Die deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Die Masse der Literatur	1
Nationalität	21
Einfluß der Schulgelehrsamkeit	35
Einfluß der fremden Literatur	42
Der literarische Verkehr	55
Religion	82
Philosophie	157
Geschichte	190
Staat	211
Erziehung	261

Die Masse der Literatur.

Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und straft bei uns. Wir lassen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und sitzen bei unsern Büchern. Das sinnige deutsche Volk liebt es zu denken und zu dichten, und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Die Schulgelehrsamkeit, die Lust am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das übrige

gethan, und so baut sich um uns die unermeßliche Büchermasse, die mit jedem Tage wächst, und wir erstaunen über das Ungeheure dieser Erscheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopischen Mauern, die der Geist sich gründet.

Nach einem mäßigen Überschlage werden jährlich in Deutschland zehn Millionen Bände neu gedruckt. Da jeder halbjährige Meßkatalog über tausend deutsche Schriftsteller nahmhaft macht, so dürfen wir annehmen, daß im gegenwärtigen Augenblick gegen fünfzigtausend Menschen in Deutschland leben, die ein Buch oder mehr geschrieben haben. Steigt ihre Zahl in der bisherigen Progression, so wird man einst ein Verzeichniß aller ältern und neuern deutschen Autoren verfertigen können, das mehr Namen enthalten wird, als ein Verzeichniß aller lebenden Leser.

Die Wirkung dieser literarischen Thätigkeit schlägt uns gleichsam in die Augen. Wohin wir uns wenden, erblicken wir Bücher und Leser. Auch die kleinste Stadt hat ihre Leseanstalt, der ärmste Honoratior seine Handbibliothek. Was wir auch in der einen Hand haben mögen, in der andern haben wir gewiß immer ein Buch. Alles, vom Regieren bis zum Kinderwiegen ist eine Wissenschaft geworden, und will studirt seyn. Die Literatur ist die allgemeine Reichsapotheke geworden, und da das ganze Reich immer kränker wird, je mehr es Arzneien einnimmt, so nehmen doch eben darum die Arzneien nicht ab, sondern zu. Bücher helfen für alles. Was man nicht weiß,

ſteht doch im Buche. Der Arzt ſchreibt ſein Recept, der Richter ſein Urtheil, der Geiſtliche ſeine Predigt, der Lehrer wie der Schüler ſein Penſum aus Büchern ab. Man regiert, kurirt, handelt und wandelt, kocht und bratet nach Büchern. Die liebe Jugend aber wäre wohl verloren ohne Bücher. Ein Kind und ein Buch ſind Dinge, die uns immer zugleich einfallen.

Die Vielſchreiberei iſt eine allgemeine Krankheit der Deutſchen, die auch jenſeits der Literatur herrſcht, und in der Bureaukratie einen nahmhaften Theil der Bevölkerung an den Schreibtiſch feſſelt. Schreiber, wohin man blickt! und eben dieſe Schreiber tragen durch das, was ſie koſten, zur Verarmung des Landes nur bei, damit der Papiermüller an Lumpen keinen Mangel leide. Betrachten wir aber die ſitzende Lebensart, der ſo viele tauſende geopfert werden. Iſt ſie nicht längſt ein Gegenſtand des öffentlichen Witzes geweſen, ehe Tiſſot ihr ſein menſchenfreundliches Bedauern und ſeinen ärztlichen Rath widmete? Iſt der edle, aber durch die Feder aufgezehrte Gellert auf dem Roß, das ihm Friedrichs Ironie geſchenkt, nicht das ewige Urbild jener armen an das Pult gefeſſelten Gallioten, ein Bild, das freilich ungleich unerfreulicher iſt, als das eines griechiſchen Philoſophen, der unter Palmen und Lorbeern mehr denkt und ſpricht, als ſchreibt.

Es gibt nichts von irgend einigem Intereſſe, worüber in Deutſchland nicht geſchrieben würde. Ge-

schieht etwas, so ist die hauptsächlichste Folge davon, daß man darüber schreibt; ja viele Dinge scheinen nur darum zu geschehen, damit man darüber schreibe. Das meiste wird aber in Deutschland nur geschrieben, und gar nicht gethan. Unsere Thätigkeit ist eben vorzugsweise Schreiben. Dieß wäre kein Unglück, da der Weise, der ein Buch schreibt, nicht weniger, und oft mehr thut, als der Feldherr, der einen Sieg erstreitet. Wenn aber zehntausend Thoren auch Bücher schreiben wollen, so ist das eben so schlimm, als wenn alle gemeinen Soldaten Feldherrn seyn wollten.

Wir nehmen alle frühere Bildung nur in uns auf, um sie sogleich wieder in's Papier einzusargen. Wir bezahlen die Bücher, die wir lesen, mit denen, die wir schreiben. Es gibt hunderttausende, die nur lernen, um wieder zu lehren, deren ganzes Daseyn an ein Paar Bücher geschmiedet ist, die von der Schulbank auf's Katheder kommen, ohne je in die grüne Welt hinauszublicken. Womit sie gemartert worden, damit martern sie wieder, Priester der Verwesung unter Mumien verdorrt, pflanzen sie das alte Gift, wie Vestalinnen das heilige Feuer fort.

Jeder neue Genius scheint nur geboren zu werden, um sogleich in das Papier zu fahren. Wir haben kaum größere Landsleute, als schreibende. Die Bahn des Ruhms, die dem Helden und dem Staatsmann in Deutschland etwas langweilig gemacht und dem Künstler ganz mit Dornen besäet wird, steht nur dem Schriftsteller lockend offen. Ein geistreicher

Mann wird in Deutschland eben so oft ein Schriftsteller, und so selten ein Staatsmann, als in England und Frankreich das Umgekehrte Statt findet. Wo man nicht gesehen, nicht gehört werden kann, wird man doch gelesen.

Was der Deutsche denkt, ist aber auch gewöhnlich von der Art, daß es besser gelesen, als gehört oder gethan wird. Was die stille Stunde dem einsamen Denker und Dichter gebiert, erfordert auch wieder den stillen sinnigen Leser.

Sey es nun, daß ein feindseliger Gott unser Augenlied hütet und mit dem eisernen Schlaf uns wie den Prometheus fesselt, um uns zu züchtigen, weil wir Menschen gebildet, und daß die prophetischen Träume der letzte Rest von Thätigkeit sind, die uns selbst ein Gott nicht rauben kann; oder wir selber weben aus eigner Neigung, aus einem Triebe, wie ihn die Natur in die Raupe gelegt, das dunkle Gespinst um uns, um in geheimnißvoller Schöpfungsnacht die schönen Psycheschwingen zu entfalten; seyen wir gezwungen, uns über den Mangel an Wirklichkeit mit Träumen zu trösten, oder reißt uns ein inwohnender Genius über die Schranken auch der schönsten Wirklichkeit in noch höhere Regionen der Ideale fort, immerhin müssen wir jener wuchernden Literatur, jener abenteuerlichen Papierwelt eine hohe Bedeutung für den Charakter der Nation und dieser Zeit zuerkennen.

In den ausgesprochnen Ansichten aber, davon

die eine den Grund der deutschen Vielschreiberei in der Thatenlosigkeit, die andre in der sinnigen Natur des Volkes findet, und die wir beide, als wohl begründet, leicht vereinigen können, liegen zugleich die großen Schatten- und Lichtseiten unsrer Literatur angedeutet. Allerdings ist des regen Lebens würdige That von uns gewichen, denn der Glaube begeistert nicht mehr, und der Eigenwille liegt in Banden, und man sollte fast wähnen, das ganze Volk sey nach Walhalla hinüber geschlummert und schmause dort in Frieden, denn man hört bei uns fast nichts mehr, als das Geräusch der Messer und Gabeln. Die Kraft, die ewig jung der Verderbniß trotzt, hat sich erkaufen lassen für den niedern Dienst des materiellen Lebens, und man rührt die Hände nur noch, um zu essen. Da, wo nun Bücher statt der Thaten glänzen, wo der Glaube geirrt, der Willen abgespannt, die Kraft entnervt, die Thatenlosigkeit beschönigt, die Zeit ertödtet wird mit Buchstaben, wo die großen Erinnerungen und Hoffnungen des Volks statt lebendiger Herzen nur todtes Papier finden, da werden wir die Schattenseite der Literatur erkennen müssen. Wo sie das frische Leben hemmt und an seine Stelle sich drängt, da ist sie negativ und feindselig in ihrem Wesen.

Doch Worte gibt es, die selber Thaten sind. Alle Erinnerungen und Ideale des Lebens knüpfen sich an jene zweite Welt des Wissens und des Dichtens, die von des Geistes ewiger That erzeugt, ge-

läutert und verklärt wird. Und in dieser Welt sind wir Deutsche vorzugsweise heimisch. Die Natur gab uns überwiegenden Tiefsinn, eine herrschende Neigung, uns in den eignen Geist zu versenken, und den unermeßlichen Reichthum desselben aufzuschließen. Indem wir diesem nationellen Hang uns überlassen, offenbaren wir die wahre Größe unsrer Eigenthümlichkeit und erfüllen das Gesetz der Natur, das Geschick, zu dem wir vor andern Völkern berufen sind. Die Literatur aber, der Abdruck jenes geistigen Lebens, wird eben darum hier ihre glänzende Lichtseite zeigen. Hier wirkt sie positiv, schöpferisch und segensreich. Das Licht der Ideen, die von Deutschland ausgegangen, wird die Welt erleuchten.

Nur hüte man sich vor dem Irrthum, die Hülle, welche der Geist annehmen muß, um sich zu offenbaren, das Wort, das den Geist in sich aufnimmt, aber auch zugleich begräbt, für höher zu achten, als den ewigen, lebendigen Springquell des Geistes selbst. Das Wort, das todte, unveränderliche, ist nur die Hülle des Geistes, abgeworfen an einem sonnigen Tage, gleich der bunten Haut, welche die alte und doch ewig junge Weltschlange mit jeder Verwandlung hinter sich läßt. Aber man verwechselt nur zu oft das todte Wort mit dem lebendigen Geist. Nichts ist gewöhnlicher, als der Irrthum, ein Wort höher zu achten, besonders ein gedrucktes, als den freien Gedanken, und Bücher höher zu achten, als Menschen. Dann wird der lebendige Springbrunnen ver-

ſtopft durch die Waſſermaſſe ſelbſt, die in ihn zurückſtürzt. Der Geiſt erſchlafft unter den Büchern, die doch ſelbſt nur ſeiner Kraft ihr Daſeyn verdanken. Man lernt Worte auswendig und fühlt ſich der Mühe überhoben, ſelbſt zu denken. Nichts ſchadet ſo ſehr der eignen Geiſtesanſtrengung, als die Bequemlichkeit, von dem Gewinn einer fremden zu zehren, und durch nichts wird die Faulheit und der Dünkel der Menſchen ſo ſehr unterſtützt, als durch die Bücher. Mit der Kraft aber geht die Freiheit des Geiſtes verloren. Man kann nicht leichter aus den freien Menſchen dumme Schafherden machen, als indem man ſie zu Leſern macht. Daher war es ſchon dem feinen Platon zweifelhaft, ob die Erfindung der Schrift die Menſchen ſonderlich gebeſſert hätte, und es wird nicht übel angebracht ſeyn, die denkwürdigen Worte dieſes liebenswürdigen Weiſen hieher zu ſetzen:

„Ich habe gehört, zu Naukratis in Egypten ſey einer von den dortigen alten Göttern geweſen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er ſelbſt aber, der Gott, habe Theuth geheißen. Dieſer habe zuerſt Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunſt und die Sternkunde, ferner das Bret- und Würfelſpiel, und ſo auch die Buchſtaben. Als König von ganz Egypten habe damals Thamus geherrſcht in der großen Stadt des obern Landes, welche die Hellenen das egyptiſche Thebe nennen, den Gott ſelbſt aber Ammon. Zu dem ſey

Theuth gegangen; habe ihm seine Künste gewiesen, und begehrt, sie möchten den andern Egyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, welches weitläuftig wäre, alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst, o König, wird die Egypter weiser machen und gedächtnißreicher. Denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtniß ist sie erfunden. Jener aber habe erwiedert: O kunstreichster Theuth, Einer weis, was zu den Künsten gehört, an's Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, wie viel Schaden und Vortheil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Liebe das Gegentheil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachläßigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen, vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich, sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtniß, sondern nur für die Erinnerung hast Du ein Mittel erfunden, und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nur Vieles gehört haben

ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu seyn dünken, da sie doch unwissend größtentheils sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkelweise geworden statt weise.» (Platon's Phaidros, 274.)

Diese Worte mögen uns bei den nachfolgenden Betrachtungen eingedenk bleiben und uns als eine leise, warnende Stimme immer in den Ohren klingen, wenn wir, wie es zu geschehen pflegt, von den Herrlichkeiten der Literatur geblendet, das Leben darüber vergessen sollten. Mit Recht haben die praktischen Menschen die Bücher nie recht leiden können, weil sie den Sinn vom frischen, thätigen Leben hinweg in eine nichtige Welt des Scheins verlocken. Tiefer aber haben mit Platon die Herzenskundigen und die echten Denker jederzeit den Buchstaben vom lebendigen Gefühl und Gedanken unterschieden, und die Literatur, die Welt der Worte, nicht nur der Welt der Thaten, sondern auch der innern, stillen Welt der Seele untergeordnet.

Auf unendliche Weise steht das Wort dem Leben entgegen, wenn es auch nur aus ihm hervorgeht. Es ist das erstarrte Leben, sein Leichnam oder Schatten. Es ist unveränderlich, unbeweglich; von einem Wort läßt sich kein Jota rauben, sagt der Dichter, es ist an die ewigen Sterne befestigt, und der Geist, aus dem es geboren ist, hat keinen Antheil mehr daran. Das Wort hat Dauer, das Leben Wechsel, das Wort ist fertig, das Leben bildet sich.

Darum hat ein Leben, das sich den Büchern hingibt, allerdings etwas Todtes, Mumienhaftes, Troglodytenmäßiges. Wehe dem Geiste, der sich an ein Buch verkauft, der auf ein Wort schwört; die Quelle des Lebens in ihm selber ist versiegt. In diesem Tode, mitten im Leben, aber liegt eine dämonische Gewalt verborgen, es ist das Gorgonenhaupt, das uns versteinert. Ihre Wirkungen sind unermeßlich in der Weltgeschichte, oft hat ein Wort von Marmor Jahrhunderte versteinert, und spät erst kam ein neuer Prometheus und beseelte die erstarrten Generationen wieder mit lebendigem Feuer.

Im Leben aber, wenn es sich selbst begreift, liegt der Zauber, der des Wortes Meister wird. Wenn es sich nicht zu bewachen weiß, fällt es unter die Gewalt des Wortes; wenn es auf sich selbst vertraut, hat es auch den Talisman gewonnen, mit dem es das dämonische Wort bewältigt. Was nun für jeden Menschen gilt, sobald er ein Buch in die Hand nimmt, soll für uns gelten, indem wir die neue Literatur in ihrem ganzen Umfang betrachten wollen. Wir werden vom Leben ausgehen, um beständig darauf zurückzukommen; an diesem Ariadnefaden hoffen wir in dem Labyrinth der Literatur uns zurecht zu finden. Indem wir uns im frischen Gefühl des Lebens über die todte Welt der Literatur stellen, wird sie uns alle Geheimnisse aufschließen müssen, ohne uns in den Zauberschlaf zu wiegen. Nur der Lebendige kann wie Dante die Schattenwelt

durchwandern. Wir werden manchen deutschen Professor darin finden, der in bleiernem Rock mit rückwärts gedrehtem Halse nach dem grünen Leben zurückblickt, und nimmer aus der grauen Theorie herauskam; wir werden den Sisyphus den Stein der Weisen bergan schleppen und den Tantalus nach den Äpfeln am Baum des Erkenntnisses hungern sehn, wir werden alle finden, die in den Worten suchten, was allein das Leben gewährt.

Von diesem freien Standpunkte aus wollen wir die Literatur zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, sodann als ein Kunstwerk betrachten. Sie ist ein Produkt des Lebens, das wieder auf dasselbe zurückwirkt. Vom Leben selbst geschliffen wird sie ein Spiegel desselben, von ihm als Arznei und als Gift gebraucht, heilt oder tödtet sie es. In dem unermeßlichen Umfang ihrer todten Wörter aber ist sie ein einziges und zwar das reichste Kunstwerk nächst dem Leben selbst. Wenn es schwierig ist, in diesem Reichthum sich zurecht zu finden, so ist es doch noch schwieriger, sich von ihm nicht völlig verblenden zu lassen. Viele sehen in der Literatur zugleich den reinsten Spiegel des Lebens, wenn er gleich nur der umfassendste ist; viele betrachten sie als das höchste Produkt des Lebens, nur weil es die längste Dauer verspricht. Sie stellen die Ruinen, die von der Weisheit aller übrig sind, über das wohnliche Haus unsrer eignen Weisheit, und das Bild aller Thaten über die eigne That. Bald sind sie zu träg, und

wollen nur die Früchte eines fremden Denkens und Handelns genießen, die aber der Trägheit beständig wie dem Tantalus entfliehen; bald fürchten sie, den Alten nicht mehr gleichen zu können und machen sich träg aus Resignation.

Allerdings spiegelt die Literatur das Leben nicht nur umfassender, sondern auch reiner, als irgend ein andres Denkmal, weil kein andres Darstellungsmittel den Umfang und die Tiefe der Sprache darbietet. Doch hat die Sprache Grenzen, und nur das Leben keine. Den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen. Es sind nur Saiten, die in euch angeschlagen werden, wenn ihr ein Buch leset, die unendliche Harmonie, die in eurem wie in aller Leben schlummert, hat noch kein Buch ganz ergriffen. Darum hoffet nimmer in jenen Notenbüchern den Schlüssel zu allen Tönen des Lebens zu finden, und begrabt euch nicht zu sehr in den Schulstuben, laßt euch vielmehr gerne und oft vom frischen Lebenswinde die innere Äolsharfe frei und natürlich, sanft und stürmisch bewegen.

Die Literatur sey immer nur ein Mittel unsres Lebens, nie der Zweck, dem allein wir es zum Opfer brächten. Wohl ist es herrlich, an der Erinnerung des vergangenen Lebens das gegenwärtige zu spiegeln und zu bilden, auf die Mitwelt durch das Wort zu wirken und der Nachwelt ein Gedächtniß unsres Lebens zu überliefern, wenn es des Gedächtnisses

werth gewesen; doch keiner gebe seinen Geist dem Buchstaben gefangen.

Die frühern Geschlechter erkannten die große Bedeutung der Literatur noch nicht, da sie, zu sehr dem Genuß oder der That des Augenblicks hingegeben, sich mehr in der Wirklichkeit der Welt verloren, als sich im Spiegel derselben suchten. Die neuere Zeit ist beinah ins Extrem des Gegentheils gerathen, und der Mensch stiehlt sich gleichsam aus seiner Gegenwart heraus, um sich in eine fremde Welt zu versetzen, und übertäubt sich mit den Wundern, die seine Neugier um ihn versammelt. Damals lebte man mehr, jetzt will man mehr das Leben erkennen. Die Literatur hat ein Interesse auf sich gezogen und eine Wirksamkeit erlangt, die den frühern Zeiten unbekannt war. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihr eine materielle Basis gegeben, von welcher aus sie ihre großen Operationen entwickeln konnte. Seitdem ist sie eine europäische Macht geworden, theils herrschend über alle, theils dienend allen. Sie hat der Geister sich bemächtigt durch das Wort, das Leben beherrscht durch das Bild des Lebens, aber zugleich jedem Streben des Zeitalters ein gefälliges Werkzeug dargeboten. In ihr goldnes Buch hat jeder sein Votum eingetragen. Sie ist ein Schild der Gerechtigkeit und Tugend, ein Tempel der Weisheit, ein Paradies der Unschuld, ein Wonnebecher der Liebe, eine Himmelsleiter dem Dichter, aber auch eine grimmige Waffe dem Parteigeist, ein Spielzeug der Tän-

delei, ein Reizmittel der Üppigkeit, ein Sorgenstuhl der Trägheit, ein Triebrad der Plauderei, eine Mode der Eitelkeit und eine Waare dem Wucher gewesen, und hat allen großen und kleinen, schädlichen und nützlichen, edlen und gemeinen Interessen der Zeit als Magd gedient.

Dadurch hat sie aber an Mannigfaltigkeit und Masse ins Ungeheure zugenommen, daß der Einzelne, der zum erstenmal in die Bücherwelt geräth, sich in ein Chaos versetzt findet. Stets beschäftigt, alles andre zu begreifen, hat sie sich selbst noch nicht begriffen. Sie ist ein Kopf mit vielen tausend Zungen, die alle wider einander reden. Ein unermeßlicher Baum beschattet sie das lebende Geschlecht, doch aller Blüthen Auge sieht nach außen und die weitverbreiteten Äste stehn von einander ab. Überall erblicken wir Wissenschaften und Künste, die einander ausschließen, wiewohl ein Boden sie nährt, eine Sonne sie reift und ihre Früchte gemeinsam uns bereichern. Überall sehn wir Parteien, die einander durch denselben Gegensatz zu vernichten trachten, wodurch sie sich wechselseitig erzeugen und aufrecht halten. Der Geist, der ein Fremdling in diese Literatur eintritt, weiß sich nicht zurecht zu finden in der Fülle, und nicht zu sondern, was in untergeordnete Sphären zerfällt. Er begnügt sich mit dem Kleinen, weil er das Große nicht kennt, mit der Einseitigkeit, weil er die andre Seite nicht sieht; und mehr noch als die Mannigfaltigkeit von Büchern die Übersicht er-

ſchwert, verwirren die herrſchenden Parteien das Urtheil ſelbſt und erzeugen neben der Unkenntniß jene leichtſinnige Verachtung des Unbekannten oder Halbbegriffenen, die in der neueſten Zeit namentlich ſo verderblich um ſich gegriffen. Endlich behauptet der Augenblick ſein Recht, das Neue, die Mode; der Strom der Literatur erſcheint in ſeinen Windungen jeden Augenblick nur als ein beengter See, und die weite Bücherwelt drängt ſich dem gewöhnlichen Leſer in einen kleinen Horizont zuſammen. Allen gilt zwar alles, doch immer nur das Eine für die Einen und vieles nur für den Augenblick. So bietet unſre Literatur das bunteſte Chaos von Geiſtern, Meinungen und Sprachen dar. Sie ſteigt von den Sonnengipfeln des Genies zum tiefſten Schlamm der Gemeinheit hinunter. Bald iſt ſie weiſe bis zum myſtiſchen Tiefſinn, bald ſtumpfſinnig, oder geckenhaft thöricht. Bald iſt ſie fein bis zur Unverſtändlichkeit, bald roh wie Felſen. Ein Gleichmaß der Anſichten, der Geſinnung, des Verſtandes und der Sprache iſt nirgends wahrzunehmen. Jede Anſicht, jede Natur, jedes Talent macht ſich geltend, unbekümmert um den Richter, denn es iſt kein Geſetz vorhanden und die Geiſter leben in wilder Anarchie. Aus allen Inſtrumenten und Tönen wird das wunderbare Concert der Literatur unaufhörlich fortgeſpielt, und es iſt nicht möglich Harmonie darin zu finden, wenn man mitten in dem Lärmen ſteht. Schwingt man ſich jedoch auf den höhern Standpunkt über der Zeit, ſo hört man, wie

in halben Jahrhunderten die Fugen wechseln, die Dissonanzen ihre Lösung finden. Es gibt irgendwo eine Stelle, wo man die labyrinthischen Gänge zum schönen Ganzen verschlungen sieht. In dieser Mannigfaltigkeit verbirgt sich die geheime Harmonie eines unendlichen Kunstwerks, das zu ermessen ein ästhetischer Trieb uns nicht ruhen läßt. Aus einem Leben hervorgegangen, ist diese Literatur selbst ein einiges Ganze.

Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber erzeugt der Norden eine unermeßliche Bücherwelt. Dort gefällt sich die Natur, hier der Geist in einem ewig wechselnden Spiel der wunderbarsten Schöpfungen. Wie nun der Botaniker jene Pflanzenwelt zu überblicken, anzuordnen und ihr geheimes Gesetz sich zu enträthseln trachtet, so mag der Literator ein gleiches an der Bücherwelt versuchen. Das Bedürfniß nach einem Überblick ist immer dringender geworden, je mehr uns die Bücher von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohen. Man hat deßhalb schon längst jene periodische Literatur zugerüstet, die als administrative Behörde die anarchischen Elemente der schreibenden Welt bemeistern soll; diese numerirenden, classificirenden, conscribirenden, judicirenden Bureaux sind aber selbst von der Anarchie ergriffen und in das allgemeine Chaos unaufhaltsam fortgerissen worden. Sie möchten gern wie der Hundsstern frei über dem blühenden Sommer schweben, weil sie aber selbst aus der Tiefe stammen, sind sie noch von dem wilden Triebe der Vegetation beherrscht, und kleben

sich nur als Schmarozzerpflanzen an die verschiednen Zweige der Literatur. Dennoch läßt das tiefe Bedürfniß, in jener unermeßlichen Mannigfaltigkeit eine sichre innere Harmonie zu erkennen, sich niemals abweisen, und Einzelne haben einen Höhenpunkt zu gewinnen gesucht, von wo aus sie die tiefste Aussicht genossen, und wo vielleicht nur Einzelne sich halten konnten, Lessing, Herder, Schlegel. Ich kann hier der Sammler nicht gedenken, die gleich den ältern Botanikern nur zahllose Namen aneinander reihten und nur die äußre quantitative, nicht die innere qualitative Größe ihres Gegenstandes im Auge hatten. Manche haben die Oberfläche der Literatur ziemlich umfassend überblickt, aber in den Inhalt, in die innere Tiefe, aus welcher eine so reiche Welt an die Oberfläche herausblühen konnte, haben nur wenige hineingeblickt. Jedes Auge sieht die Welt rund, es kommt aber darauf an, wie tief es hineinsieht.

Wie schwer immerhin ein umfassender Überblick und eine unparteiische Würdigung seyn mag, sie ist doch das Einzige, was theils vor einseitiger Verirrung bewahren, theils den vollendeten Genuß eines so reichen Kunstwerkes, als die Literatur ist, gewähren kann. Die Vergleichung gibt Aufschlüsse, zu denen die einseitige Verfolgung eines literarischen Gegenstandes nie gelangt. Eine Wissenschaft, eine Kunst, eine That erklärt die andre; die Menschen, das Leben erklären sich am besten im Umfang aller ihrer Erscheinungen. Ein umfassender Überblick und die Un-

parteilichkeit bedingen sich aber wechselseitig. Man kann schwerlich die Geister in allen ihren so mannigfach verschiednen Richtungen beobachten, ohne jeder eine gewisse Nothwendigkeit zuzugestehen, ohne in dem Gegensatz, aus welchem sie entsprungen sind, die Pole alles Lebens zu erkennen. Man kann aber auch nicht unparteiisch über den Parteien stehn, ohne den Kampf unter einem epischen Gesichtspunkt aufzufassen und sein großes Gemälde zu überschauen. Im Gewühl des Lebens selbst, gegenüber so mannigfachen und dringenden Interessen und unwillkürlich davon ergriffen, mögen wir zu einer Partei stehen; auf der Höhe der Literatur aber kann nur ein freier unparteiischer Blick in alle Parteiansichten befriedigen. Das Leben ergreift uns als sein Geschöpf, die Masse als ihr Glied, wir können uns von der Gemeinschaft mit der Gesellschaft, mit der Örtlichkeit und Zeit nicht lossagen und müssen, eine Welle des lebendigen Stroms, ihn tragend und von ihm getragen, das Loos aller Sterblichen theilen; doch im Innern des Geistes gibt es eine freie Stelle, wo aller Kampf befriedigt, aller Gegensatz versöhnt werden mag, und die Literatur vergönnt es, diesen festen Stern der Menschenbrust in einem geistigen Universum zu verewigen.

Indem wir die Literatur ihrem ganzen Umfang nach in Wechselwirkung mit dem Leben begriffen sehn, unterscheiden wir auf dreifache Weise die Einwirkungen, welche Natur, Geschichte und geistige Bildung

auf die Literatur äußern. Die Natur bedingt ihr eine örtliche, nationelle und individuelle Eigenthümlichkeit, sie wirkt auf die Charaktere, wie auf die Sprache, und ruft die mannigfaltigen Töne hervor, in welchen das Volk den Urlaut des Geschlechts, das Individuum den Urlaut des Volks modificirt. Wie aber die Natur auf die Schöpfer der Literatur einen tiefen Einfluß behauptet, so die Geschichte auf die Gegenstände und den äußern Verkehr derselben. Die Interessen des handelnden Lebens kommen in der Literatur zur Sprache. Jeder neue Geist wird von dem Strome der Parteien ergriffen und muß Partei halten oder machen. Endlich dürfen wir, so innig auch Natur, Geschichte, Geist in einer Gesammtwirkung sich durchdringen, doch die eigenthümlichen Entwicklungen jeder bestimmten Wissenschaft oder Kunst und ihren Einfluß auf die Literatur von den Einflüssen sowohl nationeller und individueller Charaktere, als des herrschenden Zeitgeistes unterscheiden. Von eigenthümlichen Naturen oder vom Geist der Zeit ergriffen, erleidet jede Wissenschaft und Kunst mannigfache Modificationen, doch schreitet sie consequent durch die Menschen und Jahrhunderte fort und wird nie einem Mann oder einer Nation oder einem Zeitalter allein unterthan, von keinem ganz ergründet und vollendet. Wir betrachten demnach zuerst die allgemeinen natürlichen und historischen Bedingungen unsrer Literatur, sodann insbesondre jedes ihrer Fächer.

Nationalität.

Die Literatur ist in der neuesten Zeit so sehr die glänzendste Erscheinung unsrer Nationalität geworden, daß wir diese eher aus jener erklären können, als umgekehrt. Es ist uns beinahe nichts übrig geblieben, wodurch wir unser Daseyn bemerklich machen, als eben Bücher. Wie die Griechen zuletzt durch nichts mehr ausgezeichnet waren, als durch Wissenschaften und Künste, so haben auch wir nichts mehr, was uns würdig machte, den deutschen Namen fortzuführen. Leben wir nicht als einige Nation wirklich nur in Büchern? versammelt sich das heilige Reich noch irgend anderswo als auf der Leipziger Messe? Indeß scheint eben darum die geheime Wahlverwandtschaft mit den Büchern der tiefste Zug unsres Nationalcharakters; wir wollen sie die Sinnigkeit nennen.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Deutschen eine phantastische Nation, im Mittelalter wurden sie mystisch, jetzt leben sie ganz im Verstande.

Zu allen Zeiten offenbarten sie eine überschwengliche Kraft und Fülle des Geistes, die aus dem Innern hervorbrach und auf die Äußerlichkeiten wenig achtete. Zu allen Zeiten waren die Deutschen im praktischen Leben unbehülflicher als andre Nationen, aber einheimischer in der innern Welt, und alle ihre nationellen Tugenden und Laster können auf diese Innerkeit, Sinnigkeit, Beschaulichkeit zurückgeführt werden. Sie ist es, die uns jetzt vorzugsweise zu einem literarischen Volk macht, und zugleich unsrer Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Schriften andrer Nationen sind praktischer, weil ihr Leben praktischer ist, die unsrigen haben einen Anstrich von Übernatürlichkeit oder Unnatürlichkeit, etwas Geistermäßiges, Fremdes, das nicht recht in die Welt passen will, weil wir immer nur die wunderliche Welt unsres Innern im Auge haben. Wir sind phantastischer, als andre Völker, nicht nur weil unsre Phantasie ins Ungeheure von der Wirklichkeit ausschweift, sondern auch weil wir unsre Träume für wahr halten. Wie die Einbildungskraft schweift unser Gefühl aus von der albernen Familiensentimentalität bis zur Überschwenglichkeit pietistischer Sekten. Am weitesten aber schweift der Verstand hinaus ins Blaue und wir sind als Speculanten und Systemmacher überall verschrien. Indem wir aber unsre Theorien nirgends einigermaßen zu realisiren wissen, als in der Literatur, so geben wir der Welt der Worte ein unverhältnißmäßiges Übergewicht über das Leben

ſelbſt und man nennt uns mit Recht Bücherwürmer, Pedanten.

Dies iſt indeß nur die Schattenſeite, über die wir uns allerdings nicht täuſchen wollen. Ihr gegenüber behauptet unſer ſinniges literariſches Treiben auch eine lichte Seite, die von den Fremden weit weniger gewürdigt wird. Wir ſtreben nach allſeitiger Bildung des Geiſtes und bringen derſelben nicht umſonſt unſre Thatkraft und unſern Nationalſtolz zum Opfer. Die Erkenntniſſe, die wir gewinnen, dürften dem menſchlichen Geſchlecht leicht heilſamer ſeyn, als noch einige ſogenannte große Thaten, und die Luſt, von den Fremden zu lernen, dürfte uns mehr Ehre machen, als ein Sieg über dieſelben. In unſerem Nationalcharakter liegt ein ganz eigener Zug zur Humanität. Wir wollen alle menſchlichen Dinge recht im Mittelpunkt ergreifen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens das Räthſel der verborgnen Einheit löſen. Darum faſſen wir das große Werk der Erkenntniß von allen Seiten an; die Natur verleiht uns Sinn für alles und unſer Geiſt ſammelt aus der größten Weite die Gegenſtände ſeiner Wißbegierde und dringt in die innerſte Tiefe aller Myſterien der Natur, des Lebens, der Seele. Es gibt keine Nation von ſo univerſellem Geiſt als die deutſche, und was dem Individuum nicht gelingt, wird in der Mannigfaltigkeit derſelben erreicht. An die Maſſe ſind die zahlreichen Organe vertheilt, durch welche die Erkenntniß allen vermittelt wird.

Die deutsche Sinnigkeit war immer mit einer großen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Geistesblüthen gepaart. Der innere Reichthum schien sich nur in dem Maß entfalten zu können, als er an keine Norm gebunden war. Mehr als in irgend einer andern Nation hat die Natur in der unsern die unerschöpfliche Fülle eigenthümlicher Geister aufgeschlossen. In keiner Nation gibt es so verschiedene Systeme, Gesinnungen, Neigungen und Talente, so verschiedene Manieren und Style, zu denken und zu dichten, zu reden und zu schreiben. Man sieht, es mangelt diesen Geistern an aller Norm und Dressur, sie sind wild aufgewachsen hier und dort, verschieden von Natur und Bildung und ihr Zusammenfluß in der Literatur gibt eine baroke Mischung. Sie reden in einer Sprache, wie sie unter einem Himmel leben, aber jeder bringt einen eigenthümlichen Accent mit. Die Natur waltet vor, wie streng auch die Disciplin einzelner Schulen die sogenannte Barbarei ausrotten möchte. Die Natur wuchert über die Gartenmesser hinaus. Der Deutsche besitzt wenig gesellige Geschmeidigkeit, doch um so stärker ist seine Individualität und sie will frei sich äußern bis zum Eigensinn und bis zur Karrikatur. Das Genie bricht durch alle Dämme und auch bei dem Gemeinen schlägt der Mutterwitz vor. Wenn man die Literatur andrer Völker überschaut, so bemerkt man mehr oder weniger Normalität, oder französische Gartenkunst, nur die deutsche ist ein Wald, eine Wiese voll wilder

Gewächse. Jeder Geist ist eine Blume, eigenthümlich an Gestalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigsten kommen in ganzen Gattungen vor, und nur die höchsten vereinigen in sich die Bildungen vieler andern; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleichsam personificirt, und in seltnen Genien scheint die Menschheit selbst ihr großes Auge aufzuschlagen, Genien, die auf der Höhe des Geschlechts stehn und das Gesetz offenbaren, das in den Massen schlummert.

Der Genius wird immer nur geboren, und die reichen Originalitäten in der deutschen Geisterwelt sind unmittelbare Wirkungen der Natur. Mittelbar mag die große Verschiedenheit der deutschen Stämme, Stände, Bildungsstufen, durch die Erziehung und das Leben auf die Schriftsteller wirken, aber diese Verschiedenheit ist selbst nur eine Folge der Volksnatur. Diese hat unter allen Verhältnissen die Normalität unmöglich gemacht. Unter allen Völkern bot das deutsche von jeher die reichste Mannigfaltigkeit, Gliederung und Abstufung dar, wie äußerlich, so geistig. Diese Mannigfaltigkeit ist durch die ewig junge Naturkraft von unten her aus dem Volk beständig genährt worden und hat sich nie einer von oben her gebotenen Regelmäßigkeit gefügt. Mit ihr ist zugleich alles Herrliche, was den deutschen Geist auszeichnet, von unten frei und wild hervorgewachsen.

Nur eins ist der Masse unsrer Schriftsteller gemeinsam, die wenige Rücksicht auf das praktische Leben, das Überwiegen der innern Beschaulichkeit. Doch

ſind gerade dadurch die Anſichten um ſo mehr vervielfältigt worden. In den engen Schranken des praktiſchen Lebens hätten ſich die Geiſter in wenige Parteien und für einfache Zwecke vereinigen müſſen. In der unendlichen Welt der Phantaſie und Speculation aber fand jeder eigenthümliche Geiſt den freieſten Spielraum. Der Deutſche ſucht inſtinktartig dies freie Element. Kaum gehn wir einmal aus dem Traum heraus und erfaſſen das praktiſche Leben, ſo geſchieht es nur, um es wieder in das Gebiet der Phantaſie und der Theorien zu ziehn; während umgekehrt Franzoſen von der Speculation und Einbildungskraft nur die Hebel für das öffentliche Leben borgen. Der Franzoſe braucht eine naturphiloſophiſche Idee, um ſie auf die Medicin oder Fabrikation anzuwenden; der Deutſche braucht die phyſikaliſchen Erfahrungen am liebſten, um wundervolle Hypotheſen darauf zu bauen. Der Franzoſe erfindet Tragödien, um auf den politiſchen Sinn der Nation zu wirken; dem Deutſchen blieben von ſeinen Thaten und Erfahrungen eben nur Tragödien. Die Franzoſen haben eine arme Sprache, doch treffliche Redner. Wir könnten weit beſſer ſprechen, doch wir ſchreiben nur. Jene reden, weil ſie handeln; wir ſchreiben, weil wir nur denken.

Das originelle, phyſiognomiſche, aller Normalität widerſtrebende Weſen in der deutſchen Literatur iſt noch immer wie in der Zeit der Chroniken wahre Naivetät, mehr, als mancher Autor, der Grie-

chen, Römer, Engländer oder Franzosen im Auge gehabt, selbst wissen mag. Wenn sich nun aber auch diese Naivetät der deutschen Schriften streng nachweisen läßt, so darf man doch damit ja nicht die sogenannte deutsche Ehrlichkeit verwechseln. Allerdings herrscht noch eine große Gutmüthigkeit und Redlichkeit unter den Autoren, und sie ließe sich schon aus dem eisernen, wenn auch oft fruchtlosen Fleiße, und aus der Weitläuftigkeit, aus dem sichtbaren Bestreben nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn man auch den vielen Versicherungen von Ehrlichkeit und Liebe mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben diese sentimentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich, daß wir den Stand der Unschuld bereits verlassen haben. Seit man so viel von dieser deutschen Biederkeit redet, ist sie äußerst verdächtig geworden, ungefähr wie die deutsche Freiheit immer zweifelhafter wird, je mehr man ihren Namen im Munde führt.

Die deutsche Sprache ist der vollkommne Ausdruck des deutschen Charakters. Sie ist dem Geist in allen Tiefen und in dem weitesten Umfang gefolgt. Sie entspricht vollkommen der Mannigfaltigkeit der Geister und hat jedem den eigenthümlichen Ton gewährt, der ihn schärfer auszeichnet, als irgend eine andre Sprache vermöchte. Die Sprache selbst gewinnt durch diese Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Das bunte Wesen und die Vielgestaltigkeit ist ihr eigen und steht ihr schön. Ein Blumenfeld ist edler als ein einfaches Grasfeld und gerade die schönsten Län-

der haben den reichsten Wechsel von Gegenden und Temperaturen. Alle Versuche, den deutschen Schriftstellern einen Normalsprachgebrauch aufzudrängen, sind schmählich gescheitert, weil sie der Natur widerstrebten. Jeder Autor schreibt, wie er mag. Jeder kann von sich mit Göthe sagen: «ich singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebt.»

Es ist gewiß ein nationeller Zug, daß unsre Gelehrten und Dichter sogar noch keine durchgreifende Rechtschreibung haben, und daß uns dies so selten auffällt. Wie viele Wörter werden nicht bald so, bald anders geschrieben, wie viele Willkür herrscht in den zusammengesetzten Wörtern! und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen sich die Autoren so wenig belehren lassen, als die Künstler von den Ästhetikern.

Die grammatische Mannigfaltigkeit erscheint aber nur unbedeutend gegen die rhetorische und poetische, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahingestellt seyn, ob keine andre Sprache so viel Physiognomik zuläßt, gewiß aber ist, daß in keiner so viel Physiognomik wirklich ausgedrückt wird. Diese ungebundene Weise der Äußerung ist uns mit so manchem andern Zug unsrer Natur aus den alten Wäldern angestammt, und auf ihr beruht die ganze freie Herrlichkeit unsrer Poesie. Je besser der Conversationston, desto elender die Dichter, wie in Frankreich. Je schlechter der Canzleistyl, desto origineller

die Dichter, wie in Deutschland. Jeder neue Adelung wird vor einem neuen Göthe, Schiller, Tieck zu Spott werden. Titanen brauchen keine Fechtschule, weil sie doch jede Parade durchschlagen. Den großen Dichter und Denker hält sein Genie, den gemeinen seine angeborne Natur, alle der gänzliche Mangel einer Regel, eines gesetzgebenden Geschmacks und eines richtenden Publikums von dem Zwang einer attischen oder pariſischen Censur entfernt.

Im Ganzen hat die deutsche Sprache im Fortschritt der Zeit auf der einen Seite gewonnen, auf der andern verloren. Die Reinheit, eine Menge Stammwörter, einen bewundrungswürdigen Reichthum von feinen und wohllautenden Biegungen hat sie seit einem halben Jahrtausend verloren. Dagegen hat sie von dem, was ihr übrig geblieben, einen desto bessern Gebrauch gemacht. In der jetzt ärmern und klanglosern Sprache ist unendlich viel gedacht und gedichtet worden, das uns die verlornen Laute vermissen läßt. Ausgezeichnete Meister haben aber auch diese neue hochdeutsche Sprache durch Virtuosität des Gebrauchs zu einer eigenthümlichen Schönheit zu bilden gewußt, und man hat angefangen, sie sogar aufs Neue aus dem Schatz der Vorzeit zu schmücken. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der Romantiker, daß sie die deutsche Sprache wieder auf den alten Ton gestimmt haben, so weit es ihre gegenwärtige Instrumentation vertragen kann.

Diese lebendige, organische Wiedergeburt der reinen alten Sprache, durch welche die fremden Schmarozergewächse verdrängt werden, ist das schönste Zeugniß von der angebornen Kraft unsrer Nationalität im Gegensatz gegen die affectirte Kraft, womit wir es den Fremden gleich zu thun gestrebt haben. Diese organische Entwicklung der deutschen Ursprache stellt zugleich die mechanischen Versuche der Puristen gänzlich in den Schatten. Nichts ist kläglicher, als jener Purismus eines Campe und Anderer, welche die aus der Philosophie verschwundne Atomenlehre noch einmal in der Grammatik aufzufrischen und die atomistischen deutschen Sylben nach einer Cohärenz, die nicht im Organismus deutscher Sprachbildung, sondern nur in der Analogie des fremden Wortes lag, zusammenzuschmieden versuchten, die uns Wörter aus Sylben machten, wie Voß aus Wörtern eine Sprache machte, die weder deutsch, noch griechisch war, und die man erst wieder in's Griechische übersetzen mußte, um sie zu verstehen.

Der Purismus ist löblich, wenn er uns denselben Begriff, der ein fremdes Wort ausdrückt, eben so umfassend und verständlich durch ein deutsches ausdrücken lehrt, jederzeit aber zu verwerfen, wenn das fremde Wort umfassender oder verständlicher ist, oder wenn es einen unsrer Sprache gänzlich fremden Begriff bezeichnet; denn Mittheilung der Begriffe ist der erste Zweck der Sprache, Deutlichkeit der Wörter das Mittel dazu. Wenn wir nur unsre Begriffe

durch einen fremden vermehren, so laßt uns immer das fremde Wort dazu nehmen. Das Denken soll nicht verarmen, damit die Sprache mit Reinheit prahlen könne.

Wenn der falsche Purismus zu verwerfen ist, so ist doch der wahre, wie ihn schon Luther kräftig gehandhabt, höchst verdienstlich. Allerdings gibt es neben den fremden Wörten, die wir als das Kleid fremder und neuer Begriffe ehren müssen, noch eine Menge andrer, die sich statt eben so guter, und desfalls für uns besserer, deutscher Wörter eingeschlichen haben, die ganz bekannte alte Begriffe ausdrücken, und nur aus einer lächerlichen Eitelkeit oder Neuerungssucht von uns gebraucht werden. Der Gelehrte will zeigen, daß er in alten Sprachen bewandert ist, der Reisende, daß er fremde Zungen gehört hat, das übrige Volk, daß es mit weisen und erfahrnen Menschen oder Büchern bekannt ist, oder die Vornehmeren wollen ihre höheren Begriffe auch in einer fremden Sprache von der Denkungsart des Pöbels geschieden wissen, und der Pöbel thut vornehm, indem er ihnen die fremden Laute nachäfft. So ungefähr ist die deutsche Sprachmengerei entstanden, sofern sie nicht nothwendig mit fremden Begriffen auch fremde Wörter borgen mußte, und so ist sie durchaus verwerflich, ein Schandfleck der Nation und ihrer Literatur. Möchten die Puristen uns für immer davon befreien können. Jedes Jahrhundert befreit uns wenigstens von der Thorheit der vorhergehenden. Klopstock be-

merkt ſehr richtig: «Zu Karls V. Zeiten miſchte man ſpaniſche Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den ſchönen kaiſerlichen Gedanken, daß die deutſche Sprache eine Pferdeſprache ſey, und damit ihm die Deutſchen etwas ſanfter wiehern möchten. Wie es dieſen Worten ergangen iſt, wiſſen wir, und ſehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmiſchungen ergehen werde, ſo arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unſrer Zeit nämlich, auch wieder eingemiſcht worden; aber die Sprache, die das nun einmal ſchlechterdings nicht vertragen könnte, hätte auch damals wieder Übelkeiten bekommen.»

Einfluß der Schulgelehrſamkeit.

Wenden wir uns zu den hiſtoriſchen Bedingungen der heutigen Entwicklung unſrer Literatur, ſo muß uns zuerſt auffallen, daß alle literariſche Bildung urſprünglich an die Kirche geknüpft war. Dieſen Einfluß hat ſich die Literatur auch bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig entzogen. Von der Prieſterkaſte kam die Literatur an die Gelehrtenzunft, und aller Schulzwang in unſern Schriften ſchreibt ſich daher. Das Intereſſe der Zunft und die Disciplin der Bildungsanſtalten haben das Gepräge der Vergangenheit immer noch jedem neuen Jahrhundert aufgedrückt, wie wohl es ſich allmählig immer mehr verwiſcht. Folgen davon ſind kaſtenmäßige Ausſchließlichkeit, Vornehmigkeit, Unduldſamkeit, Pedanterie alter Gewöhnung, Stubenweisheit und Entfernung von der Natur. Doch hat es auch ſeine ſchöne und achtbare Seite. Indem alles literariſche Leben von der geiſtlichen, ſpäter gelehrten Kaſte ausging, nahm es alle Tugenden und Gebrechen des Zunftgeiſtes in ſich

auf, und noch jetzt drängt sich ein verknöchertes Standesinteresse der Literatur auf; noch jetzt beherrschen Priester die Theologie, bevogten Fakultäten zunftmäßig die weltlichen Wissenschaften. Der freie Sinn, die starke Natur der Deutschen hat sich zwar seit der Wiederauflebung der Wissenschaften unaufhörlich gegen den Kastengeist aufgelehnt, und wir bemerken einen beständigen Kampf origineller Köpfe gegen die Schulen, eine beständige Wiedergeburt der weltalten Fehde zwischen Priestern und Propheten. Auch haben die Letztern immer das Feld behauptet, die deutsche Natur hat ihre freie Äußerung, ihre immer reichere und höhere Entfaltung gegen jedes Stabilitätsprincip durchgefochten, und jeder einseitigen Erstarrung ist, wie früher durch die Kirchentrennung, so später durch den mannichfaltigen Wissensstreit der Gelehrten und durch die Geschmacksfehden der Dichter immer vorgebeugt worden. Immer neue Parteien haben das von den andern verworfne Element bei sich gepflegt und ausgebildet, wodurch denn beinahe allen ihr Recht geworden. Indeß hat, wie in der Politik, so in der Literatur, der Geist der alten gewohnten Herrschaft, wo er besiegt worden, immer in den Siegern selbst fortgewirkt. Der negative Punkt hat sich sofort in einen positiven umgesetzt. Die Propheten sind wieder Priester geworden, haben das Princip der Autorität und Stabilität in sich aufgenommen und unter andern Glaubensformeln das alte Monopol angesprochen und

gegen alle Neuerungen wieder geltend zu machen gesucht. Was gestern heterodox gewesen, ist heute wieder orthodox geworden. Was gestern als Individualität eines großen Mannes aufgetreten, wird heute wieder zur despotischen Manier einer Schule. Der Grund dieser Erscheinung muß aber nicht allein in den Fortwirkungen des Mittelalters, sondern auch im Charakter des Volks selbst gesucht werden. Der Deutsche glüht für die Erkenntniß der Wahrheit, und will sie anerkannt wissen. Es ist dieselbe Begeisterung, die ihn zum Beharren und zum Reformiren antreibt.

Unstreitig ist vieles Gute an den Zunftgeist geknüpft. Die Treue, mit welcher die Schätze der Tradition bewahrt werden; die Würde, die der Autorität gerettet wird; die Begeisterung und Pietät, mit welchem man das Geheiligte, Erprobte oder Geglaubte verehrt; alle jene Tugenden, welche die Anhänglichkeit an das Alte zu begleiten pflegen, müssen in ihrem ganzen Werth anerkannt werden, wenn wir sie dem Leichtsinn vieler Neurer gegenüberstellen, der so oft alle moralische Autorität, alle historische Tradition, und mit der alten Schule auch die alte Erfahrung über den Haufen wirft. Das Kranke jenes Zunftgeistes aber ist das Princip der Stabilität, das Stillestehen, wo ewiger Fortschritt ist, die Borniertheit, die Schranken statuirt, wo keine sind. Hier aus fließt mit Nothwendigkeit einerseits ein hierarchisches System, Kastenzwang, Parteisucht, Prosely

tenmacherei, Ketzerriecherei und Nepotismus, andrerseits ein erstarrtes, beschränktes Wissen mit ewig in sich selbst rückkehrenden, endlos sich wiederholenden, in monströse Weitläuftigkeit entartenden Formen. Diesen Sünden des veralteten Zunftgeistes tritt dann mit voller Würde die lebendige Kraft der Neuerer gegenüber, welche das Wissen aus den engen Schranken der Schule, die Charaktere selbst aus dem uniformen Zwange der Kaste befreien, und eben darum auch alle jene steifen Formen von der lebenskräftigen, frisch sich regenden Natur abstreifen, gesetzt auch, sie verfielen nach dem Siege in die alten Fehler zurück.

Die Beziehung aller Wissenschaften auf die Religion brachte einen gewissen priesterlichen salbungsvollen Ton in die Gelehrsamkeit, der in den Fakultäten noch beibehalten wird, und selbst die Naturalisten ansteckt. Unsre Schriftsteller orakeln gar zu gern und suchen einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten, und den Leser zu mystificiren, wie der Geistliche den Laien, der Schulmeister seine Schüler. In England und Frankreich befindet sich der Autor gleichsam als Redner auf der Tribune, und gibt sein Votum ab, als in einer Gesellschaft gleicher und gebildeter Menschen. In Deutschland predigt er und schulmeistert.

Das zurückgezogene mönchische Leben der Gelehrten hat ohne Zweifel den Hang zu tiefsinnigen Be-

trachtungen, gelehrten Grübeleien und ausschweifenden Phantasien befördert, woraus denn auch der Mangel an praktischem Sinn und Lebensfreude sich erklären läßt. Noch jetzt leben die meisten Gelehrten und Schriftsteller wie Troglodyten in ihren Bücherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur zugleich den Sinn für dieselbe, und die Kraft, sie zu genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und nur der Traum ist ihr Leben. Ob der Schieferdecker vom Dach, oder Napoleon vom Thron gefallen, sie sagen: so so, ei ei! und stecken die Nase wieder in die Bücher. Wie aber Früchte, die man in einem feuchten Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt werden, so die Geistesfrüchte von der gelehrten Stubenluft. Der Vater theilt seinen geistigen Kindern nicht nur seine geistigen, sondern auch seine physischen Krankheiten mit. Man kann den Büchern nicht nur die Verstocktheit, Herzlosigkeit oder Hypochondrie, sondern auch die Gicht, die Gelbsucht, ja die Häßlichkeit ihrer Verfasser ansehn.

Das schulgemäße Treiben hat zu gelehrter Pedanterie geführt. Die gesunde unmittelbare Anschauung hat einer hypochondrischen Reflexion Platz gemacht. Man schreibt Bücher aus Büchern, statt sie aus der Natur zu entlehnen. Man stellt die Dinge nicht mehr einfach dar, sondern kramt dabei den Schatz seiner Kenntnisse aus. Man weicht von dem ursprünglichen Zwecke der Wissenschaften ab und

macht nur die Mittel zum Zweck. Über den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Resultate. Man sieht kaum einen Theologen oder Juristen, nur theologische, juridische Philologen. Alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-critische Gelehrsamkeit ungenießbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man untersucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut sich kindisch, wenn man diplomatisch erwiesen hat, daß dieser oder jener Ausspruch wirklich gethan worden ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben so vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung werth ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Lesart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt. Die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anspielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die Stubengelehrsamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brodwissenschaften herrscht ein Me-

chanismus, vulgo Schlendrian, der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab, und jede neue Generation macht ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache, auf die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last von Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift mächtig durch die Paragraphen, die sie einzuschließen wagen.

Durch die Polemik wird der modernde gelehrte Sumpf aufgerührt, und es verbreiten sich die mephytischen Dämpfe. Nirgends zeigt sich die Unnatur der Stubengelehrten auffallender, als in ihren polemischen Schriften. Hier bewährt sich das gute alte Sprichwort: je gelehrter desto verkehrter. Auf der einen Seite sind sie so überschwenglich weise, daß es einem gesunden Verstande schwer wird, den labyrinthischen Gängen ihrer Logik zu folgen. Auf der andern Seite sind sie in den gemeinsten Dingen so unwissend, daß ein Bauer sie belehren könnte. Bald sind sie so zart, scherzen attisch und machen Anspielungen, die einem alexandrinischen Bibliothekar zur

Ehre gereichen würden, daß dem ehrlichen Deutschen dumm dabei zu Muthe wird. Bald bedienen sie sich der abgefeimtesten Ränke oder der gröbsten Ausfälle, deren sich selbst der Pöbel schämen würde.

Auch was in der deutschen Sprache verdorben wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Schulgelehrten. Daß sie mit fremden Begriffen fremde Terminologien annahmen, war natürlich; in ihrer Vornehmigkeit affectirten sie aber auch eine heilige Unverständlichkeit, um sich den Laien desto ehrwürdiger zu machen, oder sie waren zu träg, und wurden zu wenig genöthigt, der Popularität ein Opfer zu bringen. Die Fakultätsmenschen können sich so deutsch ausdrücken, daß kein Ungeweihter sie versteht, und die Philosophen verstehen sich oft selber nicht.

Die wahre Bildung ist immer Sache des Volkes, die Schulgelehrsamkeit Sache eines Standes, einer Kaste. Die Gelehrsamkeit bevogtet aber bei uns noch die Bildung, die Kaste noch das Volk. Dieß ist ein Mißverhältniß, das sich mit Nothwendigkeit aufheben muß. Die gelehrte Vornehmigkeit ist nur ein Bettelstolz, der zu Schanden werden wird. Soll unsre Weisheit wirksam werden, so muß sie zuerst allgemein faßlich seyn, und das kann sie nur, wenn sie aus dem Zwange der Schulgelehrsamkeit sich befreit. Man fürchtet sich gewöhnlich vor der Popularität, weil man sie mit Gemeinheit ver-

wechſelt. Es gibt aber auch in Bezug auf Literatur nur ſo lange einen Pöbel, als es eine bevorrechtete Kaſte gibt. Ein wohlhäbiger, gebildeter Mittelſtand kann der Pedanterei und Anmaßung der letztern in dem Maaße entbehren, als er von der Gemeinheit des erſtern ſich entfernt.

Einfluß der fremden Literatur.

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutschen herrscht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man schätzt sich glücklich und wirft es sich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu stottern. Man streitet sich seit mehr als tausend Jahren über dieß Phänomen in unserm Nationalcharakter, wie über eine Neigung des Herzens, welche die Moral zu verbieten scheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutschland, Nachahmer und Puristen. Verächtlich sind die Affen, die immer nur nach fremden rothen Lappen springen, verächtlich die Entarteten, die sich schämen, Deutsche zu seyn. Das Vorurtheil, daß die deutsche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Rusticität sey, die schlechterdings eines fremden Tanzmeisters bedürfe, hat sich nur bei solchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebegisch geboren waren. Lächerlich aber sind die Thoren, die ein Urdeutschthum von allen fremden Schlacken reinigen, und um die deutschen Grenzen

ein moraliſches Mauthſyſtem einrichten, ja der Sonne ſelbſt gebieten möchten, nur über Deutſchland zu leuchten.

Die Cultur iſt ſo gemeinſam, wie das Licht, und ihr ſegensreicher Einfluß verbreitet ſich unter climatiſchen Modificationen doch allwärts auf dem Erdenrund. Nirgends ſind unüberſteigliche Grenzen gezogen. Der Handel verbindet alle Länder und verbreitet die materiellen Produkte derſelben. Die Literatur ſoll auf gleiche Weiſe die geiſtigen Schätze der Völker ausſtreuen. Jedes Land ſoll von dem andern annehmen, was ſeine Natur verträgt und was ihm Gedeihen bringt, und auch in den Geiſt eines Volkes darf verpflanzt werden, was er verträgt und was ihn edler entwickelt.

Wenn es manches gibt, was nur eine Nation beſitzen kann, und wodurch ſie eben eigenthümlich wird, ſo gibt es viel höhere Güter, die keinem ausſchließlich zukommen, und Eigenthum des geſammten menſchlichen Geſchlechts ſind. Die Erſcheinung des Chriſtenthums allein ſtraft den Puriſteneifer. Wir müßten eigentlich die ganze Geſchichte zurückſchrauben, um uns von fremden Einflüſſen zu reinigen, da unſre ganze neuere Bildung auf der romaniſchen des Mittelalters beruht. Wir müßten nackt in die Wälder laufen, wenn wir uns von allem dem entkleiden wollten, was wir von Fremden angenommen. Abgeſehn aber von dem nothwendigen, in der Natur begründeten und in der Geſchichte uralten, wechſelſei-

tigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutsche vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein seltnes Geschick der Nachahmung aus, die eben deshalb auch zu Übertreibungen und unnatürlichen Vergessen des eignen Werthes führen. —

Die tiefste Quelle jener Neigung ist die Humanität des deutschen Charakters. Wir sind durchaus Cosmopoliten. Unsre Nationalität ist, keine haben zu wollen, sondern gegen die nationelle Besonderheit etwas allgemein gültiges Menschliches geltend zu machen. Wir haben ein beständiges Bedürfniß, in uns das Ideal eines philosophischen Normalvolks zu realisiren. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüthen des menschlichen Geistes uns aneignen. Diese Neigung ist stärker, als unser Nationalstolz, so lange wir nicht eben in ihr unsern Nationalstolz suchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk seyn, und ohne diesen Glauben gäb es gar keinen Nationalstolz, aber sie wollen keineswegs sich verläugnen, sondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker schätzen das Fremde, aber sie werfen sich selbst dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe ist immer eine starke Selbstverläugnung eigenthümlich. Dem Interesse für das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entspringt, schadet nichts mehr als der Egoismus, der Cultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine

gewisse Resignatinn ist nothwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden sollen. Untersuchen wir die Hindernisse, welche bei so vielen Völkern die Fortschritte der Cultur aufgehalten haben, so werden wir sie weniger in der Rohheit derselben, als in der Selbstzufriedenheit und in den Vorurtheilen ihres Nationalstolzes finden. Immer aber sind je die edelsten Völker zugleich die toleransten gewesen, und die niedrigsten immer die eitelsten.

Es ist indeß nicht nur jene philosophische Richtung unsers Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, sondern auch eine poetische Richtung, ein romantischer Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetische Illusion schwebt verschönernd um alles Fremde und nimmt unsre Phantasie gefangen. Was nur fremd ist, erweckt eine romantische Stimmung in uns, selbst wenn es schlechter ist, als was wir längst selber haben. Darum nehmen wir so vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unsrer Entwicklung weiter bringt, und die Einbildung macht erst eine Neigung verderblich, die der Verstand billigen muß, indem er sie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, so begehn wir immer zwei Fehler zugleich, den der blinden, sklavischen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unsrer selbst. Wir besitzen die poetische Gabe, uns zu mystificiren, uns gleichsam in dramatische Personen zu verwandeln und einer fremden Illusion

hinzugeben. Viele Gelehrte denken sich so ins Griechische, viele Romantiker so ins Mittelalter, viele Politiker so ins Französische, viele Theologen so in die Bibel hinein, daß sie von allem, was um sie vorgeht, nichts mehr zu wissen scheinen. Dieser Zustand hat einige Ähnlichkeit mit Wahnsinn und führt oft zu Wahnsinn. Den auf diese Weise Besessenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutschen Gesinnung und Sprache zu Hülfe. Sie wissen in der Literatur die fremde Sprache trefflich zu erkünsteln, und treiben den eigenthümlichen Geist der deutschen Sprache aus, um fremde Götzen einzuführen. Sie spotten über alle, die es ihnen nicht nachthun, und erzürnen sich, wenn irgend die Natur sich der Kunst nicht fügen will. Dergleichen Extreme reiben sich aber an einander selber auf. Gäb' es außer uns nur noch Ein Volk, so würden wir uns wahrscheinlich ganz in dasselbe hineinstudieren, bis nichts mehr von uns übrig bliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nach einander nachahmen, und da sie mit einander in Widerspruch stehn, so wird das Gleichgewicht immer wieder hergestellt. So hat die superfeine Convenienz der Gallomanie an dem derben Humor der Anglomanie, die regelrechte Gräkomanie an dem ausschweifenden Orientalismus, der flache Liberalismus an der mystischen Romantik sich aufreiben müssen, und diese wieder an jenen. Die verschiednen Perioden unsrer Nachahmungswuth hängen nicht allein von der äußern Erscheinung fremder Vortrefflichkeiten, son-

dern auch von subjectiven Bestimmungsgründen ab. Dieselben Muster stehn immerwährend und zugleich vor unsern Augen, und doch interessiren wir uns abwechselnd nur für die einen und sind für die andern blind. Dies hängt von dem innern Entwicklungsgang unsrer Natur und von dem äußern großen Gange der Geschichte ab. Wir interessiren uns immer für dasjenige Fremde, was gerade mit unsrer Bildungsstufe und Stimmung am meisten harmonirt. Als unser Verstand aus den engen Glaubensbanden frei zu werden begann, wurden die verständigen, aufgeklärten Alten unsre Muster. Als das gänzlich vernachlässigte oder mißhandelte Gefühl gegen die Tyrannei einer seichten Verständigkeit, eines flachen Liberalismus sich empörte, mußte das Mittelalter wieder zum Muster dienen. Als der Deutsche zum Gefühl seiner Plumpheit gelangte, gab er sich dem leichtfüßigen Franzmann in die Lehre. Als er in seinem trägen politischen Schlafe Träume bekam, drängten sich ihm die Bilder Englands und Amerikas oder der alten Republiken auf. Als er die Unbequemlichkeit und Unnatur seiner altfränkischen Gewohnheiten endlich fühlte, mußte der Instinkt ihn zur griechischen Leichtigkeit, ja zur Nacktheit zurückführen. Als er durch Schicksal und Ungeschick in Armuth versunken war, mußte die materielle Wohlfahrt der Britten ihm ein Muster werden.

Gleich thörichten Kindern aber zerbrechen wir das Spielzeug oder werfen das Schulbuch in den

Winkel, wenn wir es nicht mehr gern haben oder brauchen. Niemand ist so sklavisch ergeben und niemand so undankbar, als wir. Niemand weiß den eignen Werth so gründlich zu verkennen, und niemand die eigne Schuld so leichtsinnig andern zuzuschreiben, als wir. Wir hielten vor fünfzig Jahren die Franzosen für eine Art von Halbgöttern, vor zehn Jahren für halbe Teufel. Wir waren brutal genug, vor ihnen zu kriechen, und noch brutaler, sie zu verachten. An die Stelle der Dummköpfe, welche den Säuglingen schon französische Ammen, ja den Müttern französische Einquartirung gaben, traten andre Dummköpfe, welche mit scythischer Dummdreistigkeit die edlen Blüthen französischer Geselligkeit niedertraten. Deutsche Politiker nahmen eine erbauliche Miene an und predigten gegen den gallischen Antichrist, und einer oder der andre einfältige Geschichtschreiber suchte sogar sich und andre zu belügen, daß die Franzosen von unedlen asiatischen Racen abstammten und die Ehre nicht verdienten, Europäer zu heißen. Mit gleicher Barbarei verwerfen die Parteien je die Abgötterei der andern. Die Classischen schimpfen gegen das Mittelalter und den Orient. Die Romantiker kreuzigen sich noch zuweilen vor den alten Heiden.

Natürlich äußert sich die Vorliebe für fremde Literatur zunächst in Übersetzungen. Bekanntlich wird in Deutschland ungeheuer viel, ja völlig fabrikmäßig übersetzt. Wenn je unter dreißig Werken des

besten deutschen Autors eines im Auslande schlecht übersetzt wird, so werden dagegen die sämmtlichen Werke jedes nur irgend erheblichen englischen oder französischen Schriftstellers in Deutschland doppelt und dreifach übersetzt, ja man thut ihnen die Ehre an, noch eignes Fabrikat unter ihrem Namen drucken zu lassen, wie dem Walter Scott. Ohnstreitig sind Ruhm und Vortheil auf unsrer Seite. Sollten uns auch viele Tugenden der Fremden mangeln, so theilen wir mit ihnen doch auch nicht jene vornehme Vornirtheit, die das Fremde achselzuckend ignorirt. Es macht uns Ehre, von den großen Britten zu wissen; den Britten macht es keine Ehre, von den großen Deutschen nichts zu wissen.

Übersetzungen sind gewiß besser als Nachahmungen, und wer uns einen fremden Dichter übersetzt, hat sicher mehr gethan, als der ihn nur in eigenen Dichtungen copirt. Aus demselben Grunde taugen auch die freien Übersetzungen weniger als die treuen. Man versteht aber unter der Treue so viel, daß es unmöglich ist, sie ganz zu erreichen. Eine Übersetzung kann niemals in allen Stücken treu seyn, um es in dem einen zu seyn, muß sie das andere aufopfern. Daher theilen sich auch die Übersetzer in zwei Klassen. Die einen opfern den Inhalt der Form oder den Gedanken dem Wort, den Sinn dem Klange, die andern umgekehrt diesen jenem auf. Die einen wollen die Schönheit und den Wohlklang des fremden Ausdrucks, die andern nur die Klarheit und Verständ-

lichkeit desſelben wiedergeben. Die erſtern herrſchen vor. Ein guter Klang, ein gefälliger Rhythmus und Reim beſticht das Ohr und läßt über einen mangelhaften Sinn wegſehn. Die meiſten metriſchen Überſetzungen opfern ungeſcheut den Inhalt auf, um den Wohlklang, das Versmaß, den Reim zu retten. Sinntreue, aber hartklingende Überſetzungen kann man nicht gut leiden, und wenn man gar einen Dichter des treuen Verſtändniſſes wegen in Proſa überſetzt, ſo mag ihn niemand leſen. Man hat hierin aber wohl Unrecht. Allerdings liegt ein großer Theil des Zaubers, womit uns ein Dichter befängt, in ſeinen Rhythmen und Reimen, aber doch immer nur, ſofern dieſelben gewiſſe poetiſche Bilder und Gedanken einkleiden, und in dieſen beruht der größte Zauber, jenes äußere Kleid des Wohlklanges dient nur dieſem. Werden dieſe Bilder verwiſcht, dieſe Gedanken verdunkelt oder verfälſcht, ſo verliert auch der Wohlklang ſeinen Zauber. Unſre metriſchen Ueberſetzer laſſen dies nur zu häufig außer Acht. Bei antiken Originalen künſteln ſie das Metrum, bei romantiſchen die Zahl und Verſchlingung der Reime nach. Um dieſes ſchwierige Unternehmen zu Stande zu bringen, opfern ſie unbedenklich die Verſtändlichkeit, ja ſogar die Wahrheit auf. Sie verrenken und verſchrauben die Conſtruction, laſſen aus und flicken ein, und gebrauchen ſogar oft ganz andere Bilder und Worte, weil die rechte Conſtruction und das rechte Wort nicht ins Metrum oder zum Reime paßt. Der all-

gemeine Nothbehelf ſind die Tautologien. Wenn das Flickwort nur einen ähnlichen Sinn hat, ſo meint der Überſetzer, er habe genug gethan, ſofern nur zugleich das Metrum und der Reim gut ins Ohr fallen. Aber Tautologien ſind ihm durchaus nicht erlaubt. Er ſoll nicht ein ähnliches, ſondern das einzig richtige Wort gebrauchen; verlangt es der Reim oder das Metrum anders, ſo iſt es damit nicht entſchuldigt, denn nicht der Reim, ſondern der Sinn iſt die Hauptſache. Von dem gerügten Übelſtande ſchreibt ſich die ungemeine Verſchiedenheit von Überſetzungen ein und deſſelben Autors her, und wieder die ungemeine Gleichheit der verſchiedenſten Autoren, wenn ſie einer überſetzt hat. Von Dante, Taſſo, Petrarca, Camoens beſitzen wir Überſetzungen, die weit von einander abweichen, wo faſt jeder Vers anders conſtruirt und gereimt iſt; und umgekehrt ſehn ſich Homer, Heſiod, Theokrit, Äſchylos, Ariſtophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakespeare ꝛc. in den Voßiſchen Überſetzungen ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. In beiden Fällen wird der Charakter des Originals verfälſcht, wenn auch der Wortklang noch ſo künſtlich copirt iſt.

Nachahmungen entſtehen unvermeidlich aus der Anerkenntniß fremder Vortrefflichkeiten. Warum ſollten wir das nicht nachahmen, was nützlich oder ſchön und edel iſt? Wir begehn aber insgemein den Fehler, ſtatt der Sachen nur Formen nachahmen zu wollen. Wir ſollten für unſre Zeit und nach unſrer

Weise eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen zu ihrer Zeit auf ihre Weise sie gewonnen. Lächerlich aber machen wir uns, wenn wir die griechischen Formen nachkünsteln, ohne den Geist und das Leben, aus welchen sie hervorgingen. Wir sollten unsre geselligen Verhältnisse nach unsrer Eigenthümlichkeit so fein ausbilden, wie die Franzosen es nach der ihrigen thun. Affen aber sind wir, wenn wir französische Floskeln und Bücklinge nachtölpeln. Wir sollten frei und männlich zu denken und zu handeln suchen, wie Engländer und Amerikaner, aber nicht von einer Nachäffung ihrer äußerlichen Institutionen das Heil erwarten. Wir sollten die Tüchtigkeit und den tiefen Geist des Mittelalters uns erneuern, aber nicht die alte Tracht und Sprache kümmerlich affectiren.

Die formellen Nachahmungen gleichen den Moden und haben dasselbe Schicksal. Eine kurze Zeit gelten sie ausschließlich und man heißt ein Sonderling, wenn man sie nicht mitmacht. Hinterher erscheinen sie alle lächerlich. Auch in Rom galt einst der griechische Geschmack. Wer aber wird anstehn, die Kraft und den Ernst der Römer in ihren eigenthümlichen Geisteswerken unendlich höher zu schätzen, als die Affectation attischer Feinheit in ihren griechischen Copien? Lange schon erscheinen uns die Franzosen in ihren antiken Tragödien nur komisch, aber wieviel wir uns darauf einbilden, geschickter zu copiren, so sind doch die als musterhaft anerkannten Voßischen Copien nicht

minder lächerlich. Wir haben längst dem wackern Cervantes Recht gegeben, doch liefern viele unsrer Romantiker hinreichenden Stoff zu einem neuen Don Quixotte, und Fouqué hat deren eine Menge geschrieben, ohne es selbst zu wissen.

Die Erfahrung so vieler wechselnden Moden, die sich immer selbst in Widerspruch setzen und vernichten, scheint nicht ohne gute Folgen geblieben zu seyn. So viele Parteien noch herrschen, beginnt man doch, ihre Vermittlung zu versuchen. Nachdem wir der Reihe nach alle gebildete Nationen kennen gelernt, bewundert und nachgeahmt haben, Römer, Griechen, Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, sind wir jetzt auf einen Augenblick wieder nach Hause zurückgekehrt und besinnen uns. Wir bemerken, daß wir immer von der ersten Bekanntschaft zu übertriebner Bewundrung einer fremden Nation, und zu völlig sklavischer Nachahmung derselben rasch fortgeschritten, dann aber des Extrems bald überdrüßig geworden sind, worauf eine neue ruhige Betrachtung uns diejenigen Vorzüge der Fremden hervorgehoben und uns angeeignet hat, die nachahmungswürdig sind und auch nachgeahmt werden können. Wir unterscheiden allmählich die herrliche Gabe, uns in den Geist andrer Nationen und Zeiten zu versetzen, die dichterische Fähigkeit, jede fremde Illusion anzunehmen, von der praktischen Nachäfferei. In jener finden alle Gegensätze neben einander Platz, in dieser heben sie einander auf. Die Phantasie mag uns in einem Augen-

blick nach Griechenland, im andern nach London verſetzen, doch wir ſelber bleiben in Deutſchland ſitzen. Wir hatten im Ungeſtüm des Enthuſiasmus den Fehler begangen, unſre Eigenthümlichkeit zu beſeitigen, um mit Haut und Haar in die fremde hinüberſpringen zu wollen. Wir bemerken jetzt, daß wir mit allem offnen Sinn für das Fremde doch zugleich eine eigenthümliche Auffaſſungsweiſe für daſſelbe mitbringen, meiſt eine innerliche, phantaſtiſche, tiefſinnige, und indem wir dieſe walten laſſen, verſchmilzt erſt ſie die Vorzüge der Fremden mit unſrer Nationalität.

Der literariſche Verkehr.

Denkt man an die Zeit zurück, da jedes Buch nur in wenigen Handſchriften exiſtirte, ſo begreift man, welch unermeßliches Übergewicht die heutige Literatur durch die Maſchinerie des Drucks und durch den Buchhandel gewonnen hat. Wenn daraus ein Segen für alle Zeiten erwachſen iſt, wenn wir Deutſche uns der Erfindung ewig werden rühmen können, ſo ſoll uns dies doch auch gegen einige Nachtheile nicht blind machen, die das leichte Verbreiten der Schriften mit ſich führt. Es erſtickt nämlich die wenigen guten Schriften unter der Laſt der ſchlechten, und da das Drucken ein Handwerk iſt, ſo geht es auf Nahrung aus, ob der Geiſt dabei gewinnen mag, oder nicht. Der Autor muß Bücher ſchaffen, nicht immer damit die Welt etwas Treffliches leſe, ſondern damit der Drucker drucken, der Verleger verkaufen könne.

Wiewohl die Deutſchen Erfinder des Drucks ſind, werden ſie doch von den Engländern in der

Kunst, sowohl schnell als schön zu drucken, bei weitem übertroffen. Nirgends herrscht so viel Trägheit und Nachlässigkeit, auch im Bücherdrucken, als in Deutschland. Nirgends findet man so schlechtes Papier, so stumpfe Lettern, so viele Druckfehler. Dies rührt zum Theil daher, daß das Publikum es nicht so genau nimmt, und in der That, wer zusieht, wie die meisten Leser mit Büchern umzugehen pflegen, gibt ihnen nicht gerne eine englische Ausgabe in die Hand. Der Hauptgrund, warum unsre Bücher so selten mit äußrer Pracht und Eleganz ausgestattet sind, liegt aber wohl in der deutschen Kleinkrämerei. Fast alle unsre Buchhändler treiben nur Kramhandel für den Hausbedarf des Bürgers. Die hohe Noblesse versorgt sich aus Paris und London. Die wenigen großen Buchhändler in Deutschland liefern zuweilen auch ein typographisches Prachtwerk, aber meist zu ihrem Schaden. Löschpapier findet bessern Absatz.

Was den Buchhandel betrifft, so leidet er an zwei Hauptübeln, dem Geldwucher und dem Modegeschmack. Die meisten Buchhändler sind nur Kaufleute und suchen nur mit den Büchern Geld zu gewinnen, gleichviel, ob diese Bücher gut oder schlecht, heilsam oder verderblich sind. Nur wenige haben sich in der Geschichte einen Namen und im Vaterlande warmen Dank erworben durch uneigennützige Beförderung des Guten, Wahren und Schönen, wo es der Aufmunterung und Unterstützung bedurfte. Der Buchhändler hat, wenn es ihm an Mitteln nicht ge-

bricht, einen schönen Wirkungskreis. Er kann dem guten Schriftsteller in die Hände, dem schlechten entgegenarbeiten. Er kann durch die Wahl seiner Verlagsartikel die Bildung und den Geschmack gewissermaßen beherrschen, und auf das Publikum einen Einfluß üben, wie ihn im Kleinen jede Theaterdirektion durch ihr gutes oder schlechtes Repertorium übt. Er hat den edlen, seinen Stand hoch ehrenden Beruf, ein Mäcen zu seyn. Er kann durch seine Unterstützung manchem Genie einen freien Boden geben, wo es sich entwickeln kann; er kann das Verborgne oder Verkannte an das Licht ziehn, und nicht selten verdanken wir ihm erst, was uns am Weisen, am Dichter erhebt, und entzückt. Er kann endlich, vermöge seiner Stellung, die Literatur im Ganzen überblicken, und die Lücken bemerken, den Schriftstellern heilsame Winke geben, Wege bereiten, die mannigfaltigen Kräfte der gelehrten und schönen Geister unmerklich lenken. Aber um diesen ehrenvollen, großen Beruf zu erfüllen, bedarf der Buchhändler nicht nur eines klaren Kopfes, eines edlen Willens, sondern auch der ökonomischen Mittel; diese Dinge finden sich sehr selten vereinigt. Bedenken wir ferner, daß auch der beste Buchhändler immer theils vom Publikum und seiner Modelust, theils von den Schriftstellern abhängig ist, so können wir von den Buchhändlern allein das Heil der Literatur freilich nicht erwarten.

Die Mehrzahl der Buchhändler sind nur Krämer, denen es größtentheils einerlei ist, ob sie mit Korn oder mit Wahrheit, mit Zucker oder mit Romanen, mit Pfeffer oder mit Satyren handeln, wenn sie nur Geld verdienen. Der Buchhändler ist entweder Fabrikant oder Spediteur oder beides zugleich. Die Bücher sind seine Waare. Sein Zweck ist Gewinn, das Mittel dazu nicht absolute, sondern relative Güte der Waare, und diese richtet sich nach dem Bedürfniß der Käufer. Was die meisten Käufer findet, ist für den Buchhändler gute Waare, wenn es auch ein Schandfleck der Literatur wäre. Was keinen Käufer findet, ist schlechte Waare, und wären es Offenbarungen aus allen sieben Himmeln. Soll ein Buch Käufer finden, so muß es dem bekannten Geschmack des Publicums angemessen seyn, oder seinen Neigungen und Schwächen schmeicheln und eine neue Mode erzeugen können. Deswegen begünstigen die Verleger das Triviale und das Abenteuerliche. Soll das Publicum wissen, daß das Buch seinem Geschmack entspricht, so muß der Titel es anlocken. Deswegen ist dem Verleger ein guter Titel mehr werth, als ein gutes Buch, oder dieses nur durch jenen, und es entsteht ein Wetteifer unter den Buchhändlern, die schmeichelhaftesten Titel auszuhecken. Woher nimmt aber der Verleger solche Waare, die er für gut erkennt? Sie wächst nicht so häufig wild, als er dadurch reich werden könnte. Sie muß also durch Kunst erzeugt werden. Es wird also statt

der seltnen Alpenweide die überall ausführbare Stallfütterung der Autoren eingeführt. Der Verleger unterhält sie, und sie liefern ihm Milch, Butter, Käse, Haut und Knochen. Und ist wohl je ein Verleger verlegen um solche Leibeigene? Es drängen sich ihm mehr zu seinem Gnadentisch, als er verlangt. Je mehr fabricirt wird, desto schlechter, je schlechter, desto leichter, je leichter, desto mehr Leute werden geschickt dazu.

Vom Nachdruck kann hier nicht viel gesagt werden, da er auf den Gehalt der Literatur durchaus keinen Einfluß übt. Indeß will ich doch bei dieser Gelegenheit ein wenig meine Verwunderung ausdrücken, warum über diesen famösen Nachdruck bei uns noch immer so verschiedne Meinungen herrschen. Er wird nicht nur von den Nachdruckern selbst, oder vom Publicum, das dabei gewinnt, sondern auch von scharfsinnigen Juristen vertheidigt und von manchen Regierungen geduldet, verworfen aber nur von den betheiligten Autoren und Verlegern und von rechtlich Denkenden, sey es auch, daß sie rechtlich nur dächten, denn viele der Art sind mir bekannt, die den Nachdruck verwerfen, das Nachgedruckte aber kaufen. In diesem Widerstreit des äußern Vortheils mit dem innern Verdammungsurtheil des Gewissens liegt der Grund, warum der Nachdruck trotz alles Moralisirens immer fortbesteht, und trotz aller Privilegien doch immer verdammt wird. Laßt ihn immer bestehen, wenn die menschliche Natur, die nach

äußern Vortheilen trachtet, ſich nicht bezwingen läßt. Diebe wird es ewig geben, oder die Träume der Idealiſten von allgemeiner Weltverbeſſerung müßten in Erfüllung gehn. Verdenkt es alſo den Nachdruckern nicht, wenn ſie den Autor und rechtmäßigen Verleger beſtehlen, aber ſtraft ſie, wenn ihr ſelbſt recht thun wollt. Verdenkt es auch dem Publicum nicht, wenn es die nachgedruckten Werke kauft, da es ſo oft von den rechtmäßigen Verlegern übervortheilt wird, und wenn es nur zwiſchen zwei Schrauben die Wahl hat, diejenige wählt, die es am wenigſten ſchraubt; hebt den einen Betrug auf, indem ihr den andern unterdrückt, denn wenn jedes Buch ſo wohlfeil verkauft wird, als der Nachdruck deſſelben, ſo wird der Nachdrucker bald ſeine Bude ſchließen müſſen. Mit einem Wort, gewährt den Menſchen ihren Vortheil auf rechtlichem Wege, damit ſie den ſträflichen nicht einſchlagen dürfen, und ſtraft ſie dann, wenn ſie es dennoch thun. Sophiſten aber ſind, die den Nachdruck als etwas Rechtliches in Schutz nehmen, ihn nicht aus dem Vortheil, den er mit ſich führt, ſondern aus dem Recht, auf dem er gegründet ſey, herleiten und entſchuldigen. Allerdings iſt der Streit über das geiſtige Eigenthum zwiſchen Verleger und Autor, wenn es an einem beſtimmten Contrakt gebricht, nicht immer leicht zu entſcheiden, allerdings ſind die Autoren oder ihre Erben in den meiſten Fällen von den Buchhändlern übervortheilt worden, und dieſe Letztern haben allein

die Früchte einer Arbeit genossen, die dem Arbeiter zustanden, und es wäre zu wünschen, daß darüber unzweideutige Gesetze gegeben würden, das geistige Eigenthum kann aber immer nur entweder dem Autor, oder durch Vertrag dem Verleger zustehn, und muß es so lange, als dieser rechtmäßige Besitzer oder sein rechtmäßiger Erbe lebt, es kann erst dann Gemeingut werden, wie jedes andre Gut, wenn der letzte Erbe stirbt. Kein Dritter kann ohne Gewalt oder Diebstahl dieses geistigen Eigenthums sich bemächtigen, so lange der rechtmäßige Besitzer lebt. Oder wer sollte denn das Recht haben, diese Gewalt, diesen Diebstahl zu begehen? wenn einer, dann auch jeder, und doch werden die Wenigsten damit zufrieden seyn, daß der Nachdrucker behaupten darf: ich bediene mich eines Rechts, das euch auch zusteht, dessen ihr euch nicht bedient, weßhalb ihr zwar thörichter seyd, als ich, aber keineswegs rechtlicher! Sie werden vielmehr den Nachdrucker als das ansehn, was er ist, als einen Dieb, und sich schämen, mit ihm ein Recht zu theilen, dessen Anwendung eine Sünde und Schande ist. Ihr aber, die ihr den Geist eines großen Schriftstellers als Nationaleigenthum betrachtet und für die Mittheilung desselben unbedingte Freiheit verlangt, die ihr zu klügeln pflegt, ob, wenn der Nachdruck verboten seyn soll, nicht auch Auswendiglernen und Abschreiben verboten werden müßte, bedenkt doch, ob ihr euer Auswendiggelerntes und eure Abschriften auch verkaufen

würdet, wie der Nachdrucker seyn Buch, ob der Unterschied nicht eben in diesem Verkauf liegt, und ob ihr nicht zufrieden seyn könnt, daß euch jener große Geist an Tugenden und Kenntnissen bereichert hat, und daß es wahrhaft demokratischer Übermuth wäre, auch noch die zeitlichen Vortheile theilen zu wollen, die seine Werke denen bringen mögen, denen er sie freiwillig überlassen hat. Seyd zufrieden, daß dieser Geist nicht blos über ein Eigenthum zu gebieten hatte, das baare Zinsen trägt, und das er nur einem oder wenigen schenken konnte, sondern daß er auch noch ein Höheres besaß, welches der Seele wuchert, und das er euch allen großmüthig geschenkt hat.

Das Genie schafft gute, der Geldwucher viele Bücher. Die Buchhändler tragen aber nicht allein die Schuld davon. Sie fordern die schlechten Autoren nicht öfter auf, als sie von diesen aufgefordert werden. Der Schein klagt die Buchhändler an und rechtfertigt sie; es sind eben Kaufleute. Je mehr die Meinung, und nicht mit Unrecht, verbreitet ist, daß der Buchhändler den Gewinn, der Autor die Ehre davon trage, desto leichter kann der Autor seine eigne Habsucht verbergen. Ich mag die vielen Satyren gegen das Dichten und Schreiben ums liebe Brod nicht mit einer neuen vermehren; Jedermann weiß, daß viele hundert Federn in Deutschland feil sind. Die einen dienen um ein ärmliches Tagelohn, die andern verkaufen sich an den Meistbietenden. Da

man seichte und schlechte Bücher am liebsten liest, und diese sich am leichtesten und schnellsten fabriciren lassen, ist ein edler Wetteifer zwischen Verlegern und Verfassern entstanden. Bald sehn wir einen unternehmenden Buchhändler ein halbes Dutzend Hungerleider besolden, die ihm Romane, Übersetzungen, Schulbücher und praktische Anweisungen verfertigen müssen; bald einen unternehmenden Autor ein halbes Dutzend Buchhändler in Bewegung setzen, denen er sich wie ein Zuchtstier abwechselnd in die Pacht gibt.

Der Grund der deutschen Schreibluſt liegt zwar allerdings tiefer, doch trägt die Anarchie des äußern literarischen Verkehrs unstreitig sehr viel bei, den Bücherpöbel zur Herrschaft zu bringen. Wo alle kochen, wird schlecht gekocht; wo alle schreiben, wird schlecht geschrieben. Daß aber auch die schlechtesten Bücher gedruckt und gelesen werden, hat seinen Grund nur in den äußern Verhältnissen des Buchhandels und des Publikums. Wäre das Publicum gebildet genug, so würden die Buchhändler nur gute Bücher absetzen, mithin auch nur solche drucken lassen, so würden die schlechten Schriftsteller wie Pilze vertrocknen. Schlechte Bücher entstehen nur, wenn die Buchhändler wollen, und diese wollen nur, wenn das Publicum damit zufrieden ist. Allerdings sind die Buchhändler sehr oft gewissenlose Höflinge, die den Herrn, dessen Brod sie essen, oder das Publicum, noch schlechter machen, aber wenn sie einen tüchtigen Herrn hätten, so würden sie selbst besser seyn müssen.

Wer einmal für das Geld schreibt, hat schon alle Scham aufgegeben, der Eine, weil er muß, aus Verzweiflung; der Andre mit Bedacht, wie ein Possenreißer, um desto mehr Zuschauer anzulocken. Die gewöhnlichen Sünden dieser Büchermacher sind: Ehrlosigkeit, die keine Mittel scheut, um Aufsehen zu erregen, oder wenigstens Absatz zu bekommen; brutaler Hohn gegen die redlichen Autoren, denen sie in's Handwerk pfuschen, Schmeichelei der bösen und verborgnen Neigungen, und Beschönigungen des Lasters, theils um ein ergiebiges Feld zu bearbeiten, das die bessern Autoren ihnen übrig gelassen, theils um ihre Leser zu ihren Mitschuldigen zu machen; Heuchelei, wenn es gilt, der Frömmigkeit oder Ehrlichkeit einen Blutpfennig abzudringen; schamlose Dieberei und Flickerei aus bessern Werken, wenn dieselben Glück gemacht haben; endlich die alles umfassende, alles durchdringende Trivialität, die abgeschmackte Brühe, in der alles gekocht wird.

Schon bald nach Erfindung des Drucks überschwemmte die Polemik der Confessionen Deutschland mit theologischen Schriften. Als man endlich wieder etwas lustiger wurde, kam die Belletristik in Flor. Da man die zahlreichen Vortheile, welche die Schriftstellerei dem Eigennutz und dem Ehrgeitz gewährt, genau erkannt hatte, drängte sich alles zur Autorschaft, und selbst, die geschwiegen haben würden, sahen sich durch Freunde, Schüler, Angriffe und schlechte Bücher zur Abfassung ihrer eignen gedrungen. End-

lich erkannten die Buchhändler, welchen Gewinn sie vom Publikum ziehen könnten, wenn sie demselben alles Interessante aus dem bisher von der Zunft verschloßnen Reiche des Wissens mittheilten, das Heilige profanirten, das Gute der Fremden nationalisirten, und alsbald legten sie Fabriken an und besoldeten ihre Büchermacher für alle Stände, Geschlechter und Alter, für das Volk, die Jugend, die Damen, und vorzugsweise für alle, die an Masse die zahlreichsten, die Bücher auch in Masse bezahlen konnten.

Der Einfluß dieses Verhältnisses auf den Gehalt der Literatur ist verschiedenartig und hat wieder seine gute und böse Seite. Es ist allerdings ein schönes Zeichen der Zeit, daß die geistige Cultur allgemein befördert, daß jedem alles Wissen zugänglich gemacht wird. Indeß ist eben so gewiß, daß das ursprüngliche Licht der Aufklärung in so mannigfach graduirten Farben gebrochen sich verdunkelt, daß, was für die Masse gewonnen wird, vom Gehalt abgeht. Der Himmel streut die Gaben des Genius nicht allzu verschwenderisch aus. Viele sind berufen, aber wenige nur sind auserwählt, von hundert deutschen Schriftstellern kaum einer. Was nun die Geistlosen schreiben, ist wie sie selbst, und kein Werk verläugnet seinen Schöpfer. Die guten Bücher werden von den schlechten nur allzu leicht verdrängt, und da die Masse die Anstrengung scheut, so vergißt sie bei dem seichten Autor, den sie versteht, gern den tiefen,

der ihr schwierig erscheint. Sie hegt eine gewisse Ehrfurcht vor dem Gedruckten, und sieht sie nur ihre Gemeinplätze gedruckt, so erkennt sie den bessern Büchern den höhern Rang nicht mehr zu. Daß in Deutschland so viel Erbärmliches geschrieben wird, hat einen gewissermaßen physischen Grund. Die Genies wachsen bekanntlich nicht wälderweise, sondern einzeln und selten. Die vielen tausend deutschen Bücher werden nicht von lauter Genies, sondern vom Haufen geschrieben. Ich will indeß die Ehre einer so ansehnlichen Menge deutscher Männer nicht herabsetzen. Man kann der beste, ja der weiseste Mensch seyn, und doch kein gutes Buch zu Stande bringen. Mancher vortreffliche Mann erscheint uns erst ein wenig einfältig, wenn er für den Druck schreibt, wie umgekehrt mancher erst dann beseelt zu werden scheint, wenn er die Feder in die Hand nimmt.

Wir haben viele schlechte Bücher, wie in Revolutionen viele schlechte Menschen an die Spitze kommen. Sie sind für einen Augenblick allmächtig, im nächsten fallen sie in ihr Nichts zurück. Seufzt der Fromme, der Pöbel lacht. Zürnt ein Prophet, der Haufe wagt es, ihn zu verachten. Alle Bemühungen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den guten Geschmack zu vertheidigen, scheitern an der Unverschämtheit der Modeschriftsteller. Wo recht viele Schlechte zusammen kommen, entsteht ein esprit de corps, der so heroisch ist, als gälte es das Heiligste. Man kann darüber reden, aber man soll sich nicht einbil-

den, es ändern zu können. Man kann nur wie Tacitus die schlechte Gegenwart schildern, ohne sich anzumaßen, sie bessern zu wollen. Man darf nur die Zeit abwarten. Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und sind vernichtet, ehe man es denkt. Wo ist die theologische Polemik des siebzehnten Jahrhunderts geblieben? wo ist der Geschmack des achtzehnten, wo ist Godsched hingekommen? Wie viele tausend schlechte Bücher sind den Weg alles Papiers gegangen, oder modern in Bibliotheken! Die unsrigen halten nicht einmal so lange wieder, weil das Papier selber schlecht ist, wie der Inhalt. Die Moden wechseln zwar nur, und Thorheit und Gemeinheit wissen sich unter neuer Gestalt immer wieder geltend zu machen; doch die alten Sünder bekommen sicher ihren Lohn. Die Gegenwart duldet keinen Richter, aber die Vergangenheit findet immer den gerechtesten. Selbst unsre Thoren kennen und verachten die alten, ohne zu ahnen, daß es ihnen nicht besser gehen wird. Vermöge eines glücklichen Instinkts der menschlichen Natur, nehmen wir uns aus dem literarischen Erbe der Vergangenheit immer nur das Beste, oder wenigstens das Wichtigste heraus. Unter drei guten Schriftstellern erhält wenigstens einer erst in der Zukunft seine Apotheose, und unter hundert schlechten, die in der Gegenwart glänzen, bringt immer nur einer sein böses Beispiel auf die Nachwelt.

Es gibt schlechte Principien, die sich in der Literatur aussprechen, und jede Partei hält die entgegengesetzte für schlecht. Aber jede hat die Befugniß, sich auszusprechen, und das schlechteste Princip kann noch auf geniale Weise und zum Glanze der Literatur vertheidigt werden. Ein ganzer Teufel ist noch immer interessanter, als ein halber, matter, trivialer Engel. Nicht schlechte Principien, sondern schlechte Kräfte sind Schuld am Verderben der Literatur wie des Lebens. Die Mittelmäßigkeit, die Geistlosigkeit, die Schwäche, die Furcht vor dem Genie, der Haß gegen die Größe, die Unverschämtheit und die Anmaßung des literarischen Pöbels und die stillschweigende oder prahlerische Demagogie gegen die Aristokratie der großen Geister, kurz die Gemeinheit der Schriftsteller ist die Erbsünde der Literatur. Unbemerkt haben die Menschen die Grundsätze ersetzt und an ihre Stelle sich geschoben, wie in der französischen Revolution. Statt der feindseligen Principien verschiedner Parteien kämpfen die Edlen und Schlechten von allen Parteien. Es gibt wenig gute Bücher, aber von jeder Partei, und unzählige schlechte wieder von jeder. Während die Massen um ihre Grundsätze und Meinungen zanken, erheben sich die wenigen wahrhaft Gebildeten immer nur gegen die Gemeinheit der Massen. Sie ehren jede Kraft, selbst die feindliche; nur die Halbheit, Falschheit, Ohnmacht ist ihr unversöhnlicher Feind.

Die Umstände tragen vieles bei, daß eine so große Menge unberufener Autoren auftritt. Die Kunst ist profanirt worden. Man glaubt keiner Meisterschaft mehr zu bedürfen. Jeder achtet sich für eben so befugt, zu schreiben, als zu reden. Die Gelehrsamkeit der Kaste ist so ins Absurde gerathen, daß die gesunde Vernunft der Laien eine Revolution dagegen erheben und einen leichten Sieg davon tragen konnte. Plötzlich brachen aus der Hefe des Laienvolks Publicisten und Romanschreiber, als andre Marseiller und Septembriseurs, unter die alten gelehrten Perüken, und auch die Poissarden fehlten nicht. Wie hätten die Weiber, bei denen der gesunde Menschenverstand immer wie an der Wurzel hält, ihre Sentimens und natürlichen Erfahrungen nicht geltend machen sollen, wie hätten sie nicht mit ihren Talenten glänzen wollen, da die Bahn des Ruhms ihnen offen stund. So sehn wir jetzt eine närrische Armee von Weibern und Kindern das Ballhaus zur literarischen Nationalversammlung machen, und dem deutschen Publikum Gesetze geben.

Der Gelehrte schreibt, weil er weiser zu seyn glaubt, als andre, und weil er die Schriftstellerei zu seinen Rechten und Pflichten zählt. Die Profanen schreiben, weil sie sich für gescheiter und gesünder achten, als die Gelehrten, und weil sie, indem sie uns zur Natur zurückführen wollen, zunächst ihre eigne für die rechte halten. Endlich ist es ein immer wiederkehrender Wahn der Einfältigen, der Eitlen

und der Jugend, daß, was für sie selbst neu ist, auch für die ganze Welt neu seyn müsse. Es entstehen täglich neue wissenschaftliche Bücher, worin auch nicht ein neuer Gedanke für die Welt ist, so neu auch alle dem Autor gewesen seyn mögen. Vor den Gedichten aber ist fast keine Rettung mehr. Wenn ein Jüngling liebt, meint er, die ganze Welt liebe zum erstenmal. Er macht Verse und wähnt, niemand habe dergleichen noch gehört.

Die Schreibwuth der Naturalisten hat diejenige der Gelehrten keineswegs verdrängt, sondern nur noch lebhafter angefacht. Die Universitäten machen es sich zur Pflicht, zu schreiben, was die Presse vermag, und gelehrte Bücher bilden die Stufen, auf welchen der Candidat in höhere Ämter schreitet. Wie kümmerlich fristet sich manches gelehrte Journal, aber es gilt die Ehre der Universität, und das ganze akademische Volk wird besteuert. Wie sauer wird es manchem Neuling, ein Buch zusammenzuschreiben, aber es gilt die Ehre und das Amt, und Noth bricht auch den eisernen Schädel. Die Arbeiten sind aber auch darnach, und man sieht ihnen alle die Mühe an, deren sie nicht werth sind.

Man beschäftigt sich je mehr und mehr, populär zu schreiben, der größern Masse des Publikums alles Nützliche und Belehrende mitzutheilen, was von Fremden oder durch die Gelehrsamkeit gewonnen wird. Selbst die strengsten Wissenschaften werden so zubereitet, daß auch der Ungebildete einen Geschmack da-

von bekommt. Es erscheinen: Mythologien für Damen, populäre Vorlesungen über die Astronomie, Hausapotheker und Selbstärzte, Weltgeschichten für die Jugend, die Weltweisheit in einer Nuß, und die Theologie in acht Bänden oder Stunden der Andacht und dergleichen. Wie zu des Heilands Geburt hält man einen allgemeinen Kindermarkt, und alle Buchhändlerbuden hängen voll Schriften für die (elegante) Welt, das Volk, die (gebildeten) Stände, die Damen, die (deutschen) Frauen, das (reifere) Alter, die (zartere, liebe) Jugend, Söhne und Töchter edler Herkunft, Bürger und Landmann, für Jedermann, für allerlei Leser, kurz für so viele, als der Buchhändler zusammen trommeln kann.

An und für sich ist das Bestreben, faßlich zu schreiben und die ungebildete Mitwelt zu belehren, eben so lobenswürdig, als die gelehrte Vornehmigkeit, die mit ihrer Hieroglyphensprache prahlt, und stolz darauf ist, daß der große Haufe sie nicht versteht, verworfen werden muß. Auch die wenige Strenge, mit welcher wissenschaftliche Gegenstände im populären Vortrag abgehandelt zu werden pflegen und der fade Ton, der sich dabei einschleicht, läßt sich zum Theil durch das Publikum entschuldigen, nach dessen Fassungskräften der Autor sich richten muß, wenn er gehört und verstanden werden will. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß es doch nur wieder die vielen unberufenen Autoren sind, die auch hier das meiste verderben. Auch der seichteste Kopf maßt sich an,

fürs Volk zu schreiben, während er sich schämen würde, für die Gelehrten zu schreiben. Das Volk hält jeder für gut genug, ein Auditorium abzugeben, und für schlecht genug, um ihm auch das Albernste vorzutragen. Nichts erscheint so leicht, als für das Volk zu schreiben, denn je weniger man Kunst anwendet, desto eher wird man verstanden; je mehr man sich gehn läßt, je gemeiner und alltäglicher man schreibt, desto mehr harmonirt man mit der Masse der Leser. Je tiefer man zu der Beschränktheit, Brutalität, den Vorurtheilen und den unwürdigen Neigungen der Menge hinabsteigt, desto mehr schmeichelt man ihr, und wird von ihr geschmeichelt. Für das Volk schlecht zu schreiben, ist daher den schlechten Schriftstellern leicht und ersprießlich, daher es auch bis zum Frevel getrieben wird. Für das Volk aber gut zu schreiben, ist sicher etwas sehr Schwieriges und darum geschieht es so selten. Will man die Masse bessern und veredeln, so läuft man Gefahr ihr zu mißfallen. Will man sie über höhere Dinge belehren, so ist es höchst schwierig, den rechten Ton zu treffen. Man hat entweder zu einseitig den Gegenstand vor Augen, und spricht darüber zu gelehrt und unverständlich, oder man berücksichtigt eben so einseitig die Menge und entweiht den Gegenstand durch einen allzu trivialen, oft burlesken Vortrag. Die Schriftsteller fehlen hierin so oft, als die Prediger.

Indem Autoren und Buchhändler unter einander wetteifern, eine möglichst große Popularität ihrer

eigenen geistigen Produkte oder doch ihrer Bearbeitung fremder zu erzielen, wetteifert wieder das Publikum mit beiden, diese populären Sachen zu kaufen und zu verschlingen. Das Populärmachen geschieht hauptsächlich auf drei Wegen, durch Zeitschriften, wohlfeile Ausgaben und Auszüge oder Handbücher.

Die periodische Literatur ist theils bloßen Anzeigen, theils Auszügen und einzelnen kleinen Geistesprodukten gewidmet. In beiden Fällen ist Popularität ihr erstes und letztes Ziel. Alle Zeitschriften sind Wirthshäuser, die nur der Gäste wegen da sind. Der anzeigende und rezensirende Theil derselben hat sich bei der ungeheuern Zunahme der Bücher selbst so unentbehrlich zu machen gewußt, daß er für eine bedeutende Menschenmenge wirklich an die Stelle der Werke selbst tritt. Man liest statt der Bücher nur deren Rezensionen. Mehrere hundert Zeitschriften für alle literarischen Fächer cirkuliren täglich in Deutschland, werden täglich von Millionen Lesern gelesen; und die Mehrzahl deutscher Leser liest mehr Zeitungen als selbstständige Werke. Wer nicht ein Gelehrter von Fach ist, nimmt kaum etwas anders Gedrucktes in die Hand, als auf Museen und in Lesecirkeln die neusten Blätter. So zerblättert sich die deutsche Literatur, indem sie populär wird. Man kann die vielen in jedem Fach jährlich neu erscheinenden Werke nicht alle lesen, aber man will doch wissen was darin steht, also lechzt man nach Rezensionen und Auszügen.

Bedeutendere Werke des In- und Auslandes, die man ganz zu haben wünscht, erscheinen in wohlfeilen, in beispiellos wohlfeilen Ausgaben. Diese neue Erscheinung im Buchhandel ist gewiß von großer Bedeutung. Sie vollendet erst die segensreiche Wirkung, die in der Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitet wurde, denn es ist nicht genug, daß die besten Schriftwerke auf die leichteste Weise vervielfältigt werden können, das Publikum muß auch in den Stand gesetzt werden, sich dieselben auf die leichteste Weise anzuschaffen. Was hilft es den ärmeren Leser, daß vorzügliche Werke vorhanden sind, wenn sie nicht zum Besitz derselben gelangen können? Offenbar gewinnt das Publikum durch die Wohlfeilheit der besten Geistesprodukte, und auch die Buchhändler können dabei nur gewinnen. Der einzige Nachtheil, den diese wohlfeilen Ausgaben mit sich bringen, besteht darin, daß nicht immer die besten Werke, sondern auch mitunter die schlechtesten, wenn sie nur Mode sind, dadurch eine schädliche Verbreitung erlangen, und daß die Erscheinung guter neuer Werke durch die Menge der ältern erschwert wird. Der Buchhändler sieht bei seinen wohlfeilen Ausgaben anerkannter Werke einen sichern Vortheil voraus, bei neuern Werken aber nur ein Risico, da die Leser und Käufer der lezten sich in dem Maß verringern müssen, als die der erstern sich vermehren. Es steht zu erwarten, daß die wohlfeile Herausgabe der anerkannten Bücher in ein förmliches System gebracht

werden wird, und daß dann neue Werke immer schwieriger durchdringen werden.

Man hat auch häufig dem Preßzwang Schuld gegeben, daß er viele schlechte Bücher veranlasse, und zum Theil mit Recht. Im Schatten bleibt manche Blume verschlossen, aber die Pilze schießen üppig auf. Indeß erstreckt sich der Preßzwang doch nur auf gewisse Zweige der Literatur, und in andern, die kein Censor beschneidet, wird nicht weniger gesündigt. Man kann nur sagen, daß der Preßzwang den Geist der Nation überhaupt verdumpft, indem er einzelne Äußerungen desselben unterdrückt, wie der ganze Körper krank wird, wenn ein Glied gelähmt ist.

Die Gewalt, welche die Schrift über die Meinungen übt, und der Einfluß der Meinung auf die Handlungen machen die Literatur zu einem wichtigen Gegenstande der Politik. Sofern jeder Staat ein unbezweifeltes Recht seiner Existenz anspricht und somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Selbsterhaltung sich zuerkennt, muß er nothwendig dafür sorgen, daß die Literatur keine Meinungen verbreite, welche jener Existenz gefährlich werden können, und dies sucht er vermittelst der Censur zu erreichen. Ob aber jener Zweck, den das Staatsrecht heiligt, dem allgemeinen Menschenrechte nicht widerspreche, ob er deßhalb erreicht werden könne, und ob jenes Mittel, die Censur, das rechte Mittel sey, das sind andre Fragen.

Der Mensch hat ein ursprüngliches Recht der Mittheilung und es entsteht ein nicht unbilliger Zweifel, ob ein Staat, welcher dieses Recht nicht garantirt, vollkommen zu nennen sey, und ob ein unvollkommner Staat eine ewige Existenz ansprechen könne. Aus der Mittheilung entspringt alle Cultur, und die Cultur ist der höchste Zweck der Menschheit. Verbietet ein Staat die Mittheilung, so hemmt er die Cultur. Hätte der erste Staat ursprünglich zugleich das Recht und die Kraft gehabt, die Mittheilungen seiner Bürger zu verbieten, so würde alle Cultur unmöglich gewesen seyn und wir würden noch auf der ersten Stufe stehn. Wir haben aber schon eine Menge Stufen zurückgelegt, und wodurch? Entweder dadurch, daß der Staat jene Mittheilungen nicht gehemmt hat, oder dadurch, daß das Menschenrecht über das Staatsrecht gesiegt, und in Revolutionen die strengen Staaten vertilgt und freiere neu geschaffen hat.

Überlassen wir es also der Theorie, auf doppelte Weise einerseits das Menschenrecht, andrerseits das Staatsrecht, und dort die Nothwendigkeit der Preßfreiheit, hier die der Censur zu vertheidigen, lassen wir die Philosophen und Staatsmänner über beides streiten und halten wir uns lediglich an die Erfahrung. Sie lehrt uns, daß der Sieg immer an die Kraft gebunden ist, daß einmal die freisinnigsten und gebildetsten Nationen mit allen noch so gegründeten Deklamationen für die Preßfreiheit durch einen

politischen Machtspruch zum Schweigen gebracht worden sind, und daß ein andermal auch die strengste Aufsicht und Kraftanstrengung der politischen Gewalten die Verbreitung opponirender Meinungen nicht hat verhindern können. Die Erfahrung lehrt ferner, daß die Preßfreiheit nach Umständen einmal zu wahrer Bildung, ein andermal zu zügelloser Ausschweifung, der Preßzwang einmal zur wahren Beruhigung der Völker, ein andermal zu allen Gräueln des Despotismus geführt hat. Ziehn wir aus allen Erfahrungen das Resultat, so ergibt sich, daß es niemals eine vollkommene Freiheit der Meinungen und Mittheilungen gegeben hat, daß immer eine herrschende Partei gewesen ist, welche die Meinungen der unterdrückten Partei bevogtet hat, daß dagegen die Parteien, namentlich die Anhänger des Menschenrechts und die Anhänger des Staatsrechts, beständig in der Herrschaft gewechselt haben, wodurch alle Meinungen zur Sprache gekommen sind, und daß in diesem Wechsel die Cultur unaufhaltsam fortgeschritten ist. Das Staatsrecht war immer stark genug, den Ausschweifungen der Freiheit einen Damm zu setzen, und das Menschenrecht immer stark genug, ein Versteinern im Staate zu verhüten.

Was die Censur uns raubt, ist weniger zu bedauern, als was sie uns bringt. Daß sie die Wahrheit zuweilen unterdrückt, ist schlimm, aber noch schlimmer, daß sie Unwahrheit und Halbheit hervorruft. Sie hat ohne Zweifel einigen Antheil an der

öden Phantasterie, die das praktische Leben flieht, und noch mehr an den schielenden Urtheilen, die namentlich in der politischen Literatur überall vernommen werden. Das Schwärmen ist uns erlaubt, vorzüglich in einer unverständlichen philosophischen Sprache, aber auf die praktische Anwendung unsrer Theorie dürfen wir nicht denken, auch wenn wir wollten. Mancher, der die Wahrheit sagen will, hüllt sie absichtlich in Nebel ein, durch die ein gewöhnlicher Censor, aber auch das gewöhnliche Publikum nicht hindurchsieht. Auf der andern Seite befleißigen sich die Praktiker des nüchternsten empirischen Schlendrians und hüten sich wohl, auf die bessere Theorie Rücksicht zu nehmen, und die Faulheit wird durch eine politische Rücksicht beschönigt. Endlich gibt es eine Menge Schriftsteller, die dicht unter der politischen Schneelinie nur zu einem krüppelhaften Wachsthum kommen, die, ohne perfid zu seyn, doch auch nicht ehrlich sind, ohne zu lügen, doch auch die Wahrheit nicht zu verkündigen wagen und in einer erbärmlichen Halbheit es zugleich dem Zeitgeist und der Censur recht machen wollen. Ihr Element ist überhaupt die Halbheit, und sie fühlen sich in einer Zeit, wie die unsrige, so recht zu Hause. So sehr sie sich auch in Tiraden gegen die Censur erschöpfen, ist sie ihnen doch so bequem, als den Ultras. Sie setzen sich altklug auf den Stuhl und geben ihr Orakel von sich, mit dem Finger auf der Nase ein geheimnißvolles Silentium gebietend, wenn es an eine Wahrheit

kommt, jedes Etwas als zu viel abweisend und jedes Nichts als wenigstens Etwas beschönigend. Leute, die in einer etwas bewegten Zeit nicht den Mund aufthun würden, plaudern sich jetzt satt. Jetzt erholen sie sich von ihrem langen Schweigen. Jetzt, denken sie, kommen wir an die Reihe. Sie verhehlen freilich auch nicht, wenn man ihnen mit Ernst auf den Leib rückt, daß sie ein wenig seicht schreiben, aber sie flüstern uns pfiffig zu, das geschehe mit Absicht, man müsse leise auftreten, nur wenig zu verstehn geben, im Hinterhalt da stecke noch viel.

Die Censur, selbst wenn sie mit der größten Tyrannei gepaart ist, kann doch den tiefen Athemzug des Lebens, die geistige Respiration nicht hemmen. Wenn man einem Vogel auch den Schnabel fest zu bindet und die Flügel bricht, so kann er noch durch die offnen Knochen athmen und leben.

Die Wahrheit kommt nicht abhanden, wenn man auch nicht auf jeder Straße drüber fallen kann. Sie wurzelt desto fester im Gemüthe, je weniger man sie von sich geben und sich an ihr heiser schreien kann. Man legt gewöhnlich ein zu großes Gewicht auf das, was die Censur zu schreiben verbietet. Eine einzelne lokale Wahrheit, die man verschweigen muß, wiegt jene Summen von Wahrheiten nicht auf, die jedem bekannt sind. Eine Nation, der man den Preßzwang auferlegt, ist gewöhnlich gebildet genug, um denken zu können, was sie nicht sagen darf. Eine Mittheilung mehr oder weniger würde keinen großen Unter-

schied machen. Diejenigen also thun wohl, welche die Preßfreiheit weniger als etwas blos Nützliches oder Schädliches, und mehr als eine Ehrensache betrachten. Der Nutzen oder Schaden ist bei einer gebildeten Nation gewiß von geringer Bedeutung, die Ehre aber, welche die Preßfreiheit, und die Schande, welche der Preßzwang mit sich führt, sie sind es vor allem, die uns jene Institute wichtig machen müssen. Ich halte es für eine große Schande, wenn ein deutscher Schriftsteller unvernünftige Dinge in die Welt hinein schreibt, aber für eine noch größere, wenn er es nicht thun darf.

Der Mensch hat von jeher seinen Gedanken gewisse Schranken vorgezogen, dieselben aber immer wieder übersprungen. Gerade indem er ängstlich an den Schranken umhergeirrt, ist er in wilde verzweifelte Phantasien gefallen und hat das Ärgste sich unterfangen; indem er aber die Schranken niedergerissen und allmählig weiter gekommen, hat er auch jene Irrthümer und wilden Ausbrüche hinter sich gelassen, wie Träume und Unarten der Jugend. So verhält es sich auch mit der Literatur, dem Spiegel des menschlichen Denkens. An den Schranken, die ihr Staat und Kirche ziehn, wird sie ängstlich und tobend umherirren und allerlei Ausschweifungen begehn. Man gönne ihr eine dauernde Preßfreiheit, so wird sie sich von selbst beschwichtigen; man nehme ihr den Zuchtmeister, so wird sie die Unarten von selber lassen.

Die Censur erscheint sehr oft dem Autor lächerlich, indem sie die unschuldigsten Stellen eines Werkes durchstreicht, und noch öfter der ganzen Lesewelt, indem sie nicht nur einzelne Stellen, sondern ganze Werke passiren läßt, die, wenn nicht unmittelbar, doch desto sicherer auf mittelbare Weise, den Geist fördern, gegen den alle Censur gerichtet ist. Die Censur ist eines von den Instituten, welche die Halbheit erfunden hat und die ihres Zweckes auf die Dauer beständig verfehlen müssen. Wollte sie consequent verfahren und ihrem Zwecke genügen, so müßte sie geradezu die ganze Literatur ausrotten, denn was sie in neuen Werken ausstreicht, lesen wir in alten, was sie billigt, läßt uns auf das schließen, was sie nicht billigt, und je strenger sie nur eine Ansicht der Dinge geltend machen will, desto schärfer wird durch den Gegensatz die andre hervorgehoben.

Religion.

Der religiösen Literatur gebührt der alte geheiligte Vorrang. Die göttlichen Dinge werden billig über alle menschlichen gesetzt. Dem heiligen Gegenstande bleibt seine Würde, selbst wenn er unwürdiger behandelt erschiene, als das Profane. Sollten wir mehr Geist für die weltlichen Wissenschaften und Künste aufwenden, als für die Religion, so bliebe die letztere nichtsdestoweniger der höchste Gegenstand geistiger Bestrebungen.

Religion ist der den Menschen eingepflanzte Trieb, ein höchstes Wesen anzuerkennen. Die Idee des höchsten Wesens an sich ist die eine und gleiche in allen Menschen, himmlischen Ursprungs und unabhängig von irdischen Modificationen. Die Art und Weise jedoch, wie die Menschen diese Idee in sich erkennen, ausbilden und darstellen, ist so verschieden, wie die Menschen selbst, und fällt unter die Bedingung alles Irdischen, ist einem Gegensatz und einer Entwicklung unterworfen. Die einige Idee hebt die

Mannigfaltigkeit der Ansichten, diese Mannigfaltigkeit hebt die Einheit der Idee nicht auf. Die Religion hat das Eigenthümliche, daß sie Kraft der in ihr liegenden Idee immer eine ausschließliche, Kraft der irdischen Bedingung immer eine einseitige Ansicht des höchsten Wesens enthält.

Die allen Menschen angeborne Anerkennung eines höchsten Wesens nennen wir den Glauben. Jeder Mensch glaubt an das höchste Wesen, an Gott, und die Idee desselben liegt allen noch so verschiednen Ansichten zu Grunde, der Glaube geht der Art, wie man glaubt, unmittelbar voraus. Dieser Glauben an Gott liegt allen religiösen Ansichten zu Grunde, die Ansichten aber sind verschieden, je nach dem menschlichen Vermögen und deren Ausbildung. Wir dürfen alle menschlichen Vermögen, in welchen der Glaube sich aussprechen kann, als sinnliche, gemüthliche und geistige bezeichnen. Der sinnliche Gläubige sieht Gott in der Sonne oder in der ganzen Natur, oder schafft sich ein künstliches Bild von ihm, und dient ihm in sinnlichen Handlungen. Der Gemüthliche empfindet Gott in den Gefühlen der Ehrfurcht, Liebe, des Danks, der Furcht. Der Geistige denkt Gott und abstrahirt sich aus dem Begriff des höchsten Wesens die höchsten Gesetze der Natur und des Lebens. Diese Ansichten erscheinen wieder nach dem Maaß der menschlichen Ausbildung mehr oder weniger vermischt, und die Mystik in der Blüthe des Mittelalters erkannte eine vollkommene organische

Offenbarung des höchsten Wesens zugleich an die Sinnen, das Herz und den Verstand.

Eine Religion ist sinnlich, wenn sie an die Offenbarung Gottes in der Sinnenwelt glaubt, und dieselbe entweder in Pantheismus der Natur, oder in der geistigen Verklärung der Natur zur Kunst im Bilderdienst erkennt. Eine Religion ist verständig, wenn sie eine Offenbarung Gottes im Verstand sich construirt, und das göttliche Gesetz logisch abwägt. Eine Religion ist gemüthlich, wenn sie eine Offenbarung Gottes in den Gefühlen annimmt, eine unmittelbare innre Erleuchtung, eine unsichtbare und unbegreifliche Ausgießung des heiligen Geistes. Eine Religion ist aber mystisch, wenn sie alle diese Offenbarungen vereinigt und mit allen Organen ihre Gesammtwirkung aufnimmt. In dieser mystischen Offenbarung erscheint die Idee am umfassendsten; ob auch am reinsten, hängt von der Ausbildung ab, der auch die Mystik unterworfen ist. Die sinnliche Religion erkennt das Göttliche nur in sinnlichen Vorstellungen, die verständige nur in Begriffen, die gemüthliche nur in Gefühlen. In der lebendigen Durchdringung von sinnlicher Vorstellung, Begriff und Gefühl zeigt sich die ganze umfassende Idee. Die Bilder Gottes, die Beschreibungen Gottes, die Gefühle Gottes sind nur Bestrebungen, zur Idee Gottes zu gelangen. Nur der hat die Idee Gottes, der ihn zugleich schaut, denkt und empfindet. Die Idee wird in dreifacher Emanation zum bildlichen Symbol, zur

Verſtandesdefinition und zum Gefühl des Herzens, nie zu einem allein, ſondern zu einem in allem, und allem in einem. Jede Religion ſtrebt nach dieſem myſtiſchen Glauben, und geht entweder in der Einſeitigkeit unter, oder gelangt von der einen Offenbarung durch Vermittlung mit den andern zur höchſten. An dieſe Stufenleiter ſind alle hiſtoriſchen Religionen geknüpft.

In der höchſten Blüthe des Mittelalters war das Chriſtenthum eine Zeitlang myſtiſch. Die Geſchichte ſcheint damals bis zu einem Wendepunkt gediehen zu ſeyn, und den erſten großen Akt ihres Schauſpiels würdig beſchloſſen zu haben. Bis dahin drängten alle Kräfte zur Einheit; von da beginnt wieder die Entzweiung. Ein neues, höheres, vielgeſtaltigeres Leben blüht aus den Ruinen jener großen Vorzeit, und zum zweitenmal in weiterem Kreiſe ſchwingt die Geſchichte ſich um. In der Erinnerung der Vergangenheit liegt aber die Hoffnung der Zukunft aufgeſchloſſen, und wir leſen ihr Verhängniß in den prophetiſchen Büchern der Geſchichte. Selbſt die Natur belehrt uns, daß die zweite Schöpfung das Geſetz der erſtern nur in höhern Entfaltungen des Lebens wiederholt. So werden wir auch in dieſem zweiten Welttage den geheimnißvollen Zug aller getrennten Kräfte nach einer höhern myſtiſchen Einigung nicht verkennen. In ihm liegt das Räthſel der Trennung ſelbſt aufgeſchloſſen. Keine andere Bedeutung hat dieſe Trennung als in der Idee der Ver-

Vereinigung. Von jener frühern Einheit aber, von jener ersten Gestaltung einer mystischen Religion im Mittelalter müssen wir auf doppelte Weise anerkennen, daß sie die Idee weit vollkommner offenbart hat, als es eine sinnliche, gemüthliche oder verständige Religion vermag, daß sie aber zugleich einer noch niedern Stufe der menschlichen Entwicklung angehört. Jenes erhebt sie über unsre neuern vereinzelten Bestrebungen, dieses setzt das meiste, was wir als vereinzeltes davon hervorheben mögen, unter dieselben herab. Die neuere Entwicklung hat vieles ausgebildet, was in jener Zeit noch roh erscheint, aber nur in einzelnen Richtungen, die Idee hat sie noch nicht wiedergeboren und darauf beruht die geheime Scheu oder Achtung vor dem Mittelalter, die den Gegner wie den Vertheidiger unwillkürlich ergreifen, mag er sich auch, wenigstens im Verstande, noch so erhaben über jene Zeit fühlen. Wenn jetzt der tiefe Sinn für Natur und Kunst an eine seelenlose Mechanik und Technik gewiesen ist, ergreift uns wehmüthig die Erinnerung an eine Zeit, da der Glaube noch das äußere Zeichen beseelte, da das Göttliche noch auf mystische Weise mit dem Wunder der Schönheit in der Natur und Kunst verbunden war. Wir sehen die Werke jener heiligen Kunst mit staunender Bewunderung und fühlen, daß wir zu schwach sind, ähnliches hervorzubringen, weil die Idee uns fehlt. Wir haben das tiefe Bedürfniß, das Heilige auch in Natur und Kunst zu suchen, aber der Verstand spie-

gelt uns vor, daß wir es nimmer finden können, und lenkt unsre bildende Kraft auf das Nichtige. Dieser Verstand selbst entbehrt jener höhern Weihe des Glaubens und sucht in ängstlicher Hast ihn aus sich selber zu erzeugen als Überzeugung, wie das Facit einer Rechnung, und läßt, was er gewonnen, immer wieder fahren und sucht weiter, was er niemals finden wird. Da denkt er mit geheimer Angst und nicht ohne Neid an eine Zeit zurück, da der Glaube noch den Begriff beseelte, da das Göttliche noch auf mystische Weise verbunden war mit den Gedanken, und eine heilige Ruhe und Zuversicht in den Denkenden wohnte. Das Gefühl endlich, das jetzt bis zur Verzweiflung sich verirrt, möchte zurückflüchten in eine Zeit, da es der Glaube noch beseelte, da das Göttliche noch auf mystische Weise sich ihm offenbarte und ein inniges starkes Band des Vertrauens um die Seelen schlang, und das gläubige Gemüth zu Entschließungen und Thaten begeisterte, welche das Blüthenalter des menschlichen Geschlechts bezeichnen. Allen aber muß die Einheit alles Lebens im Glauben, wie jene Zeit es offenbart, das höchste Wunder dünken. Bild, Gedanke, Gefühl durchdrangen sich überall. Was das Auge sah, empfand das Herz; was das Ohr vernahm, klang in den tiefen Seelen an. Und des Gedankens kühnsten und feinsten Getriebe waren wie Gold durchglüht vom Feuer religiöser Begeisterung. So war in engorganischer Verbindung eine Kraft mit der andern verschlungen.

Das Göttliche, das dem Sinne als Wesenheit erschien, offenbarte sich dem Verstande zugleich als Nothwendigkeit und dem Gemüth als Liebe. Gott war etwas wirkliches, etwas nicht allein, aber auch sinnliches. Das System des Cultus, der Heiligen und Wunder erweiterte sich bis zum Pantheismus. Man untersuchte jedoch zugleich die innere logische Consequenz des Göttlichen. Endlich war die pietistische Gluth des Herzensglaubens damals noch auf's innigste mit dem äußern Cultus und mit der Scholastik vermählt. Sinn, Verstand und Gefühl durchdrangen sich auf mystische Weise in der Idee, und das ganze System war mystischer Idealismus, Ureinheit der Ideen Wesenheit, Nothwendigkeit und Liebe in der Idee Gottes.

Vermöge des inwohnenden Pflegmas zog aber der Sinn die Menschen abwärts und löste das schöne Band auf. Einseitig in grobe Sinnlichkeit entartend, stieß der Katholicismus Verstand und Gemüth von sich, und es geschah der ungeheure Riß wie in den Geistern, so in der Geschichte der Völker. Mit der Einheit war auch die Idee entwichen und das mystische Wunder. Dennoch sollen wir diesen Wandel nicht beklagen, noch in thörichter Selbstverläugnung die höhere Bedeutung der neuen Entwicklung verkennen. Die Idee ist an keine Zeit gebunden, und wir werden sie auf einer höhern Stufe wiedergewinnen. Auf jener Stufe war sie noch unvollkommen entwi-

ckelt, deswegen ging nicht die Idee, aber die unvollkommene Realisirung derselben unter.

Der erste Blick in die Geschichte des Christenthums belehrt uns, daß es in den frühern Jahrhunderten mehr den Verstand im Gegensatz gegen die heidnische Philosophie, und das Gefühl im Gegensatz gegen den sinnlichen Götzendienst der Heiden in Anspruch nahm, daß aber, als das Christenthum den vollständigen Sieg erfochten hatte, die Sinnlichkeit sie wieder herabzog, daß die sinnliche Anschauung des Göttlichen in Wundern, und die sinnliche Anbetung in einem ceremoniösen Gottesdienst wieder das Übergewicht erhielt, im Morgenlande durch Muhamed, im Abendlande durch die Päpste.

Welcher Katholik, welcher dichterische Geist auch eine sinnliche Offenbarung des Göttlichen zu glauben sich gedrungen fühlt, wird doch nicht läugnen, daß die Religion des Mittelalters in eine allzugrobe Sinnlichkeit ausgeartet, daß die göttliche Idee unter der Last sinnlicher Bilder und Zeichen gleichsam erdrückt und verschüttet, daß das Wunder gemein gemacht worden ist, und daß die Sinnlichkeit eine Herrschaft sich angemaßt, unter welcher der denkende Verstand und das innige Gefühl einen Zwang erlitten, gegen den sie nothwendig sich empören mußten. Die herrschende Kirche mißtraute dem Verstand und die inhumanen Mittel sind bekannt, durch welche sie denselben zu tödten bemüht war. Sie mißtraute dem Gefühl und suchte dasselbe durch äußere Werke zu

übertäuben. Wer die Gebete zählen mußte, konnte nicht mehr beten. Was Wunder also, daß der Verstand mit seinem alles durchdringenden Blitz endlich den stolzen Bau jener Kirche zerriß. Als er aber einmal zur Herrschaft gekommen, war es eben so natürlich, daß er seinerseits in einseitige Übertreibung verfiel. Er mißtraute jener Sinnlichkeit, der er einst erlegen war, und verdammte mit den äußern Zeichen auch die Offenbarung Gottes in der Schönheit, ja viele seiner Verfechter wählten die Häßlichkeit mit Vorliebe, um nur jenem Einfluß der Schönheit zu begegnen. Das Gefühl aber konnte nicht aufkommen gegen die kriegerische Besonnenheit jener Verständigen, die in ihm zwar keinen Feind, doch einen zweideutigen Nachbar erkannten, bei welchem der Feind leicht Posto fassen könnte, die ihm daher die Fesseln des Wortes anlegten, wie der Katholicismus ihm einst die der Werkthätigkeit aufgedrungen.

Da flüchtete das mißhandelte Herz, die Gotttrunkenheit andächtiger Seelen in die verfolgten Sekten des Pietismus. Aber auch sie sind in einer schroffen Einseitigkeit befangen, worin sie besonders die Verfolgung fortwährend erhält. Sie sind gleichsam ertrunken und aufgelöst in Gefühlen und können weder die Wirklichkeit des Göttlichen, wie die Katholiken, noch das Gesetz des Göttlichen, wie die Protestanten, erfassen. Sie schwimmen im Nebelhaften und Formlosen. Sie mißtrauen der Sinnlichkeit, weil sie dieselbe für eine Fessel halten, weil sie vom

festen Boden der Erde in ein unsichtbares Reich der Seligkeit verzückt zu werden streben. Sie mißtrauen dem Verstande, weil er überall Schranken erkennt, und das Überschwengliche schlechterdings nicht duldet.

Dies ist das große Schisma der Gemeinden in unsrer Zeit. So hat die Idee sich wieder in Vorstellung, Begriff und Gefühl zersetzt, die nun in höherer Entwicklung ihre Vereinigung suchen müssen.

Im gegenwärtigen Augenblicke stehn die Parteien auf dem Friedensfuß. Wenn auf der einen Seite die Polemik der gelehrten Theologen, ohne große Theilnahme des Volkes, fortwüthet, geschehen auf der andern Annäherungen und Übergänge. Der friedliche Zustand rührt zum Theil noch von der Ermattung der frühern Kämpfe her, zum Theil von dem Vorwalten weltlicher Neigungen und Bestrebungen, bei denen die Religion vernachlässigt wird. Im vorigen Jahrhundert zogen uns die Wissenschaften und Künste, in diesem zieht die Politik uns von der Betrachtung des Religionsstreites ab. Ist seit zehn Jahren wieder mehr von dem letztern die Rede gewesen, so ist doch der Zeitgeist keineswegs vorzugsweise für diese Angelegenheit gestimmt. Erst spätere Zeiten werden die Räthsel lösen, die in unsern religiösen Verwickelungen liegen. Die theologische Literatur ist der Spiegel des ganzen innern Lebens der Confessionen, und wir werden hier die wichtigsten Partien daraus betrachten.

Nirgends zeigt sich der Einfluß früherer Verhältnisse auf unsern heutigen Zustand so auffallend, als in unsrem Kirchwesen. Alles, was wir davon erblicken, trägt das Gepräge der Vergangenheit, und welcher Vergangenheit? eines Kriegszustandes, der damit endete, daß beide Parteien in schlachtfertiger Stellung versteinerten. Wir sehen an den gewaltigen Riesen hinauf, die immerfort mitten auf unserm belebten Markte stehen, und schauern ein wenig über die Größe, oder über die Wuth, oder über das Todte der mächtigen Gestalten. Es ist in der That eine ganz einzige Lage, in der wir uns in kirchlicher Hinsicht befinden. Möchte ein verschiedner Glaube immerhin an getrennte Stämme oder wenigstens Stände sich vertheilen, möchte der Haufen auf rohere, die Gebildeten auf feinere Weise glauben und beten, so wäre das nichts besonders, aber daß ein und dieselbe Nation mit gleicher Naturanlage, gleichen Schicksalen, gleicher Bildung und auf demselben engen Boden zusammengedrängt, sich in so durchaus verschiedne Kirchen, ohne Rücksicht auf Stand und Bildung, ich will nicht sagen getrennt hat, sondern nur getrennt erhält, ist wahrlich, so sehr wir uns daran gewöhnt haben, doch immer außerordentlich. Die Ursache dieser Erscheinungen aber, daß sich dieser Zustand erhält und uns nicht durchaus mißbehagt, liegt eben in jener Gewohnheit, die sich allmählich einfinden mußte, nachdem beide Parteien weder siegen, noch fallen, noch länger fechten konnten. Sie liegt aber

ferner in dem Umstande, daß die kirchlichen Fragen von wissenschaftlichen, ökonomischen und politischen ein wenig beseitigt worden sind, und man sich nicht ausschließlich mehr für die Kirchensache interessiren mag. Mitten im Frieden aber zeigt man sich von Zeit zu Zeit die Waffen und macht drohende Bewegungen, die immer wieder von wichtigen politischen Bewegungen verschlungen werden. Man darf behaupten, unsre Zeit sey so sehr von politischem Interesse beherrscht, daß die religiösen Bewegungen, die sich zeigen, nur aus den politischen gefolgert werden können, daß sie sogar künstlich durch diese erzeugt werden. Die einzige unabhängige, rein religiöse Bewegung, die durch den Druck politischer Verhältnisse zwar genährt, aber auf keine Weise von der Politik organisirt wird, ist die pietistische, und auch aus diesem Grund muß man dem Pietismus mehr reelle Kraft zuschreiben, als den verbrauchten Maschinerien andrer Parteien.

Die ganze Geschichte des Christenthums, ja sogar des Heidenthums, und vielleicht auch des künftigen Christenthums hat in Deutschland und in der Literatur ihre Repräsentanten. In der katholischen Kirche stehen sich noch immer die bischöfliche und papistische Partei gegenüber, und von Zeit zu Zeit kommen noch bald Mystiker, bald Dominikaner, bald Reformatoren zum Vorschein. Die Protestanten repräsentiren theils die ältern Christen, theils die künftigen, und bei ihnen erblicken wir nicht nur alle

Waffen, die jemals zu den verschiedensten Zeiten und von den verschiedensten Seiten her gegen den Katholicismus sich gerichtet, sondern, sofern ihre Lehren positiv sind, enthält sie auch die Keime künftiger Entwickelungen. Die nun auf die Zukunft sehn, finden im gegenwärtigen Protestantismus noch mannigfache Gebrechen und somit herrschen in dieser Partei sehr entgegengesetzte Meinungen. Endlich hat sich das Heidenthum wie in den Überlieferungen der katholischen Kirche, so im Libertinismus einiger Protestanten ebenfalls eine Stimme erhalten. Darf man sich also über die ungeheure Mannigfaltigkeit von Meinungen und Urtheilen, die über Religion obwalten, noch verwundern? Die Stimmen vergangner Jahrtausende mischen sich immerfort mit den heutigen, und will man sie alle verstehen, muß man sich in allen Zeiten umsehen. Kein Zeitalter war so roh, daß es nicht in dem unsern einen Repräsentanten aufzuweisen hätte, und man darf wohl auch sagen, keines wird so edel seyn, dem nicht wenigstens eine erhabne Ahnung des heutigen entspräche. Den Fuß im Abgrund und Sumpf ragt dies Geschlecht mit dem Haupt in ferne Sonnenhöhen.

Die Meinungen könnten friedlich neben einander bestehen, aber sie kämpfen, weil jede allein gelten will. Es gibt kein Volk, das so heterogene Elemente in sich vereinigte, dessen mannigfach modificirte Naturanlagen und Charaktere so sehr aller Normalität widerstrebten, als das deutsche, und doch suchen wir allem eine Norm aufzuzwingen, überall denken wir

zuerſt an Normalzuſtände, Normalmenſchen und wollen auch dann den unermeßlichen Reichthum verſchiedener Entwickelungen nicht beachten, wenn ſie dem Normaliſiren entſchieden in den Weg treten. Selbſt die Naturwiſſenſchaft geht von Normalmenſchen aus, und beachtet alles, was der Gattung gemeinſam iſt, nur nicht, was die Individuen unterſcheidet. Wir haben noch keine Theorie der Gerüche in den Pflanzen und noch keine der Temperamente in den Menſchen. So geht man in der Politik immer von einem Normalzuſtand aus und will alle Menſchen nach einem Maße meſſen. So will man auch in der Religion keine Mannigfaltigkeit dulden, und wie ſehr dieſe allenthalben ſich kund gibt, in wie verſchiedene Glaubensweiſen die Deutſchen ſich trennen, will doch jeder die ſeinige zur alleingültigen machen.

Die Frage nach der äußern Kirchenverfaſſung iſt eigentlich ganz unabhängig von der nach dem innern Lehrbegriff, und es iſt beinah ſchon jeder mögliche Lehrbegriff bei jeder möglichen Verfaſſung beſtanden. Es hat ein katholiſches Presbyterium, eine katholiſche Episcopalkirche ohne Papſt gegeben und der Katholicismus iſt der weltlichen Macht, hier dem Geſetz, dort dem Monarchen unterthan worden, wie der Proteſtantismus. Es hat aber auch ganz artige proteſtantiſche Päpſte, Biſchöfe, Bannbullen und Ketzerrichter gegeben. Nicht die Art und Weiſe wie man Gott anbetet, nicht die Religion, ſondern die Menſchen und irdiſchen Verhältniſſe machen hier die

Änderungen. Die Religion wird hier ganz in die Politik hineingezogen, die Kirche ganz zum geselligen Institut, allen Tugenden und Lastern der Gesellschaft Preis gegeben.

Es kann nur zweierlei Grundformen der äußern Kirchenverfassung geben, die Hierarchie oder die politische Kirche, d. h. die Kirche ist entweder von der weltlichen Macht unabhängig, oder abhängig. Die Hierarchie ist entweder Regiment der Priester oder des Volks, im ersten Fall ist sie priesterliche Monarchie, oder Papstthum, Aristokratie oder Episcopalkirche, Demokratie oder Presbyterium, im letztern Fall ist sie geistliche Demokratie der Laien selbst, mit Ausschluß der Priester. Die politische Kirche steht unter dem weltlichen Regenten, er sey König oder Consul, Mensch oder Gesetz, was für sie einerlei ist. Wichtiger aber ist der Unterschied, nach welchem sie entweder die ausschließliche oder nur die geduldete Kirche ist.

In Deutschland herrscht gegenwärtig die politische Kirche und zwar die monarchische, und zwar die nur geduldete. Wie die Protestanten durch ihr altes Kirchengesetz, so sind die Katholiken durch die Concordate und die Sektirer durch Schutzbewilligungen und alle insgesammt durch die herrschende Richtung des Zeitgeistes der weltlichen Macht unterworfen und diese ist die monarchische. Da aber alle einmal vorhandene Confessionen bei einander geduldet werden, ist keine die herrschende. Wie auch hier das Papst-

thum, dort das Episcopat, dort das Presbyterium, dort die pietistische Glaubensdemokratie mit schwachen Kräften Raum zu gewinnen sucht, wie auch noch, wo eine Religionspartei überwiegt, die Ausschließlichkeit sich zu erhalten trachtet, sie werden alle niedergehalten durch die weltliche Macht und durch eine allgemeine europäische Politik, für welche die kirchlichen Interessen nicht mehr Zwecke sind, sondern nur Mittel.

Was über die politischen Verhältnisse der Kirchen hin und her gestritten wird, trägt den Charakter der Schwäche. Man verfährt von allen Seiten säuberlich und der Widerstand der Hierarchie ist so selten oder so sanft, als die Gewaltstreiche der Politik es sind. Man will vor allen Dingen Frieden; es scheint, man befinde sich in der Nacht und wolle den Morgen abwarten, um sich ins Gesicht sehn zu können. Die Herrschaft der Politik über die Kirche bedient sich hauptsächlich nur der stillen Gewalt des Zeitgeistes, um sich ohne Skandal zu befestigen. Da der Zeitgeist für sie ist, so ist sie auch unabwendbar, welches auch ihr Recht seyn möchte; wäre der Zeitgeist gegen sie, wie im Mittelalter, so würde sie eben so unterliegen.

Bei allem, was man für oder wider den Katholicismus sagt, kommt es vorzüglich darauf an, wie man sich das Wesen desselben eigentlich denkt. Die meisten sehn darin einen todten Buchstaben, nur

die wenigsten eine lebendige Seele. Seine Vertheidiger selbst legen dem System von Satzungen und Vorschriften die Kraft bei, die ihn trägt und erhält, und seine Gegner zielen auf nichts anders, wenn sie mit Buchstaben gegen den Buchstaben anziehn, und eine Satzung durch die andre, eine Auslegung durch die andre zu vernichten trachten. Das Wesen des Katholicismus ist aber in keinem Buche zu suchen. Er ist auf keinen Buchstaben, sondern auf die Menschen gebaut; verbrennt alle seine Bücher, und es wird Katholiken geben nach wie vor. Diese Bücher thun so wenig als der Name zur Sache. Namen ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. Zwar entspricht der Katholicismus auch jetzt noch vorzugsweise der sinnlichen Richtung, allein es liegt doch in ihm noch die Ahnung jener Mystik des Mittelalters, und sie ist es, die ihm die Herzen des Volks erhält. Noch liegt in ihm die Richtung nach organischer, den ganzen Menschen umfassenden Erkenntniß und Anbetung Gottes. Noch haben die Sinne, das Gemüth, der Verstand und das thätige Leben gleichen Antheil an der Religion des Katholiken. Nur in diesem Sinne ist die katholische eine allgemeine Kirche, denn nur jene organische Erkenntniß bietet gleich der Erde dem himmlischen Licht alle Seiten dar und ist deßfalls die einzige, die auf Allgemeinheit Anspruch machen kann. Was hier als Idee ausgesprochen ist, liegt wenigstens als dunkel geahndetes Bedürfniß in der Seele des ungebildeten Katholiken und er findet es auch

auf rohe Weise in seiner Kirche befriedigt. Er sieht seinen Gott, er fühlt sich von seinem Daseyn mit andächtiger Leidenschaft ergriffen, er denkt ihn und er handelt für ihn. Darum genügt dem rohen Menschen die katholische Religion, wie keine andre, und auch der gebildetste würde sich damit begnügen, er würde keine andre mehr kennen, wenn bei ihm nicht einseitig ein Organ vorherrschte oder mit Hintansetzung des andern ausgebildet wäre, wenn die Zeit so weit vorgerückt wäre, um so viel umfassen zu können, als der vollendete Katholicismus an Bildung verlangt. Die Idee Gott mit allen Organen zu vernehmen und anzubeten, im Gegensatz gegen alle andern Religionen, in denen nur das eine Organ verwaltet, ist äußerst einfach, aber die Realisirung einer ihr entsprechenden Kirche übersteigt das Vermögen der Geschlechter, die bis jetzt gelebt haben und leben. Ich wiederhole also, nur die Befriedigung jenes Bedürfnisses, wie sie der gemeine Katholik auf rohe Weise in seiner Kirche findet, ist die erhaltende Kraft, ist das Wesen des Katholicismus, und die Bücher, die das Volk nicht einmal kennt, sind nur einseitige Ausflüsse jener Kraft für die Gelehrten und gegen die Gegner, und allen Gebrechen der Wissenschaft unterworfen. Wer sie angreift, hat leichte Mühe, trifft aber den wahren Katholicismus nicht darin an. Alle Mißgriffe, ja alle Schändlichkeiten derer, welche die Volksstimme als echte Gottesstimme Pfaffen nennt, haben der erhabenen Idee nichts von ihrer Würde

rauben können, wenn man es nur versteht, die Sache von den Menschen zu unterscheiden.

Der Katholicismus ist mächtiger außer, als in der Literatur. Er verschmäht die Untersuchung, es genügt ihm an der Tradition, und er muß sich sogar der Sündfluth von Schriften entgegensetzen, welche diese Tradition in den Schatten stellen könnten. Von jeher war Tradition und Schrift im Widerspruch. Als Omar Alexandrien erobert, ließ er die ungeheure Bibliothek dieser Stadt, darin alle Schätze des Wissens jener Zeit aufbewahrt lagen, verbrennen, und gab den Grund dafür an: steht in diesen Büchern, was im Koran steht, so bedürfen wir ihrer nicht, denn wir haben den Koran schon, steht aber etwas andres darin, so müssen sie vertilgt werden, denn Gott ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet, und der Koran ist sein Wort, was darüber ist, das ist vom Übel. In ähnlicher Weise dachten jene Mönche, welche die Buchdruckerkunst als die schwarze Kunst bezeichneten, und in der That ist ein Omarfeuer wirksamer und consequenter als ein catalogus librorum prohibitorum, während der Grundsatz beider nur ein und derselbe ist.

Indeß hat der Katholicismus, wie die Geschichte lehrt, sich in sich selbst schon oft verwandelt, und den Zeiten und ihren Bedürfnissen nachgegeben. Selbst die Strenge jenes Grundsatzes gehört keineswegs seiner Idee, sondern nur einer Zeitentwicklung an, und sollte die Freiheit des Wissens auch nicht mit

der Tyrannei der Kirche, einem Geschöpf der Zeiten, übereinstimmen können, so kann sie es doch mit der ewigen Idee des Glaubens. In diesem Sinn haben neuere Katholiken, unter andern Görres, auf der einen Seite den strengsten Glauben, auf der andern das freieste Wissen angesprochen und durch die That gezeigt, wie beides im Katholicismus bestehen könne.

Die sich aber auch nicht zu dieser Höhe der Ansicht erheben konnten, haben doch der Zeit in ihren Entwicklungen folgen müssen, und das verschmähte Wort selbst ergriffen, um die gefährliche Waffe entweder unschädlicher für ihre Partei zu machen, oder sie in ihrer ganzen Schärfe gegen die Gegner zu kehren. In dieser Weise sah man, trotz dem Geschrei der Mönche, die Gelehrsamkeit der Jesuiten, wie trotz dem Geschrei der Janitscharen, das europäische Kriegswesen unter den Türken entstehn. Man durfte eine Armatur nicht verschmähen, die den Feind so mächtig machte und opferte Sitten und Maximen auf, um das Daseyn zu retten. Die katholische Literatur hat demzufolge einen beträchtlichen Umfang erreicht, und umfaßt wenigstens halb so viele Werke als die protestantische. Auch nimmt sie, wie die Meßkataloge beweisen, mit jedem Semester zu.

Der Katholicismus hat die Nachtheile einer Defensive zu wohl kennen gelernt, daß er nicht die Offensive, es koste, was es wolle, wieder ergreifen sollte. Und die Gegner haben ihm dafür eben so

viele Blößen gegeben, als er sehr geschickte Vorfechter gefunden hat. An eine Contrereformation ist zwar noch nicht zu denken, doch unverkennbar ist die vorschreitende Bewegung der katholischen Partei. Indeß ist diese Partei über das, was sie eigentlich will, so wenig einverstanden, als vielleicht irgend eine andre deutsche Partei, weit weniger als es die Gegner ihnen wider ihr Verdienst zutrauen. Die consequentesten werfen sich unbedingt dem Papst in die Arme; unter diesen scheinen wirklich einige sich befriedigen zu wollen, wenn auch Alexander VI. wieder aufstünde, andre dagegen hoffen wenigstens immer auf den besten heiligen Vater. Keineswegs sind aber alle Verfechter des Katholicismus Ultramontanisten, und diese gemäßigte Partei ist noch immer von dem Geist jener bessern Bischöfe beseelt, die zwischen Jesuiten und Reformatoren, wie zwischen Berg und Gironde in der Mitte gern allgemeinen Frieden erhalten möchten. Die Männer dieser Partei widersetzen sich der Tyrannei des römischen Stuhls und dem Eindringen jesuitischer Söldlinge desselben, halten sich zu Fürsten und Volk, befördern Moral und Unterricht, und würden sich sehr leicht mit einer gewissen protestantischen Partei, welche sich im Sinn der anglikanischen Kirche dem Katholicismus nähert, verständigen, wenn die politischen Verhältnisse und zum Theil die Blindheit protestantischer Zeloten nicht undurchdringliche Scheidewände zwischen sie zögen. Außer diesen verdient allerdings die Partei der pec-

tiſchen Katholiken erwähnt zu werden, weil ſie einen großen Einfluß auf die gebildeten und höchſten Claſſen üben. Dieſe Partei weiß entweder nicht, was ſie will, oder ſie will nur die Poeſie des Mittelalters wieder haben, und kennt in der Regel die politiſchen Verhältniſſe zu wenig, um ſich in dieſem Sinn zu intereſſiren. Sie wird daher nur ein Mittel für die Zwecke einer andern Partei, vorzüglich der Papiſten, weil in dem poetiſchen Bilde, das ſie ſich entworfen haben, der Papſt nothwendig den Mittelpunkt einnehmen muß. Es iſt ein großer Fehler der Proteſtanten, der aber für ihre Ehrlichkeit zu ſprechen ſcheint, daß ſie die Entzweiung ihrer Gegner nicht benutzen, ſondern vielmehr durch ihren Haß und Widerſtand deren Einigkeit ſo viel als möglich befördern. Was wollen die, die ihr immer verwechſelt? die Einen wollen unumſchränkte Despotie des Papſtes, die Andern eine allgemeine friedliche Kirche, die Dritten eine religiöſe Kunſt. Dieß ſind ſehr verſchiedene Dinge.

Das Papſtthum iſt freilich durch ſeine eigne Schuld in argen Verfall und noch größern Mißcredit gerathen. Welche Demüthigung hat es erfahren müſſen, und wie hat es ſich durch eigne Laſter lange Zeit geſchändet und gegen ſich ſelbſt gewüthet. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Papiſten einerſeits an ihre alte Idee und an die alte Achtung vor derſelben appelliren, andrerſeits an die Gegenwart

sich halten, auf ihre Ruinen sich verschanzen und verzweifelte Ausfälle thun.

Wir müssen die Idealisten des Ultramontanismus von den Materialisten desselben trennen. Jenen ist es um die Idee, diesen nur um die materielle Existenz zu thun. Jene sind daher streng gegen die Mißbräuche der Kirche selbst, weil sie die Idee entweihen, diese dagegen geben diese Mißbräuche keineswegs zu, sondern erklären sie für so heilig, als die Idee selbst. Der Papst steht demzufolge, wie die Bourbonen zwischen Ideologen und Praktikern, von denen die Einen für das Mittelalter predigen, die Andern für die Gegenwart handeln. Man kann die Einen auch Romantiker, die Andern Jesuiten nennen, und muß sie wohl von einander unterscheiden. Jene sind unabhängige Geister, diese Sclaven. Jene trennen sehr genau Idee und Erscheinung, diese halten sich nur an die letztre. Jene vertheidigen für den Papst die Idee der alten Kirche, gegen ihn zugleich die Freiheit des Wissens; diese bekümmern sich wenig um die Idee, wenn sie nur das freie Wissen unterdrücken können, damit man die Erscheinung besser glaube. Kurz, jene sind die Helden einer ewigen Idee, diese die Kopffechter einer vergänglichen Erscheinung. Die Gegner des Katholicismus übersehn dieses Verhältniß fast immer und bezeichnen auch die Ideologen, wie z. B. Görres, mit dem Eckelnamen Jesuit. Es sind gerade die Unfreiesten unter den Protestanten, welche die Freiheit der katholischen

Idealisten nicht einzusehn vermögen. Leute, die nach Freiheit seufzen, weil sie im eignen Geist ewig gefesselt sind, erkennen auch die Freiheit im andern nicht, oder sehn im Spiegel ihrer Verkehrtheit jeden in demselben Maaß für unfreier an, als er freier ist. So hat eine ganze Bande unfreier Seelen sich vereinigt, den genialen Görres, dessen Werke ein Triumph geistiger Freiheit sind, gleichsam durch Ostracismus aus dem deutschen Sternenhimmel herauszuwerfen. Die Ansicht, von der sie ausgehn, ist sicher die unfreieste, die es geben kann. Sie schreiben einem Glauben, in seiner bloßen formellen Äußerung alle Macht über den Menschen zu, da umgekehrt vielmehr der Mensch die Macht über den Glauben übt. Sie wähnen, daß, so gut wie sie selbst mit dem Siegel des Protestantismus gestempelt, sofort aus Schafen gebildete und freie Menschen geworden wären, auch auf der andern Seite jeder Mensch, durch das Siegel des Katholicismus gestempelt, nothwendig ein Barbar und unfrei werden müsse, und sie haben keine Ahnung davon, daß der Katholicismus im Geist eines genialen Menschen eine eben so würdige Gestalt annehmen könne, als der Protestantismus in dem ihrigen allerdings in eine unwürdige karrikirt wird.

Es gibt über alle Verderbnisse des Katholicismus weit erhaben, noch kräftige, reine Naturen, riesenhafte Genien, in denen die Idee wiedergeboren wird, denen der Mysticismus des Mittelalters er-

ganisch inwohnt, wie er ganzen Generationen der Vergangenheit ingewohnt. Unstreitig hat es zu allen Zeiten Charaktere gegeben, die als Repräsentanten einer andern künftigen oder vergangenen Zeit betrachtet werden müssen. Wie im Mittelalter selbst Arnold von Brescia, Petrarca und andre Vorboten der neuen Zeit, und von protestantisch-republikanischem Geist durchdrungen gewesen, so hat unsre Zeit wieder ihre Repräsentanten des Mittelalters, die nicht auf eine äußere Weise durch Liebhaberei an jene Vergangenheit geknüpft, sondern innerlich von ihrem Wesen beseelt, organisch mit ihr verwachsen sind. Sie leben, denken und empfinden nur im Sinn des Mittelalters, alles tritt ihnen unter diesen Gesichtspunkt, und wenn sie zugleich die Bildung der neuern Zeit in sich aufgenommen, so huldigt dieselbe doch der mittelalterlichen Idee, und dient nur, das Licht derselben in einer neuen Welt von Bildern, Gedanken und Empfindungen auszustrahlen. In dieser Weise haben Tieck und Görres uns die Tiefen jener Weltansicht offenbart, die als die bewegende Seele einer der größten Epochen der Geschichte mit der Entwicklung des Geschlechts innig zusammenhängt und in der menschlichen Natur tiefe Wurzeln geschlagen, eine Weltansicht, die dem Mittelalter unter den Bedingungen einer reichern Natur und einer minder vorgeschrittenen Cultur offenbart worden, deren Vermittlung für den Culturzustand in unsrer Zeit aber nothwendig einmal erfolgen mußte. Tieck hat als Dich-

ker in der poetischen Auffassung des Lebens, der Kunst und der Charaktere des Mittelalters, Görres als Philosoph in der reifsten organischen Entfaltung der altkatholischen Grundidee, jene Mystik wiederweckt und ihr Räthsel uns gelöst. Franz Baader hat sogar den Versuch gemacht, die spätere Mystik, die aus dem Pietismus der Protestanten hervorgegangen, namentlich die Mystik Jakob Böhmens, für den Katholicismus zu vindiciren. Dergleichen Erscheinungen sind bedeutungsvoll, da sie eine Annäherung der nur dem Namen nach getrennten, der Idee nach verwandten Parteien bezeichnen.

Indem solche freie Geister sich über die historischen Entwickelungen und über den materillen Verfall der Kirche erhoben haben, sind sie sehr verschieden von den befangenen Geistern, welche nur die Erscheinung, die gegenwärtige, verderbte anerkennen und vertheidigen, wiewohl sie diesen wenigstens gegen die Protestanten gelegen kommen. An den Vertretern einer hinfälligen Erscheinung mag man freilich vieles auszusetzen finden, doch soll man nicht vergessen, was die Barbarei, die jeden Kriegszustand begleitet, dabei verschuldet hat, so gut wie manche Gebrechen des Protestantismus durch denselben Umstand entschuldigt werden. Der Glauben ist das Schönste im Reich der Geister, wie das Weib das Schönste in der Natur. Beide verzerren sich in die äußerste Häßlichkeit, wenn sie statt Liebe Haß finden, und in ohnmächtigem Kampfe doch nicht sterben

können. Beide treibt die Verzweiflung eines unnatürlichen Verhältnisses auch zu eigner Unnatur, die ihnen zuletzt zur andern Natur wird. Die Süßigkeit, das Vertrauen und die stille Macht der Liebe werden Gift, Verrath, Gewaltthat.

Es ist in der That ein erhabenes und ächt tragisches Schauspiel, das uns die alte Kirche gewährt, bald Medea, bald Niobe, bald Entsetzen, bald Wehmuth erweckend. Unheilbar verwundet, kann sie doch nicht sterben. Von einer Fülle innerer Ideen geschwellt, findet sie nirgends Raum. An Herrschaft und Liebe gewöhnt, findet sie keine Arme und keine Herzen. Wie der alte König Lear ward sie verstoßen und mußte betteln von den kaiserlichen Schwiegersöhnen und ward mißhandelt, geplündert, gefangen, und sah die geliebte und verkannte Cordelia, des Herzens tiefen Glauben, grausam gemordet. Jetzt hat man sie endlich wieder befreit und ehrt ihr Alter und läßt sie wieder regieren unter einer sanften Vormundschaft. Sie lebt nun auf, aber was soll aus ihr werden? Mit ihrem Anspruch auf die höchste Autorität tritt sie wieder in die Mitte so vieler andrer Ansprüche, die Gewalt und Besitz und das Zeitalter für sich haben. Mit Liebe soll sie regieren, und die Sklaven, die sich ihr zum Dienst aufdrängen, kennen nur List und Gewalt.

Der Ultramontanismus hat es seit der Reformation wohl gefühlt, daß er mit doppelter Zunge reden müsse, mit der göttlichen und menschlichen, mit

der einen, um Befehle zu geben, mit der andern, um die Gemüther für den Gehorsam zu bearbeiten. Die zweite Stimme wurde den Jesuiten anvertraut, und abgesehn von diesem Namen vernehmen wir sie noch heute, ja in der jüngsten Zeit der Restauration weit öfter, als in der vorhergehenden der Revolutionen. So lange das Zeitalter roh, ungeschlacht und unverschämt war, mußten die Jesuiten vorzüglich Feinheit gebrauchen, weil sie den Feind nur von hinten her anfallen konnten. Nun das Zeitalter in dieser Schule selber fein genug geworden ist, müssen sie es umgekehrt mit der Unverschämtheit versuchen, weil sie dem vorsichtigen Feind so geradezu von vorn unversehens kommen, und ihn aus der Fassung bringen. Dieser Kriegsmanier getreu, studiren selbst die Klugen unter ihnen auf Dummheit, und stellen sich so brutal als möglich, was auch zum Theil deßwegen nothwendig ist, weil sie es jetzt auf den Pöbel abgesehn haben, während sie ehemals nur die höhern Stände zu überlisten trachteten. Zur Zeit der Reformation galt es ihnen, die Ansprüche des Volks durch die Fürsten, jetzt gilt es ihnen, die Ansprüche der Fürsten durch das Volk in Schranken zu halten. Damals richtete sich die Einsicht des Volks gegen den Glauben, jetzt richtet sich die weltliche Macht gegen die Hierarchie.

Wer mag es läugnen, daß es neben jenen genialen Ideologen und neben den ehrwürdigen und friedlichen Priestern der Kirche auch eine, in Deutschland

nur geringe Anzahl von Assassinen der sieben Berge gibt, die sich, eine zweite Judenschaft, zu Kammerknechten des heiligen Stuhls aufgedrungen und auf den Märkten auch der Literatur umherschleichen und uns auch dießmal statt des Ablasses, der sehr charakteristisch die Reformation bezeichnet, jetzt Fesseln bringen, die eben so charakteristisch das Zeitalter der Restauration bezeichnen. Man kann sie wie die Juden in alttestamentalische Schwärmer und in Schlauköpfe eintheilen, und wo sie sich anlegen, gibt es Schmutz. Dieser Schmutz, womit sie alles, was die Entwicklung der Zeit diesseits der Reformation segensreiches mit sich gebracht, auf empörende Weise besudeln, ihre dummdreiste Verläugnung aller Erfahrung, des Zeitgeistes und der Cultur, und die widerliche Affectation, mit der sie dennoch einen philosophischen Styl erkünsteln möchten, ihre unverschämte Zelotengeberde, die Blutgier, die uns aus ihrem Wolfsrachen unter dem Schafpelz entgegenlechzt, und die Raffinerie, womit sie Personen verlästern und verfolgen, um in den Häuptern die Heerde zu schlagen, alle diese Kunstgriffe stempeln ihre Werke zu dem Elendesten, was die Literatur hervorbringen kann, und Dank sey es der Wachsamkeit der Protestanten, die wenigstens die Ehre der Literatur rettet, indem sie wie ein reinlicher Hauswirth den Schmutz auskehrt, sollte sie auch die Gefahr, die davon droht, zu sehr überschätzen. Diese verzweifelten Zeloten sind der großen gemäßigten Partei unter den Katholiken

selbst verhaßt, und die Protestanten wissen sie von sich abzuhalten. Sie beflecken mehr, als sie schaden, und man kann ihre Tiraden, wenn man Lust hat, als Proben deutscher Preßfreiheit sogar schätzen. Sollte iedoch das Jahrhundert wirklich so einfältig seyn, sich durch ihre Capuzinaden bekehren zu lassen, so wäre es werth, bekehrt zu werden.

Eine sehr achtbare Partei unter den Katholiken ist jenen Umtrieben des Ultramontanismus durchaus fremd, und vertritt zwar die allgemeine Kirche, aber nicht die unbedingte Herrschaft Roms und den Mißbrauch derselben. Sie will Frieden und Eintracht, und deshalb auch Versöhnung der Kirche mit den dringendsten Anforderungen des Zeitgeistes. Sie folgt dem guten Beispiel der Protestanten in Rücksicht auf Bildung und sucht im Geschmack Josephs II. auch im Dunkel jener Kirche eine gewisse Aufklärung zu verbreiten. Sie trägt zur Verbeßrung der Schulen bei, und vermehrt und reinigt die Unterrichts- und Erbauungsbücher, wobei freilich eine arge Prosa unterläuft. Sogar die Bibel wird in einer äußerst nüchternen Übersetzung verbreitet, endlich wird Toleranz gepredigt und namentlich gegen die Mitbürger desselben Staates, und der bestehende Staatsverband wird den Fesseln Roms gegenüber in Schutz genommen und angepriesen. Auf diese Weise neigt sich die hier bezeichnete Partei allerdings zur politischen Kirche der Protestanten, und die Mitglieder dieser Partei, die am weitesten gehn, treten auch in die Tochter-

kirche über, sobald die strenge Mutter sie verfolgt, wie wir mehrere bekannte Beispiele erlebt haben. Indeß herrscht in dieser Partei, wie in jeder gemäßigten, zu wenig Selbstständigkeit und Kraft, und sie ist ein Spielzeug in der Hand bald der päpstlichen, bald der weltlichen Macht, je nachdem die eine oder andre überwiegt. Auch sind die Unterschiede ihrer und der protestantischen Lehre zu groß, und die Eifersucht der Parteien zu blind, als daß ein eigentlicher Übergang der einen in die andre möglich werden könnte.

Die poetischen Katholiken werden von der schönen sinnlichen Seite des Katholicismus, von der Mystik seiner Ideen, und nicht minder von den Wundern ergriffen, die er in der Geschichte und in der Kunst hervorgebracht. Ihr reizbares Temperament liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpracht, ihr Sinn für das Schöne vertieft sich in die Zauber der religiösen Kunst; ihr glühendes Gefühl schwelgt in Andacht und Begeisterung und gibt sich am heiligen Ort, in heiliger Stunde der schönen Ahnung einer nähern Gegenwart Gottes hin; ihre geschäftige Phantasie findet in der Mannigfaltigkeit der religiösen Mythen, Bilder und Gebräuche alle Befriedigung, deren sie bedarf, ihre Neigung zum Übersinnlichen, ihr Hang nach mystischen Räthseln, ihr Tiefsinn, der immer das am liebsten zum Gegenstande der Betrachtung wählt, was jenseits der Grenzen des Wissens liegt, und selbst die Verwegenheit ihres scharfen Ver-

ſtandes, in immer tiefern Speculationen den Urgrund des Daſeyns zu ergrübeln, findet in den Myſterien des katholiſchen Glaubens eine reiche Nahrung; endlich die Vorliebe für das Alterthümliche, das den poetiſchen Gemüthern eigen zu ſeyn pflegt, findet in den Erinnerungen des Katholicismus, in den gewaltigen und rührenden Bildern des Mittelalters wie die ſchönſten Gegenſtände des Genuſſes, ſo die würdigſten Stoffe für den darſtellenden Kunſttrieb. Wenn man das Daſeyn vieler warmen, ſinnlichen, poetiſchen Seelen nicht läugnen kann, ſo muß man auch zugeben, daß ſie ganz vorzüglich vom Katholicismus ergriffen werden müſſen, und ihre bedeutendſten Schriften beweiſen hinlänglich, daß ihre Begeiſterung rein äſthetiſch und auf keine Weiſe erheuchelt iſt. Es gehört daher nur zu den Thorheiten ihrer überreizten Gegner, unter ihnen verkappte Jeſuiten zu wittern, und alle ihre poetiſche Begeiſterung nur für ein Blendwerk zu halten, und auszugeben, hinter welcher ſich nur boshaftes Raffinement hierarchiſcher Abſichten verſtecke. Namentlich hat Voß dieſe gehäſſige Meinung ausgeſprochen, ein Mann, der überall nur Schwarz und Weiß und keine Farbe gekannt zu haben ſcheint. Die poetiſchen Katholiken haben ſich in andächtigen Herzensergießungen, in hiſtoriſchen und poetiſchen Schilderungen und zum Theil in polemiſchen Schriften geltend gemacht. Wie der ſchöne ſinnliche Gottesdienſt der Gegenſtand ihrer Neigung iſt, ſo iſt der nüchterne, verſtändige ein Gegenſtand ihrer Abnei-

gung. Überdem ist es gewöhnlich der strenge Gegensatz ihrer angebornen Natur und ihres anerzognen Glaubens, der sie zu so eifrigen Vertheidigern des Katholicismus gemacht hat; es sind gewöhnlich ursprünglich Protestanten, die in ihrer Kirche sich nicht befriedigt gefunden und Proselyten geworden sind. Geborne Katholiken werden von Jugend auf an ihre Kirche gewöhnt, Protestanten erscheint sie neu, wunderbar, und der Contrast, der sie zum Übertritt veranlaßt, erweckt ihnen auch den Eifer, der alle Proselyten auszuzeichnen pflegt.

Man hat vorzüglich bemerkt, daß die meisten jener poetischen Gemüther in Rom bekehrt werden, daß der Anblick dieser Stadt den Eindruck auf sie macht, der sie zu einem, wie man nicht läugnen kann, so gewagten Entschluß bringt. Dies beweist aber gerade, von welcher Seite sie den Katholicismus betrachten. Es ist nicht sowohl der Glaube, der hier und dort derselbe ist, sondern die schlechte Dorfkirche, die sie hier kalt läßt, und das prachtvolle Rom, das sie dort mit den gewaltigen Eindrücken der Kunst bezaubert.

An die poetischen Katholiken hat sich eine Schar armer Sünder angeschlossen, über welche die Protestanten ein gewaltiges Geschrei erhoben haben. Es gibt nämlich viele sinnliche und verstandesschwache Menschen, die eben so stark zur Sünde hingetrieben werden, als sie sich vor dem dunkeln Verhängniß fürchten, das sie strafen soll. Solche flüchten, be-

sonders im Alter, in den Schooß einer Kirche, die ihnen Vergebung aller Sünden unbedingt gewähren kann, während ihnen der Protestantismus die schwere Bedingung der Besserung auflegt. Nachdem sie alle physischen und geistigen Wollüste durchgenossen, suchen sie jene alleinseligmachende Mutter auf und möchten gerne, von ihrer Liebe getragen, lebendig zum Himmel fahren. Doch gibt es auch wieder andre, die zwar ziemlich moralisch leben, aber eine ganz erbärmliche Furcht vor dem alten Adam, vor der Erbsünde und vor allen den Fehlern haben, die sie unbewußt begehen, und die sie um die Seligkeit zu bringen drohen. Um also auf alle Fälle sicher zu seyn, ergeben sie sich in die Gnade des Apostels, der das Amt der Schlüssel führt. Nach dem Maaß ihrer Sündhaftigkeit machen die erstern auch mehr, als die letztern von der Gnade Geräusch und übertäuben sich selbst und andre mit ihren Versicherungen. So talentvoll aber auch einige dieser gefallenen Engel den Katholicismus gepriesen haben, sie lassen doch immer einen Rest zurück, der nicht aufgeht, ihr irdisch Theil von Selbstbetrug oder Schmutz, der dann mit dem Heiligen, das sie verfechten, in den auffallendsten Contrast tritt und mit Recht jeden ehrlichen Mann indignirt.

Wenden wir uns zur protestantischen Literatur, so kann uns nicht entgehn, daß sie ungleich der katholischen eine höhere Bedeutung für die Confession und einen größern Einfluß auf die Confessions-

verwandten hat. Die Katholiken pflanzen ihr System durch einfache Tradition und äußere Zeichen fort, sie verlangen blinden Glauben und Gehorsam ohne alle Reflexion. Die Protestanten dagegen wollen überzeugen und überzeugt seyn und verlangen eine stets erneute Prüfung des Systems. Darum sind das Wort und die Schrift die Fundamente, deren sie nicht entbehren können. Unterricht, Predigten und Bücher sind von der Lehre der Protestanten unzertrennlich. Dies verleiht natürlich der protestantischen Literatur an Masse und Erudition ein unverhältnißmäßiges Übergewicht über die katholische, setzt sie aber auch allem Verderben der Vielschreiberei aus.

Wer wollte nicht erkennen, daß der gewaltige Umschwung des Denkvermögens und der Sprache, der die Höhe der literarischen Bildung, auf welcher wir jetzt glänzen, herbeigeführt hat, unmittelbar an die Anfänge des Protestantismus geknüpft ist. Wie jener titanenhafte Held, der die Blitze des Capitols in gewaltiger Hand aufgefangen, und auf die alten Götter zurückgeschleudert, zugleich des Wortes und der Schrift vor allem mächtig war, und in seiner deutschen Bibel den Felsen gegründet, auf dem die neue Kirche sich erbaut, so hat der Geist, dessen Verkünder er gesendet war, fort und fort mit der Freiheit des Denkens die Bildung desselben gepflegt, und von protestantischen Schulen und Universitäten ist zunächst alle Erudition der Wissenschaft, Sprache und Literatur ausgegangen.

Indeß hat dieser neue Geist auch in der protestantischen Kirche sich von den Banden der Autorität, die jeder Kirche den Haltpunkt gibt, nicht zu lösen gewußt, und unwillig über die lästigen Fesseln, die Theologie ihrem Mechanismus überlassen, und sich mit allen organischen Kräften auf die weltlichen Wissenschaften und Künste geworfen. Unter dem äußern Schutz, den die protestantische Kirche gewährte, gewann die Philosophie, die Naturwissenschaft, Jurisprudenz, Geschichte, Philologie alle die Freiheit, ohne welche sie zu der hohen Ausbildung, worin wir jetzt sie finden, nie hätten gelangen können, und somit ward die Theologie mittelbar eine Trägerin der schönsten Blüthen der Cultur, unmittelbar selbst aber verbaute sie sich in ein System von Rücksichten und Beschränkungen, die sich ihr als Nothwendigkeit aufdrängten, und mitten im Regiren und Protestiren, mußte sie doch etwas Positives festhalten, und sie konnte das Princip der Autorität, Legitimität und Stabilität, wiewohl sie es am Katholicismus verworfen hatte, doch selber nicht entbehren, und nahm es nur unter ganz andern Formeln wieder auf.

Wir unterscheiden eine doppelte Bedingung alles Positiven im Protestantismus, die Bibel und die symbolischen Bücher. Aller Geist, der diesen Bedingungen sich nicht fügen kann, entweicht auf die weltliche Seite, in die Philosophie, und der in der Theologie zurückbleibt, muß sich an eine absolute Autorität historischer, in der Schrift niedergelegter Tradition hin-

den. Hieraus hat sich ein doppeltes Verhältniß entwickelt, das der religiösen Diplomatik, welche die gegebenen Urkunden interpretirt, und das einer geschlossenen Priesterschaft, welche die Urkunden und das Schema für deren Interpretation bewacht.

Die protestantische Theologie bedarf eines reichen diplomatischen, philologischen, antiquarischen und historischen Apparats. Darum werden die Lehrlinge derselben weniger ans Leben und an das eigne Herz gewiesen, als an die Bücher, und das Studium nimmt sie von früher Jugend auf in Anspruch. Die Lichtseite dieser philologischen Theologie bewährt sich in vielen glänzenden Erscheinungen. An das Studium der alten Sprachen, zum Dienst der Exegese, knüpft sich das Studium des ganzen Alterthums, und indem wir die Bildung der Griechen und Römer uns aneignen und nach dem vergrößerten Maaß unsrer Mittel weiter entwickeln, entsteht eine unermeßliche Kette von Wirkungen, woran alles geknüpft ist, was die neue Literatur auszeichnet. Aber auch die Exegese selbst und die reiche Commentation der in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren bedingen eine solche Verfeinerung des Scharfsinns und eine solche Vervielfältigung und Durcharbeitung von Begriffen, daß allein von dieser Seite für den menschlichen Geist ausnehmend viel gewonnen wird. Besonders wird, seit man vom Mystischen nichts mehr wissen will, seit man das Sinnliche verdammt und die Gefühle nur wie Nebel betrachtet, die man durch die Sonne des

Verstandes aufhellen müsse, in der logischen Abwägung der Pflichten das Trefflichste geleistet, und wenn man annehmen darf, daß der größere Theil der gebildeten Welt nicht mehr für innere Erregungen, sondern nur für äußre mathematische Beweise empfänglich ist, so mag es ganz an der Zeit seyn, daß man ihr die Tugend beweißt. Als ein besondrer Vorzug unsrer protestantischen Literatur muß ferner hervorgehoben werden, daß sie ungleich der katholischen gegen dissentirende Schriften tolerant ist, und statt des einzigen catalogi librorum prohibitorum lieber die ganze Menge der abweichenden Bücher in ihren historischen Apparat einregistrirt und sie der Vergessenheit selbst dann entzieht, wenn sie keine Anhänger mehr haben. Dieser Toleranz verdanken wir die Erhaltung vieler trefflicher Werke sowohl von Theosophen als von Freigeistern.

Die Schattenseite der philologischen Theologie trifft auf gleiche Weise das Leben, wie die Literatur. Was so oft den in Klöstern erzogenen Priestern der Katholiken vorgeworfen worden ist, daß sie an mechanische äußere Werke gewöhnt, ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen, nicht würdig zur Sorge für die Seelen vorbereitet werden, kann man mit gleichem Recht auch auf viele protestantische Prediger anwenden, die in ihre Gemeinden treten und nur Bücher, nicht die Menschen kennen. In der Literatur aber wird ohnstreitig der überwiegende Einfluß der Philologie und Diplomatik dem Glauben selber nach-

theilig. Unter der erdrückenden Last von Citaten wird das Herz leicht beengt, die Critik macht kalt und die Schranken der Bibel wie der ſymboliſchen Bücher bedingen einen Mechanismus der Formen, der mit ſtereotypiſchen Redensarten und todtem Buchſtabenkram den Geiſt oft eben ſo austreibt, wie ihn die äußre Werkthätigkeit der Katholiken ausgetrieben.

Daran knüpft ſich auch unmittelbar der Kastengeiſt, deſſen Spuren die Literatur nicht abweiſen kann. Die Proteſtanten kommen damit in eine ähnliche ſchwankende Stellung, wie die Katholiken mit ihren oben bezeichneten Aufklärungsverſuchen, weil ſie etwas wollen, was mit dem herrſchenden Syſtem ihrer Lehre heterogen iſt. Aus der gröbſten Orthodoxie hat ſich die Theologie allerdings ſeit dem vorigen Jahrhundert glücklich befreit, und die böſen Zeiten ſind vorbei, da ſich Lutheraner und Reformirte auf offenem Markt hinrichteten und in Schriften ärger als Türken und Papſt verketzerten; doch erhitzen ſich einige Geiſtliche immer noch am Studium der alten Kämpfe zu neuer Scheelſucht. Am ſtrengſten iſt die Prieſterſchaft überall gegen den aufkeimenden Pietismus verfahren, weil ein natürlicher Inſtinkt ſie lehrt, daß ihrem Syſtem von dort eine noch verborgne, darum deſto größer ſcheinende Gefahr droht. Den Laien gegenüber haben die proteſtantiſchen Prieſter übrigens im Allgemeinen dem humanen Sinn entſprochen, den Luther, der erſte Bürger unter den Prieſtern, in ſie gepflanzt. Sie haben wohl auch hin und wieder nach

Hierarchie gestrebt, aber der weltliche Arm hat sie niedergehalten, und wenn man nicht zugeben will, daß sie dem Zeitgeist mit Überzeugung nachgegeben haben, so muß man doch wenigstens eingestehn, sie haben aus der Noth eine Tugend gemacht.

Betrachten wir die positiven Doctrinen, die Resultate der theologischen Kritik, wie sie von den ersten Reformatoren festgestellt worden sind, doch mannigfaltigen Modificationen Raum gewährt haben, so lassen sich alle divergirenden Richtungen auf drei zurückführen. Es gibt eine orthodoxe Partei, sowohl unter Reformirten, als Lutheranern, die sich streng an die symbolischen Bücher hält, deren Glaube auf den Buchstaben gegründet ist. Es gibt sodann eine kritische Partei, die in der Exegese die höchste Freiheit des Scharfsinns und der Urtheilskraft geltend macht, und allen Glauben auf den Begriff, auf die Logik gründet, daher ihr rüstiger Vorkämpfer, Paulus in Heidelberg, sie mit dem neuen, aber treffenden Namen der Denkglaubigen getauft. Eine dritte Partei endlich hält sich rein an die Bibel, abgesehen sowohl von den symbolischen Büchern, als von der Kritik, und ersetzt die Auslegung durch Gefühle, die sie schon wieder auf eine mystische Weise durch das bloße Wort erregt fühlt. Wo Phantasie und Sinnlichkeit mit ins Spiel kommen, streift diese Partei nicht selten ins katholische Gebiet hinüber, wo nur vorherrschende Gemüthskraft, Sehnen nach Andacht, Liebe, Zerknirschung und Buße waltet, in den Pie-

tismus. Wir besitzen namhafte Theologen, denen von groben Orthodoxen und feinen Kritikern bald das Eine, bald das Andre vorgeworfen wird, ohne daß eine förmliche äußere Abweichung Statt fände.

Während der Protestantismus auf diese mannigfache Weise positiv sich ausspricht, negirt er ununterbrochen den Katholicismus und, wie der Kampf auch periodisch nachläßt, er dauert mit seinem Gegenstand fort. Der Protestantismus ist aus der Negation entsprungen und trägt davon seinen Namen. Sein Wesen beruht zunächst in dieser Negation, wie er auch wieder positiv sich gestalten mag, und die Negation ruht nicht, so lange der Katholicismus ihm gegenüber steht. Die Art und Weise der Negation ist aber so verschieden, als die der Position. Ursprünglich war es der Verstand, der sich aus den Banden der alten Kirche befreite, und er ist es noch, dessen scharfes Schwert von den Kritikern gegen Rom geschwungen wird. Die orthodoxe Partei hat dagegen die Freiheit des Begriffs an das Wort abgegeben und ficht mit Buchstaben. Die Pietisten endlich haben wie den Verstand, so das Wort aufgegeben und waffnen sich mit dem Gefühl.

Bei diesem großen Kampfe ist ein Umstand von vorzüglicher Wichtigkeit, der aber nur von den Kritikern und Pietisten gewürdigt wird. Dem Katholicismus steht nämlich, sofern er der sinnlichen Richtung gefolgt ist, allerdings die verständige und gemüthliche gegenüber; aber auch, sofern er das Prin-

cip der Stabilität in sich aufgenommen hat, das Princip der Evolution. Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Seyn ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höhrer Entwicklung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andre Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfs aufgegeben. Sie sind stehn geblieben, und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehn geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt, oder gar nicht gewinnen. Wo man stehn bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehn bleibt. Sie ist da, damit sie geht.

Die Orthodoxen haben gegen das Papstthum nur dieselben Seiten herauskehren können, welche dieses gegen sie gerichtet hat. Dort sahen wir Stillstand und hier wieder, dort Infallibilität und hier, dort Fanatismus und hier, dort eine Priesterschaft und hier, dort viele Ceremonien und wenig Worte, hier viele Worte und wenig Ceremonien. Die Kritiker haben sich daher genöthigt gesehn, von Zeit zu Zeit die Fanatiker des Protestantismus so gut zu bekämpfen, wie die römischen.

Diese Kritiker auf der einen, die Pietisten auf der andern Seite sind wirklich fortgeschritten. Indem sie aber eben deßhalb immer, sey es Idee oder nur Begriff und Gefühl von dem Einfluß historischer Formen unabhängig zu machen gesucht, und die Religion gegen die Kirche, die freie Entwicklung des Glaubens gegen die einmal als gültig anerkannten Normen desselben vertheidigt haben, sind sie in das sonderbare Verhältniß gerathen, gleichsam außerhalb der Geschichte zu stehn, und die Religion, wie eine Philosophie, vom Leben der Gesellschaft zu trennen. Sie eifern gegen alle Äußerlichkeit der Kirche oder sehen mit Mitleid auf die Bedürfnisse der Schwachen herab, und ihr weitverbreiteter Einfluß hat die Kirche aus den Händen einer unabhängigen Hierarchie befreit, um sie unter weltliche Ministerien zu stellen, wie alles, was öffentlich ist. Dieser precäre Zustand scheint unsrer Zeit vollkommen angemessen, indem er die Ungebildeten doch noch einigermaßen mit Äußerlichkeiten befriedigt, den Gebildeten dagegen Freiheit läßt, zu glauben, was sie wollen. Er ist aber auch nur precär, denn er dient nur der Entwicklung. Dieser müssen wir entgegeneilen und uns befriedigen, durch welche wunderbare Wege die Vorsehung den Glauben führen mag.

Betrachten wir die Orthodoxie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so müssen wir die Rationalisten und Pietisten segnen, die dem menschlichen Geist auch nach diesem schweren Drucke wieder Luft

gemacht, und hat der Zustand der Protestanten seither auch zuweilen einem frechen Libertinismus und einer gehässigen Sectirerei Raum gegeben, so hat die Freiheit, die er edlern Geistern vergönnt hat, doch auch die schönsten Früchte getragen.

Betrachten wir zuerst die Kritiker oder die Helden des Verstandes, unter denen ich nur den großen Namen Lessing nennen will, um sie charakteristisch genug zu bezeichnen. Sie sind die Engel, die mit dem scharfen blitzenden Flammenschwert der Denkkraft in das Paradies der Kirche gesendet sind, um die unwürdigen Bewohner auszutreiben. Einer Masse gegenüber, die in roher Sinnlichkeit, in dumpfem Gefühl oder in blindem Autoritätsglauben entartet ist, einer Geschichte gegenüber, die auf jedem aufgeschlagenen Blatte nur beweist, wie weit wir noch zurück sind, welchen unendlichen Weg der Geist noch voraussieht, haben diese Männer eine Arbeit übernommen, die des menschlichen Geistes eben so auf die höchste Weise würdig ist, als er die schwerste Aufgabe für denselben seyn muß. Die Sinnlichkeit und der ganze historische Einfluß, das Gemüth und alle angeborne Schwächen der Menschen sind die Mächte, gegen deren Entartung und Verderbniß sie ankämpfen und der Verstand, das kleine Richtmaaß, ist das einzige Werkzeug, mit dem sie die Höhen und Tiefen des alten Felsen bewältigen wollen. Wenn die Art, wie die Denkkraft angewendet wird, auch selbst der Verderbniß unterworfen ist, so ist schon die

bloße Freiheit ihrer Anwendung für das menschliche Geschlecht von unermeßlichem Vortheil, denn nur im Bilden reinigt sich die Kraft. Zu dieser Freiheit gehört unmittelbar die Mittheilung, die Öffentlichkeit, oder vielmehr sie besteht nur im öffentlichen Denken oder Reden, denn ein Gedanke an sich im Innern verschlossen, kann so wenig frei genannt werden, als es möglich ist, ihn zu unterdrücken. Daß nun jene Kritiker alle religiösen Gegenstände zur Sprache bringen, ist an sich ein unsterbliches Verdienst, wenn sie es auch noch nicht auf die vollkommenste Weise thäten. Sie behaupten das ewige Recht der Gedankenmittheilung und machen dieses allgemeine Recht zu ihrer Pflicht, und hüten als sehr ehrenwerthe Wächter den einzigen Weg, auf dem die Meinungen sich austauschen, die Überzeugungen sich läutern können. Sie zeigen jeden offenen Frevel, der sich hinter den Schild der Religion flüchten will, achtsam an, und ziehen die verborgenen an das Licht. Sie zwingen den Gegner Rede zu stehn und strafen die Dummheit, die ohne Beruf herrschen will, und die Arglist, die eine schlechte Sache verheimlicht, um sie nicht vertheidigen zu müssen. Wer erkennt nicht den Segen religiöser Mittheilung, gegenüber jener asiatischen Abgeschlossenheit, da kein Volk weiß, was über den Bergen geglaubt wird.

Es liegt etwas schlechterdings Nothwendiges in dieser Prüfung des Verstandes. Jeder Mensch findet in sich den Verstand als ein intellectuelles Gewissen

und er vermag die Stimme desselben durch Täuschungen des Sinnes oder Gefühls zwar lange, doch nicht für immer zu übertäuben. Dies Gewissen regt sich aber auch im Ganzen des Völkerlebens und vernichtet in jenen Täuschungen die Wurzeln des Unrechts und des Elends. Es ist die reine Mathematik und Logik des Verstandes, die uns verliehen ist, um die Harmonie aller in uns liegenden Kräfte zu erkennen und zu bewahren. Sie kann die blühende Sinnlichkeit nicht hinwegdenken, aber sie mäßigt das Überwallen der sinnlichen Kraft; sie kann das tiefe Gefühl nicht aus den Herzen klügeln, aber sie führt die wahnsinnige Leidenschaft in die Gränzen der gesunden Natur zurück. Wenn daher die Sinnlichkeit uns zu seelenlosem Götzendienst verführt, das Gefühl ertödtet und den Verstand gefangen nimmt, wenn das überspannte Gefühl den Leib abtödtet und den Verstand in stumpfsinnigem Hinbrüten ersticken will, so wird eben dieser Verstand das gestörte Gleichgewicht erkennen und durch die Erkenntniß wieder herstellen. Dennoch kann der Verstand selbst in eine ganz ähnliche Tyrannei entarten, sofern er ausschließlich herrschen will, und dieses Extrem tritt in der Regel ein, sobald der Verstand siegreich ein Extrem der Sinnlichkeit oder der Leidenschaft überwunden hat. Der Verstand, der über die nächtliche Welt, darin sinnliche Triebe und monströse Leidenschaften durcheinander wühlen, ein überraschendes Licht verbreitet, woran das Ungeheure sich verzehrt, wie Traumbilder, wenn

das Auge den Tag sieht, wird eben so bald zur fressenden Feuersflamme und will nichts dulden als sich. Kaum hat er den Götzen entlarvt und gestürzt, so baunt er das schöne Geheimniß des Göttlichen ganz aus der sinnlichen Natur, kaum hat er die Raserei der Leidenschaften bewältigt, so läugnet er die Offenbarungen des Herzens. Kaum hat er die Aristokratie der Priesterkaste besiegt, so errichtet er selbst wieder den Wohlfahrtsausschuß, der jeden für kopflos erklärt, der Gott nicht blos im Kopfe hat. Zuletzt, und dies ist die Krisis seines Fanatismus, constituirt die Denkkraft sich als das Absolute, allem Seyn zu Grunde Liegende, und dekretirt von ihrem Ich herab das Daseyn Gottes, oder der Vernunft, oder wie ihr das Ding nennen wollt. An der Hand der Philosophie haben deutsche Theologen alle Stadien dieses Verstandesfiebers eben so consequent und gleichzeitig, nur mehr versteckt, durchgemacht, wie die Politiker praktisch und öffentlich in der französischen Revolution.

Man gab das todte Wort wieder auf, um ein lebendiges Denken an seine Stelle treten zu lassen, aber auch dieser Fortschritt geschah noch in der einseitigen Richtung, welche die Reformation vorgezeichnet hatte, ja er hat zum Extrem der Lehre geführt. Erst mit der Alleinherrschaft des Begriffs über das Wort, selbst das heilige, erreichte jene Lehre den Culminationspunkt, die bestimmt schien, den Sinnenglauben zu zerstören, und den Gefühlsglauben her-

vorzurufen. Man ließ einseitig nur das Denken Gottes gelten und verschmähte jede Vorstellung, jedes Gefühl des Göttlichen als Täuschung, ja das Wort selbst wurde mit Recht nur als ein Bild betrachtet, das an sich nichts und etwas nur durch den lebendigen Begriff sey, und das den freien Begriff nie fesseln dürfe. Die Unterordnung des Wortes unter den Begriff war ohnstreitig ein großer Fortschritt, aber die Ausschließlichkeit eines Denkglaubens, die Verwerfung der Vorstellung und des Gefühls war nur wieder die alte Einseitigkeit. Man verkannte die Natur des Denkens und schrieb der mittelbaren Erkenntniß durch Schlüsse zu, was nur einer unmittelbaren Erkenntniß der gesammten sinnlichen und geistigen Organisation des Menschen, einem Gemeingefühl des Göttlichen zukommt. Glauben war nur noch mathematische Überzeugung. Man glaubte nur, was man beweisen konnte, wie das Ein mal Eins, und da man den Glauben aus dem Beweise ableiten wollte, der selbst nur aus dem Glauben geführt werden konnte, so mußte man in die seltsamsten Widersprüche und Trugschlüsse gerathen. Wenn nichts so segensreich gewirkt hat, als die verständige Erkenntniß des frühern kirchlichen Verderbens, wenn auch das Denken Gottes, die Reflexion über die ewige Harmonie der Dinge der wahren Andacht niemals fehlen sollte, wenn auch gerade sie es ist, die uns die Bilder und Gefühle von Gott nicht vertilgt, aber reinigt, so ist doch auch kaum ein roher Götzendienst, kaum ein

dumpfes Andachtsgefühl, kaum ein sklavisches Wortebeten so plump und arm gewesen, als jene logischen Beweise von den Eigenschaften Gottes, die das höchste Wesen zu analysiren streben, wie der Mineralog ein Fossil, und deren letzter Satz: ich glaube, weil ich denke! doch nie eines ersten: ich denke, weil ich glaube! entbehren konnte.

Den Beweisen sind sehr natürlich die Zweifel gefolgt. Anfangs suchte man die Zweifel auf, um die Beweise glänzender zu machen, nachher kamen sie von selbst und der Verstand, ohne welchen es keinen Glauben mehr geben sollte, verachtete bald die Majestät desselben, wie der Prätorianer den Kaiser, der Seldschuk den Califen.

Jede Zeit fühlt sich und hat eine gewisse Eifersucht gegen das Alterthum, wenn man diesem höhere Kräfte zutraut. Jede Zeit hat aber auch ein natürliches Gefühl von der Macht, die sie beherrscht, und unterscheidet dabei sehr richtig Wirklichkeit und Schein. Deßwegen mögen es die Starken nicht leiden, daß man sich vor den Bildern des Alterthums so erbärmlich demüthigt, und die Klugen sagen, man muß die Wunder sehn, wenn man sie glauben soll. So hat man längst die Bilder, die das Volk für wunderthätig hielt, als wurmstichiges Holz hinweggebrochen und sich endlich auch an die Tradition der alten Wunder gewagt. Was man nicht als offenbare Lüge zu beseitigen vermochte, hat man durch so genannte natürliche Erklärung des Wunderbaren zu entkleiden

gesucht. Es gab sogar eine «natürliche Geschichte des großen Propheten,» darin Christus als ein ganz artiger Romanheld erscheint, zu geschweigen der Abscheulichkeiten, die vorzüglich im letzten Jahrhundert die christliche Tradition nicht erklären, nicht widerlegen, sondern nur beschmutzen sollten. Sie sind jetzt meist vergessen, weil der Atheismus im Indifferentismus wie Feuer im Rauch aufgegangen ist.

Es gibt eine ansehnliche Classe von Protestanten, die namentlich seit Voltaire von jeder Art Freigeisterei versucht worden sind, und die ihre Zweifel weder zu beseitigen, noch ihr Bedürfniß nach dem Glauben zu unterdrücken wissen, die sich daher in großer Angst befinden, sich beständig zur andächtigen Erbauung zwingen, und doch immer dabei von einem schadenfrohen Teufel gestört werden. Dieses unbehagliche Gefühl, diese Unruhe treibt sie in den Katholicismus und in den Pietismus. Bei weitem die größre Menge ist aber gleichgültig, läßt Zweifel und Beweise auf sich herunterregnen, und scheint in ihrer Geistlosigkeit so gut, als ob sie geistreich wäre, zu wissen, daß es nur Worte sind.

Die Heiden im Christenthum, oder die alle historische Tradition desselben sammt der Bibel verachten, und die man desfalls, sonderbar genug, Atheisten genannt hat, als ob sie nicht so gut, als die Christen, einen Gott glaubten, diese räudigen Schafe finden sich in den verschiednen Heerden zerstreut und stecken die gläubigen Seelen nicht selten mit Zwei-

feln und Spott an. Alles Historische der Kirche, Tradition und Priester, sind ihnen auf's bitterste verhaßt, und da die Tradition Worte enthält, und die Priester Menschen sind, so geben sie auch den Zweifeln Blößen genug. Jede geoffenbarte Religion ist denselben zuwider, erscheint ihnen als Menschentrug und Lüge, und sie machen zwischen Katholiken und Protestanten eigentlich keinen Unterschied, weil beide Tradition und Priester anerkennen. Es ist aber sehr merkwürdig, daß in ihrer Freigeisterei, die so sehr über den Gebrechen der Kirche erhaben scheint, doch dieselben Keime zu innrer Entzweiung und zur Hierarchie liegen. Die einen wollen eine Naturreligion, die andern die Vernunftreligion, und die Materialisten haben deßfalls ein katholisches, die Rationalisten ein protestantisches Princip, und beide suchen sich die entsprechenden Kirchen zu gründen, wenn sie mächtig genug werden, beide haben zur Zeit der französischen Revolution ihre Tempel aufgeschlagen, und die Priester der Natur sind mit denen der Vernunft in einen Kampf gerathen, der uns, wenn die Farce länger gedauert hätte, gewiß das ganze alte Weltspectakel wiederholt haben würde.

Da im Protestantismus so viel untersucht, besprochen und gelehrt werden muß, so fällt seine Literatur unausbleiblich in das Extrem des Wortmachens und der Vielschreiberei. Die Mehrzahl der an Geist minder begabten erschöpft und wiederholt sich nothwendig in den gebotenen und angenommenen For-

meln, und die Bücher werden wie die Predigten seicht und weitläuftig. Da der Zweck der Aufklärung auch eine populäre Sprache bedingt, so darf man sich über die ungeheure Menge von Erbauungsschriften für alle Stände, Geschlechter und Alter zwar nicht wundern, leider aber entspricht die Ausführung nur selten dem Zweck. Das Heilige wird in dieser populären Darstellung nur zu oft trivialisirt, und der kräftige Wein der Wahrheit so unter Wasser gesetzt, daß er widerstehn muß. Vom Einfluß geistloser Umgebungen, einer entnervten Gesellschaft, einer beschränkten Bildung ergriffen, plaudern viele Geistliche in ihren Erbauungsbüchern für Damen von den höchsten religiösen Ideen ganz so albern und kraftlos, wie von belletristischen- und Modegegenständen. Die große Verbreitung religiöser Schriften im Volke bringt sodann Vortheile mit sich, die den allezeit fertigen Büchermachern in die Augen stechen, und Deutschland wird von einer Menge von Werken überschwemmt, die einzig dem ökonomischen Zweck huldigend, statt die Gemüther zur Religion zu erheben, vielmehr diese in den trivialen Kreis der Alltagsconversation hinabziehen, und jeder Anstrengung des Denkens, jeder übermäßigen Wallung des Herzens vorbeugen. Von dieser Art haben vorzugsweise die Stunden der Andacht von Zschokke, einem der berühmtesten Allerweltsbüchermacher, neuerdings Epoche gemacht. Welch ein Buch! wie wahr nennt es der Verleger ein längst gefühltes Bedürfniß, nicht nur das seinige!

Wie schleicht dieß matte, süßliche Gift einschläfernd in die Seelen und schmilzt Herzen und Nieren in einen weichen Brei. Eine gleißnerische Sprache fließt wie Honig von den Lippen; der Priester legt den Stolz, den ersten Chorrock, ab und wird der liebe, freundliche Hausfreund, und drückt so warm die Hand; die eiserne Moral schmiegt sich biegsam wie ein Blankscheit an zarte Busen; die Andacht wird zum schwarzen Trauergewand, das so reizend den Teint hebt; die Begeisterung wird als Roth aufgelegt. Wie brauchbar scheint euch diese Schminke, diese elende Flachmalerei einer verschmitzten Tugend und koketten Gottesfurcht, die es sagt, wie viel sie heimlich Gutes thut, und nicht aufs Knie fällt, ohne den Rock in die nettesten Falten zu legen. Wie höflich ist Religion, die alte Zuchtmeisterin, geworden, wie artig und ohne sich zu compromittiren, kann man jetzt das eckige, strenge, gothische Wesen verbannen und zu der kleinen wohlfeilen Hauskapelle flüchten; wie zeitgemäß, welch ein längst gefühltes Bedürfniß des gebildeten Jahrhunderts ist ein Buch, das für uns betet, für uns gute Vorsätze hat, für uns empfindet, und das wir blos zu lesen brauchen. Wird in dieser Weise fortgefahren, so scheint der Zeitpunkt nicht mehr fern, da das wahrhaft religiöse Leben, die fromme Andacht, die Begeisterung der Liebe, Ehre und Gerechtigkeit, der Sporn zur That aus dem Gerüst leerer, glatter Worte eben so entweichen, wie sie dereinst den todten äußern Werken des Katholi-

cismus abhanden gekommen. Worte sind keine bessern Träger des Geistes, als äußre symbolische Handlungen. Ein System von geläufigen und schmiegsamen Begriffen kann eben so das wahre religiöse Leben heucheln, als jenes erstarrte System der äußern Werkthätigkeit. Die Reue, die guten Vorsätze können im Schwall der religiösen Lektüre so gut ersticken, als im Prunk der Opfer und Kirchenbußen. Man glaubt eben so leicht, gethan zu haben, was man blos gelesen, als man sich mit dem Abbeten eines Rosenkranzes befriedigt. Die Tugend selbst wird zu einer bloßen Reflexion über Tugend, ja die Vernunft, von der so viel geredet wird, ist nur das leere Wort, und die meisten jener Mäkler, Krittler, Fingerzeiggeber, Hausfreunde, Warner und Raisonneurs bringen nur eine traurige Abstumpfung oder Sophisterei gegen das Heilige hervor, die im Munde des gemeinen Volks zur Brutalität wird.

Die niedern Stände, immer die Affen der höhern, ziehen jetzt die abgetragenen Kleider derselben an, und viele sehen wir mit einer Aufklärung sich brüsten, die von den traurigsten Symptomen begleitet ist. Das Volk findet in einer kühnen Verläugnung des Heiligen eine neue Art von Absolution und sündigt leichter. Sein Unglaube ist roher, wie es sein Glaube gewesen. Schon nimmt es mancher Bauer für eine Beleidigung auf, wenn man ihm noch den frommen Glauben der Väter zutraut. Herr, hat mir schon mancher gesagt, hält Er mich für so dumm?

Auf der andern Seite aber tritt das Volk, von demselben Unglauben geängstigt, desto leichter zum Pietismus über.

Da indeß das deutsche Volk ein ziemliches Phlegma auszeichnet, und sein Familienleben es über Theologie, Politik, Wissenschaft und Kunst leicht tröstet, so ist es bei dem unermeßlichen Widerstreit der religiösen Ansichten einerseits, und bei dem leeren Wortemachen andrerseits in einen Indifferentismus verfallen, der nichts ähnliches hat, als etwa die religiöse Gleichgültigkeit in der letzten Zeit des römischen Heidenthums. Dieser Indifferentismus zeigt sich insbesondere bei den Protestanten. Einige eifern, einige denken, die meisten sind gleichgültig, hören ihre Predigt, wie es Sitte ist, und lassen übrigens Gott einen guten Mann seyn. Schon dieß Sprichwort zeigt von der Stimmung des Volkes. Wer ein tieferes religiöses Bedürfniß hat, wird Katholik oder Pietist. Die Katholiken sind durch ihren Glauben und durch die Äußerlichkeit desselben zu sehr befriedigt oder wenigstens in Anspruch genommen, als daß sie indifferent seyn könnten, doch hat sich die Gleichgültigkeit auch bei ihnen eingeschlichen, sofern es sehr viele unter ihnen gibt, die von protestantischer Bildung ergriffen, das Band, das sie bindet, abgeworfen haben, und aus Bequemlichkeit kein neues knüpfen wollen. Sogar unter den Herrnhutern gibt es manche, die nur noch die Gewohnheit der Väter mitmachen, ohne dafür mit Überzeugung leben und sterben zu

wollen, und nur die neuen pietistischen Sektirer, nur solche Menschen, die sich der Verfolgung aussetzen, sind wahrhaft eifrig.

Zum Indifferentismus unter den Protestanten scheinen vorzüglich auch zwei Umstände beizutragen, denen man zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Einmal hängt im protestantischen Gottesdienst alles von der Person des jeweiligen Geistlichen ab. Für den Katholiken sind alle seine Kirchen gleich, und er verrichtet darin seine Andacht auch ohne den Geistlichen, oder es ist wenig Unterschied, welcher Geistliche dabei thätig ist. Darum herrscht auch, wenn ich so sagen darf, ein ungestörter Gleichmuth der Andacht überall unter den Katholiken. Bei den Protestanten aber kommt alles auf die Persönlichkeit des Predigers an; nur seinetwegen und nur, wenn er da ist, kommt man in die Kirche, nur auf ihn sieht man, nur mit ihm beschäftigt man sich, weil sonst nichts in der protestantischen Kirche die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Absichtlich wird Sinn und Geist der Anwesenden von allem andern ab und auf den Prediger hingelenkt. Dieser hat es nun in seiner Gewalt, die Andacht und den religiösen Sinn zu erheben oder herabzustimmen. Ist er selber fromm, begeistert und besitzt er ein großes Talent der Beredsamkeit, so wird er vielleicht eine weit größere Wirkung hervorzubringen wissen, als ein katholischer Priester, der in seiner Kirche mehr Sache als Person ist, es zu thun vermag. Ist der Prediger aber ohne wahre

Frömmigkeit, ohne Gaben und Talente, von der schläfrigen Gattung der Gewohnheitsmenschen, oder gar ein eitles Weltkind im Priesterrock, so wird er auch den religiösen Sinn sicher weit weniger zu nähren wissen, als es ein katholischer Priester vermag, den so vieles andere unterstützt. Der protestantische Pfarrer macht alles oder nichts aus seiner Gemeinde; er allein kann die Kirche zum liebsten Aufenthaltsort der Gemeinde machen, er allein sie aber auch allen verleiden. Es gibt nun leider sehr viele unbegabte Prediger, ohne alle höhere Weihe. Diese sind es, welche die Gebildeten aus den Kirchen verscheuchen und nur die Heerde der Geistesarmen noch darin festhalten, aber ihre Andacht zu einem werthlosen Werk sonntäglicher Gewohnheit herabwürdigen, die nicht besser ist, als die Kirchenscheu der andern. Beides wird Indifferentismus. Die Einen lassen sich die schlechte, wässerigte Predigt gefallen, weil es einmal Mode ist, im Sonntagsputz den Kirchenstuhl zu drücken. Die Andern werden kühl gegen die Religion, weil sie unmöglich so elende Predigten anhören können. — Der zweite Umstand, der den Indifferentismus befördert, ist der katechetische Unterricht. Der ehrliche alte Meister sagt in seiner kleinen Schr" über die Einbildungskraft sehr richtig: «Der Cornelius Nepos und der Katechismus sind uns, blos weil wir sie einmal unter der Ruthe gelesen, Zeitlebens zum Eckel.» Er drückt sich vielleicht etwas zu stark aus, aber in der Hauptsache ist die

Bemerkung sehr treffend und wahr. Eine große Menge Menschen kann die Unterrichtsbücher, die ihnen in der Schule so viele Thränen und lange Weile gekostet, auch im Alter und selbst bei der Überzeugung, daß sie ihr nothwendig gewesen seyen, nicht ohne einen geheimen Widerwillen ansehn. Dieses Spiel der Phantasie, das mit den heiligsten und werthvollsten Gegenständen die Nebenbegriffe des Zuchtmeisters mit der Ruthe verbinden muß, hat den Indifferentismus mehr als man denken sollte, befördert. Das handwerksmäßige, ja zuchtmäßige Abrichten in der unreifen Jugend ertödtet oft den Sinn, den es wecken und bilden will.

Man hat in den neuesten Zeiten das Schädliche, und den Katholiken gegenüber besonders auch das Schimpfliche des Indifferentismus bei den Protestanten wohl gefühlt und es sich angelegen seyn lassen, demselben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Demnach ist die religiöse Controverse nicht nur freigelassen, sondern sogar begünstigt worden, und dieselbe Censur, die in politischen Dingen wie ein Argus wacht, hat alle ihre hundert Augen für die religiösen zugeschlossen. Da indeß der Eifer der religiösen Doctrinairs die indifferente Masse des Publikums nicht zu erhitzen vermocht hat, da die innern Reizmittel nichts verschlagen haben, so ist man zu äußern übergegangen, und hat das verhallende Wort durch consistentere Werke zu stützen gesucht. Diese neuen äußeren Werke sind theils die Union zwischen

den getrennten protestantischen Confessionen, theils die Herstellung der bischöflichen Kirche, theils die Einführung einer neuen Liturgie, sämmtlich Mittel für eine festere äußere Consistirung des Protestantismus, durch welche wieder die innere Seele desselben erfrischt und belebt werden soll, wie auch in physischen Krankheiten durch äußere mechanische Stärkungen innere Erschlaffung gehoben wird. Man will die Muskeln des corpus Evangelicorum stärken, und hofft dadurch, auch die überreizten und dadurch abgestumpften Nerven wieder in eine gesunde Verfassung zu setzen.

So fern diese Neuerungen aus wahrhaft frommer Überzeugung und religiösem Eifer hervorgegangen sind, sofern sie dem schädlichsten aller Religionsübel, der religiösen Gleichgültigkeit, sey es auch auf was immer für eine blos äußere mechanische Weise, entgegen arbeiten, müssen sie ihrem Ursprung, ihrer Absicht nach geschätzt werden; und daher schreiben sich auch die zahllosen lobenden und preisenden Flugschriften und Predigten zu Gunsten derselben. Die Literatur der letzten Jahre hat uns aber auch eine große Menge Schriften gegen diese Neuerungen dargeboten, und diese Gegner haben nicht Unrecht, sofern sie das Unnütze oder gar Schändliche der Mittel rügen, wodurch diese Neuerungen eingeführt werden sollen. Abgesehn davon, was Parteigeist, zum Theil persönliches Interesse, gegen die Neuerungen

vorgebracht hat, lassen sich dagegen hauptsächlich drei Einwendungen machen, und sind gemacht worden.

Zuerst gilt, daß jede Neuerung in religiösen Dingen die Achtung vor dem Alten vernichtet oder schmälert. Das ehrwürdige Alter der protestantischen Einrichtungen ist für die Masse des Volks gewiß noch der stärkste Damm gegen den Indifferentismus. Reißt man diesen vollends auf eine authentische und legitime Weise um, so dürfte weder etwas vernünftiges, noch etwas glänzendes Neues die alte geheiligte Ehrfurcht ersetzen, und es dürfte die umgekehrte Wirkung erfolgen. Man dürfte gegen das Neue noch gleichgültiger werden, weil man weniger hergebrachten Respekt davor hat. Die vorgeschlagenen Neuerungen gehören nicht zu denen, die wie das Christenthum selbst in seiner ersten Erscheinung, oder wie später der Muhamedanismus und so auch der Protestantismus die Zeitgenossen aufregten und gegen alle äußern Befehle zur freien Selbstthätigkeit begeisterten. Es sind vielmehr Neuerungen, die auf einen äußern Befehl gegen die freie Selbstthätigkeit gerichtet sind. Ihre Stärke liegt in einem äußren Zwange, nicht in einer innern Begeisterung. Sie sind daher auch bei weitem lauer, schwächer, ohnmächtiger, als jene natürlichen Neuerungen, und zugleich auch schwächer, als die alten Gewohnheiten, die sie umstürzen wollen. Am stärksten wirkt das Neue nur, wenn es lebendige Überzeugung, eigner freier Wille, nichts Gebotenes, Aufgedrängtes ist.

Soll dem Menschen aber einmal in religiösen Dingen etwas geboten und aufgedrängt werden, so wird gewiß das Alte, was schon seiner Väter Väter gewohnt waren, mächtiger auf ihn wirken, als jedes Neue.

Zweitens gilt, daß alle befohlenen und künstlichen Vereinigungen die freiwilligen und natürlichen Trennungen befördern. Die Geschichte liefert auf jeder Seite den Beweis. Je strenger die bischöfliche Kirche der Engländer auf Einheit drang, desto zahlreicher nahmen die Nonconformisten überhand. Und sehn wir nur uns selbst an. Vor dem Unionsvorschlag lebten Lutheraner und Calvinisten in der friedlichsten Eintracht bis zum gänzlichen Vergessen ihres früheren Zankes. Kaum will man sie vollends äußerlich vereinigen, so wird ihnen plötzlich bange, sie sehn sich einander verdächtig an, sie rühren die alten Schäden wieder auf, und nur die allerindifferentesten gelingt es, zu vereinigen, jene Heerde der Lauen oder Pfiffigen, die sich alles gefallen lassen aus Trägheit, oder um eines zufälligen Vortheils willen. Was ein Mittel gegen den Indifferentismus werden sollte, wird der Triumph desselben, und die man vereinigen wollte, trennt man desto entschiedner. Man täuscht sich gewöhnlich über die Leichtigkeit der Vereinigung, indem man die Stärke des Unterschiedes nicht gehörig berechnet. Wie schon oben gerügt worden, hat sich in religiösen Dingen das Vorurtheil eingeschlichen, als hinge alle Trennung und Vereinigung von

Worten ab, als beruhe überhaupt alle Religion auf Satzungen. Dieſes Vorurtheil hat faſt alle Menſchen total verblendet, während ſie doch ein ganz entgegengeſetzter Erfolg beſtändig in die Augen ſchlägt. So hat man den Katholicismus zu ſtürzen geglaubt, indem man ſeinen todten Schatten in Satzungen und Worten angegriffen. So glaubt man auch, der Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Reformirten beſtehe nur in ein paar Satzungen, und ſey verſchwunden, ſo bald man dieſe ändre. Aber dergleichen Satzungen ſind immer nur ein Schiboleth, oft ein ganz zufälliges, von Parteien, die auf etwas ganz anderes, als auf Worte und Buchſtaben, die auf den urſprünglichen Unterſchied in der Natur der Geiſter gegründet ſind. Die Reformirten unterſcheiden ſich nur äußerlich durch das leicht zu ändernde Schiboleth, innerlich aber durch die unveränderliche Tendenz zum Denkglauben, zum Kriticismus, zur eigenen Überzeugung durch eigenes Forſchen, mithin auch zur Nonconformität und beſtändigen Kirchentrennung. Verſtänden die theologiſchen Diplomaten, die das Arrondirungsſyſtem auch ins unſichtbare Geiſterreich hinübertragen wollen, die Sprache der Geiſter, ſo würden ſie ſogleich entdecken, daß es eine contradictio in adjecto ſey, die Reformirten mit den Lutheranern, oder in höherem Sinn die Denkgläubigen mit den Wortgläubigen vereinigen zu wollen. Man muß nicht ſowohl auf die Namen, als auf die Sache ſehn. Es hat Denk- und Wortgläu-

bige unter beiden Parteien gegeben, doch ist immer nur der ein ächter Lutheraner zu nennen, der auf den Buchstaben der Bibel schwört, und ein ächter Reformirter, der nur das glaubt, was er durch eigne Überzeugung gewonnen hat. Darum sind aus der reformirten Kirche so unzählige neue Secten hervorgegangen, und der Idee nach bildet in ihr jeder Mensch seine eigne; während die lutherische Kirche einig und sich treu geblieben ist.

Drittens hat man bei dem Unionsversuch nicht gehörig betrachtet, daß aller äußere Kirchenzwang die innere Kraft der Andersdenkenden und Sectirer verstärkt nach Gesetzen des Hebels. Nichts könnte wohl so geeignet seyn, die Stillen im Lande endlich zu Lauten im Lande zu verwandeln, als die unprotestantischen Mittel, womit man sie aus protestantischem Eifer in die Uniformität der Kirche zwingen will. Jene Uniformität, jene äußere Werkthätigkeit, die den Indifferentisten sehr unbedeutend erscheint, ist den Pietisten eine Sünde wider den heiligen Geist, und indem man sie dazu zwingt, und ihnen auf der andern Seite ihre Privatandacht verbietet und mit polizeilicher Brutalität stört, so macht man sie nur zu Märtyrern, und befördert ihre Sache. Der Gesetzgeber ignorirt die pietistische Ansicht, er geht nur von seiner eignen aus; aber ist es wohl weise? Er darf sie vielleicht ignoriren, wenn er sie nur duldet, aber eine Sache zu verdammen, ohne sie zu hören,

hat früher oder später immer nur den Richter selbst bestraft.

Wer spricht indeß von Zwang? Nur wenige wagen auf einen «politischen Nachdruck» bei Einführung der Union und neuen Liturgie zu dringen. Nur die verwerflichen Schergen eines politischen Absolutismus erfrechen sich, auch unbedingt auf den religiösen zu dringen, und den Grundsatz cujus regio, ejus religio neuerdings wieder geltend zu machen, wie ein gewisser Baltzer in Stettin gethan hat. Die Vernünftigen fühlen, daß die Zeit solcher Grundsätze vorüber sey, daß nur die freie Entschließung der Gläubigen jenes neue Kirchenthum begründen und befestigen könne. Aber sie rechnen auf eine douce violence von der einen, auf eine douce resistance von der andern Seite. Sie hoffen, daß der gute Wille und die nachgiebige Vor- und Rücksichtlichkeit, die seit geraumer Zeit in allen weltlichen Angelegenheiten herrschende Gefügigkeit auch in religiösen Dingen jeder von oben her gebotenen Neuerung eine weite Verbreitung sichern werde. Sie verabscheuen den groben Zwang, aber der feine scheint ihnen desto genehmer. Sie appelliren an den guten Willen, an den Patriotismus der Staatsbürger, als ob es sich von einer Collecte, von freiwilligen Steuern und Anleihen handelte, als ob die Leute geben könnten, was sie doch nicht haben, nämlich den Glauben an das Neue, die Überzeugung von dessen Göttlichkeit. Man kann wahrhaftig eben so wenig aus gutem Willen

und Rücksicht gegen fremde Wünsche, als aus Zwang seinen Glauben, selbst nicht in den kleinsten Dingen ändern, die Worte, die Handlungen wohl, aber nicht den Glauben, den Schein wohl, aber nicht das Wesen. Eine Kirche, die man versuchsweise auf diesen indifferenten, geschmeidigen, allem sich fügenden guten Willen, auf eine gewisse religiöse Höflichkeit bauen wollte, würde wahrlich auf weit schwächern Füßen stehn, als eine verhaßte, nur erheuchelte, die offene Gewalt und Zwang gegründet.

Der Pietismus ist die letzte und vielleicht die wichtigste Erscheinung, die wir im religiösen Gebiet zu betrachten haben. Wir sehn ihn ahnungsvoll in der Literatur wie im Leben immer weiter um sich greifen, und scharfen Blicken ist es nicht entgangen, daß er nichts mehr Vereinzeltes und Vorübergehendes ist, wie früher, daß er nicht blos zu den religiösen Curiositäten, zu den seltenen Mißgeburten einer gewissen vergänglichen Crisis gehört, sondern daß er einen großen, wenn auch keineswegs äußerlichen, aber innerlichen Zusammenhang hat und die Keime zu großen Entwickelungen in sich trägt. Unscheinbar und geräuschlos nach seiner Art, schlägt er seine Wurzeln desto mehr in die Tiefe. Gerade diese Beseelung nach innen ist es, die ihm im Gegensatz gegen alles andere nach außen gerichtete Treiben der gegenwärtigen Zeit eine so große Bedeutung gibt. Hier erkennen wir eine Richtung, die im Widerspruch mit allen andern Richtungen unserer Zeit steht,

und hier allein dürfen wir die einzige wahre Contrerevolution gegen unser revolutionirendes Zeitalter suchen. Nur im Pietismus geht der Mensch rückwärts bis zu jener innersten und tiefsten Quelle geistiger Verjüngung, aus der ein neuer Strom des Lebens bricht, wenn der alte versiegt ist. Alle andere Richtungen unsrer Zeit bewegen sich mehr nur auf der Oberfläche wider und durch einander.

Wie der Protestantismus den Übergang vom Sinnlichen zum Verstande, so bezeichnet der Pietismus den Übergang vom Verstande zum Gemüth. Ist aber dieser Kreislauf vollendet, hat Vorstellung, Begriff und Gefühl, jedes in einseitiger Herrschaft sich durchgebildet, so werden sie in harmonischer Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einst den Übergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrschenden Mystik führen.

Der Pietismus muß nothwendig drei Crisen erleben, und wir befinden uns noch in der ersten. Er muß anfangs noch an den Protestantismus gebunden, noch von dessen Einfluß beherrscht erscheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühsam sein Daseyn unter Beibehaltung der alten Formen fristet. Zugleich ist diese Periode die politische und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrschenden Kirchen, sondern auch durch den Zeitgeist niedergedrückt. In einer zweiten Crisis aber wird er über beide herrschend werden, und in das Extrem der Einseitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er

mit dem Protestantismus und Katholicismus sich versöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widersinnig diese Prophezeihung, in unserer, den religiösen Interessen fast abgestorbnen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erscheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder sie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, so wird doch eine kleine Minderzahl mit mir übereinstimmen. Die Wenigen, die in dieser Zeit von Gott erfüllt sind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch spät kommen werde, da das religiöse Interesse jedes andere beherrschen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu sey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Versöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiösen Gesellschaft bezweifeln, wenn sie nicht in eine starke äußere Kirche consolidirt ist, muß bemerkt werden, daß die Pietisten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, schwach und vom Einfluß der herrschenden Systeme noch beherrscht zu uneinig und oft zu verderbt sind, um eine mächtige Kirche herzustellen; daß es theils aber auch gar nicht im Wesen des Pietismus liegt, sich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietist lebt im Gemüth und wendet sich von allen Äußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle consolidirt sich schwer, und wo nur immer innerlich em-

pfunden wird, iſt nicht einmal ein Lehrſyſtem, geſchweige denn die ſtarre Form einer ſichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch iſt die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren ſtark genug, ſich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben ſo zu überſcheiten, als ſich ſelbſt äußern Verfolgungen zu entziehn. Dieſe Macht beſteht unſichtbar und unantaſtbar, und täuſcht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, ſie dereinſt zur herrſchenden zu machen, und iſt ſie dies geworden, ſo werden wir Erſcheinungen ſehn, die niemand erwartet hätte.

Die erſten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Proteſtantismus, aus dem ſie hervorgegangen. Die erſten Pietiſten wollten nur den reinen Proteſtantismus darſtellen, in derſelben Weiſe, wie die Jeſuiten den reinen Katholicismus. Daher ſind ſie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jeſuiten. Die innige Gemeinſchaft mit Jeſus, der durchgebildete Roman der Seelenliebſchaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirſchung, die Entzückung und die Viſionen, endlich die aufopfernde Dienſtfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Miſſionen nach fremden Welttheilen ſind beiden gemein, nur daß die Jeſuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietiſten das nach ihrer Meinung Gute um ſein ſelbſt willen thaten. Die Pietiſten wollten anfangs nur einen geläuterten Proteſtantismus und ſich keineswegs von der proteſtanti-

schen Kirche trennen. Wo dies geschah, war es doch immer nur im Namen des reinen Protestantismus, und schon daß es geschah, zeigt noch von dem Einfluß des alten Systems. Indem sie eine äußere Kirche gründeten, huldigten sie noch gleich den übrigen Protestanten nicht sowohl dem Gefühlsglauben allein, sondern auch einem Wortglauben, einer bestimmten Lehre. Daher sind auch ihre kleinen Kirchen noch ganz nach dem Typus der protestantischen gebildet. Wie die Protestanten sich in Lutheraner und Reformirte trennten, so die Pietisten in Herrnhuter und Methodisten. Wie die Lutheraner sich im nördlichen Deutschland in einer festen und einigen Kirche consolidirten, und Luther gleichsam als ihren Monarchen anerkannten, so thaten die Herrnhuter in demselben Lande dasselbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhiengen, so folgten die Methodisten in England hier Wasley, dort Whitefield.

Diese kleinen Kirchen gehören einer Übergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen festen Bestand haben. Weit wichtiger als diese ordinirten Pietisten sind die zahllosen andern, die überall zerstreut sind, und die beim Mangel eines äußern Bandes, ein desto stärkeres innerliches vereinigt. Sie sind die Masse, die noch keine Gestalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechseln, die erst auf die Zukunft wartet, um sich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu gestalten.

In diesem Chaos zeigen sich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abschreckende Erscheinungen. Die Gemüthskraft weiß sich noch nicht von den Einflüssen der Sinnlichkeit und einseitiger Verstandesrichtungen zu befreien. Diese fremden und widersprechenden Einflüsse richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnsinn. Nicht das Gemüth ist Schuld daran, sondern nur die Sinnlichkeit und eine falsche Verstandesbildung, welche sich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und sie mißbrauchen. Selbst Betrug mischt sich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz. Daher finden wir unter den Pietisten sinnliche verderbte Menschen, die mit den Gegenständen ihrer glühenden Andacht eine wahre Unzucht treiben; arme Sünder, die sich aus denselben Ursachen in die Arme der pietistischen Gnade und Wiedergeburt flüchten, aus welchen einige andere ihres Gleichen katholisch werden; halbgebildete Schwärmer, die mit Auslegung der Schrift, Prophezeihen die Köpfe verrücken, ohne die Herzen zu erwärmen; Fanatiker, die sich im eigenen Blut baden und selbstmörderisch opfern, um, wie sie sagen, für Christus zu sterben, gleich wie Christus für uns gestorben ist; endlich Heuchler aller Art, besonders in den niedern Klassen, Kaufleute und Gastwirthe, die sich auf dem religiösen Wege Käufer und Gäste verschaffen, arme Abenteurer, die auf eine bequeme Weise Krippenreiterei treiben und kokette Weiber, die

unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die sündige spielen wollen. Alle diese Mißbräuche sind indeß nicht dem Pietismus an sich, sondern der Stellung zuzuschreiben, in welcher er sich jetzt noch befindet. Der Weltgeist, dem der Pietismus noch erliegt, treibt auf solche Weise Hohn und Spott mit ihm.

Eine große Zahl von Pietisten sucht diesem Weltgeist dadurch zu entfliehn, daß sie sich von allem Irdischen so weit als möglich zurückziehn und nicht einmal mehr denken wollen. Dies ist der Quietismus im Pietismus, sein Extrem, die einseitigste Verirrung, deren er fähig ist. Zu diesem Quietismus sind die niedern Klassen am geneigtesten, weil der Stolz und Hochmuth der Unwissenheit denen am leichtesten wird, die wirklich unwissend sind. Auch die ganz abgeschwächten Vornehmen suchen den Quietismus, um selbst in der äußersten Impotenz noch eine Wollust zu finden.

Alle diese Verirrungen hindern indeß nicht, daß der Pietismus sich immer weiter verbreitet und in der Achtung selbst der Gelehrten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß aller derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte. Er hat sich ihnen nicht aufgedrängt, sie haben ihn selbst gesucht. Alles wird eher durch Zwang, Gewohnheit und Überredung begründet und erhalten, als der Pietismus. Wer sich zu ihm wendet, sieht

sich sogar verfolgt, nur ein freier innerer Drang kann dazu bestimmen.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die große zurückstößt, sollen wir die innre Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daß es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutz-

wehr gegen thierische Abstumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entschließungen? Ein Umstand wird dem Pietismus besonders jetzt günstig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer seine große Staatsthätigkeit, der Franzose seine geselligen Genüsse, der Italiäner seine Natur besitzt, findet der Deutsche den Himmel nur in sich selbst. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Gesellschaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzensergießung, so die Gesellschaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Gesinnung theilt, und es verbindet sich damit eine eigenthümliche Sehnsucht, welche die Deutschen in allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeschlossene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apostel einer Idee zu bilden. Dieß war und ist das stärkste Band unter den Separatisten.

Seit einiger Zeit haben sich auch sehr gelehrte Männer des Pietismus direct oder indirect angenommen. Ein pietistischer Geschmack, eine gewisse Ansteckung pietistischer Gefühle und Ausdrücke ist in der Literatur eben so weit verbreitet, als im Leben. Dieß finden wir zunächst in der theologischen Literatur. Eine Menge protestantische Geistliche neigen zum Gefühlsglauben und reden ihm in Dogmen, Predig-

ten und Gedichten das Wort, ohne ſich äußerlich von der Kirche zu trennen. Es gibt ganze Gegenden, wo dieſer Ton der herrſchende geworden iſt. Während dieſe Geiſtlichen den Gefühlsglauben mit dem Wortglauben der Orthodoxie zu verſöhnen trachten, beſtreben ſich andere mehr philoſophiſch dieſen Glauben auch mit dem Verſtande zu verſöhnen, ihn der aufgeklärten Denkweiſe des Jahrhunderts zu vermitteln. So verſucht Schleiermacher's verſtändige Begeiſterung durch eine wunderbare Zurüſtung von logiſchen Formeln gleichſam optiſch, wie durch Brennſpiegel, das heilige Feuer der platoniſch-chriſtlich-pietiſtiſchen Liebe in den Herzen zu entzünden. So ſehn wir den genialen Steffens die ganze Naturphiloſophie auf ein pietiſtiſches Reſultat hinaus führen, und alle Cryſtalliſationen des Wiſſens gleichſam chemiſch auflöſen in das Fluidum des Gefühls. Man hat ihn und einige andere daher Apoſtaten des Wiſſens und Neophyten des Glaubens genannt, und mit Recht dieſer Wendung der Philoſophie eine große Bedeutung für die Zeit zuerkannt. Zuletzt iſt auch ein Katholik aufgetreten und hat die erſte Bahn zu einer Verſöhnung des Pietismus mit dem Katholicismus gebrochen. Schon Friedrich Schlegel behauptet mit Recht, daß gerade in der Myſtik und Theoſophie, die ſich von der Kirche losgeriſſen, die bedeutendſte Reaction gegen dieſelbe vorbereitet werde, und Franz Baader hat es verſucht, dieſe Behauptung durch Kritik einiger Myſtiker und Pietiſten, namentlich des

Jakob Böhme, zu bestätigen. So unbedeutend dieser Versuch für jetzt noch scheinen dürfte, so ist doch zu erwarten, daß die Untersuchung auf diesem Wege nicht stille stehen wird, und daß die bei den Pietisten und Katholiken nur scheinbar getrennten Elemente sich einst näher verbinden werden. Wird jemals eine Vereinigung aller Confessionen in eine große christliche Kirche wieder möglich, so kann das vermittelnde Glied allein der Pietismus seyn.

Philosophie.

Wir leben in der Zeit der Wissenschaft. Der Verstand ist Regent der drei letzten Jahrhunderte. In der Reformation hat er sich befreit, und in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts seinen Thron aufgeschlagen. Ist einmal ein Volk dahin gekommen zu denken, so sucht es auch die Gesetze des Denkens; sammelt seine Wißbegier die mannigfaltigsten Thatsachen, so sucht es deren Motive; bildet es eine Wissenschaft nach der andern aus, so sucht es endlich den innern Zusammenhang in allen. Die Reflexion führt, welchen Gegenstand sie auch zuerst ergreifen mag, immer zuletzt zur Philosophie hin. Was in die Sphäre des Wissens fällt, sieht sich an einen Radius geknüpft und führt zum Centrum. Dieß ist der Gang, den der Verstand in seinem Fortschritt immer nehmen muß. So unabänderlich aber dem Denker die vollendete Philosophie als perspectivisches Ziel vorgesteckt ist, so nothwendig er nichts andres erstreben kann, als eine vollkommne Wissenschaft von

allen Dingen, gleichsam den Verstand Gottes zu erreichen, so ist doch eben die Erreichung des Zieles, die uns Gott gleichmachen würde, unmöglich, und nicht nur in der Art, wie wir philosophiren, sondern schon darin, daß wir philosophiren, liegt ein innrer Widerspruch, und nur das Streben selbst ist das Ziel. Es gibt viele Philosophien, weil es keine Philosophie, d. h. keine alleingültige geben kann, und diese Philosophien sind nur Methoden, zu philosophiren, weil sie nicht durch das Ziel, sondern durch den Weg dazu bedingt sind.

Der Mensch frägt und beantwortet die Fragen so lange wieder mit Fragen, bis er an eine letzte Frage kommt. Anfangs hielt man die Philosophie nur für eine Kunst zu antworten, jetzt hält man sie richtiger für eine Kunst, zu fragen. Um die erste Frage zu beantworten, mußte man die zweite thun, deren Antwort erst jene beantworten kann. Man frug: was ist? und sah sich genöthigt zu fragen; was denk ich, das sey? und wieder: wie komm ich zum denken, und auf welche Weise denk ich? So hat eine deutsche Philosophie sich über die andre gebaut. Man hat je von einer Wissenschaft, die gerade vorherrschte, den Weg in die Philosophie gesucht, und entweder die höchste Frage für eine Wissenschaft zur höchsten der Philosophie gemacht, oder doch von der Philosophie die Beantwortung jener ersten erwartet. So haben die Fragen sich zugleich vervielfältigt und dadurch wieder geschärft und vereinfacht.

Anfangs befreite ſich die Philoſophie aus den Feſſeln der Dogmatik durch den Grundſatz der Ariſtoteliker, daß es eine innere Conſequenz, eine mathematiſche Nothwendigkeit der Wahrheit, neben der durch die Kirche offenbarten Wahrheit gebe. Die Philoſophie erweiterte jedoch nur die Gränzen der Theologie und ihre Fragen blieben theologiſche. Mit den großen geographiſchen, aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts kam eine neue Richtung in die Philoſophie. Man bemühte ſich, das Princip des geiſtigen Lebens, das man früher in der göttlichen Offenbarung geſucht, mit dem Princip der Natur zu vermitteln; man identificirte auf eine myſtiſche Weiſe die Kräfte der Natur, die man in der Aſtronomie und Chymie entdeckt, mit den Kräften der menſchlichen Seele; man ſuchte einen Stein der Weiſen, darin die Wurzel aller materiellen und geiſtigen Kräfte verborgen läge. Theophraſtus Paracelſus bearbeitete die Phyſik, ſpäter der tiefſinnige Jakob Böhme die Pſychologie nach naturphiloſophiſchen Ideen. Sie ſind unbillig verachtet worden. Inſonderheit den letztern hat man mehr von der theologiſchen als naturphiloſophiſchen Seite, und ſomit ganz ſchief ins Auge gefaßt. Wenn ihnen die ungeheure phyſikaliſche Erfahrung des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu Gebote ſtand, ſo hatten ſie doch offenbar philoſophiſchen Tiefſinn und der letztere zugleich das Schema eines durchgreifenden Syſtems. Dieſe Weiſe zu philoſophiren, die erſt die

neuere Zeit wieder aufnahm, konnte damals nicht durchdringen. Selbst der große Spinoza eilte seiner Zeit voran, ohne sie mit sich zu reißen. Der herrschende Hang nach Astrologie, Alchymie, Chiromantie und der Aberglauben aller Art zog die Naturphilosophie ins Absurde und brachte sie nicht selten in die unwürdigsten Hände. Theophrastus Paracelsus bildet den Übergang zur Empirie. Sein reiches Detail physikalischer Erfahrung, noch gemischt mit dem Wunderglauben der heidnischen Pharmacie und der sympathetischen Curen, bereitete doch ein genaues und umfassenderes Forschen im Einzelnen vor, wobei nur die Philosophie in den Hintergrund trat. Inzwischen wurde, je mehr der physikalische Theil der Naturwissenschaften von der Philosophie sich entfernte, der mathematische desto enger mit ihr verbunden. Die Mathematik sagte dem immer mehr erkältenden Verstande zu, und wenn sie einerseits den Gehalt der Philosophie gleichsam austrocknete in einer dürren Atomenlehre, so war sie andrerseits doch äußerst heilsam für den philosophischen Formalismus. Leibnitz, Wolf, Baumgarten haben hier das größte geleistet. Das System, nach welchem man die Philosophie fortan mathematisch beweisen, sie auf einen Satz zurückführen und so klar wie das Einmal Eins machen wollte, verzichtete zwar auf die anthropologische Basis, und verstopfte jede andre Quelle der Erkenntniß, außer der durch Abstraktion der Begriffe, negirte jedes Organ, außer der Denkkraft, erwarb uns aber auch

eine immer besser durchgearbeitete Logik. Diese bemächtigte sich sofort der Moral, deren Fragen die ernsten protestantischen Prediger fast ausschließlich beschäftigte, und während die Orthodoxen diese Frage noch nach der Bibel entschieden, suchten die kritischen Theologen und die Philosophen sie durch logisches Abwägen von Pflichten und Rechten zu beantworten, und eine höchste moralische Weltordnung in mathematischen Formen festzusetzen.

Nachdem man, je weiter das Mittelalter zurücktrat, immer kühner geworden und den Weg der Offenbarung als eine letzte Fessel gänzlich weggeworfen; nachdem man über die Natur sich durch unermüdetes Studium immer vollkommner aufgeklärt; nachdem man die Mathematik mit Virtuosität handhaben gelernt und sie auf die Logik angewandt, und diese wieder auf die Moral, die durch den Protestantismus wie durch die römische Jurisprudenz wieder praktische Anwendung fand; nachdem die Kunst in neuen Flor gekommen und ästhetische Fragen überall angeregt worden; nachdem endlich mit der Blüthezeit der Musik, mit der poetischen Sentimentalität und der Herrnhuterei auch die Gefühle schärfer analysirt zu werden anfingen, so war eine Combination aller der verschiednen Organe, wodurch wir Natur und Geist, das Zeitliche und Ewige vernehmen, eine Combination aller bisher eingeschlagnen Wege zu philosophiren und die Kritik derselben hinlänglich vorbereitet. Eine große Menge scharfsinnige

Psychologen, Mendelssohn, Reimarus, Platner, Abt, Sulzer ꝛc. suchten die Thatsachen der Erfahrungsseelenlehre zu sammeln. Ihr gesammtes Wirken umfaßte und vollendete der Philosoph von Königsberg. Kant, eben so groß durch seinen Geist, als durch die erhabne Stellung auf der pyramidalischen Höhe aller frühern Denker, wurde der Stifter jener großen Epoche der deutschen Philosophie, von der das vorige Jahrhundert den Namen des philosophischen trägt. Kant baute sein System auf die Anthropologie. Er prüfte die Organe des Menschen, vermöge deren er alles vernimmt. Er zeigte, daß man nicht forschen könne, was die Welt an sich sey, sondern nur, wie wir sie vernehmen. Seine Philosophie war Kritik der Vernunft.

Einen Augenblick schien es, als ob in dieser Kritik die letzte Gränzscheide der Philosophie gezogen sey, und doch ward sie bald wieder übersprungen. Es schien, als ob alle die verschiednen Keime der Philosophie zu dieser einzigen Frucht gereift seyen; die Frucht trug aber wieder verschiedne Samen. Man bemerkte, daß Kant eigentlich vom wahren Ziel der Philosophie abgewichen war, denn er verschmähte das absolute Wissen und bewies, es gäbe nur ein bedingtes. Sofort verließ man ihn als einen Kleingläubigen und suchte von neuem das Absolute. Kant hatte ferner ein subjectives Wissen von der objectiven Welt angenommen, und beide mit einander dergestalt in Relation gesetzt, daß wir zwar

ein Object vernehmen, aber nur nach subjectiven Gesetzen der in uns liegenden Vernunft, und daß das Object uns zwar nur unter den subjectiven Bedingungen erscheint, aber doch auch etwas an sich seyn kann. Man bemerkte, daß dieß zu keinem absoluten Wissen führen könne, und die Absolutisten trennten sich. Die einen wurden absolute Subjectisten, die das Ansichseyn der objectiven Welt, das Kant dahin gestellt seyn lassen, geradezu läugneten; die andern wurden absolute Objectisten, welche das subjective Vernehmen vom Wesen des Gegenstandes abhängig machten; noch andre nahmen eine absolute Identität zwischen Geist und Natur, der subjectiven und objectiven Welt, des Vernehmens und seines Gegenstandes an. Endlich hatte Kant die verschiednen Organe der menschlichen Vernunft zusammengefaßt und jedem gleiches Recht angedeihen lassen. Er sah mehr auf das Ganze der Seelenthätigkeiten und brachte sie unter ein Gleichmaaß; in andern waren je besondre Organe vorzüglich entwickelt und wurden wieder einseitig in der höchsten Evidenz herausgestellt. Einer hatte mehr Sinn für die Natur, ein andrer mehr für die Moral, ein dritter mehr für die Logik und bildete demgemäß sein ganzes System einseitig aus. Das Wichtigste in dieser Parteiung ist aber die Consequenz, die Kant hineingebracht. Als Folge oder als Gegensatz stehn alle Philosophien nach der seinigen mit dieser in Verbindung. Alle philosophische Parteiung beruht auf den Gegensätzen des be-

dingten und absoluten Wissens, des subjectiven Ichs und der objectiven Welt, und je der einzelnen Organe des Ich und der ihnen entsprechenden Reihen in der objectiven Welt.

In Bezug auf den ersten Gegensatz entstand nach Kant's Kriticismus mit Nothwendigkeit ein dogmatischer Absolutismus, der zwar wie Kant kritisirte, aber nicht um die Schranken, sondern um das Ziel des absoluten Wissens zu finden. Hatte Kant das Ich von der Außenwelt getrennt und nur in eine Relation gesetzt, deren absoluten Grund er unerklärt läßt, so war dieß nur ein Sporn für spätere Philosophen, den absoluten Grund und in ihm zugleich die fehlende Einheit zu suchen. Während eine ziemlich ausgedehnte Schule Kant noch unmittelbar treu blieb und durch Erweiterung der anthropologischen Forschungen wie durch Verschärfung der Kritik sich mannigfaltiges Verdienst erwarb, schritten andre kühne Geister weiter. Sie versuchten das Absolute zu construiren, die Kantianer kritisirten das Relative. Ihre Lehre ist Dogmatismus, die Kantische Kriticismus. Sie beantworten apodiktisch die Frage: was ist? Die Kantianer fahren fort zu fragen: wie vernehmen wir? Ohne Zweifel wird die Wissenschaft durch alle beide befördert. Der Absolutismus ist eine ewige Evolution der Seelenkräfte durch das Genie; der Kriticismus sichert ihr Gleichmaaß. Wenn die Kritiker beweisen, bis zu welcher Gränze der menschliche Geist vordringen kann, so ist es gut, daß die Abso-

lutiſten es thun. Wenn auch jeder Philoſoph am Ziele ſeines Strebens mit Sokrates behaupten müßte: die größte Weisheit ſey, zu wiſſen, daß man nichts wiſſen könne! ſo wird doch keiner ein Philoſoph werden, der das glaubt.

Die Abſolutiſten unterſchieden ſich aber nach eben den Gegenſätzen von Subject und Object, die Kant's Relationsſyſtem feſtgeſtellt, und ihre Lehren ſind in einer hiſtoriſchen Folge hervorgetreten, die den übrigen Richtungen der Zeit entſprochen hat. Da noch der Proteſtantismus und die franzöſiſche Encyklopädie das Jahrhundert beherrſchten, da Logik und Moral an der Tagesordnung waren, da der Geiſt in jedem Augenblick einen neuen Sieg über die Natur und ihre geheimnißvolle Kraft erfocht, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ein genialer Mann, wie Fichte, enthuſiaſtiſchen Beifall fand, als er die ganze Philoſophie auf ein ſubjectives Moralgeſetz zurückführte, die Kantiſche Relation aufhob, die objective Natur ins Nichts verwies, und nur ein abſolutes Subject, ein geiſtiges Ich anerkannte. Eine ſolche Einſeitigkeit bedurfte des äußerſten logiſchen Scharfſinns, um nur conſequent durchgeführt werden zu können, und dieſer bereicherte wieder den Formalismus der Philoſophie. Es war keine Kunſt, das Fichteſche Syſtem zu läugnen, aber eine Kunſt, es zu widerlegen, und jedes folgende Syſtem erbte ſeinen Scharfſinn, wie Spolien des Feindes. Überdem war Fichte's Einſeitigkeit dem Moralſyſtem wenigſtens ſo günſtig, daß

es kein erhabneres außer dem seinigen gibt. Indeß konnte man auf dem äußersten Extrem sich nicht lange halten. Natur und Kunst waffneten sich gegen Fichte. Der unermeßlichen Forschung öffnete sich die Natur als eine gleichsam plastisch erstarrte Philosophie. Die Gegenstände der Natur selbst ordneten sich in ein System. Die Entdeckungen in der Organologie verdrängten den Mechanismus, welcher als Gegensatz den Idealisten Vorschub gethan. Man konnte das geistige Princip der Natur nicht länger verkennen und der alte Pantheismus ward wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit war alles für die Kunst enthusiastisch geworden, und da das Schöne stets mittelbar oder unmittelbar an die materielle Natur geknüpft ist, so ward überall auf diese hingewiesen. Sanft senkte sich der menschliche Genius von unwirthbaren Höhen wieder zum grünen mütterlichen Boden hinab.

Unter diesen Umständen ergriff der große Schelling wieder die von Fichte verlaßne Kantische Relation zwischen Subject und Object und erhob sie zur absoluten Identität. Man hätte denken sollen, er werde wieder einseitig nur das Object, die materielle Natur, geltend machen, und von dieser falschen Folgerung verleitet, haben ihn auch viele unverständige Gegner nur als Naturphilosophen verschrien. Es war ihm aber nicht blos Fichtes Subject, sondern auch dessen Einseitigkeit überhaupt entgegengesetzt, und wenn er die Naturphilosophie neu begründete, so war dieselbe doch nur der eine Theil seiner

dualiſtiſchen Identitätslehre. Geiſt und Natur ſind ihm zugleich nur Emanationen, Erſcheinungen, Äußerungen und Evolutionen der göttlichen Idee. Er paralleliſirt daher auch das Syſtem des Idealismus und Materialismus und neutraliſirt die Extreme. Dies iſt Spinozismus, aber in höherer Potenz. Nur nach Kant und Fichte konnte Spinoza's Verſprechen erfüllt werden. Es bedurfte jedoch eines gleich großen Geiſtes, Schelling vor Kant, oder Spinoza nach Kant zu ſeyn. Die Identitätslehre hat vor jeder andern Philoſophie augenſcheinliche Vorzüge. Der Eklektiker, der die Reihe der Syſteme muſtert, findet hier die Vermittelung der Extreme. Er bemerkt, daß jede Philoſophie die andre ausſchließt, hier findet er ſie mit einander verbunden. Der Mathematiker, der die geſammte Philoſophie als eine Sphäre betrachtet, findet in Schelling's Princip den magnetiſchen Mittelpunkt, der die entgegengeſetzten Pole der Subjects- und Objectslehre, der Geiſtes- und Naturphiloſophie zugleich ſpannt und bindet. Der Schematismus dieſer Philoſophie erſcheint alſo als der vollkommenſte, den wir bis jetzt kennen. Die Ausführung iſt aber den Bedingungen der menſchlichen Unvollkommenheit unterworfen. Dies hat dahin geführt, daß die Philoſophie den alten Kreislauf dennoch wiederholt. Die Schule Schelling's iſt nach den beiden in ihr liegenden Potenzen wieder in zwei einſeitige Hauptſyſteme zerfallen. Oken hat den materiellen Pol vorwiegen laſſen und die Identität des Geiſtes mit der Natur

in den geistigen Charakter der Natur gesetzt. Die Materie ist ihm nur der zerfallene Geist, der Geist die combinirte Materie. Endlich hat Hegel den geistigen Pol vorwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur in den materiellen Charakter des Geistes, in die objective Wesenheit der Begriffe, in das ausschließliche und absolute Seyn der Denkbegriffe und ihres Gesetzes, der höhern Logik, in die Physik der Logik gesetzt. Oken's Wesen sind Begriffe, Hegel's Begriffe sind Wesen. Somit bietet die deutsche Philosophie bis zum gegenwärtigen Augenblick ein consequentes System von Systemen dar und ist in einem gewissen Kreise abgerundet.

Wir müssen aber auch auf die einzelnen Organe des menschlichen Geistes Rücksicht nehmen, die in den verschiednen Systemen vorzugsweise sind entwickelt worden. Die kräftigste Entwicklung war immer die einseitigste. Nur indem jedes Organ allein herrschen will, erhält es den höchsten Grad der Ausbildung und dient der Philosophie am besten in dem Augenblick, da es von ihr zu entfernen scheint. Überhaupt, so lange die Philosophie, die unumstößlich, unabänderlich und in allen Theilen vollkommen seyn wird, noch nicht gefunden ist, kann sie dem Geist niemals eine Schranke oder nur ein Maaß aufdringen, der in einer eigenthümlichen Bahn vordringt und sich selber Gesetz und Ziel schafft. Die Moral, die Logik, die Physik sind einer eigenthümlichen Ausbildung unterworfen, und nehmen weit seltner von der Philo-

sophie Regeln an, als sie selbst in sie Regeln hinüber tragen, ja sogar sie völlig umschaffen. Und wo dies auch nicht der Fall wäre, muß ein selbstständiges, wenn auch einseitiges Moralsystem, eine eigenthümliche Logik oder Physik so viel Werth haben, als wenn wir sie als integrirenden Theil eines umfassenden philosophischen Systems kennen lernten. In allem, was der Menschengeist hervorbringt, liegt ein innrer Zusammenhang, wenn auch die Form ihn verläugnet. Kant war so vielseitig, als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillantirter Geist selbst war der Stein der Weisen seiner Zeit. Sein System beruhte auf der Würdigung aller geistigen Richtungen und er wirkte wohlthätig auf alle. Seine Schüler zeigen oft nur dem System zu Liebe eine oberflächliche Vielseitigkeit. An echter umfassender Bildung steht allen andern der biedre Fries voran, der sich überdem durch eine vorwiegende ethische Richtung und durch ein Streben nach Popularität auszeichnet. Fichte war ganz Moralist, und alle seine Werke beziehen sich auf das handelnde Leben, so wenig sie auch populär geschrieben sind, so daß man nicht einmal seine Reden an die deutsche Nation außer der Schule begreifen kann. Dieser tapfre Geist verlangte die Diktatur und den Terrorismus der Tugend. Er stellte die absolute Tugend selbst dem Himmel entgegen und verschmähte für dieselbe die Garantie der religiösen Autorität. Ein riesenstarker Wille in der eignen Brust, sollte jede fremde Krücke dem neu-

gebornen Geschlecht entbehrlich machen. Sein Grundsatz: nur das sey, was der Mensch thue, und nur das verdiene zu seyn, wozu er sich durch die Kraft des Willens zwinge, und nur das könne der Mensch wollen, was seinem freien Ich gezieme, Ehre für sich, Gerechtigkeit für alle! blitzt wie das Flammenschwert eines Engels in das durch Mattigkeit, Sinnlichkeit und Lüge entwürdigte Paradies des Menschenlebens. Ist in Fichte's Princip ein philosophischer Irrthum, so ist die Anwendung doch die wahrste und beste. Der Irrthum liegt nur in der Ausschließlichkeit des Princips, nicht in dessen Folgerungen. Wie nur aus dem Fichteschen Princip der höchsten Willensfreiheit die würdigste Moral gefolgert werden kann, so wird jede beste Moral wieder bis zu Fichte's Princip aufsteigen müssen. Eine höhere Philosophie vermag aber das Princip der Willensfreiheit mit dem der Nothwendigkeit zu vermitteln. Im Gegensatz gegen Fichte war Schelling wieder vielseitig, wie Kant, und nur seine Schüler haben die verschiedenen Seiten vorzugsweise glänzend ins Licht gesetzt. Das religiöse Element ist hauptsächlich von Görres und Steffens ausgebildet worden, mystisch von jenem, pietistisch von diesem. Im ethischen Gebiet glänzt Görres vor allen, und ihm verdanken wir auch die erste Organologie des politisch-historischen Lebens. Die meisten Schüler Schelling's werfen sich mit überwiegender Vorliebe in die Naturkunde. Die tiefsten Ahnungen über das kosmische und organische Leben

ſprach Görres aus. Das conſequenteſte Syſtem, das ſich zugleich der Empirie am vollkommenſten anſchmiegte und gleichſam den ganzen Thatbeſtand der Naturgeſchichte wie durch einen Zauberſchlag in eine Philoſophie verwandelte, verdanken wir Oken. Er übertrifft alle Naturphiloſophen an empiriſchen Kenntniſſen, alle Empiriker an Philoſophie. In der Anwendung der Mathematik auf die Naturphiloſophie erwarben ſich vorzüglich Wagner und Eſchenmayer Verdienſte. Steffens zeichnete ſich durch Unterſuchungen über die Vorgeſchichte, Schubert durch Aufklärung der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft aus. Sie alle brachten in das Studium der Natur einen neuen großen Schwung. Durch Hegel hat ohnſtreitig die Logik viel gewonnen. Es liegt in ſeiner Taſchenſpielerei mit Begriffen ein Talisman, den man ihm abgewinnen muß, um ihn würdiger zu gebrauchen.

Wenn wir durch jeden, der auf iſolirter Bahn etwas Großes geleiſtet, uns im Einzelnen belehren laſſen müſſen, ſo ſollen wir doch immer den Blick nach den univerſellen Geiſtern, den Polarſternen des Himmels richten, um welche die größte Sphäre ſich umwälzt. Zwar eine ewige Kluft iſt feſtgeſtellt zwiſchen der Weisheit Gottes und der der Menſchen; doch eine Stelle gibt es, wo auch der menſchliche Geiſt am höchſten ſteht, und die freieſte und reichſte Ausſicht zugleich gewinnt. Heil dem Genius, in welchem der Sinn für die Natur, die moraliſche Kraft, der Scharfſinn des Verſtandes, die tiefe Innigkeit des

Herzens in einer höchsten Einheit verbunden liegen, in dessen reingestimmter Seele die Accorde voll erklingen, in denen alles Lebens Harmonie gedeutet wird. Geister wie Kant, Schelling, Görres zeigen uns erst, was die Welt ist, indem sie sie in ihrem Geiste spiegeln, und was der Geist ist, indem sie ihn in der Welt spiegeln. Je weiter aber die Welt erschlossen wird, desto größer werden die Geister, je größer die Geister sind, desto größer schaffen sie die Welt. Der höchste Triumph des Philosophen ist, daß er von innen heraus die Welt durch die Erkenntniß neu schafft und bildet wie ein Kunstwerk, daß er immer freier wird, je mehr er sie begreift, daß die größte Last des Wissens seinem Genius die leichtesten Schwingen leiht. Der höchste Triumph der Philosophie ist dagegen, daß sie niemals alleingültig wird, daß sie die Erkenntniß der Welt stets an die Eigenthümlichkeit geistiger Naturen knüpft, daß sie die Welt immer nur im Spiegel eines individuellen Geistes zeigt, daß folglich der größte Philosoph den größern nicht ausschließt. Man kann die Philosophie mit der Musik vergleichen. Die Philosophen spielen auf der Welt. Hier und dort vernehmen wir die wunderbarsten und herrlichsten Melodien. Wir bedauern die Schüler, die dem Instrumente nicht gewachsen sind, weil die tönereichste Flöte dem Ungeschickten doch nur ein Holz ist. Wer aber ist ein Meister der Gegenwart und glaubt, der Quell der Töne sey erschöpft und versiegt durch seine Kunst? Immer

neue Meister erben das Instrument, das nie verwüstet wird. Es reihen sich Blumen an Blumen, und Menschen an Menschen. Der Himmel ist gewölbt aus vielen Sternen und Gottes Tempel ruht auf vielen Säulen.

Nach diesem allgemeinen Überblick über das Innere der deutschen Philophie muß es interessiren, ihr Verhältniß zur übrigen Literatur und zum Leben zu betrachten. Ich stehe nicht an, dieser Philosophie den Vorrang vor allen andern unsrer literarischen Erscheinungen zuzuerkennen. Das Zeitalter wird von der Wissenschaft, die Wissenschaft von der Philosophie regiert. In der neuen Hierarchie des Verstandes ist der philosophische Stuhl der apostolische und die Philosophen sind die Kardinäle. Aus der ganzen Sphäre unsrer Geistesthätigkeiten sammeln sich die Resultate in die Philosophie, als in ein Centrum; alle Säfte sublimiren sich in ihre Blüthenkrone. Die Mannigfaltigkeit sucht immer ihre Einheit, und je gewisser es ist, daß die Deutschen für alle Arten von Erkenntnissen Sinn haben, um so natürlicher ist es auch, daß sie dieselben regeln und auf die einfachsten Resultate zurückführen. Ja es scheint, als ob der allgemeine Wissenstrieb nur die secundäre, der philosophische Tiefsinn aber die primäre Äußerung unsrer Natur sey, als ob wir eine Peripherie nur fänden, nachdem ein unsichtbares Centrum sie ausspannt. Unsre Philosophie beweist, daß Deutschland keine Polterkammer für allerlei Wissen seyn soll. Es kommt nicht

das Kleinste in den Horizont unsrer Betrachtung, so findet es sich durch unsichtbare Fäden an den Mittelpunkt der philosophischen Erkenntniß geknüpft. Je reicher aber der Gegenstand jener Betrachtung ist, um so tiefer jener Mittelpunkt. Indem wir die breiteste Basis nehmen, dürfen wir die philosophische Operationslinie am kühnsten und weitesten ausdehnen, und unsre Helden dringen erobernd immer tiefer in das unbekannte Geisterreich.

Es gibt indeß auch eine ziemlich dunkle Schattenseite der deutschen Philosophie. Nicht alle Philosophen waren geniale Geister; es gibt auch einen philosophischen Pöbel, Affen und Karrikaturen der Genies, die zugleich immer den Gegensatz der Philosophie und des Zeitalters in einer gefälligen Halbheit zu vermitteln wußten. In ihnen hat die Philosophie an der allgemeinen gelehrten Pedanterei Theil genommen, nicht nur in den sprachlichen Formen, sondern auch in den Ansichten. Auch sie hat den Reifrock getragen. Statt tief zu seyn, war sie lange nur spitzfindig, statt natürlich zu seyn, aufgestutzt, statt gerade auszugehen, ceremoniös, höflich, umständlich, statt uns zu überzeugen, hat sie lange nur mit uns conversirt, ja auch sie hat wie die Poesie geraume Zeit uns die Alten citirt, und den Kothurn an die Sohlen geschraubt, statt sich selber zu heben. Dann ist sie wie die ganze übrige Literatur in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Sie ist göttlich grob geworden, wie die Ritterromane, sie ist

von der Sucht nach Natur und Originalität befallen worden, wie die Damen und Studenten, wie die Dichter und Virtuosen. Sie hat alle alte Autorität abgeworfen und frisch von vorn selbst gedacht, aber ihre Gedanken waren oft nicht werth, gedacht zu werden. Endlich hat sie Gefühl und Phantasie zu Hülfe gerufen und mit girrendem Flötenton oder türkischer Musik bachantische Tänze um den Altar der Wahrheit aufgeführt, oder aus mystischen Nebeln unbegreifliche Orakel gestammelt. Der Schulstube, dem bezopften Orbil entrissen, ist sie alt genug geworden, in die Schule der Liebe zu gehn, sich schwärmerisch dem Geliebten in die Arme zu werfen. Doch unabhängig von diesem Treiben der Menge, sind große Genien mit männlichem Verstand ihrer Zeit vorangeschritten und haben lächelnd zugesehn, wie man mit ihren Gedanken kindische Abgötterei getrieben.

Insbesondere tadelt man an unsern Philosophen mit Recht den schulmeisterlichen Hochmuth, wiewohl ihn noch kein neuer Lucian scharf genug gegeißelt hat. Es ist in der That lächerlich die Weisen zu sehn, wie sie gleich erbosten Hähnen einander blutig hacken und dann auf dem nächsten Dachgiebel wieder mit stolzgehobenem Schopfe krähen und auf die kleine Welt herunterblicken.

Der Vorwurf der Unpopularität trifft unsre Philosophen fast ohne Ausnahme. Sie haben von den Griechen und Scholastikern eine fremde Terminologie entlehnt, anfangs selbst noch lateinisch ge-

schrieben und auch noch in der neuesten Zeit sich darin gefallen, immer neue fremde Wörter zu schmieden. Dies hat ihnen zwar in den Augen des Volks ein ehrwürdiges Ansehen und selbst den begreiflichsten Gemeinplätzen einen Anstrich von tiefer Weisheit verliehen, das größere Publikum aber der Philosophie entfremdet, und diese zur reinen Schulsache gemacht. Oken, eben so patriotisch als gelehrt, hat gegen die fremde Terminologie geeifert, ohne jedoch etwas auszurichten, ja ohne selbst sie vermeiden zu können. Die Schwierigkeiten der philosophischen Sprache werden noch verwickelter durch den eigenthümlichen und willkürlichen Gebrauch, den jeder einzelne Philosoph davon macht. Schlagen wir die erste beste Seite in philosophischen Werken auf, was klingen uns für ganz verschiedne Namen in Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel entgegen. Die fremden Wörter sind indeß in ihrer Verschiedenheit noch die deutlichsten; die deutschen werden bei ihrer Gleichheit durch den verschiednen Gebrauch, je gemeinverständlicher sie an sich sind, desto undeutlicher in der Philosophie. Man hat daher ganze Bücher geschrieben, um nur die wahre Bedeutung der Ausdrücke: Vernunft, Verstand, Geist, Herz, Gemüth, Gefühl u. s. w. auszumitteln. Doch ist deßfalls noch kein allgemeiner Sprachgebrauch angenommen. Die Schwierigkeiten der Sprache sind denen des Denkens gefolgt. Die Denkkraft arbeitete sich mit unendlicher Anstrengung, aber nur stufenweise, aus der alten Unklarheit heraus und

mußte für jede neue Entdeckung auch eine neue Sprache schaffen. Eine mühsame, umständliche, weitläufige Darstellungsweise war unvermeidlich, weil erst durch sie der Weg zu immer einfachern Begriffen führte. Nichts wird schwieriger errungen, als was sich nachher gleichsam von selbst versteht. Die meisten Philosophien, ja in gewisser Rücksicht alle frühern, sind nur Studien, Vorarbeiten. Der große Kepler mußte viele hundert Folioseiten voll Zahlen schreiben, bis jene einfachen allbekannten Gesetze, die nun jeder ohne Mühe begreift, das Resultat seines eisernen Fleißes waren. So verhält es sich mit vielen deutschen Philosophen, besonders vor Kant. Wenn wir auch nur mit einem ästhetischen Widerwillen die dürren und oft täuschenden Rechnungen des Verstandes verlassen, so müssen wir doch gestehn, daß sie nothwendig waren. Am meisten fällt uns bei fast allen unsern Philosophien die sogenannte wissenschaftliche Form auf, die in systematischen Tabellen, Classen und Paragraphen sich gefällt. Wie weit sind wir von der Majestät orientalischer Dogmatik, von der Anmuth Platonischer Kriticismen entfernt. Doch muß uns auch wieder dieses dürre Systematisiren als nothwendig erscheinen, und gerade einige Versuche, namentlich der Kantianer, in der Form zu platonisiren, sind sehr unreife Producte geblieben. Den würdigsten philosophischen Styl hat Görres; denn sein System hat die erhabenste Einheit, weil es ganz mystisch ist, und in der Mannigfaltigkeit wieder die größte

Fülle von Schönheiten, weil die mystische Einheit in einer durchgreifenden Symbolik von Geist, Natur und Geschichte enthüllt wird. Dies gibt den Schriften von Görres die biblische Kraft und die orientalische Pracht. Wir glauben uns, wenn wir in ihn uns einstudiren, in einem unermeßlichen kühnen gothischen Dom, die hohen Bogen, Säulen, Wölbungen, wunderbar verschlungen und an einfache Punkte geknüpft, und eine ganze Welt in Steinbildern darin verbaut, und über dem Ganzen schwebend ein Ausdruck des Heiligen, die Majestät eines unsichtbaren Gottes, und im Tempel brausend ein Posaunenton, der sein Herold ist. Görres priesterliche Salbung und prophetische Donnerstimme sind dem Dogmatismus durchaus angemessen. Dieser soll immer seyn und ist bei Görres das Werk eines plastischen Naturtriebes, unwillkürliche, unverfälschte Offenbarung der eingebornen Idee und genau wie beim Dichter das freie Wachsthum einer eigenthümlichen Blume des Geistes, unter den verschiedensten Bedingungen der Cultur doch die übermächtige Naturkraft, die sich selbst den Charakter bestimmt. Der Dogmatiker ist in einer beständigen begeisterten Schöpfung begriffen und es ist kein gutes Zeichen, wenn er aus den prophetischen Visionen erwacht und sich selbst kritisirt. Nur der Kriticismus darf und soll dieser Begeisterung entbehren und den Gedanken als objectives Product von der subjectiven schöpferischen Gluth trennen. Die Dogmatiker haben aber den Kritikern noch im-

mer zu viel nachgegeben, und ihre blühenden Gärten in Festungen verwandelt und unter das Wasser kritischer Reflexionen gesetzt, um sie gegen Angriffe zu schützen. Görres hat seine Natur am freiesten und kühnsten walten lassen, und steht deßhalb eben so hoch als einsam unter den Philosophen. In Jakob Böhme wirkte die Natur eine ähnliche Erscheinung, doch diese wunderbare Blume blühte nur in der Nacht. In Novalis rang die angeborne Natur gegen die fremde Form, ohne sie ganz besiegen zu können. Sondern sich die Elemente mehr und mehr, so wird der Dogmatismus in der organischen Plastik eines Görres die freieste, schönste und nationellste Entwicklung finden, der Kriticismus aber allerdings die platonischen Formen ausbilden müssen, die seinem polemischen Charakter am meisten angemessen sind.

Gehn wir zu den Wirkungen über, welche die Philosophie in den untergeordneten Wissenschaften und im Leben hervorgebracht, so erscheinen dieselben durchaus natürlich und im Wesen der Philosophie begründet, weil diese jeder Erkenntniß, wie jedem Handeln das höchste Gesetz vorschreibt. Die Philosophie hat die gesammte Cultur unermeßlich befördert, indem sie überall centralisirt und vereinfacht hat. Sie hat auch in ihrer Einseitigkeit die einzelnen Seiten der Wissenschaft und des Lebens je in das glänzendste Licht gesetzt und für die verschiedenen Stimmen des Zeitalters immer den Grundton angegeben. Sie hat zwar, weil sie nur gelehrt ist, das gesammte Volk

nicht zu sich erhoben, doch mittelbar durch ihre Wirkungen auf die übrige Literatur große Ideen und wohlthätige Maximen verbreitet. Dagegen sind auch alle Mängel, Irrthümer und Widersprüche der Philosophie auf die Praxis übergegangen, je nachdem man einzelne Wissenschaften nach den Principen der verschiednen Philosophien behandelt hat. Noch öfter sind wahre Principe falsch oder mangelhaft angewandt worden, und um diese Fehler zu vermeiden, haben andre der Philosophie gänzlich entbehren zu können geglaubt und ein geistloses empirisches Verfahren der Windbeutelei vager Theorien vorgezogen. Auf der einen Seite sehn wir oberflächliche Gesellen den philosophischen Ton anstimmen, um ihren Mangel an soliden Kenntnissen zu verbergen, oder um mit der Unwissenheit wohl gar zu prahlen. Das Begreiflichste wird in vornehmen, die Sache verdunkelnden, meist geborgten Redensarten vorgetragen. Elende Fetzen dieser oder jener Philosophie, die der Student mit ins Philisterium gebracht, werden in theologischen, historischen, pädagogischen und eben so oft in poetischen Werken angebracht. Wer die nöthige Erfahrung, die nöthigen Detailkenntnisse nicht hat, hilft sich mit einem Surrogat von Philosophie und bildet sich ein, das Höchste geleistet zu haben, wenn er in hohem Tone spricht. Mancher Dichter, der seinem Helden keine Natur zu geben weiß, stattet ihn mit philosophischen Phrasen aus. Selbst Schulmeister quälen hie und da die unmündige Jugend mit

dem Wust einer unverdauten Philosophie. Auf der andern Seite finden wir einige an Erfahrung gereifte und hochgelehrte Männer, die von der Philosophie wenig oder nichts wissen wollen, die sie gelegentlich verachten und höhnen, weil sie die Widersprüche derselben nicht vereinigen können und oft sehr wohl wissen, auf welche schwankende Grundlagen manche Speculation ihre Luftschlösser baut. Diesen schließen sich sodann die Pedanten und Kleinkrämer an, die in der großen Rechenkunst des Lebens nur bis zum Addiren gekommen sind und nur je die einzelnen Thatsachen der Erfahrung zusammenhäufen. Sie sammeln und erzählen, bekümmern sich aber um keinen Grund und keine Folge. Sie nennen sich die Praktischen und üben eine große Herrschaft in Schulen und Staatsämtern. Auch viele geniale, poetische, fromme, und lustige Naturen widerstreben der Philosophie, weil die Strenge derselben oder die systematische Form sie abschreckt. Endlich lebt die Orthodoxie aller Confessionen in einem beständigen kleinen Kriege mit den Philosophen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man findet, daß die Philosophie so manche Verunglimpfung, so mancher Spott getroffen. Witzige, gescheite Leute haben den Stoff dazu aus den Mängeln der Philosophie entlehnt, die Dummen und Bösen unbewußt aus ihren eignen Mängeln.

Göthe's Faust und anderwärts viele Aussprüche dieses Dichters haben der Philosophie in den Augen

der Menge einen gewaltigen Stoß beigebracht. Sofern von der gelehrten Pedanterei die Rede ist, hat der Dichter immer Recht. Wenn der Philosoph, gleich jenem heroischen Archimedes, selbst durch die Todesgefahr, geschweige durch des Dichters Tadel, sich nimmer stören läßt im Forschen und Untersuchen, so mag der Dichter, der Liebling der Natur, an der Seite dieser Natur, ihre Unerforschlichkeit, den ewigen Talisman, womit sie uns bezaubert und beherrscht, vertheidigen. Er mag einem schalkhaften Amor gleich seine Venus vertheidigen und den zudringlichen Philosophen verblenden und verwirren. Der Streit der Philosophie und Poesie, der uralt ist, soll in keine Gehässigkeit ausarten, vielmehr das schöne Wechselspiel unsrer edelsten Kräfte bleiben, und wer aus der Menge sich mehr dem Denker, oder mehr dem Dichter verwandt fühlt, mag wählen nach Gefallen.

Im Besondern hat jede große philosophische Schule einer Richtung des Zeitalters entsprochen, in Wechselwirkung sie erzeugend und von ihr erzeugt. Man kann selten unterscheiden, wie fern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt. Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden.

Kant hat die ganze Literatur bewegt und den größten Ruhm, die weiteste Verbreitung gefunden. Seine Lehren haben den Forschungsgeist angeregt, der Philosophie selbst den größten Impuls gegeben,

die kritische Theologie begünstigt, alle Wissenschaften philosophischer gemacht und durch ihre Humanität Toleranz und Bildung mannigfach befördert. Wenn sein System in der gelehrten Welt unmittelbar die größten Revolutionen bewirkt hat, so dürfen wir doch noch weniger die großen Folgen verkennen, die sein anthropologisches Verfahren mittelbar in noch weitern Kreisen hervorgebracht hat. Die allgemeine Toleranz, die seit Friedrich dem Großen vorzüglich von Preußen ausging, das Streben nach allseitiger Bildung, das Interesse für alles Fremde, die billige Prüfung aller Parteiansichten, die Vorliebe für das analytische Verfahren, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geselligkeit gewann hauptsächlich durch den edlen Königsberger Philosophen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Gleichzeitig war auch in Frankreich und England ein anthropologisch-kritisches Verfahren herrschend geworden. Rousseau's Gemüth, Voltaire's Verstand, Swift's Satyre, Sterne's Humor appellirten an die menschliche Natur und stürzten die alten Vorurtheile. Sie und Diderot, Goldsmith, Fielding drangen in die deutsche Literatur und ihre Wirkungen stehn in genauer Beziehung mit Kant's Anthropologie. Man warf die steife Form von sich und belauschte das menschliche Herz, das gesellige Leben, und gab Sittengemälde, psychologische Romane, Idyllen, bürgerliche Schauspiele, Satyren, humoristische Aus-

schweifungen, worin überall der Grundton der Kantischen Philosophie wiederklingt, Prüfung der Menschenseele, Humanität und zugleich Polemik gegen den alten Wahn. Göthe's reiche Gemälde haben ihnen eine lange Herrschaft bereitet, und Wachler hat gar nicht Unrecht, wenn er, obwohl ohne das Motiv anzugeben, in seinem Handbuch der deutschen Literatur die Behauptung aufstellt, Göthe habe seine allgemeine Anerkennung erst durch Mitwirkung der kritischen Philosophie gewonnen.

Fichte gehört der Zeit der französischen Revolution an, wie Kant der kurz vorhergehenden friedlichen Periode. Eine wunderbare Schwärmerei bemächtigte sich der Menschen. Man träumte von einer höchsten moralischen Weltordnung, von einer allgemeinen Republik, und der Traum sollte verwirklicht werden. Man verwarf Offenbarung und Geschichte, und das neue Geschlecht maßte sich an, Kraft seines freien Willens alles Alte zu stürzen und eine neue Menschheit mit neuen Formen anzufangen. Die Franzosen waren die Helden dieser neuen Lehre, ihre tiefste philosophische Begründung muß unsrem Fichte zugeschrieben werden. Ihm hingen daher alle Freunde der französischen Revolution und jene Unzahl jugendlicher Enthusiasten an, die selbst dann noch von ihren Träumen nicht lassen wollten, als die Franzosen bereits von der nachhinkenden Erfahrung unsanft aufgeweckt worden. Eine Menge Politiker, Historiker und Pädagogen folgten Fichte's

Grundsätzen, und das sogenannte Deutschthum muß als der letzte einseitige Auswuchs des einseitigen Fichtianismus betrachtet werden. Im ethischen Enthusiasmus höchst achtbar, und oft bewunderungswürdig, ist diese Lehre in der Praxis fast immer nur zur Thorheit ausgelaufen. Sie findet ihre Anhänger auf natürliche Weise immer bei der Jugend und hat sie bei den Alten eine Zeitlang finden müssen, als dieselben wie in den letzten Zeiten der Noth und Befreiung Deutschlands von einem jugendlichen Rausch ergriffen worden. Diese feurige, rasche Wirkung, wie eines Meteors, das wieder schwindet, ist aber gerade das, was wir an Fichte's Lehre höchst liebenswürdig finden müssen. Unter den Dichtern ist in der praktischen und ethischen Richtung Schiller ihm am meisten geistesverwandt. Beide griffen in die stolze Brust und riefen den männlichen Willen zum Kampf gegen die Sinnlichkeit und Schwäche des Zeitalters; beide fochten ritterlich für Freiheit, Ehre, Tugend, beide sind früh in dem Strom, gegen den sie anstrebten, untergegangen. Abgesehn von dieser ethischen Richtung aber, und rein in Bezug auf das Philosophem Fichte's ist kein Dichter ihm gefolgt, als Novalis, der daher auch eben so groß und einzig dasteht, und auch dieser Dichter büßte den allzukühnen Göttertraum mit einem frühen Tode. Fichte's höchster Satz, «das Ich ist Gott» wurde von Novalis in jenem ungeheuern Anthropomorphismus der Welt ausgeführt, den wir in seinen hinterlassenen

Werken bisher mehr angestaunt als begriffen haben. Er fügte noch den zweiten Satz hinzu, «Gott will nur Götter» und die Welt schien ihm nichts geringeres als eine Republik von Göttern. Wir müssen wenigstens gestehn, daß Novalis im Sinn dieses Philosophems sich wirklich als ein, wenn auch nur poetischer, Gott und König des Weltalls betrachtet, und umfassender als je ein Dichter vor ihm die ganze Welt zur Scene und zum Gegenstand seines Gedichtes gemacht hat.

Schelling's Philosophie hat der neuen ästhetisch-romantischen Richtung entsprochen. Die Romantik ist die Vorhalle der Mystik. Das Mittelalter war romantisch, weil seine Religion mystisch war, und wir kehren zur Romantik zurück, weil wir mystischer Ideen wieder fähig werden. Schelling's und Görres mystische Philosophie, darin Religion und Poesie mit der Philosophie identificirt werden, mußte denen entgegen kommen, die vom Standpunkt der Kunst aus zur Romantik gelangt waren. Die Kunst wird romantisch, wenn sie religiös wird, es ist aber ihr Ziel, religiös zu werden. Künstler und Dichter, unter den letztern vorzüglich Tieck, die Brüder Schlegel, Arnim, Brentano bildeten in Verbindung mit jenen Philosophen eine neue Schule des Mittelalters. Sie stehn wunderbar fremd in dieser Zeit. Der Verstand versteht sie nicht, doch mächtig hat ihre Poesie auf die Herzen gewirkt, und vergebens kämpften einige Altmeister gegen den unermeßlichen Ein-

fluß, den diese Dichter in der schönen Literatur sich behaupten.

Die Naturphilosophie im engern Sinn harmonirt mit der materiellen Richtung, der wir je mehr und mehr gefolgt sind. Man hat die Naturkräfte brauchen gelernt, und die Speculation hat von Jahr zu Jahr immer größere Fortschritte gemacht. Wer nur ein Gewerbe treibt, sieht sich zu den Naturwissenschaften hingezogen. Wer den Boden anbaut, will ihn und seine Produkte mit Hülfe neuer physikalischer Entdeckungen verbessern, und ganz unentbehrlich sind sie für die Fabrikanten, welche jene Produkte verarbeiten. Die Chymie ist wieder Alchymie geworden, sofern sie, obwohl auf eine natürliche Weise, wieder Gold bringen soll.

Bei weitem das wichtigste Ergebniß der Philosophie Schelling's scheint aber die parteilose, epische Weltansicht zu seyn, die sie mit sich bringt, und der die Laien selbst immer mehr entgegen kommen, seit so viele Erfahrungen die Leidenschaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widersprüche eine gewisse Duldung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im System Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewiesen, ihre Widersprüche werden auf einen ursprünglichen, nothwendigen Gegensatz zurückgeführt. Dieses System duldet durchaus nichts ausschließliches, durchaus keine unbedingte Herrschaft einer Ansicht, keine unbedingte Verfolgung der an-

dern. Es sucht in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sey es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasselbe Recht zu sichern, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen. Es betrachtet die historischen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Äußerungen derselben in Gesinnungen und Handlungen als so nothwendig in der Natur gegründet, und als so verschieden wie die Instinkte. Nach diesem System herrscht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geistigen Welt wie in der Natur. Diese neue epische Ansicht empfiehlt sich allen denen, die in einem weiteren Umkreis das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endlose Meinungsstreit seine Beruhigung, und jeder Widerspruch die einfachste natürlichste Lösung. Ohne mit Schelling und seiner Schule vertraut zu seyn, sind viele einsichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von selbst auf diesen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreise haben sie auf alles zurückgeblickt, was sie gesehn und übersehn, gestrebt und verlassen, gefunden und verloren, und von selbst hat das wilde Drama, in welchem sie als handelnde Personen einseitige Zwecke blind verfolgt, sich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und sie sind als Zuschauer dem Dichter zur Seite niedergesessen, um die

lange Vergangenheit und sich selbst darin, wie von einem Berge herab in stiller Ferne zu überschauen. Die im religiösen Gebiet eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weise widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geschichte haben die epische, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterstützt, und selbst in der Poesie ist ihr durch die jetzt alles überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die historischen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichsten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müssen.

Welche Wirkung die Hegel'sche Philosophie auf die Mitwelt äußern wird, ist noch nicht genau zu bestimmen, da sie die Katastrophe noch nicht erlebt hat. Es liegt nicht in ihrem Wesen, sich selbst Zweck zu seyn; ihre ganze Stärke besteht, wie die des dialektischen Talentes überhaupt, nur darin, Mittel zu seyn, und, wie es scheint, ist sie denn auch wirklich ein Mittel geworden.

Geſchichte.

Allen Völkern ſind die Erinnerungen der Vorzeit heilig, und alle ſtreben der Nachwelt von ſich ſelbſt ein Gedächtniß zurückzulaſſen. Traditionen und ſinnliche Denkmäler waren die uralten Bande, an welchen die Jahrtauſende einander erkannten, aneinander ſich fortbildeten. Umfaſſender aber, als in allen andern Denkmälern, erhielt ſich in der Literatur das Bild der alten Zeiten, und ihr prägen wir auch unſer Bild auf, um es den Nachkommen zu überliefern. Die Erforſchung aller alten Denkmäler und die Sorge für Denkmäler auch unſres Lebens iſt ſeit geraumer Zeit ein vorzügliches Geſchäft der Deutſchen geweſen, weil wir weniger thätig oder genußſüchtig, als andre Völker, uns vor allem der ſinnigen Betrachtung hingeben. Dadurch iſt es uns gelungen, beinah in allen Zeiten heimiſch zu werden. Wir haben die Bilder aller Völker um uns verſammelt und ſpiegeln uns in der Erinnerung des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Dieß iſt der ſtärkſte Be-

weis, wie die ſtärkſte Stütze der Humanität, die uns auszeichnet, und zeugt mehr als alles von der Univerſalität unſres Geiſtes, denn wo irgend eine nationelle Einſeitigkeit vorherrſcht, pflegt ſie immer zuerſt in Vorurtheilen gegen andre Nationen und in Verachtung ihrer Denkmäler ſich zu äußern.

Im allgemeinen nennen wir die Erinnerung der Zeiten die Geſchichte, und ordnen ihr folgende Wiſſenſchaften unter, Archäologie und Philologie oder Kunde der bildlichen und ſchriftlichen Denkmäler, kritiſcher Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung.

Die Archäologie und Philologie lehren uns die alten Denkmäler verſtehn und ſind das Mittel für den Geſchichtsforſcher. Die Philologie hat ſich aber ſelbſt zum Zweck gemacht. Sie hat das Studium der alten und aller Sprachen um ihrer ſelbſt willen, nicht blos wegen des zufälligen Inhalts, zu ihrem Gegenſtand gemacht. Es iſt darin viel übertrieben worden, man hat den Sprachgelehrten zu viel Einfluß eingeräumt, und nur zu oft über der Form den Inhalt vernachläßigt Indeß hat ſich das Übergewicht des reinen Sprachſtudiums gleichſam von ſelbſt ergeben müſſen. Der Philologe hat die doppelte Pflicht, die alten Denkmäler theils der Form, theils dem Inhalt nach verſtändlich zu machen. Das erſte erfordert aber ein ganz andres Studium, als das zweite, und beide muß er trennen. Die Grammatik muß vom Inhalt abſehen, und eine vergleichende Analogie bei den verſchiednen alten

Schriften anwenden, die ſich mit Sacherklärungen nicht aufhalten kann, und ſie iſt mit einem Wort eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft der Formen. Da ſie aber als ſolche, gleich der Mathematik, eine innere Conſequenz hat, ſo findet ſie weit leichter und mehr Anhänger als jenes Studium, das den Inhalt zu erklären ſucht, weil dieſes nach allen Seiten hin, eine Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen erfordert, die weit ſchwieriger zu erwerben ſind, als Sprachkenntniſſe. Wohl fühlen die Philologen, daß ſie ihren Schülern den Plato oder Thucydides nicht genügend zu erklären vermögen, wenn ſie nicht im Beſitz der reichſten philoſophiſchen, politiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe ſich befinden, und wo dieß nicht der Fall iſt, alſo in den meiſten Fällen halten ſie ſich an die Sprache.

Die reine Sprachwiſſenſchaft behandelt entweder die Sprache eines Volks, oder ſie vergleicht die Sprachen verſchiedner Völker, oder ſie verfolgt philoſophiſch die allgemeine Logik in den ſprachlichen Formen, oder endlich den innern Zuſammenhang und die hiſtoriſche Entwicklung in allen Sprachen. Das Studium einzelner Sprachen iſt das herrſchende, beſonders aber hat uns die griechiſche und lateiniſche beſchäftigt. Die nähere Bekanntſchaft mit denſelben hat ohne Zweifel ſehr vortheilhaft auf die Ausbildung unſrer Sprache gewirkt, und uns namentlich gelehrt, die Sätze in ſchöne Perioden auszudehnen und doch den Sinn kürzer zu faſſen, denn faſt alle Denkmäler der ältern deutſchen Sprache leiden an

einer Kürze der Sätze und Weitschweifigkeit des Sinnes, die in Bezug auf das Volk sehr charakteristisch ist. Wenn wir auch durch die Nachahmung der Alten eine mehr eigenthümliche Entwicklung unsrer Sprache und sogar eine Menge sowohl alter Wörter als Formen aufgegeben haben, so müssen wir doch bekennen, daß wir in demselben Maaße alte Begriffe und Denkweisen abgelegt haben, und daß unsre neue Sprache vollkommen unsrer neuen Bildung entsprechen hat, und mehr kann die Sprache nicht thun. Die Nachahmung der Alten war unabweislich; wir werden jetzt selbständiger und in demselben Maaße wird es auch wieder unsre Sprache, und wir nehmen das Ursprüngliche wieder auf, weil wir es ausbilden. Sofern jene Nachahmung mit den Fähigkeiten und dem Genius der deutschen Sprache verträglich gewesen ist, hat sie sehr wohlthätig gewirkt. Indeß hat sie unsrer Sprache doch auch oft Gewalt angethan.

Die vergleichende Anatomie der Sprachen hat schöne Fortschritte gemacht, und man hat sogar den Gedanken an eine Ursprache, oder an eine Zurückführung aller Sprachentwicklungen auf ursprüngliche Urlaute gewagt. Dieß hat freilich zum Theil zu unsinnigen Hypothesen verleitet, indeß ist der Vortheil nicht zu verkennen, den eine unbefangene kritische Vergleichung der Sprachen gewährt. Sie hat vorzüglich die interessantesten Aufschlüsse über die Verzweigungen, Wanderungen und geistigen Entwicklun-

gen der europäischen Völkerstämme gewährt und dadurch der Geschichtsforschung den wesentlichsten Dienst geleistet. Insbesondre müssen wir die Verdienste Jakob Grimm's um die Geschichte der deutschen Dialekte preisen.

Wir sehn die Philologen jetzt in einem Kampfe begriffen. Ursprünglich herrschte bei den Katholiken das Lateinische vor, die Protestanten brachten das Studium der griechischen und orientalischen Sprachen auf zum Behuf der Exegese. Später wurden die romanischen Sprachen in Deutschland beliebt, und in neuern Zeiten hat man eine große Aufmerksamkeit theils auf die deutschen Dialekte, theils auf das Indische, Arabische und Persische gewendet. Nur die slavischen Sprachen sind uns noch wie bisher fremd geblieben, oder es ist nur höchst wenig dafür geleistet worden. Die griechisch-lateinischen Philologen haben sich nun dem Deutsch-orientalischen entgegengesetzt. Sie halten an ihrem alten Vorurtheil für das classische Alterthum und gegen die germanische Barbarei, und lächeln verächtlich über die Thoren, denen das Nibelungenlied und die Minnesänger neben Homer und Horaz auch etwas gelten. Erbittert aber sind sie gegen die Orientalen, die ihnen ihr Monopol, über das Alterthum zu entscheiden, zu entreißen drohen. Sie sehn jenseits Griechenland und Rom im Orient nur dieselbe Barbarei, die sie im Mittelalter erkennen, da die Orientalisten aber große Aufklärungen über die Urzeit, das mythische

Alterthum verkündigen, für welche Heſiod und Homer nicht ausreichen, ſo fürchtet die ältere Partei dadurch in den Schatten geſtellt zu werden, und wehrt ſich, den ſeligen Voß an der Spitze, mit Hyänengrimm um die Leichen und Gräber des Alterthums. Dieſer Kampf der Philologen greift in die eigentliche Geſchichtsforſchung hinüber.

Was das Sprachſtudium überhaupt betrifft, ſo trägt es zwar ſeinen Werth in ſich ſelbſt und iſt ohne Zweifel ſehr wohlthätig für das jugendliche Alter, herrſcht aber doch auf unſern gelehrten Anſtalten nur allzu einſeitig vor.

Wer ſollte auf einer ältern deutſchen Schule erzogen worden ſeyn, und nicht eine ſtarke Rivalität zwiſchen dem philologiſchen und realiſtiſchen Unterricht bemerkt haben? In der Regel aber wird man finden, daß die Philologen auf ſolchen Schulen ein unverhältnißmäßiges Übergewicht behaupten, daß namentlich, wo Claſſenordnung eingeführt iſt, in jeder Claſſe die Philologie einſeitig vorherrſcht. Einzig hieraus erklärt ſich die Einführung der Fächerordnung in einzelnen Schulen und die Errichtung beſonderer Realſchulen. Immer aber ſprechen die Philologen ein Vorrecht an, halten ſich für etwas viel Höheres als die Realiſten, und bilden eine ſtolze ariſtokratiſche Kaſte.

Die Philologie iſt für den Unterricht zum Theil ſo verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienſt. Wie dort die wahre Andacht

unter mechanischen Spielen untergegangen ist, so hier das wahre Denken, die ächte Bildung unter dem mechanischen Auswendiglernen bloßer Formen. Ich verkenne nicht die Nothwendigkeit der Philologie, den großen Einfluß, den Sprachkenntniß auf das Denken übt; aber eine Gränze muß gezogen werden, jenseit welcher der Geist nicht mehr mit Formen, vielmehr mit Sachen genährt werden muß. Ist es aber nicht die Mehrzahl der Philologen, die bei der Erklärung der alten Classiker vorzugsweise nur auf die Grammatik sieht, und den Geist, die Schönheit, den historischen, philosophischen oder ästhetischen Inhalt jener Alten nur in elenden Noten nebenbei berührt? Man sehe ihre Ausgaben an. Haben jene hunderte und tausende, welche die griechischen Dichter edirt und mit Noten versehn, nur das zehnte Theil von dem erläutert, was der einzige Schlegel darüber ausgesprochen? Wiegen alle jene gelehrten Lasten die wenigen Bände eines Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann auf? Und ist nicht noch jetzt so vieles Herrliche des Alterthums für das größere Publikum ungenießbar, so oft es auch die Philologen behandelt haben, weil noch zu wenig freie Denker und schöne Geister dafür sich interessirt haben? So unermeßlich das Feld der Philologie ist, so ist es doch verhältnißmäßig noch immer sehr unfruchtbar geblieben. Der Aufwand von Menschen und Anstalten für die Philologie, der andern Wissenschaften

entzogen worden ist, hat keineswegs gewuchert, wie man erwarten sollte.

Die Philologie ist das Mittel für die Zwecke andrer Wissenschaften, aber das Mittel ist selbst zum Zwecke geworden. Man soll die alten Sprachen lernen, um den darin uns überlieferten Inhalt zu verstehn, aber die Philologen betrachten diesen Inhalt nur als ein nothwendiges Übel, ohne welches die Sprache nicht seyn kann, und behandeln die alten Classiker so, als ob sie Schönes und Großes nur gedacht hätten, um die Grammatik anzuwenden. Jeder alte Autor ist ihnen nur eine besondre Beispielsammlung für die Grammatik. Man soll die Alten lesen um darnach zu leben, aber die Philologen meinen, man solle nur leben, um die Alten zu lesen.

Man hat in der neuesten Zeit in der Philologie ein bewährtes Mittel gefunden, den politischen Verirrungen der Jugend zu begegnen. Man hat gefunden, daß nichts so sehr den Feuereifer niederschlägt, und zu blinden Gehorsam gewöhnt, als diese Philologie, die das beflügelte Genie an den Bücherschrank kettet, und den Scharfsinn in die Grammatik, die Neuerungssucht in Conjecturen ableitet. Alle Springfedern des Geistes erschlaffen unter der Last der Buchstaben. Der Jüngling muß immer sitzen und verlernt das Aufstehn. Alle Freiheit wird erstickt unter der Last der Autoritäten und Citate. Der Jüngling muß nur immer lesen und auswendig lernen, und verlernt das Selbstdenken. Alle wahre Bildung

wird gehemmt durch die einseitige Betreibung des blos formellen Sprachunterrichts. Der Jüngling muß nur immer Wörter und Formen lernen, und gelangt nicht zur Sache. Er wird in die Schule gestoßen und der philologischen Dressur Preis gegeben. Die meisten sehn diese Dressur als eine Qual, das Amt als die einzige Befreiung an, und studiren nur auf das Examen los, indem sie so viel philologische Kenntnisse sammeln, als in den Kopf gehn wollen, um Sachen aber sich so wenig als möglich bekümmern, weil man nur vorzugsweise jene von ihnen verlangt.

Gehen wir zur historischen Wissenschaft im engern Sinne über, so bietet sich uns ein unermeßliches Feld dar, auf welchen zahlreiche Arbeiter emsig beschäftigt, jedoch mit einander im Streit begriffen sind, so daß die einen sehr häufig das Werk der andern wieder zerstören. Im Allgemeinen bemerken wir im historischen Gebiet zunächst folgendes.

Die Geschichte ging ursprünglich aus dem Epos hervor, und war nichts als das Gedächtniß großer Helden. Diesen Charakter hat sie bis auf unsre Zeiten beibehalten, sie ist wesentlich politische Geschichte, Gedächtniß weniger des Lebens im Umfang aller Erscheinungen, als insbesondre der Thaten. Noch immer legt man auf Schlachten und äußre Begebenheiten ein größeres Gewicht, als auf die stillen Entwicklungen im innern Leben der Völker. Doch hat man allmählig immer mehr auch diese Entwicklungen in den Kreis der geschichtlichen Betrachtung gezogen,

und man begreift unter dem Gegenstande der Geschichte bei weitem mehr, als früher, wiewohl die politische Geschichte immer die vorherrschende bleibt. Jene Gegenstände sind die allgemeine Weltgeschichte, die Geschichte einzelner Völker, Örter, Begebenheit und Personen, aber auch Geschichte der Cultur oder einzelner Richtungen des Lebens, der Religion und Kirche, der Wissenschaften und Künste, der Sitten und des Verkehrs.

Die Deutschen haben sich in allen diesen Gegenständen versucht, doch zeichnet sie eine charakteristische Vorliebe für die allgemeine Weltgeschichte aus, weil ihr philosophischer Trieb überall eine Einheit und ein Ganzes sucht. Eben deßhalb haben sie sich auch mehr als irgend ein andres Volk um die Geschichte der Fremden bekümmert. Die vaterländische Geschichte ist darüber mannigfach vernachlässigt, wenigstens ist ihr ein unermeßliches Studium, das sich auf die fremde Geschichte geworfen hat, entzogen worden.

Der Werth unsrer Geschichtsforschung muß theils nach den Hülfsmitteln, theils nach der Kritik und nach den Ansichten und Resultaten derselben gewogen werden. Die Mittel haben sich in der neuern Zeit auf jede Weise direkt und indirekt vervielfältigt.

Das Studium der Geschichte ist von der großen Geisterbewegung der neuern Zeit mit ergriffen worden. Mit allen philosophischen Ansichten haben sich auch die der Geschichte geläutert und gehoben. Die Sammlungen sind vermehrt und gelichtet, die Kritik

ist geschärft worden, und die poetische Ausbildung der Sprache hat auch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Geschichtschreibung geübt. Ein wahrhaft großer Schwung ist aber in dies Studium erst durch die großen historischen Ereignisse der Zeit selbst gekommen. Alle Wunder der Geschichte sind sichtbar an uns vorübergegangen, und was wir mit eignen Augen gesehen, erklärt uns die Vergangenheit. Eigne Thaten und Leiden haben uns jene Alten verständlich gemacht, und indem wir selbst gewaltige Charaktere über die Weltbühne schreiten gesehn, nennen wir nicht mehr bloße Namen des Alterthums und zählen ihre Thaten, sondern wir erkennen sie und leben mit ihnen. Auch ist der Umstand nicht unwichtig, daß eben jene Stürme unsrer Zeit so viele Schranken niedergeworfen, die ehemals das Studium hemmten, und so viele Schätze zugänglich gemacht, die ehemals im Dunkeln moderten. Viele Staatsgewalten, die sonst ihre Archive geheim zu halten für nöthig fanden, sind zerstört und ihre Annalen dem Geschichtsforscher in die Hand gegeben. Viele Bibliotheken, die religiöses Mißtrauen verschloß, sind geöffnet; viele literarische Schätze, die das Kloster oder die Reichsstadt, in der sie verborgen lagen, nicht einmal kannte, sind ans Licht gezogen worden. Die heilsamste aller dieser Veränderungen ist aber unstreitig das Centralisiren vieler kleiner Bibliotheken in eine große jeder Provinz, wodurch allein es möglich wird, über die Mannigfaltigkeit der historischen Ur-

kunden einen Überblick zu gewinnen und sie auf bequeme Weise zu benutzen.

Indessen ist noch lange nicht genug gethan. Die Quellen der vaterländischen Geschichte wenigstens sollten bei weitem mehr aufgeklärt und zusammengedrängt seyn, als wir sie gegenwärtig finden. Ich verkenne nicht, daß jedem Ort sein angestammtes Denkmal beiben müsse, daß es Raub sey, die alten Urkunden und Manuscripte aus den Gegenden zu entfernen, denen sie zugehören; es ließe sich aber wohl auf andre Weise helfen. Das wahrhaft großartige Unternehmen einer bekannten Gesellschaft, die wichtigsten Quellen der deutschen Geschichte neu abdrucken zu lassen, hat uns wenigstens einen Weg gezeigt, wenn auch auf demselben noch kaum ein Schritt gethan ist. In einer Zeit, wo so viel geschwärmt wird, darf man wohl auch den kühnen Gedanken wagen, daß ein künftiges Deutschland reich, klug und nationalstolz genug seyn werde, um eine Bibliothek von Quellen der deutschen Geschichte zu Stande zu bringen, die keiner seiner größern Städte fehlen dürfte. Wenn man das Fremdartige dabei gehörig ausscheidet, so ist ein Überblick allerdings möglich. Eine Nation von so unermeßlichen Hülfsquellen, als die deutsche, würde, wenn sie für die Idee begeistert wäre, und die rechten Männer, die ihr dann schwerlich fehlen dürften, an die Spitze stellte, die Kosten, die für ein solches Unternehmen ausreichten, wohl aufopfern können. So etwas wird aber leicht allen

andern, als den gelehrten Forschern selbst, ein unnützer Traum dünken. Man denkt so wenig daran, die Schätze der Literatur als ein allgemeines Nationalgut zu hüten und zu pflegen, daß man nicht einmal, was so leicht wäre, bei den Büchermessen von jedem neuen Werke wenigstens ein Exemplar abfordert, um in einer gemeinsamen Nationalbibliothek ohne Unterschied alle literarische Produkte wenigstens von einem bestimmten Zeitpunkt an zu sammeln. Mögen immer im Verkehr die vielen schlechten Bücher untergehn, aber wenigstens ein Exemplar sollte von jedem erhalten werden.

Die historische Kritik ist so sehr an die Thatsachen gebunden, daß der größte Scharfsinn nicht ausreicht, wenn die Quellen nicht Stoff genug zur Combination darbieten. Daher findet man viele ältere gar scharfsinnige Werke doch voll Mängel und Irrthümer, nachdem man der Quellen sich im weitern Umfange bemächtigt hat. An eigentlicher kritischer, analytischer oder combinatorischer Gabe mangelt es in einem so philosophischen Volke, als die Deutschen sind, durchaus nicht; doch lassen wir uns eine falsche einseitige Theorie, oder eine süße Schwärmerei des Herzens und der Phantasie auch auf dem historischen Gebiet nur allzuleicht verführen. Besonders haben die dunklern Partieen der Geschichte hier einem blinden Scepticismus, dort einer zügellosen Hypothesenjägerei Raum gegeben. Überhaupt, wo die Thatsachen der Geschichte nicht unverrückbar eine Ansicht

feſtſtellten, haben die Vermuthungen, Meinungen und Einbildungen eine Menge verſchiedner Anſichten erzeugt, und die Kritik hat mehr vom Temperament oder Syſtem der Forſchenden, als von den Thatſachen ſelbſt den Maaßſtab entlehnt. Man hat auch wohl verſucht, die unzweideutigſten Thatſachen zu entſtellen, um ihnen ein beliebiges Anſehn zu geben, ſie einer Lieblingsneigung, einer Theorie oder einer praktiſchen Abſicht anzupaſſen. Man hat die Thatſachen aus ihrem natürlichen Zuſammenhange geriſſen, das Eine ungebührlich hervorgehoben, das Andre nur nebenbei gewürdigt oder überſehn, dem Gewiſſen einen falſchen Sinn untergelegt, dem Ungewiſſen einen beliebigen, und ſich ſelbſt nicht geſcheut, hin und wieder abſichtlich zu lügen.

Die Anſichten, welche die Geſchichtsforſcher in ihr Studium hineintragen, ſind willkürlich oder unwillkürlich. Es gibt allerdings Gelehrte, welche mit Abſicht die Geſchichte verfälſchen, um ſie als Werkzeug des Parteikampfes zu benutzen, oder wohl gar aus Frömmigkeit oder Patriotismus, oder aus Moral, oder nur, um eine einmal ausgeſprochne Lieblingsmeinung nicht zurücknehmen zu müſſen. Bei weitem mehr Gelehrte bringen aber ganz unwillkürlich falſche, oder wenigſtens einſeitige Anſichten in die Geſchichte. Die Anſicht der Partei, unter welcher man geboren und aufgezogen worden iſt, drängt ſich uns überall auf, und wir ſehn durch ihre Brille, ohne es zu wiſſen. Ich kann hier die mannigfaltigen

Ansichten, wie sie im Kleinen überall sich geltend machen, nicht weitläuftig besprechen, sondern muß mich an die größern Hauptansichten halten, die im historischen Gebiete herrschend sind. Im Einzelnen hören wir überall einen Glauben, ein Volk oder einen Stamm oder nur Personen über die Gebühr preisen und andre verunglimpfen, und die Religion, das Vaterland, der Stand und die Erziehung des Geschichtsforschers drücken seinen Untersuchungen ihren Stempel auf. Im Großen aber unterscheiden wir etwa folgende welthistorische Ansichten.

Die Einen bringen ein Ideal des menschlichen Geschlechts mit, nach welchem sie alle historischen Erscheinungen abmessen, und da die Geschichte größtentheils nur als politische Geschichte betrachtet wird, so sind es jene politischen Ideale, die den Maaßstab hergeben müssen. Die Protestanten und Liberalen haben daher ein andres Ideal, als die Katholiken und Servilen, mithin auch eine andre welthistorische Ansicht. Beide sind aber darin einverstanden, daß nur ein gewisser Theil der Weltbegebenheiten Billigung verdiene, der andre zu verwerfen sey. Sie geben sich also beide einer falschen parteilichen Theilnahme an einzelnen Erscheinungen und einem klägli-chen Jammer über die andre hin, und immer liegt im Hintergrund ihrer Ansicht die alberne Anmaßung, daß sie es von Anfang an besser gemacht haben würden, wenn die Regierung der Welt von ihnen ausgegangen wäre. Die Protestanten, Liberalen und die

claſſiſchen Philologen vereinigen ſich dahin, daß die Menſchen ſich allmählig aus dem roheſten thieriſchen Zuſtande zur Bildung erhoben und im griechiſch-römiſchen Alterthum die erſte Reife gewonnen hätten, daß darauf die Barbarei wieder eingeriſſen und erſt mit der Reformation eine neue höhere Entwicklung vorbereitet worden wäre, welche noch jetzt gegen die Barbarei kämpfen müſſe. Die Katholiken, Royaliſten und die orientaliſchen Philologen nehmen dagegen ein heiliges, vollkommnes Urvolk an, das in Sünde verfallen, durch das Chriſtenthum wieder geheiligt, aber nochmals in ſündigen Abfall und Verirrung gerathen ſey. Jene glauben an eine fortſchreitende, mühſame Befreiung des Menſchengeſchlechts, dieſe an eine beſtändige Verſchlimmerung durch die Erbſünde und Verſöhnung durch die göttliche Gnade. Aber was die erſtern ein Freiwerden nennen, heißen die andern das Werk des Satans, und umgekehrt nennen jene Barbarei, was dieſe das Reich Gottes auf Erden nennen. Dieſe verſchiednen Anſichten offenbaren ſich vorzüglich bei der hiſtoriſchen Betrachtung des Mittelalters, das die Einen beſtändig verdammen, die Andern preiſen.

Die Anzahl derer, welche die Geſchichte in ihrem ganzen Umfang unparteiiſch auf dichteriſche Weiſe als ein Epos oder gleichſam naturhiſtoriſch als einen Organismus betrachten, iſt verhältnißmäßig noch ſehr gering, und doch iſt dieſe Anſicht die einzig würdige. Sie geht von keiner vorgefaßten Meinung aus, will

nichts verwerfen oder verbessern, sondern nimmt die Dinge, wie sie sind, und mißt jedes nur nach dem in ihm liegenden Maaßstab. Sie wird z. B. das Mittelalter nicht verwerfen, weil es der Freiheit im antiken oder modernen Sinn nicht huldigte, oder preisen, weil in ihm die Privilegien der Enkel begründet sind, sondern sie wird es abgesehn von unsern gegenwärtigen Interessen nach den Interessen seines Volkes, seines Geistes würdigen. Sie wird es für überflüßig halten, von jenen Menschen zu verlangen, was nur für die heutigen gilt. Sie wird ihnen das, was sie für wünschenswerth und heilig gehalten haben, weder beneiden, noch verspotten, sondern sie nach ihrem eignen Glauben wägen und schätzen. Erst dadurch wird die Geschichte, was sie seyn soll, ein treuer Spiegel der Vergangenheit. Man kann sie nicht objectiv genug auffassen; jede subjective Ausschweifung trübt ihren Spiegel. Glossen mag die Philosophie machen, der Geschichte selbst gilt nur der einfache Text.

Im Allgemeinen hat unsre Geschichtforschung folgende Entwicklungen erlebt. Nach dem dreißigjährigen Kriege fielen die Deutschen in Lethargie und erwachten erst im achtzehnten Jahrhundert in fieberhaften Träumen. Zu den Erscheinungen jener phlegmatischen Zeit gehören auch die langweiligen historischen Sammlungen und Commentare, zu denen der cholerischen Extase gehört der historische Scepticismus des vorigen Jahrhunderts. Überall sahen wir zuerst einen

todten Mechanismus, dann eine tolle Lebendigkeit. In der Theologie folgte der ſtarren Orthodoxie eine bis zum Atheismus muthwillige Kritik. In der Philoſophie wurde das mathematiſche Verfahren durch das anthropologiſche erſetzt, das allen Hypotheſen freien Spielraum gab. In der Staatswiſſenſchaft herrſchte anfangs die abgeſchmackte heilige römiſche Reichsunbehülflichkeit, dann ein Schwall von Neuerungen. In den Naturwiſſenſchaften ward die Empirie und das fleißige Sammeln durch kecke Hypotheſen erſetzt. Die alte ehrbare Erziehung mußte den vageſten Verſuchen der Philantropiſten weichen. Endlich ſah die ſogenannte claſſiſche Poeſie durch alle Ausſchweifungen der Romantik und des modernen Humors ſich verdrängt. So folgten auch im hiſtoriſchen Fach auf die weitſchichtigen Sammlungen der Männer in Allongeperücken die kritiſchen Bedenken der Männer in Zöpfen, und nachdem das ſiebzehnte Jahrhundert den Geiſt der Geſchichte unter endloſen Citaten und chronologiſch-genealogiſchen Tabellen begraben, konnte das achtzehnte ihn dreiſt läugnen. Man gefiel ſich in einem frevelhaften Unglauben und im Vernichten deſſen, was der Einſeitigkeit des Geſchlechts nicht zuſagte. Während die Philoſophen dem Chriſtenthum abſagten und die Revolutionsmänner auf den Trümmern der Cultur und Geſchichte einen neuen Naturzuſtand einzuführen ſtrebten, wurden ſie von den hiſtoriſchen Sceptikern thätig unterſtützt, die das Amt übernahmen, das Feld der Geſchichte zu säu-

bern und den troſtloſen Grundſatz geltend machten, alles, was ſie nicht verſtanden, zu läugnen, und alles, was nicht mit der modernen Aufklärung harmonirte, ſo darzuſtellen, als ob es von rechtswegen nie hätte exiſtiren ſollen. Da durften Schlözer und Rühs alles ſogenannte Vorgeſchichtliche als dumme Fabel wegwerfen, und die ganze Zunft durfte das Mittelalter als Barbarei verdammen. Man ſah die Geſchichte nicht mehr, wie das weit vernünftigere Mittelalter immer gethan, als ein organiſches Leben an; man erfreute ſich nicht mehr ihres Gemäldes, das unermeßlich, wie die Natur, zugleich eben ſo in allen Theilen harmoniſch iſt; man ſtrebte nicht mehr das innerſte Geheimniß und den Zuſammenhang des großen geſchichtlichen Lebens zu begreifen; vielmehr ſtellte man ſich in jenem frevelhaften Übermuth, der jene Generation charakteriſirt, über die Vorſehung ſelbſt und meiſterte ſie, tadelte die Werke derſelben und nahm als bekannt an, daß man es von Anfang an in der Welt beſſer gemacht haben würde. Man glaubte die Geſchichte nur wie ein übel beſtelltes Erbe plündern zu müſſen. Wenig ſchien nutzbar, das alte Geräth ward in die Polterkammer gewieſen. Man zog durch die Hallen der Geſchichte wie ſtürmende Soldaten und verbrannte die herrlichen Wandtapeten, wie die von Raphael, um Gold daraus zu ſchmelzen. Nichts erhielt Würdigung und Schonung, als was man für den Augenblick brauchen konnte. Das revolutionirende Jahrhundert fand daher nur

die Geschichte der Griechen und Römer wichtig und vernünftig, weil es daraus die Muster theils für seine republikanischen Träume, theils für seinen Despotenhaß entlehnen, und weil es hier dem ältesten Feind der mittelalterlichen Barbarei die Hand reichen konnte. Der religiöse Fanatismus kam dem politischen zu Hülfe. Da die Katholiken weniger geschrieben haben, und es den Gelehrten bereits zur andern Natur geworden ist, gegen katholische Schriften, namentlich historische, vorsichtig zu seyn, so haben diese weit weniger verdorben, als die Protestanten, wenn sie auch gleichfalls weit weniger gut gemacht. Grade indem die Protestanten beinah allein die Literatur beherrscht haben, sind sie fanatisch gewesen, ohne es zu bemerken, denn was die Katholiken dagegen geschrieben, ist von Protestanten immer für absoluten Irrthum gehalten worden, seit man unter der römischen Infallibilität nur schlechterdings Fallibilität versteht. Die ungeheure Mehrzahl der protestantischen Geschichtbücher stellt das Mittelalter auch aus dem polemischen Standpunkt ihrer Confession dar. Die Geschichtschreiber glaubten dabei noch um so viel untrüglicher zu verfahren, als das philosophische Jahrhundert allgemeinen Pfaffenhaß, Verspottung des Aberglaubens und Verachtung der mittelalterlichen Roheit predigte. Indem sie aber ihre Darstellung der Geschichte dieser Doctrin anpassen, werden ihre Werke mehr pädagogische Exercitien, als treue Gemälde der Vergangenheit. Sie malen nicht das Mittelalter,

sondern ihren Haß gegen dasselbe. Sie belehren den Leser nicht über die wahre Natur der Vorzeit, sondern warnen sie vor den Gebrechen derselben. Was entlehnen sie wohl aus den zahlreichen Quellen jener Geschichte? Was haben sie im Ohr behalten aus der unendlichen Musik jener reichen schönen Zeit? Dissonanzen ohne Auflösung, die traurige Schilderung von Barbareien, die auch nicht fehlten, wie sie uns nicht fehlen; aber die beseligenden Harmonien vernehmen sie nicht, die uns überall aus den Hallen jener Vorwelt entgegentönen. Erst unverhältnißmäßig wenige Geschichtschreiber haben es gewagt, in der Kirche, dem Staat, den Sitten und der Kunst des Mittelalters etwas Erhabnes und Schönes zu finden, und ihre Darstellung im Sinne der Quellen, im Sinne jener Zeit selbst aufzufassen, und irgend etwas von der Andacht, von der Kraft und Milde, von der Poesie derselben in ihre Schilderungen einfließen zu lassen. Die große Mehrzahl poltert nur wie von der Kanzel gegen die Pfaffen und wie von der Volkstribune gegen den Feudalismus, und rümpft wie in einem Salon die Nase und hält eine Philippika gegen die Pferdeluft der durchlauchtigen Ahnen.

Es erhoben sich aber auch Stimmen dagegen und namentlich seit der Restauration gewann die fromme und royalistische Partei auch einen weiten Spielraum in der Geschichtforschung. Das Extrem kehrte sich um, und der verworfne Stein wurde zum Eckstein. Man ging auf der entgegengesetzten Seite so weit

als möglich und suchte sogar der längst verspotteten Heraldik eine neue tiefe Bedeutung zu geben, indem man nicht die Geschlechter, aber das Geschlechtsystem bis in die orientalischen Wurzeln der deutschen und aller Geschichte verfolgte. Man sprach den Germanen ihre Freiheit wieder ab, und gab sich alle Mühe die Priesteraristoïratie zu vindiciren. Das Mittelalter aber erhielt seine Glorie wieder, und es war oft lächerlich genug zu sehn, wie man unscheinbare Lichtchen vor glänzenden Gestalten aufsteckte, die durch sich selbst hinlänglich strahlten.

Gegenwärtig kämpfen beide Ansichten, und die Parteien stehn zu scharf an einander, als daß die dritte versöhnende Ansicht zur Herrschaft gelangen könnte.

Was nun die Geschichtschreibung betrifft, so wird ziemlich allgemein anerkannt, daß wir Deutschen darin es noch nicht weit gebracht haben. Während man unsern Forschungen und Sammlungen die gebührende Achtung nicht versagt, den deutschen Fleiß nicht genug loben kann und auch unsre Kritik oft nur für allzukritisch hält, ist man noch immer der Meinung, daß wir in der Geschichtschreibung nicht nur den Alten, sondern auch den Franzosen und Engländern nachstehn. Allerdings lassen auch unsre besten Geschichtschreiber noch viel zu wünschen übrig, sie sind immer noch zu gelehrt, umständlich und unpraktisch. Ihre Werke sind immer noch mehr Studien, als Gemälde, mehr auf die Wissenschaft, als auf

das Leben, mehr auf die gelehrte Kaste, als auf das Volk berechnet. Alle ihre Mängel entstiegen aus dem Mangel des öffentlichen Lebens. Das Talent des Geschichtschreibers ist das des Redners. Die Geschichte wird dann gut geschrieben, wenn die Begebenheiten und ihre Motive uns wie einem versammelten Volke vorgetragen werden, als ob wir noch darüber entscheiden könnten. Das lebendige dramatische Element darf dem Geschichtforscher nie fehlen. Der Forscher anatomirt, der Geschichtschreiber läßt lebendig handeln. Wer nun überhaupt die Begebenheiten aus einem lebendigen Gesichtspunkt ansieht, mit darin gehandelt, sie vielleicht geleitet hat, wird auch die Geschichte derselben und überhaupt Geschichte zu schreiben wissen, der Held, der Staatsmann besser, als ein deutscher Stubengelehrter.

Es kommt aber noch hinzu, daß die umständlichen und schwierigen historischen Forschungen der Deutschen eine gute Geschichtschreibung noch immer beinah unmöglich gemacht haben. Wir betrachten wie billig die schöne Form als Nebensache, und die Wahrheit der Thatsachen als Hauptsache. Nun sind wir aber über alle Gebühr gewissenhaft und können mit dem unermeßlichen Studium nie fertig werden. In alle unsre Darstellung mischt sich Kritik, Citat, Polemik, weil wir nicht blos etwas sagen, sondern es diplomatisch und logisch beweisen wollen. Da ferner jede gute Geschichtschreibung von der Geschichte der eignen Nation ausgehn muß, so stellt sich uns hier eine

neue Schwierigkeit entgegen. Unsre Geschichte ist theils so unendlich mannigfaltig, theils hat sie so viele dunkle Partien, daß ein klarer Überblick noch niemals erreicht worden ist. Weit leichter mag der Engländer und Franzose seine Geschichte schildern, die an sehr einfachen Fäden fortläuft, und nie wichtig ist, wo sie nicht zugleich klar wäre. Dort drängt sich alles zusammen, in der deutschen Geschichte fährt alles auseinander. Wir sind darin den Griechen zu vergleichen, und noch gibt es eben so wenig eine gute griechische Geschichte, als es eine deutsche gibt.

Noch in keinem Zweige der Literatur haben wir so wenig uns selbst vertraut, als in der Geschichtschreibung. Hier galten uns fast immer nur fremde Muster, vorzüglich der Alten. Der wichtigste und anerkannteste unter den Nachahmern der Alten, der daher auch fast einstimmig für unsern größten Geschichtschreiber gehalten worden ist, war Johannes Müller. Seine Schule ist noch immer die herrschende, und der manierirte geschraubte Ton derselben ist ein wenig lächerlich. Die Deutschen sind seit ein Paar Jahrhunderten von der europäischen Geschichte als ihr Spielball umhergeworfen worden; wenn sie selbst wieder einmal die Geschichte machen werden, werden sie sie auch schreiben können.

Staat.

Die Politik ist gegenwärtig an der Tagesordnung, auch in Deutschland, indeß läßt sich leicht bemerken, daß wir nicht so eigentlich von selbst auf diese interessante Wissenschaft verfallen sind, daß sie uns vielmehr erst von außen her und zum Theil par force annehmlich gemacht worden ist. Bei den Spaniern, Italiänern und Franzosen sind wir in die Schule des Despotismus gegangen, dann wieder bei Franzosen, Engländern und Amerikanern in die Schule der Freiheit. Die Franzosen haben uns ihre politischen Meinungen auf der Spitze des Bajonetts gebracht oder als Modeartikel durch den Buchhandel. Fast alle innern politischen Veränderungen bei uns sind von außen bewirkt worden, und nicht minder hat der Meinungsstreit von außen Nahrung empfangen. Darum trägt auch unsre Politik und deren Literatur auffallend ein fremdes Gepräge, und mit wie viel Theilnahme wir uns nun auf diesen Gegenstand werfen mögen, so bleiben wir doch hinter unsern Meistern zurück.

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik bekümmern zu müssen, und zu wenig gethan, um zugleich etwas Großes dafür leisten zu können. Wir haben zu viel Muster vor uns und zu wenige Selbständigkeit, um selbst Muster zu seyn. Unser Zustand wechselt deßfalls, ohne festen Charakter, wie wir gestoßen werden. Man findet nirgend so viele Mittelzustände, als in Deutschland. Man will es überall recht machen, und gewiß haben Wenige die Macht, die nicht zugleich die Nothwendigkeit fühlten, es recht machen zu müssen; aber der Ansprüche sind zu viele und da der Hauptanspruch wie der gegenwärtigen Zeit so des deutschen Phlegmas überhaupt Mäßigung und Frieden ist, so kann es nicht wohl anders seyn.

Wir haben uns nur nothgedrungen auf den politischen Schauplatz reißen lassen und finden uns noch nicht sonderlich darauf zurecht. Was wir etwa haben thun müssen, kann man kein eigentliches Handeln nennen, und unsre Reden wollen deßfalls noch weniger bedeuten.

Von jeher sind nur solche Völker, deren ganze Thätigkeit im öffentlichen Staatsleben sich concentrirte, zugleich durch eine politische Literatur ausgezeichnet gewesen, Griechen, Römer, Engländer, Franzosen und in bessern Zeiten auch die Italiäner. Diesen müssen wir den Vorrang zugestehn. Zwar fehlt es uns an Theorien und phantastischen Träumen nicht, und wir sind daran vielleicht sogar reicher, als andre Völker, weil die Phantasie einen desto

freiern Spielraum gewinnt, je weniger der Mensch in einer schönen Wirklichkeit thätig ist. Auch unsre philosophischen Systeme erzeugen mannigfaltige Ansichten vom geselligen und politischen Leben. Die Theorien verhalten sich aber zum Leben selbst etwa nur wie die Poesie. Man träumt sich in ein politisches Eldorado hinein und wacht so nüchtern auf, wie zuvor. Da den Deutschen die Tribune fehlt, so sollte man erwarten, sie würden ihre ganze Kraft desto wirksamer in der Literatur geltend machen. Es ist aber umgekehrt. Eine gute politische Literatur geht immer erst aus der Schule der politischen Beredsamkeit hervor.

Eine geraume Zeit nahm die Religion alles Interesse der Nation in Anspruch, so daß selbst die großen Umwälzungen der Reformation eher dazu dienten, den Sinn für Politik nicht bei den Höfen, aber beim Volk einzuschläfern, als zu erwecken. Später trat eine behagliche Gewohnheit ein, bei der fast alle politische Fragen gänzlich in Vergessenheit geriethen. Der Wohlstand nahm nicht so gewaltig zu, daß die überflüßige Kraft große Thaten und Institutionen hätte hervorbringen können; er sank aber auch nie so gänzlich, daß die Verzweiflung zu Umwälzungen geführt hätte. Die Fürstenhäuser genossen fast ohne Ausnahme das kindliche Vertrauen der Unterthanen, besonders seit ihre wechselseitigen Interessen in den Religionskämpfen so eng verschlungen worden. Die Masse hatte zu essen, und ausgezeichnete Geister fan-

den in den Wissenschaften und Künsten eine angemessene Wirksamkeit. Die Erscheinung der französischen Revolution, und die Art, wie man sie in Deutschland aufnahm, hat hinlänglich bewiesen, wie wenig man in Deutschland für ein reges politisches Leben gestimmt und vorbereitet war.

Der Deutsche liebt die Familie mehr als den Staat, den kleinen Kreis von Freunden mehr als die große Gesellschaft, die Ruhe mehr als den Lärm, die Betrachtung mehr als das Raisonniren. Es muß zugestanden werden, daß diese Eigenheiten zu eben so viel Lastern als Unglücksfällen geführt haben, daß nur durch sie verschuldet worden ist, was man uns mit Recht so oft und lange vorgeworfen, Bethörung und Unterdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit für nationelle Schande, Vernachlässigung gemeinsamer Interessen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und Versauern in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite beweist uns aber die frühere Geschichte, daß dieselben Grundzüge des Nationalcharakters sich auch mit großen politischen Thaten und Instituten haben vereinigen lassen. Aus ihrer Wurzel ist der Riesenbaum der altgermanischen Verfassung erwachsen, der Jahrhunderte lang Europa wohlthätigen Schatten gegeben. Von allen Verfassungen des Alterthums unterschied sich die germanische dadurch, daß sie das Gemeinwesen der individuellen Freiheit und dem Familienwesen unterordnete. Der Staat sollte dem Einzelnen dienen, während in Rom und Sparta der Einzelne

Leibeigner des Staates war. Jene Allgemeinheit des Staats, die allein souverain ist, der jeder Bürger unbedingt unterworfen ist, die einen eignen Willen und eigne Zwecke hat, war den Deutschen von jeher in der Natur zuwider. Diese Abneigung gegen den Götzendienst des weltlichen Staates bahnte später der Hierachie den Weg. Zuletzt aber brachte sie uns in einen völlig passiven Zustand; wir wurden reziert und dachten nicht daran, wir litten alles und unter hunderttausenden frug kaum einer, warum?

Indeß ist in der neuesten Zeit der Sinn für Politik sehr lebendig erwacht. Große Unglücksfälle haben uns an die Fehler erinnert, durch welche wir dieselben verschuldet. Die Umwälzungen der Nachbarländer haben uns zum Theil zur Nachahmung oder doch zur Aufmerksamkeit gezwungen. Gewaltstreiche von außen haben unsern innern politischen Zustand mannigfach verändert, und manche Verbesserungen haben wir selbst zu Stande gebracht. Die fortgeschrittene Cultur verlangt manche Änderung. Die Kriege, die wir für den Bestand unsrer Staaten geführt, haben sie uns werth genug gemacht, daß wir sie mit größerem Interesse, als bisher, ins Auge fassen. Die politische Ehre, die wir wieder errungen haben, hat uns den Sinn für Politik wohlthätig erfrischt. Thaten haben zur Betrachtung geführt.

Diese neue Politik aber ist größtentheils in einer fremden Schule gebildet, alle Parteien, die Kabinette, die Stände, die Liberalen haben im Ausland ihren

Unterricht empfangen. Wo indeß die deutsche Eigenthümlichkeit vorschlägt, äußert sie sich in derselben Systemsucht und Phantasterie, die wir in allen Wissenschaften geltend machen. Die Praktiker, die das Ruder führen, sind davon so wenig ausgeschlossen als die stillen Schwärmer in den Dachstuben, die nichts regieren als die Feder. Jene wollen der Gegenwart das Unmögliche aufdringen, diese der Zukunft das Mögliche. Jene legen die Völker auf ihre Tabellen, wie den heiligen Laurentius auf den Rost, diese machen sich goldne Träume von der Zukunft, die sich bekanntlich, wie das Papier, alles gefallen läßt, wobei aber die Kuh immer verhungern muß, bevor das Gras gewachsen ist. Wagt es das völlig passive Publikum sich über die Gewaltthätigkeit der Theorien zu beklagen, oder die Phantome der Ideologen zu verlachen, so heißt es von beiden Seiten mit Fichte: das Publikum ist kein Grund, unsre Weisheit in Thorheit zu verkehren.

Das schlimmste ist, daß beide am allerwenigsten an die materielle Freiheit der Völker denken, die doch die einzige ist, deren wir auf unsrer gegenwärtigen Stufe der Cultur fähig sind, und die allein uns frommen kann. Die praktischen Staatsverbesserer stürmen durch das stille Daseyn der Philister und opfern den Einzelnen dem Ganzen; die schwärmenden Weltverbesserer aber denken nur an die moralische Freiheit, an einen idealen Zustand, der vielleicht am Ende der Zeiten liegt.

Was die in neuerer Zeit so häufig gewordenen durchgreifenden Staatsverbesserungen und Reorganisationen in ihrer Gewaltthätigkeit einigermaßen hemmt, gewährt doch keinen sonderlichen Trost. Dies ist nämlich die an sich ehrwürdige Achtung vor dem Alten, die aber in dem Zustande, wohin uns die Zeit einmal unaufhaltsam fortgerissen hat, niemals mehr zur Consequenz des alten Systems zurückführen kann, und also der Consequenz des neuen nur hinderlich ist. Zwischen beide stellt sich ein System von Flicksystemen, es wird beständig eingerissen und wieder angebaut, aus allen Zeitaltern und für alle Stände haben sich Institutionen erhalten, und wieder an jedem Orte besondre, unzählige neue sind dem angeklebt worden, und alle verhalten sich zu den einfachen, die man haben könnte, wie eine Trödlerbude voll alter Kleider zu einem reinlichen Anzug. Die Staatspraktiker müssen nicht nur Theoretiker seyn, sondern auch Historiker und Philologen, und die Gelehrsamkeit steht nicht sowohl unter dem Schutz des Staates, als der Staat unter dem Schutz der Gelehrsamkeit.

Was auf der andern Seite die Ausschweifungen der Weltverbesserer hemmt, ist wohl eben so wenig tröstlich. Dies ist die Censur; man kann in der That nicht an die Mängel unsrer politischen Literatur denken, ohne daß uns sogleich die großen Lücken einfallen, die Censurlücken, welche von allen den Werken erfüllt seyn könnten, die eben des Preßzwangs

wegen gar nicht existiren. Diese führen dann die unangenehme Betrachtung sogleich auch auf die furchtsamen, halben und albernen Urtheile, welche die Angst vor der Censur oder das Vertrauen, daß sie keine Concurrenz besserer Urtheile zulassen werde, so häufig hervorbringt. Doch davon ist schon oben die Rede gewesen. Die Censurübel sind nichts neues, sie wechseln nur den Ort, auf den sie fallen, und scheinen zu den Kinderkrankheiten der Völker zu gehören. Sie sind ein Aussatz, der hie und da die Haut wegnimmt, das Kind stirbt aber nicht davon.

Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuth, oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volkes selbst, und nur in sofern eines Volkes wider das andre, als bei dem einen diese, bei dem andern jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen

gewagt, sind sie zu Schanden worden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beide Endpunkte der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei unter einander selbst, sofern sie aus ein und demselben Princip verschiedne Folgerungen ziehn; im allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehn zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuancen seyn mögen, jenes claire obscure und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehn, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzi-

gen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neuern Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maaße fort, wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maaße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestirt, er ist nur eine neue Entwicklung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Liberalismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in den Vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählig immer mehr die starren Kristallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen mit seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber

hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden.

Der Liberalismus geht nicht von der Gesellschaft, sondern vom Individuum aus. Die Quelle aller seiner Forderungen für die Gesellschaft ist der freie Wille, die Selbstbestimmung des Einzelnen.

Er ist daher im innersten Princip der Religion entgegengesetzt, wie auch die Füchse und Schafe unter ihnen heuchlerisch oder gutmüthig den Glauben dabei zu retten versucht haben. Wo die Selbstbestimmung eintritt, fällt jede fremde Autorität, also auch die göttliche hinweg, und wenn man, wie gewöhnlich geschieht, Gott in der eignen Willenskraft sucht, so ist diese Apotheose der Selbstbestimmung doch nur ein sehr überflüssiger Pleonasmus. Wenn Gott im Ich befindlich ist, so ist er nur noch ein bloßer Name und es wäre wohl am Ich genug. Die Liberalen bauen keine Kirche, sie zerstören sie nur.

Wird das Princip der Selbstbestimmung in der Gesellschaft geltend gemacht, so erfolgt daraus mit Nothwendigkeit der contrat social. Durch die Selbstbestimmung sind alle Menschen frei, folglich gleich, und ihr Staat kann sich nur auf gemeinschaftliche Übereinkunft gründen. Man entlehnt die Beispiele für die Möglichkeit eines solchen Zustandes aus den alten Republiken, aus der altgermanischen Verfassung und aus neuen Republiken, betrachtet diese jedoch nur als unvollkommene Darstellungen des absoluten Freistaates und sucht diesen erst in der Zukunft.

Man will ein Ideal, Menschen, wie sie nicht sind, sondern seyn sollen, und dieses Ideal erblickt man nur in Visionen der Zukunft. Die allgemeine Tugendrepublik ist noch nicht da, aber man strebt dahin. Indem man die Idee derselben beständig vor Augen hat, sucht man die Hemmungen derselben zu beseitigen und kämpft gegen den wirklichen Bestand der Dinge. Dadurch eignen sich die Liberalen das Princip, die Vortheile und das Verdienst des Fortschritts, der ewigen Entwicklung an. Sie bringen Leben in die Welt, sichern vor Erstarrung, und wenn sie auch den Schatz nicht heben, so arbeiten sie doch den Weinberg um.

Die deutschen Liberalen haben das Ausgezeichnete, daß sie die Freiheit nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht betrachten. Überhaupt sind wir Deutsche sehr moralisch. Wir untersuchen mehr die Schuldigkeiten, als die Forderungen des Menschen. Das Recht scheint uns erst dann von selbst zu entspringen, wenn jeder seine Pflicht thut. Bei andern Nationen dreht sich aller politische Streit immer um die Rechte. Namentlich haben die Franzosen von allen Parteien den besten politischen Zustand, bei den einen die Freiheit, bei den andern die Autokratie, immer als ein Recht zu behaupten getrachtet, die einen als ein ursprüngliches Menschenrecht, die andern als ein historisches altes Recht. Erst vor kurzem haben sie auch den Grundsatz: Das Recht sey nur die Pflicht! geltend zu machen ver-

ſucht, was die deutſche Ehrlichkeit längſt behauptet. Fichte ſagt: «Recht iſt, was uns das Gewiſſen befiehlt, alſo Pflicht. Was uns das Gewiſſen nicht verbietet, dürfen wir thun, und was wir thun dürfen, iſt ein Recht.»

Doch begehn dieſe gründlichen Liberalen einen Fehler, der ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zeigt. Sie machen die Freiheit allen zur Pflicht, ſie zwingen dazu, und dieſer Zwang hebt die natürliche Freiheit eines jeden auf; ſie befehlen eine gewiſſe Gattung von Freiheit, und dieſe ſchließt jede andre aus. Sie ſetzen an die Stelle des Despotismus nur einen eben ſo ſchädlichen Terrorismus der Demokratie, den man im Hintergrunde menſchenfreundlicher Theorien ſelten bemerkt, der aber in der Praxis immer eingetreten iſt.

Sodann iſt ihr Gleichheitsſyſtem eine Sünde wider den heiligen Geiſt der Natur, ſofern ſie es auf die Geſinnungen, auf die Geiſter übertragen. Die Geiſter wiederholen in der gegenwärtigen Welt-Epoche den Kampf, den in einer frühern die Materie zu kämpfen hatte. Alles, was die materielle Wohlfahrt der Menſchen angeht, wird ſich in dieſelbe Harmonie bringen laſſen, denn hier iſt aller Gegenſatz befriedigt, aber die Geiſter werden ihren Kampf auskämpfen müſſen, denn hier ſind die Gegenſätze in ihrer lebendigſten Thätigkeit. Von der materiellen Wohlfahrt denken alle Menſchen gleich, und nur, weil der Geiſt ſie antreibt, opfern ſie dieſelbe zuweilen

einem höhern Gut oder verlangen mehr von ihr, als sie bedürfen. Doch können noch alle Ansprüche des Geistes an die Natur in ihre Schranken gewiesen werden; nur der Geist selbst wird beständig mit sich selber kämpfen. Alle Menschen können an einem Tisch essen, ein Kleid tragen, ein Tagewerk vollbringen, denn alle sind am Körper gleich, ihre Geister sind aber von Natur aus verschieden und darauf beruht der Kampf, ohne den das ganze Leben, diese ganze Weltepoche, in der wir begriffen sind, nichtig wäre.

Die geistigen Vermögen und Neigungen sind ungleich nicht nur an die Individuen, auch an die Völker vertheilt. Überall auf der Erde leben Menschen und sind den gleichen physischen Bedingungen unterworfen, aber ihre Geister sind so verschieden, als die Animalisation und Vegetation, und der Geist wiederholt auf einer höhern Stufe, was die Natur auf der niedern zeigt, nur daß dort die Mannigfaltigkeit durch Harmonie bezwungen worden, hier erst kämpfend die Harmonie zu erreichen sucht. Darin aber wird die Harmonie niemals erreicht, daß ein Geist sein Gepräge allen Geistern aufzudrücken sucht, daß er, und geschieht es auch im besten Willen, von andern erwartet, und andre dazu machen will, was er selber ist, und darin besteht auch der größte Irrthum unsrer politischen Ideologen.

Mag ein Vater seinen Kindern die gleiche Erziehung geben, sie werden jedes etwas andres; könnte selbst die Philosophie über eine Erziehung der Völ-

ker einig werden, sie würden dennoch jedes anders bleiben. Die Temperamente schlagen durch alle Erziehung. Der Herrnhuter predige dem kriegslustigen Franzosen, der Puritaner dem sinnlichen Italiener, der Tribun predige der Masse, beständig wird der Krieg den Frieden, die Sinnlichkeit die Sittlichkeit, und ein Anführer die reine Demokratie der Tugendrepublik zerstören. Nie wird ein Ton herrschen, die Töne wechseln, und aus allen entspringt die Musik des historischen Lebens.

Es ist schön, was man von sich denkt, auch von andern zu denken, was man für sich wünscht, auch andern zu wünschen, was man für sich errungen hat, auch andern mitzutheilen, die eigne Tugend andern zuzutrauen, und sie dazu anzufeuern, die eigne Erkenntniß der Wahrheit andern in der Voraussetzung mitzutheilen, daß sie fähig sind, sie auch zu erkennen, und demzufolge zu einer Vervollkommnung des Geschlechts nach dem eignen höchsten Ideale hinzuwirken. Es ist schön, aber es findet auch das Schicksal alles Schönen. Nur wenige erkennen es in seinem ganzen Werthe. Ein Mensch mit diesem erhabnen Glauben an sein Geschlecht, wird für sich seine Bestimmung auf die schönste Weise zu erfüllen im Stande seyn. Aber sein Glaube wird weder von jenen Andern erfüllt werden, noch seine Mittheilung sie anders machen.

Nur materielle Veränderungen sind bisher reell gewesen. Tracht und Speise, Wohnung und

Geschäft hat der Mensch verändert und vervollkommt. Auch die Wissenschaft hat sich selbst verändert und vervollkommt, aber nicht die Menschen. Sie dient nur den angebornen Neigungen, aber sie bestimmt sie nicht. Die Laster und Tugenden sind gewitzigter und gelehrter geworden, aber dieselben geblieben. Die Idee mag sonnenklar vor den Menschen stehn, ihr Gemüth, ihr Temperament, die dunkle Naturkraft ihrer Seele gibt ihr immer wieder eine Farbe. Das Licht gehört der Wissenschaft, die Farbe dem Leben.

Die bisherigen Beispiele reiner Demokratien haben dem Ideal der Tugendrepublik freier und gleicher Menschen nach keineswegs entsprochen. Es läßt sich sogar behaupten, daß sie die Kraft, sich eine Zeitlang in einem nur einigermaßen freien Zustande zu erhalten, und den Zauber der Gleichheit keineswegs von ihrem Eigenwillen und von einer tiefen Überzeugung, sondern vielmehr vom Aberglauben, von der Gewohnheit und von sklavischer Anhänglichkeit an Personen und Äußerlichkeiten entlehnt haben. Die meisten sogenannten freien Völker des Alterthums und der neuern Zeit waren es nur so lange, als die alte Gewohnheit, die Erinnerungen an die Väter, der patriotische Aberglauben nicht erschüttert, alte große Namen nicht durch neue verdrängt wurden. Die Freiheit erhielt sich hier, wie dort die Despotie, durch das bloße Trägheitsprincip, nach welchen ein Stein so lange liegen bleibt, bis er weggestoßen wird. Nur in einzelnen Momenten der Geschichte, nur

im Augenblick der Befreiung von einem langen Druck, durchflammte die Menschen auch in Masse eine höhere Begeisterung für das Ideal, und sie ergriffen es mit Bewußtseyn und sie opferten alles für die Gerechtigkeit, so die Hussiten, die Puritaner, die französischen Republikaner der ersten Periode, aber solche Momente zeigen nur, daß das menschliche Geschlecht noch in einer niedern pflanzenhaften Entwicklung begriffen ist, darin es nur einen Moment selbständiger freier Bewegung, den befruchtenden Moment der Blüthe aushalten kann, aber keine Kraft hat, das entfaltete Leben fortzusetzen, vielmehr von der dunkeln Macht des schweren Elementes ergriffen, in die starren Bande zurückfällt. Wie ein Blitz ergreift die Idee das Geschlecht und verschwindet in der alten Nacht. Sie können den Glanz, das feurige Leben nicht ertragen, die Idee strengt sie über ihre Kraft an und es erfolgt nur Erschöpfung, und wenn sie daraus erwachen, ist ihnen, als ob sie geträumt hätten Könige zu seyn, und sie greifen wieder jeder an das alte düstre Tagwerk.

Aus diesem Grunde hassen die echten Liberalen die Geschichte, und sehn nicht rückwärts, sondern vorwärts und wollen das ganze menschliche Geschlecht, die ganze Geschichte von vorn beginnen. In diesem Sinn begann auch die französische Republik eine neue Zeitrechnung. Diese Flucht vor der Erfahrung zeugt aber nur von einer gewissen Schwäche, und kann nicht verhindern, daß die alte Erbsünde in das

neue Reich hinüber dauert. Die Menschen sind und bleiben verschieden, und indem man sich von der materiellen Basis, wo allein Gleichheit möglich und recht ist, entfernt, um Träumen nachzujagen, gibt man die wahren Vortheile des Systems auf.

Was nun die entgegengesetzte so genannte servile Partei betrifft, so entspricht dieselbe dem politischen Charakter des Mittelalters und beharrt in demselben Maaße, als der Liberalismus die politischen Ruinen der Vergangenheit nicht zerstören kann. Der Servilismus entspricht dem Katholicismus, er ist das ausschließliche legitime System, die alleinseligmachende und verdammende politische Kirche. Seine Partei hat er in den bevorrechteten Ständen und im Pöbel im Gegensatz gegen den bürgerlichen Mittelstand. Die ganze neuere Bildung ist sein Feind, vor dem er sich nur durch Tradition, alte Urkunden und alte Gewalt schützt.

Der Servilismus geht auch nicht von der Gesellschaft, sondern von Gott aus. Die Quelle aller seiner Folgerungen ist die göttliche Gewalt über den Menschen. Er ist also im innersten Princip kirchlich, theokratisch, sey nun der Stellvertreter Gottes ein Oberpriester, ein König oder ein Stand. Die sacra majestas ist für ihn, was die Selbstbestimmung für den Liberalismus. Es scheint der Liberalismus sey aus dem männlichen Kraftgefühl und Übermuth, der Servilismus aus der weiblichen Liebe und Furcht hervorgegangen. Wenn der Mensch auf der einen

Seite seiner ganzen Kraft sich stolz bewußt ist, kann er auf der andern das Gefühl seiner Abhängigkeit nicht überwinden und ein unwiderstehlicher Zug treibt ihn, in der Geschichte dieselbe Harmonie zu suchen, die er in der Natur findet, sich im Leben einer wohlorganisirten Gewalt hinzugeben, wie in der Natur. Es ist die Einheit alles Lebens, die sich ihm offenbart und zugleich ihn als untergeordnetes Glied an seinen bestimmten Platz fesselt. Er erkennt die Allmacht des höchsten Wesens, der er nicht entrinnen kann, aber auch die Harmonie der Dinge, der er nicht entrinnen will, die ihn beseligt, in welcher die ewige Liebe sich ausspricht und ihn mit gläubigem Vertrauen erfüllt. Man darf behaupten, daß dieses Hingeben an die äußre Gewalt älter ist, als die Freiheit. Die Geister wiederholen ursprünglich den plastischen Trieb der Natur im historischen Gebiet und bilden ihren Staat nach dem Typus der Natur, und unterordnen sich, jeglicher nach seiner Art der Harmonie des Ganzen. Dieser bildsame Trieb, der alle Staaten erzeugt hat, äußert sich aber in einer stufenmäßigen Entwicklung. Was er einmal geschaffen, erhält sich nach dem Gesetz der Trägheit, der Geist aber schreitet rastlos fort in seiner Entwicklung und fühlt sich bald beengt durch jene starren Formen und empört sich gegen den Druck, und die Freiheit kommt zur Erscheinung. Sind aber die alten Formen gebrochen, so muß jener plastische Trieb auf einer höhern Entwicklungsstufe immer wieder neue

Formen ſchaffen. Was regellos ſich geſondert, kryſtalliſirt ſich wieder in regelmäßige Geſtalt und immer wieder will das Geſchlecht die Harmonie der Natur in ſeinen geſelligen Formen nachbilden.

Allen dieſen Bildungen liegt die Theokratie zu Grunde. Das höchſte Weſen iſt der Mittelpunkt, in welchen man den Urgrund und die erhaltende Kraft der Staaten verſetzt. Der Staat ſoll die göttliche Ordnung in der Geſchichte darſtellen. Darum ſpricht er die höchſte Autorität und die unbedingte Herrſchaft über die Individuen an, und iſt, in unvollkommener Erſcheinung, der beſtändige Feind der Freiheit, wie er in vollkommener die Verſöhnung derſelben ſeyn muß.

Die Theokraten haben ſich von jeher der Wirklichkeit näher angeſchloſſen, als die Idealiſten für die Freiheit. Eben weil ihr Staat inſtinktartig, von plaſtiſchem Naturtrieb beſeelt, aus den mannigfaltigen Elementen der Geſellſchaft ſich zuſammenfügte, ward jede natürliche Sonderung der Geſchlechter, der Lebensalter, der körperlichen und geiſtigen Vermögen und Neigungen im Staat berückſichtigt, jedes fand ſeine Stelle. Auch dann, als ſpäterhin die alte Ordnung der neuen Entwicklung nicht mehr entſprach, als die Freiheit die alten Formen zerbrach und hier der alte Zug der Natur wieder neue Formen bildete, oder die Gewalt die Maſſen zuſammenſchmiedete, behielt hier naturgemäß, dort zu Gunſten des Gewalthabers, die natürliche Sonderung der Menſchen ihren Ausdruck im Staate.

Alle dieſe Staaten trugen aber auf dreifache Weiſe den Keim des Verderbens und Untergangs in ihrer Bildung. Indem ſie ein Ewiges, Bleibendes darſtellen wollten, widerſtrebten ſie der ewigen Entwicklung und riefen die Natur ſelbſt gegen ſich auf. Indem ſie die höchſte Autorität in Anſpruch nahmen, ohne noch allen Bedürfniſſen der höhern Entwicklung des Geſchlechts zu entſprechen, riefen ſie die Freiheit gegen ſich auf. Indem ſie endlich zwar urſprünglich natürliche Claſſen der Geſellſchaft feſtſtellten, aber dabei auf die Individuen keine Rückſicht nahmen, welche die Geburt in einer Claſſe feſthielt, die Naturanlage aber für die andre beſtimmte, riefen ſie die Maſſen ſelbſt gegen ſich auf.

So iſt es auch hier die Normalität, die in der Abhängigkeit geſucht wird, wie dort in der Freiheit, und der die Menſchen beſtändig widerſtrebten. Alle können nicht auf gleiche Weiſe frei, aber auch nicht auf gleiche Weiſe abhängig ſeyn.

Da beide Parteien in der Wahrheit ſich nicht vereinigen können, ſo iſt es ziemlich natürlich, daß ſie deſto mehr, ohne es zu wiſſen, im Irrthum übereinſtimmen. Ihr großer gemeinſchaftlicher Irrthum iſt, daß ſie über die menſchliche Handlungsweiſe ſtreiten und dabei von Ideen ausgehen, für welche oder in welchen gehandelt werden ſoll, ſtatt von den Kräften der Menſchen auszugehn, durch welche wirklich gehandelt wird und werden kann. Sie denken immer an das Sollen und vergeſſen darüber das Können.

Sie sprechen von einer absoluten Freiheit und von einer absoluten Abhängigkeit, der sich alles fügen soll, sie weisen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbstbestimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Gesellschaft waltenden Wesen und die Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe allen menschlichen Handlungen zu Grunde liege, aber sie gehn immer von einem idealen Gesichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der menschlichen Gesellschaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derselben entsprechenden politischen Formen unabänderlich festgestellt seyn müßten. Alle Menschen sollen sich der einen oder andern Ansicht fügen, und man streitet nur darüber, welcher Ansicht?

Dies ist der Grundirrthum beider Parteien. Man muß die Frage nach absoluter Freiheit und Unabhängigkeit in der weit wichtigern Frage nach dem relativen Vermögen der Menschen, und sofern von der Gesellschaft die Rede ist, nach der Vertheilung dieser Vermögen unter die Menschen zu begründen suchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: soll der Mensch frei seyn? wenn erst erwiesen ist, daß sie alle die gleiche Kraft dazu besitzen. Eben so werden wir nicht mehr untersuchen dürfen, ob die Abhängigkeit der einen und andern nothwendig sey, wenn wir die Vermögen kennen, die den einen und den andern von Natur zugetheilt sind. Die republi-

kaniſche Partei ſpricht allen Menſchen das gleiche Recht der Freiheit zu, ſofern ſie zugleich alle für ſtark genug hält, auch die Pflichten derſelben tragen zu können. Die ſervile Partei ſpricht allen Menſchen die gleiche Pflicht zu, ſich vom höchſten Weſen abhängig zu fühlen, und einigen ertheilt ſie das Privilegium, im Namen jenes höchſten Weſens die Abhängigen zu beherrſchen. Wenn die Menſchen wirklich alle zugleich ſo ſeyn könnten, wie die eine oder andre Partei ſie haben will, ſo wäre die Anſicht und der Staat einer jeden gleich vollkommen und es käme in der That nicht darauf an, ob dieſer Staat oder jener beſtände, wenn er nur allen ſeinen Gliedern vollkommen entſpräche. Die Menſchen ſind aber weder ſo, wie jene, noch ſo, wie dieſe wollen und werden es in alle Ewigkeit nicht ſeyn. Darum muß auch ein ewiger Streit herrſchen. Der Streit ſelbſt wäre wieder ganz vernünftig, wenn jede Partei ihre Anſicht nur auf die Menſchen ausdehnen wollte, deren natürliche Anlage dieſer Anſicht entgegenkommt; er wird aber unvernünftig, da jede Partei allen Menſchen, alſo auch denen, deren natürliche Anlage ihrer Anſicht widerſpricht, dieſe aufdringen wollen. Die Republikaner wollen alle Menſchen zur Freiheit erheben, aber einen großen Theil derſelben können ſie nur dazu verdammen, weil es Menſchen gibt, viele, die meiſten, welche keinerlei Kraft und Zeug dazu haben. Die Serviken wollen allen Menſchen eine Hirtenſchaft im Namen Gottes gewähren, aber

einen großen Theil derselben verdammen sie nur dazu, weil es viele Menschen gibt, die entweder selbst herrschen, oder die weder herrschen noch beherrscht seyn wollen und können. Beide Parteien gestehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem sie zugeben, daß die Menschen anders sind, als sie sie haben wollen; sie zweifeln aber nicht, daß sie dieselben doch anders machen könnten, und dringen auf eine Erziehung zur Freiheit oder zur Herrschaft. Dies ist indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren ist, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menschen sind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei seyn, ihre sinnliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Gedanke spricht sie von jeder Herrschaft frei und sie herrschen entweder über die Schwachen oder die Idee der Gerechtigkeit beseelt sie und sie wollen allen Mitmenschen das gleiche Recht der Freiheit gönnen, sollten sie auch nicht im Stande seyn, ihnen das gleiche Vermögen dazu zu verleihen, sie wollen sie wenigstens nicht tyranniſiren, wenn sie es auch könnten. Die Andern sind schwach, und fühlen ihre Schwäche und suchen instinktartig, wer sie beherrschen möge. Sie schaffen sich einen Herrn, der Gewalt über sie hat, und wenn es auch nur ein Traumbild wäre. Zwischen ihnen bewegen sich die Launenhaften, die nicht wissen, was sie wollen; und die Phlegmatischen,

die durch ihre Natur zu absoluter Passivität verdammt sind.

Dies sind die Bestandtheile der Masse, aus welchen die Politik beständig etwas zu machen strebt, was bald dem einen, bald dem andern Bestandtheil unangemessen, daher niemals von Dauer ist. Die Republikaner adeln den Pöbel und er ist dieses Adels nicht würdig, er zwingt sie zur Diktatur oder er vernichtet sie; sie müssen auf ihn treten, oder er zertritt sie. Die Servilen erkennen umgekehrt auch nicht einmal den wenigen echten Freien den Adel der Freiheit zu und wenn sie gleich die Classen der Gesellschaft ziemlich richtig beurtheilen, so rechnen sie doch nicht auf die Individuen. Sie stellen Classen fest, die allerdings dem Unterschied der Menschen im Allgemeinen entsprechen, aber sie vergessen, darauf Rücksicht zu nehmen, daß auch immer jedes Individuum der ihm angemessenen Classe einverleibt sey. Die Freien empören sich beständig gegen sie, weil sie dieselben aus der Gesellschaft ausschließen wollen, aber auch die Unfreien stehn von Zeit zu Zeit wider sie auf, wenn sich erst Individuen genug in einer Classe der Gesellschaft angehäuft haben, die, ihrer natürlichen Anlage, ihren Kräften gemäß, einer andern Classe angehören.

So lange nicht alle Menschen vollkommen gleich und zwar alle zugleich selbständig und genial sind, ist weder an eine vollkommene Theokratie noch an eine vollkommene Freiheit zu denken, beide würden

sich aber auf dieser höchsten Bildungsstufe des Geschlechts innig verschmelzen. Die Untersuchung, ob ein solcher Zustand möglich sey, gehört der Wissenschaft an, das Leben geht seinen Gang fort und in ihm walten jene Kräfte, die aller Normalität der Wissenschaft fortwährend widerstreben. Die Wissenschaft verändert die Menschen so wenig, als die Natur. Es ist völlig einerlei, was man in den Menschen hineinpfropft, wozu man ihn zwingt oder überredet, der Haufe bleibt Haufe, Christ oder Heide, Pair oder Paria. Was der Mensch nicht durch seine Naturanlage, durch seinen Genius wird, das wird er auch in Ewigkeit nicht. Der theokratische, wie der tribunicische, der tyrannische wie der sclavische Sinn hängt so innig mit der angebornen Organisation des Menschen zusammen, als der Kunsttrieb. Nur, wie oben gesagt worden ist, sofern die Menschen materiell sich gleichen, ist eine materielle Vollendung des Staates denkbar, alles aber was im Staat auf einem geistigen Princip beruht, wird so lange schwanken, kämpfen, sich bilden und zerstören, als die Menschen geistig verschieden bleiben werden.

Gehn wir von den Theorien ab und betrachten die praktischen Wissenschaften, so müssen wir zuvörderst die innere und äußere Politik unterscheiden, die Organisation der Staaten und ihr Verhältniß zu einander. Da die innern Verhältnisse der Staaten mit den äußern sich in der neuesten Zeit mannigfach verändert haben, so wird auch außerordentlich viel

darüber geschrieben. Verfassung, Administration und Jurisprudenz sind in allen Verzweigungen theils wissenschaftlich ausgebildet worden, theils hat ihre praktische Ausübung eine ungeheure Literatur von Gesetzgebung, Commentation und Vergleichung veranlaßt. Im Allgemeinen gilt von den Grundsätzen, die in dieser Literatur sich aussprechen, daß sie mäßig und größtentheils auf Mittelzustände bedacht sind, von Ton und Sprache derselben, daß sie äußerst umfassend, weitläuftig, langweilig sind. Die Praxis steht auf doppelte Weise der Theorie entgegen, sie ist der strengen Idee und eben darum auch der strengen Kürze fremd. Sie vermittelt und muß dabei umständlich verfahren. Sie hat es mit dem wirklichen Leben zu thun, und nicht nur alle Parteien, auch die Vergangenheit übt Einfluß auf sie. Sie entlehnt ihre Maximen zum Theil noch aus dem Mittelalter, zum Theil aus der Reformation, zum Theil aus der Zeit der französischen Encyclopädie, zum Theil aus der Revolution. Der verwickelte Zustand der Staaten spiegelt sich in der Gesetzgebung, trägt sie und wird von ihr getragen.

Die Verfassungen zeigen uns zuerst diese Mischung mannigfacher Interessen, die in der mäßigen Temperatur eines Mittelzustandes sich zu neutralisiren suchen. Nur gleichsam an den äußersten Enden der deutschen Nation hat sich einerseits demokratische Freiheit, andrerseits unbedingte Autokratie erhalten können, die breite Mitte nimmt jenes Repräsentativ-

ſyſtem ein, das am geſchickteſten geeignet ſcheint, alle Intereſſen, wenn nicht zu vermitteln, doch zu bezähmen. Zwar herrſcht auch hier auf der einen Seite mehr das Intereſſe des Volks, auf der andern mehr das des Regenten vor, wie räumlich, ſo der Zeit nach, ſo daß in einer gewiſſen Oscillation dieſes oder jenes Intereſſe je nach der Conſtellation der äußern politiſchen Verhältniſſe ſteigt, und gegenwärtig iſt nicht zu verkennen, welches Intereſſe ein entſchiedenes Übergewicht behauptet, indeß hat im Allgemeinen das Repräſentativſyſtem, gegenüber der Autokratie und Demokratie, eine ſchwer zu erſchütternde Feſtigkeit erlangt, und welchen Entwicklungen es auch unterworfen ſeyn mag, ſeine Idee iſt dem Zeitalter gleichſam angetraut worden, es würde ſich ohne Gewaltthat nicht mehr davon losreißen laſſen. In Deutſchland behauptet das Syſtem insbeſondre eine allgemeine europäiſche Bedeutung. Es ſcheint mit dem Lande und Volke in einer geheimen Wahlverwandtſchaft zu ſtehn. Wie es gerade die Deutſchen ſind, bei welchen ſich die entgegengeſetzten politiſchen und religiöſen Parteien die Wage halten, ſo liegt auch ihr Land in der Mitte jener Länder, in welchen die eine oder andre Partei vorzugsweiſe herrſcht. Es ſcheint die Streitenden von einander zu halten und Europa auf gleiche Weiſe vor aſiatiſcher Deſpotie wie vor atlantiſcher Demokratie zu ſchützen, ſo wie es einſt die Alleinherrſchaft hier des Papſtes dort der Puritaner abgewendet hat.

Dennoch würden wir uns sehr täuschen, wollten wir in der gegenwärtigen Gestaltung des Repräsentativsystems ein Ideal erkennen. Man hat sich anfangs allzugroße Hoffnungen davon gemacht, und sieht jetzt ein, daß die eigentliche goldene Zeit wohl noch ferne liegt. Doch hat der Unmuth auch das Gute jenes Verfassungssystems zu sehr herabgewürdigt und ein gewisser politischer Indifferentismus ist dem Gedeihen desselben besonders in der Richtung, die es von unten her unterstützen soll, mannigfach nachtheilig gewesen.

Eine Verfassung, auch die beste, gilt so lange nur als Figurant, bis ihr Administration und Rechtspflege organisch angepaßt sind. Hier greift sie ins Leben, aber das Leben ist nicht so geduldig als das Papier. Mit Verfassungen ist man geschwind fertig, aber man facht damit eher Streit an, als man ihn versöhnt. Im Sinn jeder neuen Repräsentativ-Verfassung entsprechen sich Parlament, Municipalität und öffentliche Gerichtspflege als Organe der Volksgewalt gegenüber dem Thron, der ministeriellen Centralgewalt und der römischen Gerichtspflege als Organe der Regierung. Das Parlament ist leicht berufen, und in erster Reihe das System eingeführt, in der zweiten und dritten Reihe findet es aber unübersteigliche Hindernisse.

Jedes Volk, das nur einigermaßen aus dem rohesten Zustande sich herausgearbeitet, strebt instinktartig nach einer freien Municipalverfassung, und

wenn es sogar zu einer parlamentarischen Thätigkeit berufen ist, so kann es dieselbe gar nicht entbehren, denn ein Parlament ist unmöglich ohne freie Wahlen, und freie Wahlen sind unmöglich ohne Municipalitäten. Auf der andern Seite strebt aber jede Regierung nach allumfassender Centralgewalt, es ist ihre Natur sich excentrisch auszubreiten, bis sie eine Gränze findet. Beide Bestrebungen stehn also in feindseligem Gegensatze, der, wie sie selbst, in der Natur liegt, und zwar alle mögliche Verfassungen erzeugen und wieder vertilgen, aber von keiner einzigen eben so wenig beschwichtigt, als erzeugt werden kann.

Ein demokratisches System von unten will freie Municipalverwaltung. So weit als möglich will das Volk das Seinige selbst verwalten und sich selbst beaufsichtigen, und sieht ungern sein Gemeingut und seinen Markt unter der Aufsicht ministerieller Söldlinge. Auf der andern Seite will die Ministerialverwaltung mit göttlicher Allgegenwart Keller und Küche auch des ärmsten Bauers controlliren. Selbst wieder von einem höhern Centralkörper, der Majestät, angezogen, bilden die Ministerien peripherische Punkte an der Sphäre des Thrones, von denen sich fächerartig die Bureaukratie der Staatsdiener bis zum Horizont des Volks ausbreitet, paternosterförmig gegliedert und durch Controllen und strenge Subordination in maschinenmäßigem Gang gehalten. Alles, Mann und Maus im Lande, wird einregistrirt,

Hab und Gut von der Kammer, der Leib vom Kriegsministerium, die Handlungen von der Justiz, die Worte vom Ministerium des Cultus und die Gedanken von der Polizei. So hat dieser Staatshaushalt sein Netz über alles gebreitet und keine arme Fliege vermag unbemerkt durch die feingezogenen Fäden zu schlüpfen. Aller Kampf in repräsentativen Staaten beruht im Grunde nur auf dem wechselseitigen Bestreben des Volks, eine Linie zu ziehn, wo Municipalfreiheit und Ministerialgewalt sich ablösen, und des Ministeriums, diese Linie nicht ziehn zu lassen. Freie Municipalverwaltung ist die einzige Garantie für ein Repräsentativsystem, weil ein solches ohne unabhängige Bürger nicht existiren kann, und die Bürger nicht als Privatleute, sondern nur als Glieder einer freien Gemeinde unabhängig seyn können. Darum strebt das Volk nach Gemeindewesen und Bürgermeistern, den Delegirten seiner eignen Macht, nicht nach Directionen, den Organen der Ministerien. Auf der andern Seite sucht die Bureaukratie bis auf den Thorschreiber herab die Gemeindeverwaltung an sich zu bringen und den Bürgern nichts zu überlassen, als das Gehorchen und Zahlen.

Gehn wir der Sache mehr auf den Grund, so wird sich zeigen, daß selbst in der vollkommensten Republik eine Centralverwaltung seyn muß, durch welche mit Nothwendigkeit ein monarchisches Element in den Staat gepflanzt wird. Es wird sich ferner zeigen, daß jede Centralverwaltung instinkt-

artig nach der größten Ausdehnung ihrer Macht strebt. Zwei Extreme und Übel werden da gefunden werden, wo der Mittelpunkt des Staats, die Centralverwaltung schwankt, und da, wo es keinen Gegenpunkt mehr gibt, wo die Verwaltung mit despotischer Consequenz alles beherrscht. In der Mitte wird das einzige Gute liegen, die Freiheit der Municipalität bis auf einen gewissen Grad, und von da an die Kraft der Centralgewalt. Jede gute Republik hat eine solche Centralgewalt, jede gute Monarchie eine solche Municipalfreiheit geschaffen. Weil jene gemangelt, ist das deutsche Reich untergegangen; weil diese gefehlt, ist in Frankreich die Revolution ausgebrochen.

Zu dem natürlichen Interesse der Centralgewalten ist in der neuern Zeit noch ein wissenschaftliches gekommen. Das Regieren ist eine Wissenschaft geworden, und diese stellt gleichsam ihre physikalischen oder pädagogischen Experimente mit den Völkern an. Alle Zweige der Staatsverwaltung sind in System und Schule gebracht bis auf die Polizei herab, und an die Stelle eines lebendigen Organismus tritt eine todte Staatsmechanik. Dasselbe System, was nur für den größten Staat gilt, wendet man komisch genug auch auf den kleinsten an; was für ein phlegmatisches Volk gilt, auf ein cholerisches; was für ein gebildetes gilt, auf ein rohes und umgekehrt.

Die Hebel der Staatsgewalt sind Gold und Eisen. Wie sehr man geneigt ist, im Reiche der Geister ideale Principe geltend zu machen, im praktischen Leben herrschen nur jene Metallkönige. Dies gibt dem Finanz- und Militärsystem das große Übergewicht im Staatshaushalt. Alle andere Zweige der Verwaltung sind davon abhängig und dienen ihnen. Die Helden der neuern Politik haben beständig gewetteifert, welches jener Metalle die größte Gewalt gewähre, und die geschicktesten haben beide zu gebrauchen verstanden.

Das Centralisationssystem dient hauptsächlich nur der Aushebung der Steuern und Soldaten. Eine vollkommen gegliederte Bureaukratie ist nöthig, um eine beständige tabellarische Übersicht über das Vermögen und alle physischen Kräfte der Staatsangehörigen zu erhalten, die Basis für die finanziellen Operationen. Die Menschen werden rein als Sache genommen und nach dem Ertragwerth geschätzt, wie das Vieh. Bei den Russen steckt wenigstens das Vermögen in den Seelen, bei uns die Seele im Vermögen. Der Staat ist ein Bergwerk, und seine Stollen laufen in den Beuteln des Volks aus. Die Finanzschwindeleien sind Experimente mit der Luftpumpe, die dem kalten Frosch, Volk genannt, die Lebensluft auspumpen, um zu erfahren, wie lange er wohl noch zappeln und leben könne, wenn er von nichts mehr lebt. Die hochgepriesene Rechenkunst hat es noch nirgends weiter gebracht, als in den Brüchen, und

ist rastlos beschäftigt mit den subtrahirten Zählern die Nenner zu addiren, daß die Summe der Schulden zuletzt über den Äquator hinaus in die blaue Unendlichkeit wächst, und wir sie nicht mehr zählen können. Zwei Dinge scheinen unbegreifliche Widersprüche, zuerst, daß die Finanzkammern immer mehr Schulden machen, je mehr sie einnehmen, sodann daß Handel und Industrie immer mehr gehemmt werden, je nothwendiger es wäre, den Wohlstand zu befördern, damit er seine Procente an die Staaten liefern könnte. Auf der einen Seite schüttet man das Wasser in den Sand und auf der andern verstopft man die Quellen. Die Ursache liegt in der Noth oder in der Lust des Augenblicks. Man schlachtet die Kuh aus Hunger, oder um den fremden Gast stattlich zu bewirthen, und denkt nicht, daß morgen die Milch fehlen werde.

Davon abgesehn, mag es Genuß gewähren, die Finanzspeculationen von Seiten der darin brillirenden Intelligenz als Kunstwerke zu betrachten. Ohne Zweifel ist die Summe von Verstand und Speculation, die in diesem Fache niedergelegt ist, das schätzbarste Capital unter allen denen, die es aufreibt, wenn auch diese ganze Rechenkunst wesentlich auf einen großen Rechnungsfehler hinauslaufen sollte. Diese Kunst, den leichtesten Stützpunkt die schwerste Last tragen zu lassen, hat ihren Werth, so gut wie die Baukunst, sollte man auch praktisch ihre Gränzen überschreiten.

Etwas Ähnliches muß von der Rechtswissenschaft gerühmt werden, an welcher auf gleiche Weise die Speculation und der eiserne Fleiß sich beinah erschöpft haben. Doch dürfte das Recht an sich bei den Rechtsspeculationen nicht viel besser gefahren seyn, als der Wohlstand bei den Finanzspeculationen.

Die Jurisprudenz hat sehr viel mit der Theologie gemein, ihren philologisch-historischen Apparat, ihre Bibel und symbolischen Bücher, ihre Dogmatik und Exegese, ihre Schule und ihre Kaste. Was am römischen Recht hängt, die Romanisten sind den Katholiken zu vergleichen, Protestanten dagegen sind die Anhänger des deutschen Rechts, und zwar gleichen die Freunde der öffentlichen Rechtspflege den Reformirten, die Anhänger der verschiednen Landrechte, die noch vieles vom Römischen beibehalten, den Lutheranern.

Das Unterscheidende der beiden Hauptparteien ist sowohl in einer Rechtsform als in einem Rechtsprincip zu suchen. Das Princip der Romanisten ist: das Recht in der Logik zu begründen. Sie behandeln es mithin als Wissenschaft, als Studium, und bilden deßfalls eine gelehrte Kaste, eine Art von Priesterschaft des Rechts, woraus denn eine besondre Form der Rechtspflege entspringt. Nicht das gemeine Volk kann richten, nicht das Gewissen, das in jedem inwohnt und dem ein wechselseitiges Vertrauen der Gemeinde den Richterspruch überläßt, sondern nur die Wissenden, die Gelehrten können und

dürfen urtheilen und entscheiden. Demzufolge können diese Wissenden auch die Befugniß, zu richten, nicht vom Volk entlehnen, sondern lediglich von der Autorität der Wissenschaft, die hinwiederum nur in der vom Volk unabhängigen Majestät zugleich mit jeder andern höchsten Staatsautorität personificirt ist. Diese Partei bedarf also zunächst die sacra majestas als Urquell des Rechts, die juridische Papstgewalt, den heiligen Richterstuhl, sodann den juridischen Priesteradel, der das Recht dem Laienvolk vermittelt, und zwar theils Richter, entsprechend dem Episcopalclerus, theils Advokaten, entsprechend den Klostergeistlichen, vorzüglich im Sinn der Bettelorden und Jesuiten. Ferner bedarf diese Partei des corpus juris, als des allgemeinen Canons, und der historischen und logischen Commentare, als der Kirchenväter und Scholastiker. Endlich wird sie in ihrem Themistempel ein abgesondertes Chor, das Allerheiligste, ansprechen, da die Priester über dem Volk erhaben stehn, dem stummen Volk den Segen spenden und die Opfer von ihm empfangen.

Wie die Reformation von den Mönchen ausgegangen, so neigen sich zum juridischen Protestantismus vorzüglich die Advokaten. Die neue Partei macht im Gegensatz gegen die Wissenschaft das Gewissen zum Princip, im Gegensatz gegen die Abgeschlossenheit der Kaste die republikanische Öffentlichkeit zur Form des Rechts, so wie der Protestantismus uns vom Priester ans eigne Herz, und

aus dem Atrium ins Chor selbst, in die freie und gleiche Christengemeinde verweist. Wir dürfen diese Partei im Gegensatz gegen die Romanisten die Germanisten nennen.

Sofern die Germanisten das Gewissen zum Rechtsprincip erheben, und die Öffentlichkeit zur Rechtsform, neigen sie sich zur Demokratie. Sie betrachten die Beurtheilung eines Rechtsfalls als etwas natürliches und allen Menschen gemeinsames. Nicht eine Aristokratie von Gelehrten, sondern das gemeine Volk richtet. Mithin autorisirt sich das Volk auch selbst dazu und die Rechtsgewalt fällt mit der Souveränität des Volkes zusammen. Die Öffentlichkeit der Gerichte ist sodann nur eine natürliche Folge des Princips.

Sofern die Romanisten die absolute Logik zum Rechtsprincip erheben, und deßfalls ein Studium der Rechtswissenschaft begründen, dem nur Geweihte sich widmen können, neigen sie sich zur Aristokratie. Sofern sie aber in ihrem System alles an einen absoluten Satz knüpfen müssen, kann demselben auch nur eine absolute Kraft, die ihn geltend macht, entsprechen, also die Autokratie. Die Demokratie kann sich nicht nach dem Ausspruch eines Einzigen richten, und jeder absolute Satz gilt nur als eine Stimme. Die Monarchie kann sich nicht nach dem Ausspruch vieler richten, und jeder Ausspruch des Gewissens kommt allen Stimmen zu. Mithin mußte das römische Recht nothwendig zur Autokratie, das deutsche Recht noth-

wendig zur Republik führen, und sofern es in neuerer Zeit wiedergeboren worden, taugt es nur für Repräsentativstaaten. Die Rechtsfragen sind also politische. Der Streit über Rechtsprincip und Rechtsform fällt genau mit dem über Staatsprincip und Staatsform zusammen. Repräsentative Staaten haben auch eine Literatur des öffentlichen Rechts, autokratische nur eine des geheimen Rechts. Die deutsche Literatur zeigt noch ein enormes Übergewicht der letztern.

Nicht unwichtig ist der Umstand, daß die Romanisten immer Cosmopoliten oder Glieder einer allgemeinen Rechtskirche, die Germanisten immer Volksthümler oder Glieder einer Nation sind. Die absolute Rechtswissenschaft hat sich so wenig als die absolute Theologie um die Eigenthümlichkeiten einer und der andern Nation zu bekümmern. Es gibt nur einen Gott und nur ein Recht. Soll die Religion die rechte seyn, so muß sie allen Völkern anpassen. Soll es eine absolute Rechtswissenschaft geben, so muß jedes Volk nach ihr gerichtet werden können. Dies Schema gilt auch für das römische Recht, wie für den Katholicismus, und von jeher sind beide den sogenannten barbarischen Völkern mit Feuer und Schwert oder mit sanftem Bekehrungseifer gepredigt worden, woraus denn unendlich viel Gutes entsprungen ist, aber auch viel Böses, denn das Herz der Nationen hat sich an der eisernen Consequenz der universellen Dogmen verblutet, oder Consequenz und

Natur haben sich ausgeglichen, jedes ein wenig nach dem andern gemodelt, und an die Stelle der rohen Barbarei ist eine cultivirte Barbarei getreten.

Bei den öffentlichen Volksgerichten muß im Gegentheil die Volksnatur, die Landessitte einen ungekränkten Antheil an der Beurtheilung der Rechtsfälle haben. Ich übersehe alle die großen Nachtheile, die dies mit sich führt. Bei einem solchen Verfahren werden alle Vorurtheile, wird alle Barbarei der Nation genährt, wenn sie anders nicht einen geistigen Entwicklungstrieb in sich hat, der sie weiter bringt. Dennoch aber ist zwischen der Consequenz der Wissenschaft und zwischen der rohen Volkssitte eine sehr gangbare Mittelstraße, wie zwischen der Tyrannei der römischen Weltherrschaft und zwischen der Barbarei der Chinesen. Wer sagt, daß er das reine Licht mit sich führe? Sind es etwa jene Romanisten, die unser gutes Recht verbannt, oder jene Jesuiten, die Paraquay mit ihrem Sonnensymbol vergoldet? Wir wollen nicht im Dunkel bleiben, aber wie das Licht ursprünglich in Farben sich zersetzt, so werden wir das Licht des Rechts auch nur wieder aus den nationellen Farben uns zu läutern vermögen. Gesunde Entwicklung der Nation führt allein zur Cultur und Wissenschaft. Wo Wissenschaft und Sitte in gehässiger Trennung sich befinden, wird sie doppelte Zerstörung treffen.

Aus dem Princip der Romanisten fließt auf doppelte Weise ein unermeßlicher Nachtheil für das Volk.

Sofern sie eine geheime Priesterkaste bilden, ist das Volk nicht befugt, sich selbst um das Recht zu bekümmern, denn diese Selbstthätigkeit würde jenes Vorrecht aufheben, wie jede Demokratie die Aristokratie. Sofern aber die Rechtswissenschaft der Romanisten ein lebenslängliches Studium erfordert, ist es dem Volke nicht möglich, dieses Recht in seinem ganzem Umfange kennen zu lernen. Das Resultat nun, daß ein Volk, ich will nicht sagen, sein Recht, sondern nur das Recht, nach welchem es gerichtet wird, gar nicht kennt, ist offenbar ein Nachtheil, wohl gar eine Schande. Die Alten, nicht nur Griechen, auch Germanen, unterrichteten die männliche Jugend frühe im Recht, und was kann, außer der Kenntniß des Göttlichen und der Natur, im Unterricht heilsamer seyn, auf das Leben würdiger vorbereiten, als die Kunde des Staatsrechts? Wir dürfen es aber unsern Schulen nicht vorwerfen, daß sie die Jünglinge in gänzlicher Unwissenheit des Rechts lassen, denn was sollten sie ihnen lehren? etwa jene Gesetze, die der Staat oft selber vergißt, weil ihrer zu viele sind, die selbst den Gesetzgebern so unter den Händen verschwinden, daß man erst auf dem dritten Landtage sich erinnert, man habe auf dem zweiten etwas verordnet, ohne zu bemerken, daß man auf dem ersten etwas widersprechendes zum Gesetz gemacht, was noch nicht annullirt worden, so daß nun Ja und Nein im Gesetz steht? wozu sollten aber selbst die klarsten Gesetze der Jugend bekannt gemacht werden,

oder dem Volke selbst, wenn im Leben doch jeder mit dieser Kenntniß sich passiv verhalten und von der Kaste nehmen muß, was sie will? Das hieße, die Kinder zum Protestantismus erziehn und sie doch die katholischen Gebräuche machen lassen.

Das römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondre noch durch die lateinische Sprache unpopulär. Es ist bekannt, welchen lebhaften Widerstand die römischen Advokaten das erstemal unter Varus an der Weser, das zweitemal anderthalbtausend Jahr später im Mittelalter gefunden, und noch jetzt ist dem Volk der römische Rechtsgang, dessen Terminologien ihm völlig unverständlich sind, durchaus zuwider. Die Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an dem Verstand der Kaste und die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Bureaukratie verwiesen.

Der ganze unförmliche Bau des mittelalterlichen Rechts, jene zahllosen Kirchen-, Lehn-, Kaiser-, Land-, Stadt- und Bauernrechte und die Nebengebäude der Standes- und Personalprivilegien, sind endlich zusammengestürzt, aber es sind namhafte Ruinen stehn geblieben, an welche man neue Wohnungen angeklebt hat, unfähig oder zu bequem, einen ganz neuen Grund zu legen. Ein seltsames Gemisch von Gesetzbüchern ist entstanden, das den Anblick alter Städte gewährt, wo schwarze gothische Trümmer neben neugeweißten Lusthäusern stehn. Fürstentage haben die Kaisermacht, Concordate die Papst-

gewalt gestürzt. Durch Kabinetsordern sind die Klöster, ist die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Mit der Fürstenmacht ist das römische Recht aufgekommen, weil es ihrer Tendenz entsprochen. Was von den Ruinen des Reichs sich erhalten, trägt auch noch die Spuren des alten Rechts. An beides hat sich Neues angeschlossen, wie es die Noth der Zeit den Gesetzgebern abgedrungen, oder der humane Geist eines Friedrich II. und Joseph II. für billig erkannt. So haben die neuen Landrechte sich gebildet und bilden sich noch, wie die Zeit selbst tausend Rück- und Vorsichten und einer beständigen Verwandlung unterworfen.

Sie bilden die Brücke vom römischen Recht zum öffentlichen, oder füllen wenigstens die Kluft zwischen beiden. Das öffentliche Gerichtswesen hat die öffentliche Meinung für sich, wenn es auch nur in einem kleinen Theil Deutschlands praktisch ausgeübt wird. Leider haben wir nur als ein Geschenk von den Fremden erhalten, was unser ursprüngliches Erzeugniß und Eigenthum gewesen. Der Code Napoléon und die damit zusammenhängenden Gerichtsformen sind einigen deutschen Stämmen als gutes Andenken an eine böse Zeit geblieben. Die französische Republik griff zu der öffentlichen Rechtsform, weil sie der Freiheit und einem tüchtigen Gemeindewesen von jeher als die angemessenste, die schlechthin natürliche sich erwiesen. Längst lebt der Engländer im Genuß dieser unschätzbaren Form, und er hat sie von den angel-

sächsischen Vorfahren geerbt, bei denen sie, wie bei allen deutschen Stämmen, ursprünglich heimisch gewesen. Die Form ist hier, wie überall, so sehr Trägerin des Geistes, daß die Erscheinung der Geschworengerichte das ganze römische Rechtssystem zu erschüttern scheint. Die Aufmerksamkeit ist auf diesen Gegenstand häufig gelenkt worden und die Gemüther sind nicht kalt geblieben. Die unter Citaten und Acten ergrauten Romanisten und Bureaukraten sind hochmüthig ausgefahren gegen den überrheinischen Naturalismus, und die Advokaten der Rheinlande haben mit einem Mutterwitz zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar ist die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der historischen Juristen Savigny, Mittermaier, Eichhorn und andrer unterstützt worden, da dieselben die alten deutschen Rechte immer vollständiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Ursprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen ausweisen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutschland älter sind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juristen. —

Die äußern Verhältnisse der Staaten gegeneinander beschäftigen jetzt jede Spinnstube so lebhaft als ehemals den römischen Senat. Ihrer Erörterung

dient daher die unermeßliche Literatur der Publiciſten und Zeitungen, die aber weſentlich eine ephemere bleibt, weil ihr Gegenſtand ſelbſt immer nur die Tagespolitik iſt. Mit den politiſchen Verhältniſſen ſelbſt wechſelt ihr Schatten in der periodiſchen Literatur. Alles wird für den Augenblick gethan, alles für den Augenblick genommen.

Haben die Deutſchen noch kein durchgreifendes Intereſſe für die innern Angelegenheiten der Staaten, ſo iſt doch ihre Neugier ſehr erpicht auf die äußern Verhältniſſe und Begebenheiten. Kaum war jenes höhere Intereſſe vor zehn Jahren einmal aufs lebhafteſte rege geworden, ſo ward es auch alsbald auf dieſe niedrige Neugier beſchränkt. Die Literatur der Tagespolitik machte nach den letzten deutſchen Kriegen ſo heftige Freudenſprünge, daß ſie jetzt etwas lahm darniederliegt. Wie ſehr das muthwillige Mädchen zu bedauern iſt, daß ſie jetzt unter der Zuchtruthe der gnädigen Tante Cenſur ſeufzen muß, ſo ſchienen doch allerdings ihre Sitten weder der Zeit, noch die Zeit ihr angemeſſen. Sie ſchien wirklich ein wenig übergeſchnappt, als ſie das erſtemal in der europäiſchen Geſellſchaft glänzte, ſie kokettirte gar zu romanhaft mit ihrem auserleſenen Chapeau, dem Volke, aber dieſer ehrbare Jüngling ſetzte ihren ausgelaſſenen Attaken nur eine ſüße Schamröthe entgegen, bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen und rettete ſich unter den Fächer der Tante.

Wir schreiben unsre politischen Broschüren größtentheils den Engländern und Franzosen ab. Nur wenige sehr tiefe, sehr ehrliche und sehr langweilige Bücher verläugnen ihr deutsches Gepräge nicht. Es ist Schade, daß wir die politischen Thaten und Erfahrungen, und die theils dadurch erworbenen, theils angebornen, politischen Institutionen, den Charakter und die Consequenz der Engländer nicht auch mit übersetzen können. Wir haben keine eigne politische Literatur, weil die Leser, das Volk, nicht zum politischen Handeln berufen sind, und aus demselben Grunde findet auch die fremde Literatur bei uns nur einen unfruchtbaren Boden. Wir lesen Zeitungen und Journale, um uns die Zeit zu vertreiben, der Amerikaner, der Engländer, der Franzose liest sie, um sich die Zeit zu machen. Wir bekommen dadurch nur Träume, sie Affecte; wir schlafen, sie handeln.

Wer über Politik schreibt, muß die Stiefel ausziehn und auf Socken gehn, wie in einem Krankenzimmer. Solche Sockenträger, altkluge vermittelnde Schwätzer gibt es den freilich genug. Sie benutzen die Zeit der Windstille wie die gallertartigen Molusken, um auf der Oberfläche des politischen Meers ihr fahles Licht schimmern zu lassen.

Man rechnet es mit Recht unter die größten Gebrechen der Zeit, daß nicht nur die Mittheilung der Meinungen, sondern auch die der Thatsachen

beſchränkt oder gar verboten wird. Darin beſteht auch eigentlich die Hauptſchwäche unſrer Zeitungen. Möchten ſie Meinungen ausſprechen, welche ſie wollten, wenn ſie nur alle Thatſachen unverfälſcht namhaft machen dürften, aber von vielen Dingen dürfen ſie nur etwas im Sinn der Cenſur, von vielen andern, und nicht den unwichtigſten, dürfen ſie gar nichts ſchreiben. Die Diplomatik, vor alten Zeiten eine Thurmuhr für Jedermann, hat jetzt ihr Zifferblatt völlig verhüllt und man hört ſie nur noch ſchlagen.

Erziehung.

Die Erziehung ist von jeher eine der wichtigsten Angelegenheiten aller gebildeten Völker gewesen. Auf ihr beruht die Erhaltung und der Fortschritt der einmal gewonnenen Bildung. Der Umfang dieser Bildung aber macht eine Disciplin nothwendig, während bei rohen Völkern die Natur selbst das Geschäft der Erziehung übernimmt. Die Disciplin ist der herrschenden religiösen und politischen Ansicht unterworfen, Kirche und Staat beaufsichtigen und leiten den Unterricht. Bei den Deutschen behauptet aber auch vorzugsweise die Familie ein herkömmliches und heiliges Ansehn in der Erziehung und verhindert, daß die politisch-religiöse Disciplin nicht in starre Einförmigkeit entarte, und zugleich hat die Trennung der Staaten und Confessionen es möglich gemacht, daß mitten unter ihnen eine freie philosophische Pädagogik Raum gewonnen hat. Indem die Erziehung weder vom Familienleben, noch von der allgemeinen deutschen Bildung sich hat losreißen können, ist es

weder einer Kirche noch einem Staate möglich geworden, eine jesuitische oder spartanische Disciplin durchzusetzen. Dies ist ein Palladium deutscher Freiheit und die Bürgschaft für den unaufhaltsamen Fortschritt der echten Bildung.

In der neuesten Geschichte und Literatur hat die Erziehung eine größre Rolle, als jemals gespielt. Bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gieng sie einen ziemlich schläfrigen Gang, und die Orbile wurden zum Sprichwort. Sie war nicht viel mehr, als ein nothwendiges Übel. Die Lethargie sprang aber bald in einen wahren St. Veitstanz um. Die revolutionären Ideen des Jahrhunderts wirkten auch auf die Erziehung ein und bald bemühte man sich, wirkliche Übelstände abzuschaffen, bald hoffte man die Jugend für die Ideale bilden zu können, für welche die ältere Generation zu verderbt schien.

Nirgends ist so viel geschwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeisterte Menschenfreund, der die Welt von Grund aus verbessern möchte, sieht sich an die Jugend gewiesen, die für seine Ideale bildsam ist, aber auch der bloße Charlatan sucht sich das weiche Wachs der Jugend, um ihr seinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und seine Absichten in diesem empfänglichen Boden am besten gedeihen zu sehn. Alles wandte sich an die Jugend, wie an eine neuerstandne Macht und schmeichelte der-

selben und brachte ihr den höchsten Begriff von sich selbst bei. Dadurch wurde sie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat sich eben so häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. Einerseits sehn wir sie den Alten über die Köpfe wachsen, andrerseits setzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in sie, und schreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unsre Vorfahren ehemals den Weibern.

Was das Erste betrifft, so haben die Kinder wohl nie so viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man sieht sie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrschaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeistern, wohl gar in eine Räuberbande constituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben diesen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweise in ihnen stecke, wie sie so viel mehr seyn sollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn sollen.

Diese neue Wichtigkeit, welche man der Jugend beigelegt hat, und die widersprechenden Meinungen

über Erziehung, welche den philosophischen und politischen Ansichten nothwendig folgen mußten, haben der pädagogischen Literatur einen Umfang gegeben, wie sie ihn noch nie gehabt hat. Jährlich erscheinen viele hundert Werke für die Erzieher oder für die Jugend.

Abgesehn von allen einzelnen Nuancen pädagogischer Ansichten gibt es wesentlich nur zwei verschiedne Hauptprincipe der Erziehung, das eine, wonach die Kinder für die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse, das andre, wonach sie zu höhern Idealen der Menschheit herangebildet werden sollen. Das erste Princip herrscht allgemein in den öffentlichen Schulen, dem Gange der alten Gewohnheit gemäß; es ist aber auch philosophisch als das einzig heilsame und natürliche angepriesen worden von Göthe, Steffens und vielen andern, und das berühmte Fellenbergische Institut in der Schweiz ist ganz nach diesem System organisirt und sucht noch strenger, als irgend eine öffentliche Schule, jedes Kind nur zu dem Beruf zu bilden, der seinem angebornen Stand und Rang, seinem Reichthum oder seiner Armuth angemessen ist. Das entgegengesetzte Princip ist vorzüglich von Fichte vertheidigt worden und später hat Jahn versucht, es einigermaßen zu realisiren. Nach diesem Princip soll für die Jugend Stand und Rang verschwinden, und jedes Kind eine gleiche Erziehung genießen, der Unterschied ihres Berufs aber allein auf dem ihres Talents begründet werden. Die Jugend soll ferner nicht

für das gemeine Leben, sondern für den Zweck der Weltverbesserung erzogen werden. Sie soll zu etwas Besserem heranreifen, als die frühere Generation. Man soll ihre zarten Keime nicht unter der Last bestehender drückender Verhältnisse ersticken, sondern ihnen jede mögliche Freiheit der Entwicklung gönnen.

Die erste Ansicht hängt mit dem Katholicismus und dem politischen Stabilitätsprincip zusammen, die letztere mit dem Protestantismus und dem republikanischen Princip. Indeß bleibt die letztere immer nur im Reich der Träume. Die Jugend ist immer nur nach dem Muster der Alten erzogen worden, in Rom und Sparta nicht minder als in China. Die neuern deutschen Philosophen und Pädagogen, welche durch die Jugendbildung eine Regeneration der Menschheit haben bewerkstelligen wollen, sind nicht glücklicher gewesen, als Plato und Rousseau. Ihre Partei ist nur in der Literatur von Bedeutung, im Leben so gut als nicht vorhanden.

Wichtiger ist der Streit über die einzelnen Gegenstände und Methoden des Unterrichts. Hier herrschen eine unsägliche Menge veralteter Mißbräuche. Der religiöse und philologische Unterricht hatte geraume Zeit die Alleinherrschaft, und die gelehrte und adelige Erziehung war beinah allein cultivirt, während der eigentliche Volksunterricht völlig vernachlässigt wurde. Beiden Übelständen suchte man allmählig durch Erweiterung des realistischen Unterrichts und durch Verbesserung der Dorfschulen zu begegnen.

Dem Realismus dienten zahlreiche Privatinstitute, bis er durch das Fächerwesen auch größern Eingang in den gelehrten Schulen fand. Den Volksunterricht beförderten die Staaten und wohlthätige Vereine.

Es ist einer der größten Fortschritte des Jahrhunderts, daß man die Gegenstände des Unterrichts erweitert und geläutert hat. Die Erweiterung war nothwendig, da die Jugend ehedem bei Religion und Philologie verkümmerte, und die Läuterung ist wieder nöthig geworden, weil man nachher lieber alles und noch etwas in die Jugend hineingestopft hätte. Daß zu dem aufgetrockneten Christenthum und Latein der alten Schulen die neuern Sprachen, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Mathematik hinzugekommen und mit Fleiß getrieben worden sind, ist gewiß ein großer Fortschritt. Dadurch ist die Jugend dem Leben wiedergegeben worden, dadurch ist jenes zahlreiche Geschlecht schwarzgalliger Magister, die Nachgeburt der Mönche, immer mehr ausgerottet worden. Indeß ist man auch wieder zu weit gegangen und die Jugend ist abermals unter der Last neuer Unterrichtsgegenstände erdrückt und durch ein falsches Betreiben der sogenannten Aufklärung verbildet worden.

Nirgends herrscht so guter Wille, alles wissen zu wollen, als in Deutschland, und nirgends herrscht wirklich eine so universelle Bildung. Die Überladung des jugendlichen Geistes mit Kenntnissen ist gewissermaßen nothwendig geworden, wenn man die künftige Generation auf der Höhe der einmal errungenen Bil-

dung festhalten will. Dennoch ist dieser Zustand gewaltsam und muß in einer Erschlaffung endigen. Man stopft allzuviel in die Jugend hinein und darf sich nicht wundern, wenn es nicht verdaut wird, wenn endlich das Übermaaß zur Mäßigkeit zurückführen muß. Die Erfahrung hat uns bereits gelehrt, daß eine Durchdringung so unermeßlicher Welten des Wissens die Kraft des zarten Alters übersteigt, leider aber hält die Eitelkeit den Universalismus noch fest, indem sie zufrieden ist, die Jugend wenigstens alles mögliche von der Oberfläche weg schöpfen und damit in der Conversation glänzen zu lassen.

Mit der Vielwisserei ist aber ein noch weit ärgeres Übel gepaart, die zu frühe und falsche Aufklärung, die Altklugheit der Jugend. Man hat sich beeilt, so früh als möglich den sogenannten Aberglauben in den Gemüthern der Kinder auszurotten und die sogenannte gesunde Vernunft an dessen Stelle zu setzen; dies an sich löbliche Bestreben hat aber zu unsinnigen Übertreibungen geführt. Um den Verstand zu retten, läßt man das Herz untergehn.

Man trübt den Kindern ihren unschuldigen Glauben und entreißt ihnen die goldnen Spiele der Phantasie, um sie vor der Zeit klug zu machen. Man moralisirt, katechisirt und sokratisirt mit ihnen von sittlichen, religiösen und Denk-Begriffen, die den Zauberkreis ihrer Unschuld zerstören, ohne ihnen dafür ein höheres Gut zu gewähren. Die Liebe, die sie von Natur haben, wird durch Kritik über Ältern

und Lehrer verdrängt. Der kindliche Glaube und Aberglaube wird durch eine kindische Altklugheit ersetzt, und die reichen phantastischen Spiele machen einer reflectirenden Wohlanständigkeit und Ziererei Platz. Wie kann dies anders seyn, wenn in tausend und aber tausend Kinderbüchern die Schwächen der Alten so gut als die der Kinder Preis gegeben werden, und der natürliche Witz der Kinder nothwendig aufgefordert wird, gegen die Pedanterei der Docenten sich geltend zu machen, wenn den Kindern immer und immer von der Thorheit des Aberglaubens vorgepredigt und Herz und Phantasie derselben abgestumpft wird, und wenn sie als das höchste Gut jenen Anstand preisen hören, der ihre natürliche, aber unschuldige Eitelkeit in eine Bahn weist, wo sie zur Unnatur werden muß. Überall sind es Begriffe, erlernte und mechanisch aufgefaßte Begriffe, die dem Kinde eingezwängt werden, die ein unreifes Denken in ihm thätig machen, das alle Blüthen des Gemüths und der Einbildungskraft früh verdorren macht.

Wie mannigfaltig auch die Gegenstände des Jugendunterrichts seyn mögen, so vermissen wir doch darunter zwei der wichtigsten, Musik und Gymnastik. Die erstere ist noch weit entfernt, zu dem ihr gebührenden Rang unter den Mitteln der Erziehung erhoben zu werden, und die letztere ist sogar verboten. Die Alten erkannten sehr richtig Musik und Gymnastik als die wesentlichen Grundpfeiler der Erziehung, weil sie in Leib und Seele den Rhythmus

bringen, in welcher sie allein gesund gedeihen und ihre Harmonie entfalten können. Bei uns ist diese einfache Wahrheit vergessen, und als Ersatzmittel für die unmittelbarsten Hebel einer gesunden Erziehung dienen nur Worte und nichts als Worte. Unser ganzer Unterricht beschränkt sich auf den intellectuellen. Wenn dem Gedächtniß nur Worte und dem Verstand einige Geläufigkeit in Begriffen eingeprägt werden, so ist die Sache gethan, der Körper und das Gemüth mögen dabei versauern. Die Wirkung, welche die Gymnastik auf den Körper, die Musik auf das Gemüth übt, und die Wirkung, welche beide dadurch auf die Gesundheit des Geistes üben, kommen uns gar nicht in Anschlag. Man will keine harmonische Bildung des ganzen Menschen, sondern nur Vielwisserei.

An die Musik scheint man neuerdings mehr zu denken, die Gymnastik wird aber geflohn und das Gesundeste gleich einer Pest verabscheut. Ein ungewöhnliches Auffallen erregte vor einigen Jahren die Turnkunst, und daß jetzt kein Wort mehr davon gehört wird, ist wohl noch auffallender. Man darf hoffen, daß es zum Theil die Scham ist, welche die Pädagogen lieber über einen Gegenstand schweigen läßt, der ihre Blößen so sehr aufgedeckt hat. Kann es wohl etwas wahnsinnigeres geben, als was man von dieser guten Turnkunst gehofft hat? vielleicht das, was man von ihr gefürchtet hat, wenn beides nicht einerlei ist. Man glaubte damals, die liebe Jugend

werde Deutschland befreien, weil sie Sprünge machte. Jetzt darf sie nicht springen, weil sie Deutschland befreien könnte. Es ist aber doch in der That zu verwundern, daß man die Karrikatur von der Sache nicht getrennt, jene vernichtet und diese gerettet hat. Ohne Gymnastik wird die Erziehung ewig unvollkommen bleiben.

Hat man genug über die Gegenstände des Unterrichts gestritten, so ist es zugleich nöthig geworden, die Mittel und Methoden desselben näher ins Auge zu fassen. Je mehr die Gegenstände vervielfältigt wurden, desto mehr mußten die Mittel vereinfacht werden. Man sah endlich ein, daß der intellectuelle Unterricht durch eine umfassende Zucht der Jugend unterstützt werden müsse, und dies führte sogar zu der Frage: ob die Erziehung ein Mittel für den Unterricht, oder nicht vielmehr der Unterricht bloßes Mittel für die Erziehung des ganzen Menschen seyn solle? Das alte Herkommen in den Schulen widersetzte sich den neuen Ansichten, dagegen entstunden zahlreiche Privatinstitute, die Schauplätze für alle möglichen pädagogischen Experimente. Man wollte Menschen bilden und der Naturstand der Kinder schien diesem Bestreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthropien hervorgehn sollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem gesammten Zustand des Volks

ſtehn müſſe, wenn ſie die Jugend ſich nicht bald entzogen ſehn will. Jene Anſtalten verfehlten den Zweck der Erziehung, indem ſie, gleich als ob die Philanthropien glückliche Inſeln im Südmeer wären, auf die ſie umgebende Welt keine Rückſicht nahmen, oder ſie vergriffen ſich in den Mitteln, indem ſie die Jugend auf die unnatürlichſte Weiſe anſtrengten, ihre Knospen mit Gewalt aufblätterten, um die künftige Blüthe zu ſehn, und ſie nicht viel beſſer als Hunde dreſſirten. Es iſt indeß bereits ſo viel gerechter Tadel über jene Anſtalten ausgeſchüttet worden, daß es billig ſcheint, darüber das Gute nicht zu vergeſſen, was durch ſie geleiſtet worden.

Namentlich iſt die Methode des Unterrichts durch die Privatanſtalten verbeſſert worden. Ausgezeichnete Pädagogen, die etwas beſſeres Neues begründen wollten, ſahen ſich meiſtentheils gezwungen, ihre Verſuche im Kleinen und in unabhängigen Kindergeſellſchaften anzuſtellen, da ihnen das alte Herkommen der öffentlichen Schulen große Hinderniſſe in den Weg legte. Hier wurden eigne Ideen, und die der Fremden, z. B. von Lancaſter, geprüft, und beſonders für Vereinfachung aller Unterrichtsmittel thätig geſorgt, und viel Gutes ward aus den Privatanſtalten in die Schulen des Staates ſelbſt aufgenommen, wie von Peſtalozzi und Lancaſter.

Die vorzüglichſte Thätigkeit der Pädagogen hat ſich, wie billig, auf die Unterrichtsliteratur, auf die Schulbücher gerichtet. Die geſammte Jugendlitera-

tur zerfällt in Bücher der Belehrung und der Unterhaltung. Ursprünglich war diese ganze Literatur im Katechismus concentrirt, diesem folgte der orbis pictus; allmählig entstanden auch weltliche Lehrbücher und endlich die ergötzlichen Kinderschriften. Jetzt ist Deutschland mit einer unermeßlichen Kinderliteratur überschwemmt, und Wien und Nürnberg sind die großen Fabrikstätten derselben. Im Augenblick der ersten pädagogischen Wuth suchte man den Kindern alles Wissenswürdige einzupfropfen, und man schrieb aus Liebe für dieselben, was das Zeug halten wollte. In der neuern Zeit sucht man wieder, wenigstens die Schulbücher zu vereinfachen und aus der Masse das Beste zu sondern. Leider aber ist der literarische Unterricht den Pädagogen von den Buchhändlern aus den Händen gewunden, und die letztern überschwemmen Deutschland mit ihren lüderlichen, von außen gleißenden, von innen hohlen Fabrikaten. Sie können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist, und weil die Modesucht so weit geht, daß man sogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder selbst, am liebsten nach den neuen Flittern. Aber die Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern zusammen, und schreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbessern, sondern um Geld und

einen Namen davon zu tragen. Gegen diese Sündfluth von Kinderschriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an.

Es ist merkwürdig, daß diese Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder selbst berechnet werden, weil die Alten sie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug besitzen, um zu wissen, was dem kindlichen Gemüthe zusagt. Damit ist die Philisterei und die altkluge Moral in die Bücher, selbst des zartesten Jugendalters gekommen. Die Alten wollen etwas Solides, Vernünftiges, und darum müssen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn sie nur bunte Bildchen dabei sehn. Die Mährchen, diese echte Kinderpoesie, sind lange verachtet und verdammt gewesen. Was sollen diese Kindereien? hieß es, und man hatte doch Kinder vor sich. Man fürchtete, die Mährchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigstens, sie beschäftigten die Phantasie zu stark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa alle natürliche Poesie in den Kindern. Während man ihnen aber alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen so empfänglich sind, und woran sie sich wahrhaft menschlich bilden, mißbrauchte man ihr Herz, wie ihre Phantasie, um damit ihren noch unentwickelten Verstand zu bearbeiten. Alle in der Jugend auf-

quellenden Kräfte leitete man in den intellectuellen Unterricht ab. Aus der Frömmigkeit und kindlichen Liebe leitete man die Pflicht her, hübsch brav und geduldig zu lernen, und die reiche Bilderwelt der Phantasie plünderte man, um durch sie den Kindern in Bilderfibeln das A B C und in hundert andern Büchern moralische Lehren angenehm zu machen und wie Pillen in einer Überzuckerung einzugeben.

In den Unterhaltungs- und Schulbüchern für das mittlere Jugendalter bemerken wir hauptsächlich vier große Fehler, die sokratische Methode, eine falsche Vielwisserei, eine falsche Aufklärung und eine falsche Moral. Mag immerhin der Lehrer mündlich sokratisiren, was sollen aber diese Dialoge in den gedruckten Büchern? Keines dieser Bücher kann auf alle möglichen Querfragen der Jugend Rücksicht nehmen, und der einfache Gegenstand wird immer dadurch verhüllt. Überhaupt aber finden wir überall diese Methode zu früh angewandt. Das «Warum» muß sich der Jugend von selbst aufdrängen, und dann dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr aber früher ab, so bringt die berühmte Hebammenkunst des Geistes auch nur zu frühe Geburten zur Welt. Man muß der Jugend etwas Positives dogmatisch einprägen. Sie will nichts andres, es wird ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt sich ihr Verstand, so wird sie schon zu zweifeln und zu fragen anfangen, und dann hat sie einen Gegenstand, an dem sie die Kritik üben kann. Aus der Kritik

aber die Wahrheit als Resultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, ist wahres Gift für die Jugend. Wenn hier die Einfachheit in Bezug auf die Methode verletzt wird, so geschieht dasselbe in Bezug auf die Gegenstände des Unterrichts durch die Polyhistorei, der man sich dabei ergibt; nur das Gewisse, Einfache, Klare haftet in der jugendlichen Seele und bringt gedeihliche Früchte. Durch die sokratische Methode wird der einfachste Gegenstand verworren, ungenießbar, widerlich, und durch die überreiche Menge von Kenntnissen, die man der Jugend in Encyclopädien und Sammlungen bietet, wird auch der klarste kindliche Kopf verwirrt, und gewöhnt sich leicht an ein oberflächliches Wissen und gefällt sich in dem eitlen Vorzug, vieles schlecht, statt wenig gut zu wissen. Sodann sind fast alle Unterhaltungs- und Unterrichtsbücher auf die möglichst früheste Aufklärung der Jugend berechnet. Dahin gehört, daß man ihr alles Mystische, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, sobald sie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwissenschaftliche Prosa aufgelöst, während, seltsam genug, die Naturphilosophen denselben Zauber wieder retten. Die kindliche Liebe, diese herrliche wildwachsende Blume, wird geflissentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächs einer steifen, engherzigen, gebotnen, schulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was sie aus Gehorsam gegen eine

Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig sie von Natur sind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine schaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geistlosen Gehorsam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt ist. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man stellt ihnen nicht nur das Laster, sondern auch die Tugend vor Augen, ehe sie im Stande sind, sie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet sie mit Regeln, wovon sie eine über der andern vergessen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, so wüthet man gegen die natürliche Religion derselben. Auch über die Gegenstände der Religion müssen sie so früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man sogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um sie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meistentheils einen heillosen Mittelweg eingeschlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und stürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Übel entspringen können, die alle drei der Religion am gefährlichsten sind, Indifferentismus, der aus der Langweiligkeit und Unsicherheit des Religionsunterrichts entspringt, Religionsspötterei oder Rückfall in den crassesten Aberglauben, wenn man sich aus der Halbheit auf diese oder jene Weise retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachsenen Jugend, so bemerken wir darin ein sonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab, und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine trostlose Überladung mit blos empirischen, gedächtnißmäßigen Kenntnissen. Überall fehlt die Einheit und Einfachheit der Methode, der klare Überblick, das logische Gebäude.

Die meisten Schulbücher, in welches Fach sie einschlagen mögen, bieten dem Jüngling eine ungeordnete Masse von Thatsachen dar, die er sich zu eigen machen soll, ohne daß ihm der Talisman einer ursprünglichen Causalität mitgegeben würde, durch die er sich einfach so vieler Schätze bemeistern könnte. Er lernt die Religion und Moral am Faden unzusammenhängender Artikel, die Geschichte am Faden der Jahrszahlen, die Naturkunde am Faden der rohesten äußern Eintheilungen, die Sprache am Faden von tausend Regeln und zehntausend Ausnahmen. Bei einem solchen Verfahren wird nur das Gedächtniß in Anspruch genommen, dasselbe Gedächtniß, das dem Kinde verwirrt wurde durch zu frühes Denken, und der Unterricht tritt in ein umgekehrtes Verhältniß mit der Natur. Was hilft aber auch das beste Gedächtniß, wenn nicht eigne Genialität die Formel finden läßt, unter welche das Convolut von empirischen Kenntnissen gebannt wird? Nur wenige gelan-

gen zum Selbstdenken, und bei diesen wenigen beginnt es damit, daß sie den Wust der auf Schulen und Universitäten gesammelten Kenntnisse ausscheiden; womit sie oft mehr Arbeit haben, als wenn sie erst zu lernen anfingen. Die meisten lernen mechanisch das Pensum, das von ihnen gefordert wird, und hieraus entsteht jener zahllose gelehrte Pöbel in Ämtern und Würden oder in der Schriftstellerzunft, den schon Klopstock in seiner deutschen Gelehrtenrepublik trefflich bezeichnet hat, die immer schreien und nie denken.

Ehe wir aber das Feld der Erziehung verlassen, müssen wir noch einige Augenblicke bei einer der interessantesten Erscheinungen auf demselben verweilen, bei der Freimaurerei, denn was ist diese anders, als eine projectirte Erziehung des ganzen Menschengeschlechts? Auch sie hat eine nicht unbedeutende Literatur, die in der neuesten Zeit unter uns Deutschen, besonders seit Krause, die Geheimnißkrämerei, wie billig aufgegeben, und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, aus der Schule geschwatzt hat. Das unverschämte Zeitalter der Revolutionen hat auch diese königliche Kunst, wie jede andre, profanirt. Sieht man von den Spielereien und Mißbräuchen, denen wohl nie eine geheime Gesellschaft entgangen ist, sieht man von den Thorheiten der großen Kinder ab, die sich hier in einem sehr unschädlichen Kanal ableiteten, so bleibt der Maurerei immer noch eine große Idee.

Wir erkennen in der Geschichte ein großes Ziel, die Entwicklung und Veredlung der Menschheit. Wir

unterscheiden aber einen doppelten Weg, der dahin führt. Den ersten verfolgen die Menschen unbewußt. Er wird ihnen geboten durch die Naturnothwendigkeit. In der Abhängigkeit von Geschlecht, Familie, Stand, Volk, Sprache, Sitte, Kultur, Staat, Kirche, befolgt der Mensch instinktartig den geheimen Willen der Vorsehung, die über der Geschichte waltet, und in dem Reichthum und dem Wechsel der Erscheinungen die Menschheit auf dem längsten Wege zur Entwicklung bringt. Ist der Mensch aber einmal auf einer gewissen Stufe angelangt, so erkennt er den großen Plan der Vorsehung, und seine eigne Kraft, denselben mit Bewußtseyn auf kürzerem Wege zu vollstrecken. Er sieht in jenen Unterschieden, welche die Menschen von einander und von dem Gleichartigen, rein Menschlichen in Allem entfremdet, nur eine Hemmung jener Entwicklung, und sobald in Vielen zugleich diese Ansicht herrschend geworden, so müssen dieselben um so eher in ein geselliges Band treten, als dieses Band auch das Symbol dessen ist, was sie erstreben, da, sobald jeder Mensch vollkommen ist, brüderliche Gleichheit und Vereinigung Aller Statt finden muß. Sie werfen die Unterschiede des Standes, Volkes, Staates und Glaubens von sich; sie lassen sie unter sich nicht gelten, unterwerfen sich ihnen aber außerhalb ihres Tempels, indem sie die blinde Naturgewalt, die in denselben vorherrscht, nicht aufzureizen, sondern allmählig zu zähmen, und den hohen und allgemeinen Zweck der Menschheit zu

vermitteln streben. Dieser Bund ist derjenige der Freimaurer oder Masonen (Meßner, Meßkünstler). Sie wollen frei, mit Selbstbewußtseyn, den Bau der Menschheit vollenden. Sie setzen dem Instinkt die Freiheit, der Natur die Kunst entgegen. Dieser Bund entspringt mit Nothwendigkeit aus einer Weltansicht, die auf einer gewissen Stufe der Entwicklung in den Menschen erwachen mußte. So unabweislich die Idee einer allgemeinen vollkommenen Menschheit, die alle Menschen als Brüder umfaßt, darin sie alle von den Schlacken der Ungleichheit, der Feindschaft, der Verfolgung, des Lasters, der Armuth, der Dummheit und der Barbarei geläutert seyn sollen, unter den passenden Namen Optimismus andern Ideen vom Wesen und Ziele der Welt und der Menschheit, z. B., daß sie beim Alten bleiben, oder daß sie gar zurückschreiten müsse, entgegentritt; so unabweislich ferner mit dieser Idee in den Menschen das Gefühl ihrer Kraft und das Streben geweckt wird, selbstthätig der langsam keimenden Naturkraft in der Geschichte mit menschlicher Kunst nachzuhelfen, oder ihre Erkenntniß und ihren Willen ganz an die Stelle jener alten Naturkraft zu setzen, da dieselbe dem thierischen Instinkt gleicht, der nur so lange dem Kind aushilft, bis es zur Vernunft gekommen; so fest gegründet diese Idee und dieses Streben in den Menschen ist, so bald sie mündig geworden, eben so fest gegründet ist auch in der äußern Erscheinung der Bund der Masonei, darin diese Idee fortgepflanzt wird, darin dieses Streben

als die höchste Aufgabe der freigewordenen Menschheit bethätigt wird.

Wie übrigens mit andern Elementen vermischt diese Idee erst allmählich im Maurerthum gekeimt, nachher reiner entwickelt worden, wozu ferner beinahe zu allen Zeiten seit seiner Entstehung die allgemeine Form des Maurerbundes gemißbraucht worden, geht uns dabei nichts an. Ob jeder sogenannte Maurer die wahre Stellung der maurerischen Weltansicht zu dem Gange der Weltgeschichte kennt, ist zweifelhaft. Ob der Bau der Masonei mehr dem des babylonischen Thurmes oder des Salomonischen Tempels gleichen werde, überlassen wir der Geschichte zu entscheiden. Sprachverwirrung ist ohne Zweifel schon eingetreten. Zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung ist eine unermeßliche Kluft befestigt, und wer in den Schwierigkeiten der Ausführung und in der Entartung und Verfälschung der Idee im Innern des Bundes selbst, demselben nicht den Untergang oder wenigstens nur ein mumienhaftes Fortdauern vorgeschrieben findet, der muß den Ideen eine göttliche, unerschütterliche Macht zuerkennen, kann und soll es aber auch.

Ende des ersten Theils.

Druckfehler.

S.	11	Z.	7 von unten	statt	Ariadenfaden lies Ariadnefaden
—	39	—	1 von oben	—	Schlendriau — Schlendrian
—	45	—	1 von oben	—	Reſignatinn — Reſignation
—	62	—	1 von oben	—	ſeyn — ſein
—	73	—	8 von unten	—	anders — andres
—	134	—	5 von oben	—	erſten — ernſten
—	150	—	11 von unten	—	Wasley — Wesley
—	191	—	11 von oben	—	kritiſcher — kritiſche
—	199	—	5 von oben	—	Begebenheit — Begebenheiten
—	212	—	2 von oben	—	entſtiegen — entſtehn
—	226	—	5 von oben	—	ein — ein'

In der Verlagshandlung dieses Werkes sind erschienen:

Deutschland,

oder

Briefe

eines

in Deutschland reisenden Deutschen.

Zwei Theile. gr. 8.

Ein Recensent in der Leipz. Lit. Zeit. sagt über dieses Werk unter anderm: Wir haben wenige Reisebeschreibungen, die sich mit unserem Vaterlande beschäftigen, von gleichem Werthe, den man der gegenwärtigen zuerkennen muß. — Der Verf. derselben, der sich nicht genannt, scheint uns in sich alle Eigenschaften zu vereinen, die ihn zur Lösung seiner Aufgabe eignen: Kenntniß der Länder und Menschen durch eigene Ansicht und Umgang, der Statistik und der ältern und neuern Geschichte; er hat eine große Belesenheit, ein richtiges Urtheil, Witz und Laune, Bekanntschaft mit fremden Völkern und andern Ständen, als den seinigen, so daß er sich in seinem Ausspruche über den Gehalt der Menschen und der Dinge weder kleinstädtisch, oder kleinstaatisch, noch einseitig oder befangen zeigt. — Mögen auch Risbecks „Briefe eines reisenden Franzosen" sich leichter und angenehmer lesen lassen, durch die Persönlichkeit bedeutender Menschen, die er höchst freimüthig, manchmal boshaft behandelt, mehr anziehen; dann hat gegenwärtiges Werk doch mehr innern Gehalt, und lehrt uns die Länder, durch die es uns führt, und ihre Bewohner weit besser kennen. Kurz wir dürfen es mit dem besten Wissen und, als ein gutes Werk empfehlen, und zu den erfreulichsten Erscheinungen in dem Gebiete unserer Literatur zählen, die in der spätern Zeit eben nicht besonders reich an solchen Schriften ist. Der erste Band — wir erwarten die folgenden recht sehnlich — enthält in 56 Briefen eine allgemeine statistische Uebersicht unseres Gesammt-Deutschlands, die sehr zweckmäßig vorausgeschickt wird, und mit vieler Einsicht und großer Wahrheitsliebe geschrieben ist, die Beschreibung der Reisen des Verfassers durch das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern, ohne jedoch die Gränzen des Rheins zu überschreiten.

Napoleon

von

Walter Scott.

Englisch und Deutsch.

Alexander der Große hatte es beklagt, daß Homer nicht mehr lebe, der sein Leben beschreibe, sein Zeitalter und die Nachwelt hat es mit ihm bedauert; doch diese glückliche Vereinigung der Umstände tritt in unsern Tagen ein, denn der berühmteste Dichter des Zeitalters, beschreibt das Leben des größten Mannes unseres Jahrhunderts, und somit übergeben wir dem Publikum das

Leben Napoleon Buonaparte's

Kaisers von Frankreich.

Mit einer Übersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt

von

General J. von Theobald,

und glauben einigermassen stolz darauf seyn zu dürfen, daß wir die Ersten sind, die dem deutschen Volke dieses unsterbliche Werk vorlegen können; durch die treffliche Übersetzung des Herrn Generals von Theobald wird es gleichsam Eigenthum unserer Nation werden.

Wir haben folgende Ausgaben veranstaltet:

1) Ausgabe in 8., auf Velin-Druckpapier elegant broschirt, jeder Band 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. sächsisch.

Diese Ausgabe besteht gleich der englischen in 8 Bänden.

2) Ausgabe in Taschenformat, elegant broschirt jedes Bändchen 18 kr. oder 4 Groschen.

3) Ausgabe für die Subscribenten der ganzen Sammlung der Stuttgarter Ausgabe von „Walter Scott's sämmtlichen Werken" jedes Bändchen zu 9 kr. oder 2 Groschen

Nur die Subscribenten der ganzen Sammlung erhalten dieses Werk zu diesem beispiellos wohlfeilen Preiß.

4) Ausgabe in englischer Sprache, in Taschenformat elegant broschirt jedes Bändchen zu 18 kr. oder 4 Groschen.

Die

deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
Natur	1
Kunst	45
Kritik	290

Natur.

Der rege Naturſinn der alten Deutſchen hat ſich zur Naturwiſſenſchaft geſteigert, wie alles Leben unter den Begriff gebracht worden iſt. Es iſt aber nicht zu verkennen, daß die alte Liebe und innige Befreundung mit der Natur noch jetzt die wiſſenſchaftlichen Abſtractionen erwärmt und beſeelt. Selbſt die poetiſche Gluth, die man an den Naturphiloſophen zu tadeln pflegt, zeugt von der tiefen Innigkeit unſerer Naturanſchauung. Es gibt kein Volk, das an der Natur mit ſolcher Inbrunſt hängt und mit ſolcher Genialität ihre Myſterien enthüllt hat, als das deutſche. Die Naturphiloſophie der neuern Deutſchen ſteht wie ihre Geiſtesphiloſophie einzig und erhaben über der ganzen Sphäre der Literatur aller Völker.

Darin aber kommen alle gebildeten Nationen der neuern Zeit überein, daß die Naturwiſſenſchaft die Grundlage aller Cultur iſt, und es iſt ein unermeßlicher Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts, daß es von der ſchwindelnden Höhe des Geiſtes immer

mehr zur Natur zurückkehrt. Der alte Aberglaube ward gebändigt durch die genaue Kenntniß der Naturkräfte; die Roheit und Armuth des geselligen Lebens ward in Schönheit, Fülle und friedlichen Genuß verwandelt durch die Anwendung jener Kenntnisse; die Poesie ist an der Hand der Natur aus ihren gelehrten Verirrungen zurückgekehrt, und selbst die Philosophie hat durch die Naturwissenschaft ihre Reinigung und Verjüngung erlebt. Alle großen Entwicklungen der neuern Zeit knüpfen sich an große Entdeckungen in der Natur, und alle wahrhaft humane Bildung und aller physische und geistige Wohlstand des jüngsten Geschlechtes ist darin begründet.

Immer auf doppelte Weise wird durch Naturkunde die Befreiung des menschlichen Geschlechts befördert, durch die Aufklärung des Geistes über die Naturkräfte und durch den ökonomischen Gebrauch derselben. Die Astronomie und die Entdeckung der fremden Welttheile ging der Reformation, die Chemie, Physiologie und große mechanische Entdeckungen gingen der Revolution vorher. Der Sinn, der an die engste Gegenwart gefesselt war, wurde frei durch den großen Blick ins Universum; die dumpfe Angst vor geheimnißvollen Naturkräften verschwand vor der Erkenntniß des einfachen Naturgesetzes; das Kraftgefühl wurde gestärkt durch die Herrschaft über die ungeheuern Gewalten der Natur. Zugleich aber begründete die Naturkunde einen neuen Handel, Industrie aller Art und in ihrem Gefolge einen neuen

Wohlstand der Völker. Der Weltverkehr, die Reisen, die Thätigkeit und der Genuß wohlerworbener Güter trugen mehr als kriegerische Siege oder geistige Speculationen zur wahren Aufklärung und zum Freiheitssinn der Völker bei. An Handel und Industrie ist immer die Freiheit geknüpft.

Betrachten wir den Antheil, welchen die Deutschen an den Entdeckungen im Naturgebiet genommen, so ist derselbe weit größer, als die Vortheile, die sie dadurch errungen haben. Es ist bewunderungswürdig, daß wir mit so wenigen Mitteln und ohne auf große Vortheile rechnen zu können, doch so viel für die Naturkunde geleistet haben. Der Deutsche war seit dem Verfall der Hansa auf sein Binnenland beschränkt, und besaß nichts von jenen Colonien, welche die Beherrscher der See eben so zur Naturforschung auffordern, als dieselbe belohnen mußten. Auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt und vom Welthandel ausgeschlossen, waren ihm die Naturwissenschaften nie eigentlich Angelegenheit des Staats, wie den Engländern und Franzosen, und seine Fürsten waren nicht reich genug, um große naturhistorische Unternehmungen auszurüsten, oder es fehlte der Sinn dafür. Dennoch haben die Deutschen das Mögliche geleistet. Sie haben mit ihren schwachen Kräften sogar in Entdeckungsreisen mit den Fremden gewetteifert, und Martin Behaim, Niebuhr, die beiden Forster, Humboldt ꝛc. waren Deutsche. Sollten uns aber auch die Fremden im Allgemeinen im Sammeln

und Anhäufen von Thatsachen der Natur übertreffen, und geben wir den Engländern noch den praktischen Sinn für die Anwendung der Naturkräfte, den Franzosen die feine Beobachtungsgabe für einzelne Naturgegenstände voraus, so bleiben die Deutschen doch unübertroffen in der tiefen Combination der empirischen Thatsachen, die einerseits zu unsterblichen neuen Entdeckungen, andrerseits zu einer Philosophie der Natur überhaupt führt.

Die Naturwissenschaft dient den Zwecken des Lebens, darüber hinaus aber ist sie ihr eigner Zweck. Dieser Zweck ist das, was wir die Naturphilosophie nennen, die Erkenntniß der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Natur, die Ergründung des Wesens in allen ihren Erscheinungen. Die empirische Naturforschung ist nur das Mittel dazu.

Die Natur bietet uns nichts als Erfahrungen, doch jede Sammlung derselben bleibt ungenügend, wenn der speculative Geist des Menschen in der unendlichen Mannigfaltigkeit nicht die Einheit entdeckt, und die Theile dem Ganzen, die Wirkungen den Ursachen verbindet. Auf der andern Seite aber sind dem menschlichen Geiste Schranken gezogen, durch die er nie in die geheimste Werkstätte der Natur hinüberblicken kann. Demnach haben die deutschen Naturforscher in zwei Parteien sich getheilt. Die Einen erkennen die Nothwendigkeit einer alles umfassenden, durchdringenden und aufklärenden Naturphilosophie, und der den Deutschen so eigenthümliche Tiefsinn

und geistige Heldenmuth, der vor keiner Schranke zurückbebt, treibt ihre größten Geister an, das letzte Räthsel der Natur zu lösen. Die Andern bleiben bei der Empirie stehn, und suchen die gewonnenen Erfahrungen nach dem Beispiel der Fremden auf das praktische Leben anzuwenden, weil sie entweder unübersteigliche Schranken anerkennen und leere Hypothesen wie billig abweisen, oder erst des einmal gewonnenen sich recht bemächtigen wollen, ehe sie weiter gehn, oder weil sie nicht Geist genug besitzen, um zu combiniren, daher nur gedächtnißmäßig summiren und beschreiben.

Das Bestreben, die Natur in ein System zu bringen, sie als ein Einiges, Ganzes und Lebendiges in allen Theilen zu begreifen, ist so alt, als die Naturwissenschaft überhaupt. Aus ihm sind die alten Kosmogonien hervorgegangen, und was man auch gegen die religiösen und poetischen Einmischungen in die Naturwissenschaft sagen mag, die pantheistische Ansicht war derselben günstig, und der spätere Polytheismus und Monotheismus hat unstreitig der Wissenschaft geschadet, die bereits zu so großer Vollkommenheit gediehen war. Die lebendige Naturansicht der alten Völker war aber überhaupt nicht die Wirkung, sondern die Ursache des Pantheismus. Sie ging aber unter, als die Thatkraft und die Selbstbetrachtung des Geistes die Menschen allmählig von der Natur entfernte, und jene ein Götterheer, diese den einigen übersinnlichen Gott erkannte. Die Einheit

und die Lebendigkeit der pantheistischen Naturansicht hat sehr viel vor den spätern Versuchen voraus, die Natur im Einzelnen und als todten Leichnam zu seciren. Dagegen ist die spätere Trennung der Wissenschaft von der Religion ein nothwendiger und wesentlicher Fortschritt. Die neueste Naturphilosophie hat das Gute von beiden Richtungen zu vereinigen gesucht, die Natur wieder als ein großes Organon lebendig aufgefaßt, und doch nicht Glauben und Poesie, sondern die Thatsachen der Erfahrung dabei zu Grunde gelegt. Ein religiöses und poetisches Interesse hat sich dabei von selber eingefunden, wie es bei einer lebendigen Naturansicht nicht anders seyn kann, und die Empiriker machen sich nur lächerlich, wenn sie eine gewisse Trockenheit und Kälte zum Kriterium der Wissenschaft machen wollen, und eine tiefe Wahrheit von vorn herein blos darum verdächtigen, weil sie zugleich poetisch ist. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß an jenen Schranken, die der Wissenschaft von der Natur selbst gezogen sind, theils die religiöse Gemüthlichkeit, theils die Phantasie ein nichtiges Spiel von Hypothesen begonnen hat, gegen welche die Empiriker mit Recht sich ereifern. Diese Hypothesen mögen wir aufopfern, wenn nur die große philosophische Ansicht der Natur selbst gerettet wird.

Wir erkennen in dreifacher Richtung unübersteigliche Gränzen der Naturwissenschaft, in der Richtung, welche von unsrem Sonnensystem ins Universum führt, in der, welche von den sinnlichen Erscheinungen in-

wärts zu dem geheimsten Wesen der Materie führt, und in der Richtung, welche von den physischen Erscheinungen im Menschen zu den psychischen führt. In allen diesen Richtungen reicht die menschliche Erkenntniß nur bis zu einer gewissen Gränze und jenseit derselben beginnt statt der Wissenschaft die Hypothesenjägerei oder die Poesie, an deren Resultate man nur noch einen ästhetischen Maaßstab anlegen kann, die aber allerdings zu den reizendsten Dichtungen gehören.

In drei Richtungen gränzt das Reich des Wissens an ein unbekanntes Reich, wo nur die Ahnung eindringt. Zuerst in der Astronomie. Wir haben nur einen Punkt, von wo aus unser schwacher, kurzer Blick eine verhältnißmäßig nur enge Sphäre in der Unermeßlichkeit des Weltalls überschaut; und was wir schauen, sind nur Wirkungen unbekannter Ursachen, und ihre Erkenntniß ist durch das relative Verhältniß unsres Planeten und unsres Erkenntnißvermögens bedingt. Nur in der kleinen Sphäre unsres Sonnensystems ist es uns möglich, die Erscheinungen der darin begriffenen Himmelskörper zu erkennen, und sofern dieselben regelmäßig erfolgen, ist es uns möglich, auch diese Regel zu begreifen. Die wahre Ursache dieser Erscheinungen aber, wie das Unregelmäßige daran, z. B. der Cometen, bleibt uns ein Räthsel. Endlich bleibt uns alles, was jenseits unsers Sonnensystems liegt, ewig verborgen. Wir sehn einige benachbarte Fixsterne, wir bemerken hin

und wieder eine kleine Veränderung an einem Stern oder Nebelfleck; aber alles dies läßt keinen Schluß auf das wahre Verhältniß des großen Weltgebäudes zu. Hier gelten nur Hypotheſen und ſchwankende Analogien, die wir von unſerm kleinen Sonnenſyſtem auf das Weltall übertragen. Die Empiriker bleiben gern bei der einfachen Wahrnehmung ſtehn und glauben die Welt mit einer unendlichen Menge fixirter Sonnen erfüllt, um welche die Planeten und Kometen ſich bewegen. Die Philoſophen theilen aber dieſe Sonnen wieder in höhere Syſteme und ſchreiben ihnen höhere Bewegungen zu. Die kühnſten und geiſtreichſten Hypotheſen darüber haben Eſchenmaier und Görres aufgeſtellt.

In der Chemie geht es uns nicht beſſer, als in der Aſtronomie. Wir müſſen billig über die Kraft des menſchlichen Geiſtes erſtaunen, der es gelingt, ſo große Entdeckungen zu machen, als wir ſeit Kepler in der Sternkunde und namentlich in den neueſten Zeiten in der Chemie gemacht; aber hier gilt der ſokratiſche Spruch: je mehr wir wiſſen, je mehr ſehen wir ein, daß wir nichts wiſſen. Seit Baſilius Valentinus haben wir nach dem Ausdruck dieſes tiefſinnigen Mönches geſtrebt «die Natur von einander zu legen»; wir haben die Materie in immer flüchtigere Beſtändtheile zerlegt, aber zu ihrem innerſten Grunde, zu ihrem erſten Keime ſind wir nicht hindurchgedrungen. Er entſchwindet unſern Sinnen, denn unſer Auge kann den Punkt ſo wenig erfaſſen, als

das Unermeßliche. Durch die Schranken unserer Sinne gefesselt, erkennen wir immer nur den gemischten Stoff; das Gewordene, nicht das ursprüngliche Wesen; die Wirkung, nicht die Ursache.

Die Physiologie bleibt vor gleichen Schranken stehn. Sie läßt sich verfolgen bis in die sinnlichen Organe des Menschen, hier aber gränzt sie an die unbekannte Welt des Geistes, wo eine neue Reihe von Hypothesen beginnt. Der Zusammenhang von Körper und Geist bleibt ein ewiges Räthsel, und die Philosophen und Naturforscher streiten sich nur um den Vorrang, vor dieser Sphinx zum Spott zu werden. Als Extreme aller hierhin einschlagenden Hypothesen sind die materialistische und idealistische Ansicht sich entgegengesetzt. Jene macht den Geist von der Materie abhängig und erklärt ihn als eine höhere Sublimation der Organe, als Blüthe der materiellen Pflanze; diese setzt den Geist als das Absolute und trennt ihn entweder von der Natur oder läugnet die objective Wirklichkeit der Natur und betrachtet dieselbe nur als subjective Vorspiegelung des Geistes. Alle diese Hypothesen sind fruchtlos, denn die Wahrheit könnten wir nur schauen, wenn wir uns auf einem Punkt außerhalb der Einheit von Körper und Geist befänden; da wir uns aber überall im Mittelpunkt dieser Einheit selbst befinden, wird sie uns niemals objectiv.

Abgesehn aber von diesen dreifachen Schranken unsrer Naturerkenntniß ist eine strenge Naturwissen-

schaft innerhalb derselben möglich und wirklich. So weit unsre Wahrnehmung unter den subjectiven Bedingungen unsrer Sinne und unsres Geistes reicht, ist ihr die Natur nicht verschlossen und bleibt sich immer gleich, so daß wir allmählich ihren Umfang in den vorgeschriebnen Gränzen, so wie ihre ewige Gesetzmäßigkeit erkennen und die Wahrnehmung zur vollendeten Wissenschaft erheben können. Das Hemmende für diese Wissenschaft ist nicht mehr das menschliche Unvermögen, sondern nur die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Langsamkeit, mit welcher theils unser Organ für die Wahrnehmung geschärft, theils das Wahrgenommene combinirt wird. Erst mußten mechanische Erfindungen unsern Sinnen ein höheres Wahrnehmungsvermögen verleihen; wir mußten uns mit Teleskopen und Mikroskopen, mit Meßtisch und Compaß bewaffnen, ehe wir die Hindernisse des Raumes überwinden konnten, und wir mußten die chemischen Apparate der Natur entdecken, womit sie sich selbst in ihre Bestandtheile auflöst, bevor wir in das Geheimniß ihrer Werkstätte zu dringen vermochten. Sodann mußte Jahrhunderte lang ein emsiges Geschlecht die Oberfläche und die Tiefe der Erde durchfahren, um die Schätze der Natur zu sammeln, und ein langer Fleiß mußte diese ordnen, bevor geniale Geister die Combinationen derselben entdeckten.

Zwar gab es schon lange vorher eine Naturphilosophie, denn von jeher strebte der menschliche Geist, im Zerstreuten und Mannigfaltigen die Einheit zu

erfassen. Doch hatte sich die Naturerfahrung mit der Speculation noch nie recht vereinigen wollen. Auf eine religiöse, mystische oder phantastische Weise suchte man eine Harmonie der irdischen Erscheinungen, Kosmogonien, allegorische Personificationen der Naturkräfte, spielende Anagramme der Natur, und wenn dem Glauben, dem Gefühl und der Phantasie, oder dem Witz Genüge geleistet war, so bekümmerte man sich um die objective Wahrheit nicht viel. Man erprobte die Systeme nur an dem wenigen, was man von der Natur wußte, und dem man häufig eine willkürliche Deutung oder Zusammenstellung gab. Nachdem sich eine unpoetische und unreligiöse, rein empirische Wissenschaft der Natur von jenen Philosophemen losgerissen, gingen beide gesonderte Wege. Aber sie mußten an einem bestimmten Punkt dennoch wieder zusammentreffen. Die Speculation mußte sich der Naturerfahrung anschmiegen, und die Erfahrung sich zuletzt durch ihre Vollständigkeit von selbst systematisiren.

Unter allen Weisen der Natur war Schelling dazu berufen, beide Wege zu vereinigen. Bei seinem ersten Auftreten war die ältere Naturphilosophie von Pythagoras bis auf Jakob Böhme gänzlich verachtet. Er fand nur eine empirische Naturwissenschaft, nur eine unzusammenhängende Menge von einzelnen Beobachtungen, große Sammlungen von naturhistorischen Thatsachen, die man kümmerlich nach oberflächlichen Kennzeichen zu ordnen suchte, scharfsinnige Ent-

deckungen von Phänomenen, deren Ursache man nicht kannte. Höchstens hatte man je für einzelne Zweige der Naturwissenschaft sogenannte Principe gesucht, um in die Lehre derselben einigen Zusammenhang zu bringen, war aber dabei sehr willkürlich verfahren, und hatte bei der Betrachtung der einen Seite die mancherlei übrigen Seiten nicht zu Rathe gezogen. Man hatte hier die Mathematik oder Formenlehre der Natur, dort die Chemie oder Stofflehre unabhängig von einander behandelt und nicht gewagt, eine auf die andre zu beziehn, wenn auch Stoff und Form in der Natur überall zugleich erscheinen. Man hatte hier die Astronomie, dort die Physiologie für sich durchzubilden unternommen, aber wem fiel es ein, im menschlichen Makrokosmus den Mokrokosmus nachzusuchen? Man hatte die Botanik studirt, ohne ihr Wechselverhältniß zur Zoologie zu ahnen, und beide für sich verfolgt, ohne sie auf den Typus des menschlichen Organismus zurückzuführen. Auf der andern Seite gab es allerdings Ahnungen über die eine, untheilbare, alles bewegende Seele der Natur, aber es waren nur unvollkommene Erinnerungen aus mythologisch gewordenen Philosophen der alten Welt oder verrufenen Theosophen und Pantheisten der spätern Zeit, denen es zuweilen an nichts fehlte, als an der empirischen Erprobung ihres Systems, was aber freilich im wissenschaftlichem Sinne so viel als alles war. Jeder neue Naturphilosoph, der es wagte, ein Gesetz im Ganzen der Natur nachzuweisen, mußte

mehr oder weniger Pythagoras, Jakob Böhme, Spinoza seyn, aber es kam darauf an, daß er zugleich entweder ein Copernikus, Gallilei, Kepler, Newton, Linné, Franklin, Haller, Buffon, la Place, Cuvier, Mesmer, Stahl, Gall, Werner, Örstede, Humboldt ꝛc. war, oder wenigstens die Naturerfahrung solcher Männer seiner Philosophie zu Grunde legte. Es kam darauf an, aus der todten Empirie den lebendigen Geist zu wecken, und der gespensterhaft leeren nebelhaften Seele eines naturphilosophischen Traums den lebendigen Leib zu gewinnen, kurz die Empirie durch Philosophie zu regeln, und die Philosophie auch Empirie zu bestätigen.

Schelling war der Erste, der die alte Naturphilosophie durch die wissenschaftlichen Erfahrungen der neuern Zeit bewahrheitet, oder, was eben so viel ist, die Naturwissenschaft der Neuern zur Philosophie erhoben hat. Es wäre jedoch ein übermenschliches Wunder, das die Naturphilosophie selbst nicht zugeben kann, wenn Schelling's unsterbliche Leistung nicht große Einschränkungen erlitte, wenn er die Philosophie der Natur beschlossen und vollendet hätte. Im Gegentheil, er hat nur den ersten kleinen Anfang gemacht, aber eben das ist seine Größe. Er hat einen Weg betreten, den vor ihm niemand gegangen ist, und den nach ihm jeder gehen muß; das Ziel selbst aber ist weder erreicht, noch wird es jemals zu erreichen seyn, weil es jenseits der drei oben bezeichneten Gränzlinien aller Naturforschung liegt. In-

deß hat Schelling das unsterbliche Verdienst, den Schlüssel zu dieser Forschung innerhalb jener Gränzen gefunden zu haben. Wir haben in der That noch nicht so viele Muße übrig, uns mit dem zu beschäftigen, was wir nicht wissen können; es ist noch unendlich viel zu lernen, was wir möglicherweise wissen können, aber eben noch nicht wissen. In diesem Sinn muß man Schelling's Lehre nehmen. Er führt die dummen gaffenden Zuschauer nicht vor das Wunder der absoluten Wahrheit, und sagt: Da ist es, nun seht euch satt daran! sondern er führt nur die lernbegierigen und geistesthätigen Schüler auf eine gewisse Anhöhe und zeigt ihnen von da die unermeßliche Aussicht in die ganze Runde der Natur und heißt sie nun selber weiter forschen und suchen. Schelling hat die höhere Wissenschaft der Natur nicht beschlossen, sondern vielmehr erst eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forschung, sondern wovon sie ausgeht.

Schelling hat gefunden, daß alle Erscheinungen der Natur, die er kennt, Gegensätze bilden, und daraus den Schluß gezogen, daß überhaupt der Gegensatz die einzige Form ist, in welcher die Natur sich dem Menschen offenbart. Es komme daher nur darauf an, diesen Gegensatz durch alle Stufen und Reiche der Natur consequent durchzuführen, so weit überhaupt die Natur erkennbar ist. Da alles im Gegensatz begriffen sey, so könne weder ein einzelner Gegenstand der Natur, noch auch eine allgemeine

Naturkraft oder ein allgemeiner Naturstoff für sich bestanden haben, sondern er müsse der Gegensatz eines andern seyn, und die unermeßliche Reihe von einzelnen Gegensätzen müsse sich in einen allgemeinen Hauptgegensatz der ganzen Natur verlieren. Einheit sey in der Natur nur die höhere Bindung zweier entgegengesetzter Kräfte, oder einer Polarisation gleich der des Magneten, welcher eins ist, aber entgegengesetzte Pole hat. So sey auch die ganze Natur gleichsam ein großer Magnet, mit dem einen abstoßenden, ausstrahlenden Pole, der bewegenden, trennenden, zerreißenden Kraft, und mit dem andern anziehenden Pole, der bindenden, zurückhaltenden, sammelnden Kraft. Schelling maßt sich nicht an, den Gegensatz dieser Kräfte durch die ganze Natur durchgeführt zu haben, dies ist ein Werk für Jahrhunderte, und überhaupt nur innerhalb gewisser Gränzen auszuführen. Daß aber dieser Gegensatz der Schlüssel zur einzig möglichen Naturerkenntniß, daß er die allgemeine und unveränderliche Form sey, unter welcher sich uns alles in der Natur offenbart, bleibt unwidersprechlich wahr. Die Verwandtschaft aller natürlichen Dinge läßt sich nur darin, wenn nicht erklären, doch erkennen, daß in allem der Gegensatz zweier Urkräfte ausgesprochen liegt.

Schelling's System charakterisirt sich demzufolge durch eine strenge Durchführung erstens einer allgemeinen Polarisation oder Entgegensetzung zweier Urkräfte der einen Natur, und zweitens einer allgemei-

nen Paralleliſirung aller natürlichen Dinge, je nachdem ſie an den einen oder andern Pol oder in die bindende Mitte fallen. Drittens aber wird dieſes Syſtem durch die Gradation charakteriſirt, in welcher es die natürlichen Dinge an jenen Polen ablaufen läßt.

Der Grundſatz des ganzen Syſtems iſt ſehr einfach, wie es jede Wahrheit zu ſeyn pflegt, aber bequem und nachläſſig iſt ſie nur denjenigen erſchienen, welche von der ungeheuern Aufgabe, die noch darin liegt, keine Ahnung haben, und mit dem daraus entſpringenden Paralleliſiren ein blos witziges Spiel trieben, oder den Empirikern, welche vor Naturalienkabinetten und Experimenten nie zur Natur kommen können, wie die Philologen vor Büchern und Worten nicht zum Geiſt, die ſich verachten würden, wenn der mühſame Fleiß ihres ganzen Lebens ſich ſtatt auf Folianten auf ein Kartenblatt ſchreiben ließe, und deren Ehrgeiz es iſt, nicht das Schwierige leicht, ſondern das Leichte ſchwierig zu machen.

So einfach der Grundſatz jenes Syſtems iſt, ſo läßt es doch nach innen und nach außen noch eine unendliche Entwicklung zu. Die Einheit der Natur muß in ihrer ganzen Tiefe, der Gegenſatz in ſeiner ganzen Schärfe verfolgt und auf die Thatſachen der Natur in ihrem ganzen Umfang angewendet werden. Tiefſinn, Scharfſinn, Combinationsvermögen auf der einen, Beobachtungsgabe, Fleiß und Erfahrung in der praktiſchen Naturerforſchung auf der andern Seite

werden im höchsten Grade angespornt, eine Lehre weiter zu entwickeln, von der kaum etwas mehr, als eine erste Formel vorhanden ist. Daher hat Schelling's einfaches Wort die Geister der Nation nicht eingeschläfert und mit süßen spielenden Träumen ergötzt, gleich so manchem andern Philosophem, sondern zur lebendigsten Thätigkeit aufgeweckt, und es hat sich ihm aus den geistreichsten Männern der Nation eine Schule gebildet, wie sie noch kein Philosoph gefunden hat. Von dem Einfluß seiner Lehre auf das deutsche Leben überhaupt ist schon oben die Rede gewesen. Hier will ich nur noch Einiges von dem erwähnen, was seine Schüler im Sinn seines Systems für die Naturwissenschaft geleistet.

In der Richtung, die in die Tiefe der Natureinheit führt, haben Görres und Steffens die Lehre Schelling's weiter als dieser selbst geführt. In der scharfen und consequenten Durchführung des einfachen Gegensatzes, als eines solchen, hat Wagner das größte Verdienst errungen. Oken aber hat im weitesten Umfang die an dem Gegensatz ablaufenden Gradationen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur nachgewiesen. Gehn wir mehr aufs Einzelne, so offenbart sich erst in dem was geleistet ist, die unerschöpfliche Fülle dessen, was noch zu leisten übrig ist. Jeder Schüler Schelling's ist im Grunde nur von einer, oder doch nur von wenigen einzelnen Theilen der Naturwissenschaft ausgegangen, worin er hauptsächlich bewandert war, und hat von dort aus die

ganze Lehre beleuchtet. Steffens ging mehr von der Geognoſie, Wagner von der Chemie, Görres von der Phyſiologie, Oken von der Anatomie, Schubert von der Pſychologie aus. Nothwendigerweiſe kann auch nur immer eine Theilwiſſenſchaft die andre erklären, aber die Vergleichungen aller ſind noch lange nicht vollſtändig und genau ausgeführt worden.

Hat man einmal die Parallele zwiſchen Makrokosmus und Mikrokosmus geahndet, ſo iſt der Vergleichung ein unermeßliches Feld eröffnet, und jede neue Entdeckung im Geiſt und Gemüth des Menſchen fordert auf, das correſpondirende Äquivalent in der Natur nachzuweiſen, und umgekehrt. Darum iſt die Lehre nie zu ſchließen, und wird unzulänglich bleiben, bis alles in der Natur wie im Geiſt erforſcht iſt, alſo ſo lange, als die Menſchen Menſchen bleiben, wenn auch die Formel des Parallelismus und die Regel jenes allgemeinen Gegenſatzes in der Natur an ſich unumſtößlich iſt. Wir würden wahrſcheinlich gar keine Wahrheit haben, wenn jede in jeder Hinſicht ihre Anwendung erproben müßte. Hat der Menſch Anlagen zu allem, und vermag ſie doch nicht alle und im höchſten Grade auszubilden, warum ſoll er nicht unbeſtreitbare Wahrheiten ſich zu eigen machen können, die er doch nie im ganzen Umfang ihrer Anwendbarkeit nachweiſen kann.

Die Mängel der neuern Naturphiloſophie werden ſich dahin beſtimmen laſſen. Ausgehend vom richtigſten und einfachſten Grundſatz findet ſie doch in der

Natur ſelbſt drei Gränzen, die ſie niemals überſchreiten, jenſeits welcher ſie ihren Grundſatz nicht mehr anwenden kann, wenn ſie gleich wohl weiß, daß in dieſem Jenſeits noch die ganze Unendlichkeit hinter einem Schleier für uns verborgen iſt. Wir kennen bereits dieſe Gränzen. Sodann wird der an ſich richtige Grundſatz auch auf das, was in der Natur uns zugänglich iſt, oft falſch oder mangelhaft angewendet, weil wir noch nicht genug empiriſche Kenntniſſe beſitzen, oder weil die menſchliche Berechnung überhaupt dem Irrthum unterworfen iſt. Es iſt nicht unintereſſant in dieſer Hinſicht die neueſten naturphiloſophiſchen Werke mit den ältern zu vergleichen, z. B. Steffens Anthropologie mit den frühern Werken andrer Philoſophen, ja mit ſeinen eignen. Wie manches nahm damals eine ganz andre Stelle ein, als jetzt, wie viele neu entdeckte Mittelglieder haben das getrennt, was man verbunden wähnte, und das verbunden, worin man keine Verwandtſchaft ahndete, z. B. das Zuſammenfallen des magnetiſchen, elektriſchen und galvaniſchen Prozeſſes. Neben den unverſchuldeten Irrthümern haben aber einige Naturphiloſophen auch Fehler offenbart, die ihrem Leichtſinn und ihrer Eitelkeit zugerechnet werden dürfen. Wie hätte man auch hier nicht faſeln ſollen, wo ſo reichlich Gelegenheit ſich darbot. Die Naturphiloſophie hat es mit der Religion gemein, daß ſie das Tiefſte und Heiligſte, aber auch das Thörichtſte im Menſchen hervorzurufen vermag.

Die Empiriker und Philosophen haben sich wechselseitig und sehr zur Unehre der Wissenschaft aufs Bitterste angefeindet. Beide haben einander die gröbsten Irrthümer vorgeworfen, und nicht mit Unrecht. Blind heißt der Empiriker, ein Visionair der Philosoph. Jener sieht nichts, was er nicht mit Händen greifen kann, dieser glaubt zu greifen, was er nicht einmal sehen kann.

Der Empiriker begeht auf einem scheinbar sehr sichern Boden doch so grobe Fehler, als immer der Philosoph. Auch er muß oft erklären, was sich nicht gerade von selbst versteht, und für bekannte Erscheinungen die unbekannten Ursachen suchen. Dann steht er aber gewöhnlich hinter dem Philosophen weit zurück, weil es ihm gar nicht darauf ankommt, die eine Erscheinung im Zusammenhang mit allen andern zu begreifen, sondern weil er nur für den einen Fall nach der ersten besten Wahrscheinlichkeit greift. Man könnte ein ganzes Buch voll der albernsten Erklärungen solcher Empiriker sammeln, und es den Eulenspiegel der Naturforscher tituliren. Statt hunderten möge hier nur eine stehn, die aber sehr geeignet ist, das ganze Verfahren zu charakterisiren. Viele, fast alle und selbst sehr berühmte Empiriker erklären das Entstehn der Vegetation auf eben erst über das Meer erhobenen Coralleninseln oder überhaupt an Orten, wo sich kein Same dazu vorfindet, beständig dadurch, daß Winde oder Vögel, viele hundert Meilen weit den Samen dazu herbeigetragen hätten, und dies

scheint ihnen weit weniger wunderbar, als eine fortdauernde generatio aequivoca, welche die Philosophen behaupten. In dieser Weise suchen sie aber überall die gröbsten, augenfälligsten, mechanischen Ursachen, wenn sie auch bei den Haaren herbeigezerrt werden müssen, um nur ja keine dynamischen, unsichtbaren Ursachen gelten zu lassen, wenn sie auch noch so einfach vorliegen.

Der Empiriker muß auch zuweilen das Ganze der Natur überblicken, aber er stellt dann nur die Erscheinungen in Reih und Glied auf, nach ihren äußern Kennzeichen, ohne die eine heilige Naturkraft, die in allen waltet, erkennen zu wollen; oder er täuscht sich über die ungeheure Aufgabe, die dem menschlichen Forschungsgeist noch jenseits des Anschaubaren und Handfesten geboten ist, mit frommer kleinmüthiger Selbstbeschränkung und spricht von göttlichen Wundern. Schon Lichtenberg sagt: je weniger ein Naturforscher seine eigne Größe darthun kann, desto lauter preist er die Größe Gottes.

Immerhin aber ist die Naturerfahrung der Boden, auf dem auch die Naturphilosophie allein gedeihen kann. Die getreueste und zusammenhängendste Erfahrung hat unmittelbar zur Philosophie geführt, und die besten Philosophen sind der Natur treu geblieben, während nur die einseitige und grobe Empirie allem philosophischen Geist widersprochen und nur der Wahnsinn einiger Philosophen von aller Naturwahrheit sich entfernt hat.

Die großartige Naturansicht unsres Humboldt ist rein aus Erfahrung hervorgegangen, aber aus einer unermeßlichen Erfahrung, deren Boden der Erdkreis, nicht blos ein enges Studierzimmer gewesen ist; der zweite größte Empiriker unsrer Tage, der scharfsinnige Örsted ist mit seinen Entdeckungen den kühnsten Schlüssen der Philosophen vorangeeilt und um das Zusammenwirken einer gründlichen Empirie und Philosophie am augenfälligsten zu erkennen, dürfen wir nur an Oken denken. Wer mag behaupten, daß seine große zoologische Lehre mehr aus Erfahrung oder aus Speculation entsprungen sey?

Die Naturerfahrung hat sich nach allen Richtungen ausgebildet, und eben dadurch ist erst die Naturphilosophie möglich geworden. In allen einzelnen Naturreichen ist unermeßlich geforscht, entdeckt, gesammelt worden, und andre Nationen haben darin mit den Deutschen gewetteifert oder sind ihnen Muster gewesen. Von der großen europäischen Gelehrtenrepublik sind vorzugsweise nur die Naturforscher gleichsam als ein Ausschuß zurückgeblieben, und scheinen zu warten, bis sich die andern Fakultäten wieder mit ihnen vereinigen werden. Nur sie sind sich vertraut und verwandt geblieben in allen Ländern, darum haben sie aber auch für ihre Wissenschaft, stark durch den Verein, mehr geleistet, als für irgend eine andre Wissenschaft geleistet werden konnte. Man kann nicht sagen, daß in unsrem Zeitalter das eine oder andre Gebiet der Naturkunde mehr angebaut worden

wäre, alle haben unzählige und die besten Bearbeiter gefunden. Nicht allein diejenigen Theile der Naturwissenschaft, welche schon von den Alten und vom Mittelalter gepflegt wurden, sind geläutert, erweitert und von hundert und aber hundert scharfsinnigen Entdeckern und fleißigen Sammlern ins Unendliche bereichert und vervollkommnet worden, sondern man hat auch durch ganz neue Entdeckungen ganz neue Wissenschaften begründet, wie z. B. die vom Magnetismus.

Sucht man indeß nach etwas Charakteristischem, was die Naturforschung unsrer Zeit besonders auszeichnet, so wird man es wohl in folgenden drei Momenten finden. Zuerst in dem philosophischen Charakter, dem sich die Naturkunde je länger je weniger entziehen kann, in der Beziehung, in welche je eine Seite der Naturwissenschaft zu der andern tritt, und in der Zurückführung aller einzelnen Forschungen auf die Entdeckung eines einigen letzten Naturgesetzes. Sodann ist nicht zu verkennen, daß die Anthropologie unter allen übrigen Naturwissenschaften diejenige ist, die jetzt im Gegensatz gegen frühere Zeiten als die vorherrschende betrachtet werden darf, und unser Zeitalter deßfalls charakterisirt. Die frühere Naturforschung ging mehr darauf aus, die äußre Welt, den Kosmos zu studiren, als den Menschen, den Mikrokosmos. Die Alten wußten viel von Astronomie, auch von der Kunde der Elemente, Metalle, Pflanzen und Thiere, doch wenig von Anatomie und noch we-

niger von Physiologie und Psychologie. Wie sich nun überhaupt der Mensch allmählig immer freier und selbständiger von der ihn umgebenden Natur abgelöst hat, und während er sonst alles auf ein Äußeres, auf Gott, die Natur, den Staat, das Volk bezog, so jetzt alles auf sich bezieht, hat auch die Naturwissenschaft dem allgemeinen Zuge folgen müssen und ist mehr im Innern des Menschen eingekehrt. Endlich verdient es Beachtung, daß wir auch allmählich angefangen haben, die Natur als ein Gewordenes, in ihrer Entwicklung in der Zeit zu studiren, während sie bisher fast immer nur als ein Gegebenes im Raum in ihrer gegenwärtigen Erscheinung aufgefaßt worden war. In Frankreich hat Cuvier, unter den Deutschen vorzüglich Werner und Steffens dieses Feld der Untersuchung eröffnet und geläutert, und ihre Forschungen über die Urzeit und über die frühern Revolutionen der Erde, begründet auf allgemeine Naturerfahrungen und Gesetze, haben das völlig leere oder nur mit mythischen Hypothesen beschriebene Blatt vor dem Buch der Natur auszufüllen versucht.

Übrigens wird nicht nur zwischen Philosophen und Empirikern, sondern auch unter den Empirikern selbst unendlich viel gestritten. Beinah in jedem untergeordneten Gebiet der Naturwissenschaften gibt es entgegengesetzte Ansichten. Man kann indeß diese Streitigkeiten kaum unter den charakteristischen Erscheinungen unsrer Zeit anführen, da man über die Natur

von jeher gestritten hat. Der Streit ist fruchtbar, da er wissenschaftlichen Wetteifer hervorruft, und er führt nothwendig immer zuletzt zur Naturphilosophie. Die Art, wie die Naturforscher zanken, ist aber nicht immer erbaulich. Sie haben darin etwas mit den Tonkünstlern gemein, die auch ganz bitterböse werden können, und doch sind sie beide an eine so unschuldige und heitre Welt gewiesen.

Die Polemik ist ein giftiges Unkraut in den Schriften der Naturforscher. Diese Schriften haben aber noch manches andre, was gerechten Tadel verdient. In einigen finden wir einen gehässigen Materialismus geprediget, der schielende bösartige Blicke auf alles sogenannte Wunderbare wirft, und uns allen mystischen Zauber der Natur in baare nackte Prosa auflösen möchte. In andern wird dagegen der Name Gottes gemißbraucht, und der triviale Gedanke, daß Gott in Sonnen und auch im kleinsten Wurme sich offenbare, bis zum Ekel wiederholt. Besonders geschieht dies in den populären Schriften, die überhaupt besser abgefaßt seyn könnten. Oken's Naturgeschichte steht einsam unter einer Sündfluth der fadesten Schulbücher, welche der Jugend den gesunden Blick in die Natur verwirren und den Geschmack daran verleiden. —

Da die Deutschen als ein Binnenvolk auf sich selbst beschränkt sind, so haben sie in der Erdkunde das nicht leisten können, was die Franzosen und Engländer. Sie reisten nicht in andre Welttheile und

eroberten sie nicht. Die geographische Kenntniß derselben kam ihnen also nur von den Fremden zu. Indeß haben sie sich doch in der neuesten Zeit auch in der Geographie außerordentlich ausgezeichnet und kein Geograph in der Welt kommt unsrem Ritter gleich, und die jüngst erschienene Berghausische Charte von Afrika übertrifft an Kunst alles, was in diesem Fach bisher geleistet worden, England nicht ausgenommen. Es scheint aber, daß auch hier wieder, wie in allen Sachen der Deutschen, neben dem Besten das Schlechteste sich befindet, denn so elende Chartenfabriken, als in Deutschland, kann man auch wohl nirgend finden.

Die Geographie hat es mit einer doppelten Kenntniß der Erde zu thun. Sie betrachtet die Erde in ihrem ursprünglichen, natürlichen und bleibenden Zustand, oder in dem wechselnden Zustand, dem sie in Bezug auf die Völker und Staaten unterworfen ist. Von Rechtswegen ist jetzt die erste Betrachtungsart in das ihr gebührende Recht eingesetzt worden. Die physische Geographie ist jeder andern übergeordnet. Sie greift mit der Kenntniß aller Naturreiche unmittelbar zusammen, da alle diese von der Lage der Zonen und wieder der Continente, Gebirge, Ströme und Meere abhängen. In dieser Weise ist die Geographie einer der wichtigsten Theile der Naturwissenschaft geworden und dient nicht mehr blos der Statistik und Politik, wie früher. Doch hat auch die physische Geographie ihre beßre Ausbildung vorzüg-

lich dem Bedürfniß der nautischen und militairischen Terrainkunde zu danken. Manche Kenntnisse dieser Art, welche bisher von den Kriegs- und See-Ministerien als strenges Geheimniß bewahrt wurden, werden jetzt gemein gemacht und die bekannte Hertha theilt seit kurzem viele dieser Schätze mit. Die statistisch-politische Geographie ist für den Hausbedarf der Staaten natürlich von der größten Wichtigkeit und vorzugsweise fleißig ausgebildet worden. Am wenigsten hat für die historische oder alte Geographie geschehen können, weil sie das wenigste Interesse auf sich zog, doch hat Ritter auch hier eine schöne Bahn gebrochen. In Betreff der geographischen Schulbücher muß ich mir wieder eine tadelnde Bemerkung erlauben. Sie sind in der Regel doch gar zu geistlos. Was soll doch die liebe Jugend mit den Quadratmeilen und mit der Einwohnerzahl anfangen, und mit den tausenderlei statistischen Notizen, die sich so schwer in ein Buch zusammenordnen lassen, und niemals in einen Kopf?

Auch an Reisebeschreibungen sind wir nicht so arm, als unsre von der großen Heerstraße der Welt so isolirte Lage voraussetzen läßt. Im Dienst fremder Staaten oder der eignen haben deutsche Männer die ganze Welt bereist und ihre Nachrichten in deutscher Sprache niedergeschrieben. So früher Martin Behaim, Olearius, später die allen Nationen achtungswürdigen Reisenden Niebuhr, die beiden Forster, Humbold, Krusenstern, Klaproth, der Prinz von

Neuwiedt ꝛc. An Reisen in alle Gegenden Europas und unsers Deutschlands selbst sind wir aber überreich. Nur müssen wir bekennen, daß die Mehrzahl dieser Reisebeschreibungen etwas abgeschmackt ist. Der systematische Deutsche hat auch die fremden Merkwürdigkeiten unter ein gewisses System gebracht, und einen orbis pictus davon angefertigt, den alle neuen Reisenden immer wieder von vorn durchblättern, wie Kinder. Doch haben in der neuesten Zeit theils Wißbegier in allen möglichen Fächern, theils die Lust am Neuen eine große Menge Reisende für die verschiedensten Zwecke auf bisher weniger betretne Wege geführt.

Die Medicin erfreut sich einer unermeßlichen Literatur, die sich leider noch in keine Bibel hat zusammenziehn lassen. Confessionen, Sekten zählt sie genug, und wie sich die theologischen am Ende doch im Glauben vereinigen, so vereinigen sich die medicinischen höchstens im Unglauben. Nirgends herrscht so viel Verwirrung und Widerspruch unter den entgegengesetzten Parteien, nirgends so viel Unsicherheit in jeder Partei selbst. Wie sich die Vernunft zur Noth berechnen läßt, die Dummheit aber nie, so läßt der gesunde Zustand des Körpers, aber nicht der kranke sich berechnen. Dies ist die gefährliche Klippe, woran das consequenteste System und die längste Erfahrung noch immer gescheitert sind.

Der Mensch hat die Natur von außen in ihren unermeßlichen Räumen und Massen bezwungen, nur

in sich selbst vermag er die dunkle Gewalt nicht zu meistern, und je mehr man draußen die wilden Kräfte bezähmt, desto zorniger scheinen sie in dem innern Schlupfwinkel rege zu werden. Kaum läßt die Ironie der Natur sich verkennen, die uns mit der Beute der ausgeplünderten Tropenländer, und mit jener rastlosen Arbeit, die über und unter der Erde wühlt und gräbt, löst und bindet, trotzend gegen jedes Element und gegen Gift und Tod, um dem grollenden Naturgeist den verborgnen Schatz abzuzwingen, jenes Heer von Krankheiten gesendet hat, das dem alten Fluche gleich, der den Hort der Niebelungen verfolgt, den Besitzer alles Reichthums durch den Besitz selbst zu verderben droht. Die Europäer waren viel gesünder, als sie noch ärmer und auf den Genuß der Produkte beschränkt waren, die ihnen die Natur auf ihrem eignen Boden freiwillig darbot. Welches indeß auch die Ursachen der jetzt so allgemein gewordnen Krankheiten seyen, wie viel dazu die sitzende Lebensart so vieler Millionen und die Lüderlichkeit beigetragen haben mag, genug, die Thatsache selbst läßt sich nicht verkennen. Es herrschen jetzt bei weitem mehr Krankheiten, als früher. Der Arzt ist in unsrer Zeit unentbehrlicher geworden, als es der Priester im Mittelalter war.

Gegen diesen übermächtigen Feind haben sich nun die Menschen aufgemacht, und lange Schlachtlinien gebildet, doch ist keine Einigkeit unter den Führern, und die Waffen fehlen oder der Feind weiß sich un-

ſichtbar zu machen und zu verſtellen. Der Proteus Krankheit entſchlüpft immer wieder. Man weiß, daß man die Natur nur durch ſich ſelbſt bezwingen kann. Wohlthätig hat ſie jedem Gift ein Gegengift gegeben. Aber es iſt ſchwer, in der unendlichen Tiefe des Organismus die wahre Urſache, Stelle und Eigenheit einer Krankheit, noch ſchwerer, im unendlichen Umkreis der Natur das einzige Mittel dagegen zu entdecken. Zwei Wege führen dazu, Theorie und Empirie. Die Medicin folgt dem Gange der allgemeinen Naturkenntniß. Die Erfahrung iſt immer das, wovon man ausgeht, die Theorie das, wohin man gelangt. Eine Menge von Erfahrungen reihen ſich von ſelbſt in ein Syſtem, und der ſpeculirende Verſtand weiß nach der Analogie das Bekannte, das Unbekannte zu enträthſeln. Hier iſt aber das Gebiet der Erfahrung unermeßlich und die Thatſachen täuſchen, indem ſie ſich den Sinnen entziehn und unendliche Modificationen erleiden. Kennt man aber auch die Natur einer Krankheit, ſo iſt es noch um die Hauptſache, um das Mittel der Heilung zu thun. Die guten alten Hausmittel, durch eine lange Tradition bewahrt, haben nicht mehr ausgereicht. Man verſuchte nachher auf allerlei Weiſe, und ſcharfſinnige Combinationen oder das gute Glück führten auf neue Mittel. Man verdankte die wichtigſten mediciniſchen Entdeckungen Zufällen. Zuletzt wurden die Theorien und Methoden Mode, welche theils aus der Combination der Erfahrungen von ſelbſt hervorgingen, theils

aus der Naturphiloſophie entlehnt wurden. Im Allgemeinen hat nur die Chirurgie gleichen Schritt mit der Anatomie gehalten, und iſt, weil ſie den äußerlichſten, materiellſten Theil der Heilkunde umfaßt, am glücklichſten ausgebildet worden; die Kenntniß der innern Krankheiten aber iſt, wie die Phyſiologie und Pſychologie, noch weit zurück und voll Widerſprüche. Dort behauptet ſich die Erfahrung unerſchütterlich, hier herrſchen vorzüglich Theorien, ſchwankend aber und wechſelnd. Die Pharmacie endlich laborirt ſehr am Materialismus. Man kann ſich noch immer nicht gehörig von den groben ſinnlichen Heilmitteln losreißen, und die Curen vermittelſt der Stoffe herrſchen noch über die ſympathetiſchen. Das Mangelhafte dieſer Wiſſenſchaft läßt ſich beſonders darin erkennen, daß ſie im ganzen Umfange der Natur nur gewiſſe Heilmittel zu finden weiß, nicht alle Dinge in der Natur in der mediciniſchen Eigenſchaft erkennt, die ihnen ſo gewiß zukommt, als eine mathematiſche, mechaniſche, chemiſche Eigenſchaft.

Übrigens verfehlt es die mediciniſche Wiſſenſchaft eben darin, worin es die juridiſche verfehlt. Sie kämpft nur gegen den Schaden, wenn er da iſt, ohne ihn mit der Wurzel in ſeinem Urſprung auszurotten, ohne der Entſtehung deſſelben vorzubeugen. Man lebt in den Tag hinein, wie man mag, und wird man krank, dann ſoll der Arzt helfen. Gerade ſo handelt man als Glied der bürgerlichen Geſellſchaft unbekümmert fort, und geſchieht etwas Unrechtes, ſo

sollen die Juristen den Schaden zuflicken oder bestrafen. Man kennt nur eine Krankheitslehre, keine Gesundheitslehre, so wie man nur das Unrecht zu strafen, nicht das Recht zu befördern weiß. Dadurch sieht sich in beiden Fällen das Volk unbedingt an eine Kaste gewiesen, von der es berathen und beherrscht wird, ohne sich selber rathen und helfen zu können. Man hat dem Volk zwar auch populäre Vorschriften für die Gesundheit in die Hand gegeben, dem Bauer das Noth- und Hülfsbüchlein, dem Vornehmern Hufeland's Kunst, lange oder vielmehr, wie Steffens sagt, langweilig zu leben; im Ganzen haben aber die gutgemeinten Bücher nichts gefruchtet.

Die mathematischen und mechanischen Wissenschaften sind in Deutschland nicht so vorherrschend wie in England, doch auch verhältnißmäßig ausgebildet worden. Im entschiednen Contrast mit der Medicin ist die Mathematik durchaus lichthell und klar, sie stellt die Tagseite der Naturwissenschaften dar, wie die Medicin die Nachtseite. Doch hat man auch in sie Dunkelheit hineingetragen durch eine ungeschickte, pedantische Behandlung. Man hat häufig, namentlich in Lehrbüchern, die Regeln auf das unförmlichste auf einander gehäuft, den Überblick und Zusammenhang erschwert und das Gedächtniß der Schüler übermäßig mit Einzelheiten angestrengt, die in einer lichtvollen und übersichtlichen Anordnung sehr leicht zu behalten wären. Selbst die klarste unter den Wissenschaften hat in unsystematischen Köpfen

etwas Dunkles angenommen. Auch hier hat man bestimmte Regeln summirt, statt einen Begriff und Satz aus dem andern zu entwickeln. Indeß hat eben auch hier, wie überall, das Entdecken und Sammeln dem Ordnen und Wählen vorhergehn müssen.

In der Mechanik stehn wir, wie alle übrigen Völker, den Engländern nach, doch haben auch bei uns geniale Köpfe sehr sinnreiche und wichtige Erfindungen gemacht, und wir lernen von den Fremden, was wir nicht selbst ersinnen. Die Mechanik dient dem Nutzen so ausschließlich, daß der Geschmack nicht einmal in der Baukunst den ihm gebührenden Antheil geltend machen kann. Unsre Baukunst bringt durchaus keine Werke hervor, die mit den alten in Absicht auf Geschmack wetteifern könnten, und wenn wir auch den antiken oder gothischen Geschmack nachahmen, so sind dies vereinzelte Versuche, die gewöhnlich zum Ganzen unsrer übrigen Bauweise nicht passen. Wir sehn griechische Rundels und gothische Spitzen mitten unter unsern gemeinen viereckigen Häusern, und die barocke Mischung des Geschmacks hebt den Totaleindruck auf. Selbst der materielle Theil der Baukunst ist vernachlässigt. Jene große kunstfertige Gilde der Maurer und Steinmetzen ist verschwunden, und die neuern Handwerker besitzen nicht mehr die Arkana, vermittelst welcher jene Alten die dauerhaftesten Werke gründeten.

In den militärischen Wissenschaften ist, vorzüglich seit Napoleons Kriegsherrschaft auch in Deutsch-

land unermeßlich viel geleistet worden. Gegen das altpreußische System erhoben unter uns zuerst Bülow und Bärenhorst die Stimme, doch wurden sie so lange verkannt, bis die Erfahrung selber einstimmte. Unter allen größern Armeen der deutschen Bundesstaaten haben sich seitdem geistvolle Offiziere gefunden, welche die Kriegswissenschaft nach allen ihren Richtungen theoretisch und praktisch gelehrt und dabei die Muster der Fremden, namentlich der Franzosen, zu Rathe gezogen haben. Napoleon hat dieser Wissenschaft in jeder Hinsicht den Schwung gegeben. Seine Thaten, wie seine Fehler sind das offene Lehrbuch der Kriegskunde geworden und man orientirt sich darin über alle ihre Zweige von der Garnison bis zum Schlachtfeld und vom Gemeinen bis zum Feldherrn. Über die Uniformirung, die Waffen und das Exerzitium ist nicht weniger geschrieben worden, als über die höhere Taktik und Strategik. Man streitet darüber. Man findet den gemeinen Soldaten noch immer nicht gänzlich von der überflüssigen und schädlichen Quängelei des Kamaschendienstes befreit. Man schlägt Verbesserungen in der Bewaffnung vor und sucht dem Princip der Landwehr und der allgemeinen Volksbewaffnung ein Übergewicht zu geben. Dieses Princip spielt überhaupt eine bedeutende Rolle auch in der höhern Kriegskunde. Noch hat es sich mit dem Princip der stehenden Heere nicht völlig ausgeglichen. Praktisch ist ein Mittelzustand eingetreten, der aus dem Verfolg

der letzten Kriege hervorgegangen ist. Die Völker haben sich unter die Soldaten mischen müssen, der Volkskrieg hat den Soldatenkrieg entscheiden helfen. Jetzt wird in militärischer Hinsicht dieselbe Frage aufgeworfen, welche die Politiker so emsig beschäftigt, ob das Volkselement seinen Einfluß behaupten und erweitern dürfe? In Büchern wird diese Frage mehr bejaht, im Leben selbst mehr verneint. Es herrscht Frieden, und im Frieden, besonders in monarchischen Staaten, muß nothwendig das stehende Heerwesen ein Übergewicht bekommen. Erst in neuen allgemeinen Kriegen kann die Volksbewaffnung wieder ihre Nothwendigkeit praktisch geltend machen. Auch diese Frage kann, wie so manche andre, nur von der Zukunft beantwortet werden.

Die technischen Wissenschaften, die der Industrie und Ökonomie dienen, haben seit kaum fünfzig Jahren eine unübersehbare Literatur geschaffen, zum Beweis, wie sehr man auf den Nutzen und äußern Wohlstand bedacht ist. Man sehe jeden Meßkatalog an, hundert und aber hundert Bücher handeln von Landbau, Viehzucht, Haushalt und Fabrikation aller Art. So lange die Deutschen noch mehr im Gemüth lebten, also im ganzen Mittelalter bis zum Ausgang der Reformation, herrschte das theokratische System. Seitdem der Verstand herrschend geworden ist, ist an die Stelle jenes frühern das physiokratische System getreten. Damals lebte man in Gott, und Weltentsagung war das Höchste, wornach man strebte. Jetzt

umklammert man mit allen Sinnen die Natur, und Weltgenuß ist das Höchste geworden. Der Verstand hat es sich zur dringendsten Aufgabe gemacht, dem Sinnengenuß, darum auch dem physischen Wohlstande zu dienen. Allen Scharfsinn und alles Combinationsvermögen wenden wir auf, die Natur zu benutzen, ihr die Schätze und Genüsse abzuzwingen, die uns erfreuen sollen. Dieses Streben ist natürlich und löblich, wenn über den irdischen Gütern die höhern des Geistes nicht gänzlich verabsäumt werden.

Melioration ist die Absicht der Physiokraten. Sie wollen die Zeugungskraft der Natur verstärken und veredeln, ihre Produkte vermehren und verfeinern. Die Aufgabe ist doppelt. Man nöthigt der Natur theils ihre einfachen Produkte ab, theils veredelt man sie durch künstliches Verarbeiten. Landbau, im weitesten Sinn des Wortes, und Fabrikation sind die beiden Hauptzweige der Industrie. In beiden hat die Intelligenz Wunder gethan. Die Erziehungskunst der Erde hat reichere Früchte getragen, als die der Menschen. Der Boden, die Pflanzen- und Thierwelt haben der Veredlung sich willig und dankbar gefügt. Des Menschen Anstrengung und Kunst strebt die rauhe Erde, die Adam zuerst bestellte, wieder in ein Paradies umzuschaffen. Auf der Stätte, wo Sumpf und Wüsten waren, erheben sich blühende Gärten, mit fremden und edlen Früchten und Thieren angefüllt. Landbau und Viehzucht haben die Natur erzogen und gebildet, ihre Kräfte bis zum höch-

sten Grad entwickelt und ihr auch da, wo sie schwach und arm erschien, durch Inoculation den fremden Segen mitgetheilt. Durch Verpflanzen, Pfropfen und Vermischen ist die Vegetation wie die Thierwelt in unsern rauhen Gegenden bereichert und verfeinert worden; so wie gleichzeitig der Mensch durch die Aufnahme fremder Geistesprodukte gebildet wurde. Wie aber unser eignes geistiges Schaffen und Wirken umfassender und wichtiger ist, als jener fremde Unterricht, so ist auch in materieller Hinsicht die Fabrikation, die künstliche Verarbeitung der Naturerzeugnisse das wichtigste. Die Naturprodukte erhalten ihren höhern Werth erst durch den Gebrauch, den man davon zu machen weiß. Hier entsteht durch die Kunst eine zweite Natur zum nähern, feinern, zum mehr geistigen Dienst des Menschen. Durch die Fabrikate werden uns nicht nur Genüsse verschafft, die uns die Natur unmittelbar nicht darbieten kann, sondern die menschliche Kraft und Einsicht wird dadurch auch auf unendliche Weise verstärkt, und somit zugleich die Vervollkommnung des Geschlechts befördert. Ohne jene Fabrikate, die dem Geist nach allen Richtungen seiner Thätigkeit Werkzeuge leihen, würde die Cultur stets unvollkommen bleiben. Ohne sie wäre die Wissenschaft und Kunst in ihren herrlichsten Erscheinungen ganz unmöglich. Wir brauchen zu unsern Erkenntnissen und Kunstwerken theils Instrumente, theils künstlich bereitete Stoffe, ohne welche wir nichts ausrichten können. Nicht nur der Genuß des Lebens, auch die Bildung

und Veredlung des Geistes hängt von jener materiellen Cultur ab. Die so hoch gesteigerte und alles umfassende Pflege derselben in unsern Tagen ist also unser größter Ruhm und Gewinn.

An diese materielle Cultur schließt sich unmittelbar der Handel an, indem er den Umtrieb und Austausch der gewonnenen Natur- und Kunstprodukte bezweckt. Wie alles besprochen und beschrieben wird, so hat auch der Handel eine Literatur gefunden. Er ist in ein wissenschaftliches System gebracht und zugleich in seinen historischen Erscheinungen gewürdigt worden. Das meiste hat man jedoch über seine Mängel, Hemmungen und nothwendigen Verbesserungen geschrieben.

Ursprünglich beruht der Handel in einem bloßen Austausch der Produkte, die ein Land im Überfluß erzeugte, und andern Ländern, welche daran Mangel litten, mittheilte. Daran knüpfte sich sodann die Gewinnsucht, indem ein Land theils seine Produkte höher schätzte, als die es dagegen eintauschte, theils sich mit Gewalt ein Monopol der Production und Ausfuhr verschaffte, theils bei seinen Abnehmern ein steigendes Bedürfniß nach seinen Produkten künstlich erzeugte. In dieser Handelspolitik waren schon die Phönizier sehr gewandt, jetzt sind es die Engländer. Endlich verlor man den ursprünglichen Zweck des Handels gänzlich aus den Augen und machte den reinen Gewinn dergestalt zur Hauptsache, daß der Handel ein bloßes Glückspiel der Individuen wurde.

Nunmehr wurde der Begriff eines Handelsartikels von den Gegenständen des Bedürfnisses, die ein Land entbehrte, das andre im Überfluß besaß, auf alle mögliche Gegenstände ausgedehnt. Alles wurde überflüssig, sobald der Verkauf desselben einen Vortheil brachte, und alles wurde Bedürfniß, dessen Ankauf denselben Vortheil gewährte. Die Kunst bestand jetzt nur noch darin, alles Vermögen beweglich zu machen, es zur Waare zu stempeln, den Vertrieb derselben zu befördern. Das Mittel dazu war das Geld, worein man jeden andern Besitz verwandeln konnte. Durch Geld wurde jeder Besitz veräußerlich, zum Austausch geschickt, beweglich, zugleich aber trat an die Stelle seines natürlichen und dauernden Werthes ein künstlicher und wechselnder, und auf dieses Steigen und Fallen des Werthes wurden die Speculationen des Kaufes und Verkaufes berechnet. Um das Handelssystem zu vollenden, bedurfte es nur noch eines Schrittes, und man that ihn, indem man den Credit die weiteste Ausdehnung gab. Nachdem man alle nur erdenklichen physischen und sogar geistigen Güter zu Waare gemacht und in ein baares Vermögen verwandelt hatte, durfte man dieses baare Vermögen nur noch durch ein künstliches ins Unendliche vermehren, um dem Handelsverkehr den größtmöglichen Umfang und die größtmögliche Schnelligkeit zu geben. Mit dem geborgten Vermögen konnte man die ungeheuersten Speculationen machen, und mit hundertfach verstärkten Mitteln den hundertfachen Gewinn errei-

chen. Zugleich aber wurde durch das System der Interessen den Verleihern im Gelde selbst ein neuer sicherer Handelsartikel eröffnet, der ins Große getrieben, im System der Staatsanleihen wieder jeden andern Handel verdunkelt. Der Triumph des modernen Handels wurde darin erreicht, daß man mit geborgtem Vermögen wieder durch Ausleihen gewann, und aus Nichts Etwas machte.

Der ursprüngliche und natürliche Produktenhandel leidetn atürlich unter diesem Geldhandel ausnehmend, indem der durch ihn redlich gewonnene Gewinn sogleich wieder in jenem zweiten höhern Handel zur Waare und einem neuen Risico ausgesetzt wird. Hundertmal verrinnt im Geldhandel wieder, was durch den Produktenhandel gewonnen war, und jener zehrt beständig von diesem, wie alles künstliche Vermögen vom natürlichen, aller Scheinwerth vom wahren Werthe zehrt. So viel die Geldspeculanten aus dem Nichts, womit sie anfangen, gewinnen, so viel wird den ursprünglichen Besitzern von ihrem Etwas entzogen. Ein reicher Geldhändler macht zehn und hundert arme Waarenhändler. Der Produktenhandel leidet in Deutschland auch noch durch andre Beschränkungen. Wir Deutsche produciren theils selbst, theils sind wir durch unsre Lage in der Mitte von Europa zu einem sehr einträglichen Transitohandel berufen. Aber gerade dieser verhältnißmäßig geringe Vortheil, dessen wir uns im Vergleich mit den Seestaaten zu erfreuen haben, wird uns verkümmert durch die Han-

delssperren mitten in unsrem Binnenlande. Der große Vortheil des Volks wird dem kleinen des Fiscus aufgeopfert.

Die moralische Wirkung des physiokratischen und des Handels-Systems ist unermeßlich und bezeichnet den Charakter des jetzt lebenden Geschlechts mehr als alles andre. Das ganze Dichten und Trachten einer unzählbaren Mehrheit der Menschen läuft auf physischen Genuß, oder auch nur auf den Erwerb der dazu erforderlichen Mittel hinaus. Alles will durch Industrie oder Handel Geld erwerben, um zu genießen, oder gar nur, um zu haben, denn gemeine Seelen verwechseln nur zu oft den bloßen Reichthum mit dem Genuß, den sie sich dadurch verschaffen könnten. Wenn allerdings der Reichthum jedes Schöne und Große zu unterstützen geeignet ist, so dient er doch nur als Mittel. Wenn er aber nur dient, den gemeinen Genüssen und Lüsten zu fröhnen, oder gar zum Zweck erhoben wird, ist er durchaus verderblich. Der jetzt herrschende Luxus und die Genußsucht, die sich fast aller Stände bemächtigt hat, ist ein geringeres Übel, als die Habgier. Diese ist ganz gemein und schändlich, und verderbt die Menschen von Grund aus. Verschwenderisch und luxuriös waren die Menschen von jeher, sobald sie etwas hatten, aber so habgierig und wucherisch sind sie noch nie gewesen, als jetzt. Nicht das Genießen ist jetzt die Hauptsache, sondern nur das Erwerben. Über dem Eifer, zum Besitz zu gelangen, vergißt man ganz den Genuß.

Daher ist nichts so ingeniös, als die Erwerbsarten in unsrer Zeit, und nichts abgeschmackter und nichtswürdiger, als die Weise, des Erworbenen sich zu erfreuen, die Vergnügungen des Reichthums. Die Anstrengung, den Fleiß, das Genie der Erwerbenden müssen wir bewundern, den Gebrauch, den sie vom Erworbenen machen, müssen wir meistens nur belächeln. Übrigens hat dies zum Theil seinen Grund in dem Umstande, daß wirklich die meisten Menschen mehr erwerben, um dem Übel der Armuth zu entgehn, als um das Glück des Reichthums zu genießen. Ihr Streben ist mehr negativ gegen die Armuth, als positiv für den Reichthum berechnet. Es sind verhältnißmäßig nur wenige, die wirklich zum Genuß gelangen, die meisten müssen sich nur des Mangels erwehren, daher ist die Arbeit wichtiger und interessanter, als der Erfolg.

Daß aber alles menschliche Treiben jetzt auf Erwerb ausgeht, ausgehen muß, ist gewiß im Vergleich mit frühern Zeiten eine sehr traurige Eigenthümlichkeit der unsern. Man kann einmal nicht leben ohne Geld, man muß zu erwerben suchen, um nicht unterzugehn; man muß ein Mehr zu gewinnen suchen, weil ein Weniger leicht mit dem bürgerlichen Tode droht. Darum wird von früh auf schon den Kindern eingeprägt, daß sie in dieser Welt nur dazu berufen sind, ihr Unterkommen zu suchen, den Erwerb als das höchste Lebensziel zu betrachten. Schon die Erziehung drückt ihnen den Stempel eines Lastthieres

auf, das sein Brod verdienen muß. Das Schlimmste ist, daß jedes Mittel geheiligt erscheint, sobald es dem Zweck des Erwerbs dient. Nur das Criminalgesetz enthält die Ausnahmen von der Regel; Ausnahmen, welche die Moral zu machen hätte, werden selten beachtet. Die Erwerbsucht rottet das heiligste Gefühl im Herzen aus und die meisten Ehen werden nur wie ein Handel abgeschlossen. Man frägt nach dem Gelde, nicht nach dem Liebreiz und der Tugend der Braut. Die Menschenliebe und Ehrlichkeit leiden am meisten bei diesem Jagen nach Gelde. Man ruinirt den Nebenmenschen, um selbst zu gewinnen, man betrügt auf gesetzlichem Wege, und begeht eine Menge ganz unscheinbarer, aber nicht minder schlimmer Mordthaten durch geschickte Verdrängung der Concurrenten. Selbst die Gefühle der Ehre, des Patriotismus und der Frömmigkeit werden vergiftet durch die Rücksicht auf das Geld. Nicht das gemeine und alte Übel der Bestechung kommt hier in Frage, sondern ein ganz neues allgemein verbreitetes und weit gefährlicheres Übel. Fast alle Staatsdiener, sogar die Priester machen sich ihre Besoldung zum Hauptaugenmerk. Ja die Staaten selbst müssen erwerben und Handel treiben, weil sie ohne Geld nicht mehr existiren können. Dadurch ist das Privatleben wie das öffentliche von Grund aus umgestaltet worden.

Früher achtete man den Menschen, jetzt nur noch das Geld. Die Gewalt selbst borgt ihre Mittel nur noch vom Gelde, und um die heiligste Autorität steht

es schlecht, wenn sie kein Geld hat. Aller Glauben und Aberglauben, auf welchen in frühern Zeiten die Macht, Würde und Legitimität beruhten, ist jetzt in den einzigen an das Geld zusammengeschmolzen. Der reichste Staat ist der ligitimste und der reichste Privatmann der nobelste. Das Geld duldet keinen andern Unterschied, als den seiner Besitzer. Es entwaffnet jede andere Macht, überstrahlt jeden andern Glanz. Darum hat es aber auch jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich ins praktische Leben eingeführt, so weit dies möglich ist. Geld ist der Schlüssel zu allem, und jeder Mensch kann ihn finden. Die Gleichheit des Geldreichthums oder des Geldmangels hat alle Stände gemischt. Der reiche Jude wird baronisirt, der arme Baron wird ein Kornjude, ja es gibt Fürsten, die von Pensionen leben, und Juden, die sie bezahlen.

Kunſt.

So weit wir die Geſchichte unſers Volkes verfolgen können, geht durch daſſelbe ein tief poetiſcher Zug. In der ältern Zeit war das Leben ſelbſt ſchöner, in der neuern hat die Poeſie ſich aus dem Leben in den betrachtenden und bildenden Geiſt geflüchtet und ihre Wunder in einer Kunſtwelt offenbart, die über dem Leben ſteht. Nie iſt die Schönheit völlig von uns gewichen, ſie war ein Erbtheil der Natur, das uns unveräußerlich zugeeignet worden. Wir ſprachen ſie urſprünglich in Thaten aus, ſpäter im Glauben, zuletzt in der Betrachtung. Allen Denkmalen unſrer Kunſt liegt ein tief poetiſcher Sinn des Volks zu Grunde, der ſich gerade da am innigſten ins Leben ſelber verliert, wo uns die Denkmale fehlen. Dieſe ſind daher nur ein ſchwacher Abdruck der das Volk durchdringenden Poeſie, und ſie erſcheinen immer dürftiger, je weiter wir in der Geſchichte zurückgehn, weil in demſelben Maaße das Schöne mehr dem Leben ſelbſt angehörte und mit ihm

unterging. Was wir Herrliches von dem reinen sinnigen Familienleben, von der Heldenkunst und Heldenpoesie der Germanen vernehmen, ist mit ihnen selbst von der Zeit verschlungen worden. Erst das Mittelalter hinterließ uns unsterbliche Denkmäler der Kunst, weil in ihm die Poesie aus dem Leben schon in die Beschaulichkeit überging, doch war es vorzüglich die bildende Kunst, der die Deutschen damals sich ergaben, weil sie die ersten gewaltigen Züge der innern poetischen Welt in der riesenhaften und ewigen Steinschrift der Natur entwerfen mußten. Die neueste Zeit ist von diesen einfachen Zügen abgewichen, wie immer mehr die Betrachtung zu dem Mannigfaltigen und Widersprechenden sich fortgerissen sah und der unermeßlichen gährenden Geisterwelt konnten nur noch die redenden Künste dienen, die den kühnsten und verwickelsten Labyrinthen des Gedankens und der Phantasie zu folgen im Stande sind.

Darum herrscht die Dichtkunst jetzt vor allen andern Künsten, und ihre Trägerin wird mit der Sprache die Literatur. Schöne Kunst und schöne Literatur oder Belletristik ist daher beinahe gleichbedeutend geworden. Ehe wir aber die Dichtkunst betrachten, wollen wir einen Augenblick bei der ziemlich dürftigen Literatur verweilen, welche das Schöne und die Kunst im Allgemeinen und die übrigen Künste, außer der Dichtkunst, behandelt.

Die Ästhetik oder Wissenschaft vom Schönen hat die Deutschen auf doppelte Weise immer mehr

intereſſiren müſſen, theils in rein philoſophiſcher Hinſicht, theils um bei den widerſprechenden Anſichten und Manieren in der Kunſt aufs Reine zu kommen. Der Philoſoph, der Alles wiſſen wollte, mußte die Bedeutung des Schönen zu erkennen ſtreben, und die Künſtler und Dichter hatten alle Urſach, nach einer äſthetiſchen Geſetzgebung zu verlangen, nachdem ſie über das Schöne in die mannigfachſten Widerſprüche gerathen waren. Je mehr das Schöne aus dem Leben an die Bildung des todten Stoffes, oder an die Kunſt, und die Kunſt wieder aus der Natur an die Sprache überging, verlor ſich immer mehr der einfache Naturtrieb und eine vielſeitige, alles berückſichtigende und doch nie fertig werdende, hier feſtgehaltene, dort ins Ungewiſſe hinausgetriebene, immer mit ſich ſelbſt ſtreitende Reflexion nahm überhand. Die irrenden Begriffe ſuchten wieder, was das ſichre Naturgefühl gewährt hatte. In der Kunſt ſo wenig als in der Wiſſenſchaft, konnten die Geiſter einig bleiben und die äſthetiſchen Anſichten widerſprachen ſich nicht weniger, als die religiöſen, philoſophiſchen und politiſchen, und dem zufolge herrſchten auch mannigfache Maximen in Betreff der Kunſtpraxis. Jeder Widerſpruch ſucht aber die Auflöſung, jede Mannigfaltigkeit die ihr insgeheim zu Grunde liegende Einheit und ſo hat man auch die Äſthetik in theoretiſcher und praktiſcher, oder philoſophiſcher und techniſcher Hinſicht in ein evidentes Syſtem zu bringen geſucht.

Im Ganzen ist dieses löbliche Bestreben noch nicht weit gediehen. Die Philosophen stehn den technischen Empirikern entgegen. Jene wollen die Kunst aus einer Idee des Schönen oder aus dem Organ des menschlichen Kunsttriebes herleiten; diese ziehen aus der Erfahrung, aus den Kunstschätzen, Regeln ab, die so unvollkommen oder unzusammenhängend sind, wie die noch nie vollendete Kunstwelt selbst. Jene wollen den Künstler belehren, nicht von ihm lernen, und sie kommen immer nur von der Philosophie zur Ästhetik, wie umgekehrt. Alle wollen das Schöne aus dem Zusammenhang der übrigen Welt erklären, noch keiner ist vom Schönen ausgegangen und hat aus ihm auf das Übrige geschlossen. Die Empiriker dagegen lassen die Philosophie auf sich beruhn und bleiben bei Thatsachen stehn, die immer etwas Fragmentarisches bleiben, so lange die Kunstwelt nicht vollendet ist.

Wer den guten Geschmack, oder nur den deutschen, aus unsern Lehrbüchern der Ästhetik kennen lernen wollte, würde fehl gehn. Ich will nicht sagen, daß ein andres Volk bessere Lehrbücher besitzt, ich halte vielmehr alles, was dafür von Aristoteles bis auf Gripenkerl geleistet worden, verhältnißmäßig für sehr unerheblich. Denn, wenn auch Einzelne tiefe Blicke in das Wesen der Kunst gethan, so sind dadurch nur Schlaglichter in das dunkle Land geworfen worden, und an eine allgemeine Aufklärung ist noch nicht zu denken gewesen. Das Beste, was über die

Kunſt geſagt worden, finden wir zerſtreut bei Philoſophen und Dichtern. Es hat ſich aber noch immer in kein eigentliches Lehrbuch vereinigen laſſen. Dieſe Lehrbücher müſſen vielmehr in der Regel alle Tiefe aufopfern, um in der Breite wenigſtens die Fächer auseinanderzulegen, in welche man die Gegenſtände der Kunſt zu ordnen pflegt. Wie der göttliche Plato, ſo haben Winkelmann, Herder, Leſſing, Schiller, Schelling, die Brüder Schlegel, Novalis, Görres, Tieck und andre die tiefſten Ideen über die Kunſt ausgeſprochen, die Philoſophen haben ſie auch in ein philoſophiſches Syſtem gebracht, aber eine praktiſche Äſthetik iſt daraus noch nicht erwachſen, und wer ſie verſucht hat, iſt entweder wie Jean Paul vorſichtig genug geweſen, nur Fragmente geben zu wollen, oder hat ein trocknes Regiſter geliefert wie Sulzer, oder ein noch kümmerlicheres Fachwerk, wie Bouterweck, Eberhard, Schreiber und andre.

Die beſte Äſthetik gehört freilich ſo ſehr zu den Idealen, wie die beſte Philoſophie, und die beſte Darſtellung der Geſchichte. Doch ſind unſre philoſophiſchen und hiſtoriſchen Werke ohne allen Zweifel beſſer, als die äſthetiſchen und deßhalb ſind wir auch über gewiſſe philoſophiſche Wahrheiten und geſchichtliche Begebenheiten weit beſſer unterrichtet, als ſelbſt über die Rudimente der Kunſt. Nirgends herrſcht ſo ſehr Willkür und Beſchränktheit, als in den Urtheilen über einzelne Kunſtwerke oder das ganze Gebiet der Kunſt. Freilich muß das äſthetiſche Urtheil

immer auf einer gewiſſen Willkür der individuellen Eigenthümlichkeit und der äſthetiſche Genuß immer auf einer gewiſſen Selbſtbeſchränkung beruhen, doch auch dafür gibt es allgemeine Geſetze und dieſe werden eben nicht erkannt. Man raiſonnirt, verwirft, und vergöttert, wie das Gefühl es eingibt, aber ein Gefühl, das faſt nie gebildet iſt, und ſelten ſich gleich bleibt, wenn ihm irgend ein Andrer, den man für einen Kenner hält, eine andre Richtung gibt. Aus dieſem Hin- und Herſchwanken der Gefühle und aus dieſem Hin- und Herraiſonniren der angeblichen Kenner iſt eine Anarchie des äſthetiſchen Urtheils entſprungen, die den wahren Kenner unterdrückt, den Künſtler bald durch Lob, bald durch Tadel verdirbt und dem Publikum ſtatt eines wahren und dauernden Genuſſes nur die berauſchenden Freuden einer ewig wechſelnden Modeluſt gewährt.

Über die einzelnen bildenden Künſte iſt nach und nach Einiges geſchrieben worden, meiſt von Dillettanten. Die hiſtoriſchen Studien über die alten Kunſtwerke ſind davon das Beſte, wiewohl auch hiefür noch weit mehr geſchehen könnte. Noch immer iſt die bildende Kunſt zu ſehr blos eine Angelegenheit der Gelehrten und Vornehmen, das Volk in Maſſe nimmt zu wenig Theil daran. Sodann ſind die Kräfte zu ſehr an die verſchiednen Akademien vertheilt und nicht ſelten unter ein einſeitiges Intereſſe derſelben gebracht, ſo daß alle Thätigkeit für die bildende Kunſt fragmentariſch bleibt. Doch gibt es einige treffliche

Studien und Sammlungen im Einzelnen. Weniger wollen die technischen Lehrbücher bedeuten, da sie erst allmählig mit der Kunstpraxis selbst sich ausbilden können und diese bekanntlich außer in der Musik die Muster der Alten noch nicht wieder erreicht hat. Alle bildenden Künste sind seit der Reformation in Verfall gerathen, und die Bilderstürmerei des Protestantismus hat nothwendig dazu führen müssen. Erst im vorigen Jahrhundert begann mit dem großen Winkelmann von Seiten der Dillettanten eine Reformation der Ansicht über die bildenden Künste, der aber die Künstler und ihre Mäcenaten erst allmählich huldigten, so daß die Verjüngung dieser Künste erst noch im Werden ist. Winkelmann, Lessing, Fernow wiesen auf die plastischen Muster der Alten zurück, woran sich auch beßre Ansichten von der antiken Baukunst anschlossen. Dadurch wurde der Berninische Geschmack, der dem Zeitalter der Jesuiten und des Louis XIV. angehörte, diese Schule des Schwulstes und der Fratze, siegreich bekämpft. Herder, Heinse, Göthe erweiterten den Blick über das ganze Gebiet der Kunst und retteten zuerst die Ehre des Mittelalters. Die Schlegel'sche Schule, wenn man sie so nennen darf, und vorzüglich Tieck, pries die Muster der alten Malerei und Poesie, womit auch der Sinn für die gothische Baukunst wieder belebt wurde. Durch alle diese Bestrebungen wurde der deutsche Kunstsinn aufs tiefste ergriffen und geläutert, die falsche Nachahmung und Verzerrung der Antike, der steife französische Geschmack,

die engherzigen Vorurtheile mußten am Ende dem reinen Gefühl der echten Kunst weichen, und eine neue Schule junger Plastiker und Maler versuchte die alten Muster zu erreichen. So freudige Hoffnungen sie aber erregt, so ist doch alles erst im Beginn und wie es bei jeder Restauration zu geschehen pflegt, Widersprüche, Einseitigkeiten, Manieren und Übertreibungen konnten nicht fehlen. Das Antike und das Gothische, die italienische und deutsche Schule wollten ausschließlich gelten und wieder überschätzte man einzelne Namen und überbot sich im Manieriren. Immer mehr aber reiben die Ansichten an einander sich ab, und ohne Zweifel werden die Künstler selbst und neue große Werke dem Gerede ein Ende machen.

Was für die andern Künste geschehen war, versuchte zuletzt Thibaut auch für die Musik zu leisten, und sein Werk über Reinheit der Tonkunst kündigt uns dieselbe Revolution in der Musik an, die wir in andern Künsten erlebt haben. Auch in der Musik herrscht ein falscher Geschmack unnatürlicher Künstelei, eine überwiegende Herrschaft der Harmonie über die Melodie, der Instrumente über den Gesang, der weltlichen, sinnlichen Musik über die religiöse. Thibaut hätte vielleicht aber besser gethan, wenn er sein Werk mehr theoretisch als antiquarisch gehalten hätte. Seine Muster des alten Kirchenstyls verhalten sich zu der neuern Opernmusik keineswegs, wie die Antike zu Bernini. Man muß beide gelten lassen, dort Palästrina, hier Mozart, dort die Andacht, hier die

weltliche Leidenschaft und liebliche Sinnlichkeit. Alsdann aber darf man allerdings und mit größter Strenge die einseitige Herrschaft eines Styls, und die geschmacklosen Übertreibungen desselben verwerfen. Wenn die Musik auch alle Mängel der übrigen Künste getheilt hat, so ist sie doch gerade in der geschmackloſen Periode des vorigen Jahrhunderts vor allen andern Künsten in ihrer weltlichen Richtung zu einer erhabenen Höhe gediehen und hat unsterbliche Werke hervorgebracht. Die Ursache davon war, daß sie ungleich ihren Schwestern nicht blos von Höfen und Stubengelehrten, sondern vom Volke selbst gepflegt wurde. Derselbe Umstand wird auch einer Restauration der Kirchenmusik und besonders des Chorals günstig werden. Schon sehn wir für diesen Gegenstand eine allgemeine Theilnahme rege werden und überall entstehn neue Singgesellschaften, erscheinen neue Schriften über den Gesang.

Übrigens haben die genialen Ideen jener Wiederhersteller der bildenden Künste in unsern romantischen Damen und Jünglingen eine Liebhaberei für das Kunstgeschwätz und eine enthusiastische Faselei erweckt, die in einer Menge von belletristischen Producten sich breit machen. Namentlich seit Heinse, Hoffmann und Tieck ihre ästhetischen Ansichten in der Form des Romans vorgetragen, wimmelt es von falschen Nachahmern derselben, die nicht wenig dazu beitragen, daß die Meinungen sich verwirren und die scharfe Kritik sich abstumpft und verflacht.

Wir gehn zur Poesie über, welche unter allen Künsten für die gegenwärtige Zeit und vielleicht für alle Zeiten die höchste Bedeutung hat. Die Poesie erschließt am tiefsten das menschliche Herz und wirkt wieder am tiefsten. Was keiner Kunst gelingt, das Innerste des Menschen bis in den geheimsten Gedanken und Empfindungen zu spiegeln, vermag allein die Poesie, und dies gibt ihr die Macht über die menschliche Seele, der alle Völker gehuldigt haben. Durch diese Offenbarung des Menschlichen ist die Poesie das wirksamste Mittel und zugleich die höchste Blüthe der Humanität. Poetische Völker sind die edelsten und die edelsten werden poetisch. Die Offenbarung schöner Menschlichkeit in den poetischen Idealen ist die Krone des Lebens. Die Poesie ist aber auch die dauerhafteste unter den Künsten, die unvergänglichste, weil ihre Denkmale auf die leichteste Weise vervielfältigt und immer wieder erneuert werden können. Völker wechseln, Staaten werden zertrümmert, ein Glaube verdrängt den andern, Irrthum wird, was einst als Wahrheit gegolten, die Werke der bildenden Kunst zerfallen in Staub, nur die Dichtungen überdauern die Stürme der Zeit und glänzen noch nach Jahrtausenden im ersten Jugendschimmer. Um alle Zeiten schlingt die Poesie den Kranz, vereinigt und versöhnt alle. Mitten im ewigen Wechsel erhält sich die stille Blumeninsel der Dichtung, der irdische Himmel, wo die matten Seelen Erquickung finden, wo die Urväter und Urenkel die gleichen Entzücken-

gen theilen. Selbst die Religion ist die Stätte des Friedens nicht, weil ein Glaube den andern ausschließt; nur in der Poesie beruht jener Gottesfrieden, den die wilden Gemüther in heiliger Scheu anerkennen, und der sie mit der Leier des Orpheus bezähmt und die fremdesten Völker und Menschen versöhnt.

Die Deutschen haben eine angeborne Neigung zur Poesie, ja man kann ihren Nationalcharakter vorzugsweise den dichterischen nennen, da er so schwärmerisch, gutmüthig, phantastisch, abergläubisch, warm und gewitterhaft ist. Der Deutsche besitzt ein außerordentlich zartes und tiefes Gefühl, eine flimmernde Phantasie, einen starken Hang zu Allegorie und Symbolik, große Gewandtheit in verwickelten Dichtungen, eine Alles fortreißende Flamme der Begeisterung, einen feinen Sinn für die Natur und das Idyllische, Familienmäßige, Heimathliche, und fast noch mehr Illusion für das Fremde und Wunderbare. Am augenfälligsten zeigt sich unser poetisches Genie in den Mißbräuchen, die wir damit machen, und die eine Überfülle der Kraft verrathen, in dem Überschwenglichen unsrer eigentlichen Dichtungen und in den poetischen Ansichten des Lebens, der Natur, der Geschichte und aller Wissenschaften, die überall vorschlagen und weßhalb wir von den sogenannten praktischen Nationen verhöhnt werden. Auch in die trockenste Wissenschaft mischen wir gerne das Herz, die Begeisterung und orientalische Bilder.

Wenn man die neue Entwicklung der deutschen Poesie außerordentlich zu preisen pflegt, so hat man unstreitig ein Recht dazu. Die Kunst hat sich in jeder Hinsicht vervollkommnet und unsterbliche Werke hervorgebracht, die das Andenken unsrer Zeit der spätesten Nachwelt überliefern werden. Die Humanität ist durch unsre Dichter weit allgemeiner und eindringlicher gefördert worden, als durch irgend einen Moralisten oder das Unglück. Die Literatur selbst hat einen neuen großen Schwung erhalten, da die Dichter den ganzen Zauber unsrer Sprache entfaltet und die Gelehrten wieder deutsch gelehrt haben, nachdem sie in die äußerste Sprachbarbarei verfallen waren.

Die ganze neuere Poesie der Deutschen bildet einen besondern Cyclus, der in demjenigen der gesammten neuern Poesie Europas eingeschlossen und mit demselben von aller frühern Poesie des Mittelalters, des Orients, der Griechen und Römer und des mythischen Alterthums getrennt werden muß. An der Pforte der gesammten neuern Poesie steht Dante, an der Pforte der deutschen Jakob Böhme, beide gleich einsam. Der letzte Abglanz des Mittelalters ward noch zum Heiligenschein des neugebornen Kindes. Gotttrunkne Seher tauften es mit heiligem Feuer. Dante sah in die Abendröthe des Mittelalters, Jakob Böhme in die Morgenröthe der neuen Welt. Dem feierlichen magischen Morgen aber folgte bald ein heller, bunter, lärmender, weltlicher Tag.

Im Getümmel dieſes Tages, im Glänzen und Flimmern ſo vieler blendender Erſcheinungen, im Wechſeln und Wogen der Namen und Moden iſt es ſchwer, eine richtige Charakteriſtik des ganzen neuen poetiſchen Treibens zu entwerfen. Die Gegenwart übt einen gewiſſen Zauber über uns, ſie blendet uns ſelbſt mit kleinen Lichtern durch die Nähe derſelben. Leicht werden wir verführt, bei einem Gegenſtand die übrigen zu vergeſſen, ſey es, daß er uns gebieteriſch ausſchließliche Bewunderung und Anbetung abzwingt, oder daß wir uns an ihm feſtzuhalten ſuchen, um in der allgemeinen Verwirrung nicht zu ſtraucheln, um wenigſtens etwas ganz zu lieben und zu beſitzen, da unſer Intereſſe ſonſt zu ſehr zerſplittert würde. Auf dieſe Weiſe ſind einſeitige Meinungen und Urtheile über die neuere Poeſie ſehr häufig geworden. Man kann ihnen in der That nicht entgehn, wenn man ſich nicht über die Verwirrung hinausſchwingt und auf der Höhe der Geſchichte einen freien Standpunkt zur Überſicht gewinnt, wenn man ſich nicht aus der Gegenwart und von ihren dringenden, haſtigen, widerſprechenden Anforderungen befreit, und in die Vergangenheit flüchtet, um an dieſer die Gegenwart zu meſſen.

Wir müſſen die Geſchichte der Poeſie bis zu dieſer letzten Entwicklung verfolgen. Die Poeſie hat ſchon viele große Perioden erlebt, bevor ſie zu dieſer letzten übergegangen iſt. In jeder dieſer Perioden ging eine Verwandlung in ihr vor, bildete ſie ſich

auf einer gewiſſen Stufe eigenthümlich aus, entfaltete ſie uns eine Seite nach der andern. Man hat gewöhnlich zwei Hauptperioden angenommen, die griechiſche oder antike, und die mittelalterliche oder romantiſche. Schlegel hat ſie dadurch zu charakteriſiren geſucht, daß er die antike Poeſie plaſtiſch, die romantiſche pittoresk nannte. Dies iſt keine müßige Vergleichung. Die Unterſchiede in den Künſten überhaupt wiederholen ſich wieder in jeder insbeſondere. Das Geſetz ihrer äußern Verwandtſchaft iſt zugleich das Geſetz ihrer innern Unterſchiede. Die Poeſie verändert ſich nach ihrer Verwandtſchaft mit den übrigen Künſten und jede ihrer Entwicklungen und geſchichtlichen Perioden entſpricht einer ſolchen Verwandtſchaft. Nur muß man nicht bei der Plaſtik und Malerei, nicht bei Schlegel's Andeutung ſtehn bleiben. Es gibt neben der Poeſie fünf Hauptkünſte, Baukunſt, Plaſtik, Malerei, Muſik und Schauſpielkunſt. Dieſen entſprechen auch in der That die Perioden und verſchiednen Entwicklungen der Poeſie. Die älteſte religiöſe Poeſie der Kosmogonien und Mythen war weſentlich architektoniſch, die ſpätere griechiſche und römiſche und ausſchließlich antik genannte Poeſie war plaſtiſch. Die lyriſche Poeſie der rohen Völker nach dem Untergang der antiken Welt und vor der höchſten Cultur des Mittelalters war muſikaliſch, das romantiſche Mittelalter ſelbſt pittoresk. Die moderne gelehrte Poeſie endlich, die in die Rollen aller Zeiten ſich einſtudirt, dürfen wir

mit Recht eine theatralische nennen, und in ihr ist in der That so viel von allen frühern poetischen Gattungen enthalten, als in der Schauspielkunst von allen andern Künsten aufgenommen ist. Selbst die einzelnen Dichter unter uns versuchen sich in allen Gattungen und Formen der Poesie, weil es Rollen sind, die sie spielen; in der frühern Zeit bildete jeder Dichter nur eine Gattung eigenthümlich aus.

Die poetische Begeisterung der ersten Menschen schien die letzte Blüthe der Schöpfung zu entfalten. Derselbe Naturgeist, der den Bau der Welt gegründet, spiegelte sich in den Kosmogonien der kindlichen Völker. Die Poesie war noch nicht losgerissen von der Natur, sie belebte die Massen, war noch nicht ausschließliches Eigenthum eines Individuums, sie vertheilte sich in abweichende Ansichten, wie die Menschen in Stämme, aber sie blieb Eigenthum der Generationen, und wie sie keinem Dichter, sondern dem Volk angehörte, stellte sie auch keinen Helden, nichts Einzelnes dar, sondern das Weltganze. Alle ihre Formen waren architektonisch. Mit dem Heldenthum riß das Individuum von der Masse sich los und die Heldenfabel von der Kosmogonie, die Natur vom cyclopischen Bau und die Geschichte, die Poesie und bildende Kunst entfaltete die höchste Blüthe dieses Lebens in Griechenland und Rom. Aber auch hier war die Dichtkunst eng an die Gegenwart und ihren herrschenden Charakter gebunden, und was wir classisch an ihr nennen, war die strenge Consequenz des

plastischen Naturtriebs, der jenes Menschenalter aus dem dunkeln Mutterschooß der kosmischen Zeit befreite, aber ihm zugleich die bestimmte Gestalt einer in sich begränzten Vegetation gab. Als dieses Leben in der einseitigen Richtung abgeblüht, begann ein andrer großer Menschenstamm sich nach einer neuen Richtung zu entfalten. Wie dort die Sinnlichkeit zuerst sich losgerissen vom allgemeinen Leben, so suchte hier das Gemüth sich selber zu ergreifen und die erwachende Sonne der Liebe rief aus der erstarrten Memnonssäule des Volks die ersten Töne hervor. Das Gemüth der Völker sprach in eigenthümlichen Naturlauten sich aus, die jetzt verhallt sind, wie aller Ton verhallt, von denen nur ein fernes Echo noch Zeugniß gibt. Dies sind die «Stimmen der Völker», wie Herder sie genannt, wie alte Sagen sie bezeichnen, wie sie noch jetzt in Volksliedern nachklingen, und wie sie noch rein und ursprünglich vernommen werden bei den heidnischen Stämmen entlegner Welttheile.

In dieser Richtung wurden die Völker ergriffen vom Christenthum und sie entfaltete die höchste Blüthe im Mittelalter. Das nationelle Gemüth wurde Weltgemüth; die Stimme, nur dem nationellen Ohr vertraut, wurde Bild, den Augen aller offenbar. Die Poesie wurde wieder kosmisch und darum auch wieder in dem Maaß architektonisch, als die Malerei es ist; wie sie von universeller Kosmogonie ausgegangen in individueller Plastik erstarrt war, ergoß

sie sich aus den mannigfachen Quellen der Völker wieder in die zusammenschlagenden Wellen eines unendlichen Meeres. Die christliche Romantik war aber versunken in das bewegliche Element des Gemüthes, wie jene ältere Poesie erstarrt in den sinnlichen Formen. Daher war sie an dieselbe Consequenz gefesselt und auch in ihr waltete noch ein gewisser Instinkt, der bestimmte Gränzen nicht überschreiten konnte, innerhalb derselben aber mit vollkommener Sicherheit sich bewegte, und wie die antike Poesie hat auch die romantische etwas Classisches.

Dieses Classische, die unwillkürliche Sicherheit und Harmonie des Gegenstandes und der Form, in welcher die Kunstwerke vollkommen den Werken der Natur gleichen, und noch von demselben schöpferischen Triebe gebildet scheinen, der den Himmel, die Berge, die Pflanzen und Thiere so und nicht anders geschaffen, als müßt' es so seyn, dies ist es eigentlich, was alle ältere Poesie von der modernen unterscheidet. Die poetische Begeisterung jener Alten war schaffender Naturtrieb, ohne Wahl, ohne Schwanken. Die unsrige ist Sache der Reflexion geworden, und wir wählen und schwanken.

Die neuere Poesie ist ganz theatralisch. Man geht in die Poesie, wie man ins Schauspielhaus geht, um sich auf eine angenehme Weise zu täuschen und zu unterhalten. Die Poesie ist nicht mehr mit dem Leben verbunden, die höchste Blüthe desselben,

sondern steht ihm gegenüber, wie der Traum dem Wachen. Sie ist nichts Unwillkürliches, Nothwendiges mehr, nicht mehr die Ausgießung eines heiligen Geistes, der von innen kommt, nicht mehr Schöpfung eines drängenden, unbewußten, unwillkürlichen Naturtriebs, nicht mehr das freie Wachsthum, von dem man nicht weiß, wie es entsteht. Sie ist vielmehr eine Fertigkeit geworden, die man nach Willkür anwendet, so oder anders, und ein bloßes Spielzeug für die Unterhaltung. Sie entsteht nicht mehr, sie wird nur gemacht; sie ist nicht mehr, sie scheint nur; sie glaubt an sich selbst nicht mehr, sie will nur täuschen. Zum Dichten bedarf man nicht mehr der innern heiligen Begeisterung, sondern nur einige Kenntniß von dem, was die Leute belustigt, und einiges Talent. An die Stelle des unbewußten Dranges im Gemüth ist ein vollkommen klares Bewußtseyn im Verstande getreten. Der Dichter schafft nicht, wie ihn der dunkle Trieb dazu zwingt. Er setzt sich hin und reflectirt, was will ich machen, und wie muß ich es machen, um die Leute zu belustigen? Dasselbe Talent, was früher sich von selbst einfand, wenn das Gemüth des Dichters in poetischer Begeisterung war, gehorcht jetzt den ängstlichen Vorschriften des Verstandes. Ehemals hatten die Dichter keinen Zweck, sie sprachen sich nur aus, wie die Quelle sich ergießt, und wie der Vogel singt. Sie waren größer, als andre, wie ein Berg höher ist als andre. Jetzt aber haben sie den Zweck, die Leute

zu beluſtigen, und wetteifern um den Effect, und da ſie ſich nicht mehr nach dem innern Genius allein, ſondern nach dem Beifall von außen richten, ſo ängſtigen ſie ſich um den Ruhm, und gehn auf Stelzen, um ſich einer über den andern zu erheben.

Oder iſt es anders? Bei den wahrhaft großen und originellen Dichtern allerdings. Bei ihnen iſt noch immer, wie bei den älteſten Sängern der Vorwelt, die Poeſie Leben, und ſie dichten, weil und wie ſie müſſen, nur vom innern Genius getrieben und unbekümmert um den Beifall. Doch der große Haufen der Dichter iſt von der Art, wie ich ihn eben beſchrieben, und gerade das Daſeyn dieſes großen Haufens charakteriſirt unſre Periode. Aber ſelbſt unſre beſten Dichter müſſen der Zeit ihren Tribut zollen. Sie ſind einmal Kinder dieſer Zeit, und der Naturgeiſt, der in ihnen waltet, geht aus der Natur unſrer Zeit hervor. Wie Kinder eines Schauſpielers müſſen ſie ſelbſt Schauſpieler werden, die Rollen werden ihnen gleichſam angeboren.

Univerſalität iſt der Charakter dieſer Zeit. Man iſt alles in allem. Man verſetzt ſich in alle Zeiten und Länder, man ahmt alles nach. Die Bilder der fernſten Vorwelt, der fremdeſten Natur miſchen ſich täglich in die Bilder der Gegenwart. Wir reiſen an einem Tage durch alle Zonen, durch alle Zeitalter, und unſer Zimmer, in dem wir ruhig ſitzen bleiben, wird die Mithrahöhle, an deren Wänden Welt und Himmel ſich ſpiegeln. Die alten Dichter

gingen nicht über den Kreis der Nationalität hinaus, Shakspeare zauberte schon die ganze Welt in seine Dichtungen, doch sie trugen durchaus den Stempel einer englischen und seiner Individualität. Unsere neuere Dichter aber nehmen mit dem fremden Gegenstand auch die fremde Ansicht desselben an, zaubern sich nicht nur Griechenland in die nordischen Wälder, sondern auch eine griechische Denkweise in ihre nordischen Geister. Dieselbe deutsche Treue, mit welcher unsre alten Maler die Natur copirten, zeichnet jetzt unsre Dichter aus, sofern sie sich an Vergangnes und Fremdes wenden. Treibt sie die Sehnsucht nach dem alten Hellas, so wollen sie ganz Griechen seyn, daß sie vor Plato bestehn und von Aristophanes nicht zu Spott werden. Reizt sie das Mittelalter, so möchten sie kein Riemchen am Harnisch der alten Ritter, kein Kreuz auf dem Weg außer Acht lassen. Kein Volk kann sich so gut in ein andres hineindenken, als das deutsche. Unsre Dichter treiben mit diesem Rollenwechsel eine gewisse Andacht. Es ist in der That ein neuer Polytheismus. Wir machen alles zu Gegenständen der poetischen Anbetung, und gleichen den alten Heiden vollkommen in der Toleranz, in welcher sie alle fremden Landesgötter, sobald sie die Gränze des Landes übertraten, zu den ihrigen machten.

Keine Welteroberung war jemals größer, als welche jetzt unsre Dichter unternehmen. Jeder Winkel der Natur und Geschichte wird von ihnen heim-

gesucht und dem unermeßlichen Reich der Phantasie einverleibt, davon die Literatur zahllose Landcharten entwirft. In dieser universellen Richtung folgt aber die Poesie nur dem Verstande, der ihr vorausgegangen. Diese neuere Poesie hängt innig mit der neuern Wissenschaft zusammen. Von ihr empfängt sie den Charakter, wie die Poesie des Mittelalters ihren Charakter von der Religion empfangen. Damals herrschte mehr das Gemüth, jetzt der Verstand. Die Phantasie, unfähig jemals selbständig zu werden, folgt dem Impuls, den sie dort mehr vom Gemüth, hier mehr vom Verstand empfängt. Dort verwandelt sie Stimmungen, Gefühle, hier Begriffe, Gedanken in Bilder und Worte. Das Gemüth kehrt sich mehr nach innen, zieht die Welt mit geheimnißvollem Zuge in das Innere hinein, der Verstand kehrt sich mehr nach außen, und die Gedanken werden Schwingen, die den Menschen durch alle Räume, durch alle Zeiten tragen. Dort concentrirt sich alles Licht und Leben in eine volle glühende Sonne. Hier fährt es sprühend, funkelnd auseinander in unzählige Sterne, das Unendliche zu durchdringen, zu bevölkern.

Jenes große Reich der neuern Poesie, dessen Gränzen nirgend sind, läßt sich doch in gewisse Systeme eintheilen. Der Eintheilungsgrund liegt theils in den Gegenständen, theils in den Formen, vor allem aber in dem Geist, der Auffassungsweise, der Weltansicht unsrer Dichtungen. Darnach haben sich gewisse Schulen gebildet. Es ist aber schwer, sie

genau zu unterscheiden. Wie im großen Römerreich die Völker, so haben sich in unsrem poetischen Reich die Dichtungsarten vermischt. Von jeder ist etwas auf die andre übergegangen, indem theils einzelne Dichter im universellsten Bestreben alle Rollen durchgemacht, theils abwechselnd ein ganzer poetischer Zeitraum von einer Mode beherrscht worden ist, deren charakteristisches Gepräge sich allem aufgedrückt.

Am auffallendsten ist diese Vermischung in Rücksicht auf den Unterschied des Alterthümlichen aller Art, dessen Erinnerung durch die gelehrten Forschungen der Philologie und Geschichte den Dichtern mitgetheilt werden, und des Modernen, das jedem Dichter der Augenschein, die eigne Erfahrung, Sitte, Natur einprägt. Wir unterscheiden darnach im Allgemeinen gelehrte Dichter und Naturdichter, oder solche, die Stoff und Behandlungsweise der Poesie aus dem Studium der Vergangenheit entlehnen, und solche, die sie nur aus der Gegenwart entlehnen. Aber dieser Gegensatz ist nicht scharf beobachtet. Die gelehrten Dichter können niemals ihre Natur verläugnen, und wie sehr z. B. ein Voß sich bestreben mag, ein alter Grieche zu werden, er bleibt immer ein ungeschlachter niedersächsischer Bauer. Eben so mischen sich in die Nachahmungen der alten Ritterpoesie, und in jede Darstellung der Vorzeit die Gesinnungen und Eigenheiten der modernen Welt unwillkürlich ein. Auf der andern Seite können sich aber auch die modernen Naturdichter niemals ganz

von dem Einfluß der gelehrten Bildung, der tausendfältigen schon von früher Jugend an ihnen eingeprägten Erinnerungen der Vorzeit losreißen. Unwillkürlich umschweben sie die Bilder einer andern Welt, und durch Erziehung und Literatur ist eine zahllose Menge von Begriffen theils aus dem griechischen und römischen Alterthum, theils aus dem Mittelalter auf uns übergegangen, und so innig mit unsrer ganzen Denk- und Ausdrucksweise vermischt, daß sie uns zur andern Natur geworden sind.

Der Unterschied beschränkt sich also nur auf ein Mehr oder Weniger des Alterthümlichen und Fremden in unsrer poetischen Literatur. Demzufolge müssen wir aber allerdings im Allgemeinen eine Gattung von gelehrten Dichtern, denen jenes Mehr zukommt, und die eben deßhalb auch nur bei dem mehr gelehrten und gebildeten Publikum Eingang finden, von den ungelehrten unterscheiden, die das gesammte Publikum versteht, weil sie nur so wenig Fremdartiges in ihre Dichtungen aufnehmen, als etwa überall bekannt und geläufig worden ist.

Ein solcher Unterschied fand bei den Alten nicht Statt. Es gab bei ihnen religiöse Mysterien, die auch in die Poesie ein Dunkel brachten, das nur den Geweihten erhellt wurde; aber ihre profane Poesie war jedermann verständlich. Hierin herrschten niemals Gelehrsamkeit, fremde Begriffe, fremde Ausdrücke. Diese sind eine charakteristische Eigenheit nur unsrer neuern Zeit. Nur bei uns scheidet sich

das Publikum in ein gelehrtes und gemeines. Wir besitzen eine zahllose Menge von Dichtungen, die demjenigen nur Dunkelheiten enthalten, der nicht den ganzen Apparat mythologischer und historischer Kenntnisse sich angeeignet hat, den ihr Verständniß erfordert.

Indem wir ferner alle Nationen in der Runde nachgeahmt haben, und die größten Schönheiten dieser Nachahmungen gerade in der Aneignung der nationellsten Eigenthümlichkeiten bestehen, erfordert der Genuß derselben auch eine genauere Bekanntschaft mit diesen Völkern. Hierin unterscheiden sich die Dichter, wie das Publikum. Die örtliche Lage hat einigen Einfluß. Die vorzüglichsten Nachahmer der leichten französischen Manier, z. B. Wieland und in gewissem Sinn auch Göthe, waren Westdeutsche; die Nachahmer der Engländer sämmtlich Norddeutsche. Auch die Zeit macht hierin einigen Unterschied. Man kennt den Wechsel der Gallomanie, Anglomanie ꝛc.

Wir haben über den Einfluß sowohl der Schulgelehrsamkeit als der fremden Literatur im Eingang dieses Werks uns schon im Allgemeinen ausgesprochen. Auch die Poesie ist diesem Einfluß unterworfen und entlehnt daher eine Menge ihrer Unterschiede. Wichtiger aber noch, als diese, sind die Unterschiede, die aus der religiösen und philosophischen Denkweise auf die Schöpfungen der Poesie und auf den Geschmack an denselben übergehen. Wir Deutschen weichen in unsrer Art zu fühlen, zu denken und zu glauben so wesentlich von einander ab,

wie schon unsre Trennung in Confessionen beweist, daß dies nothwendig auf die Poesie einwirken muß. Auch hier ist wieder die Natur im Spiele. Der Norddeutsche ist phantastischer, witziger, humoristischer, der Süddeutsche gefühlvoller, ernster, leidenschaftlicher. Die Natur ist immer der letzte Grund. Es sind dieselben Grundbedingungen, welche machen, daß Norddeutschland mehr den Protestantismus, mehr die Verstandesphilosophie und mehr die phantastisch-witzige Poesie, Süddeutschland mehr den Katholicismus, mehr die Naturphilosophie und mehr die Gefühlspoesie ausgebildet hat. Aus demselben Grunde sind auch der gelehrten Dichter mehr in Norddeutschland, der ungelehrten mehr in Süddeutschland zu finden. Die große Verschiedenheit in den Grundansichten der Dichter, die auf ursprünglichen Naturverschiedenheiten beruht, und durch die religiöse Trennung noch entschiedener ausgeprägt ist, unterscheidet unsre poetische Literatur von der aller andern Völker. Nirgends finden wir eine so große Mannigfaltigkeit in so starken Gegensätzen. Die allgemeine Verflachung hat zwar auch hier auf der Oberfläche die charakteristischen Unterschiede abgerieben, und ein indifferenter Dichterpöbel breitet sich über ganz Deutschland aus, wo aber noch irgend eine Tiefe zu finden ist, da finden sich auch jene Grundunterschiede. Das oberflächliche Gesindel flieht sie, haßt sie oder bemitleidet sie; und wo ein Dichter sich entschieden einer Confession oder Philosophie anschließt, ist er der entge-

gengesetzten verdächtig. Dies täuscht häufig über den Werth der ausgezeichnetsten Dichter, und verkümmert den Genuß derselben. Wir dürfen nur an Ludwig Tieck denken, dessen beste Dichtungen bis auf den heutigen Tag von einer Menge Leuten geschmäht werden, weil ein gewisser katholischer Geruch darin ist.

Unter so vielen Modificationen haben sich im Wesentlichen drei Hauptschulen der deutschen Poesie in charakteristischer Eigenthümlichkeit herausgebildet, die antike, romantische und moderne. Stellen wir sie unter jene Grundbedingungen, so zeigt sich zuerst der Einfluß der Gelehrsamkeit auf die antike und romantische Schule. Im ganzen Bereich der Vergangenheit, deren Erinnerung uns die Gelehrsamkeit bewahrt, sind das griechische und römische Alterthum, und das romantische Mittelalter die Hauptepochen. Die antike Welt ist der Gegenwart am meisten entrückt und hat durchaus nur noch eine gelehrte Existenz. Das Mittelalter steht uns näher und sein Geist hat sich nicht nur in Büchern, auch noch im Leben selber fortgepflanzt. Unter den fremden Nationen, denen wir nachgeahmt, erscheinen die Franzosen dem antiken Geschmack, die Italiäner und Spanier dem romantischen, die Engländer dem modernen am meisten verwandt. Was endlich den Einfluß der Glaubens- und Denkweise betrifft, so hat die antike und moderne Schule auf gleiche Weise vorzüglich bei den Protestanten Anhang gefunden, die romantische aber bei den Katholiken.

Wir wollen jetzt diese drei, dem Geist und Wesen nach verschiedene Schulen näher kennen lernen, und sodann erst auf den zweiten Unterschied übergehen, welcher in der Poesie durch die lyrische, dramatische und epische Form bewirkt wird.

Der Geschmack für antike Poesie gelangte nach dem dreißigjährigen Kriege zur Alleinherrschaft. Deutschland gab damals noch manche andre Blöße, und glich fast in jeder Hinsicht einem offenen Markt für jede Gattung von Fremden. Die Erinnerung an eine große Vergangenheit war erloschen, man sah auf das Mittelalter nur mitleidig herab. Die Gegenwart aber ließ nichts Großes übrig, woran der Nationalsinn erstarken mochte. Die alte Neugier und Wundersucht aber war noch übrig und warf sich auf das Fremde. Der Protestantismus war damals in Bewegung gesetzt ein fressendes Zornfeuer, in der Ruhe ein erkältendes nordisches Schneelicht, und konnte am allerwenigsten eine nationelle Poesie begründen. Doch mit dem Studium der Alten, das er für Verstandeszwecke begünstigte, kam auch ungerufen die Muse. Auf der katholischen Seite war ebenfalls die zeugende Kraft ausgetilgt, der alte Uranus vom abtrünnigen Sohn entmannt, und die Jesuiten konnten dem Protestantismus nur mit den von demselben geborgten Waffen der Gelehrsamkeit und des Geschmacks die Spitze bieten. So wurden auf den katholischen wie auf den protestantischen Schulen die alten Classiker als Canon des Geschmacks gepflegt.

Mag man den Mangel einer nationellen Poesie beklagen, die Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern war doch ein Balsam, fast der einzige für die vielen Wunden, an denen Deutschland in jener Zeit verblutete. Erst aus der Belebung des antiken Geschmacks ging die freiere Bildung hervor, durch welche sich auch die deutsche Poesie wieder verjüngen konnte. Die bloße blinde Vorliebe für die Alten, die geschmacklosen Nachahmungsversuche blieben freilich lange Zeit die einzige Entschädigung für die beßre noch schlummernde Poesie. Auf den steifen Meistergesang, den das Mittelalter beschloß und schon die römische und griechische Terminologie aufgenommen, folgte die schlesische Schule, die gleich der damaligen französischen und holländischen, von wo Opitz sie entlehnt, jenen seltsamen Parnaß erschuf, da Apollo in der Perücke mit der Geige das Concert der hochfrisirten Musen dirigirte. Diese Gattung von Poesie lebte vorzüglich an den Höfen und huldigte den galanten Festivitäten. Ins Volk konnte sie nicht lebendig dringen, und die Gelehrten konnten nicht damit zufrieden seyn, weil die griechische Muse in jenen Nachahmungen nicht herrschte, sondern fremden Zwecken und der Mode dienstbar war. Darum versuchte Klopstock, indem er der französisch-schlesischen Schule und der Hofpoesie entgegentrat, die griechische Form in völliger Reinheit und als Muster aufzustellen und die deutsche Sprache derselben sklavisch zu unterwerfen. Es entstand die Grăcomanie,

die Geist und Sprache der Nation auf ewig unter das fremde Joch zu erzwingen unternahm, und ihr Vorwüther war Voß. Endlich sah man auch diese Verkehrtheit ein und sinnvolle Dichter suchten zu beweisen, daß es nur darauf ankäme, den griechischen Geist bei uns heimisch zu machen, daß es dagegen unsrer Sprache unmöglich sey, streng alle Formen der griechischen nachzucopiren. Diese Dichter ahmten nun in reinem fließendem Deutsch die Heiterkeit des Homer, den Flug Pindar's, die Würde des Sophokles, die Feinheit des Lucian nach. Hiermit schließt sich der Kreislauf des antiken Geschmacks in unsrer poetischen Literatur.

Wir bemerken also drei verschiedne Entwicklungen der antiken Schule. In der ersten nahm sie nur von oben weg die Namen und Begriffe des Alterthums, in der zweiten copirte sie mit sklavischer Treue die antiken Formen, in der dritten drang sie in den Geist des Antiken und suchte die innerste Grazie desselben sich eigen zu machen.

Unter den Hohenstauffischen Kaisern war der Adel poetisch gewesen, unter den Luxemburgischen waren es die Bürger, unter den Habsburgischen kam die Poesie an die Gelehrten, aus der lebendigen Hand an die todte Hand. Die Reformation riß nieder, der dreißigjährige Krieg kehrte aus. Mit so vielem Alten erstarb auch die deutsche Poesie, und um die Leere zu füllen, beschworen die Gelehrten den Schatten der griechisch-römischen Poesie. Die Zeit war so

herabgekommen, geistlos und unnatürlich, daß sie nicht im Stande war, in den Geist jenes Alterthums einzudringen. Dies war einer spätern Zeit vorbehalten. Anfangs diente diese neue Poesie auch nur der Schmeichelei und den Lustbarkeiten an den Höfen. Da die christlichen Heiligen schicklicherweise nicht benutzt werden konnten, den Triumph der weltlichen Macht zu verherrlichen, so mußten wenigstens die heidnischen Götter sich dazu brauchen lassen. Die Hofpoeten legten zuerst in Frankreich dem vergötterten Fürsten eine glänzende Camerilla von griechischen Göttern und Halbgöttern zu, deren einziges Geschäft darin bestand, in allegorischen Darstellungen die göttlichen Eigenschaften Ludwigs XIV. zu bezeichnen. In zahllosen Bildern und Gedichten erschien der Fürst von einem Göttergefolge begleitet, an welches die Erzämter vertheilt waren. Minerva trug ihm das Scepter vor, Mars das Schwert, Victoria bekrönte seine Schläfe, Hebe verwaltete das Schenkenamt, das des Truchseß Ceres, und Venus war der Stallmeister. Auch in Deutschland wurde diese allegorisirende Hofpoesie eingeführt und man ärgerte selbst noch Friedrich den Großen damit. Hoffmanswaldau war der Coryphäe dieser Schule, später Ramler, und selbst Wieland war noch darin wie bezaubert, obgleich er ihren sentimentalen Ernst in Ironie verkehrte.

In dieser Schule war alles unwillkürliche Karrikatur. Nichts konnte so unnatürlich und komisch seyn, als die Vermählung der antiken Plastik mit der Zeit

der Perücken und Reifröcke. Die Marmorwelt des Alterthums verwandelte sich unter den geschäftigen Händen der Friseurs von Paris, Leipzig und Berlin in ein Bedlam voll phantastischer Ungeheuer. Das waren die Gestalten, womit man den ganzen Raum, den die damalige Poesie einnahm, bevölkerte. Nichts schien poetisch, was nicht eine Beziehung auf die alte Mythologie hatte, die dennoch immer jeder neuen Pariser Mode huldigen mußte. Unter allen Dichtern des Alterthums, die man nachzuahmen wetteiferte, gelangte Horaz zum höchsten Ruhm. Ihm fühlten die Hofpoeten am nächsten sich verwandt. Man durfte ihn nur übersetzen, nur citiren, so fand man schon Beifall. In Frankreich war Batteux der Prophet dieses Geschmacks, in Deutschland sein Übersetzer Ramler. Daher nun jene Sündfluth von Oden, Elegien, poetischen Briefen und Satyren, die damals Deutschland unter ein schlammiges Wasser setzte. Da man nur nachahmte, und nichts Neues erfand, als etwa die moderne Anwendung alter Schmeicheleien, so gab man sich auch wenig Mühe. Es war schon genug, nur die Alten zu citiren. Ein Odendichter durfte von seinem Helden nur sagen, er sey feurig wie Mars, schlau wie Merkur, schön wie Apoll, von seiner Heldin, sie sey jung wie Hebe, schlank wie Atalante, reizend wie Venus gewesen, und man fand die Schilderung entzückend. Selbst Wieland setzte seine Gemälde noch oft aus hundert Anspielungen und Citaten aus der Mythologie zusam-

men. Die allgemeinsten Begriffe aus dieser Mythologie wurden am Ende so geläufig, daß man Jagd nach antiquarischen Seltenheiten machte, um eine feine Gelehrsamkeit und Kennerschaft zu zeigen. Wer bei Hofvermählungen und Begräbnissen die versteckteſten Anspielungen in Gedichten oder Schauspielen, Inschriften, Bildern, auf Portalen, Sarkophagen ꝛc. anzubringen wußte, die dann die gelehrteſten Philologen wieder in langweiligen Noten erklärten, der trug den Preis davon.

Die gesammte Dichterwelt richtete sich auf antiken Fuß ein. Man that, als ob statt des Blocksbergs mitten in Deutschland der Parnaß läge und als ob der Kaiser Apoll, die neun Churfürsten die Musen wären. Jeder Dichter nannte sich einen Sohn der Muse, alle hießen Brüder in Apoll. Später nannten sich diese guten deutschen Versemacher in einer andern Anwandlung von Tollheit Barden.

Doch Klopstock, der diesen Namen einführte, hat so große Verdienste, daß wir mit dieser Erwähnung sein Andenken nicht beschimpfen wollen. Sein Mißgriff ging aus einem sehr achtbaren Eifer hervor, die Deutschen an sich selbst zu mahnen. Wie barok und wahnsinnig die ganze Zeit war, erhellt am besten aus dem, was sie aus sonst ganz vernünftigen Menschen machte. Die ersten kräftigern Naturen, die sich aus dem Wust jenes Ungeschmacks emporzuarbeiten strebten, wurden noch davon verschroben. Klopstock war insofern noch ganz das Kind

seiner Zeit, als er für die deutsche Poesie durchaus nur in der Nachahmung des Antiken das Heil erwartete. Er sah aber doch die Oberflächlichkeit der frühern Nachahmer der Griechen und Römer ein, und brachte den antiken Geschmack auf eine höhere Stufe, indem er auf eine treue Nachahmung der antiken Formen drang. Bisher hatte man die Alten in allerlei buntscheckigen Knittelversen bereimt, Klopstock führte zuerst den allgemeinen Gebrauch der echten antiken Versmaaße ein, und glaubte darin erst die deutsche Sprache zur poetischen Vollendung zu bringen. Verbessert hat er sie gewiß, wenn auch nur wie die Schatzgräber den Weinberg. Er konnte die deutsche Sprache nicht auf das Prokrustesbett einer fremden spannen, aber er veredelte doch ihren Ausdruck, indem er ihn mit dem griechischen wetteifern ließ.

Abgesehn von diesen Formen aber behauptet Klopstock seine große Bedeutung darin, daß er zuerst der antiken Welt zwei Ideen entlehnte, die der damaligen deutschen Poesie gänzlich abhanden gekommen waren, Vaterland und Religion. Er drang so weit in den Geist des Alterthums, daß er die beiden größten Ideen desselben erkannte, während er es freilich spätern Dichtern überlassen mußte, sich der ganzen Anmuth und Fülle jenes Geistes zu bemächtigen. Jene beiden Ideen stehn bei ihm etwas nackt da, gleichsam nur wie Pfosten am Eingang in das Innere der antiken Poesie. Er führte die bisherige antike Schule aus der Hofpoesie heraus bis zu diesem Eingang.

Er lehrte: wenn ihr die Griechen nachahmen wollt, so ehrt zuerst, wie sie, euer Vaterland und euern Glauben. Auf diese beiden Gegenstände bezogen sich auch seine vorzüglichsten Dichtungen. Sie haben ihm jenes ehrwürdige Ansehn verliehen, das er immer behaupten wird. Sie haben bewirkt, daß man ihn immer bewundert hat, wenn man ihn auch kaum auszulesen im Stande war, worüber schon Lessing spottet. Es ist wahr, Klopstock verliert alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewissen Ferne und im Ganzen auffassen. Wenn man ihn liest, scheint er pedantisch und langweilig, wenn man ihn aber gelesen hat, wenn man sich an ihn erinnert, wird er groß und majestätisch. Dann leuchten seine beiden Ideen, Vaterland und Religion, einfach hervor, und machen uns den Eindruck des Erhabenen. Wir glauben einen riesenhaften Geist Ossian's zu sehn, eine ungeheure Harfe hoch in den Wolken rührend. Kommt man ihm näher, so löst er sich auf in ein dünnes breites Nebelgewölk. Aber jener erste Eindruck hat auf unsre Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen gestimmt. Obwohl zu metaphysisch und kalt hat er uns doch in den höchsten Ideen seiner Poesie zwei große Lehren gegeben, die eine, daß die entdeutschte Dichtkunst, dem heimischen Boden längst entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln schlagen müsse, und nur in ihm zum herrlichen Baume gedeihen könne, die andre, daß alle Poesie wie ihre Quelle, so ihr höchstes Ziel in

der Religion finden müsse. Diese Lehren drängten sich ihm aus dem Alterthum auf. Bei den Griechen fand er, was für die Poesie jedes Volkes gilt, Sinn für das Vaterland und die Religion. In dieser Weise dürfen wir Klopstock als den ersten Vorgänger auch in der Richtung betrachten, welche den Geist des classischen Alterthums verfolgte. Er eröffnete seinen Nachfolgern zwei Wege, die einen suchten die griechischen Formen, die andern den griechischen Geist auf. Dort steht ihm Voß, hier Wieland am nächsten.

In Bezug auf das Formelle bildete Voß den antiken Geschmack aus. Hier ist er der Meister. Mit ihm begann die eigentliche Grăcomanie. Voß ist der Fehler, zu welchem Klopstock hinneigte, das Extrem dieser ganzen falschen Richtung unsrer Poesie. Weiter konnte sie nicht abirren. Voß, diesen seltsamsten aller literarischen Pedanten, trieb ein Spiel der Natur, durch welches zuweilen gerade das Fremdartigste ein Gegenstand des Appetites wird, zu einer tragikomischen Liebschaft der griechischen Grazie, und er ahmte dieselbe in den possirlichsten Capriolen nach. Er übernahm länger als ein halbes Jahrhundert die Sisyphusarbeit, den rohen Runenstein der deutschen Sprache auf den griechischen Parnaß zu schleppen, doch immer

hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Er hatte die fixe Idee, man müsse die deutsche Sprache auf eine mechanische Weise Sylbe für

Sylbe der griechischen anpassen. Er verwechselte sein besonderes Talent und die daraus herfließende Vorliebe für diese philologischen Sylbenstechereien mit einer allgemeinen Fähigkeit und mit einem allgemeinen Bedürfniß der deutschen Sprache und Poesie, wie wenn ein Seiltänzer verlangen wollte, daß alles auf dem Seile tanzen solle. Das nächste Mittel, die deutsche Sprache am Spalier der griechischen aufzuziehen, waren natürlicherweise Übersetzungen. Hier wurde die deutsche Sprache der griechischen so nahe gebracht, daß sie allen Bewegungen derselben folgen mußte, wie ein wilder Elephant, den man an einen zahmen koppelt. Voß hat den Ruhm des treusten Übersetzers, aber nur, sofern von der Materie der Sprache und den mechanischen Gesetzen die Rede ist; Geist und Seele sind ihm immer unter seinen groben Fingern verschwunden. Er hat in seinen Übersetzungen den eigenthümlichen Charakter und die natürliche Grazie der deutschen Sprache ausgetrieben, und der liebenswürdigen Gefangnen eine Zwangsjacke angezogen, in der sie nur noch steife und unnatürliche, krampfhafte Bewegungen machen konnte. Sein wahres Verdienst besteht darin, daß er eine große Menge guter, aber veralteter oder nur im Volke üblicher Wörter in die moderne Schriftsprache einführte. Er war dazu gezwungen, weil er eine große Auswahl von Wörtern haben mußte, um das vorgeschriebne griechische Zeitmaaß immer aufs genauste auszufüllen. Doch diese Wörtermenge war ein caput mortuum,

woraus der Geist der deutschen Sprache verschwunden war, und Voß bemühte sich, es durch griechische Zusammensetzungen und Constructionen wieder zu beleben. Er löste die deutsche Sprache in ihre ursprünglichen atomistischen Bestandtheile auf und versuchte, nach mechanischen Gesetzen einen neuen Bau daraus aufzuführen, aber in diesem todten Gerüst war keine Seele. Niemand konnte so sprechen, wie Voß schrieb. Es würde jedem qualvoll und lächerlich vorgekommen seyn, wenn er seine Worte wie Voß hätte stellen sollen. Man sehe Schiller's und Göthe's Verse; wenn sie auch oft pathetisch sind, so könnte doch jeder Deutsche in der Gluth der Leidenschaft so reden, wie sie. Aber wenn Voß auch die gleichgültigsten Gegenstände mit aller möglichen Ruhe verhandelt, thut er es auf eine so seltsame pedantische und fremde Weise, daß niemand im gleichen Falle so sprechen möchte wie er. Das macht, Schiller und Göthe huldigen dem Genius der deutschen Sprache, ihre Worte sind immer, selbst in der Leidenschaft oder Feierlichkeit, die natürlichsten; so fühlen, so reden Deutsche. Voß aber kennt jenen Genius nicht, seine Worte lauten wie deutsch, aber sie sind es nicht. Sie klingen immer nur wie eine steife Übersetzung, auch wo er wirklich nicht übersetzt.

Hat er nun aber wohl umgekehrt, wenn er den Geist der deutschen Sprache verkannt, den der griechischen rein aufgefaßt? Wir würden es ihm vergeben, daß er unsre Sprache zum Opfer gebracht hätte,

wenn er uns nur dafür den ganzen Zauber der fremden entfaltet hätte. Aber auch die griechische Muse ist spröde seinen plumpen Zärtlichkeiten ausgewichen. Wie war es möglich, daß er in einem steifen, zwangvoll zusammengeschraubten, ganz unnatürlichem Deutsch nur eine Spur von ionischer Anmuth ausdrücken konnte? Weit entfernt, uns die lächelnden Grazien seiner Originale zu zeigen, hat er nicht einmal das nächste gröbste Ziel eines Übersetzers erreicht, die Verständlichkeit. Wollen wir seine Übersetzungen verstehn, so müssen wir das Original zu Rathe ziehn, wir müssen sein Küchendeutsch ins Griechische übersetzen, um nur zu wissen, was er sagen will. Wie kann endlich bei ihm irgend von einer leichten und richtigen Auffassung der innersten Eigenthümlichkeit eines fremden Dichters die Rede seyn, da er sie alle über einen Leisten schlägt. Ob Voß den Hesiod, Homer, Theokrit, Virgil, Ovid, Horaz, Shakspeare oder ein altes Minnelied übersetzt, überall hören wir nur das bocksteife Roß seiner Prosa traben, und selbst der starke Genius Shakspeare's vermag es nicht um ein kleines aus dem Takt zu bringen. Man kann den Übersetzer daran erproben, daß man ihn zwei ganz entgegengesetzte Dichter übersetzen läßt. Sehn sie sich dann ähnlicher, als zuvor, so ist die Übersetzung gewiß bei beiden untreu, im eigenthümlichen Charakter verfehlt. Voß hat diese Probe gemacht und ist schlecht bestanden. Frisch und gesund sind die guten alten Dichter in seinem Hexenkessel untergetaucht, und als

Wechſelbälge wieder zum Vorſchein gekommen. Alle ſind nun kleine Voſſe geworden, alle gehn in Steifleinen einer wie der andre uniformirt.

Voß war übrigens ſo ſehr in jeder Hinſicht eine Karrikatur Klopſtock's, daß er auch deſſen beide poetiſchen Ideen, Vaterland und Religion, nach ſeiner Weiſe umprägte. Wie ihm die Poeſie in einer mechaniſchen Fertigkeit, Sylben zu ſtechen, beſtand, ſo ſchrumpfte dieſem engherzigen Mann auch das Vaterland in den idylliſchen Familienkreis zuſammen, und die Religion in eine ſchwarzgalligte altproteſtantiſche Polemik.

Der dritten und letzten Entwicklung des antiken Geſchmacks verdankt die deutſche Poeſie ausnehmend viel. Man drang endlich in den Geiſt des claſſiſchen Alterthums ein, und bildete daran den eignen Geiſt. Man bemühte ſich die plaſtiſche Klarheit, die natürliche Grazie und die Feinheit der Griechen auch auf die deutſche Poeſie überzutragen, dieſe darnach zu veredeln und zu verfeinern, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Eine Wechſelwirkung, ein wechſelſeitiger Unterricht der Völker iſt der Zweck ihres Verkehrs, das Reſultat aller hiſtoriſchen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein andres nachahmen kann, ſo bildet doch auch jedes etwas Reinmenſchliches aus, das jedes andre ſich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbeſtrittnen Ruhm der humanſten Bildung. Abgeſehn von

ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandesbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können, und nicht minder ihre gesellige Kunstbildung. Die Wahrheit, Natur und Grazie dieser Bildung leuchtet allen Völkern als Muster voran. Sie war rein menschlich, darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben der menschlichen Natur, sobald sie sich ihrer bewußt wird und einige Sicherheit in dem, was sie will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach, die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eignen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen.

Ohne Zweifel ist es der plastische klare Verstand und die leichte natürliche Grazie, was uns an den Griechen zuerst anziehen muß, was wir uns anzueignen den lebhaftesten Drang fühlen müssen, wenn wir nur einigen richtigen Takt, ein gesundes Naturgefühl aus dem Wust der mißgeschaffnen Perückenwelt gerettet haben. Darum wandten sich auch die ersten Männer, die den bessern Geschmack herstellten, sogleich an den Verstand, an die Grazie Griechenlands. Diese Männer waren Lessing und Wieland. Man kann in ihnen den Unterschied der Nord- und Süddeutschen nicht verkennen.

Lessing brachte die aberwitzig gewordne deutsche Poesie zuerst wieder zu Verstand. Er war zwar weniger Dichter, als Kritiker, aber die Masse von Verstand, die er in Bezug auf ästhetische Gegen-

stände entwickelte, war ein solid angelegtes Kapital, das der Poesie die fruchtbarsten Zinsen abgetragen. Alle seine Schriften athmen den Geist griechischer Klarheit. Er arbeitete seine Gedanken mit der Reinheit aus, wie der Grieche seinen Marmor. Sein Styl ist ganz plastisch, ohne Fehl, streng und doch fließend, fest und doch leicht, gleich dem der besten Classiker. Schon der Form nach sind seine Schriften, was sie auch enthalten, musterhafte Vorbilder. Selbst seine vielen Schriften über unbedeutende und ganz unpoetische Gegenstände zeichnen sich durch diese Klarheit und Schönheit der Form aus. Wenn man Klopstock immer nur im Ganzen auffassen muß, weil eine Betrachtung seiner Schriften im Einzelnen uns nur ermüdet, so muß man Lessing dagegen immer in der Nähe betrachten. Oft läßt uns seine sophistische Untersuchung nur einen schwachen Eindruck zurück, aber während des Lesens sind wir durch die geistreiche, klare, feine Darstellung entzückt. So deutlich Lessing's Styl das Studium der alten Classiker verräth, so ist er doch ganz deutsch. Jeder Deutsche kann so denken, so reden. Er hat nur den Geist der Griechen sich angeeignet, nicht sklavisch nur den Buchstaben, wie Voß. Dieser Styl Lessing's hat ungemein vortheilhaft auf die deutsche Literatur gewirkt. Vor ihm erlaubten sich die Schriftsteller, besonders die Dichter, die durch Gewohnheit gleichsam geheiligte Weitläuftigkeit und Dunkelheit ohne Scheu. Der Schwulst, die Unklarheit und Nachlässigkeit herrschten

noch durchgängig. Nach ihm mußte man sich schon bestreben, sich kürzer, deutlicher und geistreicher auszudrücken. Besonders über die spätern Dichtungen verbreitete sich eine größre Helle. Die Umständlichkeit wurde lästig und lächerlich. Lessing räumte scharf, keck und ein wenig grausam in der Literatur auf, wie Napoleon in der Politik. Dem schnellkräftigsten Verstande folgte der Sieg. Nach Lessing wurde die ganze deutsche Schriftstellerwelt klüger, besonnener; sie mußte sich mehr anstrengen, und gewann dadurch auch mehr Kraft und Sicherheit. Man durfte nicht mehr in gutmüthiger Dummdreistigkeit in den Tag hineinschreiben, man mußte denken, wählen, feilen. Erhielt der Verstand Anfangs vielleicht ein zu großes Übergewicht, so war dies wohl natürlich, da ein Extrem immer das andre weckt. Im Gegensatz gegen den frühern Aberwitz konnte sich wohl der Verstand auf Kosten des Gemüths ein wenig überschätzen. Lessing's Schriften selbst wehen uns statt mit poetischer Wärme sehr oft nur wie ein kalter schneidender Nordost an, seine Sophistik erstickt zuweilen das Gefühl, und weckt Gedanken in uns, statt Empfindungen, und seine glänzenden Sentenzen und Antithesen stören die poetische Illusion. Auch eine Menge norddeutscher Dichter nach ihm haben zu sehr dem Verstande gehuldigt und das Gemüth darüber vernachlässigt. Abgesehn von diesen Übertreibungen aber war Lessing's Wirken höchst segensvoll. Dem Verstande gebührt sein Recht auch in der Poesie und er allein kann vor

weinerlicher Empfindſamkeit, vor öder Phantaſterie, und vor Schwulſt und Unförmlichkeit bewahren.

Leſſing's Wirkſamkeit geht über den Kreis des antiken Geſchmacks hinaus. Sein univerſelles Genie war für die verſchiedenſten Schulen zugleich thätig. Er hob die deutſche Poeſie gleichſam in ihrem ganzen Umfang aus dem Schlamm ans Licht hervor. Sein Verſtand durchdrang alles, ſcheidete, reinigte, bezeichnete die Fehler, die Regeln, den Abweg und den rechten Weg.

Wieland that in ſeiner Art nicht weniger als Leſſing, indem er das den Deutſchen angenehm und leicht machte, was Leſſing ſtreng und oft mit Härte verlangte. Darum fand er auch eben ſo viele Freunde, als Leſſing Feinde. Der antike Geiſt, der ſich in Leſſing gleichſam kriſtalliſirt hatte, floß in Wieland leicht und behende dahin. Wieland war weniger um ernſte Strenge beſorgt, er machte ſichs leichter, aber die Deutſchen bedurften eines ſolchen Lehrers, der ſie nicht ſo anſtrengte, wie Leſſing. Sein großes unſterbliches Verdienſt beſtand darin, daß er den Deutſchen zuerſt einen Begriff von der griechiſchen Grazie beibrachte und ihnen die alten ſteifen Glieder lenkſam und beweglich machte.

Die deutſche Poeſie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichten Grazie ſich bewegend, war durch die Meiſterſänger in ſteifleinenes Gewand, nach dem dreißigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke verſteckt worden, wußte ſchier nicht mehr, wo

sie die Hände hin thun sollte, und spielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopstock und Lessing, diesen Plunder von sich und schritten aus der Menuett heraus, keck ihres eignen Ganges, so mußte doch in ihnen erst die Kraft sich sättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf Höheres, um sich vorzugsweise damit zu befassen. Dieser Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eignen genialen Geistes, in dem ausschließlich diese Tendenz sich offenbarte.

Wieland trat auf, der heitere, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerschöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze steife, verrenkte, manierliche, pathetische Zeit kennen, die ihm vorherging, um den freien Schwung dieses Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höhern Standpunkt der heutigen Zeit, zu dem er uns auf seinen Achseln selbst gehoben hat, etwa an ihm noch auszusetzen hätten, billig zu entschuldigen.

Wieland gab der deutschen Poesie zuerst wieder die Unbefangenheit, den freien Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend, schnitt er die Zöpfe der Philister herunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutschen, nicht so einseitig, wie die frühern schäferlichen Dichter, nackt in der idealischen

Idyllenwelt mit Lämmchen zu spielen, sondern in der Welt, wie sie ist, durch Entfernung der Unnatur die Natur von selbst wieder zu finden, und die entfesselten Glieder in leichter, sicherer Harmonie zu bewegen.

Sein ganzes Wesen war von jenem Geiste der Anmuth, des Frohsinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frei, fein und witzig, leicht, beweglich und unerschöpflich im Scherz, wie es der natürliche und gesunde Zustand des Lebens stets verlangt, und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegensatz der zähen und herben Zeit. Darum fand er auch mit sicherem Tackt, was die Vorfahren und andern Völker in liebenswürdiger Grazie auszeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die schwere Kunst, den eigenen Geist daran zu verfeinern, der eigenen Poesie es einzuhauchen und die Musterhaftigkeit desselben den Deutschen klar zu machen. Aber es war auch fast nur diese Grazie, die er bei seinem großen Studium der alten und fremden Poesie vor allem heraushob, als das ihn vorzüglich Ansprechende, ihm vor allen Geltende. Hier ist er der einzige.

Am stärksten ward Wieland's Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale seiner Grazie, dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geister sind in jener Heimath des Schönen heimisch geworden, jeder auf andere Weise. Ein Leben, wie das griechische, ist zu groß, als daß es ein Geist ganz erfassen

könnte. Nur ein Daseyn, in diesem Leben selber empfangen und genährt, könnte dazu berechtigen. Wir aber stehn fern jener Welt, und nur einzelnen Wanderern gelingt es, sie wieder zu finden, aber als Fremdlinge. Wieland machte die Harmonie und Grazie, von denen das ganze griechische Leben durchdrungen war, seinem Geiste eigen. Hatte vor Wieland wohl irgend ein neuer Europäer die griechische Grazie erkannt und in sich aufgenommen? Ehedem deckte man mit dem Helm und Harnisch, später mit Perücken und Frisuren, unendlichen Westen, Manschetten und Reifröcken den herrlichen Gliederbau, die natürliche Wohlgestalt. Was Winkelmann hier für die plastische Kunst, das that Wieland für die Dichtkunst. Er lehrte an dem Muster der Griechen wieder natürliche Schönheit anerkennen und gestalten. Aber schwerlich mochte man, wenn es auch unverkennbar ist, daß er eine der vorstehendsten Seiten des griechischen Wesens aufgefaßt, doch behaupten können, er habe die Tiefe des griechischen Genius ganz durchdrungen, so wenig als die Tiefe der Romantik. Die plastische Schönheit der griechischen Baukunst und Statuen, der Frohsinn und die Harmonie des griechischen Lebensgenusses, die spiegelreine Glätte der griechischen Philosophie reichten den vollen Blüthenüberhang ihm über die hohe Mauer der Zeit herüber, aber nur diesen. Seine griechischen Romane entsprechen daher nur in einem Sinn dem griechischen Genius, und sind übrigens Produkte

Wieland's und seiner Zeit und dieser eingebürgert, und auch der französische Geschmack hat seinen Theil daran.

Zu den Franzosen wandte sich sein Genius in eben demselben ursprünglichen Bedürfniß, wie es Friedrich der Große und andere seiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philosoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltsinn, an dem Sinn für sichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältnisses, woraus zugleich immer die Kunst derselben entspringt, hatten die Franzosen uns Deutsche längst übertroffen. Sie waren allerdings nach ihrer Weise, in einseitige Manier, und ihre Leichtigkeit in Leichtsinn verfallen, aber im Ganzen sprach ihre Tendenz jeden kräftigen deutschen Geist an, der wie eine Blüthe aus dem Holze schlug. Wieland machte sich dieselbe völlig zu eigen, und wenn er einiges von der französischen Manier dazu auffaßte, so war dies wohl zu übersehen. Im Ganzen hat er als echter Deutscher von dieser Manier sich abgestoßen gefühlt, und wirklich ist keine seiner Dichtungen als eine Nachahmung der Franzosen zu betrachten. Er fühlte sich vielmehr zu den Griechen und Italienern und zu der Ritterpoesie hingeneigt. Von seinen romantischen Dichtungen reden wir später. Auch sie athmen denselben Geist der attischen Grazie, und scheinen nur halb dem Lucian nachgebildet.

Spätere Dichter eigneten sich in noch höherem Grade die Vorzüge der Griechen an. Sie schritten vom Klaren zum Starken, vom Leichten zum Schönen fort. Herder, Göthe, Schiller, die Brüder Schlegel tranken aus dem reinen Quell des griechischen Lebens. So weit griechischer Geist mit deutschem sich vermählen kann, ist er in den Werken jener Männer enthalten. Dürfen wir eine Vergleichung wagen, so ist Herder unser Plato, Göthe unser Homer, Schiller unser Sophokles. Im Allgemeinen hat indeß ionische Weichheit und attische Feinheit unsern Dichtern und Prosaisten am meisten zugesagt, und Göthe erscheint deßfalls unter allen neuern den Griechen am verwandtesten. Oder fühlt ihr nicht die sanfte ionische Luft, wenn ihr seinen Wilhelm Meister, seinen Tasso, seine Iphigenie lest? Die spiegelhelle Klarheit seiner Sprache, die Unmittelbarkeit seiner Naturanschauung ist seit Homer noch von keinem wieder erreicht worden. Dieser Zauber der Form, den wir den Griechen abgelernt, ist aber so wenig blos in die engen Schranken einer Zeit, eines Volks und einer Sprache gebannt, daß er sich neuern romantischen Dichtungen mitgetheilt hat, deren Tendenz sehr verschieden von der antiken Tendenz ist. Dagegen sind gerade die künstlichen Nachahmungen des Antiken, z. B. der Trauerspiele von Sophokles und Euripides, wie sie die Franzosen und nach ihnen Göthe, Schiller, Schlegel und andre versucht haben, nicht das Gelungenste. Es verdient

Beachtung, daß die anerkannt besten Nebenbuhler der griechischen Anmuth und Natürlichkeit Romantiker sind, und zwar in ihren romantischen Darstellungen, nicht in ihren absichtlichen Nachahmungen des Antiken. Leicht gesellt sich zu dem vollen, kräftigen, tiefen und zarten Gemüth der Romantik die edle, freie und klare Grazie der antiken Form. Darum gelang es auch den Romantikern leicht, die fremde Göttin in ihren Zauberkreis zu ziehen, und den Zopfgelehrten und Sylbenstechern niemals, wenn sie auch ihre philologischen und mythologischen Briefe für Gevatterbriefe der Athene selbst ausgaben.

Verlassen wir nun die antike Schule, um zur romantischen überzugehn. Auf diesem Wege finden wir eine Schwierigkeit seltsamer Art. Man weiß nicht recht, was eigentlich unter dem Romantischen verstanden werden soll. Dieser Name wird auf die verschiedenste Weise gebraucht und gerechtfertigt. Im Allgemeinen und dem Namen nach versteht man darunter die Gattung von Poesie, die zuerst im christlichen Mittelalter ihren Ursprung nahm und im Geist desselben sich fortentwickelte. Romantisch war die Hierarchie, das Kaiserthum und die ganze Mischung europäischer Völker aus Deutschen, Kelten und Römern seit der Völkerwanderung, und romantisch nennt man daher auch die Poesie jener Völker und jener Zeit. Man hat aber auch die moderne Poesie unsrer Zeit mit unter diesem Namen begriffen, obgleich sie der ältern des Mittelalters nur noch theilweise ähn-

lich ist. Man hat alles romantisch genannt, was nicht antik ist, und da man unter dem Antiken das Regelmäßige verstand, das Romantische aber das Unregelmäßige, es als eine Art von Naturpoesie bezeichnet. Man nennt wieder insbesondere das Wunderbare romantisch, das Dämmernde, das Helldunkel, und in diesem Sinne spricht man von romantischen Gegenden, Momenten, Stimmungen, Hoffnungen. Endlich hat man in neuesten Zeiten das Volksthümliche romantisch zu nennen beliebt, und demzufolge selbst die alten Griechen in ihrer Art Romantiker genannt.

Der allgemeine Charakter des Romantischen, der auch allen jenen verschiednen Anwendungen dieses Namens zu Grunde liegt, besteht allerdings in etwas Wunderbarem und Geheimnißvollem, das der klaren Verständlichkeit der antiken Poesie, so wie der modernen entgegensteht. Dieses Wunderbare ist von religiösem Ursprung. Es beruht auf dem Glauben an das Übernatürliche, Übersinnliche, und hängt darum innig mit dem Christenthum zusammen. Die antike Poesie zog selbst das Wunderbare der Religion in den Kreis des Natürlichen, die romantische machte selbst aus dem Natürlichen etwas Wunderbares und Religiöses.

Wir bemerken im Allgemeinen eine fünffache Entwicklung des romantischen Geschmacks in der neuern Zeit, und in jeder erscheint dieses Wunderbare auf eigne Weise. Von der echten alten roman-

tischen Poesie des Mittelalters blieb nach der Reformation nur noch eine Karrikatur übrig. Das religiöse Wunder war verschwunden, es gab nur noch ein profanes, das in Zauberopern, Feenmärchen und Rittergedichten spielte. Daran schlossen sich später die Geistergeschichten, endlich die Karfunkelpoesie Werner's, die magnetischen und diabolischen Novellen Hoffmann's und die Schicksalstragödien. Die ganze Gattung wird dadurch charakterisirt, daß sie das Wunderbare in den Begebenheiten, in der Wirkung romantischer, dunkler Mächte auf die Schicksale der Menschen sucht. Sie ist die gröbste Gattung des Romantischen. Der Mensch erscheint in diesen Dichtungen als ein Spielzeug, als eine Puppe der höhern Macht, und diese ist wieder nur der deus ex machina. Diese Poesie verfehlt ihre Wirkung und wird lächerlich, weil sie allzugrob täuscht und dem Unglauben alle Waffen des Spottes in die Hände gibt.

Die zweite Gattung des Romantischen entstand ein wenig später. Sie sucht das Wunderbare im Menschen, in großen Charakteren, und nähert sich deßfalls der tragischen Kunst der Griechen. Aber wenn diese ihre Charaktere gleich ihren Statuen in völlig plastischer Klarheit darstellen, welches ihnen immer nur in Bezug auf die Handlungen dieser Charaktere, oder auf den Willen derselben, kurz nur in sittlicher Beziehung gelingen kann, so suchen die Romantiker dagegen jene dunklen, geheimnißvollen Tie-

fen der menschlichen Natur aufzuschließen, in denen die Gemüthskraft ihre Wunder wirkt. Darin aber kommen die Romantiker wieder mit den alten Tragikern überein, daß sie die menschliche Natur idealisiren, oder ihren ursprünglichen Adel, ihre Unschuld, ihre Größe, ihre Genialität darstellen.

Die dritte Gattung des Romantischen entstand noch später erst mit der Schule Schelling's, obgleich Jakob Böhme schon längst den Weg dazu geöffnet hatte. Sie ist dadurch charakterisirt, daß sie das Wunder im Weltganzen sucht, und sie geht daher bis zur ältesten Poesie der Kosmogonien und Mythologien zurück. Ihr Wesen besteht in einer poetischen Ansicht des ganzen Universums. Zu den Dichtern dieser Gattung dürfen die meisten Schüler Schelling's gerechnet werden, vorzüglich Görres und Steffens, obgleich man noch immer nicht anerkennen will, daß diese den Namen von Dichtern verdienen, weil man immer noch in dem Wahne lebt, die Poesie dürfe sich nur mit Theilen, nie mit dem Ganzen, nur mit dem Kleinen, nie mit dem Größten beschäftigen. Doch läßt man wenigstens den einsamen Novalis für einen Dichter gelten, als ob er allein diese ganze Gattung ausfüllte.

Als eine vierte Gattung des Romantischen müssen wir noch insbesondere die katholische Poesie unterscheiden, wie sie nach dem Vorgange Tieck's sich auch eine Schule gebildet. Sie ist als eine Wiedererweckung der echten Poesie des Mittelalters zu be-

trachten, ſteht daher aber auch zur übrigen neuern Poeſie in demſelben Verhältniß, wie die antike Poeſie. In der ganzen Lebensanſicht einer fernen Vorzeit befangen, hat ſie einen beſchränkten Kreis und findet beim großen Publikum wenig Eingang.

Endlich gibt es noch eine fünfte Gattung des Romantiſchen, die immer mehr die wichtigſte zu werden ſcheint. In vieler Hinſicht dürfen wir Herder als den Begründer derſelben anſehn. Sie ſucht das romantiſche Wunder in dem Nationellen, in der eigenthümlichen Natur und Weiſe der Völker. Ihr Koryphäe iſt jetzt Walter Scott.

Wir wollen nun jede dieſer romantiſchen Schulen näher ins Auge faſſen. Die erſte ſucht den romantiſchen Reiz in wunderbaren Begebenheiten, Abenteuern, Schickſalen. Die Menſchen, die Charaktere ſpielen hier eine untergeordnete Rolle; glänzende Decorationen, überraſchende Maſchinen ſind die Hauptſachen. Der Menſch gilt nicht durch das, was er iſt, fühlt, denkt, thut, ſondern nur durch das, was mit ihm geſchieht. Natürlich ſpielt dieſe Poeſie mannigfaltig in die mittelalterliche Volks- und Sagenpoeſie hinüber, allein ſie bedient ſich derſelben willkürlich nur als Mittel, ſie entlehnt viele Wunder aus dem Volksglauben, nur um damit zu ſpielen. Sie wirft daher auch gern allen Volksglauben durcheinander, und miſcht griechiſche Götter, arabiſche Feen, nordiſche Elfen und chriſtliche Engel und Teu-

fel bunt zusammen. Dies unterscheidet sie wesentlich von der eigenthümlichen Volks- und Sagenpoesie, die streng in sich beschlossen, ihren eigenthümlichen nationellen Charakter nie verläugnet.

Man kann dieses Wunderbare auf dreierlei Weise behandeln, auf eine naive, ironische oder sentimentale, d. h. mit Glauben, Unglauben oder Aberglauben. Naiv und gläubig sind die Kindermärchen, von denen wir eine große Anzahl und vorzügliche Auswahl besitzen, obgleich sie wenig berühmt sind, und unter andern glänzenden Erscheinungen der Literatur sich verlieren. Tieck ist der Meister in dieser naiven Gattung. Die gemeinschaftliche Quelle dieser Dichtungen ist immer der alte Volksglauben, und hieraus schöpfen sie ihre Tendenz, wenn sie auch sonst durchaus neue Erfindung seyn und verschiedenartigen Volksglauben vermischen sollten. Das Publikum für solche Dichtungen sind und bleiben die Kinder und kindliche Menschen, und der Dichter muß sich, wie der Leser in das unbefangne Jugendalter zurückversetzen. Man kann die Produkte dieser Art wieder in die bunten, phantastischen, blos ergötzenden, und in die tiefsinnigen eintheilen, in deren leichtem Spiel ein schöner Sinn, eine Lehre, ein tiefes Gefühl geheimnißvoll verborgen liegt. Von der letzten Art sind besonders die Romanzen, die an die mährchenhaften Novellen sich anschließen. Im Allgemeinen aber sind alle modernen Mährchen und Romanzen, die sich nicht an einen bestimmten alterthüm-

lichen Volksglauben halten, oder mit demselben Heterogenes und Neues vermischen, nicht so rührend und eindringlich, als was uns das Alterthum selbst als echte Volkspoesie aufbehalten hat, oder was neuere Dichter streng im alten Sinn ausgebildet haben. Dieser Unterschied ist nicht unwichtig. Zwar wird die Mährchenwelt ewig ein Volk behalten, bei dem sie heimisch ist, die Kinder; aber das geheimnißvolle Band zwischen der Kindheit der Nation und ihren immer sich verjüngenden Kindern darf nicht zerrissen werden. Mit den Kindern blühe jene kindliche Poesie des Volkes fort. Die modernen, gekünstelten, aus allerlei Gelehrsamkeit zusammengebacknen Mährchen entbehren des natürlichen Zaubers, des eindringlichen Wesens, des verwandten, gleichsam mütterlichen Tones, der alle alten echten Volksmährchen so beliebt und vertraut macht.

Wundergeschichten von der ironischen Art haben wir zuerst aus Spanien, Italien und Frankreich, hauptsächlich von Ariost entlehnt. Wir besitzen deren eine unzählbare Menge in allerlei Formen, in Schauspielen, Heldengedichten, Mährchen, Novellen, Romanzen. Wieland und Musäus waren die Koryphäen dieser Dichtungsart. Sieht man auf das Glänzende, Blendende, Bunte wechselnder, überraschender Wundererscheinungen, so ist die Oper ihr eigentlicher Schauplatz. Sieht man auf das komische Spiel des Zufalls, so hat hier das komische Heldengedicht und das Lustspiel seine vorzüglichste Weide

gefunden. Auch für die Satyre gegen den Aberglauben bietet sich kein besserer Stoff dar, als das Wunderbare, das man ironisch behandelt. Schlechterdings verwerflich aber ist die ungläubige, spöttische Behandlung echter alter Volksmährchen, wodurch ihr ganzer Zauber verloren geht. Musäus hat hierin schon gefehlt, Tieck aber die beste Manier getroffen. Das Wunderbare ist wie das Wirkliche ernst und heilig oder komisch und profan, beides in einer höhern Potenz. So hat Tieck das Heilige in tiefsinnigen, ernsten, romantischen Schauspielen und Novellen, das Komische in den lustigsten und geistreichsten Possen von der Welt behandelt. Für das Trauerspiel eignet sich das Wunderbare der Begebenheiten nicht, weil hier der Charakter immer vor den Begebenheiten vorherrschen muß. Aber das Lustspiel ist seine eigentliche Heimath, hier herrscht der Zufall unumschränkt über den Charakter. Die besten Lustspiele, die es gibt, von Shakspeare, Gozzi, Tieck bewegen sich in diesem wunderbaren Lande.

In der neuesten Zeit ist indeß die sentimentale und abergläubige Behandlung des Wunderbaren die herrschende geworden, und daraus sind unzählige literarische Mißgeburten entsprungen. Wenn wir uns an den Gegenständen des alten Aberglaubens jetzt noch poetisch weiden wollen, können wir es nur, indem wir uns entweder in das naive Kindesalter zurückversetzen, oder diese Gegenstände mit Ironie und Humor behandeln. Wenn wir aber mit aller Ernst-

haftigkeit des erwachsnen Alters, mit allem Pathos eines vorgeblichen Glaubens und mit sentimentaler Schwärmerei den Unsinn behaupten, so werden wir albern, statt poetisch zu werden. Es ist dies eine Krankheit der gegenwärtigen Zeit, die mit vielen andern Erscheinungen zusammenhängt, eine Folge des hypochondrischen Stubensitzens.

Wir unterscheiden zwei besondre Gattungen dieser abergläubigen Poesie, die eine, die darauf ausgeht, zu borniren, die andre, welche schrecken und entsetzen will. Beide kommen aber darin überein, daß sie Unsinn für Sinn ausgeben, und dem albernsten Aberglauben fröhnen. Beide schildern uns wunderbare Begebenheiten, bewirkt durch unbekannte, dunkle Wundermächte, die mit den Menschen ein willkürliches Spiel treiben. In der ersten Gattung erscheinen diese dunkeln Mächte als mystische, geheime Clubbs von überirdischen, zaubermächtigen Wesen, und hier spielen die Menschen oder Helden die Rolle von Schülern, die geprüft werden. In der zweiten Gattung sind die dunkeln Mächte das Schicksal oder gar der Teufel, und hier sind die Menschen Opfer, deren Qualen den poetischen Effekt bewirken sollen.

Die erste Gattung war die frühere. Sie ging aus dem Freimaurerwesen und aus der Wundersucht hervor, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in geheimen Gesellschaften Mysterien aller Art suchten. Die Neugier hielt das Unmögliche für möglich, und die naive Dummdreistigkeit wollte sich

auf dem bequemsten Wege der Meisterschaft in der Weisheit bemächtigen, indem sie sich zum Mitglied eines Bundes im Verborgnen aufnehmen ließ. Endlich trieb die Eitelkeit großer Kinder in den wirklichen Gesellschaften oder durch Vorspiegelung derselben ihr müssiges Spiel. Wie hätte die Literatur einem Treiben fremd bleiben sollen, das in der wirklichen Welt so viel Sensation machte? wie hätte besonders die poetische Literatur ein so ergiebiges Thema nicht behandeln sollen, da die Wundersucht einen so poetischen Anstrich hatte? Die Scenen, die Gaßner, Philadelphia, Wöllner, die Freimaurer, Rosenkreuzer und Illuminaten in der Wirklichkeit aufführten, spiegelten sich in zahllosen Geschichten von Gespenstern, Zauberern und mystischen Gesellschaften. Selbst ausgezeichnete Dichter ließen etwas von diesem Wunderwesen in ihren Werken anklingen, halb ernsthaft, halb ironisch, so Göthe im Wilhelm Meister und Großkophta, Schiller im Geisterseher, Jean Paul im Titan. Jenem Unwesen huldigte auch eine der berühmtesten deutschen Opern, Mozart's Zauberflöte, und sie wirkte nicht wenig auf die Liebhaberei des Publikums an dergleichen Unsinn. Unter den Romanschreibern zeichnete sich in dieser Gattung vor allen Vulpius aus, dessen Rinaldini den ganzen Apparat mystischer Gesellschaften und überraschender Zauberstückchen enthielt, und ein wahres Volksbuch wurde. Den höchsten Gipfel aber dieser Poesie erreichte Werner, der sie zur tragischen Würde zu erheben bemüht war.

Werner suchte diese Erhebung und Veredlung dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen sollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderwesen unter die religiösen Ideen der Vorsehung und Prädestination brachte. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trocknes Gehirn, denn wer mag läugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war. Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Gluth warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdischen Menschen ablegen, um den himmlischen anzuziehn. In seiner tiefen Zerknirschung galt dem Dichter jetzt der Wahlspruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Kleid!

in seiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Tugend eitel sey, daß der Mensch willenlos und blind den Schluß des Verhängnisses vollziehe, daß er zu allem seinem Thun und Leiden prädestinirt sey. Alle seine Gedichte verkündigen diese Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängnisses in das helle Reich von «Azur und Licht» oder in das Dunkle von «Nacht und Gluth» geführt. Eine mystische Gesellschaft übernimmt die irdische Leitung, und man kann darin ein Analogon der hierarchischen Tribunale nicht verkennen. Jene

Söhne des Thals, jene mystischen Alten bilden bald eine heilige, bald unter einem allerheiligsten Ältesten ein Inquisitionsgericht, und dieser Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquisitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal sagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
der Santa Casa heiligen Registern.

Die Helden sind von Geburt an zu dem bestimmt, was sie thun oder leiden müssen. Die einen sind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpossen, nachdem sie wie Tamino durchs Feuer und Wasser gegangen sind, wohlbehalten in den ihnen längst bestimmten Himmel einziehn. Das Schicksal spielt eine Zeitlang Verstecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet seine andere Hälfte; wären die beiden Leute auch noch so weit von einander entfernt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollten sich «der Nordpol zum Südpol beugen» müssen.

Da den Helden auf diese Weise alle Freiheit genommen ist, so kann auch diese Art von Poesie niemals zur tragischen Würde sich erheben, wie große Mühe Werner sich auch deßfalls gegeben hat. Indeß mangelt es seinen Gedichten nicht an religiösem

Tiefſinn und an einer gewiſſen Gluth der Andacht, beſonders in den lyriſchen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er faſt immer nur die Lichtſeite jenes Fatalismus aufgefaßt, ſein einziges vollkommnes Nachtſtück war der vierundzwanzigſte Februar. In den letzten Jahren iſt jene erſte Gattung der fataliſtiſchen Poeſie mit dem ganzen Apparat von myſtiſchen Geſellſchaften und menſchenbeglückenden Zauberbünden im Verborgnen beinah verſchollen. Man lacht nur noch darüber.

Deſto wichtiger iſt die zweite Gattung geworden, welche denſelben Fatalismus aber von der Nachtſeite auffaßt. Hier ſind die ſchwarzen dämoniſchen Mächte die geheimen Maſchiniſten des Wunderbaren, und man hat ſie bald mehr in chriſtlichem Sinn als den Teufel, den Verſucher und Verderber, bald mehr im antiken Sinn als die Nemeſis oder als die Hekate und die Furien dargeſtellt, und zwar wieder bald in Romanen und Novellen, bald in Tragödien. Dort war Hoffmann, hier iſt Müllner der Chorführer. Beide haben unzählige Nachahmer gefunden und ſind gegenwärtig noch ſtark in der Mode.

Hoffmann machte leibhaftig mit dem Teufel ein Bündniß, aber nur, um ihn und ſich dadurch in die Poeſie einzuführen. Dieſen etwas bizarren Geſchmack mußte die Originalität und der früher ſchaarenweis emigrirte, jetzt ſchaarenweis heimkehrende Aberglaube beſchönigen und zuletzt konnte der Dichter ſich immer wie in eine unüberwindliche Feſtung auf

den Spruch Hamlet's zurückziehen: Unter dem Monde gibt es noch viel, wovon unsre Philosophen sich nichts träumen lassen. Auch Hoffmann war überspannt, wie Werner, und gemüthskrank. Seine ganze Poesie ist von dieser Krankheit angesteckt, und ihr Gegenstand selbst ist die Krankheit. Er vertiefte sich in jene Nachtseite der Natur, die Schubert wissenschaftlich dargestellt, und malte sie poetisch aus. Er machte den Menschen zu einem Spielball der in ihm selber schlummernden dämonischen Gewalten, des Wahnsinns, der Phantasmorasie, der magnetischen und sympathetischen oder antipathetischen Naturkräfte. So unsinnig und unwürdig er indeß seine Helden behandelt, indem er ihnen alle Freiheit und Vernunft raubt, so daß sie sich oft wie tolle Schafe im Zirkel zu drehn scheinen, so kann ihm doch ein großes Talent in der Schilderung des Grauenhaften und besonders der Seelenpein nicht abgesprochen werden. Der psychologische Kampf seiner Helden, ihr Schwanken zwischen Vernunft und Wahnsinn, Humor und Todesangst, ist meisterhaft dargestellt und die Dramatiker sollten von ihm lernen, wie vom Hamlet. Damit verbindet sich auch sein musikalisches Element; die Seele seines Helden wird von dunkeln übernatürlichen Kräften bewegt und im Sturm aller Leidenschaften aufgerührt, wie eine Äolsharfe. In der Kunst der Dissonanzen und des Schrecklichen kann er mit Mozart verglichen werden.

Müllner bildete nach dem Vorgang Werner's die Schicksalstragödie zu jener furchtbaren Karrikatur aus, in welcher sie gegenwärtig auf allen Bühnen herumpoltert. Werner's Februar gab den ersten Anstoß, Müllner's Schuld erreichte den Gipfel und andre haben dann diese Manier in der Breite weiter um sich greifen lassen. Sie reiht sich unmittelbar an die schon geschilderte Manier Werner's an, nur daß sie das Schicksal immer ein feindseliges, rächendes, zerstörendes seyn läßt. Es wird aber nöthig seyn, diese neue Schicksalstragödie von der alten zu unterscheiden.

In der antiken Tragödie war das Schicksal, das eiserne, unerbittliche, wahrhaft erhaben, furchtbar und schön, würdig der Idee, die wir vom unerforschlichen Verhängniß haben sollen. Es stand als ewige Nothwendigkeit der himmelstürmenden Freiheit entgegen, und das Maaß seiner Erhabenheit lag in der Kraft und Würde des Helden. Je freier, größer, göttlicher der Held, desto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn stille stehn hieß. Kampf des Helden gegen das Schicksal war die Grundidee des Trauerspiels und das Schicksal, das freilich an sich unüberwindlich und ewig sich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerstandes und durch den Werth seines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poesie zukommt. Im freien Willen, in der Kraft und im innern Werthe des Helden lag also das Kriterium der Tragödie.

Je größer und würdiger der Held, desto gewaltiger das Schicksal, desto erhabener der Kampf, desto edler die Dichtung. Der Held in seinem Widerstande war der Maaßstab des ganzen Gedichts. So hat auch Schiller das Trauerspiel aufgefaßt, und es bei den Deutschen zu einer Lieblingsdichtung gemacht. Was ist aber daraus geworden, als kränkliche Originalitätssucht und moralische Impotenz sich auf Schiller's Lorbeern weich zu betten gedachten?

Die Helden der neuen Schicksalstragödie sind willenlos, ohne Werth, ohne Würde. Sie sind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehn ihre schauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Ein Fluch treibt sie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder angehext von einer Zigeunerin, und ihre Sünde, wie ihre Strafe ist durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder muß freveln, weil heute gerade der 24ste oder 29ste Februar ist. Nicht aus Lust, nicht aus eignem Willen sündigt er; ist eine Lust in ihm, so ist sie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja der Teufel nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja sündigen, wenn die Mitternachtglocke schlägt, und der Dolch ist der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren soll, ist die verhängnißvolle Zahl; der Zeiger rückt und das Schreckliche geschieht. Die Ansicht der Hexenprocesse wird geistreich, wenn man sie mit die-

ser fatalistischen Ansicht vergleicht. Dort hat doch der Mensch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben. Es gibt einen heldenmüthigen Kampf, wie der Sintrams gegen seine Gefährten, oder ein ehrliches Pactum, wie zwischen Faust und Mephistophel. Hier aber hat der Held weder eine Wahl, noch einen Genuß dabei, und die dunkle Macht selbst hat nicht das Vergnügen, den starken Geist im Menschen, seine Heldenkraft oder seine Weisheit zu bekämpfen, und nicht den Triumph eines Sieges, sondern nur ein geistloses Spiel mit Puppen. Dem Teufel selbst müßte dieses Spiel, wobei er nichts zu verführen, nichts zu überlisten, keine heilige Kraft zu entweihen, keinen Engel fallen zu machen, sondern nur an längst gelieferten Subjecten das Henkeramt zu vollziehn hätte, sehr langweilig vorkommen.

Das Schicksal selbst erscheint demzufolge hier eben so verändert als der Held. Wie der Held seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, so auch das Schicksal. Es ist nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, die blinde Naturgewalt, die ewige Schranke des allzukühnen Helden, sondern es ist eine spielende Willkür geworden. Es ist nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerstand mehr findet, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Da es selbst aber allein handelt, und zwar nach einem willkürlichen Plan, den es in irgend einem Fluch ausäet, der Held aber nicht mehr handelt, sondern sich passiv

verhält und mit sich machen läßt, was das Schicksal will, so ist eigentlich das Schicksal selbst der Held geworden. Wir interessiren uns nur noch für die Thaten des Schicksals, für dessen schlaue, listige, grausame Possen, die es mit dem Menschen spielt. Der Dichter muß daher den Effect seiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, sondern durch den Charakter des Schicksals zu bewirken suchen. Der Effect, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen ist, muß in dem künstlichen Plan, in der Sonderbarkeit und Grausamkeit des Schicksals erreicht werden. Das Schicksal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangnen Maus zu spielen, und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dies muß nun, wenn es gefällig seyn soll, auf eine recht umständliche und möglichst grausame Weise geschehen. Je tückischer sie mit ihr spielt, je länger sie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künstlicher die Sprünge angelegt sind, bis endlich die Unglückliche den salto mortalo in den aufgesperrten Rachen macht, desto mehr macht das ganze Spiel Effect. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragischen Helden größer und würdiger zu behandeln, sondern nur die Hinrichtung desselben künstlicher und martervoller zu verlängern.

Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Criminalgeschichten, die man dem Bürger- und Bauersmann zur Warnung in die Kalender setzt. Dolch, Gift, Selbst-

mord und Blutschande sind gleichsam das tägliche Brod dieser Helden und die Dichter sind nur verlegen, wie sie es gräßlich genug machen sollen, damit das Schicksalspiel noch einigen Reiz der Neuheit gewinne. Schade nur, daß das Gebiet des tragischen Schicksals da beginnt, wo das der Criminaljustiz aufhört. Die Justiz greife dem Dichter, der Dichter der Justiz nicht ins Handwerk. Wenn jener gemeine Verbrecher abthut, so ist es eben so schlimm, als wenn diese nach der Ästhetik statt nach dem corpus juris richten wollte. Freilich, wem das Schaffot ein Theater ist, der macht auch gern aus dem Theater ein Schaffot.

So unwürdig, ja schändlich diese Entweihung der tragischen Muse ist, so haben die Urheber derselben doch eines großen Beifalls sich erfreut, theils, weil das Publikum immer noch roh und blutdürstig genug ist, um sich an jenen Schlächtereien zu weiden, theils, weil die beliebtesten Stücke darunter wirklich mit schönen Versen, Sentenzen, Phrasen und Sentiments ausgestattet sind. Aber der Mißbrauch der poetischen Form kann nie entschuldigt werden, und gerade je schöner die Formen sind, desto abscheulicher ist es, einen so unwürdigen Inhalt damit aufzuputzen. Wie sehr diese Dichter sich bemühen, das Gemeinste im erhabensten Pathos vorzutragen, die nichtswürdigsten Verbrecher oder bloße Schicksalspuppen in Bravour-Monologen zu echten Helden zu stempeln, so schlägt doch das Gemeine

immer durch alle Phrasen hindurch, und man kann darauf nur anwenden, was Platon einmal sagt: »Wir dürfen uns nicht überreden lassen, noch leiden, daß ein Gott so furchtbare und gottlose Dinge verübt habe, wie lügenhafte Dichter jetzt von ihm sagen. Vielmehr müssen wir die Dichter dazu anhalten, daß sie entweder nicht diese Handlungen von den Helden erzählen, oder daß sie dieselben nicht für Söhne der Götter ausgeben.«

Noch eins sind ich an dieser Gattung von Schicksalstragödien bemerkenswerth. Sie sind unnatürlich, gekünstelt, forcirt von ihrer Entstehung an. Sie gehn nicht aus einem Drange des Gemüths hervor, sondern aus einer Berechnung des Verstandes, der etwas Neues, Außerordentliches erzwingen will. Es ist dem Dichter um Effect, um ephemeren Ruhm, um Recensentenlob zu thun. Daher die merkwürdige Erscheinung der Selbstrecension schon im Stück. Die Helden reflectiren auf dem Theater selbst in wohlgesetzten Versen über ihre tragische Bedeutsamkeit und Originalität. Der Dichter arbeitet dem *Recensenten* vor, und weist immer auf den Paragraphen seiner Ästhetik hin. Er will eigentlich nicht, daß wir gerührt werden sollen, wir sollen nur das stupende Genie des Dichters bewundern, analysiren, kritisiren. Wir sollen nicht selbst tragisch erschüttert werden, uns nicht selbst fürchten oder erschrecken, sondern nur einsehn, daß die Tragödie diese Wirkung bei Andern hervorbringen könnte. Und das Parterre ist

auch damit zufrieden. Unbegreifliche Selbsttäuschung! Wenn der Zuschauer nur dem Dichter in die Karten sehn kann, so begnügt er sich, ob er gleich das Spiel selbst verliert. Wenn er nur die Absicht des Dichters durchschaut, vergißt er, daß er von der Wirkung nichts verspürt. Er prahlt mit den aufgeschnappten ästhetischen Brocken, wird aus einem Zuschauer ein Mitschuldiger des Dichters und fühlt nicht, daß er allein den Schaden davon hat.

Das natürliche Wohlgefallen am einfachen Schönen, das nicht erzielt werden kann, wird durch blendende Künstlichkeit ersetzt. Der Dichter versteigt sich an die äußersten Gränzen des Möglichen und da ihm bis dahin kein großer Mann vorangegangen, dünkt er sich und auch dem rohen Publikum selbst ein großer Mann. Die Poesie leidet hier an derselben forcirten Virtuosität, wie die Musik. Der Künstler strebt statt des Schönen das Außerordentliche, statt der einfachen Mitte der Kunst ihre äußersten Enden darzustellen, wie der Seiltänzer nicht die höchste Anmuth, sondern nur die höchste Fertigkeit zeigt.

Die erste der fünf romantischen Dichtungsweisen sucht also, wie wir eben betrachtet haben, das Wunderbare in den äußern Schicksalen des Menschen. Die zweite sucht es dagegen in den Charakteren. Sie macht den Menschen und das innre Wunder seiner Seelengröße und Seelenschönheit zu ihrem Gegenstande. Sie verhält sich also zu der erstgenannten

Schule wie ihre Gegenstände selbst, das heißt wie Inneres zu Äußerem.

Der Mensch allein ist ihr Held, und zwar das an ihm, was ursprünglich sein eigen ist, sein Charakter, und in diesem wieder das Ideal. Sie kennt nichts Höhres als den Menschen und das Göttliche in ihm. Er ist der Mittelpunkt und Gipfel der Schöpfung. Alles andre dient ihm nur als Folie. Natur und Geschichte neigen sich vor dem Göttersohn, der sie beherrscht. Den Menschen in der Mitte und im Hintergrunde die Welt stellt uns diese Poesie das natürlichste und zugleich erhabenste Schauspiel dar, dessen sie fähig ist. Ohne Zweifel ist die den Menschen idealisirende Romantik die natürlichste und zugleich höchste Poesie. Es gibt nichts Höheres für die poetische Darstellung als die menschliche Seele in ihren größten, edelsten und zartesten Äußerungen. Wie der Mensch die Krone der Schöpfung ist, so ist auch die Plastik der Alten, welche den menschlichen Körper idealisirt, die Krone der antiken, und die romantische Dichtungsart, welche die Seele und den Charakter des Menschen idealisirt, die Krone der neuern Kunst.

Diese Poesie ist wie die höchste, so auch die allgemeinste, es ist die Poesie der Humanität im Gegensatz gegen [illegible] der Nationalität. Sie hebt den Menschen gleich einem Gott empor aus den bewegenden Schranken der Völker, Stände, Sitten. Sie stellt in ihm das Bild der reinen Menschlichkeit dar,

in dem alle Zeiten und Völker sich verständigen, denn nur diese Humanität ist das höhere Band, das alle vereinigt. Von jeher waren die größten Dichter die Propheten dieser Humanität und nur dadurch haben sie sich allen Menschen zu den verschiedensten Zeiten gleich lieb und werth gemacht.

Diese Poesie stellt Ideale der menschlichen Größe und Schönheit als helleuchtende Muster auf; sie denkt sich das Vollkommenste, dessen die menschliche Natur fähig ist, als wirklich erreicht; sie bringt jede schöne Seite der Menschen zur Erscheinung, jeden Keim des Edlen zur Entwicklung. Aber sie dichtet nicht nur, was nicht wirklich ist, sie nimmt ihre Bilder auch aus der wirklichen Geschichte und verewigt die Helden, die eine höhere Natur in sich ausgeboren, die Schranken der Gemeinheit durchbrochen, und die Menschheit weiter geführt haben. Hier geräth aber diese Poesie zwischen eine Scylla und Charybdis, welche viele Dichter nicht zu vermeiden gewußt haben. Das Idealisiren erdichteter Personen führt leicht von der Natur ab ins abstracte Philosophiren und Moralisiren. Statt eines Menschen gibt uns der Dichter nur ein trocknes angewandtes Tugendsystem. Sein Held handelt nicht mehr wie ein Mensch, sondern wie eine moralische Maschine, und handelt nicht frei nach seinem edlen Naturtrieb und freien Willen, sondern sklavisch und mechanisch nach festgesetzten Begriffen. Auf der andern Seite führen die historischen Helden, die man aus der Wirklichkeit

entlehnt, wieder vom Ideal ab, und man verwechselt leicht die gemeine irdische Größe mit der innern Würde und Humanität des Charakters.

Weil alle Größe und Schönheit der menschlichen Seele sich in Handlungen offenbaren muß, so ist diese idealisirende Poesie vorzugsweise dramatisch, und weil jene Größe sich im Kampf, jene Schönheit sich im Gegensatz am glänzendsten offenbart, so ist diese Poesie wieder vorzugsweise tragisch.

Schon vor Lessing suchte man in Trauerspielen eine edle und große Menschlichkeit zu offenbaren, doch fielen die Versuche etwas steif moralisch aus. Man gab weniger Menschen, als abstracte Tugendhelden und was den Menschen an wunderbarem Reize innerer Schönheit fehlte, suchte man durch wunderbare Begebenheiten zu ersetzen. Erst Lessing schilderte natürliche schöne Menschen, und man thut ihm wohl Unrecht, wenn man sich durch das äußere Kleid seiner Personen verführen läßt, ihr inures Wesen minder natürlich, mehr abgemessen und begriffsmäßig zu finden. Seine tragischen Personen sind sehr wahr und natürlich und handeln so, wenn sie auch etwas zu verständig reden. Göthe befreite die idealisirende Muse von aller frühern moralischen Steifigkeit und zeigte zuerst, wie man die Natur natürlich malen müsse, sey es die gemeine oder die ideale. Nur stand ihm das Gemeine näher, als das Ideale. Wenn uns in seinen Dichtungen überall die Natur entzückt, so doch nur selten die reine, sittliche und erhabene

Natur. Seine Helden haben alle etwas von der gemeinen modernen Natur, das sie von ächten Idealen rein menschlicher Schönheit und Größe unterscheidet. Versteigen sie sich in die höchsten Regionen des Edlen, so sind sie doch mehr im Leiden, Empfangen, Genießen und Verlassen, als im Thun, Geben und Festhalten desselben ausgezeichnet. Aus welcher romantischen Vorzeit auch ihr Costüm entlehnt ist, es sind doch nur Copien der heutigen Helden, die sehr entfernt von Idealen sind. Wir müssen also Göthe ganz aus dieser Klasse verweisen und werden ihn als den Chorführer und König der modernen Poesie wiederfinden.

Der größte unter den poetischen Idealisten war Schiller. Er führte das Ideal zur Natur zurück, wie Göthe, aber er steigerte zugleich die Natur zum Ideal. Seine Helden waren im romantischen Sinn vollkommen das, was die Götter der griechischen Plastik im antiken Sinn, göttliche Menschen, menschliche Götter.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in

ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers sind seine idealen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dieß zunächst nur seiner eignen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern und spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist eben so schwer, eine edle Menschennatur zu schildern, als zu besitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die

Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist eben so fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die auch dem widerlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur eine Heilige bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deßhalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche, dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trocknes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese

ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredlen, erheben, und uns mit einem Wort die ganze innere und äussere Natur im Wiederschein der ihrigen auf einer höhern Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Na-

turen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkürlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daseyn befangen.

So müssen Schillers Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Ge-

nius war nur der ſanfte Engel, der ſeinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmliſche Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angeſichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menſchliche Antlitz, kein Dichter die menſchliche Seele in dieſer Anmuth und Majeſtät der Schönheit darzuſtellen gewußt. Und wie Raphaels Genius ſich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erſcheinungen uns immer in derſelben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, ſo bleibt auch Schillers Genius ſich gleich, und wir ſehen denſelben kriegeriſchen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louiſen, Marquis Poſa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieſer das Schwert. Jener ruht im Bewußtſeyn eines nie zu ſtörenden Friedens, in ſeiner eigenen Herrlichkeit verſunken; dieſer wendet das ſchöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers ſind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es iſt etwas Königliches in denſelben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieſer Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdiſcher Verderbniß geworfen, nur

um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louisen, vor allem in Max Piccolomini und Thekla. Über diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakespeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehn wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung echter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge,

Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender seyn, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallensteins großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Äußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Daseyn hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen

Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In seinen ersten Gedichten mochte man dieses freie, kühne Geberden wohl etwas ungeschlacht und eckigt finden, und der Dichter selbst ließ sich im eleganten Weimar verleiten, seinen Räuber ein wenig zu civilisiren. Wer sollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann sie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutschen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindischen Kleide zur Beschämung aller Spötter sein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt sittlicher Schönheit in einer edlen Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo sie so unbewußt der einseitigen Verspottung bloßgestellt ist.

Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen; es ist das Opferfeuer für die himmlischen Mächte, die vestalische Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menschen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingstfeuer der Begeisterung, in welchem die Seelen getauft werden; das Phönixfeuer, worin unser Geschlecht

ſich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenſchaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieſes himmliſche Feuer, und alle ſeine Schöpfungen ſind davon durchdrungen. Schiller's Poeſie iſt ein ſtarker und feuriger Wein; alle ſeine Worte ſind Flammen der edelſten Empfindung. Die Ideale, die er uns geſchaffen, ſind echte Kinder ſeines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen ſeines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinſten und zugleich der ſtärkſten Leidenſchaft. Keiner von ſo reinem Herzen trug dieſes Feuer, keiner von ſolchem Feuer beſaß dieſe Reinheit. So ſehn wir den reinſten unter den irdiſchen Steffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andre Feuer matt und trüb erſcheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuſchere, heiligere Liebe geben mag, als ſie Schiller empfunden, und ſeinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir ſie wieder ſo feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchſte Seelenſtärke weckend, die ungeheuerſten Opfer freudig duldend? Von ihrem ſanfteſten Reiz, vom erſten Begegnen des Auges, vom erſten leiſen Herzſchlag bis zum erſchütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraſchenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum

ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge, immer aber nur in reinen Accorden.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die vom Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner unbestochener Gesinnung, mit so triumphi-

render Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehn wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genie's, wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt seyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glauben an die Menschheit vorausgesehn, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen; Schiller hat, ein lich-

ter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Die ernste, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unsre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, sind freilich nicht geeignet, den ästhetischen Kleinmeistern zu gefallen, den faden, süffisanten, lüsternen Kunstjüngern, die in der Seele vor ihm erschrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell ist man damit fertig, ihn unnatürlich, steif, pedantisch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verschreien. Freilich, euch ist alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben seyd, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden ist. Euch erscheint die Tugend pedantisch, weil ihr sie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil sie nicht in euern Herzen selber spricht. Euch erscheint jede kühne Freiheit grob, weil sie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbne Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter besser ehrt. Ich behaupte, daß kein Dichter in der Welt unsern Schiller in sittlicher Zartheit übertroffen hat, und sie ist es, für welche die deutsche Jugend, das deutsche Volk auch den zartesten Sinn hat, so lange derselbe nicht durch euer

Kunſtgeſchwätz verdorben wird. Euer moraliſches Gefühl iſt für Feinheiten dieſer Art abgeſtumpft, nur mit einer ſinnlichen Gourmandiſe mögt ihr in eurer Vornehmigkeit prahlen.

Schiller hat zahlloſe Nachahmer gefunden, und wie es das Schickſal aller Nachahmer iſt, ſie ſind in Einſeitigkeit und Übertreibung oder in ein mattes, mechaniſches Nachkopiren verfallen. Schon in der Form ſtehen ſie alle tief unter Schiller. Sie haben alleſammt ſeine Jamben, ſeine Diction, ſeine Sentenzen nachgeahmt, aber nirgends finden wir jene ſtahlfeſte, elaſtiſche, wohlklingende Sprache. Am nächſten iſt ihm Theodor Körner gekommen, obgleich der Abſtand ſehr groß iſt. Die übrigen Nachahmer haben entweder mehr philoſophiſche oder mehr hiſtoriſche Trauerſpiele geſchrieben. Unter den erſtern ſteht Raupach oben an. Bei einem großen poetiſchen Talent muß ihm doch vorgeworfen werden, daß er nicht wie Schiller, ideale Naturen geſchaffen, ſondern nur gewiſſe philoſophiſche und namentlich politiſche Begriffe in dramatiſirten Beiſpielen auf den Brettern verſinnlicht hat. Die meiſten andern Jünger der Schillerſchen Schule haben, wie Collin, Klingemann, Öhlenſchläger, hiſtoriſche Stoffe zum Theil im patriotiſchen Sinn, zum Theil des Theaterpompes wegen auf die Bühne gebracht, und nur ſelten ſind wahrhaft ideale Naturen darin nach Schiller's Weiſe verherrlicht worden. Ganz außer den Grän-

zen seiner Poesie sind die Schicksalstragödien gefallen, wie oben gezeigt wurde.

Die politischen und patriotischen Schauspiele sind an sich sehr schätzbar, da die Bühne nicht allein einem ästhetischen Zwecke huldigen, sondern auch belehren und für das Leben begeistern soll. Collin und Theodor Körner haben in dieser Hinsicht zu ihrer Zeit recht gut gewirkt. Auch ist die deutsche Geschichte überreich an Volkshelden, denen sich eine ideale Seite abgewinnen läßt, in denen eine wahrhaft große und edle Natur sich offenbart hat. Nur stehn die meisten dieser deutschen Helden, dieser sittlichen, politischen, kirchlichen und militärischen Ideale, in einem zu innigen Zusammenhange mit dem ganzen großen Gemälde ihrer Zeit, das sich nicht gut mit auf die Bretter bringen läßt. Sie eignen sich weit mehr für das Epos, als für das Drama. Daher sind die größten Helden, in denen die Geschichte selbst schon allen poetischen Stoff zusammengehäuft hat, z. B. die Hohenstauffen, noch immer auf der Bühne nicht einheimisch geworden. Neulich hat ein junger Dichter einen Versuch gemacht, aber er sah sich genöthigt, einen Cyclus von sieben Trauerspielen auf einmal zu geben, und so dehnte sich das Drama zu einer mehr als epischen Länge aus. Auch ein besserer Dramatiker wird hier Hindernisse finden, die einmal im Stoffe liegen.

Wir haben oben als eine dritte Gattung des Romantischen diejenige Dichtungsweise unterschieden,

die das Wunderbare im Weltganzen ſucht, deren Gegenſtand die ganze Schöpfung iſt, während der Gegenſtand der eben erwähnten Poeſie immer nur das Höchſte der Schöpfung, der Menſch war. Warum auch ſollte nur der Menſch und nur in den engen Grenzen einer Begebenheit ein würdiger Gegenſtand der Dichtung ſeyn, und nicht die Natur ſelbſt in ihrem ganzen Umfang, als ein einziges großes Wunder.

Wir müſſen zweierlei Arten ſolcher Weltgedichte wenigſtens der Form nach unterſcheiden, die ſyſtematiſchen und die freien, oder die architektoniſchen und pittoresken. Jene betrachten wir hier zuerſt.

Schon im höchſten Alterthum entſtanden große Weltgedichte, Kosmogonien, in denen man die Schöpfung und das Weſen der Welt abſpiegelte. Allen lag ein mehr oder weniger klares Syſtem zu Grunde. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt in ein wohlgeordnetes Syſtem zu bringen, war eben die Aufgabe. Aus den Kosmogonien und Religionsſyſtemen giengen die philoſophiſchen Syſteme hervor, ſofern ſie dogmatiſch die Welt zu conſtruiren unternahmen, und nicht bloß kritiſch unterſuchten, was möglich möchte ſeyn, ſondern apodiktiſch verkündeten, ſo iſt es! Alle dieſe dogmatiſchen Syſteme giengen aus einer dichteriſchen Begeiſterung, aus einer höhern Offenbarung, aus Viſionen, aus einer Vorſpiegelung der entflammten Phantaſie hervor, daher ſie auch größtentheils in Bildern und in einer prophetiſchen,

heiligen Sprache verkündet ſind. Niemand ſtreitet ihnen den poetiſchen Charakter und Werth ab, wenn auch die ganze kritiſche Schulphiloſophie den philoſophiſchen Werth derſelben ſchlechterdings abläugnet, ſie gänzlich aus dem Gebiet der Philoſophie verbannt wiſſen will. Dennoch iſt in dieſen poetiſchen Offenbarungen die Wahrheit oft tiefer ergründet, als in dem beſchränkten Kriticismus.

Ihr poetiſcher Werth beruht theils im Inhalt, theils in der Form. Ihr Inhalt iſt das ewige große Wunder der Welt. Sie myſtificiren uns, ſie zeigen uns ſelbſt im Begreiflichen noch das Wunder, während umgekehrt der Kriticismus ſelbſt das wirklich Wunderbare begreiflich und gemein zu machen ſtrebt. Es iſt ihnen nicht um philoſophiſchen Effect, um Vernichtung des Wunders, um Erklärung für den Verſtand, ſondern nur um poetiſchen Effect, um Verſtärkung des Wunders, um Intereſſe für das Gefühl und die Phantaſie zu thun.

Die poetiſche Form dieſer Weltgedichte iſt weniger in den Bildern und in der feierlichen Sprache zu ſuchen, als in dem architektoniſchen Bau, in der Harmonik des Syſtems. Es ſteht dem Begriff des Schönen durchaus nicht entgegen, daß es auch in einem Syſtem, in einem Gebäude, ſey es logiſch oder materiell, wohnen kann. In tiefen mathematiſchen Combinationen ſchließt ſich der poetiſche Zauber der Harmonik auf, im materiellen Gebiet durch die Baukunſt und durch die Muſik, im geiſtigen Gebiet

durch die Syſteme. Die Materie reicht für die feinſten Kunſtgetriebe der Harmonik weder in der Muſik, noch in der Baukunſt aus, erſt in der geiſtigen Harmonik erreicht dieſe Kunſtgattung ihren Gipfel. Wenn aber die Mathematik in jenen erſten beiden Künſten ſich den Sinnen aufdrängt, ſo bleibt dieſe höhere Harmonik freilich dem leiblichen Aug und Ohr verborgen, und es bedarf eines höhern Sinnes, ſie zu vernehmen, eines Sinnes, der ſehr ſelten iſt. Man ſucht daher auch an den kunſtreichſten Gebäuden dieſer Art meiſtens nur einzelne Parthien heraus, und das Ganze zu durchdringen, ſeine Conſtruction zu ergründen, fällt den meiſten zu ſchwer, oder ſie denken nicht einmal an das Daſeyn der ihnen verborgenen Kunſt. Sie ahnen nichts von jener höhern Muſik, wo die Töne Ideen ſind.

Jene prophetiſchen Geiſter ſehen die geiſtige Ideenmaſſe und ihre Reihenfolge, wie die Maſſe der Materie, und wie die Scala an, und begründen darauf nach architektoniſchen und muſikaliſchen Regeln ihre kunſtreichen Syſteme, die wir daher den alten Domen oder den Prachtgebäuden der muſikaliſchen Harmonie vergleichen dürfen. Es iſt dieſelbe Harmonik, die hier wie dort angewendet wird, wie aber der Ton ſchon geiſtiger iſt, als die architektoniſche Form, ſo wieder die Ideen geiſtiger als der Ton. Die Harmonik kann in keiner feinern Materie walten, als in den Ideen. Dieſer Stoff heiligt ſie aber nicht allein, vielmehr giebt ſie ſelbſt ihm erſt den

höhern Werth. Die tiefsten und fruchtbarsten Ideen erhalten ihre höchste Bedeutung erst in der Harmonie aller Ideen. Ihre Stellung im Ideengebäude ist so wichtig, als ihr Gehalt, und bestimmt denselben erst völlig. Ihre kunstreiche Entgegenstellung macht erst die große Wirkung, und es giebt einen Contrapunkt in der philosophischen Construktion, wie in der musikalischen.

Diese Gattung von Poesie nimmt alse ihren Ursprung in der Vision, ihr Wesen ist Mystifikation des Weltganzen, ihre Form Harmonik. Unter uns Deutschen steht in dieser Gattung Jakob Böhme oben an. Alle seine Werke sind poetische Visionen, darin er die gemeine Natur in einem mystischen Zauberlicht, wie im Goldglanz der Morgenröthe erblickte, und in ihren innersten Leib und Bau bis zum Herzen und Centrum, wie in ein durschtiges Krystallschloß hineinsah. Diesen geheimnißvollen, dem gemeinen Auge verborgenen Bau construirt er nun in den kunstreichsten Lineamenten und Verschlingungen, worin ihn noch kein Philosoph übertroffen hat. Was die Stereometrie, die gothische Architektonik und die Fugenkunst je an kühnen und feinen Construktionen erdacht, das findet sich in Jakob Böhme's Wunderbau der Natur beisammen. Bei den neuern Naturphilosophen überwiegt die materielle Masse der Ideen die Kunst der Construktion. Sie construiren meist nur in gemeinen geometrischen Verhältnissen, ohne Ahnung der höhern Harmonik. Dagegen gewinnen sie auf der

prosaischen und philosophischen Seite durch eine größere Summe von Erfahrungsbegriffen. Bei Jakob Böhme überwog die Kunst, bei den neuern Naturphilosophen überwiegt der Stoff. Er macht aus Wenigem mehr, sie machen aus Vielem weniger. Selbst seine Irthümer haben einen hohen poetischen Zauber, jene dagegen entlehnen ihren Glanz nur von der Wahrheit.

Die schönsten neuern philosophischen Gedichte oder dichterischen Offenbarungen in systematischer Form sind die Naturphilosophien und unter diesen wieder vorzüglich die von Görres und Steffens. Hier erscheint die ganze Welt in das Zauberlicht des Wunderbaren getaucht, das Gemeinste als etwas Bedeutungsvolles und Mystisches, alles in Harmonie, alles wie feierlich geschmückt und geordnet zum Fest des Höchsten. Wir sehn in den tiefen Zusammenhang der Natur wie in ein kunstreiches Gebäude, und in die Weltgeschichte, wie in ein Drama. Alles Wirkliche erscheint als Kunst, alles Alltägliche wird zum Wunder. Den erhabensten poetischen Eindruck macht der Überblick über das Ganze, aber auch im Einzelnen überrascht uns die Neuheit der Beziehungen, der nicht geahndete Einklang entfernt scheinender Dinge, das Seltsame der Contraste, das Liebliche des Wiederscheins. Eine ganz unendliche Fülle von Genuß strömt auf uns heran, und wir glauben in einem Meer von Poesie unterzugehn. Aber gerade diesen Genuß verstehn sich nur Wenige zu verschaffen, weil er nur

einem vielumfassenden, geistigen Organ vermittelt werden kann. Die meisten Menschen genießen alles nur aphoristisch, weil sie nicht im Stande sind, viel auf einmal zusammenzufassen und zu behalten. Ihnen bleiben daher auch die herrlichsten Wundergebäude der Harmonik verschloßen. Sie gehn von einem Einzelnen zum andern über, ohne je das Ganze zu überschauen. Dadurch bleibt ihnen aber auch das Einzelne räthselhaft. Sie halten daher die einzelnen Parthien eines naturphilosophischen Werks für wunderliche Arabesken ohne Sinn.

Den Übergang von der strengen architektonischen zur freien pittoresken Form machte Novalis. Er brachte seine Philosophie in die Form eines historischen Romans, doch sein wunderliches Gedicht ist noch ganz architektonisch construirt, seine Personen sind weniger frei handelnde Wesen, als nur personificirte Ideen und noch in das ganze Ideengebäude wie in Stein verwachsen. Er hatte den ungeheuern Gedanken, das ganze All von der poetischen Seite, ja von jeder möglichen poetischen Seite zugleich zu zeigen, alles, was da ist, Natur, Geist und Geschichte in einer unendlichen Poesie zu verknüpfen, alles ersinnliche Schöne zumal in einem großen Dom von Poesie zu verbauen. Darum hat er nicht nur Himmel und Erde in sein Gedicht aufgenommen, sondern auch die Ansichten, den Glauben, die Mythen aller Völker. Alles zog er an sein großes Herz, über alles hat er den Liebesschein desselben ausgegossen.

Indem er alles mit ſeiner Liebe verband, war er ſelber der Gott ſeiner unermeßlich reichen Welt. Schon früher iſt angedeutet worden, daß Novalis den Gott Fichtes in die Poeſie überſetzt hat. Jenes göttliche Ich, was bei Fichte der ſtrengen Arbeit der Selbſtſchöpfung oblag, feiert bei Novalis den erſten Sabbath und ſitzt auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, um ſich verſammelnd alle Zauber des Himmels und der Erde, die ihm in Andacht dienen. Was bei Fichte der männliche Wille, das war bei Novalis die Liebe des Menſchen, beide gleich urſprünglich, frei, unendlich, göttlich.

In ganz freier, pittoresker Form hat jene Weltpoeſie den Zauber der Harmonik aufgeben müſſen, doch mit der Veränderung der Form iſt nicht zugleich ihr Geiſt umgewandelt worden. Allegorie oder Beiſpiel ſprechen die ewigen Weltideen nicht minder aus, als jene myſtiſchen Lehrgebäude. In der Perſonification und Mythe walteten noch die alten Götter der Urſymbolik. Wir beſitzen Dramen und Romane, die wir zu dieſer Gattung von Weltpoeſie rechnen müſſen, weil ſie nicht wunderbare Begebenheiten, noch ideale Menſchen, noch Coſtüme gewiſſer Zeiten, ſondern nur das Walten des ewigen Weltgeiſtes ſchildern, das poetiſche Wunder nur im Ganzen der Welt ſuchen, und voll philoſophiſchen Tiefſinns ſind. Unter den Gedichten dieſer Art ſteht Göthe's Fauſt oben an.

Göthen finden wir überall durch einen innigen Zug mit der Natur verbunden. Alle seine Gedichte sind Triumphe, welche die Natur über die Freiheit des Menschen feiert. Zwar sucht und findet er überall in der Natur den Menschen, aber auch nur den Menschen in der Natur, in den unauflöslichen Banden des Elementargeistes. Die kühne Freiheit, in welcher der Mensch sich zum Gott erhebt, schien ihm frevelhaft und thöricht. In der übernatürlichen Erhebung des Menschen sah er nur eine unnatürliche Entfremdung, ja Erniedrigung. Alles Menschliche der Natur fügsam in allen Falten anzuschmiegen, war die große Idee seines Lebens und Wirkens. Wie er selber, tief eingewurzelt mit allen Nerven und Adern in das irdische Daseyn, die Natur in ihrer ganzen Tiefe durchschaut, in ihrer ganzen Fülle genossen, so hat er sich zum Canon der Humanität gemacht, und diese daher ganz in die Naturgrenzen hinabgezogen. Wohl erkennend aber den Gegensatz des Idealen und der Natur, hat er jenes Ideal als das trügerische Schattenbild des menschlichen Hochmuths bezeichnet, und das Streben darnach als Unnatur, die nur zum Tode führt, durchaus verworfen. In diesem Sinne hat er seinen Faust gedichtet, sein größtes Gedicht, wie es den größten Gegenstand hat, und wie es die Eigenthümlichkeit des Dichters im strengsten Gegensatz gegen andre ausdrückt. Das Gedicht ist eben dieses Gegensatzes wegen ganz negativ, es ist eine Parodie aller Bestrebungen menschlicher Freiheit seit

dem Anbeginn der Welt, die größte und beste Satyre, die jemals auf die Menschen gemacht worden ist. Man sollte meinen, der Erdgeist selbst habe dieses Gedicht sich zur Lust und den nach dem Höhern strebenden Menschen zum Hohn gedichtet.

Neben Göthe's Faust glänzen in der deutschen Literatur noch eine Menge der ausgezeichnetsten philosophischen Gedichte, so Lessing's Nathan, vor allem die neuern Novellen von Tieck und Steffens. In vielen solcher Gedichte verschwindet das philosophische Interesse der Idee beinah gänzlich unter dem Poetischen der Fabel; in andern herrscht dagegen das Philosophische vor, es sind Wissenschaften in der Form des Romans oder Dramas, wie Julius und Evagoras von Fries ꝛc. Zu den letztern gehören denn auch die eigentlichen Lehrgedichte, die naturhistorischen, moralischen, philosophischen und theologischen Betrachtungen in Versen, wie Tiedge's Urania und dergleichen.

Die eigentlich romantische, mittelalterliche und wieder insbesondere katholische Romantik dürfen wir wohl von allen übrigen Gattungen des Romantischen unterscheiden, obgleich vieles von den andern Gattungen darin enthalten ist. Das Unterscheidende ist das alterthümliche Gepräge, der Charakter des Mittelalters. Die neuern Dichter, wie Tieck und Uhland, welche dieser Gattung des Romantischen huldigen, haben den Stoff und die Form dazu aus dem Mittelalter selbst entlehnt. Ihre Dichtungen stehn in ge-

nauer Verbindung mit den Überresten der mittelalterlichen Poesie. Der größte Reiz der neuern Dichtungen dieser Art ist das Helldunkel des mittelalterlichen Volksglaubens.

Wir müssen indeß auch in dieser Gattung wieder unterscheiden. Die altdeutsche Poesie selbst enthält zwei Elemente, ein heidnisches und ein christliches, darnach sich dieselbe als Sagenpoesie und als katholische Legenden- und Ritterpoesie ausgebildet hat. Demzufolge hat auch die neuere Romantik entweder mehr die heidnische Sage und den ältesten Volksglauben, oder das katholische Heiligen-, Priester- und Ritterwesen in sich aufgenommen. Ludwig Tieck ist der Repräsentant dieser ganzen Gattung in beiden Richtungen. Ihm folgte in der Richtung der Sagenpoesie vorzüglich Uhland, in der katholischen Richtung aber Werner, dessen schon gedacht ist.

Die alte Volkssage klang mit dem alten Volksglauben und Aberglauben durch alle wechselnde Melodien des Zeitgeistes und der Mode beständig als ein lang gehaltner tiefer Ton hindurch. In der französischen Aufklärungsperiode sank sie am tiefsten und verhallte beinah. Sie diente nur noch dem Witz und der Ironie in Heldengedichten, wie die von Wieland. Erst Herder machte auf den Werth der alten Sagen aufmerksam, und nach ihm bemühte sich besonders die Schlegel'sche Schule, die Schätze der alten Volkspoesie ans Tageslicht zu ziehn. Für die deutsche Sage und den deutschen Volksglauben geschah besonders viel

durch Görres, Arnim, die Brüder Schlegel, von der Hagen, Grimm, Mone, Lachmann ꝛc. Man sammelte alle Thatsachen des alten Volksglaubens und die mehr oder minder vollkommen erhaltnen Sagen.

Die Poesie in diesen alten Sagen machte den mächtigsten Eindruck auf die Zeitgenossen. Trotz aller Aufklärung, mit der man prahlte, wurde man unwiderstehlich von dem heiligen Dunkel dieser Poesie angezogen. Die große Wirkung derselben beruht ohnstreitig darauf, daß sie nicht als das künstliche Machwerk von Menschen, sondern als eine unmittelbare Naturoffenbarung erscheint. Nicht die spielende Phantasie des Dichters hat diese Sagen erfunden, sie sind unwillkürlich im Gemüth aller Völker entsprungen. Sie sind mit der Geschichte, mit dem handelnden Leben der Völker so unzertrennlich verbunden, wie es die ältesten Mythen mit der Natur selbst waren. In jenen Mythen sprach sich das Daseyn und der Naturtypus der Völker aus, in diesen spätern Sagen offenbarte sich die lebendige Seele derselben, gleichzeitig mit ihren Thaten. Wie aber durch alle Mythen derselbe Zug hindurchgeht, so auch durch alle Sagen. Alle Völker sahen sich noch um so ähnlicher, je näher sie der gemeinsamen Wiege des menschlichen Geschlechtes standen, wie sich die Blüthen mehr gleichen, als die Früchte. Das Charakteristische dieser Sagen ist die historische Form, in welcher sie alles Innerliche der Seele auf allegorische Weise oder in Beispielen offenbaren, wie es dieselben Völker gleich-

zeitig in äußern Handlungen und Thaten offenbarten. Alles Innerliche tritt aus sich heraus, äußert sich, wird historisch. In dem Doppelbild der Sagen und Geschichten ist daher die Seele jener Völker und Zeiten aufgeschlossen, liegt uns ihre Philosophie vollständig offen. Zwischen der Sage und Geschichte besteht ein geheimnißvolles und unzertrennliches Band. Wie die Sage stets auf den praktischen Boden der Geschichte zurückführt, so die Geschichte stets auf das ideale Gebiet der Sage. Alle Sagen sind historisch, aber alle Geschichten jener Zeit sind auch wieder mährchenhaft, bedeutungsvoll und mystisch. In beiden spricht sich das Gemüth der Völker in Thaten aus, die so wunderbar und ahnungsvoll sind, als dieses Gemüth selbst. Alle jene Thaten sind sinnlos, wenn man sie nicht auf jenes Gemüth zurückleitet, daher die gewöhnliche historische Darstellung des Mittelalters seit der Völkerwanderung so unerträglich ist. Man muß sie im Sinn der Sage als Offenbarungen des Volksgemüthes auffassen.

Die Sagen gelten aber nicht nur für ihre Zeit, es liegt etwas Philosophisches darin, was für alle Zeiten gilt. Tiefer und zarter als alle unsre speculativen Definitionen stellen uns die Sagen in einfachen Bildern die Ideen des Lebens dar. Von dem ungeheuern Gemälde der Niebelungen bis zum leisesten Farbenzug eines Volksliedes oder Elfenmährchens entfalten sie die ganze Tiefe des menschlichen Lebens. Sie sind alle bedeutungsvoll, von geheimem

tiefem Sinne, alle an eine ewige Idee geknüpft, die einfachste kunstloseste Offenbarung derselben. Darum sprechen sie uns so an.

Auf diese Weise sind die Sagen eine unerschöpfliche Quelle von Poesie, und ihr Stoff ist so unermeßlich und im Allgemeinen noch so wenig durchgearbeitet, daß die neuern Dichter sich seiner wohl annehmen dürfen. Theils ist die alterthümliche Form, in welcher sich vollendet ausgearbeitete Sagen erhalten haben, uns fremd geworden, theils sind die meisten Sagen wirklich nur in rohen Grundzügen vorhanden, welche wir erst aufführen müssen. So geschah es, daß unsre vorzüglichsten Dichter wetteifernd den alten goldschweren Schatz der Volkssage zu heben und neugeprägt wieder in Umlauf zu bringen bemüht waren.

Hiervon nahm zunächst die neuere Romanze ihren Ursprung, eine Dichtungsart, in deren bescheidenem Gewande die herrlichste Poesie sich verbirgt. Unsre größten Dichter waren darin ausgezeichnet, und am meisten, wenn sie sich an echte alte Sagenstoffe hielten. So Göthe, Schiller, Stollberg. Bürger machte sich die Romanze zur Hauptsache, entstellte sie aber durch bäurische Derbheit, die er mit dem Volkston verwechselte. Die trefflichsten Romanzen hat unter den Neuern Uhland gedichtet. Keiner faßte die Ideen der alten Sagen tiefer auf, keiner stellte sie treuer und einfacher im echten alterthümlichen Ge-

wande dar. Darum mahnen sie uns wie Klänge fern aus grauer Vorzeit.

Größre Sagen in der Form des Heldengedichts und Romans gaben vorzüglich Tieck und Fouqué. Sie bilden zugleich den Übergang von der Sagenpoesie zur katholischen. Wie im Mittelalter selbst die heidnische Sage mit der christlichen Legende sich vermischte, so auch in den neuern Dichtungen, die auf jene gegründet sind. Indeß bemerken wir einen sehr großen Unterschied unter den Darstellungen des katholischen Mittelalters.

Auf Göthe's Götz von Berlichingen, welcher nichts andres bezweckte, als ein charakterisirendes Gemälde, folgte jene Fluth von Ritterromanen, die nur die Bengelhaftigkeit der gegenwärtigen, keineswegs die Kraft und Milde der vergangnen Zeit schilderten. Sie waren wesentlich negative Schilderungen des Mittelalters, gegen den Geist desselben gerichtet, daher sie auch beständig die Pfaffen zur Zielscheibe ihres groben Witzes machten. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß selbst in dieser abgeschmackten und rohen Auffassung des Mittelalters eine Vorliebe für das Romantische jener Zeit zu Grunde lag. Eine alte Burg, ein Wald, ein geharnischter Ritter, ein Burgverließ, ein Eremit reichten schon hin, die Phantasie zu beleben und das Herz mit romantischen Schauern zu überströmen.

Ludwig Tieck war der Erste, der den Geist des Mittelalters lebendig und rein im ganzen Umfang

seiner Erscheinungen auffaßte, und zwar in der doppelten Richtung der altheidnischen Sage und des christlichen Romanismus. Wir müssen ihn aber nicht allein als den Repräsentanten dieser alterthümlichen Gattung der Romantik betrachten. Er hat eine höhere Bedeutung. Er ist kein blos antiquarischer Poet, der mit rückwärtsgedrehtem Halse in die verlorne Vergangenheit sieht. Er hat vielmehr die Vergangenheit der Gegenwart lebendig verknüpft, und auf den Grund der alten echtdeutschen Poesie die neue fortgebaut. Als Vermittler zwischen den beiden großen Bildungsstufen der deutschen Nation wird er in der Entwicklungsgeschichte derselben stets eine der ersten Stellen behaupten. Die neue deutsche Poesie bildete sich aus dem Protestantismus hervor und nach antiken Mustern, in strengem Gegensatz gegen die altdeutsche Poesie. Die einseitige protestantische, allem Wunderbaren abholde Dichtungsweise wurde durch unsre größten Dichter zu einer humanen, kosmopolitischen veredelt, schweifte jedoch noch häufig von der deutschen Eigenheit ab und folgte fremden Mustern. Aber mehr und mehr gewann unsre Poesie mit ihrer Selbständigkeit auch wieder ihre nationelle Physiognomie. Aus eigner innrer Kraft stieß sie das Fremde von sich und das Eigenthümliche, das so lange verachtet gewesen, machte sich durch seinen eignen Werth wieder geltend. Da mußte die Zeit endlich kommen, in welcher die innerliche Verwandtschaft der neuen und alten Deutschen klar wurde. Das deutsche Ge-

müth hatte sich selbst wiedergewonnen. Es fühlte jenen alten Gesinnungen und Empfindungen, in grauer Vorzeit dem unsterblichen Gesang vertraut, innigst sich verwandt. Welche höhere Entwicklung wir auch im Verfolge der Zeiten gewonnen, welches Fremde zur andern Natur uns geworden, das ursprüngliche Naturell war uns dennoch geblieben. Sobald wir dies erkannt, war die nothwendige Folge, daß wir unsre Poesie auf den Ton der alten, oder vielmehr unser Herz auf die Empfindungsweise des alten zurückstimmten. Im Contrast dieser Richtung der Poesie mit der frühern protestantischen und antiken mußten sich schneidende Gegensätze und Übertreibungen ergeben. In der Überschwenglichkeit des Enthusiasmus, womit die Deutschen alles zu ergreifen pflegen, mußten antiquarische Schwärmer und Pedanten die altdeutsche Poesie ausschließlich über jede andre erheben, während ihre Gegner sie schlechterdings als eine Barbarei verdammten. In der Mitte der Extreme jedoch mußten andre die natürliche Vermittlung des Alten und Neuen begründen. Vor allen war Tieck zu dieser wichtigen Vermittlung berufen. In diesem nationellsten unsrer Dichter wurde der Genius des alten Deutschlands wiedergeboren und wie ein Phönix verjüngt. Seine Dichtungen sind so sehr echtdeutsch, daß sie die Probe beider fern von einander liegenden Zeiten aushalten. Sie sind dem Mittelalter so verwandt, als uns. Die tief bedeutsame und wunderreiche Erscheinung dieses Dichters bezeichnet einen

Wendepunkt in unsrer neuen Bildung. Sie wird ihre Wirkungen weit in die Zukunft verbreiten.

Tieck trat mit seiner echtdeutschen Poesie in eine natürliche Opposition gegen die herrschenden Schulen, und namentlich gegen die protestantische und antike Bildung und Gesinnung. Darum sind seine Dichtungen nur zum Theil positiv, zum Theil negativ. Er offenbarte nicht nur den echten, bisher verkannten deutschen Genius; er fehdete zugleich auch mit allen Waffen eines tiefen Gefühls und überlegnen Geistes die Verirrungen der Zeit an.

Die Bearbeitungen alter Volkssagen sind Tieck's vorzüglichste Dichtungen, worin er auf positive Weise sich ausgesprochen. Doch auch schon in diesen ernsten Dichtungen hat er den Contrast gegen das Moderne zu bezeichnen gesucht, indem er nach dem Beispiel Shakespeare's das Komische dem Tragischen vermischte. Immer stellt Tieck die poetischen Elemente des Mittelalters der entarteten Prosa der neuen Verstandesperiode gegenüber, zunächst die kräftige, gesunde Sinnlichkeit und Kraft, woraus alle übrigen Tugenden jener frühern Zeit herflossen, der Unnatur und Schwäche, welche die Grundlage unsrer Fehler und Laster bilden. Hierin ist Tieck sehr nahe mit Schiller verwandt. Auch Tieck schildert die edelsten und kräftigsten Naturen, nur macht er aus ihnen nicht, wie Schiller, allgemeine Ideale der Humanität, sondern er läßt sie nur als Repräsentanten der Vorzeit und einer bestimmten Volksnatur erscheinen. In diesen

erhabenen Charakteren contraſtirt er ſodann die alte edle Einfalt und Unſchuld mit der Überfeinerung und Affectation der neuern Zeit, die alte Ehrlichkeit mit der neuen Pfiffigkeit, die alte Beſcheidenheit mit der neuen Eitelkeit, die alte Wahrheit mit der neuen Lüge. In der Tiefe und Wärme des Gemüths aber bezeichnet er die Hauptverſchiedenheit des Mittelalters von unſrer Zeit. Dieſes Gemüth offenbarte ſich in Andacht, Liebe, Ehre, und der Verſtand unſrer Zeit hat ihm leider das Gegentheil jener Tugenden, Unglauben, Egoismus und Schamloſigkeit entgegenzuſetzen. Tieck malt mit tiefglühenden, brennenden Farben die Frömmigkeit und religiöſe Innigkeit der alten Zeit, im herben Gegenſatz gegen die moderne Aufklärung und deren albernen oder frechen Unglauben. Mit eben ſo warmen Zügen ſchildert er die Liebe jenes mildkräftigen Geſchlechts der Vorzeit, und kein Dichter außer Shakeſpeare und Schiller hat die Liebe, den ewigen Gegenſtand der Poeſie, ſo tief und wahr geſchildert. Endlich malt uns der Dichter die ritterliche Männertugend der alten Zeit in den kräftigſten Zügen, den angebornen Adel und die bewußtloſe Großmuth der Helden.

Jenes gewaltige Leben der Vorzeit hatte weſentlich zwei Brennpunkte, die Religion auf der einen, Ritterthum und Minne auf der andern Seite, d. h. das Herz offenbarte ſich in doppelter Richtung gegen das Überirdiſche und Irdiſche, und ſeine Flammen loderten hier im reinen Lilienlicht der Andacht, dort

im warmen Rosenlicht der Liebe und Lebenslust. Demnach sind auch die zwei größten Dichtungen Tieck's an jene beiden Brennpunkte geknüpft. Seine Genoveva und sein Octavian bilden vereinigt in einem ellyptisch verschlungenen Ganzen, ein vollständiges Gemälde des mittelalterlichen Geistes. Genoveva ist die Lilie, Octavian die Rose. Mit dem Zauberstab der Poesie schließt uns Tieck in diesen Dichtungen die geheimsten Tiefen und Schätze einer vergangnen Welt auf, aber diesen Zauberstab gewinnt auch nur, wer reines Herzens ist und fromm. Diese zartesten und tiefsten aller Dichtungen werden daher von dem großen Haufen unsrer Aufgeklärten als katholische Contrebande verfolgt, als Schwärmerei bedauert, als Kinderei bespöttelt.

In seinen Lustspielen verfährt Tieck negativ, und opponirt dieser falschen Aufklärung. Es sind die besten Lustspiele, die wir haben; vom Grund aus bis zum leisesten Zuge der Ausführung erfüllen sie alle Forderungen des echten Lustspiels. Da sie aber gegen die Thorheiten unsrer Zeit gerichtet sind, wollen wir ihrer erst bei der modernen Poesie gedenken. In seinen spätern Novellen hat Tieck sich ebenfalls mehr an das moderne Leben angeschlossen. In allen seinen Werken aber klingt der Grundton des Mittelalters hindurch. Über allen seinen Gebilden ist ein reiner tiefer Himmel ausgebreitet.

Tieck steht in der lebendigen Mitte des Mittelalters und der neuern Zeit, und verbindet beide,

darum vereinigt er auch in seinen Dichtungen je das Herrlichste der Dichter beider Zeiten. Was die Provenzalen Glänzendes, die Normannen Ritterliches, die Bretonen Zartes, die Engländer Schauerliches, die Deutschen Süßes und Tiefes gesungen, klingt in seinen Dichtungen wieder, und wem unter den Neuern steht er nach? Von Lessing hat er den feinen Spott und Sarkasmus, von Göthe die warme lebendige Darstellung der Natur und Menschen, von Schiller das Hohe, Edle, Ideale, von Jean Paul die bunte überströmende Phantasie. Er hat aber mehr als sie alle, ein Gemüth und Talent, das ohne alle fremde Beimischung die deutsche Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tiefe und im weitesten Umfang erfüllt und offenbart.

Unter den Dichtern, welche Tieck in der Richtung nach der mittelalterlichen Poesie gefolgt sind, steht ihm Arnim zunächst, dessen beinah völlig vergessenes dramatisches Gedicht «Halle und Jerusalem» wohl nur in der Form, nicht aber an zartem und tiefem Sinn hinter den Werken seines großen Vorgängers zurücksteht. Auf keinen Fall hat dieser Dichter die Undankbarkeit verdient, mit welcher man seine Werke weniger aufgenommen, als verschmäht und vergessen hat.

Fouqué war der Mann, durch welchen das Bestreben Tieck's erst Popularität erhielt. Es pflegt immer so zu gehn, daß man das Tiefe erst verflachen muß, wenn es den Kurzsichtigen bemerklich wer-

den soll. Die Grundlage der meisten Dichtungen Fouqué's ist allerdings der romantische Goldgrund des Mittelalters, und Glaube, Liebe, Ehre sind die Hauptfarben in allen seinen Gemälden. Er geht aber vom innern Geist schon mehr auf das Äußerliche, auf das Costum des Mittelalters über. Richtige und tiefe Auffassung der Charaktere gilt ihm schon weit weniger, als genaue und umständliche Zeichnung der Sitten und Trachten. Diese Vorliebe artet leicht in Kinderei aus. Sie verbietet ihm, das Alterthümliche auch auf die neuere Zeit überzutragen. Er sieht sich selbst gern als einen Sprößling der alten ritterlichen Barone an und affectirt, wo er nur von sich selbst spricht, die alte Rittermäßigkeit. So erhalten auch alle seine Darstellungen moderner Adelsfamilien und Officiere einen alterthümlichen Anstrich, und somit unwillkürlich etwas von Don Quixote. Auf der andern Seite trägt er aber auch viel Modernes auf seine Darstellungen des Mittelalters über. Wie seine Officiere Ritter seyn sollen, so haben auch seine Ritter etwas von dem Wesen der modernen Officiere an sich, etwas Garnisonsmäßiges, Ziererei, Lust an Putz, Selbstgefälligkeit, Koketterie mit den Waffen, Pferden und Hunden. Er selbst ist zu sehr in dieser niedlichen Pedanterei befangen, um den Contrast derselben mit dem alten Ritterthum zu begreifen. Eben so verfehlt er den Ton der alten Galanterie und überhaupt die ganze alte Redeweise. Wenn seine Helden auch oft ganz mittelalterlich handeln, so sprechen

sie doch nicht so. Ihre süßliche, manierliche Sprache hat nicht das Mindeste mit dem einfachen, natürlichen, warmen und kräftigen Ton der alten Ritter gemein, und die alterthümlichen Stichwörter, Wendungen und Redensarten, deren Fouqué sich gern bedient, sind nur eine Hülle ohne wesentlichen Inhalt, und enthalten so wenig den Geist des Mittelalters, als die Vossischen Affectationen des antiken Styls den Geist des Antiken. Die vielen Nachahmer, die wieder Fouqué gefunden, sind der Rede nicht werth.

Die fünfte und letzte Hauptgattung des Romantischen sucht das Wunderbare im Nationellen. Sie hängt mehr oder weniger mit allen übrigen Gattungen zusammen, da, was immer für ein Held im Vordergrunde der Dichtung steht, irgend ein Land und Volk immer den Hintergrund und Rahmen derselben bildet. Insbesondre aber ist sie wieder von allen unterschieden, soferne sie nur das Nationelle zu ihrem Gegenstande macht, und die volksthümlichen Eigenheiten, die in andern Dichtungen mehr verschwinden, gerade als Hauptsache behandelt. Auch sie stellt den Menschen dar, aber nicht mehr in seiner idealen Humanität, sondern in der Gattung. Ihr gilt das Individuum nur noch als Repräsentant der Gattung, eines bestimmten Volkes.

Diese Poesie ist gegenwärtig die herrschende geworden, ohne daß man sich noch darüber Rechenschaft gegeben zu haben scheint. Früher war sie unter der

humanen, idealisirenden Poesie versteckt oder gänzlich unbekannt. Man wählte zwar Menschen und Begebenheiten aus allen Nationen zu den Darstellungen in Schauspielen und Romanen, doch unterwarf man sie einer allgemeinen Norm. Man wollte Menschen darstellen, und das Costum war nur eine unbedeutende Nebenzierde oder wurde gänzlich vernachlässigt. Bei Lessing und Wieland ist diese Unterordnung noch unverkennbar. Erst Herder machte auf die poetische Tiefe im Volksthum, im Naturell der Nationen aufmerksam. Zwar wird das ganze Streben dieses großen Mannes durch die reinste und echteste Humanität bezeichnet, und er suchte auch in den Völkern immer nur den Menschen, aber er füllte die Kluft aus, die bisher zwischen dem wirklichen und nationalisirten Menschen und zwischen dem Abstraktum eines idealen Menschen bestanden hatte. Er arbeitete jener freimaurerischen Ansicht, die den Menschen von der Nation, dem Zeitalter und der Natur losreißen und als Glied einer höhern allgemeinen Gesellschaft hinstellen will, mit der weit natürlichern Ansicht entgegen, daß die Humanität ihren Entwicklungsgang nur innerhalb der Nationalität und des Volksnaturells, wie der Saft im Baume nehmen könne.

Die Humanität hat nothwendig zwei oberste Richtungen. Die eine führt in die Höhe; sie sucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in diesem Ideal oder in dem Streben darnach ist das einige Band um die Menschheit geschlun-

gen. Die andre Richtung führt in die Weite; sie sucht überall, in der Tiefe der Menschenbrust, in der Natur, in der Geschichte, bei allen Nationen jenes Ideal, und verbindet durch dasselbe alles Getrennte.

Herder's Genius nahm beide Richtungen vollkommen in sich auf. Er war aber eben deßhalb nicht blos Dichter; er war Mensch im reinsten Sinn, Bürger, Philosoph und Dichter. Die Poesie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem produktiven Dichter, er suchte sie auch bei allen andern Nationen auf und vermittelte sie dem Bedürfniß seiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weise die Philosophie und das praktische Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieser Harmonie die höchsten Ideale für die höchsten Äußerungen der menschlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erscheinung verehrt, ihnen die Flammen seines Herzens auf einem Altar lodern läßt, dessen ganzes Wessen muß von Poesie durchdrungen, muß selbst Poesie seyn. Eine solche Vereinigung ist nur im poetischen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieser Richtungen und Bestrebungen, der Urquell einer so allumfassenden Sehnsucht und Liebe ist nur das Herz. Wie in ihrem innersten Lebensprincip für sich, so in ihrer Erscheinung für andre ist sie poetisch. Darum hat Jean Paul, Herder's innigster Verehrer, den kurzen und treffenden Ausspruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herder's Schriften auf die Deutschen gemacht, wird seinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichterischen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität, als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menschlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen, für dessen Erreichung die Menschheit zu leben, das ihren Fortschritt zu bedingen scheint. Er sah in der Welt ein organisches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung jene Blüthe des Edlen und Schönen tragen soll. Entwicklung, Evolution war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung. In dieser Anschauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging seine Philosophie der von Schelling voran, die eben durch diese Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er sah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreise und Institutionen nur als die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband sie durch dieselbe alle in einem Geist und Leben. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigen uns seinen Genius im weitesten Umfang und umfassen der Anlage nach alle seine Ansichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte diesem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derselben gewachsen gewesen. Er fühlte

dies wohl, bezeichnete das Fragmentarische im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle seine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgesetzte Fragmente dieses Werks anzuerkennen.

Er begann sein großes Gemälde von der Entwicklung der Welt mit der Darstellung der physischen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchst poetische Wirkung auf sein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wissenschaft, wenigstens ihre Methodik bereichert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch dem Profanen verständlich und eindringlich gewesen wäre, fehlte den Deutschen bisher. Die umfassende Ansicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im Einzelnen verschwistert sich hier zum glänzendsten Effect. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechanisches Räderwerk kalt construirt, hauchte er ihm ein organisches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Brust. Wenn andre die einzelnen Erscheinungen der Natur wohl numerirt und classificirt uns hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er sie alle als Glieder eines Organismus erscheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erschien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, sondern im lebendigen Schooß der Erde, da er gewachsen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, sondern frisch auf der Wiese, am Bergeshang noch an der feuchten

Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgestopft oder im Käfig, sondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewässer; das Auge nicht im Ringe, sondern im schönen Angesicht; der Mensch nicht in der Einsamkeit des Studierzimmers, sondern wie Adam unter den Kreaturen der ersten Schöpfungstage, wie Cäsar unter Menschen, wie Christus im Himmel.

Über der Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel, und von dem gleichen Leben durchdrungen, erschien ihm die sittliche Welt. Dasselbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieser höhern Natur, und er sprach die große Ansicht aus, daß das Leben des einzelnen Menschen und das Leben der ganzen Menschheit gleichen Gesetzen der Evolution unterworfen sey. Er stellte eine Vernunft der Menschheit der Vernunft des Menschen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorsehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, diese dem Menschen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchsten einen Weltvernunft, streben beide ineinander wirkend zu dem höchsten Ziele der Veredlung des menschlichen Geschlechts, zur Verschönerung des menschlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menschheit aus. Von diesem erhabenen Sinne geleitet, forschte Herder in den Tiefen der menschlichen Seele, verfolgte er die Entwicklung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religionen, der Wissenschaften und Künste,

die Geschichte der Institutionen, der Völker und der ganzen Menschheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprincip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentarischen Schriften beschäftigen sich immer mehr, die Verbindung der einzelnen Erscheinungen im menschlichen Leben zu zeigen, als ihre Besonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine menschliche ohne Rücksicht auf besondre Völker zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, zeichnet sich nach den Ideen hauptsächlich die Metakritik für Philosophie, die Kalliope für Ästhetik aus. Engere Kreise ziehen sich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit sich vorzüglich seine zahlreichen kleinern Aufsätze und Fragmente beschäftigen. In der Adrastea hat er, ein Kind seiner Zeit, sich gedrungen gefühlt, der neuern Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Alle diese Werke zeichnen sich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anschauung, so vorzüglich dadurch aus, daß sie nie etwas vereinzeltes sind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig lassen, sondern sich stets auf eine große harmonische Weltanschauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken lassen, so wie sie vereint erst das Ganze bilden.

Herder's erhabener Genius blieb aber nicht dabei stehn, die Entwicklung der Seelenkräfte, wie sie in den einzelnen Menschen liegen, bis zu der Vollendung der Blüthe zu verfolgen, zu der sie diese

Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwicklung in der Verschiedenheit der Naturen, so der Völker, so der Individuen, erreicht wird. Hierin schien ihm die höchste und letzte Form zu liegen, welcher der Entwicklungsgang der Menschheit sich unterwirft, und darum war die Würdigung derselben auch die Krone seines Systems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchsten aber war ihm die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Wie er die sittliche Welt der Menschen über die Natur stelite, so das gebildete, humane Volk über das rohe, so den Genius über den Gemeinen. Diese höchste Ansicht stand ihm aber in innigster Verbindung mit seinem ganzen System, und er entwickelte den Geist der Völker nur in seiner Bedeutung für den Geist der Menschheit und der Welt, und den Geist großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieser letzten Ansicht verdanken wir seine vorzüglichsten Schriften, und das vorzüglichste in allem. Mit einer Wärme, wie sie nur den Deutschen möglich ist, wie sein Beispiel sie den Deutschen zum bewußten Willen und Gesetz gemacht, drang er in das besondre Wesen wie der deutschen, so jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ihnen die duftigsten Blüthen jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen diesen Blüthen windet

er dem Genius der Menschheit den heiligen Kranz, und verdient, daß wir in ihm den würdigsten Priester desselben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutschen Nation eine besondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geist in seinem Geiste einer solchen unparteiischen Humanität fähig geworden. Wenn er in seinen Ideen und in andern Schriften zerstreut den Geist der Nationen, wie er in ihrer Geschichte und in ihren Institutionen erschienen ist, immer in Bezug auf die Entwicklung zum Edlen und Schönen, zur Humanität dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eines seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigenthümlichsten Volksgesänge aus allen Weltgegenden her in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poesie selbst an und für sich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem ist ein lebendiger Verkehr der lebenden Geister mit den hingeschiedenen durch die ganze Erde angesponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten ist man hinabgestiegen, und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit

Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Persien, Arabien, Palästina, aus dem finnischen und slavischen Norden, aus Scandinavien, Schottland, England, aus Spanien, selbst aus der neuen Welt hat man auf Herders Wink das Gold der Dichtkunst zu einem großen ewig fortwuchernden Hort in der deutschen Literatur zusammengehäuft.

Anfangs wurde der große Strom der auf diese Weise hereinbrechenden romantischen Poesie in das Mittelalter abgeleitet, wie wir vorhin schon gesehen haben. Das eigentliche nationelle Interesse wurde hier mit einem andern vermischt oder ihm aufgeopfert. Nur die Schlegelsche Schule fuhr in Herders Sinn fort, die fremden Nationalitäten uns bekannt zu machen, obwohl mit zu viel Kritik und Gelehrsamkeit. Populär wurde diese Poesie erst seit der Revolution. Damals wurden alle Völker Europas durcheinander geworfen. Man sah fremde Physiognomien und Trachten, und die Liebhaberei am Fremden nahm überhand. Populäre Dichter, wie Kotzebue, machten sich dieß zu Nutzen und in Schauspielen, Romanen und Novellen sahen wir bald die mannigfaltigsten Costume Effect machen. Doch im Dienst des Theatereffects war die Poesie des Nationellen noch nicht frei geworden.

Nur einzelne Dichter waren tiefer in das Physiognomische der Völker eingedrungen, und hatten uns lebendige Gemälde, eigenthümliche Volksnaturen entworfen, so vor allen Göthe, dessen feines Gefühl

für das Naturschöne immer unerreichbar bleibt. Seine zerstreuten Schilderungen von Volksfesten sind schon Muster in der Manier, die jetzt durch Walter Scott so weite Verbreitung erlangt hat. Auch darf der geniale Versuch, alle nationellen Eigenthümlichkeiten im Mittelalter in ein großes Gemälde zu fassen und durch Contraste zu erheben, in Fouqués Zauberring, nicht vergessen werden, wenn auch die Ausführung selbst die Idee nicht erreicht.

Nachdem bei allen europäischen Völkern in Folge der Zeitereignisse offenbar eine Neigung für das Volksthümliche und Physiognomische herrschend geworden war, trat in England Walter Scott auf, und befriedigte diese Neigung auf die glänzendste Weise, indem er sie zugleich aufklärte, befestigte, erweiterte. Unter den Kindern der Zeit ist immer eins, das sie zum Liebling sich auswählt, und diese Lieblinge wechseln wie die Zeit selbst. Die unsere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott ist aber nicht nur in dem Maaße der Liebling unsrer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genossen haben, sondern unzweifelhaft in einem weit höhern Maaße. Noch nie ist ein Dichter so allgemein bei allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht sagen beliebt, nur überhaupt bekannt geworden, als Walter Scott. Der ersten Bekanntschaft mit ihm ist aber

wirklich überall eine gränzenlose Werthschätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben diesem Strome der Begeisterung sich widersetzt, die große Masse des Publikums ist überall davon fortgerissen worden, und mit Erstaunen sehn wir zum ersten Mal alle noch so verschiedenen Völker in ein und demselben Geschmack übereinstimmen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß seine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überschwemmenden Literatur geworden ist. Nachahmer hat es immer gegeben, aber so zu Hunderten sind sie doch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeschossen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart sich so auffallend vervielfältigt. Man muß bei diesem Romanenkraut, das so leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um sich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die sich einst aus demselben Lande und auf dieselbe Weise über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jetzt die wohlfeile Frucht, und die literarische Ökonomie erlebt eine der größten Katastrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geschmack, und ich möchte sagen, in der ganzen Constitution derselben eine eben so große Katastrophe herbei. Kaum hat ein Mensch davon gekostet, so muß er immer wieder kosten, und die verschiedensten Nationen sitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüssel, und eben so brüderlich der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe nur mit der Elle messen kann, und der tiefsinnigste

Dichter oder Philosoph, wie Tieck und Steffens, die an die neue Zauberwelt den unendlichen Maaßstab des Genies legen. Eine so große und noch immer in der lebhaftesten Crise begriffene Revolution der Literatur und des Geschmacks fordert zum Nachdenken auf, und so häufig man auch schon den Gegenstand besprochen hat, so ist er doch nicht leicht zu erschöpfen.

Die große Vorliebe des Publikums für die neue Manier hat hellsehende Geister doch nicht darüber getäuscht, daß unter der Firma Walter Scott eine unsägliche Menge baarer nüchterner Prosa, ja plumper und schmutziger Unpoesie mit untergelaufen ist. Die nahe Nachbarschaft, in welcher der historische Roman auch mit den niedrigen Regionen des Lebens steht, hat einen Verkehr der gemeinsten Geister mit der Poesie veranlaßt, aus welchem unzählige Mißgeburten, Wechselbälge und Karrikaturen entstanden sind. Walter Scott selbst ist keineswegs frei davon, und auch seine besten Romane haben noch etwas Gedrücktes, Böotisches, dem es an einem gewissen Adel mangelt. Man kann ihn als einen reichen Mann schätzen, aber man verehrt in ihm nichts Heiliges, wie bei Shakspeare oder Schiller. Ludwig Tieck hat in einem Briefe, der in Solgers Nachlaß abgedruckt ist, ein sehr feines Urtheil über ihn ausgesprochen (Thl. I. S. 713): »wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Ta-

lent.“ Um so erfreulicher ist es aber, daß Tieck selbst versucht hat, dieses Wenige zu ergänzen, und wer findet nicht, daß es in seiner walterscottisirenden Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, wirklich ergänzt ist? Es fragt sich hier nicht, wie dieser oder jener Dichter den historischen Roman verunstaltet und mißbraucht hat, sondern, was überhaupt in ihm für poetische Anlagen zu Grunde liegen, die dann der eine allerdings mißbrauchen, ein anderer aber auch vollendet ausbilden wird.

Walter Scott hat unläugbar das Verdienst, den historischen Roman als eine eigenthümliche poetische Gattung begründet zu haben, wenn er auch noch nicht das Höchste darin geleistet hat. Zwar gab es schon vor ihm genug historische Romane, aber ihre Tendenz war doch eine andere. Das Geschichtliche war nur Vehikel für gewisse philosophische und moralische Ideen. Man bediente sich der Geschichte, um ideale Charaktere daraus hervorzuheben, oder hineinzutragen, und um sie gleich der Natur zum bloßen Hintergrunde für einzelne Helden- und Familiengruppen zu machen. Die Romantik nahm ein historisches Gewand an, aber das hatte man noch nicht begriffen, daß die Geschichte selbst eingeborne Romantik sey. Man hatte geschichtliche Romane, wie man bürgerliche, ländliche und Familienromane hatte, aber man besaß keine romantische Geschichte. Der Held des Romans war eine historische Person, und hätte eben so gut nur eine gedichtete seyn dürfen, weil es nur

darauf ankam, in ihm irgend ein Ideal aufzustellen. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geschildert, aber auch nur, weil sich eine Lehre daraus ziehen ließ. Überall diente die Geschichte höhern Zwecken, sie wurde nicht selbstständig, frei, rein um ihrer selbst willen von den Dichtern behandelt, man suchte darin nur Stoffe, um sie mit einem fremden Geist zu beleben, nicht den ihr eigenen Geist. Die Historienmalerei war in der italienischen Schule befangen, und idealisirte nur. Die Geschichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber sie suchten nur hier nach den schönsten Blumen der Unschuld und Tugend, dort nach den heilsamsten Kräutern sittlicher Lehren und nach den Riesenbäumen großer Charaktere. Ein Landschaftmaler mußte kommen, und unschuldig und naiv an allem sich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerst wendete den sinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartien der Geschichte auch auf die unscheinbaren Winkel derselben, und suchte nichts besondres darin, sondern nahm alles, wie es war, und siehe, es war poetisch. Es gibt allerdings eine naive Ansicht der Geschichte die sie in allen ihren natürlichen Erscheinungen auffassen und den darin waltenden Geist, die stille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für sich poetisch finden kann und muß, ohne die Poesie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft diese natürliche

Poesie in den Schatten stellen. Es ist gut und schön, wenn wir uns über die beschränkten Lebenskreise einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltansicht, die in jenem engen Kreise befangen bleibt, die Illusion beschränkter Nationalitäten, Gegenden, Klimate, Kulturstufen und Zeitalter behält ihren hochpoetischen Werth nicht nur für die Befangenen, sondern auch für alle, die darüber stehn, und gleichsam in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückblicken.

Das innerste Wesen des historischen Romans ist in etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man die Geschichte bloß zu einer Probe der menschlichen Kraft, und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frei ausser der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber fügte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von aussen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Product der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht getrennt von dem in der Ge-

schichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr ausser und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterei oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensprozeß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aus denselben Gründen auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem neuen historischen Roman aber herrscht eben dieses Volk, und was davon

in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller walterscottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und aufgeblasen, die Verschönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, im-

mer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zunächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleien, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unsrer Einbildung.

Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine bloß physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Charakter und seine Geschichte zu denken, und dadurch erst erhält es den romantischen Reiz für uns. Diesen Reiz nun kann niemand besser erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, sondern das Volk und seine Geschichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, sondern auch der Zeit und der Begebenheiten versetzt. Der Dichter hat dabei noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchst interessant macht, die es nie seyn würden, wenn nur ein Maler sie abbildete.

Ein zweites Element bietet der physische Charakter des Volkes selbst dar, die Nationalphysiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerschöpfliche Fülle von interessanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantischen Reizen entfaltet. Hier schließt sich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch sehr wenig bebaut worden ist. Gleichsam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verschiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menschliches davon auszuscheiden. Man kann die unzählbare Masse von Helden,

welche die Poesie seit Jahrtausenden erschaffen hat, besser nach den Classen eines psychologischen Systems, worin ein Normalmensch als Typus des ganzen Geschlechts erscheint, als nach den Fächern der Geographie und Geschichte eintheilen, oder, um mich eines philosophischen Ausdrucks zu bedienen, besser nach der Analyse des Möglichen, als nach der Synthesis des Wirklichen. Die meisten Poesien tragen nur etwas allgemein Menschliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends existirt, und halten sich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geschichte. Ihre Helden sind so, wie sie im süßen Traum des Weltverbesserers erscheinen, nicht wie sie das wirkliche Leben zeigt. Es sind die Ideale aller Tugenden oder auch Laster, aller Vollkommenheiten und Genüsse, oder auch Leiden, die menschenmöglich sind, nicht der treue Spiegel dessen, was wirklich ist. Was ist auch wohl natürlicher und unschuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen, und was giebt es Höheres für den Menschen, als in der Poesie sich selbst zu idealisiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, so lange dieß ihm nicht im Leben selbst gelingt. Die Poesie bezeichnet dem Menschen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er soll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freier sich sein Geist erhebt, desto weniger wird er die Natur und jene ersten heiligen Bande, die uns an das

Wirkliche feſſeln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird ſich mit der Nothwendigkeit verſöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, klein und gemein erſchien, wird ſich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen geſucht, wird einen ſtillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wieder zu finden glauben, was er vielleicht in ſeinen kühnſten Träumen vergeblich geſucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach ſeiner Art intereſſant zu finden, beſonders aber das Ganze in ſeinem harmoniſchen Zuſammenhange und in ſeiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er ſonſt wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die ſie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menſchen und ihr Treiben, wie es wirklich iſt, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergeſſen, doch nicht mehr allein gelten laſſen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher ſo Unſcheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Poſſe brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weiſe für die Poeſie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menſchen aus dem Volke herausheben können, bloß weil er zu dieſem Volke, zu dieſem Stande, in

diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der ausserdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussetzt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehn. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehn wir nicht bloß solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten, wie in einer Kinderfibel beisammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes allgemein Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieser Richtungen offenbart uns erst den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menschlichen."

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Äußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beinahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildungen verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas Heiliges und Unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bei weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das schönste und augenfälligste Beispiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ein Überblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet sich auch wieder «jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden» an das unschuldige jungfräuliche Daseyn edler Völker-

stämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar gewirkt, was die höchste Kultur nicht wieder ersetzt hat. Und gesetzt, es gäbe eine gleichgebildete, allgemeine Menschheit, in der alle Unterschiede der Völker aufgehoben wären, einen Freimaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derselbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erscheinen, und sollten die Philosophen wirklich alle Völkerströme zuletzt in den Ocean einer einigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menschheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehn und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geschichte stehn.

Als das letzte Element betrachten wir das Schicksal, die Thaten, die Geschichte der Völker. Wenn Schiller sagt: «in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!» so gilt dies auch von ganzen Völkern. Die Natur bestimmt sich selbst, die Seele baut sich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert sich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In diesen Organen ist es thätig oder leidet, und seine innerste Eigenthümlichkeit ist zugleich sein äußeres Verhängniß. Diese Ansicht, die sogar der Geschichtforschung nicht mehr fremd ist, empfiehlt sich noch weit mehr dem Dichter, denn sie ist durchaus poetisch, ja der einzige poetische Schlüssel zur Geschichte. Der Dichter kann aber seinen Standpunkt auf verschiedene Weise nehmen, er kann sich

mitten in ein Volk versetzen, oder sich darüber stellen, oder zwischen die Völker, und auf jedem Standpunkte stellt sich ihm die Geschichte in einem neuen Reize dar. Versetzt er sich mitten in die Seele seines Volks, so wird seine Dichtung von jenem patriotischen Feuer glühen kömen, das jedes Herz in gleicher Gluth entzündet, und von jeher eine unwiderstehliche poetische Kraft behauptet hat, und dies ist die Lyrik des historischen Romans. Stellt sich der Dichter über das Leben und die Zeit, so wird er ihr Bild am reinsten auffassen können. Der Geist der Völker antwortet auf unsere Fragen am besten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum spricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichsten. Die Zeit bewirkt schon, was dem Dichter erforderlich ist; sie drängt nämlich das Bild der Völker und der Geschichte zusammen. Auch verbreitet schon ihre Ferne von selbst über jeden Gegenstand einen magischen Duft und Schleier, der ihm ein rührendes Interesse verleiht, und es bedarf nicht erst der elegischen Mittel des Dichters, über ein Gemälde des Alterthums den sanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzüglich untergegangene Nationen, qber überhaupt jede Vergangenheit erscheint uns schon an sich poetisch, und nur in der Gegenwart thront die gemeine Alltäglichkeit und Prosa; so wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, während uns das große Panorama der Völker rings umher Erstaunen und Sehnsucht einflößt und die Seele mit einer un-

endlichen Fülle von Bildern und Empfindungen sättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zusammenhängende Bilder aus, und stellt sie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles so natürlich ist, als ob es noch lebte, und dies ist das Epos des historischen Romans. Endlich führt der Dichter verschiedene Nationen zusammen, und wählt dazu Momente der Geschichte, in welchen sie wirklich in lebhaften Conflikt gekommen sind. Hier hebt sich jede Eigenthümlichkeit durch den Contrast, und die Reibung ruft die höchste Thätigkeit des Nationalgeistes hervor. In Kriegen und Revolutionen spielen und glühen alle Farben durcheinander, schärft sich die Physiognomie, erwachen die schlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenschaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das ist das Dramatische des historischen Romans und seine Vollendung.

Ziehen wir alles dies in Betrachtung, so ergibt sich, daß es immer nur das Volk ist, was als der eigentliche Held des historischen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Gesetz ab, daß der Dichter sich einer möglichst objectiven Darstellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen seine Gesinnungen und Empfindungen unterzulegen, so kann dies doch nicht bei einem Volke oder dessen Repräsentanten Statt finden. Das Volk

muß treu nach der Wahrheit geschildert werden, und der Dichter darf sich nie erlauben, seine Geschichte willkürlich zu entstellen. Wir finden dergleichen Entstellungen in mehreren Romanen. Gewisse Dichter tragen die Interessen, Gesinnungen und Parteiansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dies ist eine poëtische Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poesie und sie darf nicht verfälscht werden. Dem Dichter steht eine zweite phantastische Welt offen, dahin kann er alles verpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poesie so lassen, wie sie demselben schon von Natur eingepflanzt ist.

Außerdem hat der Dichter noch zwei Extreme zu vermeiden, wenn er die Poesie der Völker charakteristisch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes scheuen. Zu hoch sind gewisse Helden der Geschichte, die gleichsam aus dem Kreise der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menschheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Kindlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo sie erscheinen, alle Augen allein auf sich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer also das Volk schildern will, muß es in seiner Mitte, nicht in solchen ausschweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweise auffassen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur

wie ein Tenier und Ostade an jener letzten Gränze des Menschlichen, wo es ins Bären- und Affenmäßige übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwei andre Extreme zu rügen, in welche die Walterscottische Schule häufig verfallen ist. Gewisse Dichter verweilen gar zu ausführlich bei dem Ausmalen der Lokalitäten, der Sitten und des Costums, und geben das, was man in der Malerei Stilleben nennt; das ist aber keine wahre Poesie, und verbirgt schlecht den Mangel an lebendiger Darstellung des Volksgeistes. Auf der andern Seite hat man denselben Mangel durch abenteuerliche Frazzen zu ersetzen gesucht, und Walter Scott selbst hat dafür den Ton angegeben.

Fragen wir nun zuletzt noch, in welcher Weise die neuen Romane mit dem Zeitgeist übereinstimmen, und woher es komme, daß sie gerade jetzt und so allgemein beliebt werden, so wird sich uns bald entdecken, daß hier nicht blos von einem flüchtigen Rausch der Mode die Rede sey. Vielmehr greift diese poetische Gattung tief in das Wesen der Zeit ein, und ist eine unzertrennliche und nothwendige Erscheinung, ein echtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzustandes, ganz ungleich jenen Manieren oder Manieen, mit denen man bisher ein wechselndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine wesentlich praktische und politische ist. Dies muß auf die Poesie Einfluß

üben, und wer kann ihn in den historischen Romanen verkennen? Man irrt sich, wenn man befürchtet, die praktische Richtung der lebenden Generation laufe der Poesie schnurstraks entgegen; sie reißt sie vielmehr mit sich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unserer bewegten politischen Zeit nicht mehr mit rechter Lust und Muße die alten poetischen Ergötzungen forttreiben kann, so bieten sich uns doch anderes dar, die mehr in diese Zeit passen. Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jetzt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk erwachsen. Unsre poetischen Helden haben sich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völkerriesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehn, mit eignen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehn; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun die Poesie nicht schämen, so muß sie der Geschichte

nacheifern, und soll sie dem Zeitgeist huldigen, so muß sie das historische Element in sich aufnehmen, wie sie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philosophisches mit sich vermählt hat. Der historische Roman ist mithin das echte Kind seiner Zeit.

Wir haben schon oben in jenem historischen Element zugleich ein demokratisches erkannt, und eben dadurch unterscheidet sich die neue Gattung von Romanen von den ältern historischen Darstellungen. Die Poesie zeigt hier dasselbe Verhältniß, wie die Politik. Die walterscottisirenden Romane repräsentiren das Volk, die ältern Heldengeschichten die Monarchie oder Aristokratie. Diese Wechselbeziehung ist natürlich. Beides, die neuen Verfassungen und die neuen Romane beruhen auf der Wichtigkeit, welche die Völker neuerdings erlangt haben.

Natürlich steht der historische Roman in einem sehr nahen Verhältniß zur Geschichtschreibung, und wenn er auch vorzugsweise das Schöne oder nur das Interessante, Reizende, die strenge Geschichte dagegen das Wahre, abgesehn von jenem Reiz, auffaßt, so ist doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich gränzen aber beide im Gebiet der Specialgeschichte so nahe zusammen, daß sie eigentlich in einander übergehn. Die Weltgeschichte ist bereits so angewachsen, daß wir Mühe haben, sie nur in ihren wichtigsten Thatsachen zu überblicken. Das Detail müssen wir sondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der welthistorischen Darstellung ein-

fügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln, und ungern einen assyrischen König oder deutschen Kurfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälden, Memoires. Dies sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechts unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen, und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelheiten schildert, oder ob der Romandichter sein Werk dem Geist und Ton eines bestimmten Zeitalters genau anpaßt. Ist nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philosophische Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geist, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeschwören, und

sucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, so reiht er sich wirklich an den Historiker an. Der Roman ist sodann nur eine freiere Form der Geschichtschreibung, aber eine Form, worin sich der Geist der Geschichte oft treuer spiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewissen altfranzösischen und altenglischen Romanen werden wir besser über die Sitten der Zeit und über die Physiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Historiker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher spanische Geschichtschreiber hat uns so lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität versetzt? Man darf also wohl behaupten, daß der Historiker nicht unrecht thut, wenn er den Romanschreiber zu Hülfe ruft. Dies ist in der neuen Zeit um so nöthiger, als in derselben der Stoff der Geschichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiristen aus allein in seiner Vielseitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation ist die Geschichte immer verwickelter geworden, der Geschichtschreiber kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unsern Zeitungen.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unsrer Zeit und so allgemein und bei allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht blos das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andre Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige. Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geschwiegen, die sich sonst so laut gegen andre fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scott's Manier ist überall nationell, wo eine Nation sich selber fühlt und begreift, und nur aus solchen Ländern vernehmen wir kein Echo seiner Stimme, in denen das Volk unter despotischem Druck noch schläft, noch nichts von sich selber weiß. —

Wir wenden uns nun zur modernen Poesie, die wir oben als die dritte Hauptgattung und Schule unsrer Poesie von der antiken und romantischen unterschieden haben. Das charakteristische Unterscheidungszeichen derselben ist, daß sie sich lediglich an die Gegenwart hält, und nur die heutigen Menschen und ihre Verhältnisse schildert. Sie stellt die Gegenwart dem Alterthum und Mittelalter, die wirkliche

Welt dem Wunderbaren, das Alltägliche dem Idealen entgegen. Sie ist nicht der Spiegel einer vergangnen oder einer idealen Welt, sondern der Spiegel unsres eignen gegenwärtigen Lebens und Treibens.

In gewisser Hinsicht scheint diese moderne Poesie allerdings die einzige natürliche, nationelle und zeitgemäße Poesie zu seyn, das natürliche Gewächs auf unserm eignen Boden, in derselben Weise, wie die griechische Poesie und die romantische des Mittelalters ganz ihrer Zeit angehörte. Und wer wollte läugnen, daß nicht auch wirklich trotz aller Verzerrungen der Mode und der verdorbnen oder überfeinerten Sitten noch sehr viel Poetisches an uns ist, das wir als unser nächstes und gewissestes Eigenthum zu pflegen haben. Wir verwechseln aber leider nur zu oft das Schöne, was wirklich ist, mit dem Wirklichen, was wir für schön halten. Grade das Nächste, uns vor Augen Liegende verblendet und täuscht uns. Was wir selbst sind, haben und genießen, wünschen oder thun, scheint uns schon deßwegen schön. Egoismus, Gewohnheit und Mode lassen uns über das Fehlerhafte an uns selbst hinwegsehn und verderben unsern natürlichen Geschmack. Wir halten uns selbst, oder das, was wir haben oder begehren, für schön und einverleiben es unsrer modernen Poesie oder finden Gefallen daran, wenn uns Ähnliches auf dem Theater oder in Romanen begegnet. Unsre eigne Eitelkeit oder unser Eigennutz täuscht uns über den poetischen Werth dieser Erscheinungen. Eben so stark

wirkt die Gewohnheit. Vieles Häßliche und ganz Unpoetische bemerken wir blos darum nicht, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt sind, oder wir dulden es, weil es mit einer Neigung übereinstimmt, die wir selbst groß gezogen haben. Endlich übt die Mode den verderblichsten Einfluß auf unsern Geschmack. Wir halten etwas für schön, weil es neu ist, weil es allgemein gefällt und nachgeahmt wird, und umgekehrt etwas für häßlich, was altmodisch ist und allgemein bespöttelt wird, sey jenes auch sehr abgeschmackt und dieses vortrefflich.

Daher ist es denn gekommen, daß unsre moderne Poesie ein wunderliches Gemisch von echter Poesie und von Eitelkeit, Gewohnheit und Modethorheit geworden ist. Man fühlt diesen Übelstand, denn das ästhetische Gewissen läßt sich so wenig wie das moralische gänzlich übertäuben. Darum hat sich auch allgemein die Tradition unter uns verbreitet, daß die moderne Welt bei aller höhern Bildung doch weniger poetisch sey, als die alte, und es herrscht ein gewisses Gemeingefühl, daß unsre moderne Poesie weniger heilig und adelig, weniger vornehm sey, als die antike und romantische, daß sie gleichsam plebejisch sey.

Dieses Gemeingefühl äußert sich am deutlichsten darin, daß wirklich die größten unsrer Dichter sich der antiken oder romantischen Poesie zuwenden und die moderne meist dem Dichterpöbel und den Weibern überlassen. Es äußert sich ferner in dem Umstande, daß gerade die besten modernen Poesien humoristische

und satyrische sind, welche das moderne Leben ironisiren oder verspotten. Das eben hat unserm Humor eine so große Bedeutung gegeben, daß er unser ganzes gegenwärtiges Daseyn bemitleidet oder verachtet, während die ältern Satyriker nur einzelne Schlechtigkeiten geißelten.

Wir unterscheiden nun wesentlich dreierlei Gattungen der modernen Poesie, eine didaktische oder psychologische, eine sentimentale und eine humoristische. Man schildert das moderne Leben, um Belehrungen daran zu knüpfen, oder um sich mit selbstgefälliger Sentimentalität daran zu ergötzen, oder um es zu ironisiren.

Die älteste dieser Gattungen war die didaktische. Man entwarf Sittengemälde, moralische Erzählungen, um entweder die Sittengesetze durch den Reiz der modernen Darstellung zu empfehlen, oder diesen Darstellungen durch einen moralischen Reiz Eingang zu verschaffen. Es hielt in der That schwer, Schilderungen aus dem gemeinen Leben der Gegenwart in die Poesie zu bringen, die man für viel zu vornehm dazu hielt. Man wollte auf der Bühne wie in den Romanen nur Götter und Helden oder Schäfer, nicht aber gewöhnliche neumodische Menschen sehn. Die Engländer waren sowohl von Natur als durch ihren großen Shakespeare solchen Vorurtheilen entgegen. Sie verwarfen den französischen Geschmack, der sich auch bei ihnen besonders durch Pope eingedrungen, und kehrten zur eignen Natur zurück. Nur

verfielen sie in die protestantische und moralische Niederländerei und die ersten modernen Romane, die sie einführten, waren sehr langweilig und pedantisch, wie die Zeit selbst, und noch unerträglicher durch den theologischen und moralischen Beischmack. Das Beispiel der Engländer feuerte auch die Deutschen an, Sittengemälde im Gewande der Zeit zu entwerfen, und namentlich setzte der Prediger Hermes der englischen Clarissa seine preußische Sophie an die Seite. Auch auf die Bühne kamen Sittengemälde, die man Lustspiele nannte. Anfangs hatten diese modernen Darstellungen einen ganz moralischen Charakter und einen ganz englischen Zuschnitt. Nur dadurch verschafften sie sich Eingang. Nachdem man sich aber einmal an die Erscheinungen der alltäglichen Welt in Romanen und Schauspielen gewöhnt hatte, fand man bald Gefallen daran. Von den moralischen Gemälden gieng man sofort zu psychologischen über, wie man in der Philosophie den gleichen Weg nahm. Der Wolfischen Zeit gehörte noch der moralisirende Hermes an. Die psychologischen Romane und Schauspiele schlossen sich an die Kantische Periode.

Jene didaktische Poesie zerfällt also in eine moralische und psychologische. Die moralische war die erste, hat sich aber auch noch bis auf heute fortgepflanzt. Man hat lange darüber gestritten, ob nicht überhaupt die Poesie nur ein Mittel sey, die Sittlichkeit zu befördern, und man hat deßfalls in allem Ernst das Theater der Kanzel an die Seite gesetzt

und die moralischen Erzählungen den Predigten, ja bei Hermes, Nicolai, Stilling und andern war der Roman wirklich mit Predigten oder wenigstens sehr ähnlichen Raisonnements durchflochten, dasselbe findet noch jetzt häufig statt, z. B. in dem Roman: Wahl und Führung. Die psychologischen Schilderungen begannen mit Lessing und verbreiteten sich vorzüglich in Norddeutschland in der Form theils der Lust- und Rührspiele, theils der Romane. Sie gingen aus dem Bestreben hervor, die Natur in ihren feinsten Falten zu belauschen. Ihr ästhetischer Grundsatz war derjenige des Batteux, daß die Poesie die Natur vollkommen copiren müsse. Die Wahrheit war das Kriterium ihres poetisches Werthes. Unter den Romanschreibern bildete Miller z. B. in seinem Siegfried von Lindenberg, unter den Dramatikern vorzüglich Iffland diese Gattung aus. Das Höchste hat Göthe darin geleistet, besonders im Werther, im Wilhelm Meister und in den Wahlverwandtschaften, obgleich diese Dichtungen nur zum Theil dem psychologischen Interesse angehören, und wesentlich zu der sentimentalen Gattung gerechnet werden müssen. In den jüngsten Zeiten haben sich besonders Weiber auf die psychologischen Schilderungen eingelassen, während die Männer sich auf den historischen Roman in der Manier Walter Scotts geworfen haben. Doch diese Damenromane sind wie die Göthischen, nach denen sie sich gemodelt haben, mehr sentimental, als psychologisch. An die psychologischen Schilderungen im poe-

tischen Gewande haben sich politische, pädagogische, philosophische ꝛc. angereiht. Alle Meinungen der Zeit sind auf der Bühne oder in Romanen abgehandelt worden. Jede Art von Didaktik hat ein poetisches Gewand geborgt, sich eindringlicher zu machen.

Jene didaktische Poesie hat mehr wissenschaftlichen als poetischen Werth. Dagegen hat die sentimentale Darstellung des heutigen Lebens nur einen poetischen, oder gar keinen. Ihr Zweck ist, das Wirkliche und Gegenwärtige als etwas Reizendes und Gefälliges darzustellen. Diese Art von Poesie behauptet einen großen Vorzug vor den antiken und romantischen Nachbildungen des vergangnen Lebens. Diese können nämlich immer nur auf eine subjective Schönheit Anspruch machen, nie vollkommen auf eine objective. Sie können das vergangne Leben nie ganz treu copiren, nie rein objectiv darstellen, sie haben das Object nicht vor Augen, nur in ihrer subjectiven Vorstellung, und müssen ihm mehr die Reize ihrer Phantasie und ihrer Empfindungen leihen, als sie sich auf die ihm eigenthümlichen Reize in reiner Copirung beschränken können. Die moderne Poesie dagegen kann vollkommen objectiviſiren, sie hat ihr Original vor Augen, sie copirt das Wirkliche und braucht von der Phantasie und dem Gefühl keinen Reiz zu borgen, um ihr Gemälde anziehender zu machen. Ihr kommt jeder Vorzug der objectiven Wahrheit zu. Wenn man aber das Schöne nur in den Gränzen der Natur, der objectiven Wahrheit, dar-

stellen soll, so doch auch die Natur, das Wirkliche, nur in den Gränzen des Schönen, und hier läßt es die moderne Poesie nur zu häufig fehlen. Sie hat nicht den richtigsten und reinsten Begriff vom Schönen und von den Schranken, in welchen sie die Natur copiren darf. Ihr Urtheil über das Schöne, ihre Auswahl desselben, erscheint nur zu oft bestochen durch Nebenrücksichten. Sie hält für schön, was ganz andern Bedürfnissen, als dem ästhetischen schmeichelt. Reize der Gewohnheit, Mode und Eitelkeit gelten ihr für ästhetisch und sie mischt in ihre Gemälde sehr gemeine und unästhetische Farben und Züge mit denen, die der Schönheit allein zukommen dürfen. Diese Gemälde sind weit weniger Darstellungen des Schönen in unserm modernen Leben, als Beschönigungen und sentimentale Beliebäugelungen der Schwächen, Irrthümer und Laster desselben.

Gewohnheit und Eigenliebe unterstützen diesen Mißbrauch der poetischen Darstellung. Man erkennt das Falsche und Häßliche darin nicht, weil man es gewohnt ist, weil man es von jeher gebilligt hat, oder man erkennt es zwar in seiner wahren Natur, billigt es aber doch und ergötzt sich daran, weil es irgend einer Neigung schmeichelt und sie beschönigt. Das für schön gepriesene Nichtschöne läßt sich auf folgendes zurückführen, und es ist der Mühe werth, näher auf unsre Selbsttäuschung einzugehn; weil sie in ihren weitverbreiteten Wirkungen uns zum Schaden jetzt, und zum Schimpf bei der Nachwelt gereicht.

Zuerst ist es die Schwäche, die wir in der poetischen Darstellung beschönigen. Jede nur erdenkliche Charakschwäche, Unbehülflichkeit und Erbärmlichkeit der geistigen Hämlinge unsrer Zeit, wird in Schauspielen und Romanen bemäntelt, oder gar als das einzig Ziemliche gepriesen. Die jämmerlichsten Romanhelden werden von den Dichtern für die vortrefflichsten, edelsten und musterhaftesten Personen nicht nur ausgegeben, sondern sogar gehalten. Schwäche ist, wenn kein Laster, doch die Wurzel des Lasters und der nationellen Schande, und wer sie beschönigt und die Nerven der Jugend durch die weichliche Speise erschlaffen macht, verdient keine beßre Schonung, als wer absichtlich die gesunden Seelen vergiftet. In jenen sentimentalen Dichtungen werden Helden und Muster aufgestellt, die fast immer nur die Portraits ihrer jämmerlichen Urheber sind, moderne Schwächlinge, aufgesteift mit etwas Moral oder Vorurtheilen. Aus bloßem Mangel an Helden haben sehr viele Dichter in die antike und romantische Welt flüchten müssen. In der unsrigen, gegenwärtigen sind sie so rar, daß man zu allen möglichen theatralischen Mitteln greifen muß, Wechselbälge herauszustutzen, um wenigstens die Lücke derselben auszufüllen. Die wahren Helden der neuern Zeit, wie Napoleon, passen nicht recht in die Poesie, und die Poesie paßt nicht in jene Surrogate von Helden und Heldinnen, die der Toilette, dem Ball, der Parade oder den Großvaterstühlen und Kinderstuben entnommen sind. Das

Schwächliche in diesen Helden ist ihr air de famille, der Grundzug ihres Charakters. Wir unterscheiden aber wesentlich zwei Gattungen derselben, die weichen, süßen, gutmüthigen Tugendspiegel, und die sich spreitzenden, Freiheit und Genialität und Kraft forcirenden Rigoristen.

Die erstgenannte Gattung umfaßt die Werther und Siegwarte, die treuen Schäfer, die thränenreichen Jünglinge, die mondsüchtigen Mädchen, die ganze Sippschaft der Empfindsamen; ferner die guten Väter und Mütter, die wohlerzogne stille Familie, das hausbackne Philisterthum, den fleißigen Geschäftsmann, den reichen wohlthätigen Onkel, den gefühlvollen herablassenden Prinzen und Grafen, den verkannten und gerechtfertigten Staatsdiener ꝛc. Welche Gutmüthigkeit auch alle diese Leute auszeichnen mag, sie wird unerträglich durch die Vornirtheit, durch die Vorurtheile, durch den falschen Jammer und durch die Gemeinheit, auf welchen sie gegründet ist. Ihr Charakter ist Schwäche, Nachgiebigkeit gegen das lächerlichste Vorurtheil, Genügsamkeit mit dem Unleidlichen, Prahlerei mit dem Alltäglichen. Die leidende Tugend dieser Helden und Heldinnen besteht gewöhnlich in einem empfindsamen Thränenstrom und ganz unnützem Jammer, dann in einem sogenannten großmüthigen Entsagen. Die guten Leute wissen sich nicht zu helfen, und thun beinah in jedem Collisionsfall das Albernste. Sie weinen, verzweifeln, erschießen sich, oder entsagen, statt kräftig zu handeln.

Ja auf diese Äußerungen der erbärmlichsten Schwäche sind ganze Dichtungen einzig gegründet. Würde der Held oder die Heldin sich nur einen Augenblick besinnen und vernünftig handeln, so wäre der ganze Jammer und der ganze Roman nicht nöthig. Ihre Schwäche ist nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellectuelle. Sie geben den gemeinsten Vorurtheilen nach, wissen sich über nichts hinwegzusetzen, entsagen oder opfern sich wegen der unbedeutendsten Hindernisse, wegen der Eltern, wegen des Adels, ja wegen des Geldes. Sie können der Liebe nicht leben, höchstens sterben. — Mit der handelnden Tugend ist es nicht besser bestellt. Sie besteht gewöhnlich im bloßen Schein, in zufälligen und gemeinen Äußerungen der Gutmüthigkeit, mit einer Prahlerei, als ob das Größte geschehen wäre. Nachgiebigkeit, Gnade und Geldgeben sind die Hauptstützen dieser modernen Roman- und Lustspieltugend. Der gute Vater, der gute beleidigte Ehemann, der gute zurückgesetzte Nebenbuhler giebt endlich nach, der gute Fürst und Edelmann läßt sich gnädig zum vivatrufenden Plebs hinab, der reiche Mann giebt Geld her und dergleichen. Die meisten Romane und Rührspiele drehen sich um jene gemeinen Vorurtheile des Standes und des Geldes, und höchst selten oder nie wird dieses Vorurtheil in seiner Nichtigkeit dargestellt, vielmehr fast immer in seinem ganzen falschen Nimbus. Liebt etwa ein Prinz oder Edelmann eine Bürgerliche, so kommt es gewöhnlich zuletzt heraus,

daß sie irgend ein vornehmer Bankert ist, oder der Arme, den man der Armuth wegen verschmäht, wird plötzlich reich ꝛc. Wo dieser Glückswechsel nicht Statt findet, läßt man das heilige Vorurtheil bestehn, und die Unglücklichen müssen auf eine sogenannte heroische Weise entsagen.

Die zweite Gattung der modernen Helden besteht aus Sonntagskindern und Glücksrittern, die auf Genialität Anspruch machen, und die alle einen gewissen Anstrich von Don Juan haben. Bald sind es gewandte Diplomaten, bald herkulische Officiere, bald glatte Gräfchen und Barone, bald wandernde Maler, Dichter und dergleichen. Ihr Vorbild aber ist und bleibt Don Juan. Sie sind nicht empfindsam, gutmüthig, thränenreich, wie die erstgenannten Helden, vielmehr haben sie etwas Diabolisches, Freches, und sollen bald mehr offen, bald mehr versteckt, immer den Triumph der Kraft über die Sittlichkeit ausdrücken. Diese Kraft ist aber nichts als Unkraft, Nachgiebigkeit gegen die eigne Eitelkeit oder gegen die gemeinen Neigungen und Appetite einer entkräfteten Natur und verderbten Phantasie. Jene Helden sind in keiner Hinsicht kräftig. Fehlt es an geistiger Kraft, so kann die sinnliche, fehlt es an moralischer, so kann die rein teuflische Kraft noch interessant und in ihrer Art zu respectiren seyn. Aber unsre Dichter wagen es nicht einmal, uns einen ganzen blos sinnlich-kräftigen Don Juan, oder einen ganzen Teufel zu geben. Ihre Helden bleiben in der Mitte, in der

beliebten Halbheit stehn, nicht kalt, nicht warm; frech genug, um die Sinne zu verführen, anständig genug, um die Moral zu bestechen.

Mit einem Wort, die Kraft reicht weder zur wahren Tugend, noch zum wahren Laster aus. Nur in der Darstellung der Leiden und Verruchtheiten, die aus der Schwäche, Sinnlichkeit und Erbärmlichkeit dieser Helden hervorgehn, übertreffen wir jede frühere Poesie. In der Grausamkeit haben wir es am weitesten gebracht. Unsre belletristischen Schriften wimmeln von Schlachtopfern niederträchtiger Neigungen und Vorurtheile, die sämmtlich aus Unkraft und Schlechtigkeit der nur allzutreu der Wirklichkeit nachcopirten Menschen hervorgehn. Unsre Dichter haben diese Grausamkeit recht eigentlich zu ihrem Studium gemacht, und in den Seelenmartern übertreffen sie alles, was früher von körperlichen Qualen uns bekannt worden ist. Sie begnügen sich nicht, die empfindlichsten Leiden zu ersinnen, sie präpariren sich auch erst ihre Opfer dergestalt zu, daß ihnen selbst geringe Leiden die ärgsten Schmerzen bereiten müssen. Sie benützen jede Schwäche, jedes Vorurtheil, um ein Gift daraus zu ziehn.

Alles dieses trägt den Charakter der Ohnmacht, einer abgeschwächten Zeit. Mit dieser Schwäche verbindet sich sodann ein andrer, nicht minder beachtenswerther Charakterzug unsrer modernen Dichtungen. Man sucht nämlich die erschlaffte und verderbte Natur mit einem Surrogat zu ersetzen, mit jener

Cultur und Convenienz, die wir uns zur andern Natur gemacht haben. Die Mängel und Gebrechen der wahren Natur werden mit dem Schleier dieser künstlichen Natur zugedeckt. Die Dichter wählen daher ihre Nachbildungen der Wirklichkeit am liebsten aus den Kreisen, in welchen jene Kultur und Convenienz bereits am meisten herrschend geworden ist, aus dem Leben der höhern Stände. In dieser Hinsicht betrachtet man die Dichter auch als Lehrer des Anstandes und der feinen Sitte, und empfiehlt ihre Darstellungen den minder gebildeten Ständen und Lebensaltern zur Nacheiferung. Der Bürgerliche studirt ebensowohl aus Romanen und Schauspielen, als aus dem Leben das Betragen der höhern Stände, und den Jünglingen und Mädchen giebt man diese Dichtungen weit öfter in der Absicht in die Hand, sie zu cultiviren, als in der Absicht, sie blos poetisch zu ergötzen.

Wer wollte die Gesittung, den feinen Anstand des äußern Betragens, die Zeichen wohlwollender Gesinnung tadeln! Obwohl sie nur Schein sind, so ist ein schöner Schein doch immer besser als ein häßlicher. Wiewohl sie nur ein Vorurtheil für den Menschen erwecken, das oft trügt, so ist dieses Vorurtheil doch ein günstiges, und die Humanität verlangt, daß wir es für jeden uns unbekannten Menschen hegen. Es ist ein großer Fortschritt der menschlichen Bildung, daß wir dahin gelangt sind, äußerlich alle Menschen mit Wohlwollen zu behandeln und ein ähn-

liches Wohlwollen bei ihnen voraussetzen. Doch ist eben so wenig zu läugnen, daß diese höfliche und feine Sitte sehr häufig unter ihrem äußern Schein die häßlichste Natur verbirgt. Zwei Übel sind von ihr unzertrennlich, die Lüge und die Gemeinheit. Man nennt mit Recht unser Zeitalter das der Lüge. Unsre Sitten bringen es mit sich, daß wir uns kaum auf der Straße begegnen können, ohne uns anzulügen. Möchte die Wahrheit wenigstens ins Gebiet der Dichtung flüchten können, aber auch dahin bringen wir unsre Lüge mit, und stellen hier erst recht eigentlich die Muster derselben auf. Unsre Lügen sind indeß durch die Gewohnheit in stehende Vorurtheile verwandelt worden, über deren lügenhaften Ursprung man gar nicht einmal mehr nachdenkt, die uns gleichsam angeboren, wenigstens anerzogen werden, und in deren Schmutz wir wie in einem Gewande der Unschuld unbefangen und fröhlich einhertreten. So hat man die Pedanterei in Würde, die Koketterie in Naivetät, die Eitelkeit in Ehre, den Hundemuth in Treue, die Feigheit in christliche Gelassenheit, die Pfiffigkeit in Weisheit hineingelogen, und jede Tugend mit einer Untugend legirt, wie Gold mit Zinn. Man will damit nicht immer betrügen, man hat dies gar nicht nöthig, denn es ist schon alles betrogen. Die ewige Lüge ist nur die Folge des ewigen Selbstbetrugs.

Die Gemeinheit geht der Lüge zur Seite. Gemeinheit ist ein Begriff, der nur für cultivirte Zei-

ten paßt. Er bezeichnet den Rückfall aus der Cultur in die ursprüngliche Rohheit, die sich aber, eben weil ihr die Cultur zur Seite steht, zu beschönigen sucht. Der rohe, uncultivirte Mensch kann nie gemein seyn, aber wer cultivirt ist, und dennoch die ursprüngliche Rohheit nicht lassen kann, sich ihr überläßt, und sie nur beschönigt, der wird gemein. Diese Gemeinheit ist ein Hauptübel unsrer Zeit. Trotz aller Cultur fühlt der Mensch sich nach wie vor einer Menge wilder Leidenschaften hingegeben, und diese Leidenschaften haben sich unter dem Druck der äußern Gesittung nur noch mehr vervielfältigt und heftiger entzündet. Die schmachvollen Krankheiten unsrer Zeit sind der redende Beweis davon. Aber die Krankheit wird, wie deren Ursach verheimlicht, beschönigt, und vorzüglich die Dichter haben das Amt über sich genommen, jeder Gemeinheit den Schleier der Grazie zu leihen, jede gröbste Neigung der rohen oder entarteten Natur dem Anstand und der Cultur, der Poesie und wohl gar der Religion zu verkuppeln. Diese Kuppler werden dann, wie billig, hoch gepriesen, und erndten den reichlichen Lohn, den so viele Sünder gern gewähren. Es sind neue Ablaßkrämer, welche die Sünden im Namen der Poesie vergeben. Jedwede Gemeinheit wissen sie zu etwas Reizendem, Billigem, Wünschenswerthem herauszuputzen, jede Sünde niedlich und liebenswürdig darzustellen, sie alles Gehässigen zu entkleiden. Haß und Spott richten sie nur auf die sogenannte engherzige Moral und

auf die Pedanterei und Genußlosigkeit unschuldiger Sitten. Im Gewande des feinen Anstandes, der höhern Bildung und Vornehmigkeit führen sie die Gemeinheit ein, und wenn das Sündhafte nicht ganz sich verstecken läßt, so wird es als süße Schwäche mit allen Grazien und Amoretten überkleidet, oder als Genialität, kühne Freiheit und erlaubte Ausnahme zur Bewunderung hingestellt. Das Gewand einer vornehmen Feinheit schickt sich am besten zur Beschönigung der niedrigen Lüste, weil sich diese wirklich verfeinert haben, weil sie wirklich in der vornehmen Welt am meisten zu Hause sind. Je feiner verschleiert, desto reizender sind sie auch, und der Dichter hat den Vortheil, zugleich auf die verderbten Sinne am eindringlichsten zu wirken, indem er dem Anstand und der Moral am meisten nachzugeben scheint. Nur die grobe Rohheit würde den moralischen Tadel nach sich ziehen, aber auch den feinen Gaumen nicht mehr schmeicheln. Die feine Gemeinheit dagegen entgeht jenem Tadel, und sie ist es, die doch am meisten reizt.

So ist nun die sentimentale Gattung der modernen Poesie, welche das moderne Leben als ein poetisches billigt und treu nachcopirt, theils ein idyllisches Beliebäugeln der noch herrschenden Gutmüthigkeit, Familien- und Philistertugend, theils eine Beschönigung der herrschenden Laster, Lüste und Gemeinheiten. Sie ist ein Spiegel des Zeitgeistes, der herrschenden Sitten und Gesinnungen. Man darf

aber behaupten, daß die Wirklichkeit in vieler Hinsicht besser ist, als dieses Spiegelbild. Es sind eben nicht die größten Dichter, welche sich zu dieser Gattung von Poesie berufen fühlen, und sie sehn im Spiegel der modernen Welt zunächst immer nur sich selbst, ihre eignen Schwächen, Vorurtheile, Eitelkeiten, Lüste, Gemeinheiten. Vielleicht ein Drittheil unter den Urhebern solcher sentimentalen Schilderungen sind Weiber, und dieser Umstand allein erklärt uns, was wir von ihren Schilderungen zu erwarten haben. Wenn sie auch gewisse Kreise des modernen Lebens und vielleicht ganz seine Oberfläche schildern, so dringen sie doch nicht in alle Kreise und nicht in die Tiefe dieses Lebens ein. Eine solche Tiefe giebt es, so lange noch wahre Helden, Philosophen und Künstler unter uns hervorgehn. Sie hat aber nichts gemein mit jener glatten Oberfläche und den Dichtern, die allein auf ihr herumgaukeln. Jene Tiefe dauert, die Oberfläche wechselt; darum wechseln auch so rasch die gaukelnden Erscheinungen, die sie in der Literatur abspiegelt. Wer liest jetzt noch die empfindsamen Romane des vorigen Jahrhunderts, wer wird im künftigen noch die vornehmen Ehebruchs- und Glücksrittergeschichten des unsrigen lesen? Nur vorragende Talente können wenigen Geistesprodukten dieser Art die Unsterblichkeit sichern, die ihr trivialer Gegenstand niemals ansprechen dürfte. Der große Haufen der Dichter stirbt mit den Modethorheiten, denen er anhängt.

Göthe muß in vieler Hinsicht als einer der ersten und vorzüglichsten Schöpfer der modernen Poesie und in jeder Hinsicht als ihr höchstes Muster betrachtet werden. Seine sentimentalen Schilderungen des modernen Lebens bilden die Krone seiner Dichtungen. Im Modernen hat dieser vielseitige Dichter doch das Höchste erreicht, worin ihm kein andrer gleich kommt, daher ist hier der schicklichste Ort, ihn im Allgemeinen zu charakterisiren.

Die Bewunderung, die Göthe verdient, ist, wie dies in Deutschland gewöhnlich geschieht, in blinde Vergötterung ausgeartet. Kaum geht ein Licht unter uns auf, so blendet es die Leute, daß sie nichts mehr sehn, als eitel Glanz und Schimmer. Ist einer reich, gleich creditirt man ihm alles. Darüber darf sich niemand wundern, der die Natur der Menschen, besonders der guten Deutschen kennt, und so ist es auch sehr natürlich, daß um Göthe's gefeiertes Dichterhaupt jener Nimbus sich gebildet, vor dem nun alles auf den Knien liegt. Jede hervorragende Erscheinung in der Wirklichkeit verwandelt man mit geschäftiger Phantasie in das höchste Ideal. Der Instinkt der Masse, der als Weihrauch aufdunstet, bläht in ein riesenhaftes Nebelbild sich auf, und dann wird vor dem selbstgeschaffenen Phantom der Drang der Andacht ausgetobt. Die Deutschen hatten auf ihrer Wanderschaft ins gelobte Land des guten Geschmacks mehr als ein goldnes Kalb. Auch in andern Gebieten haben wir ähnliche Erscheinungen schon öfters die wilde Winds-

braut der deutschen Literatur vorüberjagen sehn. Friedrich der Große und Napoleon sind in ihrem Kreise nicht minder zu Idealen verklärt worden, als Göthe in dem seinigen.

Das Höchste, wozu es die Bewunderung möglicherweise bringen kann, ist Göthe wirklich zu Theil geworden. Man hat in ihm das Ideal eines Dichters zu erkennen geglaubt, und die Aufgabe, das Problem seiner Erscheinung zu lösen, mit der, das Problem aller Poesie zu lösen, ohne weitres identificirt. Sie nennen ihn mit einer charakteristischen Übereinstimmung den König der Dichter, um in ihm das legitime Princip, die höchste aus sich selbst schöpfende Autorität zu bezeichnen. Als eine vollkommene Incarnation der Poesie ist er ihnen auch Gesetz, König, Messias und Gott in allen poetischen Dingen. Die Gläubigen wurden in ihrer Andacht nicht wenig dadurch bestärkt, daß der Gefeierte selbst sie billigte, sich dabei benahm, als müßt' es so seyn, und mit Mienen der Huld und Gnade jedes Lob, das ihm zufloß, bestätigte, die Lobenden wieder lobte, und die ihm verliehene Königskrone nicht ohne Majestät und imponirende Sicherheit auf dem Haupte trug. Göthe ließ, wie der Homerische Gott den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich sich gefallen, und lächelte beständig, da man ihn beständig lobte. Nur dann zog seine Stirne sich in böse Falten und eine kleine Dosis Gift im Bonbon eines Bonmots, sogenannte zahme Xenien wurden als lettres de cachet

ausgegeben, wenn ein Hochverräther die Autorität anzutasten sich erfrecht.

Göthe weiß aber selbst am besten, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Faust wird seines Pudels Knecht. Eine Kraft wird Ohnmacht, wenn sie die natürlichen Gränzen überschreitet. Vor Weihrauch sieht man das Feuer nicht mehr, vor den Orden das Herz nicht mehr, daß sie bedecken. Übermuth macht die Kraft, Eitelkeit die Schönheit zuletzt verächtlich. Übertriebenes Lob trägt den Tadel im Schooß. Nur um ein kleines darf der Ruhm höher steigen, als der Werth, so wird die Rüge, wenn auch spät, in demselben Verhältniß den Werth herabsetzen. Darum sehn wir jetzt schon mehrere Leute, welche sich gegen die Götzendienerei erklären, und Göthen sogar verunglimpfen, wo er es gewiß nicht verdient.

Die blinden Anbeter Göthe's bilden eine herrschende ästhetische Kirche, die ihren Papst, ihre Kirchenväter und Scholastiker, ja sogar ihre Kirchenversammlungen hat. Natürlich findet diese Kirche nun auch eine Opposition. Sie ist aber, gleich jeder herrschenden Kirche, blind und fanatisch, und spricht durchaus unbedingte Autorität an, verkerzert jeden, der diese Autorität antastet. Das ist schlimm und erweckt nothwendig einen hartnäckigen Widerspruch; aber es ist natürlich. Die Leute glauben einmal an die Unfehlbarkeit ihres Meisters, an sein Monopol in der Poesie, an seine Legitimität, und dieser Glaube

ist aufs festeste in der Gesinnung und Gesittung, in dem Zuge der Natur begründet, die sie mit Göthe theilen. Alle Kinder dieser Zeit, die dem Instinkt folgend, das moderne Leben als ihre einzige geliebte Heimath betrachten und sich darin so wohl seyn lassen, als sey es wie ein glückseliges Eiland in die Ewigkeit gesetzt, als gäb' es rückwärts und vorwärts kein andres, schönres, würdigeres Leben, alle die Ephemeriden der Gegenwart müssen an Göthe's Dichtungen mit derselben Innigkeit hängen, wie an ihrer eignen Wirklichkeit.

Daß Göthe den Kindern dieser Zeit in allen ihren Vorurtheilen und Eitelkeiten geschmeichelt hat, ist wohl der nächste Grund zu der außerordentlichen Anerkennung, die er bei denselben gefunden. Seine Modernität aber hat einen noch tiefern Grund. Von einem sichern Gefühl geleitet, hat die vox populi schon darauf hingewiesen, indem sie Göthen zum Dichter aller Dichter gemacht hat. In der Übertreibung, welche Göthen zum Ideal eines vollkommnen Poeten macht, liegt wirklich die Ahnung von etwas Wahrem. Gerade diesen Glauben, den seine Poesie so allgemein bei der Menge hervorgebracht hat, müssen wir fest halten. Mag die Übertreibung auf sich beruhen; der Grund, warum man gerade auf diese Weise übertrieben hat, ist desto wichtiger.

Die Poesie eines jeden Dichters hat einen eigenthümlichen Charakter; dieser aber entspricht allemal einer innern Eigenschaft oder Richtung der Poesie

überhaupt. Die synthetische Einheit aller Dichter ist nur die analytische der Poesie selbst. Wenn man mit Recht diese aus jener sich erklärt, die Regeln des Schönen aus den Beispielen desselben abgezogen, den Metallkönig der Ästhetik aus den Goldmünzen, denen jeder Autokrat im Reich der Poesie sein königliches Bildniß aufgeprägt, in die philosophische Retorte gebannt hat, so darf unbedingt auch das Umgekehrte auf die Charakteristik der Dichter angewandt werden. Jeder Dichter ist die Offenbarung einer besondern ästhetischen Kraft, die ganze Dichterwelt ist die Offenbarung aller dieser Kräfte. Jedem Einzelnen kommt vorzugsweise nur eine Kraft zu, die er reicher und feiner als andre entwickelt.

Die Kraft nun, welche Göthe's dichterischen Charakter bezeichnet, ist das Talent. Bekanntlich versteht man darunter das Vermögen der ästhetischen Darstellung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine subjective Bestimmung, auf eine Poesie im Dichter selbst, denn es kann malen, ohne von einer Empfindung geleitet zu seyn, ja oft das Gegentheil von dem, was der Dichter wirklich empfindet, so wie der Schauspieler oft etwas ganz andres darstellt, als was er empfindet. Eben so wenig hängt das Talent von einer objectiven Bestimmung, von einer Poesie im Gegenstand ab, denn es kann Dinge, die an und für sich selbst unpoetisch sind, in ein poetisches Gewand hüllen, und umgekehrt werden oft sehr poetische Gegenstände von talentlosen Dichtern unpoetisch darge-

stellt. Das Wesen des Talents beruht also in der Darstellung, in der Einkleidung, im Vortrag.

Das Hervortreten des Talents bei Göthe hat schon Novalis in seinen Fragmenten scharf und richtig bezeichnet*). Göthe selbst giebt es zu, und hält

*) So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meister's Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden. Diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Göthe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen, und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß unge-

die Schönheit nur für ein Werk des Talentes, denn mit seiner Zustimmung steht in Kunst und Al-

---

schickt bleibt, und das man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlicher Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakespeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

terthum, Bd. 2. S. 182. das Resultat einer glücklichen Behandlung ist das Schöne.

Das Talent ist an sich universell, und muß sich als solches in der größten Vielseitigkeit der Anwendung erproben. Es giebt nichts in der Welt, dem nicht das Talent einen poetischen Anstrich geben könnte. Wie jener Tonkünstler mit Recht behauptete, es ließe sich alles in Musik setzen, selbst ein Thorzettel, so kann ein talentvoller Dichter mit der Sprache nicht weniger Wunder thun. Daher war auch Göthe so vielseitig. Er konnte alles, auch das Geringste und Gemeinste durch den Zauber seiner Darstellung reizend machen.

Das Talent gefällt sich in der Vielseitigkeit. Jeder Virtuose strebt so viel als möglich allseitig zu seyn, sein Talent auf alle mögliche Weise ins Licht zu setzen, durch den Reichthum der Anwendung durch die Herrschaft über die reichste Claviatur und ihre Schlüssel, durch den kühnen und gewandten Wechsel der Tonarten, und durch die Fertigkeit des Tausendkünstlers, der auf einem Bein stehend zwölf Instrumente zugleich spielt, in Erstaunen zu setzen. Diese Neigung wohnt dem Talente deßhalb bei, weil es charakterlos, von einer festen dauernden Bestimmung unabhängig ist. Der Künstler, in welchem das Talent ausschließlich vorherrscht, wird weder durch eine bestimmte Richtung der Empfindung, noch durch einen bestimmten Gegenstand ausschließlich gefesselt. Es treibt ihn nicht, sein volles Herz auszuströmen,

und ein Heiliges und Geliebtes, das er erkannt hat, äußerlich darzustellen, vielmehr ist ihm jede Empfindung und jeder Gegenstand an sich völlig gleichgültig, und gilt ihm nur etwas, sofern er ihn darstellt; nur die Darstellung gilt ihm, was auch immer das Dargestellte sey. Darum wird er auch durch keinen besondern Gegenstand beherrscht, er herrscht vielmehr über alle, und gefällt sich im Wechsel derselben, der seine Herrschaft beurkundet. So sehn wir Göthe beständig wechseln, und es ist eben deshalb thöricht, irgend eine besondere Darstellung, irgend eine Rolle an ihm festhalten zu wollen. Gerade darin besteht das Wesen seiner Poesie, daß er mit den Rollen beständig gewechselt hat, und noch ferner unaufhörlich wechseln würde, wenn nicht jede Thätigkeit endlich ihr Ziel in der Ohnmacht fände. Er spricht dieß selbst sehr deutlich aus, indem er in einer seiner zahmen Xenien sagt:

„Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!"
Das seh ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut
Die jünst ich abgelegt,
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif ich die sogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

In Göthe's beständigem Rollenwechsel liegt das eigentliche Geheimniß seiner Poesie und das Wesen

des Talentes aufgeschlossen. Das Talent an sich ist ganz theatralisch, es ist die absolute Maskirung. Oben haben wir unsre ganze neuere Poesie als die theatralische charakterisirt, und hier finden wir dasselbe in ihrem großen Repräsentanten Göthe wieder. Er vereinigt beinahe alle Rollen der übrigen Dichter in seinem Spiel allein. Daher kommt es denn auch, daß man Göthe für den Repräsentanten aller Poesie überhaupt halten konnte, indem man unschuldigerweise die Poesie der Darstellung mit derjenigen der Empfindung und des Gegenstandes, das Kleid mit dem Wesen verwechselte.

Das Talent ist eine Hetäre und giebt sich Jedem Preis. Unfähig selbständig zu seyn, hängt es sich an alles an. Indem ihm ein innerer Haltpunkt ein inneres Motiv seiner Äusserung mangelt, ist es jedem äussern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern fortgezogen. So sehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechseln. Heute beschönigt er dieß, morgen jenes. Alle seine Widersprüche erklären sich aus diesem Rollenwechsel und umsonst versucht man sie anders zu erklären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philosophie, eine Politik, ja sogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich aber z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen ꝛc. zu einer artigen Hanswurstjacke zusam-

menflicken, und an dem platonischen Gastmahl, da seine moralischen Ansichten sich gesellig vereinigen sollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede seyn. Sie, die sich in die innerste Tiefe der Empfindung verbirgt, ist am weitesten von jener Oberfläche, von jener Maske der äussern Darstellung entfernt.

Sofern das Talent charakterlos jeder äussern Bestimmung folgt, wird es vorzüglich von der Gegenwart und ihren herrschenden Moden bestimmt und geleitet. Darum hat Göthe allen Moden seiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerspruch derselben zu dem seinigen gemacht. Er schwamm immer mit dem Strom und auf der Oberfläche, wie Kork. Wenn er einem guten Geist, großen Ideen, der Tugend gehuldigt, so that er es doch nur, wenn sie an der Tagesordnung waren, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Schwäche, Eitelkeit und Thorheit gedient, wenn sie in der Zeit nur ihr Glück gemacht, und kurz er hat, wie ein guter Schauspieler, alle Rollen durchgemacht. Rollen waren es auch nur, nur Eingehn in die Moden der Zeit, wenn er hier mehr dem antiken, dort mehr dem romantischen Geschmack gehuldigt. Weil aber das moderne Leben das vorherrschende war, darum wurde Göthe's Talent auch vorzüglich durch dasselbe bestimmt.

Das Talent gefällt sich besonders in der Copie der Natur, des Wirklichen. Es fehlt ihm die innere Bestimmung durch das Genie, durch Begeisterung, durch innern schöpferischen Drang, darum hält es sich an das Vorhandene, Wirkliche. Das Genie kann sich nur in neuen Schöpfungen offenbaren, das Talent offenbart sich schon in der bloßen Copie, in der künstlerischen Darstellung des Wirklichen. Das Talent liebt sogar die Darstellung des Gemeinen und Alltäglichen vorzugsweise, weil ihm dasselbe als Folie dienen muß. Je geringfügiger der dargestellte Gegenstand an sich, ausserhalb der Darstellung in der Natur ist, desto glänzender hebt sich die Darstellung als solche hervor. Endlich bedarf das Talent überall der äussern Anerkennung, denn wie es ihm an innerer Selbstbestimmung fehlt, so auch an innerer Selbstzufriedenheit. Es strebt nach Ruhm. Das ist das Charakteristische aller Virtuosen. Darum aber schmiegt es sich auch den Neigungen derer an, von denen es bewundert seyn will. Es ist schmeichelhaft, es begünstigt die, von welchen es begünstigt seyn will. Es stellt vorzugsweise dasjenige dar, was seinem Publikum gefällt. Aus allen diesen Umständen zusammengenommen erklärt sich das Phänomen, daß ein vorherrschendes Talent sich vorzugsweise in der Darstellung und Beschönigung des gegenwärtigen Lebens gefällt, und sich durchaus nicht an das Unpoetische und Gemeine desselben stößt.

Göthe widmete sich demzufolge vorzüglich der modernen Poesie, und gebrauchte sein unübertreffliches Talent zur Darstellung des modernen Lebens. Er hielt sich an die Natur, an die nächste, an die eigne. Seine eigne Natur stand mit der herrschend gewordenen der modernen Welt im genauesten Einklang. Er war der reinste Spiegel des modernen Lebens, in seinem Leben wie in seiner Dichtung. Er hat nur sich selbst zu schildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Gesinnung, ihre Neigungen, ihren Werth und Unwerth zu schildern. Dasselbe Talent, das er in seinen Dichtungen offenbarte, machte sich auch in seinem Leben vorherrschend geltend, und wer kann läugnen, daß es wirklich die allgemeine Lebensmaxime der modernen Welt geworden ist? Das Talent des äußern Lebens, die Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuosität des Genusses, war sein Talisman in der Wirklichkeit und schien ihm auch wieder der würdigste Gegenstand in der Dichtung, indem er die Vorzüge, die er selbst darstellte, nur abspiegelte. Die meisten Dichtungen Göthe's enthalten nur sein Portrait, aber es ist ein Musterbild für das moderne Leben, jeder erkennt es dafür an.

Desfalls war es ihm auch möglich, eine Popularität zu gewinnen, die kein antiker oder romantischer Dichter, mit Ausnahme Schiller's errang. Für Schiller entschied sich alles Edle und Menschliche in der Nation, für Göthe die herrschende Stimmung

und Sitte des Augenblicks. Schiller gilt für die Edlen aller Zeiten, Göthe war der Abgott seiner Zeit, und konnte dieß nur seyn, indem er sich der Schwäche, der Unnatur nicht minder hingab, als dem Edlen, das sich noch geltend zu machen wußte. Er ist der Abgott, aber auch das Geschöpf seiner Zeit. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Gemeinheit ihm selbst erst geschmeichelt, sich ihm lieb und werth und sogar poetisch dargestellt hat, ehe er ihr selbst schmeichelte, ihr sich selber lieb und werth machte, und sie mit dem Zauber einer unübertreflich poetischen Darstellung beschönigte. Er ist nicht der Verführer, sondern selbst verführt von seiner Zeit. Wie nach Schiller's Gedicht jeder der olympischen Götter dem Genius ein Zeichen aufdrückt, so hat die moderne Zeit ihren Sohn und Liebling gezeichnet, jede herrschende Richtung dieser Zeit, jeder Abgott des Publikums hat dem Dichterkönig einen Talisman verabreicht, und wie die Mode das Volk beherrscht, so hat er die Mode regiert.

Den feinsten Ton der heutigen Welt sucht und findet man bei Göthe. Den äussern Anstand, die Vornehmigkeit, die heitre Maske beim geselligen Umgang, das Insinuante, die Delikatesse, die scheinheiligste Bosheit, die aqua tossana, die gleichsam als kaltes Blut durch den Körper der gebildeten und vornehmen Gesellschaft kreist, diese Zauberkünste des Talentes kann man bei Göthe musterhaft entwickelt finden. Er bildet daher eine Schule der geselligen

Cultur. An seinen Werken bildet, verfeinert man die Sitten. Sie empfiehlt man als das Muster aller Gesittung. Um ihn her schaart sich ein unzählbares Heer gebildeter Jünglinge, die Jünger und Aposiel dieser Lehre des Anstandes, die muthigen Bekämpfer der alten Rohheit, Frerons vergoldete Jugend in Deutschland.

Unter der glatten gefälligen Maske verbirgt sich aber ein raffinirter Epicuräismus, eine Sinnlichkeit und Genußsucht, die, so fein sie auch ist, doch immer unwürdig bleibt, des Ernsten und Heiligen spottet, und die Leichtverführten in ein irdisches Paradies verlockt, in den Venusberg, aus dem kein Ausgang mehr ans Licht ist.

Göthe's Dichtungen sind als die Blüthe des in der modernen Welt herrschenden Materialismus zu betrachten, der sich auf der untersten Stufe in dem physiokratischen System geltend macht. Sein Talent ist die höchste Erscheinung der Fabrikation. Es dient, alles zum feinsten Genuß zu präpariren. Dieser Genuß ist doppelter Art. Der Wollust gesellt sich schon bei den Thieren Grausamkeit bei, und diese Verwandtschaft beider geht in die feinsten und zartesten Genüsse der Menschen über.

Jene Wollust ist um so raffinirter, als sie der Eitelkeit dient. Daher sind beinahe alle Helden Göthe's kleine Sultane, um welche sich die Mädchen und Weiber bemühen müssen. Sie werden geliebt, und ihre Gegenliebe erscheint nur als ein behagliches

Spiel mit dem Genuß. Sie lassen sich von den Weibern aufsuchen, und nehmen die Huldigungen derselben gnädig an. Das ist ihr stehender Charakter. Clavigo, Weißlingen, Egmont, Fernando, Wilhelm Meister sind ein und dieselbe Person. Wie wahr immer die feine Sinnlichkeit solcher Helden der Natur abgelauscht seyn, wie sehr sie den meisten Männern schmeicheln mag, sie ist etwas Gemeines und dieses Aufwandes des verschönernden Talentes nicht werth. Sie ist um so widerlicher, als die Eitelkeit eine gewiße Andacht daraus macht. Wir finden die Geschlechts- und Eheverhältnisse bei den Dichtern fremder Nationen leichtsinnig und frivol behandelt, aber nirgends ist eine solche Sentimentalität mit dieser Frivolität verbunden, wie in Deutschland. Bei den Spaniern hat von jeher die flammende Leidenschaft, bei den Italienern liebliche Phantasie und Sinnlichkeit, bei den Franzosen Feinheit und Witz, der Geist der Reine Margrithe, bei den Engländern der tragische Contrast den eckeln Eindruck der Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten gemildert. Die Deutschen aber haben sie seit Göthe wie ein Handwerk mit ehrbarer Miene, oder wohl gar wie eine Religion mit Andacht getrieben. Wenn Sinnlichkeit und niedre Leidenschaften bei andern Völkern immer dem Edlen und Heiligen untergeordnet geblieben sind, wie stark sie auch vorgeherrscht haben, so sind wir Deutsche, die wir weit nüchterner sind, dennoch so verkehrt gewesen, jene Sinnlichkeit mit dem Heiligen

zu verwechseln, und zu einer Göttin zu erheben, was in Frankreich ewig nur eine Lustdirne bleibt. Die Sinnlichkeit wird zuerst von der Eitelkeit gerechtfertigt, dann vom Talent auch andern sogar zur Bewunderung aufgestellt, aber was im Ursprung gemein ist, bleibt es auch in der glänzendsten, täuschendsten, rührendsten Hülle. Die Kunst ist dem Edlen gewidmet, und wenn sie in vieler Hinsicht in Göthe den Liebling erkennt, so giebt sie sich doch nicht allen Launen seiner Muse Preis, und weiset die Gemeinheit verderbter geselliger Verhältnisse, die überzuckerte Darstellung des modernen Lasters, die Gourmandise eines unnatürlichen Appetites, die Mückenfängerei wollüstiger Reminiszenzen, die Koketterie der Männer und den Ritterdienst der Damen um die Männer, die Toilette des Mannes von fünfzig Jahren, die sybaritischen Wahlverwandtschaften und die Verhimmelung so manches Don Juan dem, ein ganz anderer Platz gebührt hätte, völlig über ihre Grenzen hinaus. Muß schon die Kunst gegen diesen Mißbrauch ihrer edelsten Kräfte vertheidigt werden, so hat allerdings auch die Moral ein heiliges Recht, das schlechthin Unwürdige daran zu verdammen.

So wenig sich diese Schattenseiten bei Göthe verbergen, so täuschen sich doch die meisten Leser selbst darüber, indem sie entweder aus unbegreiflicher Gutmüthigkeit nicht sehn wollen, was sie sehen, oder sich bei der schwachen Seite fassen und bestechen lassen. Göthe besaß im höchsten Grade das Ta-

lent, den Leser zu seinem Mitschuldigen zu machen, ihm ein billigendes Gefühl abzuzwingen. In seiner Hand war der Talisman, der alle Herzen lenkt. Kein Dichter hat sich des in der Sprache liegenden Zaubers so ganz bemächtigt. Er ist überall und immer gefällig, überredend. Wir können uns der süßen Lust nicht erwehren, mit der er unser Wesen befängt, uns selbst zum Gegentheil von alle dem verführt, was wir sonst geglaubt und gefühlt. Sehen wir auch die Sünde, die Gemeinheit klar vor Augen, er zwingt uns mit zu sündigen, mit gemein zu werden, und wir entkommen ihm nicht, ohne die Scham, uns einen Augenblick vergessen zu haben.

Es bedürfte wohl eines Platon, um gewisse Wahrheiten über Göthe, die an sich leicht erkennbar sind, doch auch mit derjenigen Mäßigung und Feinheit zu rügen, welche die dem großem Dichter gebührende Achtung nicht verletzt. Man müßte wie Platon gegen Homer folgendermaßen reden: „Ich muß wohl damit heraus, wiewohl eine gewisse Zärtlichkeit und Schamhaftigkeit, die ich von Jugend auf gegen den Homer gefühlt habe, es mir schwer macht, von demselben zu reden. Denn er scheint unter allen guten tragischen Dichtern der Vorsänger und Anführer zu seyn. Weil indessen ein Mensch nicht höher, als die Wahrheit, geschätzt werden darf, so muß ich auch reden, wie ich denke. — Wenn dir also, lieber Glaukon, Lobpreiser des Homer vorkommen, welche sagen, daß dieser Dichter ganz Griechenland

unterwiesen habe, und daß es sich wohl der Mühe verlohne, ihn zu studieren; weil man durch ihn die menschlichen Angelegenheiten gut zu verwalten, und sich selbst dabei gut zu betragen lerne, und man daher nach den Leitungen dieses Dichters sein eignes Leben anordnen und führen müsse, so kann man solchen Leuten zwar nicht böse seyn, sondern muß ihnen mit aller Freundlichkeit begegnen, weil sie nach ihrem besten Vermögen treffliche Männer zu seyn suchen, und man muß ihnen einräumen, daß Homer ein höchst dichterischer Geist, und das Haupt der tragischen Dichter sey; dabei aber zugleich merken, daß in den Staat selbst von der Poesie nichts weiter aufgenommen werden dürfe, als Gesänge zum Lobe der Götter und zur Erhebung edler Thaten. Sobald du hingegen die süßliche Muse darin aufnimmst, sie sey von lyrischer oder epischer Art, so werden auch die willkürlichen Wallungen der Fröhlichkeit und Traurigkeit, statt Gesetz und Vernunft herrschen.“

Schon Platon tadelt mit strengem Ernst die Entweihung der Dichtkunst durch die Enthüllung unnatürlicher Gelüste. Er wirft es dem Hesiod und Homer vor, daß sie so viele obscöne und naturwidrige Dinge von den Göttern erzählen. Er sagt mit vollem Recht: »wenn sich dergleichen auch in der Natur vorfände, so muß man sie doch unmündigen und jungen Leuten nicht vorerzählen, sondern mehr als irgend etwas verschweigen. Sollte jedoch irgend eine Nothwendigkeit eintreten, davon zu reden, so

müßten diese Dinge nicht anders, denn als Mysterien gehört werden, von so wenigen als möglich, welche dazu vorher nicht ein schlechtes Schweinferkel, sondern ein gewisses großes und kostbares Opfer gebracht haben müßten, damit so wenige als möglich von solchen Sachen zu hören Gelegenheit hätten.“ Es ist wahr, daß sich jene geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, das Princip des Ehebruchs, es ist wahr, daß sich Gelüste, dergleichen in der Stella geschildert sind, wirklich in der Natur vorfinden, aber als Auswüchse, und wir sollen uns über die Natur, oder vielmehr über die Unnatur dieser Dinge nicht durch eine einnehmende poetische Beschönigung, durch eine Verwechslung derselben mit den heiligsten Gefühlen reiner Liebe täuschen lassen, denn, wie Plato weiter fortfährt: »Niemand will in seinem herrlichsten Theile und über die höchsten Dinge gern einer Lüge Raum geben.«

Noch müssen wir jener Grausamkeit gedenken, welche mit zum feinen Genuß gehört. Göthe schildert mit Vorliebe die menschlichen Schwächen und Vorurtheile, und weidet sich an den daraus entspringenden Leiden, so im Werther, Clavigo, Tasso, der natürlichen Tochter, den Wahlverwandtschaften ꝛc. Die grausame Wollust liegt darin, daß der Dichter sich an den Verschuldungen und Leiden ergötzt, ohne sie durch irgend etwas zu versöhnen. Oft erscheint diese Grausamkeit absichtlich, oft nur unwillkürlich als Folge der Gleichgültigkeit, mit welcher der Dich-

ter die Welt überſah. Die Ruhe und Klarheit, mit welcher Göthe ſeine Schilderungen entwirft, erſcheint oft als völlige Indifferenz, nicht als die göttliche Ruhe, die aus der Fülle der Idee entſpringt. Sie wirkt alſo auch nur wie das todte Naturgeſetz, nicht wie die innere Befriedigung der Seele. Daher bei Göthe ſo viel Mißtöne, die nicht aufgelöst ſind.

Wir maßen uns indeſſen nicht an, von Göthe zu verlangen, daß er hätte anders ſeyn ſollen, als ihn die Natur hat werden laſſen. Göthe konnte ſeine Natur nicht ändern, nur ausbilden, und er hat mit dem ihm verliehenen Talent in der That bewundernswürdig gewuchert. Kraft ſeines Talentes ſteht Göthe ohne Frage über allen andern deutſchen Dichtern, und ſeine Gewalt über die beweglichen Gemüther war in dem Maaß nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poeſie bezeichnet. Schiller, Klopſtock, Herder, Novalis und manche andere gelten nur als wohlwollende Könige, denen es an Macht gebricht, der Welt ſo viel Segen zu gewähren, als ſie gern möchten, weil die Herrſchaft ihrer Ideen ſich nur über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Menſchen erſtreckt, die dafür empfänglich ſind. Göthe dagegen ſtellt ſich als ein alles bezwingender Uſurpator dar, der mit ſeinem Talent die Gemüther eben ſo beherrſcht hat, wie Napoleon die Körper. Der beſte Wille bezaubert weniger als eine That, wenn ſie auch eine ſchlechte wäre. Zumal in unſerer Zeit gilt der Augenblick und wer

uns ihn genießen läßt, weit mehr als ein auf die Ewigkeit berechnetes Streben. Ein Schauspiel, des Mimen wechselnde Kunst, nimmt unsern Sinn mit allerlei Thorheit gefangen, und wir sind zu matt und faul geworden, diesen Sinn zu sammeln, und Werke der Ewigkeit zu gründen, oder nur zu verstehen. Die Kunst ist zu einer Unterhaltung herabgesunken, und alles Tiefe, Heilige macht den Tagedieben Langeweile, da sie durch Göthe und unzählige seiner Nachäffer einmal gewöhnt worden sind, sich bedienen zu lassen, sich jede Anstrengung zu ersparen. In der That ist es leichter, das Gemeine, wozu jeder ohnehin gestimmt ist, als das Erhabene, das nur den edelsten völlig vertraut wird, bei der Masse zu vertreten, und wenn erhabne Ideen überdem das gemeine Geschlecht strafen sollen, so werden sie am allerwenigsten mit jenen Schmeicheleien rivalisiren können. Mit Widerwillen wendet sich der Haufen von den finstern Propheten ab, und lauft zu den Marktschreierbuden seiner freundlichen immer lächelnden Demagogen, und diesen gelingt es ohne Mühe, durch schimmernde Sophismen jene Propheten, die oft vom Göttlichen, eben weil es göttlich ist, nur stammeln, aus dem Felde zu schlagen.

Göthe beherrschte seine Zeit, indem er ihr huldigte, er fesselte sie, indem er sich in alle ihre Falten einschmiegte. Da aber der Geist seiner Zeit jener ewig wechselnde, schaffende und zerstörende, stets gegen sich selbst revolutionirende und protestirende

gewesen, so hat er in Göthe sich ganz so wiedergespiegelt, und dort wie hier ist der Charakter Charakterlosigkeit. Göthe gilt ganz so als Universalerbe der moralischen Revolutionen unsrer Zeit, als Napoleon Erbe der politischen gewesen. Auch der Gewinn dieser Concentration ist für die moralische und politische Welt ziemlich derselbe. Wie im Leben des großen Corsen das ganze politische Leben des Jahrhunderts, in praktischer Ausführung aller seiner Theorien, von der Anarchie bis zu den beiden Extremen der Republik und des Despotismus und wieder in der versöhnenden Mitte der constitutionellen Monarchie sich gleichsam personificirt hat, so in Göthe's Werken die Bewegungen der sittlichen Welt, die eben so ein schilderndes poetisches Talent in Anspruch nahmen, als jene politischen ein praktisches, handelndes, die einen Dichter verlangten, wie jene einen Helden. So wird die Erscheinung Göthe's lediglich aus den Erscheinungen der Zeit erklärt und alle seine Werke lassen sich folgerecht mit den verschiedenen Moden, in denen der sittliche Geist seiner Zeit gewechselt, parallelisiren. Daß ihn dabei das Glück begünstigt, wie den Napoleon, ist unverkennbar. Er fand seine Zeit gerade so, wie sie ihn und er sie brauchte und hatte keinen starken Gegner zu bekämpfen. Alle jene Richtungen der Zeit huldigten dem Spiele des Talentes und waren dem Ernst tiefer Ideen entfremdet. Die Sentimentalität, der im leeren Harnisch fortspukende Rittergeist, die Theaterwuth, die Geheim-

nißkrämerei, der Mysticismus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italienischen Reisen, der erste republikanische Rausch von Nordamerika her, das Familienwesen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Schaam entblößt in der Gräkomanie, alle diese Richtungen erzeugten sich im tiefen und langen Frieden seit dem siebenjährigen Kriege nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten, regten nirgends die innerste Tiefe des Nationalgeistes auf, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten sich untereinander wie sie gekommen waren. Das war grade die rechte Zeit für Göthe, und sein Talent bemeisterte sich leicht aller dieser Richtungen und er war der große Spielmeister dieser tändelnden Zeit. Als aber der Ernst zurückkehrte zunächst in jener großen philosophischen Richtung der Deutschen, dann mit Blut und Flammen im politischen Leben und zuletzt mit der Religion, deren Trost die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Göthe glücklich genug, seine Ernten schon gesammelt zu haben, denn seine späten Saaten fanden kein Gedeihen mehr. Er versuchte zwar sein Talent auch an dem Ernst der neuern Zeit, aber es bestand die Probe nicht. Wie sehr er bemüht war, auch der philosophischen Richtung sich zu bemeistern, indem er sie von der Seite der Natur angriff, die ihm die natürlichste war, so hat er sich doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden lassen müssen. Noch weniger haben seine ästhetischen Urtheile durchdringen

können, weil sie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigsten aber mochte sich das wilde Roß der Politik vor seinen Triumphwagen spannen lassen, und seine diesfälligen Versuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bei der alten Achtung seines Namens nicht Ärgerliches daran finden wollte. Es entspricht seinem ganzen Wesen, daß er immer nur die herrschende Partei ergriff. Darum besang er den Napoleon, aber sein Lied war der Welt lange nicht mehr so wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechselt, sollte sein Siegslied Epimenides ein Kanon der deutschen Begeisterung werden. Aber der kleine Umstand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heere zog, daß er geschwiegen, wo sein Wort ein Schwert gewesen wäre, und erst zu reden anfieng, als die Schwerter schon laut genug gesprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die erbärmliche Steifigkeit und Ungelenksamkeit jenes Dramas zeigte ohnehin, daß es mechanisches Machwerk des Talentes, nicht organisches Leben der Begeisterung selbst war. In diesem Versuch, der über den Kreis des Talentes hinauslag, mußte dieses selbst sich fremd werden. So vermißt man in Epimenides auch das bekannte Talent des Dichters. Nach solchem Mißgeschick konnte Göthe dennoch der Lust nicht entsagen, auch den zuletzt eingetretenen religiösen Sinn der Zeit bemeistern zu wollen. Wie fremd ihm aber diese Sphäre bleibt, davon

geben die schwachen Versuche, z. B. in den Wanderjahren Zeugniß.

Überhaupt verläugnet sich die Anmuth der Götheschen Sprache in seinen spätern Hofpoesien und kritischen Schriften. Sie sind steife Paradewerke, über das Kreuz gefesselt durch die Rücksichten, die er zu nehmen hatte, und durch seine eigne Selbstschätzung, die sich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in spanischer Grandezza sehn ließ und noch auffallender wurde, wenn sie sich etwa väterlich deutsch den Schlafrock überhieng. Seit Wahrheit und Dichtung ist Alles, was man von Göthe hört, bis auf das letzte Heft von Kunst und Alterthum in einem gewissen vornehmen officiellen Kabinetstyl geschrieben. Man denkt unwillkürlich an den Musenkönig oder infallibeln Papst im Reich der Kunst. Die Erscheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Göthe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenusses gewesen, später aber lebendig unter die Götter versetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle seine Gefühle in das einzige der Ehrfurcht vor sich selbst zu concentriren.

In der Schule der modernen Poesie, welche Göthe gebildet, sind besonders die bürgerlichen, familienmäßigen Lust- und Schauspiele und die Romane cultivirt worden. In der ersten Gattung hat sich vor allen Kotzebue ausgezeichnet, der auch nächst Göthe der geliebteste Günstling des Publikums geworden ist. Wir können auch auf ihn ein Portrait anwenden,

das uns Platon gibt: « Aber in jammertönender, von Alter und Armuth hergenommener Reden Kunst hat doch offenbar gesiegt des Chalkedoniers Kraft. Auch im Erzürnen der Menge ist dieser Mann gewaltig und wiederum die Erzürnten bezaubernd zu kirren, wie er sagt; und im Verläumden, und auch Verläumdungen abzuwälzen, woher es irgend gehe, ist er der Erste. » Wie Kotzebue den moralischen Schmutz, so hat Iffland die Schwächlichkeit seines Jahrhunderts zu einem poetischen Wechselbalg aufgestappelt, und beiden sind in der Romanenwelt vorzüglich Lafontaine und Clauren an die Seite getreten. Der erstere hat wie Iffland seine Zeit mit einem süßlichen Milchbrei, wie ein greinendes Wickelkind stillen zu müssen geglaubt. Sie haben der lieben Natur, dem lieben Herzen, der lieben Familie alles Hohe und Große aufgeopfert. Ihre Helden sind ein memmenhaftes, weibisches Pygmäengeschlecht, Jünglinge mit Mädchenwangen und Mädchenherzen, Männer in Schlafmützen, gut genug, die Kinder zu wiegen, aber kaum gut genug, sie zu zeugen. Aus der Noth haben sie eine Tugend gemacht und die Schwäche gepriesen, weil sie nichts Großes kannten. Kotzebue und Clauren dagegen haben nicht blos an die Schwäche, sondern auch an die Gemeinheit, das häßlichste der Laster, appellirt, und sich mit Leib und Seele dem Pöbel ergeben, gleichviel ob dem vornehmen oder zerlumpten. Mit allen geheimen Lüsten und Lastern steht die Muse dieser ästhetischen Demagogen in

einem geheimen Bunde und besticht durch die Größe ihrer Unverschämtheit und durch die Menge ihrer Mitschuldigen.

Göthe spielte mit der noch vorhandnen Unschuld des Jahrhunderts, wie sein Faust mit Gretchen, Kotzebue aber behandelte sie wie eine Kupplerin die Novize und konnte sie nur beflecken, ohne sie zu genießen. Was seiner schmutzigen Leidenschaft unerreichbar war, das riß doch sein Neid herunter.

Den sentimentalen Beschönigungen des modernen Lebens und seiner Schwächen, Mängel, Irrthümer und Laster gegenüber hat sich mit Nothwendigkeit eine ganz entgegengesetzte Gattung von Poesie bilden müssen, die wir die humoristische zu nennen pflegen. Sie hält jener sentimentalen Poesie die Waage, denn wenn jene die Bejahung des modernen Lebens ist, so ist sie die Verneinung desselben. Dort wird dieses Leben gepriesen, hier wird es beklagt und verspottet. Dort erscheint es als das einzig Natürliche und Geziemende, hier als Unnatur und Verkehrtheit.

Der Humor ist das Bewußtseyn um die irdische Unvollkommenheit und seine ästhetische Wirkung das Tragikomische. Das Tragische des Humors geht aus dem schmerzlichen Gefühl hervor, daß wir selbst mitten in der Unvollkommenheit leben, in die Schranken des Irdischen gebannt sind, selbst an den Krankheiten der Zeit leiden. Das Komische des Humors entspringt aber aus dem Gefuhl, daß wir zugleich auch über dieser Unvollkommenheit und über diesen Schran-

ken stehn. Beide Gefühle wechseln oder durchdringen sich beständig und sind unzertrennlich von einander. Wir beklagen und verspotten uns zugleich, unsre Lust ist unser Schmerz.

Ist der Mensch auf der höchsten Stufe der ihm möglichen Vollkommenheit, oder ist er nur so glücklich befangen, daß er mit seinem, wenn auch beschränkten, Zustande doch vollkommen zufrieden ist, so kommt dieser Humor gar nicht zum Vorschein. Sobald aber ein Mißverhältniß zwischen des Menschen Wunsch oder Ideal und seinem wirklichen Zustand eintritt, sobald er etwas Höheres erkennt, das seine Kräfte nicht erreichen können, und sobald er eben darum das Unvollkommene seines Zustandes und seines Vermögens einsieht, so äußert sich diese Erkenntniß auch bald in der humoristischen Weise. Im Alterthum und im Mittelalter gab es in diesem Sinn noch keinen Humor, weil damals die Völker in ihrer Beschränkung zufrieden waren und über die Schranken nicht hinausblickten, weil sie ganz in der Gegenwart, nicht wie wir auch im Sehnen nach der Zukunft lebten. Man verspottete damals nur einzelne Mängel oder Laster, nie das ganze Zeitalter. Man kannte daher auch nur das Komische, nicht das Tragikomische. Je schlechter die Zeiten wurden, desto mehr regte sich der Spott, so namentlich vor und während der Reformation, aber erst in der neuen Zeit erhob sich der Humor zur tragikomischen Selbständigkeit. In dieser Art ist er unsrer Zeit ausschließlich eigen.

Darüber dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir alle Erscheinungen dieser Zeit überblicken. Nirgends finden wir etwas Harmonisches, Zuverlässiges, Dauerndes, Vollkommenes, überall nur Zerstörung, Feindschaft, Wechsel, Mängel, Irrthümer. Die Zerrissenheit im Ganzen wiederholt sich in jedem Einzelnen. Ursprünglich war der Verstand diese zerreißende Kraft, aber eben derselbe Verstand tröstet uns auch wieder und giebt uns mitten in der Verwirrung ein stolzes Bewußtseyn. Daher wird der Humor beständig zwischen zwei Gefühlen schwebend erhalten. Er kann nie ganz in tragische Wehmuth versinken, denn im komischen Frohsinn findet er immer wieder die freie Stelle, wo er über dem beängstigenden Getümmel der Welt erhaben steht. Er kann aber auch nicht blos lachen, denn das, worüber er lacht, ist sein eigner Mangel.

Wir unterscheiden die komische Poesie, welche die Thorheiten und Laster des modernen Lebens verspottet, von der humoristischen, die dem Spott die tragische Wehmuth beigesellt. In der ersten Art haben sich eine große Menge Dichter versucht. Reinecke Fuchs und Eulenspiegel begannen den burlesken Zug in Deutschland. Sebastian Brand, Fischart und viele andere geißelten alle die Narrheiten und Frevel, die den Anfang des modernen Lebens bezeichneten. Pater Abraham a Santa Clara ist schon etwas tragikomisch; ein ernster, oft wehmüthiger Zug läßt sich in allen seinen sonst so possenhaften Grimassen nicht verkennen. Später versank man so sehr in die Anbetung des

französischen Geschmacks, daß man auch nur nach dessen Muster, besonders in satyrischen Briefen oder komischen Heldengedichten zu spotten wagte, wie Zachariä. Diesem Geschmack huldigten zum Theil auch noch Thümmel und Wieland. Dann folgte die Anglomanie und Rabener copirte den Swift, Miller, Nicolai, Schummel den Sterne und Smollet. Seit Molliere und Hollberg kamen endlich auch gute Satyren auf die Bühne, und indem die komischen Romane abnahmen, vervielfältigten sich die Lustspiele, welche Karrikaturen aller Art dem Leben entlehnten. Da indeß die Dichter selten frei genug waren, um die wahre Thorheit im wirklichen Leben zu erkennen, da sie nur allzuhäufig selbst in Thorheiten steckten, oder sich von der Mode beherrschen ließen, so war ihr Spott gewöhnlich sehr zahm, und nicht selten sogar ungerecht, wie man dies am besten bei Kotzebue erkennen kann, welcher so ziemlich der Repräsentant dieser ganzen Gattung ist. Oft wurde die unbehülfliche Ehrlichkeit vom verschmitzten Laster, oft das Unglück vom Hochmuth, oft die Größe vom Neide, oft die Unschuld vom Teufel verspottet.

Unter allen Komikern, welche das moderne Leben verspottet haben, steht Tieck oben an. Seine Satyren gegen die Thorheiten, welche die moderne Aufklärung hervorgerufen hat, greifen den Schaden bei der Wurzel an, und der Witz wird in demselben Maaße besser, als er treffender ist. Indeß sind Tieck's Lustspiele eben so wenig für die Bühne berechnet, als

sie überhaupt auf große Popularität Anspruch machen können. Ein Theil des Publikums versteht den Dichter gar nicht und der andre fühlt sich von ihm beleidigt. Die Leute sehn ihre Thorheit nicht eher ein, und lachen über ihre abgeschmackten Moden nicht eher, als bis sie dieselben abgelegt haben, und wer den Spott anticipirt, kommt übel weg.

Der freie uninteressirte Spott der Dichter steht im Allgemeinen hinter dem interessirten der wissenschaftlichen und politischen Parteien zurück, eben weil nur die wenigsten Menschen wirklich eine freie Stellung in unsrer Zeit behaupten, die meisten zu irgend einer Partei gehören. Jede Partei greift die andre auch mit den Waffen des Spottes an, und da jetzt die Politik an der Tagesordnung ist, so ist auch der politische Spott der vorherrschende. Wir besitzen sehr gute Satyren gegen unsre politischen Sünden und Gebrechen, gerade die besten aber sind dem gemeinen Verstande zu hoch, oder werden von der Censur verpönt.

Die tragikomische oder eigentliche humoristische Poesie unterscheidet sich von jenen blos komischen Spöttereien und Satyren durch die Beimischung sentimentaler Wehmuth. Hippel verband zuerst Schmerz und Spott, Weinen und Lachen. Der Heros des Humors aber war Jean Paul, der ewig einzige und unvergeßliche. Er ist neben Göthe der größte Dichter in der modernen Gattung. Jean Paul und Göthe sind die eigentlichen Dioskuren der modernen

Poesie. Beide schildern das Leben, in dem sie selber lebten, das moderne, aber nach zwei verschiednen Anschauungsweisen. Göthe beliebäugelte, billigte, pries dieses Leben und faßte dasselbe in seiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul begegen sah es humoristisch halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßte es in seiner Zerrissenheit, in dem unendlichen Widerspruch auf, der durch dasselbe hindurchgeht, und der eben unsre Zeit so sehr von dem in sich sichern und befriedigten Mittelalter unterscheidet. Auch darin stimmen beide Dichter überein, daß sie so vielseitig waren und gern ihre Persönlichkeit vorwalten ließen, sich selbst gern zum Gegenstand ihrer Darstellung machten. Göthe war vielseitig, weil es das Talent ist, und stellte sich in seinen Liebhabern und Helden gern selbst dar, weil alle Virtuosen sich gern im Spiegel besehn. Jean Paul war vielseitig, weil die humoristische Weltansicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern sich selbst, weil in der Selbsterkenntniß der Schlüssel zu aller Menschenkenntniß liegt, und weil er als echter Humorist die tragikomische Doppelnatur der Außenwelt nur die seines eignen Innern wiederspiegeln sah.

Diese Doppelnatur ist das Unterscheidende bei Jean Paul. Ihr erstes Moment ist die Sensibilität, die leidende Empfindung, die wieder doppelt theils zur tragischen Wehmuth und erhabenen Klage sich steigert, theils in idyllischer Empfindsamkeit und kindlicher Rührung sich besänftigt. Hierin spricht sich ein

echt musikalisches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur, über das irdische Elend, über das Laster und die Unnatur, besonders der verderbten geselligen Verhältnisse, und er schildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit mit den lebendigsten und wahrsten Farben und mit der innigsten Empfindung. Bald geht sein heißer Schmerz in sanfte Wehmuth über und er rettet sein beleidigtes Zartgefühl in die Unschuldswelt, welche dicht an der wilden Heerstraße des Lebens noch immer ihre kleinen idyllischen Gärten baut. Er schildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menschen, das Land- und Stillleben. Doch herrscht auch in diesen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von scherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur ist der Spott, der mehr männlicher Natur sich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieselben Mängel und Laster, die dem Dichter so wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in diesem Spott unterscheiden wir eine steigende und fallende Bewegung. Bald versteigt sich der Dichter bis zum bittersten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satyre, bald spielt er nur mit heitrer Ironie. Jener Sarkasmus ist am häufigsten mit seinem tra-

gischen Schmerz, diese Ironie am häufigsten mit seiner idyllischen Empfindsamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen sich fast in allen Darstellungen Jean Pauls dergestalt, daß er oft auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, so hört sein Wesen auf. Im Humor durchdringen sich die beiden Gegensätze so innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande ist, diese innige Verbindung oder den schnellen Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, seine Darstellung sey da, wo sie doch objectiv seyn solle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere. Es ist nicht zu läugnen, daß mancher seiner Helden und Heldinnen, besonders die ernsthaften und rührenden oder idealisirten, und wieder besonders im Titan, zu wenig innre Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Wesen ähnlich sehn; aber auch hier kann man den Dichter entschuldigen. Es lag nicht in seinem Plan und nicht im Wesen seiner Poesie, Einheiten zu geben. Wo sie bei ihm vorkommen, erscheinen sie nur als äußere Rahmen für die Fülle seiner Sentiments und Witze. Diese sind die Hauptsache. Der Humor verfährt überall

analytisch, und zersetzt die gegebne Einheit des Lebens wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefsten Falten der feinsten Theile ein. Nur indem Jean Paul die äußere Haltung aufgiebt, kann er in ein psychologisches Detail eingehn, und wenn er wirklich seine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung seiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, so würde er von seinem schönsten und reichsten Detail, von seinen Ausschweifungen und Episoden gerade das beste haben wegschneiden müssen. Überdem herrscht im Humor die subjective Ansicht durchgängig vor, und es wäre einseitig, zu den Schönheiten, welche sie darbietet, noch andre zu verlangen, welche mit ihr im Widerspruch stehn, und welche wir bei andern Dichtern suchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit seiner allzu häufigen und gelehrten Metaphern gesagt hat, so kann man dieselbe wohl zugeben, ohne sich allzusehr daran zu stoßen. Wir würden jedem gern seine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean Paul wäre, und ein Fehler des Reichthums ist immer besser, als einer der Armuth.

Das Rühmlichste, was wir Jean Paul nachsagen müssen und was ihn mit den edelsten Männern der Nation in eine Reihe stellt, ist der Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend, und das Feuer edler Leidenschaft, der ethische Ingrimm gegen das Laster, jene erhabenen Eigenschaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul

ſtellt wie Schiller überall die Unſchuld dem Laſter gegenüber, und das Recht dem Unrecht. Es iſt faſt kein Gebrechen der Zeit, das ſein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem ſein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, oder das ſein geiſtreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es iſt aber auch nichts Unſchuldiges und Schönes, und keine Tugend dieſer Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Muſtern aufgeſtellt hätte. Er fand an allem die lichte und die dunkle Seite heraus, und es giebt wenige Zeitgenoſſen, die ihre Zeit ſo fein beobachtet und ſo richtig gewürdigt haben.

Manche finden dieſen liebenswürdigen Dichter zu weich und weiblich, und ärgern ſich an ſeinen zu häufigen Rührungen. Es iſt wahr, ſein weiches Herz ſchwärmt zuweilen, und ſeine Empfindung leidet nicht ſelten an übertriebner krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er ſich dieſer ſüßen Melancholie nur dann, wenn er ungeſtört für ſich empfindet, und ſie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung ſogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu ſtrafen. Von Natur weich geſchaffen, wird er doch männlich ſtark durch jede fromme und ſittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenſchaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe. Die ihm angeborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie ſie in unſrer Zeit ſehr ſelten geworden iſt, jene Duldung nämlich, die ohne indifferent zu ſeyn, doch über alle Parteiungen hin-

weg sieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul diese gefährliche Waffe doch niemals, und seine Gewissenhaftigkeit ist deßfalls nicht genug zu rühmen. Er ist der friedfertigste, loyalste unter unsern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichste Arsenal von Witz und Dialektik für die Polemik besaß. Von ihm, der alles hatte, um in dieser Zeit der wahre advocatus diaboli zu seyn, müssen wir sagen, er war der sanfteste und unschuldigste unter allen unsern Dichtern. Keiner hätte solch ein Teufel seyn können, und keiner war so ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Jean Paul's Poesie war zu sehr individuell, als daß sie hätte können nachgeahmt werden. Anklänge hat man zwar überall vernommen, doch nur versuchsweise oder durch irgend eine andre ausgezeichnete Individualität glücklich modificirt. Hoffmann, dessen oben schon gedacht ist, ist ihm vielleicht am ähnlichsten, und doch wieder bedeutend von ihm verschieden. Im Allgemeinen aber ist der Humor durch Jean Paul zu weit größrem Ansehn gelangt, als früher, und wenn man ihn nur selten vorherrschen läßt, so bedient man sich doch seiner häufig als einer eigenthümlichen poetischen Farbe bei einzelnen Charakteren in Romanen und Dramen. —

Wir wollen zu den einzelnen Gattungen der Poesie übergehn, und Lyra, Epos und Drama besonders betrachten. Jede dieser Gattungen hat bei uns geherrscht, heute mehr die eine, morgen die andre; alle sind nach allen möglichen Seiten ausgebildet worden, und selbst nicht wenige einzelne Dichter haben sie alle zugleich behandelt, am universellsten unter allen übrigen Göthe. Homer war nur Epiker, Anakreon und Pindar waren nur Lyriker, Äschylos und Sophokles nur Dramatiker, unsre modernen Dichter sind aber gern und leicht alles in allem. Woher dies komme, haben wir schon oben erörtert.

Man kann in unsrer neuern Poesie einen Übergang vom Lyrischen durchs Dramatische zum Epischen unterscheiden, doch ohne dabei die Gränzen allzuscharf zu ziehn. Anfangs hat unstreitig die lyrische Poesie das Übergewicht gehabt. Die schlesische Schule, bis auf welche man zurückgehn muß, war vorzugsweise lyrisch, so nachher die Schule von Haller, Gleim, Utz, Hagedorn ꝛc., und die von Klopstock, Voß, Stollberg ꝛc. Dann bemächtigte sich der Deutschen die Theaterwuth, und nach dem Vorgange Lessing's begründeten Schiller und Göthe, Iffland und Kotzebue die dramatische Periode, ungefähr in derselben Weise, wie auf die Arien, Symphonien und Oratorien in der Musik die Opern, auf Bach und Händel Mozart folgte. Jetzt aber sind wir vorzugsweise episch geworden in jener Sündfluth von Romanen, welche

die schöne Literatur gänzlich unter Wasser zu setzen droht.

Dieser Übergang ist sehr natürlich. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß er der ursprünglich nothwendige Gang sey, den die Poesie jedes Volks, oder überhaupt des menschlichen Geschlechts nehmen müsse, so ist er doch für unser Volk und unsre Zeit nothwendig geworden. Die Poesie des Menschengeschlechts hat mit einer rein epischen Symbolik begonnen, und aus dieser objectiven Weltpoesie hat sich allmählig erst die subjective Lyrik entwickelt, so wie der Mensch selbst immer freier und selbständiger geworden ist. Jene älteste Poesie gieng aus einer harmonischen, gläubigen Weltansicht hervor, die neue Poesie der Deutschen dagegen aus einer zerrißnen, völlig disharmonischen und ungläubigen Ansicht der Dinge. Dort gieng man vom Ganzen zum Einzelnen über, und von dem Äußern zum Innern, vom objectiven All zur subjectiven Persönlichkeit. Das alte mythische Epos zerfiel in Dramen, und diese wieder in lyrische Charaktere, wie aus der Theokratie die Heldenkämpfe, und aus diesen die bürgerliche Freiheit hervorgieng. Äschylos begann den Homer ins Drama zu übersetzen, und Anakreon löste wieder die lyrischen Tiraden aus den Stücken des Euripides, wie Blüthen vom Baume los, und ließ sie als lyrische Blätter frei herumfliegen. Eben so löste sich aus dem alten Tempelbau die Statue los und trat frei und stolz in die Mitte der heiligen Hallen, wie der Mensch

in die Mitte der Schöpfung, aus deren Schooß er sich endlich losgerungen. Dies war der ursprüngliche, natürliche Gang aller menschlichen, mithin auch der poetischen Entwicklung. Die neuere Poesie nimmt aber den umgekehrten Gang. Sie ist wesentlich eine Restauration und Reorganisation aus völlig aufgelösten anarchischen Elementen. Jene älteste Poesie, immer mehr sich zertheilend, zersetzend löste sich im römischen Zeitalter endlich völlig auf und gieng in fauligte Gährung über, bis nur dürre Knochen zurückblieben und auch diese zuletzt in Staub zerfielen. Da begann im christlichen Mittelalter der erste große Reorganisationsproceß, und eine neue Poesie schlug ihr großes Blüthenauge gegen den Himmel auf. Aber auch diese Blüthe welkte wieder, trug nur eine herbe Frucht in der didaktischen, spießbürgerlichen und satyrischen Zeit kurz vor und nach der Reformation, schrumpfte vollends elend zusammen und fiel in den Koth jener großen Heerstraße, welche die Nachbarn im dreißigjährigen Kriege durch Deutschland zogen. Zum zweitenmal aber reorganisirte sich die Welt, und in dieser Periode leben wir jetzt. Bedenkt man nun, daß die neue Poesie aus einer allgemeinen Auflösung sich reorganisiren mußte, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht wie die Urpoesie des Geschlechts von einem Ganzen ausgehend sich ins Einzelne verbreiten konnte, sondern umgekehrt vom Einzelnen in concentrischer Richtung wieder ein Ganzes suchen mußte. In einzelnen Menschen mußte wieder ein poetisches

Gefühl zu dämmern anfangen, wie im fauligen Schlamme das neue Leben in Infusorien zu dämmern beginnt, und die ersten Dichterschulen mußten sich in der Empfindung, in einem dunklen Ahnen, in einem gewissen poetischen Mesmerismus zusammenfinden, bevor sie den höhern Sinn für alles Schöne entfalten könnten, wie die organisirende Natur die Oberfläche des Lebermeers, worin die Keime künftiger Schöpfungen noch chaotisch durcheinander gähren, zuerst mit der Priesthleyschen grünen Materie, mit breiweichen Wasserpflanzen und Schaaren von reizbaren und phosphorescirenden Wasserthieren bedeckt, bevor die höhern Organismen vielgestaltig an das Licht reifen. So sehn wir jene lyrischen Dichter von Opitz bis Voß, wasserreich und doch lebendig sich fühlend, und nicht wenig leuchtend in der alten Hexennacht, die neue Entwicklung der Poesie beginnen. Ihnen folgen dann bald höhere, freiere, edlere Gestalten, und ein neues Paradies tritt sonnenhell aus der Nacht und über dem kalten prosaischen Gewässer hervor. Was in der Lyra zuerst sich nur gefühlt, wird frei im Drama, und ordnet sich harmonisch zum Ganzen im Epos. Es liegt etwas Rührendes in den ersten leisen Anfängen der jetzt so mächtig gewordnen Poesie, wie etwa in der gleichzeitigen und eben so raschen Entwicklung der bürgerlichen Freiheit in Nordamerika; und herzerhebend ist der Gedanke, daß wir in einer Zeit des Blühens und Frühlings, nicht des Welkens leben, daß wir aufwärts, nicht nieder steigen. Mö-

gen wir uns über die Richtung nicht täuschen, in der wir begriffen sind. Der Winter liegt hinter uns, nicht vor uns. Sendet er uns noch Aprilschauer und Maifröste, sie halten den großen Gang der Natur nicht auf. Welken die Wurzelblätter und fallen ab, die noch nicht aufgeschoßne Krone wird desto schöner sich entfalten.

Gehn wir nun von der Lyrik aus, so müssen wir derselben, zufolgte des eben Gesagten, eine allgemeine Bedeutung für die Entwicklung unsrer Poesie überhaupt zuerkennen, und sie auch darnach, nicht blos nach ihrem besondern, gleichsam specifischen Werth und Gewicht beurtheilen. Wollten wir nur das letztere berücksichtigen, so würden wir die meisten ältern Lyriker als unbeholfene Anfänger beseitigen und sie den meisten neuern unbedingt nachstellen müssen. Sehn wir aber auf jene allgemeine Bedeutung, so erhalten auch die schlechtern Lyriker der ersten Periode einen Vorrang vor den meisten weit bessern der gegenwärtigen Zeit, und das Publikum ist gerecht genug, dies anzuerkennen. Es achtet noch immer einen Opitz, Flemming, Haller, sogar Gleim, Kleist, Hölty, obgleich die neueste Lyrik sie sehr weit an ästhetischem Gehalt übertrifft. Man denkt doch immer, jene Leute haben das angefangen, was diese nun leicht und glücklich fortsetzen.

Die lyrische Poesie hat nicht nur das neue goldne Zeitalter begonnen, sondern auch fortwährend darin einen vorzüglichen Rang behauptet. Ja die größten

unsrer neuern und neuesten Dichter waren zugleich Lyriker, vor allen Schiller und Göthe. Man darf behaupten, daß wir Deutsche mehr als irgend ein andres Volk von Natur schon lyrisch gestimmt sind. Man spricht immer vom deutschen Herzen. Unsre Lyrik bestätigt das Daseyn dieser überwiegenden Gemüthskraft. Schon die ältesten Denkmale der germanischen Vorzeit erwähnen unsrer Bardengesänge, im Mittelalter blühte ganz Deutschland in einem einzigen großen lyrischen Frühling, und jetzt bringt wieder jedes Jahr viele tausend Lieder. Eigentlich ist der Faden der lyrischen Poesie in Deutschland nie ganz abgerissen, wenn auch allerdings verdünnt worden. Wir waren immer Gefühlsmenschen, und Lyrik ist die erste und einfachste Sprache des Gefühls. Unsre lyrischen Gedichte sind gleichsam Zinsen eines unermeßlichen Capitals von Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, das uns unter allen Umständen treu geblieben ist.

Lyrik ist die Poesie der Jugend, und die deutsche Jugend hat von jeher mehr als irgend eine andre geschwärmt. Das Gefühl fließt über, und es ist diesen jungen Dichtern wahrscheinlich mehr darum zu thun, zu singen, als gehört zu werden. Wie die Vögel im Frühjahr, zwitschern sie auf allen Zweigen und scheinen gar nicht zu wissen, daß ihrer so viele tausende sind und daß sie doch immer nur das alte Lied singen. Es drängt sie einmal, ihre Stimme hören zu lassen, und die meisten verstummen wieder,

wenn der Frühling des Lebens vorüber ist. Daher die ungeheure Masse von lyrischen Dichtern und die Ähnlichkeit ihrer Lieder. Warum sollten sie auch die unschuldige Freude nicht haben, blühen doch auch viele tausend Blumen nebeneinander. Wenn sie nur nicht alle auf Unsterblichkeit Anspruch machen, so kann niemand etwas dagegen haben. Im Mittelalter war es auch schon so. Auch damals sangen unzählige Dichter und über dieselben Gegenstände. Wir können die Minnesänger nicht einzeln betrachten, es war ein ganzes Volk.

Es ist noch dieselbe Gemüthskraft, die damals zum Gesange trieb, wie jetzt, nur scheint sie damals mehr der Natur vertraut und gesunder gewesen zu seyn, jetzt ist sie mehr in Reflexionen verkümmert, und oft krankhaft. Die Begeisterung wird, statt aus der Natur, oft aus Büchern geholt, sie ist oft gelehrt, erkünstelt, überfeinert. Doch im Allgemeinen schlägt immer wieder die gesunde Natur vor.

Die lyrische Poesie drückt allgemeine Stimmungen des Gefühls aus, oder Gefühle bei besondern Gelegenheiten, die sich jedoch mehr oder weniger immer auf einen herrschenden Grundton im Gemüth zurückführen lassen. Es giebt im Allgemeinen nur vier solche vorherrschende Stimmungen des Gefühls, denen auch die Hauptarten der lyrischen Gedichte entsprechen. Sie richten sich nach den Temperamenten. Die sanguinische Stimmung bringt die heitern, fröhlichen Lieder, die cholerische die trotzigen, krie-

gerischen, die melancholische die sentimentalen, sehnsüchtigen, klagenden, die phlegmatische die zufriednen, idyllischen Lieder hervor. Der Gegenstand der erstern ist vorzüglich Liebe, Lust und Wein, der zweiten Vaterland, Ehre, Freiheit, Krieg, der dritten die klagende Liebe, Tugend, Religion, der letzten die Landschaft, das Stillleben, die Familie. Der Form nach entspricht der ersten vorzüglich das gesellige Lied, der zweiten die Ode und Dithyrambe, der dritten die Elegie und der Hymnus, der vierten die poetische Erzählung, die mahlerische Schilderung.

Die sanguinischen Lieder der Lust und des frohen Genusses sind ausserordentlich zahlreich, aber sie fallen gleich den Lustspielen allzuoft ins Süßliche, Sentimentale, oder ins Gemeine, wenn ich so sagen darf, Gefräßige, oder ins Spielende bis zur Albernheit. Der eine Dichter, besonders aus der Schule Gleim's, Mathisson's, Tiedge's ꝛc. erinnert sich mitten in der Lust an irgend eine langweilige Tugend, die ihn schulmeisterlich zur Mäßigung nöthigt, oder citirt den Anakreon und Horaz und kokettirt mit einer in den Armen der Liebe oder beim Weinglas sehr pedantischen Classicität. Der andre, besonders aus der Schule von Voß, Bürger ꝛc. will den Volkston halten, und lobpreist die derbe Hausmannskost. Ein dritter endlich, besonders aus der Schule von Göthe, will zart seyn und raffinirt und moralisch dazu, und tändelt nur wie ein Castrat. Doch besitzen wir sehr vortreffliche einzelne Lieder

der Lust und des Frohsinns, die zu bekannt sind, als daß ich sie hier erwähnen sollte. Unter den neuesten Dichtern dieser Gattung haben sich Wilhelm Müller und Friedrich Rückert ehrenvoll ausgezeichnet. Der letztere besitzt ein unermeßliches Talent für den Versbau und besonders für die Harmonik desselben. Durch Alliterationen, Assonanzen und Reimen weiß er das gesammte Material der Sprache in Accorde zu fassen und in der künstlichsten Verschlingung jedem Wort eine musikalische Bedeutung zu geben. Doch sagt diese Künstlichkeit der einfachen Empfindung nicht immer zu, und eben so wenig die orientalische Fülle seiner Bilder. Er spricht mehr die spielende Phantasie, als die Empfindung an, und darum ist ihm auch die sanguinische Weise vor allen die natürlichste.

Die Liebeslieder der frohen sanguinischen Art gelingen uns Deutschen im Allgemeinen weit weniger, als den Italienern. Im Leiden und Klagen sind wir stärker, als im Besitz und Genuß. Schamhaft und genügsam wissen wir der Geliebten von fern zu huldigen, mit dem Geringsten beglückt zu scherzen, uns über die Sprödigkeit anmuthig zu trösten, aber den Besitz wissen wir nicht poetisch genug zu würzen, er macht uns gleich prosaisch. Die verschmähte und die hoffende Liebe begeistert uns, die beglückte kühlt uns ab. Erst schämen wir uns, das poetisch zu usurpiren, was nicht unser ist, dann schämen wir uns wieder, unsre Freude darüber laut werden zu lassen,

wenn es unser ist. Die Weinlieder sind in Deutschland gewiß besser, als irgend wo anders, wie wir denn auch trotz der Prahlereien einiger Fremden, noch immer die besten Trinker sind und bleiben. Aber auch in die Weinlieder hat sich ein falscher Ton namentlich durch die verschiedenen Zwecke der beim Weine sich versammelnden Gesellschaften eingeschlichen. Sie sind zu etwas verlängerten Toasten geworden. Der Freimaurer trinkt der Menschheit, der Soldat dem Kriege, der Liberale dem Vaterland und der Freiheit, der Student seinen kleinen Privilegien zu. Gemischte Gesellschaften aber haben eine gewisse Sorte von Liedern, die sie eigentlich nur beim Wasser singen sollten. Da heißt es, daß man beisammen sitze, daß man lustig trinke, daß man Bier oder Wein oder Punsch vor sich habe, daß dieselben schmecken und lustig machen, und dergleichen mehr, was sich für jeden von selbst versteht, der vor dem Glase sitzt, und lustig genug ist, überhaupt ein Lied anzustimmen.

Von dieser Art sind denn auch die Lieder, die im Allgemeinen eine freudige Stimmung ausdrücken, oder zu derselben auffordern sollen. Mit genauer Noth bezeichnen sie die leere Stelle, in welche der Dichter die Poesie hineingewünscht hat. Sie gleichen Überschriften auf Noten: Allegro, Andante etc. aber die Noten fehlen. Man ruft nach der Freude: komme doch, erscheine, steige herunter, Tochter des Himmels, sey unser Gast! oder man verkündigt sich: sie

ist da, die liebe Freude, nun sitzen wir fröhlich beisammen ꝛc.

Die cholerischen Lieder setzen eine hohe leidenschaftliche Flamme voraus, und werden selten gedichtet, wo diese Flamme nicht wirklich in des Dichters Busen lodert. Sie passen nur für exaltirte Zustände, und da man sich im gewöhnlichen Leben damit nicht sonderlich beliebt macht, so werden sie auch weniger erkünstelt. Ihr Gegenstand ist stürmische Begeisterung für Ehre, Freiheit, Vaterland und zorniges Entflammen gegen den Feind, das Laster, die Schwäche. Selten ist dieß Feuer der Leidenschaft rein persönlich, weil persönliche Leidenschaft selten poetisch ist. Meistentheils ist es eine gesellige, nationelle Begeisterung, die in diesen Liedern flammt. Unter jenen seltenen Feuerseelen, für deren persönliche Leidenschaft wir uns wegen ihrer Reinheit und Tiefe interessiren, steht unter uns Deutschen Hölderlin oben an. Der göttliche Wahnsinn dieses Dichters ist in seiner Art das Herrlichste, was die Poesie kennt.

Die jüngstvergangene Zeit der patriotischen Begeisterung hat eine große Menge Vaterlands-, Freiheits- und Kriegslieder hervorgerufen. Schon früher hatte Schiller den Grundton dazu angegeben. Körner, Arndt, Schenkendorf haben zu ihrer Zeit sehr zeitgemäß gesungen und wahre Begeisterung erweckt. Die schönsten Lieder aber waren die von Ludwig Follen, schmetternde Trompetenklänge, freudig, herrlich, voll wilder und unbändiger Schlachtenlust.

Die melancholischen Lieder drücken gewöhnlich allgemeine Stimmungen der Sehnsucht des Leidens und der Trauer aus, oder auch die Empfindungen bei besondern ernsten und traurigen Anlässen. Die wahre Melancholie entspringt in der Seele ohne allen äussern Anlaß und sucht sich selbst ihren Gegenstand. Die Jugend hat ihre melancholische Periode, und da die Jugend am meisten lyrisch ist, so sind auch die meisten lyrischen Gedichte von der melancholischen Art. Die sentimentale Naturbetrachtung und die Klagen der Liebe bilden den Hauptinhalt dieser Gedichte. Sie sind natürlich und rührend, wenn die Empfindung wahr ist, und die Gränzen nicht überschreitet. Es giebt aber auch eine Menge Lieder, worin theils eine gekünstelte Empfindsamkeit, theils eine übermäßige, feige, weibische Weinerlichkeit herrscht. So finden wir bei Matthissen, Tiedge, Rosegarten viel zu viel Reflexion, gelehrte Citate, absichtliche Zierlichkeit und viel zu genaues Ausmalen. Man sieht, daß die Dichter selbst weniger empfunden, als gedacht haben, und sie wecken daher auch weniger Empfindungen, als sinnliche Vorstellungen und Gedanken. Diese Dichter wollen aber dennoch voll tiefer Empfindung erscheinen, und übertreiben daher den Ausdruck derselben. Sie tauchen die Feder in den ewig rinnenden Thränenzuber der elegischen Wehmuth und nehmen einen gewissen winselnden Klageton an, den wir höchstens bei einer unglücklichen Louise Brachmann natürlich finden.

Zu der melancholischen Gattung müssen auch die religiösen Lieder gerechnet werden. Wir sind daran sehr reich, und viele dieser Lieder sind höchst vortrefflich, doch sind die von Novalis die innigsten. Leider aber finden wir gerade die schönsten frommen Lieder nur zerstreut in den Sammlungen weltlicher Gedichte. Die Kirche nimmt keine Notiz davon. Hier herrschen noch die alten Gesangbücher, die in einem barbarischen Zeitalter von höchst unpoetischen Theologen abgefaßt worden, oder schlechte Versificationen der Psalmen. Die wenigen guten Ausnahmen machen diesen Mißbrauch nur noch augenscheinlicher So entzieht sich denn die protestantische Kirche selbst die Mittel, wodurch sie die Seelen gewinnen könnte. Die Philosophie bot sich ihr an, sie hat sie befehdet; die Poesie bot sich ihr an, sie hat sie gleichgültig zurückgewiesen.

Die Lieder von der phlegmatischen Gattung bilden eine niederländische Schule in der Lyrik. Stillleben ist ihr Wesen und ihr Gegenstand. Zufriedenheit ist die Stimmung, aus der sie hervorgehen, die idyllische Natur, die Familie, das nüchterne Glück ihr Gegenstand, Voß, Rosegarten, der Feldprediger Schmidt mit seinen Musen und Grazien in der Mark waren die Tonangeber. Auch hier ist man nicht bei der Natur stehn geblieben, sondern hat die Alten citirt, besonders den Theokrit und Horaz. Nichts war wohl so lächerlich, als diese gelehrte Bauernhaftigkeit und bäurische Gelahrtheit.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch eine große Menge didaktische, besonders moralische Gedichte, die jedoch in dem jetzigen sehr abgekommen sind. Sie waren niemals von poetischem Werth, wenn sie nicht wie die Lehrgedichte Schillers zugleich eine edle und große Leidenschaft und Begeisterung beurkundeten. Eben so haben jetzt die Fabeln abgenommen.

Im neuern Jahrhundert sind dagegen die Romanzen häufiger geworden. Wir sind aus der Theorie in die Erfahrung, aus dem philosophischen Gebiet ins historische übergegangen und so suchen wir auch in der Poesie lieber die Beispiele, als die Belehrungen. Unsre größten Dichter haben Romanzen gedichtet, und die Zahl der geringern Romanzendichtern ist nicht zu berechnen. Gewisse sehr beliebte Sagenstoffe sind zehn und zwanzigmal behandelt worden. Einer unsrer verdientesten Romanzendichter ist Gustav Schwab. Andre Dichter haben übrigens auch die Romanzen, wie alles, ins Gemeine hinabgezogen. Alle Thorheiten unsrer modernen Romane, fade Galanterie, matte Grausamkeit und schwächliche Resignation haben den alten Rittern und Damen in neuen Romanzen aufgebürdet werden müssen, und wir hören dabei nur das alterthümliche Versmaaß, wie das Echo von alten Burgtrümmern wiederhallen.

Die Volkslieder in besondern Mundarten, wie die von Hebel, sind nur als poetische Curiosa zu betrachten. Sie unterscheiden sich von echten alten Volks-

liedern dadurch, daß sie nicht aus dem Volk hervorgegangen, sondern demselben angedichtet worden sind. Wie sehr der Dichter sich bemüht, ein Bauer zu scheinen, er bleibt doch immer nur ein Bauer aus der Theatergarderobe. Ich kann die Begeisterung für Hebel's und ähnliche Gedichte nicht theilen, sie widern mich vielmehr grade so an, wie die Schweizerinnen und Tyrolerinnen auf Redouten. Es ist eine alberne Affectation sogenannter Naivetät darin, die sich in der Wirklichkeit ganz anders verhält. Merkt man nun gar, daß der Dichter seinen Bauern wieder den längst versauerten Milchbrei politischer Kindlichkeit einpappelt und sie gleich einem Dorfschulmeister bei der Ankunft hoher Herrschaften zum Vivat einexercirt, so geht die Illusion gänzlich verloren und man sieht statt der Natur nur ein theatralisches Machwerk, wie die Götheschen Festzüge und gewisse Wiener Vorspiele.

Wir gehn zum Drama über. Wenn der Anfang unsres poetischen Zeitalters mehr lyrische Gedichte hervorgebracht hat, und im gegenwärtigen Augenblick mehr Romane zum Vorschein kommen, so ist die Mitte zwischen beiden vorzüglich von Schauspielen ausgefüllt. Die glänzende Zeit des Dramas ist jetzt schon vorüber, wenigstens unterbrochen, dagegen erlebt jetzt der Roman sein goldnes Alter.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Schauspiele fast ausschließlich der neuern Periode der deutschen Poesie angehören. Das Mittelalter war groß

im Epischen und Lyrischen, von Dramen verlautet aber erst am Ende desselben ein weniges. Unter allen Musen sind die dramatischen in Deutschland am spätesten eingewandert und haben ihren ersten Einzug wie in Griechenland auf dem Thespiskarren gehalten. Alberne geistliche Festspiele und weltliche Fastnachtspossen waren die ersten ärmlichen Gaben derselben. Jene geistlichen Dramen erlangten nie die ideale Ausbildung wie in Spanien, und diese weltlichen Burlesken entstanden und verschwanden mit dem Wohlstand des dritten Standes und wurden nie, was sie in England und Italien geworden sind. Hans Sachs ließ seinem Zeitalter eine ganze dramatische Welt wie in einer magischen Laterne schnell vor den Augen vorübergehn, aber die bleichen gedrängten Gestalten verschwanden in der Nacht des Zeitalters, in deren dicker Finsterniß Jesuitismus, Orthodoxie und Hexenprocesse eine allgemeine große Tragikomödie statt aller andern aufführten.

Als Deutschland sich wieder erholte war Macht und Wohlbehagen vom Volk hinweg an die Höfe der Fürsten gezogen, und hier allein hatte man Geld und Langeweile genug, dem alterschwachen Hofnarren Melpomenen und Thalien zu Gehülfinnen zu geben. Die vornehme Welt gieng aber damals in die französisch-italienische Schule und verschrieb sich von dort das Theater mit allem Zubehör. Doch hatte sich zum Glück neben der Verzerrung des antiken Geschmacks noch ein romantisches Element erhalten, das sich vor-

züglich in der Oper eine neue Bahn brach, und das französische Lustspiel begann allmählig, lustig genug zur Natur zurückzukehren. Endlich drang die Theaterlust auch in die Städte, die noch einigen Wohlstand aus dem Mittelalter sich gerettet, oder zu neuer Blüthe sich emporgearbeitet und vorzüglich die alten Hansestädte, vor allem Hamburg, öffnete der Muse Shakespeare's den Zutritt und machte das bisher nur höfische und ausländische Drama bürgerlich und volksthümlich. Was früher schon zum Theil erstrebt worden, vollendete Lessing, den man als den Begründer der neuen deutschen Dramaturgie betrachten darf. Nicht nur, daß er als Kritiker den Geschmack sichtete, der Nation die besten fremden Muster vor Augen hielt und den Schauspieldirektionen und dem Publikum ein allmächtiges Orakel wurde, auch als Dichter selbst gab er das erste Beispiel und stimmte das deutsche Drama auf den Ton, den es seitdem behalten hat. Emilia Galotti war das erste deutsche Trauerspiel, Minna von Barnhelm das erste Lustspiel.

Seit Lessing ist durch Göthe, Schiller, Schröder, Jünger, Iffland, Kotzebue ꝛc. das deutsche Theater zum höchsten Flor gekommen, aber auch wieder tief herabgesunken. Daher ist ein zweiter Lessing nöthig geworden, und Ludwig Tieck kämpft eben so ritterlich gegen die Entartung des Theaters, als Lessing gegen die ursprüngliche Rohheit desselben kämpft. Jede dramatische Gattung ist wieder ausgeartet, nach-

dem sie eine Zeit lang zu einer bewunderungswürdigen Blüthe gelangt war. Das Trauerspiel, das seinen Gipfelpunkt in Schiller erreicht hat, ist zur Schicksalstragödie hinabgesunken. Das Lustspiel, durch Kotzebue wenn nicht zur Vollkommenheit, doch zur höchsten Popularität gesteigert, ist wieder nach Frankreich abgeirrt und ahmet nur noch französische kleine Intriguenstücke und Vaudevilles nach. Auch die Rührspiele, früher durch Iffland zu einer wahren Nationalangelegenheit der Deutschen gemacht, haben den Weg nach Frankreich genommen und ahmen die grausamen Melodramen und Delinquentenstücke der Pariser nach. Sogar die Oper ist seit Mozart wieder verfallen und theilt alle die Gebrechen, denen alles Dramatische jetzt unterliegt. Die Tragiker suchen mit erschöpfter Kraft Originalität zu forciren; die Komiker aber, die alles, selbst ihren Ruhm leichter nehmen, begnügen sich von Alten und Fremden zu borgen, zu flicken und die guten Gedanken andrer nur ein wenig zu moderniſiren. Je mehr aber der Geist aus dem Drama gewichen ist, desto unverschämter hat das Sinnliche darin sich vorgedrängt. Wie überhaupt auf den Theatern mehr die Ballette und großen Prachtopern und Schaustücke mit allem Glanz der Dekorationen und Maschinen vorherrschen, so strebt auch wieder der Dichter seinen einzelnen Producten so viel als möglich äußern Glanz zu verleihen, um ihnen den Theatereffect zu sichern.

Die Trauerspiele dürfen wir in langweilige, pompöse und gräßliche eintheilen. Langweilig sind alle die philosophischen und politischen Moralitätsstücke, worin man in wässrigen Jamben Schiller und Alfieri nachahmt. Langweilig sind auch die meisten feinen Trauerspiele, dergleichen nach Göthe's Tasso zuweilen noch einige, gleichsam ehrenthalber, producirt werden. Ihre Langweiligkeit besteht darin, daß sie untheatralisch sind, keine Handlung, nur lange Monologe und Dialoge enthalten, und zwanzigmal abgedroschene moralische Sentenzen immer wieder abdreschen. Überschwengliche Tugend und stoischer Heldenmuth ist der gewöhnliche Gegenstand dieser Trauerspiele. Aber Lessing sagt schon: « alles Stoische ist untheatralisch! » und hat Recht. Die liberale Partei sucht in Deutschland wie in Frankreich, die politischen Ideale, die sie selbst im Leben nicht verwirklichen kann, wenigstens über die Bühne schreiten zu lassen, und legt den Helden deßfalls ihr ganzes System mit allen ihren Phrasen in den Mund. So erhalten wir Helden, die eben so übermenschlich sind, als ihr System, personificirte Consequenzen, Menschen, die mehr Ideen, als Menschen sind.

Wenn sich die politische ecclesia pressa dergestalt ein wenig Luft macht, so läßt man es gern hingehn, aber wenn halboffizielle Speichellecker die Bühne wie die Zeitungen lenken wollen und ihre stets knarrende Windfahne auf den Tempel der Melpomene pflanzen, so hat man ein Recht, sich ein wenig zu ärgern.

Nichts ist verächtlicher, als ein Theaterheld, der die politischen Windbeuteleien der Wirklichkeit nachäfft. Diese selbst sind weniger verächtlich, weil die Wirklichkeit durchaus kein so liberales Land ist, als die Theaterwelt. Man sucht auf dem Theater etwas andres, und ist nicht zufrieden, wenn man dort nur wieder hört, was man am Morgen in der Zeitung gelesen.

Die pompösen Trauerspiele und romantischen Schauspiele mit Pferden, militairischen Aufzügen, überladnen Dekorationen, antiquarisch abgemessnen Trachten ꝛc., diese eigentlichen Schaustücke, wobei man nur zu schauen, nicht zu denken hat, sind vorzüglich in der Periode Napoleon's aufgekommen und entsprechen zunächst der Liebhaberei an militairischen Paraden. Jetzt werden sie durch die Liebhaberei an Walter Scott's Romanen aufrecht erhalten und der Geschmack daran schweift immer mehr aus. Schon hat man angefangen, Walter Scott selbst auf die Bühne zu bringen und wahrscheinlich wird es noch öfter geschehen. Man braucht ja nur die so reich dekorirten und drappirten Schilderungen in seinen Romanen in tableaux vivans zu verwandeln, um alle Sinne, wenn auch nicht das Herz zu befriedigen. Wo der Haushalt der Theater zu so vieler Pracht nicht hinreicht, muß das Neue und Sonderbare die Pracht ersetzen. Man befriedigt die Schaulust durch Curiositäten, durch Mädchen in Uniform, durch den Hund des Aubry, durch den Bär und Bassa, durch

den Affen Joko. Da sich die Ballette am meisten für dergleichen eignen, so herrschen sie auch ungebührlich vor und verdrängen die bessern Schauspiele. In dieser sinnlichen Richtung sinkt das Theater am tiefsten hinab und entfernt sich am weitesten von seinem eigentlichen Zweck. Es sucht entweder nur noch eine malerische Wirkung hervorzubringen, oder gar nur die Wirkung von Gauklereien, Seiltänzereien, Menagerien ꝛc.

Die gräßlichen Schicksalsstücke haben wir schon oben beleuchtet. Sie reihen sich jenen Curiositätsstücken würdig an, indem sie die Bestialität nur in die Menschheit hinüberpflanzen. Von den eigentlichen Schicksalsstücken weichen die Delinquentenstücke, die man von Frankreich borgt, zwar in der Tendenz, aber nicht in der Wirkung ab. Sie wollen bei dem Zuschauer theils haarsträubendes Entsetzen, theils die Wollust der Grausamkeit wecken. Auch hier ist grobe Sinnlichkeit mit im Spiel. Sie schmeicheln keinem andern Sinn, als dem, welcher sich an Martern, an Hinrichtungen weidet. Gräßliche Verbrechen, und Mord aller Art ist ihr beständiger Gegenstand. Es ist auffallend, wie nach einer so sanften, süßlich milden, sentimentalen Periode sowohl die Franzosen als uns plötzlich diese Grausamkeit, dieser Blutdurst beschlichen. Offenbar hat der Haß, der in der Revolution gesäet worden, und die Gewohnheit des Kriegs diese Veränderung in den Neigungen hervorgebracht. Den Franzosen ist sie natürlicher, wir dürfen uns

vor dieser gefährlichen Wollust aber wohl in Acht nehmen.

Die Lustspiele sind in Deutschland noch gar nicht recht gediehen. Die witzigsten, und die am meisten zum lachen reizen, sind nicht für die Bühne geschrieben. Die populärsten, die auf die Bretter kommen und den lautesten Beifall finden, sind gewöhnlich etwas gemein. Nur Dichter, die wie Tieck der Bühne selbst entsagen, dürfen dem Lustspiel seine ganze unbändige Freiheit lassen, auf der Bühne selbst ist man ziemlich zahm und höflich. Tolle Possen und Satyren werden dort nicht geduldet, außer wenn sie gemein und bäurisch sind, wie Rochus Pumpernickel und der Ritter Tulipan. Geistreiche feinere Possen mit Anwendung auf die Legion von Lächerlichkeiten in unserm öffentlichen Leben, Komödien in der Manier des Aristophanes wären etwas Unerhörtes. Man bringt nur die kleinen Thorheiten einzelner Stände und Individuen auf die Bühne, und ist ehrlich oder dumm genug, die Kleinstädter immer nur in kleinen Städten zu suchen. Auch glaubt man nicht lustig seyn zu können, wenn nicht irgend ein sentimentales liebendes Paar oder ein rührender Familienzirkel dabei ist. Die lächerlichen Personen sind gewöhnlich nur Nebenpersonen. Der Kreis, in dem sich die Intrigue dreht, ist nur ein Familienkreis. So lange man den Komiker nicht zur Hauptperson macht und jenen Kreis nicht auf das große öffentliche Leben aus-

dehnt, wird das Luſtſpiel ſtets beſchränkt und kleinlich bleiben.

Die Bühne läßt uns im Weſentlichen zweierlei Gattungen von Luſtſpielen ſehn, die ſogenannten hohen und feinen und die niedern und gemeinen. Jene ſind für die vornehme Welt und ſpielen in der vornehmen Welt. Sie ſind gewöhnlich etwas langweilig und nie ſo gewandt und fein als die franzöſiſchen derſelben Gattung. Der Scherz wird hier immer durch die Rückſicht auf Höflichkeit und Etikette gemäßigt und gewöhnlich an die Bedienten, Soubretten und einige alte Karrikaturen gewieſen. Auch geſtattet die deutſche Moral keine großen Freiheiten und ſtatt liebenswürdigen Leichtſinnes ſehn wir an den vornehmen Herren und Damen im Vordergrunde gewöhnlich nur ſteife Förmlichkeit. Von einer Freiheit, wie ſie in Beaumarchais Figaro herrſcht, iſt bei uns gar die Rede nicht.

Weit beſſer ſind die gemeinen Luſtſpiele für die gemeine Welt. Sie ſind derb, oft unſittlich, aber wenigſtens luſtig und von raſcherem Gange. Sie halten ſich auch mehr an die Natur und haben ein weit reicheres Feld von Karrikaturen vor ſich, als jene vornehmen Luſtſpiele. In dieſer Gattung hat vorzüglich Kotzebue das Zwerchfell der Deutſchen zu erſchüttern gewußt. Merkwürdig iſt bei faſt allen dieſen Luſtſpielen der Umſtand, daß das Lächerliche faſt immer mit dem Altmodiſchen identificirt wird. Es giebt wenig deutſche Luſtſpiele, worin nicht irgend

eine Karrikatur die altmodische Tracht, Perücke, Zopf und Haarbeutel trüge. Die Verspottung des Alten ist gewissermaßen zum System erhoben worden. Wenn man sich aber in diesem Spott gewiß schon hinlänglich erschöpft hat, thäte man besser, die Thorheiten der Gegenwart schärfer ins Auge zu fassen.

In der jüngsten Zeit ist das Lustspiel sehr herabgesunken. Kleine Stücke von einem Act, meist den Parisern abgeborgt, haben die größern einheimischen mehr als billig verdrängt. Sey es, daß man die Kürze und den Wechsel überhaupt lieb gewonnen hat, oder daß die Ballette und kleinen Opern Vor-, Zwischen- und Nachspiele nöthiger gemacht haben, man sieht auf den Bühnen unverhältnißmäßig mehr kleine Stücke, als große, und auch im Buchhandel erscheinen mehr Sammlungen kleiner Lustspiele, als einzelne große. Diese dramatischen Kleinigkeiten sind fast immer nur Fabrikwaare der Pariser und äußerst geistlos, oder wenn sie geistreich sind, so bezieht sich ihr Witz auf örtliche Verhältnisse, welche diesseits des Rheins keine Anwendung mehr finden.

Die Rührspiele können wir als besondre Gattung kaum unterscheiden, da sie größtentheils Lustspiele heißen und in den meisten eigentlichen Lustspielen auch etwas Rührendes vorkommt. Diderot führte diese rührende Manier ein und wirkte damit mehr auf die Deutschen, als auf seine eignen Landsleute. Iffland war der Heros des Rühr- und Thränenspiels, doch hat auch Kotzebue dafür das Seinige

reichlich gethan. Dieſe Stücke bilden eigentlich eine Mittelgattung zwiſchen Trauer- und Luſtſpielen. Sie beginnen wie ein Trauerſpiel und enden wie ein Luſtſpiel. Der Held oder die Heldin wird eine Weile geängſtigt und dann endet doch alles nach Wunſch. Früher herrſchte darin mehr Empfindſamkeit und man ſuchte dem Publikum nur weiche Thränen zu entlocken, jetzt herrſcht darin mehr Grauſamkeit und man ſucht durch Grauſen und Schrecken und den darauf folgenden fröhlichen Ausgang lebhafte Contraſte in den Empfindungen hervorzubringen. Die ſanfte Rührung iſt indeß hier immer beſſer am Platz, als der Schrecken, den man nie unnütz mißbrauchen ſoll. Es iſt eine wahre Barbarei, erſt die Grauſamkeit auf den höchſten Gipfel ſteigen zu laſſen, um ſich recht an ihrer Wolluſt zu letzen, und dann wieder die Wolluſt der Gnade und Verſöhnung damit abwechſeln zu laſſen. Man will den Genuß eines Türken und Cannibalen mit dem eines guten Chriſten und Menſchenfreundes paaren. Bald bringt man in das rührende Melodrama einen falſchen allzutragiſchen Ton und mißbraucht das Entſetzliche, bald bringt man in das echte Trauerſpiel einen falſchen allzumilden Ton und mißbraucht das Mitleid. Man ſcheut ſich ſogar nicht, die beſten tragiſchen Stoffe deßfalls umzuarbeiten und da wo der Tod und die Strafe als nothwendiger Schluß des tragiſchen Ganzen eintreten ſoll, plötzlich Gnade und eine Hochzeit eintreten zu laſſen.

Endlich müssen wir auf das Epos übergehn. Die epische Poesie ist in der Form des Romans jetzt offenbar die herrschende geworden. Das Epos in Versen erscheint dagegen nur noch als eine verkrüppelte Nachgeburt früherer Zeiten. Unsre mittelalterlichen Vorfahren waren unübertrefflich groß im Heldengedicht. Ihre Werke jedoch, so ähnlich den alten Domen, wurden lange Zeit verkannt, wie diese. Als die Deutschen wieder anfiengen, poetisch zu werden, ahmten sie nur fremde Muster nach, die Alten und die Franzosen, dann auch Italiener und Engländer. Wie in der Baukunst machte sich auch im Epos ein gewisser jesuitisch-französischer Hofgeschmack geltend, worin die heidnischen Götter und christlichen Heiligen in buntscheckigen Allegorien und neumodischen Frisuren den Triumphwagen Ludwigs des Vierzehnten und seinesgleichen ziehn mußten. Nach Deutschland wurde die epische Muse durch Voltaire verpflanzt, dessen Henriade Schönaich in eine Hermaniade übersetzte. Da die Deutschen indeß, wenn sie einmal bei fremden Mustern stehn, sich immer instinktartig die bessern wählen, so giengen unsre epischen Dichter auch bald von Voltaire auf Milton, Ariosto, Tasso, Virgil und Homer über. Klopstock borgte dem geistesverwandten Engländer die christlich-mystische Idee, und von Homer die rührende Einfalt und die äußre Form. Diese Form suchte Voß in seiner Louise noch treuer zu copiren. Sobald aber Herder wie mit einem Zauberschlag die Poesie aller Völker und die

frühere unsres eignen Volks rings um uns hergestellt und Welten über Welten entdeckt hatte, griffen die Dichter auch bald nach allen möglichen epischen Formen und ahmten sie in bunter Vermischung nach, vor allen Fouqué und Ernst Schulze.

Man kann nicht läugnen, daß unsre neuere und neueste epische Literatur an unzähligen Schönheiten überreich ist, doch besteht die ganze Ausbeute derselben durchgängig nur in solchen einzelnen Schönheiten. Ein vollkommen genügendes Ganze hat kein Dichter mehr zu Stande gebracht. Allen insgesammt schadet der Umstand, daß es Nachahmungen sind, sey es nun mehr der Sache nach, oder der Form. Man kann das Gedicht nicht mehr aus der Natur, nur wieder aus einem Gedicht entlehnen. Daher sind solche Dichter, wie nach Leonardo da Vincis Ausdrücke, die Maler, welche nicht nach der Natur, sondern nach der Manier einer Schule malen, nicht Söhne, sondern nur Enkel der Muse. Jene alten Dichter schilderten ihr Volk, ihre Zeit. Wie lächerlich ist es aber, wenn ein moderner deutscher Dichter die Muse Homer's anruft, und von seiner Leier spricht, oder in Ossian's Telyn zu greifen vorgiebt. Wie eckelhaft ist der Gedanke, daß ein Dichter, der möglicherweise so eben Kaffee getrunken hat und Tabak raucht oder schnupft, sich erdreustet, den Lesern vorzuspiegeln, er sey ganz und gar, mit Haut und Haar unter die alten Griechen oder unter die Ritter des Mittelalters gefahren. Sie würden sich schön

wundern, diese Hektor's und Achille, diese Roland's und Tancred's wenn sie sähen, wie in dem «tintenklexenden Seculum» die Mäuse in ihren Helmen nisten. Und die alten Dichter selbst, was würden sie zu ihren modernen Nebenbuhlern sagen? Sie würden glauben müssen, mit ihnen sey alle Poesie von der Erde verschwunden, wenn ihnen diese gute Erde nicht noch immer von Zeit zu Zeit einen Shakespeare oder Schiller nach Elysium nachschickte. Wenn es vielleicht nur lächerlich ist, nach einer Ilias, nach einem Orlando Furioso noch hundert und aber hundert Copien zuzuschneiden, so ist es dagegen völlig abgeschmackt, ja verderblich, willkürlich die Formen der Alten auf moderne, unpassende Gegenstände anzuwenden, oder gar die verschiedensten Formen in einen bunten Schleim durcheinander zu kneten, wie Ernst Schulze in seiner Cecilie.

Suchen wir ein echtes, vollkommenes, unsrer Zeit ganz eigenthümliches Epos, so werden wir es wohl nur im Romane finden. In frühern Zeiten erschien der Roman so zurückgedrängt und krüppelhaft, als es in der unsern das Heldengedicht ist. Der ganze Unterschied zwischen Roman und Heldengedicht ist derjenige der Zeiten und ihres Charakters. Die Helden und Schicksale der Alten ließen sich besingen, die unsrigen lassen sich nur noch beschreiben. Unstreitig übt unser alles umfassender, alles durchdringender Weltverstand den größten Einfluß, wie auf alle Erscheinungen des neuern Culturzustandes, so auch

auf die ungeheure Masse der Romane. Folgte die Poesie im griechischen Alterthum der sinnlich-plastischen Richtung, und im christlichen Mittelalter dem einen geraden starken Strome der Gemüthskraft, so folgt sie jetzt nur dem Verstande nach allen Seiten und in alle Tiefen der Weltbetrachtung. Sie geht gleichsam hinter dem Verstande her, um alles zu genießen, was er entdeckt. Sie muß sich aber demzufolge von allen alten strengen Formen loswinden, und die allerfreieste Form wählen, und diese hat sie vollkommen im Roman gefunden. Es giebt keine freiere poetische Form, als die des Romans, wie es keinen freiern poetischen Geist giebt, als den des Romans, und wie überhaupt der Geist in unsrem Zeitalter nach Freiheit strebt.

Was das griechische Alterthum dichtete, gieng gleichsam zuvor durch das Medium des Sinnlichen. Es war plastisch geformt, bevor es in das Gedicht übergieng. Was das Mittelalter dichtete, gieng durch das Medium des Gemüths, der Begeisterung und Leidenschaft. Es war gefühlt, bevor es zum Worte wurde, bevor die Himmelsgluth im Schall und Rauch des Namens sich niederschlug. Was aber wir dichten, geht durch das Medium des Verstandes, der Betrachtung, Beurtheilung und Überlegung. Das ist das Charakteristische unsrer Poesie, und ganz vorzüglich unsres Romans, in welchem diese Poesie ihre eigentliche Heimath gefunden hat. Auch das unsichtbare Wort mußte bei den Griechen den Sinnen

schmeicheln, im Mittelalter aber das Herz im tiefen Grunde bewegen, bei uns muß es dem Verstand schmeicheln. Die Griechen übersetzten die schöne Natur, das Mittelalter den Glauben, wir übersetzen unsre Wissenschaft in die Poesie. In nichts andrem besteht das Wesen unsres Romans. Die griechische Weltansicht war eine sinnliche, die mittelalterliche eine fromme, die unsrige ist eine verständige. Die Poesie hat sich immer diesen allgemeinen Weltansichten verschiedner Zeitalter angeschlossen, warum sollte es die unsrige nicht auch?

Die verständige Ansicht der Dinge ist immer eine epische, denn sie stellt sich am freiesten der Objectenwelt gegenüber. Darum sagt ihr die epische Form auch am meisten zu, und vorzüglich der Roman, weil dieser die freieste epische Form ist.

Die noch immer frisch quellende Gemüthskraft in unsrer Nation findet auch noch immer ihren unmittelbaren Ablauf in der Lyrik und im Drama. Der immer mehr alles überflügelnde Verstand reißt aber doch die meisten Dichter in die Romane fort, und wie mehrere unsrer vorzüglichsten Dichter in der Jugend Lieder gesungen, in der vollen Manneskraft Schauspiele gedichtet und bei herannahendem Alter Romane geschrieben, so zeigt sich auch in der Masse des Dichtervolks ein ähnlicher Stufengang. Die Romanschreiber nehmen reißend überhand, wie vor dreißig Jahren die Schauspieldichter, und vor sechzig Jahren die Lyriker.

Die verständige Weltbetrachtung des Romans geht von einem Standpunkt aus, der sich außerhalb des Betrachteten und über demselben befindet. Daher einerseits die reine Objectivität, die treue Spiegelung, andrerseits die Ironie des Romans.

Den Übergang von der mehr lyrischen und dramatischen Stimmung unsrer Zeit bezeichnen zwar eine Menge Romane, in denen die subjective Empfindung des Dichters noch auf lyrische Weise verwaltet, besonders die eigentlichen Liebesromane des vorigen Jahrhunderts, der Roman ist aber fortschreitend immer objectiver geworden, und das neue Jahrhundert spiegelt in seinen Romanen weit weniger mehr das Herz in Liebesgeschichten, als den Weltgeist in den historischen Romanen. Zwischen beiden steht der psychologische und philosophische Roman in der Mitte. Er macht den Übergang von der Herzensergießung zur Zergliederung des Herzens. Er strömt nicht mehr blos Empfindungen aus, sondern er analysirt und vergleicht sie, und stellt sie ganz unter die Herrschaft des ruhig betrachtenden Verstandes. Es ist dies, wenn man ein Beispiel haben will, der Übergang von Göthe's Werther zu dessen Wahlverwandtschaften. Der psychologische Roman geht aber wieder in den philosophischen über, der den betrachtenden Verstand über die Gränzlinie der Liebe hinausführt und alle Reiche des Wissens für den poetischen Geschmack anzubauen sucht, nachdem sie vom Scharfsinn entdeckt und erobert worden. Hier geräth

der Roman ins Überschwengliche und fällt an den äußersten Gränzen der poetischen Darstellung unpoetischer Gegenstände entweder ins Wasser des Lehrgedichts, oder kehrt aus den luftigen Räumen der Philosophie auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück, und hier findet er einen eben so freien und sichern, als unermeßlichen Spielraum in der Geschichte. Die Geschichte bereitet dem Dichter die Ideen und Begriffe der Philosophie schon auf eine poetische Weise zu. Sie verkörpert ihm die Philosophie, und wenn die Philophie im Grunde genommen nichts weiter ist, als die Abstraction von den in Natur und Geschichte gegebnen Thatsachen, so thut die Poesie sehr wohl daran, ihren Gegenstand aus der ersten Hand zu nehmen.

Wir wollen diese Hauptgattungen unsrer Romane nun nach der Reihe näher betrachten. Zuerst den eigentlichen Liebesroman, den lyrischen. Er ist der älteste, und hängt sowohl mit den lyrischen Anfängen der neuen deutschen Poesie überhaupt, als auch mit den französisch-italienischen Mustern zusammen, denen damals noch die deutschen Dichter folgten. Selbst Wieland und Göthe sind vom Einfluß des Boccaccio, Voltaire und Rousseau noch nicht frei, und der ganze Geschmack an Liebesromanen läßt sich auf einen noch ältern Ursprung im Mittelalter zurückführen. Der Tristan ist die heilige, reine Quelle des gewaltigen, nachher so trüb und breit im Sande verlaufenen Stromes.

Wir finden verschiedne Gattungen von Liebesromanen. Die Liebe wird entweder sentimental, oder schon ironisch behandelt. Im letztern Fall geht sie auch ins blos sinnliche Gebiet über. Sie ist ferner entweder heroisch, oder idyllisch. Endlich ist sie mehr romantisch an ein getrenntes und gemeiniglich unglückliches Paar oder an das Familienwesen gebunden.

Die echte heroische Liebe, wie frühere Zeiten sie in Tristan und Ysolde, Cervantes in Persiles und Sigismunde, Shakespeare in Romeo und Julie geschildert, ist zwar in Schiller's und Tieck's Schauspielen wunderbar, herrlich wieder erwacht, aber die Prosa der Romane hat sich so hoch nicht verstiegen. In den Romanen nahm die Liebe einen weinerlichen und weichlichen Ausdruck an. Schwächlichkeit war ihr Charakter, und in deren Gefolge versteckte Sinnlichkeit und kokette Dezenz und Tugend. Die Helden dieser Liebe, Werther an der Spitze, dann Siegwart und das ganze Gewimmel von liebenswürdigen Jünglingen bei Lafontaine, sie alle waren Schwächlinge, und erwecken zwar Mitleid, aber auch eine gewisse Geringschätzung. Manneswerth soll überall gelten, und nichts ist wohl eine so gute Feuerprobe für ihn, als Liebe. Jene weibischen Liebhaber erproben aber diesen Werth sehr schlecht. Sie sind ohne Kraft, und ihre Liebe selbst macht sie nur verächtlicher, weil sie ohne Ehre ist. Chateaubriand läßt einmal Chimenen zum Cid die tiefsinnigen Worte sagen: nicht eher glaub' ich, Rodrigo, daß du mich liebst,

bis du zeigst, daß du die Liebe der Ehre opfern kannst. Die Ehre ist beim Manne, was die Keuschheit beim Weibe. Beide sind die Grazie der Liebe, sie sind noch mehr. Ohne sie ist die Liebe nicht echt und wirklich, weil schwache Männer und unkeusche Weiber nur buhlen oder Liebe heucheln können. Der Heroismus der modernen Schwächlinge besteht im weibischen verächtlichen Selbstmord, wie bei Werther, oder im kläglichen Weinen, wie bei Siegwart, oder im conventionellen Entsagen, in der lauen Resignation, wie bei Lafontaine. Diese Helden nennt schon Lessing in einem Briefe an Eschenburg, wo er von Werther's Leiden spricht, «kleingroße, verächtlichschätzbare Originale.» Man kann sie nicht treffender bezeichnen.

Jeder Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, wird einen gewissen Eckel und eine tiefe Verachtung nicht unterdrücken können, wenn er Liebesgeschichten dieser Art aus der Hand legt. Unter dem andern Geschlecht aber können nur unerfahrne, krankhaft sehnsüchtige Mädchen und kokette oder empfindsam tändelnde Weiber an dergleichen Liebhabern im Leben oder in Büchern Gefallen finden. Ich will nicht sagen, daß die Moral sich dagegen empören soll. Man versteht unter der Moral leider seit geraumer Zeit nur jenes Surrogat, das dieselbe kraftlose Zeit an die Stelle wahrer Sittlichkeit gesetzt hat, nur jene nergelnde Tadelsucht alter Jungfern, nur die ehrsame Scheinheiligkeit oder die naßkalte,

krötenhafte Leidenschaftslosigkeit, die alles Feuer flieht. Diese Moral wollen wir nicht zu Rathe ziehn, wohl aber die höhere, die allein echte, die jeder Zeit gelten soll, die schon heidnisch war, wie sie noch christlich seyn soll, weil sie die allein menschliche ist, den Adel der Natur, das Kraft- und Ehrgefühl in reinen Herzen. Der natürliche Seelenadel des menschlichen Geschlechts empört sich gegen jenen Mißbrauch, den man mit dem heiligen Namen der Liebe treibt, gegen die Schwächlichkeit, die sich an das Höchste wagt und zagend davor zurückbebt, gegen die Selbsttäuschung, welche sophistisch jede Kraft lähmt, jede Reinheit trübt, oder die Schwäche trügerisch zu einer Kraft aufsteift und den Schmutz für Unschuld verkauft. Wir verlangen nicht, daß die Romane jener nüchternen, zaghaften Moral in die Hand arbeiten sollen. Sie thun es leider nur zu oft, denn es erscheinen gewiß eben so viel Liebesritter in den Romanen, welche der saft- und kraftlosen Tugend, ja der bloßen gemeinen Convenienz huldigen, als andre, welchen die Natur leidenschaftliche Streiche spielt. Man ist aus Mattherzigkeit fromm oder liederlich, beides läuft auf eins hinaus. Wir verlangen aber, daß der Roman, der die Liebe zu schildern und zu preisen unternimmt, jenem Adel der menschlichen Natur huldige, in dem allein die wahre Liebe begründet ist. Ich kann den Liebeshelden nur zurufen: habt Kraft, und wieder Kraft, und noch einmal Kraft, das übrige wird sich finden. Fragt ihr, was denn

eigentlich jener Adel der Natur sey, wohlan, habt nur erst Kraft, dann werdet ihr es wissen. Führt euch alle Tugenden vor, wenn ihr jene Kraft nicht habt, seyd ihr wie Tantalus und bleibt ewig arme Sünder. Daß ihr euch mit allen Tugenden zu überladen trachtet, selbst mit denen, die der stärkste nicht alle zugleich tragen könnte, das eben beweist, wie sehr es euch an der Kraft fehlt. Nur ein Schwächling traut sich alles zu.

Man hat den Liebesromanen oft vorgeworfen, sie gäben ein böses Beispiel. Das thun sie allerdings, aber man braucht ja nicht jedes Beispiel zu befolgen. Eine natürliche, gesunde, kräftige Jugend wird von selbst vor so schmählicher Speise sich eckeln. Wer wie Werther sich erschießt, war höchstens werth, zu ersaufen. Wer Liebesbriefe aus Romanen copirt, oder überhaupt bei denselben in die Schule der Liebe geht, wer Liebe lernen muß aus Büchern, dessen Herz ist wohl schon von Natur aus papier maché und nicht aus Blut gemacht. Schlechte Beispiele werden nur von denen befolgt, die das bessere nicht befolgen würden. Wer keine natürliche Antipathie gegen das Schwächliche, Gemeine, Unklare, Lügenhafte hat, was ist an ihm zu verschlimmern? Man lasse nur jeden Frosch in den Sumpf, wohin er gehört.

Wenn die echte heroische Liebe unsern Romanschreibern fast niemals gelungen ist, so haben sie dagegen eine große Stärke in den Familiengemälden bewiesen. Für die italienische Schule zu prosaisch

und gemein, haben ſie der niederländiſchen mit deſto mehr Glück ſich zugewandt. Unſre meiſten Romane ſind Familienromane, idylliſche Gemälde des häuslichen Glücks oder Unglücks. Da man einmal die Wirklichkeit copiren will, findet man natürlich auch mehr Originale von gemeinem Familienleben, als von heroiſcher Liebe. Es fragt ſich, ob das Unvermögen der Romanſchreiber das Streben nach treuer Copie, oder ob dieſes Streben jene trivialen Produkte urſprünglich erzeugt hat? Ohne Zweifel hat beides ſich die Hand geboten. Allerdings können die meiſten Autoren, beſonders aber die dichtenden Weiber, nichts Beſſeres machen; doch haben auch große Dichter, wie namentlich Göthe, dieſes Jagen nach Natürlichkeit zur Mode gemacht, indem ſie die Natur muſterhaft nachahmten.

Unſre Familiengeſchichten enthalten eine ziemliche barocke Miſchung von patriarchaliſchem Judenthum und chriſtlicher Romantik. Wie im alten Teſtament ſich alles nur um die Kinder Iſrael in Maſſe, um den Samen Abrahams, Iſaaks und Jakobs bewegt, ſo daß das Intereſſe für irgend eine ausgezeichnete Individualität immer unter dem für die Sippſchaft untergeht, ſo gelten auch in unſern Familiengemälden, wie in Göthes Hermann und Dorothea, Voßens Louiſe, in den Romanen von Lafontaine und unzähligen andern die einzelnen Perſonen nur als Glieder einer Familie. Doch ſcheint man gefühlt zu haben, daß jenes jüdiſche Intereſſe der bloßen Fortpflanzung

und Ausbreitung ein wenig zu niedrig sey, und hat ein höheres Interesse heroischer Liebe in den Liebschaften der Kinder, oder auch im Ehebruch der Eltern damit zu verweben gesucht. So ist denn die Hauptgattung unserer Romane eine Mittelgattung zwischen Liebes- und Familienroman.

Der Familienroman macht den Übergang vom Liebesroman zum psychologischen. Vor der Hochzeit liebt man, nach der Hochzeit beobachtet man mehr. Der Roman trat förmlich aus dem Brautstand in den Ehestand über, und zugleich kam in die Liebe der große Bruch. Ein glücklicher Ehestand taugte nur für die Idylle, der Ehebruch aber desto besser für die Darstellung unzähliger psychologischer Erscheinungen, die aus dem Mißverhältniß der Pflicht und der Lust entspringen.

Im psychologischen Roman hat sich der Verstand bereits von den subjectiven lyrischen Aufwallungen frei gemacht und stellt sich die Welt der Erscheinungen ruhig betrachtend gegenüber. Wie der eigentliche Liebesroman noch dem katholischen Mittelalter verwandt ist, so gehört der psychologische schon völlig dem protestantischen Zeitalter an und fällt in den Anfang des sogenannten philosophischen Jahrhunderts. Wir haben früher gesehn, wie die Philosophie bis zu dem Wendepunkt, der mit Kant eintrat, mit Vorbereitungen und namentlich psychologischen Untersuchungen beschäftigt war. Die Engländer giengen darin den Deutschen voran, obgleich sie uns nachher weder erreichten, noch nachfolgten. Sie trieben aber

die Pſychologie auf dem poetiſchen, wie auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiet, und an die Unterſuchungen von Hemſterhuis, Hume, Locke, Burke reihten ſich die pſychologiſchen Romane von Richardſon, Fielding, Goldſmith, Sterne, Smollet. Die Engländer übten damals einen großen Einfluß auf die Romanenliteratur des übrigen Europa, wie jetzt durch Walter Scott. Selbſt die Franzoſen führten den pſychologiſchen Roman bei ſich ein, le Sage, Scarron, Diderot, und in gewiſſem Sinn Rouſſeau. Die Deutſchen folgten bald thätig nach.

Der pſychologiſche Roman, der denſelben Urſprung und Weg nahm; wie ſpäter der hiſtoriſche, war auch in der That nur ein Vorläufer des hiſtoriſchen. Er ſchob die allgemeine philoſophiſche Geſchichte des Menſchen voran, ein Jahrhundert ſpäter folgte die nationelle oder eigentliche Geſchichte nach. Das Thema des pſychologiſchen Romans war der Menſch als Individuum oder als allgemeine Abſtraktion, das des hiſtoriſchen Romans iſt der Menſch in der Gattung, in Nationen, Ständen, Örtlichkeiten und Zeitaltern.

Weil der pſychologiſche Roman unmittelbar auf den Liebesroman folgte, ſpielte die Liebe darin noch eine große Rolle. Doch ſie ward mehr objectiv aufgefaßt, als bisher; man verfolgte ſcharfſinnig und mit Feinheit ihre pſychologiſchen Erſcheinungen, mehr um ein wohlgetroffenes Bild der menſchlichen Seele in ihren Schwächen und geheimen Falten zu geben,

als um das Herz daran zu entzünden. Man wollte mehr belehren als rühren, und verband moralische Zwecke damit. So die Pamela, die Clariſſa, der Grandiſon und ihre deutſchen Nachahmungen von Gellert, Hermes, Salzmann, Stilling. Die Moral verleidete jedoch bald, und wurde durch den Humor verdrängt.

In der That ſind die moraliſirenden Romane unter den Deutſchen wie unter den Engländern nicht die beſten geweſen. Die Schuld trifft wohl aber nicht die Moral, ſondern nur die Dichter, denn wenn auch ein moraliſcher Gegenſtand an und für ſich noch kein poetiſcher iſt, ſo iſt es doch ſchätzbar, wenn der poetiſche zugleich moraliſch iſt. Was moraliſch gut iſt, kann poetiſch ſchlecht ſeyn, aber wenn die Poeſie unter allen möglichen Gegenſtänden frei zu wählen hat, ſo wird ſie keine beſſere finden, als die guten, nämlich die moraliſchen.

Die beſten unter den pſychologiſchen Romanen ſind die rein objectiven geweſen, die uns ohne lyriſchen Schwung, ohne Einmiſchung des Gefühls, ohne moraliſche Abſichten und ohne Spott in ruhiger Haltung die menſchliche Seele wie in einem klaren, waſſerhellen Spiegel gezeigt haben. Hierin iſt Ulrich Hegner ſehr zu ſchätzen. Kein Dichter in der Welt hat darin aber unſern Göthe übertroffen, deſſen Wilhelm Meiſter das Höchſte iſt, was in dieſer Gattung bisher geleiſtet wurde. Hier iſt Homeriſche Klarheit. Doch iſt der Gegenſtand eines ſolchen Spiegels nicht

werth. Göthe ſchildert den Menſchen, es iſt wahr, aber welchen Menſchen? den Sohn einer ſchwächlichen und mit dieſer Schwäche kokettirenden Zeit. Nie iſt der Gegenſtand eines Gedichts ſo ſehr mit der poetiſchen Auffaſſung und Form in Widerſpruch geweſen.

Noch beſtimmter gaben Göthe's Wahlverwandtſchaften dem pſychologiſchen Roman die Richtung, die er noch jetzt verfolgt, und in welcher beſonders einige dichtende Weiber ſich ausgezeichnet haben. Man verweilte mit Vorliebe nur bei der Betrachtung der menſchlichen Schwächen, Unarten, unnatürlichen Appetite. Früher hatte man den geſunden Zuſtand der Liebe geſchildert, jetzt kam die Reihe an den krankhaften Zuſtand. An die Stelle der ehemaligen Romanheldinnen traten jene unnatürlichen Weiber, die ſchon durch die Romanheldinnen verdorben waren, nervenſchwache, bleichſüchtige, überbildete Mädchen und kokette, über die geliebte Sünde philoſophirende, wohl gar frömmelnde Weiber, in denen kein Tropfen geſundes, friſches Blut mehr übrig war. Jener lebendige ſilberhelle Strom, der von Triſtan ausgegangen, verlief ſich hier abſeits in einen abgeſtandnen Sumpf, worin alle Jauche des großen Seelenklyſtums zuſammenfloß.

Die Romane folgten dem Gange der Krankheit. Dieſe zeigte ſich zunächſt in monſtröſer Drüſenthätigkeit, wodurch Bruſt und Herz beengt, ein andres Organ aber übermäßig, ja bis zur wahnſinnigen und

versteckt desto grausamer peinigende Nymphomanie gereizt wurde. Nach überstandnem Paroxismus und erfolgter gänzlicher Ohnmacht und Lähmung griff die böse Krankheit das ganze Nervensystem an, und siehe, ein neues Wunder erschien, der Somnambulismus. So folgten auf die kitzlichen Romane voll Wahlverwandtschaften, Ehebruch die magnetischen und sympathetischen, worin vorzüglich Hoffmann sich einen Namen gemacht.

Auf den psychologischen Roman folgte der philosophische, wie auf die anthropologischen Untersuchungen Platner's, Mendelsohn's, Garve's, Reimarus, Abt's und andrer bis auf Kant die geschloßnen Systeme Fichte's und Schelling's und alle spätern folgten. Früher suchte man die Natur in ihren geheimsten Falten zu copiren, nachher stellte man apodiktisch irgend ein Ideal auf. Der philosophische Roman sollte dazu dienen, irgend ein System, einen Satz anschaulich und anmuthig vorzutragen. Da entstanden religiöse Romane, katholische, protestantische und pietistische, ferner moralische, politische, pädagogische, zuletzt Kunst- und Künstlerromane. Der Hauptzweck war der Vortrag eines Systems, einer bestimmten Meinung und Lehre oder rhapsodischer Phantasien über einen philosophischen Gegenstand. Dieser Zweck ward aber versteckt. Die Philosophie erschien nur sub rosa. Man legte die Gedanken, die man vortragen wollte, einer idealisirten Person in den Mund, und widerlegte die entgegengesetzten Meinun-

gen in andern Personificationen. Sie sind unter den Romanen, was die Lehrgedichte unter den Liedern. Daß sie in der neuern Zeit überhand nehmen, scheint denselben Grund zu haben, aus welchen die historischen Romane oder die romanisirten Historien in Walter Scotts Geschmack so sehr um sich greifen. Man hat sich ein wenig am Thema der Liebe erschöpft, man denkt an ernstere Dinge, die Form des Romans bietet sich aber auch dafür als sehr annehmlich dar. Die philosophischen Romane von Bauterweck, Fries und andern, meist Kantianern, leiden an einem gewissen Etwas Mangel, das ich nicht deutlicher als mit der attischen Grazie und mit den Namen Wieland und Lucian bezeichnen mag. Die theologischen Romane, z. B. Wahl und Führung, machen mit der theologischen Polemik wahrlich noch weniger Glück, als jene mit der philosophischen, und nur wenn sie, wie der famöse Sebaldus Nothanker, zugleich ein psychologisches und historisches Interesse gewähren, mögen wir sie mit Vergnügen lesen. Die politischen Romane sind etwas, das der wahren Politik und dem wahren Roman widerstrebt, denn entweder geht die Politik im Ehebett, oder die Liebe auf der Tribune unter. Die pädagogischen Romane sind interessant, wenn sie psychologisch sind. Unstreitig aber sind die ästhetischen Romane die passendsten, theils weil es fast immer nur wirkliche Dichter sind, die in dieser Form dichten, theils weil der Gegenstand, sey es nun die Kunst als solche, oder der Künstler und sein Leben

als Kunstwerk, der Dichter als Gedicht ein rein ästhetisches Interesse gewähren müssen. Von dieser Art sind Heinse's Romane und Tieck's Novellen das ausgezeichnetste. Vollendet wurde der philosophische Roman nur durch Tieck. Seine Novellen sind im Romantischen, was Platon's Dialoge im Antiken waren.

Die wichtigsten und zahlreichsten neuesten Romane sind historische; da wir indeß über die herrschende historische Richtung schon oben ausführlich gesprochen, wollen wir hier nur noch einen Blick auf die äußre Form der Romane werfen. Es ist auffallend, daß auch hier wie bei den Lustspielen, kurz bei allem, was unterhalten soll, die kürzeste Waare und der schnellste Wechsel am beliebtesten ist. Die größern Romane nehmen bereits ab, und die Sammlungen kleiner Erzählungen und Novellen unverhältnißmäßig zu. Die dreißig Taschenbücher, die vielen Morgen-, Abend-, Mittag- und Mitternachtsblätter ꝛc. reichen bei weitem nicht hin, diese Baggatellen jährlich aufzunehmen; es erscheinen noch insbesondre viele hundert einzelne oder gesammelte Novellen. Hier ist fast alles Fabrikarbeit, und immer wird das Alte, Längstbekannte wieder aufgewärmt. Es geht diesen Erzählungen wie den lyrischen Gedichten. Ihrer großen Menge und ihres alltäglichen abgedroschnen Inhalts wegen werden sie eben so schnell vergessen, als gelesen.

Den Taschenbüchern insbesondre müssen wir zum Schluß noch einige Aufmerksamkeit widmen. So klein sie sind, sind sie doch nicht unbedeutend, denn ihre Zahl ersetzt die Größe, und das Publikum hegt sie als Lieblinge. Sie und die belletristischen Tag- und Wochenblätter sind es vorzüglich, die den Geschmack verderben und das Publikum an ein ewiges Essen ohne Verdauung, an das Übermaaß von Lektüre gewöhnen, die keinen Eindruck zurückläßt, und den Sinn für alles Hohe und Geistreiche, das einige Anstrengung kostet, abstumpfen. Diese kleine periodische Literatur bewährt in Gehalt und Masse, daß sie mehr auf einen ausgeweideten Magen, als auf das kleine Herz berechnet ist. Man sollte lesen, nämlich Blumen, aber man frißt, nämlich Gras. Das System, nach welchem für das deutsche Publikum von spekulativen Buchhändlern, denen die Dichter nur im Schweiß ihres Angesichts dienen, die Poesie präparirt wird, läuft auf eine allgemeine Stallfütterung hinaus. Ich habe ein schönes Kapital, spricht der kluge Bauer, von dessen Zinsen ich gar reich werde, einen kapitalen, fetten, wampigen und überaus hungrigen Ochsen auf der Mastung daheim; für den sind Blumen eine zarte, schwache Speise, er muß ein derbes Fuder Heu haben. Unschuldige Kinder, die ihr feiner Sinn mit den wenigen bunten Kelchen und Sternen, die noch auf der Wiese gedeihen, ein heiteres Spiel treiben läßt, werden billig ausgelacht. Ein Bund Heu wiegt ja die Blumen auf im Zent-

ner wie im Bauche. So steht das geduldige Vieh angekettet, vor ihm ein frischer Heuberg von der Leipziger Messe, hinter ihm ein Mist- und Makulaturberg, und es frißt und widerkäuet in einem fort.

Armes, mißbrauchtes Publikum, und dennoch bist du weniger zu bedauern, als die leibeignen Poeten, denen in einem so verarmten Zeitalter auch das zarte Geschlecht der Weiber bei der rohen Arbeit beistehn muß, zur thierischen Stumpfheit oder zur Ohnmacht, oder zur Verrücktheit abgeschwächt von dem heißen Sonnenstich des schattenlos herrschenden Phöbus. Da der lebendige Organismus aller Lebensverhältnisse sich allmählig in ein mechanisches Rechenexempel aufgelöst hat, und der gemeine Geldwucher selbst in der Politik, dem Brennpunkt des thätigen Lebens, herrschend geworden, so darf man sich kaum wundern, daß auch das sinnige, poetische Leben jenem Wuchergeist dienstbar wird. Gleichwie die holländische Compagnie das uralte mythische Land Ostindien in Besitz genommen, um von dort aus, statt des alten Käse- und Spitzenhandels, seine Gewürzkrämerei zu treiben, so hat eine andre Compagnie den alten deutschen Dichterwald an sich gebracht, sofort niedergeschlagen und eine ungeheure Fabrik daraus zusammengezimmert. Wie nun in einer Tabaksfabrik die Herren cassiren, während die Arbeiter säen, pflanzen, schneiden, baizen, trocknen und Packete füllen, und das Publikum Millionen leichte und leere Meerschaumköpfe hinhält, um sie zu stopfen und mit Ge-

muß und Lob zu rauchen, ſo ſitzen in der großen belletriſtiſchen Fabrik die Verleger zwiſchen ihren Goldſäcken, und die unglücklichen Poeten müſſen um das Tagelohn arbeiten.

Kritik.

Wir werfen den Blick zuletzt auf die kritische Literatur, deren zunehmende Masse uns in Erstaunen setzt und uns hinlänglich darthut, welchen Einfluß sie auf das Ganze der Literatur behauptet. Die echte Kritik hat ein eben so nothwendiges als edles Geschäft zu verwalten. Wie das Denken durch Überlegen, so wird die Literatur durch Kritik fortgepflanzt. Jedes neue Buch begründet das Recht seines Daseyns nur auf die Kritik seiner Vorgänger. Am Faden der Kritik wächst und reift ein Geschlecht über das andre hinaus, und es wird in Einem fort mit der einen Hand gestritten, mit der andern gebaut, wie am Tempel zu Jerusalem.

Die Kritik ist, sofern sie einzelne Wissenschaften betrifft, auch ein integrirender Theil der Literatur derselben. Darüber hinaus aber sind kritische Überblicke über die gesammte Literatur nothwendig geworden, und dies Bedürfniß hat sich an das der literarischen Anzeigen überhaupt auf die natürlichste Weise

angeschlossen. Man wollte wissen, was ist in der Literatur erschienen, und welchen Werth hat es? und so knüpften sich die Recensionen an die Buchhändleranzeigen, und wie die Bücher periodisch erschienen, so wurden sie auch periodisch besprochen, die kritische Literatur wurde wesentlich eine periodische.

Die periodische Form und die ausschließliche Rücksicht auf das Neue bedingen dieser Literatur sogleich eine gewisse Einseitigkeit. Sie wird dadurch von dem wahren kritischen Interesse entfernt und einem merkantilischen Preis gegeben. Eine Menge neuer Werke sind gar keiner Kritik werth, aber sie müssen angezeigt werden, weil sie einmal in den Buchläden stehn. Ein gutes Werk wird zufällig schlecht recensirt oder gar übergangen, und ist einmal der Zeitpunkt vorbei, ist es nicht mehr neu, so denkt man nicht mehr daran. Die Menge und Wichtigkeit der auf diese Art vergessnen oder falsch beurtheilten Werke ist so groß, daß Jean Paul mit vollem Recht eine Literaturzeitung für Restanten vorschlagen konnte, die ausschließlich literarischen Rettungen in Lessing's Manier gewidmet werden müßte. Man sollte in der That einmal einsehn, daß die Kritik kein bloßer Jahrmarkt seyn darf, wo man im Gedränge der Gegenwart sich überschreit, um seine Waare anzupreisen und andre zu verdrängen. Mit Hülfe der Bestechung, der Mode oder des Zufalls gewinnt oft ein nichtswürdiges Buch in zehn Blättern ein glänzendes Lob

und eben so oft wird ein vortreffliches verkannt, beschimpft und vergessen. Was verjährt ist, fällt außer dem Cours; aber die Kritik kann doch an das ephemere Interesse nicht gebunden seyn? In den Tagblättern herrscht überdem die Mode auf eine tyrannische Weise. Die Kritik, die von einem festen Punkte aus alle Bewegungen der Literatur prüfen sollte, wird selbst in die Richtungen derselben fortgerissen, denn es ist dasselbe Interesse, was die Bücher, wie die Recensionen in der Lesewelt verbreitet und für beide Käufer sucht.

Die Recensiranstalten selbst sind öfters nur entweder Ehrenthalber oder des Gewinns wegen gegründet, und in beiden Fällen wird fabrikmäßig recensirt. Die Universitäten geben ihre Zeitschriften sehr oft nur heraus, um nicht den Vorwurf der Unthätigkeit und Obscurität zu leiden, und man füllt die Blätter ex officio, so gut es gehn mag. Die meisten andern Zeitschriften sind Unternehmungen von Buchhändlern, auf Gewinn berechnet, und hier sitzen die Recensenten förmlich wie Fabrikarbeiter und schaffen ihr Pensum. Dieses handwerksmäßige Kritisiren bringt denn jene ungeheure Menge von Recensionen hervor, die niemand übersehn kann. Überall sind dergleichen Fabriken angelegt, und von einer Mehrzahl hungriger Magen und seichter Köpfe besorgt, die in den Tag hinein schreiben, was schon im nächsten Jahr kein Mensch mehr lesen mag.

Im Allgemeinen scheiden sich die kritischen Zeitschriften in gelehrte und belletristische, und die gelehrten wieder nach besondern wissenschaftlichen Fächern in theologische, mediciniſche, pädagogiſche, juridiſche ꝛc. Der im Anfang dieſes Buchs berührte Unterſchied der Gelehrten und Naturaliſten herrſcht in der kritiſchen Literatur noch auffallend vor, und gerade hier iſt er am ſchädlichſten. In der Kritik wenigſtens ſollte der Geiſt der Nation ſich ſelbſtändig über die innern Unterſchiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben. Hier ſollten den Laien die Reſultate der Wiſſenſchaft, und den Stubengelehrten das Leben und die Poeſie vermittelt werden. Die Kritik ſollte alles für alle würdigen. Dazu iſt ihr eine ſelbſtändige Literatur angewieſen. In ihr, wie in einem großen Spiegel ſollte die Nation ſich ſelbſt betrachten und in einem klaren Überblick alle Wirkungen ihres Geiſtes kennen und ſchätzen lernen. Freilich fehlt uns noch das Publikum, das ſich für alles intereſſiren könnte; der Gelehrte hier, die äſthetiſche Dame dort haben das dritte Element noch nicht gefunden, in dem ſie ſich verſtändigen könnten. Wer von der galanten Welt mag die gelehrten Noten in den Literaturzeitungen, und wer von den Gelehrten mag das äſthetelnde Geklatſch in den belletriſtiſchen Blättern leſen? Aber es ſollte eben eine höhere, nationelle Kritik geben, die weder jene Noten für den blos Gelehrten, noch dieſes Geklatſch für bloße Weiber und Stutzer, ſondern eine

populäre Würdigung aller aus der Nation hervorgegangner und für sie bedeutsamer Geisteswerke gewährte. Dadurch könnte das Publikum, das noch fehlt, geschaffen werden, und ohne Zweifel wird der strenge Gegensatz von Gelehrten und Naturalisten sich einst in die Einheit eines allgemeinen nationellen Publikums so gut auflösen, wie dieß bereits in Frankreich und England der Fall ist. Sichtbar herrscht auch bei uns ein Bedürfniß, zu einer gemeinschaftlichen, nationellen Bildung zu gelangen und alle nationellen Erscheinungen zu begreifen.

Neben dem Gegensatz zwischen Gelehrten und Naturalisten herrschen in unsrer kritischen Literatur noch alle die Gegensätze zwischen einseitigen Parteien. Es giebt ausschließliche Journale für die Katholiken und Protestanten, und wieder für die diesen untergeordneten abweichenden Parteien, für verschiedene Schulen in der Medicin ꝛc. Sie sind der Tummelplatz der Polemik.

Die Polemik besteht entweder zwischen Parteien, oder nur zwischen Personen, und leider ist fast alle Polemik in Deutschland persönlich. Man kann sich nur zu wenig von der Persönlichkeit losreissen, und verwechselt sie beständig mit der Sache. In der neuesten Zeit, wo alles in Gährung ist, wo so viele Meinungen durcheinanderrasen, ist die Polemik natürlich zur höchsten Blüthe gekommen. Die Händel aller Zeiten wiederholen sich in der unsern, in allen

Zweigen der Literatur wird gestritten und jedes neue Jahr bringt mit einer neuen Ansicht neue Fehden mit.

Durch die Polemik haben die Schriftsteller selbst zu ihrer Herabwürdigung vor dem Publikum das Meiste beigetragen. Nicht nur die Masse der Streitigkeiten, auch der Haß der Streitenden hat zugenommen. Es giebt keine Absurdität, keine Dummheit oder Schlechtigkeit, welche Gelehrte nicht, ich will nicht sagen, begangen, aber doch sich öffentlich vorgeworfen hätten. Auf die Laien mußte dieß freilich verderblich wirken, es mußte die Wissenschaft in ihren Augen herabsetzen, denn die Würde ist so unzertrennlich von der Wissenschaft, daß, wenn jene verletzt wird, diese selbst und ihre Bekenner es entgelten müssen. Der Schatten, den ein Gelehrter auf den andern warf, ist auf ihn selbst und auf den ganzen Stand zurückgefallen, ja noch mehr, die Wissenschaften selbst sind dem rohen Haufen verdächtig geworden, weil er urtheilen mußte: alle diese Perfidie kommt von den Büchern her. Jede Wissenschaft ist anständig, wenn auch der eine Gelehrte nur diese, der andre nur jene als die höchste achtet, und die Würde der Wissenschaft soll auf ihre Bekenner nicht minder einfließen, als die Würde des Göttlichen auf die Priester. Ein grober, verläumderischer Gelehrter ist so verächtlich, als ein unwürdiger Priester.

Das Tadeln entspringt nicht immer blos aus der Parteiung, sondern oft auch aus einem ökonomischen Interesse der Recensiranstalt. Man liest viel lieber

eine tadelnde, als eine lobende Recension, deswegen ist kritisiren und tadeln beinahe gleichbedeutend geworden. Bedächte mancher gekränkte Autor, daß er nur darum getadelt worden, weil das Journal Tadel nöthig hatte, so würde sein Gemüth sich leicht wieder trösten und abkühlen. Die meisten Recensenten würden recht gern loben, wenn sie einen Vortheil davon hätten, aber sie müssen tadeln, witzeln, den Leser zum Lachen reizen, und das Tadeln wird ihnen auch weit leichter; jeder Narr kann einen Teufel oder ein Thier an die Wand malen, nur keinen Engel. Die kritischen Journale müssen, sofern sie mehr auf Leser und Effect, als auf die Wahrheit berechnet sind, mehr einen komischen, als einen ernsten Eindruck erzielen. Der Leser will von Neuigkeiten mehr unterhalten, von Antiquitäten mehr belehrt seyn. Lob gewährt ihm nur in seltenen Fällen Unterhaltung, vorzüglich wenn er den Gegenstand desselben schon kennt und liebt; Tadel ergötzt ihn aber auch am unbekannten Gegenstande. Überdem stellt das Lob den Leser selbst auf einen niedern, der Tadel auf einen höhern Standpunkt, jenes demüthigt, dieser schmeichelt dem Leser.

Nichts ist so mißlich und schwierig, als eine gute Recension, und doch hält man nichts für leichter, als zu recensiren. Möchte es immerhin Spottvögel geben, die aus angeborner Lust den Nebenmenschen durchhecheln, aber daß auch ganz friedsame Geister, denen es wohl nie eingefallen wäre, sich kritisch zu

überheben, zu kritischen Hunden, zum Bellen und Beissen abgerichtet werden, ist eine Schande.

Es wird aber doch auch viel bei uns gelobt, und eben so unverschämt, als getadelt wird. Die Anhänger einer Partei loben sich unter einander, die Schüler den Meister, die Clienten den Mäcen und umgekehrt. Die meisten lobenden Recensionen gehn aber aus dem Interesse der Buchhändler und oft der Autoren selbst hervor. Hier waltet Eigennutz, Klikenwesen, Gevatterschaft, und jede Triebfeder, die auch im bürgerlichen Leben den Stümper oft zu Ehren bringt.

Noch besitzen wir keine Geschichte der deutschen Gelehrtenkriege, und ob sie gleich kein Ehrendenkmal seyn dürfte, wäre sie doch lehrreich. Da man über alles schreibt, wird man auch wohl eine Geschichte der Polemik nicht vergessen. Ich will sie hier nur in ihren Hauptmomenten kürzlich skizziren. Sie beginnt mit den dogmatischen Fehden der Mönche, Scholastiker und Sektirer im Mittelalter, und in Bezug auf Geschmack mit dem berühmten Krieg auf der Wartburg. Ihr goldnes Zeitalter erlebte sie in der Reformation, dieß war die Blüthenzeit der Polemik, und aus allen Winkeln und über ganz Deutschland wucherten die Disteln und Dornen. Damals begann die Polemik auch schon ins politische Gebiet hinüber zu spielen, hörte damit aber auch auf, eigentliche Gelehrtensache zu seyn. Die theologische Polemik hat bis auf die heutige Stunde ununterbrochen

fortgedauert. Katholiken und Protestanten stritten immerfort, Anfangs auch die Lutheraner und Reformirten, dann wütheten die Orthodoxen gegen die doppelte Neuerung einerseits der Philosophie und des Rationalismus seit Thomasius und Wolf, andrerseits des Pietismus seit Philipp Spener. Der Kampf der Protestanten gegen die Katholiken entzündete sich vorzüglich in den frühern Fehden gegen die Jesuiten, besonders um die Zeit, da dieser Orden aufgelöst, und um die Zeit, da er wieder hergestellt wurde. Die Heerführer der Protestanten sind neuerdings Voß, Paulus, Krug, Tzschirner, der Katholiken Görres, Haller, Gügler ꝛc. Der Kampf der Theologen gegen die Rationalisten und Naturalisten wurde fortgesetzt gegen Lessing, Reimarus, Nicolai, Barth, Fichte ꝛc. Als Pietisten wurden besonders Zinzendorf, Lavater, Stilling, als mystische Schwärmer Gasner, Hohenlohe angegriffen. In der Philosophie haben sich alle Schulen angefeindet, besonders aber haben Fichte und Schelling den heftigsten Streit mit den neuern Kantianern gehabt. In den Naturwissenschaften erregte vorzüglich der Magnetismus wilde Fehden, ferner Gall's Schädellehre, die Homöopathie ꝛc. In antiquarischen Wissenschaften sind die Fehden zwischen Klotz und Lessing, Voß und Creuzer die berühmtesten geworden. In der Pädagogik hat Basedow, Pestalozzi und später die Turnkunst die meisten Gegner gefunden. Endlich im Kunstgebiet sind Gottsched, Lessing, die Brüder Schlegel, und neuer-

dings Tieck die stärksten Polemiker gewesen, nicht zu gedenken der Klopffechtereien in der allgemeinen deutschen Bibliothek, ferner eines Kotzebue und Müllner.

Die trefflichsten polemischen Schriften, wahre Kunstwerke, sind von Lessing, Fichte, Schelling, Görres, den Brüdern Schlegel und Tieck; die derbsten von Godsched, Klotz, Voß, Kotzebue, Merkel, Müllner.

Der allgemeinste Fehler der deutschen Kritik ist die Kleinigkeitskrämerei in Rücksicht sowohl auf Sachen als auf Personen. Jeder Kritiker sollte immer die Nachwelt vor Augen haben, immer nur das schreiben, was auch der Nachwelt von Interesse seyn könnte. Die meisten scheinen es aber zu fühlen, daß sie gleich Eintagsfliegen nur bis zum Sonnenuntergang leben, darum stechen und beißen sie sich lustig herum, so lange sie können. Die Gelehrten nagen in ihren Kritiken auf eine gar erbärmliche Weise an den Buchstaben herum, und die Belletristen nicht viel besser.

Die häufigsten Recensionen sind die schlechtesten, nämlich die, welche nur einzelne Stellen eines Werks aus dem Zusammenhang des Ganzen reißen und sofort mit einer witzigen Lauge oder mit widerlegenden Citaten begießen. Das Erste trifft gewöhnlich belletristische, das Zweite gelehrte Werke. Selten wird der Geist eines Werks aufgefaßt und charakterisirt, desto öfter werden einzelne ganz unbedeutende Irrthümer oder Sprachfehler, ja sogar Druckfehler gerügt. Dies kommt daher, daß nur wenige Recensenten ein

Buch in seinem Zusammenhange verstehn, oder nur lesen, denn die meisten begnügen sich mit einem bloßen Durchblättern. Dieser Kleinigkeitsgeist gefällt sich vorzüglich auch in Persönlichkeiten. Statt unbefangen das Buch zu betrachten, stellt man sich lieber den Autor vor, und macht ihn mit oder ohne Grund lächerlich. Aber nicht nur Bücher, sondern auch Kunstwerke und namentlich Sänger und Schauspieler werden auf diese jämmerliche Weise kritisirt. Man kann unter hundert Kritikern immer darauf rechnen, daß neunundneunzig sich blos mit Einzelheiten statt mit dem Ganzen, und blos mit Persönlichkeiten, statt mit der Sache befassen. Deßfalls ist namentlich unsere Theaterkritik das Schändlichste und Elendeste unsrer Literatur, oder, wie Tieck sagt, ihr Auskehricht.

Was soll am Ende aus unsrer kritischen Literatur, was soll aus der unermeßlichen Menge von Journalen werden? Man gehe auf eins der Museen, wo sie in einiger Vollständigkeit seit dreißig und mehr Jahren in großen Bibliotheken zusammengehäuft liegen und muthe einem Enkel zu, alle das Zeug zu lesen.

Es scheint, als ob hier das Heil nur von einer auserlesenen Gesellschaft gelehrter und genialer Männer zu erwarten wäre, die sich für den Zweck einer bessern Kritik verbinden, und durch ihre gehaltvollen, umfassenden und einigen Arbeiten der kritischen Fabrikation und polemischen Buschklepperei ein er-

wünschtes Ende machen sollten. Man kann sich deßfalls ein Ideal ausmalen, aber ob es in unsrer Zeit realisirt werden dürfte, muß bezweifelt werden. Es giebt zwar geniale Kritiker genug und einzelne vortreffliche Kritiken finden sich in gelehrten und belletristischen Journalen überall zerstreut. Die Kräfte wären da, aber die Vereinigung derselben ist nicht möglich. Hier stehn sich die Parteiansichten allzuschroff entgegen. Wo Einheit herrschen soll, kann immer nur eine Partei herrschen, und dieser werden sich die entgegengesetzten Parteien mit allen ihren Kräften entziehn. Die herrschende Partei kann durch ihren großen Anhang unterstützt zwar die höchste Autorität usurpiren, aber diese wird von den unterdrückten Parteien nie anerkannt und die Opposition derselben wird in dem Maaß heftiger werden, als jene anmaßender wird.

Wie aber, wenn eine solche kritische Gesellschaft ohne eignen Zweck sich einem fremden, etwa politischen Zweck hingäbe, und durch einen gewissen politischen Nachdruck sich das Monopol der Kritik zu verschaffen wüßte? Liegt der Gedanke zu fern, daß ein philosophischer und wissenschaftlicher Jesuitismus entstehn könnte, der unter veränderten Umständen für den politischen Absolutismus werden wollte, was der religiöse für den kirchlichen gewesen? daß an die Stelle des geregelten Fanatismus ein geregelter Sophismus treten könnte, daß alle Mittel der Dialektik aufgeboten werden könnten, wie einst alle Mittel der

Schwärmerei aufgeboten wurden, daß die ſogenannte Vernunft zu dem gemißbraucht werden könnte, wozu einſt die Unvernunft und der Aberglaube gebraucht wurden? Sollte der immer älter und klüger werdende Deſpotismus nicht ein neues Miniſterium der Kritik errichten oder das Arrondirungsweſen ins Geiſterreich hinüberſpielen, und nach Erlaſſung eines gnädigen Beſitzergreifungspatentes die adminiſtrativen Behörden darin niederſetzen? Manche haben es neuerdings gefürchtet, aber eine wirkliche Gefahr droht nicht eher, als bis alle Preſſen Regale werden, und es wäre mehr als hypochondriſch, auch dies noch befürchten zu wollen.

Druckfehler.

S. 12 Z. 15 von oben lies Mikrokosmus statt Mokrokosmus
— 13 — 13 von oben l. durch st. auch
— 15 — 7 von oben l. eine st. einer
— 30 — 15 von oben l. des Bekannten st. das Bekannte,
— 38 — 15 von oben l. beruhte st. beruht
— 48 — 11 von oben l. nie st. wie
— 64 — 14 von oben l. vor st. von
— 73 — 2 von oben l. zwingen st. erzwingen
— 94 — 3 von oben l. unter dem Romantischen st. das Romantische
— 114 — 3 von unten l. beengenden st. bewegenden
— 145 — 12 von oben l. ausführen st. aufführen
— 163 — 2 von unten l. eigenthümlicher st. eigenthümliche
— 195 — 15 von oben l. zum st. und
— 212 — 1 von oben vor das Resultat setze ein :
— — — 13 von unten hinter Anwendung setze ein ,
— 221 — 12 von unten l. , dem ein st. dem, ein
— 246 — 7 von oben l. konnten st. könnten
— — — — — — organisirende st. orgarnisirende
— 251 — 8 von oben l. Reime st. Reimen
— 259 — 2 von unten l. kämpfte st. kämpft
— 278 — 14 von oben l. schwächlicher st. schmählicher
— 281 — 2 von oben l. von st. vom
— 285 — 10 von oben l. Bouterwek st. Bauterwek

Nachtrag zu den Druckfehlern im ersten Theil.

S. 19 Z. 6 von unten l. giebt st. gibt
— 22 — 7 von oben l. Innerlichkeit st. Innerkeit
— 24 — 4 von oben l. Maaß st. Maß
— 53 — 6 von oben l. Diesem st. Diesen
— — — 6 von unten l. Pedanterei st. Pedanterie
— 74 — 12 von oben l. Lesern st. Leser
— 110 — 5 von oben del. auch
— 147 — 15 von unten l. bilden st. führen
— 191 — 11 von oben l. kritische st. kritischer
— 255 — 11 von unten l. den st. dem

Wolfgang Menzel's

Geist der Geschichte.

93

Geist
der
Geschichte.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart,
Verlag von S. G. Liesching.

1835.

Vorwort.

Nachdem man lange die Natur im Einzelnen erforscht, hat man auch angefangen, über ihren Zusammenhang im Ganzen nachzudenken, und eine Philosophie der Natur, wenn noch nicht ausgeführt, doch gründlich angelegt. In der Geschichte dürfte wohl im Einzelnen nicht weniger geforscht worden seyn; doch ist ihr Zusammenhang im Ganzen erst selten einer tiefern Betrachtung unterworfen worden, und gemeiniglich hat sich dabey eine schon vorgefaßte philosophische Meinung oder eine politische Parthey-

Anſicht des Jahrhunderts aufgedrängt. Philoſophen ſind erſt an eine ſyſtematiſche Behandlung des geſchichtlichen Stoffes gegangen, nachdem ſie bereits anderweitig ihr Syſtem feſtgeſtellt hatten, und der Stoff hat ſich einer ſchon gegebenen Form fügen müſſen; Politiker haben dagegen in der Geſchichte nur einen Beweis für ihre Anſicht, nur ein polemiſches Mittel geſucht, und daher, oft in entgegengeſetztem Sinne, ihre Thatſachen interpretirt. Oder ſollte ſich das philoſophiſche Studium der Geſchichte nicht in einer ſolchen Abhängigkeit von Schulphiloſophie und Tagespolitik befinden? dann ſind mir die unabhängigen Werke verborgen geblieben.

Die nachfolgende Skizze bezweckt nur

den Eindruck zu ſchildern, den bey einem lange fortgeſetzten Studium der Geſchichte der gewaltige Geiſt, der in derſelben liegt, auf eine fühlende Seele gemacht hat. Ich fürchte mich nicht, hier das Gemüth mit in's Spiel zu bringen. Wer nichts fühlt, wenn er das Schickſal ſeines Geſchlechts erwägt, wen die Nähe des Weltgeiſtes nicht in innerſter Seele bewegt, wie vermöchte der ſie zu begreifen? Die ruhigſte Forſchung, der unbefangenſte Blick läßt uns Wahrheiten entdecken, deren Erkenntniß gleichwohl den tiefſten Eindruck in unſerm Gemüthe hinterläßt. Und iſt denn die Geſchichte etwas Fremdes, bey dem der Menſch gleichgültig bleiben könnte? Sind wir nicht mitten in ihr? Kämpfen wir nicht ihren großen

Kampf mit? Iſt nicht Jeder von uns beſtimmt, in ihrem ungeheuern Trauerſpiel mitzuhandeln, als Held, ſtreitend für einen heiligen Zweck, oder als Böſewicht, der die tragiſche Kataſtrophe herbeiführen hilft? Keiner iſt ſo gering, daß er nicht durch Edelmuth oder Gemeinheit die Maſſe des Guten oder Schlechten in der Welt vermehren, das Schöne noch heller glänzen, das Niedrige noch häßlicher machen hülfe.

Ueberhaupt iſt uns die Erkenntniß nicht gegeben, um das Gefühl zu tödten, ſondern um es zu beleben.

Geschichte ist das Leben der Menschheit auf der Erde, eingeschränkt in wenige Jahrtausende und auf einen kleinen Planeten. Jenseits dieser Schranken aber dehnt noch ein unermeßlicher Raum und eine unendliche Zeit sich aus, und in ihnen waltet ein unerschöpfliches Weltleben.

So gewiß aber unsere Erde in einem genauen Zusammenhange mit andern Himmelskörpern steht, so wahrscheinlich ist es auch, daß unsere Geschichte mit der Geschichte aller Wesen, unser Leben mit jenem großen Weltleben zusammenhängt.

Wir können das Bedürfniß, uns darüber aufzuklären, weder unterdrücken, noch befriedigen. Es scheint, nur die Ahnung eines höhern Lebens soll beseelend in unser

gegenwärtiges Leben einwirken, da im Gegentheil ein klares Schauen der höhern Dinge uns die irdiſche Illuſion zerſtören, uns gewaltſam aus dem Lebenskreiſe, auf den wir angewieſen ſind, reißen würde. Die Erklärung, wie unſere Erde mit der großen Sternenwelt, und wie unſer zeitliches Leben mit dem ewigen Leben der Welt zuſammenhängt, bleibt mithin ein Problem, ein unaufgelöstes, ein unauflösliches Räthſel, das uns gleichwohl beſchäftigen muß.

I.

Astronomisches Problem.

Unſre Erde iſt ein Planet, und gehört zu der kleinen Sippſchaft von Planeten, die ſich, eilf an der Zahl, um die Sonne drehen und von derſelben das Licht, die Tages- und Jahreszeiten und alles durch das Licht bedingte Leben empfangen. Die aſtronomiſche Verwandtſchaft der übrigen Planeten mit unſerer Erde berechtigt uns zu der Vermuthung, daß auch ſie von menſchen-ähnlichen Weſen bewohnt, und daß dieſe unter einander eben ſo verwandt ſeyn dürften, wie die Planeten ſelbſt. Wäre dann noch ein Schluß erlaubt, ſo könnte man annehmen, daß eben ſo, wie unſre Erde zwiſchen den übrigen Planeten in Bezug

auf Sonnenferne, Größe ꝛc. in der Mitte steht, auch wir Menschen vielleicht in der Mitte stehen zwischen den Geschöpfen der einen und andern Planeten, so daß wir vielleicht vollständigere Repräsentanten der ganzen unser Planetensystem bewohnenden Gattung sind, als die Bewohner des Merkur oder Uranus, welche vielleicht zwey Extreme des Menschlichen ausdrücken, wie ihre Planeten zwey Extreme des Planetensystems.

Immerhin können wir die Vorstellung nicht aufgeben, daß alle Bewohner unsres Planetensystems, wie sie auch unter einander verschieden seyn mögen, doch nur eine einzige Gattung von Wesen mit besondern Unterarten bilden, ungefähr wie die Menschen auf der Erde selbst sich wieder in verschiedene Raçen theilen. Alsdann wäre besonders interessant, zu erfahren, wie

die Bewohner der Planeten ſich zu denen der Sonne verhalten.

Giebt es noch mehr Syſteme von Planeten, die ſich um eine Sonne bewegen, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß ſie mit unſerm Planetenſyſtem ungefähr auf gleicher Stufe ſtehn dürften. Dieſe Stufe ſcheint aber eine der niedrigſten auf der großen Weſenleiter. Das Verhältniß der Planeten zur Sonne iſt ein knechtiſches.

Auf einer höhern Stufe ſtehen die bekannten Doppelſterne, deren man bereits viele tauſende entdeckt hat, je zwey Sonnen, die, beide ſelbſtleuchtend, in dichter Nähe ſich um einander bewegen, und dadurch ein Verhältniß von Freiheit und Gleichheit, von Freundſchaft und freywilliger Verbindung ausdrücken, welches von weit höherer und edlerer Art iſt, als das ſklaviſche Verhältniß der Planeten zur Sonne. Sollten nun nicht vielleicht auch die

Bewohner der Doppelsterne eine Stufe höher stehen, als die der Planeten?

Wir müssen nun aber annehmen, daß diese kleinen Planetensysteme und Doppelsterne wiederum zu einem höhern Ganzen, zu einer großen Sterngruppe vereinigt sind, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die vielen uns zunächst umgebenden Sterne nur ein Theil der Milchstraße sind, zu welcher wir sammt und sonders gehören, und die sich als ein Ganzes von andern noch ferneren Milchstraßen oder Sternhaufen unterscheidet; und da es in der Bibel heißt: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", und der Raum unendlich ist, so hat die Phantasie freyen Spielraum, sich die Milchstraßen so vielfach und verschieden als möglich zu denken.

Um nicht zu schwindeln, sucht man im Unendlichen einen Halt, eine feste Mitte; allein es ist unmöglich, sich eine solche zu

denken, wenn man nicht eben dadurch den Gedanken des Unendlichen ſchlechthin aufheben will. Man hat eine Central-Sonne angenommen; man hat geglaubt, die Milchſtraßen liefen im Ringe um einander, oder ſie ſtoßen in paraboliſchen Bahnen gleich einer Menge mit den Spitzen verbundener Kegel zuſammen ꝛc. — das alles könnte aber höchſtens eine einzelne große Sternfiguirung im Ganzen des Himmels, nicht aber das Ganze ſelbſt bezeichnen, das als abſolut unermeßlich auch keine Figur haben kann.

Um nun aus dieſer Höhe zur kleinen Erde zurückzukommen, will ich mit dieſer Ausführung nur angedeutet haben, daß unſre Erde in jedem Fall ein ſehr untergeordneter Himmelskörper, und das, was wir die Weltgeſchichte nennen, ein ſehr kleiner Theil des allgemeinen Lebens iſt. Damit ſoll hier von vorn herein der engherzige Glaube an die Feudalherrlichkeit

der Erde über Sonne, Mond und Sterne abgewiesen seyn. Der Poesie bleibt immerhin die kindliche Vorstellung des Alterthums gesichert, vor der Geschichtforschung darf sie aber nicht länger bestehn.

Wird nun so die alte Erde vom Throne der Welt herabgerissen und in eine bescheidene Ecke des unendlichen Raumes verbannt, so darf uns dies doch nicht demüthigen, denn nichts in der Natur ist ohne Gott, und eine noch höhere Macht, als die Sonne, hat, wie die Bibel sagt, die Erde zu ihrem Fußschemel gemacht, und wie die indische Sage lautet, die Spur ihres Fußes auf der Erde zurückgelassen. Es geht ein Gesetz durch das planetarische Leben, das älter ist, als das Sonnengesetz selbst. Allein wie in der werdenden Geschichte der Völker die alten Götter in die fernen Gränzgebirge, so ist jenes ältere Naturgesetz durch die Macht der aufgehenden Sonne aus ihrem

Wege hinweggeräumt und an die eisigen Pole gebannt worden.

Obgleich die Erde, von der Sonne gezwungen, sich um die Sonne bewegt, kehrt sie doch ihre Pole immer nur der gleichen Seite des Himmels zu, und zwar ihren Nordpol, um den das meiste feste Land sich anhäuft, der Nordseite des Himmels, die am meisten Sterne zählt, den landarmen Südpol aber der sternenarmen Südseite des Himmels. Hierin also erkennen wir ein Gesetz der Erde, das mit dem Gesetz der ganzen uns sichtbaren Sternenwelt übereinstimmt, und älter seyn muß als das Gesetz, das uns an die Sonne bindet, weil die Sonne mit ihrer ost-westlichen Aequatorial-Wirkung nur ein Uebergewicht der Aequatorial-Thätigkeit über die Polar-Thätigkeit, und eine Contrastirung des Ostens und Westens, nicht aber ein Uebergewicht des Nordpols über den Südpol hervorbrin-

gen konnte, welche beide Pole in Bezug auf die Sonne gleich ſind und ihren Unterſchied nur aus einer höhern Urſache herleiten. Daß dieſe Urſache aber dieſelbe iſt, welche auf der Nordſeite des Himmels die Sterne in größerer Zahl gehäuft hat, iſt klar, und wir dürfen mithin den Schwerpunkt der uns ſichtbaren Welt in der Richtung des Nordpols ſuchen.

Indeß iſt außer dieſer Richtung unſrer Erdachſe und der ihr entſprechenden Anhäufung des Continents auf der Nordſeite wenig Eigenthümliches auf der Erde übrig, was nicht in den Bereich der Sonnen-Wirkſamkeit gezogen, als eine Folge oder wenigſtens als eine Wechſelwirkung mit derſelben erſchiene. Ueberall tritt ein ſiegreicher Sonnengott hervor, der die alten Erdengötter entweder als ergrimmte Titanen bändigt, oder die weibliche Erde als ſtarker Mann beherrſcht und als Eros die mütter-

liche Urnacht eine ſchönere Lichtwelt gebären läßt.

Alles Leben auf der Erde iſt daher an die Sonne gebunden und ihr Werk; ſchon die Metalle, die Embryonenwelt im tiefen Mutterſchooß der Erde trägt den Stempel des goldenen Vaters; denn nicht der Erdachſe, ſondern dem Aequator parallel laufen die Metallgänge, und die edelſten werden in Menge nur unter dem Aequator ſelbſt gefunden. Eben ſo iſt es mit der Pflanzen- und Thierwelt gethan, deren vollendetſte Formen nur unter dem Aequator ſich häufen. Und wie das Räumliche, ſo gehorcht auch das Zeitliche dem Sonnenzuge, das Wachsthum alles Organiſchen, die Lebenszeit.

Auf überraſchende Weiſe jedoch macht der Menſch, der Geſchöpfe höchſtes, von dieſem Sonnendienſt eine Ausnahme, und kehrt zurück zu jenem urälteſten Erden-

oder vielmehr Sternendienſt, der älter iſt als die Sonne. Ungleich den Metallen, Pflanzen und Thieren, folgt das menſchliche Geſchlecht nicht dem bunten Thierkreis, den die Sonne um die Erde gezogen; es folgt vielmehr dem Zuge des Pols, und die edelſten Menſchenraçen leben auf der Nordſeite der Erde — das Haupt nicht der Sonne, ſondern jenem geheimnißvoll im Dunkel der Urnacht verborgenen Polarſtern zugewendet; und wer von ihnen in jenen Thierkreis des Aequators tritt, wird ſelbſt thier-ähnlich, wie die Neger, Malaien und Weſt-Indianer. Eben ſo wenig iſt der Menſch in der Zeit an die Sonne gebunden. In ſeinen vornehmſten geiſtigen wie körperlichen Functionen hängt er nicht, wie das Thier, von dem Stande der Sonne ab.

Dies alles beweist, daß der Menſch als die Quinteſſenz der Erde auch jene ur-

älteſte, den Sternen verwandte Erdkraft, die von der Sonne unabhängig und ihr feindlich iſt, angenommen hat. Und damit iſt von der Naturſeite aus der wunderbare Zwieſpalt im Menſchen und ſeiner Geſchichte ſchon vorherbeſtimmt.

Wiefern übrigens auch die auf unſern Planeten wirkſamen Kräfte einerſeits der allgemeinen aſtraliſchen und kosmiſchen, andrerſeits der beſondern Sonnenkraft verwandt ſeyn mögen: immerhin behauptet unſer Planet in ſeiner Iſolirung im freien Raum ſeine Integrität, und hat ſich auf gewiſſe Weiſe emancipirt. Nie ſind die Bewohner andrer Himmelskörper zu ihm herabgekommen, nie ſeine Bewohner zu jenen hinauf. Wenn höhere Kräfte in ihnen wirken, ſind dieſelben ganz in die irdiſche Natur übergegangen, und ob dieſe Kräfte urſprünglich weit mögen auseinander gelegen haben, hier ſind ſie beide irdiſch

Fleiſch geworden, zwey verſchiedener Eltern einiges Kind. Die Erde, der Sternennacht und der Sonne Kind, hat ihre eigne Phyſiognomie, ihr eignes Leben und ihren Herzſchlag erhalten, und muß ſammt der Menſchheit und ihrer Geſchichte als eine Einheit, gewiſſermaßen als eine charakteriſtiſche Perſönlichkeit anerkannt werden, wie ſeltſam auch die Doppelnatur der Eltern darin changirt.

Dieſe Erdeinheit, der Erdcharakter, das Erdprincip, giebt der ganzen irdiſchen Natur ihr beſtimmtes Maaß, und eben ſo der Menſchheit und ihrer Geſchichte. Es iſt ein gewiſſer Same, woraus nothwendig dieſe Naturform und dieſes hiſtoriſche Schickſal hervorgehen mußte. Ein andrer Same in andern Himmelskörpern bringt vielleicht eine wenn auch verwandte, doch anders organiſirte, feinere oder gröbere Natur, eine edlere oder gemeinere, reichere oder

ärmere Geſchichte der ſie bewohnenden höhern oder niedern Weſen hervor.

Jenes eigenthümliche Erdprincip aber, in dem unſre Natur und Geſchichte wurzelt, läßt ſich nicht wohl mit einem Wort charakteriſiren, es wäre denn das ſchaffende Wort der Gottheit ſelbſt. Wir müſſen uns begnügen, ein Bild des Ganzen allmählig durch Aufſuchung der einzelnen Züge zu gewinnen, und weniger von einem allgemeinen Satz aus Natur und Gefühl erklären wollen, als umgekehrt von der einzelnen Betrachtung derſelben rückwärts ſchließen.

Unſre irdiſche Iſolirung iſt durch den weiten Raum, der unſre Erde von andern Himmelskörpern trennt, bedingt. Ob und wiefern die Bewohner dieſer andern Körper mit uns verwandt ſind, können wir mithin nicht wiſſen; indeß wie nichts in der Welt ohne Zweck zuſammengruppirt iſt, wie alle Gruppirung im mineraliſchen, vegetabili-

schen und animalischen Leben aus Verwandtschaft und Familien-Aehnlichkeit, oder wenigstens aus dem Bedürfniß heterogener Gegensätze, sich wechselseitig zu ergänzen, entspringt, eben so scheint zwischen unsrer Erde und den übrigen Planeten ein Familien-Zusammenhang zu bestehen, was um so wahrscheinlicher ist, als das ganze Sonnensystem (Sonne, Planeten, Kometen) in seinem innern Mechanismus (oder wenn man lieber will, Organismus) wieder nur ein höheres Ganzes, ein vielgliedriges und dennoch einiges Individuum darstellt, dessen Glieder einem gemeinsamen Gesetz oder Leben unterworfen sind.

Dieses gemeinsame Leben der Planeten, das sich durch ihre regelmäßige Bewegung um die Sonne am auffallendsten zu erkennen giebt, muß einen gewissen Ursprung und Anfang gehabt haben, und vielleicht war je näher diesem Anfang auch das ge-

meinsame Band aller den ersten Generationen der Menschen noch um so erinnerlicher; so wie es vielleicht auch gegen das Ende sich wieder bemerklicher machen wird. In den Sagen und Religionssystemen der ältesten Völker spielen wenigstens die Gestirne und die Harmonie der Planeten eine große Rolle, und die schon ältere Ansicht, daß das Leben aller Planeten mit einer gewissen regelmäßigen Constellation derselben begonnen habe und nach vollbrachtem kunstreichen Kreislauf wieder dahin zurückkehren werde, ist im astronomischen Sinn eine durchaus vernünftige und, da alles Endliche einen Anfang und ein Ende haben muß, sogar eine nothwendige.

Ueber die Dauer einer solchen Periode aber, so wie über den Zusammenhang der astronomischen Zeit mit der historischen, der wichtigen Sternenwechsel und Schicksalswechsel, hat der menschliche Verstand zwar

oft gegrübelt, iſt aber niemals aufs Klare gekommen, und wird es auch ſchwerlich, da die Geſchichte unter andern die ſchöne Eigenſchaft hat, ſich niemals vorausbeſtimmen zu laſſen, ſondern uns allemal mit ihren großen Erſcheinungen zu überraſchen.

II.

Theologisches Problem.

Wenn wir nicht überall und immer ausserhalb der Gottheit wären, so hätte ich gleich so vielen andern philosophischen Geschichtforschern von vorn herein meinen Standpunkt in der Tiefe der Gottheit nehmen sollen, um in der Geschwindigkeit die Welt und ihr unendliches Leben und ihr ungeheures Schicksal von den Fingern weg zu construiren. Ich kann mich aber nicht mit solcher Sicherheit in Gott versetzen, habe also mit dem ersten besten, mit dem Gröbsten, dem Raum und der Körperwelt, angefangen, und der Lapidarstyl der Astronomie sagt auch dem ersten Blick am besten zu.

Damit iſt aber nicht gemeint, daß nicht die Theologie dennoch das Vornehmſte und ihre Geiſterſprache die ſey, die uns allein befriedigt, wenn wir ſie auch niemals recht erlernen.

Es beruht aber eine wunderbare Uebereinſtimmung in der Aſtronomie und Theologie. Wie uns nämlich die Aſtronomie auf eine Tendenz des Irdiſchen hinwies, die über den engen Sonnenkreis hinaus in den unmeßbaren Raum führt; ſo weiſet die Theologie auf eine Tendenz, die über eben jenen engen Lebenskreis hinaus in die unendliche Zeit oder in die Ewigkeit tendirt. Und wie jene körperlich-räumliche Tendenz an die Nord-Süd-Polarität der Erdachſe gebunden war, die unverrückbar feſt ſteht trotz der Oſt-Weſt-Wirkſamkeit der Sonne; alſo auch ſehen wir, daß, nach dem allgemeinen Glauben, jedes einzelnen Menſchen Weg in ſenkrechter Richtung den wag-

rechten Strom der irdiſchen Geſchichte durchſchneidet und geradeaus ſein Ziel in der Gottheit ſucht.

In einer horizontalen Linie bewegt ſich die Geſchichte von Adam an immer weiter fort bis an's Ende der irdiſchen Zeit. Die einzelnen Menſchen aber treten in dieſe Linie nur ein, um ſie ſogleich wieder zu verlaſſen und ihre höhere Beſtimmung in einem höhern Leben zu ſuchen. Der Geſtorbene, ſo müſſen wir denken, bekümmert ſich nicht mehr um die Geſchichte, die er hinter ſich läßt, und die Geſchichte geht ebenfalls ihren Gang fort, nachdem ſie den, der einmal todt iſt, nicht mehr braucht.

Ein unbezwingliches Gefühl ſagt uns, wir ſtreben aus dieſer kleinen Erdenwelt hinaus in die Unſterblichkeit, in das große ewige Geiſterreich; aber der Zuſammenhang unſeres künftigen Lebens mit dem jetzigen,

des groſsen allgemeinen Geisterreichs mit unserm kleinen, bleibt uns eben so verborgen, wie der Zusammenhang des äussern Firmaments mit unserm winzigen Planeten. Wir können nur ahnen, daß es ein solches unermeßliches Geisterreich giebt, und an der Unendlichkeit des Fixstern-Himmels im äussern Raum können wir es gewissermaßen vergleichend messen.

Zur Gewißheit sollen wir darüber nicht kommen, so lange wir diesseits wandeln; denn wie im äussern Raume der Natur noch nie eine Brücke von einem Himmelskörper zum andern geschlagen worden ist, so hat sich uns auch noch niemals das Geisterreich, das uns unsichtbar umgiebt, eröffnet, und Täuschung ist alles, was für eine solche Offenbarung gehalten wird. Wir sind bestimmt, unser Leben auszuleben, nicht in ein fremdes hinein zu pfuschen, mit unsern Kräften zu ringen und

zu ſchaffen, nie uns fremder zu bedienen. Der Act, der die Erde, die Menſchheit und ihre Geſchichte ſchuf, war ein einziger, vollkommener Act, der keiner Nachhülfe, keiner Superfötation bedarf. Eine Dazwiſchenkunft fremder Wirkung würde die natürliche Entwicklung des im Keime des Erdprincips liegenden Lebens nur ſtören. Wir ſind unſterblich, um jenſeits dieſes Lebens mehr zu ſehen, mehr zu erleben; aber dieſſeits ſehen und erleben wir nur Irdiſches.

Man hat viel über den Zuſammenhang unſers gegenwärtigen irdiſchen Lebens mit einem künftigen und ſogar vorhergehenden nachgedacht. Die Menſchen haben ſich von jeher als Dämonen, als geiſtige Ausflüſſe der Gottheit und Bürger ſeines ewigen Reiches gedacht, das Eingehen derſelben in die irdiſche Beſchränkung aber auf verſchiedene Weiſe ſich erklärt. Entweder hielten

sie sich für gefallene Engel, Wesen, die in einem frühern Daseyn gefrevelt, und jetzt zur Strafe den menschlichen Leib bewohnen müßten; — oder sie hielten sich für vollkommen freie Wesen, in deren Wahl es gegeben sey, sich für das Gute oder Böse, den künftigen Himmel oder die künftige Hölle zu entscheiden, und die daher ritterlich mit dem Bösen in Kampf gehen und den Himmel erobern müßten. Jene traurige Ansicht war die der ältern Völker und ist noch die der Völker im östlichen Asien und andrer Heiden. Diese muthige und fröhliche Ansicht dagegen begann mit allem regen und ritterlichen Völkerleben bey den Persern, wies sinnig auf die Erfüllung der Zukunft bey den Juden und erhielt den völligen Sieg im Christenthum.

Allein an diesem Glauben ist nichts reell, als die Wirkung, die er in uns hervorbringt, sofern er uns schon in dieser

irdiſchen Welt zu großen Geſinnungen und Thaten begeiſtert. Sofern er überdies nichts Erkünſteltes, ſondern Sache eines allgemeinen und uns eingebornen Gefühls iſt, läßt er uns auch ahnen, daß ihm eine Wahrheit jenſeits entſpricht; doch über das Glauben und Ahnen kommen wir nie hinaus, und die wirkliche Wahrheit werden wir auch wirklich erſt jenſeits finden. Nichts iſt thörichter, als von unſerm irdiſchen Standpunkt aus und mit unſern verhältnißmäßig kleinen geiſtigen Mitteln die Tiefe der Gottheit und des unermeßlichen Geiſterreichs ausklügeln zu wollen. Dieſe Tiefe iſt unſern geiſtigen Augen ſo unergründlich, wie die Tiefe des Fixſternhimmels unſern ſinnlichen Augen. Die kurze Himmelsleiter eines irdiſchen Traums reicht nicht in jene ewigen Fernen; die ganze Wonne der Gottheit mitzufühlen, iſt jedes irdiſche Herz zu eng. Hier ſind wir zu ſo

Großem noch nicht berufen; in kleinen Mühen müssen wir erprobt werden; die Beschränkung ist unser Loos, und wer im Kleinen nicht edel handeln und glücklich seyn kann, wie wäre er einer höhern Würde, eines seligen Genusses unter höhern Geistern würdig! Wir sollen nicht Gott suchen ausser uns und uns selbst darüber vergessen, sondern in dem uns angewiesenen Kreise Gottes oder der uns eingebornen Idee des Göttlichen würdig handeln.

Die Beziehung der Menschen auf Gott, Ewigkeit, künftiges Leben hat aber für die Geschichte genau dieselbe Bedeutung und Wichtigkeit, wie die Beziehung der Erdachse auf den Fixsternhimmel für die irdische Natur. Würde jener magnetische Zug nach dem Nordpol des Himmels nicht eine Gegenwirkung gegen die Sonnenwirkung hervorbringen, so würde die ganze Erde nur Sklavin der Sonne seyn; wäre jener

geiſtige Zug nicht, der die Menſchen zu höhern Idealen leitet, ſo würde auch die Geſchichte eine bloße Sklavin der ſinnlichen Natur, ſo würden die Menſchen blos Thiere ſeyn.

Durch jene höhere Beziehung kommt aber ein tragiſcher Zug in die Geſchichte. Das Gefühl, ſey es einer höhern Abkunft oder höhern Beſtimmung der Menſchen, ſtreitet mit dem, was ſie in dieſem irdiſchen Leben wirklich ſind und werden, ſofern ſie nicht nur allen Schrecken und Leiden der Natur, gleich den Thieren, unterworfen ſind, ſondern ſich auch durch jede Art von irdiſcher Reizung eines vergänglichen Genuſſes, eines vergänglichen Stolzes verführen und von der Bahn zum Ideal ablenken laſſen.

Durch den Tod und durch das Böſe iſt der erhabene Kampf und das tragiſche Schickſal der Geſchichte bedingt.

Die reine Betrachtung der Geſchichte weckt nicht ſo wehmüthige Empfindungen als die theologiſche Unterſuchung über das Reſultat ihrer Mühen. Der Kampf in der Geſchichte nämlich intereſſirt durch ſich ſelbſt und erfreut auch noch als Trauerſpiel, denn das Großartige der Schlacht läßt den Schmerz der Gefallenen vergeſſen. Auch zeichnet die Geſchichte nur das Hohe und Seltene aus und deckt die ſtillen Greuel von Jahrtauſenden in den aſiatiſchen Despotien, im ewig blutenden Afrika und unter den Wilden mit dem einfachen Satz zu: „dergleichen iſt eben dort alltäglich.“

So geht alſo der tiefe Widerſpruch, der alles Irdiſche von Anfang an durchdringt, auch auf die Weltanſicht der Menſchen ſelbſt über. Wir leiden zugleich und das Leiden ergötzt uns. Wir weiden uns gleichſam an unſrer eignen Qual und lachen über unſre Fehler, und müſſen inſofern

andern Weltgeschöpfen ohne Zweifel als eine sehr barocke Gattung von Wesen erscheinen. Daher hat es auch tiefsinnigen Geistern ungewiß geschienen, ob diese grausame und närrische Welt wohl unmittelbar aus der Weisheit Gottes hervorgegangen sey, und sie haben (die Gnostiker) ihre Zuflucht zu der Idee eines Demiurg genommen, eines halb guten, tragikomischen neckischen Dämon, der sich unsre Erdenwelt privatim zum Spielzeug erschaffen habe. Doch dürfen wir dabey nicht vergessen, daß die Gnostiker in einer Zeit lebten, wie sie entsetzlicher und hoffnungsloser die Erde nie wieder sah, nämlich während der Völkerwanderung.

Indem nun dem unbefangenen historischen Blick die Geschichte in interessanter und immer neuer Bilderreihe ergötzend vorübergeht, kann sich doch der dem Göttlichen zugewendete Geist nie eines Schauers und

einer Verachtung erwehren, wenn er auf die Verzerrung der reinen Urform und auf den Mißbrauch der reinen Kräfte ſieht, durch die allein eine ſo bunte hiſtoriſche Mannigfaltigkeit möglich werden konnte. So ſehr wir daran gewöhnt ſind, ſo bleibt uns doch dieſe Luſt und Qual der Welt immer etwas heimlich Befremdendes, und eine leiſe Erinnerung, die älteſte, die wir haben, mahnt uns an etwas Andres, Höheres.

In dieſer Mahnung allein hat das Chriſtenthum ſeine Bedeutung. Es zertrümmerte das Götzenthum, in welchem die Sonne des Alterthums einen geiſtigen Thierkreis um die Welt zog, und in dunkler Nacht gieng der Stern auf, der des höhern Himmels Signatur war. Und dennoch — ſo treu bleibt ſich der Widerſpruch auf Erden — auch das Chriſtenthum iſt ein neuer Sonnendienſt geworden und hat einen neuen

Thierkreis gezogen und die uralte heilige Nacht bleibt fern des Tages Freveln nach wie vor; und die alte Schlange, froh ſich ſonnend und mäſtend, verführt die Menſchen noch immerdar und ſpottet der alten Weltennacht im Namen des Lichts.

Der Stern der dämmernden Nacht, der Hoffnungsſtern der Ewigkeit iſt wieder der alte breite, behagliche, ſinnliche Sonnengötze mit ſeinem ganzen Hofſtaat von bauchigen Baalspfaffen geworden. Und ſo ſcheint es für immerdar unmöglich, daß auf Erden eine Verheißung erfüllt werde, die ausdrücklich nur auf jenſeits lautet.

Ja, nur auf Jenſeits; denn umſonſt hofft man auf das tauſendjährige Reich, auf die Tugend-Republik, auf Utopien. Der Kampf wird immer dauern, und immer erhabener werden, aber im Kampf werden wir untergehen; nicht hier, nur drüben feiern wir den Sieg. So wie der Tod

alles physische Leben auf dieser Erde überwindet, so auch das Böse alles moralische Leben. Nur im Kampf dagegen verherrlicht sich der Mensch und bildet seine bewundernswürdige Geschichte sich aus; aber das feindliche Princip überwindet ihn zuletzt, und darin allein besteht die erhabene Schönheit, der tragische Reiz der Geschichte. Ohne diesen entsetzlichen Ausgang wäre die Geschichte ein Kinderspiel, ein fades Mährchen. Nein, es geht ein tiefer Ernst durch sie hindurch, und wie ihrer nur der kühnste und längste Kampf würdig ist, so auch nur ein Ende, wie es uns die Apokalypse verkündet.

Die Erde wird nicht selig einschlafen und als Himmel erwachen; sie wird in Feuersgluth zerstört werden. Die Menschen werden nicht vollkommen tugendhaft, weise, glücklich werden und lebendig, wie Elias, zum Himmel fahren; sie werden, in's Un-

endliche ſich vermehrend und zugleich alle ihre Kräfte wild austobend in koloſſaler Entartung, im allgemeinen Gewürge unter den Schrecken der Natur, wenn die letzten Zeiten kommen, untergehn.

Mag es idylliſche Geſtirne geben, wo Liebende ein ewiges „Schauſpiel für Götter“ aufführen, ſo iſt doch unſre Erde ſicher kein ſolches Geſtirn, ſondern die ſelber erzgepanzerte Mutter eines kriegeriſchen Geſchlechts, das ſich, wie ſinnvoll unſre altdeutſchen Sagen und die Bibel übereinſtimmen, in einem letzten Heroenkampfe ſelbſt vertilgen muß. Das iſt ein „Trauerſpiel für Götter“, erhabner als jedes andre.

Verherrlichung des Schönen im Kampf und Untergang iſt der ganze Inhalt von der erſten bis zur letzten Seite, die vielleicht einſt ein Engel im alten Heldenbuch unſrer Geſchichte aufſchlägt.

Die eigentliche Geſchichte fängt nicht mit der Sternenwelt, noch mit der Geiſterwelt, ſondern mit dem Menſchen an. Aber auch in dieſer engen Beſchränkung bietet die Geſchichte noch mannigfaltige Probleme dar. Wir befinden uns auf dieſer Erde, und die Gegenwart ſo wie ein Theil der Vergangenheit iſt uns bewußt; weiter zurück aber in die Tiefe der Vergangenheit und bis zum Urſprung der Menſchen auf der Erde haben wir ſo wenig eine Erinnerung, als wir eine ſichre Vorausſicht in die Zukunft und in das Ende der Dinge haben.

III.

Mythologisches Problem.

Da, wo die Menschheit aus dem ursprünglichen Dunkel in das Licht der Geschichte tritt, finden wir bereits gebildete Völker, in einer gewissen kirchlichen und politischen Verbindung, mit gewissen Sprachen, Sitten und Eigenheiten. Diese Völker sind aber sehr von einander verschieden, und eben so, wie es ihre Sprache, ihre Verfassung, ihre Sitten sind, eben so sind es auch ihre Sagen von der Schöpfung und vom ersten Zustand und der ersten Verbreitung der Menschen. Zwar findet sich darin manches Uebereinstimmende, was als rein historisch ausgemittelt werden kann, allein dieses ist so vermengt mit religiösen, natur-

wissenschaftlichen, politischen und sittlichen Lehren, und in einer so räthselhaften Bildersprache vorgetragen und durch die Länge der Zeit, durch Nationalstolz und Nationalhaß, durch Veränderung des Orts, durch Mißverstand vom Hörensagen, durch Vermischung, durch poetische Willkühr und endlich auch durch die Willkühr späterer Religionsstifter, Gesetzgeber und herrschender Priesterschaften dermaßen entstellt, daß auch die schärfste historische Kritik die ganze Wahrheit nie ausmitteln wird. Alle diese alten Völkersagen haben ein polemisches Element und setzen das Volk, dem sie angehören, über andre Völker, und tragen eine erst später entstandene Feindschaft auf die älteste Geschichte über. Ferner sind alle diese Sagen aus einer Periode der Wiedergeburt hervorgegangen, in welcher große Reformatoren eine neue Hierarchie in geistlicher und weltlicher Gesetzgebung gestiftet,

und wenn dieſelben die frühere Sage den neuen Geſetzen einverleibt, ſo iſt es ſicher nicht ohne Cenſur geſchehen, und ſchon die Verbindung, in welcher die älteſten geſchriebenen Schöpfungsgeſchichten, Völkergenealogien und Heroenſagen mit den älteſten geſchriebenen Geſetzen erſcheinen, zeigt deutlich, daß die hiſtoriſche Ueberlieferung nach den Abſichten der Geſetzgeber modificirt worden iſt.

Das Wenige, was ſich aus der alten Sage als ächt-hiſtoriſch ausziehen läßt, muß ſodann, wenn es volle Beglaubigung erhalten ſoll, erſt an den allgemeinen Natur- und Vernunft-Geſetzen erprobt werden.

Hier gehen uns zunächſt die Sagen vom Paradieſe und vom erſten Menſchenpaar an. Nach indiſcher Sage war die Erde mit Waſſer bedeckt, bis ſie ſich allmählig über daſſelbe erhob, und zuerſt trat der Berg Meru im nördlichen Indien

(er heißt noch ſo und iſt die ſüdweſtliche Spitze des Himalayagebirges) hervor. Er war das Paradies, darin das erſte Menſchenpaar lebte, und urſprünglich eine Inſel, bis der Continent weiter hervortrat, dann ſendete er die vier Paradieſesflüſſe aus (die bekannten vier Hauptflüſſe Aſiens).

Damit ſtimmt nun auch die moſaiſche Sage überein, ſo wie die perſiſche, griechiſche, ſkandinaviſche. Die Sagen aller weſtlichen Völker weiſen nach dem heiligen Urberg im Oſten. Die chineſiſche Sage ſetzt, ganz übereinſtimmend, dieſen Berg weſtlich, weil der Himalaya weſtlich von China liegt. Endlich wiederholt ſich die indiſche Sage vom Hervortreten der Erde aus dem Waſſer bey den meiſten alten Völkern.

Die Naturkunde hat dagegen nichts einzuwenden. Noch jetzt beweist die Thalbildung auf der ganzen Erde und das Vor-

kommen versteinerter Wasserthiere auf den höchsten Gebirgen, daß die Erde ursprünglich mit Wasser bedeckt gewesen ist, und da der Himalaya wirklich das höchste Gebirge ist und im Mittelpunkt des weitesten und ältesten Continents liegt, an seinem Fuß auch die Heimath aller dem Menschen nothwendigen Hausthiere und Getraidearten ist, so wird von dieser Seite die uralte Völkersage nur bestätigt.

Auch die Mythe vom Paradiese ist noch einfach. Zwar haben sie viele alte Völker spielend und beinah lächerlich behandelt; in allen Mythen der polytheistischen Völker verschwindet der erste Mensch unter der Masse von Göttern und göttlichen Bestien, und wird erdrückt von symbolischen Ungeheuern. Nur die mosaische Sage hat die tief poetische Idee des Anfangs, der ersten Kindheit des Geschlechts lieblich zugleich und erhaben aufgefaßt. Auch hält

dieſe Sage gerade die rechte Mitte zwiſchen dem, was ſpätere Erklärer theils von der thieriſchen Rohheit, theils von der übermenſchlichen Weisheit der erſten Menſchen gefabelt haben. Bey Moſes erſcheinen dieſelben als wahre naive Kinder.

Der erſte Menſch — ein ergreifender, inhaltſchwerer, unerſchöpflicher Gedanke. — Wie reich in allen Beziehungen zu Gott, ſeinem Schöpfer; zu der Natur, ſeiner Wiege, ſeinem Schauplatz, ſeinem Grabe; zu dem ganzen menſchlichen Geſchlecht, ſeinen Kindern und ihrer großen Geſchichte! In allen dieſen Beziehungen genügt die moſaiſche Sage wie den Forderungen der tiefſten Myſtik, ſo auch denen des einfachſten Verſtandes.

In allen andern Sagen erſcheint der erſte Menſch als das Spielzeug oder als der Feind der Götter, nur in der moſaiſchen iſt er das Kind Gottes, und ſelbſtſtändig, in jeder Beziehung frey.

In allen andern Sagen erscheint der erste Mensch abhängig von der Natur, nur in der Bibel ist er ursprünglich Herr der Natur; Adam giebt allen Geschöpfen Namen, alle Geschöpfe dienen ihm, bis er durch seine Sünde erst in die Gewalt der feindseligen Naturkräfte fällt.

In allen andern Sagen erscheint der erste Mensch schon gepaart mit einer ersten Frau, nur in der jüdischen ist die ganze menschliche Gattung ursprünglich personificirt in Einem Menschen, Adam. Dieser eine zerfällt erst in zwey, nachdem er nach Irdischem gelüstet, und neben dem schon der Naturgewalt dahingegebenen Weibe steht immer noch die Hälfte des ursprünglich himmlischen und freien Menschen da, der Mann. Aus der Vermischung aber jener höhern geistigen Kraft des Mannes mit der Naturgewalt im Weibe entstehen erst jene unzählbaren Geschlechter der Menschen, die

in doppelter Reihe hier mehr das Ebenbild Gottes zu werden trachten, dort mehr in die Verführung der Natur fallen, hier aufſteigend bis zu Chriſtus, dort niederſteigend bis zum thierähnlichen Hottentotten und Botokuden.

Alle andern Sagen ſind endlich ohne eine Prophezeiung, nur die Geneſis öffnet ſich der Zukunft in der beſtändigen Hindeutung von Adam auf den Meſſias, vom erſten Menſchen zum höchſten und vollkommenſten. Chriſtus wird verkündigt als ein neuer Adam, der die Schuld des erſten ſühnen, und die der Naturgewalt anheimgefallene Menſchheit von innen her, durch die Seele, aber auch nur in der Seele retten ſoll, nicht für dieſes irdiſche Leben, ſondern für ein andres ewiges, der aber dennoch auch für die Erde und ihre Geſchichte die große Bedeutung des erſten Helden und Heerführers gegen die Macht des Böſen hat.

Liegen alle dieſe myſtiſchen Bedeutungen in Adam, ſo hat ihn die moſaiſche Sage dennoch ſo naiv und kindlich als möglich dargeſtellt. Es würde gegen die allgemeine Harmonie und Oekonomie der Natur ſtreiten, wenn in den erſten Menſchen das höhere oder niedere Princip, die Gott- oder Thier-Aehnlichkeit überwogen hätte. Wahrſcheinlich waren ſie ganz ſo indifferent, wie es Kinder ſind, und ſo fremd ihrer ſpätern Weisheit als ihren ſpätern Laſtern. Aber das dürfen wir annehmen, daß eben ſo wie ſpäter ihre Selbſtthätigkeit, die Auſſenwelt verſtehend und bezwingend, überhand genommen hat, ſo früher ihre Paſſivität und Empfänglichkeit für äuſſere Eindrücke überwogen haben wird, und wenn uns heute noch die Erfahrungen des Somnambulismus beweiſen, in welchem Grade bey zurücktretender Selbſtthätigkeit die rein paſſive menſchliche Natur fremder Eindrücke

fähig wird, so dürfen wir uns keinen geringen Begriff von dem Rapport machen, in welchem die ersten Menschen mit der äussern Natur gestanden haben mögen, sofern bey ihnen die Selbstthätigkeit noch gar nicht entwickelt war.

Aus diesem glücklichen somnambulen Traumleben wurden nach der Bibel die Menschen durch das Erwachen der Selbstthätigkeit, der ersten Begierde gerissen, und hier macht die Bibel in einem eben so erhabenen als bewundernswürdig einfachen Mythus die erste freie That des Menschen zum Motiv der ganzen unermeßlichen Geschichte. Und zwar zeugt dieselbe That zugleich die Menschheit selbst und ihr Schicksal, und aus derselben Urne, aus der die Geschlechter der Menschen hervorströmen, werden auch ihre Loose gezogen. Daher die mystische Identifikation des Sündenfalls mit der Zeugung und dem Tode. Hiedurch

wahrt die mosaische Sage der Menschheit zwey große Ideen, einmal die Idee der Einheit aller Menschen, als Einer Gattung, aus Adam erzeugt, und als zu demselben gemeinsamen Schicksal berufen, und sodann die Idee des tragischen Verhängnisses, der ewigen Wechselwirkung zwischen Begierde und Tod, des Scheiterns aller irdischen Willkühr an der eisernen Nothwendigkeit, der Strafe alles Frevels durch sich selbst.

Endlich knüpft die mosaische Sage die erste feindselige Trennung der Menschen schon unmittelbar an das erste Paar an. Schon der älteste Menschensohn ermordet seinen Bruder und irrt, mit dem Kains-Zeichen gebrandmarkt, in ferne Gegenden. Liegt darin nicht vielleicht eine Spur jener ältesten räthselhaften Raçe-Trennung, wenn auch immer tief verhüllt in die kürzeste und einfachste Mythe?

Die mosaische Noahsage, und noch mehr die indische, hat eine sehr frappante Aehnlichkeit mit der Adamsage. In beiden tritt ein Urberg aus dem Wasser hervor, in beiden pflanzt der Urvater das Geschlecht fort, und wenn Adam nur zwey Völker erzeugt, Noah aber drey, so kann man sagen, die Noahsage ist eben erst entstanden, indem das dritte Volk sich von den beiden ersten abzweigte, und eben erst durch diese Abzweigung und Entfernung vom ältesten Wohnsitze wurde es möglich, daß die älteste Wassersage in einer fremden Lokalität, an einen zweiten Urberg geknüpft, eine neue Gestaltung annahm. Und selbst der Umstand, daß dieses zweite Wasser als eine Sündfluth erscheint, kann daraus erklärt werden, daß der Entstehung eines neuen Volkes Trennung und wilde Kämpfe vorhergiengen, die in der priesterlichen Tradition die göttliche Rache auf sich zogen. Endlich

läßt ſich das vereinigte Vorkommen beider Sagen in den älteſten geſchriebenen Urkunden daraus erklären, daß eben die noch ſpätere Zeit ſchon beide Sagen vorfand und ſie in ihrer verſchiedenen Geſtalt aneinanderreihte, ohne ihre Identität zu erkennen. Allein ſo viele Wahrſcheinlichkeit dies alles hat, ſo iſt doch damit noch keine Gewißheit gegeben, und es bleibt noch immer in Frage geſtellt, ob nicht wirklich eine große und allgemeine Ueberſchwemmung die erſten Generationen vertilgt hat. Sollte dies aber auch der Fall geweſen ſeyn, ſo folgt daraus für die ſpätere Geſchichte eigentlich nichts, denn es iſt in Betreff der Völker, die wir ſpäter aus dem Dunkel der Mythenwelt hervortreten ſehen, ganz einerley, ob ihr Stammvater Noah mit Adam Eine Perſon geweſen, oder nicht, und ob ſie ſich erſt nach der Sündfluth oder ſchon vor derſelben getrennt haben.

Sobald die Geſchichte etwas klar wird, finden wir die Menſchen in fünf große Raçen getheilt, die dem eigenthümlichen Charakter der fünf Erdtheile entſprechen und ſich daſelbſt akklimatiſirt haben, die weiße Raçe in Europa und Weſt-Aſien, die gelbe in Oſt-Aſien, die rothe in Amerika, die ſchwarze in Afrika, die braune in Süd-Aſien und Auſtralien.

Die Mythen laſſen uns nun die Wahl zwiſchen zwey Völker-Genealogien, von denen die eine ſich von Adam, die andre von Noah herſchreibt. Wenn dieſe Unterſcheidung begründet iſt, ſo muß wohl unter der adamitiſchen Genealogie die älteſte Trennung der farbigen Raçe von der weißen, und unter der noachiſchen die Trennung der weißen Stämme unter einander ſelbſt verſtanden werden. In dieſem Felde bleibt indeß alles nur unſichre Vermuthung. Die einzige Gewißheit iſt, daß die Raçen wirk-

lich getrennt sind, gleichviel, wie sie sich getrennt haben. Die spätere Trennung bei'm babylonischen Thurmbau, bey der Zerstörung Troja's, bey der Bezwingung Daciens, beziehen sich, so tief sie auch in die Schicksale der Völker eingegriffen haben mögen, doch sicher nur auf die weiße kaukasische Raçe allein und gehören der spätern Zeit an.

Alle diese Sagen gewähren uns zwar einige Analogien, woraus wir uns das Motiv oder die verschiedenen Motive der ältesten Völker-Trennungen deuten könnten, also Bruderzwist, Mord, böses Gewissen und Flucht — oder Uebervölkerung — oder Unverträglichkeit — oder gewaltsame Vertreibung — oder abenteuerliche Wanderlust ꝛc. Allein dies alles klärt den physischen Unterschied der Raçen nicht auf, und so lange wir diesen nicht ergründen, können uns jene Sagen nur als Erinnerungen spä-

terer Trennung innerhalb der weißen Raçe ſelbſt gelten.

Hier müſſen wir aber die Naturwiſſenſchaft zu Hülfe rufen. Wie ehrwürdig auch die alten Sagen ſind, ſo ſind ſie doch, auch wenn ſie nicht abſichtliche Verfälſchungen enthalten, zu ſehr poetiſche Einkleidung der darunter verborgenen Wahrheit, als daß man ihnen unbedingt folgen könnte. Die Sagen müſſen von der Erdkunde und Phyſiologie geprüft werden.

IV.

Genealogisches Problem.

Die übermächtige Naturgewalt, aus welcher sich der Geist langsam befreite, wie die Blume von der Erdscholle, giebt sich schon in dem Umstand zu erkennen, daß die Menschheit nur äußerst dunkle Erinnerungen und kindische Vorstellungen aus ihrer ersten Jugend bewahrt hat. Auch der Inhalt dieser Erinnerungen weist auf jene vorhandene Naturgewalt hin, und endlich ist selbst die physische Beschaffenheit der Menschen, wie sie aus jener Urzeit hervorgegangen sind, ein faktischer Beweis von der Uebermacht der Natur über den Menschen; denn die farbigen Raçen zeugen von der Unterjochung des psychischen Princips unter

das physische, und des kosmischen entfärbenden, reinenden, befreienden Princips unter das solare, färbende, verunreinende und fesselnde.

Inzwischen hat sich mitten in der ersten Verdunkelung des Menschengeschlechts die Erinnerung an den reinen Ursprung erhalten. Mit allen Naturschrecken der ersten Zeiten steht die Schönheit des Paradieses, mit den grotesken Karrikaturen der Mythe die liebliche Idylle des ersten Menschenpaars und mit allen Greueln der eisernen und sodomitischen Zeit die Unschuld unserer ersten Eltern im Contrast. Der Mensch erscheint nicht ursprünglich thierisch, er war nur gleich empfänglich für das Niedre und Hohe, und mußte zuerst unter den mächtigen Einfluß der Natur, des Niedern fallen, bevor er in sich selbst erst die höhern Kräfte wekken konnte, um sich von jenem Einfluß wieder zu befreien.

Die Entſtehung der farbigen Raçen bezeichnet eine erſte Entartung. Schon phyſiſch beurkunden ſie die Erniedrigung des edlen Menſchenleibes und ſelbſt der Seele unter die Naturgewalt; ihr reiner ätheriſcher Leib widerſteht nicht mehr dem ſchwülen Strahl der irdiſchen Sonne, er nimmt Farbe an, wie jedes niedere Thier, jede Pflanze; und in gleichem Maaß wird die Seele dieſer Raçen den thieriſchen Begierden, den kleinlichen Gelüſten und Trieben zum Raube und wird nicht ſelten völlig unfähig für alles Höhere, was dem hellen Sinn der Weißen aufgeſchloſſen liegt.

Aber wie entſtand dieſe Entartung? — Oder ſtammen dieſe Raçen nicht von Einem erſten Menſchen ab? Sind ſie urſprüngliche Zeugungen, wie die Gattungen der Thiere, jede Raçe aus einem beſondern Paare?

Sollten wirklich, ſo hat man gefragt, die in den entlegenſten Gegenden der Erde

zerſtreuten und phyſiſch ſo ſcharf von einander getrennten Raçen ſämmtlich von ein und demſelben Menſchenpaar in Mittel-Aſien abſtammen? Und wenn es der Fall war, wie kam es, daß ſie ſo grelle und dauernde Unterſchiede annahmen?

Dieſe Frage darf nicht, wie es häufig geſchieht, leichtſinnig beſeitigt werden.

Was die geographiſchen Entfernungen betrifft, ſo hindern dieſe nicht, eine gemeinſchaftliche Abſtammung der Menſchen aus Aſien anzunehmen. Ihre Ausbreitung in allen Richtungen von Aſien, Europa und Afrika erklärt ſich von ſelbſt. Von einer Einwanderung der Amerikaner aus Aſien hat man ſogar hiſtoriſche Spuren, und endlich ſind durch neuere Seereiſende die noch jetzt fortdauernden Ueberſiedlungen der Südſee-Inſulaner von einer Inſel auf die andre auch in weiten Entfernungen erwieſen. (Vergl. Beechey.)

Die physischen und dauernden Unterschiede der Raçen bieten die größte Schwierigkeit dar. Es ist durch lange Erfahrung erwiesen, daß die Eigenthümlichkeit der Raçen, so lange die Raçe selbst nur unvermischt bleibt, trotz aller Veränderungen des Klima's, der Lebensweise, der Bildung ꝛc. unverändert fortdauert. Der Weiße wird immer nur Weiße, der Neger nur Neger zeugen, und gesetzt, es ließen sich auch alle mittlern Raçen aus einer frühern oder spätern Vermischung zwischen Weißen und Schwarzen erklären, so bleibt es doch nach den jetzt bestehenden Gesetzen des menschlichen Organismus unerklärlich, wie jemals Neger hätten entstehen können, wenn das erste Menschenpaar weiß war?

Diejenigen Erklärer, die nur ein erstes Menschenpaar annehmen, stützen sich theils auf die heilige Schrift und die alten Sagen andrer Völker, theils auf die Thatsache,

daß alle Raçen zuſammengenommen trotz ihrer Unterſchiede ſich doch mit einander vermiſchen, und trotz ihrer verſchiedenen Ausbildung einerley Grundanlagen, Sprach- und Vernunft-Fähigkeit ꝛc. haben, mithin eine einzige große Gattung bilden. Um ſich nun aber die Entſtehung des Raçen-Unterſchieds zu erklären, nehmen ſie ihre Zuflucht zu zwey Hypotheſen.

Einmal heißt es, dieſer Unterſchied ſey eine Folge klimatiſcher Einwirkungen. Wenn auch jetzt das Klima keineswegs mehr ſo großen Einfluß auf den menſchlichen Organismus übe, ſo ſey doch damals in der Urzeit, da die Erde ſich erſt aus dem Waſſer erhoben habe, die Kraft der Sonne ſo mächtig und der Gegenſatz der Zonen ſo grell geweſen, daß unter dieſen Umſtänden wohl die nach den verſchiedenen Zonen auswandernden Menſchen ſich bis zu dem Grade hätten verändern können, der

ſich in den noch jetzt beſtehenden Raçen zum bleibenden Typus fixirte. Allein dieſe Hypotheſe ſcheint unhaltbar, wenn man bedenkt, daß der Menſch bis auf einen gewiſſen Grad allen klimatiſchen Einwirkungen trotzt, ohne dabey im mindeſten den Raçen-Typus zu verändern, daß er aber nothwendig zu Grunde gehen muß, wenn dieſer Grad überſchritten wird.

Sodann haben einige myſtiſche Geſchichts-Philoſophen die Hypotheſe aufgeſtellt, die Entſtehung des Raçen-Unterſchieds möchte wohl mit dem Sündenfall, mit der moraliſchen Entartung zuſammenhängen, wo nicht gar aus einer Art von dämoniſcher Sodomiterey zu erklären ſeyn. Indeß ſo mächtig auch die phyſiognomiſirende Kraft der Seele iſt, ſo gewiß ſich die böſen Begierden in den Mienen und im ganzen Habitus des Menſchen ausdrükken, und ſo ſinnvoll das Symbol des Kains-

Zeichens ist, so hat doch, nach der allgemein bekannten Natur-Erfahrung, die Macht der Seele über den Körper nur enge Gränzen. Sie bestimmt die Geberde, aber nicht den Bau des Körpers; sie macht erröthen und erblassen, aber sie schwärzt nicht; kurz die schöne oder häßliche Seele hat ganz andre Zeichen, als der bestimmte körperliche Typus der Raçe, welcher auch bey ganz entgegengesetzten Seelen immer derselbe bleibt. Ueberdieß ist die Physiognomik der Sünde immer nur persönlich, individuell, der Raçen-Typus aber erblich und ein Gattungs-Typus. Endlich kann man jene Physiognomik auch umgekehrt deuten, denn die Geschichte der Seelenkrankheiten beweist, daß in sehr vielen Fällen die Abnormitäten der Seele nur aus körperlichen Abnormitäten hervorgehen.

Warum hat man noch nicht daran gedacht, den Grund des Raçen-Unterschieds

anſtatt in ſo fremdartigen, auſſerhalb des animaliſchen Organismus liegenden Wirkungen der äuſſern Natur oder der unkörperlichen Seele, vielmehr im Organismus ſelbſt zu ſuchen? Es iſt erwieſen, daß dieſer Organismus ſowohl den äuſſern, als den geiſtigen Einwirkungen trotzt, daß ſein wunderbar künſtliches Getriebe von auſſen nur genährt oder zerſtört, nicht aber in ſeiner ſtrengen Geſetzmäßigkeit verändert wird. Man muß alſo ſeine Veränderungs-Fähigkeit lediglich in ihm ſelbſt ſuchen. Und alsdann ſcheint es, wenn auch immer nur hypothetiſch, doch unter den Hypotheſen die natürlichſte zu ſeyn, wenn man annimmt, daß dieſe Veränderungs-Fähigkeit als das Qualitative mit dem Quantitativen der menſchlichen Zeugungskraft im umgekehrten Verhältniß ſtehe, d. h. daß vom erſten Menſchenpaar an, in je weniger Individuen die zeugende Kraft ausgegangen,

die Contraſte derſelben deſto greller geweſen ſeyen, während in der Folge, in je mehr Individuen dieſe Kräfte ſich vertheilt haben, die Contraſte immer ſchwächer geworden ſind. Auf entfernte Weiſe hat man an einen ſolchen Unterſchied gedacht, indem man angenommen hat, die erſten Menſchen ſeyen viel kräftiger, ja rieſenhaft geweſen und viel älter geworden, als es die Menſchen jetzt werden, weil damals gleichſam die ganze Kraft des Menſchengeſchlechts noch in wenigen Individuen vereinigt geweſen. Nimmt man aber dieſe Verſtärkung der Kraft überhaupt an, ſo kann man auch eine Verſtärkung der Gegenſätze in den frühern Zeiten annehmen, und den ſcharfen Unterſchied der Raçen als nothwendige erſte und kräftigſte Offenbarung der einmal in unſer Geſchlecht gelegten Unterſchiede erklären. Die Mannigfaltigkeit, müſſen wir denken, lag ſchon verborgen in Adam, und

es war natürlich, daß sie sich zuerst in dem stärksten Gegensatz ausprägte, in Schwarz und Weiß, denen dann alle schwächern Gegensätze und Vermittlungen folgten. Ueberhaupt muß man wohl an eine Einheit der Gattung, an eine in der Gattung fortwirkende, immer thätige, in dieser Thätigkeit aber einem großen Stufengange und bestimmten Entwicklungs-Gesetzen folgende Productionskraft glauben, die von der körperlichen Bildung zur geistigen und von dem Ausprägen der entschiedensten Eigenthümlichkeit zur allmähligen Ausgleichung übergeht. Im Alterthum herrschte der Körper über den Geist, die Raçe über den individuellen Werth; jetzt hat sich der Geist in dem mehr vernachlässigten Körper wunderbar entwickelt, und Eroberung, Handels-Interesse und Civilisation arbeiten an einer allgemeinen Vermischung der Raçen; ja es ist kein Grund vorhanden, nicht anzuneh-

men, daß in dem Menſchengeſchlecht noch Kräfte verborgen ſind, die erſt ſpäter zu Tage kommen werden, ſo wie andere ſchon verſchwunden zu ſeyn ſcheinen. Iſt der animaliſche Magnetismus nicht im Zunehmen? Sehen wir nicht in jedem Jahrhundert neue Denkweiſen, Neigungen, Fähigkeiten entſtehen?

Der ganze Regenbogen der Raçen läßt ſich auf den einfachen Gegenſatz von Schwarz und Weiß zurückführen. Alle mittlern Raçen können zuletzt aus einer Vermiſchung der reinen weißen und reinen ſchwarzen Raçe erklärt werden, wenigſtens führt die Vergleichung zuletzt immer auf eine Aehnlichkeit zurück, welche dieſelben entweder den Schwarzen oder Weißen nähert; nur dieſe beiden Extreme der Menſchheit laſſen ſich ſchlechterdings nicht aus einander erklären oder, nach unſern heutigen Natur-Erfahrungen, auf Einen Vater zurückführen.

Hieraus folgt die hypothetiſche Annahme eines erſten ſchwarzen Menſchenpaars etwa auf dem Mondgebirge in Afrika, neben dem erſten weißen Paar auf dem Himalaya in Aſien. Oder ſchreiben ſich die Schwarzen vielleicht aus einer noch ältern Erdperiode her, gleich den ſchwarzen Thieren der Urwelt, dem Elephanten, Nashorn, Nilpferd, ihren Landsleuten, und ſind ihnen die Weißen erſt ſpäter gefolgt?

Doch alle dieſe Hypotheſen dienen faſt zu nichts, als einander wechſelſeitig zu widerlegen. Der Unterſchied der Raçen bleibt ein Räthſel wie die Entſtehung des Menſchen überhaupt. Jedoch iſt ſo viel klar, daß dieſer Unterſchied mit der ganzen Erd-Organiſation auf's genaueſte zuſammenhängt.

Wenn nach der Meinung einiger Myſtiker eigentlich nur ein einziger Menſch exiſtiren ſollte, wenn Adam nie hätte ſündigen

und ſich vermehren ſollen, ſo wäre auch die Erſchaffung der ganzen Erde nicht nöthig geweſen, denn wozu ſo viel Raum für Einen? Oder wenn die Menſchen ſich durchaus hätten gleich bleiben, wenn ſie alle etwa gleich vortrefflich hätten ſeyn ſollen, ſo wäre es ihnen ſchlechterdings unmöglich geweſen, die ſchöne Mannigfaltigkeit zu entfalten, die wir in den Raçen und in den wunderbaren Geſtaltungen des eigenthümlichen Völkerlebens erblicken.

Auch hier haben wir wieder zur Aſtronomie zurückkehren müſſen. Daſſelbe Weltgeſetz, das die Erde ſo und nicht anders gebildet, hat ſich auch in ihren Bewohnern ausgeprägt. Erinnern wir uns nun an den großen aſtronomiſchen Gegenſatz einer nordſüdlichen kosmiſchen Kraft und einer weſtöſtlichen Sonnenkraft, ſo finden wir denſelben in jener Entfaltung der Menſchheit auf Erden deutlich wiederholt.

Streng genommen giebt es nur zwey einander absolut entgegengesetzte Menschen-Raçen, die schwarze und die weiße. Die Weißen aber sind offenbar Kinder des Nordens unter dem Einfluß des großen Fixsternhimmels, unter dem Gesetz einer höhern Weltordnung, begabt mit einem Geist und Streben, die über das gemeine Naturgesetz hinausgehen, und die, weit entfernt, sich der rohen Naturgewalt zu unterwerfen, vielmehr die ganze Geschichte hindurch unausgesetzt die Befreiung von dieser Gewalt bezweckt haben. Die Schwarzen dagegen sind Kinder des Südens unter dem Einfluß der Sonne, gebannt in den Thierkreis, der die Erde umgürtet, und ewig befangen in dem thierischen Bedürfniß, ohne freies Selbstbewußtseyn, ohne historische Erinnerung, ohne ein Ziel des Strebens, nur dem nächsten Tage lebend.

Dieſer Unterſchied der weißen und ſchwarzen Raçe iſt wie der grellſte, ſo ohne Zweifel der älteſte auf Erden, mag er ſich nun innerhalb einer Menſchenfamilie gebildet haben, oder aus dem Gegenſatze zweier entſprungen ſeyn. Die älteſte Sage bezeichnet ihn als den Unterſchied der Kainiten, der mit dem Kainszeichen (der ſchwarzen Farbe) verunſtalteten Nachkommen des erſten Mörders, und der Sethiten, der frommen und gerechten Söhne Seths.

Die dritte Hauptraçe iſt die gelbe, mongoliſch-chineſiſche. Wenn die Neger die Sonne, die Weißen den großen Fixſternhimmel repräſentiren, ſo ſcheinen die Mongolen das irdiſche Abbild des Mondes zu ſeyn. Es iſt etwas Greiſes, Welkes, Verwittertes an ihnen, und beſonders characteriſirt ſie ihre Iſolirung. Sie bilden mitten auf der Erde eine kleine Welt für ſich, der übrigen völlig fremd. Dieſe kleine

Welt aber ist, obwohl vollkommen abgerundet in sich, dennoch nur ein Afterbild der übrigen Welt, ein starrer, todter Mechanismus. Der physischen Bildung nach ist diese Mongolen-Raçe kaum weniger von der weißen verschieden, als die Neger-Raçe, und erscheint mithin als eben so ursprünglich. Auf den Unterschied dieser drey Raçen läßt sich, wenn man will, die Sage von den drey Söhnen Noah's deuten. Auch die Neger haben eine Sage von drey Brüdern, und sie bezeichnen damit ausdrücklich die weiße, gelbe und schwarze Raçe.

Die beiden noch übrigen Haupt-Raçen lassen sich dagegen aus Vermischung jener drey ältern Raçen erklären. Die braunen Malaien dürften wohl die ältesten Mulatten seyn, entstanden aus der Vermischung der Neger mit den Indern und zum Theil mit den Chinesen. Die häßlichsten (die Papuas in Neu-Holland) sind

unverkennbar Abkömmlinge der Neger. Zum Theil findet man unter ihnen auch die hohen Backenknochen und schiefen Schlitz-Augen der Chinesen. Ja schon unter den Schwarzen selbst, namentlich unter den Hottentotten in Süd-Afrika, findet sich mit einer hellern Farbe die chinesische Gesichtsbildung gepaart, so daß es scheint, die Mongolen Ost-Asiens sind in sehr früher Zeit mit den Schwarzen in Berührung gekommen.

- Die rothen Amerikaner scheinen ebenfalls nur Mulatten zu seyn, Mischlinge der mongolischen und malaiischen Race, und wahrscheinlich auch der Gälen, Finnen und Wenden, die ohne Zweifel indischen Ursprungs, in sehr früher Zeit den hohen Norden Europa's und Asiens bevölkerten und von da über Grönland nach Amerika gekommen seyn mögen. Daß die Mongolen mit Amerika in Berührung ge-

kommen, darüber findet ſich eine Spur in der chineſiſchen Geſchichte, und dies beweist auch die phyſiſche Bildung eines Theils der Amerikaner, die hohen Backenknochen ꝛc.

Dieſe fünf Raçen erſcheinen, woher ſie auch urſprünglich gekommen ſeyn mögen, der geographiſchen Eintheilung und klimatiſchen Organiſation der Erdoberfläche vollkommen angemeſſen. Europa und Weſt-Aſien gehört den Weißen, Oſt-Aſien den Gelben, Amerika den Rothen, Auſtralien den Braunen und Afrika den Schwarzen.

Die farbigen Raçen, mit Ausſchluß der weißen, haben ſämmtlich, unbeſchadet ihrer innern Unterſchiede, etwas Gemeinſchaftliches. Dies iſt nicht die Dunkelheit der Farbe allein, ſondern auch eine ihr entſprechende Dunkelheit, Befangenheit und Beſchränktheit des Geiſtes. Der ſtereotype Character der irdiſchen Natur unter dem alljährlich ſich wiederholenden Einfluß der

Sonne hat ſich in ihrem ganzen Seyn und Leben abgeprägt. Sie haben entweder gar keine Geſchichte, indem ſie gleich den Thieren ohne ein Ziel höherer Entwicklung ſeit Jahrtauſenden nur von einem Tage zum andern eben fortleben, oder ſie ſind auf eine niedere Stufe der Entwicklung beſchränkt, und haben immer nur retardirend und zerſtörend in die Weiter-Entwicklung ihrer Nachkommen eingewirkt. Das erſtere gilt namentlich von den Negern, das zweite von den Mongolen. Endlich haben ſie eine gewiſſe Eigenthümlichkeit der Sprache mit einander gemein, die ihre niedere Capacität characteriſirt! Sie haben nämlich unzählig viele und durchaus verſchiedene Sprachen, während die Weißen nur wenige und unter einander nahe verwandte Sprachen haben; nnd in allen jenen unzähligen Sprachen finden ſich überall nur einſylbige Wurzel-Wörter, die auf eine mehr mechaniſche Weiſe

durch Hülfswörter unter einander verbunden werden, um den betreffenden Sinn zur Noth auszudrücken, während die Sprachen der Weißen durch Composition und Flexion eines einzigen Wortes die größte Mannigfaltigkeit von Beziehungen auf die einfachste und klarste Weise ausdrücken. Die Sprachen der farbigen Raçen enthalten nur atomistische, mechanische Zusammensetzungen, die der Weißen dagegen sind organische Bildungen.

Unter den Weißen macht nur der große semitische Völkerstamm (Chaldäer, Juden, Phönizier, Araber, Afghanen) davon eine Ausnahme. Die semitischen Sprachen sind in der Grundsprache denen der farbigen Raçen gleich, und nur in der vollkommenen Ausbildung kommen sie den indischen Sprachstämmen nahe. Allein auch in anderer Hinsicht bilden diese semitischen Völker den Uebergang zwischen der farbigen und

der weißen Raçe, wie zwiſchen dem heidniſchen Alterthum und der chriſtlichen Zeit, denn wie ſie es ſind, aus denen das Chriſtenthum, und mit ihm die große Scheidung jener beiden Zeiten, hervorgieng, ſo ſpielen ſie auch ſchon in dem heidniſchen Alterthume (die Chaldäer) bey der Gründung Babylons, und wieder ſpäter in der chriſtlichen Zeit (die Araber) bey der Ausbreitung des Islam die welthiſtoriſch hochwichtige Rolle zwiſchen einem älteren und einem neueren Princip.

Die Genealogie des indiſchen Völker-Stammes iſt die ſchwierigſte, obgleich ſich gerade in ihm der Hauptſtrom der Geſchichte fortbewegt. Als die älteſten und zugleich weiteſten Verzweigungen dieſes Stammes, die am früheſten aus der aſiatiſchen Heimath ausgewandert ſeyn mögen, geben ſich die gäliſchen Völker in Weſt-Europa und die finniſchen Stämme in Nord-Europa

und Nord-Aſien zu erkennen. In ihren Alterthümern und ſelbſt in einer gewiſſen Sympathie mit der Natur, die noch jetzt den Basken, Iren, Schotten eigen iſt und die ſich im hohen Norden bey den finniſchen Stämmen bis zu einem gewiſſermaßen epidemiſchen Somnambulismus ſteigert, verräth ſich überall die indiſche Verwandtſchaft. Unter der großen Menge von Völkern aber, die ſich zwiſchen die alten Hindus und dieſe älteſten Ausſtrahlungen des indiſchen Stammes gelagert haben, treten zunächſt die Aegypter und Perſer in der Geſchichte hervor. Von dieſen geht nun ein doppelter Völker-Stamm ſüdwärts und nordwärts der großen Gebirgs-Züge aus, die vom Kaukaſus an durch das Gebirge Hämus und die Alpen das Terrain der Geſchichte in zwey große Hälften theilen. Im Süden dieſer Gebirge finden wir den ſogenannten thrakiſchen Völker-Stamm, den man-

nigfaltigen Einwirkungen theils der Perſer und Aegypter, theils der ſemitiſchen Phönizier ausgeſetzt, und aus dieſen Miſchungen gehen zunächſt die Griechen, und ſodann in noch weiterer Ausbreitung gegen die gäliſchen Völker die Römer hervor. Im Norden der Gebirge finden wir dagegen zunächſt an die Perſer und öſtlich an die Mongolen gränzend die tartariſchen Stämme, die ſich wieder in zwey große Aeſte theilen, wovon der eine, die Deutſchen, ſich über Europa wälzt, und nordweſtlich auf die alten finniſchen und gäliſchen Stämme, und ſüdlich auf Griechen und Römer drückt, der andere aber, die Slaven, den großen Raum hinter den Deutſchen zwiſchen den Finnen und Wenden im Norden, den Mongolen im Oſten und den zurückgebliebenen Tartaren im Süden ausfüllt.

Indem der ſüdliche und nördliche Völ-

kerstamm sich zur Zeit der Völker-Wanderung mischte, und die Kultur der Griechen und Römer sich mit der kräftigen und reinen Natur der Deutschen verband, wurde Europa der Sitz der höchsten humanen Bildung und zugleich der Herrschaft über die Erde. Europa, als Halbinsel, eignet sich vorzüglich zur Seeherrschaft, und diese führte zur Eroberung der fernen Welttheile. Die deutsch-römischen Stämme (Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Engländer) colonisirten ganz Amerika, eroberten Ostindien und bemächtigten sich der Küsten Afrika's und aller Inseln Australiens. Damit begann nun eine neue Vermischung der weißen Raçe mit der farbigen. Die Vermischung, die seit der großen Völker-Wanderung schon innerhalb der weißen Raçe eingetreten war, wurde nun auch auf die farbigen Raçen ausgedehnt. In geringerem Maaß kam dieser Vermischung

auch ſchon der Muhamedanismus zu Statten, der die Völker im Innern Aſiens durch einander warf. Von nun an tendirte das menſchliche Geſchlecht eben ſo zur Vereinigung und Ausgleichung ſeiner Unterſchiede, als es in dem frühern Alterthum zur ſcharfen Völker-Scheidung tendirte.

Man hat dabey ein bedeutungsvolles Naturgeſetz entdeckt. Bey quantitativ völlig gleicher Miſchung des weißen mit dem farbigen Element, behauptet doch das weiße ein qualitatives Uebergewicht. Wenn zehn Weiße und zehn Schwarze ſich vermiſchen, werden die Nachkommen in der achten Generation ſämmtlich weiß. Die weiße Farbe tilgt die ſchwarze aus, und es iſt dadurch die Möglichkeit erwieſen, daß dereinſt, wenn die Vermiſchung in immer größerer Ausdehnung zunimmt, die höher gebildete weiße Raçe die farbige völlig in ſich verſchlingen könnte. Man hat aber

zugleich bemerkt, daß die weißen Mulatten der achten Generation in jeder Hinsicht ihre beyderseitigen Eltern übertreffen, daß sie von den Weißen die schöne Farbe, Physiognomie, edle Gesinnung und höhere Geistes-Kraft annehmen, und zugleich den plastischen Körperbau und die gesunde Kraft der schwarzen Race beibehalten. So findet man in Südamerika Neger in einer tieferen Entartung, in einem verworfeneren Zustande, als selbst in Afrika, und Europäer, die aus ihrer Heimath fast nur noch die Laster und Krankheiten mitbringen, während die aus der Vermischung beider entstandenen Mulatten von Generation zu Generation sich veredeln, und, obgleich sie in der ersten, als schwarzbraune Mulatten, noch voll Roheit und Laster sind, in der fünften bis achten schon griechische Schönheit und ein hohes Talent entwickeln. (Sollten nicht die höheren Gaben der Griechen und Römer

aus einer ähnlichen Vermiſchung des thraki-ſchen und ſemitiſchen Stammes zu erklären ſeyn?)

In dieſem Natur-Geſetz aber, das aus der Vermiſchung heterogener Elemente etwas Vollkommeneres als ſie Beide entſtehen läßt; liegt ein Fingerzeig der Vorſehung, und eine glückliche Verheißung für die Zu-kunft der menſchlichen Geſchlechter.

Zwar liegt ſchon im Chriſtenthum die Idee einer allgemeinen Gleichheit der Men-ſchen im Gegenſatz gegen die zahlloſen Spaltungen der alten Völker und ihrer Kaſten; indeß ſcheint auf eine geiſtige Weiſe allein der in der phyſiſchen Natur begründete Unterſchied nicht überwältigt werden zu können; es ſcheint, daß dem Chriſtenthum die Völker-Vermiſchung zu Hülfe kommen müſſe. Wenigſtens bleibt es noch ein Problem, ob es jemals möglich ſeyn wird, vermittelſt des Chriſtenthums und

der europäiſchen Cultur allein die im Naturſchlaf erſtarrten Völker aufwecken zu können, und ob nicht, ſo lange der Neger Neger, und der Chineſe Chineſe bleibt, ihr wildes und eigenſinniges Naturell den bloß geiſtigen Einfluß ſtets, wie bisher, zurückweiſen wird. Das Chriſtenthum hat auſſerhalb der weißen Raçe nur ſchwache Fortſchritte gemacht, es iſt nur im Afterbild des Muhamedanismus auf Aſien und Afrika übertragen worden, und hinter dieſer Dämmerung des Islam liegt noch überall die tiefe Nacht des Heidenthums. Nur in Amerika hat es ſich durch die Vermiſchung feſtgeſetzt.

Es frägt ſich nun, ob künftig von Oſtindien, vom Cap und von Botany-Bay aus auch die übrigen Welttheile, wie Amerika, von Europäern werden überſchwemmt werden, und ob dadurch, wenn auch erſt in vielen Jahrhunderten, eine allgemeine

Vermiſchung, wie in Amerika, entſtehen wird? oder ob in dieſen drey Welttheilen eine Reaction der farbigen Urvölker gegen die weißen Coloniſten eintreten wird? und ob im letztern Fall jene farbigen Raçen wie bisher in ihrer Verſtockung verharren, oder ob ſie aus freyen Stücken das Chriſtenthum und die europäiſche Civiliſation annehmen werden? Es wäre ein ungeheures Phänomen der Welt-Geſchichte, wenn die ſtarre Rinde jener alten Völker plötzlich aufthaute, und wenn ſie, die ſich ſeit ſechs Jahrtauſenden gleich geblieben, plötzlich wie durch einen Zauberſtab mit dem Geiſt der weißen Raçe beſeelt würden. Ich glaube das nicht. Ich glaube vielmehr, daß der endliche völlige Sieg des Chriſtenthums und der Civiliſation nur in Folge einer allgemeinen Vermiſchung der farbigen Raçen mit den weißen eintreten wird. Auſtralien dürfte zunächſt das Schickſal Amerika's ha-

ben. . Hier ſind die alten Bevölkerungen dünn und können ſich gegen den Andrang der Handels=Colonien nicht halten, die in ſchneller Progreſſion ſich vermehren werden, je mehr der Handel der beiden Indien (durch das Aufblühen der amerikaniſchen Staaten, durch die Emancipation Oſtindiens und durch die fortſchreitende Coloniſation des Cap) in Aufſchwung kommt. Sodann wird Afrika folgen. Die Zeit iſt nicht mehr ferne, da Nordafrika den Europäern unterworfen werden wird. Auch Aegypten muß, ſey es nun durch eine Wiedergeburt des arabiſchen Reiches, ſey es durch europäiſche Eroberung, in Zukunft wieder eine bedeutende Rolle ſpielen, und vom Cap aus ſchreitet die Coloniſation langſam aber ſicher voran. Die Neger=Stämme im Innern ſcheinen der von allen Seiten eindringenden Coloniſation kein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legen zu können. Sie

werden früher oder ſpäter in die Lage der amerikaniſchen Wilden kommen. Wer das Naturell der Neger kennt, muß einen Aufſchwung dieſer Völker, der ſie befähigte, den Weißen je die Spitze zu bieten, für unmöglich halten. Von Liberia wird keine Reaction ausgehen, wohl aber werden ſich, wie in Amerika, Mulatten-Staaten bilden, und erſt die Vermiſchung mit den Weißen wird eine Emancipation herbeyführen, zu welcher die reine ſchwarze Raçe unfähig iſt.

Was Aſien betrifft, ſo ſetzt hier die ungeheure Völker-Menge und die verſteinerte Halbkultur den Weißen ein doppeltes Hinderniß entgegen. Allein die Geſchichte nimmt ſich Zeit, und die weiße Raçe herrſcht in Aſien ſo ſehr über die mongoliſche vor, daß dieſe letztere doch zuletzt überwunden werden muß. Der tartariſche Stamm kann ſich je länger je weniger dem ſclaviſchen Einfluß entziehen, und in dieſem

Sinne ist den großen russischen Colonieen am Altai in Asiens Mitte wahrscheinlich eine Rolle vorbehalten. Der arabische Stamm muß entweder ebenfalls diesem Einfluß erliegen, oder, wenn er noch Kraft genug in sich hat, wird er sich im Sinne des Wechabitismus selbst reformiren, und sich dann ohne Schwierigkeit der europäischen Civilisation anreihen. In Ostindien aber bereitet sich ein großes mächtiges Reich vor, das alle Elemente der europäischen Cultur in sich ausbilden wird. Die Inder sind dafür so empfänglich und für den Unterricht der Engländer so dankbar, daß ich nicht einmal an eine Vertreibung der letztern glaube. Man wird sich dort vermischen und allerdings emancipiren, aber ohne das europäische Element auszuschließen. Es werden sich in Arabien neue Sekten bilden, welche den alten Glauben dem Christenthum nähern werden, in Indien aber hat es ganz den

Anſchein, als ob hier eine allgemeine Toleranz wie in Nord-Amerika die religiöſen Unterſchiede beſchwichtigen werde. China und Japan dürften am längſten dem europäiſchen Einfluß widerſtehen, da ſie in Hinſicht auf materielle Cultur den Europäern bereits ſo ähnlich ſind, und da es beinahe phyſiſch unmöglich iſt, dieſe ungeheuren Bevölkerungen durch Vermiſchung zu modificiren, wie die Schwarzen, oder gar auszurotten, wie die Indianer in Amerika. Allein gleichwie dieſe Völker an Farbe und Cultur-Fähigkeit den Weißen am nächſten ſtehen, haben ſie auch die Anwartſchaft auf die längſte Exiſtenz neben den Weißen.

Bleibt es nun immerhin ein Problem, ob die farbigen Raçen neben der weißen ſich bis an's Ende der Erde behaupten, oder ob ſie durch Vermiſchung in die weiße übergehen werden, ſo ſcheint es dagegen kaum einem Zweifel unterworfen, daß die

Vermehrung der Menschen auf diesem oder jenem Wege unaufhörlich in der bisherigen Progression zunehmen werde. Erd-Revolutionen, verheerende Kriege und Seuchen haben dieser Vermehrung noch niemals eine Schranke gesetzt. Große Nationen sind untergegangen, die ganze amerikanische Raçe ist am Aussterben, — und doch sind sie zehnfach ersetzt worden. In China ist die Sterblichkeit am colossalsten, dort rafft ein Krieg, eine Pest Millionen Menschen hin, mörderischer und häufiger als in irgend einem andern Lande, und doch ist eben hier die Zunahme der Menschen am größten. Es ist daher auch ganz und gar keine müßige Frage, was dann geschehen soll, wenn in einigen Jahrtausenden alles bewohnbare Land wirklich bewohnt seyn wird? In dieser Frage liegt Stoff für die erstaunenswürdigsten Blätter der künftigen Weltgeschichte. Die Mittel,

dereinſt die ungeheuer vermehrte Menſchheit zu erhalten, müſſen auſſerordentlich, unſrer heutigen Capacität noch unfaßlich ſeyn, oder es kommt dann die Zeit des Würgengels, der in der Apokalypſe verheißen iſt.

V.

Historisches Problem.

Da die Welt kein blinder Zufall regiert, muß die ungeheure Bewegung der Geschichte ein bestimmtes Ziel haben.

Eine religiöse Weltansicht hat dieses Ziel in einer völligen moralischen Reinigung und einem Zustand der Heiligkeit am Ende der Geschichte gesucht, in dem so genannten tausendjährigen Reiche. Allein dies ist nur eine Verwechslung der ewigen Bestimmung des Individuums mit der zeitlichen Bestimmung der Gattung. Man will den Himmel auf die Erde herabziehen, aber das geht nicht. Man kann nicht zugleich auf der Erde und zugleich im Himmel seyn. Innerhalb der irdischen Schran-

ken kann der Menſch nie jenen höchſten Grad von engliſcher Reinheit und elyſiſcher Seligkeit erlangen, den der Fromme vom Himmel erwartet. Die völlige Befreiung von phyſiſchen und moraliſchen Uebeln findet er erſt jenſeits dieſes irdiſchen Lebens, und auch dort wird er erſt vom Glauben in's Schauen übergehen. Wozu ſollten die Naturgeſetze plötzlich verändert werden, damit die letzten Menſchen tauſend kurze Jahre hindurch ſchon hier auf Erden einen Vorſchmack deſſen erlangen könnten, was ſie doch vollkommen, ganz und für ewig erſt jenſeits finden werden? Den Millenariern erſcheint aber das tauſendjährige Reich nicht einmal als die höchſte Blüthe irdiſcher Triebkraft, als das endliche Reſultat der welthiſtoriſchen Mühen, ſondern vielmehr als eine Abſtraction von aller Geſchichte, als eine plötzliche Ausgießung des heiligen Geiſtes im Contraſt und Widerſpruch mit

allem bisherigen Menschenwerk. Sie verwerfen alle frühere Geschichte und halten sie für Teufelswerk, verfluchen sie und sehen das tausendjährige Reich als eine unverdiente, durch Gottes unmittelbare Dazwischenkunft bereitete gnädige Befreiung von dem alten Wust der Geschichte an. Sie contrastiren jenes reine Lichtreich Gottes in den letzten Zeiten mit der alten verderbten Welt und ihrer Geschichte, die sie unter dem Namen der alten Babel in den Abgrund der Hölle und in ewige Vergessenheit wünschen.

Bey diesen Zeloten also, welche die Weltgeschichte verdammen, statt sie zu erklären, dürfen wir keinen Aufschluß suchen.

In neuerer Zeit ist ziemlich allgemein ein politisch-ökonomischer Ideal-Zustand, eine Tugend-Republik nach Rousseau's „Contrat social“ oder eine die ganze Menschheit umfassende in-

duſtrielle Aſſociation nach dem Princip St. Simons als das Ziel der Weltgeſchichte anerkannt worden, je nachdem man dabey mehr an die politiſche Freiheit, oder an das materielle Wohlſeyn gedacht hat. Dieſe Erwartung hat eine Menge Wahrſcheinlichkeiten für ſich. Allerdings iſt die Weltgeſchichte bisher ein ununterbrochener Freiheitskampf geweſen, und je länger je mehr haben die politiſchen Forderungen theils an Klarheit, theils an Dringlichkeit zugenommen. Je mehr man ſich aber allmählig über die Nutzloſigkeit eingebildeter Welt-Verbeſſerungen und überſpannter, das geiſtige Leben betreffender Forderungen verſtändigt hat, um ſo mehr iſt man darauf zurückgekommen, in einem geſicherten und mäßigen materiellen Wohlſtand bey richtiger Vertheilung von Arbeit und Genuß die Baſis auch alles geiſtigen Gedeihens zu erkennen. Da nun dieſes politiſch-ökono-

mische Streben auf ganz natürlichem Wege erreicht werden kann, ohne daß dabey (wie bei'm tausendjährigen Reiche) ein Naturgesetz übersprungen oder den menschlichen Kräften zu viel zugemuthet wird, so scheint es allerdings auf das Ziel der Geschichte hinzuweisen. Allein bey näherer Prüfung ergiebt sich, daß dieses Ideal dennoch mit dem Geist und Inhalt der Geschichte in Widerspruch steht. Nehmen wir an, daß dieses Ideal wirklich einmal erreicht würde, so begänne dann für die ganze Menschheit ein äußerst langweiliger Friedens-Zustand mit einem ewigen Einerley von Arbeit, Austausch der Produkte und regelmäßiger Vertheilung der Consumtion, ein Mechanismus wie in einem Bienenkorbe, und bey aller geographischen und Zahlen-Größe dieses Staatslebens würde es doch tief unter der Geistes- und Thatengröße der alten Geschichte zurückbleiben. Auch endete dann

das so erhabene tragische Schicksal der Erde in einer gemeinen philiströsen Alltäglichkeit. Das ist nimmermehr das Ziel der Weltgeschichte.

Wir sind aber überhaupt noch nicht so weit, und ich halte es für unmöglich, daß wir dahin gelangen. Es wird allerdings viel Großes in diesem Sinne geschehen, die zunehmende Aufklärung, die Verständigung der gebildeten Völker untereinander und der fortschreitende Erfindungsgeist werden noch manchen Segen der Freiheit und der Friedenskünste verbreiten, wovon wir jetzt nur noch einen schwachen Begriff haben; indeß wird das alles keine ungestörte Dauer haben, kein einförmiges Einerley herbeiführen. Die kosmopolitische Aristokratie St. Simons, die ohne Kastengeist und Erblichkeit regieren und Arbeit und Genuß stets vollkommen nach Beruf und Verdienst auf das gerechteste unter den Menschen vertheilen

ſoll, iſt eine Unmöglichkeit. Unter allen Umſtänden muß es eine Gewalt im Staate geben, und früher oder ſpäter wird dieſe Gewalt aus Irrthum oder Egoismus mißbraucht werden. Geſetzt aber auch, eine ſolche abſolut gerechte Regierung wäre möglich, was ſie nicht iſt, ſo widerſtrebt doch der ewig rege, ſich ſtets unbewußt innerlich umgeſtaltende und darum auch immer nach Neuem und Außerordentlichem trachtende Geiſt der Menſchen dem Einerley auch des beſten Staates. Die Beſtimmung und daher das unabweisliche Bedürfniß der Menſchen ſind Thaten, und wenn einzelne Völker, wie die Chineſen, auch in einem ewig gleichen Zuſtande vegetiren zu wollen ſcheinen, ſo ſind es eben nur Ausnahmen, welche für die Regel ſprechen. Die Menſchheit im Ganzen und insbeſondere die weiße Raçe kann nie der Thaten entbehren, und ein Held wird ihr zu allen Zeiten mehr werth

ſeyn als ein Geſetz, eine Begebenheit mehr als ein Zuſtand. Und denken wir uns ſelbſt, daß dieſe lebendigen Völker Europa's einſchlafen und in das Einerley der Chineſen verfallen könnten, ſo würde ſie die im Verlauf der Jahrhunderte während des glücklichen Friedens erfolgende ungeheure Menſchen-Vermehrung gewaltſam aus der Ruhe reißen und ſie nöthigen, ſich einander zu tödten, um leben zu können.

Einige wenige Philoſophen und Dichter haben das Ziel der Geſchichte in einem vollendeten wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Kultur-Zuſtande geſucht. Sie verkündigen am Ende der Zeiten eine allgemeine Herrſchaft der Muſen, ein überall verbreitetes und durchſichtig klares Wiſſen und eine vollendete Blüthe aller Künſte. Ihr ſchöner Traum wird nicht in Erfüllung gehen. Die Wiſſenſchaft iſt räumlich ſo unter die Menſchen vertheilt, daß ſich ihr

Kern immer nur in dem Beſitz weniger ausgezeichneter Capacitäten befinden kann, während die weit überwiegende Mehrheit der Menſchen durch andre Sorgen und Neigungen, vorzüglich aber durch Mangel an Geiſt von dieſem Beſitz ſich ausſchließen. Die Kunſt aber iſt der Zeit nach vertheilt, und ſo ſehr an die Bedingungen einer Nationalität auf einer gewiſſen Kulturſtufe in einer gewiſſen Periode geknüpft, daß ſie auch mit dieſen Bedingungen wieder verſchwindet oder ſich gänzlich umgeſtaltet. Die griechiſche Plaſtik, die gothiſche Baukunſt ſind ſo ſehr nur Schöpfungen ihrer Zeit, daß ſie keine Nachäffung jemals wieder erzeugen kann. Hoffentlich wird noch mehr als einmal in glücklichen Zwiſchen-Zeiten ein für Kunſt beſonders empfängliches Volk neue Wunder des Schönen hervorbringen, aber nach wie vor und immerdar wird die Kunſt verderbt werden durch

Sinnlichkeit und Prunkliebe, oder zerstört durch die Barbarei der Noth oder des kriegerischen Geistes.

Wer sich ein solches religiöses, oder politisch-ökonomisches, oder wissenschaftlich-ästhetisches Ideal am Ende der Zeiten träumt, ist dabey immer ungerecht gegen die frühere Geschichte, und setzt voraus, daß dieselbe höchstens nur als ein Mittel gelten könne, um endlich zum Ziele zu gelangen, an und für sich aber keinen Werth habe.

Dagegen haben nun die neuern deutschen Philosophen aus Schellings Schule den sehr richtigen Satz aufgestellt, daß der Zweck der Geschichte in jedem ihrer Momente erfüllt werde, daß sie ein großes in sich zusammenhängendes Leben in der Zeit sey, wie die Natur im Raume, und daß es nicht auf den Schlußpunkt dieses Lebens, sondern auf seinen gesammten Inhalt ankomme.

Dieſes große Leben der Geſchichte aber erſchien jenen Naturphiloſophen zu ſehr als ein bloßer Parallelismus der Natur. Indem ſie nur das zeitliche Symbol der räumlichen Natur darin ſahen, blieben ſie zu ſehr in ihrem Vorbilde, der Natur, befangen und verkannten die höhere, der Natur fremde Eigenthümlichkeit des geſchichtlichen Lebens, das eigentlich Lebendige daran, die That. Sie abſtrahirten von den wirklichen Thatſachen der Geſchichte, um nur die darin wirkenden Kräfte, deren Präponderanz und Gleichgewicht zu erkennen. Auf das Spiel dieſer Kräfte wandten ſie nun das alte bekannte Schema von der Polariſation an. Das ganze Wunder der Geſchichte, und dieſe Welt voll erſtaunenswürdiger Thaten und Schickſale ſchrumpfte ihnen in eine langweilige Recapitulation der Differenz zwiſchen Object und Subject, Realem und Idealem, Plus und Minus und

deren Wechseltanz auf dem Hypomochlion der Indifferenz = 0 zusammen. Die Consequenzensucht verleitete sie endlich bis zu der Geschmacklosigkeit, die physische und historische Welt so widersinnig zu verknüpfen, daß sie den positiven Pol des Magnets durch Natur und Geschichte hindurch bis zum legitimen, und den negativen Pol bis zum liberalen Princip der modernen Politik, und den Wasserstoff der Chemie bis zum antiken Kunstprincip, den Sauerstoff bis zur Romantik hinüberleiteten. — Solche Vergleichungen zerstören alle Illusionen, heben alles Eigenthümliche auf, schränken den unerschöpflichen Reichthum des Lebens in zwey arme Begriffe ein und machen aus dem kunstreichsten Werke Gottes nichts als eine monströse Tautologie.

Jene Philosophen vergessen über der wirkenden Kraft die Wirkung selbst, und über der abstrahirten Regel den Fall. Es

kommt aber nicht auf den Generalbaß, sondern auf die Fülle der Melodien, nicht auf die Geometrie, sondern auf die lebendige Fülle der Gestalten, und mithin auch nicht auf eine naturphilosophische Construction der in der Geschichte wirkenden Ursachen, sondern auf die Geschichte selbst, auf die lebendige Fülle der Charactere und Begebenheiten, Thaten und Schicksale an. Was wäre das für eine Lächerlichkeit, wenn Palästrina, Händel, Mozart blos componirt hätten, um den Contrapunct anzuwenden, oder wenn die Griechen und das gothische Mittelalter nur gebaut hätten, um die Geometrie anzuwenden? Und nun sollte es gar nur eine Weltgeschichte geben, um die objectiven und subjectiven Pole zu neutralisiren? Die alte Zaubernacht Indiens, die blühende Morgenfrische Griechenlands, der mittägliche Samum des Islam und der reiche Herbstabend des Occidents, dieser

inhaltreiche Tag der Weltgeſchichte ſollte nur die ſimple Indifferenz von Nacht und Licht bedeuten? Und die Helden alle, die Thaten, deren kleinſtes Detail wir zu betrachten nicht ermüden, dieſe in die Erinnerung des Geſchlechts wie in Erz gegrabenen Namen ſollten für ſich nichts bedeuten, und nur eine dürre Regel beweiſen? Dann hätte auch der göttliche Homer nur gedichtet, damit Thierſch eine griechiſche Grammatik ſchreiben konnte.

Dieſen philoſophiſchen Weg müſſen wir alſo verlaſſen, wenn wir zum Verſtändniß der Geſchichte gelangen wollen. Allein obgleich er ein Irrweg iſt, ſo geht er doch, wie ich oben ſchon bemerkte, von dem richtigen Geſichtspunkt aus, daß die Geſchichte nicht blos um ihres letzten Ausgangs willen da ſey, ſondern von Anfang bis zu Ende in jedem ihrer Momente ihre Beſtimmung erfülle, ſo der

Zeit nach, wie die Natur die ihrige im Raume.

Das, was jene Philoſophen überſehen haben, läßt ſich mit nichts Anderm bezeichnen, als mit dem Dramatiſchen, oder Epiſchen, oder mit Einem Wort mit dem Poetiſchen der Geſchichte. Wenn unſre kleine Erdengeſchichte für höhere Geiſter irgend ein Intereſſe haben ſoll, ſo kann ſie es nur durch die ihr eigenthümliche Poeſie haben. Lebte nicht ein Geiſt in ihr, wie der Geiſt Shakespeare's, ſo wäre ſie nicht werth, daß ſie überhaupt exiſtirte. Da dies aber der Fall iſt, ſo iſt ſie trotz ihres kleinen Schauplatzes der Theilnahme auch des höchſten Weſens werth und ein Schauſpiel der Menſchen für Götter. Die Menſchen wiſſen zwar nicht, welchem höhern poetiſchen Zweck ſie dienen, indem ſie ihre beſondern Zwecke verfolgen; aber ſie gleichen darin eben nur den Helden in einem

Gedicht, die unmittelbar ein ganz eignes Ziel für sich verfolgen, indem sie mittelbar doch nur dem Zweck des ganzen Gedichtes dienen.

Allerdings wäre die Poesie der Geschichte unmöglich, wenn die Menschen nicht nach den oben bezeichneten religiösen oder politisch-ökonomischen oder Kultur-Idealen rängen. Aber nicht diese Ideale sind poetisch, sondern der Kampf um dieselben ist es, und das Schicksal, das ihre edelsten Kräfte herausfordert und dieselben noch verschönert im Untergange.

Allerdings wäre die Poesie der Geschichte unmöglich, wenn nicht Alles darin in einem harmonischen Zusammenhange stände, wie es die Naturphilosophen mit Recht behaupten. Aber nicht diese Consequenz der Natur-Nothwendigkeit ist poetisch, sondern die Freiheit und der Zufall sind es, die beständig gegen jene

Consequenz kämpfen, und die aus dem einförmigen Ablaufen einer Uhr, was die Geschichte ohne sie seyn müßte, das erhabenste Epos machen.

Die Poesie der Geschichte beruht überhaupt nicht in den Dingen, die sich berechnen und vorausbestimmen lassen, sondern in dem, was durch unerwartete Dinge im Conflict mit dem Vorhandenen bewirkt wird. Wenn alle Natur-Bedingungen, die klimatischen, geographischen, nationellen Einflüsse, wenn alle nothwendigen Bedürfnisse und Zwecke der Menschen, die religiösen, politischen und Kultur-Ideale bestimmt sind, so erlebt die Geschichte doch immer eine Menge Wendungen und Schicksalswechsel durch das, was wir Zufall nennen, sofern wir den höhern Zweck nicht begreifen können, und durch geheime in der Menschheit und in der Natur schlummernde gute und böse Kräfte, die sich jeder Berechnung

entziehen. Abgesehen von den gemeinen Zufällen des Glücks und Unglücks, müssen wir hier vorzüglich an den dunkeln und unbestimmten Drang der Menschen nach Thaten und Neuerungen denken, an die kolossalen Begierden der Gattung, die so sehr den Gelüsten des Individuums gleichen und den Weltverstand zuweilen in Wahnsinn umkehren. Die dadurch bewirkten Wunder der Geschichte gleichen den großen Feuer-Eruptionen der Natur, wie die ihr zu Grunde liegende bald schlummernde, bald wild entfesselte Kraft der Electricität. Noch weit wunderbarer aber spielt das, was wir den Zufall nennen, in der Geschichte in dem unerwarteten und plötzlichen Hervortreten und Verschwinden jener Riesengeister, die bald alle Kräfte der Menschen sich dienstbar machen und die ganze Richtung der Weltgeschichte umändern, bald durch ihre originelle Weltansicht und Manier die

Tendenzen ganzer Völker und Zeiten verändern und ihnen ihr Gepräge aufdrücken. Zwar dauern keine Extreme, das Unnatürliche wird zu Schanden, und wer dauernd auf die Menschen und die Geschichte wirken will, muß auf irgend eine Weise ihren wahren Bedürfnissen dienen, allein das, was wir Zufall nennen, und die Willkühr eigenthümlicher Geister behauptet dennoch einen weiten Spielraum innerhalb dieser Bedingungen.

Diese Wechselwirkung des Zufalls und der Willkühr mit der Natur-Nothwendigkeit in den Thaten der Menschen, und dieser ewige Drang nach Thaten, läßt sich durch kein philosophisches System vorausbestimmen. Wenn gewisse Abschnitte der Geschichte vollendet sind, erkennen wir darin ein poetisches Gesetz, und ahnen den tiefen poetischen Zusammenhang, der durch die lange und wunderbare Thatenreihe,

durch den ungeheuern und ununterbrochenen Kampf und durch das ganze Erdenschicksal geht.

Doch nicht allein in der schönen Mannigfaltigkeit, in der unerschöpflichen Fülle neuer Gestaltungen, in dem raschen Wechsel der Handlung und ihren Ueberraschungen, in dem verschwenderischen Kraft-Aufwand beruht die Poesie der Geschichte, sondern vorzüglich in dem tragischen Zuge, der von Anbeginn durch sie hindurchgeht und in der dunkeln Ahnung eines erhabenen Unterganges. Wenn der Mensch die rohe Naturgewalt siegreich überwunden hat, so überwältigt ihn der Geist, den er heraufbeschwört. Die magische Gewalt, mit der er die Natur bändigt, wird ihm selber zum Verderben. Je höherer Kräfte er Meister wird im Verlauf der Jahrtausende, je gefährlicher werden sie ihm in seiner eigenen Hand, je großartiger und zerstörender

wird der weltalte Kampf. Von der Natur-Seite aus vermehren ſich die Menſchen unabläſſig, bis ein unzählbares Menſchen-Gewühl die ganze Erde bedecken wird, und zugleich ſteigert ſich die Erfindungskraft des menſchlichen Geiſtes mehr in Erweckung neuer Begierden, als in Mitteln zu deren Befriedigung. Brauchen wir mehr zu wiſſen, um den Viſionen der Apokalypſe Glauben zu ſchenken?

Unſere Erde iſt noch ziemlich jung und die nächſte Ausſicht erfreulich. Wir befinden uns in dem glücklichſten Alter des Geſchlechtes, und der ganzen gebildeten Welt hat ſich eine vorübergehende Heiterkeit bemächtigt, wie ſie vorher nur einmal iſolirt bey den Griechen vorkam. Die rohe Naturgewalt und ihr Einfluß im alten Heidenthum iſt überwunden, noch freut man ſich des Sieges und iſt mittheilſam, der Glückliche ſucht das gewonnene Heil freigebig

auch Andern mitzutheilen, und noch ist die Uebervölkerung lange nicht so weit gediehen, um eine neue schreckliche Noth über die Menschen zu verhängen, und die Mittel zum Bösen haben noch lange nicht die Energie und das kolossale Ansehen gewonnen, das sie ohne Zweifel einmal annehmen werden. Aber dieser glückliche Mittelzustand der gegenwärtigen Welt ist eben keine Garantie für die Zukunft, so wenig als er die Uebel der Vergangenheit ungeschehen macht. Je heiterer unser Zustand ist, um so mehr hebt er den Contrast früherer oder späterer Schreckenszeiten, und je sicherer, nüchterner und prosaischer er erscheint, um so mehr fordert er uns auf, die Poesie der Vorzeit und die noch zu erwartenden erhabenen Weltschicksale anzuerkennen.

Blicken wir in die Vergangenheit zurück, so sehen wir freilich, daß sich von jeher Alles aus dem Dunkel zur Klarheit,

aus dem Zwange zur Freiheit, aus der Rohheit und dem Wahne zur humanen Bildung und Erkenntniß der Wahrheit drängt. Diesen schönen Character trägt die ganze bisherige Geschichte. Wir müssen sie aber in zwey Abschnitte theilen, in den heidnischen und christlichen.

Das heidnische Alterthum zeigt uns die Menschheit in dem ersten Streben, sich von dem überwältigenden Natureinfluß zu befreyen. Diese Befreyung aber bestand nur in einer Abwehr dessen, was sie hemmte, in einer Aussonderung der Bevorzugten von der alten rohen Masse, in der Sicherung von Vorrechten, sie war durchaus aristokratisch und verhielt sich nur defensiv nach Außen. Wer ein Höheres erreicht hatte, suchte es durch jedes Mittel der Absonderung zu wahren, und indem er damit schon genug zu thun hatte, konnte er noch nicht daran denken, es

großmüthig und wohlthätig Andern mitzutheilen.

Wir sehen daher, wie sich ein edles Volk von den Horden ausscheidet, und sich durch die strengsten Gesetze vor Vermischung und Verunreinigung wahrt, wie ferner innerhalb eines Volkes selbst eine ähnliche Scheidung zwischen der herrschenden und geheiligten und den übrigen profanen Kasten eintritt, und wie endlich der nach Freiheit ringende Geist auch diese Adelskette zersprengt, und in Helden, Gesetzgebern, Denkern und Dichtern den ganzen Reichthum individueller Genialität entfaltet, aber immer nur als Privilegium, noch nicht als allgemeines Menschenrecht.

Dieß ist der Inhalt der alten Geschichte. Ursprünglich bieten die Menschen ein regelloses Chaos von Familien dar, die in wildem Zustande leben, je nach Clima und Temperament mehr in kindlicher

Unſchuld oder in thieriſcher Rohheit, wie die Malayen auf den Inſeln, die Hottentotten, die Wilden Amerika's, die Eskimeaux ꝛc. noch jetzt. Die Ausſcheidung eines Volks aus dieſer colluvies gentium bildete die erſte Stufe der Cultur, den erſten Act der Befreyung. Indem ein blutsverwandter Stamm ſich in ſcharfem Contraſt von den übrigen Stämmen ſcheidet, und theils durch Waffengewalt, theils durch ſtrenge Geſetze, am meiſten aber durch eine religiöſe Weihe des Stammes und Geburtsſtolz ſich in ſeiner Reinheit erhält, und die von den Vätern geerbten Sitten und höhere Bildung pflegt, iſt der erſte Keim hiſtoriſcher Entwicklung da.

Dieſe Entwicklung gedeiht durch den Kampf. Das abgeſonderte, heilige Volk muß mit den Nachbarn um ſeine Exiſtenz ringen, und in Folge dieſes Kampfes bildet ſich in ſeinem Schooße der Unterſchied

der Stände, womit eine zweite Stufe der Entwicklung beginnt. Anfangs mögen die Alten daheim ihre Heiligthümer wahren, indeß die Jungen an den Grenzen kämpfen; allmählig aber werden ſich die Prieſter von den Kriegern an den Gränzen trennen und dieſe Trennung wird Organiſation gewinnen. Das Bedürfniß der Induſtrie und des Handels, wie des Ackerbaues und der Viehzucht wird neben den Prieſtern arbeitende Stände erzeugen, und der niedrigſte Theil der Arbeit wird den beſiegten und unterworfenen Nachbarn aufgebürdet werden. Man wird Fremdlinge in das Land aufnehmen, um zu dienen, aber dabey ſtreng den Unterſchied des Stammes beachten und dieſen nunmehr in einen Unterſchied der Kaſten ausdehnen. In dieſem Zuſtande finden wir die alten Hindu, Aegypter und Perſer.

Wie durch die ausſchließliche Heiligung

eines Volks die erste Bedingung aller Cultur, ein religiöser Glaube und ein physisches und moralisches Reinheits-Gesetz gegeben ist, so wird durch die Heiligung des Kasten-Unterschiedes die Kultur im Einzelnen, die Disciplin der öffentlichen Künste und Arbeiten gefördert und dadurch der Barbarei entgegengewirkt. Ein so organisirtes Volk steht verhältnißmäßig unendlich höher, als ein Gemengsel wilder Horden und Familien. Allein das strenge Gesetz, das einerseits eine Schutzwehr gegen jene Barbarei ist, wird auf der andern Seite für das Individuum drückend, sobald es Neigungen und Talente in sich entwickelt, die ihm einen andern Beruf anweisen, als wozu ihn die Geburt und das Kastengesetz verurtheilt.

Nun beginnt drittens gegen jene Hierarchie eine doppelte Reaction, theils im Innern, theils von Außen. Die Krieger werden eifersüchtig auf die ausschließliche

Herrschaft der Priester, und setzen denselben weltliche Könige an die Seite, (wie in Aegypten, in Persien, bey den Juden,) oder sie stürzen das Kastenwesen völlig und vereinigen die geistliche und weltliche Macht in Einem Haupte (wie in den buddhistischen Reichen Indiens und China's). Zugleich verbinden sich die Krieger mit benachbarten Nomaden-Horden, ihren ehemaligen Feinden, gegen die Priester, oder jene wilden Nomaden sammeln sich unter einem Führer, und zertrümmern, angelockt von der großen Beute, die alten glänzenden Priesterreiche, und gründen auf den Trümmern derselben ein weltliches Reich, wie Babylon.

Nun tritt an die Stelle der Hierarchie der Despotismus, und an die Stelle der Kasten die Sclaverei. Erscheint diese Sclaverei härter als der Zustand der niederen Kasten, so wird dagegen das Loos der

Fremden milder, denn dieſe werden nicht mehr als unvereinbare Elemente ausgerottet, ſondern in das große, gränzenlos ſich ausdehnende Deſpotenreich einverleibt. Erſcheint die früher von den Prieſtern und Künſtlern gepflegte Cultur jetzt vernachläſſigt, ſo kommt doch in die Geiſter ein höherer Schwung durch die poetiſche Ueberraſchung des Coloſſalen, Wunderbaren, das ein abentheuerlicher Welteroberer wirkt und ſchafft, und überhaupt iſt die Vermiſchung vieler Völker und Ideen in einem großen Weltreich der Weiterentwicklung günſtig.

Der Mißbrauch der deſpotiſchen Gewalt aber erzeugt viertens wieder eine neue Reaction von doppelter Art. Der Deſpot unterdrückt die Völker und beleidigt deren Adel. Er unterdrückt zugleich die Freiheit des Einzelnen und hemmt die Entwicklung der Geiſter. Daher entſteht ein Kampf beſiegter Nationen gegen ihren Herrn, und

daran knüpft ſich zugleich ein Prinzipien-Krieg, der Kampf der politiſchen Freiheit gegen den Deſpotismus überhaupt. Auf eine merkwürdige Weiſe folgt der äuſſeren Emanzipation die innere. Völker, die ſich von der fremden und Deſpoten-Gewalt losgeriſſen, bilden bald darauf Republiken, ſo die Phönizier, Griechen, Römer, Germanen.

Auf dieſer Stufe der Entwicklung emancipiren ſich die Individuen, während es vorher eigentlich nur eine Emancipation von Völkern und Ständen gab. Erſt in der Republik kann der Menſch vollkommen frey ſeiner Neigung und ſeinen Talenten folgen, daher treten in den Republiken ſogleich eine große Menge Helden, Geſetzgeber, Entdecker, Denker, Künſtler und Dichter auf, und der allgemeine Volks-Charakter ſpiegelt ſich in einer reichen Mannigfaltigkeit individueller Charaktere. Allein dieſe republi-

kaniſche Freiheit, Cultur und Humanität der alten Welt iſt immer nur ein Privilegium Einzelner, und iſt bedingt durch die Unfreiheit der Anderen. Sie hebt keineswegs die Barbarei von Außen und die Sklaverei im Innern auf, ſie beſteht eben nur im Contraſt gegen dieſelbe. Sie iſt ein Glück, aber ſie ſchließt alle Anderen von ſich aus.

Sobald aber der Menſch bis zu dieſem Grade von Freiheit gelangt war, trat der *große Wendepunkt* in der Geſchichte ein. Das alte Leben hatte ſeinen Kreislauf vollendet und das Princip deſſelben wurde aufgegeben. An die Stelle der feindſeligen Ausſchließung trat die brüderliche *Mittheilung*. Konnte die Freiheit bisher nur durch das Voraneilen Weniger bewahrt werden, ſo war ſie jetzt geſichert genug, um die Verſpäteten nachzuziehen. War die Emancipation bisher nur defenſiv, nach

Außen ſich ſchützend und feindlich abſchließend, ariſtokratiſch und egoiſtiſch geweſen, ſo öffnete ſie ſich jetzt Allen. Das Gemeingut der wenigen Freyen ſollte Gemeingut Aller werden; die Schranken ſollten niederfallen, und wenn ſie bis jetzt nöthig geweſen waren, um die Freiheit wenigſtens bey Einigen zu wahren und fortzubilden, ſo konnte jetzt in der allgemeinen Befreyung auch die Gleichheit Aller ausgeſprochen werden.

Dieſe erhabene Idee ſprach Chriſtus aus.

Werfen wir nun noch einmal den Blick zurück, um dieſen Culturgang des Menſchen-Geſchlechtes, die erſte Periode ihrer Emancipation auch ethnographiſch durch die eigenthümliche Ausbildung der einzelnen Nationalitäten zu verfolgen.

Im Orient unterſcheiden wir zwey reine und urſprüngliche Elemente, ein älteres in-

dísches und ein späteres semitísches. Bey jenem finden wir Ackerbau und Hierarchie, bey diesem Nomaden-Leben und weltliche Despotie am vollkommensten ausgebildet. Noch jetzt hält der Inder seine uralten hierarchischen Institute, noch jetzt der Araber seinen goldenen Traum von höchster irdischer Macht und Herrlichkeit im feenartigen Serail fest.

Wie der Sohn fortwandert in die Welt, die Tochter aber im älterlichen Hause zurückbleibt, so schweiften die nordischen Nomaden, als deren Kern zunächst die semitischen Völker hervortreten, nach allen Richtungen in die Weite, während die ackerbauenden Inder am heiligen Urberg, an der Menschheit Wiege zurückblieben, ein sanftes, weiches, fast weibliches Volk. Ruhe, Dauer ist sein Charakter. Nie ist es aus der Heimath, nie von seinem Glauben, seinen Gesetzen gewichen, und

ſeine höchſte Weisheit beſtand von jeher in der Erkenntniß der göttlichen Ruhe und in dem freiwilligen Verſinken in dieſe Ruhe. Nichts mehr zu begehren, zu fühlen, ja zu denken ſelbſt iſt die Seligkeit, der ſich von den älteſten Zeiten bis auf die unſeren jene berühmten Gymnoſophiſten überlaſſen, denen, während ſie unverwandt auf einem Flecke ſtehen, wie die indiſchen Dichter ſagen, Thermiten die Füße umbauen, und Vögel auf dem Haupte niſten. Neben dieſem ſteten Rückblick auf den Urſprung und die Einheit aller Dinge, wodurch die Inder ſich in der That als die erſtgebornen Kinder der Erde beurkunden, zeichnet ſie, ſofern immer nur Wenige dieſem ſtrengen Leben ſich widmen können, in der Maſſe ein nicht minder urſprüngliches, paradieſiſches Natur-Gefühl aus, ein Sinn und eine Liebe für die Natur, und eine Hingebung in ihre mütterliche Macht, die wir

ſo kindlich nirgends wiederfinden. Sie unterwerfen ſich unbedingt der in der Natur waltenden Ordnung, ſie wagen noch nicht, Tyrannen ihrer Mitgeſchöpfe zu ſeyn, ſie laſſen das Thier gleich berechtigt neben dem Menſchen gelten; ihr Glauben an die Seelenwanderung unterhält fortwährend das Band zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Geſchöpfe, ja ſie opfern ſich der Erhaltung der Letztern auf, ſie geben, in einem liebevollen Wahnſinn, den edlen Menſchenleib Inſecten Preis. Nur hieraus erklärt ſich ihre Hierarchie, ihre Hingebung an eine Rang-Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft, die der Eintheilung aller übrigen Geſchöpfe in Gattungen entſpricht.

Alle dieſe Schranken aber fallen für den frommen Inder weg, wenn er ſich wandernd denkt durch alle Gattungen und endlich rückkehrend in den Geiſt des Schöpfers ſelbſt. Aus derſelben Paarung der höchſten Freiheit mit

der engsten Beschränkung entspringt ihre wundervolle Mythe und Poesie, die sich die ganze Fülle der Dinge aufschließt, und hier in unglaublich kühnen Combinationen damit spielt, dort ganz in ein idyllisches Detail versenkt, den Zauber des zartesten Gefühls entfaltet. Das Merkwürdigste an diesem Volke ist aber, daß es keinen Tod, kein Ende kennt. So wie es selbst sich in der Geschichte erhalten hat, immer fremden Eroberern Preis gegeben, und doch seine Sprache, seine Sitten treu bewahrend, so glaubt es auch an eine ewige Dauer der Natur als ewige Emanation Gottes, und nie an den wirklichen Untergang eines Wesens, sondern nur an dessen Uebergang in ein anderes, an eine beständige Verwandlung des Lebens.

Neue Völker, Staaten, Religionen bilden sich immer nur im Contrast gegen die alten aus. Darum finden wir bey den Aegyptern und Persern, die sowohl durch

ihr Alter als durch ihre Hierarchie den Indern am nächsten stehen, gerade das ausgebildet, was den Indern mangelte.

Nicht auf die ewig sprudelnde Quelle, nicht auf die unendliche Fülle des Lebens, sondern auf den Tod richteten die alten Aegypter ihr Augenmerk. Vom Gefühl des Vergänglichen tief ergriffen, hofften sie nicht die Verwandlung, sondern sie fürchteten sie und suchten sie zu vermeiden durch das Festhalten der Lebensform, das ewig Flüchtige zu bannen in der Mumie. So erkannten sie das Leben nur unter der Form des Todes, die Natur nur unter der Form der Kunst. Wenn die indischen Brahminen in ihren heiligen Tempelgrotten die warme Wiege des Menschen-Geschlechts angeschaut hatten, sahen die ägyptischen Priester in den ihrigen nur das Grab und machten sie zu Gräbern. Diese finstere Ansicht des Lebens aber und dieser Zwang,

den man dem Leben anthat, indem man es feſthalten wollte, brachte auch in die Hierarchie der Aegypter einen deſpotiſchen Zug, der ſchon den Uebergang zur weltlichen Deſpotie bildet. Wenn bey den Indern ſelbſt die Unterwerfung auf Freiheit beruhte, und der Genoſſe der niedrigſten Kaſte fromm ſein verächtliches Daſeyn ertrug, ſo treten uns in der Geſchichte der Aegypter überall Spuren eines grauſamen Zwanges entgegen, und der Kitt ihrer ungeheuern Pyramiden, Königsgräber und Rieſentempel waren Blut und Thränen. Wenn ſie auch noch, gleich den Indern, eine Offenbarung der Gottheit in der Natur erkannten, ſo wählte doch ihr düſterer Sinn immer mit Vorliebe traurige und ſchreckliche Symbole aus; ihre Göttergeſchichte athmet Leichengeruch oder den Samum der Wüſte (Oſiris und Typhon), und die meiſten von ihnen verehrten Thiere waren Raubthiere, das Krocodil,

der Ibis, die Katze ꝛc. Das melancholiſche Gefühl, das ſie auf eine ſo merkwürdige Weiſe durch ihre ganze Geſchichte begleitete, hat ſie auch nicht getäuſcht, denn ſie ſind untergegangen. Umſonſt rangen ſie einer ungünſtigen Natur durch Kunſt das blühende Reich ab, das wir in ſeinen Ruinen noch bewundern; umſonſt hofften ſie ein künſtliches Bild des Himmels und der ganzen Schöpfung in ihrem Labyrinth, in ihren Tempelhallen, auf ihren Obelisken, und ein Bild ihres eigenen Lebens in ihren Gräbern und Mumien zu verewigen. Sie haben uns nur die Geſchichte ihrer großartigen Manie verewigt.

Wieder in anderer Weiſe abweichend von den Indern, haben die Perſer von der weichen Hingebung an jede Gewalt und Laune der Natur und des Schickſals ſich abgewendet, und in männlicher Entſchließung gegen Alles, was ihrem beſſern

Gefühl widerſtrebte, zu kämpfen unternommen. Weder die ſüße ſanguiniſche Gewöhnung der Inder an das Leben, noch die melancholiſche Todesbetrachtung der Aegypter ſagte den ſtolzen Perſern zu, ſie faßten, verachtend das Leben und trotzend dem Tode, alle Dinge aus dem moraliſchen Standpunct auf; nur das Gute war ihnen das wahre Leben, nur das Böſe der wahre Tod, und ihren höchſten Beruf erkannten ſie im Kampfe für das Gute gegen das Böſe. Darum ſahen ſie das ganze Weltall getheilt in das Lichtreich des Ormuzd und in das Nachtreich des Ahriman, die unaufhörlich miteinander im Geiſterreich kämpften, und ſie ſelbſt wollten im Naturreich denſelben Kampf unter Ormuzd's Fahnen ausfechten helfen. Durch dieſe Männlichkeit und vorwärtsſtürmende Bewegung bilden ſie den Uebergang von den ruhigen Indern zu den ſchweifenden Semiten, von der

ſtarren Hierarchie zu dem raſtlos ſich entfaltenden politiſchen Leben der Republiken.

Dieſe Uebergänge wären vielleicht nicht möglich geweſen, wenn nicht ſchon bey Aegyptern und Perſern durch den Gegenſatz derſelben gegen die *ſemitiſchen* Nomaden einiger Einfluß von Seite der Letztern Statt gefunden hätte. Aus den Kämpfen der Nomaden mit den Ackerbauern, der ſchweifenden Krieger mit den Prieſtern in ihren reichen Tempeln mußten ſich mannigfache Schattirungen ergeben. Der erſte große Sieg der Nomaden iſt bezeichnet durch die *weltliche Deſpotie* in dem alten *Babylon*. Verlockt durch den Glanz der Tempel, durch die ungeheure Beute, im Uebermuth des Sieges thürmte der Völkerbezwinger die Denkmale ſeines Sieges auf und baute ſich ſelbſt einen Tempel in ſeinem prachtvollen Hofe. Alle Schranken der alten Hierarchie wurden durchbrochen, die Unterordnung des

Individuums unter die Gattung, der ſich ſonſt jeder Prieſter unterworfen, hörte wenigſtens in der Perſon des Deſpoten auf; und ſinnvoll nennt uns daher die Sage ſchon in jenen alten Jahrtauſenden ein Weib, die Tochter der Luft, die wunderbare Semiramis, als Beherrſcherin der Völker. Während ſonſt nur Männer, Prieſter herrſchten durch ihren Stand, durch ihr Geſetz, herrſcht auf einmal ein Weib durch ihre Perſönlichkeit, und dieß war der mächtigſte Durchbruch durch das alte geheiligte Vorurtheil der Hierarchie, welche nur Gattungen, nicht Individuen anerkannte. In dieſer einzigen Sage iſt der ſchärfſte Gegenſatz gegen das Prieſterthum ausgeſprochen, aber auch alle andern Sagen von der alten Babel und ihrem Greuel bezeichnen im Haß der Prieſter die wichtige Emancipation des Geſchlechtes, die ſich an dieſes Babel knüpft.

Die Despotie gieng von Babel an die Perser über, und kehrte unter denselben Formen später bey den Arabern und dem Muhamedanismus wieder. Man darf sie als wesentlich semitisch bezeichnen, denn obgleich sie ihren Glanz von den alten Tempeln borgte, gab sie doch ihren nomadischen Character nicht auf, sie wanderte durch die Welt, sie gieng auf Eroberung aus, schlug überall ihr Lager auf, und das Zelt blieb ihr Symbol bis auf die türkischen Zeiten. Im Gegensatz gegen die ältere hierarchische Periode hob sie alles Kasten- und Gattungswesen auf und machte die Menschen gleich, sofern sie sie zu Sklaven machte. Aber eben deshalb trat erst jetzt der Unterschied der Geschlechter greller hervor. Bisher hatten die Weiber einer jeden Kaste das Loos ihrer Männer getheilt, und waren gleich diesen mehr oder weniger geehrt worden; jetzt aber traten

ohne Unterſchied alle Weiber als ſolche in ein weit untergeordnetes Verhältniß zu den Männern als ſolchen. Der Sklave, der nicht mehr über Männer zu herrſchen hatte, wollte nun wenigſtens über das Weib herrſchen; und die in den Deſpoten ſchrankenlos ſich entfeſſelnde Individualität dürſtete nach dem üppigſten Genuß des Lebens, und machte das andere Geſchlecht zu Werkzeugen deſſelben. So wurden die Vielweiberey und die Weiber-Verachtung die unzertrennlichen Gefährtinnen von der orientaliſchen Deſpotie.

In den Semiten lagen aber noch wichtigere Keime der Entwicklung. Dieſes bewegliche Volk blieb nicht bey der ſtarren Form der Deſpotie. Mit der großen Befreyerin der Völker, mit der See im Bunde, riſſen die Phöniker von jeder hierarchiſchen wie deſpotiſchen Gewalt ſich los, und während die Prieſter Aegyptens und die Könige

Perſiens mit tödtlichem Haß ſich verfolgten, gewann dieſes ſemitiſche Schiffervolk (wie ſpäter Venedig während des Kampfes der Kaiſer und Päpſte) freyen Spielraum für ihre auf dem Meere fortgeſetzte Nomadenluſt. Sie wanderten, aber ihr Zelt war das Schiff, ihr Hirtenſtab das Ruder. Sie gründeten den erſten friedlichen Verkehr zwiſchen verſchiedenen Völkern und in deſſen Gefolge nützliche Künſte, und das erſte Bürgerthum, die erſte republikaniſche Verfaſſung. Die fruchtbare Mutter aller dieſer großen Dinge war der Handel. Doch wieder im ſtrengſten Gegenſatz gegen die Deſpotie, die Alles erobern wollte, ſchränkte die bürgerliche Freiheit ſich in den engſten Kreis einer Stadt ein. Sie konnte ſich noch nicht den Völkern mittheilen, ſie konnte ſich nur ſelbſt retten und vor der Alles übergreifenden Deſpotie hinter ſtarken Mauern verſchanzen.

Der reinſte der ſemitiſchen Stämme, das Haus Iſrael, war damals noch zu klein und unbedeutend, um in die Weltgeſchichte einzugreifen. Von nun an übernehmen Miſchvölker die erſte Rolle. Die orientaliſche Epoche neigte ſich ihrem Ende — die europäiſche begann. Bisher hatte ſich die Eigenthümlichkeit des indiſchen und ſemitiſchen Hauptſtamms in ihrer Reinheit geltend gemacht; durch die Deſpotie aber einerſeits und durch das Handel- und Colonial-Syſtem der Phöniker wurden ſie allmählig gemiſcht. Wie die Perſer den Indern, ſo waren wieder die thrakiſchen Stämme den Perſern verwandt, aber nur der deutſche und ſlaviſche Zweig derſelben zog ſich in's Dunkel des Nordens zurück, um erſt ſpäter mit eigenthümlichem Charakter in die Geſchichte einzutreten, die Stämme des Südens miſchten ſich am Meeresufer in Griechenland und Italien mit

ägyptiſchen Flüchtlingen und phönikiſchen Wanderern. Das indiſche und ſemitiſche Urelement paarten ſich hier, und aus der Vermiſchung gieng, dem ſchönen, ſchon oben bemerkten Naturgeſetz zufolge, eine edlere Zeugung hervor. Zum erſtenmal trat das Wunder eines ganz neuen Volkes in die Geſchichte. Alle älteren Völker waren gleichſam noch erſtgeborne Kinder der Erde, die Griechen aber waren das erſte Kind, das wieder die alten Völker hervorbrachten, und das zweite deſſelben Urſprungs waren die Römer. Der Unterſchied beruht weſentlich in der Bildung. Juder, Perſer, Aegypter, Semiten waren noch Zöglinge der Natur geweſen; den Griechen und Römern beſtimmte ſchon von Anfang an die Kultur ihre ganze Eigenthümlichkeit.

Die Kultur nimmt immer entweder eine ideale oder eine practiſche Rich-

tung; die erste nahm sie bey den Griechen, die andere bey den Römern.

Die Griechen bildeten eine natürliche Opposition gegen den Orient, sofern sie als ein neues Mischvolk alle Eigenthümlichkeit der Nationen, von denen sie ursprünglich abstammten, eben durch die Mischung abstreiften, und das rein Menschliche darin wieder hervorsuchten. Daher ihr ironisches Verhältniß zu den alten Göttern und der ganzen orientalischen Mythologie und symbolischen Weisheit. Daher die bis dahin unerhörte Erscheinung der religiösen Frivolität, der Satyre und Skepsis; daher die erste profane Philosophie des Aristoteles, die so wichtig auch für die Folgezeit wurde, weil der einmal erwachte „gesunde Menschenverstand," der dem Wunder abholde nüchterne Sinn, so oft er später wieder in den hierarchischen Orientalismus verfiel (im Mittelalter), immer wieder zu

ihr zurückkehrte. Schon vor den Griechen hatten die pantheistischen Systeme der Inder sich aufgelöst in einen Polytheismus und Dämonismus. Die absteigenden Geschlechter verloren je mehr und mehr den Sinn für die göttliche Ureinheit und verirrten sich in das Labyrinth der zu selbstständigen Göttern erhobenen göttlichen Urkräfte; und je mehr der kriegerische Geist überhand nahm und die Helden und Thaten sich vervielfältigten, desto mehr nahmen auch jene Götter einen heroischen Charakter an, und bald wurden die zu Göttern erhobenen Helden mit den zu Heroen erniedrigten Göttern auf die mannigfachste Weise vermischt. Auf der andern Seite trat, zunächst bey den Persern, eine scharfe Scheidung des göttlichen Geistes von der von ihm durchdrungenen und beseelten, an sich todten Natur ein, und man dachte sich zu jedem körperlichen Dinge dessen Ferver oder Dämon. Hier waren aber Poly-

theismus und Dämonismus, Natur- und Geisterreich wegen ihrer wechselseitigen Correspondenz, zwar von einander getrennt, doch zusammen immer noch gepaart als ein großes Ganze. Erst die Griechen, und namentlich erst Aristoteles faßte beyde getrennt auf und wurde der erste Begründer sowohl der Naturgeschichte, sofern er die Natur für sich, als auch der Philosophie, sofern er den Geist für sich betrachtete. So aber, sich abkehrend nach den Extremen und Außenseiten der Dinge, vergaß er die Mitte und den Ursprung, und begann jene große Abirrung des menschlichen Verstandes von dem Gefühl der Gottheit, die bis auf unsere Tage den Unterschied der Philosophie von der Religion ausmacht.

Der Grieche bedurfte und fand für diesen Verlust des alten heiligen Gefühls, das der Orient noch treu bewahrt, eine Ent-

schädigung. Nicht mehr bezaubert von dem erhabenen und unermeßlichen Eindruck des schönen Weltalls und des geheimnißvollen Schöpfers, wie der Inder; nicht mehr erschreckt und tief bewegt von den Schrecken, die aus der Nachtseite alles Daseyns hervorbrechen, wie der Aegypter; auch nicht mehr glühend in dem moralischen Fanatismus des persischen Feueranbeters, der die Fackel durch die Welt trug, um zerstörend zu erleuchten, und des Ormuzd großes Reich zu erweitern; ganz abgewendet von jener orientalischen Stimmung, gleichgültig für die Natur im Großen und die Gottheit im Verborgenen, in einem liebenswürdigen Leichtsinn nur sich selbst lebend, machte der Grieche auch nur sich selbst, den Menschen, zum höchsten Gegenstande seiner Liebe, ja selbst seiner Anbetung, obgleich diese letztere nie ganz ohne Ironie war und seyn konnte.

Ehe noch der Römer am Menſchlichen die Thatkraft (virtus) hervorhob, hob der Grieche die Schönheit (το καλον και ἀγαθον) hervor; ganz eben ſo wie die mildere Bildung der Inder der männlicheren der Perſer vorangegangen war. Es iſt alſo nicht ganz wahr, daß erſt die geſättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt, wie Schiller ſagt; die Kraft kommt bey den Völkern, wie bey'm Individuum, erſt in einem ſpätern männlichen Alter.

Der Grieche faßte alſo die Welt unter dem Geſichtspunkt des Menſchen, den Menſchen unter dem Geſichtspunkt des Schönen auf. Das Höchſte, was er leiſtete, war eine ſchöne Kunſt, darin der Menſch die Hauptrolle ſpielte. Als ſolche iſt die griechiſche Plaſtik allgemein anerkannt; die Bildung ſchöner Menſchen war die höchſte Aufgabe der griechiſchen, das ganze öffentliche Leben durchdringenden Kunſt. Ihre

Statuen, die uns noch erhaltene steinerne Götterwelt, war der treueste Spiegel ihres Lebens. Ja selbst ihre Baukunst fügte sich dem plastischen Prototyp; in der Säule, der Karyatide näherte sie sich der Statue, und in ihren einfachen Verhältnissen der schönen Glätte und dem edlen Ebenmaaß des menschlichen Körpers; während im Gegentheil die ganze orientalische Baukunst nur ein kühner und wunderlicher Versuch gewesen war, das Weltall, oder mindestens die Berge, die ungeheuren Natur-Schöpfungen und ihren Reichthum in überladenen und phantastischen Kunstgebilden darzustellen, in denen namentlich die menschliche Gestalt so oft durch Symbole in Thier- und Pflanzenformen verzerrt worden war, daß die Strenge, womit die Griechen das rein Menschliche festhielten, nur als eine natürliche Rückwirkung dagegen erscheint.

Aber der Grieche war kein Aegypter, der etwa die Schönheit nur im todten Bilde hätte genießen wollen; seine Plastik war nur das Nachbild einer lebendigen Plastik, die er in seiner Gymnastik, ja selbst in seiner Hetärie ausbildete. Und eben deshalb ist Lykurgs Gesetzgebung, die man so oft nur als eine Anomalie und historische Sonderbarkeit darstellt, gerade der eigenste Ausdruck des griechischen Lebens. Diese ganze Gesetzgebung hatte die Schönheit der Menschen, deren Pflege und Erhaltung zum Zweck, und eben dies war die, hier nur klar ausgesprochene, sonst aber überall auch unwillkührlich vorschlagende Tendenz des alten Helenenvolks. Wie die Religion, so auch die Sitte und der Staat selbst dienten dem Schönheitssinne der Griechen. Sie waren nicht schöner, weil sie frey waren, sie erhielten sich frey, um schön, um καλοικαγαθοι zu seyn,

was eben die Bezeichnung des freyen Griechen im Gegensatz gegen Sklaven und Barbaren war. An ihr ganzes Wesen muß der ästhetische Maaßstab gelegt werden, den sie selbst daran legten.

Indem sie die Ausschweifungen der Orientalen, die grotesken Symbole der alten Priester und die kolossalen Erfindungen despotischen Uebermuthes vermieden, gelangten sie zu jener Classicität, die ihren Schönheitssinn an eine bestimmte, obwohl mehr natürliche und gefühlte, als sklavisch erlernte Regel band. Allein diese vollkommenste Ausbildung der Form in ihrem Leben, in ihrer Kunst und selbst in ihren Gedanken deckte nicht ganz den Mangel innerer Tiefe zu. Sie kehrten die heitere Seite des Daseyns hervor, sie bewegten sich auf der Oberfläche der Dinge mit einer Grazie und Fröhlichkeit, in der zum erstenmal der ganze Reiz des irdischen Le-

bens aufblühte; in dieſem glücklichen Volk lächelte der Genius der Menſchheit zum erſtenmal ganz frey und ſorgenlos, und das Reich der Scherze und des Witzes that ſich den erſtaunten Erdenkindern auf, und ein unzählbares Heer jubelnder und neckender Geiſter zog im Gefolge des weinumkränzten Bachus mit jeder griechiſchen Colonie zu den finſterblickenden Barbaren, und Amor verführte die alten Götter, daß der höchſte ſelbſt vom Himmel ſtieg, das luſtige Erdenleben mitzumachen; — aber all' dieſer ſelige Leichtſinn war nur ein vergänglicher Rauſch, über dem die Griechen den tiefen Ernſt der Dinge vergaßen. In ihrer fröhlichen Bezauberung dachten ſie nicht an die irdiſche, noch an die ewige Zukunft. Ihre Lebenskräfte muthwillig verſchwendend, giengen ſie unter, und ihre Staaten wurden zertrümmert, wie ihre Bildſäulen; aber welchen Troſt nahmen ſie

mit? Ihre Vorstellungen vom Jenseits waren ganz so öde und ärmlich, als sie sich das Diesseits reich und lieblich ausgeschmückt hatten. Sie lebten nur für diese Welt, und lächelten in die dumpfe Zukunft hinein, wie ein von Barbarenhand gestürzter Apoll noch die Trümmer und den Sumpf umher mit dem Blick von Marmor anlächelt.

Die stolzen Römer, durch ihre Abstammung und durch ihre Lage den Griechen nahe verwandt, bildeten sich dennoch in einer andern, nämlich rein in der praktischen Richtung aus. Bey ihnen galt Thatkraft Alles, sie wollten nicht die Schönheit, sondern die Kraft, die im Menschen liegt, ausbilden und in den großartigsten Thaten verherrlichen. Und damit diese Kraft in ihrer ganzen Fülle gleichsam systematisch sich entfalten könne, begann sie mit dem kleinsten und unscheinbarsten An-

fange, um bis zur koloſſalen Schöpfung eines Weltreichs ſich auszubreiten. Wie der Grieche, ſtellte auch der Römer das Menſchliche dem Nationalen entgegen; wie aber der Grieche mehr den einzelnen Menſchen durch Kultur ſchön auszubilden unternahm, ſo trachtete der Römer nach der Civiliſirung der ganzen Menſchheit in einem einzigen ungeheuren Staate. Die Mittel dazu waren ihm Eroberung nach auſſen, bürgerliche Freiheit nach innen. Nie aber eroberte der Römer für ſich, oder erkämpfte die Freiheit und mordete die Tyrannen für ſich, ſondern er that dies alles für die Idee des Staats, die von allem ſeinem Thun und Denken unzertrennlich war, für die Republik. War nicht einmal der Grieche, ſo viel er auch auf ſich ſelbſt hielt, ein Egoiſt im modernen Sinne dieſes Worts, weil er in ſich wie in Andern nur das Menſchlichſchöne bildete

und ehrte, ſo war es der Römer noch weniger, der ſich in jeder Hinſicht für ſeinen Staat opferte und eben darin die höchſte Tugend oder Manneswürde erkannte.

Daher beſtand der Charakter der Römer in ihren Thaten. Es giebt Völker, die man nicht an dem erkennt, was ſie thaten, deren Religion, Sitten, Wiſſenſchaft und Poeſie viel wichtiger ſind, als ihre Thaten und Schickſale, z. B. die Inder; bey den Römern findet man aber im Gegentheil faſt nichts Ausgezeichnetes, als allein ihre Thaten. Ihre Bildung entlehnten ſie von den Griechen, ihre Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt diente ihrem Staate, und dieſer Staat ſelbſt geſtaltete ſich unaufhörlich mit ihren Thaten um. Wer die letztern ſchildert, ſchildert auch das Volk.

Aber eben darin lag der innere Widerſpruch dieſer römiſchen Republik, daß ſie, ſcheinbar der Thaten Zweck, nur deren

Mittel war. Die Helden opferten ſich in unſterblichen Kämpfen dem Daſeyn der Republik, und doch hatte dieſes Daſeyn keinen andern Werth, als indem es wieder Helden erzeugte. Dieſe Beſtimmung der Republik glich allerdings der des ganzen Menſchengeſchlechts, denn zu was Andern ſind wir alle geboren, als zum Kampfe? und das Gefühl einer ſo allgemeinen Wahrheit durfte die Thatkraft der Römer wohl anfeuern. Allein es war ein ungeheurer Uebermuth der Kraft, allen natürlichen Entwicklungen der Geſchichte vorgreifen, und an die Stelle aller natürlichen und motivirten Kämpfe einen einzigen großen künſtlichen und unmotivirten Kampf ſetzen zu wollen. Der Römer kämpfte nur, um zu kämpfen, er riß die halbe Welt in ſein tolles Gladiatorenſpiel hinein ohne andern Zweck, als um den Ruhm ſeiner Republik zu vermehren. Der ganze römiſche Staat

war, was ein Athlet, ein alles herausfordernder Germane, und was noch jüngst Napoleon war. Seinem Thatendurst lag kein höheres Motiv zum Grunde. Denn Civilisation, und zwar nur eine sehr materielle Civilisation der eroberten Provinzen war die natürliche Bedingung seiner Siege, aber nur um diese Siege war es ihm zu thun, nicht um die Segnungen der Kultur bey einem allgemeinen Frieden der Völker. Nicht der Einzelne, aber der Staat wär ein Egoist, ein Räuber und Tyrann im Großen, und indem er sich anmaßte, der weltgeschichtlichen Emancipation, die erst allmählig durch eine wunderbare Fülle der verschiedensten Thaten aus den verschiedensten Motiven voranschreitet, durch eine einförmige und grund- und rechtslose Eroberung, durch Thaten, die zwar groß, aber immer zu sehr nach Einem Schnitt waren, zuvorkommen zu wollen, riß er sich durch

einen ungeheuren Frevel in einen verdienten Untergang und wurde nicht einmal der Ehre gewürdigt, in der Glorie seines Heldenthums zu fallen, sondern fiel in weibischer Entartung, nachdem seine Kraft in Feigheit, seine Todestreue in Lug und Trug, seine Freiheit in die schändlichste Despotie verkehrt worden war, durch fremde, durch deutsche Kraft.

Nachdem das römische Weltreich mit seiner Kultur und mit seiner über alle Nationen hinaus greifenden, sie alle verschlingen wollenden Republik für alle die Völker, die es wirklich erreichte, einen allgemeinen Abgrund des Verderbens geöffnet hatte, konnte das menschliche Geschlecht sich nur durch den Gegensatz regeneriren; es mußte gegen die entartete Kultur bey der Natur, gegen die entartete Republik bey der Nationalität Hülfe suchen.

Noch waren zwey Völker übrig und dem Alles vertilgenden Römerschwert entgangen, das eine mitten in der Republik seine Eigenthümlichkeit bewahrend und geschont wegen seiner ungefährlichen Kleinheit und Schwäche; das andere an der Nordgränze des Römerreichs, dessen beinah tausendjähriger Feind, unermüdet gegen seine Uebermacht ankämpfend; das eine noch rein bewahrend den semitischen Natur-Charakter, das andere den indopersischen — jenes die Juden, dieses die Deutschen.

Beide Völker hatten sich in bescheidener Zurückgezogenheit die patriarchalischen Sitten der ersten Menschen, wie sie noch vor der Hierarchie waren, treu bewahrt. Bey den Juden wie bey den Germanen finden wir jenes erste einfache Familien-Leben wieder, das in den Kasten, in der Despotie, in der Republik längst untergegangen war. Auch fehlte beiden die hohe

Kultur der bisher in der Geſchichte vorherrſchenden Völker, aber ſie hatten ſich in ihrem Naturzuſtande höhere Güter erworben, als jene Kultur-Staaten. Die Juden hatten die Wahrheit gefunden ohne die Kunſt und Philoſophie der Griechen, und die Deutſchen die Freiheit ohne die Politik der Römer. Dieſe Eigenſchaften aber waren es, die ſie fähig machten, die furchtbare heillos ſcheinende Verderbniß des Römerreichs wieder in geſundes Leben zu verwandeln.

Wie die koſtbare Perle in rauher Schaale, ſchlummerte im Judenthum das Chriſtenthum. Die Lehre von Einem Gott, vom Vater aller Weſen, konnte ſich im Druck und Drang des ſtolzen Heidenthums nur kümmerlich und unter ſteten Sorgen bewahren. Mit welchen Schrecken mußte Moſes ſeinen Jehovah umkleiden, daß ihn die Juden mehr fürchteten, als

den Pharao und die Gewaltigen der Erde! Der Vater erschien seinen Kindern nur mit zürnender Geberde. Erst Christus zeigte ihn dem sündigen Geschlecht im Moment der tiefsten Verschuldung als die ewige Liebe, und lehrte auch die Menschen sich als Brüder lieben. Die Schranken durchbrechend, mit welchen die in ihrer Angst immer noch stolzen Kinder Israel nur sich selbst als das Volk Gottes angesehen, und das Heil vom Samen Abrahams unzertrennlich gewähnt hatten, öffnete Christus die Arme der ewigen Liebe allen Völkern, predigte er die Gleichheit aller Menschen vor Gott, und verlangte, daß sie selbst sich alle lieben sollten, wie Gott sie liebe.

Diese Lehre machte gleich starken Eindruck auf die verdorbenen Griechen und Römer in ihren Prunkgemächern wie auf die urkräftigen Germanen in ihren Wäldern, denn sie war beiden unerwartet, und

überraſchte ſie nicht minder durch die Gewalt des Neuen als des Wahren. Doch waren Griechen und Römer nicht mehr im Stande, ſich durch das Chriſtenthum zu verjüngen. Die einen wurden vom tödtlichſten Schreck ergriffen bey'm Gedanken an ihre bisherigen Frevel, ließen ihre brechenden Tafeln, ihre ſchwelgeriſchen Gaſtmähler fahren, thaten Buße und gaben ſich übertriebenen Abtödtungen und einer eben ſo unnatürlichen Weltverachtung hin, als vorher ihre Weltliebe ſie bis zur unnatürlichſten Wolluſt getrieben hatte. Auch hier rief ein Gegenſatz den andern hervor. Die Anachoreten, die Säulenheiligen, die qualvollen Büßungen, die Mönche und Nonnen wären unerklärlich, wenn ihnen nicht die ſchauderhafte Lüderlichkeit Roms vorhergegangen wäre, die zu bereuen, wofür zu büßen ihr eigentlicher Beruf war. Neben dieſen Büßern aber bemächtigte ſich im

römischen Reiche die von der alten griechischen Bildung noch übrigen, insbesondere zu Alexandria concentrirten Philosophen des Christenthums, um es nach ihrem Sinne tausendfältig zu deuteln und die lebendige Lehre der Liebe in eine todte Wissenschaft zu verkünsteln. Welche Monstrosität erzeugte die falsche und heuchlerische Versöhnung des alten Heidenthums mit dem Christenthum zu Byzanz! Auf ewig wäre die göttliche Lehre Jesu vergiftet gewesen, wenn sie Sache jener purpurgebornen Söhne purpurgeborner Väter und jener mit dem Kreuz bezeichneten Baalspfaffen geblieben wäre, die schon dreihundert Jahre nach Christi Geburt die viel lautere Lehre des Arius verdammten und eine neue Hierarchie nach dem Muster der ägyptischen und indischen gründeten.

Nur die freyen Söhne des Waldes, nur die edeln Germanen waren würdig

und fähig, Träger und Säulen des Chriſtenthums zu werden. Sie, die gewohnt waren, ſich als Waffenbrüder bis in den Tod treu zu ſeyn, verſtanden auch die vom Chriſtenthum gepredigte Bruderliebe. Sie, denen eine geſunde Seele im geſunden Körper wohnte, waren recht zu Streitern Gottes auserleſen. Sie, die nicht wie die Römer eine bürgerliche Freiheit nur im Staate, ſondern eine perſönliche Freiheit und ein Hausrecht vor allem Staate und ſogar trotz des Staats hatten, ſie giengen auch am leichteſten in jene chriſtliche Freiheit ein, die über Allem ſteht, was der Staat gewähren mag, und welcher der Staat nur dienen ſoll. Sie endlich, die der Individualität den weiteſten Spielraum gönnten, und nichts von alle den Fictionen wußten, vermöge welcher ſich das griechiſche Individuum einem äſthetiſchen Ideale, das römiſche einem politiſchen, das jüdi-

ſche dem Gattungsbegriff des abrahamitiſchen Stammes accommodirte; ſie, die immer nur unmittelbar ihrem Naturell, ihrem innern Drange im Guten wie im Böſen folgten; ſie allein hatten noch wie die Inder jenes reine Ich, das ſich in Gott verſenken kann ohne alle Nebenrückſicht auf Nationalität und zeitliche Bedingungen; daher auch bey ihnen ſpäter die Myſtik überhand nahm, in der ſich eben ſo die altindiſche Weisheit wiederholte, wie in der romaniſchen Scholaſtik die griechiſch-ariſtoteliſche Philoſophie.

Abgeſehen aber von dieſer geiſtigen Bedeutung des germaniſchen Stammes, war er ſchon phyſiſch unentbehrlich zur Regeneration der verdorbenen Römerwelt. Die alte Welt glich dem hinwelkenden, durch Laſter entnervten Greiſe, der ſich nach der Sage die Adern öffnen und mit dem geſunden friſchen Blut eines Jünglings auf-

füllen ließ und dadurch selber wieder zum Jüngling wurde. Die deutschen Eroberer brachten in alle römischen Provinzen ihre Kraft, ihr blühendes Ritterthum mit und wurden die Väter neuer munterer Nationen, jener romantischen Völker, in denen auf so wunderbare Weise die deutsche Naturkraft mit der antiken Kultur und dem christlichen Geiste farbig und glänzend schillert, und bey denen gerade das Bestreben, aus so heterogenen Elementen eine Nation zu bilden, einen so eigenen Reiz hat. Die Natur, die Landschaft mußte hier ersetzen, was die zweideutige Abstammung, die gemischte Kultur ermangeln ließ, und der Unterschied aller dieser neuen Nationen beruht vorherrschend in der Lokalität, im Klima und der geographischen Lage. Bisher rissen die Völker wandernd von der heimischen Scholle sich los; jetzt erst strebten sie wieder, sich

anzuwachsen in einer neuen Heimath. Daher auch der auffallende Sinn aller modernen Nationen für das Landschaftliche, den seit den Indern alle Völker verloren hatten. Die reine Plastik der Griechen und Römer fällt weg, der Mensch steht nicht mehr für sich allein in der nackten Majestät des Marmors, er bedarf des pittoresken Hintergrundes, des Kostüms.

Das Christenthum, ausschließlich die Religion des Individuums, die das geistige Ich des Menschen in Verbindung bringt mit dem Urquell alles Daseyns, fand auch anfangs nur bey einzelnen Individuen Eingang und bildete sich eine kleine, immer mehr sich ausdehnende Gemeinde, ohne allen Unterschied der bisherigen Kultur, Nationalität oder Standes- und Geschlechts-Verhältnisse. Allein sobald es sich weit genug ausgebreitet hatte, kam es in Conflict mit dem römi-

ſchen Staate, mit der griechiſchen Philoſophie und mit der aus der deutſchen Eroberung ſich entwickelnden Nationalität, und wurde dem Einfluß derſelben unterworfen. Von dieſem Augenblick an hörte das Chriſtenthum auf, die Befreiung aller Geiſter zu bezwecken; es wurde Sache des Staats, der Schriftgelehrten und der Nationen; es wurde Kirche und zugleich Mittel und Werkzeug der politiſchen Leidenſchaften und des nationellen Ehrgeizes.

So unter die Naturgewalt zurückgefallen, zerſpaltete ſich auch die große chriſtliche Gemeinde nach dem aſiatiſchen und europäiſchen Typus in zwey große Reiche, in das muhamedaniſche Chalifat und in das römiſche Papſtthum. Dort wiederholte ſich der alte Deſpotismus von Babel, hier die alte Hierarchie, indiſch in der lebendigen Myſtik, ägyptiſch in dem Gräberdienſt des chriſtlichen Mittelalters.

Hatte sich aber die Gottheit selbst auf Erden eingefleischt, war Gottes Sohn eingekehrt in unsere sterbliche Hülle, warum sollte sich nicht auch seine Kirche mit dem alten Heidenthum gemein machen und in dasselbe eingehen, um es zu läutern? Jene beiden großen Kirchen des Morgen- und Abendlandes, das Chalifat und Papstthum, waren freilich sehr irdische Verhüllungen des wahren Christenthums, aber sie waren doch nothwendige Uebergänge zu edlerer Entwicklung. Der Islam bekämpfte, trotz seiner Verwilderung, die noch ältere heidnische Barbarei und brach einer künftigen christlichen Befreiung wenigstens durch die Lehre von dem Einen Gott die erste Bahn; das katholische Abendland aber reinigte und entfaltete die christliche Idee stufenweise durch seine innern Erschütterungen und Kämpfe.

Die Menschwerdung Christi stellte sich

sehr augenscheinlich in der Paganisirung der christlichen Freiheitsidee dar. Das Christenthum mußte in allen Beziehungen heidnisch werden, erst das ganze Heidenthum bis in sein feinstes Geäder durchdringen, bevor es allmählig durch seine überwiegende Gewalt in dieser chemischen Vermischung das entgegengesetzte Element überwinden konnte. Die Mischung selbst ist nur ein Uebergang, eine wieder verschwindende Form, die Reinigung ist der Zweck.

Eine geraume Zeit hindurch konnte man glauben, das christliche Prinzip sey in dieser Vermischung dem heidnischen erlegen. Die Greuel des Chalifats, die grandiosen Schlächtereien Murads in Indien auf der einen, der Wahnsinn des Papismus und die Barbareien der Feudalzeit auf der andern Seite bewiesen eine furchtbare Entartung des Menschengeschlechts,

und gerade weil all' dieſer Unfug im Namen des neuen Heils geſchah, ſchien dieſes Heil ein Fluch der Erde. Doch allmählig entwirrten ſich die Begebenheiten, in groſſen Zügen trat die neue Phyſiognomie der Zeit hervor und man erkannte, daß das chriſtliche Prinzip mitten unter jenen convulſiviſchen Zuckungen der Geſchichte kraftvoll vorangeſchritten ſey.

Der Islam, als ſtärkerer Sohn der ſchwachen griechiſch-chriſtlichen Mutter, diente der abendländiſchen Chriſtenheit zum Wächter gegen Afrika und Aſien, und entfernte nicht nur das heidniſche Prinzip von den europäiſchen Grenzen, ſondern verfolgte es auch bis tief in's Herz der alten Welttheile. Hätte ſich der Islam nicht Indien unterworfen, ſo würde das engliſche Chriſtenthum daſelbſt einen ſchweren Zugang finden. Auch darf nicht überſehen werden, daß durch den Islam die von den

Römern begonnene Völkervermischung in noch größern Umrissen fortgesetzt worden ist, und daß früher oder später diese Vermischung dem Christenthum und der Kultur Früchte tragen muß.

Das katholische Abendland hat eine noch viel schwierigere aber auch verhängnißvollere Aufgabe gelöst, nämlich die Durchbildung der christlichen Emancipation im innern Volks- und Staatsleben. Man darf sagen, daß das Christenthum überhaupt dadurch erst mittheilsam geworden ist, und daß es vorher vielleicht unmöglich war, eine formlose, auf's praktische Leben noch nicht angewandte Freiheits-Idee zu verbreiten. Die christliche Idee war ein Gespenst, so lange sie von ihrem Körper, einem durchgebildeten Volks- und Staatsleben getrennt war; daher haben die neuern Geschichtschreiber so wenig Unrecht, als die alten Kreuzfahrer, wenn sie im

Muhamedanismus immer etwas Dämonisches sahen. Erst der abendländischen Christenheit war es vorbehalten, der Seele einen Körper zu geben, indem sie den Körper stufenmäßig und harmonisch beseelte.

In seiner ersten Form zwar erstarrte dieses neue Leben. Um die germanische Barbarei zu zwingen, mußte sie kristallisirt werden und gebannt in den großen gothischen Dom des Mittelalters, in dem Alles schöne Regelmäßigkeit erhielt, aber versteinerte. Doch zeigte sich schon in dieser ersten starren Form ein viel reicheres inneres Leben, als das muhamedanische, und es erwachte aus seinem Steinschlaf, es schuf sich neue Formen, im raschen Wechsel die Fülle der Kraft mannigfach erprobend, den innern Reichthum entfaltend. Glich der Islam dem Schatten, der ewig seinen Körper sucht, so glich das katholische Mittelalter dem schönen Jüngling, der

tausend Jahre lang als Marmorstatue verzaubert schlummert, aber plötzlich wieder erwacht.

Die Reformation bildet den Wendepunkt. Mit ihr beginnt die letzte Emancipation in dreifacher Tendenz, als geistige Kultur, als materieller Wohlstand und als politische Freiheit. Für die erste haben die Deutschen, für die zweite die Engländer, für die dritte die Franzosen das Meiste gethan. Was aber an diesen Bestrebungen glänzend, erfreulich und hoffnungsvoll erscheint, beruht nur in ihrer Jugendlichkeit. Die gegenwärtige Epoche hat etwas Heiteres, weil wir ein großes Werk mit der Aussicht des Vollbringens vor uns haben; wir leben noch in den Tagen großer Erwartung, eines jungen frischen Muthes. Aber auch diese Epoche wird enden. Unser Appetit ist erregt; Sättigung, Ueberdruß wird

auch hier folgen. Denken wir uns den Sieg des Christenthums über das alte Heidenthum in allen Welttheilen vollendet, die edle weiße Raçe überall die farbige überwältigend, in sich verschlingend, mit ihrem Geist verschmelzend, denken wir uns eine allgemeine Civilisation und sogar eine allgemeine Freiheit (wenn beides nicht unzertrennlich ist), so wird dennoch hinter diesem Segen der geheime Fluch des Geschlechts tückisch lauern, und nach alter Sage werden uns die Götter am furchtbarsten drohen, wenn wir am glücklichsten sind.

Es genügt nicht, bey der heitern Gegenwart eines bevorzugten Volkes stehen zu bleiben, wenn man die Schicksale des ganzen menschlichen Geschlechts erwägt. Man muß auch die Extreme berücksichtigen; man darf nicht vergessen, daß jedem Leben eine Erstarrung, jeder Kultur eine Barbarei entgegengesetzt ist; und man muß den

Wandel der Zeit berücksichtigen; man darf nicht vergessen, daß noch nie ein Volk, oder irgend eine edle Erscheinung im Völkerleben aufblühte, ohne wieder hinzuwelken und in ekler Fäulniß zu enden.

Jene Extreme sind zwar im Raume getrennt, und man pflegt in der glücklichen Mitte nicht viel auf sie zu achten, aber sie sind nichtsdestoweniger vorhanden und ein trauriger Beweis, wie viel Elend und Erbärmlichkeit noch neben dem geistigen und physischen Wohlstand besteht, dessen man sich, wenigstens zum Theil, in Europa erfreut. Man zählt über dreihundert Millionen Chinesen, also eine Bevölkerung, welche die von ganz Europa übersteigt, und die in einem Zustande von Hyperkultur, von verzerrter Civilisation sich befindet, die sicher noch schwerer zu heilen ist, als gänzlicher Kulturmangel. Ein frühreifes gelehrtes Kind, viel früher

civiliſirt als die Europäer, und lange vor ihnen im Beſitz der Buchdruckerkunſt, des Schießpulvers, der mannigfachſten Induſtrie, jeder Lebensbequemlichkeit, der vollendetſten Bureaukratie und einer das ganze Volk umfaſſenden Schulbildung und Literatur, war dieſes chineſiſche Volk eben deshalb auch in ſeiner Jugend ſchon ein Greis, verknöchert, eigenſinnig beharrend in dem Erreichten, altklug lächelnd über Alles, was nicht in den Mechanismus der hergebrachten Bildung paßte und eben ſo unfähig als ungeneigt, über den engen Kreis derſelben hinauszublicken. Daher auch das Tändelnde in ihrem ganzen Weſen, die Wichtigkeit, mit der ſie Kleinigkeiten behandeln, die Complimentirkunſt, der ungeheure Luxus in unnützen Zierrathen und Spielereien, die Verweichlichung und ſybaritiſche Wollüſtelei, die ſie trotz ihrer Zahl ſchon zum Kriege und noch mehr zu der

für ihren Handel so wichtigen und für ihre Küsten so günstigen Schiffahrt untüchtig macht. Selbst ihre Kunst und Philosophie trägt dies Gepräge des Mechanismus und der Spielerei, und selten werden sie erhaben, daß nicht doch irgendwo das Lächerliche und Kindische hervorblickte. Am auffallendsten aber ist, daß in ihrer geregelten Kultur kein Raum für eine freie Meinung übrig ist. Die Gewohnheit übt in so vielen Millionen gleich verbildeter Köpfe eine Macht aus, gegen die um so weniger eine Opposition des freigebornen und ungebundenen Genius sich erheben kann, als in diesem vollendeten Staatsmechanismus die Literatur ein bloßer Zweig des Staatsdienstes und also die Ausgabe und Einnahme der Gedanken so scharf wie die der Staatsgelder controlirt ist.

Daß Unterthanen Ludwigs **XIV.** und **XV.** den chinesischen Staat wegen seiner

geregelten Tyrannei der damals ungeregelten französischen noch vorziehen konnten, war natürlich; daß man neuerdings, den republikanischen und constitutionellen Tendenzen gegenüber, die unumschränkte Autokratie des chinesischen Kaisers preist, ist auch nicht zu verwundern; doch hat Rousseau mit eben so gutem Grunde die nackten Otaheiter wegen ihrer Natürlichkeit den in dicke Allongeperücken begrabenen Genfern seiner Zeit vorgezogen. Solche Urtheile fällt man im Unwillen, sie hindern aber nicht, daß nicht dennoch die weiße Menschenrace mit ihrer im Kampf fortschreitenden Entwicklung weit edler ist und höher steht als jene gelben Völkergreise in China und diese etwas schmutzigen Naturkinder im Weltmeer. Der Chinese ist und bleibt dem Europäer gegenüber eine Art von Automat, und seine Civilisation eine große Karrikatur. Bildung, selbst eine reiche Bildung

hat als bloßer Mechanismus ohne innere Freiheit keinen größern Werth als das scheinbare Leben einer ägyptischen Mumie; und es ist etwas noch Schauerlicheres dabey; der Gedanke, daß so viele Millionen durch einen erblichen Wahnwitz vom Genuß der wirklichen Vernunft und freien Geistes-Entwicklung ausgeschlossen sind, hat etwas Entsetzliches.

In Afrika zeigt sich uns ein eben so wenig erfreuliches Gegenbild. Auch hier leben viele Millionen Menschen, und man ist gewöhnlich geneigt, sie für noch unglücklicher zu halten, weil sie noch nicht kultivirt sind, und nicht einmal dazu fähig zu seyn scheinen. In der That läuft die sogenannte Bildung der Neger auf ein bloßes und sehr partielles Nachäffen der Weißen hinaus, wobey ihnen die Natur beständig Streiche spielt, und bey den meisten ihrer Stämme herrscht die Natur noch

ungebunden. Aber diese Natur ist eine Stufe unter der patriarchalischen Unschuld, und umsonst versucht man das Bestialische daran zu leugnen. Einige liebenswürdige Stämme ausgenommen, findet man bey den meisten andern einen Zug von schmutziger Affennatur; die Theile des Körpers, welche die Schamhaftigkeit der ganzen übrigen Menschheit gern als nicht vorhanden betrachtet, spielen bey den Schwarzen gerade die Hauptrolle bey ihren religiösen Ceremonien, Symbolen, Rangordnungen, bey Putz und Spiel. Dazu denke man sich die Zierrath von Därmen um Leib und Arme, die Coeffure von Unschlitt, die tägliche Tapezirung der Hütte mit feuchtem Kuhmist ꝛc. Kurz wenn Swedenborg Recht hätte, der der Seele nach ihrer vorherrschenden Neigung ihren Sitz in verschiedenen Körpertheilen anweist, so wüßte man, welche Region die Neger bewohnten. Man

decke einen Schleier darüber, ich will es auch thun; aber die Erfahrung ist richtig und mußte hier angeführt werden, daß seit dem Beginn der Geschichte Milliarden schwarzer Menschen, die wir doch als unsre Brüder ansehen müssen, auf dieser niedern Stufe, in diesem Schmutz gelebt haben und leben. Sie nehmen an den Grenzen, wo sie mit Kulturvölkern zusammenstoßen, nur einen Schein von Kultur an, und immer nur zu ihrem eigenen Verderben. Von den Aegyptern oder Römern schon mögen sie manche ihrer religiösen Verkehrtheiten entlehnt haben, von den Arabern gewiß die Despotie, die man unter mehrern ihrer Stämme findet, und die ein ewiger Wechsel von scheußlicher Wollust und Grausamkeit ist; von den Europäern aber haben sie zuletzt den Branntwein und mit ihm neue Laster kennen gelernt. Indeß scheinen sie, da es unter ihnen nur

zahlloſe Stämme giebt, die ſich immer wechſelſeitig vertilgen, eine ſolche angenommene Scheinkultur immer wieder untergehen zu laſſen. Sie ſelbſt haben keine Geſchichte, kein Gedächtniß. Was wir von ihnen ſeit beinah vier Jahrhunderten wiſſen, haben uns die portugieſiſchen Koloniſten aufgezeichnet; ſie ſelbſt wiſſen über die Zeiten des Großvaters hinaus nichts mehr. So ſcheint dieſes Negervolk keine andere Beſtimmung zu haben, als ſich mit der weißen Raçe zu vermiſchen und aus dieſer Vermiſchung eine edlere zu erzeugen, wenn ein ſolches Experiment je im Großen auszuführen iſt.

Die rothen Kinder Amerika's haben Etwas, das an eine bey ihnen untergegangene Kultur erinnert. Sie ſcheinen nicht urſprünglich roh, ſondern mehr verwildert zu ſeyn. Wenigſtens fanden die Spanier in Mexiko und Peru große civili-

sirte Staaten, von deren Bildung bey den Wilden keine Spur mehr übrig ist. Die Verwilderung giebt sich bey ihnen in einem eben so charakteristischen Zuge zu erkennen, wie die ursprüngliche Wildheit bey den Negern. Wie nämlich der Neger die unedeln Leibestheile vorzugsweise ehrt, so suchen die wilden Amerikaner umgekehrt die edeln Leibestheile künstlich zu verunstalten und in's Thierische zu verzerren. Daher ihr Tattowiren, ihr Federputz, ihre seltsame Art, das Haar zu scheeren, die Verlängerung der Ohren und Lippen bey den Botokuden ꝛc.

Am natürlichsten erscheinen die braunen Insulaner der Südsee, die Malaien, die auch den Indern am nächsten stehen, und sich zu ihnen so verhalten wie die Neger zu den Aegyptern, die Amerikaner zu den Europäern.

Wie nun aber im Raume den civi-

liſirten Völkern jene verzerrten und wilden noch immer in ungeheurer Anzahl gegenüberſtehen, ſo lehrt uns auch die Geſchichte, daß in der Zeit jedes gebildete Volk, ja auch innerhalb eines Volkes wieder jede beſondere Lebensform und Geiſtesentwicklung dahinwelkte und um ſo gewiſſer unterging, je edler und freier ſie war. Was iſt von den alten Aegyptern, Perſern, Phönikern, Griechen, Römern übrig? Was iſt aus den Juden geworden, ſo hartnäckig ſie auch im Strome der Zeit ihre eigenthümliche Farbe unvermiſcht zu erhalten ſtreben? Und was iſt, abgeſehen von den Völkern, aus den großen Inſtituten, die ihnen ſeit der Gründung des Chriſtenthums folgten, geworden?

Wer hätte ſich nicht der ſchönſten Hoffnung hingegeben, als zum erſtenmal das Licht des Chriſtenthums durch die Welt leuchtete? In dieſer Hoffnung ſtarben jene

Martyrer, die man jetzt vergessen hat, floß in Strömen das edelste Blut, geschahen Thaten, würdig der erhabensten Poesie, die man auch vergessen hat. Und warum vergessen? Weil tausendjährige im Namen Jesu verübte Gräuel das Gedächtniß dafür abgestumpft, das Interesse dafür uns verleidet haben. Wohin führte diese erste christliche, die schönste, die allein wahre religiöse Bildung? Zu jenem Kirchen-Ungeheuer, das wie eine riesenhafte Kreuzspinne ihr Netz um die Welt zog, das wie ein Drache mit grünem Auge über dem aufgehäuften Golde mordgierig lauerte. Und doch war das Christenthum von so reinem und göttlichem Ursprung, von so edler einfacher Entfaltung, so angemessen jedem Herzen, so freudig von Allen ergriffen, ein linderndes Oel in die Wunden, ein süßer Trost dem Leidenden, ein Wegweiser dem Irrenden, eine selige Läuterung

dem Unreinen, eine ſtarke Waffe dem Tapfern, jede Tugend fördernd, jedes Laſter zur Flucht, zur tiefſten Beſchämung zwingend. Und doch wurde dieſe köſtliche Arzney den Völkern zum Gifte gemacht. Und doch kam es ſo weit, daß die allein ſeligmachende Kirche ſchon im fünfzehnten Jahrhundert, wie Cardinal Peter d'Ailly ſagte, nur noch von Böſewichtern regiert werden konnte, weil ſie vom Fundament bis zum Giebel ein Haus des Satans geworden war.

Wen erfreute nicht die roſige Jugend-Blüthe des Ritterthums? Seit den Zeiten Lykurg's hatte man kein ſo ſchönes, markiges Leben geſehen. Welche Körper, welche Waffenluſt, welche Minne, und zugleich welch' edle zarte Sitte, welch' eine Begeiſterung im Kampfe für Gott und die Damen! Doch was iſt aus dieſem Ritterthum geworden? Es iſt entartet wie die Kirche, es hat am Hofe der Bourbons in

Paris und Verſailles ein ſo verpeſtetes Grab gefunden, wie das Prieſterthum im Vatikan. Man leſe Crebillon und Beaumarchais, Louvet und Mirabeau und man wird begreifen, warum der ehrliche Dichter des Don Juan den Schlund der Hölle unter dem Salon und Boudoir öffnete. Schlimmer noch als das neapolitaniſche Gift, das die Enkel jener alten eiſernen Ritter entnervte, zerfraß ihre Seelen der Roſt einer Niederträchtigkeit, die vielleicht nur aus dem Contraſt hervorgieng. Nur die Hoheit der Ritter konnte ſo tief ſinken. Nur von den reinen Bergen, die das Licht der Sonne zuerſt begrüßt, konnte man niederſteigen in den Sumpf der Bordelle.

Wie kerngeſund und friſch war das alte Bürgerthum! Wer ſah nicht aus ihm die verlorene Freiheit neu hervorgehen und einen Wohlſtand, eine Civiliſation, deren

goldne Früchte die neuen Eva's in den Reichsstädten lächelnd vom Baume pflückten, ohne einen so schlimmen Gebrauch davon zu machen, wie ihre Aeltermutter. Hier glaubte man endlich einen soliden Grund gelegt, ein sicheres Capital für ewige Zinsen. Eine Männlichkeit ohne Uebermuth, eine Weiblichkeit ohne Schwärmerey und Koketterie, eine Arbeit mit reichlichem Lohn, deren reichster aber immer die Arbeit selbst blieb, zum erstenmal ein richtiges Gleichmaß zwischen Sonn- und Werktag; auf dieser Grundlage schien ein dauerhaftes Gebäude der menschlichen Gesellschaft aufgeführt werden zu können. Aber was ist aus den alten, ehrbaren, freien, wehrhaften Bürgern geworden? Jenes Volk von Krähwinkel, das den Juden ihren Gott stehlen wollte, und das man deshalb auch Philister genannt hat, ein Volk, das sich wie die Juden, die seit ihrer Zersprengung un-

ter ihnen leben, im engherzigsten Egoismus nur seine Haut und sein Profitchen sichern wollte und vor jeder Macht duckte, ein Volk ohne Vaterland, ohne Freiheit, ohne Ehre, verweichlicht, dem Arzt verfallen, servil oder auch nicht einmal mehr einer loyalen Begeisterung fähig, sondern ganz indifferent, wenn es nur nicht zahlen, nur nicht seine Haut zu Markte tragen darf. So waren die Bürger, England ausgenommen, in ganz Europa während des vorigen Jahrhunderts, und sind es zum Theil noch, ein unerschöpflicher Gegenstand des Spottes.

Ist nun die Kirche, ist das Ritterthum, ist das Bürgerthum so auffallend entartet; was hofft man von den Institutionen, die sich aus dem kläglichen Ruin jener ältern neu und erfreulich zu bilden anfangen? Die verdorbenen und verfaulten Stände sind wieder in ein Volk zusammengeschmolzen,

und haben ſich als ſolches regenerirt. Statt der alten Privilegien bildet ein allgemeines Recht, eine allgemeine Freiheit ſich aus; mit großen Thaten hat die neue Zeit begonnen, Heldenlorbeern haben ihre Wiege bekränzt, noch größere Dinge werden unſre Kinder und Enkel ſehen und ſelbſt vollbringen. Aber laßt dieſe weltalte lange Emancipation des ſterblichen Geſchlechts endlich ihrem Ziel immer näher rücken, laßt im weiteſten Umfang die Völker zu allgemeiner Freiheit und Cultur reifen, werdet ihr dann ſicher ſeyn, daß, was ihr erreicht habt, auch daure?

Das Alterthum hatte mit einer mächtigen Naturgewalt zu kämpfen, die ſich in offner Wildheit als Barbarei ausſprach, die neue Zeit hat einen weit gefährlicheren Feind im Schooße der gebildeten Geſellſchaft ſelbſt zu bekämpfen. Dieß iſt die Gemeinheit, die letztgeborne Tochter der

Hölle, deren Macht leider unwiderstehlich ist. Den Wilden kann man civilisiren, den Zornigen besänftigen; aber die Gemeinheit, die im Schooße der Bildung aufgewachsen, sie dennoch haßt, umgeben von allem Edeln und Schönen es dennoch anfeindet, diese verstockte kalte Böswilligkeit ist unüberwindlich. Sie mehrt sich aber mit der Bildung selbst, sie wächst wie die Schmarozzerpflanze mit dem Baume, um ihn zuletzt auszusaugen. Ihr falscher Blick lauert aus allen Erscheinungen des öffentlichen und Privatlebens hervor, und am frechsten, wo die Emancipation am weitesten gediehen ist, in der politischen Bildung Nord-Amerika's, wie in der gelehrten Deutschlands. Als unzertrennliche Gefährtin hängt sie sich dem Edelsten an, und ihr rohes Hohngelächter kündigt immer schon im Voraus ihren letzten Triumph an.

Vor dieser Gemeinheit schützt keine Erhebung schöner Geister, keiner Thaten poetischer Aufschwung, keines Gesetzes fruchtbare Aussaat; nie wird sie hingerissen durch einen schnellen Enthusiasmus, nie gezähmt und erzogen im dauernden Glück; denn eben das Schöne, das Große, das Wahre haßt sie, und je mehr es sich ihr aufdrängt, desto tödlicher haßt sie es. Sie ist der Erziehung unzugänglich, weil sie angeboren in den Herzen wohnt, sie erzeugt sich aber in den Herzen auf eine unerklärliche Weise, denn wir finden sie bey den Kindern der edelsten Eltern, bey den Schülern der erhabensten Meister. Ist sie nicht ein schon ursprünglich im Erdprincip und historischen Schicksal bedingtes Uebel, ein furchtbares Gegengewicht der alten Naturgewalt gegen die Kultur, und in demselben Maaß anwachsend, wie diese?

Wie aber sittlich die Gemeinheit, so

droht physisch die Uebervölkerung mit einer Reaction jener uralten Naturgewalt, deren Schrecken sich uns nur verbergen, um uns desto grausamer aus unsern idealen Träumen zu wecken.

Sollte nicht jenes alte Sonnen-Princip, das die farbigen Raçen und die heidnische Welt beherrscht, und aus dem das kosmische Princip in der weißen Raçe und im Christenthum siegreich sich befreite, zuletzt wieder auf der Erde das herrschende werden, weil doch aus den Banden dieser dunkeln Planetenwelt keine wahre und ewige Erlösung möglich ist, als durch den Tod?

Sollte nicht die Geschichte mit einer allgemeinen Verwilderung enden? Blicken wir auf die Schicksale einzelner gebildeter Völker, so sehen wir dieselben aus einem Zustand natürlicher Roheit, unschuldiger Wildheit sich zu Gesittung und Kul-

tur emporarbeiten, nach einer kürzern oder längern Periode des Glanzes aber in eine selbstverschuldete Verwilderung zurückfallen, die alle Früchte der Kultur in Gift verwandelt, um die schamlos wiedererwachten thierischen Begierden damit unheilbar zu entzünden. Das Heilige selbst wird durch Gewohnheit abgenutzt, durch Heucheley verhöhnt, die Bildung durch Prunk und schlaffe Verzärtelung der Musen lächerlich gemacht, und unter dem Vorwand, zur Natur zurückzukehren, läßt man wie wilde Thiere die gefesselten Laster los. Zuletzt kommt die Noth, das bittere Wehe der sich rächenden Natur, und so gehen große Völker unter, so endeten die Griechen und Römer. Wer ist uns nun Bürge, daß auch die schöne Blüthe der heutigen Bildung nicht enden werde, wie die griechische, und die politische Kraft des heutigen Europa wie die römische Kraft,

von der uns so große Wunder berichtet sind? Der Schooß der civilisirten Gesellschaft geht mit Ungeheuern schwanger, die denen des mythischen Alterthums nicht unähnlich sind, und die daher der Prophet von Pathmos in sein schauriges Gemälde der letzten Zeiten zu versetzen nur zu triftige Gründe hatte.

Die Bewohner unseres Planeten sind ein wildes kühnes Geschlecht, von Anbeginn zum Kriege geneigt und bestimmt. In Waffen geboren, werden die Menschen in Waffen endigen. Das Ende kann kein anderes seyn, als wie es unsere Väter schon geahnet in der Nibelungen Noth und in dem allgemeinen Vertilgungskampfe der Götter, den die alte Edda weissagt. Dieses Heldengeschlecht kann sich nur selbst zerstören im Kampf Aller gegen Alle. Nur dieß ist ein würdiger Schluß des großen Heldengedichts unserer Erde. Wohl mag

er aber zusammenfallen mit der Zerstörung der Natur, und in der letzten Schlacht der Menschen mögen die Elemente mitkämpfen, und die Erde auf dem Grabe ihrer Kinder sich selbst opfern.

Druck von J. B. Müller in Stuttgart.

Deutſche

Viertel-Jahrsſchrift.

Erſtes Heft.

1838.

Bibliothek des
Germanistischen Seminars
der Universität Leipzig
Journal Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Was wir bezwecken.

Wir fühlen uns verpflichtet, hier sogleich bestimmt die Stellung zu bezeichnen, welche diese Zeitschrift einnehmen soll; nicht um mitbewerbend andern schon bestehenden entgegenzutreten, sondern um eine lange bemerkte Lücke auszufüllen.

Hier kömmt zuerst die geographische, religiöse und politische Lage des Volks deutscher Zunge in Betrachtung. In der Mitte Europas scheint es vorzugsweise berufen, seine Eigenthümlichkeiten, mit Vermeidung aller Einseitigkeit, auszubilden, die geistigen Strebungen aller Nachbarvölker zu beachten, zu verarbeiten, weiter mitzutheilen. Nachdem die religiösen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts von ihm ausgegangen sind, und der neubelebte, alte Glaube, vorzüglich auf deutschem Boden einen langen Kampf, um Zurückeroberung des Verlorenen gekämpft hatte, ist es durch endliche wechselseitige Anerkennung der beiden Prinzipe recht eigentlich an Duldung und friedsames Besprechen der Unterschiede gewiesen. Seine politische Lage endlich macht ihm mehr stille Durchbildung seines angeborenen Wesens, je nach provinziellen Verschiedenheiten, zum Gesetz, als raschen Lebensverlauf und einseitige Totalstrebungen, wie sie den romanischen Völkern eigen sind, oder starres Stillestehen, wie der Osten bis in die neuesten Zeiten es darstellte.

Keine Akademie beherrscht die geistigen Richtungen Deutschlands, seine Sprache, sein Urtheil über den Werth geistiger Hervorbringungen. Wenn wir die Beantwortung umsichtig gestellter Fragen nicht reichlich lohnen können, so lieben und pflegen wir dagegen die Wissenschaft mit freiwilliger, uneigennütziger Hingebung.

und erniedrigen ſie nie zur Dienerin fremdartiger Zwecke. Bei der Verſchiedenheit der Geſtaltung und der Anſichten der Regierungen wird ſie ſtets, wie früher irgendwo in Deutſchland, Förderung und Freiſtätte finden.

Deutſchland hat keine alles beherrſchende Hauptſtadt zum Mittelpunkte, wo die Ausgezeichnetſten in allgemeiner Bildung mit den für Ein Wiſſen vollſtändig ausgebildeten Fachmännern ſich zuſammen finden, wo Entdeckungen und Brauchbarkeit derſelben für das Leben, Bedürfniſſe und verſchiedene Anſichten ſogleich in gemiſchten Kreiſen durchgeſprochen oder verarbeitet werden, wo der Reichthum an Stoff zu behendem Erkennen des reinen Erwerbs für das geiſtige Leben, oder zu ſcharfer Stellung der vorliegenden Frage nöthigt. Wenn uns weltmänniſche Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände nicht ſo geläufig iſt als Schriftſtellern anderer Völker, ſo kommt dieſes von der Schwierigkeit, zugleich große Sammlungen geiſtvoller Geſellſchaften und gelehrte Anachoreten zu benützen. Deutſchland darf ſich eines gewiſſenhaften Betriebs der Wiſſenſchaften rühmen, einer ehrlichen Anerkennung fremden Verdienſtes; aber ſeine literariſchen Notabilitäten waren häufig mit dem Trefflichſten, was ſie hätten geben können, nur an ſich ſelbſt gewieſen, oder höchſtens an wenige gleichgeſinnte Freunde. Aus dieſem Grunde mangelt es auch in Deutſchland an praktiſch-umfaſſenden und verarbeitenden Zeitſchriften. Der Einzelne ſpricht ſtets nur zum Einzelnen und vom Einzelnen.

Und dennoch ſtellt das Bedürfniß überſichtlicher Darſtellungen der literariſchen und praktiſchen Strebungen, ihres Erwerbs, ihrer wechſelnden Richtungen und Verirrungen ſich täglich dringender dar, je größer die Maſſe der jährlich erſcheinenden Schriften wird; denn es hat gewiß Niemand die Zeit Alles zu leſen, was er nur für ſein beſonderes Fach eigentlich leſen ſollte; gewiß kaum Eine öffentliche Bibliothek die Geldmittel, den ganzen geiſtigen Bedarf anzuſchaffen, den Raum, ihn aufzubewahren, und das Perſonal, um die ſtets anſchwellende Maſſe zu gewältigen.

Auf der andern Seite iſt der Grundſtock des Wiſſens größer, der Drang nach Erkenntniß ſtärker in Deutſchland als in den Nachbarländern. — Das Bedürfniß, beſonnen vorzuſchreiten, iſt überall anerkannt, ſomit alſo die Nothwendigkeit gegeben, von Seiten der Berufsgelehrten ſich der praktiſchen Bildung in demſelben Maaße zu nähern, in welchem dieſe ſich zu klarer Erkenntniß ſteigert. Die ſichtliche Hinneigung zu materiellen Intereſſen bildet eine Klaſſe, welche auf perſönliche Unabhängigkeit geſtellt iſt und allgemeiner Kenntniſſe mehr als je bedarf; denn unſere Gewerbe, unſer Wohlſtand ſind auf kleinere, lange unbemerkte Anfänge gewieſen; ſie fordern anhaltende Beſchränkung auf Ein Fach; der Mann aber, welcher ſich heraufgearbeitet hat, kann nur durch allgemeinere Bildung Geltung finden. In allen Berufen iſt die Zeit mehr als je in Anſpruch genommen, und zugleich ſoll man, ja muß man ſich über Alles auf dem Laufenden erhalten, was das Reich der Geiſter bewegt.

Dieſes Bedürfniß ſoll die deutſche Viertel-Jahrsſchrift theilweiſe und überhaupt zu befriedigen ſuchen. Kann es auch in den erſten Heften noch nicht vollſtändig geſchehen, ſo hoffen wir doch, der Leſer werde anerkennen müſſen, daß es ihr gelungen, deutſche Gründlichkeit und deutſchen guten Glauben mit praktiſcher Tüchtigkeit zu verbinden. Es iſt des Trefflichen ſo viel in allen deutſchen Landen. Es bedarf nur einer Anregung, damit es ſich finde, wechſelsweiſe durchdringe, und damit die Wiſſenſchaft dem Leben ſo nahe gebracht werde als möglich.

Die freundliche Weiſe, in welcher gerade die wünſchenswertheſten Notabilitäten am bereitwilligſten die Einladungen zur Mitwirkung beantwortet haben, beweiſt uns, daß das, was wir bezwecken, von berufenen Richtern für ein Bedürfniß, und zugleich, daß deſſen Befriedigung für möglich gehalten wird. Die Verlagshandlung hat zwar direkt und einzeln von bewährten Männern ſich Aufſätze zu erbitten erlaubt; nicht aber um junge Männer auszuſchließen, im Gegentheil wird von Jedermann jeder entſprechende Beitrag willkommen ſeyn: wir

laden also zur Theilnahme Alle ein, die an der Viertel-Jahrsschrift Theil zu nehmen Lust haben und versprechen anständiges Honorar. Eine Redaktion im engern Sinne des Worts würde störend bei dem Beginnen eines Unternehmens gewirkt haben, welchem in Deutschland Vorgänger abgehen.

Um Mitarbeitern und Lesern zum Schluß mit wenigen Worten zu wiederholen, was wir zu erreichen wünschen, so ist es eine Reihe von Aufsätzen, welche die praktischen Fragen feststellen, zusammenfassend, berichtigend behandeln, leading articles für den jeweiligen Standpunkt des geistigen Lebens, nicht aufgefaßt im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem, der einer Viertel-Jahrsschrift Noth thut, also mit Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit besonnener Beachtung des Nothwendigen und Wichtigeren, mit deutscher Umsichtigkeit, vor Allem aber mit der ruhigen, würdigen Betonung, welche der Wissenschaft ziemt, und mit welcher der guten Sache allein gedient werden kann.

...wirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

Seite

Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's, von Eduard Pöppig 1

Die Steinkohlen-Gebilde in naturgeſchichtlicher und techniſcher Beziehung, von K. E. von Leonhard 41

Der Pauperismus, von Prof. Bülau zu Leipzig 79

Die neue Geſtaltung der deutſchen Alterthumswiſſenſchaften von H. Leo 118

Die literariſchen Zuſtände Belgiens, von Dr. L. A. Warnkönig 137

Heines Schriften und Tendenz, von G. P. 167

Beiträge zur Löſung der jüdiſchen Frage, von M. 248

Auf welchem Standpunkt ſteht die vaterländiſche Geſchichtsforſchung, von W. M. 261

Ueber den Somnambulismus, von Prof. Fiſcher zu Baſel 293

Aphorismen über Kriegskunſt, von Ritter Prokeſch v. Oſten 323

Ueber Diplomatie, von F. L. 372

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Ueber alte und neue Handelswege
nach der
Westküste Amerikas.

(Von Eduard Pöppig.)

Die ausgedehnten Colonien der Spanier im westlichen Südamerika sind seit dem Falle ihrer vorigen Regierung zu neuen und vielbesuchten Schauplätzen des Unternehmungsgeistes fremder Völker geworden, und haben in Folge dieser Berührung so mannigfache Veränderungen ihres sittlichen und bürgerlichen Zustandes erfahren, daß ältere Beschreibungen kaum länger auf sie passen. Nur die Natur, die sich der menschlichen Einwirkung leicht entzieht, ist unverändert geblieben, während alles minder Beständige zusammenfiel, und Neues an die Stelle trat. Vieles und Großes hat sich dort in einem halben Menschenalter ereignet, und rasche Fortschritte der seit Jahrhunderten abgeschlossenen Bevölkerung bewirkt, die, wie viel ihr auch zur Vollendung noch abgehe, doch nie in den Stand vormaliger Barbarei zurückfallen kann. Den friedlichen Bestrebungen des Handels sind zunächst diese Verwandlungen zuzuschreiben, denn sie brachen zuerst der höhern Civilisation die Bahn, und begründeten dieselbe mit mehr Erfolg und größerer Sicherheit, als je vorher die Gewaltsamkeit soldatischer Eroberer es vermochte. Der Handel hat nicht allein dem Europäer jenseits des Cap Horn einen einträglichen Markt eröffnet und die Wissenschaft um manche auf das Innere jener Länder bezügliche Thatsache zuerst bereichert, sondern er hat dort eines der mächtigsten Hindernisse der Sittigung, die angestammte Trägheit der Bewohner,

beſiegt. Ein zur Thätigkeit erwachtes Volk ſchreitet nicht zurück, denn wie die Bedürfniſſe durch Angewöhnung ſich gemehrt haben, ſo ſteigert ſich die Nothwendigkeit, ſie durch Fleiß und Arbeitſamkeit herbeizuſchaffen, und mit der Induſtrie wächst allgemeine Bildung, Macht und Reichthum. Dieſer, in den begünſtigten Ländern Südamerikas ſchon jetzt bemerkliche, Gang der Civiliſation wird noch deutlicher hervortreten, wenn bei vermehrter Bevölkerung auch die rohen Bewohner der entlegenſten Provinzen in den Bereich des europäiſchen Verkehrs gezogen ſeyn werden, und eine unter andern Eindrücken aufgewachſene Generation den Raum derjenigen einnimmt, die durch ihr Alter unfähig gemacht iſt, ſich dem geſchäftigen, aber ungewohnten Treiben der Zeit leicht anzupaſſen. So ſehr ſich Alles vereint, um dieſe Erwartungen zu rechtfertigen, ſo iſt doch nicht zu vergeſſen, daß äußere Umſtände auf ihre Erfüllung einwirken müſſen, dieſelbe beſchleunigen oder verſpäten können. Die geographiſche Lage, klimatiſchen Verhältniſſe, Produkte, Zahl der Bevölkerung und der Nationalcharakter gehören zu jenen Bedingungen, und ohne richtige Kenntniß und Würdigung derſelben iſt ein Urtheil über die Fortſchritte und Unternehmen jenes Welttheiles nicht möglich, wo man bald die Macht des Staates durch Colonien zu mehren, bald dem als wohlthätig erkannten Handel Europas neue Räume zu eröffnen ſucht. Wir finden aber, daß gerade in dieſer Hinſicht ſehr oft ziemliche Unwiſſenheit herrſche, und durch Jahrhunderte geheiligte Meinungen noch immer ihr Anſehen behaupten, obgleich die Beachtung bekannter Thatſachen, ihre Unſtatthaftigkeit zu beweiſen, genügt. Es gilt dieſes namentlich von den mannigfachen, größtentheils europäiſchen Projecten, welche eine ſchnellere und leichtere Verbindung mit dem Innern und dem Weſten von Südamerika herbeizuführen, und die Civiliſation durch Bahnung neuer Wege in Wildniſſen einheimiſch zu machen beabſichtigen. Sie verdienen um ſo mehr zur Sprache gebracht zu werden, als man von ihrer Ausführung eine außerordentliche Umwandlung aller beſtehenden Verhältniſſe erwartet, und die Aufmerkſamkeit der Gebildeten ſich auf ſie gezogen hat.

Die Verbindung der Colonien auf der Weſtküſte Südamerikas iſt mit Europa bisher auf drei Wegen unterhalten worden; über die Landenge von Panamá; um Cap Horn; im geringen Maaße

endlich auf den Landwegen über Cartagena nach Quito und Lima, oder durch Buenos-Ayres und Oberperu. Zum Verſtändniß ſpäterer Bemerkungen über den relativen Werth dieſer Straßen wird eine kurze Geſchichte des Handels an der Weſtküſte führen. Die Einwanderung der Eroberer richtete ſich dort faſt ausſchließlich auf Peru, einem lange Zeit mit beſonderer Vorliebe angeſehenen Lande, deſſen unkriegeriſche Einwohner der fremden Macht ſchnell unterworfen und in arbeitende Sclaven umgeſchaffen wurden. Die Gier nach großen und mühelosen Schätzen erhob das Land des Silbers zum erſten Sammelplatz von Menſchen, die zur ruhigen Induſtrie eben ſo unfähig als ihr ungeneigt waren. Mehr als zweihundert Jahre verſtrichen, ehe die Nachkommen jener Eroberer die andern Hülfsquellen Peru's zu benutzen lernten, und die einzigen Mittel des Austauſches blieben die edlen Metalle. In keinem andern Lande wuchſen die ackerbauenden Colonien mit ſolcher Langſamkeit, und ohne Zweifel liegt in der daher entſprungenen Abhängigkeit von fremdem Beiſtande der Grund des ſpäteren Verfalls und der unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche in unſerer Zeit dort allen Verſuchen, die Lage des Volkes zu verbeſſern, ſich entgegenſetzen. Gold und Silber haben ein ſo geringes Volumen, daß zu ihrem Transport ein ſonſt unbequemer Weg genügt, und ſo erregt es keine Verwunderung, daß die Spanier lange Zeit der Straße treu blieben, auf welcher die erſten Eroberer nach Peru und von da nach Chile gelangt waren. Der Handel folgte der vielbetretenen Bahn, über den Iſthmus von Panamá, ſowohl aus Gewöhnung, als aus Unkenntniß anderer Wege. Die Entdeckung des Cap Horn brachte keine Veränderung hervor, indem einmal der damalige Stand der Nautik eine Schifffahrt durch ſtürmiſche Meere und in großer Entfernung von Schutz bietenden Küſten oder befreundeten Häfen als außerordentliches Wagniß erſcheinen ließ, und außerdem die Geſetze ſpäterer Zeit Ergreifung des neuen Wegs nicht begünſtigten. Bekanntlich beſuchten die ſogenannten Galeonen zu beſtimmten Zeiten Cartagena und Portobello, und ein nach und nach zum Monopol geſteigerter Handel bildete ſich, ausſchließlich auf jene Plätze angewieſen, zwiſchen den weſtlichen Colonien und dem Mutterlande aus. Meſſen boten in feſten Perioden den amerikaniſchen Käufern Gelegenheit zur Anſchaffung eines einjährigen Bedarfs, jedoch unter ſehr beſchränkenden Bedingungen, ſo

daß die Waaren theils auf zeitraubenden und vertheuernden Wegen allein verbreitet werden durften, theils überhaupt dem Verkehr nach dem Innern nur ein geringer Spielraum blieb. So war es unter andern nicht erlaubt, eine zu Cartagena erkaufte Waare zu Land südlicher als Bogotá zu versenden; Quito und Peru waren daher gezwungen, ihre Einkäufe in Panamá zu machen, und zur See über Guayaquil oder Callao zu beziehen, und empfingen ihre Waaren in gewöhnlichen Fällen erst zwölf bis sechzehn Monate nach Absendung aus Spanien. Mancherlei Abgaben lasteten auf diesen Geschäften, denn außer dem Zoll bei der Landung in Amerika, dem erneueten Binnenzoll (Alcabala) bei dem Durchgange durch größere Städte, hatten die Waaren, indem sie größtentheils aus fremden Ländern stammten, schon in Spanien einen Eingangszoll entrichtet. Es ist nicht zu verwundern, daß die Amerikaner endlich dieser Verhältnisse müde wurden und zu ungesetzlichen Mitteln der Erleichterung griffen, nachdem ein zeitig entstandener, die Abkürzung des langen Weges bezweckender Plan unausgeführt geblieben war. Der schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sehr beträchtliche Schleichhandel erreichte, hundert Jahre später, als man Jamaica zur Niederlage gemacht hatte, einen in der Geschichte fast unerhörten Umfang. Ueber die Landenge und durch Ruderfahrzeuge kamen die Güter nach Paita, einem kleinen, in der Mitte einer Sandwüste isolirten Ort, der noch heutzutage den Sammelplatz der Schmuggler abgibt. Die spanische Regierung blieb, ungeachtet dieses verderblichen Unwesens und ihrer Unfähigkeit demselben zu steuern, noch manches Jahr dem veralteten System treu. Die einzige Ausnahme fand in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts statt, als man, durch politische Umstände gezwungen, einer bestimmten Zahl von französischen Schiffen erlaubte, den Handel von Chile und Peru eine Zeit lang zu besorgen. Zum erstenmal wurden bei dieser Gelegenheit kaufmännische Unternehmungen im größeren Maaßstabe am Cap Hern gemacht, und nebenbei durch Feuillé und Frézier Nachrichten über die Colonien der Westküste gesammelt, welche viele Jahre hindurch die einzigen geblieben sind, und selbst in unserer Zeit noch Werth besitzen. Mit dem Jahr 1778 fiel zwar das veraltete Institut der Galeonen, aber viele der beschränkenden Gesetze behielten volle Kraft. Die Fremden blieben von jeder Theilnahme ausgeschlossen; nur ihre

Wallfiſchfänger durften von nun an in gewiſſe Häfen einlaufen, um ſich von Neuem zu verproviantiren, und erhielten beiläufig eine Art von ſtillſchweigender Erlaubniß zur Schmuggelei, indem es ihnen nachgeſehen war, ihre Bedürfniſſe mit Waaren zu bezahlen. Ein großer Schritt, um die ſpätere Revolution der ſüdamerikaniſchen Handelsverhältniſſe herbeizuführen, war es, daß die ſeit der Aufhebung der Galeonen geſetzlich erlaubte Umſegelung des Cap Horn, in Folge zunehmender Erfahrung, viel von der Furchtbarkeit verlor, in welche die Vorzeit ſie kleidete. So geſchah es denn, daß der Weg über Panamá gradweis in Verfall kam, und kurz vor dem Ausbruche der bürgerlichen Unruhen nur von Reiſenden oder Truppen, ſelten aber zur Verſendung größerer Waarenladungen gebraucht wurde. Mit dem Freiwerden der Colonien und der Eröffnung der meiſten Häfen, nahm endlich der Handel die naturgemäße Richtung um Cap Horn auf ſo entſchiedene Weiſe, daß ſeit jener Zeit die Geſchäfte der Landenge mit Südamerika kaum noch Erwähnung verdienen. Während im Jahr 1832 allein in Valparaiſo unter 277 eingelaufenen Fahrzeugen ſich 80 Kauffahrer befanden, die mit vollen Ladungen direkt vom Cap Horn gekommen waren, ankerten in Chagres, auf der Nordſeite des Iſthmus, während des Jahres 1828 nur 17 Schoner, unter welchen nicht einer von Europa kam. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer unbedeutende Handel ſeitdem noch abgenommen habe, während die Schifffahrt um Cap Horn, wegen der außerordentlichen Steigerung der Geſchäfte, beſonders in Chile doppelt lebhaft geworden iſt. Wie unvortheilhaft ſelbſt die eingebornen Kaufleute der zweiten Klaſſe in Peru die Beziehung europäiſcher Produkte über Panamá gefunden haben müſſen, geht daraus hervor, daß anſtatt der ehemals gebräuchlichen großen Schiffe, jetzt nur etwa vier bis fünf Küſtenfahrer die Verbindung zwiſchen Callao und Panamá unterhalten.

Die Handelsſtraßen zwiſchen Peru, Chile und Europa zu Lande, über Cartagena und Buenos Ayres, haben nur dann Anwendung gefunden, wenn entweder Seekriege die Meere unſicher machten, oder die Parteikämpfe der neueren Zeit einzelne Provinzen des Innern von den gewöhnlichen Märkten abſchnitten. So hat wirklich Chile während der Verwirrungen ſeiner erſten Revolution eine Menge fremder Waaren vom Plata über die Cordilleren

erhalten, dafür aber, als in der argentiniſchen Republik ziemlich jedes Dorf mit dem andern Krieg führte, 1826 und 1827 die Provinzen Mendoza und San Juan ausſchließlich mit ihren Bedürfniſſen verſehen. Ehedem ſoll über Quito, wiewohl im Widerſpruch des Geſetzes, eine ziemliche Menge europäiſcher Produkte von der Küſte des Antillenmeeres nach Lima gelangt ſeyn; da aber dieſer Weg nicht allein ſehr lang, ſondern auch ſehr beſchwerlich iſt, ſo wird er jetzt nicht mehr gebraucht. Lebhafter iſt noch immer die Verbindung zwiſchen Buenos, Tucuman und den ſüdlichſten Gegenden von Bolivia, indem dieſe Staaten entweder nach Weſten durch Wüſten und unerſteigliche Bergketten begrenzt ſind, oder, wie Bolivia noch vor zwei Jahren, auf ihrem Küſtenantheile keinen tauglichen Hafen beſitzen. Sie haben daher es vorziehen müſſen, mit dem Plata in Verbindung zu bleiben, obwohl dieſe durch reißende und brückenloſe Ströme, durch bald ſumpfige, bald ſalzige und waſſerarme Steppen und hohe Gebirgszüge nicht wenig erſchwert wird. Bis Lima hat ſich die Verſendung europäiſcher Produkte von Buenos-Ayres aus in neueren Zeiten nie erſtreckt, denn Karavanen von zweiräderigen Karren, die, ungeachtet ihrer Beſpannung mit zehn und mehr Ochſen, im Laufe eines Tages höchſtens drei Meilen zurücklegen, oder Maulthiere, denen man bei längeren Reiſen nie über drei Centner aufpacken darf, ſind bei Entfernungen von mehr als 400 Stunden ein mißliches Transportmittel. Die neuen politiſchen Veränderungen, beſonders die Erwerbung von guten Häfen und der Wegfall der drückenden, von Peru mehr aus Haß als aus Nothwendigkeit aufgelegten Zölle, wird den Großhandel von Bolivia in ſeine natürlichen Kanäle zurückführen, und die Schifffahrt um Cap Horn vermehren.

Die empfindlichen Zeitverluſte und der geſteigerte Aufwand bei Befolgung der Handelsſtraße über den Iſthmus, haben verhältnißmäßig früh die Bewohner der Weſtküſte veranlaßt, auf die Mittel der Abkürzung und der Erleichterung zu denken. Zunächſt entſtand wohl die Idee, die Landenge durch Anlegung breiter Wege gangbar zu machen, denn die Durchſtechung derſelben erſchien wohl ſelbſt den kräftigen und kühnen Eroberern Peru's, ungeachtet ihrer ſonſtigen Bereitwilligkeit, zu abenteuerlichen Unternehmen, als ein rieſiges, die Kraft des Menſchen weit überſteigendes Werk. Gomara, ein Zeitgenoſſe und Vertrauter der Conquiſtadoren, und

daher ein höchſt achtungswerther Quellenſchriftſteller, ergreift jenen Plan mit Lebhaftigkeit, und widmete ihm ſogar ein beſonderes Capitel. In gewohnter Einfachheit ſpricht er ſich ſo aus: „Die Wege (über die Landenge) werden freilich ſchwer zu eröffnen ſeyn. Die Berge ſind zahlreich, dagegen aber gibt es arbeitende Hände. Gebt mir nur Einen, um das Werk zu unternehmen, denn ausführbar iſt es. Laßt dabei den Muth nicht ſinken, denn an Geld wird es nicht fehlen, indem daſſelbe in Indien, wo die Arbeit auszuführen bleibt, in Menge vorhanden iſt.“ Solche Worte verhallten indeſſen ungehört, und mit dem Feſtwurzeln des ſpaniſchen Syſtems ängſtlicher Beſchränkung, und dem Verſchwinden des kräftigen Geiſtes, der die Eroberer des ſechzehnten Jahrhunderts beſeelte, trat ſelbſt das Andenken an jenen Vorſchlag immer mehr zurück. Viel ſpäter entſtand die Idee eines ſchiffbaren Kanals von einem Meer zum andern, und gab Veranlaſſung zu den ſonderbarſten Spekulationen, mehr jedoch unter den Gelehrten als dem Kaufmannsſtande. War nun auch die Ausführung eines ſo coloſſalen Werkes eben nicht wahrſcheinlich, ſo fand das Mutterland es doch gerathen, mit ängſtlicher Wachſamkeit alle Verſuche zu verhindern, welche zur Kenntniß der wahren Beſchaffenheit des Iſthmus führen konnten. Harte Strafen drohten den Vorwitzigen, und kleine Forts wehrten ſelbſt den Kähnen der Eingebornen die Benutzung gewiſſer, durch Ueberlieferung bekannter Waſſerwege, während der Handel auf der angewieſenen Straße unter ſtrenger Aufſicht ſtand. Zwar ſcheinen dieſe Maaßregeln mehr vernachläſſigt worden zu ſeyn, ſeit die Umſchiffung des Cap Horn den Geſchäftsverbindungen eine ganz verſchiedene Richtung gegeben hatte, indeſſen iſt nur erſt nach Vertreibung der Spanier die Unterſuchung geſtattet, der Spekulation ein neues Feld geöffnet worden. In dem Congreſſe der Republik Columbien iſt ſchon in den erſten Jahren die Frage eines Durchſtiches mehrfach erörtert worden, indem man von der Ausführung deſſelben die wichtigſten und gedeihligſten Folgen erwartete. Entſcheidung blieb aber bei dem Mangel einer vollkommen genauen Kenntniß der Oertlichkeit dort eben ſo unmöglich als in Europa, wo unter den hunderten, durch die Freiwerdung der Colonien entſtandenen Plänen auch jenes alte Project wieder auftauchte, und manche Feder in Bewegung ſetzte. Fremde Völker glaubten die Bevormundung der Amerikaner

übernehmen zu müssen, und da die Hoffnung bedeutenden Gewinnes einen mächtigen Sporen abgab, so entstanden gar bald Vereinigungen, die auf mehr oder weniger günstige Bedingungen jenes, die Kräfte der neuen Staaten übersteigende Werk zu übernehmen wünschten. In den Vereinigten Staaten trat eine Gesellschaft zur Grabung des Riesenkanals zusammen, ehe es sicher war, ob der Staat von Panamá seine (am 28. Nov. 1821) ausgesprochene Unabhängigkeit zu behaupten im Stande seyn werde. Standen nun auch große Namen auf der Liste obenan, so gedieh doch das Ganze nicht über den Prospectus, und die Capitalisten — wenn solche überhaupt eine ernste Theilnahme beabsichtigten — fanden bald darauf in ihrem eigenen Vaterlande bessere Gelegenheit zur Anlegung großer Summen, als die gewaltigen Pläne, um den Westen und Norden durch Kanäle und Eisenbahnen mit der Küste zu verbinden, verwirklicht wurden. Nachdem Maracaibo (1822) gefallen, und somit die letzten bewaffneten Spanier von Columbiens Boden verschwunden waren, tauchten unter den zahllosen Projecten des damaligen Actienschwindels wiederum zwei auf den Isthmus bezügliche auf. Keines hatte jedoch besondern Erfolg, denn das in England entstandene erhielt keinen Beifall, blieb also ohne Resultate; das in Nordamerika entsprungene veranlaßte mindestens eine Vereinigung einiger Handelshäuser, und die Sendung von Beauftragten, welche theils die Oertlichkeit untersuchen, theils mit der columbischen Regierung Unterhandlungen anknüpfen sollten. In den nordamerikanischen Zeitungen jener Jahre finden sich einige, aber sehr sparsame Nachrichten über den Gang dieses Geschäftes. Nur so viel ist mit Gewißheit bekannt geworden, daß die columbische Regierung unannehmbare Bedingungen gestellt hatte, und daß die Bevollmächtigten nach kurzer Untersuchung sich entschieden gegen die Möglichkeit eines schiffbaren Kanals ausgesprochen hatten. Bolivar wendete 1827 seine Aufmerksamkeit auf den Isthmus von Panamá. Vielleicht geneigt, die Anlegung eines Verbindungsweges als Nationalwerk zu betreiben, sendete er vorläufig den englischen Ingenieur Lloyd dorthin. Haben nun auch der Krieg gegen Peru (1829) und besonders der bald darauf erfolgte Tod Bolivars, so wie die Auflösung Columbiens, die Ausführung auf unbestimmte Zeit verschoben, so verdanken wir doch jenen vorbereitenden Schritten die umständlichsten Nachrichten über die

Landenge, eine ausgezeichnete Charte und vorzüglich die Löſung der alten Zweifel über das relative Niveau beider Meere. Lloyd's Arbeiten erhoben Das zur beſtimmten Gewißheit, was die Nordamerikaner ſchon mehrere Jahre vorher, ohne ſpecielle Angabe ihrer Gründe, behauptet hatten, daß nämlich die Grabung eines Canals die menſchliche Kraft und die Mittel irgend eines Staates überſteigen würde, daß aber eine Eiſenbahn, wenn auch mit Schwierigkeit, ausführbar ſey, um ein Meer mit dem andern zu verbinden. Seit jener Zeit iſt in Congreſſen, beſonders aber in peruaniſchen Zeitungen viel und oft von demſelben Gegenſtande die Rede geweſen, indem man ihm eine unverdiente Wichtigkeit zuſchrieb; indeſſen iſt man bei Worten ſtehen geblieben und wird wohl ſchwerlich, wenn nicht ein beſonderer Stern dem zerriſſenen Columbien aufgeht, in den nächſten Jahrzehnten etwas Ernſtes unternehmen können.

Intereſſanter als die Geſchichte der Veranlaſſungen und der Entwickelung jenes Planes iſt die Unterſuchung ſeiner Ausführbarkeit, die ſowohl von der phyſiſchen Beſchaffenheit des Landes als auch von der vorauszuſetzenden Nützlichkeit im Falle des ſpäteren Gelingens abhängen wird. Nachdem hinlänglich bewieſen war, daß Durchſtechung des Iſthmus unmöglich ſey, hat man ſich um ſo eifriger für die vorgeſchlagene Eiſenbahn von Meer zu Meere erklärt. Die Frage, ob die Bildung des Bodens eine ſolche Verbindungsſtraße erlaube, ſoll hier nicht unterſucht werden, zumal da ſelbſt die vortrefflichen Arbeiten Lloyd's nicht genügen, um ein beſtimmtes Urtheil faſſen zu können, und das Nivellement allein nicht hinreicht, um die Ausführbarkeit des Planes über alle Zweifel zu erheben. Es gibt viele Umſtände, die der Förderung des großen Werks hinderlicher ſeyn dürften, als irgend eine Beſchaffenheit des Bodens. Wie groß werden nicht allein die mannigfachen Nachtheile ſeyn, die aus dem Mangel einer zahlreichen und arbeitſamen Bevölkerung entſpringen. Wo ſoll die Zahl von rüſtigen Händen aufgefunden werden, ohne welche ein Unternehmen von ſolcher Größe nie mit Schnelligkeit vorwärts ſchreiten kann? Nach Lloyd's ſehr in das Einzelne gehenden Angaben belief ſich die Geſammtzahl der Bewohner der Landenge im Jahre 1822 nur auf 100,000 Seelen, daß jene ſeitdem nicht zugenommen haben könne, dafür bürgen viele Umſtände. Colombien hatte ſeitdem noch ſeinen Kampf gegen Spanien auszufechten, wurde dann in Kriege mit ſeinen Nachbarn

verwickelt, und ist zuletzt ein Schauplatz von Unruhen und Gefechten innerer Parteien geworden. Diese Bürgerkriege und Revolutionen der Südamerikaner bewirken, theils durch die Barbarei der Kriegsführung, theils durch ihre oftmalige Wiederholung eine weit größere Entvölkerung, als man in Europa anzunehmen geneigt ist, wo man mit Lächeln die schwülstigen Schlachtberichte der kleinen Häuptlinge liest, weil am Ende der ganze Verlust beider Heere auf fünfzig Mann geschätzt wird. Die Nichtwiederkehr der Männer eines kleinen Dorfes aus dem Kriege, wird in Südamerika, wo die Niederlassungen oft nur isolirte Punkte darstellen, und Colonisation sehr langsam vorrückt, weit schmerzlicher empfunden, als in Europa die Vernichtung eines ganzen Regiments. Auch ohne diese Verminderung wird die Bevölkerung des Isthmus immerhin wenig seit jener Zählung zugenommen haben, denn in den niedrigen und heißen Gegenden Amerikas pflanzt sich der Mensch nicht mit der Schnelligkeit fort, wie in den Vereinigten Staaten oder in Chile. Einwanderungen haben die Volkszahl nicht vermehrt, indem diese nie mit Erfolg nach einem Lande unternommen worden, dessen Klima dem Weißen und besonders dem Europäer nicht zusagt, hin und wieder sogar als das Verderblichste der Welt auftritt. Jene Bevölkerung lebt aber über einen weiten Raum zerstreut, kennt wenige Bedürfnisse, und hält Unthätigkeit so sehr für das höchste Glück der Erde, daß sie bisweilen lieber eine Entbehrung ertragen, als arbeiten mag. Auf sie ist also nicht zu rechnen, selbst wenn die Zahl der arbeitsfähigen Männer doppelt größer wäre. Die Nachbarstaaten sind eben so wenig im Stande, die Arbeiter zu liefern, denn Colombien befindet sich nicht in der Lage von Nordamerika, wo stets Tausende von getäuschten Emigranten es für ein Glück halten, wenn sie endlich bei öffentlichen Bauten Arbeit erhalten können; es besitzt nicht jene thätige und speculative Bevölkerung, die sich und ihre Habe schnell nach Punkten versetzt, wohin die Aussicht des Gewinnes sie lockt, und eben so geschwind an den Ufern eines neuen Canals eine Stadt erbaut, als mit ruhiger Ergebung und Ausdauer an der fernsten Gränze eine Colonie begründet. Man hat sowohl in Nordamerika als in Colombien bei Besprechung des großen Projectes diesen Umstand erwogen und verschiedene Abhilfsmittel vorgeschlagen. Mag eine kaum verzeihliche Unkenntniß klimatischer Einflüsse oder rohe Selbstsucht die

Veranlassung gegeben haben, so bleibt der öffentlich aufgestellte Plan, mehrere Tausende von Irländern in ihrer Heimath oder in Nordamerika anzuwerben und zur Betreibung jenes Straßenbaues zu verwenden, einer der thörigsten, um nicht zu sagen, der herzlosesten unserer Zeit. Kein Weißer widersteht den Einwirkungen eines westindischen Klimas, wenn Mangel, Vernachlässigung und harte Arbeit sich mit denselben verbinden, und eine alte Erfahrung lehrt, daß keine Vorsorge jene furchtbarste aller Krankheiten, das schwarze Erbrechen, am Ausbruche hindere, wo eine größere Zahl von nicht anklimatisirten Europäern einige Zeit versammelt bleibt. Unter jenem Himmel ist übrigens der Weiße nur ein mittelmäßiger Arbeiter, denn wenn es auch ein Vorurtheil ist, daß der Europäer von dem Tage seiner Landung an immer schwächer werde, so ist doch nicht zu läugnen, daß seine Kräfte sich leichter erschöpfen, und daß Krankheit oder Tod erfolgen, wenn er, sey es aus Charakter oder Pflichtgefühl schweren Handarbeiten sich rüstig und unverdrossen unterzieht. Keine Beschäftigung ist in tropischen Ländern dem Europäer so verderblich, als die Ausrottung von Wäldern und die Urbarmachung eines jungfräulichen Bodens; selbst unter den Negern erreicht die Sterblichkeit bei Anlegung neuer Pflanzungen nicht selten eine wahrhaft erschreckende Höhe. In den niedrigen Küstenstrichen um das Antillenmeer vermag keine Vorsicht gegen die gefährliche Einwirkung der Dünste zu sichern, die nach Fällung des Urwaldes dem zum ersten Male von den Sonnenstrahlen getroffenen Boden entsteigen. Selbst im Innern des Continents ist dieselbe Gefahr, wenn auch im geringern Grade, vorhanden; auch der wilde Indier vermeidet seine neu angelegte Pflanzung in den ersten Monaten zu bewohnen, und haust einstweilen im Wald oder am dichtverwachsenen Flußufer. Die Nordseite des Isthmus steht, in Bezug auf Ungesundheit, mehreren Gegenden der Küste Afrikas nicht nach, wo Matrosen nicht einmal an das Land geschickt werden dürfen, um Brennholz zu suchen, weil lebensgefährliche Fieber die Folge sind. Wie sollen unter solchen Umständen europäische Arbeiter die Wälder lichten, die Hügel abgraben und den Boden für die Bahn ebnen, ohne in wenigen Monaten auf den vierten Theil ihrer ursprünglichen Zahl zusammen zu schmelzen? Durch Negersclaven sind jene nicht zu ersetzen, denn Colombien besitzt keine solche; sie auf den Antillen zu erkaufen, würde unermeßliche

Geldmittel erheischen und könnte, ohne Verletzung allgemein angenommener Gesetze, nicht geschehen. Diesen Mangel an Arbeitern vermögen gewöhnliche Mittel nicht zu bewältigen, denn daß es Bolivar in wenigen Monaten gelang, den Landweg nach Panamá für die Abgeordneten des erfolglos gebliebenen Congresses herzustellen, bildet keinen Einwurf, indem die Erweiterung eines alten Saumthierpfades der Anlegung einer Eisenbahn durch Wälder und Sümpfe nicht gleichzustellen ist. Die Lebensmittel für einige Tausend von gleichzeitig angestellten Arbeitern aufzufinden, würde eine andere nicht minder schwer zu lösende Aufgabe bilden. Die weitverstreute Bevölkerung des warmen Amerika ist nicht gewohnt, Vorräthe aufzuhäufen, wie die Bewohner des Nordens, wo ein langer Winter und die Möglichkeit einer Mißernte besondere Vorsicht erzeugen. Jene lebt vielmehr unbesorgt von einem Monat zum andern, denn warum soll sie den von jeher fruchtbaren Boden mit Mißtrauen betrachten, oder an einem Klima zweifeln, das mit unverbrüchlicher Regelmäßigkeit in jeder Jahreszeit neue Früchte reifen läßt? Die Produkte des tropischen Ackerbaues sind außerdem zum großen Theil von solcher Art, daß ihre längere Aufbewahrung ohne Verderbniß unmöglich ist. Die nahen Staaten Nordamerikas vermöchten zwar irgend eine Quantität von Provisionen zu liefern, indessen würde auf diese Art der Aufwand außerordentlich gesteigert werden. Gerade dieser Punkt aber ist von ausnehmender Wichtigkeit, denn auch ohne einzelne Angaben läßt sich leicht genug folgern, daß die Kosten des Unternehmens überhaupt alle gewöhnliche Grenzen übersteigen würden. Es ergibt sich dieses, wenn man nur einigermaßen den Werth der Arbeit in Amerika kennt, und sich an den Aufwand bei anderen bei weitem weniger schwierigen und ungewohnten Geschäften erinnert. In den Küstengegenden des warmen Amerika erhält auch der geringste Handarbeiter täglich drei Realen oder einen halben Thaler, und außerdem die Nahrung; in den Städten Westindiens, in Guayaquil und Lima und wo sonst ein lebhafter Verkehr herrscht, zahlt man zu Zeiten noch mehr für einen gemietheten Sclaven. Handwerker machen noch weit höhere Forderungen; in Cuba ist es nicht ungewöhnlich, dem weißen Zimmermanne, zumal wenn er zugleich Maschinenbau versteht, zwei spanische Thaler für jeden Arbeitstag zu zahlen. Da Colombien eben so wenig einen Ueberfluß an tüchtigen Handwerkern hat als die übrigen Colonien der

Spanier, ſo würde die Berufung derſelben aus Europa oder den Vereinigten Staaten erfolgen müſſen und dabei Erfahrungen gemacht werden, wie die verſchollenen engliſchen Bergwerksgeſellſchaften ſie ſammelten, als ſie unter Andern fremde Ziegelſtreicher nach Chile und Metallarbeiter nach Peru verſchrieben, weil in dem erſten Lande Niemand das Material zu größeren Schmelzöfen zu machen verſtand, und in dem letzteren die Kunſt mehrzöllige Schrauben zu verfertigen ganz unbekannt war. Wir laſſen es, als zur vorliegenden Unterſuchung nicht gehörig, dahin geſtellt ſeyn, ob die Herbeiſchaffung jener ungeheuren Capitalien möglich ſeyn dürfte, ſeit in Europa überall große Werke von entſchiedenem Nutzen begonnen worden ſind. Man dürfte beiläufig wohl über amerikaniſche Actienunternehmen zu viele bittere Erfahrungen geſammelt haben, um auf die Garantie eines von jenen neuen Staaten große Summen zu wagen. Die zunächſt in Handel mit der Weſtküſte intereſſirten Häuſer der Fremden zu Lima und Valparaiſo ſind wegen genauer Kenntniß der Verhältniſſe ſogar dem ganzen Plan entgegen und werden ihm eben ſo wenig große Summen opfern wollen, als einſt den Bergwerksgeſellſchaften, an welchen ſie, was vielleicht nicht allgemein bekannt iſt, keinen oder geringen Antheil nahmen. Wo übrigens das Geld ſo hohen Werth hat, daß man, ohne beſonderem Wagniß ſich ausſetzen zu müſſen, drei Procent monatlich für Darleihen erhalten mag, können Verheißungen eines fernen und unſichern Gewinnes keinen Anklang finden. Colombien mag ſein Recht, die Bahn zu bauen, ſich vorbehalten, wird aber in vielen Jahren nicht vermögen, es ohne fremde Hülfe zu benutzen.

Die Ausführbarkeit des Projectes wird nicht wenig durch die Frage bedingt, ob überhaupt ein neuer Verbindungsweg mit dem großen Ocean, außer den gebräuchlichen, nöthig ſey, ob ein ſolcher nach gelungener Herſtellung Nutzen bringen könne? Wenn der Kaufmann neue Handelsſtraßen zu eröffnen unternimmt, ſo können ihm nicht mehr als zwei Abſichten vorſchweben, entweder will er noch unbeſuchte Länder in ſeinen Kreis ziehen, oder ſich zu den älteren Schauplätzen ſeiner Thätigkeit einen näheren und daher wohlfeileren oder einen gefahrloſeren Zugang bahnen. Die Erreichung der erſteren Abſicht wird ſtets zuerſt im Kleinen verſucht, und jeder Handel durch Flotten iſt gradweis aus Unternehmungen mit vereinzelten unbedeutenden Fahrzeugen entſtanden. Erſt mit dem

geſteigerten Bedürfniß der Käufer oder der Zunahme des Verkehrs vermehrt der Kaufmann ſeine Mittel, leitet aber nie eine neue in ihren Reſultaten ungewiſſe Verbindung durch Herſtellung coloſſaler Werke ein. Zu den noch wenig beſuchten, dem Handel künftiger Zeiten jedoch vielverſprechenden Ländern jenſeits des Iſthmus gehört die Nordweſtküſte Amerika's. Allerdings würde die Verbindung über Panamá den Weg zu ihr, namentlich von den Vereinigten Staaten aus, um mehr als die Hälfte abkürzen, folglich Koſten erſpart werden, ſelbſt wenn die Löſchung, der Landtransport und neue Verladung bedeutenden Aufwand verurſachte, was beiläufig ein Umſtand von genugſamer Wichtigkeit iſt, um ihn weiter unten beſonders zu erörtern. Allein jener lange Küſtenſtrich von Californien bis zu den ruſſiſchen Niederlaſſungen liegt im Zuſtande urſprünglicher Wildheit und bietet der Speculation nur ein beſchränktes Feld. Engliſche und Nordamerikaniſche Schiffe beſuchen erſt ſeit 1792 jene Gegend und treiben mit den rohen Ureinwohnern einen gefährlichen Handel um Pelzwerk, dem einzigen, aber durch beſtändige Nachfrage immer ſeltener werdenden Produkt eines wenig fruchtbaren, zur Begründung großer Colonien nicht überall geeigneten Landes. Noch iſt es ſelbſt den raſtloſen und unternehmenden Bürgern der Vereinigten Staaten nicht gelungen, dort bleibend Fuß zu faſſen, ungeachtet zu ihrem Beſten durch öffentliche Expeditionen und kaufmänniſche Unternehmen eine Menge von werthvollen Erfahrungen geſammelt worden ſind. Daher eröffnet ſich dort keine ſichere Ausſicht eines bedeutenden Verkehrs mit neuen, ſchnell erblühenden Colonien; denn unter einem rauhen Himmel und in der Mitte von Völkern ohne Fähigkeit zur Cultur, iſt ihre Befeſtigung und ihr Wachsthum allein ein Werk der Zeit. Die Unbeſtimmtheit des Ausganges ihrer Speculation veranlaßt gegenwärtig manche der nach der Nordweſtküſte beſtimmten Schiffe die Umſegelung des Cap Horn und den Beſuch von Chile und Peru als einen Vortheil zu betrachten. Gleichſam hauſirend ziehen ſie von Hafen zu Hafen und verkaufen die für jene Märkte eingenommenen Waaren, ehe ſie mit einem Reſte von groben Manufakturen und anderen Tauſchmitteln ihrer eigentlichen Beſtimmung zueilen. Mit dem erlangten Pelzwerk ſegeln ſie nach China und kehren wohl bisweilen mit neuer Ladung nach Südamerika zurück, ehe ſie, nicht ſelten mit dem Gewinn einer dreifachen Speculation, ihrer Heimath wiederum zuſteuern. Es bedarf kaum der Erinnerung,

daß dieſe Art von Geſchäftsbetrieb, die übrigens auch in Bezug auf den Handel mit den Inſeln des großen Oceans von andern Fahrzeugen nachgeahmt wird, einen Weg über die Landenge nicht erheiſche. Daſſelbe gilt im noch ſtrengeren Sinne von den Wallfiſchfängern, die heutzutage ſo eingerichtet ſind, daß ſie den Ertrag eines zweijährigen, nicht ſelten von Neuſeeland bis Japan ausgedehnten Kreuzzuges ohne Unbequemlichkeit verladen, und es nicht angemeſſen finden können, denſelben über Panamá nach Nordamerika und England zu ſenden, um dann in Ballaſt heimzukehren.

Der großartige Handel mit dem civiliſirten China ſcheint vor allen einen, die Abkürzung des gebräuchlichen, aber langen Weges bezweckenden Plan zu rechtfertigen. Wirklich iſt auch ſeit alten Zeiten gerade dieſer Geſichtspunkt am meiſten hervorgehoben worden, wenn man über Durchſtechung des Iſthmus ſprach. Seit die Unmöglichkeit derſelben nicht mehr bezweifelt wird, hat man vorgeſchlagen, mindeſtens Panamá zum Stapelplatze zu erheben und künftig weder die Spitze Afrikas noch Amerikas zu umſegeln. Für die Nordamerikaner iſt der Handelsweg über den Iſthmus kürzer und vortheilhafter, nicht aber für die Europäer, denn die Reiſe nach Chagres dauert von England in der Mittelzahl 50 Tage, jene nach dem Cap der guten Hoffnung 60 Tage. Mit der Fahrt durch das ſtille Meer verändert ſich dieſes Verhältniß, denn dieſe iſt allein von Panamá nach China ſchnell und folglich vortheilhaft, wird aber zum Gegentheil bei der Fahrt nach Oſten, indem die herrſchende Richtung der Winde im großen Ocean zwiſchen den Tropen der im atlantiſchen Meere gewöhnlichen gleicht. Die Reiſe von Lima nach Canton wird in 75 bis 80 Tagen gemacht, die Rückkehr hingegen erfordert allemal 130 bis 140 Tage. In weit kürzerer Zeit gelangt ein Schiff von China um das Cap der guten Hoffnung ſowohl nach Europa, als nach den Vereinigten Staaten. Unter zehn Chinafahrern, welche faſt gleichzeitig während der erſten Monate 1826 in New-York und Philadelphia einliefen, hatte keiner mehr als 112 Tage, einige ſogar nur 95 Tage auf der See zugebracht. Da in den günſtigſten Fällen eine Reiſe von Chagres nach den nördlichen Häfen der Vereinigten Staaten 15 bis 30 Tage dauert, ſo ergeben ſich für die Reiſe von Canton nach Panamá und von der Nordſeite des Iſthmus bis New-York mindeſtens 150 Tage, folglich 30 Tage mehr als auf dem gebräuchlichen

Wege. Ein ſolcher Zeitverluſt iſt bei großen Schiffen wegen den laufenden Koſten von Bedeutung; abgeſehen davon, daß der günſtige Ausgang einer Speculation nicht ſelten von der Schnelligkeit derſelben abhängt. Geſetzt aber, man wollte auf dieſen Uebelſtand keine Rückſicht nehmen, ſo bleiben doch die Nachtheile und baaren Koſten des Transportes über Land für alle Zeit die wirkſamſten Einwürfe gegen das Project. Eine Schiffsladung von 300 Tonnen iſt bei den beſten Vorkehrungen unter 12 Tagen nicht zu löſchen, erfordert aber 16 bis 20 Tage zur neuen Verladung. Die Koſten dieſes Geſchäfts ſind überall bedeutend und würden in vorliegendem Falle noch durch die Speſen des Transportes auf der Eiſenbahn ſehr erhöht werden, obwohl dieſe übrigens als wohlfeilſtes Verbindungsmittel angeſehen werden mag. Wer kann wohl vorausſagen, wieviel die Magazingelder und der Schaden betragen möchten, den alle Waaren durch Wiederholung der Verladung erleiden, und wie hoch ſich die Verluſte an Gegenſtänden belaufen würden, die den Aufenthalt in einem heißen und feuchten Klima nicht lange ohne Verderbniß ertragen? Dieſe Punkte ſind von größter Wichtigkeit, denn eine nur annähernde, von den niedrigſten Annahmen ausgehende Berechnung beweiſ't, daß die Verſendung einer Ladung um Afrika nach Canton oder von da zurück nach Europa, um ein Drittheil wohlfeiler und unverhältnißmäßig ſicherer ſeyn würde, als über den Iſthmus. Was von dem Handel nach China geſagt wurde, gilt aber in noch höherem Maaße von der Verbindung mit dem britiſchen Indien. Die Landenge zum Stapelplatz oder Magazine der halben Welt zu erheben, ſo daß z. B. kein Europäer mehr nach China auf dem gewöhnlichen Wege ſegelte, ſondern ſeinen Thee u. ſ. w. in Amerika kaufte, geht ſchon aus ganz einfachen kaufmänniſchen Gründen nicht an.

In Bezug auf Südamerika hat man eben ſo irrig aus der Gangbarmachung des Iſthmus eine vollkommene Umwälzung der jetzigen Handelsverhältniſſe prophezeihen zu dürfen gemeint. Mag vor der Hand der Punkt ganz unberührt bleiben, daß es eben kein leichtes Unternehmen iſt, den Strom äußerſt großartiger Geſchäfte in ein neues und ſehr ungewöhnliches Bett zu leiten, ſo wird dafür die Erwägung der Frage, ob die Natur, ob die Produkte, ob die bürgerlichen Verhältniſſe jener Länder dem Vorhaben günſtig ſind, um ſo mehr eine Antwort verdienen. Die Natur ſetzt ſich der

Verbindung der Weſtküſte mit der öſtlichen Welt über die Landenge entſchieden entgegen. In der Südhälfte des großen Oceans wehen, bis 18 — 24 Längegrade weſtlich von der amerikaniſchen Küſte, im größten Theile des Jahres nur Süd- und Südweſtwinde. Zwiſchen dem Wendekreiſe und dem Aequator wechſeln ſie faſt nur mit Windſtillen, weiter nach Süden weichen ſie im Winter zwar gewaltigen Nord- und Nordweſtſtürmen, wehen aber dafür während acht bis neun Monaten mit einer außerordentlichen, nicht ſelten zum Sturme ausartenden Stärke. Zu ihnen geſellen ſich jene nur erſt ſeit einigen Jahren genau erforſchten Strömungen, die an manchen Küſtenpunkten von Peru und Chile eine Geſchwindigkeit von fünf bis ſechs engliſchen Meilen in der Stunde entwickeln, und im Sommer, wenn lange Zeit der Südwind herrſcht, ſogar noch ſchneller werden können, und indem ſie eine große Maſſe erkälteter Gewäſſer aus den höchſten Breiten nach Peru bewegen, wie man glaubt, das ſonderbare Klima des letzteren Landes hervorbringen. Nothwendig müſſen dieſe Umſtände alle Reiſen „aufwärts,“ wie man dort ſagt, d. h. nach Süden, ſehr erſchweren, ungeachtet der Fortſchritte der Nautik und Schiffsbaukunſt, der gekupferten Böden, der richtigeren Stellung der Maſte und der beſſeren Verhältniſſe der Segel, die es zuſammen jetzt wohl möglich machen, eine Reiſe gegen die herrſchenden Winde zu unternehmen, aber nimmermehr es dahin bringen können, daß der Aufwand von Zeit nicht vielfach größer wäre, als bei einer mit günſtigem Winde unternommenen Fahrt. An den Küſten von Peru reiſt man auf langſamen Maulthieren durch Wüſten von Flugſand noch heutzutage ſchneller von Norden nach Süden als an Bord des beſten Segelſchiffes. Man erreicht von Guayaquil ohne große Anſtrengung Lima auf dem Landwege in 20 Tagen, aber noch 1832 brauchte das peruaniſche Schiff Soledad, um dieſelbe Entfernung auf der See zurückzulegen, 200 Tage. Sind nun auch ſolche Fälle ungewöhnlich, indem gut geführte und gekupferte Fahrzeuge nur 30 Tage bedürfen, ſo erinnern ſie doch an eine lange bezweifelte und in der That lächerliche Geſchichte Ulloa's, des Inhaltes, daß ein von Paita nach Callao beſtimmtes zum vielmaligen Einlaufen genöthigtes Fahrzeug lange genug auf der Reiſe blieb, um den vor der Abreiſe eben neu verheiratheten Schiffer nicht nur Vaterfreuden an Bord erleben zu laſſen, ſondern ſogar zu geſtatten, ſeinen Nachkommen ſo weit groß

zu ziehen, daß dieſer bei endlicher Landung in Callao zu leſen wußte. Daß gute und von Europäern commandirte Schiffe noch jetzt ſehr lange Reiſen machen können, bewies vor einigen Jahren eine von Callao nach Islay (6° Br. Unterſchied) beſtimmte holländiſche Brigg, welche, müde des fruchtloſen Ankämpfens gegen den Südwind, nach 40 Tagen zu dem erſten Hafen zurückkehrte, ohne ihre Beſtimmung erreicht zu haben. Zur Zeit der Spanier wurden die Güter entweder zu Land nach Süden geführt oder in Küſtenfahrern verladen, die ſo langſam von Hafen zu Hafen ſich fortarbeiteten, daß ein Waarenballen auf der Reiſe von Lima bis Valparaiſo wohl 8 bis 10 Monate zubrachte. Die europäiſchen Seeleute haben zwar dadurch, daß ſie ſich um 12 bis 16 Längegrade von der Küſte entfernen, ein Mittel gefunden, um die Reiſe abzukürzen, indeſſen geht in Verhältniß der Entfernung noch immer ſehr viel Zeit verloren. Die Fahrt von Callao nach Valparaiſo dauert gewöhnlich 25 bis 30 Tage, rückwärts 8 bis 10 Tage, von Valparaiſo nach Conception (3½° Br. Unterſchied) 14 Tage, rückwärts oft nur 24 Stunden. Die Reiſe von Panamá nach Valparaiſo erfordert in der Mittelzahl 60 Tage, von Chagres nach Europa 50 Tage; die Löſchung der Ladung, Transport und neue Verladung zu 30 Tagen angenommen, ergiebt ſich eine Summe, die ohne Weiteres die Vorzüglichkeit des Wegs um Cap Horn beweiſt, indem zufolge einer einjährigen Hafenliſte die Reiſe von den Vereinigten Staaten und Europa bis nach Valparaiſo im Durchſchnitt 110 Tage erfordert, wenn gleich einzelne Schiffe von Liverpool und Bordeaux nicht ſelten in 95 Tagen ankommen. Abgeſehen von der größeren Zeiterſparniß gilt auch hier das ſchon oben Geſagte von dem Vortheile einer ununterbrochenen Reiſe, folglich von der Vermeidung aller neuen Verladungen und ihrer Speſen. Die ſanguiniſchen Vertheidiger des Handels über Panamá haben jene natürlichen Hinderniſſe nicht in Abrede ſtellen können, aber behauptet, daß Dampfſchifffahrt nirgends mit mehr Vortheil anzuwenden ſeyn würde, nirgends einen herrlichern Schauplatz finden könne, als an jenen Küſten. Leider iſt aber vergeſſen worden, daß das wichtige Bedürfniß, die Steinkohle, nur in Chile, unfern der Küſte, vorkommt, wo ſie aber obenein von ſchlechter Beſchaffenheit iſt, und die gefährliche Eigenſchaft leichter Selbſtentzündbarkeit im höchſten Grade beſitzt. Peru liefert bekanntlich kein Brennholz,

denn weſtlich von den Anden wächst nur ein niedriges Geſtrüpp; Steinkohlen fand man wohl, doch bis jetzt nur in der Region des ewigen Schnees, alſo in Entfernungen und Gegenden, zu welchen kaum Saumthierpfade führen. Uebrigens iſt der Verſuch, mit Dampfſchiffen ſich von den Winden unabhängig zu machen, im ſtillen Meere ſchon mehrmals, aber immer ohne Erfolg, unternommen worden, denn ſelbſt der ausdauernde Lord Cochrane ſah ſich gezwungen, ein aus England für ihn angekommenes Dampfboot in ein gewöhnliches Segelfahrzeug zu verwandeln. Aus dieſen Umſtänden geht hervor, daß nur die Ausfuhr der Weſtküſte, indem ſie der Richtung jener herrſchenden Winde folgt, über den Iſthmus betrieben werden könnte. Zufällig ſind aber gerade die Erzeugniſſe von Chile und Peru entweder nicht von groſſer Bedeutung, oder ſie beſtehen aus Metallen, die bei groſſem Werthe wenig Volumen beſitzen. Peru hat auſſer ſeinem Silber und Salpeter Nichts zu bieten, was im europäiſchen Handel in gröſseren Mengen geſucht würde, dieſe zwei Artikel ſind daher die gewöhnlichen Ausgleichungsmittel, während Chinarinden, Vicuna u. ſ. w. nur nebenbei vorkommen. Chile liefert auſſer der baaren Bezahlung noch Kupfer und Häute, denn ſeine übrigen Erzeugniſſe: Holz, Getreide, Wein, Früchte, getrocknetes Fleiſch, Seife und einige grobe Manufacturen, finden nur in den Nachbarſtaaten einen Markt. Eine Ausfuhr, wie die angegebene, bedarf wohl keines neuen Weges; abgeſehen davon, daß ſie am bequemſten durch die Schiffe beſorgt wird, die, wie gezeigt wurde, den Einfuhrhandel ſtets um Cap Horn betreiben müſſen, ſchwerlich in Ballaſt heimkehren werden, und ſchon jetzt ſo niedrige Frachtſätze beobachten, daß eine noch gröſsere Wohlfeilheit, es ſey auf welchem Wege es wolle, unmöglich erlangt werden kann. Kupfer, der Stapelgegenſtand von Chile, bezahlte bisher für die Schiffstonne bis England 5 Pfund Sterling, und edle Metalle, ſowohl geprägt als in Barren, mag jeder Kaufmann mit unbeträchtlichen Koſten und der höchſten Sicherheit nach Europa ſpediren, indem fremde Kriegsſchiffe entweder umſonſt, wie die franzöſiſchen, oder wie die engliſchen und nordamerikaniſchen, für die ſehr geringe Fracht von 1½ Procent für Gold, 2 Procent für Silber den Transport übernehmen. Da die Aſſecuranz bei Verſchiffung an Bord der Kriegsſchiffe nur 1 bis 1½ Procent beträgt, und die Sicherheit nicht gröſser ſeyn kann, ſo ſind wohl genugſame Gründe zur

Beibehaltung dieſer Verſendungsart vorhanden. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß die Aſſecuranz nicht ſelten unterlaſſen wird, was nicht leicht ein Kaufmann auf dem Wege über den Iſthmus und durch das nie vollkommen ſichere Antillenmeer zu thun wagen würde.

Das ſo weit Angeführte beweiſt wohl, daß die Vortheile der Verbindung zweier Meere über die Landenge von Panamá überſchätzt worden ſind, und daß man bei Unterſuchung dieſer Frage von allgemeinen Anſichten ausgegangen ſey, auf Oertlichkeit und altbeſtehende Verhältniſſe aber keine Rückſicht genommen habe. Man darf ohne Beſorgniß einer gründlichen Widerlegung behaupten, daß, wenn der Handel von Peru bis heute auf dem Wege des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts betrieben worden wäre, und nun erſt die Entdeckung des Cap Horn erfolgte, eine Revolution in der Richtung der Verbindungen erfolgen würde, derjenigen ähnlich, welche einſt durch Findung des Weges von Afrika nach Indien eintrat. Wohl mag Panamá dereinſt eine gröſtere Wichtigkeit erlangen, und einen Theil des Handels an ſich ziehen, der jetzt um Cap Horn geführt wird, allein dieſes ſetzt eine Veränderung von Umſtänden und neue Schöpfungen voraus, welche nicht das Werk eines Menſchenalters ſeyn können. Wenn Californien und die ganze Nordweſtküſte mit blühenden Pflanzſtädten bedeckt ſeyn werden, wenn überhaupt im Weſten der nordamerikaniſchen Anden civiliſirte Menſchen die ehemalige Heimath roher Indier behaupten, mag mehr als eine große Straße die engſten Theile des Continents in Nicaragua oder Panamá kreuzen, die Wanderungen oder Verbindungen der Völker befördern, aber auf den Süden des Welttheils wird keine dieſer Neuerungen einen bedeutenden Einfluß üben.

Weit jünger, als der ſo weit beſprochene Plan, iſt die Idee, eine große Handelsſtraße quer durch den Continent von Südamerika zu legen, und die von der Natur gebotenen Hülfsmittel zur Herſtellung einer näheren und vortheilhafteren Verbindung zwiſchen den weſtlichen Colonien und Europa zu benutzen. Es iſt wohl anzunehmen, daß ſchon die erſten Beſchiffer, durch den Anblick der Fluthen des Amazonenſtromes, der Mündungen von unbekannten, aber mächtigen Confluenten, und der Länge des Laufes bis zum atlantiſchen Meere ergriffen, an die Möglichkeit einer großen

Waſſerſtraße gedacht haben, allein es dürfte nicht nachzuweiſen ſeyn, ob irgend einer der unternehmenden Reiſenden des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts über die Hinwerfung noch vorhandener, aber unbeſtimmter Andeutungen hinausgegangen ſey. Jedenfalls befanden ſich die Colonien zu jener Zeit noch zu ſehr im Jugendalter, um ein ernſtlicheres Streben veranlaſſen zu können, und daher wird es wahrſcheinlich, daß der Vicekönig Armendariz der erſte Spanier geweſen ſeyn mag, der die Beſchiffung des Amazonas und Coloniſirung ſeiner Ufer der Regierung vorſchlug, nachdem die, (ſeit 1732) ſich nach Weſten ungebührlich ausdehnenden, Portugieſen von Pará mit Mühe zurückgedrängt worden waren. Die Feſtſetzung der weltlichen Macht in dem ziemlich unabhängigen Reiche der Miſſionen konnte den Jeſuiten ſchwerlich gefallen, und da außerdem das Mißtrauen zu Madrid keine Neuerungen geſtattete, ſo unterblieb die Ausführung des Vorhabens. Die Reformen der Handelsgeſetze von 1778 riefen unter den Bewohnern von Quito und dem öſtlichen Peru den Wunſch, mit Pará handeln zu dürfen, hervor. Die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dort erſchienenen Zeitſchriften ſprechen ihn häufig aus, oder ſuchen anderemale die Möglichkeit und die Vortheile der Flußfahrt zu beweiſen. Die nichtsweniger als nachbarlichen Geſinnungen der Portugieſen würden aber, Falls die ſpaniſche Regierung ihre Zuſtimmung gegeben hätte, damals jeden Verſuch verwehrt haben, und deßhalb wurde der Handel auf das Grenzfort am Strome beſchränkt, und als Monopol, beiläufig einer ſehr armſeligen Art, von einigen Häuſern zu Pará betrieben. Die Revolutionen änderten dieſe Verhältniſſe ſchneller als man erwartet hatte; die letzten Vertheidiger der königlichen Rechte flohen, der Biſchof von Mannas an der Spitze, den Strom hinab, welcher, da auch in Braſilien gar Vieles ſich verändert hatte, ſeit dieſer Zeit den Unternehmenden geöffnet, wenn auch noch länger unbeachtet blieb. Dieſelbe Revolution hatte inzwiſchen die bevölkerten und civiliſirten Theile Perus in die traurigſte Lage geſtürzt. Die Verarmung war allgemein, denn der Bergbau, die einzige Quelle des ſprichwörtlichen Reichthums, war zerſtört, und mit Schrecken erkannte man, auf welchen unſicheren Grundlagen der ehemalige Wohlſtand beruht hatte. Der Ackerbau war nie mit Ernſt betrieben worden, denn man hatte es vorgezogen, von den Nachbarn alle Bedürfniſſe für baare Zahlung zu erkaufen, und

unbebaute Wüſten lagen nicht ſelten in der Nähe großer Städte. Dieſelben Urſachen hatten zu aller Zeit das Aufkommen eines einheimiſchen Gewerbfleißes gehindert. Während des auf dem günſtigen Boden Perus lange fortgeſetzten Kampfes hatte der Handel ſeine natürlichen Wege ergriffen, denn die Abhängigkeit anderer Provinzen war verſchwunden, und fremde Flotten fanden in den Häfen von Chile und dem weſtlichen Columbien überall Zutritt, ſo daß die Bewohner, von nun an ohne die Vermittlung Perus, ihre Bedürfniſſe vom Auslande bezogen, und ihre eignen Erzeugniſſe verkauften. Auf die Beſiegung der Spanier folgte der bis heute noch ungeendete Kampf der Parteien, und untergrub die wenigen übrig gebliebenen Vermögen der Privatleute, nachdem der Staat ſchon lange nichts weiter zu verlieren hatte. Unter ſolchen Umſtänden erwachten endlich die Peruaner aus dem Traume, und wurden trotz ihrer ſonſt ſprichwörtlichen Indolenz, Selbſtgenügſamkeit und Geduld, ſo weit aufgeregt, daß ſie auf Mittel dachten, dem immer tieferen Sinken vorzubeugen. Während jeder Pauſe der inneren Unruhen beriethen ſich ihre ephemeren Regierer oder ihre Congreſſe von Neuem, geriethen aber auf die wunderlichſten Abwege. Nichts war zu abenteuerlich und zu ſonderbar, um von der Aufnahme in die Pläne auszuſchließen, von deren Ausführung man nicht nur mit Beſtimmtheit die Rettung des Vaterlandes erwartete, ſondern ſogar mit ſanguiniſchem Leichtſinn prophezeihte, daß ſie das Land in kurzer Zeit auf eine in der Weltgeſchichte beiſpielloſe Höhe heben würde. Solche Thatſachen bieten ſich jedem Leſer peruaniſcher Zeitungen und Congreßverhandlungen in großer Menge dar, und würden ohne Kenntniß des Volkscharakters unverſtändlich ſeyn. Die weißen Bewohner des wärmeren Amerika entwickeln manche im Spanier nur angedeutete Züge bis zur Uebertreibung. Auffallend iſt an ihnen die Leichtfertigkeit im Erſchaffen coloſſaler Pläne, deren Ausführung mit Ruhe dem Zufall oder der Zukunft überlaſſen bleibt; die Richtung auf fremde oder ungewiſſe Dinge, während man die ernſten Mahnungen der Gegenwart vergißt; die Herrſchaft der Phantaſie über das Bewußtſeyn, des Wortes über die That. Von ſolchen Eigenthümlichkeiten unterſtützt, vermögen jene das Elend der Gegenwart zu vergeſſen und für daſſelbe vollkommenen Troſt in der Hoffnung einer glänzenden Zukunft zu finden, aber eben deßhalb werden ſie in vielen

Hinsichten stets hinter den Völkern kälterer Länder zurückbleiben, denen, als beglückendes Erbtheil, Ausdauer und Besonnenheit überliefert wird. Projecte und Worte vertraten, zumal in Peru, die Handlungen, denn die Reden, voll von Pomp, die gedruckten Pläne, und besonders die neuen Gesetze, stehen zu dem wirklich Geschehenen in einem die Urheber nicht ehrenden Verhältnisse. Man hat im Gefühle der Noth zu handeln versucht, ist aber entweder vor Ausführung des Ganzen stehen geblieben, oder hat das Letzte zuerst gethan, das Unnöthige oder Ueberflüssige dem Nahen und Nothwendigen vorgezogen. Die Geschichte der seit der Vertreibung der Spanier dahingeflossenen Jahre, bietet meistens nur eine Reihe von Mißgriffen und einseitigem Streben, und würde, genau entwickelt, die Mißbilligung europäischer Beurtheiler auch dann noch veranlassen, wenn diese geneigt wären, Vieles auf Rechnung der Unwissenheit und der Nichtgewöhnung an das Selbstregieren zu schreiben. Ueber den Edikten zur Herstellung des Handels, während alte Gesetze der Beschränkung verschärft wurden, über der entworfenen Begründung zahlreicher Hochschulen, während es überall an Pfarrern und noch vielmehr an Schullehrern für Landleute fehlte, über den Gesetzen zur Beförderung des Ackerbaues, während im Innern viel mehr Willkühr und Druck ausgeübt wurde, als je zur Zeit der Spanier, ist das Land immer mehr gesunken, und zuletzt zur Beute eines Eroberers geworden. Schon 1827 erkannten Viele, daß irgend etwas Großes und Durchgreifendes geschehen müsse, indem alle bisherigen Leistungen Nichts verbessert hatten, und der damalige Congreß sprach öffentlich aus, daß er sich nicht auflösen wolle, ohne der Verwirrung ein Ende gemacht, die Grundlagen gelegt zu haben, auf welchen sich das Land geradweise zu einem höheren Wohlstande, als es je vorher besessen, erheben sollte. Es ist eben nicht viel Bemerkenswerthes durch jene Versammlung geschehen, indessen wurde ein Vorschlag gemacht, der zunächst auf die hier beurtheilten Pläne neuer Handelswege sich bezieht, und nicht nur zu manchen Aufsätzen, sogar in deutschen Blättern, sondern auch zu den Reisen der Engländer Mawe und Smyth wohl die hauptsächliche Veranlassung gab. Bei Gelegenheit der langen Reden über den Grund des öffentlichen Verfalls und seiner Gegenmittel, fiel einem Mitgliede ein, den Reichthum der östlichen Provinzen, beiläufig in allzu bunten Farben, zu schildern, auf sie

als die Quelle ſchneller Macht und Größe hinzuweiſen, und ſchließlich zu behaupten, daß es in der Hand der Republik ſtehe, ſich des Handels einer halben Welt zu bemeiſtern, und ſo auf einmal den Gipfel des Wohlſtandes und der politiſchen Bedeutung zu erreichen. Die Beſchiffung des Amazonas ſollte dieſe großen Ereigniſſe herbeiführen. Obwohl ein auffallender Mangel an Ort- und Sachkenntniß anderwärts die Redner bald um das öffentliche Vertrauen gebracht haben würde, ſo flogen dennoch die Blicke der Bedrängten auf dieſe Anregung nach dem Oſten. Alle erinnerten ſich gleichzeitig, daß ſchon die älteren Miſſionäre jene Provinzen geprieſen hatten, alte Fabeln von Goldbergwerken tauchten wieder auf, ſogar die Aeußerung wurde gehört, daß es vielleicht der lebenden Generation vergönnt ſeyn würde, die Wahrheit mancher lange bezweifelten Sagen, von einem Reiche der Indier in jener Gegend, vom wunderbaren Vorkommen von Edelſteinen und von köſtlichen Produkten der Pflanzenwelt, zu beweiſen. Was man aus Analogie wohl folgern mußte, was zum Theil aus älteren Ueberlieferungen bekannt ſeyn konnte, daß jene Paradieſe aus Urwäldern beſtehen, die ſich über unabſehliche Ebenen verbreiten, kaum je von weißen Menſchen betreten wurden und alle Gefahren und Hinderniſſe der Wildniß in ſich vereinen, das Alles wurde nicht bedacht. Der alte Glaube an Dorados herrſcht in vielen Gegenden Amerikas noch immer mit unverminderter Stärke, und tritt beſonders da hervor, wo der Bewohner zu indolent iſt, um auf dem Wege des ruhigen Fleißes Glück und Zufriedenheit zu ſuchen. So konnte es denn nicht fehlen, daß jener Aufruf da Anklang fand, wo ſchon ſeit alten Zeiten die allgemeine Neigung zum Bergbau in eine Sucht, Alles auf Glückwürfe zu ſtellen, ausgeartet war. Unbekümmert um die Ausführbarkeit, entwarf man Pläne, um den Oſten bis tief nach Braſilien, und zwar weit über die angenommene, von der faktiſchen ſehr verſchiedene, Grenze zu coloniſiren, durch große Landſtraßen über die Anden den Amazonas mit der Küſte zu verbinden, die Kanäle aufzuſuchen, durch welche der Pilcomayo und andere gleich unbekannte Flüſſe mit jenem zuſammenhängen ſollten — mit einem Worte, das Innere des Welttheils ſollte Peru zinsbar werden und ihm neue Lebenskraft mittheilen. Die öffentlichen Blätter ſahen die Zeit herannahen, wo der Handel Europas mit China, Polyneſien und der ganzen

Weſtküſte in Lima concentrirt ſeyn, und kein Schiff das Cap mehr umſegeln würde. Viele dieſer Dinge fanden ihren Weg nach Europa, und es iſt eben nicht wunderbar, daß, bei Gelegenheit der erſten Kunde von der Reiſe des Lieutenant Smyth, auch deutſche Blätter den peruaniſchen Spekulationen Glauben beimaaßen, und ſich zur Begebung geographiſcher Irrthümer verführen ließen. Das beſte Kriterium über jene Verhandlungen gibt wohl die unter dem Namen einer Beſchreibung von Maynas 1832 in Lima gedruckte Denkſchrift ab, welche, zu Folge der Zeitungen, den Rathſchlüſſen der Regierung zu Grunde gelegen haben muß, und die ſpäteren Maaßregeln zur Belebung der Schifffahrt auf dem Amazonas veranlaßte. Sie enthält allein die veralteten Nachrichten der Miſſionäre und des Mercurio peruano, und unterdrückt nicht nur keine der damals gangbaren Fabeln, ſondern fügt noch ganz unbegreifliche Irrthümer hinzu. So ſoll ein gewöhnliches Fahrzeug den Weg von der peruaniſchen Grenze bis zum atlantiſchen Meere (beiläufig 400 geogr. Meilen) in vier Tagen zurücklegen können, und indem die Seereiſe von Pará bis London zu zwanzig Tagen angeſchlagen wird, obgleich ſie in der Wirklichkeit fünfzig Tage erfordert, ſo ergeben ſich drei und fünfzig Tage als die längſte Zeit einer Reiſe von Lima bis England. Da nun aber — wie es dort ferner heißt — Dampfboote dieſe Zeit um die Hälfte abkürzen können, ſo folgt, daß man annahm, eine Entfernung, dem vierten Theile des Erdumfanges gleich, könne, eingeſchloſſen die Ueberſteigung der Anden und die Kreuzung eines großen Continents, in höchſtens einem Monat bequemlich zurückgelegt werden. Auf ſolche Vorlagen geſtützt, debattirte man in den Zeitungen, ob die Beſchiffung einer fremden Geſellſchaft anvertraut, oder vom Staate übernommen werden ſollte, ſah ſich aber endlich gezwungen, die Unfähigkeit des Letzteren zu geſtehen. Schon ſprachen halbamtliche Mittheilungen von der Einladung fremder Capitaliſten, als der drohende Krieg mit Bolivia die Aufmerkſamkeit ablenkte, und der Welt die nähere Kenntniß des abenteuerlichſten aller Actienunternehmen entzog. Vorher aber wurden die Beſchlüſſe der Regierung durch ein Decret des Präſidenten Gamarra (am 21. Dec. 1832) bekannt gemacht. Sie befahlen, was beiläufig wohl wenigen Geographen bekannt ſeyn dürfte, die Vereinigung der drei nordöſtlichen Provinzen Pataz, Chachapoyas und Maynas in ein

neues Departement, Amazonas genannt, und die Einrichtung von Zollstationen am Marannon, wo alle auf diesem bisher völlig unbewachten Wege künftig eingeführten Waaren 3 Procent vom Werthe erlegen sollten. Diese sind alle Resultate der vielen Worte im Congresse und den öffentlichen Blättern; wie sie die Verwirklichung des großen Projectes herbeiführen sollten, ist nicht leicht einzusehen. Der Besitzer des botanisch berühmten Landstrichs von Cachero, an der äußersten Grenze der Provinz Huanuco und an dem Punkte gelegen, wo der Huallaga, ein Seitenstrom des Amazonas, für kleine Kähne schiffbar wird, hatte schon lange die Verbindung mit Brasilien seinem Interesse angemessen geglaubt, ohne jedoch dafür andere Gründe zu besitzen, als ungewisse Erwartungen. Seine Versuche, Capitalisten unter den fremden Kaufleuten in sein Interesse zu ziehen, um den ersteren Fluß schiffbar zu machen und Dampfboote von Europa kommen zu lassen, waren erfolglos geblieben, indessen veranlaßte er durch Mittheilung seiner Pläne die oben genannten Engländer zur Reise auf dem Amazonas. Aus dem Berichte des Lieutenant Smyth geht hervor, daß ihm endlich das Privilegium der Schifffahrt auf dem obern Huallaga eingeräumt worden ist. Die Frage, ob hierdurch Civilisation in jenen Wildnissen heimisch gemacht, oder die Zahl der vorhandenen armseligen Indierkähne auch nur um einen vermehrt worden seyn mag, läßt man billig auf sich beruhen.

Dieß ist die Geschichte der Veranlassung eines Planes, dessen Ausführung nie ernstlich begonnen wurde, und keine große Aufmerksamkeit verdienen würde, wenn er nicht mit einigen Lieblingsideen unserer, an Unternehmungen reichen Zeit zusammenfiele, und in der Zukunft, wenn auch auf andere Weise als die Peruaner meinten, verwirklicht werden dürfte. Er bildet eine Aufgabe, an deren Lösung sich die Macht, der Reichthum und die Talente eines großen Volkes würdig erproben könnten, ohne daran überall gleich günstigen Erfolg zu erhalten. Es wird nicht schwer seyn, zu beweisen, daß die Verbindungen mittelst des Amazonenstromes ihre Grenzen finden müssen, und daß weder die Provinzen der Anden, noch viel weniger die Niederlassungen am Gestade des stillen Meers, durch dieselben große Vortheile erlangen können. Ein schneller Ueberblick der in Rede stehenden Länder und ihrer Bevölkerung führt diese Ueberzeugung herbei. Vom Seestrande bis

an den Fuß des Gebirges beſteht Peru aus flachen, meiſtentheils unfruchtbaren Abhängen, die mit Sandwüſten abwechſeln, häufig das Waſſer entbehren, weniger eigenthümlicher Produkte von Werth ſich zu rühmen haben, dem Menſchenfleiße ſelten einen günſtigen Schauplatz darbieten, und ihre Bevölkerung allein dem von der Regierung und dem Handelsſtande ſeit der Eroberung gefühlten Bedürfniſſe verdanken, auf dem Seewege mit dem Mutterlande in Verbindung zu bleiben. Jenſeits dieſes Landſtriches ſteigen die Anden empor. Felſig und kahl, und nur dadurch auf ihrer Weſtſeite von dem Küſtenlande verſchieden, daß ſie waſſerreicher ſind, und in ihren Schluchten einen dankbareren Boden beſitzen, tragen ſie auf ihrem Kamme lange, aber kaum meilenbreite Ebenen. Die mit Mooren abwechſelnden ſteinigen Flächen derſelben würden auch unter einem milderen Himmel die ſchweren Mühen des Anbaues kärglich lohnen, aber in dem Bereiche eines Klimas, das durch Rauheit und Unbeſtand die höchſten Alpenfirſten Europas übertrifft, ſind ſie nur dem Hirten oder dem Bergmanne bewohnbar. Zwar ſinkt nach Oſten das Gebirg langſamer ab, theilt ſich aber dafür in zahlreiche Ketten, und ſtellt auf dieſe Weiſe eine Reihe von mühſam überſteigbaren Stufen dar. Die von der Weſtſeite verbannte Vegetation macht hier ihre Rechte geltend, gewinnt an Umfang und Größeverhältniſſen mit der Zunahme der Wärme in den tieferen Regionen, dehnt zuletzt als dichter Urwald ſich aus, tritt dann aber gleichſam als ein neuer und ſchwer beſiegbarer Feind den Unternehmungen der Menſchen entgegen. Wilde, nicht einmal Kähnen fahrbare Ströme erfüllen meiſtens die ganze Breite der Engthäler, und hindern, ſtatt ſie zu erleichtern, die Verbindung zwiſchen bewohnten Orten. Die Fruchtbarkeit dieſes Landes iſt eben ſo groß als ſeine Unzugänglichkeit, denn zweifelhaft bleibt es, ob die Anlegung von fahrbaren Landſtraßen über ein Gebirge, deſſen niedrigſte Päſſe mindeſtens 13,000 Fuß über dem Meere liegen, je möglich ſeyn wird. Wo die letzten Hügel ſich in die ungeheuren Ebenen des Amazonas verflachen, und die Seitenſtröme des Letzteren einen ungehinderten Lauf zu nehmen beginnen, liegt die Grenze des civiliſirten Theiles von Peru. Jenſeits erſtreckt ſich bis nach Braſilien das jetzt faſt aufgelöste Reich der Miſſionen, wo wackere Mönche einſt die Samen der Menſchlichkeit unter rohen Horden mit Erfolg ausſtreueten, wo

aber dennoch Einöden vorhanden ſind, über welche eine ungewiſſe, mit Fabeln durchwebte, Ueberlieferung die beſſere Kunde vertritt. Die Ufer des Hauptſtromes ſind allein genauer bekannt, denn ſelten ſind einzelne Weiße weit über die Mündung der großen Seitenflüſſe hinaufgedrungen, indeſſen darf man wohl folgern, daß zwiſchen beiden kein erheblicher Unterſchied ſtatt finde. Ueberall tritt daſſelbe Schauſpiel entgegen; eine wohlbewäſſerte Ebene, bedeckt mit unendlichen Wäldern und reich an vielfachen, nützlichen, aber ungekannten Erzeugniſſen; ein Boden von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit; ein äquatoriales Klima, gleichmäßig und die Entwickelung alles Lebenden begünſtigend, eine jungfräuliche Natur, die nur auf den Menſchen zu warten ſcheint, um ihn mit ihren Schätzen zu überſchütten. Dieſem Bilde des ſchönſten Theiles von Peru entſpricht aber der Zuſtand ſeiner Bevölkerung in keiner Weiſe. Nur an den Ufern des Hauptſtromes liegen, und zwar durch weite Entfernungen getrennt, kleine Dörfer, als Merkmale der durch die Weißen geſchehenen Beſitzergreifung. Ihre Bewohner ſind Indier, und leben, wenn auch unter den Namen von Chriſten, in den meiſten Hinſichten wie ihre Vorfahren, ohne Kultur und ohne Bedürfniſſe. Europäiſche Civiliſation, wenn auch im wunderlichen Gemiſch mit der Rohheit urſprünglicher amerikaniſcher Zuſtände, herrſcht allein in dem letzten Theil des Stromgebietes, in der Provinz Pará, wo die Menſchen dichter zuſammen leben, und mit den Produkten ihres Bodens Handel zu treiben gewohnt ſind. Die Sittigung erſtreckt ſich in Peru nicht über den Fuß der Anden hinaus; ſie ſteht ſelbſt in den Thälern dieſes Gebirges und ihren durch die Spanier begründeten Städten nicht hoch, ungeachtet der häufigeren Verbindung der Bewohner mit der Küſte und der Hauptſtadt. Die Induſtrie liegt danieder, indem weder die frühere Regierungsweiſe, noch die Neigung des Volkes ihr jemals günſtig waren. Ueberhaupt herrſcht nur in der Nähe des Meeres Betriebſamkeit und beſſere Bildung, allein dafür ſtellen ſich dort ſo viele Eigenthümlichkeiten des allgemeinen Charakters heraus, daß man fürchten muß, Peru werde noch tiefere Stufen des Verfalls kennen lernen. So iſt auch das Zahlenverhältniß der Bewohner nichts weniger als günſtig. Wo der Handel oder der Betrieb der größeren Städte lockte, wie namentlich an der Küſte, da haben wohl größere Menſchenmengen ſich angeſammelt, aber

einer gleichmäßigen Verbreitung derſelben widerſetzt ſich die Armuth des Bodens und die entſchiedene Unbewohnbarkeit einzelner Gegenden. In den Anden leben die Indier über unzugängliche Bergrücken dünn verſtreuet, die Weißen in den kleinen Orten der Thäler, oder wenn der Silberreichthum einladet, wohl auch auf den rauheſten Ebenen in der Nähe des ewigen Schnees. Ueberall aber wiederholen ſich die Nachtheile jener zu weiten Verbreitung einer kleinen Zahl. Keine Provinz, keine Landſtadt theilt das Intereſſe der andern, jede ſteht abgeſondert, und daher im Falle der Noth oder der Beſtrebung zu allgemeinen Zwecken, ohne Beiſtand. Verbindungen herrſchen kaum zwiſchen entlegeneren Orten, vielmehr beſtehen im Innern meiſtentheils die Verhältniſſe junger Colonien, welche ihre einfachen Bedürfniſſe, wenn auch auf rohe Weiſe, zu erzielen wiſſen, und weil ſie ihrer Nachbarn nicht bedürfen, ſich um ſie nicht bekümmern. Je weiter nach Oſten, um ſo mehr treten dieſe Erſcheinungen eines primitiven Geſellſchaftszuſtandes hervor, bis zuletzt in Maynas alle Berührung zwiſchen den dünnverſtreuten Niederlaſſungen aufhört, und Binnenhandel kaum noch gekannt iſt.

Den erſten Verſuchen zur Leitung des europäiſchen Handels in das projectirte neue Bett müßte nothwendig die Entfernung der eben geſchilderten Hinderniſſe vorausgehen. An der Menſchenarmuth, an der Bedürfnißloſigkeit und an der geringen Civiliſation der inneren Provinzen würde ein größeres Unternehmen noch leichter ſcheitern, als an den örtlichen Hinderniſſen, die wir ſpäter noch erwähnen. Die Begründung von Colonien iſt in tropiſchen Urwäldern kein leichtes Geſchäft, und ſolche Niederlaſſungen müſſen, wie vortrefflich regiert, wie kräftig unterſtützt ſie ſeyn mögen, eine, wenn auch kurze, Periode der Jugend und folglich der Schwäche durchlaufen. Ihre Ausbildung und Erlangung von Wichtigkeit und Reichthum iſt ein Werk der Zeit, wird aber im hohen Grade durch die Art und die Zahl der erſten Anſiedler bedingt werden. In dem großen Raume von den Anden bis zur braſiliſchen Grenze hauſen nur Indier und wenig Farbige. Erwägt man den bekannten Charakter der erſteren, ſo geſteht man ſich ein, daß auf ſie als Begründer von Pflanzſtädten nie zu zählen ſeyn kann. Die bedürfnißloſen, die Theilnahme nicht kennenden Ureinwohner des äquatorialen Amerika zu einem gemeinſamen Zwecke zu verbinden,

ſie in betriebſame Bürger umzubilden, wird nie im größeren Maaſſtabe möglich ſeyn. Bereits wenig zahlreich, ſind ſie noch immer in Abnahme begriffen, und ihr natürliches Mißtrauen hat ſich in Folge von hundertjährigen Bedrückungen zum verborgenen, aber tiefen Haſſe gegen die Weißen geſteigert. Die Vergehen der Eroberer und ihrer Nachfolger haben für alle Zeit die Hoffnung zerſtört, aus jenen Menſchen die Vorläufer weißer Coloniſten zu machen, und ſie zu verwenden, um der europäiſchen Civiliſation den Weg zu bahnen. Sie allein ſind körperlich befähigt, dieſe Aufgabe zu löſen, denn der Weiße iſt bei ſeinen Verſuchen, ſich in dem wilden Inneren Südamerikas anzuſiedeln, ohne Hülfe der Indier nirgends beſonders glücklich geweſen. Vielmehr zeigt die Erfahrung, daß Anbaue, wenn ſie von einzelnen Weißen unternommen wurden, entweder Elend oder Herabſinken auf die Bildungsſtufe der Ureinwohner nach ſich zogen, oder daß ſie die Verwendung bedeutender Geldſummen ohne ſchnellen und dauernden Erfolg erheiſchten, wenn große Geſellſchaften ſich im Coloniſiren verſuchten. Weder Braſilien noch Peru haben eine genügende Bevölkerung, um Colonieen ausſenden zu können, ohne die Nachtheile der entſtandenen Lücke anderwärts zu fühlen, und freiwillig begiebt ſich nach Gegenden, wo Entbehrungen drohen und die Natur zuerſt überwunden werden muß, um ſo weniger ein arbeitſamer Mann, je leichter es ihm fällt, in den älteren, dem Meere näheren Provinzen mit geringer Mühe reichlich zu gewinnen. Daß es thöricht ſeyn würde, mit den Peruanern auf die Einwanderung von Europäern in Maſſe zählen zu wollen, bedarf kaum der Erörterung. Für den Ueberfluß der Bevölkerung unſeres Welttheiles bleiben, auch wenn die Möglichkeit ſich in Nordamerika, unter einem gleichſam heimathlichen Klima, anzuſiedeln aufgehört haben wird, noch viele und weite Provinzen des Südens, wo die Natur, in minder fremdartiger Geſtalt erſcheinend, der Beibehaltung angeſtammter Sitte und der Ausübung gewohnter Geſchäfte günſtiger iſt, als am Amazonenſtrome. Auf Beiſtand und Theilnahme kann alſo der Kaufmann vor der Hand nicht zählen, der über Pará und auf dem Amazonas mit Lima zu handeln unternähme. Das von ihm durchreiſ'te Land würde ihm, bis Pflanzſtädte entſtehen, ziemlich fremd bleiben, denn es hat ihm nichts zu bieten, und in dieſem Umſtande liegt ein zweiter entſcheidender Grund

gegen die Ergreifung des neuen Handelsweges. Mit Ausnahme von Pará und den wenigen größeren Städten dieſer Provinz eröffnet ſich bis zur Ankunft in den bevölkerten Gegenden der Anden nirgends ein Markt für den Fremden. Die Bevölkerung von Maynas iſt ſo arm und ſo roh, daß ſie nicht einmal als Ausgleichungsmittel das Geld benutzt, und ſo wenig zahlreich oder arbeitsſcheu, daß eine einzige Brigg mit Leichtigkeit ihre einjährige Ausfuhr verladen würde. Ueberhaupt iſt ſehr zu bezweifeln, daß die Exportation, ſelbſt wenn auf irgend eine Weiſe die hervorbringenden Hände ungewöhnlich vermehrt würden, hinreichenden Werth und Wichtigkeit erlangen könnte, um große Unternehmen zu lohnen. Der warme Theil von Peru, alſo im vorliegenden Falle das obere Gebiet des Amazonas, bringt keine Produkte der Bodenkultur, die nicht in Bahia, Pernambuco, Pará und anderen dem Meere nahen Provinzen zu erhalten wären. Die gewöhnlichen Zweige des tropiſchen Feldbaues, denen man die ſogenannten Colonialwaaren verdankt, ſind zum Theil in Maynas einheimiſch, oder wären doch leicht einzuführen; allein ſie können nicht durch neue und eigenthümliche vermehrt werden, da Boden, Klima und die wilde Natur in allen jenen Gegenden, wenigſtens in ihren allgemeinen Zügen, ſich vollkommen gleich ſind. Die rohen Naturprodukte, Hölzer, Droguen und Harze, welche Maynas vielleicht eigenthümlich ſind, und von den Peruanern unabläſſig angeführt werden, mögen wohl dereinſt Werth erhalten, ſind aber gewiß keine Gegenſtände des Weltverkehrs. Wichtig iſt das kaufmänniſche Bedenken, daß unter ſolchen Umſtänden der Ausfuhrhandel des öſtlichen Peru nicht mit Vortheil betrieben werden könne. So viel ſcheint gewiß, daß eine Ladung von Cacao, Caffee, Tabak oder Baumwolle von Maynas, auch bei wohlfeilſter Verſchiffung, in Pará allemal theurer ſtehen werde, als dieſelbe Ladung, wenn ſie nur den kurzen Weg von Santarem oder andern Pflanzſtädten des untern Amazonas zurückgelegt hatte. Die Möglichkeit, durch beſſere Kultur ein vorzüglicheres Produkt als das braſiliſche zu erzielen, und ſo die größeren Koſten auszugleichen, iſt nicht groß, da die äußeren, die Kultur bedingenden Umſtände von Pará bis zum Fuße der Anden ſich gleich ſind, und am Ende doch wohl die Braſilier es ihrem Vortheile angemeſſen finden würden, dieſelbe Sorgfalt zu entwickeln, wie ihre Nachbarn. Jedenfalls würde die Concurrenz

ſehr groß ſeyn, vorausgeſetzt, daß überhaupt Braſilien den Peruanern ſolchen Handel ohne erſchwerende Durchgangszölle geſtatten wollte, was eine Abweichung von der alten, eben nicht freundlichen Geſinnung der Paráenſer gegen die peruaniſchen Colonien ſeyn würde, und den Niederlaſſungen unterhalb des Rio negro, wo in neueren Zeiten die Stellung der Landbeſitzer immer ſchwieriger geworden iſt, offenbaren Schaden bringen müßte. Auf die Ausfuhr der weſtlicheren und bergigen Provinzen Perus iſt eben ſo wenig zu rechnen, denn daß dieſe außer ihrem Silber kein allgemein nützliches und vielverbrauchtes Produkt beſitzen, iſt ſchon oben erwähnt worden. Sie allein erheiſchen fremde Einfuhr, denn alles Land zwiſchen dem Abhange der Anden und der braſilianiſchen Grenze bedarf der europäiſchen Produkte wenig, kennt oft nicht einmal ihren Nutzen, und kann nur gradweis an ihren Gebrauch gewöhnt werden. So gering iſt die Conſumtion europäiſcher Waaren in Maynas, daß der geringe Verkehr mit braſiliſchen Kleinverkäufern ſie vollkommen deckt, und daß ſogar in den letzten Jahren der Grenzort Tabatinga, der Markt für alle Niederlaſſungen am öſtlichen Fuße der Anden, mehrfach mit Waaren überführt und Geld verloren wurde, weil drei oder vier Fahrzeuge mehr als gewöhnlich die Reiſe von Pará nach Weſten gemacht hatten. Die Möglichkeit, wenigſtens den Einfuhrhandel nach Peru auf dem Fluſſe zu betreiben, ſchwindet vor einer Maſſe natürlicher Hinderniſſe, die wir nur in Umriſſen beſchreiben können. Jene Gebirgsprovinzen ſind ſo gelegen, daß ſie meiſtentheils weit leichter die Verbindung mit der Küſte des ſtillen Meeres als dem Amazonas unterhalten. Bekanntlich iſt derſelbe nur bis zu dem Pongo, dem berühmten Felſenthor am Anfange der großen Ebenen, ſchiffbar, und geſtattet weiter hinauf nur an wenigen Orten den Gebrauch kleiner Kähne. Jener Ausſchiffungspunkt iſt noch weit vom Fuße der eigentlichen Anden entlegen und vom Meere durch ein zehn Tagereiſen breites Gebirg getrennt, welches vielleicht in keiner Gegend ſo unzugänglich, in ſo viele parallele, aber außerordentlich tiefe Engſchluchten zerriſſen iſt, als in den Provinzen Jaen und Chachapoyas. Die ſüdlicheren Gegenden, z. B. Huanuco, können allein durch Seitenſtröme mit dem Amazonas in Verbindung treten. Zwei derſelben, der Huallaga und Ucayale, nähern ſich allerdings ſo ſehr den Anden, daß ſie, wenn das Urtheil allein auf Anſchauung

von Charten ſich begründet, als natürliche Kanäle gelten dürfen. Von ihnen iſt jedoch nur der erſtere in ſeinem ganzen Verlauf genauer bekannt. Von zahlloſen Fällen unterbrochen, ſtellenweis auf flachem Kieſelbette hinrollend, nirgends in Hinſicht der Tiefe ſich gleichbleibend, und voll von unüberwindlichen Strömungen, iſt er in den erſten zwei Drittheilen ſeines Laufes nicht einmal den Kanoes der Eingebornen überall zugänglich. Für beladene Kähne liegt der höchſte erreichbare Landungsplatz am Monzon, in einer Entfernung von mehr als 100 Stunden von Lima, abgetrennt durch die Andenkette. Für größere, über 3 Fuß Waſſer ziehende Fahrzeuge iſt der Endpunkt der Schifffahrt das Dorf Yurinaguas, auf der Straße über Moyobamba, 200 Stunden vom Seehafen Trurillo entfernt. In beiden Richtungen ſind die öſtlichſten Vorberge der Anden ſo unzugänglich, daß bis heute noch kein Reitweg angelegt worden iſt, um die Dörfer am Huallaga mit den Niederlaſſungen der Anden zu verbinden. Eine unbewohnte Wildniß breitet ſich von dem Rande der alpiniſchen Hochebene bis an die Flußufer aus, die nur auf wenigen Pfaden der geduldige Gebirgsindier allein zu durchmeſſen wagt, wenn ihn das Bedürfniß, Salz in den Miſſionen einzutauſchen, aus ſeiner Heimath in die Wälder hinabtreibt. Die Schiffbarmachung des Huallaga erforderte das Sprengen zahlreicher Felſen, an drei Orten die Grabung kurzer Kanäle, und würde ſelbſt in der Mitte eines ſtark bevölkerten, mit Hülfsmitteln reich verſehenen Landes eine große Arbeit heißen, in Peru aber, und beſonders in dem wildeſten Theile deſſelben, mag man ſie ruhig für unmöglich erklären. In gleichem Verhältniſſe erſcheint die Erbauung von Landſtraßen über die Anden bis zu den Confluenten des Amazonas ein Unternehmen, dem nicht nur die jetzigen Peruaner — was wohl überhaupt Niemand vorausſetzen wird — nicht gewachſen ſind, ſondern welches füglich zu den coloſſalſten ſeiner Art gerechnet werden muß, und wahrſcheinlich nie vollkommen auszuführen ſteht. Vom Ucayale kennt man zwar nur den unterſten Theil, indem die Nachrichten der wenigen Miſſionäre, die durch ihn und ſeine Confluenten, den Pachitea und Mayro, bis in die Nähe der Anden gelangten, zu kurz und unzuverläſſig ſind. Indeſſen weiß man doch ſo viel, daß er die Eigenthümlichkeiten des Huallaga in den höheren Gegenden theile, wenn er auch weiter hinab als ſo majeſtätiſcher

Strom auftritt, daß die Mönche lange einen unfruchtbaren Streit geführt haben über die Frage, ob er als der eigentliche Stamm des Marannon anzusehen sey. Der höchste Einschiffungsort am Mayro, einem den bewohnten Theilen Perus am meisten genäherten Flusse, ist noch immer gegen 130 Stunden von Lima entlegen, und zwar nicht allein, wie die sogenannten Häfen des Huallaga, durch die Andenkette geschieden, sondern noch schwerer erreichbar gemacht durch eine zweite Bergkette, die wenig gekannten Subandinen von Pozuzo, welche nach Aussage der Eingeborenen und der neuen Nachrichten von Smyth, alle andere Berge der Waldregionen an Steile, Unwegsamkeit und Gefahr übertreffen sollen. Nicht zu vergessen bei Abwägung dieser Umstände dürfte es seyn, daß Völker von wildem und kriegerischem Charakter, die sogar, und zwar, wie es scheint, mit Recht, für Kannibalen gehalten werden, in Menge die Ufer des Uravale bewohnen, und ohne harten Kampf schwerlich den Eindringenden weichen würden.

Betrachten wir zuletzt den einfachen Punkt des vergleichungsweisen Zeitaufwandes einer Reise um Cap Horn oder auf dem Amazonas nach Peru, ohne der Möglichkeit des Straßenbaues über die Anden, der Schiffbarmachung von Flüssen, der Anlegung von Colonieen und vielen solchen Bedenklichkeiten Aufmerksamkeit zu zollen, so ergeben sich so bedeutende Differenzen, daß über die Vorzüglichkeit des einen oder des andern Weges kein längerer Zweifel herrschen kann. Es ist bereits erwähnt worden, daß eine gewöhnliche Reise um Cap Horn bis Lima 120 Tage dauere, und daß die einmal eingeschifften Waaren nicht wieder aus ihrer Lage gerissen werden, noch neue Spesen verursachen. Vergleichen wir hiermit die Reise durch den Continent nach der Küste Perus, so findet sich, daß eine gewöhnliche Fahrt von London nach Pará fünfzig Tage erfordert, daß bei der durchschnittlichen Schnelligkeit des Amazonas von fünf Knoten (= eine deutsche Meile in einer Stunde Zeit) die Entfernung von Pará bis zur Mündung des Huallaga (zu 2,040 engl. Meilen angenommen) von keinem Dampfboot in ununterbrochenem Lauf unter zwanzig Tagen zurückgelegt werden kann. Gesetzt nun, es wäre möglich gewesen, den Huallaga bis etwa auf die halbe Entfernung von seinem Ursprunge beladenen Fahrzeugen schiffbar zu machen, so würden diese doch mit flachem Boden versehen seyn müssen, folglich die Fahrt nicht schneller von

Statten geben, als unter gleichen Verhältniſſen auf europäiſchen Strömen, und zwölf bis fünfzehn Tage bei günſtigem Waſſerſtande erfordern, während der Zeit der großen Anſchwellungen und Ueberſchwemmungen aber ganz unterbleiben müſſen. Von dem Orte der endlichen Ausſchiffung bis zur Küſte, namentlich bis Lima, mit Maulthieren in weniger als zwanzig Tagen zu gelangen, iſt vollkommen unmöglich, auch wenn die Landſtraßen noch ſo verſtändig angelegt, noch ſo ſorgſam unterhalten wären. Zu dieſer ökonomiſch zugemeſſenen Zeit der eigentlichen Vorwärtsbewegung ſind nun die Verluſte von mindeſtens vierzig Tagen für die Löſchung des Cargos zu Pará, ſeine Verladung an Bord des Dampfboots, das unvermeidliche Einlaufen in den kleinen Zwiſchenhäfen, die Umladung im Huallaga und die endliche Ueberlieferung an die Agenten des Landtransportes zu rechnen. Nicht genug aber, daß dieſe annähernde Berechnung von 145 Tagen die gewöhnliche Länge der Seefahrt übertrifft, ſo ſtellt ſich außerdem in Bezug auf die Koſten ein Erſtaunen erregender Unterſchied ſelbſt dann heraus, wenn man annehmen wollte, daß die Anſtrengung großer Actiengeſellſchaften oder die Concurrenz die Frachten ungewöhnlich ermäßigten. Es würde überflüſſig ſeyn, die Berührung von Einzelnheiten zu verſuchen, indem es völlig genügt, einen einzigen Poſten jener Ausgaben anzuführen. Ein Maulthier trägt auf den beſten Wegen höchſtens drei Centner, und bei einer Entfernung des Landungsplatzes, die gegen alle Wahrſcheinlichkeit nur zu 150 Stunden angenommen werden ſoll, würde die Fracht für jedes Maulthier wenigſtens 10 ſpaniſche Thaler betragen, indem man bis jetzt gerade das Doppelte zahlt. Zum Transport einer Schiffsladung von 300 Tonnen (6000 Centner) würden folglich 2000 Maulthiere erfordert, die Fracht alſo 20,000 ſpan. Thaler betragen. Hingegen bezahlt die Tonne für die Reiſe von Liverpool bis Lima auf dem gewöhnlichen Wege höchſtens 6 Pfund Sterling oder 30 ſpan. Thaler, folglich koſtet jene Ladung im Ganzen 9000 ſpan. Thaler. Geſetzt, ihr Werth betrüge 300,000 ſpan. Thaler, ſo würde die Aſſecuranz bis Lima, zu der gewöhnlichen Prämie von 3 Procent, etwa noch einmal ſo viel als die Fracht, der ganze Aufwand 18,000 ſpan. Thaler ausmachen, alſo weniger koſten als der verhältnißmäßig kurze Transport über die Anden. Wollen wir zu dem Aufwande des Landtransportes noch die Koſten der

Verschiffung, bis Pará mindestens 7000 spanische Thaler (gemäß der zeitherigen Frachtsätze) rechnen, die Umladungsspesen und Fracht für den Weg von Pará bis zum Huallaga zu 3000 span. Thaler anschlagen, so stellen sich die Kosten für die als Beispiel angenommene Ladung, und zwar mit Weglassung des brasilischen Durchgangzolles, in niedrigster Annahme auf 30,000 spanische Thaler, folglich um $^2/_3$ höher als auf dem Seewege.

Man kann endlich noch hinzusetzen, daß es unmöglich ist, im Voraus die Schwierigkeiten abzuschätzen, die sich als völlig unvorhergesehene der Ausführung des peruanischen Projectes entgegenstellen können, und wahrscheinlich sich ergeben werden, wenn man genauere Nachforschungen über die Hülfsmittel und Beschaffenheit der östlichen Provinzen Peru's und über die Einwirkungen angestellt haben wird, welchen der Amazonenstrom sein, je nach den Jahreszeiten und Oertlichkeiten sehr verschiedenes, Verhalten verdankt. Gegenüber diesem Bilde der Ungewißheit muß die zunehmende Kenntniß der südlichen Spitze von Amerika und die Feststellung der Regeln, um sie zu umschiffen, oder ihre Gefahren auf das gewöhnliche Verhältniß zurückzuführen, doppelt auffallen. Wenn eine Umsegelung vom Cap Horn in unseren Zeiten überhaupt nicht die Schrecken hat, die ehedem wohl zunächst die vielen Versuche zur Auffindung eines neuen Weges nach der Westküste veranlaßt haben mögen, so besitzt der Seemann sogar die Mittel um sie zu vermeiden, seit King die lange gekannte, aber mit unverdientem Mißtrauen betrachtete Straße des Magelhaens, genau untersucht, und eigentlich zuerst allgemein zugänglich gemacht hat. Einem solchen Manne ist wohl Glauben beizumessen, wenn er einem jeden mittelgroßen und besonders den kleinen Schiffen rathet, der Straße den Vorzug vor dem Wege um Cap Horn zu geben, und wenn er versichert, der Vortheil, namentlich für die nach Europa bestimmten Fahrzeuge sey groß genug, um den Seemann zu veranlassen, unbekümmert um den günstigen Wind, der offenen See den Rücken zu kehren, und sich zwischen Inseln und in Canäle zu vertiefen. Er erklärt, daß der Nutzen der Fahrt durch die Straße für Kauffahrer nicht zu berechnen sey, und daß diese Meinung immer allgemeiner werde, beweist die jährlich zunehmende Zahl von Schiffen, die auf diesem Wege nach Chile gelangen. Nicht nur findet der Seemann nach langer Reise dort Gelegenheit, seine verbrauchten

Vorräthe von Holz und Wasser zu ersetzen, sondern er vermeidet das allezeit stürmische Wetter des Cap, und gewinnt in den meisten Fällen die Zeit, die bei dem Ankämpfen gegen die vorherrschenden Südwestwinde und während der zwei- bis dreitägigen Stürme verloren gehen. Man hält die Umsegelung Cap Horns von der Staateninsel bis auf die Breite des Cap Pillar für günstig, wenn sie nur vierzehn Tage erfordert, allein man gelangt durch die Straße aus einem Meere in das andere in fünf bis sechs Tagen, und behält dabei Zeit, um zu ankern und zu landen. Kleine Fahrzeuge können zumal keinen bequemern Weg sich wünschen. Ein merkwürdiges Beispiel von Abkürzung der Reise ereignete sich im Jahre 1833, zufolge der neulichen Mittheilung eines mit dem Seewesen vertrauten Kaufmannes und langjährigen Bewohners von Chile. Zwei amerikanische, nach Valparaiso bestimmte Schiffe, Donelson und Portia, segelten von New-York. Der Donelson, ein schlechter Segler, ging vierzehn Tage früher ab, aber die Journale der Schiffe bewiesen, daß beide an demselben Tage an der Mündung der Magelhaensstraße angekommen waren. Die Portia ging um Cap Horn und kam zwei Wochen später in Valparaiso an, als der Donelson, den sie Anfangs mit Leichtigkeit eingeholt hatte, verlor also gegen diesen, welcher in sechs Tagen aus einem Meere in das andere gelangte, und dabei noch einen und einen halben Tag ruhig vor Anker gelegen hatte, ungeachtet ihres Schnellsegelns eine unverhältnißmäßige Zeit.

Wenn der herrliche Amazonenstrom auch nicht zur Straße des Welthandels werden kann, so wird er dafür dereinst die ausgebreitetsten Verbindungen zwischen weit getrennten Provinzen vermitteln. Mit größerem Recht mag künftig auf ihn das Lieblingsgleichniß der Nordamerikaner angewendet werden, welche ihren Mississippi das große Gefäßsystem nennen, dem der jugendliche Körper der westlichen Staaten seine besten Kräfte dankt. Indessen ist die Entwickelung derselben Vortheile in Beziehung auf die Länder am Amazonenstrom noch fern, und hängt von so viel Nebenumständen ab, welche in den Vereinigten Staaten nicht existirten, daß an eine weitere Vergleichung der beiden Ströme nicht zu denken ist. Die Thatsache, daß, seit die Beschiffung des Mississippi einen außerordentlichen Umfang gewann, Volksmenge, Cultur und Handel im gleichen Maaße sich mehrten, leidet als Beweismittel der Behauptung,

daß unter gleichen Umſtänden daſſelbe in Maynas und Pará erfolgen müſſe, durchaus keine Anwendung. So lange als an den Ufern der größten der nordamerikaniſchen Ströme nur Indier wohnten, gingen wenige und unbedeutende Kähne auf ihnen hin und her. Die Begründung von Colonien und die Zunahme der Bewohner hat dort zuerſt größere Betriebſamkeit hervorrufen müſſen, ehe beide Hand in Hand gehend die gegenwärtige Bedeutung erlangten. In den Vereinigten Staaten, wo die Bevölkerung in zwei Jahren gerade um ſo viel Seelen wächst, als eben auf dem ganzen Gebiet Perus, von Lima bis zur braſiliſchen Gränze ſich vorfinden, mag der Ueberſchuß ohne Störung ſich nach fernen Provinzen wenden, und eine friedliche Völkerwanderung in wenigen Jahren die Wildniß in ein reiches und betriebſames Land umſchaffen. Peru gebietet nicht über den Amazonenſtrom, wie die Vereinigten Staaten über den Miſſiſſippi, von den Quellen bis zur Mündung, im Gegentheil beſitzt es die wildeſten und unbewohnteſten Provinzen, während die braſiliſchen Nachbarn ſich verhältnißmäßig blühender Colonien in ihrem Theile des Flußgebietes zu rühmen haben. Hätte die nordamerikaniſche Union nicht verſtanden, ſich den Beſitz von Louiſiana zu verſchaffen, ſo exiſtirten keine weſtlichen Staaten. Von den vielen Urſachen des beiſpielloſen inneren Verkehrs auf den Flüſſen der letzteren, findet ſich keine in den Ufergegenden des Amazonas. Dieſen mangelt es nicht allein an hinreichender Bevölkerung, ſondern ihr Clima iſt der Einwanderung, namentlich des nordiſchen, durch feſten Sinn und nüchterne Arbeitſamkeit doppelt nützlichen Menſchenſchlages, ungünſtig. Ueberdem liegt in der Nähe des Amazonas kein kräftiges, alt civiliſirtes Land, um den Colonien Beiſtand zu leiſten, und ſelbſt in größerer Ferne iſt kein gewerbfleißiger Staat zu finden, der ſich des neugebahnten Weges bedienen könnte, und indem er den Produkten ſeiner eigenen Induſtrie einen Abfluß verſchaffte, wohlthätig auf die jugendlichen Pflanzſtädte einwirken müßte. Bei einem weit längeren Laufe und bei einer weit größeren Zahl von Seitenflüſſen, verbindet der ſchiffbare Theil des Amazonas dennoch nicht ſo mannigfache Climaten und ſo verſchiedenartig ausgeſtattete Länder, als der von Norden nach Süden ſtrömende Miſſiſſippi, an deſſen Mündung Zuckerrohr und Baumwolle die gewöhnlichſten Gegenſtände der Cultur ſind, während die höheren Confluenten durch Provinzen ſtrömen, wo der Anbau europäiſcher Cerealien

durch überſchwengliche Ernten belohnt wird. Wenn die Hochebenen von Quito, und manche Gegenden der peruaniſchen Anden zu derſelben Art des Ackerbaues geeignet ſind, ſo iſt einmal ihre Bodenfläche mit denjenigen des weſtlichen Pennſylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Miſſuri und was ſonſt noch die große Waſſerſtraße benutzt, nicht zu vergleichen, und außerdem liegen ſie weit von den Anfangspunkten der Schiffbarkeit des Napo, Huallaga, Paſtaza und anderer Seitenflüſſe entfernt, meiſtens ſogar durch furchtbare Bergketten getrennt. Die große Uebereinſtimmung der climatiſchen und Bodenverhältniſſe, und daher der Produkte im ganzen Gebiete des Amazonas, bilden einen großartigen Zug in dem Gemälde der ſüdamerikaniſchen Natur, und verbieten die Vergleichung mit dem Miſſiſſippi. Die Ufer des Rio negro, des Orinoco und des durch unabſehliche Wildniſſe ſtrömenden Madeira, ſind im Allgemeinen denjenigen des Amazonas ſo ähnlich, daß nur Naturforſcher die feineren Züge der Verſchiedenheit in ihnen nachweiſen konnten, obwohl eben dieſe befähigten Richter ſich oft geſtehen müſſen, daß genaue örtliche Forſchung auf das Wiederfinden von Erzeugniſſen führe, welche man bisher entlegenen und beſchränkten Gegenden eigenthümlich geglaubt hatte. Das braſiliſche Guiana und Maynas, obwohl an entgegengeſetzten Enden des Amazonengebietes gelegen, und ſelbſt Cayenne beſitzen gemeinſam viele rohe Produkte der Urwälder. Gegenden eines verſchiedenen Charakters und anderer Produkte liegen allein in der Quellennähe des Tocantins, Tapajoz, Ucayale und Napo, hunderte von Stunden vom Amazonas entfernt. Der fleißige Bewohner der weſtlichen und nördlichen Staaten der nordamerikaniſchen Union findet für einen großen Theil der Erzeugniſſe ſeines Feldbaues und ſeiner Manufakturen, gegenüber der Mündung des Miſſiſſippi in den weſtindiſchen Inſeln, einen um ſo günſtigeren Markt, je weniger dieſe Letzteren dieſelben Gegenſtände eines allgemeinen Verbrauchs hervorzubringen vermögen, und je niedriger die Preiſe in Folge der Nähe und leichten Verbindung geſtellt werden können. Solche vortheilhafte Plätze des Verkaufs finden ſich nicht an der Mündung des Amazonas; die Produkte ſeiner Ufer müſſen vielmehr den Weg nach Europa oder den nördlichen Häfen der Vereinigten Staaten zurücklegen, und würden, falls ſie überhaupt in den andern Küſtenprovinzen Braſiliens Abnehmer fänden, wegen der herrſchenden Winde und der Bildung der Küſte, von Pará nach Süden nur auf

einem weiten Umwege gelangen können. So wie die Natur und die Menſchen an beiden Strömen zu unähnlich ſind, um eine Gleichſtellung zu geſtatten, ſo wird auch die Art, wie ſie auf die Cultur und Bevölkerung ihres Gebietes einwirken, und ihre Rolle in der Geſchichte des Handels, ſich immerdar abweichend verhalten.

Nach ſolchen Erwägungen ſcheint die Anſicht keiner ferneren Beweiſe zu bedürfen, daß der Beſchiffung des Amazonas im Großen, der Anlegung von producirenden Colonien, und dem raſchen Erblühen eines großartigen Handels in ſeinem Gebiete zu viele nicht gewöhnliche Hinderniſſe entgegenſtehen, um die Erwartung eines ſchnellen und allſeitigen Gelingens zu rechtfertigen. Die Entwickelung der dazu vorhandenen Keime kann allein ein Werk der Zeit ſeyn, wird aber, wie alle menſchlichen Dinge, unerwarteten Zufälligkeiten unterworfen bleiben. Wohl werden an den Ufern des Amazonas, da wo jetzt uralte Forſte ein unbeſtrittenes Recht auf den Boden behaupten, dereinſt ſich Städte erheben, und Pflanzungen blühen, aber dieſe Bevölkerung und Cultur werden, von der Mündung ausgehend, langſamen Schrittes nach Weſten vordringen, und nur dann erſt ihre Wanderung mit Erfolg beginnen, wenn das untere Stromgebiete ſchon länger eine zahlreiche, und hoffentlich beſſere Bevölkerung, als die heutige iſt, beſeſſen, und einer größeren merkantiliſchen Bedeutung ſich gefreuet haben wird. Mag dieſes aber nun in Folge beſonders günſtiger Zufälle vielleicht ſchneller geſchehen als man erwarten kann, ſo wird der Unternehmungsgeiſt dennoch immer eine Gränze anerkennen müſſen, und niemals mit Erfolg die gleichzeitige Umfaſſung der Länder, jenſeits jener ewigen Mauer der Anden verſuchen, welche ein thatenarmes Geſchlecht, in eitlen Vorausſetzungen befangen, umſonſt zu überſpringen vorſchlägt.

Das Steinkohlen-Gebilde
in
naturgeſchichtlicher und techniſcher Beziehung.

(Von K. C. von Leonhard.)

Wenige Gebirgs-Formationen ſind, was naturgeſchichtliches Intereſſe und techniſche Wichtigkeit betrifft, den Steinkohlen vergleichbar. Faſſen wir letztere Beziehung zuerſt ins Auge.

Unter allen Mineral-Erzeugniſſen übt keines ſo großen Einfluß auf ſämmtliche Induſtrie-Zweige. Steinkohlen ſieht man in den weiteſten Kreis der Benutzung gezogen. Eine unberechenbare Wohlthat der Natur, geeignet, die Kräfte von Nationen aufzuregen, zu leiten, zu vereinigen, laſſen ſich Steinkohlen als die Grundlage betrachten, auf welcher, während des Verlaufs weniger Jahrhunderte, ein merkwürdig ſtolzes Gebäude emporſtieg. Durch Steinkohlen wurden Hunderttauſende feiernder Hände nützlich beſchäftigt; in England allein leben 140,000 Arbeiter vom Kohlen-Bergbau und vom Transport der Kohlen, mithin, die Familien-Glieder eingerechnet, eine halbe Million Menſchen. Ohne Steinkohlen hätten Landwirthſchaft, Gewerbthätigkeit mannigfaltigſter Art, Handel und Schifffahrt ihre überraſchende Höhe nicht erreicht. — Eine Erſchöpfung der engliſchen Kohlengruben würde die Induſtrie des Britaniſchen Reiches nicht bloß erſchüttern; ſie könnte deren Untergang zur Folge haben, Aenderungen und Zuſtände herbeiführen,

woven die Schilderung nicht zu verſuchen iſt. Und was über England geſagt worden, bleibt auf gar manche Gegenden des Continents anwendbar. — Hat man eine ſolche Erſchöpfung zu fürchten? Iſt die Entdeckungs-Geſchichte der Kohlen-Niederlagen als abgeſchloſſen zu betrachten? Läßt ſich nicht hoffen, deren noch aufzufinden in den Erdtiefen? Viele ſtellten „Lebens-Fragen," wie dieſe, mit ſorglicher Unruhe. Allerdings wurde der Steinkohlen-Verbrauch von Jahr zu Jahr größer; Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen ſteigerten denſelben in unſern Tagen auf ungeheure Weiſe; und wer vermag zu ſagen, wann die ſtets wachſenden Anſprüche an das werthvolle Brenn-Material als beendigt gelten können?

Ehe die Beantwortungen folgen, möge geſtattet ſeyn, um des allgemeinen Verſtändniſſes willen, und damit das zu Beſprechende mehr Intereſſe erlange, einige andere Betrachtungen einzuſchalten; ſo wird uns auch Gelegenheit, die naturgeſchichtliche Seite des Steinkohlen-Gebildes hervorzuheben.

Es wurde ſo eben bemerkt, daß man, während des Verlaufes weniger Jahrhunderte, den hohen Werth der Steinkohlen, ihren entſcheidenden Einfluß auf das Wohl ganzer Staaten, mehr und mehr, und in vielartigſter Weiſe einzuſehn Gelegenheit gehabt. Allein wir brauchen ſelbſt nicht ſo weit zurückzugehen, um ſehr genügende Beweiſe zu finden. Ich beſchränke mich darauf, einer Thatſache zu gedenken; es iſt die Anwendung der Steinkohlen, ſtatt der Holzkohlen, in Eiſenhütten- und Hammerwerken, wovon ich reden will. Unter ſämmtlichen Verbeſſerungen, welche metallurgiſche Arbeiten im Zeit-Verlaufe erfuhren, dürfte keine bedeutender, keine für viele Länder wichtiger geweſen ſeyn; auch fühlte man den großen Gewinn, welchen die Einführung jenes Erſatzmittels gewährte, bald und ſehr allgemein. Eiſen, von den Metallen das nützlichſte, das in größter Menge verbreitete, iſt zugleich jenes, deſſen Behandlung mit nicht geringen und zum Theil ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten ſich verbunden zeigt; Eiſen bedarf verhältnißmäßig des meiſten Brenn-Materials. Noch lief kein halbes Jahrhundert ab, daß viele unter den zahlreichen Hütten- und Hammerwerken des Continents — kaum hinreichend, den ſtets geſteigerten Bedürfniſſen von Landbau, Fabriken und Kriegsweſen Genüge zu leiſten — in jedem Jahre Holz-Mengen aufzehrten, deren Berechnung zu wahrhaft

erſchreckenden Reſultaten führt, wenn man ſich eine Fortdauer ſolcher Verhältniſſe denkt.

Außer Zweifel iſt, daß jener Holz-Verbrauch in nicht wenigen Landſtrichen mit Größe und Beſchaffenheit der Wälder im offenbarſten Mißverhältniſſe war. Die Abnahme der Forſten, mehr und mehr geſtiegene Holzpreiſe, natürliche Folgen eines ſolchen Zuſtandes der Dinge, minderten von Tag zu Tag die Vortheile der Hütten-Beſitzer. Dieſe waren genöthigt, mit ihren Waaren aufzuſchlagen, und daraus mußten ſehr fühlbare Nachtheile erwachſen für alle Manufakturen, denen Eiſen als weſentlicher Grundſtoff dient, für ſämmtliche Werkſtätten, welchen jenes Metall von unbedingter Nothwendigkeit iſt. Staat, Fabrikanten und das verbrauchende Publikum litten, wie dies, unter ähnlichen Umſtänden faſt immer zu geſchehen pflegt, gleichmäßig, durch eine und dieſelbe Urſache. Unſere Hüttenmänner waren genöthigt, auf Minderung des Holz-Verbrauches bei ihren Arbeiten den ernſtlichſten Bedacht zu nehmen. Durch Einführung des Steinkohlenbrandes bei der Eiſen-Fabrikation, namentlich beim Bereiten des Stabeiſens, ergaben ſich, in den erwähnten Verhältniſſen, die günſtigſten Aenderungen.

Indeſſen war England längſt durch ſein Beiſpiel dem Continente vorangegangen. Früher hatten auch in Britannien ausſchließlich Holzkohlen bei Eiſen-Schmelz-Proceſſen gedient. Schon gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wendete man Steinkohlen an, und vor länger als fünfzig Jahren wußten dortländiſche Hüttenleute, ohne allen Nachtheil für die Waaren-Güte, Roheiſen mit Steinkohlen zu „verfriſchen,“ das heißt, in ſtreckbares Stabeiſen umzuwandeln. Der unerſchöpfliche Reichthum an Kohlen, ſo wie andere nicht weniger gewichtige Umſtände — die wir im Verfolg zu erwähnen Anlaß finden werden — gaben der Engliſchen Eiſen-Fabrikation bald das entſcheidendſte Uebergewicht im Vergleich zu allen andern Staaten. Während vor ungefähr ſiebenundneunzig Jahren nicht mehr als 17,000 Tonnen jährlich producirt wurden, beträgt die Fabrikation gegenwärtig über 700,000 Tonnen, und es iſt dieſelbe fortwährend im Steigen. Von ganz beſonderer Wichtigkeit, in ſolcher Hinſicht, zeigt ſich das Shropſhirer Kohlen-Gebirge. Zuſammengedrängt auf kleinem Raume findet man hier einunddreißig Hohöfen, welche im Jahre 160,000 Centner des beſten Eiſens liefern.

Sehr nahe liegende Fragen ſind die: nach dem Alter des Steinkohlen-Bergbaues in Europa; nach dem Kohlen-Reichthum verſchiedener Staaten; nach der jährlichen Kohlen-Produktion und Conſumtion, ſo wie nach dem ungefähren Geldwerth in dieſen oder jenen Ländern gewonnener Kohlen.

In der Gegend um Lüttich dürften am früheſten Steinkohlen abgebaut worden ſeyn; hier ſollen ſchon im Jahr 1198 Grubenbäue beſtanden haben. Es iſt der Steinkohlen-Bergbau in den Niederlanden und im angrenzenden nördlichen Frankreich, nicht bloß um des hohen Alters willen intereſſant und merkwürdig, er verdient auch wegen ſeiner Ergiebigkeit, ſo wie wegen des eigenthümlichen Verhaltens der Kohlen-Schichten und der ſie begleitenden Geſteine, beſondere Beachtung. Vom Maasufer weſtwärts, längs des nördlichen Fußes der Ardennen, ziehen die Kohlen-Gebilde bis zur Meeres-Küſte unſern Boulogne. Eine der bedeutendſten jener Niederlagen iſt die bei Lüttich. Von einer Seite durch natürliche Verhältniſſe begünſtigt, hat der daſige Bergbau — dies werden wir demnächſt hören — mit ſo vielen Gefahren zu kämpfen, daß man genöthigt iſt, wenigſtens den dritten Theil vorhandener Kohlen unbenutzt in der Tiefe zurückzulaſſen.

Von New-Caſtle am Tyne-Fluſſe kamen, ſo viel man weiß, im Jahr 1305 die erſten Kohlen nach London. Ehe alle Eigenthümlichkeiten des neuen Brenn-Materials erkannt und gewürdigt worden, bedienten ſich deſſen nur Schmiede, Färber, Brauer und Seifenſieder; ja es entſtanden lebhafte Klagen von Seiten der wohlhabenden Einwohner über den Rauch, welchen man, als der Geſundheit nachtheilig, fürchtete, ſo daß der Steinkohlen-Brand, jedoch nur auf einige Jahre, unterſagt blieb. Welche hohe Wichtigkeit der Kohlenhandel in unſern Tagen zu London erlangte, dies ergibt ſich daraus, daß gegenwärtig die Verbrauchſteuer allein, im Durchſchnitt dreier Jahre, über drei Millionen Thaler erträgt. Der Bergbau auf Kohlen um New-Caſtle — einer Gegend, wo unſere Gebilde von erſtaunlichem Reichthum und ſehr weit erſtreckt ſind, denn ſie überdecken einen großen Theil der Grafſchaften Northumberland und Durham — reicht bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. König Heinrich III. ertheilte 1239 der Stadt New-Caſtle den erſten Freibrief zur Gewinnung von Kohlen; im Jahr 1829 arbeiteten

im New-Caſtler Reviere 11,954 Männer und Knaben; während im daſigen Hafen, 1615, durch den Kohlenhandel vierhundert Schiffe beſchäftigt waren, wuchs deren Zahl, ſo wird behauptet, ſchon in den nächſten vierzig Jahren bis zu vierzehnhundert an; die Menge der gegenwärtig, während eines Jahres, an den Tag geförderten Kohlen beträgt über 12,600,000 Tonnen.

Auch auf dem Feſtlande fehlt es nicht an Beiſpielen, wie ſehr durch vergrößerte Ausbreitung der Steinkohlen-Feuerung der Abſatz jenes Brennmaterials zugenommen. In Oberſchleſien, wo man erſt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts den unerſchöpflichen Schatz von Steinkohlen, womit das Land geſegnet iſt, genauer kennen lernte, wurde, innerhalb des Verlaufes von vierunddreißig Jahren, der Betrag jährlicher Förderung von 315 auf 908,300 Tonnen geſteigert.

Eine umfaſſende Darſtellung von Steinkohlen-Produktion und Conſumtion in den verſchiedenen Ländern Europas hier zu verſuchen, kann nicht Abſicht ſeyn; ſolche Entwickelungen ſind Aufgaben, ins Gebiet der Statiſtik gehörend. Für unſere Zwecke werden einige Beiſpiele genügen.

Höchſt bedeutend iſt die jährliche Kohlenausbeute in England.*

	preuß. Tonnen.**
Der Kohlen-Verbrauch zur Eiſen-Produktion und Stabeiſen-Fabrikation iſt	21,000,000
Die Kupferhütten im ſüdlichen Wales bedürfen .	1,000,000
Die Bleihütten	150,000
Zur Kochſalz-Erzeugung	850,000
Der Verbrauch in Manufakturen und Fabriken läßt ſich ſchätzen:	
Zu Liverpool und Mancheſter	5,000,000
Zu Briſtol	1,000,000
	29,000,000

* Von Oeynhauſen und von Dechen in Karſtens Archiv für Mineralogie, VI. Band. Beide genannte Geologen lieferten, als Früchte vieler Reiſen, ganz vortreffliche, mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit verfaßte, Schilderungen mehrerer engliſcher, belgiſcher und deutſcher Steinkohlen-Gebilde.

** Eine preußiſche Tonne = vier preußiſche Scheffel = vier Centner.

	Preuß. Tonnen.
Transp.	29,000,000
Zu Birmingham	1,000,000
„ New-Caſtle an der Line (Staffordſhire) . . .	1,000,000
„ Derby	600,000
„ Sheffield	1,000,000
„ Leeds	1,000,000
„ New-Caſtle am Tyne-Fluß (Northumberland) .	2,000,000
In ſämmtlichen übrigen zerſtreut liegenden Fabriken Englands	3,000,000
Verbrauch in Edinburgh	1,800,000
„ „ Glasgow	2,000,000
„ „ den übrigen Schottländiſchen Fabriken	1,000,000
Der Verbrauch zum Hausbedarf im ganzen ſüdlichen Theile Englands, welcher von den Küſten bezogen wird, iſt hier nicht angeſchlagen; allein außer den erwähnten Manufaktur-Städten laſſen ſich in England und Schottland ſicher noch 800,000 Familien annehmen, die ihre Feuerung unmittelbar von Gruben auf Kanälen oder Landſtraßen erhalten; rechnet man jede derſelben nur zu 25 Tonnen im Jahre, ſo gibt das	20,000,000
und dazu der Verbrauch in London	10,800,000
ſo wie jenen in andern Gegenden Englands, die durch Küſtenſchifffahrt ihren Bedarf erhalten	12,000,000
und endlich die Ausfuhr nach Ireland und ins Ausland	5,800,000
ſo ergibt ſich als Reſultat, daß in England und Schottland	92,000,000

Preußiſche Tonnen Kohlen gefördert werden; 86,200,000 Tonnen dienen zum Verbrauch im Lande, 5,800,000 Tonnen zur Ausfuhr. Allein ſehr wahrſcheinlich kann, ohne daß man fürchten muß, bedeutend zu irren, die Kohlen-Produktion Brittaniens auf 100,000,000 Tonnen geſchätzt werden,* deren Werth, an den Urſprungs-Orten, zu 46,000,000 Thalern anzuſchlagen iſt.

* In dem 1837 erſchienenen „Statistical Account of the British Empire," von Mac-Culloch, wird der jährliche Steinkohlen-Verbrauch in Großbritannien, die Ausfuhr mitgerechnet, zu 22,700,000 Tons angegeben. 1 Ton = 2171 Preuß. Pfund, deren 110 = 1 Preuß. Centner.

Die gesammte Kohlen-Produktion im Preußischen Staate beträgt, nach fünfjährigem Durchschnitte (von 1827 bis 1831), 6,908,759 Tonnen. Diese Menge erscheint, der jährlichen Steinkohlen-Förderung Englands verglichen, vielleicht unbedeutend, allein sie ist hochwichtig für Preußen. Abgesehen davon, daß der Kohlen-Bergbau unmittelbar 11,500 Arbeiter beschäftigt, so leistet jene Menge die Wirkung von 2,960,897 Klafter Kiefernholz, zu deren nachhaltigen Hervorbringung 266 Quadrat-Meilen Waldfläche erforderlich wären, das heißt mehr als der zwanzigste Theil der Gesammt-Oberfläche des Preußischen Staates. Es wird nun allerdings dieser Waldboden dem Feldbau nicht ganz erspart, denn die, zur Kohlengewinnung vorgerichteten, Gruben verbrauchen Holz zur Zimmerung und zu anderem Behuf; aber das Uebergewicht des ersparten Brennholzes, im Vergleich zu dem beim Bergbau angewendeten, ist sehr bedeutend. Im fünfjährigen Durchschnitte wurden 22,473 Klafter Gruben-Bauholz verwendet, welche 2°022 Quadrat-Meilen Waldboden erfordern. Berücksichtigt man außerdem noch jene Fläche, welche der Kohlen-Bergbau an Halden, Wegen u. s. w. in Anspruch nimmt, so dürfte der durch Bergbau sämmtlichen Culturen und Gewerben entzogene Raum kaum drei Quadrat-Meilen Oberfläche betragen. Der Geldwerth aller in Preußen geförderten Kohlen beläuft sich im Jahre, nach den Verkaufspreisen an den Gruben, auf 2,609,975 Thaler; das Gruben-Bauholz kostet im Durchschnitt 165,799 Thaler, mithin verhält sich der Geldwerth des Holzes zu dem der gewonnenen Kohlen ungefähr wie 1 : 15,74.*

In Frankreich, wo in zweiunddreißig Departementen Kohlengruben vorhanden sind, erlangt die Gewinnung fossiler Brenn-Materialien mit jedem Jahre höhere Bedeutung; Alles weiset darauf hin, daß dieselbe im steten Zunehmen sey; so namentlich in den Departements de la Loire, du Nord, Saone und Loire und de l'Aveyron, welche vier Fünftheile des Gesammt-Betrages liefern. Einige der neuen Jahre mögen als Belege dienen.**

---

* Von Oeynhausen und von Dechen a. a. O. S. 208 ff.

** Resumé des travaux statistiques de l'administration des Mines en 1835. Paris. 1836.

	1832. Metrische Ctn.	1833. Metrische Ctn.	1834. Metrische Ctn.
Die Steinkohlen-Ausbeute betrug	15,741,430	16,556,546	19,919,656

Schon im Jahr 1817 wurden aus den Gruben von St. Etienne und von St. Chamond allein 1,050,000 metrische Centner gefördert, und davon ungefähr 600,000 Centner in der Gegend selbst verbraucht. Der Bergbau beschäftigt in Frankreich 14,125 Arbeiter; die Zahl der dabei verwendeten Dampfmaschinen beträgt 190. Die jährliche Steinkohlen-Consumtion belauft sich auf 24 bis 25,000,000 metrische Centner, mithin muß Frankreich noch immer 6 Millionen Centner einführen.

In Rußland entdeckte man die ersten Kohlen-Spuren zur Zeit Peter des Großen. Bis jetzt ist das Gouvernement von Katherinosloff das einzige, in welchem Gewinnung stattfindet. Hier nehmen die Ablagerungen einen Raum von etwa dreihundert Quadratwerften ein; die Kohlen, obwohl an und für sich nicht von besonderer Güte, sind der holzarmen Gegend sehr werthvoll, und die jährliche Ausbeute wird, in neuester Zeit, zu ungefähr 170,000 Centner angegeben. Rußland bezieht übrigens neunzehn Theile seines Steinkohlen-Bedarfs aus England. Im Laufe des Jahres 1837 beschäftigte man sich damit, Bohrversuche nach Kohlen an verschiedenen Orten längs der Don-Ufer zu machen.

In Nord-Amerika verdient das Kohlenbecken des Obio besondere Beachtung. Es erstreckt sich über einen sehr bedeutenden Raum, die nordwestlichen Theile von Pennsylvanien und Virginien umfassend, so wie den nordöstlichen Theil vom Obio und einen Strich von Kentucky. Sandsteine, welche die Oberfläche des Bodens bilden, reichen, mit den Zwischenlagen von Steinkohlen und Schiefer, bis zur Tiefe von 1000 Fuß. An der Grenze der Kohlen-Region gibt es Eisenerze in Menge. Kohlenflötze von 7 und von 12 Fuß Mächtigkeit, auch meist von besonderer Güte, stehen am Tage an; ihre Gewinnung ist ungemein leicht, und durch Wohlfeilheit des Feuermaterials wurden zahlreiche Fabriken ins Leben gerufen. In Pittsburg und in der Umgegend allein bestehen über neunzig Dampfmaschinen, welche jährlich 255,500 Tonnen Kohlen verbrauchen, und weit bedeutender ist der Bedarf der Salzwerke. Auf die in jüngster Zeit so wichtig gewordenen Anthracit-Ablagerungen, zwischen dem

Delaware und Susquehannah, haben wir Gelegenheit im Verfolg zurückzukommen.

Kein Land in Europa, dieß ergeben die vorangehenden Mittheilungen, beſitzt einen ſolchen Reichthum von Steinkohlen, als Britannien. Was in Deutſchland, in Frankreich und in den Niederlanden vorhanden, iſt, ſo weit Beobachtungen von Geologen und Erfahrungen von Bergleuten reichen, mit der Geſammt-Ausdehnung jener Formation in England und im ſüdlichen Schottland kaum zu vergleichen. Vor wenigen Jahren noch gab man das gegenſeitige Ausdehnungs-Verhältniß der Kohlen-Gebilde in England, Belgien und Frankreich zur geſammten Bodenfläche wie $^1/_{10} : {}^1/_{20} : {}^1/_{100}$ an; den neueſten Unterſuchungen zu Folge, dürfte ſich jenes Verhältniß gegenwärtig für Frankreich günſtiger herausſtellen. Gewiſſe Ablagerungen auf dem Continente übertreffen zwar, faßt man die Mächtigkeit ihrer Maſſen ins Auge, viele der Engliſchen Kohlen-Gebilde; allein ſie ſtehen, hinſichtlich der anhaltenden Verbreitung, und was das Geregelte einzelner Flötze angeht, weit zurück. Während in England Grubenbau und Vertrieb mit Kohlen durch eigenthümliche begünſtigende Umſtände erleichtert werden, erſchweren, namentlich in vielen deutſchen Gebirgen, mancherlei Hinderniſſe die Gewinnung der Kohlen und ſtehen der Entwickelung des Bergbaues entgegen.

Um dieſes beſſer würdigen zu können, dürften einige allgemeine Bemerkungen über Zuſammenſetzung der Kohlengebirge, ſo wie über Lagerungsweiſe ihrer Glieder, hier am Orte ſeyn. Es ſind bekannte Verhältniſſe, von welchen die Rede, darum iſt keine weitläufige Auseinanderſetzung nothwendig; ein gedrängtes Bild wird genügen.

Ueberall, wo Steinkohlen vorhanden — dieß ergeben die Nachrichten, welche uns von deren Beſchaffenheit in ſämmtlichen Welttheilen zukamen — überall, ſage ich, bildet unſer Gebirge, obwohl aus verſchiedenartigen Lagern zuſammengeſetzt, ein großes Ganzes. Seine einzelnen Glieder: Kohlen, thoniger Schiefer, Sandſteine und Thon-Eiſenſteine bleiben ſich bei weitem an den meiſten Orten bewunderungswürdig ähnlich, und in den entlegenſten Gegenden beurkundet jene Formation durch ihr Verhalten zu früher und ſpäter gebildeten Felsarten, zwiſchen denen ſie gelagert erſcheint, ein gleiches relatives Alter.

Steinkohlen — die wichtigſten und zugleich die charakteriſirenden Theile des Gebirges, mächtige Aufhäufungen pflanzlicher Stoffe, Reſte einer untergegangenen vegetabiliſchen Welt — weichen in ihren mannigfaltigen Arten, was äußerliches Anſehn und Maſſen-Beſchaffenheit betrifft, ſehr von einander ab; und eben ſo ungleich iſt ihr Verhalten als Brenn-Material.

Die dichte, im Bruche flach-muſchelige und ſchwach fettglänzende Kannelkohle; die, nach ihrem bezeichnenden Gefüge den Namen tragende, Schiefer- oder Blätterkohle; die aus ſtaubartigen, matten, loſe verbundenen Theilen beſtehende Rußkohle; die, nur in dünnen Lagen zwiſchen feſteren Steinkohlen vorkommende, ſehr weiche Faſerkohle; alle ſind nicht ſchwierig zu erkennen und von einander zu unterſcheiden.*

Mehr Uebereinſtimmung herrſcht im chemiſchen Weſen der genannten Kohlenarten. Sie enthalten Kohlenſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff, und außerdem gewiſſe, meiſt geringe Beimengungen erdiger Theile. Steinkohlen zeigen mit Braunkohlen, was die chemiſche Beſchaffenheit betrifft, ſo viel Aehnliches, daß in dieſer Hinſicht keine Grenze zwiſchen beiden Subſtanzen gezogen werden kann; nur iſt bei Braunkohlen der Gehalt erdiger Stoffe häufig beträchtlicher.**

Unter den genannten Beſtandtheilen iſt bei Steinkohlen der Kohlenſtoff überwiegend vorhanden. Er beträgt, nach durchſchnittlicher Berechnung mehrerer Analyſen verſchiedener Kohlenarten, zwiſchen 73 und 96,5 Procent, während der Sauerſtoffgehalt

---

* Männer vom Fache nehmen an, daß die, bis jetzt in Britannien bearbeiteten, Gruben ſiebenzig verſchiedene Kohlenſorten — was den techniſchen Werth betrifft — liefern, und daß die Werke um New-Caſtle deren allein fünfundvierzig nach London ſenden; auf dieſes Mannigfaltige können wir, wie begreiflich, hier nicht eingehen.

** Karſtens „Unterſuchungen über die kohligen Subſtanzen des Mineralreiches überhaupt, und über die Zuſammenſetzung der in der Preußiſchen Monarchie vorkommenden Steinkohlen insbeſondere“ (Archiv für Bergbau, Band XII.), ſo wie Berthiers „Unterſuchungen einiger Brenn-Materialien“ (Annales de Chimie et de Physique. Tom. LIX), geben über die befragten Verhältniſſe ſehr genügende Aufſchlüſſe.

höchſtens 20 Procent ausmacht, zuweilen ſelbſt nur 2,94 Procent, und der Waſſerſtoff zwiſchen 0,5 und 5,5 ſchwankt. An nicht wenigen Orten ergaben ſich ältere Steinkohlen, das heißt, jene, welche in einem Gebirge die tiefern und tiefſten Stellen einnehmen, als die reichſten an Kohlenſtoff. — Vollkommen genaue Einerleiheit in der chemiſchen Zuſammenſetzung der nämlichen Kohlenarten aus verſchiedenen Gegenden abſtammend, findet zwar nicht ſtatt; indeſſen wurden eben ſo wenig auffallende Differenzen nachgewieſen. Bei Kohlen von demſelben Flötze hat man eine gewiſſe Beſtändigkeit in der chemiſchen Natur erkannt.

Im Allgemeinen brennen Steinkohlen — die ſogenannten Schwarzkohlen im Gegenſatze der Braunkohlen — leicht; ſie geben ſtarke, kräftige Flamme und verdienen daher ſtets den Vorzug, wo Flammenfeuer wirken ſoll. Die beſten, zur Feuerung in Zimmern beſonders geeigneten, unter den verſchiedenen Arten, ſind die Kannelkohlen. Eine der Hauptfund-Stellen iſt Heigball, unſern Wigan, in Lancaſhire. Man hat das 20 bis 36 Zoll mächtige Flötz durch einen über 300 Fuß tiefen Schacht aufgeſchloſſen; unterhalb deſſelben kommen noch ſechs bauwürdige Lagen vor. Die Gegend von Altwaſſer in Schleſien liefert eine Kohlenart, welche, wie geſagt wird, der engliſchen Kannelkohle ſehr nahe ſteht.

Längſt wiſſen Conſumenten, daß, für dieſe oder jene Zwecke, nur gewiſſe Steinkohlen dienſam ſind; daß ſie bei ihrer Anwendung die größten Vortheile gewähren. Einige Kohlen bedürfen höherer Temperatur, um ſich zu entzünden; ſie eignen ſich deßhalb für kleine Feuerungs-Anſtalten nicht beſonders und wirken nur in großen Maſſen kräftig. Andere Kohlen, ungemein leicht entzündbar, brennen mit lebhafter gelber Flamme, und entwickeln, während ſie lange Zeit hindurch den Verbrennungsprozeß unterhalten, ſtarke Hitze. Sichere äußere Kennzeichen der Kohlen, was ihre Brauchbarkeit betrifft, werden vermißt; mit allen wahren Gründen des Brennens oder Nichtbrennens ſind wir keineswegs genugſam vertraut. Als von vorzüglicher Güte pflegt man in der Regel die dunkel gefärbten, fettglänzenden, wenig zerklüfteten Kohlen zu betrachten. Mehr grau als ſchwarz gefärbte Kohlen, ſolche, die nur geringen und trüben Glanz haben, brennen meiſt ſchwer und geben, bei gleichen Mengen, weniger Hitze. Unverkennbar ſteht dieſe Beſchaffenheit in gewiſſer

Beziehung mit der Natur der Gesteinbänke, der Felslagen, welche Kohlenschichten überdecken, so wie mit jenen, die zwischen denselben auftreten. Kohlen, mit häufigen Schieferlagen wechselnd, haben öfter viele erdige Bestandtheile aufgenommen, und sogar in dem Grade, daß sie nicht benutzt werden können. Reiner pflegen die zwischen Sandstein eingeschlossenen Kohlen zu seyn; es zeigen sich dieselben um desto dichter, je fester der Sandstein. Bei manchen Kohlen scheint das Ungleichartige in ihrer Natur durch eigenthümliche Lagerungs-Verhältnisse bedingt zu werden, ohne daß jedoch die Ursachen sich vollkommen ausmitteln ließen. Andere dagegen, in nicht beträchtlichen Entfernungen vorkommend, in ihren Lagerungs-Beziehungen einander sehr ähnlich, die Flötze, von ungefähr gleicher Menge und Mächtigkeit, sind, was ihre Güte betrifft, durchaus verschieden; aber den Grund vermag man nicht einzusehen. Es gehören diese Erscheinungen zu den eben so auffallenden als schwierig erklärbaren. Eine allgemeine Erfahrung ist, daß Kohlen, wo sie zu Tag ausgehen — und vielleicht seit ihrem Entstehen mit der Atmosphäre in Berührung sich fanden — „taub" sind, das heißt milde und unbrauchbar, und daß sie einen solchen Zustand mitunter bis zu einer Tiefe von dreißig Fuß wahrnehmen lassen. Dasselbe tritt da ein, wo eine gering mächtige Lage lockern Sandes über den Kohlen ausgebreitet ist, oder eine dünne Rasendecke. Phänomene, wie die erwähnten, können nicht befremden; denn man weiß, daß alle Kohlen, welche auf Halden liegen, oft schon nach kurzem Zeitverlaufe, durch Einwirken der Luft sehr leiden, daß sie ihre Güte verlieren und zerfallen.

Ein Mineral, welches sich gar nicht selten auf Kohlenflötzen einstellt, ist der Eisenkies. Schiefer- oder Blätterkohlen zumal pflegen damit auf Kluftwänden dünn bekleidet zu seyn. Für den Bergbau ist die Gegenwart solcher Kiese fast immer sehr nachtheilig.

So weit die Kohle, was ihre mineralogische Charakteristik, ihr chemisches Wesen und ihre Brauchbarkeit als Feuerungsmaterial angeht. Wenden wir uns zu den andern Gliedern der Formation.

Eine gewisse Regelmäßigkeit im Mächtigen vieler Steinkohlen-Lager, so wie im Gleichförmigen ihres Wechsels mit den sie begleitenden Felsarten, ist durch zahllose Grubenbaue dargethan. Es sind dieß Verhältnisse, welche zu den auffallendsten Zügen unseres Gebirges gehören, obwohl sie nicht überall genau als die nämlichen sich

darſtellen, indem faſt jede, nur einigermaßen bedeutende, Steinkohlen-Ablagerung durch Eigenthümlichkeiten irgend einer Art ausgezeichnet zu ſeyn pflegt, Eigenthümlichkeiten, welche ſie von andern unterſcheiden laſſen und auf die Geſammtheit übriger Beziehungen einen bald mehr bald weniger wichtigen Einfluß behaupten. Der Wechſel der Kohlen mit Bänken und Schichten aus thonigem Schiefer und aus Sandſtein beſtehend, weiſet uns darauf hin, daß das Material jener verſchiedenartigen Lagen vom Waſſer getragen, daß es daraus abgeſetzt worden, und daß dieſer Niederſchlag mit Ruhe erfolgt ſeyn müſſe.

Thonige Schiefer, wie ſie als treue Begleiter der Kohlen auftreten, werden auſſerdem faſt nirgends weiter gefunden. Dieſe „Schieferthone," richtiger „Kohlenſchiefer" — in der Regel ſehr feinkörnige Gemenge zerriebener Mineralien, unter denen oft Glimmer erkennbar blieb — entſtanden wohl meiſt durch Zermalmung älterer Geſteine; ohne Zweifel aber hatten an deren Bildung auch chemiſche Proceſſe, Zerſetzungen, Auflöſungen früher vorhanden geweſener Felsmaſſen bewirkend, ihren Antheil. Jetzt zeigen ſich die Kohlenſchiefer bald in höhern, bald in geringern Graden feſt und hart; als ſie vom Waſſer abgeſetzt wurden, waren dieſelben weicher Schlamm, dieß beweiſen zahlloſe vegetabiliſche Reſte, in den Schieferlagern enthalten. Mitunter erſcheint das Geſtein auch ſo reich an bituminöſen und kohligen Theilen, daß es die Eigenſchaft der Brennbarkeit erlangt. Seine graue Farbe wird in ſolchem Falle dunkler, ſchwärzlich, und ſtellenweiſe haben Uebergänge in ſogenannten Brandſchiefer ſtatt, ein mechaniſches Gemenge, ein Mittelglied zwiſchen zwei an und für ſich ſo verſchiedenartigen Gebilden, wie Kohlen und Schiefer es ſind. — Je näher die Schiefer dem Sandſteine liegen, um deſto ſandiger und grauer werden dieſelben gefunden. — Bei mächtigen Kohlenflötzen machen unſere Schiefer gewöhnlich Hangendes und Liegendes aus; die Kohlen werden von Schiefer bedeckt und ruhen darauf. Reine Kohlenlager enthalten auch nicht ſelten Theile der thonigen Maſſen der Schiefer, eingeſchloſſen.

Beſonders bedeutend im Kohlengebirge machen ſich die Sandſteine, indem ſie, den übrigen Gliedern verglichen, faſt überall vorherrſchend auftreten. Gewiſſe Lagen derſelben beſtehen — für den Bergmann ſehr unwillkommene Erſcheinungen — faſt ganz aus

locker zuſammengebackenem, ſtellenweiſe ſogar aus loſem Sande; „Schwimmſand“ iſt der kunſtgerechte Ausdruck. Andre Sandſteine zeigen ſich dagegen ſo hart, daß ſie treffliche Mühlſteine liefern. — Oft iſt es ſchwer, zwiſchen „Kohlen-Sandſtein“ und gewiſſen „Grauwacken“ die Grenze aufzufinden. Beide Felsarten ſind einander in dem Grade ähnlich, daß nur mühſam Unterſchiede aufgefunden werden können; Unterſchiede, die, einzeln betrachtet, wenig bedeuten würden, welche jedoch, ſtellt man ſie zuſammen, ſich wichtig machen. Die Thatſache iſt, wie der Verfolg ergeben ſoll, keineswegs ohne beſonderes Intereſſe. — In mehreren Kohlengebirgen führt der Sandſtein vegetabiliſche Abdrücke, aber nie ſo ſcharf, ſo deutlich, die Umriſſe nicht ſo wohl erhalten, wie der Schiefer, deſſen ſchlammige Maſſe, in ihrem Weichheitszuſtande, ſich zu deren Aufnahme beſonders eignete.

Schiefer und Sandſteine liegen, ohne durchgreifende Regel, bald über, bald unter den Kohlen; am häufigſten jedoch erſcheinen, wie bereits geſagt worden, die Schiefer in unmittelbarer Berührung mit den Kohlen. — Meiſt ſind die Schieferſchichten weniger mächtig als die Sandſteinbänke; letztere erlangen, ſo unter andern bei New-Caſtle, eine Stärke von ſechszig Fuß, und im nördlichen Amerika ſogar von hundert Fuß.

Sehr beſtändige Begleiter der Kohlen ſind endlich gewiſſe Eiſenſteine. Gleich den übrigen Felsarten machen ſie eines der Glieder der Gruppe aus; nur bei wenigen Gebirgen werden dieſelben ganz vermißt, ja es haben, zwiſchen dem Vorkommen von Steinkohlen und jenem der Eiſenerze, oft ſehr genaue Beziehungen ſtatt; der Zuſammenhang beider iſt nicht ſelten ſo entſchieden, daß Bergleute, aus der Gegenwart des einen der genannten Mineralkörper, mit ziemlicher Sicherheit auf das Vorhandenſeyn des andern ſchließen dürfen.

Dieſe Erze — wie wir hören werden, von hoher metallurgiſcher Wichtigkeit — ſind kohlenſaures Eiſenoxydul (Eiſenſpath) oder, jedoch ungleich ſeltener, Eiſenoxyd-Hydrat (Braun-Eiſenſtein). Die Kohlenſäure haltenden Eiſenerze — kohlenſaure Thoneiſenſteine dürfte die richtigſte Benennung ſeyn — ergaben ſich, bei chemiſchen Unterſuchungen, als Gemenge, in ſehr verſchiedenartigen Verhältniſſen zuſammengeſetzt, aus kohlenſaurem Eiſen-Oxydul, kohlenſaurem Mangan-Oxydul, kohlenſaurer Talkerde,

kohlenſaurer Kalkerde, ferner aus Thonerde und Kieſelerde, wozu ſich mitunter Bitumen, und ſelbſt wirkliche Steinkohle geſellt, in welchem letztern Falle die Erze ihren ſteinartigen Charakter verlieren und den eines brennbaren Körpers annehmen. Die thonigen Theile, der quarzige Sand, müſſen, unter den genannten Beſtandſtoffen, nur als mechaniſch beigemengt gelten, auch laſſen ſie ſich oft ſchon mit freiem Auge erkennen. Durch dieſe Beimengung erhalten kohlenſaure Eiſenerze des Steinkohlengebirges ihr eigenthümliches Anſehen; ſie ſind es, wodurch jene Erze ſich allein unterſcheiden vom Eiſenſpathe, in ſpätern Formationen vorkommend. Die „kohlenſauren Thon-Eiſenſteine" verhalten ſich zum Eiſenſpath wie die thonigen oder dichten Kalkſteine zum Kalkſpath und zum körnigen Kalk. — Die Eiſenoxyd-Hydrate, die Braun-Eiſenſteine des Kohlengebirges, entſtanden wohl zum größten Theile aus den kohlenſauren Thon-Eiſenſteinen durch Zerſetzung; andere ſind, nach P. Berthier,* gleichzeitigen Urſprungs mit den übrigen Gliedern des Gebirges; ſie finden ſich, unter andern in einigen Kohlengebilden des Loire-Departements, genau auf dieſelbe Weiſe, wie ſolche außerdem in ganz andern Formationen getroffen werden, ſie bilden Druſen, einzelne kugelförmige Maſſen, und erſcheinen durchdrungen von ockerigem Thon und von Sand. Was ihren Erzgehalt betrifft, ſo ſind dieſelben zum Theil ſehr reich, und das aus ihnen gewonnene Eiſen von vorzüglicher Güte.

Kohlenſaurer Thon-Eiſenſtein, für unſere Abſichten wichtig, der ſehr allgemeinen Verbreitung wegen, wird keineswegs bloß in einzelnen rundlichen Stücken und in Nieren, oft von einem Fuß und darüber im Durchmeſſer, regellos zerſtreut im Kohlenſchiefer, davon umſchloſſen, gefunden; es bildet dieſes Erz auch

* Wir haben dem berühmten Chemiker ſehr gründliche Unterſuchungen der, in verſchiedenen Steinkohlen-Niederlagen Frankreichs vorkommenden Eiſenerze zu verdanken. (Annales des Mines. Vol. IV.) Eine Arbeit, welche für Hüttenbeſitzer von ganz beſonderem Intereſſe iſt, da Berthier das Verfahren angegeben hat, welches beim Probiren der Erze nothwendig iſt, ſo wie jenes, das bei vollſtändiger Analyſe befolgt werden muß. Einen, in chemiſcher und metallurgiſcher Hinſicht ebenfalls verdienſtlichen Beitrag zur nähern Kenntniß jener Erze lieferte der engliſche Scheidekünſtler Colquhoun. (Brewster, Edinb. Journ. of Science. Vol. VI.)

zuſammenhängende Lager zwiſchen den Schieferſchichten und inmitten der Steinkohlen-Flötze, Lagen, welche meiſt ſchwach ſind, zuweilen jedoch eine Mächtigkeit von zwei Fuß erreichen. Für die Kohlen-Formation Oberſchleſiens ſind, nach Leopold v. Buchs und C. v. Oeynhauſens Beobachtungen, häufige Lagen von Thon-Eiſenſtein bezeichnend. Hier finden ſie ſich beſonders in Gegenden, wo viele und ſchmale Kohlen-Flötze mit Lagen thoniger Schiefer wechſeln. Es erſcheint das Erz vorzugsweiſe auf die obern Gebirgsſchichten beſchränkt, und gewöhnlich trifft man es in höhern Teufen, nahe bei gering mächtigen Kohlenlagen, in vorzüglicher Menge; bei mächtigen Kohlenbänken fehlt daſſelbe faſt ganz. Auch das Kohlengebirge an der Südſeite des Hundsrücks enthält eine, für die daſigen Eiſenhütten ungemein wichtige, Niederlage von Thon-Eiſenſtein. Im ſüdlichen Wales erſcheint unſer Erz, über und unter den Kohlenbänken, in ſechszehn verſchiedenen Lagen; oder, richtiger, man trifft daſſelbe auf ſo vielen Schieferſchichten in platten- und in knollenähnlichen Maſſen von anſehnlicher Größe, dicht an einander gedrängt, beinahe zuſammenhängend, ferner in nieren- und kugelförmigen, oft ſehr flach gedrückten, Stücken. Werden ſolche Nieren oder Kugeln zerſchlagen, ſo findet ſich in deren Innerem häufig ein Kern von weißem Kalkſpath, auch von Eiſenkies oder von Steinkohle. In manchen Landſtrichen ſteht die Erzmenge, ſo viel bekannt geworden, weder mit der Stärke der Kohlenlager, noch mit ihrer Erſtreckung in irgend einem beſtimmten Verhältniß. In gewiſſen Steinkohlengebirgen Frankreichs nimmt der Erzgehalt in dem Grade ab, als der Thon-Eiſenſtein regelmäßige Schichten bildet. — Wo Thon-Eiſenſteine in Kohlen-Ablagerungen ganz vermißt werden, trifft man gar nicht ſelten einzelne Sandſteinbänke mehr oder weniger eiſenhaltig.

Wie begreiflich ſind Thon-Eiſenſteine ſehr oft Gegenſtand bergmänniſcher Gewinnung. Manche derſelben zeigen ſich reich und von vorzüglicher Beſchaffenheit, indem ſie frei von allen nachtheiligen Beſtandtheilen gefunden werden. Andere enthalten kleinere oder größere Mengen Phosphorſäure und geben ſodann kaltbrüchiges Eiſen. Deßhalb iſt es gerathen, jene Säure, vermittelſt chemiſcher Analyſen, in allen Thon-Eiſenſteinen aufzuſuchen, welche, durch ein eigenthümliches Anſehen, ſich von den gewöhnlichen auszeichnen, und dadurch den Verdacht eines Phosphorſäure-Gehaltes rege machen.

— Nicht ſelten wird die Gewinnung der Thon-Eiſenſteine beſonders erleichtert, indem man ſie, mit den Kohlen zugleich, in einem Bau faſſen kann. Für England — ein Reich, deſſen Größe und Wohlfahrt auch mit der Benutzung des Eiſens innig verbunden — iſt unſer Erz eines der wichtigſten, indem faſt die ganze Eiſen-Produktion Britanniens auf ſeiner Anwendung beruht. Unter den dortländiſchen Kohlen-Ablagerungen liefern zwei allein drei Viertheile des Materials für ſämmtliche Gußwaaren, die gefertigt werden, und das Zuſammenvorkommen von Eiſenſteinen mit Kohlen, mit feuerfeſtem Thon und mit Kalk, gewährt dem Eiſenhüttengewerbe in Süd-Wales Vorzüge vor allen übrigen Gegenden Englands nicht nur, ſondern vor allen bekannten Erdtheilen.

Hin und wieder enthält der Thon-Eiſenſtein die, dem Kohlengebilde eigenen, Pflanzenreſte, und außerdem foſſile Muſcheln, wie ſolche übrigens auch zwiſchen den Blätterlagen mancher Kohlenſchiefer getroffen werden. Ferner umſchließen die Eiſenſtein-Flötze, und in gewiſſen Gegenden vorzugsweiſe die nierenförmigen Maſſen jenes Erzes, Fiſch-Abdrücke. *

Was an und für ſich von großem Intereſſe, und zugleich unſerm Zweck näher liegend, iſt der Umſtand, daß die, in nicht wenigen Kohlengebirgen zu findenden, aufrecht ſtehenden, Baumſtämme — welche, bei ihrer anſehnlichen Länge, durch verſchiedene Schichten des Gebildes, durch Kohlen, Schiefer und Sandſtein, hindurchragen, Stämme von zwei Fuß und mehr Stärke — der Maſſe nach häufig aus Thon-Eiſenſtein zuſammengeſetzt, darin umgewandelt, erſcheinen. Es ſind dies die Eiſenmänner der Bergleute.

Wenden wir uns nun zu den Verhältniſſen von Kohlenlagern, welche für Bergbau, in mehrfacher Hinſicht, als beſonders wichtig gelten müſſen. Es iſt ihre Mächtigkeit, ihre Erſtreckung und die Zahl einzelner, in dieſem oder jenem Gebirge über einander ihre Stellen einnehmenden, Schichten, wovon die Rede ſeyn ſoll.

* In dem, unter der Preſſe befindlichen, zweiten Bande meiner „Naturgeſchichte der Erde“ habe ich vom Vorkommen foſſiler Ueberbleibſel in Steinkohlengebirgen nach der Geſammtheit ihrer ſo intereſſanten Beziehungen gehandelt; um Wiederholungen zu vermeiden, erlaube ich mir darauf zu verweiſen.

Die gewöhnliche Stärke einzelner Kohlen-Flötze wechselt zwiſchen einem oder einigen Zollen und vierzehn bis einundzwanzig Fuß. Manche Gebirge ſind beſonders ausgezeichnet durch mächtige, und zugleich weit erſtreckte, Lagen; indeſſen beträgt die Stärke nicht oft über dreißig bis vierzig Fuß. So wurde, um von einem der ſeltenen Beiſpiele Kenntniß zu geben, bei Dombrowa, im ruſſiſchen Polen, ein Flötz aufgeſchloſſen, 42 Fuß mächtig, welches man, vor mehreren Jahrzehnden ſchon, auf eine Länge von 7000 Fuß, ohne Unterbrechung „ausgerichtet,“ zum Behuf des Abbaues näher unterſucht hatte. Schichten, deren Mächtigkeit nicht über zehn Zoll beträgt, zeigen ſelten viel Regelmäßiges, was ihre Erſtreckung betrifft; ſie nehmen an Mächtigkeit zu und ab, verſchwinden auch ſtellenweiſe ganz. Solche „Verdrückungen,“ die keiner beſtimmten Regel folgen, kommen, jedoch weniger häufig, auch bei ſtärkern Kohlenlagen vor. Mächtige Flötze pflegen meiſt durch „Zwiſchenmittel,“ durch Schieferſchichten oder Schalen, in mehrere Bänke von größerer oder geringerer Stärke, gleichſam in mehrere Lagen, getheilt zu ſeyn. Dieſe verſchiedenen Bänke, bei deren Abbau die Zwiſchenmittel durchbrochen werden müſſen, um von einer Kohlenlage zur andern zu gelangen, haben bei weitem nicht alle die nämliche Beſchaffenheit und Güte; das Auftreten reiner Kohle iſt, in vielen Fällen, höchſtens bis zu einer Stärke von zehn Fuß anzunehmen; auch werden in der Regel ſämmtliche Lagen eines und deſſelben Gebirges keineswegs bauwürdig befunden. — — Im Kohlenbecken des Departement du Lot trieb man einen Schacht in dem, unter 25 bis 30 Grade ſich neigenden, Kohlenlager zweiundſiebenzig Fuß nieder; der Schacht ſtand ganz in Kohlen, ohne daß dieſe durchbrochen worden. Nach Angaben glaubwürdiger Beobachter ſoll jenes Lager die ungeheure Mächtigkeit von dreihundert Fuß haben.

Die Zahl einzelner Kohlenſchichten in dieſen und jenen Gegenden iſt, ſo weit unſere Erfahrungen reichen — denn nicht überall hat man vom Grundgebirge, von der Unterlage der Kohlengebilde, genügende Kenntniß — ſehr ungleich; nur das läßt ſich, wie bereits bemerkt worden, als entſchieden anſehen, daß Kohlenſchichten, was ihre Menge betrifft, den Sandſtein- und Schieferlagen meiſt ſehr nachſtehen. Unter mannigfaltigen intereſſanten Thatſachen mögen folgende als Beiſpiele dienen. Das Becken bei Dudley in Worceſtſhire zählt elf Kohlenlagen: nur eine davon wird

abgebaut, aber ihre Mächtigkeit beträgt, die dünnen, ſie durchziehenden, Schieferſchichten mit gerechnet, mehr als dreißig Fuß. Bei New-Caſtle, am Tyneſluſſe, finden ſich vierzig Kohlenlagen übereinander, wechſelnd mit Schiefern und mit Sandſteinen. Hier ſind die meiſten Kohlenſchichten von ſo geringer Stärke, daß ſie nicht abgebaut zu werden verdienen; man bearbeitet deren vorzüglich nur zwei, welche zwiſchen ſechs und ſieben Fuß Mächtigkeit haben. Das Kohlengebirge der Gegend um Mons enthält, ſo viel man bis jetzt weiß, einhundertundfünfzehn bauwürdige Flötze, deren Stärke jedoch meiſt nicht bedeutend iſt, da ſie ſelten drei Fuß erreicht. Das Kohlengebirge auf der Südſeite des Hundsrücks hat, mit den daſſelbe begleitenden plutoniſchen Maſſen, bei ſieben bis acht Stunden Breite, eine Längen-Erſtreckung von vierundzwanzig Stunden; es zählt gegen einhundertundzwanzig Flötze, die ſchwachen Kohlenſchichten nicht mitgerechnet. Die ſo ſehr bedeutende Ablagerung von Colebrooke-Dale, im weſtlichen England, hat nicht weniger als einhundertfünfunddreißig Kohlenlagen, deren Geſammtmächtigkeit 250 Ellen beträgt.

Im Verhältniß zum Meeres-Niveau findet man die Steinkohlen eher tiefer als höher. Gar manche Ablagerungen ſenken ſich, in den gemäßigten Zonen des alten Feſtlandes, mit ihren Schichten bis zu den niedrigſten Küſtengegenden; ja ſie reichen unter die allgemeine Waſſer-Bedeckung hinab. In den franzöſiſchen Niederlanden beginnt der Bergbau, auf Kohlen geführt, erſt unter dem Meeresſpiegel. Bei Mons reichen die Schichten über fünftauſend Fuß abwärts. Um New-Caſtle wechſeln, tiefer als der Meeresgrund, ſiebenundfünfzig Lagen von Schiefer und von Sandſtein mit fünfundzwanzig Kohlenſchichten. Im Steinkohlengebirge von Buarcos, unfern der portugieſiſchen Küſte, wurden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, drei weite Schachte, angeblich bis auf eine Tiefe von dreihundertachtundvierzig Palmen — 3 Palmen = 2 Fuß — niedergetrieben, und mit den ſchönſten Quaderſteinen ausgemauert. Sie reichten unter die Meeresfläche hinab. Später beging man die Unvorſichtigkeit, eine Strecke bis dahin zu führen, wo die Kohlenlagen ſich ins Meer ſenken; dieſe brachen durch, und nun kamen alle Gruben unter Waſſer. Nachdem das Werk geraume Zeit gelegen hatte, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, wurde der Durchbruch im Meere, welcher bei eintretender Ebbe immer zum

Vorſchein kam, vermauert, und das Waſſer, nicht ohne große Schwierigkeiten, aus den Gruben geſchafft. — Dagegen traf man in Amerika einige, beſonders hoch gelegene Kohlen-Formationen. Alexander v. Humboldt ſah, in der Aequinoctial-Gegend des neuen Feſtlandes, im Plateau von Santa-Fe de Bogota — Chipo, zwiſchen Canoas und le Salto de Tequendama, Berg Suba, Cerro de los Tunjos — Steinkohlen bis zu einer Höhe von 1360 Toiſen über dem Spiegel des Weltmeeres aufſteigen. Die ſüdliche Erdhälfte bietet auch Steinkohlen in den hohen Cordilleren von Huarocheri und von Canta dar, und angeblich ſollen ſich deren unſern Huanuco, ſehr nahe an der Grenze ewigen Schnees, in 2300 Toiſen Höhe finden, folglich bei weitem über der Grenze jedes Wachsthums von Phanerogamen. *

Viele Kohlengebilde ſieht man einer Richtung folgen, was ihre Erſtreckung betrifft; ſie zeigen ſich nach geraden, parallelen Linien vertheilt, aber, ſo weit unſere Beobachtungen reichen, nicht ohne mehr oder weniger bedeutende Unterbrechungen. Häufig nehmen dieſelben in Mulden, in beckenähnlichen Vertiefungen älterer Gebirge, ihre Stellen ein. In ſolchen Mulden oder Becken, pflegen beſonders die, meiſt wenig geneigten, Schichten von allen Seiten einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte zuzufallen, ſo daß oft der ganze Hergang, Art und Weiſe der Ausfüllung jener Weitungen mit Kohlenlagen und der ſie begleitenden Geſteine ſehr undeutlich ſcheint. Unverkennbar waren lang gedehnte Vertiefungen vorzugsweiſe geeignet zur Aufnahme ſolcher mechaniſchen Niederſchläge. Die Schichten konnten ſich, als ſie abgeſetzt wurden, nach der Beſchaffenheit, nach der Oberflächenform des Bodens modeln, welchen dieſelben fanden. — Indeſſen dürften gar manche Kohlenformationen wohl als weniger beſchränkt gelten, wie bis jetzt angenommen wird. Mit der Behauptung: es beſtehe das Gebilde nur aus partiellen Ablagerungen, ohne Allgemeinheit, ohne jeden Zuſammenhang, würde das Uebereinſtimmende keineswegs verträglich ſeyn, welches bei Vergleichung der einzelnen Glieder, ſelbſt aus den entlegenſten Gegenden, getroffen wird. Vereinzelte Partieen unſers Gebirges, deren Lagerung mehr unbeſtimmt und regellos, wo die Schichtenſtellungen auffallende Verhältniſſe wahrnehmen laſſen, wurden durch

* Essai géognostique sur le gisement des roches. Pag. 208.

gewaltſame Ereigniſſe, durch aus den Tiefen emporgetriebene plutoniſche Maſſen, aus ihren urſprünglichen Lagerungs- und Niveau-Beziehungen gebracht und aufwärts gedrängt. Wir hörten von Steinkohlen-Formationen in gewaltigen Höhen. Sollte das Meer je einen ſo erhabenen Stand gehabt haben?

Obwohl Steinkohlen, und die ſie begleitenden Felsarten, zu den ältern Erzeugniſſen in der Reihe neptuniſcher Ablagerungen, der normalen Formationen, gehören, folglich von ſpätern Niederſchlägen oft überdeckt werden konnten, ſo treten dennoch die Schichten des Gebirges, von welchen die Rede, und nicht ſelten in beträchtlicher Weiſe, frei, entblößt von allen andern Geſteinen, an den Tag. Häufig liegt indeſſen unſer Gebilde auch verborgen unter jüngern Felsmaſſen; es wird davon überlagert; und unter allen bekannten Formationen dürfte kaum eine, unter Verhältniſſen wie die erwähnte, mit ſo vielartigen andern in Berührung gefunden werden. Größere Kohlen-Ablagerungen zumal erſcheinen an ihren Randen von Geſteinen weit ſpäterer Entſtehung bedeckt, ſo daß, in ſolchen Gegenden, eine Menge von Gliedern aus der großen Reihe normaler Gebilde fehlen. An der Grenze der Niederlande erſcheinen neuere Geſteine über den Kohlen verbreitet, Geſteine, deren ruhiger Abſatz das Entſtehen unermeßlicher Ebenen zur Folge hatte. In mehreren Theilen Englands bedecken jüngere Dolomite und Glieder der Jurakalk-Gruppe die Steinkohlen, oder es iſt rother Sandſtein darüber ausgebreitet. Im ſüdlichen Wales zeigt ſich unſer Gebirge am Tage umgeben von dem, darunter hervortretenden, jungen Grauwacke-, dem ſogenannten Berg-Kalk, und es iſt dieſer Kalk der Kohlen-Formation oft ſo innig verbunden, daß man ihn kaum davon zu trennen weiß; er gehört mit dazu, er macht gleichſam ein Glied der Gruppe aus. Aehnliche Thatſachen kennt man bei Boulogne in Frankreich, in Belgien, bei Aachen, und im nördlichen Theile des weſtphäliſchen Schiefergebirges. Die Kohlenlager unſern Dresden, jene bei Zwickau, ferner die ſchleſiſchen, und nicht wenige andere, ruhen auf Grauwacke und Thonſchiefer.

Das Entſtehen der Kohlengebilde fällt in den großen Zeitraum, mit welchem, an gewiſſen Stellen der Planeten-Außenfläche, die Erhebung unſeres Continents ihren Anfang nahm; gewichtige Thatſachen weiſen uns darauf ſehr entſchieden hin. Kohlenlagen, wie die ſie begleitenden Sandſteinbänke und Schichten von Schiefer, blieben

bei weitem nicht alle in dem Niveau, in welchem ſie urſprünglich abgeſetzt worden, nicht ungeſtört, unerſchüttert; viele derſelben erlitten die auffallendſten Aenderungen, und Kataſtrophen der Art ſieht man theils beſchränkt auf die Glieder unſerer Formation, theils griffen ſie tiefer ein, indem auch das Grundgebirge, die Unterlage, mehr oder weniger bedeutend von ihnen berührt wurde. Solche Aenderungen — als deren bedingende Urſachen wir, geſtützt auf vielſeitige bergmänniſche Beobachtungen, Ausbrüche plutoniſcher oder vulkaniſcher Maſſen anzunehmen haben, welche nach Ablagerung des Kohlengebildes erfolgten — ſind Phänomene, welche in vielen Gegenden zu den häufigen gehören. Sie intereſſiren den Geologen in eben dem Grade, als dieſelben für den Bergmann wichtig und bedeutſam ſich zeigen; denn Hebungen und Senkungen, Verrückungen und Verwerfungen, die Kohlenſchichten erfuhren, nehmen in der Reihe von Hinderniſſen, welche der Bergbau zu überwinden hat, nicht die letzte Stelle ein. Es wurden dadurch veränderte Zuſtände, Regelloſigkeiten vielfachſter Art herbeigeführt, über die man ſich beim Grubenbetrieb, bei der Kohlengewinnung nothwendig möglichſt genaue Rechenſchaft zu geben ſuchen muß; Kenntniß und Erfahrung, ein geübter richtiger Blick ſind nothwendig, um, bei ſo verwickelten Verhältniſſen, wie die befragten, den beſten, den einfachſten Weg zu wählen. So führten erſt die, der neueſten Zeit angehörenden, ſchönen Unterſuchungen des Lütticher Geologen **Dumont** zur genaueren Kenntniß des „Terrain anthraxifère de la Belgique.“ * In Folge erlittener, ſehr anſehnlicher, Biegungen und Windungen, ſtellen ſich die Kohlenlagen jener Gegend, mit den ſie begleitenden Sandſteinen und Schiefern, unter den ſonderbarſten Verhältniſſen dar; bald treten dieſelben in Becken auf; bald ſieht man ſie unter Geſtalt von Sätteln, deren erhabenſte Partien, deren Gipfeltheile, zerſtört und weggeſchwemmt worden. Es waren ſehr ſorgfältige, mit unermüdeter Ausdauer, und über ein weit erſtrecktes Gebiet durchgeführte Forſchungen nothwendig, um zur Gewißheit zu gelangen, daß es eine und die nämliche Lagen ſeyen, welche zu mehreren Malen bald über, bald untereinander auftreten. — **Dierite, Porphyre** und **baſaltiſche Geſteine** erſcheinen in nicht wenigen Gegenden den Kohlengruppen auf vielartigſte Weiſe verbunden. Spalten von

* Mémoire sur la constitution géologique de la province de Liége.

größerem oder geringerem Durchmeſſer werden erfüllt getroffen von Maſſen ſolcher Feuererzeugniſſe. Es treten dieſe ferner, und oft in bedeutender Mächtigkeit, Flötzen ähnlich verbreitet, zwiſchen Kohlen, Schiefern und Sandſteinen auf; ſie machen deren Unterlage aus, oder erſcheinen als Decke darüber verbreitet; ſie erheben ſich, ſo namentlich die Porphyre, in hohen ſteilen Kegeln aus dem Kohlengebirge und verleihen dieſem bald mehr bald weniger Auffallendes in der äußerlichen Geſtaltung. Kohlenſchiefer- und Sandſteinſchichten ſieht man gebogen, aus ihrer urſprünglichen Lage gerückt, ſelbſt ſenkrecht aufgerichtet; ſtellenweiſe laufen ſie kreuzweiſe durcheinander, die Zerrüttung hat Grade erreicht, welche den frühern Zuſammenhang, die einſtmalige Ordnung der Dinge, nicht mehr erkennen laſſen. Und bis tief in die Gebirge hinab lehrte uns der Bergbau ſolche beachtungswerthe Thatſachen kennen. In der Regel deutet ein zerſtücktes Tagegebirge auf ſehr verworfene Kohlenlagen; aber dieſe Regel iſt keineswegs ohne Ausnahmen, die äußerliche Beſchaffenheit geſtattet nicht immer untrügliche Schlüſſe über die Verhältniſſe des Innern. — Die geſtörten, die verrückten Lagen ſind nach den Flächen getrennt, von welchen ſie durchſchnitten werden. Zu beiden Seiten ſolcher Riſſe oder Klüfte —„Rücken,“ „Wechſel,“ „Sprünge,“ wie die, dem Bergmann unwillkommenen, Erſcheinungen in der Kunſtſprache heißen— erſcheinen ganze unermeßliche Gebirgsſtücke, bald mehr, bald weniger, oft um hundert Fuß und darüber, gehoben oder geſenkt. In Oberſchleſien verwerfen drei „Sprünge“ die Flötze über einhundert und vierzig Fuß. — An den trennenden Klüften, die theils ſehr geringe Breite haben, oft nur wenige Zolle, endigen die zeriſſenen Schichten plötzlich; aber jenſeit derſelben, auf- und abwärts, ſetzen ſie in der nämlichen Mächtigkeit fort, wie an Stellen, wo keine Aenderung eintrat. Erfahrungen lehrten, daß in vielen Kohlengebirgen die verwerfenden Sprünge um deſto größer ſind, je beträchtlicher die Mächtigkeit der Flötze, je anſehnlicher deren Zahl; dagegen ſcheint in ſolchen Fällen ihre Menge nicht ſo häufig. Uebrigens verbleibt den Klüften keineswegs immer die nämliche Breite; ſtellenweiſe erweitern ſich dieſelben und ziehen ſich auch wieder zuſammen. — Man findet die Spalten leer oder erfüllt mit Kohlen-Bruchſtücken und Geſteintrümmern, auch mit thonigen Maſſen. Gewöhnlich führen ſie Waſſer. — Auf gewiſſe Weite von den Klüften zeigen ſich die Kohlen taub, das Nebengeſtein

mürbe; Der Abbau iſt beſchwerlich, die Gruben müſſen durch nicht ſelten ſehr koſtbare Zimmerung gegen Einſturz geſichert werden. *

Außer den räumlichen Aenderungen, den Folgen mechaniſch wirkender Urſachen, wodurch der frühere Zuſammenhang der Formation geſtört worden, ſo daß dieſelbe gleichſam in mehrere Theile geſchieden ſich darſtellt, haben wir noch andere Phänomene von Intereſſe und Wichtigkeit zu beachten, nämlich Erſcheinungen, welche die Berührung der Kohlen durch plutoniſche oder vulkaniſche Maſſe hervorrief. Wir müſſen die mehr oder weniger auffallenden, oft außerordentlichen, Aenderungen kennen lernen, welche Kohlen, unter Verhältniſſen wie die erwähnten, erlitten. Lange zuvor ehe man bedacht war, die Thatſache, wovon die Rede ſeyn ſoll, als Stützpunkt irgend einer Theorie zu benutzen, haben praktiſche Männer dieſelbe, nach den begleitenden Umſtänden, wohl erwogen und mit ſeltener Klarheit aufgefaßt. Viele hierher gehörende Phänomene finden ſich zumal in Kohlengebilden des brittiſchen Reiches. Das Auffallende derſelben lebt in der Erinnerung alter Bergleute fort; denn gegenwärtig gewinnt man die Steinkohlen nicht mehr in unmittelbarer Nähe von Gängen, deren Maſſen aus plutoniſchen oder vulkaniſchen Felsarten, aus Baſalten, Porphyrn oder Dioriten beſtehen, während früher die Baue zu beiden Seiten jener Gänge betrieben wurden. Die Geſchichte engliſcher Steinkohlenwerke hat gar manche Beiſpiele aufzuweiſen, daß Grubenarbeiten, in der Nähe baſaltiſcher Gänge geführt, wegen ſehr geringer Güte der Kohlen ganz eingeſtellt werden mußten. Durch überlieferte Erfahrungen aus der Gegend um New-Caſtle iſt bekannt, daß Kohlen, an und für ſich dicht und ſehr vorzüglich, in unmittelbarer Berührung mit vulkaniſchen Maſſen die Merkmale ſtark erlittener Glühung trugen, daß ſie zu rußartiger Subſtanz umgewandelt erſchienen. Andere zeigen ſich auffallend trockener, feſter, härter und ihres Bitumen-Gehaltes beraubt, oder ſchlackenähnlich, blaſig. Etwas weiter ab vom Baſalt hatten die Kohlen das Ausſehen von Coaks — von gereinigten Kohlen — aber ihre Eigenſchaft, ſich zu entzünden und

*) Höchſt beachtungswerthe Erfahrungen über die „Sprünge im Steinkohlengebirge,“ theilte v. Carnall mit. (Karſten's Archiv für Mineralogie u. ſ. w. Band IX.)

zu brennen, beſaßen ſie nicht mehr. Erſt in neunzig Fuß Entfernung von der vulkaniſchen Gangmaſſe erlangten dieſelben ihre gewohnte Beſchaffenheit wieder. Hiermit vergleichbare Erfahrungen gewährte der Bau auf Steinkohlen im Saalkreiſe unfern Halle, ſo wie der Niederſchleſiſche. In beiden Landſtrichen werden die Phänomene durch das Auftreten von Feldſtein-Porphyr bedingt. Der Herren von Carnall und Zobel lehrreiche Mittheilungen über die von ihnen in Schleſien beobachteten Thatſachen verdienen das beſte Lob. So ſieht man unter anderm bei Altwaſſer, im Waldenburger Kreiſe, den Porphyr zwiſchen Schichten des Kohlengebirges eingedrängt. Plutoniſches Geſtein und Kohlen ſind feſt mit einander verwachſen, und letztere zeigen ſich, auf die Weite einiger Zolle, ungemein dicht, eiſenſchwarz, von halbmetalliſchem Glanze und ſtänglich abgeſondert; auch kommen, inmitten des Porphyrs eingeſchloſſen, Partien veränderter Kohlen vor.

Kohlenſchiefer und Sandſteine ſind, wie zu erwarten, da wo ſie mit Baſalten oder Porphyren zuſammentrafen, nicht unverändert geblieben. Der Schiefer iſt hart, klingend geworden, und lichtegrau, oder röthlich von Farbe; der Sandſtein erhielt ein gefrittetes, zuſammengeſintertes Anſehen.

Was die Gewinnung von Steinkohlen betrifft, ſo treten der Verhältniſſe gar viele ein, welche den Bergmann leiten beim Entwurf ſeiner Pläne, die ihn beſtimmen, wie er Kohlenlager „anzugreifen,“ Stollen und Schachte zu treiben, Abbau und Förderung zu leiten habe. Dieſer Bedingungen und Rückſichten gibt es ſo mannigfaltige, daß eine Feſtſtellung umfaſſender, überall anzuwendender Regeln nicht möglich iſt; ſelbſt die einfachen Werkzeuge für Bergmannsarbeiten ſind, in verſchiedenen Kohlen-Revieren, keineswegs genau die nämlichen. Auch geſellen ſich zu den Schwierigkeiten und Hinderniſſen, welche die Natur dem Kohlen-Bergbau entgegenſtellt, noch gar manche andere. Wir wollen verſuchen, das Weſentlichſte anzudeuten. Es gehören hierher: Beſchaffenheit der Gebirgs-Oberfläche und der bedeckenden Felsmaſſen; Lagerungsweiſe der Kohlen und Tiefe, in welcher bauwürdige Flötze vorkommen; Dicke, Feſtigkeit und Haltbarkeit der, die Kohlen begleitenden, Felsarten; Erſtreckung und Fallen der Schichten; Einfaches oder Verwickeltes in deren Bau; Güte und Mächtigkeit einzelner Kohlenflötze; mehr oder weniger große

Schwierigkeiten der Waſſerhaltung und des Wetterwechſels; Grade der Geſchwindigkeit, womit ein Bau in techniſcher und commercieller Hinſicht betrieben werden kann. Und zu dem Allen ſind endlich noch die, durch ſchlagende Wetter und durch Brände erwachſenden, Gefahren und Nachtheile zu zählen.

Die Gebirgs-Oberfläche iſt keineswegs immer beſonders günſtig für den Bergbau auf Kohlen, wie für deren Transport; nicht überall durchſtrömen Flüſſe, in tiefen Thälern ihren Lauf nehmend, unſere Formation und erleichtern die Fortſchaffung des Gewonnenen.

Mit der größeren oder geringeren Mächtigkeit des „Hangenden," der Felsdecke, welche ein Kohlengebilde überlagert, des ſogenannten „todten Gebirges," ſtehen die Schwierigkeiten der Gewinnung meiſt in gewiſſen Verhältniſſen; denn jenes Hangende muß ſehr häufig durchbrochen werden, um zum Abbau ſchreiten zu können. „Todte Gebirge" führen ferner in der Regel großen Andrang von Waſſern herbei; ſtromweiſe ſenken ſich dieſe, durch Klüfte und Spalten, abwärts und dringen bis zu den, ſie zurückhaltenden, Thonſchichten. In manchen Fällen kann jedoch eine ſolche Felsdecke dem Bergbau auch Vortheile bringen und ſelbſt von hoher Wichtigkeit ſeyn. Dieſe Erfahrung gewährte namentlich der Gruben-Betrieb in den franzöſiſchen Niederlanden, wo das, die Kohlen-Formation überlagernde, Kreidegebilde die Anwendung eigenthümlicher, früher nicht bräuchlich geweſener, Arbeiten, zum Abdämmen der Waſſer beim Niederbringen der Schachte, geſtattet.

Aus der geringen Verbreitung vieler Steinkohlen-Formationen, aus dem raſchen Wechſel, womit bei andern Flötze auf Flötze folgen, entſpringen ebenfalls Hinderniſſe beſonderer Art, deßgleichen da, wo man, örtlicher Verhältniſſe halber, oder wegen zu hohen Alters des Bergbaues und gänzlicher Wegnahme oberer Lagen, die Kohlen in ſehr beträchtlicher Tiefe gewinnen muß. Letzteres iſt unter andern in mehreren Gegenden Englands der Fall. Der „alte Mann" findet ſich oft mehr oder weniger mit Waſſer angefüllt, und dadurch droben den Gruben große Gefahren, indem ſelbſt unterirdiſche Seen entſtehen. — Dagegen ſind beim Abbau vorzüglich mächtiger Kohlenlagen viele, oft ſchwierig vereinbare Rückſichten zu beachten. Aus der Natur der Sache ergibt ſich, daß bei mächtigen Flötzen ſtarker Druck des Daches, „Förſten-Druck," Statt findet; darum darf der Abbau nicht auf zu große Flächen

ausgedehnt werden. Weniger ſchwierig iſt in der Regel die Kohlengewinnung bei gering mächtigen Lagen, indem deren Hangendes meiſt feſter gefunden wird. Um Einſtürzungen zu verhüten, läßt man Kohlenmaſſen als Stützen ſtehen. Dieſe „Pfeiler“ ſind nicht alle verloren; ſie werden ſpäter, wenn auf andere Weiſe für Sicherheit geſorgt iſt, in ſo weit es möglich, wieder weggenommen; eine oft ſehr gefährliche Arbeit, welche Bergleute mit dem Ausdruck „rauben“ zu bezeichnen pflegen.

Was von beſonderer Wichtigkeit, das ſind die häufigen Störungen und Regelloſigkeiten in der Lagerung, der ſteile Schichtenfall, die Verſchiebungen der Flötze, ihre Erhebungen oder Senkungen. Ein und daſſelbe Flötz kann dadurch unter den mannigfaltigſten Verhältniſſen erſcheinen, hier wagerecht, oder flach geneigt, dort gewunden, gebogen, und an noch andern Stellen aufgerichtet, faſt vertikal. Man iſt nicht ſelten genöthigt, auf dem nämlichen Flötz verſchiedene Arten von Abbau und von Förderung anzuwenden. Zu den Vorzügen engliſcher Steinkohlen-Ablagerungen gehört der Umſtand, daß ſich die Flötze im Allgemeinen viel regelmäßiger zeigen. Mit Strecken von 300 bis 600 Lachtern — 2100 bis 4200 Fuß — wurde im „Streichenden“ der Schichten, in der Richtung ihrer Längen-Ausdehnung, aufgefahren, ohne auch nur einen Sprung zu treffen, welcher das Flötz um ſeine ganze Mächtigkeit verworfen hätte. Uebrigens fehlt es in einigen Gegenden Britanniens nicht an Verwerfungen; ſie ſind mitunter ſelbſt ſehr bedeutend. Da ſolche Stellen aber meiſt weit von einander entfernt liegen, ſo gelingt es oft dem Bergmanne, alle, aus jenen Beziehungen entſpringenden, Hinderniſſe zu vermeiden.

Im Vergleiche zu Gruben, auf welchen Erze gewonnen werden, rückt der Abbau von Kohlen ſehr raſch vor; darum bleibt die Förderung Hauptgegenſtand des Betriebes, wie des Haushaltes, auf Kohlenwerke; und je größer die Menge des, aus den Tiefen zu ſchaffenden, Materials, um deſto koſtbarer und vollkommener können auch die Vorrichtungen zum Fördern ſeyn. Der engliſche Steinkohlen-Bergbau hat, wie wir hörten, im Allgemeinen mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als dies auf dem europäiſchen Continent, und namentlich in Deutſchland, der Fall iſt. Aber die außerordentliche Kohlenmenge, welche man, um den Anforderungen des Vertriebes Genüge zu leiſten, aus einzelnen

Gruben, aus einzelnen Schachten an den Tag bringen muß, führen Verhältniſſe herbei, die bis jetzt auf dem Feſtlande ganz unbekannt blieben. Um eine Vorſtellung von der ungeheuren Kohlenmaſſe zu erhalten, welche in Britannien jährlich zu Tage gefördert wird, mögen folgende Angaben der Herren von Dechen und von Oeynhauſen hier eine Stelle finden. Die 92,000,000 Tonnen preußiſch, welche wir im Vorhergehenden als Betrag der Jahres-Ausbeute von England kennen lernten, werden aus 436,148,148 Cubikfuß feſt anſtehender Kohlenmaſſen gewonnen, deren cubiſcher Gehalt einem Würfel gleich kommt, deſſen Seite 758 Fuß lang iſt; oder einer Kugel von 919 Fuß Durchmeſſer.

Welche Förderungsmethode als zweckmäßigſte und vortheilhafteſte zu erachten, läßt ſich im Allgemeinen nicht wohl ſagen. Auf ſchwachen Flötzen, auf ſolchen, die keine Mächtigkeit von 5 bis 6 Fuß erreichen, verdient in häufigen Fällen die „Schlepptrog-Förderung“ den Vorzug; bei ſtärkeren Lagen iſt Wagen- oder Pferde-Förderung geeigneter. Die erſte Anwendung der Schienen-Wege in Steinkohlengruben fand um das Jahr 1630, und zwar bei New-Caſtle, ſtatt. Man erbaute ſie aus Holz, wie dies noch jetzt in nicht wenigen deutſchen Bergwerken im Brauche iſt. Eiſenbahnen wurden in England vor etwa fünfzig Jahren eingeführt. Sie dienten nicht bloß zur Förderung gewonnener Kohlen, ſie blieben keineswegs auf die Gruben beſchränkt, man benutzte dieſelben auch zum Transport der Kohlen auf Hüttenwerke, an die Ufer von Strömen, ja bis in Höfe und Magazine der Kaufleute. Nirgends dürften jene Einrichtungen größere Vollkommenheit erreicht haben, als um New-Caſtle. Bereits vor dreißig Jahren beſtanden hier, auf einem Raum von ſieben Stunden Länge und vier Stunden Breite, ſo viele Eiſenbahnen, daß deren Geſammtlänge, in Gruben und am Tage, zu 150 Stunden angeſchlagen werden kann. Die Wagen zum Kohlen-Transport, auf Eiſenrädern ſich bewegend, oder ganz aus Eiſen, ſind gewöhnlich mit 25 Centner beladen; aber die geringſte Neigung der Bahn reicht hin, um ſie vermittelſt ihrer eigenen Schwere in Bewegung zu ſetzen. Fünf oder ſechs ſolcher Wagen, aneinander gekettet, rollen, ohne Pferde, von Knaben geleitet, auf weite Strecken hin. — Wo örtliche und andere Verhältniſſe es geſtatten, verdienen, unter allen Förderungs-Methoden, die mit Dampfmaſchinen oder durch Schifffahrt

beſondere Rückſicht; jene iſt die wirkſamſte, dieſe, da ſie nur wenige Menſchen beſchäftigt, die wohlfeilſte. Mit der Anlage eines „navigablen“ Stollens ſind allerdings bedeutende Ausgaben verbunden; deßhalb müſſen ſehr große Kohlenmengen aus den Gruben zu ſchaffen ſeyn, und die Förderung aufs lebhafteſte betrieben werden können. — Wenige Kohlenwerke dürften im Innern der Gruben ſo mannigfaltige Förderungsarten aufzuweiſen haben, als jene von Saint-Etienne und von Rive-de-Gier; außer den Menſchen, welche „tragen,“ „ſchleppen“ und „ſchieben,“ und der Dampfmaſchinen, wendet man ſeit neueſter Zeit auch Pferde, Ochſen, Maulthiere und Eſel an.*

Zu den Unfällen ganz eigenthümlicher Art, welche in Kohlengruben, und leider! in manchen Gegenden gar nicht ſelten vorkommen, gehören die Ausbrüche ſchlagender Wetter und die Brände; das Leben tauſender von Menſchen, die Exiſtenz der bergmänniſchen Baue ſteht dabei auf dem Spiele.

Das explodirende Kohlen-Waſſerſtoffgas — oder vielmehr ein Gemiſche aus dieſem Gaſe und aus atmoſphäriſcher Luft — welches Kohlenlagen, weniger häufig Sandſtein-Bänken und Schieferſchichten entſtrömt, droht mit beſtändigen und großen Gefahren; ſeine Mengen zeigten ſich, in einzelnen Fällen, ſo beträchtlich, daß durch den Luftdruck die „Wetterthüren,“ womit man die Räume verſchließt, aufgeſprengt wurden und Dämme einſtürzten. Davy's ſinnreiche Erfindung leiſtet vortreffliche, ja außerordentliche Dienſte. Seit man die „Sicherheits-Lampe“ allgemein anwendet, ſeit dem Jahr 1816, wurde der Betrieb verdächtiger Gruben erleichtert, und große Kohlenmaſſen, die früher unbenutzt liegen blieben, zugänglich gemacht. Indeſſen laſſen ſich, trotz aller Vorſicht, Unglücksfälle nicht ganz vermeiden; noch in den neueſten Jahren nahmen ſchlagende Wetter die Beachtung öffentlicher Behörden Englands ſehr in Anſpruch. Durch Erfahrung weiß man, daß die Entwickelung des Gaſes gewöhnlich am ſtärkſten iſt, wenn Kohlenflötze, die noch nicht bearbeitet worden, aufgeſchloſſen werden, ſo wie, daß die meiſten Unfälle in den „Früh-Schichten“ ſich ereignen, beim erſten

* Wir beziehen uns auf die lehrreiche Abhandlung von Gervoy: Annales des Mines; 3me série. Tome X. (1836), No. 407 etc.

Anfahren der Bergleute. Dies rührt vom gänzlichen Stocken der Luft her, oder von deren verändertem Umlauf während der Nachtzeit. Daher darf in Kohlenwerken die Sorge für gehörigen Wetterwechsel nie vernachläſſigt werden. Gelingt es, ſolche Mengen atmoſphäriſcher Luft in die Gruben zu bringen, daß ſich keine explodirende Gasgemiſche bilden können, daß die Anſammlung des Gaſes nicht ſtatt findet, daß daſſelbe fortgeführt wird, wie es ſich entwickelt, ſo iſt keine Gefahr vorhanden.

Was die Brände betrifft, ſo müſſen wir vor allen Dingen bemerken, daß ſehr viele Steinkohlen-Lagen die Eigenſchaft beſitzen, ſich ſelbſt zu entzünden; allein gewöhnlich pflegt erſt alsdann Brand zu entſtehen, wenn gewiſſe andere Umſtände eintreten, und das iſt zu großem Glück nicht überall der Fall, wo Kohlen vorkommen. Wie bekannt, gibt es faſt kein Gebilde der Art, in welchem Eiſenkieſe ganz fehlen; in ihrer Gegenwart haben wir eine der Haupturſachen zu erkennen, durch welche Brände bedingt werden. Bald ſind jene Erze in geringeren, bald in größeren Mengen vorhanden, und je reicher Kohlen daran befunden werden, um deſto geneigter zeigen ſie ſich zu Selbſtentzündungen. In der Gegend von New-Caſtle gibt es Kohlen, welche ſtellenweiſe eine ſolche Quantität Eiſenkieſe enthalten, daß ſie ohne techniſchen Werth ſeyn würden; darum ſtellt man eigene Arbeiter zum Aushauen der Erze an. — Dringt Waſſer zu kiesreichen Kohlen, ſo hat Zerſetzung derſelben ſtatt, und dabei erreicht die Wärme-Entwickelung Höhengrade, die brennbare Subſtanzen zur Flamme entzünden können, wenn nach der Waſſerzerſetzung friſche Luft hinzutritt. Von älteren Anſichten kam man längſt zurück. Nicht durch Verwahrloſung des Feuers, nicht durch Brandſtiftung entſtehen in Gruben die Unfälle, von welchen wir reden; ja es iſt dies, ohne mitwirkende natürliche Urſachen, unmöglich. Nur am Ausgehenden der Flötze, wo ſehr zerklüftete Kohlenſchichten am Tage erſcheinen und dem Wechſel der Witterung ausgeſetzt ſind, können Entzündungen erzeugt werden, wie dies hin und wieder durch Hirtenfeuer geſchehen ſeyn ſoll. — Reiner Abbau von Kohlenmaſſen, vollſtändige Förderung derſelben an den Tag, iſt keineswegs immer möglich. Es würde zu weit führen, wollte man alle Urſachen, alle Hinderniſſe aufzählen, welche dies nicht geſtatten. Nur der wichtigern Umſtände möge gedacht werden.

Einer iſt die ſehr große Mächtigkeit gewiſſer Flötze, wo endlich für nothwendige Sicherheit durch Zimmerung nicht mehr geſorgt werden kann. Dazu kommen die Gefahren, womit Bergleute zu kämpfen haben, wenn ſie bereits in ſehr beträchtliche Tiefe eindringen mußten, wo in den oberen „ausgehauenen“ und wieder „verſtürzten“ Räumen der Waſſer-Zudrang ſo ſtark iſt, daß die Arbeiter keineswegs Vorwürfe verdienen, wenn viele Kohlen in den Gruben zurückbleiben und für ewige Zeiten verloren ſind. Ferner iſt der Abſatz läſtiger Abfälle, der kleinen Kohlen, zu unbedeutend; ſie bleiben meiſt in den Gruben liegen; veranlaſſen nun die ausgebauten Räume Zudrang von Waſſer und Luft, ſo können leicht Brände ſtatt haben. Auf ähnliche Weiſe bewirkt der Witterungswechſel, beſonders der Regen, Entzündungen an „Steinkohlen-Halden,“ an dem, in der Nähe von Schachten oder Stollen, zu großen Hauſwerken anwachſenden, Abfall. Bricht das Gebirge unter brennenden Halden zuſammen, rollen und ſtürzen glühende Theile in die Tiefe, alsdann droht Gefahr, daß Kohlen-Lagen in Gluth und Brand gerathen. Um New-Caſtle brennen nicht ſelten Kohlen-Halden, und gewähren zur Nachtzeit einen ſchönen Anblick; aber ſie verunreinigen die Atmoſphäre und wirken nachtheilig ein auf die Geſundheit nahe Wohnender und auf das Pflanzenleben. — — Durch eine Parlaments-Acte wurde vor ſieben Jahren das Vermeſſen der Kohlen abgeſchafft; ſie müſſen nach dem Gewichte verkauft werden. Früher ſiebte man die Kohlen, gegenwärtig kommt Alles, auch der Staub, mit in die Säcke; enthalten die Kohlen Kiestheile, ſo iſt Gefahr unvermeidlich, wenn der Staub naß wird. — Nicht ſelten zieht ſich ein Brand gegen den Tag, gegen das „Ausgehende,“ hin, ins feſte, noch „unverritzte,“ vom Bergmann nicht angegriffene, Gebirge, und ſchreitet von Jahr zu Jahr mehr und mehr vor. So lernten wir durch den ſchleſiſchen Bergmeiſter, Herrn von Pannewitz, einen dortländiſchen, in alter Zeit ſtattgefundenen, Brand kennen, der beſonders merkwürdige Erſcheinungen zeigte. Das entzündete Kohlenflötz war mächtig, mit Schiefer, Sandſtein und Lehm bedeckt; bis auf einer Höhe von 30 und ſelbſt 60 Fuß fand man Alles geröſtet und verſchlackt. — Es iſt hier weder Ort noch Abſicht, alle Mittel zur Sprache zu bringen, die vom Bergmanne bei entſtandenem Brande ergriffen werden müſſen; nur einige Andeutungen. Man legt ſämmtliche

Baue in einer ſolchen Gegend des Kohlenfeldes nieder; den Gefahr drohenden Theilen iſt jede Verbindung mit Luft und Waſſer zu entziehen; Schachte werden abgeworfen, Tagebrüche zugemacht; als letztes Hülfsmittel — welches jedoch gleichſam nur die Verzweiflung eingibt, da es den gänzlichen Untergang der Gruben zur Folge haben kann — gilt das „Erſäufen der Baue“ durch hinein geleitete Waſſermengen.

Wenden wir uns nun wieder den Fragen zu: *ob Erſchöpfung vorhandener und im Abbau begriffener Kohlen-Gebilde zu beſorgen ſey? und ob man nicht hoffen dürfe, noch weitere Ablagerungen in den Erdtiefen zu entdecken?* — Es ſind Berechnungen aufgeſtellt worden, zu Folge denen die Gruben zweier engliſchen Provinzen allein, jene in Northumberland und Durham, mit ihrem nicht zu erſchöpfenden Reichthum, den geſammten Bedarf noch über anderthalb Jahrtauſende zu liefern vermögen, und dazu kommt, daß die bekannten, bis dahin aber nicht bearbeiteten, Kohlenflötze eine Fläche von 732 engl. Quadratmeilen einnehmen. Weit entfernt, jene Annahmen verdächtigen zu wollen, ſind für uns, von bewährten Sachverſtändigen mit aller Zuverſicht ausgeſprochene, Behauptungen von höherer Wichtigkeit, Behauptungen, nach denen zu erwarten, daß wenn man in Britannien noch einige Jahrhunderte hindurch, mit der jetzt ſchon erlangten, oder mit noch geſteigerter Thätigkeit, den Bergbau fortſetzt, das Aufſuchen von Kohlenlagern unter der weit gedehnten, mit rothem Sandſtein angefüllten, Mulde ganz allgemein werden, mit dem Bedarf auch die Entdeckung von Kohlen-Formationen vermehren, ſonach die Ausbeute ſtets zunehmen müſſe. Und was von England behauptet wird, läßt ſich wohl ohne Zweifel auf unſer Continent anwenden, namentlich auch auf deutſche Kohlen-Gebirge. Sollten nicht gar manche Hauptmaſſen derſelben, ſelbſt die entfernten, in größere Tiefen, unterhalb der ſie überdeckenden Felsarten jungen Alters, im Zuſammenhange ſtehen? Auf größere Allgemeinheit bei Bildung der verſchiedenen Glieder des Steinkohlen-Gebirges, auf weitere Verbreitung der Formation, weiſen uns, mit einer faſt zur Gewißheit ſich erhebenden Wahrſcheinlichkeit, auf Thatſachen hin, welche früher zur Sprache gebracht wurden. Es iſt die Rede von der erkannten Aehnlichkeit ſämmtlicher Geſteine, jene Formation ausmachend, in den

verſchiedenſten Ländern, und von ihrem gleichen relativen Alter. Die Vorausſetzung: daß die Zeitfolge zur Entdeckung vieler, bis jetzt verborgen gebliebener, Kohlen-Ablagerungen führen könne, dürfte als eine keineswegs bloß hypothetiſche gelten. Ohne Zweifel würde die oberflächliche Verbreitung des Gebildes beträchtlicher ſeyn, hätten manche der leicht zerſtörbaren Schichten deſſelben dem Meere, und andern zerſtörenden äußerlichen Gewalten, größeren Widerſtand zu leiſten vermocht. In nicht wenigen Gegenden ſind die, durch örtliche Verhältniſſe erſchwerten, geologiſchen Unterſuchungen weder genügend, noch für das Ganze als geſchloſſen anzuſehen; der, auf Kohlen betriebene, Bergbau iſt noch zu neu, oder nicht bedeutend, nicht ausgedehnt, nicht tief genug, als daß er zur, nur einigermaßen vollſtändigen, Kenntniß vorhandener Flötze und ihres gegenſeitigen Verhaltens geführt hätte, daß man ſich über Lagerung, über Schichten-Stellung, mit einem Worte über den ganzen Zuſammenhang als genugſam belehrt erachten könnte, daß man wagen dürfte, ein getreues Bild von der inneren Struktur eines ſolchen Gebirges zu entwerfen. Es gibt Landſtriche, wo, ungeachtet des mehrere Jahrhunderte alten Bergbau-Betriebes, jene Beziehungen nur unvollſtändig ausgemittelt wurden. Die Gruben im Loire-Departement, zu den wichtigſten in Frankreich gehörend, namentlich jene bei St. Etienne, bearbeitete man ſchon in ſehr früher Zeit; aber Jahrhunderte hindurch fand kein regelrechter unterirdiſcher Abbau ſtatt, da die Kohlen ſich mit Leichtigkeit am Tage gewinnen ließen, und zugleich Holz in Ueberfluß vorhanden war. Das große Kohlengebirge von Süd-Schottland iſt, ſeinem allgemeinen Zuſammenhange nach, noch zu wenig bekannt; erſt wenn deſſen Verhältniſſe gründlich ermittelt ſeyn werden, müſſen manche Schwierigkeiten ſchwinden und der Verband gleichzeitiger Schichten ſich mit Klarheit überſehen laſſen. Ein anderes merkwürdiges Beiſpiel gewährt das Becken von Alais im Gard-Departement. Es beſitzt einen übergroßen Reichthum an Steinkohlen; die Ablagerung derſelben erſtreckt ſich über eine Fläche von 4 geograph. Quadrat-Meilen. In dieſer Hinſicht, ſo wie rückſichtlich der Leichtigkeit, womit Kohlen gewonnen werden können, iſt nur das uns bekannte Becken von Wales jenem von Alais vergleichbar. Die Flötze liegen meiſt wagerecht, ſo daß der Abbau durch einfache Stollen bewirkt werden kann; den Stollen entfließt das Waſſer, durch ſie

ſchafft man die Kohlen an den Tag; tiefe Gruben und Maſchinerien ſind überflüſſig. Selbſt des „Ausbaues“ bedürfen die bergmänniſchen Weitungen nicht; Stollen von 2,100 Fuß Länge und darüber „ſtehen im Ganzen,“ das heißt ohne Zimmerung oder Mauerung. Die Zahl aufgefundener Flötze iſt ſo groß, daß man ſie bei weitem nicht alle anzugeben vermag; und noch kennt man keineswegs ſämmtliche Kohlen-Lagen unterhalb des Bodens der Thäler; ja ſogar die zu Tag ausgehenden werden nicht alle abgebaut. In Deutſchland gibt es tief eingeſchnittene Quer-Thäler, wo hin und wieder Kohlen-Sandſtein zum Vorſchein kommt und auf gewiſſe Strecken ohne Unterbrechung fortſetzt; allein ob er Kohlenflötze einſchließt, und in welcher Zahl, zeigen keine Entblößungen, und Verſuche ſind nicht gemacht. In andern Landſtrichen gibt es Stellen, wo, vor vierzig Jahren und früher, Steinkohlen-Flötze „angefahren,“ auch von Schmieden benutzt, aber wegen Wohlfeilheit der Holzkohlen wieder „aufgelaſſen“ wurden, ſo daß ihr geognoſtiſches Verhalten unausgemittelt blieb. — Von Halbkennern und Nichtverſtändigen, von geologiſchen oder bergmänniſchen Abenteurern, geleitete Unterſuchungen gewähren kein Anhalten, können nicht zum Maaßſtabe dienen. Wer in Formationen jüngeren Alters Steinkohlen aufzufinden hofft, wer, von Täuſchung befangen, gering mächtige, meiſt werthloſe, Pechkohlen-Lager im Liasſchiefer, oder in den Mergeln des Keupers zum Ziel ſeiner Forſchungen und Arbeiten macht, oder gar jede Schwärze des Erdreiches als ſicheres Zeichen der Nähe von Steinkohlen betrachtet — der kann allerdings die bedeutendſten Summen fruchtlos verſchwenden. Und an Beiſpielen der Art fehlt es ſelbſt in den neueſten Jahren nicht. Es gibt bei Steinkohlen, wie bei allen andern Lagerſtätten nutzbarer Mineralien, nur einen ſichern Weg der Unterſuchung; die Fels-Gebilde, in denen jene brennlichen Subſtanzen ihren Sitz haben, müſſen verfolgt, Lagerungs- und Schichtungs-Verhältniſſe mit jeder möglichen Sorgfalt beachtet werden. Als Belege, daß bei ſolchen Vorausſetzungen der Erfolg ein höchſt günſtiger geweſen, mögen einige merkwürdige Beiſpiele aus der Geſchichte des Steinkohlen-Bergbaues hier eine Stelle finden. Inmitten der flachen Gegenden von Franzöſiſch-Flandern, bei Valenciennes und Aniche, entdeckte man vor ungefähr 120 Jahren die reichſten Kohlenlager;

das „Streichen“ der bereits bekannten und bebauten Kohlen-Schichten Belgiens leitete bei den Unterſuchungen. Im Norden Englands, in einer Gegend, wo, auf weithin, am Tage kein Zeichen von in der Tiefe vorhandenen Kohlen zu ſehen war, fand man erſt neuerdings eine ſehr werthvolle Ablagerung. Die Unternehmer begründeten ihre Arbeit auf geologiſche Ueberzeugungen, und führten dieſelbe, den Geſetzen der Wiſſenſchaft feſt vertrauend, mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit durch. Von der Erfahrung ausgehend, daß die große nördliche Kohlen-Formation, in der ganzen Strecke zwiſchen dem Trent und der Tyne, an ihrem öſtlichen Rande durch Dolomit überlagert werde; den Fall der Schichten berückſichtigend; begann man die Unterſuchungen in der Streichungs-Linie jenes Geſteines. In einer Tiefe von 350 Fuß, nachdem ſchon ſehr bedeutende Koſten aufgewendet worden, zeigten ſich die erſten Spuren des Vorhandenſeyns von Kohlen. Indeſſen mußten die Schachte noch mehrere hundert Fuß abwärts getrieben werden, ohne daß man ein bauwürdiges Flötz fand. Endlich, 1600 Fuß unter Tag, erreichten die Unternehmer eines der werthvollſten Kohlen-Lager. — — In Gebirgen, wo, nach aller geologiſchen Wahrſcheinlichkeit, man es mit zerſtückten Steinkohlen-Gebilden zu thun hat, mit einzelnen Partien, die im Ganzen weder ſehr ausgedehnt, noch von beſonderer Mächtigkeit ſeyn können; da iſt gar wohl möglich, daß ſich, bei weiteren genauen Nachforſchungen, außer den ſchon bekannten und bebauten Theilen, noch andere vereinzelte Partien der Formation auffinden laſſen. *

Ehe wir abſchließen, einige Betrachtungen, dem Anthracit, der ſogenannten Kohlenblende, geltend. Aus Steinkohlen haben Uebergänge in Anthracit ſtatt; bei dieſem tritt der Kohlenſtoff reiner hervor; aber der pflanzliche Urſprung der Subſtanz iſt eben ſo wenig zweifelhaft, wie jener der Kohlen. Die Anthracit-Ablagerungen zwiſchen dem Susquehanna- und dem Delaware-Strome

* Lantſcher hat — in Karſtens Archiv für Mineralogie, Bd. IX., S. 566 ff. — über das Steinkohlen-Gebirge einiger Punkte des Thüringer Waldes Beobachtungen mitgetheilt, und Vermuthungen angedeutet, welche hinſichtlich des ſo eben Beſprochenen ſehr verdienen nachgeleſen zu werden.

— welche, was Erſtreckung und Mächtigkeit betrifft, mit den, bis jetzt auf altem Feſtlande bekannt gewordenen, nicht wohl verglichen werden können — umſchließen vegetabiliſche Abdrücke, und die Geſteine, zwiſchen denen jene Ablagerungen ihre Stelle einnehmen, Grauwacken und Schiefer, zeigen ſolche Erſcheinungen in Menge. Es ſind die nämlichen Pflanzen-Reſte, wie man ſie in Kohlen-Gebilden kennt.

Engliſche Kriegsſchiffe blockirten im Jahr 1814 die amerikaniſchen Häfen. Aus Virginien konnten zu Meer keine Steinkohlen nach Philadelphia gebracht werden, und andere Wege, das Feuer-Material der Stadt zuzuführen, gab es nicht. Da ließen Fabrikanten von einer „ſchwarzen kohligen Subſtanz“ in der Nähe der Shuykil-Quellen, mit großen Koſten, ſich Vorräthe kommen. Indeſſen waren alle Verſuche, das Mineral, den Anthracit, zum Brennen zu bringen, vergebens. Der Zufall entſchied. In einer ſtürmiſchen Nacht gerieth das, vor einem der Fabrik-Gebäude befindliche, Anthracit-Haufwerk in Brand. Man wiederholte die Verſuche und lernte die Subſtanz behandeln. Oefen von geeigneter Form wurden erſonnen, und nun entwickelte der Anthracit, bei ſtarkem Luftzuge, außerordentliche Hitze-Grade. Auf weit und breit, längs des ganzen Uferlandes, dient heutiges Tages, im Hausweſen wie in Fabriken, kein anderes Brennmaterial. Anthracit — lebhaftes und mehr anhaltendes Feuer gebend, als Holzkohlen, deren Preiſe überdies ſehr ſtiegen — iſt beſonders in ſtrengen Wintern beliebt, wie man ſie in jener Gegend von Amerika kennt. Der Steinkohle verglichen, hat die Subſtanz entſchiedene Vorzüge: ſie brennt ohne Flamme und Rauch, Tapeten und Teppiche werden nicht dadurch geſchwärzt. Ein Kamin, während vierundzwanzig Stunden zwei- oder dreimal mit Anthracit verſehen, gibt anhaltend Wärme. Unter Keſſeln gebraucht man ihn mit großem Vortheil, und ſchon hat deſſen Anwendung auf Dampfſchiffen begonnen. Dies Alles vorausgeſetzt, kann es nicht befremden, zu hören, daß in jüngſter Zeit die Anthracit-Gewinnung in den Bergen zwiſchen dem Susquehannah und Delaware auf kaum glaubhafte Weiſe zugenommen. An der Hauptſtelle, wo das Mineral auch jetzt noch in größter Quantität abgebaut wird, an den Quellen des Lehigh, betrug die Produktion vor ſiebenzehn Jahren nicht mehr als 365 Tonnen, während im Jahr 1835 daſelbſt 138,000 Tonnen an den Tag geſchafft worden,

und die Gesammt-Ausbeute an drei Orten belief sich auf 557,508 Tonnen. Sehr großartige Bauten und Anlagen, Kanäle und Eisenbahnen waren nothwendige Folgen jener gesteigerten Gewinnung. Die Erstreckung von fünf Kanälen, so weit man solche 1835 vollendet hatte, betrug 176½ Stunden, jene der Eisenbahnen 41 Stunden; die Ausführung beider hatte über 38,650,000 Gulden gekostet.* — — Möge dieses Beispiel die Zukunft andeuten, welcher gar manche Kohlenwerke Europas entgegensehen dürfen, die sie zu hoffen haben, wenn einst das System der Kanalführung vollkommen geworden, wenn man da Eisenbahnen gelegt hat, wo solche Unternehmungen keineswegs bloß auf chimärische Hoffnungen gestützt sind. Noch fehlt es nicht wenigen unserer reichsten Kohlenbecken an ökonomischen Verbindungswegen, auf denen das gewonnene Material den vornehmsten Verbrauchsorten zugeführt werden könnte. So ist der hohe Kohlenpreis in jenen Gegenden Frankreichs, wo keine Gruben sind — und die meisten liegen weit entfernt von großen Consumtionsstellen — eine Folge mangelhafter Verbindungsmittel. Hätte die Regierung, welche ihre Blicke stets ängstlich den Douanen-Linien zukehrt, damit nur die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse gehindert werde, den Zugang zu Kohlengruben durch bessere Wege, durch Kanäle, erleichtert, so müßten die Werke jenes Reiches ganz andere Resultate liefern, als die sind, welche wir im Vorhergehenden kennen lernten. Aus Mangel an Transportmitteln blieben die Kohlen-Schätze des Beckens um Alais, von denen die Rede gewesen, zum großen Theil noch unbenutzt. Ein ganz anderes ist, wie bereits angedeutet worden, das Verhältniß Britanniens. Abgesehen davon, daß in diesem Reiche eine aufgeklärte Gesetzgebung Gruben-Eigenthümer wie Bergleute von zahlreichen Fesseln befreite, daß die Steinkohlen-Werke nach umfassendem Plane betrieben werden, so liegen auch die englischen Gruben nahe bei großen Manufaktur- und Fabrikstädten, ja zum Theil inmitten derselben, an der Mündung von Flüssen, oder nicht fern von der Meeresküste, und selbst den, im Landinnern vorhandenen, Kohlen-Werken ist, durch ein treffliches Kanal-System, Gelegenheit geboten, ihre Erzeugnisse leicht versenden zu können.

---

* Chevalier, lettres sur l'Amérique du Nord. Paris. 1836.

In Frankreich hat man übrigens, ſeit neueſter Zeit, die Gewinnung von Anthracit ebenfalls um Vieles thätiger betrieben. Von 1820 an ſtieg die Produktion, welche in vier Departements ſtatt hat, auf das Vierfache; im Jahr 1834 betrug dieſelbe ſchon 548,087 Cubik-Meter.

Der Pauperismus.

Reichthum und Armuth sind bekanntlich relative Begriffe. Und zwar sind sie dieß nicht bloß nach den verschiedenen Verhältnissen verschiedener Völker und Volkstheile; sondern der ganze Begriff entsteht erst, wenn der Gegensatz da ist, wenn Momente zur Vergleichung sich darbieten. Wir hören von früh an von dem äußersten Elend, der Verzweiflung, den durch Noth veranlaßten Aufständen römischer Plebejer. Bei den uncultivirten Naturvölkern, die Rom umgeben und denen so viel weniger Erwerbsmittel zu Gebote standen, die ihre Besitzthümer so viel schlechter benutzten, begegnen wir keineswegs gleichen Erscheinungen. Die Armuth der Plebejer war bedingt durch den Reichthum der Patrizier. Theils an sich, weil das Capital magnetisch an sich zieht; der Reichthum durch Ausbeutung der Schwächeren sich vergrößert; unter einem Volke, das gar keine Reichen hat, sich weit eher Gleichheit der Glücksgüter erhalten lassen wird, als bei dem Andern, das eine Classe Vermögender in sich faßt. Theils in der Idee, weil die Armuth erst dann in voller Bitterkeit empfunden wird, wenn sie das Wohlleben Reicherer neben sich sieht.

Auch in Bezug auf den Pauperismus stellen Viele das Mittelalter über unsre Zeit. Es sey weniger Armuth gewesen, meinen sie, da sie nichts davon hören, daß die Armuth die Thätigkeit des Staates aufgerufen. Es sey besser für die Armuth gesorgt gewesen, behaupten sie mit größerem Recht. Doch ist auch hier zu unterscheiden. Die zum Besten der Armen in jener Zeit getroffenen

Anſtalten waren beſſer für die Armen; ſie athmeten mehr den Charakter der Barmherzigkeit, der chriſtlichen Liebe, als den der Polizeipflege; ſie beſtanden in einem Reichthum von Almoſen, Naturalvertheilungen, milden Stiftungen aller Art, zur Pflege, zur Ernährung eines Jeden beſtimmt, der ins Armenrecht treten mochte. Sie waren aus Liebesgründen, nicht aus Klugheitsgründen, um der Pflicht willen, nicht der Sicherheit halber, gegründet worden. Aber das iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Anſtalten aus dem Geſichtspunkte einer Verminderung der Armuth nicht weiſe genannt werden können. Daß ſie nothwendig dazu beitragen mußten, die Zahl derjenigen zu vermehren, die ſich ohne Arbeit von der Mildthätigkeit Anderer ernähren laſſen wollten, daß ſie folglich auch die wirkliche Armuth zu einer immer weiter verbreiteten Erſcheinung machen mußten. Dagegen muß zugeſtanden werden, daß manche andre Verhältniſſe dem Herabſinken in den Zuſtand der Armuth mehr als ſpäter entgegenwirkten. Namentlich daß die Individuen nicht ſo iſolirt ſtanden, wie gegenwärtig; daß ſie bei aller Freiheit einem ſchützenden Einwirken Höherer und Gleicher unterlagen; daß Jeder einem kleinen enggeſchlungenen Kreiſe angehörte, deſſen Mitglieder einen ernſten Antheil an dem Zuſtande eines Jeden nahmen, der zu ihnen zählte. Der Grundherr ſorgte für ſeine Grundſaſſen; die Gemeinde war klein und umſchloß nur Kinder deſſelben Bodens, von gleicher Weiſe und Herkunft, in Leben und Tod zu gleichem Geſchick verbunden. Das corporative Element durchdrang und verſchlang das ganze Volksleben. Das Familienband war noch das Innigſte aller Verhältniſſe.

Auch mag in großen Zeiträumen und weiten Landſtrichen weniger von der Armuth die Rede geweſen ſeyn, weil, wie ſchon oben bemerkt, der Gegenſatz mangelte. Wenige Gegenſtände ausgenommen, bei denen ein roher Luxus in ſinnloſer Maſſe ſeine Luſt ſuchte, iſt jetzt der Haushalt des kleinſten Bürgers üppiger ausgeſtattet als ſonſt der Hofſtaat der Könige. Ueberfluß oder Mangel an Lebensmitteln bezeichnete damals Reichthum und Armuth, und die Armuth beſtand nicht, wo es den nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen gelungen war. So mögen wir nicht auf einen größeren Nationalreichthum Schwedens ſchließen, wenn wir in Forſell's vortrefflicher Statiſtik von Schweden leſen, wie eine in Holland reich gewordene Schwedin eine große Stiftung für die Armen

ihrer Vaterſtadt errichtet, aber Niemand, der auf den Genuß derſelben Anſpruch gemacht, ſich gefunden habe.

Wohl aber finden wir durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch die Beiſpiele großer und bedrängter Armuth. Nur die Armen befanden ſich wohl, die ſich ganz in den Stand der Armen begeben, ſich von allem Heerde, aller Habe und allem Geſchäft losgemacht, ſich dem Schutze der Kirche, der Stiftungen, der frommen Wohlthätigkeit übergeben hatten. Zu welchen Gräueln dagegen die äußerſte Verzweiflung zuweilen den gedrückten Landmann getrieben, davon berichtet die Geſchichte gar Vielfältiges. Daß, trotz dieſer Bedrängniſſe und der grenzenloſen Verwirrung und Willkühr, der Landbau immer noch hier und da als unerſchöpfliche Quelle gediegenen Wohlſtandes ſich erwies, daß in den Städten ein überraſchender, lebensvoller Reichthum ſich ſammelte, daran mag der Grund zum Theil in der Ordnungsloſigkeit auf den andern Punkten liegen, die den Glücklicheren ein faktiſches Monopol gab. Wo in den Zeiten allgemeiner Geſetzloſigkeit irgend Sicherheit war, da entſtand Reichthum. Denn das Bedürfniß war da, das Gut ward geſucht, und wer es liefern konnte, erntete Lohn.

Es traten andere Zeiten ein. Von den Städten aus drang eine andere Richtung in das Staatsleben. In ihren engeren Beziehungen mußten die Rechtsverhältniſſe klarer geſichtet, feſter geordnet, mußte für Alles eine beſtimmte Regel, ein im Voraus bezeichneter Grundſatz geſucht, mußten Anſtalten gefunden werden, die mannigfach jene Ordnung und Sicherheit verbürgten, die ſich als Grundpfeiler ſtädtiſchen Wohlſtandes bewährt hatten. Auch die Beſchäftigungen der Bürger bildeten mehr den kalten, berechnenden Verſtand aus, als daß ſie dem einfach patriarchaliſchen, auf Gefühle geſtützten Volksleben günſtig geweſen wären. Die Polizeiordnungen ſind in den Städten erwachſen. In den ſtädtiſchen Verhältniſſen fand das römiſche Recht ſeine natürlichſte Begründung. Hier war es anwendbar; hier ward es für Bedürfniß gehalten, während es mit den ländlichen Rechtsinſtituten ſich ſchwer befreunden konnte, und nur zum Unglück des Landmanns darauf angewendet worden iſt. In den Städten fand auch die Reformation die feſteſten Stützen.

Ich mag nicht in die Anſicht derer einſtimmen, die das religiöſe Leben des Proteſtantismus für kälter und nüchterner halten,

als das der älteren Kirche. Wo es religiöse Wärme erzeugt, da dürfte diese edler, reiner, bewußtvoller und ebendeßhalb auch kräftiger seyn. Indeß gewiß ist ein rationalistische Anschauung des Lebens seine Grundlage. Es bleibe fern, diese zu tadeln. Die Vernunft ist die ewige Offenbarung Gottes. Sie ist uns gegeben, daß wir sie brauchen sollen. Aber die Vernunft ist dem Irrthum ausgesetzt, und eine Vernunft, die nicht in die Tiefe dringt, sondern an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibt, schafft auch nichts Tiefes. In diesen neuesten Zeiten wenigstens wird es manchmal empfunden, daß eine durch und durch rationalistische Zeit, die von allen Traditionen, allem Glauben sich losagt und bloß das gelten lassen will, was ihre Vernunft ihr empfohlen hat, nicht selten Gefahr läuft, Schöpfungen entstehen zu sehen, die wenigstens keine tief blickende Vernunft gegründet hat.

Die Kirche verlor ihren Reichthum. In den protestantischen Ländern bemächtigte man sich ihrer Güter, warf der Geistlichkeit ihre Nothdurft aus, gründete vielleicht einzelne nützliche Anstalten, und wies das Uebrige den Landesherren und Obrigkeiten zu. In den katholischen Ländern, die mit dem Protestantismus in Berührung blieben, erlahmte gleichfalls der Eifer für fromme Stiftungen; die Geschenke an Kirchen und Klöster wurden seltener; der Kampf mit dem Protestantismus, die verheerenden Kriege, die erhöhten Bedürfnisse nahmen die Kräfte der Kirche in Anspruch. Die goldnen Zeiten der müßigen Armuth waren für das nördliche und mittlere Europa vorüber.

Dafür war die Zeit in anderer Hinsicht demselben Sinne günstig. Wer wagen wollte, konnte viel gewinnen, wo jeder Tag die ersten so lohnenden Anfänge neuer Erwerbszweige, Handelswege und Entdeckungen brachte. Für das rohere Volk eröffnete sich eine Laufbahn, die für leichte Arbeit reiche Genüsse bot, in dem Soldatenhandwerk, das in den Kriegen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, noch unbeengt von der Zucht, die sich später einführen ließ, als ausgehobene Landeskinder den Grundstamm der Heere bildeten, florirte. Die reichen, noch aus dem Mittelalter ererbten oder neuerdings von dem städtischen Bürgersinn reicher und edler Geschlechter gegründeten milden Stiftungen mochten genügen, der natürlichen, unerkünstelten, unverschuldeten Armuth Unterstützung zu geben. Aber der dreißigjährige Krieg hat an vielen Punkten ein

Elend in ſeinem Gefolge gehabt, was unſre Begriffe kaum erreichen können, und was nur in der allgemeinen Verwirrung manche Gelegenheit zur Abhülfe fand. In geordneten Zeiten würde es ſchwerlich in jenem Grade entſtanden ſeyn; wäre es entſtanden, ſo wäre es noch unerträglicher geweſen.*

Ein günſtigeres Bild von den Güterverhältniſſen zeigt ſich im Ganzen im achtzehnten Jahrhunderte, trotz aller Kriege deſſelben, oder vielmehr durch ſie. Denn daß namentlich mehrere deutſche Länder, nach den ungeheuren Drangſalen, die ihnen die Schwediſche Invaſion, der Spaniſche und Oeſterreichiſche Succeſſionskrieg und der ſiebenjährige Krieg auferlegten, ſich ſo raſch erholten; das ſollte doch für eine gediegene Grundlage ihres Wohlſtandes bürgen. Die Bevölkerung erſetzte ſich raſch und vermehrte ſich. Schöne Anfänge induſtrieller und merkantiliſcher Unternehmungen wurden an vielen Orten gemacht. Das Volk ertrug eine Abgabenlaſt, die in unſerm Jahrhundert eher gemindert als gemehrt worden iſt. Aus den Briefen und Schilderungen Gleichzeitiger, die jene Zeit malen,** geht uns im Ganzen ein Bild auf, was den wohlthätigen Eindruck hoffnungsreicher, aufſtrebender Behaglichkeit macht; aber Armuth genug. Ich will nicht an Frankreich erinnern, wo das Elend der niederen Volksclaſſen als eine Haupturſache der Revolution von 1789 angeführt wird; ein Elend, von welchem wenigſtens die engliſchen Reiſebeſchreiber des vorigen Jahrhunderts, durch den Contraſt mit ihrem Vaterlande betroffen, eine ſehr abſchreckende Schilderung entworfen haben. Ich will auch nicht der gräßlichen Scenen gedenken, welche die Hungersnoth in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veranlaßte. Aber auch ſonſt begegnen uns in den Schriften jener Zeit, die Beiträge zur Sittenſchilderung und zur Geſchichte des inneren Volkslebens liefern, in den Schriften z. B. von Hippel, Hermes, Salzmann*** u. A., ergreifende

* Ich verweiſe hier nur auf die bekannten „Abenteuer des Simpliciſſimus.“

** Darf man neben Goethe's unübertrefflicher „Wahrheit und Dichtung“ etwas Anderes nennen?

*** Beſonders in von Hippels „Lebensläufen in aufſteigender Linie,“ in Hermes „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen;“ in der eigens auf Schilderung der Armuth berechneten Salzmann'ſchen Schrift: „Carl von Carlsberg, oder Geſchichte des menſchlichen

Züge tiefen, von materieller Noth erzeugten Elendes. Einen anderen Beweis, daß das Bedrängniß bestand und sich fühlbar machte, mag man aus dem Eifer entlehnen, mit welchem die Edelsten des Jahrhunderts um seine Abhülfe bemüht waren. Daß die Philantropie selbst zur Liebhaberei der Großen wurde, ist eine der schönsten Blüthen in dem Ehrenkranze des vorigen Jahrhunderts. Milde und Humanität waren die Leitsterne, denen die edelsten Geister im untergeordneten Streben zuflogen. Ein Baccaria, ein Filangieri, ein Sonnenfels suchten sie, unter den Auspicien so menschenfreundlicher Fürsten, wie die Kaiser Joseph II. und Leopold II., wie Karl Friedrich von Baden, Friedrich August von Sachsen, in Verbesserung der Justizgesetzgebung; ein Howard in den Gefängnissen; viele Andre in isolirten, auf Unterstützung der Armen berechneten Anstalten und Unternehmungen. In der That, wer nicht alle Verhältnisse in Erwägung zieht, wer die damalige Zeit nach der jetzigen beurtheilt, der könnte sich wundern, daß die Noth nicht größer gewesen sey und nicht die schrecklichsten Ausbrüche hervorgerufen habe. Noch war die Kartoffel wenig verbreitet, die jetzt zum Hauptnahrungsmittel dürftiger Volksclassen geworden ist. Noch blühten die Industriezweige nicht, die jetzt so viele Tausende ernähren. Noch war der Landbau in einem Zustande tiefer Unvollkommenheit und beschäftigte weder so viele mit seinen Arbeiten, noch ernährte er so viele mit seinen Produkten wie jetzt. Noch waren tausenderlei Dinge, die jetzt der Bequemlichkeit des Aermsten dienen, den Verkehr erleichtern, selbst Ersparniß und Erwerb fördern, gar nicht oder unvollkommen vorhanden, oder auch Wohlhabenden zu theuer. Noch fing der Staat erst an, dem gröbsten Egoismus zu entsagen, und eine Thätigkeit, die zeither nur für die fürstlichen Rechte und Classen gewirkt hatte, vorsorgend auf alle Classen der Gesellschaft zu erstrecken. Die philantropische Gesinnung, die ich rühmte, waltete nur in den edelsten und höchsten Kreisen, und verbreitete sich nicht auf die Landjunker, die Stadtschreiber und die Amtleute. Selbst bei dem geistlichen Stande erscheint uns aus der Sittenschilderung jener Tage als herrschender Charakterzug hartherziger Geiz und

Elendes," die er in sechs Bänden ausführt. Auch Müller von Itzehoe liefert, besonders in seinen „Romanen aus den Papieren des braunen Mannes," manchen Zug zu der damaligen Armengeschichte.

finſteres, zelotiſches Verdammen.* Wegwerfende Verachtung gegen die hülfloſen Claſſen bezeichnete die Organe der Herrſchaft; dieſelben, die Jedem ſo fügſam waren, der etwas hatte oder war. Unermeßlich iſt der Abgrund des Elends, in den die Juſtiz des Staats ſeine Mitglieder verſenkt hat, bevor geläutertere Anſichten zur Herrſchaft gelangten. Kaum begreiflich die Willkühr, die in den dunkleren Regionen der Geſellſchaft gegen Arme, Heimathloſe, Angeſchuldigte, Frohnpflichtige, Militärfähige waltete. Dazu die Härte der Geſetzgebung gegen Manche, die gerade der mildeſten Vorſorge bedurften, wie z. B. gegen die Sprößlinge ungeſetzlicher Verbindungen. Sollte der Findling die Anſtalt ſegnen, die ihn einem Leben erhalten hatte, in welchem ihm jedes Streben nach redlichem Erwerb verwehrt war? Dazu der Ausſchließungsgeiſt, der verurſachte, daß alles Leben in monopoliſtiſchen Rechtsformen erſtarrt war. Wie viele nützliche Stiftungen wirkten nur ſpärlich, weil ſie nur den Stadtkindern, ja unter dieſen nur den Bürgersſöhnen beſtimmt waren. Wie ſtreng waren die Zunftrechte, und wie Viele ſchloſſen ſie nicht von ihren Thätigkeitskreiſen aus. Was aber zum Beſten der Armen geſchah; — wie denn in einzelnen Städten Anſtalten nach Grundſätzen gegründet worden ſind, die wir ſeitdem nur wenig vervollkommnen konnten — beſtand doch nur in ſehr iſolirten Verſuchen, die nur eben deßhalb ſo glänzend entgegentreten, weil ſie ſo ſelten waren.

Doch auch die Gegenſeite des Bildes iſt zu betrachten. Wenn der natürlichen Unterhaltsmittel weniger, ſo war auch die Bevölkerung erſt im Wachſen. Die Induſtriezweige unſrer Tage blühten noch nicht; aber die Induſtrie ſelbſt war im Aufblühen, und ihre Anfänge ſind immer lohnend. Ueberdem blühten damals noch manche Gewerbszweige, die ſich dadurch als die nützlichſten Arten der fabrizirenden Thätigkeit erwieſen, daß die mit ihnen beſchäftigte Bevölkerung nicht auf ſie allein geſtellt war, ſondern ſie nur Nebenbeſchäftigungen bildeten, deren Ertrag die außerordentlichen Ausgaben einer Wirthſchaft deckte, deren Grundbedarf aus andern Quellen beſtritten ward. Das war ein ſehr wohlthätiges Verhältniß, daß in vielen Gegenden der Landmann ſeine Mußezeit und die Arbeitskraft der Alten, Weiber, Kinder, des Geſindes in Nebengeſchäften

* Darüber gute Züge bei Hermes und Müller von Itzehoe; ſo wie in Nikolai's „Sebaldus Nothanker."

verwerthen konnte, und er hat nichts gewonnen, ſeit es wohlfeiler geworden iſt, viele Dinge zu kaufen, als ſelbſt zu machen. Das Leben iſt ſeitdem weniger arbeitſam und häuslich; der müſſigen Zeit iſt mehr geworden, und Müſſiggang iſt beſonders bei den niedern Ständen aller Laſter und alles Unglücks Anfang. — Waren ferner manche Bequemlichkeitsgenüſſe und Erwerbsmittel nicht vorhanden, ſo ward doch auch das Bedürfniß derſelben nicht gefühlt, und die Wohlfeilheit unſerer Tage iſt ungemein koſtſpielig, weil eben der geringe Preis der Waaren Viele verleitet, ſich Bedürfniſſe anzugewöhnen, die ihre Vorfahren ſich ganz verſagten; weil zudem die Wohlfeilheit oft nur eine Scheinbare iſt, die durch geringe Haltbarkeit wieder aufgehoben wird; und weil der Beſitz dieſer neuen Bequemlichkeiten ſeinen Einfluß auf den ganzen Charakter äußert, und dieſem die Einfachheit, Strenge und Entbehrungskraft raubt. — Sorgte der Staat zu Wenig, ſo ſorgte er doch noch nicht zu Viel, und bei der großen Schwierigkeit, die es hat, daß der Staat in die Beziehungen der Einzelnen ohne Nachtheil eingreife, iſt das zu Viel viel ſchlimmer, als das zu Wenig. Ward die ärmere Claſſe damals verachtet, und, wo ſie mit den Organen der Gewalt in Berührung kam, zertreten; ſo ward ſie dafür auch wenig beachtet und kam ſeltener in dieſe Berührung. Daß der Staat ſich der Armen annimmt, geſchieht weit mehr in ſeinem Intereſſe, als in dem Ihrigen. Es macht ihren Zuſtand unſchädlicher für den Staat, aber ſelten behaglicher für ſie, und ſeltener noch erleichtert es ihre Selbſthülfe. In jenen Zeiten litten allerdings die, welche in die Hände des Staats fielen, mehr als jetzt; aber die große Mehrzahl, die er überſah, bewegte ſich leichter und freier. Die große Unvollkommenheit der Polizeipflege, die bunt durcheinander laufenden Grenzen, der Mangel an Rigorismus und Optimismus in den Geſetzen, an Mißtrauen und Genauigkeit in der Verwaltung; dies Alles erleichterte die Aufſuchung der bereiteſten Wege zum Fortkommen. Vor allen Dingen aber boten die allgemeinen Güterverhältniſſe noch manches Schutzmittel gegen Verarmung ganzer Volksclaſſen. Der Grundbeſitz war noch nicht ſo verſchuldet, wie in Folge der ſpäteren fünfundzwanzig Kriegsjahre. Die großen Grundherren vertheilten ihre reichen Einkünfte durch einen verſtändigen Luxus unter Kaufleute, Künſtler und Handwerker. Der Landmann, noch der alten Sitteneinfalt getreu, durch manchen Nebenerwerbszweig unterſtützt,

war ein trefflicher Kunde für einfache, solide Waaren. Solidität bezeichnen den Charakter des Handels, und bei einem viel geringern Umsatz wurden doch viel größere und sicherere Gewinne gemacht. Noch war das Feld für lohnende Speculationen in Handel und Industrie unbeengt und unüberfüllt. Die Gewerbthätigkeit war aber noch vorzugsweise in den Händen des Handwerkerstandes, der zwar weniger lieferte und geringere Gewinne zog, als unsere Fabriken; der aber den Gewinn der Industrie unter eine viel größere Zahl vertheilte, und so in den Städten einen tüchtigen, wohlhabenden Mittelstand erhielt, der dem Sprichwort: das Handwerk hat einen güldenen Boden, seine Entstehung gab. In den mittleren Ständen vornehmlich waren noch tausend Sitten, Gewohnheiten, Grundsätze erhalten, die, wie verschieden auch ihr Grund und Gehalt gewesen seyn möge, doch dazu beitrugen, die Gewohnheit der Ordnung Sittenstrenge, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu befestigen, und auch zur Bändigung der untersten Volksclassen boten sich noch manche tüchtige organische Mittel in seitdem verschwundenen Ansichten und Gefühlen dar.

Aber die Verhältnisse gingen ihren Gang, und neue Phasen des Volkslebens erhoben sich. Die Regierungen beeiferten sich, ihre vorsorgende Thätigkeit für das Volkswohl zu erweisen, und ergriffen dazu diejenigen Mittel, die sich dem ersten Blicke als die bereitetsten darstellten. Man verwechselte häufig das Zeichen des Wohlstandes und diesen selbst. Man hielt das für das Nützlichste, was die größten Summen recht sichtbar zur leichten Berechnung darstellte. Man strebte darnach, daß eine Nation möglichst Alles machen solle, ohne zu fragen, ob sie zu Allem Beruf habe. Man mochte nicht abwarten, daß das Güterleben zu einer höheren Stufe reife, und verfrühte seine Entwickelung. Daher die vielen directen Mittel für Vermehrung der Volkszahl, der Städte, der Märkte, die große Begünstigung der Fabriken, die eigne Gründung kostspieliger Unternehmungen, die Erkünstelung einzelner Handelszweige, das Haschen nach dem Besitze von Colonien. Es ist nicht zu läugnen, daß durch dies Alles der natürliche Entwickelungsgang gestört und den Volkskräften manche falsche Bahn angewiesen worden ist. Direct hatte es an vielen Orten die Folge, daß das Fabrikwesen immer mehr den Landmann seiner Nebengewinne, das Handwerk seines güldenen Bodens beraubte, und an die Stelle des wohlhabenden Mittelstandes

den Reichthum Weniger ſtellte, die ein Heer von ausſichtsloſen Proletariern umringt. Die große Verwohlfeilerung der Waaren ſollte Erſatz für dieſe Nachtheile bieten. Aber vielleicht hat ſie das Uebel nur ſchlimmer gemacht, indem ſie den Luxus in Claſſen einführte, die ihn bisher nicht kannten und die ihn nicht brauchen können; indem ſie, durch Einführung und ſtete Abwechſelung neuer Bedürfniſſe, auflöſend wirkte auf den alten ſtabilen Geiſt der Volksſitte, mit ſeinen Bürgſchaften der Ordnung, des Fleißes, der Sparſamkeit. Die Staatsgeſellſchaft näherte ſich der von den Theoretikern als Ideal hingeſtellten Herrſchaft des Geſetzes, und entäußerte ſich immer mehr der Willkühr, die früher gegen die niederen Claſſen gewaltet hatte. Wenn nur nicht in die Geſetze ſelbſt zuweilen derſelbe Geiſt gedrungen wäre, der in jener Willkühr bedrückend wirkte! Wenn nur das Geſetz die gute Willkühr erſetzen könnte! Wenn nur nicht die Geſellſchaft mit jenem Vorſchritte ſich weiter von dem disciplinariſchen Einwirken entfernt hätte, das doch bei den ungebildeteren Volksclaſſen noch immer Noth thut! Die Verwaltung iſt vollkommener organiſirt, das Volksleben iſt in vielen Theilen desorganiſirt worden; beſonders durch die Lockerung des Familienverhältniſſes, des kirchlichen Gemeindebandes, des gutsherrlichen Nexus, des weltlichen Gemeindeweſens, des Corporationslebens, der Ständeverſchiedenheit; vor Allem durch den Mißbrauch des falſchverſtandenen Grundſatzes der Gleichheit.

Unermeßlich ſind die Verbeſſerungen der Erträgniſſe des Landbaues, die Vorſchritte des Handels und der Induſtrie geweſen, welche das neunzehnte Jahrhundert geſehen hat. Viele Tauſende von Menſchen haben ſie ernährt und beſchäftigt; ungeheure Gütermaſſen bewegt und geſchaffen; große Reichthümer zuſammengedrängt. Dieſer Aufſchwung hielt gleichen Schritt mit der allmähligen praktiſchen Anerkennung der theoretiſchen Grundſätze, wie ſie theilweiſe die Phyſiokraten, vorzüglich aber die Schriftſteller des Induſtrieſyſtems, von Adam Smith bis Mac Culloch unter den Britten, Say und ſeine Schüler unter den Franzoſen, Sartorius, v. Jakob, v. Storch, Graf von Soden, Lotz, Rau u. A. unter den Deutſchen vortrugen. Als nun aber in der Geſellſchaft und im Gefolge jenes Aufſchwunges auch Erſcheinungen ſich einfanden, die ebenſo unerwartet als betrübend waren; als man bemerkte, daß die gewonnenen Reichthümer ſich keineswegs wohlthätig

und gleichmäßig unter der Volksmasse vertheilen wollten; als man eine Classe von Proletariern immer bedrohlicher anwachsen sah, und diese Classe zuchtloser, sittenloser, verbrecherischer erschien, als früher; als der Contrast zwischen dem in einzelnen Volksclassen zunehmenden Nothstande, und dem im Allgemeinen sich vermehrenden Nationalreichthume sich auch nach langen Friedensjahren nur erweiterte, so daß man jenen Nothstand nicht als Nachwirkung der verheerenden Kriege betrachten konnte; wen darf es da befremden, wenn Einzelne anfingen, denselben Grundsätzen, die jenen Aufschwung gefördert hatten, auch diese unerfreulichen Folgen zuzuschreiben, beide aus einer Quelle abzuleiten, beide als Früchte desselben Systems zu betrachten?

In England trat jener Contrast zuerst und am grellsten hervor, und dort ward auch die Erklärung zuerst versucht. Malthus betrachtete den Pauperismus nicht bloß als eine Folge der modernen Richtung des Güterlebens, sondern als eine Folge der natürlichen Einrichtung selbst. Er sah es als ein Naturgesetz an, daß die Bevölkerung immer einem Uebermaaße der Zahl zustrebe, und daß nur Noth und Elend aller Art diesem Uebermaaße wieder entgegenwirkten. Er sah das Uebel in der zu großen Anzahl der Menschen, und glaubte die Armuth vermindert, wenn die Vermehrung der Volkszahl verringert ward. Die Natur selbst leiste diesen Dienst durch Krieg, Unruhen, Seuchen, Hungersnoth, aufreibendes Elend. Könnte man ihr auf milderem Wege zu Hülfe kommen, so würde das Eintreten jener traurigen Mittel seltener. Aber es bot sich ihm kein künstliches Hülfsmittel der Gesellschaft dar, als: Abmahnen von unklugen Ehen und Verlassen der trotz dem erzeugten Armenkinder. Das erstere Mittel unzureichend, das letztere moralisch unmöglich. Dabei der sittliche Werth der Ehe übersehen.* — Unabhängig von Malthus wollte Ortes** geradezu

---

* Um nicht die bekannten Schriften des Malthus und ihre Uebersetzungen hier anzuführen, erwähne ich bloß, daß der Deutsche ihre Hauptideen sowohl aus Mohl's vortrefflicher „Polizei-Wissenschaft" (Tübingen, 1832 ff. 2. Th. 8.), Th. 1, S. 70 ff., als aus Schmidt's Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism (Leipzig, 1836. 8.) kennen lernen kann.

**) Riflessioni sulla popolazione. Mil. 1790.

der Hälfte der Bevölkerung die Ehe verwehrt wissen. Joderé * schlug einen freiwilligen Cölibat vor. Die Vorschläge Weinhold's, ** die allerdings das Uebel, gar direct und consequent, an der Wurzel angriffen, sind in ihrer cynischen Unausführbarkeit mit Spott zu Grabe getragen worden. — Praktischer die Vorschläge derer, welche durch Auswanderung dem Uebel abgeholfen wissen wollen. Diese sagen sich insofern von den Malthus'schen Principien los, als sie nicht eine Naturtendenz zur allgemeinen Uebervölkerung anzunehmen, sondern nur den Zustand partieller Uebervölkerung im Auge zu haben scheinen. Es ist aber bei ihnen auch eine doppelte Richtung zu unterscheiden. Den Einen, denen besonders Duden *** voranging, ist die Auswanderung an sich die Hauptsache. Sie suchen diese und das Loos, was die Auswandernden in den Gegenden, die ihre Phantasie gerade als Zufluchtsstätte erkoren, zu erwarten hätten, mit den glänzendsten Farben auszumalen, und unterstützen nun ihre Hauptabsicht durch den Nebengedanken, daß die Ausführung ihrer Vorschläge zugleich eine Ableitung der überzähligen Bevölkerung vermitteln und dadurch einen Uebelstand heben werde, den sie als eine Quelle des fühlbaren Nothstandes betrachten. — Das scharfe Urtheil und die wissenschaftliche Durchbildung Mohl's † erlaubten ihm nicht, die Frage in diesem einseitigen Lichte zu betrachten. Ihn interessirte die Auswanderung nicht um ihrer selbst willen, sondern als Hülfsmittel bei dem Zustande, den er allerdings als möglich betrachtete, wo nämlich in der That ein Uebermaaß der Volkszahl die alleinige Ursache herrschender Noth war. — Darin sind allerdings diese Alle mit Malthus einig, daß sie den Grund der Armuth in der Volkszahl sehen, und daher sehr folgerichtig eine Milderung der Armuth erwarten, wenn die Zunahme der Volkszahl gehindert, diese selbst verringert ist.

Wer freilich der Ansicht ist, daß eine Uebervölkerung ganzer Länder niemals denkbar, und daß der Grund des Nothstandes in

---

* Essay sur la pauvreté des nations; Paris, 1829. 8.

** Vier Schriftchen, in den Jahren 1827 und 1828 zu Halle und zu Leipzig erschienen.

*** Bericht über eine „Reise nach den westlichen Staaten von Nordamerika in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung."

† Polizei-Wissenschaft, Th. 1, S. 137 ff.

ganz andern Umſtänden zu ſuchen iſt, als in der Volkszahl; der wird ihnen Allen die Behauptung entgegenhalten, daß, wenn die wahren Urſachen der Verarmung fortwirken, eine Verminderung der Volkszahl keineswegs auf die Dauer eine Verminderung der Armuth zur Folge haben, vielmehr das gleiche Verhältniß zwiſchen Reichthum und Armuth in der kleineren Volkszahl, wie in der größeren, ſtatt finden, und eben ſo ſchmerzlich empfunden werden dürfte.

Solche anderweite Urſachen ſind vielfältig aufgeſucht worden. Nur im Vorbeigehen will ich der Anſichten gewiſſer Radicalreformer gedenken, die den Augenſchein und die ſtatiſtiſchen Berechnungen verwerfend, eine zunehmende allgemeine Verarmung Europas behaupteten, und den Grund davon in den unproduktiven Ausgaben unſerer Staaten fanden. Dieſe Idee verfolgt namentlich der Redacteur eines ehemaligen, in Sachſen geſchichtlich wichtigen Blattes, der „Biene," M. Richter; der, nachdem dieſes Blatt unterdrückt worden und ſeine ſtändiſche Wirkſamkeit beendigt war, ein Aſyl in den Vereinigten Staaten, die ihm lange ſchon Muſterſtaat waren, geſucht und gefunden hat; ein Mann übrigens, dem es weder an Talent, noch an gutem Willen, aber wohl an gründlicher Kenntniß gebrach. Jedenfalls iſt an eine allgemeine Verarmung Europas nicht zu denken, der Nationalwohlſtand im Ganzen vielmehr im Zunehmen; und nicht im Erwerb, ſondern in deſſen Vertheilung ſitzt der Knoten.

Da haben ihn auch viele geſucht, und da ſie den Grund dieſer Vertheilung in den nationalökonomiſchen Syſtemen ſuchten, die ſich ſeit etwa ſechzig Jahren mehr und mehr in Theorie und Praxis geltend machten, ſo haben ſie das Uebel anzugreifen geglaubt, wenn ſie dieſe Syſteme angriffen. Darin unterſcheiden ſie ſich ganz von den Malthuſianern, welche Letztere die angenommene Geſtalt der Gewerbsentwickelung eben ſo als eine natürliche Nothwendigkeit betrachteten, wie die gefürchtete Uebervölkerung und alle Uebel, die ſie ſchilderten. Unter denen nun, welche die modernen Syſteme der Nationalökonomie, als Quellen des Pauperismus, angreifen, iſt eine doppelte, ſehr geſchiedene Richtung zu bemerken. Die Einen nämlich ſind reactionär und möchten Alles auf frühere, ihnen in idealiſchem Lichte erſcheinende Zuſtände zurückführen. Die Andern ſind revolutionär und möchten eine ganz neue Baſis des

Gewerbslebens einführen. Dabei übergehe ich die in den ſyſtematiſchen Vertheidigungen des Mercantilſyſtems ſich beurkundende Oppoſition gegen das Induſtrieſyſtem, die nunmehr verſchollen iſt, während ihr Geiſt aus einzelnen Anſichten und Maaßregeln noch immer hervorblickt. Denn dieſes Syſtem hatte dieſelbe Tendenz, wie das bekämpfte, ſtrebte nach demſelben Ziel hin, und hatte gar nichts in ſich, was das Verhältniß des Pauperismus günſtiger hätte geſtalten können.

Hier habe ich es zuvörderſt mit der reactionären Oppoſition zu thun. Hierher rechne ich zunächſt Morogues. * Er erkennt als Haupturſachen des zunehmenden Pauperismus die Fabriken, die ins Große getriebene Landbauwirthſchaft und die zuweit verbreitete Aufklärung. Er beweiſt unbeſtreitbar, daß mit der Vermehrung und Erweiterung des Fabrikweſens allerdings Armuth und Verwilderung der niederen Volksclaſſen ſich vergrößert haben. Er empfiehlt Ackerbau-Colonien im Innern des Landes, Beförderung der Landbau-Intereſſe durch hohe Zölle, auch Einführung fremder Rohſtoffe, Verhinderung des Uebergangs der Handwerke in Fabriken, Beſchäftigung der durch Einführung von Maſchinen brodlos gewordenen Arbeiter, Vertheilung der Glücksgüter durch den Luxus reicherer Bürger.

Mehr noch im Zuſammenhange mit allgemeinen Zeit- und Parteifragen betrachtete Villeneuve ** den Pauperismus. Ihm iſt es ausgemacht, daß der Proteſtantismus eine Hauptſchuld an der Verarmung trägt. Denn die proteſtantiſchen Länder ſind zugleich die Induſtrieländer, und in dieſen tritt die Maſſenarmuth

---

* De Morogues, recherches des causes de la richesse et de la misère des peuples civilisés; application des principes de l'Économie politique et des calculs de la Statistique au Gouvernement de l'État. Paris, 1823. 4. — Du pauperisme et de la mendicité et des moyens d'en prevenir les funestes effets. Paris, 1834. 8.

Das deutſche Publikum findet die wichtigen ſtatiſtiſchen Mittheilungen Morogue's in dem angeführten Werke von Schmidt benutzt.

** Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. Paris, 1834. 3. T. 8. Auch hievon gilt das in der vorigen Note Erwähnte.

am Meiſten hervor, und nimmt am ſchnellſten zu. Auf das ſehr verſchiedene Bild der Vergangenheit wird keine Rückſicht genommen. Aber inſofern wird allerdings ein Cauſalnexus denkbar, als der Verfaſſer behauptet, die rein materialiſtiſche Richtung, die in jenen Ländern herrſche, erſticke die Gefühle der Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen. Er meint alſo, es werde hier nicht gut genug für die Armen geſorgt. Doch eben darin liegt ſein Hauptirrthum, daß er die wichtigſten Hauptmittel gegen die Verarmung in der Armenpflege ſucht. Auch er will Ackerbau-Colonien im Innern des Landes, vor allen Dingen aber eine auf religiöſem Grunde verbeſſerte Armenpflege. — In dieſer Hinſicht könnte man eine Beziehung zwiſchen dieſer Schrift und der kleinen, übrigens aus einer ganz andern Richtung gefloſſenen Abhandlung von Bader * finden. Wenigſtens will auch Letzterer eine Vertretung der Armen durch die Geiſtlichkeit.

In noch größerem Zuſammenhange mit den Tendenzen von Morogues und Villeneuve, wenn gleich Beide dem zu nennenden Schriftſteller unbekannt waren, und wenn gleich ſeine religiöſe Baſis nicht die katholiſche, ſondern die orthodox-proteſtantiſche iſt, ſteht die zur Zeit noch nicht vollſtändig erſchienene Schrift: „Staatsweſen und Menſchenbildung umfaſſende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Urſachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen, und beſonders ihr vorzubeugen. Von F. H. — V. O. D. Z. Reymond. ** (Zur Zeit zwei Bände, aber auf Viere berechnet.) Sie zieht direkt gegen die modernen Syſteme zu Felde. Der Verf. vermißt, neben der vielfältigen Bearbeitung der Statiſtik des Reichthums, eine Statiſtik der Armuth. (Bei Morogues und Villeneuve, und aus ihnen bei Schmidt, kann er ſie finden.) Er beklagt die ſtete und reißend ſchnelle Zunahme der Armuth. Die Schuld davon mißt er bei: dem Eigenthumsrechte, wiewohl er dieſen Gedanken nicht näher ausführt — der unbeſchränkten Freiheit im Güterleben — dem Centraliſationsſyſteme — der Desorganiſirung der Menſchen — der allgemeinen Concurrenz, die der revolutionären Tendenz die Hand gereicht

* Ueber das dermalige Mißverhältniß der Vermögenloſen oder Proletarier zu den beſitzenden Claſſen der Societät. München, 1835. 8.

** Berlin, 1837. 8.

habe. Er unterscheidet Almosenarme und Nichtalmosenarme, und beklagt besonders die Letzteren. Ferner sehr richtig natürliche und künstliche Armuth. Er verlangt viel, um den Begriff der Armuth auszuschließen. Die Mittel, die er vorschlägt, um den Meisten dieses Viele zu verschaffen, um mit einem Worte die künstliche Armuth ganz zu verdrängen, bestehen in vielfacher Bevormundung von Seiten des Staats, die jedoch nicht auf dem Wege der Centralisation verfahren soll, in Beschränkung der Gewerbefreiheit, Beschränkung der Handelsfreiheit, Herstellung des Corporationswesens, eifriger Sorge für religiöse, sittliche und geistige Bildung des Volks. Obwohl diese Schrift durch ihre ziemlich ungeordnete Form, durch den Mangel an echter wissenschaftlicher Begründung, und durch ihre Grundirrthümer in Bezug auf das materielle Güterleben und das politische Element manchen Anstoß gibt, so wäre es doch um der reichen Erfahrungen, die sie mittheilt, und der zum Theil sehr gesunden Ansichten über sittliches Leben, Erziehung und Unterricht willen zu beklagen, wenn sie unberücksichtigt in der Masse der literarischen Erscheinungen unterginge.

Ich übergehe die ziemlich zahlreichen Schriftchen und Abhandlungen, welche, ohne einen systematischen Reactionskampf mit der gegenwärtigen Gewerbsentwickelung zu kämpfen, doch insofern einer stabilen und für viele Staaten reactionären Gewerbspolitik huldigen, als sie die Erhaltung oder Wiedereinführung der Zünfte vertheidigen, und unter andern Gründen auch den Schutz gegen den Pauperismus für diese Form der Beschränkung der Gewerbsfreiheit anführen.

Von ganz entgegengesetzter Art als diese Alle sind die materiell-revolutionären Tendenzen, die eine neue Basis der Gewerbsentwickelung betreiben und eine solche einführen wollen, für einführbar halten. Hierher gehört die Richtung des St. Simonismus,* der alles Sondereigenthum aufheben und statt dessen ein Gesammteigenthum, unter einer hierarchischen, das Capital nach Bedarf und Verdienst vertheilenden Verwaltung begründen wollte. — Ferner der Owenismus;** wesentlich mehr auf die eigentliche

* Ich führe nur an die zerstreuten Artikel im Globe von 1829—1831. Dann: Religon Saint-Simonienne; Economie politique et Politique; Paris, 1831. 8.

** Combe, metaphorical sketches of the old and new system, with opinions on interesting subjects; Edinburgh, 1823. 8. J. Gray.

Arbeiterclaſſe, als auf die geſammte Volksgeſellſchaft berechnet. Er will einen gemeinſchaftlichen Fond gebildet, der die Arbeiter beſchäftigt, die Brodloſen ernährt und in den der Ertrag der Arbeit fließt, die Bedürfniſſe der Arbeiter ſollen gemeinſchaftlich im Großen gekauft werden. — Endlich das Syſtem von Charles Fourier.* Könnte man, wie aus ſpäter Folgendem erhellen wird, ſich mit zwei Gedanken deſſelben allerdings vereinigen: nämlich mit dem Verflechten des Einzelnen in eine kleine und eng verbundene Genoſſenſchaft, und mit der Vertheilung des Gewinnes nach dem Maaßſtabe des Antheils an deſſen Erwerbung; ſo iſt doch die Art und Weiſe, wie er dies vermitteln will, eben ſo unnatürlich und phantaſtiſch, wie die St. Simoniſtiſchen Träumereien. Die Franzoſen haben es in dem politiſchen Leben erfahren, daß der Menſch nicht mit den Verhältniſſen nach Willkühr ſchalten kann; ſie würden in dem Güterleben, wo die Naturgeſetze ſich noch deutlicher verkündigen, noch früher und fühlbarer belehrt werden. Daß Fourier durch etwas anderes die Luſt zur Arbeit erwecken will, als durch deren Früchte; daß er Sitten und Lebensweiſe vorausſetzt, zu denen kein Uebergang von den unſrigen führt, und daß nicht Freiheit die Seele ſeiner Plane iſt, daran iſt ſeine Idee geſcheitert.

Alle dieſe Projecte, wenn ſie jemals zur Ausführung gelangen könnten — was nur auf dem Wege der Gewalt eine kurze Möglichkeit wäre — ſo könnten ſie für einen Augenblick die Lage der jetzigen Armen, durch Verminderung der Beſitzenden, verbeſſern; aber ſie würden den Nationalwohlſtand nicht beſſer und wohlthätiger begründen, ſondern vernichten, und bald den Pauperismus über die ganze Geſellſchaft verbreiten.

Zahlreich ſind die Schriften, welche durch mehr oder minder bedeutende Umgeſtaltung einzelner Momente dem großen Uebel

---

the social system; a treactice on the principle of exchange; Edinb., 1831. 8.

* Traité de l'association domestique agricole; Paris, 1822. 8. — Nouveau monde industriel, ou procédé d'industrie attrayante, distribuée en séries passionées; Paris, 1829. 8. — Jules Lechevalier, études sur la science sociale; Paris, 1833. 8. — Darüber vergleiche auch einen Aufſatz in Rau's Archiv der politiſchen Oekonomie der Polizeiwiſſenſchaft (Bd. 2, Hft. 2) von Eduard Ordinaire: „Abriß der von Fourier vorgeſchlagenen Einrichtung der luſterweckenden Gewerbsthätigkeit.“

abhelfen zu können glauben. Gar Mancher, der irgend einen Gedanken gefaßt hat, der ihm wichtig und fruchtbringend scheint, bezieht nun Alles auf diesen Gedanken, sieht Alles in dessen Lichte und will jedes Uebel durch ein Mittel heilen, das vielleicht nicht einmal der Aufgabe genügen kann, für die es zunächst bestimmt ist. Universalmittel gibt es nicht im Leben. Dem Kundigen wird es unbedingt Mißtrauen erwecken, wenn ein Vorschlag sich als Universalmittel gegen jede Krankheit des gesellschaftlichen Körpers ankündigt. Als wäre hier überhaupt mit Vorschlägen etwas auszurichten! — Die Einen — wohl mehr durch politische Interessen getrieben — wollen Erhaltung und Herstellung des großen Grundbesitzes; des grundherrlichen Verhältnisses, das sie in einem aus patriarchalischem Wohlwollen und römischer Patronatstreue gemischten Lichte darstellen. Die Andern fassen bloß die bäuerlichen Verhältnisse ins Auge, und wollen durch Einführung des Majorats, oder Minorats, und durch Entfernung des Drucks der Grundsteuern geholfen wissen. Die Dritten hoffen Alles von größter Theilbarkeit und Vertheilung des Bodens. Zünfte, schreien die Einen; Gewerbefreiheit die Andern. Freizügigkeit wollen diese, beschränkende Heimathsgesetze Jene. Viele hoffen Alles von Gewerbsschulen. Der gewöhnliche Schulmann führt Alles auf den Schulunterricht, der Geistliche Alles auf Religiosität zurück. Beschützung ist das Losungswort des Fabrikanten, Handelsfreiheit das des Kaufmanns. Derselbe Mund, der nur in der stärksten Verminderung der Abgaben die Rettung sieht, verlangt doch von dem Staate Anstalten und Leistungen, die viel höhere Kräfte in Anspruch nehmen würden. Sie haben vergessen, daß das Leben sich aus einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Erscheinungen zusammengesetzt, und daß man nie von einem Element Alles erwarten kann. Am Wenigsten würde von Vorschlägen zu hoffen seyn, die den Vortheil der Einen auf Kosten der Andern bezwecken. Das Gewöhnlichste ist übrigens, daß diese Staatsärzte entweder nur das materielle, oder nur das immaterielle Leben ins Auge fassen. Jene glauben die Welt durch ihre Banken, ihre Vorschläge zu ganz veränderten Geldsystemen, ihre Eisenbahnen, Dampfwagen und Lufttransporte in einen alle Begriffe übersteigenden Zustand des Glückes versetzen zu können, und vergessen, wie unsicher und wenig befriedigend dieses Glück sich darstellen würde, wenn es nicht auf dem Boden eines

wahrhaft gesunden Volkslebens ruhte. Die Andern * erwarten Alles von vermehrter Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung; ohne zu bedenken, welche gefährliche Klippen der wachsende Nothstand, die Hoffnungslosigkeit, die aus beiden fließende Verhärtung und Verwilderung des Volks, den Bestrebungen für Verbreitung jener geistigen Güter entgegensetzen. Etwas mehr Recht als ihre Gegner mögen sie jedoch wohl haben. Bei einem wohlhabenden Volke stehen allerdings der Aufklärung und Veredlung der Menschen geringere Hindernisse entgegen, als bei einem Nothleidenden. Aber selbst ein armes Volk kann dabei im Vortheil über ein reiches seyn, wenn die Glücksgüter in jenem gleichmäßiger vertheilt sind, als in diesem, wenn bei dem Armen keine so tiefe Noth sich findet, wie bei einzelnen Classen des reichen. Bei dem durch materielle Mittel zum Reichthum gelangten Volke findet sich in schlaffen Zeiten nicht selten Geringschätzung des geistigen Lebens ein, die jeden gehaltvollen Aufschwung desselben ertödtet. Gewisser noch dürfte Verderbniß der Sitte und Erkaltung des religiösen Gefühls zu besorgen seyn. Nur das ist richtig, daß mit Entfernung der Armuth große Hindernisse der geistigen Vervollkommnung gehoben sind; daß folglich das reiche Volk, wenn es will, für letztere leichter und sicherer wirken kann, als das Arme. Aber wird es wollen? Bis jetzt ist alle Tugend, die Kraft erforderte, die Tochter der Noth gewesen. — Wenn dagegen das arme Volk, trotz aller Hindernisse, die ihm entgegenstanden, sich zu Bildung und Tugend erhoben hat, so wird auch der Wohlstand nicht ausbleiben. —

Zahlreich sind die Angriffe auf das herrschende nationalökonomische System gewesen; der mancherlei gelegentlichen Ausfälle nicht zu gedenken, welche politische Schulen, z. B. die Partei des Berliner politischen Wochenblatts darauf machen. Die systematischen Angriffe haben wenig Eindruck gemacht, da ihr System nicht im Geiste der Zeit liegt. Die Angriffe gegen Einzelnes haben denen gefallen, zu deren Vortheil gerade ihr siegreiches Durchdringen

* Hierher gehört: Brodersen, die Armuth, ihr Grund und ihre Heilung; Altona, 1833. 8. Was dieser Schriftsteller durch Hausandacht, durch Armenmissionarien und barmherzige Vereine erreichen will, bezweckt der Prediger Holst (über die Verwilderung der niederen Volksclassen. Leipzig, 1826. 8.) durch Gesod'armen.

gereichen würde. Im Ganzen aber ist das bekämpfte System noch immer herrschend, seine Vertheidigung noch immer siegreich.

Ist es doch auch in der That keine Erfindung, kein willkührlich ersonnenes Gebilde, sondern die reine Erkenntniß und Anerkennung der natürlichen Forderungen der Verhältnisse. Muß doch jede gründliche Erforschung desselben die innere Harmonie seiner Grundsätze und deren Uebereinstimmung mit dem ganzen Charakter unseres socialen Lebens immer klarer darlegen. Und wird es doch kaum gelingen, einen wahrhaften Zusammenhang zwischen den Regeln, die jenes System über das Güterleben aufstellt, und dem Pauperismus aufzufinden, der sich wenigstens ihm gegenüber nur in Folge der sittlichen und rechtlichen Zustände, unter denen jenes System wirkt, und die nicht durch dasselbe entstanden sind, entwickeln konnte. Müßte man eingestehen, daß die Gefahr des Pauperismus durch theilweises Aufgeben jenes Systems gemindert werden könnte, und daß diese Gefahr größer sey als aller Nutzen des Systems; so würde man doch die Verläugnung des Systems nur als die Erwählung des kleineren Uebels zur Vermeidung des größeren betrachten können. Es ist gewiß, daß unter einem andern Systeme der Erwerb der Nation geringer, es ist zweifelhaft, ob die Vertheilung des Erwerbes so viel wohlthätiger seyn würde, daß sich jener Nachtheil übertragen ließe.

Die meisten neueren Bearbeiter der Nationalökonomie halten fest an ihren Sätzen. Sie betrachten den Pauperismus als eine unvermeidliche Folge der gestiegenen Bevölkerung, der großen Umwälzungen in unseren socialen und gewerblichen Verhältnissen, der Kriege und Unruhen, der gesunkenen Sittlichkeit und Religiosität. Aber keineswegs finden sie ihn in Verbindung mit den von ihnen erklärten und vertheidigten Gütergesetzen. Da sie vielmehr ihr System in viel vollständigerer Weise, als es im Leben geschehen ist, ausgeführt wünschen; da sie fortwährend noch mit einzelnen, im Sinne der älteren Systeme bestehenden Instituten zu kämpfen haben, nach deren Wegräumung, ihrer Ansicht nach, das Güterleben sich noch viel freier gestalten und der Erwerb noch viel höher steigen würde; so läßt sich aus ihren Ansichten die Behauptung ableiten, daß die Gefahr des Pauperismus in der noch zu unvollständigen Ausführung des Industriesystemes begründet sey. Sie stehen daher den Reactionären schroff entgegen. Sie finden die Ursachen des Pauperismus

nicht in den Gewerbsfreiheiten, ſondern in den Zünften und höchſtens in dem Mangel an gehöriger Gewerbsbildung, und in dem durch unproductive Unternehmungen und ſchlecht vertheilte Abgaben verſchuldeten Mangel an Capitalwerth. Nicht in der Unvollkommenheit des Schutzes der inländiſchen Induſtrie, ſondern in den noch beſtehenden Beſchränkungen der Handelsfreiheit. Nicht in der Veränderung der früher ſo ſtabilen Verfaſſung des Grundeigenthums, ſondern in den noch fortdauernden Hinderniſſen des freien Verkehrs mit Grund und Boden, den noch immer die Pflichtigen bedrückenden Reallaſten. Conſequente und vollſtändige Ausführung des Induſtrieſyſtems iſt das Loſungswort einer Schule, als deren Coryphäen von den Jetztlebenden unter den Britten Mac Culloch, unter den Franzoſen der jüngere Say. unter den Deutſchen der höher als Beide ſtehende Lotz zu nennen iſt. Der Letztere, ſo unbedingt er übrigens für gänzliche Gewerbsfreiheit, für das Aufgeben jeder bevormundenden Richtung, für die Rückgabe der meiſten Regalien in die Hände der Privatkraft, für die völlige Freiheit des Grundeigenthums, für Handelsfreiheit im weiteſten Sinne des Worts ſich ausſpricht, und ſo feſt er an den Grundlagen der modernen Gewerbsentwickelung hält, wie ſie in der Idee bereits herrſchen und im Leben ſich durchdrängen, ſo hat er doch wenigſtens gegen das Fabrikweſen ſich in einer Philippica ergoſſen, wie ſie nicht leicht energiſcher ausgeſprochen werden konnte. *

Wenn dagegen einige Andere gewiſſe Beſchränkungen des Induſtrieſyſtems zulaſſen und empfehlen, wie dies z. B. von Kaufmann, Mohl, Schön und dem Referenten ** geſchehen iſt, ſo halten ſie deßhalb doch *** an dem Syſtem, und betrachten jene Beſchränkungen nur als Ausnahme von der Regel, die dieſe beſtätigen, als nähere Beſtimmungen derſelben, als durch vorübergehende Verhältniſſe gebotene Nothmittel, Vorbereitungen, Uebergänge. Ueberall bleibt die Freiheit die Regel, und ſoll nicht beſchränkt, ſondern nur gegen den Druck der Willkühr geſchützt, geordnet werden. — Auch

* S. Rau, Archiv; Band 1, Heft 1.

** Kauffmann, Unterſuchungen im Gebiete der politiſchen Oekonomie; Bonn, 1830. 8. Mohl u. a. O. Schön, Volks- und Staatswirthſchaftslehre; Stuttgart, 1836. 8. Bülau, Staatswirthſchaftslehre; Leipzig, 1833. 8.

*** Kauffmann hat ſich am weiteſten von ihm entfernt.

der am heftigſten gegen gewiſſe Beſtandtheile und Conſequenzen unſerer Gewerbsentwickelung auftritt, namentlich gegen die Modalität der großen Landwirthſchaft und gegen das Fabrik- und Maſchinenweſen, Sismondi, iſt dem Syſtem ſelbſt gleichwohl angehörig. Er bekämpft energiſch die Malthusſchen Anſichten, und läugnet die Gefahr der Uebervölkerung und die Nothwendigkeit der traurigen Naturhülfsmittel dagegen. Ihm iſt der Pauperismus kein Naturgebot, ſondern eine Folge der ſchlechten Vertheilung des Einkommens. Er warnt vor übermäßiger Produktion der induſtriellen Erzeugniſſe, beklagt das Schickſal der Fabrikarbeiter und ermahnt zur wohlwollenden Fürſorge für die niederen Claſſen. Gründliche Hülfsmittel ſchlägt er nicht vor. Am Meiſten iſt er für größere Vertheilung des Bodens.

Unbedingter Vertheidiger des modernen Gewerbslebens und völlig frei von den düſtern Beſorgniſſen, die ſelbſt manche Freunde des Syſtems, mit dem er in Einklang ſteht, hegen, iſt Schmidt in ſeinen „Unterſuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenſeitigen Zuſammenhange.“ * Ohne es ſo recht einzugeſtehen, neigt er ſich zwar zu den Malthusſchen Ideen hin; wie es ſcheint, um deſto ſicherer behaupten zu können, daß der Pauperismus keine Folge des fabrikfreundlichen Syſtems, ſondern ein unvermeidlicher Begleiter zunehmender und verdichteter Bevölkerung ſey. Er empfiehlt, wie er ſchon in einer frühern, eigens dieſem Zwecke gewidmeten Schrift ** gethan hatte, die Gewerbsfreiheit nachdrücklich. Er beweist mit vieler Klarheit und Schärfe die Rechtmäßigkeit des zwiſchen Fabrikherrn und Fabrikarbeitern beſtehenden Verhältniſſes, und unterſucht die Gründe, welche den Betrag des Arbeitslohnes der letztern naturgemäß beſtimmen. Er verwirft die Schutzzölle. Er vertheidigt die volle Theilbarkeit des Bodens. Nur darin mäßigt er in etwas die zu ſanguiniſchen Hoffnungen des Syſtems, daß er nicht dieſelbe Beruhigung in der vermeintlichen Leichtigkeit des Ueberganges von einem Geſchäftszweige zum andern findet, mit der beſonders die früheren Smithianer jeder Beſorgniß begegneten. Er erkennt vielmehr an, daß allerdings eine

---

* Leipzig, 1836. 8.

** Schmidt, Betrachtungen über Gewerbsfreiheit und Innungsweſen; Zittau und Leipzig, 1834. 8.

jede bedeutende Veränderung in dem industriellen Leben für die Mehrzahl derer, die durch sie aus ihrem gewohnten Arbeitsfache verdrängt würden, von unheilvollen Folgen begleitet sey, und daß dies eine, nach seiner Ansicht, vorübergehende Ursache des Pauperismus werde, die aber nur zu oft wiederkehren dürfte, wenn die Gründe nicht gehoben werden, die es bewirken, daß der Uebergang zu neuen Erwerbszweigen erschwert, das System folglich gehindert ist, sich vollkommen zu bewähren. Er will aber deßhalb die Verbesserungen der Industrie und namentlich des Maschinenwesens keineswegs gehemmt wissen, und wünscht nur möglichste Allmähligkeit in diesen Vorschriften. Die Armuth betrachtet er als etwas, was stets die Menschheit begleitet habe, und sie wahrscheinlich immer begleiten werde. Ihre Höhe in einigen Ländern Europas werde durch naturwidrige Einrichtungen verschuldet. Im Allgemeinen sey überdem unsere Zeit eine Uebergangsperiode; die alte Welt gewähre nicht mehr genug Absatz, die neue fange erst an, sich zu bevölkern; die Kriege und Revolutionen hätten uns ein Erbtheil schwerer Lasten hinterlassen; der Luxus besteure noch höher, als alle Abgaben. Man möge aber fortfahren in der auf dem Wege des Rechts und der Ordnung zu bewirkenden Auflösung der Fesseln, welche auf den Landbau und die Industrie drücken; möge auf sittliche Kräftigung und geistige Bildung hinwirken; möge Sparkassen errichten und Sparsamkeit fördern. Allem Uebel sey einmal nicht abzuhelfen. Oeffentliche Unterstützungen gebührten nur denen, die durch Alter oder Schwäche an allem Erwerb behindert wären. Vagabunden und Bettler gehörten in Correctionshäuser. Müssige Armen seyen von den Communen, wo möglich durch einen in der Gegend nicht einheimischen, oder noch nicht genug ausgebreiteten Gewerbszweig zu beschäftigen; die Armenpflege überhaupt den Communen zu lassen.

So haben auch viele Schriftsteller, die speciell die Armenpflege zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machten, sich an den bisherigen Standpunkt gehalten, etwa die etwas nationellere Einrichtung dieser oder jener Maaßregel verlangt, etwa ein einzelnes nützliches Hülfsmittel mit besonderem Eifer empfohlen, zum großen Theile eine nachdrücklichere Strenge gegen den Mißbrauch gefordert, der mit den philanthropischen Anstalten der Armenpflege getrieben werde.

Hierher gehört z. B. v. Lottwitz, über Verarmung, Armengesetze und Armencolonien, * der zu einzelnen Maaßregeln und Erscheinungen im Armenwesen einzelne, mehr oder weniger triftige Bemerkungen gemacht und zuletzt die Armen-Colonien, mit besonderer Rücksicht auf Norddeutschland, beurtheilt hat, ohne gerade ein Universalmittel darin zu erkennen. — Ferner Hansen, Kritik des Armenwesens. ** Hier wird zuvörderst das System der gezwungenen Armenversorgung angegriffen. Doch will der Verf. den thatsächlich Armen allerdings gründlich geholfen wissen. Zu diesem Behufe verbreitet er sich über einen allerdings recht zweckmäßigen Plan eines Armenhauses. Als Gegenmittel gegen Verarmung empfiehlt er Verbesserung der Moralität, strenges Anhalten zum Besuche und zur eifrigen Benützung des Schulunterrichts, weise Bevormundung der Armen, unter Berücksichtigung ihrer individuellen Lage; möglichste Verkleinerung der Communen, Strafrecht der Armenbehörden, besonders gegen Käufer und Verkäufer geschenkter Sachen, Gesindebücher, Verbot der Copulationen ohne Einwilligung der Gemeinde, Zuziehung der Familie zu Versorgung der Armen — damit sie in Zeiten vorbeuge, Abschaffung der Zunftmonopole, Erleichterung der Theilbarkeit des Bodens und andere wohlgemeinte Strenge ist der Charakter der Schrift. — Milder tritt im Ganzen Funk *** auf, der sich allerdings mehr nur über die Ursachen der Verarmung verbreitet, als daß er directe Gegenmittel verschlüge. Er findet jene in dem sittlichen Zustand der Zeit, in den schlechten, ungesunden Wohnungen der niederen Stände, † in den frühzeitigen Heirathen, in der Arbeitsscheu, in dem lockerer gewordenen Verhältnisse zwischen Herrschaften und Dienstboten, und allerdings auch in der Einrichtung vieler Armenanstalten. — Eine sehr ausführliche Kritik der bestehenden Armenpflege liefert: Heibers Mittheilungen über das Armenwesen, mit Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein, und die Organisation desselben

---

* Breslau, 1834. 8.

** Altona, 1834. 8.

*** Einige, wohl noch nicht genug beobachtete, Ursachen der Verarmung in Altona, wie in den ihm benachbarten Handelsstädten. Altona, 1832. 8.

† Sind diese Ursache, oder nicht eher Folge der Armuth! Es mag Wechselwirkung da seyn.

in der Stadt Schleswig. * Dieser Verf. vertheidigt das bestehende System der Armenversorgung in seinen Rechtsgründen. Er bedingt aber den Armenbehörden das Recht einer Beaufsichtigung und Bevormundung der Armen. Er fordert zweckmäßige Verbesserung des Gemeindewesens, geordnete Gewerbsfreiheit, Aufhebung der inneren Mauthen, Freizügigkeit, eine weise Gesindeordnung, die „das Kriterium der Treue festhalte.“ Reform des Schulwesens, Einrichtung von Arbeits- oder Industrieschulen. Er bespricht mit Sachkenntniß die inneren Einrichtungen bestehender Armenanstalten.

Vielleicht hätte ich Godeffroy ** unter den Reactionären aufführen sollen, mit denen er sich in manchen Tendenzen begegnet. Indessen ist er in den Mitteln, in dieser, von dem natürlichen Zuge der Verhältnisse sich entfernenden Organisationslust wieder den ihm sonst gewiß nicht befreundeten Revolutionären verwandt, und ich stelle ihn hierher, damit er den Uebergang zu denen bezeichne, die allerdings von der unverrückten Festhaltung der bisherigen Basis nichts Gutes erwarten. Er betrachtet die Armuth, oder doch den Druck derselben, als Folge der Freiheit. In der Sklaverei habe sie zwar die größte numerische Kraft, aber die gelindeste Intensität und die größte Stabilität; gerade das Gegentheil finde in der Freiheit statt. Dort werde die Armuth durch die Fürsorge der Herren, hier nur durch das wegraffende Elend beschränkt. Christliche Obrigkeiten könnten sich nicht auf das letztere verlassen; sie müßten daher darnach streben, die Freiheit der Armen insoweit zu deren eigenem Besten zu hemmen, als es ohne Umwandlung des Staats in einen Sklavenstaat geschehen kann. Deßhalb empfiehlt der Verf. 1) Beschränkung des freien Verhältnisses zwischen dem Lohnherrn und dem Arbeiter. In dieser Beziehung will er Herstellung der Zünfte, die er im Interesse der Gesellen glaubt und Hemmung der Concurrenz. 2) Beschränkung der freien Disposition der Arbeiter über ihren Erwerb. Zwangssparkassen. 3) Beschränkung der natürlichen moralischen Freiheit des Armuthsstandes durch Zwang zur Benützung der vom Staate angebotenen Bildungsmittel. 4) Beschränkung der Gelegenheiten und Versuchungen für die untere Classe zum Unsittlichen

* Altona, 1833. 8.

** Theorie der Armuth oder der Minderbegüterung. Ein Beitrag zur Lehre von der Gütervertheilung. Hamburg, 2te Auflage, 1836. 8.

und Absen. Diesen vier indirekten Freiheitsbeschränkungen solle man zuvörderst die möglichst größte Wirkung zu verschaffen suchen, dann aber die ganze noch übrige, gewiß nicht bedeutende, Armuthshefe ohne Weiteres unter specielle und ausschließliche Obhut der Obrigkeit stellen, um sie der, dem Staatswohl nachtheiligen Mildthätigkeit zu entziehen und zugleich ihr doch den nöthigen Schutz zu sichern. Zu dem Ende Aufnahmehäuser, wo die Kinder erzogen, das Alter gepflegt, die Gesunden und noch Bekräfteten aber zur Arbeit gezwungen würden. Darunter Acker-Colonien, nur nicht freie. Zuletzt wünscht der Verf. noch ein besonderes Ministerium des Armuthsstandes.

Die Schrift war nicht so böse gemeint, und ihre speciellen Vorschläge fallen nicht so hart aus, wie es nach manchen Vordersätzen derselben scheinen könnte. Was sich gegen die letztern sagen läßt, ist in einem trefflichen Gegenschriftchen * gesagt worden, das aber freilich wohl manches von Godeffroy vorgeschlagene Mittel zurückweisen kann, ohne doch selbst eine Radikalhülfe anzubahnen. Es will besonders Maaßregeln zur Besserung des Schicksales der Fabrikarbeiter; Maaßregeln, die nicht, wie die von dem Gegner vorgeschlagenen, die Fabrikarbeiter, sondern die Fabrikherren beschränken.

Die ganze Größe des Uebels hat nicht leicht Jemand energischer geschildert, als Diesterweg im ersten und zweiten Hefte seiner „Lebensfragen der Civilisation.“ ** Als Gegenmittel will er äußerste Anstrengung christlicher Liebe zur materiellen, geistigen und sittlichen Hebung der Proletarier, und dem Staate ruft er warnend und mahnend zu: organisirt die Massen! Als wenn auf ernste und eifrige Erfüllung von Liebespflichten dauernd und sicher zu rechnen wäre. Und als wenn sich die Massen organisiren ließen; oder eine Organisirung derselben von Außen her helfen könnte, während das Lebensprincip des Organischen eben in der Selbstentwickelung begriffen ist. Aber der Gedanke ist richtig, daß ein Hauptgrund des Unheils in dem Verwittern der innern Stützen moralischer Kraft des Volkslebens liegt, und daß nur von dieser Seite aus eine gründliche Hülfe erwartet werden kann.

* Beiträge zur Theorie des Armenwesens. Veranlaßt durch Herrn Godeffroys Theorie der Armuth. Hamburg, 1834. 8.

** Essen, 1838. 8. Das dritte Heft ist das, was den gewaltigen Sturm akademischer Gegenschriften hervorgerufen hat.

Mohl, der in seiner Polizeiwissenschaft noch gehofft zu haben scheint, mit den bisherigen, nur im Einzelnen zweckmäßiger ausgebildeten Grundsätzen der Armenpflege, unterstützt durch ein den Ueberschuß ableitendes Auswanderungssystem, auslangen zu können; geht in einer gediegenen Abhandlung „über die Nachtheile des fabrikmäßigen Betriebs der Industrie“ * bereits einen Schritt weiter. Er findet nöthig 1) die Herstellung eines freundlichen Verhältnisses zwischen Fabrikherren und Arbeitern, und erkennt richtig, daß dazu das unbedingte Aufhören aller Mißhandlung und Unterdrückung der letzteren, und eben so die Ueberzeugung erforderlich sey, es sey ihr wahres Interesse mit dem der Herren ein und dasselbe. Zur Erreichung der ersteren Aufgabe sey es nothwendig, den Fabrikherren zu verbieten: die Verwendung der Kinder vor einem gewissen Alter, und länger als bloß während der einen Hälfte des Tages; die Vermiethung von Wohnungen an die eignen Arbeiter; der Besitz von Kramladen, Schenken, Bäckereien und Fleischscharren; die Steigerung der Arbeitszeit über ein gewisses tägliches Maaß; die Bezahlung der Arbeiter mit irgend etwas anderem als mit baarem Gelde. ** Die Ueberzeugung der Arbeiter von der innigen Verbindung ihres Interesses mit dem der Fabrik betreffend, so meint er, durch öftere Belehrung lasse sich wohl, besonders bei einer durch guten Schulunterricht gebildeten Arbeiterclasse, wenigstens die Ansicht befestigen, daß der Schaden der Fabrik auch der Schaden der Arbeiter sey. Als schwieriger erkennt er es an, die Arbeiter auch von den Vortheilen zu überzeugen, die ihnen ein bedeutender Gewinn des Unternehmers bringen könne. Deßhalb schlägt er eine Veränderung der Bezahlungsweise vor. Und zwar soll zuvörderst bei Berechnung des reinen Gewinnes eine Abordnung von Seiten der Arbeiter zugezogen werden, der die Einsicht in die Bücher zu gestatten ist, wobei übrigens nicht nur eine Beeidigung auf strengstes Geheimhalten nöthig wäre, sondern auch die Personen außerhalb der Zahl der Arbeiter von diesen gewählt werden könnten. Zweitens soll dem laufenden Lohne ein nach der Größe des Gewinnes

---

* In Rau's Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft; Band 1, Heft 2. Heidelberg, 1835. 8.

** In Sachsen muß man hinzufügen: den Agiowucher bei der Geldlohnung.

wechselnder Antheil zugesetzt werden, der nach Ablauf des Jahres in einer Summe ausgeworfen und vertheilt werden soll. Eine Abstufung der Vertheilung nach den Arbeiterclassen wäre natürlich, und würde dazu der gewöhnliche Lohn den leichtesten Maaßstab darbieten. Diese Einrichtung soll der Staat allen, oder doch den neu zu errichtenden Fabriken vorschreiben. — Mohl konnte nicht verkennen, wie wichtig es sey, den Arbeitern auch die Möglichkeit zu eröffnen, zu einem auf eigne Rechnung zu betreibenden Geschäfte zu gelangen. Denn allerdings ein Hauptgrund des Stehenbleibens und Zurücksinkens der niederen Classen ist ihre gänzliche Aussichtslosigkeit. Er hofft in dieser Hinsicht Vieles von eifriger Vorsorge für Gewerbsbildung, Errichtung aller Arten von Sparkassen, Vorschüssen von Seiten des Staats. Aus diesen Maaßregeln werde sich Verbesserung des bürgerlichen und geistigen Zustandes der Arbeiter von selbst ergeben.

Es ist dankbar zu acceptiren, daß ein so bewährter Rathgeber wie der Tübinger Publicist ist, wenigstens für das Fabrikwesen eine ganz neue Gestalt des Gewerbslebens fordert, und an die Stelle des Absolutismus der Fabrikherren einen Art Repräsentativstaat setzen will. Es würden aber seine Vorschläge zunächst nicht gegen den Pauperismus im Allgemeinen gerichtet, sondern nur auf Verbesserung einer Classe der Proletarier und zwar der Classe berechnet seyn, die unter Umständen allerdings die gefahrdrohendste, aber in jetzigen Zeiten keineswegs die unglücklichste ist. Indeß auch für diesen engeren Standpunkt ist zu bemerken, daß der natürliche Zug der Verhältnisse nicht auf diese Einrichtungen * hinführt, daß sie sich zum Theil ihm entgegensetzen; daß ihre Ausführung in Geist und Wahrheit bei einem Verhältnisse zweifelhaft wird, was so große Massen von Arbeitern einem einzelnen Unternehmen entgegensetzt und beide lediglich durch das Band des Interesses verknüpft, während der größte Abstand an Herkunft, Bildung, Vermögen, Beschäftigung und Lebensverhältnisse sie trennt; daß ein freiwilliges Ergreifen derselben, auf die Ueberzeugung der Fabrikherren von ihrer

* Inwiefern beides der Fall sey, und welches Bedenken der zwangsweisen Einführung dieser Einrichtungen entgegenstehe, darüber hat sich Rau in den Anmerkungen zu dem besprochenen Aufsatze in gewohnter gründlicher Weise verbreitet.

Zweckmäßigkeit begründet, kaum zu erwarten, ein zwangweises Einführen derselben aber vielem Bedenken ausgesetzt ist. — Die Idee selbst: das Interesse des Arbeiters an den Erfolg des Geschäfts durch einen Antheil an dessen Gewinn zu erhöhen, ist aber keineswegs unbeachtet bei Seite zu stellen. Es ist dieselbe Idee, mit Rücksicht auf den Landbau, von dem Köthner Albert und neuerdings von Nebbien,* mit Rücksicht auf das Fabrikwesen von dem Engländer Babbage** gepflegt worden.

Referent selbst hat an mehreren Orten seine Ansichten über Fragen ausgesprochen, die er von hoher Bedeutung für die Zeit, von höherer für die Zukunft glaubt. Er ist so kühn, zu glauben, daß gegenwärtiger Aufsatz unvollständig erscheinen würde, wären diese Ansichten darin übergangen, kann aber natürlich bei Darlegung derselben nur referirend, excerpirend verfahren.

In meiner Schrift: „der Staat und die Industrie“*** hatte ich es weniger mit den Mitteln gegen die um sich greifende Verarmung als mit der Anordnung und möglichsten Milderung der gegenwärtigen Armuth zu thun. Wenigstens erfaßte ich die zu Gunsten der Industrie gemachten Vorschläge nicht hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte einer Verminderung des Pauperismus, und wendete in der Schlußabhandlung die Aufmerksamkeit mehr auf die eigentliche Armenpflege, als auf die obige Frage. Doch suchte ich in einer einleitenden Abhandlung, welche die Zustände der Bevölkerung beleuchtete, zu erweisen, daß die Gefahr einer totalen Uebervölkerung durch nichts begründet, und daß überhaupt ein Unterschied zwischen dem Zustande der Uebervölkerung und dem der Nahrungslosigkeit zu machen sey; welcher letztere Zustand niemals in einem Uebermaaße der Volkszahl seinen Grund habe. Ein Uebel ist nur zu entfernen, wenn man seinen Grund hebt. Die auf Verminderung der Volkszahl berechneten Vorschläge mußten fallen, wenn der Zustand gar nicht Uebervölkerung war. Unter diesen Vorschlägen waren zudem nur zweie von einiger praktischer Anwendbarkeit: Das Verbot der Armenehen und das Auswanderungssystem.

* Der schuldenfreie Staat. Berlin, 1834. 8.
** Ueber Maschinen- und Fabrikwesen. Aus dem Englischen übersetzt von Friedenberg. Berlin, 1833. 8.
*** Beiträge zur Gewerbspolitik und Armenpolizei, Leipzig, 1834. 8.

Gegen das Erstere mußte ich mich erklären, weil es den Menschen des letzten, heiligsten Rechtes berauben, die Sittlichkeit unmittelbar zerstören und die Bande der Gesellschaft lockern würde. Statt die Armenehen zu verbieten, denke man lieber daran, ihre sittliche Kraft zu benutzen, und wirke darauf hin, daß der Besitz von Kindern auch bei den Armen nicht eine Quelle der Noth, sondern des Segens wird, wie er es sonst gewesen und hier und da noch wird. — Freiwillige Auswanderungen reichen nicht weit. Gezwungene würden einen unsern Rechtsbegriffen völlig widersprechenden Eingriff in die persönliche Freiheit enthalten. Das Beispiel der Alten kann hier keinen Stützpunkt leihen. Erziehung und Verhältnisse sind zu verschieden. Daß ist aber gewiß, daß eine Auswanderung nur dann die Erwartungen der Auswanderungsfreunde erfüllen kann, wenn sie eine emigratio in capite et membris ist; wenn nicht bloß die Aermsten und Hülflosesten im Volke, sondern Leute aus allerlei Verhältnissen und Ständen zusammentreten, und die Leitung von den Tüchtigen geführt wird. *

Nachdem ich in der erwähnten Schrift eine Reihe die Industrie betreffender Fragen behandelt hatte, schloß ich mit einer Untersuchung über die Armenpflege. Dadurch allerdings einen gewissen Zusammenhang zwischen beiden Momenten anerkennend, der aber kein Causalnexus ist. — Ueber die Pflicht des Staats, für die Armen zu sorgen, sey nicht zu streiten; die Nothwendigkeit liege vor; die Natur des christlichen Staates fordere, die Klugheit rathe es. Auch trägt jeder Staat einige Mitschuld an diesen Zuständen; bald durch Begehungs- öfterer durch Unterlassungssünden. — In den frühesten christlichen Gemeinden war kein Unterschied zwischen reich und arm. Was der Bruder besaß, das war auch den andern Brüdern. Es war Gütergemeinschaft, aber die um deßwillen dem Güterleben keine Fesseln auflegte, weil sie kein Recht, sondern ein Zustand, eine freie Handlung der Liebe war. — Die Gewohnheiten und Ansichten, die später in der Kirche aufkamen, mußten aber allerdings die Verarmung fördern, weil sie die Arbeit aufhoben. Ihr entgegen

* Vergleiche was Julius darüber sagt in: „Amerikas Besserungs-System und dessen Anwendung auf Europa. Aus dem Franz. der Herren G. v. Beaumont und A. v. Tocqueville, nebst Erweiterungen und Zusätzen von Dr. H. H. Julius. Berl., 1833. 8."

ſtellte ſich fromme Spende, die ſchon mehr ein Ritus, eine kirchliche Handlung, als eine Gewohnheit und Neigung des Herzens war. Es wird nun gezeigt, wie das Verhältniß ſich bei und nach der Reformation bis auf unſere Tage geſtellt habe, und wie ſich die Syſteme über Gründe und Behandlung des Uebels entgegenſtehen. — Der erſte Grundſatz Aller, die mit der Sorge für das Volkswohl beſchäftigt ſind, müſſe ſeyn: es den Armen möglich und wünſchenswerth zu machen, ſich ſelbſt aus dem Zuſtande der Nahrungsloſigkeit emporzuarbeiten. Deßhalb geſtatte man zuerſt das Recht zur Arbeit. Jeder muß arbeiten dürfen, was er will; es wäre denn, daß bei gewiſſen Arbeiten im Intereſſe des Ganzen die Erfüllung innerer oder äußerer Bedingungen verlangt werden müßten. Ausſchließung des Kaſtenprincips. Emancipation der unehlichen Kinder. Auch der Beſcholtene muß arbeiten können, was er will, und nur die Arbeit iſt ihm zu wehren, die er eben ſeiner faktiſchen Beſcholtenheit * halber nicht in der erforderlichen Güte herſtellen kann. — Jeder muß arbeiten dürfen wo er will. Völlige Freizügigkeit im Innern der Staaten. ** Das Gemeindeverhältniß nimmt, bei dichter werdender Bevölkerung und verbeſſerter Communication ohnehin an Bedeutung ab. — Man verbürge ferner die Kraft zur Arbeit. Dazu trage die Sorge des Staats für die körperliche, geiſtige und ſittliche Kraft des Volks bei, indem ſie namentlich die dieſen Eigenſchaften feindlichen Gefahren, ſoweit an ihr iſt, entfernt, und die Hülfsmittel bietet, die ſich die Einzelkraft nicht genügend verſchaffen kann oder möchte. — Man flöße ferner Willen und Reiz zur Arbeit ein. Dies geſchieht theilweiſe ſchon durch die Sorge für die geiſtige und ſittliche Kraft des Volks. Denn die vorhandene Kraft ſtrebt nach Uebung. Aber auch ſonſt wird ſich die Luſt zur Arbeit weſentlich vermehren, wenn der Vortheil der Arbeit größer wird. Der Staat kann die Arbeit nicht durch

---

* Nicht wegen der Urſache der letzteren. Die iſt mit der Strafe getilgt.

** Vergl auch: Zweiter Bericht über den Zuſtand des Land-, Armen- und Arbeitshauſes für das Herzogthum Gotha. 1834. 8. (vom Polizeirath Eberhard in Gotha.) Ferner: Jahn, über Armenweſen, heimathliche Verhältniſſe in Beziehung auf daſſelbe, Ueberſiedelung und die darüber ergangenen Geſetze. Berlin, 1837. 8. (Ein recht tüchtiges Schriftchen!)

Erhöhung ihres Lohnes vortheilhafter machen, da dieſer von den Geſetzen des Verkehrs abhängt. Aber er ſoll nur nicht dazu beitragen, daß eine Arbeit ſchlechter bezahlt wird, als ſie ſollte, oder daß man an eine ſchlecht bezahlte Arbeit gebunden iſt, während ſich eine beſſer bezahlte darbietet. Der Staat muß aber auch den Müſſiggang nachtheiliger machen, und ſoll niemals die Arbeitsſcheu mäſten. — Für die Gelegenheit zur Arbeit kann der Staat am wenigſten wirken. Die Armenbehörden mögen durch Rath, Empfehlung, Beförderung behülflich ſeyn. Die große Erleichterung der Communikation, die bevorſteht, wird manches beſſern. — Die Mittel zur Arbeit beſtehen in Grund und Boden, Werkzeugen und Capital. In erſterer Hinſicht iſt eine verbeſſerte Agrargeſetzgebung,* die den freien Verkehr mit Grund und Boden herſtellt, und eine größere Maſſe freier Arbeit auf den Gütern beſchäftigt, das Hülfsmittel. Für Verbreitung nützlicher Werkzeuge iſt durch Belehrung, Erfindungsprämien, Maaßregeln zur wohlfeilen Beziehung zu wirken. Die Anſammlung von Capitalien müſſen Sparkaſſenanſtalten vermitteln, deren eifrigere Benutzung zu erwarten iſt, wenn die Ausſicht, mit dem Erſparten eine gründliche Verbeſſerung ſeiner Lage bewirken zu können, ſich erweitert. — Ein ferneres Mittel für Minderung der Armuth iſt die Sorge für wohlfeile Lebensmittel. Auch deßhalb Entfeſſelung des Landbaues, Aufhebung der Zunftmonopole und ſtädtiſchen Gerechtſame, Uebergang von dem Schutzſyſteme zur Handelsfreiheit. Keine Abgaben, welche die erſten Lebensmittel treffen.

So viel nun die wirklich im Zuſtande der Armuth befindlichen Individuen betrifft, ſo iſt zuvörderſt auch für die allgemeinen Grundſätze ihrer Behandlung, unter den einzelnen Claſſen zu unterſcheiden. Sie ſind 1) ſolche, die ſich nicht durch eigne Kraft ernähren können, weil ſie die dazu erforderlichen Kräfte und Fertigkeiten noch nicht beſitzen, ihrer natürlichen Verſorger aber beraubt ſind. Hier handelt es ſich zunächſt um arme Waiſen, deren ſich die Geſellſchaft annehmen muß, wenn in ſorgfältiger Unterſuchung dargethan iſt, daß keinem Einzelnen zur Uebernahme der Vorſorge Geeigneten

* Vergl. Bülau, der Staat und der Landbau. Beiträge zur Agrikulturpolitik. Leipzig, 1834. 8. Elsner, die Politik der Landwirthſchaft. Stuttgart, 1836. 8.

dieſe aus verwandtſchaftlichen Rückſichten gebühre. In Betreff der Waiſen iſt auch die ſchlechteſte Erziehung bei Pflegeeltern einem ſchlecht eingerichteten Waiſenhauſe vorzuziehen; dagegen von einem guten Waiſenhauſe mehr zu erwarten, als von der Einzelverpflegung, wie ſie im Durchſchnitte zu erlangen ſteht. Indeß muß, wie in aller Armenpflege, ſo auch hier, die Rückſicht auf das individuelle Bedürfniß nie aus den Augen gelaſſen werden. Waiſenhäuſer ſollen zwiſchen Stadt und Land vertheilt ſeyn. Ländliche Anſtalten ſind vorzuziehen. Findelhäuſer ſollen beſtehen, * aber durch ſtrenge religiöſe Controlen ſoll dafür geſorgt werden, daß ſie nicht von Bemittelten und von Verehlichten gemißbraucht werden. — Auch Armenkinder, deren Eltern noch am Leben, aber ſo tief verſunken ſind, daß es dringendes Bedürfniß wird, wenigſtens die zweite Generation vor der Anſteckung zu retten, können unter Umſtänden der Vorſorge des Staats anheimfallen. Für viele Andre wird der Staat wenigſtens die Unterrichtskoſten entrichten müſſen, ſoll aber keine beſondere Armenſchulen errichten. Der leitende Geſichtspunkt muß immer ſeyn: den Kindern die Kräfte und Fertigkeiten zu geben, durch welche ſie für ihr übriges Leben in den Stand geſetzt werden, den Staat einer Vorſorge für ſie zu überheben. ** Hier iſt unweiſe Kargheit ſichtbare Verſchwendung. — Auch verwahrloſter Kinder wird ſich die Geſellſchaft annehmen müſſen, wenn kein Näherer da iſt, der ſie zur nützlichen Vorſorge erhalten kann. Er wird, mit ſorgfältigem Eingehen in die Individualität der Einzelnen, ſie in den Stand zu ſetzen ſuchen, ſich von ſeiner Vormundſchaft wieder zu emancipiren. Die Rettungsloſen beſchäftige man mit einer mechaniſchen und möglichſt einträglichen Arbeit.

2) Andere ſind arm, weil ſie der zur Arbeit erforderlichen Kräfte und Fertigkeiten für immer oder zeitweiſe beraubt, oder doch an deren Ausübung durch in ihnen ſelbſt liegende Urſachen behindert

---

* Die Frage iſt an dem angezeigten Orte gründlich und mit Berückſichtigung alles deſſen, was dagegen ſpricht, erwogen worden (S. 276 f.). Auch die Schutzmittel gegen den Mißbrauch ſind angegeben.

** Nähliche Winke, beſonders über Möglichkeit und Vortheil ländlicher Beſchäftigung gibt: Lange, über Beſchäftigungsanſtalten auf dem Lande für ſtädtiſche Armenkinder. Dresden und Leipzig, 1834. 4.

ſind. Hierher gehören Blindgeborne und Taubſtumme, denen man ſoweit möglich zu helfen und ſie in den Stand zu ſetzen hat, ſich ſelbſt zu helfen; unheilbare Kranke, bei denen die Armenbehörde zugleich darauf zu ſehen hat, daß ihre Krankheit nicht die Quelle der Verarmung mehrerer werde; Kranke, bei denen zeitige Hülfe die beſte Hülfe iſt, und wo die auf baldige Herſtellung gewendeten Summen den Armenkaſſen oft große weitere Summen erſparen. Altersſchwache, deren Verſorgung, wenn ſie in keiner Familie Schutz finden, heilige Pflicht iſt, die ſich aber der Staat durch die zur Ermunterung der Sparſamkeit gegründeten Anſtalten weſentlich erleichtern kann. Auch die Fälle ſind zu bedenken, wo der plötzliche Tod eines Familienvaters deſſen Hinterlaſſene in Noth bringt. Hier kommt viel auf die Rechtsgeſetzgebung des Staats an.

3) Andre beſitzen zwar die zu ihrem Unterhalte erforderlichen Kräfte und Fertigkeiten, ſind auch zu deren Anwendung bereit, finden aber keine Gelegenheit, ſie auszuüben und hinreichend zu verwerthen. Vielleicht haben ſie durch Schuld und Verbrechen das Zutrauen ihrer Mitbürger verwirkt. Dem muß das Beſſerungsſyſtem in den Strafanſtalten des Staats entgegenwirken, und der Staat muß auch ſonſt das Vertrauen des Publikums zu den Gebeſſerten zu erwecken ſuchen, und durch nichts das ungünſtige Vorurtheil beſtärken. Der Staat wird viele Noth und viel Geld erſparen, wenn er die Fälle vermindert, wo Jemand zum Bettler wird oder Verbrechen begeht — weil er beſtraft worden iſt. — Andre verlieren die Gelegenheit zum Erwerb durch Leichtſinn, Arbeitsſcheu und Liederlichkeit. Ihnen muß der Staat die feſte Ueberzeugung einprägen, daß ſie nur gegen Arbeit und Mäßigkeit ihren Unterhalt zu erwarten haben. Bei wiederholten Fehlern ſind ſie in öffentlichen Arbeitshäuſern zu einer für ſie nützlichen Thätigkeit anzuhalten; dabei aber ſo zu behandeln, daß das lebhafte Verlangen nach freier Arbeit und ein Widerwillen gegen eine Rückkehr in die Anſtalt in ihnen erwacht und zurückbleibt. — Daß nicht zuviel ohne Schuld Bedrängte in Armuth verfallen können, dagegen müſſen die zur Minderung des Pauperismus überhaupt beſtimmten Anſtalten ſchützen. Wo es vorkommt, iſt zeitige und angemeſſene Hülfe die Hauptſache. Leihhäuſer, Bürgerrettungs-Anſtalten, Induſtriemagazine. Der oberſte Geſichtspunkt muß immer bleiben: ein baldiges Wiederaufhören der Unterſtützung zu vermitteln. Es ſind jedoch

dabei, wie überall, die individuellen Verhältniſſe ſorglich zu berückſichtigen. Die Unterſtützung muß immer Arbeit vorausſetzen; auch wenn dieſe Arbeit mehr koſten, als erübrigen ſollte.

Mit 4) Arbeitsſcheuen iſt am leichteſten durchzukommen, weil hier die mechaniſchen Zwangsmittel bereit ſind. Doch iſt bei ihrer Beſchäftigung, ſo lange man ſie nicht als unbedingt unverbeſſerlich betrachten muß, darauf Rückſicht zu nehmen, daß ſie das Erlernte und Eingeübte im ferneren Leben gebrauchen können. — Auswärtige Colonien bieten eine bequeme Ableitung für die Armen dar, für welche in den zeitherigen Umgebungen wenig zu hoffen ſteht. Zu ſogenannten Colonien * im Innern kann in Staaten, deren nationalökonomiſche Verhältniſſe naturgemäß geordnet ſind, kein Raum ſeyn. Will man ſie haben, ſo betrachte man ſie aus dem Geſichtspunkte ländlicher Arbeitshäuſer.

Bei der Armenpflege können freiwillige Vereine reichen Segen verdienen; aber wenn man Alles, oder das Hauptſächliche, von ihnen, ſtatt von eigens für den Zweck errichteten und beſoldeten Behörden, erwartet, ſo wird nicht viel werden.

Die Sorge für die Armenpflege muß natürlich Ortsbehörden, unter Oberaufſicht von Mittel- und Centralſtellen obliegen. Die Koſten derſelben aber ſollen nicht die Gemeinden, höchſtens für die ihnen wahrhaft Angehörigen, nicht für die bloß durch den Grundſatz der Freizügigkeit in ihre Mitte gebrachten Armen tragen. ** Nie ſoll der Arme dahin gewieſen werden, wo für ihn zu ſorgen iſt; ſondern es ſoll da für ihn geſorgt werden, wo er iſt, oder wo am beſten für ihn geſorgt werden kann. Eine allgemeine Ausgleichungsanſtalt muß alles entgegengeſetzte Intereſſe der Gemeinden beſchwichtigen.

Bei einer ſolchen Organiſation der Armenpflege, deren oberſter Grundſatz, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, ſeyn muß: überall ſich nach dem individuellen Bedürfniſſe zu richten, könnte man denken, müſſe ſich die künſtliche Armuth gänzlich heben laſſen, und nur die natürliche bleiben, deren Verſorgung wenig

---

* Vergl. die angeführte Schrift von v. Beaumont und v. Tocqueville in der Ueberſetzung von Julius; ferner die gleichfalls angeführte Schrift von v. Lüttwitz.

** Vergl. auch die angeführte Schrift von Jahn.

Noth macht. Ich wage jedoch nicht ein ſolches Reſultat zu hoffen. Theils weil ich die conſequente Aus- und Durchführung obiger Vorſchläge, in ihrem Geiſt und ihrer vollen Wahrheit um ſo weniger erwarten kann, einen je höheren Grad von uneigennützigem Eifer, Sorgſamkeit, Geduld, Liebe, Mäßigung, Ausdauer, Vorurtheilsloſigkeit und Menſchenkenntniß ſie vorausſetzen. Eigenſchaften, deren Anwendung auf die Armenpflege zu jeder Zeit ſchwierig ſeyn wird, da die Proletarier natürlich eine rohe, unwiſſende, unangenehme und undankbare Menſchenclaſſe ſind; und von denen die ganzen Verhältniſſe und Richtungen unſerer Zeit nur zu ſehr abführen. Die Geſinnung, der Wille allein wirkt überhaupt nicht ausdauernd und kräftig; das Intereſſe allein wirkt nicht wahrhaft gut und gemeinnützlich; nur wenn ſich beide verbinden, iſt ein zugleich edles und ſtarkes Wirken zu hoffen. — Es muß ferner die Auflöſung ſittlicher Grundlagen, die in unſeren Zeiten bemerklich iſt, allerdings ſowohl den Eifer derer, die helfen können, als bei den Bedürftigen die Kraft zur Selbſthülfe lähmen. Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß ſowohl unſer Rechtsſyſtem als die Richtung des ſittlichen Lebens trennend gewirkt, daß ſie viel dazu beigetragen haben, die Geſellſchaft in lauter von nacktem Egoismus beſeelte Individuen aufzulöſen. Der Zwang hält mechaniſch zuſammen, was nicht mehr organiſch verbunden iſt, nicht mehr ſich gegenſeitig durchdringt und verſchlingt, unterſtützt und bildet. Gegenſeitiges Mißtrauen, Zurückweichen der Stände von einander, Kälte und Herzloſigkeit auf der einen, Trotz und Rohheit auf der andern Seite, kurzſichtiger, nur den Augenblick berechnender Egoismus, Vergnügungſucht, Arbeitsſcheue und ſittliche Haltloſigkeit auf Allen müſſen die vollſtändige Ausführung der gemachten Vorſchläge lähmen. — Bei dieſen Umſtänden endlich wird auch das an ſich nothwendige und natürliche Syſtem der Gewerbsentwickelung nicht die vollen Früchte tragen können. Ja, ſofern es volle Freiheit aller Bewegungen und Beſtrebungen bedingt, muß es, wenn es mit jenen Richtungen zuſammentrifft, dazu beitragen, daß noch manche Bande lockerer werden, und daß auch die Gewinne, die es hervorbringt, ſich auf analoge Weiſe vertheilen.

Indeß jeder Verſuch, dieſe Freiheit beſchränken, und überhaupt in Bezug auf dieſes Syſtem eine reactionäre Richtung einſchlagen zu wollen, würde das Uebel nur verſchlimmern. Es würde einen

fruchtlosen Kampf mit den Verhältnissen führen heißen. Man würde in Einrichtungen, die, wie ungünstig sie der Gewerbsentwickelung seyn mögen, doch in andern Zeiten ihren Nutzen für wohlthätigere Vertheilung der geringeren Erträgnisse und für Kräftigung des sittlichen Lebens hatten, jetzt nur Schutzwehren des härtesten Egoismus finden. Die Lage der Beschränkten und Ausgeschlossenen würde nur noch trostloser seyn. Vielmehr muß das System in seiner größten Vollständigkeit ausgeführt werden, damit wenigstens so viel Bahnen als möglich eröffnet sind, und damit der allgemeine Erwerb so reich als möglich fließe.

Dabei aber wende der Staat seine ganze Aufmerksamkeit auf die Sorge für die geistige und sittliche Kraft des Volks, um dem Angriff von dieser Seite her verwandte Mittel entgegenzusetzen. * Er suche durch seine eigenen Maaßregeln ein Vorbild der Sittlichkeit zu werden, die Verhältnisse zu vereinfachen, unnöthiges Unheil zu vermeiden, die Vorurtheile zu berichtigen, die Gefühle zu läutern und zu kräftigen, das Volksleben zur Selbsthülfe anzuregen. Er vermeide jeden ferneren Schritt auf der Bahn der Auflösung, jede Maaßregel, welche die Herzlosigkeit, den kalten Egoismus, die Selbstüberhebung, den Neid, die Eifersucht der Individuen verstärken könnte. Er suche auf Herstellung der alten Innigkeit des Familienbandes hinzuwirken; ** die Schule wahrhaft fruchtbringend zu machen; der Religion eine wohlthätige Gewalt zu sichern; im Volksleben Verhältnisse zu begünstigen, die ein gegenseitiges Halten und Stützen, vor Allem ein wohlthätiges Aufeinanderwirken Höherer und Niederer, überhaupt verschieden Gebildeter vermitteln. Dergleichen boten sich früher in dem Clientelarwesen, in den Beziehungen zwischen Grundherren und Grundholden, in dem Meisterverhältnisse, in den Corporationen, in den Gemeinden dar. Sie wurden verderbt und würden heute noch verderblicher wirken, indem sie auf Zwang, auf Täuschung und Uebervortheilung, auf Ungerechtigkeit und Ausschließungsgeist beruhten, oder — wie das Gemeindeband — durch gänzliche Veränderung aller Verhältnisse, durch zu

---

* Ueber die Mittel habe ich ausführlich gehandelt in meinem Handbuch der Staatswirthschaftslehre, Leipzig, 1833. 8.

** Auch darüber wie über alles Folgende ausführlich an dem angeführten Orte.

große Ausdehnung und durch die Verminderung der Stetigkeit und Bedeutung ihren früheren Halt und Grund verloren haben. Wie im äußeren Staatenleben, so können auch im Innern des Staats nur Verhältnisse bleibend gedeihlich wirken, die auf Freiheit und Freiwilligkeit beruhen, keinen Dritten bedrücken und Gegenseitigkeit aller Vortheile gewähren.

Ich habe in meinem Handbuch der Staatswirthschaftslehre als eine mögliche neue Phase des Gewerbslebens die des genossenschaftlichen Betriebs bezeichnet, welcher die richtige Mitte halten würde zwischen dem schroff trennenden Egoismus der Individuen und dem allen Sporn des Minderinteresses aufhebenden und durch unnatürliche, unweise und unmögliche Vorschläge ersetzenden System der Erwerbsgemeinschaft. Vielleicht erkennt die Zeit allmählig den Werth der Vereinigung zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke; vielleicht überzeugt man sich mehr und mehr, daß das die geeignetsten Werkzeuge sind, deren eigene Interessen in die unsern verflochten werden. Manche Erscheinungen der Zeit, die Vorliebe für Actienunternehmungen, das Wirken der schottischen Banken, die erwähnten von Babbage, Nebbien, Mohl gemachten Vorschläge, die Verirrungen selbst des St. Simonismus, des Owenismus und des Fourierismus möchte ich gern als die fernen, ersten Vorzeichen einer Hinneigung zu Formationen betrachten, die sich in mannigfachster Gestalt entwickeln könnten. Ihr nächstes Verdienst würde eine gleichere und wohlthätigere Vertheilung des Eigenthums seyn; die Erhöhung der Produktion durch angestrengteren geistvolleren Fleiß; die Gewinnung von Aussichten für den Proletarier, folglich der kräftigste Sporn zur Aneignung von Kenntnissen, zum Fleiß, zur Sparsamkeit und zur Sittlichkeit; das auf Interesse gegründete und in Freiheit waltende Einwirken Höherer auf Niedere, die Gewöhnung, sein eigenes Interesse in der Beförderung eines gemeinschaftlichen gefördert zu sehen; die Vereinigung Mehrerer zu einem Bande, dessen Glieder gar bald die Wichtigkeit des Einzelnen für das Ganze erkennen würden. — Vielleicht würde man auch einsehen lernen, wie wichtig die geistige und sittliche Kraft, wie nützlich es auch für das Materielle ist, wenn zu dem materiellen Interesse noch ein Moralisches tritt. Bildeten sich aus kleinen, freien und unprivilegirten gewerblichen Genossenschaften jene festen Vereinigungen, die sich, anfangs um des Interesses willen,

und bald in Naturgewalt, mit dem Geiſte der Eintracht, Liebe und Treue durchhauchen, ein gegenſeitiges Halten und Bilden und Einwirken vermitteln und die Vortheile leiſten könnten, die einſt für immer dem Untergange verfallene Inſtitute gewährten; ſo könnten dieſe Corporationen eine neue Baſis des Volks- und Staatslebens werden, die allmählig ſeinen ganzen Charakter, ſein Recht, ſeine Aufgaben wohlthätig verändern würden. Sie böten auch dem Chriſtenthum jenen empfänglichen Boden dar, auf dem es ſchon einmal, in ſeinen erſten Zeiten, ſeine ſchönſten Triumphe gefeiert hat. Und das ſteht feſt: auch in den hier beſprochenen Bedrängniſſen wird Keiner die Welt retten, wenn nicht Chriſtus. Der aber kann es und wird es.

Prof. Bülau.

Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft.

Für die Erkenntniß des deutschen Alterthums war von jeher in Deutschland ein sehr lebhaftes Interesse rege; besonders sind die längeren Friedensperioden, deren unser Vaterland genoß, dadurch ausgezeichnet, daß man in ihnen immer wieder auf solche Studien zurückkam; dann entstand neuer Krieg und angefangene Sammlungen wurden nicht fortgesetzt, angefangene Arbeiten nicht vollendet. Trotz alles Interesses für den Gegenstand blieb man bei Stückwerk, bei halbem Verständniß, bei Pfuscherei. Anders sollte es in der längeren Friedensperiode werden, deren wir uns noch durch Gottes Segen erfreuen, denn ihr ging ein Krieg voraus, der diese Interessen stärker anfachte, als sie je geflammt hatten, und eine so allgemeine Theilnahme erweckte, daß keine oberflächliche, dilettantische Befriedigung ausreichen konnte. Doch indem wir zu einer übersichtlichen Darstellung des dermaligen Standpunktes dieser Studien fortschreiten, begegnet uns zuvor die Frage: hat der Gegenstand überhaupt ein wahres Interesse? hat er noch irgend eine wichtige Beziehung zur Gegenwart? Ist die Frage nach ihm nicht eben eine müßige, die sich nur dann lebhaft vordrängt, wenn längere Ruhezeiten alle wahren Lebensinteressen in eine Art Schlummer einsingen?

Die Antwort auf solche Fragen nehmen wir aus einer allgemeinen Erscheinung des organischen Lebens. Der Baum verjüngt sich in seinen Zweigen, deren jeder im Grunde wieder derselbe

Baum, nur nicht mit Bodenwurzeln, sondern mit Knospenwurzeln ist — wenn die Kraft dieser Erneuerung abstirbt, stirbt das Leben des Baumes ab. So ist auch in der Entwickelung des Geistes alle wahre Erkräftigung und Reformation nur ein Wiederaufwecken, ein Verjüngen der ursprünglichen Art. Was war die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts anders, als ein Wiederholen der ältesten Einrichtungen der Kirche, der ursprünglichen Kirche, auf die man sich bei jedem Schritte berief — nur daß der alte Boden fehlte, und deshalb nicht Boden-, sondern (um bei dem Bilde zu bleiben) Knospenwurzeln getrieben wurden; es war die alte Kirche mutatis mutandis. So bildet auch für das Leben eines Volkes dessen ursprüngliche Art eine sittliche Grundlage, die Anschauung derselben ist ein Verjüngungsmittel, und ihr Keim treibt und treibt, so lange ein Lebensfunken in der Nation ist, immer wieder Analoges hervor, was aber mißverstanden, was sofort in der Geburt verkrüppelt werden kann, wenn seine Behandlung einer Zeit anheimfällt, die mit ihrer Reflexion überall eingreifen will, und gleichwohl das Verständniß des Gegenstandes nicht besitzt, den sie zu ziehen sucht. Gerade in demselben Maaße, in welchem der Trieb des reflectirten Dazwischentretens bei Allem, was im Leben vorgeht, lebhafter wird, gerade in dem Maaße wird auch die Kenntniß der Ursprünge, wir möchten sagen, der concret-immanenten Begriffe der Dinge unerläßlicher. Niemand kann leugnen, daß dünkelhaftes Halbkennen altdeutscher Zustände schon viel geschadet, verdorben, und noch bei weitem mehr lächerliche Fratzen hervorgetrieben hat; — das wäre unmöglich, wenn in der Kraft, in dem Triebe selbst, die dergleichen auf falschem Boden erzeugen, nicht noch etwas Ehrenwerthes, Achtunggebietendes zugleich wäre. Am meisten vielleicht hat Verkennen und Halbkennen des Ursprünglichen geschadet in der Behandlung der Sprache und des Rechts. Um so wichtiger wird eine eindringende, wahre Erkenntniß der Ursprünge unseres Volkes, unserer Sprache, unseres Rechts, unserer heimischen gemüthlichen Weisen. Eine solche Erkenntniß ist nicht bloß ein luxurirender Zweig der Wissenschaft, er ist ein Fundament derselben, und mögen noch so viele unvollendete oder überpfuschte Urgeschichten unserer Nation vorliegen, wir wollen doch nun nicht mehr darüber klagen, da derselbe Trieb, der sie uns aufgebürdet hat, uns endlich auch von ihnen befreite.

Referenten überraschte es, als er zuerst vor einigen Jahren an das Studium der älteren angelsächsischen Gedichte, des Beówulf und des Gesanges des Wanderers kam, in ihnen Zeichen einer conventionellen dichterischen Sprache zu finden. Bei dem Beówulf ist hierin kein Zweifel; auf jeder Seite tritt es einem entgegen; in den vielen stehenden Bezeichnungen des Schwertes, der Schlacht u. s. w. wird es auch dem blödesten Auge deutlich, daß man in diesem Gedicht eine große Anzahl sogenannter Kenningar findet. Aber auch in dem Gesange des Wanderers, so kurz er ist, sind eine Anzahl solcher Kenningar unverkennbar. Offenbar ist dies Gedicht seiner Grundlage nach sehr alt, denn obwohl in angelsächsischer Sprache abgefaßt und von Angeln und Sachsen berichtend, enthält es doch nicht die mindeste Anspielung auf die spätern Verhältnisse dieser Stämme in England. Myrgingen (das wäre mit oberdeutschen Lauten: Mäurjungi, Maurjungi, Maurungi?), Angeln und Schwaben grenzen dem Dichter nach mit einander in den Eydergegenden (bi Fiseldóre; bei Ditmar von Merseburg, Vicheldore ed. Wagner p. 50., unter den varr. lectt.), und das Einzige, was an spätere Verhältnisse denken läßt, ist die Erwähnung von Picten und Scoten unter den vielen, zum Theil fernen Stämmen, die der Dichter besucht zu haben vorgibt. In dem Gedicht kommen unter andern Heldenkreisen auch zwei, welche für uns nachweisbare historische Grundlage haben, zur Anspielung, und sind, obwohl sie historisch 200 Jahre auseinander liegen, hier als gleichzeitig behandelt. Formanrik (Hermanareiks), der Ostgothenkönig, bildet mit seinen Gothenhelden den einen dieser Kreise. Der zweite ist der Aelfwynes (Alboins), des Sohnes Jádwynes (Audoins). Beide sind verknüpft durch Falhhilden, die Tochter Jádwynes, die (wie es scheint) Fürstin der Myrgingen (wohl Jádgils Gemahlin) geworden ist, und welche als eine Friedenswerberin der Sänger zu Formanrik begleitet. Diese historischen Personen mußten nun allerdings dem Dichter schon in solcher Ferne stehen, daß er bei seinen Zuhörern oder Lesern eine chronologische Scheidung nicht zu besorgen hatte; sie mußten alle schon sagenhaft seyn, weßhalb das Gedicht nicht wohl früher als etwa 100 Jahre nach Alboin (ohngefähr im letzten Viertel des siebenten Jahrhunderts) verfaßt seyn kann; vielleicht aber auch später; denn daß die außer dem Alboinischen in Anspielung kommenden Sagenkreise

fortlebten, ist bekannt, und daß im achten Jahrhundert noch, wie in diesem Gedicht, Alboin bei Altsachsen und Baiern gefeiert wurde, sagt Paulus Diaconus.

Nehmen wir aber auch die Abfassung dieses Gedichtes erst im achten Jahrhundert an, so setzt es doch immer eine ausgebildete, conventionelle Dichtkunst voraus, die entschieden ein Zeichen einer in sich bis zu eigenthümlicher Klarheit und Gestaltung gekommenen Bildung ist. Wenn uns aber auch die genannten, in mehr als einer Hinsicht auf das Festland, auf eine ursprüngliche Entstehung (wenn auch vielleicht in einfacherer Weise) in der holsteinisch-jütischen Halbinsel hinweisenden Gedichte nicht die Gewähr leisteten, daß im siebenten und achten Jahrhundert an den norddeutschen Häuptlingshöfen eine eigene, in ihrer Eigenthümlichkeit, möchten wir sagen, gesättigte Bildung vorhanden gewesen seyn muß, so würden uns die oberdeutschen Gedichte diese Gewähr geben; denn Otfrids Gedichte, der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts angehörig, und sich in vieler Hinsicht nicht eben zu ihrem Vortheil von der älteren Sangeseinrichtung losreißend, zeigen doch eine so feste Ausbildung der Betonung und Verskunst (s. hierüber Lachmans vortreffliche Abhandlung in den Abhandlungen der Berliner Akademie), daß man nothwendig in ihrem Hintergrunde eine weit ausgebildete eigenthümlich-deutsche Dichterweise als vorhanden annehmen müßte, führten uns auch nicht das Fragment des Hildebrandsliedes, in wie entstellter Gestalt es uns auch geblieben seyn mag (s. die neueste und beste, in die Erklärung des Einzelnen tief eindringende Bearbeitung dieses Gedichtes von Lachmann unter den Abhandlungen der Berliner Akademie. 1833. Nebst den Zusätzen von J. Grimm), so wie das von Schmeller unter dem Titel Muspilli herausgegebene schöne Gedicht vom jüngsten Gericht den vollständigsten Beweis dieser vorhanden gewesenen, formell sehr und eigenthümlich durchgebildeten Dichtkunst.

Damit also wird Jemand, der sich eine Uebersicht des jetzigen Standes der deutschen Alterthumsforschung verschaffen will, anfangen müssen, sich in der Ansicht, wenn sie ihm neu ist, zurecht zu finden; wenn sie ihm schon vorhanden ist, zu befestigen, daß das deutsche Alterthum nicht bloß gewisse natürliche Grundlagen späterer Bildung, sondern eine eigne weitausgeführte Bildung selbst besessen hat, und zwar eine Bildung, die man

nicht unter die naiven Erſcheinungen rechnen kann, ſondern die eine Kunſtbildung genannt werden muß. Unſere früheſten deutſchen, eigenthümlich-deutſchen Spracherzeugniſſe, ſind Produkte einer eben zu Ende gehenden Kunſtpoeſie, obwohl dieſe in Deutſchland nie eine Zeit ähnlichen geiſtigen Abſterbens, bloß formellen Weiterbeſtehens bei allem Schwinden eines dichteriſchen Inhaltes erlebt hat, wie die verwandte nordiſche Kunſtpoeſie unter der Pflege norwegiſcher und isländiſcher Sänger. Von dieſer Carricatur äußerlicher Poeſie hat die deutſche Literatur der älteren Zeiten nichts Aehnliches; erſt die Meiſterſänger, erſt die Periode des Abſterbens unſeres zweiten Bildungsraumes haben uns auch damit beſchenkt.

Wenn wir nun aber im achten und neunten Jahrhundert in Deutſchland die letzten Zeiten einer abſterbenden, vor neuen Motiven ſchwindenden und erbleichenden Bildung anzuerkennen haben — in welche Zeit fällt dann Wachsthum und Blüthe dieſer Bildung? — Da bleibt uns keine andere Antwort, als: in die Zeiten der Völkerwanderung und früher. Gewiß die tiefſten und edelſten Grundlagen unſerer altdeutſchen Bildung, die religiöſen, liegen weit über die Völkerwanderung hinauf; ſie haben ihre Sproſſen in alle Seiten des Volkslebens und der Volksſitte getrieben, und geben noch unſeren herrlichſten, ureigenthümlichſten Sagenkreiſen, dem der Nibelungen wie dem des Reinhart, Grundton und Haltung. (Kritik der Sage von den Nibelungen in Lachmanns und Wackernagels Werk: Zu den Nibelungen und zur Klage. Berlin 1836, und die Abhandlungen zu Reinhardt Fuchs von Jac. Grimm. Berlin 1834.) Die älteſten epiſchen Kreiſe unſeres Volkes aber, die in der Göttersage wurzeln, haben dann ſich ausgebreitet durch hiſtoriſchen Anwuchs (ſ. W. Grimm: die deutſche Heldenſage. Göttingen 1829. 8.), und die Dichtkunſt mag zur Kunſtdichtung geworden ſeyn an den Höfen der Häuptlinge in der Völkerwanderung; und ſo wenig in Deutſchland ſelbſt nur Rohheit und Unwiſſenheit zu finden war, während in der letzten Hälfte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts deutſche Kriegerſchaaren ein zum Theil höchſt rohes Weſen in Italien trieben, ſo wenig darf man von der Zerſtörung, welche die Völkerwanderung den Reſten antiker Bildung brachten, auf einen Mangel eigenthümlicher Bildung zu dieſer Zeit im Inneren Deutſchlands ſchließen. Gottfried, der Meiſter mitteldeutſcher Reimkunſt, lebte noch, während

schon die Grafen von Hohenburg und Andere ihres Gleichen den Italienern eine Vorahnung gewähren konnten, was ihnen von Urslingen, Landau ꝛc. Gutes kommen sollte. Ebenso kann man im inneren Deutschland möglicher Weise alles Raumes zu dichterischem Gedeihen genossen haben, während Gradagêrs wilde Banden Italien plünderten. Uebrigens ist diese ältere deutsche Dichtkunst und die ihr zu Grunde liegende Bildung eben eine solche, die sich kriegerischem, bewegtem Leben anschloß und bei ihm gedieh. Eine sittliche, religiöse, poetische, juristische Bildung kann auch völlig unabhängig von gewissen äußerlichen Lebensbequemlichkeiten entspringen und fortgehen; nur wir betrachten diese letzteren in Folge einer Verwöhnung als nothwendige Bedingungen gebildeten Daseyns. Sokrates hatte kein Schnupftuch und ging größtentheils barfuß; und so kann recht wohl die ältere deutsche Bildung ihre Repräsentanten, die Sprache kann ihre Bildner und Dichter gehabt haben, die nicht nur, wie sich von selbst versteht, keine Vatermörder, sondern nicht einmal ein Hemd besaßen (obgleich, um dies beiläufig zu bemerken, solche leinene Unterkleider doch von jeher zu deutscher Sitte gehört zu haben scheinen). So gut als es lange große ökonomische Gutseinrichtungen, große Brauereien, Gestüte ꝛc. gab (z. B. zur Zeit der Karolinger und sicher weit früher), ehe irgendwo eine Landwirthschaftsschule gegründet und in deutscher Sprache ein Buch über Luftmalzen geschrieben war; so gut es durch das ganze Mittelalter und auch vor Carl dem Großen deutsche Fürsten gab, die einen großen politischen Verstand und Einsicht in alle ihrer Zeit nöthigen Theile der Administration besaßen, ohne daß noch ein einziges Buch über Verfassungswesen und Staatswirthschaft geschrieben war — ebenso hat sich auch nach andern Seiten hin, trotz des Mangels aller Lebensbequemlichkeiten, deren wir genießen, trotz des Mangels aller literarischen Bildungsmittel, die uns von Jugend auf zu einem so hohen, aber auch so dünnem Wachsthum strecken, daß nur wenige ohne den Pfahl fremder Bildung und selbstständig stehen können, — ebenso hat sich trotz dieser Mängel eine bedeutende und erfreuliche Gesammtmasse religiöser, juristischer, poetischer Bildung in den frühesten Zeiten, in denen unser Volk uns begegnet, erzeugt — zum Theil aus dem Erbe noch früherer Zeiten entwickelt — und ist dann in eigenthümlichem Wachsthum fortgeschritten, bis das

Eingreifen römisch-christlicher Bildungselemente eben noch die letzte carrikirte Stufe leerer Form zu rechter Zeit verhindert zu haben scheint. Wenn also früher Leute wie Trautvetter, Radlof u. a. von einer hohen Urbildung und Weisheit des deutschen Alterthums träumten, so war das allerdings bei dem wohlfeilen Ausbau und bei der gezwungenen Begründung, die sie mit ihren Mitteln ihrer Ansicht nur zu geben vermochten, eine Carrikatur unserer Alterthumsforschung, aber in ihren Annahmen im Allgemeinen von eigenthümlicher, vorhandener Bildung haben sie so weit doch nicht vom Ziel geschossen.

Den ersten wesentlichen Schritt zu Begründung tieferer Erkenntniß des deutschen Alterthumes hat ohne Zweifel Jacob Grimms deutsche Grammatik bezeichnet, welche im Grunde eine Quelle für diese Erkenntniß erst geschaffen, und dadurch zugleich viele andere in weit reicherem Maße eröffnet hat. Zwar hatte man auch früher schon eine Vorstellung davon, daß sich der vorhandene deutsche Sprachstoff, besonders nach seiner etymologischen Seite, zur Erhellung deutscher Alterthümer benutzen lasse: allein man ging bei der Behandlung dieses Stoffes nicht zu Werke, wie ein Physiolog, der den Pfad schon erkannter thierischer Natur durch allseitige Beobachtung und allenfalls auch durch den achtsamen Gebrauch des anatomischen Messers in bisher unbetretenen Gegenden zu erweitern sucht, sondern wie die Schlächter verfuhr man, wenn sie Würste machen wollen; schnitt sich aus den alten Namen und Worten zusammen, was gerade in den Ansichtsdarm taugte, und hackte es so lange klein, bis es sich einstopfen ließ. Referent selbst hat noch bei einem berühmten Historicus in den Vorlesungen ganz ernstlich vortragen gehört, der Name Idistavisus, den Tacitus überliefert, beruhe sichtbarlich auf einem Mißverständnisse; die Römer möchten einen deutschen Landmann in der Gegend gefragt haben, wie dieselbe hieße, und er werde ihnen plattdeutsch Auskunft gegeben haben: „et is da 'Wiese!“ (es ist da 'ne Wiese), woraus sie gemacht: Idistavisus. — Dergleichen läßt sich im Jahr 1837 nicht mehr aussprechen. Wir kennen nun die deutsche Sprache in ihrem organischen Bau, in ihrem mundartlichen Lautwechsel und wissen, daß Römer und Griechen (wenigstens die ersteren) deutsche Namen sorgfältiger aufgefaßt und überliefert haben, als französische Memoirenschreiber zu thun pflegen.

An die Erkenntniß der Sprache ſchloß ſich eine ſorgfältigere, ſtrengere Behandlung der deutſchen Rechtsalterthümer an, und in der That war hier ein Eingreifen ſprachlicher Begründung am nöthigſten, weil gerade die Juriſten früher mit willkührlichem Etymologiſiren die Hiſtoriker wo möglich noch überboten hatten. Zwar hatte Eichhorns unſterbliches rechtshiſtoriſches Werk ſchon nach gar manchen Seiten feſten Boden gegeben, wo man ſonſt im Trüben gewandelt war; doch lag eine weitläufigere, eindringendere Behandlung der Rechtsalterthümer zunächſt gewiß nicht einmal im Plane dieſes Werkes, und wenn Niemand daran zweifelt, daß die Erneuerung einer deutſchen Jurisprudenz als bedeutender hiſtoriſcher Wiſſenſchaft faſt hinſichtlich aller Punkte auf Eichhorn zurückdatirt, gehört doch das Verdienſt, ein innigeres Verſtändniß des älteſten Rechtslebens wieder eröffnet zu haben, eben ſo unzweifelhaft wieder Jacob Grimm. Schon ſeine Abhandlung über die Poeſie im Rechte, in der Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft, war in dieſer Hinſicht von größter Wichtigkeit und Bedeutung; doch warf dieſe Abhandlung mehr Streiflichter, als daß ſie die ganze von ihrem Standpunkte ausſtrömende Lichtmaſſe ſchon ſofort wahrnehmen ließ. Nun freilich wiſſen wir, daß die deutſche Poeſie — beſſer geſagt: die deutſche gebundene Rede — faſt durchaus religiös-juriſtiſche Anfänge gehabt hat. Bei den feierlichen Opfern bedurfte man der heiligen Formeln; eben ſo bei Eröffnung und Schließung der Gerichte; bei den Eiden; beim Eintritt in ein Erbe; bei der Verheirathung; bei der Beſtattung; bei der Freiloſung u. ſ. w. Eide, Erbantritte, Verheirathungen u. ſ. w. waren aber alle auch mit Opfern, wenigſtens mit feierlichen Trünken, mit dabei ſtattfindenden Anrufungen der Götter, mit Gelübden bei deren Namen u. ſ. w. verbunden, und die dabei nöthigen Anrufungs- und Gelobungsformeln, überhaupt alle feierlich geſprochenen Worte von rechtlicher Bedeutung hatten eine religiöſe Beziehung. Die wörtliche Gebundenheit ſolcher Formeln hatte aber nicht blos in Gemüthszuſtänden, in der durch die Gebundenheit erlangten höheren Feierlichkeit und hervorgehobeneren Wichtigkeit der Rede, ihren Grund, ſondern ſie fand auch ſtatt, um dieſe Geſchäfte in ſich ſtets gleichbleibenden und einander ebengültigen Weiſen zu vollziehen, — ja, es ſcheint auch, um dem Gedächtniß der Zeugen mehr zu Hülfe kommen. Daß das Bedürfniß

feierlicher, religiöſer, rechtlicher Formeln, und das Bedürfniß der Bewahrung dieſer Formeln im Gedächtniß die erſte, älteſte Quelle deutſcher gebundener Rede ſey, iſt unſere feſteſte Ueberzeugung. Von ſelbſt mußte ſich unter Einwirkung ſolcher Bedürfniſſe die Bindung der Worte durch gleiche Anfangsbuchſtaben, die Alliteration der Hauptſylben, als poetiſche Form nahe legen. Dieſe Art der Bindung hebt die Hauptbegriffe, welche die Rede einſchließt, ſicher und mit einer Art ſittlichem Accent hervor, wie jeder, der Gefühl für dieſe Dinge hat, ſehen kann, wenn er etwa ſpätere Formeln des Freiſchöffeneides lieſ't, in denen noch Reſte älterer Alliteration neben ſchon eingreifendem Reim ſich miſchen; — hier iſt es nicht der Reim, ſondern die Alliteration, auf welcher der Eindruck eigenthümlicher Feierlichkeit der Rede beruht. Und ſo ergab ſich ſicher ohne alle Reflexion und zuerſt rein aus der Natur der Sache, daß die älteſte und allgemeinſte Bindung deutſcher Rede und bei allen Stämmen, von Island bis auf die Alpen (ſicher auch über den Alpen bei Longobarden und bis an Italiens Südküſten) darin beſtand, daß man zwei Hauptſylben eines Satzes mit den gleichen Buchſtaben beginnen ließ. Man ſieht aber leicht, daß zwei ſo verbundene Hauptſylben noch keine wahre, weitergreifende Bildung, ſondern nur eine Art betonter feierlicher Hervorhebung einzelner Vorſtellungen, alſo mehr eine Vereinzelung beſonders da bilden, wo die beiden alliterirend verbundenen Worte eine Tautologie enthalten, wie in „Feuer und Flamme“ oder „Erbe und Eigen.“ Um zu einer poetiſchen Symmetrie zu kommen, bedurfte es wenigſtens zweier ſolcher Satzglieder; während für gerichtliche Feſtſtellungen, für Rechtsſätze und für Formeln feierlicher Handlungen jene zweiſylbige Alliteration genug that.

Dieſes ganze Formelweſen in ſeiner Wichtigkeit beleuchtet; auf die ſymboliſche Bedeutung vieler Formeln und der ſie begleitenden Handlungen hingewieſen; das Herausgegriffenſeyn der Symbole und Maaße aus der lebendigſten Natur und der Volksſitte dargethan, und dadurch das Verſtändniß der Volksmäßigkeit, der alten poetiſchen und religiöſen Seite des deutſchen Rechts, die oft in Sitten noch die Geltung des Rechts überdauert hat, eröffnet zu haben, das iſt ein Verdienſt, welches Jacob Grimm ganz in Anſpruch nehmen darf. Sein Fleiß, ſeine Sinnigkeit haben nun den Fleiß anderer

nicht nur erregt, ſondern ihm auch Augen zum Sehen der Dinge, die früher Jahrhunderte lang unbeachtet lagen, gewährt. Wenn ſich nun auch manches noch weiter aufhellt, als er für's erſte beleuchten konnte oder mochte, ſo ſind doch alle dieſe Lichter weſentlich an dem von ihm dargereichten angezündet. Ueber das Zahlenweſen bei den deutſchen Bußen, ſo wie über das ganze Verhältniß des deutſchen Strafrechts erwarten wir von Wilke die Reſultate umſichtigſter und reifer Forſchungen.

Wie ſehr ſolche Grundlagen, wie ſie Grammatik und Darſtellung der Rechtsalterthümer gewähren, nun auch der Herausgabe alter deutſcher Rechtsbücher, und nicht bloß in der deutſcher Sprache, ſondern auch der lateiniſch abgefaßten, zu ſtatten kommen müſſen, leuchtet von ſelbſt ein. Mit größter Erwartung und Sehnſucht ſehen wir von Richthofens frieſiſchen Rechtsbüchern, ſo wie der Ausgabe der Leges in dem Pertziſchen Corpus entgegen. Wie erhebend iſt der Gedanke, daß über den ganzen Bereich der germaniſchen Völker einſt Ein Recht verbreitet war; ein Recht, das, wie die deutſche Sprache aller Mundarten, aus Einer Wurzel entſproſſen; in ſeinen ſtammthümlichen Beſonderungen nicht mehr verſchieden, als die einzelnen Mundarten der Geſammtſprache war.

Wer ſich überzeugen will, wie tief ſprachliche Verhältniſſe, oft einzelne Worte ſchon in den Sinn von Sitten, in die Geſtalt und Anwendung von Beſitzthümern blicken laſſen, den verweiſen wir nicht nur auf eine Menge zerſtreuter Bemerkungen in Grimms Grammatik, ſondern namentlich auf den Abſchnitt über das grammatiſche Genus im dritten Bande dieſes Werkes, der, trotz ſeiner grammatikaliſchen Haltung, im Grunde ſchon eine Baſis für die Alterthümer der Sitten und des häuslichen Lebens unſerer Altvordern enthält, eine Baſis für ein Werk, deſſen Ausführung uns Grimm außerdem verheißen hat, und was an Reichthum, Intereſſe und Folgewichtigkeit keinem andern deſſelben Mannes nachſtehen wird. Eine der wichtigſten Seiten dieſes Zweiges der Alterthümer, die ſtändiſchen Verhältniſſe, ſind übrigens auch in den Rechtsalterthümern von Grimm ſchon erörtert worden. Auf der da gegebenen Baſis hat ein junger Gelehrter, der angefangen hat, wie andere aufzuhören wünſchen dürften, von Fürth, in ſeinem Buche über die Miniſterialien einen höchſt wichtigen, ja, wir möchten ſagen den wichtigſten Theil einer Beleuchtung der Verhältniſſe und der

Geſchichte des deutſchen niederen Adels unternommen, und uns auch in dieſe Verhältniſſe des Mittelalters nun die klarſte Einſicht eröffnet; während Wilke in einer Abhandlung in Richters kritiſchen Jahrbüchern für deutſche Rechtswiſſenſchaft (1837) einen Theil der Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über die älteſten ſtändiſchen Verhältniſſe in Deutſchland veröffentlicht und Vieles ergänzt, Manches von ganz neuen Punkten aus erhellt, das Urtheil über das Verhältniß des deutſchen Adels zu den Freien, wenn auch noch nicht abgeſchloſſen, doch der Abſchließung um ein Bedeutendes näher gebracht hat. Bei dieſer völligen Identität der Edlen und Freien in Beziehung auf Abſtammung, die Wilke wenigſtens für gewiſſe Zeiten und Stämme unwiderſprechlich darthut, bleibt freilich, wenn man ſie als allgemeines Verhältniß der deutſchen Stämme vorausſetzt, ein Gedicht, wie das Rigsmâl, ein völliges Räthſel; denn auch angenommen, es ſey daſſelbe ein Erzeugniß ſpäterer, an Häuptlingshöfen großgenährter Kunſtpoeſie, und die darin vorgetragene Anſicht von der verſchiedenen Abſtammung der Jarle, Karle und Thräle, d. h. der Edlen, Freien und Knechte, ſey ein Produkt übermüthiger Adelsgeſinnung, ſo konnte doch die Verſchiedenheit der Haut- und Haarfarbe, ſo wie der Phyſiognomie dieſer drei Stände nicht ſo beſtimmt, ſelbſt von einem unter den angenommenen Verhältniſſen lebenden Dichter nicht ſo beſtimmt ausgeſprochen werden, wenn ihr nicht etwas wirklich Vorhandenes entſprach, wenn nicht die Mehrzahl der Edlen wirklich blonde Haare und weiß und rothe Geſichtsfarbe, die Mehrzahl der Freien nicht wirklich rothe, die der Knechte dunkle Haare hatte. Gerade die Edlen, wenn nur wenige jene natürlichen Kennzeichen, und dagegen viele die im Gedicht als Zeichen der Freien und Knechte angeſprochenen rothen und dunklen Haare gehabt hätten, würden durch ein ſolches Gedicht am härteſten verletzt worden ſeyn, wenn der Grund und Boden der Bildung des Zeitalters ein eitles Adelsweſen geweſen wäre.

Als ein allgemeines Reſultat der Studien über das älteſte deutſche Recht dürfte ſich in Kurzem dies begründen, daß die Erſcheinungen des deutſchen Rechtslebens, die man zeither als Manifeſtationen des älteſten Zuſtandes anſah, nämlich die Leges, zwar allerdings noch Eindrücke dieſes Zuſtandes enthalten, aber uns auch dieſen nur in Trümmern in ſeinem Abſterben zeigen; auf der Stufe, wo ſchon die Geſetzgebung künſtlich und reflectirt theils geradezu in

seine Gestaltung einzugreifen, theils ihn aus entstandenen Verwirrungen und Unsicherheiten durch einzelne Bestimmungen herauszuziehen, theils schwindende Rechtssätze festzustellen und zu erhalten sucht. Daraus folgt dann weiter, daß dieses Recht in den Læges vielfach ein solches war, welches nicht überall zu lebendiger Uebung auf die Dauer kommen konnte; welches hie und da von früherem Herkommen wieder bei Seite geschoben wurde, und so Aelterem wieder Platz machte, welches diesen Gesetzgebungen zum Trotz im Leben blieb und sich in späteren Aufzeichnungen von Neuem als das Geltende zeigt.

So hätten also die ältesten Aufzeichnungen des Rechts, gleich den ältesten von deutschen Männern uns hinterlassenen Spuren und Notizen der alten deutschen Religion, das Schicksal einem gebrochenen Zustande anzugehören, einem Zustande des Ueberganges; und auch hinsichtlich der Religion hat sich durch Grimms unschätzbare Arbeit ergeben, daß vielfach in der Sitte, in dem Glauben des Volkes sich auf spätere Zeiten hin ein weit reinerer, charakteristischerer Ausdruck des früher allgemein vorhanden Gewesenen erhalten hat, als in den ältesten notizenweise stattgehabten Aufzeichnungen; ja, daß diese letzteren Aufzeichnungen oft erst Licht und rechtes Verständniß erhalten, wenn man sie mit solchen späteren Zügen des Volksglaubens zusammenstellt. Dies gethan, eine Menge neuer Quellen deutscher Alterthumsforschung in späterer heimischer Ueberlieferung eröffnet, und die Ergebnisse dieser neuen Quellen für die Umrisse der ältesten deutschen Religion benutzt zu haben, ist Eines der großen Verdienste, welche sich Grimm vorzugsweise durch seine Mythologie (in eingeschränkterem Maaße für die Darstellung des alten deutschen Rechts auch schon in den Rechtsalterthümern) erworben hat. Wir sagen Eines; denn schwerlich läßt sich jetzt schon ermessen, welche und wie große Folgen alle Grimms Werk für unsere germanischen Wissenschaften herbeiführen wird. Wir überlassen es unserm deutschen superklugen Recensententhume, voreilig dieses Buch zu rangiren, zu bekritteln, mit Verbesserungen zu bedenken; uns erfüllt es nur mit dem Gefühl, welches uns neue ungeahnete Einsichten in die Tiefen des Naturlebens, oder neue umgestaltend in das gesellige Leben eingreifende Erfindungen erzeugen, wie etwa die Entdeckung des Zusammenhanges elektromagnetischer Kräfte, oder die Erfindung der Dampfbenutzung für die Fortbewegung von

Laſten — man muß ſolche Dinge walten, man muß ſie ihren Einfluß auf Wiſſenſchaft und Leben erſt entwickeln laſſen, ehe man ihren Werth ſchätzen, ihre Bedeutung überſehen kann; zunächſt erfüllen ſie nur mit der Achtung, die jedes eigenthümlich Große, ſörderlich Umgeſtaltende einflößt.

Ein zweites Ergebniß indeß der mythologiſchen Forſchungen Grimms wird ſich auch jetzt ſchon ohne Voreiligkeit namhaft machen laſſen, daß nämlich die urſprüngliche Einheit der religiöſen Grundlagen des deutſchen Lebens von Islands Schneefeldern bis zum Appenin unwiderſtreitbar dargethan — und weiter, daß eine Menge unnütze Spekulationen und Fabrikationen, die in Beziehung auf germaniſche Glaubenslehren faſt jährlich neu zu Tage kamen, nun für immer beſeitigt ſind. Grimm ſelbſt hat es abgelehnt, die Gedanken, die nothwendig der deutſchen Glaubensgeſtaltung eingewohnt haben müſſen, in ihrem Zuſammenhang zu verfolgen, und auch faſt ganz die ſcandinaviſchen Entwickelungen deutſcher religiöſer Themata bei Seite gelaſſen; ſie nur ſo weit benutzt, als ſie zum Erweis urſprünglicher Identität herbeigezogen werden mußten. Hierin (ſo unangenehm uns die Lücke, die wir zuerſt in Folge dieſes Verfahrens fühlten, war) hat er ſicher den richtigſten Tact bewährt, da bei den ſcandinaviſchen Mythologien erſt eine Dogmengeſchichte, eine Geſchichte der einzelnen Mythen gewonnen werden muß, die jetzt theils noch nicht wohl gegeben werden kann, theils zu ganz anderen Grenzen geführt haben würde. Sicher ſind nicht erſt den chriſtlichen Zeiten des deutſchen Lebens Naturen eigen, die nach „dem anderen Lichte ſtrebten,“ und wie ſolche Naturen, wie andererſeits das Volk in ſeinem concretgeiſtigen Daſeyn bildend eingegriffen, läßt ſich jetzt mehr ahnen, als in der urkundlichen Weiſe, wie die deutſche Mythologie Grimms durchaus ſich hält, zur Darſtellung bringen. Doch auch in dieſes innere Leben des deutſchen Glaubens iſt uns nun von einer ganz andern Seite, und gewiß von der berufenſten Hand die Bahn der Einſicht gebrochen worden. Die Sagenforſchungen Ludwig Uhlands, unſeres deutſchſten Dichters, haben einen Schacht getrieben, jene ſo lange verſchütteten Goldgruben wieder zu ſuchen, wobei ihm die gründlichſte Gelehrſamkeit in ſolchen Dingen als Werkzeug hat dienen müſſen. „Der Geſammtumfang nordiſcher Mythen iſt allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Weſen und Wirken, über Leben

und Schickſal der Welt beherrſcht; allein dieſe Gedanken ſind vornherein auf die mythiſche Darſtellung gerichtet; ſie werden daher nicht als nackte Lehrſätze vorgetragen, ſondern ſind durchaus in Bild und bildliche Handlung geſetzt; ja, ſie treten oft ganz in den Hintergrund und überlaſſen das Feld der abſichtloſeren Luſt des dichteriſchen Geſtaltens.“ Das iſt eine Anſicht, die auf der einen Seite den Nagel auf den Kopf trifft, und auf der anderen Seite alle jene wohlfeilen Beſtrebungen, Philoſopheme und phyſikaliſche Weisheit in die Mythen des deutſchen Alterthumes hereinzutragen, unwiederbringbar beſeitigt. Etwas Aehnliches, wie wir nun aus Uhlands Forſchungen über die Thorsmythen gewonnen, hätten wir allerdings früher ſchon in Beziehung auf alte deutſche Mythologie ahnen und als Grundlage weiterer Betrachtung uns aneignen können, hätten wir die mythologiſche Seite von Lachmanns oben ſchon erwähnter vortrefflichen Kritik der Sage von den Nibelungen ſchon bei ihrer erſten Leſung in dem rheiniſchen Muſeum ganz verſtanden. Damals aber war uns das, was dieſer reinlichſte aller Forſcher, über den mythologiſchen Hintergrund der Nibelungenſage mittheilt, theils noch zu fremdartig, zu vereinzelt, theils durch früher gefaßte Meinungen von durchgängig hiſtoriſchen Motiven der Nibelungenſage, die uns erſt ſelbſt bei erneuter Beſchäftigung mit der Sage und mit dem, was unſere Zeit zu ihrer Aufhellung geliefert, ſchwinden mußten, zu widerſtrebend, als daß wir ſie und ihr Verſtändniß uns ganz anzueignen vermocht hätten. Die neue Begegnung hat uns nun nicht bloß über dieſen einzelnen Punkt belehrt, ſondern zugleich an dem einen Beiſpiel ſehen laſſen, welchen geſtaltenden, weitgreifenden Einfluß das Ineinanderwirken aller der neueren ſprachlichen, geſchichtlichen, rechtlichen und religiöſen Forſchungen über deutſches Alterthum haben müſſen. Auf dieſem Felde, was ſonſt wüſt und leer war, und nur in Diſteln und Dornen und einigen wenigen verkümmerten und wenigerbeachteten ſchätzbaren Pflanzen ſeine Anbaubarkeit überhaupt ahnen ließ, iſt vor unſeren Augen ein wahrer Luſtgarten echter und zugleich vaterländiſcher Wiſſenſchaft aufgeblüht, deſſen Anbau ſich auch fernerhin wie jetzt die edelſten Geiſteskräfte der Nation zuwenden mögen, und deſſen Heiterkeit und Schöne ihre ganze ſittlich-wirkende Macht auf die Gemüther der jüngeren Generation entwickeln mögen, die ohnehin ſo viel anderes Erhebendes entbehrt, was der ihr vorangehenden zu Gute

kam, und die den Einwirkungen eines im Ganzen weit materialiſtiſcheren Zeitalters, beim Abſterben ſo mancher ſonſt wichtigen ſittlichen Reactionen, ausgeſetzt iſt. Das Studium des claſſiſchen Alterthums bildet allerdings noch ein moraliſches Gegengewicht; doch iſt in der heidniſchen Sittlichkeit der antiken Zeit, ſo viel Tüchtiges ſie enthält, auch ein ſtarkes Analogon des weltverſtändigen Geiſtes, der jetzt die Herrſchaft des Lebens allein an ſich reißen möchte, als daß nicht, neben den belebteren Reactionen chriſtlicher Lebensmotive, auch ein Eingreifen deutſcher Studien und Richtungen Noth thäte.

Eine Anwandlung von Beſorgniß ergriff Referenten zuweilen, wenn er gerade in Jac. Grimms der deutſchen Alterthumsforſchung gewidmeten Werken las, und ſah, wie dieſer ſprachgewaltige Geiſt an ſeine deutſch-ſprachlichen Unterſuchungen die weitgreifendſten Vergleichungen mit den verwandten Sprachen anknüpfte; wie er in ſeine Unterſuchungen über die Thierfabel, in ſeine Mythologie den ganzen Oſten Europa's und noch ferner Liegendes zuweilen hereinzog — eine Beſorgniß, nicht daß er irgend in dieſen Dingen ſicheren und unſicheren Boden zu unterſcheiden einmal unvermögend ſeyn könnte, ſondern daß gerade die entfernthintreffenden, überraſchenden Combinationen eine jüngere Generation vorzugsweiſe anziehen, und ſo für ſpätere Zeiten dieſe gedeihlich aufblühenden Wiſſenſchaften bedrohen könnten. Dieſe Beſorgniß iſt nun bereits bis auf einen gewiſſen Grad in Erfüllung gegangen — aber ſo, daß man nicht zürnen kann, weil das Phantaſtiſche zugleich aufgewogen worden iſt durch daneben geſtellte, anerkennungswerthe Reſultate des geiſtreichſten Waltens in gelehrtem Material. Von Hermann Müller iſt in dieſem Jahre in Bonn der erſte Theil eines Werkes erſchienen, welches unter dem Titel: die Marken des Vaterlandes, die älteſte Geſchichte unſeres deutſchen Landes und ſeine Vertheilung nach Stämmen behandelt, und zwar ebenſo einerſeits mit aller Achtung vor und mit aller Beleſenheit in den alten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern, die hieher Gehöriges berühren, als andrerſeits mit vollſtändiger Orientirung in den Wiſſenſchaften, die man als deutſche Philologie zu bezeichnen pflegt. Ein ſolches Unternehmen that um ſo mehr Noth, da es dem letzten ausführlichen Geſchichtſchreiber des deutſchen Volkes eben ſo ſehr an Achtung und großartiger Verwendung der Nachrichten

über Deutſchland bei den Alten gebrach, als an aller Kenntniß des jetzigen Standes der deutſchen Philologie. Auch iſt das Unternehmen Müllers ausgeführt in einer Weiſe, daß wir deſſen weitere Fortſetzung nur ſehnlichſt wünſchen können. An geſicherten Ergebniſſen enthält dieſer erſte Theil eine Fülle; wir wollen nur das Wichtigſte darunter, die gänzliche Abtrennung der von Müller Vorgermanen genannten Völker, welche zwiſchen der Moſel und Campine wohnten, alſo der Vorältern der walloniſchen Belgier, vom deutſchen Volkskörper nennen. An überraſchenden Fünden und Combinationen iſt ebenfalls ein groſer Reichthum niedergelegt; — der Nachweis, wie die Worte ad sua tutanda zu einem Städtenamen bei Ptolemäus geworden, iſt ſchon von Grimm als ein glänzender Beleg des Talentes des Verfaſſers für ſolche Unterſuchungen hervorgehoben worden. Auch an groſartigen allgemeineren Auffaſſungen fehlt es dem Buche nicht — wir wollen nur auf das, was S. 234 unter der Ueberſchrift: Hauptergebniſſe als Schluß der Unterſuchung über deutſche Völkernamen mitgetheilt iſt, hinweiſen. Auch die ſprachlichen Unterſuchungen ſind einem groſen Theile nach ſo geführt, daß man von den Reſultaten neueſter Studien über vergleichende Grammatik, wie ſie Humboldt, Bopp, Grimm, Pott u. A. gewonnen haben, nie etwas gehört haben müßte, wenn man über Combinationen, die dem erſten Anſchein nach ganz unzuläſſig vorkommen müſſen, da noch erſtaunen wollte, wo dieſe Combinationen doch auf ſprachgeſetzmäſig nachweisbarem Lautwechſel der einzelnen Sprachen und Mundarten beruhen. Aber hier liegt auch die Grenze, welche uns der Verfaſſer nicht ſelten überſchritten und unſere Beſorgniß erfüllt zu haben ſcheint — bei vielen ſeiner Combinationen (die er freilich in faſt allen ſolchen Fällen einſichtig ſelbſt nur als Einfälle hinſtellt) vermiſſen wir die Fundirung auf poſitiv nachgewieſene, überzeugend nachgewieſene Geſetze des Lautwechſels, und an die ſprachlichen Combinationen knüpfen ſich oft wie wilde Weinreben, die den Urwald des Alterthums zu einem undurchdringlichen, unwegſamen Blätterich verwickeln, die phantaſtiſcheſten Folgerungen über zuſtändliche ſowohl als begebenheitliche Dinge. — Wer möchte zürnen, wenn ein ausgezeichnetes Talent im Gefühl ſeiner Kraft auch den Dingen einmal Gewalt anthut? — Solche Kräfte finden von ſelbſt das rechte Maaß und Ziel, und brechen am erſten ſelbſt den

Stab über verfehltes, während die daneben stehende tüchtige Errungenschaft bleibt, und segensreich fortwirkt. Aber wie? wenn solches Blätterich einer nachwachsenden Generation nun überhaupt so reizend erschiene, daß diese Verbindung vergleichender Grammatik und deutscher Alterthumsstudien auch eine Reihe mittelmäßiger Talente zum Hervortreiben desselben verführte? — So lange wir uns bei dem positiven, kritisch-reinlichen Gang, den die deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaften unter den Händen der beiden Grimms, Beneckes, Lachmanns, Wackernagels, Hoffmanns, Maßmanns, Schmellers u. s. w. nehmen, sicher und den Kopf im Trocknen fühlen, können wir phantastischerem Gebahren ruhig zusehen, und selbst was etwa Nutzbares im Geleite desselben uns zukömmt, dankbar verwenden. Wenn aber gerade dies Phantastische wieder das Dominirende würde, nachdem ein Reichthum an Material und Hülfsmitteln vorhanden ist, würde es nicht zu weit wüsterem Wesen führen, als früher, wo seine Domination im Grunde aus Armuth hervorging?

Wir können unter diesen Gesichtspunkten nicht umhin, den Gang historisch-geographischer Studien, wie ihn von Ledebur genommen, indem er von dem auf dem Wege positiver Data Verfolgbaren ausgeht, und nur so weit als positive Data reichen, und allmählig mehr und mehr zu Hülfe kommen, zurückgeht — wir können nicht umhin, diesen Gang für den ersprießlicheren zu halten. Wohl mag, wenn Müller bei seinen von Cäsars Zeit aus rück- und vorwärtsdringenden Untersuchungen, und Ledebur bei seinen von den Diöcesan- und Gaugrenzen des Mittelalters zurückschreitenden Forschungen sich begegnen, gar Manches von den durch Jenen gewonnenen Resultaten auch Diesem zu Nutze kommen (Beide nämlich haben gerade vorzugsweise, wie es scheint, das nordwestliche Deutschland im Auge); allein bis jetzt haben wir in Müllers Werk hauptsächlich doch nur die vernichtenden, kritisch-abschneidenden Ergebnisse, wie die Wegweisung der Tungern, Kimbern, Belgen u. dergl. vom deutschen Völkerkreise, die Trennung der Menopier in Flandern und an der Maas, und was dergleichen mehr ist, zu loben.

Am Schluß dieser Uebersicht bleibt uns nun nur noch übrig deren zu gedenken, was theils von deutschen Gelehrten in Beziehung auf verwandte ausländische Kreise, theils von Ausländern selbst in

Beziehung auf dieselben in der Art in der letzten Zeit geleistet worden ist, daß es den deutschen Alterthumsstudien förderlich Hülfe geleistet hat. — Während man sonst bei solchen Umblicken vorzugsweise den scandinavischen Norden ins Auge zu fassen hatte, ist uns von dorther in den letzten Jahren nichts Neuerschienenes, in die Umgestaltung deutscher Alterthumsstudien bedeutend Eingreifendes bekannt geworden. Drucke alter, für Geschichte und Recht bedeutender Werke wohl, aber auch diese, so weit sie neuere Ausstattung oder eingreifende Textbehandlung enthalten, eher so, daß man ihnen deutsche Muster empfehlen, denn daß man sie Deutschen als Muster aufstellen könnte. Dagegen ist gewiß Lappenbergs Behandlung der angelsächsischen Geschichte von wichtigem Einfluß für spätere Arbeiten, die sich auf ähnliche Zeiten und Themate beziehen. Auch diese Arbeit ist ausgezeichnet dadurch, daß sie die ganz und gäben Aufzeichnungen der bekannteren Geschichtsschreiber erläutert, prüft und erweitert durch Benutzung neuer Quellen, die aus der Sprache selbst, aus urkundlichen und anderen localen Aufzeichnungen und Beobachtungen ꝛc. genommen sind, wodurch wir eine vollständige Umgestaltung der angelsächsischen Geschichte erhalten haben. Hiebei müssen wir jedoch bemerken, daß die neueren Forschungen englischer Gelehrten vielfach, theils wie sie in gedruckten Werken bereits vorliegen, theils wohl auch wie sie durch freundliche Mittheilung vermittelt wurden, zu Statten gekommen seyn mögen. Eine ganz ähnliche Bedeutung für einen anderen Theil der alten deutschen Stammgeschichte, und für die Kenntniß alter deutscher Zustände hat sicher Warnkönigs vortreffliche Arbeit über Flandern gewonnen. Gerade die Belgischen Niederlande, besonders so weit ihre Bevölkerung deutscher Zunge angehört, müssen uns für unsere Alterthumsstudien von höchster Wichtigkeit seyn, theils weil in ihnen die Wiege, und dann lange vorzugsweise der Mittelpunkt fränkischer Herrschaft war, weil sich also hier zu vielem älteren Deutschen der beste Aufschluß finden lassen muß; theils auch weil sich in der Sprache und im Wesen der Belgier, alles Französirens der letzten Jahrhunderte ungeachtet, Manches altdeutscher erhalten hat, als bei uns selbst. Nach einer Seite hin reichen sich Warnkönig und ein englischer Gelehrter, der gerade um die Geschichte der ältesten Verhältnisse der deutschen Bevölkerung in England sich bedeutende Verdienste erworben hat, Palgrave nämlich, zufällig

die Hand, in Aufklärung nämlich so manches Punktes, der die Lage der deutschen Völker in den letzten Zeiten des römischen Reiches zu diesem betrifft; wir meinen namentlich das Verhältniß (das für die spätere Entwickelung des Lebenswesens wie es scheint auch so wichtige Verhältniß) der Laeti oder Leti; und hier müssen wir sogleich aus demselben Grunde auch zwei gelehrte Italiener, den Cavaliere Carlo Bandi di Vesme und Herrn Spirito Fossati nennen, die in ihrem Werke: Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell, imperio Romano fino allo stabilimento dei feudi ebenfalls jenen Verhältnissen sich begegnender deutscher und römischer Bevölkerungen in den Zeiten der Völkerwanderung besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Welche Freude müssen wir Deutsche aber empfinden, wenn wir sehen, wie das, was deutsche Forscher (namentlich Eichhorn und Grimm) begonnen und fundirt haben, nun für Engländer, Niederländer und Italiener Grundlage und Antrieb germanistischer Studien und eines eignen literarischen Aufschwunges der vaterländisch-alterthümlichen Bestrebungen bei diesen Völkern geworden ist! Palgrave, Kemble und Thorpe in England; Willems, Serrure, die Freiherren de Reiffenberg und de St. Genois, ferner Vormans, Glay und andere ausgezeichnete Gelehrte Belgiens, haben in der That durch Ausgaben und Ausstattungen alter Schriftwerke, oder durch Abhandlungen solcher nationaler Stoffe, die zugleich in das Gebiet der deutschen Alterthumswissenschaft gehören, diese von den verschiedensten Seiten in dankenswertheſter Weise gefördert. Auch in Deutschland selbst scheint in der letzteren Zeit wieder eine weiter verbreitete, in noch höherem Grade zu wünschende Theilnahme des Publikums an allen diesen Studien (Dilettanten müssen diese buchhändlerisch tragen) erwacht zu seyn, da drei ihnen gewidmete Zeitschriften (Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann; Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von F. J. Mone; Germania von der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache) lebhaften Fortgang zu haben scheinen.

H. L.

Die literariſchen Zuſtände Belgiens.

Eine Skizze.

I. Rückblicke und Ausſichten.

Zu vergleichende Schriften.

Niederländiſche Briefe von Karl Schnaaſe. Stuttgart und Tübingen 1834, 1 Bd. 8. S. 1—539.

Reiſebriefe aus Belgien mit einigen Studien zur Politik, Geſchichte und Kunſt von Dr. Joh. Wilh. Loebell, ord. Prof. der Geſchichte an der Univerſität zu Bonn. Berlin. Verlag von Duncker und Humblot. 1837. 1 Bd. 8. S. 1—396.

Hiſtoriſch-diplomatiſche Darſtellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien von Nothomb. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Dr. A. Michaelis, ordentl. Prof. der Rechte in Tübingen. Stuttgart und Tübingen. 1836. 1 Bd. 8. S. 1—501 und Urkundenbuch S. 1—112.

La Belgique, sa revolution et sa Nationalité par (le Comte) Louis de Carné, in der Revue des deux Mondes vom Jahr 1836 t. VI. p. 404—434, p. 551—577, p. 641—643.

Dictionnaire des Hommes de Lettres, des Savans et des Artistes de la Belgique: représentant l'énumeration de leurs principaux ouvrages. Bruxelles, chez Van der Maelen. 1837 1 Vol. 8. p. 1—250.

Hauman, Wahlen und Andre ſchnell wieder abgedruckt. Ihren franzöſiſchen Gewerbsgenoſſen ſtehlen ſie kühn den Gewinn, ſich rühmend, allen Völkern, auſſer Frankreich, den erwünſchteſten Dienſt zu erzeigen! Von den claſſiſchen Erzeugniſſen belgiſcher Literatoren weiß faſt Niemand zu ſagen! Sollte das Land ſo arm ſeyn, um keinen claſſiſchen Namen aufführen zu können? Sollte es hinter Holland, Dänemark, Schweden und andern kleinern Ländern ſo weit zurückſtehen, daß die, welche dort ſchreiben, im übrigen Europa des Nennens nicht würdig ſind? Welches iſt die literariſche Höhe der belgiſchen Bildung? Wie verhält ſie ſich zur franzöſiſchen, wie zur deutſchen?

Der Verfaſſer dieſer Zeilen, der neunzehn Jahre dem Lande angehörte, glaubt ſich berufen, den deutſchen Leſern dieſe Fragen zu beantworten.

Wer Belgiens Geſchichte ſeit dem Tode der Kaiſerin Maria Thereſia kennt, wird ſich nicht darüber wundern, daß es mit dem Fortgange der gelehrten Bildung, des übrigen Europas nicht gleichen Schritt hielt. Seine Schickſale waren nur hemmend für des Landes geiſtigen Aufſchwung. Die unvorbereiteten, ſo viele Intereſſen zerſtörenden Reformen des Kaiſers Joſeph II. zeigten den damals herrſchenden Claſſen der Bevölkerung Belgiens, im philoſophiſchen Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts, einen ſeiner Nationalität, ſeiner Verfaſſung und dem alten ſtrengkatholiſchen Glauben Gefahr bringenden Feind: einen Feind, mit dem namentlich die Geiſtlichkeit des Landes nie Frieden zu ſchlieſſen entſchloſſen war. So gingen die von Maria Thereſia erzielten Verbeſſerungen faſt ſpurlos wieder unter. Noch hatte man ſich aus dem Wirrwarr nicht zurecht gefunden, als Frankreichs Heere die Provinzen überſchwemmten, und im Einverſtändniß mit einer, obgleich nicht zahlreichen, doch kühnen Partei das Land zweimal nahmen, und 1795 der Republik einverleibten. Gewaltſam wurde nun alle Nationalität unterdrückt: die walloniſchen Lande verſchmolzen ſich ſchnell mit Frankreich, deſſen Sprache ſie redeten, deſſen Bildung ſie theilten. In den flamändiſchen ſank das germaniſche roh gebliebene Idiom in Verachtung, ohne daß aus ihren Bewohnern Franzoſen wurden. Die natürliche Geiſtesentwicklung war gehemmt. Nur einige Auserwählte, in Paris oder andern Theilen des Innern Frankreichs erzogen, vergaßen Urſprung und Vaterland.

Auch war jene Zeit nicht günſtig für eine edlere Bildung: der militäriſche Geiſt allein wurde angeregt; die claſſiſchen Studien hatten eine rein franzöſiſche Richtung; nur die mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften gediehen einigermaaßen im Lande.

Indeſſen ſtanden in Belgien zweierlei Arten von Unterrichtsanſtalten feindlich ſich gegenüber, die der Regierung und die der Geiſtlichkeit. Jene beſtanden aus einigen Lyceen in Lüttich, Maſtricht, Namur, Brüſſel, Gent, Tourney, Mons und Antwerpen, aus drei höheren Fakultäten in Brüſſel (einer Rechtsſchule, einer Faculté des Lettres und einer des Sciences; ferner einer, jedoch nie ganz beſetzten, Faculté des Sciences in Lüttich. Die Mehrzahl der Lehrer der Lyceen beſtand aus Franzoſen; in die ſpäter errichteten Fakultäten berief man vorzugsweiſe Inländer. Der Geiſtlichkeit waren die kaiſerlichen Lyceen, Schulen der Irreligion und des Materialismus. Zuerſt heimlich, dann tolerirt erhoben ſich Penſionsanſtalten, oft nur von einem Pfarrer oder einem alten Profeſſor gehalten, ſpäter aber entſtanden jeſuitiſche Schulen, z. B. in Roulers, in Aloſt und anderswo. Auch waren die Seminarien der Biſchöfe, bei welchen unter dem Namen kleine Seminarien, Gymnaſien verbunden waren, Lehranſtalten, die dem philoſophiſchen Geiſte entgegen arbeiteten. Obgleich die meiſten dieſer Schulen entweder verachtet oder ignorirt waren, ſo zählten ſie dennoch Schüler und Beſchützer. Der altkatholiſche Sinn erhielt ſich an vielen Orten und bei vielen Familien, beſonders bei dem meiſtens auf dem Lande ſtill lebenden Adel. — Ja ſogar gegen die Brüſſeler Rechtsſchule wurden in Löwen von einem alten Profeſſor der dortigen aufgehobenen Univerſität juriſtiſche Vorleſungen gehalten.

Belgien gab indeß während der zwanzig Jahre ſeiner Einverleibung mit Frankreich dieſem Lande keine gelehrte Celebritäten. In ſeinen Provinzen lebten einige wenige noch in der vorhergehenden Periode gebildete Männer, die entweder als Dichter * oder als Geſchichtſchreiber ** in ihrer nächſten Umgebung ſich einen Namen machten. Die Druckerei war im größten Verfalle. Man erſtaunt über die damalige Aermlichkeit, wenn man die vor 1816

---

* Wie Reynier, Baſſange und Henkart in Lüttich.

** Dierick und Debaſt in Gent, Raepſaet in Audenarde, Willemſagne in Lüttich.

in Brüſſel gedruckten Bücher mit denen vergleicht, welche ſeitdem dort mit jährlich mehr ſteigendem Luxus herausgegeben werden. Gelehrte Blätter erſchienen nicht, die Tageszeitungen ſelbſt waren von denen ganz kleiner Städte nicht verſchieden. — Merkwürdig ſind aber während dieſer Periode die zahlreichen bedeutenden Privatbibliotheken, welche reichere Bücherfreunde ſammelten: es gab deren von fünfzig- bis ſechzigtauſend Bänden; die Verſteigerungs-Cataloge derſelben bilden oft mehrere Bände. Wir nennen die 1803 verſteigerte Bibliothek des Bibliothekars de la Serna Santander in Brüſſel, deren Cataloge in vier Bänden über 7000 Nummern zählt; die von Hermens allda veräußerte im Jahr 1805, der Catalog in drei Bänden hat 8116 Nummern: die wichtigſte aller dieſer Sammlungen war die zwiſchen 1815 und 1817 veräußerte Bibliothek des Herrn Van Baviere. Indem wir die übrigen mit Stillſchweigen übergehen, erwähnen wir nur noch die ſeit 1785 begonnene, bis zum Jahr 1833 durch einen jährlichen Aufwand von 20,000 Franken vermehrte Bibliothek des in Gent verſtorbenen Van Hulthem, welche gegen zweitauſend Handſchriften zählt, und für 275,000 Francs von der belgiſchen Regierung in dieſem Jahre (1837) als Grundlage einer belgiſchen Nationalbibliothek erworben worden iſt.

Die meiſten dieſer Bibliotheken ſind reich an Werken über die belgiſche Geſchichte, gleichſam als wollte man dadurch die dahinſcheidende Nationalität noch retten, und den künftigen Geſchlechtern ihr Andenken bewahren. Wirklich trugen dieſe Sammlungen zur Wiederbelebung der hiſtoriſchen Studien bei, welche ſeit einigen Jahren in Belgien bemerkbar iſt.

Wir werden ſpäter die Männer aufführen, welche während der franzöſiſchen Periode als Repräſentanten der literariſchen Thätigkeit Belgiens können angeſehen werden.

Eine längere Vereinigung des Landes mit Frankreich würde auch die flamändiſchen Provinzen umgeſtaltet haben, da das unausgebildete Landesidiom von der feincivilisirten Sprache verdrängt worden wäre. Die Trennung, welche 1814 die Waffen der verbündeten Mächte erzwang, und die 1815 durch den Londner Vertrag bewirkte Verbindung Belgiens mit Holland war für die Geiſtesbildung der Belgier ein entſcheidendes folgereiches Ereigniß.

Die Regierung des neuen Königreiches der Niederlande hatte eine ſchwere Aufgabe zu löſen. Sie ſollte nach dem Londoner Vertrage aus Belgien und Holland ein homogenes Ganze, aus zwei —ja aus vier— verſchiedenen Völkern eines machen. Zwei und eine halbe Million Holländer, eben ſo viele Flamänder, achtmalhunderttauſend Wallonen und gegen zweimalhunderttauſend Deutſche ſollten gleichgeſinnte Niederländer werden. Vier verſchiedene Sprachen herrſchten im Lande; und im Süden nur eine gebietete, die franzöſiſche, welche ſelbſt bei den ihrem „Patois“ anhängenden Wallonen nur die der höhern Claſſen war. Noch größer waren die Gegenſätze des Nationalcharakters, der Sitte und der Religion. Der Holländer kalt, in ſich gekehrt, mit Nationaleigenheiten, die ihn von allen andern Bewohnern Europas ſcharf ſcheiden, ſtreng proteſtantiſch, konnte weder vom altgläubigen, noch vom voltairiſch-philoſophiſchen Belgier begriffen werden: der lebensluſtige ſchnelle Wallone, trotz ſeines Geiſtes und des leichtfertigen Witzes, dem Holländer eben ſo wenig gefallen, als ein Altbrabänter mit dem rohen Dialekte, der als ein plumpes ſchwerfälliges Nachahmen der fein ausgebildeten holländiſchen Sprache ſein Ohr beleidigen mußte. Der Flamänder war ſeinem nördlichen Staatsgenoſſen etwa das, was der Irländer dem Bewohner von England. Die holländiſche Bildung hat eine deutſch-proteſtantiſche Richtung; die belgiſche entweder eine ſtreng-katholiſche oder philoſophiſch-franzöſiſche. In Holland blühte eine eigene hochgefeierte Literatur, lebten Dichter, der Stolz des Volkes; bewunderte Unterrichtsanſtalten gaben dem Lande einen großen Namen in Europa; die holländiſchen Volksſchulen waren von Cuvier im Jahr 1810 als die erſten der Welt geprieſen worden; das Studium der alten Literatur blühte in ausgezeichneten Athenäen und Univerſitäten von altem Ruhm, große Namen fanden ſich, Wyttenbach war noch Leidens Zierde. Die Belgier ſtanden arm und namenlos ſolcher Größe gegenüber. Für die Volksſchulen war unter Frankreichs Herrſchaft nichts geſchehen; die Lyceen hatten faſt keine Notabilitäten aufzuweiſen, noch weniger die Brüſſeler Fakultäten.

Dagegen ſtand die jüngere Generation in Belgien dennoch im Wahne einer hohen Bildung; weil ſie die franzöſiſche Literatur die ihrige nannte; holländiſche Gelehrſamkeit galt als etwas Veraltetes, die holländiſchen Gelehrten als Pedanten „en us et anus,“ welche

„lateiniſche und griechiſche Suppen“ ſpeisten, unbekümmert um den Geiſt des Jahrhunderts, deſſen Stunde in Holland noch nicht geſchlagen habe.

Dazu kam die politiſche Abneigung der Belgier gegen eine Regierung, welche bloß Waffengewalt ihnen aufgedrungen hatte; ſie konnten nicht vergeſſen, von den Lenkern der Schickſale Europas nicht als ein Volk behandelt, ſondern ungefragt — obgleich vier Millionen — dem kleinen Nachbarſtaate unterworfen worden zu ſeyn; die jüngere, durch die Revolution großgezogene Generation ſehnte ſich unter Napoleon zurück; die ältere hatte Oeſterreichs milden Scepter, und mit ihm die alte Ordnung der Dinge, wieder gewünſcht, d. h. eine eigentliche Reſtauration. König Wilhelm war den Einen der Statthalter der „heiligen Allianz,“ den Andern der calviniſtiſche Herr, gegen den kein Eid bindend, kein Gehorſam verpflichtend war.

Unter ſolchen Auſpicien ſollte im Jahr 1815 durch die geiſtige Wiedergeburt Belgiens dem neuen Königreiche ein neues Volk geſchaffen werden. Eine leitende Idee für die Regierung mußte die Trennung des Landes von Frankreich ſeyn: nur durch eine ſelbſtſtändige Bildung konnte Nationalität ihm werden. Es war aber damals ein kühner Gedanke, — der, die Suprematie franzöſiſcher Ideen und die Herrſchaft der franzöſiſchen Civiliſation in Belgien zu brechen. Und doch hatte dieſen Gedanken die hierin ganz holländiſche Regierung: ſie mußte ihn haben, als politiſche Maxime, und weil die holländiſche Geiſtesrichtung gegen das Franzoſenthum die allerfeindſeligſte war.

Man beſchloß bereits 1816 die Reform des geſammten Unterrichtsweſens. Die Regierung berief Commiſſionen, aus den Belgiern gebildet, nach Brüſſel, welche ihr als Freunde der Bildung genannt worden waren. Ihre Arbeiten und Schulentwürfe ſind nie bekannt geworden: ſie hatten aber den Erwartungen der Regierung durchaus nicht entſprochen. Im Jahr 1817 errichtete man drei belgiſche Univerſitäten nach dem Muſter der drei holländiſchen: dann ſieben Athenäen, deren Hauptrichtung war, eine gründliche philologiſche Bildung den künftigen Staatsbeamten zu geben; außerdem wurden alle übrigen ſtädtiſchen Gymnaſien (unter dem Namen von Colléges) ebenfalls umgeſtaltet, und erhielten den claſſiſchen Unterricht als Grundlage.

Später begann die Reform der Volksſchulen: auch ihnen dienten die holländiſchen als Vorbild. Kein Zwang fand indeß ſtatt: nur Muſterſchulen wurden in allen Städten errichtet, die, im Anfang angefeindet, nur ſpät — oft erſt nach dem Jahr 1830 Anerkennung fanden.

Die neuen Einrichtungen konnten keine ſchnellen Früchte tragen: im glücklichſten Falle ein durchgreifender Einfluß nach einem Menſchenalter erſt ſichtbar ſeyn. Das Aufblühen der Univerſitäten, Athenäen und Collegien war aber nicht im Mindeſten begünſtigt. Einmal fehlte es an einer genügenden Anzahl Profeſſoren, die das Werk der geiſtigen Wiedergeburt Belgiens zu vollenden im Stande geweſen wären. An allen Gymnaſien behielt man die alten Lehrer mit wenigen Ausnahmen bei — für manchen heimgekehrten tüchtigen Franzoſen begnügte man ſich mit dem, welchen man gerade haben konnte; man berief keinen Ausländer, keinen Holländer an die Belgiſchen Gymnaſien, nur etwa die Lehrer der holländiſchen Sprache in den Lycäen einiger flamändiſchen Städte. Die Noth zwang zu großer Nachſicht. Erſt zehn Jahre ſpäter traten junge Philologen, auf den Univerſitäten gebildet, an die Spitze einiger dieſer Anſtalten. — Bei Beſetzung der Univerſitäten war man kühner: man berief bekanntlich etwa ein Drittheil Deutſcher oder Holländer neben zwei Drittheilen Belgier, Männer, von welchen faſt keiner eine Univerſität geſehen hatte, einige alte Loewener Profeſſoren abgerechnet; auch Franzoſen wurden ernannt. Im Verlaufe der Zeit mehrte ſich die Zahl der Fremden zum großen Verdruſſe der Inländer, welche es ſchmerzte — daß Ausländer das treffliche Belgiſche Brod verſpeiſten, welches die Regierung ihrer Anſicht nach den Landeskindern allein ſchuldig wäre! Nur ſchwer machte der deutſche Profeſſor in Belgien ſich geltend: anfänglich hinderte ihn die Sprache; franzöſiſch zu leſen war er nicht ſogleich im Stande, das Inſtrument, deſſen er ſich zur Mittheilung ſeiner Gedanken bedienen mußte, war die lateiniſche. Gewöhnten ſich auch die Schüler hieran, ſo drang dennoch das ſo erworbene Wiſſen nicht durch. Gelang es dennoch einigen unſerer Landsleute, in Belgien ſich einen Namen zu machen und Bleibendes zu leiſten, ſo iſt dies ihrer jugendlichen Kraft, beſonderer Beharrlichkeit, oder ihrer wiſſenſchaftlichen Ueberlegenheit zuzuſchreiben.

Um die Geschichte der neuen Schulen des Landes zu vollenden, müssen wir noch bemerken, daß die von der Congregation in Frankreich geleitete sogenannte katholische Partei in Belgien die königlichen Gymnasien als irreligiös verdächtigte, unter der Mitwirkung der Geistlichkeit dagegen mehrere schnell aufblühende Pensionate, zum Theil jesuitische, begünstigte. Ein großer Theil der belgischen Jugend erhielt da die der Regierung so feindselige Geistesrichtung, welche den Umsturz des Königreiches im Jahr 1830 herbeiführte.

Die Trennung Belgiens von Frankreich erweckte indessen bereits im Jahr 1815 das Nationalgefühl. Es erzeugte gelehrte Zeitschriften; die beiden ersten hatten eine politische Richtung und waren die ersten Organe der beginnenden doppelten Opposition gegen die Regierung. In Loewen erschien seit 1815, redigirt vom Advokaten van Meenen, der Observateur Belge, der 1819 mit dem achtzehnten Bande endigte, in Brügge von 1816 bis 1826 der Spectateur, an dessen Spitze der Abbé Desoore stand. Van Meenen galt als ein großer Kenner der Philosophie in Belgien. In jenem Blatte ist er aber mehr politischer Eiferer als Gelehrter; sein Antheil an der Revolution des Jahrs 1830 ist bekannt. Desoore war der kühnste Vorfechter der katholischen Partei, und oftmals wegen Preßvergehen im Gefängniß, feierte er im Jahr 1830 als Mitglied des Congresses seinen Triumph. Die wissenschaftlichen Leistungen beider Zeitschriften sind nicht von Bedeutung; die Politik absorbirte alles Uebrige. Indessen finden sich im Spectateur hie und da historische Skizzen, die über Belgiens Vergangenheit Aufschlüsse geben. Immer sind diese periodischen Blätter Denkmale der Zeit, aus welchen man die geistige Richtung Belgiens unter der Herrschaft des Königs der Niederlande erkennen kann.

Die Organe der eigentlichen literarischen Thätigkeit Belgiens in jener Zeit waren der seit 1817 in Brüssel erscheinende Mercure belge, und die in Gent gleichfalls 1817 begonnenen Annales Belgiques, welche 1828 mit dem vierzehnten Bande schlossen. Der Mercure belge ahmte den alten Mercure de France oder die damals erscheinende Minerve française nach. Sein vorherrschender Charakter ist der poetische: eine gewisse Frivolität ist darin sichtbar, auch findet sich manche Personalsolge in seinen Blättern. Theilnehmer des Blattes waren die Herren Lesbroussart

und von Reiffenberg, deren Namen später besonders glänzend wurden, dann aber andere, deren Andenken die Zeit in Nebel hüllt. Mancher Franzose, wie selbst Arnault, lieferte dem Mercure Beiträge. Wann, wie und warum das Blatt aufhörte — wissen wir nicht zu sagen.

Gent ist stets die Nebenbuhlerin von Brüssel gewesen: die Annales Belgiques sollten für die literarische Unabhängigkeit der alten Hauptstadt Flanderns zeugen. Sie war stolz auf die 1817 ihr geschenkte Universität und wollte sie in jenem Blatte verherrlichen. Das Blatt sollte dem gelehrten Corpus ein Organ werden: mehrere seiner Mitglieder nahmen daran Antheil, namentlich zwei Franzosen, Raoul, der bereits 1811 Juvenal in französische Verse übersetzt hatte, von Meaux nach Tournai und von da 1817 nach Gent als Professor der römischen Literatur war berufen worden, — und Garnier, ein aus Paris berufener Mathematiker, welcher schon seit 1801 durch Schriften sich einen Namen gemacht hatte. *

Die Annales Belgiques hatten keinen entschiedenen Charakter: oft bloßes Unterhaltungsblatt, oft antiquarisch-historische Zeitschrift, wurden sie bald wieder Literaturzeitung oder Kunst- und literarisches Notizenblatt und nahmen Alles auf, was Wissenschaftliches oder Kunstinteresse bietet. Sie waren frei von politischem Hasse, und konnten dazu dienen, Belgiens eigentlichen Gelehrten einen Vereinigungspunkt zu bieten: allein sie blieben ohne rege Theilnahme; ohne Feuer und Begeistrung geschrieben, ließen sie auch den Leser kalt — und starben unbetrauert, nachdem man sie fast nicht mehr las.

Das literarische Leben in Belgien sollte aber bereits im Jahr 1816 noch auf eine andere Weise erweckt werden, nämlich durch die von der niederländischen Regierung ausgehenden Wiederherstellung der im Jahr 1769 durch den Grafen Cobenzl ** gestifteten und 1772 durch Maria Theresia zur kaiserlichen und königlichen Akademie der mathematischen und der schönen Wissenschaften erhobenen Académie des Sciences et belles Lettres de Bruxelles.

---

* Unter den deutschen Mitgliedern der Genter Universität nahm Cassel Antheil an diesem Blatte.

** Der berühmte Schöpflin hatte Cobenzl dazu bewogen.

Hatte vor dem Sturme, der 1794 Belgiens Nationalität vernichtete, jene Akademie auch keinen bedeutenden Namen in Europa, ſo waren ihre Leiſtungen, beſonders im Fache der Landesgeſchichte, doch nicht unbemerkt geblieben. Fünf Bände Memoiren, deren letzter aber nur in einer geringen Anzahl Exemplaren in das Publikum kam; gegen achtzig gekrönte Preisſchriften zeugen von der Thätigkeit jener Gelehrten, unter denen van der Vynckt, Paquot, des Roches mit Ehren genannt werden. Einige Mitglieder, wie der durch ſeine Eigenheiten in Belgien allgemein bekannte Commandeur de Nieupoort (bereits Theilnehmer der Akademie im Jahr 1777), dann der durch Maria Thereſia nach Belgien berufene Lesbrouſſart (der Vater), ſo wie acht andere waren noch am Leben und bewirkten die Auferſtehung der gelehrten Geſellſchaft und ihre zeitgemäße Organiſation. Am 3. Juli 1816 trat ſie ins Leben; zu den alten Mitgliedern hatte König Wilhelm * aus den literariſchen Notabilitäten Belgiens einige neue geſellt, wie die Herren van Hulthem, Dewez, van Mons in Brüſſel, Omalius d'Halloy (den Geologen), de Bast und Corneliſſen in Gent, Villenfagne in Lüttich, nebſt mehreren Celebritäten Hollands, worunter wir Wyttenbach, Brugans und den ſchon der alten Akademie angehörenden van Swinden zu nennen uns begnügen.

Im Jahr 1817 gab die wiedererſtandene gelehrte Corporation zwei im Jahr 1792 gekrönte Preisſchriften heraus, machte neue Preisaufgaben ** bekannt, hielt regelmäßig ihre Sitzungen; allein man nahm im Lande wenig Antheil an ihrem Schickſal. Der große Eifer Nieupoorts und van Hulthems führte zu wenig Reſultaten; die neuen gekrönten Preisſchriften zeugen nicht immer von großer Wiſſenſchaft ihrer Verfaſſer. Erſt als eine jüngere Generation eintrat, nämlich die Herren Quelelet (im Jahr 1820) und von Reiffenberg (1822), wurde es ein wenig lebendiger; viel ſpäter, etwa 1830, und nach hergeſtellter Ruhe im Jahr 1834 kam das anſehnlich vermehrte Corps zu Anſehen. Ohne einen gewiſſen Kleinlichkeitsgeiſt, ohne die Herrſch- und Eiferſucht mancher

---

* Wir ſchöpfen unſere Nachrichten aus dem Annuaire de l'Académie royale des Sciences et belles lettres de Bruxelles. Troisième année. Bruxelles chez Hayez. 1836. 1 vol. 12.

** Der gewöhnliche Preis iſt eine goldne Medaille von 300 Franken.

ſeiner Mitglieder und durch eine nähere Verbindung mit Deutſchland würde die Brüſſeler Akademie gewiß kräftiger geworden und einen bedeutenderen Einfluß ſowohl in Belgien als in der gelehrten Welt überhaupt erlangt haben.

In den erſten zehn Jahren des Königreiches der Niederlande war von der Thätigkeit der belgiſchen Gelehrten Großes nicht zu erwarten. An Aufmunterung von oben gebrach es nicht: allein die Zeiten waren nicht günſtig. Die Zahl der älteren Gelehrten war klein, es fehlte ihnen beſonders an einer Gabe, nämlich der: zu ſchreiben, d. h. ſchön und geiſtreich zu ſchreiben. Sie galten im Lande wenig: nur was man in Paris pries, wurde geleſen und nachgedruckt. Geſchmack, Geiſt, Witz, Wiſſen, Alles kam von dort fertig und vollendet; die franzöſiſchen Celebritäten waren ſo coloſſal, daß ſie jeden Ruf verdunkelten. Die jüngere Generation und ihr Nationalgefühl, war noch nicht reif. Vor dem Jahr 1825 iſt kein Aufſchwung in Belgien ſichtbar. In den öffentlichen Blättern iſt ſtets die politiſche Richtung vorherrſchend, und obgleich den aufgeklärteren Belgiern ihre „liberale Regierung," ihr „Bürgerkönig" täglich lieber geworden war, je mehr Frankreich unter der Herrſchaft der Congregation ſich beugte, ſo war dieſe Zeit doch nur die des Heranreifens jüngerer Talente, die fünf Jahre ſpäter ſich kühn an des Volkes Spitze ſtellten. Das Jahr 1825 war aber auch der Wendepunkt der innern Politik der Regierung: man begann einen neuen Weg, der den innern Frieden für immer ſtörte und die Ereigniſſe des Jahrs 1830 herbeiführte. Werfen wir einen Blick auf jene Periode. Die Stellung der beiden politiſchen Parteien Belgiens der Regierung gegenüber war nach zehn Jahren nicht mehr dieſelbe. Im Jahr 1815 waren Katholiken und Liberale auf gleiche Weiſe behandelt worden: der gleiche Antheil wurde ihnen in den öffentlichen Angelegenheiten geſtattet; hatte der König Repräſentanten der Städte und Provinzen zu ernennen, ſo berief er aus den beiden wo möglich die gleiche Zahl; dagegen wurden die Extreme auf beiden Seiten ferne gehalten, ja verfolgt, wenn ſie feindſelig den neuen Thron zu ſtürzen oder den natürlichen Gang der Regierung durch verbrecheriſche Umtriebe zu hemmen ſuchten. Es geſchah aber im Lauf der Zeiten, daß, nachdem der Biſchof Fürſt Broglie geſtorben war, auch von Außen dem Königreich der Niederlande keine

Gefahr drohte, das Vertrauen in des Königs gute Abſichten bei allen gutdenkenden Belgiern ſich feſtgeſetzt hatte, die Vernünftigſten der ſogenannten katholiſchen Partei der Regierung ſich näherten, nach und nach in die bedeutendſten Stellen kamen, in den Kammern Einfluß erhielten, ohne daß die ſtets unparteiiſche Regierung ſich von ihnen leiten ließ. Als die Liberalen fürchteten, die Wagſchale möchte ſich auf ihrer Gegner Seite neigen, ſprachen ſie ihr Mißvergnügen aus, und gaben zu verſtehen, daß jene ſchlaue Partei nichts anderes betriebe, als Prieſterherrſchaft und die Untergrabung des Thrones. Das Aufblühen der jeſuitiſchen Penſionate auf Koſten der Staatsgymnaſien, der intime Zuſammenhang der belgiſchen Katholiken und der Congregation in Frankreich wurden als Beweiſe der Uebermacht der Katholiken angeführt. Auch war die Klage über die geringe Vorbildung der belgiſchen Geiſtlichkeit allgemein: man zeigte, daß nur ein edler gebildeter Clerus die proteſtantiſche Regierung ehren und ſchätzen könnte. Da erſchienen am 14. Juni 1825 jene königlichen Verordnungen, welche die den Katholiken ſo theure Unterrichtsfreiheit beſchränkten und den künftigen Theologen vorſchrieben, in dem zu Loewen errichteten philoſophiſchen Collegium einen zweijährigen philoſophiſchen Lehrcurs zu machen, ehe ſie in den Seminarien, unter der ausſchließlichen Leitung der Geiſtlichkeit, das Studium der Theologie beginnen dürften.

Schon im Oktober 1825 bildete ſich in der Kammer eine compacte Oppoſition gegen dieſe Neuerungen. Die Regierung gerieth in einen ernſten Kampf mit der Geiſtlichkeit, die Maaßregeln gegen ſie mußten geſchärft werden, um das Anſehen der königlichen Gewalt aufrecht zu erhalten. Zwei Jahre ſpäter wurde indeß die Regierung ſchwankend, und ſchloß ein Concordat ab, das im Widerſpruche ſtand mit den Beſchlüſſen von 1825, ohne daß ſie dieſe zurücknahm. Dies galt in den Augen der Partei als Schwäche; ſie ſteigerte ihre Forderungen. Das Loſungswort: „die Freiheit des Unterrichts“ gefiel auch den Liberalen, zu deren Gunſten die Beſchränkungen waren gemacht worden. Die politiſche Gährung verbreitete ſich durch alle Claſſen. Die jüngere Generation nahm zum erſtenmal Antheil an dieſen Angelegenheiten.

Eine neue Claſſe Liberaler hatte ſich unter Belgiens jüngeren Advokaten und Aerzten gebildet. An den Univerſitäten hatten die

beſſeren Köpfe einen Vorgeſchmack gründlicher Wiſſenſchaft erhalten; einige hielten ſich nicht ſclaviſch an die Brodſtudien; betrieben Philoſophie und Geſchichte, und laſen mit Enthuſiasmus die liberalen Blätter aus Paris. Unter dieſen wurde bald der von den jüngern Doctrinären ſo geiſtvoll geſchriebene Globe eine Lieblingslectüre in Belgien. Dies Blatt ſprach ſtets das Princip einer vollkommenen Toleranz der Meinungen aus, war gegen den Katholicismus nicht feindlich geſtimmt, und wollte ihn nur mit den Waffen der Wiſſenſchaft bekämpfen; die Regierungen ſollten ihn weder beſonders ſchützen, noch verfolgen.

Die nach „Freiheit“ rufende Geiſtlichkeit und ihre Anhänger erregte bei ihren Gegnern Theilnahme; dieſen gebrach es ihrerſeits an der durch königliche Arrêtés vom Jahr 1815 beſchränkte Preßfreiheit; ſo näherten ſich beide Parteien und ſchloßen im Jahr 1829 die ſogenannte Union, d. h. jenen Verband der Liberalen und Katholiken, deſſen Zweck war, die Regierung zu zwingen, nach andern Grundſätzen zu regieren, gewiſſe articulirte Beſchwerden abzuſtellen, oder . . . was damals noch weiter im Hintergrund lag, wer weiß es! Von jetzt an mußte ſich die Regierung nur auf die Holländer ſtützen und eine geringe Anzahl belgiſcher Familien; ſie war ſelbſt eine Partei geworden. Es kam (in dem ſo viel beſprochenen königlichen Message, vom 11. December 1819,) zu Erklärungen über ſtaatsrechtliche Principien, und darauf zum förmlichen Bruche. Die Ereigniſſe des Jahres 1830 ſind bekannt.

Man begreift leicht, daß die politiſche Aufregung der Gemüther dem ruhigen Entwicklungsgange der Geiſtesbildung nicht förderlich ſeyn konnte. Indeß hatten die Bemühungen, beſonders der deutſchen Profeſſoren an den Univerſitäten, der Wiſſenſchaft manchen Jünger gewonnen.

Die jährlichen Preisvertheilungen für gekrönte Diſſertationen erweckten das Talent; achtundvierzig goldene Medaillen konnten von den Studirenden der ſechs niederländiſchen Univerſitäten jedes Jahr erkämpft werden. Schon vom Jahr 1820 an begann der Wetteifer. Einige Lehrer hatten einen entſcheidenden Einfluß, wie der von Heidelberg (1820) nach Lüttich berufene, allda im Jahr 1825 zu jung verſtorbene Profeſſor Wagemann, dem das Land die Verbreitung richtiger Anſichten über die National-Oekonomie verdankt; dann Profeſſor Bekker in Loewen, ein Schüler Creuzers, der eine tüchtige

Philologenſchule gründete; Birnbaum und Holtius allda — deren Schüler Diſſertationen von wiſſenſchaftlichem Gehalt ſchrieben; und wenn in Lüttich das juriſtiſche Studium gedieh, ſo ſah der Verfaſſer dieſer Blätter ſeine ſchönſten Wünſche mit Erfolg gekrönt.

Zöglinge der Univerſitäten traten in ihrem Vaterland als Schriftſteller auf. Die feurigſten Köpfe bewegten ſich auf dem Felde der Politik; in Lüttich gründeten Lebeau, Rogier, Devaux, deren Namen ſeit 1830 europäiſch geworden ſind, ein Tagblatt,* das eine gelehrtere Richtung hatte, aber ſtets Oppoſitionsblatt blieb; in Brüſſel ging der Courrier des Paysbas aus franzöſiſchen Händen in belgiſche über. Die Akademie krönte manchen jungen Gelehrten und nahm ihn dann in ihre Mitte auf. Das Studium der vaterländiſchen Geſchichte wurde außerdem noch in Brabant und Flandern mit Liebe betrieben; in Gent erſchien ſeit 1823 der Messager des Sciences et Arts und in Loewen gab H. von Reifſenberg ſeit 1825 ſeine Archives Philologiques, ſeit 1827 als Archives historiques et litéraires heraus. Die Regierung nahm 1828 einen von der alten Akademie gefaßten Plan, die ungedruckten Quellen der belgiſchen Geſchichte herauszugeben, wieder auf. Mancher junge Doctor erhielt Reiſeſtipendien nach Deutſchland. Bonn, Berlin, Heidelberg und Göttingen ſchrieben zum erſten Male Belgier in ihr Album ein. Die Volksſchulen wurden verbeſſert, neue Gymnaſien gegründet, die Stellen älterer oder heimgegangener Univerſitätslehrer wurden durch junge kräftige Talente beſetzt, mehrere ausgezeichnete Fremde wurden angeſtellt, wie der Anatom Fohmann in Lüttich, und der Mathematiker Pagani in Loewen. Von Reifſenberg lehrte ſeit 1823 an dieſer Univerſität, wo ein Zuſammenfluß gründlicher Gelehrten der Wiſſenſchaft in Belgien eine ſchöne Zukunft verſprach.** Die glänzendſte Periode der belgiſchen Univerſitäten fällt in das Quinquennium von 1825 bis 1830. Leben und Bewegung war überall ſichtbar; die politiſche Gährung war zwar hemmend, aber doch nicht zerſtörend für den geiſtigen Fortſchritt. Einige Parteihäupter zogen indeß die ausgezeichneteren Köpfe der Studirenden an ſich, ſie ſollten den Krieg gegen die Regierung, durch deren Sorge ihnen die Gelegenheit ſo ſchöner

* Es hieß zuerſt Mathieu Laensbergh, dann le Politique.

** Dieß bewog den Verfaſſer im Jahr 1827 ſeinen Lehrſtuhl in Lüttich mit einem in Loewen zu vertauſchen.

Bildung wurde — einſt fortſetzen. Leicht entbrannte das eingepflanzte Feuer, und ſo erklärt es ſich, wie im Jahr 1830 einige ſo gewandte junge Leute an der Spitze der Revolution ſich fanden, ſie leiteten und ſelbſt gegen die Exaltirten ihrer eigenen Parteien ſie zu einem poſitiven Reſultate führten. Vorfechter waren der 1833 geſtorbene Claes, dann van de Weyher, Rogier, Ad. Rouſſel, Jottrand und andere, mit ihnen Lebeau, Rothomb und Devaux, die eigentlichen Schöpfer des neuen Thrones ihres Vaterlandes.*

Wäre die Blüthe der belgiſchen Jugend auf Seite der Regierung geſtanden, ſo hätte die Revolution nimmermehr geſiegt. Die blos nach Anſtellung ſeufzenden Söhne der alten Familien hatten weder Fähigkeit noch Luſt, für den Thron das revolutionäre Prinzip zu bekämpfen.

Der Sieg der Revolution endigte die fünfzehnjährige Periode eines langſamen aber ſichern Fortſchrittes der Bildung. Alle Gelehrten Belgiens (die Parteimänner) abgerechnet, waren am Ende des Jahres 1830 Orangiſten, auch die, welche die Regierung früher mit Freimüthigkeit auf ihre bedrohte Lage aufmerkſam und ihrer Gunſt ſich dadurch verluſtig gemacht hatten. Mit Gewißheit ſahen ſie den Untergang der Univerſitäten voraus. Die Vertreibung faſt aller ausländiſchen Profeſſoren und die erleichterten Doctoralprüfungen, ſo wie die Ernennung mehrerer als Revolutionshelden berühmt gewordenen Studenten zu Profeſſoren, die Aufhebung mehrerer Facultäten, was alles durch den Beſchluß der proviſoriſchen Regierung vom 15. December 1830 geſchah, bereiteten eine gänzliche Umgeſtaltung vor, die endlich erfolgte, nachdem der proviſoriſche Zuſtand und die aus ihm hervorgegangenen Mißbräuche den moraliſchen Einfluß der Univerſitäten gänzlich vernichtet hatte; durch das Geſetz über den Staatsunterricht, welches im December 1835 in Vollzug geſetzt wurde, trat eine ganz neue Ordnung der Dinge in's Leben.**

---

* Einige dieſer jungen Männer gaben ſeit dem Ende des Jahres 1829 ein rein literariſches Blatt in der Revue Belge heraus, wovon aber nur wenige Hefte erſchienen.

** Eine genaue Geſchichte des Unterrichtweſens in Belgien und des Geſetzentwurfes von 1834, vom Verfaſſer dieſer Skizze, findet ſich in der kritiſchen Zeitſchrift für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft des Auslandes. Band VII., vom Jahr 1835, S. 345 — 370.

Die in Deutſchland wenig bekannte, vielleicht nur von wenigen begriffene Reform der höheren Unterrichtsanſtalten in Belgien gehört zwar mehr der politiſchen als gelehrten Geſchichte dieſes Landes an. Da jedoch für Belgiens künftige Bildung und für die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte jenes Theiles von Europa wichtige Folgen aus ihr hervorgehen mögten, dürfen wir ſie hier nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Die belgiſchen Univerſitäten galten, ihrer Organiſation wegen, in den Augen der katholiſchen Partei als die Hauptſtützen der niederländiſchen Regierung und des der Kirche feindſeligen Liberalismus. Schon deßhalb mußten ſie nach dem Triumphe der Revolution im Rufe des Orangismus ſtehen, ehe durch neue Ernennungen und politiſche Apoſtaſien ihr früherer Charakter Umwandlungen erlitt. Da jeder künftige Advokat, Arzt oder Richter nothwendig an dieſen Anſtalten mußte ſtudirt, und, ſtatt ein Staatsexamen zu beſtehen, (was man in den Niederlanden eben ſo wenig kennt wie in Frankreich), den Doctorgrad daſelbſt erhalten haben, ſo war für den höheren Unterricht keine Lehrfreiheit vorhanden; ja die ſeit dem 15. December 1830 proclamirte Unterrichtsfreiheit war wirkungslos, weil die Studirenden vorzogen, Vorleſungen bei denen zu hören, die ſie zum Doctor machen konnten, als bei jedem Anderen, wäre er auch der Gelehrteſte geweſen. Die belgiſchen Univerſitäten genoſſen in der That eine Art von Bannrecht, welches deren Gegner das Lehrmonopol genannt hatten. Nur wenige Profeſſoren gehörten ſelbſt nach 1831 der katholiſchen Partei an; manche derſelben hatten ſich vom Catheder herab oder in Schriften als ihre Feinde ausgeſprochen. Andererſeits war dennoch der Liberalismus dieſer Staatsdiener, deren Exiſtenz oft vom bon plaisir des Miniſters abhing, den Freunden der politiſchen Freiheit durchaus nicht genügend. Auch dieſe wollten in Concurrenz treten können, und ſo entſtand der Gedanke freie, d. h. vom Staate unabhängige Univerſitäten zu gründen, ganz natürlich. Die Vertheidiger der beliebten, durch de la Mennais Einfluß allgemein verbreiteten Maxime: „Liberté en tout et pour tous," mußten um ſo mehr auf einer Umgeſtaltung der Staatsuniverſitäten beſtehen, als der Artikel 17 der belgiſchen Conſtitution erklärt: L'enseignement est libre, l'instruction donnée aux frais de l'etat est reglée par la Loi.

Allein der günſtige Moment der Reform war noch nicht gekommen. Die katholiſche Partei hatte im October 1832 vom Staatsruder ſich zurückgezogen, weil ſie den Zug der Franzoſen gegen Antwerpen für Belgiens Freiheit gefährlich hielt. Die Doctrinäre Rogier und Lebeau waren wieder eingetreten und im ruhigen Beſitze der Herrſchaft; nur von den Extremen der liberalen Partei angefeindet. Um ſich zu halten, machten die ſonſt klarſehenden Männer der katholiſchen Partei eine Conceſſion nach der andern. Gegen das Ende des Jahres 1833 wollten ſie dem Wunſche der Herren zuvorkommen und den Entwurf eines Unterrichtsgeſetzes ausarbeiten laſſen, den der Miniſter Rogier zu dem ſeinigen machen oder verändert vorlegen konnte. Eine Commiſſion wurde ernannt, im Ganzen aus gemäßigt denkenden Männern beſtehend, deren Mehrzahl indeß der katholiſchen Partei angehörte. Zwei Profeſſoren der Univerſitäten Gent und Lüttich waren davon Mitglieder.* Eine der zwei Hauptfragen, die das Geſetz zu löſen hatte, war bereits durch die öffentliche Meinung entſchieden, nämlich die, daß die Staatsprüfungen nicht mehr den Facultäten zuſtehen ſollten, ſondern einer jedes Jahr zu ernennenden Jury oder Examinations-Commiſſion. Der Hauptpunkt war zu beſtimmen, wer die Glieder dieſer Commiſſionen zu ernennen habe, und ob Profeſſoren der Staatsuniverſitäten von Rechts wegen in die Jury müßten gewählt werden oder nicht? — Die zweite Frage war die: ob eine oder zwei Staatsuniverſitäten ſollten erhalten werden?

Bereits im Jahr 1832 hatte eine frühere Commiſſion in ihrem Entwurf gemiſchte Examinationsjury's vorgeſchlagen; dieſer Vorſchlag wurde in der Hauptſache von der neuen Commiſſion beibehalten, jedoch ſo, daß die Staatsprofeſſoren die Minderzahl bilden, zwei gegen fünf oder drei gegen ſieben. Der Caſſationshof, die Akademie, die Sanitäts-Commiſſionen der Provinzen ſollten die anderen Mitglieder in die verſchiedenen Prüfungs-Commiſſionen ernennen. Man konnte auf die Unparteilichkeit dieſer Examinatoren rechnen. Den Staatsanſtalten war eine kleine Garantie gegeben, um von den andern durch den Parteigeiſt gehobenen Univerſitäten nicht überflügelt zu werden. Ueber die Zahl der Univerſitäten vereinte man ſich lange nicht. Man hatte die drei 1817 gegründeten

* Der jetzige Miniſter Ernſt und der Verfaſſer dieſer Notiz.

ſo reich ausgeſtattet; die Stadt Gent hatte Millionen verwandt auf die ſeinige; die Lütticher war die blühendſte: in einem Lande von vier Millionen Einwohner waren zwei hohe Schulen nicht zu viel, da die freien auf Dauer nicht rechnen dürfen. Den flandriſchen Provinzen war ein Centralpunkt der Bildung nicht weniger nöthig als den Wallonen; man entſchied daher für zwei. Dies war der Wunſch der katholiſchen Partei, die bereits im Herbſt 1834 eine durch die Biſchöfe in Mecheln geſtiftete Univerſität eröffnet hatte; in Loewen konnte dieſe den geeignetſten Sitz finden; eine treffliche Bibliothek, große Hörſäle, alle Cabinette auf dem beſten Fuß, einen herrlichen botaniſchen Garten mit einem der ſchönſten Treibhäuſer in Europa und daneben in dem Gebäude des geweſenen Collegium philosophicum Wohnungen für ſechshundert Zöglinge!

Die Liberalen waren für *eine* Univerſität und gerade in Loewen, um die wetteifernde Jeſuitenanſtalt in Mecheln (wie man ſie nannte) mit Erfolg beſiegen zu können.

Erſt im Auguſt 1835 kam der ein Jahr vorher noch vom Miniſter Rogier der Kammer vorgelegte Entwurf zur Discuſſion. Rogier hatte in ſeinem Rapport ſich für eine *einzige* Staatsuniverſität ausgeſprochen. Die katholiſche Partei war in den Herren de Theur und de Meulenaere wieder ins Miniſterium getreten, jedoch im Bunde mit den Herren Ernſt und de Huart, welche das liberale Princip repräſentiren ſollten, aber ſogleich von ihrer Partei als Abtrünnige waren aufgegeben worden. Als man in den Sectionen den Entwurf prüfte, fand man ihn den Forderungen der katholiſchen Partei nicht genügend, ihr feurigſter Verfechter in der Kammer, der Deputirte Adolphe Deſchamp, ein junger Menſch unter dreißig Jahren, der *nie* eine Univerſität geſehen hatte, redigirte den Rapport im Namen der Section centrale, in dem Ideen ausgeſprochen ſind (welche deutſche Leſer in Erſtaunen ſetzen würden), um zu beweiſen, daß der Staat eigentlich gar nicht das Recht habe, Lehranſtalten zu gründen, weil dadurch die Denkfreiheit gefährdet werde. Da es in Belgien indeſſen Noth thue, ſo könnten *proviſoriſch*, bis die freien Univerſitäten zur Reife gekommen, einige auf Staatskoſten unterhalten werden, denen aber durchaus keine Vorrechte eingeräumt werden dürften. Deßhalb trug Deſchamp im Namen der Section auf eine eigene Ernennungsweiſe

der Mitglieder der Prüfungs-Commiſſionen an; nämlich ein Drittheil derſelben ſollte durch die zweite Kammer, eines durch die erſte und das letzte durch die Miniſter ernannt werden.

Da nach dem belgiſchen Wahlgeſetz der katholiſchen Partei die Majorität in beiden Kammern und dadurch ſtets ein aus ihrer Mitte gewähltes oder von ihnen abhängiges Miniſterium zugeſichert iſt; ſo war die von Deschamps vorgeſchlagene Ernennungsweiſe der Jury nichts anders als ein Mittel, der katholiſchen Univerſität einen überwiegenden Einfluß über die andern zu verſchaffen. Die Parteien ſtritten kräftig in der Kammer: die Liberalen für eine Univerſität und die im Entwurfe der Commiſſion vorgeſchlagene Bildungsweiſe der Prüfungs-Commiſſionen; ihre Gegner für zwei Univerſitäten und ihre Entwürfe: der Sieg verblieb dieſen; die Miniſter verſchafften ihnen dieſen in der letzten Sache dadurch, daß ſie (obgleich zwei derſelben den Regierungsentwurf mit abgefaßt hatten) des Abſtimmens ſich enthielten!

Im November 1835 wurde die katholiſche Univerſität feierlich in Loewen als die legitime Nachfolgerin der alten orthodoxen Univerſität Loewen inaugurirt. Um die Stadt für den Verluſt der Staatsanſtalt zu entſchädigen — überließ ihr das Miniſterium den Gebrauch aller öffentlichen Gebäude, der Sammlungen, des Gartens u. ſ. w.

Die Liberalen hatten indeſſen ebenfalls ſchon im Jahr 1834 in Brüſſel eine freie Univerſität errichtet. Aus den verſchiedenartigſten Elementen gebildet, iſt ſie durch Subſcriptionen und dreißigtauſend Franken aus der Stadtkaſſe dotirt. Es gelang ihren Lehrern, wegen der bis zum 15. December 1835 verzögerten Reorganiſation der Staats-Univerſitäten, etwa 300 Zöglinge an ſich zu ziehen, während 350 in Loewen ſich einfanden: ſo blieben Lüttich nur etwa 350 und Gent nicht 200 Studirende, den beiden Staatsanſtalten aber eine große Entmuthigung, beſonders ihren älteren Profeſſoren, deren jedoch mehrere bei dieſer Gelegenheit außer Dienſt geſetzt wurden.

Es iſt nicht möglich die jetzigen wiſſenſchaftlichen Zuſtände Belgiens zu begreifen, ohne die hier im Kurzen gegebene neueſte Geſchichte der höheren Unterrichtsanſtalten.

Der Umſturz der von König Wilhelm geſchaffenen Organiſation der Univerſitäten vollendete die belgiſche Revolution. Dadurch

wurde der Partei, welche, um im Lande zu herrſchen, einſt den Bund mit ihren natürlichen Gegnern ſchloß, die proteſtantiſche Regierung befehdete, und den neuen Staat zu ihrem Vortheil ſo geſtaltete, wie er iſt, die politiſche Ueberlegenheit auf lange Jahre geſichert. Die Macht wird ihr bleiben, wenn ſie nicht ſelbſt nach mehr Gewalt ſtrebt, als dort im neunzehnten Jahrhundert von ihr erreicht werden kann. Die katholiſche Univerſität iſt Belgiens Hauptunterrichtsanſtalt; ihre Profeſſoren und Freunde leiten die Staatsprüfungen: ſie iſt im Beſitze des Lehrmonopols; weßhalb man vorher die Staatshochſchulen ſo ſehr anfeindete. Dieſe ſind ihr jetzt untergeordnet, ja zum Theil alliirt, indem der, ſeiner Partei treu ergebene, Miniſter ſo viel immer möglich war, Profeſſoren ſeiner politiſchen Farbe ernannte, theils Belgier, theils Franzoſen *

Es wäre über die Beſetzung der Staatsuniverſitäten Manches zu ſagen: deſſen wir uns aus leicht begreiflichen Gründen hier enthalten. Der Mangel inländiſcher Gelehrten (trotz 600 Suppliſanten!) war groß, die Zeitungen ſchrieben voll Eifer gegen Berufungen vom Auslande. So kam es, daß nur ſehr wenige der von Herrn de Theux ernannten Profeſſoren einen Namen haben. Beſonders leicht nahm man es im Fache der Rechtswiſſenſchaft, — wo mancher der Berufenen ſich wunderte als er vernahm, daß er Profeſſor werden ſollte! Die katholiſche Univerſität war ſtrenger in ihrer Wahl! **

Wir haben noch einen Hauptfehler zu rügen, welcher bei der Ausführung der neuen Organiſation der Univerſitäten und der Beſetzung der akademiſchen Lehrſtühle begangen wurde. In dem Geſetze hat man beabſichtigt, die belgiſchen Staatsuniverſitäten den deutſchen

* Einer der letzten, Herr Gibon, aus Paris als Profeſſor der Philoſophie nach Lüttich berufen, wurde in dieſer dem Miniſterium ſehr abholden Stadt nach ſeiner zweiten Vorleſung von dem Publikum gewaltſam vertrieben, weil er der katholiſchen Univerſität das Wort geredet hatte. Da er nicht Luſt hatte, ſich fernerèn Mißhandlungen auszuſetzen, betrat er nicht wieder den Hörſal; gab im Verlaufe des Schuljahrs 1836 ſeine Dimiſſion, und kehrte nach Paris zurück.

** Sie berief mehrere berühmte Franzoſen, wie Cazalès, de Cour u. A. Ferner Deutſche, wie Walter in Bonn, der ablehnte, dann Arend, Möller, Windiſchmann. Der Univerſität Lüttich entzog ſie die zwei größten Namen im Lande, Ernſt d. ä. und Pagani.

nachzubilden, an welchen nicht bloß der Grundſatz der Concurrenz unter den letztern gilt, ſondern auch mit den Privatdocenten. Unter dem Namen von Aggrégés ſind jetzt in Belgien die Letztern zugelaſſen. Dabei iſt es aber verwerflich, daß ſie ohne alle Verprüfungen bloß durch des Miniſters Willen die gelehrte Laufbahn begannen. Gunſt allein iſt hier entſcheidend. Der organiſirende Miniſter verkannte aber ſo ſehr den Geiſt dieſes Inſtitutes, daß er den ernannten Aggrégés, ſo wie jedem Profeſſor, ſeine Fächer, als ihm ausſchließlich zuſtehend, anwies, ſo daß von Concurrenz nur da die Rede iſt, wo, aus guter oder ſchlimmer Abſicht, ſie ausdrücklich von Oben herab befohlen wird. Die belgiſchen Univerſitäten haben alſo noch denſelben Charakter, wie früher; ſie ſind den franzöſiſchen Specialſchulen ähnlich, nur mit einem größern Perſonal. Die Folge dieſer Verkennung des deutſchen Univerſitätsweſens iſt die, daß in Belgien die Lehrfreiheit für Jedermann exiſtirt, nur nicht für die Profeſſoren, denn dieſe dürfen nur die Fächer leſen, welche dem Miniſter beliebt ihnen anzubefehlen. Mit ihnen kann jeder concurriren, ſie aber mit Niemand. Der die Wiſſenſchaft fördernde Wetteifer unter den Mitgliedern der Univerſitäten wird nicht eintreten, und da jeder Profeſſor nur wenige Stunden in der Woche zu leſen hat — ſo wird, wenn einmal die Collegienhefte fertig ſind und in Belgien die Schriftſtellerei bei den akademiſchen Lehrern ſehr ſelten iſt — das Profeſſorat ſich allmählig in ein mit 6000 Franken dotirtes Cannonicat umwandeln! Ja! viele Profeſſoren werden ſich ſtets in der Unmöglichkeit befinden, ſich geltend zu machen — nämlich die, welche keine Ausſicht haben in die Prüfungskommiſſion gerufen zu werden — wie z. B. die im Ausland gebornen, welche die Kammer bereits im December 1835 für unfähig erklärte, in Belgien Examinatoren zu ſeyn! *

Die hier gegebene Darſtellung des Weſens der belgiſchen Univerſitäten hat einzig zum Zweck, ihre Bedeutung für die literariſchen Zuſtände dieſes Landes hervorzuheben. Die vorherrſchende Richtung

---

* Dies war beſonders niederſchlagend für die ausländiſchen Profeſſoren — welche ſeit 1817 im Beſitze dieſes Rechtes waren, und es nun über ſich ergehen laſſen mußten, ihre Schüler von den incompetenteſten — Richtern prüfen zu laſſen! —

wird lange Zeit die katholische bleiben, d. h. die, welche die Geistlichkeit der Geistesbildung des Landes zu geben bemüht ist. Da früher der belgische Katholicismus durchaus keinen wissenschaftlichen Charakter hatte, so war es ihm unerläßlich, jetzt, wo er durch das Princip der Lehrfreiheit wieder zur Herrschaft der Gemüther gelangen will, mit der Wissenschaft ein Bündniß zu schließen, um diese selbst wieder, wie einst die Jesuiten thaten, von seinem Standpunkte aus zu zügeln. Man versucht sich daher in Loewen auf dem Felde jener Glaubensphilosophie, welche sowohl in Frankreich als in Deutschland ein festes System sich zu erschaffen strebt, aber bis jetzt weder dort durch de Bonald, de la Mennais, Bautain, Gerbet, Lacordaire und andre, noch bei uns durch Baader, Stahl und Viele zu der hier durchaus nöthigen Einheit der Ansichten und Grundprincipien gelangen konnte. Die belgischen Gelehrten selbst haben auf diesem — oft mehr poetischem als philosophischem Felde bis jetzt so gut wie nichts geleistet. Den vom Ausland berufenen Anhängern der christlich-katholischen Philosophie ist es also vorbehalten, die in den dortigen Seminarien noch herrschende, durch Inhalt und Form so abstoßende Scholastik, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert wenige Fortschritte machte, durch eine schönere, geistreiche, dem Bedürfnisse der Zeit entsprechende philosophische Lehrweise zu ersetzen, und so den von den Philosophen des vorigen Jahrhunderts der christlichen Philosophie gemachten Vorwurf des Obscurantismus für immer niederzuschlagen.

Nur auf diese Weise kann die katholische Richtung siegen. Sie muß das progressive Princip in sich aufnehmen, Religion und Wissenschaft versöhnen, und auf eine Weise verbinden, daß die eine nie der anderen Sklavin werde. Sollten die in Mecheln begonnenen, in Loewen nun fortgesetzten Demonstrationen nur eine Finte seyn, um die wahren Absichten der belgischen Geistlichkeit zu verhüllen: sollte es dieser nur um Herrschaft und um die Wiedererlangung des einst verlorenen Güterbesitzes zu thun seyn — so würde der bisher so leicht errungene Sieg nur das Vorspiel eines Reactionssturmes werden, den weder die belgische Constitution noch das Wahlgesetz, weder Kammern noch Minister zu beschwören die Macht besitzen. Die Geschichte der kommenden Zeiten wird uns sagen, ob die katholische Geistesreformation in Belgien von Berufenen oder von Unberufenen begonnen wurde. Indessen verkünden manche Zeichen der

Zeit, daß ſie ins Leben des Landes eingreift, und vieles umgeſtaltet, was zwiſchen 1815 und 1830 entſtanden war.

Wir rechnen nicht hierher das Beſetzen höherer und mittlerer Staatsſtellen mit Anhängern der ſogenannten katholiſchen Partei, ſie ſind eine Folge der politiſchen Präponderanz der letzten. Auch das Uebertreten vieler ſonſt anders Denkender iſt daraus nicht zu erklären. Der häufige Wechſel der Regierungen des Landes hat allda ſchon längſt das Sprichwort erzeugt, man müſſe der aufgehenden Sonne das Antlitz zuwenden, und nicht die ſinkende aufhalten wollen. Dagegen führen wir als ein Zeichen dieſer Art auf, daß eine in Lüttich durch Herrn Karſten im Geiſte des belgiſchen Katholicismus redigirte, auch in Deutſchland, beſonders am Niederrhein, nicht unbekannte Zeitſchrift (Journal historique et littéraire), begonnen am 1. Mai 1834, am Ende des Jahres 1836 dreitauſend Abnehmer hatte! Zwei Wirkungen des Umſchwunges der Ideen ſind beſonders herauszuheben, die große Beförderung der Kunſt, beſonders der Malerei und die der hiſtoriſchen Studien.

Jede Regierung, welcher Belgiens Ruhm etwas galt, hat ſich beides angelegen ſeyn laſſen, wie z. B. die königlich niederländiſche. Das durch die Revolution geſteigerte Nationalgefühl hat zwar den Sinn für Kunſt und für die belgiſche Alterthumskunde kräftig belebt: die lebende Generation will an den großen Muſtern der Vergangenheit ſich erſtarken, und dem durch den unruhigen Geiſt des Landes wenig erbauten Europa zeigen, daß ſeine Bewohner ein Volk und der Unabhängigkeit würdig ſind. Aber gewiß iſt es die katholiſche Richtung, welche in der neueſten Zeit beides ſo mächtig anſpornt. Die von den Kammern für Kunſtausſtellungen, für den Ankauf von Gemälden und Statuen, ſo wie für die Erhaltung und Ausbeſſerung der Denkmale gothiſcher Baukunſt gegebenen Summen, die für die Herausgabe der ungedruckten Quellen der belgiſchen Geſchichte, für den Ankauf ſeltner Handſchriften und die 270,000 Franken, womit durch den der van Hulthemſchen Bibliothek zu einer Nationalbibliothek des Landes der Grund gelegt wird, dies alles ſind ſprechende Beweiſe für unſre Behauptung. Die Bahn war freilich von König Wilhelm vorgezeichnet, viele Pläne ſchon reif und zum Theil im Jahr 1830 ausgeführt; aber die Verwendungen, welche ſeit 1834 gemacht worden, ſtehen in keinem Verhältniß zu den frühern. Bezeichnend iſt es, daß ganz

kürzlich einer Geſellſchaft von Jeſuiten von der Regierung ein jährlicher Beitrag von 6000 Franken zugeſichert wurde, um die 1794 in Stillſtand gerathene Acta Sanctorum fortzuſetzen.

Belgiens frühere Größe gehörte Zeiten an, wo der Katholicismus mächtig war und glänzend. Seine Maler, beſonders des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts huldigten jenem frommen Sinne. Der Rückblick auf jene Glanzperiode iſt geeignet, den jungen Künſtler, den jungen Geſchichtsforſcher zu begeiſtern und zu Großem anzufeuern.

Es fehlt an Hebeln nicht, die literariſche Thätigkeit Belgiens zu ſteigern, nicht an äußern Anregungen, um Leben und Bewegung in ihr zu erzeugen. Und dennoch iſt die Morgenröthe einer höheren geiſtigen Wiedergeburt noch nicht angebrochen. Nicht gering ſind die zu beſiegenden Hinderniſſe, aus welchen Belgiens Inferiorität, Frankreich und Deutſchland gegenüber, zu erklären iſt.

Einmal fehlt es dem ganzen Lande an tüchtigen gelehrten Schulen. Das Wenige, was man vom Jahr 1825 bis 1830 gewonnen hatte, ging großentheils wieder unter. Die philologiſchen Studien wurden verlaſſen, ſie boten keine Ausſicht mehr, die wenigen jungen Lehrer von Namen gingen auf die Univerſitäten über, wie Baquet, Beving, Roulez, Voiſin, Baron und Andere. Die Regierung, um die von der Geiſtlichkeit und den Jeſuiten* allenthalben errichteten Collegien und Penſionsanſtalten in ihrer Entwicklung nicht zu ſtören, thut für die Verbeſſerung der öffentlichen Gymnaſien faſt nichts. Der bereits 1834 mit dem Geſetze über die Reorganiſation der Univerſitäten den Kammern vorgelegte Entwurf über den mittlern und den niedern Unterricht, bleibt vergraben in den Archiven der zweiten Kammer. Ohne tüchtige Lehrer keine Schüler! Einige Städte, wie Gent, Brüſſel, Antwerpen und Lüttich, machten lobenswerthe Verſuche zur Verbeſſerung ihrer Athenäen oder Gymnaſien; aber Lehrer können Städte nicht erſchaffen! — Der ſchwierigſte Punkt in der Landesbildung Belgiens wird immer die Verſchiedenheit der Sprache bleiben. In den flamändiſchen Provinzen iſt das Franzöſiſche ein fremdes Idiom; ſchon durch die Ausſprache wird die wohlklingende Sprache dort verunſtaltet. Das Flamändiſche blieb in ſeiner Kindheit, und hat ſich zur Höhe einer Sprache bis jetzt nicht erheben können. Ob darauf

* Sehr beſucht ſind die jeſuitiſchen Penſionate in Aloſt und Namur.

hingearbeitet werden müſſe, iſt eine Frage, worüber man in Belgien nicht einig iſt. Die Geiſtlichkeit ſcheint ſeit 1836 die Veredlung der flamändiſchen Sprache ſich zur beſonderen Angelegenheit zu machen; ihre Gegner wollen aber darin nur ein Mittel erkennen, die belgiſchen Provinzen gänzlich abzuſchließen, und auch die noch einzig übrige Einwirkung franzöſiſcher Civiliſation zu verbannen.

Selbſt in den walloniſchen Landen wird das Franzöſiſche nicht geſprochen wie in Frankreich; Lüttich, der Mittelpunkt franzöſiſcher Bildung in Belgien, ſteht weit hinter Genf zurück. Mit Spott ſehen die Schriftſteller Frankreichs auf die Beſtrebungen der belgiſchen beaux esprits herab, in welchen ſie geiſtloſe, plumpe Nachäffer ihrer ſelbſt erblicken. Jules Janin,* hat 1834 ſeine kritiſche Geißel über die belgiſchen Belletriſten geſchwungen und auf das ſchonungsloſeſte ſie zerhauen. Seit Paris für Belgien nicht mehr der Brennpunkt iſt, von dem direct die Strahlen der franzöſiſchen Bildung ausgehen, ſeitdem die jungen Gelehrten dort den wahren esprit français nicht mehr einathmen, hat ſie der Genius der franzöſiſchen Sprache verlaſſen. Auch die vielen Idiotismen der Patois, die germaniſchen Wendungen der Converſationsſprache jener Provinzen hindern die reine klaſſiſche Diction. Indeß hat ſeit 1834 ſich in Lüttich eine Geſellſchaft zur Beförderung der Literatur (d. h. der franzöſiſchen belgiſcher Abſtammung) gebildet, welche eine eigene Zeitſchrift, die Revue belge, herausgibt.

Ein anderes Hinderniß der Geiſtesentwicklung in Belgien liegt in der Abgeſchloſſenheit des Landes. Die belgiſchen Schriftſteller haben im Grunde kein Publikum. Höchſtens politiſche Pamphlets finden 400 bis 500 Leſer. Ein gründliches Werk ſetzt nach Jahren ſich kaum ab.

Die Einfuhr nach Frankreich iſt koſtbar, dort auch kein Publikum für belgiſche Geiſtesprodukte.** Dies letztere gilt noch

* Ueberhaupt ſind ſeit 1832 die Belgier der Gegenſtand des franzöſiſchen Witzes; gerne ſehen die Franzoſen in ihnen nur Carrikaturen von ſich ſelbſt. Man leſe z. B. die verſchiedenen Artikel von Roger de Beauvoir in der Revue de Paris von 1832 und 1834, unter andern auch den der Revue des deux Mondes jenes Jahrs: Les hommes Politiques de la Belgique.

** Es wurden kaum 36 Exemplare der histoires de Flandre des Verfaſſers dieſer Notiz im Jahr 1836 in Frankreich verkauft, und dennoch iſt das Departement du Nord ein Theil Flanderns.

mehr von Deutſchland, wo man ein Buch von Gehalt ſogleich überſetzt. Vor 1830 war Holland der Hauptbüchermarkt für Belgien; man beeiferte ſich hier, jedes aufſtrebende Talent der ſüdlichen Provinzen anzuerkennen und aufzumuntern.

Das Verhältniß des Abſatzes eines Werkes in Belgien und Holland war wie eins zu drei. Dort wendet man den Grundſatz: Niemand iſt Prophet in ſeinem Lande, ganz beſonders auf die inländiſchen Schriftſteller* an. Man ſpricht ſich in den Alltagsblättern über neue Werke bloß deßhalb aus, um ſie zu zerreißen, es ſey denn, daß die dort ebenfalls ſehr verbreitete literäriſche Cameraderie aus jedem Büchlein ein der Unſterblichkeit würdiges Geiſteskind, und aus ſeinem, oft gänzlich unbekannten Verfaſſer ſogleich einen der erſten Männer des Jahrhunderts mache. Die eigentliche literariſche Kritik iſt im Lande dort noch nicht geboren.

Da ein belgiſches Geiſtesprodukt nur ſehr ſelten eine abſetzbare Waare iſt, ſo findet ſich nicht leicht ein Verleger, ſelbſt wenn der Verfaſſer auf alles Honorar verzichten wollte. So groß die belgiſchen Nachdruckerſpeculationen jetzt ſind, ſo ſelten ſind die Fälle, daß Meline, Tarlier, Hauman, Wahlen u. a. einem belgiſchen Schriftſteller ihre Werke abgekauft hätten, es ſey denn, daß der Kaufpreis unbedeutend, der Abſatz aber ganz ſicher geweſen wäre. Die Leichtigkeit der dortigen Nachdrucker zu gewinnen, iſt daher gleichfalls ein Hinderniß des Aufblühens der Literatur in Belgien. Die kürzlich dort errichteten großen typographiſchen Compagnien** ſcheinen nun auch auf Werke inländiſcher Gelehrten Rückſicht nehmen zu wollen. Man kann ein ſolches Beſtreben nur gut heißen.

Ein ſchließlich noch zu erwähnendes Hinderniß gegen den literariſchen Aufſchwung der belgiſchen Provinzen iſt endlich eine gewiſſe Gleichgültigkeit der reicheren Claſſe für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen. Gewöhnlich ſind nur wenig Bemittelte in Belgien Schriftſteller;

---

* Iſt ein Schriftſteller Belgier, ſo feindet man ihn an, weil er Belgier iſt; den Ausländer, weil er keiner iſt; ſo warf man den deutſchen Profeſſoren ſtets ihren deutſchen Urſprung vor, und verfolgte in den neueſten Zeiten jeden Franzoſen, weil er Franzoſe ſey. Die Dankbarkeit gehört nicht zu den Zügen des belgiſchen Nationalcharakters.

** Wir finden deren drei, dirigirt von Hauman, Wahlen und Meline.

ſelten ein Rentier. Dieſe haben allerdings Bibliotheken, und zwar ſchöne, reiche Bibliotheken; von Prachtwerken des Auslands oder alten Handſchriften, ſeltener Bücher oder bloß von Werken anerkannter Berühmtheit. Lieblingsneigungen der Reichen ſind Gemäldeſammlungen und Blumen. Nirgendswo möchte die Blumencultur eine Höhe erreicht haben, wie in Flandern und Brabant (England etwa abgerechnet); die Blumenausſtellungen in Gent haben eine europäiſche Berühmtheit. Im Jahr 1835 fand man durch Subſcriptionen in einer Woche gegen 200,000 Franken zur Erbauung eines Palaſtes der Flora, bei deſſen Einweihung über 5000 der ſeltenſten Pflanzen in Blüthe beiſammen geſehen wurden. Der Gelehrte in Belgien ſteht hinter dem Künſtler zurück, weil auch das ſchönſte Buch dennoch kein Gemälde iſt.

Der durch die Induſtrie ſtets ſteigende Reichthum hat bis jetzt hierin ebenfalls nur nachtheilig für die Wiſſenſchaft, dagegen für die Malerei aber und die Blumenzucht wohlthätig gewirkt. Ein anerkannter Maler, Zeichner, Lithograph oder Bildhauer kann ſchnell reich werden. Auch dem beginnenden Talente, wenn es tüchtiges leiſtet, fließen Tauſende zu; der Blumenhandel macht wohlhabend. Wo Geld das höchſte des Menſchen iſt, gilt die Kunſt als eine ſichere Induſtrie. Die für ſich ſelbſt geſuchte Wiſſenſchaft macht ihren Freund eher arm als reich. Wenn daher nicht eine mehr geiſtige, gelehrte Atmoſphäre ſich durch das ganze Land verbreitet, ſo möchte der jetzt allmächtige Induſtrialismus den Fortſchritten der Bildung Belgiens nicht fördernd werden.

Wenn wir bis jetzt mit Freimüthigkeit alle Urſachen angegeben haben, welche auf Belgiens literariſche Fortſchritte hemmend einwirken, ſo thaten wir dies nicht, um dem Land dadurch einen Vorwurf zu machen. Das jetzige Belgien iſt nothwendig das, was es ſeyn muß. Seine geiſtige Höhe kann keine andere ſeyn, als die, welche ſeine Schickſale ihm zu haben vergönnten. Nach des Geiſtes Erſtarrung unter Spaniens Herrſchaft bis zur Aufhebung der Jeſuiten durch Maria Thereſia war in Belgien kein Aufſchwung möglich. Unter dieſer Fürſtin begann eine kritiſche Periode der belgiſchen Geſchichte, welche bis jetzt noch in keine neue organiſche überging. Wir finden ein beſtändiges Werden, ein beſtändiges Ringen: kein Prinzip des Beſtehens und des Erreichens. Die belgiſche Erde war der Kampfplatz Europas von 1793 bis 1815; nicht weniger bekämpften ſich

im Lande Theorien und Ideen. Alle Syſteme fanden Anhänger, keinem wurde ein bleibender Sieg. Wie iſt da Großes zu erwarten? Auch hat das Land eine nothwendige ſatellitiſche Stellung dem mächtigen Frankreich gegenüber, Deutſchland iſt es ganz entfremdet, zu Holland in feindlichem Gegenſatze. Wenn daher dennoch Manches dort geſchah, was allgemeine Anerkennung verdient, wenn einzelne ſeiner Söhne den Muth nicht verloren und einen europäiſchen Namen ſich erwarben, ſo ſind ſie nur um ſo höher zu achten, und eine Skizze der bemerkenswerthen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Belgiens von ſo größerer Wichtigkeit.

Eine ſolche wird in der Fortſetzung dieſes Aufſatzes verſucht werden.

Dr. L. A. Warnkönig.

Heine's
Schriften und Tendenz.

Kann man gegen eine ausführlichere Kritik von Heines Richtung und ſeinen literariſchen Leiſtungen, wie ſie hier beabſichtigt wird, eines Theils ſagen: es ſeyen ſeine verſchiedenen Produkte, proſaiſche und poetiſche, ja alle ſchon ſo vielfach und von ſo verſchiedenem Standpunkt aus, der Reihe nach beſprochen und beleuchtet worden, daß eine neue Kritik keine fruchtbare Ernte mehr werde halten können, ſo läßt ſich hierauf wohl mit Grund entgegnen: gerade daß nunmehr von Heine ſo viele und verſchiedene Produkte vorliegen, muß einer mehr zuſammenfaſſenden, als das Einzeln analyſirenden Kritik willkommen ſeyn, und die mannigfachen, zum Theil in ſchroffem Widerſpruch untereinander ſtehenden Beurtheilungen, welche die Schriften jenes Autors erfahren haben, werden ſelbſt wieder zum Stoff für die Kritik, indem dieſe dadurch in Stand geſetzt wird, nachzuweiſen, wie ſich das Publikum, das ſich für Literatur intereſſirt, und welches durch die kritiſchen Stimmen in den Journalen, wenn auch unvollkommen, doch einigermaßen repräſentirt wird, zu Heines ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verhält, wie viele Empfänglichkeit dafür in ihm vorhanden iſt, welche Elemente ſich ihm entgegenſtellen, ob er feſten Fuß gefaßt hat, oder ob er ſchon wieder Grund und Boden verliert. Denn zur Charakteriſirung eines Buches oder eines Autors, im Sinne einer tiefergehenden Kritik, gehört gewiß auch die Bezeichnung des Einfluſſes, welchen dieſer und jenes ausgeübt haben oder ausüben, die

Angabe des Kreises, in welchem sie eine anziehende Kraft äußern, und die Würdigung der feindlichen Elemente, die sich gegen sie hervorstellten, und entweder die Dauer ihres Einflusses bedrohen oder gerade durch Gegensatz und Kampf ihnen neue Lebenskräfte zuführen. Allerdings aber setzt das, daß man einen Autor einer solchen weiter schauenden Kritik unterwirft, voraus: daß man ihm eine gewisse Bedeutung in der Literatur, einen Einfluß auf die Ansichten und den Geschmack der Zeitgenossen zuschreibt; und hier könnte man uns vielleicht einwerfen, es geschehe Heine zu viel Ehre, man lege auf seine ephemeren Leistungen und auf den Beifall, den ihm ein übersättigtes Lesepublikum gespendet, ein allzugroßes Gewicht, wenn man ihn gründlich und ernsthaft als den Repräsentanten einer literarischen Richtung würdige, auf seine Eigenthümlichkeit tiefer eingehe, und so die hohe Meinung, die er selbst und seine Anbeter von ihm hegen, wenn auch durch Widerspruch, dennoch in gewisser Art bestätige. Wir haben diese Einwürfe wohl erwogen, glauben uns aber dadurch nicht von unserm Vorhaben abhalten lassen zu sollen. Das Ignoriren von Verläumdungen und Schmähungen mag einem Individuum ganz wohl anstehen und in vielen Fällen das Würdigste und Klügste zugleich seyn, die Literatur aber, als ein Ganzes gedacht, dessen Organ zu seyn der einzelne Kritiker sich zur Aufgabe macht, mit möglichster Verzichtung auf eigene Vorurtheile oder Vor- und Abneigungen, die Literatur selbst darf nicht hoffen, durch Nichtbesprechen, durch Ignoriren, Solche zu beseitigen oder zu vernichten, welche sie nicht als ihre Zierden, sondern in gewisser Art als ihre Feinde betrachtet; wenn sie verstummt gegen Jene, so werden die Letzteren nur immer lauter schreien, und das Schweigen vornehmer Verachtung für das Schweigen der Verlegenheit, der Schwäche oder des Schlafs ausgeben; und während vornehme und edle Geister in der literarischen Republik sie als die stillschweigend Geächteten anzusehen sich die Miene geben, werden sie selbst sich als siegreiche Demagogen geberden und die große Masse der Leichtgläubigen und Urtheilslosen mit ihrem falschen Herrngold bestechen. Daß Heine überdieß nicht mehr ignorirt werden kann, das liegt offen am Tage, und wenn einerseits das Publikum durch das Interesse, welches es ihm widmete, entschieden hat, daß, wer mit der gegenwärtigen Entwickelung oder Krise der deutschen Literatur sich beschäftige, Heine

als Repräsentanten einer zu berücksichtigenden Tendenz anerkennen müsse, so hat Heine selbst zum Glück dafür gesorgt, daß es nicht mehr schwer hält, ihn ganz zu kennen. Ja er ist sogar schon aus sich herausgetreten und hat eine Art von Schule gestiftet — oder hat ihn die Schule sich zum Meister gewählt — genug, er ist nicht mehr nur als Individuum zu betrachten, sondern als der Stimmführer einer Richtung, von welcher wir noch unentschieden lassen, ob er ihr Schöpfer, oder selbst nur ihr Erstgeborner und Lieblingssohn war; dadurch steigert sich allerdings Heines Wichtigkeit in gewissem Betracht, aber andererseits ist ihm auch diese Expansion nichts weniger als vortheilhaft; wäre er allein geblieben, so hätte man das Recht gehabt, ihn als Original anzusehn und als solches zu beurtheilen; so aber schwindet der Nimbus der Originalität, oder, auf eine ganze Race sich vertheilend, gewährt er jedem Einzelnen nur ein paar fahle Strahlen, welche mehr geeignet sind, Difformitäten zu beleuchten als zu verklären, und Heines Schule hat das Ihrige gethan, daß man über die Classificirung dessen, was bei Heine noch zwischen Schön und Häßlich schillerte, nicht mehr im Zweifel seyn kann; sie streichen sich die Haare recht zurück, daß man die Faunenohren und Satyrshörner doch gewiß nicht übersehe, und tragen mit täppischer Ostentation das zur Schau, was sie für Hauptursachen von Heines schnellerworbenem Ruf erhalten. Ungerecht wäre es, ihn für Alles verantwortlich zu machen, ihm Alles aufzubürden, was seine Schule (man gestatte uns der Kürze wegen diesen Ausdruck) in Nachahmung und Steigerung seiner Tendenz, seines Styls und seiner einzelnen Eigenschaften, Lächerliches, Widerliches und Abgeschmacktes producirt hat; aber doch ist nicht außer Acht zu lassen, daß Heine diese seine Jünger mit väterlichem Wohlwollen, so weit er dessen fähig ist, begrüßt und anerkannt, daß er sie als Tribunen und Apostel mit der Kraft seines Wortes geweiht und ihre großen, flammenden Herzen gepriesen hat, so wie auch nicht zu leugnen ist, daß die Schriften seiner Anhänger hin und wieder als erläuternde Commentare seiner Ansichten, oder auch als Proben gelten, zu welchen Früchten die von ihm ausgestreuten Keime auf wohlgedüngtem Boden erwachsen.

Eigentlich hat die Kritik lebender Schriftsteller die gedoppelte Aufgabe: einerseits das Publikum in Kenntniß zu setzen, oder ihm

zum klareren Bewußtſeyn zu bringen, was es an einem Werk oder an der Individualität eines Schriftſtellers hat, es auf Fehler und Mängel, auf Schönheiten und Vorzüge aufmerkſam zu machen, und das Urtheil, das ſich der nicht tiefer eingehende Leſer oft faſt inſtinktmäßig bildet, bald zu berichtigen, bald zu beſtätigen und ihm eine feſte Begründung zu geben; ſo arbeitet der Kritiker im Dienſte des Publikums, es auf das Gute aufmerkſam machend, es vor dem Schlechten warnend, ſeinen Geſchmack durch Läuterung der Einſicht, durch Eröffnung neuer Geſichtspunkte, durch Anregung eigenen Nachdenkens bildend, oder auch in manchen Fällen für ſeine Würde, für die Achtung, die man ihm ſchuldig iſt und die durch ſchlechte Schriften verletzt wird, kämpfend; andererſeits ſteht er auch in einem Verhältniß zu dem Autor, deſſen Werke er beurtheilt, und es deutet immer auf etwas Fehlerhaftes hin, wenn dies Verhältniß nicht beſteht oder nicht beachtet wird: der Kritiker ſoll dem Autor durch ſeine Beurtheilung nützlich zu werden ſuchen, d. h. nicht durch lobhudelnde Empfehlung, ſondern durch ſeinen wohlbegründeten, im Intereſſe der Wahrheit und Schönheit ausgeſprochenen Tadel, ſo wie durch motivirtes, aus Sachkenntniß hervorgehendes Lob; der Kritiker muß den Autor über die etwaigen Mängel ſeines Werks aufklären, damit er ſie verbeſſere und fortſchreite, oder ihm durch gründliche und gewiſſenhafte Anerkennung den Dank des Publikums als deſſen Repräſentant abſtatten. Es iſt in der Regel ſchlimm, wenn ein Autor aus einer Kritik ſeines Werks keinen Gewinn ziehen kann; denn die Fälle, daß ein ganz vollendetes Werk keiner Kritik mehr eine Blöße darbietet, ſind ſehr ſelten — aber häufig geſchieht es, daß Kritiker ſich die Beurtheilung von Werken anmaßen, welchen ſie nicht gewachſen, mit deren Materie ſie nicht vertraut, oft kaum oberflächlich bekannt ſind, unter welchen Umſtänden dann freilich der Autor in der Hoffnung, aus der Beurtheilung Belehrung und nützliche Winke zu entnehmen, ſich getäuſcht ſieht, wiewohl eine ſolche Anzeige immer noch für das Publikum einen gewiſſen Werth haben mag. Aber auch dann beſteht jenes normale Verhältniß zwiſchen dem Kritiker und dem Autor nicht mehr, wenn der Letztere ausdrücklich oder thatſächlich ſeinen feſten Entſchluß zu erkennen gibt, von ſeiner Art und Weiſe in keinem Fall mehr zu laſſen, auf Vorſtellungen, Einwendungen und Tadel keine Rückſicht zu nehmen, und ſeiner Manier, ſeiner

Laune allein zu folgen. Und dies, glauben wir, iſt die Stellung, in welche Heine der Kritik gegenüber getreten iſt; nicht als ob wir meinten es ſey ihm gleichgültig, gelobt und geprieſen zu werden, als läge ihm nicht daran, beſprochen zu werden, per hominum ora tractari; aber wir hegen die Ueberzeugung, weder in Beziehung auf die Richtigkeit und Wahrheit des Inhalts ſeiner Schriften wünſcht und verlangt er irgend Winke und Belehrungen, noch werden Reflexionen über die Tendenz, über den ſittlichen Gehalt, über den äſthetiſchen Werth, über die moraliſchen Wirkungen ſeiner Produktionen einen fruchtbaren Eindruck auf ihn machen und ihn zum Nachdenken, zum Prüfen, zum Umkehren vermögen. Wenn dieſe Ueberzeugung uns einerſeits mancher Rückſichten entbindet, welche die Kritik da zu nehmen hat, wo ſie dem Autor ſelbſt durch Tadel und Zurechtweiſung nützlich zu werden hoffen kann, in welchem Falle ſie die Pillen verſilbert und den Rand der bittern Schale mit Honig beſtreicht: ſo ſchärft ſie zugleich das Bewußtſeyn unſrer Pflicht dem Publikum gegenüber, je egoiſtiſcher Heine nur ſeine Sache treibt, und die Geſetze, welchen jeder Autor im Grunde ſtillſchweigend zu huldigen ſich verpflichtet, verlacht; und was wir dem Schriftſteller, auf deſſen Bereitwilligkeit, durch ernſte Gründe und wohlwollenden Rath ſich überzeugen zu laſſen, wir rechnen dürften, nur leiſe andeuten würden, das dürfen und müſſen wir dem Publikum, das er in ſeinen Bann zu bekommen trachtet, unumwunden und offen, warnend und abmahnend herausſagen.

Man möge jedoch aus dieſen vorläufigen Bemerkungen nicht ſchließen, daß wir Heines Talente und mannigfache Vorzüge zu leugnen und zu ſchmälern, daß wir ihm eine gerechte Beurtheilung zu verweigern geſonnen ſeyen. Wir werden Gutes und Verwerfliches mit möglichſter Unparteilichkeit gegen einander abwägen; aber freilich ſind wir uns deſſen bewußt, daß, ſo groß auch die Summe von jenem ſeyn mag, es doch von dem letzteren überwogen wird; — man mag dies unſer Vorurtheil nennen, wir geben es als unſere auf unmittelbarem Gefühl, auf dem Geſammteindruck, den Heines Schriften auf uns machten, beruhende Ueberzeugung. Längere Zeit, wir können dies zugeben, mochte man im Zweifel ſeyn, was man bei Heine für den eigenthümlichen Kern und die Subſtanz ſeines Weſens, was dagegen für zufällige Zuthat und Auswuchs halten ſollte, ob das Erz oder die Schlacken

überwiegen, ob aus der schillernden Schlangenhaut ein Kakodämon oder ein Agathodämon hervorbrechen würde? Der Dichter konnte Einem das strenge Maß aus den Händen schmeicheln und manche Sünden, deren man den Autor und den Menschen zu zeihen sich berechtigt glaubte, mit einem glänzenden Firniß bedecken und beschönigen; durch die anscheinende Harmlosigkeit, durch den oft affektirten Leichtsinn, durch das scherzhafte Preisgeben seiner eignen Person konnte sich die Kritik eine Zeit lang entwaffnen lassen, und es gab eine Zeit, wo man etwa geneigt seyn mochte, ihm das Prädikat eines „ungezogenen Lieblings der Grazien" zu gönnen, wobei man immer noch einen Abstand zwischen ihm und Aristophanes annehmen konnte, so groß etwa als zwischen der Conditorei von Stehely in Berlin und der Akademie in Athen. Aber diese verblendete Langmuth mußte ihr Ende erreichen, als Heine, mehr und mehr die Dichterlarve abwerfend und die Farben seiner Poesie nur zur gelegenheitlichen Dekorationsmalerei in seinen anderweitigen Schriften verwendend, sich selbst jener Entschuldigungen begab, womit die ihm Wohlwollenden seine Unarten zudeckten, als er statt des poetischen Strebens: die Welt zu ergötzen und zu erfreuen, sich die „Mission" beilegte: die Menschheit als „Apostel" neuer Lehren zu unterrichten, als er anfing wie ein Meister vom Stuhl sich zu geberden — freilich auch wieder von einem Freimaurer-Meister, in anderer Art, so sehr verschieden, wie von einem Aristophanes. Heine kann jetzt nicht mehr vorschützen, daß er nur ein harmloser, etwas leichtsinniger Dichter, eine honigsammelnde Biene sey, die sich nur in der Nothwehr des Stachels bediene; er hat mehr von der Natur der Wespe angenommen, oder gar der Hornisse — doch ist sein Stachel, so viel wir wissen, noch keines Mordes schuldig geworden, obgleich es ihm nicht an Genossen fehlt, so daß sie leicht zu drei oder sieben einen Mann oder ein Roß sollten tödten können. Wir müssen, da Heine in neuerer Zeit so ganz die Poesie verlassen hat — oder die Poesie ihn — seine dichterische Periode von der prosaischen einigermaßen trennen, wobei wir zwar keineswegs übersehen, daß auch seine prosaischen Schriften noch hin und wieder etwas von den disjecti membra poetæ aufweisen, zugleich aber auch im Voraus bemerken, daß man die in seinen späteren Schriften deutlicher und unverhüllter hervortretende Tendenz auch in seinen Poesien schon im Keime enthalten

zu finden berechtigt iſt; wir wollen Heine, trotz ſeiner vielbeſprochenen Zerriſſenheit, eine gewiſſe Einheit und Conſequenz gar nicht abſprechen; wir anerkennen, daß in all ſeinem Treiben und Schaffen eine Methode iſt; ob aber jene Einheit eine gediegene, ob dieſe Methode eine die Erreichung eines würdigen Ziels verbürgende ſey, muß ſich im Verlaufe unſerer Erörterung ergeben.

Es ſind jetzt etwa fünfzehn Jahre, daß Heine zuerſt als lyriſcher Dichter auftrat; das lyriſche Intermezzo zwiſchen den beiden Dramen Ratkliff und Almanſor iſt aus den Jahren 1822 und 1823. Die Dramen haben keinen dramatiſchen Werth; es ſind lyriſche Conceptionen in dramatiſcher Form; wir halten uns an die lyriſchen Gedichte, welche ſofort nicht geringes Aufſehen machten. In den Reiſebildern waren auch viele Gedichte eingeſtreut und im Jahr 1827 erſchien ſchon die erſte Auflage des Buchs der Lieder, das unbeſtreitbar eine große Wirkung hervorbrachte. Seit dieſer Zeit aber hat Heine wenig Poeſien producirt, oder doch wenige ſolche, die einen Fortſchritt angedeutet hätten, die etwas mehr als Variationen eines älteren Themas geweſen wären — und in den allermeiſten iſt er nur ſein eigner Nachahmer geworden, oder hat er das Verdienſt der Neuheit um einen allzuhohen Preis — um den der Erniedrigung der Muſe — erkauft.

Heine iſt der Dichter der Dämmerungs- und Nachtſeite des menſchlichen Herzens; ſeine Poeſien ſind nicht durchleuchtet von dem holden, erfreulichen Licht des Tages, oder wenn ſie einmal aus jenen trüben Regionen ſich erheben zu wollen ſcheinen, ſo ſtürzen ſie ſich gleich wieder mit einem gellenden Schrei in jenes ihr heimathliches Element zurück. Aber die Nacht kann in zwiefachem Sinn von dem Dichter gefaßt und gefeiert werden; einem myſtiſchen Dichter, wie Novalis war, erſcheint die Nacht als die heilige, Alles aus ſich gebärende, Alles in ihre Arme zurücknehmende Mutter der Welt und des Lebens; als die Ruhe im Gegenſatz zu dem Kampf des Tages, als mit heiliger Glut das Herz läuternd; die Nacht iſt ihm Symbol der Liebe, der Verſöhnung, der ſeligen Ewigkeit; — in ganz anderem, zum Theil gerade in entgegengeſetztem Sinn kann Heine als Dichter der Nacht bezeichnet werden. Er fühlt ſich zur Nacht hingezogen als zum wüſten, trüben Element trauriger und feindſeliger, ſcheuer und wahnſinniger Geſpenſter, als zur Erzeugerin ſchadenfroher, neckender Irrlichter,

als zur Stätte troſtloſer Verzweiflung; wilde, phantaſtiſche Träume bevölkern ſie und offenbaren alle Greuel und Zerriſſenheiten, welche der Tag ſchamhaft verhehlte; Novalis empfindet und feiert die Nacht geiſtig; Heine geſpenſtiſch. Dies iſt ausgedrückt in Verſen wie folgende, denen ſich noch viele zugeſellen ließen:

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einſt ein ſüßes Bild;
Nun das ſüße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth;
Und um ihre Angſt zu bannen,
Singen ſie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich ſinge
Jetzo in der Dunkelheit;
Iſt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angſt befreit.

und anderswo:

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſteigt aus dem Todtenreich,
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

Toller, verworrener, nächtlicher Spuk iſt eines der Hauptthemata von Heines Buch der Lieder, die Traumbilder enthalten beinahe gar nichts Anderes; wir dürfen ſtatt aller andern nur an die Kirchhofsſcene von dem Spielmann und den Geiſtern, an die von dem Teufel eingeſegnete Höllenhochzeit erinnern — in einem ſolchen Geiſtertumult befindet ſich der Dichter, daß er ſelbſt ausruft:

Da hab' ich viel blaſſe Leichen
Beſchworen mit Wortesmacht;

Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Heine beſitzt für die Schilderung ſolchen Spuks ein auſſerordentliches Talent; die geſpenſtiſchen Geſtalten tanzen in unerſchöpflicher Fülle, in der bunteſten Mannigfaltigkeit, in den tollſten Sprüngen und wahnſinnigſten Geberdungen aus ſeiner Phantaſie hervor, etwa wie wir dieſe Geſpenſterweſen in Retzſch's Umriſſen zu Fauſt in Geſtalten gefaſt ſehen; mit einem kurz hingeworfenen, kecken Zug ſchildert er eine Geſtalt, eine Bewegung aufs anſchaulichſte, und auch die Darſtellung und die Erregung der entſprechenden Empfindungen des unheimlichen Schauers, der wahnſinnigen Angſt gelingt ihm nicht ſelten; aber er würde hierin mehr leiſten und wirken, wenn es ihm ſelbſt gröſtrer Ernſt wäre, wenn er etwas mehr an die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie glaubte, in einer ſtärkeren poetiſchen Illuſion dichtete, wie dies bei Hoffmann der Fall geweſen ſeyn ſoll, welcher es nicht allein im Zimmer aushielt, aus Furcht vor ſeinen heraufbeſchworenen Fratzen und Larven. So wie Heine dieſe Spukweſen poetiſch behandeln kann nur der, der entſchieden an all dieſe Sachen *nicht* glaubt, wer Alles zuſammen als phantaſtiſchen Unſinn betrachtet, was es auch dem nüchternen, beſonnenen Verſtand allerdings ſeyn muß; aber ſo abſurd wie uns nach dem jetzigen Stand der Bildung dieſe Geſchichten erſcheinen, ſind ſie doch nicht, wenn man ſie im Zuſammenhang mit der übrigen Weltanſchauung der Zeiten betrachtet, welchen ſie ihre Entſtehung verdanken, wenn man ihre Verwandtſchaft mit den freilich graß und ſinnlich gefaßten Ideen des böſen Princips, der Auferſtehung, der Vergeltung ꝛc. etwas genauer erwägt, und gewiß wird Niemand, wer irgend Sinn für Poeſie hat, mögen ſonſt ſeine philoſophiſchen und religiöſen Anſichten noch ſo abgeklärt ſeyn, die Hölle und das Fegfeuer Dantes als abgeſchmackte, wahnſinnige Poſſen verachten und verwerfen; Dante aber glaubte wenigſtens als *Dichter* an die Schöpfungen ſeiner Phantaſie, und dadurch iſt ohne Zweifel die mächtige und dauernde Wirkung ſeiner göttlichen Komödie großen Theils bedingt.

Heine glaubt nicht an ſein Geſpenſtervolk — nicht einmal als Dichter, und er ſcheint ausdrücklich dem Verdacht begegnen zu wollen, als ſey er eines ſolchen, unſrer aufgeklärten Zeit übel

anſtehenden Glaubens irgend fähig; daher müſſen ſich ſeine Geſpenſter und Dämonen ſelbſt verſpotten, ironiſiren, ſich ſelbſt dadurch poetiſch vernichten, und darthun, daß ſie nur die willkührlich vom Dichter gewählten Bilder und Arabesken ſind, deren er ſich zu gröſſerem Effekt bediente; nur die zufälligen Träger ſeiner poetiſchen Ideen, welche den Stempel ihres prekären Daſeyns an der Stirne tragen. Auch waren es nicht, wie bei den Geiſtern und Geſpenſtern mancher anderer Dichter, tiefſinnige Ideen, welche durch ſolche geſpenſtiſche Viſionen veranſchaulicht werden ſollten, ſondern Heine citirt ſie hauptſächlich nur zu dem Behuf, den nächtlichen, verworrenen Tumult in ſeiner eigenen Seele, das Gemiſche und Gewühle wilder, ſchmerzlicher, wahnſinniger Gefühle und Gedanken zu verſinnlichen, und in ſo fern tritt er mit allen ſeinen Geſpenſtern und Dämonen nicht aus dem Gebiet der ſubjektiven Lyrik hinaus. Das Gebiet der Romanze aber berührt er in einigen trefflichen Nachtbildern, wie z. B. in der Schilderung der zerrütteten Pfarrersfamilie, welches anfängt:

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Guckt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof
Das ſtille Pfarrerhaus.

und das, nachdem die Zwietracht, das Elend und die Geſunkenheit der Familie mit kurzen Zügen angedeutet iſt, ſchließt:

Sie hören pochen an's Fenſter,
Und ſeh'n eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

Und ohne das Dazwiſchenkommen eines Geſpenſtes macht einen eben ſo erſchütternden Eindruck die Schilderung des verdrießlichen Jägerhauſes:

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort;
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

Zwar gehört dies Gedicht der malenden Gattung der Poeſie an, welche wir im Allgemeinen nicht eben hoch ſtellen und billigen können, weil die Poeſie, ihrem Begriff nach, als die Zeit erfüllende Kunſt, im Gegenſatz zur bildenden, den Raum erfüllenden, Fortſchritt und Bewegung verlangt; es wäre aber gewiß Heine nicht ſchwer geweſen, mit einer leichten Wendung dem Gedicht die mangelnde Bewegung mitzutheilen, und das Gemälde in Handlung zu verſetzen. Vielleicht aber iſt es doch Heine überhaupt von der Muſe verſagt, auch bei einer Fülle von Talent, das ſeiner Quantität nach zu einer Menge ſchöner Poeſien zureichen könnte, ſo leicht etwas ganz Vollendetes zu ſchaffen, und hindert ihn ein ſchadenfroher Dämon, an ſeine glücklichſten Compoſitionen die letzte Hand zu legen, oder zwingt ihn gar, ſie mit einem häßlichen Zug noch am Schluß zu verunſtalten? — Wir werden ſpäter darauf kommen.

Ein willkommenes Thema ſeiner Lieder iſt für Heine das „wüſte, nächtliche Meer,“ das er ebenfalls mit alten und neuen und moderniſirten Göttern und Dämonen bevölkert, wie in den keck und ironiſch-phantaſtiſchen Bildern der Nordſee. In der nächtlichen, ſturmgepeitſchten See, voll offener und verborgener Schrecknisſe, iſt dem Dichter — (wenigſtens in ſicherer Erinnerung) recht wohl; er glaubt in ihr das Symbol ſeines ſturmbewegten Weſens zu erkennen und verſichert: „Ich liebe das Meer wie meine Seele,“ was freilich bei einem Mann wie Heine, welcher dem Spiritualismus tödtliche Feindſchaft geſchworen, und die Materie, das Fleiſch, auf den Thron heben will, möglicherweiſe ſehr wenig bedeuten kann.

Auch die Liebe, der gewaltige Berauſchungskelch der Poeten, verſetzt Heine nicht in das lichte, heitere Element des Aethers,

auch ſie bannt ihn in unheimliche, düſtere Nacht. Die „Sängerliebe“ pflegt ſonſt eine doppelt verklärende Kraft zu beſitzen und ihren Glanz ſowohl auf die in den Gedichten Gefeierte, als zurück auf den glücklich oder unglücklich Liebenden zu werfen. Sängerliebe iſt ſonſt ein goldner, ſonniger, himmelblauer Tag, oder eine klare, milde Mondnacht — aber Heines Liebe gleicht auch wieder einer wilden, ſtürmiſchen Nacht — es leuchtet ihm nicht die Sonne des Glücks, nicht der Mond der Sehnſucht oder der Erinnerung; nur gelbe und grüne Blitze zerreißen das Dunkel und zeigen uns den bitter zuckenden, fluchenden Mund, das blaſſe Antlitz eines Verzweifelnden, dem ſeine Geliebte treulos geworden und der jetzt zwiſchen zärtlichen Erinnerungen und eiferſüchtigem Zorn gepeinigt ſchwebt:

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſeyn?
Du haſt mir ja Gift gegoſſen
In's blühende Leben hinein.

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſeyn?
Ich trage im Herzen viel Schlangen
Und dich, Geliebte mein.

Dieſe unglückliche Liebe iſt das Thema von Heines Liedern in unzähligen Variationen, und man kann weder ſeiner Liebe noch ſeinem Schmerz das Anerkenntniß poetiſcher Wahrheit und Stärke verſagen, wenn ſchon man den Adel der Geſinnung in beiden vermißt, und behauptet werden muß: daß eine Liebe, welche ihr Unglück ſo zu Schandmünzen [illegible] den geliebten Gegenſtand ausprägt, ſich ſelbſt nicht ſondert. [illegible] und ein ſo ſich äußernder Schmerz für ſich ſchon das Gl[illegible] erwirke. Daneben finden ſich freilich auch Lieder ganz reiner und fleckenloſer Art, die, von den andern geſondert, einen köſtlich duftenden Strauß von Poeſie ausmachen würden; aber man muß bei ihnen, um ſie recht genießen zu können, vergeſſen, daß der Dichter ſelbſt ſeine Lieder vergiftet nennt; man darf nicht die Seele des Dichters mit ihnen identificiren, und muß auf die Freude verzichten, die Einem bei andern Dichtern gegönnt iſt: auf der Spur ſolcher ſchönen Lieder bis zu ihrer Geburtsſtätte, zu dem reichen Gemüth des Schöpfers derſelben

vorzudringen. Eine gewaltige Leidenſchaft iſt die Liebe, welche Heine in ſeinen Liedern ausſpricht — aber nicht ein integrirendes Gefühl ſeiner Seele, nicht ewig verſchmolzen mit und geheiligt in ſeinem Bewußtſeyn; es iſt ſchon ſo weit gekommen, daß er die Liebe von früher als eine bloße Illuſion betrachtet und er ſingt jetzt von „blöder Jugendeſelei,“ und parodirt faktiſch und in angeblicher Poeſie die Liebegefühle der frühern Zeiten.

Gehen wir nun über zur näheren Charakteriſirung von Heines lyriſchem Talent, ſo müſſen wir ihm vor Allem eine außerordentliche Lebendigkeit, Beweglichkeit, Kraft und Glut der Phantaſie zuerkennen — und alles dies in um ſo höherem Grade, als man bei ihm zu dem Glauben berechtigt iſt, die Phantaſie vikarire in ſeiner Poeſie ganz oder großentheils für das Herz oder Gemüth, denn die Poeſie kann, an ſich neutral, den entgegengeſetzten Principien ſich dienſtbar machen, wie dies bei Heine wirklich der Fall iſt; ſie iſt fromm in den Frommen und verkehrt in den Verkehrten. Die haben einen beſchränkten Begriff von der Phantaſie, die da glauben, ſie liefere dem Dichter nur etwa neue Bilder, Einfälle, Anſchauungen von Situationen, und die Erfindung von Verwicklungen; nein! die Phantaſie ſchafft in dem Dichter, der mit ihr in hohem Grade begabt iſt, ganze Stimmungen, Zuſtände, ja eine neue Individualität — verſteht ſich, nur auf einige Zeit! und am Ende behauptet immer wieder die reale Individualität ihre Anſprüche und rächt ſich für die von ihrer Doppelgängerin ihr untergeſchobenen allzu edeln und reinen Gefühle durch um ſo derbere, fatal kontraſtirende Produktionen. Abgeſehen aber von dem Spiritus rector, welchem Heines Phantaſie dienſtbar iſt, ganz für ſich genommen, iſt ſie bewunderungswürdig und verdient das Aufſehen, das ihre erſten Flügelſchläge erregten. Ganz ihrer Naturkraft vertrauend, ohne alle künſtliche Vorbereitung und Präludien beginnt ſie mit einemmal ihre Schätze zu offenbaren, wie ein Baum plötzlich die Fülle ſeiner Blüthen aufſchließt; aber ihre Blüthen ſind nicht, wie die des Baumes, gleichgeſtaltet und gleichfarbig; nur die Friſche, der Glanz iſt allen gemeinſam; bunt jedoch ſind die Farben und mannigfaltig ihre Formen, verſchieden ihr Duft. Dürfen wir das Bild noch weiter verfolgen, ſo möchten wir auch ſagen: mehr noch wird das Auge von ihrer bunten Mannigfaltigkeit, von der ſchillernden und glühenden Farbenpracht angezogen und oft

beinahe geblendet, als von ihren Düften der Geruch befriedigt und die Seele in einen träumeriſchen Taumel verſetzt; wenigſtens findet man nicht die reinen ſüßen Wohlgerüche der Reſeden, Veilchen, Lilien oder Roſen heraus, ſondern es iſt eher ein narkotiſches Gemenge, welches beinahe den Athem verſetzt, und die Blumen warten nicht ab, bis man ſich zu ihnen hinbeugt, ſondern ſie ſchwanken Einem keck und muthwillig, neckend und oft ſogar wehethuend und ritzend ins Geſicht. In je engerer Sphäre ſich Heines lyriſche Poeſie im Grund immer hält, um ſo erſtaunlicher erſcheint in dieſem beſchränkten Raum ihr Reichthum; aber ſeine Phantaſie braucht auch nur einen Faden auszuwerfen, ſo zieht ſie damit ſogleich die entfernteſten Gegenſtände in ihr poetiſches Netz und aſſimilirt ſie ſich auf wunderbare Weiſe; ſie ſpringt über alle Geſetze des Raums, der Zeit und der Logik hinweg, und verwandelt die ganze Welt in ein bald luſtiges, bald ſchauerliches Mährchen. Heines Lieder machten einen um ſo größern Eindruck und gewannen ein um ſo zahlreicheres Publikum, als er ſich urſprünglich gar nicht die Miene eines Dichters vom Fach gab, ſondern mit vornehmer Gleichgültigkeit, wie ein Dilettant, ſeine Poeſien, kunſtloſe Erzeugniſſe des Augenblicks, hinzuwerfen ſchien. Es war als wollte er den Wahn zerſtören, das Dichten ſey eine Kunſt und müſſe deßwegen auch gelernt ſeyn; hatte Uhland in ſeinem Gedichte: Freie Kunſt ſich gegen den Zunftzwang in der Poeſie ausgeſprochen, und Alle, „welchen Geſang gegeben,“ zum Singen aufgefordert — was freilich von Vielen in allzu ausgedehntem Sinn verſtanden wurde: ſo konnte Heine als willkommene Autorität allen Naturaliſten erſcheinen, die auch nicht entfernt darauf Anſpruch machen konnten, daß ihnen „Geſang gegeben“ ſey, die nur etwa eine unglückliche Liebe gehabt hatten, oder die mit der Welt zürnten, oder die nur von vier Zeilen zwei reimen, oder die auch nur ungereimt ſchreiben konnten. Heine gefiel nämlich nicht blos den wirklich poetiſchen Gemüthern durch das wahrhaft Poetiſche in ſeinen Gedichten, ſondern auch vielen im Grunde nicht oder wenig poetiſchen Leſern durch ſonſtige, eigentlich nicht poetiſche Beſtandtheile ſeiner Gedichte. Jene erkannten das große poetiſche Vermögen und bewunderten die Kraft, auch wo ſie die Verſchwendung bedauerten und den Mißbrauch tadelten; unter den letztern dagegen fanden ſowohl die Sentimentalen manche ſchöne, fromme Blume unter dem Unkraut, theils machten

die Frivolen, die ennuyirten und blaſirten Weltleute, an dieſen Gedichten einen koſtbaren, ſeltenen Fund, wegen des hineingerührten Witzes, der Ironie, der Bosheit, des Unglaubens und der Sittenloſigkeit, die ſich darin verſteckten. Wie der Araber es an ſeinem Kameel rühmt, daß Alles von ihm zu brauchen und nützlich ſey, ſo wurde Alles an Heine, freilich von Verſchiedenen, als willkommen und förderlich aufgenommen. Den Halbgebildeten in der Poeſie, den Roheren nämlich, erſchien er beinahe als der Erlöſer der von einigen Pedanten gefangen gehaltenen Muſe; der eſoteriſche Cultus, meinte man, werde durch ihn ein Gemeingut werden und die Ariſtokratie der Nachtigallen der Demokratie der plötzlich mit Geſang begabten Sperlinge weichen müſſen. Die Nachläſſigkeit und Ungenirtheit, womit Heine ſeine Lieder hinwarf, ohne auf Metrum und Reim beſondere Sorgfalt zu verwenden, die Leichtigkeit, womit er die gewöhnlichſten Dinge in die Poeſie hereinzog und zuweilen zur Poeſie wirklich erhob, ſchienen nicht Wenigen das wahre Geheimniß der Poeſie zu ſeyn, und ſie lernten ihm treulich ab, wie er ſich räuſperte und ſpuckte. Weil Heine ſchöne Bilder und Empfindungen oft in nachläſſige Verſe kleidete, hielten ſie ſchlechte Reime für den Schlüſſel zur Poeſie; weil ſich bei Heine oft Unwürdiges in die ſonſt trefflichen Lieder einſchlich, machten ſie auf das Gemeine Jagd, und den, die echte Poeſie tödtenden Witz hielten ſie für ihr Lebensprincip. Jeder, dem es ſpatzenhaft zu Muthe war, glaubte ſeine „Miſſion“ zum Dichter à la Heine in der Bruſt zu empfinden und begann ſich damit zu legitimiren, daß er aus Heines Gedichten unerhört ſtahl. Wenn ſeine Gedichte verloren gingen, man könnte ſie beinahe wieder aus den ihm von ſeinen Schülern geſtohlenen Fragmenten zuſammenſetzen, nur daß dieſe den Geiſt und die Poeſie daraus geſchieden haben. Offenbarte ſich Heines Dichterkraft darin, daß er ſelbſt das Trivialſte und Gemeinſte oft wenigſtens mit einem Schein und Anhauch von Poeſie umkleidete, ſo wollten ſeine Nachtreter die Rohheit und die Poeſie identificiren, und glaubten lauter poetiſche Columbuſſe zu ſeyn, wenn ſie ein Ei halb zerſtoßend auf den Tiſch ſtellten. Freilich kann man Heine nicht für die Fehler und Jämmerlichkeiten ſeinen Nachahmer verantwortlich machen, aber ſie veranlaſſen uns doch, die Keime derſelben bei ihm ſelbſt aufzuſuchen, und dies um ſo mehr, als er

beſonders in ſeinen ſpäteren Gedichten häufig mit den fadeſten und ſchlechteſten ſeiner Nachtreter zu wetteifern ſcheint.

Bei aller Virtuoſität der Phantaſie fehlt es Heine unſers Erachtens an dem Vermögen der Compoſition im höheren Sinn; bei der poetiſchen Luſt fehlt ihm, wir wollen gar nicht einmal ſagen der ſittliche, es fehlt ihm ſchon der künſtleriſche Ernſt, der ſich ſelbſt bei den leichteſten und frivolſten Erzeugniſſen in der ſorgfältigen Ausarbeitung des Einzelnen, in der künſtleriſchen Abrundung des Ganzen, bei einem Anakreon wie bei einem Beranger beurkundet. So ziemlich als Regel gilt von Heines Gedichten, daß die kürzeſten die ſchönſten ſind; ſo bald ſie etwas ausgedehnter werden, ſo bald bemächtigt ſich auch gleichſam ein feindſeliger Dämon derſelben und beſchädigt und entſtellt ſie durch einen häßlichen Schluß; desinit in piscem mulier formosa superne; ſeine Phantaſie iſt nicht ein ſtetes Feuer, ſondern eine raſch aufflackernde Flamme, die bald ermattet und an deren Stelle ſich dann der kalte, boshaft züngelnde Witz, der feindſelige Hohn drängt. Wir wollen nun die Güte der Poeſie keineswegs mit der Elle meſſen, und ziehen ein kurzes und treffliches Gedicht einem langen, mittelmäßigen bei weitem vor, ja wir achten die Kürze, die Prägnanz an ſich ſchon für eine poetiſche Tugend; aber wir mißbilligen jene kokette Kürze, welche durch raſches Abbrechen, durch einen vielſagenſollenden Gedankenſtrich oder Ausrufungszeichen, durch gemachte kindiſche Einfachheit Effekt machen will. So ſind Heines meiſte Gedichte nicht eigentliche Lieder, im angenommenen Sinne des Worts — Poeſien, in welchen eine Empfindung ſich rein und ruhig ausſpricht und voll austönt — es ſind jähe, oft ziemlich gottloſe Stoßſeufzer, Epigramme der Leidenſchaft; man konnte Anfangs hoffen, der Dichter werde ſpäter an die Stelle dieſer kurzen Waaren ernſtere und größere Compoſitionen ſetzen; aber es zeigte ſich, daß ihm dazu das Vermögen fehlte; über dieſem poetiſch-phantaſtiſchen Chaos ſchwebte kein ordnender, Licht, Klarheit und Ruhe ſchaffender Geiſt; die Poeſie war für Heine kein Heilmittel der Seele, ſondern nur ein neues Reizmittel heftiger und bitterer Empfindungen; eine wirkliche Einheit der Poeſie und des Lebens ſuchte er nicht, — eine ſolche Einheit und Verſöhnung, in welcher das Leben verklärt und und geadelt wird; entweder löste er die Wirklichkeit zu einem Mährchen, zu Schaum und Schein auf, oder, häufiger noch, er zog die

Poeſie zur nackten, gemeinen, mit Vorliebe durchwühlten Wirklichkeit herunter. Den Triumph des Schönen ſah er nicht in ſeiner Durchdringung mit der Wahrheit und Sittlichkeit, ſondern eher in ſeinem Sieg über dieſe Mächte; er zog den Kitzel der Rebellion dem Gefühl reiner, ſelbſtbewußter Freiheit vor. Man hat ſeine Gedichte ſo hoch geprieſen, weil es auch einmal wieder nach ſo manchen verkünſtelten und geſchraubten, gelehrten und ängſtlichen Poeſieen, friſche und kräftige poetiſche Naturlaute ſeyen, aber dies iſt falſch. Heine ſetzt ſich allerdings über die Convenienz hinweg; er läßt auch oft die unmittelbarſte Poeſie aus friſchen Quellen ſpringen; aber häufig, ja im Durchſchnitt, iſt ſeine Poeſie nicht urſprüngliche Natur, vielmehr ſind es die Naturlaute der Corruption, die wir darin vernehmen, welche allerdings die Mängel und Blößen des ſittlichen Geſellſchaftszuſtandes der Zeit oft mit grellen Lichtern beleuchten, aber keine Erhebung darüber beurkunden, ja ſogar trotz aller ſcheinbaren Feindſeligkeit und Erbitterung immer wieder mit ihnen liebäugeln.

Die Keckheit und Frechheit von Heines Poeſie zeigt ſich bis ins Kleinſte hinaus, oft glänzend, beſtechend und frappirend, aber oft anwidernd. Oft anmuthig und höchſt anſchaulich ſind ſeine originellen Wortbildungen, ſeine ſeltſamen, aber nicht ſelten treffenden Prädicate, ſeine haſtigen Uebergänge und Sprünge; aber dies Alles wird durch Wiederholung etwas abſchmeckend und durch Uebertreibung widerlich. Witz und Einbildungskraft ſind ſich nah verwandt; ſie bedingen ſich zum Theil gegenſeitig und fließen in einander über; in den Wirkungen eines poetiſchen Produkts verleugnet ſich aber nicht, ob es von dieſer oder von jenem eingegeben iſt; was vom Witz ſtammt, überraſcht im Augenblick und wird auf einmal verzehrt; was aus der Phantaſie, gefällt und feſſelt dauernd, es wird immer fort empfunden und genoſſen; der Witz iſt vergänglich wie ein Feuerwerk; iſt er verpufft, ſo bleiben nur Kohlen — der Kohlenſtoff der Phantaſie aber ſind Diamanten. Der Witz ſchafft mit Abſicht und Bewußtſeyn, die Einbildungskraft dagegen iſt mehr paſſiv und unbewußt, ſie hat gleichſam einen beſtimmten, unveränderlichen Typus der Weltanſchauung, und da wo ſie in hohem Grade vorhanden iſt, wird ſie faſt ganz und gar identiſch mit dem Weſen des Menſchen, während der Witz ſich ſelbſt ſeine Gläſer ſchleift, durch die er abwechſelnd die Welt

betrachtet. In Heine hat der Witz noch die Oberhand über die Einbildungskraft — daher jene seltsamen Uebertreibungen, jene unsinnigen, häufig mehr unklugen als phantastischen Verbindungen und Zusammensetzungen, jene zur stehenden Manier gewordenen Verschmelzungen von Sinnlichem und Geistigem, von Abstraktem und Concretem, die gezwungenen, monströsen Bilder und Vergleichungen; ein paar Male läßt man es sich schon gefallen, von „grünen Mährchen," „blauen Räthseln," „blauen Gedanken" u. s. w., von „einigen Centnern Ruhms" und dergleichen zu lesen, aber in die Länge wird es widerlich, und bei Ausdrücken, wie sie z. B. in „Untergang der Sonne" vorkommen: „Runde Metze des Weltalls" (als Anrede an die Sonne), und in der Schilderung des Meergotts: „Er trug eine Mütze von gelbem Flanell und ein abgewelktes Gesicht," hat man schon beim erstenmal genug. Contraste der wohlfeilsten Art findet man in Menge in den dem Salon beigegebenen Gedichten, wo die Namen der Dirnen, an welche die Lieder gerichtet sind, mit der trivialen Liederlichkeit, mit der gemeinen Plattheit des Inhalts einen grellen Gegensatz bilden. Da lesen wir in Gedichten an die Damen Hortense, Clarisse, Yolante, Marie, Diane, Seraphine und Angelique Gefühlsergüsse ihres Anbeters wie folgende:

„Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,
Die so grausam mich verhindert,
Dich zu schauen im Theater!"

ferner:

„Heimlich schienst du zu miauen;
Glaube nicht, daß ich dich kratze,
Wage nur mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze."

ferner:

„In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind."

ferner:

„Schaff' mich nicht ab. Wenn auch dein Herz
Sich mir entfremdet hat;
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' ich auch dich satt."

ferner:

„Ach, wie ſchön biſt du, wenn traulich
Dein Gemüth ſich mir erſchließet,
Und von nobelſter Geſinnung
Deine Rede überfließet.“

ferner:

„Die Gläſer ſind leer, das Frühſtück war gut,
Die Dämchen ſind roſig erhitzet“ u. ſ. w.

ferner:

(Jetzt) „wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beſte mir dabei.
Iſt es die verſchwundne ſüße
Blöde Jugendeſelei?“

Wir begnügen uns mit dieſen faſt ſchon zu vielen Proben, und übergehen alle die zahlreichen ſeynſollenden Gedichte, wo auch der letzte Funke von Poeſie in naſſem, ekelhaftem Schmutz, in ſich ſpreizender Schamloſigkeit erloſchen iſt. Heines würdig iſt in der That der Einfall, ſolche Gedichte an Geſchöpfe zu richten, die er unter den Namen Diana, Seraphine, Angelique feiert! Man muß ihm übrigens Dank wiſſen dafür, daß es ihm, dem Schöpfer und Meiſter dieſer Baſtardart von Poeſie, gefallen hat, durch ſeine eigene Autorität zu beweiſen, welch würdigem Alter eine ſolche in der Jugend wenigſtens noch theilweiſe reizende Dichtungsmanier entgegengeht; denn Heine iſt, obgleich er dem phyſiſchen Lebensalter nach noch nicht bejahrt ſeyn kann, in der Poeſie doch ſchon ein abgelebter Greis und ein Märtyrer ſeines Syſtems, welches den Geiſt unter das Fleiſch gefangen nimmt, mithin nicht dulden kann, daß jener dieſes überdaure.

In ſeiner beſſeren poetiſchen Periode hat Heine unleugbar einen großen Einfluß auf die jüngeren Poeten Deutſchlands ausgeübt; er hat Viele in ſeine Manier hinein gezogen, und vielleicht noch Mehrere auf den Wahn gebracht, ſie ſeyen Dichter oder könnten es werden — Dichter nämlich gleichbedeutend mit Heinianer genommen. Andere, Geiſtesverwandte von Heine oder ſonſt ihm befreundet, oder von ihm erweckt, darunter wohl auch ſolche, die nicht einmal einen Vers in Heine's Manier machen konnten — freilich eine faſt unglaubliche Ungeſchicklichkeit! — und ſich deßwegen auf Kritik verlegten, prieſen mit ſchmetternden Trompetentönen Heines Poeſie als die einzige wahre und göttliche oder diaboliſche,

was eigentlich gleichbedeutend seyn sollte. So ließen sich Viele von dem Beifallssturm, welcher Heine zum Theil nicht mit Unrecht empfing, der aber auch künstlich unterhalten und gesteigert wurde, mit fortreißen, und wir wollen nicht leugnen, obgleich uns die Proben noch nicht zu Gesicht gekommen sind, daß Heines Poesie wirklich auch in Andern Poesie geweckt und erzeugt haben mag; geneigt aber sind wir, ihm ein anderes Verdienst zuzuerkennen, auf das er wohl zu bescheiden ist Ansprüche zu machen, und an welchem er, seiner Absicht nach, unschuldig ist. Seine früheren Gedichte fielen in eine poetisch ziemlich laue und erschlaffte Zeit; die lebenden Dichter waren großentheils verstummt, keine Vereine der Poeten zu gemeinsamen Unternehmungen bezeugten Kraft und Lust, es war eine verdrießliche Stille; da trat Heine auf und gab dem Interesse für Poesie einen neuen Impuls, der jedoch nicht ihm ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal vorzugsweise zu gut kam; das Publikum zeigte sich wieder empfänglich, ja begierig; die Poeten fühlten Lust in sich, mit dem Neuaufgetretenen zu wetteifern, poetische Almanache entstanden, die älteren Dichter, die schon einen gefeierten, aber fast ruhenden Namen hatten, verjüngten theils ihre Muse, theils ihre Popularität; Mancher, dem Heines sprühende Phantasie, seine schämende und farbenleuchtende Poesie wieder den poetischen Hunger gereizt, aber nicht befriedigt hatte, suchte sich jetzt wieder gesundere und kräftigere Nahrung bei andern Dichtern, so daß er der alle Dichter zu verdunkeln sich schmeicheln mochte, und der nur Goethes Superiorität anerkannte, d. h. „ihn beneidete," wider seinen Willen dazu beitrug, sie in ein helleres Licht zu stellen; daß er, der als Diktator sich zu geberden Lust zeigte, eine Reaction herbeiführte, die den von ihm Bedrohten oder Verachteten neuen Glanz verlieh.

Den Uebergang von Heines Poesie zu seiner Prosa können wir mit seinem Geständniß in der Vorrede zum dritten Theil des Salons machen, er habe sich, weil es mit der Poesie auf die Neige gegangen, (wovon wir Proben gesehen), auf die Prosa gelegt, und es wirklich dahin gebracht, eine „göttliche Prosa" zu schreiben. „Göttliche Prosa!" ist das Spaß oder Ernst? Heine will, man solle glauben, er sage es im Spaß; dabei aber ist es ihm ohne Zweifel sehr Ernst, so gut als wenn er von seinen „ewigen Liedern" spricht und hofft „mit den größten Namen solle auch der seinige

genannt werden!“ Die „göttliche Prosa“ veranlaßt uns, vorerst beim Formellen, beim Styl stehen zu bleiben. Freilich ist eigentlich der Styl nicht etwas so Aeußerliches, dem Gegenstand so Fremdes, daß er wie ein Kleid, das man aus- und anzieht, für sich beurtheilt werden kann; er ist die aus dem Innern hervorgetriebene und mit dem Innern verwachsene Schaale oder Haut, die, von dem was sie bedeckt losgerissen, welkt und verschrumpft. Ja nicht einmal ein Kleid kann man recht beurtheilen, wenn man es nicht an dem Körper sieht, für den es gemacht ist, und noch viel weniger den Styl eines Autors in abstracto, ohne den Inhalt seiner Darstellung. Aber bei Heine ist es ein eigner Fall; bei ihm hängt am Ende alles am Styl; wie man sagt: Kleider machen Leute, so ist es auch bisweilen der Fall, daß der Styl den Autor macht; er scheint dies selbst anzuerkennen, wenn er sagt, er habe sich auf die Prosa gelegt, er habe eine „göttliche Prosa“ geschrieben, denn hiemit setzt er doch förmlich der Poesie „die Prosa“ als etwas Selbstständiges für sich, auch ohne einen bestimmten Gehalt, entgegen. Die Poesie nun hat für sich, schafft aus sich selbst, mit der Form, auch den Inhalt — Gefühle, Phantasien; sie ist, als lyrische Poesie, nichts anderes als die Fixirung der aus dem Grund der Seele aufsteigenden Perlen; aber was soll die Prosa für sich seyn, ohne Angabe eines Inhalts? Wohl nichts anderes im Sinne von Heine und von Andern, die seine Praxis sofort in ein System zu bringen sich beeifert haben, nichts anderes als die mit ihrem Inhalt identische Form des nicht eigentlich poetisch oder künstlerisch produktiven, sondern des mit Absicht und Bewußtseyn thätigen Geistes, das Vehikel des „Geist-Machens,“ wie wir das französische faire de l'esprit übersetzen müssen. Die Prosa an sich, als solche, so wollen einige moderne Prosaisten, soll es mit der Poesie aufnehmen, ja sie verdrängen, ersetzen und überflügeln können — die Prosa, nicht die Poesie, soll den Bedürfnissen, der Bildung unserer Zeit entsprechen; die nivellirende Tendenz des Jahrhunderts will sich auch darin geltend machen, daß sie den Eigensinn der strengeren poetischen Formen brechen und nur die geschmeidige Glätte der Prosa, als angemessen unserem raffinirten Conversationsgeschmack, übrig lassen will. Was solchen Enthusiasten für die Prosa vorschwebte, mag etwa der Styl eines Heine seyn, die „göttliche Prosa,“ welche dieser Autor von den Hefen seiner Poesie abgezogen

hat und worin man wohl noch hin und wieder den früheren Geschmack verspürt, die aber doch im Ganzen faſt wie eine ſtark gewürzte dicke Brühe iſt, weder ein Getränke noch eine ſolide Speiſe. Mit dieſer „göttlichen“ Brühe ſeiner Proſa — man verzeihe das unedle Bild! — richtet Heine die verſchiedenartigſten Gerichte an; Hohes und Niedriges, Edles und Gemeines, Ernſtes und Spaßhaftes, Kunſt, Literatur, Politik, Wiſſenſchaft, Religion wird gleicherweiſe mit dieſer koſtbaren Tunke übergoſſen und dem Publikum aufgetiſcht. Die Gegenſtände ſelbſt ſind, wie geſagt, nur Nebenſache, und die Hauptſache bleibt immer Heines Brühe. Natürlich wollen wir damit nicht ſagen, daß Heine ſo arm ſey, ſich immer zu wiederholen, und Alles auf dieſelbe Weiſe zuzurichten; nein, die Ingredienzien wechſeln, die Gerichte ſelbſt modificiren ſchon einigermaßen auch den Geſchmack der Brühe, und etwas Verſchiedenes iſt es immer, ob Heine in ſeiner Proſa eine zähe Philoſophie zu erweichen ſucht, oder ob darin der haut goût des Fleiſches duftet.

Spaß und Bilder bei Seite geſetzt — es iſt Heine in ſeiner Proſa hauptſächlich darum zu thun, ſich ſprechen zu hören, geiſtreich zu ſeyn, Geiſt zu machen — Proſa. ſchöne Proſa will er ſchreiben, und daran ſetzt er Alles. Iſt dies zu tadeln? ſoll die Proſa nicht ſchön ſeyn? o ja, ganz gewiß! aber ihre Schönheit unterſcheidet ſich weſentlich von der Schönheit der Poeſie. Das innerſte Lebensprinzip der Poeſie iſt die Schönheit — eine auf tüchtigem philoſophiſchem Fundament ruhende Aeſthetik wird nachzuweiſen haben und wird es auch leiſten: daß die Schönheit zuletzt auch mit dem Wahren und Guten zuſammentreffen wird und muß; das Prinzip der Proſa aber iſt die Wahrheit, und ſo wenig die Wahrheit des Inhalts die Schönheit und Anmuth der Form auszuſchließen braucht, ſo wenig darf doch die Form auf Koſten der Wahrheit und Vorliebe ausgebildet, dieſe jener irgend aufgeopfert werden. Die Schönheit der Proſa, ſo weit dieſe einen didaktiſchen Zweck hat, was faſt immer der Fall iſt oder wenigſtens ſeyn ſoll, (Bücher wie Bettinas Briefe, rechnen wir, trotz des Mangels der metriſchen Formen, unbedenklich zur Poeſie, und manche Reden ſollen oder dürfen poetiſche Elemente in ſich haben), beſteht in der Angemeſſenheit und Schicklichkeit, in der beſonnenen Kürze des Ausdrucks, in dem engen Anſchmiegen der Sprache an den Gedanken, in der deutlichen Geradheit, womit auf das Ziel losgegangen

wird, in der Verſchmähung alles entbehrlichen, die Schärfe der Gedanken abſtumpfenden, ihre Klarheit trübenden Schmucks und Beiwerks, in ihrer Entfernung von aller Gefallſucht: von einer Proſa, die immer gleichſam im Ballſtaat auftritt, wird man wenig Solidität erwarten. Manche unſrer jetzigen Autoren, und unter dieſe gehört vornehmlich Heine, ſuchen ihre Proſa mit allen möglichen poetiſchen Federn und Flittern herauszuſtaffiren, und leider iſt der Geſchmack des Publikums nicht ſo gediegen und feſt, daß nicht häufig die Pracht der Schönheit, die Verſchwendung dem Maaß vorgezogen würde, und ſo kommt mehr und mehr jenes unglückſelige Zwitterding von Styl auf, der zwiſchen Proſa und Poeſie ſchwankt, die ungebundene bequeme Leichtigkeit von jener mit den Licenzen, Dekorationen und Bildern von dieſer vermengt, dagegen die Schwierigkeiten der Poeſie und den Ernſt der Proſa von ſich ſchiebt, je nachdem die Gelegenheit es gibt, mehr zu dieſer, oder zu jener ſich zählt, die Vorrechte beider in Anſpruch nimmt und zuletzt hochmüthig über beide ſich ſtellt. Auf dieſen Vogel Strauß, der zwar mit den Flügeln gewaltig ſchlägt, aber nicht damit fliegt, hat ſich Heine geſetzt und reitet darauf in der Wüſte herum. Das geht zwar ſehr ſchnell und prächtig, aber ohne eine ſichere Marſchroute, wie der Wind der Laune das Reitthier treibt. Nach einem ſolchen forcirten Ritt gibt ſich der Reiter das Anſehen, als hätte er die wichtigſten Entdeckungsreiſen gemacht.

In dies Gemenge von Proſa und Poeſie haben nun unſre moderne Styliſten zum Ueberfluß auch noch Vieles gerührt, was ſie der proſaiſchen franzöſiſchen Sprache abgeſehen hatten, und wie ein franzöſiſcher Dichter in ſeltſamer Verbindung von Kanonen ſagt: der Gießer habe in die glühende Maſſe „Zinn, Kupfer und Vergeſſenheit des Beſiegten“ geworfen, ſo lieben es unſre Mittler zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur in die poetiſchen Floskeln und kühnen Bilder die lächerlichſten Abſtrakta, nach franzöſiſcher Art hineinzumengen, und ſo ihre Proſa zu einem wahren Ungeheuer, Vogel, vierfüßiges Thier und Fiſch, zu einer Schlange mit Schmetterlingsflügeln zu machen. Der Grund dieſer Sprachfälſcherei liegt aber tiefer, wie wir noch ſehen werden.

Wir ſind weit entfernt, Heine ein großes Talent auch für die Proſa abzuſprechen; er beſitzt in ausgezeichnetem Grad die mehr formellen Bedingungen und Eigenſchaften dafür: große Gewandtheit

und Klarheit des Ausdrucks neben der seine Leistungen in der Poesie bedingenden glücklichen Anschauungs- und Einbildungskraft, die dem Prosaiker nicht minder noth ist, als dem Dichter, aber bei jenem etwas mehr gezügelt und gemäßigt, statt gespornt seyn will. Nicht nur steht ihm das, was ein Autor aus sich selbst zu schöpfen hat: Verstand, Geist, Witz, Combinationskraft, in reichem Maaß zu Gebot; auch sein Gedächtniß ist mit einem ansehnlichen Vorrath von Kenntnissen und von Wissen ausgestattet, ohne daß er jedoch in irgend einem Fach auf den Namen eines Gelehrten wird Anspruch machen wollen. Nicht nur die Begabung zu einem glücklichen Prosaisten besitzt Heine; er hat sich auch schon als solcher gezeigt, wenigstens in einzelnen, kürzeren Abschnitten seiner Schriften, wenn er sich eine Weile des unmäßigen Haschens nach Witz, der Medisance, der Liederlichkeit enthielt, wenn der Gegenstand günstig war und ihn eine Weile zwischen den ihm verderblichen Extremen, die ihn magnetisch anzieben, schwebend erhielt. In der Schilderung der französischen Gemäldeausstellung, in den französischen Zuständen, auch noch hie und da in der romantischen Schule finden sich solche Abschnitte, die man mit Vergnügen lesen kann und mit reinerem Genuß lesen würde, wenn nicht immer die Erinnerungen an andere Abschnitte, durch welche man zu den grünen Oasen gelangte, störend nachwirkten, und Einen mit Angst vor Schlangen erfüllten, die unter den Blumen lauern.

Aber es ist nicht etwa Mangel an Selbstkenntniß, Nachlässigkeit und Leichtsinn, was Heine verhindert, immer, statt nur bisweilen und fast ausnahmsweise, angenehm, rein und würdig zu schreiben; nicht einzelne Fehler hätte er sich abzugewöhnen, nicht bestimmte Unarten zu unterlassen und zu verbessern, um in der deutschen Literatur eine bleibende, ehrenvolle Stelle einzunehmen; nein! er müßte aufhören der zu seyn, der er einmal ist, er müßte im tiefsten Grund seines Wesens sich verwandeln — und kann ein Mohr seine Farbe wechseln oder ein Pardel seine Flecken? Heine fühlt ohne Zweifel, daß er seine eigentliche Stärke, die ihn am meisten bezeichnenden Eigenschaften gerade in den Punkten hat, welche wir tadeln und verwerfen, und er würde um keinen Preis sich irgend dazu verstehen, auf die geistigen Hebel und Träger zu verzichten, mittelst welcher er seinen Namen zu großer literarischer Auszeichnung emporhebt, so lange es ihm gleichgültig bleibt, ob

ſein Ruhm von dem Munde lüſterner Faunen, herzloſer Roués, taumelnder Bachanten und orgiaſtiſch begeiſterten Dirnen verkündigt, oder ihm von den Grazien der Kranz gereicht wird; — oder vielmehr, dieſen Kranz hat er für immer verwirkt.

Am vortheilhafteſten zeigt ſich Heine da, wo er, freilich immer nur auf kurze Zeit, ſeine Subjektivität zurückhält und etwas Objektives, Schilderungen der Natur, oder geſchichtlicher Ereigniſſe, oder eines Kunſtwerks, oder Betrachtungen über politiſche Ereigniſſe oder Gegenſtände der Literatur gibt, und ein wirkliches Intereſſe an ſeinem Thema ihn auf eine Weile des Grundthemas ſeiner ganzen Autorſchaft, ſeines erhabenen und geiſtreichen Ichs vergeſſen macht oder vergeſſen zu machen ſcheint. Das dauert aber kaum ſo lang, als ein Fiſch ſich über dem Waſſer fliegend erhalten kann; er plumpt immer gleich wieder in ſein natürliches Element, in ſeinen Autorsegoismus, ſeine frivole Witzſucht, ſeinen grundloſen Humor, ſeine würdeloſe Spaßmacherei, ſeinen abſoluten Skepticismus und Nihilismus zurück. Wir nannten oben rühmend die Schilderung der Gemäldeausſtellung in Paris; hier ſind wirklich ſehr ſchöne Abſchnitte und das Thema war auch ausgezeichnet günſtig für Heine; hier konnte er an die nach Wahl zu beſprechenden Gemälde Betrachtungen und Reflexionen jeder Art, ernſte und heitere, da ja die Bilder ſelbſt auch ſo mannigfaltig, ganz ungezwungen anknüpfen; hier ſchreibt er glänzend, geiſtreich, warm, fließend und oft rein; — aber auch hier — wie widerlich ſtören die frivolen Witze, der gemachte Humor! Wir wollen hier nicht darauf eingehen, daß er an die ſehr anſchauliche Beſchreibung des berühmten Bildes von Robert: die Schnitter, einen Ausfall gegen die chriſtliche Weltanſchauung anknüpft und die Heiligkeit der Sinnlichkeit lehrt; wir erinnern nur an die Witze, welche die Beſchreibung der ernſten Gemälde von Delaroche entſtellen; eines ſtellt Mazarin auf dem Sterbebette dar; einige Perſonen ſpielen Karten, und hier fährt Heine fort: „wahrſcheinlich Landsknecht, ein ſehr gutes Spiel, das ich ſelbſt in Göttingen geſpielt und worin ich einmal ſechs Thaler gewonnen habe.“ Das iſt nun wahrlich mehr abgeſchmackt als witzig! Ein anderes Gemälde ſtellt den Protektor Cromwell vor der Leiche Carls II. dar; hiervon ſagt Heine: „Es iſt eine Scene aus jener entſetzlichen Tragödie, die auch ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt, und ſo viele Thränen

gekoſtet hat, dieſſeits und jenſeits des Canals, und die auch den deutſchen Zuſchauer ſo tief erſchüttert.“ Einen Abſchnitt der Geſchichte, oder auch die geſammte Geſchichte ein Drama, eine Tragödie zu nennen, iſt ſchon ein ziemlich alter Gedanke; er war daher für Heine nicht gut genug, wenn er nicht die anſpruchsloſe Vergleichung durch weiteres Ausſpinnen pikanter machte, daher jener Zuſatz von der Ueberſetzung ins Franzöſiſche. Leider aber iſt, wie einige Blätter weiter hinten deutlich wird, dieſer Witz von der Ueberſetzung ſelbſt nur eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen des Chateaubriand, deſſen Worte über die Hinrichtung Louis XVI. Heine anführt: Un plagiat infame d'un crime étranger, und über den er urtheilt: „Seine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze!“ Nun, dann zeugen auch Heines überſetzte Witze von keinem wahren Schmerz, den er doch affektirt, wenn er von dem Tod Louis XVI. als von einem allgemeinen Weltunglück ſpricht, das den geringſten Tagelöhner ſo gut betraf wie den Ceremonienmeiſter der Tuillerien und jedes fühlende Menſchenherz mit unendlichem Kummer erfüllen mußte; wenn er ausruft: „Eine Thräne für Ludwig Capet!“ ꝛc. Bei der Schilderung der Angſt, welche ſich aller Gemüther beim Ausbruch der Cholera in Paris bemächtigte, ſagt er: Jeder glaube etwas Anderes, „ich glaube an Flanell;“ gewiß ein dürftiger Witz, wie ihn ein reicher Mann nie ausgeben ſollte, dergleichen aber bei Heine Schockweiſe ſich finden, und den wir hier nur anführen um zu zeigen, wie auch das Ernſteſte ihn nicht zur Faſſung bringt. Und wie wir ſo viele froſtige und unpaſſende Witze in Heines Büchern nur als Unkraut betrachten können, das eben ſo wenig ſchön als nützlich iſt, ſo müſſen wir auch die vielen von Heine in ſeinen Büchern vergoſſenen Thränen für überflüſſige und widerliche Zuthaten ſeines Styls erklären, den er nicht mit dieſem koſtbaren Naß ſo reichlich anfeuchten ſollte. Es wäre nicht unintereſſant zu zählen, wie oft Heine, in ſeinen proſaiſchen Schriften allein, geweint hat; es ließe mit einiger Sicherheit auf die Weichheit ſeines Herzens ſchließen; wir wollen nur einige wenige der von ihm vergoſſenen Thränen namhaft machen; im Salon I., XXVI., aus Veranlaſſung von ſchwäbiſchen Auswandrern, die er in Havre traf: „Ich verſichre Euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens.— —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer," u. ſ. w. Ebendaſelbſt S. 102: „Wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa, dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil wenig mehr werth." Franzöſiſche Zuſtände S. 266. „In der Kirche Saint-Mery hat man mir dieſe Geſchichte (von einem umgekommenen Republikaner) erzählt, und ich mußte mich dort an die Bildſäule des heil. Sebaſtian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzuſinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeſchichten, worüber ich als Knabe ſchon ſo viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtniß, fürnehmlich aber dacht ich an Cleomenes, König von Sparta" u. ſ. w. Und zwar nicht von Thränen iſt die Rede, aber doch von tiefer Wehmuth u. ſ. f. in dem, was er von den Nachwirkungen der Begegnung der ſchwäbiſchen Auswandrer erzählt: „Mir blieb durch dieſe Begegnung ein tiefer Kummer, eine ſchwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagtheit im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beſchreiben vermag. Ich ging ſo matt und krank einher, wie ein gebrochener Menſch." Ueber Paris zur Zeit der Cholera ſchreibt er, mit blasphemiſcher Affektation: „Die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laken die kranke Stadt Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeiſterung und des Märtyrerthums, die Heilandſtadt, die für die weltliche Erlöſung der Menſchen ſchon ſo viel gelitten!" Wir wollen nicht ſagen, daß die Anläſſe, aus welchen Heine geweint hat, nicht gut gewählt ſeyen für Thränen; gewiß ſind ſie an ſich deren nur allzu werth; aber gerade Heine hätten wir gern davon diſpenſirt, über ſeine Thränen Regiſter zu führen und ſie dem Druck zu übergeben, und müſſen bemerken, daß unglücklicherweiſe gleich die nächſten Worte entweder an der Realität jener Thränen Zweifel erregen, oder ſeine ganze Natur zu einem phyſiologiſchen Räthſel machen; an der einen Stelle vergleicht er ſich mit dem weinenden Achilles, an der andern blättert er mitten in ſeinem erſchütternden Schmerz in ſeinem Gedächtniß und denkt „fürnehmlich" an Cleomenes, König von Sparta, im dritten Fall fährt er mit dem thränentrüben Auge ganz ruhig fort in ſeinen kunſthiſtoriſchen Betrachtungen. Wahrlich, da könnte leicht ein

anderer Achill einmal, wie Heine seinen Thränen freien Lauf läßt, mit Achills I. Vorgang sich tröstend, umgekehrt rufen: Ich schäme mich meiner Thränen — auch Heine weinte am Meer! — Dies Weinen ist übrigens gegen seine eignen Vorsätze; er schreibt in den Nachträgen zu den Reisebildern, wie er als Knabe über den Don Quixote geweint, als Jüngling über die heiligsten Freiheitshelden: König Agis von Sparta, Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem und über Robespierre und Saint Just von Paris (!!!), und fährt fort: „Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen und selbst ein Mann seyn will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger (welche? Jesus oder Saint Just?) und, will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen.“ Also beweint, nicht belacht will Heine werden!

Ein weiterer Uebelstand an Heines Styl und Witz ist, daß er Alles gern materialisirt; es ist dies eine Uebertreibung des Strebens nach Anschaulichkeit und objektiver Bezeichnung; mit Recht strebt der Dichter, und bis zu einem gewissen Grad auch der Prosaiker, die abstrakteren Begriffe und Vorstellungen durch concretere Anschauungen, durch lebendige Bilder aus der Sinnenwelt dem Verständniß zu vermitteln, (oder richtiger: was der Dichter instinktmäßig thut, darf der Prosaiker sich auch, jedoch mit Maaß, absichtlich erlauben, um seiner Darstellung mehr Klarheit, Leben und Anmuth zu geben); Heine aber treibt diese bildliche Ausdrucksweise, diese Metamorphose des abstrakten Gedankens bis zum krassesten, widerlichsten Materialismus, statt würdige und schöne Symbole zu wählen, und was er dem Mittelalter zum Vorwurf macht: „Die Phantasie habe die entsetzlichsten Anstrengungen gemacht, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen, und die kolossalsten Tollheiten erfunden,“ läßt sich von ihm selbst in gewissem Sinn mit größerem Recht behaupten, nur daß es ihm viel mehr um die sinnlichen Bilder, als um das Reingeistige zu thun ist. Wie Heine sagt: „Die bunten Fenster (der mittelalterlichen Dome) werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter wie Blutstropfen und Eiter,“ wie er in dieser häßlichen Vergleichung die körperlosen Farben, das reine Licht, zu etwas Ekelhaftem und Unreinem materialisirt, so verräth er an unzähligen Stellen die Sucht: Gefühle, Leidenschaften, Ideen, kurz was nur

der Sphäre des Geiſtes angehört, geſchichtliche Ereigniſſe, poetiſche Produktionen und Eindrücke, mit der rückſichtsloſeſten Rohheit zu veranſchaulichen, mit den ſchiefſten Vergleichungen zu entſtellen und herabzuwürdigen, und indem er ein Bild zu Tode hetzt, zugleich auf das dadurch Abgebildete den Schein des Lächerlichen zu werfen. Wenn auch dergleichen mit vielen treffenden, heiteren und ſchönen Bildern und Vergleichungen abwechſelt, welche wirklich zur Veranſchaulichung dienen, ſo würde man doch lieber auch auf dieſe verzichten, wenn man dadurch jener los würde, als beide mit einander hinnehmen, da durch den widerlichen Geſchmack der einen, der an ſich leidliche oder angenehme der andern verderbt wird. Aber das Uebel iſt, daß dieſe Deformitäten des Styls Heine nicht nur ſo entſchlüpfen, daß er ſie dann leicht ausmerzen könnte; nein! das ſind gerade die glänzendſten Pointen, die höchſten Triumphe ſeines Witzes, der kein harmloſer Humor, ſondern boshaftes Scheidewaſſer iſt; dieſer materialiſtiſche Styl, dem immer Ausdrücke wie: „feiſte Ironie," „behagliche Weltverdauung," „ſchmierige Heuchelei," „klebrigte Beharrlichkeit," zu Gebote ſtehen, ſteht in engſtem Zuſammenhang mit ſeiner materialiſtiſchen Tendenz, und ginge es irgend an, ſo ſchriebe Heine wohl am liebſten mit lauter Blut und Fleiſchfarbe und grüner Galle. Aber da er doch Geſchmack und Geiſt hat, trotz ſeiner Anbetung der Materie und des Fleiſches, hütet er ſich, durch allzuderbes Auftragen jener Farben die noch nicht ganz dafür empfänglichen Leſer zurückzuſtoßen, und in allmähligen Uebergängen vielleicht beabſichtigt er die Heranbildung des Publikums von den Milchſpeiſen zu den Fleiſchſpeiſen, und feiert, wenn der kindiſche Ekel deſſelben vor dem ſtyliſtiſchen und praktiſchen Materialismus überwunden iſt, ſeine unverſchleierten Orgien, von welchen er prophezeiht: „Die goldnen Engelsfarben ſind auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden!" — und dies nächſte Buch, der mit dem ſchreienden (Heine hätte wohl ſagen können: brüllenden) Roth gemalte rothe Löwe, war, wenn wir nicht irren, der zweite Theil des Salon, die Beiträge zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland!

Vom Formellen, das aber mit dem Inhalt in genauem Zusammenhang ſteht, müſſen wir uns jetzt zum letzteren wenden und ihn etwas genauer prüfen. Auf eine ins Einzelne eingehende Kritik deſſen, was Heine geſchrieben, haben wir es hier nicht abgeſehen; dies würde eine weitſchichtige Arbeit werden und auf die verſchiedenſten Gebiete uns führen, wo wir uns zum Theil kein competentes Urtheil zutrauen würden, theils die freie Erörterung durch äußere Umſtände uns verwehrt iſt. Beſchränken wir uns aber auf einzelne Punkte, ſo kann man uns freilich der Einſeitigkeit und Willkühr beſchuldigen, was wir uns eben müſſen gefallen und es darauf ankommen laſſen, ob unſer Urtheil in den Gemüthern derer, welchen die Wahrheit lieb iſt und die nicht vom Schein geblendet werden, ein beſtätigendes Echo finde. Auf Heines einzelne Sätze ſich einzulaſſen, hat ohnehin ſeine großen Bedenklichkeiten, denn mit Recht behauptet Börne: es werde der Kritik nie gelingen, Heine zu fangen. Er habe ſich in allen Winkeln der ſittlichen, wiſſenſchaftlichen, religiöſen und geſellſchaftlichen Welt Schlupflöcher geſichert, welche alle durch unterirdiſche Gänge mit einander in Verbindung ſtehen; „du ſiehſt Heine aus einer ſeiner kleinen Meinungen herausgehen; du verfolgſt ihn, er kehrt wieder dahin zurück; du willſt ihn nun feſt halten; aber du ſelbſt biſt angeführt, denn er entwiſcht durch eine ganz entgegengeſetzte Meinung. Du lieſeſt dieſe oder jene Seite von Heine, wo ſich eine falſche, abgeſchmackte oder lächerliche Behauptung findet; beeile dich ja nicht, ſie zu widerlegen; ſchlage nur das Blatt um, denn Heine ſelbſt iſt ſchon umgeſchlagen und widerlegt ſich ſelbſt.“ — Um ſo mehr wird es gerechtfertigt und erſprießlich ſeyn, mehr die Geſammttendenz Heines zu faſſen, die Art ſeines Auftretens und ſeines Räſonnements in verſchiedenen Gebieten zu würdigen, die Quinteſſenz ſeiner Doktrinen zu unterſuchen, als einen kleinen Vorpoſtenkrieg mit allen ſeinen leichten Truppen des Witzes anzufangen.

Es kann nicht umgangen werden, hier auch von Heines Perſönlichkeit einigermaßen Kunde zu nehmen, obgleich man unſers Erachtens in der Literatur in neueſter Zeit allzuviel das Perſönliche eingemiſcht und dadurch häufig aus ihrer Arena eine Läſterſchule und eine ſkandalöſe Chronik gemacht hat. Heine ſelbſt iſt es, der dieſem Geſchmack gehuldigt, ja ihn in neueſter Zeit

hauptſächlich einzuführen geſtrebt hat, was ihm bei manchen ſeiner Jünger, die ihre Hauptſtärke in Skandaloſem haben, ſehr gut gelang —wirkte er angeblich im Namen des demokratiſchen Intereſſes, ſo begegnete ihm von der ariſtokratiſchen Seite her der Verſtorbene in einer ähnlichen, wiewohl rückſichtsvolleren Tendenz. Wir ſind nicht geſonnen, das Beiſpiel Heines nachzuahmen, und wollen ſein Privatleben, ſeinen Charakter als Menſch ganz unbeleuchtet laſſen; aber Heine, mit der Eitelkeit, die ein Grundzug ſeines literariſchen Charakters iſt, drängt ſich überall in ſeinen Schriften mit ſeiner Perſönlichkeit, ſey es nun die reale oder nur eine fingirte und ideale oder idealiſirte, ſo ſehr hervor, daß, wenn man ſie ignorirte, man ſich gleichſam des Schlüſſels zum Verſtändniß ſeiner Strebungen beraubte. Heine dünkt ſich, nach ſeinen Schriften zu urtheilen, der Mittelpunkt der Welt — der Riß der Welt ſoll ihm mitten durchs Herz gegangen ſeyn; er dünkt ſich der Repräſentant ihrer Intelligenz, der reifſte Sohn der Zeit, der reinſte Ausdruck des jetzigen Bewußtſeyns der Menſchheit und der Prophet der Zukunft zu ſeyn. Ueber welche Gegenſtände glaubt ſich Heine nicht berufen mitzuſprechen? ſteht er nicht auf der Höhe aller Strebungen in den verſchiedenſten Gebieten des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft? — nur über die Kriegskunſt erinnern wir uns nicht etwas von ihm geleſen zu haben, aber wer ſo wie er von Napoleon trunken iſt, müßte auch im Krieg, als Theoretiker wie als Praktiker, excelliren — und überall ſpricht er die Sprache der Ueberlegenheit — des Witzes und Spottes, zum deutlichen Beweis, daß er eigentlich über das Alles ſchon hinaus iſt und ſeinem von höherem Licht der Wahrheit erleuchteten Blick die geſammte Welt, die ſeinem Geiſt nicht nachkommt, als eine verkehrte erſcheint. Hiemit iſt Heines Weſen und Anſicht am ſchärfſten ausgeſprochen: die Welt erſcheint Heine als verkehrt; davon iſt aber die nothwendige Folge, daß umgekehrt Heine der Welt als verkehrt erſcheint, und es fragt ſich nur: wer Recht hat? was natürlich nicht durch Stimmenmehrheit ſich entſcheiden läßt. Aus manchen Stellen bei Heine geht hervor, daß er ſelbſt dies Bewußtſeyn von ſeiner Stellung zur Welt hat; ſo z. B. in den Nachträgen zu den Reiſebildern erzählt er eine Geſchichte von Kaiſer Carl V., welcher von ſeinen Feinden gefangen genommen worden und in Tyrol in ſchwerer Haft ſoll geſeſſen ſeyn. Er ſaß in

einſamer Betrübniß von allen ſeinen Rittern und Höflingen verlaſſen — plötzlich öffnete ſich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann und der Kaiſer erkannte ſeinen getreuen Kunz von der Roſen, den Hofnarren. Dieſer brachte ihm Troſt und Rath, und es war der Hofnarr. — Hier entſchuldigt ſich Heine, daß er die beſondern Umſtände nicht mehr ganz genau wiſſe — er hat Grund dazu! Nie wurde Kaiſer Karl V. in Tyrol oder ſonſt wo gefangen, und nie kam Kunz von der Roſen zu ihm; dieſer war der luſtige Rath ſeines Vorfahren auf dem deutſchen Kaiſerthrone Maximilians, und dieſer wurde gefangen und von ſeinem Getreuen ein Verſuch zu ſeiner Befreiung gemacht, noch ehe er Kaiſer wurde, etwa ſiebenzig Jahre vor Karls Bedrängniß in Tyrol. — Dies nebenher, jetzt zurück zur Hauptſache: mit jenem Kunz vergleicht ſich Heine; die Anwendung jener Hiſtorie iſt dieſe: „O deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth — (nicht doch! der Mann flieht aus dem Kerker in den Zeiten der Noth — nach Paris!). Hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten und mit dir ſchwatzen;“ ſein beſter Spaß und ſein beſtes Blut ſtehe zu dieſes Kaiſers Dienſten. Iſt hier Heine nicht die Beſcheidenheit ſelbſt, wenn er mit der demüthigen Rolle des Narren vorlieb nimmt? Um ſeine Beſcheidenheit nicht zu überſchätzen, erinnere man ſich, daß der Narr im König Lear z. B. nahezu die klügſte Perſon im ganzen Stücke iſt, und Heine traut ſeinen Leſern ſo viel Beleſenheit und Scharfſinn zu, daß ſie den Sinn ſeiner Rolle nicht mißverſtehen; für Solche jedoch, die ſich in der Ueberzeugung von Heines Demuth nicht irre machen laſſen wollen, führen wir zum handgreiflichen Contraſt ſeine Worte aus dem Salon an: „Mit der Dummheit kämpfen wir Götter (d. h. in dem dortigen Zuſammenhang: Gott und ich, Heine) ſelbſt vergebens!“ Möglich jedoch iſt, daß Heine ſelbſt ſeine Rolle als Luſtigmacher erſt ſpäter, durch die Gunſt der Verhältniſſe ermuthigt und keck gemacht, in einem ſo prägnanten Sinn deutete. Einſtweilen bedient er ſich der Vortheile und Privilegien, welche ihm ſeine ſelbſtgewählte Rolle vergönnt, in vollem

Maaße, und verſäumt nicht, wenn er eine Zeitlang wie mit dem Doktorhut auf dem Kopfe geſprochen hat, ſofort wieder die buntſcheckige Jacke anzuthun und die Schellenkappe aufzuſetzen, und er wechſelt ſein Habit ſo oft und ſchnell, daß er immer die Sünden des Doktors dem Narren im Nothfall aufbürden kann. Ja häufig geſchieht es ihm auch, daß er über die frivolſten Dinge ſpricht und ſchreibt wie ein Doktor, und über die ernſteſten und heiligſten wie ein Buffone; aber nie wird er es nöthig erachten, in die Bitte des Narren im Lear einzuſtimmen: „Bitt' dich, Gevatter, nimm einen Schulmeiſter an, der deinen Narren lügen lehre; ich möchte gerne lügen lernen.“ Wären wir überzeugt, daß Heine in Spaß und Ernſt nur die Wahrheit verfolgte, und ihr durch jenen Eingang und Anerkennung erkämpfen wollte, wo dieſer keinen Zugang findet, ſo wollten wir ihm unſere Anerkennung einer Selbſtverläugnung, welche ſogar die Larve des Hanswurſts annimmt, um der guten Sache zu dienen, nicht verſagen; aber vielmehr müſſen wir behaupten, daß er, um Effekt zu machen, den Ernſt und die Wahrheit aufopfert dem Idol ſeiner grenzenloſen Eitelkeit, welche ſo weit geht, daß ſie in moraliſchem Selbſtmord dem Namen die Würde der Perſönlichkeit zum Opfer bringt. All ſeinen Witz bietet Heine auf, um die Eitelkeit eines berühmten deutſchen Gelehrten, den er ſogar in früheren Sonetten warm geprieſen, lächerlich zu machen; aber die Eitelkeit dieſes Gelehrten iſt, wenn ſchon lächerlich, doch gewiß nicht ſo verwerflich als die Eitelkeit Heines, wenn er ſeine wahrlich nicht eben bezaubernde Perſönlichkeit mit allen erſinnlichen Toilettenkünſten und kosmetiſchen Mitteln ſelbſtgefälliger Eigenliebe auszuſchmücken und bemerklich zu machen ſtrebt, wenn er ſogar, an abgekommene Moden erinnernd, mit Deformitäten und Pflaſtern dem Eindruck ſeiner Erſcheinung nachhilft. Eitelkeit und Witz können, ja müſſen einen Geiſt der ihnen huldigt, ſo in Anſpruch nehmen und erfüllen, daß ſchwerlich mehr viele Kräfte zum uneigennützigen Dienſt der Wahrheit übrig bleiben; der ſprudelnde Quell des Witzes erſchöpft das Herz; die Eitelkeit macht die ganze Welt zu ihrem Spiegel, in dem ſie nach dem theuren Ich ängelt, und der Witz liebt weniger die Eine, ſich gleich bleibende Wahrheit, als den vielgeſtaltigen, bewegten Schein; Heine mag urſprünglich viel Wahrheitsliebe, Gutmüthigkeit und Menſchenfreundlichkeit beſeſſen haben; aber weil ſeine Eitelkeit ſeinen red- und

ſo mußte ſie ſich gegen jene Beſchränkungen der wirklichen Welt des Staats negirend verhalten; ſie konnte dies, indem ſie zur Baſis ihrer Negation das logiſche Geſetz machte. Daſſelbe Princip aber, das ſie zur Negation des Beſtehenden trieb, forderte das Aufſtellen eines neuen Gebäudes der Freiheit. Wenn der Inhalt der Perſönlichkeit der zum Selbſtbewußtſeyn gekommene Gott war, ſo mußte aus dieſem Inhalt ſich die Geſtalt des neuen geiſtigen und materiellen Lebens als eine jetzt abſolut ſelbſtbedingte, unendlich nothwendige ergeben. Alles aber, was ſich ſo negirend und erzeugend bewegte, war, indem es aus jener Idee der Perſönlichkeit entſprang, ſelber nur die Arbeit der höchſten Freiheit — des ſich für die Perſönlichkeit und jetzt auch durch dieſelbe entwickelnden Lebens.

Man pflegt bei dem erſten Betrachten ſolcher Zeiten leicht über den Erſcheinungen, die ſich in den Vordergrund drängen, dasjenige zu überſehen, was ſich ohne individuelles Auftreten und daher in der Stille vollzieht. Allein einen tiefen Aufſchluß über den Einfluß jener Gedanken würde man erhalten, wenn man im Allgemeinen die Art und Weiſe, wie die Gegenſtände des öffentlichen Lebens in dieſer Zeit behandelt und entſchieden werden, mit der der früheren vergleichen wollte. Wir können hier unſere Anſicht nur mit Einem Worte ausſprechen. In den Arbeiten und Beſtrebungen, die in dieſer Richtung ſtehen, fangen die Forderungen auf freieres Recht, neue Organiſationen, Aenderung veralteter Inſtitute allmählig, aber ſicher fortſchreitend an, nicht mehr als Behauptungen und Klagen, ſondern als lauter beſtimmte und ſo weit möglich conſequente Entwickelungen aus einem Princip aufzutreten. — Indem ferner jedes Princip ein allgemeines iſt, verſchwindet die eine Baſis der früheren Idee der Freiheit des Volks, als einer Freiheit für das beſtimmte Volk und für den Einzelnen, inſofern dies Volk ſie ihm geben kann; an ihre Stelle tritt die Idee der Freiheit der Perſon überhaupt, als eine durch das abſolute Weſen der Perſon bedingte. — Beide Momente darf man, eben weil ſie Momente in einer Zeit ſind, nicht in einzelnen Schriften und Perſönlichkeiten ſuchen. Sie werden allen zugemuthet und gehören daher dem allgemeinen Leben. Als die That dieſer Zeit wird man die deutſchen Jahrbücher bezeichnen. —

Hier aber stehen wir vor dem Punkte, auf welchem der wichtigste Schritt für diese, dem geschichtlichen Zustande mit mehr oder weniger Entschiedenheit entgegentretende Anschauung zu machen ist. Was sie will und fordert, gilt nicht für eine bestimmte Person, sondern für die Idee der Persönlichkeit; mithin für jede Person, und für jede Person auf gleiche Weise. Kommt jedem Einzelnen der Begriff der Persönlichkeit zu, so muß auch jedem Einzelnen das ganze Recht, das diesem Begriffe zugesprochen wird, in gleichem Maße zustehen. Diese Consequenz war unabweisbar; sie ist vielmehr gar keine Consequenz, sondern sie ist nur der Inhalt aller bisherigen Philosophie; ja, jeder, der überhaupt von der Bestimmung des Menschen spricht, spricht eben von der Bestimmung jedes Menschen, und jede Philosophie muß bei diesem Satze anlangen. Nun war nach zehnjähriger Arbeit das Gebiet der Fragen nach den Rechten der Persönlichkeit überhaupt ziemlich durchlaufen, und wenn auch nicht allenthalben Entwickelungen, so doch Ueberzeugungen ausgesprochen. Wo eine Richtung noch einen Schritt zu thun hat, da ahnt das Gefühl, daß sie bei keinem früheren Punkte stehen bleiben, und ihn ganz erschöpfen darf; es wird ein Weitergehen unbewußt gefordert, und dies Gefühl spricht sich aus in einer gewissen Sättigung, die, wo man die Tendenz erkennt, auch bei gründlichen Forschungen von vorn herein sich des Lesenden bemeistert. Das war zum Theil der Fall bei den deutschen Jahrbüchern, entschieden bei untergeordneteren Erscheinungen. Der Vorkämpfer in jenen Aktenstücken unserer Geschichte war tief genug, es zu begreifen. Er wagte es, offen jenes Princip auszusprechen. Das Vorwort zum Jahre 1843 ist nicht vorlaute Willkür, sondern nothwendig gebotene Consequenz. Was geschehen wäre, wenn man ihn hätte gewähren lassen, ist eine müßige Frage. In dem Augenblick aber, wo man der wissenschaftlichen Besprechung den Untergang bereitete, erstand derselbe Gedanke in roher Gestalt an einem andern Orte; der französische Communismus und Socialismus begann sein Wesen auf deutschem Boden.

IV. Der Communismus in Deutschland.

Werfen wir, auf dieſem Punkte angelangt, einen Blick auf die bisherige Entwicklung des geiſtigen Lebens zurück, das in ſich ſelbſt nothwendig bedingte ſchrittweiſe Fortarbeiten des Gedankens in Ein Bild uns zuſammenfaſſend, ſo ſind zwei Sätze klar, die jeder Beurtheilung alles communiſtiſchen und ihm ähnlichen Strebens nothwendig zur Grundlage dienen müſſen. Das von jetzt an unverlierbare Reſultat des Gedankens iſt die Idee der unendlichen Beſtimmung der Perſönlichkeit, frei zu ſeyn, das iſt, ſich nur durch ſich ſelber zu beſtimmen. Dann aber enthält jene Perſönlichkeit ſchon vom Beginnen ihres Erſcheinens nicht blos die abſtracte Idee derſelben, ſondern ſie enthält in Wahrheit jeden einzelnen Menſchen, indem derſelbe eben nichts iſt, als die Wirklichkeit jener Idee. Die Bedeutung der letzten beiden Jahre unſerer Zeit liegt nun nicht ſo ſehr in der Entwicklung der Momente, welche jener Idee als ſolcher zukommen, ſondern eben in dem Erwachen des Bewußtſeyns, daß jede Perſon das Recht des Begriffs der Perſon in ſich trägt. Nun haben wir in unſerm erſten Abſchnitt nachgewieſen, wie mit dieſem Satze nothwendig die Frage entſtehen muß, ob es für die einzelne Perſon alsdann noch eine Gränze gebe, und wo dieſelbe zu ſetzen ſey; daß ferner die zwei Antworten auf dieſe Frage zu zwei weſentlich entgegengeſetzten Theorien führen; endlich, daß ſie ſelber für den Fortſchritt der Wiſſenſchaft durchaus nothwendig ſey, um in ihr das bisher vernachläſſigte Moment der individuellen Beſtimmung zu ſeiner Berechtigung gelangen zu laſſen; — kurz, daß in demſelben Augenblick, wo jener Gegenſatz der Perſönlichkeit überhaupt zum Bewußtſeyn kam, der Communismus und Socialismus dennoch in irgend eine Form auftreten, unterſucht und überwunden werden mußte. Auf dieſem Punkt ihrer Entwicklung ſtanden die deutſchen Jahrbücher, als man ſie verbot. Es war ein gründlicher Irrthum, wenn man glaubte, die Frage der Zeit dadurch aufzuhalten, daß man ihr Organ vernichtete. Nur durch dieſen letzten Act iſt die Aufmerkſamkeit und Unruhe möglich geworden, die jenes an ſich ſo unbedeutende Auftreten des Weitling'ſchen Communismus verurſacht

hat; und die Frage selbst ist aus den Gränzen der wissenschaftlichen Welt gleichsam verbannt worden, und den Händen derer übergeben, die doch am Ende nur im Stande sind, statt ernster Bedenkung grobe Mißverständnisse zu begehen. Um dieses Verhältniß deutlich zu machen, und die gegenwärtige Stellung des Communismus dem Volke und der Wissenschaft gegenüber klar darlegen zu können, erlaube man uns, einen Schritt in die frühere Zeit zurück zu thun.

Die ganze Lehre des Communismus überhaupt hat ihre praktische Bedeutung wesentlich für den Theil des Volks, der weder Besitz hat, noch auch die Möglichkeit, sich denselben zu erwerben. Der Gang der französischen Revolution hatte die übrigen Unterschiede im Gebiete der allgemeinen Güter, die absoluten und durch ein der Person zufälliges, die Geburt, aufgestellten Kasten der Gesellschaft vernichtet; nicht so, daß es von da an keinen Adel mehr gab oder keine Vorrechte desselben, denn beide fanden sich selbst in Frankreich wieder ein und erhielten sich in Deutschland; sondern so, daß durch eine nie ruhende, aber unmerklich fortschreitende Arbeit der Zeit die Gränzen zwischen allen Kasten täglich mehr und mehr aufgehoben werden. An die Stelle jener Unterschiede trat der Besitz; wir haben seine geschichtliche Bedeutung an einem andern Orte entwickelt. Er ist es seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, der auch in Deutschland die Bedingung der Geltung und der staatsbürgerlichen Rechte bildet. Jede consequente Theorie von der Berechtigung der Persönlichkeit mußte daher, so wie sie sich zum praktischen Leben wendete, zunächst bei der Frage nach dem Recht des Besitzes anlangen.

Nun aber kann ein solcher Gedanke in einer doppelten Gestalt erscheinen. Er kann untersucht und vollzogen werden durch die reine Theorie, und ihr Resultat tritt alsdann auf als ein Sollen. Oder aber er kann sich in der Masse jener einzelnen Persönlichkeiten selbst bewegen, die jenes Sollen zum Gegenstand haben würde; jeder entschiedene Gedanke einer Persönlichkeit aber ist ein Wollen. Schon diesem Begriff nach setzt mithin jedes Wollen einen bestimmten und entschiedenen Gedanken voraus. Soll daher die Menge wirklich ganz oder auch theilweise eine andere Gestalt des Besitzes wollen — d. h. also, sich dem

Communismus zuwenden, so muß sie nicht bloß den Zustand des Besitzes als einen ungleichen *sehen*, und nicht blos erkennen, daß er die Bedingung für Geltung und Recht ist, sondern sie muß das Anrecht der einzelnen Persönlichkeit als solcher auf den Besitz als das Wesen derselben *denken* lernen. Dies ist die erste absolute Bedingung für allen Communismus im Volke.

Setze ich nun in diesem Volke eine Menge von Personen, die durch die äußeren Verhältnisse *besitzlos* sind, und dennoch das Recht der Persönlichkeit überhaupt, und mit ihm den Besitz als Bedingung ihrer Vollendung in Anspruch nehmen, so ist damit in *jeder* dieser Personen ein Widerspruch zwischen dem gegebenen Verhältniß und der ideellen Forderung lebendig geworden. Auf diese Weise entsteht die Haupterscheinung der neueren Zeit, das *Proletariat*; Proletarier ist der Arme, der von der Idee seiner Persönlichkeit aus Anspruch auf eine höhere Stellung und damit auf ihre Bedingung, den Besitz, macht. Das Proletariat ist daher kein Begriff in der Wissenschaft, sondern ein Zustand in der Geschichte.[1]

Indem nun das Daseyn dieses Widerspruchs für den Einzelnen das Bewußtseyn von dem Rechte der Persönlichkeit auf der einen, und die materiell gedrückte Lage eines Theils des Volks auf der andern Seite ist, muß jede geschichtliche Darstellung, die das Daseyn und die Bedeutung des Proletariats zum Gegenstande hat, in zwei Seiten zerfallen. Sie muß nachweisen, welche Momente das eine hervorgebracht, und das andere geweckt haben.

Es ist schon hieraus klar, wie der eigentliche Communismus als *Ausdruck* jenes Widerspruchs nur einen Punkt in einer weit tiefer gehenden Geschichte bildet, einer Geschichte, die durchaus noch ihrer selbstständigen Bearbeitung entbehrt. *Diese* halten

---

[1] Der vortrefflichen Recension meiner Schrift über den französischen Socialismus und Communismus von Hrn. Prof. *Fallati* (Jahrb. der Gegenw. Nr. 1 ff.) verdanken wir die zwei Resultate, die sich hier anschließen. Zuerst, daß das Proletariat nicht absolut der neueren Zeit gehört, sondern sich gradweise entwickelt hat; dann daß es falsch ist, dasselbe blos auf die industriellen Arbeiter zu beschränken, wie es wesentlich von mir geschehen war. Möchte derselbe sich bewogen fühlen, seine ferneren Untersuchungen bald dem Publikum mitzutheilen.

wir für die Hauptsache; allein sie fordert, um ganz dargelegt zu werden, mehr Raum, und wie wir offen gestehen, bei weitem größere Studien, als wir auf diesem Gebiete gemacht haben. Wir können uns daher begnügen, nur die Hauptstadien dieser Entwicklung anzudeuten.

Wenden wir uns zuerst zu der Geschichte des Besitzzustandes. So wie man den letzteren in seiner Bedeutung für das Proletariat aufstellen will, müssen nothwendig die beiden Hauptformen des Besitzes, das Capital im engeren Sinne als der Werth oder Geldbesitz, und der Grundbesitz geschieden werden. Jener erzeugt die Industrie, dieser den Ackerbau. Deutschland ist nun wesentlich ein ackerbauendes Land; die Industrie ist theils secundär, theils hat sie noch keine großen, herrschenden Brennpunkte. Die Geschichte des Besitzzustandes ist demnach für unsern Zweck wesentlich die des Grundbesitzes.

Es reicht über das Gebiet dieser Arbeit hinaus, statistische Nachweisungen zu geben. Die beiden hauptsächlichsten Gründe aber, welche in dem Zustande des Grundbesitzes das Entstehen des Proletariats möglich gemacht haben, sind folgende. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, geschah dieses an vielen Orten gegen Einführung eines Pachtverhältnisses. Unter den so entstandenen Pächtern gibt es nun allerdings viele Erbpächter; allein die Classe der Zeitpächter ist die überwiegende. Für die letztere besonders ergab sich bald eine widersprechende Stellung. Als freie Pächter standen sie bald dem freien Eigenthümer gleich; allein indem der Herr des Bodens die Pacht aufkündigen kann, schraubt derselbe sie in gleichem Verhältniß höher, wie der Preis der Produkte, die Ertragsfähigkeit des Bodens, und damit der Pachtwerth der Stelle steigt. Es folgt von selbst, daß dadurch nicht der Arbeitende, sondern der Gutsherr allein sein Einkommen wachsen sieht. Indem nun zugleich die Zahl der Bewerber um solche Stellen steigt, ergeben sich wieder zwei Folgesätze. Zuerst wird der Pachtzins durch die Concurrenz so hoch getrieben, daß dasjenige, was der Bauer selbst verdient, auf das Minimum des Bedürfnisses herabgedrückt wird; — dann aber wird es vortheilhaft, den Grund und Boden selbst in die möglichst kleinsten Theile zu zerspalten, da viele kleine Theile mehr

eintragen, wie ein größeres Grundstück von demselben Umfang. Eben dadurch aber beginnt der Erwerb der Pachtenden gleich Null zu werden; ein Satz, dessen Beweis nicht hierher gehört. Auf diese Weise bedecken sich die größeren Güter mit einer Masse von freien Bauern, die fast weniger wie Nichts besitzen. — Ihnen zur Seite steht die Classe der Nichtbesitzer in den grundfreien Bauerländern. Hier ist entweder der Besitz des Vaters bis ins Unendliche theilbar nach Erbrecht, und dann ergibt sich das Entstehen der, durch ihre Kleinheit entwertheten Grundstücke von selbst; — oder der älteste Sohn erbt die Höfe und findet die jüngeren ab, wodurch die letzteren ohne Grundbesitz sich gezwungen sehen, andere Auskunft zu suchen. Beide Verhältnisse treten nie plötzlich oder ganz ohne Ausnahme wirkend auf; aber langsam fortarbeitend füllen sie dennoch die Länder mit jener Classe von Einwohnern, die wir jährlich in Schaaren nach fremden Welttheilen hinüberziehen sehen.

Allein diese und ähnliche Verhältnisse haben schon lange bestanden. Sie führen als solche eben nur zur Entstehung einer nichtbesitzenden Classe; damit aus dieser ein Proletariat entstehe, muß ein zweites Moment hinzukommen. Wir wollen kurz seine Entwicklung in Deutschland hinzeichnen.

Schon mit den Bewegungen der französischen Revolution war der Grundgedanke derselben, die Égalité als die Gleichheit der Freien nach Deutschland in manchen Anklängen hinübergezogen. Es ist gewiß, daß man sein Auftreten auch in dem niederen Volke nicht als ein ganz bedeutungsloses Moment übersehen darf; aber eben so gewiß ist es auch, daß es unmöglich seyn wird, sowohl für den Einfluß dieser Idee als für ihre Gestalt im Bewußtseyn jener Classen bestimmte Gränzen nachzuweisen. Nur das läßt sich, so wie man eben den Gesichtspunkt festhält, daß es sich nicht um Einzelheiten handelt, hinstellen, daß in den unteren Sphären des Volks sich eine Epoche vollzieht, die der vorbereitenden Zeit für die Idee der Freiheit, wie wir sie oben bezeichneten, entspricht. Es ist ein dunkles Gefühl des Anrechts an eine Stellung, die der Einzelne nicht hat, und nach dem gegebenen Recht nicht haben konnte, das in ihm entsteht, ohne doch weder durch eine große That noch durch tieferes Bewußtseyn zur Entwicklung zu kommen. Jede bestimmte

Beschreibung würde falsch und einseitig werden; denn eben die folgende Zeit erst gibt ihm seine Bestimmung.

Hier lassen sich im Allgemeinen wieder zwei Richtungen scheiden. Die eine, dem politischen Leben zugewendet, tritt auf als die Anforderung an die Einzelnen, an der gewaltigen That Deutschlands Theil zu nehmen. Es ist falsch, den Einfluß der Freiheitskriege bloß auf die Gebildeten auszudehnen. Als der Bauer vom Kampfe zurückkehrte zu seinem Pfluge, hatte er zum ersten Mal sein Leben eingesetzt für eine Idee; zum ersten Mal hatte er neben den Ständen gestanden, die sonst ihm in unerreichbarer Ferne erhoben schienen. Wer kann nachweisen, was er sich gedacht, und was er seine Kinder denken gelehrt? Aber war er auch jetzt noch jenes rechtliche Nichts, der bloße Stoff des Staatskörpers? Wären die Verbindungen der Universitäten gefährlich gewesen, wenn nicht die Masse sie begriffen hätte? Es ist dies eine von den Gestaltungen des inneren Lebens, die als nothwendig begriffene, oder als wirkliche angeschaut seyn wollen. Wir wollen nicht über Einzelnes rechten; aber es war dem deutschen Volke in seinem staatlichen Bewußtseyn ein neues Element gewonnen.

Die thatsächliche Erscheinung dieses Elements waren, wie wir schon angedeutet, die neuen Verfassungen der deutschen Staaten. Aber sie berechtigten doch nur einen Theil der Staatsbürger; in einigen Staaten wurde gar kein Fortschritt gemacht; mit ihnen geschah noch kein vollständiges Genüge. Dagegen entwickelte sich die zweite Richtung. Seit dem zweiten Jahrzehend begannen die Regierungen eine Fürsorge für die Bildung des Volks, und gerade des Landvolks, wie sie früher nie stattgefunden. Die Staaten begannen, es sich zur Ehre zu rechnen, daß die ersten Bedingungen der Bildung keinem ihrer Unterthanen, die Möglichkeit, weiter zu kommen, keinem der es wünschte, fehlen möchte. Ueber allem materiellen Eigenthum aber und seiner Geltung steht der geistige Besitz. Keiner gibt wie er das Bewußtseyn von der Würde der Persönlichkeit, diesen Anfangspunkt aller Idee unserer Bestimmung. Setzen wir nun, daß dieselbe Classe von Nichtbesitzern in ihrer materiellen Lage tiefer sinkt, während sie in geistiger Beziehung höher steigt, so sehen wir hier in seinem inneren Keim jenen Widerspruch,

der gerade das Weſen des Proletariats bildet, allmählig ſich formen und ſeine Haltung gewinnen. Der Bauer, der ſich eine gewiſſe Maſſe von Kenntniſſen erworben, der fleißig und redlich arbeitet, und dennoch einſehen muß, daß er zu Nichts kommen kann, iſt nicht mehr derſelbe, wie der, der in Gutsherrn und Obrigkeit Weſen höherer Art zu betrachten gewohnt war. Er möchte es anders haben, er möchte freier ſeyn, und kann es nicht. Es kann wenig helfen, daß wir es uns verhehlen; mit jedem Schritt auf der Bahn der Kenntniſſe geht auch das Bewußtſeyn von ſeiner Perſönlichkeit weiter, und der Widerſpruch des Proletariats tritt näher an ihn heran. Wer das erſte nicht verweigern will, wird das zweite nicht läugnen können. Und das haben die Communiſten in der Schweiz wohl erkannt; gerade jene Entwicklung haben ſie im Auge, wenn ſie ſagen: baut Schulen und lehrt das Volk; aber wißt, daß jede Schule ein Herd für den Communismus iſt!

Kehren wir zur geſchichtlichen Darſtellung zurück. Jene beiden neuen Momente im Volksleben gehen nun ihren Gang ſeit den Freiheitskriegen ruhig und unaufhaltſam vorwärts. Neben ihnen tritt nun aber ein drittes auf, das erſt ſeit einer kurzen Reihe von Jahren eine feſte und hochwichtige Stellung auch in dieſen Kreiſen zu gewinnen beginnt. Das iſt der Journalismus. Man kann wohl ſagen, daß das Tageblatt erſt ſeit jüngſter Zeit ein nothwendiges Bedürfniß auch für das Landvolk geworden iſt; und eben ſo beſtimmt läßt ſich behaupten, daß es, einmal da, allmählig fortarbeiten wird. Der Socialismus hat für unſern Gegenſtand aber ſeine Bedeutung darin, daß er jene beiden Momente, die Anregung des Freiheitsgefühls und die Entwicklung des geiſtigen Beſitzthums, zuſammenfaßt. Er iſt der tägliche Sporn und der tägliche Lehrer zugleich, und er iſt es für jeden. Wir enthalten uns, die tiefgreifende Umgeſtaltung genauer zu bezeichnen, die gerade ſeit der letzteren Zeit der Journalismus erlebt hat und täglich erlebt. Allein es wird klar ſeyn, daß er gerade deßhalb mehr wie alles Andere ſeinen Einfluß übt. Wir halten es für einen großen Irrthum, wenigſtens für gewiſſe Theile von Deutſchland, wenn man glaubt, daß bloß ſchöne oder bloß heftige Anreden den längſten Eindruck hinterlaſſen. Der ruhige Beweis einer Anſicht hat ſeine

entschiedene Obergewalt darin, daß er den Leser selbst zwingt, ihn zu vollziehen; indem wir ihm folgen, sind wir daher frei, denn wir folgen uns selber. Nun aber ward der Journalismus gleich nach den Freiheitskriegen fast mit lauter Ausrufungszeichen geschrieben, bis sich der ungeheure Alp der Censur auf ihn legte. Diesem zu entkommen, ist der Journalismus gezwungen, beweisend zu Werke zu gehen. Indem nun das Gebiet der Tageblätter wesentlich Recht und Freiheit ist, Recht und Freiheit selbst aber wieder zu ihrem tiefsten Inhalt die Persönlichkeit und ihre Idee haben, kann bei einem Volke, wie das deutsche, dem nur das überzeugend ist, was mit dem höchsten Princip zusammenhängt, zweierlei nicht fehlen. Der Journalismus wird im Kreise der Lesenden unvermeidlich gerade das Bewußtseyn der Persönlichkeit wecken und heben, und so das Leben seiner Zeit der Vollendung entgegenführen; allein gerade dadurch wird auch durch ihn eben so unvermeidlich die eigentliche Grundfrage aller Zustände, das Recht des Bestehenden der abstracten Persönlichkeit gegenüber, aufgedeckt und zur Ueberlegung für den Einzelnen, zur Besprechung für das Publikum dargelegt werden. Dasjenige, was wir hier sowohl über den Schulunterricht als über den Journalismus sagen, ist keine Beurtheilung derselben, sondern es ist ihre Thatsache selber; es kann nicht auch vielleicht nicht die Folge derselben seyn, sondern muß sich mit absoluter Consequenz ergeben, weil es eben ihr Wesen ist, dies zu bewirken. Deßhalb ist es besser, hier keinen Schleier über das zu decken, was sich dennoch vollzieht. Und sollte man es der abstracten Entwicklung nicht glauben wollen, so wende man sich dem thatsächlichen Leben zu. Daß der Journalismus die staatsbürgerliche Freiheit vertritt, wird niemand, er selber am allerwenigsten läugnen. Vertritt er dieselbe aus einem geschichtlichen Rechtstitel? Nein; er will die Freiheit um ihrer selbst willen. Was heißt das? Es kann nichts anderes seyn, als das Recht des Einzelnen auf eine Stellung, die aus seinem Begriffe folgt, nachweisen. Nun aber ist es klar, daß dieser Begriff der Person viel weiter geht. Man wage es, sich zu fragen, wo die Gränze zwischen einer neuen Verfassung des Staats und einer neuen Ordnung der Gesellschaft ist? Daß es eine gibt, ist gewiß; allein sie ist dem allgemeinen Bewußtseyn

ſchreibſeligen Witz nie raſten ließ, und dieſer Witz beinah immer auf Koſten der Menſchenliebe und der ſtrengeren Wahrheitsliebe ſein glänzendes Feuerwerk losbrannte, iſt von jenen ex hypothesi urſprünglich vorhandenen Eigenſchaften wenig ſichtbar geworden, ja es ſcheint ſich eher jetzt ein unheilbares Deficit hervorzuthun, welches von den eifrigſten Freunden Heines kaum mehr geläugnet und verdeckt werden kann. Dafür aber werden Vorbereitungen getroffen, um jene Eigenſchaften mit Nächſtem ganz außer Cours zu ſetzen, und die glänzend ausgeprägten, vergoldeten Pfennige des Witzes und die Wechſel eines erhabenen nihiliſtiſchen Idealismus, der am Ende nichts als Egoismus iſt, für einzige courante Münze zu erklären. Möge, wer noch Fonds in jenen Eigenſchaften beſitzt, ſich derſelben ſobald als möglich entledigen — ſie gelten nichts mehr, ſobald Heine Kaiſer oder Diktator wird in der deutſchen Literatur!

In der That! mit viel Geringerem wird er ſich nicht begnügen; er hat Großes im Sinne und Großes angekündigt; er iſt ein Mann, oder gar der Mann der Bewegung! der Bewegung auf welchem Gebiete? wird man fragen; auf allen! das iſt eben ſeine große Miſſion, in allen Sphären und Richtungen einen Fortſchritt zu bewirken; in Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion und Staat der Menſchheit neue Impulſe zu geben, ein neues Weltalter zu eröffnen. Mit dem Gründer des Islam hat er bis jetzt wenigſtens Eine Aehnlichkeit: er iſt aus ſeiner Heimath geflohen — bis jetzt zwar noch nicht wiedergekommen, hat aber doch einſtweilen, nach Luthers Vorgang, wie er beſcheiden ſagt, um freies Geleit gebeten, und ſeine Jünger können ihre Zeitrechnung ſchon mit ſeiner Flucht nach Paris anfangen. Wäre Heine wirklich ein Verbannter, ein vor Verfolgung Geflüchteter, wie er in einigen wehmüthigen Paſſagen ſeiner Schriften vorgibt, ſo würden wir uns enthalten, darauf anzuſpielen; aber ſo viel bekannt, iſt er durch keine äußere Nothwendigkeit zur Entfernung aus Deutſchland gezwungen worden, ſondern hat ſich aus Luſt und Neigung entfernt, und behandelt oft in ſeinen Schriften ſelbſt ſeine Entfernung aus Deutſchland als eine freiwillige, ja er hat eine Reiſe nach Deutſchland durch ſeine Herolde ankündigen laſſen, bei der er gewiß nicht auf einen Märtyrertod ſich gefaßt machte. Deßwegen nehmen wir uns die Freiheit zu glauben: er habe ſeinen Wohnſitz in Frankreich genommen nach dem Spruch: Ein Prophet gilt nichts in ſeiner Heimath. In der

nicht ſo leicht gefunden; und darum hängt die neue Richtung mit der andern auf genetiſche Weiſe zuſammen. Wir wollen eine beſtimmte Thatſache anführen. Jedermann kennt die Rheiniſche Zeitung; jedermann weiß, daß ihr communiſtiſche Tendenzen zu einem Hauptvorwurf gemacht wurden. Wie war das möglich? Hat ſie das perſönliche Eigenthum geläugnet? Es fiel ihr gar nicht ein. Oder hat ſie auf eine abſolute oder theilweiſe Umwälzung der Geſellſchaft gedrungen? Gewiß nicht. Aber ſie war, im Gebiete des Journalismus, die That der Hegel'ſchen Philoſophie; ſie ſtellte die Idee der Perſönlichkeit in den Vordergrund, und mußte daher, mit demſelben Bewußtſeyn wie die deutſchen Jahrbücher, zu demſelben Zweifel kommen. Der Zweifel aber war es, den man ihr zum Vorwurf machte. Sie erlag. Was half es? Jetzt haben wir den wirklichen, den nicht zweifelnden Communismus mitten unter uns; und jetzt müſſen wir dennoch das beginnen, was jenem Blatt verboten ward. —

Kehren wir zurück. Jene Momente, die wir einzeln bezeichnet haben, wirkten nun in ihrer Weiſe fort. Die Verarmung des Landbauers, oder vielmehr die Entſtehung einer zahlreichen armen Claſſe neben einer reichen hält gleichen Schritt mit der Entwicklung des Freiheitsbewußtſeyns. Doch war es noch nicht recht möglich geweſen, das Daſeyn des letztern zu erkennen; es lebte im Stillen und vollzog ſich im Einzelnen. Da trat das Ereigniß ein, das von unberechenbaren Folgen geweſen iſt und ſeyn wird. Frankreich drohte plötzlich mit einer zweiten Eroberung. Ein Schrei des Muthes und des Unwillens, ja des Stolzes, lief durch Deutſchland; es war einen Augenblick lang, wie einſt in den Zeiten der Freiheitskriege. Die Fürſten fühlten ſich auf ihre Völker angewieſen. Wiederum war der Einzelne in die Sphäre einer Bedeutung hineingetragen, die er ſonſt nicht gehabt; wiederum kam auf ihn, auf ſein deutſches Bewußtſeyn etwas an. Während Thiers die Marſeillaiſe ſingen ließ, gab man in Deutſchland der Preſſe freieren Lauf. Damals ward jene Idee des freien Volks, die nach den Freiheitskriegen nur in den Einzelnen rechte Vertreter gefunden hatte, allgemeines Eigenthum. — Blicken wir nun hier auf das bisher Dargeſtellte, ſo iſt trotz der unläugbaren Entwicklung dennoch gewiß,

daß noch immer bis dahin kein rechter allgemeiner und gemeinsamer Mittelpunkt des Lebens des deutschen Geistes gefunden war. Nur die Richtung war gemeinsam gewesen, und nur Einzelne standen an der Spitze derselben. Mit jenem Ereigniß aber war der Mittelpunkt gegeben; es gab keine Preußen, keine Oesterreicher, keine Württemberger, Badenser, Sachsen; es gab nur Deutsche. Dieser Idee strömten alle Kräfte des Landes zu; von ihr hoffte man die Verwirklichung großer Erwartungen, Abhülfe großer Uebelstände, Freiheit nach Innen, Ruhm und Kraft nach Außen. Es war ein junges, aber schönes Leben, das plötzlich in Deutschland aufging; und das war seine Eigenthümlichkeit, daß es nicht da war für eine Classe oder einen Rang, sondern daß es für alle zugleich galt. Und in demselben Augenblicke, wo die Frage nach dem großen europäischen Völkerkrieg wirklich zum Ernst werden zu wollen schien, bestieg Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Thron. Es war eine wahrhaft bedeutende Zeit. — Wir wollen nun nicht die einzelnen Hoffnungen und Wünsche beschreiben, die damals entstanden. Das aber wird niemand läugnen, daß die Idee der staatsbürgerlichen Freiheit das Nächste war, dem man sich da zuwandte, wo sie noch mangelte. Es war gleichfalls durch das Wesen der Verhältnisse gegeben, daß sie wiederum zunächst als Opposition auftrat. Mag man nun in den höheren Kreisen sich diese, dennoch nothwendige Entwicklung angesehen haben wie man will — genug, die Folge war, als der Frieden sicher ward, eine bestimmte Reaction gegen die neueren Ansichten im Allgemeinen und gegen den Journalismus im Besonderen. Es gehört der Geschichte der freien Presse, das Einzelne, was hier geschah, nachzuweisen. Uns kommt es nur auf die Consequenzen an, die jene Reaction sich selber hätte voraussagen müssen.

Die wachsende Zahl der Bevölkerung hatte eine große Menge junger Leute in eine für ihr Fortkommen sehr unsichere Lage gebracht; die allgemeine Richtung der Zeit gab ihren Ansichten zur Grundlage die Idee der Freiheit; die gedrängten Verhältnisse ließen sie von dem zu Erstrebenden hoffen, was in dem Gegenwärtigen nicht zu finden war; und die steigende Bildung gab ihnen die geistige Möglichkeit und den Muth, jene Ansichten zu vertreten. Diese ganze Classe gehörte dem

Journalismus; ja zum Theil bot er ihnen beides, Unterhalt und Platz im öffentlichen Leben. Man verschweigt sich gerne dies Verhältniß; dennoch ist es nicht der unwichtigste Hebel in dem was geschehen ist und geschehen wird. Als nun der Journalismus unterdrückt und damit eine Opposition unmöglich gemacht ward, von der doch der größte Staatsmann Englands gesagt hatte, daß man sie schaffen müsse, wo sie nicht existire, da war die Folge unausbleiblich, daß jene Opposition zur Negation überschlug. Hatten sie nicht treu und ernst gestrebt? nicht redlich gedacht? Hatten sie nicht an die Spitze aller ihrer Behauptungen den Satz gestellt, daß sie vor allem und zunächst sich jeder Widerlegung unterwerfen würden? Hatten sie nicht damit die Wahrheit, ja auch den Ernst der Wahrheit als Herrscherin und Richterin über sich erkannt? Nun denn — gibt es denn etwas Wahreres als das Wahre? Ist es nicht absolut durch das Wesen des Geistes selbst geboten, daß der Gedanke ein freier seyn muß? Kann er einen andern Gegner anerkennen, als das Ebenbürtige, den Gedanken? — Dennoch verbot man das Organ desselben. War es wirklich möglich, noch Opposition zu seyn? Und wenn man sie sich erhalten wollte, wenn man die Idee der Freiheit noch retten wollte, so mußte sie jetzt in ihr letztes Gebiet zurückkehren, und den Begriff der an sich unendlich freien Persönlichkeit voranstellen, und in ihr Trost und Muth zugleich suchen. Sie aber, als unendlich freie gedacht, ist Negation gegen jede Bestimmung von Außen. Darum konnte jene Bewegung, die eine freie, aber ernste Besprechung der staatlichen Freiheit forderte, wirklich nur als Negation erscheinen; und es ist durchaus nicht zu verkennen, daß sie eben als solche da ist.

So war nun der Zustand des Bewußtseyns in Deutschlands und seine Geschichte, während sich in Frankreich in einer andern Gestalt die negirende Gewalt der Idee der freien Persönlichkeit Bahn gebrochen hatte. Wir haben in unserer Arbeit über diesen Gegenstand nachzuweisen versucht, wie in diesem Lande sich aus der Gleichheit die Idee des Communismus als der gleichen Berechtigung am materiellen Gute entwickelte, und neben ihm der Socialismus St. Simons und Fouriers auf demselben Boden erwuchs. Die Negation des persönlichen Eigenthums, die beide

theilten, iſt, wie wir dargeſtellt haben, nur eine Seite der Idee der unendlich berechtigten Perſönlichkeit; oder ſie iſt, eben weil ſie den letzten, oder, wenn man will, urſprünglichen Widerſpruch enthält, den zweier Perſönlichkeiten, die ſich beſchränken und dennoch unendlich ſind, auch der letzte Punkt, zu welchem dieſe Frage überhaupt heran kommt. Es zeigt ſich in der Geſchichte des franzöſiſchen Communismus auf die klarſte Weiſe, daß es eben die Verweigerung eines, in der Form einer Vertretung ſtattfindenden Antheils an der ſtaatsbürgerlichen Berechtigung iſt, was den Gedanken dahin treibt, an die Bedingung dieſer Berechtigung, den Beſitz, einen Anſpruch zu erheben. Bis zu dieſem Punkte der Negation war Frankreich gerade ſeit 1835 ſchon gekommen; die Lehre Babeufs hatte ſich als ſelbſtſtändige entwickelt; der Fourierismus war nie Schule, Lamennais, Lerour, Louis Blanc, wandten ſich dem Peuple zu; die Kriſis des Babeuvismus hatte 1839 nur einer andern Geſtalt des Communismus Platz gemacht; der ganze ärmere Theil des Volkes trennte ſich täglich mehr vom wohlhabenden und herrſchenden; er kam zum Bewußtſeyn ſeiner Stellung und ſeiner Forderung; ſchon reichten die letzten in höhere Sphären der Geſellſchaft hinauf, und ſchon hatte das Proletariat ſich als ein ſelbſtſtändiges Element der Geſellſchaft manifeſtirt. Somit war hier, dicht an die deutſche Gränze hingerückt, dasjenige bereits in entwickelter und thatkräftiger Geſtalt vorhanden, was in Deutſchland erſt mit ſeiner Vorbereitung abgeſchloſſen hatte. Aber dieſe war jetzt zu Ende. Man hatte der beweglichſten Claſſe der Geſellſchaft die einzige Bahn verſchloſſen, auf welcher ſie zu einer Stellung und Bedeutung gelangen konnte; man hatte der ärmſten Claſſe durch Bildung und Erweckung ihres Selbſtgefühls ihre Lage fühlbar gemacht; ſo bedurfte es denn nur eines verbindenden Gliedes, um dieſen Theil des inneren Lebens der einen Nation in das der andern hinüberzutragen.

Dieſes nun iſt, wie es uns ſcheint, der eigentliche Standpunkt, von welchem aus der ganze Communismus Weitlings und ſeine Bedeutung für Deutſchland betrachtet, und das große Aufſehen beurtheilt werden muß, das derſelbe zu machen beſtimmt war. Es gibt noch wenig oder gar keine Communiſten in Deutſchland, aber es gibt jetzt die Frage nach dem Communismus für daſſelbe. Einmal ausgeſprochen, und gerade zu

dieſer Zeit ausgeſprochen, war es unmöglich, ſie als nichtsbedeutend zur Seite zu ſchieben. Es folgt aus jenem Verhältniß aber auch ein zweites für den Inhalt dieſes deutſchen Communismus. Vergleicht man die Theoreme deſſelben mit dem franzöſiſchen Communismus und Socialismus, ſo genügt der erſte Blick, um uns zu überzeugen, daß jener auch nicht die geringſte Spur einer eigentlichen Urſprünglichkeit an ſich trägt, ſondern in der That weiter nichts iſt, als eine Compilation aus Louis Blanc, dem Communismus Cabets und dem Fourierismus, bei welcher die Critik Proudhons ſehr ſtark benutzt iſt. Wir können daher keinen Geſichtspunkt auffinden, von welchem aus jenes Syſtem als Syſtem einer beſondern Darſtellung werth wäre. Wollte man etwas Eigenthümliches auffinden, ſo wäre dieſes höchſtens in der Einrichtung von den ſ. g. „Kommerzſtunden" zu ſuchen, das iſt, die freie Arbeitszeit, in welcher jeder, nachdem er für die Gemeinſchaft gearbeitet hat, nun für ſeinen eigenen Erwerb arbeiten kann, was überflüſſig iſt, wenn das Erſtere ausreicht, und natürlich wegfallen muß, wenn es das nicht thut, auf jeden Fall aber das Princip des Communismus ſelber aufhebt, weil es perſönliches Eigenthum erzeugen würde. Doch wir wiederholen es, daß es ſich nicht um das Syſtem des Weitling'ſchen Communismus handeln kann; es iſt das Ausſprechen eines Princips überhaupt auf deutſchem Boden, in welchem ſeine Bedeutung zu ſuchen iſt. Wie dies nun geſchehen, wollen wir im kurzen Ueberblick darſtellen.

Indeſſen möge es uns erlaubt ſeyn, eine Bemerkung vorauszuſchicken. Der Communismus exiſtirt in der Schweiz ſeit mehreren Jahren; er hat hier mannichfache Bewegungen ſowohl in der Literatur wie ſonſt hervorgerufen. Bei allen ſolchen Verhältniſſen halten wir es für gänzlich unmöglich, daß ſie aus ſolcher Ferne, wie die iſt, in der wir von jenem Lande ſtehen, vollkommen richtige und umfaſſende Auffaſſung finden können. Dazu kommt, daß uns ein großer und wichtiger Theil der Literatur geradezu mangelt. Wir glauben freilich kaum, daß eine wirklich genaue Darſtellung aller Sachverhältniſſe, weil ſie, wie das meiſte in der Schweiz, wirklich zu ſehr ins Kleinliche und Kleinſtädtiſche fallen, von wahrem Intereſſe ſeyn würde. Allein ſelbſt das Allgemeine dürfte oft ſeine wahre Beleuchtung erſt

durch diejenigen finden können, die an Ort und Stelle, mit offenem Blick und vorurtheilsfreiem Sinn den Gang der Dinge ansehen. Wenn wir daher für die bisherige Entwicklung auf das Recht einer Beurtheilung Anspruch machen, so unterwerfen wir uns hier gerne der bloßen Berichtigung.

Es gibt gewisse Handwerke, die den Arbeiter oft, und oft auf ziemlich vertraute Weise mit den höheren Ständen in Berührung bringen; dahin gehören besonders die Schneider. Es ist wohl nicht zufällig, daß Johann von Leyden Schneider war, daß der eigentliche Stamm der französischen Communisten aus Schneidern besteht, und daß auch Weitling diesem Gewerk angehört. Ihre Lage steht in zu hartem Gegensatz gegen die Stellung derer, denen sie die scheinenden Mittel ihrer äußeren Geltung geben, als daß nicht sie vor Allen, wo einmal communistische Ideen da sind, für sie empfänglich seyn sollten. Weitling war 1830 Schneider in Leipzig,[1] als die dortige Revolution ausbrach. Nach dem Vorgange der St. Simonisten bei der Julirevolution hatte Weitling, wie er später in seinen Garantien der Harmonie und Freiheit berichtet, über diese Revolution seine besondern Gedanken, die ihn endlich „überzeugten, daß man trotz aller akademischen Weisheit u. s. w. doch im entscheidenden Augenblicke, an dem die Schicksale von Millionen kleben, ein rechter Dummkopf seyn könne;" er wollte etwas ganz anderes; „die deutsche Republik litt eine schmählige Niederlage." Das war unstreitig sehr traurig; indessen hielt ihn seine Liebe zur Freiheit nicht ab, aus Sachsen, das sich seine freie Verfassung zu erkämpfen gewußt, nach Wien zu gehen. Hier zwang ihn persönliche Gefahr wegen eines gewissen Abenteuers nach Paris zu flüchten. Das war der Ort, wo Raum und Anklang für das Streben zu seyn schien, das ihn erfüllte. Der ganze ausgebildete Communismus trat ihm hier entgegen, und es erging ihm, wie manchem andern Deutschen; er überwältigte ihn, und Weitling ward Communist. Nun sah er, wie die

[1] Eine poetisch-rhetorisch gehaltene Biographie Weitlings steht in: „Der Schriftsteller Wilhelm Weitling und der Kommunistenlärm in Zürich. Eine Vertheidigungsschrift, die bereits gesetzt, aber vom Walliser Staatsrath unterdrückt, jetzt hier dem Publikum geboten wird." Bern. 1843. (Von Sed. Seiler.)

Franzoſen durch Schreiben zur Berühmtheit gelangten, und ſchrieb auch. Seine erſte Schrift: „die Menſchheit, wie ſie ſeyn ſollte" iſt eine kleine Broſchure von einem Bogen in 12. von 1839, ohne Druckort und Namen, in der er Abſchaffung des Geldes und Gütergemeinſchaft forderte. Das mochte viel für Deutſchland ſeyn, aber es war wenig für Frankreich. Was bedeutete ein ſo leiſer, furchtſamer Schritt neben dem Babeuvismus der damaligen Zeit? Hundertmal mehr und hundertmal Beſtimmteres forderten die Männer von 1839; wer mochte einen ſo ſchwachen Reflex der todesverachtenden Lehren der Babeuviſten leſen und ſchätzen? Lernen konnte Weitling hier, was man wollte und wie man zu Werke gehen müſſe; ſelbſt etwas bedeuten konnte er nicht. Er verließ Paris und ging nach Genf; vielleicht hatte die Pariſer Polizei, die gute Gründe hatte, auf alle Communiſten wachſames Auge zu haben, ihren Antheil daran, vielleicht auch nicht. Jedenfalls war in Deutſchland, beſonders in der Schweiz, noch freies Feld. Hierher zog er.

In Genf[1] hatte ſich ſchon ſeit dem Frühjahr 1841 auf Anregung und Vorſchlag des daſigen lutheriſchen Pfarrers Wend ein Leſezimmer für deutſche Handwerker gebildet, dem, mit freiſinnigerer Tendenz wie es ſcheint, bald ein Gewerbsstandsverein entgegentrat, an den ſich ein früherer Geſangverein anſchloß. In den letzteren trat Weitling ein, lehrte ſeine aus Frankreich mitgebrachten Sätze, und begann nun, nachdem er ihn organiſirt, ein Monatsblatt unter dem Titel: „Hülferuf der deutſchen Jugend" herauszugeben (1ſte Nummer Sept. 1841). Dieſes Journal, das nur in wenigen Nummern erſchien, war eigentlich noch nicht communiſtiſch; es ſchloß ſich vielmehr an das Bedürfniß an, dem Arbeiterſtande vorerſt eine politiſche Stellung zu verſchaffen, was Lerour in Frankreich und ſeine geiſtige Zwillingsſchweſter G. Sand damals ſo eben wieder hervorgehoben hatten. „Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Berathungen über das Wohl und Wehe

[1] Die genauere Geſchichte dieſer Vereine ſiehe im Kommiſſionalbericht von Bluntſchli nach Weitlings eigenem Bericht, p. 20 ff. — Welche Organiſationspläne Weitling ſelber hatte, zeigt ſein Aufſatz ebendaſ. 34 über innere Einrichtung der Vereine. Man ſieht, wie genau ſie den franzöſiſchen Communiſten nachgeahmt ſind.

der Menschheit," beginnt er darin, „denn wir, das Volk in Blousen, Jacken, Kitteln und Kappen sind die zahlreichsten, kräftigsten und dennoch am wenigsten beachteten Menschen auf Gottes weiter Erde." Er kämpft gegen die Nichtsthuer, gegen das Nationalgefühl, gegen alles, was nicht seine Kraft der socialen Richtung zuwendet. Die Sache fand keinen rechten Anklang, der deutsche Arbeiter verstand ihn nicht; der Verein selbst fand sich bewogen, Weitling „mit Hülfe einiger verblendeter Schreinergesellen im Verein," wie die oben citirte Schrift p. 13 sagt, zum Austritt zu veranlassen. Er ging von Genf nach Vivis, wo sein Hülferuf jetzt als „die junge Generation" erschien. Diese gleichfalls bald aufhörende Monatsschrift war schon entschieden communistisch, und die Ideen Cabets und Fouriers traten, mit Geschmack und Geschick verschmolzen, auf jeder Seite entgegen. Es soll keine Reiche und Arme, kein persönliches Eigenthum, keine verschiedene Erzieher, keine Nichtsthuer und Besitzer geben; es soll anerkannt werden, daß alle Menschen gleich sind, und jeder seinem Triebe zur Arbeit, den er von der Natur erhalten, folgen soll. Das darzustellen, wird in einer glänzenden Sprache, die aber weder tieferes Verständniß voraussetzte noch forderte, versucht; in dem Aufsatz: „zwölf Gründe gegen das Eigenthum" wurden die Proudhonschen Arbeiten excerpirt; in „Europa im Jahre 2000" eine Utopie hingezeichnet, und Aehnliches. Doch hatten diese Versuche auf dem Gebiete, wo sie einschlagen sollten, auch jetzt noch keinen rechten Erfolg. Die Handwerker in der Schweiz kehrten sich wenig oder gar nicht daran, obwohl beide Zeitschriften an Handwerksbursche gratis vertheilt wurden, was durch freiwillige Beiträge möglich gemacht ward. Wir haben in der Darstellung der Geschichte des französischen Communismus gezeigt, daß die communistische Auffassung bei dem Gewerbstande wesentlich Eins voraussetzt: eine Entwicklung der großen Capitalien im Leben der Industrie, die alle Selbstständigkeit der Arbeiter vernichtet. Dies Verhältniß, ausgebildet in Frankreich und England, fand in Deutschland wenig, in der Schweiz gar nicht statt; der Arbeiterstand ist in der Schweiz nicht arm; er leidet keine Noth, und die höheren Classen stehen ihm durchaus nicht in so unerreichbarer Ferne, daß sie sich nicht um ihn kümmerten, oder er

nicht zu ihnen hinaufſtreben könnte. Daher war von dieſer Seite aus für die Verpflanzung jener franzöſiſchen Ideen auf deutſchen Boden wenig zu hoffen;[1] Weitling war im Begriff, geradezu zu verkümmern, als jetzt endlich ſich das Verhältniß entwickelte, das ſeinem Communismus unter den Tagesgegenſtänden einen Platz verlieh.

Unter der höher ſtehenden Welt der jungen Gebildeten gab und gibt es zwei Claſſen, die einer beſonderen Charakteriſtik werth ſind. Die erſte Claſſe enthält einen großen Theil derjenigen, die von den früheren Burſchenſchaften ausgegangen ſind, und durch ihre politiſchen Beſtrebungen gelitten haben. Dieſe erkennen, daß der Weg, den ſie früher einſchlugen, ein verfehlter iſt, und daß ihnen für das Gelingen ihrer Ideen hauptſächlich das Bewußtſeyn des niederen Volkes und die Ueberzeugung deſſelben von der Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung der Dinge gemangelt hat. Für ſie gibt es daher jetzt, da ſie begreifen, daß Redensarten hier nichts verſchlagen, nur Einen Weg: ſie müſſen das Volk ſelbſt zum Nachdenken über ſeine Lage und zur Oppoſition gegen das Beſtehende bringen. — Die zweite Claſſe iſt zum Theil an Jahren jünger; ſie hat in ihr Bewußtſeyn die Frage nach dem ganzen Zuſtande der civiliſirten Welt aufgenommen, und voll des Dranges, in That und Arbeit ſich zu ergehen, tritt ihr vor allem die Seite der gegenwärtigen Verhältniſſe hervor, die in ſich den Keim eines tiefgreifenden, noch ungelösten Zwieſpalts enthält. Dieſe iſt nun in der politiſchen Welt die Stellung der Großmächte; und Schriften, wie die „Pentarchie“ und die „Triarchie“ haben gerade in dieſen Kreiſen ihre Verfaſſer, Leſer und Beurtheiler gefunden. In der ſocialen Welt aber liegt jene Zukunft der Umgeſtaltung in dem Widerſpruch, den wir herausgehoben haben, die Beſtimmung des Einzelnen durch die Idee ſeiner Perſönlichkeit

[1] Einen Blick auf die Art und Weiſe, wie das eigentliche Publikum dieſe Beſtrebungen anſah, und einen Beweis, wie richtig man ſchon jetzt erkennt, daß nicht der Communismus, ſondern das Proletariat der Ausgangspunkt derſelben ſey, gibt die kleine vortrefflich geſchriebene Broſchüre: der Communismus und ſeine praktiſche Anwendung auf das ſociale Leben. Nebſt einem Anhang: die Communiſten in der Schweiz ꝛc. Schaffhauſen 1843.

und die thatsächlich gegebene Unmöglichkeit, sie für einen sehr großen Theil der Menschheit zu verwirklichen. Diesem Satze wandten sich die zu, die nicht der Neigung oder Individualität nach im politischen Interesse lebten. Für sie waren jene unbestimmten Nachrichten, die man über die socialen Verbindungen und Arbeiten Frankreichs und Englands bis dahin hatte, das Bedeutendste, ja das allein Bedeutende in der Gegenwart. Sie sehnten sich darnach, Aehnliches zu sehen und zu hören.

Diese beiden Richtungen waren es nun, denen der Communismus auf deutschem Boden ein eigentliches Ereigniß bildete; denn den erstern war er ein vortreffliches Mittel, und deßhalb machten sie ihn wichtig; den andern war er ein ernstes Indicium, und deßhalb hielten sie ihn dafür. — Wir brauchen den vorurtheilsfreien Leser dieser Zeilen wohl kaum zu erinnern, daß wir einmal für allemal keine Urtheile, sondern nur Thatsachen unsers Lebens zu geben suchen; wir erkennen daher keine Critik, sondern nur Berichtigungen an, wo sie nothwendig sind. — Die Folge von dem Auftreten Weitlings war deßhalb eine Annäherung auf der einen Seite, eine große Aufmerksamkeit auf ihn und für ihn von der andern. Beide aber standen doch zu hoch, um durch die bloßen Monatsschriften etwas wirklich Gethanes zu sehen. Weitling sah sich daher durch Rath und Vorschlag der einen, wie durch die Erwartung der andern bewogen, nun auch ein System seines Communismus zu schreiben. Diesen Versuch enthält die Schrift: „Garantien der Harmonie und Freiheit" 1842. Vortrefflich geschrieben, ist sie doch nur eine Zusammenstellung der lange in Frankreich ausgearbeiteten Ideen. Er beginnt wie Fourier mit einer Critik — man kann sie eben so sehr eine Schmähung nennen — der heutigen Zustände der Gesellschaft; dann entwirft er ein System, in welchem das Meiste aus Fourier genommen, und stellt die Gemeinschaft alles Eigenthums und die Aufhebung des Geldes an die Spitze; dann soll gleiche und gemeinsame Erziehung aller Kinder folgen; Errichtung von Schularmeen nach dem Muster der Fourier'schen, Centralmustercompagnien und Aehnliches, das auf gleiche Weise ein Arrangement fremder Gedanken ist. Es enthält gar nichts Selbstständiges, und es kann nicht zweifelhaft seyn, daß man das Buch, ohne die äußern Umstände, welche

Fremde aber wie zu Hause scheint er immer seiner Mission eingedenk: ein Vorkämpfer der Bewegung zu seyn. Er hat dem eigensinnigen Conservatismus in allen Lebensgebieten, dem zähen Vorurtheil, der faulen Stagnation, den abergläubigen Erinnerungen und Traditionen den Krieg erklärt, und fordert Alles, was Jugendfeuer und Zukunftsodem in sich spürt, auf, seinem Banner, das einer glänzenden Zukunft entgegenflattert, sich anzuschließen. Der Name Bewegung, Fortschritt übt einen unwiderstehlichen Zauber aus besonders auf die empfänglichen Geister einer noch nicht durch die Täuschungen des Lebens erkälteten und verbitterten Jugend, und so konnte Mancher in Heine anfänglich den nur etwas überschwänglichen und übermüthigen Herold einer an sich würdigen Sache erblicken — während freilich jetzt Viele denken mögen: Bewahre uns Gott nur vor unsern (angeblichen) Freunden! Heine hat die Sache des Fortschritts in einem Sinn und in einem Maß ausposaunt, daß er vielmehr der Reaction in die Hände arbeitet; es fehlt ihm am Bewußtseyn eines positiven Ziels, vielleicht sogar an dem Streben nach einem solchen, und was nach ihm fortschreitende Bewegung seyn soll, gemahnt uns eher wie ein tolles im Kreis Herumspringen, dessen Folge Betäubung und Schwindel sind. Wirklich scheint er nicht selten von einem geistigen Schwindel ergriffen, in welchem er zwar noch immer mitunter geistreich und witzig, aber halb bewußt- und sinnlos lallt.

Heine ist ein Mann des Wortes, nicht der That, und er weiß das Wort mit einer seltenen Geschicklichkeit zu handhaben. Das Wort ist der Schatz und die Waffe dieses literarischen Demagogen, aber man muß gestehen: in diesem Schatz ist viel unechtes Gold, und die Waffe ist nicht ein ehrliches Ritterschwert, sondern oft ein glänzender Galanteriedegen oder ein Stilet. Ein Hauptvorzug und zugleich eine Hauptsünde von Heines Schriften besteht in der Leichtigkeit, womit er Alles populärisirt, zwar nicht so, daß die ganze große Masse des Volkes sie verstehen könnte, aber doch so, daß das Publikum, für dessen Bereich gewisse Gegenstände zu hoch und fern erscheinen, durch die Gewandtheit, womit Heine sie ihm näher zu bringen und mundrecht zu machen weiß, sich vielleicht verzeonfacht. Die schwerfällige Schulsprache, in welcher die deutschen Schriftsteller häufig schrieben und schreiben, hat das Verständniß ihrer Schriften einem ansehnlichen Theil des Publikums,

es begleiteten, als eine unbedeutende Erscheinung zur Seite gelegt hätte. Allein es stand doch mitten in einer Partei, und diese bedurfte nur noch eines Eclats, um als wirklich bedeutende aufzutreten.

Um das Folgende nun ganz zu durchsehen, müßten wir eine speciellere Kenntniß der Schweizerzustände im Allgemeinen und der Zürcher im Besondern haben, als wir besitzen. Wir stellen daher unsere Auffassung hin in der Gewißheit, daß der Gegenstand einmal ernster objectiver und kundiger Prüfung unterliegen wird.

Die Schweiz ist das Land, wo sich nicht blos drei verschiedene Sprachen, sondern auch drei verschiedene Formen des Gottesbewußtseyns treffen und berühren: die päbstliche, als die Negation aller Selbstständigkeit des Selbstbewußtseyns, die französische, als die Negation aller überlieferten Sätze, und die deutsche, die beide zur Einheit zu bringen sucht. Nun aber ist die Unterwerfung des Glaubens nur die andere Form der Unfreiheit; jedes despotische Princip, sey dieses nun da als Aristokratie oder als Einherrschaft, wird sich daher mit dem Absolutismus in Glaubenssachen vermählen — das ist mithin mit dem Princip der »immobilis subjectio« der Jesuiten. So war es hauptsächlich in Zürich geschehen. Hier hatten die Aristokraten im September 1839 die Demokraten gestürzt, mit Hülfe der, in großer geistiger Verdummung gehaltenen Hintersassen des sogenannten Kallenlandes. Die Demokraten, denen damit die materielle Macht verloren war, mußten sich daher dem einzigen Mittel zuwenden, das sie ihnen zurückgeben konnte — der Aufklärung des Volkes. Für sie besonders ward der Weitling'sche Communismus ein mächtiger Hebel; und, das sehr wohl begreifend, war Weitling durch die Züricher Regierung schon mannichfachen Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Allein bis dahin hatte die Sache noch kein ernsthaftes Ansehen gewonnen. Denn wo nicht die Noth oder Ueberreizung des Bedürfnisses nach Genuß den niederen Stand zum Communismus treibt, da geht er nicht darauf ein, weil der wahre Communismus eben **begriffen** seyn will. Sollte er daher wirken, so mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden; er mußte dem Volke aus **demjenigen** heraus bewiesen werden, was es selber für ewige **Wahrheit**

hielt; und das war die Bibel. Ihr wandte sich daher jetzt Weitling vor allem als seinem Hauptargument zu, wie er das schon seit seiner Schrift oft, aber stets nur beiläufig gethan hatte. Er versuchte es, alle seine Sätze jetzt einmal mit entsprechenden Stellen hauptsächlich aus dem Neuen Testament zu belegen, und somit ein biblisches Compendium des Communismus zu fertigen. Das Resultat dieses Versuchs war das „Evangelium des armen Sünders." Wir haben diese Arbeit nicht in Händen gehabt, und können daher auch kein vollständiges Urtheil darüber abgeben.[1] Indessen ist es besonders ein Grund, der uns bewegt, hierüber abzubrechen. Die Frage nach der Idee der christlichen Liebe und ihr Verhältniß zur Aufgebung des Eigenthums, wie dieselbe zum Beispiel gerade in den Klöstern stattfindet, will eine ernste Untersuchung, und bloße Ansichten und einzelne Sätze sind gerade hier am wenigsten berechtigt. Denn dieses ganze Gebiet ist von der Wissenschaft der Moral bis jetzt absolut ununtersucht; und noch hat Niemand die Frage aufgestellt, in welchem Verhältniß die Liebe des Einen zur Ergebung des Andern im Gebiete des persönlichen Eigenthums stehe; Sätze wie die, daß man dem Armen Gutes thun soll, reichen natürlich erst dann aus, wenn eben jene Frage selbst entschieden ist. — Wir betrachten daher jene Schrift blos nach ihrer pragmatischen Seite. Zweierlei war hier nun ganz entschieden. Zuerst, daß es ein im höchsten Grade verkehrtes Unternehmen war, dem ungebildeten Volk sein Gottesbewußtseyn unmittelbar aus dem geistigen Leben herauszuheben, und es, verständigungslos und zu fanatischer Gestalt es aufreizend, dem Bestehenden entgegenzuführen. Solche Versuche haben immer nur traurige Folgen gehabt und müssen sie haben, ein Satz, der keines weiteren Beweises bedarf. Dann aber war mit einer solchen Schrift den Züricher Aristokraten mitten in den

[1] Die Schrift: Ueber den Communismus in der Schweiz. Eine Beleuchtung des Kommissionalberichts des Hrn. Dr. Bluntschli (ohne Namen des Verf.) 1843, hat p. 77 ff., wie es scheint, einige Stellen aus der Weitling'schen Schrift abgedruckt. Sie bestehen hier blos in Citaten aus der Bibel. Jene Schrift selbst ist eine Vertheidigung des Communismus, und gebraucht zugleich Deductionen und Bibelcitate. — Bluntschli's Bericht enthält p. 85 ff. die Ueberschriften und einige Auszüge.

Haltpunkt ihrer Macht hineingegriffen. Machte nun die innere Verkehrtheit des Versuchs es räthlich, die Publication der Schrift nicht zu erlauben, so forderte die Stellung der Aristokratie es unabweislich. Was jetzt erfolgte, ist zu bekannt, als daß wir es weiter auszuführen brauchten. Weitlings Schrift ward mit Beschlag belegt, eine Kommission vom Züricher Staatsrath zur Untersuchung niedergesetzt, Weitling selbst festgesetzt, seine Papiere ergriffen und unter dem Titel „die Communisten in der Schweiz, nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionalberichts an die h. Regierung des Standes Zürich. 1843." der Bericht der Kommission dem Publikum übergeben. Weitling selbst ward bekanntlich darauf vor Gericht gestellt und verurtheilt. So weit reicht die Geschichte des Communismus in der Schweiz.

Wo stehen wir jetzt? Aus dem großen gemeinsamen Leben des deutschen Volks hat sich die Entwicklung, die wir verfolgten, auf einen unbedeutenden Punkt in einem Nachbarland hingedrängt, und in einen Proceß zusammengefaßt, der mehr die Neugier als die wirkliche Beobachtung auffordert, ihn nicht zu übersehen. Ist das das ganze Resultat einer Geschichte, die bei dem höchsten Gedanken des Geistes beginnt, und damit die höchste Aufgabe des Lebens zum Inhalt hat? — Gewiß nicht. Wenn sich für die Zukunft einer solchen Entwicklung überhaupt etwas mit Sicherheit sagen läßt, so ist es unzweifelhaft, daß mit dieser Weitlingschen Geschichte der eigentliche Communismus des praktischen Lebens abschließen wird. Aber das, wovon er selber nur eine Erscheinung ist, wird vorwärts schreiten. Hier ist es nun zunächst wohl möglich, daß aus der neueren Philosophie ein dialektischer Communismus und Socialismus sich herausbilden könnte; denn — man erlaube uns beiläufig eine Bemerkung, die einen umfassenden Beweis fordert — die Hegel'sche Philosophie hat keinen Begriff der einzelnen Persönlichkeit, sondern nur den der Persönlichkeit überhaupt;[1] und

[1] Nur so werden Sätze möglich, wie die Hegels in seiner Staatsphilosophie, „daß alle Menschen ein Auskommen für ihre Bedürfnisse haben — ist nur ein moralischer, nichts Objectives seyender Wunsch" (§ 49) — was am deutlichsten zeigt, wie unbestimmt ihm der Gedanke der Wirklichkeit seines Begriffs der Person geblieben ist.

gerade der Mangel des ersteren macht Communismus und Socialismus möglich. Allein eben weil letzteres nur auf den Mangel in dem System gebaut ist, kann dasselbe weder Dauer noch Bedeutung haben. Wo der Communismus sich auf den Boden der dialektischen Bewegung hinaufwagt, ist sein Untergang wohl eben so gewiß als schnell. — Was nun aber den Einfluß dieser Theoreme auf die Wissenschaft betrifft, so haben wir denselben schon oben dargestellt. Eben so bedeutend aber, wie die Wirkung jener Idee der Persönlichkeit im wissenschaftlichen Leben seyn wird, wird dieselbe sich auch im praktischen zeigen. Die öffentliche Meinung hat bisher, wo sie Elend und Verworfenheit vor sich fand in den niederen Ständen, entweder nur mit liebloser Indignation darauf hingeblickt, oder aber alles, was ihr hier zu thun oblag, in das Armenwesen hineingeschoben. Das erste ist unmöglich, so wie der Gedanke der unendlichen Bestimmung des Einzelnen dem Bewußtseyn der Besitzenden zum Durchbruch kommt; das zweite nicht, so wie diese Bestimmung, in ihrer Unmöglichkeit durch den Mangel des Besitzes sich zu vollziehen, uns den Begriff des Proletariats als einen selbstständigen neben das Armenwesen hinstellt. Hier liegt die Aufgabe und die Zukunft jener Ideen. Nur wage man es, mit dem Gedanken so weit zu gehen, wie die Sache selber geht. Allerdings ist das Proletariat in den Städten das am meisten gedrückte und leidende, und deßhalb wird sich ihm zunächst Aufmerksamkeit und Arbeit zuwenden. Aber das Proletariat der Landbewohner ist nicht minder gewiß vorhanden, und wird darum nicht minder gewiß seinen Antheil an dieser Zeit und ihrer Entwicklung suchen und finden. Das Wie ist nun eine Frage, die dieser Arbeit nicht angehört. Ferner wird man sich sehr irren, wenn man, dem einseitigen Communismus folgend, blos ein Proletariat des Besitzes anerkennt. Es gibt auch Proletarier der gesellschaftlichen Ehre, des staatsbürgerlichen Rechts, der geistigen Bildung. Und so gewiß wir dem Einen helfen, so gewiß werden wir dem Andern zu helfen haben. Es ist wahr, der Weg ist weit und das Ziel liegt zu hoch für ein Menschenleben. Blickt man aber von diesem Standpunkt auf die kommende Zeit, so darf man muthig behaupten, daß wir an der Schwelle einer Epoche stehen, die an Mähe

und Opfern, aber auch an Liebe und Lohn reicher seyn wird, als unsre ganze Vergangenheit.

Ich mag nicht wiederholen, daß dieses alles nur Umrisse und Ueberblicke sind. Aber ich kann nicht schließen, ohne zwei Gestaltungen der Geschichte zusammenzustellen. Vor fünfhundert Jahren wurde eben so viel, ja mehr für die Leidenden gethan, wie jetzt. Die Klöster waren die großen Versorgungsanstalten jener Zeit; sie verschuldeten viel, aber sie halfen und linderten die Noth; so ist es noch im reichen Italien; ja, und was von andern geschah für das Elend, das geschah aus Antrieb der Geistlichen. Die Klöster sind verschwunden, die frommen Stiftungen in den Hintergrund gedrängt. An die Stelle beider sind die Gesellschaften getreten, und werden es thun. Ist dies blos eine äußere Umgestaltung? Hat nicht vielmehr zu dem inneren Antrieb, der jenen seine Aufgabe zuwies, der frommen Liebe, sich ein zweites Moment hinzugesellt? Und ist dieses, wenn anders unsere Auffassung eine wahre ist, ein anderes, als das des Gedankens? Was unsere Vorväter blos deßhalb wollten, weil es geboten ward, das versuchen wir zu wollen, weil es unser eignes Wesen ist, daß wir es wollen müssen. In uns, in dem tiefsten Inhalt des eignen Lebens der Persönlichkeit hinab geht auch hier die Richtung der Weltgeschichte.

L. S.

Gedanken über die Begründung

wissenschaftlicher Centralpunkte

für das deutsche Bundesheer.

Motto: „Professor kann ein Jeder werden,
Der für unschädlich gilt bei den Behörden,
Der auf des Meisters Worte schwört
Und streng nach alter Vorschrift lehrt.
(Der travestirte Faust.)

In jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit wird die größtmöglichste Leistung bedingt durch eine Vereinigung von Kräften, die unter zweckmäßiger Leitung nach einem gemeinsamen Ziele streben. Eine Schaar von Kriegern leistet unter sonst gleichen Verhältnissen nur deßhalb mehr als jede andere Schaar von Bewaffneten, weil ihre ganze Thätigkeitsweise eine viel geregeltere ist, wodurch die Verwendung der Kräfte aller Einzelnen wesentlich erleichtert wird.

In der Vereinigung der Kraft liegt zugleich die Möglichkeit einer zweckmäßigen Vertheilung der Arbeit. Der umsichtigen Anwendung dieses Grundsatzes verdankt unser Jahrhundert die außerordentlichen und wichtigen technischen und industriellen Fortschritte. Auch die Wissenschaften und ganz besonders alle Erfahrungswissenschaften werden ihren innern Ausbau wesentlich beschleunigen, wenn die fähigsten Köpfe zu diesem Zwecke sich vereinigen und die Arbeit unter sich vertheilen. Die damit verbundenen Vortheile erfreuen sich bereits der öffentlichen Anerkennung. Es sind in neuerer Zeit wissenschaftliche Vereine

verſchiedener Art entſtanden, um philologiſche, juriſtiſche, mediziniſche, naturhiſtoriſche, ökonomiſche und andere Zwecke zu fördern. Die Mitglieder dieſer Vereine halten jährliche Zuſammenkünfte, um perſönliche Bekanntſchaften einzuleiten und den Austauſch der Meinungen zu erleichtern. Sollte der Kriegerſtand nicht auch dieſem Beiſpiele folgen?

Es liegt jedoch in der Natur der Dinge, daß durch jede Vereinigung von Mehreren zu einem Zwecke die Freiheit des Einzelnen mehr oder weniger beſchränkt werden muß, und es entſteht deßhalb die Frage: ob die ſchöpferiſche Kraft des Einzelnen nicht auch eine Beſchränkung dadurch erleide? „Das Genie bedarf der Freiheit!“ — Aber was iſt Freiheit? Ein relativer Begriff. Selbſt der Galeerenſklave kann denken an was und worüber er will. Es gibt alſo in einer Beziehung abſolute Gedankenfreiheit. Ein Anderes iſt es indeß, die Gedanken in Worte und Thaten auszuprägen. Hierbei erſt tritt eine Beſchränkung des freien Willens ein, der aber jeder Menſch zeit- und theilweiſe unterworfen bleibt. Selbſt der unumſchränkteſte Monarch darf nicht zu allen Zeiten ſagen oder thun, was ihm in den Sinn kommt; er hat Perſonen und Verhältniſſe zu berückſichtigen, und die Folgen ſeiner Worte und Thaten zu erwägen. Das Schickliche, Räthliche, Nothwendige will überall beachtet ſeyn.

Wollte man aber auch zugeben, daß geniale Gedanken eine größere geiſtige Freiheit oder Ungezwungenheit bedingen, und ihre Empfängniß leichter in ſtiller Einſamkeit als in geräuſchvoller Verſammlung vor ſich geht, ſo wird man doch nicht überſehen dürfen, daß der Verein mehrerer Perſonen zu einem wiſſenſchaftlichen Zwecke auch Reibungen bringt, durch welche neue Ideen, neue Kräfte des Geiſtes zu Tage gefördert werden. Die Reibung zwiſchen Stein und Stahl erzeugt Funken, welche ſich in ihrer Verkörperung als kleine Kugeln geſchmolzenen Stahles erweiſen, die noch dazu die feinſte Politur haben. Wie viel Mühe und Arbeit würde wohl die Herſtellung ſolcher Stahlkügelchen auf dem gewöhnlichen Fabrikationswege erfordern? — So bringen zufällige Berührungen mit andern Körpern oft Erſcheinungen hervor, die uns recht augenſcheinlich darauf hinweiſen, wie wir es anzufangen haben, die geheimnißvollen Kräfte der Natur zu ergründen und zu entwickeln.

Die edelſte Kraft im Menſchen iſt der Geiſt; das Feld ſeiner Thätigkeit iſt unbeſchränkt und unermeßlich. Aber die geiſtige Thätigkeit iſt nicht immer ein freies Ausſtrömen von Lichtſtrahlen, die ihre Nahrung ausſchließlich in den geheimen Falten unſeres räthſelhaften geiſtigen Organismus erhalten; dieſe Lichtſtrahlen ſind oft nur Reflexe, Spiegelbilder unſerer Seele, durch äußere Einwirkungen hervorgebracht. Wer unter uns hat nicht ſchon an ſich ſelbſt erfahren, daß eine gründlich durchdachte Idee, eine mit logiſcher Conſequenz durchgeführte Gedankenreihe, durch Einwürfe gut oder ſchlecht oft mit neuen Elementen geſchwängert wird, die außerdem vielleicht keine Beachtung gefunden haben würden? Auch im Gebiete der praktiſchen Thätigkeit macht man häufig die Erfahrung, daß unerwartete Ereigniſſe und Erſcheinungen, nicht ſelten durch unangenehme Zwiſchenfälle entſtanden, unſerm Ideengange eine neue und beſſere Richtung geben.

Die Wechſelwirkung, beſonders aber die Reibung der geiſtigen Kräfte, iſt alſo das weſentlichſte Mittel zu deren Entwicklung und höheren Ausbildung. Bevor eine wichtige Wahrheit zu Tage gefördert werden kann, muß ſie ſich gewaltſam die Bahn brechen durch eine Reihe oft ſehr hartnäckiger Kämpfe mit liebgewonnenen Gewohnheiten und Gebräuchen, mit althergekömmlichen Ueberlieferungen, mit eingewurzelten Vorurtheilen, wohl auch mit Partikularintereſſen. Aber dieſer Gedankenkrieg, weit entfernt ein Uebelſtand zu ſeyn, iſt eine Nothwendigkeit, und bringt in der geiſtigen Welt dieſelben heilſamen Erſchütterungen hervor, wie ein Gewitterſturm in der uns umgebenden Atmoſphäre; er iſt — wenn er nur ſonſt mit Loyalität geführt wird — die lehrreichſte Beſchäftigung für erleuchtete und kräftige Geiſter. Ohne Kampf gibt es keinen Sieg, und nur im Kampf erprobt ſich der Held!

Betrachten wir den Krieg von der wiſſenſchaftlichen Seite, ſo erblicken wir nur eine ſehr kleine Anzahl aus der Natur deſſelben abgeleiteter Grundſätze, die uns zur allgemeinen Richtſchnur dienen können. Alles Uebrige wird zum größeren Theil durch Umſtände und Verhältniſſe bedingt, die in concreten Fällen reiflich erwogen ſeyn wollen. Der Krieg iſt alſo mehr als jede andere eine Erfahrungswiſſenſchaft, und hat unter allen

menſchlichen Wiſſenſchaften die meiſte Aehnlichkeit mit der Heilkunſt. Die richtige Anwendung der Grundſätze einer Erfahrungswiſſenſchaft erfordert aber einen höheren Grad von Einſicht und Takt, als die Anwendung ganz abſtrakter Lehren. Und einen ſolchen Grad von Intelligenz ſollte man eigentlich von allen höheren Offizieren fordern, da ſie ihre kriegeriſchen Zwecke — ganz abgeſehen von deren Wichtigkeit — nur durch den Gebrauch und Verbrauch von Menſchen erreichen können.

Verbrauch von Menſchen! Welch ein furchtbar bedeutſames Wort! Und doch iſt die Verwendung der Truppen im Kriege nichts Anderes; und doch trägt kein Befehlshaber Bedenken, ſeine Schaaren der Verſtümmlung und dem Tode entgegen zu führen! — Das kann auch gar nicht anders ſeyn und darf uns ſo wenig erſchrecken, als der Gedanke an Krieg und Kampf überhaupt, der in der allgemeinen Weltordnung ſo gut begründet iſt, wie Erdbeben und andere Naturereigniſſe, durch welche die Wohlfahrt und das Leben von Tauſenden gefährdet werden. Aber Menſchen nutzlos opfern, das iſt etwas ganz Anderes, das empört den Menſchen im Krieger, was er auch mitten im Kampfe niemals ganz aufhören darf zu ſeyn, obſchon eine Entfeſſelung der Leidenſchaften nicht immer zu vermeiden iſt.

Wir ſprechen jedoch hier nicht von ſolchen Opfern, die keinen Gewinn gebracht haben, oder größeres Unheil nicht abzuwenden vermochten, ſondern von Opfern, die durch Unwiſſenheit, Ungeſchicklichkeit oder Leichtſinn der Befehlshaber entſtanden ſind, und ihre Zahl iſt nicht gering! In der Regel ſterben mehr Menſchen in Lazarethen und in Folge der zu großen Entbehrungen und Anſtrengungen auf Bivouaks und Märſchen, als auf dem Schlachtfelde. Auch die Zahl der Getödteten und Verwundeten iſt oft unverhältnißmäßig groß, was der ungeſchickten Verwendung und Führung der Truppen zur Laſt fällt. Sollte man da nicht alles aufbieten, dergleichen nutzloſe Menſchenopfer möglichſt zu vermindern? Aber wie kann man ſie vermindern? Nur durch höhere Intelligenz der Befehlshaber. Die Größe des Verluſtes, welchen man dem Gegner zufügt, beſtimmt oft allein den Werth des Sieges. Wird aber dieſer Sieg zu theuer erkauft, ſo verliert er auch an ſeinem Werthe und kann nicht ſo benutzt werden, als er ſollte. Man darf niemals vergeſſen, daß

die Truppen das wichtigſte und faſt einzige, oder wenigſtens wirkſamſte Mittel ſind, kriegeriſche Zwecke zu erreichen, und daß, wenn eine ungeſchickte Hand das Werkzeug des Sieges zertrümmert hat, der Gewinn nur noch in der moraliſchen Wirkung beſteht, die aber nicht lange dauern wird, ſobald der phyſiſche Nachdruck fehlt. Wie man daher auch die Sache anſehen möge, es läuft immer darauf hinaus, daß die Truppen zweckmäßig verwendet und gut geführt werden müſſen, und *das iſt das Produkt kriegeriſcher Intelligenz.*

Stellen wir in dieſer Beziehung zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart einen Vergleich an, ſo ſcheint von den jetzigen Befehlshabern ein höherer Grad von geiſtiger Bildung, als ſie im Allgemeinen beſitzen, nicht nothwendig gefordert werden zu müſſen, da ſie bereits auf einer höhern Bildungsſtufe ſtehen, als ihre Vorgänger. Vergeſſen wir aber nicht, daß wir Deutſchen bald den Zeitpunkt erreicht haben werden, wo die kriegserfahrenen Offiziere ſämmtlich aus unſeren Reihen geſchieden ſind. Vergeſſen wir nicht, daß der Mangel an Kriegserfahrung durch kriegeriſche Intelligenz noch am beſten zu erſetzen iſt, und daß wir uns nicht auf das Beiſpiel von Männern berufen dürfen, welche ſich als tüchtige Befehlshaber einen Namen gemacht haben, obſchon ihre wiſſenſchaftliche Bildung vielleicht nicht einmal mit der eines heutigen Lieutenants ſich hätte meſſen können. Jene Männer hatten ihr halbes Leben im Kriege zugebracht, und ſich unter Kampfgetümmel und Pulverdampf von Stufe zu Stufe emporgeſchwungen, nicht ohne ein theures Lehrgeld zu bezahlen. Unſere künftigen Befehlshaber hingegen konnten einen ſolchen Bildungsweg nicht einſchlagen, bei ihnen muß die Intelligenz die Stellung der kriegeriſchen Gewohnheit und Erfahrung vertreten.

Erwägen wir nun die Mittel, durch welche dieſe Intelligenz erworben werden kann, ſo dürfen wir uns nicht verhehlen, daß *den Offizieren* weit weniger Mittel zu Gebote ſtehen, ſich für ihren kriegeriſchen Beruf praktiſch auszubilden, als den andern gebildeten Ständen. Der Juriſt, der Arzt erhalten ihre Vorbildung auf Gymnaſien und Univerſitäten. Bevor ſie aber auf eigene Hand praktiziren dürfen, müſſen ſie eine Anzahl Jahre unter perſönlicher Leitung älterer, erfahrener und geübter

welches durch die Natur der Gegenstände selbst nicht eben davon ausgeschlossen gewesen wäre, unzugänglich gemacht, und so die Zirkulation vieler nützlichen Kenntnisse und Einsichten gehemmt, und nicht wenige Autoren, weit entfernt sich Mühe zu geben, zu der Fassungskraft und Bildungsstufe eines weiteren Kreises sich durch eine leichtere Form herabzulassen, setzten vielmehr ihren Stolz darein, nur von wenigen Eingeweihten verstanden zu werden, und adoptirten im weitesten und hochmüthigsten Sinne das: Odi profanum vulgus et arceo. Aber in neueren Zeiten hat sich auch in Deutschland gewaltig das Bedürfniß nach reichlicherer Verbreitung von Kenntnissen kund gethan — gleichsam das Verlangen nach gleicherer Vertheilung des geistigen Vermögens, und diesem Wunsch, der ja die Reichen nicht des Ihrigen zu berauben, sondern die Armen ohne Nachtheil jener zu bereichern gemeint war, ward auch Gewährung. Theils bequemten sich tiefsinnige Forscher selbst dazu, die Ergebnisse ihrer Studien in gemeinfaßlicherer Form mitzutheilen, theils stellten sich Andere die Aufgabe, das was unverständlich und abstrus aus der ersten Hand gekommen war, den Bedürfnissen und der Fassungskraft eines weiteren Kreises anzupassen; und dies Bestreben zu populariſiren ist an sich höchst verdienstlich und alles Dankes werth, wenn es nur nicht seine Befugnisse und seine Grenzen mißkennt und überschreitet. Am unbestreitbarsten ist die Verdienstlichkeit populärer Behandlung und Darstellung auf den positiven Gebieten der Naturwissenschaften und der Geschichte; hier erwächst für die Bildung des Publikums aus der planen, faßlichen Darstellung bestimmter Thatsachen und Begebenheiten, aus der Berichtigung von Vorurtheilen, aus der Einsicht in den Zusammenhang natürlicher und moralischer Ereignisse ein unzweifelhafter Gewinn, und dieß um so mehr, je weniger verführerische Reflexionen und Räsonnements eingeflochten, je reiner nur der Thatbestand gegeben und das eigene Nachdenken noch beschäftigt und geweckt wird. Das Populariſiren soll der falschen Bildung keinen Vorschub leisten; die falsche Bildung aber besteht nicht sowohl darin, daß man vielerlei, ohne gründliche, wissenschaftliche Erkenntniß und Einsicht in den Zusammenhang des Mannigfaltigen, weiß, als darin: daß man sich den Schein gibt oder selbst den Wahn hegt, solche Kenntnisse nicht als etwas Entlehntes, gleichsam als Lehen, sondern als freies Eigenthum zu besitzen, während die wahre Bildung sich wirklich

Standesgenossen sich versucht haben. Sie sind Zeugen der wichtigsten Verhandlungen in Gerichtsstuben und an Krankenbetten, und werden so ganz allmählig in ihren praktischen Wirkungskreis eingeführt. Wie groß ist aber der Unterschied bei den Dienstleistungen eines Offiziers im Frieden und im Kriege! Diese beiden Zustände weichen so sehr von einander ab, wie Tag und Nacht, und wer sich im Frieden den Beifall seiner Vorgesetzten erworben hat, ist im Kriege vielleicht kaum zu brauchen. Das Anführertalent wird sich also nur im Kriege selbst ausbilden können, wenigstens in seiner höheren Bedeutung; das ist auf keine Weise zu ändern. Was aber die wissenschaftliche Vorbereitung dazu betrifft, so sind wir der Meinung, daß die bisher angewendeten Mittel den Anforderungen nicht mehr entsprechen, denn es läßt sich mit einiger Bestimmtheit voraussagen, daß nicht nur im gegenwärtigen, sondern wahrscheinlich auch im künftigen Jahrhundert die Kriege seltener und von kürzerer Dauer, aber um so blutiger und folgenreicher seyn werden, daß es also immer mehr an kriegserfahrenen Offizieren fehlen wird, deren Stellen folglich durch besser unterrichtete Offiziere ersetzt werden müssen.

Wir glauben damit nicht etwas Neues gesagt zu haben. Es gibt keinen Staat in Europa, der die Nothwendigkeit nicht erkannt hätte, seine Truppen nur der Führung gut unterrichteter Offiziere anzuvertrauen, der nicht ernstlich darauf bedacht wäre, seinen Offizieren zu ihrer weiteren Ausbildung Gelegenheit zu geben. Man hat im Laufe der Zeit Bildungsanstalten für Offiziersubjekte entstehen sehen, die namentlich in unserem Jahrhundert vielfach vermehrt und verbessert worden sind, auch bereits gute Früchte getragen haben. Wir glauben, daß sie insgesammt den gehegten Erwartungen entsprechen, ohne gleichwohl den künftigen Bedarf an kriegerischer Intelligenz zu befriedigen. Hierin liegt weder ein Widerspruch noch ein Vorwurf; man wolle nur ernstlich an die Zukunft und an die ganz eigenthümlichen Verhältnisse denken, unter denen die Befehlshaber im nächsten Kriege handelnd auftreten werden, wobei nicht übersehen werden darf, daß unsere Gegner an kriegserfahrenen Offizieren aller Grade nicht gleichen Mangel leiden.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob die Offiziers-

zöglinge vermöge ihres jugendlichen Alters schon den erforderlichen Grad geistiger Reife erlangt haben können, um die Lehren des Krieges befruchtend in sich aufzunehmen; eben so wenig wollen wir erörtern, ob der in den Militärschulen gelegte wissenschaftliche Grund ausreichend sey, um mit Erfolg darauf fortzubauen. So viel ist aber gewiß, daß es mit jedem Jahre schwieriger werden muß, Offiziere zu finden, welche hinreichend befähigt sind, diese jungen Leute für ihren wichtigen Beruf wissenschaftlich vorzubereiten, ihnen richtige Begriffe über ihr Verhalten bei den verschiedenen Vorfällen und Handlungen im Kriege beizubringen, ihnen Anleitung zum erfolgreichen Selbststudium zu geben. Hierzu gehört noch mehr als bloßes Wissen und die Gabe, sich faßlich mitzutheilen, und gerade die speculativen Köpfe können dabei leicht auf Abwege gerathen. Man wende nicht ein, daß diesen lehrenden Offizieren ältere und erfahrenere zur Seite stehen, welche sie mit gutem Rathe unterstützen können. Dieser Beistand, obschon sehr nützlich, ist durchaus unzureichend und kann sich höchstens auf Empfehlung einiger Werke beschränken, aus denen der Lehrer seine Stoffe zum Vortrage wählt; die Behandlung des Stoffs muß immer ihm selbst überlassen bleiben.

Werfen wir aber einen Blick auf die Militärliteratur, welche in den letzten fünfzehn Jahren an Umfang außerordentlich zugenommen hat, so wird man zugeben müssen, daß ein seltener Grad von Belesenheit, Unterscheidungsvermögen und kritischem Scharfsinn erforderlich ist, um in diesem Labyrinth von Ansichten nicht irre zu gehen. Viele wichtige Streitfragen sind noch unerledigt, die Parteien stehen einander schroff gegenüber, häufen Beweise über Beweise für die Richtigkeit ihrer Behauptungen, und scheinen noch weit entfernt zu seyn, sich darüber verständigen zu wollen. Wer soll nun entscheiden, welcher Ansicht zu folgen sey? Der zum Lehrfache (gewöhnlich nur auf einige Jahre) berufene Offizier wird schwerlich mit dem Gebiete der Literatur so vertraut seyn, oder bereits ein so gereiftes Urtheil haben, daß er im Stande wäre, in diesem Meinungskampfe die bessere Partei zu ergreifen, und seine Vorgesetzten dürften wohl kaum die nöthige Zeit erübrigen, demselben mit Aufmerksamkeit folgen zu können. Es gibt Schriften, welche durch ihre abgerundete Schreibart, durch die logische Entwickelung der aufgestellten

Lehrſätze, zuweilen auch durch Berufung auf bekannte Thatſachen oder gewichtige Autoritäten, den Leſer für ſich einnehmen und ſelbſt das Urtheil erfahrner Offiziere beſtechen, die aber gleichwohl von unrichtigen Vorderſätzen ausgehen und nur einſeitigen oder unhaltbaren Anſichten huldigen. — So hängt alſo der Nutzen oder die Zweckmäßigkeit des kriegswiſſenſchaftlichen Unterrichts von ſehr vielen Zufälligkeiten ab, und das muß mit jedem Jahre ſchlimmer werden.

Doch vielleicht iſt auf den Unterricht in Militärſchulen kein ſo großer Werth zu legen, da er ſich doch nur auf die erſten Elemente erſtrecken kann, und das ſpätere Selbſtſtudium das Mangelhafte ergänzen, das Fehlerhafte berichtigen muß. Mit dieſer Anſicht können wir aber nicht einverſtanden ſeyn. Es verhält ſich mit den erſten Elementen des Unterrichts wie mit den in der Jugend eingeimpften Vorurtheilen, ſie graben ſich tief in das Gedächtniß und dienen ſpäter als Brille, durch welche man die verwandten Gegenſtände betrachtet. Ausnahmen ſind ſelten. Die erſten Elemente müſſen alſo das eigentliche Bildungsziel ſcharf ins Auge faſſen und deutlich erkennen laſſen; ſie müſſen die Zwiſchenpunkte genau bezeichnen, damit der junge Mann ſpäter nicht ſo leicht vom rechten Wege abkommt; ſie müſſen aber auch das ganze Gebiet des Kriegs umfaſſen, und es dürfen die einzelnen Lehrzweige nicht miteinander in Widerſpruch gerathen.

Iſt das ſchon in Militärſchulen nicht ſo leicht durchzuführen, weil kein Lehrer ſeiner Ueberzeugung Gewalt anthun wird, ſo ſtößt der Offizier bei dem Selbſtſtudium — wenn er ſich überhaupt dazu entſchließt — auf weit größere Schwierigkeiten. Er wird vorzugsweiſe nach ſolchen Büchern greifen, die er ſich am leichteſten verſchaffen kann, oder die ihm am meiſten zuſagen, und das ſind nicht immer diejenigen, aus welchen er die beſte Belehrung ſchöpfen kann. „Der Selbſtunterricht," ſagt ein neuerer Schriftſteller, „führt vielfach zur größten Einſeitigkeit und iſt keineswegs etwas ſo Wünſchenswerthes, denn die beklagenswertheſten geiſtigen Verirrungen und Ueberſpannungen erſcheinen als ſeine Folge. Cicero tadelt ſchon einmal dieſe sera eruditio wegen ihrer Pedanterie und ihrer Anmaßungen; aber man kann noch weit überzeugendere Belege in der Geſchichte finden. Wie

viele Fanatiker zogen nicht ihre überſpannten Anſichten aus der einſamen Lektüre von Büchern, die ſie nicht verſtanden? Die Lehren der Communiſten in Frankreich und die Propaganda pflegen nur Anhänger in der unterſten Volksklaſſe zu zählen, und weßhalb? Weil dieſe Claſſe ſo viel lieſt, was ſie nicht verſteht. Ebenſo begegnet man im Offiziersſtande Individuen genug, denen nur zu wünſchen wäre, ſie hätten nie Etwas geleſen, ſo ſehr haben ſie das Viele, was ſie ſtudirt, mißverſtanden, und zu ſo abgeſchmackten Reſultaten ſind ſie allerwärts gekommen."[1]

Schon aus dieſen flüchtigen Andeutungen, die wir hier nicht weiter ausſpinnen wollen, läßt ſich mit einiger Sicherheit der Schluß ziehen: daß weder die militäriſchen Unterrichtsanſtalten, noch der Selbſtunterricht hinreichend ſeyn dürften, den Offizier auf ſeine künftige kriegeriſche Laufbahn wiſſenſchaftlich vorzubereiten, ſo weit das überhaupt möglich iſt. Die Haupturſachen liegen einerſeits in den geſteigerten Anforderungen an die Offiziere als Befehlshaber, andererſeits in der größeren Schwierigkeit, aus der vorhandenen Bücherflut, die der Einzelne kaum in ſeinen Lieblingsfächern bewältigen kann, das Beſſere herauszufinden und für ſeine Zwecke zu benutzen. Man wird alſo Anſtalten treffen müſſen, den Geiſt des echten kriegeriſchen Wiſſens, der mit dem theoretiſchen Speculationsgeiſte nicht verwechſelt werden darf, gleichſam zu fixiren. Das beſte Mittel hierzu iſt die Vereinigung mehrerer Offiziere von kriegeriſcher und literariſcher Erfahrung, oder, wie wir in der Ueberſchrift angedeutet haben: die Begründung wiſſenſchaftlicher Centralpunkte für das deutſche Bundesheer.

Jährliche Zuſammenkünfte gründlich gebildeter Offiziere verſchiedener Bundescontingente, wie man ſie von andern gebildeten Ständen wahrnimmt, würden jedoch dieſem Zwecke kaum nothdürftig entſprechen; denn — geſtehen wir es nur offen — der Offizierſtand befindet ſich noch nicht auf einer ſo hohen Stufe wiſſenſchaftlicher Bildung, als diejenigen Corporationen, welche in neuerer Zeit dieſen Weg gegenſeitiger Annäherung und Mittheilung eingeſchlagen haben. Die wiſſenſchaftliche Bildung im

[1] Wehrverfaſſungen, Kriegslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Induſtrie, von O. v. P. (Berlin 1843, bei Mittler.) Dieſe Schrift verdient die allgemeinſte Beachtung der höchſten Behörden, namentlich was die Bildungswege der Offiziere betrifft.

Offizierstande erfreut sich nicht einmal der besonderen Beachtung, noch viel weniger einer besonderen Unterstützung, und die wissenschaftliche Vorbildung der Offiziere steht nicht im Vergleich mit der Vorbildung, die man auf Universitäten sich erwirbt. Der wissenschaftliche Verein muß also ein bleibender seyn, fest begründet, und von der Staatsgewalt unterstützt werden.

Ein solcher Verein könnte zwar in großen Garnisonorten durch freiwilligen Zusammentritt von Offizieren gebildet werden, und es besteht auch wirklich etwas Aehnliches in Berlin, unter dem Vorsitze des Prinzen von Preußen. In diesem Vereine, welcher monatlich seine Versammlungen hält, werden die wichtigen Erscheinungen im Gebiete der Militärliteratur besprochen und diskutirt, Vorträge gehalten u. s. w., was gewiß von großem Nutzen ist. So gern wir aber auch anerkennen mögen, daß die Mehrzahl der besseren militärischen Schriften von preußischen Offizieren herrühren, würden wir es doch nicht im Interesse des deutschen Bundesheeres finden, wenn man sich in dieser Beziehung auf die intellektuelle Thätigkeit der Offiziere eines einzelnen Bundesstaates verlassen, und anderwärts die Hände müßig in den Schooß legen wollte. Die übrigen deutschen Bundesstaaten stellen zusammen (mit Ausnahme von Oestreich) als einfaches Contingent gegen 100,000 Mann. Es verlohnt sich also wohl der Mühe, für dieses Heer einen besonderen wissenschaftlichen Centralpunkt zu begründen, und es würde nicht schwer seyn, die unabweisbare Nothwendigkeit einer solchen Anstalt darzuthun.

Zu dieser Ansicht sind wir keineswegs erst durch die oben genannte Schrift gekommen, wir tragen sie schon lange im Kopfe herum. Aber der Herr Verfasser jener Schrift hat das Verdienst, diese Ansicht zuerst öffentlich ausgesprochen zu haben. Er trägt geradezu auf die Bildung von Akademien für militärische Wissenschaften an, womit wir ganz einverstanden sind, und dringt darauf, daß man damit nicht länger mehr zögern solle, weil es bald an Offizieren fehlen werde, denen man die Wahrnehmung der wissenschaftlichen Interessen unseres Standes übertragen könne, worin er vollkommen Recht hat.

Für die Unabweisbarkeit der Bildung solcher Akademien, deren es drei geben müßte (für Oestreich, Preußen und die übrigen Bundesstaaten), wollen wir hier nur die Hauptgründe

anführen. Erſtens. Unter allen Erfahrungswiſſenſchaften iſt der Krieg diejenige, bei welcher die Erfahrung des Einzelnen kaum in Betracht kommen kann, ſobald es ſich darum handelt, Einrichtungen zu treffen, die auf eine lange Dauer berechnet ſind. Man muß alſo oft die Erfahrungen verſchiedener Nationen im Laufe langwieriger Kriege oder ganzer Jahrhunderte benutzen, um über manche Gegenſtände des Kriegsweſens zu einer klaren Anſicht zu gelangen. Wir wollen dafür nur ein Beiſpiel anführen. Der franzöſiſche Oberſte Vauvilliers hat in einer ſehr gediegenen Schrift zu beweiſen geſucht: daß das von Vauban begründete, und von vielen anderen berühmten Ingenieuren weiter ausgeführte Befeſtigungsſyſtem der franzöſiſchen Grenzen im Durchſchnitte mehr geſchadet als genützt habe.[1] Er hat zu dieſem Zwecke zwanzigjährige geſchichtliche Studien unternommen, und ſolche Maſſen von Thatſachen zuſammen geſtellt und ſyſtematiſch geordnet, daß man ein noch viel ſtärkeres Buch ſchreiben müßte, um ſeine Behauptungen gründlich und auf gleiche Weiſe zu widerlegen, was nicht ganz leicht ſeyn möchte. Ob er darin Recht oder Unrecht habe, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. Wenn er aber Recht hätte, müßte man da nicht zugeſtehen, daß die franzöſiſchen Regierungen im Laufe der Zeit mehrere Milliarden auf die Sicherheit des Landes nutzlos verwendet haben???

Zweitens. Da der Krieg eine der umfangreichſten Erfahrungswiſſenſchaften iſt, muß auch die Geſchichte der verſchiedenen Kriege ſorgfältig bearbeitet und zu Rathe gezogen werden, weil es nur ſehr wenige Zweige des Kriegsweſens giebt, in welchen man die Wahrheit durch ſpeculative Operationen des Verſtandes ergründen kann. An ſolchen Arbeiten fehlt es aber zur Zeit noch ſehr, und deßhalb gehen auch viele wichtige Erfahrungen verloren. An Sonn- und Feſttagen oder in den Mußeſtunden ſind dergleichen Arbeiten nicht auszuführen, eben ſo wenig darf derjenige, welcher ſie unternimmt, auf eine angemeſſene Entſchädigung rechnen. Die Mitglieder einer Akademie, durch ihre Regierungen in eine unabhängige und ſorgenfreie

[1] Essai sur de nouvelles considérations militaires, par Vauvilliers. Paris 1843, chez Gaultier-Laguivnie.

Stellung verſetzt, würden vorzugsweiſe befähigt ſeyn, dieſe literariſchen Aufgaben zu löſen, und ſich ganz beſonders aufgefordert fühlen, Ausgezeichnetes zu leiſten, da man berechtigt iſt, Ausgezeichnetes von ihnen zu erwarten.

Drittens. Dieſe Akademien ſollen keinen wiſſenſchaftlichen Areopag bilden. Aber indem ſie zur Militärcommiſſion des deutſchen Bundes und zu den Generalſtäben ihrer reſp. Armeen in einem communicativen Verhältniſſe ſtehen, ſollen ſie denſelben behilflich ſeyn, wichtige militäriſche Fragen zu löſen. Wir glauben, daß der mit Gründung ſolcher Akademien verbundene Aufwand ſchon allein durch dieſes Verhältniß ſich bezahlt machen würde. Die Militärcommiſſion und die Generalſtäbe ſind Behörden, welche ihre laufenden Geſchäfte haben. Die Offiziere, aus welchen dieſe Corporationen zuſammen geſetzt ſind, müſſen vor Allem tüchtige Geſchäftsmänner ſeyn; man wird alſo die Anforderungen an ihre wiſſenſchaftliche Bildung nicht ſo hoch ſteigern dürfen, als bei den Mitgliedern einer Akademie militäriſcher Wiſſenſchaften. Daß jene Corporationen nicht vollkommen wiſſenſchaftlich befähigt ſind, darf man ihnen nicht zum Vorwurf machen, weil ihr Wirkungskreis, wie geſagt, mehr ein geſchäftlicher oder dienſtlicher iſt. Hierin liegt zugleich die Urſache ihrer wiſſenſchaftlichen Incompetenz, welche ſich faktiſch dadurch erwieſen haben dürfte, daß man fünfundzwanzig Jahre brauchte, um die Frage wegen Bundesfeſtungen zu entſcheiden, und daß man bis zum heutigen Tage den Eiſenbahnen von Seiten der Militärcommiſſion trotz aller Anregungen noch nicht die ihnen gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Wenn eine Akademie der Wiſſenſchaften ſich jemals ſo ſäumig beweiſen ſollte, verdiente ſie aufgelöst zu werden.

Viertens. Die literariſche Thätigkeit hat, was den Umfang und Gehalt derſelben betrifft, ſehr an Bedeutung gewonnen, ohne daß hieraus ein großer praktiſcher Nutzen entſprungen iſt. Wir wollen damit nicht ſagen, daß die geiſtigen Beſtrebungen wenig Beachtung finden, das wäre im Grunde baarer Unſinn; denn das geiſtige Leben der Menſchen giebt ja zu allen menſchlichen Verrichtungen den erſten Impuls, es bezeichnet die Richtung und das Ziel der menſchlichen Thätigkeit überhaupt, welcher die geiſtige jederzeit vorausgehen muß. Woher aber

ſollen die höchſten Commandoſtellen die Zeit nehmen, ſich mit den wichtigſten Erſcheinungen der Militärliteratur, und mit dem Urtheil ſachkundiger Männer darüber vertraut zu machen? Selbſt bei dem beſten Willen geſchieht hierin nichts weiter, als daß die Chefs dieſer Behörden ihren Subalternen Auftrag geben, die beſſeren Schriften oder Abhandlungen ihnen vorzulegen, vielleicht auch darüber ein Urtheil zu fällen. Erwägt man aber, daß gerade für die höchſten Behörden keine eigentliche Fachliteratur beſteht, weil für ſie faſt Alles von Wichtigkeit iſt, was die Intereſſen unſeres Standes berührt, ſo folgt daraus, daß ſie die ihnen vorgelegten Schriften entweder nur flüchtig durchblättern, oder ſich auf das Urtheil Anderer verlaſſen müſſen. Hierdurch geht aber ein ſehr großer Theil des Nutzens der Literatur verloren. — Die militäriſchen Akademien würden allein im Stande ſeyn, einer ſolchen prüfenden Durchſicht der Literatur ſich zu unterziehen, und ein um ſo begründeteres Urtheil darüber fällen können, da in allen zweifelhaften Fällen nur die abſolute Majorität und nicht mehr ein Einzelner entſcheiden würde. Sollte es ſich nun ereignen, daß eine ſolche wiſſenſchaftliche Corporation über ein militäriſches Werk ein durchaus verwerfendes Urtheil fällte, ſo würde das für den Verfaſſer und Verleger allerdings ein harter Schlag ſeyn. In dieſem Falle hat aber die Akademie entweder Recht, und dann müßte man allerdings wünſchen, das Buch wäre lieber nicht gedruckt worden, oder ſie hat Unrecht, und dann wird der Verfaſſer nur um ſo mehr alle Kräfte aufbieten, die Richtigkeit ſeiner Anſichten oder Behauptungen zu beweiſen. Im erſteren Falle würde alſo ein unbrauchbares oder vielleicht ſchädliches Werk ſchneller außer Cours geſetzt, im letzteren Falle würde die Militärliteratur um ein gutes Werk mehr bereichert werden. In beiden Fällen iſt alſo Gewinn zu erwarten; doch dürften ſolche Fälle wohl ſehr ſelten eintreten.

Fünftens. Man hat unſer Zeitalter ein „papiernes" genannt, weil ungewöhnlich viel geſchrieben wird. Man ſagt ferner, daß überall, wo viel geſchrieben, deſto weniger gehandelt werde, daß aber in unſerem Stande auf das Handeln der größere Werth gelegt werden müſſe u. ſ. w. Hieraus ließe ſich allerdings folgern, daß aus den zu bildenden Akademien eher Nachtheile als Vortheile entſpringen dürften. Man geſtatte uns

darüber noch eine kurze Bemerkung. Das viele Schreiben ist die natürliche Folge des langen Friedens, aber gewiß nicht eine schlimme zu nennen; es ist vielmehr ein faktischer Beweis größerer geistiger Thätigkeit, größerer und lebhafterer Theilnahme an dem Gedeihen und der Fortbildung unseres Standes. Aber diese Thätigkeit will etwas geregelt und gegen ein bestimmtes Ziel geführt seyn, sie darf nicht länger als eine Art Dilettantismus betrieben werden. Man wird sich also über die zu erreichenden Zwecke verständigen müssen, und hierzu sollen die Akademien hauptsächlich die Hand bieten. Sie sollen aber auch die Militärsprache von den vielen Barbarismen, nichtssagenden, zweideutigen und fehlerhaften Ausdrücken und Redensarten befreien, welche der Selbstbelehrung sehr nachtheilig sind und ganz verkehrte Ansichten begründen können. Endlich sollen die Akademien den Geist der historischen Forschung, der wissenschaftlichen Kritik, der lichtvollen Darstellung des Durchdachten gleichsam firiren, und so indirekt auf die Bildung der Lehrer und Schüler zurückwirken; denn — vergessen wir das niemals! — in etwa zehn Jahren wird es in den deutschen Bundesheeren nur noch unter der Generalität Männer geben, welche den Krieg nicht ausschließlich aus Büchern kennen. Sind wir einmal auf diesem Standpunkte angekommen, dann würde es nicht mehr möglich seyn, Anstalten zu begründen, welche uns vor den nachtheiligen Folgen unfruchtbarer Theorien bewahren können, die später wie Pilze aufschießen werden. Das vergangene Jahrhundert stellt in Theorie und Praxis sehr warnende Beispiele auf, wie weit der Spekulationsgeist sich verirren kann.

Die Wirkungen von Anstalten, welche auf das geistige Leben berechnet sind, können sich erst nach mehreren Jahren zeigen. Das ist der Grund, warum man erst jetzt allmälig die Entdeckung macht, daß die militärischen Unterrichtsanstalten dem Zwecke noch zu wenig entsprechen. Wir glauben die Ursachen zum Theil im Eingange unserer Abhandlung nachgewiesen zu haben, werden aber zu einer andern Zeit umständlicher darauf eingehen, und halten uns hierzu um so mehr verpflichtet, als uns darin eine sehr lange Erfahrung zu Gebote steht.

Vorerst würde es aber nöthig seyn, wissenschaftliche Centralpunkte zu begründen, ohne welche die geistigen Bestrebungen

Einzelner immer nur Stückwerk bleiben werden. Wer aus eigener Erfahrung weiß, welche Anſtrengung dazu erforderlich iſt, die Literatur des Kriegsweſens nur in einzelnen Zweigen geiſtig zu verarbeiten, wird uns gewiß beiſtimmen, daß man dergleichen Beſchäftigungen nicht mehr als Nebenſache betreiben kann, und daß eine zweckgemäße Theilung der Arbeit, ein allſeitiges Streben nach einem gemeinſamen und praktiſchen Ziele, immer nothwendiger wird. Dieſe Thätigkeitsweiſe iſt dem Bergbaue nicht unähnlich, der nicht minder rationell betrieben ſeyn will, wenn der Gewinn mit den darauf verwendeten Kräften in ein richtiges Verhältniß gebracht werden ſoll. Wir glauben demnach dieſe Angelegenheit allen Machthabern dringend an das Herz legen zu müſſen, und behalten uns vor, die Grundzüge für die Bildung und Einrichtung ſolcher Akademien in einem andern Aufſatze darzulegen.

Pz.

Alles lebendig, durch Selbstthätigkeit, Gefühl und Denken aneignet. Größere Verbreitung von Kenntnissen soll den Durst nach wahrer Bildung wecken, aber nicht den Wahn und Dünkel der falschen Bildung nähren, und hiemit ist einerseits demjenigen, der es unternimmt, durch Populariſiren ſich ein Verdienst zu erwerben, einigermaßen ſeine Methode vorgezeichnet; andrerseits ist damit auch ausgesprochen, daß es Gegenstände gibt, welche ſich immerdar dem Populariſiren entziehen werden und müſſen, und die durch Verſuche, ſie in den Kreis des größeren Publikums zu ziehen, nur verflacht oder profanirt werden können. Und iſt es nicht auch einleuchtend, daß das, worüber tief- und ſcharfſinnige Männer ihr Lebenlang nachgedacht haben, ſich nicht dazu eignen kann, einem leichtere Unterhaltung und Belehrung ſuchenden Publikum auf einigen Blättern mitgetheilt oder eingegeben zu werden? Kann man ſich eine im ſtrengeren Sinn populäre Geſchichte der Philoſophie, eine populäre Metaphyſik, eine populäre Geſchichte der Religionen denken, in welchen nicht die Würde des Gegenſtandes mehr oder weniger verletzt und herabgezogen ſeyn müßte? Dieſer Sünde hat ſich Heine in ausgezeichnetem Grad, und er hat ſich ihrer nicht etwa unbewußt und gleichſam im Intereſſe des Publikums, um doch dieſem neue, wenn ſchon mangelhafte und dem Erkenntnißgegenſtande nicht adäquate Kenntniſſe aufzuſchließen, ſondern mit vollem Bewußtſeyn ſchuldig gemacht; er gefiel ſich darin, Religion und Philoſophie in einer leichtſinnig- und witzig-populären Weiſe zu behandeln, die Spekulation vor den fünf Sinnen, die Begeiſterung vor der Verſtandeskälte, den Glauben vor dem Fleiſch, den Adler vor dem kriechenden Wurm lächerlich zu machen, und der Maſſe dadurch zu ſchmeicheln, daß er vor ihr Gericht die Heroen des Glaubens, der Poeſie, der Philoſophie zog und ſie aufrief, ihr Urtheil über dieſelben nach dem von ihm geſtellten Bericht und Antrag abzugeben. So wird das Verdienſt Heines in der Populariſirung höherer Gegenſtände mehr als aufgewogen durch den Schaden, den er dadurch anrichtet, daß er das Große und Hohe mit ſeiner Manier herabzieht und entſtellt, daß er ſeinem Publikum in glatten und glänzenden Worten nicht Wahrheit gibt, ſondern ſchiefe, falſche und unwürdige Vorſtellungen einpflanzt, daß er an die Stelle der Unwiſſenheit nur etwa eine frivole Halbbildung ſetzt, und die nach Kenntniß und Wahrheit Dürſtenden mit ſeinem

Gedanken über literarische Kritik.

Zu den vielen frommen Wünschen, die, so wohl begründet sie seyn mögen, doch wenig Aussicht auf eine nahe Erfüllung haben, gehört auch das Verlangen nach einer Reform der Kritik in Deutschland. Wenn Einsicht in Mängel, Erkenntniß bestehender Uebel und zehrender Schäden, dem Sprüchworte zufolge, der Anfang der Heilung wäre, so dürfte man diese wohl nicht so entfernt, nicht unmöglich glauben; denn an der Einsicht fehlt es in der That bei Vielen gar nicht, und die von scharfblickenden und freimüthigen Beobachtern aufgedeckten und aufgezählten Uebelstände auf diesem Gebiete ließen sich gar leicht bis zu einer annähernden Vollständigkeit vermehren; aber würde diese helfen? Ist überhaupt jenes Sprüchwort wahr? In sofern ja, als die Erkenntniß des Uebels in der Regel die unerläßliche Bedingung einer kunstmäßigen Heilung ist, — (die Natur heilt gar Manches, ohne daß der Leidende die Krankheit und das Heilmittel kennt) aber nicht wahr ist es in sofern, als die Einsicht in ein Leiden oft nur die Ueberzeugung von dessen Unheilbarkeit gewährt — sey nun diese Unheilbarkeit eine absolute oder nur eine solche, welche die Hülfe und die Mittel der Kunst ausschließt, dagegen vielleicht noch die Hoffnung einer von selbst eintretenden Krisis offen läßt. Sollten auch die Uebel und Mißstände auf dem Gebiet der Kritik nicht hoffnungslos seyn, so sind sie doch jedenfalls nur durch eine gewaltige Krisis, eine Art Revolution, zu beseitigen, weil auf diesem nicht durch Regeln, Gesetze und Zwang geordneten, sondern meist der Freiheit und der Willkür überlassenen Gebiete der Rath und Beschluß

der Kunſt und Einſicht ohnmächtig bleibt, und weil, was der ganze Organismus der Literatur, vielleicht auch die Nation ſelbſt in ihren urtheilsfähigſten Vertretern, als ein Uebel empfindet, denn doch von vielen Einzelnen als ein bequemer, vortheilhafter Zuſtand behauptet, gepflegt und fortgeführt wird. Auf eine Reform der Kritik unmittelbar hinzuarbeiten, machen die nachſtehenden Gedanken keinen Anſpruch; vielleicht aber können ſie dazu dienen, die Anſichten über die Kritik etwas aufzuklären, die Schwierigkeiten, mit welchen ſie überhaupt, und beſonders unter den gegenwärtigen Verhältniſſen zu kämpfen hat, etwas genauer zu bezeichnen, die Anſprüche, die man an ſie machen, das Vertrauen, das man in ſie ſetzen darf, auf das gehörige Maß zurückzuführen und, indem ſie den Mißbrauch und die Verirrungen derſelben bemerklich machen, doch auch zur Billigkeit gegen ihre nothwendige Unvollkommenheit, zur Ergebung in ihre unvermeidlichen Uebelſtände zu ſtimmen. Der nachdenkende Leſer wird darin eine Aufforderung und Anleitung finden, zwiſchen den in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten und Mängeln und zwiſchen den in perſönlicher Untüchtigkeit und Schuld wurzelnden Uebeln und Aergerniſſen im Allgemeinen zu unterſcheiden, obſchon in vielen einzelnen Fällen beides ineinander fließt.

Was iſt die Kritik? Oder, fragen wir zuerſt, um jenes Abſtraktum in den Perſonen zu erkennen, in welchen es zur Wirklichkeit und Thätigkeit kommt: Was iſt der Kritiker? Kaum wird man in Einem Athem die Rollen aufzählen können, welche der Kritiker je nach ſeiner Befähigung und ſeiner Geiſtesart ſpielen mag; er kann möglicherweiſe als anerkannter, gehuldigter Monarch ſein königliches Scepter über die Literatur eines ganzen Volkes ſtrecken, und ſeine Urtheile fällen wie ein literariſcher Salomo; er kann als Uſurpator und Diktator durch ein Schreckensſyſtem jede Meuterei, jeden Widerſpruch erſticken, und ſeine Stimme zur einzig vernehmlichen und gültigen im Volke machen; er kann als ein Cenſor — im römiſchen Sinne des Wortes, welcher in vielen Punkten das Gegentheil vom deutſchen iſt — die Würde und Ehre der Literatur rein erhalten von Beſleckungen, die unwürdigen Glieder ausſtoßen und ihrer Ehrenrechte verluſtig erklären; er kann als Tribun hochmüthige Anmaßungen und Uebergriffe vor ſein Forum ziehen, und die Verächter der

Nation, die Verräther an ihren edelſten Gütern zur Rechenſchaft fordern; er kann als ein Herkules oder Theſeus die Ungeheuer, welche die Fluren und Triften und Haine der Literatur unſicher und gefährlich machen, oder die Luft verpeſten, mit gewaltigen Waffen, mit Feuer und Schwert vertilgen, Schlangen, Harpyen, Sirenen erlegen, und den Stall des Augias reinigen; er kann als Feldherr die Unabhängigkeit und Würde der Literatur vertheidigen, oder auch als Condottiere, als Raubritter und Freibeuter Ausfälle von ſeiner Burg thun, und mehr den friedlichen Wanderer und Pilger als den gefährlichen Abenteurer beläſtigen; er kann den Thorſchreiber machen, der über die Ankömmlinge ein Regiſter führt, den Cicerone, welcher den „Diſtinguirteren" ſich zum Begleiter und Wegweiſer anbietet und von der Glorie, die ſie ausſtrahlen, mit beſchienen wird; oder den Vogt und Büttel, der das einſchleichende Geſindel aufgreift, zurückweiſt oder Strafen — geſetzliche oder willkürliche — an ihnen vollſtreckt. Der Kritiker kann ſich als Diplomat geberden, deſſen Aufgabe es iſt, Frieden zu erhalten, mit Jedermann äußerlich auf freundſchaftlichem Fuß zu ſtehen, Alles ſo lang als möglich auszugleichen und zurechtzulegen — und etwa daneben noch eine Correſpondenz mit dem intelligenteren Theile des Publikums, aber nur mit einigen wenigen Eingeweihten, in geheimer Chifferſchrift, zwiſchen den Zeilen lesbar, zu führen; er kann als Marktſchreier, unter Producirung der anlockendſten Kunſtſtücke, Gaukeleien und Hanswurſtſpäße, zwar nicht ſeine Waare anpreiſen, aber doch anrühmen, was in ſeinen Kram taugt, die unwiſſende, urtheilsloſe Menge mit einem Schwall prunkender, unverſtändlicher, ſinnloſer Worte betäuben und blenden, das ihm verhaßte Gute verſpotten und ſchimpfen, und abwechſelnd dem Geſchmack des Pöbels huldigen und ihn noch mehr korrumpiren. Als Geſetzgeber, als Richter, als Vogt, Büttel und Scharfrichter kann er möglicherweiſe auftreten; er kann die Kritik als Disciplin, als Kunſt, als Liebhaberei, als Handwerk, als Mäkelei, als Krieg und Freibeuterei treiben. Iſt es zu verwundern, wenn zu einem Beruf, der von ſo mannigfaltigen Seiten ſich auffaſſen läßt, ſich auch von allen Seiten Viele hinzudrängen, und der Eine in dieſer, der Andre in jener Richtung, ihr Heil verſuchen?

Schließt nun der Begriff des Kritikers möglicherweiſe, und ſo wie die Sachen wirklich ſtehen, ſo viele Perſonen in ſich, ſo könnte es ſchwer ſcheinen, das Weſen der ächten Kritik, des dem höchſten Begriff entſprechenden Kritikers kurz und bündig anzugeben. Iſt die Kritik eine Kunſt? oder eine Wiſſenſchaft? oder keines von beiden, und was dann? iſt ſie lehrbar, oder wird der ächte Kritiker, wie der ächte Dichter, geboren, und ſchöpft ſeine Urtheile, wie Orakel, nicht aus gelehrten Studien und einem Schatze von Wiſſen, ſondern aus der Tiefe ſeines erleuchteten Geiſtes, ſeines feinen Gefühls, ſeines geſunden Geſchmacks? Um hierin zur Klarheit zu gelangen, iſt wichtig die Unterſcheidung zwiſchen gelehrter Kritik und derjenigen, die man, der Kürze wegen, literariſche oder äſthetiſche Kritik nennen mag; nur darf man die letztere Bezeichnung nicht in zu eingeſchränktem, einſeitigem Sinne nehmen. Die gelehrte Kritik, oder wiſſenſchaftliche Kritik, iſt die natürliche Zugabe und Lebensäußerung der einzelnen Disciplinen, Wiſſenſchaften oder Fächer, deren Jünger und Vertreter, als Gelehrte, über die in ihr Fach einſchlagenden Werke ihr Urtheil, für ſich oder, ſofern ſie Beruf dazu fühlen, für ihre Fachgenoſſen öffentlich fällen: ob die Wiſſenſchaft dadurch weiter geführt, ob Lücken ausgefüllt, Bedürfniſſe befriedigt, Probleme gelöst, ob neue Geſichtspunkte eröffnet werden, und welche Bedeutung dieſe haben; oder auch darüber, ob ſie für Lernende und Lehrende durch ihre Form, Diſpoſition und Darſtellung förderlich ſeyen u. ſ. w. Genauer betrachtet, kann man auch wieder zwiſchen gelehrter und zwiſchen wiſſenſchaftlicher Kritik unterſcheiden, ſo daß ſich die erſtere, die gelehrte Kritik, vorzugsweiſe mit poſitiven Kenntniſſen, mit denjenigen Disciplinen beſchäftigt, welche einen in der äußern Erfahrung und in hiſtoriſchen Urkunden und Beweismitteln vorliegenden Gegenſtand haben, die wiſſenſchaftliche Kritik dagegen die Richtigkeit, den Werth, die Bedeutung von Anſichten und Syſtemen prüft. So fallen der gelehrten Kritik die Schriftwerke anheim, welche ſich mit den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften (vom empiriſchen Geſichtspunkt betrachtet und behandelt), mit der Geſchichte ſammt all ihren Hülfswiſſenſchaften beſchäftigen, der wiſſenſchaftlichen Kritik dagegen diejenigen, in welchen es ſich nicht

um Thatſachen und Erfahrungen, ſondern um Begriffe, Ideen, Grundſätze, Syſteme handelt; ſehr häufig jedoch, ja faſt immer bringt es der Charakter der zu beurtheilenden Werke nothwendig mit ſich, daß die gelehrte Kritik auch eine wiſſenſchaftliche ſeyn muß, und umgekehrt. Daß Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaftlichkeit — hiſtoriſches Wiſſen und Philoſophie oder Spekulation — einander nicht loslaſſen, ſich nicht von einander ſcheiden können, und doch oft einander mit Mißtrauen oder mit Verachtung anſehen und behandeln, das führt auf dem Gebiete der Kritik zu hinlänglich bekannten und leidigen Erſcheinungen, daß der Philoſoph ein an die Erfahrung der Geſchichte ſich haltendes Werk als unwiſſenſchaftlich und pedantiſch mit unbarmherziger Strenge kritiſch verdammt, und der den Theorien abgeneigte Gelehrte die Syſteme, die Abſtraktionen und Conſtruktionen des Philoſophen als Windeier verſpottet. Oft iſt es die Unfähigkeit, ſich auf einen andern Standpunkt, in eine andere Anſchauungsweiſe zu verſetzen, oft aber auch bewußte, abſichtliche Verblendung und Verſtockung gegen die abweichende oder entgegengeſetzte Richtung, gefliſſentliche Vergeltung früher erlittener Ungerechtigkeit durch eine gleiche oder noch größere, und gar oft wird nicht mehr die Leiſtung nach dem ihr angemeſſenen Maßſtab geprüft, ſondern die Richtung, die Schule, welche durch ein Werk vertreten iſt, geprieſen oder verdammt. Hiemit iſt jedoch nicht behauptet, daß ein gelehrtes Werk nicht auch wiſſenſchaftlich oder philoſophiſch, und ein philoſophiſches nicht vom gelehrten Standpunkt aus geprüft und beurtheilt werden dürfe und ſolle, und es iſt wohl denkbar, daß durch Nachweiſung von einigen geſchichtlichen und Erfahrungsthatſachen eine Theorie, ein Syſtem, ohne weiteres Eingehen auf die Principien und auf die logiſche Conſequenz umgeſtürzt werden mag, ſo wie andererſeits, daß ein ſcharfſinniger Denker mit wenigen oder keinen poſitiven Kenntniſſen, blos durch die Schärfe ſeines Verſtandes manche Behauptungen und Folgerungen des Gelehrteſten zu widerlegen im Stande iſt, oder doch ſehr gewichtige Zweifel dagegen erweckt. Aber dieſe unbeſtreitbare Möglichkeit verführt zu vielen Leichtfertigkeiten, und der Witz und der gelehrte Eigendünkel maßen ſich nicht ſelten das an, was nur dem klaren, beſonnenen Verſtand und der gediegenen Sachkenntniß mit Recht zuſteht.

Was den Charakter und die Methode der wiſſenſchaftlichen und der gelehrten Kritik im Allgemeinen betrifft, ſo läßt ſich Folgendes behaupten: Wahrheit iſt der Zweck und das Geſetz ſowohl des wiſſenſchaftlichen als des gelehrten Schriftſtellers; aber die Wahrheit, welche von dem Letztern gefordert wird, iſt Uebereinſtimmung mit dem Gegebenen, dem Faktiſchen und Objektiven; die von dem wiſſenſchaftlichen Autor geforderte Wahrheit iſt: Uebereinſtimmung mit den Denkgeſetzen; der Erſtere, ſeine Funktion in der größten Reinheit gedacht, zählt, mißt, beſchreibt, erzählt; der Letztere urtheilt, erklärt, ſchließt. Die Leiſtungen von Jenem zu beurtheilen nach ihrer Wahrheit und ihrem Verdienſt, iſt ſtreng genommen nur derjenige befugt, der dieſelben Zählungen, Meſſungen, Beobachtungen und Forſchungen angeſtellt hat, und aus eigenem Wiſſen die Angaben des Andern zu beſtätigen oder zu berichtigen vermag; und ſo wird, in den einfachſten Fällen dieſer Art, die Kritik gewiſſermaßen zu einer Correktur. Da jedoch auch der Gelehrteſte, der zum Urtheil Befähigtſte, mit ſeinem Wiſſen nicht Alles umfaſſen kann, ſo muß er oft ſeine Kritik einer gelehrten Arbeit darauf beſchränken, daß er ſein Urtheil über die Glaubwürdigkeit und Zuverläßigkeit eines Autors ausſpricht, ohne deſſen Angaben und Forſchungen im Einzelnen prüfen zu können; und in vielen Fällen genügt ſchon dieſe Kritik eines anerkannten Meiſters in ſeinem Fache vollkommen. Ganz anders verhält es ſich mit der Kritik von wiſſenſchaftlichen Werken, wo es ſich nicht um richtiges Wiſſen oder Unwiſſenheit, ſondern nur um richtiges oder unrichtiges Denken, um Grundſätze und deren Anwendung handelt. Im Einzelnen kann zwar auch hier die Kritik Unrichtigkeiten, Inconſequenzen, Widerſprüche nachweiſen, ſo daß keine Einſprache aufkommen kann; ſie mag auch wohl zuweilen das Princip, die Theorie, worauf ein Werk ſich gründet, ſo in ſeiner Blöße und Unhaltbarkeit enthüllen, daß Jeder, und wohl auch der Verfaſſer ſelbſt, überzeugt werden muß; aber in den meiſten Fällen, bei gediegenen Werken, wird, wenn der Beurtheiler auf einem andern Standpunkte ſteht als der Verfaſſer, die Kritik eben zu einer Controverſe werden, ſo daß eine Anſicht der andern, ein Princip, ein Syſtem dem andern gegenüber tritt, und bei der verſuchten Beurtheilung häufig gerade ſolche Sätze zur Begründung und zum

Ausgangspunkt genommen werden, welche der beurtheilte Autor ausdrücklich oder ſtillſchweigend verwirft. Eine ſolche Kritik iſt eine Disputation, bei welcher meiſt Keiner entſchiedener Sieger bleibt, wenn ſchon derjenige, der gerade das Wort hat, eine ſolche Sprache führt, als hätte er unzweifelhaft die Siegespalme in Händen, und bei welcher ſo oft der Satz vergeſſen wird: contra principia negantem non est disputandum. Ueber die Principien aber ſucht man ſich entweder gar nicht zu vereinigen oder ſieht man alle Verſuche ſcheitern. Zwar auch bei abweichenden Principien, bei verſchiedenem Standpunkte und verſchiedener Anſchauungsweiſe, ſollte man meinen, kann doch deſſen noch viel ſeyn, was ein ernſter Beurtheiler im Werke eines tüchtigen Autors noch der Anerkennung, des Beifalls würdig halten müßte; und wirklich fehlt es auch nicht an Kritiken bedeutender Werke, die, von einem andern Standpunkt aus verfaßt, es ſich nicht zur ausſchließlichen Aufgabe machen, nachzuweiſen, wie das nach ihrem Dafürhalten falſche Princip das ganze Syſtem in allen ſeinen Veräſtungen und Früchten vergifte und zerſtöre, ſondern ſich beſtreben, das Wahre und Gute anzuerkennen, das, was aus dem beſtrittenen Princip fließt, nicht bei jeder Gelegenheit wieder als Thorheit und Unſinn verdammen, ſondern es in ſeiner Conſequenz wenigſtens gelten laſſen, und das Princip ſelbſt von derjenigen Seite faſſen, von welcher es, nach ihrer Ueberzeugung, am nächſten an die Wahrheit angrenzt. Aber es iſt auch leider bekannt, daß ſelbſt die ausgezeichnetſten Männer in ihren gegenſeitigen Kritiken ſich oft nichts weniger als zu dieſer Unparteilichkeit erheben, ſondern ſich darin gefallen, ihren Gegner, ſollte er auch ein Stolz und eine Zierde der Literatur, der Wiſſenſchaft ſeyn, als einen Dummkopf und Blödſinnigen zu behandeln, oder von ihren Satelliten behandeln zu laſſen, und daß weder das Rechtsgefühl die Juriſten, noch die Frömmigkeit die Theologen, noch die Weisheit die Philoſophen von ſolchem Verfahren zurückhält, von dem ſie ſich doch nur einen augenblicklichen Triumph der Eitelkeit und der Erbitterung, aber ſchwerlich die Beſiegung und Vernichtung des Gegners verſprechen können.

Jedoch, nur im Vorbeigehen haben wir die gelehrte und wiſſenſchaftliche Kritik berührt, welche, zunächſt auf die Prüfung

der Wahrheit von Angaben, von Principien und von Syſtemen angewieſen, füglich als ein Anhang der einzelnen Wiſſenſchaften und Fächer der Gelehrſamkeit betrachtet werden mag. Die Organe dieſer Kritik ſind die ausſchließlich oder theilweiſe kritiſchen Zeitſchriften, welche mehr und mehr nicht nur jede Geſammt-Wiſſenſchaft, ſondern faſt jeder einzelne Zweig einer ſolchen, namentlich in Deutſchland, ſich gründet, und an deren Spitze meiſt die Facultät einer Hochſchule, oder einige Glieder einer ſolchen ſtehen. Wir haben vorzugsweiſe diejenige Kritik im Auge, welche nicht für die Gelehrten, für die Genoſſen eines beſtimmten Fachs berechnet iſt, ſondern die ſich von der Schule weg dem Leben, dem Publikum, dem Volke zuwendet, die zu ihrer Aufgabe die Beurtheilung derjenigen Werke hat, welche man unter dem Namen der Literatur begreift.

Aber dieſer Name: Literatur, bezeichnet ein ſchwer abzugrenzendes Gebiet, und weder die Form, die Darſtellung allein, noch der Gegenſtand, der Inhalt von Schriftwerken allein kann einen Maßſtab geben, was zur Literatur zu rechnen, was davon ausgeſchloſſen iſt. Weder mit der Gelehrſamkeit noch mit der Wiſſenſchaft ſteht die Literatur im Verhältniß eines ausſchließenden Gegenſatzes, und ſchöne Literatur erſchöpft bei weitem nicht den viel umfaſſenderen Begriff der Literatur ſchlechthin.

Allerdings entſcheidet vorzugsweiſe die Form, die Darſtellung, ob ein Werk in den Kreis der Literatur fällt, und obſchon manche Zweige des Wiſſens und der Gelehrſamkeit, z. B. die mathematiſchen Wiſſenſchaften, Grammatik, Lexikographie davon nothwendig und immer ausgeſchloſſen bleiben dürften, ſo haben doch kunſt- und geiſtreiche Darſteller ihre Rechte und Eroberungen auch ſchon auf Gebiete und Gegenſtände ausgedehnt, welche man nur dem ſtrengen Gelehrten, dem tiefſinnigen Manne der Wiſſenſchaft, dem Adepten und Eingeweihten vorbehalten glauben durfte. Engländer und Franzoſen ſind den Deutſchen mit dem Beiſpiel vorangegangen, gelehrten und wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden das literariſche Gewand umzuwerfen, und die früher unnahbaren, unheimlichen Geſtalten, in gefälliger Drapirung und die ſtrengen Züge von einem milden Lächeln erleuchtet, aus der düſtern Studirſtube in den glänzenden Saal der Geſellſchaft,

unter Welt- und Lebe-Menſchen einzuführen. Beſonders ſeit dem achtzehnten Jahrhundert begann eine weltlich-moderne Bildung, auf die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und auf größere politiſche und kirchliche Freiheit, namentlich in England, gegründet, ſich von der ältern, klaſſiſchen und ſcholaſtiſch-kirchlichen Gelehrſamkeit zu emancipiren, und neben der Poeſie auch eine proſaiſche Literatur, nicht ausſchließlich von Gelehrten und für Gelehrte, ſondern für den größeren Kreis der überhaupt auf Bildung Anſpruch machenden berechnet, ſich zu entwickeln. Hierüber iſt auf die vortreffliche Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts von F. L. Schloſſer zu verweiſen, wo dieſe Reformation oder Revolution in der Literatur gründlich und ausführlich beſprochen wird. Bemerkenswerth iſt hiebei, daß es in England und Frankreich zuerſt und hauptſächlich Discuſſionen theologiſcher und religiöſer Gegenſtände waren, welche die Schranken der rhetoriſchen Fachgelehrſamkeit durchbrachen, und durch eine populäre, allgemein verſtändliche und durch ihre Form ſelbſt anziehende Darſtellung ein größeres Publikum ſich verſchafften, und Jeden, dem es nicht an geſundem Menſchenverſtand und an der allgemeinſten Bildung fehlte, aufforderten, aus eigener Einſicht und Ueberzeugung ſein Urtheil zu fällen über philoſophiſche und religiöſe Principien, über verwickelte Dogmen und myſtiſche Geheimlehren, — welche, mit Einem Wort, Theologie und Philoſophie in den Kreis der Literatur zogen.

„Zum Charakter des achtzehnten Jahrhunderts," ſagt Schloſſer, „gehört es, daß alle Schriftſteller für ein ganz anderes Publikum zu arbeiten anfingen, als ihre Vorgänger. Man wollte Alles, was ernſt und ſchwer und ohne gelehrten Unterricht unzugänglich geweſen war, leicht, angenehm und zugänglich machen, die Schriftſteller gewannen an Anmuth und Unterhaltungsgabe, ſie verloren an Ernſt und Tiefe;" und von Shaftesbury, einem der Erſten und Bahnbrecher dieſer neuen Richtung, welcher das Chriſtenthum zu bezweifeln und zu bekämpfen anfing, ſagt derſelbe Geſchichtſchreiber, indem er ihn unter den Schöpfern einer neuen, der alten geradezu entgegengeſetzten Literatur aufführt, er verdiene den erſten Platz um ſo mehr, „als ſeine Manier und ſein Styl darauf berechnet war, daß ihn die höhern Kreiſe, welche Anſtrengung ſcheuen und nicht viel Kenntniſſe

mitbringen, leſen möchten. Er hütete ſich ſorgfältig, eine Materie zu erſchöpfen oder tiefer einzudringen; er ward daher auch bald der Lieblingsſchriftſteller der großen Welt." Dieſer Shaftesbury, von welchem Leſſing urtheilte: „Er iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte — Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Mund der Schlange!" gehörte ſelbſt, wie Bolingbroke, den höhern Ständen an, wodurch dieſe neue Art in der Literatur ſogleich eine ariſtokratiſche Sanktion erhielt; in dem politiſch freien England mußte natürlich auch die Politik dieſer leichteren, populäreren Behandlungsweiſe anheim fallen, und der freilich mehr gemeine als vornehme Swift behandelte politiſche und ſociale Fragen in einer Weiſe, welche die für wiſſenſchaftliche Unterſuchung und Prüfung unfähige Menge amuſirte und gewann. In Frankreich haben, wie gewiß mit vollem Recht behauptet wird, ein Montesquieu in ſeinem „Geiſt der Geſetze," einem Werke, das wirklich vielſeitige Kenntniſſe und Gelehrſamkeit erforderte, und einen ernſt wiſſenſchaftlichen Zweck zu verfolgen ſcheint, und Büffon in ſeinem berühmten naturgeſchichtlichen Werke wenigſtens ebenſo ſehr nach der literariſchen Palme, nach dem Beifall der nach Unterhaltung begierigen, mehr Genuß als Belehrung in der Lektüre ſuchenden Leſer getrachtet, als nach der Anerkennung der Männer vom Fach. Voltaire, Rouſſeau, Diderot gehören ohnehin durch einen großen Theil ihrer Schriften, durch Gedichte, Theater und Romane, der ſchönen Literatur an; aber auch in den übrigen, welche nach Inhalt und Gegenſtand unter den Begriff der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaft zu fallen ſcheinen, verläugnen ſie nicht den literariſchen Charakter, welcher ſelbſt dem Contrât social nicht ganz fehlt.

Auch die franzöſiſchen Philoſophen in einem engern Sinne, ein Helvetius, d'Alembert, Condillac, Holbach, Männer der Welt und der vornehmen Geſellſchaft, ließen es ſich angelegen ſeyn, durch ihre Darſtellung das Lob der Gebildeten und Geſchmackvollen und deren Zuſtimmung zum Inhalt ihrer Lehren zu gewinnen. Dies kann hier nicht weiter ausgeführt werden; nur das ſoll hier ausgeſprochen werden, daß Frankreich Deutſchland mit dem Beiſpiel voranging, alle, oder doch faſt alle

Taumelkelch berauſcht. Noch ſchwerer wird Heines Schuld, wenn man bedenkt, daß er in der Schrift, welche die obigen Vorwürfe hauptſächlich treffen, es darauf abgeſehen hatte, den Franzoſen einen Begriff von der deutſchen Geiſtesbildung, von dem Zuſtand der Religion und der Philoſophie unter uns, beizubringen, und ſo, was den Stolz Deutſchlands ausmacht, in ſeiner leichtfertigen Darſtellung zu einer Poſſe für die Franzoſen verarbeitete. Er ſpricht ſich ſelbſt darüber ſo aus: „Indem ich über Religion und Philoſophie in Deutſchland einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet, daß ich im Stande wäre, dergleichen nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums, ganz einfach und ganz kurz zu formuliren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutſchen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre ſociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beſchränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Faſſungsvermögen des franzöſiſchen Leſers berückſichtigen.“ Die Werke der deutſchen Philoſophen, meint er, ſeyen zwar ſehr gründlich, unermeßbar gründlich, aber eben ſo unverſtändlich. „Das Volk hungert nach Wiſſen und dankt mir für das Stückchen Geiſtesbrod, das ich ehrlich mit ihm theile.“ Was die deutſchen Gelehrten abhalte, über Religion und Philoſophie ſich populär auszuſprechen, ſey, meint er, nicht Talentloſigkeit, ſondern Scheue vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen, dem Volke mitzutheilen. — „Ich, ich habe dieſe Scheue nicht, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk!“ eine echt demagogiſche Phraſe, die nur leider keine ſehr zuverläſſige Garantie bietet für die Wahrheit deſſen, was dieſer ſich mit dem Volke — beſcheiden oder hochmüthig? — identificirende Autor vorträgt. Von den „Subtilitäten“ der Theologie und Philoſophie geſteht Heine ſelbſt, nicht ſehr viel zu verſtehen, und verdient hierin gewiß allen Glauben; hat er ſich aber in dieſe Studien nicht gründlich hineingemacht, ſo liegt der Zweifel ſehr nahe, ob er ſie wirklich mit dem Ernſt betrieben, den ſie erfordern, und ob er die großen Fragen auch nur richtig ſtellen und vollends gar ſie befriedigend

Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit in Literatur umzuſetzen, oder auch aufzulöſen. Daß hiebei Gelehrſamkeit und ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit litten, folgte zwar nicht nothwendig, die Gefahr aber war ſehr groß, die Verſuchung für die Autoren in vielen Fällen faſt unüberwindlich. Doch hievon ſpäter Mehreres.

In Deutſchland blieb das anderwärts gegebene Beiſpiel nicht ohne Nachahmung, und berühmte Namen ſtehen an der Spitze des unberechenbar folgereichen Beſtrebens, den Deutſchen eine eigene proſaiſche Literatur, neben der poetiſchen einerſeits, und andererſeits neben der gelehrten und wiſſenſchaftlichen, zu begründen. Ein wichtiger Schritt hiezu war die allmälige Verbannung der lateiniſchen Sprache von den Kathedern und aus den Lehrbüchern, welche als eine eherne Schranke bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Prieſter der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft von den Laien trennte. Unglaubliches wurde in der deutſchen Literatur binnen etwa dreißig Jahren, von der Zeit der erſten Wirkſamkeit Gellerts bis zu der Herders, gewonnen und geleiſtet. Schon Mosheim, noch im ſiebzehnten Jahrhundert geboren, brachte die deutſche Kanzelberedtſamkeit wieder empor; Gellert erwarb ſich durch ſeine Vorträge über Moral hauptſächlich einen ungeheuren Ruf und einen ausgebreiteten Einfluß; Leſſing ſchrieb über archäologiſche Gegenſtände mit einer anmuthenden Lebendigkeit, die einen der ſcheinbar dem Laien fernliegendſten Stoffe in den Bereich der Literatur zog; beſonders aber iſt Herder als derjenige zu nennen, welcher die Probleme der tiefſten Gelehrſamkeit und Speculation, Volkspoeſie mit ihren Alterthümern, die Entſtehung der Sprache, Philoſophie der Geſchichte, in höchſt anregender, geiſtreicher Weiſe, dem Intereſſe eines größern Kreiſes entgegen brachte, und das Monopol der Gelehrten auf dieſe Gegenſtände vernichtete. Neben ihm iſt Wieland zu nennen, namentlich ſofern er die klaſſiſche Literatur in ein dem Geſchmacke der neuen Zeit zuſagendes Gewand kleidete und in ſeinen philoſophiſchen Romanen Probleme der Gegenwart populär und ironiſch behandelte. Und wenn noch der große Leibnitz ſeine philoſophiſchen Werke entweder lateiniſch, oder, wie ſeine Theodicee, welche für einen weiteren Kreis, namentlich auch für fürſtliche Frauen, mit denen

er in Verkehr stand, verständlich seyn und somit einen mehr literarischen Charakter an sich tragen sollte, französisch schrieb, so bediente sich schon der nächste große Philosoph Deutschlands, der dreizehn Jahre nach Leibnitz's Tode geborene Kant in seinen philosophischen Schriften der deutschen Sprache, und zwar in mehreren, wie in der Kritik der Urtheilskraft und in der Anthropologie, mit so viel stylistischem Talent und Geschick, daß wenigstens manche Abschnitte einen sehr vortheilhaften ästhetischen Eindruck zu machen geeignet sind. Der Umschwung, welchen die deutsche Literatur durch diese und so viele andere ausgezeichnete Männer besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt, ging, was zum Unterschied von der literarischen Reform oder Revolution in England und Frankreich bemerkenswerth ist, nicht von Vornehmen, von Weltleuten aus, sondern von gründlich wissenschaftlichen, gelehrten, ernsten Männern des Mittelstandes, und in der verdienstvollen Sammlung von G. Schwab: die deutsche Prosa, von Mosheim bis auf unsere Tage, stehen an der Spitze der ersten und zweiten Periode zwei Theologen: Mosheim und Herder. Dies deutet darauf hin, daß in Deutschland der Uebergang zum Neuen nicht so gewaltsam und schroff war, wie bei den andern Völkern, und nicht sofort mit einer so feindseligen Polemik gegen ältere Ansichten, Grundsätze, Sitten und Institutionen begann, wie dort, obgleich einige ausgezeichnete Koryphäen der neuen Richtung, wie Lessing und Wieland, bald genug in Collision mit den herkömmlichen sittlichen und religiösen Ansichten geriethen.

Im Verlauf eines Jahrhunderts hat sich nun eine deutsche prosaische Literatur gebildet, die, wenn man auch einerseits das Poetische und im engern Sinne Belletristische, und andererseits die streng gelehrten und wissenschaftlichen Werke ausschließt, eine ansehnliche Reihe von mehr oder minder gediegenen, bedeutenden, einen lehr- oder ideenreichen Inhalt mit anziehender, gefälliger Form verbindenden Schriften aufzuweisen hat. Unsere größten Dichter haben dazu Beiträge geliefert: Goethe z. B. sein Leben, die Beschreibung seiner Reisen und viele Aufsätze, Schiller seine historischen Werke und seine Abhandlungen, Klopstock seine Gelehrtenrepublik; unsere größten Philosophen haben sich, neben ihren streng wissenschaftlichen Leistungen, mit populäreren

Schriften oder kleineren Aufsätzen, mit Reden oder mit einzelnen Abschnitten ihrer philosophischen Werke, auch in der Literatur eingebürgert, wie z. B. Fichte mit den Reden an die deutsche Nation, Schelling mit der Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, Jakobi durch seine sorgfältig gefeilten philosophischen Schriften ebenso, wie durch seine philosophischen Romane; auch Hegel hat manche rednerisch-ästhetisch gehaltene Abschnitte, wo der Gedanke mit Glück nach Verkörperung in lebendigst anschaulicher und ergreifender Form strebt. Vasallen der Literatur sind die berühmten Brüder Humboldt, Staatsmänner, Naturforscher und Sprachforscher, die Brüder Schlegel, der Theolog Schleiermacher durch seine Reden über Religion, die Monologen, die Weihnachtsfeier, durch viele Reden in der Akademie und durch die frühe geschriebenen vertrauten Briefe über F. Schlegels Lucinde. Die Namen Oken, Steffens, Schubert gehören der Literatur wie der Wissenschaft an. Doch genug der Namen. Nach den Fächern betrachtet schließt jetzt die Literatur in Deutschland neben den Poesien und Dichtungen aller Art den größten Theil sämmtlicher historischen Werke in sich, d. h. alle diejenigen, welche nicht ausschließlich der Forschung zugewendet, alle Schönheit der Darstellung, allen Reiz der Form verschmähen, welche nicht blos eine Summe von Kenntnissen und Thatsachen zu Tage fördern, sondern eine genießbare, anziehende Lektüre bieten wollen, und zwar politische wie Cultur-, Religions- und Literatur-Geschichte, Biographien und Monographien über einzelne Ereignisse, Zustände, Körperschaften u. s. w.; ferner Länder- und Reisebeschreibungen, sofern sie nicht todte Tabellen und Register mit statistischen Notizen für den Politiker, den Nationalökonomen, den Kaufmann, nicht bloße Berichte über die Flora und Fauna eines Landes, einer Gegend sind; Schriften, welche Gegenstände und Streitfragen der Philosophie und der Religion in allgemein verständlicher, von den Formeln und der Schwerfälligkeit der Schulsprache mehr oder minder befreiter, die gemüthlichen und intellektuellen Interessen jedes Empfänglicheren lebhaft ansprechender Auffassung und Darstellung erörtern, leichte und geschmackvolle Erklärungen von poetischen und Kunstwerken; Schriften endlich über Recht und Politik, über Gesetze, Sitten,

Staat und Kirche, in einem ſolchen Tone gehalten, ſo von praktiſchen Intereſſen, von Bedürfniſſen oder Streitfragen der Gegenwart ausgehend, und den Leſer ohne gelehrte Vorkenntniſſe ſo orientirend, oder auch wohl ſeinen Vorurtheilen, ſeinen Wünſchen und Sympathien ſo ſchmeichelnd, daß er mit doppelter Begierde die Belehrung in ſich aufnimmt, die ihm in ſolcher Form zugleich Vergnügen macht. Kurz, unter den weiten Begriff der Literatur fällt Alles, was, um verſtanden, genoſſen und gewürdigt zu werden, nur eine liberale, eine gute Schulbildung, aber nicht eben eine gelehrte Fachbildung vorausſetzt, und freilich auch einen offenen, empfänglichen Sinn und eine Theilnahme an den allgemein menſchlichen Intereſſen. Humanität und Literatur ſind in gewiſſer Beziehung korrelate Begriffe; zur Literatur iſt zu rechnen, was die Humanität zu fördern ſich zur Aufgabe ſetzt, und Humanität im beſten Sinne iſt die Geſinnung desjenigen, der, ſo weit es ihm ſeine Geiſteskräfte und die Verhältniſſe erlauben, nichts Menſchliches ſich fremd und fern achtet (nihil humani a se alienum putat). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Werke, welche durch die Form, durch den Geiſt der Behandlung der Literatur angehören, darum nicht weniger gelehrte und wiſſenſchaftliche Fachwerke bleiben und daß der literariſche Charakter, wenn er einem in gelehrter oder wiſſenſchaftlicher Beziehung vortrefflichen Werke eignet, ſeinen Werth aufs Höchſte ſteigert.

Ehe wir nun unterſuchen, was die Stellung und Aufgabe der Kritik gegenüber dieſer ſo wie der im eigentlichen Sinne ſchönen oder poetiſchen Literatur iſt, ſey uns geſtattet, einen Blick auf den Bildungsſtand des Publikums oder des Volkes zu werfen, welcher ſich in der Entſtehung dieſer Literatur ausſprach, und welcher von ihrem Beſtand und ſtetem Wachsthum bedingt wird. Das deutſche Volk hat es, mehr noch als manche andere Völker der neuern Zeit, ſchwer zu empfinden gehabt und noch jetzt zu empfinden, daß es auf dem Wege ſeiner ureigenen, nationalen Geiſtesentwicklung ſo vielfach gehemmt und geſtört, daß namentlich ſeine Sprache auf den einflußreichſten und ehrwürdigſten Gebieten des Lebens, auf dem der Religion und des Rechts, und dann überhaupt auch der Wiſſenſchaften, durch die lateiniſche verdrängt oder doch beengt wurde, daß ſtatt der

lebendigen Theilnahme und Einſicht ein dumpfer Autoritätsglaube trat, welcher die Religion, das Recht nicht mit beſaß, ſondern ſie ſich in thatloſer und gleichgültiger Ergebung von den Eingeweihten mittheilen ließ, welche durch eine große Kluft von den Laien getrennt waren. Der Nachtheil war ein zwiefacher; nicht nur ward das Volk von einer lebendigeren Einſicht und Theilnahme ausgeſchloſſen, ſondern auch die Pfleger und Diener der Religion, des Rechts und der übrigen Wiſſenſchaften mußten ſich nothwendig durch die fremde Sprache und die damit zuſammenhängenden Autoritäten vielfach gehemmt und beengt fühlen. Weniger als die Wiſſenſchaften konnte die Poeſie in ſolchen Feſſeln ſich bewegen und gedeihen, und wenn ſchon auch ihrer die lateiniſche Sprache ſich zu bemächtigen verſuchte, konnte doch hier eine gewaltige Reaktion nicht ausbleiben, und mußte ſich nach und nach auch auf andere Gebiete erſtrecken. Poeſie und Religion haben vorzugsweiſe die deutſche Sprache gerettet, die von den Juriſten, Philoſophen und ſonſtigen Gelehrten leicht wäre hingegeben worden, und Luther hat, allerdings ſelbſt nicht ohne verdienſtvolle Vorgänger, manches Samenkorn zur Regeneration auch der deutſchen Literatur ausgeſtreut. Die die deutſche Geiſtescultur tyranniſirende und einengende lateiniſche Sprache und Bildung ſelbſt aber war im Verlaufe ſtürmiſcher und gährender Jahrhunderte eine ſo barbariſche und korrumpirte geworden, daß die Wiederbelebung der tieferen klaſſiſchen Studien ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert in mancher Hinſicht als ein Glück für die deutſche Bildung erſcheinen mag; denn wenn auch die deutſche Literatur nach dem verheißungsvollen Aufgang der Reformation binnen zwei Jahrhunderten wieder wenig Fortſchritte machte, ja oft zurückzuſinken ſchien, ſo war es doch hauptſächlich die weitverbreitete, vertraute, in Mark und Blut gedrungene Bekanntſchaft mit den unübertrefflichen Vorbildern der griechiſchen und römiſchen Literatur, was eine ſo überraſchend ſchnelle, reiche und nachhaltige Entwicklung und Blüthe der deutſchen Poeſie und Literatur im achtzehnten Jahrhundert möglich machte. Wir wollen nur an die doch ſo deutſch geſinnten Männer: Klopſtock, Leſſing, Herder, erinnern. Als der leitende Gedanke dieſer Männer bei ihrer umfaſſenden Thätigkeit darf betrachtet werden: Verſchmelzung deutſcher Eigenthümlichkeit mit den Formen und

dem Geiſt der gediegenſten Humanität, deren Muſter ſie hauptſächlich, was die äſthetiſche Vollendung betrifft, bei den Alten fanden. In Deutſchland war damals, vermöge der politiſchen Getheiltheit des Landes, das eine Menge von Höfen, Hauptſtädten und Reichsſtädten enthielt, vermöge der Menge von gelehrten und Hochſchulen — eine Frucht der Reformation zum Theil, und eines löblichen Wetteifers unter Fürſten oder Städten — und der Neigung eines Theils des Adels zu den Studien, die Zahl derer, die eine klaſſiſche Bildung genoſſen, wohl größer als in irgend einem andern Land, und ſo fanden die Leiſtungen der genannten und gleichſtrebenden Männer ein anſehnliches und begieriges Publikum. Gehörten die zuerſt zur Sprache kommenden Gegenſtände auch vorzugsweiſe der Aeſthetik in weiterem Sinne an, ſo mußten doch nach und nach auch hiſtoriſche, ſittliche, religiöſe und philoſophiſche Probleme an die Reihe kommen, und wie Jeder weiß, geſchah dies bald, und machte großes Aufſehen. Der ſiebenjährige Krieg erweckte ein nationales und patriotiſches Intereſſe, deſſen ſich auch die Literatur bemächtigte, Gleim in ſeinen Grenadierliedern, Leſſing in der Minna von Barnhelm, v. Archenholz in ſeinem populär geſchriebenen ſiebenjährigen Kriege. Der Nordamerikaniſche Unabhängigkeitskrieg und bald darauf die franzöſiſche Revolution drängten nothwendig politiſche Unterſuchungen und Betrachtungen, Phantaſien, Wünſche und Träume aus der Schule in die bewegtere Arena der Literatur hinaus, und politiſches Intereſſe, Parteinahme und Leidenſchaft, politiſcher Verſtand und hiſtoriſche Studien erzeugten nicht nur Journalartikel in verſchiedenem Sinne, ſondern auch geſchichtliche Werke, welche ſich nicht begnügten, Thatſachen zu konſtatiren und aneinanderzureihen, ſondern welche gewiſſe Grundſätze und Ideen durchzuführen, und durch klare und anziehende Darſtellung Anhänger dafür zu werben ſtrebten, welche nicht nur Geſchichte lehren und erzählen, ſondern durch Geſchichte auf den Leſer in verſchiedenem Sinne, politiſch, ſittlich, religiös wirken, und wohl auch dabei das Lob eines ſtyliſtiſchen Künſtlers erringen wollten. Die philoſophiſchen Syſteme könnte man zu hochſtehend glauben, als daß ſie in die Winkel der Literatur hineingezogen werden könnten; aber auch ſie ſprechen an und gewinnen eine praktiſche Bedeutung für das Leben; und durch

ihren Zuſammenhang mit politiſchen, hiſtoriſchen, kirchlichen, rechtlichen und äſthetiſchen Problemen werden ſie nothwendig auch populariſirt, und die Literatur glaubt ſich, wenn ſie auch auf die Erörterung ihrer Principien, ihrer Conſequenz verzichtet, ebenſowohl befähigt als verpflichtet, mindeſtens aus ihren Reſultaten, aus ihren Früchten im Leben, einen Schluß auf ihre Berechtigung oder Verwerflichkeit zu ziehen. Jede neue, für die Literatur eroberte Provinz vermehrt natürlich um ein Anſehnliches den Kreis ihres Publikums. Wen die populäre Erörterung philoſophiſcher und religiöſer Probleme gleichgültig gelaſſen hätte, den zog vielleicht die gemeinverſtändliche und geſchmackvolle Darſtellung und Discuſſion politiſcher Controverſen an; Wer äſthetiſche Unterſuchungen floh, griff dafür begierig nach klären und lebendigen geſchichtlichen Darſtellungen oder talentvollen Reiſebeſchreibungen, und die ſogenannte ſchöne Literatur in ihren unzähligen Abſtufungen von der edelſten und reinſten Poeſie bis herab zu der faſt nur noch ſinnlich wirkenden, kunſt- und ſinnloſen Greuel- und Schauergeſchichte, bis zu den Ausgeburten einer wahnſinnigen und ſchmutzigen Einbildungskraft, vereinigte ohnehin nach und nach unter begünſtigenden äußern Verhältniſſen ein ungeheures Publikum um ſich. Seit längerer Zeit beſteht dies Publikum nicht mehr nur aus Solchen, welche eine liberale, eine gelehrte Schulbildung genoſſen, oder die ſich durch Eifer und Kraft ſpäter emporgearbeitet hatten, ſondern auch aus ſehr Vielen, die kaum einen oder gar keinen Grund klaſſiſcher Bildung gelegt haben, die nur einen dünnen Anſtrich von äußerer Politur, aber lediglich keine poſitiven Kenntniſſe auf dem Feld der ſogenannten Humaniora, gar keine klare Begriffe und feſte Grundſätze, ja kaum ein entſchiedenes und bewußtes Intereſſe, ſondern mehr nur einen dumpfen Trieb nach Unterhaltung, einen unerſättlichen Hunger nach Erregung der Phantaſie haben. Uebrigens iſt es nicht eben das Maß der Kenntniſſe, der Grad der Bildung, was darüber entſcheidet, mit wie viel Beruf und Vortheil Einer aus den Schätzen der Literatur ſchöpft; die vernünftige Auswahl, das rechte Maß, das rege Intereſſe, der Ernſt und die Andacht — dieſe Bedingungen einer bildenden Benützung der Literatur können ſich ebenſowohl bei dem ſehr wenig gebildeten, einfachen Manne von geradem Sinn, von geſundem

Verstand, von unverfälschtem Gemüth und festen Grundsätzen finden, als bei dem klassisch und ästhetisch gebildeten Kenner fast aller Künste und Wissenschaften, und umgekehrt fehlt es Männern, Jünglingen und Frauen, — und die Frauen bilden nahezu die Hälfte des literarischen Publikums — welche sich einer sorgfältigen, vornehmen und gelehrten Erziehung und der feinsten Bildung rühmen, oft bei der Benützung der Literatur ebensosehr an prüfendem Urtheil, an einer energischen, verarbeitenden, aneignenden, nicht bloß passiv genießenden und gedankenlos schwelgenden Empfänglichkeit, an männlich kräftigem Interesse, als den unfashionabelsten Näschern und Näscherinnen der Literatur in Wacht- und Bedientenstuben, und in den Kammern der Zofen, der Arbeiter und der Schüler. Zu der Alles durcheinander, ohne rechten Sinn und Verstand hineinschlingenden und dadurch doch den Geist an beständiges Verzehren gewöhnenden Lektüre tragen besonders auch die Journale und die periodischen Schriften bei, welche dem Leser ein buntes Material aus allen Gebieten und Fächern entgegenbringen, es ihm ungesucht gleichsam aufdrängen, und leicht eine Art von künstlichem, aber innerlich hohlem und unfruchtbarem Interesse erzeugen.

Wenn man indessen aus diesen Betrachtungen den Schluß ziehen wollte, als erblickten wir in der Gründung einer deutschen Literatur, neben den eigentlichen poetischen Schöpfungen einerseits, und den streng gelehrten und wissenschaftlichen Werken andererseits, einen zweifelhaften Gewinn, ein Besitzthum, bei welchem die Nachtheile die Vortheile auf- oder gar überwiegen, so müssen wir uns ernstlich gegen diese Unterstellung verwahren. Allerdings scheint uns die mit etwas literarischem Firniß übertünchte intellektuelle Unbildung und Ignoranz und sittliche Rohheit nicht wünschenswerther, vielmehr widerlicher als die nackte Unwissenheit und Barbarei; aber gemüthliche und sittliche Verwilderung und Verwahrlosung trifft man ja auch bei hoher ästhetischer, gelehrter und wissenschaftlicher Bildung; auch das wird man zugeben müssen, daß die so leicht zugängliche Literatur für Manche eine Verführung zur Trägheit und Arbeitsscheue, eine Quelle neuer Bedürfnisse, die oft nicht befriedigt werden können, und trauriger Irrthümer, ja selbst von Vergehen und Verbrechen wird; aber mögen die Beispiele von entschieden nachtheiliger und

verderblicher Wirkung der Literatur in einzelnen Fällen frappanter ſeyn, als die entgegengeſetzten, ſo ſind wir doch überzeugt, daß im Ganzen und Großen die wohlthätigen Wirkungen der Literatur überwiegen. Der ſicherſte, unverwerflichſte Maßſtab für den Werth geiſtiger Einflüſſe, Kräfte und Mächte bleibt am Ende doch die Förderung der Humanität, in dem Sinne, daß darunter die Einheit der intellektuellen, gemüthlichen und ſittlichen Bildung verſtanden wird; und ſelbſt wenn man die rein intellektuellen Vortheile, welche die Ausbreitung der Literatur in Deutſchland gebracht hat, eben nicht hoch anſchlagen, wenn man ihr die Erzeugung einer falſchen und halben Bildung, der Verbildung und der hohlen Eitelkeit bei Vielen ſchuld geben, wenn man behaupten will: lieber kein Wiſſen, lieber derber Inſtinkt, friſche Natur und einfache, naive, auch wohl irrige Ueberlieferung, als halbes, ungründliches Wiſſen, als Dilettantismus, Pfuſcherei und Hochmuth des Selbſtdenkens und Urtheilens ohne die Befähigung dazu, — der aus dem Beſitz unſerer Literatur für die Humanität überhaupt entſpringende Gewinn wird bei einigem Nachdenken Jedem einleuchten. Sie iſt das gemeinſame Gebiet, auf welchem Claſſen und Stände und Individuen, welche im Leben und in der Geſellſchaft weit von einander getrennt und ſich fremd ſind, ſich friedlich begegnen, wo ein allgemeiner Markt und Austauſch von Anſichten, Gedanken, Grundſätzen und Gefühlen ſtatt findet, wo die Einſeitigkeit der Stände, der Berufe, der Fachwiſſenſchaften zurücktritt gegen eine allgemein menſchliche Betrachtungsweiſe der Menſchen und der Dinge; Standeshochmuth, Kaſtengeiſt, Brutalität gegen Geringere und Untergebene werden am nachdrücklichſten und erfolgreichſten bekämpft durch eine Literatur, welche einerſeits den Werth geiſtiger Vorzüge und den Einfluß des Talents in ein helles Licht ſetzt und, ſofern ſie zur Zeit ihrer Blüthe wenigſtens die intelligenteſten, geiſtig geſundeſten und friſcheſten Köpfe zu ihren Trägern und Pflegern hat, geſunde Natur, gute Sitte, reinen Geſchmack, unverdorbenes Gefühl, aufgeklärte Grundſätze und patriotiſche Geſinnungen gegenüber von Vorurtheilen, Geſchmackloſigkeit, Geiſtesträgheit, Barbarei und Ueberfeinerung geltend machen wird. Nicht nur der Streit der Fakultäten kommt auf dem Gebiet der Literatur zur Sprache, ſondern alle Lebens-

berufe und Stellungen, alle Thätigkeiten und Anſprüche treten da in ein Verhältniß, oft wohl in Colliſion mit einander, und wenn man auch ſicherlich nicht wird behaupten können, daß die Literatur ein entſcheidendes, unumſtößliches Urtheil über ihren Werth, ihr Verhältniß zu einander, ihre Berechtigung, fälle, ſo iſt doch eine geſunde Literatur geeignet, indem ſie von verſchiedenen Seiten und in mannigfaltiger Darſtellung den Organismus des Familien-, des geſelligen und des Staatslebens zur Anſchauung bringt, Jedem ſowohl ein gewiſſes Selbſtgefühl, ein Bewußtſeyn ſeiner Anſprüche, Rechte und Ehren, als auch eine gewiſſe anerkennende Beſcheidenheit und Mäßigung gegenüber von andern Ständen und Individuen einzuflößen. Der Brutalität beim Militär, im Beamtenweſen, in den Schulen, im Gerichtsverfahren, der Intoleranz gegen Andersglaubende wirkt die Literatur gewiß mit Erfolg entgegen, und offenbar ſind von ihr in Frankreich z. B. zur Zeit der Revolution große Reſultate gerade in dieſen Beziehungen ausgegangen. Sie mag in ſeltenen Fällen unmittelbar den Willen beſſern, aber ſie bewirkt eine Beſſerung der Einrichtungen und der Zuſtände durch Erweckung der Einſicht, der Beſchämung, des Wetteifers, auch wohl der Eitelkeit. Welchen unſchätzbaren Werth aber eine tüchtige, gediegene Literatur an ſich betrachtet habe, als ein unverlierbarer, geiſtiger Beſitz, als ein Ehrendenkmal, als Stolz und Band einer Nation, dies braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Dem Einzelnen aber iſt wenigſtens Gelegenheit geboten, wenn ſie auch von verhältnißmäßig Wenigen benützt wird, neben den Studien, die er als Gelehrter und als Mann vom Fach betreibt, ein weit größeres Gebiet mannigfaltigen Wiſſens und würdiger Intereſſen zu umfaſſen, als ihm möglich wäre, wenn nicht die Literatur den ſchönen und fruchtbaren Bund mit der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft geſchloſſen hätte, und ſelbſt in den mehr der Erholung gewidmeten Stunden durch eine, Belehrung und Anregung mit dem Reiz der Darſtellung verbindende Lektüre ſich geiſtig zu fördern. Die Literatur erleichtert es dem gebildeten und ſtrebenden Geiſte, ſich in allen Sphären des Lebens und Wiſſens bis auf einen gewiſſen Grad zu orientiren, und von Gebieten, die er nicht ergründen und erſchöpfen kann, doch eine richtige allgemeine Anſicht zu gewinnen, ihre Aufgabe, ihre

löſen werde, die er nur nach ihrer »ſocialen Wichtigkeit« beleuchten will? Auf 280 weitgedruckten Seiten will er »erzählen,« was das Chriſtenthum iſt, wie es römiſcher Katholicismus geworden, wie aus dieſem der Proteſtantismus und aus dem Proteſtantismus die deutſche Philoſophie hervorging; da wird der Geiſt des Urchriſtenthums, der Manichäismus und Gnosticismus geſchildert, die Religioſität und Geſinnung des Mittelalters, Martin Luther, alle deutſchen Philoſophen, und nebenher der Leſer noch mit einer Menge Schnurren, Anekdoten, Geſchichten von Kobolden und Heren regalirt, und es fehlt nicht an Späßen, obgleich der Verfaſſer von vorn herein verſpricht: »Fürchtet nichts, fromme Seelen! keine profanirenden * Scherze ſollen Euer Ohr verletzen. Dieſe ſind allenfalls noch nützlich für Deutſchland, wo es gilt, die Macht der Religion für den Augenblick zu neutraliſiren.« Welche Siebenmeilenſtiefel Heine trägt, wenn er auf dem Gebiet der Religion und Philoſophie ſich herumtreibt, oder vielmehr, welche Irrlichterſprünge er hier macht, nehme man daraus ab, daß er S. 9 mit großer Ernſthaftigkeit lehrt: »Das Chriſtenthum iſt eine Idee und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich wie jede Idee. Was iſt aber dieſe Idee?« und wenn man glaubt, es folge ſofort eine Antwort auf jene Frage, iſt S. 11 flg. die Rede von Hofintriguen, Liebeshändeln, Weiber- und Hämmlingsgeklätſche; und von S. 25 bis 43 wird von Kobolden, Teufeln, Spukgeiſtern u. ſ. w. mit größter und behaglichſter Weitſchweifigkeit gehandelt. Dieſe Geiſter müſſen Heine ſehr am Herzen liegen, denn er hat im dritten Theil ſeines Salon den Elementargeiſtern wieder eine Hälfte des Buchs gewidmet, und darin ein paar gute mährchenhafte Erzählungen von W. Alexis und Eichendorf etwas ſchlechter nacherzählt. Die Idee des Chriſtenthums aber, um wieder darauf zurückzukommen, findet er, indem er die Manichäer, wie es eben in ſeinen Kram taugt,

* Im Buch ſteht »propbanirenden,« wie es überhaupt in ſeinen Schriften, zum Theil vielleicht ohne ſeine Schuld, aber in einer dem leichtfertigen Ton entſprechenden Weiſe von Druck- oder Schreibfehlern wimmelt. So durchgängig tranzendent, einmal Miſerere, (nach Miſere!) Wir leſen von Locke's Tabula rosa und von dem Kant'ſchen: Laßt alle Hoffnung ſchwinden! (lasciate ogni speranza!) was ſogar ein Recenſent pflichtlich und arglos ſo abdrucken ließ!

Methode kennen zu lernen, und so wenig sie der ächten Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit Eintrag thun soll, so heilsam wirkt sie, indem sie den Blick erweitert und die gleichmäßige Bildung und Berücksichtigung aller Geisteskräfte zum Gesetz macht, einer kleinlichen, ängstlichen Pedanterie, einem beschränkten gelehrten Hochmuth und der Anmaßung des eingebildeten Fachmannes entgegen.

Die deutsche Literatur ist in den nicht ganz hundert Jahren, seit welchen man ihre Wiedergeburt datiren kann, zu einer gewaltigen Masse angewachsen; aber wenn man mit Stolz auf die vielen trefflichen und verdienstvollen Werke blicken darf, welche sie hervorgebracht hat, so kann man doch nur mit sehr gemischten Empfindungen die ungeheure Summe ihrer Gesammtproduktionen und das Verhältniß des Bleibenden und Classischen zum Vergänglichen und Werthlosen überblicken. Ein Jahr vielleicht producirt jetzt nahezu an Masse so viel, als die gesammten Werke unserer klassischen Autoren seit hundert Jahren betragen mögen! Wird der hundertste, oder der fünfzigste, der zwanzigste Theil dieser Literaturernte die Probe der Zeit bestehen? Und selbst den letzten, günstigsten Fall angenommen, sind nicht neunzehn Nieten auf einen Treffer ein bedauerliches Mißverhältniß? Liegt nicht eine Literatur im Argen, wo so viele taube Aehren neben Einer vollen wachsen? Sollte dieser nutzlosen, ja verderblichen Vergeudung von Kräften nicht auf's Nachdrücklichste entgegengearbeitet werden? Wir antworten: derjenige Theil der literarischen Erzeugnisse, welcher die Probe der Zeit nicht besteht — der Masse nach weit der überwiegende! — ist darum keineswegs geradezu verwerflich, werthlos, unfruchtbar zu nennen. Manches Werk, mancher Aufsatz hat, beabsichtigt vielleicht nur eine augenblickliche bestimmte Wirkung, und wird dann vergessen; manche verdienstvolle Schrift, nach Inhalt und Form beifallswerth, wird, nachdem sie eine Zeitlang sich nützlich erwiesen, durch eine andere verdrängt, die in der Form noch vortrefflicher, oder in der Materie durch neue Forschungen und Entdeckungen bereichert ist; viele streuen die Saat von Ideen und Ansichten, die sie aus höher stehenden, dem größern Publikum nicht zugänglichen Werken geschöpft haben, in einem weitern Kreise aus, und verschwinden, nachdem sie diesen nicht unlöblichen Vermittlungsdienst geleistet

haben; viele treffen, erfreuen, erbauen doch einen gewissen Kreis, Menschen von einer bestimmten Sinnesart und Bildungsstufe, nach deren Urtheil aber der Literarhistoriker wenig fragt; und viele werden wenigstens mit augenblicklicher Gunst aufgenommen, so daß das Publikum dem Autor dankbar ist, der ihm eine angenehme und so Gott will bildende Lektüre schenkt, und der Autor, der nicht gerade die Unsterblichkeit im Auge hat, mit seinem Publikum wohl zufrieden ist, dessen Beifall ihn überzeugt, daß er seine Bedürfnisse und seinen Geschmack kennt. Dies Alles erwogen, wird man nicht mehr das Vortreffliche dem Werthlosen, im Verhältnisse von Eins zu Zwanzig oder gar nur zu Hundert, gegenüberstellen; man wird zugeben, daß Vieles, was in der Literatur nicht oben bleibt, denn doch in seiner Art, zu seiner Zeit, für einen bestimmten Kreis nützlich und löblich, wenigstens nicht verwerflich ist. Trotzdem aber läßt sich die Klage über ein allzu üppiges Wuchern der deutschen Literatur nicht zurückweisen, und wir versuchen, die oft ganz allgemein ausgesprochene Klage in der Kürze nach einigen besondern Momenten etwas schärfer und bestimmter zu fassen.

Unsere Literatur lehnte sich in ihrer Regeneration durch Klopstock, Lessing, Winkelmann, Wieland, Herder, Voß und Andere vorzugsweise an die klassische Literatur an und stützte sich auf eine gründliche, gelehrte Bildung. Goethe und Schiller, ursprünglich vom Sturm und Drang des Genius beseelt und hingerissen, und von Shakespeares kühnem, fesselosem Geist entzündet, neigten sich doch in ihren spätern Jahren mehr und mehr dem Gediegenen, Klassischen zu, dessen Vorbilder sie bei den Alten, und dessen Regeln und Gesetze sie in ihrem ernsten, tiefen, unablässigen, wissenschaftlichen Nachdenken fanden. Die Brüder Schlegel waren mit der klassischen Literatur ebenfalls ganz vertraut; und unsere großen Philosophen, mit welchen die Genannten größtentheils in mehr oder minder nahem Verhältniß standen, besaßen ebenso eine klassische, gelehrte Bildung. So vereinigte die von diesen Koryphäen der Poesie und der Wissenschaft gegründete und die zunächst an sie sich anschließende Literatur meist die Vorzüge der Gründlichkeit des Wissens und des wissenschaftlichen Ernstes mit dem Reiz einer ästhetischen und populären Darstellung. Das Muster einer prosaischen Literatur im höchsten

Sinne, wobei jedoch manche Gebiete und Zweige noch nicht in den Kreis derselben aufgenommen waren, finden wir in den von Schiller herausgegebenen Horen. Diese Zeitschrift sollte eine literarische Association der vorzüglichsten Schriftsteller der Nation bilden und das bisher getheilte Publikum vereinigen, sie sollte sich über Alles verbreiten, was mit Geschmack und wissenschaftlichem Geiste behandelt werden kann, philosophischen Untersuchungen, poetischen und historischen Darstellungen offen stehen, und nur strenge Gelehrsamkeit, Staatsreligion und Politik ausschließen. Mitarbeiter waren oder sollten seyn: Goethe, Kant, Fichte, Woltmann, Garve, Klopstock, Herder, Engel, Gotter, J. H. Jakobi, Matthison, die Brüder Schlegel und Andere; aber so treffliche Arbeiten in verschiedenen Gebieten die Horen brachten, ihre Haltung im Ganzen mochte doch für das größere Publikum etwas zu hoch seyn, der philosophische Geist dem literarischen Geschmack etwas zu ferne stehen, und sie hörten auf, da die Gunst Deutschlands seine größten Autoren bei diesem gemeinsamen Literaturwerk im Stiche ließ. In den berühmten Xenien Goethes und Schillers im Musenalmanach von 1796 machte sich vielleicht unbewußt noch der Unmuth über die Unempfänglichkeit und Theilnahmlosigkeit des Publikums für ein so bedeutendes und vielversprechendes Unternehmen, das der deutschen Literatur einen würdigen Mittelpunkt zu geben verhieß, und der Mißmuth über manche Schriftsteller Luft, welche, nach der Ansicht der beiden Dichter, indem sie dem Geschmack und den Ansprüchen des ästhetisch und intellektuell tiefer stehenden Publikums huldigten, den Neigungen, den Thorheiten und der Mode der Zeit fröhnten, zum Theil große Gunst und reichlichen Lohn ernteten, aber der Würde der Literatur vergaben. Ohne Zweifel konnte auch eine Literatur, welche die Ergebnisse des wissenschaftlichen Tiefsinnes und der gelehrten Forschung in leichterer, gefälligerer und populärerer Form, als die mancher Aufsätze in den Horen war, darbot, und welche die köstlichen, gereiften Früchte mit glänzenderen, bunteren Blumen- und Laubguirlanden durchflocht, immer noch von dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit und Trivialität sich frei und fern halten; und gewiß ist, daß auf dem von den Horen eingeschlagenen und angedeuteten Wege gar manche begabte Schriftsteller mit Ernst und Glück und mit verdientem Beifall

weiter ſchritten, daß namentlich auf dem hiſtoriſchen Feld nach und nach Werke erwuchſen, welche außer den gelehrten und wiſſenſchaftlichen, auch den äſthetiſch literariſchen Anſprüchen zu genügen mit Erfolg ſtrebten; aber unverkennbar iſt auch, daß nach der ſchönſten Blüthezeit der deutſchen Literatur um den Eintritt des neuen Jahrhunderts, ein großer Theil der an Maſſe gewaltig zunehmenden Literatur dem Ernſt, der Tiefe und Gründlichkeit untreu zu werden anfing, um ſich mehr dem geiſtreichen Spiel, dem blendenden Schein und der Gewandtheit der Form zuzuwenden. Hatten zuvor die großen Schriftſteller edle Metalle im Schweiß ihres Angeſichts aus dem Schachte gegraben und ſie verarbeitet, ſo glaubten bald die Epigonen nur ohne Mühe an dem Baum der Heſperiden ſchütteln zu dürfen, oder ſie nahmen die von den Vorgängern geſchmiedeten Kunſtwerke und goſſen ſie, vielleicht manchmal in zierlicheren und gefälligeren Formen, oft aber auch mit ungeſchickten, entſtellenden Händen, um. Der Genius hatte der deutſchen Literatur einen neuen Anſtoß und Schwung gegeben; Talent, Fleiß und Spekulation ſetzten das Angefangene fort, und konnten ſich mancher gelungenen Leiſtung rühmen; aber der gewaltige Frühlingstrieb und Saftdrang gerieth denn doch ins Stocken, obgleich für die äußere Erſcheinung das Wachsthum und Gedeihen der Literatur in ſteter und raſcher Zunahme begriffen ſchien.

Während eines bald dreißigjährigen Friedens nahm, wie die meiſten Induſtriezweige, ſo auch die literariſche Produktion einen ungeheuern Aufſchwung; aber die Erzeugung des zu verarbeitenden Rohſtoffes, wenn dies Bild geſtattet iſt, der neuen Kenntniſſe, Einſichten, Ideen, Anſchauungen, ſtand nicht im richtigen Verhältniß zu den Kräften, welche zur Verarbeitung bereit waren. Der lange Frieden gab zwar reichliche Muße zu geiſtigen und literariſchen Arbeiten einerſeits, und zum behaglichen Genuß derſelben andererſeits, und ſchuf und nährte in weitem Umfang das Bedürfniß nach unterhaltender und anregender Lektüre; aber dieſe langen Jahre einer doch nicht in jeder Hinſicht befriedigenden Ruhe, wie günſtig ſie im Ganzen für Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ſeyn mochten, ſpannten und weckten doch weniger diejenigen Geiſteskräfte, auf welche die Literatur angewieſen iſt; Gemüth und Phantaſie, mannhafte,

ſchlagfertige und thatkräftige Energie, welche den Erzeugniſſen den Reiz des friſchen Lebens einhauchen, erhielten weniger Nahrung und Pflege als der grübelnde Verſtand, die abwägende Reflexion, und die angekränkelte Bläſſe des Gedankens wechſelte nur etwa mit der plötzlich aufſteigenden und plötzlich verfliegenden Röthe der fieberhaften Aufregung und Ueberreizung. Der Mangel an kräftiger und geſunder eigener Lebendigkeit machte es möglich, daß fremde Einflüſſe eine ſo große und theilweiſe ſo bedauerliche Einwirkung auf einen Theil der deutſchen Literatur ausüben konnten. Aus dem Guten entſtand oft Schlimmes; ein Mißſtand hatte einen noch ſchlimmern zur Folge, der dann jenen verewigte, und ſelten hatte ein Uebel das Gegengewicht und Heilmittel in ſich ſelbſt. Das Leſebedürfniß, ins Unendliche geſteigert, und häufig mehr ein Verlangen nach faſt paſſivem Genuß, nach frivoler Unterhaltung, nach Sinnenkitzel und Skandal, als nach einer fördernden Geiſtesnahrung und Bildung, rief eine Menge Speculationen ins Leben, welche dann wieder Allem aufboten, die Zahl der Leſeluſtigen zu ſteigern, alle Alter und Claſſen herbeizuziehen. Der ſeichte und träge Fluß des Lebens vermochte die vielen Fahrzeuge, die ihn bedeckten, nicht weiter zu führen, und ſo blieben Viele am Strande der Literatur halb nothgedrungen zurück. Die periodiſche Literatur, verpflichtet, ein gewiſſes bedeutendes Quantum zu feſtgeſetzten Friſten zu liefern, ſetzte bei der ſtets wachſenden Zahl ihrer Organe eine Menge Federn in Bewegung; die Noth des Augenblicks ſchließt oft die Wahl aus, die ephemere Natur des dem Publikum Gebotenen entſchuldigt die Aufnahme von eigentlich ſchon todt geborenen Erzeugniſſen, und der Geſchmack der Leſer gewöhnt ſich an den Wechſel von Schaubroden, von Hungerkoſt, und von Gebräuen aus Gewürznelken, ſpaniſchem Pfeffer und Teufelsdreck.

Weiter wollen wir die Aufzählung der Schattenſeiten unſerer dermaligen Literatur, welchen ſich entſchiedene Vorzüge und gediegene Leiſtungen gegenüber ſtellen, nicht verfolgen; das bisher Angedeutete genügt für unſern Zweck, und es begründet wohl die Klage über große Uebelſtände, über eine theilweiſe Entartung und Herabwürdigung und über ſchädliche und verderbliche Wirkungen der Literatur. Aber dies muß nicht einſeitig ausgeſprochen, es darf nicht ausſchließlich der Literatur zur Laſt gelegt

werden, was ebenſo ſehr den Geſammtverhältniſſen der Gegenwart zum Vorwurf gemacht werden muß. „Die Literatur," ſagt Goethe, „verdirbt ſich nur in dem Maße, als die Menſchen verdorbener werden." Eine unabhängig von der Literatur herrſchende Geiſtesträgheit und paſſive Genußſucht führt der Literatur die Leſer zu, welche begierig das Geiſtloſeſte, das Widerlichſte und Verwerflichſte verſchlingen; ein der Zucht, der Sitte, der feſten Grundſätze, der würdigen Aufgaben und der erhebenden Hoffnung ermangelndes Familien- und Staatsleben ſchickt Rekruten unter die Fahnen der Literatur, an welchen vielleicht als eine Haupteigenſchaft Lebensverachtung gerühmt werden kann, die aber auch ſonſt all ihre bürgerliche Heimathloſigkeit, ihre gemüthliche Zerriſſenheit, ihre ſittliche Verwilderung in die Literatur übertragen, und bald die Krankhaftigkeit ihres Geiſtes mit der Schminke der Sentimentalität bedecken, bald aber auch, in künſtlicher Aufreizung und Anſpannung ihrer Einbildungskraft, die Literatur mit karrikirten Abſpiegelungen ihres Geiſtes- und Gemüthszuſtands bereichern. So beſteht zwiſchen Literatur und Leben eine Wechſelwirkung und jeder Schaden und Mißſtand in dieſem findet in jener ſeinen Ausdruck und ſein Echo; aber freilich wirkt auch die Literatur wieder auf das Leben zurück. Eine auch nur ungefähre Berechnung übrigens der werthloſen, ſchädlichen und verderblichen Elemente der Literatur iſt deßhalb unmöglich, weil, neben manchen entſchieden ſchlechten und verwerflichen Schriften, die ausdrücklich auf ſchlimme Neigungen und Triebe der menſchlichen Natur, auf das Thier oder den Dämon in ihm berechnet, aus ganz egoiſtiſcher, ſchadenfroher, feindſeliger und gemeiner Geſinnung hervorgegangen ſind, ein ſehr großer Theil der Literatur an ſich nicht gerade verwerflich und werthlos iſt, aber doch durch Mißbrauch nachtheilig wirkt, wenn die unreife Jugend nach dem greift, oder in die Hände bekommt, was für ein reiferes Alter beſtimmt iſt, wenn das Uebermaß das, was mäßig genoſſen unſchädlich und gedeihlich ſeyn könnte, der nährenden Kräfte beraubt und zur Laſt für den Geiſt macht, oder wenn eine von vornherein krankhafte und verderbte Anlage ſelbſt aus dem Guten und Reinen, wie die Spinne aus Roſen, Gift ſaugt.

Dieſe Mißſtände in der jetzigen Literatur, ſofern ſie der

Unterhaltung dient, und welche leider nur höchſt uneigentlich „die ſchöne" genannt werden könnte, ſind, man mag ſie in milderem oder grellerem Licht anſehen, jedenfalls ſo groß und augenfällig, daß kein Einſichtsvoller und Wohlmeinender ſich darüber täuſchen kann. Die Aufforderung, ihnen entgegen zu arbeiten, liegt nahe. Wir können bei den dagegen ergriffenen oder möglichen Maßregeln und Abhülfsmitteln die vom Staat ausgehenden unterſcheiden von denjenigen, welche in der Macht und im Belieben der Einzelnen, der Privaten ſtehen.

Die Strafgeſetzgebung kann wohl den plumpſten, roheſten und gewaltſamſten Erzeugniſſen der Literatur, ſofern ſie gegen beſtimmte Geſetze ſich verfehlen, entgegentreten; und dieſe Schranke iſt jedenfalls nothwendig und heilſam, indem ſie zu einiger Vorſicht nöthigt; aber ſie iſt ganz ungenügend, denn theils ſind dieſe Geſetze ſehr ſchwierig abzufaſſen, und bleibt ihre Anwendung auf den einzelnen Fall äußerſt zweifelhaft und mißlich; theils laſſen ſie ſich mit einiger Vorſicht und Gewandtheit ſehr leicht umgehen, und das gefährlichſte Gift in der Literatur iſt nicht dasjenige, welches in ein paar ſtarken Doſen gegeben, ſondern das, homöopathiſch verdünnt, fortwährend und oft faſt unmerklich eingeflößt wird. Und gegen dieſe langſame Giftmiſcherei hilft die Strafgeſetzgebung wenig. Endlich iſt zu bedenken, daß die Strafgeſetze von den Staatsbehörden, wie natürlich, meiſt nur gegen wirkliche oder angebliche politiſche Vergehen der Preſſe angerufen werden, und häufiger einen kecken Fanatiker, einen kühnen Märtyrer, als einen feigen Vergifter der Literatur eine Strafe trifft. Wirkſamer erweiſen ſich allerdings die ſogenannten Präventivmaßregeln gegen die Preſſe, — die Cenſur mit ihrem ganzen Anhang und Apparat, — aber ob heilſamer? iſt ſehr zu bezweifeln. Die Cenſur, welche doch immer Sache der Willkür bleibt, und zwar einer abhängigen, von Rückſichten beherrſchten und einſeitig verantwortlichen Willkür, richtet, der Erfahrung zufolge, ihren Argwohn und ihren vernichtenden und verſtümmelnden Federſtrich hauptſächlich nur gegen das politiſch Bedenkliche oder Unangenehme, iſt aber häufig in andern Beziehungen um ſo liberaler, und trifft oft den kühnen Gedanken, das warme und edle Gefühl, die unabhängige Geſinnung, während ſie dem Erbärmlichen, dem

Gemeinen, ſofern es nicht politiſch verdächtig iſt, den Freipaß in die Welt ertheilt; und im Widerſpruch mit der Aufgabe einer etwa denkbaren, vernünftigen Cenſur, ſichtet ſie nicht das Gute und Gehaltvolle vom Spreu und Unrath, ſondern ſcheidet aus und konfiscirt das beſte Korn. Eine weitere ſchlimme Folge für die Literatur iſt, daß dieſe unwürdige Bevormundung der Literatur die edelſten Kräfte anwidert und zurückſchreckt; daß ſie Offenheit, Geradheit, Ehrenhaftigkeit in einem Theile der Literatur erſchwert und unterdrückt. Der Literatur den Charakter der Würde, eines ehrenhaften Selbſtgefühls zu verſchaffen — dazu iſt gewiß die Cenſur das allerletzte Mittel! Mit der Cenſur hängt zuſammen die Ertheilung und Entziehung von Conceſſionen zum Buchhandel und zu Zeitſchriften, die Genehmigung und Verwerfung von Redakteuren, der Vorſchlag, den man ſchon gemacht, die Unterſchrift der Verfaſſer aller Artikel in den Journalen zu verlangen, und gewiſſen Kategorien von Individuen Cenſurfreiheit, oder gar nur überhaupt Erlaubniß zum Druckenlaſſen zu geben. Dies Alles ſind Maßregeln und Vorſchläge, welche in politiſcher Beziehung vielleicht und auf einige Zeit dem gewünſchten Zwecke entſprechen mögen, aber die perſönliche Freiheit der Einzelnen aufs empfindlichſte beeinträchtigen, und auf den innern Inhalt, auf die Würde, den Adel der Literatur höchſt nachtheilig und peinlich wirken müſſen. Zweckmäßig möchte eine Beaufſichtigung der Leſevereine ſeyn, wenn ſie nicht in ängſtlich politiſchem, ſondern in wohlwollendem, aufgeklärtem, ſittlich humanem Sinne geübt, wenn ſie von den Funktionen der Staatspolizei getrennt, und unabhängigen, ehrenhaften Privaten übergeben würde; ſo wie ſie jetzt im Gebrauch iſt, theilt ſie nur den die Cenſur treffenden Widerwillen.

Was dem Staat nicht ſcheint gelingen zu wollen: Reinigung und Hebung der Literatur, Neutraliſirung ihrer ſchädlichen Elemente und Einflüſſe, iſt vielleicht eine Aufgabe, die durch die Thätigkeit der Privaten zu löſen wäre? Nicht unmittelbar, aber mittelbar arbeiten darauf hin die in neuerer Zeit in verſchiedenen Gegenden gegründeten Vereine für Abfaſſung oder Verbreitung von guten Volksſchriften, oder überhaupt für Leitung und Fruchtbarmachung der Lektüre des Volks, d. h. der mittlern und untern Claſſen. Dieſe Beſtrebungen verdienen alles Lob, und Darreichung

des Beſſern und Guten iſt gewiß förderlicher, als bloßes Verbieten des Werthloſen und Schlechten; doch darf man bezweifeln, ob durch dieſe verdienſtliche und humane Bemühung der ſchlechten Literatur bedeutender Abbruch gethan, ob ihren Wirkungen ein Damm und eine Schranke geſetzt werde; denn ſie ſcheint uns doch vorzüglich auf Solche berechnet, welche bisher Wenig oder Nichts laſen, nicht aber ebenſo auf diejenigen, welche ſchon vom Geſchmack an ſeichter und frivoler, dabei aber vornehm thuender Literatur angeſteckt ſind. Enthaltſamkeits- oder Mäßigkeitsvereine wären bei der letztern Claſſe wohl angelegt, aber ſchwerer durchzuführen, als gegen Wein und Branntwein.

Endlich kann auch die Literatur ſelbſt gegen die krankhaften und ſchädlichen Elemente in ihrem Körper reagiren. Es iſt uns nicht genauer bekannt, in wie fern der kürzlich in Leipzig geſtiftete Literaten-Verein ſich dieſe Aufgabe ausdrücklich geſetzt hat; wenigſtens ließ ſein Programm etwas dergleichen vermuthen, und jedenfalls iſt an ſich eine Vereinigung der Schriftſteller zur Unterdrückung des Schlechten und Unehrenhaften in der Literatur wohl denkbar. Faßt man aber die Realiſirung dieſes Gedankens genauer ins Auge, ſo leuchtet alsbald die völlige phyſiſche und moraliſche Unmöglichkeit ein. Erſtlich müßten ſie, um eine äußere, exekutive Zwangsmacht zu beſitzen, mit ſämmtlichen Buchhandlungen in einen Bund treten; denn ohne dieſe wären ſie dem Publikum und jedem einzelnen Schriftſteller gegenüber ohnmächtig; ja, ein Verein ſämmtlicher Buchhandlungen, ſelbſt ohne die Schriftſteller, hätte eher eine Zwangs- und Bann-Gewalt in ſeiner Hand, als dieſe in ihrer Geſammtheit. Sodann aber, abgeſehen von der Vollziehung, wie ſtünde es auch nur mit der Fällung *eines* Urtheils über Unwerth und Verwerflichkeit eines literariſchen Erzeugniſſes? Wie ſollten ſämmtliche Genoſſen der Literatur zu einem Gericht zuſammentreten? Wer ſollten die Repräſentanten der nicht perſönlich daran Theilnehmenden ſeyn? Wie ſollten die Wahlen dazu ſtattfinden? Wer würde die Wahl annehmen? Wo ſollte der Sitz des Gerichts ſeyn? Nach welchem Geſetzbuch, nach welchen Normen würde es ſeine Urtheile fällen? Genug der Fragen, die wohl zur Genüge die Unausführbarkeit des Gedankens darthun.

Die zuletzt noch, und ausführlicher von uns zu betrachtende Reaction und Selbſthülfe der Literatur gegen das Werthloſe, Verkehrte und Schlechte in ihr, beſteht in der Kritik. Hiemit kehren wir zum Anfang dieſer Abhandlung zurück, wo die Frage aufgeworfen wurde, was iſt Kritik? Jetzt können wir ganz allgemein antworten: Literariſche Kritik iſt, ihrem reinſten und höchſten Begriff nach, Selbſterkenntniß und Selbſtprüfung der Literatur, zum Behufe der Beſtätigung und Anerkennung des Geſunden, Tüchtigen, Schönen und Guten, und der Ausſonderung, Ausſtoßung und Verwerfung des Schädlichen und Schlechten. Die literariſche Kritik wird im Namen und Intereſſe der Literatur ſelbſt geübt, und dies unterſcheidet ſie einerſeits vom Privaturtheil eines Laien, der zunächſt nur ſeine Empfindungen und Eindrücke ausſpricht, ohne ein objektives Urtheil ſich anzumaßen, und andererſeits von dem Urtheil einer Polizei- oder Gerichtsbehörde, welche nicht das literariſche Verdienſt, ſondern andere Momente zum Maßſtab ihrer Entſcheidung nimmt. So bildet die Kritik einen integrirenden Theil der Literatur ſelbſt, als deren Gewiſſen und Selbſtbewußtſeyn; ſie muß faſt unausbleiblich entſtehen, wo die Literatur ein bedeutenderes Wachsthum gewonnen hat und zu Vergleichungen auffordert, ja nöthigt; und ſelbſt wenn man die Nothwendigkeit ihrer Entſtehung und ihrer Exiſtenz bezweifeln wollte, muß man doch zugeben, daß ſie, einmal beſtehend, eine würdige und verdienſtliche Aufgabe zu erfüllen hat.

Aber auch eine ſchwierige und mit nicht geringer Verantwortung verbundene! Durch ungerechte Urtheile werden nicht nur die einzelnen Autoren benachtheiligt, durch ungerechten Tadel und Verwerfung gekränkt und beſchwert, durch unverdientes Lob verwöhnt und zur Selbſtüberſchätzung verleitet, es wird dadurch nicht nur das Publikum getäuſcht, ſondern auch die Würde der Literatur bloßgeſtellt und erniedrigt. Es ſind zur tadelloſen Uebung der Kritik nicht nur alle die Eigenſchaften nöthig, die man beim bürgerlichen Richteramt verlangt: Unabhängigkeit, Unbeſtechlichkeit, Leidenſchaftloſigkeit, vertraute Bekanntſchaft mit der Entwicklung, mit dem Stand, mit den bedeutenden Erzeugniſſen der Literatur, — der Kritiker hat auch mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, daß Schriften, die der literariſchen

trotz dem, daß sie die Kirche als Ketzer verdammte, als die eigentlichen Repräsentanten des Christenthums hinstellt, und ihren, der persischen Religion entnommenen Satz von den beiden sich bekämpfenden Principien zum Hauptsatz des Christenthums macht, darin: daß die Welt des Geistes durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt werde; jenem gehöre unsre Seele, diesem unser Leib; die ganze Erscheinungswelt, die Natur sey ursprünglich böse; es gelte, allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, den Leib, das Leben Satans, zu peinigen u. s. w. Diese Weltansicht sey die eigentliche Idee des Christenthums.

Wir sind hier auf einen der Lieblingssätze von Heine gekommen, auf eines der großen Losungsworte in seiner literarischen Agitation — wir würden sagen auf ein Grunddogma seines Systems, wenn man von einem System Heines reden könnte. Er gibt sich zwar den Schein ein solches zu haben, aber er hat keines; es fehlt ihm ganz an den tüchtigen, soliden Materialien, um einen vollständigen Bau aufführen zu können aus eigenen Mitteln, und deßwegen knüpft er seine Deklamationen und Rotomontaden immer am liebsten an Fremdes, an Beschreibung und Kritik anderer Systeme und Männer an, das System, das er in seinem Haupte zu tragen sich die Miene gibt, kommt nur fragmentarisch in der Form bitterer und giftiger Polemik an den Tag, und er kann sich einen Meister der Weltweisheit nur etwa in dem Sinn nennen, in welchem ein italienischer Bettler Herr aller Paläste ist. Die Inconsistenz, die Zusammenhanglosigkeit und Widersinnigkeit von Heines Weltansicht, wenn man ihm eine solche zuschreiben will, wird sich am klarsten hervorthun, wenn man sich die freilich nicht sehr erfreuliche Mühe gibt, die Ansichten und Behauptungen, welche er in verschiedenen Büchern über mannigfache Lebensgebiete ausspricht, zusammenzustellen, und sie so etwas genauer zu prüfen. Alle Klagen, Seufzer und Ausstellungen, welche gegen Heine und seine Schüler von Seiten des religiösen Glaubens, der Sitte und Ehrbarkeit laut geworden, sind ihnen gleichgültig geblieben, wenn nicht gar ihre Eitelkeit dadurch gekitzelt und zu neuen Kraftanstrengungen gespornt wurde; statt zu jammern und zu wehklagen, thut man wohl besser, die nebelhafte Glorie hoher Intelligenz, in welche Heine sich zu hüllen gewußt hat, etwas näher zu beleuchten, zu zeigen, daß man

Beurtheilung unterliegen, keine ſolche feſte Anhaltspunkte darbieten, auf welche ſich die Entſcheidung nothwendig werfen muß, wie Streitigkeiten um Mein und Dein, oder Straffälle, oder auch moraliſche und politiſche Handlungen; wozu noch kommt, daß ihm auch ein allgemein gültiges Geſetzbuch fehlt, und er nicht ſelten zugleich Richter und Geſetzgeber ſey, und die etwa allgemein anerkannten Regeln und Geſetze — und deren dürften gar wenige ſeyn! — doch wieder bei der Anwendung auf den einzelnen Fall individualiſirend erklären und begründen muß. Und für ſo ſchwierige, mühevolle und mit großer Verantwortung verknüpfte Leiſtungen darf, ſo ſcheint es, die Kritik nicht einmal den Lohn der glänzenden Auszeichnung und des Ruhms anſprechen, vielmehr geziemt ihr Anſpruchsloſigkeit und Selbſtverleugnung; man rühmt und bewundert den Ankläger, welcher das Labyrinth eines verwickelten Verbrechens entwirrt und mit den Waffen des Scharfſinnes und der ſiegenden Beredtſamkeit einem verſtockten Böſewicht die Larve abreißt, ſo wie den Anwalt, der das Gewebe falſcher Anklagen und Verdächtigungen zerreißt und mit unwiderſtehlicher Dialektik die Sophismen des Gegners aufdeckt: aber der Richter hat keine Gelegenheit, ähnliche Triumphe zu erringen, und er muß ſich begnügen mit der geräuſchloſeren Anerkennung der Einſichtsvollen, daß er mit Unparteilichkeit und klarem Verſtand, mit kaltem Blut, und von keiner Vor- und Abneigung beſtochen, ſeiner Ueberzeugung gefolgt ſey; und ähnlich verhält es ſich mit dem Kritiker. Um ſich den Ruf der ſtrengen Gerechtigkeitsliebe zu bewahren, muß er verzichten auf den Ruhm, der dem donnernden Ankläger, der dem beredten Advokaten blüht, muß er ſeine Perſönlichkeit ganz zurücktreten laſſen hinter ſein Amt, muß er ſich ſelbſt gleichſam vergeſſen in Erfüllung ſeiner hehren Pflicht.

Doch dies iſt ein Ideal, das immer unerreichbar bleibt, und dem unſere Zeit am wenigſten auch nur nahe kommen kann. Zwar wird behauptet, unſere Zeit ſey in eminentem Sinne kritiſch, es bilde dies einen auszeichnenden Zug ihres Charakters; aber dagegen wird von Andern der Satz aufgeſtellt, es fehle der gegenwärtigen Literatur ganz und gar die Leuchte und das Steuer der Kritik. Unſere Zeit iſt eine ſo dialektiſche, daß ſie zwiſchen zwei anſcheinend ſchroff entgegengeſetzten Eigenſchaften

oder Zuſtänden immer noch ein Drittes findet oder bildet, was die Gegenſätze abſtumpft und in einander rührt, und ſo könnte man auch gar wohl beweiſen, jene Behauptungen ſchließen einander nicht aus, ſie ſeyen beide wahr; unſere Zeit, unſere Literatur ſey ausgezeichnet kritiſch und ausgezeichnet unkritiſch, und eines bedinge das andere. Kritiſch iſt unſer Zeitalter, iſt der Geiſt und Charakter unſerer Literatur allerdings; Kritik, ätzende, auflöſende, zernichtende Kritik iſt die Loſung und Signatur unſerer Tage in den wichtigſten Sphären des Lebens. Auf dem ganzen umfaſſenden Gebiet der Geſchichte, der heiligen, der Kirchen- und der politiſchen Geſchichte und der dazu gehörigen Literatur, Urkunden und Monumente jeder Art entwickelt die Kritik einen unglaublichen Eifer, und ohne Zweifel ſchafft ſie viele wichtige und dankenswerthe Reſultate zu Tage; aber gar häufig geht ſie auch offenbar, ſtatt völlig rein von Vorurtheilen ihr Werk zu beginnen, von dem Wunſch aus, gerade das Gegentheil des bisher Angenommenen und Gültigen zu behaupten und zu erweiſen, in der Geſchichte z. B. die bisher gerühmten und bewunderten Charaktere herabzuziehen und zu ſchwärzen, die bisher mit Widerwillen und Abſcheu betrachteten zu retten und zu verherrlichen, und erweckt durch dieſen ſyſtematiſchen Oppoſitionsgeiſt und eigenſinnigen Skepticismus Mißtrauen gegen ſich. Die Kritik iſt gewaltig und übermächtig auf dem Gebiet der Religion und der Philoſophie; das eingehende Verſtändniß, die lebendige Erfahrung der Erſcheinungen und Thatſachen überſpringend, eilt ſie heißhungrig fort zur Erklärung und Auflöſung derſelben; das Weſen derſelben wird, als objektiv nichtig, in Vorſtellungen aufgelöst, und erklärt, woher der Schein der Realität komme. Die kritiſche Philoſophie Kants ſteht bezeichnend genug an der Spize der neuern Philoſophie; doch ließ Kant ein der auflöſenden und vernichtenden Kritik Unzugängliches, Jenſeitiges übrig. Fichte und Schelling ſind, dem Kritiker Kant gegenüber, wieder mehr poſitiv und ſyſtematiſch; ſie bauen und konſtruiren, ſtatt einzureißen; die Vollenderin der kritiſchen, negativen Philoſophie aber iſt die Hegel'ſche, die mit dem Scheidewaſſer ihrer Dialektik auch dasjenige nicht verſchont, was Kant als ein Unzugängliches und Unergreifliches anerkannt hatte; die zwar auch wieder zu konſtruiren bemüht

iſt', nachdem ſie Alles zerſetzt und vernichtet hat, aber der dies Beſtreben, nachdem ſie einmal das Nichts des reinen Begriffes oder den reinen Begriff des Nichts zum Ausgangs- und Zielpunkt der Welt und der Philoſophie erklärt hat, unmöglich mehr gelingen kann. Die unaufhörlichen politiſchen Bewegungen und Kämpfe in Europa ſeit fünfzig Jahren ſind, wie dies die darauf bezügliche Literatur und die öffentlichen Erörterungen deutlich darthun, eine zur That fortſchreitende Kritik der ſtaatlichen und geſelligen Verhältniſſe; der Communismus geht aus von der Kritik der beſtehenden Beſitz- und Eigenthumsverhältniſſe und möchte die Ergebniſſe dieſer Kritik praktiſch geltend machen; eine Menge Werke, die der Literatur, ja der ſchönen Literatur angehören, Reiſebeſchreibungen, und ſelbſt Romane und Gedichte ſind nur verkleidete Kritiken politiſcher, geſelliger, ſittlicher und gemüthlicher Zuſtände, ſind nicht aus der Friſche der Anſchauung und der Luſt des Schaffens, ſondern aus dem Unbehagen der Reflexion und dem Gelüſten einzureißen, entſprungen. Die ungeheuren Fortſchritte der Chemie, der Scheidekunſt, in unſern Tagen können als ſymboliſch betrachtet werden für den Geiſt und die Richtung des Zeitalters; aber während die Chemie außer ihren Scheidungen, und mittelſt derſelben, auch gelernt hat, die Elemente, die Körper wieder zu verbinden und neue darzuſtellen, iſt die Kritik und Scheidekunſt im philoſophiſchen und geiſtigen Sinne faſt durchaus bei der Auflöſung, der Anatomie, der Tödtung und Verneinung ſtehen geblieben, hat ſelbſt den Aufbau, das Schaffen erfolglos verſucht, oder auch die Verſuche Anderer mißtrauiſch und ſchadenfroh gehindert. Wie ſollte es unter dieſen Verhältniſſen fehlen, daß die Kritik auch in der Literatur eine wichtige Rolle ſpielte? Dem iſt auch wirklich ſo — in gewiſſem Betracht wenigſtens. Die literariſche Kritik hat ſeit ein paar Jahrzehnten ungemein an äußerer Ausdehnung und Verbreitung gewonnen; ſie hat mehrere größere, ihr ausſchließlich gewidmete, vielgeleſene Organe ſich geſchaffen; ſie hat in den Tageblättern und periodiſchen Schriften, welche gelehrter und wiſſenſchaftlicher Kritik, der Politik und der Unterhaltung gewidmet ſind, mehr und mehr Zutritt und Raum gewonnen; nicht wenige größere und kleinere Werke gehören ihr ausſchließlich an, und das Volumen der Recenſionen dürfte in vielen Fällen das des Werkes

ſelbſt überſteigen. Auch an Leſern ſcheint es dieſen Erzeugniſſen und Organen der literariſchen Kritik gar nicht zu fehlen. Ueber den Gehalt, den Charakter und die Wirkungen derſelben ſprechen wir uns ſpäter aus.

Wir kommen jetzt zu der entgegengeſetzten Behauptung, es fehle unſerer Zeit ganz an einer tüchtigen literariſchen Kritik. Die Maſſe von Kritik läßt man nicht als einen Gegenbeweis gelten; die Geneigtheit zum Urtheilen, ſagt man, iſt noch kein Beweis von der Befähigung dazu, und gerade einen krittlichen Menſchen, oder einen vorlauten, ſchnabelſchnellen Abſprecher wird kein Vernünftiger zum Urtheil auffordern, oder bei der von ihm abgegebenen Stimme ſich beruhigen. Freilich kann auch der über den dermaligen Zuſtand der literariſchen Kritik Mißmuthigſte nicht behaupten wollen, es werde gar keine gute literariſche Beurtheilung geſchrieben; aber, mag man eine mildere oder herbere Anſicht haben, darin werden die Meiſten übereinſtimmen, daß der Zuſtand der literariſchen Kritik in Deutſchland inſofern unbefriedigend ſey, als ſie kein von der öffentlichen Meinung unzweifelhaft anerkanntes und gehaltenes Organ beſitzt, wo binnen einer mäßigen Friſt über jede bedeutendere Erſcheinung der Literatur eine die Eigenthümlichkeit und den Gehalt des Werkes und deſſen Stellung und Verhältniß zu andern derſelben Gattung und zur Literatur überhaupt, klar und unparteiiſch bezeichnende und würdigende Beurtheilung zu finden wäre. Bei den konſequenteren kritiſchen Inſtituten wird Jeder Vorurtheile, Parteilichkeit, Leidenſchaftlichkeit, bei den inkonſequenteren oft dieſelben Eigenſchaften, und dazu noch eine Menge verwirrender, Staunen erregender Widerſprüche, bei allen wird man Ungleichheit der Behandlung, eine oft unverhältnißmäßige Kürze, oft unverhältnißmäßige Ausführlichkeit in Lob und Tadel, und beſonders auch eine Unvollſtändigkeit zu beklagen haben, welche zwar mit dem nicht zu bewältigenden Anſchwellen der Literatur entſchuldigt werden kann, und bis auf einen gewiſſen Grad unvermeidlich, aber oft auch die Folge und Taktik einer abſichtlich übergehenden und ignorirenden Willkür iſt.

Iſt aber, was man von der literariſchen Kritik verlangt, und von dem Ideal derſelben verlangen dürfte, überhaupt, und iſt es insbeſondere in unſerer Zeit möglich? Wir verneinen

unbedenklich dieſe Frage. Vollſtändigkeit in allen Fächern der Literatur iſt für ein kritiſches Inſtitut eine Unmöglichkeit, und Beſchränkung auf ein einzelnes oder ein paar Fächer wäre dem Publikum nicht genehm; und ſo drängt ſich ſchon hier Willkür oder Zufall herein. Ferner: wo wäre ein von der öffentlichen Meinung unzweifelhaft anerkanntes und vorgezogenes kritiſches Inſtitut auch nur erkennbar, da die öffentliche Meinung ſelbſt in Deutſchland etwas ſo Problematiſches, Zweideutiges oder vielmehr Proteusartiges iſt, da die öffentliche Meinung in denjenigen Sachen, welche zunächſt der Oeffentlichkeit angehören ſollten, im Staatsleben, in der Politik, ſich nicht ausſprechen und ſomit auch nicht ſich bilden kann, und der ſchmeichleriſche Sophiſt, ohne Widerſpruch zu befürchten, ſeine Privat-Meinung, oder auch was er ſelbſt für eine Lüge erkennt, als „öffentliche Meinung" in die Welt hinausſchreien und ſchreiben darf? Man ſagt wohl: „deſto beſſer! die Literatur und die Kritik bleibe neutral!" und es iſt ſchon wahr, daß die beſtändige Einmiſchung politiſcher Parteirückſichten in die Literatur, beſonders die Kritik, große Uebelſtände erzeugt; aber die feſte Ausprägung politiſcher Parteien und Grundſätze, die Firirung einer politiſcher Ueberzeugung gibt auch dem literariſchen Geſchmack und Urtheil eine, wenn ſchon etwas einſeitige, Feſtigkeit und Beſtimmtheit, und der beſtimmtere Geſchmack eines bedeutenden Theils des Volkes gibt der auf ihn ſich ſtützenden Kritik einen vortheilhaften Halt und Boden, ein Gefühl der Sicherheit und der Macht, was der neutralen Kritik fehlt, wie ſtark und innig auch die perſönliche Ueberzeugung des einzelnen Kritikers ſeyn mag. Die öffentliche Meinung in Deutſchland entſcheidet ſich nicht für ein beſtimmtes Organ der Kritik; ſie erkennt und rühmt — ſofern ſie überhaupt erkennbar iſt — am einen dieſe, am andern jene Vorzüge; aber nie würde ſie eines mit unzweifelhafter Gunſt emporheben und tragen; ſie iſt eklektiſch, und will es bleiben. Wir rühmen uns unſerer Billigkeit; ein berühmter Engländer hat uns eine „Nation von Denkern und Kritikern" genannt; aber ſtatt der friſchen und kecken Wahl bleiben wir häufig in einem unſichern Hinundherſchwanken ſtecken; unſer kritiſcher Geiſt ſchwingt ſich gern immer wieder auch über die kritiſchen Mächte ſelbſt empor; und während wir

ſtolz ſind auf die politiſche Unabhängigkeit und Parteiloſigkeit unſerer Literatur und Kritik, iſt ſie doch insgeheim voll von kleineren, verſteckteren Partei-Neigungen, Rückſichten und Zwecken. An die Stelle des Alles beherrſchenden und modificirenden politiſchen Parteiintereſſes treten die nicht ſo allgemein bekannten, nicht ſo offen hervortretenden philoſophiſchen und religiöſen Vor- und Abneigungen, die Eiferſüchteleien von Provinzen gegen einander, die Umtriebe von Coterien und Cliquen, die Eitelkeit und die Leidenſchaften Einzelner, und zu alle dem geſellt ſich doch auch noch politiſche Parteiung, aber nur nicht vereinigend, ſondern noch weiter ſpaltend und entzweiend. Deutſchland hat im vorigen Jahrhundert, als ſeine Literatur in verbeißungsvoller Entwicklung ſtand, aber noch einen beſchränkteren Kreis von Genoſſen zählte, Organe der literariſchen Kritik gehabt, die, wenn auch nicht allgemein anerkannt und keineswegs unfehlbar, doch eine große, weitverbreitete und im Ganzen wohlverdiente Autorität behaupteten, wie die berühmten Literaturbriefe und die Allgemeine deutſche Bibliothek in ihren früheren Zeiten. Eine Charakteriſirung dieſer beiden kritiſchen Inſtitute, von welchen das erſtere — ein in Deutſchland wohl unerhörter Fall! — nach wenigen Jahren eine neue Auflage in einundzwanzig Theilen erlebte, gehört nicht hieher; man findet eine ſolche bei Schloſſer, und von dieſem Autor entlehnen wir nur zwei für uns hier wichtige Bemerkungen: daß die Literaturbriefe, beſtimmt, das ganze ungebildete deutſche Publikum in den Stand zu ſetzen, das Schlechte vom Mittelmäßigen und dieſes vom Vortrefflichen an ſichern Zeichen zu unterſcheiden, eine unter den damaligen Umſtänden nöthige und höchſt wohlthätige Diktatur übernahmen, d. h. mit einer von ängſtlichen Rückſichten und herkömmlichen Regeln freien Entſchiedenheit, Kühnheit und Selbſtändigkeit des Urtheils auftraten; und: daß Nikolai's allgemeine deutſche Bibliothek für die geſammte Literatur faſt zwanzig Jahre lang das Tribunal war, deſſen Entſcheidungen als Orakel galten. Damals alſo war in der literariſchen Kritik eine zuerſt durch kecke Oppoſition errungene Diktatur möglich, welche den beſſern Geſchmack, die freiere Geſinnung, das Männliche, Originelle und Geſunde gegen Barbarei, Engherzigkeit, Vorurtheil, Pedanterie und Nachahmung geltend machte und emporhob, aber

auch, unter Nikolai's[1] ausſchließlicher Leitung, nachmals einen ſo drückenden Deſpotismus ausübte, daß es als eine Wohlthat empfunden wurde, als eine nachwachſende geniale Jugend das Joch abſchüttelte, das Monopol der literariſchen Kritik und den Glauben an die kritiſchen Orakel zerſtörte. Aber auch kein Geringerer als Leſſing war es, der der neuen Kritik ſeine mächtige Feder widmete, und mit ihm und Nikolai waren mehrere der ausgezeichnetſten, gewandteſten, einſichtsvollſten und geiſtreichſten Schriftſteller verbunden, — Männer, denen es, nach dem Urtheil des gereizten Wieland, nicht an Witz, Beleſenheit und Bosheit fehlte, deutſche Frérons zu werden.

Seither, und namentlich in unſerm Jahrhundert, iſt eine ſolche Diktatur nicht mehr von einem kritiſchen Inſtitut erlangt und geübt worden, obgleich mehrere von bedeutendem Anſehen, wie die Jenaer und Haller Literaturzeitung, ſich aufthaten, und Autoren, Buchhändler und Publikum einen großen Werth auf die Stimme dieſes oder jenes kritiſchen Tribunals zu legen nicht aufhörten, trotzdem daß der früher ſie umhüllende Nimbus mehr und mehr zerſtreut wurde. Hielten es doch ſelbſt Schiller und Goethe für nöthig, den Horen mit beſtellten, vom Verleger dieſes Werkes bezahlten Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung von Schütz zu Hülfe zu kommen!

Einzelne Männer, literariſche und poetiſche Geiſtesverwandte, Univerſitäten und philoſophiſche Schüler, haben ſeitdem vielfach kritiſche Inſtitute von weiterem oder engerem Bereich gegründet, in welchen die Literatur entweder ausſchließlich oder neben den Fachwiſſenſchaften beſprochen wurde; aber welches Anſehen auch einzelne genießen, wie viel Lob viele Kritiker verdienen mochten, mit der Diktatur war es aus. Man erwartete hinfort nicht mehr von Einem Tribunal her eine den Werth und den Erfolg eines Werkes entſcheidende Stimme, man wurde gleichgültiger gegen das Lob und den Tadel ſelbſt der bedeutendſten, nachdem man ſah, daß ſich beide in Kritiken verſchiedener Organe oft geradezu aufhoben, und erkannte, daß es auf manchen

[1] Treffend charakteriſirt G. Schwab dieſen Mann als den „Feind des ſchlechten alten und des guten neuen Geſchmacks."

Gebieten der Literatur ſo gut wie unmöglich war, zwei in ihrer Art nicht zu verachtende Organe der Kritik zugleich zu befriedigen. Die meiſten ſtanden unter dem entſchiedenen, ſehr fühlbaren Einfluß einer politiſchen oder religiöſen Richtung, eines philoſophiſchen oder äſthetiſchen Syſtems, des Cultus einiger vergötterten Namen und Autoritäten, einer literariſchen Coterie und Propaganda, oder ſcharf ausgeprägter, ſchroffer Perſönlichkeiten; und da dem Einzelnen die Kraft fehlte, das ganze ungeheure Gebiet der Literatur mit Sicherheit zu überſehen und zu beherrſchen, beim Zuſammenarbeiten von Mehreren oder von Vielen aber, ſelbſt wenn ſie ſich im Allgemeinen zu den gleichen Grundſätzen bekannten, doch die ſtrenge Einheit des Maßſtabes und die gleichmäßige Beziehung jedes einzelnen Werkes zum Ganzen der Literatur verloren gehen mußte: ſo war auch in dieſer Hinſicht die Erfüllung der oben an eine vollkommen befriedigende Kritik geſtellten Forderung der Gleichmäßigkeit unmöglich. Und was endlich die Unparteilichkeit anlangt, ſo iſt dies eine Tugend, die dem Ideal des Kritikers zwar nicht mangeln darf, aber dem Kritiker, wie er leibt und lebt, ſchwer zu üben iſt, und ihm dazu noch von den Wenigſten verdankt, von den Einen Furchtſamkeit und Schwäche, von den Andern Halbheit und Heuchelei geſcholten wird, und die man beſonders in unſerer Zeit, wo Alles in allen Sphären des Lebens und Strebens in hitzige Parteien geſpalten iſt, um äußere Erfolge zu erlangen, viel beſſer mit der Entſchiedenheit des Parteimannes, mit dem Feuer des entbrannten Angreifers oder des beredten und begeiſterten Anwalts vertauſcht.

Auf die Einheit der Kritik muß man, wie die Sachen in Deutſchland ſtehen, verzichten. Gute Kritiken werden ohne Zweifel auch jetzt noch geſchrieben, aber wie das Kronamt der Kritik ſelbſt zertheilt und zerſplittert iſt, wie die Literatur in hundert Richtungen auseinander ſtrebt, ſo ſtehen auch die guten Kritiken einzeln da, und die beſten, d. h. die gerechteſten, wird man in der Regel da ſuchen müſſen, wo man nicht im Voraus Eingenommenheit für oder gegen die Tendenz des zu beurtheilenden Werkes annehmen darf. Denn in gar vielen Fällen beſchränkt ſich die Aufgabe einer in den Parteikampf hineingezogenen Kritik darauf, nur ein von vornherein feſtſtehendes Lob

oder Verdammungsurtheil etwas genauer zu begründen; die Uebertreibungen einer von dem entgegengeſetzten Standpunkt ausgehenden Kritik dienen derjenigen, die ihr Widerpart hält, zur Entſchuldigung, wenn auch ſie einſeitig und ausſchließlich lobt, wo die andere verdammt, und umgekehrt, und ſo kann man ſich oft nur aus der Addition zweier entgegengeſetzten Kritiken eine ungefähre Vorſtellung von dem Werth und Charakter eines Buches machen — wofern man nicht anders dadurch ganz und gar verwirrt und an aller Kritik irre gemacht wird.

Um dies nicht übertrieben zu finden, darf man ſich nur vergegenwärtigen, wie ſchroff und extrem ſich heutzutage Anſichten, Ueberzeugungen, Syſteme und Beſtrebungen entgegenſtehen, die doch faſt alle auch von bedeutenden Talenten und ehrenhaften Charakteren unterſtützt und verfochten, eine zwar bequeme, aber auch gewaltthätige Eintheilung in Freunde und Feinde des Lichts, des Fortſchritts, der Wahrheit und Sittlichkeit ausſchließen, obgleich die Leidenſchaftlichkeit auf allen Seiten mit dieſer Claſſificirung immer bei der Hand iſt. Man ſtreitet nicht um metaphyſiſche Grundſätze und Syſteme, die das Leben gar nicht berührten, nicht bloß um ſubtile Dogmen, an deren verſchiedener Auffaſſung ſich der Scharfſinn übt und verſtockt, nicht um Syſteme der Aeſthetik über antike, klaſſiſche oder romantiſche Poeſie, über Goethe und Schiller, und über den Vorzug des Humanismus oder Realismus, — alle dieſe Controverſen treten zurück, oder ſie werden in Verbindung geſetzt mit den tiefergreifenden, welche die Fundamente des religiöſen, des rechtlichen, ſtaatlichen und ſittlichen Lebens in Frage ſtellen. Zwiſchen den Extremen ſtehen viele Schattirungen in der Mitte; faſt jede bedeutendere iſt auch von einem kritiſchen Organ vertreten, und nun denke man ſich die daraus entſpringende Harmonie der Kritik! Und die Vorſtellung der Diſſonanzen, der tollen Verwirrung wird doch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben! Nur im Allgemeinſten, bei Würdigung formeller Eigenſchaften wird etwa hin und wieder einige Uebereinſtimmung der Kritik ſichtbar, aber bei jedem Schritt in die Tiefe ſtoßen die Kritiker wie feindliche Mineure auf einander. Unter ſolchen Verhältniſſen wird die Parteiloſigkeit und die Unparteilichkeit immer undankbarer und unmöglicher; und mehr und mehr gelten die Kritiker vom Fache ſich ſelbſt und

dem Publikum als die eigentlichen, vornehmſten und gewichtigſten Vorfechter der Parteien.

Man könnte dagegen einwenden: hat denn die literariſche und äſthetiſche Kritik, welche von der gelehrten und wiſſenſchaftlichen mit Recht unterſchieden wird, nöthig, auf jene fundamentalen Streitfragen ſich einzulaſſen? kann ſie ſie nicht ganz oder meiſt umgehen? kann, ja ſoll ſie ſich nicht an den einfachen, unverdorbenen Geſchmack, an den geſunden Menſchenverſtand, an das ſittliche Gefühl halten, Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft aber, und jene großen Parteikämpfe bei Seite liegen laſſen? Dem Kritiker, antworten wir, ſteht es zwar wohl an, ſo zu ſchreiben, daß Leſer von einfachem Geſchmack und geſundem Verſtand, ohne tiefere Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, ihn verſtehen können, und nicht mit Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaftlichkeit unnöthig zu prunken; aber fehlen darf ihm ſelbſt ein ziemliches Maß von gründlichen, poſitiven Kenntniſſen, eine genaue Bekanntſchaft mit den die Zeit bewegenden Problemen und Kämpfen nimmermehr; und da jene ſtreitigen Principien nicht außer und über dem Leben und der Literatur, ſondern in vitaler Wichtigkeit ihnen zu Grunde liegen, ihren Einfluß auf alle Erſcheinungen erſtrecken, ſo kann der Kritiker ihnen unmöglich ausweichen, wenn er nicht ſein Amt nur ganz oberflächlich verwalten will.

Von den Anforderungen, welche an die literariſche Kritik, ihrem höchſten und reinſten Begriffe nach, gemacht werden könnten, muß man, wie aus dem Bisherigen erhellt, die meiſten, als unter den jetzigen Verhältniſſen unausführbar, fallen laſſen, oder doch in ihrer Strenge ſehr ermäßigen, und es iſt jetzt weit mehr in die Willkür der einzelnen Kritiker und kritiſchen Inſtitute geſtellt, in welcher Weiſe ſie die Kritik betreiben wollen. Gibt man einmal jene höchſte Art der Kritik auf, diejenige, welche alle vor ihr Forum kommenden Erzeugniſſe der Preſſe im Geiſt einer nationalen Literaturgeſchichte, mit ſorgfältiger Würdigung des individuellen Charakters und des Verhältniſſes zum Ganzen der Literatur, beurtheilt, ſo hat man die Wahl zwiſchen verſchiedenen Methoden oder Geſichtspunkten in Ausübung des literariſchen Richteramtes.

Die harmloſeſte Art der Kritik, oft kaum mit dieſem Namen richtig bezeichnet, iſt die Anzeige, die ſich des Urtheils beinahe

ihn mit Unrecht für einen geistigen Riesen hält, und daß der Schatten, den er wirft, größer ist als der Mann selbst.

Polemik ist beinahe das Lebenselement Heines, und die negative Tendenz, die Opposition desselben, ist weit überwiegend gegen das Positive, das er gibt. Heine ist dem Christenthum viel schuldig, wir meinen nicht hinsichtlich seiner religiösen und sittlichen Bildung, welche vom Christenthum empfangen zu haben ihm Niemand wird nachsagen wollen, sondern sofern er in den Angriffen darauf manche seiner glänzendsten und taumelndsten Tiraden und Deklamationen angebracht, sofern er an der Härte desselben seinen Witz gewetzt, sofern er dessen Symbolik für seinen prächtig aufgestutzten Styl ausgeplündert und überhaupt sein Müthchen in reichem Maaß daran gekühlt hat. Recht gerne glauben wir, daß es Heine Ernst ist mit dem Wunsch, das Christenthum möchte nicht untergehen („wenn einmal das Christenthum unterginge — ein Unglück, welches die Götter verhüten mögen!"), denn er verlöre nicht wenig, wenn er sich nicht mehr an dieser ehrwürdigen Institution reiben könnte. Die Art und Weise, wie er das Christenthum anfeindet, ist verschieden. Bald zieht er unter der Larve des Ernstes und philosophischer Wissenschaftlichkeit mit Argumenten und Deduktionen dagegen zu Felde, bald strebt er seine historische Realität in einen poetischen Duft aufzulösen, bald seine reinen Elemente mit unsaubern und gemeinen zu vermengen und zu besudeln, bald begeifert er es mit elenden Späßen und nichtswürdigen Blasphemien. Die ganze Scala dieser Polemik können wir leicht aus seinen Schriften mit Citaten belegen, ja wir können überdies auch Stellen anführen, welche ihn in den grellsten Widerspruch mit sich selbst versetzen. Wie oben erwähnt, nennt er das Christenthum „eine unsterbliche Idee" und sagt ferner: „diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich heilig." Hier scheint die „unsterbliche Idee" schon auf den Lebenstermin von „achtzehn Jahrhunderten" eingeschränkt zu werden; aber noch schöner ist der Widerspruch, daß auf dem vorhergehenden Blatte gesagt wird: „Diese Weltansicht (daß die Welt, die Natur, das leibliche Böse sey), die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine *ansteckende Krankheit*; das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal

ganz oder völlig enthält, nur etwa ein paar Worte voranſchickt, wie man es häufig in engliſchen Zeitſchriften findet: „a very charming volume! a most interesting book!“ und dergleichen, worauf eine Angabe des Gegenſtandes, der Eintheilung oder der äußeren Behandlungsweiſe, oder einzelne Proben folgen, oder auch genauere, den Hauptgedankengang verfolgende Auszüge. Auch wenige Worte können ein ſehr prägnantes, treffendes Urtheil in ſich ſchließen, und auf den richtigen Weg leiten; die Auswahl charakteriſtiſcher Proben oder ein ſorgfältiger Auszug des Ideenganges vertreten oft die Stelle der gründlichſten Beurtheilung; oft aber iſt auch dies Verfahren das Auskunftsmittel der Bequemlichkeit und thut leicht ebenſo dem Autor Unrecht, als es das Publikum täuſcht, und geſtattet, ſo harmlos es ſcheint, doch die größte Parteilichkeit. Sehr wenig belehrend iſt jedoch dieſe Art Kritik für den Autor ſelbſt, und auf deſſen Belehrung, Zurechtweiſung, Warnung und Ermunterung richten andere Kritiker ihr Augenmerk. Eine weitere Art der Kritik iſt das Claſſificiren der vorliegenden Schriften, die Einreihung derſelben in ihre Familie und Gattung, Beſtimmung der Stelle, die ſie darin einnehmen, Nachweiſung ihrer Aehnlichkeit mit, ihrer Verſchiedenheit von andern verwandten. Wieder eine andere Methode prüft ein Werk ganz als für ſich beſtehendes Einzelnweſen, verſenkt ſich darein und analyſirt es nach ſeinem Geſammtorganismus und nach ſeinen einzelnen Theilen, und zwar wird dieſe Analyſe, bei der literariſchen Kritik, vorzugsweiſe eine künſtleriſche und äſthetiſche ſeyn. Unter dieſe Klaſſe fallen viele mit Sorgfalt, Gründlichkeit, Sachkenntniß, mit Liebe und Strenge verfaßte Beurtheilungen. Noch höher ſteht das Verfahren, wenn mit der Analyſe auch die Syntheſe, mit der gewandten Auseinanderlegung und Sonderung der glücklich zuſammenfaſſende Ueberblick ſich verbindet, in welchem Falle die Kritik ſelbſt zur Kunſt, ihre Leiſtung zum Kunſtwerk wird. Dem überwiegend oder ausſchließlich äſthetiſchen Geſichtspunkt in der Kritik kann ſich der verſtändige oder philoſophiſche ergänzend zur Seite, oder auch bekämpfend gegenüber ſtellen, und die Wahrheit, Vernünftigkeit, den Ideengehalt in den Erzeugniſſen der Literatur aufſuchen und prüfen, die Forderung geſunder Einſicht, richtigen Denkens, unverfälſchten Menſchenſinnes zum

Prüfſtein derſelben machen; oder die Kritik kann das Hauptgewicht auf ſittliche Tüchtigkeit, auf Bildung von Herz und Willen durch die Literatur legen; ſie kann ſich die Vertheidigung gewiſſer allgemeiner Grundſätze und Ideen, die Polemik gegen entgegenſtehende Tendenzen, in der ſittlichen, religiöſen oder politiſchen Sphäre, zur Hauptaufgabe und zum Richtſcheit ihrer Thätigkeit machen. Der Kritiker kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit mehreren dieſer Methoden abwechſeln, er kann ſie auch zum Theil verbinden, und mit den Tugenden des feinſinnigen Analytikers und des zuſammenſchauenden Künſtlers die Vorzüge der andern Methoden vereinigen.

Demnach ſcheinen die Prieſter der literariſchen Dike auch unter den jetzigen Verhältniſſen immer noch die Wahl zu haben zwiſchen mehreren Verfahrungsweiſen, ihr Amt auf eine würdige, nützliche und ehrenhafte Weiſe zu verwalten. Aber die heutigen Kritiker ſind nicht Alle geweihte Prieſter oder tadelloſe Ritter der hohen Dame, Literatur, daß ſie für ihre Ehre und Reinheit Alles daranſetzten; keine ſtrenge Ritterprobe wird von denjenigen verlangt, die ſich dieſem Dienſte der Literatur widmen, und ſtatt der Vollmacht zum Richter hat wohl Mancher nur einen Kaperbrief aufzuweiſen. Die Verantwortlichkeit gegen die Literatur iſt nur eine ideale, aber das Verhältniß zum Publikum, die relative Abhängigkeit von deſſen Beifall iſt etwas Reelles. Dies Alles zuſammen wirkt darauf hin, die Kritik der Gegenwart weit unter den Zuſtand hinabzudrücken, den ſie doch noch erreichen könnte. Theils ſind diejenigen, welche ſich zu Kritikern aufwerfen, ihrer Aufgabe überhaupt nicht gewachſen; theils machen ſie ſich, wenn dies auch der Fall iſt, die Sache zu leicht, indem ſie nicht nach der jedem einzelnen zu beurtheilenden Werk angemeſſenſter Methode verfahren, ſondern nach derjenigen, die ihnen ſelbſt die bequemſte iſt; theils übt auch die Rückſicht auf das Publikum einen nachtheiligen Einfluß auf die Kritik; dieſer letzte Punkt verdient eine genaue Nachweiſung.

Wie bei vielen Dingen im Verlauf der Zeit der urſprüngliche Sinn und Zweck vergeſſen wird, ſo iſt dies zum Theil auch bei der Kritik geſchehen, und mancher Kritiker denkt bei ſeiner Beurtheilung eines Erzeugniſſes der Preſſe gar wenig an die Würde und das Intereſſe der Literatur, an Förderung der

Aufklärung und Einſicht des Publikums, an Pflege und Bildung eines reinen und edeln Geſchmackes; oder wenn auch, ſo hat er doch daneben und vorzugsweiſe die Aufgabe, ſeine Leſer zu unterhalten. Das heutige Publikum lieſt gerne Kritiken, nicht ſowohl um ſich über den Werth und Unwerth neuer Schriften zu unterrichten, um mit dem Stand, dem Geiſt, den Richtungen und Fluktuationen der Literatur vertraut zu werden, und ſich auf dem Laufenden zu erhalten, nicht um ſich in ſeiner Lektüre und der Vermehrung ſeiner Bibliotheken davon leiten zu laſſen, ſondern großentheils bloß zur Unterhaltung; man will doch auch ein Wörtchen mitſprechen, wenn beim Biere, beim Wein oder hauptſächlich beim Thee das Geſpräch auf dies oder jenes Buch kommt, und eine recht pikante Recenſion iſt oft ſo angenehm als ein tüchtiger Klatſch über Perſonen und Stadtneuigkeiten. So mundet manchem Leſer eine lebhafte, beißende, witzige, Anziehendes excerpirende, und mit eigenen guten Bemerkungen würzende, Trocknes und Langweiliges übergehende Beurtheilung oder Charakteriſtik eines Buches oder Autors beſſer als ein mattherziges Gedicht und eine ſchaale, ſich lang fortſpinnende Novelle. Dieſer Umſtand wird leicht zu einer gefährlichen Klippe für die Kritik. Sie wird auf dieſe Art ein Theil und Element der Unterhaltungsliteratur, und die Anforderungen, welche an dieſe gemacht werden, übertragen ſich auch auf die Kritik; der Maßſtab deſſen, was dort gefällt, wird auch zum Maßſtab deſſen, was man hier rühmt und verzieht.

Die Kritiken müſſen freilich leſbar ſeyn und viel geleſen werden, um etwas wirken zu können; es iſt auch wohl denkbar, daß eine in der Sache vortreffliche, eine ebenſo gründliche als gerechte Recenſion in der Form ebenfalls vollendet und äſthetiſch anziehend iſt; aber ſehr nahe liegt die Beſorgniß, daß, wenn auf die formelle, ſtyliſtiſche Annehmlichkeit einer Beurtheilung außerordentliche Mühe und Aufmerkſamkeit gewendet wird, dann leicht der Inhalt untergeordnet werden und zu kurz kommen dürfte. Und die große Maſſe der Leſer wird einer ſogenannten geiſtreichen und glänzenden Recenſion, ſey ſie auch in der Sache ſelbſt noch ſo ungerecht und ſchielend, weit mehr Gewicht und Autorität einräumen, als einer noch ſo verſtändigen, treffenden und klaren, aber einfach und anſpruchslos geſchriebenen.

Geiſt und Verſtand — vielfach kommen im Leben, in der Literatur, in der Kritik dieſe beiden Potenzen in Colliſion! Ohne tief in pſychologiſche Subtilitäten einzugehen, ſuchen wir hier etwas über das Verhältniß beider zu einander auszuſprechen. Die wiſſenſchaftliche Pſychologie kennt den Geiſt, in dem Sinne wie hier davon die Rede iſt, gar nicht, ſondern nur den Witz, mit welchem der Begriff Geiſt ziemlich zuſammentrifft, obgleich er etwas mehr umfaßt. Wirklich hießen auch im vorigen Jahrhundert die Poeten, die ſchönen Geiſter in Deutſchland: witzige Köpfe. Als das Eigenthümliche des Witzes wird gewöhnlich bezeichnet das Auffinden von Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen; oder konnte man vielleicht allgemeiner ſagen: Witz iſt das angeborne Talent der raſchen und freiwilligen (durch keine Verſtandesgeſetze, ſondern durch die Einbildungskraft und durch Ideenaſſociation beſtimmten) Combination. Man wird ſich eher darein finden, Witz für gleichbedeutend mit Geiſt zu nehmen, wenn man ſich von der Meinung losgemacht hat, daß der Witz nothwendig lachen mache, was ganz und gar nicht der Fall iſt; der Witz überraſcht nur, weil man ihn nicht vermuthet und vorherſieht, weil der ſchärfſte Verſtand ihn nicht erklären und erzeugen, nicht über ihn gebieten kann, aber die Ueberraſchung kann ebenſo gut eine ernſte, gerührte, poetiſche und tragiſche, als eine lächerliche ſeyn. Wie der Witz, beurkundet ſich der Geiſt (den man ſich jedoch als eine etwas weitere und höhere Sphäre erfüllend denkt) in der leichten, ungeſuchten, raſchen Verbindung von Dingen und Vorſtellungen, in der Fülle der zuſtrömenden, ſich gleichſam ohne Zuthun erzeugenden Gedanken und Ideen, Anſchauungen, Bilder und Vergleichungen. Während der Verſtand die den vernünftig-menſchlichen Charakter weſentlich bedingende und konſtituirende Thätigkeit des Denkens iſt, welches in allen Individuen den gleichen immanenten Geſetzen unterworfen und ſeinen reinen Funktionen nach überall und in Allen gleich, obwohl an Energie und Schärfe bei Verſchiednen ſehr ungleich, und unendlich verſchiedener Abſtufungen von Geübtheit, und in der Anwendung auf die Gegenſtände durch falſche Sinnesauffaſſung, unrichtige Abſtraktion u. ſ. w. dem Irrthum zugänglich iſt: muß der Geiſt als ein bloßes Talent bezeichnet werden, deſſen Mangel der Integrität der geiſtigen Menſchennatur keinen

Eintrag thut. Demnach kann man Geiſt und Verſtand, als Begriffe oder Größen ganz ungleicher Art, nicht miteinander vergleichen; Verſtand iſt das Nothwendige, Allen Gemeinſame, Geiſt iſt die auszeichnende Gabe Einzelner, iſt aber nicht ein Plus oder das Maximum von Verſtand, und nicht der Geiſt ſteht höher als der Verſtand, ſondern nur Verſtand mit Geiſt gepaart ſteht höher als Verſtand ohne Geiſt. Daß der poetiſch-glänzende, anmuthig ſchillernde Witz und Geiſt ſich beliebter macht als der ſtrenge mathematiſche Verſtand, iſt ſehr natürlich, und in der That ſtellen Verſtand und Geiſt vereinigt erſt den Menſchen in der ganzen Hoheit und Würde ſeiner intellectuellen Natur dar. Wirklich ſchließt auch das, was man Geiſt nennt, in der Richtung und Anwendung auf das Weſenhafte und Wahre, nicht auf Glanz und Schein, auf lebendiges Schaffen und nicht eitle Selbſtbeſpiegelung, auf höherer Stufe als Genie bezeichnet, den Verſtand, innerhalb einer gewiſſen Sphäre wenigſtens, ſo nothwendig in ſich, daß man ſeiner gar nicht ausdrücklich zu erwähnen braucht. Kein künſtleriſches Genie iſt ohne einen großen künſtleriſchen Verſtand. Ueberhaupt darf man nie vergeſſen, daß alle pſychologiſchen Unterſcheidungen von Kräften, Vermögen, Talenten u. ſ. w. wenn auch wiſſenſchaftlich nothwendig und Bezeichnungen von wirklichen Unterſchieden, doch, gegenüber von der nie ganz in ihrer Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich zu erfaſſenden geiſtigen Natur des Menſchen, Abſtraktionen und Nothbehelfe ſind. Wundern aber muß man ſich, daß nicht ſelten jede der beiden Potenzen gerade da am meiſten bewundert und gefordert wird, wo vielmehr die andere an ihrer Stelle wäre, — Glanz und Reichthum des Geiſtes da, wo die Schärfe und Klarheit des Verſtandes ſich am nützlichſten bewähren würde, und die Abſtraktion, die trennende und verdünnende Schärfe des Verſtandes da, wo die Wärme und Fülle des befruchtenden und ſchöpferiſchen Geiſtes am wohlthätigſten wirkte. Beide gefallen oft am beſten, beſtechen am meiſten, wo ſie die ihnen von Rechtswegen zukommenden Rollen vertauſchen; man läßt einen glänzenden Einfall, einen pikanten Witz ſtatt der gründlichen und nüchternen Erkenntniß und Einſicht des Verſtandes gelten, über dieſe den Sieg davon tragen; und man läßt ſich von einer kecken, ſchwindelnden Abſtraktion, von der

ins Leere emporſteigenden Ueberſchwänglichkeit des Begriffs verführen, alle erfüllte Wahrheit und Realität des Lebens zu vergeſſen und zu läugnen. Dies findet ſeine Anwendung namentlich auch auf die Kritik unſerer Tage. Ohne Zweifel käme die Hauptfunktion bei der Kritik dem Verſtande zu, der gemeſſen und geſetzmäßig fortſchreitenden, das Wahre vom Falſchen, das Weſen vom Schein, das Zweckmäßige vom Verkehrten, das Harmoniſche vom Widerſprechenden unterſcheidenden Thätigkeit; Menſchen von Verſtand, in Verbindung mit den nöthigen Kenntniſſen und ſittlichen Eigenſchaften, wählen wir in allen Angelegenheiten des Lebens am liebſten zu Richtern; und auch für die Beurtheilung der Literatur iſt der Verſtand das unentbehrlichſte, erſte Element, — nicht damit er geringſchätze und verdamme, was über den nackten und reinen Begriff und Verſtand hinausgeht, denn dies wäre eine arge Beſchränktheit, — ſondern daß er überall den Kern von geſundem Verſtand und Wahrheit aufſuche, und auch bei den kühnſten, genialſten, überſchwänglichſten Schöpfungen ihr Verhältniß zur Wirklichkeit und Wahrheit feſthalte und anzugeben wiſſe. Der Verſtand braucht aber das Poetiſche gar nicht auszuſchließen; und als ſehr wahr erſcheint uns eine Bemerkung, die uns neulich aufſtieß: „der klare Verſtand, auf die höchſte Stufe geſtiegen, könne für die andern Seelenkräfte ſtellvertretend werden und ihre Leiſtungen annähernd nachbilden.“ Ein Kritiker von ſolchem eminenten Verſtand war Leſſing, und auch unſere größten Dichter, obgleich nur ſelten Kritiker, haben doch in ihren ſparſamen, ausführlicheren Beurtheilungen den großen und ſcharfen Verſtand bewährt. Freilich war auch in dieſen der Verſtand mit Geiſt gepaart, und gegenüber den Anfängen unſerer Literatur, wo der klare und ſcharfe Verſtand vorwiegt, zeichneten ſich die ſpätern Erzeugniſſe derſelben durch größere Fülle und ſtrahlenderen Glanz des Geiſtes aus. Dadurch wurde der Geſchmack des Publikums verfeinert, aber auch inſofern theilweiſe verwöhnt und irregeleitet, als er nachgerade vom Verſtand abſehen und allen Werth auf den Geiſt zu legen lernte.[1] Geiſt im beſten Sinne des Worts iſt nun

[1] „Der Witz geht mehr nach der Brühe,“ ſagt Kant, „die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witze macht ſeichte Köpfe oder

zwar, wie geſagt, nie ohne Verſtand; aber auch eine höchſt geiſtreiche Natur kann ſich in ausſchweifenden Aberwitz verirren; und der Mangel an tüchtigem Verſtand verſteckt ſich nicht ſelten hinter den Schein eines Höhern — des Ueberfluſſes an Geiſt. Und ächter Geiſt kann zwar nicht erzeugt und gelernt werden, aber eine gewiſſe geringe Sorte von Geiſt, ein verfälſchtes Surrogat davon, läßt ſich unter gewiſſen Verhältniſſen der Bildung und Literatur, zur Täuſchung und Blendung der Unerfahrenen und Urtheilsloſen wohl herſtellen. Starken, edeln Wein gewinnt man nur aus den ſüßeſten, edelſten, reifſten Trauben, aber betäubenden und berauſchenden, wohlfeilen Branntwein brennt man auch aus geringen, unedeln Stoffen, aus Kartoffeln, aus Trebern und faulen Früchten. In der neuern literariſchen Kritik beſonders findet man häufig einen ſolchen gemachten und gebrannten Geiſt, aus geringen Stoffen, aus Abfällen jeder Art abgezogen, der den nüchternen Verſtand weit unter ſich achtet, und auch wirklich oft ganz und gar aus der Sphäre deſſelben entfliegt — in den leeren Raum des Unſinns — aber der doch Viele im Augenblick kitzelt, beſticht, blendet. Da wird bald der gemeſſen dahinſchreitende Verſtand mit kecken Kreuz- und Querſprüngen geneckt und überholt, bald die Wahrheit durch einen ſpielenden Witz auf die Seite geſchoben, in ein falſches Licht gerückt, und ſolchem Verfahren fehlt es nicht an Beifall und Bewunderung. Zur literariſchen Kritik drängt ſich vorzugsweiſe eine ſolche Geiſtesart, weil es ihr bei ihrer innern Impotenz an der Kraft zum ſelbſtſtändigen Schaffen fehlt, und ſie hier eine Nahrung findet, die ſie oft halb verzehrt und halb beſudelt, Ausgangspunkte und Veranlaſſungen, um von hunderttauſend Sachen zu plaudern, zu räſonniren und zu deliriren, Bäume, an welchen ſich die Schmarotzerpflanze aufranken und in die Höhe ſtreben kann. Da wird denn auch oft das zu beurtheilende Werk — und oft iſt dies noch ein Glück für es! — gänzlich vergeſſen über den Herzensergießungen und Tiraden des Kritikers, der in dem geduldigen Feuilleton von jedem Gegenſtand mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Grazie den Uebergang

---

eckelt den gründlichen nachgerade an." — „Witz haſcht nach Einfällen, Urtheilskraft ſtrebt nach Einſichten."

zu den höchſten Problemen der Politik und der Wiſſenſchaft, oder zur Apotheoſe ſeines eignen Ichs oder eines guten Freundes, und ebenſo gewandt im Inhalt der wichtigſten, anziehendſten Werke die Brücke zu armſeligen Schnurren, Skandalen, zu Geträtſche der dürftigſten Art findet. Ein großer Theil des Publikums lieſt literariſche Kritiken nicht zur Belehrung, ſondern zur Unterhaltung, und iſt vollkommen zufrieden, wenn auch in dem „geiſtreichen, pikanten" Feuilleton von dem Werke, das es beurtheilen ſollte, ſo gut wie gar nichts vorkommt, und kümmert ſich ganz und gar nichts darum, ob unmäßiges Lob oder unmäßiger Tadel, die demſelben zu Theil werden, die mindeſte Wahrheit enthalten. Man kann dies mit einem Modeausdruck die Emancipation der Kritik nennen, aber ſie hat ihr wenig gefrommt; durch ihre ſelbſtſtändige Stellung, durch die Gleichſtellung und Amalgamation mit der produktiven Literatur iſt ihr richtiges Verhältniß verrückt, ſind ſchwerer zu befriedigende Anforderungen des unterhaltungsbegierigen Publikums an ſie veranlaßt, ſind in ihr ſelbſt hochfahrende Gelüſte und Beſtrebungen geweckt worden; und daneben ſind durch Aufhebung jedes Zunftzwangs, wenn man ſo ſagen darf, durch die Freigebung der Kritik an Jeden, der ſich ſelbſt ſeine Vollmacht ſchreibt, eine Menge wenig befähigter, der Schule und der Zucht, des Wiſſens und der Sitte ermangelnder Pfuſcher und Dilettanten herbeigelockt, der Unterſchied zwiſchen producirenden Prieſtern der Literatur und genießenden, nur privatim urtheilenden Laien iſt aufgehoben, von Unmündigen und Beſcholtenen der Stab des Richters geſchwungen, der heilige Stuhl durch Leichtſinn geſchändet und zum Narrenſtuhl gemacht, und ſo die Kritik ſelbſt, ſo Viele auch ſich herbeidrängten, um als ihre Beſtallte zu glänzen und zu ſchalten, oder um ſich von ihr unterhalten, kurzweilen und kitzeln zu laſſen, bei den Nüchternen und Einſichtsvollen um Zutrauen und Ehre gebracht worden. Und das Ergebniß, der Ausdruck dieſes Zuſtands iſt die Klage: daß es unſerer Zeit an einer tüchtigen literariſchen Kritik fehle.

Aus dem Geſagten entnehme Jeder ſelbſt, in wie weit die ſich anſcheinend geradezu widerſprechenden und aufhebenden Behauptungen in Betreff der Blüthe und der Macht der literariſchen Kritik in Deutſchland doch beide nicht einer gewiſſen Begründung

ermangeln, wie die eine durch die andere eingeſchränkt und näher beſtimmt werden muß. Wir möchten das Reſultat, wie es ſich uns darſtellt, ſo ausſprechen: die literariſche Kritik, von vielen Talenten, Kenntniſſen und ehrenhaften Geſinnungen unterſtützt, aber auch vielfach von Talenten ohne Kenntniſſe und Geſinnung und von talent- und geſinnungsloſen Abenteurern und Freibeutern mit der Feder, von Laffen und Gecken, von Satelliten und Neidern uſurpirt, hat mehr ertenſive Maſſe als intenſiven Inhalt, und das Gute ſelbſt iſt zerſtreut, zerſplittert; ſie übt mehr eine faktiſche, als eine rechtliche, durch ihre Wahrheit und Gerechtigkeit begründete Autorität; und ſelbſt ihr Einfluß, ihre Autorität ſind mehr ſcheinbar als wirklich, mehr durch einen Aufwand von Geiſt und Witz zur Unterhaltung und zum Kitzel der Leſer erkauft, als durch die innere Macht der Wahrheit, durch das Bedürfniß des Publikums, gerechte Urtheile zu erfahren, und ſein Vertrauen, ſie bei ihr zu finden, geſichert; der Souverain, das Publikum, liebt kurzweilige, geiſtreiche, witzige Plauderer, Berichterſtatter, Panegyriker und Spötter über literariſche Gegenſtände, aber er will ſich nicht eigentlich von ihnen leiten und belehren laſſen. So fällt oft der Kritik, ſtatt der ihr gebührenden erſten, maßgebenden Stimme, nur die Rolle zu, in ſerviler Unterwürfigkeit den Ausſpruch des Modegeſchmacks zu wiederholen, und dem ſelbſtgefälligen Publikum zu ſeiner nicht geringen Genugthuung höchſt einleuchtend und geiſtreich darzuthun, wie ſehr es mit ſeinem Geſchmack Recht gehabt, mit welch glücklichem Inſtinkt es verborgene Tugenden gewittert und den Ruhm der Untrüglichkeit bewährt habe. Und nicht viel erſprießlicher iſt das Gegentheil dieſes Serviliſmus der Kritik, der knabenhafte Widerſpruchsgeiſt, die eitle Paradoxenſucht, die, ohne wirkliche Ueberzeugung, nur um etwas Abſonderliches zu behaupten, gerade das Gegentheil der herrſchenden Anſicht aufſtellt, ſelbſt wenn dieſe durch die größte Uebereinſtimmung als die richtige empfohlen, oder nur einiger Beſchränkungen und näherer Beſtimmungen bedürftig iſt. Stellt ſich im erſteren Fall die das Urtheil der Mode nachbetende Kritik als überflüſſig dar, ſo erſcheint ſie dagegen im andern Fall als ein Spiel der leichtſinnigen Laune, des vielleicht geiſtreichen, aber von Ehrfurcht vor der Wahrheit entfernten Uebermuthes, — und dies Alles

zuſammen macht die Kritik wenig fähig, den Schäden der Literatur nachdrücklich entgegenzuarbeiten und nachhaltig abzuhelfen.

Aber auch bei geringen Ausſichten auf Erfolg wird die Kritik nicht aufhören thätig zu ſeyn. Einem großen Theile nach iſt ſie, wie wir geſehen, nicht das Erzeugniß des wirklichen Bedürfniſſes der Literatur und des bewußten Strebens, ihr nützlich zu werden, ihre Würde zu wahren, ihr Verſtändniß zu fördern, ſondern eine Angewöhnung, eine Ueberlieferung, ein Geiſtesſpiel oder eine faſt mechaniſche Arbeit. — Dieſe Gattung von Kritik wird nicht aufhören, ſo ſehr es zu wünſchen wäre; dagegen muß man hoffen und wünſchen, daß die gediegenere, ihrer hohen Aufgabe bewußtere, den Muth und die Ausdauer nicht verliere und ein Gegengewicht gegen die andere biete. Einige Erforderniſſe der ächten, auch unter den ungünſtigſten Conſtellationen bis auf einen gewiſſen Grad möglichen Kritik verſuchen wir in der Kürze anzudeuten.

Die Kritik rechter Art muß mehr ihre Würde, ihre moraliſche Verantwortlichkeit gegen Autoren, Publikum und Literatur vor Augen, als einen großen unmittelbaren Einfluß im Auge haben, ſich mehr beſtreben, Vertrauen einzuflößen und Einfluß zu verdienen, als Vertrauen und Macht fordern; der Kritiker wolle nicht die Literatur und das Publikum beherrſchen, dieß hieße die Stellung der Kritik verkennen, welche nicht die erſte Stelle in der Literatur einzunehmen berufen iſt, und die ſchöpferiſche Thätigkeit als die höhere anerkennen und gewähren laſſen, die literariſchen Produktionen nicht als Paradigmata für kritiſche Regeln und Grundſätze, ſondern die kritiſche Thätigkeit als eine ergänzende, berichtigende und wegweiſende für die produktive betrachten ſoll. Der Kritiker ſoll weder Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen, der Eitelkeit und der Eigenliebe des Publikums ſchmeicheln, noch auch, ſelbſt wenn er dazu die Macht beſitzt, es durch Machtſprüche terroriſiren und jede Abweichung von ſeinen Anſichten für Thorheit oder Verbrechen erklären und mit Bann und Acht belegen; beides beweiſt Mangel an wahrer Achtung vor dem Publikum; und ohne dieſe läßt ſich eine gediegene, würdevolle Kritik ſchwer denken; geſetzt aber, das Publikum einer gegebenen Zeit verdiente dieſe Achtung eben nicht in einem

Abſpannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Iſt auch mancher von uns ſchon geneſen, ſo kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt ſich unglücklich als der einzig Geſunde unter lauter Siechen.“ Alſo das Chriſtenthum war — eine **Wohlthat** für die *leidende* Menſchheit,“ und „eine *anſteckende* **Krankheit**;“ welches von beiden ſoll gelten, oder wie vereinigt Heine dieſe Sätze, die ſich auf zwei aufeinanderfolgenden Blättern finden? Aber ſolche Widerſprüche ſtehen nicht einzeln, in der *Romantiſchen Schule* findet man Gegenſtücke dazu; da heißt es S. 9: „Ich ſpreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleiſches, die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſeyn, die Hypokriſie ſich ausbilden mußte“ ꝛc., und S. 12: „Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualismus beſcheerte, ſich an dem ſiegenden Feind rächen wollen, wie einſt der ſterbende Centaur an dem Sohn des Zeus? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäiſche Gift ſo wirkſam verzehrt, daß Helm und Harniſch ſeinen Gliedern entſanken, und ſeine imperatoriſche Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kaſtratengetriller. Aber was den Greis entkräftet (das Gift?) das ſtärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilſam auf die übergeſunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbariſchen Leiber wurden chriſtlich vergeiſtigt; es begann die europäiſche Civiliſation. Das iſt die preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche hat durch große geniale Inſtitutionen die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt.“ — Hier geht doch Alles bunt durcheinander, und man weiß kaum mehr recht, ob es Heine mit dem Geiſt, dem Chriſtenthum, dem judäiſchen Gift, oder ob er es mit der Beſtialität und mit der brutalen Materie hält, ſo raſch ſpringt er von einer Seite auf die andere, und kommt über die plumpſten Widerſprüche weg mit der Phraſe: Was den Greis entkräftet, das ſtärkt den Jüngling. Außerdem aber heißt es aller Geſchichte Hohn ſprechen, wenn man aus Bosheit oder Ignoranz behauptet: der innere moraliſche Verfall des römiſchen Reichs

hohen Grade, ſo wird der Kritiker, wenn er mit Liebe und Eifer ſeinen Beruf übt, in ſeinen Gedanken ſich ein höher ſtehendes Publikum vergegenwärtigen, er wird das wirkliche idealiſiren, und eben dadurch es bis auf einen gewiſſen Grad zu ſich emporheben, nie aber wird er, aus ſtolzer Verachtung der Niedrigerſtehenden, einen vornehm gelehrten und hohen Ton abſichtlich annehmen, noch, darauf verzichtend, ſeine Leſer weiter zu führen und zu bilden, ſich mit ihnen gemein machen. Er wird, von den vielfachen Einſeitigkeiten, die ſich bei einem gemiſchten Publikum finden, von den Vorurtheilen und Einbildungen der Vornehmheit, wie von den Plumpheiten und Ungezogenheiten der Tieferſtehenden abſehend, einen gemeinſamen, durchſchnittlichen Charakter deſſelben ſich vergegenwärtigen, worin alle geſunden, tüchtigen Elemente, von den Auswüchſen und Unarten gereinigt, ſich ausprägen — und ſo wird er die Empfänglichkeit, Bildung und Anſprüche ſeines Publikums zum Gemeingeiſt, zur Nationalgeſinnung erweitert und erhöht ſich denken. Nie wird ihm in den Sinn kommen, daß er zu dieſem Publikum ſich herablaſſen müſſe oder daß er mit ihm ſpielen könne; er wird ſich beſtändig ſagen, daß er um der Intelligenteſten willen Gründlichgedachtes und Bedeutendes, und daß er dies um der großen Zahl der Belehrung und Bildung Suchenden willen in der verſtändlichſten, einfachſten Form geben müſſe. Hier wäre der Ort, über Form und Methode der Kritik etwas Beſtimmteres, Genaueres zu ſagen; aber dieſe, glauben wir, entzieht ſich feſten Regeln und Geſetzen. Und dies darum, möchten wir behaupten, weil das Verfahren des ächten Kritikers in gewiſſem Sinn ein äſthetiſches, ein künſtleriſches, Kritik eine Kunſt iſt. Zwar laſſen ſich nicht nur in der gelehrten und wiſſenſchaftlichen, ſondern auch in der literariſchen, äſthetiſchen Kritik ſehr gute und treffende Bemerkungen und Urtheile in durchaus unkünſtleriſcher Form, oder ganz formlos, ausſprechen; aber eine genügende Kritik über ein bedeutenderes Werk muß doch, wenn auch noch ſo gedrängt, ein organiſches Ganze ſeyn, deſſen Anlage und Gliederung unendlich mannigfaltig ſeyn kann, und der Freiheit des Kritikers anheimgeſtellt bleibt, aber doch immer einen künſtleriſchen Sinn erheiſcht. Die gründliche kritiſche Entwicklung (Analyſe), welche das Urtheil rechtfertigen muß, oder

es ſchon in ſich ſchließt, wird faſt nothwendig ein geiſtiges Geſammtbild in der Seele des Kritikers erzeugen, welches in treffenden Umriſſen zu fixiren ſeine höchſte Aufgabe iſt; und wenigſtens der Keim und Embryo dieſes künſtleriſchen Verfahrens liegt in vielen, ja in den meiſten wahrhaft guten Kritiken. Vielleicht führt dieſe künſtleriſche Methode den Kritiker auch am leichteſten und natürlichſten auf den ihm gemäßeſten Ton, und weiſt ihm den Standpunkt der Grenzen an, innerhalb deren er ſich am beſten hält. Der früher übliche Name „Kunſtrichter" für Recenſenten überhaupt weiſt darauf hin, daß man ihnen vorzugsweiſe die Beurtheilung der literariſchen Werke nach ihrer äſthetiſchen Seite zuwies, und von ihnen erwartete, daß ſie ſich vor Allem mit Anwendung der äſthetiſchen Geſetze auf die ihnen vorliegenden Werke befaßten. Sofern ſie für ein größeres Publikum ſchreiben, müſſen ſie ſich zur Aufgabe machen, die äſthetiſchen Begriffe ſo ſehr als möglich zu populariſiren, zu veranſchaulichen, und bei Beſprechung von Werken der ſchönen Literatur liegt es ohnehin dem Beurtheiler nahe, den Eindruck und die Stimmung, die ein ſolches Werk hervorbringt, auch im Geiſt und in der Sprache ſeiner Kritik durchſchimmern zu laſſen. Aeſthetiſch alſo wird vorzugsweiſe der Charakter der literariſchen Kritiken ſeyn müſſen, in mehrfacher Rückſicht, ſofern ſie nach künſtleriſcher Einheit und Gliederung ſtreben, ſofern ſie einer anſchaulichen und ſchönen Darſtellung ſich befleißen, und ſofern ſie an die beurtheilten Werke hauptſächlich den äſthetiſchen Maßſtab anlegen ſollen. Das Aeſthetiſche, freilich nicht in wiſſenſchaftlichen Formeln und Abſtraktionen, ſondern in konkreten Anſchauungen gefaßt, iſt das Populärſte, das Gemeinverſtändlichſte, und ergreift und bewegt das Gemüth des Ungelehrten, aber doch nicht Rohen, auf eine ähnliche Weiſe, wie den Gebildetſten und Gelehrteſten, wenn ſich auch bei Jenem aus der Ahnung und dem Gefühl keine ſo beſtimmte Begriffe geſtalten,[1] und ein gewandter Geiſt vermag den äſthetiſchen Maßſtab in

[1] „Die äſthetiſche Behandlung, deren erſte Forderung Popularität iſt, ſchlägt einen Weg ein, auf dem beiden Fehlern (der Seichtigkeit und der Trockenheit) ausgebeugt werden kann."

Kant.

ein weithinaus reichendes Scepter der literariſchen Kritik zu verwandeln. Nicht etwa nur die äußern, techniſchen und ſtyliſtiſchen Formen fallen in ſeinen Bereich, nicht blos Compoſition und Verhältniß von Form und Inhalt, nicht blos das in ſinnlichem Leib oder Gewand erſcheinende Geiſtige; auch die ſittliche Grazie und ihr Gegentheil, die moraliſche Würde und Erhabenheit, die überraſchenden Offenbarungen des Genies, die rührenden und heiligen Inſtinkte der Natur, die geheimnißvollen Ahnungen und Wirkungen des Göttlichen — dies Alles, und was damit in Verbindung ſteht oder ihm widerſpricht, kann der Kritiker vor den äſthetiſchen Richterſtuhl laden, und er wird ſelten nöthig haben, andere Stimmen zur Entſcheidung aufzurufen. Manches jedoch wird er gar nicht bis vor dies Tribunal kommen laſſen dürfen, ſondern es kurz zurückweiſen dürfen durch Enthüllung der Zeichen von Thorheit, Abgeſchmacktheit und Frevelhaftigkeit, womit ein Dämon der Lüge, des Hochmuths oder der Beſtialität es gebrandmarkt hat. Je mehr die Kritik, von gründlichem Verſtand und Kenntniſſen getragen, an den äſthetiſchen Sinn ſich wendet, und dieſen in ihrem Publikum bildet, verfeinert und aufklärt, deſto ſicherer und unverdächtigter wird ihr Einfluß beſtehen, deſto mehr wird ſie über manche Controverſen und Parteiintereſſen ſich ſtellen können, und im Geiſt einer verſöhnenden Sophroſyne thätig ſeyn, ohne doch dem Ernſt der Wahrheit und Sittlichkeit etwas zu vergeben.

Höchſt anziehend und lehrreich, aber auch eine ſehr ſchwierige Aufgabe wäre eine gründliche Geſchichte der literariſchen Kritik — ſey es der deutſchen allein, oder verbunden mit der der Franzoſen und Engländer. Vielleicht laſſen manche neuere Arbeiten und Beſtrebungen ein ſolches Werk in nicht ferner Zeit hoffen; eine Geſchichte des Journalismus und eine Geſchichte der Göttinger gelehrten Anzeigen ſind erſchienen oder angekündigt, und geben entweder ſchon Beiträge und Hülfsmittel zu einer Geſchichte der Kritik, oder bewegen ſich parallel mit ihr. Es wäre darin ſowohl das Allgemeine über den Geiſt jedes Zeitabſchnittes, wie er ſich in der Literatur vermöge ihres Wechſelverhältniſſes zum Leben ausgeſprochen hat, anzugeben, theils und hauptſächlich das Charakteriſtiſche in der Methode der einzelnen, bedeutenderen Kritiker mit bezeichnender Schärfe zu erfaſſen, und

über ihren äußern und innern Einfluß Rechenſchaft zu geben. Und um einer ſolchen Geſchichte ein recht anſchauliches, konkretes Leben einzuhauchen, dürfte eine genaue unparteiiſche Darſtellung der Perſönlichkeit der Kritiker nicht fehlen. Auf wie manche originelle Perſönlichkeiten müßte ſie ſtoßen, in welchen der Beruf des Kritikers mit der ſonſtigen Eigenthümlichkeit oft zu den wunderlichſten Charaktergebilden verſchmolz; welche Mannigfaltigkeit und Contraſte im Leben eines Gottſched, Nicolai, Leſſing, eines Addiſon und Johnſon, eines Frèron und Diderot! Zu den intereſſanteſten Parallelen müßte auffordern die Zuſammenſtellung des ſtrebenden Aufſchwungs der Kritik in den neuern Zeiten, wie er ſich in den engliſchen Review's, beſonders im Edinburger, in den Beſtrebungen des franzöſiſchen Globe vor 1830 und dann in der Revue des deux mondes, ſo wie in bekannten deutſchen Inſtituten kund gegeben hat, und Charakterzüge der verſchiedenen Nationalitäten ließen ſich vielleicht in dem Geſammtgeiſt der Kritik einer Nation, oder in ihren beliebteſten und einflußreichſten Kritikern ſehr ſchlagend nachweiſen. Aehnliches ließe ſich vielleicht von Kritikern anderer Zunge ſagen, wie das, was ein Engländer über Johnſon urtheilt: „Er wird der engliſchen Nation immer theuer bleiben, weil er ſo ganz ein Typus von ihr ſelbſt iſt. Abgeſehen vom Witz, wegen deſſen wir, als Volk, nicht eben berühmt ſind, beſaß er den engliſchen Charakter im größten Maßſtab. Kein Land außer England konnte einen Johnſon, einen Hogarth, einen Cobbett hervorbringen.“ Hier iſt ein beherzigenswerther Punkt erwähnt, den wir zum Schluß noch der Beachtung empfehlen müſſen: das nationale Gepräge der Kritik. Nachhaltig wird nur eine ſolche Kritik wirken und tiefere Wurzeln ſchlagen, die ſelbſt aus dem Boden und Kern der geſunden Volksthümlichkeit hervorgegangen iſt; aber mit Abſichtlichkeit läßt ſich dieſe Eigenſchaft nicht erringen, und ein zur Schau getragenes Buhlen mit nationalen Vorurtheilen oder Eigenthümlichkeiten wäre am weiteſten davon entfernt; nur ein tiefes, aber unbewußtes Getränktſeyn mit den Elementen der markigſten, ächteſten Volksgeſinnung kann den Kritiker zu einem Liebling und Typus der Nation in der Art machen, daß auch die in wichtigen Dingen von ihm Abweichenden ſich ihm dennoch in einem tieferen Grunde des Denkens und Urtheilens verwandt

fühlen, weil ſelbſt in ſeinen Eigenheiten, Schwächen und Fehlern ſich die Grundzüge der Eigenſchaften, vielleicht im Uebermaße oder durch die Individualität gefärbt, anſprechend kundgeben, die das geheimnißvolle, aber mächtige Band der geiſtigen Einheit und Sympathie eines Volkes flechten, und eine unüberwindliche Anziehungskraft auf alle nicht entarteten Glieder deſſelben ausüben.

V. R.

Kirchliche Tendenzen.

Das Intereſſe an den kirchlichen Angelegenheiten hat ſich in den drei letzten Decennien von Jahr zu Jahr erweitert. Vor dieſer Zeit war es ſelbſt bei dem größeren Theile der Theologen lau geworden; nun hat es ſich aus dem theologiſchen Kreiſe heraus auch den Laien mitgetheilt, und der Politiker zieht es wieder in ſeine Berechnung. Wer die bedeutenderen politiſchen Blätter aus den letzten dreißig Jahren durchſieht, dem kann es nicht entgehen, wie da von der Zeit der Befreiungskriege an kirchliche Gegenſtände erſt hin und wieder und nur andeutend für das größere Publikum berührt werden, dann aber von Jahr zu Jahr mehr Raum einnehmen, und dadurch für eine wachſende allgemeine Theilnahme Zeugniß geben. Gegenwärtig iſt dieſe Theilnahme in hohem Grade lebendig geworden, allenthalben erſcheint friſche Thätigkeit für Religion und Kirche, und man kann aus der Stärke und Heftigkeit der Oppoſitionen die Wichtigkeit deſſen berechnen, was auf dieſem Gebiete entworfen iſt und ſich in Ausführung befindet. Die Verfechter der Stabilität und des im verſchiedenſten Sinne genommenen Fortſchritts ſind in ununterbrochener Arbeit, die an allen Enden der civiliſirten Welt ſich kund gibt. Es iſt dabei eine wunderbare Umkehrung der Verhältniſſe eingetreten, weil der Fortſchritt, der die Unabhängigkeit von aller Auctorität zum Ziele hat, welcher das vergangene Jahrhundert charakteriſirt, und ſich theilweiſe in dem gegenwärtigen noch fortbewegt, in den verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten auf dem äußerſten Punkte angekommen iſt, auf dem er dann ſtillſtand und in ſein Gegentheil umſchlug. So iſt

das Auffallende geſchehen, daß die Heimath des Abſolutismus und des kirchlichen Auctoritätsglaubens, die pyrenäiſche Halbinſel, in den letzten Jahren nicht nur die keckſten Theorien über kirchliche Verhältniſſe vortragen hörte, ſondern zugleich eine ſo wilde tiefeingreifende Säculariſation erlebte, daß mehrere Generationen an den Folgen dieſer gedankenloſen, an der Zukunft frevelnden Umſtürzungen zu leiden haben werden. Der hohe und ernſte Sinn würdiger Prälaten, und die tiefgewurzelte Anhänglichkeit des Volkes an den Glauben der Väter hat ſich dem terroriſtiſchen Flugfeuer eines in ſeinen Motiven unlauteren Indifferentismus entgegengeſtellt. Es iſt plötzlich ſtillgeſtanden, aber nicht, ehe es die ſchönſten Inſtitute und Hülfsquellen vernichtet hatte, in denen eine reiche Zukunft lag, hoffentlich auch nicht, ohne die faulen Flecke aufzudecken, an welchen die dortige Kirche krankte, und deren Heilung ſich allein durch dieſe Aufdeckung als unabweisbar darſtellen ließ. Im Lande der Inquiſition hat der kirchliche Radicalismus faſt ſtärker als irgend anderswo in die Trompete geſtoßen, bei deren Schalle die Mauern der Kirchen einſtürzen. Dieſer Schall iſt zum Schweigen gebracht; aber während er ſtürmte, ſind zugleich viele andere Klänge laut geworden, die man gleichfalls nicht überhören konnte, und deren Nachwirkung es unmöglich machen wird, die ſpaniſche und portugieſiſche Kirche wieder nach dem früheren Plane aufzubauen. Das kirchliche Bedürfniß, von den Mitteln verlaſſen, durch welche es ſich früher befriedigte, wird ſich nach andern umſehen müſſen, und eine neue Kirche wird in dieſen Landen auf geiſtigen Grundlagen feſter, als auf der gewaltigen materiellen Baſis ruhen, von der ſie früherhin getragen wurde.

Geht man über die Pyrenäen nach Frankreich, ſo tritt einem auch da eine überraſchende Umkehrung entgegen. Während in Frankreich ein großer Theil der öffentlichen Stimmen, wenn man nur ſie hörte, zu dem Glauben führen mußte, daß die Fortſetzung Voltairiſcher und encyclopädiſcher Thätigkeit einen Zuſtand herbeiführen würde, in dem von poſitivem Chriſtenthum und von Kirche nichts mehr ſichtbar ſeyn würde, hat die ſtille Wirkſamkeit der Kirchlichgeſinnten, welche auch unter dem Sturme des Terrorismus nicht ruhte und im Blute vieler kirchlicher Opfer Nahrung fand, dann in der neuen Organiſation der

katholischen Kirche Frankreichs durch Napoleon ein Organ erhielt, sich erst im Süden und Westen verbreitet, dann unter Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Zehnten freie Hände gewonnen, und nun wider das Erwarten derer, die nur die Oberfläche der Dinge sehen, nach der Julirevolution in der kirchlichen Frömmigkeit, besonders der weiblichen Glieder der Familie Ludwig Philipps eine Stütze und eine so bedeutende Macht erlangt, daß die protestantischen Kirchen dort ernstlich auf Vertheidigung und Schutz bedacht seyn müssen, und sich zu diesem Zwecke in einer neuen Organisation zusammenzuschließen im Begriffe stehen. Obgleich die Academie eine Lobrede auf Voltaire zur Preisaufgabe macht, so deuten doch viele Zeichen darauf hin, daß man in nicht ferner Zeit wieder von einem mächtigen, einflußreichen clergé de France hören wird, der inzwischen seine Waffen gegen Philosophen und Theologen auf den Universitäten probirt. — In dem alten Bundeslande Frankreichs, in der Schweiz, sind die verschiedenen Ansichten sich stürmisch entgegengetreten; die Straußischen Händel in Zürich, die aargauische Klosterfrage, die Bewegungen in Genf, die Verhältnisse in Luzern haben die tiefe Aufregung kund gegeben, die dort von der kirchlichen Seite her in alle Angelegenheiten gekommen ist. Kirchliches und Politisches hat sich da fast identificirt. — Es kämpft in Dänemark Altes und Neues, es hat sich in Schweden die Bewegung der neueren Theologie nach ihren beiden Seiten Organe und Verfechter gewonnen; Rußland hat die bedeutendsten und folgereichsten Schritte für die Kräftigung und Weiterbildung der griechischen Kirche gethan; es ist in England zwischen Kirchlichen und Unkirchlichen offener Kampf, in Schottland die bedenklichste Spannung, in Irland der alte Hader. Mit ängstlicher Besorgniß schaut Europa auf die Verhältnisse der großbritannischen Reiche; in dem Sturme, dessen ahnungsschwere Vorboten dort durch die Lüfte brausen, hört man deutlich das zornige Grollen des Kirchenzwistes durch, das auch für England so unheimliche, unheilvolle Erinnerungen weckt.

Ueberall steht eine Parthei des Fortschrittes denjenigen entgegen, welchen eine feste positive Begründung des Bestehenden am Herzen liegt. Diese letzteren sind nicht abgesondert, nicht einzeln; mit einer der Höhe dieser Interessen angemessenen

Hingebung und Thätigkeit haben ſie ſich gegenſeitig aufgeſucht, gefunden, an einander geſchloſſen; mit einer, häufig viel zu gering angeſchlagenen Macht gehen ſie ihrem Ziele entgegen. Es ſcheinen, wenn man die Sache im Einzelnen, und ohne den Blick auf das Ganze zu richten, anſieht, längſt dageweſene Streitfragen, die unſere Zeit in kirchlicher Hinſicht bewegen, neuauftauchende alte Controverſen, der Studierſtube oder dem Katheder, oder den Räumen angehörig, in welchen ſich Aufgeklärte, die über den weitverbreiteten Rückſchritt zum Obſcurantismus zürnen, oder Glieder frommer Conventikel über Zeitfragen beſprechen. Dem aber iſt nicht ſo. Dieſe einzelnen Fragen ſind nicht mehr allein auf dem Felde theoretiſcher Betrachtung, jede Beantwortung derſelben tritt ſogleich in practiſche Wirkſamkeit. Wir ſehen das in Deutſchland, auf welches unſer Augenmerk natürlich vorzüglich gerichtet ſeyn muß, wir ſehen es in der deutſchen lutheriſchen Kirche, deren Tendenzen wir zu beſprechen vorhaben. Auch dem am meiſten Unbetheiligten muß es auffallen, daß in ihr eine große Bewegung angefangen hat, daß von allen Seiten ein Neues erwartet und für daſſelbe gewirkt wird, daß man für Kirchenverfaſſung, für Theologie, für Cultus die größten Arbeiten unternimmt, deren Reſultate zuletzt alle in der neuen Geſtalt der lutheriſchen Kirche zuſammengehen ſollen.

Man könnte meinen, daß die allgemeine Klage über den verderbten Zuſtand der lutheriſchen Kirche, und der Wunſch nach einer Reformation derſelben, der alle dieſe Arbeiten veranlaßt, nur eben Aeußerungen derſelben Art ſeyen, wie ſie im Laufe der Geſchichte unſrer Kirche an einigen Punkten beſonders hervorgetreten ſind; man könnte die Klagen übertrieben finden, inſofern ſie den gegenwärtigen Zuſtand in das nachtheiligſte Licht in Vergleich mit früheren Zuſtänden unſrer Kirche, etwa im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtellen, weil eben damals ähnliche Klagen laut geworden ſind, und man könnte dies um ſo mehr meinen, da eben damals auch das Verhältniß der katholiſchen Kirche zu der unſrigen unter ähnlichen Geſichtspunkten aufgefaßt wurde, wie wir es jetzt von einem Theile der lutheriſchen Theologen und Laien wieder aufgefaßt ſehen, und man könnte demnach die Bedeutung der ganzen Bewegung geringer anzuſchlagen ſich geneigt finden. Es haben, um ein Beiſpiel anzuführen, am

Anfange des vorigen Jahrhunderts zwei edle Proteſtanten, der Staatsmann Veit Ludwig von Seckendorf, und der Theologe Ernſt Salomo Cyprian, Worte voll milder Weisheit in dieſer Beziehung geſprochen. Der fromme Staatsmann will vor allem Reinheit des ſittlichen Lebens und Milde im Streite, die Macht der Wahrheit, davon iſt er überzeugt, werde von der aus ihr hervorgehenden ſittlichen Kraft unterſtützt ohne die zweideutige Hülfe menſchlicher Schlauheit und Leidenſchaft zum Ziele führen. Seinem überſchauenden Geiſte iſt die bornirte Heftigkeit der Polemik und ihre Liebloſigkeit, ihm ſind die krummen Gänge der Intrigue vor allem zuwider.

Bei dem Theologen aber iſt es, als ob er heutigen Tages rede. Wie die frommen Theologen unſerer Zeit klagt er, daß die Fluth böſer Beiſpiele Sitte und Zucht aus der Kirche hinweggeſchwemmt habe, daß eine unſelige Partheiung Lehrer von Lehrer in zahlloſen Abſtufungen ſcheide, und die Kraft gleichſinnigen Zuſammenwirkens unmöglich mache, daß der Unglaube auf Straßen und Märkten ſtolzire, und guter, gedeihlicher Rath ſelten geworden ſey, daß der Fürwitz an allen religiöſen Dingen ſeine frivole Luſt habe, und die einfache Sitte aus Familien und Gemeinweſen gewichen ſey, daß der Unglaube ſich als Philoſophie brüſte und die Bußfertigkeit vertagt ſey.

Dieſe Schilderungen, dieſe klagenden Vergleichungen früherer Zuſtände mit denen ihrer Zeit gingen bei jenen wohlgeſinnten Freunden der Kirche aus dem Wunſche hervor, die Kirche zu beſſern und ihre Schäden zu heilen. Keine andre Quelle haben die Klagen unſrer Theologen. Sie finden die Kirche verdorben und wollen ihr helfen. Ueber die Hülfsmittel ſind ſie verſchiedener Meinung. Denn indeß die einen von der Rückkehr zum ſymboliſchen Glauben das Heil der Kirche zuverſichtlich erwarten, ſind andere der feſten Ueberzeugung, daß dieſer ſymboliſche Glaube ſelbſt einer ſtrengen und unbefangenen Prüfung unterworfen, und daß auf die Reſultate dieſer Prüfung die neue Geſtalt der Kirche gegründet werden müſſe. Es wäre ungerecht, anzunehmen, daß es nicht von beiden Seiten aufrichtige Sorge für das Heil der Kirche wäre, was dieſe Beſtrebungen hervorruft, und man würde ſich einer Unbilligkeit ſchuldig machen, wenn man der Thätigkeit der einen Seite (zu welcher natürlich diejenigen nicht

entſpringe aus, oder auch nur, er datire ſich von der Ausbreitung des Chriſtenthums her. Eben ſo bedauernswerth, lächerlich und abgeſchmackt iſt der Satz: durch die chriſtliche Religion ſey *ganz eigentlich* die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen; es wird damit die vorchriſtliche Welt für ſündlos, für heilig erklärt, obgleich ihr Charakter als „grauenhaft koloſſaler Materialismus“ bezeichnet wird. — An einer andern Stelle bringt er ganz ernſthaft und in würdiger Sprache die innern Argumente von der Göttlichkeit des Chriſtenthums vor, und fährt fort: „Ich ſprach dieſe Worte mit um ſo würdigerem Ausdruck, als ich an jenem Abend ſehr viel Einbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme deſto volltönender erſcholl.“ Anderswo, in den Nachträgen zu den Reiſebildern: „Wie ſchön, wie heilig lieblich, wie heimlich ſüß war das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte (das judäiſche Gift! ſiehe oben!), als es ſelbſt noch ſeinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da wars noch die ſchöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in ſanfter Jünglingsgeſtalt unter den Palmen Paläſtinas wandelte und Menſchenliebe predigte, und jene Freiheits- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch ſpäter die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als franzöſiſches Evangelium, unſre Zeit begeiſtert.“ — „Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, iſt daher Chriſtus derjenige Gott, der am meiſten geliebt worden, beſonders von den Frauen — —.“ —„Die Ampel beleuchtet grauenhaft ſüß die ſchöne Schmerzensmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa.“ Anderswo iſt die Rede von dem „gebenedeiten Leibe der Venus;“ – „Madonna Maria war gleichſam die ſchöne Dame du Comptoir der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt.“ Dieſe Citate ließen ſich ins Unendliche häufen, aber die mitgetheilten werden Jedem genügen oder vielmehr ſchon zu viel ſeyn; ſie beweiſen hinreichend ſowohl die völlige Inconſequenz, die innere Haltloſigkeit und Nichtigkeit von Heines Anſicht vom Chriſtenthum, als ſeinen, manchmal mit hochtönenden, Empfindung und Sinn für Heiliges affektirenden Phraſen verbrämten, aber dann immer wieder durchbrechenden giftigen Haß gegen das Chriſtenthum. Was in dieſem leichtfertigen Geſchwätze Gefühl und Gemüth

zu rechnen ſind, welche ſich offen von der Kirche losgeſagt haben) den Zweck unterlegte, die Kirche zu zerſtören und ihre religiöſe und ſittliche Wirkſamkeit zu vernichten, oder wenn man den Grund deſſen, was von der andern Seite geſchieht, nur in dem Beſtreben ſuchte, eine geiſttödtende Hierarchie einzuführen, die Inquiſition in andrer Form auftreten zu laſſen und die Freiheit der Gewiſſen in Feſſeln zu ſchlagen.

Sehen wir die Bewegungen in der lutheriſchen Kirche an, um über ihre Tendenzen ins Klare zu kommen.

Die Bewegungen in der lutheriſchen Kirche unſrer Zeit haben theils die Verfaſſung dieſer Kirche, theils die Begründung der wiſſenſchaftlichen Theologie in allen ihren Zweigen, theils eine der begründeten Theologie entſprechende Form des Cultus zum Ziele.

Das Walten der Vorſehung, welches in dieſen Bewegungen ſich kund gibt, bedarf keines Nachweiſes, und wir maßen uns nicht an es zu erklären, ſondern indem wir die Hauptmomente dieſer Bewegungen überſichtlich darzulegen verſuchen, erzählen wir zunächſt einfach, wie wir die Sehnſucht nach einer geordneten Verfaſſung der Kirche haben entſtehen ſehen, und geben unſer Urtheil über die Ausführbarkeit desjenigen Vorſchlags, der einige Ausſicht auf Erfolg zu haben ſcheint. Wir beſchränken uns auf die Angabe der ſecundären Urſachen; die primäre liegt in dem von Gott geordneten Weltgang.

Am Anfange unſres Jahrhunderts ſah man die antipoſitive Richtung in der lutheriſchen Theologie in Deutſchland auf ihrem Gipfel. Die Lehrer auf den Univerſitäten und auf den Schulen berückſichtigten großentheils den poſitiven Gehalt der heiligen Schrift und der Lehre faſt nur, um ihn als Bild oder Hülle in verſchiedener Weiſe umzudeuten. Die herrſchende Philoſophie ſtimmte damit überein. So wurden Geiſtliche gebildet, welche den Vortrag der Glaubenslehren und deren Erörterung und Anwendung nicht mehr für ihren Beruf halten konnten, ſondern die Lehre, welche ſie in ihren Büchern fanden, und welche ihnen vom Katheder herab als die einzig richtige vorgetragen wurde, ihrer ſeelſorgerlichen Wirkſamkeit zu Grunde legten.

Im Stillen hatte ſich indeß der Glaube an die Geheimniſſe des Chriſtenthums und an den ganzen poſitiven Inhalt der

Schrift bei Einzelnen erhalten, die sich denn auch zusammenthaten, als Pietisten oder Stille im Lande sich an einer eignen ascetischen Literatur erbauten, die ältern Ascetiker besonders liebten und mit Herrnhuthern und Methodisten in mancherlei Beziehungen und Verbindungen standen.

Vom Jahre 1812 an etwa zogen diese früher ignorirten oder verspotteten Vereine die Aufmerksamkeit der Theologen auf sich, und es zeigte sich bald eine warme Theilnahme an ihnen. Man las die Schriften, aus welchen sie sich erbauten, und wurde dadurch auf die ganze sogenannte mystische Literatur geführt; die Namen Tauler und Thomas a Kempis wurden häufig gehört. Mehrere jüngere Theologen beschäftigten sich mit Forschungen über diesen Theil der historischen Theologie.

Es ist allgemein anerkannt, daß der Ernst der Zeit und die wiederkehrende Gründlichkeit in philologischen und historischen Studien dazu beitrugen, diese theologische Richtung, welche sich nun als der Uebergang zu einem neuen Zustande erwiesen hat, zu wecken und zu fördern. Es war der Anfang einer Reaction, die nie ausbleibt, wenn die Zustände extrem geworden sind. Die alten Kirchenlieder kamen wieder zu Ehren, man ereiferte sich über ihre neologisirenden Verunstaltungen, man redete gern von Spener und seiner Reformation, die sich nun wiederholen solle, die frommen Heroen der alten Kirche, Bernhard vor allen, wurden anerkannt; man fing an einen Zug zu den Kirchenvätern zu fühlen. Das war bei Katholiken und Protestanten gleich; man wagte zu hoffen, daß eine Vereinigung im evangelischen Geiste nicht fern sey; von beiden Seiten wünschte man das. — Die Theologie Studierenden fanden sich in einer neuen Welt; ihre Wissenschaft hatte wieder einen realen Gehalt bekommen, mit Herz und Seele nahmen die Tüchtigeren, die Ernsteren diesen Gehalt auf; die hebräische Grammatik, die Grammatik der neutestamentlichen Sprache erhielten neue wissenschaftliche Bearbeitungen, die exegetischen, die historischen, die dogmatischen Fragen wurden durchgesprochen, man erwärmte sich für sie, man sehnte sich nach der practischen Wirksamkeit im geistlichen Amte. Die Jünglinge waren überzeugt, das Vortrefflichste leisten zu können. Und es waren nicht bloß Theologen, welche sich für Religiöses und Kirchliches begeisterten, Juristen und Mediciner waren in

demſelben Falle; chriſtlich deutſch war ihrer aller Wahlſpruch. Von der Begeiſterung fürs Vaterland waren dieſe Jünglinge ausgegangen, in jugendlicher Einbildung erwärmten ſie ſich für ein großes freies Deutſchland, welches ſie mit aufzurichten beſtimmt ſeyen. Verfaſſungsfragen wurden häufig unter ihnen verhandelt, nicht bloß die allgemeinen, die ſich auf das gemeinſame Vaterland bezogen, ſondern die beſonderſten auch, die ihren Verein betrafen.

Es gab auch da Spaltungen und eine heftige Polemik, man ſuchte ſeine Anſichten geltend zu machen, ſie in feuriger Rede zu vertreten, in Aufſätzen zu vertheidigen; es war eine Schule der Menſchenbeobachtung, der Menſchenbehandlung, es gab auch hier Auctoritäten, berühmte Namen unter den Jünglingen ſelbſt; die bedenklichen Waffen der Umtriebe, der planmäßigen Berechnung, welche dem Jünglingsgemüthe fern bleiben ſollten, fehlten leider auch nicht.

Was uns an dieſen Zuſtänden für unſern Zweck allein intereſſirt, iſt, daß die Idee der Verfaſſung und ihrer Nothwendigkeit ſich dieſen Jünglingen practiſch aufdrang. Ein geſchloſſenes Ganze hatten ſie dem geſchloſſenen Ganzen ihrer Gegner, eine compacte Partei im Innern ihres eignen Vereines einer eben ſo compacten entgegenzuſtellen, um mit der Gewalt concentrirter Kräfte zu ſiegen und ihre Anſicht durchzuſetzen, nicht bloß, daß man ihnen zugebe, daß ſie Recht hätten, ſondern vor allem, daß ihre Anſicht in dieſem ihrem Kreiſe ins Leben trete.

Dieſe ſo vorbereiteten, ſo geſchulten Jünglinge traten nach und nach ins practiſche Leben. Wir ſehen ſie als Lehrer an den Gymnaſien, als Geiſtliche, als Lehrer auf den Univerſitäten, als Beamte in niedern und höhern Stellen. In gemeinſamer Erinnerung engverbunden ſtreben ſie nun ihr Ideal ins Leben zu führen. An ſeiner Wahrheit haben ſie keinen Zweifel. Da tritt ihnen im Leben, wie früher auf den Univerſitäten, eine compacte Oppoſition entgegen. Denn die älteren Theologen hatten ihre Anſichten nicht aufgegeben; es waren zum größeren Theile jüngere, welche von der neuen Bewegung ergriffen waren. Jene vertheidigten ihr Syſtem; die Schriftauslegung, die Geſchichte, die Philoſophie wurden von beiden Seiten als Waffen gebraucht. Es ſtritten die Jüngeren für den ſymboliſch-kirchlichen Lehrbegriff, die Aelteren für eine aus der heiligen Schrift zu

entwickelnde Lehre; über die Art dieser Entwicklung waren sie selbst nicht einig, aber sie stimmten zusammen in ihrer Opposition gegen die symbolischen Theologen, deren Wirksamkeit sie als Rückschritt, als Aberglauben, als Verdunklung bezeichneten. Nun war nicht zu verkennen, daß die symbolischen Theologen einen Vortheil über die Gegner hatten. Der rechtliche Bestand der evangelischen Kirche war ja auf die Augsburgische Confession gegründet, die Augsburgischen Confessionsverwandten allein hatten die Wohlthaten des Religionsfriedens wie des westphälischen Friedens anzusprechen. Es schien folgerecht zu seyn, daß diejenigen, welche von der Augsburgischen Confession abwichen, an den Rechten der auf sie gegründeten, auf ihren Grund hin anerkannten Kirche keinen Theil haben könnten. Sie hatten sich durch ihre Abweichung selbst aus der Kirche ausgeschlossen, man mußte diese Ausschließung wirksam machen, vor allem mußte man alle Lehrer der Theologie, alle Geistliche und Schullehrer, und alle Beamten entfernen, die von dem symbolischen Glauben der lutherischen Kirche abgewichen waren. So findet es sich vielfach öffentlich ausgesprochen.

Wer aber sollte den Act der Ausschließung vollziehen? Die Kirche? In ihr war jede Spur des Bannes verschwunden; wie sie nun war, schien sie ganz ungenügend zu dieser Execution. Die Regierungen? Es fragte sich, in wie weit diesen das Recht dazu, oder ob es ihnen überhaupt zustehe. So war man auf die Fragen geleitet: was muß an der Kirche geschehen, damit sie fähig werde, den nothwendigen Act der Reinigung zu vollziehen? welches Recht haben die Regierungen in dieser Beziehung? Durch die Verhältnisse, durch die Nothwendigkeit der Dinge sah man sich auf diese Fragen hingedrängt. Es reichte nicht hin, die wahre Lehre zu verkündigen, zu erörtern, zu vertheidigen; denn eine große Majorität lehrte und erklärte anders, und vertheidigte diese ihre Erklärung. Es muß, sagte man, etwas weiteres hinzukommen, als die Thätigkeit der Lehre und der Vertheidigung, um die Kirche zur Reinheit zu bringen, oder ihr die ursprüngliche Reinheit zu restituiren; eine Anstalt ist unentbehrlich, die Kirche als Anstalt muß ins Leben treten. — Da nun aber die Kirche vorhanden, von den Reformatoren gegründet war, so mußte man natürlich fragen, ob denn diese Gründer

der Kirche keine genügende Verfaſſung gegeben hätten, ob denn etwas weiteres nöthig ſey, als fortzufahren in dem, was ſie angefangen. Man verneinte dieſe Fragen, man behauptete, die Seite der Verfaſſung ſey es eben, die von den Reformatoren im Drange der Verhältniſſe vernachläſſigt worden ſey. Es ſey die Aufgabe unſerer Zeit nachzuholen, was jene ohne ihr Verſchulden verſäumt hätten.

Um dieſen Gedanken dreht ſich die ganze Bewegung, welche die Verfaſſung der lutheriſchen Kirche zum Ziele hat. Sehen wir nun, was in dieſer Hinſicht neuerlichſt geltend gemacht worden iſt.

Es ſind Männer, welche als Jünglinge ſich für Vaterland und Kirche begeiſtert hatten, welche den Reihen führen. Der Gedanke der Nothwendigkeit einer Verfaſſung hat ſich bei ihnen befeſtigt; geſchult und gebildet ſind ſie, und paſſen einander ſcharf auf. Sie ſind Rechtgläubige, ſie ſind Juriſten, ihr Talent, ihre Kenntniſſe, ihre Theilnahme an der Kirche ſind unzweifelhaft. — Indem ſie ſich aber auf das Gebiet der Kirchenverfaſſung begeben, finden ſie dieſes durchaus von bereits vorhandenen Theorien eingenommen. Die Praxis zwar haben dieſe Theorien wenig alterirt, aber ſie ſind doch dageweſen, herrſchen oder haben geherrſcht. Theoretiſchen Juriſten iſt natürlich die Theorie von vorzüglicher Wichtigkeit. Die erwähnten Canoniſten, die über die Geſtaltung der Kirche ihr Gutachten vortragen, ſehen ſich genöthigt, den vorhandenen Theorien auf den Grund zu ſehen, und da ſie ihnen gar nicht, oder nur zum Theile genügen, die ganze kirchenrechtliche Arbeit von vorne anzufangen, um die Principien einer ſchriftgemäßen Kirchenverfaſſung und damit die Normen für die Herſtellung einer ſolchen Kirchenverfaſſung zu finden.

Man ſollte nun glauben, daß dieſe gläubigen Juriſten in ihren Principien und ihren Vorſchlägen durchaus übereinſtimmen müßten. Dem iſt aber nicht ſo; ſie differiren vielmehr in Hauptpunkten. Von Männern deſſelben Bekenntniſſes, und wie ſie ſich ſelbſt gegenſeitig und andere es ihnen zugeſtehen, derſelben Befähigung, räumt der eine den Laien nur ein Minimum der Kirchengewalt, und das nur ungern und aus Noth ein, während der andere allen Chriſten als insgeſammt Inhabern des

Prieſterthums alle Kirchengewalt zuerkennt, indem er die Berechtigung dazu aus keinem andern Rechte als eben aus dem allgemeinen Prieſterrechte herleitet.

Forſcht man nach dem Grunde dieſer Verſchiedenheit der Anſichten, ſo findet man, daß beide Theile darin übereinſtimmen, daß ſie die Kirche für den Verein der Getauften erklären, und den Unterſchied von ſichtbarer und unſichtbarer Kirche annehmen, darin aber auseinander gehen, daß die einen ſämmtlichen Getauften ihr Recht, an der Kirchenregierung Theil zu nehmen, wahren, die andern aber aus dieſen Getauften einen Theil ausſcheiden, der, wie wir ſehen werden, nicht mit der unſichtbaren Kirche zuſammenfällt, und dieſem das Recht der Regierung in der Kirche vindiciren. Für dieſen Theil nun erklären ſie die Geiſtlichen. Beide berufen ſich auf die heilige Schrift und auf die früheſte Entwicklung der Kirche. Diejenigen, welche die Lehre vom allgemeinen Prieſterrechte der Chriſten vertreten, gründen ihre Anſicht auf die bis jetzt bei den Theologen angenommene Anſicht von dieſem Rechte, und auf die bei denſelben bisher geltende hiſtoriſche Entwicklung der biſchöflichen Verfaſſung in den erſten Jahrhunderten. Diejenigen dagegen, welche das Recht die Kirche zu regieren für den geiſtlichen Stand ausſchließlich in Anſpruch nehmen, haben gleichdenkende Theologen zu Hülfe gerufen, welche verſucht haben nachzuweiſen, einmal, daß ſchon von Chriſtus ein eigener Lehrſtand zur Regierung der Kirche eingeſetzt ſey, dann, daß die bisher geltende Anſicht von der Entwicklung der biſchöflichen Verfaſſung in der früheſten Kirche durchaus auf Irrthum beruhe.

Dem Staate ſprechen beide Anſichten gleicherweiſe das Recht bei der Regierung der Kirche mitzuwirken ab, beide behaupten entſchieden, daß die Kirche ſich ſelbſt regieren, daß ihre Regierungsorgane nur Glieder der Kirche als ſolche ſeyn können, ob aber alle Kirchenglieder, ob bloß die Geiſtlichen, darüber differiren ſie. Um dieſe Differenz zu verſtehen, muß man nach dem Zwecke der Kirchenanſtalt fragen, und wenn man dieſen als die Herausbildung der unſichtbaren Kirche aus der ſichtbaren ſetzt (und die beiden erwähnten Anſichten ſetzen ihn ſo), ſo iſt es nöthig, über die Begriffe der ſichtbaren und unſichtbaren Kirche ſelbſt ins Klare zu kommen. Das Verhältniß beider läßt ſich

aufs Kürzeſte in folgender Weiſe erörtern. Die Reformatoren hatten die Kirche als die Verſammlung der Heiligen und wahrhaft Gläubigen definirt, zugleich aber behauptet, daß die Kirche überall ſey, wo das Evangelium rein gelehrt und die Sacramente recht verwaltet würden. Die erſte dieſer beiden Definitionen ſagt etwas über die Glieder der Kirche aus, die zweite nennt die Anſtalten, an welchen man die wahre Kirche erkennt. Wollte man behaupten, daß beide Definitionen ganz daſſelbe ausſagten, ſo würde man annehmen müſſen, daß überall, wo rechte Predigt und Sacramente ſind, die Verſammlung nur aus Heiligen beſtehe und umgekehrt; dem aber widerſpricht die Erfahrung. Niemand erkennt, wer ein wahrhaft Heiliger und Gläubiger ſey, als Gott; es gibt aber Heilige und wahrhaft Gläubige, ihre Geſammtheit iſt die Kirche, und weil dieſe Geſammtheit Menſchen nicht erkennbar und ſichtbar iſt, die unſichtbare Kirche. Andererſeits beſtehen Gemeinden in großer Anzahl, welche auf die rechte Lehre gegründet ſind. Ob die rechte Lehre gelehrt wird, ob die Sacramente recht verwaltet werden, das iſt erkennbar, ſichtbar. Die unter dieſen Bedingungen vereinigte Geſammtheit iſt auch Kirche, alſo die ſichtbare Kirche. Die Definition dieſer ſichtbaren Kirche redet nicht von Qualitäten der Perſonen, welche die Kirche bilden, ſondern ſie nennt lediglich zwei Inſtitute. Der Befehl Jeſu (Matth. 28, 18) deutet auf dieſe Kirche, er ſpricht bloß von Lehre und Taufe. Der Ausſpruch aber: wer da glaubet und getauft wird, wird ſelig, faßt ſichtbare und unſichtbare Kirche zuſammen. Es iſt ganz daſſelbe, als ob man ſagte: wer zugleich ein Glied der ſichtbaren und der unſichtbaren Kirche iſt, wird ſelig. — Aeltere lutheriſche Theologen haben behauptet, ſichtbare und unſichtbare Kirche ſeyen dieſelbe Kirche, nur von verſchiedenen Seiten betrachtet, und man hat neuerlich dieſen Ausſpruch, als ſey er das wahre Wort des Räthſels, mit Nachdruck wiederholt. Es iſt aber nur eine witzige Faſſung eines ganz gewöhnlichen Gedankens. Niemand läugnet, daß alle Getauften die Kirche ausmachen, ebenſo ſtellt niemand in Abrede, daß nicht alle Getauften gläubig ſind. Die Geſammtheit aller Getauften iſt ein Verein, die Kirche; in dieſem großen Vereine iſt ein kleinerer, die Geſammtheit der Getauften und Gläubigen. Die Zahl der erſtern iſt möglich anzugeben, die Zahl der leztern

wechselt, nimmt zu und ab, niemand kennt sie, als Gott. Soll jener Ausspruch über sichtbare und unsichtbare Kirche, daß beide dieselbe Kirche seyen, nur von verschiedenen Seiten betrachtet, einen andern Sinn haben als den, der Verein der Getauften ist die sichtbare, die Gesammtheit der Getauften und Gläubigen die unsichtbare Kirche, so ist er falsch.

Aus der sichtbaren Kirche nun soll sich die unsichtbare herausbilden, das ist der Zweck der Kirche; alle Getauften sollen auch Gläubige werden, und damit dies geschehen könne, ist eine Regierung der Kirche angeordnet. An dieser Regierung, behaupten die einen, haben alle Getauften vermöge ihres Priesterrechts Theil zu nehmen. Es ist da also kein Unterschied zwischen Laien und Geistlichen zu machen; beide haben gleiches Recht, die Laien natürlich als Glieder der Kirche, nicht als Glieder des Staats. Denn die Mitwirkung des Staats ist bei beiden Ansichten ausgeschlossen, wo der wesentliche Zweck der äußeren Kirche, die Hervorbildung der unsichtbaren Kirche aus der sichtbaren in Frage steht, und tritt nur da ein, wo es sich um die Ermöglichung der sichtbaren Kirche als äußere Anstalt handelt. Der Staat hat keine Gewalt weder über die Lehre, noch über den Cultus, noch über die Disciplin; denn nicht der Staat, sondern die Kirche hat die Lehre in ihrer Reinheit zu wahren, und zu diesem Behufe theologische Streitigkeiten zu entscheiden und Predigt und Religionsunterricht zu beaufsichtigen, weil das alles geradezu auf die Hervorbildung der unsichtbaren Kirche aus der sichtbaren geht. Was aber nur Mittel zur Existenz der äußeren Kirchenanstalt ist, namentlich alle Einnahmsverhältnisse mit allem darauf bezüglichen, fallen der Natur der Sache nach dem Staate zu.

Die Kirchengewalt wird nicht vom Staate, sondern von der Kirche geübt, weil ganz andere Erfordernisse zur Regierung der Kirche als zur Regierung des Staates bestehen; ob nun aber in der Kirche die Geistlichen allein oder die Kirchenglieder überhaupt die Regierung führen, darüber theilen sich die Ansichten. Von einer ausschließenden Regierung der Kirche durch den Lehrstand ist bis jetzt in der lutherischen Kirche kein Beispiel gewesen; und die Gründe, welche der neueste namhafte Vertheidiger der bischöflichen Verfassung für unsre Kirche geltend gemacht hat, reichen

nicht bin, um eine Umgeſtaltung zu rechtfertigen, welche aus ſeinen Grundſätzen nothwendig hervorgehen würde. Sehen wir dieſe ſeine Gründe etwas näher an. Er ſagt einmal, daß die Vollmachten überhaupt, alſo auch die zur Kirchengewalt von Chriſtus der Kirche im wahren, vollen Sinne, d. h. in ihrer Einheit als innerlicher und äußerlicher verliehen ſeyen, und fügt dann doch hinzu, daß die Kirchengewalt deßhalb ihren innerſten Sitz in der Geſammtgemeinde, d. h. in der Geſammtheit der wirklich im heiligen Geiſte gereinigten Menſchen, nicht in der Geſammtheit der äußerlich verbundenen durch Stimmenmehrheit entſcheidenden Menſchen habe. Indem er dies ſagt, widerſpricht er ſich. Denn er ſagt einmal, Chriſtus hat die Vollmacht zur Kirchengewalt in ihrer Einheit als innerlicher und äußerlicher verliehen, was man nicht anders verſtehen kann, als daß Chriſtus die Vollmacht zur Kirchengewalt der ſichtbaren Kirche verliehen hat, in der ja die unſichtbare mit enthalten iſt (denn die unſichtbare kann nur in der ſichtbaren ſeyn, und das iſt die Einheit beider), und dann behauptet er, die Kirchengewalt habe ihren innerſten Sitz in der Geſammtgemeinde und definirt dieſe Geſammtgemeinde als die Geſammtheit der Heiligen (welches eben die unſichtbare Kirche iſt). Was man da unter dem innerſten Sitz der Kirchengewalt verſteht, iſt in keiner Weiſe abzuſehen. Es iſt ein Bild, das man bei Dingen, wo es auf die ſchärfſte Bezeichnung durch die einfachſten Worte ankommt, nicht brauchen ſollte. Wie das Bild da gebraucht iſt, ſo denkt man an einen dem innerſten Sitz entſprechenden innern oder äußern Sitz, und wenn man das Bild wegnimmt, ſo bleibt nur der freilich ganz richtige Gedanke übrig, daß Kirchenregierung nur von gläubigen, frommen, erleuchteten Chriſten geführt werden könne. Daß dieſe Verſammlung der Heiligen zur Kirchengewalt doch nur in ſofern berufen iſt, als ſie zugleich in einer ſichtbar gegliederten äußern Anſtalt geordnet iſt, dieſer Satz iſt nur eine andre Faſſung der Melanchthon'ſchen Behauptung, daß die unſichtbare Kirche ohne eine ſichtbare nicht zu denken iſt. Wenn nun aber hieraus der Schluß gemacht wird, daß das eigentliche nächſte Subject der Kirchengewalt die organiſch geordnete ſichtbare Kirche, ſohin die verfaſſungsmäßigen Organe derſelben ſeyen, ſo findet man da einen noch ſtärkeren Widerſpruch. Denn erſtlich ſoll die

organiſch geordnete ſichtbare Kirche das Subject der Kirchengewalt ſeyn, alſo Laien und Geiſtliche, und dann ſollen es doch wieder nur ihre verfaſſungsmäßigen Organe ſeyn, d. h. der Lehrſtand. Der innerſte Sitz der Kirchengewalt aber ſoll in der Geſammtheit der Heiligen ſeyn, alſo einmal in der ganzen ſichtbaren Kirche, die doch offenbar nicht aus lauter Heiligen beſteht, dann in den Organen dieſer Kirche, dem Lehrſtand, der alſo für die Geſammtheit der Heiligen erklärt wird, in dem die Kirchengewalt ihren innerſten Sitz hat. Hier fiele denn alſo Geſammtheit der Heiligen und Lehrſtand zuſammen, und es fragt ſich, ob dies Zuſammenfallen bewieſen werden könne, oder vielmehr es fragt ſich nicht; denn es wird niemanden einfallen zu behaupten, daß der Lehrſtand aus lauter Heiligen beſtehe und daß unter den Laien keine im heiligen Geiſte gereinigten Chriſten ſeyen, in deren Geſammtheit der innerſte Sitz der Kirchengewalt ſeyn ſoll.

Man fühlt dieſen Widerſpruch und ſagt, daß dieſe Organe nur Organe ſeyen durch ihren innern Zuſammenhang mit den geſammten Gläubigen, die auch Träger des heiligen Geiſtes ſeyen, nicht wie die Herrſcher im Staate. Aber man hat dadurch den Grundirrthum nicht gehoben, denn der Satz, daß die Organe nur Organe ſeyen durch ihren Zuſammenhang mit den geſammten Gläubigen, die auch Träger des heiligen Geiſtes ſind, heißt, wenn man ihn ſeiner pretiöſen Faſſung entkleidet, denn doch nur, der Lehrſtand oder die Glieder des Lehrſtands ſind Organe der ſichtbar geordneten Kirche nur wenn ſie Heilige ſind; wenn ſie alſo nicht Heilige ſind, ſind ſie es nicht, und den Fall geſetzt, daß alle Glieder des Lehrſtandes nicht Heilige wären, fehlten alſo die rechten Organe für die ſichtbare Gemeinde, und der Beweis, der geführt werden ſollte, daß der Lehrſtand das Subject der Kirchengewalt ſey, iſt nicht geführt.

Man kann ſich das auch nicht verhehlen und fühlt noch dazu, daß man in der Conſtruction der Kirchenregierung die Gemeinde nicht entbehren könne, eben weil man Heilige auch unter ihr annehmen muß. Man ſagt alſo, der Lehrſtand ſey Subject der Kirchengewalt nicht für ſich und der Gemeinde gegenüber, ſondern mit der Gemeinde, aber nicht bloß unter den andern, ſondern an ihrer Spitze. Was heißt das? Nichts anders, als:

Beleidigendes und Abstoßendes liegt, wollen wir hier gar nicht näher analysiren; wir wollen nur auf das Abgeschmackte und Absurde aufmerksam machen, was auch dem in die Augen fallen muß, der die Bedürfnisse des Gemüths und die Geheimnisse des Glaubens minder hoch anschlägt. Da wo Heine sich bis zu einigem Ernst erhebt, macht er dem Christenthum im Wesentlichen den Hauptvorwurf: daß es einen unnatürlichen Spiritualismus predige, die Rechte der Materie, des Fleisches, beeinträchtige, daß es einen künstlichen Hader zwischen Leiblichem und Geistigem gestiftet, und so die Menschheit krank gemacht habe. Der christliche Spiritualismus ist ihm ein Dorn im Auge, und die Reaction des Sensualismus zu unterstützen ist Heines Mission. Hierüber erklärt er sich so: „Warum ist uns denn der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs. Rosenöl ist eine kostbare Sache . . . aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Rosen dieses Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen, und mögen diese noch so nöthig wirken.“ Bei seiner taschenspielerischen Gewandtheit in der Handhabung der Worte, ist es ihm freilich ein Leichtes, den christlichen Spiritualismus, wornach allerdings der Geist edler ist als die Materie und das Fleisch und darüber herrschen soll, zu verwechseln mit mönchischer Asceſe, die er „die reinste Blüthe der christlichen Idee“ nennt. Nur Schade, daß, was Heine wahrscheinlich nicht weiß, das Mönchsthum kein ausschließlich christliches Institut ist, sondern sich im Orient überhaupt in verschiedenen Formen findet, also nicht die reinste Blüthe der christlichen Idee heißen kann; auch das scheint er nicht zu wissen, daß das christliche Mittelalter, trotz dem ihm schuldgegebenen Spiritualismus, das reichste und kräftigste Leben entfaltete; er scheint zu vergessen, daß den ascetischen Mönchen die heldenmüthigen Ritter gegenüber standen, und daß in den geistlichen Ritterorden die Elemente der Resignation und des Heroismus sich wunderbar durchdrangen. Sollte man es wirklich glauben, daß ein Mann von Bildung so thöricht seyn kann, zu behaupten, das Unglück und Elend, woran es in der Welt freilich auch seit der Stiftung des Christenthums nicht gefehlt hat, rühre von dem Uebermaaß des Spiritualismus, von der Tyrannei des Geistes gegenüber der Materie, den Sinnen, dem Fleische her? Dies aber ist Heines Theorie! Es gehört doch nicht viel Anstrengung dazu, einzusehen, daß

Es ist nicht auf einer Seite der Lehrstand, der befiehlt, und auf der andern die Gemeinde, die gehorcht, sondern die Gemeinde hat bei dem Befehlen auch etwas zu thun, aber nicht so viel als die Lehrer; diese gehen in Bezug auf das Befehlen auf irgend eine Weise vor. Man schränkt aber in dem Gefühle, daß der Lehrstand, wenn er die Stellung einnimmt, die man ihm hier gibt, eben mit der Gesammtheit der Heiligen zusammenfallen müsse, das Gesagte auf der einen Seite ein, indem man fordert, daß der Lehrstand im normalen Zustande seyn, d. h. daß er aus lauter Heiligen bestehen müsse, hebt aber diese und jede andre gemachte Einschränkung wieder auf, indem man hinzufügt, daß, wenn Gemeinden und Lehrstand im normalen Zustande sind, die Gemeinde ohne denselben gar keine Gewalt habe, sondern der Lehrstand gegen sie das unbedingte Veto. Der Fall dieses Veto kann aber gar nicht eintreten; denn wenn die Gemeinde im normalen Zustande ist, so sind beide vom heiligen Geiste gereinigt, und es kann also eine Differenz zwischen ihnen nicht entstehen, die ein Veto nothwendig machte. Denn man kann sich diesen Normalzustand doch nicht so denken, daß die Gemeinden nicht gereinigt wären, sondern blos der Lehrstand aus Heiligen und Gläubigen bestünde. — Wenn gesagt wird, daß der Lehrstand *mit* der Gemeinde, aber an ihrer Spitze das Subject der Kirchengewalt sey, so kann dieses *mit* so gefaßt werden, daß der Lehrstand nicht ohne die Gemeinde gedacht werden kann, wo er dann allerdings nur mit der Gemeinde Subject der Kirchengewalt seyn kann, und in einem andern Sinne kann man es auch gar nicht nehmen, weil der Lehrstand an der Spitze eben die Kirchengewalt ganz allein übt, denn die Gemeinde hat ja im normalen Zustande gar keine Gewalt, sondern der Lehrstand gegen sie das unbedingte Veto.

Nach dieser Theorie wäre also, wenn die Trennung der Kirche und des Staates bestünde, der Lehrstand der regierende Stand in der Kirche. Da aber die Kirche vom Staate noch nicht getrennt, da der Landesherr Subject der Kirchengewalt ist, so hat dieser dasjenige zu thun, was nach erfolgter Trennung des Staats und der Kirche der Lehrstand als Subject der Kirchengewalt allein zu thun berechtigt wäre. Aber auch für den Fall, da der Landesherr Subject der Kirchengewalt ist, fordert

man, daß der Lehrſtand die Ausübung der Kirchengewalt ihrem Inhalt nach vorherrſchend beſtimme, weil er, der Lehrſtand, ſeiner Stellung und Pflicht nach vorzugsweiſe Träger des kirchlichen Bewußtſeyns und der kirchlichen Geſinnung ſey, weil er die größere Einſicht habe und für die Erkenntniß auch noch durch eine beſondere mit dem Amte verknüpfte Gnade unterſtützt werde, weil endlich die Geiſtlichen Nachfolger der Apoſtel ſeyen, und das „weide meine Schaafe" auch die äußere gemeinſame Leitung bezeichne, weil das „ſeyd gehorſam den Biſchöfen" ſich auch darauf beziehe, und weil Chriſtus ſeine Ermächtigungen den Apoſteln an der Spitze der Gemeinde ertheilt habe.

So ſtellt ſich dieſe Theorie dar. Nehmen wir an, daß ſie Kraft genug hätte, ſich praktiſch geltend zu machen, was reſultirte aus ihrer Durchführung für das Wohl der Kirche?

Sie will blos Geiſtliche für die Regierung der Kirche, ſie beſeitigt deßhalb die Conſiſtorien, und will an deren Stelle Biſchöfe ſetzen, die auf Synoden die Kirche regieren ſollen, wie dies in den erſten Jahrhunderten der Fall geweſen ſey. Es ſoll alſo kein Laie Vorſtand des Oberconſiſtoriums oder des Conſiſtoriums ſeyn, kein Laie eine Rathsſtelle bei dieſen Collegien einnehmen. Die Regierung der Kirche ſoll rein bei den Biſchöfen ſeyn.

Zieht man die Erfahrung zu Rathe, ſo ſieht man nicht, was dadurch gewonnen werden ſoll.

Dieſe biſchöfliche Verfaſſung unterſcheidet ſich von der Conſiſtorialverfaſſung dadurch, daß die Biſchöfe, mit Ausſchluß der Laien, ſich nur unter ſich über das Wohl der Kirche berathen. Das Reſultat wird aber ungefähr daſſelbe ſeyn. Die Hauptſache, wie auch die Vertheidiger des Epiſkopalſyſtems ſagen, iſt die Reinerhaltung der Lehre. Dieſer Zweck kann nun gewiß durch Conſiſtorien, wie ſie gegenwärtig organiſirt ſind, eben ſo gut erreicht werden, als durch Biſchöfe, man müßte denn annehmen, daß Laien nicht daſſelbe Intereſſe für Rechtgläubigkeit haben könnten, wie Geiſtliche. Der Geſchäftsgang wird bei dem Biſchofe derſelbe bleiben, wie bei den Conſiſtorien. Die Pfarreien einer biſchöflichen Diöceſe werden auch in Dekanate getheilt werden müſſen, es werden Analoga von Archidiakonen und Archipresbyteren einzutreten haben, die Dekane werden ihre Berichte an den Biſchof, die Pfarrer an die Dekane zu machen haben,

die Dekane werden die Pfarreien, die Bischöfe die Dekanate visitiren, und auf das Ergebniß dieser Visitationen hin wird verfügt werden. Sind die Bischöfe rechtgläubige, ihrem Amte gewachsene Männer, werden sie von rechtgläubigen, ihrem Amte gewachsenen Dekanen unterstützt, die die gehörige Aufsicht auf die Pfarrer führen, so wird die Sache gut stehen. Aber es ist ganz derselbe Fall mit den Consistorien. Bestehen diese aus rechtgläubigen, ihrem Amte gewachsenen Männern, sind die Dekane, wie sie seyn sollen, die Pfarrer in der gehörigen Verfassung, so wird alles gut gehen, so weit äußere Einrichtungen einen Erfolg in kirchlichen Dingen bewirken können. Wenn aber nun, wie es doch möglich ist, wenigstens eben so möglich als bei den Consistorien, das Verderbniß unter die Bischöfe käme, wenn es von ihnen aus sich auf die Dekane und Pfarrer verbreitete, welche Hülfe wäre da? Man sagt: Synoden. Auf diesen wird aber nach der Mehrzahl entschieden werden. Wenn nun die Mehrzahl sich für Irrthümer entscheiden sollte, welche Hülfe träte da ein? Der Geist Gottes, sagt man. Als ob dieser in den Consistorien und bei der bisherigen Verfassung nicht eben so gut wirken könnte, und in der That wirkte, als bei einer bischöflichen!

Man kann sich's kaum anders denken, als daß der Wunsch einer rein bischöflichen Verfassung in der Kirche aus Mißtrauen gegen die mitregierenden Laien hervorgegangen ist; denn die andern Laien haben ja auch bei der Consistorialverfassung keinerlei Antheil an der Regierung der Kirche.

Dazu also, daß der rechte Glaube erhalten, daß die Kirche überhaupt ordentlich regiert werde, braucht es keine Aenderung der Consistorialverfassung in die bischöfliche.

Vielleicht aber zur Vertheidigung der protestantischen Kirche gegen die katholische? Man legt hierauf, von den Zeitumständen veranlaßt, ein besonderes Gewicht. Wenn die Kirche, sagt man, ohne alle Zuthat von Laien, die an ihrer Regierung Theil nehmen, ausschließlich von Bischöfen verwaltet wird, wenn diese auf Synoden das Wohl der Kirche berathen, so wird, wenn dies in den einzelnen deutschen protestantischen Kirchen geschieht, denn man hat vor der Hand blos Deutschland im Auge, sich eine protestantische deutsche Gesammtkirche bilden, und diese wird gegen etwaige Bedrückungen mit ganz andrer Kraft auftreten,

als die mit dem Staate verquickte, in ihren Leitern vom Staate vielfach abhängige einzelne Landeskirche.

Das scheint auf den ersten Blick ganz unwiderleglich. Sehen wir es aber doch etwas genauer an. Es ist da blos von den deutschen protestantischen Kirchen die Rede. Nun, diejenigen deutschen protestantischen Kirchen, welche unter einem protestantischen Fürsten stehen, haben von solchen Bedrückungen nichts zu fürchten, und, wie schon nachgewiesen ist, die Regierung der protestantischen Kirche kann in diesen Staaten durch die Consistorien eben so gut und mit demselben Erfolge geführt werden, wie durch Bischöfe. Es blieben also nur diejenigen deutschen protestantischen Kirchen übrig, die unter katholischen Fürsten stehen. Nehmen wir an, daß gegen diese Bedrückungen vorkämen, so können diese Bedrückungen nur darin bestehen, daß die Rechte, welche den Protestanten in den von katholischen Fürsten regierten Ländern durch Gesetze gegeben, oder durch eine Verfassung garantirt sind, verletzt werden. Was wird bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in einem solchen Falle geschehen können? Die Behörden, welchen die Aufsicht über die betreffende Kirche anvertraut ist, werden diese Verletzungen zur Kenntniß der Regierung bringen und Abhülfe verlangen. Wird man sagen wollen, die Glieder dieser Behörden werden dies nicht wagen, weil sie abhängig von der Regierung sind? wird man behaupten, sie werden dies eben deßhalb nicht mit dem gehörigen Nachdruck thun? Wird man annehmen wollen, daß protestantische Laien, in diesem Falle noch überdies Juristen, kein so lebendiges Gefühl für das Recht hätten, als Geistliche? Wird man ein Mißtrauen setzen in das Rechtsgefühl der Fürsten selbst, und zweifeln, daß sie nicht sofort Abhülfe leisten, wenn nachgewiesen ist, daß eine Rechtsverletzung bestehe? Und wird die Lage anders seyn, wenn eine protestantische deutsche Gesammtkirche besteht? Gesetzt, es bestände schon eine, und in einem Theile derselben kämen Rechtsverletzungen vor. Wird die Gesammtkirche einen andern Weg einschlagen können, als den die einzelne Kirche einzuschlagen angewiesen ist, und wird sie einen andern Erfolg bewirken? Sicherlich nicht.

Lassen wir aber diese Fragen, und begnügen uns damit, nachgewiesen zu haben, daß die Aufstellung von Principien eine

Umgeſtaltung der proteſtantiſchen Kirche nicht bewirken werde, oder vielmehr, daß diejenige biſchöfliche Verfaſſung, die wir eben beſprochen haben, die Erfolge nicht haben werde, die man ſich von ihr verſpricht. Die Theorie wird in den beſtehenden Verhältniſſen wenig ändern, es iſt immer die That, welche Erfolge erzielt, und dieſe hat ſich von einer Seite ſchon bemerkenswerth genug hervorgethan. Denn während die Theoretiker ſich angelegen ſeyn laſſen, die Linien zu verzeichnen, nach welchen der Neubau der proteſtantiſchen Kirche aufgeführt, oder Aenderungen in dem beſtehenden Bau derſelben vorgenommen werden ſollen, hat aus der Mitte der lutheriſchen Kirche heraus ſich eine eigene, ſtreng abgeſchiedene Kirche gebildet, und wir lernen aus einer überall verbreiteten Druckſchrift die vollſtändige Organiſation kennen, mit welcher ſie ins Leben getreten iſt. Die Altlutheraner haben ſich als förmliche Kirche conſtituirt. Was bei den Canoniſten nur noch Idee, Wunſch, guter Rath und Bedenken iſt, tritt bei ihnen als vollendete Thatſache hervor. Vom erſten Augenblicke ihres Entſtehens an hat dieſe altlutheriſche Gemeinde die Aufmerkſamkeit der Nachdenkenden in hohem Grade auf ſich gezogen. Sie hatte ihre nächſte Veranlaſſung in dem Wunſche eines frommen Königs, in ſeinem Reiche die Spaltung zwiſchen Lutheranern und Reformirten zu heben, eine Spaltung, die ſo gering ausſah, daß ihre Aufhebung ohne alle weiteren Bewegungen bewirkt werden zu können ſcheinen mußte. In der That hatte man, ſeitdem von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an weniger Gewicht auf die weſentlichen Unterſcheidungslehren beider Kirchen gelegt wurde, eine ſolche Vereinigung für wünſchenswerth gehalten, und es faſt ohne Ausnahme beklagt, daß Luthers Hartnäckigkeit, ſo nannte man es, die Trennung im Zeitalter der Reformation verſchuldet habe. Es würde, glaubte man, blos der Erklärung bedürfen, daß beide Kirchen vereinigt werden ſollten, um dieſe Vereinigung auch ſofort zu bewirken, wenn man nur die Vorſicht gebrauchte, die finanziellen Verhältniſſe der einzelnen Gemeinden ungeſtört zu laſſen. Aber der erſte Verſuch, dieſe, wie man glaubte, noch allgemein verbreitete Anſicht ins Leben zu führen, traf gerade in eine Zeit, da man hie und da auf die weſentlichen Unterſchiede beider Kirchen wieder aufmerkſam geworden war, und durch das Studium der

Streitschriften in der Zeit des heftigsten Kampfes beider Kirchen sich theilweise auf den Standpunkt der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts gestellt hatte. Friedrich Wilhelm III. erfuhr dies. Von einer geringen Anzahl von Geistlichen und ihren Anhängern, welche an der ächten lutherischen Lehre festzuhalten für ihre Gewissenspflicht erachteten, erfolgte ein heftiger, hartnäckiger Widerstand gegen die Union, der durch die strengen Maßnahmen gegen die Widerstrebenden nur heftiger wurde und sich verbreitete. Die Altlutheraner, die in Folge ihres Widerstrebens Entsetzung, Gefängniß, Verbannung zu leiden hatten, erschienen ihren Anhängern als Märtyrer für die Wahrheit und die kleine Gemeinde wuchs durch diese Leiden. Die Geschichte lehrt, daß eine entschiedene Ueberzeugung durch die Hindernisse, die ihr in den Weg gelegt werden, nur fester wird, und es ist häufig bemerkt worden, daß im Kampfe gegen solche Hindernisse sich ein schwärmerisches Element entwickelt, welches den Widerstrebenden selbst verderblich wird. Friedrich Wilhelm IV. wollte seine Unterthanen altlutherischen Bekenntnisses, deren entschiedene Ueberzeugung man ehren mußte, vor dieser Gefahr schützen; in weiser Bedenkung der Verhältnisse gab er ihnen die Freiheit ihres Bekenntnisses. Sofort geriren sich diese Altlutheraner als Kirche. Sie rufen eine Generalsynode aus allen ihren Gemeinden im preußischen Staate zusammen, diese faßt Beschlüsse und veröffentlicht sie durch den Druck, ohne sie vorher der Regierung mitgetheilt und deren Bestätigung eingeholt zu haben. Die Generalsynode hat eine oberste Kirchenbehörde eingesetzt, und man sollte denken, daß den Grundsätzen der lutherischen Canonisten gemäß, die wir oben besprochen haben, eine bischöfliche Verfassung im strengen Sinne von ihnen werde beliebt worden seyn. Wir sehen mit einiger Verwunderung, daß das nicht der Fall ist. Das Oberkirchencollegium der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen (so heißt die oberste Behörde dieser Kirche) besteht aus Räthen, welche zur Hälfte geistlichen und zur Hälfte weltlichen Standes sind, und nur wenn der Direktor weltlich ist (wie denn in diesem Augenblicke ein Jurist dessen Stelle bekleidet), muß ein geistliches Mitglied mehr gewählt werden. Sehen wir auf die Eigenschaften, welche von den Mitgliedern dieses Collegiums gefordert werden, so werden wir auf 1. Tim. 3, 1—7 gewiesen, und

finden, daß dieſe Räthe demnach als Biſchöfe betrachtet werden. Es iſt eine biſchöfliche Verfaſſung, aber mit einem ſo eigenthümlichen Begriff des Biſchofs, daß ſie der Episcopalverfaſſung, deren Hauptzüge wir oben gegeben haben, direkt entgegenſteht. Hier ſind Laien Biſchöfe und die Regierung der Kirche theilt ſich zwiſchen Laien und Geiſtlichen. Aber die weltliche Regierung hat keinen Einfluß auf dieſe Kirche, obgleich dem Könige das Majeſtätsrecht circa sacra vorbehalten wird. Zunächſt wird die oberſte Behörde ganz ſelbſtſtändig von der Kirche gewählt. Die Generalſynode ſchlägt einen oder mehrere Candidaten vor, die geſammte Kirche wählt aus dieſen die Räthe durch Abſtimmung, die Generalſynode hat das Reſultat bekannt zu machen und bei Stimmengleichheit zu entſcheiden.

Die Beſtätigung des Staates wird für die Gewählten, ſo weit es erforderlich iſt, eingeholt, die Synode oder das Oberkirchencollegium gibt die Beſtallung. Die Geſchäftsbehandlung in dem Oberkirchencollegium iſt durchaus collegialiſch, ſein Wirkungskreis faßt den der Oberconſiſtorien und der Miniſterien des Kultus zuſammen; denn in ſeinen Händen liegt die allgemeine Leitung und Verwaltung des Kirchen- und Schulweſens der evangeliſch-lutheriſchen Kirche im preußiſchen Staate. Es hat die Aufſicht auf reine Lehre und ſittlichen Wandel, es beſtätigt die von den Gemeinden gewählten Prediger, es erhält Anzeige von den von der Gemeinde gewählten Vorſtehern und Schullehrern und genehmigt die Beſchlüſſe der einzelnen Gemeinden über ihren Gottesdienſt und ihre Verfaſſung, es ertheilt die Diſpenſationen, es übt die Cenſur, es beruft die Generalſynoden und muß Anzeige erhalten, wenn Partikularſynoden gehalten werden ſollen, deren Berathungsgegenſtände müſſen ihr vorgelegt werden, und es ſendet einen Commiſſär dazu, der erforderlichen Falls die Synode auflöſen kann, es vertritt die Kirche im Verhältniß zum Staate. Wenn man dieſes Verhältniß des Oberkirchencollegiums bedenkt, ſo wird man an die Macht der alten Patriarchen erinnert, betrachtet man aber die Einrichtung der Gemeinden, ſo iſt dies eine ganz andere, als in der Kirche des Mittelalters. In den Gemeinden nämlich finden wir neben den Geiſtlichen Vorſteher. Die Beſtimmungen über das Amt dieſer Vorſteher ſind mit der größten Sorgfalt

bedacht, es iſt eine eigenthümliche Vereinigung der Presbyterialverfaſſung und der alten lutheriſchen Kirchenverfaſſung, welche durch die Entſtehungsart dieſer altlutheriſchen Kirche bedingt erſcheint. Die Gemeinden nämlich, welche die Union nicht annahmen und dadurch ihre Geiſtlichen verloren, wählten aus ihrer Mitte Männer, welche ſie regierten und mit Ausnahme des Predigtamtes die Geiſtlichen vertraten. Dieſen Gemeindevorſtehern beſonders iſt die Erhaltung der altlutheriſchen Kirche zu danken, und ſie ſollen beibehalten werden, nicht nur dieſer ihrer Verdienſte wegen, ſondern auch deßhalb, weil ſie ein analoges Vorbild in apoſtoliſchen Einrichtungen haben, weil ihre Anſtellung dem Glaubensbekenntniſſe nicht widerſpricht, und weil ſie zum Theil, mehr oder weniger ausgebildet, in der lutheriſchen Kirche ſchon vorhanden und von den bewährteſten Lehrern dieſer Kirche von jeher gewünſcht worden ſind. Dieſe Vorſteher nun ſtehen, den Beſchlüſſen der Generalſynode von 1841 zufolge, aus welchen wir unſere Kenntniß der Einrichtungen der altlutheriſchen Kirche überhaupt geſchöpft haben, in dem innigſten Verhältniſſe zu den Paſtoren der Gemeinden. Mit dieſen Paſtoren haben ſie über die Reinheit der Lehre und über die Aufrechthaltung der allgemeinen Kirchenordnung und der Gemeindeordnung zu wachen, ihnen liegt die ſpecielle Seelſorge und die Kirchenzucht ob, ſie nehmen mit Beiſtimmung der Gemeinde neue Glieder in dieſelbe auf, ſie verwalten das Kirchenvermögen oder beaufſichtigen dieſe Verwaltung, ſie überwachen die Armen- und Krankenpflege oder üben ſie ſelbſt, und vertreten die Gemeinde nach außen in allen den Fällen, in welchen nicht eine ausnahmsweiſe Vertretung eintritt, ſie präſentiren die neuen Paſtoren zur Wahl, wählen die Deputirten zur Synode und ſind für den Miſſionszweck und theilweiſe für die Schulen thätig.

Wenn dieſer ausgedehnte Wirkungskreis der Vorſteher die Stellung der Paſtoren zu beeinträchtigen ſcheint, ſo wahren andere Beſtimmungen dieſe Stellung und laſſen die Vorſteher nur mit dem Paſtor als wirkſam erſcheinen. Sie vertreten die Gemeinde dem Paſtor gegenüber nicht, ſie beaufſichtigen den Paſtor nicht, ſondern wie dieſer verwalten ſie ihr Amt in Gottes Namen, nicht als Vertreter der Gemeinde; ſie vertreten aber auch den Paſtor nicht der Gemeinde gegenüber, ſondern er ſteht an ihrer

Spitze und beaufſichtigt ſie; im Verkehr mit andern Gemeinden können ſie nur mit dem Paſtor thätig ſeyn. Nur wenn kein Paſtor da iſt, oder wenn ein Grund zur Beſchwerde über den Paſtor vorhanden iſt, ſind ſie berechtigt, ſelbſtſtändig als Collegium zu handeln. In dem Kirchencollegium aber, das ſie mit dem Paſtor unter deſſen Vorſitz bilden, gilt Stimmenmehrheit und der Paſtor entſcheidet bei Stimmengleichheit.

Wir übergehen, was im Einzelnen über Kirchenzucht, Kultus und Schulweſen beſtimmt iſt, um über den Punkt einige Worte zu ſagen, der die Tendenz dieſer Kirche beſonders bezeichnet, wir meinen die Beſtimmungen über die gemiſchten Ehen. Die Ehen eines Lutheraners mit dem Gliede einer andern Kirche werden zwar nicht als durchaus ſündlich und von Gott verboten angeſehen, aber ſie werden doch als höchſt ſeelengefährlich, als Verbindungen bezeichnet, von denen man abmahnen muß; die Geiſtlichen haben dahin zu wirken, daß ſie allmählig ganz aufhören, und zu dieſem Zwecke ſollen die feierlichen Verlöbniſſe wieder eingeführt und dadurch den Paſtoren und Vorſtehern Gelegenheit gegeben werden, wirkſam abzumahnen. Mitglieder des Oberkirchencollegiums, Paſtoren, Vorſteher und Schullehrer dürfen, ſo lange ſie im Amte ſind, durchaus keine gemiſchte Ehe eingehen.

Es iſt offenbar, daß durch dieſe Beſtimmungen die altlutheriſche Kirche ſich aufs ſtrengſte von jeder andern Kirche ſcheidet, und daß ſie das thut in der Ueberzeugung, daß in ihr allein die Seligkeit erlangt werden könne. Sie ſtellt ſich in dieſer Beziehung ganz der katholiſchen Kirche gleich, und muß die feſte Ueberzeugung haben, daß, da am Ende der Zeiten nur eine Heerde und ein Hirte ſeyn ſoll, alle andern Kirchen ſich in die altlutheriſche auflöſen müſſen. So hat dieſe in alle Verhältniſſe tief eingreifende Frage von den gemiſchten Ehen, die kaum zwiſchen Katholiken und Proteſtanten einigermaßen beſchwichtigt iſt, eine weitere Ausdehnung erhalten, und macht ſich nun zwiſchen Altlutheranern, Unirten und Reformirten geltend. Zunächſt freilich ſtrebt die altlutheriſche Kirche blos darnach, die unirte Kirche Preußens in ſich aufzunehmen, und ſie hat ſich in ſchwachen Anfängen zwar, aber doch in Anfängen über einen Theil der preußiſchen Provinzen von Schleſien aus, wo ihre Hauptſtärke

und in Breslau der Sitz ihres Oberkirchencollegiums ist, verbreitet. Diese Verbreitung hat sie zum Theil dem Drucke zu verdanken, unter welchem sie sich von ihrer Entstehung an bis jetzt befand; ob sie, bei der Thätigkeit, welche in der unirten Kirche herrscht und die in Bezug auf Wiedereinsetzung des Positiven in seine Rechte parallel mit den Bestrebungen der Altlutheraner geht, sich weiter verbreiten, ob nicht gerade ihre vollständige Abschließung ihrer Ausbreitung hinderlich seyn werde, steht in Frage. Um aber diese Frage mit einiger Sicherheit beantworten zu können, muß man den Zustand der lutherischen Kirche, und die Aussichten, die sich auf den Grund der in ihr bestehenden theologischen Richtungen ermitteln lassen, genauer ins Auge fassen.

Wirft man nun zu diesem Zwecke einen Blick auf das von einer Unzahl von Arbeitern wimmelnde Feld der lutherischen Theologie, und sucht sich da zurechtzufinden und eine Uebersicht zu gewinnen, um auf den Grund dieser Uebersicht sich ein haltbares Urtheil über die Zukunft der Kirche zu bilden, so scheint es kaum möglich, der da herrschenden Verwirrung durch die Betrachtung Meister zu werden. Man muß es indeß doch versuchen. Faßt man zuerst das Allgemeinste ins Auge, so ist vor allem klar, daß zwei Bestrebungen auf diesem Felde einander geradezu entgegenstehen: die eine, welche den ganzen positiven Gehalt der Offenbarung als Mythe beseitigen, die darauf gegründeten Glaubensbekenntnisse wegschaffen und die auf den Glaubensbekenntnissen ruhende Kirche abthun will, um eine Gemeinde der Vernunftreligion, man sieht nicht recht in welcher Weise, zu gründen; die andere, welche den wörtlichen Inhalt der biblischen Schriften festhält, die vollkommene Uebereinstimmung der Glaubensbekenntnisse mit diesem Inhalte vertheidigt und behauptet, daß eine neue, strenge Ordnung der Kirche auf den Grund des Inhalts der biblischen Schriften und der Glaubensbekenntnisse mit rücksichtsloser Ausscheidung alles Abweichenden hergestellt werden müsse. Zwischen diesen beiden Aeußersten, den Altlutheranern und der extremen Fraktion der jungen Hegelianer, liegt eine kaum zu übersehende Menge von Ansichten in der Mitte, die sich zum Theil mehr nach der ersten, zum Theil mehr nach der zweiten Seite neigen. Die Vertreter aller dieser Ansichten wünschen ohne Zweifel, jeder für sich, daß die seinige herrschend

die ſpiritualiſtiſchen Uebertreibungen, wenn man die Asceſe der Mönche, den Cölibat der Prieſter, die Gelübde, Faſten u. ſ. w. ſo nennen will, durch die Exceſſe der Sinnlichkeit hervorgerufen wurden, wenn ſchon es nicht gerade die geeignetſten Mittel ſeyn mochten, dieſe mit Erfolg zu bekämpfen und zu zügeln; einzuſehen, daß der Geiſt nur nicht überall kräftig und ſtark genug war, um die Macht der Sinnlichkeit zu bewältigen; daß die ſich geiſtig Geberdenden häufig vom Fleiſch getrieben wurden (eine gewiſſe Art von Hypokriſie iſt freilich erſt durch das Chriſtenthum möglich geworden, aber bei welchem Gut iſt nicht Mißbrauch möglich?); einzuſehen endlich, daß der Werth und die Würde der Einzelnen wie der Nationen bedingt iſt durch den Grad, in welchem das Ideelle, Geiſtige — das Natürliche ſich unterworfen und dienſtbar gemacht hat. Aber Heine ſcheint überhaupt vom Geiſt und vom Fleiſch ziemlich rohe Vorſtellungen zu haben, und etwa ſo zu argumentiren: die Materie, das Fleiſch, an ſich iſt unvernünftig und bewußtlos — alſo kann es auch nicht ſündigen; es iſt heilig, iſt göttlich. Wenn daher in der Welt geſündigt wird, wenn ein Schuldbewußtſeyn, ein Zwieſpalt entſteht — wer ſonſt iſt daran ſchuld als — der Geiſt? Und doch, o Greuel! will man für die Sünden, oder vielmehr für das, was der Geiſt in ſeinem Wahn für Sünden anſieht, das arme Fleiſch durch Entbehrung und Kaſteiung büßen laſſen! Dagegen empört ſich das Rechtsgefühl Heines! Er nimmt ſich des Fleiſches an und behauptet: Nicht das Fleiſch, ſondern der Geiſt iſt nichts nütze; nicht das Auge oder die Hand ärgere ihn, ſondern der Geiſt, und dieſen hält er für angemeſſen, weg zuwerfen; er ſieht ihn als eine Krankheit an, etwa wie die Perle eine Krankheit der Muſchel iſt, als einen Fiebertraum, deſſen man durch das wahre Leben der Sinnlichkeit ſich zu entſchlagen ſuchen muß, ſobald er ernſt und ängſtlich zu werden beginnt, und dem man nur nachhängt, ſo lange er luſtige, ergötzliche Bilder bringt und die Genüſſe und Freude der Sinne fortſetzt und potenzirt. Wäre nicht der Geiſt mit ſeinem Wahn und ſeinen Anmaßungen, denkt Heine, ſo wäre die Natur und das Leben ganz heilig und göttlich; darum gebührt es ſich, ihn einzuſchränken, und ihn nur als Diener und Freund des Fleiſches gelten und walten zu laſſen. Aus dem relativen durch richtige Unterordnung zu verſöhnenden Gegenſatz von Geiſt und Fleiſch im Chriſtenthum macht Heine

werde, aber nur einige gehen mit Energie und Entſchloſſenheit praktiſch auf ihr Ziel los, ihre Anſichten allgemein zu machen und ins Leben zu führen. Sucht man ſich nun darüber zu unterrichten, welche Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs jede dieſer einzelnen Beſtrebungen habe, ſo könnte man ſich verſucht fühlen, über den Zuſtand zunächſt der deutſchen evangeliſchen Kirche nach dem gegenwärtigen Zuſtande der theologiſchen Literatur und nach den Richtungen zu urtheilen, welche die Theologen, deren Stimmen im Publikum vernommen werden, und denen die Bildung der Seelſorger obliegt, verfolgen. In der That unterliegt es keinem Zweifel, daß die Beſchaffenheit der Seelſorger von dem größten Einfluß auf die Gemeinden iſt, und daß, da die Gemeinden die Kirche ausmachen und deren religiöſer Zuſtand zum großen Theile von ihren Lehrern abhängt, man nur dieſe Lehrer ins Auge faſſen dürfe, um über die Zukunft der Kirche Klarheit zu gewinnen. Man könnte nach der Weiſe von Charles Dupin ſtatiſtiſche Tabellen entwerfen, die Lehrer der Theologie und die theologiſchen Schriftſteller unter verſchiedene Kategorien ſtellen, ihren Einfluß berechnen, die Wirkung der verſchiedenen Fraktionen der Rationaliſten, der Supranaturaliſten und Orthodoxen in Zahlen faſſen und dadurch eine Art Reſultat erlangen. So könnte man thun, und es iſt nicht zu verkennen, daß bei der Betrachtung des Standes der Kirche überhaupt Berechnungen ſolcher Art nicht ganz außer Acht gelaſſen werden dürfen. Die vorwiegenden Lehrer der verſchiedenen theologiſchen Fakultäten geben den Univerſitäten ſelbſt eine eigene Phyſiognomie, welche bei den bedeutenderen ſehr ſcharf und deutlich ausgeprägt iſt, und es iſt unzweifelhaft, daß die Art der Bildung der Theologie Studirenden auf die Gemeinden von ſehr großem Einfluſſe ſeyn muß. Eben ſo iſt nicht zu beſtreiten, daß die verſchiedenen Richtungen der theologiſchen Literatur ihr Publikum haben, welches die Grundſätze und Belehrungen der Schriften dieſer Richtung ſich aneignet und im Leben geltend macht. Sieht man ſich nun zu dieſem Behufe auf den proteſtantiſchen deutſchen Univerſitäten um, ſo nimmt man wahr, daß von den Lehrern der Theologie, die auf denſelben thätig ſind, die verſchiedenſten theologiſchen Richtungen vertreten werden. Die theologiſchen Fakultäten dieſer Univerſitäten haben zunächſt die Aufgabe, die

Theologen des Landes oder der Provinz, der ſie angehören, zu bilden; ob ihr Einfluß weiter auf die geſammte deutſch-proteſtantiſche Kirche geht, das hängt theils von der Berühmtheit ihrer Lehrer, welche Theologen aus allen deutſchen Landen zu ihren Lehrſtühlen führt, theils von ihrer ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, theils von dem Zuſammenhang ab, in welchem ſie mit dem eigentlich wirkenden Agens der Kirche ſtehen, von welchem wir ſpäter einige Worte werden ſagen müſſen. Betrachtet man die Univerſitäten von jenem zuerſt angegebenen Geſichtspunkt aus, ſo influirt Königsberg zunächſt nur Oſtpreußen, die heſſiſchen Univerſitäten nur die heſſiſchen Lande, Greifswalde Pommern, Roſtock die mecklenburgiſchen Gebiete; in Göttingen ſtudiren vorzugsweiſe Hannoveraner, in Tübingen Würtemberger, in Heidelberg Badener, in Erlangen Bayern Theologie; Bonn iſt auf die Rheinpreußen, Jena und Leipzig ſind auf die Sachſen angewieſen. Unter der Wirkſamkeit dieſer Univerſitäten iſt aber ſelbſt wieder ein großer Unterſchied. Man ſieht auf den erſten Blick, daß in Berlin, wo ſich aus allen preußiſchen Provinzen und aus dem Auslande Theologie Studirende zuſammenfinden, die Gegenſätze der theologiſchen Richtungen beſonders bedeutend hervortreten, daß in Halle daſſelbe der Fall iſt, daß in Tübingen die philoſophiſche Richtung, in Erlangen die exegetiſche dominirt. Die Wirkſamkeit dieſer Univerſitäten hängt aber nicht ſowohl von der theologiſchen Richtung der einzelnen Lehrer, auch nicht allein von der Gelehrſamkeit und Lehrgabe derſelben, ſondern zumeiſt von der Hingebung der Zuhörer an ſie und ihre Richtung ab, und dieſe Hingebung hat dann wieder in einer allgemein verbreiteten Stimmung ihren Grund, welche Lehrer und Zuhörer gleich beherrſcht. Denn der Studirende nimmt nicht willenlos und unthätig das ihm Dargebotene auf, um es unverändert bei ſich zu behalten oder weiter zu verbreiten, vielmehr nimmt er entſchieden Partie; mit der ganzen Friſche des jugendlichen Herzens wirft er ſich in die eine oder in die andre Richtung, und denkt und arbeitet für dieſelbe. Wie in früheren Zeiten die patriotiſch deutſche Richtung ihn vorzugsweiſe in Beſchlag nahm, wie er dafür ſchwärmte und wirkte, und dabei immer den Blick aufs Leben und auf die praktiſche Thätigkeit gerichtet hielt, ſo hat er nun, da das politiſche Intereſſe zurückgetreten iſt, und das

kirchliche ſich in den Vordergrund geſtellt hat, ſeine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, und die Parteien, die er auf dem kirchlichen Felde ſich bewegen ſieht, erregen ſeine Aufmerkſamkeit, und je nach Lebensgang, Anlage und Stimmung, ſeine Liebe oder ſeinen Haß. Was die Lehrer bewegt, klingt mit ſtärkeren Schwingungen durch ſeine Bruſt, bei den friſcheren Pulſen ſeiner Jugend erwärmt er ſich noch ſchneller für dieſe oder jene Seite. Da iſt dann das gegenſeitige Aufeinanderwirken der Jünglinge ſelbſt von größter Bedeutung. Sieht man in ihre Kreiſe hinein, ſo erblickt man die lebendigſte Bewegung; die theologiſchen, die kirchlichen Gegenſtände werden da mit Eifer, mit Lebendigkeit und Hartnäckigkeit durchgeſprochen. Ueberall liegt die Ausſicht auf die praktiſche Wirkſamkeit zu Grunde; die Talentvollen leiten und geben den Ton an, die Auctorität geliebter Lehrer entſcheidet. Wie bedeutungsreich dieſe Jugend für den künftigen Zuſtand der Kirche iſt, iſt leicht zu ermeſſen. Dieſe Jünglinge ſind es, die den electriſchen Funken der theologiſchen Begeiſterung durchs Vaterland tragen. Nun ſind die Univerſitäten nicht mehr abgeſchloſſen, ſo daß jede auf ſich beſchränkt wäre, und über ihren Kreis hinaus nicht wirken könnte. Der Beſuch von andern Univerſitäten, wenn auch nur durch Einzelne, bindet die Gleichgeſinnten zuſammen; es iſt eine Wirkung, die ſich über die ganze proteſtantiſche Kirche erſtreckt. Man wird unwillkürlich an die Bewegung der erſten Reformationszeit erinnert, da aus allen Ländern lernbegierige Jünglinge und Männer nach Wittenberg ſtrömten, dort die neue Lehre ſich aneigneten und ins Vaterland zurückgekehrt, Verkündiger derſelben in ihren Kreiſen wurden; auch die Zeit um den Schluß des vorvorigen und den Anfang des vorigen Jahrhunderts bietet eine Analogie dar, da Halle einen Theil der Theologie Studirenden anzog, und Wittenberg die Auctorität derjenigen wurde, welche die pietiſtiſche Bildung der Hallenſer mißbilligten. Wenn man ſich erinnert, welche bedeutende perſönliche Wirkſamkeit nach dieſer Seite hin von einigen berühmten Theologen unſrer Zeit ausgegangen iſt und ausgeht, ſo wird man die Analogie begreiflich finden.

Dieſe Wirkſamkeit würde aber nicht ſo bedeutend werden können, wenn ſie ſich auf die Theologen allein erſtreckte, und wenn ſie nicht in beſonderen Anſtalten kräftige Förderungsmittel

fände. Beides hängt aufs genaueste zusammen. Einem großen Theile der Laien hat sich ein theologisches Interesse mitgetheilt, und sie nehmen lebhaften Theil an den Verhandlungen über dogmatische Fragen, weil diese nicht leer und todt bleiben, sondern in die innigste Verbindung mit liebevoller menschenfreundlicher Wirksamkeit gesetzt sind. — Mit dem ersten Wiederaufwachen des kirchlichen Interesses hat sich die Theilnahme an den Missionen erhoben. Die protestantische Kirche hatte nur vereinzelte Anstalten dafür, welche, wie viel auch von England, von Halle und von Dänemark aus für die Heidenbekehrung gewirkt wurde, mit den großartigen und umfassenden Anstalten der katholischen Kirche in keinen Vergleich gestellt werden konnten. Da begann von England aus eine frischere Thätigkeit am Ende des vorigen Jahrhunderts, sie theilte sich dem Festlande mit, und der Gedanke, die ganze Erde mit einem großen, zusammenhängenden Netze protestantischer Missionen zu bedecken, kam zur Sprache und sofort wurde auch Hand an die Ausführung gelegt, und das mit einem solchen Eifer und einer so ernstlich und so besonnen zusammenwirkenden Thätigkeit, daß seine Verwirklichung ganz nahe ist. Diese Missionssache ist das erste bedeutende äußere Band für diejenigen geworden, welche einen neuen Zustand der Kirche auf den Grund einer gläubigen Theologie herbeizuführen bestrebt waren. Aus den Missionsvereinen ist diese Thätigkeit zuerst fast allein hervorgegangen, an sie haben sich die jüngeren Kräfte angeschlossen; sie waren das Gefäß, welches alles Gleichgesinnte aufnahm und in einer wahrhaften, gründlichen Begeisterung vereinigte. An sie schlossen sich die Anstalten für Bibelverbreitung an, die von dem gleichen Sinne ausgegangen, eine staunenswerthe Ausbildung gewonnen haben. Theologen und Laien nahmen gleicherweise an dieser Begeisterung Theil. Sie führte, und das ist besonders wichtig, den Blick der Theilnehmer über den nächsten Kreis hinaus, und gab jedem Einzelnen das Bewußtseyn einer ausgedehnten Wirksamkeit. Man konnte sich sagen, daß man jeder an seinem Theile, auch mit dem kleinsten Beitrage, auch mit der an sich geringen persönlichen Thätigkeit, ein Mitarbeiter an der Vollendung des großen Baues sey, den Jesus selbst bei seiner Verheißung von einer Kirche unter einem Hirten im Auge gehabt hatte. Die Berichte der Missionäre,

die Zuſammenkünfte der Miſſions- und Bibelvereine hielten das Intereſſe fortdauernd lebendig; mit der ganzen Welt fand man ſich in Verbindung und Beziehung. Es war natürlich, daß die Theilnahme an einem ſo großen Werke die einzelnen Theilnehmer auf einen höhern Standpunkt ſtellen, ihnen ein kräftiges Gefühl des Zuſammenhangs mit einer großen Gemeinſchaft geben mußte. Die außerordentliche Wirkſamkeit dieſer Vereine mußte zu der Ueberzeugung führen, wie wichtig die Idee der Aſſociation überhaupt für kirchliche Zwecke, wie brauchbar ſie für dieſelben ſey. Es konnte nicht fehlen, daß man ſich daran erinnerte, was alles die katholiſche Kirche durch Aſſociationen gewirkt, was in ihr z. B., um von der ſtaunenswerthen Wirkſamkeit der Orden abzuſehen, die Brüderſchaften geleiſtet hatten. Von dem Gedanken geleitet, daß alles Gute der katholiſchen Kirche ein Eigenthum der Kirche überhaupt ſey, verſuchte man, dieſe Form, nach evangeliſchen Grundſätzen modificirt, in die proteſtantiſche Kirche überzutragen. Die ſegensreiche Anſtalt der barmherzigen Brüder und Schweſtern konnte in entſprechender Form auch der proteſtantiſchen Kirche angeeignet werden, man nahm ſich der verwahrloſten Kinder durch eigne Bewahranſtalten an, die Wohlthätigkeit wurde organiſirt. Alles dies geſchah im Zuſammenhang, von einer Vereinigung aus, mit der Stärke zuſammenwirkender Kräfte. Nun war aber dieſe äußere Thätigkeit durchaus von einer innern Glaubensüberzeugung ausgegangen; dieſe zu erhalten, zu ſtärken, zu beleben und zu verbreiten, erſchienen Vereine gleichfalls aufs Höchſte geeignet. Man hatte ein Vorbild in der proteſtantiſchen Kirche. Es waren jene frommen Verſammlungen, jene vielbeſprochenen Conventikel, die im Gefolge von Speners Thätigkeit ſich gebildet hatten, welche nothwendig in irgend einer Form wiederkehren mußten, wenn das Bedürfniß, ſich gegenſeitig in ſeinen Ueberzeugungen zu ſtärken und gemachte Erfahrungen mitzutheilen, erwacht war. Dieſe Vereine mit verſchiedenen Geſtaltungen, in der Hauptrichtung aber durchaus einig, ſchufen eine Stimmung, welche bei den Theologen, die an denſelben Theil nahmen, auch auf die gelehrte Wirkſamkeit den entſchiedenſten Einfluß äußern mußte. So war es auch. Die Geſtalt der neuen Theologie, die jetzt noch in der Bildung begriffen iſt, aber ſicheren Schrittes vorſchreitet, iſt aus ihnen hervorgegangen.

Mit Beſtimmtheit hatten die Jünglinge, deren religiöſe Bildung in ſolchen Umgebungen begann, ſich allen rationaliſtiſchen Negationen entgegengeſetzt. Der Glaube an das Wort der Schrift, an die wörtliche Offenbarung war die Baſis, auf der ihre geſammte Ueberzeugung ſich erbaute. Und dieſe Ueberzeugung war nicht eine bloße Verſtandesüberzeugung, wie ſie der einſame Denker ſich verſchafft, ſondern ſie hing mit dem Leben zuſammen, ſie ruhte auf Erfahrungen, und wurde von einer lebendigen Thätigkeit getragen. Sieht man die Entwicklung der neuen Theologie von dieſem Geſichtspunkt aus an, ſo werden die Einzelnheiten derſelben verſtändlich. Sie iſt zunächſt im Gegenſatze gegen rationaliſtiſche Richtungen entſtanden, und bekämpft dieſe fortwährend, indeß ſie mit einer poſitiven Begründung der theologiſchen Wiſſenſchaft beſchäftigt iſt. Sie hat die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft zu Hülfe genommen, und ſtrebt, die innige Verbindung der Theorie mit der praktiſchen Wirkſamkeit feſtzuhalten; ſie dringt auf Uebereinſtimmung mit den ſymboliſchen Schriften der Kirche.

Sehen wir zuerſt die exegetiſche Thätigkeit an, die aus dieſen Prämiſſen hervorgehen muß, ſo macht ſie die Forderung, am Worte der Schrift feſtzuhalten, deſſen einfachen Sinn überall zu ermitteln, und dadurch den Stoff der wiſſenſchaftlichen Theologie vorzubereiten. Dabei nun iſt nöthig, daß über die Schriften ſelbſt, welche das Wort Gottes enthalten, kein Zweifel beſtehe. Die neuere Theologie fand aber dieſe Schriften mit geringer Ausnahme alle angezweifelt. Sie mußte vorerſt die Authenticität der heiligen Schriften feſtſtellen. Die ganze Arbeit, welche ſeit Richard Simons kühnen Aeußerungen, die Semler in der proteſtantiſchen Kirche bekannt machte, ſich auf die Kritik der bibliſchen Bücher gerichtet hatte, mußte geprüft, und da ſie ſich großentheils als negirend und deſtructiv erwieſen hatte, umgethan werden. Ehe man dieſe Arbeit gethan, ehe man die feſte Ueberzeugung hatte, daß jene Zweifel ungegründet ſeyen, war auf wiſſenſchaftlichem Wege kein ſicherer Schritt zu thun. Hier zuerſt reichte die philologiſche Kritik, von Meiſtern gehandhabt, und aus der Verkümmerung, in die ſie in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerathen war, heraus wieder zu Kraft und Gedeihen gebracht, die unterſtützende Hand. Der Glaube

zwar bedurfte dieſer Beweiſe nicht; ihm war die Aechtheit der heiligen Schriften an ſich gewiß, das aber ſchloß die Forſchung nicht aus; man handelte hier nach jenem Worte Anſelms, dem man eine weitere Deutung gab, daß derjenige keineswegs zu tadeln ſey, der, im Glauben befeſtigt, nach den Gründen des Glaubens frage, die Arbeit früherer Forſcher ſchließe das Streben der ſpäter lebenden nicht aus, ſey ja die Wahrheit ſo weit und tief, daß der Sterbliche darauf verzichten müſſe, ſie zu erſchöpfen. Nach dieſem Grundſatze handelte man. In der Sicherheit des Glaubens ging man an die wiſſenſchaftliche Forſchung, überzeugt, daß dieſe, nach ihren feſtbeſtimmten Geſetzen geführt, zu keinen Reſultaten gelangen könne, die den Glauben gefährdeten.

Indem man die vollkommene Aechtheit und Glaubwürdigkeit ſämmtlicher bibliſcher Schriften annahm, und dieſe Schriften im Ganzen und Einzelnen als von Gott eingegeben betrachtete, hatte man einen unermeßlich reichen Stoff der Auslegung, der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung, der praktiſchen Anwendung, und zwar zunächſt der Auslegung. Hier kam es darauf an, die Geſetze der wiſſenſchaftlichen Interpretation, wie die Philologie ſie aufgeſtellt hatte, gewiſſenhaft auf die heilige Schrift überzutragen, und dieſer zu Gute kommen zu laſſen, was man für ungerecht halten würde, den Profanſchriftſtellern zu verſagen, zugleich aber den Grundſatz der Realerklärung geltend zu machen, daß das Verſtändniß der Worte von dem Verſtändniß des Sinnes, und dieſer von der Verwandtſchaft des Geiſtes des Auslegers mit dem des Schriftſtellers abhängig ſey. Das letzte war durch die Rückkehr zum Glauben gegeben, die grammatiſch hiſtoriſche Interpretation aber erhielt die förderlichſte Hülfe durch ein in weiteſter Ausdehnung belebtes Sprachſtudium. Die Forſchungen über allgemeine Grammatik, die Bearbeitung des Semitiſchen, beſonders durch den ehrwürdigen Sylveſtre de Sacy, die gründlichen und feinen Unterſuchungen von Geſenius, Ewalds Arbeiten, gaben eine grammatiſche Grundlage für das alte Teſtament, die neugeſchaffene Grammatik der Sprache des neuen Teſtaments für dieſes. Jede neue Erwerbung auf dieſen Feldern wurde für die Exegeſe in Anſpruch genommen; die hiſtoriſchen Studien, die vermehrten Reiſen ſchloſſen den bibliſchen Orient mehr und mehr auf. Dieſe Erweiterung exegetiſcher Hülfsmittel

würde weniger ins Allgemeine gewirkt haben, wenn sie nicht mit einer durchgreifenden Veränderung des philologischen Schulunterrichts zusammengetroffen wäre, der gründlicher und umfassender wurde. Das Griechische, früher nur nothdürftig und in oberflächlicher Weise getrieben, wurde ein Hauptgegenstand des Unterrichts, und auf dem Grunde der Hermannschen Reformation der griechischen Grammatik wuchs eine kaum übersehbare Fülle grammatischer Untersuchungen auf, welche in ihren Resultaten den Schülern zu Gute kamen, die Interpretation der Classiker förderten, und den Standpunkt der aus den Gymnasien auf die Universitäten tretenden Jünglinge in dieser Beziehung ganz und gar veränderten. Die lateinische Grammatik so wie die hebräische hielten gleichen Schritt mit der griechischen. In diesen drei Sprachen gründlich unterrichtete und wohlgeschulte Leute kamen auf die Universitäten, wandten das in den Schulen Erworbene an, erkannten mit Leichtigkeit das Unzureichende und Halbe der bisherigen Schriftauslegung, und gingen mit Eifer daran, der eine diesen, der andere jenen Theil des großen Feldes zu untersuchen und zu reinigen. Da nun die ersten Gründer der wahren Methode rüstig fortwirkten, da die von ihnen Gebildeten nach und nach in die Reihen der Schriftsteller und auf die Lehrstühle der Schulen und Universitäten gelangten, und die richtigen Grundsätze mit überzeugender Kraft von einer stets wachsenden Mehrheit ausgesprochen wurden, so gelangten sie bald zu weitester Wirksamkeit. Man konnte von keiner Seite mehr auf Anerkennung rechnen, wenn man in der früheren läßlichen Weise die Auslegung betreiben wollte; alle Parteien, die rationalistische wie die andere, erkannten es als unerläßlich, die Exegese nur in ihrer schärfsten wissenschaftlich festgestellten Weise zu üben. Aus der früheren Unbestimmtheit heraus, deren Wesen man nirgends packen konnte, und bei der dem Betrachter der Inhalt in wandelbaren Schein zerfloß, hatte man sich zu einer Bestimmtheit gerettet, die nicht mehr von einem subjectiven Meinen und Vermuthen, sondern von allgemein anerkannten Gesetzen abhing. In der Anwendung dieser Gesetze konnte man abweichen, und in dieser Beziehung konnte die Controverse fortdauern, und sie dauert auch fort; aber ein fester, bestimmter biblischer Inhalt war denn doch gewonnen, die wissenschaftliche und die practische

Theologie hatten wieder einen festen Boden. Die Art der Anwendung des auf philologischem Wege gewonnenen Stoffes hing nun zunächst davon ab, ob die wissenschaftlichen Bearbeiter desselben ihn als von Gott gegeben und wahr, also als einen Gegenstand unbedingten Glaubens nahmen, oder ob über das in der Schrift Gegebene selbst ein weiterer Richter angenommen wurde, ob man sich dafür entschied, daß zwar der Inhalt der heiligen Schrift aufs gewissenhafteste philologisch zu ermitteln sey, dann aber die Prüfung einzutreten habe, in wie weit dieser in rechter Weise ermittelte Inhalt der weitern wissenschaftlichen Bearbeitung als Grundlage dienen dürfe. Die verschiedene Beantwortung dieser Frage trennt die beiden theologischen Hauptparteien, und man muß sich von den manchfaltigen Modificationen, in welchen diese Beantwortung auftritt, nicht irren lassen, man muß nicht eine verschiedene Grundansicht vermuthen, weil die verschiedenen Schattirungen der positiven Theologen sich selbst gegenseitig auf dem wissenschaftlichen Felde bekämpfen. Diese Bekämpfung findet in der That statt. Es ist Kampf gewesen zwischen den Verfechtern des ächten und ursprünglichen Lutherthums, Rudelbach und Guerike einerseits und dem Altlutheraner Scheibel andererseits; Hengstenberg, so kräftig er die positive Ansicht gegen höheren und gemeinen Rationalismus vertritt, kann deßwegen seinen Ansichten im Einzelnen auch bei den in Bezug auf Rechtgläubigkeit ganz mit ihm übereinstimmenden Theologen doch nicht durchweg Geltung verschaffen; mit der bittersten Strenge wird z. E. seine Ansicht von den Weissagungen von vollkommen orthodoxen Schriftstellern bekämpft. Niemand stellt in Abrede, daß Julius Müller zu den rechtgläubigen Theologen gehöre, und doch stehen im Ganzen mit ihm gleich Gesinnte nicht an, ihm vorzuwerfen, daß er in der Lehre von der Sünde das Rechte nicht getroffen habe; an den Ansichten des gläubig und segensreich wirkenden Rieß findet die strenge Orthodoxie manches auszusetzen; Tholucks Betrachtungsweise theologischer Gegenstände scheint vielen zu frei und liberal, und Neanders irenisches Bestreben möchte man von vielen Seiten beseitigt wissen. Alle diese Theologen aber kommen darin überein, daß man die antipositiven Richtungen auf dem Grunde der Schrift, in welcher das einzige Normativ für theologisches

Urtheil liege, zu bekämpfen habe. Hierin ſtehen ſie alle für einen Mann, ſo ſehr ſie auch in den einzelnen Forſchungen und den Reſultaten derſelben auseinander gehen mögen. Der Glaube an die Offenbarung, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Beſſerung in kirchlichen Dingen, iſt ihnen allen gemein; hierin erkennen ſich alle als Mitarbeiter an einem und demſelben Werke; ihre wiſſenſchaftlichen Differenzen ſind eben nur die Ergebniſſe des allgemein zugeſtandenen Rechtes freier wiſſenſchaftlicher Forſchung.

Bei den Theologen der andern Seite iſt es derſelbe Fall. In Bezug auf ihren Hauptgrundſatz gehören auch ſie zuſammen, aber bei ihnen tritt die Scheidung der Einzelnen und treten die Modifikationen der Grundanſicht noch ſchärfer hervor. So entſchieden und ſelbſtbewußt ſich auch die Hegelſche Theologie von den Fortſetzern der Schleiermacherſchen und von dieſer ſelbſt, und ſo wegwerfend ſie ſich von der ſtreng-rationaliſtiſchen Bretſchneiders und Wegſcheiders und Röhrs ſcheidet, und ſo ernſt und beſtimmt auch die Schleiermacherſche Theologie jede Verwandtſchaft mit dem vulgären Rationalismus, wie ſie ihn nennt, in Abrede ſtellt, darin ſtimmen doch alle Theologen dieſer Seite überein, daß die Vernunft der Maßſtab auch für die Beurtheilung der göttlichen Wahrheit ſey, wenn ſie auch unter Vernunft ſehr Verſchiedenes verſtehen und Hegelianer und Anhänger Schleiermachers gleich ſehr den gemeinen Menſchenverſtand des rationalismus vulgaris perhorresciren.

Die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Entwicklung der Theologie halten die Theologen beider Seiten feſt, und wenn ein oberflächlicher Beobachter dies von Seite der poſitiven oder orthodoxen Theologen in Zweifel zu ſtellen verſucht ſeyn ſollte, weil der gemeine Sprachgebrauch Myſtiker und Orthodoxen und Obſcuranten zuſammenwirft, und als Gegner des Rationalismus der Feindſchaft gegen die Vernunft bezüchtigt, ſo dürfte man ihn nur auf die Schärfe aufmerkſam machen, mit welcher eben dieſe orthodoxen Theologen ſich von den Pietiſten und Myſtikern als den Verfechtern der ſubjektiven Gefühlstheologie ſcheiden, und den objektiven Gehalt der Lehre gegen die Annahme eines innern Wortes als einziger Religionsquelle geltend zu machen ſich angelegen ſeyn laſſen. Die orthodoxe Theologie kann ohne

einen absolut feindseligen, und indem er diesen, mit Recht, verwirft, statuirt er eine Identität, bei welcher das Ideelle verschlungen wird von der Sinnlichkeit, so daß ihm eine Collision beider nicht denkbar ist, oder nothwendig mit der Aufopferung des geistigen Princips endigen muß. So hofft auch Heine eine Wiederbringung aller Dinge, einen neuen Himmel und eine neue Erde, „weil wir alle Consequenzen jenes absoluten Spiritualismus jetzt so ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht.“ „Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindiciren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgarten.“ Was jedoch in diesen Stellen als schon eingetreten beschrieben wird, schilderte er ein Jahr früher noch als zukünftig: „Einst, wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen ihnen gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichen und schönen Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmungen, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind. Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher seyn als wir!“ — Ungern widerstehen wir der sehr lockenden Versuchung, diese Worte zu commentiren, diese im Ton eines enthusiastischen Philanthropen vorgetragenen Prophezeihungen eines berauschten und verzückten Sensualisten! Nur Schade, daß nach der Theorie des Sensualismus die Prophezeihungen und Visionen bloß aus dem Magen aufsteigen, und deßhalb wohl wenig Hoffnung zu ihrer Realisirung vorhanden ist; vielleicht hatte sich Heine sehr gütlich gethan, ehe er diesen wohlwollenden Passus schrieb; aber wenn er das harte Brod der Verbannung kaut, wird er nicht so menschenfreundlich träumen. Wiederum nach einer guten Mahlzeit muß er Folgendes geschrieben haben: „Vergebens ist all Euer (der Priester) Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod

Wiſſenſchaft gar nicht beſtehen. Von Quäkeriſcher Verwerfung der Wiſſenſchaft, die bei den heterodoxen Myſtikern von jeher Freunde gefunden hat, kann bei ihnen ſo wenig die Rede ſeyn, daß ſie dieſelbe vielmehr aufs ſtärkſte bekämpfen. Sie ſtehen mit dieſer Bekämpfung ganz auf dem Standpunkt der rechtgläubigen Myſtiker des Mittelalters, die gegen häretiſche Myſtiker ihre kirchliche Myſtik zu vertreten hatten, und eben ſo wie die neuern lutheriſchen Orthodoxen ein Hauptgewicht auf den Begriff der Kirche legen.

In einem Punkte treffen die orthodoxen Theologen bei conſequenter Verfolgung ihrer Grundſätze auf bedeutende Schwierigkeiten. Sie fordern einerſeits, daß die Lehre aus der heiligen Schrift geſchöpft werde, und vertheidigen doch auf der andern Seite die ſymboliſche Feſtſtellung der Lehre. Indem ſie eine fortſchreitende Entwicklung annehmen, müſſen ſie zugeſtehen, daß die ſpätere Zeit in Erkenntniß des Einzelnen vorgeſchritten ſey, daß die Anſicht der Reformatoren nicht in allen Stücken gleich bindend ſeyn könne, um ſo weniger, da einzelne Dogmen bei den Reformatoren nicht zur Unterſuchung gekommen, andere, die offenbar in der heiligen Schrift liegen und von der früheſten Kirche hervorgehoben wurden, von den Reformatoren in Berückſichtigung der Verhältniſſe bei Seite gelaſſen worden ſind, ohne daß ſie dadurch aufhörten, Schriftdogmen zu ſeyn und das Recht zur Aufnahme in ein wiſſenſchaftliches Dogmenſyſtem zu haben. Sollte man die Behandlung dieſer Dogmen bei Seite laſſen, ſollte man die lutheriſche Theologie einzig und allein aus dem Inhalte der ſymboliſchen Bücher conſtruiren? Niemand denkt daran. Vielmehr hat eben die neue lutheriſche Dogmatik den Schrifteninhalt in ſeinem ganzen Umfange zu Grunde gelegt, und denſelben, wie er wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt iſt, in viel weiterer Ausdehnung zur Quelle der wiſſenſchaftlichen Theologie gemacht, als dies je vorher der Fall geweſen iſt. Sie unterſcheidet ganz beſtimmt die ſymboliſchen Bücher als Norm für die Kirchenlehre und die wiſſenſchaftliche Arbeit dogmatiſcher Forſchung, und hier kommt ihr ein anderer Grundſatz zu gute, der die neuere wiſſenſchaftliche Theologie der lutheriſchen Kirche ganz beſonders charakteriſirt. Sie betrachtet ſich nämlich keineswegs als abgeſchnitten von der theologiſchen Entwicklung, welche vor der Reformation

ſtattgefunden hat, ſondern in demſelben Sinne, in welchem die Augsburgiſche Confeſſion das ganze Glaubensſyſtem der alten Kirche, inſofern es der heiligen Schrift gemäß war (und dieſes Syſtem iſt doch das Reſultat einer durch Jahrhunderte durchgehenden Entwicklung), annahm, in demſelben Sinne giebt die neue Theologie ihr Eigenthumsrecht auf jene frühere Entwicklung der Theologie nicht auf; ſie nimmt (ſo behauptet ſie) dieſe Entwicklung an, ſie ſetzt ſie fort, und vertritt in dieſer Fortſetzung die rechtgläubige, die wahre Kirche von der apoſtoliſchen Zeit an. In dieſem Punkte gerade ſetzt ſie ſich den neuern katholiſchen Polemikern entgegen, welche die lutheriſche Theologie als etwas Neues, von der alten Theologie ganz und gar Losgeriſſenes darſtellen. Mit Nachdruck behauptet ſie, daß ſie eben die alte und wahre Theologie ſey, und ſie fügt hinzu, daß die katholiſche Kirche ſelbſt erſt ſeit der tridentiniſchen Kirchenverſammlung von jener alten Kirchenlehre vollſtändig abgewichen ſey. So gehören alſo die Kirchenväter und die ſcholaſtiſchen Theologen des Mittelalters auch ihr an, der ganze, reiche Stoff theologiſcher Entwicklung, der ſich in den Jahrhunderten ſeit der Apoſtelzeit geſammelt hat, iſt auch ihr Eigenthum, und dem oben angeführten Grundſatze Anſelms gemäß, fühlt ſie ſich vollkommen frei und berechtigt, die wiſſenſchaftliche Entwicklung auf dem Grunde des Glaubens fortzuſetzen, und daraus erklärt es ſich, wie ſie eben auf jene Dogmen, welche die Reformatoren unbearbeitet ließen, mit beſonderem Eifer ihre Unterſuchungen wendet. Wie dies mit dem Dogma von der Kirche der Fall geweſen ſey, iſt bereits beſprochen worden; die Lehre von der Offenbarung und Inſpiration gehört gleichfalls in dieſe Claſſe, eben ſo iſt die Lehre vom tauſendjährigen Reiche, als eine wirklich in der Schrift enthaltene, von vielen Seiten anerkannt. Wenn man die Conſequenzen aus dieſen Lehren mit Entſchloſſenheit zieht, wenn man die Fülle exegetiſcher Hülfsmittel und einen genügenden Scharfſinn auf die Erklärung der betreffenden bibliſchen Stellen wendet, ſo kann es nicht fehlen, die ſo erweiterte Theologie muß, da im Syſtem eines das andere bedingt, eines mit dem andern ſteht oder fällt, eine andere Geſtalt erhalten, als die frühere. Wenn, um nur eines anzuführen, die früher als orthodox anerkannten lutheriſchen Theologen, wie Reinhard und

Morus, die Erzählung vom Zuſtande der erſten Aeltern mit einer gewiſſen Schüchternheit in Beziehung auf die Erklärung der Einzelnheiten behandelten, und es für hinreichend hielten, an dem Satze feſtzuhalten, daß der verderbte Zuſtand des Menſchengeſchlechts von der Verführung und dem Falle herrühre, und daß darin der Grund der Erbſünde zu finden ſey, ſo hält die neuere Theologie gerade das Einzelne in dieſer Erzählung mit der größten Schärfe feſt und wendet allen Scharfſinn der Erklärung auf daſſelbe. Sie tritt damit allen früheren Erklärungen geradezu entgegen. Da ſie nun auch einen vollkommenen Zuſtand des Menſchengeſchlechts am Ende der Zeiten ſchon hier auf Erden annimmt, und dieſen Zuſtand jenem ganz gleich ſetzt, in welchem ſich Adam vor der Schöpfung des Weibes befand, da der ganze Gang ihrer Entwicklungen auf dieſes Ziel zuſtrebt, und aus dem Anfang das Ende, und aus beiden alles Dazwiſchenliegende ſich erklären muß, ſo iſt leicht einzuſehen, welche Aenderung von Grund aus die ganze Dogmatik dadurch erleiden muß. Bemerkenswerth iſt dabei noch die Rückkehr zu dem Principe, von dem die mittelalterliche Dogmatik ausging, dem Principe des Realismus nämlich, von dem aus ſich z. B. die Lehre von der Erbſünde mit der Freiheit des einzelnen Menſchen unſchwer vereinigt.

Die Vollſtändigkeit der Darlegung des bibliſchen Glaubensinhaltes iſt die Hauptforderung dieſer neuen Theologie. Das hat einer ihrer kräftigſten Vertreter mit vollkommener Klarheit ausgeſprochen. Ein wiſſenſchaftliches Syſtem der chriſtlichen Lehre, ſo äußert ſich Beck, dürfe nicht nur größere oder kleinere Partheien, welche für die Schule, oder eine beſtimmte Kirche, oder ſonſtige Zeitanſprüche beſonderes Intereſſe haben, aus dem Kreiſe der chriſtlichen Lehre auswählen, und für einen ſolchen Kreisausſchnitt einen paſſenden Einheitspunkt aufſtellen, ſondern ſie müſſe das ganze Lehrgebiet auch in denjenigen Theilen in ſich aufnehmen, welche ſich den beſtehenden Richtungen und Anſichten weder als nothwendig, noch als glaubwürdig empfehlen, dem ungeachtet aber wirklich in der chriſtlichen Lehre, wie ſie überliefert iſt, vorhanden ſeyen. Denn es handle ſich nicht darum, das, was wir oder unſere Zeitgenoſſen geneigt ſeyen, noch für Chriſtenthum oder für Wahrheit gelten zu laſſen, dieſes nur als

chriſtliches Lehrſyſtem aufzuſtellen, das Uebrige mit ſogenannter hiſtoriſcher oder philoſophiſcher Kritik auszuſcheiden; wer würde ein ſolches Verfahren z. E. bei einem Darſteller des in den Schriften Platos niedergelegten Syſtems recht finden? Die Aufgabe ſey die: diejenige Lehre in ihrem ganzen Umfang und in treuem Abbild wiſſenſchaftlich darzuſtellen, welche nun einmal die in unſerer heiligen Schrift zuſammengefaßten Bücher enthalten. Dies vollſtändig und treu zu thun, hänge zunächſt gar nicht von der Frage ab, welchem Verfaſſer und welcher Zeit man dieſe Bücher zuſchreibe, und was für einen Werth man ihrem Inhalte beilege; ſie ſeyen einmal da als Ganzes, hätten einen beſtimmten Inhalt, und es frage ſich nur, was dieſer Inhalt wiſſenſchaftlich dargeſtellt ſey? Ob dann der vollſtändig und treu wiedergegebene Inhalt auch als Wahrheit ganz oder nur theilweiſe wolle angenommen werden, dieſe Frage bei ſich ſelbſt auszumachen, habe jede Perſon und jede Zeit das Recht, nicht aber das Recht habe Jemand, den in ſeinem kritiſchen Siebe übrig gebliebenen Reſt mit dem Namen bibliſches Chriſtenthum zu taufen, oder es überhaupt Chriſtenthum zu heißen; denn dieſes datire ſich hiſtoriſch nur aus dieſen bibliſchen Quellen her; eine davon abweichende Doktrin möge ſich unter ihrem eigenen Namen geben, möge ſich aber nicht einen ſolchen aneignen, der einmal der Schrift urſprünglich angehöre, ob man ſie nun für heilige Wahrheit oder myſtiſche Dichtung halte. Dies nun, die chriſtliche Lehre, wie ſie einmal faktiſch in der Schrift gegeben ſey, vollſtändig und treu wiederzugeben auch in der wiſſenſchaftlichen Form, ſey, abgeſehen von Glauben oder Unglauben, das einfachſte Geſetz, wenn überhaupt das bibliſche Chriſtenthum dargeſtellt werden ſolle. Die Fragen: wie ſtimmt das mit meiner Kirche, meiner Schulüberzeugung, meinem Zeitbewußtſeyn, dieſer oder jener Philoſophie und dergleichen, dürften ſich nicht in das Erforſchen und Darſtellen der bibliſchen Lehre kritiſch einmiſchen, und ſo dieſelbe verſtümmeln oder ſonſt alteriren, ſondern ob man ſelbſt oder andere zum Ja dieſer Bücher auch Ja und Amen ſagen wollten oder nicht, darüber entſcheide eine abgeſonderte Prüfung. So viel ergäbe ſich alſo, abgeſehen davon, ob wir als Gläubige oder Ungläubige mit der Darſtellung der chriſtlichen Lehre uns befaßten; allein in der Wirklichkeit befänden

wir uns nicht in dieser abstrakten Stellung; namentlich bestehe in der Kirche bereits der Glaube an die in der Schrift niedergelegte Lehre, als an die göttliche Wahrheit, und dieser Glaube eben habe das lebendige Interesse, diese Lehre auch wissenschaftlich für den Glauben darzustellen. Den Glauben mache ferner die christliche Lehre selbst zur Bedingung eines ihren heiligen Geist erfassenden Verstehens. Wenn daher eine nicht gläubige Darstellung der christlichen Lehre auch das Gesetz der Vollständigkeit und Treue respektire, werde sie es doch nicht zur wesentlichen Verständigung mit dem Geiste des Christenthums bringen, — wenn auch noch so geschichts- und worttreu, doch nicht geistesgetreu seyn können, eben daher auch nicht im Stande seyn, ein solches Gebäude der christlichen Lehre hinzustellen, welches von ihrem eigenen Lebensgeist beseelt, bis in die Fundamente und in die einzelnen Theile ihren Wahrheitsbau klar und fest hinstellte. Dieses sey bedingt vor allem durch das Maß und die Treue des Glaubens, gläubiger Schriftbenützung und gläubiger Erfahrung; einer solchen Darstellung werde und müsse der Unglaube immer vorwerfen, daß sie aus biblischen Thatsachen und Worten mehr mache, als darin sey, weil sie auf einem geistigen Verständnisse beruhe, welches dem Unglauben eben so unzugänglich sey, wie dem Nichtphilosophen das geistige Verständniß eines philosophischen Werkes, einem prosaischen Menschen das eines Dichters; und aus demselben Grunde müsse der Glaube an ungläubigen Darstellungen der christlichen Lehre rügen, daß sie aus den Thatsachen und Werken desselben weniger machen, als sie geben, weil dieselben dem Unglauben nur ein äußerliches Objekt seyen, dessen Erscheinungsseite wohl ihm zugänglich sey, aber nicht sein geistiger Inhalt. Dieser Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben liege in der Natur der Sache und werde durch keine gegenseitigen Concessionen ausgeglichen, es sey und bleibe eine ganz verschiedene Gesichtsaxe, von welcher aus ein und dasselbe Objekt betrachtet werde; der Glaube möge also in seinem Werke bleiben, wachen und schaffen, daß er auf dem ihm gegebenen Grunde Silber, Gold und Edelsteine baue, und die andern sein Erbautes immerhin für Heu, Stroh und Stoppeln ausgeben und das Ihre bauen lassen; der Tag werde beides klar machen, das Feuer darüber richten, nicht menschlicher

aus den zahllosen Berichten, nach sorglichster Abwägung baut sich ihm, so weit seine Kräfte reichen, das wahre Bild dieser Vergangenheit auf, er beschreibt dieses Bild, er erzählt, was er gesehen. Sein Urtheil wird bei der Forschung nur zur Entscheidung zwischen verschiedenen Berichten, zur Auffindung des Wahren in diesen Berichten, in Anspruch genommen, es ist das kritische Urtheil, die unentbehrliche Hilfe der Forschung. Nach geschlossener Forschung, nach erstattetem Bericht urtheilt er, als Historiker, nicht; er bereitet den Stoff für das Urtheil über das Berichtete vor. Die Geschichte, also auch die Kirchengeschichte, urtheilt nicht, sie stellt dar; je reiner, je objektiver sie darstellt, desto besser hat sie ihren Beruf erfüllt, ein richtiges Urtheil möglich zu machen. Das Urtheil ist das Resultat der Vergleichung des Geschehenen mit der eigenen Ueberzeugung. Nach dieser Ueberzeugung stimmt jeder sein Urtheil, der Grad der Richtigkeit dieses Urtheils wird sich nach dem Grade der Richtigkeit der Ueberzeugung bemessen. Daß das Verglichene aber in seinem Wesen richtig dargelegt werde, daß durch unrichtige Darstellung die Vergleichung nicht schief werde, das ist Sache der Geschichte. Der Urtheilende fragt: Wie hat jener oder wie haben jene gedacht? Ihm dies scharf, genau, bestimmt zu sagen, nimmt die Geschichte auf sich; der Urtheilende aber sagt (in einer oder der andern, in milderer oder strengerer Form): er hat nicht gedacht, wie ich denke, also hat er falsch gedacht. Dieses Urtheil hat nicht die Geschichte, sondern der Urtheilende hat es zu vertreten. Die Geschichte stellt eine Einrichtung, eine Anstalt dar, der Urtheilende erklärt sie nach dem Grade seines Wissens für gut oder schlecht, und hat dieses sein Urtheil zu vertheidigen oder zu rechtfertigen. Das Streben nach einer klaren, unbefangenen Darlegung des geschichtlichen Stoffes hat man Indifferentismus genannt, weil man nicht unterschieden hat, daß die Darlegung und das Urtheil über das Dargelegte zwei verschiedene Dinge sind, weil man es sich, wie es scheint, nicht denken konnte, daß der gewissenhafte Forscher und Erzähler auch sein eigenes Urtheil haben könne, daß er es aber für Gewissenspflicht halten müsse, dies als Historiker nicht hervortreten zu lassen, und daß man alle Wahrheit der Geschichte aufheben würde, wenn man etwas anderes von ihm forbern wollte, als

eben dieſes. Der Geſchichtſchreiber mit dem Tone der Ereiferung, mit den rhetoriſchen Ausbrüchen von Liebe und Haß wird leicht den Argwohn hervorrufen, daß Liebe und Haß und Ereiferung auch auf ſeine Forſchung eingewirkt haben könnten; aus der einfachen, auf dem Grunde gewiſſenhafter Forſchung ruhenden Erzählung dagegen wird die Empfindung, der Eindruck des Rechten und Wahren, des Unrechten und Falſchen rein hervorgehen, und die am Geſammtgange des geſchichtlichen Lebens theilnehmende Seele des Erzählers wird auch in der objektiv einfachſten Erzählung dem unbefangenen Leſer unverborgen bleiben.

Die Ruhe hiſtoriſcher Betrachtung ſtimmt die Seele mild; in Zeiten heftiger Bewegung, lebendigen Streites muß dieſe Milde als Kälte erſcheinen, den andringenden Forderungen der Parteien gegenüber wird ſich der objektive Darſteller dem Vorwurfe der Gleichgültigkeit ſchwer entziehen können. Dem Kirchenhiſtoriker wird dies um ſo weniger möglich ſeyn, da eben die Kirchengeſchichte von Anfang an einen polemiſchen Charakter behauptet hat, da ſie als Waffe zum Angriff, als Mittel zur Rechtfertigung beſtehender Zuſtände erwachſen iſt. Die magdeburgiſchen Centurien, mit denen die Geſchichte der Kirchengeſchichte beginnt, ſind eine hiſtoriſche Apologie der Reformation, im heftigſten Kampfe mit der katholiſchen Kirche entſtanden, die Annalen des Baronius haben die Rechtfertigung dieſer Kirche gegen die Angriffe der Centurien zum Ziele. Arnold rechtfertigt die Häretiker und Myſtiker jeder Periode gegen die Verunglimpfung (wie er es anſieht) der gewaltig herrſchenden Kirche; das Gefühl erlittenen Drucks von Seite der orthodoxen Lutheraner ſeiner Zeit gibt ſeinem leidenſchaftlichen Werke die Stimmung. Mosheim hat mit umfaſſender Gelehrſamkeit, mit vorwiegendem Scharfſinn geforſcht, mit einer Milde des Urtheils, die ihm viele Vorwürfe zugezogen hat; Semler hat reformirend in die Behandlung der Kirchengeſchichte einzuwirken geſtrebt, das praktiſche Chriſtenthum und die Form der Kirchenlehre in allen Zeiten wohl zu unterſcheiden war ſeine Forderung an den Kirchenhiſtoriker. Dieſer Mann, der am Anfange ſeiner Laufbahn ſich von den älteren orthodoxen Theologen als heterodox mußte anklagen laſſen, ſah ſich am Ende derſelben in dem Falle, gegen

leichtfertige Angriffe auf das Chriſtenthum mit Strenge aufzutreten, und ſich zu den Obſcuranten zählen zu laſſen. Neanders mild abwägende Weiſe thut nicht allen Genüge. Die kirchengeſchichtliche Forſchung und Darſtellung dieſer Zeit hat neue Wege eingeſchlagen. Hiebei iſt ſie von der Fülle zuſtrömenden, geſichteten Materials und von der ſicherer gewordenen hiſtoriſchen und philologiſchen Kritik auf unverkennbare Weiſe unterſtützt. Zunächſt wenden ſich die Arbeiter, welche dieſen neuen Weg einſchlagen, tadelnd gegen die unmittelbaren Vorgänger. Ihre Grundlage iſt eine andere, ſo muß auch der auf derſelben aufgeführte Bau eine andere Geſtalt erhalten. Sie haben ſich mit beſonderer Liebe auf die erſten Jahrhunderte der Kirche geworfen. Die frühere Forſchung fand dort in Beziehung auf die Entwicklung der Kirchenverfaſſung Analogieen mit jüdiſchen Inſtituten, rückſichtlich der Lehre Einwirkung fremder Elemente, in den Quellen Unſicherheit, in den Schilderungen des Lebens Uebertreibung, in der wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Theologie die Richtungen verſchieden gearteter Schulen, die dieſen Anfängen verſchiedenartige Farbe und Form gegeben hätten. Sie rechtfertigten ihre Anſicht von Kirchenverfaſſung durch eine Darſtellung jener erſten Kirchenverfaſſung, welche dieſe derjenigen, die ſie ſelbſt vorzogen, am ähnlichſten erſcheinen ließ; ſie legten ein Gewicht auf die fremden Beſtandtheile, die in die Lehre gekommen, um eine neuere Entwicklung, eben die von ihnen gebilligte, nahe an die urſprüngliche zu ſetzen; ſie hoben das Subjektive in der Behandlung der Theologie jener Zeiten hervor, um die ähnliche, die ſie ſelbſt übten, zu rechtfertigen, und benutzten das Vorurtheil von der Unſicherheit der Quellen, um ihre Behauptungen durch Vermuthungen ſtützen zu können. Dieſe Vorwürfe machen die neuen Arbeiter den früheren, und finden ſich bewogen, einen ganz entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen.

Es iſt bereits erwähnt worden, wie die Vertheidiger des Episcopalſyſtems verſucht haben nachzuweiſen, daß daſſelbe in der apoſtoliſchen Zeit in den Verordnungen Jeſu und in den Verfügungen der Apoſtel ſeinen Grund habe, und ſich in den drei erſten Jahrhunderten dem entſprechend gebildet habe. Dadurch iſt die alte Controverſe zwiſchen den Vertheidigern der Presbyterial- und denen der Episcopalverfaſſung wieder rege geworden,

und wird abermals auf dem hiſtoriſchen Felde ausgefochten. In allen andern eben angeführten Punkten iſt ein gleich kräftiger Widerſpruch gegen die früheren Annahmen laut geworden. Eine Einwirkung fremder Elemente, welche verunreinigend und verwirrend die Kirchenlehre ſelbſt afficirt hätte, wird unbedingt geläugnet, die Quellen werden kritiſch unterſucht und nachgewieſen, in wie weit ſie zuverläſſig ſind, dasjenige aber, was aus den Quellen, die ſich als zuverläſſig erwieſen haben, geſchöpft iſt, wird feſtgehalten und als Grund weiterer Entwicklung benutzt. Indem durch die kritiſche Sichtung Vertrauen auf die gewonnenen Reſultate erwächst, behandelt man auch mit Sicherheit die Nachrichten über den ſittlichen Zuſtand der Gemeinden der erſten Jahrhunderte. Die Annahme verſchiedener Schulen, durch deren verſchiedenartige Wirkſamkeit ſich die Theologie jener Zeiten gebildet habe, wird als unhaltbare Hypotheſe beſeitigt, und eine vollkommen gleiche Theologie der bedeutenderen Väter aus der zweiten Hälfte des zweiten und der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts behauptet.

Die Tendenz, welche ſich in dieſen Arbeiten kund gibt, muß ſich in der Behandlung der ganzen Kirchengeſchichte fortſetzen. Sie ſetzt ſich auch fort. Indem man die ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche als die Norm der Lehre feſthält, muß man auch die Beſtimmungen, welche die öcumeniſchen Concilien über die Lehre von der Dreieinigkeit und von der Perſon Chriſti gegeben haben, annehmen, weil ſie einen integrirenden Theil der ſymboliſchen Bücher ausmachen, und kann demzufolge diejenigen nicht für rechtgläubig gelten laſſen, gegen welche dieſe Concilien ſich ausgeſprochen und im Gegenſatz gegen dogmatiſche Abweichungen ihre Beſtimmungen gegeben haben. Diejenigen, welche als Vertheidiger der Orthodoxie in den durch die öcumeniſchen Concilien geſchlichteten Streitigkeiten aufgetreten ſind, müſſen in ihrer Rechtgläubigkeit anerkannt, die Heterodoxie ihrer Gegner darf nicht bezweifelt werden. Nun war es aber, um ein Beiſpiel zu geben, in der Dogmengeſchichte gewöhnlich geworden, den Unterſchied zwiſchen Cyrillus und Neſtorius ſo darzuſtellen, als ob es nur ein Unterſchied im Ausdruck geweſen wäre, als ob im Grunde beide Lehrer daſſelbe in Bezug auf die Vereinigung der Naturen in Chriſto angenommen hätten,

und ſchönem Fleiſch. Die Menſchheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale . . . Die nächſte Aufgabe iſt: geſund zu werden; denn wir fühlen uns noch ſehr ſchwach in den Gliedern. Die heiligen Vampire des Mittelalters haben uns ſo viel Lebensblut ausgeſaugt. Und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten Beleidigungen verzeihe. Denn das Chriſtenthum, unfähig, die Materie zu vernichten, hat ſie überall fletrirt, es hat die edelſten Genüſſe herabgewürdigt und die Sinne mußten heucheln, und es entſtand Lüge und Sünde. Wir müſſen unſern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unſre Gedanken müſſen wir durchräuchern, wie nach einer Peſt. Der nächſte Zweck aller unſerer neuen Inſtitutionen iſt die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinſetzung derſelben in ihre Würde, ihre moraliſche Anerkennung, ihre religiöſe Heiligung, ihre Verſöhnung mit dem Geiſte. . . Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volks, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Wir wollen keine Sanskülotten ſeyn, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präſidenten; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeeligter Götter. Ihr (die Republikaner) verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien —“ Heinrich IV. König von Frankreich war in der That ein in ſeinen Wünſchen und Hoffnungen recht armſeliger und knickeriger Fürſt, wenn er den Vorſatz ausſprach, zu bewirken: daß jeder Bauer in Frankreich wöchentlich ſein Huhn im Topf haben ſolle! Wie wird dieſer geizige König Heinrich beſchämt von Heinrich Heine, welcher ein ganzes Volk von Königen ſtiftet, die alle herrlich und in Freuden, von Nektar und Ambroſia leben, ſich in Wollüſten wälzen und Purpurmäntel tragen! Wir fragen: hat Heine etwa, wie der Römer Lucullus, eine Garderobe von zehntauſend Purpurmänteln, hat er etwa ſchon eine Lieferung nach Deutſchland geſchickt, oder theilt er ſie in Frankreich aus? Hat er dem Volke ſchon ſolche Feſte gegeben, wie er ſie verlangt und ſchildert? Ohne Zweifel ja! man erinnere ſich nur, daß er von ſich ſagt: „Ich bin Volk!“ Das übrige Volk mag ſich mit den guten Wünſchen begnügen, einſtweilen die „verdrießliche Beläſtigung“ des Chriſtenthums ſich

und als ob nur die Herrſchſucht, der Neid und der Ketzerhaß des Cyrillus den Streit veranlaßt und ſo folgenreich gemacht hätte. Wäre dies der Fall, ſo würde das Wort „neſtorianiſch," mit dem man eine beſtimmte dogmatiſche Abweichung bezeichnet, ohne Sinn ſeyn, und die lutheriſche Kirche hätte die Antitheſis einer Ketzerei angenommen, die nicht exiſtirte. Es liegt alſo im Intereſſe der Rechtgläubigkeit, die frühere Anſicht zu bekämpfen, den Unterſchied zwiſchen Cyrillus und Neſtorius hervorzuheben, die Heterodoxie des letzteren nachzuweiſen und die Orthodoxie des erſteren im Einzelnen aufzuzeigen. Dies wird geſchehen.

Es iſt dies ein einzelner Fall von vielen. Durch die ganze Dogmengeſchichte wird dieſe Umkehrung durchgehen. Beſonders klar zeigt ſich die Einwirkung der beſtimmten Faſſung eines Dogma's auf die Beleuchtung, welche durch dieſelbe einzelne Partieen der Kirchengeſchichte erhalten, wenn man die ſogenannten reformatoriſchen Beſtrebungen am Ende des zwölften Jahrhunderts bis zum Anfange der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformation ins Auge faßt. Einer Anſicht, welche in der Kirche des Mittelalters nur das Verderbniß ſah, welche die Hierarchie als ſolche verwarf, mußten Männer und Parteien gefallen, welche gegen dieſe Hierarchie ſich erklärten und in ihr den Hauptquell der Verderbniß der Kirche erblickten und ſtraften. Die ſittliche Einfachheit der Waldenſer, ihr Beſtreben, alles auf bibliſche Lehren und Einrichtungen zurückzuführen, ihr zu jeder Aufopferung bereiter Muth wurde geprieſen; man lobte es, daß ſie ſich gegen alle Einnahmen und Privilegien des Clerus erklärten, daß ſie die äußere Heiligkeit kirchlicher Orte läugneten, daß ſie die Prieſter für ihren Unterhalt auf ihrer Hände Arbeit verwieſen; man erhob ſie, daß ſie gegen Glaubenszwang, gegen Hinrichtungen von Ketzern, gegen Concilien ſich erklärten, daß ſie behaupteten, die äußere Taufe ſey ohne Wirkung, daß ſie keine laſterhaften Prieſter wollten, und das ausſchließliche Abſolutionsrecht der Prieſter in Frage ſtellten. Sie hatten den Satz vom allgemeinen Prieſterthum der Chriſten in practiſche Uebung geſetzt. Man erkannte in ihnen die Vorläufer einer ächten Reformation. Nicht ſo diejenigen, für welche die Kirche als Anſtalt eine neue Bedeutung erhalten hatte, welche die Hierarchie (nicht die römiſche, wohl aber die Hierarchie, wie ſie dieſelbe aus den apoſtoliſchen

Schriften und aus der Praxis der alten Kirche herleiteten) als einen wesentlichen Theil der Anordnungen Christi betrachteten. Ihnen muß das antikirchliche und antihierarchische Bestreben der Waldenser anstößig erscheinen, und bei ihnen bleibt von dem Lobe, das die Früheren diesen Reformatoren gegeben hatten, nichts übrig, als ihr Eifer für die Verbreitung der Schrift in der Landessprache, ihre biblische Predigt und ihre strenge sittliche Zucht. Was den Waldensern in dieser Hinsicht an Lob abging, konnte den Wykliffiten und Hussiten nicht bleiben; sie wie alle Vorgänger der Reformation trifft der Vorwurf der Unkirchlichkeit. So sehr ist von einem einzigen Gedanken aus die ganze Ansicht einer der anziehendsten Partieen der Kirchengeschichte des Mittelalters verändert worden, und wie nahe dieser Gedanke mit den Apologieen Gregors des Siebenten und Innocentius des Dritten zusammenhängt, so wie mit der ganzen veränderten Ansicht von den kirchlichen Zuständen des Mittelalters, liegt am Tage. Das Mittelalter gehört auch zur Vorzeit der protestantischen Kirche, in diesem Lichte betrachtet muß es eine andere Stimmung einflößen, als wenn man sich von ihm abgeschnitten ansah, und die ganze in den mittelalterlichen Jahrhunderten vor sich gegangene Entwicklung negirte.

Wenn so die sämmtlichen theologischen Wissenschaften nach derselben Richtung hin bearbeitet, Auslegung, systematische Theologie und Kirchengeschichte nach einem und demselben Grundsatze umgestaltet werden, so muß dieser Grundsatz auch auf die practische Theologie seinen Einfluß äußern. Die Zucht, die Seelsorge, die Predigt, der Cultus, muß diesen Einfluß empfinden. So wird denn der Bann wieder eingeführt werden müssen, und die verschiedenen Vorbereitungen und Stufen desselben von der brüderlichen Ermahnung an bis zur völligen Ausschließung aus der Kirche werden wieder erscheinen, wie dies in den Gemeinden der Altlutheraner bereits geschehen ist. Die Seelsorge wird sich nicht mehr blos auf die Predigt und die Verwaltung der Sacramente erstrecken, sondern allgemeiner, als dies in den letzten Zeiten geschehen ist, durch specielle Einwirkung bei Hausbesuchen und Krankenbesuchen sich kund thun. Die Predigt wird nicht mehr in dem Sinne Haupttheil des Gottesdienstes seyn, daß die Liturgie vor ihr ganz in den Hintergrund tritt, sondern

sie wird nur einen Theil der neuen Gottesdienstordnung ausmachen, und die Liturgie wird wie in der bischöflichen englischen Kirche an Ausdehnung gewinnen. Es ist in dieser Beziehung schon bedeutend vorgearbeitet worden, man ist auf die Liturgieen der alten Kirche, die einen Schatz vortrefflicher Formeln enthalten, zurückgegangen, der große Agendenstreit in Preußen hat die Theilnahme an diesem Gegenstande allgemein gemacht. Eine besonders dankenswerthe Frucht dieser Bestrebungen ist die erfolgreiche Sorge, die man auf das Kirchenlied und den Kirchengesang gewandt hat. Die ganze Fülle der herrlichen alten Lieder unserer Kirche ist uns in der zuverlässigsten Gestalt dargeboten worden, die fähigsten und tüchtigsten Männer arbeiten für die Geschichte des Choralgesangs.

Versuchen wir nun, nachdem wir das Einzelne besprochen haben, uns das Resultat, das aus den erwähnten Arbeiten hervorgehen soll, zu vergegenwärtigen. Zunächst werden die jüngeren Theologen, nach den besprochenen Grundsätzen gebildet, das auf den Universitäten erworbene Maaß theologischer Kenntnisse in das practische Leben bringen. Auf den Bücherbrettern und in den Lesevereinen der practischen Geistlichen werden die Vertreter der neueren Theologie die der älteren verdrängen, und da die periodische Literatur unermüdlich zu wirken fortfährt, so wird eine im Ganzen gleiche wissenschaftliche Gesammtansicht sich bilden. Die Verbindung der Einzelnen mit dem großen Kreise der vorzugsweise Wirksamen wird fortdauern, die kirchlichen und mit der Kirche genau zusammenhängenden Anstalten werden als dauerndes Band eintreten. Die Zahl der Geistlichen von neuer Bildung wird sich mehren, der Vertreter der Theologie aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts werden weniger werden, die alles Maaß überschreitenden Aeußerungen der extremen Partei haben einen Fortschritt nach ihrer Seite hin in seinem wahren Lichte gezeigt. Die religiöse Gesammtansicht jeder Generation hat ihre eigenthümliche Farbe. Vom Streite der Pietisten und Orthodoxen an läßt sich das aufs Genaueste nachweisen. Bei jeder Generation ist der Punkt, von welchem die in ihr gebildeten Theologen ausgehen, ein anderer; die Verschiedenheit dieses Ausgangspunktes bedingt vorzugsweise ihre Bildung. Die veränderte Ansicht wirkt zunächst auf die gelehrten Theologen, von

ihnen aus auf die Geiſtlichen und Gemeinden; die kirchlichen Behörden, die Regierungen können ſich dem Einfluß dieſes Zeitgeiſtes nicht entziehen, und wirken ihm folgend dann wieder auf Geiſtliche und Gemeinden zurück. Es mußte in dieſer Beziehung ein ganz anderes Reſultat erſcheinen, da Friedrich der Große und Katharina die Zweite die Anſichten der Encyclopädiſten theilten, und kirchliche Behörden und Theologen im Sinne des Rationalismus thätig waren, als nun, da einflußreiche Regenten ſich für die Aufrechthaltung des poſitiven Gehalts der Lehre erklären, und die Bildung der jungen Theologen in dieſem Sinne auch dieſe Stütze gewonnen hat.

Von dieſer Bildung müſſen wir noch einige Worte ſagen.

Die wiſſenſchaftliche Vorbildung der jungen Theologen hat zunächſt den Zweck, ſie ſelbſt in der Ueberzeugung von der bibliſchen Wahrheit feſt zu gründen, und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, die Zweifel und Einwürfe zu beſeitigen, welche gegen dieſe Wahrheit in großer Zahl aufgebracht werden, und bis zu den Gemeinden ſelbſt hindurchgedrungen ſind. Dieſe wiſſenſchaftliche Bildung würde aber zur gedeihlichen Führung der geiſtlichen Aemter nicht hinreichen, wenn nicht eine ſittlich-religiöſe Bildung hinzukäme, die in der Wärme für die eigene Ueberzeugung und in dem Eifer, dieſe zu verbreiten, ihre Frucht hat. In der That ſteht auch bei einem Theil unſerer jungen Theologen die wiſſenſchaftliche Bildung nicht getrennt von der Herzensbildung. Es kann ohne Unbilligkeit nicht geläugnet werden, daß die ſittliche Wirkung der Jünglinge auf einander in unſerer Zeit häufiger geworden iſt, daß ſie in dieſer Beziehung ſcharf auf einander achten, daß ihre Vereine zum Theil auch ſittliche Bildungsanſtalten geworden ſind. Es iſt bei einem Theil dieſer Jünglinge Grundſatz geworden, ſich von jenen Ausſchweifungen rein zu erhalten, die in früherer Zeit nicht ſelten den Keim nachhaltiger Wirkſamkeit in den Jünglingen zerſtörten, es hat ſich da eine Strenge des Urtheils herausgeſtellt, die auf Wahrhaftigkeit, auf Rechtlichkeit, auf Ehrenhaftigkeit das gebührende Gewicht legt. Man muß ſich da nicht von dem äußern Scheine täuſchen laſſen, und von der rauhen Außenſeite auf einen entſprechenden Kern ſchließen. Mit der Ueberzeugung von der Wahrheit des Schriftwortes gehen in der Regel

ſittliche Anforderungen an ſich ſelbſt Hand in Hand, und der Beruf hat bei dieſen Jünglingen wieder eine Würde erhalten, ſie lieben ihn wieder, ſie freuen ſich ſeiner. Nicht als ob das allgemein wäre und das goldene Zeitalter der Kirche eingetreten, aber allgemeiner doch bei den Tüchtigeren, bei den Begabteren, allgemeiner wenigſtens inſofern, als das Gegentheil als Grundſatz auszuſprechen niemand mehr beikommt, weil die Stimmung im Allgemeinen geändert iſt, und die vorwiegende Stimmung auf das Ganze höchſt bedeutend influirt. Wenn man die verſchiedenen Schilderungen des gegenwärtigen Zuſtandes der lutheriſchen Kirche hört, ſo könnte man in Verwirrung gerathen; die heiterſten Bilder von der einen Seite, Freude über die mächtig vorſchreitende Beſſerung, Rühmen des Geiſtes, der allenthalben in Wirkſamkeit iſt, von der andern Seite düſtere Klagen, daß die Kämpfer für die Wahrheit im heißeſten Streite befangen ſeyen, und daß wir, wie man es häufig ausdrücken hört, in einer apocalyptiſchen Zeit leben. Wir ſind eben keine enthuſiaſtiſchen Verehrer desjenigen, was man im Theologiſchen die rechte Mitte zu nennen pflegt; wenn man aber jene ſanguiniſchen Hoffnungen und dieſe Wehklagen mit unbefangenem Auge anſieht, ſo ſcheint es doch, als ob die Wahrheit ungefähr in der Mitte liegen möchte. Vor den hochfliegenden Hoffnungen möchten wir beſonders warnen, weil ſie die Gefahr mit ſich führen, in der Arbeit laß zu werden; die finſtere und trübe Anſicht könnte aber auch leicht zu Fehlgriffen in den Mitteln führen. In der That neigen wir uns in dieſem Falle ſelbſt etwas mehr auf die Seite derjenigen, welche trüb, als derjenigen, welche heiter ſehen. Denn zuverläſſigen Erfahrungen nach ſteht es im Allgemeinen noch nicht ſo gut, als man ſich von manchen Seiten vorzuſtellen ſcheint. Es iſt nur noch ein Anfang gemacht, die Gleichgültigkeit und Verſunkenheit der niedern Stände, die aus halber Bildung hervorgegangene Oppoſition des Bürgerſtandes und die eingewurzelte Feindſchaft gegen das Chriſtenthum bei vielen Mitgliedern der höhern Stände bei Seite zu bringen. Immer noch kann man von Geiſtlichen hören, die ihr Amt blos als eine weltliche Verſorgung betrachten und es in mechaniſcher Schläfrigkeit betreiben, derer nicht zu gedenken, denen die chriſtliche Wahrheit nicht nur nicht zu Herzen gegangen iſt, ſondern

die die Wirkung derſelben, wo ſie ſie bei andern finden, als Heuchelei und Hoffarth unbeſehens verläſtern. Immer noch gibt es Gemeinden, wo ſelbſt die äußeren Zeichen chriſtlicher Geſinnung, Hausgebet und Kirchenbeſuch, noch ſelten ſind und wo der Wirkſamkeit aufrichtiger und eifriger Pfarrer unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg treten. Und wenn man den jungen Nachwuchs des geiſtlichen Standes im Allgemeinen betrachtet, ſo findet man, auch wenn man alle Fortſchritte der wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung bei demſelben zugiebt, doch nur bei verhältnißmäßig wenigen den Schmuck chriſtlichen Feuereifers mit dem der chriſtlichen Demuth und Herzenseinfalt vereinigt, und bei einem Theile wenigſtens entweder Mangel an edlerem Streben und Entblößung von Kenntniß und innerer Erfahrung, bei andern dagegen ein heftiges, verachtendes Parteitreiben, das in den Gemeinden nimmermehr Gutes hervorbringen kann. Und wenn man einmal auf die Schäden der Kirche ſein Augenmerk richtet, ſo kann einem auch nicht unverborgen bleiben, daß ſelbſt die ernſt geſinnten Glieder der Gemeinden, und die, die ſich ihnen anſchließen, Sorge einzuflößen geeignet ſind. Es iſt bekannt, daß in vielen Gemeinden Einzelne, von einem aufrichtigen Verlangen nach der Seligkeit ergriffen, ſich näher an ihre Seelſorger, oder, wo dieſe ihnen nicht genügen, an benachbarte Geiſtliche anſchließen; bei denen ſie ihr religiöſes Bedürfniß beſſer befriedigt fühlen, man weiß, daß dieſe Gemeindeglieder ſich zuſammenhalten und ihre Erbauung geſondert von den übrigen ſuchen. Das iſt großentheils ganz gut und erfreulich. Nicht ſo erfreulich iſt es, obgleich es auffallend ſeyn würde, wenn es nicht ſo wäre, daß unter dieſen Abgeſonderten auch ſolche ſich finden, welche nur den Schein der Gottſeligkeit annehmen, und im Leben die Früchte der Gottſeligkeit nicht ſpüren laſſen, und daß auch unter den Aufrichtigen manche ſich nicht nur als Bevorzugte und von Gott beſonders Begnadigte betrachten, ſondern dies durch Verachtung der nicht mit ihnen verbundenen Gemeindeglieder zeigen. Hierin liegt eine große Gefahr und ein nicht geringes Hinderniß für eine durchgreifende allgemeine Beſſerung der Gemeinden. Der ſich abſondernde Hochmuth erſcheint als Liebloſigkeit und weckt die Oppoſition. Es wird niemanden einfallen, dieſe Oppoſition, wo ſie ſich gegen

Unſchuldige richtet, zu rechtfertigen, ja nicht einmal ſie zu entſchuldigen, aber jeder Einſichtsvolle wird der Meinung ſeyn, daß es denen, die ſich beſonderer Weisheit rühmen, und als die Starken im Geiſte gelten wollen, obliege, die ſchwächeren Brüder zu tragen. Wenn nicht die aufopfernde Liebe, die anſpruchloſe Demuth, die Freudigkeit in Erfüllung der Pflichten des Lebens Zeugniß von dem Geiſte gibt, wenn der Glaube nur im vornehmen Zurückziehen ſich äußert, ſo kann man es den Verachteten und Verhöhnten nicht zu ſehr verargen, wenn ſie an den denken, der Gott dankte, daß er nicht ſey wie andere Menſchen. — Dies führt auf ein anderes Uebel, das man nur mit einiger Scheu berühren kann, weil Aeußerungen darüber ſehr leicht mißverſtanden werden können. In der That liegt der Mißverſtand ſehr nahe, wenn man vor der Gefahr des Vertrauens auf die Rechtgläubigkeit warnt. Man muß darauf gefaßt ſeyn, den Vorwurf zu hören, daß man keine Rechtgläubigkeit wolle, man muß ſich der Entrüſtung, die dieſer Mißverſtand veranlaßt, ausſetzen. Man muß es aber auf die Gefahr hin wagen, für einen Gleichgültigen gehalten zu werden, auszuſprechen, daß bei der feſteſten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Rechtgläubigkeit und davon, daß die rechte Lehre und ihre Aneignung die einzige Baſis für die Kirche ſey, man ſich doch nicht verhehlen könne, daß die Schwäche der menſchlichen Natur in jeder Kirche bleiben werde, weil eben jede Kirche aus Menſchen beſteht, und weil man das Unkraut immer unter dem Weizen haben wird. Dieſe Schwäche wird ſich, wie ſie von jeher gethan hat, die Rechtgläubigkeit zum Ruhekiſſen machen und die Liebe bei Seite ſtellen. Diejenigen, welche die Warnung vor der Gefahr des Vertrauens auf die Rechtgläubigkeit mißverſtehen, wollen ſicherlich nicht, daß irgend jemand ſich ein Ruhekiſſen aus der Rechtgläubigkeit mache, ſie beabſichtigen das nicht; man müßte ein Thor ſeyn, wenn man ihnen das Schuld geben oder zutrauen wollte. Die Zeit einer erſten, friſchen Begeiſterung, wie die unſerige iſt, läßt das auch nicht zu. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß bis jetzt immer auf die Zeit der erſten Begeiſterung bei Vielen ein todtes Vertrauen auf die Rechtgläubigkeit gefolgt iſt. Man hat alſo wohl darauf beſonders ſein Augenmerk zu richten, vorzukehren, was dieſen Schaden

entfernen kann. Freilich wird man ſagen, daß die Warner vor der Gefahr des Vertrauens auf Rechtgläubigkeit die Zeiten verwechſeln, daß ſie Beiſpiele früherer Perioden unpaſſend in die Gegenwart ziehen, daß ſie die Zeiten nicht kennen. Eben dieſe Zeiten der feſten Orthodoxie, ſagt man, ſind die beſten Zeiten der Kirche geweſen, eben ſie ſollen zurückgerufen werden. Nun, wer irgend die Geſchichte der Kirche kennt, kennt auch jene Zeiten, und was ſie Tüchtiges, Feſtes und Entſchloſſenes hatten, und wird nicht gemeint ſeyn können, ihre guten Seiten in Abrede zu ſtellen; aber die Bitterkeit der Polemik, die Gehäſſigkeit der Verketzerung, die Wildheit des Haſſes und die keineswegs durchaus zu lobende Beſchaffenheit der Sitten bei manchen Kämpfern jener Zeiten wird kein beſonnener, unverblendeter, ehrlicher Proteſtant zu den Lichtſeiten jener Periode zählen. Wer die Sache ruhig anſieht, wird zugeben müſſen, daß ein falſches Vertrauen auf Rechtgläubigkeit auch eine Gefahr iſt, der man vorbauen, ein Uebel, dem begegnet werden muß. Man ſieht aus dem Geſagten, daß die Gemeinden noch an verſchiedenartigen Uebeln kränkeln, und deßhalb wird keinem Beſonnenen eine durchaus günſtige Schilderung derſelben einleuchten. Man ſage lieber, daß man ſich allerdings nicht verhehlen könne, daß es nicht allenthalben ſo gut ſtehe, als man es wünſchen möchte, daß aber mit Gottes Hülfe der Anfang gemacht ſey, und daß eine energiſche Minorität, welche die Wahrheit auf ihrer Seite hat, ſich des endlichen Sieges wohl getröſten könne. Aber unter dieſer energiſchen Minorität muß man ſich, denn es iſt nöthig, das Beiwort „energiſch" vor Mißverſtand zu wahren, nicht jene heftigen, höhniſchen, zur Unzeit witzigen Polemiker vorſtellen, die mit ſichtlicher Freude die Schwächen der Gegner aufſpüren, und mit einem Lachen, über deſſen Herkunft man zweifelhaft ſeyn könnte, ſie der Menge mit bittern, giftigen Worten vorweiſen; denn das verletzt, das verſtockt, weil es unchriſtlich, weil es unweiſe, weil es irrenden Brüdern gegenüber grauſam iſt, weil auch die Gutgeſinnten, die Empfänglichen unter der leidenſchaftlichen, jeder Liebe baaren Form nicht den glühenden Ernſt des Liebhabers der Wahrheit, ſondern eher den deſpotiſchen Hang des Zeloten, die Schadenfreude des Uebermuths, das Jubiliren der Selbſtvergötterung und den Keim einer ſchlimmen geiſttödtenden Tyrannei erblicken.

In den Ausweichungen und Extremen, die wir eben berührt haben, liegt zugleich eine große Gefahr für den Staatsmann, welcher sich die Uebersicht über die kirchlichen Verhältnisse zu verschaffen sucht; wir meinen die Gefahr, daß sein Urtheil, von einer oder der andern Seite bestimmt, die Ruhe verliere, die man von demselben zu fordern berechtigt ist. Es wird ihm nichts übrig bleiben, als selbst zu sehen, und durch eigene Anschauung sich der Gefahr der Mißleitung zu entziehen. Er wird dabei wohl thun, sein Hauptaugenmerk auf die persönliche Thätigkeit auf dem kirchlichen Gebiete zu richten, die in hohem Grade wirksamer, als die schriftstellerische, vielfach von dieser unabhängig, zum Theil von ihr gefördert, den Weg zum Ziele verfolgt. Diese Thätigkeit verbreitet sich auch über jene Landeskirchen, welche den Ueberzeugungen ihrer Vorsteher gemäß bis jetzt noch nach anderen Grundsätzen geleitet werden, als diejenigen sind, welche die unbefangene Betrachtung als die eigentlich wirksamen in unserer Zeit anerkennen muß, und wird zweifelsohne früher oder später ihren Einfluß auch in diesen geltend machen. Der Streit, der gegenwärtig mit voller Lebhaftigkeit geführt wird, droht, das möge man wohl bedenken, der Sache der Wahrheit so wenig Gefahr, daß er derselben vielmehr förderlich ist; es wäre nicht in ihrem Interesse, ihn nicht gewähren zu lassen. Die gewissenhafte gründliche Forschung, die offene rückhaltslose Darlegung ihrer Resultate dient immer der Wahrheit; der leichtfertige Skepticismus wie der selbstsüchtige Obscurantismus richten und tödten sich selbst, die Uebertreibungen und Paradoxieen einzelner Gutmeinenden aber finden ihre Berichtigung in der allgemeinen geistigen Bewegung, die kein bedeutendes Moment unberührt läßt. Es kommt alles darauf an, die Sachen zu sehen, wie sie sind, und zu diesem Behufe die Mittel zu suchen, durch welche man sich ein eigenes Urtheil über die bestehenden Zustände verschafft. Durch ein fremdes kann man leicht zu Maßnahmen veranlaßt werden, welche den Zweck, die Wirksamkeit der Kirche zu fördern, vereiteln könnten.

Die Erfordernisse
eines Lesebuchs für Volksschulen.

Das Bedürfniß eines passenden Lesebuchs für Volksschulen wird je länger je mehr gefühlt und mit jedem Jahre fühlbarer. Das Verlangen darnach erneuert sich wohl in jedem praktischen, dem Schlendrian nicht unbedingt verfallenen Schulmanne so oft, als er in seiner Schule die Dürftigkeit der Sprache seiner Schüler, die Unklarheit ihrer Begriffe und Ausdrucksweise mit dem Reichthume unserer Sprache und mit der Masse klarer Begriffe, welche man in unsern Tagen auch von dem Volksschüler fordert, vergleicht. Daß man dieses Bedürfniß früher nicht so fühlte, ist leicht erklärlich. Die Bildung, welche von Schülern der Volksschule erwartet wurde, war extensiv und intensiv so beschränkt, daß die Zeit und Kraft des Lehrers hinreichte, dem Schüler die erforderlichen Kenntnisse durch mündlichen Unterricht mitzutheilen. Ein methodischer Sprachunterricht war ohnehin eine unbekannte Sache, und der Zweck des mechanischen Leseunterrichtes konnte an jedem Buche, also auch an Bibel und Katechismus erreicht werden.

Schwerer zu begreifen scheint, daß das Bedürfniß, seit es gefühlt, seit seine Befriedigung dringend gefordert worden ist, noch nicht befriedigt wurde. Am guten Willen hiezu kann es nicht gefehlt haben. Eine wahre Fluth von Lesebüchern hat seit einigen Jahren den Büchermarkt überschwemmt; die berühmtesten Namen haben mit unbekanntesten gewetteifert. Ja es gibt fast keinen einigermaßen bekannten Pädagogiker mehr, der nicht ein

vom Halse schaffen und nach dem (Heine'schen) Stand der Unschuld trachten, so wird ihm — vielleicht — das Uebrige auch zufallen. Wir unsers Theils aber erlauben uns die bescheidne Vermuthung: so wenig je die Edelleute mit Sporen an den Füßen geboren worden sind, so wenig werden je die Kinder von Heines „Wahlumarmungen“ in Purpurmänteln auf die Welt kommen und die Priester der „Religion der Freude“ (oder des Fleisches) werden sie schwerlich damit, oder auch nur mit leinenen Kleidern ausstatten, denn das Gebot: „Entziehe dich nicht deinem Fleisch,“ verstehen natürlich diese neuen Heiligen ganz anders, denn als eine Aufforderung zur Menschenliebe. Heines Großmuth wird sich darauf beschränken, daß er sein „Geistesbrod“ unter das Volk austheilt, d. h. daß er Bücher schreibt und drucken läßt, bei welchen er auf Beifall und Absatz rechnet (und von diesen theuern Pfefferkuchen werden wenige Hungernde satt werden), und auf einige Wünsche, denen man nicht die Ehre anthun kann, sie fromm zu nennen.

Man könnte uns der Ungerechtigkeit beschuldigen, daß wir als baaren Ernst nehmen, was doch offenbar nur als poetische Träumerei und Phantasie gemeint sey. Allerdings mag es ihm mit seinen Prophezeiungen nicht Ernst seyn, und man könnte sie, als handgreifliche Phantasterei und Unsinn, wohl als Gegengift brauchen gegen das Gift seiner Lehren; aber mit seinen Lehren ist es ihm eben nur zu sehr Ernst; denn wenn er auch keineswegs von ihrer Vernünftigkeit oder Naturangemessenheit überzeugt ist, so wünscht er doch, sie von einer großen Anzahl angenommen und praktisch befolgt zu sehen; Ernst ist es ihm mit seiner Feindseligkeit gegen Religion und Sitte, gegen das was als Tugend und Ehrbarkeit gilt, Ernst damit, daß er Sinnlichkeit und Phantasie bestechen und gegen Vernunft und Willen aufwiegeln will. Trüge er seine Lehre in systematischer, dürrer Form vor — er würde gewiß keinen halbwegs verständigen Menschen gewinnen: listig hat er diese leichte, halbpoetische Form gewählt, und gerade weil in dieser Form etwas Verführerisches liegt, ist es nicht ganz überflüssig, auf das betäubende Gift dieser Blumen aufmerksam zu machen.

Woher aber stammt denn jener Religionshaß Heines? In der Zeit, in welcher er seine literarische Laufbahn begann, lag diese Gesinnung nicht; sie muß ganz aus ihm selbst erwachsen seyn. Rührt sie etwa von seiner jüdischen Abstammung her? Er selbst

Schulleſebuch gegeben hätte. Manche dieſer Leſebücher ſind auch bereits in vielen Auflagen verbreitet, und Buchhändler und Recenſenten ermangeln nicht, die Ankunft eines jeden neuen Produktes dieſer Art der Welt mit großem Poſaunenſchall zu verkündigen. Da aber gleichwohl das Verlangen nach einem guten Leſebuch fortdauert, da man auch jetzt noch Preiſe auf die Ausarbeitung eines ſolchen ſetzt — doch gewiß nicht, um nur die vorhandene Maſſe von Leſebuchmakulatur zu vermehren — ſo ſcheint es beinahe, als ſollten ſich die größten pädagogiſchen Notabilitäten an dieſem gering ſcheinenden Unternehmen abnützen.

Fragen wir nach dem Grunde dieſer Erſcheinung, ſo kann er entweder darin geſucht werden, daß man über den Zweck eines Leſebuches im Unklaren iſt, oder daß die Ausführung dem vorgeſetzten Zwecke nicht entſpricht. Ueber den eigentlichen Zweck eines Leſebuchs für die Volksſchule, ſo wie über die Grundſätze zur Bearbeitung deſſelben ſich zu verſtändigen, dürfte daher im Intereſſe der Volks- und Jugendbildung nicht unwichtig ſeyn.

Ein Leſebuch für die Volksſchule zu ſchreiben iſt das Leichteſte und das Schwerſte, je nachdem man ſich einen Zweck vorſetzt. Man kann nämlich entweder

1) ein Buch wollen, durch welches die in der Fibel gewonnene Leſefertigkeit zum richtigen und guten Leſevortrag eines Stylſtückes geſteigert werden ſoll, oder

2) ein Buch, das dem Unterrichte in den Realien zur Grundlage, Wiederholung und Ergänzung dient; oder

3) ein Buch, an dem die Sprache lexikaliſch und grammatiſch gelernt und geübt werden könne; oder

4) ein Buch, das dem Anſchauungsunterrichte und den Denkübungen durch Begriffsentwicklungen und ſonſtigen verſchiedenen Denkſtoff zur Unterlage diene; oder

5) ein Buch, das mehreren oder allen genannten Zwecken gleichmäßig zu dienen beſtimmt ſey; oder endlich

6) ein Buch, das nach Form und Inhalt die allſeitige Bildung des Schülers bezwecke, ein Univerſalbildungsbuch, in welchem neben der intellektuellen Bildung beſonders auch die gemüthliche Erfaſſung des Schülers berückſichtigt werde.

Betrachten wir vor allem jede dieſer Forderungen in ihrem Werthe für die Volksſchule.

ad 1) Den Schüler an einen guten Vortrag zu gewöhnen, das logiſche und phonetiſche Leſen in der Schule tüchtig zu üben, hat allerdings ſeinen unverkennbar groſsen Werth. Denn das Leſen bekommt als Mittel der Mittheilung erſt durch den richtigen, dem Inhalte des Leſeſtückes angemeſſenen Vortrag ſeinen wahren Werth, und ein verſtändiges Leſen gibt zugleich erſt die Ueberzeugung, daſs der Leſer ſelbſt das Geleſene verſtehe. Allein dieſes hängt ſo genau mit dem Verſtehen zuſammen, daſs, wo das Verſtändniſs vorhanden iſt, auch der verſtändliche oder verſtändige Vortrag mit dem Leſen ſich von ſelbſt verknüpft, und für die hiezu erforderliche Uebung bedarf es keines beſonders eingerichteten Buches, indem der Schüler an jedem Buche nur in das Verſtändniſs des Inhaltes eingeführt, und auf die dem Inhalte angemeſſene Ausdrucks- oder Mittheilungsweiſe aufmerkſam gemacht zu werden braucht. Uebrigens fehlt es denjenigen, welche hiezu ein eigenes Buch wünſchen, nicht an der Wahl unter einer Menge für den Zweck der Uebung im guten Vortrag angefertigten Sammlungen von Muſterſtücken.

ad 2) Soll die Volksſchule, wie das in unſern Tagen gefordert wird, den Schüler mit dem Nöthigſten aus der Geographie, Geſchichte und Naturgeſchichte in einigem überſichtlichen Zuſammenhange bekannt machen, ſo iſt ein Leſebuch, das als Leitfaden und Wiederholungsſtoff hiezu gebraucht werden kann, allerdings wünſchenswerth; die Ausführung aber dürfte ſchwieriger ſeyn, als man gewöhnlich anzunehmen ſcheint, weil ſie gar zu leicht an der Klippe des trockenen Zahlen- und Namenweſens ſcheitert, auch das Treffen der richtigen Mitte in der Auswahl der Gegenſtände nicht nur an ſich, ſondern auch wegen der verſchiedenen Bedürfniſſe verſchiedener Schulen ſchwierig genug iſt. Ueberdies würde die Einführung eines ſolchen Buches in gar vielen Schulen an den Koſten ein unüberſteigliches Hinderniſs finden. Wird ein ſolcher Leitfaden zu kurz und zu eintönig, ſo iſt er kaum mehr ein Leſebuch zu nennen, und kann zwar dem Unterrichte zur Erleichterung dienen (indem er die Stelle einer diktirten tabellariſchen Ueberſicht vertritt), wird aber auſser der Schule und Schulzeit nicht viel angeſehen werden. Iſt er dagegen dickleibig und vollſaftig, einer ſelbſtbelehrenden Lektüre angemeſſen, dann wird er nicht nur zu koſtſpielig, ſondern er verliert auch die Natur

eines Leitfadens, so daß dem Lehrer, dessen Aufgabe seyn sollte, das Gerippe des Leitfadens durch sein lebendiges Wort zu beseelen und ihm Fleisch und Blut anzulegen, nur das undankbare Geschäft übrig bleibt, das Buch zu scalpiren und zu skelettiren. Es ist mir kein Buch bekannt, das hierin für die Volksschule mit Vermeidung aller Klippen das Rechte, Genügende auf die rechte, methodische Weise geleistet hätte. Deßwegen bliebe hier noch immer viel Verdienst zu erwerben übrig. Die Palme wird indessen wohl nur ein Mann erringen können, der eben sowohl tüchtiger, erfahrner Schulmann als gründlicher Kenner der Erd- und Naturbeschreibung ist, und auch ein solcher nur dann, wenn er die für die Schule geeignete Darstellung vollkommen in seiner Gewalt hat.

ad 3) Seit die deutsche Sprache als nothwendiges Schulpensum vom ersten Range erkannt worden, seit die Becker'schen Sprachforschungen einen entschiedenen Einfluß auf die Behandlung dieses Faches in der Schule gewonnen haben, seit man endlich über die Wurstperiode hinausschreitend das unabweisliche Bedürfniß gefühlt hat, dem Sprachschüler mehr als nur abgenagte Knochen hinzuwerfen, ihn vielmehr in das volle Leben der Sprache einzuführen, und am Leben der Sprache das geistige Leben des Schülers zu nähren und groß zu ziehen: — seit dieser Zeit hat man, und immer dringender, das Bedürfniß und den Mangel eines Buches empfunden, das, in sich selbst das rechte Sprachleben tragend, geeignet wäre, dasselbe auch im Schüler zu entzünden. Man sage nicht, jedes gutgeschriebene Buch thue diesen Dienst. Die Sprache ist ein Urwald, der, obgleich von der Natur mit großer Weisheit und innerer Klarheit angelegt, für jeden Unvorbereiteten zum undurchdringlichen Labyrinthe wird. Und wenn schon nicht möglich ist, dem Kinde den dichtverschlungenen Wald in einen geradlinigen französischen Garten mit zugestutzten Bäumen zu verwandeln, ohne den Wald zu zerstören und völlig unkenntlich zu machen, so wäre es doch unklug, das Kind sogleich in den dichtesten Wald zu führen, wo es vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, sondern man wird zuerst die hellsten, durchsichtigsten Waldpartieen mit ihm durchwandeln, damit es leichter die einzelnen Baumgattungen erkenne, die einfachen Gesetze ihrer Gruppirung merke, und die

Waldwege ſelbſt gehen lerne. Die Wäldchen ſind ja auch Wald, und geben dem Kinde leichter und ſicherer eine richtige Vorſtellung vom Einzelnen und Ganzen, als ein unermeßlicher, den das Kind weder im Einzelnen noch im Ganzen zu überſchauen und zu begreifen vermag. Nur muß das kleine Wäldchen kein künſtliches, gemachtes, oder gar nur gemaltes ſeyn.

Ein ſolches Buch, das den Schüler in das Sprachleben einzuführen beſtimmt iſt, iſt alſo ohne Zweifel nöthig und würde zur Erleichterung ſowie zur fruchtbareren Betreibung des Sprachunterrichtes in Volksſchulen nicht wenig beitragen. Es gibt auch bereits eine große Anzahl ſolcher Sprachlehrbücher (Stern, Mager, Wackernagel, Oltrogge u. v. A.) Ob ſie aber dem Ideale eines Lehrbuches für Volksſchulen entſprechen, wird unſere weitere Unterſuchung darthun. Den Weg in unſere Volksſchule haben ſie einmal noch nicht überall gefunden, und das laute Verlangen nach einem Sprachlehrbuch für die Volksſchule haben ſie noch nicht zum Schweigen gebracht.

ad 4) Der Anſchauungsunterricht hat es mit der Betrachtung der Naturgegenſtände, der Denkunterricht mit den hievon abgezogenen Begriffen, mit Trennen und Verbinden, mit Vergleichen und Unterſcheiden zu thun. An Leitfäden, zum Theil ſehr ausführlichen, für den Lehrer, dieſe Uebungen zweckmäßig zu betreiben, fehlt es nicht. Aber eigentliche Lehrbücher für das Kind, welche dieſen Unterricht ergänzen und befördern ſollen, ſind ſeit Rochow und ſeinen Nachahmern keine mehr geſchrieben worden. Mir däucht mit Recht, denn der Anſchauungs- und Denkunterricht ſollte nicht ſowohl nach dem Buche, als nach der Natur getrieben werden; Uebungen aber im richtigen Urtheilen laſſen ſich an viele andere Unterrichtsgegenſtände ungezwungen anknüpfen.

ad 5) Eine Verſchmelzung mehrerer oder aller genannter Zwecke ſcheint auf den erſten Anblick am meiſten für ſich zu haben, da ja jeder der Zwecke für ſich nützlich und nothwendig iſt; auch dürfte hiedurch dem encyklopädiſchen Charakter unſerer Zeit, die ſo gerne mehrere Zwecke mit *einem* Mittel zu erreichen ſucht, entſprochen werden. Allein alle jene Zwecke können doch unmöglich gleichermaßen berückſichtigt werden. Es wird ſtets der eine mehr, der andere weniger hervor- oder zurücktreten. Und ſo entſtünde doch wieder die Frage: welcher Zweck ſoll der

vorherrſchende ſeyn? Denn, wenn man auch zugeben wird, daß in einem zweckmäßigen Schullehrbuch keiner der obigen Zwecke ganz leer ausgehen darf, ſo muß doch Einer den Stichentſcheid für Stoff und Form geben; und welcher ſoll dies ſeyn? Je nachdem man ſich hierüber entſcheidet, erhalten wir wieder eine der ſchon beurtheilten Nummern. Indeſſen werden hiebei wohl nur Nr. 2 oder 3 in Betracht kommen können, d. h. man wird entweder ein realiſtiſches Leſebuch wünſchen, in welchem ſich die Darſtellung der Geſchichte, Geographie und Naturbeſchreibung zu methodiſchen Sprachübungen und zur Entwicklung der grammatiſchen Formen und Geſetze eigne, oder ein nach den Principien des Sprachunterrichtes eingerichtetes Buch, das ſeinen Stoff aus dem Gebiete der Realien wählt, um den Forderungen des Realunterrichtes zu gleicher Zeit möglichſt zu entſprechen. Es iſt nicht ganz leicht zwiſchen beiden Arten von Leſebüchern mit entſcheidenden Gründen eine Wahl zu treffen. Soll die Sprache für die Anordnung maßgebend werden, ſo dürfte es ſchwer ſeyn, die Realien in dem gehörigen Zuſammenhange und mit der erforderlichen Vollſtändigkeit abzuhandeln. Soll aber der Inhalt der Realien für die Anordnung entſcheiden, ſo beſteht die Schwierigkeit darin, die ſtufenweiſe Fortſchreitung des Sprachunterrichtes an den durch den ſyſtematiſchen Zuſammenhang unabänderlich gegebenen Stoff anzuknüpfen. Ein Mittelweg wird ſich nur dadurch finden laſſen, daß beide Fächer Conceſſionen machen. In Hinſicht der Fortſchreitung vom Einfacheren zum Zuſammengeſetzteren in der ſprachlichen Form muß nämlich die Sprache in ihrem Rechte belaſſen werden, jedoch ſo, daß dem Style kein unnatürlicher Zwang angethan werde. Der Stoff aber ſoll zwar in gehöriger Vollſtändigkeit die Realgegenſtände enthalten, ohne daß jedoch auf die ſyſtematiſche Aufeinanderfolge Werth zu legen wäre. Ein Sprachleſebuch, das hierin die richtige Mitte getroffen hätte, iſt noch nicht vorhanden.

ad 6) Dieſe Idee haben in neueſter Zeit mehrere Verfaſſer von Leſebüchern mit Eifer ergriffen und durchzuführen verſucht. Unſtreitig hat ſie Vieles, was ſie empfiehlt. Es ſoll dem Schüler durch ſeine Schullektüre und in derſelben zugleich der Geiſt mitgetheilt werden, der alles Wiſſen lebendig, alle Worte fruchtbar macht. Es ſoll dem Schüler das Beſte, was die größten

Geiſter gedacht und gethan haben, in der reinſten, angemeſſenſten Form dargeboten werden, auf daß ſich das Gemüth des Schülers daran für's Edle begeiſtere, wie ſein Verſtand ſchärfe, und ſeine Sprachkraft läutere und übe. Man geht dabei von der ohne Zweifel richtigen Anſicht aus: die Sprache iſt Aeußerung der geiſtigen Thätigkeit; wo kein Geiſt iſt, kann keine Aeußerung deſſelben erwartet werden. Zuerſt muß der Geiſt, als die Grundlage aller menſchlichen Sprache, geweckt werden, dann bedarf es nur der Leitung des Lehrers, um an der Hand geiſtreicher Vorbilder auch deſſen ſprachrichtige und denkrichtige Aeußerung hervorzurufen und zu regeln, ohne doch — was ferne bleibe! — die Individualität des Denkens und Sprechens zu verwiſchen.

So ſchön dieſe Idee iſt, ſo ſchwierig iſt — das ſpringt leicht in die Augen — ihre Ausführung.

Es wird, um hierüber nicht im Unklaren zu bleiben, nöthig ſeyn, die Aufgabe nach ihrem ganzen Umfange näher zu beleuchten, und ſodann die Wege zu betrachten, die ſich zur Löſung derſelben darbieten. Ein ſolches Leſebuch muß

1) Sprachbuch ſeyn. Es muß demnach eine angemeſſene, hinreichende Gelegenheit darbieten, ſämmtliche Formen und Geſetze der Sprache dem Schüler an völlig paſſenden, ſchlagenden und doch mannigfaltigen, wo möglich klaſſiſchen Beiſpielen nachzuweiſen, zu verdeutlichen und zur klaren Anſchauung zu bringen. Es muß ferner Gelegenheit geben, jede Art von mündlicher und ſchriftlicher Darſtellung (Monolog, Dialog, Erzählung, Beſchreibung, Schilderung, Abhandlung, Rede), ſowie jede in den Kreis des Kindes fallende Stylart (Proſa und Poeſie) an klaſſiſchen Muſtern den Schüler kennen zu lehren, um auf die Bildung ſeines Styles einzuwirken. Da aber die Sprache nur als Behikel des Gedankens Werth und Bedeutung hat, und auch die Form der Sprache nur inſofern für den Schüler von Werth iſt und ſeyn ſoll, als ſie durch den Gedankenſtoff bedingt iſt, ſo muß der Inhalt des Sprachbuches nicht minder dem kindlichen Geiſte angemeſſen und klaſſiſch ſeyn. Denn man kann nicht oft genug wiederholen, daß am Gedanken das Wort verſtanden, daß durch den Gedanken in die Sprache hineingelebt werden muß. Der Schüler muß fühlen, daß man ſo und nicht anders

sich ausdrücken dürfe, weil gerade diese Ausdrucksweise dem Inhalte des Gedankens adäquat ist, weil also dieser Gedanke eben diesen Ausdruck fordere. Wer über der Sprachform (dem Sprachleib) den Sprachinhalt (Sprachgeist) versäumt, bildet Schwätzer. Mit solchen ist weder der Schule, noch dem Leben gedient. Ebendarum muß das Lesebuch

2) Begriffsbuch seyn. Das Kind kommt mit einem sehr geringen Vorrathe von Begriffen, und mit einem noch geringeren deutlicher Begriffe zur Schule. Den Horizont seiner Begriffe zu erweitern, aber auch die dunklen Partieen innerhalb seines bisherigen Gesichtskreises zu erhellen, das unbestimmte, unklare Wissen nach und nach zur Klarheit und Bestimmtheit zu führen, kurz dem Kinde zur Orientirung in seinen jetzigen Lebenskreisen zu verhelfen, und die Orientirung über spätere Kreise vorzubereiten, ist, wie eine Hauptaufgabe aller Erziehung, so auch der Schule. Hiezu soll das Lesebuch als Begriffsbuch das Material geben. Es muß demnach von allen zur Aufklärung des geistigen Horizontes des Kindes wesentlich gehörigen, orientirenden Begriffen eine hinreichende Auswahl enthalten, oder vielmehr es muß alle diejenigen Vorstellungen behandeln, die zur geistigen Orientirung des Schülers grundlegend sind. Unter der geistigen Orientirung verstehe ich aber die Einführung des Kindes in das Verständniß der ihn umgebenden, sein leibliches und geistiges Leben bedingenden Verhältnisse, eine seiner Fassungskraft angemessene Antwort auf die allgemeinen Lebensfragen: Woher? Wohin? Wozu? Denn dadurch erst vermag sich das Kind in seinem irdischen Kreise wahrhaft menschlich zu fühlen und menschlich zu bewegen. Hieraus aber ist für sich klar, daß der Inhalt des Lesebuches das Kind über Gott, Natur und Mensch aufklären muß. Die wichtigsten Erzählungen aus den Offenbarungen Gottes in der Natur, in der Geschichte und im Gewissen dürfen dem Lesebuche so wenig, als die Belehrung über die wichtigsten menschlichen, besonders heimathlichen Zustände in Staat, Kirche und Schule fehlen. Denn das Kind soll zum Bewußtseyn seiner Stellung und Aufgabe im Leben und der Mittel zur Lösung derselben kommen. Der Inhalt des Buches soll gleichsam das Programm seines Lebens bilden. Damit hängt wesentlich zusammen, daß das Lesebuch

3) Ein Erbauungsbuch ſeyn ſoll. Nur muß ich mich ſogleich vor dem Mißverſtändniſſe verwahren, als nehme ich hier das Wort Erbauungsbuch im gewöhnlichſten Sinne. Denn von Predigten und Gebetsformeln kann natürlich keine Rede ſeyn. Ueberhaupt muß die Abſichtlichkeit der Einwirkung auf das religiöſe Gefühl und auf das Gemüth des Kindes vermieden werden. Denn durch die zur Schau getragene Abſichtlichkeit wird die Abſicht zerſtört. Ein Erbauungsbuch ſoll das Leſebuch nur inſofern ſeyn, als ſein Inhalt ſolche Samenkörner enthalten muß, welche, von dem kindlichen Gemüthe aufgenommen, unter zweckmäßiger Pflege des Lehrers daſelbſt aufgehen und geſunde Früchte eines ſittlich religiöſen Denkens und Wollens zu bringen vermögen, und inſofern die Form, in welcher dieſe Samenkörner gegeben werden, geeignet ſeyn muß, dieſelben für das Gedächtniß behältlich, für das Gemüth eindringlich, für den Geſchmack (den äſthetiſchen ſowohl als den ſittlich-religiöſen) bildend zu machen: eine Forderung, die freilich hauptſächlich auf die Anordnung, Wahl und Zubereitung des Stoffes influirt, wovon ſpäter die Rede werden wird.

Endlich ſollte das Leſebuch auch

4) ein Memorirbuch ſeyn. Die Bildung des Gedächtniſſes iſt ein Theil der Schulerziehungsaufgabe, der an Wichtigkeit keinem andern nachſteht. Es iſt aber ein ſchädlicher Irrthum zu glauben, jeder Stoff eigne ſich zu Gedächtnißübungen gleich gut. Nur aus dieſem Irrthume läßt es ſich erklären, daß die Gedächtnißübungen in unſern Schulen oft noch ſo planlos, ja nicht ſelten ſogar ſinnlos betrieben werden. Und doch iſt es für dieſes Fach nicht weniger, als in jedem andern zur Erzielung eines gedeihlichen Erfolges höchſt wichtig, daß die Uebungen planmäßig betrieben und der geeignete Memorirſtoff mit der größten Sorgfalt ausgewählt werde. In letzterer Beziehung iſt es eine betrübende Bemerkung, daß ſo Vieles blos in futuram oblivionem gelernt zu werden ſcheint, d. h. es wird ſo gelernt, daß unſchwer vorauszuſehen iſt, daß das Gelernte in Kurzem wieder vergeſſen ſeyn wird; aber unſtreitig noch betrübender iſt es, daß man oft froh ſeyn muß, wenn nur das Gelernte glücklich wieder vergeſſen worden iſt! Daher gelte die Regel: Nichts werde auswendig gelernt, was nicht des unvergeßlichen

Einprägens und Behaltens nach Inhalt und Form würdig erscheint, und was dieser Forderung entspricht, werde so gelernt, daß mit Grund gehofft werden könne, es werde nicht wieder vergessen werden! Denn gesetzt auch, es könnte das Gedächtniß an jedem Stoffe durch mechanische Uebung formal gestärkt werden — was ich jedoch gänzlich in Abrede ziehe — so ist doch gewiß die Masse dessen, was des unvergeßlichen Behaltens werth ist, groß genug, um nie genöthigt zu seyn, zum Behufe formaler Gedächtnißübung das Werthlose beiziehen zu müssen. Besonders aber ist nicht zu übersehen, daß die Gedächtnißübung von der Verstandesbildung nicht getrennt werden darf. Das Gedächtniß hat nur als Stütze des Verstandes wahren Werth. Ein auf Kosten oder mit Hintansetzung der Verstandesbildung stark gewordenes Gedächtniß ist nicht nur ein zweideutiges, sondern sogar ein verderbliches Geschenk. Die Verstandesbildung muß mit der Gedächtnißübung Hand in Hand gehen. Was der Verstand erfaßt, und wenigstens einigermaßen zu seinem Eigenthume gemacht hat, das soll in der Vorrathskammer des Gedächtnisses für künftigen Gebrauch sorgfältig aufgespeichert werden. — Aus Allem dem ergibt sich für das Lesebuch die Forderung, daß es nicht nur eine hinreichende Menge solcher Stücke enthalte, die sich ihrem Inhalte nach zum Memoriren eignen, sondern daß dieser Memorirstoff auch durch die Mannigfaltigkeit der Form, in welche er gefaßt ist, die Möglichkeit zweckmäßig fortschreitender Uebungen gewähre.

So viel über die Aufgabe eines Lesebuches im oben angedeuteten Sinne. Sie ist umfassend und macht an den Inhalt wie an die Form des Buches keine geringen Forderungen. Um so wichtiger aber wird die Frage seyn, auf welchem Wege die Aufgabe gelöst werden könne.

Es lassen sich folgende verschiedene, hie und da schon betretene Wege zum Ziele denken.

Entweder man verschmilzt und verarbeitet den ganzen Lese- und Lernstoff zu einem einzigen, innerlich und äußerlich zusammenhängenden Ganzen;

oder man läßt denselben aus mehreren, ohne innerlichen Zusammenhang neben einander gestellten Ganzen bestehen;

oder man reiht die verschiedenartigen Stücke mosaikartig

ſo aneinander, daß ſie, von Einer leitenden Idee zuſammengehalten, bei aller Verſchiedenheit der äußeren Form doch den Eindruck der inneren Einheit und Vollendung machen.

Betrachten wir dieſe verſchiedenen Wege nach ihrem Werthe und ihrer Ausführbarkeit.

ad 1. Ein Ganzes hat unſtreitig vor bloßem Stückwerke einen entſchiedenen Vorzug, vorausgeſetzt, daß es im Uebrigen alle an das Leſebuch zu machende Forderungen gleich gut zu befriedigen im Stande ſey. Denn die innere Einheit, welche ein Ganzes gegenüber von einem aus vielen einzelnen, mehr oder minder loſe aneinander gereihten, Stücken beſtehenden Muſterbuche charakteriſirt, erzeugt auch in der Seele des Leſenden mehr das Gefühl der Einheit und ebendamit der Befriedigung, als verſchiedenartige — wenn auch noch ſo gelungene — Fragmente. Durch ſeine Einheit übt das Ganze eine bleibendere, nachhaltigere Wirkung auf Verſtand und Gemüth des Schülers aus; es erregt und erhält ſein Intereſſe länger; es zerſtreut nicht durch die Verſchiedenartigkeit ſeiner Theile, ſondern concentrirt die Aufmerkſamkeit bei all ſeiner Mannigfaltigkeit. Endlich bietet es auch dem Gedächtniſſe, weil es an einem natürlichen, nicht künſtlichen Faden fortläuft, einen ſichereren Haltpunkt. Alles dieſes findet ſich an einer bloßen Muſterſammlung gar nicht, oder doch in weit geringerem Grade. Dieſe behält ſtets den Charakter einer Sammlung, wo einzelne Partieen das Auge auf ſich ziehen, vielleicht feſſeln, ohne daß ſich vom Ganzen ein Totalbild einprägt. Ihre Mannigfaltigkeit zerſtreut, anſtatt zu ſammeln, und ſollen dennoch alle Theile gründlich gemuſtert werden, ſo ſchwächt die Menge der Gegenſtände und die Verſchiedenheit ihres Gehaltes den Eindruck, den einzelne Partieen für ſich machen würden. Man vergleiche den Eindruck, den das Leſen des Telemach auf den Schüler machen wird, mit demjenigen, der von der gelungenſten franzöſiſchen Chreſtomathie für den Geiſt und das Gemüth des Schülers zu erwarten ſteht. Schon eine Sammlung, welche in allen ihren Theilen einerlei Geiſt und Gepräge trägt, wirkt weniger zerſtreuend. Horazens Oden, obſchon unter ſich nicht zuſammenhängend, werden ſich weit eher zu einer bleibenden Lieblingslektüre des Jünglings eignen, als die beſte Anthologie aus verſchiedenen klaſſiſchen Dichtern.

weist dieſe Vermuthung oder Anklage mit der ſeiner ganz würdigen Wendung zurück, es ſey doch ſehr unwahrſcheinlich, daß er, dem die Tochter nicht mehr genüge, zu den welken Reizen der Mutter ſich wenden ſollte! Es iſt charakteriſtiſch für Heine, ſein Verhältniß zur Religion durch Bilder, die ſich auf Buhlerei beziehen, zu veranſchaulichen; es iſt auch ganz glaublich, daß er ſo wenig Luſt hat an den Sittengeſetzen des Moſaismus, als an denen des Chriſtenthums, und daß ihm an Beiden das Verbot: „fremden Götzen nachzuhuren,“ mißbehagt; er iſt ungefähr ſo wenig ein normaler Jude, als er ein guter Chriſt iſt, und man könnte zweifelhaft ſeyn, wenn anders man ihm tiefüberlegte Plane unterlegen und ihn für einen Jeſuiten von neueſtem, originellem Zuſchnitt halten wollte, ob er ein Emiſſär des Judenthums ſey, der ſich ins chriſtliche Lager geſchlichen, um Zwietracht zu ſäen und Unheil zu ſtiften, oder ob er einen Groll gegen ſeine Stammgenoſſen befriedigen wolle, indem er, dem doch der Näme des Juden noch anhaftet, es argliſtig darauf angelegt, durch ſeine Läſterungen und Blasphemien den Zorn der Chriſten gegen die Juden aufs Neue zu reizen und dem Mißtrauen und Widerwillen, die mehr und mehr verſchwinden ſollten, abſichtlich Nahrung, der Erbitterung und Feindſeligkeit neuen Vorwand zu geben? Wir wollen der Veranlaſſung, ein Noli me tangere dennoch zu berühren, nicht aus dem Wege geben; die Juden ſtreben, nachdem die ſchändlichen Bedrückungen und Verfolgungen aufgehört, mehr und mehr aller Orten nach bürgerlicher Gleichſtellung mit den Chriſten, und haben in vielen Staaten Ausſicht auf Erfüllung ihrer Wünſche. Das iſt billig und vernünftig; aber Billigkeit und Vernunft ſollten auch den Juden gebieten, in dieſem Zeitpunkt am wenigſten durch Polemik gegen chriſtliche Inſtitutionen, durch Spott und Blasphemie auf das, was für heilig gilt, die ruhige Unparteilichkeit und den Gerechtigkeitsſinn der Chriſten auf eine allzuharte Probe zu ſtellen; denn wie nahe liegt es zu ſagen: ſo verſtehen und anticipiren die Juden die vollkommene Freiheit! Heine iſt kein Jude mehr — entgegnet man uns; — der Kirche ſelbſt, die ihn aufgenommen, fallen ſeine Läſterungen und Frivolitäten zur Laſt! Nun ja! er iſt äußerlich übergetreten; aber wenn auch er ſich losgeſagt hat, wenn er ſich gelegentlich einen Spaß erlaubt über ſeine Stammgenoſſen (Reiſebilder I. 116: „Ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel

So entschieden ich aber — wie aus diesen Bemerkungen erhellt — einem Ganzen den Vorzug vor einer Sammlung einräumen möchte, so wenig verkenne ich die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Lesebuch entgegenstellen. Doch halte ich die Schwierigkeiten nicht für ganz unüberwindlich. Daß die Grundlage des Ganzen Geschichte seyn müßte, scheint mir ausgemacht. Nur Geschichte vermag das Interesse des Kindes für das Ganze und alle seine Theile zu erhalten, und nur am fortlaufenden Faden der Geschichte läßt sich neben der Einheit des Ganzen die nothwendige Mannigfaltigkeit der Theile erreichen. Dieses Geschichts-Ganze müßte sich nämlich auf ungezwungene Weise in selbstständige Episoden aus dem Gebiete der Menschen-, Natur- und Gotteskunde auflösen, wie die Glieder einer Kette, die für sich Ringe und doch nur durch ihr Zusammenhalten eine ganze Kette bilden, oder wie Wassertropfen, die in einander fließen und sich wieder absondern, je nachdem man sie im Gefäße läßt, oder sachte herausgießt. Der Form nach aber müßten diese Episoden so eingerichtet seyn, daß sie den Bedürfnissen des Sprachunterrichtes und der Memorirübungen als Sprach- und Stylmuster, so wie als Memorirstoff genügen könnten. Fragt man sofort, ob es ein Blatt aus der wirklichen Geschichte, oder eine fingirte Geschichte seyn soll, so zeigen sich auf jeder Seite eigenthümliche Schwierigkeiten. Die wirkliche Geschichte bietet dem Bearbeiter bald von Seiten der politischen, bald von Seiten der kirchlichen Zustände der Vergangenheit oder der Gegenwart schwer zu vermeidende Klippen dar. Auch dürfte es nicht leicht seyn, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, in dem engen Rahmen eines Menschenlebens — was doch jedenfalls die größte Ausdehnung wäre, wenn der Blick des Kindes nicht wieder zerstreut werden soll — allen oben gemachten Anforderungen an Inhalt und Form des Buches natur- und kunstgemäß zu entsprechen. Eine gemachte Geschichte bleibt aber eben eine gemachte und trägt stets das Gepräge der Subjektivität und Absichtlichkeit an sich. Ceteris paribus wird daher die wirkliche Geschichte ohne Weiteres vorzuziehen seyn. Was aber den eigentlichen Gegenstand der Geschichte betrifft, so müßte er biographischer Art seyn; — denn nur das biographische Element wirkt wahrhaft bildend und anregend auf das Kindesalter; — und zwar

müßte er dem Kinde eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten, einen geiſtigen Heros und Repräſentanten ſeines Jahrhunderts, um welchen ſich ungezwungen die wichtigſten äußeren und inneren Erſcheinungen ſammeln, zur Anſchauung bringen. Solche Perſönlichkeiten ſind z. B. im Alterthume Moſes, David, Alexander der Große, Sokrates, Themiſtokles, Perikles, aus der neueren Zeit Columbus, Luther, Guſtav Adolph, Friedrich der Große, Napoleon und Andere.

ad 2) Den Gedanken, ein Leſebuch aus einigen wenigen Haupttheilen zuſammenzuſetzen, wovon jeder das Werk eines einzigen klaſſiſchen Schriftſtellers, und zwar nicht blos eine Chreſtomathie aus ſeinen Werken, ſondern ein einzelnes ganzes Werk ſey, hat Ewich in einer Abhandlung: „Ueber das Ideal eines Leſebuches für Volksſchulen" (Elberfeld 1834) vorgeſchlagen und beleuchtet. Er ſagt: durch ein Leſebuch ſoll geiſtvolles Leſen gelehrt werden. Das geiſtvolle Leſen iſt nur dem gebildeten Menſchen möglich. Das erſte Leſebuch muß demnach die Entwicklung der zur Bildung nöthigen Maſſe von Vorſtellungen, Begriffen und Empfindungen veranlaſſen, und für dieſelben die Wörter geben. Alle Theile dieſes Leſebuches müſſen in einem einfach ſchönen Style geſchrieben ſeyn. Kennt hiedurch der Schüler die nothwendigſten Denk- und Sprechformen, ſo können die übrigen durcheinander an jedem Material eingeübt werden. Hiezu muß man aber ſtets die Schrift eines wahrhaft weiſen, ausgezeichneten Mannes nehmen, weil das Buch der allgemeine Lehrer in der Schule ſeyn ſoll, welchem der Schullehrer nur die größtmögliche Wirkſamkeit auf die Schüler zu eröffnen hat. Die Gegenſtände eines ſolchen Werkes müſſen von der Art ſeyn, daß durch ſie der Schüler vom Concreten ins Abſtrakte hinübergeführt, oder zur Combination von Elementen, die ihm ſchon klar in der Seele zur Verarbeitung vorliegen, gebracht wird. Erſteres iſt der Fall bei Fabeln, Parabeln ꝛc. Letzteres geſchieht durch das Leſen irgend eines Philoſophiſchen, wozu die erforderlichen Elemente ſchon im Schüler vorhanden ſind. Beides aber muß in nächſter Beziehung auf dasjenige ſtehen, was den Kern der ganzen Volksbildung enthält, nämlich auf die durch Glaubenskraft und Lebensweisheit erzeugte Würde der Geſinnung, als die Baſis einer edlen Innenwelt des Menſchen. Da nun

die Bibel dasjenige Buch iſt, in welchem ſich dieſer Zweck am reinſten ausſpricht, vorausgeſetzt, daß ihr Inhalt vom Schüler verſtanden, empfunden und beherzigt werden könne, ſo wünſcht Ewich einen für die Schule paſſenden Bibelauszug eingeführt — ein Wunſch, der freilich wohl nie ferner von ſeiner Erfüllung geweſen ſeyn dürfte, als gegenwärtig. Damit aber das Herz des Schülers für die vielen zarten Empfindungen und Beziehungen der heiligen Schrift auf eine concrete Art empfänglich gemacht werde, ſchlägt Ewich vor, das Leſen von Krummacher's Parabeln (aber nicht nur einzelner; denn der Schüler müſſe dem Manne, der ihm ſeinen Geiſt einhauchen will, mit Stetigkeit folgen, „abgeriſſene Stücke zupfen nur") der Bibellektüre vorangehen zu laſſen. Für die jüngeren Klaſſen hält er das Anziehendſte aus der bibliſchen Geſchichte nach Hebel und Kohlrauſch für das Geeignetſte zum Leſen und Vorleſen. Und um auch auf dieſe Lektüre den Schüler vorzubereiten, d. h. ihn durch Einführung in das Sprachbewußtſeyn zum Verſtändniſſe derſelben zu befähigen, ſchlägt Ewich als erſtes Sprachleſebuch vor: Tillichs erſtes Leſebuch. Nebenbei wünſcht er eine Sammlung belehrender Briefe, und für Landſchulen eine zweckmäßige Anleitung zur beſten Bewirthſchaftung eines Bauerngutes, die außer den gewöhnlichen Schulſtunden (?) mit der oberſten Klaſſe geleſen werden könnte. Alle Realien aber (das Anziehendſte und Gemeinnützigſte aus der allgemeinen Naturbeſchreibung, aus der allgemeinen Geographie und Geſchichte) verweiſt Ewich in die Zeit vom 13—16 Jahr, und wünſcht ihre Bearbeitung in eigenen Schriften von je 10—12 Bogen für ein Fach. Den Schülern über 16 Jahren möchte er einen Auszug aus Engel's „Philoſoph für die Welt" unter dem Titel: „Schule der Lebensweisheit" in die Hand geben. Dieſem Buche endlich ſchlägt er vor, auf einigen Seiten die gemeinnützlichſten Regeln der Rhetorik beizufügen, und dieſelben namentlich an Engel's „Lobrede auf den König" (Friedrich den Großen) nachzuweiſen.

Somit beſtünde das Leſebuch nach Ewich's Vorſchlägen aus folgenden einzelnen Schriften, die in folgender Ordnung zum Gebrauch kämen: Tillich's Leſebuch, Hebel's oder Kohlrauſch's bibliſche Geſchichten, ein Briefbuch, Krummacher's Parabeln, die Schulbibel, ein Buch über Naturbeſchreibung, über Geographie,

über Geſchichte, endlich Engel's „Philoſoph für die Welt" im Auszug ſammt den Regeln der Rhetorik. Mit ſo weit geförderten Schülern (vom 17—18. J.) könnte man ſodann — nach Ewich — den Homer (nach Voßens Ueberſetzung) oder eine Auswahl aus Schiller's Werken leſen.

Was dieſe Vorſchläge betrifft, ſo ſpringt leicht in die Augen, daß ſie, wenigſtens für Süddeutſchland, ziemlich unpraktiſch ſind. Ganz abgeſehen von der Schwierigkeit, mehrere nicht wohlfeile neue Bücher in die Volksſchule einzuführen, ſo wie von der nicht geringeren, einen den verſchiedenen theologiſchen und pädagogiſchen Anſichten genügenden Bibelauszug für die Schule zu veranſtalten, ſo iſt jedenfalls dem Zwecke der Sprachbildung weder durch Tillich's Leſebücher — welche nur elementariſche Uebungen, aber keine klaſſiſche Produktion enthalten — noch durch Krummacher's Parabeln — welche der Form nach zu eintönig ſind, um zur allſeitigen Entwicklung der Sprache geeignet zu erſcheinen, ſo wie ſie dem Inhalt nach großentheils außerhalb des Kreiſes der Schule liegen, überdies aber zu zweckmäßiger Behandlung einen Lehrer von mehr als gewöhnlicher Bildung erfordern — Genüge gethan. Wenn aber Ewich ſämmtliche ſogenannte Realien (Natur- und Menſchenkunde) einer höheren Volksſchule vom 13—17. Jahre zuweiſt, ſo ſetzt er eine Einrichtung voraus, die bis jetzt in Süddeutſchland zu den unbekannten gehört, und zu deren Einführung auch in der Zukunft durchaus keine Ausſicht vorhanden iſt. Wie die Sachen jetzt ſtehen, und noch lange ſtehen werden, muß die Sprach- und Realien-Schule für das Volk mit dem 14ten Jahre abgeſchloſſen werden. Daher darf das Leſebuch die letzteren Fächer nicht unberückſichtigt laſſen und einem reiferen Alter vorbehalten, geſetzt auch, es wäre dieſes an ſich noch ſo zweckmäßig.

Die meiſten Bearbeiter hat die Idee eines Schulleſebuches als einer Sammlung von guten, mehr oder minder zufällig zuſammengewürfelten Leſeſtücken gefunden. Die Menge der Leſebücher, welche nach dieſem Plane oder vielmehr nach dieſer Planloſigkeit gearbeitet ſind, iſt erſtaunlich und vermehrt ſich noch von Jahr zu Jahr. Die Erklärung liegt nahe. Es muß ja ſehr leicht ſcheinen, aus einem Dutzend klaſſiſcher Werke eine hinreichende Anzahl von Muſterleſeſtücken auszuwählen und in

eine beliebige Ordnung zu bringen; manche Verfasser scheinen es sogar für ein Erforderniß und eine Tugend zu halten, die Stücke recht bunt untereinander zu werfen; — sodann aber ist diese Wahl bei benannter Planlosigkeit so subjektiv, daß jeder Lehrer dieselbe wieder nach verschiedenen Ansichten treffen wird, mithin es vorzieht, sich sein Lesebuch selbst zu componiren.

An dieser Art von Lesebüchern wird gewöhnlich gerühmt, daß durch sie eine Menge des interessantesten Stoffes in die mannigfaltigste Form gekleidet dem Schüler dargeboten werde; daß die verschiedensten inneren Zustände des menschlichen Gemüthes auf diese Weise vor dem Kinde vorüberziehen, daß die anziehendsten äußeren Anschauungen und Situationen den Schüler fesseln; daß er durch die gediegensten Produkte des menschlichen Denkens, durch die gelungensten Darstellungen des Natur- und Menschenlebens die trefflichsten Muster zur Stylbildung erhalte. Allein an allen diesen Vortheilen hat doch die Planlosigkeit gewiß keinen Antheil. Vielmehr werden sie, wo sie vorhanden wären, durch letztere größtentheils wieder neutralisirt. Man will Allen dienen und hat es zuletzt Niemand recht gemacht. Denn je willkürlicher die Auswahl dieser Musterstücke ist, desto weniger darf man hoffen, allen oder auch einem großen Theile der Lehrer zu genügen. Man will in das Lesebuch den Reiz der Abwechslung legen, und macht ein Schattenspiel, das eben so schnell verschwindet als erscheint. Wie wenig mag im Kinde haften bleiben, wenn es ein solches buntes Quodlibet durchgemacht hat! Darum gibt es auch wohl keinen Lehrer, der es über sich gewinnen könnte, ein derartiges Lesebuch von Anfang bis zu Ende der Reihe nach mit seinen Schülern durchzuarbeiten. Er wählt vielmehr aus, läßt hie und da Stücke weg, nimmt solche, die im Buche später kommen, früher vor u. s. f. Ist dies nicht ein deutlicher Beweis, daß Jeder das Unmethodische einer solchen planlosen Anordnung fühlt? Mit Recht sagt Ewich über solche Bücher: „Besser ist es doch, den Schüler in einer ganz vorzüglichen Hinsicht mit Kraft und Nachdruck zu erfassen, als ihn nur allenthalben zu zupfen; besser seinen Geist auf eine ihm höchst nützliche und angenehme Sache zu lenken, und an derselben hinaufzuziehen, als seine Kraft zu zersplittern durch den steten Wechsel von Gegenständen des verschiedensten

Charakters." Ebendaher kann ich auch auf die bunte Abwechslung von proſaiſchen und poetiſchen Stücken im Leſebuch keinen ſo großen Werth legen, wie ſchon geſchehen iſt, als wäre ſchon dadurch ein großer Fortſchritt in der Leſebuch-Fabrikation gemacht worden. Nicht die bunte Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form iſt es, was Noth thut, ſondern die nachhaltig wirkende Kraft geſunder geiſtiger Nahrung. Gutes Hausbrod läßt ſich täglich genießen, ohne daß man nöthig hätte, mit Confekt abzuwechſeln, um jenes ſchmackhafter zu machen. Nicht das Vielerlei macht ein Leſebuch zu einem guten Leſebuch, ſondern ſeine Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Dies führt mich auf die letzte oben angedeutete Art von Leſebüchern, welche die Vortheile von Nr. 1 u. 2 zu verbinden ſucht.

ad 3) Wenn es feſtſteht, daß ein Leſebuch, das nicht nur das Leſen üben, nicht nur einzelne Sprachlehren lehren, nicht nur den Stoff zum Unterrichte in Realien darbieten, ſondern den Styl (c'est l'homme) bilden, den Verſtand aufhellen, dem Gefühle die rechte Tiefe, dem Willen die rechte Richtung und Stärke geben helfen ſoll, — innere Einheit haben muß; wenn es ferner als ausgemachte Wahrheit betrachtet werden darf, daß ſich dieſe Zwecke nur an den Produkten der trefflichſten, begabteſten Geiſter, der reichſten Gemüther aller Jahrhunderte vollkommen erreichen laſſen: ſo iſt auch einleuchtend, daß es entweder möglich ſeyn muß, das, was die beſten Schriftſteller in ihren geweihteſten Stunden über die allgemein wichtigen Angelegenheiten der Menſchheit, über Gott, die Natur und den Menſchen geredet haben, nach einem umfaſſenden Principe in innerem Zuſammenhange zuſammenzuſtellen, oder, daß man überhaupt darauf verzichten muß, dem Ideale eines Schulleſebuches auf dieſem Wege ſich zu nähern. Daß die Literatur demjenigen, der mit ihr vertraut iſt, eine hinlängliche, ja theilweiſe überreiche Auswahl an ſolchen klaſſiſch geſchriebenen Aufſätzen über alle Gegenſtände, die in einem Schulleſebuch zur Sprache kommen müſſen, darbiete, kann wohl nicht bezweifelt werden, wenn ſchon Manches für die Schule erſt wird zugerichtet werden müſſen. Es kommt alſo nur darauf an, daß das rechte einigende Princip, der für die Schule und das Leben gleich paſſende rothe

Faden, aufgefunden werde, um die dem Princip gemäß ausgewählten Perlen daran anzureihen.

Beachten wir vorerst, wie die bisherigen Bearbeiter derartiger Lesebücher die Idee aufgefaßt und durchgeführt haben. Es sind vornämlich vier, welche in der neuesten Zeit diesen Weg eingeschlagen, aber verschiedene leitende Principien in der Anordnung des Stoffes befolgt haben.

Haupt (deutsche Prosa, ein christliches Lebensbild. Zürich 1841.) muß — schon der Zeit nach — zuerst genannt werden. Zwar hat er sein Buch nicht für die Volksschule, sondern für höhere Bildungsanstalten, insbesondere für die moderne Bürgerschule bestimmt. Allein wir haben es hier hauptsächlich nur mit dem Princip zu thun, und dieses muß, wenn ihm innere, nationale Wahrheit inwohnt, auch in der Volksschule seine Anwendung finden.

Haupt gibt selbst folgende Grundsätze an, die ihn in grammatischer Beziehung geleitet haben.

1) Ein Lehrbuch deutscher Sprache muß die Sprache selbst enthalten, zunächst nicht Regeln und Gesetze.

2) Die vorgelegten Sprachgebilde müssen den ganzen Reichthum der Sprache in allen wesentlichen Richtungen zur Darstellung bringen.

3) Der innerste Kern des volksthümlichen Bewußtseyns — das Volksethos — muß in ihm dargelegt seyn.

4) Der Gedanke selbst sey wahr und tief; er gebe dem jugendlichen Geist zu denken. Nur am Schweren lernt man tragen.

5) Die Sprachform sey vollendet, Muster und Offenbarung. Den nach diesen Grundsätzen gewählten Stoff ordnet er folgendermaßen an:

A. Gott. B. Natur. C. Der Mensch. 1) Wesen und Natur. a) Frömmigkeit, b) Stand des Unfriedens, c) die Erlösung. 2) Das christliche Leben. a) Das Lebensprincip, b) das innere Leben, c) das Leben im Vereine (Familienleben, geselliges Leben, Berufsleben, kirchliches und staatliches Leben). D. Die Kunst (Poesie, Beredsamkeit, Tonkunst, Malerei, Skulptur und Baukunst). E. Die Wissenschaft (Sprachwissenschaft, Philosophie, Theologie, Geschichte, Rechtswissenschaft, Naturwissenschaft,

Heilkunde). F. Die Vollendung. Das Ziel der Weltgeſchichte und aller Kunſt und Wiſſenſchaft.

Daß in dieſes Schema Alles irgendwie für das Leſebuch Wünſchenswerthe eingereiht werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Ja, es wird dem Verfaſſer zugegeben werden müſſen, daß der Reichthum des von ihm dargebotenen Stoffes im eigentlichen Sinne unermeßlich iſt. Gleichwohl können wir dieſe Anordnung für die Volksſchule nicht brauchen. Für dieſe iſt eine leichtfaßliche, anſchaulich hervortretende Einheit des Ganzen in ſeinen Theilen ein nothwendiges Requiſit. Dieſes wird hier vermißt. Man glaubt eher eine literariſche Concordanz, als ein Sprachleſebuch vor ſich zu haben. Die Schüler der Volksſchule, für welche ohnehin in ganz beſonderem Sinne das »multum, non multa« gilt, würden bei ähnlicher Einrichtung des Leſebuches gewiß vor den Bäumen den Wald nicht ſehen. Selbſt in den höheren Anſtalten, für welche das Buch beſtimmt iſt, dürfte dieſer unermeßliche, und andernſeits doch nur ſehr ſubjektiv gewählte Stoffreichthum eher zerſtreuend als ſammelnd und bauend wirken.

Im verfloſſenen Jahre (1843) ſind drei Leſebücher erſchienen, welche die in Frage ſtehende Idee auszuführen ſuchen. Zwei unter ihnen ſind für die Volksſchule, das dritte iſt für Realanſtalten beſtimmt.

Wünſch (Muſterbuch. Deutſches Leſebuch für Realanſtalten ꝛc. Stuttgart u. Hall) begnügt ſich, an die Stelle eines Vorwortes einen Ausſpruch Herders zu ſetzen und damit ſeine Schrift einzuleiten. So klaſſiſch die Stelle iſt, ſo ſetzt ſie uns doch über die Anſichten und Abſichten des Verfaſſers nicht völlig in's Klare, da doch der methodiſche Standpunkt im Jahre 1843 nicht mehr der ganz gleiche wie 1796 ſeyn kann. Wir müſſen uns alſo an den Inhalt des Buches ſelbſt halten. Es hat drei Hauptabſchnitte. 1) Das menſchliche Leben und Weſen. 2) Naturanſchauung. 3) Die Welt im Großen (das Himmelsgebäude). Der erſte Hauptabſchnitt zerfällt in das Leben im kleineren Kreiſe und das Leben im größeren Kreiſe. Der zweite aber hat vier Unterabtheilungen. a) Vaterland. b) Erweiterter Geſichtskreis. c) Darſtellungen aus dem Gebiete der Natur. d) Der Menſch und die Natur.

So viel man auch in logischer Hinsicht an dieser Eintheilung auszusetzen finden mag, so ist sie doch unstreitig praktischer als die bei Haupt. Sie geht einfach vom menschlichen Leben, dessen Natur und Erscheinungen aus, und führt von diesem Mittelpunkte aus durch das Gebiet der Geschichte und der Natur bis aufwärts zu den Sternen. Dabei leidet sie aber freilich an großer Einseitigkeit — denn sie beschränkt sich auf den Kreis der natürlichen Offenbarungen — und an einer Willkürlichkeit in der Auswahl der ausgehobenen Erscheinungen, welche das Interesse am Ganzen lähmen muß. Soll dieses vermieden werden, so muß auch hier — in den einzelnen Partieen, wie in den Haupttheilen — ein festes, durchgreifendes Princip Richtung und Maaß geben.

Fulda (Harnisch's drittes Lese- und Sprachbuch, herausgegeben von K. Fulda, Zeitz 1843) erklärt sich in dem Vorworte über den von ihm befolgten Plan folgendermaßen: „Es soll den Leser durch das Jahr begleiten, mit ihm reden von dem, was ihn als Freund der Natur, als Glied der Kirche, als Sohn des Vaterlandes anspricht. Nicht Naturgeschichte soll es lehren, sondern anleiten, die Natur sinnig zu betrachten; nicht die Feste des Kirchenjahres soll es besingen und besprechen, nicht über die Perikopen predigen, sondern den Leser gewöhnen, mit dem in Verein zu denken und zu empfinden, was die Kirche in ihrem Jahre bringt; nicht vaterländische Gedichte soll es vortragen, sondern die großen Tage und theuern Männer der vaterländischen Geschichte mit dem Leser feiern. Viele Menschen sind Freunde der Natur, Glieder der Kirche, Söhne des Vaterlandes; aber sie sind das Alles apart, und wieder apart davon bewegt sich ihr Leben in seinen besondern Beziehungen. Verbindung frommt. Wenn bei der Melodie, welche unser Leben in seinen besonderen Beziehungen absingt, Kirche, Natur und Vaterland ihre Akkorde in Geist und Gemüth tönen lassen, die Kirche aber den Grundton anschlägt, dann gibt es einen guten Klang." Demnach reiht sich der Stoff des Lesebuches (sey er geschichtlicher, beschreibender oder abhandelnder Art) ganz nach den Jahreszeiten und Festereignissen des christlichen Kirchenjahres an einander.

Allein, wenn man auch gerne zugeben wird, daß in den angeführten Worten des Verfassers eine tiefe Wahrheit enthalten

iſt, ſo läßt ſich doch noch zweifeln, ob die gemeinten Töne, in der angegebenen Weiſe zuſammengeſtellt, wirklich einen guten Klang, einen conſonnirenden Akkord geben werden. Zwar lehrt der Augenſchein, daß an die äußeren Erſcheinungen der Natur im Winter, Frühling, Sommer und Herbſt und an die in dieſe Zeiten fallenden chriſtlichen Feſte Alles Mögliche ſich anknüpfen läßt; Aber es kann nicht fehlen — und der Augenſchein lehrt es gleichfalls — daß die Anknüpfung oft ſehr loſe und willkürlich erſcheint. Denn das Princip iſt von einer äußerlichen, ebendaher oft nur zufälligen Veränderung hergenommen. Und wenn auch Alles, was geſchehen, in einer der vier Jahreszeiten geſchehen, und Alles, was gedacht und geredet worden, in einer der Jahreszeiten gedacht und geredet worden iſt, ſo folgt doch daraus noch nicht, daß dieſe äußere zufällige Zeitrahme für alle Ereigniſſe und Gedanken die zweckmäßigſte Auffaſſung und ihre Zuſammenſtellung für den Schüler durch dieſe Zeitverbindung am beſten vermittelt ſey. Sollte aber damit gemeint ſeyn, daß das Leſebuch dem äußeren Zeitleben des Schülers parallel laufen ſolle, ſo würde das vorausſetzen, daß das Buch jedesmal gerade in einem Jahre, und zwar mit dem Advent beginnend und mit dem letzten Trinitatisſonntage endigend, abſolvirt werden müßte, was in mehr als einer Hinſicht unzweckmäßig und unthunlich wäre.

R. Sartorius (Lebensſpiegel. Ein deutſches Leſebuch für Schule und Haus. Breslau 1843. Bd. 1. Mittelklaſſen. Bd. 2. Das Buch der Natur, für Oberklaſſen) bezeichnet den Standpunkt, von welchem er ſein Buch beurtheilt wiſſen will, in folgenden Worten: „Dem Verfaſſer iſt das Leſebuch in der Volksſchule das wichtigſte Schulbuch nächſt Bibel, Geſangbuch und Katechismus; er wünſcht es zu einem Lebensſpiegel zu machen, in welchem der Schüler die Dinge dieſer Welt und die Verhältniſſe des Lebens kennen, betrachten und beurtheilen lernt, durch ſie Friſche und Lebenskraft und Lebensthätigkeit erlangt; dazu muß das religiöſe Moment ſich durch das Ganze hindurchziehen; Verſtand, Gemüth und Willen müſſen gleichmäßig erfaßt und ausgebildet werden.“ Der Verfaſſer will den Leſeſtoff in lauter einzelnen Lebensbildern, welche ſich in der erſten Abtheilung an die Tages- und Jahreszeiten, in der zweiten an die Betrachtung der Erdoberfläche, der drei Naturreiche und des Menſchen nach ſeinen verſchiedenen

regneten, ſo bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Israel die ſilberne Manna mit luſtigem Muth einſammeln würden," und S. 117 von einem Thaler: „du wirſt umherirren, bis du verſammelt wirſt zu den deinigen im Schooße Abrahams, der dich einſchmelzt und läutert und umbildet zu einem neuen beſſern Seyn"), ſo hat deßwegen doch ein Theil von ihnen, und beſonders diejenigen, die am lauteſten die Emancipation fordern, nicht aufgehört, Heine insgeheim als den Ihrigen zu betrachten; während ſie ſeine Unbeſonnenheiten, oder welchen mildtadelnden Namen ſie wählen mögen, mit Worten ſchelten, applaudiren ſie mit Geberden ſeinen Läſterreden, und die Chriſten müßten ſehr taub und dumm ſeyn, wenn ſie aus dem Geziſchel und Geflüſter nicht merken ſollten, daß jene ſtolz ſind auf den Bundesgenoſſen Heine. Man kann nicht verlangen, daß die Juden mit unterwürfiger Demuth als eine Gnade erbitten ſollen, was ihnen zuzugeſtehen das vernünftige Recht gebietet; aber nur ſchaden kann es ihren Anſprüchen, wenn ſie, während der Geltendmachung ihres Rechts, mit den offenen Feinden des Chriſtenthums in vertrautem Verkehr ſtehen und ihre Freundſchaft mit denſelben trotzig und hochmüthig zur Schau tragen. Wahrlich, der Emancipation der Juden haben andere Bücher und andere Geſinnungen vorgearbeitet, als die Heines, und die Juden könnten nichts Beſſeres thun, als den läſternden Spötter zweier Religionen völlig verläugnen. Ob nicht jedoch Heine, wenn ſchon nicht dem Bekenntniß, doch dem Herkommen nach Jude, in ſeinem Weſen und Charakter einzelne Züge von der Eigenthümlichkeit ſeines Volkes geerbt habe, z. B. den Witz, die Dreiſtigkeit ꝛc., laſſen wir dahingeſtellt, und bemerken nur, daß wenn die jüdiſche Nation Eigenſchaften beſitzt, welche ſie unvortheilhaft auszeichnen, dies zum Theil auch auf Rechnung der erlittenen Mißhandlungen kommen mag; und in dieſer Betrachtungsweiſe würde man ſich beſtärkt ſehen, je mehr das Verſchwinden jener unvortheilhaften Züge gleichen Schritt hielte mit den Maßregeln, welche die Humanität zur Beſeitigung der Beſchwerden der Juden trifft und vorbereitet, dagegen die gehäſſige Stimmung gegen die Juden dadurch genährt, ja wohl noch geſteigert werden wird, wenn die Genoſſen jener Nation auf dem ihnen eingeräumten Boden, ſtatt ſich friedlich anzubauen, Waffenplätze gründen und Wurfgeſchoſſe auffahren. Möchten ſie mit dem Takt und Inſtinkt,

Beziehungen anreihen, geben. An der Spitze der ersten (für die Mittelklasse bestimmten) Abtheilung stehen zwei Abschnitte, welche überschrieben sind: Lebensweg und Lebensziel, Lebensführer und Erzieher. Der größte Theil dieses Bandes, so wie der ganze zweite (für Oberklassen bestimmte) enthält Darstellungen aus dem Buche der Natur, welche sich in der ersten Abtheilung an die Tages- und Jahreszeiten anschließen, in der zweiten aber nach folgenden Abschnitten geordnet sind: 1) Die Erde. Ebenen. Gebirge. 2) Die Gewässer der Erde. Quelle. Bach. Fluß. Meer. 3) Die Luft. 4) Das Licht. Feuer. Wärme. 5) Die Erdrinde. 6) Die drei Naturreiche. 7) Das Mineralreich. 8) Das Pflanzenreich. 9) Das Thierreich.

Diese Anordnung scheint jedenfalls wesentliche Vorzüge vor der des Fulda'schen Lesebuchs zu haben. Sie umfaßt mehr das ganze Leben, nicht nur den engen Kreis eines Jahres. Sie erweitert und concentrirt zu gleicher Zeit den Blick auf die Lebensaufgabe. Sie entspricht mithin dem Titel: „Lebensspiegel" besser, und macht weniger Willkür in der Wahl und Einreihung der einzelnen Lesestücke nöthig. Dagegen ist es ein bedauerlicher Mißgriff, das Lesebuch für die Oberklassen ausschließlich mit Stoff aus dem Gebiete der physischen Geographie und Naturgeschichte — wie hier geschehen ist — zu füllen. Dem Buche der Natur sollte nothwendig ein Buch der Offenbarung Gottes in der Geschichte zur Seite stehen. Dieser Theil des menschlichen Lebens darf in der Oberklasse gerade am wenigsten fehlen.

Meine bisherige Kritik der neuesten Bearbeitungen eines Schullesebuches hat sich ausschließlich mit dem denselben zu Grunde gelegten Principe der Wahl und Anordnung des Lesestoffes beschäftigt. Die Wahl der einzelnen Lesestücke und die Form derselben lag außerhalb der Gränzen dieser Abhandlung. Daher ist freilich mit obigen Bemerkungen die Frage noch lange nicht beantwortet, ob eines der genannten Lesebücher und welches am meisten sich zur wirklichen Einführung in die Volksschule empfehle. Denn auch bei dem zweckmäßigsten Principe kann die Wahl der einzelnen Lesestücke nach Inhalt, Form und Zusammenstellung verfehlt seyn. Wirklich ist dieses auch in obigen Schriften zum Theil auf unbegreifliche Weise geschehen. Nicht nur ist in ihnen auf die Erfordernisse eines methodischen Sprachunterrichtes wenig

oder keine Rückſicht genommen, indem ein Fortſchreiten vom Einfacheren zum Zuſammengeſetzteren nirgends bemerklich, manches Stück zu ſchwer verſtändlich, manches in fremdartiger Mundart geſchrieben iſt, ſondern es finden ſich ſelbſt einzelne Stücke darin, welche für jedes Schulleſebuch unpaſſend erſcheinen. Um nur wenige Belege hiefür anzuführen, ſo ſetze ich ein kurzes Geſpräch zwiſchen einer Mutter und ihrem Kinde her, das ſich bei Wünſch (Muſterbuch S. 26) findet.

Mutter: Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein ſeliger Bruder,
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.
Kind: Daß kein Engel mich je von der liebenden Bruſt dir entführe,
Mutter, ſo ſage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Nicht minder unpaſſend in ſeiner Moral iſt die Fabel von der Katze und der Maus bei Fulda S. 78. Und wie gehaltlos ſind Verſe wie folgender bei Sartorius Bd. 1, S. 149.

„Strick, Kindlein, strick,
Das Stricken bringt dir Glück;
Das Stricken macht die Kinder froh,
Drum Mauſel mach es ebenſo."

In der Wahl des Leſeſtoffes nach Inhalt und Form, letzteres namentlich in Rückſicht auf die Zwecke des Sprachunterrichtes und der Stylübung, iſt mithin auch nach dieſen Bearbeitungen noch viel Verdienſt zu erwerben übrig.

Doch es iſt Zeit, der bisherigen mehr negirenden Kritik poſitive Reſultate folgen zu laſſen.

Allen neueren Bearbeitungen der zuletzt beleuchteten Gattung liegt ſichtbarlich das Streben zu Grunde, das Leſebuch aus dem Leben zu greifen und an das Leben anzuknüpfen. Und dies iſt in der That das punctum saliens, von welchem ein Leſebuch für die Volksſchule ausgehen muß. Die Zeit der unfruchtbaren Auszüge aus den Wiſſenſchaften (wobei ſtets die Statiſtik eine Hauptrolle ſpielte) iſt vorüber; ebenſo die der ſeichten moraliſchen Erzählungen. Man verlangt Klaſſiſches und aus dem Leben Genommenes, Lebensbilder, oder vielmehr ein Bild des Lebens. Der Leſeſchüler ſoll mit dem Leben bekannt, im Leben erhalten, zum Leben geführt werden. Allein dieſes Leben kann verſchieden aufgefaßt werden; daher die verſchiedenen Bearbeitungen.

Faſſen wir das menſchliche Leben ins Auge, ſo erſcheint es uns in ſeiner höchſten Potenz als ein Leben in Gott, vermittelt durch das Leben in der Natur und unter den Menſchen. Das weſentliche Merkmal alles menſchlichen Lebens aber iſt das Werden in der Zeit (der Fortſchritt, die Perfektibilität). Von dieſer Seite muß daher das ganze Leben und Alles, was an demſelben hierin Theil nimmt, aufgefaßt und dargeſtellt werden. Gott iſt das ewig Seyende, die Natur das Gewordene, der Menſch der Werdende. Gott und Natur können aber in ihrer Beziehung auf den Menſchen, d. h. in Beziehung auf die Offenbarung an den Menſchen und inſofern ſie allmählig in das Bewußtſeyn des Menſchen eintreten, gleichfalls in den Begriff des Werdens gezogen werden. Die Darſtellung eines Gegenſtandes in ſeinem allmähligen Werden iſt aber ſeine Geſchichte. Somit erhalten wir als Stoff für das Schullesebuch die Geſchichte von dem religiöſen Glauben und der Naturkenntniß der Menſchen und der damit zuſammenhängenden, darauf gegründeten Entwicklung des Menſchengeſchlechtes. Da aber der Zweck iſt, das Kind zum Bewußtſeyn des echt menſchlichen Lebens und der Aufgabe deſſelben, ſo wie zur ſicheren Verfolgung des Lebenszweckes zu führen, ſein Denken, Fühlen und Wollen ſowohl mit den ewigen Forderungen, als auch mit den — vernünftigen — Forderungen der Zeit in ſelbſtbewußten Einklang zu bringen, ſo müßte dieſe geſchichtliche Darſtellung den Schüler auf einen Standpunkt ſtellen, von welchem nicht nur der gegenwärtige Zuſtand der Menſchheit, ſondern auch der Gang ſeiner Entwicklung ſelbſt überblickt werden könnte.

Wenden wir dieſe Bemerkung auf die einzelnen Theile des oben genannten Stoffes an, ſo erhalten wir für das Leſebuch folgende Aufgabe.

1) In Hinſicht auf die Darſtellung des religiöſen Glaubens: Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchheit in religiöſer Hinſicht, und der Stufen, welche die Religionserkenntniß und das religiöſe Leben der Völker von Anfang bis jetzt durchlaufen hat.

2) In Hinſicht auf Naturkenntniß und das Leben der Menſchen in der Natur: a. Belehrung über das Weltgebäude und über die Vorſtellungen der Alten nebſt dem Wichtigſten aus der

Geſchichte der Entdeckungen am Himmel. b. Beſchreibung der wichtigſten Naturprodukte in ihrer eigenthümlichen Erſcheinung und in ihrer Beziehung zum Menſchen, wie auch die Vorſtellungen der Alten über die Natur und einzelne Erzeugniſſe derſelben, frühere Benützung der letzteren, Geſchichte der hauptſächlichſten Entdeckungen hierin und drgl. c. Schilderung der wichtigſten Naturerſcheinungen und ihrer Wirkungen auf den Menſchen, und Darſtellung früherer unrichtiger und abergläubiſcher Erklärungen dieſer Naturerſcheinungen. d. Darſtellungen aus der phyſiſchen Geographie zur Kenntniß der Erdoberfläche, und Geſchichte der Entdeckungen in dieſem Fache, wie auch Beſchreibung ſolcher Länder, welche früher in dieſen Beziehungen eine weſentlich veränderte Phyſiognomie gehabt haben.

3) In Hinſicht auf die Kenntniß des Menſchen: a. Schilderung des Menſchen nach ſeiner leiblichen und geiſtigen Anlage, ſeiner Beſtimmung und Vervollkommnungsfähigkeit. b. Der Menſch im häuslichen Leben, die Familie, ihre Bedeutung — Familieneinrichtungen unter verſchiedenen Völkern. c. Der Menſch im bürgerlichen Leben. Der Staat, die Staatsverfaſſung. Verkehr der Völker in Handel, Gewerben, Krieg und Frieden. Geſchichte der wichtigſten Erfindungen. Künſte und Wiſſenſchaften. d. Der Menſch im kirchlichen Leben. Die Kirche und ihre Verfaſſung. Feſtzeiten, Feſtfeier. Thätigkeit und Anſtalten zur Beförderung des Reiches Gottes aus älterer und neuerer Zeit. Bibel- und Miſſionsgeſellſchaft. Die chriſtliche Schule.

Daß, wo die Geſchichte den Stoff zur Kenntniß der Menſchheit liefert, das biographiſche Element vorherrſchen muß, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Natürlich iſt nicht gemeint, daß dieſe geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe in ihrer ganzen Tiefe und Breite erſchöpft werden ſollen. Es ſoll vielmehr nur ſoviel vorgebracht werden, als erfordert wird zu einem lebensvollen, dem kindlichen Geiſt und Gemüthe anſchaulichen Charakterbilde. Hierin liegt von ſelbſt die Forderung, daß es weder aus ſaft- und kraftloſen Umriſſen oder gar aus bloßen Gerippen künſtlicher Syſteme, noch aus überladenen, bunten Specialkarten beſtehen darf, bei welchen letzteren man über dem vielen Detail die Ueberſicht verliert, und wobei der Eindruck des Ganzen durch das Einzelne

nicht erhöht, ſondern geſchwächt und verwiſcht wird. Von gelehrtem Anſtrich kann ohnehin nicht die Rede ſeyn. Die Form muß einfach, populär, concis und präcis ſeyn; die Methode mehr anregend, anleitend, als docirend.

Endlich dürfte kaum nöthig ſeyn, die Bemerkung beizufügen, daß der oben angeführte Stoff weder gerade in der angegebenen Ordnung, noch auf einer und derſelben Stufe gegeben werden dürfe. Das Leſebuch muß für das Alter von 8 bis 14 Jahren in drei weſentlich geſchiedene Abtheilungen zerfallen. Die erſte Abtheilung ſoll den Grund legen, indem ſie Dasjenige enthält, was, noch ganz innerhalb des kindlichen Lebenskreiſes fallend, ſich zunächſt an die äußere und innere Anſchauung des Kindes aufhellend, erläuternd und erweiternd anſchließt. Unter die zweite und dritte Abtheilung aber wird der Stoff ſo zu vertheilen ſeyn, daß der erſteren vorzugsweiſe die Darſtellung der Gegenwart, der letzteren die Schilderung der Vergangenheit und die geſchichtliche Entwicklung zufällt.

Keiner Bildungsanſtalt thut ein gutes Leſebuch gerade jetzt mehr Noth, als der Volksſchule. Ihrem Teiche Bethesda droht, ſo viele geſchickte und ungeſchickte Hände auch darin herumrühren, nachgerade eine Stagnation, wenn nicht ein gütiger Engel ihn in neue lebens- und heilskräftige Wallung verſetzt. Dies könnte und ſollte durch das Leſebuch geſchehen. Ein ſolches zu ſchaffen, wird aber nur vereinten Kräften gelingen. Mögen ſich denn die geſchickteſten Hände, von oben dazu aufgemuntert und unterſtützt, zu dieſem Werke vereinigen, und der Volksſchule bald ein Buch liefern, das geeignet ſey, nicht nur dem Sprachunterrichte, ſondern dem ganzen Treiben der Schule eine höhere Begründung zu verleihen, einen neuen lebendigen Odem einzuhauchen!

G. R.

Die Wiederbelebung
des Schwanenordens in Preußen
im Jahre 1843.

Der königliche Act der Erneuerung des Schwanenordens in Preußen in unsern Tagen ist ein Ereigniß, das nicht blos innerhalb der Grenzen der preußischen Monarchie besprochen wird. Es geschieht aber selten mit der rechten Einsicht und Kunde von der Sache. Eine Erneuerung setzt voraus ein Früher-Dagewesen-Seyn. Wie Wenige kennen dies im vorliegenden Falle! Und wie kann es anders seyn? Der Orden ist local gewesen, hat sich gebildet in einem nördlichen Grenzlande des damaligen deutschen Reiches, hat sich über wenige Provinzen dieses Reiches erstreckt, fast kaum ein Jahrhundert gedauert und gehörte bereits seit drei Jahrhunderten zu dem Abgestorbenen. Es ist also zur Beurtheilung der Sache vor Allem historische Kenntniß nöthig, recht specielle Kenntniß der brandenburgischen Geschichte. Und bei wie Vielen ist diese vorauszusetzen?

Wir glauben den Wünschen vieler Leser der vorliegenden Zeitschrift entgegenzukommen, wenn wir ihnen über den Gegenstand einen Aufsatz liefern aus der Feder eines Mannes, der sich schon seit Jahren gerade mit dem Schwanenorden und dessen Geschichte beschäftigt hat, der vertraut ist mit dem Localen, mit den betreffenden Urkunden, Alterthümern, der betreffenden Literatur u. s. w.

Will man den Schwanenorden richtig auffaſſen und beurtheilen, ſo muß man ihn gleichſam vor Augen entſtehen ſehen an Ort und Stelle, und. zu dieſem Zweck ſich zurückverſetzen in die erſte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und in die brandenburgiſche Mark, in welcher Zeit und in welcher Gegend er ſeinen Anfang genommen unter der Regierung des erſten Kurfürſten aus Hohenzollernſchem Geſchlecht.

Als der bisherige Burggraf von Nürnberg, Friedrich (VI.), die Mark Brandenburg vom Kaiſer Sigismund erhielt, anfangs blos pfandweiſe (1411), dann durch Kauf (1414), endlich durch förmliche Belehnung (1417), fand er dieſe Provinz unſers deutſchen Vaterlandes in einem höchſt traurigen Zuſtande vor. Wenige Jahre fehlten, ſo war ein ganzes Säculum hindurch, ſeit dem Ausſterben der ascaniſchen Linie (1320), ein fortwährender Wechſel geweſen der Regenten und der Regentenhäuſer. Anfänglich Unbeſtimmtheit des Beſitzes bis 1322, dann Belehnung des jungen Prinzen Ludwig (d. ä.) von Bayern durch Kaiſer Ludwig den Bayer (der die Mark als ein an ihn zurückgefallenes Lehn betrachtete); inmitten dieſer Herrſchaft das Auftreten des falſchen Woldemar (1346 — 1355); weiterhin die Ueberlaſſung des Landes von Seiten Ludwigs d. ä. an ſeine beiden jüngeren Brüder, Ludwig den Römer und Otto den Finnen (1352); ſodann die Aufrichtung der Erbverbrüderung des Luxemburger Geſchlechts mit dieſen Bayern, vermöge welcher Karls IV. Sohn, Wenzel, nun ſchon Theilhaber des Beſitzes wird (1363), und ſolchen auch bald darauf, nach dem Tode Ludwig des Römers (1365) und nach der käuflichen Abtretung durch Otto (1368) vollſtändig überkam; weiterhin der Streit Otto's, den die Erbverbrüderung zu gereuen anfing, mit Karl IV. (1371 — 1373); dann wiederum der Uebergang des Beſitzes von Wenzel, als er zum römiſchen Kaiſer gewählt war (1376), auf deſſen Bruder Sigismund (1378); darauf die Verpfändung des Landes an Jobſt und Procopius von Mähren (1388), bis zu des erſtern Tode (1411), wo Sigismund wieder eintrat, der dann endlich die Mark an Friedrich VI. veräußerte.

Wie nichts verderblicher einwirkt auf ein Land bei einer unbeſchränkt monarchiſchen Regierung, als ein häufiger Wechſel von Dynaſtien, das ſtellt ſich hier nur zu deutlich heraus. Die

Mark Brandenburg war einer grenzenlosen Unordnung und Gesetzlosigkeit preis gegeben. Der Reisende auf der Straße, der Landmann in seinem Dorfe war weder seines Lebens noch seiner Habe sicher. Der Bürger in den Städten sah sich nur allein durch Wälle und Mauern geschützt. Dagegen schaltete und waltete der Adel zügellos, trotzend auf seine Mannen, die er sich halten und werben, und auf seine festen Burgen, die er sich bauen konnte, im Gefühle eigner hoher Kraft und Macht und im Bewußtseyn einer vollkommenen Ungebundenheit von Seiten des Oberhauptes. Nichts blieb sicher vor seinen Raubzügen, vor seinen Angriffen, vor seinen Gewaltthaten. Wo ihm eine Beleidigung ward, wirkliche oder vermeintliche, da suchte er sich auf rohe Weise selbst Recht zu schaffen. Sogar die Geistlichkeit und die geistlichen und kirchlichen Institute waren nicht geschützt vor allen Unbilden. Die Religiosität und Sittlichkeit war im Lande auf eine furchtbare Weise gesunken, das kirchliche Leben vielfach gestört und gehemmt.

Da suchte nun Friedrich I. theils durch Güte, theils aber auch, wo diese vergeblich erschöpft wurde, durch Ernst und Strenge, die Unfriedfertigen, die Widerspenstigen zu zügeln und ihren Uebermuth mit Gewalt niederzudrücken und zu beugen, und es gelang ihm nach manchem schweren Kampfe.

In dieser Zeit war es nun auch, wo die Marienkirche bei der Burg und Stadt Brandenburg unter den kirchlichen Instituten mehr als jede andere im Lande den Einfluß jener unglückseligen politischen Verhältnisse erfuhr. Gelegen außerhalb den Mauern der Stadt, auf einem Berge, der sich unmittelbar bei Brandenburg auf der nordwestlichen Seite erhebt — dem Herlunger Berge, wie er in den alten Urkunden seit 1170 heißt, ein Name, der vielleicht an das alte Heldengeschlecht im südlichen Deutschlande erinnert — war ihr Besuch an sich schon beschwerlich, aber in jenen Tagen des allgemeinen Unfriedens sogar höchst precär geworden. Namentlich hatten die Quitzows, im Besitze der nahen Burg Pleur, oftmals die Gegend bei der Altstadt Brandenburg unsicher, jeden Besuch des Gotteshauses von Seiten der Bewohner der Umgegend gefahrvoll, wohl gar völlig unmöglich gemacht. Die Folge davon war, daß sich alle Frequenz von ihr hinweg wandte. Dies mußte noch mehr der

Fall ſeyn und werden, als faſt zu gleicher Zeit die Kirche eines Dorfes bei Nauen und dann die in Wilsnak (wegen des bekannten Wunderblutes) ſich eines außerordentlichen Zuſtrömens von Menſchen aus allen Orten und Gegenden her zu erfreuen hatte. Somit ſtand die Marienkirche bei Brandenburg ganz unbenutzt, ganz vereinſamt, ganz verödet da, ſie, „die einſt," wie ſich eine Urkunde ausdrückt, „faſt durch ganz Deutſchland berühmt geweſen, und wegen der vielen Wunderthaten, durch welche ſich die Mutter Maria bewähret haben ſollte, eines ungewöhnlichen Zuſpruchs für würdig erachtet worden war."

In ſolchem Zuſtande der Verwaistheit und der Vernachläſſigung konnte die Kirche wohl die Aufmerkſamkeit des neuen Kurfürſten auf ſich ziehen, dem es, bei vielen andern Tugenden, auch nicht an religiöſem und kirchlichem Sinne fehlte. Er ſah das Gotteshaus ohne Gottesdienſt, die der Mutter Gottes geweihte Kirche ohne Verehrung derſelben, und hielt das, gemäß der damaligen Denkungsweiſe, für Sünde. Denn eine Kirche leer und ungebraucht ſtehen laſſen, hieß damals ſo viel als die Verehrung Gottes überhaupt nicht achten.

Hierzu kam wohl auch, daß das Domcapitel auf der Burg Brandenburg, dem dieſe Kirche ſeit dem Jahre 1166 übereignet geweſen, und das früherhin gar bedeutende Einkünfte davon mochte genoſſen haben, den neuen Landesherrn auf das reiche Einſt und auf das dürftige Jetzt hinwies, und ihm zeigte, wie es gegenwärtig mit der Kirche „ſo gar ſchlecht und geringe beſtellt," wie ſie zu „einer ſchlechten Kapelle"[1] herabgeſunken wäre.

Friedrich II. intereſſirte ſich vorzugsweiſe für die vorzeitlichen Werke und Denkmäler in ſeinem Lande, daher ſeine Blicke kaum eines mehr reizen konnte, als die genannte Marienkirche. Nach der im Jahre 983 erfolgten Zerſtörung der biſchöflichen Kathedralen in Havelberg und auf der Burg Brandenburg durch die empörten Wenden war dieſes Denkmal mittelalterlicher Baukunſt das älteſte in der Mark, ja beinahe auf dem ganzen rechten Ufer der Elbe. Es war urſprünglich, d. h. ſeit jenem Wendenaufſtande, ein Tempel des ſlaviſchen Götzen Trigleff (Dreihaupt) geweſen, und von Prebislav, einem Fürſten

[1] Worte einer Urkunde.

Brandenburgs, dem Zeitgenossen Albrechts des Bären, der Christ geworden war und in der Taufe den Namen Heinrich angenommen hatte, in eine christliche Kirche umgewandelt und der heiligen Maria gewidmet worden. Diese Kirche war in einem ganz besondern, alterthümlichen, meist byzantinischen Style erbaut, thronte auf einem Berge, von wo sie weit hin die Umgegend beherrschte, und lag endlich neben einer Stadt und einer Burg, von welchen das Kurfürsten- und Markgrafenthum Friedrichs den Namen führte.

Dies Alles konnte und mochte im Kurfürsten den Entschluß erzeugen, die Kirche nicht verfallen zu lassen, sie dem Gebrauche, dem Gottesdienste, dem Kultus der Maria wiederzugeben. Zu dem Ende ließ er — und hierbei ward er wohl durch Gutachten von Seiten des Dompropstes und der Domherrn auf der Burg Brandenburg unterstützt — ein Klostergebäude daneben aufführen, besetzte selbiges mit regulirten Prämonstratensern aus dem Kloster auf der Burg, bildete aus ihnen ein besonderes Stift, bestehend aus einem Dekane oder Propste, einem Prior und vier gemeinen Priestern, dotirte es mit mehreren Gerechtsamen, Gütern und Einkünften und verpflichtete dagegen die Mitglieder, zu bestimmten Stunden des Tages und in der Nacht in der Kirche zu beten und Lobgesänge auf die Himmelskönigin abzusingen.

Ueber die diesfallsigen Bestimmungen ließ er von seiner Lieblingsburg Cadolsburg in Franken, wo er sich gewöhnlich, wenn er in Franken weilte, aufhielt, ein eigenes Dekret ausgehen, datirt den Sonntag vor dem St. Michaelistage im Jahre 1535. Noch findet es sich vor im Archive des Brandenburger Domstiftes. Wir entnehmen ihm die folgenden Worte des Eingangs, theils weil sie überhaupt den Geist charakterisiren, in welchem diese Urkunde abgefaßt worden ist, theils weil sie uns zum Folgenden die Brücke bahnen werden.

„Wir Friedrich," heißt es daselbst, „von Gottes Gnaden Markgraf ꝛc., bekennen, daß Wir oft und dick gesehen und gemerkt haben auf die würdige Kirche, die der hochgeborne Fürst, Herr Heinrich, weiland der Wenden König, auf dem Herlunger Berg bei Brandenburg zur Ehre und Würdigkeit der hochgelobten Königin Maria gebauet hat, und wie auch die genannte Königin an derselben Stätte viel große Gnade und Wunder-

der ſie in manchen andern Fällen ſo ſicher leitet, das Juste milieu zu treffen wiſſen zwiſchen entwürdigender Kriecherei und herausforderndem Uebermuth, möchten ſie auch den Schein meiden, mit einem Heine unter der Decke zu ſpielen, und ſich überzeugen, daß das eingeriſſene Judaiſiren in der Literatur mit dem es charakteriſirenden, eigenthümlichen Beigeſchmack und ſeiner polemiſch-ſchielenden Verbiſſenheit wohl etwa Lorbeern zerfreſſen, aber keine gewinnen kann.

Nach dieſer Abſchweifung, die man vielleicht hier nicht am unrechten Ort finden wird, kehren wir zu Heines Syſtem zurück. Das Chriſtenthum, der von Heine ſo arg perhorrescirte Spiritualismus, exiſtirte nun einmal wirklich als eine unläugbare, gewaltige, hiſtoriſche Thatſache, zu Heines großem Verdruß, ihm beſonders anſtößig und ärgerlich in ſeinen würdigen, reinen, kräftigen und heiligen Manifeſtationen, und Gnade findend vor ſeinen Augen nur — in ſeinen Ausartungen — in ſeinen Mißbräuchen und in den dem Fleiſch gemachten Conceſſionen, wovon er im Salon II. 44 ffg. mit großem Wohlgefallen ſpricht. Bei dem Zeitalter der Reformation mit einem großen Sprung angelangt, ergibt ſich ihm aber eine gewaltige Verlegenheit; unläugbar nämlich hatte der Katholicismus, repräſentirt durch den Pabſt und die Geiſtlichkeit, eine nicht geringe Hinneigung zum Senſualismus, zur Ueppigkeit und Weltlichkeit bekommen; der Spiritualismus galt und herrſchte in der Chriſtenheit großentheils nur noch dem Namen nach, und es war Alles im beſten Zuge, der Sinnlichkeit zu huldigen; die Künſte ließen von ihrem ſtrengen Ernſt nach, erweichten und erheiterten ſich, die Päbſte wußten in der Mythologie beſſer Beſcheid als in der Dogmatik — da, wie ärgerlich für Heine! da kam der plumpe, derbe deutſche Mönch und brachte Alles in Verwirrung, was der hochbelobte Pabſt, der feine Leo X., ins Werk richten wollte. Luthern werden große Vorwürfe gemacht, wegen ſeiner Dummheit, daß er das in der katholiſchen Kirche beſtehende Concordat zwiſchen Gott und dem Teufel, dem Geiſt und der Materie, wornach die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen, die Materie aber in Stand geſetzt worden, alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben, nicht begriffen habe. Die wahren Proteſtanten ſind in Heines Augen die lebenstrunkenen Dichter, Maler, Bildhauer im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, welche

werke gethan hat und täglich noch thut, so daß wir ohne Zweifel sind, sie habe sich diese Stätte selbst zu ihrem Lobe auserwählt und auserkoren, und es hat Uns erbarmt und gar unbillig gedäucht, daß an der hochgelobten Stätte des Dienstes U. L. Fr. mit ihrem Lobe bisher so gar geringe bestellt ist. Und haben Wir darum mit Unserm würdigen Rathe und lieben Getreuen, dem Herrn Peter Klitzke, Propsten zu Brandenburg, verhandelt und bestimmt, daß er mit seinem Kapitel, dem die Kirche vormals von etlichen Fürsten gegeben ist, schaffen sollte, daß etliche Priester in der obgeschriebenen Kirche, die dem Dienste U. L. Fr. gewidmet ist, Messen halten und Loblieder singen. Dazu wollen Wir ihm behilflich seyn, und wollen das auch gnädig gegen ihn und sein Gotteshaus erkennen. Also hat Uns nun der obgemeldete Herr Peter Klitzke ꝛc. vorgebracht, wie er Unsere Meinung und Unser Begehr an sein Kapitel gebracht und mit demselben Gott und der Jungfrau Maria zu Lobe, Uns und Unserer Herrschaft zu Willen und Wohlgefallen, Uns, Unsern Landen und Leuten zu Trost und zur Seligkeit eine Anordnung für dieselbe Kirche getroffen habe, also daß sie den ꝛc. Herrn Johann Hoysen zum Dechanten auf dem Berge gemacht und bestätigt und fünf Priester ihres Ordens mit ihm dahin gesetzt haben, die zum Dienste U. L. Fr. Messe und Lobgesänge halten sollen: nämlich daß sie täglich als Messen: Prime, Tertie, Serte und vor und darnach eine Antiphonie und Messe von U. L. Fr.; ferner auch Vesper, Complete und die Antiphonie Salve Regina singen und ihren andern Dienst auch andächtig im Chore lesen sollen, und das ihr so vollbringen, daß es zu ewigen Zeiten so gehalten würde, es wäre denn, daß Wir Uns mit dem genannten Propste, dem Kapitel, Dechanten und seinen Mitbrüder vom Dienste U. L. Fr. eines Andern vertrügen." u. s. w.

Hieraus geht auf das Deutlichste hervor: Kurfürst Friedrich wollte jene Kirche nicht so verwaist, nicht so selten gebraucht dastehen lassen; er wollte sie einer öftern, einer täglichen Benutzung widmen; er wollte die Verehrung der Jungfrau Maria, der selbige geweiht war, darin mehren und glänzender machen, in aller Vollständigkeit zugerichtet und hergestellt haben. Darum diese Anordnungen, darum das Erbauen eines Klosters bei

derſelben, darum der Befehl an die Brüder des neues Stiftes, die Himmelskönigin bei Tag und Nacht durch Meſſen und Lobgeſänge zu feiern.

Hiermit begnügte ſich Friedrich I. Nicht ſo ſein Sohn und Nachfolger, Friedrich II. Dieſer wollte die Kirche noch beſuchter, noch mehr benutzt, den Gottesdienſt darin, die Marienverehrung noch glänzender gemacht wiſſen. Zu dem Ende ſtiftete er eine adlige Geſellſchaft, einen Ritterorden, deſſen Mittelpunkt dieſe Marienkirche bei Brandenburg ſeyn ſollte, eben den Schwanenorden, von welchem in gegenwärtigem Aufſatze die Rede iſt. Kaum hatte er nach dem Tode ſeines Vaters den Kurhut erhalten, als er am Michaelistage des Jahres 1440 von Berlin aus einen Erlaß ergehen ließ, worin er die Stiftung eines ſolchen Vereins öffentlich proclamirte.

Die desfallſige Urkunde iſt bis zum Jahre 1842 nicht öffentlich bekannt geweſen; man hat daher jene Ordensſtiftung gewöhnlich erſt ins Jahr 1443 geſetzt, gemäß dem Diplome über die Erweiterung der Geſellſchaft. Das Original befindet ſich irgendwo in Franken, iſt auf Pergament geſchrieben, und verſehen mit dem die Wahrheit des Inhaltes bekräftigenden Siegel, ſo daß an eine Verfälſchung oder Unterſchiebung nicht zu denken iſt. Auch ſpricht die ſeltſame Miſchung von hochdeutſchen Formen mit den vorherrſchenden plattdeutſchen wohl am entſchiedenſten für die Aechtheit; denn ſolche Miſchung jener beiden Mundarten war am Hofe Friedrichs II., deſſen Vater erſt aus Franken nach der Mark verſetzt worden war, ganz in der Ordnung. Eine Copie davon war in den Beſitz des königl. preußiſchen Staatsminiſters und General-Poſtmeiſters, von Nagler, gekommen, und dieſer Freund vaterländiſch-hiſtoriſch-antiquariſcher Studien hat ſie zum Drucke freigegeben, ſo daß ſie im genannten Jahre in des Herrn Baron von Stillfried-Sattonitz „Stammbuch" oder „Denkmale des Schwanenordens" (1ſtes Heft Nr. II.) hat aufgenommen werden können.

Die Urkunde gibt als Beweggrund der neuen Stiftung an: die Nothwendigkeit und Würdigkeit der Verehrung der Jungfrau Maria, und wie es der Chriſten Pflicht überhaupt ſey, „hier auf Erden, ob wir gleich Sünder ſind, ihr Lob nicht zu verſchweigen, ſondern mit ganzem Fleiße und ſtetem,

treuem Dienſte es zu verkündigen und ihr Lob und Dienſt zu vermehren nach unſerm Vermögen." „Aber", heißt es dann weiter, „obwohl alle Menſchen zu ihrem Dienſte und Lobe verpflichtet ſind, ſo wäre es doch billig, daß die, welche auf dieſer Erde mehr Ehre und Ruhm, durch die Gnade ihres Sohnes, empfangen hätten, auch mehr und höher denn andere Menſchen ihr Lob, Ehre und Würdigkeit verkündigten und ihren Dienſt beförderten." „Da Wir nun", fuhr der Kurfürſt fort, „in dieſer Welt erhöhet ſind (als Fürſt), wofür Wir Unſerm Herrn und der lieben Mutter billig und inniglich danken, ſo erkennen Wir wohl, daß Wir auch ihren Ruhm und Dienſt nach Unſerm Vermögen mehren ſollen."

Alſo hier wieder die Haupttendenz: Verherrlichung, Vermehrung des Kultus der Maria, d. h. überhaupt des Gottesdienſtes, der Religioſität, der Kirchlichkeit nach damaligen Begriffen, nur daß der Dienſt der Maria damals, wie noch heutiges Tages in katholiſchen Ländern, im Vordergrunde ſtand. Und als Notre Dame, als das Vor- und Sinnbild ächter Weiblichkeit fand dieſe eben im ritterlichen, romantiſchen Mittelalter ſo viele Verehrung, ihr Kultus ſo vielen Anklang, wie wir ja ſchon aus den Minneliedern erkennen und in ſo manchen Schriften auseinandergeſetzt iſt.

Die Urkunde geht alsdann über zur Wahl des Ordenszeichens und Motivirung derſelben, ohne indeſſen die Stiftung des Ordens ſelbſt gehörig zu motiviren, d. h. klar anzudeuten die Urſachen, die Gründe, durch welche der Stifter eben veranlaßt worden, die Stiftung ins Leben treten zu laſſen. Und ſie hat dadurch dem Geſchichtſchreiber reiche Gelegenheit zu Vermuthungen dargeboten, die denn auch nicht unbenutzt geblieben iſt. Der Eine hat die Veranlaſſung geſucht in dem Drange, für die Verehrung der Jungfrau mehr zu ſorgen, als bisher geſchehen; ein Anderer in dem Streben, ritterliche Ehre, Religion und Humanität zu fördern und das rohe Fauſt- und Fehderecht zu bekämpfen; ein Dritter in der Neigung der Zeit zu Ritterverbindungen; ein Vierter in der Vorliebe für die alte Marienkirche auf dem Herlunger Berge und in dem Trachten darnach, ſie und das danebenſtehende Kloſter zu unterhalten und mit mehr Einkünften zu verſehen; ein Fünfter in der weiſen Berechnung

des Kurfürsten, den Landesadel an sich zu ziehen und zu civilisiren, um dessen Kräfte und Macht zum Werke der Regierung zu benützen, so recht im Gegensatze zu Friedrich I., der die widerspenstigen Ritter mit Gewalt der Waffen niedergebeugt hatte. Keine dieser Einzelheiten ist die eigentliche, ursprüngliche Veranlassung, die Quelle des Ganzen, obwohl nicht geläugnet werden kann und soll, daß alle dabei mit implicirt gewesen und gefördert worden sind; aber sie wurden es nur zufällig, als Nebenzwecke. Es ist vielmehr die innigste Religiosität, die sich ausspricht als die reinste Dankbarkeit gegen Gott für die empfangenen großen zeitlichen Güter, als die tiefste Demuth und Bußfertigkeit vor dem höchsten Wesen, und die nur, gemäß dem Geiste der Zeit, im romantischen Gewande der Marienverehrung auftrat und sich anschloß an eine bestimmte Stätte, an jene alte, ehrwürdige und damals doch so vernachlässigte und verwaiste Marienkirche bei Brandenburg.

Jene tiefe Demuth und Bußfertigkeit stellt sich besonders heraus bei den nicht ohne Poesie und Romantismus gewählten einzelnen Theilen der Ordenskette. „Und haben Wir darum", fährt die Urkunde fort, „mit wohlbedachtem Muthe, rechtem Wissen und freiem Willen gestiftet und selbst angenommen

ein Ordenszeichen U. L. Fr., das Wir tragen in sothanem Sinne und in sothaner Meinung, daß Unser Herz, in Betrachtung Unserer Sünde, in Bitter- und Wehtagen, gleich als in einer Premse, seyn soll, und Wir fürder der Gnade und Hülfe der Jungfrau Maria, die sie Uns erworben hat, und die Wir täglich erkennen, in Unserm Herzen nicht vergessen, und daß wir auch Unser Ende, wenn wir von dieser Welt scheiden, zuvor, gleich dem Schwane, bedenken sollen und Uns darnach richten, also daß Wir in der Seele [stets] unschuldig befunden werden."

Wem gefiele hier nicht das Bild des gepremsten Herzens und des edlen reinen Schwanes?

Von der Beschaffenheit des Ordenszeichens im Einzelnen gibt die Urkunde keine Beschreibung, wohl aber muß selbige ein Abbild desselben enthalten oder enthalten haben; denn es heißt in ihr: „Diese Gesellschaft, wie Wir sie eingesetzt haben, soll

ein Kleinod, welches hierin [in der Urkunde, gemalt] iſt, täglich tragen.“ Mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich aber darüber auch urtheilen nach dem koſtbaren Meßgewande, das ganz unbezweifelt Friedrich II. hat anfertigen laſſen, damit es der Propſt des Kloſters auf dem Berge an feierlichen Marien- und Ordensfeſten in der Kirche trage und darin fungire, und das noch gegenwärtig in der Sacriſtei der Domkirche zu Brandenburg aufbewahrt wird, offenbar das älteſte Ordenszeichen in der älteſten Form. Man findet es abgebildet in des Barons von Stillfried Werke. Wir laſſen uns aber hier nicht in eine Erörterung der Sache ein, weil ſie ſpäterhin näher wird betrachtet werden.

Was die Zahl und den Stand der Mitglieder anbetrifft, ſo wird beſtimmt, daß der Orden aus dreißig Männern beſtehen ſolle, welche ächt und recht zu Helm und Schild geboren, d. h. ehrlicher und ritterlicher, oder adliger Geburt wären, und aus ſieben Frauen.

Warum der Kurfürſt nur Adlige zu Ordensrittern erkor, oder wollte erkoren haben, darüber findet ſich in der Urkunde keine Andeutung. Aber es lag ja ihm, dem ſelbſt aus ritterlichem Geſchlechte Entſproſſenen, nahe, die ihm zunächſt Stehenden zu wählen. Uebrigens war ja damals der Ritterſtand der glänzendſte und der reichſte, und der Mariendienſt bei Brandenburg ſollte ja eben rechten Glanz erhalten, und der Beſuch der Kirche erforderte Aufwand, nicht minder der Eintritt in den Orden und manche ſonſtige mit der Geſellſchaft verbundene Koſten. Dieſen konnte am erſten der Ritterſtand beſtreiten. Auch war es ganz im Geiſte der Zeit, gerade Ritterverbindungen zu ſtiften, wie man aus der Geſchichte der Ritterorden ſattſam erkennen mag. Und offenbar verband damit der Kurfürſt Friedrich II. wirklich die Abſicht, den Adel insbeſondere ſeines Landes an ſich zu ziehen und an ſein Haus, an ſein Intereſſe, an ſeine Regierung zu ketten, deſſen Kraft und Macht zur Feſtigung ſeiner eigenen Macht zu benutzen, den nun widerſpenſtigen Bürgern und Städtern gegenüber. Daß er dabei nicht gerade eine beſondere Bevorzugung des betreffenden Standes ſuchte, kann man daraus abnehmen, daß er bald nachher eine ähnliche Brüderſchaft mit faſt gleichen Statuten in Berlin bei einer dortigen Kirche aus Berliner Bürgern ſtiftete.

Als Bedingungen der Aufnahme und des Verbleibens im Orden wurden folgende moraliſche Eigenſchaften aufgeſtellt: es ſollte in demſelben kein Ehebrecher oder offenbar unkeuſcher Menſch ſeyn, „da die keuſche Mutter wohl keuſcher Diener würdig ſey," kein Verräther oder gewaltthätiger Räuber, „da ſolche Bosheit und Gewalt nicht zum Dienſte der heiligen Maria gehöre," endlich kein Trinker, „da von dieſem Laſter viel Sünde und Bosheit komme."

Das gemeinſame, alle Mitglieder bindende und vereinigende Gebot war: „zu geloben und zu halten, alle Tage zur Ehre und zum Lobe U. L. Fr. mit Innigkeit und Andacht ſieben Pater Noſter und ſieben Ave Maria zu beten, oder ſtatt deſſen an Arme ſieben Pfennige zu geben; ferner alle Vorabende vor den jährlichen Marientagen zu faſten, die Feſte ſelbſt aber mit großer Würdigkeit zu begehen." Und wer zu dem Orden gehörte, „ſollte ſeinen Mitgeſellen treu beiſtehen und ihnen helfen, da es zu einer ſolchen Geſellſchaft wohl gehöre, daß die gegen einander in Treue handelten, die ſich mehr denn andere Leute zu dem allertreueſten Dienſte verpflichteten." Eben ſo ſollte er verpflichtet ſeyn, das Ordenszeichen täglich zu tragen. „Wenn Jemand das nicht trüge, der müßte, ſo oft er darin würde ſäumig befunden werden, dem, welcher ihn ſo fände, acht Pfennige geben, welche dann armen Leuten zufallen ſollten."

So ſollten ſich alſo mit den religiöſen Gebräuchen ſtets moraliſche Tugenden vereinen, hier namentlich Treue gegen einander, Almoſen geben.

Zum Vereinigungs- und Mittelpunkte ſollte nun dem Orden die Marienkirche bei Brandenburg dienen, welcher Friedrich I. ſchon ſo bedeutenden Vorſchub zur täglichen Benutzung und Anwendung für die Marienverehrung geleiſtet hatte. „Denn," heißt es über dieſen Punkt in der betreffenden Urkunde, in Uebereinſtimmung mit dem Erlaſſe Friedrichs I., woraus man eben deutlich und unumſtößlich erkennen kann, daß Friedrich II. nur eigentlich da fortgefahren iſt, wo ſein Vater angefangen, „wiewohl in allen Stätten U. Fr. Lob billig verkündigt wird, ſo iſt es wohl redlich, daß Wir die Stätten fürder ehren, die ſie ſelber auserwählt und mit mancherlei Wunderwerken verherrlicht hat, deren viele in der Welt ſind, aber namentlich die Stätte in

Unſerm Lande, auf dem Berge bei Brandenburg, wo der hochgeborne Fürſt, Herr Heinrich, der Wenden König, ſeliges Andenkens, eine ſchöne Kirche gebauet, und U. L. Fr. viele Gnade gethan hat und täglich noch thut. Dieſe haben Wir zu Unſrer Geſellſchaft insbeſondere gewählt und auserkoren und haben beſtimmt und beſtimmen in Kraft dieſer Urkunde, daß der Dechant und die Stiftsherren auf dem Berge und deren Nachfolger durch einen Prieſter und einen Schüler alle Tage U. Fr. Meſſe leſen und alle Abend Salve Regina ſingen ſollen."

„Und auf daß der Dechant und ſeine Mitbrüder und ihre Nachfolger ſolches alſo auf ewige Zeiten halten, ſo haben Wir ihnen die nöthigen Renten und Güter dazu gegeben und übereignet."

Der Kurfürſt ſorgte mithin zugleich auch für die materiellen Bedürfniſſe des Kloſters und der Stiftsherren. Zu gleichem Zwecke beſtimmte er gewiſſe Entrichtungen an Geld, die die Mitglieder an die Mönche zu leiſten hatten für deren Dienſt. „Auch ſollen Alle," heißt es in dieſer Beziehung in der Urkunde, „die in dieſer Geſellſchaft ſind, alle Quatember im Jahre vier böhmiſche Groſchen an den Dechanten und ſeine Mitbrüder auf dem Berge einſenden; dafür ſollen dieſe mit Vigilien und Seelenmeſſen zu vier Zeiten im Jahre das Gedächtniß Aller, die aus der Geſellſchaft verſtorben ſind, feiern, dieſe mit Namen erwähnen und ihnen öffentlich vor dem Volke Gnade erfleben. Wenn Jemand aus der Geſellſchaft ſtirbt, der ſoll ſein Ordenszeichen, das er getragen hat, der Kirche U. L. Fr. auf dem Berge einſchicken und dabei opfern; wogegen denn der Dechant und ſeine Genoſſen für ihn Vigilien und Seelmeſſen halten ſollen. Zu dieſer Feier ſoll der Dechant auf dem Berge Alle, die in der Geſellſchaft ſind, einladen, und dieſe ſollen dabei perſönlich erſcheinen oder, wenn einer nicht ſelbſt kommen könnte, einen rechtlichen Mann für ihn ſenden. Und was dies den Dechanten an Botenlohn und Zehrung koſtet, das ſollen die aus der Geſellſchaft ihm erſtatten und freiwillig bezahlen."

Merkwürdig, daß hier von einem Eintrittsgelde noch nicht die Rede iſt.

So ward denn der Orden ins Leben gerufen. Ob er aber

sofort auch ins Leben trat? Darüber finden sich keine bestimmten Zeugnisse vor. Er war aber der erste, der in den nördlichen Marken unsres deutschen Vaterlandes erstand, und den die Hohenzollern daselbst stifteten: offenbar eine Nachahmung ähnlicher Verbindungen im südlichen Deutschlande, zu welchen die Hohenzollern wohl eine Neigung aus ihrem Franken mitbringen konnten. Dies erklärt Vieles, obwohl nicht Alles. Man mag auch noch hinzunehmen, daß er ein geistlicher Orden war, wie man sich denn in jener Zeit überhaupt zahlreich um die Altäre schaarte, um den Gottesdienst im Allgemeinen oder den Dienst eines besondern Heiligen zu erhalten oder zu mehren. Wer in der Geschichte und mit den Urkunden der märkischen Städte bewandert ist, weiß, daß namentlich im 14ten Jahrhundert eine Menge solcher geistlichen Korporationen, Gilden, Gesellschaften u. s. w. daselbst sich gebildet haben.

Jene ersten und anfänglichen Bestimmungen blieben nur drei Jahre in Kraft: sie scheinen sehr bald als ungenügend vom Kurfürsten selbst erkannt worden zu seyn. Namentlich blieb bei denselben das Einkommen der Kirche und des Klosters noch zu schwach und kümmerlich. In Folge einer desfallsigen Vorstellung der Klosterbrüder ging der Kurfürst in eine nähere Prüfung der Verhältnisse ein und überzeugte sich, daß, obwohl er ihnen bereits zu Anfange des Jahres 1443 einige Güter übereignet hatte, doch in der That, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, „das Kloster von weltlichen Gütern so gering und unberathen wäre, daß sich der Propst, Prior und die gemeinen Brüder zu ihrer Leibes Nahrung und Nothdurft nicht davon ernähren noch betragen könnten," und that in demselben Jahre, Dienstags nach Rogate, von Tangermünde aus das urkundliche Versprechen — das Diplom befindet sich im Domarchiv zu Brandenburg — „das Stift mit mehr Einkünften zu begaben." Und am 15. August, am Tage der Himmelfahrt Mariä, ließ er neue umfassendere Statuten ausgehen, durch welche er dem Orden eine Erweiterung und eine noch allgemeinere, tiefere Bedeutung gewährte.

Wo sich das Original dieser zweiten Stiftungsurkunde befindet, und ob es überhaupt noch vorhanden, darüber mögen die Vorsteher der Archive und Bibliotheken in Franken und in

Bayern nachsehen und berichten. Vor hundert Jahren existirte es noch. Damals entnahm ihm Finckler die Abschrift, welche er im Jahre 1723 seiner Abhandlung über den Schwanenorden beidrucken ließ. Diesen Abdruck legen wir bei der folgenden Darstellung zu Grunde.

Kraft dieser zweiten Stiftungsurkunde wurde die Zahl der Ordensglieder durchaus unbestimmt und unbegrenzt gelassen; sie konnten ferner jetzt sowohl aus den Marken, aus Sachsen, aus Anhalt, Mecklenburg, Braunschweig, der Lausitz, als aus Franken, Hessen, Bayern, Schwaben und Oesterreich gewählt werden; aber Deutsche, so scheint es, mußten es seyn. Natürlich mußte bei solcher Ausdehnung der Gesellschaft auch ein anderes, höheres Motiv unterlegt werden als früher, wo selbige wahrscheinlich blos lokal, blos auf die Mark Brandenburg und etwa noch auf Franken beschränkt gewesen war. So wird denn in der Urkunde hingewiesen auf die damaligen vielen höchst traurigen Wirren im deutschen Reiche und in der christlich-katholischen Kirche, und den Mitgliedern des Ordens von vorn herein zur Pflicht gemacht, diese unheilvollen Zustände abzuwenden durch Gebete an die Jungfrau Maria, und zwar eben an der so heiligen und ihr so theuern Stätte auf dem Berge bei Brandenburg.

Und in der That war die Lage des deutschen Reiches und der Kirche damals eben nicht erfreulich: sie bot Anlaß genug zu solchen Bittgebeten dar. In der Kirche war ein neues Schisma eingetreten, zwischen den Päpsten Eugenius IV. und Felix V. Beide thaten sich gegenseitig in den Bann. Davon aber war wiederum eine Folge die Excommunication der beiden erzbischöflichen Kurfürsten zu Trier und Cöln durch den ersten jener Päpste, weil sie auf der Seite des andern standen. Allein aus diesem Grunde vereinigten sich nun wieder die übrigen Kurfürsten, um, nöthigenfalls mit Gewalt, die Aufhebung des Bannes herbeizuführen, da Kaiser Friedrich III. sich vergebliche Mühe gegeben hatte, die Spaltung durch Unterhandlungen und sogar durch persönliche Vermittlung auf dem Reichstage zu Mainz 1441 aufzuheben. Endlich war auch der Hussitenkrieg nicht gar lange beendigt, jener Krieg, der durch die Wuth, mit welcher er geführt wurde, den deutschen Landen so verderbliche Wunden

geſchlagen hatte. Im Innern von Böhmen glühte jetzt das Feuer der Zwietracht noch fort: die Huſſiten kämpften nun wider einander. Und ſogar im Lande des Kurfürſten ſelbſt war es noch immer nicht ruhig und friedlich genug. Wie ſein Vater mit den Rittern, ſo hatte er in jener Zeit mit den Berlinern viel zu ſtreiten.

Man hegte aber damals die Ueberzeugung, daß ſelbſt ſolche, durch Menſchen angerichtete Uebelſtände Strafgerichte Gottes ſeyen, wogegen es kein geeigneteres Mittel gäbe als Gebet, namentlich aber die Anrufung der Jungfrau Maria, daß ſie ſich bei ihrem Sohne verwende. Darum hatte ſchon früher eine beträchtliche Anzahl geiſtlicher Orden gerade die Maria zu ihrer Vorſteherin erkoren. Es lag alſo die Beziehung zwiſchen der neuen erweiterten Geſellſchaft und dem Cultus der Himmelskönigin auch in dieſem Falle nahe. Und darum heißt es in jener Urkunde im Eingange, oder im erſten Artikel der Vorrede alſo: „Wir Friedrich ꝛc. bekennen ꝛc.: Da Wir von fürſtlichen Standes wegen mancherlei Geſchäfte und Sachen zu verhandeln haben, dadurch daß Wir Unſer Land, Unterthanen in Einigung und friedlichen Stand bringen und befeſtigen mögen und darin Unſere Pflicht thun nach allem unſerm Vermögen, ſo bedenken Wir doch und betrachten dabei nicht ohne Bekümmerniß Unſeres Gemüthes, wie gar ſchrecklicher Irrthum, ſchwere Unfälle und verderbliche Zwietracht in der heiligen Chriſtenheit und in dem heiligen römiſchen Reiche und in den deutſchen Landen ſich erhoben haben und von Tage zu Tage noch fürder und mehr erheben, davon der heiligen Chriſtenheit, dem heiligen römiſchen Reiche und dem ganzen deutſchen Lande großes Unrecht und Schaden geſchehen, und ſehr zu beſorgen iſt, daß größerer Verderb und größere Ohnmacht davon entſtehen möge; und weil nun wohl kund iſt, daß ſolcher Irrthum und Zwietracht von Gott herrührt um der Menſchheit mannigfaltiger Sünde und Bosheit willen, damit ſie Gott zum Zorn gereizt, verhängt und zugefügt iſt: ſo beſorgen Wir, daß nun auch in Unſern Zeiten, wo die Welt allenthalben leider! voll Sünde und Bosheit iſt, dieſe Ereigniſſe und Sachen deßhalb vorkommen und von Gott durch ſein heimliches, ſtets fertiges Gericht verhängt werden. Und da Wir nun aus alten vergangenen Exempeln erkannt haben und durch Anzeichen belehrt

den düstern Ernst des Mittelalters überwanden und sich „den Alp des Christenthums von der Brust wälzten;“ „das blühende Fleisch auf den Gemälden des Tizian, das ist Alles Protestantismus.“ In diesem Sinn freilich war der ehrliche, nüchterne Luther kein Protestant — und dennoch lobt ihn Heine mit den wärmsten Worten, von denen wir freilich nicht behaupten wollen, daß sie aufrichtig gemeint seyen, denn es liegt selbst in seiner Lobpreisung ein widerlicher, höhnischer Spott, und wenn er ihn einmal über das andere „Unser theurer Meister“ nennt, so kommt man in Versuchung, Heine zu befragen, was er denn von Luther gelernt habe? Man habe in Frankreich, sagt er, von Luther sehr falsche Begriffe, und die Ursache hievon liege wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unserer Geschichte sey. Aber daneben erlaubt er sich das Urtheil: „Er hatte etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes,“ worüber er jedoch auf dem nächsten Blatt vernünftig so reflektirt: „Es ziemt uns wenig, über die Beschränktheit seiner Ansichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, kann freilich weiter schauen, als dieser selbst;“ ja! aber der Zwerg sehe zu, daß er nicht, wenn der Riese sich schüttelt, auf den Boden stürze; und schütteln, glauben wir, würde sich der Reformator, wenn dieser Lobredner mit seinen glatten Worten auf seinen Schultern peroriren wollte von der Heiligkeit des Fleisches, und der mit einer kleinen Fälschung von nur zwei Buchstaben ihm den Wahlspruch unterschiebt: Wer nicht liebt Wein, Weiber (!) und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang! „Er war,“ belobt er ihn, „ein kompleter Mensch, ich möchte sagen, ein absoluter Mensch, in welchem Geist und Materie nicht getrennt sind.“ Wie in aller Welt kommt Heine dazu, Luther so zum Muster-Menschen zu erheben? werden in Heines Republik solche Männer zu finden seyn? fand Heine vielleicht den Strom zu stark und zu reißend, um dagegen zu schwimmen, oder schien es ihm angemessen, auch einmal einen großen Charakter gelten zu lassen, damit man ihn nicht für einen totalen Skeptiker und Nihilisten halte? Wir wissen es nicht; aber das wissen wir, daß sich Luthers Lob in Heines Mund seltsam genug ausnimmt, denn dieser gibt selbst zu, die Reformation sey in ihrem Beginn ein Krieg des Spiritualismus gegen den Sensualismus — mithin ein crimen laesae

werden ſind, ſo befinden wir, daß in ſolchen Plagen und Betrübniſſen, wenn und wie oft ſie geſchehen ſind, kein beſſerer Rath oder Troſt ſey als mit Beſſerung des Lebens in Zuflucht zu Gott und auserwählten Heiligen, die bei Gott alſo geehrt und gemächtiget ſind, daß ſie durch ihr Gebet ſolche Plagen abwehren und der Chriſtenheit Hülfe und Gnade wohl erwecken mögen, ganz beſonders aber vor allen zumeiſt und zuvörderſt die liebe Jungfrau Maria, die unſern Seligmacher zu dieſer Welt getragen und uns die Gnade, die unſere erſte Aeltern verloren hatten, wieder erworben und gebracht hat. — — — Wir haben darum mit ganzer Innigkeit und großer Zuverſicht alle unſere Sinne und Gedanken darauf geſetzt, daß Wir die obgenannte Jungfrau Maria — — würdigen, bitten und anrufen, daß ſie ihre erwöhnliche Milde der heiligen allgemeinen Chriſtenheit erſcheinen laſſe und ihre barmherzigen Augen zu uns wende, verfüge und ſchicke, daß ſolcher Irrthum und ſolche Zwietracht, damit wir geplagt werden, beigelegt werde, und die allgemeine Chriſtenheit in Friede und Eintracht komme und darin unſerm Herrn Jeſu Chriſto dienen möge" ꝛc.

Ueber die Weiſe, wie das Ordenszeichen ſeyn ſollte, und was die einzelnen Stücke zu bedeuten hätten, belehrt der zweite Abſchnitt der Vorrede folgendermaßen: „Und auf daß daran Unſere Andacht und Meinung, auch zu guter Anweiſung, andern Leuten deſto mehr kund werde, ſo haben Wir zu dieſem Ende ein Kleinod laſſen machen und angenommen ſolches zu tragen, in nachgeſchriebener Weiſe: — wir nennen das die Geſellſchaft (d. i. das Ordenszeichen) U. L. Fr. —: An derſelben hängt U. L. Fr. Bild vor der Bruſt in einem Mond- und Sonnenſcheine mit dem Gruße: Gegrüßet ſeyſt du, der Welt Frau! zu einem Zeichen, daß wir der Gnade, die wir durch ſie empfangen, in Unſern Herzen gedenken und nimmer vergeſſen ſollen. Denn obwohl die Himmelskönigin über alle Heiligen erhöhet iſt und ſchöner denn der Mond und mehr erwählt denn die Sonne, ſo iſt ſie doch auch dieſer Welt Fürſtin, weil ſie darin geboren und von unſern erſten Vorfahren angeſibt iſt (ihnen ſich befreundet hat); weßhalb wir mit großer Innigkeit und ganzer Würdigkeit von ihr ſagen, daß ſie der Welt Fürſtin heiße und iſt und uns deßhalb deſto barmherziger beſchirme. An der Geſellſchaft

(dem Ordenszeichen) ſind auch Premſen, die um den Hals hängen, darinnen Herzen gepeiniget werden, in der Meinung, daß wir unſern frechen Muth, Eigenwillen und unſere Wolluſt zwingen, unter die mächtige Hand Gottes demüthigen und unſere Herzen mit Premſen wahrer und rechtfertiger Reue, Beichte und Buße alſo kaſteien ſollen, daß wir gleich als eine weiße unbefleckte Quehle, die um U. L. Fr. Bild gewunden iſt,[1] mit Uebung der zehn Gebote unſers Herrn, welches die Franſen an der Quehle bedeuten, in Ehren und in Wohlthaten rein und lauter zu ihrem Dienſte und Lobe uns anſchicken und ſo befunden werden. Und weil die Menſchheit von Jugend auf zu Sünden geneigt und dazu oft mancherlei Verſuchungen den Menſchen anfallen und zukommen, wodurch er in Sünden verfällt, und dagegen auf Erden nichts iſt, was den Menſchen zur Beſſerung alſo reizet als Betrachtung des ſchweren Todes, den Gott um unſertwillen gelitten hat, und auch des Gedanken des bittern Todes, den wir auch Alle leiden müſſen, darum haben wir, deß zum Bilde, den Schwan unter dem Bilde U. L. Fr. hängen laſſen, da, wie der Schwan ſeinen Tod zuvor weiß und beklagt, ſo unſer Herr ſeinen Tod zuvor wußte und vorherſagte, uns zur Anweiſung, daß, obwohl wir die Stunde unſres Todes nicht wiſſen und darum deſto ſorgfältiger ſeyn mögen, und doch ohne allen Zweifel iſt, daß wir Alle ſterblich ſind und von dieſer Welt ſcheiden müſſen, eben darum zu allen Zeiten uns Beichte, Reue und Buße mit rechter Unſchuld, und mit Hülfe und Troſt der Jungfrau Maria ganz noth iſt. Darum wir ſie billig grüßen und anrufen: Gegrüßeſt ſeyſt du, der Welt Frau!"

Wir fügen dieſem zur Erklärung und näheren Beſtimmung Folgendes bei: Erſtens; es geht aus der Urkunde nicht hervor, aus welchem Metalle, ob aus Silber oder Gold das Ordenszeichen beſtehen ſollte. Ein früherer Schriftſteller über den Orden meldet ausdrücklich, daß es von Gold geweſen ſey; allein nach einem päpſtlichen Erlaſſe Papſt Pius II., von welchem ſpäter noch einmal die Rede ſeyn wird, war ſie von Gold oder von Silber. Das einzige noch vorhandene Exemplar — es war früher in Baſel unter den Kirchenſchätzen befindlich, iſt bei der

[1] Sie befindet ſich aber auf den Abbildungen unter dem Marienbilde.

Theilung des Kantons öffentlich versteigert worden und durch den geheimen Staatsminister und Chef des preußischen Postwesens, von Nagler, zuletzt in den Privatbesitz Seiner Majestät, des jetzigen Königs von Preußen übergegangen — ist von Silber und stark vergoldet. Daraus läßt sich abnehmen, daß es je nach dem Stande und Reichthum des Inhabers bald von Gold, bald von Silber und vergoldet, bald endlich blos von Silber seyn mochte.

Zweitens; die Zahl der Premsen, aus welchen die Ordenskette bestehen mußte, ist ebenfalls nicht bestimmt. Das Meßgewand in Brandenburg und das Wappen des Kurfürsten Albrecht Achill im Wappenbuche des Ritters Konrad Grünenberg vom Jahr 1483 gibt 12; dagegen führt das eben erwähnte Original-Ordenszeichen im Besitze Sr. Majestät des Königs von Preußen 18. Richtete sich die Zahl nach der Statur des Tragenden? oder war die Zahl Zwölf — eine heilige Zahl — auch hier eigentlich stereotyp? und ward sie vielleicht später erst und willkürlich vergrößert? Eine solche Premse aber besteht aus zwei einander gegenüberstehenden, innerlich mit kleinen Zähnen versehenen Seitenschienen mit einem Verbindungsring am obern, und einem Querriegel am untern Ende, der wahrscheinlich durch eine Schraube zusammengezogen werden konnte. Zwischen beiden Seitenstücken war ein (rothes) Herz eingepreßt. Die Deutung ist klar. Uebrigens kommt der Name „Premse" augenscheinlich vom lateinischen Worte premere her und bezeichnete ursprünglich wohl ein Marterinstrument, das bei Folterungen gebraucht wurde. Die Ordenskette unterscheidet sich durch diese Glieder wesentlich von allen sonstigen Ordensketten.

Drittens; das Bild der Jungfrau Maria selbst ist gewöhnlich als Kniestück behandelt. Der Halbmond und die Sonnenstrahlen sollen sie als Himmelskönigin darstellen, gewiß mit Bezug auf Offenbarung Johannis Kap. 12.

Viertens; das Hauptordenssymbol nächst dem Marienbilde, der Schwan, erscheint auf den vorhandenen Darstellungen bald mehr in sitzender, bald in schreitender Stellung, den Kopf nach links hingekehrt (für den Beschauer). Wenn derselbe nach den Worten der Urkunde blos das stete Angedenken an den Tod bezeichnen soll, so ist dabei doch wohl vergessen, daß er wegen seines weißen Gefieders allgemein auch das Symbol sittlicher

Reinheit war und hier gewiß auch seyn sollte, worauf ja nicht minder die Quehle hindeutet.

Fünftens; was die letztere anbetrifft, so war sie „aus weißer Leinwand," eine Wulst, Binde, und eben darum das Symbol der Weiße, der Reinheit, nicht bloße Einfassung des Schwans. Das besagen ausdrücklich die Worte der Urkunde. Aus diesen geht auch hervor, daß die Fünfzahl der Fransen normal war, obwohl sich auch auf den Bildern des Ordenszeichens die Vier- oder Siebenzahl findet, je nachdem man diese oder jene Veränderung des Symbols und der Deutung anbrachte. So z. B. haben die Statuten des Ordens von Kurfürst Albrecht Achilles vom Jahre 1484 statt jener Worte folgende: „mit Uebung guter Werke unsers Herrn Jesu Christi, das die Fransen an der Handquehle bedeuten" (die sieben Werke der Barmherzigkeit).

Die eigentlichen Statuten setzen im ersten Artikel wieder die schon bekannten Gründe auseinander, warum der Kurfürst gerade die Kirche auf dem Herlunger Berge bei Brandenburg zum Vereinigungs- oder Mittelpunkte der Ordensgesellschaft bestimmt habe. Der zweite, dritte und zehnte erörtern die Bedingungen, unter welchen die Aufnahme eines Mitgliedes allein statthaben könne: jedes sollte von ehrlicher Geburt seyn — eine Bedingung, an die bekanntlich im Mittelalter die Aufnahme in jede, auch gewöhnliche Corporation gebunden war — und die herkömmlichen vier Ahnen zu Helm und Schild aufweisen können. In zweifelhaften Fällen mußte über diesen Punkt, so wie auch über untadeligen Lebenswandel und über Adel des Charakters, ein Zeugniß beigebracht werden. Jedes Mitglied hatte nun beim Eintritt in die Gesellschaft eilf rheinische Gulden zu erlegen, und zwar an den Propst oder Dechanten des Marienklosters, welcher ihm dagegen unter Abnahme des Versprechens, alle Punkte der Statuten getreulich beobachten zu wollen, die Ordensinsignien überreichte und Quittung ausstellte über das empfangene Eintrittsgeld. Jeder Aufgenommene konnte zugleich „seine eheliche Hausfrau" mit aufnehmen lassen; dafür ward nur ein rheinischer Gulden gezahlt. Ließen sich aber Edeldamen besonders als Mitglieder aufnehmen, so erlegten sie die vollen eilf Gulden.

Die besondern Verpflichtungen der Mitglieder folgen im 4—9. 11. und 14. Artikel: Niemand sollte willkürlich etwas an

der Ordenskette ändern dürfen, weder am Gewicht und am Werth — derselbe sollte eine feine Mark Silber betragen — noch in ihrer Gestalt und Form. Sie mußte von jedem Ordensmitgliede offen und unverdeckt getragen werden, so oft es am Hofe erschien, dergleichen an Herren- oder Landtagen, an allen Marienfesten und an allen Sonnabenden, nicht täglich, wie die erste Stiftungsurkunde forderte. Weiter sollte jedes Mitglied täglich zur Ehre der Jungfrau Maria ein Gebet sprechen, das eigens dazu gedichtet und vorgeschrieben war, das den Statuten angefügt ist, aus fünf sechszeiligen gereimten Strophen besteht, zwar ohne poetischen Werth, aber als sprachliches Denkmal jener Zeit nicht ohne Interesse ist. Statt dessen konnten aber auch sieben Pater Noster und sieben Ave Maria's gebetet oder sieben Pfennige an Arme gegeben werden, für welchen Fall vom Bischofe zu Brandenburg ein vierzigtägiger Ablaß verheißen war. Vor Allem sollten die Theilhaber mit ganzer Innigkeit und Würdigkeit die Marienfeste begehen unter Vermeidung aller weltlichen Geschäfte. Jeder sollte sich, seinem ritterlichen Stande gemäß, ehrlich und wohl verhalten und vor schimpflichen Handlungen wahren. Geschehe das nicht, so könnte er von der Gesellschaft oder von deren Abgeordneten zur Rechenschaft gezogen werden. Vermochte er sich nicht zu reinigen, oder weigerte er sich der Rechtfertigung, so sollte er ausgestoßen seyn und das Ordenszeichen nicht mehr tragen dürfen. Und thäte er solches nicht gutwillig ab, so sollten die Ordensbrüder es ihm abnehmen. — Für den Fall, daß ein Mitglied öffentlich verläumdet würde, so müßte jedes andere, das solches hörte, sich seines Mitgesellen annehmen, ihn vertheidigen und wohl gar von der üblen Nachrede in Kenntniß setzen, damit er sich selbst davon reinigen könnte. — Ginge ein Ordensglied mit Tode ab, so wären alle übrige verpflichtet, zur Seelenmesse nach Brandenburg zu kommen, dem Verstorbenen die letzte Ehre anzuthun, für ihn zu beten, oder aber an die Marienkirche eine Mark Silber zu entrichten — eine Anordnung, die der Orden mit allen ähnlichen geistlichen Brüderschaften oder Gilden in jener Zeit theilte. Wofern Jemand sich dessen weigerte, sollte er ausgestoßen seyn aus der Gesellschaft. Unter Umständen konnte indessen auch ein Stellvertreter gesandt werden. Allen zu solchen Begängnissen Reisenden

aus dem Ordensvereine ward, so wie überhaupt zu allen Reisen nach Brandenburg, sicheres Geleite verbürgt. Und trete der Fall ein, daß Jemand auf dem Wege gefangen oder beschädigt würde, so wäre die ganze Gesellschaft verpflichtet, demselben wieder zur Freiheit oder zur Genugthuung für das Erlittene zu verhelfen. — Was auf den Kapitelstagen beschlossen oder verhandelt wäre, das sollte Jeder geheim halten und ohne besondere Erlaubniß oder ohne Befehl Niemanden mittheilen. — Jedes Mitglied hatte die Pflicht auf sich, die Vorsicht und die Veranstaltung zu treffen, daß, für den Fall seines Todes, die Hinterbliebenen dessen Ordenszeichen oder den Geldeswerth dafür an das Kloster bei Brandenburg einsendeten nebst Angabe des Datums, an welchem der Tod erfolgt. Zugleich sollte das Wappen des Verblichenen, versehen mit dem Ordenszeichen, wie wir es bei dem oben erwähnten des Kurfürsten Albrecht Achilles bemerken, und unter Beischreibung des Todestages an die Marienkirche zum Aufhängen daselbst eingeschickt werden: eine Veranstaltung, die jenes Gotteshaus mit vielen solchen Denkmälern bereicherte, welche leider die Barbarei der spätern protestantischen Zeiten gänzlich vernichtet hat. — Endlich konnte der älteste Sproß eines mit Tode Abgegangenen sich statt dessen zur Aufnahme melden, und im Fall der Gewährung hatte er das Ordenszeichen nur mit einer Mark Silbers zu lösen, außer dieser aber noch einen Gulden zu zahlen, wofern er nicht aus freien Stücken mehr zu geben gesonnen. Wollte indessen der älteste Sohn nicht aufgenommen seyn, oder konnte er darauf keine Ansprüche machen, so sollte das Recht auf den zweiten oder sonstigen nächsten Erben übergehen.

Von nicht unerheblicher Wichtigkeit war der zwölfte Artikel: er sagte jedem Mitgliede, das da verarmen sollte, Aufnahme an dem Hof des Kurfürsten oder auf einem seiner Schlösser und lebenslängliche Verpflegung zu, und zwar noch obendrein mit der Vergünstigung, daß der Ritter zwei Personen, der (noch nicht zum Ritter geschlagene) Knappe eine Person mitbringen durfte.

Die übrigen Artikel (13. 15. 16. 18—20.) enthalten die Verpflichtungen des Klosters und der Klosterbrüder gegen den Orden. Außerdem daß die geistlichen Herren täglich vollständigen

Gottesdienſt halten, daneben früh U. L. Fr. Meſſe, Abends nach der Complete das Lob der Himmelskönigin ſingen mußten, ſollte der Meßprieſter mit ganzer Andacht für den Frieden in der Chriſtenheit, für den Kurfürſten und deſſen Regierung, für alle lebenden und verſtorbenen Ordensglieder, ſo wie für die Aeltern jedes derſelben beten. Für die letzt verſtorbenen Ordensglieder ſollten immer beſondere Vigilien und Seelenmeſſen abgehalten werden. Zu dem Ende ſollte der Propſt, ſobald ihm der Tod eines Mitgliedes gemeldet worden, wofern der Verſtorbene aus der Mark oder aus den zunächſt angrenzenden Ländern geweſen wäre, es ſofort allen Ordensgliedern in dieſen Gegenden anzeigen unter Angabe des Tages, an welchem die Gedächtnißfeier für den Verſtorbenen begangen werden ſollte. Wofern dieſer aber aus Franken, Bayern, Schwaben, Thüringen, Oeſterreich oder Meißen wäre, ſo ſollte das Kloſter zwar die Todtenfeier unmittelbar nach dem Todesfalle abhalten, ſobald indeſſen der nächſte Todesfall in einem der angrenzenden Länder eingetreten, ſollte das Andenken des entfernteren Ordensbruders in dieſer Verſammlung mitgefeiert werden. Uebrigens mußte aber bei jeder beſonderen Seelenmeſſe auch ein allgemeines Gebet ſtattfinden für alle ſchon dahingeſchiedenen Mitglieder, und außerdem jährlich viermal an den vier Quatembern eine Vigilie und Donnerſtags darauf allgemeine Seelenmeſſe für die Mitglieder und deren Aeltern. Bei dieſen vier Seelenmeſſen ſollte es Geſetz ſeyn, daß alle Verſtorbene des Ordens bei Namen dem Volke genannt würden; eine Einrichtung, der wir die Kunde der ganzen Reihe der Mitglieder verdanken, welche je dem Orden angehört haben; denn in Ansbach hat ſich das Formular einer ſolchen Meſſe handſchriftlich erhalten.

Dem Propſte des Kloſters lag noch im Beſondern ob, die eingehenden Ordenszeichen in Verwahrung zu nehmen, den neuen Mitgliedern das Ordenszeichen einzuhändigen, das Eintritts- und die übrigen einkommenden Gelder aufzubewahren. Ueber die Verwendung dieſer Einkünfte, die beſtimmt waren zur Verherrlichung des Gottes- und Mariendienſtes auf dem Berge bei Brandenburg und zur beſſeren Dotirung des Kloſters, hatte die Ordensgeſellſchaft allein zu verfügen. Die ganze Kloſterbrüderſchaft aber war verpflichtet, das Beſte der Ordensglieder durch

Andacht und Gebet fleißig wahrzunehmen, so wie diese umgekehrt ihrerseits wieder gehalten waren, das Kloster und die Kirche in ihren Rechten, Freiheiten, in ihrem Einkommen und gutem Rufe zu schützen und zu vertheidigen.

Daß aber die Statuten sämmtlich aufrecht erhalten, daß die eingegangenen Gelder sicher angelegt und ihrem Zwecke gemäß verwendet, daß etwaige Streitsachen zwischen den Ordensmitgliedern geschlichtet würden, endlich zur Besorgung der inneren Angelegenheiten der Gesellschaft überhaupt, dazu sollten aus der Zahl der Mitglieder Schiedsmänner — Schaffer nennt sie die Urkunde — erwählt und eingesetzt werden, die sich selbst ergänzten, und deren Obmann der Kurfürst wäre. Dieselben sollten das Recht haben, einen Angeklagten vorzuladen und, wofern er in drei ihm gestellten Terminen nicht erschiene, ohne einen giltigen Grund seines Ausbleibens beibringen zu können, ihn des Ordens für verlustig zu erklären. Vermöchten sich die Schaffer nicht über irgend einen Fall zu einigen, so stände dem Kurfürsten als Obmann die Entscheidung zu.

So weit die Statuten. Man kann nicht in Abrede stellen, daß darin alle Verhältnisse wohl bestimmt und dargelegt waren. Der Orden aber hatte hiernach durch und durch einen geistlichen Charakter. Als solcher bedurfte er einer höheren, der Bestätigung des Papstes, und Nikolaus V. versagte sie nicht.

So trat denn nun der Orden ohnfehlbar ins Leben, wenigstens in erweiterter Gestalt. Er zählte zufolge der Uebersicht, die uns am Ende jener Urkunde gegeben wird, bei diesem seinem Anfange sofort schon 114 Mitglieder, und zwar 40 aus den Marken, 20 aus Braunschweig, Anhalt, dem Magdeburgischen, der Lausitz, 54 dagegen aus Oberdeutschland, aus Franken, Bayern, Oesterreich, Schwaben. Es begegnen uns darunter manche wohlbekannte, berühmte Namen, Namen von gar gutem Klange. Der Frauen, die als selbstständige Mitglieder Aufnahme gefunden, waren 23.

Der Orden erfüllte die Zwecke, die ihm zum Grunde lagen: er gab Anlaß zur Ausübung des Gottesdienstes und vermehrte unter seinen Mitgliedern Religiosität; er trug wesentlich dazu bei, die früher vereinsamte und vernachlässigte Marienkirche bei Brandenburg wieder besuchter, den Cultus darin glänzender zu

machen; er leiſtete der Marienverehrung, die damals ſo beliebt war, bedeutenden Vorſchub; durch ihn floſſen der Kirche und dem Kloſter ſehr anſehnliche Einkünfte zu, durch welche der Unterhalt der Kloſterbrüder und die Koſten des angeordneten Cultus wohl genügend gedeckt waren. Aus nicht wenigen noch vorhandenen Urkunden geht hervor, daß von Zeit zu Zeit Güter und Renten vom Stifte angekauft, Kapitalien ausgeliehen werden konnten. Außerdem diente er dazu, den Adel des nördlichen Deutſchlands mit dem des ſüdlichen näher zu verbinden, den erſteren mit der unbezweifelt höheren Geſittigung des letztern vertraut zu machen und zu begaben, ihn auf eine milde, unmerkliche Weiſe zu entwöhnen der rohen Gewalt, ohne das eigentliche Weſen und die inwohnende Kraft des Ritterthums zu zerſtören, letzteres vielmehr zu adeln und ſo geadelt nur deſto feſter und ſicherer zu begründen. Auch ward das Ganze nun dem neuerdings erſt emporgeſtiegenen und in der Mark nicht ohne Widerwillen aufgenommenen Hohenzollerſchen Hauſe näher gebracht und befreundeter. Und zur Vermehrung moraliſcher Geſinnung und moraliſcher Haltung unter ſeinen Mitgliedern that der Orden gewiß auch das Seinige. Schon dadurch, daß der Kurfürſt eine ſtrenge Auswahl traf, daß nur ſolche aufgenommen wurden, die ſich durch ſittlichen und religiöſen Wandel auszeichneten, ward viel gewirkt. Auch war es in dieſer Beziehung ganz paſſend, daß Frauen beigezogen wurden; ſie gaben der Geſellſchaft höhere Würde, höheren Adel, ritterliche Haltung. Das Ganze war eine erleſene Schaar, die ſich zu gegenſeitiger Achtung aufforderte, die aber auch der Geſellſchaft überhaupt Achtung bei der Welt verlieh. Es war Gebot, daß diejenigen ausgeſtoßen werden ſollten, welche nicht ehrlich und redlich und tugendhaft lebten, und es wird uns in unſeren Quellen kein einziges Beiſpiel genannt, daß der Fall jemals eingetreten.

Im Uebrigen trug freilich das Inſtitut das Gepräge der Zeit und ihrer Gebrechen und überhaupt menſchlicher Kurzſichtigkeit und Schwäche, und darum den Charakter des Vorübergehenden, des Vergänglichen. Es war gebaut auf die Marienverehrung und auf die Seelmeſſen; und beide, ſo viel Romantiſches ſie auch haben, vermochten nicht der Prüfung des nüchternen Verſtandes zu widerſtehen. Auch war die Bedingung, daß ſelbſt die entfernſt

wohnenden Mitglieder den Todtenmessen und Haupt-Marienfesten persönlich in Brandenburg beiwohnen sollten, besonders in jener Zeit, wo die Straßen schlecht und unsicher waren, viel zu lästig, als daß selbige nicht hätte Widerwillen erzeugen sollen.

Und das geschah denn auch bald, und zwar schon im Jahre 1459. Da sahen sich einige Ordensritter in Franken gemüßigt, beim Markgrafen Albrecht, dem Bruder Friedrichs II., Klage über jene Bedingung zu führen und um Abstellung des Zwanges zu bitten. Und Albrecht lieh ihren Vorstellungen Gehör, verwendete sich beim Kurfürsten, und es wurde nun die Anordnung getroffen, daß der Orden in zwei Abtheilungen zerfallen sollte, je nachdem die Mitglieder diesseits oder jenseits des Thüringer Waldes wohnten. Für jene blieb nach wie vor der Besuch der Marienkirche bei Brandenburg gesetzlich; für diese aber ward zum Mittelpunkte bestimmt die St. Georgskapelle in der Stiftskirche des heiligen Gompertus oder Gumpertus zu Ansbach, ein Theil der sogenannten Gruft, die nun seitdem den Namen der Ritterkapelle erhielt. Papst Pius II. bestätigte diese Veränderung unter dem 16. Juni des genannten Jahres, und eben so gingen die Indulgenzen der Mutterkirche auf diese Ritterkapelle über. Für das Filiale ward auch eine ewige Messe (ein besonderes Ordensfest) angeordnet, zu dessen Feier alle Gesellschaftsglieder jenseits des Thüringer Waldes persönlich erscheinen und ihre Andacht der Jungfrau Maria darbringen mußten.

So spaltete sich der Orden in zwei Zungen, in die diesseits und in die jenseits des Thüringer Waldes. Indessen war die Verbindung mit der Mutterkirche dadurch nicht gänzlich aufgehoben; sie blieb in pecuniärer Hinsicht fort und fort in der Art, daß von den Neuaufgenommenen das Ordenszeichen vom Propste des Klosters bei Brandenburg eingeholt und die Gebühren dafür an denselben gezahlt werden mußten. Nur geschah es seitdem, daß auch jene Georgskapelle in Ansbach mit Denkmälern in Stein und mit Wappenschildern reich verziert wurde, die zum Theil noch existiren, und an denen man das Ordenszeichen erkennt.

Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrichs II. (1471) scheint eine gewisse Lauheit unter den Mitgliedern der Gesellschaft eingetreten zu seyn, sowohl hinsichtlich des Besuchs der beiden

Carnis majestatis — geweſen, und Luther würde, als an der Spitze dieſer Rebellion des Geiſtes gegen den Senſualismus, keine Gnade vor Heines Augen finden, wenn dieſer nicht entdeckte: „der Irrthum in Betreff des Beginnens (nämlich Luthers Mißverſtändniß des eigentlichen Weſens des Katholicismus) habe die koſtbarſten Früchte getragen, Früchte, woran die ganze Menſchheit ſich erquicke. Luthers Fehler haben uns mehr genützt, als die Tugenden von tauſend Andern.“ Dieß wird erklärt durch Folgendes: „Sobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner lang verhaltenen Glut, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen .... die Kloſterpforten öffneten ſich überall und Mönchlein und Nonnen ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich.“ Zwar wurden, zu Heines Leidweſen, die ſenſualiſtiſchen Emeuten wieder unterdrückt; aber der Spiritualismus wurde ſpäter durch einen Feind, den er im eignen Buſen erzogen, die Philoſophie, zu Tode verwundet. Dieß übrigens erklärt Heine für eine ſehr verwickelte Geſchichte. In der That, eine höchſt merkwürdige Betrachtungsweiſe der deutſchen Geiſtesentwickelung ſeit den letzten drei Jahrhunderten! Die Reformation verdient Lob nur als indirektes Beförderungsmittel des Senſualismus! Die deutſche Philoſophie verwundet den Spiritualismus zu Tode! Luther, der komplete, der abſolute Menſch, iſt nur der Vorläufer des induſtriellen St. Simon, des Vaters Enfantin, oder gar — Heines!

Nach dieſen Proben von Heines religiöſer Unbefangenheit und Parteiloſigkeit geben wir auch einige von ſeinem ſpeculativen Tiefſinn und ſeinen philoſophiſchen Kenntniſſen, aus deren Schatz er ſeine Leſer beſonders im zweiten Buch ſeines zweiten Theils Salon regalirt. Von Neuem erinnert er, daß er nur diejenigen Fragen der Philoſophie ins Auge faſſe, denen er eine ſociale Bedeutung beimeſſe; dieß ſey aber (einzig und allein?) die Frage von der Natur Gottes. Wir wollen zugeben, daß man die Frage nach dem Weſen Gottes in gewiſſem Sinn als die Geſammtaufgabe der Philoſophie betrachten kann, und daß alle Zweige der Speculation ſich dieſem Problem als dem höchſten, allbefaſſenden, unterordnen laſſen; aber es iſt auch gewiß und durch die Erfahrung

Gotteshäuser, als hinsichtlich der Einzahlung der Eintrittsgelder. Kurfürst Albrecht Achilles sah sich demnach im Jahre 1484 genöthigt, von neuem einen allgemeinen Jahrestag für die Ritter aus den süddeutschen Ländern anzuordnen, auch die Abzahlung der etwa noch rückständigen zu entrichtenden Summen anzuempfehlen, bei welcher Gelegenheit denn auch die Statuten wieder in Erinnerung gebracht wurden, aber mit theilweisen Abänderungen, wie man aus dem Abdruck ersehen kann, den Jung in seinen Miscellaneis davon hat machen lassen. Das Jahr darauf ward an die norddeutschen Bundesglieder eine Aufforderung erlassen zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten.

Als trotz dem die Eintrittsgelder doch sehr unregelmäßig eingingen, ward auf Veranlassung der Markgrafen Johann und Friedrich ein Gesellschaftsknecht, ein Bote, welcher die Rückstandsgelder einholte, angestellt und festgesetzt, daß von dem Einkommen aus der jenseitigen Zunge nur zwei Theile an die Marienkirche bei Brandenburg, der dritte an die Georgskapelle in Ansbach gezahlt werden sollte, was zwei Jahre nachher wieder dahin abgeändert wurde, daß der letzteren die Hälfte aller jener Aufnahmegelder verbleiben sollte. Auf diese Art erlitt die erstere wieder eine ziemliche Einbuße der ihr ursprünglich zugesprochenen Summen.

Die weitere Geschichte des Ordens ist dunkel oder unbekannt: es fehlt an historischen, insbesondere an ausführlichen gleichzeitigen Nachrichten. Es scheint, als ob der Orden nur ein stilles Leben gelebt hätte, so daß er wenig oder keine Veranlassung gegeben zu schriftlichen Aufzeichnungen. Zu bemerken ist nur, daß sich einige Alterthümer, unsern Schwanenorden betreffend, auch nach dem Kloster Heilsbronn gerettet haben, lange Zeit hindurch die Begräbnißstätte der Hohenzollernschen Familie. Hier findet sich noch heutiges Tages die Gedächtnißtafel Friedrichs II. und ein Brustbild Albrechts von Preußen (vom Jahre 1522) mit dem Ordenszeichen geschmückt.

Dieser letztere Fürst war, ehe er die Reformation annahm (1525), gleichfalls ein Mitglied des Ordens, und das gab Veranlassung, daß derselbe auch in Preußen Wurzel faßte. Denn Albrecht wünschte den Orden auch dahin zu verbreiten (1513) und seiner Schloßkapelle in Königsberg dieselben Vorrechte,

dieſelben Indulgenzen, dieſelben Einkünfte zu verſchaffen, welche die Marienkirche bei Brandenburg und die Ritterkapelle in Ansbach beſaßen. Er wandte ſich deshalb an Papſt Leo X., und dieſer genehmigte das Geſuch. Die desfallſigen ſchriftlichen Unterhandlungen bewahrt das Königsberger Archiv. Jakobi hat ſie (in v. Ledebur's Archiv) bekannt gemacht. So entſtand noch eine dritte, die preußiſche Zunge, die aber gerade die kürzeſte Zeit gedauert hat.

Denn die Reformation brach aus (1517), und feindſelig wie ſie auftrat gegen alles Unbibliſche, mußten vor ihr auch der Marienbienſt und die Seelmeſſen fallen. Aber auf Beides war ja der Schwanenorden baſirt. Der Hochmeiſter in Preußen erklärte ſich ſchon 1525 für die neue Lehre, Joachim II. 1539 und die fränkiſchen Fürſten um eben dieſe Zeit, doch ohne an einem dieſer Orte die Geſellſchaft faktiſch aufzuheben. Sie verſchwand allmählig, ſo wie die Mitglieder anfingen den Orden zu vernachläſſigen oder ausſtarben. Einzelne derſelben lebten in Franken noch bis 1550 und länger. Die Güter und jährlichen Einkünfte fielen den Landesherrn zu.

Aus dieſem Grunde kann man das Beſtehen des Ordens in dieſer ſeiner frühern Geſtalt als länger denn ein Jahrhundert ſetzen, während welches Zeitraumes er 24 Fürſten, 11 Grafen, 8 Barone, 69 Ritter und 229 Adlige beiderlei Geſchlechtes, alſo in Summa 331 Perſonen zu Mitgliedern gezählt und ſich erſtreckt hat über die Mark Brandenburg, über Braunſchweig, Meklenburg, Anhalt, Sachſen, die Lauſitz, über Franken, Bayern, Heſſen, Schwaben, Oeſterreich, ſo wie nach Preußen hin. Man ſollte nach dieſer weiten Verbreitung glauben, daß noch viele Reliquien dieſes Ordens exiſtiren müſſen; aber ſie ſind, bis auf jene wenigen, die wir im Laufe dieſer Schrift erwähnt haben, alle untergegangen.

Der Orden muß mit ähnlichen Vereinen oder Geſellſchaften im Auslande in Verbindung geſtanden haben, z. B. mit dem Kloſter der Religieuses de la congrégation de Notre Dame in Chatellerault in Frankreich. Von dort gingen noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit in Brandenburg Briefe ein, worin die Nonnen den Tod von Schweſtern anzeigten, im Vertrauen, daß die Mitglieder des Marienordens

in hieſigen Landen für die Seelen dieſer Verſtorbenen beten würden.

In den betreffenden Urkunden erſcheint übrigens der Orden theils unter dem Namen „der Geſellſchaft U. L. Fr.," theils unter dem „der Geſellſchaft zur Ehre der Mutter Gottes Maria in dem Kloſter auf dem Berge bei oder vor der Altſtadt Brandenburg," theils unter dem der Geſellſchaft U. L. Fr. zum oder im Schwan, oder auch „der Muttergottesgeſellſchaft mit dem Schwane." Einfacher und gewöhnlich heißt er „der Marienorden," „der Marienkettenträger," oder „der Schwanenorden."

Mit dem Verfall des Ordens verfiel das Kloſter auf dem Berge bei Brandenburg. Zwar eine Zeit lang erhielt es ſich noch, auch nach Einführung der Reformation, durch die Frömmigkeit der Mönche, und der Gottesdienſt in der Marienkirche, durch ſie beſorgt, ward noch lange zahlreich beſucht. Allein da nach der Beſtimmung Joachims II. ſeit 1539 keine neuen Mönche aufgenommen werden durften, und einige der vorhandenen nach Italien auswanderten, der Propſt ſelbſt nach der Stadt zog, ſo verödete das Kloſtergebäude und ward bald darauf abgetragen, und die von neuem vereinſamte Kirche hatte 1722 gleiches Schickſal. So ſteht bei Brandenburg keines mehr jener Baudenkmäler, an welche ſich der Urſprung und die Geſchichte des Schwanenordens knüpfte.

Nachdem die Geſellſchaft eine Antiquität geworden war, fing man an ihr eine hiſtoriſche Aufmerkſamkeit zu widmen. Beſonders waren es fränkiſche Schriftſteller, welche ſie behandelten. Noch immer aber fehlt es an der Bekanntmachung der betreffenden Urkunden mit diplomatiſcher Treue und Genauigkeit. Die frühern Abdrücke ſcheinen nicht ſorgfältig genug gemacht zu ſeyn.

Gegenwärtig nun, nachdem der Orden drei Jahrhunderte geſchlummert, ſoll er wieder erſtehen. Und welches iſt die nächſte Veranlaſſung, die erſte und urſprünglichſte Triebfeder?

König Friedrich Wilhelm IV. beſitzt neben andern hohen Eigenſchaften auch die, ſich warm für die Alterthümer ſeines Reiches, ſeines Hauſes zu intereſſiren. Bereits als Kronprinz huldigte er dieſer ſchönen Geſinnung, und ſein Land verdankt

ſchon jetzt dem edlen Streben, das daraus hervorgegangen, die Erhaltung und Wiederherſtellung einer großen Menge alterthümlicher Denkmale vom Rhein bis nach Preußen hin. Was Wunder, wenn er auch dem Schwanenorden ſeine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt; wenn in ihm ſogar der Gedanke rege ward, da derſelbe faktiſch niemals aufgehoben worden, ihn wieder neu zu beleben, ihn, der der erſte Orden in der Mark geweſen, der von einem ſeiner Urahnen geſtiftet worden, der an ſich ſo ſehr den Charakter des Poeſiereichen und des Religiöſen trägt? Friedrich Wilhelm IV. hatte ſichs daher ſchon als Kronprinz angelegen ſeyn laſſen, mit dem Weſen des Ordens ſich näher bekannt zu machen, und mehrere Kenner und Freunde des Alterthums hatten ſich's zur Pflicht gemacht, die vorhandenen Nachrichten, Urkunden, Schriften, Abbildungen der betreffenden Denkmäler zu ſammeln.

Und im vorigen Jahre kehrte die Jahreszahl wieder, die dem Orden in ſeiner ausgedehnten Geſtalt vor drei Jahrhunderten den Urſprung gegeben hatte. Veranlaſſung genug, davon Gebrauch zu machen und die Geſellſchaft wieder ins Leben zurückzurufen. Es war nur die Frage übrig, wie er umzugeſtalten wäre, damit er den Intereſſen und den Anſichten der Zeit angemeſſen ſey, und doch zugleich auch höheren, ewigen Zwecken diene, ohne ſein eigentliches Weſen zu verlieren?

Der König ſoll ſich bereits Jahre lang mit dieſem Plan beſchäftigt haben. Um ſo mehr kann man erwarten, daß das Ganze nun, wie es zur Ausführung kommen ſoll, wohl nach allen Seiten hin erwogen und reiflich überlegt iſt.

Im Uebrigen iſt ja auch die Idee einer ſolchen Wiederherſtellung gar nicht ohne Beiſpiel. Bereits vor hundert Jahren (1738) ſchreibt Strebel in ſeinem „kurzgefaßten Begriff der Hiſtorie des St. Gumprecht-Stiffts zu Onolzbach:" „Da dieſe ganze Geſellſchaft" (der Schwanenorden) lediglich allein (?) die Verehrung beatae Mariae virginis zum Zwecke gehabt: ſo iſt ſolche nothwendig mit der Reformation, da ſie noch kein ganzes Säculum gedauert hatte, abgeſtellt und aufgehoben, hingegen aber ſeithero öfters in Vorſchlag gebracht worden, ob, da zu unſern Zeiten faſt jedes fürſtliche Haus einen beſondern neuen Orden geſtiftet hat,

nicht der alte Schwanenorden in anderer Absicht erneuert und als ein Gnadenzeichen an verdiente Personen ausgetheilt werden könnte." Wie und wen könnte daher die jetzige Wiedererweckung befremden?

Und welches soll die Tendenz des neu belebten Ordens seyn? Man höre die Worte selbst.

„Wir, Friedrich Wilhelm," heißt es in dem über „die „Wiederbelebung der Gesellschaft des Schwanenor„dens" unter dem 24. December des vorigen Jahres erlassenen „Patente," von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. Allen, „die Gegenwärtiges lesen, Unsern Gruß zuvor."

„Von dem vielfach Erfreulichen, welches unsere Zeit unter „den Segnungen eines langen Friedens — den Gott uns er„halten wolle — hervorbringt, verdient kaum Etwas größere „Anerkennung und Beachtung, als die weit verbreiteten Bestre„bungen „„auf dem Wege der Bildung von Vereinen physische „„und moralische Leiden zu lindern."" Dies Streben ist wesent„lich Eins mit dem: „„das Christenthum zu beweisen, nicht „„durch Bekenntnißstreit oder nur in äußerlichen Geberden, „„wohl aber in seinem Geiste und seiner Wahrheit, nämlich „„durch Leben und That."" — Durchdrungen von der Ueber„zeugung, daß viele jener achtungswürdigen Vereine zu der „vollen Wirksamkeit, deren sie fähig sind, nur dann gelangen „können, wenn sie ein gemeinsames Band um einen lei„tenden und anregenden Mittelpunkt vereinigt, haben wir be„schlossen, den ältesten Orden Unsers Hauses, die „Gesellschaft des Schwanenordens, welche gerade „jetzt vor 400 Jahren von Unserm in Gott ruhenden „Ahnherrn, dem Erzkämmerer und Kurfürsten Fried„rich II., gestiftet und nie förmlich aufgehoben „worden, wieder zu beleben und, dem erwähnten „Bedürfniß entsprechend, neu einzurichten."

„Schon der Sinn der im Jahre 1443 verfaßten Statuten „dieses Ordens ist kein anderer, als „„Bekenntniß der christ„„lichen Wahrheit durch die That."" — Wir haben die „Anfertigung neuer Statuten und die Bildung eines leitenden „Ordensrathes befohlen, dessen Gliederung in Abtheilungen zur „Leitung der verschiedenen Thätigkeiten der Gesellschaft demnächst

„erfolgen ſoll. Unſere nächſte Sorge für die praktiſche „Wirkſamkeit der Geſellſchaft des Schwanenordens „ſoll die Stiftung eines evangeliſchen Mutterhauſes „in Berlin für die Krankenpflege in großen Spi„tälern ſeyn.“

„Den Ordenszeichen haben Wir diejenigen Veränderungen „gegeben, welche Uns den gegenwärtigen Verhältniſſen entſpre„chend erſcheinen. — Die für die Zwecke des Ordens unmittelbar „arbeitenden Mitglieder, nämlich die Pfleger und Pflegerinnen „der Leidenden, der reuigen Gefallenen, der Beſtraften u. ſ. f., „ſo wie die Geiſtlichen, welchen etwa die unmittelbare Leitung „von Stiftungen der Geſellſchaft und die Seelſorge in denſelben „anvertraut wird, tragen kein Ordenszeichen. Die Inſignien „des Schwanenordens ſind nicht, gleich denen anderer Orden, „beſtimmt, als ein Schmuck des Verdienſtes, als eine Auszeich„nung, verliehen zu werden; nur die goldene Kette deſſelben „wollen Wir in ſeltenen Fällen als Königliches Ehrengeſchenk „an gekrönte Häupter und erlauchte Perſonen verleihen. Der „Schwanenorden ſoll vielmehr eine Geſellſchaft ſeyn, „in die man freiwillig tritt, um ſich thätig einem der Zwecke „derſelben zu weihen, aus welcher man aber auch ohne Unehre „austreten kann, wenn man jener Thätigkeit ſich zu widmen „nicht ferner den Beruf fühlt oder im Stande findet. Die Aemter „und Würden des Ordens bezeichnen nur die Sphäre der Thä„tigkeit der damit Beliehenen und die Nähe und Ferne, in der „ſie von ſeinem Mittelpunkte ſtehen. Männer und Frauen, ohne „Anſehen des Standes und Bekenntniſſes, können, wenn ſie den „Pflichten der Geſellſchaft ſich zu unterziehen bereit ſind, in die„ſelbe aufgenommen werden. Wir ſelbſt haben, wie ſolches allen „Unſern Vorfahren an der Kur und Krone zugeſtanden hat, mit „Unſerer vielgeliebten Gemahlin, der Königin Majeſtät, das „Großmeiſterthum des Ordens und damit die oberſte Leitung „ſeiner Thätigkeiten übernommen. — Nur ſolche Stiftungen und „Vereine, die von dem Orden ausgehen, ſtehen von ſelbſt unter „Unſerer und der Ordensbehörden Leitung, alle andern aber nur „dann, wenn ſie ſelbſt die Aufnahme aus freiem Willen be„gehren, und der Orden dieſelben ſeinem Zwecke entſprechend „befindet.“

„Wir würden die Tugend, welche neben der Tapferkeit und „Treue Unser geliebtes Volk am schönsten ziert, tief verkennen, „vermeinten Wir, mit dem Glanze und den Mühen eines Ordens „Uns in das Heiligthum stiller Wohlthätigkeit lohnend und för„dernd zu drängen. Unsere Absicht ist allein die: durch vereinte „Kräfte auf dem bezeichneten Felde Großes zu bewirken. An „Gottes Segen ist Alles gelegen. Ihn flehen Wir auf dieses „Werk herab, damit die erneute Ordensgesellschaft zur Linderung „und Heilung vielfacher Leiden erwachse und emporblühe, und „damit Männer und Frauen aus allen Bekenntnissen, Ständen „und Stämmen Unsers Volkes in zahlreichem Verein und im „edelsten Wetteifer beweisen mögen, daß sie das Wort des Herrn „beherzigen: „„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.““

„In dem Bewußtseyn, daß der Zweck, für welchen Wir „den Schwanenorden wieder herstellen, ein guter, daß die Absicht „dabei lediglich ist: auf Abhülfe fühlbarer Mängel, auf Förde„rung heilsamer Anstalten, befehlen Wir Unsere Stiftung getrost „und freudig dem Könige der Könige. Unter seinem Segen „wird sich eine wahrhaft edle Schaar sammeln, welche das „Große, Heilsame, Thatkräftige in den Richtungen dieser Zeit „mächtig erfassen und fördern, allem Verderblichen darin aber „ritterlich widerstehen wird, nicht durch heimliches Treiben, wohl „aber durch das, worin allein alle christlichen Bekenntnisse sich „vereinigen können und sollen, durch thätiges Ueben des göttlichen Willens in Siegesgewißheit der göttlichen Liebe. Der „Ordenswahlspruch ist:

„„Gott mit uns!““

„Gegeben zu Berlin am Vorabend vor dem Christfeste 1843.“

(L. S.) „Friedrich Wilhelm.“

Vergleichen wir das Einst mit dem Jetzt, so ist zwar in dem obigen Patente Manches noch unbestimmt und unklar, und die Statuten — deren Ausfertigung, wie wir vernehmen, einem berühmten Theologen aufgetragen ist — sind mittlerweile noch nicht erschienen. Dennoch ist ein Urtheil bereits möglich. Ja, und selbst wenn die Statuten vorliegen werden, wird doch noch Manches erst durch den Prüfstein der Zeit und der Erfahrung gehen müssen, ehe über das Ganze, über das Wesen und den Zweck des neubelebten Ordens ganz unparteiisch und unbefangen

gerichtet werden kann. Erſt die Nachwelt wird das vollſtändig vermögen. Jetzt nur ſo viel, um die mannigfachen im Publikum cirkulirenden falſchen Gerüchte und die vielen unbegründeten, nicht ſelten ſogar unwürdigen und albernen Urtheile zu widerlegen oder, wenn möglich, für die Zukunft gänzlich zu beſeitigen.

Erſtens iſt doch wahrlich in dem Patente eben ſo wenig wie in jener Stiftungsurkunde Friedrichs II. die innigſte religiöſe Stimmung und Geſinnung zu verkennen: ſie ſpricht ſich, ſo zu ſagen, in jedem Worte aus.

Zweitens: beide Fürſten wollen ein thätiges Chriſtenthum; aber Friedrich II. ſucht es, den Anſichten ſeiner Zeit gemäß, in Erhaltung und Mehrung des Mariendienſtes, in Abhaltung von Seelmeſſen für die Verſtorbenen, in fortwährender Bußfertigkeit und Reue, in reichlichen Gaben an geiſtliche und kirchliche Inſtitute und an Arme. Und Friedrich Wilhelm IV.? Er, der anderweitig genug für Erhaltung und Erbauung chriſtlicher Tempel ſorgte, und für Mehrung und Verherrlichung des Gottesdienſtes, ſucht hier ein Denkmal chriſtlicher Liebe zu ſtiften, das zum Gegenſtande hat, die phyſiſchen und moraliſchen Leiden unter uns zu mildern und zu heben. Allerdings ein reiches Feld. Denn in welcher Provinz, in welcher Stadt, in welchem Dorfe finden ſich nicht Leidende oder ſittlich Verwahrloſte? Und der wiederbelebende zweite Stifter hat wohl begriffen, daß, ſo mächtig auch ſein Arm iſt, ſo viel ſeine Hand auch wirken und geben kann, er doch nicht vermag, überall tröſtend, lindernd, beruhigend, beglückend, beſſernd einzugreifen. Dazu gehören Helfer und Helfershelfer; dazu gehört ein gemeinſames Wirken, das am beſten ſeine Spitze im Landesfürſten hat. Darum ſtiftet er den Verein. Und er bildet ihn nicht wie Friedrich II. blos aus Einem Stande. Er weiß, daß in ſeinem Reiche Menſchen vorhanden ſind aus allen Ständen, aus allen Bekenntniſſen, die Sinn für Wohlthätigkeit hegen und dieſelbe üben. Dieſe will er verbinden mit allen ihren materiellen und geiſtigen Kräften und Beſitzthümern zu jenem erhabenen Zwecke, in den wir, beiläufig geſagt, auch den, im Patente nicht genannten aufgenommen wünſchten, die möglichſten Vorſichtsmaßregeln zu treffen, daß die beſagten Leiden nicht eintreten, was beſonders die moraliſchen Leiden betrifft. Denn

wenn in einer Stadt wie Berlin wöchentlich 6—700 Menſchen in der Hausvoigtei allein eingekerkert ſitzen wegen Vergehungen, ſo iſt doch hier die Aufgabe klar, und es bedarf geeigneter Mittel, um eben dem Verſinken in Immoralität zu ſteuern. Der König hofft wohl mit Recht, große Reſultate herbeizuführen, größere als bei der bisherigen Getrenntheit und Zerſtückelung erreichbar geweſen. Daß in proteſtantiſchen Ländern weniger als in katholiſchen für die Pflege und Verſorgung körperlich Leidender unter der niedern Klaſſe geſchieht, iſt gar nicht zu läugnen, und aus dieſem Grunde iſt es ein vortrefflicher Gedanke, in Berlin ein evangeliſches Mutterhaus für die Krankenpflege in großen Spitälern zu ſtiften. Welche Nachahmung wird das Beiſpiel finden, welchem großen Bedürfniß dadurch abgeholfen werden! Will man aber wiſſen, warum ſich der königliche Sinn gerade dieſer Seite zugekehrt? Da bedarf es nur eines Blickes in das Familienleben des königlichen Paares und ſeines ſtillen edlen Wirkens. Die Königin weiß wohl zu beurtheilen, was Leiden ſind und wie liebevolle Pflege dieſelben lindert. Darum und auch aus wahrer innerlicher Menſchenliebe hegt ſie vorzugsweiſe das wärmſte Intereſſe für alle Wohlthätigkeitsanſtalten der Art, und es mag ſie wohl befremdet haben, wie der Proteſtantismus ſolche entbehren mag, während die katholiſche Welt deren ſo viele, ſo ſchöne, ſo ergreifende hat.

Dort im Mittelalter, bei Friedrich II., war es die Achtung vor einer alterthümlichen Kirche, welche erhalten werden und ferner zum Gottesdienſte dienen ſollte, die den Orden ins Leben rief, die zu ihm die äußere Veranlaſſung gab; hier, in unſern Tagen, iſt es die Achtung vor dem Orden ſelbſt, die ihn nach drei Jahrhunderten wieder erweckt. In beiden Fällen ſtellt ſich Achtung vor dem Alterthümlichen heraus, das Streben, die Denkmäler der Vorzeit, an welche ſich die Erinnerung merkwürdiger Perſonen und hochherziger Zwecke knüpfte, der Vernichtung zu entreißen und für die künftigen Geſchlechter nutzhaft und wohlthätig zu machen.

So bietet die Stiftung wie die Wiederbelebung des Schwanenordens wohl im Ganzen mehrere gleiche Seiten. Aber wie der Kölner Dom alle übrigen Kirchen überragt, ſo die Zwecke

des jetzigen Ordens die des frühern mittelalterlichen. Mögen sie nicht unerreicht bleiben.

Von Katholicismus, nach welchem, wie Einigen geschienen hat, der neue Orden schmecken soll, weil er ja aus einem katholischen, dem Marienculte hervorgegangen sey und etwas begründen wolle, was der katholischen Welt eigen wäre: Krankenhäuser und allgemeine Krankenpflege, ist dabei Nichts zu erblicken. Als ob der Protestant nichts herübernehmen dürfte von dem, was der Katholik Herrliches und Schönes besitzt, ohne sofort Katholik zu werden, und als ob von einem evangelischen Regenten, der noch dazu die Würde, an der Spitze der evangelischen Kirche in Deutschland zu stehen, vom Vater ererbt hat und zu wahren weiß, so etwas zu fürchten wäre. Wohl stellt sich dagegen bei dieser Wiederbelebung klar heraus: die höchste Humanität, die würdevollste Toleranz, die im praktischen Leben bei dem Trachten, die Leiden der Menschen, sie mögen physisch oder moralisch seyn, zu lindern oder zu heben, auf keinen Unterschied des Bekenntnisses Rücksicht nimmt. Da eröffnet sich uns, wie man nicht mit Unrecht bemerkt hat, die große das menschliche Herz erweiternde und entzückende Hoffnung, daß der Orden in seiner nunmehrigen Gestalt vielleicht zur religiösen Einheit führen dürfte, d. h. zu jener Höhe, von welcher man mit ruhiger parteiloser Milde auf jeden Hülfsbedürftigen herabsieht, er sey welches Glaubens er wolle.

bewährt, daß es philoſophiſche Methoden und Syſteme gibt, bei welchen jene Frage nicht voran, ſondern mehr in den Hintergrund geſtellt, ja beſeitigt, und andere Probleme als die wichtigſten hervorgehoben wurden; in welchen nicht Gott, ſondern der Menſch den Mittelpunkt des Philoſophirens bildete. Wenn man vorzugsweiſe die ſociale Bedeutung der philoſophiſchen Fragen im Auge hat, ſo darf man ſich doch wahrlich nicht auf die Speculationen vom Weſen Gottes beſchränken, ſondern man muß die Lehren der Philoſophen von der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen, von Gewiſſen, Tugend, Pflicht und Recht, vom Staate ꝛc. auch mit in Erwägung ziehen. Nannte doch z. B. Spinoza ſein Hauptwerk Ethica, welcher Name ſich nicht auf die Erkenntniß oder das Weſen Gottes, ſondern auf das menſchliche Verhalten bezieht, wenn ſchon allerdings ſeine Lehre von der Sittlichkeit im Zuſammenhang ſteht mit ſeiner Lehre vom Weſen Gottes; und ſollte Fichtes Philoſophie keine ſociale Bedeutung haben, weil er in ſeiner frühern Periode die Frage nach dem Weſen Gottes ſo gut wie aufhob? Aber den Begriffen Sittlichkeit, Gewiſſen, Pflicht geht Heine gern aus dem Weg.

Die Revolution in der Philoſophie datirt Heine von Carteſius, deſſen „weltberühmten Satz: Cogito ergo sum," er ſogar citirt. In ihm ſieht er den Gründer ſowohl der idealiſtiſchen (oder rationaliſtiſchen), als auch der materialiſtiſchen (oder empiriſchen) Richtung in der Philoſophie. Letztere wurde, nach Lockes Vorgang, von den franzöſiſchen, erſtere von den deutſchen Philoſophen verfolgt. Von Leibnitz, Plato und Ariſtoteles, Pietiſten, Myſtikern, Wolf ꝛc. iſt in vagen Phraſen die Rede, bis er auf Baruch Spinoza kommt, welcher — parceque oder quoique Jude? — große Gnade vor ihm findet, dem er nachrühmt, daß er in unſeren heutigen Tagen zur alleinigen Geiſterherrſchaft emporſteige. Der bombaſtiſch geprieſene, aber in ſehr magern Auszügen wiedergegebene Inhalt der ſpinoziſchen Lehre wird durch einige Anekdoten aus ſeinem Leben und etliche Schnurren darüber gewürzt und der Philoſoph geradezu Chriſto an die Seite geſtellt. In Spinoza verehrt Heine den modernen Vater des Pantheismus: „Keiner hat ſich erhabener über das Weſen der Gottheit ausgeſprochen, wie Spinoza."

Dieſer Philoſoph hat bis auf die neueſten Zeiten die widerſprechendſten Urtheile erfahren, und den erbittertſten Schmähungen

Die deutsche Sprachgrenze

nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anforderungen.

Ich sach hiervor eteswenne den tac,
daz unser lop was gemein allen zungen:
swâ uns dehein leut iender nâhe lac,
daz gerte suone oder es was betwungen:
rîcher Got, wie wir nâch êren dô rungen!
Walther von der Vogelweide.

Erste Abtheilung: West- und Südgrenze.

Unter den Gedanken, die gegenwärtig im Abendland ihre Herrschaft über die Geister ausbreiten, ist einer der größten der, daß von Rechtswegen die Grenzen der Staaten so weit reichen sollten, wie die der Völker, d. h. wie die Sprachen. Er darf gerecht und groß heißen, denn er beruht auf der Thatsache, daß das Leben des Geistes nur in der Sprache seinen Ausdruck findet. „Die Sprache ist ganz das Volk" (de taal is gansch het volk), mit diesem Schlagwort kämpfen jetzt die Flamänder wider die verderblichen Vorrechte des Französischen in ihrem Lande. Glücklich der Volksstamm, der mit verwandten zu Einem Staate verbunden ist, und bei dem die Sprache der Kunst auf der angeborenen Zunge beruht. Wo das Schicksal es anders beschlossen hat, sind geistige und bürgerliche Kraft schon in den Wurzeln verletzt. Zu einer genauen Uebereinstimmung der Staats- und Völkergrenzen soll es vielleicht nach dem Willen der Geschichte so wenig kommen als zu einer gleichmäßigen Vertheilung der

irdischen Güter, aber nichts desto weniger bleibt jener Gedanke, wie dieser, ein Leitstern für alle, denen Wohl und Wehe der Menschheit nicht gleichgültig ist.

Der Wunsch nach Herstellung „natürlicher Grenzen" — der Ausdruck wird im Osten des Rheins richtiger verstanden — verdient nirgends wärmeren Beifall als bei uns, weil er beinahe zusammenfällt mit dem andern, das deutsche Volk wieder so zu sehen, wie es in den Zeiten seines höchsten Glanzes war. Diese Gedanken wird uns Niemand verargen. Wer sie zur Hoffnung in sich werden läßt, kann einstweilen noch ein Träumer heißen, wird vielleicht von der Zukunft Lügen gestraft. Doch ist auch das Gegentheil möglich und insofern scheint es zeitgemäß, diese Grenzen zu schildern, die großen Fragen, die an den einzelnen Strecken der deutschen Sprachgrenze liegen, der Reihe nach zu mustern. Wenn an manchen Stellen deutsche Landschaften unter fremder Botmäßigkeit oder durch kleinliche Vereinzelung gehindert sind, sich gehörig zu entwickeln, so zeigen sich anderwärts außerdeutsche Stämme, die unter deutscher Herrschaft ähnliches zu beklagen haben, und das mannigfaltige Schauspiel, das diese Wanderung um unsere „natürlichen Grenzen" uns darbietet, muß uns theils lehren, daß auch wir unsere Splitter und Balken besitzen, theils daß wir um die Erbschaft einer großen Vorzeit stündlich und nach allen vier Weltgegenden zu kämpfen haben.

Es fragt sich vor Allem, in welcher Bedeutung der Ausdruck Sprachgrenze zu nehmen sey. Wie das Französische weit nach Italien und Deutschland, ja in den germanischen und slavischen Norden hinein gewisse Kreise beherrscht, so greift auch das Deutsche weit über seine Grenzen hinaus. Von dieser Ausdehnung kann die Rede nicht seyn, wir müßten unsere Sprache denn um das Erdrund her verfolgen wollen. Es handelt sich von dem Gebiet, worin es die Bedeutung der Hauptsprache hat. Auch hier sind aber mancherlei Abschattungen; seine Herrschaft verläuft mit der der Nachbarsprachen nur allmählich. Wo sie vollkommen heißen soll, muß nicht allein die tägliche und vertrauliche Sprache des niederen Volkes deutsch seyn, sondern das Deutsche muß auch im Umgang der höheren Stände, beim Gottesdienst und beim Unterricht, in den Erlassen der Behörden und in den Verhandlungen der Gerichte, in den Befehlworten des Heeres und auf der

Schaubühne, in gelehrten Werken und in den Zeitſchriften wenigſtens die vorherrſchende Geltung haben; es muß alſo nicht blos Mundart des Landes ſeyn, ſondern ſeine Bildungsſprache. Stellt man ſich die Frage mit ſolcher Genauigkeit, ſo zeigt ſich unverzüglich, daß der Begriff Sprachgrenze doppelſinnig iſt. Jener große Gegenſatz von Kunſt und Natur, der in allem Treiben unſres Geſchlechtes zum Vorſchein kommt, herrſcht auch auf dieſem Gebiet. Wenn in Lothringen das niedere Volk zwar deutſch redet, aber Jeder von dem Augenblick an, wo er die erſten Stufen der Bildung beſchreitet, ſogleich vom Franzöſiſchen in Beſitz genommen wird, ſo fehlt es hier zwar nicht an der Grundbedingung für die Herrſchaft unſerer Sprache, aber an jeder folgenden, und man kann ſich darüber ſtreiten, ob jene Gegend noch innerhalb der Grenzen des Deutſchen gehöre. Ganz derſelbe Fall, nur für uns von der umgekehrten Seite ſich darſtellend, iſt z. B. im Südoſten von Deutſchland, in Krain und Iſtrien, wo der ſlaviſchen Volksſprache gegenüber das Deutſche dieſelbe Gewalt übt, wie in dem eben beſprochenen Fall das Franzöſiſche gegenüber dem Deutſchen.

Da fragt ſich nun, wo ſich die Unterſuchung der deutſchen Sprachgrenzen ihr Ziel zu ſtecken habe. Die Erſcheinungen der Gegenwart ſind nicht von Ewigkeit her geweſen und werden nicht unverändert bleiben. Sie müßen alſo, wenn ſie verſtändlich werden ſollen, nicht bloß nach der Seite hin betrachtet werden, zu der ſie ſich eben vorwiegend neigen, ſondern auch nach der entgegengeſetzten, der ſie noch zufallen können. Es darf weder ein Land wie Lothringen übergangen werden, wo die deutſche Volksſprache mit Vernichtung bedroht iſt, noch bei Schleſien vergeſſen, daß es mit allen andern im Oſten der Niederelbe und der Saale vor tauſend Jahren ſlaviſch war, daß aber das Deutſche dort jetzt nur noch wenige wendiſche Reſte beſiegen darf, um ungetheilt zu herrſchen. Denn es iſt gedenkbar, daß das wechſelnde Verhängnis Lothringen wieder zu Deutſchland bringe, wo dann die Alleinherrſchaft des Franzöſiſchen, von der es jetzt bedroht iſt, ſchnell zurückweichen müßte; und wenn wir nicht auf der Hut ſind, kann es auch geſchehen, daß die große Slavenmacht, deren Flagge vor dem Eingang des Stockholmer Hafens weht, die jüngſt vor den Thoren von Wien ihren

Richterstuhl aufgeschlagen hat, und sich anschickt, am Sunde dasselbe zu thun, — ja es kann geschehen, daß der zweiköpfige russische Adler seinen Fittich über den Lauf der Oder ausbreitet und jene slavischen Reste zum Anhaltspunkte nimmt, um diese Gegenden der deutschen Zunge zum zweiten Mal zu entfremden.

Wenn ich im Folgenden versuche, die Grenzen unsrer Sprache nach den beiden Gesichtspunkten anzugeben, so muß ich vor Allem bei solchen Lesern auf Nachsicht rechnen, die durch ihren Aufenthaltsort oder durch Reisen mit einzelnen Punkten genauer bekannt geworden sind, als mir möglich war. Der Umfang dieser Betrachtung ist so groß, die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand so jung, die Menge der schriftlichen Mittheilungen, die man oft ohne Sicherheit eines Ergebnisses zu durchgehen hat, so unermeßlich, daß ein Einzelner geradezu die Unmöglichkeit einer lückenlosen Darstellung bekennen muß. Man betrachte daher diesen Aufsatz nur als eine Zusammenstellung der Thatsachen, die sich bis jetzt oft mehr zufällig dargeboten haben; als ein Netz für spätere Einträge. Sein Zweck ist erreicht, wenn er die Gebildeten deutscher Zunge auf diesen hochwichtigen, aber doch bisher wenig beachteten Gegenstand aufmerksam gemacht hat, wenn er namentlich Veranlassung gibt, daß diejenigen, die im Stande sind, über Einzelnes näher zu berichten, dazu sich angeregt fühlen.[1]

Ich beginne mit unserer Grenze gegen die Niederlande. Eine Linie, die kaum zwei Meilen westlich von der Emsmündung aus der Nordsee steigt und bei Longwy, zwischen Luxemburg und Verdün, endigt, bildet die Grenze zwischen dem deutschen Bund und den Niederlanden. Absichtlich stehen hier Holland und Belgien als Eins, denn obwohl durch Menschenhand getrennt, sind sie doch von Gott vereinigt: hier, wo sichs um die Sprache handelt, kann zwischen Nord- und Südbrabant, zwischen Seeland und Flandern keine Grenze zugestanden werden;

[1] Vorstehende Worte, so wie der ganze Plan meiner Arbeit, waren längst vorhanden, als Bernhardis Sprachkarte von Deutschland (Cassel 1843) erschien. Ich habe dieses werthvolle Werk, obwohl ich im Plan und auch in den Ansichten mehrfach von ihm abweiche, dennoch fleißig benützt und sage dem ehrenwerthen Verf. für vielfältige Belehrung meinen besten Dank.

Holländer und Belgier sind keineswegs zwei Nationen, sollten billig Eine seyn, und wären es auch, wenn nicht spanische Bedrückung sie entzwei gerissen und mit unnatürlichem Bruderhaß erfüllt hätte.

Hingegen hat die Natur innerhalb des niederländischen Gebiets eine andere Grenze gezogen. Die Volkssprache von Belgien ist nur in der nördlichen Hälfte flämisch, in der südlichen wird walchisch (wallonisch, d. i. wälsch) gesprochen, so daß das Königreich halb dem germanischen, halb dem romanischen Sprachgebiete zufällt. Die Linie beginnt hart vor Grevelingen (Gravelines), so zwar, daß diese Stadt auch noch germanische Zunge redet. Von da zieht sie sich in einer beinahe rein östlichen Richtung bis zur Maas, die sie zwischen Maastricht und Lüttich, zur Wesder, die sie zwischen Eupen und Limburg überschreitet. Die Hauptorte zunächst im Norden dieser Sprachgrenze sind also Grevelingen, Hasebrouk (sprich Hasebruk), Ypern, Kortryk, Brüssel, Tirlemont, Landen, Tongeren, Maastricht, Eupen; im Süden S. Omer, Armentieres, Lille, Doornick (Tournay), Nivelles, Waterloo, Jodoigne, Warem, Lüttich, Limburg. Verglichen mit den Grenzen der Staaten, zeigt sich, daß die Nordspitze des französischen Departements Pas de Calais, der nördlichste Gau von ganz Frankreich, noch ins germanische Sprachgebiet fällt; hingegen noch ein schmaler Südsaum von Flandern, sodann die Landschaften Hennegau, Namur, Lüttich fast ganz, und von Süd-Brabant die südlichsten Theile romanisch sind.

Die Frage, weshalb die Grenze gerade so läuft, hat noch viel räthselhaftes. Daß innere Gründe dafür vorhanden sind, wie für Alles was auf dem Boden der Natur und der Geschichte zur Erscheinung kommt, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso ist es wohl gewiß, daß diese Grenze hier, wie auf der ganzen Strecke, wo Romanen und Germanen zusammenstoßen, wie überhaupt die Scheidung des gebildeten Abendlandes in seine zwei großen Hälften, auf den Verhältnissen beruht, welche die Völkerwanderung zurückgelassen hat. Der Sturm der Völker, die hier hauptsächlich in Betracht kommen — der Sachsen, Franken, Alemannen und Baiern; denn Gothen und Langobarden, auch die Burgunden größten Theils, haben ihre Sprache verloren, also das germanische Sprachgebiet nicht erweitert — ging von Nordost

nach Südwest; dem gemäß hat jene Grenze von Grevelingen bis zu den Quellen der Drave, der Hauptsache nach ihre Richtung von Nordwest gegen Südost. In einzelnen Stücken mag sie durch spätere Thatsachen, vornemlich die großen Verträge der Karolinger im 9ten Jahrhundert, anders bestimmt worden seyn; der Hauptsache nach ist sie gewiß dieselbe geblieben.

Die Geschichte der Eroberungen lehrt, daß bei denselben vornemlich die Gestalt des Bodens von Einfluß ist, weswegen z. B. fruchtbare Tiefländer so häufig aus einer Hand in die andre gehen. Das zeigt sich auch an der obengeschilderten Strecke zwischen der Meerenge von Calais und der mittleren Maas. Nach dem Hauptgesetze sollte man erwarten, daß die Linie sich aus der Brüsseler Gegend südostwärts gegen Metz hinzöge, statt dessen behält sie die östliche Richtung bis Maastricht bei und zieht sich erst von da südwärts. Sie umkreist so in weitem Bogen die walchischen Landschaften von Dinant, Namur, Lüttich, Limburg, Malmedy und bildet eine breite Zunge, mit welcher die romanische Sprache weit ins germanische Gebiet hereingreift. Die Ursache hievon liegt lediglich in der Gestaltung dieser Landschaften: wo die Fluth erobernder Fremdlinge nicht mehr in voller Kraft geht, da hemmt ein unbedeutendes Hindernis, Strom oder Wüste, Sumpf oder Landrücken, ihren Lauf. Hier sind es die waldichten Gebirgsgegenden, die sich an beiden Ufern der Maas bis unterhalb Lüttich hinziehen: das fruchtbare Flachland nahmen die Germanen, vielleicht schon die vor Cäsar, spätestens die Franken der eigentlichen Völkerwanderung, in Besitz; die rauheren Gegenden, die keinen Reiz auf sie übten, überließen sie den Besiegten, den Kelten, (ob wir uns nun diese noch rein oder schon romanisirt zu denken haben) wenigstens in so weit, daß sie sich an der Oberherrlichkeit genügen ließen. Während sich die Germanen im Flachland auf Ackerbau, Handel und Schifffahrt legten, sahen sich die Walchen auf die unterirdischen Schätze des Gebirges angewiesen, auf Kohlen und Eisen.[1]

Wenn man auch im Allgemeinen annehmen muß, daß die

[1] Eine belebte Schilderung dieses Unterschieds, der sich aus inneren Ursachen zugleich auf Lebensart und Sprache bezieht, s. in dieser Zeitschrift XXV, 248 ff.

jetzige Sprachgrenze ſchon den älteſten Zeiten angehört, ſo verträgt ſich doch damit die höhere Geltung, die das Deutſche ſüdlich von derſelben noch Jahrhunderte lang nach Begründung der fränkiſchen Herrſchaft wenigſtens bei einem Theile der Einwohner beſaß. Zwar ſtellten die Eroberer die Sprache der Beſiegten, in der alle Bildung und die heilig gehaltenen Lehren des chriſtlichen Glaubens ihnen ehrfurchtgebietend entgegentraten, hoch über die eigene, und nur ein ſeltener Mann, wie Karl der Große, vermochte ſich zur Schätzung der letzteren zu erheben; aber die ſogenannte Römerſprache war doch nur die Sprache der Knechte, und ſo vergingen Jahrhunderte, bis der Adel ſich bequemte der Landesſitte auch hierin zu weichen. Noch im 7ten Jahrhundert predigten Biſchöfe von Tournai deutſch und franzöſiſch,[1] noch im Jahr 813 ward auf der Kirchenverſammlung zu Tours geboten, daß der Religionsunterricht in beiden Sprachen Statt finden ſolle;[2] ebenſo geſchah im Jahr 842 der bekannte Schwur von Straßburg in beiden Sprachen. Erſt um die Mitte des 9ten Jahrhunderts, als die Theilung in ein romaniſches und ein germaniſches Frankenreich ſich vollendet hatte, war auch über die deutſche Zunge in erſterem der Würfel gefallen, und doch konnte noch im Jahr 881 jener Siegesgeſang gedichtet werden, der unter dem Namen des Ludwigsliedes im reinſten Altdeutſch den Sieg eines franzöſiſchen Königs preist. Das Lied iſt vermuthlich im Kloſter St. Amand bei Valenciennes verfaßt,[3] das Deutſche hat alſo damals hier, wie an andern Orten im Süden der Sprachgrenze, wo es nun längſt verſchollen iſt, Geltung und Pflege gehabt.

So viel von dem Alter der Sprachgrenze, die Belgien in ein nördliches germaniſches oder flämiſches und in ein ſüdliches romaniſches oder walchiſches ſcheidet. Gegen ganz Niederland, ſo weit es im Norden dieſer Linie liegt, mit andern Worten gegen Flandern und Holland, hat unſre Sprache keine natürlichen Grenzen. Denn von der Emsmündung bis in die Gegend von Aachen und Lüttich iſt die Volksſprache zu beiden Seiten

[1] A. Dinaux, trouvères de la Flandre et du Tournaisis, p. 6 (angeführt nach Gervinus 1, 95).

[2] Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen. 1, 75.

[3] Gervinus 1, 95.

der Staatengrenze dieselbe; der ganze Sprachunterschied bewegt sich auf dem künstlichen Gebiete der Schriftsprache.

Daß, der natürlichen Verwandtschaft ungeachtet, eine solche Grenze da ist, hängt wieder aufs engste mit geschichtlichen Verhältnissen zusammen. Die Herrschaft Einer Schriftsprache für ganz Deutschland, wenigstens in der Ausdehnung wie sie jetzt besteht, ist ein Werk der geistigen Bewegung, die im Gefolge der Buchdruckerkunst und der Reformation kam. Bis dahin übte noch in den einzelnen Landschaften die Volkssprache, selbst bei solchen, die die Absicht hatten Hochdeutsch zu schreiben, großen Einfluß; ins Besondre war dies bei den niederdeutschen Volksstämmen der Fall. Mehr und mehr nahm aber das Hochdeutsche Besitz vom ganzen deutschen Reich und es ist keine Frage, daß es, wenn die Niederlande bei diesem verblieben wären, auch über sie sich ausgebreitet hätte.

Aber gerad im entscheidenden Zeitpunkt begann die Vereinzelung, die noch besteht. Carl V. hatte die Niederlande die schönste Perle seiner Krone genannt; mit seiner Abdankung traten sie, zwar dem Namen nach als Lehen des deutschen Reichs, in Wahrheit aber als ein Theil der spanischen Staaten, unter Philipp II. Von Annahme der spanischen Sprache konnte die Rede natürlich nicht seyn, da hiefür alle Bedingungen fehlten; aber auf der andern Seite war die spanische Herrschaft mächtig genug, um dieses Gebiet von Deutschland loszureißen. Die niederländische Schriftsprache hatte sich zuerst im beglückteren Flandern gebildet; während des 80jährigen Glaubenskrieges, wo die spanische Willkür alle geistige Bewegung niederhielt, wanderte sie, mit den Besten des Volkes, nach Nordniederland aus und Holland setzte das begonnene Werk fort. Als der Süden, im ersten Viertel des 18ten Jahrhundert, wieder an Oesterreich, also unmittelbar an Deutschland fiel, war die Zeit schon vorüber, wo sich neue Sprachbande befestigen konnten. Da bei einem großen Theil der Belgier — man nimmt an, einem Drittel — eine romanische Mundart als Volkssprache gilt, da der Einfluß französischer Sitte seit der burgundischen Zeit hier, seit Ludwig XIV. in ganz Europa vorherrschend war, da in unsern Tagen Belgien sogar einen Theil des französischen Reiches gebildet hat, so darf man sich nicht wundern, daß im Süden der Niederlande die

Sprache Frankreichs jene Herrschaft begründet hat, die ihr jetzt erst durch die flämische streitig gemacht zu werden anfängt.

Ganz anders ging es im Nordniederland. Dieses hätte sich, nachdem das spanische Joch abgeworfen, die Herrschaft des Protestantismus gesichert war, an Deutschland anschließen können, und in diesem Fall wäre seine Schriftsprache das Hochdeutsche geworden. Aber was war Deutschland ums Jahr 1600? Ein Schiff, dessen Mannschaft jeden Augenblick im Begriff stund, sich blutig zu entzweien, und die Führung an Wind und Wellen zu überlassen. Wie hätten da die vereinigten Staaten nicht vorziehen sollen in stolzer Einsamkeit zu bleiben! Das Land, das sie nach Westen gegen den Andrang des Meers und gegen die spanischen Armaden vertheidigten, warum sollten sie es gegen Osten und Süden einem gleich furchtbaren Sturm öffnen, der bestimmt war dreißig Jahre lang alle deutschen Lande zu verheeren! So gewann Hollands Vereinzelung festen Grund, und die Landesmundart veredelte sich unter dem Schutz einer eigenthümlichen Volksentwicklung zur Schriftsprache.

Für jene Zeit war das Alles natürlich und zweckmäßig. Anders aber stellt sich die Sache, wenn man sie in ihren Folgen betrachtet. Zu welchem Nachtheil sie für Deutschland geworden, das auf diese Weise seinen wichtigsten Strom und sein wichtigstes Meer verlor, bedarf keiner Ausführung. Aber auch die losgerissenen Glieder selbst haben schwer gebüßt. Wie die Verhältnisse, um welcher willen sie abfielen, nach allen Seiten hin unrichtig waren, so konnten auch die Folgen auf die Dauer nicht von Segen seyn. Die Entfernung eines Stamms von seinem Volke führt Erscheinungen herbei, die der Krankheit gleichen: das Glied, das seinen bescheidenen Zusammenhang mit dem Ganzen aufgibt, lebt für kurze Zeit ein höheres Leben, dann sinkt es in Erschlaffung, die nur durch die gesunden Säfte des Ganzen sich heben läßt.

So hat Holland während des 17. und 18. Jahrhunderts ein Einzelleben in üppigster Entwicklung aufzuweisen: es hat in seiner Lage und im Geist seiner Bewohner die Mittel gefunden, um die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen seiner Absonderung so lang wie möglich zu ertragen. Dieses kluge, kühne Volk von Fischern, Seefahrern und Kaufleuten hat sich eine Macht und

einen Ruhm gegründet, wie vor ihm unter ähnlichen Umständen bloß Phönicier und Portugiesen; es hat sich der edelsten Freiheit, eines freundlichen Wohlstands, einer heitern Kunst erfreut.

Aber nach kurzem Glanz trübte sich der Gesichtskreis. Der Untergang der Selbständigkeit durch Frankreich konnte eine Warnung heißen. Doch schien später der Himmel wieder zu lächeln: glücklicher als das schicksalverwandte Venedig ging Holland aus den Stürmen der Umwälzung aufs neue selbständig hervor, ja der Wiener Congreß erweiterte den Staat durch die Verbindung mit Belgien, dem früheren Bruderland, und man war stark genug, dem großen Deutschland Schaden und Schande zuzufügen, es sich durch höhnische Rechtsverdrehung zinspflichtig zu erhalten, ja noch vor Kurzem hat Holland, um seine falsche Stellung zu verewigen, sogar Freundschaft mit Frankreich gesucht, das ihm doch kaum vorher den Mantel Belgien vom Leib gerissen hatte.

Seither ist es nun schnell anders geworden: der Uebermuth und die Verschwendung seit 1815, die Kämpfe seit 1830 haben die innere Verderbnis schleunig zur Reife, zum Ausbruch gebracht; durch die Vergleichung mit dem jungen Nachbarstaate tritt sie schneller als sonst vielleicht hervor. Nun, da es nach langer künstlicher Nacht über Hollands Verhältnissen Tag wird, sehen wir das Staatsschiff als Raub einer Strömung, die es unrettbar wider Klippen führt. In einem holländischen Blatt[1] waren kürzlich folgende trübe Neujahrsgeständnisse zu lesen: „Beim Antritt von 1843 konnte uns nichts ein glückliches Jahr erwarten lassen und dennoch sind wir im Laufe desselben weit mehr zurückgekommen, als wir vermuthen durften. In der Achtung von Europa sinken wir tiefer und tiefer; mehr und mehr werden wir auf die Seite geschoben, versinken wir in Abgaben und Schulden. Bei der Erinnerung an jeden Schritt, welchen wir auf dem Wege des Verderbens weiter gingen, ist das Traurigste, daß nichts Besserung verspricht. So traurig als das Ergebnis des vorigen Jahrs war, so traurig ist die Aussicht in das folgende." Ein Volk in der beneidenswertheſten Lage, frei, klug und rührig, ist dahin gekommen, daß ein ganzes Sechstheil

[1] Vgl. Nr. 13 der Allg. Zeitung von 1844.

haben ſich die begeiſtertſten Lobpreiſungen entgegengeſtellt. Der Name Spinoziſt galt lange für gleichbedeutend mit Atheiſt — dies Wort mit all den im gewöhnlichen Sprachgebrauch ihm anklebenden moraliſchen Nebenbegriffen genommen. Läugnete doch Spinoza das Gewiſſen, das Böſe, die Freiheit, die er für Täuſchungen erklärte. Nur ſeine Conſequenz, die Kettenfeſtigkeit ſeiner mathematiſchen Methode bewunderte man und hielt man für unangreifbar. Aber gewichtige Stimmen traten für ihn auf. Schleiermacher, dem kein Unbefangener den Sinn für Frömmigkeit abſprechen wird, pries in begeiſterten Worten die Frömmigkeit des „heiligen verſtoßenen Spinoza; Ihn durchdrang," ſagt er, „der hohe Weltgeiſt; das Unendliche war ſein Anfang und Ende, das Univerſum ſeine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unſchuld und tiefer Demuth ſpiegelte er ſich in der ewigen Welt" ꝛc., und in dieſer anerkennenden Bewunderung trifft er — eine ſeltene Begegnung! — zuſammen mit Goethe, der im vierten Theil ſeiner Selbſtbiographie den wohlthätigen Einfluß der Lektüre jenes Weltweiſen auf ſeine Stimmung und Weltanſchauung rühmt: „Ich erinnerte mich, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einſt die nachgelaſſenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Ich eilte abermals zu den Werken, und dieſelbe Friedensluft wehte mich wieder an." — „Gewiß, wenige Menſchen überzeugen ſich von dem Ewigen, Nothwendigen, Geſetzlichen, und ſuchen ſich ſolche Begriffe zu bilden, welche unverwüſtlich ſind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenſchliches liegt, ſo werden ſolche Perſonen gewöhnlich für Unmenſchen gehalten, für gott- und weltloſe." Beide konnten ſich auf den anerkannt tugendhaften, ſtillen und reinen Wandel Spinozas berufen, und Goethe beruft ſich auf den Spruch: An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen; beide aber weiſen es auch ab, ſeine Lehren im Ganzen zu unterſchreiben. Dagegen haben auch noch neueſtens Andere nicht aufgehört, beſonders Spinozas Sittenlehre und Politik übel zu verſchreien und ihm eine wahre Räubermoral zur Laſt zu legen. Hiefür berief man ſich auf das durchgängige Princip Spinozas: das Meſſen des Realen an einem Idealen, deſſen, was geſchieht, an dem, was geſchehen *ſollte*, abzulehnen. Im Tractatus politicus findet er es höchſt lächerlich, die menſchliche Natur

der Bewohner von Almoſen lebt[1]; ein Land, nicht ganz noch einmal ſo zahlreich als das kleine Würtemberg, verbraucht jährlich 82 Millionen Gulden; ſeine Schuld (1290 Millionen) beläuft ſich auf $^{9}/_{100}$ der geſammten europäiſchen: während in Preußen auf den Kopf 9—10 Thaler, in Oeſtreich 16—17, in England 205 kommen, laſtet in Holland auf Einem die Summe von 367[2]. So wahr iſt es, daß Holland durch ſein Verfahren gegen Deutſchland, durch ſeinen ganz beſchränkten Standpunkt, den es, beinahe lächerlich, den nationalen nennt, ſich ſelber am wehеſten gethan hat: indem es mit dem Mutterlande nicht im natürlichen Verhältniſſe der Gegenſeitigkeit leben, ſondern es räuberiſch ausbeuten wollte, hat es die reichſte Quelle ſeines Wohlſtandes verſtopft; ſtatt des wahren, belebenden Reichthums hat es trügliches Herengold gewonnen; unnatürlich angeſchwellt von den Säften, die es gierig an ſich geſogen, ſieht es ſich von einem unnatürlichen, herben Tode bedroht.

In höherem Grade noch muß dieſe Schilderung gelten, wenn wir der Holländer eigenen Standpunkt verlaſſen und uns auf den allgemein menſchlichen erheben. Da ſind ſie mit ihrer übermüthigen Abſchließung, mit dem unmäßigen Reichthum Einzelner, mit ihrem beſchränkten Sprachgebiet auf Eigenſchaften gekommen, die ihnen die Zuneigung der Gegenwart und die Anerkennung der Nachwelt entriſſen haben. Vor 250 Jahren waren ſie die geliebten gefeierten Helden der Freiheit, nun verſickert der Strom jener ſtolzen Zeit in angſtvollem Rechnerſchweiß und in unrühmlichen Kämpfen mit einem friſcheren Bruder.

Auch Belgien gibt ſich, wie einſt Holland, alle nur erſinnliche Mühe, um ſeine herrlichen angeborenen Hülfsmittel auszubeuten, und ſo den Folgen ſeiner Kleinheit und Abſonderung zu entgehen. Es iſt durch Erſchaffung eines umfaſſenden Eiſenbahnnetzes in einer großen Thatſache der menſchlichen Entwicklung allen europäiſchen Staaten rühmlich vorausgegangen; es ſucht ſeinen einheimiſchen Gewerbfleiß auf jede Weiſe zu beleben und zu mehren; es hat, wie die Wanderung der „belgiſchen Bilder"

[1] Schwäb. Merkur von 1843, S. 1295.

[2] Nach den Angaben eines Holländers, Allg. Ztg. von 1843, Beil. zu Nr. 235.

beweiset, hochherzigen Sinn für die Forderungen der Kunst, neben der auch die Wissenschaft nicht leer ausgeht; es sucht seinen Handel auf jede Weise zu heben und zu stützen, namentlich schafft es ihm Wege durch die Herbeiziehung des rheinischen Verkehrs, durch die Einrichtung einer regelmäßigen transatlantischen Schiffahrt und durch Gründung von Colonien; kurz es bietet das nachahmungswürdigste Beispiel einer wohlgesinnten, weisen Verwaltung. Aber auch in Holland regte sich zu Anfang seiner Selbständigkeit mit solcher Frische und es ist also wohl erlaubt zu zweifeln, ob Belgien in seiner Vereinzelung wird bestehen können. Die öffentlichen Stimmen liegen gegenwärtig mit einander im Streite darüber, ob hier nur die Verlegenheit walte, die auch England und einzelne Gegenden Deutschlands drückt, oder ob ein tieferer, ein unheilbarer Schaden anzunehmen sey.[1] Die Entscheidung scheint nicht so leicht zu seyn, doch erregt es Bedenken, daß Belgien, sprichwörtlich zu reden, schwimmen und waten, d. h. alle Mittel des Fortkommens versuchen muß. Wenn große Staaten so bedroht sind, so haben sie in schlummernden oder gefesselten Kräften, deren Befreiung dann die Noth sie lehrt, die Mittel zur Abhülfe; bei den kleinen aber schwillt die Verlegenheit schnell zur erdrückenden, entmuthigenden Riesengröße. Die Aufregung, die nach den stürmischen Geburtsstunden des jungen Belgiens so natürlich war, hat große Gedanken, mächtige Leistungen hervorgerufen; aber die drängenden Umstände, die Verlegenheiten, die aus der Vereinzelung des kleinen Staates hervorgehen, sind unendlich mächtiger.

Es darf demnach angenommen werden, daß beide niederländische Staaten von allen Seiten zu einer Aenderung in ihren Verhältnissen hingedrängt werden. Zunächst liegt allerdings der Gedanke, daß sie sich gar nicht hätten trennen sollen, weil ihre Losreißung von Deutschland nur um diesen Preis erträglich wäre. Aber eine Wiedervereinigung, wenn auch manche Vorgänge, wie z. B. kürzlich die Einigung der Flamänder und

[1] Diese Meinung verfechten ein Aufsatz in der Allg. Pr. Ztg., geschrieben zu Brüssel 21. Febr. 1844, und ein andrer in der Allg. Zeitung von 1844, S. 138 der Beilage, S. 18 der außerord. Beilage. Für jene dagegen spricht vom entschieden belgischen Standpunkt aus ein Brüsseler in der Allg. Ztg. von 1844, S. 443 der Beilagen.

Holländer in Sachen der Rechtſchreibung, darauf hinzuarbeiten ſcheinen, iſt doch bei einer ſo alten Eiferſucht und unmittelbar nach Beendung eines ſo böſen Zwiſtes für längere Zeit noch unmöglich und beide müßen ſich daher nach andern Freunden umſehen.

Belgien hat hier den entſcheidenden Schlag geführt. Es hat ſeiner Lage nach die Wahl zwiſchen Deutſchland und Frankreich, und bei den Verhandlungen, die in der letzten Zeit über Handels- oder Zollverträge geführt wurden, hat König Ludwig Philipp richtig geſagt, daß die Frage ſey, ob Belgien franzöſiſch oder deutſch ſeyn ſolle. Da Frankreich trotz ſeiner Einheit ſo entzweit iſt, daß es ſich über Maßregeln dieſer Art nicht vereinigen kann, da es außerdem die habſüchtige Hand, die ihm gegen Belgien zuckt, unter dem Beſchützersmantel nicht hinlänglich verſtecken kann, ſo hat ſich das Zünglein der ſchwankenden Wage jezt gegen Deutſchland geneigt, wohin Belgien durch das alte Recht der Geſchichte und das noch ältere der Abſtammung, der Aehnlichkeit in Gemüthsart, Sitte, Vorſtellung, Sprache gewieſen wird, und das überdies, nach ſeiner Bundesverfaſſung, die Selbſtändigkeit, die freie Entwicklung der einzelnen Stämme nicht ſo bedroht, wie Frankreich mit ſeinen gewaltthätigen, gleichmachenden Staatseinrichtungen.

Belgien hat ſeine Zeit gut genüzt. Während Holland auch nach 1830 in ſeiner kleinen, geizigen Feindſchaft gegen Deutſchland fortfuhr, ins Beſondere den Rhein uns nach wie vor verkümmerte, faßte Belgien den großartigen Entſchluß, durch das neugebotene Mittel der Eiſenbahnen einen zweiten Rheinlauf zu ſchaffen und ſo für Deutſchland künſtlich das zu werden, was Holland auf natürliche Weiſe zu ſeyn thöricht verſchmähte. Die fröhlich aufblühenden Rheinlande reichten willig die Hand und ſeit einem halben Jahr iſt dieſes Werk im Gange. Auf das Schauſpiel vom 14. und 15. Oktober 1843, wo durch feſtliche Fahrten, durch gaſtliche Begrüßungen zweier Staaten die rheiniſch-belgiſche Bahn eingeweiht worden iſt, darf Deutſchland mit freudigem Gefühle blicken: es iſt ein großer Sieg, und nicht umſonſt machen ſich England und Frankreich Gedanken darüber.

Am ſchnellſten und bedeutendſten freilich war die Wirkung auf Holland. Seine Lage, ſchon vorher nicht beneidenswerth, iſt durch jene Tage verzweifelt geworden, und das holländiſche

Dampfboot, das während des lampenſchimmernden Freudenjubels bei Antwerpen dunkel und ſtumm anlegte, ſprach beredter als alle Reden der Deutſchen und Belgier. Mehr und mehr beginnen die Holländer einzuſehen, welche Stunde geſchlagen hat, und daß nur durch Annäherung an Deutſchland dem gewaltig hereinbrechenden Verderben geſteuert werden kann. Bereits hört man von ernſtlichen Vorſchlägen zu einer Eiſenbahn zwiſchen Amſterdam und Cöln; ja eine — wenn ſie Wahrheit redet — holländiſche Stimme hat bereits die Verhältniſſe zum deutſchen Zollverein und deutſchen Bund in dieſem Sinne beſprochen.[1] Wenn Deutſchland ruhig fortfährt die holländiſche Handelsthätigkeit aufs Trockene zu ſetzen und ſich durch die Drohungen und Windungen, welche die Angſt den holländiſchen Kaufherren und ihren ohnehin ſchon ſo ſchwer geprüften Finanzmännern eingibt, ſich nicht irre machen läßt, ſo wird es bald ihnen, und ebendamit den Widerſpenſtigen in Hannover und in den Hanſeſtädten das Geſetz machen. Dieſes wird nicht Rache heißen, ſondern Gerechtigkeit, denn Deutſchland befindet ſich ſeinen abtrünnigen Stämmen gegenüber in der Lage der Mutter: nur Kindern fällt es ein, unartig zu ſeyn, Eltern ſind immer zu aufrichtiger Verſöhnung bereit.

Wie wahr iſt es doch, daß der Menſch denkt und Gott lenkt! Die Gründung des Königreichs der vereinigten Niederlande im Jahre 1815 war nicht allein gegen Frankreich gerichtet, ſondern auch gegen die Rieſin Germania, deren Wiederaufleben man ſorgfältig zu verhindern ſuchte, ſo daß ſogar das beſiegte Frankreich bei weitem beſſer wegkam; denn dieſes rettete wenigſtens die Grenzen von 1789, Deutſchland aber ſah ſich getäuſcht in allen Hoffnungen auf Erſatz für die Ströme Blutes, die es geopfert, für die Schande, die es allzulang erfahren hatte, bekam nicht einmal Alles das zurück, was noch die Heere der Republik abgeriſſen hatten. Indem nun das Frankreich von 1830 jene Schöpfung zerſtörte, war ſeine Hoffnung, nach dieſer Seite hin Luft und Zuwachs zu gewinnen, wieder zunächſt gegen Deutſchland. Aber ſein Gewinn iſt noch ſehr zweifelhaft, während es uns einen großen Dienſt geleiſtet hat. Denn ſein vermeintlicher

[1] Beilage zur Allg. Zeitung von 1843, S. 2575.

Mündel Belgien macht Miene, ſich an Deutſchland anzuſchließen und ſogar ſeinen holländiſchen Bruder zum nämlichen Schritte zu nöthigen. Die Niederlande, durch deren Vereinigung man uns ſchwach zu erhalten gedachte, mußten im September 1830 durch einen ſehr eiferſüchtigen Nebenbuhler geſchieden werden, um ſich dem Volke wieder zuzuwenden, dem ſie von Gottes und Rechts Wegen gehören.

Ein Anſchluß an den deutſchen Bund oder an den Zollverein, von denen ſchon die Rede geweſen iſt, würde vielleicht den Frieden Europas ſtören. Aber das Verhältniß muß, um ſegensreich zu wirken, gar nicht ſo eng ſeyn: ein vernünftiger Handelsvertrag, gegründet auf den leicht vereinbaren Vortheil Deutſchlands und der niederländiſchen Staaten, gehört gewiß auch vor dem Richterſtuhl der europäiſchen Staatskunſt nicht unter die verfehmten Dinge. Durch Holland würde ſich unſer Gewerbfleiß einen Weg nach dem oſtindiſchen Inſelmeer bahnen, durch Belgien in die freien Länder Amerikas.

Die Sprache, die nur das Sinnbild geiſtiger Verbindung unter den Menſchen iſt, würde natürlich von dieſen veränderten Verhältniſſen lebhaft mitbetroffen werden, und empfindet es jetzt ſchon zum Theil ſehr merklich. Holland und Belgien ſind, jedes auf eigenthümliche Weiſe, in Betreff der Sprache zur Stunde noch übel dran. Jenes leidet, wie in allen Dingen ſo auch hier, an den Folgen ſeiner engherzigen Abſonderung, denn es iſt mit der Sprache wie mit dem Gewerbfleiß: beide ſterben hin, wenn ſich der Markt zu ſehr verengt. Von dem Tag an aber, wo Holland mit Deutſchland wieder in ein natürliches Verhältnis tritt, werden dort auch die friedlichen Eroberungen unſerer Sprache beginnen. Das Hochdeutſche bietet durch den außerordentlichen Umfang ſeines Gebietes Jedem, der ſich ſeiner bedient, ein ſo weites Feld von Wirkſamkeit; die Schätze, die es birgt, ſind ſo groß, daß die ganze Verkehrtheit von Hollands Stellung dazu gehört hat, um ſeine Gelehrten und Dichter dieſe Vortheile bis jetzt verſchmähen zu laſſen, während doch für ſie der Gebrauch des Deutſchen ebenſo leicht und ſo natürlich wäre, wie für alle Stämme niederdeutſcher Zunge.

Anders verhält ſichs mit Belgien. Noch behauptet ſich hier das Uebergewicht des Franzöſiſchen, und da deſſen Gebietsumfang

und innerer Reichthum bedeutend sind, so hat Belgien in dieser Hinsicht ein besseres Loos gezogen: es nimmt unmittelbaren Antheil an dem geistigen Verkehr eines der europäischen Hauptvölker. Leider ist das Gewächs nicht natürlich, seine Pflege viel zu theuer. Man rechnet im belgischen Staat 1½ Millionen walchischer (wallonischer) Einwohner, die sich im Französischen ungefähr mit derselben Leichtigkeit zurecht finden wie die Niederländer im Hochdeutschen. Diesen Walchen stehen 2½ Millionen Fläminge gegenüber; Leute von derbem niederdeutschem Schlag, ein Stamm, bei dem es doch in alle Ewigkeit nur die gebildeten Stände zur Fertigkeit im Französischen bringen, und auch sie natürlich nur zu einer von Paris mitleidig ertragenen. Es darf also nicht befremden, wenn man das französische Joch unwillig fühlt, zumal da mit den Schriften, die von Süden herkommen, viel Pesthauch ins Land einströmt, und da Frankreich sich nicht recht dazu verstehen kann, Belgiens Unabhängigkeit aufrichtig anzuerkennen, vielmehr mit Einverleibungsgelüsten und hauptstädtischem Dünkel gerechten Argwohn pflanzt.

Die Mundart der Walchen als Banner des belgischen Volkes entfalten zu wollen, hätte durchaus keinen Sinn, weil sich ihre von jeher versäumte Ausbildung nicht gewaltsam nachholen läßt, und weil mit diesem ganz vereinzelten Besitze den Belgiern, die auf den großartigsten Weltverkehr angewiesen sind, gar nicht gedient wäre. Dazu kommt noch, daß im belgischen Staate, wie schon bemerkt ist, die Fläminge die Mehrzahl bilden: 2½ Millionen gegen 1½ Millionen Walchen; und — was mir entscheidend scheint — daß ihre Sprache sich einer uralten Blüthe rühmen kann, daß sie mit höchst unbedeutenden, meist künstlichen Abweichungen auch in Holland gilt, daß endlich auf einem großen Theil des Gebietes der hochdeutschen Schriftsprache doch die Sprache des Lebens, die niederdeutsche, der niederländischen eng verwandt ist, weswegen die Schiffer von Antwerpen und Ostende sich in Lübeck und Königsberg heimisch finden und umgekehrt.

Die Bemühungen der flamändischen Belgier, an der Stelle des Französischen ihre Sprache zur Herrschaft zu bringen, haben demnach den Segen, der auf allem Natürlichen ruht. Flamändische Zeitschriften, Sprachgesellschaften, Preisaufgaben, Geschichtswerke beweisen ein überaus reges Leben, das in seiner

örtlichen Frische sicher seyn darf, den Sieg über die auswärtige Pflanze der französischen Schriftsprache und damit eine Bürgschaft der Unabhängigkeit für Belgien zu gewinnen.

Wenn es aber die Belgier nun so weit gebracht und eben damit eine geistige Verbindung mit Holland herbeigeführt haben, so ist doch das Gebiet noch immer viel zu klein, und eine Annäherung aller deutschredenden Niederländer an die deutsche Gesammtsprache noch immer eben so nothwendig. Nicht etwa, daß diese die reiche, frische, weiche Sprache der Niederländer verschlänge, was bei dem jetzigen Stande der Sprach- und Völkerentwicklung nicht mehr möglich ist; sondern bloß, daß zwischen beiden sich ein Verhältnis inniger Gegenseitigkeit entwickle, daß die Geltung, die gegenwärtig das Französische dort besitzt, hinfort aufs Deutsche übergehe, daß es auf der andern Seite zum Ruhm deutscher Bildung gehöre, mit niederländischer Schrift und Rede vertraut zu seyn, daß auf diese Weise jedem der beiden Sprachgebiete der Reichthum des andern zugänglich werde. Dann erst ist vollkommen wahr, was kürzlich die Flamänder ihrem deutschen König gesagt haben, „daß sie mit Ehren wieder in die große germanische Familie eingetreten seyen." Man hat das Daseyn der rheinisch-belgischen Eisenbahn einem Handelsvertrage zwischen Deutschland und Belgien gleichgestellt; mit nicht minderem Rechte läßt sich sagen, daß eben dadurch auch die Geister und Sprachen der beiden Völker, die sich unlängst in Wettkämpfen des Gesanges freundlich zu begrüßen angefangen haben, einander nah und näher kommen, daß die alten, lang gelösten Bande zwischen Deutschland und seinem burgundischen Kreise neu werden geknüpft werden. Der vielbesprochene gute Rath, durch den vor einigen Jahren die Brüsseler Nachdrucker von französischen auf deutsche Werke verwiesen wurden, hat von einem höheren Standpunkt aus eine sehr erfreuliche Seite. Und schon hört man auch davon, daß in Antwerpen, dessen Handelsbeziehungen vornehmlich nach Deutschland gehen, eine hochdeutsche Zeitung erscheinen soll.

In eigenthümlichem Verhältnisse steht Deutschland zu zwei Bruchstücken des holländischen Gebiets, Limburg und Luxenburg, sofern dieselben zum deutschen Bund gehören.

Das Herzogthum Limburg verdankt seinen Namen einer Stadt, die jetzt südlich von seinen Grenzen, schon innerhalb der

belgischen Provinz Lüttich liegt; denn es ist mit Limburg gegangen, wie mit manchen andern Länderbenennungen: mit Estremadura, das längst nicht mehr am Ducro liegt; oder mit Sachsen, das ursprünglich dem alten Sachsenlande um die Weser (Niedersachsen) gehört, und jetzt nur noch vom alten Sorbenland um die Mittelelbe (Obersachsen) gebraucht wird.

Daß in Limburg jetzt ein Bruchstück des alten burgundischen Kreises wieder mit Deutschland vereinigt ist, hängt mit der Entstehung des Königreichs Belgien zusammen. Nachdem diesem die westliche Hälfte des Großherzogthums Lurenburg, eines deutschen Bundeslandes, zugesprochen war, hatte man die Wahl, entweder Belgien um dieses Theiles willen als Mitglied aufzunehmen, oder den Bund mit einem entsprechenden Theil des holländischen Gebietes zu entschädigen. Es geschah letzteres, indem durch den Londoner Vertrag vom 19. April 1839, und durch den Beschluß des Bundestages vom 5. September desselben Jahres, Limburg für einen Bestandtheil des Bundes erklärt wurde. Deutschland hat hier einen sehr nachtheiligen Tausch eingehen müßen. Die Seelenzahl ist zwar so ziemlich dieselbe, da der abgetretene Theil von Lurenburg auf 149'571, Limburg hingegen auf 147'527 E. geschätzt wurde; aber während der Bund in Lurenburg eine geschlossene Landschaft besaß, die sich um eine starke Bundesfestung herlagerte, besitzt er zum Ersatz zwei kleine Stücke, von denen das neuerworbene sich als ein schmaler Streifen, 15 Meilen lang bald am rechten, bald an beiden Ufern der Maas hinabzieht, und in dem die beiden Hauptorte, Maastricht und Venloo, als holländische Festungen, vom Anschluß unter den Bund ausgenommen sind, so daß man schon durch diese Thatsache berechtigt ist zu sagen, der Tausch sey triegerisch, Limburg bloß dem Namen nach deutsch. Es hätte wenigstens Maastricht für eine Bundesfestung erklärt werden sollen, da Holland von ihm auch nicht den geringsten Vortheil mehr hat, während Deutschland im Fall eines Bundes zwischen Belgien und Frankreich in jenen Gegenden keine schwächere Stelle hätte, durch diese Festung ersten Ranges hingegen hier vollständig gedeckt wäre. Aber das wollte man eben nicht: Deutschland ist ein viel zu bequemes Schlachtfeld für europäische Kriege, als daß ihm gestattet werden könnte, seine Grenzen fortlaufend gegen den Einzug feindlicher Heere zu sichern.

Hiezu kommt noch, daß der nun abgetretene Theil von Luxenburg sich wohl schon längst in Gemeinschaft mit dem deutsch verbliebenen dem Zollverein angeschlossen haben würde, wogegen der Anschluß von Limburg noch sehr zweifelhaft ist. Doch zeigt sich hier eine Seite der Frage, die uns vielleicht einst noch bewegen kann, den limburgischen Tausch günstig zu nennen. Limburg befindet sich, was Handel, Verkehr und Gewerb anlangt, in der traurigsten Lage. Die Noth, die in Folge der naturwidrigen Verhältnisse Holland niederdrückt, lastet auf diesem ungünstig begrenzten Vorwerk mit doppelter Wucht[1]. Wenn Limburg wie bisher mit Holland vereinigt bleibt, so ist, nach den Versicherungen seiner Abgeordneten beim holländischen Landtag, sein Untergang unvermeidlich. Seine Lage schneidet es ab von den Vorrechten, die Hollands Handel und Gewerbe genießen; dagegen soll es alle Lasten des verzweifelnden Staats tragen helfen. Aus diesem Grund bemühen sich die Limburger mit außerordentlichem Eifer um Trennung von Holland, so nämlich, daß sie eine gesonderte Verwaltung bekämen, wie z. B. Luxenburg sie hat.

Damit wäre freilich noch lange nicht alles gethan, indem sich der Handel des Herzogthums auch so immer noch übel eingezwängt sähe. Es muß also dem ersten Schritte sofort ein zweiter folgen: eine durchgreifende Maaßregel, die dem Handel und Gewerb des kleinen Landes naturgemäße Wege öffnete. Ueber den Erfolg eines Antrags, der diesen Sommer in den Provincialständen zur Sprache kommen und eine Bittschrift an den König um einen Zollverband mit Belgien herbeiführen sollte,[2] hat nichts weiter verlautet. Hoffentlich würde hier der deutsche Bund einschreiten, denn ein größerer Hohn ließe sich doch nicht denken, als wenn ein eben erst deutsch gewordenes Land von dem Staate, dem es angehört, sich trennte, nicht um in den deutschen, sondern um in einen auswärtigen Handelsbund zu treten. Zur nämlichen Zeit bezeichneten andere Stimmen von eben daher den Anschluß an den Zollverein als das einzige Rettungsmittel für die sonst unhaltbare Lage des Herzogsthums[3]. Der Zollverein

[1] Genaue Angaben hierüber s. in dieser Zeitschrift XXV, 252.
[2] In der Allg. Preuß. Zeitung, datirt vom 22. Juli 1843.
[3] Allg. Zeitung vom 7. Juli 1843.

könnte sich dazu nur Glück wünschen, da er so in den Besitz einer schönen Strecke der Maas käme und dieses Grenzland hinfort aufhören müßte, ein Stapelplatz holländischer Schmuggelwaaren zu seyn. Es muß sich nun bald entscheiden, ob Holland den Gewinn, der ihm bisher hieraus erwachsen ist, so hoch anschlägt, daß es noch länger eine seiner Landschaften elend hinsiechen läßt, und auf die Vortheile verzichtet, die ihm eine natürliche Blüthe derselben gewähren mußte. Nach den neuesten Nachrichten (Mitte März 1844) wäre es geneigt wenigstens das rechte Maasufer beitreten zu lassen. So würde man, seltsam genug, den schmalen Streifen des deutsch-holländischen Herzogthums noch einmal spalten, doch immer besser diesen Zustand als den elenden bisherigen, wo Deutschlands Handelsgrenze listig in einer fortlaufenden kleinen Entfernung vom Ufer dieses seines wichtigen Stromes gehalten worden ist.

Einen wesentlichen Beitrag zur Herbeiführung jenes, für Deutschland und Limburg gleich erfreulichen Schrittes darf man von der Eisenbahn erwarten, die Aachen und Maastricht verbinden soll und eben jetzt mit Eifer aufgefaßt wird. So danken wir auch hier dem umsichtigen Entschluß, der die Gründung der rheinisch-belgischen Eisenbahn herbeigeführt und Holland geschmeidigt hat, einstweilen wenigstens die Hoffnung, ein deutsches Land inniger an Deutschland gebunden, und einen Gebietstausch, der anfangs höchst nachtheilig schien, zu einem vortheilhaften umschlagen zu sehen.

Wenn sich's auf diese Weise schickt, so können wir uns auch ungetheilt freuen über eine andere Seite jenes Tausches, die übrigens unter allen Umständen zu den erfreulichen gehört. Was wir von Luxenburg abgetreten haben ist größtentheils romanisch, dagegen hat ganz Limburg germanische Bevölkerung. Die oben geschilderte natürliche Sprachgrenze zieht sich nemlich in einiger Entfernung parallel mit der politischen Grenze, die das deutsche Limburg vom belgischen scheidet, so daß auch der nördliche Saum des letzteren noch der germanischen Zunge zufällt. Deutschland kann demnach hoffen seine Gesammtsprache nach dieser Seite hin auszubreiten, während es die abgetretene romanische Westhälfte von Luxenburg in geistiger Beziehung niemals hätte gewinnen können.

so wie sie nirgends vorhanden ist (die ideale), zu loben und sie, so wie sie sich im Leben findet, zu tadeln. Nach diesem Grundprinzip bezieht sich nun auch der Begriff des Rechts nicht auf etwas, das seyn sollte, sondern auf das was ist, Cap. II., § 4. „Unter Naturrecht verstehe ich die Gesetze und Regeln der Natur, wornach Alles geschieht, d. h. die natürliche Macht, und mithin erstreckt sich das natürliche Recht der ganzen Natur und demgemäß auch eines jeden Individuums so weit, als seine Macht; jeder Mensch hat so viel Recht, als er Macht hat; und wir können hier keinen Unterschied anerkennen zwischen den Trieben, die aus der Vernunft und denen die aus andern Ursachen in uns (Leidenschaft u. s. w.) stammen." „Nach dem Naturrecht bleibt ein Versprechen, das man nur mit Worten gegeben, blos so lange gültig, als der Wille des Versprechenden sich nicht ändert." „Durch das Naturrecht wird nichts absolut verboten, als was an sich unmöglich ist." „Sünde ist nur möglich in einem Gemeinwesen, wo der Einzelne gegen das Recht, d. h. gegen die Macht der Totalität handelt." „Lob und Tadel sind nur Affektionen der Freude und der Traurigkeit, welche von der Vorstellung der Tugend oder der Schlechtigkeit als von ihrer Ursache begleitet werden." Dabei jedoch ist nicht außer Acht zu lassen, daß Spinoza die Vernunft höher achtet, als die Begierden; nur läugnet er eine moralische Zurechnungsfähigkeit der aus letztern entspringenden Handlungen, die er nach der Analogie von Krankheiten betrachtet, wie ihm die Tugend, und was man sonst Freiheit des Willens nennt, als Gesundheit und Stärke erscheint.

In Spinozas Schriften beurkundet sich eine großartige Ruhe, Klarheit und Resignation; er hat sich gleichsam einen Standpunkt über der Welt erbaut und betrachtet von da aus mit scharfem aber kaltem Blick, was tief unter ihm vorgeht; aber in seiner Vogelperspective sieht er nur das menschliche Thun und Treiben als ein Maschinenwerk; er hört nicht die Stimmen und Töne des Schmerzens und der Freude, oder er nimmt sie für Unwesentliches; blos sein Auge und sein Verstand ist in Thätigkeit — das Herz verläugnet er. Nun philosophirt man freilich nicht mit dem Herzen oder dem Gemüth; aber es wird sich immer rächen, wenn der Verstand oder der Gedanke das Vorhandenseyn des Gemüthes, weil er es nicht so leicht und ohne einen Rest in Gedanken und Begriffe

Einſtweilen freilich ſcheint das Gewicht des Hochdeutſchen in dieſem neu erworbenen deutſchen Lande noch von geringer Bedeutung zu ſeyn. Denn den öſtlichen Theil beherſcht als Sprache der Bildung das Holländiſche, den weſtlichen das Franzöſiſche[1], in welcher Sprache z. B. das Hauptblatt des Herzogthums geſchrieben iſt, das Journal de Limbourg, das in Maaſtricht erſcheint. Offenbar eine Folge der hohen Geltung, die das Franzöſiſche bis jezt noch in Belgien hat; denn der ſüdliche Theil von Limburg greift als lange ſchmale Zunge weit am belgiſchen Gebiet herunter. Durch Zunahme der Handelsverbindungen mit Deutſchland würde das Deutſche ſicher gegen das Franzöſiſche mit Erfolg in die Schranken treten; und wenn auch jene Hoffnung fehlſchlüge, ſo würde ſich die Ausländerin hier durch die bevorſtehende belgiſche Sprachumwälzung wenigſtens von der flamändiſchen Schweſter des Hochdeutſchen in ſeinem Beſitze gefährdet ſehen.

Eh von Lurenburg[2] näher die Rede ſeyn kann, muß die natürliche Sprachgrenze geſchildert werden, die wir im früheren (S. 250 und ff.) bis in Gegend von Maaſtricht verfolgt haben. Nachdem ſie in öſtlicher Richtung faſt bis vor die Thore von Aachen gegangen iſt, wendet ſie ſich mit einer ſcharfen Wendung ſüdwärts gegen Lurenburg und Metz. Sie fällt auf dieſer ganzen Strecke der Hauptſache nach mit der Grenze zuſammen, welche hier Deutſchland (den preußiſchen Bezirk Aachen und den deutſchen Theil von Lurenburg) von den belgiſchen Provinzen Lüttich, Namur und Belgiſch-Lurenburg trennt. Ausnahmen ſind nur die Umgebungen von Malmedy, die, obwohl walchiſch (walloniſch), zu Aachen gehören; und Arlon, das mit ſeiner Umgebung zwar deutſch, aber bei der Theilung von 1839 dem belgiſchen Landestheil beigegeben worden iſt. Beide Stücke ſind etwa von

[1] Deutſche Vierteljahrſchrift XXV, 252.

[2] Hoffentlich wagen wir bald ſtatt Lurenburg wieder den echten Namen Lützelburg, den noch im Jahr 1789 Büſching in ſeiner Erdbeſchreibung ungeziert neben jenem braucht, und der ohne Zweifel in der Landesmundart noch eben ſo üblich iſt. Es bringt uns wenig Ehre, daß wir uns gewöhnt haben, den deutſchen Namen einer deutſchen Stadt und Landſchaft ſo auszuſprechen, wie ihn das Unvermögen der franzöſiſchen Zunge radebrecht. Lützel heißt klein, das niederdeutſche lütt, holländiſch lüttel, engliſch little.

gleichem Umfang: wenn man ſie gegen einander austauſchte, liefe die Sprachgrenze von da an, wo ſie oberhalb Maaſtricht über die Maas geht, bis beinah zu dem Punkte, wo ſie oberhalb Dietenhofen (Thionville, Thiodonis villa) die Moſel überſchreitet, mit der Grenze der Staaten gleich, was auf ihrer ganzen ſonſtigen Ausdehnung ſo leicht ſich nicht herſtellen ließe.

Offenbar hat hier die unwirthliche Gebirgsgegend gleich bei der Einwanderung der alten Franken das germaniſche Blut vom keltiſch-romaniſchen geſchieden: die Waſſer, die vom hohen Veen und vom Ardenner Walde zur obern Maas fließen, wie die Vesdre (Verviers, Spaa), die Amblève (Malmedy, Stavelot, Salm), die Urte (Houffalize, Baſtogne), der Semoy (Etale, Bouillon) ſind in der Hauptſache romaniſch. Ausnahmen, wie das deutſche Eupen am obern Lauf der Vesdre (Weſer); das deutſche Arlon an den Quellen des Semoy, der Urſprung des Chiers (Longwy) noch auf deutſchem Boden, kommen hier, wie überall, nicht in Betracht. Was dagegen von jenem Gebirge nach Norden der unteren Maas, oder nach Oſten dem Rhein und der Moſel zufließt, das iſt germaniſch; ſo die Roor (Düren, Jülich), die Erft (Zülpich, Euskirchen), die Kill (Gerolſtein), die Sure oder Sauer (Diekirch, Echternach) mit der Elze oder Alſette (Lurenburg). An Ausnahmen fehlt es freilich auch hier nicht: der oberſte Lauf der Wilz (Baſtogne) und der Sure (Fauvillers) ſind romaniſch.

In Lurenburg und weiter ſüdwärts nach Lothringen hinein bietet ſich ein merkwürdiges Mittel, die Sprachgrenze zu beſtimmen. Von allen Bildungen deutſcher Ortsnamen iſt bekanntlich keine ſo verbreitet, wie die mit -ingen (heſſiſch -ungen, bayriſch -ing, ſchweizeriſch -igen). In dieſer Gegend nun findet ſich eine Menge von Ortsnamen, die zwar auf den Karten, auch auf den deutſchen, mit -ange enden, weil der franzöſiſche Mund ſie ſo ſpricht; beim Volk aber -ingen lauten, und ebenſo in den Urkunden des 10ten Jahrhunderts mit -ingas, -inga, wie dieß auch bei unſern -ingen der Fall iſt. Die ſo benannten Orte greifen nun zwar zuweilen über die Grenze in romaniſches Gebiet hinüber, der Hauptſache nach aber halten ſie ſich dieſſeits derſelben, z. B. Guerlange, Mondercange bei Longwy; Dudelange, Illange bei Dietenhofen. Schreiber

dieſes, und gewiß noch mancher andre, findet hier alte Bekannte wieder: Gerlingen bei Stuttgart, Munderkingen und Tuttlingen an der obern Donau, Illingen bei Maulbronn. Die Zahl ließe ſich beträchtlich vermehren und Geſchichtsforſcher kommen durch ſolche Vergleichungen vielleicht auf einen Beweis für alte Stammverwandtſchaften, jedenfalls liegen germaniſche Wohnorte vor, und wo dieſelben über die Sprachgrenze hinübergreifen, darf man annehmen, dieſe ſey zurückgewichen, wie ſich namentlich um Metz, wo die Zahl der franzöſiſch redenden Dörfer auf -ange beſonders groß iſt, nachweiſen läßt, daß dies von den zahlreichen Eiſenhütten herrührt, die hier eine neue Bevölkerung eingeführt haben. Sonderbarer Weiſe hat ſich mit der deutſchen Sprache die deutſche Tracht nicht verloren: wenigſtens das Feierkleid iſt bei beiden Geſchlechtern immer noch ſchwarz, während die altwelſchen Orte ſtets bunte Kleidung haben. In den bergichten Gegenden rechts und links vom Moſelthale bei Metz trifft es beinah regelmäßig ein, daß die Dörfer mit Namen auf -ange auch von Deutſchen bewohnt ſind.

Wie verhält ſich nun in dieſen belgiſch-deutſchen Grenzlanden die künſtliche Sprachgrenze zu der eben geſchilderten natürlichen?

So weit ſich Deutſchland hier durch Preußen vertreten ſieht, iſt natürlich unſre Geſammtſprache die allein herſchende; wie viel oder wenig man in den Umgebungen von Malmedy auf die walchiſch geborenen Rückſicht nimmt, weiß ich nicht. Nicht ſo einfach iſt die Sache in Lurenburg. Dieſes Herzogthum, das dem deutſchen Reiche während des 14ten Jahrhunderts die meiſten Kaiſer gegeben hat, war das ganze Mittelalter hindurch und bis ins Jahr 1839 aus deutſchen und romaniſchen Landſchaften gemiſcht. Ungeachtet des Zuſammenhangs mit dem deutſchen Reich hat hier, aus denſelben Urſachen wie in Belgien, das Franzöſiſche die Oberhand bekommen. Wie dort ging ferner auch hier Frankreichs Beſtreben darauf aus, dieſen geiſtigen Beſitz in einen wirklichen zu verwandeln. Im pyrenäiſchen Frieden (1659) riß Ludwig XIV. Dietenhofen, Damviller, Marville, Montmedy, Yvoi und Bouillon von dem Herzogthum los, welches damals einen Beſtandtheil der ſpaniſchen Niederlande machte. Wiederholt iſt auch das Uebrige franzöſiſch geweſen: von 1684, wo es

die Reunionskammern wegnahmen, bis 1697, wo es der Ryswicker Friede zurückgab; von 1744 bis 1748 im österreichischen Erbfolgekrieg; endlich von 1798 (1802) bis 1815. Die Theilung von 1839 kann als ein abermaliger, zur Hälfte geglückter Versuch angesehen werden, Frankreichs Grenzen hier auszubreiten, wenigstens dürfen Deutschland und Belgien sehr auf der Hut seyn, damit nicht lezteres, nachdem sein Zusammenhang mit dem deutschen Reich durch die Stöße von 1798 und 1815 gelöst ist, vollends französisch werde.

Wie schon bemerkt wurde, hat das Jahr 1839 die natürlichen Verhältnisse, die seit den ältesten Zeiten des luxenburgischen Herzogthums gestört waren, wieder hergestellt: die Grenze, die nun den deutschen Theil vom belgischen scheidet, entspricht so ziemlich der natürlichen Sprachgrenze. Diese stößt bei den Quellen der Urte, auf dem waldichten Scheitel der Ardennen, mit den Grenzen dreier Staaten zusammen, der belgischen, der preußischen und der luxenburgischen. Mit Ausnahme des Bezirks von Arlon gehören die abgetretenen Landestheile sämmtlich der romanischen Zunge; die deutsch verbliebenen nähren bloß deutschen Stamm.

Daß derselbe nun auch nach Sinn und Herz deutsch sey, wird bei den Schicksalen, die er durchgemacht hat, Niemand erwarten. Das hohe Gefühl der Vaterlandsliebe gedeiht nicht in Gegenden, die der Sturm des Schicksals bald diesem, bald jenem Herrn zuwirft; es reift nur wie eine langsame, süße Gewohnheit. So könnte auch hier nur sorgsame Pflege von Seiten derer, welche die Gewalt haben, nach und nach die unglücklichen Folgen einer Zeit vertilgen, in der die Menschen dieser Gegend jeden Augenblick gewärtig seyn mußten, einen andern Herrn zu bekommen, einem andern Volk anzugehören, andere Dinge für anständig, edel und heilig halten zu müßen.

Aber die Gesinnung, die Holland gegenüber von Deutschland an den Tag legt, kommt natürlich auch in der Art, wie es Luxenburg verwaltet, entschieden zum Vorschein. Zum Anschluß an den Zollverein hat man sich zwar nach langem, beleidigendem Schwanken endlich doch bequemt. Von einer Fortdauer der vereinzelten Stellung dieses Ländchens konnte die Rede nicht mehr seyn, da es in Folge der Losreißung Belgiens fast ganz Grenze

war, ſo daß Gewerb und Handel, wie jetzt im Limburgiſchen, jämmerlich zerfielen; von einem Anſchluß an Belgien wollte Holland nichts hören, weil dadurch den zahlreichen Belgiſchgeſinnten und einem möglichen Abfall vorgearbeitet worden wäre. So blieb alſo nur Deutſchland übrig, nach welchem überdies der Verkehr des Großherzogthums ſeinen natürlichen Zug hat, da es mit ſeinen Erzeugniſſen, wie Getreide, Holz, Felle u. ſ. w. auf den Austauſch mit denen des Moſellandes angewieſen iſt. Mit dem 1. April 1842 fiel die Scheidewand, und die Bewohner des Großherzogthums waren freudig überraſcht durch den lang entbehrten Anblick von Handelsreiſenden aus Deutſchland und von Frachtwagen, die mit den Erzeugniſſen des Landes den Weg nach Deutſchland einſchlugen; die Werkſtätten der Handſchuhmacher und Tapetenwirker belebten ſich wieder, der Rauch der Hochöfen begann wieder über die Waldgegenden hinzuziehen, die zahlreichen Gerber rührten ſich und auf der erſten Frankfurter Meſſe war ⅓ der reichen Lederzufuhr aus Luxenburg. Auch die Regierung konnte zufrieden ſeyn, da ſchon im erſten Vierteljahr die Einnahme doppelt ſo viel betrug als früher während eines Jahres.

Im Uebrigen wird Luxenburg nur langſam deutſch werden. Das Franzöſiſche hat ſich als Sprache der Schrift und der Bildung bei den höheren, ja ſogar bei den mittleren Ständen noch viel weiter nach Weſten hin unentbehrlich zu machen gewußt: wie ſollte man den Luxenburgern zumuthen, es unverweilt gegen das Deutſche hinzugeben, das erſt langſam von ſeinem tiefen Fall auferſteht! Wenn es einmal in Deutſchland ſelbſt nicht mehr für nothwendig gilt, daß die Kinder der Vornehmen und ſelbſt künftige Fürſten von Franzoſen erzogen werden; wenn einmal Verunſtaltungen des Deutſchen von der Sitte eben ſo ſtreng beurtheilt werden wie Verſtöße gegen das Franzöſiſche, dann werden auch die Luxenburger einen andern Maßſtab der Bildung anlegen. Annoch hört man dort neben gutem Franzöſiſch das Hochdeutſche mit der Landesmundart übel gemiſcht, reines Hochdeutſch nur bei wenigen wirklich Gebildeten; und noch kürzlich konnte die Anordnung franzöſiſcher Predigten, wie man ſagt, nöthig werden, weil eine Menge Bewohner, des Hochdeutſchen unkundig, die Predigt bis jetzt nicht mehr beſucht

haben.[1] Ob die französische Predigt sie, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, mehr anlockt, muß erwartet werden; trifft es ein, so wäre die Maaßregel auch mancher Stadt im Innern Deutschlands zu empfehlen. Was das Zeitungswesen anlangt, einen Hauptmaaßstab in der fraglichen Beziehung, so ist mir bis jetzt nur bekannt geworden, daß im Jahr 1840 das Diekircher Wochenblatt deutsch geschrieben ward.

Am meisten könnte die Regierung thun, aber es scheint fast, sie pflege das Französische, gleichsam als ein Gegengift wider den unabweisbaren Einfluß, den Deutschland sonst ausübt. Unter Hassenpflugs Verwaltung war das Deutsche die Geschäftssprache; nach dessen Abgang meldeten im December 1840 die Zeitungen, daß die Behörden das Französische wieder angenommen haben, im December 1841 bestätigte die Regierung dies, mit der Ausnahme jedoch, daß Schriften, die sich auf die Verhältnisse zum deutschen Bund und auf die Verwaltung der Bundesveste beziehen, in deutscher Sprache verfaßt werden sollen[2]. Auch die Thronrede, mit welcher am 7. Juni 1842 die luxenburgische Ständeversammlung eröffnet wurde, war französisch. Im nemlichen Jahre wurden die Steuerzettel, die für die Landgemeinden selbst unter der belgischen Herrschaft deutsch gewesen waren, französisch ausgefertigt, und ein Geistlicher mußte sich an die Regierung wenden, mit der Bitte, sie möchte ihre Verordnungen und Wünsche doch deutsch ausfertigen, da weder er noch sonst ein Bewohner des Ortes Französisch verstehe.[3]

Dunkel ist in solchem Zusammenhang eine Nachricht vom December 1842, wonach der König einen Schulplan als „antideutsch" zurückgewiesen haben soll. Uebrigens stehen wir hier an dem Punkt, wo die meisten Keime deutscher Zukunft für Luxenburg liegen, und wo verständige Bürger des Landes das schönste Feld für eine segensreiche Thätigkeit fänden. Wenn einmal Lehrer und Geistliche des Großherzogthums auf deutschen Hochschulen gebildet sind, wird es ziemlich gleichgültig seyn, ob die Thronrede französisch oder deutsch abgefaßt ist; die Sprache,

---

[1] Allg. Preuß. Zeitung, dat. Luxenburg den 27. Dec. 1843.
[2] Allg. Zeitung vom 19. Dec. 1841.
[3] Oberdeutsche Zeitung, geschrieben aus Lux. 22. Jan. 1842.

der sich die Liebe der Gebildeten zuwendet, wird nur das Deutsche seyn, auch wenn die Nähe Frankreichs wie billig zur Folge hat, daß man seiner unentbehrlichen Sprache einen Theil der geistigen Kräfte widmet. Insofern kann nichts dagegen eingewendet werden, daß in den höheren Schulen abwechselnd deutsch und französisch unterrichtet wird.[1] Nur ist in einem deutschen Lande von ganz deutscher Bevölkerung kein Grund vorhanden, dies auf die Dorfschulen auszudehnen, oder in denselben gar das Deutsche zu verabschieden. Für die Regierung selbst wäre die Pflege deutscher Gesinnung von Gewinn, sofern bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich eine deutsch gebildete, deutsch und treu gesinnte Bevölkerung eben so nützlich seyn würde, wie die Kanonen der Festung.

Auf demselben Punkte, wo sich die Gebiete von Deutsch-Lurenburg, Belgien und Frankreich berühren, am Chiers oberhalb Longwy, schneidet auch die Sprachgrenze durch. Wie bisher, so folgt sie auch weiterhin durch ganz Löthringen und Elsaß, bis an die Grenzen der Schweiz den Wasserscheiden, und macht von diesem Gesetz nur so viel Ausnahmen als überhaupt bei allen Gesetzen der Fall ist. Auf dem einsamen Bergrücken fortgehend, welcher hier die Wasserscheide zwischen Mosel und Maas (Elze und Chiers) bildet, betritt sie das Thal der Mosel wenig unterhalb der Stelle, wo diese die Orne aufnimmt, halbwegs zwischen Metz und Dietenhofen. Nach Bernhardi käme sie zwar erst unterhalb Dietenhofen, zwischen dieser Stadt und Sierk, an die Mosel, so daß Maquenom (Mackenheim?) und Yutz, beide vor den Thoren von Dietenhofen, moselaufwärts die letzten deutschen Dörfer wären, dieses selbst aber schon ins romanische Gebiet fiele. Nach glaubwürdigen Berichten von Ort und Stelle[2] liegt jedoch Dietenhofen noch ganz auf germanischem Boden, und nicht die genannten beiden Dörfer sind die letzten deutschen, sondern sogar Wolkringen, Uckingen, Ruringen, Luttingen gehören wenigstens beiden Sprachen gemeinschaftlich an. Selbst wenn die herrschende Sprache von Dietenhofen das Französische wäre (was jedoch der Fall nicht ist, da im vertrauten Kreis der Eingebornen das Deutsche gilt),

[1] Deutsche Vierteljahrsschrift XXV, 237.

[2] Vgl. die außerord. Beil. zu Nr. 6 der Allg. Ztg. von 1844.

so könnte dies nicht entscheiden, da Städte Dienerinnen der Mode sind, und sich leicht nach der Sprache des herrschenden Stammes bequemen. Auch zu Sitten im Wallis, obgleich es drei Stunden unterhalb der Sprachgrenze liegt, ist das Deutsche vorwiegend, weil bis jetzt der deutsche Stamm des Ober-Wallis überwogen hat; man lasse den romanischen des Nieder-Wallis an seine Stelle treten, und binnen eines Jahrhunderts wird in der Hauptstadt, ja im ganzen Rhodanthal weit hinauf das Französische vorgedrungen seyn. Unter diesen Schwankungen bleibt aber die Sprache der Seitenthäler des Wallis unverändert, und so sitzen auch hier dicht um Dietenhofen her deutsche Dörfer.

Jenseits der Mosel zieht sich die Grenze mit geringen Windungen dem Kamm der Vogesen zu. Auch auf diesem Weg bleibt sie der Wasserscheide treu, so daß die Gebiete der Wasser, die westwärts in die Mosel fließen, der Seille, des Sanon, der Bezouze, französisch sind; wogegen die Bäche, deren Wasser die Saar nordwärts demselben Hauptflusse zuführt, die Alb, die Bode, die Nied, deutsche Landschaften durchziehen. Nur die Nied ist einigermaßen hievon auszunehmen, indem ihr westlicher Quellbach noch in französisches Gebiet fällt, weswegen ihn die Karten dem östlichen, der Nied allemande, als Nied française entgegenstellen. Auf diese Weise fallen die Ortschaften Bigy, Pange, Dieuze, Blamont der französischen Sprache zu; dagegen Bouzonville, Boulay, Faulquemont, Grostenquin, Fenestrange, Saarburg, Aberschwiler der deutschen. Noch ist es nicht 60 Jahre, daß die deutsche Wissenschaft diese Orte ganz ungesucht mit deutschen Namen nannte: Büschings Erdbeschreibung 5, 896. 894. (Ausgabe von 1788) nennt Bolsben, d. i. wohl Bolsheim, Falkenberg, Finstingen, neben denen sich vielleicht ein Bussenweil und Groß-Denkheim auftreiben ließe.

Vergleicht man die Eintheilung in Bezirke, so sind vom Departement der Mosel die größere nordöstliche Hälfte, von dem der Meurthe ein schmaler Saum, gleichfalls im Nordosten, deutsch.

Als Ursache der Sprachgrenze bietet sich auch hier wieder die Gestaltung des Landes dar. Erobrer folgen dem Lauf der Flüsse, wo die Wege bequemer sind, reichere Städte, besserer Anbau sie locken. Hier drangen sie an der Saar bis zu deren Quellen; an der Mosel nur bis gegen Metz, wo dem schon

schwächer werdenden Andrang römische Schanzen und Waffen besser als auf ihrem bisherigen Zuge zu widerstehen vermochten. Eine Römerstraße zog sich von Straßburg über Saarburg und Dieuze (decem pagos), d. h. so ziemlich in der Richtung der Sprachgrenze nach Metz. Als nachher die Franken auch das übrige Gallien unter sich bekamen, beschränkten sie sich auf den Besitz der Obergewalt, die gewonnene Volks- und Sprachgrenze verschob sich nicht wieder. Ein ähnlicher Fall ist bei Graubünden, das zwar schon im Anfang des 6. Jahrhunderts den Franken zufiel, aber doch romanisch geblieben ist, weil es dem ersten germanischen Sturm, den Alemannen des 4. Jahrhunderts, widerstanden hatte.

In diesem lothringischen Land, dem der alte, sonst viel weiter greifende Name geblieben ist, hat die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich trotz ihrer natürlichen Begründung von Anfang an sehr lebhaft geschwankt. Es scheint aber nicht, daß dies auf die Sprachgrenze besondern Einfluß geübt habe, da dieselbe nach S. 268 in der Hauptsache noch mit den deutschen Ortsnamen zusammenfällt, die eine Schöpfung der merovingischen und karolingischen Zeit sind. Und obgleich Deutsch-Lothringen schon seit Jahrhunderten unter französischer Herrschaft steht — das Bisthum Metz der That nach seit 1552, vertragsmäßig seit dem Unglücksjahr 1648 — so kann doch bis auf diese Stunde nicht gesagt werden, daß die Deutschen dort an Boden verlieren.

Schon äußerlich stehen sie den Welschen dort entschieden gegenüber. Sie sind zwar nicht, wie die Mehrzahl der Elsäßer, blond, sondern gleich den Welschen dunkel; auch zeichnet sie, diesen gegenüber, die Höhe des Wuchses nicht mehr aus, wie zu Cäsars Zeiten; aber in der Tracht halten es bei den Welschen beide Geschlechter mit der Mode, z. B. dem aufgekrempten dreieckigen Hut, und mit grellen Farben, wogegen bei den Deutschen die Männer den alten runden Hut, die Weiber eine alterthümliche Haube beibehalten haben und sich beide dunkel kleiden. Während ferner die Welschen heiter, gesellig, lebensfroh sind, bieten die Deutschen das Bild eines unterdrückten Stammes dar. Man bemerkt bei ihnen einen scheuen, wilden Blick; sie sind verwahrlost, arm, unreinlich, dem Trunk ergeben und so zügellos,

daß von den Widersetzlichkeiten, Raufhändeln, Körperverletzungen, die vor Gericht bestraft werden, immer drei Viertel auf ihre Rechnung kommen. Natürlich sind sie deswegen von den Welschen gemieden und gehaßt, was nicht unvergolten bleibt.

Dieser Entartung liegen äußere Verhältnisse zu Grund. Dies erhellt, wenn man mit den Deutschen unter französischer Herrschaft ihre benachbarten Brüder vergleicht, die in deutschem Staatsverbande stehen. Daß dies ein Glück sey, weil so nur die Nährerin von Geist und Gemüth, die Sprache, segensreich walten kann, das ergibt sich wohl aus jenem traurigen Gegensatz zur Genüge. Die lothringische Grenzbevölkerung ist zwar von übler Herkunft — sie bildete sich, nachdem diese Gegenden durch Ludwigs XIV. Kriege verödet waren, aus Landstreichern — auch fand die mitgebrachte Wildheit einen Schutz an der Wildheit der Gegend, und an der Herrschaft zahlreicher Klöster, die auf dem Lande lastet, während die benachbarten Deutschen unter deutscher Herrschaft Protestanten sind. Aber wenn innerhalb der französischen Grenzen gerade nur die Deutschen sich nicht veredelten, so rührt dies gewiß daher, daß sie als ein andersredender Stamm hintangesetzt, gedrückt wurden und ihr Gemüth sich versinsterte.

Wo eine Bevölkerung so wenig Ursache hat mit dem herrschenden Stamm zufrieden zu seyn, ist es wohl natürlich, daß sie streng bei ihrer Sprache beharrt. Das Französische macht unter den Deutschen des Mosel- und des Meurthedepartements auch nicht den geringsten Fortschritt. Das Volk liest beinahe gar nicht und selbst die Mittelstände sprechen wenigstens in den kleineren Städten lieber deutsch. Auch die Predigt ist deutsch, da die Geistlichen deutsche Predigtbücher haben; natürlich übt bei ihnen noch mehr als anderswo die Landesmundart trübenden Einfluß auf den hochdeutschen Ausdruck, der hier nicht an einem genaueren Zusammenhang mit Deutschland eine Stütze hat. Die Schulen sind meistens gleichfalls deutsch, da die Regierung den Gemeinden die Errichtung und Leitung derselben freistellt. Im Jahr 1843 hat der Generalrath des Moseldepartements unter andern Wünschen auch den geäußert, daß die französische Sprache im deutschen Theil von Lothringen allgemein verbreitet werde, und daß zu diesem Zweck die Schulkinder ihren Katechismus

auflösen kann, läugnet, ignorirt und für eine Täuschung erklärt. Jene Resignation Spinozas, verbunden mit seinem makellosen und sanftmüthigen Charakter als Mensch, hat etwas Erhabenes und Rührendes; sie läßt uns die menschliche Geisteskraft auch in einer Einseitigkeit bewundern und wir können den Philosophen beneiden, der in seiner, mit größtem Scharfsinn und Ernst durchgeführten Weltansicht vollkommene Ruhe findet, dem die Ueberzeugung: Alles, auch das Böse, geschehe nach ewigen Gesetzen einer von dem Menschen nur nicht erkannten und begriffenen Nothwendigkeit, erst Frieden gab, der die eigne Persönlichkeit als eine Modifikation des Einen göttlichen Seyns betrachtete und mit Heiterkeit dem Wiederaufhören dieser an sich vergänglichen Form der Individualität entgegen sah; man kann dieser Resignation auch das Prädikat der Frömmigkeit nicht absprechen, denn Gott war Anfang, Ende und Mitte seines Philosophirens; andrerseits aber ist zuzugeben, daß diese Philosophie, wenn auch als bloßes Begreifen, als Contemplation der Welt oder Gottes, unschädlich und vielleicht für viele Geister beruhigend, als Princip des Lebens und Handelns in der Welt zu den gefährlichsten und schändlichsten Folgerungen mißbraucht und gedeutet werden könnte. Indem sie ein das Handeln für die Zukunft normirendes Erkennen, den Begriff des Sollens, der Pflicht, der moralischen Schuld aufhebt und keinen Unterschied von Einsicht und Willen zugibt, zieht sie eigentlich den Hebeln der Sittlichkeit ihre Unterlage weg, läugnet die Möglichkeit, Nützlichkeit und Vernünftigkeit einer Gesetzgebung, und erkältet und lähmt die sittliche Begeisterung. Goethe sagt: „Wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen?“ Nun, Niemand wird behaupten, Spinoza gebe dem Bösen den Vorzug vor dem Guten, den Begierden vor der Vernunft! im Gegentheil! aber er statuirte nur einen relativen Unterschied, und wenn man an ihm selbst, in welchem Vernunft und Tugend herrschten, seine Ansicht vom Bösen mild und human finden muß, so könnte sie doch nicht anders als verderblich wirken, wenn man ihr allgemeine Anwendung im Leben geben wollte. Die mathematische Behandlungsweise in der Form erstreckt sich auch auf den Inhalt; in den geistigen Funktionen und Trieben sieht Spinoza auch in gewissem Sinn nur Größen, die er matemathisch miteinander vergleicht, mechanische Kräfte, deren Produkte er berechnet,

in beiden Sprachen auswendig lernen sollen. Aber nicht nur beim Volk, sondern auch in einzelnen Blättern der deutschen Provinzen Frankreichs hat sich hiegegen lebhafter Widerspruch erhoben. Ein Hauptgrund jenes Ankämpfens wider das Deutsche soll übrigens darin liegen, daß von 20 französischen Beamten in Lothringen kaum einer sey, der sich seinen deutschen Untergebenen verständlich machen könne; einer von den sprechendsten Beweisen wie übel sich die deutsch redenden Lothringer befinden müßen, und daß nicht in ihrem angeborenen Wesen, sondern in äußeren Verhältnissen der Grund ihrer Entartung liegt.

Vielleicht ist aber eben jetzt Göttin Mode im Begriff unserer Gesammtheit in diesem ihr unrechtmäßig vorenthaltenen Gebiet wieder Eingang zu verschaffen, da man in Frankreich allmählich anfängt, deutsch zu lernen und laut Berichten aus Lothringen[1] auch in Metz bereits, vornemlich bei den jungen Mädchen, den eifrigsten Heroldinnen der Mode, neben dem Tanzmeister der Lehrer des Deutschen für unentbehrlich gilt. Das bewegliche Frankreich steht ja überhaupt jetzt im Begriff, die bisher gehegte Vorliebe für englische Sprache, Dichtung und Wissenschaft auf Deutschland überzutragen.

Neben Lothringen pflegen wir immer gleich den Elsaß zu nennen. Von dem Punkt an, wo die Sprachgrenze aus dem Departement der Meurthe in das der Vogesen übergeht, läuft sie auf dem Kamm dieses Gebirges fort, der ihr bisher zur Linken war. Sie fällt also hier abermals mit einer Wasserscheide zusammen, und zwar einer, die weit entschiedener und bedeutender ist als die in Lothringen, da es sich jetzt nicht mehr um die obern und untern Zuflüsse der Mosel, sondern um Rhein und Mosel handelt. Doch bieten sich hier gleich wieder Ausnahmen, da in den obersten Theilen einiger ostwärts ziehenden Thäler, wie z. B. des Breusch-Thales, das hier Schirmecker Thal heißt, das Romanische sich erhalten hat[2]. In Markirch (S. Marie aux mines) scheidet noch jetzt, wie wohl schon seit mehr als 1000 Jahren, ein kleiner Bach beide Stämme[3]. Andere

[1] Beilage zu Nr. 288 der Allg. Zeitung vom J. 1843.
[2] Bernhardi, S. 24.
[3] Allg. Zeitung vom 11. Nov. 1840.

Gebirgsorte sind ganz romanisch, wie Bonhomme, La Poutraye, Orbay, La Paroche, von denen Büsching es ausdrücklich bemerkt. Auch ihre Namen scheinen dies zu verrathen; doch in Wahrheit folgt hieraus schon darum nichts, weil dieselben oft nur verwelscht sind. Wenn unsere deutschen Erdbeschreiber und Kartenzeichner mehr vaterländischen Stolz hätten, so würden sie statt Bonhomme Dietolshausen, statt La Poutraye Schnierlach, statt Orbay Urbis, statt La Paroche Zell setzen und ebenso statt Ribeauviller Rappoltsweiler.[1]

Auf der Straße von Mühlhausen nach Nancy ist Orbis (Urbay), dessen Flüßchen, die Thur, dem Rheine zueilt, der letzte deutsche Ort; Bussans oder Bussang (Büssingen?), an der jungen Mosel gelegen, der erste welsche. Hier, wo die Departementer der Vogesen, des Oberrheins, und der obern Saone zusammenstoßen, liegen die höchsten Gipfel des Wasgaugebirges[2], der elsäßische Belchen (Ballon d'Alsace) und der Bärenkopf, und es gehen von hier, wie vom Gotthard oder Fichtelberg, Ströme nach verschiedenen Weltgegenden: gen Norden die Mosel, gen Westen der Oignon (zur Saone), gen Süden der Doubs (zur Saone), gen Osten die Dolleren (durch die Ill zum Rhein). Die Sprachgrenze bleibt auch hier der Wasserscheide treu, so daß der Hauptsache nach alle Zuflüsse des Doubs dem welschen, alle der Ill (oder durch sie des Rheines) dem deutschen Gebiete zufallen. Die letzten welschen Orte sind: Giromagny, Rougemont, Levoncourt; Damerskirch (Dannemarie), bei dem, als dem tiefsten Punkte zwischen den Stromgebieten der Ill und des Doubs, der Rhein- und Rhodan-Kanal seinen Uebergang bewerkstelligt, ist (nach Büsching 3, 967) noch deutsch. Damerskirch liegt ungefähr in der Mitte zwischen Basel und Mümpelgard, und so hält sich auch die Sprachgrenze von diesen beiden Städten etwa

---

[1] Büsching, Erdbeschreibung 3, 959.

[2] Diese Benennung, die bei Büsching (Erdbeschreibung 3, 908 und sonst) die vorherschende ist, und die neuere, wie Schenkendorf, wieder zu Ehren gebracht haben, ist die deutsche Form für das alte keltische Vosegus, Vosagus. Statt ihrer haben uns die Gelehrten entweder aus Büchern, wo sie das versetzte Vogesus fanden, oder aus dem französischen Vosges die Form Vogesen aufgenöthigt. Handsamer noch wäre die älteste Form Wasichenwald.

gleich weit entfernt. Mit der Eintheilung in Verwaltungsbezirke ſtimmt ſie faſt ebenſo zuſammen, wie mit der natürlichen des Bodens, indem das Departement der Vogeſen ganz welſch, das des Niederrheins ganz deutſch iſt. Daſſelbe gilt von einem Theile des Departements der obern Saone, gegenüber dem des Oberrheins, nur fällt von letzterem etwa noch ein Viertel, der ſüdweſtliche Grenzſtrich, der welſchen Zunge zu.

Fragt man aber nach den geſchichtlichen Urſachen, ſo ergibt ſich hier wieder, daß es die Gebirge geweſen ſind, welche der germaniſchen Einwanderung Halt geboten haben. Das ganze dritte und vierte Jahrhundert hindurch bedrängten die Alemannen dieſe Grenzgegenden des römiſchen Reichs durch Raubzüge, und nur für kurze Zeit gelang es um 280 einem Probus, um 370 einem Valentinian, die Reichsgrenzen zu ſichern, die ſich mehr und mehr verengten. Wann dieſe gefürchteten Feinde, die allmählich Schwaben, die Schweiz und den Elſaß beſetzten, ſich in letzterem Land niedergelaſſen haben, läßt ſich nicht ganz genau ſagen; vermuthlich zwiſchen 400 und 410, wo Italien von Alarich auf der einen, von Rhadagais auf der andern Seite ſo bedrängt war, daß in der allgemeinen Verwirrung jeder Gewaltige nahm was ihm zuſagte.

Burgunden und Alemannen, die bisher in den Maingegenden Nachbarn geweſen waren, wurden es jetzt wieder. Die Römer ſcheinen ſich auf der Grenze gehalten zu haben, bis zu welcher noch jetzt ihre Sprache reicht: an den öſtlichen Abhängen des Wasgaus ſah ſich der alemanniſche Sturm genöthigt Halt zu machen und er nannte die eroberte Landſchaft, im Gegenſatz zu den früher beſeſſenen, den Aliſaz (Elſaß), d. h. den Fremdſitz [1]. Zwiſchen 450 und 460 gründeten die Burgunden, die im Jahr 412 noch in der Gegend von Mainz gewohnt hatten, ihre Herrſchaft weſtlich von jenem Grenzgebirg, in den Landſchaften die bis auf dieſen Tag ihren Namen haben, und bis zu den Mündungen des Rhodans. Während die Alemannen ihrer väterlichen Sprache treu blieben, vermochten die Burgunden, von Anfang an den Römern mehr geneigt, und weil ſie,

[1] Zeuß, die Deutſchen, S. 318. Das Wort iſt gebildet wie alilendi (Elend, eigentlich Ausland und Aufenthalt daſelbſt).

im eigentlichen Gallien sitzend, der romanischen Bevölkerung gegenüber in der Minderzahl waren, ihr Land nicht germanisch zu machen; ja sie begannen bald ihre Sprache zu verleugnen, wie denn von ihrem König Gundobald um 500 gesagt wird, er habe sich gescheut vor seinem Rathe Spagrius barbarisch zu reden. Die Grenzen die sie, den Alemannen gegenüber, von den Römern geerbt hatten, blieben auf diese Weise zugleich die Grenzen der Sprache.

Aus dem langen Schwanken der Grenzen, das den Untergang des großen Frankenreichs bezeichnet, ging der Elsaß — zuletzt bleibend seit dem Jahr 925 durch Heinrich I. — als ein Theil des deutschen Reichs hervor, dem er nach mehr denn siebenhundertjährigem Besitz von Frankreich entrissen wurde. Eine Herrschaft von 160 Jahren — denn erst von 1681 an, wo Straßburg verloren ging, darf gerechnet werden — ist doch auch hier nicht im Stand gewesen, der deutschen Sprache beträchtlichen Eintrag zu thun, wenigstens nicht sofern wir darunter die Volkssprache verstehn. Bis zum Jahre 1789 war der Elsaß nichts als eine deutsche Herrschaft, die statt ihres deutschen Oberherrn einen französischen bekommen hatte, sonst aber bei all ihren Bräuchen und Rechten verblieb, gleich wie das benachbarte Mümpelgard, ein ganz welsches Land, durch seine deutschen Herren, die Herzoge von Würtemberg, in allem was Volksthümlichkeit anlangt auf keine Weise beeinträchtigt wurde. Die Gefahr sich den Elsaß auch innerlich entfremdet zu sehen, begann für Deutschland erst mit der französischen Staatsumwälzung, der großen Gleichmacherin, deren Werk in dieser Beziehung Napoleon, die Restauration, Ludwig Philipp fortgesetzt haben. Mit der Auflösung der alten Provinzen in Departementer fiel die Schranke, die im Elsaß das deutsche Wesen noch vor dem französischen gesichert hatte. Das gesonderte Recht, die eigene Verwaltung haben aufgehört, eine strenge Zollinie hemmt den Verkehr mit Deutschland und es fehlt sogar nicht an Maßregeln, die offen darauf ausgehen im zweiten Jahrhundert französischer Herrschaft die Versäumnisse des ersten nachzuholen. Zum Glück ist Frankreich nach seiner ganzen Art nicht geeignet fremde Stämme weder durch gründliche, grämliche Festigkeit, noch durch Wohlthaten und Entgegenkommen an sich zu fesseln. Dem

Vorrecht eines Freihafens, womit Straßburg im Mai 1843 bedacht wurde, laſſen ſich eine Menge Thatſachen entgegenſtellen, die beweiſen, daß die äußere Wohlfahrt des Elſaßes ſo gut wie die der andern franzöſiſchen Landſchaften einer harten Stiefmutter anvertraut iſt, jener unerbittlichen Schreiberverwaltung, die einer Spinne gleich zu Paris im Mittelpunkt ihres eiſernen Netzes brütet. Dieſe Verwaltung drückt mit dem verhaßten Joch der Regie, ſie ſchafft, um die Viehzüchter der Normandie nicht zu betrüben, im Elſaß eine künſtliche Fleiſchtheurung; ſie kann es nicht dahin bringen, daß die Elſäßer ihre Colonialwaaren den Rhein herauf beziehen, ſtatt auf dem theuren Landweg über Havre; ſie muß es geſchehen laſſen, daß gedankenloſe Habſucht die Lebensader des elſäßiſchen Verkehrs- und Gewerbslebens, den Rhein- und Rhodankanal, unterbindet; ſie verzögert auf unbegreifliche Weiſe die Eiſenbahn, die dieſe Grenzlandſchaft mit dem blutüberfüllten Herzen des Landes in Verbindung ſetzen würde; ſie geſtattet, aus Rückſichten der ſogenannten hohen Politik, den katholiſchen Prieſtern Eingriffe, die der ſehr bedeutenden proteſtantiſchen Bevölkerung des Landes bitter genug munden.

Mehr als all das aber muß den Elſäßer eine Seite des franzöſiſchen Weſens entfremden, die den Franzoſen überall Feinde macht, ihnen nirgends dauernde Niederlaſſung geſtattet: der beleidigende Dünkel, der bei ſo vielen die natürliche Liebenswürdigkeit verdunkelt. In Paris hat ein Landsmann[1] den Namen des Finanzminiſters Humann, eines geborenen Elſäßers, nie ausſprechen hören ohne Anſpielung auf ein Wortſpiel, womit gewöhnlich die elſäßiſche Ausſprache verſpottet wird; derſelbe verſichert, daß der Eigenſinn, den die Franzoſen in dieſem Punkt beſitzen, einem Elſäßer nie geſtatten werde, ſich als Redner auszuzeichnen.

Eine Menge Zudringlichkeiten reihen ſich an dieſe Verachtung. Man hat das Franzöſiſche zur Sprache der Schule und der Univerſität gemacht, die Straßen franzöſiſch benannt, den Namen vieler Dörfer franzöſiſchen Klang angequält, Wirths- und andern Schilden franzöſiſche Zunge anempfohlen, deutſchen Theatergeſellſchaften alle möglichen Hinderniſſe in den Weg

[1] Nr. 316 der Allg. Zeitung von 1840.

gelegt, die eingeborenen Jünglinge ins Innere, Bretagner und Gascogner an den Rhein gelegt, den öffentlichen Blättern und andern literarischen Bemühungen das Deutsche nach Kräften verleidet, in alle amtlichen Verhandlungen und Erlaße, unbekümmert um Verständlichkeit, die fremde Sprache eingesetzt, eben so viel und mehr, als Rußland in den deutschen Ostseeprovinzen thut. Diesen Bemühungen schließt sich die katholische Geistlichkeit an. Die römische Kirche befördert durch ihr Streben nach Gleichförmigkeit an und für sich schon den Kampf wider die Landessprache, zumal wo diese der römisch-katholischen Kirchensprache fern steht und wo sie hoffen darf, durch solche Thätigkeit mit der Staatsgewalt, die sonst vielfach beleidigt werden muß, einmal Hand in Hand zu gehen. Sie hofft hier nicht umsonst, denn Frankreichs erster Minister, obwohl Protestant, hat erklärt, daß er in Religionsangelegenheiten bloß Franzose sey, d. h. in diesem Falle Katholik. Auf der andern Seite begrüßt der Widerstand gegen die gewaltsam gleichmachende römische Kirche von jeher in der Landessprache seine natürliche Bundesgenossin, und so könnte der Protestantismus, wenn Frankreich recht ernstlich darauf ausginge die Elsäßer zu Franzosen zu machen, eine letzte Zuflucht deutscher Art und Rede werden.

Hoffentlich ist das aber sobald noch nicht von Nöthen. Es gibt zwar im Elsaß eine französische Partei, die sich vornehmlich aus den reichen Familien und aus den Ehrgeizigen im Lande verstärkt, und bei der es Brauch ist, den Spöttereien der Vollblutfranzosen zum Trotz, das Franzosenthum zur Schau zu tragen, alle Spuren deutscher Ablunft und Sitte zu verleugnen.

Aber anderwärts stoßen die offenen Bestrebungen gegen das deutsche Wesen auf entschiedenen Widerstand. Was die unbewußte Volksstimmung, die Gesinnung des Bürger- und Bauernstandes, anlangt, so ist sie noch vorherrschend deutsch, ja kerndeutsch. Ich verstehe darunter nicht eine Hinneigung zu deutschen Einrichtungen, zu einem deutschen Staatsverband — denn hier weiß auch der Elsäßer die Vorzüge Frankreichs zu schätzen — sondern die Gesammtheit der Empfindungen und der Erscheinungsweise, die das Wesen der Menschen ausmachen. Da steht der Germane mit seinem starken, gedrungenen Gliederbau, seinem weiß und rothen Angesicht, seinen blonden

Haaren und blauen Augen, ſeiner Neigung zu Fleiß und Häuslichkeit, zum deutſchen Glas und deutſchen Liede, dem Romanen höchſt entſchieden gegenüber. Der Name des Welſchen dient ihm als ehrenrührige Bezeichnung, und wenn er am Parteikampf Theil nehmen ſoll, ſo muß man durch deutſche Zeitungen zu ihm reden, was jene abenteuerlichen Blätter ins Leben gerufen hat, die zwei Sprachen gleich ſchlecht ſchreiben. Den Zuſammenhang mit den Brüdern auf dem rechten Rheinufer, wie hätte der Elſäßer ihn vergeſſen ſollen, da trotz der Zollgrenzen ein brüderlicher Verkehr die widernatürlich getrennten Ufer verbindet. Uebereinſtimmend verkündeten, als zuletzt im Jahr 1840 Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich drohte, Briefe aus dem Elſaß, daß ein dumpfer banger Schmerz, wie Gewiſſensbiß, die dortige Bevölkerung drücke, beim Gedanken an dieſen Krieg, der um die Ufer des Oberrheins gleich Bürgerkrieg und Brudermord wäre. Auch die Sprache hat nicht Noth gelitten: ſogar in den Städten iſt die Bevölkerung überwiegend deutſch, ſo daß z. B. ſelbſt in Mühlhauſen $^9/_{10}$ der Bevölkerung deutſch reden[1]. Ebenſo hat im Jahr 1841 der Coadjutor des Biſchofs von Straßburg zu ſeinem Erſtaunen bemerkt, daß ihm die überwiegende Mehrzahl der jungen Communicanten nur deutſch antworten konnte[2].

Was in den unteren Schichten der Geſellſchaft mit unbewußt nachhaltiger Kraft für Erhaltung des deutſchen Weſens wirkt, das belebt eine Anzahl edeldenkender Männer, die in Dichtung und Wiſſen verbunden ſind, zum bewußten Kampfe für das nämliche Gut. Einer von ihnen, Profeſſor der Theologie zu Straßburg, hat vor einigen Jahren die Gedanken derſelben auf eine Weiſe verkündet, die ihn einer deutſchen Bürgerkrone würdig machen. „Wir reden deutſch, heißt ja nicht bloß, daß wir unſere Mutterſprache nicht abſchwören wollen, ſondern es heißt, daß wir in unſerer ganzen Art und Sitte, in unſerm Glauben, Wollen und Thun deutſche Kraft und Treue, deutſchen Ernſt und Gemeingeiſt, deutſche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren, und als ein heiliges Gut auf unſere Kinder vererben wollen. Das iſt unſer Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel

[1] Schwäb. Merk. vom 28. Mai 1841 (nach einem elſäßiſchen Blatt).
[2] Nr. 154 der Allg. Zeitung von 1841.

können es zerſplittern und durch Zollhäuſer und Schlagbäume trennen, aber die Herzen ſcheiden ſie nicht. Unſer Gegner iſt nur, wer, unſeres Urſprungs vergeſſend, um des eiteln Flitterſtaates napoleoniſcher Lorbeeren willen, noch jetzt die eiſerne Ruthe küßt; unſer Todfeind, wer eine frevelnde Hand an das Heiligthum unſerer Nationalität legt.“ Dieſe Männer beſchäftigen ſich liebevoll und gründlich mit der Geſchichte, den Sagen, den Verhältniſſen des Landes; in der Abſicht, alte Erinnerungen zu beleben, den Gedanken eines deutſchen Elſaßes nicht untergehen zu laſſen. Sie erinnern ſich, daß ihr Land, als es mit Deutſchland verbunden war, in hohen Ehren blühte, während es jetzt zuſammt dem ganzen paradieſiſchen Thale des Oberrheins kranken muß, damit die Seine und Loire ſich beſſer befinden; ſie gedenken mit Wehmuth der herrlichen Zeit, wo Straßburg, als einer von den früheſten Sitzen des kühnen Bürgerthums, als die Heimath oder der Aufenthalt von Dichtern, wie Gottfried und Fiſchart, von Geiſtlichen, wie Tauler und Geiler von Keiſersberg, als eine Stadt voll Handel, Gewerbs- und Kunſtfleiß, als Pathin der deutſchen Baukunſt, der deutſchen Proſa und der Buchdruckerkunſt, die Bildung des ſüdweſtlichen Deutſchlands in Händen hielt; während es jetzt, gleichſam in ſtätem Belagerungszuſtand, mit Kanonen und Soldaten angefüllt, in Schanzen erdrückt, nur wenig andere Ehren hat, als einen franzöſiſchen Brückenkopf zu bilden zum Uebergang in den wehrloſen Südweſten von Deutſchland.

Denn der Schlüſſel, den das rieſengroße Bild der Stadt Straßburg auf dem Tuilerienplatze in Paris trägt, bezeichnet keineswegs den Eingang nach Frankreich, ſondern die Leichtigkeit, mit welcher von Straßburg aus Baden und Würtemberg aufgeſchloſſen werden. Schon äußerlich genommen, d. h. wenn man bloß die Geſtaltung, den Verkehr und das Gedeihen des Landes in Betracht zieht, muß man ſagen, daß der Elſaß in Frankreichs Händen für Deutſchland zehnmal gefährlicher iſt, als er in Deutſchlands Beſitz für Frankreich würde. Denn wir hätten an ihm noch kein Thor zum Uebergang über die wasgauiſchen Berge, während Straßburg und überhaupt die Ufer von Baſel bis Lauterburg für die Franzoſen eine bequeme Brücke nach Deutſchland bilden.

Ich rede nicht in Haß gegen Frankreich. Deutſchland und Frankreich, vereinigt im Namen echter Freiheit und Bildung, ſichern dem Welttheil die Ruhe, den wahren Fortſchritt. Die beiden Völker ſcheinen geboren, ſich zu ergänzen; trotz alles Haſſes, in dem ſie ſchon entzweit geweſen ſind, trotz alles Leides, das ſie ſich ſchon angethan haben, fühlen ſie ſich doch durch geheime Neigung zu einander gezogen, und es finde dieſſeits wie jenſeits des Rheines keiner Gehör, der ewigen Haß als die einzig zuläſſige Berührungsweiſe beider Völker predigt. Aber eben ſo wenig glaube man, daß auf ihren Grenzen ewiger Friede wohnen könne. Alles Leben iſt Streit, jeder Fortſchritt in der Schöpfung, wie groß oder klein er ſey, geſchieht nur, indem Kräfte ſich im Kampf meſſen: wer fände das Zauberwort, um dieſes Geſetz des Daſeyns hier zum Schweigen zu bringen! Alſo kein Gedanke, daß wir auf den Beſitz des Elſaßes gänzlich verzichten dürfen. Gottlob ſind ſeine Bewohner noch durch und durch deutſch, und werdens auch bleiben. Gewiß iſt kein deutſcher Stamm zu finden, der ſeiner ganzen Art nach der Entfremdung beſſer widerſtehen könnte als dieſe ingründigen, ſchweren Alemannen. Beinahe ſcheint es, der Schutzgeiſt unſers Volkes habe gerade ſie als Grenzwächter hieher geſetzt. Man wird ſich alle Zeit vergeblich bemühen, dem Franzoſen einen Begriff vom Werthe dieſer chevaux allemands, dieſer têtes carrées, têtes de choucrout zu geben; eben ſo wenig als es dem Elſäßer gelingen wird, eine herzliche Liebe zur franzöſiſchen Liebenswürdigkeit zu faſſen, oder gar eines Stücks davon theilhaftig zu werden. Wie die Schweiz hat ſich auch der Elſaß das Leben des mittelalterlichen Deutſchlands reiner bewahrt als die meiſten Stämme des inneren Landes, und für ein gedeihliches Zuſammenſeyn fehlt nicht Eine der Grundbedingungen; die Enden der abgeriſſenen Fäden ſind alle noch da und brauchen nur wieder angeknüpft zu werden. Man mag das Alter des Verbands mit Frankreich entgegenhalten: er dürfte für einen Stoff wie dieſer noch zehnmal länger gewirkt haben; man mag vom Glück und der Ehre ſprechen, welche den Elſäßern bei Frankreich blühen: welche Ehre die Seinen verlaſſen, wenn ſie im Unglück ſind, und welches Glück einer unerſättlichen, hochmüthigen, herzlos bewegten Hauptſtadt zum Opfer zu verfallen; man mag die Provence, die Bretagne anführen, und

andere Landschaften, die auch im großen französischen Staatskörper ihre Befriedigung finden: sie sind von einerlei Fleisch, Blut und Geist wie die andern, die Bretonen gerade die echtesten ältesten Gallier; man mag von der Nothwendigkeit sprechen, durch solche Grenzprovinzen eine geistige Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich zu haben: alle deutschen Grenzländer sind Zeugen dieses oft wohlthätigen Verkehrs, und es ist gar kein Grund vorhanden, die Wohlthat so theuer einzukaufen. In Summa: wenn überhaupt ein Zusammenhang ist zwischen Volksthum und Vaterlandsliebe, wenn sich Europa nicht zu der Lehre bekennen will, daß es keine Volksgeister gebe, daß man bei der Staatenbildung rein äußerlich scheiden und verschmelzen dürfe, so muß auch anerkannt werden, daß Europa hier einen wunden Fleck hat, um wenig gesünder als an der Stelle, wo nun die Adler von Preußen, Oesterreich und Rußland neben einander horsten.

Deutschland kann nicht daran denken, sein gutes Recht mit Waffengewalt zurückzufordern, und würde wohl auch, wenn es dazu stark genug wäre, den Frieden Europas nicht willkürlich stören; aber es soll sich des tiefen Unrechts, das ihm hier geschehen ist, stets bewußt bleiben. Wie diese herrliche Landschaft in den Zeiten unserer größten Erniedrigung durch Bestechung und Verrath für uns verloren gegangen ist[1], so knüpft sich nothwendig auch an jede Hoffnung von Deutschlands Wiederaufblühen das Verlangen, unser unveräußerliches Recht auf dieselbe wieder ins Leben treten zu sehen. Eine Mutter darf und kann des geraubten Kindes ihr Leben lang nicht vergessen; das ist die Empfindung, mit der wir von unsern Bergen die Spitze des Straßburger Münsters und jenseits die Höhen des Wasgaus betrachten.

An den Elsaß stößt die stammverwandte Schweiz, gleich ihm von Alemannen bewohnt, mit ihm durch die Sprache so eng verbunden wie nur irgend zwei Nachbarstämme. Auf dem Wasgau konnte die Sprachgrenze mit Gebirgskämmen gleich laufen, und eben so da, wo sie die Vertiefung zwischen diesem Gebirg und dem Jura überschreitet. Der Jura — Leberberg sagen die

[1] Siehe Nr. 264 der Allg. Zeitung vom Jahr 1841.

außer Acht laſſend, daß, wie in der phyſiſchen Welt die ſogenannten Imponderabilien die gewaltigſten Wirkungen ausüben, ſo auch in der geiſtigen Welt Potenzen wirkſam ſind, welche des Calculs ſpotten.

Jedoch nicht einmal für einen Beweis der Gefährlichkeit von Spinozas Syſtem wollen wir das nehmen, daß Heine ſo begierig nach der Autorität dieſes berühmten Namens ſchnappt, um ſein ſenſualiſtiſches Fleiſchſyſtem mit dieſem Schilde zu decken; denn Heine hat gewiß blutwenig in Spinoza geleſen; die paar Sätze, die er von ihm anführt, finden ſich im magerſten Compendium einer Geſchichte der Philoſophie und die Ausſpinnung ſeines Syſtems: „Gott iſt ſowohl Materie wie Geiſt; beides iſt gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, iſt ebenſo ſündhaft wie der, welcher ſündigt gegen den heiligen Geiſt,“ verräth ſich auch dem ungeübteſten Blicke ſogleich als ein dem ernſten Spinoza fremder, von dem frivolen Heine aus eigenem Gehirn angeflickter Satz; jener wird nicht dadurch um ſeinen Credit kommen, daß ihn dieſer als den Meſſias (nicht nur des Pantheismus, ſondern auch und hauptſächlich) des Senſualismus ausſchreit.

Um ſeinen groben Senſualismus ſcheinbar philoſophiſch zu begründen, beruft ſich Heine mit lautem Rufen auf den Pantheismus, „das öffentliche Geheimniß, die verborgene Religion Deutſchlands.“ Der Pantheismus kann nur die Ueberzeugung Philoſophiſchgebildeter ſeyn; er iſt ein Philoſophem, keine Religion; die Laien in der Philoſophie ſind keine Pantheiſten; ſie beten entweder zu einem perſönlichen Gott, oder fragen ſie nichts nach Gott. Natürlich aber hat auch Heine, wiewohl hin und wieder Spuren einer richtigeren Erkenntniß zeigend, doch in ſeinem ſenſualiſtiſchen Taumel die roheſte Form des Pantheismus zu ſeinem Idol gemacht; diejenige, wornach Alles gleich und Alles göttlich oder Gott iſt, wornach jeder Menſch als Partikulargott nach dem greift, was ihm nach ſeinen Trieben und Lüſten als das Beſte erſcheint, und der jämmerlichſte Wüſtling noch aus dem Schlamm hervorrufen kann: Anch' io son Dio! Zwar nimmt auch Heine einen bombaſtiſchen „pantheiſtiſchen Aufſchwung,“ er ſagt: „Gott iſt identiſch mit der Welt. Er manifeſtirt ſich in den Pflanzen, in den Thieren, aber am herrlichſten im Menſchen, der zugleich fühlt und denkt. Im Menſchen kommt die Gottheit zum

Schweizer — läßt ſich aber dazu nicht herbei, indem ſeine Richtung die des Wasgaus gerade ſchneidet, alſo von der Sprachgrenze, wenn ſie nicht ihren ſüdoſtwärts gerichteten, von der Geſchichte befohlenen Gang aufgeben ſoll, durchſchnitten werden muß. Das Thal der Birs, die bei Baſel in den Rhein mündet, auch Münſterthal genannt, wird auf dieſe Weiſe zwiſchen Liesberg und Delsberg (Delémont) überſchritten, ſo daß letzteres zuſammt dem obern Lauf der Birs und ihrer Nebenflüſſe noch welſch iſt. Ebenſo überſchreitet ſie den Jura weſtlich von Solothurn, in der Mittagslinie von Delsberg; die Aar dagegen bleibt völlig zur Linken, als ein völlig deutſcher Fluß. Durch die flachen Landſchaften, die den Jura von der Alpenkette ſcheiden, ſucht ſie, ſo viel es angeht, natürliche Haltpunkte an den großen Seen dort: Biel, Twann, Erlach und Murten gehören, als Ortſchaften eines Grenzlandes, keiner Zunge ganz an. Derſelbe Fall iſt mit Freiburg: die untere, öſtliche Hälfte der Stadt hat deutſche Sprache, die obere ſpricht welſch. Der Bach, der in der Nähe der Stadt die Grenze macht, heißt der Deutſchbach[1]. Weiter nach Süden ſcheiden ſich die beiden Sprachen nicht, wie manche behaupten, durch die Sane, vielmehr iſt das Sanethal (Thal von Greiers) mit Ausnahme ſeines oberſten Laufes völlig welſch. Bei den Sanequellen vertauſcht die Sprachgrenze ihre ſüdliche Richtung plötzlich mit einer öſtlichen und hält ſich 3—4 Meilen lang auf dem Kamm der Berner Alpen, bis ſie in der Nähe der Gemmi mit einem Sprung über das Rhodanthal zum Monte-Roſa hinüberſetzt. Dieſer iſt auch auf der Süd- und Oſtſeite wenigſtens an ſeinem Fuße ganz von deutſchen Gemeinden umgeben, ein völlig deutſcher Berg[2]. Weiterhin folgt die Sprachgrenze mit geringen Ausnahmen wieder ganz dem Kamme der Hochalpen, hier der penniniſchen und lepontiſchen, ſo daß ſie, nach der kecken Ausbiegung in eine lange, ſchmale ſüdliche Zunge, mit Einem Male wieder nordwärts zieht. Oſtwärts vom Gotthard hört ſie auf, den höchſten Alpen, den rätiſchen zu folgen, und hält ſich ſtatt deſſen auf der Dödikette, die Bünden von Uri und Glarus trennt. In der Breite der Stadt Chur ſteigt

[1] Müller Schweizergeſchichte 1. Anm. 366.
[2] Schott, deutſche Colonien in Piemont, Stuttgart 1842. S. 3.

sie vom Gebirg herab, und setzt über Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein sich treffen, nach der Bergkette hinüber, die das Engadin zur Linken begleitet. Der obere Theil des Innthals ist welsch bis Finstermünz hinab.

Hält man diese natürliche Grenze zusammen mit denen, welche die Staaten gezogen haben, so ergibt sich folgendes. Anfangs stimmt sie ziemlich genau zu derjenigen, welche das Basler und Solothurner Gebiet vom ehemaligen Bisthum Basel (jetzt dem bernischen Pruntruter Land) scheiden; jene sind ganz deutsch, dieses ganz welsch, mit Ausnahme der Gegend von Laufen, die gleichfalls deutsch redet. Weiterhin sind die westlichen Theile von Bern und Freiburg welsch; bei Bern und Waat fällt zwar die Sprachgrenze mit der politischen zusammen, aber das Walliser Land wird in ein oberes deutsches und ein unteres welsches geschieden; die deutschen Thäler im Süden und Osten des Monte-Rosa stehen unter Piemont; das Bündner Land ist in seinen oberen Theilen, mit Ausnahme der Sprachinseln von Ober-Saxen, Rheinwald und Avers, romanisch; im Engadin aber reicht die romanische Sprache nur eben so weit als das Gebiet von Bünden.

Die Ursachen dieses Gangs der Sprachgrenze liegen wieder sämmtlich in der Geschichte der Völkerwanderung. Was ich schon oben, bei der Mosel und Saar, als Vermuthung geäußert habe, das wird für die westliche Schweiz ausdrücklich berichtet, daß nämlich die Alemannen auf ihren häufig wiederholten Raubzügen den Weg regelmäßig an der Aar hinaufnahmen, um mit den Schaaren ihrer Landsleute, die jenseits der Jurakette zuweilen bis nach Lyon zogen, in Verbindung zu bleiben. Daher biegt sich im Stromgebiete der Aar die Sprachgrenze auffallend nach Westen aus, findet ihre Begrenzung erst im sumpfigen Seeland, das auch noch Jahrhunderte nachher eine fast öde Gegend war. Die Gegend um Aventicum, die vermuthlich von dieser einstigen Hauptstadt das Uechtland heißt, mag außerdem auch mit Waffengewalt widerstanden haben, denn hier ist zwischen den Seen und dem südwärts ansteigenden Greyerser Gebirgsland ein Paß, den gegen die andringenden Schwärme zu halten sich der Mühe gar wohl lohnte, da sich's nicht allein um Genf und Gallien, sondern auch um den großen Bernhard und

Italien handelte. Der Widerstand scheint glücklich gewesen zu seyn. Vielleicht war auch die Burg Tyr, an die sich später die Stadt Freiburg angeschlossen hat, ursprünglich ein Römercastell, das den Alemannen Halt gebot. Sie ist, wie schon bemerkt, bis auf diesen Tag welsch, während der untere Theil von Freiburg deutsch. Deutlich erhellt hieraus, daß die Gründung der Stadt Freiburg ums Jahr 1180, und die ganze gemeinsam verlebte Geschichte seither nicht vermocht haben, den alten Gegensatz zwischen der terra teutonica und der terra germanica des Bisthums Lausanne auch nur innerhalb dieser Ringmauern, geschweige denn innerhalb der Gebietsgrenzen, auszugleichen. Was ums Jahr 400 durch den Fall oder den Widerstand eines Castells zu Stand gebracht werden konnte, die Beschränkung oder Ausbreitung der beiden Sprachen, das vermögen seither Jahrhunderte nicht mehr. Denn aller Stoff, mit dem die Geschichte spielt, ist anfangs weich und bildsam, bald aber verhärtet er sich und gestattet nur spärlich noch weitere Gestaltung. Daher das Sprichwort: Schmiede das Eisen weils heiß ist.

Eigenthümlich sind die Verhältnisse des Wallis. Wenn Thäler im obern Theil eine andere Bevölkerung haben als im untern, so darf meistens angenommen werden, daß jene die zurückgedrängte sey. In diesem Fall jedoch widerspräche das allen sonstigen Thatsachen. Schon der Blick auf die Sprachkarte lehrt das Gegentheil, denn der Keil, mit dem sich das Deutsche bis jenseits des Monte-Rosa ins romanische Sprachgebiet lang und schmal hinabgedrängt hat, kann nicht als ein Rest früherer Herrschaft angesehen werden, er ist der letzte Schritt eines kecken Eroberers. Die Sache bietet weniger Schwierigkeiten als auf den ersten Blick scheint. Das Gebiet der Aar war deutsch geworden, aber in die wilden Bergthäler herein, aus denen sie und der Rhodan entspringen, lockte den germanischen Eroberer für den Anfang nichts. Als er endlich, bei zunehmender Bevölkerung des lange verödet gewesenen Landes, seine Heerden über die Grimsel an die Rhodanquellen sandte, wo von römischer Zeit her noch romanisch geredet wurde, gewann ihm seine natürliche Ueberlegenheit den Besitz des Landes bis gegen Sitten (Sedunum, Sion) hinab, wo ein burgundischer Bischofssitz der romanischen Bildung Schutz gewährte, burgundische Grafen, die Nachfolger

römischer Grenzherzoge, den großen St. Bernhards-Paß hüteten.' Die deutschen Ober-Walliser, die sich so auf einen sehr kleinen Raum angewiesen sahen, scheinen bei wachsender Volksmenge nach Rätien und nach Piemont hinüber Colonien entsandt zu haben: dort zeugen die Walser davon, ein eingewanderter Stamm; hier um den Monte-Rosa die Sprache und Sagen, um den Simplon die Sprache und der politische Zusammenhang. Auch im Rhodanthal abwärts griffen sie um sich. Von 1271—1392 hatten den bischöflichen Stuhl von Sitten, der für das Wallis ein monarchischer Thron war, nur Savoyer inne; auch alle Domherrn waren Savoyer. Seit 1392 aber waren alle Bischöfe, wie auch ihre Domherrn und Landvögte Ober-Walliser, also Deutsche; seit 1494 durfte gesetzlich nur ein Oberwalliser, Schweizer oder Deutscher solche Stellen bekommen. Dadurch drang das Deutsche im Thalgrund mehrere Stunden weit über seine natürliche Grenze hinab, die zwischen Leuk und Siders läuft; in Sitten, wo noch 1574 das gemeine Volk nur Welsch redete, hört man dieses nun kaum mehr.

Aehnliche Verhältnisse herrschen in Bünden. Wie Wallis durch den großen St. Bernhard, so war Rätien durch den Julier und Septimer — denn der Simplon, St. Gotthard, Bernhardin und Splügen dienten damals noch nicht als Heerwege — für die Römer von solcher Wichtigkeit, daß alles geschah, um die Eingänge dazu, den obern Lauf des Inns und des Rheins, nicht in die Hände der Germanen kommen zu lassen. Beide sind bei Italien geblieben, bis im Jahr 536 die damaligen Besitzer des Landes, die Ostgothen, unter Vitiga, sie nebst ihren übrigen nordalpischen Besitzungen an die Franken abtraten, weil ihnen diese auf Hülfe gegen Byzanz Hoffnung machten. Erst von jener Zeit an soll das Romanische allmählich beschränkt worden seyn, weil den deutschen Königen daran lag, auf dieser großen Heerstraße nach Italien deutschen Adel zu haben[1].

Eifersüchtiger bewachen sich wohl an keiner Grenze zwei Sprachen, als an derjenigen, welche in der Schweiz Franzosen und Deutsche scheidet, denn mit vollkommener Freiheit kann hier jede einzelne Gemeinde den geringsten Uebergriff abwehren, um

[1] Näheres bei Bernhardi S. 86.

ſo mehr, da jedes der beiden Sprachgebiete an den großen Nachbarvölkern einen bedeutenden Rückhalt beſitzt. Vermöge der anerkannten Oberherrlichkeit des Volkes iſt die Sprache der Bildung nirgends eine andere als die des Lebens. Dies geht ſo weit, daß in den Sälen der Tagſatzung drei Sprachen, zum Theil in verſchiedenen Mundarten, vernommen werden. Ohnehin hat, namentlich in der deutſchen Schweiz, die Mundart gegenüber der Geſammtſprache weit mehr Rechte, als vielleicht in irgend einem andern deutſch redenden Lande, da ſie ſich auf die Kanzel, ins Schulhaus und in den Rathsſaal mancher Kantone, der katholiſchen zumal, ſehr unbefangen eindrängt. Deſſen ungeachtet regiert das Hochdeutſche in der deutſchen Schweiz wenigſtens inſofern unbeſtritten, als in ihm die ganze geiſtige Bildung bewahrt iſt, und es — mit Ausnahme dichteriſcher Zwecke, wie z. B. Martin Uſteris und mancher Bemühungen im Hebelſchen Sinne — Niemanden einfällt, die Mundart auszubilden oder gar drucken zu laſſen. Wie der Elſaß, hat auch die Schweiz in ihrer äußerlichen Entfremdung von Deutſchland ein ſo deutſches Herz und ſo viel reine deutſche Sitte bewahrt, daß wir mit Stolz und Liebe darauf blicken können. Da ſie, gleich den Niederlanden, in ihrer Abſonderung ein höchſt unnatürliches, verkümmertes Leben führt, ſo läßt ſich hoffen, daß der Gewinn einer Annäherung ans Mutterland, von dem ſie durch deutſche Zwietracht und franzöſiſche Ränke getrennt worden iſt, ihr nach und nach klar, die Ausführung des Gedankens durch die Gunſt eines freundlichen Geſchickes möglich werde[1].

Unter den Umſtänden, welche die Lage der Schweiz für jetzt und künftig beſonders erſchweren, iſt die Sprachverſchiedenheit nicht die letzte. Wenn die Schweiz Ein Staat wäre, ſo würde ſich dies einfacher herausſtellen; gegenwärtig kommt der Schaden an den Cantonen zu Tage, die von der Sprachgrenze durchzogen ſind. Am wenigſten iſt dies in Bünden der Fall, wo die romaniſche Landesſprache — wie die germaniſche der Niederlande — verſchmäht hat, ſich an die benachbarte verwandte Geſammtſprache, die italieniſche, anzuſchließen. Sie

[1] Vgl. hierüber den Aufſatz Deutſchland und die Schweiz in Nr. 13 dieſer Zeitſchrift (1841, I), größten Theils abgedruckt in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 14.—17. Januar 1841.

hätte durch diesen Bund einen schönen, starken Rückhalt bekommen; indem sich aber bei den Bündnern der Wahn bildete, daß ihr Romanisch etwas ganz Außerordentliches, ein Rest von der alten Etruskersprache sey, und da sie ihr in Folge dessen eine selbständige Entwicklung zu geben versuchten, ist sie innerlich arm und gegen den Andrang des Deutschen ohne Schirm geblieben, verliert fortwährend an Boden. Mitten unter den Romanen von Bünden sind überall Deutsche, deutsch ist die Hauptstadt und was die große Mehrzahl der Bündner in ihr zu verhandeln hat; deutsch sind alle bedeutenden auswärtigen Verbindungen des kleinen Landes, die mit der Eidgenossenschaft und mit Deutschland, denn die Thäler, die Bünden noch am Südabhang der Alpen besitzt und die sich deswegen mehr auf den Verkehr mit Italien angewiesen sehen, Bergell, das Misorer und das Calanca-Thal, sind höchst unbedeutend. Von einer Hinneigung der romanischen Bündner zu Italien verlautet weder auf dem Gebiete des geistigen, noch des bürgerlichen Lebens das geringste; von den gebildeten Sprachen Europas ist das Deutsche die einzige, die hier eine Zukunft hat, wie sichs auch an den Quellen des deutschen Stromes nicht anders gebührt.

Um so schwieriger zeigt sich in Folge der Sprachverschiedenheit die Aufgabe der drei Staaten, die weiterhin von der Sprachgrenze durchschnitten werden, Wallis, Freiburg und Bern. In Wallis schwebt noch ein erbitterter Kampf zwischen dem obern, deutschen und dem untern, welschen Landestheil. Derselbe hat zwar seine Wurzel nicht unmittelbar in einem Gegensatze der Abstammung, kommt aber mit seinen Ergebnissen darauf hinaus. Die deutschen Ober-Walliser haben das Uebergewicht, das sie durch die Freiheitskämpfe des 15. Jahrhunderts erlangt hatten, bis in die neueste Zeit behauptet; nun verlangen die Welschen Gleichheit der Rechte, oder vielmehr, da sie in der Mehrzahl sind, das Uebergewicht. Das ists, um was der Kampf sich dreht: Freigeisterei und starrer Kirchenglaube, französischer Radicalismus und Festhalten am hergebrachten Staatsleben, der Marseiller Marsch und das Jesuitenseminar zu Sitten sind nur die Nebenmächte. Alljährlich, das letzte Mal zu Ende Augusts 1843, zeigt sich das Gespenst des Bürgerkrieges; wenn er einmal ausbricht, wird er entweder, nach manchen älteren und

neueren Vorgängen der Eidgenoſſenſchaft, eine Trennung beider Landestheile herbeiführen, oder die Rechtsgleichheit, welche Nieder-Wallis mit Hülfe der Zeitvorſtellungen durchgeſetzt hat, befeſtigen. In dieſem Fall wird Nieder-Wallis das Uebergewicht bekommen, da es nicht allein ſtärker bevölkert iſt, ſondern auch durch ſeine Anlehnung an das ſprachverwandte Waatland geiſtig kräftiger als das Deutſche, das ſich in Ober-Wallis durch raube Berge von der deutſchen Bildung abgeſchloſſen ſieht. Demzufolge würde das Deutſche, wie es, durch die Verhältniſſe begünſtigt, im Rhodan-Thal bis nach Sitten vorgedrungen war, allmählich wieder auf ſeine natürliche Grenze, oder gar weiter hinauf beſchränkt werden. Ein gedeihliches Staatsleben iſt freilich bei dieſem Beſtehen gleich berechtigter, gleich verbreiteter Sprachen nicht zu erwarten.

Aehnlich ſind die Verhältniſſe in Freiburg; da aber hier die deutſchen Landestheile nur etwa ein Sechstheil ausmachen, und da in der Hauptſache hier das alte Regiment gegen die Neuerungen noch ziemlich Stand hält, ſo hat auch der Zwieſpalt der Sprache noch keine bedenklichen Fragen ins Leben gerufen.

Um ſo größere Gefahr drohen dem Beſtand von Bern ſeine welſchen Bezirke im Jura, die nicht allein durch die Sprache, ſondern auch durch den Katholicismus und das franzöſiſche Geſetz, ein Erbſtück des Kaiſerreichs, von den übrigen Landestheilen merklich geſchieden ſind und ihre Volksthümlichkeit ſelbſt um den Preis des Aufruhrs eiferſüchtig hüten, wenn etwa die Regierung, um in den Staat mehr Gleichmäßigkeit zu bringen, da und dort etwas ändern möchte. Es iſt ſchwer zu glauben, aber doch vollkommen wahr, daß im Pruntrutiſchen Manche ſind, die den Anſchluß an Frankreich dem gegenwärtigen Zuſtand vorziehen; lieber die Leiden und Ehren eines verwandten großen Volkes, als das ſtille Glück eines kleinen Staats von fremder Zunge theilen würden. Ich weiß nicht, ob an dieſen Wünſchen ein hochherziger Sinn oder die angeborene Neigung der Menſchen zur Unzufriedenheit und das ruheloſe Vertrauen in die goldenen Berge der Zukunft größeren Antheil haben. Eine Gefährdung der Rechte unſerer Sprache wäre durch einen ſolchen Abfall auf keine Weiſe zu fürchten, da ſie auf jenes Münſterland nicht die geringſten Anſprüche beſitzt.

Um so stärker scheint sie bedroht in einigen der Gemeinden, die sich, von der Geschichte unbeachtet, aus dem Wallis über den ewigen Schnee auf die Südseite der Alpen hinübergewagt und an einigen Orten sogar die hochdeutsche Gesammtsprache als Bundesgenossin nach sich gezogen haben. Um den Simplon her haben diejenigen, die unter ober-wallisischer Hoheit stehen, wie Simplon und Gondo, nichts zu fürchten; wohl aber die piemontesisch gewordenen Bosco, Pommat (nordöstlich vom Simplon), sodann die um den Rosa, namentlich Rimella, Rima, Alagna, Issime, weil sie sich weder an Ober-Wallis anlehnen, wie Macugnaga, noch an deutsche Bildung, wie Gressoney. Stärker vielleicht als irgendwo auf allen unsern Grenzen ist hier das Bestehen unserer Sprache bedroht.

In Tirol entschädigt sich das deutsche Sprachgebiet reichlich für die Zugeständnisse, die es dem Romanischen an den Quellen des Inns und des Rheins hat machen müssen, indem es weit auf die Südseite der Alpen hinübergreift. Mit Ausnahme des Gröbener Thals, eines Seitenthales der Eisack, gehören alle Wasser, welche die Etsch dem Po sendet, der deutschen Sprache zu; namentlich greift sie im Thale der Etsch auffallend weit südwärts, so daß die letzte deutsche Gemeinde Salurn ist, das zwischen Bozen und Trient in der Mitte liegt. Welsch sind das Fleimser- und das Nosthal, die, jenes von Osten, dieses von Westen herkommend, unterhalb Salurn sich mit dem Etschthal vereinigen, so daß man deutlich sieht, wie sich das Deutsche auf der Hauptstraße weit in das Gebiet der südlichen Nachbarsprache hineingedrängt hat.

Sprechend sind sodann in eben dieser Beziehung drei deutsche Sprachinseln, die in der Breite von Trient und Roveredo, nördlich von Verona und Vicenza, im einsamen Gebirge liegen. Die zwei bedeutendern darunter sind unter dem Namen der sieben und der dreizehn Gemeinden bekannt[1], jene mit etwa 30,000, diese mit etwa 9000 Seelen.

Weiter ostwärts, wo Tirol noch ein Stück vom natürlichen Gebiete Kärntens, den obern Lauf der Drave und Isel, begreift,

[1] Vgl. Schmeller „Ueber die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den venedischen Alpen, und ihre Sprache" in den Abhandlungen der Münchner Akademie, Th. 2, Abth. 3.

ſtellen ſich die natürlichen Verhältniſſe wenigſtens inſoweit wieder her, als die Gebiete ſämmtlicher ſüdwärts gehender Waſſer, namentlich des Piave und Tagliamento, dem romaniſchen Sprachgebiet angehören. Da hier aber das Gebirg neben dem nördlichen und ſüdlichen Abhang noch einen öſtlichen hat, da es von jetzt an nicht allein dem Po und der deutſchen Donau, dem italiſchen und deutſchen Sprachgebiet Ströme zuſendet, ſondern auch der ungriſchen Donau, ſomit der ſlaviſchen Sprachwelt, ſo ſollte naturgemäß letztere bis an die Quellen dieſer Flüſſe hereinreichen. Aber das Deutſche fährt noch immer fort über den Kamm der Gebirge hinüberzugreifen, und ſo betritt die Drave das Gebiet der illyriſchen Slaven erſt unterhalb Villach, ebenſo die Mur erſt unterhalb Mureck. Der Punkt aber, wo zum erſten Mal auf unſrer Wanderung längs der Grenzen deutſcher Zunge, drei Sprachen zuſammentreffen, iſt das Dorf Pontafel (Pons Fellae) unfern Villach, hart an der kärntiſch-lombardiſchen Grenze, am oberen Laufe der Fella, die ſich bei Venzone in den Tagliamento ergießt.

Wie, nach dem eben Geſagten, die Sprache hier allenthalben über die Gebirgskämme hinausgeflutet iſt, die ihr als Damm entgegenzuſtehen ſchienen, ſo hat ſich auch die Geſchichte bei der Bildung der Staaten wieder nicht an die Sprachgrenze gehalten. Der Eingriff, den die Grafſchaft Tirol ums Etſchthal her nach Italien hinein macht, reicht um vieles weiter, als der ſchon auffallend große, den die deutſche Sprache hier zu Stand gebracht hat; und noch viel bedeutender iſt das Stück ſlaviſchen Sprachgebietes, das in Krain und Iſtrien noch von den Grenzen des deutſchen Bundes umfaßt wird.

Die Urſachen der Sprachgrenze laſſen ſich auch hier aus der Geſchichte mit mehr oder weniger Sicherheit nachweiſen. Auf unſern Weſtgrenzen ſind uns allenthalben Beiſpiele begegnet, daß Frankreich deutſche Landſchaften vom Reiche losgeriſſen und entweder unmittelbar, oder wie die Schweiz und die Niederlande mittelbar, in ſeinen Bereich gezogen hat. Hier im Südoſten und Oſten kehren ſich die Rollen um. Schon die Schweiz, obwohl nur auf eigne Fauſt, greift in romaniſche Gebiete gewaltthätig ein; in Tirol, und noch mehr auf der ganzen deutſchen Oſtgrenze, Deutſchland als Geſammtheit. Denn Italien hat

seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft auch in seinen besten Zeiten nie daran denken können, uns mit Eroberungsgedanken gegenüberzutreten, und die slavisch-magyarische Welt hat es in einer Zeit gethan, wo wir so stark waren, daß der Versuch gerade zum Gegentheil ausschlagen mußte.

Von diesem Gesichtspunkt aus ließe sich vielleicht die Vermuthung Schmellers bestreiten, nach welcher die Gebiete der sieben und dreizehn Gemeinden vor Zeiten mit der deutschen Gesammtheit verbunden gewesen und durch ein allmähliches Vordringen der italischen Sprache zu Eilanden gemacht, d. h. von einander und von der deutschen Zunge getrennt worden wären. Wie in der Schweiz, ist die Sprachgrenze wohl auch in Tirol von Anfang der deutschen Besitznahme nie im Rück-, wohl aber häufig im Vorschreiten begriffen gewesen. Die Ursache jener Sprachinseln läßt sich, wie auch bei denen in Piemont wahrscheinlich ist, entweder in den natürlichen Wanderungen der Hirten oder in Uebersiedelung von Bergleuten suchen; dieses, weil die Deutschen für den Bergbau gesucht sind, jenes weil sie mehr Heimatsinn haben, und — anders als die welschen Alpenbewohner — lieber sich mühsam zu Hause behelfen als wandern. Der Name der Cimbern, den diese venedischen Deutschen sich beilegen, ist lediglich aus Träumen italienischer Gelehrter hervorgegangen und von Schmeller nur beibehalten, weil er einmal Geltung hat.

Die Ursache der Hauptgrenze, das Daseyn Deutsch-Tirols, muß hier abermals in den Verhältnissen gesucht werden, die sich durch die Völkerwanderung gebildet haben. Gewiß reichte deutsche Bevölkerung schon im 6ten Jahrhundert bis gegen Trient herab, seys nun, daß — wie Bernhardi S. 15 will — hier die Alemannen wohnten, die nach der Besiegung durch die Franken (496) im ostgothischen Reich sollen Unterkunft gefunden haben; seys daß die Bayern den Untergang des ostgothischen Reichs benützten, um hier ein Stück von Italien zu besetzen, welch letztere Vermuthung mehr für sich hat, weil die tirolische Mundart der bayrischen so nahsteht. Genug, im Jahr 569 errichtete Alboin, der neue Herr Italiens, in Trient ein longobardisches Grenzherzogthum, dessen nördliches Ende durch den Einfluß der Nos in die Etsch bezeichnet wurde, denn hier liegen auf beiden Ufern des genannten Baches Deutsch-Metz und Welsch-Metz (Mezzo

Selbſtbewußtſeyn und ſolches Selbſtbewußtſeyn offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber dies geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen; ſo daß jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das Gott-Welt-All ... Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte ... Das Bewußtſeyn ſeiner Göttlichkeit (im Pantheismus) wird den Menſchen zur Kundgebung derſelben begeiſtern und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen;" aber unmittelbar auf dieſe Tirade folgt wieder eine nicht zu mißverſtehende Hymne auf die Materie, welche ungünſtig zu beurtheilen, eine „entſetzliche Gotteslästerung" iſt. Der Pantheismus wird von Heine ſo triumphirend angeprieſen, nicht weil er den Dualismus von Gott und Welt aufhebt, ſondern weil er den Gegenſatz von Geiſt und Fleiſch annulliren ſoll; nicht weil er den Streit der Gedanken ſchlichtet und verſöhnt, ſondern weil er die Suprematie des Geiſtes, in Heines Augen eine ſchändliche Anmaßung, unter die Anarchie des Fleiſches gefangen nehmen ſoll.

Den Zwiſchenraum bis Kant füllen einige Notizen, Witze und Skandale über Jacob Böhme, Leſſing, Nikolai, Friedrich II., die Aufklärer u. ſ. w. — mit Kant tritt unſer Autor wieder, in ſeiner Art, auf den philoſophiſchen Boden. Mit dieſem Philoſophen beginne die eigentliche Revolution, die Cataſtrophe, der 21. Januar des Deismus — „ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät (!!) erlaubt uns heute nicht weiter zu ſchreiben. Unſre Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid — es iſt der alte Jehova ſelber, der ſich zum Tode bereitet. ... Hört ihr das Glöckchen klingen? Kniet nieder — man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte." In ſolche armſelige und nichtswürdige Schnurren glaubte Heine ſeine Beiträge „zur Geſchichte der Philoſophie und Religion in Deutſchland," ſein „Geiſtesbrod" einwickeln zu müſſen, um die Franzoſen zu bewegen, dieſe Nahrung anzunehmen! In der That, ſchimpflicher ſind die Franzoſen nie verſpottet worden, als hier von ihrem Gaſtfreund und Schutzredner Heine, wenn er auf ſo läppiſch-ſpaßhafte Art ihnen die philoſophiſche Geiſterbewegung in Deutſchland erzählt, wie etwa eine Amme für ein vierjähriges Kind die Geſchichte vom dreißigjährigen Krieg oder von der franzöſiſchen Revolution appretiren würde. Die Critik der reinen

tedesco und Mezzo lombardo) einander gegenüber. Wenn Metz hier wirklich von Meta (Grenzzeichen) herzuleiten ist, so muß auffallen, daß auch Metz an der Mosel (Metis, Metao nach der alten Form) beinah auf der alten Sprachgrenze liegt. Ebenso scheint das oben erwähnte Pontafel bloß darum ein Markstein der Sprachen, weil es vermuthlich seit der ältesten Zeit die Staaten trennt. Büsching sagt (5, 527): „Pontafel, eine Grenzstadt, die der Bach Fella in zwei sehr ungleiche Theile absondert; der kleinste Theil, der etwa 20 Feuerstellen enthält, ist östreichisch; der größte aber gehört der Republik Venedig. Mitten auf der Brücke scheidet sich Kärnten vom Venediger Gebiet. Hier ist die ordentliche Landstraße aus Oestreich nach Italien."

Die Zukunft unsrer Sprache ist in diesen Gegenden einstweilen so gesichert, wie an irgend einer Grenze, da sichs Oesterreich zur Ehre rechnet, eine deutsche Macht zu seyn. Doch zeigen sich, wenn gleich bis jetzt nur schüchtern und nebelhaft, auch von Süden her Bestrebungen, ähnlich denen, die Rußland, in der Hoffnung mit ihrer Hilfe sich im Westen auszudehnen, bei den Slaven ermuntert. Unter den Gelehrten von Welsch-Tirol bemühen sich manche zu zeigen, daß alles Tiroler Land bis zum Brenner und drüber hinaus gut römisch, alle Bewohner römische Abkömmlinge seyen, denen die deutsche Roheit aufgedrungen worden, die man also zu einem dereinstigen panitalischen Reiche schon jetzt nicht laut und oft genug zurückfordern könne[1]. Wenn sich diese Männer auf das eigentliche welsche Tirol beschränkten, so ließe sich gegen ihre Forschungen und Wünsche nicht viel einwenden, aber mit Unrecht erstrecken sie dieselben über alles Land am südlichen Abhang der Alpen, auch das deutsch redende. Denn abgesehen davon, daß ihnen die Kenntnisse zu fehlen scheinen, die nöthig sind, um vom Standpunkte der Sprachforschung aus genügende Beweise zu führen, ist es ein thörichtes Beginnen, wenn man die Sprach- und Völkerverhältnisse, die durch die große Wanderung zu Anfang des Mittelalters begründet worden sind, und auf denen die Lage von ganz Europa derzeit noch unerschüttert ruht, als ein Unrecht angreifen und rückgängig machen will. Könnte da nicht eben so gut Frankreich, als Erbe

[1] Beilage zu Nr. 43 der Allg. Zeitung 1843.

des alten Keltenthums, auf ganz Oberitalien, auf Tirol, Bayern, Schwaben, die Schweiz noch älteren Anspruch erheben!

Am stärksten sehen sich durch diese Bemühungen, die, soweit sie Sinn haben, unleugbar im Geiste der Zeit sind, jene cimbrischen Spracheilande bedroht, denn das Deutsche, das sich unter der Herrschaft Venedigs, zum Theil unter schützenden bürgerlichen Einrichtungen und durch die Wirksamkeit deutschländischer Geistlicher, Jahrhunderte lang in selbständiger schriftmäßiger Behandlung als Schul-, Kirchen- und Gemeindesprache behauptet hatte, entbehrt nun dieser Bundesgenossen: alles geistige Leben, Kirche, Schule, Verkehr weisen lediglich auf Italienisch; schon gilt die Anwendung des Deutschen bei den Vornehmeren für unedel, sieht sich auf den häuslichen Gebrauch beschränkt, ist von Manchem sogar in diesem schon verpönt. Wenn sich hier nicht vieles ändert, so vergeht vielleicht kein Jahrhundert, bis auf den Bergen um Roveredo, an den Quellen der Brenta die letzten deutschen Laute verklingen.

E. D.

(Die zweite Hälfte dieser Abhandlung, die Ost- und Nordgrenze besprechend, folgt im nächsten Hefte.)

Die Zukunft der Vereinigten Staaten

und der Deutſchen in Amerika.

Ueber die Vereinigten Staaten iſt in letzter Zeit nicht viel Neues erſchienen. Es ſcheint, daß Reiſebeſchreiber, Advokaten und literariſche Stutzer ſich daran ſatt geſchrieben, und als ob das leſende Publikum in England, Deutſchland und Frankreich mit derlei Erzeugniſſen der Preſſe mehr als befriedigt wäre. So lange es mit Eiſenbahnen, Kanälen, Banken und Fabriken bergauf ging, war Amerika das Paradies des neunzehnten Jahrhunderts. Alle die rieſenhaften Fortſchritte, wenigſtens in der äußeren Cultur, die ſchnelle Ausbreitung der Bevölkerung, das beiſpielloſe Wachsthum derſelben, die leichte Art des Erwerbs, der allgemeine perſönliche Credit, das Aufblühen der Städte und des Handels, wurden als Folgen der Freiheit allen Ländern als Exempel vorgeführt, und es ſchien, als ob die ganze induſtrielle Richtung, die das neunzehnte Jahrhundert gleich nach den beendigten franzöſiſchen Revolutionskriegen annahm, in Amerika ſeinen Stützpunkt finden ſollte. Jetzt, wo die herabgeſtimmten inneren Verbeſſerungen, das Falliment der Vereinigten Staatenbank, und das Stocken in Handel und Gewerben die frühere ſcheinbare Proſperität aus ſtaatswirthſchaftlichen Gründen erklären ſollten, hält man unſere Inſtitutionen den getäuſchten Europäern als ein Schreckbild vor die Augen, das wohl nicht leicht den Wunſch erregen wird, dieſem Beiſpiel zu folgen. Hat man früher zu viel auf Rechnung der amerikaniſchen Inſtitutionen geſchrieben, ſo macht man ſie jetzt für viel zu viel verantwortlich; denn bis

jetzt haben die Institutionen auf das Wohl der Amerikaner noch viel zu wenig Einfluß gehabt. Clima, Boden, Bevölkerung, relative Stellung zu Europa und Indien haben auf Amerika mehr gewirkt als die Constitution, die Republik oder die Demokratie. Amerika hätte unter jeder Verfassung, und unter jeder Regierung, welche die Kraft gehabt hätte, Eigenthum und Handel zu schützen, schnelle Fortschritte machen müssen, und andrerseits hätte die Sucht, schnell reich zu werden, durch solche Umstände begünstigt, auch andere Staaten zu toller Wirthschaft und zu finanziellen Wirren geführt. Das amerikanische Volk in den östlichen Staaten der Union lebt noch immer in seinen europäischen Erinnerungen, und die angeerbten Sitten sind stärker als alle aus der Abstraktion geholten Begriffe von Gleichheit. Ob wohl Ein Europäer in Amerika die von ihm gedachte Gleichheit angetroffen, ob er wohl selbst nur so viel intellektuelle und moralische Freiheit gefunden, als z. B. in Frankreich, oder in einem weit höheren Grade in England? Die Institutionen sind an allem dem ebenso wenig Schuld, als die europäischen Capitalisten an der schlechten Wirthschaft der einzelnen Staaten, wie Pennsylvanien, Illinois, Maryland oder Mississippi. Die Institutionen von Amerika haben bis jetzt noch gar keine Probe bestanden, denn sie sind mit den Leidenschaften der Menschen, mit ihren Vorurtheilen und namentlich mit ihrem Eigenthum noch in keinen ernsthaften Conflikt getreten. Sie lassen blos gewähren; sie stehen dem natürlichen Trieb der Amerikaner so wenig als möglich im Wege, ja gewähren diesem Triebe sogar bedeutenden Vorschub, und es darf daher nicht auffallen, wenn das Volk allenthalben sich ihnen fügt. Nicht der absolute Begriff der Freiheit, sondern der relative, der dem öffentlichen Leben eines Volkes sich anpaßt, ist es, der ein Volk glücklich macht. So lange die Institutionen Amerikas keine feste Form annehmen, so lange sie blos als leichtes flüssiges Bindungsmittel dem leisesten Druck von außen nachgeben, und daher blos Begleiter der westlichen Völkerwanderung sind, kann von dem Einfluß derselben auf die industriellen Zustände keine Rede seyn. Die Verfassung der Vereinigten Staaten legt der Völkerwanderung nach dem stillen Ocean keine Hindernisse in den Weg, sie nimmt sie vielmehr in Schutz. Die Vereinsregierung, die der Amerikaner sehr

bezeichnend »Uncle Samuel« nennt, iſt ihm nur eine Art reſpektabler Geſellſchaft, ein naher Anverwandter, der einige Jahre älter iſt als er, und für den er einige Achtung hegt, weil er ihn brauchen kann.

Das, was die Amerikaner ſind, iſt noch immer mehr unmittelbare Folge ihrer Abſtammung und ihrer Iſolation von Europa, als das Geſchöpf ihrer Inſtitutionen, deren ſich der bei weitem größte Theil der Bevölkerung gar nicht bewußt wird. Der Grad von politiſcher Freiheit, den ſie beſitzen, iſt ihnen angeboren, und es iſt daher von demjenigen Enthuſiasmus, der ſich in den Staaten des europäiſchen Continents (denn in England findet ſchon eine Abnahme deſſelben von mehr als 50 Procent ſtatt) in der Hingebung an eine abſtrakte Idee ausſpricht, keine Spur. Die Worte: Republik, Demokratie u. ſ. w. werden zwar von den Volksrednern beſtändig im Munde geführt; wie beſchämt aber würden unſere jungen Verehrer des klaſſiſchen Alterthums ſeyn, wenn ſie wüßten, daß ein Volksredner gerade in Amerika keine reſpektable Perſon iſt. Nirgends wird ſo viel geſprochen als in den Vereinigten Staaten; nirgends ſtehen die Sprachen ſelbſt in geringerem Anſehen. Die Politik, die wir in Europa als Wiſſenſchaft ſtudiren, iſt in Amerika ein Handwerk, ein Stand, eine von den vielen hundert Arten, wie man ſein Brod verdient. Die große Maſſe bekümmert ſich wenig oder gar nicht um die öffentlichen Angelegenheiten, und die Kaufleute und Fabrikanten thun dies ſchon aus gutem Ton nicht. Wer da meint, daß die Inſtitutionen Amerikas das Land bevölkern, der ſehe ſich einmal die weſtlichen Niederlaſſungen an. Nicht der Schutz der Geſetze und der freiſinnigen Inſtitutionen iſt es, der ſie hieher treibt, ſondern der Wunſch, wo möglich von jeder Autorität unabhängig zu ſeyn. Wer da glaubt, daß die Demokratie der Vereinigten Staaten irgend ein poſitives Princip enthält, dem iſt überhaupt noch nicht klar geworden, worin die amerikaniſche Demokratie beſteht, der weiß nicht, daß ſie etwas rein Verneinendes iſt, und auch im gewöhnlichen Leben für nichts anderes gilt. Die Demokratie löst nur auf, ſie macht alle feſten Körper flüſſig; aber von der ihr eigenthümlichen Geſtalt haben wir bis jetzt doch immer nur ſehr ſchwache Umriſſe erblickt. Die Amerikaner zehren immer noch am Fett der Engländer. Es war

ein Leichtes, aus den Provinzen Staaten, aus einem Generalgouverneur einen Präsidenten, aus den Provinzial-Legislaturen unabhängige gesetzgebende Körper zu machen. War dies einmal geschehen, so folgte die Abschaffung aller höheren Beamtenstellen, welche die Krone Englands zu vergeben hatte, von selbst. Den höheren Beamtenstellen folgten die niederen, und so ging es fort, bis man nach und nach Alles wählbar machte bis auf die Justizbeamten, und zuletzt die Richter selbst. In dieser scheinbaren Consequenz liegt aber noch immer kein Keim einer besondern Organisation, sondern nur eine Verdrängung (Auflösung) des Bestehenden. Die Demokratie löste die gesellschaftlichen Elemente, welche aus Europa nach Amerika verpflanzt wurden, blos auf, sie selbst hat noch gar nichts erzeugt, und die Vereinigten Staaten bilden, trotz aller Unabhängigkeit von Europa, doch nur eine Variation englischer Zustände. Den Principienkämpfen des alten Europa verdankt Nordamerika seine Entstehung, und seine ganze Organisation ist auch nur als eine Fortsetzung derselben anzusehen. Ein Blick nach Amerika ist daher auch ein Blick in die europäische Zukunft, und erweckt in diesem Sinne ähnliche Erwartungen und Besorgnisse.

John C. Calhoun, einer der größten amerikänischen Staatsmänner, bemerkte vor noch nicht langer Zeit, daß die Constitution der Vereinigten Staaten ein Werk der Vorsehung ist, und als solches eine Menge von Beschränkungen enthält, die sich erst jetzt als Hemmnisse der absoluten Volksgewalt herausstellen, ohne welche aber das ganze amerikanische Staatsgebäude gewiß schon längst zusammengefallen wäre. Unter diese Beschränkungen zählt er die zweierlei Gattungen von Souverainetäten, die im Congreß einander gegenüber stehen, und das Veto des Präsidenten. Das Zweikammersystem ist offenbar dem englischen nachgebildet, und ein sehr heilsamer Moderator der Leidenschaften des Repräsentantenhauses, welches als rein demokratisches Element weder Vergangenheit, noch Zukunft, sondern nur die Gegenwart repräsentirt. Die Repräsentanten sind unmittelbar vom Volke auf zwei Jahre gewählt, die Senatoren auf sechs Jahre, nicht vom Volke, sondern von den legislativen Versammlungen der verschiedenen Staaten. Dies gibt dem Senate einen wesentlich verschiedenen Charakter. Die zwei Senatoren, welche jeder Staat

ohne Unterſchied ſeiner Bevölkerung und Ausdehnung nach Waſhington ſendet, vertreten den Staat und ſeine Beziehungen zur Union. Letztere geben dem Senat ſeine Färbung, und dieſe im Senat repräſentirte diplomatiſche Staatenſouverainetät wirkt ungemein heilſam hemmend auf den leidenſchaftlichen Geſchäftsgang des unmittelbar aus dem Volke hervorgegangenen Repräſentantenhauſes. Da die Senatoren auf ſechs, die Repräſentanten aber nur auf zwei Jahre gewählt ſind, ſo iſt der Fall nicht ſelten, in dem eine unmittelbar aus der Maſſe aufgetauchte Idee, welche ſich ſogleich im Hauſe der Repräſentanten geltend macht, von dort wieder durch neue Wahlen verdrängt wird, ehe ſie im Stande geweſen, den Senat zu erſchüttern und dadurch und durch die Zuſtimmung des Präſidenten Geſetzeskraft zu erlangen, und der Sturm geht, ohne Schaden angerichtet zu haben, vorüber. Gäbe es im Congreß nur Ein gemeinſchaftliches Volksintereſſe, ſo hätte es gewiß ſchon ein Moment erreicht, welches die Republik zur Anarchie, und durch ſie, nach dem Beiſpiel der ſüdamerikaniſchen Staaten, zur Diktatur geführt hätte. General Jackſon brauchte mit aller Popularität ganze ſechs Jahre, um den Senat niederzukämpfen, und die Wahl des Generals Harriſon gab der Oppoſition gegen die Maßregeln Jackſons neuerdings die Majorität im Senat. Es iſt ſchwer, meinen Viele, im Senat zu ſitzen und ein Demokrat zu bleiben, und die Richter des oberſten Gerichtshofes ſind nach Verlauf von drei bis vier Jahren immer Conſervative. Die Unmöglichkeit, das Beſtehende aufrecht zu erhalten und den abſtrakten Geſetzen Genüge zu thun, zwingt ſie faſt immer mehr oder weniger zu einer dem Volk entgegengeſetzten Stellung, weil das Volk noch mehr als ein Deſpot jede Beſchränkung ſeines Willens mit Unwillen erträgt. In dieſem Sinne iſt das Veto des Präſidenten, das große conſtitutionelle Faktum, kein Ueberbleibſel der monarchiſchen Gewalt, obgleich dieſe Idee den Gründern der nordamerikaniſchen Conſtitution nahe gelegen ſeyn mag, ſondern ein rein conſervatives Princip, ein Damm gegen die Volksgewalt.

Einen weiteren Schutz gegen den zu ungeſtümen Andrang der Leidenſchaften des Volks bildet die Conföderation. Gäbe es nur Eine geſetzgebende Verſammlung wie in Frankreich, ſo hätte der concentrirte Parteigeiſt ſchon längſt alle Schranken überſtiegen,

oder es hätte sich der concentrirte Ehrgeiz Einzelner schon längst die gewünschte Bahn gebrochen. Die neun und zwanzig verschiedenen Ober- und Unterhäuser der Union[1] dienen in dieser Beziehung als wahre Abzugskanäle, und zu gleicher Zeit als Vorschulen für den Congreß. Sie nehmen die Jugendjahre des amerikanischen Handwerkspolitikers in Anspruch, und geben ihm Zeit, wenigstens einen Theil seiner Irrthümer abzulegen, ehe er in den Congreß tritt. Den größten Nutzen aber stiften sie dadurch, daß sie eine Menge von Ehrgeizigen beschäftigen, welche sonst aus ihrer politischen Laufbahn gerissen, nur in der Hoffnung auf den Umsturz der bestehenden Regierung ihren Trost finden würden: der verunglückte Congreßmann, welcher sonst die Opposition gegen die Regierung ergreifen würde, ist ein Candidat für die Senatorstelle oder für das Haus der Repräsentanten seines Staates, und hofft auf diese Weise sich den Weg in den Congreß zu bahnen. In den gesetzgebenden Versammlungen bilden sich die Redner und gewöhnen sich an die parlamentarischen Formen, so daß auf den Congreß selbst selten Männer kommen, die das Volk nicht Jahre lang kennt, und deren Handlungen und Reden nicht schon der Gegenstand von Zeitungsartikeln gewesen. Alle diese Dinge sind übrigens rein zufällig oder haben sich historisch gebildet, und sind deßhalb den Gebräuchen und Gewohnheiten des Volks anpassend, und ganz etwas Anderes wäre es, wenn man die Verfassung jetzt dahin abändern wollte, um einen solchen Zustand herbeizuführen.

Der dritte günstigste Umstand für die Vereinigten Staaten ist ihre geringe Bevölkerung, und mehr als dies, der ausgedehnte Flächenraum, auf welchem diese Bevölkerung lebt. Die Hoffnung auf Erwerb, Reichthum und Unabhängigkeit beseelt alle arbeitenden Klassen, und treibt sie nicht blos von dem Felde der spekulativen Politik — der gefährlichsten von allen, eben deßwegen, weil sie Alles zur Handlung vorbereitet, ohne auf Einem dieser vorbereitenden Schritte mit der Wirklichkeit in Berührung zu kommen, oder von ihr belehrt zu werden — zur Thätigkeit und Beharrlichkeit, sondern auch weiter auseinander,

[1] Die drei Territorien Florida, Wisconsin und Iowa haben ebenfalls jede seine Repräsentativ-Verfassung und eine Provinzial-Legislatur.

wodurch der zündbare Stoff von ſelbſt zu Boden fällt. So lange es in den Vereinigten Staaten keine Dörfer gibt, und die Ackerbauer vereinzelt auf ihren Landgütern leben, hat es mit der politiſchen Kannegieſerei keine Noth; denn erſtens erfordern dieſe Anſiedlungen einen Aufwand von phyſiſcher und moraliſcher Kraft, der den Mann beinahe erſchöpft, und zweitens erhizt die wöchentliche Landzeitung, die der Farmer jeden Sonntag nach dem langen Kirchgang lieſt, lange nicht ſo ſehr als das Zuſammenſizen und Schwazen in der Kneipe. Das geſellige Leben und namentlich der gröſsere Einfluſs des weiblichen Geſchlechts auf daſſelbe lehren den Amerikaner wie den Engländer den Werth der Häuslichkeit, im Gegenſaz zum öffentlichen Leben, und verwahren ihn gegen manchen politiſchen Irrthum und gegen manches Hirngeſpinnſt, das den franzöſiſchen oder deutſchen Fanatiker berückt. Dieſer Einfluſs der Frauen ſcheint ſogar, bis auf einen gewiſſen Grad, unerläſsliche Bedingung aller vernünftigen Freiheit zu ſeyn, eine Art von moraliſchem Cohäſions- und Bindungsmittel bei der in allen Richtungen hin ſich erſchöpfenden demokratiſchen Expanſivkraft. Die ganze Geſittung Amerikas iſt in den Händen der Frauen, denn bei den ungeheuern Kräften, die die phyſiſche Entwicklung der Vereinigten Staaten in Anſpruch nimmt, ſind hauptſächlich ſie es, die durch Erziehung und Bildung auch geiſtig den Männern überlegen ſind. Der religiöſe Fanatismus und die Herrſchaft der Frauen thun mehr für die Aufrechthaltung der Geſeze als der Congreſs, der Präſident und alle geſezgebenden Verſammlungen zuſammengenommen.

Es iſt nichts thörichter als die Meinung ſo vieler Europäer, daſs man durch die Veränderung der Regierungsform den Nationalcharakter eines Volkes ändere. Nach Jahrhunderten mag der Wechſel gefühlt werden, aber in den nächſten drei oder vier Generationen gewiſs nicht. So z. B. würde man in den ſüdamerikaniſchen Republiken vergebens den republikaniſchen Geiſt ſuchen, während ein geborner Spanier dort ſo gut als zu Hauſe wäre, und umgekehrt erhält ſich der republikaniſche Geiſt Nordamerikas, durch den die Vereinigten Staaten erzeugt wurden, nicht etwa durch die Geſeze und die Conſtitution, die weiter nichts als der Ausdruck des durch Gewohnheit und Gebrauch im Volke wurzelnden öffentlichen Lebens ſind, ſondern recht eigentlich

in der Gemüthsart des Amerikaners, und soweit meine Erfahrung reicht, keiner andern Nationalität. Dadurch, daß dem Amerikaner die Freiheit natürlich ist, überschreitet er nicht leicht ihre gesetzlichen Gränzen, und denkt vielleicht weniger als irgend ein Europäer an absolute Gleichheit. Die Freiheit des Amerikaners, so lange sie aus rein britischen Elementen hervorging, bestand blos in der Sicherstellung von Rechten; erst durch die französische Revolution wurde ihr das demokratische Element beigesellt und das Land in zwei große mächtige Parteien geschieden. Die föderalistischen und national-republikanischen Parteien, wie sie zur Zeit Washington's bestanden, hatten es blos mit der Stellung der einzelnen Staaten zur Central-Regierung zu thun. Man stritt sich über das Verfahren, nicht über die Grundsätze. Erst durch Jefferson, welcher seine Weisheit aus französischen Schriftstellern holte, kam das eigentliche demokratische Element im Sinne, wie dieses Wort in Frankreich gebraucht wird, nach den Vereinigten Staaten. Bis dahin hatte das Wort blos eine statische Bedeutung; erst durch Thomas Jefferson, den die Partei in den Vereinigten Staaten selbst „den Vater der Demokratie" nennt, kam die Kraft der Bewegung hinzu, die dem Bestehenden den Einsturz drohte und eine Hälfte der Nation der andern feindlich gegenüber stellte. Die Unabhängigkeitserklärung hatte nur die Spitze, nicht den Grundstein des amerikanischen Staatsgebäudes erschüttert. Die aus Frankreich eingeführte Demokratie griff das ganze Gebäude an, und erklärte Allem den Krieg, was aus England abstammte oder damit verwandt war. Wie die Neu-Franzosen, erklärte die Demokratie der Vereinigten Staaten die ganze frühere Geschichte für einen Irrthum, sich selbst aber berufen, die alleinige Wahrheit zu verbreiten. Daß sie selbst aus diesem geschichtlichen Irrthum hervorgegangen und ohne denselben gar nicht da wäre, kam ihr, wie vorauszusehen, nicht in den Sinn; Jefferson hatte ganz nach Art der französischen Volkslehrer die Leidenschaften der Massen entflammt und dadurch zur höchsten Staatsgewalt sich emporgeschwungen. Seine Nachfolger hatten eine Majorität in beiden Häusern des Congresses, und die Wendung, die der französische Revolutionskrieg genommen, gab seinen Grundsätzen den gewünschten Nachdruck beim Volke.

Jetzt erfüllte die amerikanische Demokratie wie die europäische

Vernunft, fährt er in seinen Bildern fort, sey das Schwert, womit der Deismus in Deutschland hingerichtet worden — Kant wird mit „Maximilian Robespierre, dem großen Spießbürger“ verglichen; über seine Person gewitzelt und endlich anzugeben gesucht, „welche *sociale Bedeutung* jenem Hauptbuch inne wohne.“ Da Heine auf die sociale Bedeutung losgeht, muß man ihm zu Gute halten, daß er vom eigentlich Philosophischen nichts versteht und z. B. Kant behaupten läßt: wir wissen von den Dingen nur insofern, als sie sich in unserm Geiste *reflektiren*, ein die ganze Erkenntnißtheorie Kants aufs bewundernswürdigste entstellender und fälschender Ausdruck! Die Hauptsache ist für Heine die Verwerfung der Beweise vom Daseyn Gottes, und die Kant'sche Lehre: daß Gott, als Noumenon, vom Menschen nicht erkannt werden könne. Dies würde Heine „weitläuftiger besprechen, wenn ihn nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. Jede Diskussion über das Daseyn Gottes ist ihm verwerflich.“ (!!) „Der Verfasser ist sich einer frühen, ursprünglichen Religiosität aufs freudigste bewußt.“ Aber diese Religiosität kann doch den Strom des Spaßes und des Gelächters nicht dämmen; zwar enthält sich Heine „aller populärisirenden Erörterung der Kant'schen Polemik gegen die Beweise vom Daseyn Gottes,“ und begnügt sich mit der bloßen Versicherung (und welcher Garantie bedürfte Heines Zeugniß?), daß der Deismus (er will vielleicht auch den Theismus gemeint haben?) im Reich der speculativen Vernunft erblichen sey; aber plötzlich verfällt er wieder in den spaßhaft-philosophischen Ton: „Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hause gehen? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce;“ und die *Farce* soll darin bestehen, daß Kant, nach der theoretischen Vernunft die Erkennbarkeit des Daseyns Gottes läugnend, denn doch das Daseyn Gottes zu einem Postulat der praktischen Vernunft machte, und Heine vermuthet wieder in *seinem* Geiste, Kant habe diese *Farce* vielleicht der gutmüthigen Schwachköpfe, vielleicht auch zum Theil der *Polizei* wegen gespielt! Mag diese Incongruenz des Resultats der theoretischen und der praktischen Vernunft speculativ ein Mangel seyn — *leichtsinnig und ohne Ernst* schrieb Kant seine Critik der praktischen Vernunft gewiß nicht, wie jeder weiß, der sie gelesen hat, und gewiß ebenso wenig aus Furcht vor der Polizei; übrigens ist der Widerspruch nicht einmal so strikt zu behaupten,

ihren Beruf im Einreißen des alten Staatsgebäudes und im Auflöſen aller bis dahin beſtandenen Formen. (Das Aufbauen war ihr von jeher unmöglich, weil ihre Kraft nach allen Richtungen hin gleich wirkſam iſt, und ſie daher nicht im Stande iſt, der Maſſe irgend ein beſtimmtes Gefüge zu geben.) Aber das Einreißen der jungen, kräftigen Inſtitutionen der Neuen Welt, bei einem nüchternen, klugen, berechnenden, unter engliſcher Erziehung groß gewachſenen Volke, ging lange nicht ſo raſch von Statten, als der Umſturz des morſchen, altersſchwachen franzöſiſchen Throns, und dazu gab es in Amerika keinen Pöbel, keine Proletarier, und im eigentlichen Sinne keine mit der beſtehenden Regierung Unzufriedenen. Die Leidenſchaften, ohne welche jede Bewegungspartei des zu ihrer Wirkſamkeit nöthigen Moments entbehrt, mußten daher auf künſtlichem Weg den Maſſen eingepflanzt werden, und dies that Jefferſon durch die beſtändige Anregung des Nationalhaſſes gegen England und der Eiferſucht und des Neides der arbeitenden Klaſſen gegen die begüterten. Vermögen, Würden, Familienſtolz, gelehrte Bildung, und in letzter Zeit ſogar Anſtand wurden Gegenſtände der Verfolgung von Seiten der Parteien. Aber alle dieſe Dinge waren den Amerikanern nur mit Mühe eingeimpft, und bedurften ſteter Anregung von Außen, um nicht alsbald wieder in Nichts zu zerfallen.

Drei Dinge waren es hauptſächlich, welche der amerikaniſchen Demokratie ihr jetziges politiſches Uebergewicht ſicherten: 1) der Krieg mit England i. J. 1812, 2) die militäriſche Richtung, die Amerika dadurch gewann, und endlich 3) hauptſächlich das Einſtrömen der europäiſchen Bevölkerung. Wir wollen jede dieſer drei Urſachen beſonders betrachten, um aus ihnen auf die demnächſtige Zukunft jener Rieſenrepublik ſchließen zu können. Der Haß gegen England iſt ein Nationalelement der Vereinigten Staaten, und wird von den Engländern, einzelne Ausnahmen abgerechnet, doppelt zurückgegeben. Es iſt übrigens nicht wahr, wie Sidney Smith noch unlängſt in ſeinem Brief an »the drab-coloured men of Pennsylvania« im Morning Chronicle geſagt, daß Amerika England darum beneidet, daß die Civiliſation des letzteren um dreihundert Jahre älter iſt, als die ſeinige, und weil die Equipagen von Bond Street ſchöner ſind als die von

Broadway in New-York. Denn erſtens iſt die amerikaniſche Civiliſation gerade ſo alt als die europäiſche; denn Amerika verdankt Europa ſein Entſtehen, und zweitens ſind gerade die Amerikaner ſtolz darauf, daß ſie jung ſind. Wenn dem Amerikaner Ein europäiſcher Charakterzug fehlt, ſo iſt es die Achtung für das Alter. Kein Geſchlecht, das ſich dort nicht für klüger hält, als das ihm in der Geſchichte zunächſt vorangehende, kein Junge, der ſich nicht für beſſer und geſcheidter hält, als ſein Vater. Wie die Cultur des Bodens zunimmt, und Gewerbe, Handel und Fabriken aufblühen, mehrt ſich auch die allgemeine geiſtige Bildung, obſchon eigentliche Humanität in Amerika noch nicht zu Hauſe iſt. Ebenſo wenig dürften die Amerikaner die Engländer um ihren Luxus beneiden; denn obgleich der Reichthum Einzelner gegen den des alten engliſchen Adels ſehr zurückſteht, ſo iſt doch der Wohlſtand der Mehrzahl dem Englands und ſeiner Colonien, wie aus den Umſtänden hinlänglich erklärbar, bei weitem überlegen. Eher dürfte England den Wohlſtand und das ſchnelle Aufblühen der Vereinigten Staaten mit Mißgunſt anſehen; denn Amerika iſt das Kind, das den Rath der Mutter verachtend, dennoch groß und mächtig geworden iſt. Aber der Inſtinkt ſagt den Bewohnern dieſer Länder, daß beide dem Grundſatz nach nicht auf die Länge der Zeit beſtehen können, und daß in ihrem innerſten Leben ein Antagonismus obwaltet, der ſich nicht durch Verträge binden oder auflöſen läßt. Die Furcht, durch den ſtets wachſendrn Verkehr mit England, durch den mächtigen Einfluß ſeiner Politik, ſeiner Geſetze und ſeiner Inſtitutionen, nach welchen die amerikaniſchen gebildet, dieſem Reiche dennoch unterthan oder zinsbar zu werden, iſt der Zauberſtab, mit welchem die amerikaniſchen Handelspolitiker das Volk beſchwören. Haß und Verachtung des alten Mutterlandes ſind die ſtets gangbare Münze im niedrigen amerikaniſchen Volksleben. Dies iſt um ſo natürlicher, als, wie wir bereits oben erwähnt, die ganze moderne Demokratie nichts weiter iſt, als ein Gegenſatz, eine reine Negation, ein Mittel, das Veraltete oder Beſtehende aufzulöſen, ohne etwas Beſtimmtes an deſſen Stelle zu ſetzen. Der Haß gegen England, den die amerikaniſchen Demokraten predigen, iſt noch lange keine amerikaniſche Nationaltugend; aber er löst auf, er trennt das Volk in ſeinen

Erinnerungen und Gewohnheiten von dem alten Mutterlande, und iſt ſo ein Mittel, das vielleicht zur Nationalität und zur geiſtigen Unabhängigkeit führen kann. — Auf der andern Seite iſt leicht einzuſehen, daß die alten wohlhabenden Familien, in welchen das Gefühl ihrer Abkunft am lebendigſten geblieben, diejenigen ſind, in welchen die Erinnerungen an England nicht immer feindſeliger Natur ſind, und daß daher das, was man in Amerika the english feeling (das engliſche Gefühl) heißt, in der beſſeren Geſellſchaft ebenſo ſehr ſich geltend macht, als im politiſchen Leben der Haß gegen das Mutterland. — Die ſocialen Zuſtände Amerikas kommen durch dieſen Widerſpruch in einen unaufhörlichen Conflikt, deſſen ſchlimmſte Folge die iſt, daß ſich die bemittelteren und gebildeteren Familien nach und nach von allem Antheil an dem öffentlichen Leben zurückziehen und die Politik faſt ausſchließlich den Emporkömmlingen überlaſſen. Dies iſt ein arger Fehler von Seite der Bemittelteren; denn er hat die demokratiſche Partei der Vereinigten Staaten zur vorherrſchenden nationalen gemacht, und zwingt ſie, die ſonſt keine Mittel beſitzt, ſich ausſchließlich der öffentlichen Aemter zu bemächtigen, oder durch ihren Einfluß auf die geſetzgebenden Verſammlungen überall auf die Theilung des Vermögens und die Abſchaffung alles deſſen anzutragen, was zur phyſiſchen, moraliſchen oder geiſtigen Ueberlegenheit einzelner Familien oder Kaſten führen könnte. Beiſpiele hievon ſind: der Krieg gegen die Banken, den die demokratiſche Partei nicht aus ſtaatswirthſchaftlichen, ſondern hauptſächlich aus ſocialen Rückſichten führte, und eben dadurch zugleich den perſönlichen Credit vernichtete, der in Amerika allein den Nichtbemittelten dem Mann von Vermögen gleichſtellte, — die Oppoſition gegen alle Körperſchaften, ſelbſt ſolche, die zur Vollführung öffentlicher Werke (Eiſenbahnen, Kanäle u. dgl.) zuſammengetreten, — die Stimmen, welche in letzter Zeit gegen die Militär-Akademie von Weſt Point aufgetreten, „weil ſie gewiſſe bevorrechtete Individuen ausſchließlich zu Offizieren erziehe," — und endlich der Grundſatz, daß die Univerſitäten ſelbſt nur ein Mittel ſeyen, die geiſtige Ueberlegenheit Einzelner über die Mehrzahl des Volks zu ſichern, den ein gewiſſer Theil der demokratiſchen Partei in Anregung zu bringen ſucht: „weil die Summen, welche für Univerſitäten verſchwendet

werden, beſſer auf öffentliche Volksſchulen verwendet werden könnten, wodurch die Bildung des gemeinen Mannes befördert würde." Dergleichen Dinge finden jetzt noch keinen allgemeinen Anklang, weil der Bemittelten noch zu Viele ſind, weil der Erwerb noch immer verhältnißmäßig leicht iſt, und die Ausſicht auf Vermögen faſt jeden Bürger beſeelt. Aber die Zeit wird kommen, wo dies nicht mehr der Fall ſeyn wird, wo der Andrang der Nichtsbeſitzenden größer ſeyn wird als die Widerſtandskraft der Vermöglichen und der Erwerbenden, und dann erſt wird ſich zeigen, daß die Demokratie nirgends die ihr eigenthümliche Natur verläugnet, und daß die Demokratie der Vereinigten Staaten von der europäiſch-franzöſiſchen auch darin nicht verſchieden iſt, daß ſie in ihrem Weſen revolutionär und von dem Augenblick an machtlos iſt, wo ſie nichts mehr umzuwälzen findet.

Der zweite Umſtand, welcher der amerikaniſchen Demokratie großen Vorſchub leiſtete, war der Ausbruch des Krieges von 1812. Hiedurch gewann die nationale Partei einen neuen Aufſchwung, der noch dadurch vergrößert wurde, daß die Grauſamkeiten, welche ſich die Engländer zu Schulden kommen ließen, ſowie das Glück und der Ruhm der amerikaniſchen Waffen, Tauſende von Männern, welche früher auf Seite der Föderaliſten geſtanden, in die Reihen der Demokratie führte, und dadurch letztere, wenn mir ein ächt-amerikaniſcher Ausdruck geſtattet iſt, „reſpektabel" machte. Es fand bei dieſer Gelegenheit eine Art Amalgamation der Parteien ſtatt, welche in der friedlichen Präſidentſchaft Monroe's (dem Nachfolger Madiſon's) ihren Repräſentanten fand. Monroe wurde zum zweitenmal ohne Widerſtand erwählt: er war nach Waſhington der populärſte Mann der Vereinigten Staaten. Der Friede war übrigens nur ſcheinbar, und durch die angenehme Perſönlichkeit dieſes Präſidenten bedingt. Im Stillen arbeiteten Süden und Norden, Demokraten und Föderaliſten an der Wiederherſtellung der alten Demarkationslinien. Die Präſidentſchaft John Quincy Adams gab den ruhiger, engliſch denkenden Amerikanern nur eine kurze und trügeriſche Ruhe. Der Krieg hatte eine Menge von Abenteurern, Leute von Muth und zum Theil auch Verſtand und Geſchicklichkeit ins öffentliche Leben eingeführt, die jetzt durch den anhaltenden Frieden

wieder aus aller Wirkſamkeit traten und der Gefahr ausgeſetzt waren, gänzlich in Vergeſſenheit zu gerathen. Dieſen Leuten mußte daran gelegen ſeyn, ſowohl die Erinnerungen aus dem Kriege als die Urſachen, welche zum Krieg führten, friſch im Andenken des Volks zu erhalten, und dazu gab es kein beſſeres Mittel, als der Nationaleitelkeit des Volks zu ſchmeicheln, ſeiner Tapferkeit unerhörte Lobſprüche zu machen, und ihm die ſieggekrönten Helden des Kampfes als die tauglichſten Candidaten zu allen öffentlichen Aemtern (die Präſidentſchaft eingeſchloſſen) vorzuführen. Hiezu wurde nicht nur der Rechts-, ſondern auch der Billigkeitsſinn des Volkes in Anſpruch genommen. Man machte ihm begreiflich, wie ungleich die Güter dieſes Lebens vertheilt ſeyen, — wie der Mann, welcher mit ſeinem Leben eingeſtanden, jetzt darbe, wo der, für deſſen Sicherheit er gekämpft, und deſſen Handel und Gewerbe er dauerhaft begründet, ungeſtört die Früchte des Friedens genieße. Es fehlte nur an einem Mann, welcher alle dieſe Anſprüche in ſeiner Perſon vereinigte, einem Manne, welcher der neu zu gründenden Partei als Stützpunkt ihrer Thätigkeit dienen konnte.

Dieſer Mann fand ſich in General Jackſon. Sein Name war durch den Sieg von New-Orleans zu ſehr an den amerikaniſchen Nationalruhm geknüpft, als daß ſelbſt ſeine politiſchen Widerſacher, wie z. B. Henry Clay, nicht gezwungen geweſen wären, ſeine Verdienſte anzuerkennen. Das ganze Heer der Patrioten aus dem letzten Kriege war ihm zugethan; der Süden glaubte durch ihn, der ſelbſt ein Sklavenbeſitzer war, ſeine Unabhängigkeit von den nördlichen Staaten um ſo beſſer zu ſichern; der Weſten aber entfaltete bei dieſer Gelegenheit zuerſt ſeine Vorliebe für die Militärgewalt. Der Weſten, größtentheils von kühnen Abenteurern oder auch von zu Grunde gerichteten Kaufleuten, Bankerotteurs, Ehrgeizigen, für welche die öſtlichen Staaten keine Gelegenheit der Auszeichnung boten, kurz von in ihren Erwartungen hintergangenen Menſchen bevölkert, fand in der Erwählung des Generals Jackſon ein taugliches Mittel der Wiedervergeltung gegen den ariſtokratiſchen Oſten, und zu gleicher Zeit die Hoffnung auf Würden und Ehrenſtellen. General Jackſon war ein Mann von ausgezeichneten militairiſchen, aber keineswegs adminiſtrativen Talenten, von Charakterſtärke, aber

nicht von Seelengröße, von Vaterlandsliebe, aber auch beherrscht von ungezähmten Leidenschaften. Bis jetzt hatten die Präsidenten der Vereinigten Staaten gewisse Rücksichten für ihre Gegner beobachtet, ja sogar auf jede mögliche Art dieselben zu versöhnen versucht; mit der Erwählung des Generals Jackson war es aber nicht anders, als ob die demokratische Partei die Regierung erobert hätte, und nun die Güter derselben unter sich theilen wollte. Das ganze Verwaltungspersonal, alle Gesandte an fremden Höfen, alle Postbeamten, auf welchen der Verdacht der Aristokratie ruhte, wurden fortgejagt und die persönlichen Freunde und Anhänger Jackson's an ihre Stelle gesetzt, und General Jackson sprach offen den Grundsatz aus: „dem Sieger die Beute." Hiedurch kam eine wahre militärische Disciplin in die demokratische Partei; sie rüstete sich planmäßig zum Streit, erwählte ihre Führer und vertheilte nach dem Rang ihrer Anführer den eroberten Gewinn. Es bildeten sich Politiker von Handwerk, die sich nach Art der Freiwilligen bei unsern Armeen anwerben ließen, in der Hoffnung, irgend einen fetten Posten (die ihnen durch die neue politische Taktik zugesicherte Belohnung) zu erhaschen und dadurch zuletzt ihre Unabhängigkeit zu sichern. Wie die erste stehende Armee die Organisirung aller andern als nothwendige Vertheidigungsmaßregel nach sich zog, so führte das von General Jackson aufgestellte Regiment die Gegenpartei zur Nachahmung desselben, bis die Vereinigten Staaten zuletzt in zwei einander entgegenstehende Heere abgetheilt waren, die sich alle vier Jahre (bei der Präsidentenwahl) eine Hauptschlacht liefern.

Dieses Abscheiden des Volks in zwei große Heeresmassen ist unstreitig das größte Uebel in den Vereinigten Staaten, und daß sie es bis jetzt ohne schlimmerern Einfluß auf den Fortbestand der Union und der republikanischen Freiheit ertragen konnten, verdanken sie nur ihrer angestammten Gleichgültigkeit, ihrem ruhigen Ernst und dem Umstand, daß bis jetzt noch immer die Aussicht auf Gewinn und Reichthum eine Menge ausgezeichneter Köpfe mit Handel und Gewerbe beschäftigt. Bis jetzt ist die Politik, als Geschäft betrieben, immer noch ein Mittel, schnell arm zu werden, weil man darüber nothwendigerweise alle andern Dinge vernachlässigt; aber die Zeit ist nahe, wo die

Konkurrenz jede Art von Erwerb erſchweren wird, und dann werden die Politiker von Profeſſion ſich ſchon ſelbſt zu erhalten verſtehen. Ihre Armee wird dann groß genug ſeyn, um dem Lande Geſetze vorzuſchreiben, und ſie werden dann ſchon Sorge tragen, daß ſie bei der Vertheilung der Güter dieſer Erde nicht zu kurz kommen. Bei der ſtets zunehmenden Verzweigung der politiſchen Angelegenheiten der Union wird die Politik immer mehr und mehr ein Zweig der Betriebſamkeit, der das ganze Leben eines Menſchen in Anſpruch nimmt, und es wird daher auch nichts billiger ſeyn, als ihn für ſeine diesfallſigen Dienſte ſtandesmäßig zu belohnen. Der Grundſatz, daß alle Staatsämter vom erſten bis zum letzten mit den Männern der obſiegenden politiſchen Partei beſetzt werden müſſen, führt nothwendig darauf hin, und demoraliſirt nicht nur die Beamten, welche ihre Stellen gleich nach dem Antritte derſelben gegen die Bewerber aus der Gegenpartei zu vertheidigen haben, und ſchon der Unſicherheit ihres Poſtens wegen mehr auf die Politik als auf ihr Amt bedacht ſind, ſondern auch die Wähler und zuletzt das Volk. Bis jetzt iſt die Anzahl der Vermöglichen noch immer zu groß, als daß irgend eine der beiden herrſchenden Parteien den Verſuch wagen ſollte, Geſetze gegen das Eigenthum in den Kongreß oder in die geſetzgebende Verſammlung der einzelnen Staaten zu bringen. Der Beſitzer eines einzigen Morgen Landes iſt ebenſo ſehr — um einen techniſchen Ausdruck zu gebrauchen — ein Eigenthumsmann, als der Inhaber ganzer Länderbezirke oder der Inhaber von werthvollen Häuſern in den atlantiſchen Städten. Der Krieg, den die demokratiſche Partei gegen die vereinigte Staatenbank führte, war nur zum Theil die Fehde der Armen gegen die Reichen; der Haß der Minderbegüterten gegen die Beſitzenden war nur eine Hülfsleidenſchaft, die dabei allerdings vortreffliche Dienſte that, aber doch einen gewiſſen Schein von Wahrheit und Recht zu retten wußte. Die eigentliche Probe amerikaniſcher Inſtitutionen wird erſt dann ſtattfinden, wenn das Land von der atlantiſchen bis zur Küſte des ſtillen Oceans angebaut, und der Auswanderung der Mißvergnügten nach dem fernen Weſten ein Ziel geſetzt ſeyn wird.

Zum Erwerben taugt faſt jede Regierungsform, und vielleicht die demokratiſch-republikaniſche noch am beſten, weil ſie

den Industriellen den wenigsten Zwang anlegt. Aber ganz anders verhält sich die Sache, wenn der Fortbestand des Staates, sein Kulturzustand und seine Macht davon abhängen, das Erworbene zu schützen. Zum Erwerben bedarf es blos des natürlichen industriellen Instinkts der Menschheit, das Erhalten erfordert Weisheit, Tugend und Erfahrung, wie sie selten ein Volk macht, ehe es zu spät ist, davon Nutzen zu ziehen. So lange das Eigenthum gesichert bleibt, ist dem Eifer leidenschaftlicher Politiker und dem Wahnsinn der Rottenführer eine sehr enge Grenze gesetzt. So lange die Besoldungen der Beamten so gering bleiben, daß dieselben kaum ihrem Stande gemäß leben können, so lange der Gouverneur von Connecticut z. B. einen geringeren Gehalt bezieht, als der letzte Commis eines respektablen Handelshauses, werden sich mehr Bewerber um Privatstellen einfinden, als um öffentliche Aemter, von denen die meisten ohnehin nur ein oder zwei Jahre dauern und mit jedem Regierungswechsel in andere Hände gehen. Das Patronat der reichen Kaufleute, Fabrikanten und Geldwechsler ist unter solchen Umständen wünschenswerther, als das des Präsidenten oder der Gouverneurs einzelner Staaten, deren Schicksal selbst von den nächsten Wahlen abhängt, und es erklärt sich hieraus hinlänglich, warum bis jetzt die Presse, der talentvollste Theil der Advokaten und die große Mehrheit der Gebildeten aller Stände entschiedene Gegner der den Vereinigten Staaten von Thomas Jefferson eingeimpften Demokratie sind. Die Beamten der Regierung haben nicht einmal die sociale Stellung, die ihnen unabhängig von dem, was sie außerhalb ihres öffentlichen Wirkungskreises sind, die Achtung des Publikums sichert, und es ist bereits ein sehr schlimmes Zeichen für die Zukunft der nordamerikanischen Staaten, daß sich alle entschiedenen Talente gänzlich von der Politik entfernt halten, oder sie doch nur als Nebensache, als Zeitvertreib in den Feierstunden betreiben. Wenn die Politik an und für sich schon ein wenig einträgliches Geschäft ist, und daher hauptsächlich nur von Personen betrieben wird, welche zu faul oder zu unthätig sind, um sich durch Arbeit einen anständigen Lebensunterhalt zu sichern, so wirkt der Umstand, daß das rein politische Streben auch in der Gesellschaft keine Anerkennung findet, vollends tödtend auf den moralischen Charakter der darin

Befangenen, und ſtumpft denſelben nach allen Richtungen immer mehr und mehr ab. Wie bekannt, finden ſich jetzt ſchon in keiner der größeren Städte der Union Perſonen von Vermögen und Anſehen, welche Willens ſind, ihre Mitbürger in den geſetzgebenden Verſammlungen ihrer reſpektiven Staaten zu vertreten, und wenn der Kongreß hievon gleich eine Ausnahme macht, ſo iſt doch auch die Ehre, ein Kongreßglied zu ſeyn, im Abnehmen, und die ausgezeichnetſten Männer ziehen ſich auch hievon immer mehr und mehr zurück.

Ueberließe man die Amerikaner ihrem Schickſale und würden die Lücken in den Reihen der amerikaniſchen Demokratie nicht alljährig durch hunderttauſend Einwanderer aus Europa verſtärkt, ſo hätten die Verfaſſungen der einzelnen Staaten und vielleicht die der Union ſelbſt gewiß ſchon bedeutende Veränderungen erlitten; ſo aber verhindern die alljährig hinzukommenden europäiſchen Elemente jeden Uebergang zu einer feſteren, den natürlichen Umſtänden des Volks anpaſſenden Form, durch die ſtete materielle Vergrößerung des zu verwandelnden Stoffs, und bilden gewiſſermaßen die konſervative Kraft des Staates.

Die eingewanderten Europäer ſind in der Regel viel leidenſchaftlichere Politiker, als die eingebornen Amerikaner, und dies ſchon deßwegen, weil die amerikaniſche Demokratie für ſie eine neue Glaubenslehre iſt, und Neubekehrte in der Regel Zeloten ſind. Da das Geſetz ſie nach fünf Jahren zu ſtimmfähigen Bürgern macht, ſo iſt es natürlich, daß die Politiker von Profeſſion ihnen zu Gefallen leben, und ſo lange an ihre Freiheitsliebe und ihren Patriotismus appelliren, bis ſie ſich zuletzt einbilden, dergleichen Tugenden zu beſitzen und zum Beweis davon den ihnen von den politiſchen Marktſchreiern gebotenen Wahlzettel ausfüllen. Schon die Idee, daß Männer der Regierung oder der Parteien ſich bis zu ihnen bemühen, mit ihnen verkehren und ſie für dieſen oder jenen Grundſatz zu gewinnen ſuchen, ſchmeichelt ihrem Ehrgefühl; und nun gar die Volksſouveränetät, die ſie nicht etwa techniſch, wie der Amerikaner, ſondern abſolut verſtehen! Dieſe Eingewanderten ſind enthuſiaſtiſch, weil ſie glauben, es gelte die Freiheit zu erobern, ſtatt durch Mäßigung ſie zu erhalten, und weil ſie in Jedem, der anders denkt als ſie, einen natürlichen Feind erblicken. Die

niedere Klasse ist nichts als Spielzeug in den Händen der eingeübten Amerikaner, während die Bemittelteren, dem Beispiel der Eingebornen folgend, die Politik und alles, was auf sie abzielt, für gänzlich ihres Nachdenkens unwürdig halten und dieses Geschäft gerne dem Pöbel und seinen Anführern überlassen.

Durch diese Art des Verfahrens versteht es sich von selbst, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Staates von Jahr zu Jahr in weniger vorbereitete oder ehrliche Hände fallen müssen, und daß von diesem Zustande nicht so leicht ein Zurückschreiten zu dem Standpunkte, auf den Washington die Union gesetzt, möglich ist. Je größer die Zahl der Stimmenden, desto leichter wird es den Parteiführern, auf die Leidenschaften derselben zu wirken, desto mehr ziehen sich die Gebildeteren und Vermöglicheren von allem Antheil an den politischen Angelegenheiten des Landes zurück, und gerade in demselben Verhältnisse verschwinden alle moralischen Garantien des Fortbestandes des Staates selbst.

So lange das Eigenthum unangetastet bleibt, welches trotz allen Mängeln der Verfassung doch so lange der Fall seyn wird, als die Zahl der Besitzenden größer ist als die der Mittellosen, werden die Institutionen der neuen Welt keine Probe zu bestehen haben. Das Volk wird sich buchstäblich von selbst regieren, das heißt sich geben lassen, und sein gesunder praktischer Sinn wird vielleicht erst nach Generationen den Weg der reinen Vernunft und der Staatsgrundsätze a priori einschlagen. Bis dahin wird Alles ruhig seinen Gang gehen: wie aber werden die Verhältnisse Amerika's sich gestalten, wenn die Regierung der Mehrzahl einmal gänzlich in die Hände der Mittellosen fällt? Daß dies über kurz oder lang endlich der Fall seyn wird, läßt sich gar nicht bezweifeln, denn erstens steht in Amerika der Grundsatz fest, daß die absolute Mehrheit das Gesetz macht, und zweitens müssen mit der Ansiedlung des Westens die jetzigen Erwerbsquellen nothwendigerweise nach und nach vertrocknen. Die demokratischen Machthaber, wenn sie der zunehmenden Macht des in den Händen Einzelner aufgehäuften Vermögens nur einigermaßen die Stirne bieten wollen, werden gezwungen seyn, den Regierungsbeamten eine bessere sociale Stellung zu sichern, ihren Gehalt zu erhöhen und die Steuern so zu vertheilen, daß die Begüterten den größeren Theil derselben zu tragen haben.

denn die Nichtbeweisbarkeit ſchließt den moraliſchen Glauben, dem ja Kant keine apodiktiſche Gewißheit zuſchrieb, gar nicht aus, und aus der Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie und ihres Einfluſſes, namentlich auf die Theologie, weiß jeder einigermaßen Unterrichtete, daß ſie keineswegs als Vernichterin des Theismus, ſondern als Bundesgenoſſin deſſelben betrachtet wurde, daß aus der Kant'ſchen Schule die Rationaliſten, eifrige Theiſten, hervorgingen; dagegen weiß er nicht, was Heine wiſſen will, daß „die Kant'ſche Philoſophie der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten, wegen ihrer abſtrakten Trockenheit, ſehr ſchädlich wurde.“ Förderlich war ſie ihnen vielleicht nicht, aber ebenſowenig iſt das Gegentheil Faktum, und Schiller, den Heine ſelbſt einen gewaltſamen Kantianer nennt, iſt der ſchönen Literatur unſeres Wiſſens nicht, auch durch ſeine äſthetiſche Schriften nicht, ſchädlich geworden. Doch jene verdammende Phraſe muß als Erſatz gelten für Mittheilungen aus der Kritik der Urtheilskraft — einem Buch, wovon Schelling urtheilt: es ſeyen vielleicht nie auf wenigen Blättern ſo viel tiefe Gedanken zuſammengedrängt geweſen, als in einem Abſchnitt jenes Werks — und welches Heine vielleicht nicht kennt!

Heine hält ſich, bei der Größe der Aufgabe, für vollauf entſchuldigt, wenn er über Fichte, deſſen Charakter ebenſo wie ſeine Philoſophie, als von großem Einfluß auf die Zeit, zu erörtern wäre, „nur dürftige Mittheilungen biete;“ gibt er etwa ſonſt reichliche und befriedigende? Er geſteht, über den Fichteſchen Gedanken ſchon ſey ſehr ſchwer zu berichten. Ueber Fichtes Methode heißt es: „er ſey in ein eifriges, gar eigenſinniges Conſtruiren gerathen und beurkunde darin eine abſtrakte Leidenſchaft. Die Form der Fichteſchen Schriften ſey lebendig, aber unruhig und verwirrſam.“ In Betreff des Inhalts habe dieſe Philoſophie „keine große Bedeutung; ſie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert.“ Fichtes Denkoperation mahnt Heine „an den Affen, der am Feuerheerde ſitzt vor einem kupfernen Keſſel und ſeinen eigenen Schwanz kocht.“ Es folgt eine Vergleichung Fichtes mit Napoleon — beide von koloſſalem Willen; Heine hätte hier den Franzoſen auch erzählen können (vielleicht wußte er es nicht), daß Fichte zur Zeit der Freiheitskriege deducirt hat: Napoleon ſey das abſolut böſe, verneinende, Princip. Wahrſcheinlich zur Beſtätigung der Behauptung, daß Fichtes Philoſophie keine große ſociale Bedeutung gehabt, vergleicht Heine ihre

Etwas dieſer Art ſehen wir bereits jetzt in dem Verſuch der Repräſentanten des Binnenlandes, den gröſtern Theil der Abgaben den atlantiſchen Städten aufzubürden, und in dem wechſelſeitigen Haſſe der Land- und Stadtpolitiker. Boſton zahlt mehr als ein Drittel aller Taxen des Staates Maſſachuſetts, New-York beinahe die Hälfte aller Abgaben des „Empire state" von New-York, Philadelphia zahlt in demſelben Verhältniß für ganz Pennſylvanien, Baltimore für Maryland u. ſ. w. Aber alles dies iſt nur der Anfang deſſen, was folgen muß, wenn die Vereinigten Staaten einmal im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung bevölkert ſeyn werden. Jetzt vertheilt ſich die politiſche Kraft über einen ungewöhnlichen Flächenraum; und gerade die thatkräftigſten, unruhigſten und mit ihrer gegenwärtigen Lage unzufriedenſten Männer ziehen nach Weſten und laſſen dem gemäßigten, geſetzteren Theil freies Spiel. Was das für Männer ſind, welche aus den alten Staaten, wie man ſie in Amerika nennt, auswandern, das zeigen uns die Niederlaſſungen am Miſſouri, Miſſiſippi und in Texas. Was wäre aus den alten Staaten jetzt ſchon geworden, wenn dieſe Elemente, dieſer lebendige Gährungsſtoff ſich nicht abgeſondert, ſondern eine Partei der Unzufriedenen daheim gebildet hätte? Bis jetzt wenigſtens iſt der Weg zu Reichthum und Anſehen keinem Amerikaner verſchloſſen; aber der Grund hievon iſt weniger in der Verfaſſung als in den ungeheuren Hülfsmitteln des Landes und in ſeiner verhältnißmäßig geringen Bevölkerung zu ſuchen. Es iſt daher noch gar kein Gefühl der Unbehaglichkeit, keine eigentliche Oppoſition gegen das Beſtehende da, ſondern jede Partei ſucht daſſelbe nur zu ihren Gunſten auszubeuten. Auch ſind die Parteien ſo ziemlich gleich getheilt, ſo daß keiner der im Wahlkampf unterliegenden die Hoffnung auf endlichen Erfolg ſchwindet, und daher die Form des Kampfes und der Principienkrieg immer derſelbe bleibt. Würde z. B. morgen die Whigpartei eine ſolche Niederlage erleiden, daß es wahrſcheinlich wäre, daß ſie während der nächſten zwanzig Jahre nicht wieder ans Ruder kommt, ſo könnte es ſich leicht ereignen, daß ihre Anführer, ſtatt wie bisher den Krieg innerhalb der Schranken der Verfaſſung zu führen, letztere ſelbſt angriffen, um, wie dies in Frankreich geſchehen, auf den Trümmern derſelben eine neue zu gründen,

die ihnen auf bequemere Weise die höchste Staatsgewalt sicherte. Daß jetzt Niemand dergleichen Plane hegt, ist ausgemacht und folgt aus dem Umstand, daß vor der Wahl keine der Parteien den Sieg voraussagen kann. Gerade in den Schwankungen, die im amerikanischen Staatskörper vorgehen, und alle vier bis acht Jahre eine vollständige Umwälzung in den Finanzen, in Handel und Gewerben, und in der Verwaltung aller Aemter hervorbringen, liegt die eigentliche conservative Kraft der Republik. Das demokratische Element ist blos das allgemeine Auflösungsmittel, das nur so lange flüssig bleibt und keinen Niederschlag bildet, als die Flüssigkeit im Zustande der Bewegung ist.

Eine zweite Garantie des Fortbestandes der amerikanischen Union — wenigstens für mehrere Generationen — ist unstreitig die den Amerikanern angeborne Thätigkeit. Diese läßt dem besseren Theil der Bevölkerung wenig Zeit zum Nachdenken über politische Gegenstände, und es gilt auch von der amerikanischen Bevölkerung, was Dr. Johnson von der englischen sagte: daß die Politik oder besser der Patriotismus (denn alle Handwerkspolitiker führen das Wort Patriotismus im Munde) die letzte Zuflucht eines Taugenichts sey. Die industriellen Klassen haben einen wahren Abscheu vor Allen, welche die Politik als ein Geschäft betreiben, und auf der Börse geht es diesen Leuten wie in Frankreich den Spielern von Profession — kein Mensch will ihre Noten discontiren oder mit ihnen Geschäfte machen. „Kennen Sie den Aussteller dieses Wechsels?" — „Gewiß; es ist Hr. A., der bei jener Gelegenheit für den Kongreß lief." — „Da gebe ich keinen Heller für seine Note." — So ungefähr beurtheilt man die, welche die Gesetze des Landes machen. — Der achtbarste Theil der Bevölkerung beschränkt sich ausschließlich auf Handel und Gewerbe, und selbst ein Advokat, der sich viel mit Politik beschäftigt, verliert augenblicklich seine Praxis. — Das Vermögen bildet in jedem Lande, und in Amerika schon wegen seiner englischen Abkunft, eine mächtige Aristokratie, welche in der Abwesenheit von privilegirten Ständen im geselligen Leben um so auffallender hervorsticht und dort der Ursprung von unzähligen kleinen Coterien ist, gegen welche die Politik bis jetzt vergebens ihre Waffen gebraucht. Die Gesellschaft wird

in keinem Lande demokratiſch werden, es ſey denn, daß die Frauen daraus verbannt würden, was nach unſern Begriffen die Geſellſchaft ſelbſt auflöſen würde. Die Geſellſchaft in den Vereinigten Staaten hat aber ebenſo gut ihre Candidaten, die auf Beförderung hoffen, als der Staat, und die Geſellſchaft hat in jenem Lande der abſoluten Gleichheit noch weit größere Reize für den Ehrgeizigen, als die Politik. Es gibt dort ebenfalls einen erſten, zweiten und dritten Rang, und was mehr, die Geſellſchaft bietet Reichthum, Bequemlichkeit, Genuß und Alles dies auf die Dauer, während jede politiſche Stellung in den Vereinigten Staaten vom Präſidenten bis zum Poſtbeamten prekär bleibt und bei jeder Wahl mehr oder weniger gefährdet iſt. Dieſes ſociale Entgegenwirken der Vermöglichen und Gebildeten gegen das Umſichgreifen der an tauſend öffentlichen Orten gepredigten Demokratie iſt von großem Gewicht für die amerikaniſche Zukunft und entzieht der Politik beſtändig ihre talentvollſten Köpfe. Es hat aber auch noch eine andere Wirkung. Es ſondert die Stände, ich möchte faſt ſagen nach dem Vermögen ab, und treibt Alles auf das Feld der Politik hinüber, was in der Geſellſchaft nicht die rechte Aufnahme findet. Die Politik wird dadurch zur Rächerin aller wirklichen oder eingebildeten Unbilden, und der Tummelplatz der niedrigſten Leidenſchaften. Dadurch, daß die beſſeren Köpfe von der Politik ſich zurückziehen, haben die mittelmäßigern dort leichteres Spiel, und dadurch, daß die Vermöglichen damit nichts zu thun haben wollen, fällt ſie auf Leute, welche ſich begnügen, damit ihr Brod zu verdienen — zwei Folgen, die zu den ſchlimmſten gehören, welche die demokratiſche Regierungsform der Union nach ſich zieht, und wodurch ſowohl die öffentliche als die Moral der einzelnen Bürger immer mehr und mehr in Verfall geräth. Gegen dieſes Uebel, welches im innerſten Weſen der amerikaniſchen Geſittung ſeinen Sitz hat, gibt es eigentlich gar kein radikales Mittel; denn bei dem Gegenſatze zwiſchen geſelligem und öffentlichem Leben läßt ſich nicht denken, daß das Eine auf das Andere günſtig einwirken oder die Gebrechen deſſelben zu verbeſſern im Stande ſeyn könnte. Der Amerikaner liebt, eben ſo ſehr als der Engländer, ſich im Privatleben von der großen Maſſe abzuſondern; aber in England findet man dieſen Hang

natürlich, in Amerika rechnet man ihn zu den Verbrechen, die, dem Volkstribunal verfallen, streng bestraft werden. In diesem Sinne haben wohl die Engländer Recht, wenn sie behaupten, daß in England mehr persönliche Freiheit existirt, als in den Vereinigten Staaten; allein es ist schon einmal so eingerichtet, daß überall in diesem Leben eine Compensation stattfindet, und daß der politisch freieste Staat der Erde dem geselligen Leben einen Zwang auflegt, den vielleicht kein an den Willen eines Monarchen gewöhnter Unterthan eines anderen Staates ertragen würde.

Die eingewanderten Europäer spielen in Amerika jetzt eine bedeutende Rolle. Ob sie solche auf die Länge der Zeit fortzuspielen im Stande seyn werden, ist eine andere Frage. Ihre Wirkung, wie ich schon oben bemerkte, ist bis jetzt conservativ; sie wird aber nicht so bleiben. Die Fremden helfen zwar die Wälder lichten, den Boden bauen und den Staatsreichthum mehren, aber in politischer Beziehung sind sie dem Lande kein Nutzen. Abgesehen davon, daß sie in den meisten Fällen blos ein Spielzeug in den Händen schlauer Politiker sind, bringen sie ganz neue Ansichten und Ideen, die, wenn man ihnen nachleben wollte, das ganze republikanische Gebäude der Vereinigten Staaten in wenig Jahren über den Haufen werfen würden, in jenes durchaus von praktischen Ansichten geleitete Land. Die Republik soll auf allgemeine Gleichheit gefußt seyn — die der Amerikaner nie anders als *vor dem Gesetze* versteht — alle Vorurtheile der Stände, der Religion, der Farbe u. s. w. sollen verschwinden; namentlich sollen die Unterschiede, die das Vermögen erzeugt, Banken und alle andern Geldinstitute als Krebsübel aus dem Staate verbannt und Männer zur Regierung berufen werden, welche in diesem Sinne zu handeln angeloben. Nichts können die eingewanderten Europäer in Amerika weniger begreifen, als die scharfe Absonderung der Stände und doch die Schnelligkeit, mit welcher man von einem Stand auf den andern übergeht — die Unterordnungen der Gesellschaft mit dem allseitigen Bestreben, den ersten Rang einzunehmen — den Respekt vor allem Eigenthum mit den steten Vorkehrungen gegen die Uebergriffe der Begüterten — mit Einem Worte: die Achtung für das hergebrachte Angeerbte, bei dem steten Wechsel der

Geſetze und des Vermögens. Bei näherer Betrachtung der amerikaniſchen Zuſtände iſt aber alles dieſes ſehr leicht begreiflich, die Vereinigten Staaten ſind durch Thätigkeit und Arbeitſamkeit reich und kräftig, und dadurch unabhängig von England geworden. Die Freiheit war ihnen blos das Mittel des größeren und ungetrübteren Erwerbs; denn von den erſten Niederlaſſungen in Virginien und Maſſachuſetts angefangen, arbeiteten ſie für ihre Unabhängigkeit.

Die Amerikaner ſind par excellence ein arbeitendes Volk, und der Sporn aller Arbeit iſt die Hoffnung auf Eigenthum und Unabhängigkeit. Dieſe Hoffnung beſeelt Alle, und der angehäufte Reichthum Einzelner, ſtatt Neid oder Eiferſucht zu erregen, iſt ein neuer Stachel zur Thätigkeit. Alles läuft um die Wette nach dem allmächtigen Dollar, und obgleich Tauſende dabei zu kurz kommen oder fallen, ſo fangen ſie doch wieder von Neuem an, unter Umſtänden, welche jedem Europäer den Muth niederſchlagen würden. Gern geſtehe ich, daß durch dieſes Haſchen nach Gold die ganze Nation eine einſeitige Richtung erhält, daß darüber vieles Edle und Gute im Keime erſtickt, daß Künſte und Wiſſenſchaften darunter leiden; aber hat man auch überlegt, was Amerika ohne dieſe Geldſucht, die der größte Sporn ſeines Unternehmungsgeiſtes und ſeiner Betriebſamkeit iſt, werden würde? Hat man wohl daran gedacht, daß die Induſtrie ein größeres Bindungsmittel der Staaten iſt, als Gleichheit der politiſchen Grundſätze, oder irgend eine abſtrakte, aus der Idee hervorgegangene Verfaſſung? Nur die Betriebſamkeit bildet den Unterſchied zwiſchen den nord- und ſüdamerikaniſchen Republiken. Wo die letzteren arbeiten, wie z. B. in Chili, da beſteht auch die Verfaſſung hauptſächlich dadurch, daß man andern Dingen nachgeht als der Politik, und daß die, welche die Politik als Zweck verfolgen, bei den beſchäftigten Maſſen keinen Anklang finden. Die Thätigkeit aber iſt ein angeerbtes Gut der Nordamerikaner und ihr verdanken dieſelben bis jetzt einzig und allein den Rang, den ſie in der Reihe der Staaten einnehmen; die Verfaſſung, wie geſagt, ließ ſie blos gewähren.

Die Unabhängigkeit von England, welche im Befreiungskriege ſo viele Vertheidiger fand, hatte nicht im Haß des

Königthums ihren Grund — denn dieser kam erst als Folge des Krieges selbst hinzu — sondern darin, daß England versuchte, die Wohlfahrt seiner nordamerikanischen Kolonien der eigenen unterzuordnen. Amerika fühlte das Bedürfniß sich selbst zu gestalten, statt sich blos den Engländern nachzubilden; die Riesennatur, welche die Kolonisten umgab, wirkte zu sehr auf Geist und Herz, und die Bedürfnisse der neuen Ansiedlungen waren zu verschieden von denen Englands, als daß rein englische Zustände das Muster der amerikanischen hätten werden können. Aber mit ächt praktischem Sinn behielten die Amerikaner Alles, was ihnen in ihrer neuen Lage ersprießlich schien, das englische Gesetz, die englische Gerichtsform, die Unabhängigkeit der Richter u. s. w. Man sieht es ihren Verfassungen überall an, daß darin nichts der bloßen Idee aufgeopfert ist, daß sie nichts umsonst aufgaben oder annahmen, und daß nicht Haß gegen das Mutterland, sondern nur gegen die Mißbräuche desselben die früheren Gesetzgeber Amerikas beseelte. Bei jedem Schritt fragten die Amerikaner: was kostet die Freiheit? und noch jetzt stellen die verschiedenen Staaten dieselbe Frage, die zwar in den Ohren eines europäischen Enthusiasten sonderbar genug klingt, aber doch ihren tüchtigen praktischen Werth hat. Sie schützt Amerika vor tausend Irrthümern, in die ein weniger kaufmännisches Volk verfallen würde, und bringt den Werth der Republik zur Kenntniß jedes Bürgers, der ihn sogleich mit seinem andern Besitzthum ins Haben schreibt. Gleich daneben, nämlich auf der andern Seite, steht aber auch das Sollen, und da ein guter Geschäftsmann jedesmal vor dem Schlafengehen die Bilanz zieht, so sieht dabei Jeder, was er gewonnen oder verloren, statt daß er beständig von der Zukunft träumt und darüber die Gegenwart vergißt. Daß die Amerikaner selbst während der Revolution eine hohe Achtung für die Institutionen Großbritanniens hegten, beweist die große Aehnlichkeit zwischen der englischen und amerikanischen Verfassung, das auch in Amerika eingeführte Zweikammersystem, das noch kein demokratischer Rabulist selbst in den neueren westlichen Staaten angegriffen hat, die außerordentliche absolute und legislative Gewalt, die sie in die Hände des Präsidenten legten, und das Beibehalten nicht nur des englischen Common law (lex non scriptum), sondern

auch der meiſten Statuten des engliſchen Parlaments, welche auch für Amerika Geſetzeskraft erhielten. Man ſieht nirgends auch nur eine Spur des Beſtrebens, etwas umzuſtalten deßwegen, weil es engliſch iſt, ſondern überall nur eine verſtändige Antwort auf die Frage: Was koſtet dieſes?

Gerade dieſer trockene Verſtand und dieſes trockene Verſtandesleben ſind die Quellen amerikaniſcher Zufriedenheit. Das Volk folgt nur überall ſeinem Inſtinkt. Würde es ſich zum Ideal erheben, ſo würde Tauſenden von Irrthümern das Thor geöffnet ſeyn, und kein Menſch könnte die Folgen berechnen; iſt aber irgend ein anderes Volk der Erde, das in dieſem Leben ſein Glück fände? Im Verhältniß zur Ausbildung des individuellen Geiſtes treten die Maſſen in den Hintergrund, und umgekehrt. In Amerika waltet bis jetzt blos der geſunde kaufmänniſche Verſtand, und man frägt bei allen Dingen blos: „wozu nützt dies?" Was koſtet dieſes? Wie viel bringt das ein?" — Es gilt dort noch die Naturphiloſophie des Doktors Panglos: Tout cela est très bien; mais travaillons notre jardin! Wenn ſie einmal künſtliche Bedürfniſſe zu befriedigen haben werden, wird auch der geſunde Menſchenverſtand die Kraft verloren haben, ſie zu leiten. Aus ihrer Verfaſſung haben die Amerikaner bis jetzt noch wenig für das praktiſche Leben geholt. Sie iſt blos der Ausdruck ihrer Art zu denken und zu handeln, nicht aber ein eiſerner Kommandoſtab, oder ein bloßes geiſtiges Skelett, an dem erſt im Laufe der Zeiten ſich einiges Fleiſch anſetzen ſoll.

Wer den Unterſchied zwiſchen den europäiſchen Freiheitsideen und den amerikaniſchen recht ins Auge faſſen will, der betrachte die eingewanderten Europäer und den eingebornen Amerikaner. Amerika bildet die Auslaufpunkte der europäiſchen Geſchichte, und gibt zugleich den Maßſtab an die Hand, nach dem die Fähigkeit der europäiſchen Völker für demokratiſche Inſtitutionen zu meſſen iſt. Der Engländer, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, ſteht noch immer dem Amerikaner am nächſten; der Deutſche iſt vortrefflicher Staatenhumus, aber es will ihm nicht gelingen, irgend eine feſte Geſtalt anzunehmen; der Franzoſe hat nur Sinn für das geſellige Leben; der Schottländer hält es in der Regel mit den Gemäßigten; der Irländer zeigt

auch in den Vereinigten Staaten, daß er viel zu leidenſchaftlich und zu wenig an die Freiheit gewöhnt, vielleicht auch moraliſch zu verdorben iſt, als daß er im Stande wäre, ſich ſelbſt zu regieren. Wenn man dieſe Menſchen mit den Amerikanern vergleicht, ſo wird man ordentlich mit dem Schickſal ausgeſöhnt, oder glaubt an den Schillerſchen Spruch: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Wie auch Einzelne über den Maſſen erhaben ſeyn mögen, nach den allgemeinen nationalen Erſcheinungen ſcheint jedes europäiſche Volk, ohne alle Ausnahme, daheim denjenigen Grad von Freiheit zu genießen, deſſen es werth, oder den es bei ſeinem Habitus zu ertragen fähig iſt. In Amerika lernt man erſt recht den Unterſchied zwiſchen angeborner, angewöhnter und einſtudirter oder nachgeahmter Freiheit kennen. Die europäiſchen Einwanderer haben das Anſehen, als ob ſie ihre Grundſätze zuerſt auf einem amerikaniſchen Trödelmarkt zuſammengebracht und denſelben ſodann einen modernen Schnitt gegeben hätten. Lauter alte abgetragene Waare in grotesken Formen; ein wahrer Maskenball für den Augenblick, ohne Vergangenheit und Zukunft.

Zuerſt kommen die Irländer (der bei weitem größere Theil der eingewanderten Bürger). Sie ſind in der Regel gewandt, keck, oberflächlich, aber biegſam; ohne Charakter oder beſtimmte Haltung, aber durch das Band einer gemeinſchaftlichen Religion, welches bei ihnen ein politiſches iſt, eng verknüpft und durch ihre Zahl imponirend. Sie beſitzen die ausgezeichnetſten Redner und unter ihnen finden ſich die talentvollſten Staatsmänner und Advokaten. Auf der andern Seite ſind ſie falſch, hinterliſtig, gleisneriſch, überſpannt in Allem, was ſie unternehmen; ohne Ausdauer, ohne Würde, enthuſiaſtiſch, aber ohne inneren Gehalt, und beinahe ohne alles höhere Ehrgefühl. Hier iſt natürlich nur vom großen Haufen die Rede; aber dieſer iſt es ja, welcher ſich ſelbſt zu regieren verlangt: die Anführer deſſelben haben dabei ganz andere Abſichten. Der Irländer ſcheint von Recht und Wahrheit im Allgemeinen nur ſehr verworrene Begriffe zu haben, und daher hat auch die Maſſe der iriſchen Bevölkerung keinen eigentlichen moraliſchen Werth. An den Irländern in den Vereinigten Staaten ſieht man erſt recht deutlich die Merkmale der tiefſten menſchlichen Erniedrigung, den Zuſtand völliger

politiſcher Unmündigkeit, die Armuth, welche eher Ekel und Unwillen als Mitleid erregt. Dieſe erſte iriſche Generation, wie man ſie in Amerika nennt, taugt zu gar nichts, als zur Verrichtung von Arbeiten, wozu der eingeborne Amerikaner zu ſtolz iſt, oder für die nicht immer ein Neger bei der Hand iſt, und kann nur mit Mühe durch den Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit und durch das Beiſpiel der beſſeren Bürger innerhalb der geſetzlichen Schranken gehalten werden. Kein Volk der Erde läßt ſeinen wildeſten Leidenſchaften freieren Lauf als das iriſche, keines wird daher von dem in ſtrengen äußeren Formen gebannten amerikaniſchen Verſtandesmenſchen mehr verabſcheut. Wie der Neger in den Sklavenſtaaten, wo er zum Reichthum des Pflanzers beiträgt, weniger gehaßt iſt, als im freien Norden, wo er mit dem weißen Arbeiter in Konkurrenz tritt, ſo wird der Irländer in England wahrſcheinlich weniger verachtet, als im freien Amerika. Wie auch einzelne Politiker, welche der iriſchen Stimmen bedürfen, den Irländern ſchmeicheln mögen, im innerſten Herzen liebt ſie keiner, und der eingewanderte Irländer ſteht in der Achtung der Eingebornen nicht viel höher als der Negerſklave. Dies iſt ein trauriges Bild, aber es iſt wahr. Auch in Amerika ſieht man in den Zeitungen bei einer Menge von Annoncen die Nachſchrift: „Kein Irländer braucht ſich zu melden," und wo es die Intelligenz der Neger zuläßt, zieht man ſelbſt dieſe den eingewanderten Irländern vor. Der Ausdruck „a wild Irishman." „ein wilder Irländer," bezeichnet in den Vereinigten Staaten den niedrigſten Kulturzuſtand des Menſchen, und ſo ſehr auch der klägliche Zuſtand Irlands die Theilnahme der eingebornen Amerikaner in Anſpruch nimmt, ſo hat man doch im Allgemeinen einen höhern Begriff von der Nation, als von den Muſterkarten, welche dieſelbe nach der neuen Welt ſendet.

Die Irländer bilden ſich ein, ſie ſeyen um ihrer Religion willen verhaßt, weil ſie in den Verfolgungen der Proteſtanten die Urquelle alles ihres Unglücks erblicken. Sie verwechſeln hier aber offenbar die Urſache mit der Wirkung. Die Amerikaner ſind viel zu ſtaatsklug, als daß ſie nicht einſähen, daß ohne die katholiſche Religion Irland vollends alles geiſtigen Troſtes beraubt wäre. Nicht die Religion iſt es, um deren willen man

die Irländer verfolgt, ſondern die katholiſche Religion iſt es, die durch die Irländer und ihren großen Proteſtantenhaß in der öffentlichen Achtung leidet. In Baltimore, wo die Katholiken die vorherrſchende religiöſe Sekte ſind, iſt die katholiſche Religion ſehr geachtet. In New-York gehören die franzöſiſchen Katholiken zu den angeſehenſten Familien, und im Weſten, wo ſehr zahlreiche deutſch-katholiſche Niederlaſſungen dieſer Religion zur Stütze dienen, haben die Katholiken eine Macht und ein Anſehen erlangt, welches die Eiferſucht aller übrigen Sekten rege gemacht und zu vielfachen Beſprechungen ihrer Proſelytenmacherei in den Zeitungen Veranlaſſung gegeben hat. Nur die iriſchen Katholiken bekehren Niemanden; nur mit dieſen wollen die Amerikaner in keine nähere Verbindung treten.

Einer der größten Beweiſe von Schwäche und Unverſtand, und vielleicht auch von Mangel an Charakter, beſteht in der Unfähigkeit, ſich zu irgend einem großen Zweck zu vereinen, und darüber die kleineren Veranlaſſungen zur Zwietracht zu vergeſſen. Wir haben dies leider an den Polen wahrgenommen; uns ſelbſt geht es nicht viel beſſer; von den Irländern aber läßt ſich ſagen, daß wenn ihrer drei irgendwo zuſammenkommen, es ganz gewiß auch zur Schlacht kommt. Proteſtanten und Katholiken hegen gegen einander einen glühenden Haß, und bei jedem Unternehmen in der neuen Welt werden die Uebelſtände in der alten Heimath in Mitleidenſchaft gezogen, ſo daß faſt nie nach den jedesmaligen Umſtänden, ſondern nach der Lage der Dinge im alten Vaterlande gehandelt wird. Selbſt die Repealers ſind unter ſich uneins, und haben in allen größeren Städten der Union zweierlei Geſellſchaften, die gewiß nicht ſo weit gekommen wären, wenn die O'Connell'ſche Repeal-Agitation nicht in die Zeit der amerikaniſchen Umtriebe um die Präſidentſchaft gefallen wäre, und bei der leichten Beweglichkeit der Irländer jeder Candidat für dieſe höchſte Staatswürde die iriſchen Wähler in ſein Intereſſe zu ziehen geſucht hätte. Die Irländer ſind in den Vereinigten Staaten in letzter Zeit nur dadurch ſo wichtig geworden, daß die klugen amerikaniſchen Politiker ſich mehr mit ihnen abgegeben, als mit andern Fremden, oder ſelbſt mit den eingebornen Bürgern. Eine Stimme iſt ſo gut wie die andere, denkt der Politiker, und die iriſche iſt leichter zu erhalten als

Nachwirkungen mit denen des Kaiserreichs, und behauptet jetzt: „von der politischen und geistigen Bewegung jener beiden Erscheinungen, lebt noch unsre Gegenwart. Die Geister sind noch ganz aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar ist die Nachwirkung seines Worts. Es lebte in den Fichteschen Schriften eine stolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die besonders auf die Jugend einen heilsamen Einfluß übte. Fichtes Ich war ganz übereinstimmend mit seinem unbeugsamen, hartnäckigen, eisernen Charakter.“ Es ist seltsam, wie sich manchmal ein boshafter Dämon an Heines Schreibtisch zu setzen scheint, wenn dieser etwa die Feder weggelegt hat, und über dieselben Gegenstände in einem gerad entgegengesetzten Geist fortschreibt, was dann Heine, weil es einmal auf seinem Papier steht, nicht mehr ausstreicht. Hier spielt dieser Dämon dem Heine wieder einen argen Streich; den sittlichreinen und starken Fichte, den deutschesten Mann seiner Zeit, welcher mit fast zu weit gehendem Eifer in seinen Reden an die deutsche Nation seinen Zuhörern bewies, daß nur die Deutschen, nicht die Franzosen ein Volk im eigentlichen Sinne des Worts seyen, den Verunglimpfer „des Kaisers,“ den Antipoden der Sensualisten und Materialisten — diesen lobt Heines Dämon, und Heine läßt es stehen! Aber nachdem Heine selbst wieder einige Blätter vollgeschrieben über Goethe — aus Veranlassung der gegen Fichte erhobenen Anklage des Atheismus und seines Weggehens von der Universität Jena, wofür man schon Goethe hat verantwortlich machen wollen — über Goethes Spinozismus und Pantheismus, über Romantik und altgermanischen Pantheismus, hat er ganz jene Fichte ertheilten Lobsprüche vergessen und schreibt: „Der Fichtesche Idealismus gehört zu den kolossalsten Irrthümern, die jemals der menschliche Geist ausgeheckt. Er ist gottloser und verdammlicher als der plumpste Materialismus. Was man Atheismus der Materialisten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Resultaten des Fichteschen Transcendentalismus. So viel weiß ich, beide sind mir zuwider.“ Ueber die Metamorphose von Fichtes System sagt er: „Aus dem idealistischen Titanen, wird etwas gebückt Christliches, das viel von Liebe seufzt.“ Man wird ohne Zweifel Fichte mehr wegen des ihm von Heine gespendeten Lobes als wegen des Tadels

jede andere. Die Irländer ſtimmen oft in ganzen Maſſen, ſo daß man ſich nur des Anführers zu verſichern braucht, um den ganzen Zopf unter ſeine Haube zu bringen. Bei den Amerikanern muß man immer mehr oder weniger mit Gründen kommen, wenn es auch nur Scheingründe ſind; die Deutſchen miſchen ſich am allerliebſten gar nicht in die Politik; aber bei dem Irländer genügt es, an die Leidenſchaften zu appelliren, und da er in der Regel ſehr erregbar iſt, ſo braucht man ihn nicht erſt lange durch allerlei Sophismen auf den eigentlichen Schlag vorzubereiten. Es gilt hier wiederum der oben angeführte amerikaniſche Grundſatz: was koſtet dieſes? und wenn es bei den Irländern wohlfeiler zu haben iſt, als anderswo, ſo iſt es beſſer, man hält ſich an das Billige. Eigentliche Macht, unabhängig von den Eingebornen, beſitzen die Irländer keine; ſie bilden in keinem Staate eine mächtige Partei, wie z. B. die Deutſchen in Pennſylvanien, wohl aber verſtehen ſie ſich auf die Taktik der Ortswahlen und zerſplittern dadurch ihre Kraft, während ſie mit den Eingebornen unaufhörlich in eine unangenehme Berührung kommen. Mehr als alles dieſes aber zeugen ihre Kinder gegen ſie; denn dieſe in Amerika gebornen und erzogenen Bürger geben zuletzt den beſten Maaßſtab der Vergleichung; es legen dieſe aber in den meiſten Fällen das ſchwerſte Zeugniß gegen ihre Eltern ab, und unter den größten Eiferern für die ſogenannte Native American-Partei ſind die Söhne der eingewanderten Irländer. Unſtreitig iſt das Techniſche der amerikaniſchen Politik durch die Rückſicht auf die Fremden, welchen man das Stimmrecht verliehen, ſehr herabgekommen. Die Handwerkspolitiker ſahen in ihnen nichts als einen rohen Haufen, der leicht nicht nach den Umſtänden hin und her bewegen ließ, und der ſelbſt in ſeinem Eifer für das Gute leichter zu berücken war als der Eingeborne. Die Bearbeitung der Fremden iſt daher in allen größeren Städten ein eigenes Fach geworden, und es gibt Blätter, welche nur für dieſen Zweck geſchrieben und verbreitet werden. Es iſt klar, daß ein ſolches Verfahren unter den Eingebornen ſelbſt Bitterkeit erzeugen und zu vielfachen Reibungen zwiſchen Eingebornen und Fremden Veranlaſſung geben muß. In New-York, Philadelphia, Boſton, Baltimore u. ſ. w. iſt es wirklich dahin gekommen, daß die Fremden alle ſtädtiſchen Aemter zu vergeben haben, und

daß auf ſolche Weiſe der Schutz der Perſonen und des Eigenthums oft in fremde Hände gelegt iſt; aber deſſenungeachtet erheben ſich die Irländer doch zu keiner politiſchen Selbſtſtändigkeit. Sie bleiben trotz ihrer phyſiſchen Kraft ohne moraliſches Bewußtſeyn, und ſchließen ſich ſo blindlings an dieſe oder jene amerikaniſche Partei an, daß man nicht eher an ſie denkt oder ſie in Berathung zieht, bis man mit den Grundſätzen fertig geworden und nur noch die Art und Weiſe berechnet, wie man dieſen oder jenen Theil des Publikums günſtig für ſich ſtimmen kann. Dann erſt wird der fragliche Gegenſtand den Irländern von der vaterländiſch-patriotiſch-religiöſen Seite vorgeführt, und es gibt Leute, welche bis auf Einen Mann vorherſagen können, wie viel Stimmen ſich auf dieſe Art werben laſſen, und wie viele man auf andere Weiſe hinzubekommen muß, um einer abſoluten Mehrheit gewiß zu ſeyn.

Vergleicht man nun dieſe Stellung der Irländer in den Vereinigten Staaten mit der der Irländer im eigenen Vaterland, ſo ergibt ſich auf den erſten Blick, daß, ſo groß auch die Fortſchritte ſeyn mögen, welche Irland unter Leitung ſeiner beiden Apoſtel Father Mathew und Daniel O'Connell gemacht hat, es doch im Fall der gänzlichen Trennung von England und Einführung einer mehr oder minder liberalen Regierung nur zu leicht die Beute einiger Ehrgeizigen werden, und eben dadurch den eigentlichen Zweck der Trennung — politiſche Unabhängigkeit — gänzlich verfehlen würde. Man kann die Maſſen zu irgend einer kühnen That begeiſtern, zur Aufopferung von Wohlſtand, Sicherheit, Ruhe und Leben bewegen; aber ſie in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt zu begreifen und nicht zu wollen, was ihnen ſchädlich, das iſt nicht das Werk einzelner Menſchen; das iſt das Reſultat geſchichtlicher Erziehung und langjähriger Erfahrungen, in ſo fern die urſprünglichen Anlagen eines Volkes dieſen nicht widerſprechen. Die Irländer, dies iſt meine vollkommenſte Ueberzeugung, werden in Amerika auch nicht frei; erſt die nächſte Generation zeigt uns amerikaniſche Bürger.

Franzoſen und Spanier, und Alles was von den romaniſchen Völkern Europa's abſtammt, bleibt in den Vereinigten Staaten ewig fremd. Selbſt die zweite und dritte Generation, wenn ſie ſich nicht mit den Amerikanern vermiſchen, zeigen noch ſtarke Spuren

ihrer früheren Nationalität. Man ſieht hieraus, wie weſentlich verſchieden dieſelben Begriffe von verſchiedenen Völkern aufgefaßt werden, und wie jede Verfaſſung erſt durch die Sitten und Gebräuche eines Volkes das hervorbringt, was wir an ihm bewundern. Social machen die Franzoſen ihre Stellung in den Vereinigten Staaten gelten; aber politiſch verkümmern ſie, ſelbſt wo ſie, wie in Louiſiana, in größeren Maſſen beiſammen leben, gänzlich. Die anglo-amerikaniſche Politik hat nicht einmal Intereſſe für ſie, viel weniger, daß ſie in dieſelbe ſich zu ſchicken verſtänden; da aber die Politik der Vereinigten Staaten eine lebendige iſt und die ganze Maſſe des Volks durchdringt und ſie in Bewegung ſetzt, ſo iſt klar, daß das Geſchäfts- und bürgerliche Leben damit innig zuſammenhängen, und daß die eingewanderten oder eingebürgerten Franzoſen auch in dieſer Beziehung hinter den Amerikanern aus engliſcher Abkunft zurückſtehen. Zwiſchen Franco-Amerikanern und Anglo-Amerikanern finden ſich bis zur dritten Generation noch immer ähnliche Unterſchiede wie zwiſchen den Franzoſen und Engländern; der nationale Organismus iſt ſtärker als das ſie umgebende Mittel.

Schotten und Engländer, behaupten die Amerikaner, werden nie gute Bürger, weil ſie mit zu vieler Vorliebe am Mutterland hängen. Dieſer Vorwurf, ſo ſehr er verdient iſt, drückt doch in gewiſſer Beziehung das Lob dieſer Menſchen aus. Es lohnt ſich vielleicht der Mühe, zu fragen: Warum wird der geborene Engländer und Schotte kein guter amerikaniſcher Bürger? Gewiß iſt, daß Schotten und Engländer ſich am leichteſten in die amerikaniſchen Formen ſchicken, und daß ihnen dieſelben ſo natürlich vorkommen, daß ſie ſich verſucht fühlen, trotz aller amerikaniſchen Miſchungen ſich noch immer als ältere Brüder einer und derſelben Familie zu betrachten, was der Eigenliebe der Amerikaner eben nicht ſehr ſchmeichelt. Sitten und Gebräuche des Volks ſind noch immer engliſch und werden es ewig bleiben; denn Amerika iſt nichts als ein fortgebildetes England, und zwar naturgemäß fortgebildet, nicht etwa durch einen abſtrakten Grundſatz, wie ſo viele engliſche Schriftſteller ſich einbilden, ſondern durch die Umſtände und die Zeit, welche aus jedem engliſchen Saamen eine amerikaniſche Pflanze emporſchießen ließen. Die Geſchichte der Colonien iſt die Englands bis zum Jahr 1640; erſt durch Cromwell

kam ein eigenes organisches Leben in dieselben, das bereits zu weit entwickelt war, um durch die Restauration Karls II. wieder zu erlöschen. Die Kräfte, welche eine Reaktion in England bewirkten, waren in Amerika gar nicht vorhanden. Nur der Mittelstand und die arbeitenden Klassen hatten dort sich niedergelassen, und es brauchte daher der adeliche Landbesitzer nicht erst politisch ausgeschieden und entmächtigt zu werden, sondern er war gar nicht vorhanden. Das entgegengesetzte Element hatte daher gar keine Opposition zu bekämpfen und in diesem Kampfe eigene Kräfte zu entwickeln, sondern blos in der ihm eigenthümlichen Richtung zu beharren, um bei dem Aufheben der Centripetalkraft sich in einer geraden Linie fortzubewegen.

Dies war ein unberechenbarer Vortheil für die Vereinigten Staaten; denn hiedurch wurde das ganze Heer der Leidenschaften, welche später Europa verzehrten, gebannt, und eine ruhige, aus der Lage der Dinge hervorgehende Entwickelung, die nur durch die Ereignisse der französischen Revolution auf kurze Zeit unterbrochen ward, möglich gemacht. Die amerikanischen Zustände sind daher durchaus nicht revolutionär, wie die meisten Europäer sie auffassen, sondern naturgemäß, wenigstens in so fern, als sie amerikanisch sind. Amerika ist das Produkt des europäischen Gährungsprozesses; aber es ist der bereits ausgeschiedene Stoff, der dort zu einem neuen Leben emporwächst, und hierin liegt der ungeheure Vortheil der amerikanischen vor jeder europäischen Bevölkerung. Die nordamerikanischen Colonien waren schon in ihrem Entstehen freier als England; denn mit der Verkäuflichkeit der Grundstücke war das letzte Vorrecht der privilegirten Stände verschwunden: die Unabhängigkeitserklärung war weiter nichts als eine Volljährigkeitserklärung des bereits unabhängigen amerikanischen Organismus. Sie zerschnitt die Nabelschnur, welche Amerika an England knüpfte.

Was dem Europäer (dem Engländer am wenigsten) in Amerika auffällt, ist die anscheinliche Ruhe bei der immerwährenden Bewegung; die außerordentliche Einigkeit der Meinungen in Bezug auf die Staatsform bei der außerordentlichen Parteiwuth in Bezug auf alle einzelnen Maaßregeln der Regierung. Es ist aber dies der größte Beweis von politischem Takt und dem Vorsprung, den Amerika vor Europa gewonnen hat. Aber

auch der Engländer meint ſo weit zu ſeyn, und gerade dadurch verſtehen ſich Engländer und Amerikaner am wenigſten, es ſey denn, daß der Eine zur Doktrin des Andern bekehrt wird. Wer von Beiden Recht hat, wird die Geſchichte entſcheiden.

Was für uns Deutſche in Amerika am wichtigſten iſt, das iſt die Beſchauung des phyſiſchen und geiſtigen Lebens unſerer Landsleute. Wir halten uns gleichſam damit einen Spiegel vor, in dem wir, wenn auch (durch die Strahlenbrechung) in andern Farben, uns ſelbſt betrachten können. Wir erkennen da gleich auf den erſten Blick den Hauptzug im Charakter der Deutſchen — den Sinn für häusliches Leben, Fleiß und Sparſamkeit; von einem regen politiſchen Leben — wie der Begriff in Amerika aufgefaßt wird, iſt nirgends auch nur eine Spur vorhanden. Wo die Deutſchen politiſchen Einfluß üben, da wirken ſie durch ihre Zahl, nie durch das Produkt der Maſſe in die Geſchwindigkeit. Die Deutſchen gelten in Amerika für die ruhigſten, friedfertigſten Bürger. Nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, wo das Deutſchthum ganz beſonders in Anregung gebracht iſt, treten ſie in größeren Maſſen auf. Der Behaglichkeitsſinn, das Herrſchen im engeren häuslichen Kreiſe, Nüchternheit und Sparſamkeit — letztere iſt bereits zum Sprüchwort geworden — und das Beharren beim erprobt Nützlichen, ſind Grundzüge im Charakter der Deutſchen in Amerika, wie im eigenen Vaterlande. Aber zu einem verſtändigen Bürgerthum haben es die Deutſchen in den Vereinigten Staaten doch noch nicht gebracht und werden es auch ſo leicht nicht bringen. Man rechnet die Zahl der Deutſchen und Abkömmlinge von Deutſchen, welche deutſch reden und verſtehen, auf ungefähr drei Millionen, alſo auf den ſechſten Theil der ganzen Union, und doch ſind es hauptſächlich Amerikaner, welche das Intereſſe der Deutſchen vertreten, um hiedurch populär zu werden und ſich der deutſchen Stimmen zu verſichern. Bis jetzt iſt noch gar nichts Politiſches von ihnen ausgegangen, und in der That ſcheint es auch nicht, als ob das deutſche Element zu etwas Anderem da wäre, als zum Gehorchen. Dies iſt ein rauhes Wort, aber es iſt wahr.

Auf gegenwärtigem Congreß wurde ein Vorſchlag, die Geſetze der Vereinigten Staaten und die Congreß-Verhandlungen in deutſcher Sprache zu drucken, nur durch die entſcheidende

Stimme des Sprechers verworfen, ungeachtet nicht nur die Eingeborenen, sondern auch alle nicht deutschen Fremden sich demselben widersetzten. Es ist klar, daß ein ähnlicher Vorschlag, auf dem nächsten Congreß gemacht, durchgehen wird, und doch war diese ganze Motion nur ein klug berechnetes amerikanisches Manöver; von deutscher Seite unterstützte nicht einmal eine Bittschrift den Antragsteller, blos weil die Deutschen Dingen, die ihr Interesse nicht unmittelbar berühren, nicht leicht ihre Aufmerksamkeit schenken. Planmäßig schreiten sie in den Vereinigten Staaten nicht voran, und weh dem, der sich einbildet, ihr Führer seyn zu können! denn die zu jedem solchen Zwecke nöthige Unterordnung wird ihnen noch schwerer, als die sauerste Arbeit. Was im natürlichen Entwickelungsgang der Deutschen liegt, das läßt sich so leicht nicht unterdrücken; aber für eine Idee begeistert sich so leicht kein Deutscher, oder es bleibt eben bei der Begeisterung. Die deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten sind noch um Vieles ruhmredriger als die amerikanischen; aber wenn es ans Handeln kommt, da stellt sich Einer hinter den Andern, und am Ende stellt sich ein Amerikaner an die Spitze, und es heißt: „ach ja, Herr Amtmann, ja!"

Die durch Schmeichelei sich die Gunst der Deutschen erwerben wollen, kommen noch schlechter weg. Denn mißtrauisch sind die Deutschen unendlich mehr als die Amerikaner, schon deßwegen, weil sie nicht immer die Folgen eines unüberlegten Schrittes zu berechnen im Stande sind. Es existiren in den Vereinigten Staaten etwa sechzig deutsche Zeitungen, welche insgesammt nur Localgegenstände besprechen; über die meisten Angelegenheiten der Union liegen sie einander bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten in den Haaren; und wenn man aus diesen Erscheinungen einen Schluß auf die Angelegenheiten Deutschlands ziehen wollte, so ließe sich beinahe die Behauptung aussprechen, daß bei gänzlich aufgehobenem Censurzwang die deutsche Presse in Deutschland sich ebenso wechselseitig neutralisiren würde, wie in Amerika. Man hat bisher den Prinzipienkampf in den deutschen Blättern gefürchtet: ich hege aber die Ueberzeugung, daß bei nur erträglichen materiellen Zuständen die abstrakten Lehrsätze wenig Anhänger finden würden. Wie wenig sich die Deutschen um Politik kümmern, und wie gern

man dergleichen Dinge Perſonen vom Fach — nämlich den Zeitungsſchreibern — überläßt, davon mag folgende Thatſache den Beweis liefern. Im Spätjahr 1843 kamen die dreißigtauſend Deutſchen der Stadt und Grafſchaft Philadelphia, welche drei deutſche Zeitungen unterhalten, auf den Einfall, daß ſie ja wohl die Macht hätten, auch einmal einen Deutſchen, der der engliſchen Sprache kundig, in die geſetzgebende Verſammlung von Pennſylvanien zu ſenden. Die Stadt und Grafſchaft Philadelphia ernennen mehr als ein Dutzend ſolcher Geſetzgeber, und der Gedanke wurde wirklich auf recht löbliche Weiſe in den deutſchen Blättern beſprochen, ſo daß die Freunde des Deutſchthums nahe daran waren, zu glauben, daß es damit Ernſt ſey. Wirklich hatte ein Mann die Idee, eine deutſche Bittſchrift herumzutragen, ſechs bis ſiebenhundert deutſche Unterſchriften darauf zu ſammeln — zu welchem Zweck man ihnen dieſelbe, um es ihnen bequem zu machen, ins Haus trug — und dieſelbe den verſammelten Delegaten, welche mit der Aufſtellung von Candidaten für die Wahlen beſchäftigt waren, zu überreichen. Dieſe aber nahmen davon nicht die geringſte Notiz und ſo wurde denn auch kein Deutſcher aufgeſtellt. Die Zeitungsſchreiber erhoben hierüber einen allgemeinen Schrei des Entſetzens; die Deutſchen verſammelten ſich zu einem ſogenannten Indignation-Meeting, und ſiehe — man ernennt ein Comité, welches darüber nachdenken ſoll, was zu thun iſt. Dieſes Comité verſammelt ſich und berathſchlagt und faßt Beſchlüſſe, die einer allgemeinen deutſchen Verſammlung der Bürger vorgelegt wurden. Ueber dieſe Beſchlüſſe wird neuerdings berathſchlagt, aber man kann ſich nicht darüber vereinigen. Die Verſammlung wird vertagt, und man trompetet, trommelt und paukt von neuem die Deutſchen zu einer General-Verſammlung zuſammen. — Vergebliche Mühe! Es kommen ihrer ſieben und die Verſammlung geht unverrichteter Dinge aus einander. Bei einer dritten Verſammlung werden die Comité-Beſchlüſſe niedergeſtimmt, aber man unterläßt es, andere an ihre Stelle zu ſetzen, und ſomit iſt die Sache erledigt. Die amerikaniſche Gegenpartei, welche dieſe Art von Nationalität gar nicht begreifen kann, ſucht aus dieſen Wirren Vortheil zu ziehen und ſtellt wirklich einen Deutſchen auf, in der Hoffnung, daß die unzufriedenen Deutſchen der

ersten Partei, um die erlittene Schmach zu rächen, für ihn stimmen würden. Einige deutsche Zeitungen suchen die Wahl in diesem Sinne zu betreiben, blos um für das nächstemal Aehnlichem vorzubeugen; aber auch dieser Zweck wird verfehlt; denn der größere Theil der Deutschen stimmt gar nicht. Ganz so ging es einem deutschen Candidaten in Baltimore, und wenn es endlich doch ein Deutscher bis zum Friedensrichter bringt, so jubeln die deutschen Zeitungen, als ob sie seinen bleibenden Sieg erfochten und mit Lorbeeren gekrönt auf dem Heimwege begriffen wären. — Bei den Irländern ist ein derlei Zusammentrommeln gar nicht nöthig, diese verstehen sich auf den ersten Wink, und sind so eingeübt und einexerzirt, daß es nur eines einzigen Commandowortes bedarf, um sie alle in ein und derselben Richtung in Bewegung zu setzen. Den Irländern war bei Gelegenheit der letzten Wahl eine ähnliche Beleidigung, nur auf weniger eclatante Weise, zugefügt worden als den Deutschen. Man hatte nämlich keinen Irländer als Candidaten aufgestellt, obgleich dieselben nicht darum gebeten hatten, wie die gutmüthigen, braven Deutschen. Dessen ungeachtet stimmten sie, zur Bestrafung dieser Verwegenheit, für die Gegenpartei, wodurch alle einträglichen Stellen, und sogar das Congreßglied eines ganzen Distrikts in deren Hände fiel. Es läßt sich leicht denken, daß man bei der nächsten Wahl vorsichtiger zu Werke gehen und wenigstens die Irländer nicht übergehen wird.

Ich habe diese Dinge nur angeführt, um darzuthun, daß die politische Organisation den Deutschen auch in der Neuen Welt etwas sauer wird, und daß überhaupt der politische Sinn bei ihnen weniger rege ist, als bei allen aus Großbritannien und Irland Eingewanderten. Aber hiezu kommt noch ein ganz anderer Fehler der Deutschen, den wir ebenfalls im Vaterlande wiederfinden, nämlich der gänzliche Mangel an Toleranz, und der gemeine Haß zwischen den Gliedern der verschiedenen Parteien. Nirgends stehen sich dieselben schroffer und feindseliger gegenüber, als unter den Deutschen. Die Duldung kommt bei den Deutschen erst mit der Gleichgültigkeit, in der Religion wie in der Politik. Gerade die radikale Richtung, welche zum Beispiel eine gewisse Partei in Deutschland einschlägt, verhindert aber jede zeitgemäße, vernünftige Nachgiebigkeit der entgegengesetzten Seite; denn wenn die Eine Partei Alles, was die

Andere fordert, als abſurd, oder moraliſch ſchlecht hinſtellt, wie dies z. B. die deutſchen Parteigänger in den Vereinigten Staaten thun, ſo zwingt die Pflicht der Selbſterhaltung die Andere zu ähnlichen Schritten, deren Folgen nur nachtheilig für das allgemeine Beſte ſeyn können. Bei den Deutſchen iſt noch dazu die Totalität des Charakters eine ſo allgemeine Erſcheinung, daß der durch politiſche Fragen entſtandene Haß auch auf das bürgerliche Leben übergeht und darin zu unaufhörlichen, theilweiſe ſehr ekeligen Reibungen Veranlaſſung gibt. Ganze Kaſten leben hier wie abgeſchieden neben einander, und bereits haben einzelne deutſche Blätter damit den Anfang gemacht, gewiſſe ſehr betriebſame Stände als der Ariſtokratie verfallen an den Pranger zu ſtellen. Dergleichen Dinge führen natürlich zu nichts; weil in den Vereinigten Staaten, wo Alles hinauf will, Wenige herabziehen wollen; aber es iſt dies doch ein Fingerzeig von dem was da kommen möchte, wenn man der Leidenſchaft den Zügel ſchießen laſſen wollte. Die eingebornen Amerikaner lachen über dieſen einfältigen Eifer der Fremden und ſchließen daraus ſehr richtig auf die Unfähigkeit derſelben, ſich ſelbſt zu regieren oder ihre Art zu denken und zu handeln auch nur leidlich den republikaniſchen Formen anzupaſſen. Die eingefleiſchteſten politiſchen Gegner ſind die Europäer, weil bei ihnen Alles zur Leidenſchaft wird, und weil ſie in Amerika zu kämpfen meinen, wo es ſich nur darum handelt, das Eroberte gerecht zu vertheilen. Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß nur die faſt unbegreifliche Ruhe und immerwährende Beſchäftigung der eingebornen Amerikaner im Stande ſind, die republikaniſche Form in den Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten, und daß kein Volk, welches nicht die engliſche Vorſchule geſchichtlich durchgemacht, für dieſe Regierungsform reif iſt, oder ſich in ihr ungehindert bewegen kann. Franzoſen, Spanier, Irländer und ſelbſt Deutſche würden in wenig Monden die ganze Verfaſſung der Himmel weiß wohin bringen, oder darüber einſchlafen.

Was dem Europäer in Amerika am meiſten auffällt, iſt der große Unterſchied der Stände und der geſellſchaftlichen Elemente, bei aller nur möglichen Gleichheit vor dem Geſetze. Daß der Handwerker kein Gentleman ſeyn kann, daß die learned professions (Advokaten, Mediciner und Theologen, Philoſophen

gibt es keine in den Vereinigten Staaten) in der Gesellschaft den ersten Rang einnehmen, wenn es ihnen gelingt, damit zu Vermögen und Ansehen zu gelangen, daß der Kaufmann nicht mit dem Krämer, dieser nicht mit dem Hausirer, der Kaufmann nicht mit dem Schneider, dieser nicht mit dem Kleiderflicker verkehrt, geht über die continentalen Begriffe von Freiheit; der Engländer findet dergleichen Dinge vollkommen natürlich. Der Amerikaner begnügt sich mit seinem Recht, und da ihm die Gesellschaft weniger Bedürfniß ist, so empfindet er die Kränkung gar nicht, die die sogenannten Exklusiven ihm zuzufügen meinen. Er ahnt nicht einmal die Aristokratie, die dahinter verborgen ist; denn es kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß sich Jemand für besser halten kann als er; und er findet sich daher durch die sociale Zurücksetzung nicht nur nicht gekränkt, sondern erwartet ruhig die Zeit, wo die Umstände günstiger sich gestalten und sein Vermögen oder sein geänderter Stand ihm die Mittel an die Hand geben, sich für die ihm zugefügten socialen Unbilden zu rächen. Es ist dies keine Ergebung in sein Schicksal, sondern Vertrauen auf seine Thätigkeit und seinen Unternehmungsgeist, durch die er Alles auszugleichen hofft. Er weiß, daß er politisch dieselbe Stimme hat wie sein Nachbar, und daß er bei Allem, was auf die öffentlichen Angelegenheiten Bezug hat, um Rath gefragt werden muß, und dieses ist ihm hinlänglicher Ersatz für den Mangel an individueller oder socialer Auszeichnung.

Bei den Europäern, und unter allen Europäern am meisten bei den Deutschen, läuft Alles auf leere Abstraktionen hinaus. Da soll Alles aus der Vernunft construirt werden, da soll die Theorie alle Menschen gleich machen; da soll das Individuum dem abstrakten Begriff, der Staat selbst der Idee aufgeopfert werden. Von praktischem Verstand ist da selten eine Spur. Alles suchen die Europäer in der Form, die Amerikaner in der Substanz. Die Stadt Philadelphia, sagt ein amerikanischer Schuhmacher, ist doch nicht so übel, als ich vermeinte; denn New-York schuldet uns in diesem Augenblick 1½ Million Dollars. Das Wort „Uns" war ganz brüderlich gemeint, obwohl der Mann keinen halben Dollar im Vermögen hatte. Er wußte recht gut, daß dieses Guthaben auf den allgemeinen Geschäftsgang, dieser Geschäftsgang auf seine Kunden und diese auf seine

bedauern; man wird es nicht zu reimen wiſſen, wie der eiſerne Mann von dem Mann des Fleiſches wegen ſeiner Geiſtesſtärke und Reinheit geprieſen und mit dem „Gott“ Napoleon paralleliſirt werden konnte, und nur beklagen, daß es Heine nicht gefallen, den Satz: Fichtes Idealismus ſey verdammlicher und gottloſer als der plumpſte Materialismus, zu beweiſen, oder doch anzugeben, von welchem Geſichtspunkt er dies behaupte — doch wohl vom ſocialen? — und zu erklären, ob Männer von Fichtes Geiſt und Charakter, die „auf die Jugend heilſamen Einfluß üben,“ ſociale Krebsſchäden ſeyen? Hier iſt recht einleuchtend, wie Heine ſich ſeiner Natur nach dagegen ſträubt, dem ſittlichkräftigenden Geiſt einer Philoſophie eine ſociale Bedeutung zuzugeſtehen, und zugleich, wie er, ſeinem eigenen Senſualismus zum Spott, nicht gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu ſchwimmen vermag, welche Fichte als großen und edlen Charakter anerkennt! —

Eine neue Phaſe des deutſchen Gedankens bildet Schelling und die Naturphiloſophie. Erſchöpfend kann Heine die Bedeutung dieſer Namen nicht erklären; er will nur einige Irrthümer abweiſen und der ſocialen Wichtigkeit der genannten Philoſophie einige Aufmerkſamkeit ſchenken. Schellings Verhältniß zu Fichte wird beſprochen, verſteht ſich auf eine anmaßliche Art: „Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen (!), denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſes zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach.“ Schellings Wort — ſchwach! Nachdem Heine erklärt: Schelling ſey zuerſt nichts als ein Nachtreter Fichtes geweſen, ſpricht er ihm, hinſichtlich ſeiner Naturphiloſophie, allen Fortſchritt über Spinoza hinaus, ab — da wo Schelling verſuche weiter zu kommen, höre die Philoſophie auf, und die Poeſie, „ich will ſagen die Narrheit“ fange an. Hier, wäre zu erwarten geweſen, wird Heine, der ſich ſelbſt als Narr berühmt, große und tiefe Studien gemacht haben; aber leider theilt er hierüber den Franzoſen, die gewiß an Narrheiten eine Freude gehabt hätten, in einem ſo ernſten philoſophiſchen Curſus, nichts mit; es iſt beinah als fühlte Heine ſelbſt etwas von dem Brodneid, den er Schelling ſchuld gibt; dieſen Philoſophen verfolgt er mit den

Arbeit einwirken mußten, und dieſe Wechſelwirkung war für ihn ein Troſt. In jedem Lande ſind es immer nur Wenige, welche berufen ſind die geiſtigen Intereſſen zu vertreten, welch Letzteren immer ein gewiſſes Quantum von phyſiſchem Stoff als Träger dienen muß, wie nur ein gewiſſes Quantum von Elektricität ſich an einem gegebenen Körper anhäufen kann. Ohne allgemein verbreiteten Wohlſtand, ohne Behaglichkeit, wird ſich kein Volk zum Kunſtſinn erheben und noch weniger den Wiſſenſchaften leben. Dies fühlen die Amerikaner, die noch immer größtentheils mit der Urbarmachung des Bodens befliſſen ſind. „Wir ſind zu jung," ſagen ſie, „um dieſes oder jenes zu treiben; aber unſere Kinder werden es. Unſer Loos iſt Arbeit."

Wenn man die hiſtoriſche Idee der Freiheit, wie ſie ſich in den Vereinigten Staaten geltend gemacht, mit den continentalen Begriffen von Freiheit vergleichen will, ſo betrachte man einmal die in Europa flüchtig gewordenen Demagogen in den Vereinigten Staaten. Wir wollen, um hierin nicht zu weit zu gehen, uns blos auf „das junge Deutſchland" beſchränken. Wenn man dieſe Menſchen reden hört und ihre Handlungen belauſcht, blickt man ordentlich getröſtet zum Himmel und dem lieben Herrgott, daß ſie jetzt in Amerika ſind, wo dergleichen Wahnſinn keinen Schaden thun kann. Einige dieſer Menſchen geben in Amerika Zeitungen heraus, die ſich durch nichts auszeichnen, als durch größere Perſönlichkeiten, gemeinere Leidenſchaften und gröbere Selbſtſucht; diejenigen, welche hievon eine Ausnahme machen, haben ihre Jugendſünden längſt bereut und ſind gebeſſert. Wo der Staat ein reines Gewiſſen hat, da ſind dergleichen Menſchen ganz unſchädlich. Von der Handwerksklaſſe des jungen Deutſchlands wiſſen wir nur ſo viel, daß es meiſtens eingebildete, faule Burſche ſind, die kein Menſch haben will, und die in Amerika, wo kein Menſch blauen Montag halten will, ſich nicht ſehr heimiſch fühlen. In der Regel ſind es Wirthshaushelden, die kein ſolider Bürger bei ſich als Geſellen arbeiten laſſen will, und die, wenn ſie je zu etwas gelangen, ſelten gute amerikaniſche Bürger abgeben. Wenn ſie auf gar keine honette Weiſe ihr Leben friſten können, ſchließen ſie ſich wohl auch an irgend eine religiöſe Sekte an und werden Prediger, oder ſie halten es nach ihrer Art mit der Vernunft und predigen Weisheit, die ſie wohl

auch drucken lassen, um damit hausiren gehen zu können. Mit Ausnahme einiger wenigen deutschen Professoren, ist das ganze junge Deutschland in Amerika verlassen und verschollen, der starke amerikanische Organismus hat diesen unnützen Stoff ausgeschieden, wie er das junge Frankreich und das junge England ausscheidet, weil an diesen Dingen nichts ist, weil die Völker zur Arbeit berufen sind, und weil diese abstrakten Theorien nicht im Volke, sondern in engen Stuben und in noch engeren Köpfen zur Reife gekommen sind. Die Amerikaner verlangen bei allen Reformen zuerst das Uebel zu kennen, und dann, daß das Mittel ein specifisches sey, das auf den Fall paßt.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten lassen sich, wenn man von den ohne alle Bedeutung und Einfluß lebenden Angehörigen des jungen Deutschlands abstrahirt, füglich in vier Klassen theilen: die Reichen oder doch vermöglichen und thätigen Kaufleute (meist Hanseaten); ein sehr achtenswerthes Bürgerthum als wirklicher Repräsentant des Deutschthums in Amerika; ein arbeitsamer, zäher, hartnäckig an vaterländischen Sitten und Gebräuchen hängender, aber geistig sehr verödeter und verlassener Bauernstand, und eine große Anzahl Taugenichtse, welche, in allen größeren Städten der Union zu Hause, dem deutschen Namen just keine Ehre machen. Es wird da viel von Deutschthum geschwärmt, geredet und gesungen, aber äußerst wenig dafür gethan. Die Deutschen sind schon Helden, wenn sie nur einmal Etwas recht ernstlich auszusprechen wagten. Einen eigentlichen Unabhängigkeitsgeist hat Schreiber dieses an Keinem bemerkt. Die Kaufleute haben sich sammt und sonders von den arbeitenden Klassen geschieden, und dies ist ihnen gar nicht zu verargen; denn sie mußten dieses thun, wenn sie bei öffentlichen Gelegenheiten vor Beleidigungen sicher seyn wollten. In jeder Miene fand man Anmaßung, Vermögensstolz, Sucht sich auszuzeichnen, zu glänzen, zu gebieten, während die eingebornen Amerikaner gar bald den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten machten und beiden ihren Platz in der Gesellschaft anwiesen. Wenn daher noch vor Kurzem ein Correspondent der Allgemeinen deutschen Zeitung sich über die deutschen Consuln in den Vereinigten Staaten beschwerte, die sich nicht bei jeder Gelegenheit herablassen, mit ihren Landsleuten Brüderschaft zu trinken, so

hatte derſelbe vollkommen Unrecht. Ein ſolcher radikaler deutſcher Conſul würde bei den Amerikanern alle Achtung verlieren, und dadurch ein ſehr zweckwidriger commerzieller Agent ſeiner Regierung ſeyn. Die deutſchen Conſuln in Amerika haben mit der dortigen deutſchen Bevölkerung nichts zu ſchaffen, und würden, wenn ſie an den Angelegenheiten der Letzteren größeren Antheil nähmen, faſt jeden Tag in den Fall kommen, Dinge zu hören, die ſie in ihrer offiziellen Eigenſchaft in Verlegenheit bringen würden. Der Stand der gebildeten Deutſchen iſt in Amerika überhaupt noch mehr von den ungebildeten geſchieden, als in Deutſchland ſelbſt, und zwar aus Nothwendigkeit; denn die den ſüdlichen Nationen angeborne Humanität und Grazie beſitzt in Deutſchland nur derjenige, dem dieſe Dinge in der Schule eingebläut werden. Nirgends herrſcht vielleicht ein ſo derber Unterſchied zwiſchen dem äußeren Anſtand der höheren und niederen Klaſſen als in den Völkern germaniſcher Abkunft; aber nirgend in der Welt zeigt ſich dieſes ſo auffallend, als in der Neuen Welt, wo alle Klaſſen *neben* und nicht *über* einander geſtellt ſind.

Der deutſche Handwerker in den Vereinigten Staaten iſt im Allgemeinen der beſte Repräſentant des deutſchen Vaterlandes, und er genießt auch die Achtung der Eingebornen in einem höhern Grade als die andern Klaſſen. Natürlich iſt dieſe Achtung eine ſpecifiſche und bezieht ſich auf den Mann und ſein Geſchäft mehr als auf ſeine Stellung in der Geſellſchaft. Aber die Amerikaner anerkennen ſeinen Fleiß und ſeine Beharrlichkeit. Unter den deutſchen Handwerkern herrſcht wahrer deutſcher Geiſt, in ihnen liegt zehnmal mehr Stoff zur Veredlung als in einem ganzen Heer von Jöglingen des jungen Deutſchlands. Der deutſche Handwerksburſche hat ſogar eine eigene Romantik, die ihn auch in der Neuen Welt nicht verläßt, und dabei iſt er um Vieles unternehmender, als der politiſche Abenteurer, der in Amerika am erſten lernt, daß es in ſeinem Fach nicht viel zu thun, wohl aber deſto mehr zu lernen gibt. Die deutſchen Bauern in Amerika bewahren Sprache und Sitten; weil das germaniſche Prinzip überhaupt, wo es Wurzel gefaßt, unverwüſtlich iſt, und gerade auf einer gewiſſen Stufe geiſtiger Bildung ſich zu verflüchtigen ſcheint; aber dieſe Sprache und dieſe Sitten

werden oft sehr sonderbar mit den englischen oder amerikanischen vermischt, so daß die Zusammensetzung wohl nicht mehr als eigentliches Deutschthum gelten kann. Im fernen Westen, wo sich die meisten deutschen Niederlassungen in neuester Zeit gebildet, ist dies freilich anders, aber dort ist das deutsche Element überhaupt überwiegend, wenn sich nur Jemand fände, der daraus etwas zu machen verstände. So aber bleibt es bei der mechanischen Entwickelung; ein besonderer Organismus scheint nicht daraus hervorgehen zu wollen. Staatenhumus, vortreffliche cross breed, weiter gibt es nichts, wenn Deutschland nicht mit den Vereinigten Staaten in nähere Berührung kommt, als es durch die Auswanderung allein geschehen kann.

Die vierte Klasse der eingewanderten Deutschen überginge ich gerne mit Stillschweigen, wenn dies nicht gegen die Verabredung wäre. Leider befinden sich unter den Auswanderern nicht nur aus Deutschland, sondern eines jeden Staates immer eine gewisse Zahl von Vagabunden, welche blos der Hang zu Abenteuern in die weite Welt treibt, und welche wohl erst dann die Pilgerfahrt nach der Neuen Welt antreten, wenn es ihnen unmöglich geworden, in der alten ein ehrenvolles Fortkommen zu finden. Mit Bedauern muß ich hier bemerken, daß die Zahl dieser Gattung von Auswanderern in den letzten Jahren sehr zugenommen, und daß die Excesse, deren sie sich in den Vereinigten Staaten schuldig gemacht, zu den schaudervollsten gehören, die die Geschichte aufzuweisen hat. In weniger als sechs Wochen fielen an der Küste vier der gräßlichsten Mordthaten vor, und alle vier von Deutschen begangen. Einer Namens Heilmann ermordet sein Weib und vergiftet seine Kinder; ein Anderer erschlägt seine Wohlthäter, die ihn liebreich aufgenommen und ihm Arbeit gegeben; ein Dritter beraubt die Post um dreißig bis vierzigtausend Thaler, wird ertappt und erhängt sich im Gefängniß; ein Vierter ermordet einen vermeintlichen Nebenbuhler aus Eifersucht. Nicht diese Verbrechen sind es, von welchen wir hier sprechen wollen, sondern von dem, worauf sie hindeuten. Der bei weitem größere Theil der Deutschen ist ehrlich, sparsam und arbeitet fleißiger als die Amerikaner; die aber, welche dem Gesetz verfallen, sind ganz gewiß schlechter und moralisch verworfener als die Eingebornen. Nichts brutaleres

als ein Deutſcher mit den Laſtern der amerikaniſchen Civiliſation. Iſt der Amerikaner geldgierig, ſo iſt der ihn nachahmende Deutſche dabei filzig, und nicht verſchwenderiſch, wie der Erſtere. Der Amerikaner wirft ſich auf die tollſten Spekulationen, der Deutſche, welcher im Guten wie im Schlechten nichts Zweideutiges kennt, betrügt oder bettelt. Wo der Amerikaner formell religiös iſt, iſt der Deutſche ein Schwärmer oder Heuchler, wo er leichtſinnig iſt, ein abgeſchmackter Gottesläugner. Der Amerikaner beſitzt ſchon in der früheſten Jugend ein für einen Europäer unbegreifliches Aplomb, wodurch ſelbſt ſeine Laſter einen gewiſſen Anſtrich von Männlichkeit erlangen. Er bereut nichts, beſitzt Muth, und tritt überall handelnd auf. Der Deutſche beſitzt keinen Muth ohne reines Gewiſſen und iſt als Verbrecher faſt immer feig. Schreiber dieſes erinnert ſich, beim Beſuch des Gefängniſſes in Philadelphia zwei neben einander wohnende Gefangene um die Urſache ihrer Detention gefragt zu haben. Der Eine, ein Amerikaner, ſah ihm ruhig und ohne die geringſte Spur von Verlegenheit ins Geſicht. „Warum ich hier bin, kann ein Mann wie Sie doch leicht errathen," antwortete er gelaſſen. „Ich gerieth in ſchlechte Geſellſchaft, trank und ſpielte und verlernte das Arbeiten. Mit der Hand Jemanden in die Taſche zu greifen, ſchien mir zu gemein, zu niederträchtig; da brach ich denn des Nachts in die Häuſer ein und raubte. Zwei bis dreimal kam ich mit heiler Haut davon; das viertemal brachte man mich hieher." — „Ihr geſteht alſo zu, daß Ihr Eure Strafe verdient habt?" — „Mehr als das; ich ſaß ja ſchon Einmal in New-York, wurde aber aus Mangel an Beweiſen entlaſſen." — „Dies wird wohl eine Warnung für Euch ſeyn, und Ihr werdet in Zukunft ein anderes Leben führen." — „Wenn das von mir abhinge, wäre ich leicht mit der Antwort fertig. Leute wie ich, die einmal ein liederliches Leben geführt haben, taugen ſelten Etwas in der Geſellſchaft. Wer wird mit mir umgehen, wenn ich von hier wegkomme, als meine alten Kameraden? und der Menſch muß am Ende Umgang mit ſeinen Mitmenſchen haben, wenn er nicht verzweifeln ſoll. Unſer Einer hat auch noch Luſt am Leben!" — „Nun, lebt wohl," rief ich ihm zu und reichte ihm die Hand. Er gab mir die ſeine mit derſelben Ruhe, und ohne das geringſte Zeichen von Zerknirſchtheit,

als ob ich seine Bekanntschaft im Wirthshause oder auf einem Dampfschiffe gemacht hätte. In der nächsten Zelle war ein Deutscher, der seinen Herrn um 100 Dollars bestohlen hatte und auf zwei Jahre verurtheilt war. „Wie kamt Ihr herein?" redete ich ihn deutsch an. — „Herr, ich bin unschuldig," erwiederte er und ein Strom von Thränen begleitete seine Rede. „Meine Frau hat mich ins Unglück gebracht!" Der Mann erzählte mir seine ganze Geschichte, welche wirklich rührend genug war, um mich zum Versprechen zu bewegen, daß ich mich seinetwegen beim Gouverneur verwenden wolle. Beim Abschied wollte er mir fast die Hand küssen, und gebärdete sich überhaupt wie ein Verzweifelter, den seit langer Zeit der erste Strahl von Hoffnung begrüßte. Als ich jedoch mich näher nach ihm erkundigte, erfuhr ich mit Erstaunen, daß es ein ganz gemeiner Betrüger war, welcher sowohl unter seinen Landsleuten, als unter den Amerikanern sich mehrerer Diebstähle schuldig gemacht hatte.

So lange der Deutsche fest an der Sitte seiner Väter hält, ist er von der ganzen Welt geachtet, und ganz besonders von den alle Nationalunterschiede scharf auffassenden Amerikanern; aber ein amerikanisirter Deutscher ist ein noch viel jämmerlicheres Geschöpf, als ein deutscher Franzose oder ein hannöverscher Engländer. Die amerikanische Ruhmredigkeit gründet sich doch wenigstens auf einen bis an Verwegenheit gränzenden Unternehmungsgeist und auf ein Gefühl der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wovon sich selbst in England keine Spur findet. Dergleichen läßt sich aber nicht nachahmen, oder nachfühlen. Ein Deutscher, der sich den Schein dieser Unabhängigkeit geben will, ist weiter nichts als grob und unverschämt. Man muß von den arbeitenden Klassen in Amerika sagen, daß in ihrer Haltung gegen die höheren Stände nirgends Trotz durchblickt. Das Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit des Amerikaners ist kein Verstandesschluß, sondern ein ihm angeborenes; der Amerikaner fühlt sich nicht einmal versucht, Vergleiche anzustellen, er ahnt gar nicht, daß Andere Vergleiche anstellen; er geht vom Absoluten aus, und daher ist auch der arbeitende Amerikaner nicht arrogant. Nur die höhern Stände, welche sich bemühen, die Gesellschaft nach europäischen Regeln zu construiren, sind dies, und zwar, eben weil sie hierin blose Nachahmer sind, in

einem bei weitem höheren Grad als alle privilegirten Stände des alten Europa. Der gemeine Deutſche oder Irländer, welcher den Amerikaner ſpielen will, iſt nichts als Karrikatur, und noch dazu eine ſehr elende. Ohne Gefühl des eigenen Werths nimmt er blos gegen die über ihm ſtehenden Stände eine Art feindliche Stellung an. Er kann bei ſeinen verbeſſerten Umſtänden nicht ruhig bleiben, und es genügt ihm nicht, ſein Haupt zu bedecken, ſondern er ſchlägt ſich den Hut ins Geſicht.

Das größte Laſter des Amerikaners iſt ſeine Geldſucht; aber bei allem dem iſt der Amerikaner doch nicht geizig. Er iſt betriebſam und unternehmend, und ein Wagehals in allen Geſchäften. Er verdient viel und ſchnell, um es ſchnell wieder auszugeben. Er iſt leichtſinnig mit ſeinen eigenen wie mit fremden Capitalien; ein Geizhals iſt in den Vereinigten Staaten unter den Amerikanern eine Seltenheit. Im Gegentheil, kaum beſitzt ein Amerikaner das geringſte Vermögen, ſo kleidet er ſich beſſer, zieht in ein anderes Haus, gibt ſeinen Kindern eine beſſere Erziehung, gibt Geſellſchaften u. dgl., und hinterläßt deßwegen bei ſeinem Tode ſelten ein größeres Vermögen, als man ihm zutraute. Nichts iſt täuſchender als der Haushalt eines Amerikaners, der oft im Rufe eines reichen Mannes ſteht und ſeine Töchter als reiche Erbinnen verheirathet, und am Ende kaum ſo viel hinterläßt, als zureicht, die Begräbnißkoſten zu decken. — Eigentlich geizig in den Vereinigten Staaten ſind nur die Deutſchen und Schottländer. Es iſt erbärmlich, wie wenig die Deutſchen in Amerika für Erziehung, Religion, Künſte u. dgl. verwenden, wie ſie ihre Scheunen groß, ihre Wohnhäuſer klein bauen, wie ſie mehr Sorgfalt auf ihr Vieh als auf ihre Kinder verwenden, wie der gemeine deutſche Bauer faſt gar keinen Begriff von Zuvorkommenheit und Zärtlichkeit für das ſchwächere Geſchlecht hat, wie er Weib und Töchter ſich abmühen läßt, um Dienſtboteulohn zu erſparen. Freilich iſt es in letzter Zeit Sitte geworden, nichts als Gutes und Erhabenes von den Deutſchen zu ſchreiben. Wir ſind im Gefühl unſres Emporkommens übermüthig und eitel geworden, und es ging uns beinahe wie jenen Gecken, welche ſtundenlang vor dem Spiegel ſtehen, um ihre Halsbinde zurecht zu machen, dabei aber gar nicht bemerken, daß ihre Schuhe zerriſſen oder mit Koth beſchmutzt ſind.

— Erſt in Amerika, wo, wie geſagt, die Auslaufspunkte Europas ſich berühren, kann man die europäiſchen Nationalitäten beurtheilen. Erſt in Amerika läßt ſich die ungeheure Kluft abſchätzen, die zwiſchen den arbeitenden Klaſſen in Europa und in den Vereinigten Staaten liegt, und wie wenig organiſchen Trieb namentlich der arbeitende Deutſche in die Neue Welt bringt. — Unter allen Einwanderern in Amerika beſitzen die Deutſchen unſtreitig die meiſte politiſche Gewalt; aber vergebens blickt man da nach den Reſultaten derſelben, nach den Folgen gemeinſamer Beſtrebungen, nach den Opfern für das gemeinſame Beſte. Einzelne ſentimentale Richtungen des Gemüths, hie und da eine Feierlichkeit — das iſt Alles.

Die Geldgier iſt unter keinem Theil der amerikaniſchen Bevölkerung ſo groß als unter den eingewanderten Deutſchen, und ſie vererbt ſich auf die Kinder. Der Geldſtolz der emporgekommenen ungebildeten Deutſchen gränzt ans Phantaſtiſche; im Vergleich zu ihm iſt der amerikaniſche wahre Ritterlichkeit. Und dieſem Geldſtolz folgt die Hochachtung für das Vermögen von Seiten der Armen auf dem Fuße nach. Es iſt dies vielleicht ein Bild von dem, was das rein induſtrielle Deutſchland ſeyn würde, wenn man ihm die Zügel ſchießen ließe.

Ueberhaupt liefern die verſchiedenen Nationalitäten in den Vereinigten Staaten den auffallendſten Beweis von der Wahrheit des Satzes, daß ſich kein Volk nach der Idee zum Staat bildet, ſondern nur das werden kann, wovon der Keim ſchon durch ſeine geſchichtliche Zeugung in ihm liegt. Alles Fremdartige kann es nur nach den Geſetzen des ihm eigenthümlichen Organismus in ſich aufnehmen und aſſimiliren. Iſt nach dieſen Geſetzen die Aſſimilation unmöglich, ſo muß ein Organismus zuerſt abſterben und in dieſem Zuſtande von den andern gleichſam verzehrt werden. Das iſt das Loos der Europäer in Amerika, und wäre es möglich, ganze Staaten aus Europa nach Amerika zu verpflanzen, es käme doch keine andere Nationalität auf als die amerikaniſche. Alle aus Europa einwandernden Kräfte ſind blos Dünger der amerikaniſchen Civiliſation. Das germaniſche Princip iſt noch das nachhaltigſte, aber es beſchränkt ſich blos auf das häusliche Leben, der Staat iſt und bleibt, trotz aller Hoffnungen und Befürchtungen, *angle-amerikaniſch*.

Was ſoll aber aus dieſem Anglo-Amerikanismus werden? möchten wir fragen. Unſtreitig hat er eine große weltgeſchichtliche Beſtimmung; denn er wird älter werden als die Republik. So lange die amerikaniſche Demokratie genug Raum hat, ſich auszubreiten, laſſen ſich ihrem Vorſchreiten nicht ſo leicht Grenzen ſetzen. Die demokratiſche Verfaſſung erfordert, wir möchten beinahe ſagen, einen unbegrenzten Flächenraum; denn an einem beſtimmten Organismus, demzufolge die Theile deſſelben ein beſtimmtes feſtzuſammenhaltendes Gefüge annähmen, fehlt es ihr ganz. Die Glieder der Demokratie ſtoßen ſich wechſelſeitig ab, was auch die Urſache ſeyn mag, daß es in Amerika noch immer keine eigentliche gute Geſellſchaft gibt.

Schließlich iſt es klar, daß die ganze moderne Demokratie, wie ich früher bemerkt, nur dazu da iſt, das alte Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft nach und nach aufzulöſen; welcher Niederſchlag ſich ſodann bilden mag, iſt vorderhand noch nicht abzuſehen. Daß ein anderer Zuſtand daraus hervorgehen wird, als der, welcher früher da geweſen, iſt außer allem Zweifel. Daß die Vereinigten Staaten ſelbſt noch nach Jahrhunderten verſchieden von den gegenwärtigen Staaten Europas ſeyn werden, kann dem flüchtigſten Beobachter kaum entgehen. Selbſt eine amerikaniſche Monarchie wird immer noch von einer europäiſchen weſentlich verſchieden ſeyn, vielleicht in eben dem Maße, als eine europäiſche Monarchie von einer aſiatiſchen verſchieden iſt.

Die Uebergangspunkte in der Geſchichte der amerikaniſchen Freiſtaaten ſind nicht etwa in der abſtrakten Verfaſſung und ihren Folgen, ſondern im Flächenraum und in der Kultur des Bodens gegeben. Die Demokratie, wie bereits erwähnt, iſt mit einer freigewordenen Expanſivkraft zu vergleichen. Da wo das Territorium nicht zureicht, erfolgt, wie in Frankreich, eine Exploſion, und der Strom ergießt ſich über fremde Länder. Ganz in derſelben Urſache iſt der Zug nach dem fernen Weſten, das raſtloſe Treiben der amerikaniſchen Bevölkerung begründet. Alles Neue tritt ſogleich im Kampf gegen das Alte auf, und dieſes rettet ſich nur dadurch, daß das Ventil ſich nirgends ſchließt, daß dem Neuen ſogleich in einer neuen Richtung Raum gegeben wird. Hierin liegt der Grund der ſchnellen Zunahme der weſtlichen Staaten der Union. — Die Jugend, welche

die beſten Poſten der Geſellſchaft von den Alten beſitzt findet, verſucht zuerſt den Kampf gegen das Beſtehende, zieht aber beim erſten Mißlingen des Kampfes ſogleich nach Weſten — dahin, wo noch alle Poſten friſch zu beſetzen ſind. Dieſer natürlichen Ausbreitung der amerikaniſchen Bevölkerung werden noch lange keine phyſiſchen Grenzen geſetzt werden, beſonders wenn, wie bereits zu erwarten ſteht, Texas (allein ſo groß wie der jetzige ſiebente Theil des ganzen Gebiets der Freiſtaaten) in die Union aufgenommen und das ſtreitige Oregongebiet von England den Vereinigten Staaten förmlich abgetreten werden ſollte. Dieſes ungeheure Terrain, ungefähr dritthalb hundert Millionen engliſche Quadratmeilen, mit allem, was darauf leibt und lebt, wird von der amerikaniſchen Demokratie buchſtäblich verſchlungen; das iſt die Bruſt, an welcher die Republik des neunzehnten Jahrhunderts ſich ſatt ſaugt.

Aber, wie ſchon das Klima von Nordamerika andeutet, kommt dort Alles früh zur Reife. Auch iſt nicht zu erwarten, daß ein Staat, der ſchon in ſeinem Entſtehen das Produkt einer vorgeſchrittenen Civiliſation, der ausgeſchiedene Stoff des europäiſchen Gährungsproceſſes war, einen ſo langſamen Entwickelungsgang nehme, als z. B. irgend ein europäiſcher Staat. Im Zuſtande der Civiliſation altern die Menſchen ſchneller, als im Naturzuſtand; die Civiliſation iſt die belebende zeitigende Wärme, welche Blüthen treibt und Früchte bringt, aber auch austrocknet und verdorren läßt. Das eigentliche Bewußtſeyn der Staaten, welches ihrer Kindheit folgt, dauert nie lange, und Amerika kam mit Zähnen auf die Welt.

Der Kampf um die politiſchen Inſtitutionen, bemerkte ich oben, wird in Amerika erſt dann ſeinen Anfang nehmen, wenn alles Land vergeben, wir wollen nicht ſagen, angebaut ſeyn wird. Bis dahin werden die Verfaſſung der Vereinigten Staaten und die Verfaſſungen der einzelnen Staaten ſo abgeändert werden, daß alle drei Staatsgewalten, die geſetzgebende, vollziehende und richterliche, in die Hände des Volks gegeben ſeyn werden. Dies iſt in manchen Staaten der Union, wo ſowohl die vollziehenden Beamten, als die geſetzgebenden und die richterlichen vom Volke gewählt werden, ſchon jetzt der Fall. Hiedurch wird nach und nach alles den Leidenſchaften der arbeitenden Klaſſen

gehäſſigſten Schimpfreden, und in der romantiſchen Schule widmet er einige Blätter dem Görlitzer Philoſophen Jakob Böhme (von welchem nichts geleſen zu haben er zum Ueberfluß ausdrücklich verſichert), wie es ſcheint nur um den Witz einzuleiten: „Sprach der Schuſter Jakob Böhme einſt wie ein Philoſoph, ſo ſpricht der Philoſoph Schelling jetzt wie ein Schuſter!“

Mit um ſo größerer Ehrfurcht huldigt er dagegen Hegel, „dem großen Hegel, dem größten Philoſophen, den Deutſchland ſeit Leibnitz erzeugt hat. Es iſt keine Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt.“ „Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling vergleichen, iſt gar nicht möglich.“ Auch hier bemächtigt ſich Heines wieder das Gelüſten nach politiſchen Parallelen; Schelling muß ihm die Periode der Reſtauration in der Philoſophie repräſentiren, die von Anfang gar nicht übel geweſen — aber ſpäter habe er mit der franzöſiſchen Reſtauration im ſchlechten Sinne verglichen werden können; „er wurde ſchmählig herabgeſtoßen vom Throne des Gedankens“ — aber hier hapert die Parallele; aus unbekannten Gründen mag Heine ſeinen Nachfolger Hegel nicht mit dem Erben der Reſtauration vergleichen, und er vergleicht ihn mit — Pipin dem Kurzen. „Hegel ließ ſich krönen zu Berlin, leiden auch ein bischen ſalben, und beherrſchte ſeitdem die deutſche Philoſophie. Unſere philoſophiſche Revolution iſt beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geſchloſſen.“ Iſt es aber nicht grauſam, boshaft und hochmüthig von Heine, den Franzoſen mit der Verſicherung, daß ſeitdem das Außerordentlichſte und Großartigſte hervorgebracht worden, daß hier die eigentlich intereſſante und farbenreiche Partie unſerer Philoſophiegeſchichte ſey — den Mund wäſſerig zu machen, und ſie dann mit dem Beſcheid abzufertigen: „Ich bin überzeugt, daß es den Franzoſen nützlicher iſt von dieſer Partie gar nichts zu erfahren!“ —

Wirklich beobachtet Heine über die Philoſophie von Berlin ein pythagoräiſches Stillſchweigen, während er über die von München ſo redſelig ſchimpft; und die Berliner Freunde Heines, von welchen ſich das Herz des Verbannten noch nicht ganz ſcheint losgeriſſen zu haben, dürften ungehalten über ihn ſeyn, daß er nicht über die Vollendung der deutſchen Philoſophie durch Hegel in Frankreich ſpricht und ſchreibt, ſelbſt auf die Gefahr hin, „die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren,“ da es doch in Berlin Männer gibt,

preisgegeben ſeyn, die von einigen ſchlauen Parteiführern zu Gunſten nicht des allgemeinen, ſondern ihres eigenen Wohls politiſch verarbeitet werden. Bis jetzt iſt das Handwerk eines Politikers in den Vereinigten Staaten eines der elendeſten im Staate. Es iſt unglaublich, was dergleichen Menſchen ſich alles gefallen laſſen müſſen, um populär zu ſeyn, um nicht gegen die Vorurtheile der Maſſen zu verſtoßen; wie ſie ſich überall hintanſtellen müſſen, um vorwärts zu kommen; wie ſie Herz und Willen, und den letzten Schatten von Unabhängigkeit den Vorurtheilen der Stimmenden zum Opfer bringen müſſen. Das iſt ein geiſtiger Despotismus, wie ihn wenige Menſchen von ausgezeichneten Fähigkeiten ertragen können. Deßwegen ziehen ſich die angeſehenern Familien immer mehr und mehr von allem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zurück und überlaſſen dieſes unfruchtbare Feld den abgewirthſchafteten Advokaten, oder Solchen, die im bürgerlichen Leben aufgehört haben, ihr Fortkommen zu finden.

Bis jetzt ſtehen die Opfer des öffentlichen Mannes in den Freiſtaaten in gar keinem Verhältniß zu der ihm zu Theil werdenden Auszeichnung, und namentlich zu ſeinem Einkommen. Der Gehalt der höheren Staatsbeamten, die Diäten der Congreßglieder und Senatoren reichen eben hin, ſie gegen die nöthigſten Bedürfniſſe in Schutz zu nehmen, und mit jedem Jahr mehrt ſich der Reichthum und Wohlſtand der Wähler. Es iſt begreiflich, daß dieſes Mißverhältniß nicht immerfort beſtehen wird, daß die, welche die politiſche Gewalt in Händen haben, dieſelbe dazu benützen werden, ſolche Geſetze zu erlaſſen, die ſie in Bezug auf den Erwerb mit den Begüterten gleich ſtellen. Dieſem zu entſprechen, müſſen die Steuern erhöht werden; aber auf die arbeitende ärmere, wählende Klaſſe dürfen dieſe nicht fallen, ſondern auf die Vermöglichen: von dieſem Augenblick an aber beginnt der Krieg der Armen gegen die Reichen, die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft ſtehen ſich feindlich gegenüber.

Erſt wenn dieſer Zuſtand eintritt, werden die Inſtitutionen Amerikas auf die Probe geſtellt werden; ſo lange es in Amerika keine Proletarier gibt, ſo lange die Unzufriedenen nach Weſten ziehen, ſo lange ſich der Ehrſucht und dem Durſt nach Reichthümern mit jedem Tage neue Quellen öffnen, läßt ſich für

den Fortbestand und die Möglichkeit der Dauer demokratischer Institutionen kein historischer Beweis führen. Der jetzige Zustand der Vereinigten Staaten ist unstreitig ein glücklicher und blühender zu nennen, aber er gründet sich doch hauptsächlich auf die jährliche Produktion von zwei Millionen Ballen Baumwolle und einer verhältnißmäßigen Menge von Taback, Reis, Weizen u. dgl. Die Demokratie legt dem amerikanischen Unternehmungsgeist blos so wenig Hindernisse als möglich in den Weg; sie läßt ihn gewähren, weiter steht sie mit ihm in keinem Rapport. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß Montesquieu Recht hatte, wenn er sagte, daß die republikanische Form die beste für den Erwerb ist; aber um das Erworbene zusammenzuhalten, bedarf es wohl einer andern.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Wir können uns nicht enthalten, den Bemerkungen über die Veränderungen in Bezug auf den Personenbestand der Universitäten ein Wort des Dankes an den Correspondenten der Allgemeinen Zeitung aus Hannover voranzuschicken, der in der Beilage zu Nr. 36 an die Worte J. Grimm's erinnerte, welche dieser Gelehrte schon vor Jahren über den Zwang aussprach, den mehr und mehr die deutschen Regierungen über diese Pflanzschulen höherer Bildung ausüben. Es sind beachtenswerthe, goldne Worte, auf die man nicht genug aufmerksam machen kann. Je größer der Anspruch und das Bedürfniß unserer Zeit auf allgemeine Bildung ist, desto weniger sollte man die segensreiche Wirkung vergessen, welche allein aus dieser idealen Zwanglosigkeit des Lehrens und Lernens hervorging, die man jetzt so eifrig zu unterdrücken und aufzuheben strebt, desto mehr sollte man ein Institut segnen und zu befördern suchen, das Jahrhunderte lang im Besitz wahrer Bildung war und jetzt durch diesen Zwang anfängt, nur noch ein nutzloses Möbel, ein Prachtstück aus der Rumpelkammer der Zeit zu werden. Von jeher hat sich der Geist seine eigene Bildungsschule zu suchen, und wenn man fortfährt, wie man angefangen hat, was wird dann aus unsern vom Auslande so gerühmten Universitäten werden? Zum Erlernen der bloßen Brodstudien werden bald die bloßen Gymnasien bei ihren hochgespannten Forderungen ausreichen.

Bonn. Nach dem jüngst ausgegebenen Personenstande dieser Universität zählt dieselbe in diesem Wintersemester 709 Studirende, unter denen neben mehreren Prinzen aus regierenden und fürstlichen Häusern auch der Prinz Georg von Preußen genannt wird; ferner 45 ordentliche, 11 außerordentliche Professoren und 23 Privatdocenten und Lectoren.

Unter den Vorlesungen ziehen besonders die des Privatdocenten Dr. **Clemens** über die Philosophie der größten christlichen Dichter, Dante, Shakespeare, Cervantes, Calderon und Göthe, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Dr. Clemens hat seine Studien in Deutschland, Rom und Paris gemacht, und seine Ansichten sind streng römisch-katholisch.

Breslau. Die bisherigen Privatdocenten Dr. Th. **Jacobi** und Dr. G. E. **Guhrauer** sind zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Erlangen. Die Erwählung des ordentlichen Professors Dr. Ch. M. L. J. **Drechsler** hat die königliche Bestätigung erhalten.

Freiburg. Der Professor der Physik an der Universität Berlin, Herr **Dorn**, ist für den Lehrstuhl der physikalischen Wissenschaften an diese Universität berufen worden.

Giessen. Die Privatdocenten Dr. phil. **Schilling** und Dr. phil. **Zenmaier** sind zu außerordentlichen Professoren der Philosophie, der Privatdocent Lic. Theol. und Dr. phil. **Baur** zum Repetenten bei der evangelischen theologischen Facultät, und der Prosector am anatomischen Theater Dr. **Wilbrand** und der Professor Dr. v. **Mitgen**, jener in der medicinischen, dieser in der philosophischen Facultät zu ordentlichen Professoren ernannt worden.

Göttingen. Im laufenden Wintersemester befinden sich an dieser Universität 648 Studirende, wovon 154 (126 In- und 28 Ausländer) Theologie, 189 (129 In- und 59 Ausländer) Jurisprudenz; 217 (133 In- und 84 Ausländer) Medicin; 88 (60 In- und 28 Ausländer) Philosophie studiren.

Die außerordentlichen Profeſſoren Dr. Havemann und Bernbrau ſind zu ordentlichen Profeſſoren in der philoſophiſchen Facultät ernannt, der Oberappellationsgerichtsrath Profeſſor Franke an des verſtorbenen Mühlenbruchs Stelle berufen und dem Profeſſor Wagner das Protectorat übertragen worden.

Halle. Die Zahl der Studirenden beträgt im laufenden Winterſemeſter 605, unter denen Theologie 391 (301 Ins., 90 Ausländer); Jurisprudenz 95 (91 Ins., 4 Ausländer); Medicin 93 (69 Ins., 37 Ausländer); Philoſophie 31 (13 Ins., 18 Ausländer) ſtudiren; außerdem beſuchen noch 13 nicht immatriculirte Chirurgen und 4 nicht immatriculirte Pharmaceuten die Vorleſungen.

Der bisherige Profeſſor an der Univerſität zu Athen, Dr. Ludwig Roß, iſt als ordentlicher Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät nach Halle berufen worden, und der Profeſſor Dr. Keller in Zürich, der ebenfalls dahin berufen worden, hat den Ruf angenommen.

Heidelberg. Die Profeſſoren Pfeifer und Henle in Zürich ſind als ordentliche Profeſſoren der Medicin an die Univerſität Heidelberg berufen.

Jena. Der Privatdocent Dr. H. Weißenborn iſt zum außerordentlichen Profeſſor bei der philoſophiſchen Facultät ernannt, ſo wie öffentlichen Blättern zufolge der Profeſſor Reuß aus Straßburg an die Stelle des verſtorbenen Profeſſor Baumgarten-Crusius berufen werden ſeyn ſoll.

Königsberg. Der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. W. Ernſt und der praktiſche Arzt Dr. Georg Hirſch zu Königsberg ſind zu ordentlichen Profeſſoren an der daſigen Univerſität ernannt.

Leipzig. Am 31. December 1853 belief ſich die Zahl der an dieſer Univerſität Studirenden auf 875, von denen Theologie 228 (164 Ins., 64 Ausländer); Jurisprudenz 330 (264 Ins., 73 Ausländer); Medicin 222 (150 Ins., 68 Ausländer); philoſophiſche Wiſſenſchaften 85 (39 Ins., 45 Ausländer) ſtudiren.

Der zeitherige außerordentliche Profeſſor P. C. Moriz Haupt iſt zum ordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur ernannt worden.

Das Lehrerperſonal an dieſer Univerſität beſteht aus 19 ordentlichen, 14 außerordentlichen Profeſſoren, 28 Privatdocenten, 5 Lectoren neuerer Sprachen, 1 Lehrer der aramäiſchen und talmudiſchen Sprache.

München. Der Privatdocent Dr. K. Schneemann, dem die Leitung der für die Haupt- und Reſidenzſtadt München als Lehranſtalt errichteten Poliklinik übertragen worden, iſt zum außerordentlichen Profeſſor an der daſigen Univerſität ernannt.

Tübingen. Der Privatdocent Dr. Oeſterlen in der mediciniſchen Facultät hat Titel und Rang eines außerordentlichen Profeſſors erhalten.

Würzburg. Die Wahl des ordentlichen Profeſſors der Theologie, Dr. J. B. Reithmann zum Rector der Univerſität, ſo wie die der Profeſſoren DD. Heim, Edel, Geyer, Textor und Leſſault zu Senatoren hat die königliche Beſtätigung erhalten.

Kirche.

Der in Leipzig im Jahre 1834 zuerſt geſtiftete ſogenannte Guſtav-Adolf's-Verein, welcher die Beſtimmung hat, hülfsbedürftige proteſtantiſche Gemeinden in und außer Deutſchland in der Pflege ihres kirchlichen Lebens, zunächſt durch Geldbeiträge zu Kirchen-, Pfarr- und Schulhausbauten, zu den Gehalten der Geiſtlichen und Lehrer u. ſ. w. zu unterſtützen, breitet ſich immer weiter aus und umfaßt jetzt ſchon einen großen Theil Deutſchlands. Am 21. Sept. 1853 verſammelten ſich in der deutſch-reformirten Kirche in Frankfurt am Main die Abgeordneten der verſchiedenen einzelnen Vereine, um die Statuten des Geſammtvereins zu berathen und feſtzuſetzen. Ihnen hatte ſich ein evangeliſcher Prediger aus Peſth und ein Abgeordneter des ſchweizeriſchen Vereins in Baſel angeſchloſſen, und man kam überein, daß wenn es auch jedem Zweigverein erlaubt wäre, über die Verwendung ſeiner Beiträge ſelbſt zu verfügen, doch wenigſtens zwei Drittel davon durch die Vermittlung des Centralvorſtandes ausgegeben werden müſſen.

Es ließ ſich vorausſehen, daß neben dieſem proteſtantiſchen auch ein katholiſcher Verein ſich bilden werde, was ebenfalls in Frankfurt geſchehen iſt. Es iſt dabei nur zu wünſchen, daß dieſe beiden Vereine wirklich nun neben einander wirken, und keine confeſſionellen Feindſeligkeiten ihre Wirkſamkeit hemmen und die Ruhe Deutſchlands ſtören mögen. Die Lage Deutſchlands iſt ſtürmiſch genug, ſie braucht kirchliche Oppoſitionen nicht, um gefährlich zu werden.

Eine der segensreichsten Anstalten scheint die vom Pastor Fliedner in Kaiserslautern vor sieben Jahren gegründete Diakonissenanstalt zu seyn und mit der Zeit immer mehr werden zu sollen. Sie enthält bereits ein Hospital, ein Seminar für Kleinkinderlehrerinnen, ein Asyl für weibliche entlassene Gefangene, die in der Haft Hoffnung zur Besserung gegeben haben, eine mit dem Seminar verbundene Kleinkinderschule und ein kleines Waisenhaus. In dem Hospital, wo die zur Krankenpflege bestimmten Diakonissen ihre Lehrzeit zubringen, die von sechs Monden sich bis zu zwei Jahren erstreckt, und wo bereits 56 ausgebildet worden sind, wurden seit dem Bestehen der Anstalt 850 Kranke aller Confessionen verpflegt, und in 125 auswärtige Familien Pflegerinnen versendet. Aus Zürich, aus Bern, aus der Gegend von Darmstadt kamen mehrere Jungfrauen aus eigenem Antriebe sich in der Krankenund Kinderpflege zu vervollkommnen. Das Asyl für die im Guten bestärkten Sträflinge entließ 29 Pfleglinge seit den sieben Jahren seines Bestehens, und das Ausland ahmt diese Anstalt mehrfach nach.

Der König von Preußen hat den Schwanenorden, der im J. 1811 von Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg gegründet wurde, zur Pflege der Kranken, Linderung des Unglücks ꝛc., am letzten Tage des vergangenen Jahres wieder ins Leben gerufen. Zunächst soll ein evangelisches Mutterhaus in Berlin für die Krankenpflege in großen Hospitälern gestiftet werden.

Literatur.

Die ägyptische Gesellschaft in Kairo hat den geheimen Regierungsrath Böckh zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Die Untersuchungen desselben über die ägyptischen Dynastien des Manetho dürften weitentlich zur Aufklärung über dieselben beitragen.

Dem geheimen Hofrath Dr. Eichstädt ist aus Veranlassung seines am 28. December 1841 gefeierten fünfzigjährigen Doctoren-Jubiläums von Seiten der Akademie eine schön ausgestattete Votivtafel; von Sr. Maj. dem König von Sachsen das Ritterkreuz des k. sächs. Civilverdienst-Ordens übersandt worden.

Der k. bayerische Oberlieutenant und Platzadjutant zu Augsburg, Max v. Tolander, hat von Sr. k. Hoheit dem Großherzog von Baden für sein Werk: „Das Heerwesen der Staaten des deutschen Bundes" ein huldvolles Handschreiben und eine große goldne Medaille erhalten.

Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia hat die Professoren A. W. v. Schlegel und Lassen in Bonn zu ihren Ehrenmitgliedern ernannt.

Der Lehrer der Chemie an der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbschule in Kaiserslautern, Dr. Harberger, hat von Sr. Maj. dem König von Bayern für seine vielseitige bewährte Thätigkeit in Förderung des Gewerbfleißes in der Pfalz die goldne Ehrenmünze des Verdienst-Ordens der bayrischen Krone erhalten.

Wir geben diese wenigen Beispiele, um zu zeigen, daß Fürsten und gelehrte Gesellschaften immer noch sich bemühen, diejenigen unter den Schriftstellern und Gelehrten auszuzeichnen, welche bereits einen berühmten Namen erhalten haben. Auch die jüngere Generation der Schriftsteller wird nach und nach in den Kreis fürstlicher Gunst gezogen; wir erinnern nur an die Ernennung Dingelstedt's zum k. würtembergischen Hofrath und Hackländer's zum Secretär des Kronprinzen von Würtemberg, an Mosen's Berufung nach Oldenburg als Dramaturg und an das Gerücht, welches Gutzkow eine gleiche Stellung am Dresdner Theater verspricht. Es scheint, als wolle man mit diesen milden Spenden sich das Wohlwollen der jüngern und ältern Zeit zugleich sichern.

In Bezug auf die Literatur selbst haben wir uns mehrere Notizen für unsere Notizen gemacht, doch können wir grade nicht sagen, daß sie im Ganzen sehr erfreulich wären. In der schönen Literatur drängt sich uns das schmerzliche Gefühl immer mehr auf, je mehr wir die neuen Erscheinungen verfolgen, daß von eigentlich künstlerischer Durchdringung des Stoffs gar nicht oder immer weniger die Rede ist, selbst bei denjenigen unserer Dichter, die sich, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, einen Namen erworben haben. Einen schlagenden Beweis für diese Bemerkung giebt Levin Schücking's „Schloß am Meere". Schücking ist als ein geistreicher Schriftsteller bekannt und schon seit mehreren Jahren genannt; wir für unsere Person müssen aber selber gestehen, daß wir diesem in die Breite getretenen, ohne Maaß und Ziel herumirrenden Geist keinen Geschmack abgewinnen können. Es ist eine Manier, in welche der Schriftsteller sich verliebt hat, die er für schön findet und in der ihn Niemand tadeln würde, wenn er sie für sich behalten, wenn er sich an ihr in seinen vier Wänden erfreuen wollte. Giebt er sie aber Andern zum Besten, so muß man ihm wohl sagen, daß es einestheils eine sehr matte Nachahmung von Jean Paul und Sterne,

andererseits aber eine Originalität ist, die seine Schriftzüge bei allen ihren mannichfachen Schönheiten gar bald annehmen lassen wird.

Eine andre seltsame und, nach unserm Gefühl, beklagenswerthe Erscheinung unserer Zeit ist das Kokettiren unserer, namentlich jüngern Schriftsteller mit ihrer Prosa. Sie ist fast Allen eigen, die durch die Laune des Augenblicks, durch die Gunst befreundeter Redaktionen, oder auch durch irgend einen glücklich gelungenen Wurf für eine kurze Spanne Zeit aus der Fluth schriftstellerischer Namen emporgetaucht sind. Kaum werden sie von dem oder jenem Journale genannt, und mit oder ohne Grund gepriesen, als sie auch ihrer eignen Person einen Werth beilegen, der sie treibt, den Gang ihrer Bildung dem größern Publikum vorzulegen und ihm zu zeigen, wie sie auf diese hohe Stufe von Berühmtheit gelangt sind. Dieses Treiben steht freilich mit den Kinderwitzeleien und Treibhausgedichten, die unsere Zeit noch Legionen zählt, in engem Verhältniß, ist aber bei alle dem höchst lächerlich, da diese sogenannten Phänomene nach wenig Monden wieder in den Schlummer der Vergessenheit zurücksinken, um neuen Glückspritzen momentaner Berühmtheit Platz zu machen. Diejenigen deutschen Geschichtsforscher, welche über den Mangel an Denkwürdigkeiten ausgezeichneter Staatsmänner und solcher Personen, welche einen wesentlichen Antheil an historischen Ereignissen nahmen, sich beklagten, tragen freilich die Schuld dieser Extravaganzen der deutschen Literatur, und Göthe, welcher seiner Zeit so ein großes Heer von dürftigen Nachahmern erweckte, hat auch keinen geringen Antheil daran. Ohne jene Klage und ohne seine „Wahrheit und Dichtung" würden wir vielleicht diese Eitelkeit unserer jüngeren Schriftstellerwelt nicht zu beklagen und vielleicht weder über Steffens „Was ich erlebte" noch über Holtey's „Vierzig Jahre" zu sprechen haben. Steffens hatte freilich den Vortheil, in einer denkwürdigen Periode mit bedeutenden Personen und weltgeschichtlichen Begebenheiten in Conflikt zu kommen, doch was in der Welt konnte Holtey bewegen, mit solcher Breite und Geschwätzigkeit seine Erinnerungen aus seiner Kindheit und Jugend aufzuzeichnen, wie sie uns in den vorliegenden zwei Bänden entgegentreten? Er ist weder in dem Alter, wo er sagen kann, daß seine Laufbahn geschlossen sey, noch ein so bedeutender Schriftsteller und Dichter, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; im Gegentheil erregt die Art, wie er seine verfehlte Erziehung beschreibt, ein unangenehmes, peinliches Gefühl, gemischt aus Mitleid für sein erfolgloses Streben, sich der Mittelmäßigkeit zu entziehen, und der Ueberzeugung, daß seine Verwandten doch nicht so Unrecht hatten, wenn sie ihn nur für das gewöhnliche Geschäftsleben zu bilden trachteten.

Nachdem wir bei den Schattenseiten unserer schönen Literatur, vielleicht zu lange, verweilt haben, müssen wir auch eine bessere Richtung hervorheben, nämlich die Bestrebungen mehrerer Dichter, das Volksleben zum Gegenstand ihrer Dichtungen zu machen. Es sind schon mehrere mit Erfolg auf diesen Weg getreten, der auch allseitig um so günstigere Aufnahme gefunden hat, als eines Theils die Romane aus den höheren Kreisen der Gesellschaft von Mitgliedern derselben, namentlich Frauen, gepflegt werden und fast unwillkürlich die Leerheit an geistiger Tiefe, die Verderbtheit dieser Kreise bis zum Uebermaaße aufgedeckt haben, andernheils jeder Unparteiische die natürlichere Richtung der größeren Mehrheit der deutschen Dichter, welche gesellschaftlich jenen Kreisen ferne stehen und also ihren Darstellungen keine Wahrheit geben können, freudig begrüßt. Berthold Auerbach, der Verfasser „Spinoza's" und des „Dichters und Kaufmann's," hat vielleicht mit seinen „schwäbischen Dorfgeschichten" Bahn gebrochen und bald sind ihm andere nachgefolgt, wie Ernst Willkomm u. A.

Zu den interessanten Erscheinungen unserer Zeit gehört auch Meinhold's Bernstein-Hexe, um so mehr, seit der Verfasser selbst gestanden hat, daß er den alten Chronikenstyl nur nachgeahmt hat, angeblich um seinen theologisch-philosophischen Zeitgenossen zu zeigen, wie Unrecht sie haben, über die Aechtheit von Documenten abzusprechen, um nach ihnen über das historische Dasein einer längst vergangenen Zeit zu entscheiden. Der Styl der alten Chroniken ist mit großer Treue nachgeahmt, was schon der Umstand beweist, daß so viele Kritiker sich täuschen ließen und das Buch als eine Reliquie der Vorzeit begrüßten. Die Abfassung der Novelle selbst hat mancherlei Anfechtungen erlitten und zuerst die Vermuthung einer Verfälschung angeregt.

Ein neuer Ausleger des Dante ist aufgetreten. Karl Graul, ein Kandidat der Theologie aus Dessau, hat nach fleißigen Studien in dem großen katholischen Dichter Italiens einen entschiedenen Vorkämpfer des Protestantismus entdeckt. Der erste Band, welcher die Hölle enthält, liegt dem Publikum vor, die Bearbeitung des Fegefeuers und des Paradieses wird folgen und das ganze Werk mit einer Lebensbeschreibung Dante's und vier Abhandlungen, einer geschichtlichen, literar-historischen, einer ästhetischen und einer vollständigen theologischen, geschlossen werden.

Wichtiger für uns als diese, vielleicht zu sehr aus der unserer Zeit eigenthümlichen

Richtung nach dem Ungewöhnlichen und Anſtoß erregenden hervorgegangene Arbeit, iſt die deutſche Sprachkarte von Karl Bernhardi, Kaſſel 1844, die zum erſten Mal, geſtützt auf viele hiſtoriſche Studien, die Gränze des deutſchen Gebiets nach den in den verſchiedenen Ländern unter den Bewohnern des Landes noch vorhandenen deutſchen Dialekten beſtimmt.

Sie führt uns von ſelbſt auf eine kurze Anzahl einiger der bemerkenswertheren hiſtoriſchen Arbeiten der jüngſten Vergangenheit.

G. Weil hat eine neue Bearbeitung der Geſchichte Muhameds des Propheten, ſeines Lebens und ſeiner Lehre geliefert, die beſonders durch die Benützung der arabiſchen Quellen einen bedeutenden Werth erhält.

Profeſſor Schäfer in Gießen iſt der Verfaſſer einer Geſchichte Portugals, von welcher zwar nur erſt der erſte Band erſchienen iſt, die aber ſowohl in Hinſicht auf die Darſtellung als Benutzung der vorhandenen, namentlich portugieſiſchen Quellen, eine bedeutende Stelle unter den deutſchen Geſchichtswerken der Neuzeit einnimmt. Sie iſt bereits ins Franzöſiſche übertragen und findet auch in Portugal bedeutende Anerkennung, wo bereits zwei Ueberſetzungen von ihr erſchienen ſind.

Die Literatur über den dreißigjährigen Krieg ſchwillt immer mehr an, und die auf Benutzung der verſchiedenen Staatsarchive gegründeten Geſchichtswerke erhalten ein um ſo größeres Intereſſe, als ſie vielfache Irrthümer aus der Geſchichte entfernen, die Thatſachen und Ereigniſſe in ihr wahres Licht ſtellen und manche neue Geſichtspunkte eröffnen. Bemerkenswerth ſind in dieſer Hinſicht zwei Werke, des Grafen Mailath Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, in deren drittem Bande er die Geſchichte Wallenſtein's in einem ganz neuen Lichte darſtellt und Förſter's Darſtellung entgegen den Verrath Friedlands unwiderſprechlich darthut, einen Verrath, der Deutſchland nicht in die Hände Schwedens, ſondern in die Frankreichs bringen ſollte, und des Freiherrn von Aretin „Geſchichte des bayeriſchen Herzogs und Kurfürſten Maximilian's I.", in welcher dieſer Fürſt von manchen Anklagen freigeſprochen wird, die in den bisherigen Geſchichtbüchern auf ihn geworfen wurden.

Es iſt ſchwierig, die verſchiedenen literariſchen Ereigniſſe, wenn wir ſo ſagen dürfen, unter allgemeine Geſichtspunkte zu bringen, beſonders wenn der Raum ſo beſchränkt iſt, daß nur Andeutungen erlaubt ſind. Die Geſchichte könnte uns freilich auf das Gebiet der Politik führen, doch die Tagespolitik iſt ein ſo ſchwieriges Feld, daß wir kaum wagen, ſie zu berühren: und wie ſollte man nicht mit Mißtrauen den Fuß auf einen Boden ſetzen, der ſo wandelbar iſt, daß er ſich täglich und ſtündlich verändert? Mit Schmerz ſieht man, daß der ſo allſeitig gerieſene Dichter Herwegh ſchon nach ſo kurzer Zeit, ehe er noch Muße hatte die Hoffnungen zu erfüllen, die man auf ihn gründete, oder vielleicht, ohne daran zu denken, wie man auf ihn hoffte, zum Partei-Schriftſteller geworden iſt.

Intereſſant, wie ſchmerzlich auch der Eindruck iſt, den ſie hinterlaſſen, ſind die „Randzeichnungen" des Prälaten Detmold in Hannover. Die Satire iſt treffend, voll Witz und anſpruchloſen Anſpielungen; aber wie niederſchlagend iſt das Gefühl, daß der freie Gedanke ſich hinter Bildern und halbe Worte verſtecken muß. Unſere Zeit liegt wirklich noch ſehr im Argen. Die verſchiedenen Parteien wiſſen wohl, was ſie von einander zu halten haben, ſie rühmen ſich alle ihrer guten Abſichten, doch keine will das hören, was ihr zu wiſſen ſo nöthig wäre.

Schließlich mögen hier einige Bemerkungen über literariſche Thätigkeit in Tirol eine Stelle finden, geſtützt auf einige Artikel in der Allgemeinen Zeitung, aus denen wir freilich wenig mehr als Namen aufzeichnen können.

Als Dichter werden Schuler, Beda Weber, Berengarius Ivo, und in den neueſten Zeiten (1845) Johann Sene, Strobl, Bayrer, Hermann von Gilm und Adolf Pichler genannt; als Geſchichtsforſcher Albert Jäger, Beda Weber, auf deſſen Geſchichte des Ritters und Sängers Oswald von Wolkenſtein beſonders aufmerkſam gemacht wird, der Gubernialrath Kapp (Rechtsgeſchichte), Regierungsarchivdirektor Rögl, Hegi und Emmert.

Kunſt.

Bei Gelegenheit der großen hiſtoriſchen Bilder der beiden belgiſchen Künſtler Gallait und Wiertz iſt in den öffentlichen Blättern viel geſtritten worden, ob die hiſtoriſche Malerei in Deutſchland untergegangen ſey oder nicht. Wenn wir ſowohl nach eigener Anſchauung als nach den Berichten über auswärtige Kunſtausſtellungen ein Urtheil zu fällen uns

erlauben dürfen, so kann dies nur die Ueberzeugung aussprechen, daß die ernstere Kunst nicht in Deutschland allein, sondern überall sehr selten und von sehr wenigen Meistern betrieben wird. Bei weitem die größere Mehrzahl der Maler hat sich dem Genre oder der Landschaft ergeben und scheint sogar keine Ahnung von historischer Malerei zu haben. Beweis dafür sind die historischen Gemälde, die, ohne irgend einen Sinn für historische Kunst, oft nur im Katalog als solche von dem Künstler ganz willkürlich bezeichnet werden.

Von Dresden aus wird ein Gemälde von einem Sohn Karl Maria von Weber's als vielversprechend gerühmt. Der junge Künstler ist ein Schüler Ehrhardt's, eines der Freunde Winkelmanns, die ihm nach Dresden gefolgt sind; wie sich denn mehrere Maler der Düsseldorfer Schule wie Hübner, Mewes) nach Dresden gewendet haben.

Ein anderer Zweig der Kunst, die Musik, und namentlich die Concertmusik, findet jetzt in Deutschland einen so allgemeinen Anklang, daß auch wir in die Besorgniß einstimmen müssen, die in mehreren Journalen laut geworden ist, daß diese Neigung zu der für die große Masse gedankenlosesten aller Kunstbegeisterungen für die geistige Regsamkeit unserer Zeit und unseres Volks nichts Gutes weissage. Zum Glück kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieses Hindrängen zu einem Ohrgenusse mehr der alten Gewohnheit der Nachahmung zuzuschreiben ist, als einem wirklichen Bedürfniß. „Andre finden es schön, so würde man sich lächerlich machen, wollte man seine Unempfindlichkeit zeigen." Dieser logische Schluß hat gewiß Liszt und all dem Troß seiner Concerte gebenden, singenden und spielenden Bruder in Apollo einen weit größern Kreis von Bewunderern verschafft, als ohne dem der Fall gewesen seyn würde.

Aus München rühmt man die Versuche der Galvanographie des Professors von Kobell. Die von ihm veröffentlichten Blätter, zwei Gemälde von Freymann und Schöninger, ein Bildniß nach Tizian und ein kleiner Ecce homo nach Guido, sollen die Vortheile des Kupferstichs und der Lithographie vereinigen.

Der Conservator Fernbach hat als Erfinder einer eigenthümlichen enkaustischen Malart, angewendet bei den Gemälden des Saalbaus in der k. Residenz in München, und Herausgeber eines Handbuchs über Oelmalerei, von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland für Uebersetzung des genannten Werkes und als Anerkennung der durch dasselbe erworbenen Verdienste, neben einem schmeichelhaften Schreiben einen mit 28 größern und kleinern Brillanten geschmückten kostbaren Ring erhalten.

Stiftungen.

Die von dem verstorbenen Hofrath Zeyher der Stadtgemeinde von Schwetzingen gemachte Schenkung von 17,492 fl. 35 kr. zur Errichtung einer Kleinkinderbewahranstalt hat die landesherrliche Bestätigung erhalten.

Der Erzbischof von Bamberg hat dem dortigen Magistrat für die Irrenanstalt in Bamberg 1000 fl., für das Haus der Unheilbaren 1000 fl. und für das Waisenhaus 500 fl. als Fundationszuschüsse schenkungsweise übergeben.

Denkmale.

Am 25. August v. J. ward das Denkmal für Walter von der Vogelweide, zu welchem besonders der historische Verein von Unterfranken und Aschaffenburg die erste Anregung gegeben, feierlich eingeweiht.

Vereine.

In Stuttgart hat sich ein Verein württembergischer Kaufleute und Fabrikanten gegründet, mit dem Zweck, theils ihre Rechtsstreitigkeiten erwählten Schiedsrichtern zu unterwerfen, wobei ein rein mündliches Haupt- und Beweisverfahren und unbedingte Oeffentlichkeit statt finden soll, theils um Organe zu begründen, die geeignet seyn könnten, allgemeine Wünsche des Handelsstandes an die Regierung und die Behörden zu bringen. Die Regierung hat die Statuten des Vereins genehmigt, manche nützliche Verbesserung dazu vorgeschlagen, deren Ganzes aber, als dem Wesen des Staats nicht entgegen, gebilligt. Am 29. October v. J. hatten sich gegen 250 Vereinsmitglieder aus allen Theilen des Landes versammelt, um die Statuten definitiv anzunehmen.

Auf eine Aufforderung von Wien aus durch die Herren Halm, Grillparzer und Bauernfeld sind auch die in Leipzig lebenden dramatischen Schriftsteller in einen Verein zusammen

getreten, um die Interessen der Bühnenschriftsteller den Bühnen gegenüber zu wahren. Die Vertretenden verpflichten sich, ihre Stücke keiner Bühne zur Darstellung zu übergeben, welche nicht das von ihnen festgesetzte Honorar (von 2 bis 6 Dukaten für den Akt je nach dem Range der Bühne) zu zahlen bewilligt. Ueberdem gedenkt der Verein zur Centralisation des Verkehrs zwischen den Bühnen und den Schriftstellern zwei Bureaux (in Wien und Leipzig) zu errichten, welche die Verbindung zwischen den Vereinsmitgliedern und den Bühnen in Zukunft allein vermitteln sollen.

In Baden hat sich ein Verein gebildet, um die noch vorhandenen Denkmale der Vorzeit vor Zerstörung, Entfremdung und Verunstaltung zu schützen und insbesondere in weitern Kreisen Sinn für die frühere Geschichte des Landes zu wecken. Sein Sitz ist in Baden-Baden.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris stellt folgende Preisaufgaben auf: für 1845: L'examen critique des historiens de Constantin le Grand, comparés aux divers monuments de son règne. Preis eine goldne Medaille im Werth von 2000 Fr. — Für 1844 hatte die Akademie bereits (unter die Aufgabe gestellt: „Tracer l'histoire des guerres qui, depuis l'empereur Gordien jusqu'à l'invasion des Arabes, eurent lieu entre les Romains et les rois de Perse de la dynastie des Sassanides, et dont fut le théâtre le bassin de l'Euphrate et du Tigre, depuis l'Oronte jusqu'en Médie, entre Tzarcoum au nord, Ctésiphon et Pétra au sud." Preis, eine Goldmedaille von 2000 Fr. an Werth.

Die Société des antiquaires de la Morinie in St. Omer verspricht dem besten Werke über eine wichtige geschichtliche, geographische oder antiquarische Frage, in Bezug auf ihren Distrikt und während der Zeit von 500—1500, das ihr vor dem 1. Oktober 1845 eingereicht wird, eine Goldmedaille von 500 Fr. Werth. Doch würde es die Gesellschaft gern sehen, wenn man die Geographie des Landes der Moriner unter Karl dem Großen beleuchtete. Adresse: A. M. de Givenchy, secrétaire perpétuel de la société à St. Omer.

Die Société libre d'agriculture, sciences, arts et belles lettres du Département de l'Eure stellt als Preisaufgabe ein Mémoire sur la vie et les travaux de M. Jules de Blosseville, commandant de la Chevrette, perdu avec son bâtiment dans un voyage aux mers boréales, auf. Termin: 15. Mai 1845.

Die Académie des jeux floreaux in Toulouse schlägt unter andern Preisaufgaben für den Concurs von 1845 vor: l'Eloge de Dante Alighieri. Preis: eine goldne wilde Rose (églantine) im Werth von 150 Fr. Termin 15 Februar 1845. Adresse: à M. le Vicomte de Panat, secrétaire perpétuel de l'Académie de Toulouse.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Brüssel hat folgende Preisaufgaben für 1845 aufgeschrieben: Les ducs et comtes qui ont régné en Belgique, des évêques, des seigneurs particuliers et des corporations religieuses, ont battu monnaie, tantôt au nom de leurs souverains et en leur, tantôt leur propre nom seulement. On demande vers quelle époque ils ont commencé, dans chaque localité, à battre des monnaies, tant en or qu'en argent, et comment ils sont parvenus à exercer ce droit.

Für 1845. Der außerordentliche Preis von 3000 Fr. wird der besten Geschichte der Regierung Alberts und Isabellas zuerkannt werden. — Für den gewöhnlichen Concurs hat die Akademie folgende Fragen aufgeschrieben: 1) Quelles ont été, jusqu'à l'avénement de Charles-Quint, les relations politiques et commerciales des Belges avec l'Angleterre? 2) Comment, avant le règne de Charles-Quint, le pouvoir judiciaire a-t-il été exercé en Belgique? Quels étaient l'organisation des différents tribunaux, les degrés de juridiction, les lois ou la jurisprudence d'après lesquelles ils prononçaient? 3) Faire un exposé raisonné des systèmes qui ont été proposés pour former l'éducation intellectuelle et morale des sourds-muets; établir un parallèle entre les principales institutions ouvertes à ces infortunés dans les différents pays, en exposant les divers objets de l'enseignement, les moyens d'instruction, employés, le degré d'extension donné à l'application de ces moyens dans chaque institution et enfin déterminer, d'après un examen comparé de ces moyens d'enseignement ceux auxquels on doit la préférence. Termin: 1. Februar 1845. — Adresse: M. Quetelet, secrétaire perpétuel de l'Académie.

Das Comité der Gustav-Adolfstiftung in Frankfurt am Main hat einen Aufruf erlassen an die deutschen Schriftsteller zur Bewerbung um zwei Preise von 6000 fl. und 1000 fl., welche Herr M. G. Seiffardeid dafür für das beste wissenschaftlich und das beste populär gehaltene Buch über das Wesen und die Stellung der protestantischen Kirche ausgesetzt hat

Die k. k. Geſellſchaft der Aerzte in Wien hat zur diesmaligen Preisaufgabe die Tuberkuloſe gewählt, wobei beſonders folgende Fragen zu berückſichtigen erwünſcht wird: Welches ſind die ſowohl diſponirenden als occaſionellen Urſachen der Tuberkuloſe? Welche geographiſchen und topographiſchen Verhältniſſe und welche Krankheiten ſind ihrer Entwicklung günſtig oder ſchließen ſie aus? Wie wird ſie in ihren verſchiedenen Phaſen von ihrem erſten Auftreten an erkannt? Gibt die pathologiſche Chemie über die ihr zu Grunde liegende Blutbeſchaffenheit Aufſchluß? Zeigen anatomiſch-pathologiſche Daten zuverläſſige Heilungsprocesſe, und unter welchen Verhältniſſen? Wie muß die Prophylaxis, wie die Therapie eingeleitet werden? — Die Arbeiten, bei denen beſonders eigene Erfahrung zum Grunde gelegt werden ſoll, ſind bis zum 31. März 1846 an das Präſidium der k. k. Geſellſchaft der Aerzte in Wien portofrei einzuſenden. — Preis: 100 Dukaten in Gold. Die Preisſchrift bleibt Eigenthum des Verfaſſers.

Se. Durchlaucht der Fürſt von Fürſtenberg erneuert den ſchon im Jahre 1843 ausgeſetzten Preis von 50 Dukaten in Gold für die beſte Anleitung zur Taxation des Grund und Bodens mit Rückſicht auf die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe a) von Norddeutſchland, b) von Süddeutſchland, da bisher keine preiswürdigen Schriften eingegangen ſind. Termin 1. September 1845. Adreſſe: An die Vorſtände der VIII. Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe, k. Staatsrath von Strichaner und Freiherr von Closen in München. Die gekrönte Arbeit bleibt Eigenthum des Verfaſſers.

Schweiz.

Unterrichtsweſen. Die Schweiz zählt gegenwärtig 3 Hochſchulen, 3 Akademien, 3 Lyceen, 50 Gymnaſien und 10 Kantons- oder gelehrte Schulen, die mit Gewerbsanſtalten verbunden ſind. Sämmtliche obere Gelehrtenſchulen, mit Ausnahme von 3 Lyceen gehören der reformirten Schweiz, die Gymnaſien und Kantonsſchulen vertheilen ſich ziemlich gleichmäßig auf beide chriſtliche Confeſſionen; eine Kantonsſchule des Aargau iſt ganz auf paritätiſchem Fuße eingerichtet.

Ueber den Beſuch ſämmtlicher höherer Bildungsanſtalten im letzten Schuljahr ſind keine genauen Angaben vorhanden. Doch weiß man, daß die Univerſität Baſel ungefähr 40, die in Zürich etwa 150 und die in Bern gegen 220 Studirende zählt. Die Akademie in Genf und Lauſanne hatte ungefähr eben ſo viel, die Akademie von Neuenburg aber bedeutend weniger.

Das Jeſuitenkollegium in Freiburg zählt nach dem Bericht der dortigen Regierung durchſchnittlich 400—500 Schüler, wovon ungefähr 200 das Lyceum, wo der Unterricht in lateiniſcher Sprache ertheilt wird, die übrigen theils die franzöſiſche, theils die deutſche Abtheilung des Gymnaſiums beſuchen. Die fünf Lehranſtalten der Jeſuiten in der Schweiz werden von ungefähr 1000 Schülern beſucht, von denen beinahe ein Drittel monarchiſchen Staaten gehört.

Das Gymnaſium und Pädagogium in Baſel zählte im letzten Schuljahre 449, die Kantonsſchule in Zürich 367, die Centrallehranſtalt von Luzern (Gymnaſium und Lyceum) etwa 200, die katholiſche Kantonsſchule in Chur 68, die katholiſche Kantonsſchule in St. Gallen (Gymnaſium, Realſchule und Lehrerſeminar) 180, wovon 70 im Real- und Erziehungshaus untergebracht ſind, und die höhere Lehranſtalt in Freiburg (Gymnaſium, Lyceum, Real- oder Kantonsſchule) 90 Schüler und 10 Novizen.

Vereine. In Lauſanne ſoll ſich ein deutſcher Bildungsverein gebildet haben, mit dem Zweck, den Handwerkern und Künſtlern deutſcher Sprache ein Vereinigungsmittel zur ſittlichen und geiſtigen Bildung zu geben.

Belgien.

Literatur. Die flämiſche Partei hat theils durch die Willfährigkeit der Regierung, ſich theilweiſe bei den Verhandlungen und Bekanntmachungen der flämiſchen Sprache zu bedienen, theils durch die Gründung eines ärztlichen politiſchen Blattes: „Vlaemsch België“ (Vlämiſch Belgien), das unter der Hauptleitung eines Herr Delaet in Brüſſel erſcheint, zwei wichtige Schritte zur wirklichen Anerkennung gethan.

Die belgiſche Regierung hat vor einigen Monaten den Archivien des Königreichs, Herrn Gachard, mit einem Gehalten nach Spanien geſchickt, um in dortigen Bibliotheken und Archiven neue Documente für die ältere belgiſche Geſchichte aufzuſuchen. Seine Forſchungen waren auch nicht erfolglos, indem er die Originalcorreſpondenz der Margarethe von Parma,

welche den Muth haben, die franzöſiſchen Intereſſen zu verfechten, auf die Gefahr hin, die Deutſchen über ihr eigenes Intereſſe und ihre Ehre zu verblenden.

Wenn Heine in der Religion und Philoſophie immer ſo viele politiſche Beziehungen, Vergleichungen, Parallelen einmiſcht und beide beſonders in ihrer ſocialen Bedeutung zu beleuchten ſich die Aufgabe geſetzt hat, wird man ſchon hierdurch auf die Vermuthung geführt, daß die Politik ſein wahres Element, daß politiſche Beſtrebungen ihm die wichtigſten Manifeſtationen des Geiſts des Jahrhunderts ſeyen. Wirklich ſcheint er auch ſeinen Stolz darein zu ſetzen, als politiſcher Lehrer und Agitator, Reformator und Märtyrer zu gelten. Darüber jedoch ſcheint er mit ſich ſelbſt nicht recht einig zu ſeyn, ob er ſich darauf beſchränken ſolle, nur den Theoretiker und Beobachter in der Politik zu machen, oder ob es ſeine Miſſion ſey, handelnd mit einzugreifen. Wenn zum letzteren eine entſchiedene Geſinnung, Feſtigkeit der Grundſätze und des Charakters unerläßliche Bedingungen ſind, ſo wäre Heine zu rathen, ſich ganz auf die erſtere Funktion zu beſchränken, denn er hat ſchon zu viel und vielerlei geplaudert, als daß noch eine Partei ein Herz zu ihm ſollte faſſen können. Wir haben nicht zu unterſuchen, in welcher Eigenſchaft und zu welchen Zwecken er ſich im Winter 1831 nach Paris begab; wir wollen ihm den Dank für manche intereſſante, glücklich und lebendig geſchilderte Scene aus dem Pariſer Leben jener Zeit nicht vorenthalten; wir wollen ſein Geſtändniß, „man werde in dieſem Buch (den franzöſiſchen Zuſtänden) vielen widerſprechenden Aeußerungen begegnen“ (die jedoch „nie die Dinge, ſondern nur immer die Perſonen“ betreffen ſollen), utilitor acceptiren, und ſeine Behauptung: gelegentlich eingemiſchte irrige Anſichten dienen ſelbſt auch dazu, die Anſchauung und das Verſtändniß jener Zeit zu vervollſtändigen, dahin ausdehnen: auch das Verändern der Farbe gehöre mit zur Veranſchaulichung der Farbe jener Zeit; aber etwas ſtark iſt es doch, und Heine brachte der Befriedigung der Wißbegierde ſeiner Leſer faſt allzugroße Opfer, wenn er in den Verſammlungsſaal der Amis du peuple ſich einſchlich als Einer der Ihrigen, von einem jungen Brauſekopf revolutionäre Citate an ſich hin peroriren läßt (es iſt das gute Glück Heines, daß ſich bei allen öffentlichen Spektakeln jeder Art die Leute, Nationalgardiſten, Kinder, Frauen, Bettler, wer nur

des Cardinals Granvella und des Herzogs von Alba mit Philipp II. nebſt mehreren andern für die Geſchichte dieſer Zeiten wichtigen Documenten aufgefunden hat.

Niederlande.

Kunſt. Der Rotterdamer Verein zur Beförderung der Tonkunſt hat den zu Berlin lebenden Componiſten Franz Commer aus Cöln beauftragt, die Meiſterwerke der alten niederländiſchen Tonkünſtler herauszugeben und ſie durch Uebertragung der ältern Tonzeichen in die jetzigen zugänglich zu machen.

Dänemark.

Literatur. Die Geſellſchaft für richtige Anwendung der Preßfreiheit in Dänemark hat ein für die ältere Geſchichte Skandinaviens ſehr wichtiges Werk herausgegeben, nämlich: „Dänemarks Vorzeit", erläutert durch Alterthümer und Grabhügel von J. J. A. Worſaae. Der Verfaſſer ſondert die Völkerſchaften der nordiſchen Vorzeit in drei Hauptklaſſen, in Steinführende, Bronzeführende und Eiſenführende. Die erſten Bewohner Dänemarks, von welchen die Geſchichte ſpricht, waren Finnen und Kelten. Der Verfaſſer weiſt nach, daß keine von beiden zu den Steinführenden gehörten: dieſe waren alſo noch ein anderes, bis jetzt noch unbekanntes Volk, das ſpäter wieder verdrängt wurde. Die erſten Bewohner waren Finnen (Lappen), dann folgten die Steinführenden, dann die Bronzeführenden.

Schweden.

Unterrichtsweſen. Oeffentliche Blätter klagen laut über die Vernachläſſigung der Schulanſtalten in Schweden. Die Biſchöfe, welchen dieſer Zweig der Staatsregierung übergeben iſt, bilden auch die Reviſionskommiſſionen, und finden natürlich an ihrem eigenen Werk alles tadellos. Ja ſelbſt dieſe Reviſionen werden von ihnen umgangen und ſo ſind elf Jahre verfloſſen, ſeit eine Reviſion angeordnet worden iſt, ſtatt daß ſie alle drei Jahre ſtattfinden ſollen. Die gegen Ende des vergangenen Jahres endlich ſtattgefundene ſoll ſich mehrerer Ungeſetzlichkeiten ſchuldig gemacht haben.

Literatur. Für die ſchwediſche Spezialgeſchichte wichtig iſt das kürzlich erſchienene Werk: Bref och Göths Holdinga. Minne sedan 1720 af A. Th. Lotthom, eine Fortſetzung von Stiernman's älterm Werke, kurze biographiſche Notizen über alle Landshauptmänner, Statthalter und Stiftsamtmänner in Schweden und Norwegen bis auf unſere Zeit.

England.

Schulen. Wie ſehr in England trotz allem Geſchrei, die drückende Lage, der ärmeren Claſſen zu mildern, und bei aller Freiheit der verſchiedenen Confeſſionen oder eben wegen dieſer Freiheit nichts zu weſentlicher Verbeſſerung dieſer eiternden Wunde des Staatslebens anſchießt, weil jede Partei vor allem an ihr eigenes Heil denkt, zeigt ſich mit jedem Tage deutlicher. So ſcheiterte Sir J. Graham's Factoreibill, welche für beſſern Schulunterricht der Fabrikkinder ſorgen wollte, an confeſſionellen Bedenklichkeiten der Diſſenters und Katholiken, denen die Controle und Oberleitung mißfiel, welche jener Plan der anglikaniſchen Geiſtlichkeit einräumt. Und doch bedürfen die Schulanſtalten für Fabrikkinder einer umfaſſenden und durchdachten Verbeſſerung mehr als alle andern, da die Kinder darin kaum nothdürftig leſen lernen. Die Lehrer ſind meiſt ganz unwiſſende und nichtswürdige Subjecte.

Literatur. Die ſchöne Literatur geht ihren gewohnten Gang fort. James hat einen neuen Roman „Arabella Stuart" in ſeiner frühern Weiſe gegeben, doch konnte er nicht vermeiden, daß der Stoff, welcher, wie er ihn genommen hat, nothwendig in einzelne von einander ſcharf getrennte Theile zerfällt, dieſe Zerriſſenheit und alle Mängel an feſſelndem ſpannendem Intereſſe auch ſeiner Dichtung mittheilt, die aber manche gelungene Theile enthält.

Der Roman White Lance or the Days of Charles the Second hat großes Aufſehen gemacht. Manche engliſche Blätter haben von ihm wie von einem würdigen Nachfolger Walter Scott's geſprochen. Ueber den Verfaſſer ſind die Vermuthungen getheilt, die des

Athenäum, welche auf Ainsworth räth, iſt gewiß nicht gegründet, die Allgemeine Zeitung will in den eingeſtreuten Liedern Erinnerungen an den Verfaſſer von Shakespeare and his friends finden.

Die aus Deutſchland nach England verpflanzten Taſchenbücher (Keepsakes, New Year's Gifts etc.) ſind im Abſterben. Sie werden durch prächtigen Druck, Einband und Stahlſtiche immer theurer, ihr Inhalt in Proſa und Verſen immer unbedeutender. Das von dem deutſchen Buchhändler Ackermann herausgegebene wird vielleicht, wie es das erſte war, ſeine Brüder auch am längſten überleben.

William Howitt, Verfaſſer des Rural and domestic life of Germany, hat Chamiſſo's Peter Schlemihl überſetzt, urſprünglich für den Verleger des deutſchen Originals, den Buchhändler Schrag in Nürnberg; ſein Werk iſt aber durch die Uebernahme des Abſatzes auch in England von Longman, Brown, Green and Longmans auch nach England gekommen. Der Ueberſetzer zeigt durch ſeine Arbeit die gediegene Kenntniß und große Liebe zur deutſchen Sprache thatſächlich, von der ſeine früheren Werke über deutſches Leben und Geſittung ſprechen.

Uebrigens finden deutſche Geiſteswerke in engliſchem Gewande wenig Anklang in Großbritannien. Das beweiſt nicht allein die Kälte, mit welcher Ueberſetzungen im Allgemeinen aufgenommen werden; vielleicht macht nur Göthe eine Ausnahme davon; ſelbſt das Foreign Quarterly Review, welches ſich vorzugsweiſe mit der Literatur des Auslandes beſchäftigt, hat ſo wenig Abſatz, daß das Eigenthumsrecht mit allen vorräthigen Exemplaren im vorigen Jahre zu dem Spottpreis von 150 Pf. St. zum Verkauf geboten wurde, ohne einen Käufer zu finden.

Frankreich.

Literatur. Es iſt unbeſtreitbar, daß in unſern Tagen die Geſchichtsforſchung in Frankreich auf eine Höhe geſtiegen iſt, wie in keinem andern der Länder, welche jetzt an der Spitze der Civiliſation ſtehen. Die franzöſiſchen Gelehrten ſchreiten in der Aufgabe, die ſie ſich geſetzt haben, das Weſen der Vorzeit, zunächſt ihres eigenen Landes, zu ergründen, mit einer Beharrlichkeit, einer Ruhe, einem kritiſchen Scharfblick und einer Unparteilichkeit vor, die oft zweifeln laſſen könnte, daß ſie dem Frankreich angehören, deſſen Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und anmaßende Arroganz zum Sprüchwort geworden iſt. Wir wollen hier einige Geſchichtswerke namhaft machen, die, wenn ſie auch nicht alle jene gerühmten Eigenſchaften im höchſten Grade beſitzen, doch alle von der leidenſchaftlichen Vorliebe für geſchichtliche Studien zeugen, welche jetzt einen Kreis der ausgezeichnetſten Männer Frankreichs beſeelt.

Sismondi's Histoire des français hat einen Fortſetzer in Herrn Amadée René gefunden, der ſie bis zur Revolution fortführen will. Die im Constitutionnel mitgetheilten Proben verrathen eine große Vorliebe für Voltaire.

Von Michelet's Geſchichte Frankreichs iſt der ſechste Band erſchienen. Er behandelt die Zeit Ludwigs XI. und Karls des Kühnen. Es iſt Schade, daß er der Phantaſie vielleicht einen zu großen Antheil an ſeiner Darſtellung einräumt.

Herr Heinrich Martin's Geſchichte von Frankreich, deren zehnter und elfter Band erſchienen, iſt ältenger gehalten. Die beiden Bände umfaſſen den Zeitraum von 1559 bis 1598. Nach Thierry's Vorbild hat der Verfaſſer der Einwirkung der Literatur einen angemeſſenen Raum eingeräumt.

Die Geſchichte der Fronde von Herrn von Saint-Aulaire und die Geſchichte Frankreichs unter dem Miniſterium des Cardinals Mazarin von A. Bazin tragen den Einfluß der Parteirückſichten und Standesvorurtheile der Verfaſſer etwas zu ſehr ausgeprägt an ſich, weshalb der Erſtere den kleinlichſten Parteimanövern, ſobald Hochherzigkeit dabei eine Rolle ſpielten, eine zu große Wichtigkeit beilegt, der Letztere ſich törichterweiſe mitten in das Getriebe hinein wirft.

Herr Lebrun gibt in ſeiner Histoire des institutions Carolingiennes, gewiſſermaßen eine Fortſetzung ſeiner Institutions Mérovingiennes, auf die deutſchen Elemente der Geſchichte jener Zeit ein. Eigenthümlich iſt ihm vielleicht die Vorliebe für Karl Martell gegen Kaiſer Karl.

Als ausgezeichnet kann man die Histoire de dix ans von Louis Blanc nennen, dem claſſiſchen Geſchichtſchreiber des Proletariats; ſie iſt eine furchtbare Kritik der Julirevolution.

Nicht minder intereſſant iſt der Cours d'études historiques von Daunou, Vorleſungen, die er von 1819 bis 1830 im Collège de France hielt und jetzt ſo, wie er ſie gehalten, drucken läßt; ſie ſind bis zum ſechſten Bande vorgeſchritten.

Daran ſchließen wir einige der Arbeiten der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris an.

Nach langer Unterbrechung iſt das zehnte und letzte Heft der Ausgabe des Originaltextes des Vendidad von Burnouf erſchienen. Th. Pavie hat unter dem Titel Fragments du Mahabharata einen Band Ueberſetzungen aus dem großen indianiſchen Epos herausgegeben. Der öſterreichiſche Orientaliſt Major Troyer in Paris ſeine engliſche Ueberſetzung des Datiſtan in 3 Bänden vollendet, eine Religionsgeſchichte, welche über wenig bekannte Secten viel neue Data giebt. Von der Ueberſetzung der Geographie von Abulfeda von Reinaud iſt der erſte Band gedruckt. — Auch das letzte Heft des Hieroglyphen-Lexikons von Champollion iſt gedruckt.

Sehr intereſſant iſt das „les Slaves de Turquie" betitelte Werk Cyprian Robert's, eine Umarbeitung der in der Revue des deux Mondes erſchienenen Aufſätze über die gräco-ſlaviſchen Völker.

Buchon hat ſeine Reiſe in Attika herausgegeben.

Das erſte Heft der perſiſchen Monumente von Coſte und Flandin iſt erſchienen, wird aber wegen ſeines ungeheuren Preiſes (das Exemplar koſtet 1400 Fr.) wenig unter das Publikum kommen, wie es faſt mit allen Werken geſchieht, an denen die Regierung theilnimmt.

Von dem franzöſiſchen Romane ſchweigen wir. Könnten wir von etwas anders ſprechen als von Sue's Geheimniſſen von Paris, welche faſt ſeit einem Jahre alle Journale füllen? Selbſt die liebenswürdige und geiſtreiche George Sand, welche mehr als jeder andere Novelliſt Erwähnung finden ſollte, wird von dieſem Ungeheuer erdrückt.

Unter den dramatiſchen Neuigkeiten haben wir viel Lobendes über ein Luſtſpiel von Delavigne, Prinzeſſin Aurelia geleſen, das nach dem dort Geſagten etwas ſehr Ausgezeichnetes ſeyn muß. Eben ſo ſehr gelobelt, als Aurelia gerühmt, wurde ein Schauſpiel von Emile Souveſtre, Pierre Landois.

Herr von Lamartine hat einen franzöſiſchen Hans Sachs, den Schumacher Gonzelle in die literariſche Welt eingeführt. Nach den uns bekannten Gedichten können wir ihn eben nicht als Volksdichter erkennen, denn ſeine Produkte verlaſſen durchaus nicht die breitgetretene Heerſtraße der Gewöhnlichkeit.

Schule. Nach den neueſten offiziellen Angaben befinden ſich im Elſaß 1007 Elementarſchulen, von denen 739 ſich finden, mit welchen die Regierung über die Reſultate des franzöſiſchen Sprachunterrichts zufrieden iſt, 239 Anſtalten laſſen der Regierung in dieſer Hinſicht viel zu wünſchen übrig, und 29 Schulen genießen gar keinen Unterricht im Franzöſiſchen.

Preßangelegenheiten. Zwiſchen Frankreich und Sardinien iſt auf ſechs Jahre ein Vertrag zum gegenſeitigen Schutze des literariſchen und artiſtiſchen Eigenthums abgeſchloſſen worden. Publicationen werden in dem einen und andern Staate in rechtlicher Beziehung den einheimiſchen gleichgeſtellt, ſelbſt Ueberſetzungen ſollen der Strafe des Nachdrucks verfallen, wenn der Verfaſſer eines Originalwerks bei Herausgabe deſſelben binnen Jahresfriſt eine Ueberſetzung angekündigt hat. Dieſelbe Beſtimmung findet Anwendung auf Ueberſetzungen von Werken, die außer dem Gebiete beider Staaten erſchienen ſind, und ausgenommen ſind nur Ueberſetzungen in einer Sprache, welche nicht die Sprache eines der beiden Staaten iſt. Auch bei theatraliſchen Vorſtellungen werden die Rechte, welche die einheimiſche Geſetzgebung gewährt, auf die Angehörigen des andern contrahirenden Staates übertragen. Auszüge aus den Journalen oder periodiſchen Schriften des einen und andern Staats ſind erlaubt, ſobald die Quelle angezeigt wird. Einfuhr und Verkauf von Nachdrucken, ſelbſt aus einem fremden Lande, ſind verboten und werden nach den reſpectiven Geſetzgebungen behandelt, über welche ſich beide Regierungen gegenſeitige Mittheilungen machen werden.

Italien.

Univerſitäten. Die Univerſität Piſa hat 6 Facultäten, welche den Doctorgrad ertheilen, die theologiſche mit 5, die juridiſche mit 9, die philoſophiſche mit 7, die mediciniſche mit 11, die mathematiſche mit 8, die naturwiſſenſchaftliche mit 6 Lehrſtühlen. Die Univerſität in Siena hat nur 3 Facultäten und iſt noch ſchwächer mit Profeſſoren beſetzt. Dieſe wird von 300, Piſa von 600 bis 700 Studirenden beſucht, worunter viel Ausländer, namentlich Griechen von den joniſchen Inſeln ſich befinden.

Literatur. Ein talentvoller Gelehrter in Neapel, Nicola Corcia iſt, nach öffentlichen Nachrichten, mit einem umfaſſenden Geſchichtswerke beſchäftigt, „Storia delle due Sicilie," das für die älteſte Geſchichte des Landes, die neueſte darf nicht behandelt werden, von großem

Intereſſe ſeyn ſoll. Der Verfaſſer, ein durch fleißiges Leſen der Claſſiker gebildeter Philolog, ſoll auch in der philologiſchen, archäologiſchen und hiſtoriſch-geographiſchen Literatur des Auslandes, namentlich Frankreichs und Deutſchlands nicht fremd ſeyn.

Ueberhaupt ſcheint in Italien nach und nach die Verachtung gegen Deutſchland zu ſchwinden und dem Bedürfniß Platz zu machen, die ausgezeichneteſten Geiſter unſers Vaterlandes näher kennen zu lernen. Die Ueberſetzungen von Schiller mehren ſich und finden Anklang und die Gelehrten nehmen allmählig wahr, daß auch der deutſche Geiſt Manches geſchaffen hat, was ihrer Kenntnißnahme werth iſt.

Leider ſieht dieſes ſchöne Land, wo ſich ſo tüchtige Kräfte regen, unter einem ſo harten Drucke, daß es faſt zu bewundern iſt, wie ſich noch Männer finden, die an geiſtige Beſtrebungen denken, wenn man nicht wüßte, daß jeder Druck einen Gegendruck erzeugt. Wer erinnert ſich nicht an Amici und ſeine Geſchichte der ſicilianiſchen Veſper? Das Beiſpiel wiederholt ſich faſt täglich. Niccolini's neueſtes Trauerſpiel, das von competenten Stimmen ſehr gelobt wird, Arnoldo da Brescia, iſt gleich nach deſſen Erſcheinen im Buchhandel verboten worden.

Verein. Der im vergangenen Jahre in Lucca abgehaltene Gelehrtenverein ward von 450 Gelehrten und Freunden der Wiſſenſchaft beſucht.

Griechenland.

Univerſität. Die Zahl der regelmäßigen Zuhörer an der Otto-Univerſität in Athen betrug am 20. September v. J. 142, von denen 15 der theologiſchen, 43 der mediciniſchen, 42 der juridiſchen und 42 der philoſophiſchen Facultät angehörten.

Die Stellen der durch die Septemberverſtöße entfernten deutſchen Profeſſoren ſind durch Griechen beſetzt und eine neue Profeſſur der Geſchichte und Philoſophie der Geſchichte gegründet und mit Herrn Pyliorinos beſetzt worden.

Türkei.

In Galata wird eine proteſtantiſche Kirche erbaut und zwar, nach der Verſicherung öffentlicher Blätter, der Bau, ohne nur den geringſten Widerſtand von Seite der Regierung zu erfahren, mit vielem Eifer betrieben.

Nordamerika.

Literatur. Nach der New-Yorker Schnellpoſt hat der verſtorbene deutſche Kaufmann, Herr Friedrich Gebhard, in ſeinem letzten Willen dem Columbia-College in New-York die Summe von 20000 Dollars mit der Beſtimmung überwieſen, daß ſie auf Errichtung eines Lehrſtuhls für deutſche Sprache und Literatur verwendet werde. Die Pfleger dieſes Collegiums haben nach reiflicher Prüfung der an ſie gegangenen Bewerbungen zu dieſer Stelle Johann Ludwig Tellkampf, einen geborenen Hannoveraner, gewählt.

Ein Aufſatz über amerikaniſche Poeſie in der Allgemeinen Zeitung beſtätigt nur, was ſchon anderwärts von Engländern und Deutſchen ausgeſprochen iſt, daß die Amerikaner noch keine ſelbſtändige Literatur haben. Der Verfaſſer nennt mehrere Dichter, auf welche die Amerikaner ſtolz ſind, wie Percival, Flint, Bryant, Dane und Lydia Sigourney; er muß aber auch geſtehen, daß ſie bei allen Schönheiten ſich von engliſchen Dichtern weſentlich nicht unterſcheiden. Wie wäre das auch möglich, da ſie dieſelbe Sprache, dieſelbe Vergangenheit mit England gemeinſam haben?

Doch ſcheinen ſich die Amerikaner viel und gern mit der deutſchen Literatur zu beſchäftigen, wie mehrere Ueberſetzungen, die von unſern Dichtern jenſeits des Weltmeers erſchienen ſind, beweiſen können. Kürzlich iſt eine Ueberſetzung des Jean Paul'ſchen Hesperus erſchienen.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1844.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Die Zwangsarbeitshäuser, ihre Zöglinge und die Vereine	1
Standpunkte zur Beurtheilung der Gletscherfrage	36
Ueber die Zunahme der Bevölkerung in dem mittleren Europa und die Besorgnisse vor einer Uebervölkerung	98
Die Spielwuth	142
Die deutsche Sprachgrenze nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anforderungen	157
Die organische Verbindung des Volks	249
Welche Vortheile erwachsen Hannover aus dem Anschlusse an den Zollverein?	271
Der Pauperismus und dessen Bekämpfung durch eine bessere Regelung der Arbeitsverhältnisse	315
Die Seeschifffahrt Deutschlands und ihre Hebung durch eine gemeinsame Nationalflagge	341
Das Institut der Armenväter in der Stadt Zürich	393
Kurze Notizen	406

etwas Charakteriſtiſches oder Pikantes zu ſagen hat, an ihn wendet), und auf die Frage ſeines Nachbars: Ob er für einen Nothfall Piſtolen bei ſich habe? zur Antwort gab: Ich will ſie holen, den Saal verließ und — nach einer Soirée im Faurbourg St. Germain fuhr, wo ſich eine Dame im weißen Kleide wieder an ihn mit der Frage wandte: Ob man (die Legitimiſten) des Beiſtands der Deutſchen und der Koſaken gewiß ſey? was Heine bejahte — Heine, der es für einen prächtigen Spaß ſcheint gehalten zu haben, an Einem Abend zwei Parteien zu dupiren (si fabula vera est), und nicht ahnt, in welchem Licht ihn ſelbſt dieſe Doppelgängerei zeigt'

Wie Heine ſich deßwegen berufen glaubt, über Religion mitzuſprechen, weil er keiner angehört, ſondern über alle ſpottet, die Religion des Fleiſches (der Freude) ausgenommen, ſo glaubt er ſich auch ganz beſonders geeignet, über die Inſtitutionen und Schickſale der Völker und Staaten ſein Urtheil abzugeben, weil er ſeiner Geſinnung nach zu keinem Volke ſich zählt und in der That auch von keinem, als zu ihm gehörig, anerkannt werden wird. Zwar ſcheint er hin und wieder Anwandlungen von Vaterlandsliebe (zu Deutſchland) zu empfinden, daß er wohl etwa ausruft: „Armes, unglückliches Vaterland!“ er geſteht, daß Einem an der Grenze Deutſchlands, in der Fremde, die Vaterlandsliebe zum Bewußtſeyn komme; aber er ſtellt dies Gefühl nicht unter die „edelſten und beſten;“ er geſteht ſelbſt, er verſichert: er ſey kein Patriot — und in Wahrheit, er ſchreibt auch nicht wie Einer. „Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?“ fragt er, und wir antworten ihm: man überzeuge ſich davon noch weit mehr aus den gelegentlich Deutſchland ertheilten Lobſprüchen und Räthen. Die ganze Schule oder Partei, welche Heine als Haupt oder Verbündeten verehrt, hat den Patriotismus, den Sinn für Nationalität aus der Reihe der Tugenden ausgeſtrichen; ein Fahnenträger des jungen Deutſchlands erklärt die „Leidenſchaft der Nationalität für thieriſch und aus dem Blut hergeleitet;“ eine geiſtreiche Frau von Berlin macht Chorus und prophezeit: „es wird eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz eben ſo angeſehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit;“ — ſo wenig uns nun an ſolchen Cosmopoliten das Motto: Ubi bene ibi patria befremden kann, ſo auffallend iſt uns doch jene Argumentation gegen die Leidenſchaft der

Die Zwangsarbeitshäuser,

ihre Zöglinge, und die Vereine.

Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß mit Erreichung des Zieles sich auch die Schätzung desselben mindert; das Gut, welches mit Anstrengung aller Kräfte erstrebt ward, ist eines großen Theiles seines Zaubers entkleidet, sobald es besessen wird und genossen werden kann. Von den Segnungen des Friedens vernehmen wir die beredteste Schilderung während der Dauer des Kriegs: die feindliche Unterdrückung hat Zustände zurück ersehnen lassen, deren verderbliche Einwirkung noch kurz vorher der Gegenstand freimüthigen Tadels oder kaum verhaltener Klage war. So leben wir immer in der Vergangenheit oder in der Zukunft und übersehen allzuleicht, was die Gegenwart Tröstliches oder Herzerhebendes hat.

Die Wiederbegründung unserer deutschen Zustände hat viele und gerechte Hoffnungen unerfüllt gelassen. Das Volk nimmt nicht die Stelle unter den Nationen ein, zu der es seine Lage, seine Größe, seine Bildung und seine geschichtlichen Erinnerungen berechtigen. Die Entwickelung seiner Freiheiten, für die es gekämpft und die es im Kampfe begeistert hat, ist durch äußere Einflüsse, durch ungestümes Fordern und argwöhnische Versagung gehemmt, und der Geist von Altdeutschland hat schon öfters seine Runde gemacht und vergebens mahnend in manches scheue Auge geblickt, und ist nicht verstanden worden. Solche Rede vernimmt man nicht aus dem Munde der Frondeurs allein, die in leichtsinniger Vermessenheit für jede Regierungsmaßregel den

Prüfstein bei der Hand haben; auch die Freunde gesetzlicher Ordnung, die den schweren Beruf der Regierenden nicht verkennen und überall lautere Motive vorauszusetzen geneigt sind, werfen trübe Blicke auf die Zukunft, die aus unserer gegenwärtigen Lage sich entwickeln soll. Während die Einen für jede getäuschte Erwartung eine Anklage in Bereitschaft halten, besorgen die Andern, daß die Regierungen nicht die von der Zeit verlangte Höhe des Standpunktes einnähmen, und weder die wirklichen Bedürfnisse im rechten Augenblicke zu erkennen und zu befriedigen vermöchten, noch auf die Dauer im Stande seyn würden, die gewaltigen Gährungsstoffe zu bändigen, und ihnen den unschädlichen und selbst nützlichen Spielraum anzuweisen.

Ein unbefangener Blick in die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft läßt diese Besorgnisse nicht als unbegründet erscheinen, stellt unserem Auge aber zugleich so viele gute, tüchtige, in Eifer und Thätigkeit unermüdliche Kräfte dar, so viele Freunde der Ordnung, so viele Kämpfer für das Recht, daß die bange Sorge einem freudigen Vertrauen wohl Platz machen darf.

Was die Furcht erregt, ist der Zustand der unteren Klassen, die maaßlose Vermehrung, die Steigerung der Bedürfnisse, die halbe Bildung, die nur Verachtung der gegenwärtigen Lage und Sehnen nach Veränderung gebiert, — die Rastlosigkeit der Wünsche, welche an die Stelle der früheren Einfachheit der Sitten getreten, der Drang nach Begebenheiten, die Auflockerung der Familienbande, — kurz das Proletariat. Es ist eine gefährliche Nachbarschaft, wenn zwei bis drei Hungrige neben einem Satten sitzen, vor dem die einladende Mahlzeit duftet, besonders wenn die Hungrigen der gefährlichen Lehre Gehör geben, die Natur habe für Alle gleich gedeckt, und gerade die Hungrigen geladen.

Daß man an vielen Orten nichts gegen die Entwickelung dieses gefährlichen Elements vermocht hat, das liegt zu Tage. Ja es wird sogar der Vorwurf gemacht, daß durch philanthropische Träumereien von Menschenwerth und Menschenglück dasselbe erst hervorgerufen worden sey. Die allgemeine Volksbildung, die Beförderung der Aufklärung wird darum angeklagt. Man ist mißtrauisch gegen das hellere Licht, und besonders gegen die Volksbildung im engeren Sinne, weil sie rebellisch und unbändig

machen soll. Aber wir finden nicht ein Volk in der Geschichte, welches, ausgezeichnet durch Unwissenheit, nicht auch ausgezeichnet durch Laster gewesen wäre. Nirgends haben Cultur des Herzens, hellere Einsichten und richtiges Gefühl Verbrechen, Unordnungen und Widersetzlichkeit hervorgerufen. Andererseits aber ist gewiß: wer nichts denkt, wünscht auch nichts, und wer nichts wünscht, thut auch nichts. Faulheit, Sinnlichkeit, Laster und Verbrechen sind immer in natürlicher Allianz.

Nimmt man aber wirklich an, daß das Maaß der Bildung, welches der Masse zu Theil werden kann, zu gering sey zur Veredlung, und zu groß, um nicht den frommen Glauben an die göttliche Ordnung in den menschlichen Dingen, das Vertrauen auf das providenzielle Walten der Obrigkeit, die freiwillige Hingebung an Rang und Geschlecht, und vor Allem die Genügsamkeit mit dem beschiedenen Loose, zu gefährden: — so folgt daraus doch noch keineswegs ein Recht, die Regierungen für die Ursachen und für die Wirkungen verantwortlich zu erklären; man müßte denn ihr Hauptverdienst darin setzen, das Volk in gänzlicher Unwissenheit und Stumpfsinnigkeit zu erhalten. Gibt man ihm nur das Lesenlernen zu, so ist die Emancipation von der Staatserziehung im strengen Wortverstande auch mit ausgesprochen. Der geringste Landmann, der Dienstbote hat Lesen gelernt, und die Presse hat die Mittel des Unterrichts, der mit dem ersten gewählten Buche beginnt, so außerordentlich vervielfältigt, und wohlfeil im Kaufe und in Leihanstalten gemacht, daß Privatlehrer in allen Wohnungen anzutreffen sind. Die Bücher sind diese Privatlehrer.

Man hat wohl den Regierungen gerathen, sich der Volkserziehung ganz zu bemächtigen. Montesquieu macht die Bemerkung: „die Gesetze der Erziehung seyen die ersten, welche wir empfangen, und da sie uns vorbereiten, Bürger zu werden, so müsse jede einzelne Familie nach dem Plane der großen Familie regiert werden, die sie alle in sich faßt.“ „Die Erziehung der Alten,“ sagt er an einer andern Stelle, „hatte einen großen Vorzug vor der unsrigen; sie blieb sich gleich. Epaminondas sprach, hörte, sah und that im letzten Jahre seines Lebens dasselbe wie in dem Alter, wo sein Unterricht begonnen hatte. Gegenwärtig erhalten wir drei Erziehungen, die verschieden

oder sich entgegen sind: die unserer Eltern, die unserer Lehrer und die der Welt. Was man uns bei der letztern sagt, stößt alle Ideen der beiden ersten um.."

Zu keiner Zeit hat die Wahrheit der Schlußworte sich in unzweideutigerer Weise ausgeprägt, als in unsern Tagen. Wenn es irgend einem Staate gelänge, eine seinen Institutionen entsprechende, also auch, wo diese fehlerhaft sind, für die Fortdauer dieser Fehler Garantie darbietende Volkserziehung durchzusetzen,[1] das heißt, in der Familie und in der Schule die Art und das Maaß der Kenntnisse genau abzumessen, welches seinem künftigen Bürger zu Theil werden sollen, und die Einflüsse aller Wahrheiten und Lehren fern von ihm zu halten, die seinem Geiste eine andere als die correkte Richtung geben könnten: — so würde die Welt die zweifache Erziehung des Hauses und der Schule gar bald über den Haufen geworfen, und die noch so beschränkten Einsichten des Staatszöglings benutzt haben, um ihn in einen ganz andern Gedankenkreis einzuführen, als der polizeilich verstattete war. Vor diesem großen Lehrmeister schützt keine hermetische Verschließung. Die Regierungen haben also in der That die Volkserziehung keineswegs so in der Hand, wie man oft aussprechen hört.

Der andere Vorwurf, dem man ihnen häufig macht, daß sie es versäumten, die Bande der Ordnung und das rechte Maaß in allen Dingen durch weise Gesetze zu sichern, welche der Zuchtlosigkeit, der Leichtfertigkeit in der Wahl des Lebensberufes, dem Leichtsinne in Schließung ehelicher Verbindungen begegnen, ist nicht viel besser begründet. Man vergißt dabei, daß die Menschen, welche einmal vorhanden sind, ihr Recht zu leben ansprechen, daß man sie nicht überreden und überzeugen wird, daß irgend Jemand ihre eigenen Verhältnisse besser zu beurtheilen im Stande sey, als sie selbst, — daß alle Maßregeln, welche man vom Staate verlangt, auf direkten Zwang in Erschwerung der Theilung des Grundeigenthums, in Anwendung körperlicher

---

[1] Welche Anforderungen die Erhaltung der reinen Monarchie, oder der Aristokratie, an die Volkserziehung stellen, ist in Destutt de Tracy's Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu sehr sinnreich ausgeführt.

Kräfte, in Erwerbung und Geltendmachung von Geschicklichkeiten, und in Schließung von Ehebündnissen hinauslaufen: Maßregeln, deren Erfolg sehr problematisch, deren Lästigkeit für die Mehrzahl der lebenden Generation aber gewiß ist, und die in einer Zeit, wie die gegenwärtige, den Charakter eines Experiments, und zwar eines gefährlichen, annehmen.

Was zu besseren Hoffnungen berechtigt, ist das allgemein erwachte Bewußtseyn, daß, wer für seine Brüder sorgt, für sich selbst mitsorgt, — das Streben nach Vereinigung der Kräfte, der Geist der Association. Er spricht sich aus in den wunderbaren Bauwerken, wodurch die Völker sich Denkmale setzen, oder die sie einander näher rücken: in großen Unternehmungen zur Erleichterung von Schifffahrt, Handel und Verkehr, in Förderung fast aller wichtigen menschlichen Zwecke. Wir mögen bewundernd stille stehen, wenn wir die Flüsse mit Dampfschiffen bedeckt, wenn wir die größten Ströme, wenn wir das schwarze Meer mit der Nordsee durch Kanäle verbunden, Italien und Ungarn, Ostpreußen und Holland durch Schienenwege auf wenige Tagereisen sich genähert sehen. Es sind die Segnungen des Friedens, die Unternehmungsgeist, Kraft und Kapital in Bewegung gesetzt haben, die täglich neue Werthe, neue Genüsse, Beschäftigung und Arbeitsverdienst versprechen, und die Sorge vor Uebervölkerung und ihren Folgen in den Hintergrund drängen.

Aber in noch anderer Weise äußert sich der Geist der Association: in stillerem, geräuschlosem Walten, das aber nicht minder gesegnet ist, und weil es sich nicht selbst an prunkvollen Erfolgen zu ergötzen vermag, und auch durch die Lust am Erwerbe nicht geweckt und gestachelt wird, für um so verdienstlicher gelten muß. Dieser bessere Geist ist der Geist der ächten, lauteren Frömmigkeit, die sich nicht an äußeren Formen zu beleben braucht: er ist es, der sich der verwahrlosten Kinder erbarmt, und ihnen die Wohlthaten einer christlichen Erziehung spendet; er ist es, der die Enthaltsamkeit von verderblichen Genüssen zur Ehrensache macht, und durch wechselseitige Ermunterung und Beobachtung seinen Bekennern zum schweren Siege über sich selbst verhilft; — er ist es, der dem Gefallenen den Trost des Evangeliums darbietet, und wenn er sein Verbrechen gebüßt hat, ihm die Stütze gewährt, damit die guten Vorsätze verwirklicht

werden, und Noth und Verachtung ihn nicht mit unwiderſtehlicher Gewalt den Verbrechen aufs Neue zuführen.

„Wo der Geiſt des Herrn, da iſt die Freiheit!“ (2. Korinth. 3, 17.) Die Wahrnehmung, wie dieſer Geiſt die Geſellſchaft immer mehr durchdringt, wie er ſtets neuer Verhältniſſe ſich bemeiſtert, wie er ſich nicht irren läßt durch Verſagung von Lob und Aufmunterung, und eben ſo wenig durch offene Geringſchätzung, — wie er durch ſein emſiges und erfolgreiches Walten auch die Verächter zur Anerkennung zwingt, — iſt der wahre und triftige Grund zur Beruhigung über unſere verwirrten öffentlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände, und in ihm dürfen wir die beſte Bürgſchaft für die glückliche Löſung der Räthſel erblicken, welche der Gegenſatz der alten Einrichtungen und der neuen Bedürfniſſe gebildet hat. An die Stelle der Corporationen des Mittelalters iſt die freie Aſſociation getreten: das Vermittleramt zwiſchen dem Hülfsbedürftigen und dem Wohlhabenden, welches die Kirche lange wahrgenommen, und dann aus den Händen fallen ließ, um es der Polizei zu überlaſſen, die es ohne Liebe und alſo ohne Segen verwaltete, iſt ihr eigentliches Erbtheil; je weiter ſich ihre Thätigkeit erſtreckt, je mehr ſie in den Bereich ihrer Zwecke zieht, je allgemeiner das Bewußtſeyn ſich verbreitet, daß das Gebot der Liebe zugleich ein Gebot der Klugheit ſey, deſto unwiderſtehlicher wird ihre Macht, deſto leichter ſind ſchlechte Richtungen zu bekämpfen, die bürgerliche Ordnung zu vertheidigen, und die Widerſetzlichkeit nieder zu halten. Will man die Sache genauer formuliren, ſo kann man ſagen: die Geſellſchaft hat ſich erhoben, um ihre Glieder zu erziehen, zu leiten, zu unterſtützen, zu überwachen, zum Verharren auf der Bahn des Guten und Nützlichen durch Wort und That zu nöthigen; ſie hat ſich des wichtigſten Abſchnitts der Volkserziehung bemeiſtert, die an der Wiege anfängt und erſt am ſpäten Lebensabend endet.

Was man von dem Staate verlangen kann und muß, iſt nicht eine förmliche Protektion und active Begünſtigung: von da zur Bevormundung iſt der Weg zu kurz; ſelbſt die billige Anerkennung ſoll ſich nicht in weltlicher Ehrenbezeigung, in Titel und Orden ausdrücken, damit die Werke der Liebe ſich nicht mit dem Streben des Ehrgeizes auf gleicher Bahn begegnen: ſein

Trachten ſoll nur dahin gerichtet ſeyn, von ſeinem Standpunkte aus und ſeinem eigenen Intereſſe entſprechend, zur Verhütung von phyſiſchem und moraliſchem Elend mitzuwirken, für chriſtliche Bildung der niederen Klaſſen mitzuſorgen, auf die Beſchäftigung derſelben bedacht zu ſeyn, und die Verletzung der Geſetze ſchnell und ſtreng zu ahnden; im Uebrigen aber ſoll er den Aſſociationsgeiſt in der erwähnten Richtung ſich ungeſtört entfalten laſſen, und ihn anerkennen als etwas Thatſächliches und Nützliches. Vor Allem aber ſollen die Anordnungen des Staats nicht die eigenen Zwecke und die Zwecke der Aſſociationen vereiteln.

Wir kommen hier auf einen Gegenſtand, der ſcheinbar von geringer Erheblichkeit, in der Wirklichkeit eine bedeutende Stelle unter den Elementen der öffentlichen Wohlfahrt einnimmt.

Die Wichtigkeit des Gefängnißweſens im Allgemeinen iſt ſeit einigen Jahren ſo vollſtändig begriffen, daß über die Einrichtung deſſelben, über die Behandlung der Gefangenen, über gemeinſchaftliche Arbeit oder Abſonderung, über das Syſtem des Schweigens, über die religiöſe Erbauung, über den Arbeitsverdienſt, über die Gewährung von Prämien und über Unterbringung der Entlaſſenen nach Verbüßung der Strafe ſich eine ganze umfangreiche Literatur in Deutſchland, Frankreich, England, Italien und Amerika gebildet hat. Sie hat ihre Quelle in den ſeit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit vorzüglichem Ernſte und Scharfſinn entwickelten philoſophiſchen Anſichten von dem Zwecke der Beſtrafung, und in der Erfahrung über die Wirkungen derſelben. Eines ihrer Hauptverdienſte iſt die allgemein verbreitete Ueberzeugung, daß ſie einen der wundeſten Flecke der Geſellſchaft unverhüllt vor Augen gelegt, und die Mittel nachgewieſen, oder zur Forſchung nach denſelben angeregt habe, wie dem Schaden abzuhelfen ſey. Denn wenn die beſte Bürgſchaft für Ruhe, Ordnung, Zufriedenheit und Glück in den ſtillen Tugenden des Privatlebens, in dem Sinne für Geſetzlichkeit und Religioſität und in der Anhänglichkeit an das Vaterland beruht, ſo müſſen als die größten Feinde derſelben Leichtſinn, Müßiggang, Laſterhaftigkeit, Irreligioſität und Egoismus betrachtet werden, deren höchſte Spitze das Verbrechen iſt. Dieſe Ueberzeugung iſt es, die die Vereine zur Beſſerung

der Strafgefangenen hervorgerufen hat, welche diesen Unglücklichen das Wort Gottes spenden, und religiöse Bedürfnisse in ihnen zu wecken und zu befriedigen beflissen sind. Sie ist es auch, welche andere zur Uebernahme der noch schwereren Aufgabe ermuthigt hat, den entlassenen Sträflingen die Bahn zu einem arbeitsvollen und ehrenwerthen Leben zu ebnen, sie durch Rath und That zu unterstützen, sie mit der öffentlichen Meinung auszusöhnen, ihnen Gelegenheit zur nützlichen und vortheilhaften Anwendung ihrer Kräfte zu verschaffen, sie zu unterstützen im Falle der Bedürftigkeit, sie zu beobachten, zu ermahnen und aufzurichten.

Aber wenn das Verbrechen die höchste Spitze der Verwilderung ist, so hat das Individuum auf seinem Wege gar manche Phase zu durchlaufen, ehe es dahin gelangt. Der Verbrecher ist (Handlungen abgerechnet, die die Folge augenblicklicher Aufwallung sind, und die trotz ihrer Gefährlichkeit und Strafbarkeit nicht immer ein richtiges Bild von der moralischen Verwerflichkeit des Delinquenten abgeben) keineswegs gleich fertig: der Leichtsinn führt zur Liederlichkeit, diese zur Faulheit, diese zur Verarmung — die Verarmung zum Verbrechen. Nicht immer ist der Gang derselbe, aber in der Regel wird er ein ähnlicher seyn. Der Vagabund, der Müßiggänger, der Trunkenbold, der Bettler[1] bedrohen die bürgerliche Gesellschaft durch das, was sich aus ihrer Lebensweise nach aller Wahrscheinlichkeit entwickelt, verletzen sie aber noch nicht durch diese an sich. Wenn der Staat diese Lebensweise bestraft, so ist der Grund seines Handelns nicht die Nothwendigkeit, das verletzte Recht zu rächen,[2] sondern die Pflicht der weiteren Verwilderung vorzubeugen, und damit eine offenbare Quelle von Verbrechen zu verstopfen. Er folgt der Präventionstheorie in einer andern Bedeutung wie die Kriminalisten, obwohl aus verwandter Absicht. Er fügt dem Verderbten ein Uebel zu, dessen empfindliche Wirkung den Reiz zum tadelnswürdigen Leben überbieten kann; er zeigt ihm dasselbe

[1] In Beziehung auf den Bettel kann man auch anderer Ansicht seyn.

[2] Oder worin man sonst nach Verschiedenheit der metaphysischen Ansicht vom Staate und Rechte den letzten Grund des Strafrechtes finden will.

oder das verstärkte Uebel in der Ferne, im Falle der Wiederholung seiner schlechten Gewohnheiten; er gibt ein öffentliches Beispiel seiner Mißbilligung, und warnt damit vor gleichem Begehen oder Unterlassen.[1] So kann man wenigstens die Stellung des Staats in diesem Verhältnisse auffassen. Eine andere Art der Betrachtung, und wir läugnen es nicht, eine unserm Gefühle mehr entsprechende ist, daß der Staat zwar auch diese Zwecke, aber nicht sie allein oder auch nur hauptsächlich verfolge, sondern in der Nöthigung des Faulen zur Arbeit, des Trunkenboldes zur Nüchternheit, des Ausschweifenden zur Enthaltsamkeit, eine äußere Gewöhnung desselben in einer der bisher von ihm verfolgten entgegengesetzten Richtung beziele, und darum in der That eine Aufgabe der Erziehung an dem verwahrloseten Subjekte sich setze und löse.

Man muß hierbei die Quelle ins Auge fassen, aus welcher diese Laster entspringen.

Auf dem größten Theile der Zöglinge der Besserungsanstalten und der gemeinen Verbrecher lastet das Unglück der unehelichen Geburt. Eine sorgfältige Statistik aller Gefangenanstalten wird diese Behauptung bestätigen. Die Früchte ungesetzlicher Verbindungen haben gleich von vorn herein eine falsche Stellung in der Welt. Ihr erster Eintritt ist nicht von der Eltern Freude begrüßt worden, die in dem Sprossen der ehelichen Verbindung einen Zuwachs des häuslichen und Familienglücks, einen Segen Gottes, einen Stab im Alter erblickt. Das Kind

[1] Aristoteles, Poetik 4. 1448. b. 5—9. Politik VII. 17. 1336. a. 8. — 1336. b. 3: „denn das Nachahmen ist dem Menschen von Jugend auf angeboren; und hierin unterscheidet sich der Mensch von allen andern Wesen, daß er das nachahmungsliebendste ist." — „Und so wie der Gesetzgeber überhaupt aus dem Staate sittlich häßliche Reden, wenn irgend etwas Anderes, verbannen soll, weil aus der Leichtigkeit, irgend etwas Häßliches zu reden, das Thun desselben folgt: so muß er dergleichen insbesondere aus dem Kreise der Jugend entfernen, damit sie es weder sage noch höre. Wenn sich aber in diesem Alter ein Freigeborner, der noch nicht Zutritt zu den gemeinsamen Mahlen hat, in Worten oder Werken etwas, das gegen das Gesetz ist, erlaubt, so muß er mit Schimpf oder Schlägen gezüchtigt werden; und thut das Einer der Erwachsenen, so muß er, weil er handelt wie ein Sklave, auch mit Sklavenschande belegt werden."

ohne Vater iſt ein Vorwurf für die Mutter, den entfernteren Verwandten ein Gegenſtand des Widerwillens, weil es ein lebender Zeuge des Vergehens iſt. Schlecht ernährt, ohne Liebe aufgezogen, unter ſeinen Altersgenoſſen wenig geachtet, von den Lehrern ſelbſt mit einem an Geringſchätzung ſtreifenden Mitleid betrachtet, faſt immer zurückgeſetzt, weil es nirgends vertreten iſt, — früh auf ſich ſelbſt angewieſen, weil die väterliche Führung und mit ihr das Bewußtſeyn eines ſtarken Schutzes fehlt, — meiſt nur in Geſellſchaft roher, oft verderbter Perſonen, weil die Mutter als gefallenes Mädchen auf eine beſſere keinen Anſpruch machen kann, und daher der Einwirkung ſchlechter Beiſpiele faſt immer ausgeſetzt: — welche edle Natur, welche glückliche Fügung der Umſtände, welches ſichtbare Walten der Vorſehung muß dazu gehören, daß ein ſolches Weſen nicht früh und gänzlich verderbt, und daß nicht der Same, welchen Kirche und Schule ausſtreuen, völlig erſtickt werde, daß nicht Trotz, Bitterkeit, Verachtung der Geſellſchaft, der nächſten Angehörigen und ſelbſt der Urheber des Daſeyns ſich der jungen Seele bemächtigen, und weil ſie gar nichts findet, woran ſie ſich emporranken könnte, ſie in dem Pfuhl der Sinnlichkeit und Gemeinheit verſinkt.

In dieſer Hinſicht kann man in Deutſchland und Frankreich ganz gleiche Erfahrungen machen. Deutſchland allein gehört aber ein Verhältniß an, welches eine große Pflanzſchule von gleichem Unglück und von Laſtern iſt. Dies iſt die ſogenannte inländiſche Landſtreicherei, das Vagabundenweſen.

Während der Dauer der deutſchen Reichsverfaſſung, wo das Reich in mehr als 300 Gebiete zerfiel, von denen jedes eiferſüchtig auf Erhaltung des Indigenats ſeiner Unterthanen und auf deren ausſchließliche Berechtigung zum Broderwerb war, wo die Ehen erſchwert wurden, Söldnerheere exiſtirten, war die Zahl derjenigen, welche keine eigentliche Heimath nachweiſen konnten, welche von Ort zu Ort wanderten, um ihr Leben zu friſten, und aus jedem Orte ausgetrieben wurden, weil man dereinſtige Beläſtigung befürchtete, ungeheuer. Der Mangel an Gelegenheit zu ſeßhafter Beſchäftigung, frühe Gewöhnung, mitunter auch Arbeitsunfähigkeit ſchufen Erwerbszweige, die man jetzt nur noch ſelten und in geringer Anzahl geübt ſieht, und

Nationalität aus dem Grunde, weil sie „thierisch sey und aus dem Blut stamme;“ wenn dies wäre, so müßte es ja eine Empfehlung des Nationalsinnes seyn, denn Fleisch und Blut gehören ja zusammen; aber der Patriotismus ist eigentlich Heine nicht etwas zu Kleinliches, sondern etwas zu Positives; seine verneinende Richtung empört sich gegen diese Grenze und er zieht es vor, dieselbe zu überspringen, hin und wieder, bald auf deutschem, bald auf französischem Grund und Boden, als sich zu concentriren und innerhalb dieser Grenze, sie ausfüllend, zu wirken. Wir maßen uns nicht an, allgemein gültig festzustellen, wie ein Deutscher, der sein Vaterland und sein Volk liebt, in den letztvergangenen Zeiten unter den gegebenen Umständen zu sprechen und zu handeln hatte, da Wort und Thätigkeit ängstlich bewacht und eingeengt sind und jenem, sich vollkommen auszusprechen, diesem, sich zu bewähren, versagt ist, weder die kühne Rücksichtslosigkeit noch die maßhaltende Klugheit dem Tadel entgehen und eigentlich kein objektiver Maßstab für das Benehmen angelegt werden kann, sondern nur der subjektive: ob Einer aus wirklicher, uneigennütziger Ueberzeugung so oder so handle? Weder vom objektiven noch vom subjektiven Gesichtspunkt können wir die Art, wie Heine sich in der Politik aussprach, gut heißen; gute Früchte konnte Heines Politisiren nicht tragen, schon darum, weil er keinen, oder einen falschen, weil er nicht den nationalen Standpunkt einnahm oder einnehmen konnte, weil er früher im undeutschen, halb gemachten Enthusiasmus für Napoleon und später auf französischem Boden, in Paris, unter dem Wirbeln französischer Trommeln, über Politik, namentlich auch deutsche, schrieb; weil er, persönlicher Verantwortlichkeit und Gefahr enthoben, sich einem unmännlichen, kindischen Schimpfen überließ und seinen politischen Gegnern die erwünschteste Gelegenheit gab, sich nicht ohne Grund über seine (wie über Börnes) Großthaten in Worten lustig zu machen und eine Politik, die etwa den Beifall der Franzosen erlangte, zu verdächtigen. Dieser objektiven Fehler ungeachtet, könnte nun immer noch den politischen Schriften oder Aeußerungen Heines ihr subjektiver Werth verbleiben, d. h. daß sie die Ansichten und Ueberzeugungen eines geistreichen Mannes in glücklicher Form aussprächen; aber auch diesen Vorzug können wir ihnen nicht unbedingt einräumen: es kommen uns Zweifel über die Festigkeit und Gediegenheit jener Ueberzeugungen, theils weil

führte ihnen Tausende zu; das waren die Olitätenkrämer, Marionettenspieler, Tausendkünstler, Thierführer, Harfenisten und wie alle diese Aushängschilder hießen, unter denen sich Bettel, Gaunerei und Liederlichkeit verschleiern. Mit der veränderten Territorialeintheilung, der zweckmäßigeren Organisation der Polizei und der Herrschaft richtigerer Grundsätze über Volkswirthschaft, Gewerbthätigkeit u. s. w. hat sich die Zahl jener Landstreicher vermindert, ja es sind ganze Gattungen eingegangen. Aber ausgerottet ist das Uebel noch keineswegs. Ja, wenn in früherer Zeit für den Vagabunden noch eine Zuflucht blieb, weil, wenn alles Andere versagte, das Faktum der Geburt an einem bestimmten Orte Heimathrechte für ihn daselbst begründete, so hat die neuere Gesetzgebung und Staatspraxis ihm selbst dies genommen, indem man in manchen Ländern von der Ansicht ausgeht, daß wenn ein Wohnsitz, gleichviel auf welche Weise begründet und wieder verloren ist, darauf auch nicht zurückgegangen werden könne, und daß, wenn nicht ein neuer erworben worden, das Individuum, welches in diesem Falle sich befindet, mit seiner Familie, das heißt den von ihm abhängenden Personen heimathlos sey.

Was als das Schlimmste angesehen werden muß, ist die große Verschiedenheit der hierüber in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden gesetzlichen Vorschriften, so wie deren Dunkelheit und Lückenhaftigkeit, die die Behörden aus einer Verlegenheit in die andere und darum gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, sich durch Entscheidungen nach Gutdünken in den einzelnen Fällen zu helfen; die es aber eben darum den betheiligten Personen schwer und häufig sogar unmöglich macht, sich gegen Nachtheile zu sichern, welche mit der Aufgebung des Wohnsitzes in dem bisherigen Vaterlande und der Uebersiedelung nach einem andern verbunden sind. In dem einen Bundesstaate hört das Heimathrecht durch Nichtgebrauch während einiger, z. B. dreier Jahre auf, in dem andern kann es erst durch Aufenthalt von zehn Jahren und darüber, und zwar in selbstständiger Lage, erworben werden, so daß der Dienstbote ein solches nie erlangt, wohl aber nach einer Abwesenheit von wenigen Jahren aus seinem Geburtslande das dort besessene verlieren kann; in dem einen ist ausdrückliche Aufnahme Bedingung, in dem andern

wird aus Handlungen auf die Absicht der Erwerbung des Heimathrechtes geschlossen, und dasselbe damit sofort oder nach Ablauf bestimmter Zeit erlangt. Daß die Idee eines allgemeinen deutschen Bürgerrechts, wie sie dem Verfasser der Bundesakte vorschwebt, unter solchen Verhältnissen ein Trugbild ist, leuchtet von selbst ein; jeder aufmerksame Beobachter wird aber auch erkennen, daß in diesem Zustande eine reichlich strömende Quelle von Unglück und Lastern liegt.

Der Ausländer, welcher gerne geduldet ward, so lange er sich ernähren konnte, wird Gegenstand der Besorgnisse und Anfeindung, so bald er, wenn selbst unverschuldet, in Dürftigkeit geräth. Dann wird erörtert, aus welchem Orte er herstammt, wo er sich zuletzt aufgehalten, ob er nach den Landesgesetzen Heimathrechte in seinem gegenwärtigen Wohnorte erworben habe oder nicht; und wenn nach Vergleichung des Faktischen mit dem Codex der Heimath, sich ein Ausweg findet, um seiner Berechtigung und der daraus für den Staat und die Gemeine erwachsenden Verpflichtung zu entgehen, so wird ihm der Aufenthalt untersagt, und er gezwungen, nach dem Orte zurückzukehren, von dem man glaubt, daß er bessere Verpflichtungen zu seiner Aufnahme habe, oder von dem er hergekommen ist. Der Befehl wird im Falle der Weigerung durch Zwang vollzogen. An dem Orte, wo er vorher gelebt hatte und vielleicht vergessen ist, erwartet den Ankömmling, wenn ihm die Niederlassung daselbst bestritten werden kann, ein gleiches Loos, — gar keine Aufnahme und weiterer Transport, oder bedingte, kurz bemessene Gestattung, Austreibung im Falle der Bedürftigkeit u. s. w. Die Gesetzgebungen des mittleren Deutschlands enthalten unter andern die Vorschrift, daß die pachtweise Bewirthschaftung von Landgütern erst nach Ablauf von zehn Jahren Heimathrechte begründe, und darum gehört der Fall nicht zu den seltenen, daß achtungswerthe Pachterfamilien, die in verschiedenen kleinen Staaten nacheinander auf neunjähriger Pacht gesessen haben, nach Ablauf gewisser Zeit und bei Eintritt von Unglücksfällen völlig heimathlos und von einem Orte zum andern getrieben worden sind.

Die Klasse der gewerbsmäßigen Landstreicher, wie die der Hausirer, Viehschneider, Scherenschleifer, herumziehender

Schauspieler und Musikanten ist allerdings beschränkt, aber noch immer zahlreich, und wenn man diesen alle diejenigen hinzurechnet, welche, wie eben erwähnt, die Gesetze zu Vagabunden machen, so muß man einräumen, daß die Summe nicht gering seyn wird. Nun sind zwar die Verhältnisse der dieselbe bildenden Personen sehr verschieden, aber es kommen Begebenheiten, und zwar wirkende Begebenheiten in ihrem Leben vor, die allen gemein sind, und sich nur öfter bei den einen als bei den andern wiederholen. Die Ergebnisse in Hinsicht auf die Sprößlinge derselben sind gleich oder wenigstens ähnlich.

Was die Einfachheit der Sitten, die Unverdorbenheit des Bauernstandes eigentlich bedingt, ist, daß er mit seinem Vertrauen auf den Himmel und die eigene Arbeit sichtbar angewiesen ist, — die Regelmäßigkeit des Lebens und der Beschäftigungen, die stete Wiederkehr derselben Interessen, Arbeiten und Verhältnisse, der enge Kreis, in dem die Gedanken sich bewegen, die Fesselung an das Nächste, von Jugend auf Erblickte, — die Allgenüge der Gegenwart. Das feste, beharrliche (sedentäre) Leben ist also die Grundursache einer Erscheinung, die zu den stärksten Beruhigungsgründen bei Abwägung der Gefahren unserer gesellschaftlichen Zustände gehört. Das umherschweifende, besonders wenn es von Jugend auf getrieben worden, muß eine gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbringen: Unglaube an alle Dauer von Verhältnissen, Verachtung aller ernsten, anstrengenden, mit beständiger Mühwaltung verbundenen Arbeiten, Lust nach Veränderung, Drang nach Begebenheiten, Leichtfertigkeit und Charakterlosigkeit; auch wohl andere und eben so schlimme Richtungen, wenn die selbst oder in den Eltern erlittene Unbill, Härte und Grausamkeit, — Trotz, Bitterkeit und Feindseligkeit erweckt, und in den jugendlichen Busen zu verschließen zwingt, oder wenn die Ungebundenheit, das nächtliche Leben die beiden Geschlechter zusammen führt und durch allzufrühe Erweckung der Triebe Geister und Herzen vergiftet, — oder wenn schlechtes Beispiel und frühe Anleitung zum Trunke verführen und zum Bettel und zum Diebstahl abrichten.

Wenn es nicht zu läugnen ist, daß Heimathlosigkeit Verwilderung erzeugt, so muß man auch zugestehen, daß es wohl in der Gewalt der Staaten liegt, das Uebel, so weit es hierin

seinen Sitz hat, sehr zu beschränken. Ob man die kleineren Staaten Deutschlands mehr dieserhalb anklagen soll als die großen, oder die letzteren mehr als die ersteren, ist wirklich eine Sache des Zweifels. Die Gesetzgebungen der ersteren sind engherziger und darum mehr direkt schädlich, was sich aus dem meist engen Gesichtskreis ihrer Urheber wohl erklärt; die größeren Staaten versäumen es aber, ihren natürlichen Einfluß zur Feststellung allgemeingültiger Grundsätze zu benutzen, und schaden daher im Unterlassen noch mehr, als die kleinen im Begehen.

Mit Aufzählung dieser beiden Ursachen des Uebels ist begreiflicherweise nicht die gesammte Veranlassung dazu erschöpft: unbezwingliche Naturanlage, verkehrte Erziehung, Verwöhnung, Verführung und Unglück können eben so verderblich wirken, als uneheliche Geburt oder Abstammung von Landstreichern; aber es kam hier darauf an, die gewöhnlichsten Ursachen der Verwilderung anzugeben, und das sind diese beiden.

Daß für eine weise Gesetzgebung sich hier ein weites Feld zur Vorbeugung eröffne, wird wohl nicht bestritten werden. Man vernimmt viele Klagen über leichtsinnig geschlossene Ehen, aber die ungesetzlichen Verbindungen sind kaum minder fruchtbar[1] und in ihren Folgen weit verderblicher. Wie wenig die Gesetze, wo sie die Ehen erschweren, gegen die Befriedigung der Neigung auf ungesetzlichem Wege vermögen, davon kann man sich leicht Ueberzeugung verschaffen, wenn man die Anzahl der unehelichen Geburten in denjenigen Ländern, in welchen alle Fleischesverbrechen schwer gebüßt werden müssen, mit der Anzahl derselben in solchen Gebieten vergleicht, wo die Verehelichung erleichtert und der einfache Unzuchtsfall kein Gegenstand richterlichen oder polizeilichen Einschreitens ist. Man sollte glauben, daß, wenn es eine Regierung überhaupt über sich gewinnen könnte, ihren Unterthanen das Schauspiel solcher scandalösen Prozesse vorzuführen, sie gerade in dem Bewußtseyn die Rechtfertigung suchen und finden werde, daß sie die erlaubte Verbindung leicht gemacht, und darum ein doppeltes Recht habe,

[1] Die in den öffentlichen Blättern laut gewordenen Wirkungen der Eheerschwerungen im Weimarischen können als Zeugnisse gelten. Es soll nichts Seltenes seyn, Weibspersonen mit drei und vier unehelichen Kindern von verschiedenen Vätern anzutreffen.

ungezügelte Triebe durch Verbote und Strafe niederzuhalten; gerade im Gegentheil: wo durch unbillige Erſchwerung, — der Vorwand heiße nun Vermögensnachweis, Darlegung bereiter Gelegenheit zur Erhaltung einer Familie, Zünftigkeit der Gewerbe, oder wie er ſonſt will, — zur Sünde hingedrängt wird, dort wartet ihrer auch die härteſte Strafe. Man vernimmt wohl, daß Regierungen, in deren Gebieten die Unzuchtſtrafen einmal beſtehen, um deswillen gegen deren Aufhebung Bedenken tragen, weil die ungebildete Mehrzahl aus ſolcher Maßregel den Schluß einer Billigung moraliſch verwerflicher Handlungen oder zum Mindeſten einer allzunachſichtigen oder leichtfertigen Beurtheilung derſelben ziehen könnte. Man kann das Zartgefühl achten, welches in dieſer Auffaſſungsweiſe liegt, beſonders wenn es zugleich dazu bewöge, die Antriebe zur Unſittlichkeit wegzuräumen; wenn es aber nicht ſo weit geht, ſondern nur hindert das auszuſprechen, was nach dem jetzigen Standpunkte der Erkenntniß Recht ſeyn ſoll, ſo muß demſelben alle Anerkennung verweigert und es vielmehr in das Gebiet der falſchen Scham und Zaghaftigkeit verwieſen werden. Eine Regierung, die ſich der ſittlichen Grundlage ihrer Handlungen bewußt war, hat ſich durch dergleichen Rückſichten nie abhalten laſſen, und noch immer die Form gefunden, die ſie und ihre Anordnungen gegen falſche Beurtheilung ſchützen konnte; auch hat der Vorgang in vielen Staaten erwieſen, daß die Geſetzgebung nicht mißverſtanden und in der Beſeitigung der Unzuchtſtrafen kein Freibrief für das Laſter, ſelbſt in der Abſchaffung der Paternitätsklage keine Ermunterung, eher eine Warnung erblickt worden iſt, und zwar eine Warnung für dasjenige Geſchlecht, bei dem die Motive zur Aufrechthaltung der ſittlichen Würde im Kampfe mit Trieben und Leidenſchaften gar oft gerade durch die Ausſichten geſchwächt worden ſind, welche die poſitive Geſetzgebung für den Fall der Uebertretung eröffnet hat.

Unſtreitig ſind die Urſachen des Pauperismus mehr in der Verwilderung der Sitten zu ſuchen, als in der relativen Unzulänglichkeit der Erwerbsgelegenheiten. Wer der erſteren entgegenwirkt, arbeitet an einem ſtärkeren Damm als derjenige, welcher die Erſcheinung durch organiſche oder materielle Mittel bekämpfen will. Wir halten den Pauperismus für eine moraliſche Krankheit

eines Volkes, und betrachten Rohheit und Verwilderung, wie sie sich in Landstreicherei, Faulheit, Bettel, Trunksucht und Prostitution aussprechen, als Kennzeichen seines Vorhandenseyns wie als Bedingungen seines Wachsthums. Darum hat der Staat das Recht und die Pflicht, entgegenzuwirken, sowohl im Allgemeinen durch Hebung aller Grundursachen, als insbesondere, indem er da, wo der Schößling seinem Auge sichtbar wird und fortzuwuchern droht, denselben auszurotten trachtet.

Das rechte Mittel hat man überall in einer abermaligen Erziehung gefunden: das heißt, wo entweder die erste Erziehung eine verkehrte Richtung begründet, oder das spätere Leben die wohlthätigen Eindrücke der ersten Erziehung verwischt und wo die Neigung zu Lastern sich zur Fertigkeit entwickelt hat, und die Macht der Gewohnheit den Ermahnungen des Schicksals, dem Zureden der Obrigkeit und der Seelsorger überall in den Weg tritt und selbst gute Vorsätze nicht aufkommen läßt, da ist man dazu geschritten, mit solchen Individuen eine neue Erziehung zu beginnen, sie an einen Ort zu bringen, den sie nicht verlassen dürfen, sie einer strengen Aufsicht und Disciplin zu unterwerfen, sie in irgend einer Arbeit zu unterrichten, zur unausgesetzten und pünktlichen Betreibung derselben anzuhalten, und dadurch die Gewohnheit eines ordentlichen und regelmäßigen Lebens in ihnen zu begründen, durch welche allein die frühere Gewohnheit der Lasterhaftigkeit besiegt werden kann. Die Anstalten, in welchen dieses Ziel erstrebt wird, nennt man Zwangsarbeitshäuser oder Besserungsanstalten.

Die Erreichung desselben hängt davon ab, daß sie ihre Zöglinge zur rechten Zeit erhalten, daß dieselben strenger Disciplin und Leitung unterworfen;

daß sie geschickt gemacht werden, sich künftig durch freie Arbeit redlich zu ernähren, und

daß der Aufenthalt in der Anstalt nicht zu kurz abgemessen sey.

Wenn auf die Nothwendigkeit hingewiesen wird, daß das Arbeitshaus seine Zöglinge zur rechten Zeit erhalte, so ist dabei besonders ins Auge zu fassen, daß die Verweisung ins Arbeitshaus eine Entziehung aller Freiheit und Selbstständigkeit, also die äußerste Maßregel ist, welche der Staat gegen seine Unterthanen

nehmen kann, der ſich nicht eines Verbrechens ſchuldig gemacht hat. Eine ſolche Maßregel der Strenge ſetzt voraus, daß alle übrigen Grade der Correction erſchöpft ſind, oder daß vollſtändige Gewißheit über ihre Unzulänglichkeit vorhanden iſt. Hier liegt nun Alles in der Hand der niederen Polizeibehörden. Aber wie groß, wie ſegensreich könnte der Einfluß der Geiſtlichkeit ſeyn! Man kann nicht ſagen, daß ſie die Einwirkung auf die Gefallenen der erwähnten Categorien von ſich weiſe: ſie thut, was ihres Amtes iſt, aber meiſtens nach der ſtrengen Abwägung der Berufspflicht und ſelten darüber hinaus. Der Trunkenbold, der Bettler, der Müßiggänger, das gefallene Mädchen ſtehen freilich meiſtens auf einer ſolchen Stufe der Degradation, daß der Umgang mit ihnen Ueberwindung koſtet, und der apoſtoliſche Sinn dazu gehört, der da auffordert „Kranke zu warten und Todte zu begraben," um die Berührung mit ihnen zu ſuchen. Und doch ſind ſie es, die der mütterlichen Liebe der Kirche am meiſten bedürfen, und zwar einer Liebe, die nicht ermüdet und die nicht wartet, bis ſie angeſprochen wird.

Aber ſo wie der Geiſtliche der Gemeine fremder und fremder wird, und aus Scheu vor dem Verdachte der Zudringlichkeit wartet, bis er in das Innere derjenigen Familien berufen wird, die nach ihrer Bildung ihm näher ſtehen, ſo hält eine andere Scheu ihn zurück, ſich den moraliſch Verworfenen zu nähern, indem er ſich zu beflecken fürchtet. Die Geradheit und Kühnheit fehlt, welche das Bewußtſeyn einer heiligen Sache, einer großen Miſſion gibt — der Enthuſiasmus der alten Zeiten. Es ſoll dies keine Anklage ſeyn, nicht einmal ein Tadel, auch unterſcheidet der Verfaſſer nicht zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen: die Stellung der Geiſtlichkeit, welche durch die zerſetzenden Einflüſſe des vorigen und dieſes Jahrhunderts eine falſche und unbehagliche geworden war, iſt auch durch den letzten Kampf der katholiſchen Kirche mit dem Staate und durch das, was er in der proteſtantiſchen angeregt hat, noch nicht wieder ganz die rechte geworden, obgleich mit der Rückkehr zum Bewußtſeyn der erſte Schritt zum Beſſeren geſchehen ſcheint. Wenn der evangeliſche Standpunkt wieder gewonnen ſeyn wird, dann wird die Geiſtlichkeit ſich auch mehr der Verwahrloſten erbarmen, und ſie, die des Troſtes am meiſten bedürfen, aufſuchen, geſtärkt gegen

den natürlichen Widerwillen und Ekel durch die Weihe des Berufs, ohne Furcht vor Mißdeutung, eingedenk der Verheißung, daß in dem Himmel mehr Jubel seyn wird über einen geretteten Sünder, als über zehn Gerechte.

Bis dahin begnügt sich die Polizei mit Ermahnungen, sie veranlaßt auch wohl den Geistlichen, dem Sünder einmal ins Gewissen zu reden, und registrirt das Faktum zu den Akten; sie untersagt den Wirthen, dem Trunkenbold Branntwein auf Borg zu verabreichen, controlirt, ob die Polizeistunde gehörig eingehalten wird, und setzt den Landstreicher, den Bettler, die Hure, wenn sie auf frischer That ertappt werden, oder den Trunkenbold, wenn er die nächtliche Ruhe stört, auf einige Tage in Arrest. Darauf nun beschränken sich die Maßregeln, welche der Abführung ins Arbeitshaus vorausgehen, und welche allerdings und zwar zu wiederholtenmalen angewandt seyn müssen, ehe zu derselben geschritten werden kann.

Welches weite Feld der Wirksamkeit eröffnet sich hier den Vereinen!

Wir besitzen deren zur Besserung der Strafgefangenen, zur Vorsorge für das Wohl entlassener Sträflinge und zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder. Die Aufgabe, welche sich Vereine stellten, die Erwachsene von der Bahn des Lasters, auf der sie dem eigenen Verderben zueilen und die Gesellschaft mit Verbrechen bedrohen, ablenkten, sie durch Rath und Hülfe, Aufsicht und Warnung zu besseren Vorsätzen brächten, darin befestigten, die Strauchelnden aufrichteten und die Gebesserten auszeichneten, würde wahrlich nicht minder groß und herrlich seyn. Solche Vereine würden auch den Eifer der Geistlichkeit anspornen und ihren Einfluß unterstützen, sie würden die Einwirkung der Staatsgewalt erst recht erfolgreich machen, indem dem Sünder die Milde des Erbarmens und die Unwiderstehlichkeit der Strenge in der Association und in der Polizei verkörpert erschiene.

Vereine zur Besserung einzelner Klassen dieser Unglücklichen existiren bereits, unter denen derjenige in Berlin zur Besserung gefallener Mädchen, welcher einem schon länger in Paris bestehenden nachgebildet scheint, besonders segensreich wirken soll; damit ist denn auch der Beweis von der praktischen Ausführbarkeit der Sache geliefert.

Es kommt darauf an, ein Mittelglied einzuſchieben zwiſchen den Zuſtand gänzlicher Verwahrloſung, wo der Menſch unaufgehalten auf der Bahn des Laſters wandelt, und ſich in ſeiner ſchlechten Richtung befeſtigt und vervollkommnet, und demjenigen Zuſtande, wo er dem ſpeziellen Einſchreiten der Polizei verfällt und erſt verfallen kann. Dieſe Beſtimmung ſollten Vereine erfüllen. Vermuthlich würde dann die Anzahl derer, welche durch direkten Zwang gebeſſert werden müſſen, ſich bedeutend verringern. Solche Vereine würden auch im Stande ſeyn, den Arbeitsfähigen angemeſſene Beſchäftigung zu verſchaffen, und dadurch zu verhindern, daß nicht die Allgewalt des Hungers ſie zum Bettel und zur Landſtreicherei zwingt, oder das Verzagen am rechtlichen Erwerbe ſie zum Müßiggange und ſeinen Folgen verleitet; denn man darf nicht vergeſſen, daß auch in dem Leben des Verwahrloſten, und namentlich in der erſten Zeit, häufig Momente der Sinnesänderung eintreten, die die Erhebung durch eigene Kraft anregen, und wohl ausführbar machten, wenn nur die äußeren Verhältniſſe die beſſeren Vorſätze einigermaßen unterſtützten, — daß aber die Scheu des Publikums vor notoriſch liederlichen Perſonen ihnen Arbeit verſagt und damit die Hülfe auch dann entzieht, wenn es ihnen im Herzen Ernſt iſt, die Laſterbahn zu verlaſſen. Man kann nicht wiſſen, ob die Reue und Bekehrung nicht eine falſche Vorſpiegelung iſt; — wer mag einem laſterhaften Menſchen ſein Haus öffnen! — wer wird in der Bewerbung zwiſchen dem ordentlichen Arbeiter und dem Taugenichts oder Faulen nicht dem Erſteren den Vorzug geben! Solche Reden und Schlüſſe ſind in dem Munde des einzelnen Hausvaters natürlich und vernünftig; die Polizeibehörde wird den Widerſtand des Individuums gegen die Beſchäftigung einer übel berüchtigten Perſon auch ſelten oder niemals überwinden, und ſich in der Regel darauf beſchränken müſſen, ihr öffentliche Arbeiten zuzuweiſen, die faſt alle mechaniſcher Natur und Körperkräfte erfordernd, nicht immer die paſſenden und noch weniger geeignet ſind, ein dauerndes Erwerbsmittel zu bilden. Außerdem fehlt es zur Gewährung auch bei gutem Willen oft an Gelegenheit; überdies iſt die Leiſtung ſchwer zu controliren, auch wird die Anſtrengung in freier Luft bei ſchlechter Witterung ſtets einen bereiten Vorwand zum

Genuſſe geiſtiger Getränke abgeben, und dadurch aus dem Faulen leicht ein Trinker werden, oder ſie wird die Neigung zum Trunke, wenn ſie der Grund zur Verwilderung war, indirekt unterhalten. Was der Polizei nicht gelingt, kann dem Vereine faſt nicht fehlſchlagen: wozu den Einzelnen das Mitleid nicht treibt, das wird dem Mitgliede des Vereins zur Ehrenſache, und dadurch wird es in den meiſten Fällen wohl zu erreichen ſeyn, der beginnenden Verwilderung durch Zuweiſung ſedentärer Beſchäftigung unter beſtändiger Aufſicht entgegen zu treten, und dazu ſolche Arbeiten zu wählen, zu denen die Vorbereitung ſchon vorhanden oder ſonſt die Tauglichkeit unzweifelhaft iſt, und die auch ſpäterhin als Erwerbsmittel dienen können. Noch unzweifelhafter iſt der Erfolg des Einſchreitens der Vereine (ſoweit überhaupt eine Einwirkung von Außen hier Erfolg verſpricht) bei liederlichen Dirnen. Wenn Hoffnung zu deren Beſſerung vorhanden, ſo wird ſie am erſten ſich verwirklichen durch Löſung der Bande, die dieſe Unglücklichen oft wider Willen an das Laſter knüpfen, durch Gewährung hinreichender Erwerbsmittel unter Aufſicht, Rath und Beiſtand ehrbarer Frauen und durch Bewahrung vor ſchlechter Geſellſchaft. Gelingt es auf dieſem Wege nicht, die Gefallenen aufzurichten, ſo bleiben erfahrungsmäßig die ſtrengeren Correktionsmittel meiſtens ohne Wirkung.

Erſt wenn alle Mittel zur Beſſerung aus eigener Kraft mit Rath und Beiſtand der Kirche und wohlwollender Mitmenſchen erſchöpft ſind, ſoll die Aufnahme in die Zwangsarbeitshäuſer ſtattfinden.

Die Disciplin in denſelben muß ſo ſtreng ſeyn, daß nicht allein den Häuslingen die Möglichkeit, in den Lieblingsfehler zu verfallen, ganz und gar benommen iſt, und daß eine unausgeſetzte Beſchäftigung von früh bis ſpät keinen frivolen Gedanken aufkommen läßt, — weil, wie der Müßiggang die Grundlage der Laſter, ſo die Thätigkeit der erſte Schritt zur Beſſerung iſt, — ſondern der Aufenthalt in der Anſtalt muß auch gefürchtet ſeyn: es muß ein größeres Uebel darin liegen, als der Faule in der Arbeit allein, der Trunkenbold in der erzwungenen Nüchternheit, der Landſtreicher in dem beharrlichen arbeitsvollen Leben, die

ſie ſich untereinander zu widerſprechen ſcheinen, theils weil die Sprache Heines über politiſche Gegenſtände nicht die Sprache des klaren Verſtandes, des feſten Willens oder auch nur der ſprudelnden, ungeſtümen Leidenſchaft, ſondern häufig die der witzigen Selbſtgefälligkeit, des gemachten, deklamirenden Pathos, der prahleriſchen Eitelkeit oder auch des an den Schüſſeln der Politik lüſtern herumkoſtenden Schöngeiſts iſt. Es iſt nicht zu läugnen — Heines Schriften enthalten nicht wenige glückliche Stellen politiſchen Inhalts — in den vor der letzten franzöſiſchen Revolution geſchriebenen Büchern ſcheint er hin und wieder den Ausbruch des bevorſtehenden großen Ereigniſſes zu wittern und ein gewiſſer divinatoriſcher Takt beurkundet ſich in mancher ſcheinbar unwillkührlichen Bemerkung; aber da, wo er aus dem Prophezeien Profeſſion machen will, werden ſeine Weiſſagungen nicht vom Erfolg gekrönt und es zeigt ſich hier, daß die bewußtloſe, poetiſche Potenz bei ihm größer iſt als die des bewußten, reflektirenden Verſtandes. Ein ſeiner Tendenz nach verneinender Geiſt, iſt er oft glücklich und glänzend im Angriff; ſeine Vorwürfe und Anklagen gegen das durch Gewalt und faktiſch Beſtehende führen nicht ſelten einen ſcharfen Stachel und bohren ſich in die gefährlichſten Blößen, in die wundeſten Flecke mit ſchonungsloſer Grauſamkeit ein; ſeine Worte ſind oft Pfeile, aber nur leider nicht „in der Hand eines Starken;“ Heine iſt nicht der Mann, der dem aus der Ferne geſchleuderten Pfeile mit dem blanken Schwert in der Hand nacheilte, und er beſitzt nicht genug Enthaltſamkeit, ſich mit einer Oppoſition gegen wichtige und bedeutende Feinde zu begnügen; durch Ausfälle gegen Perſonen, durch gleich witzige Tiraden über Kleinliches beraubt er ſeine Angriffe des Ernſtes und drückt ſeiner Polemik den Stempel perſönlicher Gereiztheit und unlauterer Eitelkeit auf.

Die Freunde des Beſtehenden, der Ruhe und Ordnung in Deutſchland konnten wenig dagegen haben, wenn Heine, vor der Revolution, als trunkener, enthuſiaſtiſcher Lobredner Napoleons auftrat, den er in frivoler politiſcher Idolatrie zum „Heiland der Menſchheit“ machte, den er mit Chriſtus verglich und von deſſen „Leidensgeſchichte“ auf St. Helena, „unter Hudſon Lowe,“ er aufs beweglichſte und pathetiſchſte faſelte, von deſſen Grab er weiſſagt, die Völker werden dahin wallfahrten, und den er geradezu für einen „Gott“ erklärte; dieſe Schilderhebung des den Völkern zur Genüge

Prostituirte in der Enthaltsamkeit bei ehrbarem Wandel, erblicken kann.

Gewisse natürliche Bedingungen für die Existenz solcher Anstalten und ihrer Wirksamkeit führen von selbst einen Grad von Annehmlichkeit für die Häuslinge mit sich, der auf einer andern Seite aufgewogen werden muß, weil sonst, was als ernste Rüge und als Correktionsmittel gelten und gefürchtet werden soll, vielleicht gar ein Gegenstand des Begehrens würde. Es ist dies die einer solchen Anstalt nothwendige Reinlichkeit und Ordnungsmäßigkeit in allen Stücken, und die Regelmäßigkeit der Ernährung mit gesunder Kost zu bestimmten Tageszeiten, ohne daß der Häusling sich Sorgen machen dürfte, woher ihm das tägliche Brod kommen werde. Diese Reinlichkeit, diese Ordnungsmäßigkeit in allen Dingen, in dem Aufstehen, in der Kleidung, in der Arbeit, in der Erholung, in dem Unterrichte, in den Mahlzeiten, in dem Schlafengehen sind nicht zu entbehren, weder für die Anstalt selbst, die ohne sie nicht bestehen könnte, noch für die Häuslinge, für welche darin ein Erziehungsmittel, und in den damit verbundenen Annehmlichkeiten auch ein Sporn zur Nacheiferung liegen wird. Daß die Mehrzahl es eben darum unter vielen Gesichtspunkten in der Gefangenschaft besser hat, als in dem Zustande der Freiheit, und besser, als sie selbst bei eifrigem Streben dereinst zu erwarten berechtigt ist, — das ist auch nicht zu bestreiten. Der rechtliche Tagelöhner, der Handwerksmann wird auf den Grad von Reinlichkeit und Ordnungsmäßigkeit in Wohnung, Kleidung und Nahrung, in der Abwechselung zwischen Arbeit und Erholung gewiß recht oft verzichten müssen, deren der Häusling im Arbeitshause sich erfreut; seine und der Seinigen Ernährung ist nicht unbedingt gesichert, nicht einmal durch seine Arbeitsamkeit vollständig verbürgt, weil die Nachfrage nach Arbeit ein nothwendiges Erforderniß ist und Krankheit des Hausvaters, der Hausmutter oder der Kinder die Möglichkeit des Erwerbs für eine Zeit lang ganz abschneiden und zu Entbehrung und Noth verurtheilen können. Nöthigt man daher den Müßiggänger nur zur Arbeit von früh bis spät, so ist er in keiner schlimmeren Lage, wie der freie Arbeiter, der auch die Hand nicht rasten lassen darf von Tagesanbruch bis in die späte Nacht, wenn er sein

Bestehen haben will. Zwar genießt er die Freiheit, und insofern ist allerdings seine Lage beneidenswerth in Vergleich zu der des Gefangenen; dieser aber hat eine gesündere, geregeltere, sorgenlosere Lebensweise, und da hier fast nur die Rede von Personen ganz geringen Standes und geringer Bildung ist, so mag die Trauer über den Verlust der Freiheit durch die materiellen Vortheile zwar nicht ganz, aber doch einigermaßen aufgewogen werden, wiewohl im Allgemeinen anzunehmen ist, daß das Gefühl des Gefangenseyns tiefen Eindruck macht.

Man läßt die Häuslinge arbeiten und überweist ihnen ein sogenanntes Pensum, welches den ganzen Tag ausfüllt und als die gewöhnliche Leistung eines freien Arbeiters angesehen werden kann. Dabei hat man die Absicht, den Verwahrlosten an Arbeit zu gewöhnen. Man will sie ihm aber auch lieb machen und hat deßhalb in manchen Anstalten die Einrichtung getroffen, daß für die, das gewöhnliche Arbeitsmaaß überschreitende freiwillige Leistung ein sogenannter Ueberverdienst bewilligt, und dieser ganz oder theilweise zur Verfügung des Häuslings gestellt wird (um sich damit solche Genüsse zu verschaffen, die mit der Ordnung der Anstalt nicht unverträglich sind, wohl aber als Luxusgenüsse in derselben betrachtet werden müssen, wie z. B. Tabak, Bier ꝛc.) oder aufgespart wird, um ihm nach der Entlassung den Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft zu erleichtern. Allerdings wird dadurch ein Antrieb zu vermehrter Anstrengung gegeben, und wenn die Gewohnheit steter Beschäftigung hinzukommt, so kann es seyn, daß er künftig im freien Zustande wenigstens so viel freiwillig arbeiten werde, als er in der Gefangenschaft gezwungen arbeiten mußte, was weniger war, als er in der Wirklichkeit gearbeitet hat. Aber der größte Theil unserer kleinen Handwerker und Taglöhner muß erschöpfende Anstrengungen machen, um sich und ihre Familien nur vor unmittelbarem Mangel zu schützen, und darf an Luxusgenüsse oder Ersparnisse gar nicht denken. Also auch bei schwerem Pensum und bei freiwilliger Ueberschreitung desselben ist der Häusling vergleichungsweise noch zu günstig gestellt. Es müssen also noch andere Uebel außer der Beraubung der Freiheit und der Nöthigung zum arbeitsamen Leben ihn in der Anstalt erwarten, damit er den Aufenthalt daselbst fürchte, und die

Nothwendigkeit, ihn dahin zu versetzen, dem Staate zu ersparen bestrebt sey. Dahin gehört nun allerdings die strenge Regel, die keinen Moment im Tage außer Augen gesetzt werden darf, der unbedingte Gehorsam gegen die Anordnungen der Aufseher, und die empfindliche Bestrafung in jedem Falle der Zuwiderhandlung, durch Schmälerung der Kost, dunkles und einsames Gefängniß, auch wohl durch körperliche Züchtigung, wenn der Trotz nicht anders zu brechen ist.

Aber eines der Hauptmittel, um die Detention wirksam und gefürchtet zu machen, ist vielleicht nur in wenigen Anstalten, vielleicht noch nirgends durchgeführt: es ist dies das System des Schweigens bei gemeinschaftlicher Arbeit, und überhaupt der Verhinderung jeder Unterhaltung unter den Häuslingen.

Man wird hier einwenden, daß dieses System das Auburnsche zur Besserung eigentlicher Verbrecher, und daß in gar vielen Fällen eine so harte Beraubung, wie die allen Gedankenaustausches, gar nicht nothwendig, und daher eine überflüssige Härte sey.

Der erste Einwand ist an sich ohne alle Begründung, und kann daher übergangen werden; der andere kann zu einer Classification der Häuslinge Anlaß geben.

Man darf nicht übersehen, daß Bettel, Landstreicherei, Müßiggang und Prostitution hart an das Verbrechen streifen, daß sie den Uebergang dazu bilden, oft ihm zur Maske dienen und seine natürlichen Genossen sind. Der Staat hat daher wohl Ursache, sich nicht durch falschen Philanthropismus zu übermäßiger Zartheit in Behandlung der mit diesen Lastern Behafteten verleiten zu lassen; seine Strenge erspart ihnen später Kummer; sie erstickt vielleicht die schlechten Regungen, deren Umfang und Verderbniß ohnehin nicht genau zu ergründen ist. So wie die eigentlichen Strafanstalten nach ihrer bisherigen Einrichtung die Hochschulen für die Verbrecher waren, die im Umgange mit ihresgleichen erst recht moralisch verwilderten, während ihr äußeres Betragen einen Anschein von Gesetzlichkeit behaupten mußte, und wie sie statt mit guten Vorsätzen gar oft mit verbrecherischen Planen und größerer Erfahrung in den Stand der Freiheit zurückkehrten — so bieten die Arbeitsanstalten nicht selten gleiche Klippen. Daß Menschen, die auf einer so

geringen Stufe der Bildung ſich befinden, ſich durch den Umgang wechſelſeitig zu heben außer Stande ſind, leuchtet von ſelbſt ein; die Rohheit ihrer Gedanken und Mittheilungen wird dazu dienen, das Saamenkorn des religiöſen Unterrichts zu unterdrücken und den Ermahnungen der Aufſeher durch Hohn und Bitterkeit den Eingang zu verſperren. Das falſche Ehrgefühl unter ungebildeten Menſchen iſt eines der mächtigſten Hinderniſſe der Beſſerung; ſie erheben ſich unter ihres Gleichen, wenn ſie den Forderungen der Ordnung, ob ſie ſich denſelben auch äußerlich fügen müſſen, Spott und Geringſchätzung entgegen ſetzen; durch Mittheilung ſolcher Empfindungen ſtärken ſie ſich in ihrer Verkehrtheit, durch Mittheilung ihrer Erlebniſſe halten ſie den Hang zum ungebundenen Leben in einander wach.

Faßt man eine Klaſſe dieſer Gefangenen, die gefallenen Weiber, ins Auge, was wird der Gegenſtand ihrer Unterhaltung ſeyn? vermuthlich nichts anderes als ihr Laſter und was damit in Beziehung ſteht, was ihre Phantaſie beſchäftigt, ihre Sinne entflammt und alſo trotz eines noch ſo langen Aufenthalts in dem Arbeitshauſe zu einer Beſſerung den Weg verlegt. Nach ſolcher Vorbereitung iſt es kein Wunder, wenn der erſte Schritt in die Freiheit auch der Wiederbeginn des laſterhaften Lebens iſt; denn es gehört allerdings eine ſchwer zu erwerbende Stärke für die einmal Geſunkene dazu, die Aufforderung zur Sünde von außen und den eigenen Trieb zu bekämpfen. Dieſe Stärke zu erwerben, dazu iſt das Arbeitshaus gewiß der ſchlechteſte Ort, wenn es nur die Uebung des Laſters, aber nicht die Schärfung des Stachels der Begierde verhindern kann.

Mag es nun auch Einzelne unter den Häuslingen geben, bei denen das Schweigen als kein nothwendiges Erziehungsmittel erſcheint, ſo liegt darin doch keine Aufforderung, davon ganz abzuſehen, ſondern höchſtens eine ſolche zur Claſſifikation; überall wird die Anzahl derer, welchen der mündliche Verkehr zu geſtatten iſt, ſehr gering ſeyn, weil in der Regel die laſterhaften Neigungen nicht einzeln auftreten, und man in der Mehrzahl der Fälle in dem Trunkenbolde nicht dieſen allein, ſondern auch den Müßiggänger und Liederlichen, in dem Landſtreicher auch den Bettler, Trunkenbold und Liederlichen u. ſ. w. zu bekämpfen hat.

Zwar wird in den meiſten Anſtalten behauptet, daß das Syſtem des Schweigens bei gemeinſchaftlicher Arbeit dort eingeführt ſey, in der Wirklichkeit iſt es aber nicht ſo; nur die laute allgemeine Unterhaltung iſt bedroht und verhindert, die freilich auch da nicht geduldet werden könnte, wo man gegen den mündlichen Verkehr der Häuslinge untereinander an ſich nichts einwenden möchte.

Wo nun gar, wie es leider noch vieler Orten anzutreffen, die Schlafſtätten je zwei Perſonen aufnehmen müſſen, da kann man mit einiger Beſtimmtheit darauf rechnen, daß in der Nacht verdorben wird, was am Tage gut gemacht wurde.

Als einen großen Schritt zum Beſſeren würde man es anſehen dürfen, wenn das Auburnſche Syſtem in den Arbeitshäuſern mit Einſamkeit, Einſperrung der Häuslinge zur Nachtzeit und gemeinſchaftlicher Arbeit unter Beobachtung des ſtrengſten Stillſchweigens am Tage eingeführt werden könnte. Man muß zwar einräumen, daß dieſe Art der Einrichtung der Zwangsarbeitshäuſer mit weit größeren Koſten verbunden iſt, als die bisher übliche mit gemeinſchaftlichen Schlafſälen, und daß es nicht wohl angehen wird, wie bis jetzt jedes disponibel werdende größere Gebäude dieſem Zwecke zu widmen; allein wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen; am wohlfeilſten wäre es, gar keine Arbeitshäuſer zu haben, das heißt, deren nicht zu bedürfen, und am theuerſten iſt offenbar die Einrichtung, die die Erreichung des Zweckes nicht verſpricht.

Wo daher die Umformung thunlich iſt, ſollte man der Erfahrung wohl Gehör gönnen, und wo es ſich um eine ganz neue Einrichtung handelt, das Vollkommenſte zu erſtreben trachten. Wir werden dieſen Punkt ſpäter noch einmal berühren.

Der Aufenthalt in der Anſtalt ſoll ein kummervoller ſeyn: Zwang, Strenge, angeſtrengte Arbeit, nur nothdürftige Ernährung, ſowohl in der Quantität als in der Qualität,[1] und

[1] Es gibt Anſtalten, in welchen die Häuslinge beſſer verpflegt werden, als ſie es nach ihrem Stande von Haus aus gewohnt waren und jemals in Zukunft ſelbſt bei vollendeter Beſſerung hoffen dürfen; andere, worin man ihnen periodiſch kleine Feſtlichkeiten bereitet, z. B. an hohen

möglichste Versagung alles dessen, was das Leben erheitert, sollen den Häusling veranlassen, in sich zu gehen, seine Blicke dem eigenen Inneren zuzuwenden und den Trost in dem allein zu suchen, was ihn dauernd geben kann, nämlich in der Religion und in dem Bewußtseyn sittlicher Veredelung. Das äußere Leben muß ihm nichts mehr bieten, als die Hoffnung auf die Zukunft, die Erfüllung derselben muß er abhängig wissen von seiner völligen Sinnesänderung, damit er recht empfänglich werde für den religiös moralischen Unterricht.

Die Ueberzeugung muß aber auch lebendig in ihm werden, daß, wenn er sich sittlich hebt, die dargebotene Anleitung eifrig benützt, sich geschickt zur Arbeit macht und diese lieb gewinnt, es nach dem Austritte aus der Anstalt ihm nicht an Gelegenheit fehlen werde, sich durch Anstrengung eine Selbstständigkeit zu gründen, und durch sein Betragen die Eindrücke seines früheren Lebens auszulöschen.

In dieser Hinsicht ist die Wahl der im Zwangsarbeitshause zu betreibenden Arbeiten von der größten Wichtigkeit für den ganzen Erfolg des Instituts.

Sie müssen so gewählt seyn, daß sie für die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Häuslinge passen, und daß sie später deren Berufsarbeiten werden können; die Arbeiten, worin man die Häuslinge unterweist, oder mit denen man sie beschäftigt, müssen also begehrte Arbeiten seyn, ihr Betrieb darf nur wenig oder gar kein Kapital erfordern; es muß namentlich Aussicht vorhanden seyn, daß der Häusling sich auch in derjenigen Gegend damit werde ernähren können, in welcher er nach den Verhältnissen den Aufenthalt nach seiner Entlassung wählen muß; die Arbeiten sollen ferner so mannigfaltig seyn, daß nicht die Anstalt selbst eine Menge Arbeiter in einem Zweige erzieht, die sich später als Mitbewerber ruiniren.

Hier eröffnet sich nun allerdings dem Urtheile und der

Feiertagen, was ebenfalls sehr bedenklich scheint. Selbst die Belohnung ausgezeichneter Führung sollte nie in einem materiellen Genusse oder in einer Arbeitserleichterung bestehen. Erleichterungen und bessere Speisen sollen nur für Kranke nach Vorschrift des Arztes stattfinden. Belohnungen müssen in der Anerkennung der Vorgesetzten und in Abkürzung der Gefangenschaft ausschließlich bestehen.

Thätigkeit des Vorstehers des Arbeitshauses ein großer Spielraum; die Verhältnisse der Gegend, der Zustand der Gewerbe und des Handels, die Oertlichkeit, die Möglichkeit, gute Lehrmeister zu finden, bedingen die Lösung dieser Aufgabe, und müssen sie erleichtern oder schwieriger machen. Für die Ausführbarkeit an sich finden sich nachahmungswerthe Beispiele, und da es der Mehrzahl der Häuslinge auch an der ordentlichen Anleitung zur Arbeit gefehlt hat, und was ihnen vielleicht an der Anstelligkeit des jugendlichen Alters abgeht, dadurch aufgewogen wird, daß man sie in der Gewalt hat, so wird es mehrentheils gelingen, sie in einem Handwerke zu unterrichten, oder die bereits erworbene Fertigkeit mit größerer Aufmerksamkeit und Vollkommenheit treiben zu lassen. Freilich ist die erste Bedingung, daß bei der Wahl der Arbeiten von allen speziell ökonomischen Zwecken abgesehen, daher nicht die Erhaltung der Anstalt durch eigene Arbeit vorzugsweise ins Auge gefaßt, und auf Verminderung des Staatszuschusses oder gar auf Erwerbung eines Ueberschusses der größte Werth gelegt werde. Rücksichten dieser Art verdienen wohl mitunter Anerkennung, und brauchen auch nicht ganz außer Augen gesetzt zu werden; sie mögen dazu bestimmen, die Anstalt in die Nähe einer gewerbreichen Stadt anzulegen, wo man tüchtiger Lehrmeister in mancherlei Fertigkeiten und des Absatzes gewiß ist; aber sie dürfen nur in Betracht kommen, soweit sie den Hauptzweck nicht behindern. Dieser muß überall entscheidend seyn; er ergibt sich aus dem Namen Arbeits- und Besserungshaus, und alles Uebrige muß demselben nachstehen.

Die größte Schwierigkeit bleibt immer, kenntnißreiche Aufseher zu bekommen, die auch die anderen Eigenschaften zu diesen Stellen besitzen. Die Bequemlichkeit und Kenntnißlosigkeit derselben ist in der Regel der Hauptgrund, weßhalb so wenigerlei Arbeiten, und häufig nur solche betrieben werden, von denen sich der Häusling in der Freiheit nicht ernähren kann. Dahin gehört das Spinnen, Stricken, Wolle zupfen, Hanfschlagen, die gemeine Feldarbeit, das Steinklopfen an Chausseen u. dgl. In einer Strafanstalt, welche Verwahrloste und Verbrecher umfaßt, und schon darum unvollkommen seyn muß, ist gar eine Tapetenfabrik eingerichtet. Sie bringt zwar dem Unternehmer Nutzen;

welcher Nutzen ist aber für die gezwungenen Arbeiter von dieser Beschäftigung zu erwarten? Vermuthlich keiner, denn schwerlich wird einer derselben nach wieder erlangter Freiheit im Stande seyn, sich durch die erworbene Fertigkeit zu ernähren.

Wie wohlthätig auch hier wieder die Unterstützung von Vereinen werden könnte, die die Mitwirkung zur zweckmäßigen Beschäftigung der Häuslinge, zur Erleichterung des Absatzes ihrer Erzeugnisse, unter ihre Aufgabe zählten, ist gewiß einleuchtend. Es gehören so viele ausgezeichnete Eigenschaften dazu, die Stelle eines Vorstandes einer solchen Anstalt einzunehmen, daß sie vereinigt nur äußerst selten angetroffen werden. Der durch eine gebietende Persönlichkeit, durch Sinn für Ordnung, durch Ueberblick, Geistesgegenwart und Geschäftsgewandtheit ausgezeichnete Direktor ist gar oft nicht im Besitze der technologischen Bildung, und weiß eben so wenig von dem Zustande der Gewerbe und des Handels in seinem Lande. Solche Lücken ersetzt auch Fleiß und Eifer nicht immer, aber eine Association kann sie vollständig ausfüllen, und sogar noch mehr leisten, als der Vorsteher der Anstalt allein vermöchte, wenn die erwähnten Eigenschaften ihm nicht abgingen. Ohnehin reiht sich diese Einwirkung ganz natürlich an eine andere, die wir von den Vereinen wünschen, und die darin besteht, daß sie den entlassenen Häuslingen den Betrieb der erworbenen Fertigkeit und die Uebung des durch Arbeitsgewöhnung erworbenen Arbeitssinnes möglich machen. Die guten Vorsätze scheitern nämlich auch gar oft an den äußern Verhältnissen. Daß der Arbeiter in der Besserungsanstalt für einen Lebensberuf geschickt gemacht worden, dient ihm, selbst vorausgesetzt, daß man auf seine sittliche Umgestaltung und auf seine Geschicklichkeit traue, jedenfalls nicht zur Empfehlung, und bei freigegebener Wahl zwischen ihm und dem als redlich und arbeitsam bekannten Mitbewerber wird er ganz gewiß zurückstehen müssen. Wie wenig die Obrigkeit in dieser Hinsicht vermag, ist schon oben bemerkt worden. Ein Anderes aber ist es, wenn ihre Wirksamkeit durch Vereine unterstützt oder vertreten wird. Solche Vereine haben die Einwirkung auf die Stimmung ihrer Mitbürger in der Hand, und sind daher wohl im Stande, alle Bedenken wider die Beschäftigung des aus der Besserungsanstalt zurückgekehrten Arbeiters zu

zerſtreuen, unter welchen die falſche Schaam, einem als liederlich Verachteten zuerſt die Hand geboten und das Haus geöffnet zu haben, eine Hauptſtelle einnimmt. Sie können eher als die Obrigkeit wiſſen, in welcher Gegend der Betrieb eines Gewerbes Bedürfniß oder im Gewerbe ein Platz offen iſt, und alſo den Weg zur vortheilhaften Verwendung ſeiner Anſtrengungen dem Gebeſſerten weiſen; ſie können ihn gegen Anfeindung ſchützen, ihn herſtellen in der Schätzung ſeiner Mitbürger, für zweckmäßige Verwendung des erſparten Ueberverdienſtes ſorgen und ihm unter die Arme greifen, wenn er moraliſcher Unterſtützung oder materieller Hülfe bedürftig iſt. Alles dies vermag die Obrigkeit nicht oder doch nur unvollkommen. Wohl aber kann ſie die Thätigkeit der Vereine durch ihr Anſehen unterſtützen, und indem ſie die Hinderniſſe hinwegräumt, welche ihren Erfolg beeinträchtigen, z. B. die aus der Zünftigkeit der Gewerbe hergeleiteten, die Erſchwerungen der Niederlaſſung Seitens der Gemeinen u. dgl. Denn ein Leumundszeugniß kann der eben erſt aus dem Arbeitshauſe Entlaſſene freilich nicht beibringen, und was man im gemeinen Leben guten Ruf nennt, wird er kaum erwerben, und wenn er noch zehn Jahre ſich exemplariſch beträgt. Andererſeits iſt vielleicht die Rückkehr in die frühere Heimath ſehr bedenklich, indem die ſtete Rückerinnerung an die ſchuldvolle Vergangenheit bei dem Gebeſſerten und ſeinen Heimathsgenoſſen ihm das Fortſchreiten auf der betretenen Bahn des Guten erſchwert oder unmöglich macht. Der Zunftgeiſt, der ſich ohnehin aller Anläſſe bemächtigt, oder wo ſie fehlen, deren erfindet, um einen Concurrenten abzuhalten, wird ſich gegen die Genoſſenſchaft empören, die Gültigkeit der Handwerkserlernung in der Anſtalt beſtreiten, oder das Aufgebot als Geſelle oder die Niederlaſſung als Meiſter verweigern. In allen dieſen Fällen ſoll die Obrigkeit einſchreiten. Fragen wir aber, wie ſie dieſe Pflicht erfülle, ſo muß leider das Geſtändniß abgelegt werden, daß dies faſt überall auf unzulängliche Weiſe geſchehe, und hin und wieder ganz verſäumt werde. Unzulänglich muß die Weiſe auch genannt werden, die das Bedürfniß des vormaligen Häuslings anders als auf geſetzlichem Wege erfüllt. Das iſt aber die Regel in mehreren kleinen Staaten. In der Verlegenheit, in welcher die Polizeiobrigkeit ſich zwiſchen den Anforderungen

der Menschlichkeit zu Gunsten des Gebesserten und den Verwahrungen der Gemeinen, Gutsherrschaften und Innungen befindet, erläßt sie Machtgebote, und erbittert dadurch nicht allein die Betroffenen, erschüttert nicht allein das Vertrauen auf das Recht, sondern schützt auch ihren Schützling wenig, weil sich der Zorn der in dem Widerstreite mit der Obrigkeit Unterliegenden gegen ihn kehrt und seine Lage unerträglich machen kann. Wie unvollkommen oder unentwickelt oder ganz verwahrlost die Gesetzgebung über das Heimathwesen in den meisten deutschen Staaten ist, hat der Verfasser dieser Blätter anderwärts dargethan.[1] Die Frage über das Recht zur Uebersiedelung von bescholtenen Personen, und über die Befugniß der Gemeinen ꝛc. ihnen die Aufnahme zu verweigern, ist nur in wenigen Staaten gesetzlich entschieden,[2] in den meisten in der Schwebe gelassen, und dadurch eine mächtige Veranlassung zu dem Rückfall in das Laster gegeben, weil es den kaum Gebesserten auch bei gutem und ernstem Willen mitunter allzusehr erschwert werden kann, sich ehrlich durchzubringen.

Schlimmer noch als diese Lücke in der Gesetzgebung wirkt die offenbare Unangemessenheit der Vorschriften über die Dauer des Aufenthaltes in den Besserungsanstalten.

Der Staat hat kein Verbrechen zu rächen, die Gefangenhaltung in dem Zwangsarbeitshause soll nicht einmal die Natur einer bloßen Strafe haben; denn durch die Strafe würde der Lust zum unsittlichen Müssiggange höchstens eine gleiche oder überwiegende Furcht vor den Folgen desselben entgegengesetzt, nicht die in der Regel bei dergleichen Menschen fehlende Gewöhnung und Fertigkeit zu einer bestimmten nährenden Arbeit gegeben.

Diese Betrachtung ist es, welche den Maßstab für die Dauer des Aufenthalts in der Anstalt liefern könnte; statt dessen aber

[1] Im 10ten Hefte, Jahrgang 1840 der deutschen Vierteljahrsschrift, unter dem Titel: die Conflicte der Interessen und Ansichten in Beziehung auf das Heimathwesen.

[2] Am bestimmtesten im Königreich Sachsen und nunmehr auch in Preußen.

bekannten Despoten, der nunmehr als ein Märtyrer des Völkerwohls mit einem poetischen Nimbus umgeben werden sollte, bedurfte keiner Widerlegung — das Lächerliche davon fiel auf den Panegyriker selbst zurück. Eine Probe von Heines Beständigkeit ist, daß er in einer spätern Schrift ganz unbefangen gesteht, die Franzosen mittleren Alters seyen großentheils verdorben durch die Kaiserzeit, „die alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertödtete.“ Die Revolution trat ein; Heine ließ seinen Helden mehr und mehr fallen und setzte in seinen politischen Diatriben an die Stelle des Despoten — die Freiheit; er pries das französische Evangelium der Freiheit und Gleichheit, schwatzte sich in abgöttische Verehrung des „Maximilian Robespierre, des Sklaven der Freiheit,“ des „Sanktus Justus“ und anderer Revolutionsmänner, namentlich des gesammten Berges hinein, vergoß Thränen über die vereitelten Hoffnungen der Republikaner in Frankreich, verlangte freie Institutionen für alle Völker, wollte gar eine Demokratie von schwelgenden, glückseligen Göttern stiften, lobte die St. Simonisten und rühmte über die Maßen den alten Lafayette — aber in die Begeisterung mischten sich bald die Eisklumpen der nüchternen, verständigen Berechnung. Heine fing an gegen die Freiheit zu diplomatisiren; er fand sich bewogen, laut zu erklären, daß er an den „glänzenden Wahn“ einer französischen Republik nicht glaube und aus angeborner Neigung wie aus Ueberzeugung Royalist sey; er verspottete die Helden des Bergs als nüchterne Spießbürger und machte sich über den Blumenstrauß lustig, den Robespierre am Feste des höchsten Wesens ins Knopfloch gesteckt; er witzelte über die Amis du peuple: „die Versammlung roch ganz wie ein zerlesenes, klebrichtes Exemplar des Moniteur von 1793;“ er erlaubte sich einige Späße über Lafayette, er fing an die Weisheit des Bürgerkönigs zu würdigen; er schimpfte, aber er bewunderte und pries Casimir Perier und sah sich genöthigt, mit beständigen Witzen zwischen der Begeisterung und der klugen Berechnung zu balanciren. In dieser schwierigen Situation konnte er nicht mehr gut zielen und seinen Bogen nicht stark spannen; seine politischen Dithyramben erlahmten, sein Pathos wurde immer kälter, seine Deklamationen immer vager und farbloser, sein Ton unsicherer und seine Vorrede zum dritten Theil des Salon beurkundet eine klägliche Impotenz zweideutiger Ironie. Für was sollen wir Heine halten? was sind seine politischen Grundansichten?

wird nur an die Freiheitsentziehung gedacht, und weil dieselbe zu den gewaltigen, in das Rechtsgebiet der Menschen tief eingreifenden Maßregeln gehört, mit einer Aengstlichkeit verfahren, die allen Anspruch auf Achtung hätte, wenn sie nicht zugleich ihren Zweck gänzlich aufhöbe. Weil leichte Aeußerungen eines gesetzwidrigen Willens, wie z. B. erste oder kleine Diebstähle, leichte Beschädigungen an Personen oder am Eigenthum mit Gefängnißstrafen von vier Wochen bis drei Monaten, oft noch milder geahndet werden, wiewohl sie bereits in die Categorie der Verbrechen gehören, so nimmt man Anstand, Lebensgewohnheiten, die nur zum Verbrechen zu verleiten drohen, mit längerer Freiheitsentziehung büßen zu lassen. So finden wir denn, daß nach den meisten Reglements der Zwangsarbeitshäuser der erstmalige Aufenthalt bestimmt, meistens auf drei Monate, hin und wieder sogar noch kürzer bemessen ist, und erst im Rückfalle die Detention längere, entweder ebenfalls bestimmt bemessene Zeit dauert, oder von dem Verhalten des Häuslings abhängig erklärt ist.

Man irrt gewiß nicht, wenn man in der allzu kurzen Dauer der ersten Haft die Grundursache der häufigen Unwirksamkeit der Anstalt sucht.

Sie soll die Fehler der Erziehung gut machen, dem Charakter eine andere Richtung geben, an Enthaltsamkeit gewöhnen,[1] an die Stelle der Gewohnheit des Müßigganges die Gewohnheit der Beschäftigung zu setzen; diese Beschäftigung, die gar oft erst erlernt werden muß, soll dem aller Anstrengung entwöhnt Gewesenen so lieb werden, daß er im freien Zustande der

[1] Zur Besserung der Trunkenbolde, und vielleicht auch der prostituirten Weiber, gehört auch eine physische Umstimmung. Leider versagt das Zwangsarbeitshaus bei diesen beiden Klassen am öftesten die radikale Hülfe, gewiß aber immer bei allzu kurzer Dauer der Detention. Rücksichtlich der Frauen kann man nur bedauern, daß geistliche Congregationen, ähnlich denen der Büßerinnen, nicht mehr existiren; diesen dürfte es wohl noch am ersten gelingen, die Gefallenen ihres Geschlechts auf den Weg der Tugend zurück zu führen. Die englische Regierung hat ein andres Mittel, sich eines Theils dieser Auswürflinge ohne allen Zwang zu entledigen. Jährlich gehen große Schiffsladungen nach den Verbrecherkolonien in Australien ab, wo es an Weibern fehlt und wohin die Aussicht auf Verheirathung viele dieser Unglücklichen lockt.

Veranlaſſung oder Verführung zur Rückkehr zur alten Lebensweiſe widerſtehen wird. Iſt das in drei Monaten zu erwarten? Können die Vorgeſetzten der Anſtalt nach Ablauf dieſer Friſt, die nicht einmal hinreichte, ihn kennen zu lernen', geſchweige ſein Vertrauen zu erwerben und darauf fortzubauen, ihn mit der entſprechenden Ueberzeugung entlaſſen? Und wenn man dieſe Frage nach allen Wahrſcheinlichkeitsgründen verneinen muß, ſo darf man wohl die weitere ſtellen: wird der Rückfällige, den allerdings eine längere, wohl auch ſchwerere Haft erwartet, gleich leicht zu beſſern ſeyn, wie er es geweſen wäre, wenn die erſte Detention länger gedauert hätte? Auch auf dieſe Frage gibt die Erfahrung nur eine verneinende Antwort. Der Eindruck, welchen das Herausreißen aus den gewohnten Verhältniſſen, die Abſonderung von der bürgerlichen Geſellſchaft, das Gefühl der Gefangenſchaft, der Unterordnung und Willenloſigkeit auf den Verwilderten übt, kann in ſeiner ganzen Stärke nur ein einmaliger ſeyn; gerade dieſer wird ihn empfänglich machen für Zucht, Ermahnung, Belehrung und Unterweiſung. Der Rückfällige hat alle dieſe Empfindungen bereits überwunden, und mit dem Gefühle der Schaam vermuthlich die letzte edle Regung abgeſtreift, die für ſeine Vorgeſetzten in der Anſtalt, den Seelſorger mit eingeſchloſſen, zur Handhabe hätte werden können, um auf ſeinen Willen zu wirken, ihn zu beſſeren Entſchlüſſen zu bringen und darin zu befeſtigen. Darum ſieht man denn auch, daß die einmal rückfällig Gewordenen durchgängig zu lebenden Inventarienſtücken der Anſtalten werden.

Die allzu kurze Dauer der erſten Haft vereitelt daher nicht allein ihren Zweck, ſondern ſie wird auch zur Grauſamkeit gegen den Gefallenen und zur Beeinträchtigung der bürgerlichen Geſellſchaft, der ſie die Wiederholung des Beſſerungsverſuchs auf ihre Koſten auferlegt, während ſie die Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs verkümmert hat. Die erſte Haft ſollte daher nie auf beſtimmte, am wenigſten auf ſo kurze Zeit ausgeſprochen werden, ihre Dauer vielmehr immer von dem pflichtmäßigen Ermeſſen des Direktors und des Geiſtlichen abhängig ſeyn, wobei ſich freilich von ſelbſt verſteht, daß beide über das Verhalten ihres Pflegbefohlenen und über die Nothwendigkeit der Verlängerung ſeines Aufenthalts in der Anſtalt ſich in beſtimmten

Zeitabſchnitten gegen die Oberbehörde auszuweiſen haben. In ſo ſeltenen Fällen der Menſch mit einem Male in den Pfuhl des Laſters verſinkt, wie er vielmehr Schritt vor Schritt auch auf dieſer Bahn fortſchreitet, ſo wenig wird die umgekehrte Erziehung, die mit ihm in der Beſſerungsanſtalt vorgenommen werden ſoll, eine plötzliche und ſo gänzliche Sinnesänderung binnen einigen Wochen hervorbringen, daß er nunmehr unerſchüttert den Pfad des Rechten wandelt. Auch ſie kann nur die allmählig reifende Frucht wiederholter Einwirkungen und durch die Zeit befeſtigter Gewohnheiten ſeyn.

Wenn man daher wünſchen muß, daß die Vereine zur Fürſorge für entlaſſene Strafgefangene ihre Hülfe auch den entlaſſenen Gefangenen der Arbeitshäuſer zuwenden, ſo darf man vor allem erwarten, daß die Behörden auch nur wirklich (das heißt nach menſchlicher Wahrſcheinlichkeit) Gebeſſerte entlaſſen, damit den Vereinen nur die Aufgabe geſtellt ſey, denſelben den Wiedereintritt in den bürgerlichen Beruf zu erleichtern, und den Strauchelnden zu Hülfe zu kommen, nicht ihre Fürſorge zu verſchwenden, und damit Gefahr zu laufen, an dem Gelingen ihres Werkes zu verzweifeln.

Man hat auch vorgeſchlagen, ſtatt der Errichtung von Zwangsarbeitshäuſern für größere Bezirke ähnliche Anſtalten im engern Kreiſe der Gemeinen zu gründen, und ſich davon nicht allein eine Erſparniß an den Koſten, ſondern auch ein vermehrtes und wirkſames Intereſſe der Gemeinglieder an der Beſſerung der ihnen angehörigen Individuen verſprochen. Gegen die praktiſche Ausführbarkeit dieſer Idee erheben ſich jedoch große Bedenken. Die Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit, die als wichtige Erziehungsmittel zu betrachten ſind, werden ſich in ſo kleinen Anſtalten ſchwerlich herſtellen laſſen; das Amt des Aufſehers, der einen verwilderten erwachſenen Menſchen erziehen ſoll, erfordert ſo viele Eigenſchaften, ſo viele Liebe zur Sache, zum Theil auch Kenntniß und Uebung, daß man in den größeren Anſtalten, wo dieſes Geſchäft zum nährenden Lebensberufe wird, nicht ſelten in großer Verlegenheit iſt, eine erledigte Stelle zweckmäßig zu beſetzen; in kleinen Orten wird man die geeigneten

Personen um so weniger finden, als ihre Aufgabe hier nur ein Nebengeschäft seyn könnte.

Auch die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen, die die Auswahl der nach Alter, Geschlecht und Körperbeschaffenheit für den Verwahrlosten gerade geeigneten, seinen künftigen Unterhalt vermittelnden, gestattet, die Heranziehung der Lehrer und der Absatz der gefertigten Arbeiten, wird theils nicht zu ermöglichen, theils ungemein schwierig seyn; endlich wird der Verkehr der Verhafteten mit den Genossen ihrer Laster, wenn sie an dem Schauplatze derselben oder in dessen Nähe detinirt bleiben, sich kaum verhindern lassen, und man daher stets Gefahr laufen, daß die guten Eindrücke, welche Aufseher und Geistliche zu erregen versuchen, von außenher wieder aufgewogen werden.

Selbst die unerläßliche Trennung der Geschlechter und die mitunter nothwendige der Lebensalter dürfte in kleinen Gemeineanstalten sich kaum durchführen lassen, noch weniger eine in vielen Fällen wichtige Klassifikation nach der Art der Laster und dem Grade der Verderbtheit, und vollends gar nicht das System der Isolirung bei Nacht und des Schweigens bei gemeinschaftlicher Beschäftigung am Tage. Was aber das Interesse anlangt, welches man sich von den Gemeinegliedern an der Sache verspricht, so fragt es sich, ob dasselbe neben dem gebührenden Ernste auch in der Milde und Liebe sich äußern werde, die unerläßlich sind, damit das verstockte Gemüth erweicht und zur Wiedergewinnung des Selbstvertrauens zu der Welt aufgerichtet werde, — oder ob nicht die nahe Bekanntschaft mit dem Gefallenen und seinen Lastern eher die Herzen verhärtet und das Mitleid erstickt, und daher in allen Richtungen ganz die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Leider spricht Allzuvieles für die zweite Alternative. Es ist darum zu wünschen, daß man von einem so hoffnungslosen Versuche im Großherzogthume Hessen, wo dieses Projekt dem der Einführung von Provinzialarbeitsanstalten auf dem letzten Landtage gegenüber gestellt worden ist, Abstand nehme.

Diese Blätter waren bereits beschrieben, als sich die Kunde von der Stiftung des Schwanenordens in Preußen verbreitete.

Man weiß bis jetzt nur, daß er kein Werk der Liebe und Barmherzigkeit aus dem Bereiche seiner Zwecke ausschließt, und daß er die Form bilden soll, in der die Himmelsblume des Mitleids mit Schwächen und Unglück sich werkthätig erweisen kann. So dürfen wir hoffen, daß er ein Anker seyn werde für diejenigen, denen durch fremde Verwahrlosung und eigene Schuld der moralische Untergang droht, daß er die Heilung ihrer Gebrechen, ihre sittliche Erhebung und ihre Versöhnung mit der Welt sich angelegen seyn lassen werde, und daß dem Geiste der Milde und des Ernstes, der zur rechten Zeit hilft, ermahnt und straft, gelinge, was der Staat, seine Gesetzgebung und seine Institute allein wohl stets vergeblich erstreben würden.

Möge das Beispiel denn auch anderwärts zur Nacheiferung auffordern, und die rastlose Thätigkeit unserer Zeit neben den fernen Bahnen, welche sie verfolgt, nirgends das Nächste vergessen, was für uns das Wichtigste ist. Es ist der Friede im eigenen Hause, im Vaterlande, für den es keine andere Grundlage gibt, als Religiosität, Sittlichkeit und Arbeit.

Standpunkte

zur Beurtheilung der Gletscherfrage.

In allen Meinungen der Menschen herrscht eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit, der viele folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; sie sind veränderlich eben darum, weil sie auf keine wahren Gründe gebaut sind. Es ist der Wahrheit unmittelbares Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Alb. v. Haller.

I. Vorbemerkungen.

Die Gletscher bieten Erscheinungen, welche der Wissenschaft nicht gleichgültig seyn können, und die nicht ohne Grund die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Klassen fesseln; weniger aus dem Grunde, weil nach einer neueren Ansicht die Gletscher durch ihr allmähliges Wachsen die erratischen Blöcke von den Alpen bis zum Jura, auch nach Italien, und vorzüglich von den nordischen, skandinavischen Gebirgen über Rußland, Polen, Deutschland u. s. w. gestoßen und dann abgesetzt haben sollen; sondern vorzüglich, weil sie Thatsachen aufweisen, die keineswegs noch enträthselt sind, die auch kaum je auf blos mechanische Weise ihre Erklärung finden werden, die vielmehr tiefer im Wesen der Natur begründet zu seyn scheinen, und sofort ernster, als man zu glauben geneigt ist, in die Wissenschaft eingreifen.

Die Ansicht der Blockverbreitung durch das Wachsen der Gletscher muß einerseits, wenn sie sich halten will, sich näher begründen, es müssen ihr bestimmtere Thatsachen zur Seite stehen; andererseits aber muß sie mit der Urgeschichte der Erde in natürlicheren, ungezwungeneren und wesentlicheren Zusammenhang gebracht werden. Wenn ihr das nicht möglich ist, dürfte sie wohl künftig zu den vorübergehenden Erscheinungen gerechnet werden, von welchen der große Haller sagt, daß die Neuheit ihnen einigen Glanz gebe, den aber die Zeit bald verwische und die unächte Röthe aufdecke.

Die Untersuchungen der Gletscher sind bekanntlich sehr schwierig, mühevoll, sie fordern Zeit, Aufwand und eine Begeisterung für die Sache, wie sie nicht täglich bei den Forschern sich finden mögen. Hundert und hundert Beobachter besuchen zwar jährlich die Gletscher, staunen an und bewundern die ungeheuern Massen; diese aber erscheinen ihnen regungs- und bewegungslos. Nur die Tradition und allenfalls längs dem Rande des Gletschers aufgewühlte Schuttmassen, das untere Abschmelzen u. s. w. geben ihnen Kunde von der allmähligen Regung und Bewegung. Der Beobachter, wenn er die Sache nach ihrem ganzen Umfange und Wesen selbstständig auffassen will, darf nicht nur die Gletscher besuchen, bewundern und überwandern, er muß über die wilde Eismasse emporklimmen zu den ewigen Schneehörnern, und dort die erste Geburt des ewigen Eises aus dem Kampfe der Elemente verfolgen; er darf nicht nur Tage oder Wochen auf den Gletschern weilen, da kaum Jahre einen rechten Begriff von der Sache geben können. Zu dieser festen Ueberzeugung hat mich fortdauernde, mehr als zwanzigjährige Beobachtung geführt. Hat aber auch ein Beobachter in einer bestimmten Zeitfolge die Fortbewegung eines Gletschers aufgefaßt, hat er kennen gelernt die Regung und die tausendfältigen fortschreitenden Aenderungen der einzelnen Massen für sich und im Zusammenhange, so hat er erst in das Wesen der Sache einzudringen und Forschungen anzustellen, um den Grund der äußeren Erscheinungen erklären und Schlüsse ableiten zu können. Selbst derjenige, welcher eine Fortbewegung der Gletscher durch bloße Schwere behauptet, wird vom ewigen Firne herab bis zum Ende der Gletscher in der sich regenden Masse

Gründe zu seiner Behauptung aufsuchen müssen, um dann thatsächlich andern Ansichten entgegen treten zu können; denn Thatsachen, die man auf der Studierstube entdeckt, taugen an sich wenig und können blos momentan das in diesem Zweige kenntnißlose Publikum gegen andere eben so einseitige Ansichten stimmen. Ich meinerseits muß die feste Ueberzeugung aussprechen, daß noch keine durchgreifende und umfassende Arbeit über die Gletschererscheinungen bekannt ist. Alle Arbeit ist bisher theils Stückwerk, theils einseitig, um einseitige Ansichten beweisen zu können. Man sieht es auch meist den Beobachtungen an, daß ihnen eine vorgefaßte Ansicht zum Grunde liege. Ueberhaupt pflegt man bei der Gletschergeschichte, wo ein durchgreifendes Beobachtungssystem so schwierig ist, und außerordentliche Aufopferungen an Zeit, Geld und Mühe fordert, den gewichtigen und goldnen Ausspruch Baco's nur zu leicht außer Acht zu lassen: non excogitandum, sed experiendum, quid natura faciat aut ferat.

Aus der angedeuteten Schwierigkeit durchgreifender Selbstforschung läßt sich auch erklären, warum man auch hier mit Seneca sagen kann: Pauci sunt, qui consilio se suaque disponunt. Caeteri, eorum more, qui fluminibus innatant, non eunt, sed feruntur. Die einen schließen sich dieser oder jener Ansicht an, die ihrer Meinung oder individuellen Geistesrichtung entspricht, und suchen sie dann mit Gründen, auch mit Scheingründen, oder mit einzelnen Thatsachen zu unterstützen, während viele andere ihre Stimme erheben, weil es nun einmal Mode geworden ist, über die Gletscher zu sprechen.

Jeder der bisher aufgestellten Theorien stehen Thatsachen zur Seite, die nie geläugnet werden können. Es ist nun sehr auffallend, daß man nicht ernst das Begründete vom Unbegründeten, die Wahrheit vom bloßen Schein zu unterscheiden und so eine Ansicht aufzustellen sich bemüht, die unbefangen zwischen den Extremen liegt und alle bekannten Thatsachen würdigt. So hat neuerlichst Merian eine Abhandlung veröffentlicht,[1] welche die bloße Rutschtheorie vertheidigt und die Einwendungen dagegen zu entkräften sucht, aber dabei Thatsachen unberührt läßt,

[1] Leonhards und Bronns neues Jahrbuch für Mineralogie. e. c. 1843. Heft 4.

welche allerdings der bloßen mechaniſchen Gletſcherbewegung ungünſtig ſind, aber einmal als Thatſachen daſtehen und nicht umgangen werden dürfen. So hat Petzholdt in Dresden einige Beobachtungen mit gewöhnlichem Eifer angeſtellt, ein ganzes Heer von feſten Thatſachen ignorirt und eine neue Gletſchertheorie aufgeſtellt, die wieder auf einer bloßen Hypotheſe beruht, nämlich auf der Annahme eines fortwährenden Temperaturwechſels im Innern des Gletſchereiſes.

Bei der herrſchenden Einſeitigkeit in Auffaſſung der Sache, bei dem Gewirre, das über die Gletſcherfrage herrſcht, und der Schwierigkeit der Selbſtbeobachtung, iſt der unbefangene Leſer nicht im Stande, ſich zurecht zu finden und ſich zu einer beſtimmten und klaren Anſicht über die Gletſcher zu erheben; es iſt daher durchaus an der Zeit, ſich über die Frage klar und unbefangen auszuſprechen. Ich will hier, was der Titel ſagt, nur einige Standpunkte zur Beurtheilung der Gletſcherfrage angeben, und glaube damit dem gebildeten größeren Publikum, das doch die Sache kennen und darüber urtheilen will und ſoll, einen Dienſt zu erweiſen. Ich habe zwar ſchon lange angefangen, alles von jeher über die Gletſcher Geſagte und Geſchriebene ſyſtematiſch zu ordnen, und hoffe dann zugleich meine neueſten beobachteten Thatſachen beizufügen; allein bei der herrſchenden Stimmung über die Gletſcherfrage dürfte es noch lange dauern, bis etwas Vollſtändiges zuſammengeſtellt und mit fremden und eigenen neueren Beobachtungen unterſtützt ſeyn wird, daher einſtweilen dieſe Standpunkte, welche von Merian, Petzholdt, einem Aufſatze in der Allgemeinen Zeitung (Auguſt 1843), von Vogts neuen Angriffen (Leonhards und Bronns Jahrbuch, 1843, V.) u. ſ. w. veranlaßt wurden.

Wenn die blos mechaniſche Rutſchtheorie der Gletſcher zur Erklärung der Erſcheinungen nicht ganz als hinreichend ſich ergeben ſollte, ſo wird die Beobachtung, wenn ſie eine Theorie über die Gletſcher begründen will, die Wechſelwirkung der Elemente in jenen Hochregionen, die Geſetze der Bildung und Ausdehnung des Eiſes, ſeine allmählige Ausdünſtung und Verflüchtigung, die Bildung und fortwährende Aenderung der Gletſcherblaſen, die Farbenänderung, den chemiſchen Beſtand der eingeſchloſſenen Gaſe, die chemiſchen Verhältniſſe des Gletſchereiſes in

allen Höhen und Perioden, dann vorzüglich die äußeren Gestaltungen und Aenderungen der Gletscher von ihrem Ausgange bis auf die höchsten Firnkämme zu allen Tages- und Jahreszeiten, das Spaltenwerfen, die Gletschertürme, Gletschertische, Gletscherbrüche u. s. w. berücksichtigen müssen; als Hauptmomente aber wird sie in Rechnung nehmen die Art der Bewegung nach Temperatur, Feuchtigkeit, Wärme und Kälte, ob und unter welchen Verhältnissen die Gletscher an höheren Stellen sich langsamer, an tieferen aber schneller sich bewegen, weil diese Momente für das Wachsen (Ausdehnung durch die ganze Masse) oder Nichtwachsen wesentlich sind. Die Forscher werden ferner den Grund, auf dem die Gletscher sich bewegen, das untere Abschmelzen, die Ufer, die umgebenden Felsmassen, die Umbiegungen und Zusammenstoßungen, dann endlich die innere Temperatur und hygroskopischen Verhältnisse der Gletscher und Firne, so wie das körnige Gefüge in allen Höhen, Perioden und Zeiten den genauesten Untersuchungen unterwerfen. Bei allen diesen Untersuchungen mögen die Forscher wohl individuelle Ansichten mitbringen, allein nicht eigensinnig an ihnen hängen; sie dürfen nicht, wie es zu geschehen pflegt, blos jene Momente untersuchen, die geeignet seyn können, die mitgebrachten Ansichten zu beweisen. Die Beobachtung muß unbefangen das Ganze umfassen, und erst nach der Summe der Thatsachen mag der Versuch, eine Theorie abzuleiten, gerechtfertigt werden. Wer nur Einzelnes auffaßt, folgert nur Einseitiges, ein Anderer, der ebenso an andern Einzelnheiten hängt, kommt nach anderer Richtung zu entgegengesetzten Schlüssen, und so werden die Folgerungen über die Gletscherfrage zu einem Gewirre, aus dem man nicht mehr klug wird.

II. Das Wesentliche der äußern Gletscherbildung.

Von den Bergen der mittleren Schweiz, noch besser aber vom Jura her sieht man bekanntlich die unzähligen Hörner des Alpengebirges mit ewigem Schnee umhüllt, oft mit wundervoller Schönheit herunterblicken zum fernen hüglichten Lande; nähert man sich aber den Hochalpen, so verschwinden dem Reisenden diese Reihen von glänzenden Schneehörnern allmählig,

Er gibt ſich für einen Royaliſten aus Naturneigung und aus Ueberzeugung und erklärt die Republik in Frankreich und Deutſchland für einen glänzenden Wahn, und doch gibt er von Royalismus und Republikanismus folgende Definitionen: „Der Royalismus eines Volkes beſteht dem Weſen nach darin: daß es Autoritäten achtet, daß es an die Perſonen glaubt, daß es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht, ſeinem Weſen nach, darin, daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Geſetze bachachtet, daß er von den Vertretern deſſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Mißtrauen beobachtet, ſie kontrolirt, daß er alſo nie den Perſonen anhängt“ u. ſ. w. Welche Merkmale paſſen auf Heine? achtet er Autoritäten? glaubt er an die Perſonen? wahrlich nein! Nicht nur den Bürgerkönig mit dem Regenſchirm trifft ſein Spott — er gießt ihn mit gleicher Rückſichtsloſigkeit auf die legitimſten Häupter aus und nicht einmal das Unglück, z. B. Ludwigs XVI., ſchützt davor; andrerſeits aber fehlt ihm freilich zum Republikanismus die Hochachtung vor den Geſetzen und das Wohlgefallen an den ſtrengen Tugenden, die er als Erforderniſſe der Republik anſieht; „ich bin nicht tugendhaft genug, um mich jemals dieſer Partei anſchließen zu können;“ ſo daß mithin ſeine Untugendhaftigkeit die allerdings nicht verwerfliche Garantie für die Beſtändigkeit ſeiner royaliſtiſchen Geſinnungen wäre. Warum aber nennt er den Republikanismus für Frankreich einen glänzenden Wahn, wenn Frankreich, ſeiner Definition und ſeiner ausdrücklichen Behauptung nach, „ſeinem Weſen nach republikaniſch iſt?“ Läßt ſich etwa Heines Geſinnung eher durch den Gegenſatz des ariſtokratiſchen und des demokratiſchen Princips bezeichnen? Es iſt wahr, er verfolgt die Ariſtokratien und Ariſtokraten mit dem bitterſten Hohn und Haß und ſchwingt unabläſſig die Geiſſel der Satire über ihnen; er betrachtet ſie als die weltlichen Jeſuiten, als Feinde der politiſchen Aufklärung und der Mündigwerdung und Mündigerklärung der Völker, als natürliche Verbündete der Hierarchie und des Clerus, als die Satelliten der Gewalt, die ſich aus den Plebejern von Talent, aber von ſerviler und feiler Geſinnung rekrutiren — gegen dieſe Claſſe, gegen dies Princip iſt ſein Haß am aufrichtigſten und ſein Hohn am bitterſten, daher ſeine Polemik gegen die Legitimiſtenpartei in Frankreich am conſequenteſten. Dagegen findet jedoch Heine das Syſtem der Mittelclaſſen nothwendig

und nur durch die in das Gebirge ſich öffnenden Querthäler blickt hie und da einer jener weißen Rieſen herab. Steigen wir nun durch dieſe jähen Querthäler den Flüſſen entlang, die unter fortwährendem Schäumen durch das Gewirre der rieſigen Felsmaſſen ſich herunter drängen, empor, um den Urſprung jener Flüſſe und Bäche aufzuſuchen, ſo kommen wir endlich zu ungeheuren Eismaſſen, die bald in äußerſt wilden, zerriſſenen und jäh herabſteigenden, bald aber in mehr ſanften, gebirgähnlichen Formen das ganze Thal ſchließen. Das ſind die unteren Ausgänge der Gletſcher, unter denen hervor die trübweißen Bäche ſich zu Tage drängen.

Nicht ſelten ſchäumen die Bäche aus weiten ſchauerlich-wilden Gewölben hervor, von welchen bei ihrem inneren und äußeren Abſchmelzen fortwährend eine Menge rieſiger Maſſen ſich losreißen und die nächſte Umgebung mit Eisblöcken bedecken.

Wenn das innere Gletſchergewölbe in ſeinen wilden Maſſen fortwährend in einem Farbenſpiele glänzt, das mannigfach vom hellſten Weiß ins Himmelblaue, ins tiefe Lasur oder ins Meergrüne ſpielt, ſo iſt ſehr oft die Oberfläche des Gletſchers, vorzüglich wenn er faſt horizontal zu Thale ſteigt, ſo mit Schlamm, Sand und Schutt bedeckt, daß man ein wirkliches Gebirge vor ſich zu haben wähnt.

Die Ausgänge der größeren Gletſcher haben eine ſenkrechte Mächtigkeit von 50 bis 80 und noch mehr Fuß; ihre Breite richtet ſich nach der Weite des Thales, das gewöhnlich ganz mit der wilden Eismaſſe ſich ſchließt.

Ueberſteigt nun der Beobachter die unteren Ausgänge der Gletſcher, ſo bietet ſich ſeinem Auge ſo viel Staunenswürdiges, daß er Zeit, Gewandtheit und Uebung nöthig hat, um ſich in der ungeheuren Formenmenge zurecht zu finden und das Weſentliche vom Unweſentlichen zu unterſcheiden.

Die Gletſcherfläche iſt ſelten und in einiger Ausdehnung gar nie eben, ſondern bietet wellenförmige, mannigfach verſchlungene Erhöhungen mit oft breit auslaufenden ſcharfen Rücken. Zwiſchen dieſe Formen miſchen ſich Sandkegel und ſogenannte Gletſchertiſche, oder oft ungeheure, gegen 20,000 Fuß haltende Felsblöcke auf hohen Eiskegeln mit ſo ſchmalen Spitzen, daß

man glauben sollte, die dünne Eisgestalt sollte von der Riesenlast zerdrückt werden. Dann finden wir wieder mächtige trichterförmige Vertiefungen, schauerliche Schründe und, oft in ungeheurer Menge, kleine mit Wasser gefüllte Löcher. Zwischen allen diesen Formen herab winden sich an warmen Sommertagen krystallhelle Bächlein, die gewöhnlich tiefer zu bedeutenden Bächen sich vereinen und dann schäumend in schauerliche Abgründe sich ergießen, um so unter dem Gletscher dem Flusse den Ursprung zu geben. Ich sah Reisende, die begeistert mehrere Stunden in solche Abgründe starrten, um die sonderbar ausgewühlten Eisformen zu betrachten, die in der Natur einzige Pracht ihres Farbenspiels und die von mannigfachen Absätzen aufstäubenden Wasserformen, die sich endlich in der Tiefe des Lochs in magisches, nächtliches Dunkel verlieren, und tiefer dann nur durch erschütterndes Toben sich kund geben.

Ganz anders findet man die Sache am Morgen; da herrscht kein Laut, kein Toben, alles Wasser ist starr und fest; dann aber sehen wir millionenweise nicht zu beschreibende zarte Eisformen und Eisblumen, welche die erste Morgenwärme auflöst und so die Bächlein wieder belebt.

Nun folgen wieder weit ausgedehnte Stellen, wo der Gletscher in unzählige Spalten zerrissen ist, die oben weit sich öffnen und nach der Tiefe dann sich ausweiten.

Das größte Interesse bieten die Gletscher an Stellen, wo sie sehr jäh zu Thale steigen; oft sind sie dann so zerrissen, daß es unmöglich ist, ihnen beizukommen; oft dagegen ist ihre Oberfläche mit thurmähnlichen Gestalten besetzt, die nicht selten gegen 50 Fuß Höhe erreichen, jedesmal auf ihrer Spitze einen Felsblock tragen, und dabei von ihrer Basis bis zur Spitze so dünn sind, daß man staunen muß, warum sie an warmen Tagen beim allgemeinen Gletscherschmelzen nicht zusammenbrechen, sondern ganze Monate lang sich erhalten und mit dem Gletscher thalabwärts sich bewegen können. Das alles läßt sich wohl sehen, anstaunen und bewundern, beschreiben aber nicht.

Bald sind die Gletscher zwischen zwei Gebirgsketten eingeengt, das ganze, oft stundenlange Thal ausfüllend und fortwährend sich thalabwärts bewegend, so die Aargletscher u. s. w.; bald aber durchbrechen sie eine Gebirgskette und steigen dann durch wilde

Schluchten herab quer in ein größeres Hauptthal, ſo die Gletſcher von Grindelwald.

Von den die Gletſcher umſchließenden, meiſt äußerſt wilden Gebirgen und Gebirgshörnern ſtürzt fortwährend, vorzüglich nach dem Aufthauen im Frühlinge, Steingetrümm auf den Gletſcherrand. Dieſes Felsgetrümm heißt Randdecke (Gandeke). Stoßen nun zwei Gletſcher mit Randdecken zuſammen, um in ihrem Verlaufe einen einzigen zu bilden, ſo kommen zwei Randdecken in die Mitte des vereinten Gletſchers, ſteigen ſo über ſelben herab, und bilden oft ſehr mächtige Schuttlinien; dieſe heißen Gufferlinien (Mitteldecken). Gletſcher, in welche nach oben mehrere Seitengletſcher ſich einſenken, haben oft mehrere Gufferlinien. Dieſe Linien ſind mithin als Näthe zu betrachten, welche die Vereinigung zweier Gletſcher in der ganzen Ausdehnung des Hauptgletſchers anzeigen. Die Gufferlinien ſind meiſt ſo weit von den Seitengebirgen entfernt, daß unmöglich von dieſen irgend ein Steingetrümm zu jenen gelangen könnte, und doch werden die Gufferlinien in ihrem Herabſteigen immer breiter, bis ſie oft gegen das Ende des Gletſchers ſich mit den Randdecken vereinigen und dann den Gletſcher ſo umhüllen, daß man von ferne das Eis kaum zu ſehen im Stande iſt; die Gufferlinie verflächt ſich dann mit dem Gletſcher und verſchwindet als ſolche. Wenn wir der Gufferlinie entlang emporſteigen, ſo wird ſie ebenfalls niedriger, bis ſie in einer Meereshöhe von etwa 8000 Fuß ſich wieder verflächt und dann unter die Oberfläche ſich verliert. In dieſer Höhe ändert ſich aber zugleich das ganze Verhältniß.

Unter 8000 Fuß iſt die Eismaſſe ſehr rauh und grobkörnig, ſo daß man gar nicht an glattes Eis zu denken hat. Dieſe rauhe, oft Stunden breite, mehrere Stunden lange und oft einige 100 Fuß dicke Eismaſſe nur führt den Namen Gletſcher; über 8000 Fuß Meereshöhe heißt die Maſſe Firn, und die Grenzlinie zwiſchen beiden Firnlinie. Unter dieſer Linie ſchmilzt nicht nur der jährliche Schnee im Sommer jedesmal weg, ſondern auch die Gletſchermaſſe iſt in fortwährendem Abſchmelzen begriffen. Wenn ſofort die Maſſe nicht fortwährend von oben ergänzt und nach der Tiefe ſich ſchieben würde, wären die Gletſcher bald vernichtet, und wir würden dann ſtatt des ewigen

Eises schöne weite, von Aelplern und zahlreichen Heerden belebte Thäler finden. Der Firn bildet oft ungeheure Ebenen, die Eismeere, von welchen die Gletscher wie einzelne Auswüchse durch Seitenthäler und Schluchten hinab zur Unterwelt steigen. Nach oben laufen dann die Eismeere fast ebenso in einzelnen Schneehalden empor zu den höchsten Hornspitzen, selbe größtentheils umhüllend, oder sie heben sich als eine unzählige Menge einzelner Streifen zwischen dem wildesten Felsgezacke empor auf die Gebirgskämme.

Wenn man unter der Firnlinie in den Gletschern eine grobkörnige, äußerst rauhe, mannigfach zerrissene und zerklüftete Masse findet, welche wohl schmelzbar, aber durch keine Wärme erweichbar ist, so finden wir ob der Firnlinie eine mehr weiße, schneeartige, eben sich hinziehende Masse, fast ohne Schründe, die an jedem warmen Tage so sich auflockert, daß der Wanderer oft zwei Fuß tief in die Körnermasse einsinkt. Was der Tag auflockert, macht dann die Nacht jedesmal wieder gletscherhart.

III. Das Wesentliche der inneren Gletscherbildung.

a. Das körnige und compakte Gefüge.

Man wollte, und die Unkunde will es jezt noch, die Gletscher in allen Verhältnissen als gewöhnliches Eis betrachten.

Wenn man am unteren Ausgange eines Gletschers die äußere rauhe, körnige und blasige Kruste weghaut, oder durch Sprengen die innere Masse blos legt, so bricht diese flach oder muschlicht mit spiegelhellen, stark ins Bläulichte oder Meergrüne spielenden Flächen; ein bestimmtes, inneres Gefüge läßt sich keineswegs wahrnehmen, auch mikroskopisch nicht; nur zeigen sich bei näherer Untersuchung graulichte Pünktchen durch die Masse zerstreut, welche, unter noch nicht erörterten Umständen, mehr oder weniger in die Bläschenform übergehen, sonderbar sich ändern und die Farbenänderung der Gletscher zu bedingen scheinen. Betrachten wir nun eine solche angebrochene Stelle an warmem Tage, oder setzen wir zu Tage geförderte innere Gletschermasse lauem Luftzuge aus, so trübt sich bald die Spiegelhelle; es zeigen sich zarte Risse nach allen Richtungen, welche endlich auf's

Bestimmteste zu einem Netze sich vereinen. Unter fortdauernder Einwirkung einer wärmeren Luft erweitern sich nun die Spalten des Netzes, es entsteht in ihnen Wasser und auch Luftblasen; endlich umschließt das Spaltennetz bestimmte vorstehende, etwa zollgroße Körner. So dringt das netzförmige Gewebe oft mehrere Fuß in die Masse des Gletschers ein, und lockert sie so auf, daß die ganze Kruste leicht mit dem Hammer sich lösen läßt und in einen Haufen von mehr als nußgroßen, unregelmäßigen Körnern zerfällt. Setzen wir einen Gletscherblock warmem Luftzuge aus, so lockert er sich nach allen Richtungen so auf, daß alle Körner gegenseitig beweglich werden, ohne daß sie jedoch noch auseinander fielen; ja es ist oft nicht leicht, ein erstes Korn herauszunehmen, sind jedoch einige entfernt, so kann man leicht ein Korn nach dem andern mit den Fingern wegnehmen und so die ganze Masse abtragen. Schreitet an einem warmen Sommertage die Auflockerung an einem solchen Blocke stark fort, so zerfällt er oft bei leichter Bewegung in einen Haufen von Körnern. Ein aufgelockerter Gletscherblock, in Wasser getaucht, nimmt dadurch ¼ an Gewicht zu, während frisch zu Tage gefördertes Eis von der inneren Masse, oder von der Kruste am kalten Morgen gebrochenes, ins Wasser getaucht, gar nicht an Gewicht zunimmt.

Wenn man gefärbtes Wasser am warmen Tage auf den Gletscher gießt, so wird dieses sehr schnell nach allen Richtungen aufgesogen, die Körner werden umschlossen, und so die Masse netzartig durchstrickt. Wählt man, etwa am Rande eines Gletschers, eine aufgetriebene Rundgestalt und gießt am warmen Tage in eine seitlich angebrachte Grube gefärbte Flüssigkeit, so dringt diese schnell nach allen Richtungen, auch nach oben durch die Masse; schneidet man aber darauf mit Aexten die Masse senkrecht durch, so zeigt sich auf's Bestimmteste, daß die Farbe wohl oft mehr als 30 Fuß weit den Gletscher überstrickt und vom Gletscherrande sogar auf die Unterfläche gedrungen; allein die Farbe dringt nur so weit ein, als durch höher temperirte Luft die Auflockerung zu erfolgen vermochte. Eine solche senkrecht durchschnittene Stelle zeigt immer nur eine durchstrickte Kruste von 1 bis höchstens 6 Fuß Dicke, und dann zeigt sich tiefer jedesmal compaktes, helles Gletschereis ohne Spur von Farbe, die jedoch

beim ferneren Auflockern der entblößten Stelle wieder tiefer eindringt. Gießt man am Anfange einer kalten Nacht oder am frühen Morgen große Gruben voll gefärbten Wassers, so bleiben die Gruben durchaus voll, der Grubenrand wird keine Linie tief durchstrickt; steigt aber um Mittag die warme Sonne über die Gegend auf, so dringt die Farbe durch die Gletscherkruste hin, die Grube entleert sich so tief, als die Auflockerung erfolgte, aber tiefer nicht. An höher gelegenen, oder vor dem Einflusse warmer Luft geschützten Stellen entleeren sich die Gruben nicht, und haut man eine solche Grube durch, so finden wir die Farbe auch keine Linie tief in die compakte Masse eingedrungen. Gießt man erhitzte farbige Flüssigkeit in am Morgen ausgehauene Gletschergruben, so wird die innere Grube äußerst glatt, hell und größer, bis die Flüssigkeit die Temperatur von 0 angenommen hat; die erhitzte Farbe aber dringt nie in die compakte Masse ein; das Eindringen von Flüssigkeit und Farbe setzt immer eine Auflockerung durch erwärmte Atmosphäre als wesentlich voraus.

An Stellen, wo Schmelzwasser über den Gletscher herabtrieft, ist die Eismasse glatt, hell und ins Bläulichte oder Meergrüne spielend; wenn nun auch eine sehr erhöhte Temperatur eintritt, so erfolgt an diesen fortwährend befeuchteten Stellen keine Auflockerung, es zeigt sich nie ein körniges Gefüge, wohl aber schmilzt oft durch das triefende oder fließende Wasser das Eis schnell tiefer.

Haut man quer unter einem fließenden Gletscherbache durch einen Gang, so kann man unter dem Wasser das Eis bis auf eine sehr dünne Lamelle wegschneiden, ohne daß irgend ein Durchsickern entdeckt werden könnte, während durch das warmer Luft ausgesetzte Gletschereis das dann übergeleitete Wasser mehrere Fuß tief durch die Masse in den Gang träuft.

Aus den angeführten Thatsachen ergibt sich, daß das Flüssige nur auf die Außenfläche der Gletscher wirkt, daß aber die Atmosphäre tiefer einen bedeutenden Einfluß ausübt, daß sie nicht gleichförmig schmelzend auf die Eismasse einwirkt, sondern zunächst die ursprünglichen Körnergrenzen schmelzt, weil diese aus neuerem Eise bestehen, die Körner auseinander lockert, so tiefer eindringt und nur später bei erhöheter Luftwärme erst die

Körner ſelbſt zu ſchmelzen pflegt. So compakt mithin auch das Gletſchereis ſeyn mag, ſo wenig man ein beſtimmtes Gefüge in ſeiner inneren Maſſe entdeckt, ſo muß doch allem Gletſchereiſe eine körnige Bildung zu Grunde liegen, die ſich denn auch leicht aus der Geneſis der Gletſcher nachweiſen läßt. Die urſprünglichen Körnergrenzen müſſen, dem atmoſphäriſchen Einfluſſe, nicht aber lauem Waſſer ausgeſetzt, leichter ſchmelzen, als die Kernmaſſe der Körner ſelbſt; es ſcheinen übrigens bei jenem atmoſphäriſchen Einwirken nicht blos mechaniſche Schmelzungsverhältniſſe ſtattzufinden.

Legen wir einen compakten Gletſcherblock in warmes Waſſer, ſo ſchmilzt er nur an ſeiner Außenfläche, ſo daß er durchaus ſpiegelhell und blau bleibt, bis er ſich aufgelöst, ohne irgend ein körniges Gefüge anzunehmen; ſetzen wir aber einen gleichen Block einer warmen Atmoſphäre auf einer Wage aus, ſo wird das Eis bald undurchſichtig, verliert Glanz und Farbe, dann erſt werden die Körnergrenzen ſichtbar, erweitern ſich und durchdringen die Maſſe, ohne daß noch merklich Waſſer entſtünde, und doch wird der Block bei dieſem Vorgange ſehr bedeutend leichter. Beim Erweitern der Körnergrenzen ſehen wir auch mit dem Flüſſigen beſtimmte Gasblaſen entſtehen und wieder vergehen, ſo daß ein theilweiſes Uebergehen oder Ausgleichen in der Atmoſphäre unverkennbar iſt; unter Waſſer dagegen findet ein blos flächliches Abſchmelzen ſtatt. Man hat auch von jeher die ungeheure Rauhigkeit der Gletſcherfläche der Ausdünſtung zugeſchrieben; und wirklich, wenn man an nicht gar zu warmem Tage einen Gletſcherkegel ebnet und glättet, ſo nimmt er bald wieder die vorige gekörnte Rauhigkeit an, ohne daß irgend eine Spur von Waſſer ſich zeigte. Bedeckt man dagegen unter ganz gleichen Verhältniſſen eine andere geebnete Stelle mit einer Thonſchichte oder andern Maſſen, um den atmoſphäriſchen Einfluß auszuſchließen, ſo bleibt die Stelle glatt und unverändert. Ein Gletſcherblock, mit ähnlicher Maſſe umhüllt, behält auch auf der Wage unverändert ſein Gewicht und erleidet keine Veränderungen, während ein gleicher Block frei auf der Wage am Tage leichter wird und rauhe, körnige Flächen annimmt, nach einer feuchten und kalten Nacht aber ſich vergrößert, und oft nur nach gewiſſen Richtungen ſich auftreibt. Nach warmem Regen wird die Gletſcherfläche

immer glatt; ebenso beginnt bei zu großer Wärme das Schmelzen.

Untersuchen wir nach angeführter Weise die Struktur des Eises am unteren Ausgange eines längeren Gletschers, so finden wir die Körner, in welche die Masse zerfällt, von der Nuß- bis zur Eigröße. Je mehr wir nun emporsteigen, desto kleiner werden die Gletscherkörner bis empor zum Firne, wo sie nur Erbsengröße haben. Wenn ein sehr langer Gletscher in seinem Herabsteigen umbiegt und eine andere Richtung annimmt, so sind die Körner am äußeren, convexen Rande wieder größer als am entgegengesetzten concaven. Bei weitem am größten aber finden wir, wie meine letzten genauesten Untersuchungen zeigen, das körnige Gefüge an den erwähnten, so schauerlich aufgestellten und mit einem Felsblock bedeckten Thurmgestalten. Wenn ein Gletscher in weiter Erstreckung abwärts wenig Spalten hat, so bleibt in dieser Ausdehnung das Gletscherkorn sich durchaus gleich; je mehr dagegen der Gletscher durchschrundet ist, desto mehr nimmt nach unten die Körnergröße zu; die Gletscherspalten sind daher für die Entwickelung und Bewegung der Gletscher wesentlich.

Bei etwa 8000' Meereshöhe hört bekanntlich der Gletscher auf, der Firn beginnt und setzt sich dann bis zu den höchsten Kuppen und Gebirgsspitzen fort. Die Firnfelder haben immer blendende Schneefarbe und sind nie schmutzig oder ins Blaulichte spielend, wie die Gletscher. Wenn die Temperatur unter 0 steht, ist der Firn hart und rauh, wie der Gletscher, so daß der Fuß keine Spur einzudrücken im Stande ist; steigt aber die Temperatur über 0, so lockern sich die Firnkörner auseinander, so daß der Wanderer mit jedem Schritte oft gegen 2 Fuß tief einsinkt. Faßt man nun eine Handvoll Firn, so zeigen sich die Körner in Erbsengröße, haben durchaus rundlichte Formen, und nicht wie die Gletscherkörner mannigfache Flächen, welche nur durch gegenseitige Begränzung entstanden seyn können. Durchschneidet man die vollendeten, aufgelockerten Gletscherkörner, so zeigt sich keine Verschiedenheit in ihrer Masse; werden dagegen die Firnkörner gleich nach ihrem Auflockern untersucht, vorzüglich wenn sie noch keinen ganzen Sommer erlebt haben, so ist die innere Kernmasse compakter, oft schon ins Bläulichte spielend, die äußere Rindemasse dagegen poröser, weißer, schneeartiger und unbestimmte

Luftbläschen enthaltend. So bemerken wir oft auch Hagelkörner, die entschieden eine compaktere, hellere Kernmasse besitzen. Sinkt über aufgelockertem Firn die Temperatur wieder unter 0, was jede Nacht geschieht, so vereinen sich die Körner sehr bald wieder zu harten Firnfeldern.

An der Oberfläche des Firns sind die Körner am kleinsten und am meißen gerundet; in einer Meereshöhe von 9000 Fuß sind sie einige Zoll tiefer schon merklich größer, und noch größer bei einigen Fuß Tiefe, wo sie schon bestimmt anfangen flächig zu werden, sich gegenseitig unter einander einzukeilen und in Gletscher überzugehen. Diesen Uebergang, den wir in der Hochregion des Firns von der Oberfläche bis einige Fuß tief beobachten, finden wir um die Firnlinie auf der Oberfläche selbst. Einige 100 Fuß über der Firnlinie z. B. sind die Körner rundlicht und klein, bei 8000 Fuß Meereshöhe werden sie schon größer, fangen an flächig zu werden, lockern sich mehr auseinander und bei 7800 Fuß Höhe sind sie, auch auf der Oberfläche, faß allenthalben in Gletscher übergegangen. Auch von der Firnlinie an nehmen die Gletscherkörner, wie bemerkt, noch immer, und oft bis zur Eisgröße, zu, sie fügen sich aber so zusammen, daß die ursprünglich körnige Bildung nur unter dem Einflusse einer warmen, trocknen Atmosphäre sichtbar wird.

Unter der Firnlinie schmilzt bekanntlich jeden Sommer der im Winter gefallene Schnee ganz weg, und den Sommer hindurch ist auch der Gletscher selbst, wenn die Luftwärme bedeutend wird, in fortwährendem Abschmelzen begriffen, so daß alle Gletscher nur vom ewigen Firne oft mehrere Stunden weit vorgeschobene Massen sind. Ueber der Firnlinie dagegen vermag der im Winter gefallene Schnee im Sommer nie ganz wegzuschmelzen, so daß jedes Jahr eine neue Firnschichte über die alten sich anlegt, und die Masse eine ungeheure Höhe erreichen müßte, wenn sie nicht fortwährend zu Thale geschoben würde, um endlich in tiefer warmer Atmosphäre sich aufzulösen. Wollen wir zwischen Firn und ewigem Schnee unterscheiden, wie es neuerlich Agassiz und seine Gefährten gethan, so kann man dieses bemerken: Von 8 bis 10,000 Fuß Meereshöhe pflegt im hohen Sommer nur selten und wenig Schnee zu fallen; von 10 bis 13,000 Fuß Höhe hingegen fällt er während der Nacht sehr oft. Dieser

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21357 / 033

höchſt proſaiſch, und er geißelt den Caſimir Perier, den zähen Repräſentanten des „Friedens um jeden Preis“ mit den härteſten Schlägen; er ſchreibt von ihm unter dem 1. März: „Wenn dieſer Mann fällt, hat die große Sonnenfinſterniß ein Ende und die dreifarbige Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeiſtert und die Freiheitsbäume erblühen wieder. Er iſt der Atlas, der die Börſe und das Haus Orleans und das ganze europäiſche Staatengebäude auf ſeinen Schultern trägt, und wenn er fällt, ſo fällt die ganze Bude, worin man die edelſten Hoffnungen der Menſchen verſchachert, und es fallen die Wechſeltiſche und die Courſe und die Eigenſucht und die Gemeinheit!“ Aber unterm 27. Mai deſſelben Jahrs (1832) berichtet er: „Periers Tod hat hier geringere Senſation gemacht, als zu erwarten ſtand. Nicht einmal auf der Börſe.“ „Bei ſeinem Begräbniß zeigte ſich, wie bei ſeinem Tode, die kühlſte Indifferenz.“ „Nun iſt der Leib begraben, aber das Syſtem lebt noch.“ „Er hat Frankreich erniedrigt, um die Börſencourſe zu heben. Er hat den Sbirren der Knechtſchaft und dem Schlechteſten in uns ſelber, dem Eigennutz, Vorſchub geleiſtet . . er hat das heilige Feuer gelöſcht, die Tempel geſchloſſen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen. Und dennoch würde ich dafür ſtimmen, daß er beigeſetzt werde in das Pantheon, in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufſchrift führt: den großen Männern das dankbare Vaterland. Denn Caſimir Perier war ein großer Mann“ ꝛc. Wie ſchön und ſchlagend revocirt hier Heine ſeine Weiſſagungen, und welch ein Latitudinarier iſt er hinſichtlich des Begriffs: eines großen Mannes! Etwas ſpäter hat er ſich auch mit dem „noch fortlebenden Syſtem“ ſo ziemlich ausgeſöhnt, weil er ſich von der „echten Bürgerlichkeit“ ſeines königlichen Urhebers und Trägers überzeugt hatte, und am Schluß des Buchs bricht er in den Panegyrikus aus: „Ludwig Philipp und die Seinigen ſind geſund und lebendig: es ſind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuſchen Geiſtes, friſchen Leibes und von bürgerlich guten Sitten“ ꝛc. Sogar ſeinen Abgott und „weltlichen Heiland“ Napoleon, läßt Heine jetzt fallen: „Wir ſehen in Napoleons Märtyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irrthümer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen.“

ganz friſche Schnee bildet die Schneeregion. Wenn aber bei ſchönem Wetter auch nur 14 Tage kein Schnee fällt, ſo finden wir den vor wenig Tagen gefallenen Hochſchnee ſchon ſo gekörnt, daß wir zwiſchen ihm und dem Firne keinen Unterſchied finden, als daß mit der Höhe die Körner immer und allmählig an Größe abnehmen. Der ewige Schnee ſofort iſt immer eine mehr lokale vorübergehende Erſcheinung, und zwiſchen ihm und dem Firne läßt ſich keine beſtimmte, bleibende Linie ziehen, wie zwiſchen Firn und Gletſcher.

Aller friſch gefallene Schnee dunſtet bekanntlich in der Kälte ſehr aus, ſo daß eine beſtimmte Maſſe in kurzer Zeit über ¼ ihres Gewichtes leichter wird; zugleich wird er körnig und hart, und ſchmilzt dann ſehr viel ſchwerer als friſch gefallener Schnee. Die eigentliche Körnung jedoch zu Firn erfolgt erſt in erhöhter Temperatur. In lauer Atmoſphäre ſchmelzen die zarten, hervorragenden, noch Luft enthaltenden Theile der Flocken am ſchnellſten und ſintern in körnige Formen zuſammen. Die Kälte, die in jenen Höhen jede Nacht eintritt, dehnt nun nach den Geſetzen aller Eisbildung die Körner aus, und warme Tage contrahiren nicht nur die Körner wieder, ſondern die Außenfläche beginnt zu ſchmelzen, das Waſſer ſickert zwiſchen die Körner, gefriert und vergrößert ſie. Ueber den ſchon gekörnten Schnee fällt wieder neuer, welcher an warmer Sonne geſchmolzen ſich ebenfalls körnt, mit Schmelzwaſſer auch die tieferen Körner tränkt und ſo vergrößert. Zur Tränkung der Maſſe hilft nun in jenen Höhen im Sommer auch häufiger Regen mit. Es iſt eine entſchiedene Thatſache, daß warmer Regen auf dem Firne ſich nicht wie auf dem Gletſcher ſammelt und über ſelben hin ſich ergießt, ſondern, ſo ſtark er auch ſeyn mag, ſchnell vom Firne aufgenommen wird, und ſo beim Wiedergefrieren die Maſſe vergrößern hilft. Dieſes Gefrieren und Aufthauen, dieſe Contraction und Expanſion, dieſe Ausdünſtung und Tränkung dauert nicht nur Tag und Nacht wechſelnd fort, ſondern auch der Winter ſteht mit oft ungeheurer Kälte dem Sommer entgegen.

Wenn die Firnkörner, was jeder weiß, an warmem Tage ſich auseinander lockern und mit atmoſphäriſchen Niederſchlägen und mit Schmelzwaſſer ſich tränken, und dann in ſtarker Kälte die Maſſe wieder erſtarrt, ſo iſt es leicht begreiflich, daß bei

wieder eintretender Wärme nicht die innere Körnermaſſe zuerſt ſchmelzen muß, ſondern gewiß die neu entſtandene Rindenmaſſe der Körner, weil dieſe viel poröſer iſt und eine Menge Luft enthält. Erſt allmählig wird ſo die Rindenmaſſe der Körner der Kernmaſſe derſelben gleich, während die Körner durch neue Tränkung ſich vergrößern. Es iſt ſomit klar, warum von der Oberfläche des Firns nach der Tiefe von Schicht zu Schicht die Körner größer werden, warum die luftförmigen Beſtandtheile allmählig ausgeſchieden, die Rindenmaſſe der Körner der Kernſubſtanz gleich wird, und ſo nach wenig Fuß oder in höheren Regionen nach wenigen Klaftern Tiefe die Körner ſich feſt zwiſchen einander drängen und der Firn ſo allmählig in Gletſcher übergeht. Der Ausdehnung der Ganzmaſſe durch die Kälte, der wechſelweiſen Contraction oder theilweiſen Auflockerung, der dadurch bedingten Tränkung mit atmoſphäriſchen Niederſchlägen und dem dann wieder erfolgten Gefrieren iſt es ohne Zweifel zuzuſchreiben, daß auch die Gletſcherkörner ſich vergrößern, je älter ſie werden und je tiefer die Maſſe zu Thale rückt.

Es könnte freilich hier die Frage entſtehen, ob die Gletſcherkörner wirklich den Firnkörnern entſprechen, oder ob die gleichen Firnkörner, die als Firn nicht viel über Erbſengröße haben, bis zum Ende der Gletſcher im Laufe der Jahre Nußgröße erlangen, oder ob das compacte Gletſchereis zufällig oder aus andern Gründen ſo äußerſt beſtimmt in körnige Bildung ſich auflöst. Ich weiß keine anderen Gründe des körnigen Gefüges der Gletſcher als die angeführten, kann aber das Nähere erſt ſpäter mittheilen. Nach meinen vielen Beobachtungen und Unterſuchungen kann ich mich nicht zur Annahme einer zufälligen körnigen Struktur der Gletſcher entſchließen, und zwar um ſo weniger, da bisher auch nicht der geringſte Grund zu einer andern Anſicht vorhanden iſt. Daß übrigens, vorzüglich am Ende langer Gletſcher, dem einen Gletſcherkorn zwei oder mehrere Firnkörner zu Grunde liegen, zeigt der Augenſchein; denn wir finden länglichte Gletſcherkörner mit zwei beſtimmten Erweiterungen, und wieder andere mit ſonderbaren Auswüchſen, während andere kleinere zwiſchen größere eingekeilt ſind; bei fortgeſetztem Schmelzen aber fallen alle dieſe Monſtroſitäten doch auseinander, und wir haben am Ende doch wieder nur einfache Körner, welche wohl den urſprünglichen, aus

einzelnen Schneeflocken entſtandenen Firnkörnern entſprechen werden, wofür auch das ſehr allmählige Größerwerden von oben nach unten entſchieden ſpricht.

b. Spalten und Schründe.

An warmen Sommertagen hört man auf den Gletſchern ſehr oft ein ganz eigenthümliches Getöſe, welches dem Kenner das Entſtehen einer Spalte anzeigt. Eilt er dem Getöſe entgegen, ſo fühlt er die Gletſcherfläche unter ſeinen Füßen erzittern, und dann wird er bald entdecken, daß die Fläche ſich trennt. Der Riß wirft ſich in einem Augenblick nur eine kleine Strecke, etwa 5 bis 10 Fuß weit, dann tritt momentan Ruhe ein, aber die Erſchütterung folgt wieder, der Riß wirft ſich weiter, und ſo nach und nach etwa bis zu einem Gletſcherwall, Gletſcherbach, Gletſchergrube oder Gletſcherkegel, kurz bis zu einer Stelle, die mit der Fläche nicht gleich erwärmt iſt oder mehr oder weniger ausgedunſtet ꝛc., wo er faſt immer aufhört. Der Riß iſt in der Regel anfangs nur wenige Linien breit und nur ſelten 2 bis 5 Fuß tief. Schneidet man gleich nach ſeinem Entſtehen mit Aexten die Maſſe ſenkrecht ein, ſo ſieht man, daß er nur ſo tief eingedrungen, als die Auflockerung der Gletſcherkörner einzudringen angefangen. Von der Außenfläche bis in die Tiefe, wo die compakte Maſſe erſcheint und das Harſpaltennetz aufhört ſichtbar zu werden, keilt er ſich ſo ſcharf aus, daß im compakten Eiſe nach der Tiefe auch keine Spur mehr zu entdecken iſt. Unterſuchen wir die Rißflächen, ſo finden wir, daß ſie ſehr körnig ſind, daß bald auf dieſer, bald auf der andern Seite ein Korn ſich aus einer entgegengeſetzten Vertiefung losgetrennt, und daß zwiſchen dieſen wieder viele andere Körner, vorzüglich etwas tiefer, ſich entzwei geriſſen haben. Folgt dem neuen Riſſe eine ſehr kalte Nacht, ſo ſchließt er ſich oft faſt ganz wieder zu, der nächſte warme Tag aber erweitert ihn dann um ſo mehr; am Morgen gegen zehn Uhr ſchon hat er wieder ſeine urſprüngliche erſte Weite, nach Mittag aber verlieren ſich auf den getrennten Flächen die zarteren vorſtehenden Erhabenheiten, man ſieht offenbar im Riſſe die Einwirkung der temperirten Atmoſphäre. Dies zeigt nicht nur die Schmelzung und eigenthümliche Körnung der

Spaltflächen, ſondern wenn wir nach einigen warmen Tagen den Riß ſenkrecht durchſchneiden, ſo ſehen wir das Haarſpaltennetz tiefer eingedrungen, und mithin die Auflockerung der Gletſchermaſſe mehr nach der Tiefe fortgeſchritten. Nach einigen Wochen iſt ſo die Spalte oft mehrere Fuß breit und nicht ſelten über 50 Fuß tief; nach unten aber keilt ſie ſich jedesmal ſcharf in die compakte Maſſe des Gletſchers aus. Die Flächen der Schründe kommen mit der Oberfläche des Gletſchers ziemlich überein, nur dringt in den Schründen das Haarſpaltennetz noch tiefer ein, vermuthlich weil auf der Oberfläche ein ſtärkeres Schmelzen erfolgt, und die Maſſe fortwährend mehr mit Schmelzwaſſer getränkt iſt. Sickert Schmelzwaſſer in einen Schrund, ſo iſt es auffallend, wie raſch es von der Seitenwand abſorbirt wird und als Waſſer verſchwindet. Wenn wir aber die Seitenwand eines Schrundes bis auf das compakte Eis abſchälen, ſo fließt dann auch die kleinſte Waſſermenge, ohne abſorbirt zu werden, über die Fläche abwärts. Auch iſt es äußerſt auffallend, daß die nach unten im compakten Eiſe ſich auskeilenden Schründe nie Waſſer enthalten, was, wenn wir nicht eine Abſorbtion durch die Wände annehmen, bei dem häufigen Regen- und Schmelzwaſſer doch erfolgen müßte.

Nur ſehr ſelten, und dann erſt gegen den Herbſt, dringt ein Schrund durch den ganzen Gletſcher bis auf den Grund; wenn aber ein Gletſcherbach in den Schrund ſich ergießt, frißt er ſich durch den ganzen Gletſcher und bildet dann jene ſchauerlich ſchönen Erſcheinungen, welche die Aelpler Wolken nennen.

Sehr ſelten entſtehen die Gletſcherſpalten vereinzelt, ſondern gewöhnlich folgen ſie im gleichen Bezirke in kurzen Perioden, oft faſt täglich aufeinander, ſo daß, wenn das Spaltenwerfen in irgend einer Gegend eingetreten, nach und nach alle 6 bis 20 Fuß eine entſteht, und wenn die Spalten zu Schründen ſich erweitern, der Gletſcher dann ſchauerlich zerriſſen iſt. Die Spalten werfen ſich immer parallel und quer mit der Bewegungslinie des Gletſchers im rechten Winkel. Faſt nie gehen ſie über die ganze Breite des Gletſchers, ſondern bald entſtehen ſie auf dieſer oder jener Seite, bald mehr in der Mitte, bald gegen die Ränder hin. Finden wir dieſes Jahr einen Gletſcherbezirk ſehr zerſchründet, ſo werden wir höher oder tiefer oder auf der andern

Seite des Gletschers eben so große Flächen finden, die sehr wenig oder meist gar nicht zerrissen sind. Das nächste Jahr aber wird sich die Sache umgekehrt verhalten, die alten Schründe haben sich geschlossen, und der Gletscher ist dort gangbar, dagegen aber Stellen durchschründet, die letztes Jahr keine Spalten hatten. Es gibt allerdings Gegenden, welche jedes Jahr zerrissen sind, allein diese einzelnen, durch Lokalität bedingten Fälle abgerechnet, wird jeder Forscher die angeführte Wechslung begründet finden. Aus meinen neuesten Beobachtungen ergibt es sich, daß an jenen gänzlich zerrissenen Gletscherstellen vom Frühlinge bis zum Herbste das Gletscherkorn merklich an Größe zugenommen hat, während in nicht zerrissenen Bezirken, so lang sie auch waren, jene Zunahme sich nicht ergeben wollte, obwohl sie so sehr meine frühere Ansicht begünstigt hätte.

Die erste Entstehung der Gletscherspalten erfolgt, was jeder aufmerksame Beobachter anerkennen wird, dadurch, daß starke Tageswärme auflockernd auf die Gletscherfläche wirkt, dann das entstandene Schmelzwasser einsickert, während der kalten Nacht gefriert, und so nun expandirend sich äußert, daß sofort erhöhete Temperatur wieder contrahirend einwirkt und so zwischen der innern Masse und der äußeren Kruste eine wechselnde Spannung entsteht, in deren Folge jene gewaltsame Zerreißung erfolgt. Niemand ist im Stande, das erste Spaltenwerfen von der Bewegung der Gletscher oder von andern Umständen abzuleiten; denn fast immer entstehen sie am liebsten, wo der Gletscher in weiter Strecke sich gleichförmig oder horizontal ausdehnt; immer reißt zuerst nur die äußerste, der warmen Atmosphäre ausgesetzte Oberfläche, und nur so weit, als die Auflockerung einzudringen anfängt. Auch ist sehr charakteristisch, daß zerrissene Stellen ihre Körner vorzugsweise entwickeln, und daß nach dieser Entwickelung und der Schließung der Schründe das Spaltenwerfen erst das dritte oder vierte Jahr wieder an jener Stelle zu erfolgen pflegt.[1] Um jene Spannung zwischen der oberen Kruste

[1] Agassiz sagt in seiner Schrift, S. 77: „Hugi schreibt die Entstehung der Schründe einer Spannung zu, welche durch die Häufigkeit des Wechsels von Wärme und Kälte in jenen Hochregionen bedingt werde. — Die Unregelmäßigkeit der Schründe läßt schon eine andere Bildungsweise

und der Innenmaſſe zu bewirken, ſcheinen wenigſtens zwei Winter und zwei Sommer nöthig zu ſeyn. Warum? Auf dieſe Frage wird wohl erſt die künftige Zeit antworten können, wenn nämlich die Geſetze der Eisbildung im allſeitigen Verhältniſſe zum atmoſphäriſchen Wirken ermittelt ſeyn werden. Immerhin ſcheint mir nach meiner individuellen Anſicht die Vermuthung begründet, daß, da das Gletſcherkorn von der Firnlinie an bis zum Ausgange der Gletſcher beſtimmt an Größe zunimmt, und zwar durch die ganze Maſſe, das Wachſen der Körner blos der Durchſchründung der Gletſcher und dadurch dem möglich gemachten atmoſphäriſchen Einfluſſe in die Innenmaſſe zugeſchrieben werden dürfte; denn nur ſo wird das fortwährende Wechſelſpiel von Auflockerung, Tränkung und neuer Erſtarrung durch die tiefere Maſſe möglich. Bei einem langen Gletſcher unten mit grobem Korne dürfte es auch wahrſcheinlich gar keine Stelle geben, welche im Laufe der Jahre und in der Bewegung von oben nach unten nicht abwechſelnd ſehr oft wiederholt durchſchründet war und wieder eine zuſammenhängende Feſtmaſſe bildete, um ſpäter wechſelweiſe wieder durchriſſen zu werden. Dieſe Verhältniſſe jedoch werden nur jenem klar, welcher aus der Anſchauung die Zerriſſenheit der Gletſcher kennt, die oft ſo fürchterlich iſt, daß über die Gletſcherfläche hin die Schründe faſt eben ſo viel Raum als die Gletſchermaſſe einnehmen. Im Sommer ſind in der Regel die Schründe 3 bis 8 Fuß und noch mehr breit, und nach 4 bis 10 Fuß folgt ſchon wieder ein Schrund; das nächſte Jahr iſt dann dieſe Stelle ganz und ein anderer Bezirk durchſchründet. Am unteren Ausgange der Gletſcher, vorzüglich wenn ſie tief zu Thale ſteigen, ſind oft die Schründe bleibend, vorzüglich wenn ſie im Winter nicht ganz mit Schnee ſich füllten. Urſprünglich reißen die Schründe mit der Bewegungsrichtung des Gletſchers in rechtem Winkel, und Abweichungen von dieſer Richtung werden

---

vorausſetzen (?). Ich glaube ihre Bildung hauptſächlich den Temperaturverſchiedenheiten in den verſchiedenen Schichten des Gletſchers zuſchreiben zu müſſen." Nun zeigt er beiſpielweiſe, wie zwiſchen der oberen und der unter ihr liegenden Schichte eine Spannung entſtehen müſſe, in deren Folge die Reißung erfolge. Nicht nur ſagte ich lange vor Agaſſiz das Gleiche, ſondern beinahe mit den gleichen Worten. (Siehe meine Alpenreiſe 1830. X. S. 354.)

immer von der Bewegung der Masse bedingt, worüber später. Wahrscheinlich wirkt die im Eis eingeschlossene Luft bei der Erwärmung ebenfalls expandirend mit und hilft das Reißen der Schründe befördern; denn die Blasen sind sehr zahlreich und erweitern sich beim Auflockern außerordentlich.

Schon gegen den Herbst werden die Gletscherschründe wieder etwas enger, und im Winter füllen sie sich dann meist mit Schnee; zugleich dehnt die andauernde Winterkälte, wenigstens an der Oberfläche, die Eismasse so aus, daß die Schründe oft fast ganz sich schließen. Oefters ließ ich mit Anfang des Winters an solchen verengerten und mit Schnee angefüllten Schründen die Gletschermasse senkrecht durchschneiden; der weiße Schneestreifen zeigte sich bis in die Tiefe als sehr poröse Masse. Den nächsten Sommer drängte sich die gleiche Masse im gleichen Schrunde sehr grob gekörnt bis mehrere Zoll über die Oberfläche, und beim Durchschneiden zeigte es sich, daß sie beinahe schon in Gletschereis mit der gleichen Körnergröße übergegangen war. Diese rasche Umwandlung glaubte ich der großen Menge des durch die Ausfüllungsmasse einsickernden Schmelzwassers zuschreiben zu müssen, das wie beim Firne die Körner vergrößern half. Solche weiße Ausfüllungsstreifen sind bekannt und oft beschrieben, aber selten gehörig gedeutet worden. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß die einzelnen, den ganzen Gletscher durchschneidenden Schründe, die gegen das Ende der Gletscher oft zahlreich werden, sich nie mit neuer Masse füllen und nie sich ganz schließen.

Unter ganz andern Verhältnissen treten in der Hochregion des Firns die Schründe auf. In der Regel sind sie mit Firn bedeckt und unsichtbar. Der Firn selbst wirft nie Schründe, weil er ohne zu zerreißen in allen einzelnen Körnern in erhöhter Temperatur sich auseinander lockert, und somit nie eine Spannung gegen die tiefere Masse eintritt. Finden wir auch in der Firnfläche Schründe, so sind sie nur dadurch entstanden, daß der mehr oder weniger aufgelockerte Firn in die weit geöffnete tiefere Spalte fiel. Die Firnschründe gehen immer auf den Grund, und keilen sich nie nach unten in die feste Masse aus, sondern sie sind in der Regel nach unten weiter und nach oben gegen die Firnfläche enger. Bei dem bedeckenden Firne können die Schründe unmöglich durch eine ähnliche Spannung, wie die

Gletſcherſchründe entſtanden ſeyn. Auch zeigten fortgeſetzte Unterſuchungen, daß ein unterirdiſches Spaltenwerfen, wie ich es früher (Alpenreiſe 1830) glaubte, ſich nicht begründen laſſen könne.

Den jähſten Abhängen der höchſten Gebirgshörner entlang finden wir allenthalben den ſogenannten Bergſchrund, welcher die tieferen weiten Firnfelder immer von den ſteilen Kuppenfirnen trennt. Der Schrund iſt immer ſchauerlich und ſehr weit geöffnet, und kann nur dadurch entſtehen, daß die obere hängende Maſſe theils durch ihre eigene Schwere reißt, allmählig nachrückt und ſo den alten tieferen Schrund meiſt enger ſchließt, über der nachgerückten Maſſe aber einen neuen bildet, der nächſtes Jahr auf gleiche Weiſe ſich wieder verengert und dann mit Firn bedeckt. Unterſuchen wir vom Bergſchrunde abwärts den Firn durch Wegräumen in Längsgraben oder an den Rändern, ſo finden wir unter dem Firne verdeckte, alte, mehr geſchloſſene Bergſchründe in geregelter Folge abwärts bis zur Firnlinie. Sie ſcheinen unter dem Firne ſich nie mehr ganz zu ſchließen, rücken ſo allmählig der Firnlinie zu und mögen ſelbſt im Gletſcher ſich noch erhalten, ſo daß vielleicht die ſelten durchgehenden Gletſcherſchründe urſprüngliche Bergſchründe ſind. Wenigſtens das iſt ſicher, daß durchgehende Gletſcherſchründe oft bleibend ſind, jedes Jahr ſich zeigen und mit dem Gletſcher fortwährend abwärts rücken.

c. Schichtung.

Jeden Winter legt ſich über den Firn eine neue Schichte Schnee, welchen der Sommer nicht ganz zu ſchmelzen im Stande iſt. Graben wir in den Firn ein, ſo finden wir nicht nur ganze Staubflächen, wie ſie die Oberfläche ſehr oft zeigt, durch die Maſſe ſich ausdehnend, ſondern von der Oberfläche nach ſenkrechter Tiefe ſehen wir das Korn der Maſſe von Schicht zu Schicht größer und beſtimmter werden, bis das Ganze in nicht großer Tiefe gänzlich in compakten Gletſcher ſich wandelt, der ſofort auch unter dem Firne geregelte Schichtung haben muß, was auch in den Schründen, oder wo der Firn immer in ganzen Maſſen abbricht, ſich auf's beſtimmteſte zeigt. Wenn wir jedoch in geöffneten Schründen oder dem Rande des Eismeeres entlang

die Schichtung unterſuchen, vorzüglich in tieferen Regionen, ſo ſehen wir, wahrſcheinlich in Folge der hie und da eingetretenen, größeren oder geringeren Entwickelung der Körner, die alten Schichtenflächen mannigfach gehoben, geſenkt und zerſtört. Bei den Gletſchern verſchwindet die urſprüngliche regelmäßige Schichtung allmählig. Mehrere Gletſcher vereinen ſich und ſtören den geregelten Gang, die Maſſe treibt ſich auf zu den wildeſten Formen, ſchmilzt ungewöhnlich weg, zerreißt oder ſteigt zertrümmernd über wilde Gehänge oder über offene oder verdeckte Felſenriffe, ſo daß meiſt bei den unteren Gletſchern keine Spur von geregelter Schichtung mehr ſich zeigt. Jedes Jahr ſchmilzt auf dem Gletſcher der Schnee im Sommer rein weg, ſo daß von neu entſtehenden Schichten keine Rede ſeyn kann. Wenn aber auch endlich bei einzelnen Gletſchern noch eine Spur von Schichten vorhanden wäre, ſo könnte doch nicht von einer beſtimmten Regelmäßigkeit die Rede ſeyn, denn, die angeführten Störungen abgerechnet, ſchmilzt der Gletſcher bald hier, bald dort mehr, bald greift ihn die untere Erdwärme hier oder dort mehr an, die Maſſe ſenkt ſich oder treibt ſich auf, wird bald eingeengt und verflächt ſich wieder, ſo daß die urſprüngliche Schichtung im Gletſcher ſich bald gänzlich verwirren muß. Da nun im Gletſcher ſelbſt kein Grund zu einer geregelten Schichtenbildung vorhanden iſt, ſo läßt ſich nicht begreifen, wie man kürzlich eine ſolche behaupten konnte. Allerdings nehmen die Schründe oft durch ſchnellere obere Bewegung der Maſſe eine von der ſenkrechten Stellung abweichende Richtung an, und die Ausfüllungsmaſſe alter Schründe, ſo wie durch eingeſickertes Schmelzwaſſer entſtandenes Eis bilden mannigfache Streifung; allein das ſind lokale Erſcheinungen, die uns nicht berechtigen, den ganzen Gletſcher in geregeltem Schichtenprofile darzuſtellen.

d. Thermometriſcher Zuſtand.

Je mehr wir uns über die tiefere Erdfläche erheben, deſto mehr nimmt bekanntlich die mittlere Jahreswärme, aber auch die tägliche ab, ſo daß ſchon bei 8000 Fuß Meereshöhe in unſern Alpen der im Winter gefallene Schnee nicht mehr ganz zu

ſchmelzen vermag, und daß jede Nacht die Temperatur unter 0 ſinkt. Nur in ſehr ſeltenen Fällen tritt in den höchſten Alpenhöhen bedeutende Wärme ein, vorzüglich wenn die Sonne vom Firne von allen Seiten reflektirt und dabei die freie Luftſtrömung gehindert wird. Oefters erfuhr ich auf meinen Wanderungen im Sommer bei 10,000 Fuß Höhe eine nächtliche Kälte von 10 bis 20 Graden, ſo daß im Nachtlager am Oberaarhorn meinem jungen Reiſegefährten J. Leuthold die am Tage durchnäßten Strümpfe, Schuhe und Füße feſt zuſammen froren und der Wein feſt wurde. Unter 8000 Fuß Höhe iſt die Kälte weniger ſtark, jedoch ſinkt auch im höchſten Sommer die Temperatur faſt jede Nacht unter 0 und bleibt an trüben Tagen ſo, während ſie an hellen im Sommer immer über 0 ſich erhebt. Im Winter wird die Kälte außerordentlich, wie ich 1832 auf dem Grindelwalder Eismeer erfuhr und die noch höher aufgeſtellten Thermometrographen zeigten.

Ueber 10,000 Fuß Meereshöhe fällt eine nur geringe Schneemenge, und alles Schneien iſt in der Regel nur ein trockenes Schneeſtöbern; nur wenn die Wolkenmaſſen aus den tieferen Thälern nach jenen Höhen getrieben werden, erfolgt ein mehr flockiges Schneien. Die größte Schneemenge fällt um und unter der Firnlinie bis hinab zu einer Meereshöhe von 5000 Fuß. Tiefer abwärts nimmt die jährliche Schneemenge wieder ab bis in die bewohnten Thäler.

Die tiefen Durchbohrungen des Herrn Agaſſiz und früher und ſpäter meine Beobachtungen haben jedesmal und zwar übereinſtimmend gezeigt, daß die innere Gletſchermaſſe immer und allenthalben die gleiche Temperatur beſitze, nämlich etwa $^1/_5$ Grad unter 0. Da die Atmoſphäre nur auf die äußere Gletſcherkruſte, und zwar wahrſcheinlich nie über 10 Fuß tief einzuwirken im Stande iſt, ſo läßt ſich nicht einſehen, wie im Innern der ungeheuren Eismaſſe je eine Aenderung der Temperatur eintreten könnte. Auch abgeſehen von den angeführten beſtimmt beobachteten Thatſachen können ſo die blos hypothetiſchen Annahmen irgend eines inneren Temperaturwechſels keine Würdigung finden, bis irgend eine Thatſache für ſie ſprechen wird. Allerdings wäre bei einem inneren Temperaturwechſel das Räthſel der Gletſcherbewegung gelöst, allein einer ſolchen Löſung zu Liebe dürfen

Es ist komisch, wenn Heine sich geberdet, als hätte er den Vorsatz und die Macht, die zwei widerspenstigen Rosse, den Despotismus und die Anarchie, mit gewaltigen, starken Händen zu zügeln, wenn er die Sprache des Moderantismus spricht und doch immer wieder von seinen Neigungen und seiner Einbildungskraft aus seinem vernünftigen Juste milieu hinausgerissen wird; wenn er, ein Lobredner der Segnungen des Friedens, denn doch für ein glänzendes Heldenthum schwärmt; wenn er, der Todfeind der Aristokratie, von einer Demokratie von Göttern in Purpurmänteln träumt — die eben nichts anderes seyn könnten als — Aristokraten; wenn er, der Panegyriker der strengen und herben Republikaner, vor den Entbehrungen der Republik in sybaritischem Schauder zurückschreckt, und mit allen positiven Institutionen, mit allen Tendenzen unzufrieden und zerfallen, sich in einige allgemeine Begriffe: Freiheit, Wahrheit, Licht, Recht, zurückzieht, — ehrwürdige Worte, die man nicht durch vages, bodenloses Deklamiren um den Credit bringen, die man bestimmt und gewissenhaft erklären und positiv gründen sollte, statt, wie Heine, sie zu profaniren, wenn er die Rechte des Fleisches predigt, das Licht färbt, die Wahrheit durch Leichtsinn und Witzelei entstellt und der Freiheit das Substrat vernünftiger Sittlichkeit entzieht. Heine ist mit der Gabe des Wortes ausgestattet in dem Grade, daß an sich viele seiner Worte als gewaltige Funken hätten Flammen in den Herzen entzünden können; aber so wie er seine Gabe mißbraucht, gleichen sie nur den neckenden Fröschen der Feuerwerker, die, von einem schadenfrohen Herbstgast unter die Menge geworfen, einen augenblicklichen Schrecken, einen kleinen Verdruß und ein kurzes Gelächter erzeugen. Die Gesinnung ganz aus dem Spiel gelassen, so ist Heine zu poetisch und zu witzig zum Politiker; er ist vielleicht gerade das Gegentheil von dem alten Diplomaten Talleyrand; dieser läßt etwa ein Witzwort fallen, um seine Ansicht und Absicht zu maskiren; aber Heine, wenn ihm ein Witz, ein glänzender Einfall kommt, vergißt seine Ansichten und Absichten und modelt seine ganze Politik nach einem geistreichen Wortspiel.

Nachdem wir beleuchtet, wie Heine seine Mission auf den Gebieten der Religion, der Philosophie und Politik erfüllt, bleibt uns noch übrig, von seinen ästhetisch-kritischen Tendenzen kurze Nachricht zu geben. Vielleicht daß wir hier den Schlüssel zu

wir nicht bestimmte Thatsachen aufgeben und eine Theorie ohne irgend einen Grund ergreifen.

Wenn an warmen Tagen die Gletscherkruste sich auflockert, so steigt ihre Temperatur auf 0, ja nicht selten zeigt das Thermometer, zwischen die aufgelockerten Körner gebracht, + 0,5 Grad. So tief einerseits eine erhöhete Temperatur auflockernd in die Gletscher- oder Firnfläche einzuwirken im Stande ist, eben so tief pflegt eine sehr tiefe Lufttemperatur expandirend auf die Gletscher- oder Firnkruste einzuwirken. Bei einer Luftkälte z. B. von — 15 Gr. zeigte die äußere Gletscherkruste eine Temperatur von — 10 bis 12 Gr., sie stieg aber in der Eismasse so, daß sie wenige Fuß tief kaum unter dem Gefrierpunkt stand, und dann tiefer so blieb, so stark auch die äußere Kälte seyn mochte.

Ob und in wiefern im Winter der Gletscher mit dem Boden zusammengefroren sey, ist noch nicht gehörig ermittelt. Ich stieg allerdings im Januar 1832 durch Schründe des Eismeers auf den Grund und fand das dortige Gestein fest mit der Eismasse vereint; allein es drang durch den Schrund eine tiefe Temperatur ein. Da nun aber im Winter die meisten Schründe mit Schnee angefüllt sind oder sonst sich geschlossen haben, so läßt sich unter den Gletschern, und vorzüglich unter den Firnfeldern nur in sofern eine unter 0 stehende Temperatur annehmen, als es der äußern Luft möglich wird, unter jene Felder einzudringen. Graben wir auch im stärksten Winter den freien Boden durch, so ist er nur wenige Fuß gefroren, und tiefer finden wir einige Grade Wärme. Im Sommer kann man von unten oder besser von den Seiten allenthalben unter die Gletscher eindringen, und wir finden sie dann vorzugsweise nur auf festem Gesteine aufliegend, über losen Gebirgsmassen aber bilden sich bedeutende Gewölbe, die fortwährend im Abschmelzen begriffen sind. An allen Wänden trieft das Wasser herab, sie sind daher durchaus glatt und spiegelhell; jedoch sind oft bei stärkerer Wärme diese glatten Gewölbe aufs bestimmteste mit dem angeführten Haarspaltennetz überwebt, so daß man es nirgends so schön als unter dem Gletscher beobachten kann. Die Körner selbst zeigen sich durchaus hell, blau oder meergrün und sind nur mit weißeren Linien umstrickt, welche durchaus nicht vertieft sind, aber bei einer an trockene Luft gebrachten Masse sich durch schnelleres Schmelzen bald vertiefen,

bis endlich die Körner auseinander fallen. Im Sommer gießt ſich bald unter der Firnlinie Schmelzwaſſer durch den Gletſcher auf den Grund und fließt, die Maſſe aushöhlend, unter dem ganzen Gletſcher abwärts; im Winter aber entſteht nie Schmelzwaſſer, und die Gletſcherbäche hören auf, inſofern ſie nicht durch Quellen oder Grundwaſſer genährt werden. Der Gletſcher mag daher, inſofern kalte Luft eindringt und das vorhandene Waſſer in Eis zu verwandeln im Stande iſt, wenigſtens unten oder auf den Seiten wohl ſich näher mit dem Boden vereinen und das vorhandene Steingetrümm einbacken; allein unter den Firnfeldern müſſen wir bei der zwar geringen, aber immer gleichförmigen Erdwärme und der wechſelloſen Eistemperatur der überliegenden Maſſe einen fortwährend gleichen Zuſtand annehmen. Die gleichförmig fortdauernde Erdwärme wird wohl im Winter jedes Zuſammenfrieren des Bodens mit dem Eiſe hindern, allein ſie wird doch nie bedeutend ſchmelzend auf die Eismaſſe einwirken, und die Eismeere mögen ſo fortwährend unvereint über die Thalflächen ſich ausbreiten. Von Unterhöhlungen oder Einſtürzungen der Firnfelder, nicht der einzelnen Gletſchermaſſen, iſt nicht nur keine Thatſache, ſondern auch kein Schein davon bekannt.

e. Hygrometriſcher Zuſtand.

Die außerordentliche Ausdünſtung der Gletſcher und Firne, vorzüglich mit der Kälte und der Ausdehnung des Eiſes ſich mehrend, und dann wieder die ungeheure Trockenheit der Luft, welche über den Eismeeren herrſcht, bieten uns die ſonderbarſten Reſultate, welche wahrſcheinlich künftig, wenn die Beobachtungen vervielfältigt und Grund und Thatbeſtand näher ermittelt ſeyn werden, zu weitern Aufſchlüſſen über die Entwickelung der Gletſcher führen werden.

Vor allem entſteht hier die Frage: Welche Stoffe dunſten die Gletſcher und Firne aus? iſt es Waſſerdunſt oder eine andere elaſtiſch luftige Flüſſigkeit? Und da über den Eismeeren eine außerordentliche Trockenheit, auch Nachts, herrſcht, wo das Gletſchereis durch Abſorption entſchieden ſchwerer wird, was abſorbirt die gekörnte Maſſe wieder, iſt es Waſſerdunſt oder Waſſer, oder welcher Beſtandtheil? Worauf gründet ſich das Verhältniß

zwiſchen Abſorption und Ausdünſtung, worauf die Wirkungsweiſe zwiſchen Atmoſphäre und den gekörnten Eismeeren? Warum iſt zur Eisbildung das atmoſphäriſche Einwirken nöthig, und warum geht Waſſer mit Oel bedeckt auch bei heftiger Kälte ſo ſchwer oder gar nicht in Eis über, und warum dann augenblicklich, wenn eine Luftblaſe ins Waſſer gebracht wird? So muß die Gletſcherforſchung ſich noch eine Menge Fragen ſtellen, deren Erörterung aber für dieſen Aufſatz zu weit führen müßten. Es genüge hier die Bemerkung, daß in der Regel über dem Gletſcher- und Firneiſe, und vorzüglich in demſelben eine außerordentliche Trockenheit herrſcht. Die hygrometriſchen Beobachtungen über Gletſcher und Firn ſind hinlänglich bekannt. Ein befeuchteter und genau gewogener Schwamm wird auf dem Gletſcher viel leichter trocken, als in gleicher Höhe auf dem Lande, und in Gletſcher- und Firnſchründen wieder ſchneller, als auf der Oberfläche. In den Schründen zeigen auch die Hygrometer eine größere Trockenheit als auf der Eisfläche, und dort wieder eine größere als auf dem Boden. Ich durchbohrte die Gleiſchermaſſe ziemlich tief in horizontaler Richtung, ſchob genau abgewogene hygroſkopiſche Subſtanzen in den Hintergrund und ſchloß die Oeffnung zu. Das Chlorcalcium, das kohlenſaure Kali u. ſ. w., welche in freier Atmoſphäre in 24 Stunden faſt um die Hälfte ihres Gewichtes zunehmen und in halbflüſſige Maſſe ſich wandeln, nahmen in gleicher Zeit in der Gletſchermaſſe faſt um nichts am Gewichte zu, noch änderten ſie ſich im mindeſten. Es iſt daher von freiem Waſſer im Gletſcher- und Firneis gar keine Rede; ja vielmehr, wenn es vorhanden wäre, ſo würde es vom Gletſchereiſe begieriger als von jenen hygroſkopiſchen Subſtanzen abſorbirt; beim Durchbohren und Erweitern der angeführten Oeffnung wenigſtens entſtand ziemlich viel Waſſer, das wohl vom Gletſchereiſe, nicht aber vom Chlorcalcium u. ſ. w. abſorbirt und angezeigt wurde.

IV. Bewegung der Gletſcher.

Der untere Ausgang der Gletſcher ſteht bald tiefer, bald weniger tief im Thale. Wir kennen in dieſer Beziehung zwei verſchiedene Perioden: Erſtens ein mehrere Jahre dauerndes

allmähliges Vorwärts- und dann wieder Rückwärtsſchreiten, und zweitens ein dieſer Periode mehr untergeordnetes Oscilliren. Darüber ein Beiſpiel.

Nach der Chronik von Grindelwald, welche 1525 vom erſten reformirten Pfarrer daſelbſt, Joh. Leuw, angefangen und ſo fortgeſetzt wurde, daß jeder der 21 folgenden Pfarrer bis 1790 zunächſt die Begebenheiten des Thales aufzeichnete, herrſchten vom Jahr 1539 bis 1563 ohne Unterbrechung Winter ohne großen Schnee und meiſt ſehr heiße Sommer. Der untere Gletſcher ſtand damals noch über den erſten Fluhen, und der eigentliche tiefere Gletſcher war noch gar nicht vorhanden.[1] Der Winter des Jahrs 1565 warf einen ſo ungeheuren Schnee, daß man erſt nach St. Johann zur Alp fahren konnte. Aehnlich waren die Winter 1566, 1568 und 1569, der ſchrecklichſte aber war 1572. Auch im Thale war der Schnee haushoch, ſo daß viele Menſchen unter ihren Häuſern erdrückt wurden, oder vor Hunger ſtarben, weil ſie ſich nicht durchzuarbeiten vermochten. Faſt ſo ging es fort bis zum Jahr 1580. Es läßt ſich ſo auf die ungeheure Höhe der Eismeere ſchließen. Vom Jahr 1580 an folgte aber eine lange Periode von faſt ſchneeloſen Wintern; die warmen Sommer aber vermochten die ungeheure Mächtigkeit des Eismeeres nur ſehr langſam abzuſchmelzen, und ſo drängte ſich die obere Anhäufung vom Jahr 1572 in ihrem Entwickelungsgange abwärts in die Schlucht, füllte ſelbe aus und gebar ſo den unteren Gletſcher, auf dem nun allerdings jedes Jahr der Winterſchnee rein abſchmolz, der aber ſo mächtig ſich vorſchob, daß er wohl den warmen Sommern zu trotzen vermochte. 1584 erreichte der Gletſcher die Petronellkapelle und zerſtörte ſie; 1588 erſchien er im Thale und rückte darin abwärts fort, bis 1593, wo er viele Häuſer zerſtörte und die Ruinen vor ſich herſchob. Die Anſchwellung des Eismeeres vom Jahr 1572 war nun aber fortgeſchoben und die Maſſe ſtand jetzt tief, mithin konnte es nun auch nur geringere Maſſen vorſchieben, welche die warmen Sommer zu ſchmelzen vermochten, bevor ſie tiefer ins Thal ſich bewegen konnten; der Gletſcher zog ſich daher zurück; das heißt, die Sommer vermochten die Maſſe ſchneller unten im Thale

[1] Siehe das Nähere in Hugi's Weſen der Gletſcher, Seite 85.

abzuſchmelzen, als ſie von oben nachgeſchoben wurde. Die ungeheure Anſchwellung des Eismeeres von 1572 hatte ſo 20 Jahre abwärts zu wandern, bis ſie unten im Thale erſchien. 1832 fiel auf dem Eismeer von Grindelwald eine außerordentliche Schneemaſſe. 1836 erſchien die Anſchwellung ſchon auf dem obern Theile des Gletſchers, und nach 16 Jahren wird ſie unten im Thale erſcheinen, und ſo wird dann der Gletſcher vorwärts gehen, wenn nicht heiße Sommer die Abſchmelzung im Thale außerordentlich befördern. Der untere Gletſcher von Grindelwald braucht ſo etwa 20 Jahre Zeit, bis er die als Firn gebildete Maſſe als Gletſcher ins Thal geſchoben.

Die Hauptperiode der Gletſcherbewegung tiefer abwärts ins Thal hängt ſo von obern Schneeanhäufungen ab, und der Rückzug aus dem Thale von geringer über den Firn gefallenen Schneemenge; die untergeordneten Oscillationen ſind aber durch heißern oder kältern Sommer bedingt. Ein gleich mächtiger Gletſcher ſteigt bei kaltem Sommer tiefer ins Thal als bei warmem, weil bei letzterm mehr abgeſchmolzen als nachgeſchoben wird. Wenn wir die Länge des untern Grindelwaldgletſchers berückſichtigen, ſo zeigt ſich, daß die gleiche Maſſe jährlich etwas über 200 Fuß vorgeſchoben wird, wenn auch der Gletſcher im Thale ſcheinbar ſtationär iſt. Aus dem Angeführten ergibt ſich, daß das Vorrücken des Gletſchers ins Thal nur dann als Maaßſtab ſeiner Bewegung dienen könnte, wenn es möglich wäre, die fortwährende untere Abſchmelzung in Rechnung zu bringen, daß der Gletſcher auch bei ſcheinbarem Rückzuge ſich immer vorwärts bewegt, und daß die Bewegung nicht am Ende, ſondern auf dem Gletſcher ſelbſt beobachtet werden müſſe.

Meine 1827 auf dem Aargletſcher gebaute Hütte rückt nun jährlich im Mittel etwa 200 Fuß vor, bald mehr, bald weniger. Gletſcher jedoch, welche jäh abwärts ſteigen, haben eine ſchnellere Bewegung, als ſolche, die ſich bei gleicher Länge mehr horizontal verſchieben.

Genaue von mehreren Forſchern angeſtellte Beobachtungen haben gezeigt, daß das Gletſchereis um die Firnlinie am meiſten ſich ausdehnt und ſo die tiefere Maſſe vor ſich herſchiebt, wie die Maſſe um die Firnlinie ſelbſt vom höheren Firne vorgeſchoben wird. Nebſt dieſem Vorgeſchobenwerden dehnt aber die Maſſe

ſelbſt wieder ſich aus, vorzüglich an Stellen, wo ſie ſehr durchſchründet iſt, oder die Schründe ſich eben geſchloſſen, oder mit Schnee ausgefüllt hatten, der als lockere Maſſe ſich bis in die Tiefe tränkt, ſich zu Gletſcher entwickelt und ſo zur Ausdehnung der Maſſe viel beiträgt. So bewegen ſich untere Gletſcherſtellen immer raſcher vorwärts als obere, wenn ſie auch ſelbſt ſich nicht vergrößern, was bei tiefen nicht durchſchründeten Maſſen der Fall iſt.

Man hat die Behauptung aufgeſtellt, daß die Gletſcher im Winter ſtationär ſeyen, weil kein Schmelzwaſſer entſtehe, das in die Maſſe einſickern und ſo die Gletſcher vorſchieben könne. Die Beobachtungen, welche Birman in Baſel früher darüber anſtellen ließ, ſollen am Grindelwaldgletſcher während dem Laufe des Winters eine Vorwärtsbewegung von 90 Fuß ergeben haben. Im Jahr 1832 zeigten meine Beobachtungen am untern und obern Gletſcher während zwei Wochen in der Mitte des harten Winters ein täglich beſtimmtes Vorrücken. Wenn Pfarrer Ziegler von Grindelwald in einiger Ferne vom Gletſcher im Herbſte Löcher grub und mit Waſſer gefüllte Flaſchen einſetzte, um für Prof. Biſchof die Bodenwärme zu beobachten, ſo rückte im Winter der Gletſcher über ſie hin. Intereſſanter jedoch ſind ſeine genauen Meſſungen vom Jahr 1842 bis 1843. Vom 18. Novbr. bis 28. Decbr. rückte die öſtliche Seite 7¼ Fuß vor, die weſtliche dagegen 10 Fuß. Vom 29. Decbr. bis 29. Jenner bewegte ſich das öſtliche Signal 6 Fuß, das weſtliche dagegen wieder etwas mehr; vom 29. Jenner bis 9. März das öſtliche Signal 15½ Fuß, das weſtliche ebenfalls. Vom 9. März bis 1. Mai bewegte ſich das öſtliche Signal 37, das weſtliche jedoch nur 23½ Fuß. Während dieſer ganzen Zeit ſchwankte im Pfarrhauſe zu Grindelwald die Temperatur um den Gefrierpunkt, ſtieg nur einige Tage auf + 4, dagegen fiel ſie ſehr oft auf 8 bis 11½ Grad. Auf dem Gletſcher aber war ſie immer bedeutend tiefer, ſo daß nie eine Aufthauung erfolgte; das zeigte auch der Bach unter dem Gletſcher, welcher fortwährend nur das wenige ſehr klare Quellwaſſer hatte und nie ſich milchig trübte, was bei jeder Aufthauung auf der Gletſcherfläche der Fall iſt.

Allerdings hat der Gletſcher von Grindelwald eine ziemlich geneigte Lage, jedoch nur unten; oben auf dem Eismeere iſt er

ganz horizontal. Die Neigung der unteren Lage iſt jedoch nur ſo, daß eine auf ihr frei liegende Maſſe durch eigenes Gewicht ſich durchaus nie abwärts bewegen könnte; der Gletſcher aber bewegte ſich im Winter 66 Fuß vor, ohne irgend eine obere Trennung, ſo daß nothwendig auch das obere horizontale, meilenbreite Eismeer ſich ausgedehnt, und in die ſchmale von Felſen eingeſchloſſene Kluft ſich gedrängt haben muß.

Eine höchſt merkwürdige und charakteriſtiſche Behauptung hat Hr. Merian in Baſel ausgeſprochen (Leonhard und Bronns neues Jahrbuch 1843, S. 446). „Ueberall," ſagt er, „wo man den Gletſchern durch direkte Beobachtungen hat beikommen können, hat ſich die gleichmäßige Fortbewegung in der ganzen Mächtigkeit des Gletſchers als Thatſache erwieſen." Der Sache wegen wäre es ſehr wünſchbar, Herr Merian möchte auch mir eine einzige jener direkten Beobachtungen mittheilen, oder doch den Beobachter. Mir, und gewiß jedem, der ſich mit den Gletſchern und ihrer Literatur beſchäftigt, iſt keine einzige derartige Beobachtung bekannt. Dagegen hat Agaſſiz in ſeinen Schriften eine Menge Thatſachen für ungleichförmige Bewegung mitgetheilt. In meinen Alpenreiſen (S. 100) ſteht ebenfalls eine Thatſache, welche direkt gegen Merians Behauptung ſpricht, und ſeither habe ich in mehreren Abhandlungen und Schriften andere Thatſachen angeführt, auch eigene Beobachtungen darüber angeſtellt. (S. das Weſen der Gletſcher von S. 90 an.) Eben ſo entſchieden behaupten alle mir bekannten Gletſcherforſcher eine ungleichförmige Bewegung.

Bald rücken die Gletſcher auf dieſer und dann wieder auf der entgegengeſetzten Seite mehr vor und umgekehrt. Sehr ſelten ſteigen breitere Gletſcher mit gleicher Schnelligkeit zu Thale. Wenn das eine Jahr dieſe Seite, ſo rückt oft das folgende die entgegengeſetzte raſcher vor. Aus meinen vielen vergleichenden Beobachtungen glaube ich folgern zu dürfen, daß jenes Oscilliren im Vorrücken mit dem ſchon erwähnten wechſelweiſen Spaltenwerfen der Gletſcher in weſentlicher Beziehung ſtehe. Es kann Niemand läugnen, daß auf der Seite, wo mehr Schründe ſich werfen, die Bewegung raſcher erfolgt, aber eben ſo ſicher iſt das Wechſeln der Schründe von einer Seite zur andern. (S. oben.)

Mit den gleichen Umſtänden ſteht auch die nicht ſeltene Zickzackbewegung langer Gletſcher im Zuſammenhange. Oft drängt ſich nämlich ein langer Gletſcher an das rechte Ufer und zieht gegenüber vom linken ſich zurück, und tiefer abwärts oder auch aufwärts findet gerade das Gegentheil ſtatt. Daß, wenn ein Gletſcher in ſeinem Laufe umbiegt und abwärts eine andere Richtung annimmt, die Bewegung am äußern Umbiegungsrande ſchneller erfolgt, läßt ſich leicht begreifen; überhaupt pflegt auch, jedoch nicht immer, die Bewegung nach jener Richtung ſchneller zu erfolgen, wo der Widerſtand geringer iſt.

Nicht ſelten finden wir einzelne kleine Gletſcherbezirke, wo in wenigen Wochen die nämlichen Querſpalten beinahe zu Längenſpalten werden und die ganze Maſſe ſich theilweiſe in der Vorwärtsbewegung umdreht. Auch hier werden wir die Anzahl und Tiefe der Schründe in weſentlicher Beziehung finden.

Wo die Firne und Gletſcher gar nicht durchſchründet ſind, werden wir immer und unbedingt eine andere Ungleichheit der Bewegung finden; immer wird die Oberfläche ſich raſcher als die innere Maſſe bewegen. Wir dürfen in dieſer Beziehung nur einen Gletſcherbach über der Stelle, wo er ſenkrecht den Gletſcher durchſickert, ableiten und dann die Oeffnung fortgeſetzt beobachten, ſo werden wir finden, daß die Oberfläche ſich raſcher vorbewegt, ſo daß nicht ſelten die Kruſte ſich über die Oeffnung vorſchiebt und ſelbe deckt. Möchte hier Herr Merian unbefangen beobachten und dann erſt läugnen! Jeder wird ihm Dank wiſſen. Non excogitandum, sed experiendum, quid natura faciat aut ferat.

Eine große Menge von Gletſchern breiten ſich, wenn ſie zu Thal ſteigen, unten fächerförmig aus, und wenn auch andere durch Felſen eingeengt ſind, ſo zeigt doch gegen das Ende vieler Gletſcher die fächerförmige Erweiterung der mittleren Gufferlinie, daß dieſe Tendenz wenigſtens auf der Oberfläche ſtattfindet. Bei der wirklich ungehinderten, fächerförmigen untern Ausbreitung eines Gletſchers ſind wieder die Spalten und die oft fächerförmige Ausſtrahlung derſelben höchſt charakteriſtiſch und geeignet, den Grund der Bewegung zu enthüllen, worüber ſpäter.

Wenn nach heißen Tagen und ſtarkem Thauwetter heftige Kälte eintritt, treibt ſich die Gletſchermaſſe oft ſo zu hügeligten Formen auf, daß man nach einigen ſehr kalten Nächten ſich nicht

mehr in der früher ſo bekannten Gegend zu erkennen im Stande iſt, wenn auch keine Spur von Schnee gefallen. Ueberhaupt entſtehen in jenen ewigen Eisgefilden fortwährend eine unzählige Menge neuer Formen, während andere ſchwinden. Es herrſcht ein fortwährendes Regen und Wirken.

Die auffallendſten, ſchwer zu enträthſelnden und nicht genug zu unterſuchenden Erſcheinungen liefern uns folgende Momente:

Wenn zwei Gletſcher in ihrem Laufe von oben herab zuſammenſtoßen, ſo vereinen ſie ſich ſo zu einem einzigen, daß im Zuſammenſtoße oft nicht die geringſte Verwirrung entſteht; nur bilden die zwei vereinten Seitenränder mit ihrem Steingetrümm dann eine mittlere Schuttlinie, die aber meiſt erſt im Laufe abwärts ſich immer mehr über die Gletſcherfläche erhebt, und zwar hauptſächlich durch das Abſchmelzen der freien Gletſcherfläche. So ſtoßen der Finſteraar- und Lauteraarfirn zuſammen und bilden ſo den Unteraargletſcher. Die Vereinigung erfolgt gerade unter der Firnlinie, beide Arme beſtehen dabei ſchon aus vollkommenſtem Gletſchereiſe und jeder einzelne bewegt ſich im Laufe eines Jahres gegen 200 Fuß herab. Bald unter der Vereinigung iſt der Gletſcher nicht viel breiter, als jeder der einzelnen Arme über der Vereinigungsſtelle iſt. Ueber der Vereinigung beider Gletſcher und auch unter ihr beobachten wir in der Regel nur ſeltene Schründe, und dieſe ſtehen mit der Bewegungsrichtung der Maſſen meiſt in rechtem Winkel. An der ganzen Vereinigungslinie beobachten wir weder Vertiefungen noch Auftreibungen; vielmehr gehen beide Eisſtröme wie eine flüſſige Maſſe in eine einzige über, ohne daß man ſowohl an der äußern Form als beim Durchgraben des Eiſes an der Vereinigungslinie irgend eine Störung, noch einen Unterſchied der Maſſe zu beobachten im Stande iſt. Denken wir an die jährliche 200 Fuß betragende Bewegung, ſo ſtellt ſich als Thatſache heraus, daß die Gletſchermaſſe, ſo feſt und compakt ſie auch iſt, in ihren Körnern verſchiebbar ſeyn, einem gewaltigen, anhaltenden Drucke allmählig nachgeben, und ſo ſich in einander fügen müſſe.

Faſt jedem größeren Gletſcher ſtoßen von den einſchließenden Gebirgsketten herab eine Menge kleinere mehr oder weniger ſenkrecht in die Seite. Beide, der Haupt- wie der Seitengletſcher,

gehen dabei ihren geregelten Bewegungsgang, und einen ſich ſo innig, wie der Finſteraar- und Lauteraargletſcher. Ja, ich glaube aus meinen vielen Beobachtungen darüber folgern zu dürfen, daß, wenn der kurze Seitengletſcher über der Vereinigungsſtelle in ſeinem Gefüge nur kleines Korn beſitzt, nach der Vereinigung dieſes kleine Korn ſchnell an Größe zunimmt, und der vereinte Gletſcher ſehr bald in ſeiner ganzen Maſſe gleiches Korn zeigt, wir mögen es auf dem nun vereinten Haupt- oder auf dem Nebenzweige unterſuchen.

Das untere Eismeer von Grindelwald liegt ganz unter der Firnlinie und iſt ſofort ein faſt ganz horizontales Gletſcherfeld, das wenigſtens drei Quadratſtunden Fläche hat. Dieſes Eisfeld iſt von allen Seiten von wilden Gebirgen eingeſchloſſen und hat nur einen einzigen ſehr ſchmalen Ausgang, durch welchen der untere Gletſcher hinabſteigt. Im Hintergrunde hebt ſich das weite Gletſcherfeld als Firn auf den Kamm der Strahlegg, und vom Eigergrath ſchiebt ſich dem weiten Felde ein ſehr jäher Gletſcher ſenkrecht in die Seite; alle dieſe herabſteigenden Maſſen aber ſind nicht ſo mächtig, daß ſie die ungeheure horizontale Gletſchermaſſe mechaniſch vorwärts zu ſchieben vermöchten, wenn ſie auch nicht von allen Seiten von Gebirgen eingeſchloſſen wäre. Zudem wirkt der vom Eiger herabſteigende Gletſcher dem von der Strahlegg herabſteigenden gerade entgegen. Ebenſo von allen Seiten eingeſchloſſen iſt das obere Gletſchermeer von Grindelwald; gleich eng iſt auch die Spalte, durch welche der obere Gletſcher dort herabſteigt. Aehnliche Verhältniſſe treten auch an vielen andern Orten auf. Es fragt ſich nun, wie ſollen jene ſchmalen Gletſcherſchweife durch ihre engen Thore jenen obern Eisfeldern entſteigen können, wenn nicht eine fortwährende Entwicklung, eine fortwährende Verſchiebung der oberen körnigen Maſſe und eine Ausdehnung derſelben nach der Richtung des geringeren Widerſtandes ſtattfände? Es läßt ſich aber auch fragen, wie auf ſolchen Gletſchermeeren die Schründe nach der Meinung des Hrn. Merian entſtehen können? Er behauptet nämlich, ſie entſtünden blos mechaniſch dadurch, daß im Abſchmelzen und mechaniſchen Vorrücken die Maſſe durch ihr eigenes Gewicht ſich abreiße und ſo den Gletſcher durchſchründe. Der ſo jäh herabſteigende untere Gletſcherſchweif von Grindelwald iſt bei weitem nicht ſo

ſeinem ganzen Syſtem finden, daß ſeine Weltanſchauung überhaupt äſthetiſch, das Schöne ſeine Gottheit, die poetiſche Illuſion ihm die Erlöſung der Welt iſt? „Ich bin zu groß und zu ſtolz, als daß der Geiz nach himmliſchen Belohnungen oder die Furcht vor hölliſchen Strafen mich leiten ſollten. Ich ſtrebe nach dem Guten, weil es ſchön iſt und mich unwiderſtehlich anzieht, und ich verabſcheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider iſt.“ Heine ſpricht hier, wie man ſieht, als Platoniker, er ſetzt das Gute und das Schöne als identiſch und behauptet von jenem, durch den Magnet der demſelben anhaftenden Schönheit unwiderſtehlich angezogen zu werden; zum Platonismus würde er ſich auch etwa noch bekennen im Artikel der Gemeinſchaft der Weiber, wiewohl er hier ſchon nicht mit Platons beſchränkenden Normen zufrieden ſeyn dürfte; aber ſonſt — wie weit würde er mit Platon Einen Weg gehen wollen — mit Platon, der die Materie für das Nichtſeyende (τὸμὴ ὄν) erklärte und ſomit ein „Gotteslängner“ war nach Heines Theorie; der die Sinnlichkeit, die Begierden und Leidenſchaften ſo arg „ſletrirte“ und „avilirte;“ und der nach ſeinem Syſtem der Seelenwanderung dem Prediger des Fleiſches gewiß ein nichts weniger als ſchmeichelhaftes Domicil für eine künftige Wiedergeburt auf Erden prophezeit hätte! Das Schöne iſt für Heine eigentlich nur Schein, das Gute iſt ihm die Luſt, der Genuß — nicht etwa bloß der ſinnliche, allerdings, ſondern auch was den Geiſt, die Phantaſie anſpricht, aber er verkennt und läugnet die Selbſtſtändigkeit und Superiorität des Geiſtes, beſonders als ſittlicher und religiöſer Potenz; er preiſt ihn als einen geſchickten Koch und Zuckerbäcker und betrachtet als ſeine höchſte Stufe die eines in den feinſten Extrakten die ganze Welt koſtenden Gourmands. Jene Funktion und dieſe Stufe ſcheint Heine in ſeiner Perſon vereinigen zu wollen; er geberdet ſich wie der tüchtigſte Koch in ſeiner literariſchen Küche; er mengt alle Kräuter und Würzen durcheinander, er ſchlachtet literariſche und politiſche Reputationen ab wie welſche Hühner, er zerpflückt alle Lorbeerkränze, er ſcheut keine Koſten (geht es doch nicht auf die ſeinen) und keine Grauſamkeit, um ein Gelüſten ſeiner Gäſte zu befriedigen; er garnirt ſeine Opfer wieder mit Blumen, er kann ſogar die Deviſen auf ſeinen Bonbons ſelbſt dichten, und es iſt ſein höchſter Triumph, ſo zuzurichten, daß man den urſprünglichen Geſchmack der Gerichte nicht mehr erkennt

durchschründet, als das obere horizontale Gletschermeer. Ueberhaupt ist mir kein herabsteigender Gletscher bekannt, welcher in seiner ganzen Masse so regelmäßig durchschründet ist, wie dieses Gletschermeer. Mit dem Anfange des Sommers beginnt hier das Spaltenwerfen, wie es oben angedeutet wurde, und zwar auf den ebensten Flächen; allmählig schreitet es aufwärts und abwärts fort, bis endlich bald die eine und dann wieder die andere Hälfte des Gletschermeers so durchschründet ist, daß über ganze Flächen hin oft die Schründe mehr Raum, als die zwischen den Schründen befindlichen Festmassen einnehmen. Je mehr nun die Masse durchschründet ist, desto mehr regt sie sich auf dem Eismeere nach allen Seiten vorwärts, desto mehr fügt und dreht sie sich dem Thore zu, und desto schneller steigt sie durch die Oeffnung als Gletscher zu Thale. Mit der Durchschründung nämlich nimmt der atmosphärische Einfluß durch die Innenmasse zu, und so die neue Gestaltung und Entwickelung, vorzüglich nach der Richtung des geringeren Widerstandes. Daß dabei der Wechsel hoher und tiefer Temperatur, das Abschmelzen u. s. w. das ihrige beitragen, wird später berührt. Die Verschiebung der Gletschermasse in ihrem körnigen Gefüge, das Aufwallen und Ausweichen, wenn Felsen dem Eisstrome sich entgegensetzen, das Umbiegen der Gletscher und vorzüglich das Drängen oberer Eismeere durch schmale Oeffnungen ist der Art, daß man schon zu Gruners Zeit, und seither oft, in vollem Ernste die Behauptung ausgesprochen, die Gletscher und Eismeere seyen in ihrer Innenmasse flüssig, und nur nach außen erstarrt. So nimmt Forbes, der seit einigen Jahren sich so ernst der Gletschergeschichte widmet, einen nicht ganz starren, bildungsfähigen, inneren Zustand des Gletschereises an.

V. Das Ausstoßen fremder Körper.

Von Aelplern sowohl als von Forschern wird ziemlich allgemein behauptet, daß der Gletscher fremde Körper wieder auf die Oberfläche ausstoße, und daß Steine, die in den unten ausgekeilten Gletscherschründen stecken geblieben, wieder auf die Oberfläche gelangen. Saussure, Escher u. s. w. widersprachen und erklärten die Sache blos durch oberes Abschmelzen, was gewiß

naturgetreu geſchloſſen iſt. Merkwürdig ſcheint es mir, daß Merian in ſeiner Abhandlung[1] nebſt dem angeführten Abſchmelzen, ſtatt Beobachtungen und Thatſachen anzuführen, nur ſeine gefaßte Theorie ſprechen läßt. Daß er die von Agaſſiz angeführte Schichtung der Gletſcher als Beweis gegen jenes Ausſtoßen anführt, begreife ich nicht, da die Schichtung der Gletſcher ihrer Entwickelung und auch dem von Agaſſiz vertheidigten Ausſtoßen gar nicht ungünſtig iſt. Ich will jedoch hier wieder nur das Weſentliche anführen:

In den Hochregionen des Firns ſchmilzt bekanntlich der im Winter gefallene Schnee im Sommer nie ganz weg, und jeder Winter legt eine neue Schichte über die alten. Da der Firn, vorzüglich in den höchſten Firnthälern, eine gekörnte, lockere Maſſe iſt, ſo ſinken von den Hörnern losgebrochene Felsblöcke oft bedeutend tief ein und werden ſo fortwährend mit neuen Schneeſchichten überdeckt. Der an ſeiner Oberfläche ſo lockere Firn wird von Schicht zu Schicht nach der Tiefe immer feſter und die Körner größer, bis ſie endlich feſt ineinander ſchließen und zu compactem Gletſchereiſe werden. Bis auf dieſe Tiefe pflegen größere Blöcke einzuſinken, kleinere weniger tief. Auf die Gletſcherfläche ſelbſt gefallene Blöcke ſinken gar nicht ein; denn ſie iſt ſo feſt, daß, nach meinen Beobachtungen, eine Büchſenkugel nur wenig von der Maſſe wegſchiefert und dann zerſplittert auseinander fährt. Nur ſelten fand ich ſie flach geſchlagen in der Maſſe ſtecken. Im Hintergrunde des Lauteraarfirns ſinken die Blöcke gegen zwei Klafter tief ein. Der dortige Bergſchrund zeigte mir, daß an dieſer Stelle das eigentliche Gletſchereis von der unteren Firnkruſte an am Fuße des vordern Schreckhorns nur 30 bis 40 Fuß mächtig ſey.

Wie jedes Jahr über die alte Firnſchichte eine neue Schneeſchichte ſich legt, die im Sommer nicht wegſchmilzt, ſondern in Firn ſich wandelt, ſo wandeln ſich tiefere und ältere Firnſchichten allmählig in Gletſchereis. In dieſem zweifachen Entwicklungsgange ſchiebt ſich die Ganzmaſſe in dem horizontalen Thale vorwärts dem Fuße des Lauteraarhorns vorbei, und allmählig beginnen im Firne die Blöcke auf die Oberfläche aufzutauchen.

---

[1] Leonhard und Bronns Jahrbuch, 1843, Heft 4, S. 430 ff.

Dieſes äußerſt beſtimmte Auftauchen kann nun durchaus nicht dem oberen Abſchmelzen zugeſchrieben werden, weil ſelbſt der neue, leicht ſchmelzbare Schnee auch im heißen Sommer nie wegſchmilzt, wohl aber in Firn, wie der tiefere Firn in Gletſcher ſich wandelt. Es bleibt uns ſofort kaum eine andere Annahme, als daß in Folge des fortwährenden Wechſels von Tränkung, Auflockerung und neuer Tränkung durch oberes Schmelzwaſſer und atmoſphäriſche Niederſchläge, die Blöcke mit der nach oben immer mehr fortſchreitenden Gletſcherbildung gehoben werden, und ſo allmählig die immer abnehmende, täglich ſich auflockernde Firnkruſte durchbrechen. Die Blöcke ſinken bis in die Tiefe ein, in welcher der tiefere Firn in Gletſcher ſich zu wandeln beginnt. Es iſt nun leicht begreiflich, daß mit der nach oben fortſchreitenden Gletſcherbildung auch die Blöcke ſich heben müſſen.

An der Stelle, wo am Lauteraarfirn die Blöcke einfallen, iſt die Gletſchermaſſe unter den Blöcken kaum 30 bis 40 Fuß mächtig, und bevor im Laufe von etwa 30 bis 40 Jahren die gleichen Blöcke mit der Geſammtmaſſe bis zur Firnlinie ſich vorſchieben, hat das gleiche Gletſchereis unter den gleichen Blöcken durch fortwährendes Bilden eine Mächtigkeit erreicht, welche durch 160 Fuß tiefe Schründe noch nicht durchſenkt war. Man kennt hier den Urſprung der Blöcke ſehr leicht; denn der Abſchwung bis zum Lauteraarhorn trümmert nur granitartige Maſſe, das Lauteraarhorn nur ſchiefrige, und erſt im Hintergrund des Thales trümmern jene bekannten ſchönen Gneiſe, die natürlich auf dem unteren Gletſcher mit den tiefer trümmernden Graniten und Schiefern ſich miſchen, aber erſt hinter dem Lauteraarhorn auch am Rande des Firns unvermiſcht ſich finden.

Da nun auf dem Gletſcher ſelbſt keine Blöcke einſinken, und da ſie unter dem Firne bei der Umwandlung des Firns in Gletſcher mit deſſen Fläche ſich heben, ſo iſt begreiflich, daß das Gletſchereis, wo es immer abſchmilzt oder zu Tage bricht, nie fremde Maſſen enthalten kann. Gelangte indeſſen irgend ein Block wirklich in das innere Gletſchereis, ſo iſt gar kein Grund vorhanden, warum er ausgeſtoßen werden ſollte oder auch könnte.

Ganz anders indeſſen verhält es ſich, wenn man Löcher in

den Gletſcher ſchneidet und Steine hineinlegt. Beim Wechſel von wenigen kalten Nächten und heißen Tagen ſah ich ſie äußerſt beſtimmt ſich heben; das Schmelzwaſſer, ſcheint es, drang unter den Stein, tränkte die durch den nun tiefer wirkenden atmoſphäriſchen Einfluß aufgelockerten Gletſcherkörner, und beim Wiedergefrieren mußte die fremdartige Maſſe ſich heben. Ebenſo iſt es eine äußerſt beſtimmte Thatſache, daß Felsblöcke, die in Schründen ſtecken geblieben, wieder auf die Oberfläche gelangen. Es iſt bekannt, wie die warme Atmoſphäre auflockernd in die Gletſcherſchründe einwirkt, wie Schmelzwaſſer und atmoſphäriſche Niederſchläge die Maſſe dort wieder tränken, weiter entwickeln, und ſo die Blöcke allmählig heben können. Es ſtecken allenthalben eine ſo große Menge von Blöcken oft mehr als 150 Fuß tief in den Schründen, daß, wenn ſie nicht gehoben, ſondern beim Ausfüllen und Schließen der Schründe in das feſte Gletſchereis eingeſchloſſen würden, der innere Gletſcher ſehr reich an ſolchen Maſſen ſeyn müßte, was, wie die Gegner ſelbſt behaupten, durchaus nicht der Fall iſt. Daß das obere Abſchmelzen der Gletſcher zum ſchnelleren Erſcheinen auf der Fläche auch das Seine beitrage, verſteht ſich von ſelbſt; allein ohne wirkliche Emporbewegung würde das obere Abſchmelzen nicht hinreichen, und zwar um ſo weniger, da die Schründe von Jahr zu Jahr ſich ausfüllen oder ſchließen. Das Heben aus den Schründen geht daher ſchnell vor ſich, und ſcheint, wie die Schründe gegen den Winter ſich ſchließen, ſich auch zu vollenden.

Da Felsblöcke und Steingetrümm nur durch Schründe oder andere Vertiefungen in den Gletſcher und wieder aus ſelbem gelangen können und gelangen, ſo iſt der ganze Zank über das Ausſtoßen des Gletſchereiſes eine Lächerlichkeit, die oft ſehr ernſtlich an die Einſeitigkeit und Unerfahrenheit der Schreiber erinnert. Mögen recht viele Forſcher hingehen, ernſt und anhaltend unterſuchen, und dann die Reſultate berichten, aber nicht einer vorgefaßten Meinung zu lieb ohne Sachkenntniß in die Welt hinausſchreiben! — Daß auf den Firn gefallener Staub u. ſ. w. bei der Wandlung des Firns zu Gletſchereis in dieſes eingeſchloſſen werde, und ſo auch im Gletſcher noch oft die urſprüngliche Schichtung anzeige, weiß jeder; Maſſen aber, die größer als die Gletſcherkörner ſind, werden bei dem von unten nach

oben fortschreitenden Uebergang des Firns in Gletscher aufwärts geschoben, und nur die Firnkörner in die Gletscherbildung aufgenommen.

VI. Theorien über die Gletscherbewegung.

Schon um das Jahr 1570 wurden die Gletscher genauer beobachtet und beschrieben, so von Simmler, später von Bergmann, Hottinger u. s. w. Erst Scheuchzer aber versuchte (1723) eine Erklärung ihrer Bewegung, welche dadurch verursacht werde, daß Wasser in die Spalten und andere Zwischenräume der Gletscher sich ergieße, dort gefriere und nach den Gesetzen der bekannten Ausdehnung des Eises durch Kälte den Gletscher auseinander treibe und so vorwärts bewege.

1751 gab Altmann eine andere Erklärungsweise. Die Gletscher, sagt er, seyen durch unteres Abschmelzen unterhöhlt und werden durch die ungeheure Last der oberen Schneeanhäufungen und der oberen Eismeere abwärts getrieben; zwischen den höchsten schweizerischen Eiskämmen sey ein wirkliches Eismeer, nur an der Außenfläche mit Eis bedeckt. Zu dieser Annahme scheint er dadurch veranlaßt worden zu seyn, daß viele Gletscher durch enge Schluchten höheren Firnmeeren entsteigen.

Gruner vertheidigte später die gleiche Ansicht; nur ließ er die Gletscher mehr durch ihr eigenes Gewicht und das unter dem Gletscher aufgestaute Wasser sich vorwärts bewegen; den allmähligen Uebergang der Gletscher nach Oben in Firn und die Vorwärtsbewegung der Ganzmasse berührte er nicht.

Sauſſure vereinigte beide erwähnte Absichten und reinigte sie von manchem Widersinnigen. Unteres Abschmelzen, die eigene Last der Gletscher, die in ihrer Vorwärtsbewegung sich abbrechen und durchschründen, die oberen Schneeanhäufungen, der dadurch entstehende Druck nach unten, und so die allmählige Entleerung der oberen Anhäufungen thalabwärts, bilden das Wesen seiner Theorie, welche sofort die Ansicht von Scheuchzer ziemlich verdrängte. Später vertheidigte Charpentier die Theorie von Scheuchzer wieder, freilich mit sehr einseitigen Gründen, und wurde dann mit eben so einseitigen von dem alten Escher widerlegt. So blieb die Sache. Jede Partei glaubte das Wesen der Sache zu kennen,

und vertheidigte die einmal gefaßte Meinung auf eine Art und Weiſe, welche nichts beweist, als daß man die Sache nicht in ihrem vollen Umfange kannte, daß man keine Unterſuchungen anſtellte, daß man alles der eigenen Anſicht Ungünſtige verſchwieg, und dafür Gründe und Scheingründe ſtatt Thatſachen anführte.

Vor etwa zwanzig Jahren unterſuchte ich das Gefüge des Gletſchereiſes, und fand es durchaus körnig, ich beobachtete und beſchrieb zuerſt das Spaltenwerfen, das Verhältniß der Gletſcher zum Firne, den Uebergang des Firns in Gletſcher von der Fläche nach der Tiefe u. ſ. w. (S. Alpenreiſe, X. Abhandl.) Aus dieſen und vielen andern Unterſuchungen, vorzüglich aus der Zunahme der Körnergröße von den Hochregionen bis zum Ausgange der Gletſcher, ſchloß ich auf die allmählige Entwicklung der Körner und ſo auf die Ausdehnung der Firne und Gletſcher; ich war jedoch weit entfernt, irgend eine Theorie aufzuſtellen, weil mir die Art der Entwickelung in der Innenmaſſe der Gletſcher noch nicht ausgemacht ſchien, und nähere Unterſuchungen nöthig waren, die ich auch ſeither fortſetzte.

Vor wenigen Jahren beſtätigten nun die Unterſuchungen von Agaſſiz das körnige Gefüge, die Zunahme der Körnergröße, das Spaltenwerfen u. ſ. w. Das Wachsthum des Gletſchereiſes wurde ihm ebenfalls zur Gewißheit. Er ſtellte nun eine Theorie auf, und ließ die Entwicklung durch Waſſer bedingt werden, welches den ganzen Gletſcher durchſickern und ſo alle Erſcheinungen veranlaſſen ſollte. Charpentier hatte nun ebenfalls Scheuchzers und ſeine frühere Anſicht modifizirt, und gelangte mit Agaſſiz zu ähnlichen Reſultaten.

Schon lange vorher ſchrieb Katterfeld die Ausdehnung des Gletſchereiſes und die Bewegung der Gletſcher Dämpfen und elaſtiſchen Flüſſigkeiten zu, welche in Klüften und andern Räumen im Innern der Gletſcher ſich finden ſollen.

Neuerlichſt will Bezholdt die Gletſcherbewegung durch Kälte- und Wärmeſtrahlen enträthſelt haben.

Nähere Unterſuchungen erwarten wir nun auch von Forbes, der bisher die Gletſcher nicht als eine durchaus ſtarre, ſondern als mehr formbare Maſſe zu betrachten ſcheint.

Ich will die angeführten Ansichten hier keineswegs näher berühren (es würden aus der Arbeit Bände entstehen)[1]; jede beruht theils auf Gründen, theils auf Thatsachen, jede hat so ihr entschieden Gutes; allein jede faßt die Sache nur von einem bestimmten Standpunkte auf mit Uebergehung von Thatsachen, welche für diese oder jene der andern Ansichten sprechen; jede erscheint mir so einseitig, ja sogar oft engherzig gegen andere Forschungen und Ansichten, keine das Ganze wissenschaftlich umfassend. Das sind wenigstens meine individuellen Ansichten.

Am wenigsten Halt scheint mir die Spaltentheorie zu besitzen, wie sie von Scheuchzer ausgesprochen wurde. Die Schründe sind im Sommer, wo die Gletscherbewegung ebenfalls rasch vor sich geht, durchaus offen und ohne Wasser, und wenn auch Wasser in einzelnen Vertiefungen sich findet, gefriert es, was die genaueste Untersuchung zeigt, nur oberflächlich, so daß ein fortwährendes Fortbewegen der Gletscher und Firne durchaus nicht nach Scheuchzers Ansicht erklärt werden kann. Wenn wir dagegen die zu Scheuchzers Zeit unbekannte Entstehungsweise der Spalten und Schründe, wie sie oben angeführt, berücksichtigen und dabei die Thatsache in Erwägung ziehen, daß die Atmosphäre durch die Schründe hinab vorzugsweise auflockernd durch die ganze Gletschermasse wirkt und so eine Tränkung durch Thauwasser und atmosphärische Niederschläge veranlaßt, so haben wir ein gewiß einflußreiches Moment zur Geschichte der Gletscher.

Die Saussure'sche Rutschtheorie ist insofern begründet, als das untere Abschmelzen der Gletscher im Sommer Thatsache und selbst das des Firns wahrscheinlich ist, so daß dadurch die Bewegung zu Thale sehr unterstützt wird. Gegen dieses Moment als alleinzige Ursache spricht aber die Bewegung im Winter, wo die Gletscherbäche aufhören oder nur Quellwasser liefern, und die Gletscher sofort fester auf dem Grunde sitzen; ferner sprechen dagegen die ungeheuren fast horizontalen und die von allen Seiten eingeengten Gletscher, wie der im Rottbal, die Gletschermeere von Grindelwald u. s. w., welche ihre Masse sonderbar

[1] Ich habe übrigens längst angefangen, alles von jeher über den Gegenstand Gesagte geordnet und vergleichend zusammenzustellen. Ich glaube, auch meine neuesten selbst angestellten und veranlaßten Beobachtungen werden nicht ohne Interesse seyn.

dem Ausgange zu drängen, und dann erſt in ſchmalen Gletſcherſtreifen zu Thale ſteigen. Selbſt die Entſtehung der Schründe, ihre ſonderbare Drehung, die ungleiche, wechſelweiſe Bewegung, das Auftreiben der Gletſcher, die Zunahme der Körner, die ſonderbaren, fortwährend neuen Geſtaltungen u. ſ. w. ſprechen gegen dieſes blos mechaniſche Rutſchen als alleinzige Urſache aller der auffallenden Erſcheinungen. Einer, der die Gletſcher nur flüchtig ſieht und ſich anmaßen will, über die Sache entſchieden abzuſprechen, kann dieſen einſeitigen Mechanismus auffaſſen und als alleinzige Urſache vertheidigen; wer aber die fortwährenden inneren und äußeren Metamorphoſen der ewigen Eisgebilde aus ernſter Forſchung kennt, wird beſcheidener urtheilen und jede Thatſache berückſichtigen, welche die Forſchung ihm bietet. Die blos mechaniſche Rutſchtheorie iſt auch aus dem Grunde eine unbegreifliche Einſeitigkeit, weil die Gletſcher von unten bis oben ſich nirgends entzwei reißen, noch weniger aber ſich von den höchſten Höhen kostrennen, was doch geſchehen müßte, wenn die Gletſcher blos durch eigene Schwere und den Druck von oben zu Thale ſteigen würden.

Die Dämpfe in inneren, größeren Zwiſchenräumen der Gletſcher nach Katterfeld beſtätigen ſich eben ſo wenig, als das Waſſer in den Schründen nach Scheuchzer; dagegen iſt eine ungeheure Menge von Bläschen dem Gletſcher-, vorzüglich aber dem Firneiſe weſentlich; mit dieſen Bläschen ändert ſich die Farbe der Maſſe. Selbſt in der ſpiegelhellen, compakten Innenmaſſe, wo jene Bläschen nicht vorhanden ſcheinen, zeigen ſie ſich unter dem Einfluſſe der Atmoſphäre, werden größer und verſchwinden dann wieder faſt gänzlich, ſo daß ihr Einfluß, wie bei aller Eisbildung, ſo auch hier durchaus weſentlich ſcheint. Es ſind aber noch andauernde Unterſuchungen nöthig, um das Weſen vom Schein unterſcheiden und die Wechſelwirkung der inneren Bläschen mit der äußeren Luft im Verhältniß zur Temperatur und zur Ausdehnung des Eiſes durch Kälte näher ermitteln zu können. Ich habe in neueſter Zeit eine Menge von Unterſuchungen darüber angeſtellt, werde mir aber kein Urtheil erlauben, bis durch neue Reihen von Beobachtungen die bisherigen ſich beſtätigen oder neue Momente ſich ergeben werden.

Auch die Anſicht von Bezholdt ſcheint nicht ganz ohne

Grund; indeſſen glaube ich doch, daß die Wärme- und dann die Kälteſtrahlen gar zu mechaniſch aufgefaßt werden. Immerhin ſteht der Anſicht die nun beſtimmte Thatſache entgegen, daß die Temperatur des inneren Gletſchereiſes immer und allenthalben unverändert ſich gleich bleibt, und ſo jeden Durchgang der Kälte- und Wärmeſtrahlen bis auf den Grund entſchieden zurückweist.

Daß das Gletſchereis bei ſeiner Entwicklung und Fortbewegung in ſeinem Gefüge ſich allmählig verſchieben müſſe, und nach dem geringeren Widerſtand ſich verdränge, zeigt jede genaue Forſchung. Die nicht ganz ſtarre, plaſtiſche Innenmaſſe des Hrn. Forbes zeigt ſich nun allerdings nirgends; wahrſcheinlich aber faßt er ſelbſt die Sache weniger wörtlich, ſondern mehr als innere Verſchiebung, wie ſie durch nicht ſtarre Maſſe veranlaßt würde.

Für die in meiner Alpenreiſe (1830) zuerſt ausgeſprochene Anſicht über die allmählige Entwicklung, oder für das Wachsthum des Gletſchereiſes ſpricht die körnige Bildung, die Zunahme der Körnergröße von oben nach unten, die Art und Weiſe der Bewegung und die meiſten Erſcheinungen, während keine Thatſachen ihr widerſprechen. Die Urſache dieſes Wachsthums, wie ſie Agaſſiz aufgeſtellt und mit großer Sachkenntniß und ſchönem Eifer entwickelt, dürfte aber kaum ſich beſtätigen, weil der Gletſcher nicht als mit Waſſer gefüllter Schwamm ſich darſtellen will, weil das Waſſer nur die äußere, aufgelockerte Gletſcherfläche, nicht aber die innere compakte Maſſe durchſickert, weil das Ausſtoßen fremder Maſſen im Innern des compakten Gletſchereiſes ſich nicht beſtätigt, oder vielmehr, weil, wie oben angeführt, gar keine Steinmaſſen in das Innere des Gletſchereiſes gelangen können, weil die Temperatur des inneren Gletſchereiſes immer und allenthalben ſich gleich und etwas unter dem Gefrierpunkte bleibt, und ſomit jenes Durchſickern durch die ungeheure Maſſe, wenn auch irgend durchdringbare Poren vorhanden wären, kaum möglich ſeyn würde.

VII. Meine Erklärungsweiſe.

Ich gehe dabei nur vom Standpunkte der bisher bekannten Thatſachen aus und nehme von unerwieſenen Vermuthungen oder Anſichten keine Notiz, glaube aber, die fortgeſetzte Forſchung

werde bereits jetzt ſchon Erörtertes erweitern und neue Thatſachen ermitteln, welche dieſe und die bisherigen Erklärungsweiſen als einſeitig darſtellen werden.

Früher reflektirte ich auf die Geſetze der Eisbildung und auf die Thatſache, daß dieſe Bildung ohne atmoſpäriſchen Einfluß ſchwer oder gar nicht möglich iſt, daß dagegen Waſſer durch Oel vom atmoſphäriſchen Einfluß abgeſchloſſen und ſtark erkältet, augenblicklich in eine Eismaſſe übergeht, ſobald eine Luftblaſe ins Waſſer gebracht wird. Ferner zog ich den herben, zuſammenziehenden Geſchmack des Gletſchereiſes und des friſch entſtandenen, noch nicht dem atmoſphäriſchen Einfluſſe ausgeſetzten Gletſcherwaſſers in Erwägung; dann die Thatſache, daß die Atmoſphäre in jenen Höhen den Sauerſtoff zur Oxydation der Metalle und zur Unterhaltung der Flamme nur ſehr ſchwer abgibt; ferner, daß die Gletſcher und Firne einerſeits außerordentlich ausdunſten und andererſeits wieder begierig atmoſphäriſche Stoffe abſorbiren, ſomit bald an Gewicht zu- und dann wieder abnehmen, und dabei, in würfligten Maſſen beobachtet, ſich ausdehnen und ihre Form ändern. Ich beachtete ferner, daß erwärmtes Waſſer nur auf die äußerſte Gletſcherfläche wirkt, ſelbe glättet und ſchmilzt, aber nicht im Geringſten auf die innere Maſſe wirkt, daß dagegen die temperirte Atmoſphäre in bedeutender Tiefe auf das Gletſchereis einwirkt, daß ſie die oberen Schichten durch Ausdünſtung von wahrſcheinlich gewaſſerſtofften Beſtandtheilen und durch Schmelzung auflockert, und vielleicht durch der ausdehnenden Kälte entgegengeſetzte Wärme contrahirt und ſie ſo neuer Abſorption von vielleicht mehr geſäuerten Stoffen, weil das Gletſchereis mit dem Alter herber wird, fähig macht. Ich ſchloß ſo auf rege Wechſelwirkung zwiſchen der Atmoſphäre und den ewigen, fortwährend ſich entwickelnden Eisgebilden und wagte die Vermuthung, daß die oberen mit der Atmoſphäre rhythmiſch ſich ausgleichenden Schichten eben ſo mit den tieferen Schichten ſich ausgleichen könnten.[1] Die Sache ſcheint mir auch jetzt noch keineswegs ohne Grund; allein es fragt ſich, welches

[1] Siehe Hugi's Weſen der Gletſcher, Stuttgart bei Cotta 1843, und Hugi's Schrift: die Gletſcher und erratiſchen Blöcke, Solothurn bei Gent und Gaßmann 1843.

— er arrangirt die Tafel — er ſtreift den Kochsbabit ab; er ſetzt ſich als Gaſt oben an — er iſt der feinſte Schmecker, und der lauteſte Bewunderer des Kochs! Unſer ſenſualiſtiſcher Aeſthetiker iſt nichts weniger als ein wüſter Schlemmer und barbariſcher Schwelger; er verſchmäht nicht die Blumengewinde, die Wohlgerüche, die ſüße Muſik der Poeſie — und Poeſie iſt, was auch ihr Thema und Gegenſtand — Geiſt; er beſitzt viel und feinen Geſchmack, er weiß gute und ſchlechte Poeſie wohl zu unterſcheiden, ſein Geſchmack iſt häufig beſſer und geſunder als ſeine Theorie — aber der Grundfehler von Heines Aeſthetik iſt, daß er die Würde des Geiſtes, der Poeſie verkennt, und die Falſchheit ſeiner Theorie muß nothwendig auch auf ſeinen Geſchmack am Ende nachtheilig zurückwirken. Seine äſthetiſche Weltanſchauung iſt nicht die höhere Verklärung einer ihr zum Grunde liegenden ſittlichen Weltanſchauung, nicht die über dem Kampf ſchwebende Ruhe eines ſiegreichen Herzens — es iſt die ſich ſelbſt den Horizont verengende, ſich verblendende faule Behaglichkeit der ſittlichen Indifferenz, und ſo gilt ihm als Beſtimmung des Menſchen, des Einzelnen und der Völker, nicht der geiſtige und ſittliche Fortſchritt, ſondern er, der Mann der Bewegung, verlangt nach wollüſtiger Ruhe! Steigerung der Bildung hat für ihn Werth nur als Erweiterung der Genußfähigkeit, denn Genuß, nicht Thätigkeit kann nach ſeiner Theorie Aufgabe des Lebens ſeyn. Einleuchtend iſt, daß Heine dieſer Theorie unzähligemale untreu werden muß; das Princip aller Geſchichte (und eine Geſchichte muß doch ſelbſt Heine zugeben?) iſt die Perfektibilität, der geiſtige Fortſchritt, das ewige Leben der Idee, die ſich durch alle Hemmniſſe und Reaktionen Bahn bricht — und die Idee kann nicht der Genuß ſeyn. Wie will Heine erklären, daß aus der Materie, mit ihren ſenſualiſtiſchen Bedürfniſſen, die geiſtigen Geburten der Philoſophie, der Religion, der Poeſie — wenn auch nur als eigentlich nichtige Blaſen und Schäume — hervorgegangen? muß er nicht immer das Princip der Entwickelung von fremden, der ſeinigen entgegengeſetzten, Weltanſchauungen borgen? Oder welches Prinzip des Fortſchritts, der geiſtigen Entwickelung läge in der Sinnlichkeit, in der Materie? wie kann ein Senſualiſt Aeſchylus und Sophokles und Dante bewundern oder ſchätzen? Wirklich ſcheint auch Heine dieſe Dichter nicht zu goutiren, und der ganzen romantiſchen Kunſt und Poeſie des

sind die stöchiometrischen Bestandtheile des herberen Gletschereises, was dünstet aus, was wird wieder absorbirt, was spielt dabei das Blasennetz des Gletschereises, was die Farbenänderung für eine Rolle, welches sind die Gesetze nicht nur der Eisbildung, sondern der Expansion durch die Kälte und der Contraction durch die Wärme, warum wird das Gletschereis bei der Expansion durch Kälte nicht nur relativ, sondern absolut leichter, warum erhalten gesägte Gletscherwürfel, fortwährend der Kälte ausgesetzt, nicht nur so körnige Außenflächen, sondern selbst so knorrige Auswüchse? Auf diese und unzählige andere Fragen, die, wenn auch bereits durch neuere Beobachtungen manches erörtert ist, doch noch keineswegs durch Thatsachen gelöst sind, nehme ich hier keine Notiz, sondern nur auf die längst anerkannten Thatsachen, und so wage ich wieder keine Gletschertheorie, sondern nur eine wahrscheinlich nur einseitige und oberflächliche Erklärungsweise der zusammengestellten bisherigen Thatsachen.

Ueber 8000 Fuß Meereshöhe besteht in der Regel das Schneien auf unsern Alpenhörnern in einem trockenen Schneestöbern. Nur wenn die Wolken im Sommer aus den tiefen Schluchten und Thälern an den Hörnern emporgetrieben werden, pflegt ein mehr flockiges Schneien einzutreten; jedoch sah ich öfters, auch wenn die Wolken aus der wärmeren Tiefe nach der kälteren Höhe trieben, ein durchaus körniges Schneien (Rieseln).

Der Schnee im flachen Lande wird bekanntlich bei schönem Winterwetter bald sehr bestimmt körnig, ja an seiner Außenfläche oft auffallend krystallinisch, und schmilzt dann mehrmal schwerer, als frisch gefallener Schnee. Auf den Hochalpen tritt diese Körnung viel schneller und bestimmter ein, wahrscheinlich, weil die Atmosphäre in jener Höhe eine kaum glaubliche Trockenheit besitzt, so daß selbst Fleisch in kurzer Zeit durch Austrocknung kaum mehr genießbar wird. Schon auf dem Faulhorn fand ich den frischen Schnee nach 5 Tagen gekörnt, und am Finsteraarhorn und an vielen andern Stellen die Körner in wenigen Wochen viel bestimmter und größer. Der Firn reflektirt das Licht außerordentlich, der Gletscher dagegen weniger, wenn er auch in

friſchem Anbruch nicht gekörnt, ſondern ſpiegelhell iſt; ein Umſtand, der hier ebenfalls unberückſichtigt bleibt, obwohl nach meinen neueſten Unterſuchungen die Sache im Verhältniß der Gasblaſen, der Farbenänderung u. ſ. w. ſehr wichtig und einflußreich ſeyn muß.

Die gekörnte Außenfläche des Firns lockert ſich im Sommer, auch auf den höchſten Kämmen, faſt täglich, oder ſo oft die Lufttemperatur über 0 ſteht, ſo auf, daß die Körner keinen Zuſammenhang mehr beſitzen; nun abſorbirt der Firn vorzugsweiſe begierig wäſſrige Stoffe, und pflegt während der Nacht ſich mit atmoſphäriſchen Niederſchlägen zu tränken, und jedesmal wird der lockere Firn Nachts ſo feſt, daß der Fuß des Wanderers keinen Eindruck zurück läßt, während er am Tage oft ſehr tief einſinkt. So werden mit dem Alter die Körner immer beſtimmter und größer, die aus dem diesjährigen Schnee entſtandenen z. B. ſind immer unbeſtimmt rundlich, die aus dem vorjährigen Schnee entſtandene Schichte hat ſchon größere Körner, die ſich auch bei großer Wärme ſchwerer auflockern, anfangen flächig zu werden, ſich gegenſeitig einzudrücken, ſich zuſammen zu keilen, und endlich in tieferen Schichten in Gletſchereis übergehen. Bei 10 bis 12,000 Fuß Meereshöhe kann man 2 bis 3 Klafter und oft noch tiefer in die Maſſe eindringen, bis wir vollkommen entwickeltes Gletſchereis finden; bei 8 bis 10,000 Fuß, wo die Wärme bedeutender, Regen und atmoſphäriſche Niederſchläge häufiger, und der Wechſel von Kälte und Wärme, von Aufthauen und Wiedergefrieren beſtimmter iſt, gelangt man beim Eingraben ſchon nach 4 bis 10 Fuß auf compaktes Gletſchereis. Dieſe Thatſachen berechtigen uns zum Schluß, daß in den Firnſchichten in Folge des atmoſphäriſchen Einfluſſes, durch den fortgeſetzten Wechſel von Ausdunſtung und Wiedertränkung, von Auflockerung und Wiedererſtarrung bedingt, eine rege Thätigkeit obwalten müſſe, und daß bei der allmähligen Entwickelung der Körner bis zu ihrer Flächenbildung und zur feſten Zuſammenkeilung zu Gletſchereis, wenigſtens Nachts bei der Erſtarrung und Wiederausdehnung durch Kälte, eine Spannung zwiſchen der äußeren und inneren Maſſe entſtehen müſſe.

Allenthalben, wo die Firne von den Hornſpitzen oder den höchſten Kämmen herabſteigen, findet ſich am jähſten Abhange

der ſogenannte Bergſchrund, der, meiſt weit geöffnet, die Maſſe bis auf den Grund durchſchneidet. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß zur Oeffnung dieſes Schrundes die Schwere der Maſſe das ihrige beiträgt; allein es iſt eben ſo beſtimmt, daß die allmählige Entwickelung und die angeführte Spannung dazu mitwirkt, ja beim erſten Trennen der Maſſe weſentlich iſt; denn der Schrund öffnet ſich immer zuerſt in der unteren vom Firne bedeckten Maſſe, und erſt ſpäter ſinkt der Firn durch Auflockerung ein. Auch jetzt noch wirkt die Entwickelung ihren ruhigen Gang fort, die Maſſe rückt allmählig vor. Das nächſte Jahr entſteht an der gleichen Stelle ein neuer Schrund und die Maſſe zwiſchen beiden hängt oft ſo ſchauerlich, daß man jeden Augenblick einen Sturz erwartet, und doch iſt jede Bewegung äußerſt langſam. Von Woche zu Woche ändern ſich die Geſtalten, bis gegen den Winter der untere, ältere Schrund enger wird und ſich dann mit Schnee deckt, welcher ſofort in Firn ſich wandelt. Die alten Bergſchründe, deren Anzahl ſo die Zahl der Jahre im Gange der Bewegung anzeigt, rücken ſo unter dem Firne fort. Wie die ſich entwickelnde obere Firnmaſſe ſich ausdehnt, werden die unteren Schründe mit der Maſſe vorgeſchoben, bis die Firnmaſſe aufgelockert oft einſinkt, und die Schründe dem erſtaunten Auge ſich zeigen. Gegen die Firnlinie herab, oder bei 8000 Fuß Meereshöhe wird die ſich entwickelnde Firnmaſſe nur wenig mächtig, weil ſie ſchneller in Gletſcher übergeht, und endlich im Verhältniß der von oben nach unten außerordentlich mächtig gewordenen, inneren Gletſchermaſſe allmählig unbedeutend, ſo auch ihre ſpannende Wirkung; die unterirdiſchen alten Bergſchründe ſchließen ſich daher, wenn nicht, was oft der Fall iſt, die Erdwärme oder unter der Ganzmaſſe emporſteigende Luftſtröme ſchmelzend einwirken.

Unter der Firnlinie ſchmilzt der jährliche Schnee im Sommer ganz weg, daher vom Firne keine Rede ſeyn kann; das Gletſchereis erſcheint zu Tage, und es treten nun andere Verhältniſſe ein. Die urſprünglich nur kleinen Firnkörner ſind im Laufe der Jahre größer geworden uad haben ſich zu einer Feſtmaſſe zuſammengekeilt, die an warmer Luft ſich wohl auflockert, aber nicht mehr in Körnerhaufen zerfällt; ſelbſt in einer getrennten Maſſe aufgelockert, ſind die Körner gegenſeitig beweglich, ohne

daß ſie aus der Verbindung ſich trennen.[1] Die alten Bergſchründe, die unter dem Firne, meiſt bedeckt, nach unten ſich erweiterten, ſind nun im Gletſcher geſchloſſen, die Schründe, welche in dieſem entſtehen, ſind nach oben geöffnet, keilen ſich nach unten aus, und durchſenken nie oder äußerſt ſelten den ganzen Gletſcher.

An heißem Tage lockern ſich die Körner der Gletſcherfläche nicht mehr wie eine lockere Sandwüſte auseinander, ſie ſind zu beſtimmt und feſt zu einer compakten Maſſe vereint. Wie oben angeführt, iſt beim friſchen Anbruch das Gletſchereis ſpiegelhell, ohne Spur irgend eines Gefüges, an warmem Tage aber zeigt ſich ein ſchönes Linienneß, welches im Verlaufe der Ausdunſtung und Schmelzung die Körner umſchließt, und ſo oft einige Fuß tief in die Maſſe eindringt; ſtatt aber, daß die Körner auseinander fallen, reißt in Folge der durch Wärme bewirkten Contraktion im Gegenſatz der durch Kälte verurſachten Expanſion die Gletſcherfläche, wie oben angeführt, ſo daß bald dieſer und dann wieder jener Theil des Gletſchers gänzlich durchſchründet iſt. Durch dauernden Wechſel von Ausdunſtung, Schmelzung und Contraktion erweitern ſich die Schründe, die Atmoſphäre dringt tiefer in die Maſſe ein, lockert ſelbe bei zahlreichen Schründen durch und durch auf, und macht ſo die Maſſe fähig, das auf der Außenfläche des Gletſchers entſtandene Schmelzwaſſer und die atmoſphäriſchen Niederſchläge begierig aufzunehmen. Gefärbtes Waſſer in Gruben von compaktem Gletſchereis bleibt ohne Abfluß, wenn dagegen die Auflockerung erfolgt, wird die Maſſe nach allen Richtungen durchſtrickt. Daß nach der Tränkung die abſorbirte Flüſſigkeit durch den Wechſel der nun folgenden Kälte gefrieren, das Spaltenneß ausfüllen, die Körner vergrößern, und ſo expandirend auf die Ganzmaſſe einwirken müſſe, iſt eine Schlußfolge, deren Richtigkeit kaum in Abrede geſtellt werden kann. Das iſt auch der weſentliche Grund der Gletſcherbewegung, die allerdings durch unteres Abſchmelzen, durch das Gewicht der Maſſe und natürlich durch oberes Nachdrücken befördert wird. Ohne dieſe befördernden Umſtände müßte die Maſſe ſich aufſtauen, oder nach

[1] Siehe Thatſachen in Hugi's Alpenreiſe, S. 338 ff.

der Höhe sich entwickeln, was an Stellen, wo ein Widerstand und keine seitliche Abschmelzung sich findet, außerordentlich der Fall ist.

Mehrere Gletscher, wie der Aletsch, steigen von der Firnlinie an noch mehrere Stunden abwärts. Auf diesem Gange hat die Masse wohl ein halbes Jahrhundert nöthig, um von der Firnlinie an unten im Thale zu erscheinen. Während dieser ganzen Zeit wird im Sommer der Gletscher an der Unterfläche durch die Erdwärme, durch warme Luftströme und durch das fließende Wasser unterhöhlt und abgeschmolzen, an der Oberfläche aber dauert die Schmelzung noch energischer fort, so daß gewaltige Bergströme dadurch unterhalten werden. Die Gletschertische zeigen, daß die Oberfläche oft in einem Sommer außerordentlich abschmilzt. Im August 1842 schmolz in 8 warmen Regentagen der untere Grindelwaldgletscher über 15 Fuß ab. Der im Winter gefallene Schnee aber schmilzt, wie die Vertheidiger der Rutschtheorie selbst sagen, im Sommer rein weg. Nun nehmen viele Gletscher von der Firnlinie an noch bedeutend an Mächtigkeit zu, und andere bewegen sich mit gleicher Mächtigkeit abwärts. Wie soll nun diese Thatsache erklärt werden, wenn nicht, wie angegeben, die Entwicklung der Körner durch die Ganzmasse erfolgte? Das ursprüngliche Firnkorn hat nicht viel über Linsengröße, wird aber an einer und derselben Stelle den ersten Sommer schon erbsengroß, und bis zum Ausgang der Gletscher erlangt es mehr als Nußgröße; es nimmt somit mehrere hundert Mal an kubischem Inhalte und im Durchmesser gegen zehn Mal bis zum Ausgange des Gletschers zu. So kann wohl der Gletscher ein halbes Jahrhundert abschmelzen und dabei jährlich gegen 200 Fuß vorrücken; denn der Winterschnee, fast jede Nacht häufiger Nebel, Regen u. s. w. tränkt ihn mit neuer Masse, welche durch die Schründe und auf der Fläche zwischen die aufgelockerte Körnermasse sickert, oder vielmehr absorbirt wird, und so das Wachsthum der Körner und folglich der Ganzmasse veranlaßt, indem auf die Tränkung jede Nacht wieder Kälte eintritt, um den Rhythmus der Entwicklung zu bedingen.

Es ist hier eine merkwürdige Erscheinung, daß das untere Ende langer und tiefer Gletscher seine Körner nicht mehr vergrößert, daß zwei Felsblöcke auf ihnen beim Vorrücken der

Ganzmaſſe fortwährend die gleiche Entfernung von einander behalten, während höher auf dem Gletſcher zwei Felsblöcke zwar gemeinſam ſich vorſchieben, der untere aber bedeutend ſchneller als der obere, ſo daß keine andere Annahme, als die Ausdehnung der Maſſe denkbar iſt. Daß die untere Maſſe aber ſich nicht mehr entwickelt, ſcheint darin zu liegen, daß der Wärme des Tages die Kälte der Nacht nicht mehr entſpricht, daß die zu ſtarke Wärme mehr ſchmelzend als auflockernd wirkt, daß auf dem unteren Gletſcher kein Spaltenwerfen mehr ſich zeigt, und die dortigen Schründe mehr in Folge der Bewegung, des zähen Terrains und der eigenen Schwere zu entſtehen ſcheinen.

Gegen den Herbſt hört die auflockernde Wärme auf, die Schründe füllen ſich mit Schnee, kein Schmelzen tritt mehr ein, die Gletſcherbäche verſiegen; dagegen wird die Kälte andauernd und immer herrſchender, dringt im Laufe des Winters immer tiefer ein, vorzüglich in die neue Ausfüllungsmaſſe der Schründe, und wirkt ſo expandirend fort, wie ſie expandirend auf alles Eis einwirkt. Die Erfahrung zeigt, daß in jenen eiſigen Höhen die Kälte meiſt einen außerordentlichen Grad erreicht. So wird die, obwohl langſamere, Fortbewegung der Gletſcher im Winter bedingt, die ſonſt keine andere Anſicht zu erklären vermag. Die ungeheure Trockenheit auf den Eismeeren im Winter ſcheint übrigens auch dann auf Abſorption hinzudeuten; darüber jedoch will ich nicht eintreten, bis Thatſachen entſcheiden.

Wo die oberen Eismeere, mehrſeitig eingeengt, die Gletſcher nur durch enge Thore ausſenden, pflegen die Schründe bis im Herbſte ſich ſonderbar zu drehen, und im Ausgange ſelbſt eine Längsrichtung anzunehmen. Der Widerſtand, der ſeitlich der Bewegung ſich entgegenſetzt, läßt kein Vorſchreiten der Ganzmaſſe zu; im Drange von oben her aber drehen ſich die Schründe einerſeits der Oeffnung zu und nehmen eine Längsrichtung an. Keine andere Anſicht kann hier eine Erklärung geben, als die, daß das Gletſchereis eine plaſtiſche, formbare Maſſe ſey, was aber die Erfahrung entſchieden negirt; wenn wir dagegen das körnige Gefüge, das Durchſchründen der Maſſe und den Rhythmus von fortwährender Auflockerung, Tränkung und Erſtarrung als nicht zu läugnende Thatſachen zu Hülfe rufen, ſo wird es klar, daß in Folge der Auflockerung und des Dranges von oben

der eine Verschiebung, eine Entwickelung nach dem geringeren Widerstande, eine Drehung und ein Verschieben der Masse nach der Oeffnung stattfinden müsse. Solche Drehungen der Schründe begegnen uns auch im Laufe der unteren Gletscher häufig, und die bloße Ansicht der Sache weist uns auf die gleichen Gründe hin.

Eine merkwürdige Erscheinung ist hier von hohem Interesse, daß nämlich, wenn eine Gletscherstelle dieses Jahr sehr durchschründet ist, im gleichen Theile in der Regel das nächste Jahr keine Schründe sich werfen, sondern erst über das dritte oder vierte Jahr wieder. Der Firn lockert sich bekanntlich bei jeder Wärme in seinen einzelnen Körnern leicht auseinander, daher wir dort keine Schründe, als die unter dem Firne verdeckten alten Bergschründe finden; die Gletscherfläche aber lockert sich nie ganz auseinander, sondern reißt eher in Folge der Spannung entzwei. Es scheint nun, die neue Ausfüllungsmasse der Schründe, aus dem Herbst- und Winterschnee entstanden, habe wenigstens zwei Jahre nöthig, um sich so zu entwickeln, daß sie, in die Ganzmasse gefügt, mit ihr eine festverbundene, gleichkörnige Masse bildet, die nur in Folge heftiger Spannung reißt, statt sich theilweise aufzulockern. Eben so großes Interesse bietet die Erscheinung, wenn ein kurzer kleinkörniger einen langen grobkörnigen Gletscher in die Seite stößt, und dabei in der Vereinigung bald sein Gefüge ändert.

Zu den auffallendsten Erscheinungen gehören auch die Gletscherthürme, welche die meisten Beobachter flüchtig übergehen, indeß andere sie aus dem Abschmelzen des umgebenden Gletschers erklären möchten. Bei einem Durchmesser von kaum einem Klafter erreichen sie oft eine Höhe von mehr als 40 Fuß und haben als Spitze meist einen Felsblock. Sie entstehen in der Regel an Stellen, wo der Gletscher schauerlich zerrissen ist. Unter Gefahr näherte ich mich ihnen wiederholt, untersuchte sie in stehendem Zustande und nach dem Einstürzen ihre Trümmer. Sie finden sich immer an Stellen, wo der Gletscher jäh herabzusteigen beginnt; gewöhnlich finden sich über ihnen unter dem Gletscher Felsen, über welche die Masse sich senkt. Ohne Ausnahme fand ich ihren Fuß mit Schründen und Löchern umgeben, welche durch den Gletscher bis auf den Grund reichten. Das

Korn ihrer Maſſe fand ich jederzeit auffallend groß und weit größer als das der umgebenden Gletſchermaſſe. Ich war früher geneigt, ſie ſo zu erklären: Die Luftſtröme, die ſich thatſächlich nachweiſen laſſen, dringen unter dem Gletſcher empor, und dann durch die den Gletſcher durchſenkenden Schründe in die Atmoſphäre. Während nun der Gletſcher im Strahle der heißen Sonne ringsum abſchmilzt, werden die Zwiſchenmaſſen jener durchgehenden Schründe durch die kalten Luftſtröme aus dem Gletſchergrund vor ſo ſchnellem Schmelzen geſchützt, welchen Dienſt anfänglich auch der Stein auf der Spitze geleiſtet, und ſo wird die Höhe der Thürme nur durch das Abſchmelzen ringsum bedingt. Nähere Unterſuchungen aber zeigten, daß das Abſchmelzen nicht in ſo hohem Grade ſtattfand, und daß wirklich einzelne Thürme in wenigen Sommertagen ſich über eine beſtimmte Geſichtslinie merklich erhoben. Ich ſchloß ſofort, daß die heiße Sonne die Thurmgeſtalten, wie natürlich, ſehr auflockern müſſe, daß aber die Luftſtröme nicht nur wieder abkühlend wirken mögen, ſondern daß ſie Waſſerdünſte emportreiben, durch die das lockere Gefüge der Thürme ſich tränkt, was fortwährend die Körner vergrößert und das beſtimmte Emporwachſen veranlaßt.

Für die hier nur kurz berührte Anſicht ſpricht vorzüglich die Thatſache, daß durchſchründete Gletſcherbezirke ſich raſcher ausdehnen und ihre Körner vergrößern und daß Blöcke auf ihnen beim Vorbewegen ſich ſchneller von einander entfernen, daß die Oberfläche ſich nicht raſcher als die innere Maſſe bewegt, daß aber bei nicht durchſchründeten Bezirken die der Atmoſphäre ausgeſetzte Oberfläche ſich ſchneller ausdehnt und über die innere Hauptmaſſe vorſchiebt.

Es wäre nun noch eine außerordentliche Menge von Erſcheinungen anzugeben und zu erklären; allein es genüge vor der Hand, dieſe wenigen Standpunkte als Hauptmomente der Gletſchergeſchichte angedeutet zu haben.

VIII. Nachſchrift.

Etwa 14 Tage nach Abſendung des vorſtehenden Manuſcriptes beſuchte mich Prof. Forbes aus Edinburg und theilte mir eine gedruckte Ueberſicht ſeiner in Edinburg über die

Gletſcher gehaltenen Vorträge, ſo wie einer eignen herausgegebenen Schrift mit. Aus dieſer ſchriftlichen und ſeinen mündlichen Mittheilungen glaube ich nun Folgendes nachtragen zu müſſen.

Aus den vielen ernſten und gewiß treuen Beobachtungen des Herrn Forbes ergibt ſich:

1) Daß die Bewegung der Gletſcher unmöglich allein durch unteres Abſchmelzen, durch das Gewicht ihrer Maſſe und durch oberes Nachdrücken veranlaßt werden könne. Gegen dieſe Sauſſureſche Anſicht ſprechen vorzugsweiſe die faſt horizontalen Eismeere, die ihre Maſſen ſonderbar gegen die ſchmalen Ausgänge drehen und dann als ſchmale Gletſcherſchweife ausſenden, die äußerſt ungleiche Bewegung, die Vereinigung und vereinigte Bewegung der Gletſcher, die Zickzackbewegung u. ſ. w.

2) Auch die Ausdehnungstheorie, wie ſie Agaſſiz annimmt, iſt nicht zuläſſig.

3) Auf dem Eismeere iſt die Bewegung der oberen Theile langſamer als die der unteren Theile; die Bewegung der mittleren Region aber iſt am langſamſten, und zwar in dieſem Verhältniſſe:

Am unteren Ausgang iſt die Bewegung			gleich	1,000
Etwas höher	„	„	„	0,770
In der Mittelregion	„	„	„	0,479
In der Hochregion	„	„	„	0,674.

4) Die Mitte des Gletſchers bewegt ſich ſchneller als die Seiten, und zwar in dieſem Verhältniſſe:

Seitenbewegung gleich		1,000
Zwiſchen der Seite und dem Mittel	=	1,332 bis 1,356
Mittelbewegung	=	1,367.

Dieſe Verſchiedenheit der Bewegung aber zwiſchen der Mitte und den Seiten wechſelt mit der Jahreszeit, und zugleich tritt an verſchiedenen Punkten der Länge wieder eine Wechslung ein.

Wenn zwei Gletſcher zuſammenſtoßen, verhalten ſie ſich wie ein einziger, wie es bei zwei vereinten Flüſſen der Fall iſt.

Dieſe Veränderung der Gletſcherbewegung zwiſchen der Mitte und den Seiten wird aber gegen den Urſprung der Gletſcher

weniger beträchtlich. (Sie hört nach meinen Beobachtungen in der hohen Firnregion ganz auf. Hugi.)

5) Die Veränderung in der Schnelligkeit der Gletſcherbewegung nach der Längs- und Querrichtung vermindert ſich auch, wie die Jahreszeit gegen den Winter vorrückt. Ueberhaupt ändert ſich die Gletſcherbewegung vorzüglich nach der Jahreszeit und der Temperatur. Wenn das Thermometer fiel, rückte der Gletſcher langſamer vor und in Folge hoher Wärme wieder ſchneller; jedoch iſt bei gleicher äußerer Temperatur die Schnelligkeit der Bewegung nicht gleich.

6) Aus Beobachtungen, die Forbes auf den Gletſchern von Chamouni anſtellen ließ, ergab ſich, daß die Maſſe vom 12. Dezember 1842 bis zum 17. Februar 1843 ſich 76 Fuß vorbewegte, was auf den Tag etwa 13½ Zoll beträgt, während im Sommer der Gletſcher täglich 17½ Zoll ſich vorbewegte.

7) Die kegelförmige (wahrſcheinlich körnige) Struktur der Gletſcher hängt, wie er glaubt, von der verſchiedenen Schnelligkeit auf verſchiedenen Punkten des Durchſchnittes ab; dadurch werden kleine Spalten erzeugt, in welche Waſſer infiltrirt, das dann gefrirt.

8) Die Gletſcherfläche iſt ſo, wie ſie ſeyn würde, wenn klebrigte Flüſſigkeiten in einem Kanal ſich abwärts bewegten. Um die Sache anſchaulich zu machen, brachte er eine plaſtiſche Flüſſigkeit dahin, daß ſie durch ihre eigene Schwere auf geneigtem Bette floß und ſo die Formen einer Gletſcherfläche annahm und die Erſcheinungen der Gletſcher darſtellte.

9) Forbes behauptet ſofort, daß der Gletſcher als plaſtiſche Maſſe ſich bewege, deren einzelne Theile unter ſich eine geringere Reibung zu beſtehen haben, als die Reibung mit der Fläche beträgt, über welche er ſich hinbewegt.

Dieſe Anſicht begründet er durch drei verſchiedene Fakta, die er als ſolche bewieſen zu haben glaubt:

a. Daß der Gletſcher ſich gleich einem Strome in der Mitte am ſchnellſten bewegt.

b. Daß ſeine Schnelligkeit unmittelbar abhängt von der äußeren Temperatur und dem Stande der Waſſerinfiltration zur ſelben Zeit.

c. Daß die Formen, welche ſeine adrige Struktur annimmt,

Mittelalters ſpricht er eigentlich in ſeinem Sinn damit das Verdammungsurtheil, daß er ſie anklagt: lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen; ſeine Hauptbeſchwerde gegen die neue romantiſche Schule in Deutſchland iſt ihre (freilich nicht ganz geſunde und natürliche) Religioſität und ihr Spiritualismus, und die überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Literatur zeige, hält er für ein Zeichen von nahem Abſterben. Aber dann erheitert ſich auch wieder ſein Blick und er hofft: die neue Zeit werde auch eine neue Kunſt gebären, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſeyn werde; „bis dahin möge mit Farben und Klängen die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie (= gottloſe?) Perſönlichkeit mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen.“

Auf Heines äſthetiſche Anſichten und Urtheile im Einzelnen einzugehen, müſſen wir uns des Raumes wegen verſagen. Es wäre hier hauptſächlich ſeine romantiſche Schule zu berückſichtigen. Heine hat hierin gezeigt, daß er auch zum Literarhiſtoriker nicht geboren iſt; ſeine Geſchichtserzählung, ſtatt genetiſch zu ſeyn, läuft am Faden ſeiner witzigen Einfälle und à propos hin, und es iſt darin von Vielem die Rede, was nicht zur Romantik gehört, wie man andererſeits viel dazu Gehöriges vermißt. Weitläuftig wird Goethe beſprochen, welchen Heine früher aus Neid angegriffen zu haben geſteht, und mit Begeiſterung Schiller gerühmt. Hier ſpielt dem Verfaſſer die Duplicität ſeiner Tendenzen wieder einen argen Streich. Heine iſt Senſualiſt und Champion des Fleiſches, der Materie — aber er iſt auch der Prophet des Fortſchritts. In letzterer Eigenſchaft bekämpft er Goethes Indifferenz, Egoismus, Kälte, ſeine Entfernung von der wirklichen Welt; er nennt ihn den Schöpfer der Kunſtperiode, ſeine Werke „ſchöne Statuen,“ „keine Menſchen,“ ſondern „unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein,“ dagegen erntet Schiller große Lobſprüche, weil ihn „der Geiſt ſeiner Zeit lebendig erfaßt,“ weil er „für die großen Ideen der Revolution ſchrieb, die geiſtigen Baſtillen zerſtörte und an dem Tempel der Freiheit baute,“ — „er ſelbſt iſt jener Marquis Poſa, der, zugleich Prophet und Soldat, für das kämpft, was er prophezeit und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.“ — „Er ſtürzt ſich in die Geſchichte, enthuſiasmirt ſich für die geſellſchaftlichen

ſelche ſind, welche die Bewegung einer halbflüſſigen Maſſe mit ſich bringt.

So ſehr ich auch die fleißigen und treuen Beobachtungen des Herrn Prof. Forbes achte und ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaft verehre, ſo könnte ich mich doch nicht entſchließen, ſeiner Anſicht beizuſtimmen. Ich erlaube mir folgende Bemerkungen:

1) Unter dem Firne verborgen rücken die alten Bergſchründe bis zur Firnlinie herab allmählig vorwärts, ohne daß ſie ſich in der Regel, auch im Winter nicht, ſchlöſſen. So ſind auch die unzähligen Gletſcherſchründe, den Gletſcher faſt bis auf den Grund durchſchneidend, den ganzen Sommer offen; an ſehr durchſchründeten Stellen nehmen die Schründe faſt ſo viel Raum als die Zwiſchenmaſſe ein. Nach Forbes wird, was wirklich der Fall iſt, die Bewegung durch erhöhte Temperatur befördert, ſo daß man nach ſeiner Anſicht ſchließen müßte, durch Wärme werde der flüſſige Zuſtand befördert. Wo man aber immer in die Schründe ſteigt, findet man die gleiche feſte, compakte Maſſe, welche in erhöhter Temperatur ſich nie erweicht, wohl aber ſchmilzt und an der Außenfläche in Körner ſich auflockert. Rückte der Gletſcher in einem Sommer in Folge der Halbflüſſigkeit ſeiner Maſſe auch nur 140 Fuß vor, ſo ließe ſich nicht erklären, wie die Schründe fortwährend bis faſt auf den Grund offen ſtehen könnten, warum die Zwiſchenwände nicht verflöſſen und die Maſſe nicht ſich vordrängte und den Schrund ſchlöſſe. Wo man immer den Gletſcher durchbohrt, findet man in allen Tiefen die gleiche feſte und ſtarre Eismaſſe; ſo finden wirs auch allenthalben, wo der Gletſcher in ſeinen Gewölben einſtürzt, wo er über Felſen bricht u. ſ. w. Als der Gietroz-Gletſcher in das Bagne-Thal ſtürzte, daſſelbe ſchloß und die Drance zu einem See anſchwellte, erkannte man allenthalben eine feſte, compakte Maſſe, die keine Spur von Halbflüſſigkeit blicken ließ. Das gleiche zeigten von jeher die Stürze des Randagletſchers. Auch Altman hat vor 100 Jahren eine ähnliche Anſicht aufgeſtellt, die nie einigen Halt gewinnen konnte.

2) Daß der Gletſcher wie ein Strom in der Mitte am ſchnellſten ſich bewege, iſt nur in einzelnen Fällen richtig. Forbes

ſelbſt ſagt, daß die Verſchiedenheit der Bewegung zwiſchen der Mitte und den Seiten wechsle. Agaſſiz (Unterſuchungen über die Gl. S. 155) zeigt, daß die Ränder ſich ſchneller als die Mitte bewegen. Gleiches beobachtete ich ſchon lange vor Agaſſiz. Neuere Beobachtungen aber zeigten mir dieſes: Einfache Gletſcher oder ſolche, die keine Mittelmoräne beſitzen, bewegen ſich in der Mitte in der Regel ſchneller; die Erfahrung zeigt auch, daß dieſe gewöhnlich in der Mitte am meiſten durchſchründet ſind. Gletſcher, welche eine Mittelmoräne beſitzen, bewegen ſich bald auf dieſer, bald jener Seite der Moräne, bald an den Rändern am ſchnellſten, in der Mitte aber gewöhnlich, doch nicht ohne Ausnahme, am langſamſten. Solche Gletſcher mit einer Mittelmoräne ſind in der Mitte am wenigſten durchſchründet. Die Schründe entſtehen, wie oben angeführt, auf den ebenſten Flächen, die dann bis zu einer Moräne, zu einer Erhöhung u. ſ. w. oder, wenn die Reißung nahe am Rande beginnt, bis zu dieſem ſich fortſetzen. Wie dieſe Zerriſſenheit der Gletſcherpartien, verhält ſich auch ihre Schnelligkeit; und gänzlich undurchſchründete Stellen werden meiſt nur durch ihre eigene Schwere und die obere Maſſe vorgeſchoben. Forbes ſtellte ſeine Beobachtungen über die Schnelligkeit der Bewegung auf Gletſchern von Chamouni an, die keine Mittelmoräne, wohl aber Randdecken beſitzen, und in der Mitte gewöhnlich mehr als an den Rändern zerriſſen ſind.

3) Daß die Schnelligkeit der Gletſcherbewegung mit erhöhter äußerer Temperatur, und folglich mit der Waſſerinfiltration in weſentlicher Beziehung ſtehe, iſt allerdings ganz richtig; allein es iſt Thatſache, daß die innere Gletſchermaſſe unabhängig von der äußeren Temperatur immer und allenthalben eine gleiche Temperatur beſitzt, welche unabänderlich etwas unter dem Gefrierpunkte ſteht, ſo daß die Temperatur keinerlei Einfluß auf die innere Maſſe auszuüben vermag. Nur wenige Fuß tief wirkt ſie ſchmelzend und auflockernd auf die Maſſe, und bis in dieſe Tiefe erfolgt auch eine Infiltration, aber tiefer nicht. Tiefer im Inneren zeigt auch der Gletſcher keine Waſſerſpur, ſondern vielmehr eine kaum glaubliche Trockenheit. Es iſt eben ſo Thatſache, daß an warmen Tagen in Folge erhöhter Temperatur und dadurch bedingter Spannung zwiſchen der Außenfläche und der Innenmaſſe, denn beim Eiſe wirkt die Kälte expandirend

und die Wärme contrahirend, die Gletſcherfläche reißt, daß dann die Gletſcherſpalten ſich erweitern, faſt den ganzen Gletſcher durchdringen und ſo die atmoſphäriſche Einwirkung in die innere und tiefere Maſſe bedingen. Die Außenfläche nun, wie die Spaltenwände, ſaugen nach heißem Tage eine ungeheure Menge von Schmelzwaſſer oder atmoſphäriſchen Niederſchlägen ein, die bald gefrieren, ſich expandiren, und ſo in fortwährendem Rhythmus von Wärme und Kälte die allmählige Expanſion, die Entwicklung der Maſſe und ihre Ausdehnung bedingen. Allerdings werden jederzeit ganze undurchſchründete Gletſcherpartien ohne eigene Entwickelung und ohne Verſchiebung ihrer Maſſe von oben her vorgeſchoben; und dabei wirkt das untere Abſchmelzen und die eigene Schwere mit, allein ſie iſt nicht der einzige, nicht der primitive Grund. Eben ſo wenig aber findet ein Strömen ſtatt; das ſonderbare Drehen und Drängen der Maſſe wird durch allmählige Entwickelung bedingt, und bei dieſer ſcheinen die Schründe eine Hauptrolle zu ſpielen; denn durch ſie vorzüglich wirkt die warme äußere Atmoſphäre in die innere Gletſchermaſſe auflockernd, contrahirend und auch ſchmelzend, ohne daß jedoch Waſſer entſtünde; denn dieſes, wie das von oben eindringende Schmelzwaſſer und die atmoſphäriſchen Niederſchläge werden ſchnell von der aufgelockerten und mit Haarſpalten durchwebten Maſſe abſorbirt und ihr dadurch beim täglichen Wechſel des Wiedergefrierens die Bedingung zu erneuerter Expanſion geboten. Daß die Expanſion nach jener Richtung ſich äußert, wo der geringere Widerſtand ſich findet, und daß dieſer Widerſtand im Sommer bei fortwährend unterem Abſchmelzen ſtellenweiſe ſehr gering iſt, verſteht ſich von ſelbſt, aber eben ſo gut, daß im Winter beim Feſtſitzen der Maſſe der Widerſtand größer wird, daher die Schründe allmählig, wenigſtens theilweiſe ſich zu ſchließen beginnen, und die Bewegung nun langſamer erfolgt, obwohl die Ausdehnung durch eindringende Kälte ſtärker wird.

4) Daß die Gletſcherbewegung in den oberen Regionen langſamer, als in den unteren erfolgt, iſt ganz natürlich, ſehr oft aber erfolgt ſie in der Mitte am langſamſten, wie Forbes ganz richtig bemerkt; dieſes iſt jederzeit dann der Fall, wenn die Gletſcherbewegung in tieferen Regionen größeren Widerſtand

findet, wobei in der Mittelregion die Schründe ſich enger ſchließen und die Bewegung langſamer wird.

5) Ich erkenne die Analogie der Gletſcherbewegung mit der Bewegung einer halbflüſſigen Maſſe ebenfalls an; allein es fehlt, wie ich glaube, durchaus an Thatſachen, welche auf jenen halbflüſſigen Zuſtand hinweiſen könnten. Auch würden manche Erſcheinungen der Gletſcher-, vorzüglich aber der Hochregionen des Firnes, nach dieſer Anſicht ſich nie erklären laſſen, ſo die erſte Bildung, das Spaltenwerfen, die Vergrößerung der Körner u. ſ. w.

Ich halte auf meine oben verſuchte, nur vorläufige Erklärungsweiſe auch nicht ſo viel, daß ich ſie für eine Gletſchertheorie ausgeben möchte; allein in Ermanglung einer natürlicheren Erklärungsweiſe glaubte ich auf dieſelbe hinweiſen zu müſſen, in der Hoffnung, ſie möchte nicht engherzige und einſeitige, ſondern vielmehr unbefangene und das ganze weite Gebiet umfaſſende Beobachtungen veranlaſſen.

Anhang.

Frage über die Blockverbreitung.

Rebus ab ipsis
Consequitur sensus, transactum quid sit in aevo.
Lucretius Carus.

Mit der Gletſcherfrage hat man in neueſter Zeit die Frage über die erratiſchen Blöcke in weſentliche Verbindung gebracht und ſo die Sache für die Geſchichte der Erde und die Wiſſenſchaft überhaupt zu einer Wichtigkeit erhoben, welche ſie ſchon längſt verdient hätte. Einige Umriſſe über die erratiſchen Blöcke gehören daher durchaus hieher. Der Zweck dieſes Anhangs iſt wieder einzig nur, das gebildete Publikum mit den Anſichten darüber und dem Stand der Frage über die Verbreitung der

erratiſchen Blöcke bekannt zu machen, was hier nur in einigen Andeutungen geſchehen ſoll.

Im großen Schweizerthal zwiſchen den Alpen und dem Jura, vorzüglich aber dem letzteren Gebirge entlang und ſelbſt in ſeinen inneren, nach Süden mehr oder weniger geöffneten Thälern finden ſich eine Menge alpiniſcher Blöcke zerſtreut. Eine gleiche Verbreitung finden wir im nördlichen Deutſchland, Rußland und Polen. Aehnliche Blöcke ſind auch anderwärts, namentlich in Amerika nachgewieſen worden. Man behauptet faſt einſtimmig, die granitiſchen Jurablöcke haben ihre Geburtsſtätte in den Alpen, und die deutſchen, polniſchen und ruſſiſchen in den ſkandinaviſchen Granitgebirgen. So viel iſt richtig, daß mit dieſen Blöcken gleiche Gebirgsarten in jenen Gebirgen am nächſten anſtehen, und die zerſtreuten Blöcke durch irgend eine gewaltige Kataſtrophe verbreitet worden ſeyn mußten, weil ſie ſämmtlich auf den neueſten Diluvialgebilden und ſelbſt über alter Dammerde abgeſetzt ſind. Die erratiſchen Blöcke ſind ſomit äußerſt merkwürdige Hieroglyphen, die von irgend einer gewaltigen Kataſtrophe in der Geſchichte unſerer Erde Zeugniß geben, und ſo jedem Gebildeten von hohem Intereſſe ſeyn müſſen.

Man hat die angeführten Dokumente zur Geſchichte der Erde verſchieden gedeutet, und mit einer Menge Erklärungsweiſen der Verbreitung ſich bemüht und herumgezankt. Die am häufigſten aufgeſtellten Anſichten aber möchten folgende ſeyn:

Dolomieu und Ebel behaupteten, zwiſchen den Alpen und dem Jura habe das Land eine ſchiefe Fläche gebildet, über welche herab die Blöcke zum Jura gelangt ſeyen, worauf dann erſt das Schweizerthal ausgewaſchen worden ſey. Man ſetzte der Anſicht entgegen, daß auf einer ſo wenig geneigten Fläche die Bewegung der Blöcke nicht erklärbar ſey, ohne andere gewaltige Kataſtrophen, daß eine ſo ungeheure Auswaſchung nicht nur jeden Grundes entbehre und keinen Beweis für ſich habe, ſondern mit den neueren Forſchungen über die Entwicklungsgeſchichte der Erde, die Gebirgsbildung u. ſ. w. in direktem Widerſpruch ſtehe u. ſ. w. Man fragte ferner, da die Schweizerebene das höchſte Land von Europa iſt, wo die nöthige Waſſermenge fortwährend hergekommen ſey, um jene Auswaſchung bewirken zu können, ob die polniſchen Blöcke, mehrere hundert Stunden von ihrer Geburtsſtätte,

ebenfalls über eine ſchiefe Fläche verbreitet ſeyn können u. ſ. w.

Deluc glaubte, jene Blöcke hätten, durch vulkaniſche Exploſionen getrieben, die Juraſchichten durchbrochen und ſeyen über ſelbe hingeſchleudert worden. Andere laſſen ſie von den Alpen bis zum Jura geſchleudert werden. Man findet aber im Jura weder Krater noch andere vulkaniſche Anzeichen; und dann würden ſie bei ſolchen Exploſionen ſich nicht ſo ſanft auf die Fläche ſo lockerer Schutt-, Sand- und Thonmaſſen abgeſetzt haben. Dieſe Bemerkung galt auch gegen die mit vollem Ernſte behauptete Anſicht, die Blöcke ſeyen vom Monde oder einem andern Himmelskörper zur Erde gelangt.

Sauſſure ſtellt die Anſicht auf, die Blöcke ſeyen vom Rhonethal beim Ausbruch eines gewaltigen Alpenſees an den Jura geſchwemmt worden. L. v. Buch nimmt mehrere ſolche Durchbrüche an. Die Schnelligkeit der Ströme war ſo groß, daß die Blöcke nicht Zeit fanden, im Waſſer ſich zu ſenken. Man ſetzte dieſer Anſicht wieder die ſanfte Ablagerungsweiſe der Blöcke und ihre Vertheilung, ihre Gruppirung auf Hügeln, die ungeheure Größe der Blöcke u. ſ. w. entgegen; man fragte, wie der Strom die Blöcke in die innern Jurathäler haben führen können, ohne daß die Blöcke ſich ſenkten u. ſ. w.

Venetz zeigte, was ſchon längſt jeder Forſcher wußte, daß die Gletſcher früher tiefer in die Alpenthäler ſich ausgedehnt haben, was die vorgeſchobenen Blöcke und die Moränen beweiſen. Charpentier entwickelte die Anſicht näher, und zeigte, wie jene Blöcke durch die Gletſcher bis zum Jura gebracht worden ſeyen. Agaſſiz ergriff die Anſicht, modificirte ſie und ſtellte eine neue Theorie auf. Aus irgend einer unbekannten Urſache traten nach ihm ungeheure flüſſige oder ſchneeartige Niederſchläge ein, welche die höheren Gebirgen überragten. Alles erſtarrte und die ganze nördliche Erde umhüllte ſich mit einer mehrere tauſend Fuß dicken Eismaſſe; das iſt ſeine Eiszeit. Später trat wieder Wärme ein, das Eis wurde in Gletſcher verwandelt, in den Ebenen wurde die Erde wieder frei, und ſo fingen die Gletſcher an in Folge fortwährender Tränkung nach jenen Ebenen ſich vorzuſchieben, und ſo rückten die Blöcke allmählig vor, bis ſie am Ende der Gletſcher in Folge ihres Abſchmelzens und Rückzuges

abgesetzt wurden. Man wendet gegen diese Ansicht ein: wenn die Aufthauung, was richtig geschlossen wird, in den Ebenen begann, und die Gletscher dann in dieselben vorrückten und in ihnen abschmolzen, so können die Blöcke unmöglich bis auf die Höhe des Jura, noch weniger aber in polnische und russische Höhen geschoben worden seyn. In den unteren Alpthälern will man keine Spur von Gletscherbewegung anerkennen. Nach dieser Ansicht wird die Verbreitung der Blöcke in die inneren Jurathäler und über dieses Gebirge hinaus unerklärbar, eben so die geringe Verbreitung nach Osten u. s. w. Thatsachen für diese Ansicht, behauptet man, seyen nicht vorhanden.

Die älteste Ansicht über die erratischen Blöcke ist wohl die, daß sie auf schwimmenden Eismassen verbreitet worden seyen, wie sie auch jetzt im Nordmeer und auf vielen Flüssen verbreitet werden. Lyell hat diese Ansicht vorzüglich mit Thatsachen unterstützt. In meiner Schrift, die Gletscher und erratischen Blöcke,[1] habe ich ebenfalls diese Meinung darzustellen und in der Geschichte der Erde zu begründen versucht. Die dort geäußerte unmaßgebliche Meinung hat mit wenigen Worten diesen Sinn:

Ursprünglich sind alle Gebirgsmassen aus Flüssigem entstanden; die älteste, uns bekannte Absetzung ist die des alten Thonschiefers, welcher mit Massen beginnt, die eine ruhige Meerestiefe beurkunden. Nach oben geht dieser Schiefer in Grauwacke und selbst in Sandstein über, der schon Aufstuthungen und selbst Holzreste einschließt; zugleich erscheinen in den neueren Gliedern die Kohle und andere Gebilde, welche in Sümpfen und Untiefen entstanden seyn müssen. Alles deutet darauf, daß gegen das Ende der ersten Formation das die Erde umhüllende Flüssige sehr abnahm und das Feste frei zu werden anfing, was auch die eingeschlossenen organischen Reste beweisen. Ueber die Conglomerat- und Land- oder Sumpfgebilde der ersten Zeit lagern sich plötzlich ohne Uebergänge Kalke, welche wieder in einer Meerestiefe entstanden seyn müssen. Auch diese zweite Periode entwickelte in ihren spätern Gliedern wieder, wie die erstere, allmählig kohlige und sandsteinartige Massen, welche

[1] Solothurn, bei Gent und Gaßmann, 1843.

ebenfalls wieder Land- oder Süßwaſſergebilde einſchließen; nun tritt entſchieden wieder ohne Uebergänge eine neue Hochſeeformation ein. So verhalten ſich alle Hauptperioden der Erdbildung; nach jeder trat eine plötzliche Ueberfluthung ein, aus der neue Maſſen ſich bildeten; allmählig nahm dann, was Thatſachen zeigen, die Meereshöhe wieder ab, das Land trat hervor, im Inneren entſtanden Gährungen, Umwandlungen, Hebungen und Hitze, an der auch die Außenfläche und die Atmoſphäre weſentlichen Antheil nahmen. Während dieſen Perioden expandirte ſich ein Theil des Flüſſigen wieder zu Luftigem, die Atmoſphäre wurde dichter und höher, ihre Wärme aber verhält ſich gerade wie dieſe Dichtigkeit. Aus einer dichten Atmoſphäre entſtand auch die letzte Fluth. Herſchel und Schröter beobachteten Ceres und Pallas mit ſehr kleinem, hellem Kerne und ſpäter wieder mit ausgedehnter Dunſthülle und einem vielmal größeren Durchmeſſer. Den Saturn beobachtete man im Süden ſehr aufgetrieben und dann wieder umgekehrt im Norden, was auf eine Bewegung ſeiner Gewäſſer ſchließen läßt. — Vor der letzten Fluth lebten auf der Erde auch im Norden Pflanzen und Thiere, welche ein ſehr heißes Klima und eine ſehr dichte Atmoſphäre ohne periodiſch wechſelnde Niederſchläge beurkunden; mehrere Gebirge ſcheinen in jener Periode gehoben. In einiger Entfernung vom Nordpol, wo die Abkühlung am ſtärkſten war, begann die atmoſphäriſche Zerſetzung, die Gewäſſer ſtrömten nach Süden, was die Ausfurchungen, die Reihen der Schuttmaſſen u. ſ. w. beweiſen. Die Abkühlung und atmoſphäriſche Zerſetzung griffen immer weiter und ſüdlicher um ſich, bis das Gewäſſer wenigſtens einen Theil der Erde umhüllte, ſtellenweiſe mit Eis ſich deckte, und ſpäter die Blöcke verbreitete, wie ſolche jetzt noch im Nordmeer herumtreiben.

F. J. H.

Ueber die Zunahme der Bevölkerung

in dem mittleren Europa

und die Besorgnisse vor einer Uebervölkerung.

Seitdem die Philosophie über alle Kreise geistiger Bestrebungen verbreitet worden, hat die erfahrungsmäßige Kenntniß der leeren Thatsache ohne die Erforschung ihrer Gründe und ohne das Wissen von ihrem Wesen in allen Gebieten, also auch in der Statistik an Bedeutung verloren.

Nachdem Vico in der Geschichte ein ursprüngliches Gesetz und eine durchgehende Vernunft nachzuweisen versucht hat, ist der von ihm gepflanzte Kern von Andern gepflegt worden, und so sehr gewachsen, daß es heute eine Philosophie der Geschichte gibt. Mit der Geschichte steht aber die Statistik in einem so innigen Zusammenhange, daß Schlözer die eine nur durch die andere zu definiren weiß, indem er sagt, die Geschichte sey eine fortlaufende Statistik, die Statistik eine stillstehende Geschichte. — Hat nun die Geschichte ihre Philosophie gefunden, so muß diese auch der Statistik zu Theil werden, und in Nachstehendem soll es versucht werden, einen Theil dieser Wissenschaft, nämlich die Beobachtungen der Bevölkerungszunahme auf die angedeutete Weise zu betrachten.

Ueber die hier einschlagende Literatur möge das folgende Verzeichniß die nöthigste Auskunft geben:

Achenwall, Gf., die Staatsklugheit nach ihren erſten Grundſätzen entwickelt. Götting. (1—3 A. 1761—64.) 4 Ausg. 1779. 8.

Arnd, K., Grundlagen der europäiſchen Kultur. Stuttgart und Tübingen 1835. S. 316.

Ariſtoteles nach Garve. S. 567 ff. 575 ff. I. Bd. und S. 209 ff. II. Bd.

Babbage, Charles, über Maſchinen- und Fabrikweſen (überſ. von Friedenberg). Berlin 1833.

Bell, Preisſchrift, von den Quellen und Folgen einer ſtarken Bevölkerung, a. d. Engl. Wien 1768. 8.

Bentham, Jeremias, Économie politique par Dumont. Bruxelles 1840. 16. CXI.

Bernouilli, Chr., Handbuch der Populationiſtik oder der Völker- und Menſchenkunde. Ulm 1841.

Neuere Ergebniſſe der Bevölkerungsſtatiſtik. Nachtrag zur Populationiſtik von Bernouilli. Ulm 1843.

Bodz Reymond, F. H., Staatsweſen und Menſchenbildung umfaſſende Betrachtungen. 4 Bde. Berlin 1839.

Burn, familiar letters on population. Lond. 1832.

Bülau, Fr., der Staat und die Induſtrie. Leipzig 1834. gr. 8.

Corbaux, on the natural and mathematical laws concerning population. Lond. 1833.

M'Culloch, notes to Ad. Smith. IV., in der Ausgabe des Smith von M'Culloch v. J. 1839. London bei Longman u. Comp. 8. S. 453—467.

Deutſche Vierteljahrsſchrift, 16 Heft, 1843, S. 191—216. 26 Heft, S. 175—218. 36 Heft, 1842, S. 1—29. 46 Heft, S. 106—192.

Droz, Joseph, Économie politique ou principes de la science des richesses. Bruxelles 1837. p. 199.

Duden, Gottfr., Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Staaten von Nordamerika in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung. Bonn 1834. 8. 2te Ausgabe.

Edinburgh. Encyclopedia. Art. Political économy.

Eiſelen, J. F. G., Grundzüge der Staatswirthſchaft oder der freien Volkswirthſchaft ꝛc. Berlin 1818.

Everett, H., New Ideas on population. Boston 1826. 8.

Foderé, essay sur la pauvreté des nations. Paris 1828. 8.

Friedlander, Artikel »Mortalité« im Diction. des sciences médicales. Tome trente quatrième, p. 348—395.

Gagern, H. Chr. Frhr. v., über die Auswanderungen der Deutſchen. Frankfurt a. M. 1817. 8.

Ganilh, M. Ch., des systèmes d'Économie politique. Seconde édition. Paris 1821. T. II. Livre IV. Chap. unique.

Genovesi, Ant., lezioni di commercio o sia di Economia civile. P. I. c. V. in: Opere scelte di Antonio. Genov. Milano 1824. Vol. I. p. 56. 57.

Godwin, W., inquiry on population. Lond. 1828. I. II.

Fortschritte des Menschen und besingt die Weltgeschichte, er ward ein rückwärtsgekehrter Prophet" u. s. w. Auf einmal aber scheint er sich zu besinnen, daß Goethe „Pantheist" sey, und der „große Heide," und daher seinem eigenen Sensualismus viel verwandter als Schiller, und nun lautet es ganz anders: „Wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten, hochidealischen Gestalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt, weit leichter zu verfertigen waren, als jene sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen („keine Menschen, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein"), die uns Goethe in seinen Werken erblicken läßt?" u. s. w. Anerkannt muß werden, daß Heine, wo ihn nicht persönliche Neigungen oder Abneigungen befangen machen, über manche Erscheinungen und Tendenzen der neuen poetischen Literatur treffende Urtheile fällt und manchmal eine witzige Wahrheit ausspricht; oft aber wird auch dem Witz die Wahrheit aufgeopfert, der Kritiker durch Vorurtheile bestochen und Individuen bespöttelt und verunglimpft, statt daß der poetische Entwicklungsgang analysirt, einzelne Produktionen beleuchtet würden. Durchaus jedoch macht sich der Hauptmangel bemerkbar, daß es dem Verfasser an einer tüchtigen Grundansicht über das Verhältniß von Sinnlichkeit und Geist, an der Erkenntniß der Würde des letztern und seines nothwendigen Strebens nach Sittlichkeit und Religion, fehlt. Aber wie kann man solche Erkenntniß und eine tüchtige Weltanschauung von einem Mann erwarten, der von sich selbst nicht weiß, ob er gesund oder krank ist; der das einemal sagt: Er fühle sich unglücklich, als der einzige Gesunde unter lauter Siechen; und in demselben Buche: „Ich bin der Krankste von Euch allen, und um so bedauernswürdiger, da ich weiß was Gesundheit ist."

Von Heines freien, poetischen Produktionen sind noch zu erwähnen die florentinischen Nächte — Zerrbilder in Hoffmanns Manier, fratzenhafter Unsinn und Unnatur — ein Herr Maximilian erzählt der todtkranken oder halbtodten Maria die Geschichte seiner Amouren mit Marmorbildern und Landstreicherinnen, und würzt sie — eine schöne Unterhaltung für eine Sterbende! — mit allerlei Blasphemien und Unanständigkeiten — überschwengliches Gefasel über Paganini und Bellini — boshaftes Räsonnement über die Engländer. Auch zum Novellendichter scheint Heine nicht geboren

Grahame, J., an inquiry into the principles of population. Lond. 1816. 8.

Gray, S., the hapiness of states, or an inquiry concerning population. Lond. 1815. 4.

Groß, J. F. K., welches iſt das zweckmäßigſte Mittel, unnöthige Auswanderungen zu verhüten? Stuttg. Magaz. f. Literatur. 1804. 8.

Guden, Ph., Polizei der Induſtrie oder Abhandlung von den Mitteln, den Fleiß der Einwohner zu ermuntern. Braunſchweig 1768. 8.

Harl, J. P., vollſtändiges Handbuch der Staatswiſſenſchaft und Finanzwiſſenſchaft ꝛc. I. u. II. Th. Erlangen 1811. 8.

Hazzi, Joſ. v., über Auswandern und Fremde. Dortmund 1812. 8.

Hermann, ſtaatswirthſchaftliche Unterſuchungen, S. 301.

Herrenſchwand, J. J. v., Grundſätze der politiſchen Oekonomie über die Bevölkerung, a. d. Franz. Halle 1794. 8.

Heß, H. L. v., freimüthige Gedanken über Staatsſachen (über die Mittel zur Bevölkerung). Hamb. 1775. Frankf. a. M. 1779. gr. 8.

Hoogen, P. J. H., wie kommen wir weiter? oder über die einzelnen Mittel, die Quellen der Armuth zu verſtopfen, die Völker zu veredeln und zu beglücken. Dortmund 1803. 8.

Ivernois, d', bibliothèque universelle. März und Sept. 1833.

Jacob, L. H., Grundſätze der Nationalökonomie. Wien 1814. 8.

Juſti, J. H. G. v., die Natur und das Weſen der Staaten als die Grundwiſſenſchaft der Staatskunſt, Polizei und Regierungswiſſenſchaften. Berlin 1760, mit Anmerkungen von H. Gf. Scheidemantel. Mietau 1771. 8.

Köppen, F., Politik nach platoniſchen Grundſätzen, mit Anwendung auf unſere Zeit. Leipz. Fleiſcher. 1818. gr. 8.

Krüger, J. J., über den Einfluß der Koloniſtenanſetzung in Südpreußen auf das Wohl der Provinzen. Poſen 1805. 8.

Kraus, Chr. J., Staatswirthſchaft. I. Th. Breslau 1837.

Loh, J. F. C., Handbuch der Staatswirthſchaftslehre. Erlangen 1822. II. Bd.

Loudon, Charles, Solution du problème de la population et de la subsistance. Paris 1812.

Lowe, present state of England. Lond. 1822. 2 V. 8.

Malchus, C. A. Frhr. v., Statiſtik und Staatenkunde ꝛc. Stuttgart und Tübingen 1826. S. 186.

Malthus, Verſuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung, aus dem Engliſchen von Dr. F. H. Hegewiſch. Altona 1817. I. Th. 1r Bd. 11 c.

Marcet, Mrs., Conversations on Political Economy. Seventh Edition. London 1839. Conversation VIII — IX.

Mohl, R., Artikel „Bevölkerung" im Staatslexikon von Rotteck und Welcker. II. Bd. S. 519—552.

Montesquieu, esprit des lois. Liv. XXIII.

Morogues, de, de l'utilité des machines, de leurs inconveniens et des moyens d'y remédier. Paris 1832. 8.

Derſelbe: Du Pauperisme et de la mendicité. Paris 1834. 9.

Morſtadt, C. C., Ueberſetzung von Joh. Bapt. Say: „Ausführliche Darſtellung der Nationalökonomie oder der Staatswiſſenſchaft." Stuttgart 1833. II. Bd.

Moſer, Ludw., die Geſetze der Lebensdauer nebſt Unterſuchungen über Dauer, Fruchtbarkeit der Ehen, über Tödtlichkeit der Krankheiten, Verhältniß der Geſchlechter bei der Geburt ꝛc. Berlin 1839. 8.

Moſer, J. Jacob, Grundſätze einer vernünftigen Regierungskunſt. Stuttgart 1753. 4.

Plato, de legibus V. und de republ.

Pölitz, C. H. L., die Staatswiſſenſchaften im Lichte unſerer Zeit dargeſtellt. 2 Th. p. 336.

Purwes, George, Principles of population and production investigated. Lond. 1818.

Quaterly review. Vol. XVI. p. 57.

Quetelet, A., sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essay de Physique sociale. Bruxelles 1836. T. I. II.

Rau, C. H., über Volksmehrung, in Pölitz Jahrb. für Geſchichte und Staatskunſt 1830, Heft 7.

Derſelbe, politiſche Oekonomie oder Grundſätze der Volkswirthſchaftspflege. Heidelberg 1828. 2 Bde.

Ravenstone, few doubts concerning population. Lond. 1821.

Real, die Staatskunſt (überſ. v. Schulin). Frankf. und Leipz. 1767. Bd. VI. S. 134 ff.

Reſch, Fr. Ant. v., Hülfsvorſchläge zur Abhülfe der bedrängten Menſchen durch allgemeine Vermehrung der Getreideernten und dadurch zu bewirkende Erhöhung des Nationalreichthums und zur Abwendung künftiger Hungersnoth bei ſteigender Vermehrung. Frankf. a. M. 1818. 8.

Rey, Jos. Aug., Théorie et Pratique de la science sociale etc. Paris et Leipsic 1842. T. I. p. 176 sq.

Riccardo, Principles of political economy and taxation. Ed. 3. p. 638.

Riquetti, Victor de, Marquis de Mirabeau Landwirthſchaftsphiloſophie oder politiſche Oekonomie der geſammten Land- und Staatswirthſchaft, überſ. v. Wichmann. Liegnitz und Leipzig 1797. 1r Bd. S. 379 ff.

Rossi, M. P., cours d'économie politique. Paris 1840. I. T. p. 328—419.

Sadler, the law of population. Lond. 1830. II. T. 8.

Say, J. B., sur la balance des consommations avec les productions, in der Revue encyclopédique. Tome XXIII. p. 18—31.

Derſelbe, cours d'économie polit. VI. partie du nombre et de la condition des hommes. p. 371—391.

Say, J. B., Katechismus der Nationalökonomie oder leichtfaßlicher Unterricht ꝛc. 3te Ausg. (überſ. von J. v. Th.) Stuttgart 1827.

Sachſen, Marſchall Graf v., Betrachtung über die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts.

Scrope, Poulet, principles of political oeconomy. Lond. 1833.

Schmalz, Th., Handbuch der Staatswirthſchaft. Berlin 1808.

Schlettwein, de causis et mediis quibus civium copia augeri potest. Jenae 1759.

Schmitthenner, Fr., zwölf Bücher vom Staate ꝛc. Gießen 1839. 1r Bd. S. 230—237.

Schrot, D. T., new observations natural, moral, civil, political and medical on towns- and country-bills of mortality. London 1750.

Sismondi, Sismonde de, in der Revue encyclopédique: analyse raisonnée des productions les plus remarquables. Tome XXII. p. 264—298. Unter der Ueberſchrift: »Sur la balance des concommations avec les productions.«

Derſelbe, nouveaux principes d'économie politique. Paris 1819. 8. Tome second livre septième. p. 248 sq.

Soden, J. Graf v., die Staatspolizei nach den Grundſätzen der Nationalökonomie. Aarau 1817. S. 105 ff.

Derſelbe, die Nationalökonomie. 1r Bd. Leipzig 1805. S. 187 ff.

Stewart, James, an inquiry into the principles of political Oeconomy. London 1767. II. Vol. 4. Book I. Chap. XI — XXI.

Süßmilch, die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts. 4te Aufl. v. Beurmann. Berlin 1775. Bd. I—III.

Theobald, v., Artikel „Bevölkerung als Aufgabe der politiſchen Arithmetik," Staatslexikon v. R. u. W. II. Bd. S. 552—557.

Tobler's Abhandlung über die Bewegung der Bevölkerung. St. Gallen 1835.

Townsend, Essay on the poor laws. 1786.

Tracy, Destutt de, Élemens d'Idéologie, IVe und Ve Parties. Paris 1826.

Villeneuve Bargemont, Économie politique chrétienne. Paris 1834. 3 Vol. 8.

Virey, Artikel »longévité« im Dictionnaire des sciences médicales par une société de médecins et de chirurgiens. Paris chez Panckoucke. Tome vingtneuvième p. 8—68.

Voltaire, im Dictionnaire philosophique: »population«, in der Gothaer Ausg. der »oeuvres complètes«, tome quarante deuxième, p. 357—376.

Walther, F. L., über den Ackerbau als Gegenſtand der Politik. Hof 1786. 4.

Weber, F. B., Blicke in die Zeit in Hinſicht auf Nationalinduſtrie und Staatswirthſchaft, mit beſonderer Berückſichtigung Deutſchlands und vornämlich des preußiſchen Staates. Berlin und Stettin 1830.

Weinhold. Von der Uebervölkerung in Mitteleuropa und deren Folgen auf die Staaten und deren Civiliſation. Halle 1827.

Derſelbe, von der überwiegenden Reproduktion des Menſchenkapitals gegen das Betriebskapital und die Arbeit. Leipzig 1828. 8.

Derſelbe, über das menſchliche Elend, welches durch den Mißbrauch der Zeugung hervorgebracht wird. Leipzig 1828. 8.

Derſelbe, über die Population und die Induſtrie. Leipzig 1828. 8.

Weyland, J., principles of population and production. Lond. 1816.

Witten, W. L. v., der natürlichſte und ſicherſte Weg, den Wohlſtand des preußiſchen Staates zurückzuführen und deſſen Gemeingründe höher zu benutzen. Königsberg 1809. 8. Mit einer Karte.

Young, Arthur, politiſche Arithmetik, aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. Königsberg 1777. 8. I. Buch 7. Abſchnitt.

Zachariä, C. S., 40 Bücher vom Staate. II. Buch. Heidelberg 1839. II. Band S. 107 ff.

Zumpt, C. G., über den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum. Berlin bei F. Dümmler 1841.

Wenn wir auf das Geſchichtliche des Gegenſtandes zurückgehen, ſo finden wir, daß die Vermehrung der Bevölkerung von den alten Völkern als das erſte Erforderniß ihrer Sicherheit betrachtet wurde, daher die Geſetzgeber und Staatsmänner derſelben beſonders hierauf ihre Aufmerkſamkeit wandten.

Bei den Juden ſtand das göttliche Gebot (1 Moſ. 1 Cap. V. 28.): „ſeyd fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde,“ im höchſten Anſehen, und aus der Zunahme ihrer Volkszahl geht hervor, wie ſehr ſie es befolgten. Unter David zählten bereits die verſchiedenen Stämme mit Ausnahme der von Levi und Benjamin 1,570,000 ſtreitbare Männer.[1]

Bei den Perſern ſetzten die Könige alle Jahre Belohnungen für diejenigen aus, welche dem Staate die meiſten Bürger erzeugen würden. Die Meinungen und Einrichtungen des Volkes ſtrebten (nach Herodot) zu dieſem einen Ziele hin, und in demſelben Sinne heißt es in einem ihrer Religionsbücher: „Heirathe in deiner Jugend, dieſe Welt iſt nur ein Uebergang, dein Sohn muß dir folgen und die Kette der Weſen darf nicht unterbrochen werden.“

Auch unter den Indiern war die Erzeugung der Kinder zur Religionspflicht geſtempelt; nach den Geſetzen des Menu macht

[1] 1 Chron. Cap. 22. Vers 5 und 6.

ein Sohn den Vater zum Sieger, ein Enkel gibt ihm Unsterblichkeit und ein Großenkel hebt ihn zu den Sternen. Die Bezeichnung des Sohnes „Puttra" soll von Brahma deßhalb eingeführt seyn, weil er den Vater von der Hölle erlöst, welche Put heißt.

Bei den Aegyptern war die Heirath ebenfalls zum religiösen Kultus erhoben und das Prinzip der Zeugung durch besondere Feste geehrt.

In Griechenland war die Ehelosigkeit verpönt, die Gesetze erkannten in dem Selbstmorde und der Ehelosigkeit einen Mißbrauch der Rechte des Menschen und einen Angriff gegen die Gesellschaft. Den Bürgern mußte daher eine entgegengesetzte Neigung eingeprägt werden, und von diesem Geiste sind die griechischen Gesetzgebungen, wenigstens die uns bekannten, ausgegangen. In Athen konnten weder die Redner noch die Führer der Truppen zur Regierung gelangen, wenn sie kinderlos waren, und es gab eine Anklage „wegen Agamie" gegen Ehelose. In Sparta genügte es, drei Söhne zu haben, um keinen Kriegsdienst zu leisten, und vier Söhne gewährten vollkommene Befreiung von allen Staatslasten. Die Spartaner hatten außer der Anklage wegen Agamie eine wegen Opsigamie gegen diejenigen, welche sich zu spät verheiratheten, und eine wegen Kakogamie gegen diejenigen, welche sich schlecht verheiratheten, d. h. eine Person zur Ehe nahmen, deren Jahre zu den ihrigen in großem Mißverhältniß standen. Nach Zumpt sind es nur die Weiber, welche diese Strafen zu verhängen sich erlaubten, und hieraus hätten spätere unkritische Autoren förmliche Gesetze gemacht.

In Rom fangen die Gesetze, welche die Volksvermehrung begünstigen, bei der Begründung des Staates an. Romulus schon gibt den Familienvätern die größten Vorrechte, indem er ihnen über Frauen und Kinder fast unbeschränkte Macht einräumt. Numa wendet alle Mittel an, um die Kinder aufzumuntern, von ihren Vätern die Erlaubniß zur Heirath zu erlangen. Später wurde die Censur eingeführt, und diese belohnt einerseits die Bürger, welche der Republik Kinder erzeugt haben, und verdammt andererseits die Ehelosen zu einer Geldstrafe, welche unter dem Namen multa uxoria erhoben wurde. Als später die Sittenlosigkeit eingerissen war, und die Römer die

Ehe verabſcheuten, wurden neue Strafen gegen die Eheloſen feſtgeſetzt und die Belohnungen für diejenigen gemehrt, welche verheirathet waren und Kinder beſaßen; ſolche Beſtimmungen enthält die lex Julia et Papia-Poppæa.

Die Grundſätze des Chriſtenthums, wenigſtens ihre erſte geſchichtliche Auffaſſung liefen dieſen der Population günſtigen Meinungen und Geſetzen zuwider.

Den Worten Chriſti zufolge, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſey,[1] wurde das Chriſtenthum als ein Höheres, denn dieſe Welt iſt, aufgefaßt und dieſe Auffaſſung wies die Gemüther auf die geiſtige Welt hin. — Die Ermahnungen des Apoſtels Paulus,[2] welche an die erſten Chriſtengemeinden gerichtet und den damaligen Zeitverhältniſſen angepaßt, für alle Umſtände aber weder gemeint noch angemeſſen waren, wurden verallgemeinert und deßhalb mißverſtanden. Die irdiſche Welt wurde für ſündhaft gehalten, und es galt für Gott wohlgefällig, ſich von ihr zurückzuziehen.

Die Worte Matthäi (19. 12):

„denn es ſind etliche verſchnitten, die ſind aus dem Mutterleibe alſo geboren, und ſind etliche verſchnitten, die von Menſchen verſchnitten ſind, und ſind etliche verſchnitten, die ſich ſelbſt verſchnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es faſſen mag, der faſſe es" —

beförderten die im Ganzen aſcetiſche Richtung der Zeit. Es entſtanden Klöſter, und der Cölibat wurde geehrt. — Nach dem Falle Roms kamen an die Stelle des überfeinerten und demoraliſirten Staates mit ſeiner iſolirten Vortrefflichkeit des ausgebildeten Rechts die germaniſchen Völker mit ihrer Unkultur und

---

[1] Joh. 18. V. 36.

[2] Cor. I. 7, 8. Ich ſage den Ledigen und Wittwen, es iſt ihnen gut, wenn ſie bleiben wie ich.

26. Ich meine nun, ſolches ſey gut um der gegenwärtigen Noth willen, daß es dem Menſchen gut ſey alſo zu ſeyn.

27. Biſt du an ein Weib gebunden, ſo ſuche nicht es los zu werden, biſt du aber los vom Weibe, ſo ſuche kein Weib.

29. Das ſage ich aber, lieben Brüder, die Zeit iſt kurz. Weiter iſt das die Meinung: die da Weiber haben, daß ſie ſeyen, als hätten ſie keine.

32. Ich wollte aber, daß ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig iſt, der ſorget, was dem Herren angehöret, wie er dem Herren gefalle.

Rohheit. Das Faustrecht wurde herrschend; es erstreckte sich bis in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters und von seinem Aufhören datirt die neuere Geschichte. — Aus dem Lehenswesen war der Staat in den Fürsten sich zum Bewußtseyn gekommen, und das Ich der Fürsten war die Spitze geworden, in die alle Zwecke der geselligen Vereinigung zusammenfielen. Nachdem die Fürsten zuerst die Großen ihrer Länder unterworfen hatten, um auf deren Schultern ihre Souveränität aufzurichten, da war die Ochlokratie in eine Despotie übergegangen, die Freiheit war zu einem Majorat geworden, welches sich nur in der herrschenden Familie forterbte, und die Masse der Unterthanen war nur noch vorhanden, um die landesherrlichen Kassen zu füllen und die fürstlichen Truppen zu rekrutiren.

Dieses selbstsüchtige Streben der Fürsten mußte aber zum Wendepunkt der Verhältnisse werden; durch ihren Egoismus wurden sie gezwungen, den Egoismus selbst aufzugeben, und hierin zeigt sich die Dialektik der Geschichte.

Um ihre Zwecke zu erreichen, bedurften sie des Geldes, und um nachhaltig immer mehr Geld zu erhalten, mußte man auf die Erkräftigung und Wohlhabenheit der Unterthanen denken. Aus dieser Vorsorge nun für das materielle Wohl des Volkes mußte demselben mehr und mehr auch an geistiger Freiheit eingeräumt werden.

Durch diese Zugeständnisse ermuntert ging man aber weiter und kehrte das Verhältniß um. Die Völker, die als Realitäten behandelt wurden, und als Erbschaft mit dem Lande aus einer Hand in die andere übergingen, traten jetzt auf eine höhere Stufe und wurden sich selbst Zweck. Die Fürsten mußten ihrem Nimbus entsteigen, die Volkszwecke befördern und hierzu die Hülfe der wiedererwachten Wissenschaften in Anspruch nehmen.[1]

Zu der Zeit, als das Finanzinteresse der Fürsten sich besonders in den Vordergrund stellte, argumentirte man also: „Es lebt kein Mensch weder in den Städten noch auf dem Lande, der selbst eigenthumlos, nicht entweder mittelbar oder unmittelbar etwas zu den Staatseinkünften beizutragen hätte. Es mag

[1] Erinnerungen an Wilh. v. Humboldt von Gustav Schlesier. I. Thl. Erste Hälfte S. 168 ff. Stuttgart 1843.

Jemand reich oder arm ſeyn, ſo muß er nach dem Verhältniſſe ſeiner Bedürfniſſe etwas an Abgaben zahlen, ſelbſt der Bettler iſt davon nicht ausgenommen, denn das, was er mit dem erbettelten Gelde erkauft, unterliegt der Konſumtionsſteuer. Der Preis aller Dinge iſt durch das Bedürfniß beſtimmt, jemehr das Bedürfniß zunimmt, deſto höher ſteigt der Preis; mit der Vermehrung der Menſchen vermehren ſich deren Bedürfniſſe an den zum Leben nöthigen Dingen, und die Preiſe derſelben müſſen alſo ſteigen. Dieſe Preiſe bilden nun wiederum den Grund zu den Auflagen des Staates, daher wird der Landesherr deſto reicher, jemehr Unterthanen entſtehen. Er wird auch deſto mächtiger, jemehr die Bevölkerung ſeines Landes ſteigt; das Geld abgerechnet, welches er von ihnen durch Steuern erheben kann, vermag er deſto mehr Soldaten auszuheben; die größere Menge der Truppen aber gewährt die Ueberlegenheit im Felde, ſie ſichert die Unabhängigkeit nach Außen und befeſtigt die Gewalt im Innern."

Anders hatten die griechiſchen Philoſophen den Staat betrachtet; wie ſie überhaupt die Aeſthetik zuerſt ausgebildet haben, ſo haben ſie auch eine Aeſthetik der Staatskunſt geſchaffen. — Das Schöne, welches überall ihnen als wünſchenswerth erſchienen, erblickten ſie in dem Ebenmaaß, und dieſe Art der Anſchauung wendeten ſie auch auf den Staat an.

Alles, was in ſeiner Art ſchön heißt, ſagt Ariſtoteles,[1] iſt es nicht durch eine abſolute, ſondern durch eine verhältnißmäßige Größe und Anzahl ſeiner Theile. Alſo wird auch ein Staat für den ſchönſten zu halten ſeyn, welcher bei ſeiner Größe auch das gehörige Maaß und die nöthige Proportion ſeiner Theile hat. Gewiß haben die Staaten ein ſolches Maaß ihrer ſchicklichen Größe, wie alle anderen Dinge, Thiere, Pflanzen und Werkzeuge. Keines von allen dieſen behält die ihm eigenthümlichen Kräfte, wenn es entweder zu klein oder zu groß iſt: ſondern es wird dadurch ein ganz anderes Ding und es verliert ſeine Natur, oder es wird ſchlecht in ſeiner Art und befindet ſich übel. Ein Schiff, welches nur eine Spanne lang wäre, wäre kein Schiff mehr, ſo wenig als eines, das zwei Stadien

[1] Arist. Pol. Lib. VII. Cap. IV.

lang wäre. Bei einer Kleinheit oder Größe, die nicht so bis aufs Aeußerste getrieben wäre, aber doch das gehörige Maaß überschritte, würde das Schiff zwar noch Schiff bleiben, aber doch ein schlechtes, unbrauchbares Fahrzeug werden. Auf gleiche Weise würde eine Stadt, in der zu wenige Menschen wären, kein gemeines Wesen oder einen Staat ausmachen können, weil sie alsdann sich nicht selbst genugsam würde seyn können, ein Staat aber etwas für sich Bestehendes und also sich selbst Genugsames seyn soll. Eine Stadt aber, die aus zu vielen Menschen bestünde, würde zwar in Absicht der Bedürfnisse des Lebens sich selbst genugsam seyn können, aber sie würde mehr ein Volk als ein städtisches gemeines Wesen seyn. Wie wäre es möglich, bei einer solchen übergroßen Menge bürgerliche Ordnung und Verfassung einzuführen? Wer würde Anführer derselben im Kriege, wer anders als ein Stentor würde Herold oder Ausrufer bei einer solchen Versammlung seyn können?" — Plato begrenzte seinen Utopischen Staat auf die Anzahl von 5040 Bürgern (de leg. V.). Diese Zahl der Bürger soll dadurch erhalten werden, daß jeder Hausvater einen Sohn sich zum Nachfolger in Besitz nehme, die anderen aber kinderlosen Bürgern zur Adoption überlasse. — Aristoteles, welcher eine Kritik[1] der Platonischen Gesetze gibt, tadelt dieselben deßhalb, weil es jedem Ehepaar überlassen ist, so viel Kinder aufzuerziehen als ihm gut dünkt, läßt aber die Zahl der Bürger selbst unbestimmt, und setzt als äußerste Grenze, daß der Staat keine kleinere Anzahl von Menschen enthalte, als zu seiner Selbstgenügsamkeit nöthig ist, und keine größere, als dazu erfordert wird, wenn die Bürger einander kennen und übersehen sollen.

Mit Plato und Aristoteles nun im Widerspruch erkannte die staatswirthschaftliche Schule des achtzehnten Jahrhunderts die Volksvermehrung für eine Nothwendigkeit. Zuvörderst sah sie in der Vielheit der Menschen den Grund zu einer allgemeinen Glückseligkeit; denn jemehr Köpfe, Hände und Kräfte vorhanden wären, desto besser könne für das allgemeine und besondere Wohl gesorgt werden. Jemehr die Menschen sich vereinigen, um sich einander beizustehen und Hülfe zu leisten, desto mehr steige die

[1] Politik II. Buch 4. Kapitel.

Wohlfahrt im Ganzen. Sey die Bevölkerung in einem Lande ſchwach, ſo kommen die einzelnen Glieder weniger miteinander in Berührung und Verkehr; hierauf beruhe aber die Volksbildung, der höhere Verſtandesgrad und jede andere Vollkommenheit. Abgeſehen von dieſen Rückſichten des geiſtigen Wohls werde das materielle Vermögen, welches im Gelde beruhe, durch die größere Bevölkerung vermehrt. Ein Menſch oder eine Familie könne mehr Früchte der Agrikultur und der Induſtrie gewinnen, als ſie zur eigenen Subſiſtenz nöthig hätten; dieſe Ueberſchüſſe kämen in den Handel und würden bei anderen Völkern in Geld umgeſetzt; jemehr Hände nun in einem Staate vorhanden wären, deſto mehr könne an tauſchbaren Produkten gewonnen und deſto mehr Geld alſo ins Land gezogen werden. Von dieſen Grundſätzen nun ausgehend ſuchte die Schule[1] die vergeſſene Kunſt, die Bevölkerung zu vermehren, wieder hervor, und brachte viele Mittel zu dieſem Zweck in Vorſchlag; es folgen hier die hauptſächlichſten:

Das Ausſetzen von Preiſen für diejenigen, welche viele Kinder zeugen.

Erleichterung der Ehen durch Brautkaſſen. Austheilung von Aeckern auf dem Lande, Baubegnadigungen und Befreiung von Abgaben für beſtimmte Zeit.

Die Einführung einer ſtrengen Sittenpolizei zur Beförderung des ehelichen Lebens, Hinderung des Anwuchſes der Ordensleute, die im Cölibat leben.

Die Begünſtigung der Einwanderung, und zwar der der geringeren Stände durch Darbieten materieller Vortheile, der der Reichen und Vornehmen durch Gewährung äußerer Ehren.

Beförderung der Arznei-, Apotheker- und Hebammenkunſt.

Geordnete Aufſicht über die Zuträglichkeit der Lebensmittel und die Reinlichkeit der Wohnörter.

Die Errichtung von Manufakturen und Fabriken.

Aufhebung der Zünfte, Abſchaffung der Leibeigenſchaft, Unterthänigkeit und Frohnden. Aufhebung der Majorate, der Untheil-

---

[1] v. Juſti's Staatswirthſchaft § 141—146. — A. S. v. Z. die Verwandlung der Domänen in Bauerngüter. — Montesquieu esprit des lois, liv. 23, cap. 28. — Filangieri 4. Kap. II. Buch.

zu seyn; von gesunder Sinnlichkeit ist in dieser Musternovelle, was sie vielleicht seyn soll, gar nichts zu verspüren, sondern an ihrer Stelle spukt das Gespenst korrupter Geistreichigkeit.

Wozu, fragt man vielleicht jetzt, diese weitläufige Kritik über einen Autor, der für Unterhaltung und Belustigung des Publikums schreibt, der sich selbst für keinen eigentlichen Gelehrten ausgibt, und dem man durch solches ernsthaftes Eingehen auf Behauptungen, die er in halb poetischer, halb witziger Laune hinwarf, eine größere Wichtigkeit beilegt, als er verdient? Zu dem im Anfang dieses Aufsatzes Gesagten setzen wir nunmehr als Antwort noch Folgendes hinzu: Heine hat ein großes Publikum gefunden, und nicht wenige, wenn auch nicht eben die befugtesten, Richter haben ihm, mehr oder weniger bedingtes, Lob gespendet; gerade die von uns gerügten Eigenschaften haben theilweise zu seiner Popularität beigetragen; „Wer Vieles bringt wird Vielen Etwas bringen," läßt sich auch so auslegen: Wer in verschiedenem Tone schreibt, bald begeistert, bald sentimental, bald humoristisch, bald verzweifelnd, wird Viele anlocken; die Leichtfertigkeit, womit er die wichtigsten Probleme behandelte, galt bei Oberflächlichen und Mühescheuen für den Beweis vollkommener Meisterschaft; an seinem Heuschreckenstyl pries man, daß er ermüdende Einförmigkeit vermied; fast jede politische oder literarische Partei, wenn auch selbst von ihm insultirt, fühlte sich durch eben so herbe Ausfälle auf Gegner einigermaßen ausgesöhnt und gekitzelt; und wenn auch unter den Deutschen selbst die ernster Forschenden und gründlicher Gebildeten die Blößen Heines einsahen, blendeten doch seine manchen glänzenden Eigenschaften das Auge von Ausländern, Franzosen und Engländern, die ihn schon hin und wieder als Autorität anführen. Ob wir Heine und seine von einer starken Propaganda des Fleisches gepredigten Lehren für so gefährlich halten? Wir glauben nicht, daß der tüchtige Theologe, der gebildete Philosoph, der überzeugte Politiker, der Kenner der Geschichte und der Literatur sich durch Heines abenteuerliche Don Quixoterien wird in Schrecken setzen und irre machen lassen; Jeder wird auf seinem Gebiete die Angriffe leicht zurückweisen, oder sie in der Stille belächeln; aber in den Augen der Laien erscheint doch Heine, weil er auf so vielen Punkten angreift, selbst wenn er überall im ernsteren Kampf unterliegt, leicht als eine bedeutende Macht, und seine beharrliche

barkeit des Bodens und Verwandlung der Domänen in Privatgüter.

Handhabung einer guten und gelinden Regierung, Verstattung der Gewissensfreiheit und der Freiheit für die Privathandlungen der Unterthanen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begannen im Westen die obenberührten mächtigen politischen Umwälzungen, und in denselben wurden die meisten der vorgenannten theoretischen Vorschläge praktisch ausgeführt. Der Krieg verbreitete sich von Frankreich aus beinahe über den ganzen Welttheil. Seine Folge war die Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse im mittleren Europa, und die neuen Formen behielten ihre Geltung, nachdem der Frieden die 26jährige Unruhe im Jahre 1815 beschlossen hatte. Ueber ein Viertel des Säkulums ist seitdem in der Friedensepoche an uns vorübergegangen, und in diesem Zeitraume hat eine sehr merkliche Zunahme der Bevölkerung im mittleren Europa stattgefunden. Die in der nachfolgenden Uebersicht enthaltenen Angaben mögen die nöthigen Momente für die Vergleichung darbieten.

Der Staat hatte	im Jahre	Einwohner.	Im Jahre 1826. Balbi abrégé de Géographie (Paris 1837 p. 636).	nach den Zählungen im Jahre	Einwohner.	im Jahre 1840 nach Bernoulli's Handbuch der Populationistik. (Ulm 1841, p. 201.)		
						Einwohner.	Areal in Q.-Meilen.	Einwohner auf die Q.-Meile.
Die deutschen Staaten ohne Oesterreich und Preußen	1822	13,574,700 S. Hassels statist. Umriß der sämmtl. europ. Staaten. Weim. 1823. Hft. I. S. 55.	13,900,000	*		15,460,000	4,280	3,660
Frankreich	1816	29,850,000 S. Bernoulli S. 330.	32,000,000	1836	33,541,000	34,700,000	9,625	3,604
Holland und Belgien .	1815	5,272,540 S. Hassel a. a. O. Heft II. S. 140.	6,118,000	1838 1834	4,262,300 Belgien. 2,481,000 Holland. S. Bernoulli S. 22.	6,940,000	1,126	6,158
Die Schweiz	1822	1,855,300 S. Hassel Heft II. S. 170.	1,980,000	1837	2,188,000 S. Bernoulli S. 22.	2,250,000	725	3,103
Oesterreich. Monarchie .	1815	28,178,836 Hassel Heft I. S. 8.	32,000,000	1834	35,047,500	36,800,000	12,156	3,025
Preußen	1816	10,588,157 S. Hoffmanns Bodenfläche 1817. S. 7.	12,164,000	1837	14,096,125 W. Hoffmanns Bevölkerung des preuß. Staates S. 19.	14,400,000	5,028	2,863

* Es gibt in der neuesten Zeit keine gleichzeitigen Zählungen für die gesammten deutschen Staaten, und da es hier weniger auf ins Detail eingehende Angaben als auf die großen Uebersichten ankommt, so sind die Bevölkerungszahlen für die einzelnen Staaten nicht angeführt.

Wenn es ſich darum handelt, welchen Urſachen die aus dem Vorſtehenden erſichtliche Vermehrung zuzuſchreiben iſt, ſo muß man zur Beantwortung dieſer ſpeziellen Frage auf die allgemeinen Grundſätze der Volksvermehrung zurückgehen.

Malthus beginnt ſein berühmtes Werk mit einem Citat aus Franklin: „Die unendliche Produktionskraft der Pflanzen und Thiere werde nur durch das Gedränge und den Kampf derſelben um gehörige Nahrungsmittel in Schranken gehalten; es ſey nicht unmöglich, daß die ganze Erdoberfläche, wenn alle anderen Pflanzengattungen untergingen, von einer einzigen bekleidet werden könnte, oder wenn alle anderen Bewohner ausſtürben, die ganze Erde binnen wenigen Menſchenaltern von einer einzigen Nation bevölkert werden könnte.“

Malthus ſagt von dieſer Behauptung: ihre unwiderſprechliche Wahrheit ſpringe in die Augen, und auf dieſen Satz begründet er ſeine Lehre. Die Natur iſt verſchwenderiſch in der Saat des organiſirten Lebens, ſparſam in der Anweiſung des Lebensunterhaltes. Nur die beſtimmte Menge der Nahrungsmittel hält die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts gehörig nieder, welche allezeit den vorhandenen Vorrath zu überſchreiten ſtrebt. Die Menge der Nahrungsmittel bildet ihm alſo für die Zunahme der Bevölkerung die Richtſchnur, aus der Neigung aber, ſich über die Menge der Nahrungsmittel zu vermehren, leitet er das Uebel der Uebervölkerung her, und dieß iſt die Theorie der Subſtanzialiſten.

Die entgegengeſetzte Schule, welche in der Vermehrung der Bevölkerung auch die Urſache der Vermehrung der Subſiſtenzmittel ſieht, iſt die der Populationiſten, und ihre bedeutendſten Vertreter in der letzten Zeit waren Jean Baptiſte Say und Ricardo.[1]

Malthus geſteht ſelbſt, daß es ihm an hinreichendem Material gefehlt hat (Bd. I. S. 22), um ſichere Schlußfolgen zu ziehen, und ſomit räumt er wohl ſelbſt ein, daß er ohne poſitive Grundlagen ſein Syſtem konſtruirt hat.

Im Weſentlichen ſtimmt Sismondi, welcher den Malthus bekämpft, mit des Letzteren Syſtem überein, nur ſetzt er nicht

[1] S. Unterſuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus, von Dr. Fried. Schmidt. Leipzig 1836.

die Lebensmittel, ſondern das Einkommen als die Grenze, und Weinhold hält das Betriebskapital und die Arbeit dafür. — Laſſen wir dieſe Spekulationen bei Seite und greifen wir nur das aus dieſer Materie heraus, was als Faktum einer hiſtoriſchen Begründung und Geltung ſich erfreuen dürfte, ſo finden wir die Wahrheit des Satzes beſtätigt, welchen bereits Süßmilch an die Spitze ſeiner bekannten Schrift geſtellt hat,[1] daß der Zunahme und Abnahme der Bevölkerung Naturgeſetze zum Grunde liegen. Dieſe bewirken, daß die nach Zunahme ſtrebende Population bei allmähligem Fortſchritt von ſelbſt dann zum Stillſtande kommen muß, wenn die Anzahl der Menſchen ſich gegen die Bodenfläche ins Gleichgewicht geſetzt hat. — Die Kolliſion zwiſchen der göttlichen Providenz und dem freien Willen des Menſchen, die in allen Beziehungen des Lebens zur Sprache kommt, erſcheint auch bei der vorliegenden Frage. — Sind der Zunahme der Bevölkerung feſte Naturgeſetze auferlegt, ſo iſt der Menſch dieſen Naturgeſetzen unterworfen; er handelt alſo, indem er dieſe zur Erſcheinung bringt, nach einer vorher beſtimmten Nothwendigkeit, alſo ohne freien Willen. Handelt der Menſch aber nach ſeinem freien Willen, ſo kann die immerwährende Vermehrung ſeines Geſchlechtes bis zu der angegebenen Grenze von der göttlichen Vorſicht nicht vorherbeſtimmt ſeyn.

Wer vermag jenes Räthſel überhaupt zu löſen? Hier hört das Wiſſen auf und hier beginnt der Glaube. Der Glaube, daß der Menſch mittelſt der Vernunft die Herrſchaft über ſich ſelbſt beſitzt, und daß er Willen und innere Freiheit hat, ſpricht ſich nicht blos in den verſchiedenen Religionen aus, er wird nicht blos theoretiſch in der Ethik, ſondern auch praktiſch in beinahe allen Geſetzgebungen, im Strafrecht, anerkannt. Dieſe Freiheit des Menſchen macht ſich auch in jenen Naturgeſetzen geltend, und ſie kommt bei der Eingehung der Ehe zur Erſcheinung. Nachdem dieſe freie Handlung einmal vorgenommen iſt, folgt alles Fernere dem Geſetz, und in der Art und Weiſe, wie dieſe Handlung zur That wird, zeigt ſich die Vernunft der Maſſen.

Die nachfolgenden Sätze haben als Reſultate vielfältiger

[1] Die göttliche Ordnung, IV. Ausgabe, Berlin 1775. I. Thl. S. 50.

Beobachtungen, also als Erfahrungssätze, ein Bürgerrecht in der Statistik gewonnen.

„Die Ehe trägt wesentlich zur Lebensverlängerung bei."

„Größere Mortalität findet man dort, wo verhältnißmäßig die wenigsten Ehen geschlossen und die meisten unehelichen Kinder geboren werden."

„Die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen weicht in den verschiedenen Ländern wenig von einander ab; der bedeutende Unterschied in der Stärke der Fortpflanzung bei einzelnen Völkern beruht auf dem Umstand der größeren Zahl von Verheirathungen."

„Jahre, in denen die Lebensmittel bedeutend im Preise steigen, liefern weniger Geburten, als Perioden, in denen der Unterhalt billiger ist."

„Bei zunehmender Volksdichtigkeit wird die Begründung eines Hausstandes immer schwieriger. Die Bedenken gegen die Ehe mehren sich alsdann und die Ehelosigkeit nimmt zu; also steht die größere Zahl der geschlossenen Ehen und der geborenen Kinder in einem umgekehrten Verhältnisse zur Volksdichtigkeit."

Diese Sätze bewegen sich in einem Zirkel; der Eingang führt in ihnen zu dem Ausgang und der letzte Punkt fällt in den ersten. Sie müssen sich aber im Kreise drehen, weil sie ewig sind und das Sinnbild des Unendlichen die Kreisesform ist. — Daß diese Gesetze sich gegenseitig kompensiren, sieht selbst das Auge, welches sich nicht mit der Wissenschaft gewaffnet hat, und es dürfte uns daher wohl erlassen bleiben, ihre Einwirkungen und ihre Beziehungen auf und zu einander umständlich zu beschreiben.

Ihre Folge ist nothwendig die, daß bei dem, den Menschen inwohnenden, Triebe zur Fortpflanzung, sich jede Bevölkerung bis zu dem Punkte auszubreiten strebt, auf welchem ihre Masse sich gegen das Areal angemessen verhält. Diese Naturgesetze leiten ihren Fortschritt bis dahin und nicht weiter; wenn sie dieses Verhältniß erreicht hat, dann muß ihr Wachsthum von selbst aufhören.

Wie bei der Dampfmaschine das Ventil den überflüssigen Dampf ausströmen läßt, um das Platzen des Kessels zu verhindern, so bewirken die genannten Gesetze, daß eine gefährliche und zu Uebervölkerung führende Zunahme nicht weiter fortschreitet.

Belaſtet man das Ventil, ſo kann es ſich bei dem vorher berechneten Luftdruck nicht öffnen, oder macht man eine Vorrichtung daran, daß es einmal aufgegangen ſich nicht von ſelbſt wieder ſchließt, dann vermehrt oder vermindert der Dampf ſich in dem Grade, daß die Maſchine zerſtört wird oder ſtehen bleibt. In beiden Fällen liegt die Schuld nicht an der Maſchine, ſondern an denen, welche ſie nicht gewähren ließen. — In gleichem Verhältniſſe, wie die Bewegung der Maſchine, befindet ſich die Bewegung der Völker. Nur dort, wo die Naturgeſetze ſich ungehinderte Geltung verſchaffen können, und wo der natürlichen Entwickelung nicht entgegengetreten wird, geht die Selbſtregulirung vor ſich. — Sollen die Störungen, welche jene Naturgeſetze erleiden, auf das ihnen inwohnende gemeinſame Element zurückgeführt werden, ſo iſt dies der Mangel an Freiheit; ihm ſind die Anomalien zuzuſchreiben, die ſich hier oder dort wirklich entwickelt haben.

Die Geſchichte weiſet in unzweifelhaften Thatſachen die Lehre nach, daß, wo die Freiheit in ihren verſchiedenen Beziehungen zum Recht, zur Religion, zur Sitte oder zur Volkswirthſchaft, kurz nach irgend einer Richtung hin aufgehoben wurde, dieſe ſich ſelbſt regelnden Naturgeſetze keine Wirkſamkeit erlangen konnten, und entweder Entvölkerung oder Uebervölkerung entſtand.

Wir brauchen zur Erläuterung des Vorſtehenden gar nicht auf ſolche Begebenheiten zurückzugehen, welche uns die Bevölkerungen nach vorwärts oder rückwärts durch Gewährung oder Entziehung der Freiheit auf eine in die Augen ſpringende Weiſe direkt bewegt zeigen, z. B. einerſeits die Bedrückung der Juden in Aegypten und der Proteſtanten in Frankreich, und die hierdurch bewirkte Auswanderung derſelben, welche einen plötzlichen Ausfall in der Volkszahl veranlaſſen mußte, — andererſeits die Erklärung Roms zur Freiſtätte, die den franzöſiſchen Refugiés in England und Preußen bewilligten Privilegien und die hierdurch beförderte Einwanderung und Vermehrung der früheren Volkszahl. — Selbſt wenn wir dieſe Fakta unbeachtet laſſen, ſo liefert die Geſchichte doch noch hinlänglichen Stoff zur Anführung von Thatſachen, bei denen zwar die Freiheit mit der Bewegung der Bevölkerung in weniger ſichtbarem Zuſammenhange ſich darſtellt, bei welchen aber dieſe Wirkung und jene Urſache

dem Auge des aufmerksamen Beobachters eng verbunden erscheinen.

Alt-Griechenland und die Griechen in Kleinasien haben vom 6ten bis 4ten Jahrhundert vor Christus eine sehr starke Bevölkerung gehabt. Die unzähligen Ansiedelungen, welche zu dieser Zeit nach allen Weltgegenden entsendet wurden, beweisen diese Behauptung. Nach den Untersuchungen von Henry Clinton war bis zur Periode der römischen Herrschaft die Bevölkerung dieser Weltgegenden stationär. Die herrschende Meinung datirt die später eingetretene Volksverminderung von der Auflage des fremden Joches. Zumpt widerspricht derselben zwar, aber sie erscheint richtig, wenn man auf andere geschichtliche Begebenheiten Rücksicht nimmt. — So war z. B. in Frankreich in dem Zeitraume von 1815 bis 1822, in welchen Jahren das Land eine politische Bedrückung zu erleiden hatte, die Zahl der Trauungen geringer als vor der Revolution. Nach Kriegen und dergleichen größeren Kalamitäten werden sonst in der Regel mehr Ehen eingegangen, als vorher, deßhalb erscheint diese Thatsache um so auffallender. Als aber 1822 die alljirten Truppen abmarschirt waren, da wurden 26,000 und im Jahr 1823 40,000 Paare mehr als in den vorhergehenden Jahren eingesegnet,[1] und es zeigt sich hier recht deutlich, welchen Einfluß die politische Freiheit auf die Bewegung der Bevölkerung übt. — Zu dem fremden Joch kam in Griechenland noch die Demoralisation der Massen, also zu dem Mangel an politischer noch der an sittlicher Freiheit. Die Einwohner hatten sich der Weichlichkeit, Bequemlichkeit und Trägheit ergeben; sie wollten, selbst wenn sie in der Ehe lebten, keine Kinder auferziehen, oder nur eines oder zwei von vielen, um diesen ein gutes Vermögen zu hinterlassen. Die Unsitte und das Laster der Päderastie hatte eine große Verbreitung gewonnen, und so ging die Entvölkerung dieses von der Natur gesegneten Himmelsstriches mit raschen Schritten vorwärts.[2]

Gleiche Verhältnisse, welchen sich noch finanzielle Bedrückungen hinzugesellten, bewirkten die Volksverminderung in dem

---

[1] Bickes Bewegung der Bevölkerung, S. 8.
[2] S. Zumpt S. 15.

weiten römiſchen Reich.[1] Das Regaliſiren und Beſteuern von allen Dingen und allen Handlungen nahm kein Ende; man braucht ſich nur an Veſpaſians Urinſteuer zu erinnern.

Spanien liefert ebenfalls die unzweideutigſten Belege, wie finanzielle und ökonomiſche Verſtöße auf die Bewegung der Bevölkerung nachtheilig einwirken.[2] Schon Karl V. hatte durch ſeine ausländiſchen Unternehmungen die Kräfte der Nation ungewöhnlich in Anſpruch genommen, ſeine immer neuen Operationen vermochten nicht, ſeine Geldverlegenheiten zu entfernen, und er gab ſein Reich auf, weil er es nicht länger zu verwalten wuſte. Philipp II. ergriff noch drückendere Maßregeln als ſeine Vorgänger; er ging, um ſich augenblicklich zu helfen, ſo weit, das Geld, welches Kaufleute und Reiſende aus Indien mitbrachten, mit Beſchlag zu belegen und Zinsanweiſungen dafür auf ſeine Renten auszutheilen. Dabei wurde das Gewerbe bis in das allerkleinſte auf eine ſtrenge Weiſe bevormundet. Geſetze, welche dem Handel nachtheilig ſeyn mußten, bald Einfuhrverbote, bald Ausfuhrverbote folgten raſch auf einander. Mehr das Uebermaaß, als der Mangel an Sorge für den Verkehr brachte dieſen ins Stocken; ſo wurde z. B. unter Philipp III. durch die willkürliche Erhöhung des Kupferwerthes von zwei auf vier das Silber aus dem Lande gebracht, und man zählte dafür 128 Millionen Dukaten in Kupfermünze. Die hohen Zölle und drückenden Abgaben aller Art kamen hinzu, und ſchon 1575 kam ein Staatsbankerott zum Ausbruch, der wenig über 58 Prozent ergab. Dieſe Fehler der Regierung wurden durch die Fehler des Volks vergrößert. Nach Philipps II. Vorgang, welcher das Eskurial errichtet, wurden Klöſter begründet, und hierauf warf ſich der Ehrgeiz und Wetteifer der Großen. Dieſe Schulen des Müßigganges gewannen eine ſolche Ausdehnung, daß man gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts 988 Nonnenklöſter, und allein von den beiden Orden der Franziskaner und Dominikaner 32,000 Mönche zählte. Die Cortes klagten auch, daß, wenn dieſes ſo fortgehe, die Geiſtlichkeit durch Schenkungen und durch

---

[1] S. Zumpt S. 45.

[2] Fürſten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert. I. Bd. 2te Aufl. Berlin 1837. S. 334—415.

Kauf das ganze Königreich an ſich bringen werde. Die Gewerbe verloren an Anſehen, es zeigte ſich gegen dieſe und eine jede Emſigkeit eine Abneigung, ein jeder wollte als Hidalgo leben, ein jeder, der es möglich machen konnte, kaufte Renten, und es griffen die Majorate um ſich. — So iſt denn die Klage über die Abnahme der Bevölkerung gewiß richtig, welche die Cortes gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts erhoben, indem ſie ſagen, „es liege Ackerbau und Viehzucht, Arbeit und Verkehr darnieder, ſchon ſey kein Ort im Königreiche, dem es nicht an Einwohnern mangle, man ſehe viele Häuſer verſchloſſen und unbewohnt, das Reich gehe zu Grunde."

Die europäiſche Türkei, einſt die Wiege der Bildung und volkreicher Stämme, enthält heute öde Wüſteneien mit einer ſpärlichen Bevölkerung. Die barbariſche Regierung, die willkürliche Beitreibung der Steuern, die Rechtloſigkeit der Unterthanen den Behörden gegenüber, welcher ſelbſt der ernſte Wille eines Sultans nicht abzuhelfen vermag, die ſprichwörtlich gewordene Trägheit, Schlaffheit und Arbeitsſcheu der Türken, die religiöſe Bedrückung aller Nicht-Muhamedaner, iſt es nicht beinahe die gänzliche Aufhebung der Freiheit nach allen ihren Richtungen hin?

Zu der Zeit vor der franzöſiſchen Revolution, als die Fürſten ihre abſolute Souveränität ſtabiliſirt hatten, als das „l'état c'est moi" ſeine Bedrückungen äußerte, als das „car tel est notre plaisir" an die Stelle vernünftiger Gründe kam, da ſprechen die Schriftſteller von einer allgemeinen Verminderung der Bevölkerung, z. B. Montesquieu, welcher ſagt, daß die Welt nicht den fünfzigſten Theil der Bewohner zähle, welche ſie zu Cäſars Zeiten gehabt hätte.

Ebenſo wie die Entvölkerung, iſt auch die Uebervölkerung dieſen Urſachen zuzuſchreiben.

Daß Irland der Beſitzesberaubung ſeiner Einwohner, der Untheilbarkeit des Grundeigenthums, ſeinem unnatürlichen Pachtſyſtem, ſeiner Unkultur und ſeinem Mangel an Induſtrie die vorherrſchende Uebervölkerung verdankt, iſt eine bekannte Wahrheit.

In England herrſcht gleichfalls das Syſtem der Untheilbarkeit des Bodens; die großen Grundbeſitzer haben einen ſo

bedeutenden Einfluß auf die Gesetzgebung, daß sie jede Anordnung zu verhindern wissen, die ihrem Interesse widerstreitet. Künstlich ist also die Bevölkerung auf die Manufakturen und die Industrie hingedrängt worden. Indem sie die ganze Welt zu ihrem Abnehmer suchte, und eine Zeit lang auch fand, wurde der Begehr nach Arbeitern rege; als aber in andern Ländern sich ein Wetteifer zeigte, das englische Monopol abzuwälzen, da hätte die Konkurrenz der englischen Waaren mit denen des Auslandes nicht statthaben können, weil das Schutzsystem zu Gunsten der Aristokratie den Arbeitslohn ungewöhnlich steigern mußte, wenn man diesen Nachtheil nicht durch Hülfsmittel besiegt hätte, welche die Menschenarbeit ersetzten. Zugleich bannten strenge Heimathsgesetze den Armen an die Scholle, welcher er durch die Geburt angehörte, und die Armenpflege wurde zur Zwangslast erhoben.

Sismondi sagt:[1] „die öffentliche Wohlthätigkeit muß als Aufmunterung angesehen werden, welche von der Gesellschaft einer Bevölkerung gegeben wird, die sie nicht erhalten kann; je regelmäßiger und je besser diese Wohlthätigkeit organisirt ist, desto mehr wirkt diese Aufmunterung auf eine für die Gesellschaft gefährliche Weise." Wie sehr Sismondi mit diesem Ausspruch Recht hat, zeigt das Beispiel von England. Durch die Armengesetze begünstigt, ist ein großer Zuwachs der Bevölkerung herbeigeführt worden; die Regierung hielt es nicht für ihre erste Pflicht, für dessen Bildung gehörig zu sorgen; durch das Maschinenwesen sind diese Menschen unnütz geworden, durch die Vernachlässigung des Unterrichts sind sie der Unsittlichkeit, der Rohheit, Trunksucht und Verwilderung Preis gegeben. Nur in den fruchtbarsten Jahren vermag der Boden bei seiner heutigen Beschaffenheit die nöthigen Lebensmittel für die Volkszahl zu erzeugen; sein Zollsystem isolirt den Staat, und so trägt denn die herrschende Noth alle Zeichen der Uebervölkerung an sich.

In England ist neben dem Mangel an sittlicher auch der an wirthschaftlicher Freiheit die Ursache des unnatürlichen Verhältnisses. Diese Ursachen werden auch von den Engländern richtig erkannt und gewürdigt, wie man sich des Weiteren aus

[1] Nouv. princ. d'écon. pol. Tom II. p. 303.

Fortsetzung des Kampfs wird ihm am Ende als Sieg angerechnet. Die einzelnen Disciplinen und Streitmächte behaupten wohl ihr Lager; aber Heine streift ungehindert und mit triumphirender Eitelkeit auf dem freien Felde umher, und die Menge der Laien meint, weil die von ihm Angegriffenen sich nicht verbünden, um ihm zu begegnen und ihn zu vertreiben: sie scheuen sich doch vor ihm, und werden am Ende noch, einzeln abgeschnitten, belagert und ausgehungert. Um die öffentliche Meinung einigermaßen über den wahren Stand der Sache, über die innere Nichtigkeit von Heines Macht aufzuklären, schien es angemessen, seine Gesammtthätigkeit etwas genauer zu beleuchten, und zu zeigen, daß sein System der Negation, wie glänzend es auch aus den Schatzkammern seines Geistes und Witzes aufgestutzt ist, zusammenhanglos und hohl, jeder positiven Wirkung ermangeln muß, und wenn es auch auf viele Individuen einen nachtheiligen Einfluß üben und den in den Geistern liegenden Samen der Frivolität, der Eitelkeit und des Uebermuths befruchten und zur Reife bringen sollte, doch der Wahrheit selbst, der Idee nicht hindernd in den Weg treten, sondern vielmehr sie zu kräftigerer Energie wecken wird. Wir haben oben von Heines Poesie zu zeigen gesucht, daß sie, die selbst das Höchste, vielleicht bald das Einzige zu seyn sich vermaß, eine wohlthätige Reaction hervorrief, die nicht auf einfachen Widerspruch sich beschränkend, den Dichtern neue Gesänge, dem Publikum verjüngte Theilnahme und Begeisterung entlockte; ähnliche Wirkungen dürften auch auf andern Gebieten Heines literarischer Thätigkeit folgen, wenn schon wir weit entfernt sind, seine Bedeutung auf letzteren der, die wir ihm als Dichter beilegen, zu vergleichen. Besonders wünschenswerth scheint es uns, daß seiner Methode eines fälschenden Popularisirens die Kunst des echten, wohlthätigen Popularisirens gegenübertrete, und daß seine einschmeichelnd glänzende, dabei aber verführerische und den Geschmack verderbende Prosa verdrängt und vergessen gemacht werde durch Wiederbelebung eines kräftigen, männlichen, lebendigen Styls — nicht zusammengeflickt wie gemachte Blumen, sondern gesund hervorgetrieben aus gesunder Wurzel reiner Gesinnung und gediegenen Geistes.

Vor einiger Zeit hat eine Reaction gegen Heines literarische Thätigkeit in Deutschland statt gefunden, nicht in dem oben angedeuteten und gewünschten Sinne, sondern eine solche, die der

Bulwer's „England und die Engländer" und namentlich durch die daſelbſt im dritten Kapitel des I. Buches enthaltene Erzählung von der Rieſin des Mikromegas überzeugen möge.

Wenden wir uns von dieſen hiſtoriſchen Rückblicken zur Beantwortung der Frage: worin hat im mittleren Europa die Vermehrung der Bevölkerung in den 25 Jahren ſeit 1815 ihren Grund? ſo müſſen wir zuvörderſt anführen, daß die Länder des mittleren Europa bis zu jener Periode mit keiner dichten Bevölkerung ausgeſtattet waren; dies geht ſchon aus dem allgemeinen Wunſche der Regierungen hervor, ihre Volksmaſſen intenſiv zu vergrößern.

Da nun in dieſem Jahrhundert das Prinzip der Freiheit mehr und mehr zur Anerkennung gekommen iſt, ſo ſtrebte, den Naturgeſetzen zufolge, die Bevölkerung danach, ſich gegen die Bodenfläche in ein angemeſſenes Verhältniß zu ſetzen. Inſofern nun in den Vorſchlägen, welche die Staatswirthe des vorigen Jahrhunderts gemacht haben, die Freiheit befördert wurde, hat allerdings durch die Ausführung jener Vorſchläge die Bevölkerung zugenommen.

Der Kampf zweier Syſteme bezeichnet den Wechſel des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, und erſtreckt ſich zum Theil noch bis in unſere Tage, der des Progreſſiven und Retrograden. Indem Deutſchland und ſeine Verbündeten ſich den Progreſſiſten entgegenſtellte, mußte es ſelbſt mehr oder minder von dem feindlichen Element in ſich aufnehmen. Die ſogenannte Legitimität, für die es in die Schranken trat, hatte in Deutſchland ſeine Wurzel längſt abſterben geſehen, die ganze Ordnung der Dinge, welche auf Verträgen und der Verjährung beruhte, war längſt aufgehoben, alle Rechte, alle Titel, welche man in Anſpruch nahm, waren gerade aus dem illegitimen Prinzip hervorgegangen, und ihm verdankten ſelbſt die Fürſten ihre Unabhängigkeit. Mit einem Wort, um der Revolution kräftig entgegenzutreten, hatte man ſie mit ihren Waffen angreifen müſſen; um ſie beſiegen zu können, hatte man ſie im eigenen Hauſe veranlaßt. Ueberall wurden mehr oder weniger die alten Feſſeln abgeſtreift, zum Theil auch hatte ſie ſchon die Fremdherrſchaft gelöst, um die Völker hierdurch in ihr Intereſſe zu ziehen. Den Staatsangehörigen wurden überall größere politiſche Rechte

zugeſtanden, und dieſe gaben ein erhöhtes Gefühl der Sicherheit. Die Veränderungen, welche in den Geſetzgebungen ſtatt hatten, gewährten eine größere Freiheit, und dieſe bot die Möglichkeit des vervielfältigten Lebens. — Der Volksunterricht wurde in die erſte Reihe der Staatsbedürfniſſe erhoben und durch ihn die ſittliche Erziehung befördert. Wenn es nicht eine vereinzelte Erſcheinung, ſondern eine beinahe überall gemachte Wahrnehmung iſt, daß die Verbrechen gegen die Perſonen abnehmen und nur die durch Noth hervorgerufenen gegen die Sachen zunehmen, ſo läßt auch dies darauf ſchließen, daß im Allgemeinen die ſittliche Bildung wirklich gemehrt und die ſittliche Freiheit, welche durch die Kämpfe gegen das fremde Joch angeregt wurde, geſteigert worden iſt.

Die Menge des Vermögens, welche durch den Verkauf der Kirchen- und Staatsgüter dem Privatbeſitz zufiel, die geſtattete Theilbarkeit des Grundeigenthums, die freigegebene Aufhebung der Majorate und Fideikommiſſe, die Abſchaffung des Lehnsweſens, der Unterthänigkeit, der Dienſte und Frohnden, die Abſtellung der Zunft- und Bannrechte, alle dieſe Maßregeln, welche in größerer oder geringerer Zahl in den meiſten Staaten getroffen wurden, erleichterten die Niederlaſſung und Begründung eines eigenen Hausſtandes.

Die beſſeren Straßen, die allmählige Abſchleifung der Länderunterſchiede, die innige Verbrüderung und Verſchmelzung des geſammten deutſchen Vaterlandes und die Segnungen des Friedens überhaupt erleichterten den Verkehr, vermehrten die Wohlhabenheit, ließen Handel und Induſtrie emporblühen und machten den Begehr nach Arbeitskraft rege.

Nach dem Moſerſchen Satz: „die Menſchen ſind eine Waare, welche, wenn ſie ſtark abgeht, auch ſtark verarbeitet wird," wurde auf dieſe Weiſe durch wirklichen Zuwachs, durch poſitive Vermehrung die Bevölkerung vergrößert. Die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften haben aber zugleich die mittlere Lebensdauer verlängert. Die Seuche, welche tauſende von Menſchen jährlich dahinraffte, die Pocken ſind bewältigt; die Vorſorge für die Geſundheit überhaupt iſt durch beſſere Aerzte, Hebammen und Apotheker erhöht worden, die frühen Opfer des Todes ſind hierdurch vermindert und alſo verſchiedene Generationen in dieſelbe Zeit

zuſammengedrängt werden. Die erhöhte ſittliche, politiſche und ſociale Freiheit war alſo der Hebel, durch welchen die Volkszahl gehoben wurde. — Wenn es ſich nun darum handelt, ob die geſtiegene Bevölkerung die Beſorgniſſe vor einer Uebervölkerung in der That rechtfertigt, ſo müſſen wir uns zuvörderſt über die Bedeutung, in welcher wir das gefürchtete Wort auffaſſen, verſtändigen. Die Menge der oberflächlichen Schriften über dieſe Materie und die ihr verwandten Gegenſtände, von welcher der Markt der Tagesliteratur überſchwemmt wird, hat eine ſolche Begriffsverwirrung in die Bezeichnungen gebracht, daß die Worte „Nahrungsloſigkeit, Pauperismus, Proletariismus und Uebervölkerung" als vollſtändig gleichbedeutend angeſehen werden, während ſie weſentlich von einander verſchieden und ſcharf von einander zu trennen ſind.

Nahrungsloſigkeit heißt derjenige Zuſtand des Menſchen, in welchem er überhaupt keine Nahrung hat, wobei es gleichviel gilt, wo ſich der Mangel herſchreibt.

Sind die in der Natur und den Menſchen liegenden Hilfsmittel vollſtändig entwickelt und die Erzeugniſſe des Bodens reichen dennoch nicht hin, die Lebensbedürfniſſe der Einwohner zu befriedigen, oder ſind dieſe unter den angegebenen Verhältniſſen auch nicht im Stande, ſich die fremde Zufuhr zu verſchaffen, ſo wird dies Mißverhältniß mit „Uebervölkerung" bezeichnet.

Pauperismus nennen wir die mißliche Lage eines Landes, in welchem die Erzeugniſſe der Bodenfläche zwar für die auf derſelben lebende Menſchenmenge hinreichen, Einzelne aber, oder ganze Klaſſen der Bevölkerung doch außer Stande ſind, ſich zu ernähren, weil eine Störung der Gewerbthätigkeit und regelmäßigen Beſchäftigung ſie verhindert, ſich die Nahrungsmittel zu erwerben. Dieſe Störung liegt nicht in den Unterhaltsloſen ſelbſt, ſie wird vielmehr durch äußere Umſtände herbeigeführt, z. B. in dem civiliſirten und induſtriellen Theile Europas jetzt vorübergehend durch die Einführung der Maſchinen.

Wird endlich die verbreitete Nahrungsloſigkeit der Menſchen ohne Beſitz bei vorhandenen Lebensmitteln und Erwerbsquellen durch Arbeitsſcheu oder die Neigung zum Verbrechen erzeugt, ſo gibt dies den Begriff des Proletariismus.

Aus dem Vorſtehenden geht hervor, wie Nahrungsloſigkeit,

Uebervölkerung, Pauperismus, Proletariismus keineswegs daſſelbe, vielmehr verſchiedene Spezies einer politiſchen Krankheitsfamilie ſind, auf welche ſich anwenden läßt, was Mephiſtopheles im Fauſt ſagt:

„Es iſt ihr ewig Weh' und Ach
So tauſendfach
Aus einem Punkte zu kuriren."

Durchbildung und Verſittlichung der Maſſen und Freiheit für die Entwickelung nach jeder Richtung hin werden die einzigen bewährten Mittel ſeyn, die ſich gegen alle Formen dieſes Krebsſchadens anwenden laſſen. — Doch wir können für jetzt der Moralphiloſophie die Sorge übergeben, den Proletariismus abzuwenden und die Staatswirthſchaft nach dem Stein der Weiſen ſuchen laſſen, den Pauperismus auszurotten. — Wir wollen uns hier auf die Diagnoſe und Therapie der Uebervölkerung beſchränken und namentlich die Heilmittel näher prüfen, die gegen dieſelbe in Vorſchlag gebracht ſind.

Geben wir nach dieſer gewiß nicht unnöthigen Abſchweifung zur Betrachtung der Uebervölkerung zurück, ſo kann eine Uebervölkerung gedacht werden als allgemeine über den Erdball verbreitete, und zweitens als lokale in einem einzelnen Lande, und dieſer Unterſchied muß bei der Beantwortung der Frage: „ſind die Beſorgniſſe vor einer Uebervölkerung begründet?" feſtgehalten werden.

Daß die Furcht vor einer allgemeinen Uebervölkerung in das Reich der Geſpenſter gehört, wäre leicht zu erweiſen, wenn man es nicht ſcheuen müßte, den viel beſprochenen Gegenſtand breit zu treten, ohne etwas Neues vorbringen zu können. Es möge genügen, nur auf einige von den vielen Schriften, welche gegen die Malthus'ſche Uebervölkerungstheorie gerichtet worden ſind, zu verweiſen: Sadler „the law of population," Hoffmann „die Beſorgniſſe vor der Uebervölkerung" und Friedrich Schmidt „Unterſuchung über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus," wo namentlich ſich gute Auszüge aus den bedeutenderen Werken vorfinden.

Von ſolchen aprioriſtiſchen Conſtruktionen, in welche Reihe wir auch den Malthus'ſchen Hauptſatz ſtellen müſſen, ſpricht Granier de Caſſagnac in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte der

arbeitenden und bürgerlichen Klaſſen treffend in folgender Weiſe: „Während dreißig Jahrhunderten hatte man ſeinen Kopf darauf geſetzt, Chemie aus der Vernunft zu erlernen, und war nicht zur Zerſetzung eines Kieſelſteines gelangt; ſeit 40 Jahren hat man angefangen, ſie aus der Erfahrung zu erlernen, und ſchon hat man ihr die Hälfte der Geheimniſſe Gottes abgelauſcht. Die Politik nun iſt in der Ordnung der ſittlichen Dinge, wie die Chemie in der Ordnung der materiellen, eine Wiſſenſchaft der Beobachtung und Zerſetzung, nur viel ſchwieriger, weil der Menſch, den ſie zu beobachten und zu erforſchen hat, viel zuſammengeſetzter gebildet iſt. Möge alſo Niemand über die Richtigkeit unſerer langen Kämpfe erſtaunen. Die Politik iſt wie eine Flinte; wenn man ſie abſchießt, wirft ſie nur aus, was ſie in ſich aufgenommen hatte; ſeit vierzig Jahren ladet man ſie mit hohlen Redensarten, und hohle Redensarten gibt ſie euch zurück; ladet ſie mit wohlbeobachteten Thatſachen, ſie wird euch dafür dauerhafte Inſtitutionen geben." — Jede Beweisführung gegen die fortgeſetzte geometriſche Progreſſion muß auf das Eine zurückkommen, daß alle Erfahrung ihr widerſpricht, „und geſchieht nichts Neues unter der Sonne." Den Kleingläubigen aber, welche ſich darin gefallen, die Welt durch ein braungefärbtes Glas zu betrachten, und die, durch den täuſchenden Schein geblendet, dann wirklich vermeinen, die Welt ſtehe in Flammen; den Kleingläubigen, welche nun gleich befürchten, weil einige Jahrzehnte hindurch die Bevölkerungen zugenommen haben, die Menſchen werden ſich wie die Inſekten mehren, bis einer dem andern zur Plage und Laſt wird und bis ſie ſich einander aufreiben, dieſen Kleingläubigen möchte man zum Troſt und zur Beruhigung die Worte der Schrift zurufen:[1] „Alle Waſſer laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller, an den Ort, da ſie herfließen, fließen ſie wieder hin." — Dem Meere entſteigen die Dünſte, bilden die Wolken und fallen dann als Schnee, Hagel, Regen und Nebel nieder, ſie befruchten die Erde, ſammeln ſich zu Quellen, denen Bäche und Flüſſe entſpringen, um ihren Weg wieder zum Meere zu finden, von dem ſie abermals und immer wieder dieſelbe Bahn durchlaufen. Daß dieſe Naturerſcheinungen den der Erde auf-

[1] Pred. Salomon 1. Kap. V. 7.

geprägten göttlichen Geſetzen zuzuſchreiben ſind, könnte nur ein Gotteslängner in Abrede ſtellen. Warum will man denn die angemeſſene Bedeckung der Erde mit Menſchen nicht auch der Schöpfungsweisheit beimeſſen, wenn man ihre proportionirte Bedeckung mit Waſſer derſelben beimeſſen muß? „Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zween Pfenninge?“ ſagt der Erlöſer;[1] „doch iſt derſelbigen vor Gott nicht einer vergeſſen. Auch ſind die Haare auf eurem Haupte gezählet, darum fürchtet euch nicht; denn ihr ſeyd beſſer denn viele Sperlinge.“

Daß eine lokale Uebervölkerung möglich iſt, und als geſchichtliche Thatſache zur Erſcheinung kommt, haben wir ſelbſt in dem, was zum Beweiſe des Satzes zuſammengeſtellt worden: „nur dort, wo die Naturgeſetze ſich ungehinderte Geltung verſchaffen können, geht die Selbſtregulirung vor ſich,“ nicht bloß behauptet, ſondern auch nachgewieſen.

Doch die Furcht ſelbſt vor einer lokalen Uebervölkerung erſcheint im Allgemeinen grundlos, wenn man nur die Freiheit in ihren verſchiedenen Beziehungen zum Recht, zur Religion, zur Sitte, zur Volkswirthſchaft, kurz die ſittliche Freiheit nach allen Richtungen des geiſtigen und ſocialen Lebens herſtellt. Die Natur regelt dann ſchon von ſelbſt Sterbefälle und Geburten.

Wir nehmen aber den Fall, daß frühere Unfreiheit die Uebervölkerung nicht bloß in Ausſicht geſtellt, ſondern wirklich herbeigeführt hat, daß der Grad des Uebels ſo hoch geſtiegen iſt, daß der Selbſtregulirung nicht mehr das Ausgleichen des allgemeinen Elends überlaſſen werden darf, weil dieſe alsdann zu draſtiſche Mittel wählt. „In ſolchem Falle,“ ſagt Sismondi, „verzehrt die Erde diejenigen, welche ſie nicht ernähren kann, und je zahlreicher die Geburten ſind, deſto mehr Verheerungen muß der Tod üben, um daſſelbe Niveau zu erhalten, und dieſer Sterblichkeit, einer Folge des Elends und Leidens, geht die lange Marter nicht bloß derer voran, welche untergehen, ſondern auch derer, welche mit ihnen um die Exiſtenz gekämpft haben.“

Wird nun zugegeben, daß im Allgemeinen zwar die Furcht vor der Uebervölkerung unter den gemachten Vorausſetzungen grundlos erſchiene, und wird nur im Beſonderen die Frage

[1] Luc. Kap. 12, V. 6 und 7.

aufgeworfen: befinden wir uns in den mitteleuropäiſchen Ländern nicht am Vorabend des ſo eben beſchriebenen Falles? ſo müſſen wir uns beſcheiden, hier mit einem Citat zu antworten, weil es für eine unnütze Mühe gehalten werden müßte, dasjenige, was ein Anderer vor uns richtig gedacht und gut ausgeſprochen hat, der Eigenthümlichkeit wegen mit anderen Wendungen der Gedanken und Worte minder gut wieder zu geben. Friedrich Bülau äußert ſich in ſeinen Beiträgen zur Gewerbspolitik und Armenpolizei, „der Staat und die Induſtrie," in Betreff jener Frage auf die folgende Weiſe: „Wir haben keine recht zuverläſſigen Nachrichten über den Stand der Population Europas in den früheren Perioden ſeiner Geſchichte. Eine Zunahme iſt nicht zu verkennen. Da die neuere Zeit unerſchöpflich an Kriegen geweſen iſt, und dieſe ſelbſt viel mörderiſcher waren, mit der Verfeinerung der Sitten die körperliche Kraft und Geſundheit ſich verringert hat, und der Cölibat der Krieger dem Cölibat der Geiſtlichen wenigſtens die Waage hält, ſo können wir dieſe Zunahme nur der vermehrten Produktion und der größeren Ordnung, wir können ſie nur der Civiliſation und Kultur, nicht aber einer erhöhten Fortpflanzungsfähigkeit zuſchreiben. Es wurden mehr Menſchen, weil mehr leben konnten. — Wenn nun durch lange Jahrhunderte hindurch die Bevölkerung nicht über das Maaß ihrer Unterhaltsmittel hinausrücken konnte, warum ſollte dieß jetzt der Fall ſeyn oder künftig der Fall werden? Und ſind wirklich alle Hilfsquellen zur Ernährung der europäiſchen Menſchheit erſchöpft? Es fehlt ſo viel, daß dieß der Fall wäre, daß ſelbſt die den europäiſchen Landen allein angehörigen Mittel noch bei weitem nicht vollſtändig in Anſpruch genommen ſind."

„Die Urproduktion unſeres Welttheiles iſt einer ſolchen Vermehrung fähig, daß noch eine ungleich höhere Bevölkerung von den gewonnenen Früchten ernährt werden könnte. Im europäiſchen Rußland ſind noch beinahe 17,000 Quadratmeilen, in Oeſterreich 32,800,000 Morgen, in England 22,000,000 Morgen kulturfähigen Landes unbenutzt. Iſt in Preußen und Frankreich auch ſo ziemlich aller nicht ſterile Boden in Kultur genommen,[1]

[1] Was Frankreich betrifft, ſo widerſprechen dem ſogar neuere Berechnungen, wornach von den 54,009,776 Hektaren Bodenfläche, welche

ſo hindern doch im erſteren Staate die noch nicht völlig entfernten Reſte der früheren den Bauernſtand niederdrückenden Rechtsverhältniſſe, im letzteren die geringe Kultur und die Armuth des kleinen Landmanns die beſtmögliche Benutzung."

„Daß in den kleineren Staaten Deutſchlands die Emancipation des Landbaues von den Reallaſten, die in deren Folge herbeigeführte Beſchränkung der Weiden und die größere Ermuthigung des Landmanns zu erfolgreicher Kraftanſtrengung, die Maſſe der zu gewinnenden Früchte ungemein erhöhen würde, bedarf keines Beweiſes. Dieſelben Verhältniſſe in größerer Geſtaltung drücken gleichfalls in den ſchon genannten Staaten, Oeſterreich und Rußland, die Kultur auch des in Anbau genommenen Landes unendlich unter den Normalpunkt des möglichen Ertrages hinab. Man denke nur an das ſo reiche, ſo geſegnete Ungarn und an die Maſſe von Kräften, die noch unentwickelt in ſeinem Schooße ſchlummern. In Dänemark macht die zu große Ausgedehntheit der Beſitzungen ihre vollkommene Bewirthſchaftung zur Zeit noch unmöglich. Dieſe und tauſend andere Urſachen bewirken es, daß in dem fruchtbarſten Lande Europas, in Spanien, der Boden nicht die Hälfte der Bevölkerung ernährt, die er ernähren könnte, daß in Portugal nur der dritte Theil des Areals benutzt iſt, und daß in den geſegneten Ländern Italiens nur an einzelnen Punkten der Landbau in höherer Vollkommenheit getrieben wird, in den meiſten Gegenden aber bei weitem ſein Ziel nicht erreicht. (Auf der Inſel Sardinien liegen $^{2}/_{3}$ des

---

das franzöſiſche Reich enthält, 7,185,475, alſo mehr als $^{1}/_{7}$ noch unbebaut liegen ſoll, worunter vieles kulturfähige Land ſich finden mag. Namentlich von Austrocknung der Moräſte ſcheint in Frankreich noch manches zu hoffen. — Für Preußen möchten wir dem Angegebenen ebenfalls widerſprechen; im Kreiſe Solingen z. B., einem der dichteſt bevölkerten Theile der Monarchie, finden ſich noch 7,300 Morgen Heiden und Oeden (ſ. Hoffm. Beſorgniſſe, welche die Uebervölkerung erregt S. 7). Wenn ſelbſt dort, wo der erhöhte Abſatz die Bodenkultur gewinnreicher macht, noch ſolche Strecken dem Landbau nicht unterworfen ſind, um wie viel mehr muß dies erſt in den ſpärlich bevölkerten Theilen des Königreichs der Fall ſeyn. Die Seen am Meeresſtrande betragen allein $^{1}/_{50}$ der Oberfläche des ganzen Staates, der Flächeninhalt der Landſeen iſt noch nicht genau bekannt, und es würde ſich im Nothfalle durch Trockenlegung noch ein großer Theil derſelben nutzbar machen laſſen. Anmerkung von Bülau.

Bodens öde, das benutzte Drittheil ist schlecht benutzt; und gleichwohl wird bedeutender Ueberschuß zur Ausfuhr producirt. Viele Theile des Kirchenstaates sind ganz verwildert, und wenn zum Theil natürliche Verhältnisse die Schuld davon tragen, so sind diese doch nicht von der Art, daß sie nicht zu heben wären. In Neapel liegen große Strecken des fruchtbarsten Landes wüste. Sicilien produzirt jetzt nur den Bedarf der (verhältnißmäßig dichten) Bevölkerung und war einst die Kornkammer Roms. Es produzirt seinen Bedarf und gleichwohl werden die Aecker auf den größeren Gütern nur einmal innerhalb dreier Jahre bestellt, auf kleineren nur ein Jahr um das andere, jährlich nur an sehr wenigen Punkten. Welche Fruchterzeugung könnte endlich in dem weiten Umfange der europäischen Türkei stattfinden, wenn diese herrlichen Fluren von einem andern Volke bebaut würden, oder das sie bebauende ein anderes Volk würde! Auch jetzt noch erzeugen sie Ueberschuß. Wahrlich, so dürfen wir dreist darauf rechnen, daß es Europa, auch abgeschlossen von allen übrigen ferneren Welttheilen, nicht an Nahrungsmitteln für eine um Vieles höhere Bevölkerung gebrechen würde, als die es jetzt in seiner Mitte hat. Dabei gedenke ich noch nicht der Möglichkeit, daß neue Nahrungsmittel entdeckt, neue Stoffe des Lebens auf unseren Boden verpflanzt oder in den vorhandenen Produkten erkannt werden können."

„Außerdem wird aber Europa fortwährend im Stande seyn, einen Theil des Ueberflusses, der in glücklicheren Zonen der Erde erzeugt wird, in seine Mitte abzuleiten. Betriebsamkeit und Unternehmungsgeist sind das ewige Erbtheil seiner Nationen. Europa wird also stets für seine Bevölkerung nicht nur die einer außerordentlichen Vermehrung fähigen Produkte des eigenen Bodens, sondern auch seine Fruchtfelder über die ganze Erde verstreut haben und den Ertrag der letzteren durch die Arbeit einer, den Gewerben und dem Handel, den Künsten und den Wissenschaften gewidmeten Bevölkerung ernten. Jede Vermehrung des Ertrages der Natur auf der weiten Erde wird es ihm möglich machen, mehr Kinder in seinem Schooße zu besitzen. Es wird immer die betriebsame Stadt seyn in den weiten Landflächen des Erdbodens. Aber die Noth, die schon jetzt sich zeigt? die Armuth, die so weit verbreitet ist? „Was können," so sagt man,

„all deine Theoreme gegen den Augenschein, gegen die Erfahrung beweisen?“ — Der Nothstand unserer Zeit soll also aus einem Mißverhältnisse der Bevölkerung und der Produktion entspringen? Es soll Uebervölkerung da oder nahe seyn? Wäre dies der Fall, so müßte es doch zuvörderst sich in den steigenden Preisen der Lebensmittel zeigen. Aber im Gegentheile sind diese fortwährend im Sinken, und ängstliche Landwirthe meinen schon, es werde durch die verbesserten Agrikultursysteme zuviel produzirt, und die Bevölkerung sey nicht im Stande, die jährlich erbauten Früchte zu verzehren. Es ist also Ueberfluß da an Lebensmitteln, und doch sollen zuviel Menschen seyn. „Ja,“ entgegnet man, „der Mensch braucht mehr als Brod, und der Arme kann sich bei allem Ueberflusse und allen wohlfeilen Preisen oft doch nicht das Nothdürftigste verschaffen.“ So kommen wir also auf zwei ganz andere Ursachen des Nothstandes: auf die größeren künstlichen Bedürfnisse der Jetztwelt und auf den geringen Verdienst eines Theils der Bevölkerung.“ . . . . . So weit Bülau.

Schon in früheren Zeiten hat man auf Mittel gesonnen, der Volkszunahme entgegen zu arbeiten, ebenso wie man auf Mittel vorgedacht hat, die Bevölkerung zu mehren, und besonders erfindungsreich zeigte sich unsere Zeit in Betreff der ersteren, seitdem uns Malthus das Schreckbild einer Uebervölkerung vor Augen gestellt hat. Statt alle gewaltthätigen Maßregeln in der häuslichen Polizei zu unterlassen und die Worte zu beherzigen: „so ihr das Geringste nicht vermöget, warum sorget ihr für das Andere?“ hat die Sucht des Vielregierens immer darauf zurückgeführt, in der Werkstatt Gottes zu pfuschen, um mit den Menschen umzugehen, wie man mit den Pflanzen verfährt, je nachdem man ihren Schatten braucht oder durch sie in der freien Aussicht gehindert wird.

Bald wollte man aus Furcht vor den Nachbarn die Bevölkerung im Treibhause wachsen lassen, bald sie wieder aus Furcht vor ihrer eigenen Größe künstlich niederhalten. Von den vielen Mitteln zu dem letzteren Zweck hier nachfolgend die wichtigsten mit den Namen der Meister, die sie angegeben.

1) Die Ehen der Armen (mit besonderer Rücksicht auf England) sollen nur unter der Bedingung gestattet werden, daß sie der Unterstützung ihres Kirchspiels verlustig werden, nachdem sie

geiſtigen Wirkſamkeit durch polizeiliche Verbote, unterſtützt von den der Gewalt zu Gebot ſtehenden Mitteln, entgegentrat, und für Heine und andere zu ſeiner Schule gerechnete Schriftſteller noch beſondere Ausnahmsgeſetze ausſprach. Entſetzlich klagte und ſchimpfte Heine und klagten die andern von dieſen Maßregeln Betroffenen — ſie konnten alſo doch klagen, was nicht jeder Märtyrer kann! — weniger über diejenigen, welche die Verbote verhängt, als über den Mann, der dieſelben, ihrer Behauptung nach, hervorgerufen habe. Heine ſelbſt gab etwas von ſeinem verbiſſenen Zorn von ſich in dem Namen: Denunciant, welchen er auf den Kritiker anwendete, der Bücher, die für das Publikum geſchrieben, und gewiß auf die größtmögliche Oeffentlichkeit berechnet waren, beurtheilte, und ſie als ſittenverderblich und gotteslaſterlich bezeichnete, der aber doch gewiß nicht die Macht beſaß, die Regierungen zu zwingen, jene Schriften ungeleſen, die Schriftſteller ungehört zu verdammen. Die Zweckmäßigkeit jener Ausnahmsgeſetze darf bezweifelt werden; einmal war es nicht wohlgethan, jenen Autoren, die vor Allem darnach trachten, Aufſehen zu machen, ein ſolches Märtyrerthum aufzudringen, und dann waren auch jene Geſetze nicht ſo ſchwer zu umgehen und zu eludiren. — Heine mochte immer noch ſchreiben wozu er Luſt hatte, und getroſt ſich ſagen, was ein frömmerer Mann als er ſagte: Fata viam invenient! Die Gerechtigkeit derſelben anlangend, iſt unſere Anſicht die: Konnte überhaupt einmal in Deutſchland ein ſolches Präventivgeſetz verhängt werden, ſo bedauern wir Diejenigen, welche es hier traf, am allerwenigſten — auch Patroklus iſt geſtorben und war mehr als du! — und wollen keine Gemeinſchaft haben mit den Geſinnungen Solcher, deren Klagen und Proteſtationen gegen die Reaction hier anfingen.

Sollen wir, müſſen wir zum Schluß fragen, aus der Aufnahme und dem Beifall, welchen Heine beim leſenden Publikum auch mit ſeinen proſaiſchen Schriften gefunden hat, einen Rückſchluß machen auf den Geſchmack, die Geſinnungen und Anſprüche wenigſtens eines großen Theils der Leſer in Deutſchland, und würde das Reſultat dieſes Schluſſes ſchmeichelhaft ausfallen? Freilich mögen Viele ſagen: er hat uns beluſtigt — warum ſollten wir ihm gram ſeyn; er hat unſern Neigungen geſchmeichelt, warum ſollten wir ihn haſſen? er hat keck ausgeſprochen, was Andre nicht zu geſtehen den Muth haben — warum ſollten wir ſeine Freimüthigkeit

zuvor ermahnt worden, von ihrem leichtſinnigen Vorhaben abzulaſſen, während die engliſchen Geſetze ſonſt jedem Armen ohne Unterſchied die Unterſtützung ſeines Kirchſpiels zubilligen. — Malthus.

2) Die Erlaubniß zur Heirath ſoll der Ehe überall vorangehen, vor dem 30ſten Jahre ſoll ſie keinem ertheilt, allen aber, die nicht mit Wahrſcheinlichkeit den Nachweis führen, ihre Familien zu erhalten, ganz verſagt werden. — Mohl.[1]

3) Die Eingehung der Ehe iſt von der Erlaubniß abhängig zu machen, und die Freiheit muß überhaupt beſchränkt werden. — F. H. Bodz Reymond.[2]

4) Durch Inſibulation ſoll die Zeugung ohne Erlaubniß des Staates unmöglich gemacht werden. — Weinhold.[3]

5) Die Hälfte der Bevölkerung ſoll zur Eheloſigkeit gezwungen werden. — Ortes.[4]

6) Alle, die nicht Künſtler, Handwerker, Kaufleute, Aerzte, Advokaten, Soldaten, Schiffer u. ſ. w. ſeyn können, ſollen in einen freiwilligen Cölibat treten, und Unterricht und Krankenpflege beſorgen. — Fodéré.[5]

7) Weil die wohlhabenden Klaſſen ſich erfahrungsmäßig nicht ſo ſtark vermehren als die ärmeren, die meiſten unfruchtbaren Frauen ſtark beleibt ſind, und ſelbſt die Pflanzen bei einer zu üppigen Vegetation an Fruchtbarkeit abnehmen, ja ſogar ganz unfruchtbar werden, wenn man ſie in einen zu ſehr gedüngten Boden verſetzt, ſo iſt das Wohlbefinden der niedern Klaſſen zu ſteigern, um ihre Fruchtbarkeit zu vermindern. — Rey-Fourier.[6]

8) Durch ein drei Jahre langes Stillen der Kinder ſoll die

---

[1] Die Polizeiwiſſenſchaft. Tübingen 1832.

[2] Staatsweſen und Menſchenbildung umfaſſende Betrachtungen. Berlin 1829.

[3] Ueber das menſchliche Elend, welches durch den Mißbrauch der Zeugung hervorgebracht wird. — Ueber Population und Induſtrie.

[4] Riflessioni sulla populazione. Milano 1790.

[5] Essay sur la pauvreté des nations. Paris 1828.

[6] Théorie et pratique de la science sociale par Joseph Auguste Rey. Paris 1842.

Konzeption und ſchnelle Aufeinanderfolge der Geburten verhindert werden. — Charles Louden.[1]

9) Zur Verhinderung einer zu großen Volksmenge ſoll man Kinder nicht ausſetzen, wohl aber die unreife Leibesfrucht abtreiben. — Ariſtoteles.[2]

10) Die Auswanderung, welche ſchon bei den alten Völkern im Schwunge geweſen, ſoll Abzug ſchaffen, und zwar nach Amerika — Duden[3] — oder nach Ungarn — Friedr. Liſt[4] und die Augsb. Allg. Zeitung.

Indem wir die Vorſchläge von de Moroques[5] und Villeneuve Bargemont,[6] von denen der erſtere die Klaſſe der Ackerbauenden ausdehnen will, der letztere aber auf die Hülfsmittel der Wohlthätigkeit verfällt, übergehen, weil ſie ſich mehr auf den Pauperismus als die Uebervölkerung beziehen, bemerken wir, daß bei Aufzählung der vorbenannten Vorſchläge die Ordnung beſonders nach den ihnen inwohnenden Theorien gemacht iſt. Je nach den Mitteln, in denen ſie ſich ausſprechen, dürften ſie nicht mit Unrecht benannt werden:

A. Mittel, welche der Uebervölkerung vorbeugen ſollen, Präventionstheorie, und zwar durch:

1) Abhaltung von der Ehe — Theorie des Cölibats:

α. mit der Furcht der geſetzlichen Hülfloſigkeit — Theorie der Abſchreckung durch das Geſetz (Malthus);

β. zwangsweiſe — Repulſionstheorie (Dries, Mohl, Bodz, Reymond, Weinhold);

γ. dem freien Willen überlaſſene — Spontaneitätstheorie (Fodéré).

---

[1] Solution du problème de la population et de la subsistance. Paris 1842.

[2] Politik. VII. 26.

[3] Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Theilen von Nordamerika in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung. Bonn 1834. 2te Ausg. und viele andere Schriften.

[4] In der Cotta'ſchen Vierteljahrsſchrift.

[5] De l'utilité des machines, de leurs inconveniens et des moyens d'y remédier. Paris 1832, und: du pauperisme et de la mendicité. Paris 1834.

[6] Économie politique chrétienne ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe. Paris 1834.

2) Zulaſſung der Ehe bei Aufhebung ihrer Folgen — Fruſtrationstheorie (Fourier, Loudon, Ariſtoteles).

B. Mittel, welche eine bereits vorhandene Uebervölkerung aufheben ſollen — die Defenſions- oder Eduktionstheorie (Duden, Liſt und die Menge von Schriftſtellern über Auswanderung.)

Die Theorieen des Cölibats, von denen die Spontaneitätstheorie noch die moraliſch beſte, aber unwirkſamſte iſt, führen in letzter Inſtanz alle zur Unſittlichkeit.[1] Die Fruſtrationstheorie iſt an ſich ſchon unſittlich. — Da der Staat aber ſeinem Weſen nach zuvörderſt eine ſittliche Vereinigung bilden ſoll, ſo widerſprechen alſo die Präventionstheorieen dem Weſen des Staates. Schon um deßhalb dürfte es unnütz erſcheinen, auf eine weitere Prüfung derſelben einzugehen, überdies haben ſie in andern Schriften ſchon hinlängliche Beleuchtung erfahren. Nur über die Loudon'ſche und die Rey-Fourier'ſche Anſicht dürften einige kurze Bemerkungen am Orte ſeyn, da beide neu ſind und bisher unſers Wiſſens keine Beurtheilung gefunden haben.

Das Rey-Fourier'ſche Mittel iſt an ſich zwar ſittlich, und es wäre aus andern Gründen wünſchenswerth, daß im großen Maaße den niedern und hilfloſen Klaſſen ein Wohlbefinden wirklich verſchafft werden könnte. Einerſeits würde aber gerade das Gegentheil von dem, was erſtrebt wird, erreicht werden; denn dieſe Maſſen bis zu dem Grade des Ueberfluſſes zu führen, auf dem die Unfruchtbarkeit anfängt, wird wohl jedem Staatswirth unerreichbar ſeyn, auch wenn ihm Merlins Zauberſtab zu Dienſten wäre. Bei der bloßen Wohlhabenheit müßten dagegen die Ehen und mit ihnen die Geburten zunehmen. Andererſeits iſt der Zweck des Mittels ein unſittlicher, die Menſchen in einen beſſeren körperlichen Zuſtand zu verſetzen, um ihnen den Kinderſegen der Ehe zu entziehen.

Der Erfolg des Loudon'ſchen Vorſchlags würde, wenn die Unſchädlichkeit des Mittels für die Geſundheit der Mutter außer Zweifel geſtellt wäre, was von einſichtigen Aerzten gar nicht einmal geſchieht, und wenn man ſelbſt von ſeiner unſittlichen

[1] „Etliche (Kirchenordnungen) ſind, die nicht ohne Sünde mögen gehalten werden; als die Satzung, dadurch die Ehe verboten iſt. Solche Ordnung ſoll man nicht halten.“ Luthers ſämmtl. Werke XIX. S. 634.

Seite ganz abſehen wollte, immer daran ſcheitern, daß eine allgemeine Anwendung deſſelben ſich niemals kontroliren und erzwingen ließe.

So bleibt denn nur noch die Defenſions- oder die Eduktionstheorie übrig, welche das Uebel nicht voreilig abwenden will, bevor es da iſt, ſondern ein wirklich eingetretenes Mißverhältniß auszugleichen und gegen ein vorhandenes Uebel ſich zu vertheidigen ſtrebt. — Vor allen den angeführten Theorien hat die der Auswanderung den großen Vorzug des Ungekünſtelten und Einfachen. Sind in einem Lande, gleichviel aus welchen Urſachen, ſo viel Menſchen vorhanden, daß der Boden nicht mehr für ſie hinreicht, dann iſt es das Natürlichſte, wenn ſich ein gewiſſer Theil daraus zurückzieht, ebenſo wie dies bei einem von Menſchen überfüllten Hauſe geſchieht.

Betrachtet man die möglichen Fälle der lokalen Uebervölkerung, ſo kommen die beiden nachſtehenden hauptſächlich in Erwägung:

1) Der Staat iſt in einzelnen Theilen wohl kultivirt und in andern Theilen befindet ſich noch anbaufähiges Land ohne Kultur; die durchgängig angebauten Diſtrikte haben eine zu ſtarke Bevölkerung, den weniger kultivirten aber dürfte bei vermehrtem Anbau ein Zuwachs der Bevölkerung unſchädlich ſeyn.

2) Der Staat beſitzt in allen ſeinen Provinzen kein kulturfähiges Land unbenutzt, und ſeine Volkszahl iſt bis zur Uebervölkerung geſtiegen.

Je nach Verſchiedenheit dieſer Fälle werden die nothwendigen Maßregeln auch verſchieden ſeyn müſſen. Im erſteren Falle wird nur eine Ueberſiedelung aus den übervölkerten Diſtrikten des Staates in die weniger angebauten zu veranlaſſen ſeyn, in dem zweiten Falle das gänzliche Verlaſſen des heimathlichen Staates für eine beſtimmte Menge der Einwohner nöthig erſcheinen.

Bei genauerer Auffaſſung des Gegenſtandes drängen ſich die Fragen von ſelbſt auf: Wer ſoll auswandern? wohin ſoll die Auswanderung des mittleren Europas ſtatt haben? wie ſoll dieſelbe ins Werk geſetzt werden? ſoll ſich der Staat in das ganze Geſchäft der Ueberſiedelung oder Auswanderung überhaupt einmiſchen, und wenn ſeine Einmiſchung gebilligt wird, welche

Rolle ſoll er dabei übernehmen? Zur Beantwortung der letzteren Punkte bieten namentlich die Verhandlungen der Stände des Großherzogthums Heſſen in den Jahren 1840—42 ein reichhaltiges Material.

In Nachſtehendem ſollen die weſentlichſten Momente dieſer Fragen hervorgehoben werden.

Wer ſoll auswandern? Es ſollte derjenige freien Abzug finden, welcher ſich freiwillig dazu entſchließt, den heimathlichen Boden zu verlaſſen, zur Auswanderung aber Niemand gezwungen werden.

Es iſt ein eigenthümlicher Zug nicht blos in der Naturgeſchichte des Menſchen, ſondern auch in der vieler Thiere, eine Anhänglichkeit an die Heimath zu bewahren; ſelbſt die Zugvögel kehren an den Ort zurück, den ſie einmal in Beſitz genommen haben. Dieſen thieriſchen Trieb hat der Geiſt des Menſchen geläutert und ſein Gemüth hat ihn zur Vaterlandsliebe geſteigert. Nur wirklich begründetes Unbehagen oder nirgends befriedigte Unſtätigkeit treibt gemeinhin den Menſchen, ſein Vaterland aufzugeben, und von denen, welche auf dieſe Weiſe ihres Landes müde und ſatt ſind, hat der Staat ſelten noch viel Unterſtützung, Halt oder Förderung zu erwarten. — Es iſt daher unnütz und zugleich unklug, die Auswanderungen zu verbieten, denn ein ſolches Prohibitivgeſetz hieße, wie Jeremias Bentham[1] ſagt, nur im Namen der Regierung publiziren, daß dort nicht gut leben ſey. Bentham meint, ein ſolches Verbot müſſe mit dem Satze anfangen: „Wir ꝛc., da Wir die Kunſt nicht verſtehen, unſere Unterthanen glücklich zu machen, und feſt überzeugt ſind, daß, wenn Wir ihnen die Freiheit geſtatten zu flüchten, ſie weniger bedrückte Länder aufſuchen würden, erlaſſen das Verbot ꝛc.“

Die Auswanderung wird alſo zu jeder Zeit frei gegeben ſeyn müſſen, in den Verhältniſſen aber, wo ſie in vermehrtem Grade wünſchenswerth ſeyn ſollte, auch nur denen zugemuthet werden können, welche ſich freiwillig dazu entſchließen.

---

[1] Manuel d'économie politique, extrait des manuscrits de Jérémie Bentham par Et. Dumont. Bruxelles 1840. p. 52.

Mohl hält wegen vorhandener Uebervölkerung auch den Zwang zur Auswanderung für zuläſſig und ſagt: „Die Mehrzahl der Bürger iſt nicht ſchuldig, ſich durch eine Minderzahl die Möglichkeit zu exiſtiren rauben zu laſſen, und kann alſo den Ueberfluß der Bevölkerung im Nothfalle mit Gewalt hinausſchaffen. Dieſer Ueberfluß beſteht aber natürlich aus der zu ſchnell und zu zahlreich nachwachſenden jungen Generation; da jedoch von einer Entfernung von Kindern nicht die Rede ſeyn konnte, ſo wird ſich die zwangsmäßige Auswanderung auf ſo viele erwachſene, zu eigenem Fortkommen in der Welt fähige junge Leute beider Geſchlechter erſtrecken, bis der Staat ſeiner Uebervölkerung enthoben iſt.“

Dieſe Argumentation iſt aber neben dem, daß ſie die größte Härte enthält, auch inconſequent. Jene erwachſenen jungen Leute können ſich ihrerſeits gleichfalls zur Majorität zählen; und es dürfte am Ende die neu in den Staat eintretende Kindergeneration unter ſo bewandten Umſtänden am wenigſten auf die Aufnahme Anſpruch zu machen haben. Sodann würde der Staat auf dieſe Weiſe den kräftigſten Theil ſeines Volkes einbüßen, um einem vielleicht minder kräftigen Nachwuchs Platz zu machen. Im Uebrigen iſt gewiß in demjenigen Staate die Auswanderung noch nicht zum Bedürfniß geworden, alſo keine wirkliche Noth der Uebervölkerung vorhanden, in welchem ſich, ſelbſt aufgemuntert, keine Auswanderungsluſtigen vorfinden.

Wohin ſoll die Auswanderung ſtatt haben?

Hier wird es ſich nun zunächſt darum handeln, ob der Staat noch weniger bevölkerte Provinzen beſitzt, gleichviel ob europäiſche oder außer-europäiſche. Hat der Staat dergleichen noch weniger angebaute Gebietstheile, alsdann iſt es das Natürlichſte, daß dieſe den Abzugskanal für den Ueberfluß an Menſchen bilden. Zählt der Staat jedoch keine ſolche Diſtrikte in ſeinem Gebiet, ſoll er dann ſich zu erweitern ſuchen, ſoll er Kolonien anlegen?

Die Ausdehnung der Staaten durch Eroberung innerhalb Europas wird je länger je mehr ein Unding werden. Das ganze Streben der europäiſchen Völker geht dahin, in dem Staatenſyſtem für alle dazu gehörigen Länder diejenige Idee zu realiſiren, welche der einzelne Staat für das Individuum

verwirklicht. Das Recht und der Schutz des Rechts gegenüber der Gewalt müſſen immer mehr zur Anerkennung kommen, daher Eroberungen immer unmöglicher werden. Friedliche Länderabtretung iſt eben ſo wenig zu erwarten, da ein jeder Staat in ſeiner eigenen Größe und Macht ſeine ſicherſte Gewähr findet; es bleiben daher nur Ländererbſchaften zu Vergrößerung des Landesgebietes übrig. Seitdem jedoch das Regieren anfängt, nicht mehr als Recht betrachtet zu werden, ſeitdem die Krone nicht mehr als Eigenthum an Land und Leuten angeſehen wird, ſeitdem die Fälle der Regierungswahlen bei den Regierten häufiger geworden, wird es in jedem einzelnen Falle noch fraglich ſeyn, ob eine erledigte Erbſchaft auch einen wirklichen Anfall bilden wird. — Und die Anlage überſeeiſcher Kolonieen, die in politiſcher Verbindung mit dem Mutterlande bleiben? Welcher moderne Staat, würde mit Recht entgegnet werden, hat ſchon wirklichen Nutzen aus denſelben gezogen? welchem gereichten ſie nicht eher zum Schaden als zum Frommen? Als im Jahre 1830 Frankreich die afrikaniſchen Eroberungen machte und, der allgemeinen Anſicht zufolge, Englands Eiferſucht dieſelbe nicht zugeben durfte, da ließ England, vielleicht gerade aus Eiferſucht, die Okkupation gewähren, weil es ſelbſt die Erfahrung gemacht hat, daß Kolonien ein Krebsübel für das Mutterland ſind, deſſen Palliativkuren koſtbar und deſſen gründliche Heilung durch das Lostrennen ſchmerzlich ſind.

Ueberſchauen wir nunmehr in dieſen Beziehungen die Staaten des mittleren Europas, ſo haben Frankreich, Holland, Oeſterreich und Preußen ihre natürlichen Ableitungen für eine Uebervölkerung: Frankreich und Holland nach ihren überſeeiſchen Beſitzungen, Oeſterreich nach Ungarn, und Preußen nach ſeinen öſtlichen Provinzen. Und es bleiben daher nur noch die deutſchen Bundesſtaaten, die Schweiz und Belgien übrig, welche Staaten noch für dergleichen Ausgänge Sorge zu tragen hätten.

Außerhalb Europas bieten nun die nordamerikaniſchen Staaten durch ihre freie Verfaſſung und ihre Entwickelung genugſame Gewähr für geiſtiges und leibliches Wohl der Auswanderer. — „Dort ſtehen dem Anſiedler," ſagt ein Kenner der dortigen

Verhältniſſe,[1] „keine gutsherrlichen oder Patrimonialrechte, keine Zehnten, keine Frohnen, keine kulturhinderlichen Geſetze entgegen; er hat keinerlei Art von Willkür oder Druck zu befürchten; einzig mit der Natur hat er den Kampf zu beſtehen, und iſt dieſe glücklich beſiegt, ſo iſt er freier Bürger, ausſchließlicher Beſitzer der Früchte ſeines Fleißes.“

Die keineswegs analogen Verhältniſſe in Ungarn und den andern weniger bevölkerten und angebauten europäiſchen Ländern werden daher Amerika noch immer als beſten Zufluchtsort gelten laſſen, obgleich die Vorzüge der näheren Auswanderungsplätze ſchon in der Beziehung nicht zu verkennen ſind, daß die geringeren Reiſekoſten das Anlagekapital der Auswanderer nicht ſo ſehr ſchmälern, und zugleich die Rückkehr ins Vaterland bei veränderten Umſtänden leichter erſcheint.

Wie ſoll die Auswanderung ins Werk geſetzt werden? — Die organiſirte Emigration, bei welcher die Auswanderer ſich zuſammengeſellen, um ſich gegenſeitig auf der Reiſe und bei der Anſiedelung zu unterſtützen, verdient jedenfalls den Vorzug vor der Art der Auswanderung, welche den Einzelnen lediglich auf ſich verweiſt und ihn vorzüglich ſich ſelbſt überläßt. „Man betrachte,“ ſagt Liſt, „das Loos des einzelnen Auswanderers, der ſeine zahlreiche Familie ſogleich mit ſich führend, ſchon auf der Reiſe ſeine beſten Kräfte erſchöpft, ja vielleicht öfters durch die Krankheit eines ſeiner Angehörigen längere Zeit aufgehalten und dadurch ſeines Kapitals faſt ganz beraubt worden iſt. Man ſehe, mit welchen Schwierigkeiten, Entbehrungen und Leiden er zu kämpfen hat, mitten in der Wildniß, entfernt von aller menſchlichen Geſellſchaft, vom Markt, wenn ihn hungert, vom Arzte, wenn er krank iſt, von der Schule, um ſeine Kinder unterrichten zu laſſen, von der Kirche und dem Geiſtlichen, wenn er des Troſtes bedarf. Man denke ſich, daß ſeine Frau oder ein Sohn, auf deſſen Beihülfe er gerechnet hat, oder er ſelbſt ſterbe, welches Elend! faſt ſo arg, als wenn dieſer Fall ſchon auf der Reiſe ſich ereignet hätte, wodurch ſchon ganze Familien ſo getrennt worden ſind, daß ſie ſich nie wiederfanden. Im glücklichſten

[1] Friedrich Liſt. — Die Ackerverfaſſung, die Zwergwirthſchaft und die Auswanderung, im 20ſten Heft der deutſchen Vierteljahrsſchrift.

Falle, wie langsam schreitet er voran! welches Leben wird ihm zu Theil! Wahrlich, nur die höchste Unkenntniß und Unüberlegtheit wird sich dazu entschließen, eine solche Art der Ansiedelung der gesellschaftlichen vorzuziehen. — Einzeln wird der Ansiedler auch schon weit schwerer zum Entschluß kommen, als wenn er der Begleitung, des Raths und der Beihülfe vieler Personen seiner Bekanntschaft versichert ist; auf der Reise und bei Ankauf des Landes wird er viel weniger dem Betruge, den Folgen der Unkenntniß und mißlicher Zufälle ausgesetzt seyn; und durch das Zusammenleben mit andern, an deren Sitte und Sprache er gewöhnt ist, wird er des größten Theils der sonst nothwendig von einer solchen Verpflanzung begleiteten Uebelstände überhoben seyn."

Uebrigens glauben wir, daß, sobald wirkliche Uebervölkerung vorhanden ist, das Auswanderungswesen durch seine Rentabilität zum Geschäft werden muß, und von einzelnen Privaten oder Privatgesellschaften am zweckmäßigsten geführt werden wird. — Wo Uebervölkerung vorherrscht, ist das im Menschen liegende Arbeitskapital von geringerem Werthe als dort, wo man der Menschenkraft und Menschenarbeit bedarf. Es wird also durch Verpflanzung des Menschen aus der Gegend dieses Ueberflusses in die des Mangels seine höhere Verwerthung erreicht werden, und sich daher ein Geschäft daraus bilden müssen, das im Menschen ruhende Kapital durch die Uebersiedelung höher zu verwerthen. Bei der Vorliebe zu Associationen, welche unserer Zeit eigenthümlich ist, steht es zu erwarten, daß, wo das Bedürfniß der Auswanderung klar hervortreten wird, sich Vereine oder Kompagnien bilden werden, welche die nöthigen Veranstaltungen je nach Umständen am Zweckmäßigsten, schon im eigenen Interesse treffen. Die Pflicht der Regierungen ist dann zuvörderst, belehrend dem Volke zur Seite zu stehen und ähnliche Volksschriften über die besten Maaßnahmen der Auswanderung zu verbreiten, wie dies durch den Freiherrn v. Gagern in Hessen veranlaßt worden. Sodann dürfte es die Aufgabe der Regierungen seyn, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, also den Abschoß oder ähnliche Abgaben aufzuheben und durch Staatsverträge und Konsulate den Auswanderern noch in der Ferne Schutz angedeihen zu lassen. Ihnen durch den Rath, die

Orts- und Landeskenntniß des Konsuls noch in der Ferne beizustehen und nützlich zu werden, dürfte nicht mehr als billig seyn. Denn „haben die Auswanderer auch," wie sich der Minister du Thil ausspricht, „das äußere Band gelöst, welches sie an das Vaterland knüpfte, so sind sie doch nicht vergessen, es bleibt noch das moralische Band des gemeinsamen Ursprungs, sie sind noch die nahen Verwandten anderer Kinder desselben Landes, und sie können sich noch der Liebe und Theilnahme ihrer früheren Regierungen gewärtigen." Die Regierungen werden sich auf diese indirekten Mittel zu beschränken, vor wirklicher Einmischung in das Geschäft der Auswanderung aber zu hüten haben. Selbst das Hervorrufen von Privatgesellschaften zur Beförderung der Auswanderung dürfte nicht rathsam seyn, und wir berufen uns in Rücksicht dessen auf das Votum des ersten Kammerausschusses in den gedachten Verhandlungen der hessischen Stände, wo es heißt:

„Der andere Antrag, daß die Staatsregierung die Bildung von Privatgesellschaften zur Beförderung und Leitung der Auswanderungen nicht blos genehmigen, sondern hervorrufen möge, dürfte wohl um deßwillen im Allgemeinen nicht zu empfehlen seyn, weil es immer darauf ankommt, wie dergleichen Gesellschaften komponirt sind, welche Mittel und Zwecke sie haben, und wie ihre Statuten beschaffen sind. Dies muß in jedem einzelnen Falle vorher untersucht werden, ehe die Genehmigung ertheilt werden kann. Dergleichen Gesellschaften von Seiten der Regierung hervorzurufen, dürfte mißlich seyn, weil das Publikum leicht zu dem Glauben verleitet werden könnte, daß die Regierung die Auswanderung nach diesem oder jenem Lande anrathen wolle, welches schon um der Verantwortlichkeit willen zu vermeiden seyn dürfte."

Wenn man nach diesen Betrachtungen uns fragt, ob der Staat unserer Meinung zufolge gar keine vorsorglichen Anstalten in Rücksicht der Bevölkerung zu treffen habe, ob er alles sich selbst überlassen, ob er auf die Menschen in keiner Weise früher einwirken und nur dann erst einschreiten solle, wenn der Schrecken der Uebervölkerung nicht blos drohe, sondern wenn das Uebel wirklich da sey, so müssen wir uns gegen eine solche Ansicht verwahren.

ſchelten? er hat die Pedanten und Schulfüchſe gegeißelt, warum ſollten wir ihm nicht applaudiren? er hat uns den Vorhang vor manchen angeblichen Geheimniſſen weggezogen — warum ſollten wir nicht dahinter ſchauen und lachen? er hat uns manches Licht aufgeſteckt — warum ſollten wir es ausblaſen? und bei dieſer Anſicht werden ſie bleiben, trotz dem, was man ihnen zur Berichtigung ihres Urtheils vorſtellen mag — Heine iſt das Organ dieſer Unmündigen geworden, und ſein Verdienſt: ausgeſprochen zu haben, was ihnen auf der Zunge lag oder halbdunkel vorſchwebte, gilt ihnen natürlich für unbeſtreitbar groß und wichtig. Die Zahl der Nachzügler und Marodeurs der echten Bildung iſt nothwendig groß in einer Zeit, wo ſich die Mittel der Geiſtesbildung ſo vervielfältigen, aber große, allgemein anregende, auch äußerliche Intereſſen, welche die ſtrebenden Geiſter in ihren Dienſt nähmen, fehlen. In einer ſolchen Zeit tritt der Egoismus in jeder Form nackter und kecker hervor, und Heine iſt der wahre Repräſentant des literariſchen Egoismus, der, um Alles zu ſeyn, Alles aufgibt, der, weil er alle Geſtalten anzunehmen ſucht, jeden Gehalt und Kern verliert, der gegen Alles kämpft — für Nichts, und der, von wie Vielen Gleichgeſinnten, er auch anfänglich jubelnd begrüßt werden mag, doch ſeinem Weſen nach keine Gemeinſchaft ſtiften kann, ſondern nur eine äußerliche, eine Weile zuſammenhaltende Faktion, welche die Keime der Entzweiung in ihrem Schooße trägt. Denjenigen wird man umſonſt predigen, die ſich durch die Geſinnung zu Heine hingezogen fühlen; aber die Uebrigen, welche nur durch ſein Talent für ihn eingenommen wurden, werden bald Alle einſehen, oder haben ſchon eingeſehen, daß er kein Leuchtthurm der Wahrheit iſt, ſondern ein Irrlicht; daß er Lichter anzündet zu Phantasmagorien; daß ſeine Vorurtheilsloſigkeit die Leerheit des ausgebrannten Herzens, ſeine Freimüthigkeit eine Tochter der Liebloſigkeit und Schadenfreude iſt; daß er ſelbſt großentheils die Götzen und Puppen verfertigt und ausſtaffirt hat, von denen er den Vorhang wegzieht, über deren Entlarvung er triumphirt; daß die Geißel ſeiner Satyre gar oft nur klatſcht, aber nicht trifft — daß Heine einem Bajazzo gleicht, der auf einem im Kreis gallopirenden Pferde ſtehend, zur Beluſtigung des Publikums eine Menge übereinander angezogener Kleider von verſchiedenſtem Stoff, Schnitt und Farbe nach einander abwirft, bis er endlich in ſeiner Narrenjacke

Die Vorsorge, welche der Staat in dieser Beziehung zu treffen hat, ist unsers Dafürhaltens die Herstellung der Freiheit nach allen Richtungen hin, aber der wirklichen, der gesetzlichen Freiheit, nicht der Zügellosigkeit. Damit die Freiheit aber zur wahren Freiheit werde, muß sie auf der Sittlichkeit beruhen, in welcher der Staat selbst seine Grundlage finden soll. Die Aufgabe des Staates nach Hinwegräumung aller störenden Hindernisse ist also die Beförderung der Sittlichkeit, welche vor entarteten Lastern schützt, und die größtmögliche Ausbreitung der Bildung, durch welche die Menschen eine richtige Einsicht über die, sie selbst und das öffentliche Wohl betreffenden Verhältnisse erlangen. — Indem dann die einzelnen Menschen in keine entvölkernde Ascetik verfallen, andererseits aber auch durch den Geist die Herrschaft über ihr thierisches Element erlangen, werden sie nur dann in die Ehe treten und Kinder zeugen, wenn sie finden, daß hierzu die Verhältnisse für sie günstig sind, und daß für sie und ihre Angehörigen ein sicheres Fortkommen zu hoffen steht.

Indem wir daher in der Verbreitung gesetzlicher Freiheit, Sittlichkeit und Bildung die Schutzwehr gegen dies drohende politische Ungeheuer zu finden glauben müssen, halten wir die Erhebung der niederen Volksklassen durch Vereine aller Bessergesinnten für nöthig und den in England und Amerika eingeschlagenen Weg der Belehrungsvereine für förderlich.

Die nachfolgende Stelle aus den Reden, welche Channing im Jahre 1840 in der Halle des Belehrungsvereins zu Boston gehalten hat, möge dieser unserer Ansicht zur Unterstützung und Bekräftigung dienen:[1]

„Ein Zweck sollte stets vorherrschen, die klare Erkenntniß der Pflichten des Menschen und seiner Bestimmung. Das Gebiet des Gedankens kann nicht zu weit ausgedehnt werden, aber sein wichtigstes Feld für uns ist die Erkenntniß des Guten und Rechten in allen Verhältnissen und Lagen, in welche uns das Leben setzen mag. Zwar folgt aus der Erkenntniß nicht nothwendig das Thun, und dieses muß zuletzt immer den Ausschlag geben, dies muß die Verbesserung eurer Lage bewirken; allein

[1] Zwei Reden über die Erhebung der niederen Volksklassen, frei nach den Vorträgen des Herrn Channing ꝛc. Zürich und Winterthur 1843. 8. S. 40.

ein Handeln ohne Einſicht verfehlt häufig den rechten Zweck, wie gut es auch gemeint iſt. Ihr müßt eure Lage, euer Verhältniß zu dem Gemeinweſen und allen ſeinen Gliedern genau verſtehen lernen, und nicht nur das, überhaupt die Grundſätze und Grundgedanken müßt ihr einſehen lernen, auf welchen die ganze Gliederung der menſchlichen Geſellſchaft mit ihren verſchiedenartigen Einrichtungen beruht. Nur in dem Maaße, in welchem euch dieſes gelingt, könnt ihr euch zur wahren Würde des Menſchen erheben, d. h. zur Würde eines Weſens, das ſich mit geiſtiger Freiheit ſelbſt beſtimmt."

Breslau.

A. S.

Die Spielwuth.

Den warmblütigen Lobrednern Deutschlands wünschten wir eine Schamröthe zu ersparen. Wenn sie einem Franzosen gegenüber die volksthümlichen religiösen und häuslichen Grundlagen ihres Vaterlandes den verworrenen und stets mehr sich verwirrenden Zuständen Frankreichs gegenüberstellen, so mag der Franzose sie ruhig anhören und ausreden lassen, und damit abschließen, daß er erwiedert: „dagegen haben wir weder Zahlenlotto noch öffentliches Glücksspiel mehr, wie es von vielen Regierungen Deutschlands geduldet und getrieben wird."

Sowohl die alte königliche Regierung Frankreichs als die deutschen Regierungen, auf welche diese Erwiederung sich bezieht, haben jene Uebel mehr unwillkürlich fortbestehen lassen, als daß sie systematisch auf Kosten der Sittlichkeit und der Verbesserung des ökonomischen Zustands der untersten Klassen diese hätten niederhalten wollen.

Die Spielwuth besteht überall; sie sucht in den verschiedensten Gestalten ihre Befriedigung, in Frankreich nicht minder als bei uns, unter den höheren, s. g. gebildeten Ständen eben so sehr, vielleicht sogar noch mehr, als unter Gewerbtreibenden und Armen, erscheint wie ein Proteus in Commerzspielen, Klassenlotterien, Lottis, am grünen Tische in den Bädern, im Aktienschwindel und in Zeitkäufen an der Börse. Es ist ein krankhafter Zustand, dessen Daseyn und Gefährlichkeit überall bemerkt und anerkannt, welchem aber nirgends auf gebührende Weise gesteuert wird.

Es verhält sich hiemit ungefähr wie mit der Sucht, sich durch geistige Getränke zu steigern und zu berauschen. Man

findet beides, Spiel- und Trunksucht, bei Menschen, welche in ungewissen Lebensverhältnissen sich bewegen, in Zeiten, wo die ökonomische und sociale Grundlage der Gesellschaft wankt oder krankt. Die Tulpenwuth in Holland und Law's System bewiesen vorlängst diesen, der Menschennatur einmal beigegebenen Drang. Unsere Zeit gleicht noch sehr dem Meere nach dem Sturme, und die Uebervölkerung, die so unglaublich vermehrte Mitbewerbung, die gesteigerten Genüsse, selbst die Leichtigkeit, schnell in weit entfernte, schwer zu entdeckende Schlupfwinkel sich zu verbergen, verlockt, ja nöthigt zuweilen zum Spielen.

Muß doch der Fabrikherr oft mit Schaden arbeiten, nur um seine Gewerke nicht ruhen zu lassen, nur um nicht zu sehen, wie seine Arbeiter sich verlaufen, muß doch selbst der Gutsbesitzer bei dem stets sich erweiternden Kreise des Produktenhandels den Wechselfällen mehr Rechnung halten, als jemals in der Vorzeit.

Und hiezu noch das Beispiel sehr großer Reichthümer, welche in unglaublich kurzer Zeit, anscheinend wenigstens mehr durch Glückfälle als durch Klugheit, mehr durch rasches Anfassen der augenblicklichen Konjunktur als durch anhaltende Thätigkeit erworben wurden, das Beispiel sehr Hochgestellter, welche weder in einer Matschapp noch am grünen Tische zu spielen sich versagen konnten, und man wird es sehr begreiflich finden, daß das Uebel, welches wir beklagen, eher im Steigen ist als im Abnehmen.

Der *sicheren* Bankgeschäfte werden täglich weniger, man verdient so wenig mit denselben, daß viele Kapitalisten vorziehen, durch steten Ein- und Verkauf der verschiedenen Effekten sich zugleich hohe Zinse und Zeitvertreib zu verschaffen. Es gehört viele Selbstbeherrschung und holländisches Phlegma dazu, nicht durch diesen ersten Schritt zu wirklichem Spiele verlockt zu werden.

Vielfältiger Erfahrung zufolge, beurtheilt man einen Menschen am richtigsten nach dem, was er nicht von Amts- und Berufswegen, sondern aus freiem Antriebe in unbeschäftigten Stunden zu treiben liebt. Noth, Gewohnheit, Ehrgefühl mögen ihn in der einmal betretenen Lebenssphäre in geregeltem Gange erhalten, er mag in demselben sich sogar auszeichnen. Wenn nun die Geschäfte des Tages abgethan sind, so gehört der Mann

ſich ſelbſt und der Leidenſchaft, welche vorzugsweiſe ihn beherrſcht. Da iſt nun das Spiel um ſo anziehender, je gleichförmiger und gegebener die Aufgabe des Tages war. Es iſt ſogar an Orten, welche von geheimer Polizei überwacht ſind, der mündlichen Unterhaltung vorzuziehen. Hier iſt es nun freilich ausnehmend ſchwer, im Allgemeinen zu ſagen, wo das Commerzſpiel anfange in ein Glücksſpiel überzuſpringen. Aber wer tägliches hohes, d. h. für ſeine beſonderen Verhältniſſe hohes Spiel liebt, der wird auch in allen Geldgeſchäften Wagniß dem ſicheren, aber kleineren Gewinne vorziehen, und nimmt in der Regel ein ökonomiſch-ſchlechtes Ende, auch wenn er die Künſte weder treibt noch von ihnen leidet, welche in unglaublicher Vollkommenheit und nicht nur zum Scherze geübt werden, wie dieſes ein deutſcher Fürſt ſeinen Bekannten zeigt. Wer dieſes mit anſah und nachher noch hohes Spiel mit nicht vollſtändig bekannten Ehrenmännern ſpielt, dem iſt weder zu rathen noch zu helfen.

Freilich ſchmeichelt es der Eitelkeit, als Einer genannt zu werden, welcher die höchſte Partie in der Stadt zu ſpielen pflegt, und oft verſucht man ſein Glück mit Zugvögeln, welche die erſten Abende gewöhnlich verlieren, am Ende aber mit dem zehnfachen erſpielten Betrage des gefliſſentlichen Verluſtes ihren Fertigkeiten einen andern Schauplatz aufſuchen. Sogar auf Univerſitäten ſind übermäßig hohe Commerzſpiele nicht ſelten, wie ein Vorfall in Göttingen beweiſt, welcher noch manchem Schüler der Georgia Augusta im Gedächtniß ſeyn wird. Der Rector magnificus pflegte ein ſehr hohes Hombre zu ſpielen. Sein und zugleich der Muſen Herr Sohn wurde mit Andern über einem Glücksſpiele ertappt, und als der Vater qua rector im akademiſchen Gerichte ihm Vorhalt machte und die Strafe ankündigte, verſicherte Jener, künftige Woche dieſe bezahlen zu wollen. Der Rector nahm ſich die Freiheit, einen beſcheidenen Zweifel über die Bereitheit der zehn Kaſſengulden zu äußern, der Herr Sohn aber entgegnete unbefangen: „Mein Vater, welcher Ew. Magnificenz gar wohl bekannt iſt, verliert ſehr oft in täglichem Commerzſpiele noch viel mehr. Ich hoffe, es wird dieſer Tage ein Partner fehlen, ich werde eintreten und hoffentlich gewinnen.“ Dem guten Rector blieb nichts übrig als zu erwiedern: „Sie können abtreten.“

Es wäre vielleicht nicht übel gethan, Taſchenſpieler von Oliviers Stärke auf Hochſchulen zu verſchreiben, und ſie dafür zu belohnen, den Studirenden die Künſte vorzumachen, welche in der Geſellſchaft ſo häufig von Leuten getrieben werden, von welchen man dergleichen nicht vermuthen ſollte, und welche auf den leiſeſten Verdacht hin Piſtolen anbieten.

Wenn die hohen Commerzſpiele dem Rufe nicht ſo ſchnell und ſo gewaltig ſchaden, als die eigentlichen Glücksſpiele, ſo ſind ſie eben dadurch und durch die täglich wiederkehrende Gelegenheit und die meiſt beſchränkte Zahl der Beobachter nur um ſo gefährlicher.

An ſie reihen ſich die Spekulationen auf Effekten und Aktien, die Klaſſenlotterien, die Lotti's und endlich die öffentlichen Glücksſpiele in den Bad- und Brunnenorten.

Die Wetten auf die Aenderungen im Kurſe der Staatspapiere ſind allerdings lockend in einer Zeit, wo jede Begebenheit am politiſchen Geſichtskreiſe nicht nur zunächſt, ſondern in weite Fernen wirkt, theils wegen der Allgemeinheit der Intereſſen und der Verſchuldung der Regierungen, theils weil mit dem Verkaufe anderer Papiere zu Ausgleichung der Verluſte auch dieſe im Preiſe etwas weichen müſſen. Die Anſichten von der Sicherheit der öffentlichen Zuſtände überhaupt und von der Fortdauer des Weltfriedens theilen die Börſen in zwei Lager, welche fortwährend ſich mit allen Waffen bekämpfen; bei dieſem Streite machen die Senſale allein gute Geſchäfte, und dort die beſten, wo die Börſen jeder Furcht oder Hoffnung am leichteſten nachgeben. Nur dadurch ſind die im Vortheile, welche auf das Steigen in Zeitkäufen ſpekuliren, daß jährlich viele Millionen Zinſe nicht verzehrt, ſondern zu Erkaufung weiterer Kapitalien verwendet werden. Dagegen würde eine bedeutende politiſche Verwicklung denen, welche auf das Fallen ſpekuliren, auf einmal einen ſehr bedeutenden Vortheil zuwenden, welcher den weit übertreffen könnte, der dem allmähligen Steigen in ruhig gewordenen Zeitläufen zu Theil wird.

Hier wird nun in der Regel der Reiche reicher, der Arme ärmer. Jener kann zuwarten, oder mit bedeutenden Mitteln eingreifen, er kann einflußreiche Männer durch die courtage d'indiscrétion beſtechen und Kuriere bezahlen, ja er erfährt

zuweilen, was der Telegraph gemeldet hat. Er geht ſicher, wo der Aermere ſich mit Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten behelfen muß.

Wir können den Schwindel, mit welchem fabelhafte Summen auf Eiſenbahnunternehmungen auf ſo vielen deutſchen Börſen gezeichnet werden, nur durch die Vermuthung uns erklären, daß die Unterzeichner auf eine kleine Quote ihres, die ökonomiſchen Kräfte weit überſteigenden Anbietens, und auf Verkauf derſelben mit Gewinnſt in dem Augenblicke rechnen, wo die Hauptunternehmer dieſes Papier durch alte oder neue Mittel künſtlich hinauftreiben, es ſchäumen machen, wie die Franzoſen ſich ausdrücken. Denn der Ausſicht auf hohen Zinsertrag, der Sicherheit des Unternehmens überhaupt kann man auch die wirklich erforderlichen Summen ſchwerlich anvertrauen. Wenn auch ſolide Häuſer ſich mit Zeitkäufen, wenigſtens oſtenſibel, nicht abgeben und der Handel mit Staatspapieren aus der Hand in die Reihe der geordneten und vollkommen ehrenhaften Geſchäfte gehört, ſo müßte dennoch der Bankier noch mehr als ein Engel ſeyn, welcher eine ihm allein zugegangene Nachricht nicht zum Nachtheile der Spieler benützen würde. Daher verdiente eine Inſchrift, welche an einer neuerbauten Börſe zu F. angeheftet geweſen ſeyn ſoll, mit goldenen Buchſtaben über dem Eingange verewigt zu werden. Sie lautet:

Der Kinderſtube gleicht dies Haus,
Hier ziehen die Großen den Kleinen aus.

Daß auch in allen Stapelartikeln des Waarenhandels, in Getreide und Oel, in Baumwolle und Alkohol ähnliche Wetten überall gemacht werden, iſt für unſere Zeit eben ſo bezeichnend als betrübend. Das Ende der Spielenden iſt gewöhnlich, daß ſie bei der Abrechnung ausbleiben und in Verruf kommen, weil die Gerichte derlei Geſchäfte nicht anerkennen; die Wenigen, welche das Glück begünſtigte, gehen in die Klaſſe der ſoliden Kaufleute oder der Rentiers über, wenn ſie die, in unſeren Tagen ſo ſeltene Gabe beſitzen, ſich zu beſchränken und die Rachegöttin zu verſöhnen.

Nur allein bei den Güterlotterien ſcheint eine Abnahme bemerkbar zu werden, weil der Vortheil der Unternehmer

gegenüber der Gesammtheit der Spielenden dann doch gewöhnlich gar zu offenbar war.

Dagegen halten sich die Klassenlotterien und sind durch die Mitbewerbung noch nicht auf möglichst billige Bedingungen heruntergegangen. Ihre Mäkler lassen es an unerbetenen Zuschriften nicht fehlen, und versichern in diesen jedesmal, daß ihre Bude eines besonders günstigen Erfolgs im Herauskommen der Gewinnste sich erfreue, was gute Rechner freilich eher abschrecken sollte, als aufmuntern, gerade hier zu belegen. Aber gute Rechner sind freilich nicht die Leute, welche gewöhnlich ins Garn gehen. Sie wissen, daß wenn Adam und Eva jedes sogleich nach ihrer Erschaffung ein Loos der Frankfurter Lotterie belegt, und bis heute fort und fort, wir wollen annehmen, 6000 Jahre hindurch, belegt hätten, sie noch keine gegründete Ursache haben würden, über Ungunst des Glücks sich zu beschweren, wenn das große Loos keinem von beiden bis jetzt noch zu Theil geworden wäre. Auch hier wird mit Erfolg darauf gerechnet, daß die Mehrzahl gewaltiger von der Einbildungskraft beherrscht werde, als vom nüchternen Verstande, daß ihre Wünsche lauter für das Anpochen am Tempel des Glückes sprechen, als das trockene Einmaleins dagegen, und daß der Eine, welcher gewinnt, mehr Thoren zur Belegung von Loosen reize, als das Beispiel der tausend Verlierenden abschrecke, welche mit dem stillen Ingrimme getäuschter Hoffnung ihre Nieten zerreißen, wenn sie die Ziehungslisten erhalten haben.

Das Zahlenlotto entstand bekanntlich in Genua aus einer verfassungsmäßig vorgenommenen Auslosung von fünf Beamten aus 90 Befähigten. In Italien, und außer diesem vorzüglich durch Italiener, wurde es eingeführt und mit seltenem Scharfsinne ausgebildet. Sogar die Regierung Italiens, welche den Beruf hat und herausstellt, allen Regierungen der Welt durch Darstellung des Ideals von Weisheit und Sittlichkeit vorzuleuchten, hat dasselbe in Zeiten eingeführt, wo keine Geldverlegenheiten es entschuldigen mochten, wenn zu solchen Erwerbemitteln gegriffen wurde. Zwar werden nach jeder Ziehung fünf arme Mädchen mit einer Summe bedacht, welche kaum zur Anschaffung eines ärmlichen Brautbettes ausreichen mag, aber die Spielwuth ist in keiner städtischen Bevölkerung Italiens unter

dem Volke ſo tief eingewurzelt, wie in Rom, Neapel vielleicht ausgenommen, wo der König vor jeder Ziehung einem armen Frauenkloſter ein Geſchenk ſendet, mit der Bitte: die Kloſterfrauen mögen Gott bitten, daß er S. M. das Geld Seiner Unterthanen möge gewinnen laſſen.

Nicht nur daß in Italien der heilloſeſte Aberglaube, die Verbreitung der unſinnigſten Cabbala's und Traumbücher dieſem Spiele zuliebe begünſtigt werden, es iſt noch dazu eine Art indirekter Auflage auf Hoſpitale, Gefängniſſe und Irrenhäuſer, welchen die unterſte Volksklaſſe gerade durch das Lotto anheimfällt. Denn dort ſetzt dieſe im umgekehrten Verhältniſſe zu ihren ökonomiſchen Kräften, und auf Terne und Quaterne lieber als auf einfache Nummern oder ſelbſt auf Amben.

Zwar kann in jenen von der Natur ſo ſehr begünſtigten Ländern der Arme leben, ohne darum elend zu ſeyn, er bedarf weniger, um ſich zu ernähren und zu kleiden; aber wenn das Unglück an ſeine Hütte klopft, ſo iſt kein Nothpfennig zu deſſen Milderung oder Abwendung vorhanden, und wenn je das Spiel ihn begünſtigt hatte, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, daß das gewonnene Geld nicht zu bleibender Rente, zu beſſerer Erziehung der Kinder, ſondern zu augenblicklichen Genüſſen, zu Befriedigung von Gelüſten verwendet wurde, zu welchen ſüdliche, mit reicher Einbildungskraft begabte Menſchen deſto gewaltiger hingezogen werden, je mehr ſie entbehrt und die Reicheren beneidet hatten.

Was von dem italieniſchen Volke gilt, kann man auch, wiewohl durch das kältere Blut etwas gemildert, in den deutſchen Landen bemerken, welche das Zahlenlotto bis jetzt noch beibehalten haben. Auch hier iſt es das Haupthinderniß zu Bildung kleiner Kapitale, ein Gegenpol der Sparkaſſen. Auch hier würde man vielleicht bei Errichtung freiwilliger Arbeitshäuſer ein Partikularlotto wenigſtens als Uebergang anwenden müſſen, wie dieſes in Rom bei der Anſtalt in den Thermen Diocletians der Fall war. Es iſt ſchwer wider den Satz zu kämpfen, man müſſe dem Glück eine Thüre offen laſſen, und man genieße doch jeden Abend vor dem Einſchlafen die Freude, in der Einbildung erfüllter Hoffnung plötzlich reich geworden zu ſeyn. Es gehört lange Zeit und Familien-Tradition dazu, den Armen zu überzeugen,

daß nur Arbeit reichliches Brod und nur Selbſtbeſchränkung wahren Genuß gewähre.

Die öffentlichen Glücksſpiele der Bäder und Brunnen ſind von der öffentlichen Stimme in Kammern und Tagblättern bereits vielfach nach Verdienſt gewürdigt worden, und der Freiherr von Andlaw, welcher mit Kraft in der erſten Kammer zu Karlsruhe ſeine Stimme wider dieſelben erhoben hat, verdient den Dank des Geſammt-Vaterlandes und ſchnelles Eingehen in ſeine Anſichten durch den Bundestag. Dieſer würde gewiß ſich der allgemeinſten Anerkennung von Seite des deutſchen Volks zu erfreuen haben, wenn er zur Rettung der Ehre des deutſchen Namens dem Auslande gegenüber kräftig einſchreiten und die einzelnen, noch in Verträge mit den Banquiers verſtrickten Regierungen durch eine Geſammtmaßregel ermächtigen würde, die »hells« zu ſchließen. Wir glauben vorausſetzen zu dürfen, daß keine Schwierigkeiten einem Beſchluſſe über Abſchaffung der öffentlichen Glücksſpiele entgegen ſtehen würden; denn Oeſterreich duldet zwar das Zahlenlotto, aber nicht die Spiele in ſeinen Bädern; Preußen geſtattet dieſe nur in Aachen, wo ſie bis jetzt noch auf Rechnung der Gemeinde gehalten werden; Bayern neben dem Zahlenlotto nur in Kiſſingen, ſo lange der Vertrag mit Bolzano's Erben noch dauert; Württemberg, trotz ſehr lockenden Anträgen, weder Lotterie, noch Zahlenlotto, noch öffentliche Glücksſpiele; förmlich aufgelegt ſind dieſe nur zu Baden, Wiesbaden, Homburg und Köthen, außer den bereits angeführten Bädern am auffallendſten in Köthen, wo man einen Theil des Eintrittspreiſes in den Saal in einer Marke zurückerhält, mit welcher man ſpielen kann. Ueberdies iſt dort kein Brunnenort, wohl aber der Knotenpunkt mehrerer Eiſenbahnen.

Wie das öffentliche Glücksſpiel ſich verhalte zu den freundlichen Gaben der Natur und den geheimnißvollen Kräften der Heilquellen, wie gerade die Losſagung von Leidenſchaften und heftigen Gemüthsbewegungen bei dem Gebrauche von Mineralwaſſern und Bädern unumgängliche Nothwendigkeit ſey, darüber haben alle ausgezeichneten Aerzte nur Eine Stimme, was bekanntlich nicht immer der Fall iſt.

Welchen unglaublichen Vortheil die Banken vor den Setzenden voraushaben, darüber hat die deutſche Vierteljahrsſchrift (Heft X,

daſteht, welche auch noch abzuwerfen ihm — dem Bajazzo — denn doch eine auf Decenz haltende Polizei verwehren würde. Zöge er dann auch alle abgeworfenen Kleider wieder an — es würde ihn Niemand mehr für einen Ritter, Kanzler, Biſchof u. ſ. w. halten.

Mit vielen ſchönen Gaben ausgeſtattet von der gütigen Natur, iſt Heine dennoch kein Wohlthäter für die Literatur geworden, weil ihm der Ernſt und der Wille fehlen; um eine frivole Laune zu befriedigen, eines Effekts und Spektakels willen würde er, — dieſe Anſicht haben wir von ſeiner Philanthropie — ohne Zaudern die Büchſe der Pandora öffnen, und nicht einmal die Hoffnung darin zurückbehalten.

G. P.

Baden-Baden und die Spielbank) bereits genaue Berechnungen geliefert, und hievon geben beſonders die Verſchönerungen der Spielſäle und die hohen Pachte Zeugniß. Die Mitbewerbung hat in neueſter Zeit einige Spielbanken bewogen, den Pointeurs Vortheile zu gewähren, welche andere nicht geſtatten. Sie rechneten darauf, von der vermehrten Anzahl der Setzenden denſelben oder noch größeren Gewinnſt zu ziehen.

Dieſe Pachte allein ſind es auch, durch welche man die Duldung zu beſchönigen ſucht. Man glaubt ſchon Tüchtiges gethan zu haben, wenn man den Beamten unterſagt, am grünen Tiſche zu erſcheinen.

Dagegen nimmt man keine Rückſicht auf die, welche ihrer Geſundheit wegen die Quellen beſuchen, und durch glänzende und lärmende Geſellſchaft, durch üppige Toiletten, durch den Zuſammenfluß von Abenteurern aller Länder geſtört und verjagt werden; man nimmt keine Rückſicht auf die Entſittlichung der Einwohner des Badeorts, welcher gewöhnlich ſogar die Mithelfer der Banken liefert, auf die Möglichkeit eines Kriegs, welcher die Unternehmer der großartigen Bauten auf Einmal brodlos macht und mit ihren Gläubigern ins Elend ſtürzt, und beſonders auf das ſittliche Gefühl des Volkes, welches durch dieſe Duldung einer von der Regierung ſelbſt für unſittlich erklärten Anſtalt berechtigt iſt zu glauben, es würden auch andere ähnliche Gewerbe mit Freuden anerkannt und geduldet werden, wenn ſie eben ſo hohen Pacht bezahlen könnten wie Benazet und Chabert. Denn das Volk glaubt in ſeiner Einfalt, man könne nicht zugleich ſittlich ſeyn und unſittlich, und wer ſich für die Erlaubniß ein Roulette aufzulegen bezahlen laſſe, könne aus denſelben Gründen Schandhäuſer oder etwas noch Schlimmeres privilegiren.

Wenn der unverderbene Landmann oder Kleinbürger die Geſellſchaft anſieht, welche in den reich vergoldeten Sälen ſich um die Spiele drängt, die übernächtigen, halbverſteinerten Geſichter der Bankiers, die Leidenſchaftlichkeit auf denen der Spielenden, die Emſigkeit des Beſtechens der Farben bei den täglichen Kunden, die habſüchtige Einfalt der Neulinge, das Gemiſche von unterhaltenen Mädchen, blaſirten Weltkindern und älteren Frauen mit harpyenartigem Grimme, dieſe Wuth, die Eindrücke von Glück und Unglück, welche ein ganzes Menſchenleben bieten

kann, an Einem Abende durchzumachen — wenn er das Alles mit gesundem unbefangenen Auge ansieht und mit dem vergleicht, was Amtmann und Pfarrer ihm bei jeder Veranlassung einprägen, so ist es wahrlich nicht befremdend, wenn er als Revolutionär in seine Heimath zurückkehrt und, ohne es zu ahnen, seine Knaben ebenfalls dazu macht.

Freilich werden auch diese Knaben dereinst über ihren Lebenslauf ein wichtiges Glücksspiel bei der Ziehung der Loosnummern der Konscription spielen müssen, und es wäre vielleicht gerathener, auch hier dem Zufall weniger Gewalt einzuräumen. Wo der Grundsatz allgemeiner Wehrpflicht festgestellt ist, da könnte ein aus und von Familienvätern gewählter Ausschuß über Einreibung der Entbehrlichsten entscheiden, ja wir stehen nicht an, einzugestehen, daß uns Einreibung nach dem Vermögen der Eltern billiger scheint als Loosziehen, vorausgesetzt daß der Aermere gegen Entschädigung die Einreihung auf sich nehmen könnte. Denn offenbar hat der Besitzende ein höheres Interesse am Staatsschutze als der Tagelöhner. Man verzeihe uns diese Abschweifung, welche wir uns erlaubten, weil auch hier das peinliche Gefühl uns übernimmt, daß so wenige moderne Staaten es verstehen, ihre Institutionen wo nicht aus Einem Stücke, doch wenigstens harmonisch auszubilden.

Es mag uns freilich erwiedert werden, wenn wir von den Heilmitteln gegen dieses schauerliche Uebel reden wollen, daß schon Tacitus unsere Voreltern als leidenschaftliche Spieler schildere, und daß das Uebel geheimer Spielhäuser, Zeitkaufsmäkler und Kollekteure für ausländische Lotterien doch nicht aufhören, und schwerer zu gewältigen seyn werde, während man auf die seitherige Weise doch selbst einigen Gewinn für die Staatskassen herausschlagen, mäßigen und überwachen könne; man besteure ja Alles, warum sollte man nicht freiwillige Steuer von der Hoffnung nehmen?

Hierauf antworten wir, daß das einförmige Hirten- und Jägerleben, die Seltenheit der Veranlassungen, welche Stämme und Bewohner Eines Gau's zusammenführten, ganz verschieden waren von den Unterlagen, auf welchen jetzt unser bürgerliches und gesellschaftliches Leben ruht, daß für geheimes Spiel tüchtige, ja nöthigenfalls infamirende Strafen bereit gehalten werden

können, und daß die Regierungen auch alsdann ehrenvoller dastehen würden, wenn ihre Verbote nicht vollständig durchgeführt werden könnten, als wenn sie Anstalten privilegiren, welche notorisch so Viele unglücklich machen, Zweikämpfe veranlassen, zu Selbstmorden treiben, und desto furchtbarer entsittlichen, je kleiner der Ort ist, in welchem jene geduldet werden. Wenn man Fallgruben an die Landstraßen setzen würde statt der Schranken, durch welche man Betrunkene, jählings Fahrende, oder in tiefer Finsterniß Reisende vom Fallen abhält, so würde eine allgemeine Stimme des Unwillens sich erheben; hier aber, weil die fashionable Welt Geld ausgibt, weil palastähnliche Gebäude aus dem Boden wachsen, ohne die Staatskasse zu belästigen, oder weil das Lotto ein scheinbares Item im Einnahme-Budget darstellt, will man nicht bedenken, daß man hiemit von dem kostbarsten Grundstock zehre, von der Achtung der Völker, welche den Staat als Darstellung des Rechts, der Sitte, der Vernunft ansehen sollen und ansehen müssen, wenn man nicht will, daß sie ins Bodenlose fallen.

Wir nannten die Einnahme von Glücksspielen eine scheinbare, und sie ist es gewiß, wenn man in Rechnung bringt, wie viele Verarmte und Wahnsinnige, wie viele Verbrecher, wie viele Polizeisoldaten auf das Soll, diesem Haben gegenüber, gebucht werden müssen. Daß die Einwohner der Badeorte, welche durch das künstliche Mittel der Spielbanken seither übermäßig gesteigert wurden, daß die Spielpächter selbst, welchen ein so bedeutender Gewinn abgeschnitten werden würde, gewaltigen Lärm erheben, und in Tageblättern offene Spalten in Menge für ihr Interesse finden würden, wäre begreiflich, wenn der Schritt gethan werden würde, welchen wir nicht nur für heilsam, welchen wir sogar für nothwendig halten. Die Verlegenheiten der ersten Jahre würden bald ausgeglichen werden durch solideren Besuch von wirklichen Kurgästen, von Familien, welche einen Sommeraufenthalt in schönen Gegenden machen wollen, aber Gewühl und Skandale fürchten; man setzte sich fernerhin keiner plötzlichen Unterbrechung aller Gewerbe durch einen Krieg ꝛc. aus, kurz, man würde weniger glänzende, aber sicherere Geschäfte machen, auch die vornehme Welt würde der schönen Wohnungen, der gesunden Luft wegen, am Ende auch ohne Spiel, wieder

hier ihre Villeggiatura machen; denn ſie bedarf eines neutralen Bodens, eines Stell-dich-ein, eines Ortes, wo man mannbare Fräulein heirathsluſtigen Kavalieren ſo ganz zufällig gegenüber ſtellt.

Will man die Verträge mit den Pächtern einhalten, und geſchieht vom Bundestage in dieſer Angelegenheit nichts, ſo wäre vor der Hand eine Eintrittskarte anzurathen, welche zum Beſten der Irrenheilanſtalten bei jedesmaligem Eintritt in die Spielzimmer gelöst werden müßte.

Wir glauben im Sinne aller deren zu ſprechen, welche es wohl meinen mit der Ehre und Sittlichkeit des deutſchen Volks, wenn wir wünſchen, daß die öffentlichen Glücksſpiele und das Zahlenlotto möglichſt bald und allgemein aufgehoben werden, denn für letzteres fehlen geheime Kollekteure nicht, wenn der Nachbarſtaat ſeine Buden offen behält.

Das Zahlenlotto iſt unter guten Vorwänden, ja vielleicht hie und da in guter Abſicht, eingeführt worden, und es iſt nicht ohne Schwierigkeit, ſolch eingewurzeltes und in der unterſten Schichte der Geſellſchaft vorzüglich beliebtes Uebel auf Einmal auszurotten, obſchon das Beiſpiel Frankreichs auch den Furchtſamſten und Bedenklichſten belehren könnte. Vielleicht wären Klaſſenlotterien mit Anfangs kleinem, aber allmählig ſteigendem Einſatze, mit ſehr häufigen Ziehungen und mäßigem Gewinne für den Staat, ein nicht zu verſchmähender Uebergang. Auch ein Papiergeld, deſſen Kurs durch Aufrechnung der Zinſe ſteigt, wie dieſes in Oeſterreich vorgeſchlagen wurde, könnte die ſeitherigen Liebhaber des Zahlenlotto einigermaßen zur Beſinnung bringen. Offene Darlegung des Durchſchnitt-Gewinnſtes für das Lotto, folglich des Verluſtes für die Geſammtheit der Spieler, würde ihre Wirkung in einer Zeit nicht verfehlen, wo man das Berechenbare vorzugsweiſe liebt, und in den deutſchen Landen, wo die von uns beklagten Uebelſtände nicht beſtehen, wäre löblich gehandelt, wenn man in den Schulbüchern die Jugend durch Rechenexempel auf den bittern Kern unter vergoldeter Schaale aufmerkſam machen würde, damit ſie im künftigen Lebenswege ſich von den glänzenden Verheißungen in Kubitalbuchſtaben nicht verlocken laſſe, ſondern wiſſe, daß ſie dieſem Spiele gegenüber noch gewinne, wenn ſie von zehn Groſchen Einen ins Waſſer werfe.

Wir erkennen die Unmöglichkeit an, ſogleich und auf einmal ein Uebel auszurotten, welches ſo alt und verbreitet, ja durch die Geſtaltung unſeres jetzigen geſellſchaftlichen Lebens begünſtigt iſt. Aber wir halten allmählige Abhilfe nicht für unmöglich, und glauben, daß alle Regierungen in der Lage ſeyen, dieſe Abhülfe für nothwendig halten zu müſſen.

Durch Maßregeln der Geſetzgebung ſind Spielſchulden und Börſenwetten bereits vielfach für rechtlos erklärt, ſo lange ſie aber von der öffentlichen Meinung für Ehrenſchulden genommen werden, kann man auf dieſem Wege nichts Durchgreifendes erzielen.

Wir beſitzen aber zwei Gegenmittel, welche ſich auch gegen andere beſorgliche Erſcheinungen unſeres geſellſchaftlichen Zuſtandes bewährt haben, die Sparkaſſen und den Unterricht.

Den Sparkaſſen kann ſchon aus politiſchen Gründen keine zu große Ausdehnung gegeben werden. Die zahlreichſte, für Ruhe und Ordnung gefährlichſte Klaſſe, gibt durch dieſelben eine Bürgſchaft für ihre Theilnahme an Erhaltung des Rechtszuſtandes und Staatskredits, beſonders wenn die eingehenden Gelder in Staatspapieren zinstragend gemacht werden. Sie füllen langſam, aber ſicher die Kluft aus, welche ſich zwiſchen den Reichen und Armen befindet, und geben dem Tagelöhner die Ueberzeugung, daß die höheren Stände ſich für ſeine Exiſtenz und deren Verbeſſerung intereſſiren. Es gibt viele Städte, deren Stiftungen zu reich, ſo reich ſind, daß die Einwohner, im Vertrauen auf ſie, ſich der Trägheit und Ueppigkeit ergeben. Dieſe Stiftungen ſollten ihren Sparkaſſen größere Zinſe zuſichern, und ohne Rückſicht auf augenblicklichen Verluſt, dieſen Anſtalten möglichſt große Ausdehnung geben.

Aber auch allen Renten-Anſtalten, allen Unternehmungen, durch welche kleine Erſparniſſe zinſetragend angelegt werden können, wodurch für Alter, Krankheit oder unvorgeſehene Unglücksfälle ein Nothpfennig allmählig gebildet wird, wünſchen wir vorſorgliche Aufſicht des Staats, freiwilliger wohlthätiger Vereine und großmüthiger Reichen. Wir wünſchen ferner, daß auch andere als arme Dienſtboten oder Waiſen an denſelben Theil nehmen könnten, weil ſo viele Fälle vorkommen, daß ſicher geglaubte Bankhäuſer gezwungen wurden, ihre Zahlungen einzuſtellen, und gerade dieſe Unſicherheit dem Spiele Kunden zuführen kann.

Wo Klaſſenlotterien ohne Zahlenlotto beſtehen, iſt die Rückkehr leicht zu einem Zuſtande, welcher allein vom Erwerb Reichthum erwartet. Man braucht nur allmählig die Einſätze zu erhöhen, die Zahl der Ziehungen zu verringern, und auf dieſe Weiſe ſich den Lotterie-Anlehen zu nähern.

Für Solche, welchen das Spielen einmal Bedürfniß iſt, mögen bei Unglücksfällen, welche nie ausbleiben, *ſpecielle* Lotterien als Ausnahme geſtattet ſeyn. Was weniger ausgezahlt als eingenommen wird, erſcheint alsdann als Almoſen. Hier und im Verkehr mit Staatspapieren iſt Stoffs genug für heftige Gemüthsbewegungen, welche nun einmal ein Bedürfniß für Viele ſind. Daher verabſcheuen wir inquiſitoriſche Maßregeln. Wenn wir überzeugt ſind, daß es überall und zu allen Zeiten Spieler geben werde, ſo ſind wir dagegen auch des Glaubens, daß weder eine Regierung noch eine Korporation ſich dem Publikum gegenüber als Spieler oder Spielbegünſtiger hinſtellen ſollte.

Das kräftigſte Gegenmittel gegen die Spielſucht liegt jedoch in Erziehung und Unterricht. Wir Deutſche ſind ein von jeher mehr häusliches und ſparſames, als waghalſiges und Luftſchlöſſer bauendes Volk geweſen. Mit klarer Vorrechnung der Wahrſcheinlichkeiten für Gewinnen und Verlieren laſſen die ſich leicht belehren, welche an Beſchränkung ihrer Wünſche und Bedürfniſſe von Hauſe aus gewöhnt ſind. Auch kann man bemerken, daß auch da, wo Lotto und Glücksſpiele aus dem Auslande, gleich andern Uebeln, eingedrungen ſind, der Mittelſtand weit weniger von denſelben ergriffen worden iſt, als dieſes bei der vornehmen Welt und bei den Armen der Fall iſt. Von jener Seite wird eine Unterdrückung der Spiele beifällige Zuſtimmung finden. Wir bitten die Herausgeber der Volkskalender, dieſen klare Tabellen der Vortheile einzuverleiben, welche die, leider noch zu häufig auf Dorfmärkten gegen Abgabe geduldeten ſogenannten „Scholdertiſche", welche die Zahlenlotti's, die Roulette und das rouge et noir haben, welche Wahrſcheinlichkeit daher jeder Spieler *wider* ſich hat, und welche *gewiſſen* Vortheile dagegen dieſelbe Summe in Sparkaſſen gut eingerichteter Renten- und Lebensverſicherungsanſtalten nach und nach bringen muß.

Leidenſchaften in geregelte Thätigkeit, Beſchränktheit in Berechnung umwandeln, kann allein eine beſſere Erziehung, eine

höhere Bildung, ein richtig geleitetes Ehrgefühl. Wir können bereits hie und da Vorschritte zum Bessern in dieser Richtung bemerken, aber noch sind die Gelüste nach den ausgelegten Geldhaufen, nach den Ternen zu mächtig, und die öffentliche Meinung hat es noch nicht vermocht, daß sowohl Bankhalter als Spieler bei dem rechten Namen genannt werden. Regierungen und Regenten sind zwar dieser öffentlichen Meinung wegen jetzt ungleich vorsichtiger und gemäßigter als in früheren Zeiten, aber sie und die ständischen Versammlungen sollten das nicht sehr bedeutende Opfer mit Freuden der Ehre des deutschen Namens, der Sittlichkeit ihrer Völker, der Stimme aller Wohlmeinenden bringen.

Man befürchte nicht, daß, wie die Nichts-als-Thee-Trinker zuweilen zum Opium greifen, auch die Aufhebung der Spiele noch Schlimmeres hervorbringen werde; denn einmal würde diese Aufhebung wohl am Klügsten stufenweise vor sich gehen, und dann bieten die Lotterieanlehen und die Differenzen vor und nach einer Ziehung derselben stets etwas Aehnliches, wiewohl nicht so Schädliches und Verführerisches, keinen so sinnlichen, durch Aberglauben und Träume erregten Reiz, den Dienstherrn oder die Kasse zu bestehlen. Nur Arbeit, nicht das Wandeln eines Kapitals aus einer Hand in die andere, macht den Staat reicher, aber so alt und erprobt diese Wahrheit seyn mag, so scheint man sie dennoch nicht überall begriffen zu haben.

Sollen denn die Regierungen sich von der Volksvernunft an das Schlepptau nehmen, sich abzwingen lassen, was sie ihrem Wesen nach ungemahnt thun oder hindern sollten? sind sie kräftig genug, die öffentliche Meinung entbehren und ihr trotzen zu können? bedürfen sie des Zutrauens, der Achtung, der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit der Wohlmeinenden, der Freunde der Ordnung und Sittlichkeit weniger als sonst, und ist ihre Zukunft so klar, daß sie in dieselb: faule Erbstücke früherer Zeiten hineintragen können?

A. M.

Die deutſche Sprachgrenze

nach ihrem gegenwärtigen Beſtand, ihren Urſachen und Anforderungen.

Zweite Abtheilung: Oſt- und Nordgrenze.

Von jenem Pontafel an, das, an der Grenze von Kärnten und Italien gelegen, zugleich ein Dreiſprachendorf heißen könnte — wie Tirol einen Dreiherrnſpitz, die ſchwäbiſche Alp einen Dreifürſtenberg, die rätiſchen Bünde einen Dreibündnerberg, die Voralpen am Zürcher See einen Dreiländerſtein haben — iſt die Nachbarin der deutſchen Sprache nicht mehr eine romaniſche: es beginnt hier die ſlaviſche Nachbarſchaft.

Zunächſt durch Kärnten und Steiermark hin zieht ſich die Grenze zu Anfang das Flüßchen Gail entlang bis zu deſſen Einfluß in die Drave unterhalb Villach, ſo daß dieſe Stadt ein deutſcher Grenzort wird; gewinnt hierauf die Höhen, die in der Entfernung einiger Meilen dem linken Ufer der Drave gleich laufen; läßt Klagenfurt rechts, geht unterhalb Schmittorf über den Gurk, unterhalb S. Paul über den Lavant, unterhalb Mureck über die Mur, unterhalb Fehring über die Raab, unterhalb Fürſtenfeld über die Feiſtritz, unterhalb Giſſing über die Czenitze.

Hält man dieſen Umfang mit den Staatsgrenzen zuſammen, ſo ergibt ſich, daß Kärnten zum größeren Theil deutſch iſt, nämlich Ober-Kärnten oder der Villacher Kreis beinah ganz, Unter-Kärnten oder der Klagenfurter Kreis ſchwach zur Hälfte. Noch viel mehr überwiegt das Deutſche in der Steiermark, da

hier nicht allein Ober- und Mittel-Steier (die Kreiſe von Bruck, Judenburg und Grätz),[1] ſondern auch ein Theil des niederſteiriſchen Kreiſes Marburg, nemlich das ganze Flußgebiet der Sulm, deutſch ſind. Hingegen fallen vom illyriſchen Königreich, zu dem Kärnten und Steiermark zählen, das Herzogthum Krain (Laibach, Neuſtädtl, Adelsberg) und das öſterreichiſche Küſtenland (Trieſt, Görz, Iſtrien) völlig jenſeits der Grenze, mit Ausnahme der kleinen Sprachinſel Gotſchee, im ſüdlichſten Theil des Neuſtädtler Kreiſes, in einem Gebirgsthale zwiſchen den Quellen der Flüſſe Gurk und Kulpa. Nördlich von der Mur ſcheint die Sprachgrenze gröſtentheils mit der zwiſchen Steiermark und Ungarn zuſammenzufallen.

Auf der ganzen Grenze von Pontafel bis Giſſing ſtoßen die deutſchen Bewohner, wie ſchon geſagt iſt, an ſlaviſche. Werfen wir von Pontafel einen Blick nach Süden, auf die Linie, die hier die Romanen und Slaven trennt, ſo finden wir ſie gleichlaufend mit der Grenze zwiſchen Friaul (einem Theil des illyriſchen Königreichs), wovon einzig die letzten Meilen des Iſonzo-Laufes, Aquileja mit ſeiner Umgegend, auszunehmen ſind, da hier, im flachen Küſtenlande, die vornehmere Zunge von Welſchland in ſlaviſches Gebiet eingebrochen iſt.

Die Slaven, mit welchen wir es hier zu thun haben, und welche durch das Madjarenvolk von ihren Brüdern in Nordungarn und Mähren, durch das deutſche von denen in Böhmen abgeſchnitten ſind, heißen Winden,[2] denn hier wie bei den Slaven

---

[1] Ich ſchreibe nicht Graz, denn der bekannte Streit über Grätz und Graz kommt eigentlich darauf hinaus, ob in derlei Dingen die Ueberlieferung der Schriftſprache gelten ſoll, oder die wandelbare Mundart. Jene hat ſeit bald 800 Jahren Grätz, dieſe ſpricht jetzt allerdings Graz, in 50 Jahren aber Gott weiß wie! Vrgl. Beil. zur Allg. Zeit. von 1843, S. 2720. Man könnte auch ſagen, der Kampf um „Graz" ſey im Sinne des Panſlavismus, weil die Slaven ſo, die Deutſchen Grätz ſprechen. In dieſem Sinne wird man uns noch zumuthen, ganz Oeſterreich und den gröſten Theil von Preußen herauszugeben.

[2] Vinidae, Venedi nach der Auffaſſung der alten Römer und Griechen, vielleicht von ihrem ſchweifenden Hirtenleben, oder von der Geſtaltung ihrer Wohnſitze, da vinja im Gothiſchen Waideland, Steppe bezeichnet. So wenigſtens Zeuß (Die Deutſchen und die Nachbarſtämme, München 1837, S. 67. vgl. 265. 592; ein Werk, das wegen ſeiner anſpruchs-

der Lauſitz, den Wenden, hat ſich die alte, urſprünglich deutſche Geſammtbenennung für unſer großes öſtliches Nachbarvolk als Eigenthum kleiner Bruchtheile bis auf dieſen Tag lebendig erhalten.

Durch den avariſchen Einfall (558) war die alte Reihe der ſlaviſchen Völker verkehrt worden: indem beide weſtwärts rückten, geriethen die öſtlichen (Anten) mehr nach Süden hinab; die weſtlichen (Lechen) mehr nordwärts. Zu jenen gehören diejenigen, die ſich in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts um die mittlere Donau feſtſetzten: in Möſien die Bulgaren, ſo benannt von dem nicht ſlaviſchen Stamme, dem ſie ſich ſpäter unterwerfen mußten, dem ſie aber ihre Sprache gaben; weiter weſtwärts diejenigen, die nach der weit älteren Benennung ihrer Wohnſitze unter dem Namen der Illyrier zuſammengefaßt werden und zu denen außer Bosniern, Serben und Korwaten (Kroaten), die Bewohner der öſtlichen Alpen, bis zu den Quellen der Save, Drave, Mur und Ens, gehören. Die ſüdlichen von ihnen wurden in Iſtrien die Nachbarn der Langobarden; die weiter nordwärts in Krain, Kärnten und Steier Fuß faßten, ſtießen mit den Baiern zuſammen. Die Zahl der Winden, d. h. derjenigen illyriſchen Slaven, die unter deutſcher Herrſchaft ſtehen, giebt Kohl[1] in ungefährer Schätzung zu 850,000 an, wovon er auf Steiermark 300,000, auf Kärnten 150,000, auf Krain 350,000, den Reſt mit 50,000 auf Ungarn rechnet. Was die Zahl der Deutſchen in dieſen ſüdöſtlichen Grenzlandſchaften anlangt, ſo beſtimmt ſie Schaffariks ſlaviſche Sprachkarte in Steiermark auf 600,000, in Kärnten auf 232,000, in Krain auf 21,000, was mit der oben angegebenen geographiſchen Verbreitung zuſammentrifft, inſofern Steiermark zum größten Theil, Kärnten überwiegend deutſch befunden wurden; Krain dagegen, als eigentlich ſlaviſche Landſchaft, nur einzelne Deutſche zählt.

Als die Zeit, wo die Winden ihre jetzigen Wohnſitze einnahmen, darf das Ende des 6ten Jahrhunderts angenommen werden. Um 560 kennt ſie Prokop noch in ihren alten Sitzen; im Jahr 579 finden ſich in den ſüdlichen Theilen von Kärnten

loſen Genauigkeit und Fülle dem Geſchichtsforſcher nicht genug zu empfehlen iſt).

[1] Reiſen im Innern von Rußland und Polen 3, 510.

Beiträge zur Löſung der jüdiſchen Frage.

Längſt vor der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus waren die Juden ungefähr an allen Orten verbreitet, von welchen aus jenen Zeiten Kunde auf uns gekommen iſt. Es haben ſich manche Unwahrheiten in die Geſchichte eingeſchlichen, ſind wiederholt geglaubt und gelehrt worden, ſo leicht auch jeder Forſcher ihre Nichtigkeit erkennen kann. Zu dieſen gehören namentlich die Sätze: *Das Chriſtenthum habe die Sklaverei abgeſchafft, und die Juden ſeyen durch die Zerſtörung Jeruſalems in alle Welt zerſtreut worden, um für ihre Unthat immerwährendes Zeugniß abzugeben.* Die jüdiſchen ſowohl als die nichtjüdiſchen Geſchichtſchreiber ſchildern den Charakter dieſes Volkes in ſeinen Hauptzügen ungefähr ſo, wie wir noch jetzt ihn kennen; ein unfruchtbares Land, wo zwar Milch und Honig, ſonſt aber wenig zu finden iſt, trieb es zum Aufſuchen des Erwerbs im Auslande. Was die Lombarden in allen Städten des Mittelalters waren, was die Genueſen noch jetzt zwiſchen Odeſſa und Gibraltar ſind, was die Armenier in Hinterafien, das waren einſt die Juden. Wahrſcheinlich kamen ſie im Gefolge der Phönizier. Es ſcheint, ſie ſeyen urſprünglich *eine Kaſte* geweſen, den indiſchen ähnlich. Ihre von ſo vielen gelehrten und ſcharfſinnigen Männern bearbeitete Geſchichte bietet des Räthſelhaften noch Vieles, und gerade die Hauptfragen litten durch ihre Stellung zum Chriſtenthum. Ohne Zweifel ſuchten ſie zuerſt nur ſich im Auslande ſo viel zu verdienen, daß ſie nachher in der unfruchtbaren Heimath

und Steiermark noch chriſtliche Biſchöffe: die von Tiburnia (bei Klagenfurt) und Celeja (Cilli). Aber 595 thut ſchon der Baiernherzog Taſſilo einen Zug wider die benachbarten Slaven; 610 wird von Krain gemeldet, daß es ſlaviſche (heidniſche) Bevölkerung habe. Allem Anſchein nach haben die Winden bei ihrer Einwanderung nicht bloß die Thäler der Drave und Mur bis an die Waſſerſcheide hin beſetzt, ſondern auch noch über dieſelbe hinaus Theile des damaligen Baierlands in Beſitz genommen. Der Sohn jenes Taſſilo, Garibald, wird im Jahr 610 von ihnen an den Quellen der Drave beſiegt, in der Nähe von Aguntum (jetzt Innichen in Tirol), vermuthlich bei einem Verſuch ihren wilden Raubzügen Einhalt zu thun, und es hängt wohl damit zuſammen, daß im Jahr 891 das obere Dravethal Slavenland heißt. Von Gegenden dieſſeits der Alpen tragen zwiſchen 830 und 840 ſogar Theile des eigentlichen Oeſterreichs um die Ens her dieſen Namen.

Selbſtändigkeit ſcheint jedoch nie das Loos der Winden geweſen zu ſeyn, wenigſtens haben ſie ſich ohne Zweifel bald nach ihrer Ankunft den Avaren unterwerfen müſſen, oder ſind gar ſchon als deren Untergebene hier eingedrungen, und als das avariſche Reich nach kurzem Glanze durch Karl d. Gr. (ſeit 791) zerfiel, breiteten ſich die Deutſchen wieder hier aus. Karls großes Reich umgaben bekanntlich faſt auf ſeinem ganzen Umfang Marken, d. h. Landſchaften, deren Eroberung noch nicht völlig geſichert war, und deren Lenker, Markgrafen oder Herzoge, in dem äußerſten feſten Platz des zunächſt gelegenen alten Gaues ihren Sitz hatten. Die beiden ſüdöſtlichen Marken trennte die Drave: die ſüdliche, ſchon von den Langobarden geſtiftete, hieß nach Friaul (Forum Julium bei Udine); die nördliche, die avariſche genannt und zu Baiern gehörig, hatte Lorch an der Donau als Hauptort. Es handelte ſich zwar in dieſen Marken zunächſt nur um die Begründung einer äußeren Herrſchaft, aber im Gefolge derſelben kam die Ausbreitung der Sprache, die auf dieſe Weiſe nicht nur was ſie in den nördlichen Thälern verloren hatte wieder gewann, ſondern auch an der Drave, beſonders aber an der Mur, weit in ſlaviſches Gebiet hineindrang. Dieſe Gegenden ſind — außer von 1269 bis 1277, wo Ottokar von Böhmen; und 1809 bis 1813, wo Frankreich ſie beſaß —

ſtäts unter deutſchen Herrn geſtanden, und ſo muß man es natürlich finden, daß in ihnen das Deutſche ſich ſehr ausgebreitet und befeſtigt hat. Denn wie die Winden nie einen ſelbſtändigen Staat gebildet, noch ſich einem andern ſlaviſchen Staat angeſchloſſen haben, ſo iſt es ihnen auch nicht möglich geweſen, ihrer Sprache die Ehren einer ausgebildeten Schriftſprache zu gewinnen, und was ſie in dieſer Hinſicht aufweiſen können, hat nach Zahl und Werth keine Bedeutung.

So war es nicht anders möglich, als daß das Deutſche noch weit über ſeine eigentlichen Grenzen hinaus griff, indem es auch in den Landſchaften, wo das Windiſche Volksſprache blieb, doch die Sprache der Bildung, das Abzeichen der höheren Stände ward. Es wäre der Mühe werth, daß Einheimiſche zuſammenſtellten, wie weit ſich das Deutſche geltend macht, als Sprache der Schule, der Kirche, der Zeitungen; mir iſt bloß bekannt geworden, daß noch zu Agram in Civil-Croatien, alſo jenſeits der deutſchen Grenzen, ja in Belgrad deutſche Zeitungen erſcheinen. Die neueren geographiſchen Werke ſind gegen derlei Thatſachen, ſo viel Wichtigkeit ihnen auch gebührt, auffallend lau; man muß daher aus älteren ſchöpfen, die dafür mehr Sinn hatten. So ſagt der alte Büſching von den Bewohnern des windiſchen Theils der Steiermark (5, 492): „Leute, die nur ein wenig über den gemeinen Stand erhaben ſind, ſprechen wendiſch, deutſch und italieniſch, und die Vornehmſten auch franzöſiſch.“ Von Krain heißt es auf S. 537: „Die beiden Hauptſprachen ſind die ſlawoniſche oder wendiſche, und die deutſche; in der letzten werden alle Gerichtshändel geführet, auch alle Schriften und Briefe geſchrieben.“

Sehr genau ſind ferner die hier mitgetheilten Angaben über die verſchiedenen Stämme der windiſchen Bewohner von Krain, wodurch er S. 536 auf Gotſchee (Hočewje) geführt wird. Seine Nachrichten über die Bewohner dieſer leztern Landſchaft haben wenigſtens mehr Gehalt, als alles was anderwärts in den Lehrbüchern zu finden iſt: Berghaus hat in ſeiner Beſchreibung von Deutſchland (Stuttgart 1839), da wo er Gotſchee berührt (S. 893), nicht einmal die Angabe, daß hier Deutſche wohnen. Büſchings Worte ſind: „Die (deutſchen) Einwohner

um Gottſchee, Pöland[1] u. ſ. w., die mitten unter Slaven eine unfruchtbare Gegend zwiſchen rauhen Bergen bewohnen, heißen Gotſcheer, eigentlich Hotſchevarin oder Chotſchevarin, ſind Franken und reden einen verdorbenen deutſchen Dialekt, den ein anderer Deutſcher nicht recht, und ein Krainer (d. h. Winde) gar nicht verſtehet. Ihre Kleidung iſt faſt ſo, wie die Kleidung der Croaten (ihrer unmittelbaren Nachbarn gegen Oſten und Südoſten). Sie haben von Alters her das Recht zu hauſiren, welches doch ſonſt in allen öſtreichiſchen Ländern ſcharf verboten iſt." Büſching ſcheint ſeine Angaben aus Valvaſors „Ehre des Herzogthums Krain" von 1689 genommen zu haben. Die Waaren, mit welchen ſie von Haus zu Haus wandern, ſind Oel, Südfrüchte, gebrannte Waſſer, ſelbſtverfertigte Holzwaaren. Ihre Zahl giebt Schaffariks ſlaviſche Sprachkarte auf 21,000 an; nach derſelben ſind ſie in 8 Pfarreien vertheilt.

Was den Urſprung dieſer Sprachinſel anlangt, ſo glaubt Zeuß (S. 589) auf die Völkerwanderung zurückgehen zu dürfen, und es iſt in der That ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß nach Eginhards Bericht im Jahr 820 vor Ludwig dem Frommen unter andern Abgeordneten von der Südoſtgrenze des fränkiſchen Reichs auch Geſandte der Guduſcanen erſcheinen. Er ſieht in dieſem Volksſtamm, der freilich damals bei weitem bedeutender war, Reſte der Wandalen, weil dieſe vor ihrem Zuge durch Europa über 50 Jahre lang in Pannonien ſaßen. Aber nach den Thatſachen, die ſich faſt bei allen ähnlichen vereinzelten Anſiedlungen, bei denen um den Monte-Roſa, bei denen im rätiſchen und venediſchen Alpenland, ſo wie bei den größeren in Ungarn und Siebenbürgen mit größerer oder geringerer Sicherheit ergeben, iſt man verſucht auch hier lieber an eine ſpätere Zeit der Einwanderung zu denken. Und wirklich beſtätigt ſich dies durch mehrere Angaben. Büſching zwar ſagt nur: „es ſcheinet, daß die Grafen von Ortenburg, die ehedeſſen Herrn ihres Bezirks waren, ihre Vorfahren hieher verſetzet haben"; aber nach Schaffariks ſlaviſcher Sprachkarte, die ich leider nur im Auszug durch die Münchner gelehrten Anzeigen kenne, ſind ſie entweder im

[1] Daß auch hier, am ſüdlichen Abhang des Gebirgs, im Stromgebiete der Kulpa, Deutſche wohnen, wird ſonſt nicht ausdrücklich geſagt.

Jahr 1509 oder ſchon im 14ten Jahrhundert, unter Karl IV., hier angeſiedelt worden. Eine Reiſe zu dieſem deutſchen Völkchen, ähnlich denjenigen, die in den letzten Jahren zu den venediſchen und piemonteſiſchen Deutſchen ergangen ſind[1], würde vielleicht manches aufhellen, zumal da Gotſchee der Hauptort eines Herzogthums (Auersberg) iſt, und alſo vielleicht mehr Urkunden aufzuweiſen hat, als jene italieniſchen Berggemeinden, die ſich ſolcher Ehre gar nicht oder nur in geringem Maaße rühmen können. Jener Bericht über Schaffariks Sprachkarte nennt weiter ſechs deutſche Ortſchaften am Fluß Bela in Kärnten, desgleichen zwei in den oberſten Nebenthälern des Piave und Tagliamento, Sauria (Sauris, Saoris) und Sapata (Pladen), von denen er vermuthet, daß ſie mit deutſchen Wohnſitzen im windiſchen Gailthal zuſammenhangen.

Ueber die Zukunft des Deutſchen an dieſer ſeiner ſüdöſtlichen Grenze darf man, ſolang Oeſterreich in ſeinem jetzigen Sinne fortbeſteht, hier eben ſo beruhigt ſeyn wie in Tirol. Uebrigens iſt unter die Winden wohl auch ſchon etwas von dem Geiſte gedrungen, der alle Slaven ergriffen und zum Kampfe für ihre Volksthümlichkeit entzündet hat, ſo daß vielleicht auch dieſen ſtillen Thälern eine bewegtere Zukunft, der lange verſäumten Sprache der Winden eine noch nie erfahrene Pflege bevorſteht. Die große Milde, mit welcher Oeſterreich ſeine Slaven behandelt, ließe vermuthen, daß derartigen Beſtrebungen kein ſtärkerer Damm entgegengeſetzt würde, als für die Erhaltung des Staates, der doch in Deutſchland ſeine Wurzel und ſeinen wahren Halt hat, unumgänglich nothwendig wäre.

Gegen Ungarn bietet unſre Sprachgrenze beſonders eigenthümliche Verhältniſſe dar, weil uns von allen anſtoßenden Ländern keines in ſo hohem Grade zugänglich geweſen iſt. Die eigentlichen Uebergriffe zwar, die z. B. in Kärnten und Steiermark ſo bedeutend ſind, ſtellen ſich hier ſehr gering dar, da vom Weſten des Königreichs bloß ein ſchmaler Saum vorherrſchend der deutſchen Zunge zufällt, nemlich die beiden Ufer der Donau bis Somerein (S. Marien) unter Preßburg; ſodann im Norden der Donau alles was auf dem linken Marchufer liegt; im Süden

[1] Sie Nr. XXVI. der deutſchen Vierteljahrsſchrift S. 287 und 294.

das Thal der Leitha, die Gegenden östlich vom Leithagebirg, und das Land um den Neusiedler See her bis über Güns hinaus.[1] Dagegen ist Ungarn fast nach seiner ganzen Ausdehnung von deutschen Ansiedlern durchwoben.

Seine Bevölkerungsverhältnisse sind aber nicht bloß in dieser einen Hinsicht unregelmäßig: die Völkerstürme, die kein andres europäisches Land in solchem Umfang erfahren hat, haben nicht allein zu Stande gebracht, daß die Ureinwohner sich in der Minderheit befinden, sondern auch daß kein andres Volk ein entschiedenes Uebergewicht hat erlangen können. Als Ureinwohner darf man die Walachen betrachten. Unter der langen Römerherrschaft war in Dacien und Pannonien die thrakische Landessprache, wie in Gallien und Hispanien die keltische, der Sprache der Gebieter gewichen, weswegen die bedrückten Ueberreste der ältesten Bevölkerung, so gut als die Welschen in Rätien, berechtigt sind, sich Romanen (Rumunje) zu nennen. Der Namen der Walachen, den wir ihnen beilegen, besagt nichts anderes, denn er ist so viel als Welsche, das deutsche Wort statt Romanen. Von den Germanen, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier herrschten, ist schwerlich etwas übrig geblieben; vieles dagegen von den Slaven, und ebenso von den wilden Hirtenvölkern des nördlichen Asiens, die seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts mit geringen Unterbrechungen die Gebieter des Landes sind, von Hunnen, Bulgaren, Avaren, Petschenegen, Cumanen. Was von solchen Resten sich erhalten hatte, oder nach dem Jahr 900 eindrang, haben die zuletzt herrschend gewordenen Madjaren (Magyaren) mit sich vereinigt.

Nicht so gelang es ihnen mit den Völkern slavischen Stammes. Den Gewaltstürmen, welche sich an der Donau heraufwälzten, hatten die Slaven nicht widerstehn können, wohl aber hielten sie sich in den gebirgigen Ländern zu beiden Seiten, und breiteten sich, als die Ruhe zurückgekehrt war, allmälich auch im Flachlande wieder aus. Noch weniger war von einem Herrschendwerden des madjarischen Stamms in den Ländern die Rede, die erst später gewonnen wurden: in Croatien und Slavonien, die

[1] Kohl, Rußland 3, 484. Vgl. die Angaben der Allg. Zeitung von 1844, S. 989 der Beilage.

man 1089, in Dalmatien, das man 1102 erwarb; wohl aber haben die Slavonier oder Illyrier — die Slaven von griechiſchem Bekenntniß — im eigentlichen Ungarn beträchtlich um ſich gegriffen, ſo daß z. B. von ihren acht Biſthümern ſechs außerhalb der Grenzen Slawoniens liegen: Ofen, Bacs, Werſchitz, Temesvar, Arad, Raducz (in der Bukowina). Wie im Süden die Illyrier als eine zuſammenhangende Maſſe, geſtützt auf eine zahlreiche Verwandtſchaft jenſeits der Save und der Donau, den Madjaren gegenüberſtehn, ſo im Norden die Slowacken. Dieſe haben den ganzen Abhang der Karpathen inne, den obern Lauf der Flüſſe Waag, Gran, Theiß mit ihren Nebenflüſſen, und ſind ebenfalls ſtark durch die Verbindung mit einer noch viel feſter zuſammenhangenden, noch viel weiter ausgebreiteten ſlaviſchen Verwandtſchaft in Galizien, Oberſchleſien, Mähren und Böhmen. Mit den beiden letzteren verbindet ſie ein alter geſchichtlicher Zuſammenhang, da ſie zuerſt unter Swatopluk (um 870), dann unter den beiden Boleslaven (967—999) zu Böhmen gehörten, und mehr noch der Beſitz einer gemeinſchaftlichen Schriftſprache. So ſchrumpft das Land, in dem die Madjaren überwiegen, beträchtlich ein: es reicht an der Donau nur etwa von Komorn bis Baja und Thereſienſtadt, erſtreckt ſich außerdem nur über die Landſchaften um die Flüſſe Theiß und Maroſch.

Die Urſache dieſer Art von Landesvertheilung liegt nicht ferne. Ein ungriſches Sprichwort ſagt: außer Ungarn iſt kein Leben, wenigſtens kein rechtes (extra Ungariam non est vita; si est vita, non est ita). Der Ueberfluß des Landes, den dieſe Worte preiſen, gilt aber nur von der Ebene, und ſo haben es die jüngſten Eroberer, wie wohl alle früheren, verſchmäht die rauhen Gebirgsgegenden zu beſetzen, ſie haben ſich hier mit der Oberhoheit begnügt, wie das auch in andern geſegneten Ländern des Erdbodens, in China, Indien, Egypten, Sicilien ſich ewig wiederholt. Germanen in dieſer Lage hätten es wohl allmälich dahin gebracht, daß ihre Sprache und Sitte die herrſchende, daß Volks- und Staatsgrenze dieſelbe geworden wären, aber der ſtürmiſche, nach Stürmen erſchlaffende Geiſt, der in den Madjaren, wie in den Türken und andern Aſiaten waltet, ahnte nicht wie nothwendig es ſey die Beſitznahme ſo weit auszudehnen, vertobte ſeine erſte Kraft in Raubzügen durch ganz Europa und

ſank dann ſo ſchnell zuſammen, daß er ſich vor den Deutſchen beugte, die kaum zuvor noch all ihre Kräfte hatten zuſammennehmen müſſen, um ſich der entſetzlichen Feinde zu erwehren.

Die Oſtermark, d. i. Oſtmark, war in der Zeit wo ſich Deutſchland vor den Ungarn erniedrigen mußte, gegen 900, unter ihre Herrſchaft gekommen. Seit dem großen Siege von Augsburg, im Jahr 955, begann das Blatt ſich zu wenden: insbeſondre durch Liutpold (Leopold) aus dem Hauſe der Babenberger, der als Graf des Traun- und Donaugaus die Ungarn unter Geiſa mehr und mehr verdrängte, ihnen das ſtark befeſtigte Mölk abnahm, die Oſtmark, ſeit ſeiner Zeit urkundlich Oeſterreich (Ostarrîchi) genannt, wieder herſtellte, das verheerte Land mit Einwanderern aus Deutſchland neu bevölkerte. Der entfeſſelte Strom hielt aber an den Grenzen Pannoniens nicht inne: mit dem Chriſtenthum, das die Ungarn bald nachher anzunehmen begannen, beginnt in ihrem Lande die Geſchichte der deutſchen Einwanderer, einer friedlich ſtillen Eroberung, die unſerm Volk nicht minder zum Ruhm gereicht, als manche von kriegeriſchem Glanz umgebene, ſofern ſie Hand in Hand gieng mit allen edeln Fortſchritten, mit Acker- und Bergbau, mit Handwerken und ſtädtiſchem Leben, mit Kunſt und Wiſſenſchaft, mit bürgerlicher Ordnung, Landesvertheidigung und Chriſtenthum. Letzteres hat ohne Zweifel den Anfang gemacht. Die erſten Deutſchen ſcheinen durch die oben erwähnten Raubzüge, alſo zwiſchen 900 und 950, als Sclaven nach Ungarn gekommen zu ſeyn, und wie einſt unter den Gothen die Lehre Jeſu ſich zuerſt durch geraubte Chriſten verbreitet hatte — Ulphilas ſtammte von ſolchen — ſo mag ſich der Saame des neuen Glaubens auch hier zuerſt auf dieſe Weiſe verbreitet haben, und natürlich hat Deutſchland, welchem die Ungarnzüge vornemlich galten, auf dieſen traurigen Ruhm den meiſten Anſpruch. Von der Zeit an, wo das Haus Arpads mit König Stephan (997 — 1038) ſich völlig zum Chriſtenthum wandte und zum erſten Mal eine deutſche Fürſtin, Giſela, Schweſter Kaiſer Heinrichs II., auf Ungarns Throne ſaß, begann das Einſtrömen der Deutſchen, die ſich vielleicht an die Nachkommen jener geraubten, zum Theil wieder freigewordnen, anſchließen konnten. Die Madjaren ſcheinen ſich zu dem was die Einwandrer brachten, ſtolz oder wenigſtens kalt

verhalten zu haben; daraus, und aus dem Trieb der Deutſchen zu gegenſeitiger Anſchließung, zum Zunftweſen, erklärt ſichs, warum keine Verſchmelzung Statt fand, ſondern zu den drei ſchon einheimiſchen, unvermiſchten Völkern, Walachen, Slaven und Madjaren ein viertes kam: die Deutſchen, die nach dem unter ihnen vorherrſchenden Stamme, wie in der Schweiz, ſo auch hier in Ungarn und ſelbſt noch in Serbien, Schwaben genannt werden. Sie ſind ſehr zahlreich, theils als Bauern, theils aber und beſonders als Handwerker, weswegen ſo viele Städte und gerade die bedeutendſten, wie Preßburg, Peſth, Ofen, vorherrſchend oder völlig deutſche Bevölkerung haben. Bei manchen, wie z. B. Modern, ſind die Vorſtädte von Slaven, die Stadt ſelber von Deutſchen bewohnt. Die Madjaren ließen von der alten Sitte des Zeltlebens erſt unter Bela III. (1173—1196), der in Byzanz erzogen war und von dort mildere Sitten brachte. So ſelten war vor ihm noch das Städteleben in jenen Gegenden, daß eine ganze Landſchaft von den ummauerten Wohnorten, welche die zum Schutz des Landes dahin berufenen Deutſchen ſeit 1142 daſelbſt errichteten, ihnen Namen erhielt: Siebenbürgen, d. i. das Land mit den ſieben Burgen (altdeutſch Bürgen).

Seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts bekam die Ausbreitung des deutſchen Weſens neue Grundlagen durch zwei Thatſachen: die Theilnahme Ungarns an den Glaubensbewegungen, deren Heerd vornemlich Deutſchland war; und die Uebertragung der Krone an ein deutſches Fürſtenhaus. Was das erſtere betrifft, ſo fanden Lutheraner und Reformirte bedeutenden Anhang, jene vornemlich unter Slaven und Deutſchen, dieſe bei den Madjaren. Die Vertheilung iſt mir, was die reformirte Kirche betrifft, nicht näher bekannt; von den 796,000 Evangeliſch-Lutheriſchen kommen auf die Slaven etwa 480,000, auf die Madjaren 135,000, auf die Deutſchen 180,000. Eine nothwendige Folge dieſes Eindringens eines vorzugsweiſe deutſchen Glaubensbekenntniſſes waren die häufigen Beſuche der Ungarn von verſchiedenen Sprachen auf deutſchen Hochſchulen, was die öſterreichiſche Regierung künftighin hoffentlich mehr befördern wird, als in den letzten Jahrzehnten, wo es aus ängſtlichen Rückſichten dieſer ihm ſelbſt ſo heilſamen Verbindung hemmend in den Weg trat.

Wichtiger noch als dieſe Verbindung durch Glaubensbekenntniſſe war, daß im Jahr 1526 der Habsburger Ferdinand, unter den Kaiſern der erſte dieſes Namens, die Krone von Ungarn bekam, die ſeither bei ſeinem Hauſe verblieben iſt. In den Kriegen, welche daſſelbe gegen einheimiſche Kronbewerber und gegen die Türken 200 Jahre lang zu führen hatte, mußte es natürlich immerwährend darauf bedacht ſeyn, die Deutſchen, weil es auf ſie vorzugsweiſe bauen konnte, im Lande zu mehren und zu ſtärken. Dieß gieng noch im 18ten Jahrhundert fort. Büſching ſchreibt (2, 391): „ſeit Kaiſer Karls VI. Tode iſt die Partei, welche die königliche Gewalt zu erweitern ſucht, alle Zeit ſtärker geweſen, als die Gegenpartei, welche ſie beſchränken möchte. Die Urſachen ſind leicht zu finden. Der Hof ertheilet den Magnaten hohe Aemter nicht nur in Ungarn, ſondern auch in Oeſterreich und ziehet ſie dadurch zu ſeiner Partei. Sie verheirathen ſich gern mit öſterreichiſchen Frauenzimmern und werden dadurch öſterreichiſch geſinnt. Die meiſten Magnaten wohnen zu Wien, laſſen auch daſelbſt ihre Kinder erziehen. Alle Biſchöffe ſind dem Hofe völlig ergeben. Am Hof iſt eine ungariſche Leibwache. Seit dem 1763 geendigten Kriege liegen verſchiedene deutſche Regimenter in Ungarn, hingegen die ungariſchen Regimenter ſind theils in Deutſchland, theils in den übrigen Beſitzungen des Hauſes Oeſterreich in Beſatzung.“ Dieſes Eindringen der Deutſchen erſtreckt ſich bis nach Slawonien hinab. Ebenfalls nach Büſching (2, 417) ſind die Beſchlüſſe der illyriſchen Kirchenverſammlung von 1777 als ein öffentliches Landesgeſetz in deutſcher und illyriſcher Sprache zu Wien gedruckt worden. Ebenſo (nach S. 418) Schulbücher in illyriſcher, walachiſcher und deutſcher Sprache für die nicht unirten (d. h. griechiſchen) Illyrier. Die Zahl der Deutſchen in Slawonien ſchätzt Büſching (S. 413) auf ein Zehntel der ganzen Bevölkerung, und er ſchildert ſie als in ſtätem Zunehmen begriffen. „Die deutſche Sprache (ſagt er S. 414) breitet ſich hier, wie in allen ungariſchen Ländern, ſtark aus, weil die Edelleute und andere ſich gern mit deutſchem Frauenzimmer verheirathen, welches die Kinder deutſch erziehet, weil die jungen Edelleute zu Wien in der thereſianiſchen Ritterſchule deutſch erzogen werden, auch zum Theil unter der adelichen ungariſchen Leibwache daſelbſt dienen, und weil in Slawonien

deutſche Regimenter liegen, auch deutſche Bauern, Handwerker, Poſtknechte und Poſtmeiſter hier ſind. Zu Eſſek und Peterwardein wird faſt lauter deutſch geſprochen, auch ebendaſelbſt, ſowie zu Semlin und an einigen andern Orten, in den katholiſchen Kirchen wechſelsweiſe deutſch und illyriſch geprediget. Zu Semlin und an andern Orten werden deutſche Schauſpiele aufgeführt, in den Soldaten-Bezirken der Grenzregimenter, unter welchen viele deutſche Officiere dienen, werden alle öffentliche Geſchäfte in deutſcher Sprache abgehandelt, und bei den Waffenübungen aller Regimenter wird die deutſche Sprache gebrauchet. Die ungariſche Sprache nimmt je länger je mehr ab."

Die neueſte Zeit hat in dieſer Beziehung ganz andere Saiten aufgezogen. Doch eh wir uns auf dieſen zerſtampften Tummelplatz wagen, iſt es nöthig, daß wir die vier Stämme, die den Boden von Ungarn unter ſich theilen, in Betreff der Volkszahlen miteinander vergleichen. Beſtimmungen von einer auch nur annähernden Schärfe laſſen ſich hier nicht erwarten, theils weil die amtlichen Volkszählungen wohl auf die Geſchlechter, Glaubensbekenntniſſe, Berufsarten, nicht aber auf die Sprache Rückſicht nehmen[1]; theils weil gerade in dieſem Lande der wunderbarſten Sprachmiſchung die Angaben ſehr ſchwierig, und außerdem durch die gegenwärtigen Streitigkeiten mehr als billig verwirrt ſind. Wo jeder Menſch von einiger Bildung neben ſeiner Mutterſprache das Deutſche verſteht, wo nebenher ſeit einiger Zeit die Kenntniß des Madjariſchen als Wahrzeichen der Vaterlandsliebe gilt, ließe ſich ſogar dann nicht genau abzählen, wenn die Zähler völlig unparteiiſch zu Werke gehen wollten, was aber, bei dem Werthe den große Zahlen in dieſer Beziehung gegenwärtig haben, nicht erwartet werden darf, indem ſich hier, wie ſo oft im Leben, Wünſche zu Anſichten geſtalten. Nach Schwartners Statiſtik waren unter den 11,408 Dörfern und Flecken, die Ungarn im Jahr 1787 zählte, 5789 ſlaviſch, 3668 madjariſch, 1024 walachiſch, 921 deutſch. Abweichend hievon findet Kohl (3, 491) unter den 8610 Ortſchaften des Landes nur 700 ganz von deutſchen Ackerbauern beſetzt. Von den 14—15 Millionen, auf welche

[1] So z. B. noch Sigfrid Bechers Statiſtiſche Ueberſicht der Bevölkerung der öſterreichiſchen Monarchie nach den Ergebniſſen der Jahre 1834—1840.

davon leben konnten, ſetzten aber im Verfolge der Zeit ſich hie und dort feſt, — Factorien- und Innungsartig zuſammengehalten durch ihre Gebräuche, — wo gerade Geſchäfte zu machen waren. Und dieſe mögen wahrlich in jener Zeit nicht gefehlt haben. Sprachen, Religionen und Sitten waren noch weit ausgeſchiedener als ſpäter, und beſonders ſagte die Weiſe der Römer den Juden zu. Jene hatten auch nicht die entfernteſte Idee von Staatswirthſchaft, waren von ihrem erſten Anfange an rein auf Eroberung, Plünderung, Ausſaugung und Verſchwendung geſtellt. Wir ſehen ihren zu ſchwindelnder Höhe aufſtrebenden Stamm ſchon frühe von Juden und Griechen wie von zwei Schlingpflanzen umſtrickt. Der Fall Roms mußte die neue Zeit vorbereiten durch Einführung des dem Judenthum entſproſſenen Glaubens, und durch Verlegung der Centralgewalt nach Byzanz.

Aber auch die neuere Zeit findet dieſen uralten, durch ſeine Satzungen von allen Völkern ausgeſchiedenen vaterlandsloſen Stamm beinahe überall in der geſitteten Welt. Noch trägt er das ſcharfe Gepräge, welches die Alten ſchon bemerkten. Noch iſt ſeine Geiſtesrichtung, ſeine Beſchäftigung vorzüglich, häufig noch beinahe ausſchließlich, dem Handel zugewendet. Obſchon er meiſt von allen Völkern, unter welchen er lebt, abgeſchloſſen bleibt, ſo ſehr die Umſtände es geſtatten, ſo gewinnt dennoch die Landesſprache ſichtlich der hebräiſchen das Feld ab. Bei aller hartnäckigen Feſthaltung der alten Satzungen ſind dennoch mehrere Sekten entſtanden, und wenn Propheten und Reformatoren unter den Rabbinern nicht mehr gefunden werden, ſo iſt die abgekühlte Zeit daran ſchuld.

Die jüdiſche Phyſiognomie zeigt zwei Haupttypen: den aſiatiſchen und den afrikaniſchen. Jener mahnt an die arabiſche, dieſer an die egyptiſche Geſichtsbildung. Die ſo auffallende Gleichförmigkeit iſt nur dadurch zu erklären, daß die Juden zugleich wegen ihrer Geſetze ſich nie mit andern Völkern vermiſchten, und derſelben Lebensweiſe und Beſchäftigung zugethan blieben. Phyſiologen mögen entſcheiden, ob das ſonderbar Liſpelnde und Ziſchende, das Anſtoßen der Zunge an der obern Kinnlade, welches ſie auf alle abendländiſchen Sprachen übertragen, von früher Uebung im Herſagen hebräiſcher Gebete herrühre, oder von eigenthümlicher Bildung des Mundes und Kiefers. Hier genügt dieſe wunderbare Gleichförmigkeit anzudeuten. Im Allgemeinen ſind die Juden ſogar im hohen Norden ſo ſehr

die Gesammtbevölkerung Ungarns mit Siebenbürgen, der Militärgrenze, Slawonien, Croatien und Dalmatien geschätzt wird[1], sollen nach Kohl (3, 511) die Walachen anderhalb, die Ungarn 3 betragen. Da ferner nach den gewiß nicht zu hohen Angaben des eifrig madjarischen Statistikers Fenyes die Deutschen eine Million zählen, nach Kohl aber (3, 484) ein Neuntel der Gesammtbevölkerung ausmachen, so bleiben für die Slaven, nach Abzug der zahlreichen Juden, Zigeuner, Griechen, Serben u. s. w., ungefähr 8 Millionen übrig. So ungewiß alle diese Zahlen sind und seyn müssen, das ist sicher, daß die Slaven die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, daß dann die Madjaren und Walachen folgen, die Deutschen der Zahl nach zuletzt kommen.

Was die Wohnplätze der Deutschen betrifft, so sind sie über ganz Ungarn zerstreut, und außer den deutschen Grenzlandschaften im Westen, die der deutschen Gesammtheit angehören, lassen sich nur zwei zusammenhangende größere deutsche Strecken anführen. Die eine davon liegt zwischen Sasarok und Fünfkirchen, in der Baranyer Gespannschaft und nährt auf einer Strecke von ungefähr 30 Quadratmeilen mit 97 Ortschaften etwa 60,000 Menschen. Bedeutender nach Zahl und Geltung ist die andere, dem Norden des Landes angehörig. In der Mitte des Halbringes, mit welchem die Karpathenkette das Ungarland umschließt, da wo sie unter dem Namen der Tatra höher, als anderswo, bis über 7000 Fuß ansteigt und, ein zweiter S. Gotthard, von Einem Punkt aus vier Ströme nach verschiedenen Seiten entsendet, dehnt sich zwischen hohen, nur ausnahmsweise schneefreien Bergspitzen ein deutsches Ländchen aus, die Zips. Wenn man aus dem Theißthal über Kaschau nach Krakau reist, und hinter Schirokа den letzten Berg erstiegen hat, so sieht man sich bei heitrer Witterung durch einen Anblick von seltner Schönheit überrascht. Das Zipser Hochland, überall 2500 Fuß über dem Meere, liegt mit seinen zahlreichen Städten wie eine Landkarte zu den Füßen des Reisenden ausgebreitet. Links erhebt sich der Bergzug mit der Königsfläche (Kralowa Hora); vor uns erhebt sich der gewaltige Tatrastock, wie aus Einem Stücke gegossen, 6000 Fuß über die Ebene; nach Westen

[1] Berghaus, Länder- und Völkerkunde 4, 796.

und Oſten dehnt ſich in langen Ketten das Gebirge hin. Die Zipſer zeichnen ſich durch Fleiß in Ackerbau und Gewerben aus. Dazu kommt der Bergbau: Büſching zählt (2, 529) vierzehn Bergwerke auf, die wohl gutentheils von dieſen Deutſchen betrieben wurden. Höchſt wahrſcheinlich iſt aus dieſem Grunde die Vermuthung, die Kohl (3, 485) aufſtellt, daß zuerſt der Erzreichthum dieſer Gegenden Anlaß zur Herbeiführung deutſcher Anſiedler gegeben habe. Ein Nebenzweck könnte die Vertheidigung der Gebirgspäſſe geweſen ſeyn. Ich finde zwar nicht erwähnt, daß der Uebergang über die Karpaten hier beſonders wichtig ſey, namentlich erwähnt Bergbaus S. 746, wo er die ungriſchen Päſſe nennt, hier keinen. Allein Päſſe ſind wie andre Dinge dem Wechſel des Gebrauches unterworfen. Es finden ſich auch in den Alpen Beiſpiele, daß ein alter durch das Emporkommen eines neuen abgeht, wie z. B. der Monte-Moro durch den Simplon[1], und wenn man bei Büſching lieſt, wie oft dieſe Gegend von verheerenden Kriegszügen heimgeſucht worden iſt, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß dieſe Deutſchen einſt nicht allein Kupfer zu gewinnen, ſondern auch mit dem Stahl die Grenzen und eine wichtige Straße zu hüten gehabt haben. Die Zeit ihrer Einwanderung iſt nicht genau bekannt, vielleicht darf man auf 1143 rathen, wo Geiſa II. in Siebenbürgen die deutſchen Anſiedler einführte; wenigſtens genoſſen die Zipſer ähnliche Rechte, und ihr älteſter Freiheitsbrief, der aber nur die Beſtätigung eines älteren ſcheint, iſt von 1213. Unkluger Weiſe kauften ſich die Deutſchen der Zips im Jahre 1312 von der Wehrpflicht los, und verloren dadurch ihre Wehrhaftigkeit, ihre Freiheiten, zum Theil auch ihre Sprache. Unter den 42 deutſchen Ortſchaften, die im Jahr 1312 gezählt werden, befanden ſich 24 königliche Freiſtädte oder Marktflecken, die zuſammen den Zipſer Bund bildeten. Kaiſer Sigmund verpfändete 1412 dreizehn von ihnen an Polen, von den übrigen 11 kamen die meiſten in die Hände des Adels und verlieren ſeither durch fortwährendes Eindringen ſlaviſcher Beſtandtheile mit der Sprache der Ahnen auch deren Fleiß und Sitte. Als im Herbſt 1770 jene dreizehn an Ungarn zurückkamen, betrug die Zahl derer,

[1] Schott, deutſche Colonien in Piemont, S. 62.

die als königlich verbliebene mit ihnen wieder vereinigt werden konnten, bloß noch drei. Diese sechzehn bilden seit 1778 wieder eine bevorrechtete Körperschaft, obgleich ihre jetzigen Rechte nur ein Schatten der früheren sind. Man kann, wie Kohl sagt, die Hauptmasse der Deutschen, die hier zusammenhalten und mitten unter Slowaken und Madjaren ein kleines Deutschland bilden, auf 90,000 anschlagen. Ueber ihre Mundart fehlt es an Nachrichten. Die Hauptorte sind Käsmark (Kaisersmarkt) und Leutschau. Beide, wenn gleich größtentheils von Deutschen bewohnt, stehen doch, nebst einigen andern Orten, unter besonderer Verwaltung: die sechzehn oben erwähnten sind Bela, Laibitz, Mennhardsdorf, Deutschendorf, Kniesen, Michelsdorf, Neudorf (madjar. Iglo), Risdorf, Wallendorf (d. i. villa italica), Fölk, Pudlein, Kirchdorf, Matzdorf, Georgenberg, Lublau, Duransdorf. Die Versammlungen der sechzehn Städte werden in Neudorf gehalten, welches der beste dieser Flecken ist und einst ummauert war.[1]

Die Deutschen, die außerdem noch in Ungarn wohnen, hat man, wie schon bemerkt ist, vornemlich in den Städten zu suchen. Von den 52 königlichen Freistädten mit 547,000 E. sind nach Fenyes zwar einige der volkreichsten, wie Debreczin mit 50,000, Szegedin mit 30,000 E. ganz, fünf andre mit 7000—20,000 E. überwiegend madjarisch[2]; der Rest mit etwa 380,000 wäre deutsch. Von den (weiteren?) 126 ungrischen Städten (mit ihren 1,222,000 Bewohnern) läßt Fenyes 31 (mit 243,000 E.) deutsch seyn; von den 783 Marktflecken (mit 1,742,000 Menschen) 98, auf die bei der Annahme gleichmäßiger Bevölkerung 170—180,000 E. kämen. Freilich bringt auch in dieser Beziehung kein Buch die gleichen Zahlen wieder. So besaß nach Bernhardi (S. 57) Ungarn im Jahr 1842 nicht weniger als 248 Städte mit 292,850 Deutschen, wogegen ihm Kohl (3, 491) nur 68, Berghaus (S. 818) gar nur 56 zugesteht. Diese Verschiedenheit rührt ohne Zweifel daher, daß bei einigen Rechnern eine ziemliche Zahl der großen Marktflecken, deren allein 30 sich mit einer durchschnittlichen Bevölkerung von 15,000 E.

---

[1] Nachrichten aus Büsching 2, 525.

[2] Wogegen Kohl S. 491 behauptet, die Deutschen bilden in allen 52 königlichen Städten den Hauptstamm.

brüſten können[1], unter die Städte gerechnet ſind. Die Vertheilung der Deutſchen über Ungarn, „das Netz, mit welchem ſie das ganze Land überzogen haben," macht Kohl (3, 489) durch eine Tafel anſchaulich, auf welcher man von jeder Geſpannſchaft die Ortſchaften und darunter die ausſchließlich deutſchen verzeichnet findet. Am dichteſten wohnen unſre Volksgenoſſen um die großen königlichen Städte, namentlich um Ofen und Peſth, deren Umgegend faſt völlig deutſche Grundbevölkerung hat; ganz ohne deutſche Dörfer ſind nur wenige Geſpannſchaften.

Die Schilderungen, welche von den Deutſchen in Ungarn entworfen werden, ſtimmen darin überein, daß ſie, obwohl bürgerlich faſt rechtlos, doch durch Zuſammenhalten und durch ſorgfältig bewahrte Verbindung mit dem Mutterland ihre Volksthümlichkeit erhalten haben, und durch deren natürliches Uebergewicht, ungeachtet ihrer verhältnißmäßig kleinen Zahl, der wichtigſte Beſtandtheil der Bevölkerung des Königreichs geworden ſind. Die Deutſchen, ſagt ein Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung (S. 2807 des Jahrgangs 1843), ſind in Ungarn die herrſchende Nation, weil in dieſem Lande die deutſche Bildung vorherrſcht. Sogar in die Reihen des Adels, des Standes, der vorzugsweiſe das Madjarenthum vertritt, haben ſich nach und nach eine Menge deutſcher Geſchlechter eingedrängt, und haben hier für die Verbreitung des deutſchen Weſens gewirkt. Viel bedeutender freilich iſt das Bürger- und Bauernthum. Die Häuſer und Aecker der deutſchen Bauern prangen unter den ſlaviſchen und madjariſchen gleich Oaſen der Reinlichkeit und Ergiebigkeit. Wo irgend auf den großen Gütern eine vernünftige und höhere Bewirthſchaftung Statt findet, da geſchieht es durch deutſche Landwirthe. Deutſch werden daher nach Kohl, S. 486) wenigſtens in Weſtungarn auch bei den Madjaren faſt alle landwirthſchaftlichen Geräthe benannt. In den Städten ſind beinah ſämmtlich Handwerker, Künſtler, Wirthe, Kaufleute und Krämer Deutſche. In weſſen Händen aller edlere Gewerbfleiß iſt, wurde neulich durch die Berichte über die Peſther Induſtrieausſtellung bewieſen, worin auf dreißig deutſche Namen kaum

[1] Berghaus, S. 821.

zwei madjariſche kamen. Daß der ganze etwas bedeutende Handel faſt nur durch deutſche Häuſer getrieben wird, weiß alle Welt, und nur in Verbindung mit Oeſterreich hat Ungarn Credit, indem es dieſen außerdem ſo wenig finden würde, wie etwa die Serben, Walachen oder Türken[1]. Das geſammte Kunſtleben iſt mit wenigen Ausnahmen, deren die Madjaren gewöhnlich ſelbſt ſich nicht zu rühmen wagen, deutſch; wer Anſpruch auf Bildung macht, bedient ſich der deutſchen Sprache; die bedeutenden Schriftſteller des Landes, ein Schwartner, Mailath, Pyrker u. a. ſehen ſich ſelbſt für ſolche Schriften, die die Sache der Slaven oder Madjaren verfechten, gezwungen, ihre Zuflucht zum Deutſchen zu nehmen, und vielgeleſene deutſche Zeitungen ſind der geſuchte Kampfplatz für die Erörterungen und Rechtfertigungen der Parteien.

Seit 1788, wo Büſching die oben (S. 168) mitgetheilten Angaben über die Fortſchritte des Deutſchen in Ungarn drucken ließ, haben ſich die Verhältniſſe, wie ſchon bemerkt iſt, weſentlich geändert: es iſt unſerer Sprache der Weg zu weiteren Eroberungen ernſtlich verlegt worden. Bis ins vorige Jahrhundert machte von den drei Völkern, die allein als eingebürgerte (regnicolae) gelten, Slaven, Magyaren und Deutſchen, keiner Anſpruch darauf, mit ſeiner Sprache die übrigen zu beeinträchtigen; man betrachtete die Sprache des Einzelnen als ein zufälliges, unantaſtbares Eigenthum, wie etwa die Farbe ſeines Haares, und bediente ſich zur Vermittlung des Lateiniſchen, das freilich kein wahres Leben mehr gewinnen und verleihen kann. Zuerſt machte Joſeph II. den Verſuch, an die Stelle deſſelben das Deutſche zu ſetzen. Da er jedoch gleichzeitig Preßfreiheit gab, ſo kehrte der entfeſſelte Geiſt ſeine Waffen gegen den getäuſchten Beſchwörer; ſeither iſt bei den Madjaren das Gefühl ihrer volksthümlichen Geltung erwacht und in ſtäter Zunahme. Aber dieſe Kraft, die jetzt über ganz Europa das Looſungswort ſcheint werden zu ſollen, wie vor 300 Jahren das Glaubensbekenntniß, verheißt hier nicht, wie in andern, glücklicher geordneten Ländern, Segen und Wachsthum, ſondern droht, auf die unſeligſte Weiſe mißbraucht, mit Zerrüttung. Es iſt ſicherlich ein großes Unglück, wenn ein

[1] Allg. Zeitung von 1843, S. 2887.

Staat es nicht zu einer gebietenden Hauptſprache gebracht hat, weil auf dieſe Weiſe ein Zuſammenklang der geiſtigen Bildung, worin die Stärke der Völker und Staaten, alſo die Bedingung ihrer Unabhängigkeit liegt, ungedenkbar iſt. Man muß alſo den Madjaren Recht geben, wenn ſie das Vorherrſchen Einer Sprache als wünſchenswerth, ja für das Wohl des Landes unerläßlich anſehen, und kann ihnen, bei der Größe der Gefahr, die ihnen gerade von dieſem Punkt aus droht, bei der edeln Geſinnung, die man an ihnen kennt, manches leidenſchaftliche Wort, manchen falſchen Schritt verzeihen. Aber eben darum ſollen ſie hören, daß ſie in blinder Wuth an die Stelle des kleineren Uebels ein größeres ſetzen. Mit raſcher Gewaltthat wollen ſie die übrigen Völker des Landes, die doch auch vom Zauberſtabe der Zeit berührt ſind, und in der Sprache das höchſte Kleinod ſchätzen, madjariſch machen. Die Keime der Eiferſucht, die allenthalben beiſammenlebende Völker durchdringt, haben ſich auf dieſe Weiſe ſchnell entwickelt, Haß und Argwohn drohen als wuchernde Schlingpflanzen den kümmerlich gedeihenden Baum des dortigen Staatslebens zu erſticken. So zerſtören die Thörichten, unter dem Vorwande das Staatswohl zu fördern, die Grundlagen des Staates.

Die Madjaren erklären zwar unermüdlich, daß ſie nicht darauf ausgehen, den übrigen Völkern das Ihre zu nehmen, aber wenn man die Sachen unbefangen betrachtet, ſo iſt klar, daß Demüthigung und Vernichtung der andern Sprachen, wenn nicht ihre Abſicht, ſo doch das Ergebniß ihrer Schritte ſeyn muß. Wenn durchgeht, was der Reichstag von 1843 beſchloſſen hat, daß in Ungarn und allen dazu gehörigen Ländern das Madjariſche die ausſchließliche Sprache der Behörden, daß alle anders abgefaßten amtlichen Schriften und Urkunden ungültig ſeyn ſollen[1], wenn jeder Ungar, um der bürgerlichen Rechte theilhaftig zu werden, Madjariſch verſtehen muß, ſo ſinken die deutſche und die ſlaviſche Sprache, die bisher Töchter des Hauſes geweſen ſind, zu Mägden herab; ſie werden etwa noch des täglichen Gebrauchs halber gelernt, aber Sorgfalt und Pflege, die unentbehrlichen Erforderniſſe für die Blüte jeder Sprache, ſowie des

[1] Nr. 299 der Allg. Zeitung von 1843.

Volkes, von dem ſie geredet wird, wenden ſich bloß der bevorzugten vornehmen Schweſter zu.

Die Madjaren erwiedern hierauf, daß damit kein Unrecht geſchehe, weil man ſich in jedem Land nach der Sitte des Landes zu richten habe, wie es in Frankreich keinem Abgeordneten aus dem Elſaß oder der Bretagne einfalle, das Haus auf deutſch oder bretoniſch anzureden. Aber das Gleichniß paßt nicht, da in Frankreich nur kleine Bruchtheile der Bevölkerung eine eigene Volksſprache haben, in Ungarn dagegen die Madjaren mit ihrer Sprache nicht einmal ein Drittel der Bevölkerung bilden. Weislich lehnen ſie auch den Namen der Madjaren ab und wollen ſich Ungarn genannt wiſſen; ein grober logiſcher Kunſtgriff, der freilich, wenn man ihn zuließe, den Streit auf einmal abſchnitte.

Doch es iſt über die Ungerechtigkeit jener Bemühungen ſchon zu viel geſagt, indem ſie überdieß ſchlechtweg unausführbar ſind. Der Thurmbau zu Babel, der mit der Sprachverwirrung endete, war ein weiſes Unternehmen, gegenüber dem Plan, für Ungarn eine Spracheinheit durch Geſetze zu erzwingen. Wenn auch nicht überhaupt in Europa die Zeit längſt vorüber wäre, wo mit Gewalt oder Güte verſchiedene Stämme durch das Band einer gemeinſamen Sprache vereinigt werden konnten, ſo müßte dieß doch für den vorliegenden Fall geleugnet werden. Wo irgend eine Sprache die Oberhand erlangt hat, geſchah es zuweilen durch die überwiegende Menge derer, die ſie redeten; meiſtens aber durch ihren inneren Werth. Das Madjariſche ſoll nun zwar Kraft und Wohlklang in hohem Grad beſitzen, Vorzüge, die jugendlich ungebildeten Sprachen meiſtens eigen ſind, aber an Geiſteserzeugniſſen, die doch über den Werth einer Sprache hier allein entſcheiden, iſt ſie blutarm. Was ſoll dem Dürſtenden das ſchönſte Gefäß ohne den erquickenden Trank? Welchen Reichthum müßte der Deutſche, der Slave hingeben, um eine Sprache zu gewinnen, die ſich auf dem Felde des Geiſtes noch keine Lorberen gepflückt hat! Und was den andern Anſpruch, die Menge der Angehörigen betrifft, ſo erſcheint dieſe ſchon viel zu klein vom ungriſchen Standpunkt aus: wie viel mehr, wenn man ſich, wie es hier nicht anders möglich iſt, auf den europäiſchen ſtellt! Sämmtliche Hauptſprachen unſres Welttheils ſchöpfen ihre beſte Kraft, ja die Möglichkeit ihrer Dauer, aus dem weiten Umfang

ihres Gebiets, und aus dem Bunde mit verwandten Sprachen: was aber kann das Madjariſche, dieſer verlorene Poſten aſiatiſcher Hirtenſtämme, von den Völkern holen, mit denen es verwandt iſt: von Wogulen, Oſtiaken, Finnen, Syrjänen, Permiaken, Wotiaken, Tſcheremiſſen und Mordwinen[1]!

Da mithin die Plane der Madjaren zu den ganz abenteuerlichen, ewig unausführbaren gehören, ſo müſſen die Früchte dieſes Kampfes in fremde Hände fallen, und es läßt ſich die Frage nicht abweiſen, wie die Sache vom deutſchen Standpunkt aus beurtheilt werden müſſe.

Es handelt ſich gegenwärtig, doch nicht erſt ſeit geſtern, darum, ob Rußland, wenn die Osmanen abſterben, in den Beſitz des Oſtens von Europa kommen ſoll. Dieſer ſchönen Erbſchaft geht es in dem Verhältniß raſcher und ſichrer entgegen, als frühere Verhältniſſe ſich hier allenthalben löſen, als alter mühſam hergeſtellter Friede hier unausgeſetzt unterbrochen wird, die einzelnen Stämme ſich in Haß und Mißtrauen gegenüberſtehen. Ungarn iſt ſchon mehr als halb umgarnt, ja in ſeinem Innern ſind alle Kräfte zur Zerſtörung aufgeregt. Die madjariſchen Beſtrebungen, gutentheils im Dienſte der Furcht vor dem Panſlavismus, d. h. vor Rußland, begonnen, drohen durch aſiatiſche Maaßloſigkeit die Beute, die ſie dem Feind entziehen wollen, ihm gerade in die Hände zu treiben; denn bei dem gährenden Zuſtande der ganzen ſlaviſchen Welt kann es auf dieſem Wege dahin kommen, daß die ungriſchen Slaven, zumal die Illyrier, die der griechiſchen Religion zugethan ſind, ſich Rußland in die Arme werfen, um ihre Sprache zu retten, die des Menſchen geiſtiges Leben und ihm daher ſo theuer iſt, wie ſein leibliches. Im Frühling 1842 las man in den Zeitungen, daß jene Länder ſich an den Kaiſer gewandt haben, um eine legislative Trennung von Ungarn zu erlangen, und an ihre Stammverwandten in Bosnien und Illyrien um Beiſtand im Kampfe für die bedrohten Güter; im Frühling 1843 wiederholte ſich jenes Verlangen, zu dem ſich noch die Bitte um eine ſlaviſche Hochſchule in Agram geſellte; jetzt, zu Anfang Mai's 1844, erſchallt aus Ungarn die befremdende Kunde, daß mehrere Biſchöffe vom römiſchen zum

[1] Büſching 2, 369.

griechischen Bekenntniß abgefallen, mit andern Worten ins russische Lager übergegangen sind. In allen Ländern, welche Rußland nach und nach an sich gezogen hat, waren anfangs nur zarte Fäden angeknüpft, mit welchen man den innern Zwist lenkte: wem kann entgehen, daß sie sich auch in Ungarn schon stärker und stärker spinnen! Es handelt sich alles Ernstes darum, ob Ungarn einen deutschen Fürsten behalten, oder, vorläufig unter unschuldigen Benennungen, ein Theil des moskowitischen Reiches werden soll.

Die österreichische Regierung fühlt wohl das Gewicht ihrer Lage. In der Hoffnung, daß der Eifer der Madjaren viel zu heftig und zu künstlich sey, als daß er lang anhalten könnte, sucht sie mit unglaublicher Geduld nur zu verhüten, daß der glimmende Funke nicht in verzehrende Flammen ausschlage, und auch die überraschende Nachgiebigkeit, mit welcher sie in der jüngsten Zeit eingewilligt hat, den Croaten auf dem Landtage den Gebrauch des Madjarischen aufzudringen, erklärt sich wohl hieraus am besten. Denn daß Oesterreich ernstlich daran denke, die gewaltthätigen Maaßregeln der Madjaren und den Untergang des Slaventhums zu unterstützen, ist ganz undenkbar; schon darum, weil das Madjarenthum, wenn es auch entschieden österreichisch gesinnt wäre, doch nicht so viel Kraft hätte, daß Oesterreich sich ihm anvertrauen könnte, und weil auf der andern Seite dieses an dem Gedanken eines westlichen, katholischen, bürgerlich freien Slaventhums, eines Panslavismus ohne Rußland, den einzelne Serben und Polen verfolgen sollen, und dem sich auch die protestantischen Slaven Ungarns furchtlos anschließen könnten, gegen Rußland einen überaus kräftigen Halt hätte. Man hat Oesterreich gerathen, seine Zukunft vorzugsweise in diesem Kreis zu suchen; es scheint sich demselben aber nicht ohne Weiteres anvertrauen zu wollen und gerade gegenwärtig mehr von der Pflege des so lange vernachlässigten Zusammenhangs mit Deutschland zu erwarten. Es öffnet durch den kühnen Gedanken seiner Eisenbahnen alle Thüren und Fenster des langeverschlossenen Palastes, und Deutschland darf nicht ohne Hoffnung seyn, daß zwischen ihm und diesem der Hauptsache nach deutschen Kaiserreich das segensreichste Band, das eines innigen Verkehrs, geschlungen werde. Von der höchsten Bedeutung für die Frage, mit welcher

ſich dieſer Aufſatz beſchäftigt, wäre es, wenn Oeſterreich vermöchte die Zollſperre fallen zu laſſen, durch die es bis jetzt Ungarn von ſeinen übrigen Staaten getrennt hält. Das Land erſtickt in ſeinem Ueberfluß, ſeine herrliche Waſſerſtraße befindet ſich im elendeſten Zuſtand, zu Eiſenbahnen, die hier ſo leicht und ſo nothwendig wären, iſt kaum ein Anfang gemacht. Und warum? Man ſagt, weil bei den Madjaren ein lebhafter Widerwille beſtehe gegen alle dieſe Dinge, die eine genauere Verbindung mit Deutſchland befördern müßten. Was wollen ſie damit? Wenn in ihrem Volksthum die Kraft läge, einen Staat zu bilden, der für ſich dem Umſichgreifen Rußlands gewachſen wäre, ſo hätte dieſes ihr Streben nach Abſchließung von Deutſchland einen Sinn. Sie glauben ſich ſtark genug, um eine ſelbſtändige Stellung unter den Staaten Europas einzunehmen. Eitler Wahn! Ungarn iſt nicht zur Unabhängigkeit geboren, ſeine ganze Geſchichte lehrt das: immer hat es nur die Wahl gehabt zwiſchen dem Oſten und dem Weſten. Daß die Madjaren die Unterwerfung unter Rußland der Abhängigkeit von Oeſterreich vorziehen, iſt kaum zu glauben, und es bleibt alſo für ſie nach Außen nichts anders übrig als auf dem bisherigen Bunde mit Oeſterreich zu beharren; nach innen aber die Verbindung aller Staatsangehörigen mit dem Ganzen durch friedlich gewinnende Mittel, durch weiſen Fortſchritt in der Geſetzgebung und Verwaltung herbeizuführen; was die Sprache betrifft: an dem einmal vorhandenen Zuſtande nicht zu rütteln, vielmehr die verſchiedenen Völker und Sprachen ſo wie bisher, mit gleichen Rechten ausgeſtattet, neben einander leben zu laſſen. Uebermuth Einzelner, blinde Parteiung ſind jetzt für Ungarn ſo gefährlich wie für ein Kriegsſchiff, das vor feindlichen Kanonen ſchwimmt.

Aehnliche Verhältniſſe wie Ungarn bietet Siebenbürgen dar, eine Folge davon, daß beide Länder ſo lange mehr oder weniger eng vereinigt geweſen ſind, von 1002, wo Stephan I. Siebenbürgen in Beſitz nahm, bis 1765 wo Maria Thereſia es zu einem geſonderten Großfürſtenthum erhob. Man zählt in dem kleinen Lande von 2,056,000 E. dreizehn Völker, wovon zehn (Walachen, Armenier, Griechen, Mähren, Polen, Ruſſen, Bulgaren, Serben, Juden und Zigeuner) Geduldete, drei dagegen (Madjaren, Szekler und Deutſche) Verbundene (uniti)

Morgenländer geblieben, als es ihnen nur möglich war. Ihre meiſten Eigenheiten ſind Orientalismen. Nur in morgenländiſcher Weiſe und Tracht ſpricht ſich die Eigenthümlichkeit dieſes merkwürdigen Volkes zugleich würdig und liebenswürdig aus, und der geiſtvolle Fürſt Ligne bemerkt ſehr richtig: das Verlaſſen der morgenländiſchen Tracht habe den Juden ſehr viel geſchadet, aber nur wenig genützt.

Wie dem aber ſey, theilweiſe Hinneigung zu Verähnlichung mit den Völkern, unter welchen ſie wohnen, offenbart ſich bei allen, völlige bei vielen Juden. Sie fordern nun für die Maſſe Bürgerrechte in den Ländern, wo ſie ſeither als geduldete Fremdlinge lebten, die Kriege haben ihnen Reichthum, die darauf folgende Periode der Richtigſtellung der Staatsſchulden hat ihnen Einfluß und große Geltung gegeben, die Revolution hat Sitten und Geſetze gelockert. Es handelt ſich nur davon, dem faktiſch Beſtehenden die feſte Grundlage des Rechtsbodens zu unterſtellen.

Hier wird nun von beiden Seiten mit Leidenſchaft und Erbitterung die große Frage zwiſchen Beharren und Vorſchreiten auf die Emancipationsſache angewendet. Von beiden Seiten hat man auch hier ſich noch nicht dazu entſchließen können, dem Unabweislichen die Grazie freier Bewegung zu verleihen.

Auch die erklärteſten Gegner der Juden wagen es nicht, dieſen Mäßigkeit, Witz, Thätigkeit, Geduld und Zuſammenhalten abzuſprechen, während ſie ihnen Gemüthloſigkeit, Habſucht, unruhige Beweglichkeit bei allem Beharren an Schmutz und Vorurtheilen vorwerfen.

Was wir weder loben wollen noch rechtfertigen können, wollen wir verſuchen zu erklären. Vielleicht liegt auch hier die Entſchuldigung nahe, wenn das Weſentliche vom Zufälligen ausgeſondert ſeyn wird; und vielleicht kann auch hier geſagt werden: ein vollſtändig erkanntes Uebel ſey ein ſchon halb geheiltes.

Schon eine oberflächliche Vergleichung gemeiner Juden aus verſchiedenen Ländern wird beweiſen, wie weit die Nationalität dem Verkehr, die religiöſe und ſociale Abſchließung dem Bedürfniſſe habe weichen müſſen. Man ſtelle einen polniſchen und einen portugieſiſch-engliſchen, einen frankfurter und einen römiſchen Juden derſelben Claſſe neben einander. Man wird finden, daß, je näher dem Morgenlande, deſto größer die äußere, je weiter gegen

oder beſſer berechtigte heißen, ſofern ſie, wenn gleich unter verſchiedenen Verfaſſungen lebend, doch in Beziehung zum Ganzen einander völlig gleich ſtehen, indem jede durch ihre Geſandten ein Drittel des Landtags vorſtellt. Siebenbürgen könnte ſomit ein Bundesſtaat heißen, eine Verbindung von drei Gemeinweſen, die ſo ſelbſtändig ſind, daß keineswegs das Einverſtändniß zweier hinreichte, um in den Verhältniſſen des dritten ohne deſſen Zuſtimmung etwas zu ändern. Durch einen beſchworenen Bund haben ſie ſich verpflichtet, jeder die Verfaſſung und die Rechte der andern gegen alle Beeinträchtigung zu ſchützen.

Abgeſehen von dieſen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen gelten im Lande vornemlich vier Sprachen: Walachiſch, Madjariſch, Deutſch und Slaviſch. Der Zahl nach ſtehen die Walachen obenan, ſofern ſie 900,000 Seelen zählen; die Madjaren mit den Szeklern, die gleichfalls madjariſch reden, belaufen ſich auf 700,000; die Deutſchen auf 250,000, die Slaven auf 100,000[1]. Die große Zahl der Walachen, die beinahe die Hälfte der Bewohner ausmachen, erklärt ſich daraus, daß Siebenbürgen ein Gebirgsland, die walachiſche Bevölkerung aber die älteſte dieſer Gegenden iſt (S. 164), denn im Gebirge halten ſich die urſprünglichen Bewohner. Damit hängt auch zuſammen, daß ſie rechtlos leben: das Land iſt madjariſch durch Eroberung. Szekler und Deutſche beſitzen gleichfalls bürgerliche Rechte, als Belohnung dafür, daß ſie die Beſchützung der Grenzen über-

[1] Angaben des deutſchen Siebenbürgers Roth, in der Beilage zu Nr. 187 der Allg. Zeitung von 1843. Nur zählt er 300,000 Deutſche ſtatt 250,000. Die Angaben weichen überhaupt hier ſehr von einander ab: der hiſtoriſch-ſtatiſt. Umriß von der öſterreichiſchen Monarchie (Leipzig 1834) hat gegen 500,000, Schafariks ſlaviſche Sprachkarte 450,000; der Siebenbürger Mildenberg, in ſeiner 1837 erſchienenen Statiſtik, 204,000. Die ſächſiſchen Abgeordneten nannten bei den letzten Streitigkeiten gewöhnlich 250,000, was ein Brief aus Hermanſtadt (Allg. Zeitung 1844, S. 260 der Beilage) dahin beſtimmt, daß der eigentlichen Sachſen 200,000 ſind, zu denen noch 50,000 Sachſen oder Deutſche in verſchiedenen nicht ſächſiſchen Grafſchaften Siebenbürgens kommen. Die walachiſchen Biſchöffe, die aber ſehr parteiiſch zu ſeyn ſcheinen, laſſen blos 167,000 gelten, ſ. die Beil. zu Nr. 339 der Allg. Ztg. von 1843. Die Zahl 250,000 hat alſo das Meiſte für ſich; wo ſich's um die geſchloſſene Nation der Sachſen handelt, dürfen wir 200,000 annehmen.

nommen haben. Die Szekler, deren Namen Grenzhüter bedeutet, hüten die öſtliche Grenze, gegen die Moldau. Sie gelten für Petſchenegen, Cumanen oder Chaſaren[1]; das Madjariſche, das ſie in eigenthümlicher Mundart reden, wäre demnach eine angenommene Sprache, wenn man nicht vermuthen will, daß die Sprache der genannten Völker von der madjariſchen ſchon urſprünglich bloß als Mundart abgewichen ſey. Die Strecken der Grenze, welche die Szekler nicht inne haben, ſind ſeit der Mitte des 12ten Jahrhunderts den Deutſchen anvertraut. Zerſtreute Deutſche wohnten wohl längſt ſchon auch in dieſem Theil von Ungarn; gemeinſamen Halt aber gewannen ſie erſt, als Geiſa II. (1141—1161), vermuthlich im Jahr 1143, zahlreiche deutſche Anſiedler, die er durch Zuſicherung von Vorrechten bewogen hatte, in die ſüdliche Grenzgegend führte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Landſchaften, welche ſie einnahmen, vielleicht in Folge feindlicher Einfälle verödet lagen, und darum königliches Eigenthum waren, wie man auch vom Bezirk Aranyoſch weiß, daß ihn Bela IV. 1245, nach dem Einfall der Tartaren, als entvölkerte Gegend den Szeklern einräumte. In Folge dieſes Verhältniſſes heißen die ſiebenbürgiſchen Deutſchen, gegenüber den adlichen Madjaren und Szeklern, königliche Bürger, ihr Land Königsboden (fundus regius); auch iſt ihr Hauptort, Hermanſtadt, der Sitz faſt aller königlichen Behörden[2]. So ſind ſie durch urſprüngliche Verhältniſſe ſchon auf die Stellung angewieſen, welche ſie noch immer feſthalten: auf die Vertretung germaniſchen Bürgerthums gegen madjariſchen Adelsgeiſt.

Die Landſchaft, welche ſie zuerſt in Beſitz nahmen, iſt ohne Zweifel diejenige, die gewöhnlich Sachſenland im engeren Sinne heißt, und das Altland (Hermanſtadt, Leſchkirch, Großſchenk, Reps), das Land vor dem Walde (Broos, Müllenbach, Reußmarkt) und das Weinland (Mediwiſch, Schäsburg) umfaßt. Ihre Beſtimmung war ſchon damals dieſelbe, die jetzt in ſo großem Umfang dem ſegensreichen Gedanken der Militärgrenzen zu Grund liegt: ſie ſollten das verödete Grenzland anbauen und vertheidigen. „Dieſe getreuen deutſchen Gäſte (heißt es in den

[1] Büſching 2, 563. Zeuß 756.

[2] Man findet ſie aufgezählt bei Büſching 2, 575.

Briefen der Könige) sind berufen, um unsre Krone zu schirmen und die Barbaren abzuwehren, sie stützen das Reich als erhabene Säulen." Jene Fürsten hatten vor dem damaligen deutschen Volk eine Hochachtung, die uns jetzt schamroth machen muß, sie setzten auf den Muth und Fleiß jener Einwanderer die höchsten Hoffnungen, sie begegneten ihnen mit einer fast flehenden Freundlichkeit. Die Stelle der Grenze, welche sie den Deutschen des Sachsenlands anvertrauten, ist der Rothenthurmpaß, die bedeutendste Verbindungsstraße zwischen Siebenbürgen und der Walachei, das Thor des Landes gegen die Türkei. Sie bauten am nördlichen Eingang des Passes Hermanstadt, das schon 1160 genannt wird und seinen Namen von einem — vermuthlich mit eingewanderten — Grafen Herman tragen soll. Gleichfalls unmittelbar nach der Einwanderung sind die vier andern Burgen (Freistädte) des Sachsenlandes gebaut: 1146 Medwisch, 1150 Müllenbach, 1168 Schäsburg, 1200 Broos. So gründeten sie in einem völlig verwilderten Lande die ersten Zufluchtsstätten für geordnete Freiheit und bürgerlichen Fleiß, wurden Muster für die Nachbarschaft weitbin. „Sie haben, sagt Kohl (a. a. O. S. 487), den deutschen Namen in diesen Gegenden so groß gemacht, daß noch jetzt der türkische und russische Dake in der Moldau und Walachei schon bei den Siebenbürger Bergen sein Zare Nemtschaft (deutsches Reich) beginnen läßt, so wie der Ruthene am Dniester und in Neurußland ebenfalls schon die Bukowina und Siebenbürgen seinem Nemetschina (Deutschland) zuzählt. Das Nachbarland Siebenbürgens, die den Russen entrissene Bukowina, wollen wir nebenher als einen merkwürdigen Beweis, wie belebend durch deutsche Herrschaft verbreitete deutsche Nationalität einwirke, anführen. Dieses Ländchen gewährt dem Reisenden, der seinen Zustand mit den andern türkisch oder russisch verbliebenen Theilen Daciens vergleicht, den Anblick der Ordnung und Cultur im Gegensatze chaotischer Barbarei. Es ist jetzt mit stattlich von Deutschen erbauten oder umgebauten Städten, in denen sich ein wohlhabender deutscher Bürgerstamm gebildet hat, mit chaussirten Wegen und reichem Anbaue versehen. Da Gerechtigkeit und Gesetz im Lande walten und namentlich das Schicksal der gedrückten Bauern von der deutschen Regierung gebessert ist, so

hat ſich die Bevölkerung in 50 Jahren verdreifacht, während ſie in den Nachbarlandſchaften faſt dieſelbe blieb. Doch auch ſelbſt auf die benachbarten türkiſchen und ruſſiſchen Provinzen blieben und bleiben die ſiebenbürgiſchen Deutſchen nicht ohne Einfluß, und man findet Auswanderer von ihnen durch die ganze Walachei und Moldau bis an die Donau und das ſchwarze Meer und durch Beſſarabien bis an den Dnieſter, als einzelne Boten deutſcher Cultur und Sitte verſprengt."

Die Rechte, durch die ſich dieſe deutſchen Anſiedler für Siebenbürgen hatten gewinnen laſſen, ſind einladend genug und bei Weitem größer als die der Zipſer. Sie ſollten ſich ihre Grafen ſelbſt wählen; ihre Prieſter, die ſie desgleichen ſelbſt beſtellten, ſollten unter einem eignen Probſt ſtehen und nicht dem Landesbiſchoff, ſondern dem Pabſt unmittelbar untergeben ſeyn; durch ganz Ungarn war ihnen das Recht freien Handels gewährt, wie in Oeſterreich den Gotſcheern das Hauſiren; an Geld hatten ſie nur jährlich die runde Summe von 500 Mark Silber zur königlichen Kammer zu zahlen; ihr kriegeriſcher Zuzug, unter eigenem Banner, betrug bei der Landesvertheidigung 500 Mann, bei auswärtigen Kriegen 100.

Ein zweiter Landſtrich in der ſüdöſtlichen Ecke des Landes, jetzt vom Flüßchen Burzen das Burzenland geheißen, ward im Jahr 1211 von Andreas II., auch unter ſehr günſtigen Bedingungen, dem deutſchen Orden zur Beſchützung eingeräumt; dieſer bevölkerte ihn gleichfalls mit Deutſchen, denen die Bewachung einer zweiten wichtigen Straße nach der Walachei anvertraut war, des Türzburger Paſſes; hier liegt Kronſtadt, die ſechste der ſieben Burgen. Der Orden blieb jedoch nur kurze Zeit im Beſitze: da Andreas Urſach hatte zu fürchten, daß die Ritter ſich von ihm unabhängig machen wollen, widerrief er die Schenkung bald; wie es ſcheint ſchon 1224, denn von dieſem Jahr ſchreiben ſich die beträchtlich erweiterten Rechte, die er den früheren und ſpäteren Einwanderern aus Deutſchland gewährte. Er überließ ihnen den ganzen Strich im Süden Siebenbürgens, unter dem Namen der Hermanſtädter Geſpanſchaft, eigenthümlich, ſammt den darin fallenden Zehnten, womit ſie ihre Geiſtlichen zu erhalten hatten; befreite ſie auch von der Woiwodenherrſchaft. So waren ſie alſo eine Art ſelbſtändiger Freiſtaat unter dem Schutz der Könige von Ungarn.

Eine dritte deutsche Ansiedlung befindet sich in der nordöstlichen Ecke von Siebenbürgen: Nösner Land oder Bistritzer Distrikt geheißen, vom Hauptort Nosen oder Bistritz, eine rauhe Landschaft, nur in den Flußthälern bewohnbar, reich an Raubthieren und auf 50 □ Meilen nur von 20,000 Menschen bewohnt, einem harten, tapfern Geschlecht. Die königliche Freistadt Bistritz, gegründet im Jahre 1206, ist die siebente der sieben Burgen, von denen das Land seinen Namen hat (S. 167). Dieser paßt nun freilich nicht mehr, da man jetzt elf königliche Freistädte zählt. Auch die Nösner haben die Grenzen zu hüten: an Bistritz vorbei führt ein wichtiger Weg, neuerdings die Franzensstraße genannt, von Pesth über Debreczin und Clausenburg nach Tschernowitz in der Bukowina. Bei Berghaus (S. 746) heißt dieser Paß der Borgopaß; Büsching (S. 593) spricht von den engen Pässen Tarta und Tirmenitz, zu welchen der Weg durch Bistritz führe. Ein zweites oder drittes Landesthor ist der Paß Rodna, den Büsching (S. 593) als einen verschanzten anführt. Der Ort Rodna oder Rodnen, jetzt ein geringes Dorf, war einst sehr volkreich, ohne Zweifel in Folge des Bergbaues auf Silber, den die Deutschen hier betrieben und der vielleicht mit Ursache ihrer Einwanderung war. In welches Jahr diese falle, ist ungewiß, doch werden sie schon im Jahr 1244 beim Mongoleneinfall als ein zahlreiches, streitbares Volk erwähnt. Aus den Zeiten, wo diese nordöstliche Ansiedlung blühte, stammen wohl auch die Trümmer jener entschieden deutschen Burg Tyrgo-Niamcz (Deutsch-Burg), die in der Moldau, an einem von den westlichen Zuflüssen der Moldawa, unfern den Grenzen der Bukowina liegen, und kürzlich in der Allgemeinen Zeitung (Beil. zu Nr. 19 des laufenden Jahrgangs) beredt geschildert worden sind. Jedenfalls dürfen wir sie als einen vorgeschobenen, längst wieder aufgegebenen Posten der siebenbürgischen Deutschen ansehen.

Die Meinung, daß diese drei deutschen Bezirke bloß von Deutschen bewohnt seyen, wäre falsch: man zählt neben ihnen allein 198,000 Walachen[1], und Büsching berichtet (2, 578), daß

[1] Angabe der walachischen Bischöffe, Nr. 339 der Allg. Zeitung von 1843. Ein sächsischer Berichterstatter gibt sogar 200,000 an: A. Z. 1844, S. 260 der Beil.

z. B. in Kronſtadt nur die eigentliche Stadt von Deutſchen bewohnt ſey, die Vorſtädte dagegen Szekler, Bulgaren und Walachen enthalten. Auch fallen, wie ſchon in der Anmerkung zu S. 180 berührt iſt, die ſiebenbürgiſchen Deutſchen nicht ſämmtlich unter Einen Geſichtspunkt. Denn außer den Sachſen, die eine geſchloſſene Körperſchaft (universitas nationis saxonicae in Transsilvania) bilden, zählt man im Land noch etwa 50,000 Deutſche, die an den ſächſiſchen Vorrechten keinen Antheil haben, ſondern in Leibeigenſchaft leben; ohne Zweifel, weil ihr Schickſal ſie vereinzelt, rechtlos in dieſes Land der Vorrechte geführt hat. Wie in Ungarn, iſt auch hier durchs ganze Land der Hauptſtamm der gewerbtreibenden Bürgerſchaft von deutſcher Herkunft.

Aus welchem Lande die Sachſen eigentlich ſtammen, iſt nicht ganz klar. In der älteſten Urkunde, von 1189, werden ſie Flamänder (Flandrenses) genannt; der Sachſenname, den ſie jetzt führen, findet ſich zum erſten Mal im Freibriefe von 1317. Er ſcheint darzuthun, daß die ſpätern Anſiedler, vielleicht zuerſt diejenigen, welche der Orden der deutſchen Herren herbeizog, und die Nösner Bergleute, ſächſiſcher Herkunft waren. Damit würde zuſammentreffen, was Büſching (2, 564) ſagt, daß ihre Sprache niederſächſiſch klingen ſoll; das hochdeutſche Gepräge, von dem Bernhardi S. 63 ſpricht, wäre dann bloß Folge des Einfluſſes, den die deutſche Schriftſprache ſeit der Reformation auf ſie ausübt: auch von einem Theil der Deutſchen am Monte-Roſa hat aus dieſem Grund ein früherer Berichterſtatter, der nur die Gebildeten reden hörte, behauptet, ſie reden reines ſächſiſches Hochdeutſch.

In wie weit endlich Einwanderer von oberdeutſcher Zunge dieſen Niederdeutſchen ſich angeſchloſſen haben, würde vielleicht erhellen, wenn man die Mundart ſämmtlicher deutſcher Bezirke von Siebenbürgen genau unterſuchte, was bis jetzt noch nicht geſchehen iſt. Büſching erwähnt (S. 564) ſolcher Deutſcher, „welche mit den übrigen deutſchen Völkern einerlei Sprache reden, die von der Sprache der Sachſen verſchieden iſt", alſo wohl Oberdeutſche (Schwaben nach S. 167), gegenüber den Niederdeutſchen (Sachſen).

Die Sachſen gelten unter den Bewohnern Siebenbürgens weit aus als die geordnetſten und fleißigſten. Wenn man aus

Ungarn oder aus den madjarischen Landschaften Siebenbürgens kommt, wird man angenehm überrascht von der Behaglichkeit, in welcher diese deutsche Bevölkerung lebt, von der Regelmäßigkeit und reinlichen, fast glänzenden Wohlhabenheit ihrer Häuser und Wohnorte; von der Kraft, Gesundheit, Rührigkeit und Einsicht der Menschen; von dem gewerbsamen Bürgerleben in den Städten; von dem trefflichen Aussehen ihrer Ländereien, die den deutschen Reisenden wieder durch den Anblick der Kartoffeln, der Blumengärten und Obstbäume erfreuen. Besäßen die Sachsen statt ihrer Berge den mittleren Theil des Landes, der den Madjaren unterthan und von Walachen bebaut ist, so könnte Siebenbürgen vermuthlich, statt alljährlich Lebensmittel einzuführen, einen Theil seiner Nachbarn damit versorgen. Die herrschenden Lebenseinrichtungen hindern aber die Ausbreitung der Sachsen, und die Madjaren haben keine Lust hierin etwas zu ändern, indem die Sachsen, vermöge der ihnen einwohnenden Rührigkeit und ihres Zusammenhaltens, bald ein bedenkliches Uebergewicht erlangen müßten. Im eigenen Land aber sind sie frei von allen Lasten, womit um sie her der Boden gedrückt ist, von Frohnen u. dgl., sie zahlen bloß Staats- und Gemeindesteuern. Auch haben sie für die rasch zunehmende Volkszahl in ihrer Mitte noch Raum genug, da die Besitzthümer oft sehr groß sind, und die Bevölkerung vermehrt sich rasch, wie aus den kirchlichen Angaben der letzten Zeit hervorgeht. Es sind im Jahr 18$^{37}/_{38}$ auf Sachsenboden in 252 evangelischen Kirchspielen 300 Sachsenpaare mehr getraut, 187 Kinder mehr geboren worden als das Jahr zuvor; auch starben in demselben Jahr 1232 Menschen weniger als geboren wurden[1]. Neuen, auch deutschen Einwanderern suchen sie auf jede Weise das Eindringen zu erschweren: das Forterben des Besitzes in den Familien, die zunftmäßige Geschlossenheit der Dörfer sind ihnen bisher ein so segensreicher Schutz gewesen, daß sie alles anwenden, sie sich zu erhalten. Im Zusammenhang damit stehen altstrenge Kirchenzucht und Frömmigkeit, reine Sitte, inniges Familienleben.

Wir haben hier eins von den erfreulichen Beispielen, die zeigen, was aus dem Deutschen werden kann, wenn er im

[1] Allg. Zeitung von 1844, S. 915 der Beilage.

Ausland seine Kräfte durch Eintracht mehrt und einen Rückhalt besitzt, um seiner Eigenthümlichkeit im Gegensatz zu andern Stämmen treu bleiben zu können. Welch andres Bild hier, als dasjenige, das man uns vom Auftreten der Deutschen in den vereinigten Staaten kürzlich entworfen hat!

Eine Wohlthat, welche diese Sachsen dem Uebergang zu Luthers Lehre verdanken — es befinden sich nur wenige Katholiken unter ihnen — ist der lebendige geistige Zusammenhang, in welchem sie seither mit Deutschland stehen. Auch in den Zeiten wo das Mutterland sie gänzlich vergessen zu haben schien, sind sie unter Opfern bemüht gewesen, diese Verbindung nicht eingehen zu lassen, mit der deutschen Bildung auf gleicher Höhe zu bleiben. An den Grenzen der Gesittung hegen sie deutsches Wesen mit einer Innigkeit, die man an den Deutschen in Deutschland nur zu oft vermißt: es hat für sie den Reiz, den das Gebirg in blauer Ferne gewinnt. Immer studiren einzelne dieser Sachsen auf deutschen Hochschulen, ein Professor Salomon zu Clausenburg ist im Jahr 1837 bei Anlaß des Göttinger Jubelfestes zum Doctor der Theologie ernannt worden und hat dafür eine gedruckte Abhandlung über den Zustand der evangelischen Kirche in Siebenbürgen übersandt. Hermanstadt besitzt ein deutsches Schauspielhaus, dort und in Kronstadt, vielleicht auch an andern Orten, befinden sich deutsche Druckereien und Buchhandlungen. Als Beweis wie sie sich des Gewinns bewußt sind, den sie aus ihrem Antheil am deutschen Geistesleben ziehen können, diene das reiche Verzeichniß deutscher Schriften über die siebenbürgischen Deutschen, mitgetheilt auf S. 54 und 55 der Beil. zur Allg. Zeitung von 1844.

Es läßt sich denken, daß die Sachsen um ihr Daseyn manchen Kampf zu bestehen gehabt haben. Die wüthenden Stürme, die von Osten her so oft über diese Gegenden ergangen sind, trafen auch Siebenbürgen schwer, aber die Sachsen haben sich durch ihre Tapferkeit selbständig erhalten, ihr Land nach jeder Verheerung wieder zur Blüte gebracht. Auch im Innern aber sind sie nicht unangefochten geblieben. Im Jahr 1590 machten die Madjaren Anstalt, sie als Leibeigene zu behandeln, weil sie nicht von Adel seyen; worauf der Sachsengraf zur Antwort gab: „wir sind geadelt durch den Fleiß unserer Hände, denn Arbeiten

iſt edler als Rauben.“ Die Gegenwart ſieht dieſen Kampf erneut. Bei dem alten engen Zuſammenhange des Landes mit Ungarn iſt es natürlich, daß die ſprachzwangſüchtigen Blicke der Madjaren, da wo ſie über die Staatsgrenzen ihres Landes hinausgehen, zunächſt auf Siebenbürgen fallen. Da die Szekler, als madjariſch Redende, ſchon auf ihrer Seite ſtehen, die andern Völker aber ohne ſtaatsbürgerliche Rechte ſind, ſo liegt die Pflicht des Widerſtandes ganz den Sachſen ob. Sie haben bis jetzt ehrenhaft Stand gehalten. Nach der Behauptung der Madjaren war in Siebenbürgen das Madjariſche bis ums Jahr 1700 die amtliche Sprache, ſo daß die Sachſen nur unter ſich das Deutſche, dagegen im Verkehr mit den Behörden jenes brauchten. Als um die genannte Zeit an die Stelle der einheimiſchen Fürſten, der Zapolya, Batory, Botskai, Bethlen, Rakoczy, Apaffi, das öſterreichiſche Kaiſerhaus trat, kam für den amtlichen Verkehr das Lateiniſche in Gebrauch, ohne daß dies jedoch geſetzlich wäre feſtgeſtellt worden. Zu Anfang des Jahrs 1842 begannen die Madjaren den Kampf um Wiederherſtellung des früheren Zuſtands. Der Landtag, auf dem ſie durch Unterſtützung der Szekler die Mehrheit haben, beſchloß dem Kaiſer einen Geſetzesentwurf unterzubreiten, nach welchem das Madjariſche die amtliche Sprache des ganzen Großfürſtenthums würde, ſo daß man die Geſetze nur in ihr abfaßte, daß aller Verkehr der Behörden unter einander und mit der Regierung, all' ihre Rechnungen und Protokolle, alle Münzen und öffentlichen Sigille, ja die Erlaſſe des Kaiſers nur ihrer ſich zu bedienen hätten. Ganz folgerichtig ſollte nach Ablauf einer gewiſſen Zeit Niemand ein öffentliches Amt begleiten können, der des Madjariſchen unkundig wäre. Die Heftigſten wollten ſogar die Sachſen in dieſen Bann mit hereinziehen, doch beſchloß man mit ihnen einige Ausnahmen zu machen: ſie ſollten zwar die Zuſchriften der übrigen madjariſch annehmen müſſen, aber lateiniſch darauf antworten dürfen; ihre Geiſtlichen und Schulen ſollten ſich auch fortbin des Deutſchen bedienen können.

Der Stoß, den die Madjaren durch dieſen Vorſchlag führten, rief natürlich von Seiten der Sachſen einen lebhaften Gegenſtoß hervor. Der Plan bedroht ihre Selbſtändigkeit, wenn auch nur mittelbar, auf die bedenklichſte Weiſe, denn bei der Menge von

Nationen, die bis jetzt in Siebenbürgen beiſammen leben (S. 179), konnte ſich die ſächſiſche mit Ehren als die zweite oder dritte halten; erhielte das vorgeſchlagene Geſetz Geltung, ſo wäre für ſie der Anfang des Endes gemacht. Die Abgeordneten des Hermanſtädter Stuhles legten daher feierlichen Widerſpruch ein und begleiteten jenen Entwurf mit einer Gegeneingabe, worin ſie verlangten, daß dem madjariſchen Wortlaut jedes Geſetzes ein deutſcher von gleicher Geltung beigegeben werde, daß die Behörden und die einzelnen Angehörigen der ſächſiſchen Nation an alle Landesbehörden deutſch gelangen können und deutſche Antworten erhalten ſollten; daß endlich die lutheriſchen Geiſtlichen in den madjariſchen und Szekler Bezirken mit den ſächſiſchen ſollten verkehren dürfen. Das letztere darum, weil in Siebenbürgen die Begriffe Lutheraner und Sachſe beinahe zuſammenfallen[1] und alſo der kirchliche Zuſammenhang mit den nicht ſächſiſchen Lutheranern für die Sachſen ſehr wichtig iſt. Wenn man bedenkt, daß die Sachſen bisher den Madjaren als gleichberechtigt zur Seite ſtunden, und wenn man nicht mit den Madjaren das was ſie zur Stunde wollen, ſchon als unbezweifelten Willen der Weltgeſchichte anerkennt, ſo wird man die Entrüſtung nicht theilen, mit welcher ſie die Anſprüche der Sachſen als Anmaaßung verrufen. In dem Augenblick, wo ein Volksſtamm, der ein Drittel der ganzen Bevölkerung ausmacht, allen übrigen ihre Sprache nehmen will, hat ein zweiter, der ſich allein im Stande ſieht Widerſtand zu leiſten, nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht hiezu. Wie ſchlecht es um die Sache der Madjaren ſteht, erhellt aus einzelnen der Beweiſe, die ſie vorbringen, z. B. es ſey ja den Sachſen in ihren Freiheitsbriefen nicht auch verbürgt, daß ſie ſich des Deutſchen bedienen dürften. Nach dieſem Grundſatz könnte man ihnen auch verbieten Häuſer zu bauen, Straßen anzulegen und was ſonſt noch der Art iſt, daß es in Verträgen nicht beſonders erwähnt wird, weil es ſich von ſelbſt verſteht.

Neuerdings hat am ſiebenbürgiſchen Sprachſtreit noch ein dritter Stamm Antheil zu nehmen begonnen, der walachiſche. Er begreift, wie ſchon erwähnt iſt, mehr Menſchen als irgend

[1] Büſching, 2, 567.

Westen, desto bemerklicher die innere Affinität mit dem Volke, unter welchem sie wohnen.

Man pflegt zu sagen, es müsse in ihrem Charakter etwas liegen, was sich besser vertrage mit Zwingherrschaft als mit Freiheit. Auf dieses kann man antworten: daß das freie Holland, das freie England, das tolerante Preußen sehr viele enthalte, daß ihre Zahl sich in Frankreich sichtlich vermehre, und daß sie überall, wo sie es vermögen, sich nach freieren Gegenden übersiedeln, wenn sie bedrückt waren; daß sie aus Polen durch keine Mißhandlung zu vertreiben waren, daß sie in Rom und den afrikanischen Raubstaaten trotz Verachtung, Bedrückung, ja Plünderung, dennoch zahlreich geblieben sind, hat seine Ursache in dem fehlerhaften Bau der Staatsmaschine, den zerrütteten Finanzen des Staats und des Einzelnen, kurz in der Gelegenheit, gerade die Geschäfte in großer Ausdehnung zu machen, welche allein den Juden seit Jahrhunderten gestattet wurden: die Masse muß wohl Hartnäckigkeit im Nichthinwegziehen zeigen, der Wohlhabende dagegen flüchtet bei erster Gelegenheit nach Oesterreich oder Livorno.

Jenes uralte Gesetz mit den vielen Zäunen, welche die Rabbiner um dasselbe zogen, zu völliger Ausscheidung ihres Volks und ihrer Confession, machten es den Juden unmöglich, unter den Christen etwas Anderes zu treiben, als den Handel. Hier müssen sie neben den eigenen noch die zahlreichen christlichen Feste feiern, für Schule und Armen aus eigenen Mitteln sorgen, sich von Mißhandlungen loskaufen, wo möglich einen Nothpfennig zurücklegen für den Fall einer Vertreibung. Hiemit allein schon ist die Nothwendigkeit der höchsten Steigerung der Gewerbthätigkeit gegeben, welche durch Hunger zu Habsucht, Knickerei, ja zu Schmutz sich verzerrt. Daß selten jüdischer Reichthum bis ins dritte Glied sich erhält, ist schon oft bemerkt worden, nicht aber, was eben so wahr ist, daß dieses Geschick den meisten südlichen Völkern und den Handeltreibenden aller Länder mit den Juden gemein ist.

Man vermißt bei ihnen Würde des Charakters, bedenkt aber nicht, wie der republikanische Holländer sich in Nangasaki, der stolze Engländer in Canton geberden müssen, lediglich desselben Handels wegen.

Man wirft ihnen Hartnäckigkeit vor im Halten ihrer Satzungen. Aber auf diese mußte der arme Jude Alles übertragen, was

ein anderer des Großfürſtenthums, und es werden daher die Erlaſſe, welche für die ganze Bevölkerung beſtimmt ſind, nicht allein lateiniſch, madjariſch und deutſch, ſondern auch walachiſch verbreitet. Aber ſtaatsbürgerliche Rechte beſitzt er nicht, und ſeine Bitte, eine vierte Nation bilden zu dürfen, iſt wiederholt, 1744, 1791 und 1834 zurückgewieſen worden; ja Kaiſer Leopold II. hat den Biſchöfen, die im Namen des Volkes aufgetreten waren, das Recht hiezu geradeS Wegs abgeſprochen. Nun ſind aber die beiden Biſchöfe der ſiebenbürgiſchen Walachen, der unirte und der nichtunirte, beim Landtag von 1843 wieder mit einem ſolchen Verſuch aufgetreten, einer Klageſchrift über die Mißhandlung ihres Stammes, worin ſie jedoch nur der 200,000 Walachen gedenken, die auf Sachſenboden wohnen, von den übrigen 700,000 aber, die in den madjariſchen Grafſchaften ein bei weitem kläglicheres Loos haben, einſtweilen ſchweigen.[1] Sie machen, wie es ſcheint, mit den Madjaren vorläufig gegen die Sachſen gemeinſame Sache, hoffend, es werde die Zeit kommen, wo die bisherigen Einrichtungen auch anderwärts erſchüttert werden können. Ihr Beſtreben geht zunächſt dahin, auf dem Sachſenboden völlige Gleichſtellung der Walachen mit den Deutſchen zu erlangen; die Gründe, die ſie anführen, ſind theils die allgemein menſchlichen, theils aus der Landesverfaſſung hergenommen. Was den lezteren Punkt betrifft, ſo haben die Sachſen in ihren Antworten zur Genüge dargethan, daß ihnen aus beſondern Urſachen beſondere Vorrechte verliehen worden ſind, deren ſie ſich allezeit würdig bewieſen haben, und die ſie mit eben ſolchem Rechte vertheidigen, als der Reiche ſein Vermögen gegen die Verfechter der Gütergemeinſchaft.

Was ferner die Menſchenrechte betrifft, ſo müſſen ſie allerdings immer der Leitſtern echter Staatsweisheit ſeyn, aber eben ſo gewiß iſt durch die Unbeſonnenheit, mit welcher man zu verſchiedenen Zeiten ihre Verwirklichung unternommen hat, eben ſo viel Unheil angerichtet worden, als durch blinden Widerſtand gegen jeden Fortſchritt im angegebenen Sinn. Auch der vorliegende Fall iſt geeignet, hiefür einen Beweis zu liefern. Denn

[1] Ihre Klagſchrift iſt abgedruckt in den Beilagen zur Allg. Zeitung 1844, S. 540 ff.

die Walachen gehören dem griechiſchen Bekenntniß an, das jetzt, neben der ſlaviſchen Volksthümlichkeit, in den Händen Rußlands eine gefährliche Waffe für Europa zu werden droht. Die Deutſchen haben ihre Treue ſeit 700 Jahren bewährt, und werden es auch fernere 700 Jahre thun, wenn man ihnen ihre Rechte, d. h. die Bedingungen ihrer Fortdauer unter fremdartigen, feindſeligen Stämmen, erhält. In einer belagerten Stadt, als welche Siebenbürgen gelten muß, gibt man Waffen und Rechte nur dem zuverläſſigen Freund, nicht dem Bruder des Feindes vor den Thoren, und Oeſterreich darf ſich daher der Zuſtimmung aller Billigdenkenden in Deutſchland verſichert halten, wenn es die ſiebenbürgiſchen Sachſen bei ihren alten Rechten ſchützt. Die Madjaren ſelbſt könnten einſt noch in den Fall kommen, ihm dafür danken zu müſſen, denn vielleicht iſt die Stunde nicht mehr fern, wo es dort unten wieder Päſſe zu ſchützen gibt. Da die Moldau, die Walachei und Serbien eigentlich ſchon ruſſiſch ſind, ſo hat die vorgeſchobene Felſenburg Siebenbürgen eine unberechenbare Wichtigkeit; ſie iſt das äußerſte Vorwerk deutſcher Macht und Bildung gegen den halbaſiatiſchen Oſten. Mit Freude kann man auch wahrnehmen, wie dem kleinen Volk in dieſem Bewußtſeyn und durch die Aufmerkſamkeit, die ihm das Mutterland nach allzulanger Vernachläſſigung endlich ſchenkt, Stolz und Muth wieder wachſen. Hoffentlich ſind unter uns jene einfach großen Worte voll Manneskraft und frommen Sinnes nicht unbeachtet vorübergegangen, welche im Februar dieſes Jahrs einer „vom Sachſengrund," offenbar als die Geſinnung der Beſten dort, an Deutſchland gerichtet hat.[1] „Wir wollen (heißt es darin) das heilige Erbtheil, das unſere Ahnen im Schweiß ihres Angeſichtes erworben, mit ihrem Blut vertheidigt haben, unſeres Namens und Stammes würdig erhalten. Wir wiſſen zwar, daß große weltbeherrſchende Völker zu Grunde gegangen ſind, aber obwohl wir die Schwierigkeit unſerer Lage keineswegs verkennen, ſo fühlen wir uns durch dieſe Erkenntniß nur zu muthiger Wachſamkeit geſpornt und keineswegs zur Rathloſigkeit und Verzagtheit niedergedrückt. Man zähle uns nicht unſere geringe Anzahl vor — der Geiſt iſt mächtiger als die Gewalt.

[1] Beilage zur Allg. Zeitung von 1844, S. 540.

Wir brauchen uns um einen Beweis dieſes Satzes nicht weit umzuſehen; wir ſelber haben ihn geliefert, und die Geſchichte wird noch ſo gerecht werden, dieſe That in ihre Bücher zu zeichnen. Daß wir noch ſind, iſt die ſicherſte Bürgſchaft dafür, daß wir auch bleiben werden. Schlimmere Zeiten, als die geweſen ſind, wo wir von Deutſchland vergeſſen, von unſeren Landesgenoſſen hart angegriffen, von barbariſchen Feinden bedrängt, allein daſtanden, und kein anderes Heil hatten als Gott und unſere Einigkeit und unſern männlichen Muth, ſchlimmere Zeiten können nimmer kommen. Und Gott hat uns nicht verlaſſen, weil wir uns ſelber treu blieben. Wir haben ungeachtet und in Mitten dieſer Stürme unſer Land blühend gemacht, wir haben unſere Freiheiten, unſer deutſches Bewußtſeyn, unſere Sprache erhalten, wir ſind auf unſerem freien Sachſenboden freie Sachſen geblieben, und wollen es mit Gottes, mit des deutſchen Oeſterreichs, mit Deutſchlands Hilfe bleiben!"

Vom fernen Oſtende der Karpaten kehren wir an die Quellen der Elbe zurück. Das Gebirgsbecken Böhmen und das dazu gehörige Mähren ragen mit ihrer vorherrſchend ſlaviſchen Bevölkerung eben ſo weit in das deutſche Sprachgebiet herein, wie die deutſch gewordenen Thäler der Donau, Mur und Drave in die ſlaviſch-madjariſche Welt, ſo daß auf dieſe Weiſe die Uebergriffe ſich gegenſeitig ausgleichen.

Unfern dem linken Ufer der Donau bei Preßburg berühren ſich die madjariſche, die ſlaviſche und die deutſche Sprache. Die March, von der Mähren den Namen führt, ſcheidet in ihrem untern Lauf zugleich Ungarn von Oeſterreich und die ſlaviſche Zunge von der deutſchen. Von da an, wo ſie die Taya aufnimmt, fällt die Grenze anfangs mit dieſer zuſammen; bald aber ſchlägt ſie einen andern Weg ein und läuft im Norden des genannten Fluſſes, ſo daß deſſen oberer Lauf mit Nicolsburg, Znaym, Droſendorf, Taya deutſch iſt. Ueber das mähriſche Gebirge weg ſteigt ſie bei Königseck und Neuhaus ins Flußgebiet der Moldau hinab. Auch dieſer Strom, desgleichen ſeine Nebenflüſſe, ſind im obern Laufe deutſch. Die Grenze hält ſich hier immer in einiger Entfernung vom Böhmer Walde und berührt ihn bloß ein einziges Mal, an den Quellen der Radbuza, des einzigen böhmiſchen Fluſſes, der bis zu ſeinem Urſprung ſlaviſch iſt. Um

ſo entſchiedener meidet aber die Sprachgrenze den Bergrand des böhmiſchen Beckens auf ihrem ganzen Laufe von dieſer weſtlichen zur öſtlichen Grenze: alle die Waſſer, die vom Fichtel-, Erz- und Rieſengebirg herabkommen, ſind im oberen Theil ihres Laufes auf größere oder geringere Strecken deutſch, die Mies bis Pilſen, die Eger bis Poſtelberg unter Saaz, die Iſer bis Rochlitz, die Elbe bis Hohenelbe und Schurz, und dann wieder von Leitmeritz an, die beiden Adlern bis Rockenitz und Grulich, die Zwittau bis Briſau, die March bis unterhalb Landskron, die Oder bis unterhalb Oderau. So ſieht ſich alſo die ſlaviſche Zunge den ganzen Saum des böhmiſch-mähriſchen Landes entzogen, und ihre Herrſchaft auf die flachen Landestheile beſchränkt. Daher hörte Kohl[1] von ſeinem tſchechiſchen — oder, wie's dort lautet, ſtockböhmiſchen — Kutſcher beim Hinausfahren aus Thereſienſtadt ſagen: „Hier iſt nun gar kein Deutſcher mehr. Aber bei Königingrätz ſind ſchon wieder die Deutſchen, und bei Budweis und hinter Pilſen ſind auch ſchon wieder die Deutſchen. Die Deutſchen gucken rund herum ins Böhmenland herein."

Sogar der Gebirgszug, der, vom Rieſengebirge zum Böhmerwald laufend, Böhmen und Mähren trennt, iſt da wo er die beiden berührt, namentlich bei den Quellen der March einer-, bei denen der Taya und Moldau andrerſeits noch auf eine ziemliche Strecke deutſch. Da zudem zwiſchen dieſen beiden Vorſprüngen unſrer Sprache noch eine deutſche Sprachinſel liegt, das Ländchen der Schönhengſtler, um Iglau her, ſo gleicht das mähriſche Gebirg jenen Stellen des Weltmeers, wo Inſelreihen und Vorgebirge von der früheren Erſtreckung eines verſunkenen Feſtlandes zu zeugen ſcheinen. Deutſche Sprachinſeln ſind in Böhmen und Mähren außerdem noch: Budweis mit einer Umgebung von 21 deutſchen Ortſchaften an beiden Ufern der Moldau, ſodann etliche kleinere Bezirke um Brodeck, Olmütz, Brünn und Komorn. Nach Kohl haben überhaupt die Umgebungen der größeren Städte, wie Olmütz, Brünn, Prag, deutſche Bevölkerung, ſo daß man ihre Weichbilder als Oaſen in Mitten ſlaviſcher Maſſen betrachten kann.

[1] Hundert Tage auf Reiſen in den öſterreichiſchen Staaten. 1842. 2, 39.

Die bedeutendste Sprachinsel bleibt aber der deutsche Bezirk um Iglau, wo man zu beiden Seiten des Gebirgs eine Menge von ganz oder halb deutschen Ortsnamen findet. Wenn auch manche derselben ohne Zweifel nur Uebersetzungen, und die betreffenden Orte slavisch sind, so weist doch schon das Daseyn von Uebersetzungen darauf hin, daß die deutschen Bestandtheile hier, in der Mitte des Tschechenlandes, überwiegen.

Einer besondern Aufmerksamkeit haben sich unter den deutschen Landschaften in Böhmen und Mähren der südwestliche Grenzbezirk und das Kubländl erfreut. Von den Sitten und der Mundart der ersteren hat im Freihafen von 1842 Joseph Rank eine lesenswerthe Schilderung mitgetheilt, leider, ohne die Ortschaften, von denen er spricht, näher anzugeben. Man erfährt also nicht, ob er die Deutschen des Budweiser Kreises, im Thale der obern Moldau meint, oder die im Prachiner Kreis, an den Quellen der Flüsse Wottawa und Drnowig. Auf die letzteren ließe sich vielleicht daraus schließen, daß die Mundart mehr oberpfälzisch klingt, wie man sich aus der Sprachprobe vom Regen, auf Seite 493 der Mundarten Bayerns von Schmeller, überzeugen kann; wogegen die Mundart im Budweiser Kreis der Nachbarschaft wegen wohl mehr Aehnlichkeit mit der niederbayrischen Sprechweise haben würde. Vielleicht meint Rank jene sogenannten Freibauern, die, ähnlich den Sachsen Siebenbürgens, unter eigenthümlichen Bedingungen einen Theil der Landesgrenzen im Prachiner Kreis, da wo er an den Klattauer stößt, inne haben[1]. Berghaus (Länder- und Völkerkunde 4, 912) sagt von ihnen: „Hier (im Gerichtsbezirk der k. Freibauern) wurden im Mittelalter Leute angesiedelt, welche die Grenze Böhmens bewachen sollten. Als später die Nothwendigkeit dazu fortgefallen war, übertrug man ihnen die Bewachung des Carlsteiner Schlosses; indeß fiel auch diese Dienstleistung weg, und sie wurden den Landleuten gleichgesetzt, welche unter Gutsherren stehen, obwohl ihnen der Name Gericht verblieb. Zu den größten derselben gehören die Stadler und Nachauer Gerichte. Der ganze Gerichtsbezirk liegt zwischen ungeheuren Waldungen, an denen die Freisaßengüter ihren Theil haben."

[1] Auf Stielers großer Karte von Deutschland, Bl. 19, ist ihr Gebiet in Farben angegeben.

Der zweite Landstrich, der die Aufmerksamkeit einzelner auf sich gezogen hat, das Kuhländl, liegt zwischen Olmütz und Troppau, um den obern Lauf der Oder, die östlichste Spitze des deutschen Sprachgebietes, insofern es als ein zusammenhangendes betrachtet wird. Kohl, der dem Kuhländl im dritten Bande seiner Reisen durch Rußland und Polen (S. 337 u. ff.) einen eigenen Abschnitt widmet, nennt als Orte desselben Neu-Titschein, Fulnek, Lieban, Oderau, Wiegstädtl, halb und halb auch Weißkirchen. Stielers große Karte von Deutschland, Bl. 20, giebt seinen Umfang beträchtlich kleiner an. Es ist, wie Kohl sagt, der einzige Theil von Mähren, der so herdenreich ist, daß er Butter, Käse u. s. w. zur Ausfuhr produciren kann. Die Bewohner haben durch Tiroler und Schweizer Thiere ihre Viehrace so verbessert, daß nun aus dem Kuhländl nach Polen und Rußland hinein ein bedeutender Handel mit Zuchtstieren und Zuchtkühen getrieben wird. Neu-Titschein versorgt mit seinen trefflichen Wagen einen großen Theil der Länder im Osten. In der Geschichte verdient das Kuhländl genannt zu werden als die Heimat der mährischen Brüder, mithin der Herrenhuter.

Vergleicht man die Sprachgrenze mit den Landesgrenzen, so ergibt sich, daß von Böhmen der südwestliche Saum (gegen Bayern hin) auf eine geringe, der nordwestliche (gegen die bayrische Oberpfalz und gegen Sachsen) auf eine sehr bedeutende Breite völlig deutsch sind. Gegen Schlesien hin fallen in der Gegend von Glatz beide Grenzen auf eine kurze Strecke zusammen; wo das nicht der Fall ist, greift das Deutsche wohl herüber nach Böhmen, nie aber das Tschechische hinüber nach Schlesien[1]. In Mähren schneidet die Sprachgrenze vom nördlichen Theil des Grenzlands gegen Böhmen einen schmalen Saum weg, vom Grenzland gegen Schlesien einen ziemlich breiten, darunter das eben erwähnte Kuhländl; gegen Südosten hängt das slavische Sprachgebiet mit dem slowakischen in Nordungarn zusammen, gegen Südwesten (Oesterreich unter der Ens) gibt Mähren wieder einen schmalen Saum an deutsches Sprachgebiet ab.

Das Zahlverhältniß der Deutschen zu den Slaven in Böhmen

[1] Ich bemerke, daß ich hier den Angaben Bernhardis folge. Eine kleine Abweichung Schafariks blieb unbeachtet, weil ich sie nur aus einer gelegentlichen Andeutung kennen gelernt habe.

und Mähren wird gewöhnlich auf ein Viertel geſchätzt, indem von den ungefähr 6 Millionen, die beide Länder bewohnen, 1½ deutſch ſeyn ſollen. Betrachtet man Böhmen und Mähren geſondert, ſo hat jenes etwa 3 Millionen Slaven und 1 Million Deutſche (1,146,000 nach Schafariks ſlaviſcher Sprachkarte); dieſes 1,400,000 Slaven (nach Kohl) und 603,000 Deutſche (nach Schafarik).

Wie das Sprachbild Böhmens mit dem Ungarns verglichen werden kann, ſo zeigt auch die Geſchichte beider Länder, ſofern ſie zur Erklärung der hier beſprochenen Verhältniſſe herbeigezogen werden muß, manches Entſprechende. Wie in Ungarn der madjariſche Stamm durch Beſetzung des fruchtbaren Tieflands den Zuſammenhang der Slaven zerreißt, und dieſen bloß die minder angenehmen Gebirgsgegenden läßt, ſo drängt ſich in Mähren und Böhmen der tſchechiſche, indem er jedoch ebenfalls nur die geſegneten Landestheile beſetzt hält, weit hinein in deutſches Sprachgebiet, ſondert die Deutſchen, die das Erzherzogthum und Niederbayern bewohnen, von denen Schleſiens. Wo die Thatſachen einander ſo ſehr gleichen, iſt wohl auch in den Urſachen Uebereinſtimmung. In Ungarn darf die ſlaviſche Bevölkerung als die früher berechtigte gelten; daß in Böhmen ſich's ebenſo mit der deutſchen verhält, thut uns die Geſchichte dar. Die früheſten Bewohner, die die Geſchichte in dieſen Gegenden kennt, ſind die keltiſchen Bojer. Darum hieß das Land bei den Deutſchen von Anfang bis in die neueſte Zeit Bojenheimat, und bis auf dieſen Tag laſſen ſich des Tacitus Worte brauchen: „noch gilt der Name Böheim und mahnt, wenn gleich jetzt ein anderes Volk da wohnt, an den früheren Zuſtand[1].“ Der Name blieb, als die Germanen hier, wie noch an vielen andern Stellen, die Kelten vertrieben; auch als Marobod, um den Anfang unſerer Zeitrechnung, ſeine Marcomannen in dieſes wohlgeborgene Land führte; auch als, um 400, die Marcomannen, unter dem neuerworbenen[2] Namen der Bajowaren (Bayern) d. h. der

[1] Manet adhuc Boihemi nomen, signatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus. Germ. 28. Boihemum ſteht für Bojohemum. Noch Büſching braucht anſpruchslos Böheim, böheimiſch; beliebter Gleichmacherei halber ſagen wir ſeit 50 Jahren Böhmen, böhmiſch.

[2] Ich folge der Darſtellung von Zeuß, S. 364.

Bewohner von Baja (Bajaheim, Böheim) ſich über Noricum und Rätien, bisher Theile des römiſchen Reichs, ausbreiteten; auch als, in Folge dieſer Ausdehnung, ungefähr gegen Ende des 6ten Jahrhunderts, die Tſchechen von Oſten einbrechend, das Land beſetzten. Tſchechen (Czechowé), nicht Böhmen, müſſen wir die ſlaviſchen Bewohner des Landes nennen: Böhme heißt auch der Deutſche, der mit im weiland bojiſchen Lande wohnt, wie auf den Namen Ungarn außer den Madjaren auch die walachiſchen, ſlowakiſchen, illyriſchen und deutſchen Bewohner des Königreichs an der Donau gegründeten Anſpruch haben. Die Thatſache, daß „die Deutſchen rund herum ins Böhmenland hineingucken", erklärt Kohl[1] durch ſpäteres Eindringen der Deutſchen, die, übers Gebirge kommend, die ſlaviſche Bevölkerung ins Innere zurückgedrängt hätten. Doch giebt er zu, daß manche Deutſche hier noch von den alten Marcomannen und Quaden abſtammen. Dies erweitert Bernhardi, indem er (S. 12) die Anſicht ausſpricht, „daß die Gebirge dem Urvolk auch hier gleichen Schutz gewährt haben, wie die Pyrenäen den Basken und die Alpen den Rätiern." Kohl macht vornemlich geltend, daß bis auf dieſen Tag in Böhmen und Mähren das Slaviſche gegenüber dem Deutſchen fort und fort abnehme. Ein gewichtiger Grund. Aber es ſpricht auch viel für die entgegengeſetzte Meinung vom höheren Alter der Deutſchen des Gebirgs. Im Zuſammenhang mit der oben bemerkten Aehnlichkeit des nahen Ungarns ſcheint mir beſonders ſchlagend die Thatſache, die wohl Ausnahmen erleidet, im Ganzen aber unumſtößlich iſt, daß frühere Bevölkerungen ſich vornemlich im Gebirge halten. Es wäre doch ſeltſam, wenn die Deutſchen, die in Folge begünſtigender Umſtände, gleichſam erobernd, ins Tſchechenland eingewandert wären, ſich nicht bloß da und dort, ſondern rund umher mit den undankbaren Berglanden begnügt hätten, namentlich von Reichenberg und Hirſchberg bis Briſau und ins Kuhländl den Kamm der Gebirge ſich auserleſen, das Geländ in der Ebene dagegen den Tſchechen gelaſſen hätten. Ebenſo iſt es in den Thälern der Eger und Elbe nicht das Deutſche, was in

[1] Reiſen im Innern von Rußland und Polen 1841. 3, 344. — Hundert Tage, 1, 309.

slavisches Gebiet sich eindrängt, sondern die Slaven haben auch hier, in deutsches einbrechend, den besten Theil, während sich die Deutschen mit den Anhöhen begnügen. Auch das verdient alle Beherzigung, daß die deutschen Mundarten zu beiden Seiten des tschechischen Sprachgebietes ganz genau zusammenhangen. Im Oberthal sollte man eine niederdeutsche Mundart erwarten, oder wenigstens eine thüringische, aber was z. B. im Kuhländl zu vernehmen ist, gleicht viel mehr den Mundarten an der bayrisch-österreichischen Donau, so daß, wenn die Wiederholung eines schon gebrauchten Bildes gestattet ist, in diesen Vorsprüngen und in der Sprachinsel von Iglau gleichsam die Reste eines ehmaligen Sprachcontinents erscheinen, in den durch die anprallende tschechische Flut eine tiefe Bucht gerissen ist.

Die Tschechen haben bei ihrem Einbruch denselben Fehler begangen, wie die Langobarden als sie Oberitalien, wie die Madjaren als sie Ungarn genommen hatten: statt sich im neuen Land auszubreiten, die Reste des früheren Volksthums aufzusaugen und so für die Zukunft ein geschlossenes, gesundes Staatsleben möglich zu machen, haben sie das Fett des Landes für sich genommen, die Knochen andern überlassen; ja sie haben, gleich jenen beiden, den leichten Ertrag räuberischer Ausfälle der Gründung heimischer Macht vorgezogen und so den gefährlichen Nachbar zu einer Rache herausgefordert, welche das Daseyn des jungen Staates von Anfang an untergrub. Indem der Kranz von Böheim deutsch blieb, waren den Deutschen ebenso viel bequeme Straßen geöffnet, als Wasser von den Bergen herab fließen.

Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß das Deutsche schon von Anfang den Umfang hatte, wie gegenwärtig: ein allmähliches Weitergreifen von den unverlorenen Standpunkten aus ist sehr wahrscheinlich; besonders kommt wohl das Vorherrschen der Deutschen in den Städten auf diese Rechnung. Denn die Geschichte Böhmens ist eine Reihe von Eingriffen, die Deutschland sich gegen das schwächere Nachbarland erlaubt hat; sie sind oft mit Glanz zurückgeschlagen worden, aber der Hauptsache nach hat der geschmiedete Deutsche[1] die Oberhand behalten,

[1] Kowani Njemetz, d. h. gleichsam grob aus Eisen und Holz gezimmert. So nennt der gewandtere Tscheche den Deutschen. Kohl, S. 292.

Böhmen ist nicht bloß dem Namen nach ein Theil des deutschen Bundes, es ist ein deutsches Land, und muß es, wenn nicht das Schicksal die Karten wieder ganz anders mischt, immer mehr werden. Wie auf der Krone des ungrischen Wappens der Reichsapfel schief stebt, so hat ins böhmische Reichsschwert der Rost ein böses Loch gefressen [1]: beiden ist Selbständigkeit versagt, und wenn sie sich von Deutschland lösen sollten, so wäre ihr Loos doppelt unglücklich.

Hatte Deutschland Recht in seinem Verfahren gegen Böhmen? Wenn man die Ansichten des bürgerlichen Rechtes auf die Verhältnisse der Völker überträgt, so war unser Volk in seinem Rechte, weil die Tschechen ein deutsches Land mit dem Schwert an sich gerissen hatten, und weil sie, die Schwäche des damaligen vorkarolingischen Deutschlands benutzend, dieses mit wilden Einfällen beunruhigten. Wem aber eine solche Betrachtungsweise bei solchen Fragen zu kleinartig vorkommt, der kann geltend machen, daß die Slaven es nie zu einer Einheit gebracht haben, weder als Staat, noch in Sachen der Bildung; daß es sich hier um den Kampf des rohen Ostens mit dem Westen handelte; daß auch das Christenthum eines Cyrill, wenn es nicht dem römisch-deutschen erlegen wäre, die Böhmen doch nur in die starren Arme der griechischen Kirche geführt hätte. Da Böhmen es zu keiner eigenen Bildung bringen konnte, sondern auch ihm, wie dem Ungarlande, nur die Wahl blieb zwischen Asien und Europa, so darf es dem Schicksal keinen Vorwurf machen. Ja es zeigt sich, trotz vielfachen Hasses und vergossenen Blutes, die zwischen Tschechen und Deutschen liegen, bei jenen ein ebenso starker Zug zum deutschen Wesen, wie bei den Deutschen zum romanischen, und so viel wir Franzosen und Italienern Dank schuldig sind, so viel die Tschechen uns. Am Ende handelt sich's ja nicht darum, wie viel man vom Nachbar Leides erfahren hat, sondern wie weit man von ihm gefördert worden ist.

Im Einzelnen die Einwirkungen Deutschlands auf Böhmen zu berichten, würde hier zu weit führen, da es gleichbedeutend wäre mit einer Geschichte des Landes vom Jahr 623 an, wo die Böhmen zum ersten Mal Ruhm erwerben, das awarische

[1] Kohl, Hundert Tage 1, 109.

wir auf Heimath, Vaterland, Kirchengemeine vertheilen, nur durch ſie erhielt er Hülfe und Almoſen. Ehe man ihn hierüber tadelt, vergleiche man erſt einen polniſchen und irländiſchen Katholiken mit einem franzöſiſchen, oder den Proteſtanten einer kleinen, kaum geduldeten Gemeine in ſtreng katholiſchen Landen mit einem Berliner.

Unter allen Regierungen, welche Duldung üben und vernünftiges Vorſchreiten befördern, hat die innere weſentliche Reform der Juden die größten Vorſchritte gemacht. Sie haben dort die Intereſſen des Volkes, unter welchem ſie wohnen, völlig, deſſen Sitten möglichſt zu den ihren gemacht, und ſuchen ſich ihm in wiſſenſchaftlicher, geſellſchaftlicher, ja ſelbſt in religiöſer Bildung anzunähern. Von ſolchen Ländern iſt ganz richtig, was d'Israeli in ſeinem werthvollen Buche (Geiſt des Judenthums i. d. Ueberſ. bei Lieſching. Stuttgart 1836.) ſagt: „die Juden hätten die Farben der Völker, unter welchen ſie wohnen, angenommen, wie Ströme die der Länder, durch welche ſie fließen.“ Damit aber dieſes geſchehen könne, muß der Grund des Stroms milde ſeyn. Auf Felſen bleibt das Waſſer wie die Quelle es gab, und ſo ſind die Juden gerade da am eifrigſten, fanatiſcheſten und unbeugſamſten, wo ſie mit ſchroffer Härte behandelt werden. Es verdient erwähnt zu werden, daß zuerſt und vorzüglich in proteſtantiſchen Ländern, vor allen in Holland und England, beſſere Behandlung, Entfernung entehrender Formen und Geſetze, und wo nicht chriſtliche, doch menſchliche Duldung dem Samen Jacobs geworden ſind. Es haben aber auch die Reichthümer und Kenntniſſe, welche die Verfolgten aus Spanien und Portugal in jene Lande geflüchtet hatten, nicht wenig zum fabelhaft ſchnellen Aufſchwung des Handels der neuen Beſchützer, zur gänzlichen unheilbaren Entkräftung der Bedrücker beigetragen. Neben den inneren, im proteſtantiſchen Dogma liegenden Gründen, erweckte wohl die Gemeinſchaftlichkeit deſſelben unverſöhnlichen Feindes und die ſorgfältige Durchforſchung der hebräiſchen Urterte des alten Teſtaments durch die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ein Mitgefühl, welches nicht unerwiedert blieb.

Da nun die Verähnlichung der Juden mit den Völkern, unter welchen ſie wohnen, *in gerademVerhältniß mit der Duldung iſt, welche ſie genießen*, ſo iſt man berechtigt, anzunehmen, daß auch hier die Fabel vom Nordwind und der Sonne die richtige Moral geben, und gutes Beiſpiel, wahrhaft chriſtliche

Joch abwerfen, gegen die Franken siegreich kämpfen, aber alles unter einem Franken, Samo; wie sie ja noch zwei Mal nachher, 1310 und 1619, freiwillig deutsche Könige gewählt haben. Seit dem Jahr 895, wo sich Böhmen durch freie Wahl dem deutschen Reich anschloß, wechseln, wie in einer Ehe die weder zu den friedlichen noch zu den mißglückten gehört, Sturm und Sonnenschein, Widerwillen und Liebe. Auf der einen Seite sieht man, wie ein böhmischer Fürst aus Tschechenblut, Wenzel I. († 1253), sogar in der Reihe der deutschen Minnesänger steht, wie sein Nachfolger, Ottokar II. († 1278), die neuangelegte Stadt Budweis 1256 ganz mit Deutschen bevölkert, und den Deutschen in Prag einen eigenen Stadttheil anweist; wie ein deutscher Fürst auf dem böhmischen Throne, Karl IV., Böhmen als seinen Augapfel pflegt, und den Söhnen der Kurfürsten die Erlernung des Tschechischen zur Pflicht macht, wie unter einem andern deutschen Fürsten, Rudolf II., tschechische Dichtung und Sprache sich eines besondern Schutzes freuen und zu hoher Blüte gelangen.

Diesen Erscheinungen treten andere gegenüber, die den bittersten Haß der Tschechen gegen die Deutschen athmen und die regelmäßig von den eifrigsten Bestrebungen für tschechisches Volksthum, vornemlich tschechische Sprache begleitet sind: nie stärker als in den Bewegungen, die um des Glaubens willen von 1409 bis 1620 Böhmen und seine Nachbarländer zerrütteten.

Der Versuch das Land, in Widerspruch mit Deutschland und der katholischen Kirche, selbständig auszubilden, mißlang im letztgenannten Jahre durch die blutige Schlacht auf dem weißen Berge so vollständig, daß 200 Jahre lang auch jeder Gedanke daran erloschen schien. Vornemlich gieng es nun der tschechischen Sprache schlecht. Wie der feurige Widerstand der Böhmen jetzt bis zur völligen Unmacht gebrochen war, so wich auch ihre Sprache vor der deutschen entmuthigt zurück. Diese wurde zur amtlichen und kirchlichen erhoben, Jesuitensendlinge nahmen die tschechischen Bücher weg, so daß ein tschechisches Buch und ein seltenes Buch gleiche Bedeutung erhielten: wie vor 1620 kein bedeutendes, in Böhmen gedrucktes deutsches Werk nachzuweisen ist, so trat von jenem Zeitpunkt an der entgegengesetzte Fall ein: das Tschechische verschwand aus der Zahl der Schriftsprachen. Weil nur

das Deutschthum zu Macht und Ansehn führte, wurde deutsch gleichbedeutend mit vornehm, Adel und Geistlichkeit — aus deren Reihen die Kühnen entfernt waren — schämten sich des Tschechischen, und diese Sprache, die Kaiser gepflegt hatten, erhielt sich nur beim niedern Volke fort, hieß nur die Bauernsprache. Auch die Welt draußen vergaß ihr Daseyn. Einzig in den Büchern der Gelehrten heißt es noch, daß in Böheim und Mähren eine Mundart des Slawonischen gesprochen werde[1]; aber ein Musäus konnte die Geschichte der Libussa ganz anspruchlos unter den „Volksmährchen der Deutschen" vortragen, und man liest, wie Kohl (1, 210) sagt, naive Reisebeschreibungen aus derselben Zeit, wo es dem reisenden Beobachter sonderbar vorkommt, daß die Landleute in Böhmen einen ganz fremdartigen Dialekt sprechen.

Als nun Joseph II. mit seinen Gedanken eines neuen Staates kam, fand er hier, wie in Ungarn, die Sprache des bedeutenderen Stamms in einem so kläglichen Zustande, daß es ihm nicht einfallen konnte, seine Verwaltung, sein Gerichts- und Schulwesen auf sie zu begründen. Die Herrschaft des Deutschen zu einer gesetzlichen zu machen, hatte nicht einmal Ferdinand II. beabsichtigt, er erklärte vielmehr, daß er „die Teutsche und Böhmische Sprach zugleich wolle gehalten und fortgepflantzet wissen"; für Joseph aber war dieser Schritt eine Naturnothwendigkeit, und wenn das Tschechische seit jener Zeit voll ganz in Gefahr gerieth auszusterben, so kann man das beklagen, aber dem wohlmeinenden Herrscher keinen Vorwurf darüber machen. Besondern Einfluß verschaffte dem Deutschen, daß es die Sprache des höheren Schulunterrichts wurde.

Aber auch hier, wie in Ungarn, haben in der neueren Zeit ernstliche Gegenbestrebungen des überwiegenden Stamms und seiner Sprache begonnen. Die Erinnerungen aus den Tagen, wo in Böhmen das Tschechenthum blühte, werden mit Liebe hervorgesucht, die böhmische Gesellschaft sammelt emsig, was die reiche Geschichte des Landes an Denkmälern zurückgelassen hat; eine „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde" zu Prag läßt Fresken aus der Geschichte Böhmens malen; ein reicher Böhme hat,

[1] Büsching, 5, 144. 245.

nach Zeitungsnachrichten des laufenden Jahrs, den Gedanken gefaßt in der Nähe von Prag eine Walhalla zu errichten, und ſie von Schwanthaler mit Bildſäulen der Helden des Tſchechenthums, eines Ottokar, Huß, Ziska, zieren zu laſſen. Man hat ferner Verſuche gemacht, eine tſchechiſche Bühne zu gründen, Preiſe für tſchechiſche Original-Dramen ausgeſetzt u. dgl. Denn beſondere Sorgfalt wird namentlich der Sprache gewidmet: Böhmen, Mähren, Nordungarn, Schleſien, im Ganzen eine Bevölkerung von 7—8 Millionen, werden mit tſchechiſchen Werken verſehen; lebhaft auch die verwandten Sprachen, Illyriſch, Polniſch, Ruſſiſch getrieben.

Vergleicht man dieſe Beſtrebungen mit den verwandten der Madjaren, ſo fallen ſie nicht ſelten ebenſo ins Lächerliche oder Ungerechte, z. B. wenn einzelne Gewerbsleute in Prag, deſſen höheres Leben ganz deutſch iſt, nur tſchechiſche Schilde führen; wenn deutſche Pfarreien Pfarrern übertragen werden, die faſt kein Deutſch verſtehn; wenn Pfarrer gemiſchter Gemeinden ſich weigern, hinfort für die Deutſchen deutſch zu predigen; wenn übereifrige junge Richter auf deutſche Klagen in deutſchen Landestheilen tſchechiſchen Beſcheid geben; wenn die Tſchechiſchgeſinnten den Namen Patrioten ſich allein beilegen, ja Alles was in Böhmen Großes geſchehen iſt und geſchieht, wäre es auch von beiden Stämmen, ja ſelbſt nur vom deutſchen ausgegangen, einzig für den tſchechiſchen in Anſpruch nehmen. Doch ſind Ungeſtüm und Unrecht hier lange nicht ſo groß, und auf der andern Seite muß man bekennen, daß die tſchechiſchen Beſtrebungen den madjariſchen, was inneren Gehalt und Hoffnung auf Erfolg betrifft, bei weitem überlegen ſind; denn hier iſt eine geſchloſſene Volkszahl, ſtark durch frühere geiſtige Blüte, ſowie durch den Zuſammenhang mit dem ausgedehnten Stamme der Slaven, als deſſen Mit- und Vorkämpfer die Tſchechen ſich ſtolzer und ſtärker fühlen. Aber deſſen ungeachtet darf man Zweifel hegen, ob ihr Aufſchwung ein bedeutendes Ergebniß herbeiführen werde. Die Gebildeten des Landes, wenn ſie etwas Schönes leſen wollen, greifen zu Schiller und Göthe; ja es giebt viele treffliche Männer, die nicht Tſchechiſch zu ſchreiben im Stande ſind, wie O'Connell nicht Iriſch. Sogar der gemeine Tſcheche, wohl wiſſend daß ihm zu ſeinem Fortkommen das Deutſche nöthig iſt, greift lieber

zu deutſchen Büchern und hat keine Zeit für tſchechiſche Begeiſterung. Noch ſtärker als in Böhmen, iſt in Mähren das reine Slaventhum auf den Bauernſtand beſchränkt; wie es ſcheint, weil Böhmen, ungeachtet ſeiner viel weiter vorgeſchobenen Lage, durch die ringsum einſchließenden Berge, ſodann als eigener Staat und durch ſelbſtändige ſlaviſche Bildung, ſtärkeren Schutz gegen die deutſche Welt genoß, Mähren dagegen in den höheren Ständen leichter von fremden Beſtandtheilen durchdrungen werden konnte. So mag alſo wohl etwas an der Behauptung deutſcher Böhmen ſeyn, wonach die ganze Bewegung und Aufregung unter den tſchechiſchen Patrioten nichts wäre, als ein ungeheurer Luxus, den einige junge Leute, einige Profeſſoren und Alterthumsliebhaber mit dem tſchechiſchen Weſen treiben, durchaus keine Bewegung, die aus einem tiefen Bedürfniß des Volks hervorgehe. Sinnreich findet Kohl (S. 214) die Urſache der Gährung in einem der Gedanken, die gegenwärtig Europa beherſchen. „Wir ſtehen an der Grenze einer völlig neuen Zeit, und wir herzen, noch einmal rückblickend, das was wir bald auf ewig fahren laſſen müſſen. Jede Provinz in Europa hat ihre alten Erinnerungen aufgefriſcht, ja jede Stadt hat einen Blick in ihre alten Chroniken gethan und ihre alten Kirchen und Rathhäuſer mit Sorgfalt reſtaurirt. Daher auch die lange Kette künſtlicher Auffriſchungen alter Dialekte und Literaturen vom äußerſten Schottland an, wo man Oſſian aus dem Grab erſtehen ließ, nach Deutſchland, wo Voß plattdeutſch und Hebel alemanniſch dichtete, und wo ſich gelehrte plattdeutſche, weſtfäliſche und hundert andere ſolche provincielle Geſellſchaften bildeten, und endlich nach Böhmen, wo man nun daſſelbe thut.“ Es ſcheint mir aber doch in dieſem leztern Lande noch etwas Ernſteres im Spiel zu ſeyn, als dieſe Zeugen anerkennen. Das Ueberwiegen landsmannſchaftlicher Geſinnung — was den lezten Jahrhunderten der deutſchen Geſchichte den Stempel aufdrückt — zeigt ſich hier noch in ungeſchwächter Kraft. Zum Beweiſe, daß der Stammhaß, die Sprache von fremder Herkunft, jene Geſinnung nur ſchärfen, nicht aber hervorrufen, dient das Beiſpiel ſolcher Böhmen, die der Sprache nach Deutſche, ja des Tſchechiſchen nicht einmal mächtig, doch tſchechiſche Schriften kaufen, überhaupt tſchechiſche Bemühungen mit bedeutenden Summen unterſtützen.

Wenn der Hauptverleger der slavischen Schriften, wenn der Verfasser des besten tschechischen Wörterbuchs, Jungmann, der zudem für das Tschechenthum aufopfernde Begeisterung an den Tag legt, Deutsche sind, so mag man jenen durch das Wesen des kaufmännischen Treibens, diesen durch die Verirrungen deutscher Gelehrsamkeit entschuldigt finden. Wenn aber auch der Wortführer der eifrigen Tschechen, Graf Leo von Thun, seiner Herkunft nach dem deutschen Stamm angehört, so ist damit wohl bewiesen, daß hier nicht tschechischer, sondern böhmischer Eifer waltet, derselbe Sinn der nur allzulange ganz eben so den Brandenburger, den Wirtenberger auf beschränkten Gesichtspunkten festhielt, ihnen den Namen Deutschland gleichgültig, verhaßt, lächerlich machte, sie spornte die Losreißung vom Leibe des gesammten Volkes zu versuchen.

Hier am obern Elbelauf wird aber diese Stammbegeisterung durch die Verhältnisse besonders gefährlich. Das Tschechenthum steht nach Vieler Ansichten in Verbindung mit jenem Denkbilde — man gestatte den sprechenden holländischen Ausdruck für Idee — welches unter dem Namen Panslavismus der Weltherrschaft Rußlands Bahn brechen soll. Es ist versichert worden, die Böhmen, in ihrer Volksthümlichkeit nicht wie andere Slaven (z. B. die ungrischen) gewaltsam bedrängt, und fest in der Geschichte wurzelnd, seyen allen panslavischen Träumereien abhold. Man sollte dies glauben, da sie bei ihrer althergebrachten geistigen Verbindung mit Deutschland, für die unter anderem ihre deutschen Schriftzeichen reden, bei ihrem abendländischen Christenthum, und bei der wenig einladenden Behandlung, welche der Völker und der Einzelnen unter dem russischen Scepter wartet, ihr Loos gewiß beträchtlich verschlimmern würden. Auf der andern Seite jedoch steht Manches, was die Regierung zur Wachsamkeit ermuntern muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß gegen das Tschechenthum viel schweres Unrecht verübt worden ist, und wenn auch die deutsche Herrschaft seit 224 Jahren ununterbrochen dauert, so sind doch die Erinnerungen an alles Erlebte im Bewußtseyn der Gebildeten und in den dumpfen Ahnungen der Menge nicht erloschen. Böhmen ist allerdings ein streng katholisches Land, aber die Art, wie man dieß zu Stand gebracht hat, ist unvergeßlich. Passend erinnert Kohl, wie schon

das Hussitenthum in seinem Haß gegen die römische Kirche auf einen alten Zusammenhang mit dem Osten deute, woher ihm die christliche Lehre zuerst gekommen war. „Das älteste böhmische Crucifix ist von byzantinischer Arbeit; der Löffel, mit welchem die Hussiten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen, ist ganz derselbe, mit welchem die griechischen Russen die mit Wein vermischten Brodstückchen nehmen; das allgemein gesungene katholische Kyrie ist nicht tschechisch, wie andere Kirchenlieder, sondern im altslawonischen Kirchendialekt, in welchem es auch bei den übrigen griechisch-katholischen Slaven vorkommt, so daß ein Russe, der in eine böhmische Kirche käme, gleich mit einstimmen könnte." Zu diesen uralten Gefühlen gesellt sich noch eins, das so alt ist, wie unser Geschlecht. Die Ferne spricht uns mit blauem Dufte zärtlich an; machen wir uns auf den Weg, so finden wir's dort wie hier, menschlich unvollkommen, und sehnen uns zurück in die Heimat. Es würde den Tschechen bei Rußland nicht anders gehen; aber „unversucht schmeckt nicht," sagt das Sprichwort, das vielleicht für das rasch bewegte Slavenblut von doppelter Gültigkeit ist, und so mögen sich unter ihnen einzelne finden, die gutes Muthes den Versuch wagen würden. Darauf deutet Mehreres, was Kohl (in seinen Hundert Tagen 1, 208. 224.) anführt. „Nach der russischen Literatur ist in Prag viel Begehr; unter den jungen Leuten sind viele, die recht gut Russisch lesen und schreiben, was sie insbesondere auch deswegen sich anzueignen suchen, weil manche auf Auswanderung nach Rußland schon von Jugend auf speculiren. Namentlich geht ein großer Theil der zahlreichen Doktoren der Medicin, welche alljährlich in Prag promoviren, nach Rußland, wo sie als Slavisch-Redende sehr willkommen sind. Während das große Deutschland erst vor Kurzem eine brauchbare russische Grammatik erhalten hat, stand im Jahr 1842 bereits eine solche in tschechischer Sprache und für Tschechen bevor. Als Kaiser Nicolaus I. vor etlichen Jahren auf Besuch in Prag war, überreichten ihm einige Bewohner der Stadt eine Denkmünze mit slavischer Umschrift, eigens für dieses slavisch-wichtige Ereigniß geprägt." Und daß man in Petersburg derlei Aufmerksamkeiten zu schätzen weiß, erhellt aus den glänzenden Geschenken, mit welchen die sehr häufig vorkommenden Bücherwidmungen belohnt werden. Daher ist der kürzlich

ausgeſprochene Wunſch wohl begründet: möchten ſich die ruſſiſchen Ringe in Böhmen nie zur Kette vereinigen.

Wenn man auch annehmen darf, daß derartige Zuneigungen über einen gewiſſen beſchränkten Kreis nicht hinausgehen; wenn auch die Mächtigſten Böhmens, Adel und Geiſtlichkeit, entſchieden deutſch, die Geringen für jenen Aufſchwung ſtumpf ſind; wenn auch Oeſterreich von ſlaviſchen Wünſchen an der Elbe weit weniger zu beſorgen hat, als an der Donau, ſo wird eine weiſe Staatskunſt auf der andern Seite doch bedenken, daß aus kleinen Funken, wenn der rechte Wind erwacht, große Feuer entſtehen können, daß oft ſchon ein Gedanke, der anfangs nur in unruhigen Köpfen gohr, nach einigen Menſchenaltern den Gang der Staaten beſtimmt hat. Es iſt alſo von Oeſterreich weiſe gethan, wenn es zwar keine jener Maaßregeln verſäumt, deren es bedarf, um dieſe wichtige Grenzburg zu ſchirmen — und unter denen die jüngſtbeſchloſſene Verbindung der öſterreichiſchen Eiſenbahnen mit den preußiſchen,[1] Wiens mit Breslau und Berlin, des Oder- und Weichſellandes mit der Donau, von ſo außerordentlicher Bedeutung iſt, daß ſie hierin bloß noch durch den Anſchluß Oeſterreichs an den Zollverein übertroffen würde — wenn es ſich aber auf der andern Seite ebenſo beſtimmt entſchloſſen zeigt, gegen Böhmen und gegen die Slaven daſelbſt milde zu fahren. Es iſt wohl von dieſen beiden Geſinnungen etwas in der Maaßregel, durch die ganz kürzlich Prag einem von den Söhnen des Kaiſerhauſes, dem Erzherzog Stephan, als neuem Statthalter Böhmens mit erhöhten Vollmachten, zum Wohnſitz angewieſen worden iſt. Wenn das Land in ſeiner unvergleichlichen Hauptſtadt wieder den Mittelpunkt erhält, der ihm ſeit mehr denn 200 Jahren genommen war, wenn die verödeten Paläſte ſich wieder ſchmücken und beleben, wenn auf dem Hradſchin, der alten Königsburg, wieder ein glänzender Hofhalt iſt, dann werden die Tſchechen ſich eher mit uns befreunden.

Auch in Betreff der Sprache haben ſie nicht Urſache, zu klagen. Zwar beſteht ein ſtrenges Verbot gegen tſchechiſche Bibeln, aber das müſſen die Tſchechen wohl mit der katholiſchen

[1] Am 12. Dec. 1843 iſt in Wien beſchloſſen worden, die zehn Meilen lange Bahnſtrecke von Leipnik nach Oderberg zu vollenden. Allg. Zeitung 1843, S. 2791.

Geiſtlichkeit abmachen. Dagegen kann jeder Geiſtliche ſeine Bücher nach Belieben deutſch oder tſchechiſch führen, den Kreishauptleuten wird ihre Macht mittelſt einer tſchechiſchen Urkunde verliehen, die Behörden nehmen Berichte von Gemeindevorſtehern in tſchechiſcher Sprache an, wenn die Verfaſſer des Deutſchen unkundig ſind. Ueberall wo das Landvolk tſchechiſch redet, wird von Seelſorgern, Lehrern, Aerzten, Wundärzten und Beamten die Kenntniß dieſer Sprache verlangt, ja in einigen ganz deutſchen Städten bei Leitmeritz haben die Behörden kürzlich den Rechtsanwälten dieſelbe Bedingung geſtellt. Es werden ferner alle Geſetze auch in ſlaviſcher Sprache verkündet, die Verhandlungen der Behörden, ſoweit ſie Slaven betreffen, in derſelben vorgenommen. Jeder böhmiſche Landtag wird durch einen tſchechiſchen Erlaß einberufen, mit tſchechiſchen Reden und Gegenreden eröffnet; auch wer außerdem noch in ſlaviſcher Sprache reden will, wird nicht, wie in Ungarn, ausgepfiffen und geſchmäht, ſondern mit Achtung angehört, wenn gleich von der Mehrzahl nicht verſtanden. Alle ſlaviſchen Bezirke endlich haben ſlaviſche Volksſchulen, alle höheren Unterrichtsanſtalten Lehrſtühle für ſlaviſche Literatur und Sprache, Beſtrebungen ſlaviſcher Schriftſteller werden von der deutſchen Regierung nicht bloß nicht gehindert, ſondern aufmerkſam und freigebig unterſtützt, und die Tſchechen haben in dieſer Beziehung nur Eine Klage zu führen, daß ihre Sprache nicht auch in den mittleren Lehranſtalten Berückſichtigung findet. Wenn dieſelbe ungeachtet all dieſer günſtigen Verhältniſſe ſich noch in ſo üblem Zuſtande befindet, daß eine tſchechiſche Bühne ſich aus lediglich innern Gründen nicht halten kann, ſo rührt dieß von früherer Vernachläſſigung her; und wenn die höhere Bildung, der höhere Staatshaushalt vermuthlich noch für lange Zeit deutſch bleiben, ſo liegt die Urſache hievon nicht in Grundſätzen der Regierung, ſondern darin, daß die böhmiſchen Slaven ſich ſoweit ins germaniſche Gebiet hereingewagt haben, in Deutſchlands Bildung und Schickſale von Anfang ſo innig und unlösbar verflochten ſind. Wollte die Regierung dem Tſchechenthum noch mehr entgegenkommen, ſie müßte, was ihr kein Vernünftiger zumuthen wird, von den zwei Bevölkerungen des Landes die eine, und zwar die höher ſtehende, der andern zu Liebe niederdrücken, Böhmen zu einem rein tſchechiſchen Land

umgestalten, wodurch sie dem Panslavismus eine fein gemähte Wiese hinlegen würde. Da die beiden Völker nun einmal vom Schicksal verbunden sind, so besteht für die Staatsklugheit die Aufgabe, den Weg einzuhalten, der dazu führen muß, daß sie sich gegenseitig dulden. Der Deutsche soll im Tschechen nicht mehr den Besiegten, dieser in jenem nicht mehr den Eroberer sehen, dann wird das Land fortfahren auf der rühmlichen Bahn, die es gewiß zum Theil der Zweiheit seiner Bevölkerung dankt. Oder ist es nicht rühmlich für Böhmen, wenn man mit Kohl sagen muß, daß sein Adel die Monarchie regiert, daß in den Behörden jeder Art, namentlich den verwaltenden, die Böhmen verhältnißmäßig bei weitem die zahlreichsten sind? Unabhängig wird Böhmen, wie Ungarn, nimmermehr sein: ehrenvolle Selbständigkeit im Bunde mit Deutschland ist wohl das beste Loos, das es erwarten darf. Umgekehrt kann sich Oesterreich, wenn es diesen Bund auf Vertrauen, statt auf Furcht begründet, wenn es vertrauenerweckend an die Spitze der West-Slaven tritt, wie es nun zu beabsichtigen scheint, in ihrer Liebe den stärksten Damm gegen jede Gefahr von Osten bereiten.

Im nemlichen Gegensatze, wie zum Erzherzogthum Oesterreich, steht Böhmen auch zu Schlesien. Drängten sich die Tschechen nicht so weit ins deutsche Sprachgebiet herein, oder wären die Deutschen, wie an der Drau, Donau und Oder, so auch an der Elbe und March der Slaven wieder Meister geworden, so zöge sich von Mureck über Preßburg, Olmütz, Oppeln, Breslau zur Ostsee, ebenso wie auf der Westseite von Deutschland, gegen Frankreich, eine fast gerade Sprachgrenze. Aber gegen Frankreich hin sind die Verhältnisse viel älter und darum fester geordnet; hier, den Slaven gegenüber, hat sich der Kampf bis in unsere Tage hereingewälzt. Dort richtet sich die Sprachgrenze meist nach der Landesbeschaffenheit, weil die Germanen zwar Sieger mit dem Schwerte waren, aber auf dem geistigen Gebiet unterlagen, somit etwas wie Vertrag hat Statt finden können; hier haben die Germanen — bis jetzt — in beiden Beziehungen das Uebergewicht gehabt, und darum war die Zerstörung größer, sind die Verhältnisse weniger einfach, und gewissermaßen willkürlicher, wie der Blick auf die seltsam gewundene Sprachgrenze gegen Osten darthut.

Doch gilt dies vornemlich im gebirgigen Süden, wo deshalb Kärnten, Ungarn, Böhmen, jedes für ſich betrachtet werden mußte; regelmäßiger geſtaltet ſich alles im flacheren Norden, den wir jetzt betreten, und ſo kann das Land von den Quellen der Oder bis zum Strande der Oſtſee, es kann die Sprachgrenze die durch Schleſien, Poſen, Weſtpreußen und Pommern läuft, in Einem Zuge betrachtet werden. Oberſchleſien hat ſlaviſche Sprache, doch mit derſelben Ausnahme wie ſie ſich für Böhmen ergeben hat: auch hier ſind die Abhänge der Sudeten, die obern Flußthäler deutſch. Die Oder wird erſt in der Gegend von Braunsberg völlig ſlaviſch, die Oppa zwiſchen Jägerndorf und Troppau, die Zinna unter Deutſch-Neukirch, die Hotzenplotz unter und die Steinau über den gleichnamigen Städtchen, die Neiße oberhalb Löwen, kurz vor ihrer Mündung. Zwiſchen den beiden letztgenannten Flüſſen zieht ſich die Sprachgrenze dem ſchleſiſchen Hauptſtrom zu, den ſie unterhalb Oppeln überſchreitet, ſo daß Brieg ſchon ganz deutſch iſt. Mit den Zuflüſſen welche die Oder aus Oſten erhält, iſts von da an der umgekehrte Fall wie bisher mit den weſtlichen: Stober, Weida, Bartſch, Orla, Samica, Obra werden unter ſlaviſchredendem Volke geboren, und es fallen ſo Kreuzburg, Konſtadt, Oels, Feſtenberg, Militſch, Trachenberg, Guhrau, Fraustadt, Unruhſtadt, Züllichau noch in deutſches Gebiet. In der Gegend von Züllichau vertauſcht die Sprachgrenze die bisherige nordweſtliche Richtung mit einer nördlichen. Zwiſchen Bentſchen und Tirſchtiegel ſetzt ſie über die Obra, zwiſchen Zirke und Neubrück über die Warthe, zwiſchen Drieſen und Filehne über die Netze. Nun hält ſie ſich hart an deren rechtem Ufer bis zum Einfluß der Küddow bei Usz und zieht ſich in einiger Entfernung vom linken Ufer dieſes Flüßchens, und hierauf der Dobrinka bis gegen die Brahe. Zuerſt hält ſie ſich in einiger Entfernung von deren rechtem Ufer, nördlich von Konitz gewinnt ſie das linke, dem ſie bis zum Urſprung des Fluſſes folgt. Von hier an bleibt ſie auf den Anhöhen, die an dieſer Stelle eine Waſſerſcheide zwiſchen der Oſtſee und dem Weichſelgebiet bilden: die Quellen der hier entſpringenden Flüſſe, auch ſoweit ſie der Oder zugehen, der Stolpe, Lupow, Leba, fallen noch in ſlaviſches Gebiet. Die Lupow und die Leba betreten es auch wieder, bevor ſie münden, die Leba namentlich

Gesinnung und menschliches Benehmen die Schranke mosaischer und rabbinischer Satzungen am leichtesten fällen würde, deren Zwecklosigkeit alle gebildeten Juden wenigstens stillschweigend anerkennen.

Zuweilen hört man die Behauptung, man könne die Juden nicht früher von den einengenden Gesetzen befreien, als bis sie der Freiheit sich würdig zeigen werden. Sie sollen schwimmen gelernt haben, ehe man ihnen gestattet ins Wasser zu gehen!

Hier, im Uebergang von der alten Härte zu Billigkeit und Gerechtigkeit, liegt die Schwierigkeit jeder Emancipation, wie wir am Beispiele Irlands, der Sklavenstaaten, ja bei Vereinigung der bäuerlichen Verhältnisse in Preußen bemerken können. Dennoch ist diese Emancipation ein dringendes Bedürfniß der Zeit, und eben so sehr durch das Interesse der Christen geboten, als durch das der Juden vielleicht noch mehr. Denn die alten Kammerknechte des heiligen römischen Reichs sind beinahe zu allen Ehren, Titeln und Würden gelangt, welche sonst nur den Mitgliedern altbevorzugter Geschlechter zugänglich waren. Statt Geld von ihnen durch langsames Ausbrechen einiger Zähne zu erpressen, belohnt man sie mit Ordenskreuzen beim Abschlusse eines Staatsanlehens, bei welchem der Staat nicht gerade glänzende Geschäfte macht, und der Geldhändler wenigstens kein Opfer brachte. Staat und Volk müssen wollen, daß so bedeutende Kräfte nicht mehr nur halb, sondern ganz ihnen gehören.

Die Uebelstände, welche eine Gleichstellung bringen kann, werden jetzt schon durch die der Halbheit bedeutend überwogen, und werden verschwinden wie eine Staatsschuld, welcher man einen Tilgungsfonds gesichert hat.

Der seither unerhörte Aufschwung der Gewerbsthätigkeit, die verbesserte Erziehung der Massen und die gesteigerten Ansprüche an Geistesbildung, mußte die Juden als fest in sich geschlossenes Volk täglich ungefährlicher machen. Sie müssen schon der Mitbewerbung wegen gleichen Schritt halten, und freiwillig oder gezwungen sich entjuden, um als Staats- und Weltbürger Geltung zu erhalten oder zu erreichen. Denn bereits vermögen sie nirgends mehr sich ausschließlich hineinzudrängen zwischen Hervorbringer und Verzehrer, jedes Jahr steigert die christliche Mitbewerbung in Erwerbzweigen, welche sonst nur von Juden ausgebeutet

ist nur um Lauenburg auf eine kurze Strecke deutsch. Die Wasser, die im Norden der Brahe zur Weichsel gehen, sind sämmtlich rein slavisch. Die deutschen Grenzorte von Züllichau an sind an der Obra Tirschtiegel und Meseritz, an der Warthe Birnbaum und Zirke, an der Netze Driesen und Radolin, auf dem Wege von da zur Ostsee Schneidemühl, Jastrow, Landeck, Preußisch-Friedland, Konitz, Baldenburg, Rummelsburg, Bütow, Lupow, Lauenburg, Stolpe.

Hält man diese Sprachgrenze gegen die der Landschaften, so ergiebt sich daß vom österreichischen Schlesien der Kreis Teschen ganz, vom Kreis Jägerndorf das Viertel um Troppa zur slavischen Zunge gehört; desgleichen vom preußischen Schlesien der südöstliche Theil, Oberschlesien oder der Regierungsbezirk Oppeln, der jedoch auf dem linken Oderufer die Gegend von Neiße, auf dem rechten die von Kreuzburg ans deutsche Sprachgebiet abgiebt, wofür Mittelschlesien einen schmalen Saum dem slavischen überläßt. Weiterhin hält sich die Sprachgrenze durch ganz Posen und Westpreußen, immer in größerer oder geringerer Entfernung von der politischen, so daß ein Saum der beiden Landschaften zum deutschen Sprachgebiete fällt. Nur bei Unruhstadt und Züllichau, wo Schlesien mit Brandenburg zusammenstößt, und bei Driesen an der Netze treffen beide Grenzen auf kurze Zeit zusammen. Erst in der Nähe der Ostsee wird durch die Sprachgrenze ein Stück eines deutschen Landes, der östliche Saum von Pommern gegen Westpreußen, und ein breiter nördlicher gegen die Ostsee, bis beinahe zur Stolpemündung, dem slavischen Gebiete zugeschieden.

Die Slaven, die auf dieser ganzen Strecke die Nachbarn der Deutschen sind, können sämmtlich dem polnischen Stamme zugezählt werden. Eine Ausnahme bilden bloß die Wenden der Lausitz, und nach einigen die Kassuben in dem Winkel zwischen der Ostsee und der pommerisch-westpreußischen Grenze. Was die letzteren betrifft, so scheint mir kein Grund vorhanden, sie auf diese Weise abzusondern. Schafarik führt ihre Sprache nur als eine polnische Mundart auf, und schon Büsching sagt (8, 695): „Die Sprache dieser Kassuben kömmt mit der hochpolnischen ungefähr so wie die plattdeutsche Mundart mit der hochdeutschen überein, daher auch diese Kassuben die polnische Sprache, in der

ihnen gepredigt wird, wohl verſtehen." Die Abweichung ihrer Mundart von denen im eigentlichen Polen erklärt ſich leicht, eines Theils aus der Entfernung, andern Theils daraus daß die Kaſſuben einem andern Staate, dem pommerſchen, angehörten, wodurch ſie von ihren Stammgenoſſen getrennt und auf ſelbſtändige Entwicklung angewieſen waren. Ihre Zahl wird auf 80,000 geſchätzt.

Mit größerem Rechte wird der andere Reſt, der ſich in der Lauſitz um die Quellen der Spree erhalten hat, als etwas Beſonderes genannt. Bei den Deutſchen, von denen dieſe Slaven rings umgeben ſind, heißen ſie, mit dem Namen den wir einſt allen Slaven gaben (S. 158), Wenden. Sie ſelbſt brauchen einen andern: die in der Ober-Lauſitz, um Görlitz, Muskau, Bauzen, Camenz und Hoyerswerda, heißen ſich Serben; die in der Nieder-Lauſitz, um Sorau, Guben, Lübben, Calau, Spremberg und Cottbus, Serſken. Beide Namen ſind wohl Eines Stammes und Eins mit Sorben, Soraben, wie die Wenden dieſer Gegend im Mittelalter hießen. Desgleichen ſtimmt er zu der Benennung Serben, in welcher Form der alte ſlaviſche Name ſich am rechten Ufer der mittleren Donau erhalten hat; doch iſt dieſes Zuſammentreffen kein Beweis für nähere Verwandtſchaft, da die Donauſerben dem antiſchen (oſtſlaviſchen), die Spreeſerben dem lechiſchen (weſtſlaviſchen) Stamm angehören.

Ober- und Niederwenden (Serben und Serſken) verſtehen ſich nur mit Mühe: jene, in der Oberlauſitz wohnend, haben mehr Verwandtſchaft mit ihren Nachbarn, den Böhmen; dieſe, in der Niederlauſitz, reden mehr eine polniſche Mundart. Darin jedoch treffen ſie beide zuſammen, daß ihre Sprache viel Alterthümliches enthält. Verunreinigung durchs Deutſche findet ſich natürlich ſowohl im Ober- als im Niederwendiſchen, und nicht bloß in den Ausdrücken, ſondern im ganzen Geiſte der Sprache.

Mit dieſen neueren Nachrichten[1] ſtimmen die älteren bei Büſching (5, 304) überein. Sehr umſtändlichen Bericht giebt Bernhardi S. 78 aus dem noch nicht erſchienenen Werk eines Eingeborenen. Die allerdings auffallende Thatſache, daß dieſe

[1] Sie ſind aus Haupts und Schmalers Werk über die Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlauſitz. Grimms 1841.

Landſchaften, obwohl unter ſich zuſammenhangend, der Sprache nach ſo von einander abweichen, erklärt ſich ebenſo wie die andere daß die Sprache der oberſchleſiſchen Slaven ſich theils zum Böhmiſchen, theils zum Polniſchen neigt: der mehr böhmiſche Charakter der oberwendiſchen, der mehr polniſche der niederwendiſchen Mundart ſind Folge der Lage. Daß aber beide Theile ſich trotz genauer Nachbarſchaft nicht recht verſtehen, hat ſeinen Urſprung in geſchichtlichen Thatſachen: die Oberlauſitz iſt, wenn auch mit Unterbrechungen, bis 1623 beim böhmiſchen Staate geweſen, die Niederlauſitz dagegen bis 1370 unter deutſcher Herrſchaft, ein Beſtandtheil der Marken die hier gegen die Wenden beſtunden. So wußten ſie wenig von einander, entwickelten ſich jede ſelbſtändig. Ihr alterthümliches Gepräge rührt aus der Abſonderung von andern Slaven her, und daß ſie dem Ruſſiſchen nahe ſtehen iſt ſehr natürlich, da dieſes, im Hintergrunde des ſlaviſchen Sprachganzen befindlich, ſich gleichfalls weniger abgeſchliffen hat als die vorliegenden weſtſlaviſchen Zungen.

Die Zahl der lauſitziſchen Wenden beträgt nach Berghaus etwa 245,000, wovon ungefähr 50,000 unter ſächſiſcher Herrſchaft ſtehen, die übrigen unter preußiſcher: meiſt in der Provinz Brandenburg, zu einem kleinen Theil in Schleſien. Kohl zählt (Rußland 3, 510) 60,000 ſächſiſche und 150,000 preußiſche.

Befragt man die Geſchichte um die Urſachen, aus welchen die deutſche Sprachgrenze gegen Oſten ſich auf dieſe Weiſe geſtaltet hat, ſo zeigt ſich hier dasjenige Grenzland, in welchem unſre Sprache zuletzt ſiegreich vorgedrungen iſt, theilweiſe noch immer vordringt. Die nördlichen Nachbarn der Tſchechen waren die Sorben. Sie hatten das Land inne von dem Punkt an, wo die Elbe das böhmiſche Becken verläßt: weſtwärts bis zur Saale, die ſie von den Thüringern ſchied; oſtwärts bis an die Grenzen von Polen. Die Slaven die weiter nordwärts wohnten, und im Weſten an die Sachſen, im Norden an die Oſtſee, im Oſten gleichfalls an die Polen ſtießen, werden nicht wie die Sorben unter einem Geſammtnamen befaßt. Ums Jahr 800 ſehen wir alles Land von den Quellen der Eger, des Mains und der Saale bis gegen Hamburg hin unter ſlaviſcher Herrſchaft. Die Grenze wird in der Hauptſache durch die Saale

und die Elbe gebildet, indem alles Land auf dem rechten Ufer der erſtern, und von Magdeburg an auf dem der andern ſlaviſch war. Erſt in der Gegend von Hamburg griff die ſächſiſche Herrſchaft auch aufs rechte Ufer hinüber: hier war nur das öſtliche Drittel von Holſtein ſlaviſch; eine Linie, die zwiſchen Lauenburg und Hamburg über die Elbe kam und über Oldesloh und den Plönſee nach Kiel zog, ſchied hier die Sachſen von den ſlaviſchen Stämmen der Polaben und Wagern. Wie zum Erſatz dafür beſaßen die Slaven ein Stück des linken Elbufers zwiſchen Stendal und Lüneburg: die Gegend um den Arendſee und Salzwedel. Colonienartig griffen ſie auch außerdem noch weit über ihre damaligen Grenzen herüber, wofür Zeuß S. 646 zahlreiche Beiſpiele beibringt und ſelbſt bis nach Schwaben herein viele Ortsnamen (Winneden, Winden, Wenden) u. ſ. w. Zeugniß ablegen.

Ueber die Zeit wo, und über die Art wie dieſe früher germaniſchen Länder wendiſch wurden, laſſen ſich nur Vermuthungen aufſtellen; die erſten Nachrichten von Slaven daſelbſt ſind aus Karls des Großen Zeit, aber die Einwanderung der neuen Herren muß wohl in dieſelbe Zeit geſetzt werden, wie die Beſitznahme Böheims durch die Tſchechen, ins 6te Jahrhundert. Die Art, wie die Wenden das Land beſaßen, war ohne Zweifel dieſelbe, die wir auch in Böhmen geſehen haben, und die überhaupt in der Völkerwanderung, ja bei allen Eroberungen durch wandernde Völker, Brauch iſt: ein erobernder Stamm machte ſich zum Herrn des Bodens, ohne den früheren auszurotten. Demnach war ums Jahr 800 das Land jenſeits der Saale und Elbe gewiß eben ſo wenig ganz von Germanen entblößt, als der böhmiſche Gebirgskeſſel. Ein Hauptbeweis für dieſe Vermuthung ſcheint mir darin zu liegen, daß jene Lande, nachdem Deutſchland ſeine weſtlichen Kämpfe beendigt, ſeinen Blutverluſt erſetzt und einen Theil ſeiner Kraft gegen die öſtlichen Feinde zu kehren angefangen hatte, das ſlaviſche Gepräge mit ſo überraſchender Schnelligkeit wieder verwiſchen und bis jenſeits der Oder deutſche Sitte — wozu auch deutſche Sprache gehört — herſtellen konnten. Wie wäre dies möglich geweſen, wenn nicht die wiederkehrende Herrſchaft noch eine zahlreiche deutſche Bevölkerung vorgefunden hätte, die nun vom eingedrungenen fremden

Herrn wieder befreit wurde! Als ein weiterer Beweis kann die wendische Sprachinsel in der Lausitz angeführt werden. Sie hat sich ohne Zweifel nur darum erhalten, weil sie im entscheidenden Zeitraume mit einem slavischen Staate, dem tschechischen, in Verbindung stund. Wie wollte man nun aber die Thatsache deuten, daß diese Wenden von ihren tschechischen Brüdern durch das deutschredende Gebirge geschieden sind, wenn nicht durch die Annahme, daß das Gebirg auch unter slavischen Herren immer deutsch geblieben ist! Die Sorben hatten sich, gleich den Tschechen in Böhmen, nur der Ebene bemächtigt, in Böhmen haben sie sich, durch äußere Umstände begünstigt, gegen den germanischen Rückstoß behauptet, im Norden sind sie bis auf den kleinen Wendenrest erlegen.

Ganz anders als die bisherige slavische Herrschaft in diesen Ländern, und vielmehr der römischen vergleichbar, gieng die deutsche, vermuthlich weil sie im Namen des Glaubens kam, darauf aus, die fremde Volkseigenthümlichkeit zu verwischen, und es ist ihr gelungen. Zwar hat sich in Tracht, Bauart und Sitte viel Slavisches erhalten, ja die Sprache zeigt Spuren davon — nicht bloß in den Eigennamen, die allenthalben die am wenigsten veränderlichen und darum alterthümlichsten Bestandtheile der menschlichen Rede bilden — aber in der Hauptsache hat sich doch deutsches Wesen an die Stelle des slavischen gedrängt. Als Uebermuth und reine Gewaltthat von Seiten der Deutschen dürfen diese Eroberungen keineswegs betrachtet werden: Tschechen und Sorben riefen durch zahlreiche Raubzüge, vornemlich gegen Thüringen, die Rache der Deutschen auf[1]; indem sich zu der angeborenen nachhaltigen Kraft dieser letzteren der Bekehrungseifer gesellte, konnte das Ergebniß nicht zweifelhaft seyn.

Noch im Anfang des 9ten Jahrhunderts hatten die Wenden ihre Herrschaft etwas ausgebreitet, indem Karl der Große ihnen, als Bundesgenossen gegen die Sachsen, Wagrien und die Gegend um Salzwedel einräumte, und unter seinen Nachfolgern waren sie lästige, ja gefährliche Nachbarn gewesen. Seit aber Deutschland unter Heinrichs I. kräftiger Leitung (919 — 936) zum

[1] Beweisstellen siehe bei Zeuß S. 638. 645.

erſten Mal ſeine Rieſenkraft ungeſchwächt nach außen zu kehren im Stande war, bekam der Krieg wider die Sorben, die Verbündeten der Ungarn, die Wendung die allein möglich war, wenn Deutſchland Frieden haben ſollte; dieſelbe die Karl der Große den alten Kämpfen des Frankenreichs mit den Sachſen hatte geben müſſen. Durch die Gründung Meißens und die Errichtung der meißniſchen Mark im Lande der beſiegten Daleminzen pflanzt Heinrich die deutſchen Banner auf wendiſchen Boden, und von jener Zeit erliegen hier Glaube, Sitte und Sprache der Wenden durch die gemeinſame Thätigkeit deutſcher Gebieter und Prieſter mit großer Schnelligkeit. Unter Otto I. (936—973) breitete ſich deutſches und chriſtliches Weſen mehr im Stillen aus: die Gründung des Erzbisthums Magdeburg (967), dem die Bisthümer Havelberg (geſtiftet 946), Meißen (geſtiftet 948), Brandenburg (949), Merſeburg und Naumburg (beide 968) und Lebus (965) untergeben wurden[1], bezeichnet am beſten die Thätigkeit, welche damals Statt hatte. Dieſe Sitze, und die Klöſter die ſich unter ihrem Schutz erhoben, lagen anfangs noch ziemlich vereinzelt in der heidniſchen Slavenwelt, aber indem ſie deutſche Bauern nach ſich zogen, und vielleicht noch mehr indem ſie unter dem wilden Volke die Sache der Bildung vertraten, verbreiteten ſie allmälich deutſches Weſen. Durch die Anwendung rauherer Mittel zeichnet ſich vornemlich das 12te Jahrhundert aus, in dem Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär mit eiſerner Strenge walteten. Trotz der größten Begeiſterung und Tapferkeit erlagen die Sorben, Obotriten und andre Wendenvölker den beſſer geleiteten Deutſchen, und deutſche Einwanderer, zumeiſt aus Friesland, Seeland, Holland, Flandern, Weſtfalen, wurden in die feſten Städte geführt, in den Beſitz des Landes geſetzt, das zum Theil verödet war, zum Theil die frühere Sprache mehr und mehr ſchwinden ſah. Ueber die Urſachen dieſes Schwindens ſind die Meinungen getheilt. Einige halten es für gleichbedeutend mit einem Verſchwinden der ſlaviſchen Bevölkerung. Aber wohl ſehr mit Unrecht, denn ohne die größte Grauſamkeit, die nicht einmal einen Sinn gehabt, vielmehr die neuen Herrn um

[1] Camin, das gleichfalls unter Magdeburg gehörte, iſt erſt 1128 geſtiftet.

ihre Leibeigenen gebracht hätte, wäre dies gar nicht möglich gewesen, und wie hätten die obengenannten Gegenden des nordwestlichen Deutschlands eine solche Menge von Auswanderern liefern können! Des Chronisten Helmold (um 1170) „unzählbare Völkerzüge" sind sicher Uebertreibung, und man darf annehmen daß nur die festen Burgen und einzelne verödete oder besonders wichtige Landstriche den deutschen Ankömmlingen übergeben wurden, wie dies um dieselbe Zeit in Ungarn und Siebenbürgen der Fall gewesen ist (vgl. S. 171. 181). Rechnet man hiezu, daß von den Eroberern vermuthlich noch Reste deutscher Bevölkerung vorgefunden wurden, und daß an den Besitz der deutschen Sprache das Recht des Aufenthalts in den Städten und der Betreibung von Handwerken verbunden war, so erklärt sich das rasche Verschwinden des Wendischen auch auf dem friedlichen Wege mit Leichtigkeit.

Es kommt hiezu, wie dies schon bei Ungarn und bei Böhmen ausgeführt worden ist, und wie es auch von Rußland im Verhältniß zu Deutschland gesagt werden kann, das Uebergewicht eines höher gebildeten Volkes. Die Achtung hievor bewog namentlich einzelne slavische Fürsten selbst der deutschen Bildung die Pforte des Landes zu öffnen. Boleslav III. z. B., Herzog von Polen (1103 — 1139), hatte das heidnische Pommern unterworfen, und da sich in Polen niemand fand, der das Bekehrungsgeschäft hätte übernehmen können, berief er im Jahr 1123 den Bischof Otto von Bamberg. Ebenso wird von den schlesischen Herzogen aus der Familie dieses Boleslav, von Boleslav I., Heinrich dem Bärtigen und Heinrich dem Frommen berichtet, daß sie absichtlich deutsche Ansiedler und deutsches Wesen einführten. Hier, wie in Ungarn und Böhmen, kommt vieles auf Rechnung der deutschen Gemahlinnen welche diese Fürsten hatten, z. B. der heil. Hedwig, der Gattin Heinrichs des Bärtigen, die 1243 gestorben ist.

Ueber die Zeit wo das Wendische in den einzelnen Landschaften allmälich ausstarb, sind einige Nachrichten vorhanden. Im Anhaltischen wich es als Gerichtssprache dem Deutschen erst 1293; in Leipzig ward es, nach Schafarik, noch 1327 gesprochen; in Nieder- und Mittelschlesien ward es 1352 als Kanzleisprache eingeführt; auf Rügen, wo das wendische Heidenthum

bis 1169 einen Zufluchtsort gehabt hatte, war es schon im 15ten Jahrhundert gänzlich dahin; zu Wustrow im Lüneburgischen gieng der wendische Gottesdienst 1751 ein.

Die Ursachen, zufolge welcher die Sprachgrenze gerade so geworden ist, wie sie nun vor uns liegt, lassen sich auch hier wieder mehr vermuthen und aus entsprechenden Thatsachen schließen, als wirklich nachweisen. Die Sprachinsel in der Lausitz muß wohl dadurch erklärt werden, daß dieses Land, wie schon S. 212 berührt ist, im entscheidenden Zeitraum, der in diesen Gegenden dem Slavischen ein Ende machte, mit einem slavischen Staate, Böhmen, verbunden war. Denn die Niederlausitz, welcher der Name Lausitz eigentlich gebührt, gehörte zwar anfangs zur nordsächsischen Mark, die Heinrich I. gegründet hatte, kam aber 1370 durch Kauf an Böhmen, und die Oberlausitz war, außer von 1231—1319, wo sie zum Theil unter Brandenburg stund, immer böhmisch. Seit 1623, wo die beiden Markgrafschaften von Oesterreich, zum Dank für geleisteten Beistand im Böhmenkrieg, an Sachsen kamen, haben sich die Sprachgrenzen überhaupt nicht mehr wesentlich geändert.

Daß Oberschlesien slavisch geblieben ist, hat seinen Grund in ähnlichen Verhältnissen. Im Jahr 1163 ward Schlesien unter die drei Söhne König Wladislav's II. von Polen vertheilt, so daß Miecislav das obere, Boleslav das mittlere, Konrad das untere Drittel erhielt. Als Konrad 1178 unbeerbt starb, eignete sich Boleslav dessen Antheil allein zu, so daß er nun zwei Drittel unter dem Namen Niederschlesien besaß. Miecislavs Widerstand half nichts, bei der Feindschaft welche zwischen beiden Staaten dadurch gepflanzt wurde, war es natürlich daß der oberschlesische sich an slavische Nachbarn anlehnte, der niederschlesische mit den Deutschen hielt, wie dies oben (S. 216) von Boleslav schon beispielsweise bemerkt ist. Wie hingegen Oberschlesien mehr zu Böhmen hielt, führt Bernhard S. 88 aus. „Es ist (sagt er) unzweifelhaft, daß die Bildung der gegenwärtigen Sprachgrenze ins 13te Jahrhundert gesetzt werden muß. Doch könnte hier ebenfalls die Nationalität der bereits vorhandenen Bevölkerung die Ursache gewesen seyn, weshalb die niederschlesischen Fürsten sich vorzugsweise dem deutschen Elemente zuwandten. Wenigstens dürften die Einwanderungen schwerlich

bedeutend genug erfunden werden, um daraus zu erklären, wie der größte Theil des Landes innerhalb eines Zeitraums von kaum 150 Jahren in ein völlig deutsches Gebiet umgewandelt werden konnte." Wenn auch in Mittel- und Niederschlesien der Saum des Landes noch theilweise ganz polnisch ist, so hat dies ohne Zweifel seinen Grund in der landschaftlichen Gestaltung, in den geringen Höhen, die hier das Odergebiet von dem der Weichsel scheiden und dem unterliegenden Stamm einen Anhalt boten. Gemäß dem Grundsatze daß Eroberer vornemlich in den Flußthälern vorwärts dringen, hat das Deutsche einen sich so ziemlich gleich bleibenden Streifen am rechten Oderufer in Besitz genommen.

Anders ist es weiter nördlich: wo Brandenburg an Posen und Westpreußen, Pommern an letzteres grenzt, fällt überall die Sprachgrenze über die Landesgrenze hinaus, und durch die vielen Deutschen die in den Städten wohnen, erstreckt es sich im Grunde noch viel weiter. In Westpreußen, einem Deutschordenslande, versteht sich dieses Uebergewicht von selbst; aber auch polnische Könige haben, wie Büsching (2, 125) berichtet, in Anerkennung der Wohlthaten der Gesittung, deren Träger diese Ansiedler waren, den deutschen Bürgern polnischer Städte sogar erlaubt nach dem magdeburgischen Rechte sich richten zu lassen, ja von den Entscheidungen einheimischer Gerichte sich nach Magdeburg zu berufen.

Auch weshalb der Kassubenstamm sich erhalten hat, ist aus geschichtlichen Ursachen darzuthun. Hinterpommern stund zu Vorpommern[1] wegen fortwährenden Grenzstreites in einem ähnlichen Verhältniß wie Oberschlesien zu Niederschlesien (S. 217). Die natürliche Feindschaft verwandter benachbarter Fürstengeschlechter zeigte sich auch darin daß jenes zu Polen, dieses zu Deutschland hielt und sogar sich in dessen Lebensverband begab. So sehen wir in Vorpommern unter dem Schutz der Kirche und der Herzoge seit dem Anfang des 12ten Jahrhunderts deutsche Gesittung und Sprache reißend schnell um sich greifen; wogegen Hinterpommern sich gegen das deutsche Wesen absichtlich verschließt.

---

[1] Ueber diese schwankenden Begriffe s. Büsching 8, 712. Damals war die Grenze durch die Persante gebildet, s. ebendas. 703.

„Der letzte wendiſche Herzog von Hinterpommern, Meſtwin († 1295), war ungeachtet ſeiner vielfachen Beziehungen zum deutſchen Orden des Deutſchen ſo wenig mächtig daß er ſich eines Dolmetſchers bediente, und ſein Land mit dem vollen Gepräge der ſlaviſchen Eigenthümlichkeit hinterließ. Noch in größerem Maaße ſcheint der dortige Adel und wohl auch das übrige Volk das deutſche Weſen gehaßt zu haben; denn nach Kantzow geſchah es vorzugsweiſe auf Andringen der Landſchaft (der Stände), daß Meſtwin ſeine Verwandten, die Herzoge von Vorpommern und den Fürſten von Rügen, „weil ſie wären deutſch geworden und deutſche Rede und Sitte hätten angenommen, übergieng, und Przemyslav, den Herzog von Polen, zum Erben einſetzte.“[1] Dieſe letztere Maaßregel blieb zwar erfolglos, indem Barnim I. von Vorpommern das Erbe dennoch theils an ſich riß, theils an den deutſchen Orden verkaufte, aber die Vorliebe mit welcher Meſtwin und ſein Volk dem ſlaviſchen Weſen im entſcheidenden Zeitraum treu geblieben waren, hatte doch ſo viel bewirkt, daß wenigſtens der äußerſte Winkel des Landes mit ſeinen Strandſeen und Torfmooren, ſeinen ausgedehnten Waldungen und ſeinem Landrücken, der ſogar eine Höhe von mehr als 1000 Fuß über dem Meer aufweiſen kann,[2] Meſtwins Vermächtniß bis auf dieſen Tag bewahrt hat. Den Kaſſuben wird ohne Zweifel noch jetzt, wie zu Büſchings Zeit, polniſch und deutſch gepredigt.

Bei der Frage, was wohl die Zukunft unſerer Sprache in dieſem ihrem nordöſtlichen Grenzgebiete ſey, liegt am nächſten das lauſitziſche Wendenland, weil bei ſeiner Lage mitten unter deutſchen Landſchaften eine Veränderung hier am wahrſcheinlichſten iſt. Es wird zwar ſogar in den Städten, die doch deutſch ſind, für die umwohnenden Wenden in ihrer Sprache gepredigt, auch hat dieſe ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Literatur, Wörterbücher und Grammatiken, Bibelüberſetzungen in der Bauzner und in der Cottbuſer Mundart, Andachtsbücher, Volksſchriften, aufzuweiſen, und in die Bauzner Mundart ſind einige Geſänge

[1] Berhardi S. 68 (nach Barthold und Kantzow).

[2] Der Thurmberg bei Schönberg, ſüdweſtlich von Danzig (Berghaus 4, 524).

wurden. Die Thätigkeit, Sparsamkeit, Genossenschaftlichkeit, ja die Rücksichtslosigkeit des jüdischen Handels wird überall mit Glück nachgeahmt. Man könnte behaupten, daß beide Theile in entgegengesetzter Richtung sich nähern. Die Juden müssen zu Gewerben greifen, welche früher nur von Christen betrieben wurden, weil sie diese als Mitbewerber überall finden, wo sonst sie allein handelten. Ohnehin machen Leihbanken und ein oft an den Schwindel streifender Speculationsgeist den Schacherhandel, macht Oeffentlichkeit die sonst so zahlreichen und gewinnvollen Unter-Hand-Geschäfte täglich schwieriger.

Ein Hauptbedenken gegen die Gleichstellung wird durch die, besonders von christlichen Handelsleuten geäußerte Furcht erregt, daß die Juden durch Schmutz, Schmuggeln und Diebshehlerei den ehrlichen christlichen Handel gefährden müssen. Von solchen nachtheiligen Folgen haben aber weder die sparsamen Holländer, noch die an alle Comforts gewöhnten Engländer seither etwas verspürt. Das so gefürchtete Zusammenhalten verschwindet in jeder nur etwas zahlreichen Judengemeine. Gegen unehrlichen Handel haben Polizei und Volksstimme zusammenzuwirken, und mit dem physischen verschwindet auch der moralische Schmutz, vorzüglich durch den leicht erklärlichen Drang aller reicheren Juden, in die gesellschaftliche Aristokratie größerer Städte aufgenommen zu werden.

Auch im Innern jüdischer Familien, da wo die sorgfältigere Erziehung des nachwachsenden Geschlechts und das fernere Festhalten der Alten am Alten sich berühren, ist dieser Uebergang nichts weniger als schmerzlos. Oft füllt sich das Herz eines greisen Rechtgläubigen, einer altgesitteten Mutter mit Bitterkeit, wenn sie zu bemerken anfangen, daß sie nur für Kinder gesammelt haben, welche die Sitten der Väter gewiß, vielleicht auch deren Glauben verlassen. Mit dem stechenden Andenken früherer Mißachtung und Verfolgung, mit dem ererbten, leicht begreiflichen Groll betrachten sie den, welcher den Christen sich nähert, nicht nur als einen, welcher „mit zweien Herren zugleich den Bund gebrochen," sondern als einen Ueberläufer von den Bedrückten zu dem Bedrücker, als einen Undankbaren, welcher seiner Herkunft, seiner Verwandten, seiner Eltern selbst sich schämen wird und schämen muß.

Wegen langsamer und vollständigerer Vorbereitung, sorgfältiger Vorbildung, und weil die Bedrückung hier nicht die Standhaftigkeit

von Klopstocks Messias übersetzt; ja in der neuesten Zeit hat sich die deutsche Wissenschaft auch dieses fast vergessenen Stammes wieder erinnert, durch ein sehr schön ausgestattetes Werk, das ihre Volkslieder mit deutscher Uebersetzung und belehrende Nachrichten über das Wesen dieses mißhandelten, sangreichen, harmlosen Völkchens mittheilt (s. d. Anm. zu S. 211).

Einen erklecklichen Schutz wird aber seine Sprache durch all dieses nicht gewinnen, da sie nicht nur nach Außen vereinzelt steht, sondern ihr auch im Innern die rechte Pflege fehlt. Schon daß die Bevölkerung der Städte, mithin die Bildung, deutsch ist, nimmt ihr eine Hauptstütze, weil nun kein Mensch daran denkt ihre Sache zu verfechten, und sie ganz dem natürlichen Druck der Verhältnisse preisgegeben ist. Diese führen immer mehr Deutsche herein, die meisten Wenden sprechen auch Deutsch, wenn gleich schlecht, oder verstehen es wenigstens zur Noth; in den Schulen wird es mehr und mehr getrieben, ebenso hört das Predigen in wendischer Sprache an einzelnen Orten nach und nach auf. So darf man sich nicht wundern, wenn Bernhardis Gewährsmann, von dem diese Mittheilungen entlehnt sind, annimmt daß die Wendensprache im Allgemeinen mit jedem halben Jahrhundert um eine Meile zurückgedrängt werde. Dieses Absterben sey übrigens am zeitigsten in der (preußischen) Niederlausitz zu erwarten, während in der sächsischen Oberlausitz mehr für Erhaltung der Sprache gethan werde.

In Schlesien steht dem Umsichgreifen des Deutschen nichts im Weg als die Schwierigkeit, welche die verhärtete Lage der Sachen überhaupt zur Folge hat, wenn sichs von solchen späten Aenderungen handelt. Die preußische Regierung besitzt zwar in ihrem sorgfältig betriebenen Schulunterricht, in der Landwehr und überhaupt im ganzen Wesen ihrer Verwaltung äußerst wirksame Mittel, um bei den Oberschlesiern das Deutsche wenigstens neben dem Polnischen auszubreiten; auch muß die Eisenbahn, die Wien mit Berlin verbinden, und ihren Weg mitten durchs Land nehmen soll, in diese sonst vergessene Gegend viel deutsches Leben bringen. Aber auf der andern Seite ist die Mehrzahl der Bewohner noch so rein polnisch, daß die Regierung von Oppeln vor einigen Jahren sogar für nöthig fand, das Testament Friedrich Wilhelms III. auch polnisch drucken und

vertheilen zu laſſen.[1] Ob auch hier die ſlaviſchen Beſtrebungen Wurzel gefaßt haben, die in Illyrien, Nordungarn, Böhmen der öſterreichiſchen Regierung Sorge bereiten, darüber iſt mir nichts bekannt; kräftig könnten ſie wohl dann erſt werden, wenn ſie ſich mit der bedenklichen katholiſchen Frage verbänden, ſo daß die Oberſchleſier zugleich im Namen der römiſchen Kirche und der ſlaviſchen Sprache ſich verletzt fühlten.

Wichtiger ſind alle dieſe Rückſichten in Betreff Poſens. Die preußiſche Regierung beſitzt zwar in der Stadt Poſen, die eine Feſtung erſten Rangs iſt, in den Eiſenbahnen, wenn ſie einmal ausgeführt ſind, und Poſen mit Breslau, Berlin, Königsberg verbinden, endlich in der Mißhandlung des ruſſiſchen Polens und der dichtverſchloſſenen Grenze, ſtarke Bundesgenoſſen um ſich dieſe Provinz zu ſichern. Dennoch dürfte ſie ſich Glück wünſchen, wenn hier, wie in Schleſien, durch frühere Vorgänge, das Deutſche überwöge, denn in dieſem Falle wäre die traurige Thatſache, durch die Poſen der Monarchie einverleibt worden iſt, die Theilung Polens (1792) wohl ſchon verſchmerzt. Aber es iſt hier das unglückliche Polenvolk mehr als irgendwo ſonſt geiſtig noch am Leben, und Preußen ſieht ein daß es weder gerecht noch klug handeln würde, wenn es darauf ausgienge dieſes Leben zu tödten. Gerecht nicht, weil die Zeiten vorüber ſind, wo man ohne Gewiſſensbiß einem Volk ſeine Sprache nahm; klug nicht aus zwei Gründen: einmal, weil man doch nicht zum Ziele käme, und ſodann nicht, weil Rußlands jetzt ſo drohende Mienen die Theilung Polens in ihrem wahren Licht, eine Wiederherſtellung dieſes öſtlichſten abendländiſchen Staates vielleicht noch einmal als möglich, als ein Glück für Preußen, Deutſchland, Europa erſcheinen laſſen. Preußen kann, ſo gut wie Oeſterreich, den Weſtſlaven gegenüber kein ſchöneres Ziel verfolgen, als ſie durch milde Schonung ihrer Eigenthümlichkeit in den Bund mit Deutſchland zu ziehen. Ein Verfahren in dieſem Sinn wird Früchte tragen, denn ob nun Polen für immer aus der Reihe der Staaten geſtrichen, oder ob ihm eine Wiedergeburt beſtimmt ſey — eine Frage, deren Löſung für Menſchenwitz und Menſchenmacht im Augenblick unerreichbar iſt —: die Freundſchaft der Polen kann Deutſch-

[1] S. Beilage zu Nr. 257 der Allg. Zeitung von 1840.

land so wenig entbehren, als die der Tschechen und Ungarn. Wenn ich recht berichtet bin, so ist freilich hier noch sehr viel zu thun. Die Regierung achtet zwar die Rechte der Sprache: sie hat verordnet, daß in allen Schulen des Großherzogthums das Polnische neben dem Deutschen gelehrt und immer die Sprache vornemlich berücksichtigt werde, die der Mehrzahl der Schüler Muttersprache ist; sie hat in Berlin und Breslau Lehrstühle für slavische Sprache gegründet; sie sucht Polen in den öffentlichen Dienst zu ziehen; nimmt bei Anstellungen von Lehrern Rücksicht auf Kenntniß des Polnischen; räumt ihm seine Geltung bei den Gerichten ein, indem es alle richterlichen Beamten verstehen und die Entscheidungen in der Sprache des Klägers abfassen müssen, den Verfügungen der Behörden polnische Uebersetzungen beigefügt werden. Wenn dessen ungeachtet die Polen, sowohl gegenüber der Regierung als im täglichen Verkehr, mißtrauisch ja feindselig sind, sich namentlich in der Gesellschaft höchstens äußerlich vertragen, wie die Madjaren gegen Eisenbahnen sich sträuben, als gegen das kräftigste Mittel, die Verbindung mit Deutschland fester zu machen, so darf ihnen das nicht verübelt werden, da sie die Wohlthaten einer sorgfältigen Verwaltung um den Preis des Vaterlands erkauft haben, und der fleißige, geordnete, starre Deutsche, wo er mit dem lebensfroben Slaven zusammenwohnt, gar manchen Vortheil über ihn gewinnt, insbesondere mehr und mehr Landbesitz an sich zieht. Die beiden einzigen, aber sehr wirksamen Mittel, welche die Polen besitzen, um sich im preußischen Staatsverband als Polen zu erhalten, sind die Religion und die Sprache. Sie versäumen keines von beiden. Vornemlich beweisen sie für die Sprache einen musterhaften Eifer: wie in Böhmen, so geschieht auch hier, fast ganz aus Mitteln der Einzelnen, sehr viel, ja die Sitte des Tages gebietet wissenschaftliche Bestrebungen zu fördern, die Tagespresse hebt sich, die Zahl der Buchhandlungen wächst, ältere und neue Werke werden gedruckt, die altslavischen Sprachschätze zu Tage gefördert, Vorlesungen polnischer Gelehrter über wissenschaftliche Gegenstände aufs eifrigste besucht.[1] Auch die Heranbildung eines rechten Gewerbstandes läßt man sich angelegen seyn, für welchen Zweck im Januar 1842 ein

[1] S. Nr. 346 der Allg. Zeitung von 1841.

freigebiger Verein entſtanden iſt. Aber wie bei den verwandten Beſtrebungen in Ungarn und Böhmen läuft auch hier viel Unbilligkeit mit unter. Denn wir dürfen es ohne Selbſtüberhebung ſagen: durch ihre Kirche, wie durch dieſes wiſſenſchaftliche Leben beurkunden die Polen deutſchen Einfluß, Glauben und Bildung haben ſie vor Jahrhunderten durch uns bekommen, und indem ſie die beiden jetzt eifrig pflegen, zeigen ſie nur, wie ſtark das Band iſt das beide Völker verbindet. Die Polen vergeſſen dies. Nun ja: im Kampfe ſoll die Menſchheit reifen, und wo wäre Kampf ohne Haß! Nur überlaſſe mans den Ungebildeten, bloß im Haſſe zu leben; der gebildete Pole möge den Deutſchen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wie der gebildete Deutſche den Italienern und Franzoſen, zwei Völkern, denen ſein Vaterland manchen Schmerz, aber auch manche Wohlthat verdankt.

Den ſlaviſchen Mundarten in Weſtpreußen und Pommern fehlt es, wie der in Oberſchleſien, an den Rückhalten welche das Polniſche in Poſen hat, vornemlich an einem geſchloſſenen freigebigen Adel; doch ſcheint die Gährung aus Poſen hinüberzuwirken, vermuthlich weil ſie durch ihre kirchliche Seite auch die Maſſen zu ergreifen vermag. Ein Beiſpiel haben die Zeitungen im November 1842 aus dem vorherrſchend katholiſchen Weſtpreußen gebracht. Im Kreisorte Carthaus bei Danzig ſollten die Evangeliſchen den Speiſeſaal des längſt eingegangenen Carthäuſerkloſters als Betſaal bekommen; aber die erſten Verſammlungen wurden durch Aufläufe kaſſubiſcher Knittelträger unmöglich gemacht. Als die Evangeliſchen, der Gewalt weichend, den Betſaal verließen, höhnten die Kaſſuben ſie mit Worten, die auf eine gefährliche Verbindung jener zwei geiſtigen Mächte ſchließen laſſen. Sie lauteten: „So treiben die Polen die Deutſchen.“

Im Oſten der eben geſchilderten Sprachgrenze liegen am Geſtade des baltiſchen Meeres noch zwei Landſchaften mit deutſchen Anſiedlern: Preußen und die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Um das friſche Haff her und bis zum Südende des kuriſchen, von Danzig bis hinter Königsberg ſind die Ufer der Oſtſee auf 10—15 Meilen landeinwärts, an den Ufern der Weichſel ein ſchmaler Saum ſogar bis Bromberg und Thorn hinauf, deutſches Sprachgebiet. Nach Bernhardis Karte beginnt

die Grenze am kurischen Haff, zwischen Schaken und Tapiau; geht oberhalb Wehlau über den Pregel; scheidet Nordenburg, Rasenburg und Guttstadt dem deutschen, Angerburg, Sensburg, Wartenburg, dem slavischen Sprachgebiete zu; folgt bis in die Gegend von Neumark dem Flüßchen Drewenz, und erreicht die Weichsel nördlich von Graudenz. Dieses selbst und Culm sind polnisch, außerdem aber ist das rechte Weichselufer bis Thorn deutsch; letzteres, sammt dem Ruhme seines Sohnes Copernicus, wird von dem Deutschen Berhardi den Slaven, vom Slaven Schafarik den Deutschen zugetheilt. Deutsch ist ferner das linke Weichselufer mit Bromberg, Schwetz, Neuenburg, Danzig. Nordwestlich von diesem steigt die Grenze jenseits des berühmten Klosters Oliva ins Meer. So hat also von der Provinz Ostpreußen die größere Hälfte, der breite Ost- und Südrand, mit welchem sie an Littauen und Polen stößt, keine deutschen Bewohner mehr; von Westpreußen darf ein Drittel deutsch heißen, nemlich die Weichselufer, und sie nicht vollständig; nach Posen hinein reicht ein deutscher Vorsprung mit Bromberg. Das deutsche Tochterland am frischen Haff wird somit vom deutschen Sprachganzen durch eine slavische Zunge geschieden, die sich von Polen aus zwischen Oder und Weichsel zum Kassubenland hinzieht. Doch ist auch sie von deutschen Ortschaften vielfach durchwoben.

Im Osten des preußisch-deutschen Sprachganzen ist die Grenznachbarin der deutschen Sprache nicht mehr die polnische, sondern die littauische, weswegen auch der Regierungsbezirk Gumbinnen früher Klein-Littauen hieß.

Die Sprache der Urbewohner, die hier, wie durch Littauen, Kurland, Livland, Estland, in zwei Mundarten, der lettischen und der littauischen, noch als Volkssprache geredet wird, und ebenso in einer dritten, der altpreußischen, einst das Land um die Weichsel erfüllte, galt früher für eine slavische Zunge, darf aber nach neueren Forschungen Anspruch darauf machen als ein selbständiger Zweig des indogermanischen Stammes angesehen zu werden. Die Zahl der littauischredenden in Ostpreußen wird von Kohl auf 66,000 angegeben, wovon etwa 6000, mit lettischer Mundart, auf der kurischen Niederung (Nehrung); die Zahl der Polen in Westpreußen soll 350,000 betragen. Da

nun die beiden Provinzen zusammen etwa 2,172,000 Bewohner zählen, so ergibt sich als ungefähre Zahl der Deutschen in Preußen 1,750,000, über $^{4}/_{5}$ der ganzen Bevölkerung. Dies scheint im Widerspruch damit zu stehen, daß sie den kleineren Raum einnehmen, aber einmal haben sie die fruchtbarsten Gegenden, und sodann sind sie auch über die littauischen und slavischen Landschaften dicht verbreitet, besitzen insbesondere die Städte.

In den obengenannten drei russischen Ostseeprovinzen ist zwar die Masse der Bevölkerung nicht deutsch, sondern theils lettisch, wie in Kurland und in Theilen von Livland (um Riga, Wolmar, Wenden), theils tschudisch oder finnisch, wie unter dem Namen Liwen an der livländischen Küste bei Salis (Büsching 1, 809), unter dem der Esten um Dorpat und Pernau, so wie in ganz Estland (ebendas. 891), aber die Bedeutung der Deutschen erhellt wohl sehr stark durch die Nachricht, welche Büsching (1, 891) vor 57 Jahren geben konnte, daß „jeder, der nicht Bauer ist, ein Deutscher heißt, wenn er gleich kein Wort deutsch sprechen kann." Die russische Herrschaft hat namentlich seit jener Zeit Manches geändert, aber in der Hauptsache gilt jenes bezeichnende Wort noch jetzt: die Bürger in den Städten, der Adel, die Geistlichen, die ganze Bildung sind deutsch. Die Zahl der Deutschen dort wird von Schafarik auf 80,000, von Kohl auf 100,000 geschätzt.

Die Ufer des baltischen Meeres stehen zu uns im nemlichen Verhältniß wie einst die von Kleinasien oder Unteritalien zu Hellas: in der Zeit, wo sich an ihnen noch keine Macht vom Innern des Landes her ausgebreitet hatte, waren sie bedeckt mit blühenden Ansiedelungen, aber wie über Kleinasien die persische Macht kam, so über diese die moskowitische, und wie um Großgriechenland sich Rom und Karthago zankten, so um die deutschen Ostseeländer Polen und Deutsche, Russen und Schweden.

Die ersten deutschen Ansiedlungen unter dem Stamm der Littauer, zu dem auch die Urbewohner von Preußen mit ihrer jetzt ganz untergegangenen Sprache gehören, sind im 12ten Jahrhundert geschehen. Im Jahr 1143, oder nach andern 1158, wurden bremische Kaufleute durch Sturm an diese noch unbekannten Küsten getrieben und landeten im livländischen Meerbusen,

an der Mündung der Düna. Nach den heidnischen Liven, die sie hier als Bewohner der Küste fanden, nannten sie das Land Livland; aus dem anfänglichen Handelsverkehr ward eine Niederlassung, zuerst in Hütten, dann in Burgen; den Kaufleuten folgten Glaubensboten, zuerst mit dem Worte, dann mit dem Schwerte. Meinhard, ein Augustiner aus Holstein, lernte um 1186 die Sprache der Eingeborenen, verkündete ihnen das Christenthum und gründete das Bisthum Riga. Eestland ward im Jahr 1196 durch König Kanut VI. von Dänemark erobert und bekehrt; sein gewaltsames Beispiel ahmte 1201 der livländische Bischof Albert nach, indem er den Orden der Ritterschaft Christi stiftete und demselben 1206 den dritten Theil des Landes anwies, unter der Bedingung, daß er nach Art Muhammeds und der Ritterorden in Palästina die Lehre Jesu mit dem Schwert vertheidige und ausbreite.

Das gegebene Beispiel wirkte noch weiter: Konrad, Herzog der polnischen Landschaft Masovien (um Warschau), der ebenfalls im Namen des Christenthums mit einem der littauischen Stämme, den Preußen, im Kriege lag und sich zu schwach fühlte, rief im Jahr 1226 den deutschen Orden zu Hülfe und versprach ihm zum Dank das Kulmer Land (zwischen Thorn und Graudenz) nebst allem was der Orden später erobern würde. Er ahnte nicht, welcher gefährliche Nebenbuhler ihm in den Rittern kam; aber der Zweck, den er zunächst im Auge hatte, ward vollkommen erreicht: für die Preußen hatte die letzte Stunde des unabhängigen Heidenthums geschlagen, binnen 53 Jahren (1230—1283) waren sie bezwungen und mit Waffengewalt in den Schooß der Kirche gebracht. Deutsche Ansiedler folgten, mit ihrem Gewerbfleiß und Handel zogen sie die Sitten, die Sprache Deutschlands nach sich; und als im Jahr 1309 der Orden Marienburg zu seinem eigentlichen Sitz machte, war die Weichselniederung für das deutsche Wesen unwiderruflich gewonnen. Schon 1231 (1235) war Thorn angelegt worden; 1311 wurde das alte Gedanum (Danzig) erweitert, 1343 befestigt.

Die großen, raschen Erfolge des deutschen Ordens rührten zum Theil daher, daß die livländischen Ritter, die seither den Namen der Schwertbrüder angenommen hatten, sich im Jahr 1238 feierlich mit ihm vereinigten, unter dem Namen

der Kreuzbrüder, ſpäter Kreuzherren. Der Kampf wider die Eingebornen war von der grauſamſten Art, wie jeder, in dem ſichs nicht nur um die Freiheit, ſondern auch um den Glauben handelt: die Beſiegten wurden Leibeigene, die Deutſchen waren die alleinigen Herren. Im J. 1346 kaufte der Orden auch Eſtland, das bis dahin däniſch geblieben war; von 1404—1408 beſaß er auch Samogitien (Gouvernement Wilna). Dieſem glänzenden Zuſtand folgte jedoch ſchnell das Verderben: zu großes Glück erzeugt Sicherheit, Ueppigkeit und Härte. Im Jahr 1410 brachten die Polen dem Orden bei Tannenberg eine Niederlage bei, von der er ſich nicht wieder erholte; 1454 fielen die Städte, des Druckes müde, vom Orden ab, an Polen. Der Krieg, der daraus folgte, vernichtete die Macht des Ordens: er trat 1466 Weſtpreußen an Polen ab, nahm Oſtpreußen von ihm als Lehen. Ein zweiter Krieg, durch den ſich der Orden dieſer Pflicht entziehen wollte, begann 1519 und ſchloß 1525 damit, daß der Hochmeiſter, Albrecht von Brandenburg, Oſtpreußen in ein weltliches Herzogthum unter polniſcher Oberhoheit verwandelte. Nachdem daſſelbe 1618 an Brandenburg gekommen war, befreite ſich Kurfürſt Friederich Wilhelm 1657 vom polniſchen Joch, ſein Sohn Friederich ernannte ſich 1701 zum König, 1772 trat Polen auch Weſtpreußen ab, und ſo war der bedeutendſte Theil des Ritterſtaates wieder in deutſchen Händen.

Ganz anders waren die Schickſale der nördlichen Ordenslande. Als im Jahr 1521 der Orden aufhörte, löste der Ordensmeiſter der Schwertbrüder das Band vom Jahre 1238 und wurde für Livland (mit Kurland und Eſtland) ein ſelbſtändiger Reichsfürſt. Aber ſchon um 1550 gerieth der entlegene Staat — Deutſchland konnte ſogar näher gelegene Grenzlande nicht ſchützen — durch die Ruſſen in ſolche Noth, daß Reval mit Eſtland ſich unter ſchwediſchen Schutz ſtellte, der Heermeiſter Gothard Ketler aber 1569 Livland an Polen abtrat. Kurland behielt er als weltliches Herzogthum unter polniſcher Oberhoheit und ſo hatte ſich hier das Schickſal von Preußen wiederholt. Aber Polens Herrſchaft war auch hier von kurzer Dauer: Livland kam ſchon 1660 an Schweden, von dieſem 1721 mit Eſtland an das ruſſiſche Reich, und da dieſes 1795 durch Abdankung des letzten Schattenherzogs auch Kurland gewann, waren die

Lande der Schwertbrüder wieder beisammen. Es fehlte nur noch Preußen, so wäre der so lang geführte Kampf der Slaven und Germanen um die Trümmer des finnischen und littauischen Stammes ganz zu Gunsten der Slaven entschieden gewesen.

Was den Umfang des Deutschen in den russischen Ostseelanden betrifft, so zeigt sich nicht, wie in Preußen, ein zusammenhangendes Gebiet, sondern bloß die Herrschaft über einzelne Stände und an zerstreuten Punkten, vornemlich in den Städten. Dieser Unterschied rührt ohne Zweifel daher, daß die Länder um den rigaischen Meerbusen für die deutschen Ansiedler zu entlegen und auch sonst weniger lockend waren, als die ums frische Haff. Dazu kommt noch, daß dort schon seit 300 Jahren der deutsche Einfluß im Abnehmen ist, während er hier bis auf den heutigen Tag fortwährt. Man wird dieser Ursache manches zugestehen, wenn man bedenkt, daß das Deutsche gerad in Ostpreußen bedeutender ist. Diese Provinz blieb unter deutscher Herrschaft, und empfing daher noch im Anfang des 18ten Jahrhunderts unter den Einwanderern, die in das pestverheerte Klein-Littauen einzogen, eine Menge Deutsche: Schweizer, Pfälzer, Franken, namentlich aber 1733 und 1734 20,000 evangelische Salzburger. In Westpreußen hingegen, das von 1466 bis 1772 unter Polen stund, sah sich, wie der Katholicismus, so die polnische Sprache geschützt.

Die altpreußische Sprache, wie schon bemerkt eine Mundart des Littauischen, ist noch in der Reformationszeit um Königsberg, Rastenburg, Morungen (Herders Geburtsort) u. s. w. gesprochen worden; da sichs aber nicht zu einer gebildeten Sprache herausarbeitete, sprachen es gegen 1700 nur noch Greise. Das Deutsche wird jezt auch in den Gegenden, wo es nicht als Volkssprache gelten kann, von Littauern und Polen fast allgemein wenigstens verstanden. Unter jenen muß es sich auch immer weiter ausbreiten, weil ihre Muttersprache jedes geistigen Haltes entbehrt; wie weit unter den Polen slavische Bestrebungen ihm einen Damm entgegensetzten, weiß ich nicht zu sagen. Im Ganzen scheint die Gesinnung der beiden Provinzen, von welchen die preußische Monarchie den Namen entlehnt hat, eine entschieden deutsche, und der Grenzkrieg wider Rußland, der Bau der Festungen an dieser Grenze, so wie der Eisenbahnen, welche

dieselbe mit Deutschland verbinden sollen, das alles zusammen muß zwischen Deutsch und Nichtdeutsch dort eine tiefe Kluft öffnen.

Das gerade Gegentheil von der beinah eifersüchtigen Sorgfalt, mit welcher die deutsche Bildung in Preußen gepflegt wird, sehen wir in den russischen Ostseelanden. Das deutsche Leben dort hat eine große innere Stärke: von etwa 140 Zeitschriften, die im russischen Reich erscheinen, sind 24 deutsch, und von diesen kommen 17 auf die drei deutschen Fürstenthümer; auch sind nicht nur hier, sondern an der ganzen Ostsee hin, bis nach Petersburg und Wiborg, die Städte, mithin ein sehr bedeutender Theil des höheren Lebens, geradezu deutsch. Rußland nun kann, bei einem unermeßlichen Umfang, dem Drange nach Eroberung nur dann Folge leisten, wenn es alle Kräfte willenlos Einem Gedanken unterwirft. Daher darf es jene Manigfaltigkeit von Völkerbildern, in der sich Oesterreich bewegt, und die auch Preußen gegenwärtig ausbildet[1], durchaus nicht dulden: es ist der natürliche Feind jedweder Manigfaltigkeit und Freiheit. Ob ihm in diesem Kampf wider die edelsten Mächte der Menschheit nicht das Schicksal der himmelstürmenden Titanen droht, ob namentlich das reine Russenthum der Atlas ist für diese weitgespannte Wölbung, das muß die Zeit lehren; einstweilen macht es nach innen und außen rasche Fortschritte. Von Waffen hat das Land, an dem Cyrus, Karl XII. und Napoleon gescheitert sind, wenig zu fürchten, um so gefährlicher ist ihm der Geist der abendländischen Völker, in dem das Bedürfniß nach Freiheit und Menschenwürde unvertilgbar herrscht. In dieser Furcht, und nicht in der Sorge für den Gewerbfleiß des Reichs haben die Eifersucht, die unglaubliche Anstrengung womit Rußland seine Völker gegen den Westen absperrt, ihren Grund. Kurland, Livland und Eestland, die durch ihre deutsche Sprache den unmittelbarsten Antheil am abendländischen Geistesleben nehmen, müssen daher in dieser Beziehung sogar noch mißtrauischer bewacht werden als Polen; die deutsche Bildung dieser Länder, obgleich Rußland aus ihr für seine Zwecke schon viel unberechenbaren

[1] Dieser Grundsatz ist ausgesprochen im Landtagsabschied für die Provinz Preußen, A. Z. von 1844, S. 62.

dem Bedrückten zur Ehrenſache macht, iſt der Uebertritt jüdiſcher Notabilitäten zum Chriſtenthum im umgekehrten Verhältniß zum politiſchen Druck, obgleich Rom ſo glänzende Bevorzugungen ſeinen Convertiten zuwendet, und Polen ihnen ſonſt ohne Weiteres den Adelſtand ertheilte. Daß in Deutſchland beinahe keine bedeutende jüdiſche Familie ohne nahe Verwandtſchaft mit Chriſten gefunden wird, hilft die Verähnlichung langſam aber ſicher anbahnen.

Durch allgemeine Wehrpflicht und Beiziehung zu Berathung örtlicher Intereſſen wird auch die ſchroffſte Volksthümlichkeit gebrochen, dem Lande des jetzigen Aufenthalts zugewendet werden. Dieſes hat man überall bemerkt, wo man den Juden gleiche Rechte und Pflichten verliehen hat. Sie zeichnen ſich ſogar durch warme Anhänglichkeit an alle Regierungen aus, deren milden Schutz ſie genießen, und wenn eine Nationalcocarde getragen wird, ſo trägt der Jude ſie ſo groß als möglich und behält ſie am längſten bei, wenn ihr Tragen aus der Mode kömmt. Nur da wurde er Spion und Verräther, wo man ihn verfolgt und mißhandelt hatte.

Ein bedenkliches Hinderniß einer weiteren Verähnlichung liegt freilich in der Erziehung der zahlreicheren ärmeren Claſſe. Beſſere Bildung der Rabbinen und Schullehrer iſt allerdings ſehr ſchwer, aber doch nicht unmöglich, wie vielfältige Erfahrungen beweiſen. Begreiflicherweiſe haben ſie das nächſte Intereſſe, ſich Allem zu widerſetzen, was auf Verwiſchung der Unterſchiede, auf Abſchaffung von Satzungen bringen könnte, welche jetzt in unſerem Breitengrade überflüſſig, ſchädlich und lächerlich ſind, aber ihre Macht über die Gewiſſen allein begründen und erhalten. Aber die Allgewalt der materiellen Intereſſen, welche gründlichere Bildung, ſorgfältige Erziehung, äußere Annäherung gebieten, werden auch die Rabbinen endlich zwingen, nachzugeben, umzugeſtalten und zu diſpenſiren. Sie werden ſich das Beiſpiel sint ut sunt aut non sint zur abſchreckenden Lehre dienen laſſen. Zu viele Vorgänge in der Geſchichte zeigen die Gefahr eines rückſichtsloſen Feſthaltens, die Vortheile eines gewandten Nachgebens, wo man die Grundſätze für künftige einſtige Zeiten rettet, diſpenſirt, wo man nicht erlauben kann, und Allem aufbietet, um nur die Heerde beiſammen zu behalten. Der rabbiniſchen Spitzfindigkeit ſollte es doch nicht ſchwer werden, die ſo wünſchenswerthen Auswege zu finden!

Gewinn gezogen hat, iſt noch in höherem Grade läſtig als brauchbar, die gegenwärtigen Regierungsgrundſätze räumen den unmittelbar wirkenden Kräften eine bei weitem höhere Geltung ein, als den geiſtigen, und ſo ſcheint über unſre Sprache wie über die polniſche das Todesurtheil gefällt. Wenn die Sachen bleiben wie ſie ſind, wird es auch zu Stande kommen. So warm unſre Brüder dort an dieſen heiligen Gütern hangen, ſo langſam und unbedeutend bisher die Fortſchritte des Ruſſiſchen waren, ſo fehlt es der Regierung doch nicht an Mitteln der Furcht und der Lockung, der Gewalt und des Geſetzes, die ihren ſehr ernſtlich gemeinten Bemühungen zuletzt Erfolg verheißen: im Heer und in der Verwaltung, in allem amtlichen Verkehr wird das Deutſche als nicht beſtehend angeſehen, von allen Geiſtlichen und Lehrern, ja von den Studenten wird die Kenntniß des Ruſſiſchen geſetzlich verlangt, die hohe Schule zu Dorpat auf eine Weiſe behandelt, daß der deutſche Sinn, der ſie bisher beſeelt hat, ſchnell und gründlich abſterben muß; der Proteſtantismus, ein Hauptanhalt deutſcher Art und Rede, gelähmt. Die vornehmen Familien werden auf jede Weiſe mit ruſſiſchen Banden umſchlungen; möglichſt viel Ruſſen angeſtellt; die Städte, der Sitz des deutſchen Lebens, von der großen Heerſtraße umgangen und dadurch dem Verfall geweiht. Was im aufrühriſchen Polen ohne Scheu und raſch geſchieht, das wird in dieſen friedlich beſeſſenen Fürſtenthümern ſtill und langſam vor ſich gehen: in allen Gebieten des Daſeyns, welche von einer veredelten Sprache beherrſcht werden müſſen, wird ſich mehr und mehr das Ruſſiſche an die Stelle des Deutſchen drängen.

Ein Deutſcher und vielleicht jeder Freund der Menſchheit kann dieſe Lage nur mit Schmerz betrachten. Es ſoll der Gewaltthat, mit welcher hier finniſche und littauiſche Stämme um den angeſtammten Boden gebracht worden ſind, ſo wenig als irgendwo das Wort geredet werden; aber nachdem einmal die Deutſchen hier auf dem Erbe der Väter ſitzen, haben ſie gewiß ein heiliges Recht darauf, deutſch zu bleiben. Wenn dieſes angefochten werden ſollte, wo wäre dann in Europa noch ein Beſitzſtand ſicher, da ſeine meiſten Bevölkerungen auf erobertem Boden wohnen? Ueberdies handelt ſich's hier nicht um Wiederherſtellung eines Rechts für die unterdrückten Urbewohner, ſondern

um die Ausbreitung eines neuen Eroberers, die sich an die Stelle der ersten drängen will.

Wie gegen Süden der Hauptsache nach die Alpen die Grenzen für unsre Sprache bilden, so im Norden das Meer. Einen näheren Blick erfordern hier also nur die Verhältnisse zu Dänemark. Diesem Staat ist vor einiger Zeit gerathen worden, sich dem deutschen Bund anzuschließen, und so die Sicherheit zu finden, die ihm weder seine eigenen unzureichenden Kräfte, noch der trostlose Grundsatz der Neutralität gewähren können; oder wenigstens dem deutschen Zollverein, der ihm die Mittel gäbe seine Flotte, das Schooßkind der dänischen Vaterlandsliebe, den Stern seines alten Ruhmes, aus den Häfen wo sie verfault aufs Meer zu führen, und als Bundesgenossin des deutschen Gewerbfleißes zu weltgeschichtlicher Würde zu erheben[1]. Aber die Eifersucht eines Jahrtausends wird sich nicht in die Bande dieser glänzenden Hoffnungen schmiegen, und weit mehr Wahrscheinlichkeit besteht für die Erneuung des oft versuchten Bundes der drei Reiche.

Die Grenzfrage muß also hier so gut wie irgendwo besprochen werden. Es treten aber dabei Schwierigkeiten besondrer Art ein. Holstein, das Land von der Elbe bis zur Eider, und Schleswig, das Land von der Eider bis zur Königsau, sind der Boden, auf dem sich Scandinavier und Deutsche bekämpfen, seitdem es eine Geschichte giebt, obwohl die Sage nach ihrer Art Recht hat, wenn sie die beiden Völker von den Brüdern Dan und Angul, den Söhnen Humbl's, abstammen läßt. Die älteste Geschichte zeigt uns Schleswig und Holstein in deutschem Besitz: von hier aus eroberten im 5ten Jahrhundert die Angeln, verbündet mit den stammverwandten Sachsen, England: die Gegend zwischen den Städten Flensburg und Schleswig heißt noch jetzt Angeln. Wie durch den Abzug des größeren Theils der Bayern aus Böhmen, so kam durch den der Sachsen und Angeln auch hier die Herrschaft andrer Völker auf: im Osten von Holstein die wendische, in Schleswig die dänische. Gegen 800 brachte Karl d. Gr. bei der Unterwerfung Sachsens Holstein unter seine Herrschaft, durch Vertrag mit dem dänischen König

[1] S. Allg. Zeitung von 1841, Nr. 260. 261. 305. 306.

Hemming ward im Jahr 811 die Eider als Grenze zwiſchen Deutſchen und Dänen feſtgeſetzt. Darum las man über einem Thor der Grenzveſte Rendsburg an der Eider noch bis in die neuere Zeit die Inſchrift: Eydora romani terminus imperii (Büſching 9, 462). Wie die andern Grenzländer bekam auch dieſes wider die Normannen gelegene, der limes nordmannicus, einen Grenzgrafen; die Dänen ihrerſeits hatten, wohl ſchon früher, den Grenzwall gezogen, der unter dem Namen Danewirke von Schleswig bis zur Eidermündung die Halbinſel durchſchneidet. Seit dem Jahr 1113 war die normanniſche Mark (d. h. Holſtein, welcher Name zuerſt 1141 vorkommt) jenem tapfern Grafengeſchlecht anvertraut, das ſich nach der Schauenburg an der Weſer benannte. Als durch den Fall Heinrichs des Löwen (um 1180) die Kraft von Sachſen ſich zerſplitterte, wurde die däniſche Macht hier gefährlich, aber in der Schlacht bei Bornhövede (1227) ſicherte Herzog Adolf IV. die Unabhängigkeit Holſteins und die Grenze des Reichs; ja kaum hundert Jahre ſpäter dehnten ſeine Nachkommen ihre Herrſchaft durch Waffengewalt, ſogar über das Danewirke hin aus, ſie eroberten Schleswig, das ſeit 1085 ein ſelbſtändiges däniſches Herzogthum war, und „Dänemark, an ſchwerer innerer Zerrüttung krank, mußte ſich bequemen das ſchöne Land dem tiefgehaßten Hauſe zu Lehen erblich zu ertheilen[1].“ Dies geſchah im Jahr 1386, um 1440 wurde die Erbbelehnung feierlich erneut. Schleswig blieb zwar, gemäß den Rechtsbegriffen des Mittelalters, ein däniſches Lehen, Holſtein ein deutſches, der terminus imperii ward nicht verrückt, das Danewirke behielt ſeinen Namen, und einen Schein von Bedeutung; aber die beiden Grenzländer ſind ſeither immer als ein Ganzes betrachtet worden, haben unter gemeinſamer Herrſchaft einerlei Schickſale gehabt, und in Schleswig iſt das deutſche Weſen, das ſeit dem Abzug der Angeln bedeutend eingebüßt hatte, nach und nach wieder faſt allgemein herrſchend geworden. Ein neuer entſcheidender Schlag, diesmal zu Gunſten Dänemarks, fiel 1459. In dieſem Jahr

[1] Worte Dahlmanns, in einem Aufſatz „Emmerich“, ſ. niederrheiniſches Jahrbuch für Geſchichte u. ſ. w. 1843; oder die Beilage zur Allg. Zeitung vom 28. Sept. 1843.

erlosch, mit Adolf VIII., der schauenburgische Mannsstamm und Schleswig-Holstein kam, durch Bestechung, wie Dahlmann dargethan hat[1], an das oldenburgische Haus. Adolf VIII. hatte nemlich, längere Zeit vor seinem Ende, die dänische Krone für sich ausgeschlagen und seinen Neffen Christian von Oldenburg, dazu empfohlen, der sie auch, als Christian I., 1448 empfieng. Damit bei dieser Aenderung die beiden Länder nicht unter dänische Botmäßigkeit geriethen, hatte sich Adolf von Christian feierlich geloben lassen, daß dieselben „ewig beisammen bleiben sollten, ungetrennt", und wie Christian 1460 seinem Oheim nachfolgte, sprach er ebenso feierlich aus, daß ihm „nicht gehuldigt worden sey als einem König von Dänemark, sondern als einem Fürsten von Schleswig und Holstein." Hierauf beruhen die Landesrechte von Schleswig-Holstein, die seither jeder Fürst aus dem oldenburgischen Stamme bestätigt hat. Christian traf auch Anstalt, sein Versprechen zu halten, indem er seinen jüngsten Sohn Friedrich mit Schleswig-Holstein belehnte; aber die Sache ward schnell zum Schein, als der älteste Bruder, der als Johann I. dem Vater folgte, 1490 diesen Friedrich nöthigte die Herzogthümer — Kaiser Friedrich III. hatte 1474 auch Holstein höher geadelt — mit ihm zu theilen. Dieser Vertrag ist unter dem Namen des gottorpischen bekannt — das Schloß Gottorp liegt im Bereich der Stadt Schleswig —; die Herzogthümer gehörten von jetzt an halb dem königlichen, halb dem herzoglichen, holstein-gottorpischen Zweige. Zum Glück für ihre Selbständigkeit war aber die Theilung nicht durch Einen kühnen Strich bewerkstelligt, sondern die Gebiete beider Zweige lagen bunt durcheinander; vielleicht damit die Gottorper nicht daran dächten sich unabhängig zu machen. Dieses Verfahren, halb Recht und halb Trug, mußte der dänischen Staatskunst sehr einleuchten, und wurde daher, mittelst einer neuen Theilung, auch beibehalten, als im Jahr 1523 der gottorpische Zweig zur Krone gelangte. Die Herzoge waren — man darf wohl sagen, wie sich von selbst versteht — mit der Krone Dänemark stäts im Zwist, haben auch im 17ten Jahrhundert ihren Antheil an Schleswig einige Male losgerissen. Zuletzt aber gelangte Dänemark doch zu seinem

[1] S. Allg. Zeitung von 1843, S. 2885.

Zweck: 1721 erwarb der königliche Zweig durch Vertrag rechtlich den herzoglichen Antheil an Schleswig, 1773 ebenso den an Holstein. Die Dänen glauben durch diese Verträge die Versprechungen von 1386 und 1460 aufgehoben; sie haben Recht, wenn es den Fürsten frei steht, die Verfassung ihrer Länder willkürlich umzustoßen. Jener Friede konnte nur die Rechte des herzoglichen Hauses dem königlichen übertragen, nicht ein Land wieder dänisch machen, welches längst nicht mehr zum dänischen Staat gehörte, da schon im Jahr 1658 sogar der Lehensverband Schleswigs gelöst worden war, auch seit 1720 die Herzogthümer nie anders geheißen haben, als des Königs deutsche Lande, und vom eigentlichen Dänemark durch ihre Verfassung, durch deutsche Verwaltung und durch eine Zollgrenze geschieden sind. Schleswig muß also, wie von Holstein Niemand bezweifelt, als eigener Staat betrachtet werden; mit Dänemark nur zufällig verbunden, so lang es dem Schicksal gefällt, daß ein Herzog von Schleswig-Holstein die dänische Krone trage. Der Unterschied zwischen Schleswig und Holstein besteht einzig darin, daß dieses, bis 1806 als Reichslehen, seit 1814 als Bundesglied, in engem staatsrechtlichen Zusammenhang mit Deutschland steht, jenes von keinem derartigen Verband, weder mit Deutschland noch mit Dänemark weiß.

Allerdings mischen sich hier mittelalterliche Staatsbegriffe höchst wunderbar mit denen der neueren Zeit. Holstein, das, obwohl altes und neues deutsches Reichsland, doch zum dänischen Schatze steuert, seinen Zuzug zum Bundesheer unter dänischen Fahnen, dänischen Befehlworten sendet, kann mit Luxemburg und Limburg verglichen werden; die Lage von Schleswig, welches zwar der Bildung nach deutsch, an den deutschen Bundesstaat Holstein untrennbar gebunden, von Dänemark abgelöst, darum aber doch nicht zu Deutschland gezogen ist, entspricht genau der von Ost- und Westpreußen. Alle die folgeschweren Unklarheiten, die, unter verschiedener Gestalt, unsere Nordost- und Nordwestgrenze bezeichnen, finden sich an dieser Nordgrenze zum seltsamsten Knäuel vereinigt. Als die Lehensverfassungen des Mittelalters ihre Bedeutung zu verlieren anfingen, konnte wohl ein Fürst für zwei Länder zweien Herren verpflichtet seyn; aber wie verträgt sich dies mit den Vorstellungen,

auf denen gegenwärtig das Leben und die Aufgabe der Staaten beruht! Jedermann fühlt, daß hier die Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung vorliegt, und daß sich's binnen kurzer Frist entscheiden muß, ob Schleswig und Holstein ihr bald 500-jähriges Band lösen sollen, oder nicht; und im letztern Fall, ob sie dänisch werden sollen, oder deutsch. Man empfindet ferner zwar wohl, daß die letzte Entscheidung der unberechenbaren Gewalt der Umstände vorbehalten bleibt, welche sich durchs Loos der Schlachten oder die Verträge der Mächtigen ausspricht; eben so gewiß ist aber, daß vorher durch unblutigen Kampf und durch die Thätigkeit Einzelner sehr vieles geschehen kann, was auf den Ausgang bedeutend einwirken muß.

Zwei Dinge sind hier von besonderer Wichtigkeit, Thatsachen, welche die ohnehin so verwickelte schleswig-holsteinische Frage zum gordischen Knoten gemacht haben: der Erbfolgestreit und die Sprachgrenze. Was die erstere betrifft, so ist es gegenwärtig viel besprochen, daß wenn der Kronprinz von Dänemark, wie es allen Anschein hat, erblos stürbe und mit ihm der dänische Mannsstamm ausginge, die Krone dem Gatten seiner Vaterschwester, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, zufiele, dem gleichzeitig in Hessen die Nachfolge bevorsteht. Dagegen kämen die Herzogthümer, weil sie sich nicht auf ein weibliches Haupt vererben, an einen Seitenzweig des dänischen Königshauses, an die Herzoge von Holstein-Augustenburg. Der Sohn jenes hessischen Landgrafen, Prinz Friedrich von Hessen, hat sich kürzlich mit einer Tochter des Kaisers von Rußland vermählt, im nächsten Zusammenhang damit wird ein Vertrag besprochen, wonach dieser Prinz, bei Besteigung des dänischen Throns, auf Hessen-Cassel zu Gunsten der augustenburgischen Linie verzichtete und dagegen von ihr die Herzogthümer abgetreten erhielte. Diese sähen sich so für immer an Dänemark verkauft, alle geistigen Bande, die Schleswig und Holstein, sowie die staatsrechtlichen, die wenigstens Holstein an Deutschland knüpfen, mit gewaltsamer Vernichtung bedroht; woran sich noch eine weitere Fernsicht reiht, durch die Thatsache, daß der Kaiser von Rußland, vermöge seiner Abstammung vom herzoglichen Hause Holstein-Gottorp, den Titel eines Herzogs von Schleswig, Holstein und Oldenburg führt.

Deutschland ist hier von einer Gefahr bedroht, die seiner höchsten Aufmerksamkeit bedarf. Von allen Einrichtungen, die es auf eine bessere Zukunft hoffen lassen, ist keine mit allen Wünschen und Befürchtungen vaterländisch gesinnter Herzen so innig verwachsen, als der Zollverein, und die Möglichkeit einer deutschen Flotte. Kein deutsches Land aber ist in dieser Beziehung wichtiger als Holstein-Schleswig mit seinem Eiderkanal, seiner Elb- und Travemündung, seiner Verbindungsstraße zwischen Lübeck und Hamburg, seinen herrlichen Häfen, unter denen Glückstadt, Kiel und Flensburg geborene Kriegshäfen sind, seinen zahlreichen Schiffen, seinen kühnen Seeleuten, seinen warmen deutschen Herzen. Wir beschuldigen die Staatsmänner des 17ten Jahrhunderts, daß sie den Elsaß und Straßburg, die hilfesuchend ihre Arme nach uns ausstreckten, nicht erhört haben: hier ist ebensoviel zu verlieren, vielleicht mehr, und sehnsuchtsvoll blicken die transalbingischen Landsleute zu uns herüber. Wenn noch wahre Lebenskraft in Deutschland ist, so wird es diesen Grundstein seiner Sicherheit nicht verrücken lassen; es wird der russischen „Garantie" eine deutsche Bürgschaft, dem kunst- und gefahrvollen „Arrangement" das gesunde Recht entgegenstellen, und treue Brüder nicht sinken zu lassen, die seit einem Jahrtausende die anvertrauten Grenzen mit Ehre geschirmt haben. Es ist zwar einstweilen alles, was gethan werden kann, bloß vorbereitender Art; ein einziger Knabe, der dem noch jungen, unlängst wieder vermählten Kronprinzen von Dänemark zu Theil würde, zerrisse das ganze Gewebe; aber Germania möge nicht wie eine von den thörichten Jungfrauen erfunden werden, möge bedenken, daß Stunden der Entscheidung sich nahen, wie der Dieb in der Nacht.

Anderer Art, aber vielleicht von ebenso großer Bedeutung, ist eine zweite Frage, die nach der dänisch-deutschen Sprachgrenze.

Dahlmann sagt in dem schon erwähnten Aufsatz (Emmerich) von Schleswig: „Ohne dem deutschen Reich anzugehören, ward es durch die Verbindung mit Holsteia im Innern mit jedem folgenden Menschenalter mehr deutsch; nirgends auch nur die Spur eines Wunsches, daß dem anders seyn möge. Nach wenig Menschenaltern gab es schon schleswig-holsteinische Landtage;

Niemanden fiel es ein, in der Versammlung dänisch oder friesisch zu reden: sächsisch (plattdeutsch) war die Sprache des Landtags. Als die Reformation kam, Luthers Bibel erschien, die den Niedersachsen eine neue Sprache gab, stümperte man sich in Schleswig wie in Holstein eine Weile mit dem Hochdeutschen fort, in wunderlichem Kampf mit dem Plattdeutschen, bis man am Ende auf der Kanzel, auf Landtagen und in Gerichten des Dinges mächtig ward. Hochdeutsch wurde die Sprache der Geschäfte und der Bildung, in Schleswig wie in Holstein. Als die Landesuniversität gestiftet war, studirten die Schleswiger wie die Holsteiner in Kiel, gingen auch weiter nach Deutschland, denn alle Wissenschaft der Schleswiger floß aus deutscher Quelle. Nicht einmal wer Schifffahrt im größeren Sinne lernen wollte, suchte Kopenhagen auf: er ging nach Hamburg."

Die Ursache dieses Vordringens darf nicht in einer absichtlichen Rührigkeit der Deutschen gesucht werden, sondern in dem stärkeren innern Leben, in der höheren geistigen Bedeutung ihrer Sprache. Die dänische Gesammtsprache vernachläßigte diesen entlegenen Punkt gänzlich; man nannte die Sprache der dänischredenden Schleswiger verächtlich Rabendänisch; daher war sogar Nordschleswig drauf und dran, seines Zusammenhangs mit Dänemark völlig zu vergessen. Noch in den letzten 60 Jahren hat das Dänische dort so beträchtlich an Boden verloren, daß bereits die Grenze nicht mehr gilt, welche Voß damals in der Zueignung seiner Iliade zieht. Wie aber gegenwärtig allenthalben, so regt sich auch unter den Dänen das Bewußtseyn von der Wichtigkeit der Waffen, die in der Sprache liegen. Die Regierung geht in diesem Stück mit ihren Gegnern Hand in Hand. Sie fürchtet Schmälerung des bestehenden Reichs; diese wollen ihrem künftigen, nach norwegischer Art eingerichteten Staat einen erheblichen Umfang sichern, wollen zum beabsichtigten scandinavischen Bunde „Schleswig als Brautgeschenk mitbringen." Damit meinen einzelne bloß das Dänisch redende Nordschleswig, die kühneren das ganze Herzogthum — Süd-Jütland, wie sie's bereits nennen — die eifrigsten auch noch Holstein, das von ihnen als ein „integrirender Bestandtheil Dänemarks," als nothwendig für seine Sicherheit und seinen Handel vom deutschen Bunde zurückverlangt wird. In der That

handelt sich's aber doch nur um Schleswig: es fragt sich, ob die längst entschlummerte, wesenlose Vorstellung des alten Lehensverhältnisses zu Dänemark, oder die lebendig frische Thatsache einer bald 500jährigen rechtlichen und geistigen Verbindung mit Deutschland entscheiden soll. Vom rechtlichen Gesichtspunkt ist schon gesprochen; was den geistigen betrifft, so liegt er ganz in der Sprache. Daß auch diese Frage, gleich der staatsrechtlichen, nicht einfach und schnell entschieden werden kann, wird meinen Lesern sofort klar seyn, wenn sie sich den zu Anfang besprochenen Gegensatz der gebildeten und der Volkssprache zurückrufen. Versteht man unter Sprache die gebildete, die Schriftsprache, so können allerdings Deutsch und Dänisch beinahe so scharf geschieden heißen, wie Deutsch und Französisch, sofern der Besitz des Deutschen zum Verständniß des Dänischen ganz und gar nicht befähigt. Anders wenn wir das Gebiet der Volkssprache betreten. Da sind von der holsteinischen zur schleswigischen, und von dieser zur jütischen gerade so unmerkliche Uebergänge, wie etwa von der alemannischen zur schwäbischen und von dieser zur fränkischen. Somit ist unsere Sprachgrenze gegen Dänemark, gleich der gegen die Niederlande nur künstlich, beruht bloß auf geschichtlichen Ursachen, und so gut bei einem etwas andern Gang der Ereignisse Holland oder Flandern, ebenso gut hätte Jütland oder Fünen zum Gebiete der deutschen Gesammtsprache können gezogen werden.

Die Preisaufgabe, durch die ein eifriger Däne im Jahr 1816 die Entdeckung der ursprünglichen Sprachgrenze herbeiführen wollte,[1] gehört unter die unlösbaren, weil in der Urzeit gar keine solche Grenze da gewesen ist. Es fragt sich bei jeder einzelnen Gemeinde nur, ob, wann und warum in ihr neben die halb dänische, halb sächsische Volkssprache die dänische oder die deutsche Schriftsprache als Kirchen-, Schul- und Geschäftssprache sey gestellt worden. Was Bernhardi von Schleswig als deutsch angibt, der Süden von Husum an bis nordwärts von der Stadt Schleswig, das ist nicht etwa darum deutsch, weil

[1] S. Hallische Literatur-Zeitung von 1843, Nr. 222. Hier und in den folgenden Nummern, so wie im Jahrgang 1843, Nr. 72—75, findet man einen umständlichen Bericht über den Gang des Sprachkampfes in Schleswig von 1816—1843.

hier ein deutſcher Stamm verblieben wäre, ſondern weil hier der Einfluß der deutſchen Schweſterlandſchaft mächtiger wirkte. Es wäre ſehr der Mühe werth, aus Kirchenbüchern, Ortschroniken, herzoglichen Erlaſſen u. dgl. die Geſchichte der Ausbreitung des Deutſchen in Schleswig darzuthun, ſoweit ſie nicht auf dem Wege ſtillen Vordringens geſchehen iſt, ſondern durch Verordnungen und andere mehr greifbare Thatſachen. Nach dem was Bernhardi Seite 104 in dieſer Beziehung gibt, muß das 17te Jahrhundert, wo das Lutherthum ſich kirchlich ausbildete, die entſcheidende geweſen ſeyn; auch die Beſtrebungen des herzoglichen Zweiges waren ſicher von Gewicht, da ſich derſelbe gegenüber dem königlichen, däniſch kämpfenden, aufs Deutſche gewieſen ſah, und vielleicht würde ſich bei genauerer Nachforſchung ergeben, daß in den königlichen Beſitzungen das Deutſche weniger Fuß gefaßt hat, als in den herzoglichen.

Neben dem däniſchen und deutſchen Stamm werden in Schleswig noch zwei andere genannt: der nordfrieſiſche auf dem weſtlichen Küſtenſaum und den Inſeln daſelbſt, der angliſche an der Oſtküſte zwiſchen den Städten Flensburg und Schleswig. Auch hier ſcheint es mir bedenklich, zur Erklärung alte Bevölkerungsverhältniſſe herbeizuziehen, da gerade hier, auf dem beſuchteſten Theile der jütiſchen Halbinſel, dieſer Brücke zahlreicher Völker, ein ſo langes Andauern ſelbſtändiger Mundarten am wenigſten wahrſcheinlich iſt. Ich möchte weit eher glauben, daß allgemeine Urſachen obwalten. Wie im Mittelmeer eine italieniſche Mundart zur Verſtändigung der Schiffleute dient, ſo ſoll in der Oſt- und Nordſee die frieſiſche gelten: vielleicht bloß darum hat hier, an den Geſtaden kühner Schiffer, das frieſiſche den Sieg über die däniſch-ſächſiſche Landesmundart behauptet. Ebenſo mag dieſe an der Oſtküſte durch den reichlichen Verkehr mit den nahen Inſeln weſentlich geändert ſeyn. Die unbefangene umſichtige Prüfung der Volksſprachen iſt eine ſo junge Wiſſenſchaft, man hat bisher bei der Behauptung von Verwandtſchaft und Unähnlichkeit ſo leichtſinnig gewirthſchaftet, daß jedes Urtheil dieſer Art mit dem höchſten Mißtrauen erfüllen muß.

Wenn mit Fug und Recht behauptet werden darf, daß die däniſch-deutſche Sprachgrenze nur als ein Werk der Geſchichte

Bei dieſer Sachlage erſcheinen die Schwierigkeiten keineswegs unüberſteiglich, welche ſich der Ertheilung bürgerlicher Rechte an Juden entgegenſtellen. Sie werden am gefahrloſeſten überwunden werden durch Ankündigung einer abgeſtuften, am Ende aber vollſtändigen Gleichſtellung innerhalb beſtimmter Zeiträume, und durch Feſtſtellung der unerläßlichen Bedingungen derſelben.

Abgeſtuft muß jede durchgreifende Verbeſſerung in einem bürgerlichen Zuſtande ſchon aus dem einfachen Grunde gegeben werden, weil das Geſchlecht, welches unter den ſeitherigen gedrückten Verhältniſſen herangewachſen iſt, in den gänzlich erneuten Zuſtand Anſichten und Erinnerungen bringen würde, welche nothwendig auf jene ſtörend einwirken müßten.

Vollſtändig muß die Gleichſtellung werden, um nachher dem gehörig Vorbereiteten keine Entſchuldigung, keine Ausflucht mehr zuzulaſſen. Nur von dem, welcher ganz klaglos geſtellt iſt, kann man mit aller Strenge auch gänzliche Erfüllung ſeiner Bürgerpflichten fordern.

Die unerläßlichen Bedingungen müſſen feſtſtellen, daß die Landesſprache in Schulen, Gottesdienſt, Verträgen und Handelsbüchern ausſchließlich gebraucht, jede Bevorzugung eines Juden vor einem Chriſten im öffentlichen Leben entſagt, und von den Gebräuchen ein für allemal diſpenſirt werden, welche mit allgemeiner Wehrpflicht unvereinbar ſind.

Hiezu muß aber nicht nur das heranwachſende Geſchlecht der Juden zweckmäßig herangebildet, es muß leider auch noch die Maſſe des chriſtlichen Volks an vielen Orten zu Billigkeit und Duldung vorbereitet werden.

Es liegt im Intereſſe der Juden ſelbſt, daß in Deutſchland ihre Emancipation keinen zu jähen Schritt vorwärts mache, denn die Deutſchen ſind nun einmal bedächtlich langſam, ausführlich. Oder wollen Jene in die Lage kommen, in welche ihre Brüder in dem, an Charakter und Sprache noch vollkommen deutſchen, Elſaß ſind? Dort ſetzte der Sprung, welchen die franzöſiſche Revolution herbeiführte, beide Theile in eine Lage, welche für die jüdiſche Bevölkerung täglich bedrohlicher wird. Bei einer Volksbewegung würden dort Unthaten wider ſie verübt werden, welche nur der oben angedeutete Weg hätte umgehen können.

gelten kann, ſo ſoll damit die Wichtigkeit des Sprachkampfs in Schleswig auf keine Weiſe gemindert werden. Im Gegentheil, da es ihm an dem feſten Halt einer natürlichen Grenze fehlt, ſo muß die künſtliche, die Erſatz für dieſe gibt, mit um ſo größerer Beſonnenheit beachtet und benutzt werden; mit Genauigkeit ſollte man beſtimmen, wo die Sprache der Bildung deutſch, wo ſie däniſch iſt. Nach Jenſens „Verſuch einer kirchlichen Statiſtik von Schleswig (1840)“ haben von etwa 340,000 Schleswigern 208,000 das Hochdeutſche, 110,000 das Däniſche als Kirchen- und Schulſprache, bei 22,000 werden die beiden Kirchenſprachen abwechſelnd gebraucht. Dagegen behauptet Paulſen in ſeinem Werk über Volksthümlichkeit und Staatsrecht des Herzogthums Schleswig (1832), von den 330,000 Schleswigern ſprechen 185,000 däniſch, entweder allein oder neben dem Deutſchen; einem Drittel der Schleswiger ſey das Deutſche völlig fremd. Jenſen macht alſo Schleswig zu zwei Drittheilen deutſch, Paulſen zu mehr als der Hälfte däniſch. Daß die Angaben ſich ſo gewaltig widerſprechen, erklärt ſich aus der Verſchiedenheit der Standpunkte. Der den Paulſen einnimmt, iſt entſchieden unzuläßig: mit demſelben Recht, wie er alle däniſch redenden Schleswiger für Dänen, ſo könnten andere Zähler alle deutſch redenden für Deutſche nehmen. Entſchieden däniſch iſt nur das Drittel, das kein Deutſch verſteht, und ſo gibt es vielleicht auch ein Drittel, dem das Däniſche fremd iſt, ein drittes Drittel, das beide Sprachen handhabt. Will man alſo nicht ein ganz unbeſtimmtes Ergebniß der Zählung, ſo iſt nur Jenſens Verfahren zuläßig, d. h. man muß die Tauſende zählen, die nach den Beſtimmungen ihrer Gemeinden der einen oder andern Sprache geiſtig unterthan ſind, und hienach iſt das Deutſche bei weitem überwiegend, indem ſogar Paulſen zugibt, daß von den 280 Kirchſpielen nur 117 däniſche Kirchenſprache führen. Räumlich genommen, läßt ſich nur ſagen, daß im Süden das Deutſche, im Norden das Däniſche überwiegt, daß aber außerdem im Norden die Städte deutſch ſind, was ganz natürlich iſt, da ſeit bald 400 Jahren das Deutſche für ganz Schleswig-Holſtein als die Sprache der Bildung gilt, und dies überall in den Städten ſich zuerſt geltend macht.

Hier alſo wäre der Boden eines Sprachkampfes, mit dem

ſich in Heftigkeit auf dem ganzen Erdboden gegenwärtig nur der ungriſche noch meſſen kann; in Umſicht, Anſtand, Ausdauer und tiefem Bewußtſeyn von der Wichtigkeit des Streites nicht einer. Wie ſchon bemerkt worden iſt, ſind alle denkenden Dänen über den Zweck, die Herbeiziehung des lange vernachläßigten Schleswigs, einig. Wir ſehen gegenwärtig mit an, wie die Freigeſinnten von der Regierung verlangen, ſie ſolle die Herzogthümer durch die Wohlthat einer freien Verfaſſung an Dänemark binden, während andere, voll bittern Haſſes gegen die deutſchfühlenden Herzogthümer, verlangen daß dieſelben ohne Beachtung ihrer bisherigen Rechte ſofort mit Dänemark vereinigt, alle deutſchen Beſtrebungen ihrer Bewohner gewaltſam unterdrückt werden. Die deutſche Sprache wollen ſie durch jedes zu Gebot ſtehende Mittel gegen die Eider zurücktreiben. Sie verlangen daß der Verſammlungsort der Stände von Schleswig in das däniſcher geſinnte Flensburg verlegt, daß zur amtlichen Sprache der Stände das Däniſche gemacht, daß die Zollgrenze zwiſchen Jütland und Schleswig aufgehoben werde. Seit 1835 beſteht in Kopenhagen eine Geſellſchaft, welche vornemlich den Zweck verfolgt, das Dänenthum wieder ſüdwärts auszubreiten, theils indem ſie es in Schleswig wieder pflanzt, theils indem ſie unter den Dänen ſelber verkündet, wie nothwendig der Beſitz von Schleswig ſey. Selbſt auf die Schulhefte wendet die Geſellſchaft ihr Augenmerk: ſie gibt deren aus, die auf dem Umſchlag eine Karte von Dänemark, mit Schleswig als Süd-Jütland, haben. Ein Hauptmittel ſind ferner die Zeitſchriften, wie das Dansk Folkeblad (däniſche Volksblatt) und das zu Hadersleben in Nordſchleswig däniſch erſcheinende Danewirke, das ſchon durch ſeinen Titel das Volk daran gewöhnen ſoll, die Grenze Dänemarks im Süden von Schleswig zu ſehen. Es werden ferner einzelne Anhänger des Dänenthums unterſtützt, wie z. B. der Wortführer der Däniſchgeſinnten auf dem ſchleswigiſchen Landtag, eine namhafte Summe bekommen hat, und auch einzelne deutſche Blätter der Herzogthümer im Verdacht eines ſolchen Subſidienvertrages ſtehn. Man gründet ferner für's Volk in Nordſchleswig däniſche Leſegeſellſchaften und Bücherſammlungen, die bereits bald keinem Dorfe mehr fehlen. Die Liberalen ſucht man durch die Vorſpiegelung zu gewinnen, daß im Verbande mit Dänemark, und

künftig mit einem ſcandinaviſchen Reich, ein weit größeres Maaß von ſtaatbürgerlichen Rechten zu erwarten ſey; die Kaufleute mit der Ausſicht auf beträchtliche Handelsvortheile, beides mit einigem Erfolg.

Die Maaßregeln der Regierung ſind, ſoweit es die Staatsklugheit erlaubt, im Einklang mit den Bemühungen der Einzelnen und der Vereine. Sie entwaffnet die Deutſchen gegenüber den Dänen, indem ſie den Tagblättern der Herzogthümer verbietet, auf die Angriffe der däniſchen zu antworten, während nach der däniſchen Geſetzgebung ein ähnliches Verbot in Dänemark nicht möglich wäre, und die Dänen in den zügelloſeſten Angriffen fortfahren. Sie ſucht das Geldweſen der Herzogthümer, indem ſie dieſelben den Unternehmungen der däniſchen Bank aufſchließt, von Dänemark abhängig zu machen; ſie hat allerdings auf den Antrag einer allzu deutſch, d. h. zu billig denkenden Mehrheit der Stände von 1838 in Nordſchleswig das Däniſche als Gerichtsſprache eingeführt, und eben damit in einer der wichtigſten Lebensbeziehungen, in der Rechtspflege, eine Spaltung von den verderblichſten Folgen angebahnt, da die däniſche Sprache natürlich auch das däniſche Recht nach ſich zieht; ſie nöthigt alle die ſich dem Kriegs- oder Forſtweſen widmen wollen, ihre Lehrzeit in Kopenhagen zu machen, ſie verlangt von den künftigen Dienern des Rechtes und der Kirche bei der Anſtellung die Kenntniß des Däniſchen; ſo bereitwillig ſie war, das Däniſche als Gerichtsſprache einzuführen, ſo wenig Gehör gab ſie dem gleichzeitig ausgeſprochenen Verlangen der Stände nach Einführung des Deutſchen in den Schulen, und dem einſtimmigen Widerſpruch der Stände gegen die zahlreichen Anſtellungen geborener Dänen, vornemlich als Pfarrer, als welche ſie die einflußreichſten Träger des Dänenthums in Nordſchleswig werden. Beſonders ſprechend ſind die Maaßregeln hinſichtlich der bewaffneten Macht. Als im Herbſt 1843 die zehnte Abtheilung des deutſchen Bundesheers bei Lüneburg ſich zu gemeinſamen Uebungen vereinigte, wurden die Holſteiner nicht mehr, wie früher, deutſch befehligt, ſondern däniſch, und da Holſteiner dazu nicht brauchbar geweſen wären, von däniſchen Anführern. Dies geſchieht mit den Kriegern eines Landes, das ſo ganz deutſch iſt, daß ſeit einigen Jahren (Mai 1840) die königlichen Erlaſſe nicht

einmal mehr in beiden Sprachen erſcheinen. Außerdem führt jener holſteiniſche Zuzug zum Bundesheer in ſeinen Fahnen das weiße Danebrogskreuz, dem nun auf dieſe Weiſe das holſteiniſche Neſſelblatt nach langen ruhmvollen Kämpfen doch endlich unterlegen iſt.

Wollte Gott, ganz Deutſchland fühlte die Wichtigkeit dieſer Vorgänge ſo klar wie dies bei allen Gebildeten der Herzogthümer der Fall zu ſeyn ſcheint. Es iſt zwar keine Frage, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Völkerbildung nichts ſchwerer hält, als einen Stamm ſeiner Sprache berauben, und in gewiſſem Sinne kann man die däniſchen Bemühungen den madjariſchen gleichſtellen. Es darf aber nicht vergeſſen werden, daß die Madjaren ihre Sprache Stämmen von ganz andrer Herkunft, Deutſchen und Slaven, aufdringen wollen; wogegen die Dänen, zunächſt in Schleswig, dann aber auch in Holſtein, an der Volksſprache ſchon einen Anhalt fänden, um mit Hülfe gewaltſamer Staatsverordnungen ihrer Sprache nach und nach den Weg zu bahnen, gerade wie ſich umgekehrt durch die Gewalt geſchichtlicher Thatſachen deutſche Geſittung und Sprache weit über das Danewirke hinaus verbreitet haben. Ein angeſtrengter Kampf iſt hier um ſo mehr am Ort, als Alles darauf hinweist, daß das Ergebniß deſſelben, wie überhaupt an unſern Grenzen, ſo namentlich hier für Jahrhunderte maaßgebend ſeyn wird.

Dieſes erkennend, fechten die Deutſchen jenſeits der Elbe und Eider um ihr gutes Recht mit einer Klarheit des Bewußtſeyns und einem Ernſte der Geſinnung, die allenthalben als Muſter dienen ſollten. In Jahren ſcheinen ſie die Verſäumniſſe von Jahrhunderten nachholen zu wollen; es iſt dort eine Zeit, welche die Friſche der Jugend mit der Reife des Alters vereinigt. Wie die Dänen Schleswig und Holſtein ihrem Staat einverleiben möchten, ſo verlangen die Deutſchen, daß Holſtein mit ſeinem Schweſterlande durch Einerlei Recht und Verfaſſung verbunden, insbeſondere die beiden Ständeverſammlungen vereinigt werden. Dieſes letztere Begehren hat der Landtag von 1842 faſt einmüthig an die Regierung geſtellt. Ebenſo hat er, ſtets unter dem Widerſpruch einer Minderheit von bloß etwa 6 — 9 Stimmen, den Wunſch ausgeſprochen, daß man die Benennung Schleswigs als eines deutſchen Herzogthums nicht antaſte; daß die Vereinigung

des ſchleswigiſchen Kirchen- und Schulweſens mit dem däniſchen unter einer gemeinſamen Oberbehörde unterbleibe; daß hinfort an ſchleswig-holſteiniſchen Schiffen der Stempel dansk eiendom (däniſches Eigenthum) durch „ſchleswig-holſteiniſches Eigenthum" erſetzt werde. Den unklugen Schritt des Landtags von 1838, in Betreff der Gerichtsſprache, hat ſchon der von 1840 gut zu machen geſucht. Wenn dies bis jetzt noch nicht gelungen iſt, ſo hat ſich die Regierung doch vor Kurzem, im März 1844, dazu verſtanden, das Deutſche als die amtliche Sprache des Landtags anzuerkennen, indem ſie ausſprach, daß künftig zum Gebrauche des Däniſchen nur der berechtigt ſeyn ſolle, der mit Handſchlag ſeine Unfähigkeit im Deutſchen bekenne, daß ferner alle Reden nur deutſch zu Protokoll genommen, auch ſchriftliche Anträge nur deutſch geſtellt werden dürfen. Die Dänen betrachten dieſen Erlaß als eine Niederlage: ſie ſind durch denſelben aus einer Stellung verdrängt, um welche ſie lange faſt verzweifelt gekämpft haben. Gegen die Einführung der däniſchen Bank in die Herzogthümer, und für Errichtung einer eigenen Landesbank zu Rendsburg, ſind von Ständen und Einzelnen die geſetzlichen Mittel erfolglos angewendet worden: ſeit dem 1. Mai 1844 iſt eine däniſche Filialbank in Flensburg thätig. Aber es bilden ſich nun Vereine, deren Mitglieder ſich anheiſchig machen, die Zettel derſelben nicht anzunehmen; man will um jeden Preis das Eindringen der däniſchen Geldmacht abhalten.

Außer den Schritten, welche nach dem Bisherigen die Stände amtlich gethan haben, um Schleswig mit Holſtein und Deutſchland in Verbindung zu erhalten, läßt ſich noch manches nennen, was bis jetzt noch nicht zum Beſchluß erwachſen, aber als Keim für künftige Thätigkeit auf dieſem Felde von Bedeutung iſt. Neben der Einſprache gegen das dansk eiendom geht lebendig das Verlangen nach einer ſelbſtändigen ſchleswig-holſteiniſchen Landesflagge, und der Ruf des Unwillens über die Mißhandlung, welche die deutſchen Ausgehobenen im Heer und auf der Flotte vom Haß der Dänen zu ertragen haben; neben der Thätigkeit für Vereinigung Schleswigs mit Holſtein der Wunſch, daß jenes von dieſem in den deutſchen Bund nachgezogen werde; neben dem Widerſpruch gegen die däniſche Bank

das Begehren, daß die Geldverwaltung der Herzogthümer von der völlig zerrütteten däniſchen getrennt werde. Mit Einem Worte: Schleswig hat durch ſeine Vertreter aus freien Stücken und entſchieden ausgeſprochen, daß es von ſeinem halben Zuſtand erlöst ſeyn wolle, und zwar durch einen Bund, nicht mit Dänemark, ſondern mit Deutſchland.

Das zeigt ſich auch bei allen Schritten, welche vom Volke ſelbſt, von der freien Vereinigung Einzelner in dieſer Sache gethan werden. Gegenüber dem Kopenhagener Verein für Verbreitung däniſcher Sprache, hat ſich einer für deutſche Volksbildung in den Herzogthümern gebildet, mit der Abſicht, durch Zeitſchriften, Volksbücher und Bildungsanſtalten auf die ſtreitigen Landestheile zu wirken. Schon vor längerer Zeit las man, daß bereits mehr denn 300 Gemeinden von dem angebotenen Privatunterricht in deutſcher Sprache Gebrauch gemachen haben. Die Deutſchen ſind bei dieſem Kampfe ſehr im Vortheil, weil ihre Sprache mit dem Gewicht einer höheren geiſtigen Ausbildung, Bedeutung und Brauchbarkeit nordwärts drückt. Der Blick der Gebildeten, von denen die niedern Stände mit ſtiller Gewalt nachgezogen werden, richtet ſich bloß nach Deutſchland, denn dort iſt ohne Vergleich mehr Manigfaltigkeit und Fülle des Geiſtes, dort holen die Jünglinge der Herzogthümer ihre Weisheit, dort entſtehen die Bücher die geleſen, die Lieder die geſungen, die Gedanken die geſprochen und in That geſetzt werden; Deutſch verſteht man auch in den däniſchredenden Theilen von Schleswig, was nicht befremden kann, da ſogar unter den entſchiedenen Dänen die Gebildeten und die Geſchäftsleute faſt ſämmtlich Deutſch lernen, einzelne Dänen, wie Baggeſen, Steffens, Oehlenſchläger ſogar in deutſcher Sprache ſchreiben. Es darf daher nicht auffallen, wenn ſelbſt daran gedacht wird, die deutſche Sache im däniſchgebildeten Nordſchleswig durch ein deutſches Blatt zu verfechten. Die Zahl der Zeitſchriften in den Herzogthümern iſt überhaupt ſo bedeutend, daß allein daraus auf ein äußerſt kampfbewegtes Leben geſchloſſen werden darf: auf 900,000 Einwohner, meiſt Bauern, zwölf Wochenblätter mit ſelbſtändigen Artikeln, die oft vortrefflich ſind. Gewichtige Mittel in die deutſche Wagſchale ſind ferner die Liedertafeln (Sängervereine), die ſich in der kurzen Zeit von drei Jahren über

das ganze Land verbreitet haben, so daß alle Städte, von Altona bis Hadersleben, ja auch manche Flecken deren besitzen. Sie halten, wie die im übrigen Deutschland, ihre großen Zusammenkünfte; von dem Geiste, der dabei herrscht, zeugen manche Kleinigkeiten, z. B. daß bei dem Fest in Apenrade ein Zelt nach Uhland benannt war, ein anderes Deutschland hieß u. s. w. Solche Zusammenkünfte werden zu wahrhaft begeisternden Volksfesten, die der deutschen Sache regelmäßig eine Menge von Anhängern gewinnen.

Die höchste Bedeutung aber haben endlich die Eisenbahn-Entwürfe, die, anfangs nur von Wechslern als ein Mittel des Gelderwerbs betrieben, jetzt von Deutschen und Dänen als das gewaltigste Mittel einer andern Zukunft theils gepriesen, theils gefürchtet werden. Die Dänen sind in Besorgniß über diese „Invasion," die Deutschen sprechen aus, daß „jeder Schritt, welcher den Raum zwischen ihnen und dem gemeinsamen Vaterland mindert, auch die Zeit abkürze, welche sie noch von der Erreichung ihres theuersten Zieles trenne." „Durch die Bahn, wie sie jetzt beschlossen ist, werden (wie sich der treffliche Berichterstatter der Allg. Zeitung kürzlich ausdrückte) die fünf bedeutendsten Punkte der Herzogthümer, Altona, Glückstadt, Kiel, Rendsburg und Flensburg zu einem fest verbundenen Ganzen, und wenn die Stunde kommen wird, welche sie als Einheit brauchen soll, wird sie in diesem System, und in dem, was dasselbe für das Volk bewirken muß, ein gewaltiges Werkzeug finden." Von welcher Seite man die Sache betrachten mag, dieses Eingreifen des deutschen Eisenbahnnetzes in den Fuß der Halbinsel ist von unberechenbarem Werth: Deutschland gewinnt dadurch geistig und für immer diese Landschaften, einen köstlichen Schatz, weil sie „das Auge sind, mit welchem es in die Zukunft seiner Seemacht, in die Möglichkeit einer Anlegung deutscher Colonien, in den künftigen Ruhm und Stolz einer deutschen Flagge hineinblickt."

Fassen wir das bisher Erwogene zusammen, so ergibt sich kurz folgendes. Der Wunsch von Schleswig-Holstein geht entschieden auf enge Verbindung mit Deutschland. Was die Rechtmäßigkeit dieses Wunsches betrifft, so ist in Betreff Holsteins gar kein Zweifel, und es handelt sich bloß von Schleswig. Aber hier waltet in

der eigentlichen kahlen Rechtsfrage ſolche Verwirrung, daß die ausgezeichnetſten Rechtskundigen ihre Rathloſigkeit bekennen. Fragt man aber, ob nach der höheren Gerechtigkeit Schleswig ein däniſches oder ein deutſches Land ſey, ſo muß man ſich unbedenklich für letzteres entſcheiden. Liefe durch Schleswig eine Grenze, welche die beiden Sprachen ſo beſtimmt ſchiede, wie z. B. in Lothringen, ſo ließe ſich vielleicht noch daran denken, dieſelbe vertragsmäßig als Staatsgrenze zu heiligen; aber auch im nördlichen Schleswig iſt, wie aus dem Bisherigen erhellt, das Deutſche in uraltem Recht, und in ſtätem, unaufhaltſamem Fortgang. Dazu kommt noch, daß die Vorſtellung von einem ſo willkürlichen Zerreißen achthundertjähriger Bande das Gefühl verletzt, und wenigſtens in Friedenstagen ohne Schamröthe gar nicht ausgeſprochen werden kann. So dürfen hier wohl die Worte wiederholt werden, die, als der Schwanengeſang des edlen Uwe Lornſen, den Deutſchen der Herzogthümer beſonders theuer ſind: „Wir Schleswig-Holſteiner haben bei der bevorſtehenden Regelung der Rechtsverhältniſſe unſeres Landes nichts zu wünſchen Urſache, was wir nicht zu fordern ein wohlbegründetes Recht hätten.“

Indem ich mich für entſchiedenen Widerſtand gegen die Plane der Dänen auf Schleswig erkläre, bin ich mir wohl bewußt, daß friedliche Schlichtung dieſes Streites durch die dermalige Weltlage ſehr ernſtlich geboten iſt. Ein großer Gedanke hat den germaniſchen Norden ergriffen: die Wiederherſtellung des Bundes der drei Reiche. Er lebt vor allem in der Jugend, und der Jugend gehört die Zukunft; an ernſten Verſuchen wird es in der nächſten Zeit um ſo weniger fehlen, als der Gedanke auf umfaſſender Nothwendigkeit beruht, auf den Gefahren, die der Selbſtändigkeit Schwedens, wie der Dänemarks drohen. Kein Schauſpiel iſt erhebender, der Menſchheit würdiger, als wenn vor dem Bewußtſeyn uralter Verwandtſchaft der faſt gleich alte, blutgedüngte Haß zweier Nachbarvölker verſchwindet. Auch Deutſchland müßte das Erſtarken eines ſolchen Bundesgenoſſen mit Freude begrüßen: in den Trinkſpruch, der kürzlich bei einem Feſt vaterländiſch geſinnter Männer zu Kopenhagen ausgebracht worden iſt, „auf ein gutes Verhältniß zwiſchen Dänen und Deutſchen,“ muß alles germaniſche Volk zu beiden Seiten des Beltes freudig einſtimmen. Die Zeit iſt vielleicht nicht mehr

ferne, wo ſie einander gegen gemeinſame Feinde brauchen. Am Sund könnte gekämpft werden um die Frage, ob die Völker Europas brüderlich frei, oder die Knechte zweier, vielleicht Eines Herrn ſeyn ſollen. Ein ſtarker ſcandinaviſcher Norden wäre hier der ehrlichſte, darum der ſtärkſte Bundesgenoſſe für Deutſchland. Aber die Pflicht gegen die Kinder des Hauſes geht über alle Rückſichten der Klugheit, die Germanen jenſeits der Eider ſind von der Geſchichte zur deutſchen Zunge gezogen worden, und wir haben gegen ſie heilige Pflichten.

Zum Schluß einige Worte der Rechtfertigung. Mancher mag lächeln, daß in Deutſchland, einem Lande von geringer Kraft unter den Völkern Europas, Stimmen laut werden, wie dieſe. Soll das kräftige Leben, das jetzt in Stamm und Zweigen der alten Eiche treibt, erfolglos bleiben? oder ſoll neuer Blätterſchmuck, eine weithin glänzende Krone daraus hervorgehen? Wer iſt Seher genug, das mit Gewißheit zu verkünden! Eines aber weiß auch der letzte der Denker: daß dem, der an ſich ſelbſt verzweifelt, keine Macht des Himmels noch der Erde helfen kann. Darum laſſet uns in allen Dingen, und auch was die Grenzen des deutſchen Volkes anlangt, nicht vergeſſen jene Worte der Offenbarung Johannis: „Halte was du haſt, auf daß niemand deine Krone nehme!"

E. D.

Die organiſche Verbindung des Volks.

Die organiſche Verbindung, die Gliederung des Volks im Gegenſatz der Atomiſirung, Vereinzelung deſſelben wird in neuerer Zeit öfters ausgeſprochen und als ein Bedürfniß der Gegenwart erklärt. Noch fehlt aber eine genauere Entwicklung von dem, was man unter dieſer Gliederung des Volks zu verſtehen habe, von ihren Wirkungen auf das Volk und den Staat. Es kommen dieſe Worte Gliederung, organiſche Verbindung, in Anſehen und Umlauf oft faſt mehr als der Ausdruck einer noch unvollkommen erkannten Sehnſucht von künftigen Geſtaltungen. Eine vollſtändige Darſtellung derſelben in ihrer ganzen Bedeutung wird auch kaum jetzt ſchon möglich ſeyn, wäre wenigſtens eine Arbeit, welche die in dieſen Blättern geſteckten Gränzen überſchreiten würde. Aber einige Andeutungen darüber wollen wir hier niederlegen, welche den großen Einfluß der organiſchen Verbindung, der Gliederung auf das Volks- und Staatsleben zur Anſchauung bringen ſollen.

Eine vollkommene Atomiſirung, Vereinzelung des Volks läßt ſich wenigſtens bei einer Vereinigung deſſelben durch den Staat nicht denken.

Einzelne Theile des Gegenſatzes der Vereinzelung, der organiſchen Geſtaltung ſind überall unentbehrlich, hauptſächlich die Verbindung durch die Familie und durch die Staatsgewalt.

Ein atomiſirtes Volk, einen nach atomiſtiſchen Grundſätzen errichteten Staat nennt man deßwegen diejenigen, bei welchen die wenigſten Verbindungen vorhanden ſind, insbeſondere diejenigen, bei welchen zwiſchen der Staatsgewalt am wenigſten vermittelnde Glieder ſich vorfinden, deßwegen Volk und Staat

Die religiöſe Befreiung aber muß den Iſraeliten ſelbſt überlaſſen werden. Sie muß bei ihnen wie bei den Chriſten durch die Schule kommen. Vielfältig und ſchon ſeit längerer Zeit wurde ihr Bedürfniß von den achtungswürdigſten Gliedern der Gemeine gefühlt. Obgleich ſonſt ſo ſehr von einander abgeſchieden, waren hierin die Beſſern der aus Afrika in Europa eingewanderten (portugieſiſchen) und der aus Aſien kommenden (polniſch-deutſchen) Juden einig. Vielfache Verſuche, den Synagogendienſt zu reinigen, deuten darauf hin. Aber der Weg, ſelbſt zu einer formellen Annäherung, iſt noch ſehr weit. Unendlich viel wäre ſchon gewonnen, wenn die Juden ſich entſchließen könnten, nur Einer ihrer Wochen acht Tage zu geben ſtatt ſieben. An Vereinigung der Lehren wollen wir vorläufig noch nicht denken. Aber ohne Zweifel würde die Verbreitung des unitariſchen Bekenntniſſes die Zahl der Uebertretenden in Deutſchland eben ſo vermehren, wie dieſes in England der Fall ſeyn ſoll. Der Mehrzahl der gebildeten Juden mag es ſchwer ankommen, die chriſtlichen Dogmen, wie ſie ihr von verſchiedenen Seiten her vorgetragen werden, zuſammen zu reimen, und ein ehrlicher Mann verläßt nicht gerne eine religiöſe Gemeine, an deren Dogmen er nicht glaubt, um zu einer andern überzutreten, an deren Dogmen er ebenfalls nicht glauben kann. Die Erfahrung lehrt, daß die überwiegende Mehrzahl der Uebertritte aus politiſchen, ſocialen und ökonomiſchen Gründen ſtatt gefunden habe.

Wie wenig auf dem ſeitherigen dogmatiſchen Wege bis jetzt das Chriſtenthum unter den Juden gefördert worden ſey, bezeugen die ſchlechten Erfolge der Judenpredigten in Rom eben ſo laut, als die der ſogenannten Judentilgungsgeſellſchaft in Berlin und die der Reiſen in Aſien, wie auch die der Diſputationen in London des närriſchen Joſeph Wolf aus Fürth.

Auch die ſociale Emancipation kann nicht geboten werden, und muß von ſelbſt ſich machen. Vorzüglich ihr zu Liebe nahen ſich ſo Viele ohne Ueberzeugung dem Taufbecken, fallen nachher ins Bodenloſe und bringen dadurch die Bekehrung in eben ſo großen Verruf, als den halsſtarrigſten Fanatismus. Es iſt aber, gelinde geſprochen, unklug, wenn man die Mackel ohne Unterſchied an allen Uebergetretenen hängen läßt, welche alte Vorurtheile jüdiſcher Abkunft aufgedrückt haben. Man ſollte es wenigſtens nicht vorausſetzen, daß

in ſcharf ausgeſprochenem Gegenſatz ſich gegenüber ſtehen. Ein organiſch verbundenes Volk, einen nach organiſchen Grundſätzen gegliederten Staat werden wir dagegen diejenigen zu nennen haben, bei denen viele Verbindungen beſtehen, beſonders ſolche, die zwiſchen der Familie und der Staatsgewalt vermittelnd ſich befinden, die zum Theil dem Staat, zum Theil dem Volk angehörend, den Unterſchied zwiſchen beiden ſo ausgleichen, daß durch ſie der Staat ſeinen ordnenden Einfluß bis in die innerſten Theile des Volks ausüben kann, aber auch der Geiſt des Volks alle Glieder des Staatslebens mit ſeinem belebenden Hauch zu durchdringen im Stand iſt.

Faſſen wir nun dieſe vermittelnden Verbindungen eines nach organiſchen Grundſätzen gegliederten Staats näher ins Auge, ſo finden wir eine große, den Gedanken faſt überwältigende Menge derſelben. Zum Ueberblick dient insbeſondere ihre Abtheilung nach den durch die Beſtrebungen, die Geſchäfte bedingten Verbindungen, und nach denen in der Nähe der Wohnplätze gegründeten. Zu den erſten gehören die Vereinigungen nach Ständen, nach Kirchen, nach den verſchiedenen ſittlichen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und geſelligen Zwecken. Zu den zweiten gehören die Eintheilungen nach Provinzen, Diſtrikten, Gemeinden, Unterabtheilungen der Gemeinden nach Sprengeln, Nachbarſchaften. Dieſe beiden Arten von Verbindungen ſtehen in Wechſelwirkung zu einander, faſt wie der Geiſt und ſeine Erſcheinung, im Raum, der Leib. Je mehr eine beſondere Beſtrebung, eine beſondere Eigenſchaft des Geiſtes Grund der Verbindung iſt, deſto weiter tritt die Rückſicht auf die Wohnſtätte zurück. Die Gelehrten einer beſondern Wiſſenſchaft finden nur in den weiten Räumen eines großen Landes genügende Bedingungen einer Verbindung, während die nur nach allgemeiner Bildung ſtrebenden Männer in jedem Diſtrikt, in jeder größeren Gemeinde einen Verein gründen können. Doch auch die am weiteſten entfernten Freunde eines beſondern Zweigs des Wiſſens, der Kunſt haben das Bedürfniß, ſich Grenzen der Entfernungen zu ſetzen, und durch vorübergehende Zuſammenkünfte ihren Beſtrebungen äußere Geſtalt zu geben.

Je mehr dagegen die Beſtrebung eine allgemeine wird, deſto größere Bedeutung erhält die Nähe des Raums, auf dem

die Menſchen wohnen. Aber auch die größte Nähe der Wohnenden kann eine geiſtige Beziehung derſelben zu einander, einen gemeinſchaftlichen Geiſt, der die Wohnſtätten umgibt, nicht entbehren, jenen Geiſt, welcher in dem Gemeinſinn, der Liebe für das Heimathland, in ſeiner allgemeinſten reinſten Bedeutung aber in der Nächſtenliebe ſeine Bezeichnung gefunden hat. Prüfen wir nun, um uns nicht in dem reichen Stoff zu verlieren, und um durch ein Beiſpiel die Bedeutung dieſer die Einzelnen und das Volk vermittelnder Verbindungen zur Anſchauung zu bringen, gerade die letzte derſelben, die Verbindung der Bürger nach der vorherrſchenden Rückſicht auf die Nähe der Wohnungen nach Nachbarſchaften. Dieſe in jetziger Zeit wenigſtens in Deutſchland faſt ganz vergeſſene Verbindung würde zunächſt die Mitte einnehmen zwiſchen der Familie und der Gemeinde, dem einzelnen Familienvater und dem Vorſtand der Gemeinde. Durch ſie würde die Gemeinde in mehrere Untergemeinden abgetheilt. So wie die Grundlage des Staats die Gemeinden ſind, ſo wären auch die Grundlage der Gemeinden die Nachbarſchaften. Die Bildung dieſer Verbindungen, ſo wie alle dieſer vermittelnden Glieder müßte theils vom Staat, theils vom Volk ausgehen. So wie aber ſchon bei der Bildung der Gemeindemagiſtrate durch die Wahlen der Gemeinde und die Eigenſchaften der Gewählten die volksthümlichen Elemente über die ſtaatlichen vorherrſchen, ſo müßte dieſes bei einer dem Einzelnen noch näher ſtehenden Gliederung ebenſo gut, wenn nicht in verſtärktem Grade der Fall ſeyn. Die Vorſteher könnten daher nicht bezahlte Untergeordnete der Polizei, ſondern müßten angeſehene Bürger des Sprengels ſeyn, die zwar von der Regierung beſtätigt, vielleicht auch ernannt würden, die aber zu der Bürgerſchaft gehören, die mehr der Ehre als des Lohnes wegen dienen, und die bei allen Verrichtungen die Mitwirkung der ihnen untergebenen Bürger in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſind.

Unterſuchen wir nun, welchen Einfluß eine nach dieſem Umriß gebildete Verbindung auf die wichtigſten Zweige des Staats-Volkslebens äußern würde, und zunächſt als Beiſpiel auf die Rechtspflege, die Sorge für die Armen, die öffentliche Sicherheit, die Anſtalten zu Verkündigung von Geſetzen und auf die Volkswahlen.

Bei der Rechtspflege iſt die Herſtellung des Beweiſes die ſchwierigſte Aufgabe, der Gegenſtand großer und endloſer Arbeiten für die Geſetzgebung und die Wiſſenſchaft, aber auch die Urſache unermeßlicher Bemühungen der mit der Prozeßleitung beauftragten Richter, einer Aktenproduktion ohne Maaß und Grenze. Die Arbeiten werden um ſo ſchwieriger und verwickelter bei jeder Verhandlung, je geringer die Zahl und Bedeutung der Beweismittel iſt. Auch häufen ſich die Anſtrengungen der Geſetzgebung und Wiſſenſchaft, um Ordnung zu ſchaffen, das Recht herzuſtellen, gerade in den Fällen, wo die vorhandenen Beweiſe nicht ausreichen. Im Gefühl dieſes Bedürfniſſes erfand man die Hülfe der Tortur, um durch dieſe das fehlende Beweismittel des Geſtändniſſes zu erhalten, und gelten noch heute in gleicher Richtung die Surrogate der Tortur, die geſetzlichen Mittel, gegen den Willen des Angeſchuldigten, Geſtändniſſe von demſelben zu erreichen, die Verlängerung und Verſchärfung des Verhafts, das Beſtürmen des Angeſchuldigten mit Fragen bis zur Ermüdung oder Betäubung, die Strafen wegen verweigerter Antwort, alle diejenigen Mittel, durch welche der Angeſchuldigte ſchon vor der Ueberweiſung als ein Schuldiger behandelt wird, welche der Freiheit des Bürgers oft gefährlich, auch dem Amt des Richters nicht immer angemeſſen ſind. Dieſes Bedürfniß, unfreiwillige Geſtändniſſe zu erhalten und dadurch den Beweis zu ergänzen, bildet die wichtigſte Grundlage des ſchriftlichen, nicht öffentlichen Verfahrens, wie ſolches faſt in ganz Deutſchland eingeführt iſt. Fragen wir nun aber nach den Urſachen, welche den Mangel an Beweiſen veranlaſſen, und deßwegen die Tortur oder die noch gültigen Erſatzmittel derſelben, ſo aber auch das ſchriftliche nicht öffentliche Verfahren herbeiführen, ſo finden wir in der Atomiſirung, Vereinzelung des Volks die bedeutendſten derſelben. Denn hier iſt, je weiter die Vereinzelung vorgeſchritten iſt, der Bürger dem Bürger, auch ſeinem nächſten fremd. Es wird Grundſatz, um die Angelegenheiten ſeiner Nebenmenſchen ſich ſo wenig als möglich zu bemühen, um nicht in Anſpruch genommen zu werden, oder Zeugniß geben zu müſſen. Hier kann ein Bürger ermordet oder beſtohlen werden, ohne daß ſeine nächſten Nachbarn es bemerken. Hier erhält der Richter, welcher die Nachbarn wegen der Umſtände

vor und nach einem Verbrechen, wegen der Lebensart eines Angeſchuldigten fragt, die dürftigſten und ungenügendſten Antworten, oft aus Vorſicht, um Widerwärtigkeiten in einer ihnen fremden Sache zu vermeiden, oft aber auch aus Unkenntniß. Hier wird dann der Richter gedrängt, die aus der Gleichgültigkeit der Bürger gegen einander entſtehenden Mängel zu erſetzen durch Herausziehen der Wahrheit aus dem Geſtändniſſe des Verdächtigen und auf alle die Irrgänge des Inquiſitionsverfahrens. Hier entſteht dann das Mißverhältniß, daß der erfahrene Verbrecher, der weiß, daß es auf den Beweis durch Geſtändniſſe ankomme und welcher das Andrängen des Richters mit Fragen auszuhalten geübt worden, leichter frei geſprochen wird, als der ein erſtes Verbrechen begangen hat. Hier entſtehen auch die endloſen Arbeiten zu Erforſchung der Schuld oder Unſchuld, ohne genügende Bürgſchaft dem Ziel näher zu kommen. Die Liebloſigkeit der Bürger gegeneinander, deren Ausdruck die Atomiſirung iſt, löſcht die hellen Lichter der Wahrheit, des Zeugniſſes, und nöthigt den Richter, in der Finſterniß mit ungewiſſem ſchwachem Schein künſtlicher Lampen zu ſuchen. Ein bedeutungsvolles Zeichen in dieſer Beziehung iſt das in neuerer Zeit ſo oft und wiederholt ausgeſprochene Verlangen nach Abſchaffung des ſchriftlichen nicht öffentlichen Verfahrens, und nach Einführung der Geſchwornengerichte. Doch kann dieſes Zeichen leicht irre führen, wenigſtens mehr andeuten, was der Geiſt der Zeit verwirft, als was demſelben gemäß iſt, wenn man nicht dabei auf die Heimath der volksthümlichen Gerichte in England und ihre auch dort nicht mehr ganz feſtgehaltene urſprüngliche altgermaniſche Bedeutung ſein Augenmerk richtet. Denn man vermehrt die Zahl und Bedeutung der Beweismittel nicht nothwendig und weſentlich dadurch, daß man die Gerichtsthüren öffnet, mündlich verhandelt und einfache, ungelehrte Bürger auf die Richterſtühle ſetzt. Es können zwar dann die vorhandenen Beweismittel dem Richter beſſer vor die Augen geſtellt werden. Es kann vielleicht auch durch die Oeffentlichkeit ein Zeuge gefunden werden, der ſonſt verborgen geblieben wäre. Aber Mancher kann dann auch aus Furcht zurückbleiben, der im Stillen Auskunft zu geben keinen Anſtand genommen hätte. Jedenfalls iſt, was dabei auf der einen Seite gewonnen wird, kaum ein genügender ſicherer

Erſatz für das ganz verlorene Hauptbeweismittel des ſchriftlichen, nicht öffentlichen Verfahrens, das unfreiwillige Geſtändniß, die Surrogate der Tortur.

Aber in England ſind die Geſchworenen nach der Darſtellung Blackſtones weniger Richter als Zeugen, gilt ihr Ausſpruch als ein Beweismittel und nicht als eine richterliche Entſcheidung, iſt dieſer Ausſpruch in dem Syſtem neben ſechs andern Mitteln z. B. durch Urkunden als ein ſiebentes aufgeführt. Hier werden die Geſchworenen beſonders wie Zeugen verpflichtet, müſſen ſie derſelben Grafſchaft angehören, aus welcher der Angeſchuldigte ſtammt. Hier galt das ſolidariſche Haften der ganzen Genoſſenſchaft für das frevelhafte Beginnen jedes einzelnen Genoſſen als Hauptſtütze des Gerichtsverfahrens, das noch in der Gemeindeverfaſſung und in dem Recht des Friedensrichters, von Verdächtigen Bürgſchaft für gutes Verhalten zu erlangen, praktiſche Bedeutung hat. Hier erhält das Gericht daher genügende Entſchädigung für die mit dem ſchriftlichen nicht öffentlichen Verfahren verlorenen Beweiſe. Hier werden wir nun aber auch auf die Gliederung des Volks, die Verbindung der Bürger nach Nachbarſchaften hingewieſen, ſo wie auch die Geſchwornengerichte in England aus den alten Nachbarſchaftsgerichten, den judiciis hominum legalium de vicineto, entſtanden ſind.

Wenn nemlich die Bürger ſo unter einander verbunden ſind, daß dieſelben für einander und die nächſten am meiſten zu ſorgen ein Recht und eine Pflicht haben, ſo vermehrt ſich die Zahl der Zeugen, welche über eine beſtrittene Thatſache Auskunft geben können, ſogleich bedeutend. Es wird dann ſchon viel öfter der Fall ſeyn, daß die nahe wohnenden Bürger als Augen- und Ohrenzeugen über die Hauptthatſachen auftreten können. Denn weil ihnen die Nachbarn nicht fremd ſind, ſo bemerken ſie öfter und leichter das Herannahen der That, das Wachſen des Frevels, ehe er reif iſt; ſo ſind ſie auch früher im Stand, beſſer bereit, beizuſpringen, abzuwehren das Verbrechen, oder doch ſeine Folgen zu vermindern. Eine noch häufigere Unterſtützung werden ſie aber dem Gericht verſchaffen können durch genauen Bericht über alle Umſtände, welche der That vorausgegangen ſind, welche ſie begleiteten und ihr folgten, über das ganze Leben des Angeſchuldigten. Denn ſie können, da ſie den Angeſchuldigten

täglich ſehen, da ihnen ſein ganzes Benehmen, ſelbſt ohne ſein Haus zu betreten, durchſichtig iſt, da bei ihnen als Nachbarn auch nicht auffällt, wenn ſie das Haus betreten oder fragen, eine Menge Thatſachen bezeugen, welche dem Richter den rechten Weg zeigen; ſie könnten auch als Conſacramentalen, Eideshelfer ihre Ueberzeugung von der Schuld oder Unſchuld des Angeklagten ausſprechen, wenn dieſes aus den Zeiten der organiſchen Verbindung des Volks uns berichtete Beweismittel noch im Gang wäre, oder das aus demſelben entſtandene der Geſchwornen Englands in ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach Deutſchland zurückgeführt würde. Ohne Bedenken können dann auch die Gerichte die Thüren ihrer Sitzungen öffnen, das mündliche Verfahren bei der Hauptunterſuchung einführen und damit zugleich das Beweismittel durch die Surrogate der Tortur, das Drängen zum Geſtändniß verlaſſen. Denn ſie erhalten nun eine Maſſe von Beweiſen oder Anzeigen, die ſie ſonſt hätten entbehren müſſen. Unbedenklich können ſie dann auch dieſen beeidigten Nachbarn einen Sitz neben denen der gelehrten Richter einräumen. Denn nur unterſtützt, nicht verdrängt würden die Gelehrten durch dieſe Bürger. Eine Menge Lichter der Wahrheit würden ihnen aufgeſteckt, die durch die Atomiſirung abhanden gekommen ſind, durch welche ſie das Recht vom Unrecht, die Schuld von der Unſchuld leichter ſcheiden können, durch welche ſie in den Stand geſetzt ſind, ſchneller den Unſchuldigen vom Verhaft, vollſtändiger vom Verdacht zu befreien, aber auch ſicherer, auf kürzerem Weg, dem Schuldigen die Strafe zuzutheilen.

Durch jene am Eingang angedeutete Form ließe ſich freilich das Alles nicht ſogleich erreichen. Die Nachbarſchaft muß durch die Geſinnung wachſen, kann nicht bloß gemacht werden. Denn die organiſche Gliederung iſt nur der Leib, die äußere Erſcheinung der Nächſtenliebe, ſowie die Vereinzelung, Atomiſirung der Ausdruck der Selbſtſucht iſt.

Aber eine gute Saat ließe ſich doch niederlegen, ein bedeutender Anfang könnte doch erreicht werden durch Einrichtungen, welche auf dem deutſchen Boden und in dem deutſchen Geiſt vielfache reiche Unterſtützung zum Gedeihen finden würden. Wenn jede Gemeinde in Nachbarſchaften getheilt, jede Nachbarſchaft

einem der angeſehenſten Bürger untergeordnet wäre, der als Friedensrichter und erſte Inſtanz für das Recht und Wohl ſeiner Untergebenen zu ſorgen hätte, wenn dann noch alle Bürger der Nachbarſchaft verpflichtet würden, dieſen Vorſteher zu unterſtützen, in ihm ihre gemeinnützige Thätigkeit zu vereinigen, ſo könnte wohl bald in dieſen Leib ein Geiſt, in dieſe Form ein Inhalt kommen. Die Hauptleute der Nachbarſchaften mit den von ihnen zu bezeichnenden oder den am meiſten unterrichteten Bürgern könnten dann bald bei jedem Streit als nothwendige Zeugen eine große Unterſtützung den Gerichten werden, und als würdig ſich zeigen, die zweiten Sitze neben den gelehrten Richtern einzunehmen.

Aber die organiſche Gliederung des Volks hätte für die Rechtspflege noch einen andern und größern Nutzen. Sie würde nicht bloß die Entſcheidungen durch Verbreitung von Licht über beſtrittene Thatſachen erleichtern, ſondern auch die Veranlaſſungen, welche die Entſcheidungen nöthig machen, vermindern, viele Proceſſe im Keim vertilgen. Die meiſten Verbrechen entſtehen aus kleinen Wurzeln.

In der Vereinzelung einer atomiſirten Geſellſchaft, wo ſich der Bürger um ſeinen Mitbürger wenig bekümmert, kann das Unrecht, das Laſter Jahre lang ſich entwickeln, bis es zu einer Freveltat reif iſt, und vom Schwert des Richters niedergemäht wird. Die unglückliche Ehefrau eines rohen Trunkenbolds kann hier viele Monate und Jahre mißhandelt werden, unbemerkt oder doch ungehindert von den Mitbürgern, der Obrigkeit, bis ſie vom tödtlichen Streich getroffen niederſinkt, oder vom Gram verzehrt ihr jammervolles Daſeyn endigt. Ein Betrüger kann Hunderte in ſeine Wohnung locken und durch falſche Künſte ausplündern, bis ſeine Flucht auf einmal zu ſpät die Menge der Verbrechen aufdeckt. Auch Civilproceſſe entſtehen meiſtens aus kleinen Anfängen, aus unbeachteten, der Parthie oft ſelbſt unbekannten Gegenſätzen des ſtrengen Rechts und der Billigkeit, aus Unachtſamkeiten eines Einfältigen dem Klugen gegenüber. Erſt ſpät kommen die Gegenſätze zum Bewußtſeyn, werden die Grundlagen von Proceſſen, bringen Haß und Zorn, Kummer und Noth in die Wohnungen der Betheiligten. Ein Vorſteher der Nachbarſchaft, mit Hilfe ſeiner guten Mitbürger, hat hier

als Friedensrichter ein großes Feld ſegensreicher Wirkſamkeit. Er kann die großen Verbrechen verhüten durch zeitige Beſtrafung der geringern, oft auch den geringern durch Warnen zur rechten Stunde entgegentreten. Alle guten Bürger werden gerne ſich um ihn reihen, ſo oft ein Frevel für das Schwert des Richters reif zu werden droht, und wohl noch früher. Er wird die Gegenſätze des ſtrengen Rechts und der Billigkeit ausgleichen, ehe die Betheiligkeiten ein vollkommenes Bewußtſeyn davon erhalten und Zorn, Haß, Sorge durch ſie in die Gemüther gebracht worden ſind. Er hat doppelte Veranlaſſung ſo zu handeln, weil jeder Streit, den er nicht ausgleichen kann, jeder Frevel, der ungehindert reif wird und zur Kenntniß des höhern Richters gelangt, ihm und ſeinen Mitbürgern als nothwendigen Zeugen, Geſchwornen vermehrte Mühe und Zeitverſäumniß verurſacht.

Der Sorge für die Armen ſind in Deutſchland, beſonders während der letzten Jahrzehende, viele Anſtrengungen der Regierungen, viele Geſetze, Verordnungen und Befehle gewidmet worden. Wir haben eine große Anzahl wohlthätiger Anſtalten. Außerdem gibt jeder, deſſen Herz dem Mitleid nicht verſchloſſen iſt, unausgeſetzt den Nothleidenden. Doch ſieht man keinen Erfolg dieſer Anſtrengungen. Die Zahl der Armen wächst eher, als daß ſie abnimmt, am meiſten in den Orten, welche die größten Anſtalten für dieſelben haben. Man ſieht keine Abnahme der Anforderungen, erhält ſo wenig Dank für alle Opfer. Die Armuth iſt ein Ungeheuer, deſſen Schlund größer wird, je mehr man ihm zu verzehren gibt, das uns drohend näher kommt, je mehr wir ihm Aufmerkſamkeit ſchenken. Es gibt Urſachen dieſer Erſcheinung, die über der Kraft des Einzelnen, ſelbſt der einzelnen Regierung ſtehen. Aber eine mächtige Urſache liegt auch in der Art der Behandlung, wie ſie in der atomiſirten Geſellſchaft gewöhnlich, faſt unvermeidlich iſt.

In der Regel erhält hier Unterſtützung nur der, welcher bittet, oft nur der, welcher dringend bittet, oder deſſen Noth ſichtbar iſt. Die Armuth wird behandelt nach allgemeinen Zeichen als ein gewordenes Sichtbares, nicht als ein werdendes Unſichtbares, nach den beſondern Gründen ſeiner Entſtehung, nach ſeinen beſondern Arten. Wir geben mehr dem rettungslos

in Armuth Verſunkenen, als dem, welcher noch mit der Armuth ringt, dem in der Stille Jammernden. Auch iſt die Zahl der ſichtbar Leidenden, der laut Bittenden ſo groß, daß es unmöglich zu ſeyn ſcheint, auch nach der Noth zu fragen, die nicht ſichtbar iſt, die nicht bittet. Doch iſt Erfolg nur zu erreichen, die rechte Hilfe nur möglich, wenn wir den Muth haben, von der äußern Erſcheinung weg nach ihrer innern Urſache, von den Zeichen weg nach dem Weſen der Armuth uns zu wenden, ſtatt der einzelnen Zweige den Stamm und die Wurzeln des Elends anzugreifen. Um nicht Unwürdigen zu geben, die nur die Zeichen der Armuth zur Schau ſtellen, dürfen wir nur geben nach ſorgfältiger Prüfung; um nicht den rettungslos in Armuth Verſunkenen geben zu müſſen, iſt nöthig, diejenigen aufzuſuchen, welche noch mit der Armuth kämpfen.

Um gründlich zu helfen, müſſen wir nicht bloß mit Geld und ſichtbaren Werthen, ſondern auch mit Worten des Troſtes und mit Dienſten der Liebe unterſtützen.

Wir haben zwar ſchon einzelne Menſchenfreunde und Anſtalten, welche in dieſem Sinn handeln. Aber dieſe ſind in der atomiſirten Geſellſchaft, in ihrer Vereinzelung von der Ueberzahl der laut Flehenden, ſichtbar Armen bald umringt, gedrängt, mißbraucht, oft auch erſchöpft.

Durchgreifende, gründliche Hilfe iſt nur in der organiſirten Geſellſchaft möglich, wo die Armen nach Nachbarſchaften eingetheilt, den ihnen zunächſtwohnenden Armenfreunden in erſter Inſtanz zugewieſen ſind, wo die Nachbarſchaft als Ganzes ſich verpflichtet fühlt, für die Ihrigen zunächſt zu ſorgen, und nur, wo die Mittel nicht reichen, ihren Stützpunkt in der entfernteren größern Verſammlung hat. Der Armenfreund, der zugleich Nachbar iſt, kann, mit dem mindeſten Aufwand an Zeit und Mühe, die falſche Armuth von der wahren unterſcheiden. Er kann auch ohne Mühe die erſt werdende Armuth, den ſtillen Jammer, ebenſo die rechten Heilmittel auffinden. Ihm wird nicht verargt, er verletzt nicht, wenn er fragt oder fragen läßt nach dem Grund der Thränen. Er kann auch da, wo ſichtbare Gaben nicht an der Stelle ſind, dagegen die unſichtbaren durch Wort und Dienſte helfen, wie kein Fremder, kann oft durch ein einziges Wort, zu rechter Zeit geſprochen, einen einzigen Gang, eine Fürſprache

Thränen trocknen, neue Quellen des Glücks öffnen, unendlichen Jammer abwenden.

Er kann aber auch, wo ſichtbare Gaben nöthig ſind, dafür ſorgen, daß ſie auf die ſchonendſte Weiſe dargebracht oder gegen Mißbrauch und Verſchleuderung geſichert werden. Die ſichtbaren Gaben in der rechten Art dargebracht, wie es nur bei der genaueſten Kenntniß der Umſtände möglich iſt, werden ſich verdoppeln, in der Verbindung aber mit den unſichtbaren Gaben, die auch nur der Nachbar am beſten reichen kann, um das Zehnfache vermehren. Der Aufwand an Zeit, welcher zu dieſer Vervielfachung der Gaben nöthig iſt, beſteht aber für den Armenfreund, der Nachbar iſt, in einigen Stunden der Woche, vielleicht am Abend der Beluſtigung entzogen; die Mühe, welche er hat, kann ihm bald durch den Dank, den er erntet, ſtatt der Anſtrengung eine Quelle reiner Freude, eine Erholung von den Geſchäften des Tags werden.

Um den Schaden durch Feuer zu verhüten oder zu vermindern, beſtehen viele Einrichtungen und Geſetze. Baukundige unterſuchen von Zeit zu Zeit die Wohnungen, um gefährliche Bauten zu verhindern, Polizeibeamte ſorgen für die Befolgung der Geſetze über die Behandlung des Feuers. Die Löſch- und Rettungsanſtalten verbeſſern ſich mit jedem Jahr. Verſicherungsanſtalten verbreiten ſich immer mehr auf alle Beſitzer, jeden durch Feuer bedrohten Beſitz. Aber mit der verminderten Gefahr nimmt auch die Sorgloſigkeit, der Leichtſinn zu, wächst die Verſuchung aus Gewinnſucht Brandſtiftungen zu begehen. Die Feuersbrünſte, welche der Leichtſinn, die Bosheit herbeiführen, mehren ſich, je mehr die Verſicherungsanſtalten ſich bei den geringen Beſitzern, den Proletariern ausbreiten.

Die Verſicherungsprämien werden bleibende Laſten, denen ſich keiner entziehen kann, die jetzt ſchon oft ſo viel betragen, als die öffentlichen Abgaben, die noch im Zunehmen begriffen ſind. Der Preis, den man aber erhält für dieſe bleibende Laſt, iſt nur Entſchädigung für die nach Geld zu berechnenden zerſtörten Sachen, kann kein Erſatz ſeyn für die beim Brand bedrohten Menſchenleben, für die an den Sachen hängenden Erinnerungen, für alles Unſichtbare, Geiſtige, das den Beſitz umgiebt. Auch das Feuer iſt ein Ungeheuer, das wächst, je

Eigennutz und nicht Ueberzeugung gewirkt haben, wenn Einer sich dem Volk ganz einverleiben will, unter welchem er seither als unstäter Fremdling gewohnt hatte. Die weisesten Regierungen bevorzugen nie einen schlechten neuen Christen vor einem guten alten Juden. Wie in vielen andern Beziehungen ist auch in dieser der Bund der Freimaurer der Zeit vorangeschritten. Ihm genügt erprobte weltbürgerliche Gesinnung, anerkannte Rechtlichkeit, um einem Juden die Aufnahme nicht zu versagen.

Die angesehensten und reichsten deutsch-jüdischen Häuser gefallen sich bis jetzt noch in einer mittlern Stellung zwischen Juden- und Weltbürgerthum. Förmlicher Uebertritt der ganzen Familie scheint ihnen nicht räthlich, denn sie wollen sich der Beihülfe, des Einflusses, der Anhänglichkeit ihrer Glaubensgenossen nicht entschlagen; dagegen ist strenge Befolgung der Satzungen unvereinbar mit dem Leben in der großen Welt und guten Gesellschaft, mit glänzenden Gastgeboten im eigenen Haus oder Palast. Ueber alles Dogmatische wird von ihnen mit möglichster Toleranz weggegangen, mit dem übergetretenen Verwandten und mit christlicher Schwägerschaft freundlich verkehrt. Handel und Gewerbe machen ohnehin überall gebieterisch eine Gesinnung gelten, welche zuerst nach Charakter, Wissen und Haben, nach Glauben und Herkommen aber zuletzt fragt. Der jüdische Notable sieht Ordenskreuze als nothwendigen Theil seiner Toilette, aber auch nur als solchen an. Sehr selten erwirbt er Grundbesitz und sucht Majorate zu stiften, um das schnell erworbene flüchtige Gut auch den Nachkommen zu sichern. Aber dieser Zwischenzustand muß beinahe alle Nachtheile des Judenthums tragen, ohne aller Vortheile des Christenthums theilhaftig zu werden. Wien, wo Joseph II. die ersten jüdischen Barone ernannt hat, und Berlin zählen daher viele Verheirathungen stattlicher junger Edelleute mit jüdischen Erbinnen, welche doch nur durch gänzliche Ausscheidung aus ihrer Religion die gesellschaftliche Stellung erhalten können, zu welcher Talent, Erziehung, Reichthum und sehr oft Schönheit sie berechtigen.

Wenn zu gleicher Zeit der jüdische Mittelstand sich willig bleibender Zunamen und freiwillig christlicher Vornamen bedient, wenn seine gewerbliche und wissenschaftliche Bildung sich täglich vervollkommnet, wenn viele aus seiner Mitte zwar vorläufig nur solche Beschäftigungen wählen, bei welchen man laufen kann (wie

mehr man ihm wachſende und doch immer ungenügende Opfer bringt.

Vieles könnte aber auch hier anders werden, wenn die Geſellſchaft organiſirt, in Nachbarſchaften getheilt wäre, die unter der Leitung eines Vorſtehers gegen das Feuer zu wachen und zu kämpfen ein Recht und eine Pflicht hätten. Die Nachbarn können den Leichtſinn, die Bosheit beſſer bewachen, als alle umher wandelnde Diener der Obrigkeit. Sie können auch beſſer das Verdächtige zu hoher Verſicherungen beurtheilen, können den Dienern der Obrigkeit die beſte Unterſtützung verſchaffen. Wenn es auch nicht möglich iſt, den Ausbruch des Brandes ganz zu verhüten, ſo können doch die Nachbarn, die unter ſich oder einem Führer ſchon verbunden ſind, denſelben früher erſticken, als wenn die Bürgerſchaft erſt auf den Ruf der Sturmglocke ſich organiſirt und bei der Leitung auf die höhere entfernte Obrigkeit warten muß. Durch eine organiſirte Gemeinde könnten jährlich große Verluſte vermieden, viele Menſchenleben geſchont, viele unerſetzliche Denkmale der Vorzeit gerettet werden.

Der Sorge für die öffentliche Ruhe und die allgemeine Sicherheit haben die Regierungen in neuerer Zeit große Anſtrengungen, eine Menge Verordnungen, viele Anſtalten gewidmet. Wie wenig würde aber dieſes Alles dem Erfolg entſprechen, wenn wirklich gefährliche Verbindungen, wie z. B. der Communiſten, in Deutſchland ſich ausbreiten wollten?

Die Sorgfalt, mit der die Verbindungen bewacht werden, die Strenge und Förmlichkeit bei ihrer Prüfung und Hütung ſcheint ſogar dem gewünſchten Zweck gerade entgegen zu wirken. Je mehr die Regierungen ihre Sicherungsmaßregeln concentriren, centraliſiren, je mehr ſie uniformirte Wächter ausſenden, deſto mehr zieht ſich das Volk in Kreiſe zurück, in welche jene Uniformirte nicht folgen können, oder wenn ſie auch folgen, keine Gewalt haben, deſto mehr kleiden ſich die Vereine in Namen und verfolgen Zwecke, die dem Staat unzugänglich, gar nicht ergreifbar ſind, deſto mehr ſcheidet ſich die Freiheit des Volks in ſelbſt gewählten Ordnungen von der Ordnung des Staats, nicht gegen dieſelbe, aber doch auch ganz ohne ſolche, ſie ganz entbehrend, kaum berückſichtigend. In vielen tauſend Vereinen und Geſellſchaften für körperliche oder geiſtige Zwecke, für

Vergnügen oder die Wiſſenſchaften, oder die Sitte, die Religion, die kein Staat verbieten und auch nur überſehen kann, verſucht das Volk, der Atomiſirung müde, ſeine Vereinigung, wenn gleich noch auf maaßloſe ungewiſſe Weiſe. Wenn aber Uebelgeſinnte in einer dieſer vielen Formen ſich vereinigen wollten, wo wäre die Möglichkeit in einer atomiſirten Geſellſchaft ſie zu hindern oder auch nur ſie zu bemerken? Würden Communiſten in der Wohnung eines der Ihrigen regelmäßig unter der Form eines Singkranzes zuſammenkommen, der Polizeibeamte müßte auf ſeine Frage mit der vorgehaltenen Form ſich begnügen und bekäme keine Beweiſe, um einzuſchreiten. Wäre aber die Geſellſchaft nach Nachbarſchaften eingetheilt, und wäre dieſe für die Aufrechthaltung der Ordnung verpflichtet, ſo würde das bald anders ſeyn. Die Nachbarn würden den Schein von der Wahrheit trennen, würden das übrige Leben der Männer beobachten, alle Worte hören, alle Mienen beobachten, nicht bloß die zum Hören und Beobachten den öffentlichen Wächtern gewidmeten. Dann könnte aber auch der erwachende Geiſt der Conföderationen, dieſes prophetiſche Zeichen einer beſſern Zukunft, viel weniger gehemmt und auch mit minderer Urſache zu Beſorgniſſen ſich entfalten. Denn die Nachbarſchaften, die Grundlage des Staats, wären auch der Boden, auf dem die Conföderationen ſich ausbreiten. Dieſe wären aber eine ſichere Bürgſchaft für die Ungefährlichkeit derſelben. Sogar unmittelbare Aufſicht ließe ſich eher ausführen. Einen bezahlten Diener der Polizei als Zeugen in eine Geſellſchaft zu ſenden, welcher mißtraut wird, ginge nicht an, würde meiſtens den Zweck verfehlen, weil dieſelbe geſtört oder gar nicht zuſammen kommen würde, während die Anweſenheit guter Nachbarn weniger auffallen und beläſtigen müßte.

Wenn durch ſolche Einrichtung der Ausbruch einer offenen Gewaltthätigkeit, eines Aufſtands nicht ganz, nicht überall verhütet werden könnte, ſo wäre doch viel leichter, denſelben in der organiſirten als in der atomiſirten Geſellſchaft zu unterdrücken. In der atomiſirten Geſellſchaft iſt das gewöhnliche oft einzige Mittel die Anwendung des ſtehenden Militärs. Aber dieſes in Waffenplätzen, Feſtungen, Garniſonen zuſammengedrängte, hat oft mehrere Tage, oft noch mehr Zeit nöthig,

bis es den Empörern entgegenzuziehen im Stande iſt. Dieſe können inzwiſchen die Fahnen des Aufruhrs entfalten, Proclamationen verbreiten, Heeresmaſſen bilden, ſind dann nur mit vielen Opfern von Menſchenleben zu bekämpfen. Ein beſſeres Mittel ſind Landwehren, Bürgergarden, weil ſie ihre Vereinigungsplätze in dem Mittelpunkt der meiſten größern Gemeinden haben. Aber bis ſie auf das Lärmzeichen ſich verſammelt, ihre in einem öffentlichen Gebäude niedergelegten Waffen empfangen haben, bis ihre Anführer herbeigeeilt ſind, können doch die Aufrührer große Theile der Gemeinde in Beſitz genommen haben, aus denen ſie auch nur mit vielen Menſchenopfern zu vertreiben ſind.

Die ſchnellſte Hülfe iſt hier die beſte. Dieſe iſt nur in der organiſirten Geſellſchaft möglich, wo die Bürger in Nachbarſchaften vertheilt, einem der Ihrigen als Hauptmann zunächſt untergeordnet ſind, bei dem ſie ihren nächſten Waffenplatz und Vereinigungspunkt haben. So können ſie den Aufruhr am ſchnellſten mit den geringſten Opfern beſiegen, mit Opfern, die wohl nicht die Hälfte derer ſind, welche die Landwehren fordern, vielleicht aber nicht der zehnte Theil derer, die das ſtehende Heer nöthig macht. Denn ſie haben nur einen werdenden Feind zu bekämpfen, die Landwehren und das ſtehende Heer in einer atomiſirten hingegen einen gewordenen.

Für die Hebung des Gewerbfleißes und der Landwirthſchaft bemühen ſich unſere Regierungen und viele Vereine durch Verbreitung von Kenntniſſen und Verwilligung von Anlehen oder Geſchenken. Der Erfolg ſteht aber ſelten im Verhältniß zu den angewendeten Mitteln. Die verbreiteten Schriften werden von den Wenigſten geleſen und von noch wenigern mit Nutzen. Die große mit jedem Jahr ſteigende Menge der Schriften iſt ſogar oft ein Hinderniß des Selbſtdenkens, des Fortſchreitens, eine Stütze des Vorurtheils für das Alte. Je mehr der gewöhnliche Landwirth und Gewerbsmann lieſt, deſto mehr überzeugt er ſich, wie wenig davon brauchbar, wie wenig es erprobt iſt, wie vieles auf Täuſchung beruht. Unfähig, mehr Zeit darauf zu verwenden, das Wahre vom Unwahren zu ſondern, wird er bald ermüdet, verwirrt, die endloſen Maſſen gedruckten Wiſſens wegwerfen und ſein eigenes kleines Wiſſen denſelben vorziehen.

Die Geſchenke und Anlehen zu Unterſtützung der Gewerbe und der Landwirthſchaft können von den Regierungen und Vereinen nur nach allgemeinen Zeichen des perſönlichen Verdienſtes gegeben werden, wobei Mißgriffe oder auch Parteilichkeiten kaum zu vermeiden ſind. Sie fließen meiſtens nur denen zu, die ſich Zutritt zu verſchaffen, geltend zu machen wiſſen, nicht dem ſtillen beſcheidenen Verdienſt, ſie hindern nicht das Zuſammendrängen des Geldes in wenige glückliche Hände, erſchweren manchmal ſeine Vertheilung unter die größere Menge.

Wäre aber die Geſellſchaft organiſirt, wären alle Gewerbtreibende nach Nachbarſchaften unter Agenten der Vereine, der Regierungen vertheilt, ſo könnte mit denſelben Mitteln viel mehr erreicht werden. Der Agent der Nachbarſchaft könnte das ſeinem Nachbar Paſſende aus den Schriften ſuchen, zu rechter Zeit mittheilen, dadurch das Nachdenken, die Wißbegierde erregen, die ſonſt durch das maaßloſe Ausſchütten gedruckten Wiſſens unterdrückt werden. Der Agent könnte aber auch den perſönlichen Werth, die Fähigkeit Geld umzutreiben, den einzigen ſicheren Maaßſtab des perſönlichen Credits beurtheilen, wie kein Anderer. Denn er kann oft, ohne einen Schritt zu thun, ohne ſein Arbeitszimmer zu verlaſſen, jedenfalls mit der geringſten Mühe alle Bedingungen des perſönlichen Credits am beſten erfahren, er kann und muß wiſſen, ob der ein Anlehen Nachſuchende früh zur Arbeit geht, fleißig, ſparſam iſt, ob Ordnung in ſeinen Geſchäften iſt, ob ſittliche religiöſe Grundſätze aus ſeinen Handlungen hervorleuchten. Sogar Bürgſchaften könnten die Nachbarn übernehmen, wo alle Fremde ſie verweigern müſſen. Dem Staat, den Banken und einzelnen Kapitaliſten öffnet ſich hiedurch Gelegenheit, Gelder mit Sicherheit gegen beſſere als gewöhnliche Zinſe und mit Nutzen für das Allgemeine anzulegen. Der Schwerkraft des Geldes, das ſich in wenig Hände zuſammendrängen will: würde die Schwungkraft des perſönlichen Werthes ſich entgegenſtellen und das Geld durch alle fleißige Hände des Volks umherlaufend, könnte das Lebensblut eines allgemein verbreiteten Wohlſtands werden.

Bei der Beſteuerung ſind große Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten nicht zu vermeiden, wenn jeder Beſteuerte dem andern fremd iſt, jeder nur die Laſt der Steuern möglichſt von

ſich abzuwenden ſucht, wie es in einer atomiſirten Geſellſchaft gewöhnlich iſt. Der redliche, minder kluge, minder mächtige Bürger muß dann außer der Steuer, die ihm gebührt, auch den Ausfall zahlen, welchen die unredlichen Mächtigen, Klugen von ſich wegwälzen. Der Staat, deſſen Pflicht iſt, das Recht der Einfältigen gegen die Klugen, der Schwachen gegen die Starken zu ſchützen, wird bei der Beſteuerung ein Werkzeug des Unrechts, der Unterdrückung.

So viel auch gerechte Regierungen ſich bemühen, die ärgſten Folgen dieſes Uebels zu beſeitigen, gründliche, durchgreifende Hülfe iſt doch nur in einer organiſirten Geſellſchaft möglich, wo der Nachbar dem Nachbarn nicht fremd iſt, wo Jeder ſich und ſeine Mitbürger als Glieder eines Ganzen zu betrachten Veranlaſſung hat. Hier kann der Zollbetrüger, nachdem er Waaren glücklich durch die Zolllinien gebracht hat, nicht ſo unangefochten die Früchte ſeines Betrugs genießen. Hier kann der reiche Unredliche durch falſche Faſſionen nicht im Vertrauen auf die Unbekanntſchaft und Gleichgültigkeit ſeiner Mitbürger ſo leicht den Staat überliſten. Der Staat erhält durch die in Nachbarſchaften abgetheilte Bürger, durch die innige Verbindung derſelben zur Verſtärkung der Zollſteuerdiener ein Heer, das Millionen in ſich faßt. Alle Bürger ſind Zollwächter, Steuerdiener, machen einen Theil der Beſoldeten entbehrlich, ſichern den Erfolg für die Geſchäfte der andern. Es dient jedoch dieſes nur als Andeutung. Genauer zu zeigen, wie die Nachbarn zu dieſer Mitwirkung veranlaßt werden, iſt die Entwicklung der organiſchen Geſtaltung des Staatslebens auch in den höheren Regionen nöthig.

Die Verkündigung der Geſetze iſt in atomiſirten Staaten ein beſonders mühſames, undankbares Geſchäft. Regierungsblätter und andere Zeitungsblätter werden zu Bekanntmachungen benützt. Schriftſteller und Buchhändler ſind unermüdet in Herausgabe von Zuſammenſtellungen und Erläuterungen, welche den Beamten und Gemeinden zur Anſchaffung empfohlen werden. Die Rathhäuſer füllen ſich mit langen Reihen von dieſen Schriften. Einzelne Verordnungen werden ausgerufen oder an den Rathhäuſern angeſchlagen.

Aber im Verhältniß der wachſenden Zahl dieſer Verbreitungs-

mittel nimmt die Kenntniß der Geſetze und ihre innere Verſtändigung nicht zu, eher ab.

Je mehr die Schriften auf den Rathhäuſern ſich anhäufen, deſtoweniger haben die meiſten Luſt, Zeit und Fähigkeit ſie zu leſen. Eine Verordnung folgt auf die andere, und wird vergeſſen in kürzerer Zeit, als zu ihrer Abfaſſung nöthig war, wird ſpäter durch eine neue Verordnung in Erinnerung gebracht, um mit den vorangegangenen bald gleiches Schickſal zu theilen. Eine unermeßliche Menge geſetzgeberiſcher Arbeiten verſinkt jährlich ſpurlos in der großen Kluft, welche die Obrigkeit von den Bürgern in einer atomiſirten Gemeinde trennt.

In einer organiſirten Geſellſchaft beruft aber der Magiſtrat die Hauptleute der Nachbarſchaften auf das Rathhaus, um ihnen das neue Geſetz zu verkündigen. Die Hauptleute verkündigen nun wieder daſſelbe ihren Untergebenen jedem nach ſeiner Faſſungskraft, geben mit gutem Beiſpiel bei der Ausführung voran, helfen nach bei Schwierigkeiten und Mißverſtändniſſen, warnen bei Nachläſſigkeiten, warnen wiederholt, ehe ſie Beſtrafungen einleiten, verſchaffen mit Liebe und Ernſt, mit der Gewalt des Beiſpiels und der Kraft der Obrigkeit dem Geſetz Geltung und Leben. Der Staat hat durch die Vorſteher der Nachbarſchaften ein Heer von Wächtern des Geſetzes, ein Heer von Kriegern gegen die innern Feinde des Staats, gegen die Noth, die Irrthümer und Fehler der Menge, eine mächtige Landwehr zur Beſchützung der Werke des Friedens, des allgemeinen Wohles, der Gerechtigkeit. Der Staat verſammelt um ſich, ſtatt der bisherigen ſchriftlichen Vollziehungsmittel, viele tauſend lebendige Boten ſeines Geiſtes und kräftige Arme ſeiner Gewalt.

Große Anſtrengungen ſind in der letzten Zeit gemacht worden, bedeutende Verwilligungen der Regierungen ſind geſchehen, um den Bürgern neben der Ordnung auch die Freiheit zu ſichern und Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu verſchaffen. Die Grundlage aller politiſchen Rechte bilden die Wahlgeſetze. Dieſe Geſetze ſind aber in einer atomiſirten Geſellſchaft immer ungenügend, von zweifelhaftem Erfolg, führen oft zur Knechtſchaft, ſtatt zur Freiheit. Wegen der Vereinzelung der Mehrzahl ſiegen bei den Wahlen die zufälligen Verbindungen der Minderzahl, der Grund der Verbindungen mag Herrſch- oder

Gewinnſucht oder eine andere Leidenſchaft ſeyn. Der Zufall herrſcht oft ſtatt der freien Willensbeſtimmung, die Leidenſchaft ſtatt der Vernunft. Oft führen die vielen Wahlen, ihre geringen Erfolge wieder zum Verluſt derſelben, zu einer ſtrengeren Herrſchaft als der früheren, oft ſehnen ſich die von Parteihäuptern herumgejagten Wähler, der langen Kämpfe müde, nach dem unfreien Frieden einer unumſchränkten Herrſchaft zurück.

Die organiſirte Geſellſchaft kann ein Heilmittel gegen dieſe Uebelſtände abgeben. Denn hier iſt die ganze Gemeinde, das ganze Volk in ſich gegliedert, verbunden. Es kann daher auch nicht die zufällige Zahl der Verbindung über die Vereinzelten ſiegen. Weil Vorſteher einer Nachbarſchaft niemand ſeyn kann, als der einigen Vermögensbeſitz verbindet mit dem Willen, unentgeltlich die Geſchäfte und Pflichten für die Nachbarn zu übernehmen, und mit der Fähigkeit, denſelben nachzukommen, ſo iſt der Vorſteher ihr natürlicher Mittelpunkt und der ſichere Bote ihrer Geſinnung, die Verſammlung dieſer Vorſteher aber auch der Vereinigungspunkt der würdigſten Gemeindemitglieder, das beſte Wahlkollegium, der beſte Ausdruck des Gemeindegeiſtes. Die Belohnung der täglichen unentgeltlichen Opfer muß gerade für den Führer der Nachbarſchaft das Recht ſeyn, dafür auch eine entſcheidende Stimme zu haben bei den Wahlen für die Gemeinde, den Staat, die Ausſicht zu Würden und Aemtern.

Während in einer atomiſirten Geſellſchaft die Wahlkandidaten kurze Zeit vor der Wahl ſich bei denen ihnen ſonſt gleichgültigen Bürgern bemerklich machen, ihre Verdienſte anpreiſen oder durch ihre Freunde anpreiſen laſſen, Verſprechungen machen, die oft nicht erfüllt werden, ſich zu Dienſten und Worten herablaſſen, die mit ihrem übrigen Benehmen im Widerſpruch ſind, um die Gunſt der Menge und Wahlſtimmen zu erhalten, müſſen in der organiſirten Geſellſchaft die Vorſteher der Nachbarſchaften das ganze Jahr dienen, ihre Fähigkeit, ihren Gemeinſinn zeigen, ſich mit den öffentlichen Geſchäften vertraut machen, nicht zum Schein, ſondern in Wahrheit, nicht eines augenblicklichen Vortheils wegen, ſondern im fortdauernden Zweck ihrer Stellung. Für dieſen größern Dienſt, dieſe größern Opfer haben ſie dann auch den gewiſſen, vom Zufall, der Laune nicht mehr abhängigen

Vortheil, in der Verſammlung der Hauptleute eine entſcheidende Stimme geben zu dürfen und durch ſolche zu höhern Aemtern berufen zu werden. Nicht bloß Vermögensbeſitz, ſondern auch perſönliche Fähigkeit und erprobter Gemeinſinn iſt Bedingung, um zu höhern Stellen zu gelangen. Der Reichſte hat keinen andern Weg, um ſich emporzuſchwingen, als im Dienſt für die geringſten ſeiner Mitbürger ſich auszuzeichnen. Auch dem weniger Bemittelten, der nur ſo viel beſitzt, um einige Zeit dieſen Dienſt unentgeltlich verſehen zu können, der aber um ſo viel mehr durch geiſtige Fähigkeit ſich auszeichnet, iſt der Weg zu den höchſten Ehrenſtellen und den reichſten Aemtern geöffnet. Der Dienſt führt zur Herrſchaft, aber nicht der unentgeltliche Dienſt eines Referendärs in den Kanzleien der Staatskollegien, in der Entfernung vom Volk, ſondern der Dienſt für die Nachbarn, Mitbürger, für die innerſten Zweige des Volkslebens.

So kommt die Geſellſchaft in ihrer weitern Entwickelung durch die Organiſirung, Gliederung auf das zurück, was ſchon in Deutſchland bei ihrem Anfang vorgebildet war. So führt das Bedürfniß der Gegenwart zu dem Verſtändniß der Urzeit. Die älteſten ſchriftlichen Urkunden über die deutſchen Geſetze berichten uns, daß bei den Angelſachſen, bei denen ſich das Urſprüngliche am längſten unverändert erhielt, jeder Freimann nicht bloß in einer Hundrede, ſondern auch in der Verbindung der Zehnmänner in der Tien Manna Tala ſeyn mußte, die im Verhältniß gegenſeitiger Rechtsverbürgung zu einander ſtanden.

Dieſe Eintheilung iſt auch in England bis auf dieſe Zeit, zwar mehrfach geändert und öfter im Einzelnen verlaſſen, doch immer noch die tiefere Grundlage ſeiner bürgerlichen Einrichtungen. Denn das Gebiet von England iſt nach Blakſtone's Handbuch der engliſchen Rechtseinleitung, Abſch. 4, abgetheilt in Grafſchaften oder Kreiſe, Hundreds und Tithings, oder towns, vills. Einer der angeſehenſten Einwohner des tithing wird jedes Jahr gewählt, um die Oberaufſicht zu führen, heißt Sprecher, Vorſteher tithingman head borough borsholder. Zehn tithing machen ein hundred aus, dem ein Oberkonſtabel oder Baillerif vorſteht. Dieſe bilden aus ihrer Mitte das Centgericht, eine beſtimmte Anzahl dieſer Hunderte bilden einen Kreis, eine Grafſchaft, dem ein Scheriff vorſteht, einige dieſer Kreiſe dann wieder

Pfalzgrafſchaften. Das theilweiſe Verlaſſen dieſer Einrichtung, die Beſchränkung der Hundertgerichte, ſowie der Grafſchaftsgerichte, auch die von der Zeit der normanniſchen Eroberung herſchreibende Centraliſation der Rechtspflege mag aber zu den jetzigen ſocialen Zerrüttungen dieſes Landes viel beigetragen haben.

In den alten Städten des Mittelalters finden wir ähnliche Einrichtungen faſt überall wiederholt.

Hüllmann, der unermüdete, gründliche Durchforſcher des deutſchen Städteweſens bezeugt im dritten Band ſeines Werks, daß die Abtheilung der Bürgerſchaften in Sprengel überall die Grundlage der Gemeindeverwaltung und der bürgerſchaftlichen Vertretung war, daß nirgends die Volkswahlen durch die ungeſchlachten, ungeordneten Volkshaufen geſchehen. In der Stadt Gent, die ein Vorbild für viele Städte in weitem Umkreis war, und deren Einrichtungen beſonders gut beſchrieben ſind, waren die Pfarrſprengel in Geburſchaften, Nachbarſchaften eingetheilt, denen ein Nachbar, der Geburmeiſter, vorſtand, der Gehülfe der Scheffer war, aus denen der Stadtrath entſtand. Auch in den großen italieniſchen Städten, in Bologna, Padua, Trevigo, war die Eintheilung der Bürger nach Sprengeln, Nachbarſchaften ein weſentlicher Theil der Stadtverfaſſung. Aehnliches finden wir in ſüddeutſchen Städten. In Rothenburg an der Tauber war nach Benſens Geſchichte die Bürgerſchaft unter 40 Hauptleute vertheilt, welche für die Ordnung im Frieden ſorgten, im Krieg die Führer, ebenſo ihrer Untergebenen Friedensrichter, auch Vertreter und nothwendige Zeugen beim höheren Gericht waren, die zugleich in ihrer Geſammtheit das Wahlkollegium bei Ernennungen zu Aemtern und die Grundlage der ſtädtiſchen Verfaſſung bildeten. Ebenſo waren im Gebiet der Reichsſtadt Hall die Beſitzer der freien Güter, in ihren Steinhäuſern, Thürmen, die Hauptleute des Herrbanns und als ſolche für die Muſterung und Ordnung der Herrbannsrollen verpflichtet, zugleich aber auch die Beiſitzer des alten Centgerichts, die nothwendigen Zeugen und Vertreter für die Untergebenen bei dieſem Gericht.

Im deutſchen alten Recht finden wir überall die merkwürdige Beſtimmung, daß mit allem vollen Eigenthum zugleich

Gerichtsbarkeit verbunden war, alſo das Recht und die Pflicht über die engen Marken des beſondern beſchränkten Eigenthums hinaus für das Recht, das Wohl und die Ordnung in der Umgebung zu ſorgen, ein Recht, das wie ein ſtrahlendes Licht alles volle Eigenthum der Urzeit umgebend verherrlichte. Die römiſche Rechtsanſicht hat dieſen höhern geiſtigen Theil des Eigenthums größtentheils weggenommen, nur noch Trümmer zurückgelaſſen in den Dienſtbarkeiten und Laſten, und hat die Ueberlieferungen der Vorzeit darüber unverſtändlich gemacht, während die Sprache, treuer der Urzeit als die Geſetze in der Bezeichnung derſelben als Gerechtigkeit den tiefern Sinn ahnen läßt. Das engliſche Civilrecht, das dem römiſchen Recht ſiegreich widerſtand, hat auch vollſtändiger die alte Anſchauung erhalten.

Denn das engliſche Civilrecht unterſcheidet nach Eduard Coke und Blakſtone bei jeder beweglichen und unbeweglichen Sache eines jeden Beſitzers das körperliche und unkörperliche Erbe, benennt zehn Arten des unkörperlichen Erbes, die das erſtere vermehren und umgeben, nemlich die Zehnten, Rechte auf fremdem Gut, Renten, das Patronat, das Präſentationsrecht zu einer Kirche, das Recht zu Aemtern, Würden, Vorrechten, zum Beiſpiel der Pfalzgrafſchaft, Steuern zu erheben, ein peinliches Gericht zu halten, einer beſonderen Gerichtsbarkeit. Dieſe zehn Arten des unkörperlichen Erbes, welche die ſichtbare Sache wie ein Licht, etwas Geiſtiges umgeben, ſind zwar unverkennbar zum Theil nur Reſte einer frühern Anſchauung, doch bezeichnen ſie auch ſo noch den Zuſammenhang, in dem das Privatrecht mit dem öffentlichen Recht ſteht, und den höhern Werth, den erſteres dadurch erhält, daß es die Grundlage des Staats der Verfaſſung bildet.

Aber die tiefere Begründung und beſſere Beleuchtung dieſes unkörperlichen Erbes, ſowie der in vollem Eigenthum wurzelnden Gerichtsbarkeit erhalten wir erſt, wenn wir dieſelbe mit dem wieder erwachenden Verlangen nach Organiſirung der Geſellſchaft zuſammenſtellen.

Denn bei der Organiſirung, Gliederung der Geſellſchaft hat jeder Eigenthümer, auch der geringſte, neben dem Recht auf ſeinen beſondern Beſitz auch eine Pflicht, für ſeine Umgebung zu ſorgen, und ein Recht, gleiche Sorge von dieſer zu verlangen.

Arzneikunde, Tonkunst und Theater), oder solche, wo sie die alte reichlich ausgesonderte Galle ihres Stamms in Bewegung setzen können (wie die Literatur des Tages und Sachwalterei), so sind es doch immer andere Beschäftigungen als der Handel. Wir sehen in ihnen die noch ausspähenden und deßhalb scheinbar unbestimmten Bewegungen des Vortrabs eines sich zum Aufbruche bereitenden Heeres. Oder sollten die unter Europäern wohnenden Juden den Volksthümlichkeiten länger widerstehen, welche sie umgeben, als die Hindus dem Einflusse des entfernten Englands, die Türken der Nothwendigkeit der Verähnlichung mit Völkern, welche sie Hunde und Schweine zu nennen beliebten, welche sie bitter hassen, und von welchen sie längst aus Europa ohne deren nicht sehr ehrenvolle Eifersucht vertrieben wären?

Mit vollem Rechte ruft daher d'Israeli den Juden zu: Erzieht eure Kinder als ein junges Europa. Ohne uns durch falsche Anwendung der Benennung junges Deutschland irren zu lassen, fügen wir den Wunsch bei, daß zugleich die Eigenthümlichkeiten der Völker, unter welchen sie leben, — die lobenswerthen, versteht sich — noch besonders sich aneignen möchten, denn mit dem reinen Europäismus ist es für die Mehrzahl eine mißliche, ja gefährliche Sache!

Aber auch noch alsdann, wenn diese große Schritte gemacht, diese wünschenswerthen Reformen durch die mächtige Zeit gekräftigt seyn werden, auch alsdann noch wird es der Unbeugsamen noch manche, noch durch lange Jahre geben. Diese nun mögen ihre alte morgenländische Tracht wieder hervor suchen, fort und fort als Fremdlinge unter uns umherziehen, ihre Tage in Jerusalem beschließen, aber für immer verzichten auf Gestattung bleibender Sitze, auf Erlangung bürgerlicher Rechte und gesellschaftliche Anerkennung. Sie haben während einer abgestuften Emancipation Zeit, sich zu bedenken, und zwischen Morgen- und Abendland zu wählen, aber daß sie wählen, wird geboten durch das Interesse beider Theile.

Zwar sind schon viele Versuche mißlungen, den rabbinischen Gottesdienst in sich zu verjüngen, dennoch aber scheint ein recht vollständiger Rückgriff in die reinen wesentlichen Reformen der mosaischen Religion nicht unter die Unmöglichkeiten zu gehören. Schon zu eigener Rettung sollten die Rabbinen die rechte Mitte suchen zwischen Satzungen, welche widersinnig sind für unsere Verhältnisse

Er hat dieſes Recht mit der Pflicht, für die Nachbarſchaft zu ſorgen, er mag Vorſteher derſelben oder deren Mitglied ſeyn. Er iſt im erſten Fall Leiter der Gerichtsbarkeit, im andern deren Beiſitzer. Immer aber, er mag Vorſteher oder Gehülfe ſeyn, umgibt ſein beſchränktes beſonderes Eigenthum als unkörperliches Erbe ein Glanz von Gerechtigkeit, von Frieden und Ordnung, durch welchen er mit dem großen Ganzen in lebendiger Verbindung ſteht, Theil nimmt an deſſen Größe und Herrlichkeit.

S.

Welche Vortheile erwachsen Hannover

aus dem

Anschlusse an den Zollverein?

Seit dem Erscheinen unserer ersten Abhandlung über die hannoversche Anschlußfrage im ersten Quartalheft des laufenden Jahrgangs d. Sch. ist die obschwebende Angelegenheit in Folge der bekannten Ereignisse an der hannoverisch-braunschweigischen Grenze und den ihr vorhergehenden Verhandlungen zwischen Hannover, Preußen und Braunschweig in ein neues Stadium getreten. — Leider ist sie dadurch von einer glücklichen Lösung weit eher mehr entfernt, als ihr näher gerückt. Zu den Argumenten gegen die Mitvereinigung, wie wir sie vor einem halben Jahre darstellten, ward ein neues hinzugefügt, das in einer Verletzung von Seiten Preußens und Braunschweigs gründet.

Obgleich es streng genommen außerhalb der Grenzen des vorstehenden Thema liegt, auf den heutigen Stand der Anschlußfrage näher einzugehen, halten wir es doch um so mehr für wesentlich, diesen wenigstens anzudeuten, als die Beachtung, die wir dem folgenden Aufsatze im Interesse Deutschlands wünschen, nur mit Rücksicht auf die im Augenblick bestehenden Verhältnisse zu erzielen seyn möchte.

Als das Resultat der seit 1841 zwischen Hannover, Preußen und Braunschweig gestogenen Unterhandlungen über die gegenseitigen Zoll- und Verkehrsverhältnisse, wie sie die bekannten drei Staatsschriften mittheilen, brachte der Anfang des laufenden Jahrs einen Zustand, der nach Aufhebung aller bisher

vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen und der gegenſeitigen Verkehrserleichterungen dem eines Zollkriegs wenigſtens nicht unähnlich ſieht. Während auf Seite des Zollvereins der Verkehr zwiſchen dem ſüdlichen und nördlichen Theile Hannovers durch eine doppelte Zollinie, deren Entfernung von einander an den beiden Hauptſtraßen kaum eine Meile beträgt, unterbrochen ward, der braunſchweigſche Harzdiſtrikt einen Eingangstarif bekam, der den Schmuggel ins hannoverſche Nachbarland wenn nicht begünſtigt, doch erleichtert, Grenz- und Tranſitverkehrs-Beläſtigungen und Hemmniſſe vorfielen, die man kaum gegen das mindeſt befreundete Ausland in Anwendung bringen kann, antwortete man hannoverſcherſeits durch Zurücknahme der meiſten Landestheile, die bisher mit dem Zollverein verbunden waren, durch Freigebung des Schmuggels ins Vereinsgebiet, und durch harte Repreſſalien zumal gegen einzelne braunſchweigſche Enclaven. — Unmöglich kann Angeſichts ſolcher Lage in ganz Deutſchland noch eine Stimme laut werden, die das Unheilvolle derſelben in Abrede ſtellt, zumal wenn man bedenkt, daß das Ende der bereits gereizten Stimmung, aus der ſie hervorging, auch heute noch, nachdem fünf Monate verſtrichen ſind, nicht abzuſehen iſt. An uns iſt es aber, die Frage aufzuwerfen, welche Ausſichten unter den bewandten Umſtänden noch für eine baldige Arrondirung des Zollvereins im Nordweſten beſtehen.

Ohne den Gang der Verhandlungen aus den Staatsſchriften hier recapituliren zu wollen, können wir doch nicht umhin, der Beantwortung dieſer Frage einige Erörterungen aus denſelben vorauszuſchicken.

Alle drei kommen darin überein, den Beginn der mit Anfang dieſes Jahrs zum vollen Ausbruch gekommenen Differenzen zwiſchen dem Zollverein und dem nordweſtdeutſchen Steuerverein, und der im März 1841 zuerſt ausgeſprochenen Abſicht Braunſchweigs, ſein Gebiet vom Steuerverein zu trennen, zu ſuchen. Nach der braunſchweigſchen Staatsſchrift, Seite 41 u. ff., ward dieſer Schritt durch die wider alles Erwarten hannoverſcherſeits vorenthaltene Genehmigung der Ratifikation einzelner dem erneuerten Steuervereinigungs-Vertrage hinzugefügten Stipulationen veranlaßt; und ſo wenig ſchwer auch im Anfang eine beide Theile befriedigende Löſung der dadurch entſtandenen

Differenzen hätte seyn können, so zerhieb man doch braunschweigscherseits zuerst den Knoten, indem man einseitig über seinen Anschluß an den Zollverein in Unterhandlung trat, — ein Beginnen, an das man vierzehn Tage vorher noch nicht gedacht hatte.

Während das vereinigte Deutschland über den Entschluß Braunschweigs frohlockte, den neuen Sieg der guten Sache des Zollvereins im Nordwesten feierte, ja wohl mitunter schon meinte, die Mitvereinigung Hannovers sey nun auch als nahe bevorstehend anzusehen und zur Nothwendigkeit geworden, mochten tiefer Eingeweihte schon damals alle jene Verwickelungen ahnen, die in der Folge hervortraten. Wenigstens war es eine grundlose Annahme, wenn man, auf die Lage des braunschweigschen Harz- und Weserdistrikts gestützt, präsumirte, der Zollverein hätte nun das Mittel in der Hand, den Anschluß Hannovers zu erzwingen. Es hätte nur einiger Kenntniß der Persönlichkeit der dortigen Regierung bedurft, um abzusehen, daß Zwang unmöglich zu einem glücklichen Ziele führen könne, so groß auch die Inconvenienzen, die für Hannover aus der Trennung der südlichen und nördlichen Provinzen erwachsen, seyn mochten.

Indessen gelang es den Vorstellungen und der Vermittlung Preußens, Braunschweig zur provisorischen Belassung seines Harz- und Weserdistrikts im Steuervereine für die Jahre 1842 und 1843 zu bewegen, wogegen Hannover versprach (23. Okt. 1842), „die Verhandlungen wegen seines eigenen Beitritts zum Zollverein mit Preußen baldthunlichst zu eröffnen." — Unstreitig war dadurch ein Verhältniß begründet, das zu den besten Hoffnungen berechtigte. Was man in Hannover noch kurz vorher in unabsehbar weiter Ferne geglaubt hatte, den Anschluß des Landes an den Zollverein, war damit auf einmal nahe gerückt.

Man hat preußischerseits das Versprechen Hannovers verdächtigen wollen, selbst die preußische Staatsschrift stellt Seite 9 in Abrede, „daß die Erklärungen der hannoverschen Regierung so ernstlich gemeint gewesen seyen, als wiederholt und feierlich versichert war;" — wir glauben mit Unrecht. Mindestens kann daraus, daß man mit der Mittheilung bestimmter Bedingungen des Anschlusses hannoverscherseits bis zum August 1842 zögerte, noch nicht gefolgert werden, man habe sein Versprechen bereut,

und nur vorerſt darnach geſtrebt, Braunſchweig zur Belaſſung ſeines Harz- und Weſerdiſtrikts im Steuerverein zu bewegen. Auf Seiten der hannoverſchen Regierung war die Anſchlußfrage wirklich zu wichtiger Natur, als daß man in kurzer Zeit darüber hätte mit ſich einig werden können. Außerdem beweiſen aber die zur Berathung der Frage niedergeſetzte Commiſſion, die Einholung der Gutachten der Induſtriellen des Landes und die Communikationen mit Oldenburg hinreichend, daß man ſeine Verſicherung ehrlich gemeint hatte. Wenn aber die preußiſche Staatsſchrift ihre Verdächtigung ſelbſt auf die von Hannover aufgeſtellten Modifikationen des Anſchluſſes zu erſtrecken ſcheint, ſo haben wir dieſe an ſich ſelbſt näher in Betracht zu ziehen.

Die Belege zur hannoverſchen Staatsſchrift enthalten auf Seite 37 und folg. ein Verzeichniß der Punkte, die man hannoverſcherſeits, ohne ſie als definitive Bedingungen des Anſchluſſes anzuſehen, bei den Verhandlungen mit Preußen hauptſächlich in Erwägung ziehen zu müſſen glaubte, ſie beſtehen aus den Anträgen auf Milderung der Controle im Grenzbezirk, Ermäßigung mehrerer Poſitionen des Vereinstarifs, Beibehaltung der beſtehenden Salzſteuer, Gewährung eines Präcipuum an Zolleinkommen über die Quote nach der Bevölkerung hinaus, Entſchädigung für den Ausfall an Durchgangsabgaben, Umgehung der Nachſteuer und Fortbeſtand des Ertrags der Waſſerzölle und der Einnahmen von den Chauſſeen. Als die wichtigſten von ihnen ſtellen ſich auf den erſten Blick: die Forderung eines Präcipuum und die Reduktion einzelner Tarifſätze des Eingangstarifs heraus. Die erſte war es denn auch, die für Preußen von vorn herein ganz beſonders anſtößig war, und an der die Verhandlungen ſchon in ihrem Entſtehen ſcheiterten. — Die preußiſche Staatsſchrift widmet ihr ſogar, einestheils um das Verfahren der dortigen Regierung zu rechtfertigen, anderentheils um das Unſtatthafte des Antrags darzuſtellen, einen beſonderen Abſchnitt; gewiß iſt darin der eigentliche Herzpunkt der hannoverſchen Anſchlußfrage berührt.

Der Verfaſſer dieſes ſtimmt, wie der geneigte Leſer aus ſeiner früheren Abhandlung in dieſen Blättern erſehen möge, in dem erwähnten Punkte mit der hannoverſchen Regierung überein, er

iſt auch heute noch der Anſicht, daß ohne die Bewilligung eines Präcipuum Hannover der Mitvereinigung pecuniäre Opfer bringen müſſe, die ſowohl dem Intereſſe des Landes als des Staats nicht entſprechen, und ſchwerlich möchte auch nach den in der hannoverſchen Staatsſchrift enthaltenen Aeußerungen jemals eher an eine Arrondirung des Zollvereins im Nordweſten zu denken ſeyn, bevor nicht die Vereinsſtaaten dieſe Forderung bewilligen.

Um die Anſprüche Hannovers auf ein Präcipuum zu widerlegen, hebt die preußiſche Staatsſchrift zuerſt die Nothwendigkeit, den Bevölkerungsmaßſtab bei Vertheilung der Zollrevenuen beizubehalten, hervor, dann ſucht ſie den Beweis zu führen, daß jene überhaupt unbegründet ſeyen. Was das Erſte betrifft, ſo kann man aber von der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit des Bevölkerungsmaßſtabs durchdrungen ſeyn, ohne ihn deßhalb als abſolute Norm in allen Fällen feſtzuhalten. Nach unſerem Ermeſſen iſt er nur ein Surrogat für die jedem Vereinsſtaate ſeiner wirklichen Conſumtion an zollpflichtigen Waaren nach gebührende Quote, ein Auskunftmittel, um ſchwierige, ja manchmal unmögliche Berechnungen zu vermeiden, ein Weg, den man einſchlug, weil er dem Intereſſe aller Betheiligten entſprach, und ſo wichtig er auch als eine Stütze der inneren Verkehrsfreiheit und einer engen Verbindung unter den Vereinsſtaaten ſeyn mag, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß Verhältniſſe eintreten können, in denen ein Conflikt mit ihm vorliegt. In Hannover walten aber ſolche Verhältniſſe vor. Die hannoverſche Regierung mußte ſich alſo bei dem Anſchluſſe die Frage aufwerfen, ſoll man einer Form zu Liebe Opfer nicht ſcheuen, oder ſein Intereſſe im Auge behalten? — Daß ſie das Letztere thun will, iſt wohl um ſo eher zu entſchuldigen, als ſie ſich einestheils von der Nothwendigkeit, die hergebrachte Form überall genau zu beobachten, nicht überzeugen kann, anderntheils den Zollanſchluß überhaupt nicht aus dem Geſichtspunkte anſieht, auf dem man ſelbſt Opfer nicht ſcheuen würde. Ein anderes wäre es, wenn die innere Verkehrsfreiheit mit der Forderung eines Mehr an Zolleinkommen als nach der Bevölkerung gar nicht beſtehen könnte, oder irgend eine andere der großen nationalen Wirkungen des Zollvereins durch ſie litte. Wir würden in ſolchem Fall das Verfahren Preußens, wenn es alle weiteren Verhandlungen auf

den Punkt hin abbrach, nur billigen. So muß man es aber auf deutſchem Standpunkte ernſtlich bedauern, weil die beſten Ausſichten an der ängſtlichen Beobachtung einer bloßen Form geſcheitert ſind. Preußen war 1833, als es an ſeinem Theile die Errichtung des Zollvereins mit finanziellen Einbußen erkaufte, in einer andern Lage, als heute Hannover. Der Gewinn für ſeine Induſtrie, das Gefühl, einen großen Gedanken verwirklicht zu haben, der ihm die Sympathien der Nation erwarb, konnte die Opfer in den Hintergrund ſtellen, die außerdem verhältnißmäßig lange ſo groß nicht waren, als die Hannover zugemutheten. Damals war Einführung jenes Vertheilungsmaßſtabs eine der Vorbedingungen des Zuſtandekommens des Zollvereins. Beim Anſchluß Hannovers aber liegen alle ſolche Verhältniſſe nicht vor, und wenn es ſich deßhalb auf den Standpunkt gerechter finanzieller Forderungen ſtellt, ſo wird ihm kein Billigdenkender darüber einen Vorwurf machen. Ja die vielfach ausgeſprochenen Wünſche der vereinigten Nation in Anſchlag gebracht, und die oft leider nur zu laut gewordenen Antipathien Hannovers dagegen gehalten, wäre es ſelbſt die Frage, ob es nicht wenigſtens ein Schritt, den politiſche Klugheit gut hieß, geweſen wäre, wenn man die Forderungen bewilligt hätte, auch ohne ſie hier ganz begründet zu halten. Wenigſtens, meinen wir, hätte ſolches Preußen näher liegen müſſen, als die Abweiſung Hannovers, die darauf erfolgte. Iſt denn die Nordweſtküſte dem vereinigten Deutſchland nicht unendlich viel mehr werth, als ſelbſt eine Million Thaler jährlich? — das Maximum, das man von Seiten des nordweſtdeutſchen Vereins hätte in Rechnung bringen können. Aber wie Preußen das wirklich nationale Intereſſe bei der induſtriellen Entwicklung des Zollvereins oft nicht zu vertreten ſcheint, ſo ſcheint es dies auch in der hannoverſchen Anſchlußfrage nicht gehörig gewürdigt zu haben, nach unſerer Anſicht wäre ſie ſonſt längſt zu einer glücklichen Löſung gediehen. Allerdings hat die preußiſche Regierung, wie aus der Berliner Staatsſchrift hervorgeht, nicht bloß vom Standpunkte der beſtehenden Vereinsverfaſſung aus die Forderungen Hannovers rückſichtlich des Präcipuum ausgeſchlagen, vielmehr auch die wirkliche Begründung derſelben in Abrede geſtellt. Abgeſehen aber noch davon, daß die preußiſchen

Gegengründe nicht ſehr ſtichhaltig erſcheinen, macht die in der hannoverſchen Staatsſchrift mitgetheilte Erklärung der preußiſchen Commiſſarien: „daß Preußen," ſo paradox es auch laute, „auch dann nicht auf den Antrag eingehen könne, wenn Hannover ihn genügend begründe," dieſe überflüſſig. Wir müſſen aber geſtehen, daß wir auf ſolche Antwort hin, die beiläufig bemerkt in einer Zeit erfolgte (Januar 1843), wo eine Spannung wie heute noch nicht beſtand, es der hannoverſchen Regierung am Ende nicht verargen können, wenn ſie auch ihrerſeits von den Verhandlungen zurücktrat. Wenigſtens gewann es den Anſchein, als wolle man auch ihre gerechten Forderungen von Seiten des Zollvereins nicht erhören.

Was aber jene von der preußiſchen Staatsſchrift mitgetheilten Argumente gegen die hannoverſche Begründung des Antrags angeht, ſo laufen ſie darauf hinaus, daß erſtens ſich nach dem Anſchluſſe die jetzigen Conſumtionsverhältniſſe Hannovers in vielen Artikeln des höchſten Steuerertrags ändern werden, dann in den hannoverſchen Zollregiſtern kein genauer Nachweis der Conſumtion des Landes zu ſuchen ſey, weil unter den verſteuerten Quantitäten auch ſolche mitbegriffen ſeyen, die ins Vereinsland eingeſchwärzt würden. Das erſte hat bereits in unſerem früheren Aufſatze ſeine Würdigung gefunden; wir haben dort, um ein Auskunftmittel zu erlangen, die heutige Ausgabe des Landes für ſolche Artikel, bei denen eine Mehrconſumtion hauptſächlich Statt findet, als Norm angenommen, und mit Rückſicht auf die höhere Beſteuerung im Verein und andere bei einzelnen wirkende Umſtände, das Waarenquantum und den Zollertrag zu berechnen verſucht, die ſich nach dem Zollanſchluſſe ergeben würden. Als das Reſultat unſerer dortigen Berechnung ſtellte ſich heraus, daß der Zollertrag von der hannoverſchen Conſumtion ungefähr 400,000 Thaler höher ſeyn werde, als die nach dem Bevölkerungsmaßſtabe auf Hannover fallende Quote. Das zweite Argument enthält dagegen wenigſtens ein Unbeſtimmbares. So wenig ſich auch leugnen läßt, daß in allen Vorjahren von Hannover aus ein Schmuggel ins Vereinsland beſtand, ſo hatten ihn doch einestheils die Verträge von 1837 nach allen Erfahrungen und eigenen Erkundigungen, die wir darüber eingezogen haben, auf ein verhältnißmäßig kleines Quantum beſchränkt, anderentheils

wäre es aber auch eine gänzlich grundloſe Annahme, wenn man meinen wollte, nur von Hannover aus werde geſchmuggelt, und nicht auch nach Hannover. Das Letztere durfte man preußiſcherſeits um ſo weniger außer Augen laſſen, als man ſonſt eben nicht großen Reſpekt vor der hannoverſchen Grenzbewachung an den Tag legt.[1]

Unter den bewandten Umſtänden möchte es aber ſehr die Frage ſeyn, ob Hannover bloß auf eine unbeſtimmte Vermuthung des Schmuggels hin verpflichtet geweſen ſey, bei den Anſchlußverhandlungen auf eine namhafte Summe, die man dafür in Anſatz brachte, zu verzichten. Wenigſtens bleibt es immer ſehr problematiſch, anzunehmen, die bisherigen Zollregiſter ſeyen nicht maßgebend für die Conſumtion des Landes geweſen.[2]

Ein Anderes war es dagegen mit der zweiten Forderung Hannovers, der Reduction mehrerer Sätze des Vereinstarifs. Wir würden anderer Anſicht ſeyn über die Verhandlungen in der Anſchlußfrage, wenn Preußen darauf hin Hannover abgewieſen hätte. Die Poſitionen, die man hannoverſcherſeits dabei im Sinne hatte, waren nach den Belegen zur Staatsſchrift S. 39 die auf Weine, Kaffee, Thee, Zucker, Syrup und Tabaksblätter.[3] Sie betreffen aber, obwohl ſie nicht direkt die Träger der gewerblichen Wohlfahrt Deutſchlands ſind, indirekt doch Garantieen

---

[1] Man vgl. preußiſche Staatsſchrift S. 22.

[2] Der Verfaſſer glaubt den erwähnten Punkt nicht verlaſſen zu dürfen, ohne deutſche Regierungen und Kammern, die von dem Wunſche beſeelt ſind, daß der Zollverein möglichſt bald die Nordweſtküſte erreiche, zu erſuchen, ſich mit der hannoverſcherſeits in Antrag geſtellten Forderung eines Präcipuum an Zolleinkommen näher zu befaſſen. Er zweifelt nicht daran, daß viele dann einerſeits das Wohlbegründete derſelben erkennen werden, andererſeits auch abſehen, wie die Vereinsverfaſſung unter ſolcher Bewilligung nicht leidet. Auf dieſem, und faſt nur auf dieſem Wege kann dem Zollanſchluß Hannovers der Weg gebahnt werden.

[3] Vielleicht werden ſich alle diejenigen, welche heutzutage noch in der Meinung befangen ſind, die andauernde Iſolirung Hannovers ſey die Frucht engliſchen Einfluſſes, nicht wenig wundern, unter den obigen Reductionsanträgen keine auf Manufacturwaaren zu finden. Gewiß iſt dadurch unſerer im vorigen Aufſatze ausgeſprochenen Behauptung, die Anſchlußfrage werde in Hannover ganz abgeſehen von der Stellung zu England behandelt, keine geringe Stütze verliehen.

ſeines ökonomiſchen Gedeihens, greifen ins Herz der Vereinsverfaſſung ein, der finanzielle Bedarf aller Vereinsſtaaten fordert ihre Beibehaltung, und ſie haben ſich im Laufe der Zeit nicht als zu hoch bewieſen, als daß Ausſicht vorhanden wäre, auch nur Eine Vereinsregierung für Zuſtimmung in die hannoverſchen Anträge zu gewinnen. Vielleicht hätte man aber dieſe auch hannoverſcherſeits ſelbſt zurückgenommen, zumal wenn es den preußiſchen Unterhändlern gelungen wäre, die hannoverſchen davon zu überzeugen, daß die beſtehenden Tarifſätze auch nur im wirklichen Intereſſe ihres Landes und Staats liegen. Das geht mindeſtens aus Allem hervor, daß man der Forderung eines Präcipuum hannoverſcherſeits ein weit höheres Gewicht beilegte, als den Modifikationen des Vereinstarifs.

Von den übrigen in Antrag geſtellten Bedingungen ſagt die preußiſche Staatsſchrift ſelbſt, es wären ſolche unter ihnen, über die eine Verſtändigung thunlich geweſen wäre, und wir vermögen in keiner ein Unbilliges zu entdecken. Zumal die Beibehaltung der beſtehenden Salzſteuer, die Milderung der Controle im Grenzbezirk, ohne daß dadurch der Schmuggel erleichtert wird, die Umgehung der Nachſteuer und die Behauptung der heutigen Einnahmen von den Chauſſeen ſind den Intereſſen Hannovers ſo ſehr entſprechend und dabei den Vereinsſtaaten ſo wenig unbequem, daß aus ihnen am beſten hervorgeht, wie die hannöverſche Regierung bei Aufſtellung derſelben es mit dem Anſchluß ehrlich meinte.

Nach dem Abbruch der Verhandlungen in Berlin folgten aber bald nach einander alle jene Feindſeligkeiten, die das deutſche Publikum kennt und die wir deßhalb nicht näher berückſichtigen wollen. Von Seiten Braunſchweigs ging die Aufnahme des Harz- und Weſer-Diſtrikts in den Zollverein in Erfüllung, dadurch, hauptſächlich aber durch den niederen Tarif des Harzdiſtrikts und die Tranſiterſchwerungen ward Hannover verletzt, und als die Frucht der Verletzung ſind die bekannten Repreſſalien anzuſehen. Allerdings ließ ſich alles feindliche Gegeneinanderauftreten vermeiden, wenn man von beiden Seiten mehr Nachgiebigkeit hätte zeigen wollen; die Schuld des heutigen Zuſtandes tragen beide Theile, aber man kann ſich auch nicht verhehlen, daß auf Preußen und Braunſchweig eine größere Verantwortlichkeit laſten möchte, als auf Hannover.

und Breitengrade, und den gebieteriſchen Forderungen der Zeit. Es liegt ja vor Augen, wie jede zu Ehre und Reichthum gelangende jüdiſche Familie oft ſchon in der erſten, gewiß aber in der zweiten Generation ſich von der Strenge der Gebräuche zu entfernen pflegt. Wenn geſtattet wurde, den Bart abzuſcheeren, ſich den Chriſten gleich zu kleiden, ſo mag auch manches noch Uebrige aufgeopfert werden, denn gehalten wird es doch nicht mehr, und Nachgeben iſt Weisheit, wo der Verluſt bei fortgeſetztem Widerſtande gewiß iſt.

Wenn gutmüthige Schwärmer von Wiederbevölkerung des gelobten Landes oder gar von einem neuen Paläſtina durch Wiederſammlung des zerſtreuten Volks geträumt haben, ſo wird der geſchichts- und weltkundige Mann ihnen ſicher nicht nachträumen. Der Beſchäftigung mit Landbau und Viehzucht war das Volk durch ſo viele Jahrhunderte entfremdet, es würde ſo ziemlich Alles zu Bildung eines neuen Staates fehlen, vor Allem die Einheit der weſentlichen Beſtandtheile. Den meiſten und gerade den ehrenwertheſten Juden iſt das Land, in welchem ihre Väter als Fremdlinge verweilt hatten, längſt zum Vaterland geworden. Sie ſind an daſſelbe durch Intereſſe, Gewohnheit, Gebrauch der Landesſprache von Kindheit an geknüpft. Ueberdies ſind die Zerwürfniſſe zwiſchen Karaiten und Talmudiſten, zwiſchen portugieſiſchen und deutſchen Juden ſo bedeutend, daß man ſich nur in der Indifferenz zuſammen finden könnte, und das geſchieht beſſer da, wo man jetzt wohnt.

Daß der jetzige Zwiſchenzuſtand nicht fortdauern ſoll, nicht fortdauern kann, darüber ſind Chriſten und Juden einig. Es führen aus ihm nur zwei Wege, vorwärts durch innere Verjüngung und äußere Verſchmelzung, oder rückwärts in den reinen Orientalismus. Auf die Seite auszuweichen, dürfte weder räthlich noch ſelbſt zu entſchuldigen ſeyn.

Jeder Menſchenfreund muß wünſchen, daß jener Weg vorwärts mit Ruhe und Umſicht eingeſchlagen werde, daß dieſes ſo vielfach intereſſante Geſchlecht aus dem unerfreulichen ſchwankenden Zuſtande in die Stellung eintrete, welche ihm ſchon die allgemeinen Richtungen unſerer Zeit anzudeuten ſcheinen, Gleichſtellung in Rechten, Verähnlichung in Sitten, Allgemeinmachung der Kenntniſſe und Genüſſe.

Leider mußte Deutſchland noch in unſeren Tagen das Traurige erleben, daß zwiſchen zwei Staaten, die ſo eng verbunden ſind, wie kaum noch andere in Europa, ein halber Kriegszuſtand eintrat.

Daß aber unter ſolchen Umſtänden für den Anſchluß Hannovers an den Zollverein in der nächſten Zukunft wenig Ausſicht iſt, wird kaum der Erwähnung bedürfen. Selbſt wenn es begründet ſeyn ſollte, daß ein unbetheiligter Fürſt die Vermittlung zwiſchen den Entgegenſtehenden übernehmen will, darf man nur geringe Hoffnung haben, den Wunſch der großen Mehrheit der Nation bald in Erfüllung treten zu ſehen. Unſtreitig iſt auch die Antipathie gegen die Mitvereinigung bei der Bevölkerung Hannovers durch die letzten Ereigniſſe noch geſteigert, und zu den Rückſichten, die die Regierung in ihrem und des Landes Intereſſe zu nehmen hat, kommen noch ſolche auf die öffentliche Meinung. Auch in dieſer Beziehung wird die Zeit der Spannung erſt vorbei ſeyn müſſen, ehe an neue Schritte gedacht werden kann. Alle die Vorurtheile und falſchen Anſichten, die wir früher erwähnten, ſind in der letzten Zeit wieder neu belebt, alle die entgegenſtehenden Tendenzen auf's neue hervorgetreten; das Beiſpiel Braunſchweigs, wo der Zollverein bei der Ungunſt der Verhältniſſe noch wenig von ſeinen ſegensreichen Wirkungen entfaltet hat, dient nur zum Belege der Unſtatthaftigkeit des Anſchluſſes überhaupt, und wenn einzelne Verhältniſſe ihn mitunter als wünſchenswerth erſcheinen laſſen, ſo überſieht man nur zu leicht das Dafür zu Gunſten des Dawider.

Wenn aber der Verfaſſer an ſeinem Theile demungeachtet den Verſuch nicht aufgibt, Hannover über ſein wirkliches Intereſſe zu belehren und die Anſchlußfrage im rechten Lichte darzuſtellen, ſo wird er auch vor ſeinem Vaterſtaate ſelbſt deßhalb wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, ſein Blick iſt auf die Zukunft gerichtet, auf den Sieg der beſſeren Erkenntniß in derſelben, und ſeine Hoffnung gründet ſich dabei auf die Macht der Idee des Zollvereins, der kein deutſcher Volksſtamm ſich mehr verſchließen darf oder kann.

Die nachfolgende Abhandlung tritt als Ergänzung unſerer früheren auf, beide zuſammen enthalten die leitenden Geſichtspunkte in der Anſchlußfrage.

Wie aber die Argumente Hannovers gegen die Mitvereinigung dreifacher Art ſind, ſo entfalten ſich auch die Vortheile durch dieſelbe in drei Beziehungen, in politiſcher, finanzieller und nationalökonomiſcher. Wir haben ſie nacheinander zu entwickeln.

1) In politiſcher Rückſicht.

Schon zu wiederholten Malen iſt von Männern, deren Urtheilsfähigkeit in ſolchen Dingen feſt ſteht, die Anſicht ausgeſprochen, der deutſche Nordweſten bleibe in jetziger Zeit in der Theilnahme an allen großen Fragen des Tags, die die Mehrheit der übrigen Nation bewegen, zurück; — ohne ihre Wahrheit ganz in Abrede ſtellen zu wollen, können wir doch auch nicht unbedingt damit übereinſtimmen. Um ſie zu belegen, zeigt man am erſten auf die Antipathien gegen den Zollverein hin, ſieht einen Mangel an politiſcher Bildung und nationaler Geſinnung darin, daß die öffentliche Meinung im nordweſtlichen Deutſchland die Keime allſeitiger Entwickelung des Geſammtvaterlandes, die in der Union liegen, noch nicht erkannt hat. Gewiß hat man darin den Punkt berührt, der ſich wie kein anderer zum Belege eignet. Dennoch wäre es eine falſche Annahme, Hannover ſo gut als Oldenburg, Holſtein und die Hanſeſtädte für ſo ſtumpfſinnig zu halten, daß ſie die nationgl-politiſche Bedeutung des Zollvereins auch nicht einmal ahneten. Es gäbe keinen größeren Irrthum, als die verleumderiſchen Demonſtrationen jenes bekannten Pamphletiſten im Hamburger Correſpondenten, und in den politiſchen Predigten für den Ausdruck der öffentlichen Meinung anzuſehen; der Mangel iſt vielmehr nur der, daß alle jene Probleme, die heute die gebildeten Volksklaſſen im vereinigten Deutſchland im Athem halten, hier noch nicht mit der Klarheit und Beſtimmtheit vor die Augen getreten ſind, als dort bereits. So wenig ſträubt man ſich im Nordweſten gegen die Idee einer Verdichtung des nationalen Verbandes, wie ſie der Zollverein verwirklicht, als man ganz blind iſt für die Ausſichten und Hoffnungen, die ſich in Rückſicht auf Macht und Reichthum und kräftige Wiederverjüngung des

Vaterlandes an ihn knüpfen. Was das Erſte anbetrifft, erkennt ſelbſt die hannoverſche Staatsſchrift die ſegensreichen Wirkungen des Vereins in der Beziehung an, und wenn nicht Alles täuſcht, lag gerade darin ein wichtiges Motiv zur Aufnahme der Anſchlußverhandlungen. Aber wir glauben den rechten Punkt zu treffen, wenn wir meinen, alle jene Tendenzen haben in der Anſchauung des nordweſtlichen Deutſchlands noch keine feſte Geſtalt gewonnen, am wenigſten möchte dies auch in Rückſicht auf den Gewinn, der für Hannover auf dem Wege aus dem Zollanſchluſſe erwächst, der Fall ſeyn. Wenn der Verfaſſer die günſtigen Wirkungen der Mitvereinigung in dieſer Beziehung darſtellen will, ſo glaubt er dabei zwiſchen ideellen und realen ſcheiden zu müſſen.

Hannover iſt ein Staat, der, was ſeine hiſtoriſche Geneſis und ſeine particularen Verhältniſſe anbetrifft, einen höheren Grad von Selbſtändigkeit behauptet, als viele andere deutſche. Sind auch die meiſten Spuren des eigenthümlichen Entwickelungsgangs, der hiſtoriſchen Baſen des Staats im Laufe der neueſten Zeit verwiſcht, immer iſt doch noch ein Reſt beſonderer politiſcher und ſocialer Zuſtände übrig geblieben, die einen Unterſchied gegen das übrige Deutſchland begründen. Wir erinnern zu dem Behufe nur an Gemeinde-, Corporations- und Rechtsverfaſſung, an das leider immer mehr zur Null werdende Inſtitut der Provinzialſtände, an die durchs Verfaſſungsgeſetz vom 6. Auguſt 1840 wieder hergeſtellte Kaſſentrennung und in der Folge an die eigenthümliche Art der Finanzverwaltung. Wie aber ein Akt, wie der Anſchluß an den Zollverein für ſolchen Staat von höherer Bedeutung iſt, als für viele andere, ſo iſt er auch von ungleich höheren Folgen. Obwohl die Gefahr nicht groß iſt, daß Hannover dem übrigen Deutſchland gegenüber ebenſo in ſich verſteinere, wie Meklenburg etwa, ſo wird es doch der Zollanſchluß weit näher an die Geſammtnation heranrücken, als es ihr im Augenblick noch ſteht. Zunächſt bringt der Zollverein als ſolcher ſchon eine lange Reihe von Intereſſen und Inſtitutionen, die der Nation gemeinſchaftlich ſind, und nicht mehr bloß dem Kreiſe des beſonderen Staats angehören. Durch das Hervortreten der einen Nationalangelegenheit wird aber ſowohl der Geſichtskreis bei Regierung und Bevölkerung erweitert, der Blick

in höherer Weiſe als jetzt über den Particularismus hinaus auf das Ganze geleitet, als auch ein lebhaftes Intereſſe an der gemeinſamen Entwickelung deutſchen Staatsweſens hervorgerufen. Wenn der Zollverein die erſte, wirklich in Fluß gekommene Verwirklichung der dem Bunde zu Grunde liegenden Idee iſt, ſo müſſen auch auf dem Wege die Keime zu einer harmoniſchen Geſtaltung des Vaterlandes aufgehen. Der einzelne Staat tritt als Theilnehmer am Verein in den Entwickelungsproceß der ganzen Nation hinein, wird ein lebendiger Factor bei Vollbringung der Aufgabe, die ſich die Geſammtheit für die Zukunft vorſtecken muß, gewiß iſt das auch für Hannover von unberechenbar großem Gewinn. Allerdings iſt im Augenblick noch nicht abzuſehen, wie und wann die Wünſche und Hoffnungen, die der Zollverein in Rückſicht auf engere Einigung und innigere Geſtaltung der deutſchen Welt anregte, in Erfüllung gehen ſollen, ſelbſt auf dem Gebiete des Handels und der Induſtrie, iſt unter den Vereinsſtaaten noch nicht einmal ein einiges Streben rege; aber ſo wenig man daran verzweifeln darf, daß ſich hier die im Augenblick noch entgegenſtehenden Anſichten ausgleichen werden, ebenſo wenig darf man auch das Vertrauen auf die ganze Zukunft, die die Union für das Geſammtvolk hereinführt, verlieren.

Gerade deßhalb aber, weil der Zollverein die Zukunft eröffnet, weil er an der Schwelle der neuen Zeit Deutſchlands ſteht, iſt Theilnahme an ihm von der höchſten Wichtigkeit. Hat man auch nicht zu befürchten, daß die iſolirten Staaten ganz außerhalb der nationalen Bewegung ſtehen werden, ſo werden ſie doch auch nur in beſchränkter Weiſe wirklich thätige Glieder derſelben ſeyn. Der Zollverein hat es überkommen, die Nation zu lehren, ihre Intereſſen und Wünſche aus nationalem Geſichtspunkte aufzufaſſen, es gehört aber eine Erfahrung auf dieſem Gebiete dazu, ehe man ſich recht auf ihm bewegen lernt.

Kann es aber nicht in der Abſicht irgend einer deutſchen Regierung liegen, ſich gegen eine kräftige Wiedergeburt des Vaterlandes in politiſcher, rechtlicher und ökonomiſcher Beziehung anzuſtemmen, ſo muß auch die hannoverſche die Hand dazu bieten. Es beſtimmen hier keine Gründe beſonderer Art, wie bei Oeſterreich. Das Intereſſe des Landes wie des Staats iſt es, den Weg Deutſchlands zu gehen und zur engen Verwachſung

und gleichmäßigen Entwickelung der Geſammtheit an ſeinem Theile mitzuwirken. Nach unſerem Ermeſſen wird darin nicht das letzte Motiv für die Mitvereinigung liegen, wenn man nur erſt die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Hoffnung auf die Zukunft keine vergebliche iſt, und daß das Intereſſe weder des Staats im Ganzen, noch der Regierung dabei gefährdet wird.

Dazu kommt noch ein anderer Umſtand, der im Augenblick zumal für Hannover von Bedeutung ſeyn möchte. Leider haben ſich Land und Regierung heute noch nicht ſehr der Sympathien der übrigen Nation zu erfreuen; im Zollanſchluß liegt aber das Mittel, die verlorenen wieder zu erwerben. Während man der Regierung ihre Schritte in der Verfaſſungsangelegenheit noch nicht verziehen hat, legt man der Bevölkerung ihre Oppoſition gegen den Verein eben nicht zum Vortheil aus. Ja es werden ſelbſt noch immer Stimmen laut, die in Hannover einen Stützpunkt der Operationen Englands gegen die Erhebung Deutſchlands in Induſtrie und Handel ſuchen, — lief nicht die neuliche Interpellation in der badiſchen zweiten Kammer in Betreff des Königs ſelbſt auf den Verdacht hinaus? — So falſch und unbegründet aber der letztere auch iſt, und ſo viele ſchiefe Urtheile über Hannover in Süddeutſchland zumal verbreitet ſeyn mögen, wir meinen doch, es könne einer deutſchen Regierung wohl am Herzen liegen, auch Irrthümer, die bei der Nation über ſie beſtehen, zu widerlegen. Durch die Staatsſchrift hat die hannoverſche Regierung offen ausgeſprochen, daß ihr die öffentliche Meinung Deutſchlands nicht gleichgültig; durch den Zollanſchluß würde ſie nicht bloß eine Menge Vorurtheile und falſche Gerüchte aufheben, ſondern auch die Volksſtimme wieder gewinnen. Je ſehnlicher das vereinigte Deutſchland dem Akte entgegenſieht, deſto höher wird der ideelle Gewinn, der für Hannover dadurch erwächst, ſeyn.

Neben den ideellen entfalten ſich aber aus dem Zollanſchluß auch reale Vortheile in politiſcher Rückſicht; um ſie zu erkennen, muß man ſie an die künftige Lage des Landes als Vereinsglied knüpfen.

Nach einer im vereinigten Deutſchland weit verbreiteten Vorſtellung erblüht der künftige Wohlſtand und die Macht Deutſchlands auf dem Meere, was vor zehn Jahren noch Wenige

kaum als Wunſch auszuſprechen wagte, daß das Vaterland als Seeſtaat und Handelsmacht ſeinen ihm gebührenden Rang unter den Nationen einnehmen möge, iſt heute zur allgemeinen Idee bei der großen Mehrheit der Nation geworden. Mehr als auf irgend Anderes in ökonomiſcher Rückſicht dringt die öffentliche Meinung heute auf Handelsverträge mit den überſeeiſchen Staaten; auf vortheilhafte, auf Gegenſeitigkeit gegründete Abſatzquellen für die eigenen Produkte, und nach langem Zaudern ſcheint man wenigſtens durch den Vertrag mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten einen glücklichen Anfang machen zu wollen, um ihren Forderungen zu genügen. Daneben werden immer mehr Stimmen laut, die in Erwartung großartiger maritimer Handelsverbindungen und blühender Schifffahrt eine Kriegsflotte zum Schutz der Handelsflotte in Anſpruch nehmen, während gemeinſame Flagge und gemeinſame Handelsconſule ſchon einem längſt gefühlten Bedürfniß entſprechen.

Wie aber für die Küſtenſtaaten überhaupt aus ſolcher Lage in Rückſicht auf Wohlſtand ihrer Bevölkerung, auf Förderung einer ihrer Haupterwerbsquellen und auf Aufblühen der Handelsplätze unberechenbare Vortheile entſtehen müſſen, ſo iſt die Ausſicht für Hannover, als größter Küſtenſtaat im Nordweſten auch in politiſcher Beziehung, noch von beſonderer Wichtigkeit. Unſtreitig hätte kein anderer Vereinsſtaat, ſelbſt Preußen nicht, ſo ſehr den Beruf, die überſeeiſchen Handelsverbindungen zu überwachen, als Hannover. Weil es der einzige größere deutſche Staat iſt, der dabei unmittelbar betheiligt iſt, wird ihm Keiner dieſen Beruf abſprechen.

Wenn nicht alles täuſcht, iſt ſelbſt der größte Theil der Schiffe, die künftig in überſeeiſcher Fahrt beſchäftigt ſeyn werden, hannoverſchen Urſprungs, — nichts iſt aber natürlicher, als daß das Vereinsglied, was bei dem Gedeihen deutſcher Schifffahrt am meiſten betheiligt iſt, auch an der Leitung derſelben hauptſächlich participirt. Selbſt die beiden Hanſeſtädte im Nordweſten würden gewiß darein willigen, daß man Hannover vor allen die Vertretung der maritimen Intereſſen Deutſchlands übertrüge. Daß aber aus ſolcher Stellung ein Zuwachs an Macht und Anſehen vor dem In- und Auslande hervorgeht, liegt auf der Hand. Gibt es für einen deutſchen Staat in ideeller Beziehung

keine würdigere Aufgabe, als der Träger und Vertreter groſser National-Intereſſen zu ſeyn, ſo kann auf der anderen Seite auch die Autorität eines mittleren Staats, wie Hannovers, durch nichts ſo ſehr gewinnen, als wenn es mit der Nation hinter ſich, ſie vor dem Auslande repräſentirt. Die Macht und das Gewicht der Geſammtheit concentrirt ſich dann in dem Gliede, und von dem Ganzen getragen nimmt es eine Stellung ein, die es für ſich allein niemals auch nur entfernt behaupten könnte. Wir wollen dabei nicht einmal von dem Projekt einer deutſchen Kriegsflotte und der Zukunft, die für Hannover in ſolcher liegt, ſprechen. Sind wir auch der Meinung, daß es keine hundert Jahre mehr dauern wird, bis deutſche Linienſchiffe in den amerikaniſchen Gewäſſern kreuzen, ſo iſt doch das Nahe bedeutungsvoll genug, als daß wir das Ferne zu Hilfe zu nehmen brauchten. Jedenfalls iſt nach Hannovers Zollanſchluß die Ausſicht auf einen groſsen deutſchen Conſular-Etat, der von dort groſsen Theils ausgeht, auf das Inslebentreten einer deutſchen Schifffahrtsakte, die es hauptſächlich in Ausführung zu bringen hat, und auf eine deutſche Flagge, die ihren natürlichen Repräſentanten in ihm findet, näher bevorſtehend und gehört nicht mehr ins Gebiet der Phantaſien.

Zwar glauben wir kaum, daß man hannoverſcherſeits bisher ſchon ernſtlich daran gedacht habe, welcher Gewinn auch in politiſcher Beziehung auf dieſem Wege zu erwarten ſteht, vielleicht weil man der Nation die Energie nicht zutraut, die Probleme, die ſich mächtig in ihr regen, zu verwirklichen, vielleicht weil man die Hinderniſſe im Auslande für zu groſs hält, wagt man es noch nicht, der Zukunft eine beſtimmte Geſtalt in ſeiner Anſchauung zu geben. Aber man darf auch nicht vergeſſen, daß man als Vereinsglied ſelbſt Sitz und Stimme in dem Rathe hat, der über die ökonomiſchen und politiſchen Geſchicke Deutſchlands mehr entſcheidet, als der Bundestag. Was hindert Hannover auf den Zollcongreſſen die Initiative zu nehmen? Leider ſteht zwar die unſelige Unanimität dem Durchdringen groſsartiger Pläne im Augenblick noch hinderlich im Wege. Aber werden die Opponenten den Muth haben, ſich auf die Dauer dem Fortſchritt zu widerſetzen, zumal wenn die Stimme der ſüddeutſchen Staaten mit der Hannovers vereint ihn fordert? Wir

kennen keine größere Aufgabe, als die Hannover noch geſteckt iſt.

2) In finanzieller Rückſicht.

Von finanziellen Vortheilen Hannovers durch den Zollanſchluß kann nur unter gewiſſen Bedingungen die Rede ſeyn, ſie ſind nur relativ und unter beſtimmten Rückſichten möglich.

Zuerſt iſt es unſtreitig noch kein abſoluter Gewinn für einen Staat, wenn ſich in Folge eines Schritts, wie des Zollanſchluſſes, die Einnahme erhöht; das ganze Gewicht fällt vielmehr auf die Art der Erhöhung und das Bedürfniß derſelben. Seit die Finanzkunſt nicht mehr bloß darauf raffinirt, Geld zu ſchaffen, ſondern daneben die Intereſſen der Bevölkerung zu wahren und die Laſt des Steuerzahlens nach Maßgabe der Steuerkraft zu vertheilen, iſt die bloße Plusmacherei zu ſehr in Verruf gekommen, als daß man darin heutzutage noch eine Speculation von wirklichem Vortheil ſuchen könnte. Selbſt auf den Fall, daß ſomit der Zollanſchluß ein Mehr des Staatseinkommens in Ausſicht ſtellte, müßte man ſich hüten, darin ſchon ein beſtimmendes Motiv für ihn zu ſehen. Erhöhung der Einnahmen iſt außerdem für Hannover durchaus kein Bedürfniß, das heutige Einkommen deckt den Bedarf des Staats mehr als zureichend, ja es haben ſich in den letzten Jahren ſelbſt Ueberſchüſſe in den Kaſſen gezeigt, und man hat bereits an den Erlaß einzelner Steuern gedacht.

Dagegen ruht aller Nachdruck auf einer Reform des beſtehenden Steuerſyſtems, die durch ein etwaiges Mehr an Einkommen möglich wird, und es fragt ſich, ob ſolche auf der einen Seite Gewinn verſpricht, auf der anderen, ob im Zollanſchluſſe wirklich Gelegenheit zu ihr geboten wird. Wir müſſen zu dem Ende die jetzige Steuerverfaſſung des Landes zuerſt berückſichtigen.

Das hannoverſche Steuerſyſtem baſirt in ſeinen Hauptpunkten auf denſelben Grundſätzen, als das der meiſten anderen deutſchen Staaten. Der pecuniäre Bedarf des Staats, inſoweit dieſer durch Steuern beſchafft wird,[1] wird theils direkt durch

[1] Zu dem Geſammtertrage der Steuern, der nach Abzug der Verwaltungskoſten 18$^{10}/_{11}$ 3,945,000 Rthlr. betrug, iſt die Reineinnahme der

Schatzungen, theils indirekt durch Auflagen erhoben. Der Rohertrag der ersten betrug mit der Stempelsteuer 18% 2,539,000 Thaler, der der letzteren 2,241,000 Thaler. Unter den Schatzungen nimmt rücksichtlich des Ertrags die Grundsteuer die erste Stelle ein, sie ergab 1,200,000 Thaler, unter den Auflagen die Eingangssteuer mit 1,360,000 Thalern. Daneben bestehen als direkte Steuern Häuser-, Personen-, Gewerbe-, Einkommen- und Besoldungssteuer, als indirekte die Ausgangs- und Durchgangsabgaben, die Branntwein- und Biersteuer, und der Mahl- und Schlachtlicent in den größeren Städten.

In Folge des Zollanschlusses steht unmittelbar nur den Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben eine Reform bevor, sowohl rücksichtlich ihres Gesammtertrags als auch der einzelnen Sätze. Gerade diese Steuern bilden aber die Parthie des bestehenden Steuersystems, die in Rücksicht auf Belastung des Volks und Verletzung der Privatinteressen am wenigsten eine Aenderung erheischt. Kaum daß einzelne Sätze des Eingangstarifs gegen positive Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse verstoßen oder quantitativ drückend wären. Im Allgemeinen bilden die Grenzabgaben, neben der Grund-, Häuser- und Branntweinsteuer gewiß die den bestehenden Zuständen am meisten angemessene Besteuerung.

Dagegen liegt der schwache Punkt des hannoverschen Steuersystems in den persönlichen direkten Steuern, in der Biersteuer und dem Mahl- und Schlachtlicent.

Zuerst hat es, trotz der besseren Klassifikation der Personensteuer, nicht gelingen wollen, den Grundfehler derselben viel weniger merklich hervortreten zu lassen, es besteht dieser aber darin, daß sie, statt auf ein wirkliches Steuerkapital zu provociren, dies in vielen Fällen nur nach äußerlichen Merkmalen bestimmt und deßhalb ebenso oft irrt, als recht trifft. Unstreitig hat sich z. B. in Folge dessen, daß ein Mann eine Frau nimmt, sein Steuerkapital noch nicht erhöht, die hannoversche Personensteuer nimmt dies gleichwohl an. Ebenso statuirt sie Rang- und Standesverhältnisse als Besteuerungsnorm, obgleich

---

königlichen Generalkasse mit 2,814,000 Rthlr. 18%, hinzuzurechnen, die gleichfalls zu Staatsbedürfnissen verwandt wird.

beide auf den Erwerb in vielen Fällen keinen Einfluß üben. Am drückendſten iſt ſie unſtreitig in den untern Klaſſen; die Regierung hat dies ſelbſt durch mehrmalige theilweiſe Erlaſſe ausgeſprochen, und damit auch bekundet, daß die öffentliche Meinung nicht ohne Grund auf dieſe Steuer als die am mangelhafteſten organiſirte hinweist. Liegt auch in der Ausſchreibung durch diejenigen Behörden, die dem Pflichtigen am nächſten ſtehen, eine Garantie gegen Ueberſetzung, wie wenig doch dadurch in Wirklichkeit das Verletzende der Perſonenſteuer gemildert wird, bedarf für keinen Hannoveraner des Beweiſes.

Dagegen verſtoßen Beſoldungs- und Einkommenſteuer allerdings gegen kein Grundprinzip der Finanzwiſſenſchaft, beide aber ſind rückſichtlich ihres Ertrags von ſo geringer Bedeutung, daß ſie zuſammen kaum 100,000 Thaler ergeben, während die Perſonenſteuer der Staatskaſſe 791,000 Thaler einträgt.

Auch die Gewerbeſteuer iſt von weſentlichen Gebrechen nicht frei, obgleich ſie ihrem Ertrage nach (18% 136,000 Thlr.) für die Pflichtigen nicht ſehr drückend zu ſeyn ſcheint, und einzelne der Normen, die die Theorie empfiehlt, wenigſtens bei ihrer Regulirung in Anwendung kommen. Zumal bringt die Beſtimmung der Steuerklaſſen nach der Gehülfenzahl Inconvenienzen mit ſich, die ſich ſo lange nicht vermeiden laſſen, als man auf Vereinfachung der Vertheilungsnorm den Nachdruck legt und nicht alle Regulirungs-Maßſtäbe zu Hilfe nimmt.

Die Schädlichkeit der Bierſteuer kann Angeſichts der jetzigen Branntwein-Conſumtion nicht mehr in Frage ſtehen; um ſo unbegreiflicher muß es aber erſcheinen, weßhalb man bei den beſtehenden Ueberſchüſſen der Steuerkaſſe von Seiten der Regierung nicht längſt in Aufhebung derſelben gewilligt hat, der Ausfall des Ertrags von 45,000 Thalern konnte am wenigſten Schwierigkeit machen.

Mahl- und Schlachtlicent haben zwar den Grund, daß alle Theile der Bevölkerung gleichmäßig zur Steuer herangezogen werden müſſen und die Städter nicht gegen die Landbewohner bevorzugt werden dürfen, für ſich, aber die Rückſicht auf das Herabkommen der Städte in ihren Erwerbsverhältniſſen und auf die ungleich höhere Conſumtion der Artikel des höchſten Eingangsſteuerertrags in denſelben ſpricht gegen ſie. Beide ergaben 18% 112,000 Thaler.

Hiezu muß aber von allen Seiten mitgewirkt werden, und wie bei Heilung einer Krankheit die Natur und die Fügſamkeit des Kranken ſelbſt das Beſte thun.

Das geſammte Rabbinat hat die Gefahren eines Schisma zu bedenken. Es würde dieſes gerade den werthvollſten Theil der Gemeine an ſich reißen. Die Zurückbleibenden würden meiſt die Aermeren ſeyn und durch Entziehung der ſeither ſo reichlich geſpendeten Almoſen beiſpiellos elend werden.

Dem gebildeteren, ſo wie jedem bildungsfähigen Iſraeliten wird es einleuchten, daß das Volk, unter welches ſeine Voreltern als Fremdlinge traten, und welchem er nun mit gleicher Berechtigung einverleibt werden will, ein wohlbegründetes Recht auf ſeine Eigenthümlichkeiten habe, daß es alſo ihm zieme, ſich nach dieſen zu richten, ſich als ein Neu-Hinzutretender beſcheiden, zuwartend, mehr aufnehmend als anregend, zu benehmen. Er hat die Verpflichtung, manche bittere Erinnerung von Seiten der Abendländer — er denke nur an Polen! — durch würdiges, ganz in die Volksthümlichkeit ſich auflöſendes Betragen zu verwiſchen oder wenigſtens auszugleichen mit den bittern Erinnerungen ſeines Stammes.

Dem Chriſten, wenn ihn nicht ſchon ſein Glaube zur Liebe und Duldung drängt, möchten wir zu bedenken geben, daß nur der Druck den Gegendruck erzeugt habe, in Iſrael wie überall. Dafür ſey unſer Aller Gott geprieſen, daß Verfolgung allenthalben, geſetzliche Bedrückung beinahe überall aufgehört haben. Aber auch für die Chriſten iſt es unheilbringend, wenn die durch die Zeitumſtände ſo verwickelte Frage nicht bald genügend und vollſtändig gelöſ't wird. Hat doch die Entwicklung des dritten Standes in Europa den Verkehr auf eine Höhe getrieben, welche der Schneelinie der völligen Gleichgültigkeit nicht mehr ferne iſt! Der Gegendruck aber konnte nach ſo langem Drucke nicht auf einmal aufhören. Wem daher aufdringliche Eitelkeit und verachtender Geldſtolz billig an mehr als Einem jüdiſchen Glückspilze mißfallen, ſo bemerke man, wie auch anſpruchsvolle und vornehme Nicht-Juden ſich tief vor dem Mammon bücken und erwäge, wie lange der Jude als ſolcher Mißachtung und Mißhandlung wehrlos erdulden mußte, ehe er ſich durch Reichthum geſellſchaftliches Anſehen ertrotzen konnte. Wahrhaft chriſtliche Geſinnung wird überall, auch bei den gemeinſten Juden, und oft rührend herzliche Anerkennung finden. Freilich

Wäre ſomit eine Reform der genannten Steuern dem Intereſſe des Landes wohl entſprechend, und dürften ſich von Seiten der Regierten ſchwerlich derſelben Hinderniſſe in den Weg ſtellen, ſo fragt es ſich dagegen weiter: wird der Zollanſchluß auch die Mittel dazu an die Hand geben, und wird die Aenderung, die er hervorbringt, wirklich eine vortheilhafte ſeyn?

Die erſte Frage haben wir bereits in unſerem früheren Aufſatze beantwortet; die Grundbedingung aller finanziellen Vortheile Hannovers durch den Zollanſchluß liegt darin, daß der Staat die der Conſumtion des Landes an zollpflichtigen Waaren gebührende Quote vom Eingangszollertrag im Zollverein bezieht. Ohne dieſe iſt ſo wenig an eine Reform des Steuerſyſtems zu denken, als überhaupt an finanzielle Vortheile durch die Mitvereinigung. Wenn ſich die individuelle Quote des Eingangsſteuerertrags nach dem Zollanſchluß nur um die Differenz der jetzigen und im Zollverein beſtehenden, d. h. um ungefähr 1½ Ggr. erhöht, der Bevölkerungsmaßſtab ſomit auch für Hannover bei Vertheilung der Zollrevenuen beſtehen bleibt, widerſpricht dies ſowohl den Forderungen der Gerechtigkeit, als den Intereſſen Hannovers. Das ganze Mehr an Staatseinkommen von den Eingangsſteuern würde ſich in ſolchem Fall, mit Einrechnung der niederen Verwaltungskoſten im Verein, auf ungefähr 100,000 Thaler belaufen; eine Summe, die den jetzigen Ueberſchüſſen der hannoverſchen Staatskaſſe noch nicht einmal gleichkommt, lange aber nicht ausreicht, um eine durchgreifende Reform des Steuerſyſtems möglich zu machen.

Dagegen werden durch den Zollanſchluß, wenn man der Gerechtigkeit und Billigkeit Gehör gibt, und die heutigen Erträge der Salz- und Branntweinſteuer, der Ausgangs- und Durchgangsabgaben, der Waſſerzölle und Chauſſeegelder fortbeſtehen bleiben, ungefähr 550,000 Thaler als neue Einnahme zur Dispoſition geſtellt, und die Frage nach der Reform der jetzigen Beſteuerung ſtellt ſich durch dieſe ganz anders.

Zwar möchte allerdings dabei noch zweifelhaft ſeyn, ob die Vereinsſtaaten darein willigen werden, daß der heutige Ertrag der Durchgangszölle Hannover aus der Vereinskaſſe garantirt wird, ſelbſt auf den Fall aber, daß dabei auch ein Ausfall von

75,000 Thaler Statt hätte, blieben noch immer 475,000 Thaler über den heutigen Steuerertrag zur Verfügung.

Für das jetzige Einkommen aus den Waſſerzöllen und Chauſſeegeldern, von der Branntwein- und Salzſteuer und den Ausgangsabgaben hat man dagegen um ſo weniger zu befürchten, als bei den letzteren eher eine Erhöhung in Ausſicht ſteht, als eine Verminderung, die Waſſerzölle von dem Vereinsvertrage gar nicht direkt berührt werden, und die Chauſſeegelder in ihrer heutigen Höhe dem als Norm feſtgeſetzten Maßſtabe des preußiſchen Tarifs von 1828 kaum gleichkommen.

Aber angenommen auch, der Zollanſchluß erhöhte ſomit die beſtehenden Einnahmen der Steuerkaſſe um ungefähr 500,000 Reichsthaler, immer bliebe noch dabei die Hauptfrage zu beantworten, ob die dadurch ermöglichte Reform des jetzigen Steuerſyſtems wirklich im Intereſſe des Landes, der Geſammtheit der Steuerpflichtigen liegt, und ob ein ſolcher Gewinn durch ſie zu erwarten ſteht, daß darin ein poſitiver Beweggrund für den Zollanſchluß zu finden wäre. Wir befürchten, man beantwortet die Frage auch von Seiten der hannoverſchen Regierung verneinend, die Meinung des größten Theils der Regierten möchte wenigſtens ſchwerlich zu Gunſten einer bejahenden Entſcheidung ausfallen. Schon in dem vorigen Aufſatze haben wir bemerkt, daß rückſichtlich der Höhe der Zollſätze im Verein im Lande die übertriebenſten Vorſtellungen im Schwunge ſind, daß man in der Mitvereinigung eine Prohibitivmaßregel gegen den Verbrauch von Kolonialwaaren und Wein ſieht, und eine Vertheuerung nothwendig gewordener Luxusartikel fürchtet, die die pekuniären Kräfte der meiſten Volksklaſſen überſteigt. Obgleich die Regierung in der Staatsſchrift ſolche Irrthümer ausdrücklich von ſich abweiſt, beſorgen wir doch auch von dort Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten. Wenigſtens iſt aus der, bei den Verhandlungen mit Preußen beantragten Reduktion der Tarifſätze des Vereins auf Colonialwaaren und Wein leicht abzuſehen, daß man den hohen Zollſätzen auf fremde Conſumtibilien nicht ſehr geneigt iſt. Unſtreitig hätte man auch ſonſt ſchon früher, um die Gebrechen des beſtehenden Steuerſyſtems zu heilen, zu dem Mittel eines höheren Eingangstarifs gegriffen. Nach unſerer Anſicht läßt man ſich dabei aber von irrigen Rückſichten leiten.

Die hannoverſchen Finanzmänner haben ſeit längerer Zeit das Prinzip vorzüglich im Auge behalten, die Laſt des Steuerzahlens möglichſt zu vertheilen, als das Reſultat deſſelben iſt das zu einer gewiſſen Breite herangewachſene jetzige Steuerſyſtem anzuſehen. Indirekte und direkte Abgaben ſtehen in ihren einzelnen Sätzen ſelten ganz auf der Höhe anderer deutſcher Staaten, dabei wird aber durch die Anzahl der Steuern gleichwohl bewirkt, daß der Einzelne doch nicht viel weniger zahlt, als anderswo. So wenig man einzelne Vortheile dieſer Vertheilung in Abrede ſtellen kann, iſt ſie doch auf der anderen Seite auch von Mängeln nicht frei. Wenigſtens ſcheint uns, hätte man bei der direkten Beſteuerung damit, daß man die wirklichen Einkommensquellen der Bevölkerung im Auge behielt, weiter kommen müſſen, als mit der heutigen Weiſe, die in Perſonen-, Gewerbe-, Einkommens- und Beſoldungsſteuer zerſplittert, was entweder von Natur zuſammengehört, oder den einzelnen privaten Einkommensquellen gemäß hätte normirt werden ſollen. Aehnlich verhält es ſich auch mit den indirekten Steuern. Vielleicht würde man Salz-, Mahl-, Schlacht- und Biersteuer, wie die heutige Höhe der Stempelabgaben ganz haben entbehren können, wenn man ein einfacheres Syſtem dem complicirten vorgezogen hätte.

Aber wir täuſchen uns ſchwerlich, wenn wir glauben, es beſtehe auch noch heutzutage eine Vorliebe für dies Syſtem, eine Vorliebe, in der ein weſentlicher Grund zu ſuchen ſeyn möchte, den man der Einführung des Vereinstarifs entgegenſtellt.

Dazu kommt aber ferner auch der Umſtand, daß man hannoverſcherſeits, wenn nicht Alles täuſcht, auch der direkten Beſteuerung vor der indirekten überhaupt einen gewiſſen Vorzug einräumt. Selbſt in der Geſchichte des hannoverſchen Steuerſyſtems finden ſich Beweiſe dafür. Der leitende Grund lag wohl beſonders darin, daß der Ertrag der direkten Steuern, zumal in früherer Zeit, weit ſicherer war, als der der indirekten, weit ſo ſehr nicht ſchwankte in einzelnem Jahrgängen. Schwerlich möchte aber dieſer Grund heute noch von Belang ſeyn. Wenigſtens zeigen die finanziellen Ergebniſſe des Zollvereins ſowohl, als des nordweſtdeutſchen Steuervereins, daß das Schwanken bisher nicht zum Nachtheile der Staatskaſſe gereicht hat. An

ſich möchte es aber ſchwerlich entgehen können, daß die Vertheuerung des Pfundes Zucker um acht Pfennige, des Pfundes Kaffee um neun Pfennige, oder des Quarts fremder Weine um zwei gute Groſchen weit weniger fühlbar iſt für den Pflichtigen, als die Zahlung einer Perſonen-, Gewerbe- oder Einkommensſteuer, die auf einmal hohe Beträge in Anſpruch nimmt. Spricht die Vertheilung der Steuerlaſt in kleine Quoten und das minder Merkliche des Zahlens überhaupt für Conſumtionsauflagen, ſo muß dieſer Umſtand hier noch ganz beſonders in Anrechnung kommen. Wie wäre es in England anders möglich, den Staatsbedarf zu beſchaffen, als durch Beſteuerung der Conſumtion?

Daneben tritt aber auch noch ein poſitiver Umſtand für eine höhere Abgabe auf fremde Conſumtibilien auf, er liegt, wie wir ſchon in unſerem vorigen Aufſatze andeuteten, in dem überhandnehmenden Verbrauch fremder Artikel, in der wachſenden Entwerthung einheimiſcher Produkte durch die fremden, in der Entziehung der Baarkapitale auf dem Wege und in der zunehmenden Verarmung der Bevölkerung, die dabei in Ausſicht ſteht. Zwar ſtellt eine große national-ökonomiſche Partei die ſchädlichen Wirkungen des ſteigenden Verbrauchs fremder Produkte ſehr in Abrede, dennoch wagen wir es, von ſolchen zu ſprechen, und ſehen in der merkantilen und gewerblichen Lage Hannovers einen wichtigen Beleg für unſere Meinung. Zeigen ſich nicht Spuren zunehmender Verarmung überall? Außer den Armenliſten in Stadt und Land enthält die gegen früher ganz unverhältnißmäßig große Zahl der Diebſtähle und anderer Frevel den beſten Beweis dafür. Allerdings liegt der Grund des Uebels direkt in der Erwerbloſigkeit der arbeitenden Volksklaſſe. Aber iſt dieſe nicht wiederum durch den hohen Verbrauch fremder Stoffe hauptſächlich veranlaßt? Schon 1830 zeigte Stüve auf die Gefahren der Entwerthung einheimiſcher Arbeitskräfte und Produkte in Hannover hin; Marcard hat ſich viel Mühe gegeben, ſie zu leugnen, mit den Wirkungen iſt ihm dies am wenigſten gelungen.[1] Glücklicherweiſe hat ſich in Hannover und ganz

[1] Vgl. Stüve über die Laſten des Grundeigenthums in Hannover und Marcard zur Beurtheilung des Nationalwohlſtandes im Königreich Hannover. 1836.

Deutſchland in den letzten Jahren manche außerordentliche Erwerbsquelle für die arbeitende Volksklaſſe geöffnet. Woher ſoll aber das Mittel gegen fortſchreitenden Pauperismus kommen, wenn dieſe verſiegen? Dazu ſteht Hannover im Begriff, ſeinen Haupterwerbszweig, die Leinenfabrikation, wenn nicht zu verlieren, doch von auswärtigen Märkten vollſtändig ausgeſchloſſen zu ſehen, ebenſo den Abſatz des größten Theils ſeiner Rohprodukte auf dem engliſchen Markte. Kann der Erſatz für beide anders woher kommen, als daher, daß man eigenen Erwerb fördert, indem man auch dem ſteigenden Verbrauch fremder Stoffe entgegentritt? Wir reden nicht von Unterdrückung des Bedarfs fremder Conſumtibilien, nur das Steigen deſſelben über das heutige Maß noch hinaus iſt es, was wir für ſchädlich halten. Weil eine gewiſſe luxuriöſe Gewohnheit und Genußſucht in allen Volksklaſſen heutzutage ſtärker iſt, als der Trieb zur Sparſamkeit und Mäßigkeit, glauben wir, es ſey die Pflicht des Staats, dem allgemeinen Verderben entgegenzutreten und das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Das beſte Remedium dagegen liegt aber nach unſerem Ermeſſen im Vereinstarif, und er wäre ſelbſt bei fortdauernder Iſolirung Hannovers den beſtehenden Verhältniſſen angemeſſen, wenn ſich dann die Gefahr des Schmuggels nicht mit den höheren Sätzen ſteigerte. Indem er ungefähr durch ſeinen Zollaufſchlag den Preis, den die meiſten fremden Artikel des großen Verbrauchs vor zehn Jahren hatten, wiederherſtellt, wird er auch dazu beitragen, die heutige Höhe der Conſumtion auf das damalige Maß zurückzuführen. Ein Umſtand, der gar ſicher zu ſeiner Empfehlung dient.

Nach dem Vorigen bleibt uns nur noch übrig, anzudeuten, wie eine zweckmäßige Reform des hannoverſchen Steuerſyſtems in Folge des Zollanſchluſſes zu bewirken ſtände; ohne dabei reiferer Ueberlegung und tieferer Einſicht vorgreifen zu wollen, können wir doch auch dieſen Punkt nicht ganz unerörtert laſſen.

Zuerſt ſteht nach unſerer Anſicht bei der bisherigen Perſonenſteuer die Alternative, ob man ſie in ihren Grundverhältniſſen beibehalten und nur in den einzelnen Sätzen reduciren will, oder ob man die geſammten perſönlichen direkten Steuern nach ganz anderen, geläuterten Grundſätzen normiren ſoll. So wünſchenswerth auch das Letztere ſowohl aus dem Geſichtspunkte

heutiger Finanzwiſſenſchaft als dem der Intereſſen der Steuerpflichtigen ſeyn möchte, wir glauben uns kaum zu täuſchen, wenn wir meinen, man wird von Seiten der hannoverſchen Regierung doch dem Erſten den Vorzug geben. Unſtreitig käme es bei einer durchgreifenden Reform darauf an, die einzelnen Einkommensquellen der Bevölkerung, wie ſie, außer in Grund und Boden und Wohnungen, in Kapitalen, Gefällen, Gewerben und Arbeitslohn liegen, unter gleichmäßigen Verhältniſſen von der Steuer zu treffen, oder wenigſtens eine allgemeine Einkommenſteuer nach Art der preußiſchen Klaſſenſteuer an die Stelle der heutigen perſönlichen direkten Abgaben zu ſetzen. Vielleicht daß das Letztere noch ein wenig mehr Chancen für ſich hätte, als das Erſte. Kann die Klaſſenſteuer auch niemals den Mangel einer wirklich nach den Einkommensquellen veranlagten Schatzung unfühlbar machen, einestheils verſtößt ſie doch bei weitem nicht ſo ſehr gegen die Grundprinzipien aller direkten Beſteuerung, als die hannoverſche Perſonenſteuer, indem ſie wenigſtens eine ungefähre Veranſchlagung der Steuerkraft zur Grundlage hat, anderntheils iſt ſie weit mehr der Ausbildung und Verbeſſerung fähig, als jene. Zumal wenn man auch die Gewerbeſteuer mit ihr verbände, würde dadurch eine Einfachheit des direkten Steuerſyſtems bewirkt, wie ſie bis dahin nur in wenigen Staaten beſteht. Für eine Vorausbeſtimmung des Ertrags müßten die jetzigen perſönlichen direkten Steuern ziemlich zuverläſſige Daten angeben.

Aber man wird die Reform ſcheuen, und niemand mag läugnen, daß jede Aenderung im Steuerſyſtem, wenn ſie nicht große Vortheile bewirkt wegen der Unbequemlichkeiten, die ſie für Staat und Bevölkerung mit ſich bringt, leicht ein gerechtes Vorurtheil gegen ſich hat. Was zu erwarten ſteht beim Zollanſchluſſe, iſt wohl nur eine Reduktion der bisherigen Sätze der Perſonen-, Gewerbs-, Beſoldungs- und Einkommenſteuer. Es liegt aber dabei die ſchwierige Aufgabe vor, den Erlaß den Steuerpflichtigen möglichſt in demſelben Verhältniß zu gute kommen zu laſſen, als ſie an der höheren Conſumtionsbeſteuerung im Zollverein participiren. Wir wagen es nicht, in dieſer Hinſicht auf Vorſchläge einzugehen; gewiß bedarf es dazu genauerer Kenntniß der individuellen Lebensverhältniſſe und eines größeren

ſtatiſtiſchen Apparats, als uns zu Gebote ſteht. Der Geſammtertrag der perſönlichen direkten Steuern, der 18$^{m}/_{n}$ 1,025,000 Thaler war, möchte ſich aber mindeſtens um ein Drittel unbeſchadet des Staatsbedarfs verringern laſſen; es nähme der entſprechende Erlaß ungefähr zwei Drittel der erwähnten Mehreinnahme des Staats im Zollverein in Anſpruch. Sollte man aber in ſolcher Reduktion der Sätze der perſönlichen direkten Steuern eine Prägravation des Landes zu Gunſten der Stadt erkennen wollen, weil für jenes die Grundſteuer in ihrem Betrage beſtehen bliebe, ſo müſſen wir dagegen geltend machen, daß die Städte auch in ganz unverhältnißmäßig höherer Weiſe von der höheren Conſumtionsbeſteuerung im Zollverein getroffen werden, als das platte Land.

Der letzte Grund iſt es auch vorzüglich, der uns bei dem Wunſche leitet, daß auch der Mahl- und Schlachtlicent bei der Mitvereinigung aufgehoben werden möge. Wenigſtens ſetzt der Staatsbedarf ſolcher Aufhebung keine Hinderniſſe mehr in den Weg, da der Geſammtertrag dieſer Abgabe 18$^{m}/_{n}$ nur 112,600 Thaler war. Daß ſie aber dem Aufblühen ſtädtiſchen Wohlſtandes und Gewerbfleißes mehr hinderlich iſt, als irgend eine andere Steuer, möchte kaum in Abrede zu ſtellen ſeyn, wenn man bedenkt, daß ſie den natürlich freien Verkehr zwiſchen Land und Stadt hemmt, läſtige Controlemaßregeln erfordert, daneben nothwendige Lebensbedürfniſſe vertheuert, mit einem Worte Nachtheile bringt, die zu dem Einkommen des Staats durch ſie gar nicht im Verhältniß ſtehen. — Nach Zeitungsnachrichten denkt man im Augenblick ſelbſt in Preußen ernſtlich an ihre Aufhebung.

Immer würde aber bei dem Allem auch noch Gelegenheit geboten, die Biersteuer aufzuheben, und mit Rückſicht auf die günſtigen finanziellen Ergebniſſe des Zollvereins und die den Bedarf weit überſteigenden heutigen Einnahmen der hannoverſchen Staatskaſſe ſelbſt an Reduktion der Grund- und Stempelſteuer zu denken ſeyn.

Der Zollanſchluß müßte aber im Ganzen unter ſolchen Umſtänden dem Lande einen finanziellen Gewinn bringen, deſſen ſegensreiche Wirkungen ſich noch auf die fernſte Zukunft erſtreckten.

3) In volkswirthſchaftlicher Rückſicht.

Um die volkswirthſchaftlichen Vortheile Hannovers durch den Zollanſchluß ins rechte Licht zu ſtellen, haben wir zuerſt die allgemeinen Vorzüge des Handels- und Gewerbsſyſtems im Zollverein vor dem beſtehenden in Hannover darzulegen, dann die günſtigen Wirkungen der Mitvereinigung auf die Gewerbe des Landes zu erkennen, und die ökonomiſche Zukunft deſſelben im Verein zu berückſichtigen. In dieſen Beziehungen entfaltet ſich der Gewinn, der in obiger Rückſicht aus dem Zollanſchluſſe erwächst.

Was zuerſt die beiderſeitigen Handels- und Gewerbsſyſteme betrifft, ſo ſind ſie einestheils in den Zolltarifen, anderentheils in den übrigen direkten und indirekten Maßregeln zur Förderung des Handels und Belebung des Gewerbfleißes enthalten, es fragt ſich aber, auf welcher Seite dabei der Vorzug liegt.

Der hannoverſche Zolltarif iſt der Lage und den individuellen Verhältniſſen des Landes angepaßt, im Stande der Iſolirung genügt er vollkommen den Anforderungen, die man gerechter Weiſe an ihn ſtellen kann. Erſcheint er zwar in einer der wichtigſten Partien, dem Schutze der eigenen Induſtrie vor der übermächtigen Concurrenz des Auslandes zu niedrig, um die Erziehung einer eigenen Gewerbkraft nachdrücklich zu effektuiren, ſo iſt der Grund dieſes Mangels weit eher in den gegebenen Umſtänden, als in der Intelligenz derer, die ihn ins Leben riefen, zu ſuchen. Unſtreitig hätte man bei höheren Sätzen auf fremde Induſtrieprodukte nicht die Mittel in der Hand gehabt, den dann gewinnreicheren Schmuggel zu unterdrücken; indem jede Erhöhung die Prämie des Schmugglers ſteigerte, mußte man nur finanzielle Verluſte beſorgen, ohne daß ein Gewinn für die eigene Induſtrie darin gelegen hätte. Eine Grenzbewachung, wie die im Zollverein, war ſchon der Koſten wegen für Hannover unmöglich, ſie hätte weit über ein Drittel des heutigen Einkommens aus den Grenzabgaben in Anſpruch genommen. Dazu kommt aber noch, daß ein kräftiger Zollſchutz auf dem kleinen Gebiet auch nur zu Privatmonopolen führen mußte, daß zwar die Gründung einer eigenen Induſtrie vielleicht gelungen wäre, dieſe aber bei

dem Mangel einer großen inneren Concurrenz als Kunſtprodukt und Treibhauspflanze erſcheinen mußte.

War demnach die günſtigſte Wirkung eines zweckmäßigen Zollſyſtems bei der iſolirten Lage Hannovers nur im geringen Grade zu erreichen, ſo entſprechen aber auch die heutigen induſtriellen Zuſtände des Landes den relativen Mängeln des Syſtems. In faſt allen Hauptfabrikationszweigen iſt der Nordweſten hinter vielen anderen deutſchen Staaten und Provinzen zurückgeblieben, trotz mancher der günſtigſten lokalen Umſtände hat ſich der ganze eine Hauptzweig ökonomiſcher Volksthätigkeit, der in den ſtoffveredelnden Gewerben liegt, dort nur unvollkommen entfalten können, und die Bevölkerung entbehrt dabei zum großen Theil einer ihrer wichtigſten Erwerbsquellen. Schon die Einfuhrliſten zeigen deutlich, wie viel in dieſer Beziehung zu wünſchen übrig bleibt, allein an wollenen, baumwollenen und ſeidenen Waaren wurden 18$^{m}/_{n}$ im nordweſtdeutſchen Steuerverein 32,000 Centner verſteuert, eine Summe, die kaum um ein Drittel hinter der geſammten Einfuhrquantität des Zollvereins zurückbleibt. Natürlich daß dabei die Städte zumal den rechten Hebel ihrer Blüthe vermiſſen, daß der Landwirthſchaft die Abſatzgelegenheit entgeht, die aus einer weitverzweigten Induſtrie erwächst und der ganzen Bevölkerung der Wohlſtand, der erſt bei gleichmäßiger Entfaltung aller Sphären gewerblicher Thätigkeit zu erzielen iſt.

Aber daneben gehen auch für Handel und Verkehr günſtige Umſtände verloren und müſſen nothgedrungen unbenutzt bleiben. So wenig unbequem auch der liberale, hannoverſche Tarif dem auswärtigen Handel zu ſeyn ſcheint, und ſo ſehr man von Seiten der Regierung bemüht geweſen iſt, alle Hemmniſſe der freien Bewegung im Innern des Landes zu entfernen, man hat doch nicht bewirken können, daß der Handel ſich ſehr über das Detailgeſchäft erhob und viele Plätze an der Küſte und im Binnenlande ihrer natürlichen Beſtimmung, Stapelplätze für das Hinterland zu ſeyn, genügend nachkamen. Unſtreitig liegt der Grund nicht bloß an der Concurrenz der Hanſeſtädte, beide ſind nur bis zu einem gewiſſen Grade die natürlichen Nebenbuhler Oſtfrieslands, die Plätze an der Mittel- und Oberweſer, an der Elbe und an den Endpunkten der Aller- und Leineſchifffahrt würden aber trotz Hamburgs und Bremens eine merkantile Bedeutung

behaupten, wenn sie nicht die Zoll-Linien von ihrem Hinter- und Nebenlande absperrten. Dazu entbehrt der hannoversche Kaufmann großentheils einer gesetzlichen Maßregel, die mehr als irgend eine andere im Vereinslande dazu beigetragen hat, auch die Kaufmannschaft mit den Zolleinrichtungen zu befreunden, der Zollkreditirungen, er entbehrt ferner der Vortheile, die aus einem gleichen Münz-, Maß- und Gewichtssystem auf einem großen Gebiete erwachsen, und wenn die letzteren sich auch im Vereinslande noch nicht vollständig haben entfalten können, so liegt doch dort die Aussicht zur Gleichheit nicht so gar fern mehr.

Der Zollanschluß hebt aber die erwähnten Gebrechen großentheils auf, und die Vorzüge des Handels- und Gewerbssystems der Vereinsstaaten vor den bestehenden hannoverschen treten darin besonders hervor. Alle die Umstände, die energischen Maßregeln zur Erziehung einer eignen Gewerbkraft und der Entfaltung eines blühenden Verkehrs mit dem Hinter- und Nebenlande entgegentraten, fallen mit der Mitvereinigung. So wenig kann der Kostenpunkt dann noch einer Gränzbewachung im Wege stehen, die der Gefahr des Schmuggels bei höheren Tarifsätzen entgegentritt, als Schutzzölle Privatmonopole schaffen, wenn die freie Concurrenz des Vereinslandes den Mangel der auswärtigen ersetzt. Durch die Verkehrsfreiheit mit dem hinter- und nebenliegenden Gebiet rückt Hannover in seine natürliche Stellung, ein großer Stapelplatz für das vereinigte Deutschland zu seyn, ein, und alle die Anordnungen, die im Verein getroffen sind, um der inneren Handelsbewegung alles Beschränkende zu nehmen, sind für es von der größten Wichtigkeit. An den relativen Vorzügen des Vereinssystems vor dem heutigen ist die Basis eines allgemeinen fröhlichen Gedeihens gegeben; daß man zugreife und die günstigen Umstände zu seinem Nutzen ausbeute, ist dann die Aufgabe des Landes.

Aber die ökonomischen Vortheile durch den Zollanschluß drücken sich nicht bloß in den allgemeinen Vorzügen des Vereinssystems aus, sondern sie treten noch weit sichtbarer in den Wirkungen auf die einzelnen Gewerbe des Landes hervor. In der That sind diese Wirkungen meistentheils nur die Folge jener Vorzüge; wir müssen sie aber im besondern Fall auch

können nicht alle sich auf einem so hohen Standpunkte die Hände reichen, wie Lessing und Moses Mendelsohn, aber auch auf dem bescheideneren des gemeinen Lebens sieht man, wie ruhiges, billiges Benehmen vollkommen hinreicht zu wechselseitiger Annäherung und gegenseitiger Schätzung des Kerns im Menschen.

Die Regierungen können mehr durch negatives als durch positives Wirken zu Lösung der hochwichtigen Frage beitragen. Was Napoleon mit seinem Sanhedrin nicht vermocht hat, so groß dessen Grundidee war, wird wohl keiner seiner Zeitgenossen erstreben wollen. Die Synagoge kann nur durch Juden reformirt werden, wenn dieses irgend möglich ist. Die öffentliche Meinung, die Gewalt der Zeit, die materiellen Interessen wirken so mächtig, daß die Regierungen nur nachzuhelfen brauchen. Ihr Beruf ist hier zu unterstützen, Mißbräuche abzustellen, Uebergriffe zu verhüten.

Von den Schriftstellern ist die Frage nach ihrer religiösen, rechtlichen, politischen und socialen Seite vielfach beleuchtet, und meist zu Gunsten einer völligen Einverleibung beantwortet worden. Die meisten Einwürfe beruhen auf vorübergehenden, auf unwesentlichen Zuständen, auf Mißverständnissen oder Vorurtheilen. Zuweilen ließ sich sogar Aerger über jüdische Mitbewerbung vernehmen. Leidenschaft schadete der Lösung unendlich, und von beiden Seiten her, nicht minder die rein verneinende Tendenz mancher talentvollen jüdischen Schriftsteller, welche, während sie volle bürgerliche Rechte von uns Deutschen forderten, unsere Eigenthümlichkeiten verhöhnten, unsere Regierungen schmähten, unsern sittlichen Grund zu untergraben strebten.

Wir wünschen sehnlich, daß das mächtige jüdische Haus, welches überall, wo es nur möglich ist, für Erleichterung der politischen Lage seines Volks einschreitet, dessen Alterthümer sammeln, die öffentliche Stimme für dasselbe erschallen läßt — wir wünschen, daß es die geschichtlichen, statistischen und socialen Momente, welche hier nur angedeutet werden konnten, in philosophischem Geiste, in zeitgemäßer Richtung für seine Glaubensgenossen bearbeiten lasse. Es fehlt von beiden Seiten nur sehr wenig, um einen Zustand herbeizuführen, welcher unendlich ersprießlicher seyn würde, als der seitherige, und die goldenen Worte, welche Klinger schon vor 34 Jahren sprach, (Betrachtungen über Welt und Literatur, § 377, II. p. 247 ff.) werden vielleicht von der seither herangewachsenen

erkennen, um jener ganz gewiß zu ſeyn. Dabei darf man ſich jedoch auch von vorn herein nicht verhehlen, daß auch das Vereinsſyſtem heute noch an weſentlichen Mängeln und Gebrechen leidet, und daß auch die ökonomiſchen Vortheile Hannovers aus der Mitvereinigung in mancher Rückſicht größer und zuverläßiger ſeyn würden, wenn jene ſchwänden.

Was zuerſt die Wirkung der Mitvereinigung auf die Landwirthſchaft betrifft, ſo haben wir ſie in unſerem früheren Aufſatze ſchon angedeutet und es bedarf hier nur noch eines näheren Eingehens auf das Einzelne der Verhältniſſe. Wie wir dort bereits bemerkten, iſt die norddeutſche Landwirthſchaft überhaupt heutzutage in die Lage verſetzt, die immer ungünſtiger werdenden Ausſichten auf einen großen Produktenexport nach England daran zu geben und in höherer Entfaltung der übrigen Gewerbe in der Heimath einen Erſatz für jene unſichere Abſatzquelle zu ſuchen. Gerade in dieſer Beziehung muß aber der Zollanſchluß für Hannover von der größten Wichtigkeit ſeyn, abgeſehen ſelbſt davon, daß auch für die Viehzucht und den Bau einzelner Handelsgewächſe mit dem freien Abſatz in's Vereinsland eine neue Periode angeht.

Zwar giebt es gewichtige Stimmen in Hannover, die eine ungünſtige Lage der Agrikultur in jetziger Zeit überhaupt in Abrede ſtellen; um den Beweis zu führen, daß ſie in der Gegenwart weit beſſer ſtehe als in der Vergangenheit, zeigt man auf das Steigen des Grundwerths ſeit zehn Jahren und auf die zahlreicheren Kulturverbeſſerungen in demſelben Zeitraum hin. Man braucht aber nur die Urſache beider zu berückſichtigen, um ſich in der Hinſicht keinen Täuſchungen hinzugeben. Der heutige Preis des Grundeigenthums iſt nur zu ſehr ein Concurrenzpreis, ein Preis, der durch den Mangel anderer ſicherer Anlegungsweiſen für Kapitale und durch die in Folge der Ablöſungen disponibel gewordenen hohen Summen hervorgerufen iſt, die Kulturverbeſſerungen aber ſind einem auch im Bauernſtande mehr als je zuvor hervorgetretenen Erwerbseifer zuzuſchreiben. Daneben beſtehen aber in niederem Arbeitslohn, in den großen Schwankungen im Produktenpreiſe, in der Verſchuldung der Landgüter und in der keineswegs beneidenswerthen Lage der kleineren Landwirthe ſo unzweideutige Beweiſe der mißlichen Stellung des

ländlichen Gewerbes, daß dieſe ſchon hinreichten, die heutigen Verhältniſſe eben nicht im günſtigſten Lichte zu zeigen. Ja es iſt ſelbſt die große Frage, ob, wenn ſich in Folge des verlornen Leinenabſatzes die ganze landbauende Volksklaſſe, die bisher in der Leinwandfabrikation ihre erſte Erwerbsquelle fand, ausſchließlich auf den Ackerbau wirft, und ſich der Gewerbthätigkeit nicht neue Wege öffnen, in der Zukunft in guten Jahren nicht eine Ueberproduktion zu befürchten ſteht, die den Produktenpreis ſelbſt unter die Koſten herabdrücken müßte.

Kann es demnach nicht zweifelhaft ſeyn, daß die hannoverſche Landwirthſchaft einer allſeitigen Entfaltung der übrigen Gewerbe und damit einer Erhöhung der inneren Abſatzgelegenheit als ihres Haupthebels bedarf, ſo fragt es ſich aber auch weiter, wie wird ſolche, vorausgeſetzt, daß der Zollanſchluß ſie hervorruft, auf die Agrikultur wirken? — Unſtreitig muß zunächſt ein Theil der Bevölkerung, die heute im Landbau allein dürftigen Erwerb ſucht, ſich anderen Erwerbsquellen zuwenden, dadurch aber auch der Erwerb und Verdienſt der übrig bleibenden geſteigert werden. Die erſte Wirkung neu entſtehender Gewerbthätigkeit iſt die heilſamſte für die ganze arbeitende Volksklaſſe. Der heutige niedere Arbeitslohn wird durch nichts ſo ſehr, als durch die große Concurrenz im Angebot der Arbeitskräfte veranlaßt; weil die vorhandenen Kräfte den Bedarf faſt überſteigen, iſt er zu der jetzigen niederen Stufe herabgegangen. Allerdings iſt dabei das Steigen des Lohns ſcheinbar nicht im Intereſſe der größeren Landwirthe, die höhere Ausgabe droht ihr Einkommen zu ſchmälern, aber man braucht nur den ganzen Umkreis der künftigen Verhältniſſe zu berückſichtigen, um zu erkennen, daß dennoch für keinen Theil ein Verluſt bevorſteht. Wenigſtens muß die größere Abſatzgelegenheit im eigenen Lande, die höhere Zahl reiner Zehrer der Agrikulturprodukte einen Gewinn nach ſich ziehen, der jenen Nachtheil bei weitem aufwiegt.

Unter allen Vorzügen inneren Abſatzes von Rohprodukten vor den auswärtigen tritt keiner lebhafter hervor, als der in der Gleichmäßigkeit des Erwerbs und der Stetigkeit und Regelmäßigkeit des Einkommens der Landwirthe liegt; nichts kann für die pekuniäre Lage derſelben nachtheiliger ſeyn, als die großen Schwankungen des Produktenpreiſes, wie ſie auf die natürlichſte

Weiſe aus dem bisherigen überſeeiſchen Getreideabſatz folgten und die Unſicherheit des Verdienſtes auf dem Wege. Seit längerer Zeit machte auf dem hannoverſchen Markte nicht bloß der Stand der Ernte, die Fruchtbarkeit des Jahrs und der Bedarf im eigenen Lande die Getreidepreiſe, ſondern daneben ſtand der Bedarf in England geſetzgebend. Hull und London ſchrieben dem norddeutſchen Landwirth auch in dieſer Beziehung ſeinen Erwerb vor, der Kornhandel war zu einem Spekulationsgeſchäft geworden, wie es außer dem Papierhandel kaum noch ein ähnliches gibt. Daß aber dabei auch dem größeren Landwirth kein Vortheil erwuchs, zeigt die Verſchuldung der Landgüter und der auch in Hannover, obwohl in geringerem Grade als in Pommern, Preußen und Mecklenburg, eingeriſſene Güterſchwindel. Die momentan höhere Einnahme führt nur zu leicht zu Aufwand und großen Ausgaben, in dieſen ſetzt ſich aber eine Gewohnheit feſt, die, wenn die Einnahmsquellen nicht nachhaltig gleichmäßig fließen, dem Bankerott in die Hände arbeitet. Selbſt wenn der Betrag der Grundrente nach längerem Durchſchnitt bei ſtetigem, gleichmäßigem Erwerb geringer ſeyn ſollte, als bei ungleichmäßigem, wird Niemand leicht dem letzteren den Vorzug geben. Daß aber ſolches bei der höheren Abſatzgelegenheit im eigenen Lande nicht zu befürchten iſt, geht ſchon daraus hervor, daß einestheils der Landwirth ſelbſt auch in Zeiten hoher Preiſe in England nur einen verhältnißmäßig geringen Gewinn davon trug, der größere in der Regel dem Zwiſchenhändler zu Theil ward, anderntheils der wirkliche Abſatz nach England von Hannover nicht ſehr groß war. Höchſtens möchte eine halbe Million Thaler als der durchſchnittliche Werth des Exports in den letzten zehn Jahren anzunehmen ſeyn, obwohl in einzelnen Jahren die Summe größer geweſen iſt. Schon der durch den Zollanſchluß in Ausſicht geſtellte höhere Abſatz von Schlachtvieh ins Vereinsland könnte aber quantitativ ſolche Getreideausfuhr aufwiegen, wenigſtens muß der hannoverſche und oldenburgiſche Landwirth im vorigen Jahre erkannt haben, was Mitteldeutſchland für ihn in der Beziehung werden kann, wenn die Zolllinien fallen.

Dazu kommt, daß der bisherige Produktenabſatz über See auch einer gleichmäßigen Entwicklung aller Theile des ländlichen

Gewerbes weſentlich im Wege ſtand. Weil Getreide außer Viehzuchtsprodukten faſt der einzige Artikel war, der ſich zur Ausfuhr eignete, legte man auf den Getreidebau alles Gewicht, und vernachläſſigte darüber ſelbſt den Anbau von Futterkräutern und Handelsgewächſen. Gewiß iſt die Beibehaltung der Dreifelderwirthſchaft in den meiſten Landestheilen jenem Umſtande eben ſo ſehr zuzuſchreiben, als den Hut- und Weideſervituten; weil ſie die kornreichſte war, entſchied man ſich für ſie. Mit dem Hervortreten großer innerer Abſatzgelegenheit wird aber die Aufforderung zu allgemeiner Einführung der Wechſelwirthſchaft immer größer werden, ihre relativen Vorzüge treten auf manchen größeren Gütern und in den Provinzen Hoya, Osnabrück und Oſtfriesland zu deutlich hervor, als daß man ſie überſehen könnte.

Allerdings hängen alle die erwähnten günſtigen Wirkungen auf's engſte mit dem wirklichen Entſtehen neuer Erwerbsquellen nach dem Zollanſchluß zuſammen, die Grundbedingung des Aufblühens der Landwirthſchaft liegt in gleichmäßiger Entfaltung aller Zweige der Gewerbthätigkeit, aber wir haben auch weiter zu zeigen, daß ſolche nicht auf leeren Hoffnungen beruht.

Was zuerſt die Ausſichten auf Entwicklung einer weitverzweigten Fabrikinduſtrie nach der Mitvereinigung betrifft, ſo gründen ſie in zwei Umſtänden, erſtens im Schutzſyſtem des Vereins und zweitens in den vorhandenen Verhältniſſen des Landes; beide bedürfen einer näheren Erörterung.

Um die Wirkungen des Vereinsſyſtems in dieſer Rückſicht zu erkennen, braucht man ſich nur an die Erfahrung zu halten; es zeigt dieſe deutlich genug, daß in Folge der Schutzzölle und des großen inneren Abſatzgebiets faſt in allen deutſchen Staaten eine Fabrikation entſtanden iſt, und ein Eifer zur Gründung induſtrieller Etabliſſements erwachte, den man zuvor nicht kannte. Zwar darf man dabei auch nicht vergeſſen, daß manche Erwartungen, die man in den erſten Jahren des Zollvereins hegte, heute noch unerfüllt geblieben ſind, daß der jetzige Zuſtand mancher Fabrikzweige im Vereinslande keineswegs ein günſtiger iſt und die Erziehung einer großen eigenen Induſtrie von den Regierungen oft nicht mit der Conſequenz durchgeführt wurde, als man hoffte, — in der That hat ſich das Handels- und Gewerbsſyſtem des Vereins, wie es heute iſt, bei den Induſtriellen und

bei der öffentlichen Meinung nicht mehr der früheren Sympathien zu erfreuen, — aber dabei kann auch Niemand in Abrede ſtellen, daß Fortbildung und Entwicklung, wie ſie eine Nothwendigkeit iſt, in der That bevorſteht und vielleicht ſchon in der nächſten Zukunft zu erwarten iſt. Die öffentliche Meinung im vereinigten Deutſchland dringt wenigſtens zu mächtig und nachdrücklich auf ſolche, als daß man ihr noch lange widerſtehen könnte. So wenig auch der Nothſchrei der Induſtriellen im Vereinslande an ſich geeignet iſt, den iſolirten Nordweſten für die Mitvereinigung zu ſtimmen, ſo darf man doch auch nicht vergeſſen, daß die Zukunft eine andere ſeyn muß, als die Gegenwart. Gewiß wäre aber auch Hannover gar ſehr dabei intereſſirt, an ſeinem Theile der Ausbildung des Schutzſyſtems das Wort zu reden und ſeine Stimme in der Rückſicht mit der der ſüddeutſchen Staaten zu vereinigen. Bliebe Alles wie es iſt, ſo dürfte man allerdings keine zu große Hoffnungen auf Entfaltung der Gewerbthätigkeit in hohem Maße hegen und die beſten Erwartungen würden nur theilweiſe in Erfüllung gehen.

Dazu kommen ferner die günſtigen Umſtände für eine große Fabrikinduſtrie im Lande ſelbſt, ſie liegen vorzüglich in einer Bevölkerung, die ſehnlichſt neue Erwerbsquellen erwartet, in zahlreichen Waſſergefällen, die Dampfkraft erſetzen, in einer hinreichenden Menge von Kapital, das neue Anlegungsweiſen ſucht, in der günſtigen Lage zum Meere, die beim Import von Rohſtoffen und beim Export von Fabrikaten Vorzüge vor dem Binnenlande darbietet, in dem niederen Arbeitslohn und endlich in der Maſſe von Produkten im eignen Lande, die für die Woll- und Leinenfabrikation beſonders von hohem Gewicht iſt. Zwar theilt Hannover manche dieſer Bedingungen mit den meiſten anderen deutſchen Staaten, auch dort drängen die Verhältniſſe gleichſam zur Entwicklung der fabricirenden Gewerbe hin, aber im Einzelnen hat es doch auch beſondere Vorzüge vor den meiſten. Zumal iſt die Lage zum Meere in dieſer Rückſicht von der höchſten Wichtigkeit, ſie begünſtigt in hohem Grade die Gründung aller ſolcher Induſtriezweige, die fremden Rohſtoff verarbeiten oder über See ihren Hauptabſatz ſuchen.

Um aber unſere Anſicht von dem künftigen Aufblühen einer großen Fabrikinduſtrie noch näher zu motiviren, wollen wir auf

die Ausſichten, die ſich für die einzelnen Hauptindustriezweige ſelbſt darbieten, näher hinweiſen.

Zuerſt ſind für eine großartige Entwickelung der Wollinduſtrie die Chancen um ſo größer, als die Zukunft dieſes Gewebes bereits ſich an eine Gegenwart knüpft. Trotz mancher nicht beſonders förderlicher Verhältniſſe hat ſich eine Wollmanufaktur wiedererhoben und iſt im Augenblick ſelbſt in ziemlich raſchem Fortſchritt begriffen. Die meiſten der vorhandenen größeren Etabliſſements ſtehen ſchon auf der vollen Höhe des Betriebs, und wenn die Fabrikate ſelbſt Einzelnes zu wünſchen übrig laſſen, ſo iſt den Mängeln leicht abzuhelfen. Gerade die Wollmanufaktur iſt aber in ihrem einen Theile der Streichgarnverarbeitung wenigſtens unter den webenden Gewerben dasjenige, in dem Deutſchland heutzutage, wenn nicht einen Vorzug vor dem Auslande behauptet, doch die freie Concurrenz deſſelben am wenigſten zu ſcheuen braucht. Gewiß ſteht ihm auch auf den überſeeiſchen Märkten die beſte Zukunft bevor. Dann liegt aber in Hannover auch für Kammgarnfabrikation in den hochveredelten Schäfereien des Landes, deren Produkt heute noch großentheils nach England geht, keine geringe Aufforderung.

Minder günſtig ſind allerdings die Ausſichten für Entfaltung einer Baumwollenmanufaktur, das Beſtehende kann wenigſtens keinen Maßſtab für das Zukünftige abgeben. Auch in Hannover iſt faſt die ganze heutige Baumwollinduſtrie nur Weberei, dazu noch großentheils im Kleinbetrieb. Schwerlich möchte aber ſolche Fabrikationsart, wenn erſt das ganze Deutſchland das Mißliche was darin liegt, keine eigenen Spinnereien in genügender Zahl zu beſitzen, erkennt, fortbeſtehen können. Es wird dann auf neue Einrichtung des Induſtriezweigs auf der Grundlage eigner Spinnerei ankommen. Für ſolche bieten ſich aber in Hannover die günſtigſten Verhältniſſe dar. Erſtens iſt auf den Fall, daß ſich in den Hanſeſtädten ein eigner großer Markt für rohe Baumwolle bildet, die Nähe derſelben beim Ankauf von großem Vortheil, dann erleichtert die unmittelbare Verbindung mit den Seeplätzen den Export des Fabrikats, dazu ſind Waſſergefälle und Kapitale zur Anlage großartiger Etabliſſements vorhanden, alles Umſtände, die auch dem Vereinslande gegenüber ihr Gewicht behaupten.

An Wiederherſtellung der Leinenindustrie auf neuer Baſis zu denken, iſt allmälig in Hannover zum dringendſten Bedürfniß geworden; daß die heutigen Zuſtände auf die Dauer unmöglich fortbeſtehen können, kann nicht mehr bezweifelt werden. Mag man ſich auch in manchen Kreiſen noch mit der Hoffnung herumtragen, daß das Handgeſpinnſt die einzelnen Vorzüge, die es vor dem Maſchinengeſpinnſt hat, auch in der Zukunft behaupten werde, der Glaube an Fortbeſtand der früheren Art und Ausdehnung des Gewerbes iſt doch in der letzten Zeit zu tief erſchüttert. Es fragt ſich aber, wie kann bei ſolcher Lage dieſem Induſtriezweige wieder aufgeholfen werden? Nach unſerer Anſicht nur durch eine Radikalkur. Das einzige Mittel auch für Hannover in der Zukunft den Leinenhandel über See und den inneren Abſatz zu behaupten und wieder zu gewinnen, liegt in der Errichtung von Maſchinenſpinnereien. Allerdings kann durch ſolche im Augenblick die Noth desjenigen Theils der landbauenden Volksklaſſe, der im Leinengewerbe bisher ſeine Haupterwerbsquelle fand, nur geſteigert werden; wenn neben der Concurrenz des Auslandes auch im Inlande eine Maſchinenfabrikation entſteht, ſo wird dadurch ſein Erwerb nur noch mehr geſchmälert, aber es ſteht die Alternative, ſoll man Alles verlieren in kurzer Zeit, oder Etwas retten. So wenig auch die Maſchinenſpinnereien aus dem Geſichtspunkte des Volkserwerbs Handſpinnereien erſetzen können, darf dieſer doch nicht allein maßgebend bleiben, weil ſonſt Alles verloren geht. Kaum daß die Maſchinenfabrikation bei demſelben Produktionsquantum den zehnten Theil der jetzt mit der Handfabrikation beſchäftigten Bevölkerung in Anſpruch nehmen würde, aber es iſt gewiß beſſer für ein Zehntel einen Erwerbszweig zu retten, als ihn für Alle verloren zu geben. Vielleicht daß in einer weiteren Ausbreitung des Flachsbau's daneben einiger Erſatz für den kleinen Landwirth läge. — Das nächſte Mittel zur neuen Gründung dieſes Gewerbszweigs liegt aber in einem Zoll auf fremde Geſpinnſte; unmöglich kann man ſonſt den inländiſchen Kapitaliſten zumuthen, ihr Kapital zu Etabliſſements der Art darzubieten, wenn ſie von der ſchottiſchen und iriſchen Concurrenz daſſelbe Schickſal zu befürchten haben, dem die Baumwollſpinnereien im Zollverein bereits großentheils verfallen ſind. Der Vereinstarif bietet in dieſer Beziehung auch nur einen Zoll von

5 Sgr. für den Centner, es liegt aber im größten Intereſſe Hannovers bei ſeiner Mitvereinigung eine Erhöhung des Satzes zur Bedingung zu machen.

Für alle im Feuer arbeitenden Gewerbe ſind inſofern allerdings im Lande keine beſonders günſtigen Ausſichten, als es an Steinkohlen ziemlich arm iſt (durchſchnittlich 2½ Millionen Kubikfuß), und der mitunter niedere Holzpreis und Torfreichthum nicht immer vollen Erſatz für den Mangel bietet; demungeachtet würde aber doch für manche Werkſtätten am Harz, vorzüglich für Gewehr-, Pulver-, Meſſing- und Kupferwaarenfabriken, mit dem Zollanſchluß eine neue Periode angehen.

Großer Ausdehnung ſind dagegen die Tabaks- und Zuckerfabriken fähig, für beide bietet die Nähe der Haupthandelsplätze Deutſchlands ſo günſtige Bedingungen dar, daß der Beitritt ſelbſt einen Theil der gegenwärtig im Vereinslande beſtehenden Etabliſſements nach Hannover hinüberziehen würde. Zumal wenn man in Deutſchland erſt allgemein erkennt, daß der holländiſche Kolonialwaarenhandel wie ein Krebsſchaden an unſerem Wohlſtande frißt, mußte für dieſe Induſtriezweige die günſtigſte Zeit angehen.

Dazu fällt auf die Lederfabrikation und die Branntweinbrennereien ein nicht geringes Gewicht, obwohl man im Lande ſelbſt den totalen Verluſt der letzteren fürchtet. Wenn die Brennereien in Hannover erſt auf die Höhe des Betriebs vorgerückt ſind, auf der die preußiſchen ſtehen, öffnet ſich ihnen in feinen und ordinären Branntweinen in England und den Kolonialländern ein Markt, der von großer Bedeutung werden kann, zumal wenn die Finanzverwaltung beim Export die Steuer zurückzahlt.

Steht ſomit für viele der Hauptinduſtriezweige eine günſtige Zukunft bevor, ſo iſt der Gewinn, der dem Lande daraus erwächst, unberechenbar groß. Der Zollanſchluß bringt keine unglückliche Fabrikbevölkerung, wie man ſchon befürchtet hat, keine Proletarier, am wenigſten kann davon die Rede ſeyn, wo es wie in Hannover zur dringendſten Nothwendigkeit geworden iſt, der ſteigenden Verarmung dadurch entgegenzutreten, daß man neue Erwerbsquellen aufſchließt. Glaubt man aber, daß die Ausdehnung der Fabrikinduſtrie niemals ſo groß ſeyn werde, um

der Landwirthſchaft gegenüber die Zahl der Zehrer beträchtlich zu vermehren, ſo geben wir dagegen zu bedenken, daß einestheils noch viel dazu gehört, ehe Deutſchland ſeinen ganzen Bedarf an Fabrikaten aller Art ſelbſt producirt, anderntheils, daß ſich auch, wenn man nur den rechten Weg einſchlägt, ſichere ſtetige Abſatzwege jenſeits des Meeres eröffnen laſſen.

Zu dem Aufſchwunge der Fabrikation tritt aber weiter der Aufſchwung der Schifffahrt, auch ſie entſpricht in ihrem heutigen Zuſtande am wenigſten dem was ſie ſeyn könnte, ihr Emporkommen iſt aber faſt noch näher bevorſtehend, als das der Induſtrie, weil das vereinigte Deutſchland doch gar zu kurzſichtig ſeyn müßte, wenn es nicht mit dem Erwerb der Nordweſtküſte ernſtlich auf Entfaltung ſeiner maritimen Kräfte bedacht ſeyn wollte. Zwar läßt ſich nicht in Zahlen beſtimmen, wie weit die hannoverſche Schifffahrt in der Zukunft an der künftigen Seemacht Deutſchlands Theil nehmen wird, aber wir müſſen die Gründe darlegen, die für eine große Entwickelung derſelben ſprechen und die Umſtände geltend machen, die ſie begünſtigen.

Der eigentliche Sitz der jetzigen hannoverſchen Seeſchifffahrt iſt Oſtfriesland, während das Herzogthum Bremen, die andere Küſtenprovinz, nur 39 eigene Seeſchiffe beſaß, den größten Theil ſeiner Seemannſchaft aber hanſeatiſchen Schiffen zur Bemannung bietet, zählte man in Oſtfriesland Ende 1843 deren 530, und trotz der ſo wenig günſtigen Verhältniſſe von heutzutage hat ſich dort eine Vorliebe für das Seehandwerk erhalten, wie in keinem anderen Theile Deutſchlands. Vor allen zeichnet ſich in Rhederei und Schifffahrtsbetrieb die Moorkolonie Papenburg aus; obgleich zwölf Meilen von der Mündung der Ems gelegen und nur ein Flecken mit 5000 Einwohnern, beſitzt es gegenwärtig 170 eigene Seeſchiffe, d. h. mehr als außer Hamburg und Bremen irgend ein nordweſt-deutſcher Seehafen. Daneben ſind Emden, Leer und Norden für Rhederei am bedeutendſten. Aber die Ungunſt der Verhältniſſe laſtet ſchwer auf der oſtfrieſiſchen Schifffahrt; obwohl ſich in den letzten Jahren ſelbſt eine beträchtliche Erhöhung der Anzahl der Seeſchiffe gezeigt hat, muß man ſich doch hüten, dies einem andern, als der vorherrſchenden Neigung der Oſtfrieſen für den Seedienſt zuzuſchreiben. Zum kleineren Theil im Eigenhandel beſchäftigt, beſteht die Schifffahrt

weit mehr durch den Frachtverkehr zwiſchen fremden Häfen. Nichts iſt häufiger, als daß Schiffer auf Aventüre in die Welt hineinſteuern und Jahre lang die Heimath nicht berühren. Aber gerade auf dieſen Erwerbszweig fällt der ganze Druck der Verhältniſſe. Durch keine Ausſicht auf Repreſſalien vor der Bedrückung und den Hemmniſſen aller andern Staaten geſchützt, bleibt ihnen nichts weiter übrig, als die wenigen Häfen, die ihnen nicht geſperrt ſind, oder die Verträge wieder geöffnet haben, zu befahren. Dabei haben ſie noch die Concurrenz der mächtigen Seeſtaaten in einem Maße zu ertragen, das den Erwerb unerhört herabdrückt. Iſt das Frachtfahren an ſich, wenn man bedenkt, daß ſich im Eigenhandel unter anderen Umſtänden eine viel vortheilhaftere und größere Erwerbsquelle öffnen könnte, überhaupt eine unwürdige Beſchäftigung für eine deutſche Seeprovinz, ſo tritt das Schmähliche der Lage bei der ſyſtematiſchen Unterdrückung erſt recht hervor.

Natürlich daß darum das Verlangen Oſtfrieslands auf eine Aenderung des heutigen Zuſtandes gerichtet iſt, der alte Ruhm und die alte Seegröße lebt noch zu mächtig in dem jetzigen Geſchlechte, als daß es auf ein beſſeres Loos verzichten ſollte. Die Provinz iſt ſich ihrer Kraft bewußt, ſie weiß, was ſie für Deutſchland werden kann, wenn die Schranken fallen, die ſie von ihm trennen. In der That bedürfte es dann nur mäßig großer Begünſtigungen, um hier eine Flotte entſtehen zu laſſen und eine Thätigkeit zu entfalten, wie ſie noch keine deutſche Küſte kennt. Schon der bloße Anſchluß an den Zollverein müßte ein neues Leben bringen, und was ſonſt noch Alles, wenn erſt eine Navigationsakte die Bevormundung der Fremden aufhöbe und durch Androhung von Repreſſalien freie Fahrt nach allen Häfen der Welt erzwänge!

Aber auch die andere Seeprovinz, das Herzogthum Bremen, bietet die günſtigſten Bedingungen für Entfaltung großer Schifffahrt dar. Zwiſchen den beiden Hauptſtrömen des nordweſtlichen Deutſchlands gelegen, in der Umgebung Hamburgs und Bremens, mit zahlreichen Buchten, Häfen und Landungsplätzen ausgeſtattet, durch ein natürliches Kanalſyſtem, das die Nebenflüſſe der Elbe und Weſer bilden, mit der See überall in Verbindung geſetzt, gibt es kaum eine beſſere Lage, als dieſe. Allerdings iſt trotz

Generation nicht ſo unbeachtet bleiben, als von der, in deren unruhiger Gegenwart dieſe Worte, wie das ganze für alle Zeiten werthvolle Werk, verhallten. Den wahren Stand der Frage ſcheint dieſer Frankfurter Bürger zuerſt richtig aufgefaßt zu haben. Wir müſſen wünſchen, daß Frankfurter Iſraeliten zuerſt die richtigen wirkſamen Mittel zur Löſung darbringen. Die Aufgabe iſt groß, unſterblicher Ruhm würde das Gelingen lohnen!

A. M.

dem die eigene Schifffahrt der Provinz noch weniger entwickelt, als die Oſtfrieslands, die Nähe der Hanſeſtädte hemmte neben den allgemeinen Verhältniſſen bisher das Aufkommen eigener großer Rhederei, aber die Zukunft dieſer Küſte ſteht mit der Zukunft Hamburgs und Bremens im engſten Zuſammenhange. Da wären jene Plätze auch in Rhederei, was ſie im Handel ſind, die Provinz bedürfte keiner eigenen Flotte, um zu hohem Wohlſtande zu gedeihen, ſie würde ſich an die Seemacht jener Städte lehnen, und darin ihre beſte Erwerbsquelle finden.

Die Bedingung aber, unter der allein von allſeitiger Entwickelung der Seekräfte die Rede ſeyn kann, liegt im Zollanſchluſſe, Hannover allein hat ſo wenig das Mittel in der Hand, der Schifffahrt die ihr gebührende Stellung zu verſchaffen, als, wenn es dasſelbe hätte, die betreffenden Maßregeln von großem Erfolg ſeyn könnten. Nirgends iſt Zuſammenwirken ſo dringendes Bedürfniß, als bei den Schifffahrtsverhältniſſen; indem der Zollanſchluß allein die Ausſicht dazu gewährt, liegt in ihm auch der alleinige Weg, dieſes wichtige Gewerbe in Hannover zu glücklichem Gedeihen zu führen und den Wohlſtand zweier der bedeutendſten Provinzen neu zu begründen.

Dazu kommt ferner das Aufblühen des Verkehrs auf den Binnengewäſſern, auf Eiſenbahnen und Chauſſeen. Es ſteht dieſer aber mit dem Seeverkehr im engſten Zuſammenhange, weil der Hauptzug des Handels in Hannover immer von Nord nach Süd gehen wird und der Tranſit von der See und zur See ſtets die erſte Stelle behaupten muß. Zwar ſtellt das Fahrwaſſer der meiſten ſchiffbaren Flüſſe ihrer rechten Benutzung als Waſſerſtraßen Hinderniſſe in den Weg, Elbe, Weſer, Ems, Aller und Leine und die Nebenflüſſe der Elbe laſſen viel zu wünſchen übrig; aber einestheils ſcheint die Regierung ihre frühere Maxime, den Waſſertransport zu Gunſten des, wie ſie gemeint haben ſoll, gewinnreicheren Landtransports nicht zu heben, aufgegeben zu haben, anderntheils würde der Privaterwerbseifer, wenn die Waſſerſtraßen für den Verkehr von größerer Bedeutung wären, ſchon auf Mittel denken, dem Uebelſtand abzuhelfen. Schon zu wiederholten Malen iſt in öffentlichen Blättern auf das Aufblühen von Städten, wie Münden, Hameln, Lüneburg, Harburg und allen an den Endpunkten der Binnenſchifffahrt

liegenden hingewieſen; daß ſich in den meiſten derſelben dennoch keine große Sympathie für den Zollverein regt, kann nur erklärlich werden, wenn man bedenkt, daß in der öffentlichen Meinung die vermeintlichen großen Gefahren des Anſchluſſes einzelne Vortheile ganz in Schatten geſtellt haben. — Selbſt die volle Rentabilität der Eiſenbahnen ſteht erſt zu erwarten, wenn ſich in Folge des Zollanſchluſſes die Verbindung des Hinterlandes mit der Küſte vermehrt, ihre Frequenz kann erſt dann den Erwartungen ganz entſprechen.

Eben ſo günſtig als für Induſtrie und Verkehr, wirkt aber der Zollanſchluß auch auf den Handel des Landes; ohne die beſtehenden Handelszweige aufzuheben, oder nur im Einzelnen beträchtlich zu gefährden, entſtehen gerade für die wichtigſten neue glückliche Chancen.

Zuerſt iſt allerdings ein großer Eigenhandel in überſeeiſcher Verbindung nur von Oſtfriesland aus zu erwarten, im Herzogthum Bremen ſteht auf den Fall, daß die Hanſeſtädte mit Hannover zugleich ſich zur Mitvereinigung entſchlöſſen, die Concurrenz von dort her eigenem Großhandel im Wege, — aber der oſtfrieſiſche Handel iſt auch um ſo größerer Ausdehnung fähig. Zwar könnte man dagegen einwenden, daß er unter den heutigen Verhältniſſen auch nicht zu beträchtlicher Bedeutung gelangt ſey, obwohl die Verhältniſſe zum Hinterlande dort im Weſentlichen dieſelben ſind, als in den Hanſeſtädten; aber man darf dabei nicht vergeſſen, daß einestheils die Waſſer- und Landverbindung Oſtfrieslands mit ſeinem Hinterlande weit ſchlechter iſt, ohne große Schwierigkeiten ſich aber verbeſſern läßt, anderntheils daß Holland in Weſtphalen und der Rheinprovinz hauptſächlich es war, was den Oſtfrieſen ihre Kundſchaft entzog. Ehe das holländiſche Uebergewicht nicht gebrochen iſt, läßt ſich allerdings auf keine großartige Ausdehnung wenigſtens des Importgeſchäfts in Oſtfriesland rechnen, unmöglich kann ſich aber Deutſchland für alle Zukunft an Holland gleichſam verkaufen wollen. Auch dem Kurzſichtigſten kann es nicht mehr entgehen, daß der holländiſche Handel faſt nur Importhandel iſt, daß er aller Anregung zur Entfaltung des heimiſchen Gewerbfleißes entbehrt, und daß Holland nur darauf ausgeht, Deutſchland zur Stütze ſeiner wankenden finanziellen Exiſtenz zu mißbrauchen. Sollte

man nicht eher ſchon der holländiſchen Ueberſchwemmung mit Kolonialprodukten entgegentreten, ſo iſt es doch gewiß zu erwarten, wenn Hannover und die Hanſeſtädte erſt Glieder des Zollvereins ſind, denn beide ſind am meiſten dabei intereſſirt, ein anderes Syſtem gegen Holland zu fordern. Für die Hanſeſtädte gibt es ſelbſt im Augenblick keine größere Aufforderung, ſich einer nationalen Handelspolitik zuzuneigen, als die holländiſche Concurrenz, ſie muß auf die Dauer ihr ganzes Importgeſchäft nach Deutſchland in Kolonialwaaren gefährden, und wie ſie bereits thut, ihr Abſatzgebiet immer mehr einengen.

Der oſtfrieſiſche Handel verſpricht aber für Deutſchland von ganz anderem Werth zu ſeyn, als der holländiſche, es wirkt dabei kein Kolonialintereſſe mit, keine Matſchappy leitet die Operationen und verfolgt die Maxime, nur zu verkaufen und nicht wieder zu kaufen, keine finanziell-politiſchen Rückſichten zwingen die Kolonialbevölkerung ſyſtematiſch in Dürftigkeit und Armuth zu erhalten; Oſtfriesland muß ſeiner Natur nach gleich den Hanſeſtädten auf das Exportgeſchäft gleiches Gewicht legen, wie auf den Import. Es iſt der natürliche Exporteur Weſtphalens und eines Theils der Rheinprovinz, es könnte es aber noch für einen größeren Bezirk faktiſch werden, weil Holland ſeiner Beſtimmung in dieſer Rückſicht wenig oder gar nicht nachkommt.

Allerdings iſt dabei die Entfaltung eines großen Eigenhandels in Oſtfriesland von der Realiſirung mancher Bedingungen abhängig. Der heutige Export der Provinz beſteht faſt ausſchließlich aus Rohprodukten und Viehzuchterzeugniſſen, und auch der Import hat nur verhältnißmäßig geringen Umfang; der Handelsſtand hat keine ſo große Kapitalien wie der hanſeatiſche zur Dispoſition, iſt aber ſehr zahlreich. Außerdem iſt Aufräumung des Haupthandelshafens in Emden dringendes Bedürfniß, — aber allen dieſen Mängeln läßt ſich ohne Schwierigkeit abhelfen. Iſt es der ernſte Wille des vereinigten Deutſchlands, Oſtfriesland ſeinem Berufe entgegenzuführen, ſo kann das Werk an kleinen Mißſtänden nicht ſcheitern. Hegte doch Napoleon 1811 bereits die Abſicht, Emden zu dem erſten Kriegs- und Handelshafen an der deutſchen Küſte zu erheben; es käme nur darauf an, die damaligen Pläne zu verwirklichen, die Umſtände ſind heute wenigſtens günſtiger als zu jener Zeit, in der der Muth

und die Thatkraft der Ostfriesen mehr gebrochen war, als vorher und nachher. Heute können kaum Schiffe von 60 Last im Hafen Emdens vollbeladen werden, größere nur eine Stunde von der Stadt entfernt, und der Handel ist zum Theil nach Leer gezogen, aber die Vertiefung und Sicherung des Hafens wird deßhalb um so mehr Bedürfniß, damit sich der ostfriesische Handel nicht zersplittere und bei der Zersplitterung ohne Bedeutung bleibe. Gewiß würde dazu ein Entrepotsystem nach englischem Muster, die Herstellung einer Eisenbahn über Osnabrück und Münster, die Förderung der Häringsfischerei, die Errichtung einer Bank, vor allem aber die bereits begonnene Verbesserung der Wasserstraße der Ems von dem größten Einfluß seyn.

Auch fast alle Zweige des Binnenhandels sehen durch den Zollanschluß höherer Entfaltung entgegen, schon deßhalb, weil es nicht anders möglich ist, als daß bei steigendem Wohlstande auch der Kaufmann seinen Theil am Gewinn davon trägt, und der Umfang des Handels sich in demselben Maße erweitert, als die Gewerbthätigkeit und der Erwerb steigt. Sollte auch die in Folge der höheren Besteuerung verringerte Kolonialwaaren-Consumtion die Detailgeschäfte in diesen Artikeln in Etwas reduciren, so müßte doch das Mehr auf der andern Seite den Verlust auf dieser hinreichend wieder aufwiegen.

Im Allgemeinen ergibt sich demnach, daß die Wirkung des Anschlusses von Hannover auf die Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse dieses Landes die günstigste seyn muß; nichts enthält aber ein so wichtiges Motiv für den Zollanschluß in sich, als die Zukunft, die er eröffnet. Man hat diese Zukunft nur noch nicht im Einzelnen überdacht, hat die Folgen des Akts noch nicht nach allen Seiten hin erwogen, um ihn mit andern Augen anzusehen. Erst die Gefahr, die bei der bestehenden Lage des Landes droht, wird in dieser Beziehung auf den rechten Weg leiten. Auf solchen Fall hin glaubten wir aber den Erwägungen zuvorkommen und ein Bild von der künftigen Lage Hannovers geben zu müssen. Wird man es auch im Einzelnen bekritteln, im Ganzen kann man seine Wahrheit nicht in Abrede stellen, man gibt aber damit schon zu, daß der Zollanschluß keinem deutschen Lande noch solchen Gewinn bringen konnte, als Hannover.

Am Schluß vorſtehender Abhandlung erfährt der Verfaſſer, daß beide Kammern der hannoverſchen Ständeverſammlung ſo eben beſchloſſen haben, der Regierung ihre dankbare Anerkennung darüber auszudrücken, daß ſie die Intereſſen des Landes in der Anſchlußfrage gewahrt habe; — täuſcht er ſich nicht, ſo wird dieſe Demonſtration Aufſehen machen, ſchon deßhalb, weil ſie von jener Seite die erſte ihrer Art iſt. Man wird ſie aber auch falſch auslegen und in ihrer Folge ſich neue verkehrte Urtheile über Hannover bilden. Wie die Addreſſe geſtellt iſt, iſt der Unterzeichnete damit einverſtanden; ſie iſt nicht gegen den Zollverein im Ganzen gerichtet, ſondern gegen die Bedingungen des Anſchluſſes. Daß aber die Regierung die preußiſcherſeits zugemutheten abgewieſen hat, können wir auch nur billigen, denn Wahrung der individuellen Intereſſen bleibt neben der Rückſicht auf das Ganze und das Gedeihen der Nation ein nicht zu überſehender Geſichtspunkt, und iſt das Recht und die Pflicht jeder Regierung. — Möge nur auch das Nationalintereſſe immer mehr Vertreter in Hannover finden.

T.

Der Pauperismus und deſſen Bekämpfung

durch

eine beſſere Regelung der Arbeitsverhältniſſe.

Aus allen Gauen Deutſchlands erſchallen ſeit einigen Jahren und ganz beſonders in neueſter Zeit Klagen über ſteigende Armuth und Nahrungsloſigkeit unter ganzen arbeitenden Klaſſen, über Verarmung ganzer Bezirke und die Unzulänglichkeit der zur Linderung des Elends beſtimmten Almoſen. Daß das leider auch bei uns ſo raſch um ſich greifende Uebel des Pauperismus kein bloß vorübergehendes, etwa durch eine augenblickliche Stockung des Handels oder durch ein Mißjahr hervorgerufenes ſey, beweist der Umſtand, daß die Klagen ſeit Jahren immer häufiger und dringender werden, daß, mit einem Worte, der Nothſtand bei uns wie anderwärts in einer regelmäßigen Progreſſion wächst.

Lange läugnete man dieſen Krebsſchaden der civiliſirten Geſellſchaften, lange ſuchte man durch ein hartnäckiges Hinwegdiſputiren des Uebels ſich der Nothwendigkeit, ein wirkſames Gegenmittel aufzufinden, zu überheben. Aber Thatſachen bleiben Thatſachen, und Wahrheiten, wie die hier angeregte, drängen ſich in die Länge auch dem blödeſten und befangenſten Auge in ihrer ganzen Nacktheit auf.

Bedürfte es noch weiterer Belege da, wo ihrer ſchon ſo viele ſind, ſollte man an gewiſſen Orten, gefliſſentlich oder nicht, ſich auch ferner über die Größe des Uebels täuſchen wollen, ſo möchten wir folgende einfache Thatſachen, die einen Zeitraum

von nur wenigen Monaten (März bis Juli 1843) umspannen, zur verdienten Beherzigung empfehlen.

Aus Usingen im Herzogthum Nassau wird dem Frankfurter Journal unter dem 23. Februar d. J. geschrieben: „Die Handelszuckungen in Amerika haben auch bei uns unsägliches Elend erzeugt, denn die Spinnereien in den gewerbfleißigen Orten Ansbach, Wehrheim, Oberhain u. s. w. haben schon seit vier bis fünf Monaten keine Arbeit, und was am furchtbarsten ist, nicht die geringste Aussicht dazu. In dem großen und stark bevölkerten Orte Ansbach herrscht eine entsezliche Armuth, die dem Jammer vollkommen gleichkommt, den uns unlängst die Zeitungen aus England gemeldet haben. Schaaren dieser halbverhungerten und spärlich in Lumpen gehüllten Männer, Weiber und Kinder sind gezwungen, um Almosen zu bitten u. s. w. Hier muß Rath und That geschafft werden auf jede Weise, denn das Unglück ist unverdient und diese brodlosen Unglücklichen verlangen nur Arbeit."

Aus dem Obererzgebirge schreibt die Leipziger allgemeine Zeitung unter dem 10. März: „Unsere Noth scheint nur der Anfang einer noch größern und unser Gebirgsleben tief erschütternden zu seyn. Die Allgemeinheit des dortigen Elends tritt mit jedem Tage immer mehr hervor, namentlich in den Grenzorten. So mußte Johann-Georgenstadt der höhern Behörde die Hälfte seiner Einwohnerschaft mit 1500 als außerordentlich hülfsbedürftig nennen, und diese Zahl soll noch unter der Zahl der wirklich Hülfsbedürftigen stehen. Ganz besonders sind es die höchst gelegenen Grenzorte, die am meisten leiden, denen die schleunigste Hülfe zu Theil werden mag. Ein Theil des Obererzgebirges erscheint jezt fast als eine einzige wandernde Bettlerfamilie, welche Trost und Hülfe sucht bei ihren ebenfalls verarmten Nachbarn! Die Ursache der so unerwartet kommenden Verarmung liegt nicht in einer vorübergehenden Handelsstockung allein, welche wir manchmal schon durchlebt, sondern in dem Ereignisse, daß die Fabriken in England sich unserer Manufaktur bemächtigt haben. Den Todesstoß hat wenigstens die Manufaktur der Klöppelei erhalten und dieser trifft Tausende von Menschen, denen der Klöppelsack Sommer und Winter hindurch die milchgebende Kuh war."

In einem aus Dresden vom 5. Mai datirten Artikel beſpricht auch die Preußiſche Staatszeitung den Nothſtand der Bewohner des obern Erzgebirges und ſagt unter Anderm: „Der Nothſtand, der am ſchwerſten in Eibenſtock und Johann-Georgenſtadt ſich fühlbar gemacht hat, iſt kein plötzlich entſtandener, durch bloße milde Gaben zu hebender, ſondern nur der Ausbruch eines alten, in der Stille krebsartig fortfreſſenden Schadens, deſſen Grund außer in dem geſunkenen Gewerbe des Klöppelns und Muſterrahmen-Nähens (die fleißigſte Arbeiterin vermag kaum 10 Ngr. wöchentlich zu verdienen) vorzüglich in dem geſunkenen Bergbau zu ſuchen iſt. Jahrelange Opfer zu Hebung des Bergbaues, Steuern u. ſ. w. haben im obern Erzgebirge einen ſocialen Zuſtand erzeugt, der einem förmlichen Bankerotte gleich kommt. Daß zur Verſchlimmerung dieſes Nothſtandes auch die große Uebervölkerung bedeutend beiträgt, denn Kinderſegen — fährt der Verfaſſer naiv genug fort — iſt der einzige, den der Himmel unſerm Erzgebirge gegeben hat, liegt auf der Hand und ſcheint die Nothwendigkeit der Organiſation eines großen Auswanderungsplanes immer dringender zu machen. Vorzüglich auf dieſem Wege, ſcheint es, kann dem in Deutſchland in drohendem Fortſchreiten begriffenen Pauperismus eine gründliche und dauernde Abhülfe verſchafft werden."

Ein Artikel der Kölner Zeitung, datirt vom Rhein im März 1843, enthält unter Anderm Folgendes: „Die inländiſche Eiſenproduktion wird überall eingeſchränkt und der deutſche uralte Berg- und Hüttenbau eilt mit raſchen Schritten ſeinem Untergang entgegen. Thatſache iſt es, daß im Regierungsbezirke Trier, in der Eifel, im Siegerlande, in Weſtphalen, im naſſauiſchen Gebirgslande u. ſ. w. der Bergbau bedeutend reducirt, die Gruben verlaſſen und viele Bergknappen verabſchiedet werden. Die gänzliche Verarmung dieſer ſtark bevölkerten, von der Natur karg bedachten und vom Berg- und Hüttenbau ſich ernährenden Landſchaften iſt in raſchem Anzuge."

Daſſelbe Blatt ſchreibt aus Bielefeld vom März: „Die Garn- und Leinwand-Induſtrie in unſerer Fabrikgegend, einem einſt ſo glücklichen Landestheile, bedarf, wenn ſie nicht untergehen ſoll, ſchleunigen Schutzes und nachdrücklicher Hülfe. Bei weitem der größte Theil der Leinwand und Garne, die in hieſiger Gegend

erzeugt werden, müssen ins Ausland verführt werden. Westindien, ein Theil Amerika's, Spanien, Frankreich, Holland, Rußland waren die Abnehmer unserer Leinen: England, Belgien und Frankreich verbrauchten unsere Garne. Erhöhte Zölle und die Leistungen der Spinnmaschinen haben aber die Ausfuhr der Garne auf die feinsten Sorten beschränkt, welche entweder mit Maschinen noch nicht in gleicher Güte, oder nicht so wohlfeil wie unser Handgespinnst hergestellt werden können u. s. w. u. s. w. Die zahlreiche Bevölkerung der hiesigen Gegend, die von der Leinwandweberei lebt, befindet sich ebenfalls in der traurigsten Lage; die Weber sind nicht mehr im Stande, sich von ihrem Gewerbe zu ernähren und kämpfen in Folge des Darniederliegens der Leinen-Ausfuhr mit Entbehrung und Elend. Der Leinwandhandel ist schon seit längerer Zeit immer undankbarer und schwieriger geworden und geht aller Wahrscheinlichkeit nach einer noch trübern Zukunft entgegen u. s. w. u. s. w."

Ein Korrespondenz-Artikel des Schwäbischen Merkurs aus München vom 4. April sagt über die Noth in gewissen Theilen des Bayerlandes unter Anderm Folgendes: „Je unzweifelhafter es ist, daß weit weniger die nur strichweise Mißernte im vergangenen Jahre die Ursache der gegenwärtigen Noth ist, sondern daß in unserm Fichtelgebirge, so gut wie im sächsischen Voigtlande und im böhmischen Erzgebirge die Hauptursache des eingetretenen großen Elends in dem totalen Darniederliegen aller dort üblichen Industriezweige gesucht werden muß, um so mehr ist leider wohl Veranlassung gegeben, der Zukunft mit neuen Besorgnissen entgegenzusehen."

In einem Artikel von demselben Monat sagt die Dorfzeitung: „In Kurhessen ist die Noth an der hessisch-weimarschen Grenze unbeschreiblich groß, weil das Spinnen von gekämmter Wolle, wodurch sich die Bevölkerung der Umgebung von Bach, Hersfeld, Eschwege, Eisenach u. s. w. sonst im Winter nährte, jetzt in Folge der Ueberschwemmung Deutschlands mit englischen, aus australischer Wolle gefertigten Garnen, fast gänzlich aufgehört hat. Die armen Spinner können ihren Bedarf an Kartoffeln nicht mehr bezahlen und haben oft in drei bis vier Tagen kein Stück Brod zu essen. Auffallend nimmt auch die Bettelei im Hennebergschen in Sachsen-Meiningen zu und es durchschwärmen

oft ganze Schaaren von Erwachſenen und Kindern die Dörfer, um ſich Brod und Kartoffeln zu erbetteln. — In Suhl in der preußiſchen Provinz Sachſen haben mehrere Barchentfabrikanten ihre Geſchäfte eingeſtellt, wodurch viele arme Weber nunmehr ganz brodlos geworden ſind."

Um dieſelbe Zeit meldete die Magdeburger Zeitung nach einem Privatſchreiben von der böhmiſchen Grenze, daß in einem böhmiſchen Dorfe des Erzgebirges kürzlich eine Mutter mit dem Säuglinge an der Bruſt vor Hunger geſtorben gefunden worden ſey. Der Mund des Kindes war, wird hinzugeſetzt, mit Blut gefüllt, der letzten Nahrung, die ſie ihm geben konnte.

Im Kreiſe Schleiden in Rheinpreußen hat nach einem vom Monat Mai datirten Artikel der Kölner Zeitung der Nothſtand da, ſo wie im Allgemeinen in der Eifel, den höchſten Grad erreicht. „Neben dem geringen Ackerbau war die Blei- und Eiſenproduktion bisher der Haupterwerbszweig und beſchäftigte in mannigfacher Weiſe viele Tauſende von Arbeitern. Dieſe Quelle des Erwerbs iſt dem Verſiegen näher, als je, ſo daß nach Ende vorigen und im Laufe dieſes Monats eine Menge Bergarbeiter entlaſſen werden mußten. Dieſe an Arbeit gewohnte Klaſſe ſteht nun die Hände ringend da und will Brod für ihre Familien haben; allein woher ihnen dieſes verſchaffen? Dieſer Nothſtand läßt das Schlimmſte befürchten und Niemand kann und darf es daher wundern, daß aus unſerer ohnehin gering bevölkerten Eifel ſo viele Leute auswandern, oder noch mit dieſem Gedanken umgehen. Alle Vorſtellungen ſind vergebens, die Leute behaupten ganz richtig, daß es ihnen gleichgültig ſey, wo ſie dem Hungertode entgegengehen, hier oder in Nord- und Südamerika. Die Steuerfähigkeit hat in dem Grade abgenommen, daß man nicht einmal mehr im Stande iſt, die Mahngebühren zu berichtigen und die Empfänger auf Stundung der Steuer angetragen haben; einer derſelben hat erklärt, während ſeiner zehnjährigen Amtszeit kein ſolches Elend erlebt zu haben."

Nach offiziellen Nachrichten belief ſich die Anzahl der im Königreich Bayern im Jahre $18^{35}/_{36}$ wegen Bettelns und Vagirens aufgegriffenen Individuen auf 15,924 Bettelmänner, 11,069 Bettelweiber, 4872 Bettelkinder, 23,804 Vagantenmänner, 13,414 Vagantenweiber und 2890 Vagantenkinder. Im Jahre $18^{37}/_{38}$

Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung?

Das in Deutschland uralte und auch in gar vielen andern Beziehungen anwendbare Sprichwort: „man sieht den Wald vor den Bäumen nicht," gilt in einem vorzüglichen Grade von der vaterländischen Geschichtskunde. Was seit ungefähr zwanzig Jahren für dieselbe geleistet wurde, setzt die wenigen Kenner, die aus Beruf davon Notiz nehmen, in Erstaunen; allein dieser wunderbare Reichthum von Erkenntniß kommt dem größern, selbst dem gebildetsten Theile des Publikums keineswegs zum Bewußtseyn, weil er nicht resumirt ist.

Man kann unsere historische Literatur, so weit sie die vaterländische Geschichte behandelt, mit wenig Worten charakterisiren. Die provinzionelle Specialgeschichte behauptet darin ein ungeheures Uebergewicht über die allgemeine Volksgeschichte, und die gelehrte Forschung über die schöne Darstellung. Daraus folgt, daß die wichtigsten Werke nur in der Provinz, von der sie handeln, ein größeres Interesse erregen, in den übrigen deutschen Provinzen aber nur von wenigen Fachgelehrten beachtet werden, und ferner, daß die gründlichsten Forschungen für die profane Lesewelt ungenießbar sind, die daher sehr häufig seichten Compilationen, die einigermaßen populär geschrieben sind, den Vorzug gibt. Der unglaubliche Fleiß der einzelnen Forscher steht somit noch in einem schreienden Mißverhältniß mit der geringen Selbsterkenntniß, zu welcher die deutsche Nation durch die Prüfung ihrer eigenen Geschichte bisher gelangt ist. Man weiß ungeheuer viel. Aber wer weiß es? Nicht das

war aber die Zahl der aufgegriffenen Bettelmänner von 15,924 ſchon auf 17,788, die der Bettelweiber von 11,069 auf 17,776 und die der Bettelkinder von 4872 auf 7081 geſtiegen. Im Ganzen wurden während der Jahre $18^{35}/_{37}$, $18^{37}/_{38}$ und $18^{38}/_{39}$ im Königreich Bayern aufgegriffen: Bettler 65,653 Männer, 55,380 Weiber und 24,960 Kinder; Vaganten 92,516 Männer, 51,215 Weiber und 12,552 Kinder.

Unter dem 22. Juli berichtet die Dorfzeitung aus dem preußiſchen Voigtlande: „Hungersnoth iſt nicht, wenn das Brod theuer iſt, ſondern wenn nicht ſo viel verdient werden kann, um Brod genug kaufen zu können. Solche Hungersnoth iſt bei uns. Die Strumpfwirkerei, der Hauptnahrungszweig bei uns, geht jetzt ſo ſchlecht oder vielmehr lohnt ſo ſchlecht, daß kein Arbeiter ſich darauf ernähren kann ꝛc. Daß Viele mit ihren Kindern hungern müſſen, läßt ſich denken. Es iſt dies um ſo ſchlimmer, da bei uns im Ganzen, außer bei einigen Fabrikanten, wenig Wohlhabenheit zu finden iſt. Um nun dem Nothſtande einigermaßen zu ſteuern, wird ein Stück Chauſſee gebaut, den Arbeitern aber ſo viel bezahlt, daß es zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel iſt. Zu den ſchrecklichſten Mitteln nehmen die Menſchen hier ihre Zuflucht, um nur den Hunger zu ſtillen. Der Waſenmeiſter hatte z. B. einen räudigen Hund geſchlachtet, das Fleiſch kochten jene und aßen es; er hatte ein krepirtes Kalb in die Luderhütte gethan, das haben jene geſtohlen und verzehrt u. ſ. w. u. ſ. w.“

In einem Korreſpondenz-Artikel vom 14. Juli berichtet der Schwäbiſche Merkur aus Schleſien: „Die Noth im Gebirge ſteigt immer höher. Alle von der Regierung und von Privatperſonen gemachten Anſtrengungen, unſern Leinwandhandel wieder einiger Maßen in Flor zu bringen, ſcheitern, vielmehr geräth derſelbe in immer tieferen Verfall. Beſondere Güte und Wohlfeilheit des Erzeugniſſes allein könnten demſelben neue Abſatzwege eröffnen. Dieſes Jahr ſind nun zwar die beſten Ausſichten für ein vorzügliches Gedeihen des Flachſes vorhanden; aber bei der Armuth der Weber kann auch dies allein nicht helfen, weil ſie ſich in keiner Art zu helfen im Stande ſind.“

Ebenſo drohend, wenn auch ſtiller tritt der Pauperismus in Gemeinden auf, die, der ganzen induſtriellen Bewegung der

neueſten Zeit fremd, in altherkömmlicher Weiſe dem Acker- und Weinbau, ſo wie dem Gewerbsbetriebe obliegen. Wir ſagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß wenigſtens ein gutes Drittheil der Gemeinden Deutſchlands ſich mehr oder mehr in dieſer Lage befinde. Dort gibt es viele Hunderte und Tauſende von Individuen, die bei dem beſten Willen, ihren Unterhalt durch eine entſprechende Arbeit zu verdienen, dennoch ihre Bedürfniſſe nur höchſt unvollkommen zu befriedigen vermögen. In der Regel gehören dieſe weniger größeren Gemeinden, wo ohnehin ſich immer mehr Gelegenheit zu einer lohnenden Beſchäftigung zeigt, als Landgemeinden an, deren immer ſteigende Bevölkerung auf ein gegebenes beſchränktes Areal angewieſen iſt. Welche Leiden da oft auf den engen Raum einer Quadratmeile zuſammengedrängt ſind, welche Entſittlichung da leider mit der Noth oft Hand in Hand geht, weiß Jeder, der überhaupt wiſſen und beobachten will. So könnten wir z. B. für Württemberg, Heſſen und Baden Gemeinden anführen, — und die, von denen wir hier reden wollen, ſind noch in vergleichungsweiſe günſtigen ökonomiſchen Verhältniſſen, — welche bei einer Bevölkerung von 2000 bis 4000 Seelen jährlich nicht weniger, als 1400, 1800, 2400 Gulden und darüber für die, wenn auch nur nothdürftigſte, Unterſtützung ihrer Armen aufzuwenden haben; Gemeinden, wo je der 20ſte, 30ſte, 40ſte und 50ſte Menſch ein Armer iſt, und ſo der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfällt; Gemeinden, wo auf je 1000 Individuen 3, 4, 5 und 6 überwieſene und abgeſtrafte Verbrecher kommen.

Solche Thatſachen ſprechen lauter, als alles Andere, und es iſt nur zu verwundern, daß Regierungen, wohlthätige Vereine und die betreffenden Gemeinden ſelbſt noch nicht auf den Gedanken gekommen ſind, dem Uebel nachhaltig zu ſteuern. Mittel, wie die bis jetzt faſt ausſchließlich angewandten, ſind offenbar unmächtig, und ſchleunige, gründliche Abhülfe thut Noth, wenn wir nicht im Laufe der nächſten dreißig Jahre einer regelmäßigen Armentaxe entgegenſehen und einen geſellſchaftlichen Zuſtand hervorrufen wollen, der ſein Analogon nur in Ländern wie England, Holland und Frankreich hat.

Was unſere deutſchen Regierungen, und, ſagen wir es dreiſt, die liberale Oppoſition in unſern Kammern anbelangt, ſo haben

ſie ſich bis jetzt nur wenig mit der zukunftſchwangern Frage des Pauperismus, dieſer Lebens- oder Todesfrage der modernen civiliſirten Geſellſchaften, beſchäftigt. Haben auch hie und da Stimmen, wie die des Abgeordneten Sander in der badiſchen Ständekammer, ſich vernehmen laſſen, welche ſolche anregten, ſo geſchah es nur ſchüchtern und in ganz allgemeinen Ausdrücken. Fragen von ſolcher Wichtigkeit laſſen ſich natürlich aber nicht ſo leicht abfertigen, ſondern wollen ergründet und gehörig geſtellt ſeyn. Und dies iſt denn mitunter auch Schuld, daß die Aufmerkſamkeit des größern Publikums ſich bis jetzt noch ſo wenig einem Gegenſtande zugewendet hat, der ſie doch wahrlich in jeder Beziehung ſo ſehr verdient.

Zwar wiſſen wir, wie ſchwer es hält, ſich bei den Regierungen und beim Publikum Gehör für Unterſuchungen zu verſchaffen, welche geſellſchaftliche Leiden zum Zwecke haben; der Kranke will ſeines Zuſtandes nicht geſtändig ſeyn und die höheren, begüterten Klaſſen der Geſellſchaft glauben nur ungern an Leiden, die ihnen fremd ſind, und an eine Gefahr da, wo ſie wähnen, es herrſche nur Zufriedenheit und Liebe zur Ordnung. Und doch iſt der Gegenſtand von der Art, daß man deſſen Wichtigkeit nie überſchätzen und deſſen ſchleunige Erledigung nie zu nachdrücklich empfehlen kann. Ja wir gehen noch weiter und ſagen, der geſellſchaftliche Zuſtand der ärmeren Klaſſen, ihre phyſiſchen Leiden und ihre moraliſchen Gebrechen, ihre Bedürfniſſe und Wünſche bieten ein ſo weites Feld zu Betrachtungen jeder Art dar, daß alle Parteifragen, als ſolche, nur noch als unbedeutende, lächerliche oder gehäſſige Zänkereien erſcheinen müſſen. Welche Rolle für einen konſtitutionellen Abgeordneten, der, die Nichtigkeit des gewöhnlichen politiſchen Treibens, die tiefe Immoralität der Intriguen und die Irrthümer aller politiſchen Parteien aufdeckend, endlich die ökonomiſchen und ſocialen Fragen zur Sprache brächte und ſo unſerm deutſchen Vaterlande endlich den Horizont der wahren Freiheit und Ordnung eröffnete!

In der Politik begeht man gewöhnlich den Irrthum, daß man die Mittel mit dem Endzwecke verwechſelt. Verfaſſungen, ſeyen ſie oktroyirt oder nicht, Kammern u. ſ. w. machen noch keine gute Regierung aus, noch ſind ſie die nothwendige Bedingung einer ſolchen. Eigennutz, Unwiſſenheit, Parteiwuth, prieſterliche

Einflüſſe, Armuth der Maſſen — die Folge eines übelverſtandenen induſtriellen Syſtems — können auch die beſten Inſtitutionen lähmen, während wahre Aufklärung, ein bis auf die unterſten Volksklaſſen ſich erſtreckender Wohlſtand, moraliſche Freiheit, Mäßigkeit und Eintracht die Mängel eines auch noch ſo fehlerhaften Repräſentativſyſtems oft glücklich neutraliſiren.

Den Regierungen aber möchten wir zurufen: Störungen der öffentlichen Ruhe wollen nicht blos mit Waffengewalt darniedergedrückt, ſondern in ihren Grundurſachen erkannt und gehoben ſeyn. Man hat es ſchon oft geſagt und es kann nie zu oft wiederholt werden: Nichts iſt konſervativer als das Prinzip der Reform, und Nichts leiſtet revolutionären Beſtrebungen mehr Vorſchub, als das blinde Feſthalten am Alten. Zwar werden Arbeiter-Aufſtände, wenn ſolche (was Gott verhüten wolle!) auch unſer bis jetzt ſo friedliches Vaterland heimſuchen ſollten, wohl ohne viele Mühe erdrückt werden können; aber Siege, wie die von Lyon, Mancheſter, Birmingham, Briſtol u. ſ. w. haben ihre Gefahren und bringen einer Regierung nur wenig Ehre. Man ſollte nie vergeſſen, daß, ſo oft eine Regierung mit dem Volke direkt in Conflikt geräth, ſie nothwendig an Anſehen verliert; daß, — wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, — von dem Baume, worunter die Geſellſchaft Schutz ſucht, immer Blätter abgeſchüttelt werden, wenn er von einem Volksſturme bewegt wird.

Nichts kann zeitgemäßer ſeyn und Nichts zeugt mehr von einer geſunden Politik, als das Beſtreben, das Loos der arbeitenden Klaſſen fortwährend und auf friedlichem Wege zu beſſern und ſie ſo auch geiſtig und moraliſch zu heben. Deßhalb ſtehen wir auch keinen Augenblick an, dasjenige Land für das glücklichſte zu preiſen, deſſen Staatsmänner dieſe Aufgabe unſerer Zeit gehörig begriffen und ihrer Löſung näher gebracht haben werden. Alle anderen Zeitfragen hängen mit dieſer aufs Engſte zuſammen und können auch nur mit ihr und durch ſie zu einer wahrhaft befriedigenden Löſung gelangen.

Ehe wir aber zu den Mitteln übergehen, von deren Anwendung ſich eine nachhaltige Beſſerung der ökonomiſchen Verhältniſſe eines großen Theils der arbeitenden Klaſſen erwarten

[1] Und nun auch bei uns: Danzig, Peterswaldau, Langenbielau u. ſ. w.

ließe, haben wir die dieſelben bedingenden Urſachen etwas näher zu unterſuchen.

In der erſten Reihe derer, die ſich mit der Frage des Pauperismus beſchäftigt haben, bemerken wir Jeremy Bentham, und wir können nicht genug den Scharfſinn und die Ausdauer eines Mannes bewundern, der 8 Klaſſen, 2 Gattungen und 135 Arten von Armen aufgefunden und beſchrieben hat. Es würde uns zu weit führen, wenn wir ihm auf dieſer Bahn folgen wollten; verſuchen wir es daher, mit Johannes Fallati eine einfachere, dabei aber doch erſchöpfende Klaſſifikation aufzuſtellen. Zu dieſem Zwecke brauchen wir nur die Haupturſachen der Armuth ſelbſt aufzuſuchen.

Als erſte Urſache erſcheinen uns

a) die phyſiſche Unfähigkeit zur Arbeit, alſo Krankheit, Gebrechlichkeit, Körper- und Geiſtesſchwäche und

b) Natur-Ereigniſſe, die ſich uns in ihren Wirkungen als Feuer- Waſſer- Gewitterſchaden, längere oder kürzere Zeit andauernde Unfruchtbarkeit u. ſ. w. offenbaren.

Hier hätten wir die erſte große Klaſſe von Armen, denen wir den Namen der natürlich Armen geben wollen.

In die zweite Klaſſe würden jene Armen einzureihen ſeyn, die bei dem beſten Willen, durch ihre Arbeit ihre und ihrer Familien Exiſtenz zu ſichern, dieſen Zweck nicht oder nur unvollkommen zu erreichen vermögen. Phyſiſche Hinderniſſe, Stockung in Handel und Wandel, große Concurrenz unter den Arbeitſuchenden ſelbſt und dadurch herbeigeführte Verringerung der Arbeitslöhne können einer mehr oder minder großen Anzahl derſelben es unmöglich machen, ihre und der Ihrigen Bedürfniſſe zu befriedigen. In dieſer Lage befinden ſich die arbeitenden Klaſſen, beſonders in Fabrikſtaaten wie England, wo in Folge der immer allgemeiner werdenden Erſetzung und Erſparung von Menſchenhänden durch Maſchinen und Entdeckungen aller Art, ſo wie der ſtets im Steigen begriffenen Bevölkerung die Arbeitslöhne ſeit 1836 durchſchnittlich um 20, 30, 35 und 40, ja in manchen Fällen um 50, 70 und 80% gefallen ſind, und wo durch periodiſch wiederkehrende Handels- und Geldkriſen oft ganze Klaſſen der Bevölkerung auf längere oder kürzere Zeit in Noth gebracht werden.

Hier tritt uns demnach die Armuth als eine Folge der mangelhaften geſellſchaftlichen Einrichtungen vor Augen; deßhalb

wollen wir ſie auch geſellſchaftliche oder ſociale Armuth und die daran Leidenden geſellſchaftlich Arme nennen. — Die natürlich und geſellſchaftlich Armen aber könnte man vereint mit dem Namen der unwillkürlich Armen bezeichnen.

Der dritten Klaſſe endlich wären diejenigen beizuzählen, denen es an Willen und Luſt zu arbeiten gebricht. Die dieſer Klaſſe angehörigen Individuen zerfallen wiederum in drei Unterabtheilungen. Die

1ſte umfaßt diejenigen, die aus abſoluter Trägheit die Arbeit fliehen. Die Anzahl ſolcher dürfte jedoch nur äußerſt gering ſeyn. Die

2te begreift diejenigen, die in Ermangelung einer entſprechenden Beſchäftigung ſich keiner andern zuwenden wollen; und endlich die

3te diejenigen, die durch Betteln und die ihnen von Seiten ihrer Gemeinden, wohlthätiger Vereine u. ſ. w. zu Theil werdenden Unterſtützungen ſich beſſer und leichter fortbringen, als durch eine oft beſchwerliche und wenig lohnende Arbeit.

Die dieſer Klaſſe Angehörigen können wir demnach mit dem Namen der unverſchämten oder willkürlich Armen bezeichnen.

Was nun unſere erſte große Klaſſe der natürlich Armen anbelangt, ſo liegt es vor Augen, daß die Organiſation der Geſellſchaft, als ſolche, hier nur wenig, wo gar nicht im Spiele iſt. Ueberſchwemmungen, Hagel- und Blitzſchlag, Feuersbrünſte u. ſ. w. haben von jeher ihre verheerenden Wirkungen auf das Eigenthum der Menſchen geäußert und werden dies auch ferner thun, obgleich ſich Maßregeln denken laſſen, wodurch dergleichen Uebel auf ein Minimum zurückgebracht werden könnten. Dagegen iſt die Wirkung der Geſellſchaft null da, wo es ſich von einer inneren oder äußeren körperlichen Unfähigkeit zur Arbeit handelt. Beide Kategorien von Armen aber fallen der eigentlichen Armenpflege anheim.

Ganz anders verhält es ſich mit den geſellſchaftlich Armen. Ihre Armuth iſt ein nothwendiges Reſultat unſeres induſtriellen Mechanismus und des ganzen Entwickelungsganges der Civiliſation; ſie iſt, mit einem Worte, ſo ſehr eine Erſcheinung unſerer Zeit, daß ſich in derſelben eine regelmäßige Progreſſion nachweiſen läßt. Jeder Tag bringt neue Erfindungen auf dem

Gebiete der Mechanik, jeder Tag bereichert die Kunſt und die Induſtrie mit Verfahrungsarten, wodurch Tauſende fleißiger Arbeiter auf längere oder kürzere Zeit außer Brod geſetzt und immer mehr zur Maſchine umgeſtempelt werden. Gleichen Schritt mit dieſen Erfindungen und Entdeckungen hält auch die Macht des Kapitals, und immer ſchwerer wird der Druck, womit es auf der Arbeit laſtet. Denken wir uns hiezu noch das den großen Kapitalien ſo überaus günſtige Prinzip der unbeſchränkten Concurrenz, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß alle dieſe Urſachen zuſammen am Ende einen Zuſtand erzeugen müſſen, den wir am füglichſten mit dem Namen der induſtriellen oder Geld-Feudalität bezeichnen können, einen Zuſtand, in dem der Pauperismus und das Proletariat in direktem Verhältniſſe mit den Fortſchritten der Induſtrie und mit der Bevölkerung wachſen. Gerade deswegen würde aber auch die ganze Erſcheinung des modernen Proletariats nicht mehr innerhalb des Bereiches der Armenpflege liegen, ſondern ein wirkſames Heilmittel nur in der Anerkennung des Prinzips des Rechtes zur Arbeit und in organiſchen Maßregeln Behufs der Verwirklichung deſſelben zu ſuchen ſeyn.

Was endlich die dritte und letzte Klaſſe der willkürlich Armen betrifft, ſo können wir ſie hier füglich ganz übergehen, indem die derſelben angehörigen Individuen entweder in das Gebiet der polizeilichen Geſetzgebung fallen, oder aber durch Herſtellung günſtigerer Arbeitsverhältniſſe für die Produktion zu gewinnen wären.

Ebenſo können wir uns nur im Allgemeinen mit den Armen der erſten Klaſſe beſchäftigen, denn für ſie ſind bereits Wohlthätigkeitsvereine jeder Art, Spitäler, Findelhäuſer, Rettungsanſtalten, Hagel-, Brandverſicherungsgeſellſchaften u. ſ. w. u. ſ. w. thätig. Laſſen auch ſolche Anſtalten oft noch Manches zu wünſchen übrig, ſo wird es doch nicht ſchwer ſeyn, ſie nach und nach auf den Stand zu bringen, der den Anforderungen und Bedürfniſſen unſerer Zeit entſpricht. Weiter unten geben wir übrigens ein Mittel an, das geeignet ſeyn dürfte, dieſem Zwecke vollkommen zu genügen.

Hier haben wir es, wie ſchon aus unſerer Aufſchrift hervorgeht, nur mit den Armen zweiter Klaſſe zu thun, jenen Armen, die eine eiſerne ſociale Nothwendigkeit dem Pauperismus in die Arme wirft.

Mancherlei ſind die Mittel, welche Philanthropen, Politiker und Nationalökonomen zur Linderung des Uebels vorgeſchlagen haben. Läugnen auch noch Einige, — und dies ſind beſonders die Anhänger der von Adam Smith und J. B. Say gegründeten Schule, — das Vorhandenſeyn des Uebels ſelbſt, erblicken auch Andere in dieſem ſocialen Phänomen nur etwas allen Ländern und Zeiten Gemeinſchaftliches, eine Wiederholung ſchon dageweſener Verhältniſſe, nur unter etwas veränderter Geſtalt, ſo bemerkt doch der tiefer dringende Blick einen radikalen Unterſchied zwiſchen unſeren und jenen Zuſtänden, ſo ſieht doch die bei weitem größere Mehrzahl derjenigen, welche ſich mit der Frage des Pauperismus ernſtlich beſchäftigt haben, ein, daß endlich Etwas gethan werden müſſe, um ſeinem ſo bedrohlichen Fortſchreiten Einhalt zu thun. Für Einige dieſer Letztern liegt das Heilmittel in einer wohlorganiſirten Auswanderung; für Andere in der Errichtung von Arbeitshäuſern und Armenbeſchäftigungs-Anſtalten; für noch Andere in der Einführung von Schutzzöllen, um der einheimiſchen Induſtrie wenigſtens den Nationalmarkt zu ſichern; wieder Andere, und ihre Zahl iſt, — Gott ſey Dank! — verhältnißmäßig nur klein, ſetzen ihre Hoffnung auf einen allgemeinen Krieg. In der neueſten Zeit hat beſonders die Liſt'ſche Anſicht, welche den Schutzzöllen das Wort redet, viele Anhänger geworben und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie, vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, allerdings Vieles für ſich hat. Will ſie aber in den Schutzzöllen ein nachhaltiges Heilmittel erblicken, will ſie damit dem Arbeiter eine ſtändige und hinlänglich lohnende Arbeit ſichern, ſo ſtößt ſie offenbar gegen die ganze Geſchichte des neuern Induſtrialismus an. Denn wo, möchten wir fragen, ſind neben wenigen ungeheuer reichen Fabrikbeſitzern die meiſten Proletarier, wo unterliegt die Induſtrie häufigeren Schwankungen, der Handel häufigeren Kriſen, als eben in den Ländern, die, wie England und Frankreich, für ausländiſche Erzeugniſſe faſt hermetiſch verſchloſſen ſind? Auch möchten wir zu bedenken geben, daß hohe Schutzzölle nur ſelten ein gutes Mittel ſind, um mit andern Staaten eher Handelsverträge abzuſchließen. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil, denn gerade dann iſt das Intereſſe der inländiſchen Fabrikanten ein Hinderniß, den auswärtigen Staaten Einräumungen zu machen, während man denſelben bei

mäßigen Schutzzöllen ohne Schwierigkeit Zugeständniſſe machen kann, ohne den Privat-Intereſſen der inländiſchen Fabrikanten zu nahe zu treten.

Was die Errichtung von Arbeitshäuſern, etwa nach dem Muſter der engliſchen, anbelangt, ſo mögen dieſe, wenn die Zahl der Armen nur beſchränkt iſt, ein nicht gerade zu verwerfendes Palliativ ſeyn. In Fällen aber, wo es ſich von vielen Hunderten und Tauſenden arbeitsloſer Menſchen handelt, ſind ſie eines der koſtſpieligſten, unwirkſamſten, und, wir können ſagen, grauſamſten Mittel. England hat mit ſeinen, das Land bedeckenden Arbeitshäuſern die Wahrheit dieſes unſers Ausſpruchs zu ſehr bewieſen, als daß es nöthig wäre, zur Bekräftigung deſſelben hier noch weitere Thatſachen anzuführen. Iſt es doch von Freund und Feind anerkannt, ja feierlich anerkannt, daß, während die Armentaxe mit jedem Jahre ſteigt, dieſe Armen-Anſtalten ſelbſt alles Familienleben von Grund aus zerſtören. Iſt einmal die Schwelle des Zwingers überſchritten, ſo trennt den neuen Bewohner deſſelben eine eherne Mauer von Allem, was ihm lieb und theuer ſeyn kann, ſo liegen auch Hoffnung und Furcht für immer hinter ihm.

Ein wirkſameres, wohlfeileres und zugleich menſchlicheres Mittel wäre, wenn konſequent durchgeführt, unſtreitig eine wohlorganiſirte Auswanderung. Auch fangen bereits, — zur Ehre unſeres Vaterlandes ſey es geſagt, — in verſchiedenen Theilen Deutſchlands Männer, bekannt durch ihre Menſchenliebe und einflußreich durch ihre geſellſchaftliche Stellung, an, ſich an die Spitze von Vereinen zu ſtellen, die ſich die Löſung dieſer Aufgabe zum Zwecke geſetzt haben. Des Guten, das ſie wirken können, iſt viel und es iſt, da man höhern Orts die Wichtigkeit der Sache noch nicht gehörig einzuſehen ſcheint, nur zu wünſchen, daß ſie ihre wohlthätige Wirkung immer mehr ausdehnen und ſo unſere Regierungen nach und nach für ihr Prinzip gewinnen mögen. Gut' Ding will Weile haben, iſt ein Sprichwort, das in ſeiner Anwendung beſonders für uns Deutſche gilt. Hoffen wir indeſſen, daß die Zeit bald kommen wird, wo auch die Regierungen einſehen werden, daß die Stärke eines Staates nicht ſowohl in der Zahl ſeiner Einwohner beſteht, als vielmehr darin, daß dieſe gehörig beſchäftigt und zufrieden ſind.

Eine ſolche wohlorganiſirte Auswanderung wäre jedoch, unſerer Anſicht nach, nicht das einzige Mittel, wodurch dem Krebsſchaden des Pauperismus mit Erfolg geſteuert werden könnte. Man denke ſich jenes Fontanell am geſellſchaftlichen Körper auch noch ſo beharrlich angewandt, immerhin wird es die erſte, tiefer liegende Urſache des Uebels nicht zu heben vermögen. Wir müſſen daher noch ein Mittel aufſuchen, das vereint mit jenem die gewünſchte Wirkung hervorbringe. Und dieſes Mittel ſind für uns im Vaterlande auf das Prinzip der Aſſociation zu gründende Kolonien, deren Grundlage der Ackerbau wäre, die aber natürlicher Weiſe keinen Induſtriezweig, wenn dieſer da mit Nutzen betrieben werden könnte, ausſchließen dürften.

Armenkolonien, im Mutterlande gegründet, ſind eben nichts Neues; auch haben ſolche bis jetzt nur ſelten Ergebniſſe aufzuweiſen gehabt, die zu deren allgemeinerer Einführung hätten aufmuntern können. Daher wird es, wäre es auch nur, um eine Verwechslung unſers Planes mit den bis jetzt gegebenen zu verhüten, hier am Platze ſeyn, wenn wir erſt kurz nachzuweiſen ſuchen, warum ſolche Anſtalten bis jetzt ſo wenige Früchte getragen und einen ſo geringen Einfluß auf die bürgerliche Geſellſchaft im Allgemeinen ausgeübt haben.

Zuvörderſt müſſen wir fragen: Iſt es nicht durchaus unzweckmäßig, daß Armenkolonien als Strafplätze angeſehen und behandelt werden? Wäre es nicht im Gegentheile wünſchenswerth, daß ſolche der ärmeren Bevölkerung als ein unfehlbares Mittel zu alsbaldiger und nachhaltiger Beſſerung ihrer Lage, zu zweckmäßiger Erziehung ihrer Kinder, zur Erzielung günſtigerer Arbeits-, Geſelligkeits- und Sittlichkeitsverhältniſſe hingeſtellt werden könnten?

Dieſe Fragen bezeichnen mit hinreichender Schärfe den Unterſchied zwiſchen den bis jetzt verwirklichten Koloniſationsplänen und dem unſrigen. Bei jenen hatte man immer nur das Individuum im Auge; — bei unſrigem tritt die Maſſe an die Stelle des Einzelnen; bei jenen brachte man immer nur Haufen gänzlich verarmter und entſittlichter menſchlicher Weſen zuſammen und nahm alſo ſchon dadurch dem Ganzen ſeinen Halt; — bei unſrigem würden vermöge der Vortheile, die er bietet, ſich nicht nur

ganz Arme, sondern auch hauptsächlich kleine Grundeigenthümer und Gewerbsleute betheiligen und dadurch der Anstalt den zu ihrem Gelingen nöthigen Ton geben; bei jenen war der Einzelne immer nur an eine und dieselbe Arbeit gekettet, ein Umstand, der natürlich nur nachtheilig auf die Produktion einwirken konnte; — bei unsrigem ließe sich die so fruchtbare Theorie der Arbeitstheilung mit großem Vortheil anwenden und somit auch die Produktion ohne alle Mühe auf das Zwei-, Drei- und Vierfache des unter den jetzigen Umständen zu erzielenden Ertrags bringen; bei jenen waren endlich immer nur eine oder zwei Armen-Familien in ein Häuschen einlogirt und daher jede an alle die häuslichen Verrichtungen, wie Kochen, Waschen u. s. w. gebunden, die schon bei unsern ärmeren Haushaltungen mit so vielem Zeitverluste und meistens so schlecht verrichtet werden; — bei unsrigem würde ein großes, aber zweckmäßig eingerichtetes Gebäude an die Stelle jener vielen und häßlichen Hütten treten, die unsere Dörfer verunzieren, würde eine große Küche, ein großer Keller, ein großer Fruchtboden u. s. w. die vielen kleinen, meistens schlecht eingerichteten und noch schlechter unterhaltenen und besorgten Küchen, Keller, Fruchtböden u. s. w. ersetzen, worin die Routine so gern die ersten und letzten Bedingungen der Civilisation und des Fortschrittes erblickt.

Nachdem wir so im Allgemeinen auf den besondern Charakter und das Neue unseres Planes hingewiesen haben, so wollen wir, — und dieses ist hier hauptsächlich von Wichtigkeit, — zu den Maßregeln übergehen, die uns zu dessen praktischer Ausführung am geeignetsten zu seyn scheinen.

Die Regierung oder ein Verein von Gemeinden und Privatleuten würde in einer zum Ackerbau geeigneten Gegend eine Aktiengesellschaft bilden.

Sobald die gehörige Anzahl von Aktien verschlossen wäre, würde zum Ankaufe eines passenden Grundstückes von 100 bis 250 Morgen, je nachdem die zu gründende Kolonie größer oder kleiner werden sollte, und zur Errichtung eines oder mehrerer Wohngebäude geschritten, die groß genug wären, um mehrere hundert Personen aufnehmen zu können. Dabei wäre besonders darauf zu sehen, daß die für jedes Gewerbe gemeinschaftlichen Arbeitsstätten, daß Magazine, Ställe u. s. w. immer nur an

den paſſendſten Orten eingerichtet würden. Das Hauptgebäude ſelbſt ſollte wo möglich an einem Flüßchen ſtehen, das während der Sommermonate den Waſſerbedarf der Kolonie in genügendem Maße befriedigen könnte.

Die Armen der Umgegend, die ſich nicht oder nur unvollkommen durch ihrer Hände Arbeit fortzubringen vermögen, würden ſofort in die Anſtalt aufgenommen und in verſchiedenen Induſtriezweigen unterrichtet oder denſelben beigetheilt werden. Für Wohnung, Nahrung und Kleidung hätte die Anſtalt zu ſorgen. Ihre Arbeiten würden die Aufgenommenen von der Geſellſchaft bezahlt erhalten und dieſe würde Allem aufbieten, um jene zu Erübrigungen von ihrem Lohne, die in der Sparkaſſe der Anſtalt anzulegen wären, zu bewegen. Arbeitsunfähige würden auf Koſten der Gemeinden, denen ſie angehören, und zwar ſo wohlfeil als möglich verpflegt werden. Ueberhaupt wäre der allgemeine Zweck ſolcher Anſtalten dem der jetzt beſtehenden Armen und Arbeitshäuſer gerade entgegengeſetzt: anſtatt die Leute zurückzuſchrecken, würden ſie dieſelben durch die unzähligen Vortheile jeder Art, die ſie ihnen bieten könnten, herbeiziehen. Schon der Umſtand, daß die Arbeit durch eine zweckmäßige Theilung derſelben produktiver und anziehender gemacht würde, dürfte hinreichen, um den bei weitem größeren Theil der arbeitsfähigen Armen der Anſtalt zuzuführen.

Das Erſte, worauf die Anſtalt Bedacht zu nehmen hätte, wäre die Eröffnung einer Leihkaſſe für kleine Grundeigenthümer. Dieſe könnten bei der Anſtalt auf Getreide, Heu und andere gangbare Produkte Geld aufnehmen; und da die Anſtalt ſo zu einem Markte für Felderzeugniſſe jeder Art werden würde, ſo könnte ſie ihre Armen zum Umarbeiten des Korns u. ſ. w. verwenden und für den Verkauf eines Produktes mäßige Lager- und Verwaltungsſpeſen berechnen. Demnach würde die Anſtalt ſich nicht blos mit Ackerbau und Manufakturarbeiten beſchäftigen, ſondern ſie wäre auch ein wahres kaufmänniſches Kommiſſionshaus, das auf die hinterlegten Produkte und Waaren Geld bis zum Betrage von zwei Dritteln des abgeſchätzten Werthes und zu 6% ohne weitere Koſten leihen würde.

Dies würde es kleinen Landeigenthümern und Gewerbsleuten möglich machen, mit dem Verkaufe ihrer Produkte und

Waaren immer eine günſtige Zeit abzuwarten, ohne Spekulanten und Wucherern in die Hände zu fallen oder ſich in ihrem Gewerbsbetriebe beſchränken zu müſſen. Auch könnte die Anſtalt, wenn viele Vorräthe in ihren Magazinen, Speichern, Kellern, Scheunen u. ſ. w. aufgehäuft wären oder viele Beſtellungen einlaufen ſollten, die zeitweiſe unbeſchäftigte Bevölkerung der Umgegend oft nützlich beſchäftigen.

In keinem Falle dürfte der Anſtalt das Recht zuſtehen, die in ihren Magazinen, Kellern u. ſ. w. lagernden Vorräthe und Waaren ſelbſt anzukaufen. Das einzige Intereſſe, das ſie bei einem Verkaufe hätte, wäre eine kleine Commiſſionsgebühr. Dürften dergleichen Inſtitute die hinterlegten Produkte und Waaren ankaufen, ſo würden ſie gar bald das drückendſte Monopol ausüben. So aber ſollen ſie nur dem ſo verderblichen Detailhandel ſteuern und was der Endzweck jedes wohlverſtandenen Handels ſeyn muß, den Conſumenten mit dem Producenten in möglichſt nahe Verbindung bringen. In einem minder künſtlichen geſellſchaftlichen Zuſtande, als der unſrige iſt, mag eine abſolute Handelsfreiheit ihre großen Vortheile haben; bei den gegenwärtigen Verhältniſſen aber kann ſie nur und muß ſie allmählig in den drückendſten Deſpotismus oder in die wildeſte Anarchie ausarten. Und dies iſt denn auch im Allgemeinen der jetzige Zuſtand des Handels in der ganzen civiliſirten Welt.

Alſo nur Commiſſionsgeſchäfte hätte die Anſtalt zu machen, und bei Verkäufen immer erſt die Zuſtimmung des Producenten einzuholen, wenn dies letzterem erwünſcht ſeyn ſollte. Ueber ihre eigenen Produkte und Manufakte aber könnte ſie natürlich nach Gutdünken verfügen.

Mit der Zunahme der materiellen Hülfsmittel der Anſtalt könnten die gedungenen Arbeiter ſelbſt dort untergebracht und von derſelben gekleidet und verpflegt werden; mit der Zunahme der Anzahl der Arbeiter und mit deren gehöriger Disciplinirung aber wäre es ein Leichtes, in die Beſchäftigungen mehr Abwechslung zu bringen, und ſo die Arbeit anziehend, luſterweckend zu machen. Zu dieſem Zwecke würde man nur, anſtatt zwölf Stunden lang vier Perſonen jede mit einer beſondern Arbeit zu beſchäftigen, ihnen allen nur eine und dieſelbe Beſchäftigung zu geben, letztere aber wenigſtens alle drei Stunden zu

wechſeln, und bei ſteigender Arbeiterzahl dieſe drei Studen auf zwei und zwei ein halb herabzuſetzen brauchen. Arbeiten, die ihrer Beſchaffenheit nach weniger anziehend wären, müßte man durch auszuſetzende Belohnungen, öffentliche Belobungen u. ſ. w. noch einen künſtlichen Reiz zu verleihen, überhaupt aber den Nacheifer durch Bildung von Arbeiterrotten und alle geeigneten Mittel zu wecken und zu ſteigern ſuchen. Uebrigens würden die in den Arbeitergruppen herrſchende Fröhlichkeit und der Arbeitswechſel allein ſchon im Stande ſeyn, die Produktion ſehr bedeutend zu ſteigern.

Mit der Zeit könnten noch folgende Induſtriezweige Gegenſtände der Anſtalt, und ſo nicht nur für die übrige unbeſchäftigte Bevölkerung der Umgegend eine nie verſiegende Arbeitsquelle, ſondern auch ein mächtiges Mittel zur höhern profeſſionellen Ausbildung der Mitglieder der Geſellſchaft werden.

1) Bäckerei, um ſich und den ärmeren Theil der umwohnenden Bevölkerung mit möglichſt wohlfeilem Brode zu verſorgen. Auf gleiche Weiſe könnte die Anſtalt auch für ihren und der Umgegend Bedarf an Fleiſch, Kolonialwaaren u. ſ. w. ſelbſt ſorgen.

2) Verfertigung von Konditoreiwaaren, wobei beſonders die Kinder mit Nutzen beſchäftigt werden könnten.

3) Fabrikation von Handſchuhen, Strohhüten u. ſ. w., Strumpfſtrickerei, Strumpfweberei, Stickerei u. ſ. w. durch den weiblichen Theil der Kolonie.

4) Verfertigung von Holz- und Blechwaaren u. ſ. w. durch erwachſene Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechtes.

5) Gemüſe- und Blumengärtnerei; Vieh- und Bienenzucht; Handel mit Geflügel aller Art.

6) Bierbrauerei und Branntweinbrennerei.

7) Fracht- und andere Fuhren u. ſ. w. u. ſ. w.

Hier läge, wie man ſieht, die Hauptſchwierigkeit nicht in der Auffindung paſſender Induſtriezweige, wohl aber darin, wie die Ausartung eines ſo gewaltigen induſtriellen Mittelpunktes zu verhindern, d. h. wie die Gefahr eines läſtigen Monopols von ſeiner Seite abzuwenden wäre. Dies könnte dadurch geſchehen, daß eine Verbindung der Mittelklaſſen mit den beiden Endpunkten der Geſellſchaft, der armen arbeitenden Bevölkerung und der Regierung, herbeigeführt würde.

Zu dieſem Zwecke müßte die Regierung für verſchiedene Landesbezirke Freibriefe an verſchiedene Körperſchaften ertheilen.

Dieſen Körperſchaften würde die Bildung von Aktiengeſellſchaften in den betreffenden Bezirken obliegen.

Eine Aktie könnte, je nach Umſtänden, einen Werth von 100, 200, 300, 400, 500 oder 1000 Gulden repräſentiren.

Niemand könnte mehr, als eine gewiſſe Anzahl von Aktien beſitzen. Ausnahmen von dieſer Regel wären nur dann zu geſtatten, wenn ſich nicht eine hinlängliche Anzahl kleinerer Aktionäre vorfinden ſollte. Die Aktien ſelbſt aber wären in drei Klaſſen zu theilen. Bei 600 Aktien würden wir ſie z. B. theilen in

Aktien der arbeitenden Klaſſe	100
„ der Mittelklaſſe	200
„ der reichen Klaſſe	300
	600

nicht der geſellſchaftlichen Stellung der Inhaber wegen, ſondern weil für jede Klaſſe das Intereſſe aus dem eingeſchoſſenen Kapital verſchieden iſt. So hätten die Aktien der Mittelklaſſe auf eine dem mittleren Ertrag entſprechende Dividende Anſpruch zu machen; die der arbeitenden Klaſſe aber würden etwas höher und die der reichen Klaſſe etwas niedriger, als die der Mittelklaſſe zinſen.

Jede dieſer drei Klaſſen würde wiederum in drei Unterabtheilungen zerfallen, und z. B. bei den Aktien der arbeitenden Klaſſe etwa ſo: Niemand dürfte in einer der drei Unterabtheilungen mehr als eine Aktie haben. Die erſte Aktie würde in hoch zinſende Abſchnittſcheine (Coupons) getheilt werden, um ſo das Intereſſe der arbeitenden Klaſſe am Gedeihen der Anſtalt möglichſt zu erhöhen. Wäre einmal ein Arbeiter oder eine Arbeiterin im Beſitze einer vollen Aktie, ſo würde dieſe in die zweite Unterabtheilung einrücken und ſo mehrere Jahre lang etwas niedriger zinſen. Nach Verfluß eines andern Zeitraumes würde ſie in die dritte Unterabtheilung fallen und noch niedrigere Zinſen tragen, bis ſie endlich nach einer gewiſſen Zeit denen der Mittelklaſſe völlig gleichgeſtellt würde. Daſſelbe Progreſſionsgeſetz würde ſeine Anwendung auf die verſchiedenen Unterabtheilungen der mittleren und reichen Klaſſe finden.

Der Regierung müßte das Recht zuſtehen, die Rechnungen der Anſtalt jederzeit zu unterſuchen, die nöthigen Lehrer, Geiſtlichen und Civilbeamten zu beſtellen, mit einem Worte, die oberſte adminiſtrative Gewalt ganz in der Art auszuüben, wie dies jetzt geſchieht. Für dieſe ihre Dienſtleiſtungen hätte ſie den vierten Theil des jährlich erzielten reinen Nutzens anzuſprechen. Die Steuern und Abgaben jeder Art, die der Staat den übrigen Bürgern auflegt, hätte die Anſtalt natürlich auch zu entrichten; nur hätte die Regierung dabei den Vortheil, daß ſie die jeweilige Summe immer in monatlichen Raten und bei der gemeinſchaftlichen Kaſſe der Anſtalt erheben und ſo die Preſſer, jene von den Landbewohnern ſo gefürchtete Plage, mit einem Male abſchaffen könnte.

Der Direktor, ſo wie die ihm beigegebenen Unterdirektoren wären immer von der Regierung zu beſtätigen.

Die Erſparniſſe der Mitglieder der Anſtalt, ſo wie die der auswärtigen, von ihr beſchäftigten Arbeiter wären vorzugsweiſe bei der Bank der Geſellſchaft anzulegen. Da jedoch hiebei aller Zwang ausgeſchloſſen bleiben müßte, und es auf der andern Seite ſchon im Intereſſe der guten Ordnung zu wünſchen wäre, daß die arbeitende Bevölkerung dem Grundſatze einer wohlverſtandenen Sparſamkeit huldigte, ſo wäre feſtzuſetzen, daß die Erſparniſſe der ärmeren Mitglieder und der von der Anſtalt gedungenen Arbeiter zur Erwerbung von Aktien-Coupons verwendet werden könnten. Dieſe Coupons wären wieder, wie die Aktien der reichen, mittleren und arbeitenden Klaſſe in drei Kategorien zu theilen. Die erſte würde 15, die zweite 12 und die dritte 9 Proc. Intereſſe aus den angelegten Kapitalien ziehen. Hätte ein Arbeiter ſo eine ganze Aktie an ſich gebracht, ſo würde ſie, wie oben bemerkt, in die zweite Unterabtheilung der arbeitenden Klaſſe fallen.

Weitere Mittel, um einen guten Geiſt und einen frohen Sinn unter den Arbeitern zu erhalten, wären einfache, induſtrielle Feſte, Geſangvereine, gymnaſtiſche Uebungen u. ſ. w.

Iſt es uns gelungen, unſern Leſern ein deutliches Bild von den in Frage ſtehenden Anſtalten vor Augen zu führen, ſo werden ſie jetzt einſehen, daß die Vortheile derſelben, — Vortheile, die, beiläufig geſagt, keine politiſche noch religiöſe Reform zu bieten

vermag, — ſo werden ſie einſehen, ſagen wir, daß die Vortheile derſelben im Weſentlichen etwa folgende wären:

1) Ständige Beſchäftigung für ärmere Arbeiter; wohlfeilere und zugleich beſſere Verpflegung und Kleidung derſelben und ihrer Kinder; Herſtellung geſunder und billiger Wohnungen.

2) Kräftige Hebung der arbeitenden Klaſſen, ſowohl in geiſtiger als moraliſcher Hinſicht; Erzielung einer höheren profeſſionellen Geſchicklichkeit durch Beiſpiel und Nacheifer; Steigerung der induſtriellen Thätigkeit durch Herſtellung günſtigerer Arbeitsverhältniſſe, namentlich dadurch, daß durch eine zweckmäßige Theilung der Arbeit dieſe immer mehr ihren jetzigen Charakter verlöre, um endlich anziehend und ehrenvoll zu werden; Abſchaffung der indirekten Sklaverei; Verminderung und allmählige Ausrottung des Müſſiggangs.

3) Zweckmäßige Erziehung der Kinder. — In ſolchen Anſtalten kann ein Kind ſchon von ſeinem achten Lebensjahre an ohne Mühe ſeinen Unterhalt verdienen; im zwölften wird es ſchon eine kleine Summe in der Sparkaſſe der Geſellſchaft liegen haben.

4) Beſchränkung der Unzahl von induſtriellen Seeräubern, — hierunter verſtehen wir die vielen Händler und Händlerinnen, Spekulanten, Wucherer jeder Art, — und allmählige Rückkehr derſelben zur Produktion; allmähliges Aufhören der jetzt ſo ſchamlos betriebenen Waarenverfälſchungen.

5) Wohlfeilere Unterhaltung der zur Arbeit unfähigen Armen.

6) Ebenſo einfache als wirkſame Organiſation des Kredits zu Gunſten des kleineren Grundbeſitzers.

7) Erleichterte Steuererhebung.

8) Erleichterte Einführung eines rationellen Ackerbau- und Bewäſſerungs-Syſtems, neuer induſtrieller Verfahrungsarten u. ſ. w.

9) Unmöglichkeit einer drückenden Hungersnoth für die Anſtalten und deren Umgegend durch Errichtung eigener Vorraths-Magazine; Neutraliſirung des Wuchers mit Lebensmitteln.

10) Segensreicher Einfluß auf die Bevölkerung der Umgegend. Das Glück iſt ſeiner Natur nach anſteckend, und ſo würde man immer mehr Urſache haben, zu dem daſſelbe bedingenden Prinzip der Aſſociation ſeine Zuflucht zu nehmen. Unſere

Gemeinde-Backöfen, Gemeinde-Waſchhäuſer, Schulen, Kirchen, Theater, Poſten, Lebens-, Feuer-, Hagel-Verſicherungsgeſellſchaften u. ſ. w. ſind die erſten und ſchönen Anfänge der ſpäter zu verwirklichenden integralen Aſſociation.

11) Bedeutende Verminderung der jetzt immer ſteigenden Anzahl von Vergehen und Verbrechen jeder Art; theilweiſes Wegfallen der unter dem Namen von Bankerotten bekannten Spoliationen u. ſ. w.; und endlich

12) Beſchränkung der für die Arbeiter, ſo wie für kleine Gewerbsleute ſo verderblichen Concurrenz; Herſtellung eines die Rechte Aller, d. h. des Kapitals und der Arbeit achtenden induſtriellen Syſtems. So würden z. B. Nähterinnen in ähnlichen Anſtalten fortan nicht mehr das Dutzend Hemden um den unglaublich geringen Preis von 9 Pence (= circa 27 Kreuzer rheiniſch), ſage 9 Pence, machen müſſen, wie dies jetzt in London der Fall iſt. Noch vor zwei Jahren wurden für eine ſolche Arbeit 3 bis 4 Schillinge (1 Schilling = circa 36 Kreuzer rheiniſch) bezahlt und dieſer ſchon ſo äußerſt geringe Verdienſt ſchien aller ferneren Concurrenz ſpotten zu können. Aber dieſe kennt in der That keine Grenzen und kein Arbeitszweig iſt vor den Verheerungen dieſes wüthenden Bürgerkrieges geſichert. Daher hat auch der Nationalökonom Adolph Blanqui, der Schüler J. B. Say's und deſſen Nachfolger im Lehramte, hundertmal Recht, wenn er ſagt, die unbeſchränkte Concurrenz ſey der Ruin jeder wohlverſtandenen Induſtrie, ſey der mehr oder minder langſame Tod des Arbeiters. Und Caſimir Perier ſagte im Jahre 1831 auf der Rednerbühne, das Syſtem der unbeſchränkten Concurrenz tauge Nichts und leiſte nur der Falſchheit Vorſchub (que le système de la libre concurrence était vicieux et ne favorisait que la fausseté).

Und ſo könnten denn auf dem von uns bezeichneten Wege nicht nur die Schmach und die Gefahren des Pauperismus von unſerem Vaterlande abgewendet, ſondern auch die Anfänge einer neuen, den Zeitbedürfniſſen entſprechenden induſtriellen Ordnung gefunden werden. Wir ſagen die Anfänge, denn der Zukunft und der Erfahrung muß die Aufgabe vorbehalten bleiben, ſie conſequent weiter und zum Organismus auszubilden.

Was endlich die praktiſche Ausführung unſers Planes

anbelangt, ſo dürfte ſie in Wirklichkeit weit wenigere Schwierigkeiten darbieten, als vielleicht Manche auf den erſten Blick zu glauben verſucht ſeyn könnten. Ein einziger Verſuch wird dies lehren. Allerdings hängt auch von der Perſönlichkeit des jeweiligen Vorſtandes einer ſolchen Anſtalt Vieles, ja im Anfange Alles ab. Aber wo, möchten wir fragen, läßt ſich überhaupt etwas Gutes erzwecken, wenn es an gutem Willen und an der gehörigen Leitung fehlt?

Daß es, ſollte unſer Plan z. B. in Württemberg verwirklicht werden, viele Gemeinden wenigſtens an gutem Willen nicht fehlen laſſen würden, dafür bürgen uns die wahrhaft freiſinnigen Beſtrebungen mancher Ortsvorſtände und Geiſtlichen, dafür bürgt uns auch, wir müſſen es geſtehen, der offiziell konſtatirte ſteigende Nothſtand vieler unſerer Landgemeinden. So leſen wir z. B. im Schwäbiſchen Merkur vom 15. Juni d. J.: „Crailsheim, den 9. Juni. Bei uns iſt die Errichtung einer Armenbeſchäftigungsanſtalt für die ſtädtiſchen Armen neuerdings wieder in Anregung gebracht und zu dieſem Ende von Seite der Stadt ein Gebäude in geſunder, freier Lage als Obdach für beiderlei Geſchlechter in abgeſonderten Räumen angekauft worden. Nicht minder wird die Errichtung einer Beſchäftigungs- und Verpflegungsanſtalt für verwahrloſte Kinder gewünſcht, da für die nachwachſenden Armen durch eine ſolche Muſterſchule und gänzlich veränderte Lebensweiſe am gründlichſten geſorgt werden kann.“ Es gereicht uns zur Freude, hinzuſetzen zu können, daß das letztere Projekt ſeitdem durch Ankauf des Tempelhofs (Oberamts Crailsheim) mit zehn Morgen Feld ebenfalls ſeiner Verwirklichung näher gerückt iſt. Ließe ſich nun, fragen wir, letztere Anſtalt nicht durch einen entſprechenden, von der Amtsverſammlung des Bezirks zu votirenden Beitrag gar leicht in eine Verſorgungsanſtalt für ſämmtliche verwahrloſte Kinder des ganzen Oberamts umgeſtalten? Oder könnten ſich nöthigenfalls nicht noch einige umliegende Bezirke bei derſelben betheiligen?

Im Augenblicke, da wir dieſes ſchreiben, 25. Juli 1843, leſen wir im Schwäbiſchen Merkur einen Aufruf des gemeinſchaftlichen Amtes der Stadt Wildberg (Oberamts Nagold), worin unternehmende Männer, die in der genannten Stadt oder deren unmittelbarer Umgegend Fabriken anlegen wollen, darauf

aufmerkſam gemacht werden, daß die Stadt, um den vielen unbeſchäftigten Einwohnern derſelben Brod zu verſchaffen, gerne bereit wäre, ſich bei einer dort zu gründenden induſtriellen Anſtalt mit einer größeren Summe zu betheiligen, nöthigenfalls auch ein ſtädtiſches Gebäude dazu anzuweiſen. Und ſo gibt es in Württemberg und anderwärts wohl noch viele Gemeinden, die, von der gänzlichen Unmacht der zur Bekämpfung des Pauperismus bis jetzt angeprieſenen Mittel überzeugt, mit Freuden ſich bei Anſtalten betheiligen würden, deren allgemeinere Einführung, in Verbindung mit einem guten Auswanderungsſyſteme, demſelben ein für allemal ein Ende machen müßten.

Unſer Plan wird, wir ſind davon überzeugt, früher oder ſpäter, ganz oder theilweiſe zur Ausführung kommen, denn die Allgewalt der Umſtände arbeitet für denſelben. Daher brauchen wir auch um ſein Schickſal nicht weiter beſorgt zu ſeyn. Nur vor einer Verwirklichung deſſelben in allzukleinem Maßſtabe möchten wir ernſtlich abrathen, denn in ſolchem Falle würden die meiſten und bedeutendſten der damit verbundenen Vortheile nothwendig von ſelbſt wegfallen, ſo daß dann am Ende vielleicht nur noch eine gewöhnliche, d. h. mehr oder minder koſtſpielige, ja dem Pauperismus in die Hände arbeitende Armenanſtalt bliebe.

Vor Allem thut demnach eine Einigung von Seiten der Gemeinden Noth, denen es daran liegt, für eine größere oder kleinere Anzahl ihrer Angehörigen ein bleibendes Unterkommen zu finden. Zu dieſem Zwecke müßte eine Aufforderung in einem öffentlichen Blatte die Ortsvorſtände eines Kreiſes vorerſt zu einer allgemeinen Zuſammenkunft Behufs der Beſprechung der Armenangelegenheit und, wenn es für zweckdienlich erachtet werden ſollte, der Niederſetzung eines Ausſchuſſes zu weiterer Betreibung der fraglichen Sache einladen. Die Aufgabe des letztern wäre Sammlung genauer ſtatiſtiſcher Notizen über die Anzahl, das Alter, die bisherige Beſchäftigung der in eine Anſtalt aufzunehmenden Armen, Einleitung der nöthigen Schritte bei der Regierung Behufs der Auswirkung einer oder mehrerer Conceſſionen, Ausmittelung paſſender Lokalitäten und Feſtſtellung des von jeder Gemeinde zu leiſtenden Geldbeitrages. Eine weitere Aufgabe des Ausſchuſſes wäre, die zur Leitung der projektirten Anſtalten geeignetſten Männer, ſo wie die für jede derſelben

in denselben Werken etwas von allen bisher unterscheidbaren Schulen zu finden ist, etwas Skeptisches, etwas Schönrednerisches, etwas Romantisches und etwas Archivalisches.

Die älteren Reichs- und Provinzial-Historiker bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewahrten immer noch eine altbergebrachte Ehrfurcht vor dem heiligen römischen Reich deutscher Nation. Sie hatten noch das Gemeingefühl einer großen Ganzheit. Ihre Pedanterie war nicht ohne einen gewissen Gewohnheitspatriotismus. Es waren aber auch noch Reichsbeamte oder reichsstädtische Bürger, die der Muse der Geschichte ihre Huldigung darbrachten; es waren noch nicht ausschließlich fürstliche Diener, die später freilich im getheilten Interesse schreiben mußten, nach Pufendorfs Vorgang, welcher eigentlich (da Chemnitz von den Schweden bezahlt war) als der erste officielle deutsche Geschichtschreiber zu betrachten ist, der die Integrität deutscher Nation im heiligen Reich nicht mehr als Basis anerkannte.

Es ist ein schöner Zug des deutschen Charakters, daß, als wir aufhörten, Deutsche zu seyn, wir doch zuerst ideale Mustermenschen oder Weltbürger (Kosmopoliten) werden wollten, und erst nachher beschämt mit der Rolle von Provinzialisten und Krähwinklern vorlieb nahmen. Bevor alles Gefühl für das gemeinsame Vaterland von uns Abschied nahm, bevor wir uns in den kleinen Lokalpatriotismus der Duodezstaaten verrannten, mußten wir wenigstens erst den schönen Rausch der Weltverbesserung, die Schwärmerei für die allgemeine Menschheit durchmachen. Dies geschah in den Friedensjahren nach dem siebenjährigen Kriege, wo die Gallomanie, Anglomanie und Gräkomanie in Deutschland um die Herrschaft stritten, und als man sich endlich vereinigte, alles Fremde zumal unter dem Titel des allgemein Menschlichen zu vergöttern. In dieser Periode wurde das Studium der deutschen Geschichte verhältnißmäßig vernachlässigt, wenigstens bei weitem nicht so eifrig gepflegt, als dies noch kurz zuvor der Fall gewesen war und später wieder geschah. Die ausgezeichnetsten Köpfe beschäftigten sich weit eher mit dem Studium des Alterthums und der allgemeinen Weltgeschichte, als mit der eigenen Heimath. Ein Patriot, eine Art Germanomane, wie Justus Möser, war eine außerordentliche Seltenheit.

In der Historiographie wurde vorherrschend England unser Muster. Der feine, kalte, skeptische Geist der großen englischen Geschichtschreiber

ganz beſonders paſſenden Beſchäftigungen vorzuſchlagen. Endlich hätte er die Ergebniſſe ſeiner Bemühungen und Nachforſchungen in einem allgemeinen Berichte zuſammenzufaſſen und der weiteren Berathung des Vereins zu unterſtellen.

Dies wären, nach unſerem Dafürhalten, die geeignetſten vorbereitenden Maßregeln; das Uebrige aber wäre Sache des Vereins und der Regierung. Sollten indeſſen noch weitere Aufſchlüſſe über Plan und Ausführung als wünſchenswerth erſcheinen, ſo ſind wir gerne bereit, ſolche Vereinen, die ſich im Vaterlande bilden ſollten, jeder Zeit zu geben, wie wir es denn uns überhaupt werden angelegen ſeyn laſſen, das fernere Gedeihen der Sache nach Kräften zu fördern.

C. F. G.

Die Seeschifffahrt Deutschlands

und ihre Hebung durch

eine gemeinsame Nationalflagge.

Allgemeiner Fortschritt in der Vervollkommnung des intellektuellen wie materiellen Zustandes der Menschheit, dies ist der segensreiche Wahlspruch unserer Zeit, und wir genießen das erfreuliche Schauspiel, wie ein Vorurtheil nach dem andern, eine veraltete Einrichtung nach der andern verschwindet, und neue, unsern jetzigen Anforderungen angemessene Verhältnisse an deren Stelle treten. Namentlich ist es Deutschland, welches, begünstigt durch einen langen, wohlthätigen Frieden, und durch die milden, väterlichen Regierungen, von denen es größtentheils beherrscht wird, hierin in rascher Weise vorangeht, und Versäumnisse nachholt, die es früher in einzelnen Fällen gegen andere Völker zurückstehen ließen.

Unter diesen unzähligen Vervollkommnungen seiner inneren, wie äußeren Zustände ist aber wohl keine wichtiger und von größerem Einfluß auf die ganze Gestaltung und Entwickelung Deutschlands, als die Errichtung des allgemeinen Zollvereins. Wohlthätig sind schon jetzt die Folgen, welche er in moralischer, wie materieller, in industrieller, wie politischer Hinsicht ausübt, wohlthätiger werden sie noch für die späteren Zeiten seyn. Oft schon haben engherzige Gegner dieses großen Nationalbundes die unbegründete Meinung ausgesprochen, derselbe würde in nicht gar langer Zeit in sich selbst zerfallen, und zwar in Folge

der etwas verſchiedenen Intereſſen der von ihm umſchloſſenen Staaten. Es lohnt kaum der Mühe, dieſelben eines Wortes der Entgegnung zu würdigen. Kann ein entſchiedener Fortſchritt, der tief im Glauben aller daran Theilnehmenden eingewurzelt und ihr größter Stolz geworden iſt, ſich wieder in einen ſchmählichen Rückſchritt verwandeln, bloß weil einige gar zu ſelbſtſüchtige Anforderungen nicht volle Befriedigung finden? Freilich Rom iſt von der Weltbeherrſcherin zu einer, bloß noch durch ihre hiſtoriſchen Erinnerungen wichtigen Stadt herabgeſunken; es ſchritt nicht mehr vor, darum mußte es zurückſchreiten, denn ein Mangel an Fortſchritt zieht unbedingt den Rückſchritt nach ſich. Soweit iſt es jedoch hoffentlich mit Deutſchland noch nicht gekommen und hunderte von Jahren mögen noch vergehen, bevor dieſe verderbliche Veränderung kommt; ſo lange möge es aber rüſtig ſtreben, die höchſte Stufe der Vollkommenheit, ſo weit es den Menſchen und ſeinen Einrichtungen möglich iſt, zu erreichen.

Im Gegenſatz der erwähnten Anſicht iſt es vielmehr unſere innigſte, durch keine augenblicklich vorkommende Differenzen oder Verzögerungen erſchütterte Ueberzeugung, daß binnen einem Decennium ſich alle jetzt noch ausgeſchloſſenen, norddeutſchen Staaten, vielleicht unter etwas modificirten, ihre beſonderen Verhältniſſe mehr berückſichtigenden Bedingungen, dem großen Zollverein angeſchloſſen haben, und daß dann, wie derſelbe an äußerer und innerer Kraft dadurch gewinnt, ſich auch ſein Nutzen für alle Theilnehmenden ſteigern muß.

Doch ſtatt uns weiter im Allgemeinen hierüber auszulaſſen, wozu der Gegenſtand ſo leicht hinreißen könnte, wollen wir lieber ſpeziell den Zweck unſeres Aufſatzes verfolgen. Deutſchland, im Herzen Europas gelegen, von drei Meeren beſpült, und von einer Menge ſchiffbarer Flüſſe durchſtrömt, hat, wie überhaupt zu jeder Handelsthätigkeit, ſo auch insbeſondere zur Betreibung der Schifffahrt, eine ungemein günſtige Lage, und ſcheint von der Natur gleichſam darauf angewieſen zu ſeyn, dieſelbe möglichſt zu betreiben. Auch ſind die Bewohner durch den Nationalcharakter vorzüglich geeignet, tüchtige Seefahrer zu werden, und in dieſer Hinſicht mit allen Nationen zu wetteifern. Kalten, beſonnenen Muth, ruhige Ueberlegung, Geiſt des Gehorſams und Anerkennung der höheren Fähigkeiten des Führers,

unerſchütterliches Vertrauen auf denſelben, und augenblickliches, nicht lange mäkelndes Befolgen ſeiner Befehle, Ausdauer bei Ertragung von Entbehrungen jeglicher Art, lang anhaltende Geduld bei Widerwärtigkeiten und Ungemach, große Rechtlichkeit und Treue im Halten des einmal gegebenen Verſprechens, und endlich die Fähigkeit, leicht und raſch fremde Sprachen und fremde Sitten zu erlernen, — alle dieſe Vorzüge, welche den tüchtigen Seemann in intellectueller Hinſicht bedingen, finden wir im Nationalcharakter der Deutſchen im hohen Grade vereinigt und dieſelben darin von keinem Volke übertroffen. Dazu körperliche, lang ausdauernde Kraft, feſte, jeder Veränderung des Klimas trotzende Geſundheit, welche die Kälte des Nordpols, wie die Hitze des Aequators erträgt, ohne ihren Einflüſſen zu ſchnell zu unterliegen, geſunde Eßluſt und frühe Gewöhnung an die trockenen, auf der See gebräuchlichen Nahrungsmittel, und eine Gewandtheit und Geſchicklichkeit des Körpers, welche, wenn auch im Ganzen gerade nicht hervorragend zu nennen, doch den allgemeinen Anforderungen der Schiffsarbeit genügt; dies ſind die phyſiſchen Mittel, die den Deutſchen zum Seemann befähigen. Daher haben auch dieſelben ſchon in früheren Zeiten, wo die Schifffahrt anderer Nationen, die jetzt einen bedeutenden Vorſprung darin haben, noch ſehr darnieder lag, und ſich kaum zu entfalten begann, ſich gerade hierin hervorgethan, und die Flagge des alten Hanſebundes genoß hohe, wohlerworbene Achtung in allen damaligen erſten Häfen. Konnte doch der Bürgermeiſter Lübecks kühn der Krone Dänemark den Krieg erklären und ehrenvoll beenden.

Während aber alle andern Völker, deren Lage oder Eigenthümlichkeit ſich nur einigermaßen dazu eignete, richtig erkennend, welch große Quelle des Nationalreichthums in einer zweckmäßigen Schifffahrt liege, dieſelbe auf alle mögliche Weiſe gehoben haben, wie wenig iſt dies verhältnißmäßig bei uns Deutſchen geſchehen, einzelne kleine Staaten vielleicht ausgenommen, und wie ſehr haben wir uns von einigen andern Nationen darin überflügeln laſſen! Welch kräftige Elemente dafür ſchlummern im Schooße des Landes! Wie haben ſie ſchon jetzt, trotz aller ungünſtigen Verhältniſſe, ſich geltend zu machen geſucht, wie würde dies erſt bei einer allgemeinen, kräftigen Unterſtützung und Förderung

geſchehen! Zwar haben einzelne Uferſtaaten, die Wohlthaten, welche ihnen dadurch erwachſen müſſen, richtig berechnend, alle Mittel verſucht, ihre Seeſchifffahrt ſo viel möglich zu heben, und der Erfolg hat ſie zum Theil auch belohnt und ein bedeutender Theil ihrer Unterthanen verdankt derſelben ihren Lebensunterhalt und Wohlſtand. Aber wie wenig vermögen ſie einzeln daſtehend zum ſicheren Schutz derſelben, wie hängt ihr Gedeihen vom Zufall oder der Gnade anderer Staaten ab, welche die Flagge derſelben in ihren Häfen zulaſſen! Nur eine allgemeine deutſche Flagge vermag Achtung zu gebieten und wird geſchützt von ihren Farben, eine Kniphäuſer iſt wenig gekannt und wird nur mitleidig geduldet. Da hat jetzt faſt jeder kleine Staat ſeine eigenen Konſuln in den verſchiedenen Hafenorten, welche die Rechte ſeiner Schiffer ſchützen und ſie vor ungerechten Bedrückungen bewahren ſollen. Dies kann auch ſeyn, ſo lange es dem betreffenden Staate gefällt, es zu dulden, gleichſam wie der Löwe es erlaubt, daß die Maus ihn umſpielt. Wenn aber dieſe Duldung plötzlich aufhört, wenn es dem Staate einfällt, die gerechte Forderung irgend eines kleinen deutſchen Konſuls nicht zu gewähren, was ſoll er, was ſoll die von ihm vertretene Regierung dann für Mittel ergreifen, um dieſe Anſprüche geltend zu machen? Gar keine; wir wüßten wenigſtens keine andern, als demüthiges Flehen und gütliche Ueberredung. Oder fürchtet die Türkei oder Braſilien etwa die Rache der Stadt Lübeck oder der Grafſchaft Kniphauſen? Wird es dieſelbe nicht verlachen und die etwa verfügte Reciprocität als gleichgültig und ihm nicht ſchadend verachten? Wahrſcheinlich wohl, und andere benachbarte deutſche Seeſtädte würden ſich dann bemühen, aus dieſem Unfall der Schweſterſtadt den größtmöglichſten Nutzen zu ziehen, und dem, ohne vernünftigen Grund aufgebrachten fremden Staat auf alle Weiſe zu ſchmeicheln ſuchen. Sind nicht die einzelnen Handelsverträge, welche jedes kleine deutſche Land für ſich allein abzuſchließen und dabei die benachbarten Staaten zu benachtheiligen ſuchte, ein hinlänglicher Beweis dafür? Wir wollen dies Thema hier nicht weiter verfolgen, es gewährt wahrlich kein angenehmes, unſerem Nationalſtolze wohlthuendes Gefühl.

Die eben angegebenen körperlichen wie geiſtigen Eigen-

schaften, welche den Deutschen so trefflich zum Seemann befähigen, machen auch, daß er als solcher von andern Nationen gesucht und gerne in ihre Dienste aufgenommen wird, und der Umstand, daß die zahlreichen Bewohner der Seeküste nicht immer genügende Beschäftigung auf den vaterländischen Schiffen finden, und die Furcht vor der Aushebung zum Militär veranlaßt sie häufig, auf fremden Fahrzeugen zu dienen. Ein großer Theil der holländischen, zum Häringsfange bestimmten Flotte, ist mit Hannoveranern und Oldenburgern bemannt; Preußen dienten früher vielfach auf amerikanischen, englischen und holländischen Schiffen, und erst seit in den letzten Jahren einige zweckmäßige Bestimmungen von Seiten dieser Regierung dagegen erlassen sind, hat dies aufgehört. Mecklenburger fahren in nicht unbedeutender Zahl auf den von Holland nach Batavia segelnden Ostindienfahrern, wo sie sehr gesucht werden. Außerdem ist noch eine Anzahl von Mecklenburgern höhern Standes in der russischen Gardemarine angestellt, und sie behaupten einen ehrenvollen Rang in derselben, wie z. B. der Major, welcher im Auftrage der russischen Regierung das große Kriegsdampfschiff „Kamschatka" unter seiner Aufsicht auf der Werfte von New-York bauen ließ, ein Mecklenburger ist. Man muß die große Vorliebe der Küstenbewohner für die Schifffahrt aus eigener Anschauung kennen, um dies begreiflich zu finden. Gleichsam an und auf dem Meere aufgewachsen, fühlen sie sich auch nur auf demselben recht heimisch, und verachten tief jedes andere Gewerbe. So liegt z. B. an der mecklenburgischen und preußischen Küste eine lange kaum eine halbe Meile breite Halbinsel, der „Darß" oder „das Fischland" genannt, beiden Staaten angehörig. Hier gibt es keine andere Männer, als Schiffer, hier ist alles Andere diesem Stande unbedingt untergeordnet, und schon die ganze innere Einrichtung der Häuser, die vollkommen den der Kajüten gleicht, zeigt die gewaltige Vorliebe dieser Menschen für ihre Fahrzeuge, deren Eigenthümlichkeit sie, so viel es irgend angeht, auch während ihrer kurzen Anwesenheit auf dem Lande nicht entbehren wollen. Im Frühjahr, so bald die Witterung es erlaubt, ziehen sie zu Hunderten nach Rostock, und bemannen die dortigen Schiffe, an denen die Kapitäne fast ohne Ausnahme Antheile haben, und fahren den Sommer bis spät in den Winter hinein von Hafen

zu Hafen, gewöhnlich sich mühsam erst Fracht suchend. So kreuzen sie von Riga nach Antwerpen, von Marseille nach Archangel, von Konstantinopel nach Rio de Janeiro, wie sie gerade Fracht und Verdienst finden, und kommen bisweilen in vier bis fünf Jahren nicht nach Hause. Was leisten diese Menschen jetzt schon! Was würden sie nicht erst leisten, wenn ihr Nationalgefühl als Deutsche geweckt, und sie nicht unter der unbekannten Rostocker, sondern unter der geachteten deutschen Flagge segeln könnten!

Um nun die Vorliebe der Deutschen für den Seedienst näher zu beweisen, wollen wir die Zahl der damit beschäftigten Menschen, im Verhältniß der Volkszahl der einzelnen Staaten angeben, da Zahlen, wenn sie auch dem nur oberflächlich Lesenden langweilig und zum Ueberschlagen geeignet erscheinen, und ihre Zusammenstellung viel Mühe und noch mehr Zeit kostet, doch allein zu richtiger Beurtheilung führen können.[1]

1843

Ostseehäfen:	Bevölkerung		Matrosen zur eigenen Seeschifffahrt	
Preußen . .	11,560,690	. . .	11,220	Mann.
Mecklenburg .	504,156	. . .	3500	„
Lübeck	51,420	. . .	705	„
Nordseehäfen:				
Hamburg . .	158,171	. . .	2550	„
Bremen . .	71,000	. . .	3127	„
Oldenburg .	268,000	. . .	700	„
Hannover .	1,750,000	. . .	2850	„
Summa	14,363,437		24,652	Mann

Hiebei sind bloß die, auf den wirklichen Seeschiffen dienenden Matrosen angegeben, mit Auslassung aller derjenigen, welche

[1] Als Hülfsquellen sind bei dieser Arbeit benutzt: „Hamburger Börsenhalle," Jahrgang 1843 und 1stes Quartal 1844. — „Stettiner Börsen-Nachrichten der Ostsee," Jahrgang 1843 und 1stes Quartal 1844. — Wurm, „der Sundzoll" ꝛc. Hamburg 1839. — „Handbuch für Kaufleute" von Mac Culloden, Esq., bearbeitet von Richter. Stuttgart und Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837. — „Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik von Dr. v. Reden." Berlin, Fr. Enslin 1844 (ein in seiner Art ausgezeichnetes und zu empfehlendes Werk). Außerdem noch einige, durch Privatvermittelung erhaltene Angaben.

auf den Leichterſchiffen, Küſtenfahrern, Lootſenbooten dienen und deren Zahl ſich beinahe ebenſo hoch belaufen möchte.

Wir können uns zwar für die ganz genaue Richtigkeit dieſer Zahlen nicht verbürgen (wobei wir überhaupt alle Brüche vermieden haben), was bei allen ſtatiſtiſchen Arbeiten dieſer Art, ſie mögen mit noch ſo großem Fleiße ausgearbeitet ſeyn, der Natur der Sache nach nicht möglich iſt; wir glauben aber, daß ſie ſich von der Wahrheit nicht weit entfernen. Man nimmt im Durchſchnitt an, daß auf 10 Laſt Tragfähigkeit eines Schiffes 1 Mann Beſatzung gerechnet werden kann, und dieſes Verhältniß trifft bei den meiſten deutſchen Schiffen zu, ſowohl wegen ihrer Beſchäftigung (Wallfiſchfänger, Häringsjäger müſſen wegen der vielen auszuſetzenden Boote eine ſehr viel ſtärkere Beſatzung haben, eben ſo beſonders zum Schnellſegeln gebauete Fahrzeuge und kleine unter 30—40 Laſt, die 5—6 Mann Equipage haben), als auch wegen ihrer Durchſchnittsgröße, und unſere Berechnung iſt nach den zuverläſſigſten Angaben über den Beſtand der einzelnen deutſchen Handelsmarinen gemacht.[1] Die Zahl der auf fremden Fahrzeugen dienenden deutſchen Matroſen genau zu ermitteln, iſt wohl aus vielen Urſachen ganz unmöglich, annäherungsweiſe dürfte man dieſelben, wie wir glauben, auf 1500 bis 2000 Mann ſchätzen.

Es ergiebt ſich alſo aus allem dieſem eine ſchon ziemlich beträchtliche Zahl von Seeleuten deutſcher Herkunft, welche freilich im Vergleich zu der Bevölkerung von ganz Deutſchland nur gering erſcheint, wie es denn überhaupt nicht zu läugnen iſt, daß die Uferſtaaten den meiſten Nutzen von einer Vereinigung aller Schiffe unter gemeinſamer Flagge und gemeinſamem Schutz ziehen würden. Aber indirekt würde der dadurch gewonnene Vortheil dem ganzen deutſchen Vaterlande zu Theil werden und

[1] England beſaß 1842 nach dieſer Berechnung auf allen Schiffen, ſeine ungemein zahlreichen Küſtenfahrzeuge mit eingerechnet, 172,341 Seeleute; Frankreich etwa 32—33,000 Mann; Holland, auf den zum transatlantiſchen Handel beſtimmten Schiffen, 10—11,000; Belgien 1200; Dänemark 9000 Mann (abgerechnet die ganz kleinen Küſtenfahrer); Schweden 1840 6000; Norwegen mit allen Küſtenfahrzeugen 12,400 Mann; Rußland 12,000 Mann, ohne Küſtenſchifferei; Griechenland 6000 Mann; die Türkei 9200; die italieniſchen Staaten zuſammen mit allen Küſtenfahrzeugen 17,000; Oeſterreich 8835 Mann auf den größeren Schiffen.

jeder einzelne Staat, stände er auch mit dem Meere selbst nicht in der mindesten Beziehung, würde dabei interessirt seyn, und muß daher das Unternehmen auf alle Weise begünstigen.

Wir wollen hier nur kurz, abgesehen von dem freudigen Stolz, der in jedes Deutschen Brust erglühen muß, sieht er die Flagge seines großen Vaterlandes auf dem Meere eben so geachtet, wie dessen Fahnen auf dem festen Lande, die äußeren Vortheile anführen, welche ganz Deutschland hieraus erwachsen müßten. Der Bau und die Ausrüstung der Schiffe erfordert eine so große Menge von verschiedenen Geräthschaften und Materialien, welche theilweise in den Küstenländern nicht hinreichend producirt, und daher aus dem Binnenlande bezogen werden müssen, daß durch den lebhafteren Betrieb des Schiffbaus auch die innern Länder vielfachen Vortheil genießen würden. Hauptartikel dabei sind Holz, was freilich, des theuren Transports wegen, wo möglich aus der Nähe bezogen wird, Eisen in vielfacher Gestalt, Leinwand zu den Segeln, Tauwerk, Malerfarben zum Anstreichen, Kupfer oder in neuerer Zeit auch Compositionsplatten zum Bekleiden der Schiffswände, Merino oder Flaggentuch zu Flaggen und Wimpeln, Handwerksgeräth u. s. w. Durch lebhafteren Verkehr in der Schifffahrt würde der Wohlstand der Küstenbewohner vermehrt und daher auch ihre Consumtion von vielen Sachen z. B. Manufakturwaaren vergrößert, was wieder dem Binnenlande Nutzen brächte. Durch eine allgemein geachtete Flagge und durch erzielte Gleichstellung mit andern Nationen in fremden Häfen würden unsere Schiffe angetrieben, weitere Reisen als bisher von eigenen Häfen aus zu außereuropäischen zu machen. Sie würden sich also bemühen, immer genügende Fracht von hier zu erlangen, und deßhalb nach allen Kräften streben, den Ausfuhrartikeln Deutschlands eine so große Verbreitung als möglich zu verschaffen. Können diese erst durch Kanäle und Eisenbahnen wohlfeiler oder rascher als bisher, je nach dem Bedarf oder dem Werth in die deutschen Häfen gelangen, so müßte solches natürlich sehr viel dazu beitragen, ihren Absatz zu vergrößern. Von wesentlichem Nutzen würde es hiebei seyn, wenn förmliche Handelsverträge mit fremden Staaten abgeschlossen würden, um unsern Ausfuhrartikeln unter günstigen Zollbedingungen neue Abzugskanäle dahin zu öffnen

und dagegen solche Produkte von dorther, welche wir den klimatischen Verhältnissen nach nun einmal nicht erzeugen können, auch wieder durch Zollermäßigungen zu bevorzugen. Großes, vielseitiges Interesse würde daher ein Handelsvertrag mit Nordamerika haben, worüber ja bereits Unterhandlungen der Vereinsstaaten, durch Vermittelung der Preußischen Regierung stattfinden. Ganz vorzügliche Beachtung verdient aber unserer Meinung nach, in dieser Hinsicht auch Brasilien, da der bisherige Vertrag, welcher England ungemeine Begünstigungen gewährte, mit dem November d. J. abläuft und die brasilianische Regierung nicht geneigt scheint, denselben wieder zu erneuern, indem England im Interesse seiner Kolonien die brasilianischen Produkte bei der Einfuhr nicht sehr begünstigen darf. Es heißt allgemein in den Zeitungen, die brasilianische Regierung wolle vorzugsweise gern mit dem Zollverein einen Handels- und Schifffahrtsvertrag abschließen, und zu dem Zwecke einen eigenen Gesandten dahin schicken. Sollte dies sich bestätigen und ein solcher Vertrag zu Stande kommen, so wäre für die Industrie des Vereins und namentlich auch für dessen Schifffahrt, die sich leider bis jetzt immer noch auf die preußische beschränkt, ein neues Feld der Thätigkeit geöffnet. Dieser Vertrag wäre auf gegenseitigen Vortheil gegründet, da Brasilien Manufaktur- und Fabrikwaaren braucht und wir ihm dieselben billig liefern können, wir aber wiederum Kolonialwaaren, welche uns Brasilien giebt, durch Zollermäßigungen gegen andere Länder begünstigen können, da beide Staaten hierin nicht durch die mindesten Rücksichten auf Kolonien oder Mutterländer gehemmt sind.

Der ganze Export Brasiliens betrug nach ungefährer Schätzung 1842 einige 60,000,000 Rthlr., wovon Deutschland zwischen 13 — 14,000,000 Rthlr. Waaren verbrauchte, und zwar über Hamburg 7,500,000 Rthlr., Bremen 700,000 Rthlr., und das übrige über Triest, etwas, wenn wir nicht irren, auch über Lübeck und Stettin; der Import betrug einige 50,000,000 Rthlr., wovon auf Deutschland nur circa 2,600,000 Rthlr. zu rechnen sind. Die Vergleichung ergäbe also jetzt einen Unterschied von circa 11,000,000 Rthlr. zu unserem Nachtheil. England führt dagegen etwa 11,000,000 Rthlr. aus, und 18,000,000 Rthlr. ein, hat also eine günstige Bilanz von 7,000,000 Rthlr. Der

ging auf die Deutſchen über. Was nun noch von alter Romantik in langweiligen Reichshiſtorien und Stadtchroniken übrig war, das fegte jetzt vollends der kritiſche Beſen Schlözers und die in ſeinem Geiſt geſchriebene ſogenannte pragmatiſche Geſchichte hinweg. Alles Mythiſche, Sagenhafte, alle Sittenzüge, das Coſtüm, alles was man hiſtoriſches Colorit nennen kann, verſchwand, um einzig die dürre politiſch-ſtatiſtiſche Zeichnung übrig zu laſſen. Und doch war dieſer Uebergang ſehr nothwendig, und Schlözer hat ſich die größten Verdienſte um die deutſche Geſchichte erworben, denn neben jenen poetiſchen Reſten hatte ſich in den Werken der jüngſt vorhergehenden Zeit die unkritiſcheſte Polyhiſtorei im unbeholfenſten Styl eingeſchlichen. Man darf nur die Folianten und Quartanten aufſchlagen, die zwiſchen dem weſtphäliſchen und Hubertsburger Frieden geſchrieben ſind, um zu begreifen, wie nöthig hier eine Sichtung war.

Die neue Schule war dem Patriotismus nicht günſtig, denn ſie hatte immer nur die Weltgeſchichte im Auge, das Alte und Fremde, wie denn gleichzeitig die deutſche Philoſophie und Poeſie nicht weniger für das Allgemeine ſchwärmten. Doch wurden die Begriffe über innere Politik ziemlich aufgeklärt. Eine Schule, die ihren Urſprung von England herleitet, konnte eine gewiſſe Erleuchtung in dieſer Art nicht verleugnen. Das Studium der alten Republiken und die wie ein Wunder im atlantiſchen Meer emporſteigende Republik Nordamerikas verſtärkte die Hinneigung unſrer Geſchichtſchreiber zu einem kosmopolitiſchen Liberalismus.

Da nun dieſes ſogenannte philoſophiſche Zeitalter wirklich ein wenig ſchwärmte, und dieſe Schwärmerei in der poetiſchen Sentimentalität ihren ſtärkſten Ausdruck fand, ſo iſt es begreiflich, daß auch dieſe Sentimentalität auf die Geſchichtſchreibung reflektirte. Ueberdies war von dem angenehmen Anfang, den Schlözer und Spittler mit dem Klarſchreiben gemacht hatten, nur noch ein Sprung zu der Kühnheit, es auch einmal mit Schönſchreiben zu verſuchen. Die hiſtoriſche Emphaſis war vorbereitet, und Johannes Müller iſt anerkannt als Virtuoſe in allen ſentimentalen Illuſionen und Affektationen jener Zeit, und als fruchtbarer Vater einer zahlreichen phraſendrechſelnden Nachkommenſchaft.

Seine neue Schule erhielt aber eine noch größere Bedeutung dadurch, daß ſich ihr Studium von der etwas luftigen Höhe der allgemeinen Weltgeſchichte wieder auf den heimathlichen Boden

Export von Brasilien besteht größtentheils in: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Taback, Farbehölzern, Droguerien, kurz in lauter Artikeln, welche Deutschland nie erzeugen wird, und doch in ungeheuren Quantitäten schon jetzt verbraucht, und bei erhöhtem Wohlstande und vermehrter Bevölkerung noch mehr verbrauchen wird. Die Einfuhrartikel bestehen dagegen in: Wollen, Leinwand und Seidenzeugen, Fleisch und Wein — 7 bis 8,000,000 Rthlr. und Gewerbserzeugnissen von Eisen, Stahl, Federn, Glas, also fast lauter Artikel, welche die deutsche Industrie zu schaffen vermag. Jetzt besteht unsere Ausfuhr nach Brasilien in circa 500,000 Yards Segel- und Ravenstuch und sächsischen Sackleinen, baumwollenen Strümpfen, Nankings, Schinken, etwas Weizenmehl, Hausgeräth und Genever, in allen übrigen Dingen, namentlich in Metallwaaren, vermögen wir noch nicht mit den Engländern zu concurriren. Hinsichtlich unserer Schifffahrt haben wir ein günstigeres Verhältniß mit Brasilien, als beim Waarenhandel. Es waren z. B. 1843, 112 Schiffe in Hamburg aus Brasilien eingelaufen, und darunter kein einziges mit brasilianischer Flagge, dagegen in Rio de Janeiro 27 Hamburger, 1 Lübecker, 1 Mecklenburger, 5 preußische, 13 Bremer, 1 Oldenburger, also 48 deutsche Schiffe.

Rio de Janeiro führte 1842 aus: nach Hamburg 183,586 Säcke Kaffee, 97 Kisten Zucker, 11,817 Häute; nach Bremen 12,842 Säcke Kaffee.

In Bahia liefen 1841, Bremer 6, Hamburger 11, Mecklenburger 1, Lübecker 2, zusammen 20 deutsche Schiffe ein; in Fernambuco 1840 hanseatische Schiffe 23.

Diese Angaben beweisen zur Genüge, wie wichtig Brasilien für den deutschen Handel und die Schifffahrt schon jetzt ist, und wie bedeutend dieser Handel durch einen günstigen Handelsvertrag werden könnte.

China, von dessen neuerdings veränderten Handelsverhältnissen, und dadurch zu erwartender allmähliger Umgestaltung seines inneren wie äußeren Zustandes, die deutsche Industrie sich im Anfange goldene Berge zu versprechen schien, hat bisher diese Erwartungen noch nicht recht erfüllt, wenigstens lauten die Berichte einzelner deutscher Kaufleute, welche, Dank ihrem Unternehmungsgeiste, dem alle Deutschen von ganzem Herzen den

günstigsten Erfolg wünschen müssen, Handelsexpeditionen dahin unternommen haben, nicht besonders günstig. Vorzüglich klagen dieselben über eine große Ueberschwemmung des dortigen Marktes mit englischen Fabrikaten. Wie sich dies später gestalten, und ob nicht vielleicht bei dem vermehrten Bedürfnisse auch vermehrte Zufuhr nöthig seyn wird, wovon Deutschland gleichfalls seinen gebührenden Antheil nehmen könnte, vermögen wir ohne prophetischen Blick in die Zukunft nicht zu entscheiden.

Sonst hätte Deutschland seine Blicke wohl noch vorzüglich auf die südamerikanischen Republiken zu richten, und mit ihnen Handels- und Schifffahrtsverträge abzuschließen, welche uns manchen Vortheil gewähren könnten.[1] Nur sind bis jetzt die inneren Zustände derselben noch zu ungeordnet und die Regierungsgewalt zu schwankend und Partheiungen ausgesetzt, als daß sich ganz sichere Verträge abschließen ließen, und überhaupt alle Geschäfte dorthin nicht mit der größten Vorsicht betrieben werden müßten. Von europäischen Ländern verdienten Portugal und Spanien wohl in jeder Hinsicht die meiste Beachtung. Ihre Rhederei ist verhältnißmäßig unbedeutend, namentlich in Portugal. Die Ausfuhrartikel, Wein, Oel, Südfrüchte ꝛc. bedarf der Zollverein immer; die Einfuhrartikel, Manufakturwaaren, und namentlich Lein, vermag er hinreichend zu liefern, und hebt dadurch den Wohlstand seiner Unterthanen, die aus Mangel an Absatz ihre Thätigkeit einstellen und hungern müssen. (Schlesische Weber und Spinner.)

Wäre es für deutsche Schiffe immer gewiß, von einheimischen Häfen nach ausländischen, wo sie durch Verträge begünstigt oder doch wenigstens mit denen anderer Nationen gleichgestellt wären, Fracht zu bekommen, und eben so umgekehrt, so würden sie zum großen Theil zu viel billigeren Preisen fahren können als bisher, wo sie fast immer darauf rechnen können, hin oder zurück mit ungenügender Ladung oder in Ballast zu segeln, und bisweilen viel höhere Schiffs- und Hafen-Abgaben, als die vieler übrigen Nationen zahlen müssen. Durch billigere Fracht würde sich auch

[1] Die Einfuhr von Hamburg von demselben betrug 1842 circa 2,100,000 Rthlr. pr. Crt., die Ausfuhr circa 300,000,000 Rthlr. Bremen erhielt 1842 von Mexico für 90,000 Rthlr. Waaren, und treibt auch sonst ziemlich beträchtlichen Handel mit diesen Staaten.

der Preis der Kolonialwaaren vermindern, und der Verbrauch derselben sich dadurch wieder so vermehren, daß die Zolleinnahme in Folge des etwa heruntergesetzten Zolls für Produkte solcher Länder, mit denen wir Verträge hätten, nicht beeinträchtigt, sondern vielleicht eher noch vermehrt würde. Die deutschen Binnenländer hätten dann den Vorzug, daß sie ihre derartige Waare sowohl um die verminderte Fracht, als um den verminderten Zoll wohlfeiler beziehen, und dadurch zum Theil wieder ihre Industrie-Erzeugnisse etwas wohlfeiler liefern könnten, ohne das Loos ihrer Arbeiter zu verschlechtern, und denselben, die sich schon an den Genuß von Kaffee und Zucker gewöhnt haben, diesen zu entziehen. Zolleinnahme wie Handelsthätigkeit, Schifffahrt wie Fabrikindustrie des ganzen deutschen Volkes hätten Nutzen und Vortheil von solchen Handelsverträgen.

Sollte das Projekt, deutsche Kolonien zu stiften, das neuerdings vielseitig angeregt ist, zu Stande kommen (die weitere Auseinandersetzung könnte hier zu weit führen und muß einer andern Arbeit vorbehalten bleiben, zu der wir uns schon lange durch Studien und Sammeln von Notizen vorzubereiten suchen), so würde die Vereinigung der deutschen Handelsflotte unter einer Flagge ungemein viel zu Erleichterung desselben beitragen, ja es dürfte dabei sonst schwerlich überhaupt auf einigen Erfolg zu rechnen seyn. Preußen hatte im vorigen Jahrhundert schon einmal eine kleine Besitzung an der Westküste Afrikas, und hielt zu diesem Zwecke einige leichte Kriegsschiffe in seinen damaligen ostfriesischen Häfen. Die ungünstigen klimatischen Verhältnisse der Niederlassung, vorzüglich aber der Umstand, daß Preußen alle seine inneren wie äußeren Kräfte anwenden und zusammenhalten mußte, um den kürzlich erworbenen und leicht gefährdeten Rang unter den Großmächten Europas zu behaupten, und daher der entlegenen, noch keinen pekuniären Gewinn bringenden Kolonie, weder viel Aufmerksamkeit noch Schutz angedeihen lassen konnte, bewirkten, daß es dieselbe an Holland abtrat. Was aber damals das kleine, von allen Seiten angefeindete und um seine politische Existenz kämpfende Preußen nicht vermochte, das vermag jetzt das gesammte kräftige Deutschland, wenn es nur vereint ist, mit leichter Mühe. Unsere inneren wie äußeren Verhältnisse sind so wohl geordnet, daß wir in jeder Beziehung

einen Ueberfluß von geistigen wie körperlichen Kräften haben, wenn wir sie nur benutzen wollen, und diese leicht zur Begründung von Kolonien verwenden können. Aber Vereinigung gehört dazu, festes Zusammenhalten und Beschützen der gemeinsamen Interessen; Nassau oder Hamburg können keine Kolonien begründen, wohl aber Deutschland.

Ein fernerer Vortheil, den das deutsche Binnenland von der Vereinigung und Vermehrung der deutschen Schifffahrt ziehen würde, und der, wenn auch mit den früher erwähnten nicht zu vergleichen, doch auch nicht zu geringe anzuschlagen ist, wie vielleicht einige die Thätigkeit des Menschen zu der einer Maschine herabwürdigende Egoisten es thun werden, ist der Umstand, daß dadurch Manchen seiner Bewohner, welche vorherrschende Neigung und geistige wie körperliche Befähigung vorzugsweise zum Seedienst treibt, und die vielleicht jetzt verdammt sind, ihr ganzes Leben bei einer Fabrik angestellt zu bleiben, leichter Gelegenheit gegeben wird, diesen Stand zu ergreifen. Man kann wahrhaft Tüchtiges nur von dem verlangen, der es mit Vorliebe verrichtet. Daher halten wir es für Pflicht der Regierungen im weiteren und aller Familienväter im engern Sinne, den Ihrigen nach bester Möglichkeit, wir gebrauchen hier ausdrücklich das Wort Möglichkeit, Gelegenheit zu geben, solche Berufe zu erwählen, die ihren Neigungen wie ihren Anlagen entsprechen und die sie so fesseln, daß ihnen die Arbeit Vergnügen und Lohn gewährt. Jedem, der die Welt und die Schicksale ihrer Bewohner mit etwas aufmerksamen theilnehmenden Blicken verfolgt, sind gewiß schon viele Menschen vorgekommen, die irgend ein ihnen unfreiwillig aufgedrungenes Geschäft unglücklich wie untüchtig ihr ganzes Leben durch verrichten müssen, und die nutzlos wie freudlos ihr Daseyn verbringen, während sie vielleicht in anderer Beziehung das Tüchtigste leisten würden. Denn häufig sind dies begabte Naturen, ausgerüstet mit besonderen Fähigkeiten; der Mittelmäßigkeit gilt es bei gleicher Anstrengung gleich, was sie treibt, wie das Pferd in der Tretmühle verrichtet sie ohne weitern Antheil ihr Tagewerk. Doch der Gegenstand reißt uns über die Grenzen unseres Aufsatzes. Durch eine deutsche Flotte fänden auch ferne vom Meere geborne Söhne des Vaterlandes leichter als jetzt Gelegenheit, auf Schiffen Anstellungen zu erhalten.

Bisher sind nur die Bewohner Deutschlands als tüchtig für den Seedienst geschildert, und die Zahl derselben, welche sich ihm gewidmet, angegeben worden. Wir wollen nun auch vom Material zum Schiffsbau sprechen, von der Zahl der Fahrzeuge und, so viel es uns möglich ist, von der Thätigkeit, die sie trotz der ungünstigen Verhältnisse entwickelt haben.

Deutschland besitzt in seinen Wäldern ein herrliches Material zum Schiffsbau, um das es manche andere Länder beneiden, die doch schon viel weiter darin vorgeschritten sind. Zwar beginnen Mastbäume in manchen Küstenländern schon sehr zu mangeln und müssen bisweilen mühsam gesucht und mit unverhältnißmäßig hohen Preisen bezahlt werden; doch mehr im Innern des Landes, namentlich in vielen Gebirgsgegenden, ist noch ein Ueberfluß der schönsten zu Mastbäumen geeigneten Tannen, und durch die immer mehr und mehr erleichterten Kommunikationsmittel, wird gewiß auch der Transport derselben zu den Häfen keine zu großen Kosten verursachen. Das übrige Holz zu Planken, Spieren, Rippen ꝛc. liefern bis jetzt und für die erste Zeit die Küstenländer selbst noch in so großer Menge und zu so niedrigen Preisen, daß wir hierin mit allen Staaten, Schweden, Norwegen und Dänemark vielleicht ausgenommen, wetteifern können.

Segelleinwand wird zum Theil in ziemlich bedeutender Quantität noch aus Deutschland verschifft, und es kommen also in diesem Punkte die Kosten der Ausrüstung billiger als in vielen andern Staaten zu stehen. Ein gleiches Verhältniß findet beinahe, wenn auch nicht in demselben Grade, bei dem nöthigen Eisen und Kupfer Statt, wie auch bei allen übrigen zum Bau dienenden Materialien, mit einziger Ausnahme des zu den Tauen gebrauchten Hanfes, den wir seiner besseren Qualität halber, zum Theil aus Rußland beziehen müssen, welches Schicksal aber fast alle andern Völker mit uns theilen. (1841 sind aus Rußland 2,518,159 Pud Hanf ausgeführt worden, 22 Pud = 7 Zollvereinscentner.) Es ergiebt sich aus diesem, daß hinsichtlich der Materialien zum Schiffsbau Deutschland mit fast allen Ländern, hinsichtlich Wohlfeilheit und Güte derselben, wetteifern kann.

Die Kosten für den Bau und die Ausrüstung der Schiffe belaufen sich im Durchschnitt: auf den deutschen Werften bei einer Größe von 50 — 150 Last circa 100 Rthlr. für jede Last ohne

Kupferbeschlag, mit Kupferbeschlag 110 — 120 Rthlr.; in England für dieselbe Größe 140 — 150 Rthlr.; Frankreich 150 — 160 Rthlr.; Belgien 140 Rthlr.; Holland 110 — 120 Rthlr.; in Dänemark eben so viel; Schweden und Norwegen von Tannenholz 70 — 80 Rthlr., von Eichenholz 90 — 100 Rthlr. pr. Last; Rußland von Tannenholz auf den Ostseewerften 80 — 90 Rthlr., von Eichenholz 100 — 110 Rthlr. [1]

Gebaut sind auf deutschen Werften 1842:

Preußen	38	Schiffe	von	4723	Last	=	472,300 Rth.
Hannover	52	„	„	2400	„	=	240,000 „
Oldenburg	12	„	„	540	„	=	54,000 „
Hamburg	12	„	„	1500	„	=	150,000 „
Lübeck	5	„	„	750	„	=	75,000 „
Bremen	26	„	„	3600	„	=	360,000 „
Mecklenburg	20	„	„	2000	„	=	200,000 „
Summa	165	„	„	15,513	„	=	1,559,300 „

Die Last zu 100 Rthlr. im Durchschnitt angenommen.

In England wurden erbaut nach der Durchschnittszahl der letzten 4 Jahre 1291 Schiffe von 102,320 Last Tragfähigkeit, zum Werthe von (die Last 140 Rthlr. gerechnet) 14,325,000 Rthlr.; in Frankreich circa 300 Schiffe zu 12,000 Last, zum Werthe von 1,860,000 Rthlr.; Belgien 10 Schiffe zu 1200 Last, zum Werthe von 168,000 Rthlr.; Holland 90 Schiffe zu 12,444 Last, zum Werthe 1,512,000 Rthlr.

Auch hinsichtlich der Kosten für die Provision der Mannschaft und die Bezahlung derselben (Heuer) kann Deutschland in der Wohlfeilheit mit allen Ländern concurriren.

Im Allgemeinen zeichnen sich die deutschen Schiffe durch die Solidität und Zweckmäßigkeit ihres Baues, der sie im Ganzen mehr zum Lasttragen als zum Schnellsegeln befähigt, vortheilhaft aus, und genießen in dieser Hinsicht eines guten Rufs. Die wohlfeilste, aber auch unzuverlässigste Schifffahrt treiben unter allen Völkern Europas unstreitig die Finnen. Fast ganz ohne Eisen, bloß durch hölzerne Nägel zusammengehalten, sehen ihre Schiffe, womit sie im Sommer mit Holzladungen die Ostseehäfen

[1] Die Last ist hier immer zu 4000 Pf. = 2 englischen Tons gerechnet, und alles hierauf reducirt, obgleich in einigen Ostseehäfen nach Lasten von 6000 Pf. gerechnet wird. — Der Werth ist immer nach Preuß. Cour. berechnet.

besuchen, so zerbrechlich und schmutzig aus, daß man sich schwerlich entschließen möchte, damit eine Seereise zu machen, zumal da sie, um die Kosten des Ballasteinnehmens zu sparen, immer ohne denselben wieder fortsegeln, und daher der größten Gefahr ausgesetzt sind.

In Folge dieser natürlichen Vorzüge hat es die deutsche Schifffahrt trotz des Druckes, der zum Theil auf ihr ruht, dennoch unternommen mit andern Nationen zu wetteifern, und die übermäßig große Zahl der Schiffe in einigen Ostseehäfen wird größtentheils zum Frachtfahren für fremde Rechnung verwandt, und bleibt auf diese Weise oft viele Jahre von Hause entfernt.

Wie groß die Zahl aller in deutschen Häfen gerhederten Schiffe ist, ergiebt folgende Uebersicht:

Ende 1843.						Erbauungs-Kapital.	
Preußen	805	Seeschiffe	von	105,000	Lasten	10,500,000	Rthlr.
Mecklenburg	292	„	„	24,000	„	2,400,000	„
Lübeck	71	„	„	7,040	„	704,000	„
Hamburg	211	„	„	25,500	„	2,550,000	„
Bremen	215	„	„	31,269	„	3,126,900	„
Hannover	550	„	„	28,500	„	2,850,000	„
Oldenburg	112	„	„	7,000	„	700,000	„
Zusammen	2,256	Seeschiffe	von	228,309	Lasten	22,830,900	Rthlr.

Hiebei ist die Zahl der österreichischen Schiffe ausgelassen, weil dieselben meist nach Dalmatien oder Venedig gehören und größtentheils mit Dalmatiern und Italienern bemannt sind. Ueberhaupt mag hier die Bemerkung am Orte seyn, daß wir bei allem hier Angeführten immer Oesterreich ausnehmen. Dasselbe, obgleich den Vorsitz bei den deutschen Bundestagssitzungen führend, und durch Macht wie geschichtlichen Glanz wohl dazu berufen, den ersten Rang bei allen Angelegenheiten Deutschlands einzunehmen, hat doch so viel Rücksichten auf seine andern nicht deutschen Provinzen zu nehmen, daß es trotz so vieler Wünsche, in der nächsten Zeit wohl nicht dem deutschen Zollverein beitreten, und sich schwerlich entschließen wird, seine eigene Flagge gegen eine allgemeine deutsche zu vertauschen. Es bildet auch schon durch sich selbst eine zu imposante und geachtete Macht, als daß es dieser so dringend bedarf wie das übrige Deutschland. Seine

eigene Flagge ist ohnehin geehrt genug und genießt des kräftigsten Schutzes, und wollte Gott wir hätten unsere allgemeine deutsche erst zu dem Standpunkte erhoben, welchen sie bereits behauptet. Ein ähnliches Verhältniß findet auch bei den Herzogthümern Holstein und Schleswig Statt, die sonst in jeder Hinsicht einen vorzüglichen Zuwachs zu einer allgemeinen deutschen Handelsflotte abgeben würden, da ihre Schiffsanzahl bedeutend ist (mit den vielen Küstenfahrzeugen besaßen beide Herzogthümer zusammen 2990 Fahrzeuge von 35,988 Last), ihre Einwohner treffliche Seeleute sind, und echt deutsche Gesinnungen bewahren. Allein sie gehören Dänemark an, und wenn dieses verlangte, daß das Kontingent desselben beim Lager des 10. Armeekorps in Lüneburg dänische Fahnen führen sollte, was natürlich nicht zugegeben wurde, so wird es um so viel weniger erlauben, daß holsteinsche Schiffe unter deutscher Flagge segeln, und von deutschen Konsuln vertreten werden. Wollen wir übrigens nicht ungerecht seyn, und die Sache von unparteiischem Standpunkte betrachten, so kann Dänemark dies auch nicht, ohne sein eigenes Interesse zu verletzen und sich selbst zu schwächen, oder es müßte ganz mit Deutschland sich vereinigen.

Die Schiffe der übrigen größeren europäischen Seemächte mögen sich ungefähr auf folgende Zahlen belaufen: England 22,382 Schiffe mit Küstenfahrzeugen von 2,832,095 Tonnen (2 Tonnen 1 Last); Frankreich 13,301 Schiffe mit Küstenfahrern von 579,760 Tonnen; Belgien 140 Seeschiffe von 22,400 Tonnen; Holland 382 große Schiffe von 211,000 Tonnen und 856 kleinere Fahrzeuge; Dänemark mit den Herzogthümern 3854 Schiffe mit den Küstenfahrern von 68,704 Lasten u. s. w.

Wie vorhin angegeben, beträgt das Kapital, welches sämmtliche deutsche Schiffe zu bauen gekostet haben, circa 23,530,900 Rthlr., eine schon sehr bedeutende Summe für den Wohlstand der Küstenländer. Rechnet man das Minimum, was Schiffe im Durchschnitt einbringen müssen, wenn das Geld nur irgend erträglich angelegt seyn soll, nämlich nach Abzug der Assekuranzen zu 10 Procent Netto der Erbauungskosten, indem das ursprüngliche Kapital durch Abnutzung des Schiffes sich von Jahr zu Jahr verringert, und in circa 15 Jahren, wie lange die meisten deutschen Schiffe seetüchtig zu seyn pflegen, ganz verloren

ist, so gibt dies die Summe von 2,353,090 Rthlr., welche dieselben an Ueberschuß ihrer Fracht abliefern müssen. In den letzten 2 Jahren ist dies lange nicht verdient worden, und haben z. B. die 242 Seeschiffe, welche die einzige Stadt Rostock besitzt, im Durchschnitt nicht 1 Procent Ueberschuß abgegeben, sondern viele sogar so schlechte Fahrten gemacht, daß die Ausrüstungskosten kaum davon bestritten werden konnten, daher der Preis der Schiffe daselbst sehr gesunken und eine große Stockung im Schiffsbau eingetreten ist. Aehnliches Schicksal haben die meisten deutschen Seestädte.

Wir wollen hierbei eines mit der Schifffahrt eng verbundenen Erwerbszweiges gedenken, welcher von Deutschland bisher unverantwortlicher Weise vernachlässigt ist, während alle andern Staaten sich bemühten ihn möglichst zu fördern, und zu dem Zwecke weder Prämien noch sonstige Begünstigungen und Schutzmittel sparten, nämlich den Wallfisch- und Robbenfang und die Häringsfischerei. Wir zogen es, einzelne Ausnahmen abgerechnet, vor, andern Nationen den Vortheil desselben zu gönnen, ohne nur den mindesten Ersatz dafür zu erhalten, und hätten uns doch so leicht bei dieser Fischerei selbst betheiligen können. Die Theilnahme der deutschen Schiffe an diesen beiden ungemein wichtigen Erwerbszweigen ist im Ganzen unbedeutend, aber der Verbrauch der gewonnenen Waare in ganz Deutschland sehr bedeutend; Holstein, wo dieser Erwerbszweig stark betrieben wird, abgerechnet, fuhren 1842 aus deutschen Häfen zum Wallfisch- und Robbenfang nach dem nördlichen Eismeere von Hamburg 3 Schiffe; Hannover 2 Schiffe von 360 Last; Oldenburg 6 Schiffe von 850 Last; Bremen 2 Schiffe; zusammen 13 Schiffe; nach der Südsee zu demselben Fange von Bremen 11 Schiffe von 2690 Last, und Hannover 1 Schiff von 300 Last; zusammen 11 Schiffe von circa 3300 Last; überhaupt also 24 Schiffe nach beiden Meeren. Hiedurch wird der Bedarf Deutschlands an Thran, Wallfischbarden und Robbenhäuten lange nicht gedeckt, denn allein der deutsche Zollverein zeigt einen Ueberschuß der Einfuhr von 190,000 bis 200,000 Centner, welcher größtentheils über Bremen die Weser, über Hamburg die Elbe und über Stettin die Oder hinauf, theilweise aber auch über Holland seinen Eingang findet.

Bremen, das ſich überhaupt trotz ſeiner iſolirten Stellung und des geringen Schutzes, den es verleihen kann, durch den regen umſichtigen Spekulationsgeiſt ſeiner Kaufleute auszeichnet, iſt hienach die einzige deutſche Seeſtadt, welche lebhaften Antheil daran nimmt. Rühmend anzuerkennen iſt es, daß Stettin in dieſem Jahre ein Schiff, die „Boruſſia", auf Aktien zum Wallfiſchfang nach der Südſee ausgeſandt hat, dem noch mehrere folgen ſollen. Dieſe Stadt benutzt ihre günſtige Lage, und die durch die Trefflichkeit der preußiſchen Einrichtungen gewonnenen Vorzüge auf zweckmäßige Weiſe, und während faſt alle übrigen Oſtſeehäfen von Jahr zu Jahr an Bedeutung abnehmen, hebt ſich dieſer ſehr ſchnell und ſtrebt mit Eifer darnach, bald eine Handelsſtadt erſten Ranges zu werden. Wäre nicht der Sundzoll ein Hemmſchuh, an dem alle Oſtſeehäfen ſchleppen müſſen, Stettin hätte dieſes Ziel bereits erreicht, aber trotzdem wird es daſſelbe in nicht gar langer Zeit erreichen. Auch Roſtock hat endlich einen Verſuch gemacht, eines ſeiner vielen Schiffe auf dieſe Weiſe zu verwenden, und ſendet jetzt ein Fahrzeug, die „Flora", auf den Robbenfang in's nördliche Eismeer aus. Hoffentlich wird dieſer erſte Verſuch zu einer größeren Ausdehnung ermuntern, und ſo ein Theil der Schiffe, die jetzt faſt nutzlos ſind, zweckmäßig verwendet werden. (Roſtock iſt diejenige deutſche Stadt, welche in Verhältniß ihrer Größe die bei weitem ausgedehnteſte Rhederei treibt, denn bei 20,000 Einwohnern hat es 242 Seeſchiffe.) In England war früher der Wallfiſchfang durch Prämien begünſtigt, was aber vor einigen Jahren aufgehört hat. 1841 hatte es im Eismeere 19 Schiffe und in der Südſee 70, zuſammen alſo 89 Fahrzeuge hiebei beſchäftigt. In Frankreich iſt der Fang noch durch eine ziemlich hohe Prämie (50 Franks für jede Tonne bei der Rückkehr des Schiffes) begünſtigt. 1839 waren 31 Schiffe dabei beſchäftigt, welche für 4,120,000 Franks an Waaren einführten und 549,000 Franks Prämien erhielten; Dänemark ſandte 18 Schiffe aus, hat aber die früheren ziemlich hohen Prämien ſeit 1839 eingezogen. In Rußland wird viel Seehundsfang auf Booten getrieben, und betrug die Ausfuhr Archangels an Thran 1842: 42,916 Pud.

Man kann nach freilich nur ungefährer Annahme rechnen, daß in ganz Europa ein Kapital von 15,500,000 Rthlr. im

niederließ und das Heimathliche vorzugsweiſe pries und poetiſch verherrlichte. Aber ſie gab zugleich dem Begriff der Heimath eine engere und ausſchließliche Bedeutung. Während des kosmopolitiſchen Rauſches war alle Erinnerung an Deutſchland verloren gegangen. Die Schule Johannes Müllers ſah nichts mehr davon als die einzelnen Ueberreſte kleiner Staaten, deren Bewohner ſofort, als ob ſie nie Theile des großen deutſchen Volksſtammes geweſen, als ureigene Völker dargeſtellt wurden, ſo die Schweizer von Müller ſelbſt, ſo die Bayern von Zſchokke, und ſo durch die unzähligen ferneren Nachahmer die kurſächſiſche, die badiſche Nation ꝛc. Auf einmal wimmelte Deutſchland von lauter neuen Nationen, die nichts mehr mit einander gemein hatten, die keine Verpflichtung mehr aneinander band. Der Badner war dem Heſſen nicht näher als der Portugieſe; der Tyroler dem Schweizer nicht näher als der Baſchkir. Die Geſchichte nun jeder ſolchen neugebackenen Nation und die allgemeine Weltgeſchichte bildeten die Aufgaben der Hiſtoriographie kurz vor, während und nach der franzöſiſchen Revolution. Die Zeit des Rheinbunds konnte keine andere Methode haben und anerkennen.

Nun waren und blieben wir aber doch das deutſche Volk, und das Gefühl davon ließ ſich nicht unterdrücken, das Bewußtſeyn nicht wegtäuſchen durch die neuen Illuſionen. Napoleon malte beinahe alle Jahre neue Farbenſtriche in die deutſche Landcharte hinein; die J. Müllerſche Schule folgte ſeinem Pinſel mit athemloſer Haſt, um mit ihrem wohlaſſortirten Waarenlager von diverſem Nationalſtolz ja nicht zu ſpät zu kommen. Weil über Nacht Anſpach und Baireuth bairiſch wurden, oder kaiſerliche Beſitzungen in Oberſchwaben würtembergiſch und badiſch ꝛc., mußten dieſelben Leute, die geſtern noch mit Haut und Haar dieſer ureignen Nationalität angehörten, heute plötzlich in eine andere hineinfahren, und in den Geſchichtsbüchern wanderten ſogar die alten Sagen von Anſpach und Baireuth, die früher integrirende Theile der preußiſchen Nationalgeſchichte geweſen, in die bayriſche Nationalgeſchichte hinüber. Dieſe illuſoriſchen Nationalitäten aber, die der Federzug eines fremden Eroberers ſchaffen und vernichten konnte, ſtanden in zu grellem Contraſt mit der wahren unveräußerlichen deutſchen Nationalität, als daß dieſe letztere nicht alſobald hätte reagiren ſollen.

Bekanntlich ging die romantiſche Schule aus dieſer Reaction hervor. Aus Abſcheu vor der franzöſiſchen Brutalität, deren

Wallfang angelegt ist, welches jährlich = 6,500,000 Rthlr. Brutto-Ertrag liefert, wovon in guten Jahren 50 Procent reiner Gewinn sind, dagegen oft auch kaum 1 Procent. Der Antheil Englands an diesem Kapitale beträgt 56, Frankreichs 20, Dänemarks 11 und Deutschlands 9 Procent. (v. Reden. S. 309.)

Am Häringsfang nehmen wir fast auf ähnliche Weise einen verhältnißmäßig sehr geringen Antheil, und überlassen, wie in vielen andern Dingen, auch hierin fremden Nationen den Vortheil, den wir uns so leicht selbst zueignen könnten. Außer den Häringen, welche an der pommerschen und mecklenburgischen Küste mit Booten gefangen werden, und zum Theil geräuchert unter dem Namen „Bückling" ins mittlere Deutschland gehen, sonst aber etwa 15,000 Tonnen von geringer Qualität liefern, segeln von Hannover und Bremen nur 14 bis 16 kleine Fahrzeuge auf diesen so wichtigen Fang aus, welche etwa 15 — 1600 Tonnen geben, und doch hatte allein der Zollverein eine Einfuhr von über 200,000 Tonnen à 320 Pfund, und in den deutschen Küstenländern ist der Bedarf verhältnißmäßig noch viel bedeutender. England, fortwährend durch weise Gesetzgebung und unablässige Sorgfalt bemüht, alle Zweige seiner Handelsthätigkeit zu vermehren, hat auch den Häringsfang durch ziemlich hohe Prämien begünstigt, obgleich ihm seine natürliche Lage hierin schon sehr viel Vorschub leistet. 1840 wurden daselbst über 500,000 Tonnen gefangen. Holland behauptet in diesem Erwerbszweige nicht sowohl wegen der Quantität als der Qualität der gewonnenen Waare einen hohen Rang, und versorgt Deutschland stark damit. In Norwegen ist der Häringsfang, der größtentheils an den Küsten mit Booten getrieben wird, von großer Bedeutung und eine starke Erwerbsquelle für dieses von der Natur arme, durch eine vorzügliche Verwaltung aber blühende Land. Man rechnet, daß ungefähr 600,000 Tonnen jährlich gefangen werden, im Werthe von 1,200,000 Rthlr. Spezies. Frankreich und Rußland nehmen weniger Antheil an diesem Fang, doch wird größtentheils der eigene Bedarf dadurch gedeckt. Rechnet man (nach v. Reden) den Gesammtwerth aller jährlich gefangenen Häringe in Europa zu 5,750,000 Rthlr., so hätte England 40, Norwegen 43, Holland 8 und Deutschland etwas über 2 Procent Antheil daran. Also wieder im Vergleich zu

unserem Bedarf ein ungemein ungünstiges Verhältniß; was uns für eine bedeutende Summe vom Auslande abhängig macht. Am Stockfisch-, Cabeljau- und allem übrigen Fischfange für den größeren Handel ist, so viel uns bekannt, die deutsche Rhederei gar nicht betheiligt, wenigstens haben wir trotz aller Nachforschungen nicht erfahren können, daß irgend ein deutsches Schiff dahin abgegangen wäre. Engländer, Franzosen und Norweger treiben denselben von den europäischen Völkern am stärksten. Merkwürdig ist die verhältnißmäßig große und durch Prämien unterstützte Theilnahme Belgiens an demselben, denn 1842 liefen 92 belgische Schiffe auf Cabeljaufang nach Island und den Faroer-Inseln aus.

Außer dem materiellen Gewinn für das Nationalvermögen des Landes, hat die Betreibung dieser angeführten Zweige des Fischfanges noch den doppelten Nutzen, daß sie eine treffliche Schule zur Ausbildung tüchtiger, abgehärteter Matrosen abgibt, und deßhalb für die Blüthe der ganzen Marine von großem Werthe ist. Wie dieselbe unserer Ansicht nach in Deutschland zu fördern ist, wollen wir späterhin bei der Auseinandersetzung der Mittel, wodurch die ganze Schifffahrt unseres Vaterlandes auf einen des Landes und seiner Bewohner würdigen Fuß zu setzen wäre, mit entwickeln. Beitritt aller Seestädte zum Zollverein gehört unbedingt dazu; sonst ist alles nur Stückwerk und vom Zufall abhängig.

Worin die deutschen Seestädte außerdem noch recht auffallend zurückstehen und recht planmäßig andern Nationen den Vortheil überlassen, das ist die Betreibung der Dampfschifffahrt, welche wir unbegreiflich vernachlässigt haben, wie folgende kurze Uebersicht beweisen möge.

Von Hamburg gingen 1843 größere Seedampfschiffe in regelmäßiger Fahrt nach London: 4 englische, von 800 Pferdekraft; nach Hull 3 englische von 520, und 3 hamburgische von 480 Pferdekraft; nach Frankreich 2 französische von 240 Pferdekraft; nach Holland 2 holländische von 280 Pferdekraft; zusammen also 14 große Dampfschiffe von 2320 Pferdekraft, worunter nur 3 deutsche von 480 Pferdekraft. Kleinere Fahrzeuge zum Bugsiren der Schiffe, oder zur Verbindung der Elbstationen besitzt Hamburg freilich eine Menge. Zwischen Lübeck und St.

Petersburg fahren 3 Dampfschiffe von circa 400 Pferdekraft, einer Aktiengesellschaft angehörend, deren Gelder größten Theils sich in russischen Händen befinden.

Zwischen Lübeck und Stockholm fahren zwei schwedische; zwischen eben demselben Orte und Kopenhagen dänische, und zwischen Lübeck und Rostock größten Theils ein englisches Dampfschiff; zwischen Stralsund und Ystadt 1 schwedisches und 1 preußisches Postdampfschiff; zwischen Rostock und Schweden, und zwischen demselben Ort und Lübeck liefen schwedische Dampfschiffe an, und von Kopenhagen dorthin fuhr ein englisches.

Um eine ungefähre Uebersicht zu geben, in welche fremde Häfen die deutschen Handelsschiffe vorzüglich einzulaufen pflegen, wollen wir die Zahl derselben von denjenigen Häfen, von denen wir Nachweisungen erhalten konnten, hier anführen.

1843. In Kronstadt liefen deutsche Schiffe ein:

	63	preußische
	49	hannoverische
	21	mecklenburgische
	30	lübeckische
	3	hamburgische
	21	oldenburgische
	187	deutsche, 638 englische, 82 russische.
1843 in Riga	129	hannoverische
	229	mecklenburgische
	42	preußische
	21	lübeckische
	17	oldenburgische
	2	bremische
	440	deutsche, 401 englische, 213 russische.
1843 in Kopenhagen	203	preußische
	4	hanseatische
	1	oldenburgisches
	2	hannoverische
	210	deutsche, 119 englische, 3984 dänische.

Von holländischen und schwedischen wie norwegischen Häfen fehlen uns leider nähere Nachrichten, doch ist in diesen Ländern das Verhältniß der eigenen Rhederei überwiegend.

1843. In Antwerpen liefen deutsche Schiffe ein:

242 hannoverische
20 bremische
9 hamburgische
2 lübeckische
100 preußische
26 oldenburgische
96 mecklenburgische

495 deutsche, 339 belgische, 293 englische.

1843 in Marseille
16 preußische
20 hanseatische
10 hannoverische
3 mecklenburgische

49 deutsche.

1841 in Barcellona 3 deutsche und 2654 einheimische.

1842 in Malaga
17 hanseatische
10 hannoverische

27 deutsche, 1994 einheimische, 102 engl.

1843 in Venedig
2 preußische
1 mecklenburgisches

3 deutsche.

1843 in Ankona 2 deutsche.

1843 in Livorno
7 preußische und hanseatische
2 mecklenburgische

9 deutsche.

1843 in Triest
2 hannoverische
9 hanseatische
4 mecklenburgische
1 oldenburgisches
10 preußische

27 deutsche, 503 österreichische, 117 engl.

1842 in Genua 11 deutsche.

1843 in Griechenland 3 deutsche und 3716 einheimische.

1843 in Konstantinopel 10 deutsche (7 mecklenburgische).

1843 in Alexandrien 3 deutsche.

1843 in Smyrna 9 deutsche.

1843 in New-York 53 bremische
4 hannoverische
18 preußische
75 deutsche und 1361 amerikanische.

1843 in Rio de Janeiro 27 hamburgische
1 lübeckisches
1 mecklenburgisches
5 preußische
13 bremische
1 oldenburgisches
48 deutsche.

1843 in allen englischen Häfen 1466 deutsche Schiffe.
13,964 englische.

Die Zahl der deutschen Schiffe, welche 1843 in den größeren Häfen Deutschlands angekommen waren, war wie folgend:

In Memel 410 preußische
44 hannoverische
22 oldenburgische
12 mecklenburgische
6 hamburgische
494 deutsche Schiffe.

In Pillau, Hafen von Königsberg.
439 preußische
191 hannoverische
26 oldenburgische
7 mecklenburgische
6 lübeckische
3 bremische
2 hamburgische
704 deutsche.

In Danzig 2 bremische
3 hamburgische
119 hannoverische
590 preußische
3 lübeckische
13 mecklenburgische
39 oldenburgische
769 deutsche.

In Swinemünde, Hafen von Stettin.

1190 preußiſche
12 mecklenburgiſche
19 hanſeatiſche
50 hannoveriſche
18 oldenburgiſche

1289 deutſche.

In Roſtock

1 hamburgiſches
17 hannoveriſche
10 lübeckiſche
4 oldenburgiſche
22 preußiſche
294 mecklenburgiſche

348 deutſche.

In Wismar

7 hannoveriſche
7 preußiſche
70 mecklenburgiſche

84 deutſche.

In Lübeck

1 bremer
5 hamburgiſche
15 hannoveriſche
17 mecklenburgiſche
1 oldenburgiſches
14 preußiſche
86 lübeckiſche

139 deutſche.

In Hamburg

43 bremiſche
487 hamburgiſche
745 hannoveriſche
8 lübeckiſche
14 mecklenburgiſche
111 oldenburgiſche
54 preußiſche

1463 deutſche.

In Brake, Hafen von Bremen.

65 bremische
93 hannoverische
2 hamburgische
4 mecklenburgische
77 oldenburgische
8 preußische

249 deutsche.

Wir haben nun so ziemlich gezeigt, worin die Hindernisse bestehen, welche hauptsächlich der freien Entwickelung der deutschen Schifffahrt hemmend in den Weg treten, und wie sie sich dennoch durch die ihr innewohnende Kraft zu ihrem gegenwärtigen Umfange emporschwang; wir wollen es nun versuchen, die Mittel anzugeben, wodurch ihr, unserer Ansicht nach, aufgeholfen werden könnte, und welche, mit vereinten Kräften angewandt, ihr bald den gebührenden Rang sichern möchten.

Das erste und hauptsächlichste Mittel, ohne das die übrigen immer nur von schwacher oder zufälliger Wirksamkeit seyn würden, ist die Einführung einer allgemeinen deutschen Nationalflagge. Um aber dies mit Erfolg zu bewerkstelligen, muß vor allem der Beitritt von Hannover, Oldenburg, Mecklenburg und den Hansestädten zum deutschen Zollverein erfolgen; ohne dies ist Alles nur Stückwerk. Darum muß dieser Beitritt von Allen, denen das Wohl des deutschen Vaterlandes wahrhaft am Herzen liegt, auf alle Weise befördert, und die große Abneigung, welche leider noch bei einem Theil der dortigen Bevölkerung herrscht, und welche oft in gänzlicher Unkenntniß von den Verhältnissen des Vereins ihren hauptsächlichsten Grund hat, bekämpft werden.

Diese Handelsflagge müßte allen Schiffen des Vereins gemeinsam seyn, und zum Unterschied in einem besondern Felde das Wappen desjenigen Staates, dem das Schiff angehört, enthalten. Jetzt führen unsere Schiffe eine preußische, eine mecklenburgische, eine rostockische (ein veraltetes, den jetzigen Verhältnissen ganz widersprechendes Privilegium der Stadt), eine lübeckische, eine hamburgische, eine bremische, eine oldenburgische, eine hannoverische und eine kniphäuser (die kleine Grafschaft Kniphausen im Großherzogthum Oldenburg führt aus alten

Zeiten her eine besondere Flagge) Flagge, und wir haben also 9 verschiedene in unserem gemeinsamen Vaterlande, die doch so zweckmäßig und wohlthätig in eine einzige verwandelt werden könnten. Um diese Flagge zu schützen und in ihren Rechten zu bewahren, müßte sie unter dem Schutze des Bundestags stehen und von ihm anerkannt und sanktionirt werden. Es ist überhaupt ein großes Uebel für Deutschland, das nur durch gemeinsames Bestreben und die größten Anstrengungen wieder ausgeglichen werden kann, daß zur Zeit der Errichtung des Bundes die kriegerischen Interessen in einem so hohen Grade vorherrschend waren, daß alle kommerziellen ihnen unbedingt nachstehen mußten und fast gar nicht in Betracht kamen. Und leider findet sich nicht so leicht ein Zeitpunkt wieder, der so günstig für eine allgemeine Ordnung und Gleichstellung derselben gewesen wäre, wie der damalige. Wenn bei den jetzigen vorherrschenden Gesinnungen und Ansichten der deutsche Bund errichtet würde, wäre da wohl zu zweifeln, daß er eine allgemeine deutsche Flagge und eine Vereinigung und Gleichstellung unserer Post-, Steuer-, Münz- und Gewichts-Verhältnisse uns brächte, und sich dadurch ein unendlich größeres Verdienst um die Wohlfahrt des großen gemeinsamen Vaterlandes erwürbe? Würde Preußen, hätte es den jetzigen Zollverein schon damals vor Augen gehabt, wohl Lauenburg an Dänemark und Ostfriesland an Hannover vertauscht haben, und hätte der Besitz dieser beiden Länder von Seiten desselben nicht schon lange den Beitritt der ganzen Seeküste zum Zollverein nach sich gezogen und unsere Schifffahrt dadurch schon einen unendlich großen Vorsprung gewonnen? Wahrscheinlich wohl, wir wenigstens müssen bekennen, daß unserer Ansicht nach sowohl Mecklenburg wie Lübeck und Hamburg, im Falle daß Lauenburg zum Zollverein gehörte, sich demselben unbedingt anschließen müßten, da sie sonst von allem Verkehr ausgeschlossen wären; ebenso wäre Hannover ohne den Besitz der ostfriesischen Häfen viel mehr Binnenland, also auch weit mehr zum Anschlusse gezwungen, als jetzt, und dadurch würden, ihrer geographischen Lage nach, unbedingt Oldenburg und Bremen mit dazu bewogen.

Um einer deutschen Handelsflotte den nöthigen Schutz zu verleihen, bedarf es auch einer deutschen Kriegsflotte, und

hiedurch würde nach der Meinung Vieler dem Lande eine große Last aufgeladen, und wollte es nicht seine Landmacht verringern, neue Abgaben von den Einwohnern gefordert werden. Unserer Ansicht nach wäre hiezu gerade keine große Seemacht nothwendig, wie England, Frankreich und Rußland sie halten, um bei einem etwaigen Seekriege als Macht ersten Ranges dastehen zu können; eine Marine von etwa gleichem Umfange wie die österreichische und dänische, genügte vollkommen. Sie sollte nicht bei einem etwaigen Seekriege den Ausschlag geben wollen und gewaltige Seeschlachten schlagen, sondern nur dazu dienen, unsere Handelsfahrzeuge in entfernten Gegenden vor Unbill zu schützen, Seeräubereien zu verhüten und zu strafen, bei etwaigen bürgerlichen Kriegen anderer Länder unsern Konsuln Schutz verleihen und endlich eine praktische Schule zur Ausbildung tüchtiger Kapitäne und Steuerleute für Kauffahrteischiffe abgeben. Oesterreich hat auf seinen Kriegsschiffen 500 Kanonen und 2000 Mann Equipage, und dies genügt vollkommen, um seinen Schiffen den nöthigen Schutz zu gewähren. Wenn nun Deutschland etwa 4—6 Fregatten von 40—60 Kanonen, 12—16 Kutter und Briggs von 12—20 Kanonen und eben so viel armirte Dampfschiffe von gleicher Kanonenzahl besäße, so genügte dies vorerst für unsere Zwecke, die Kosten ständen gewiß nicht außer Verhältniß mit dem großen Vortheil, und noch dazu bliebe das Geld fast ganz im Lande.[1] Wir getrauen uns allenfalls zu berechnen, daß die jährliche Summe, um welche wir jetzt bei unserer Schifffahrt von andern Nationen übervortheilt werden, eben so viel beträgt, wenn nicht bedeutend mehr. — Die Bemannung dieser Flotte, welche unter einem gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber stehen, und überhaupt auf streng militärische Weise eingerichtet seyn müßte, könnte von den Küstenländern nicht füglich

---

[1] Ein Linienschiff von 74 Kanonen bedarf zu seinem Baue an 3000 Eichen, welche auf einer Bodenfläche von 150—160 Morgen 100—120 Jahre wachsen müssen. Eisen aller Art ist erforderlich 138,979 Pf. Kupfer zu Bolzen und Nägeln 55,525 Pf. Kupferplatten zum Beschlagen 30,824 Pf. Zu den einfachen Segeln sind 47,270 Ellen Leinwand nöthig und die große Flagge braucht 400 Ellen Zeug. Bei voller Bemannung und Armirung beträgt das Gewicht eines solchen Schiffes 100,400,000 Pf., die Erbauungskosten circa 500,000 Rthlr. (v. Reden.)

gestellt werden, wenn ihnen nicht dafür eine eben so viel Köpfe betragende Verringerung ihres Bundeskontingentes zugestanden würde, was um so leichter geschehen könnte, da vielleicht einzelne Bundesstaaten eine größere Militärmacht halten, als sie der Verpflichtung nach nöthig haben. Der Mehrbetrag, den die Besoldung und Ausrüstung eines Seemannes einem Landsoldaten gegenüber ausmacht, so wie die ersten Kosten für die Erbauung der Kriegsschiffe selbst und ihre spätere Unterhaltung müssen aus einer allgemeinen Kasse bestritten werden und sämmtliche Staaten nach Verhältniß ihrer Zolleinnahme dazu beitragen. Findet doch jetzt schon eine gemeinschaftliche Erhebung der äußern Steuern unter den meisten deutschen Ländern statt, würde sich also nicht auch eine gemeinschaftliche Vertheilung von Ausgaben, die einen größeren allgemeinen Nutzen hätten, leicht einrichten lassen? An hinreichender Bemannung würde es sicher nicht fehlen. Unsere Matrosen würden vor Freude jauchzen, könnten sie ihrer Militärpflicht, statt des ihnen so ungemein hart erscheinenden Dienstes im Landheer, welchem zu entgehen viele für immer das Vaterland meiden, auf den Kriegsfahrzeugen nachkommen; sie würden sich in Menge dazu drängen, es als Vorzug betrachten, angenommen zu werden, und die Mannschaft derselben würde immer aus der Elite der deutschen Seeleute bestehen. Viele derselben, welche jetzt auf Fahrzeugen fremder Nationen dienen und diese mit ihrem Schweiße und mit Gefahr ihres Lebens bereichern, würden dadurch dem Vaterlande erhalten und zur Bereicherung desselben mit beitragen. Um die Kosten der Unterhaltung zu vermindern und zugleich noch den Nutzen dieser Kriegsschiffe zu vermehren, wäre vielleicht die Bestimmung zweckmäßig, daß Männer, welche sich zu Kapitänen von Kauffahrteischiffen ausbilden wollen, auf demselben einige Zeit als Volontäre dienen könnten, auch junge Leute höheren Standes gegen angemessene Vergütung an den Reisen und Expeditionen theilnehmen dürften, wie dies z. B. auf den französischen Kriegsdampfschiffen im Mittelmeere geschieht. Auch könnten einzelne Proben von Waaren, um deren Absatz nach unbekannten Gegenden zu befördern, auf den Reisen mitgenommen werden, wie es überhaupt mit ein wichtiger Zweck der Flotte seyn müßte, neue Handelsverbindungen in allen Theilen der Welt zu eröffnen und unsern Ausfuhr-

Zumuthungen endlich ſogar die deutſche Geduld erſchöpften, und aus Verachtung jenes im franzöſiſchen Sold ſtehenden affektirten Patriotism der Rheinbundſtaaten (gab es doch ſogar eine großherzoglich frankfurtiſche Nationalität, einen großherzoglich frankfurtiſchen Patriotismus) kehrte man zum Gefühl der alten deutſchen Volksehre und Volkskraft zurück, und die Hiſtoriker, die allein in jener traurigen Zeit fremder Herrſchaft den Namen der patriotiſchen verdienten, weckten die Erinnerung der alten Einheit und Größe. Während die Geſchichtsforſchung noch zaghaft die neuentdeckten Wahrheiten verhehlte, war es wenigſtens vergönnt, durch Wiedererweckung der altdeutſchen Poeſie, durch das Studium altdeutſcher Sprachdenkmale und Kunſtwerke den geſunkenen Muth zu ſtärken, und die Seelen der patriotiſchen Jugend auf einen heiligen Ton zu ſtimmen. Die Siege unſeres Volks in den großen Kriegen von 1813—1815 brachen aber auch für die Geſchichtsforſchung vollends den Damm durch, und es fluthete heran mit einer unüberſehbaren Menge von neuen Geſchichtswerken, in denen ein unbehülflicher Patriotismus die noch zuſammengewachſenen Flügel vergeblich auszudehnen ſich mühte. Die zuerſt losgelaſſenen Bücher waren mehr patriotiſch, weniger gründlich; die ſpätern waren gründlicher, aber der Patriotismus erkaltete wieder.

Je weniger man beim Patriotismus beharrte, der nicht blos als gefährlich, ſondern namentlich auch als geſchmacklos bezeichnet und aus der guten Geſellſchaft verbannt wurde (ziemlich bald nach den Kriegen, die ſo viel damals noch für heilig gehaltenes Blut gekoſtet), deſto mehr kam man auch wieder auf den alten hiſtoriſchen Skepticismus zurück. Allein man potenzirte denſelben noch in der diplomatiſchen oder archivaliſchen Gründlichkeit. Man hatte durch die romantiſche Schule eine neue Baſis gewonnen; man kam nicht mehr mit einer antiken, engliſchen oder franzöſiſchen Phraſe aus, wenn man etwas nicht verſtand. Man mußte Kenntniß der altdeutſchen Sprache, der alten Urkunden, der in großer Menge aus dem Dunkel hervorgezogenen Geſchichtsquellen haben, und Viele, welche ſich dieſe Kenntniß angeeignet hatten, waren ſtolz darauf, ſchraubten die Forderungen an den Hiſtoriker immer höher, und verwechſelten nicht ſelten das Amt eines altdeutſchen Sprachforſchers mit dem eines Geſchichtſchreibers, und verfielen in eine Pedanterie, die vom Ziel der deutſchen Hiſtoriographie ſehr weit abliegt, ſofern

artikeln einen so ausgedehnten Markt wie möglich, unsern Einfuhrartikeln aber die größtmöglichste Wohlfeilheit zu verschaffen. Und gewiß, bei eifriger Anstrengung, bei vereinter kräftiger Fürsorge ließe sich in dieser Hinsicht unendlich viel thun. Preußen, unablässig bemüht, alle Zweige seines Staatshaushaltes auf die zweckmäßigste Weise zu ordnen und den übrigen deutschen Staaten hierin als Muster zu dienen (Gründung des Zollvereins, Landwehrsystem, Volksschulwesen), hat auch den ersten Grund zu einer deutschen Kriegsmarine gelegt und im vorigen Jahre die Korvette „die Amazone" von 14 Kanonen vom Stapel laufen lassen. Mögen auch engherzige Gegner der Vereinigung und Größe Deutschlands hierüber spotten und das Beginnen durch Karrikaturen und Witzeleien lächerlich zu machen sich bemühen; wir bekennen, daß wir diese Kunde mit großer Freude aufgenommen haben und es als den ersten praktischen Anfang unseres, vielleicht als zu chimärisch verlachten Wunsches ansehen. Wie ernstlich aber auch dieser Staat die Absicht hat, dieses kleine Schiff zur Ausbildung seiner Kauffahrtei-Kapitäne zu benutzen, und mit welch großer Liberalität und Umsicht er hiebei verfährt, möge folgender Auszug aus einer vor wenigen Tagen hierüber erlassenen Verordnung beweisen.

„Die Uebungsreisen, welche auf der Königl. Korvette „die Amazone" stattfinden werden, sind dazu bestimmt, das Bildungsmittel, welches der vaterländischen Handelsmarine in den Navigationsschulen dargeboten ist, zu ergänzen. Sie haben zum Zweck, den jüngern Seeleuten Gelegenheit zu geben, die theoretischen Kenntnisse, welche sie sich in der Steuermannskunst erworben haben, unter Aufsicht von Lehrern auf umfassende Weise praktisch in Anwendung zu bringen, ihre Ausbildung als Seeleute zu vervollkommnen und sich auf diesem Wege zur selbstständigen Führung eines Schiffes vorzugsweise zu befähigen. Die Theilnahme an einer Uebungsreise gehört nicht zu den Erfordernissen, von deren Nachweis die Ertheilung des Qualifikations-Zeugnisses als Steuermann oder Schiffer abhängt, sie bleibt vielmehr der freien Entschließung der Betheiligten anheim gestellt. Befähigt zur Theilnahme ist ein Jeder, der die Prüfung als Steuermann erster Klasse bestanden hat. Die Auswahl unter den sich Meldenden geschieht durch den Navigations-Direktor,

welcher bei gleicher Fähigkeit in den, einem jeden Seemann unentbehrlichen techniſchen Fähigkeiten denjenigen den Vorzug geben wird, welche die beſten techniſchen Kenntniſſe erlangt haben und deßhalb vorzugsweiſe zu der Erwartung berechtigen, daß ſie die ihnen auf dem Uebungsſchiff dargebotene Gelegenheit zur Vervollkommnung ihrer Ausbildung mit Erfolg benützen werden. Die jungen Seeleute, welche hiernach an der Uebungsreiſe Theil nehmen, werden zunächſt den Dienſt als Matroſen verrichten, es wird aber ferner dafür Sorge getragen werden, daß ſie außer den eigentlichen Schiffsarbeiten und Exercitien in dem Steuermannsdienſt Uebung erhalten. Je nach der von ihnen bewieſenen Befähigung kann ihnen ſodann ſchon während der Reiſe eine beſondere Stellung auf dem Schiffe von dem Navigationslehrer angewieſen werden. Die Theilnehmer an der Uebungsreiſe erhalten eine mäßige Vergütung für die Reiſe nach dem Ort der Einſchiffung und freie Beköſtigung am Bord. Außerdem wird dafür geſorgt werden, daß ihnen durch den Aufenthalt in fremden Häfen, wenn dieſer ſtattfindet, keine Koſten verurſacht werden; auch ſollen diejenigen, welche ſich durch gute Führung ausgezeichnet haben, eine Vergütung bis zu 20 Rthlr. erhalten."

Welch wohlthätige Folge muß dies nicht für die preußiſche Handelsmarine haben und welch dringende Aufforderung liegt hierin für alle übrigen deutſchen Seeſtaaten, bald nachzufolgen und Gleiches durch vereinte Kräfte zu erzielen! Unſere Kriegsflotte würde namentlich, wenn bei der Erbauung der Kauffahrteiſchiffe mehr als bisher auf eine ſcharfe, zum Schnellſegeln eingerichtete Bauart Rückſicht genommen würde, und dieſe dadurch leicht in kleine Kriegsfahrzeuge umgewandelt werden könnten, dem Feinde als Kaper manchen Abbruch thun und jedenfalls eine gute, gerngeſehene Verſtärkung der verbündeten Flotte abgeben. Im ſchlimmſten Falle, wovor aber Deutſchland hoffentlich für alle Zeiten bewahrt bleiben wird, müßte ſie ſich in die, leider freilich zum Theil ſehr unbeſchützten und den Angriffen des Feindes preisgegebenen Häfen zurückziehen und ein gleiches Loos mit unſern Kauffahrteiſchiffen tragen. Hat doch das vorſichtige, Alles vorher reiflich überlegende Oeſterreich nicht gezögert, ſich eine Flotte zu bilden, womit es ſeinen Handelsſchiffen Schutz zu verleihen vermag. Beſitzt doch ſogar Sardinien, das mit

Deutschland in keiner Hinsicht wetteifern kann, eine Flotte von solcher Stärke, daß es damit jetzt Genugthuung vom Dei von Tunis für eine seiner Flagge zugefügte Beleidigung zu fordern vermag. Wenn dies der Flagge irgend eines deutschen Staates geschähe, was sich ganz leicht ereignen könnte, müßte es sich derselbe nicht ungestraft gefallen lassen oder die Hülfe von Oesterreich in Anspruch nehmen? Wahrhaftig, wir bewundern den Muth der deutschen Seeleute, womit sie sich noch immer schutzlos in entfernte Länder wagen, er verdiente wirklich einer kräftigeren Unterstützung, als ihm bisher leider zu Theil geworden ist.

Ein zweiter wichtiger, mit der Errichtung einer deutschen Flotte eng zusammenhängender Fortschritt zur Hebung der deutschen Schifffahrt wäre, wie wir dies schon oben berührt haben, die Abschließung gemeinsamer Handels- und Schifffahrts-Verträge unter gemeinsamem Schutz und gemeinsamer Garantie. Kein einziger deutscher Staat dürfte für sich allein einen solchen Vertrag abschließen, kein einziger würde aber auch vom Nutzen des gemeinsam eingegangenen ausgeschlossen. Es würden vielleicht einzelne Regierungen zu große Beschränkungen ihrer Hoheitsrechte hierin erblicken und deßhalb gegen eine solche Vereinigung sich sträuben. Allein ist nicht schon durch die Bundesakte jedem einzelnen Staat die Freiheit genommen, beliebig Krieg zu erklären, seine Militärmacht unter eine vorgeschriebene Anzahl zu verringern? Muß er sie doch im Falle eines Krieges unter gemeinsamen Oberbefehl stellen, gemeinsame Beiträge zu der Erbauung und Unterhaltung der Bundesfestungen liefern u. s. w. und haben sich doch alle Regierungen hierin gefügt und sind von der Wohlthat dieser Verbindung durchdrungen. Warum sollte nicht Aehnliches bei Abschließung von solchen Verträgen stattfinden können? Was nützen oft kleinen Staaten einzelne, noch so günstig abgeschlossene Handelsverträge, da sie schon durch den unbedeutenden Umfang ihres Gebietes und bei der leider noch so häufigen Absperrung von einander ihre Handelsthätigkeit doch nicht dadurch vergrößern können? Preußen ist in neuerer Zeit bei Abschließung solcher Verträge mit lobenswerthem Beispiel vorangegangen und hat den einseitigen Abschluß eines Handelsvertrages, den Rußland anbot, verweigert, und gleiche Begünstigung für sämmtliche Vereinsstaaten gefordert.

Dieſen abzuſchließenden Handels- und Schifffahrtsverträgen, die vernünftigerweiſe nur immer mit ſolchen Staaten einzugehen ſind, wo der gegenſeitige Nutzen ihre Dauer garantirt, muß als Baſis immer die gegenſeitige, gleichmäßige Behandlung zu Grunde liegen, d. h. einer ſolchen Gleichmäßigkeit, wie ſie die eigenthümlichen Verhältniſſe des Landes, denen die eigenen Bewohner auch unterworfen ſind, bedingen. So wird z. B. die Hafenabgabe in England immer beträchtlicher ſeyn als in Deutſchland, und der dortige Zoll höher als der unſrige, aber ein deutſches Schiff müßte dann dort nicht mehr bezahlen wie ein einheimiſches und umgekehrt. — Wir haben hier England als Beiſpiel angeführt, obgleich wir glauben, daß es gerade von allen Ländern der Welt dasjenige iſt, mit dem Deutſchland am wenigſten einen vortheilhaften Handels- und Schifffahrtsvertrag abſchließen könnte, da die gegenſeitigen wahren Intereſſen, mit einziger Ausnahme der Begünſtigung des Kornhandels, zu ſehr von einander abweichen. Vorzüglich muß bei ſolcher Abſchließung darauf geſehen werden, daß eine gegenſeitige Einfuhrvergünſtigung gerade bei denjenigen Artikeln eintritt, an deren Abſatz gegenſeitig viel gelegen iſt; ſo würde z. B. Braſilien die Einfuhr deutſcher Manufakturen auf deutſchen oder braſilianiſchen Schiffen begünſtigen müſſen, wir aber die Einfuhr des braſilianiſchen Kaffees und Zuckers auf denſelben Fahrzeugen. Es iſt wahrlich Schade, daß das Ideal einer völligen Handelsfreiheit, von dem ſo viele Enthuſiaſten träumen und es überall als wahres Evangelium predigen, ſich jetzt eben ſo wenig in der Praxis einführen läßt, als die ſo einfach klingende, ſo viel Geiſt enthaltende und doch ſo ſelten durchzuführende Theorie Adam Smiths: „da zu kaufen, wo die Waaren am wohlfeilſten ſind.“ Könnte eine allgemeine Handelsfreiheit erreicht werden, ſo wären die Zuſtände der Welt um Vieles der Vollkommenheit näher, als ſie es jetzt noch ſind. So lange jeder Staat ſich noch möglichſt bemüht, den Handel und die Gewerbsthätigkeit der eigenen Unterthanen gegen die der Fremden auf alle Weiſe zu begünſtigen, müſſen wir auch ein Gleiches thun und müſſen eben ſolche Mittel anwenden, unſern Nationalwohlſtand zu heben und zu vermehren, wie andere Völker es thun, um den unſern zu vernichten oder doch zu verringern. Darum müſſen alle Schiffe

solcher Nationen, mit denen wir nicht in Reciprocitätsverhältnissen uns befinden, denselben Beschränkungen unterworfen seyn, wie die unsrigen in den dortigen Häfen. England verdankt seiner Navigationsakte von 1651 einen großen Theil der jetzigen Höhe seiner Schifffahrt und dadurch mit den Wohlstand des ganzen Landes, und obgleich dieselbe in ihrer unbedingten Strenge dem jetzigen Zeitgeiste widerspricht, so entschließt es sich doch unendlich schwer, dieselbe zu modificiren. Wenn aber die andern Staaten sich nicht mehr so willig darunter und bei immermehr sich entwickelnder Industrie ihre Abhängigkeit von England nicht mehr so unbedingt anerkennen, so wird es von seiner Navigationsakte abgehen (wie es denn in neuerer Zeit bereits viele günstigere Handels- und Schifffahrtsverträge mit einzelnen Staaten abgeschlossen hat) und auch andern Völkern Vortheile überlassen müssen, um nur seiner unnatürlich gesteigerten Fabrikthätigkeit Absatz zu verschaffen und seine zahlreiche Fabrikbevölkerung vor dem Hungertode zu bewahren. Langjährigen Nutzen, unendliche Einnahmen und einen großen Vorsprung hat es durch seine Akte gewonnen, und dabei die Dummheit und Schwachheit der andern Völker, die sich solches haben so lange gefallen lassen, verlacht. Schweden hat sich bisher auch durch große Beschränkung der Schifffahrt fremder Nationen und hohe Eingangszölle ausgezeichnet, hat aber in neuerer Zeit, um die Ausfuhr seines Eisens, die namentlich durch den Eingangszoll des Zollvereins etwas zu stocken begann, wieder zu heben, zu großen Modifikationen sich entschließen müssen. Uebrigens steht seine Schifffahrt, und beinahe auch die Dänemarks, vermöge der vielen natürlichen Vorzüge des Materials zur Erbauung und der Mannschaft zur Bemannung, auf einer so hohen Stufe der Ausdehnung und Vollkommenheit, daß es auch ohne zu große Begünstigung derselben so leicht nicht zu befürchten braucht, solche von anderen Nationen verdrängt zu sehen. Sonst haben Spanien, Portugal, die italienischen Staaten und Frankreich auf alle Weise ihre Schiffe gegen die anderer Staaten durch Verschiedenheit der Hafenabgaben und Zölle zu begünstigen gesucht, und dadurch auch theilweise ihren Zweck erreicht, obgleich sie in dieser Hinsicht von der Natur gerade die entgegengesetzten Eigenschaften, wie die eben erwähnten Staaten, erhalten haben und die Blüthe ihrer

Schifffahrt eine nur künstliche zu nennen ist. Rußland hat bisher noch die Schifffahrt fremder Völker nach seinen Häfen nicht sonderlich beschwert, da es selbst noch zu wenig eigene Schiffe besaß, um seinem Handelsbedarf zu genügen und sonst nur durch Mangel an hinreichendem Absatz seiner eigenen, größtentheils keine hohen Frachten vertragenden Ausfuhrsprodukte, gelitten hätte. Sollte aber erst seine Handelsmarine, die sich namentlich in neuerer Zeit durch die energischen Unterstützungen der Regierung beträchtlich hebt, obgleich der Russe, mit wenigen Ausnahmen, gerade nicht zum Seemann sich eignet, nur einigermaßen den eigenen Bedürfnissen genügen: so kann man bei der Politik desselben, die es jetzt schon zu Absperrung seiner Landgrenzen nöthigte, sicherlich darauf rechnen, daß es den Zutritt fremder Flaggen in seine Häfen gewiß auf alle Weise erschweren und ohne Gegenbegünstigungen nicht das Mindeste einräumen wird.

Außer der Feststellung der gegenseitigen Begünstigungen hinsichtlich des Zolles auf die eingeführten Landesprodukte und der Behandlung der Schiffe hinsichtlich der Hafenabgaben u. s. w. müssen solche Handels- und Schifffahrtsverträge vorzüglich noch enthalten: Bestimmungen über den gegenseitigen Schutz und die Gerichtsbarkeit der gegenseitigen Unterthanen über die Behandlung derselben im Falle eines etwa ausbrechenden Krieges, Sicherstellung und Garantie ihres Besitzes, Erlaubniß, das im Staate erworbene Vermögen auch beim Wegzuge oder Todesfall aus demselben heraus zu ziehen, über das Verfahren der Behörden beim Stranden der Schiffe, über Rechte und Pflichten der gegenseitigen Konsuln u. s. w., was alles umständlich auseinanderzusetzen hier zu weit führen dürfte.

Da wir vorhin von der geringen Theilnahme der deutschen Schiffe an dem so wichtigen Wallfisch- und Häringsfang gesprochen haben, so wollen wir auch kurz hier die Mittel anführen, wie nach unserer Ansicht, bei einer Vereinigung sämmtlicher deutscher Staaten, dieser Handelszweig auf den ihm gebührenden Standpunkt gehoben werden könnte, ohne daß dies gerade durch direkte Prämien zu geschehen brauchte.

Wenn aller Thran und alle Wallfischbarden, alle Häringe, die von deutschen Schiffen durch eigenen Fang gewonnen würden,

bei der Einfuhr in die Vereinshäfen einer Zollermäßigung genöße (die Schiffe der Nationen, mit denen wir Reciprocitätsverträge abgeschlossen hätten, müßten natürlich gleiche Vergünstigung erhalten) und dadurch dieselben gegen andere Flaggen in billigen Vortheil gesetzt würden, sollte dies nicht sehr viel dazu beitragen, diesen Gewerbszweig, für den wir alle natürlichen Elemente genügend besitzen, emporzuheben? Wir glauben es sicher, und sind der Meinung, daß diese Ermäßigung namentlich bei den dann auch eingetretenen anderweitigen Vergünstigungen unserer Schifffahrt gar nicht so sehr bedeutend zu seyn brauchte, um binnen wenigen Jahren es zu bewirken, daß sämmtlicher Bedarf, außer den an der norwegischen Küste gefangenen Häringen, wobei wir der Natur der Sache nach, nicht mit concurriren können, auf deutschen Schiffen gefangen und eingeführt und so unserm National-Vermögen eine beträchtliche Summe jährlich erhalten würde. Der etwaige Ausfall an der Zolleinnahme würde sicherlich durch den vermehrten Bedarf dieser Artikel und durch die gesteigerte Wohlhabenheit des Volkes gedeckt werden.

Um die Schifffahrt der Ostseehäfen zu heben und die vielen Nachtheile, wobei sie bei den meisten Artikeln wegen ihrer Lage ohnehin gegen die Nordseehäfen zurückstehen müssen, wenn auch nicht auszugleichen, doch wenigstens nach Kräften zu vermindern, müßte es eine der wichtigsten Maßregeln nach der Vereinigung der sämmtlichen Staaten seyn, Dänemark dahin zu bringen, daß es den Sundzoll wenigstens ermäßigte. Unbegreiflich ist es, wie diese Abgaben noch im 19ten Jahrhundert von allen Nationen geduldet, wie dieser den Ostseehandel, der durch manche natürliche Hindernisse, von denen die gefährliche Fahrt durch den Sund selbst und um die Spitze von Jütland eine der wichtigsten ist, gegen den der Nordsee im natürlichen Nachtheil steht, so sehr hemmende Tribut immer noch bezahlt wird und nicht von allen Seiten die stärksten Reciprocitätsmaßregeln dagegen ergriffen werden. Zu unserer Freude haben wir vernommen, daß Preußen neuerdings Unterhandlungen in dieser Beziehung mit Dänemark eingeleitet hat, und wir wollen von Herzen wünschen, daß dieselben zu einem günstigen Resultate führen mögen. Ein neuer Sporn würde dann hierin für die übrigen dem Vereine noch immer

nicht beigetretenen Staaten liegen, dies baldigſt zu thun, um durch gemeinſame Bemühungen gemeinſamen Lohn zu ernten. Etwas iſt Preußen ſchon jetzt begünſtigt, doch iſt dies ſo gering, daß es faſt auf nichts herauskömmt. Die andern ſogenannten privilegirten Nationen ſind: Holland, England, Frankreich, Hamburg, Schweden, Rußland, Spanien, die vereinigten Staaten von Nordamerika und Braſilien, woraus ſich deutlich ergiebt, daß Deutſchland wegen ſeiner Zerſplitterung auch hierin, wie in ſo vielen andern Dingen, im Nachtheil ſich befindet. Dieſes Privilegium beſteht vorzüglich darin, daß nur 1 Prozent von dem in den Dokumenten angegebenen oder in Ermangelung dieſer durch die Zollkammer angeſetzten Werthe ſolcher Waaren, die im ſehr veralteten Tarife nicht aufgenommen ſind, erlegt wird, wogegen die übrigen nicht privilegirten Nationen 1¼ Prozent erlegen müſſen; ferner zernichten jene einige Vergünſtigungen bei der Angabe der Getreideladungen, bei der Verzollung der ſpaniſchen Weine, ſie werden ſchneller abgefertigt und ihnen bis zur Rückkehr aus der Oſtſee die Zahlung creditirt. Die Hanſeſtädte, die zur Zeit ihrer Macht vom Sundzoll ausgenommen waren, müſſen ihn jetzt zahlen, haben alſo gleichſam zum Spott der deutſchen Zerriſſenheit und dadurch bewirkten Ohnmacht, einen Rückſchritt gemacht. Trotz des alten Urſprungs oder wohl gerade deßwegen iſt die Zollrolle, wonach der Zoll erhoben wird, unendlich lückenhaft und enthält viele Artikel gar nicht, ſo daß häufig die Uſance an die Stelle treten muß, die nirgends offiziell bekannt iſt und ſchon oft Kapitäne wie Verlader in große Verlegenheit geſetzt hat. Zwar ſoll eigentlich von den begünſtigten Nationen 1, von den übrigen 1¼ Prozent des Werthes bezahlt werden, aber dieſer ſtellt ſich in Folge dieſer Uſance oft weit höher heraus, ſo daß z. B. von Rohzucker 3, vom Kaffee aber 6—7 Prozent des jetzigen wirklichen Werthes gezahlt werden müſſen. Außerdem ſind die Koſten für Abfertigung, Anfertigung der Connoiſſemente-Lootſengelder und verlängerten Aufenthalt, wegen verzögerter Expedition noch ziemlich beträchtlich. Sollte Deutſchland auch fernerhin nicht mehr bewirken, ſo wäre doch ſchon eine zeitgemäße geſetzlich bekannt gemachte Reform des Tarifes von großem Nutzen und dies ſollte und müßte auf jede Weiſe von der däniſchen Regierung gefordert werden. Aber

wir hoffen, daß bei vereintem Wirken auch noch mehr von ihr erlangt werden könnte, und daß der Sundzoll noch zu unserer Lebzeit zu den veralteten, kaum noch begriffenen Antiquitäten gehören werde. Wie bedeutend aber die Abgabe ist, die Dänemark auf diese Weise von Deutschland zieht, möge folgende Uebersicht beweisen:

Im Jahre 1843 passirten den Sund

842	hannovrische Schiffe
2580	preußische „
28	hamburgische „
37	bremische „
75	lübeckische „
875	mecklenburgische „
175	oldenburgische „

durch den Kieler Kanal gingen 1843

129	oldenburgische Schiffe
562	hannovrische „
62	preußische „
16	hamburgische „
8	bremische „
777	deutsche Schiffe.

Man rechnet nach den Angaben dänischer wohlunterrichteter Blätter (Collegial-Tidende Juli 1838) auf jedes Schiff eins ins andere einen Zollbetrag von circa 80 Spezies-Thaler, wonach sich die Summe, welche wir Deutschen bei unserer Schifffahrt allein an Sundzoll an Dänemark jährlich bezahlen, auf 367,040 Spezies-Thaler beläuft. Daß Dänemark das Recht hat, für die Erhaltung der Leuchtthürme und aller sonstigen zur Sicherheit der Schifffahrt dienenden Einrichtungen, eine befriedigende Abgabe von allen, diese Straße passirenden Schiffen zu fordern, ist gewiß nicht mehr als recht und billig und wird wohl niemals bestritten werden, allein diese große Abgabe steht damit doch in keinem Verhältniß. Sollte Dänemark auch noch nach der Vereinigung der deutschen Schifffahrt sich weigern, entweder gegen eine entsprechende Entschädigung eine gänzliche Aufhebung oder doch mindestens eine bedeutende Reformirung und Herabsetzung dieses Zolles eintreten zu lassen, so müßte die strengste Wieder-

vergeltung in jeder Beziehung angewendet werden und da seine Küstenschifffahrt nach den deutschen Häfen sehr bedeutend ist, so würde es sicherlich großen Nachtheil davon haben und dadurch vielleicht zu billigen Vergleichen geneigter werden.

Eine fernere Maßregel zur Hebung der deutschen Schifffahrt wäre die Begünstigung des Schiffbaues. Dieselbe brauchte nicht etwa in gezahlten Prämien oder Erlaß von Abgaben zu bestehen; der Schiffsbau Deutschlands bedarf solcher künstlichen Mittel gar nicht, um zu einer hohen Stufe zu gelangen, da wir, wie früher bemerkt, alle Mittel dazu in Ueberfluß besitzen. Die einzelnen Staaten, denen dies zunächst überlassen bleiben müßte, hätten dafür zu sorgen, daß alle Schiffsbaumeister die theoretischen und praktischen Kenntnisse zur Ausübung ihres Faches besitzen, dies durch eine Prüfung beweisen, bevor sie die Erlaubniß zur Niederlassung erhalten; Anlagen verrathende junge Männer wären durch Reisegeld zum Besuch solcher fremden Werften, die wegen guter Arbeit in Ruf ständen, aufzumuntern; in allen Seestätten wäre eine Sammlung von Schiffsmodellen der verschiedensten Nationen anzulegen. Diese ohne große Schwierigkeit auszuführenden Mittel würden genügen, unseren Schiffsbau zu der Vollkommenheit zu erheben, daß er in jeder Beziehung allen unseren Anforderungen entspräche.

Der Hauptvorzug eines Handelsschiffes, und was die Grundlage aller Bemühungen bei seiner Erbauung seyn muß, ist, daß es bei möglichster Geschwindigkeit im Verhältniß zu seinen Erbauungskosten möglichst vielen und zweckmäßig eingerichteten Ladungsraum besitzt, und damit eine solche Festigkeit der Bauart vereinigt, um Seeunfällen, so viel es die gewaltige Kraft der Elemente überhaupt erlaubt, zu widerstehen. Andere wesentliche Eigenschaften, worauf der Schiffsbaumeister vorzüglich zu achten hat, sind:

1) Daß es einer Richtung folgt, die mit seinem Kiele einen möglichst kleinen Winkel bildet, wenn die bewegende Kraft nicht in der Richtung desselben wirkt. 2) Daß es sich mittelst des Steuerruders oder der Segel leicht um die durch seinen Schwerpunkt gehende vertikale Are drehen läßt. 3) Daß es dem Einfluß der hochgehenden See in nicht zu hohem Grade nachgibt, so daß der Schwerpunkt möglichst wenig aus seiner natürlichen

es uns hauptſächlich auf Totalblicke und auf Einſichten in die großen Intereſſen des Volks ankommen muß, und nicht auf Kleinigkeiten.

Jetzt iſt ein eklektiſches Verfahren vorherrſchend geworden. Mehrere hiſtoriſche Talente haben den Verſuch gemacht, die archivaliſche Gründlichkeit mit der J. Müllerſchen Schönrednerei zu vereinigen; doch hat zum Glück das gründliche Forſchen immer noch jene Deklamirkunſt überwältigt. Wir ſagen zum Glück, weil wir es wirklich für ein Unglück halten würden, wenn dem anſpruchsloſen Forſcherfleiß nur der geringſte Eintrag geſchehen wäre durch rhetoriſche Prätenſionen. Es iſt die Frage, ob die Hymne ſich überhaupt für die hiſtoriſche Muſe eigne; gewiß aber iſt, daß nur ein großer patriotiſcher Aufſchwung, ein großes Glück oder Unglück der Nation, eine erhabene Begeiſterung oder eine tiefe Klage jene Ueberſetzung der hiſtoriſchen Proſa in die Sprache der Poeſie zuläßt, die in gewöhnlichen Zeitläuften, bei kleineren Tendenzen und überhaupt in den Kleinſtaaten am unrechten Ort iſt.

Einer der größten Vorzüge der neueſten Geſchichtsſchreibung iſt neben der Gründlichkeit vorzüglich die organiſche Auffaſſung des Völkerlebens. Man begnügt ſich nicht mehr mit der Fürſtengeſchichte, mit den politiſchen Intriguen und mit den Kriegen. Man geht auf die Cultur, auf die Sitten des Volkes ein; man verfolgt den genauen Zuſammenhang der inneren geiſtigen und ökonomiſchen Entwickelung mit der äußeren politiſchen Geſchichte.

Doch wir wollen die Methoden hier verlaſſen, um zum eigentlichen Gegenſtand zu kommen. Was hat jener Fleiß, den wir oben als einen muſiviſchen bezeichnet, im Ganzen geleiſtet? Wird das mühſam zuſammengeſetzte Gemälde bald vollendet ſeyn? Was iſt erforſcht und nur noch nicht Gemeingut, was iſt noch nicht einmal erforſcht? Wenn ein neuer Abaris auf goldnem Pfeil geritten käme, uns auszufragen, was wir von uns ſelber wiſſen und unſerer zweitauſendjährigen Geſchichte, was würden wir ihm antworten können?

Fangen wir mit dem an, was für unſere älteſte Geſchichte geſchehen iſt, ſo fällt die unglaubliche Anzahl der dahin einſchlagenden Schriften in Vergleich mit den kleinen Reſultaten nicht wenig auf. Trotz Ritters Vorhalle nämlich, trotz Barths Urgeſchichte, trotz Görres Mythengeſchichte, Hallings Geſchichte der Scythen,

Lage gerückt wird. 4) Daß bei einer Bewegung um ſeine Horizontale der Kiel nicht die Richtung ändert, damit die Verzimmerung nicht zu ſtark angegriffen wird.

Im Allgemeinen unterſcheidet man die Handelsſchiffe mehr ihrer Beſtimmung und darnach ſich richtenden Bauart nach, in ſcharf gebaute, d. h. wo beim Baue die größtmöglichſte Tragfähigkeit der größtmöglichſten Schnelligkeit im Segeln hat nachſtehen müſſen, und in ſolche, bei denen dieſes Verhältniß umgekehrt iſt, und die, rund gebaut, ihren Vorzug mehr im Laſttragen, als im Schnellſegeln ſuchen. Erſtere Bauart wird vorzugsweiſe bei den Amerikanern, deren Schiffsbau überhaupt auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit ſteht, und deren Schiffe als Schnellſegler berühmt ſind, und bei den kleinen däniſchen Küſtenfahrern angewendet. Die deutſchen Schiffe, außer den ſogenannten Fruchtfahrern, die Südfrüchte aus Italien und Spanien holen, wobei es natürlich auf eine ſchnelle Fahrt ankommt, zeichnen ſich in dieſem Punkt weit weniger aus, und ſind mehr zum Laſttragen eingerichtet. In neuerer Zeit ſind viele ſchnell ſegelnde Fahrzeuge gebaut worden, was in Rückſicht auf einen etwaigen Krieg, wo ſolche leicht und mit geringen Koſten in kleine als Kaper dienende Kriegsſchiffe verwandelt werden können, von den Regierungen begünſtigt werden ſollte. Ein gut ſegelndes Schiff kann bei friſchem Winde ungefähr 50 deutſche Meilen in 24 Stunden machen, was aber wohl ſelten vorkommt. Die See-Dampfſchiffe fahren ungefähr 1¾ bis 3 Meilen in der Stunde. Ueberhaupt wird die Dampfſchifffahrt, zumal wenn die Koſten des Materials ſich in Folge der Vervollkommnung der Maſchinen immer mehr verringern, eine immer größere Ausdehnung erhalten, da ihre Vortheile gegen die Segelſchifffahrt, namentlich was die regelmäßige Dauer der Fahrten betrifft, ungemein groß ſind. — Von den deutſchen Seewerften behaupten die zu Lübeck, Swinemünde, Wismar und die an der Weſer gelegenen, wohl den erſten Rang, die meiſten Schiffe (1841, 14 St.) wurden in Roſtock gebaut. Sonſt beſitzt der preußiſche Staat Werften zu Stettin, Danzig, Königsberg, Elbing, Braunsberg, Pillau, Memel, Stolpemünde, Kolberg, Swinemünde, Wollgaſt, Greifswald, Stralſund und Barth; das Großherzogthum Mecklenburg zu Ribnitz, Roſtock und Wismar; Lübeck in

der Stadt selbst eine, wo auch für Hamburger Rechnung gebaut wird; Hamburg zu Curhaven; Bremen zu Vegesack und Bremerhafen; Oldenburg zu Elsfleth und Bracke; Hannover zu Papenburg, Leer, Emden, Norden, Harburg und Blankenese.

Im Einzelnen unterscheiden sich die Handelsschiffe besonders nach der Zahl ihrer Masten und ihrer Takelage, und werden darnach Barken (Dreimaster), Briggs, Schonerbriggs, Galeassen, Huckergaleassen, Schaluppen ꝛc. genannt. Die kleinsten Fahrzeuge, welche in Europa in See gehen, sind wohl die dänischen Schaluppen von 2 — 3 Last; die größten Handelsschiffe die englischen Ostindienfahrer von 400 — 500 Last. Die deutschen Schiffe sind selten über 200 — 250 Last und unter 10 — 15 Last Tragfähigkeit.

Wir haben gleich beim Anfange unserer Arbeit erwähnt, wie sehr im Allgemeinen sich der Deutsche sowohl seiner körperlichen wie geistigen Fähigkeiten nach zum tüchtigen Seemann eigne, und wie das Land eine genügende Menge von Seeleuten besitze. Da aber durch Vereinigung aller deutschen Schiffe unter gemeinsamer Flagge die Schifffahrt selbst zu einer Ausdehnung gelangen würde, daß auch die Anzahl der Matrosen beträchtlich stiege, und die bestgebauten Schiffe ohne tüchtige hinlängliche Bemannung nicht den mindesten Nutzen gewähren, so müßte die Sorge aller Uferstaaten auch dahin gerichtet seyn, sich ihren Bedarf an brauchbaren Seeleuten zu sichern. Dies könnte unserer Ansicht nach, und so viel wir die Sitten und Neigungen der deutschen Küstenbewohner aus eigner Anschauung kennen, leicht durch zwei Mittel geschehen, welche Deutschland sicher zu jeder Zeit eine hinreichende Menge von Matrosen liefern würde. Das erste und bei weitem wirksamste wäre die Befreiung vom Militärdienst, wenn das betreffende Individuum nachzuweisen vermöchte, daß es eine Reihe von Jahren, etwa von 15—25 Jahren ununterbrochen auf deutschen Schiffen gedient habe. Man kann sich im Innern des Landes kaum einen Begriff davon machen, welch unbezwinglicher Widerwillen beim Seemann gegen den gewöhnlichen Soldatendienst herrscht; man muß die Verzweiflung gesehen haben, welche sich auf ihren Gesichtern ausdrückt, wenn sie trotz aller Mittel demselben zu entgehen, doch dazu gezwungen sind, und zum Erstenmal die Uniform anziehen und exerciren müssen. Wie umgewandelt erscheint ihre ganze Natur, wie zerknirscht

vor Wuth und Scham ihr Wesen, und die munterſten, gewandteſten und kühnſten Burſchen ſind von faſt lächerlicher Tölpelhaftigkeit und Verzagtheit. Um dieſen ihnen unerträglich ſcheinenden Joche zu entgehen, verlaſſen viele derſelben in früher Jugend die Heimath und dienen bis in's hohe Alter auf fremden Schiffen, was ſie ſonſt ſicherlich nicht thun würden. Die Vergünſtigung, daß jeder Seemann, der ſchon eine gewiſſe Reihe von Jahren auf Kauffahrteiſchiffen gedient hat, entweder als Matroſe auf den Kriegsſchiffen, oder wenn er dort nicht mehr aufgenommen werden könnte, die doppelte Zahl von Jahren auf den Kauffahrern dienen müßte, und dafür gänzlich von der Militärpflicht befreit wäre, würde dieſe temporäre Auswanderung faſt gänzlich verhindern, und viel dazu beitragen, daß immer tüchtige Matroſen in genügender Zahl vorhanden wären. Preußen, obgleich durch und durch ein Militärſtaat wie kein anderes Land, hat dies wohl erkannt, und der Seemann, der nachweiſt daß er eine gewiſſe Zahl von Jahren ununterbrochen auf preußiſchen Schiffen gefahren, iſt vom Militärdienſt befreit.

Eine zweite Maßregel wäre die Beſtimmung, daß jeder Seemann erſt eine beſtimmte Zahl von Jahren auf den Schiffen gedient haben müßte, bevor er die Erlaubniß zur Etablirung und Betreibung des Lootſen- oder Fiſchergewerbes erhielte. Dieſe Beſtimmung gilt ſchon jetzt z. B. in Warnemünde, dem Hafen von Roſtock, wo kein Einwohner ſich niederlaſſen darf, wenn er nicht zuvor eine Reihe von Jahren (irren wir nicht 15) auf roſtockſchen Handelsſchiffen gedient hat. Dies Geſetz verhindert das bei Matroſen ſonſt häufig vorkommende leichtſinnige Weglaufen nach fremden Häfen, und zwingt junge Burſchen, die ſonſt aus Faulheit und Bequemlichkeit vielleicht das leichtere und gefahrloſere Geſchäft eines Kahnführers ergreifen würden, auf die See zu gehen, und letzteres alten ausgedienten Mannern zu überlaſſen. Muß doch auch der Handwerker nachweiſen, daß er gewandert iſt, bevor er die Erlaubniß zur Niederlaſſung erhält, warum ſollte man nicht ein Gleiches vom Seemann fordern können? Frankreich, deſſen Bevölkerung ſich zum Seedienſte eben nicht vorzüglich eignet, und deſſen Kauffahrteimatroſen gewöhnlich ein überaus verdorbener, unmoraliſcher, nur aus der Hefe des Volkes beſtehender Menſchenſchlag ſind, hat das Geſetz gegeben,

daß jedes Schiff nach Verhältniß ſeiner Größe 1, 2, ja 3 Lehrlinge oder Schiffsjungen am Bord führen müſſe, um auf dieſe Weiſe eine genügende Anzahl von Seeleuten ſich zu bilden. — Solche künſtliche Maßregeln bedarf Deutſchland zum Glück nicht; die beiden angeführten Beſtimmungen würden unſerer Anſicht nach vollkommen dem Zweck entſprechen.

Eben ſo wichtig, wenn nicht am Ende noch wichtiger, als die Tüchtigkeit der Matroſen, iſt auf einem Schiffe die des Führers oder Kapitäns. Von ſeiner Brauchbarkeit, Geſchicklichkeit und Umſicht hängt nicht allein das Geſchick des Fahrzeugs und der Ladung, ſondern auch die Wohlfahrt und ſelbſt das Leben der ganzen Bemannung ab. Wenn auch dies einſehend, faſt alle deutſche Seeſtaaten bereits Geſetze gegeben haben, nach denen Jeder, der als Kapitän ein Schiff kommandiren will, Beweiſe ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Ausbildung ablegen muß, ſo würde doch eine Ueberwachung, theilweiſe Verſchärfung und Gleichſtellung dieſer Vorſchriften von Seiten einer eigenen, gemeinſchaftlich ernannten Kommiſſion, gewiß der deutſchen Schifffahrt zum großen Nutzen und Ruhm gereichen, und dadurch die Mühe reichlich belohnt werden. Um aber dieſe Tüchtigkeit auch in theoretiſcher Hinſicht fordern zu können, müſſen unbedingt an allen einigermaßen bedeutenden Hafenorten eigene Schifffahrtsſchulen eingerichtet werden, wo während der Wintermonate in allen für einen Kauffahrteikapitän nöthigen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilt wird, in der Steuermannskunde, in der Geographie, in der Kenntniß der Seekarten, in den Anfangsgründen der Mathematik und Aſtronomie, ſo weit dies für den Seemann unentbehrlich iſt, in der engliſchen Sprache, in der Waarenkunde ꝛc. Wir haben ausdrücklich geſagt: „während der Wintermonate," denn ein Seemann muß ſo viel als möglich von Jugend an auf der See ſeyn, da Praxis und Uebung ihm nöthiger ſind als alle theoretiſchen Kenntniſſe, welche jene nur ergänzen ſollen, und er eher dieſe als jene entbehren kann. Es ſind uns alte Schiffskapitäne bekannt, die ihr ganzes Leben hindurch ihre Schiffe glücklich bis in die entfernteſten Häfen der Welt geführt und ſich in jeder Hinſicht immer das volle Vertrauen der Rheder wie Verlader erworben haben, und doch nur mit großer Anſtrengung einen kaum lesbaren Brief ſchreiben können. Vollendete Tüchtigkeit

in jeder Beziehung kann nur die richtige Vereinigung der Theorie mit der Praxis gewähren, und solches so viel wie möglich bei ihren Schiffskapitänen und Steuerleuten zu erlangen, muß das Bemühen jeder Regierung seyn. Hat aber der junge Seemann, welcher sich bis zum Kapitän oder Steuermann heraufdienen will, auch nur während der Wintermonate, wo er größtentheils doch nur müßig zu Hause ist, gehörigen Unterricht und wird der Trieb zum Lernen und zu weiterer Ausbildung in ihm geweckt und durch die Furcht vor der Prüfung in steter Spannung erhalten, so kann er auch während seiner Fahrten, wo ihm bei günstigem Winde, bei Windstille oder beim oft vorkommenden Harren auf Fracht in den fremden Häfen, Zeit genug bleibt, sich wissenschaftlich beschäftigen, und bleibt er etwa ein halbes Jahr vor der Prüfung ganz zu Hause und bereitet sich vor, so ist er gewiß im Stande, sich genügende theoretische Kenntnisse zu sammeln. Von unendlicher Wichtigkeit und zur Erwerbung praktischer wie theoretischer Kenntnisse zugleich ersprießlich wäre, wie schon oben bemerkt, eine Dienstzeit von einigen Jahren als Volontär auf den Fahrzeugen der Kriegsflotte, von deren Offizieren dann Unterricht nebenher ertheilt werden müßte. Steuermanns- und Navigationsschulen bestehen unseres Wissens jetzt schon in fast allen deutschen Staaten, in mehr oder weniger zweckmäßiger Einrichtung, und Preußen und nach ihm Bremen zeichnen sich vorzüglich hierin aus. Die preußischen Navigationsschulen sind in Memel, Pillau, Danzig, Stettin und Greifswald; im Großherzogthum Mecklenburg in den Dörfern Dierhagen und Wustrow, und außerdem wird in Rostock und Wismar während der Wintermonate Privatunterricht von einzelnen Kapitänen ertheilt; in Lübeck und Hamburg sind Navigationsschulen und eine Steuermannsschule in Curhaven, in Bremen ist auch eine solche und im Königreich Hannover eine in Emden. Die übrigen europäischen Staaten haben fast sämmtlich zweckmäßige, unter Aufsicht und Schutz oder auch unter der speziellen Leitung der Regierung stehende Anstalten der Art. Eine Prüfung der Fähigkeiten, bevor ein Individuum von der Regierung die Genehmigung erhält, ein Schiff als Kapitän zu führen, findet schon jetzt in den meisten deutschen Staaten statt, sie ist aber zum Theil sehr ungenügend und mangelhaft und artet in eine

reine Förmlichkeit aus, indem sie von gewöhnlichen Administrativbeamten, die sich natürlich nie um das Seewesen bekümmert haben und auch wegen anderweitiger Geschäfte nicht darum bekümmern können, abgehalten wird. Eine vortreffliche Einrichtung findet in Dänemark statt, das überhaupt alles Mögliche zur Vervollkommnung seiner Schifffahrt anwendet und hierin einen großen Ruf hat. Es sind nämlich immer sehr viele Schiffe von seiner, im Verhältniß zur Größe des Landes, wohl zu zahlreichen Kriegsflotte abgetakelt und unbemannt, deren Offiziere alsdann mit Beibehaltung ihres Ranges, ihrer Anciennetät und eines Theils ihrer Gage, die Erlaubniß erhalten, als Kapitäne größere Kauffahrteischiffe zu führen und von den Rhedern sehr gesucht werden. Dieser Gebrauch hat den doppelten Nutzen, daß dadurch den sonst müßigen Offizieren Gelegenheit gegeben wird, ihre praktischen Kenntnisse zu erweitern, was nachher dem Staate, wenn er ihrer Dienste bedarf, wieder sehr zu Statten kommt, daß ferner dieselben dadurch Gelegenheit haben, ihre Einkünfte zu vermehren, ohne den öffentlichen Kassen zur Last zu fallen, welche im Gegentheil noch durch Einziehung eines Theils der Gage bedeutend gewinnen, und daß endlich der Eifer der übrigen Kauffahrteikapitäne ungemein angespornt wird, um mit diesen Offizieren in Hinsicht der Kenntnisse und Tüchtigkeit zu wetteifern, wie überhaupt der ganze Stand hiedurch an Achtung und Ansehen gewinnt. Eine andere vorzügliche Einrichtung, die größtentheils in allen Ostseehäfen und namentlich in Mecklenburg stattfindet, ist, daß die Kapitäne und theilweise auch die Mannschaft immer einen Antheil (Part) am Schiffe besitzen. Dadurch sind sie auf alle Weise beim Nutzen, den dasselbe gewährt, interessirt und leiden beim Untergange oder auch nur dem Verfall desselben, indem dadurch ihr eigenes Vermögen, das sie darin stecken haben, verloren geht. Dieser Umstand und daß die Fahrzeuge selbst äußerst selten versichert sind, was die Schiffer für eine Art Schande halten, verleiht denselben in den holländischen und russischen Häfen einen großen Ruf als Frachtfahrer und läßt sie sehr gesucht werden. Sonst zeichnen sich, so viel uns bekannt, die bremer, lübecker und theilweise auch die preußischen Schiffer im Allgemeinen besonders vortheilhaft aus, und genießen eines vorzüglichen Rufes, doch ist dies beinahe

auf alle deutschen Seeleute in gleichem Grade anzuwenden. Bei den Gefahren, welche die Lebensweise der Seeleute natürlich mit sich führt, ist es zu verwundern, daß in den meisten deutschen Ländern nicht besser für die Wittwen und Waisen von Männern, welche in ihrem Beruf den Tod fanden, gesorgt ist, und dieselben fast immer dem Zufall oder der Mildthätigkeit von Privaten überlassen sind. In den deutschen Staaten zeichnet sich hierin vorzüglich Bremen aus, welches eine vortreffliche Anstalt zur Versorgung dienstunfähiger und alter Seeleute und ein Wittwenhaus in Vegesack besitzt, ferner sind in Hamburg mehrere Anstalten der Art und in den preußischen Ostseehäfen, namentlich in Danzig, Wittwenkassen und Anstalten zur Unterstützung verarmter Matrosen. Bei einer Vereinigung unserer Schifffahrt müßte auch hiefür in allen Häfenorten Sorge getragen werden; dies gebietet nicht allein die Menschlichkeit sondern auch das Interesse der Schifffahrt selbst.

Daß um einen geregelten Seehandel zu treiben, auch das Fahrwasser in den Häfen und die Einrichtung zur Sicherung derselben möglichst verbessert, daß an allen nur irgend gefährlichen Punkten Leuchtthürme oder wo dies wegen örtlicher Hindernisse nicht angeht, Leuchtschiffe errichtet, daß das Lootsenwesen gehörig geordnet und durch Gesetze bestimmt werde, dies sind Dinge, die sich im Grunde von selbst verstehen und denen jede Regierung zum Nutzen und Frommen ihrer eigenen Häfen, und um darin nicht gegen ihre Nachbarstaaten zurückzustehen, nach besten Kräften nachkommen wird. Die gemeinsamen deutschen Anstrengungen müssen sich auf den Schutz der deutschen Flagge in allen äußeren Beziehungen erstrecken, wie viel aber jede einzelne Regierung an den Vortheilen des Vereins theilnehmen und ihren Unterthanen zu Gute kommen lassen will, muß ihr billigerweise selbst überlassen bleiben. Würden aber solche Maßregeln zum Schutz und Sicherung der Schifffahrt so sehr vernachlässigt, daß das allgemeine Interesse darunter litte, fänden sich z. B. gar keine Leuchtthürme an Stellen, die für die gesammte Schifffahrt gefährlich sind, so müßte die gemeinsame Commission darüber wachen, daß dies abgeändert würde und jeder Staat den gemeinsamen Pflichten vollkommen genügte. Der durch die Vereinigung erwachte Eifer für Belebung der Schifffahrt und

die freigegebene Concurrenz aller deutschen Häfen würden aber sicher jede Regierung anspornen, für Verbesserung aller, ihr Land speziell berührenden Einrichtungen der Art das Möglichste zu thun. Durch Concurrenz allein erhält jeder Erwerbszweig die rechte Entwickelung, Monopole hemmen ihn und bewirken eher Rückschritt als Vervollkommnung.

Leuchtthürme sind bis jetzt an der deutschen Seeküste auf preußischem Gebiete 10; auf mecklenburgischem 1 zu Warnemünde, auf lübeckischem 1 zu Travemünde, auf hamburgischem 1 zu Curhaven und 1 zu Neuwerk, auf oldenburgischem 1 zu Wangerooge an der Mündung der Weser und auch 1 bremer Leuchtschiff; auf hannoverischem 1 zu Borkum an der Mündung der Ems. In England befinden sich ungefähr 150, in Frankreich 45 größere und 107 kleinere Leuchtthürme. Man sieht hieraus, wie gering verhältnißmäßig die Zahl derselben bis jetzt in Deutschland ist, und wie viel hierin noch zu thun übrig bleibt. Bei größerer Entwicklung unserer Schifffahrt würde gewiß auch dieser Uebelstand bald verschwinden und wir auch hierin, wie in allen ähnlichen, mit den meisten Völkern rühmlichst wetteifern können. Hiebei muß auch die Herausgabe von Seekarten, die den Schiffern ganz unentbehrlich sind, erwähnt werden, wofür bisher von allen deutschen Staaten äußerst wenig oder fast gar nichts geschehen ist. Preußen ist unseres Wissens der einzige Staat, der durch seinen ausgezeichneten Seeatlas der preußischen Küste, welcher unbedingte Nachahmung verdient, hierin etwas geleistet hat; auch sind von den Schiffen der preußischen Seehandlung, die vorzugsweise zu großen transatlantischen Reisen verwendet werden, einige recht gute Seekarten geliefert worden. Von anderen Staaten ist uns nichts der Art bekannt.

Die Entfaltung einer gemeinsamen, deutschen Flagge würde auch die Errichtung gemeinsamer deutscher Konsulate zur Wahrnehmung ihrer Rechte nach sich ziehen und dies in jeder Beziehung die wohlthätigsten Einflüsse auf Handel und Schifffahrt äußern. Zwar haben alle deutschen Regierungen es sich auf das Eifrigste angelegen seyn lassen, in den Seehäfen, welche ihre Schiffe am meisten besuchen, oder mit denen von ihren Unterthanen vorzugsweise Handel getrieben wird, Konsulate zu errichten, um ihnen daselbst doch einigen Schutz zu gewähren. Preußen hat 223

Konsuln, wovon 203 in Europa, und 20 außerhalb desselben; Mecklenburg 52, wovon 4 außerhalb Europas, Hannover 122, Hamburg einige 80 und Bremen einige 70. Allein welch traurige Rolle spielt ein Konsul eines kleinen Staates in seiner consularischen Würde, namentlich in einem entfernten Lande! Wie hat er auch nicht das geringste Mittel, sich Ansehen und seinen Anforderungen oder Beschwerden Nachdruck zu verschaffen. Er muß vielmehr Alles durch Bitten zu erreichen suchen. Welch entschiedene Sprache vermag dagegen ein englischer, französischer, russischer, österreichischer oder auch nur schwedischer oder dänischer Konsul zu führen! Deßhalb sind alle diese Konsuln kleiner Länder, größtentheils auch nur Kaufleute, welche das Amt nur übernehmen, um ihre Handelsbeziehungen mit dem Staate, welchen sie vertreten sollen, häufig aber nicht können oder mögen, zu vermehren und sich sonst nicht im geringsten um ihre Pflichten bekümmern. Hätten wir aber gemeinsame deutsche Konsuln, so könnten diese im Gefühl der Würde des Staatenbundes, den sie zu vertreten die Ehre hätten, mit ganz anderem Ansehen und Einfluß, also auch mit ganz anderer Wirksamkeit auftreten. Es würde die Kosten lohnen, an die wichtigsten Handelsplätze fähige Männer mit genügender Besoldung zu senden, damit sie kaufmännische Nebengeschäfte entbehren könnten. Sie könnten sich ihrem Berufe mit ungetheilter Kraft hingeben und müßten die Regierungen fortwährend von allen bedeutenden Veränderungen in den Industrie- und Handelsverhältnissen, von der ganzen innern und äußern Lage des Staates, bei dem sie accreditirt wären, unterrichten. Wie unendlich wohlthätig würde dies zum Theil auf unsere eigene Thätigkeit zurückwirken! Wie wenige deutsche Konsuln geben sich jetzt wohl mit solchen, nur einigermaßen umfassenden Berichten ab, und wie kann dies auch von ihnen verlangt werden, da sie größtentheils gar keine festen Besoldungen, sondern nur die Konsulatsgebühren von den ihren Wohnsitz besuchenden und ihre Hülfe in Anspruch nehmenden Schiffen erhalten, weßhalb manche Regierung bisweilen in der größten Verlegenheit ist, da und dort irgend ein, nur einigermaßen taugliches Individuum zu finden. Aber auch an Orten von minderer Wichtigkeit, wo das deutsche Konsulat dort ansäßigen Kaufleuten übertragen würde, hätten diese natürlich einen

viel größeren Gewinn durch die weit größere Zahl von Fahrzeugen, die ihnen Gebühren entrichten müssen, welche sich am gewöhnlichsten und auch unserer Ansicht nach zweckmäßigsten nach der Größe des Schiffes richten; sie würden also auch mit mehr Eifer nach Erlangung dieser Würde streben und sich deren Besitz durch Einreichung zweckmäßiger Berichte zu sichern suchen. Preußen hat allen seinen Gesandtschaften und Konsulaten anbefohlen, alle Unterthanen der übrigen deutschen Staaten an solchen Orten, wo sich keine eigenen Konsulate ihrer Regierungen befinden, unter ihren Schutz zu nehmen und auf gleichen Fuß wie die Preußen selbst zu behandeln. Diese Vertretung von Seiten Preußens hat den Unterthanen anderer kleiner deutscher Staaten in fremden Ländern oft schon sehr viel genützt, wie uns kürzlich noch ein Beispiel bekannt ist, daß ein mecklenburgischer Schiffer in Alexandrien, der ganz schuldlos unter einem nichtigen Vorwand von den ägyptischen Behörden ins Gefängniß geworfen worden war, nur durch die kräftige Verwendung des preußischen Konsuls befreit wurde.

Von den europäischen Ländern ist es vorzüglich Rußland und Frankreich, welche am meisten darauf halten, überall tüchtige Konsuln zu haben und an allen nur irgend bedeutenden Handelsplätzen eigene besoldete Beamte dieses Faches besitzen und sich die umfassendsten Berichte aller Art von ihnen einsenden lassen. So hält Frankreich z. B. in Rostock, wo das ganze Jahr nur 4 bis 6 französische Schiffe einlaufen, einen eigenen Beamten als Konsul mit einem Gehalte von 12,000 Franken und Rußland ebendaselbst einen Kollegienrath als Generalkonsul. Rußland soll 25 Generalkonsuln, 41 Konsuln, 46 Vicekonsuln und 8 Konsularagenten; Frankreich 23 Generalkonsuln, 78 Konsuln, 94 Vicekonsuln und 259 Agenten besitzen.

Um die vielfachen Verhältnisse einer großen Handelsflotte gehörig zu ordnen, dieselbe festen Bestimmungen zu unterwerfen und die häufig vorkommenden Differenzen und Streitigkeiten auf gesetzlichem Wege zu schlichten, bedarf es eigener Schifffahrtsgesetze. Leider herrscht auch hierin bei allen deutschen Staaten die größte Verschiedenheit, sowohl der gesetzlichen Bestimmungen als des Gebrauches (usance). Es wäre eine große Wohlthat für alle dabei Betheiligten, wenn bei der Vereinigung unter Einer

Meidingers, Mones, Gaupps ꝛc. verſchiedenen Unterſuchungen über die Abſtammung und älteſte Verzweigung der Deutſchen, wiſſen wir darüber im Grunde noch immer nichts Gewiſſes. Die Abzweigung germaniſcher und keltiſcher Nationalität iſt noch immer nicht gefunden, und was in Oſten und dem geheimnißvollen Urſprung noch näher liegt, iſt noch mehr in Dunkel gehüllt. Sogar die Forſchungen über Deutſchland „unter den Römern“ haben nur noch ſchwankende Reſultate gewährt. Mit welchem Aufwand von Gelehrſamkeit und Scharfſinn iſt z. B. über die Peutingerſche Tafel geſchrieben worden, und doch iſt jede Meinung bis jetzt immer wieder durch eine neue umgeſtoßen worden. Etwas klarer ſind, namentlich durch Cloſtermeiers und v. Ledeburs Forſchungen, die Reſultate in Betreff der Veſten und Caſtelle zwiſchen Niederrhein und Weſer. Indeß wird, was in Bezug auf die Durchforſchung der älteſten Geſchichte noch fehlt, reichlich erſetzt durch das immer klarer gewordene ſittliche Charakterbild unſerer Urahnen. Abgeſehen von der aſiatiſchen Herkunft und von der äußeren Stellung zu den Nachbarvölkern, die wir ſchwerlich jemals ganz ermitteln werden, iſt es doch gelungen, aus den Nachrichten der Alten, vorzüglich des Tacitus, verbunden mit den ſpätern einheimiſchen, beſonders aber nordiſchen Nachrichten, und mit einer genauen Prüfung alles in Sitten und Rechtsgebräuchen des Mittelalters noch aus der ältern Heidenzeit Herſtammenden ein ziemlich vollſtändiges und in ſich abgerundetes Gemälde des altdeutſchen Lebens zu gewinnen, und in dieſer Beziehung hat Jakob Grimm das ausgezeichnetſte Verdienſt durch ſeine Grammatik, Mythologie und Rechtsalterthümer. Das ſittliche Charakterbild des Volks ſcheint aber intereſſanter, als es jene Genealogien und Grenzbeſtimmungen, die wir noch vermiſſen, ſeyn würden, und ſomit können wir uns über die Anfänge unſerer Geſchichte beruhigen.

Die Leiſtungen der Romantiker, namentlich Grimms, haben auch das Gute gehabt, dem ältern Patriotismus, der nichts Höheres als ſeinen antikiſirten Herrmann kannte, die Geſchmackloſigkeit zu nehmen, und ihn gleichſam erſt aus dem Lateiniſchen ins Deutſche zurückzuüberſetzen. In Klopſtocks Oden iſt die Begeiſterung erfroren. Natürlich und heimiſch fühlt man ſich nicht bei den fremdartigen Namen und Klängen. Ein uraltes Lied, ein naiver Spruch, ein alter Gebrauch wirkt ganz anders auf unſere

Flagge auch ein gemeinsames Schifffahrtsgesetz gegeben würde, das in allen deutschen Häfen völlige Gültigkeit hätte. Dasselbe müßte außer den durch besondere Verträge bedungenen Vorzügen der fremden privilegirten Nationen und ihren Verhältnissen zu den einheimischen Schiffen, die Rechte der Befrachter und Rheder gegen einander, der Kapitäne zu ihrer Mannschaft und umgekehrt, der Befrachter und Assecuranzen, kurz alle bei der Schifffahrt vorkommende Fälle auf klare und unzweideutige Weise bestimmen und wo möglich von einer zusammengesetzten Commission von Juristen und erfahrenen Kaufleuten ausgearbeitet seyn. Da in fast allen Handelsorten außer den durch feste Gesetze gegebenen Bestimmungen auch der einmal eingeführte Gebrauch sehr viel gilt und zur Entscheidung mancher streitigen Fälle bedeutende praktische Handels- und Schifffahrtskenntnisse gehören, wie man sie billigerweise von bloßen Juristen nicht erwarten kann, so bestehen in den meisten Städten eigene Handelsgerichte, gewöhnlich zu gleichen Theilen aus Juristen und Kaufleuten zusammengesetzt, vor deren Forum alle aus dem Handel und dessen Verzweigungen entspringenden Streitigkeiten verhandelt werden. Das beste von einem Juristen geschriebene Buch in diesem Fache ist unstreitig „Thots allgemeines deutsches Handelsrecht," welches wir auch den Nichtjuristen empfehlen können.

Zum Schlusse erwähne ich noch einer Einrichtung, welche mit der deutschen Nationalflagge und den großen, vielseitigen Vortheilen derselben in genauem Zusammenhange steht, nämlich die einer allgemeinen Schifffahrts-Commission. Diese, aus Mitgliedern aller Vereinsstaaten bestehend, müßte ihre ganze Thätigkeit den Interessen der Schifffahrt zuwenden und mit aller Kraft darauf halten, sowohl daß die zum gemeinsamen Wohle gegebenen Verordnungen auch stets von den einzelnen Staaten befolgt und durchgeführt, als auch daß neue Quellen der belohnenden Thätigkeit entdeckt und zugänglich gemacht würden. Zu ihrem Geschäftskreise gehörten: die Abschließung von Handels- und Schifffahrts-Verträgen, die Absendung und Instruirung der Konsuln, die Empfangnahme und, soweit es die bisweilen eigenthümlichen Verhältnisse erlaubten, die Publikation ihrer Berichte, entweder ganz oder in zweckmäßigen Auszügen, die Verwendung der unter einem gemeinsamen Oberbefehlshaber und gemeinsamen

Reglement ſtehenden, im übrigen von den einzelnen Seeſtaaten geſtellten Kriegsſchiffe zu beſonderen Expeditionen, die höhere Aufſicht auf die dem gemeinſamen Wohle dienenden Seeanſtalten, als Leuchtthürme, Lootſen ꝛc. ꝛc., die Anfertigung zweckmäßiger Seekarten, vorerſt von den deutſchen Küſten, die Vertretung der geſammten Intereſſen den einzelnen Regierungen oder auch einzelnen Häfen oder Corporationen gegenüber, wenn ſie etwa gar zu ſelbſtſüchtige Anforderungen machten, kurz alle Gegenſtände der Art, von denen wir hier nur die hauptſächlichſten angedeutet. Es ergibt ſich hieraus leicht, wie umfangreich und wichtig, aber auch von welch großem allgemeinen Nutzen die Wirkſamkeit dieſer Behörde ſeyn würde, und daß dieſes Amt in jeder Hinſicht tüchtige, mit vielſeitigen Kenntniſſen und reger Kraft ausgerüſtete Männer erfordert.

Sollte aber vielleicht bezweifelt werden, daß jemals eine ſo zuſammengeſetzte Commiſſion zu Stande kommen könnte, ſo erlauben wir uns, auf die allgemeine Militär-Commiſſion des deutſchen Bundes in Frankfurt und auf die vor wenigen Jahren ſtattgefundene Inſpektion der verſchiedenen Bundeskontingente von fremden, gemeinſchaftlich erwählten Generalen zu verweiſen. Das Prinzip der Abſonderung und eiferſüchtigen Bewachung von wahren und eingebildeten Hoheitsrechten der einzelnen Staaten iſt endlich vorüber, das ſchönere, der Vereinigung und des Anſchluſſes glücklicher Weiſe an ſeine Stelle getreten, und Deutſchland, das ſchöne, herrliche Deutſchland, reich an innern wie äußern Vorzügen, wie kein zweites Land auf Erden, ſieht dadurch einer beglückenden Zukunft entgegen.

Den wichtigen Gegenſtand, über den ich hier einige Gedanken vorgelegt, auch nur einigermaßen vollſtändig zu behandeln, wäre ſehr ſchwer. Gerne beſcheide ich mich daher, hier nur einige Andeutungen und Materialien, wie es denn auch der Raum nicht anders geſtattet, gegeben zu haben. Es würde mich aber ſehr freuen, wenn meine Arbeit Anlaß dazu gäbe, daß der Gegenſtand mehr und von berufeneren Federn, als es bisher meiſt geſchehen iſt, bearbeitet würde. Vieles wird erſt die Erfahrung, dieſe große, aber theure Lehrmeiſterin, angeben, vieles wird der Zufall in der Ausführung ganz anders geſtalten, als die ſcharfſinnigſte Theorie es vorher zu beſtimmen vermag, aber

abhalten kann und darf dies nie, dennoch dieselbe anzuwenden und dem Geiste das ihm gebührende Recht einzuräumen.

Den Tag — und wir hoffen mit voller Ueberzeugung, daß er in nicht zu langer Zeit anbrechen wird — wo die letzte Zollschranke innerhalb des deutschen Vaterlandes fällt, wo unsere gemeinsame Nationalflagge frei und geachtet auf allen Meeren weht und endlich den Rang behauptet, der ihr schon lange gebührt hätte, den Tag preisen wir glücklich, und halten ihn für einen der bedeutungsvollsten in unserer Geschichte. Ein Land, das, an zwei Meeren gelegen, seine Schifffahrt nicht zu einer mit seinen innern Kräften im Verhältniß stehenden Höhe bringt, verdient diesen unendlichen, von der Natur verliehenen Vorzug gar nicht, und dies unserem Vaterlande nachsagen zu lassen, wäre unserer Zeit unwürdig.

J. v. W.

Das Institut der Armenväter

in der Stadt Zürich.

Durch eine Reihe hochwichtiger Erfindungen und Entdeckungen sind fast alle Zweige der Produktion seit sechzig bis siebenzig Jahren wesentlich umgestaltet worden. Während einer fünfundzwanzigjährigen Periode der Revolution und des Kriegs konnten die Folgen dieser Neuerungen, im Guten wie im Schlimmen, weniger sichtbar hervortreten. Als aber ein dauernder Friede begründet war, als nicht mehr der Krieg ein bedeutendes Kapital produktiver Menschenkraft in Anspruch nahm, als die Bevölkerung fast aller europäischen Staaten wachsend sich vergrößerte, da zeigten sich in immer weiteren Kreisen die Zustände und Mißstände, die sich an den Uebergang in eine neue Gesellschaft, worin fortan so vielfach veränderte Triebfedern wirken sollten, nothwendig anknüpfen mußten. Zu solchen Mißständen gehört vor Allem der zunehmende Pauperismus, wie er eines Theils durch die mit der Zunahme der Bevölkerung gestiegene Concurrenz unter der zahlreicher gewordenen Klasse besitzloser Arbeiter bedingt ist, sowie anderen Theils durch die Ersparniß von Menschenkräften, vermittelst des verbesserten Maschinenwesens, durch die hierdurch bedingten *größeren* industriellen Unternehmungen und — folgeweise — durch das wachsende Uebergewicht des *großen* Kapitals. Das Uebel, je fühlbarer es wurde, erzwang sich mehr und mehr Berücksichtigung. Man suchte sich den wahren Umfang desselben deutlicher zu machen, und wandte der Statistik des Armenwesens, in seinem Bestande und in seiner Entwicklung, größere Sorgfalt zu. Man suchte zugleich nach Mitteln der

Vorbeugung oder der Abhülfe, und es kam hiernach eine Menge vereinzelter Vorſchläge zum Vorſchein oder es entſtanden neue Theorien, welche Veraltetes und Bewährtes zugleich verwarfen, welche tabula rasa zu machen und die Geſellſchaft auf neuen Grundlagen aufzuführen verhießen. Alle dieſe Socialehren, die zum Theil ſo ſchnell verſchwanden, als ſie entſtanden waren, — der St. Simonismus und Owenismus, der Fourierismus, die materielle Gleichheitslehre eines Proudhon, der Communismus in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen, verdanken ihr Daſeyn dem Bedürfniſſe und dem Streben zur Verbeſſerung der Lage der unteren und zahlreicheren Klaſſen des Volks. Geht man näher ein auf den Inhalt dieſer Lehren, ſo wird man erkennen, daß in jeder derſelben, unter dem Einfluſſe eines beſonderen praktiſchen Intereſſes, irgend ein Moment hervorgehoben würde, das auch in der Zukunft des Völkerlebens eine praktiſche Bedeutung behaupten wird. Allein man wird zugleich anerkennen müſſen, daß jedes dieſer Syſteme irgend eine ſpezielle Einſeitigkeit auf eine Spitze getrieben hat und dadurch in ein Extrem ausgeſchlagen iſt, welches daſſelbe nicht blos vor der wiſſenſchaftlichen Prüfung zu nichte machte, ſondern auch vor dem geſunden Volksverſtande, der an einzelne augenfällige Verkehrtheiten ſich hielt, ohne gerade in die Prüfung des Zuſammenhangs der Doctrinen einzugehen und die tiefer liegenden Quellen ihrer Irrthümer aufzuſuchen. Auch läßt ſich bemerken, wie die neueren Socialſyſteme ſtets nur für kurze Zeit einige unbedingt ergebene und enthuſiaſtiſche Anhänger fanden; wie aber gar bald ſelbſt bei dieſen Anhängern der Zweifel an der Möglichkeit ihrer Verwirklichung ſich regte. Ohne das Syſtem, dem man einmal gehuldigt, geradezu zu verwerfen, verſchob man alſo die Ausführbarkeit meiſtens auf unbeſtimmte Zeit, indem man erſt noch eine Uebergangsſtufe und mancherlei proviſoriſche Beſtimmungen für nöthig erklärte, die den geträumten endlichen Zuſtand der Geſellſchaft einleiten und vorbereiten ſollten. Dies geſchah namentlich von Cabet, dem Haupte der ſogenannten ikariſchen Communiſten in Frankreich, unter deſſen Uebergangsbeſtimmungen man gar manche praktiſche Vorſchläge und Andeutungen finden wird, denen man gern zuſtimmt, ohne auf daſſelbe Ziel, das er in Ausſicht ſtellt, hinzuſteuern oder

auch nur die Erreichung desselben für wünschenswerth zu halten.

Es war indeß nicht blos die materielle Noth, sondern es waren auch moralische Triebfedern, welche in höherem Maße als je zuvor die Aufmerksamkeit aller denkenden und sittlich fühlenden Zeitgenossen auf die Stellung der unteren Volksklassen vorzugsweise hingelenkt haben. Die französische Revolution, die blutige Pforte, die in eine neue noch chaotisch gährende Welt geführt, war der geschichtliche Durchbruch der in ihrer ersten Offenbarung nur abstrakt erfaßten, darum nothwendig mißverstandenen und mißbrauchten Idee der Gleichheit, in ihrer Anwendung auf die staatsbürgerlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Während einer Seits von strebenden Geistern dieser Gedanke der Gleichheit, der nur in fortwährender Ausgleichung der schrofferen Ungleichheiten sich zu verwirklichen vermag, spekulativ und mit Beseitigung aller positiv religiösen Ueberlieferungen verfolgt wurde, bis ihn Einzelne auch vom Standpunkte der Philosophie aus zum Extreme und zur Verzerrung trieben; wandte sich eine größere Zahl der Geltendmachung des christlichen Gebots der Bruderliebe und damit dem Christenthume selbst zu, in seiner Anwendung auf die diesseitigen Verhältnisse, auf die gesellschaftlichen Beziehungen des Menschen zum Menschen. Es ist so beachtenswerth als erklärlich, daß die sogenannten atheistischen und irreligiösen Lehren, auch wenn sie das irdisch materielle Wohlseyn noch so verführerisch schilderten, doch nicht in der eigentlichen Volksmasse dauernd Wurzel fassen konnten, daß vielmehr weit die meisten Stimmen, die sich mit ihren Forderungen an die Gesellschaft unmittelbar aus dem Volke erhoben, eine Verbesserung der Lage der ärmeren Klassen hauptsächlich als christliches Recht und als christliche Pflicht in Anspruch nahmen. Ebenso ist nicht zu läugnen und vielmehr gebührend anzuerkennen, daß von Seite der sogenannten Frommen in den höheren Klassen gerade in neuester Zeit nicht wenig geschieht, um die Noth der Bedürftigen zu mildern und die wachsende Kluft zwischen Armen und Reichen, zwischen Geringen und Vornehmen einigermaßen auszufüllen. Aber allzu oft entzweit wird das Wort, was die That versöhnt. Statt im ächt christlichen Sinne die Sonne scheinen zu lassen über Gerechte und Ungerechte,

über Gläubige und Ungläubige, werden so häufig selbst die Werke der Barmherzigkeit als propagandische Mittel und als Handgeld mißbraucht, wogegen sich arme Seelen für dieses oder jenes spezielle Dogma selten werben und anwerben lassen. Immer ist es jedoch als ein Gewinn zu achten, daß auch von dieser Seite die Zustände der leidenden Klassen mehr als früher ins Auge gefaßt werden; daß man namentlich auf den Zusammenhang der Demoralisation und der zunehmenden Verbrechen verschiedener Art mit der Armuth und materiellen Noth aufmerksamer geworden ist, daß man das Gebet: „Führe uns nicht in Versuchung" fruchtbarer zu machen sucht, da man es nicht blos an den Himmel richtet, sondern auch zu dessen Erfüllung auf Erden das Seinige thut.

Kein philosophisches Theorem über allgemeines Menschenrecht, kein christliches Gefühl der Barmherzigkeit sagt übrigens ein Näheres über die Mittel, wie dauernd und gründlich der Noth abzuhelfen oder wie ihr vorzubeugen sey. Diese wichtigste Zeitfrage kann nur von der aus der Kenntniß des Völkerlebens und seiner Gesetze entsprungenen Wissenschaft beantwortet werden, wofür aber bis jetzt nur der Grund gelegt ist, mit welcher Zuversicht auch einzelne Socialisten als Oedipe des neuen Welträthsels sich angekündigt haben. Nur so viel ist jetzt schon gewiß, daß zur wirklichen Lösung dieses Räthsels, zur Herstellung eines bleibenden Friedens zwischen allen Klassen der Gesellschaft, sehr große Veränderungen in unserem Privatrechte und in der herkömmlichen Weise der Sorge des Staats für den Nationalwohlstand und seine Vertheilung erforderlich seyn dürften, Veränderungen, welche die Wissenschaft anzuzeigen und zu begründen, welche die Staatskunst nach Zeit und Umständen beharrlich zu verwirklichen hätte. Aber auch die Wissenschaft, welche Leben werden soll, muß sich vom Leben belehren lassen. Darum ist es wichtig, das Einzelne, was hie und da zum Vorschein gekommen und was sich praktisch bis zu einem gewissen Grade bewährt hat, in weiteren Kreisen zu weiterer Prüfung, sowie zu zeitgemäßer und ortgemäßer Anwendung bekannt zu machen. Zu solchen Einzelheiten gehört das Institut der Armenväter in Zürich, das zwar, wie es jetzt besteht, nur für die Stadt Zürich und nur für die städtischen Bürger gilt, das aber einer

ausgedehnteren Anwendung fähig ist. Um seine Bedeutung hervorzuheben, sind einige Worte über den Zusammenhang dieses Instituts mit dem Zürcherischen Armenwesen überhaupt erforderlich.

Im Kanton Zürich war früher die Sorge für die Armen, um die sich der Staat kaum bekümmerte, fast ausschließlich den Einzelnen, sowie der Kirche und den Kirchgemeinden überlassen. Namentlich lag diese Sorge den sogenannten Stillständen ob, den administrativen und vollziehenden Behörden in den Kirchgemeinden, die aus dem Pfarrer und andern Geistlichen der Gemeinde, sowie aus mehreren gewählten weltlichen Mitgliedern zusammengesetzt sind und erst durch Gesetz vom 10. August 1832 eine theilweise veränderte Organisation erhalten haben. Dieser Zustand blieb wesentlich ungeändert in der Periode der Revolution und der Restauration. Erst durch die politische Bewegung nach 1830 ward auch für Zürich der Anstoß zu eingreifenden Reformen gegeben, indem manches Vorurtheil gebrochen und der Mehrheit des Zürcherischen Volks der früher sehr gedämpfte Muth zu zeitgemäßen Neuerungen eingeflößt wurde. Bei solcher Stimmung des Volksgeistes wurden zeitweise auch solche Männer über sich selbst erhoben und zu thätiger Theilnahme am Gemeinwesen angespornt, die später wieder, einem starren Stillstande huldigend, ihre Gedanken in Ruhe setzten und als hartnäckige Parteimänner kein anderes Streben mehr zu kennen schienen, als sich in ihrer Stelle zu behaupten und somit auf jede Weise nicht mehr von der Stelle zu kommen. Jener fruchtbaren Erregung hatte nun, nachdem man erst mit den wichtigsten staatsrechtlichen Veränderungen zu Stande gekommen war, auch das Institut der Armenväter neben mancher andern Verbesserung im Zürcherischen Armenwesen seine Entstehung zu verdanken. Dieses Institut gehört also der neuesten Zeit an, obgleich der Name an jenes hie und da noch belobte patriarchalische Regiment zu erinnern scheint, wie dieses auch im Kanton Zürich, in der Herrschaft der Stadt über das Land, lange gang und gebe war.

Das gesammte Armenwesen des Kantons ward durch Gesetz vom 13. Februar und eine darauf basirte Instruktion vom December 1836 regulirt. Hiernach ruht die Pflicht zur Unterstützung hülfloser Armen auf den Kirchgemeinden, wo sie Heimathsrecht besitzen; nur in der Stadt Zürich auf der ganzen

politischen Gemeinde. Die Quellen der Unterstützung sind: Ertrag der Armengüter und die ihnen gesetzlich zufallenden Gebühren und Bußen; etwaige Staatsbeiträge; freiwillige, regelmäßige oder außerordentliche Kirchensteuern und eventuell Gemeinde-Armensteuern. Das Armenwesen des ganzen Kantons ist von einer Sektion des Raths des Innern, einer Abtheilung der Regierung überwacht. Diese Kantonalarmenpflege entwirft die nöthig erachteten Gesetze, verfügt über den Reinertrag des Kantonalarmenfonds und die Staatszuschüsse, erstattet Jahresberichte über den Zustand des Armenwesens und ertheilt den Armenpflegen der Bezirke und Gemeinden die nöthigen Anleitungen, Weisungen und Aufträge. In jedem der eilf Bezirke des Kantons ist die Bezirksarmenpflege dem Bezirksrathe übertragen, der das Gemeindearmenwesen beaufsichtigt, örtliche Untersuchungen anordnet, die Jahresberichte der Gemeindearmenpflegen empfängt und sie mit seinem Berichte begleitet. Endlich wird in den einzelnen Gemeinden die Armenpflege in der Regel, wo nicht abgesonderte Verwaltung besteht, vom Stillstande der Kirchgemeinde besorgt. Er verwaltet die Armengüter, entscheidet über die Unterstützungsbegehren, bestimmt das Maß und die Art der Unterstützung für die einzelnen Bedürftigen, beaufsichtigt diese, sowie die etwa vorhandenen besondern Armenanstalten und erstattet jährliche Berichte sowohl an die Kirchgemeinde als an die Bezirks-Armenpflege. Die den Kirchgemeinden obliegende Pflicht der Unterstützung gilt nur für solche Arme, welchen die körperlichen oder geistigen Kräfte fehlen, um sich selbst die Mittel zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Hiernach zerfallen die gesetzlich zu unterstützenden Armen in drei Klassen: Bedürftige Waisen bis zum 16. Jahre und sonstige hülflose Kinder; arme Kranke, die ärztlicher Besorgung bedürfen; Alte oder Gebrechliche, und dadurch zur Arbeit Untaugliche. Armuth aus Mangel an Arbeit, deren Abhülfe der Wohlthätigkeit der Privaten überlassen bleibt, giebt dagegen keinen gesetzlichen Anspruch auf Unterstützung. Wollen jedoch die Armenbehörden etwas für Solche thun, so darf Unterstützung nur für kurze Zeit bewilligt werden, oder — wenn dies für längere Zeit geschieht — nur in Darreichung von Arbeit und Arbeitslohn bestehen. Doch sollen die Armenpfleger solchen

fleißigen Armen mit Rath und geeigneter Verwendung an die Hand gehen; auch soll bei außerordentlicher Stockung der Gewerbe oder bei Theurung darauf Bedacht genommen werden, dem hierdurch herbeigeführten Mangel durch außerordentliche Mittel zu steuern. Nach diesen gesetzlichen Bestimmungen haben die größeren Ortschaften, namentlich am See, besondere Armenversorgungshäuser und halten an dem Grundsatze fest, daß, wer die Aufnahme in diese Gemeindeanstalten verschmähe, auch keiner öffentlichen Unterstützung bedürfe. Endlich giebt es einzelne Bezirke, die gemeinschaftliche Waisenhäuser besitzen. Aus den gesetzlichen Bestimmungen und den ihnen entsprechenden Einrichtungen ist also ersichtlich, daß auch der republikanische Kanton Zürich noch weit davon entfernt ist, das in neuerer Zeit so vielfach besprochene und in Anspruch genommene Recht auf Arbeit für alte Staatsgenossen anzuerkennen und für die Mittel seiner Verwirklichung zu sorgen. Und allerdings kann von der Anerkennung und Geltendmachung eines solchen Rechts unter den jetzigen staatlichen Verhältnissen nicht die Rede seyn. Die nächsten Bedingungen seiner Verwirklichung, deren Erfüllung aber, wie es scheint, noch in weiter Ferne liegt, wären wohl ein neuer Modus der Besteuerung, wodurch sich der Staat weit größere ökonomische Mittel, als ihm noch zur Zeit zu Gebot stehen, verschaffen müßte; sowie eine fortdauernde Repräsentation und dadurch vermittelte lebendige Statistik aller Zweige der Produktion, wodurch der Staat in allen seinen Theilen befähigt würde, mit stetem Bewußtseyn von der wahren Lage der Dinge das Zweckmäßige anzuordnen, was aber natürlich unter dem vorherrschenden System des Gehenlassens nicht möglich ist.

Die für den ganzen Canton Zürich erlassene Instruktion über die Armenpflege hebt besonders hervor, daß die Versorgung derjenigen Armen, deren Verpflegung nicht den eigenen Angehörigen mit vollem Vertrauen überlassen werden könne, bei andern anerkannt rechtlichen und tauglichen Personen stattfinden soll, und daß die Verträge darüber in der Regel nur auf ein Jahr abzuschließen sind. Nie darf aber diese Versorgung durch Absteigerung oder dadurch geschehen, daß die Bedürftigen zur Ernährung von Haus zu Haus geschickt werden. Arbeitsfähige

Einbildungskraft und auf unſer Gemüth. Dies haben unſere Romantiker wohl verſtanden, und ſie haben der Kindheit unſeres Volks erſt das Kindliche gegeben, das Naive, Innige, Natürliche, das wir bei der antiken Auffaſſung vermißten.

Durch dieſelbe iſt auch dem deutſchen Mittelalter eine gerechtere Würdigung geworden. In der ſkeptiſchen Periode adoptirte die Geſchichtsſchreibung den Geſchmack, den man als den antigothiſchen auch in Poeſie und Kunſt geltend machte, und den man für den claſſiſchen hielt, obgleich er nichts weniger als claſſiſch, ſondern der Geſchmack der Jeſuitencollegien und franzöſiſchen Luſtſchlöſſer war. Man kann dieſen Geſchmack auch den des Perrückenzeitalters nennen, denn ſeine Herrſchaft dauerte genau ſo lange als die der Perrücken und Friſuren. In dieſer Zeit nun wurde das ganze Mittelalter verabſcheut, beſpöttelt und zum Theil achſelzuckend bemitleidet, als ein Zeitalter der Barbarei, des Aberglaubens, des roheſten Geſchmacks. Für das Erhabene, Schöne und Naive der gottesfürchtigen und ritterlichen Zeit hatte man keinen Sinn mehr. Es kam ſo weit, daß man in Reiſebeſchreibungen von ſolchen Leuten, die ſich auf ihren Geſchmack ungemein viel zu Gute thaten, und denen die ganze Mitwelt applaudirte, hören mußte, zu Straßburg befinde ſich das alte gothiſche Münſter, ein zwar an Maſſe großes, doch kleinlich componirtes, ſchwülſtig geſchnörkeltes und barbariſches Gebäude, das man der Curioſität wegen wohl mit anſehen könne; das erhabenſte Kunſtwerk Straßburgs dagegen ſey das weltberühmte Denkmal des Marſchalls von Sachſen, im beſten Geſchmack, d. h. in damaligem franzöſiſchen, das halbnackte und wohlfriſirte Statuen in theatraliſcher Stellung mit allerlei Attributen umgaben. Zu dieſen Attributen gehörten die Fahnen, die der Marſchall, ſelbſt ein Deutſcher, im franzöſiſchen Solde ſeinen deutſchen Landsleuten abgewonnen.

Ueberhaupt iſt es merkwürdig und wäre ſchon längſt einer größeren Beachtung werth geweſen, daß die Verachtung des Mittelalters von Frankreich ausging und nur für Frankreich vortheilhaft war, und daß wir Deutſche, indem wir ſie adoptirten, einen großen politiſchen Fehler begingen. Frankreich war im Mittelalter nichts, Deutſchland Alles. Durch eine kluge Benutzung der Umſtände, welche die Desorganiſation des Mittelalters begleiteten, kehrte ſich das Verhältniß um. In Deutſchland wurde Einheit, Macht,

Eltern, die ihre Kinder nicht ernähren können, erhalten für sich selbst keine Unterstützung. Solchen Armen, die schlechten Gebrauch von der Unterstützung machen, wird diese einstweilen vermindert oder gänzlich entzogen. Die Armenbehörden sind besonders angewiesen, sich mit den Privat-Unterstützungsvereinen in Verbindung zu setzen; und ihre Aufmerksamkeit auf solche Institute und Unternehmen zu richten, deren Zweck es ist, die Quellen der Armuth zu verstopfen, wie auf Sparkassen, Krankenkassen in Fabriken, Alters-, Wittwen-, Waisenkassen, Kleinkinderschulen u. s. w.

Die spezielle Aufsicht über die von Seite der Pfleger der Armen übernommenen Verpflichtungen, so wie über das Verhalten der Unterstützten selbst, kann von den Armenpflegen auch Personen außer ihrer Mitte übertragen werden, wie Vormündern, Taufpathen, tüchtigen Hausfrauen und Müttern. Namentlich sollen zur Fürsorge und Beaufsichtigung der Pflege armer verwaister, oder sonst hülfloser Kinder besondere Waisenväter oder Waisenmütter bestellt, sowie zur Aufsicht über die Pflege älterer weiblicher Individuen vorzugsweise tüchtige Frauen gewählt werden.

Diese letzteren Bestimmungen enthalten zugleich den Keim des in der Armenpflege der Stadt Zürich zur Entwicklung gekommenen Instituts der Armenväter. Bis zum Jahr 1835 war das Armenwesen die Sache der einzelnen (vier) Kirchgemeinden der Stadt und ihrer Stillstände; durch Statut vom 14. Juli aber wurde ein allgemeines Armengut der Stadtbürgerschaft von Zürich gebildet und für dessen spezielle Administration ein eigener Quästor ernannt. Die gemeinschaftliche Leitung des städtischen Armenwesens ward einer aus 17 Mitgliedern gebildeten und periodisch zu erneuernden Armenpflege, unter dem Präsidium des jeweiligen Stadtpräsidenten, übertragen; so daß die für besondere Zwecke gegründeten milden Stiftungen, namentlich die Waisenanstalt und die Pfrundanstalt für unvermögende ältere Stadtbürger, ihren ursprünglichen Zwecken nicht entzogen wurden, aber nunmehr als Glieder eines allgemein städtischen Armen- und Unterstützungswesens fortbestehen. Die Armenpflege besteht aus vier geistlichen und vier weltlichen Mitgliedern der Stillstände, aus drei Mitgliedern des engeren Stadtraths und

ſechs vom größeren Stadtrathe aus der Bürgerſchaft Gewählten. Die Organiſation und der Geſchäftskreis der mehreren Armenbehörden wurde ſodann durch die ſtädtiſche Armenordnung vom Februar 1836 näher beſtimmt. Hiernach ſorgt die Armenpflege für die der Unterſtützung Bedürftigen theils durch ihre eigenen Sektionen, theils durch die vier Stillſtände der ſtädtiſchen Kirchgemeinden, deren jeder alljährlich eine beſondere Armenkommiſſion ernennt, welcher die nähere Vorbereitung der in Armenſachen zu treffenden Verfügungen obliegt; theils durch die Armenväter; und endlich durch den Armenarzt und deſſen Gehülfen. Die Armenpflege theilt ſich in vier Sektionen für Leitung und Ueberwachung der ökonomiſchen Verwaltung; für Zuweiſung von Arbeit an arbeitsfähige Armen; für die Beſorgung der zur Unterſtützung derſelben beſtimmten Naturalien, wobei jedoch ausnahmsweiſe der Ankauf von Mobilien und Werkzeug den Armenvätern überlaſſen werden kann, die indeß das Geld dafür nie dem Armen ſelbſt anvertrauen dürfen; und endlich für die Information über die einlaufenden Unterſtützungsbegehren. Laufen dieſe Begehren von außerhalb der Stadt wohnenden Bürgern ein, ſo wendet ſich die Informationsſektion für Erhaltung der nöthigen Auskunft an den betreffenden Ortsvorſtand und legt ſodann das Geſuch mit ihrem Gutachten der Armenpflege vor. In der Regel gelangen jedoch die Unterſtützungsbegehren durch Vermittlung der Stillſtände an die Armenpflege nach vorgängiger Prüfung dieſer Begehren durch die Armenkommiſſionen. Alle Mitglieder dieſer Kommiſſionen ſind verpflichtet, die Stelle und Geſchäfte von Armenvätern zu übernehmen. Hat ſich nun Jemand um Unterſtützung gemeldet, ſo bezeichnet der Präſident der Armenkommiſſion dem Armen vorläufig einen Armenvater, an den er ſich für das Weitere zu wenden hat. Dieſer zieht nähere Erkundigung über die perſönlichen und ökonomiſchen Verhältniſſe des Petenten ein, nach Inhalt gedruckter Abhörbogen, auf welchen die Antworten des Petenten bemerkt und nach geſchehener Vorleſung von dieſem unterzeichnet werden. Auf demſelben Abhörbogen beantwortet der proviſoriſche Armenvater die Fragen: ob die Angaben des Hülfe Suchenden an Ort und Stelle richtig befunden worden? wie es mit der körperlichen Beſchaffenheit, mit der Arbeitsluſt

und der seitherigen Aufführung des Bittstellers stehe? In Krankheitsfällen muß auch das Urtheil des Armenarztes dem Abhörbogen beigefügt werden; und handelt es sich um Unterstützungsbegehren für unmündige Kinder, so ist noch besonders zu prüfen, ob und wie weit die Eltern etwa geeignet sind, das Kind bei sich zu erziehen. Auf dies Alles gründet nun der so informirte Armenvater seinen gutächtlichen Antrag und händigt den Abhörbogen der Armenkommission des Stillstands ein. Diese reiht den als hülfsbedürftig Erkannten in eine der folgenden vier Klassen ein:

1) Arbeitsunfähige aus Mangel an Geistes- oder Körperkraft;
2) Theilweise arbeitsunfähig;
3) Arbeitsfähig und arbeitswillig;
4) Arbeitsfähig, jedoch ohne andauernden Willen zur Arbeit.

Die definitive Entscheidung über die Unterstützung und das Maß derselben erfolgt von der jeden Monat zu ordentlicher Sitzung sich versammelnden Armenpflege. Ist endlich der Petent als hülfsbedürftig erkannt, so gibt ihm die Armenkommission definitiv einen Armenvater, entweder aus ihrer eigenen Mitte, oder in der Person irgend eines andern achtbaren Bürgers, und immer wenigstens auf die Dauer eines Jahres. Bei den Ernennungen außerhalb ihrer Mitte nimmt die Kommission zunächst auf Diejenigen Rücksicht, die sich freiwillig zur Stelle eines Armenvaters gemeldet. Die Unterstützung selbst wird den Armen durch Vermittlung der betreffenden Pfarrämter verabreicht. In dringenden Fällen kann jedoch auch die Armenkommission des Stillstandes, oder der Armenvater bis zum Betrage von 2 oder respect. ½ Louisdor Unterstützung verfügen.*

Alle Armenväter sind von Amtswegen vollberechtigte Beisitzer der Armenkommission ihrer betreffenden Stillstände, selbst wenn sie nicht Mitglieder des Stillstands wären. Auch versammelt die Armenpflege jährlich einmal alle dem städtischen Armenwesen

* Für auswärts wohnende Arme, die zur Bürgerschaft der Stadt Zürich gehören, sucht die Informationssektion an Ort und Stelle Armenväter zu gewinnen. So finden sich im Verzeichnisse für 1843 die Namen von Armenvätern aus allen Theilen des Kantons und der Schweiz, oder selbst aus Orten des Auslands.

vorgesetzten Personen, mit Einschluß der Armenväter, zu gegenseitigem Austausche von Ansichten, Wünschen und Vorschlägen, ohne daß jedoch in dieser Versammlung irgend welche Beschlüsse gefaßt werden. Endlich haben seit 1841 die Armenväter unter sich einen als sehr nützlich anerkannten Armenvaterverein gestiftet, der sich regelmäßig nach jeder Sitzung der Armenpflege versammelt und worin die von dieser behandelten Gegenstände besprochen werden. Zugleich erhalten dadurch die Versammelten Gelegenheit, sich gegenseitig Rath und Anleitung zu ertheilen.

Der Armenvater wird nicht für einen bestimmten Bezirk, sondern immer für *bestimmte Personen* gegeben, und keinem sollen mehr als höchstens zwölf Arme zur Besorgung übertragen werden. In den Jahren 1838 bis Ende 1843 wurde jährlich zur Unterstützung städtischer Armen eine Summe von 9596 bis zu 12,552 Gulden Züricher Währung verausgabt (10 Gulden Z. W. = 1 Louisdor). Die Hauptausgaben fanden für Tischgelder statt, für Quartal- und Monatsgelder, für Hauszinsen und Kleider. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Kosten ward durch den Ertrag einer hauptsächlich für weibliche Armen bestimmten Arbeitsanstalt gedeckt, welche Hemden, Strümpfe, Garn, Wolle u. dgl. zum Verkaufe lieferte. Die Zahl der Unterstützten in denselben Jahren belief sich auf jährlich 262 bis 291, oder auf etwa $^1/_{28}$ der in der Stadt Eingebürgerten. Hiervon waren 89 bis 122 ehelich geborne Minderjährige; die Zahl der öffentlich unterstützten unehelichen Kinder war 18 bis 20. Im Jahr 1843, wo die Zahl der Unterstützten 268 betrug, belief sich die der Armenväter auf 91, wovon 49 zugleich Mitglieder der Armenkommissionen waren.

Es ist der Armenvater, welcher *zunächst* und *unmittelbar* mit dem oder den ihm überwiesenen Armen persönlich zu verkehren, ihre Individualität und Lebensweise zu beobachten und sie vor den Armenbehörden zu vertreten hat. Er hat namentlich das Verhältniß des Armen zu *den* Personen zu überwachen, welche vertragsmäßig die Ernährung, Unterweisung oder Erziehung desselben übernommen haben. Er hat die nöthigen Schritte zu thun, um seinem Pfleglinge die geeignete Unterkunft zu verschaffen, und ihm überhaupt in jeder Weise mit Rath und That an die Hand zu gehen. Auch in außerordentlichen Fällen ist

ſtets der Armenvater das vermittelnde Organ. Sind z. B. für einen armen Kranken beſondere Maßnahmen und Ausgaben erforderlich, wie etwa Anſchaffung von Krankengeräthe, Gebrauch von Bädern u. dgl. ſo ſtellt der Armenarzt ſein ſchriftliches Begehren an den Armenvater. Ebenſo ſetzt er Dieſen in Kenntniß, wenn beſondere nachtheilige Verhältniſſe, wie ungeſunde Wohnung, Nahrung oder Berufsarbeit, die Krankheit verlängern, oder wenn ſich der Kranke gegen die armenärztlichen Vorſchriften beharrlich ungehorſam zeigt. Auf der andern Seite hat aber auch der Armenvater die ſtädtiſchen Rechte möglichſt zu wahren. Wenn z. B. ein ſeither Unterſtützter in eine vortheilhaftere ökonomiſche Lage kommt, hat er davon Anzeige zu machen, weil dann nach Umſtänden nicht blos die Unterſtützung aufhört, ſondern auch der Arme, welcher ſpäter zureichendes Vermögen erwirbt, zur Wiedererſtattung verpflichtet iſt. Auch bei Todesfällen iſt der Armenvater befugt, ein amtliches Inventar über den Nachlaß des Unterſtützten zu verlangen und der Armenkommiſſion einzuhändigen.

Es braucht kaum beſonders hervorgehoben zu werden, daß der Beruf des Armenvaters nicht ſelten höchſt beſchwerlich iſt, daß mitunter die umſichtigſten und redlichſten Bemühungen mit Undank vergolten werden, und daß es um ſo mehr rühmend anerkannt werden muß, wenn ſich gleichwohl bis jetzt eine genügende Anzahl achtbarer Bürger zur Uebernahme dieſer Laſt gern bereit gezeigt hat. Auf der andern Seite bleibt es für das Gedeihen einer auch moraliſch wirkſamen Armenpflege durchaus erforderlich, daß ein ſolches innigeres perſönliches Verhältniß zwiſchen den einzelnen Armen und ihren Beſchützern, alſo auch mittelbar zwiſchen den bedürftigen und den wohlhabenderen Klaſſen der Bevölkerung gegründet werde. Auch iſt man in der Stadt Zürich durchweg einverſtanden über den heilſamen Einfluß des Inſtituts der Armenväter. Nur das Eine hört man von mehreren Seiten her beklagen, daß für arbeitsfähige aber arbeitsſcheue Männer kein Arbeitshaus beſtehe, worin ſie zu Aufenthalt und Thätigkeit gezwungen werden könnten. Allerdings können die Armenbehörden, nach den Anträgen der Armenväter, einen indirekten Zwang zur Thätigkeit durch theilweiſe oder gänzliche Entziehung der Unterſtützung eintreten laſſen. Auch ſteht wohl

nichts im Wege, daß die Armenbehörden den der Unterstützung Unwürdigen ihren Mitbürgern als solchen bezeichnen können, damit dieser um so eher zur Arbeitsamkeit veranlaßt werde. Allein dies Alles reicht erfahrungsmäßig bei Solchen nicht aus, die sich allzu lange an ein müßiges und lüderliches Bettler- und Vagabundenleben gewöhnt haben. Nur müßte — unseres Erachtens — eine Arbeitsanstalt niemals bloße Zwangsanstalt seyn. Es müßte vielmehr zugleich dafür gesorgt werden, daß ein Theil ihrer Bewohner aus freiwilligen Arbeitern bestünde; es müßte den thätigeren und einsichtigeren Arbeitern eine gewisse Theilnahme an der Aufrechthaltung der innern Disciplin eingeräumt und ihnen die Möglichkeit gegeben werden, im eigenen Interesse zugleich für das Interesse und die Ehre ihrer Anstalt wirksam zu seyn. Allein darin wird überhaupt noch Vieles verfehlt, daß man so oft nur mit äußerlichem Zwang auszureichen glaubt, ohne zugleich intellektuelle und sittliche Triebfedern in Bewegung zu setzen; ein Vorwurf der freilich nicht blos unsere Zwangs-Arbeitshäuser trifft, sondern mehr oder minder den herkömmlichen Mechanismus der Verwaltung überhaupt, so wie den ganzen Charakter der noch vielfach vorherrschenden Politik.

W. S.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin hat zu correſpondirenden Mitgliedern der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe erwählt: Herrn Göttling in Jena, Herrn Leemans in Leiden, Herrn Lepſius, gegenwärtig in Afrika, Herrn della Marmora in Genua.

Univerſitäten.

Bonn. Der bisherige Advokat-Anwalt, Juſtizrath Bauerband in Köln iſt zum ordentlichen Profeſſor in der juriſtiſchen Facultät der Univerſität ernannt worden.

Erlangen. Profeſſor Ganſtatt hat die durch Henke's Tod erledigte Profeſſur erhalten; an die Stelle des verſtorbenen Feuerbach wird nächſtens Profeſſor Laspeyres aus Halle treten; Profeſſor Briegleb hat einen vortheilhaften Ruf nach Gießen abgelehnt; die Univerſitätsbibliothek einen eigenen Bibliothekar erhalten.

Freiburg. Die auf den Hofrath Profeſſor Stabel gefallene Wahl zum Prorector der Univerſität für das Studienjahr 1844—45 hat die landesherrliche Beſtätigung erhalten.

Profeſſor Buß iſt zum Hofrath und Pfarrer J. Haiz zum Director des Colleg. Theol. ernannt worden.

Gießen. Der geheime Medicinalrath Profeſſor Dr. Wilbrand iſt, mit Belaſſung der von ihm gleichfalls bekleideten Profeſſur der Naturgeſchichte, insbeſondere der Botanik und Zoologie, von der Profeſſur der Anatomie und der Direction der anatomiſchen Sammlungen an der Univerſität entbunden, und ihm, wie dem geheimen Medicinalrath Dr. Valſer das Commandeurkreuz des großherzoglich heſſiſchen Ludwigs-Ordens verliehen worden.

Dem Profeſſor Dr. Th. Biſchoff wurde die Profeſſur der Anatomie und die Direction des anatomiſchen Inſtituts übertragen.

Der außerordentliche Profeſſor, Licentiat der Theol. und Dr. phil. Lutterbach iſt zum ordentlichen Profeſſor bei der katholiſch-theologiſchen, der außerordentliche Profeſſor, Lic. der Theol. und Dr. phil. Heſſe zum ordentlichen Profeſſor bei der evangeliſch-theologiſchen Facultät; der Repetent, Dr. med. Vetter zum außerordentlichen Profeſſor bei der mediciniſchen Facultät ernannt, und dem Dr. Otto der Charakter als außerordentlicher Profeſſor verliehen worden.

Göttingen. An Herbart's Stelle iſt Profeſſor Hermann Lotze aus Leipzig zum Profeſſor der Philoſophie berufen worden, Dr. Lot hat ſich als Privatdocent bei der philoſophiſchen Facultät habilitirt, und der bisherige außerordentliche Profeſſor, Dr. Roſcher, im Gebiet der Staatswiſſenſchaften mit Auszeichnung bereits bekannt, iſt zum ordentlichen Profeſſor befördert worden.

Greifswald. Der bisherige außerordentliche Profeſſor in der theologiſchen Facultät, Dr. Matthies, iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen, und der Paſtor Semiſch zu Trebnitz zum ordentlichen Profeſſor in der theologiſchen Facultät ernannt worden.

Halle. Der bisherige Profeſſor an der Univerſität Dorpat Dr. A. Volkmann hat eine ordentliche Profeſſur in der mediciniſchen Facultät erhalten.

Heidelberg. Dr. Poſſelt hat einen Ruf nach Dorpat ausgeſchlagen und iſt von der großherzoglichen Regierung zum außerordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät ernannt worden.

Jena. Der Profeſſor Dr. W. Francke iſt, ſeinem Anſuchen gemäß, aller ſeiner Stellen in Ehren entlaſſen, und der außerordentliche Profeſſor der Rechte Dr. K. A. Schmidt zum außerordentlichen Beiſitzer der Juriſten-Facultät ernannt worden.

Der Dr. der Medicin und Chirurgie W. Braban in Itzehoe wurde als außerordentlicher Profeſſor in die mediciniſche Facultät berufen, ſo wie Profeſſor Möbius in Leipzig die Einladung erhielt, als ordentlicher Profeſſor der Phyſik an die Stelle des verſtorbenen geheimen Hofraths Fries zu treten.

Marburg. Der Arzt des Blinden-Inſtituts und der Kinderheil-Anſtalt in Dresden, Dr. med. Zeis, iſt zum ordentlichen Profeſſor der Chirurgie und Director der chirurgiſchen Klinik an der Univerſität, und der Profeſſor Dr. H. F. Endemann zum Mitglied der Univerſitäts-Adminiſtrations- und Rechnungs-Commiſſion, der Profeſſor Dr. J. Fr. Chr. Hoffel zum ſtändigen Referenten bei der Inſpection der Veneficien ernannt worden.

München. Der außerordentliche Profeſſor der hebräiſchen Sprache und atteſtamentlichen Exegeſe, Dr. Daniel Haneberg, iſt zum ordentlichen Profeſſor, der Profeſſor Dr. Herb zum Oberkirchen- und Studienrath ernannt worden.

Tübingen. Das Rectorat an der Univerſität wurde für das Studienjahr 1844—45 dem Profeſſor Reyſcher übertragen.

Würzburg. Der außerordentliche Profeſſor, Prieſter Dr. A. Deppiſch, iſt zum ordentlichen Profeſſor der Dogmatik, der Prieſter Dr. S. Reißmann zum außerordentlichen Profeſſor für neuteſtamentliche Exegeſe, der Privatdocent Dr. A. Schenk zum außerordentlichen Profeſſor der Botanik an der Univerſität ernannt worden.

Literatur.

Die Literatur iſt der Spiegel der Zeit, das iſt ſchon längſt erkannt und vielfach geſagt worden, doch nicht immer will die Zeit die Treue dieſes Spiegels anerkennen, und wirft ihm Unklarheit, Verworrenheit, ja oft ſogar gänzliche Unwahrheit der Bilder vor, die er wiederſpiegelt. Das geſchieht beſonders in Perioden, wo ſich zwei Lebenselemente oder mehrere mit einander im Kampfe befinden und es noch unentſchieden iſt, welches den Sieg behalten wird. In einer ſolchen Periode befindet ſich jetzt Deutſchland. Die Elemente des Lebens treten immer entſchiedener einander gegenüber, und ſo kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die verſchiedenen Erzeugniſſe der Literatur verſchieden beurtheilt werden, und oft daſſelbe Product, welches von der einen Partei entſchieden gerühmt, von der andern entſchieden getadelt wird. Unſere öffentlichen Zuſtände ſind in dieſer Hinſicht, nämlich im literariſch-kritiſchen den engliſchen ziemlich gleich, wie ſehr ſie auch im andern Bezuge von dieſen noch entfernt ſeyn mögen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieß nur von rein geſchichtlichen Werken gelten kann. Geſchichte und Politik läßt ſich nicht gut trennen. Wie ſehr man auch jeden Seitenblick auf die Politik vermeiden, wie ſtreng man auch ſich nur an das geſchichtlich Gegebene feſthalten mag, eine Zeit, die mit einer politiſchen Wiedergeburt ringt, fühlt den leiſeſten Anklang, die geringſte Anſpielung auf die Gegenwart heraus, die in den Begebenheiten und Thaten der Vergangenheit liegt. Uebrigens möchte es auch wenige Geſchichtſchreiber von Bedeutung geben, und von ſolchen kann überhaupt nur die Rede ſeyn, der völlig partheilos die Geſchichte ſelbſt der fernſten Vergangenheit ſchreiben könnte. Wir halten dieß bei einem gediegenen Geſchichtswerke für geradezu unmöglich.

Unſere Zeit iſt eine ſehr fleißige Geſchichtsforſcherin. Die beſſern Kräfte der Literatur verlaſſen immer mehr und mehr die heitern friedlichen Hallen der Poeſie, in welcher nach keiner Partei gefragt, wo Jeder willkommen geheißen wird, der ſchöpferiſch den Geiſt in lebenswarme Formen bannen kann, mag er Ariſtokrat oder Liberaler ſeyn, mag er das Leben der Salons oder die Sitten des Volkes ſchildern. Es treten immer weniger ausgezeichnete Dichter auf, und die vorhandenen ſind ſo ſparſam mit ihren Gaben, ihr Streben iſt ein ſo ſchwankendes, daß man bei jeder neuen Schöpfung eine neue Analyſe ihres dichteriſchen Charakters beginnen möchte. Es iſt kein einiger allwaltender Gedanke, der alle ihre Dichtungen durchdringt, und gleich der wachſenden Pflanze immer ſchönere vollendetere Formen erzeugt, es iſt die Laune, der unſere Dichter huldigten, die ſie heute hier,

meraen dorthin treibt, ohne Ziel, aber auch ohne Raſt, wir möchten faſt ſagen, es iſt kein Scherſungsdrang, ſondern nur die ſpielende Laune des Kindes, das an bunte Kartenhäuſer ſeine Zeit und Mühe verſchwendet und das Gebaute zu noch höherer Luſt zerſtört. Es ſind Studien, Farbenſkizzen, die noch lange keine wahren Kunſtwerke werden, zu deren Vollendung es unſerer Zeit an Geduld und Ruhe zu fehlen ſcheint.

Das Studium der Geſchichte paßt beſſer zu dem herrſchenden, ſtrebenden, kämpfenden Geiſt unſerer Zeit, denn es giebt ihr zugleich die Mittel in die Hände, den Kampf fortzuſetzen und ſich ſelbſt zu immer neuen Anſtrengungen zu ermuntern. Doch, und hiermit kommen wir auf unſern Ausgangspunkt zurück, nicht Alles, was das Geſchichtsſtudium zu Tage gefördert, wird von der Zeit als ihr Kind anerkannt. Manches verweiſt ſie als antiquirt in die Rumpelkammer der Vergangenheit zurück, wie doch es auch von andern Seiten angefochten wird, wie anmuthig und edel auch die Form iſt, in der es ſich zeigt. Es dünkt uns, wir Deutſche können uns noch nicht daran gewöhnen, ein Geſchichtswerk bloß der eleganten Form wegen zu rühmen, wie es unſere Nachbarn die Franzoſen machen.

Dahlmann's „Geſchichte der engliſchen Revolution" iſt die Frucht ſeiner Vorleſungen in Bonn; er hat es ohne die Beifaß von gelehrten Anmerkungen, Citaten und Excurſen gegeben, die gewöhnlich ein gelehrtes Geſchichtswerk begleiten; es iſt lebendig, anziehend, geiſtreich geſchrieben, und doch wird es von vielen Seiten als nicht vorhanden betrachtet, weil der leitende Gedanke des Verfaſſers ein anderer iſt, als ein großer Theil der Gegenwart anerkennen will.

Die Revolutionen der Vergangenheit beſchäftigen überhaupt einen großen Theil unſerer Geſchichtſchreiber. Es iſt leicht einzuſehen, warum? Träumet doch unſere Zeit auch noch immer von Revolutionen, theils ſie fürchtend und abwehrend, theils als ein faſt unvermeidliches Ziel unſerer Gegenwart betrachtend. Dahlmann knüpft an die Geſchichte der engliſchen Revolution gouvernementale Betrachtungen, und ſucht auf die Nothwendigkeit des beſtehenden Zuſtandes hinzuweiſen. Andere kehren immer und immer wieder zur erſten franzöſiſchen Revolution zurück und namentlich iſt es der Held derſelben, Napoleon, welche ihre Blicke feſtbannt und ſie reizt, ihn wieder und wieder darzuſtellen und ſeine Zeit theils dem Volke, theils als gelehrte Forſchung wiederzugeben. Auf die letzte Weiſe hat es Wachsmuth verſucht. Es iſt eigentlich ein Anekdotenkrämer und weiß immer viel Geſchichten zu erzählen. So hat er auch Frankreichs Revolution und Napoleon zu einem Anekdotenbuch gemacht, das aber freilich nicht ſehr angenehm und intereſſant iſt, weil er in dem Eifer, ganz vollſtändig zu ſeyn, das Nächſte und Fernſte bunt durch einander miſcht.

Auch F. v. Raab und Conrad Ott haben Napoleon's Leben geſchildert. Der Erſtere giebt eine einfache für größere Leſerkreiſe berechnete Lebensgeſchichte des großen Kaiſers, der Letztere ſchildert ſeine letzten Kämpfe und die Ereigniſſe, welche nach ſeinem Falle eintraten.

Zur Zeitgeſchichte gehören noch ferner die biographiſchen Schilderungen, welche Varnhagen von Enſe von den berühmten Generalen giebt, deren Standbilder den Wilhelmsplatz in Berlin ſchmücken. Varnhagen von Enſe iſt der geſchickteſte Porträtmaler, ſeine glatte, feine Manier, die jede Rauhheit und Schroffheit vermeidet als etwas Unſchönes, deutet oft nur an, wo Andere mit kühner Färbung heraustreten; doch iſt es kein Mangel an Kraft und deßwegen befriedigt er ſelbſt bei dieſem Mangel vollkommen.

Biſchof Eylert hat dem verſtorbenen König von Preußen in ſeinem „Aus dem Leben Friedrich Wilhelms III." ein frommes Denkmal geſetzt. Es iſt reich an einzelnen Charakterzügen dieſes Fürſten, die ſein edles Streben und Wirken in einem neuen Lichte oder vielmehr in näheren Verhältniſſen zeigen, und daher ſeine Perſönlichkeit einem weiteren Kreiſe liebenswerth und ehrwürdig machen.

Charakterzüge, Anecdoten und einzelne Genrebilder geben auch die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" des Freiherrn von Hormayr. Man ſammelt noch Bauſteine zu einer eigentlichen Geſchichte.

Albert Schultz's „Geſchichte der deutſchen Kaiſer," worin der Verfaſſer Friedrich II. und Maximilian I. ſchildert, wird gelobt. Eine Kritik rühmt beſonders die weiſe Mäßigung des jungen Verfaſſers, der ſich in der Geſchichte Friedrichs als entſchiedenen Hohenſtaufen zu erkennen gebe, ohne doch dadurch Andersdenkende zu verletzen. Man ſieht, wie tief ſchon die Spaltung unſerer Zeit geht, da hier etwas gelobt wird, was ſich ganz von ſelbſt verſteht. Parteianſichten können eigentlich nur da verletzen, wo die Parteien kampfbereit gegenüber ſtehen.

C. Duller ſcheint, nachdem er ſich in allen möglichen Zweigen der Literatur verſucht hat, endlich der populären Geſchichtſchreibung ſich zuwenden zu wollen. Nachdem er

Schiller's „Abfall der Niederlande" vollendet und eine „Geſchichte des deutſchen Volkes" geſchrieben, hat er in neuerer Zeit ein anderes Werk „Maria Thereſia und ihre Zeit" begonnen. Es wäre gut, wenn er ſich endlich entſchieden für einen Zweig der Literatur und des Wiſſens ausſpräche; aus dem Herumfahren in aller Herren Länder kommt doch nichts Gutes heraus, wie viel Talent der Schriftſteller auch mitbringen mag. Daß Duller Talent hat, iſt nicht zu läugnen, bis jetzt aber hat er noch nichts geſchaffen, das ihn aus der großen Maſſe der gewöhnlichen Schriftſteller erhöbe.

Eine kleine Schrift von A. Bock bringt Schlözer's Wirken unſerer Zeit wieder in Erinnerung, ſeine Kämpfe für freie Beſprechung der politiſchen Angelegenheiten. Der Artikel in der A. Allgem. Zeit. über dieſes kleine Werk behauptet, es ſey eine ziemlich unnütze Arbeit, da ja Schloſſer in Heidelberg in ſeiner „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts bereits dieſe Arbeit gethan und Schlözers Tendenz und Wirkſamkeit, ſeine Stärken und Schwächen in der Mitte jenes meiſterhaften Bildes deutſcher politiſcher Schriftſtellerei geſchildert" habe. Wir halten dieſe Anſichten für nicht ganz richtig, da Schloſſer's Geſchichtspunkt ein ziemlich einſeitiger, der des reinſten Materialismus und vielleicht ſogar ein durch gewiſſe perſönliche Reizbarkeit getrübter iſt. Eine unmittelbare Beurtheilung von Schlözers Wirken, käme ſie auch wirklich aus einer Schloſſer ſchroff gegenüber ſtehenden Parteianſicht, kann daher nur von Nutzen ſeyn, denn aus den ſcharf entwickelten Gegenſätzen kann erſt die Wahrheit hervorgehen.

Die Vorleſungen, welche der Profeſſor Dr. Hagenbach in Baſel über die Geſchichte der Entwicklung des Proteſtantismus in dieſer Stadt ſeit einer Reihe von Jahren gehalten und in ſechs Bänden herausgegeben hat, verbreitet ſich auch über die Stellung, welche die bedeutendſten Schriftſteller und Dichter Deutſchlands im vorigen Jahrhundert zur Religion einnahmen. Auch Dr. Gelzer hat einen ähnlichen Verſuch in ſeiner Literaturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts gewagt, und ſie zum Theil als arge Ketzer, zum Theil als im verzweifelnden Ringen mit dem ihnen verloren gegangenen Glauben befangen dargeſtellt. Bei ſolchen Unterſuchungen wird nur zu oft der Glaube der Kirche an die Stelle der Religion geſetzt. Der Kirchenglaube iſt von jeher bekämpft worden, denn das ſtarre Feſthalten an einmal gegebenen Formen kann nie den Geiſt befriedigen.

Die ſchöne Literatur geht ihren gewohnten Gang fort, ſie treibt Blüthen auf Blüthen, doch kommen auch taube zum Vorſchein; wie es z. B. die Tragödien Rückert's ſind, die der Dichter der jüdiſchen Geſchichte entlehnt.

Von den jüngern Dramatikern arbeiten Gutzkow, Laube und Prutz mit Eifer für die Bühne. Ihr Streben iſt auf jeden Fall ſehr anerkennenswerth, wenn wir auch geſtehen müſſen, daß ſie noch nichts hervorgebracht haben, was wirklich das Lob verdient, das man ihnen ſo reichlich ſpendet. Gutzkow's neueſtes Stück „Zopf und Schwerdt" iſt ein artig zuſammengereihter Anekdotenkranz, wie ja auch Töpfer ſchon vielfach jene preußiſche Königszeit ausgebeutet hat. Wir können nicht finden, daß er etwas Beſſeres geliefert hat, wenn wir auch gern geſtehen, daß ſein Dialog etwas geiſtreicher iſt als der Töpfer's, mehr politiſche Pointe hat ꝛc. Laube iſt draſtiſch, er ſcheint die Theaterreflexe gut fixirt zu haben, ſeine Dramen ſind aber, ſo weit wir ſie kennen, einzelne Genrebilder, denen aber die Idee fehlt, die ſie erſt zu einem großen lebensvollen Bilde zuſammenſchmelzen könnte. Prutz ringt ſichtbar nach dem Beſſeren. Vergleicht man ſeinen „Moritz von Sachſen" mit ſeinem erſten Drama „Carl von Bourbon" und dieſes Schauſpiel ſelbſt in ſeiner zweiten Umarbeitung mit der urſprünglichen Geſtalt, ſo bemerkt man einen überraſchenden Fortſchritt, der zu den bedeutendſten Erwartungen berechtigt.

Die A. Allgem. Zeitung macht auf mehrere neuere Lyriker aufmerkſam. Wir geſtehen, daß wir ihrem Urtheil bisher gern gefolgt ſind, weil ſie uns in ihren Anſichten völlig parteilos ſchien. In der neuern Zeit hat man ihr vorgeworfen, einer beſondern Partei zu huldigen. Gleichviel! Es nimmt jetzt Alles Partei, warum ſollte ſie allein keiner huldigen, oder die ihrige nicht hervorheben? Wir nennen die von ihr genannten Dichter auf ihre Empfehlung, da wir leider den Fehler an uns haben, der neueſten Lyrik im Allgemeinen wenig Geſchmack abzugewinnen, und daher kein eigenes Urtheil fällen können, weil wir ſie nicht geleſen haben. Es werden in jedem Auflage beſonders der allgemeinen Aufmerkſamkeit empfohlen: Graf Moriz Strachwitz mit ſeinen „Liedern eines Erwachenden"; — Ludwig Seeger „Sohn der Zeit"; — Graf Franz Pocci „Dichtungen"; — Wilhelm Junkmann „Gedichte"; — Wilhelm Wackernagel „Zeitgedichte", und G. Kinkels epiſches Gedicht: „Otto der Schütz"; ferner die Frauen Betty Paoli, Annette Droſte und Adelheide Stolterfoth.

Es iſt ein leidiges Ding, um die Beſprechung von neuen Erſcheinungen in öffentlichen Blättern. Mag dies im guten oder böſen Sinn, mag es tadelnd oder belobend geſchehen, es reizt die Neugier und im erſteren Falle faſt noch mehr als im letzteren. Ein Buch,

Ruhm immer älter, in Frankreich wurden ſie immer neuer. Frankreich konnte daher ſehr gleichgültig auf ſein Mittelalter zurückſehen, ja es handelte klug, wenn es das Mittelalter ſogar ignorirte, denn auf allen Blättern deſſelben ſtand geſchrieben, Arelat, Burgund, Lothringen, Elſaß ſind deutſch. Frankreich gewann mit jedem Friedensſchluß ſo viel, daß es alle Urſache hatte, ſeine Geſchichte immer vom letzten zu datiren und alles frühere zu vergeſſen. Alle ſeine Rechte waren neu und uſurpirt. Daher ſeine Moden, nie ſeine Politik, immer neu, ein ewig raſcher Wechſel. Was aber auf dieſe Weiſe für Frankreich politiſch war, das war aus demſelben Grunde für Deutſchland unpolitiſch, und indem wir alle Meinungen und Vorurtheile der Franzoſen annahmen, merkten wir nicht, daß wir uns damit zugleich der reellſten Rechte und politiſchen Vortheile begaben.

Dies iſt erkannt worden in der Zeit der Erhebung gegen Frankreich. Allein ein wunderbares Mißgeſchick hat hier die Vorſtellungen der Deutſchen ſich verwirren laſſen. Anſtatt jene Rechte und Vortheile zurück zu verlangen, hat man nur den Geſchmack, das Coſtüm verlangt. Es gab Leute, die wirklich kleinlich genug dachten, die ehemalige Größe Deutſchlands ließe ſich herſtellen durch die Scheere des Schneiders, durch ein neu-altdeutſches Coſtüm, durch neue Minnelieder, durch Sprachpurismus und dergleichen. Es handelte ſich um ganz andere Dinge. Im Mittelalter waren die Deutſchen das herrſchende Volk in Europa; ſie herrſchten zur See wie zu Lande; der Ueberfluß der deutſchen Bevölkerung wanderte nur aus, um zu erobern und andere Völker zu beherrſchen, nicht ihnen zu dienen. Trotz manches Haders im Innern, der damals ſchon nicht fehlte, war man doch im Ganzen noch immer ſo weit einig, um allen Nachbarn in der Runde überlegen zu ſeyn. Der Handel der Oſtſee und Nordſee, der Handel mit Italien und der Levante war frei. Die Städte blühten. In allen Ständen war Kraft, Stolz, Wohlgefühl.

Doch während die Patrioten es nicht verſtanden, oder nicht wagten, aus der äußern Politik des deutſchen Reichs im Mittelalter Argumente zu entlehnen, vor denen jede Entgegnung erröthen muß, vereinigten ſich die Anhänger der Provinzialpolitik mit den Liberalen, das Mittelalter lediglich aus dem Geſichtspunkt der innern Politik zu betrachten, und um der hierarchiſch-feudaliſtiſchen Zwangrechte willen zu verdammen.

beſonders ein Roman, welcher in öffentlichen Blättern tadelnd beſprochen wird, wird gewiß mehr geleſen, als wenn man ihn ganz mit Stillſchweigen übergeht. Greift die Kritik oder wegwerfende Erwähnung gar ſeinen ſittlichen Gehalt an, läßt ſie ahnen, daß Dinge darin zur Sprache kommen, von welchen die Sitte und der Anſtand Schweigen gebietet, ſo kann man ſicher ſeyn, daß das Buch in die Hände recht vieler Leſer kommt. Der Geſchmack des großen Publikums iſt keineswegs ſo geläutert und rein, wie man zuweilen annimmt; das beweiſen die Leihbibliotheken am beſten, in denen die vielgeleſenen Bücher keineswegs zu den beſſern Erſcheinungen unſerer Literatur gehören. Dieſer Gedanke, den wir hier ausſprechen, iſt gar nicht neu, er gehört zu den abgedroſchenen Wahrheiten, die ſchon von Hand zu Hand gegangen ſind. Um ſo mehr haben wir uns gewundert, daß die Allgemeine Zeitung einen Artikel über Zirndorfer's „Hermine" enthielt. Er iſt freilich tadelnd und bitter genug; doch was iſt einem ſchlechten Buche angenehmer als eine Beſprechung, als eine ſelbſt bitter tadelnde Erwähnung. Das iſt der einzige Weg, ihm Verbreitung zu geben und die Buchhändler, welche über ein Geiſtesproduct meiſtentheils nur nach dem Abſatz urtheilen, willig zu machen, dem ſo verſchrieenen Schriftſteller als Verleger zu dienen. Wahrlich, Zirndorfer hätte ſich nichts Beſſeres wünſchen können, als jenen kurzen Aufſatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Schon iſt dieſe berüchtigte „Hermine" in Aller Munde, Jeder fragt, ob man ſie geleſen, Jeder will ſie leſen, und der Buchhändler wird ein brillantes Geſchäft damit machen.

Es iſt überhaupt ein eigenes Ding mit dem Schriftſtellerruhme und der Verfaſſer des Artikels über Dr. Bauer's „Geſchichte der Politik und Aufklärung des 18. Jahrh." hat ganz Recht, wenn er gegen die „Cameraderie" zu Felde zieht. Das Unweſen iſt aber noch ärger, als er es darſtellt; denn meiſtens ſind die nach einem Namen begierigen Schriftſteller ihre eigenen Herolde, welche von ſich ſelbſt in den bewunderndſten Phraſen Briefe ſchreiben, und ſie in den geleſenſten Zeitſchriften abdrucken laſſen. Wir kennen z. B. einen ziemlich mittelmäßigen Erzähler, der aber jetzt wirklich vielgenannt wird; aber ehe noch irgend Jemand ſeinen Namen kannte, bereits Briefe im Namen von Reiſenden ſchrieb, die vielleicht nie gereiſt waren, und ihn als eine Celebrität beſucht haben ſollten, die ſeine Arbeitszelle, ſeinen Schreibtiſch, die Lage ſeines Federmeſſers ꝛc. ꝛc. romantiſch beſchrieben und dadurch von einem berühmten Manne ſprachen, ehe er ſich nur der Welt bekannt gemacht hatte. Das ſind die Schattenſeiten unſeres Schriftſtellerweſens, ſie werfen ein höchſt betrübliches Licht auf diejenige Welt, von der, wie man gewöhnlich ſagt, das Licht des Lebens ausgehen ſoll.

Kunſt.

Wenn von Kunſt die Rede iſt, ſo wird natürlich Jedermann zuerſt an Bayern, und namentlich an München denken, da hier in der That der einzige Punkt zu finden iſt, in dem ſich alle Strahlen des deutſchen Kunſtlebens vereinigen. Hier iſt es zuerſt zum bewußten Leben gekommen, hier lebt es noch, ſeit die Düſſeldorfer Schule ſich aufgelöſt und zerſtreut hat. Es iſt aber auch natürlich, daß bei einem ſo großen Zuſammenfluß von künſtleriſchen Kräften und Beſtrebungen auch Eiferſucht ſich regt und mannigfache Mißſtimmung ſich auf verſchiedene Weiſe Luft zu machen ſucht. Der jüngſte Verſuch, das Münchner Kunſtleben zu verkleinern und zu verkehern, iſt in den „Jahrbüchern der Gegenwart" aufgetreten, wo in einem Artikel „die belgiſchen Bilder, eine Parallele ꝛc." eine ſtarke, man darf wohl ſagen, perſönliche Bitterkeit ſich kund gibt. In manchen Redendingen mag der Verfaſſer Recht haben, in der Hauptſache gewiß nicht. Namentlich ſcheint uns das, was er von dem Volksthümlichen, das in den Münchner Kunſtarbeiten vernachläſſigt werde, ſagt, gänzlich verfehlt zu ſeyn. Es wird in unſerer Zeit ein arger Mißbrauch mit dem Worte und Begriffe „Volk" getrieben. Man ſcheint zu glauben, die freie Geſinnung könne nur dadurch bewieſen werden, daß man Alles und Jedes auf das „Volk" bezieht. Das Volk ſoll zum Bewußtſeyn ſeiner Menſchenwürde gebracht werden, doch geſchieht das, wenn man es auf den Bildern abkonterfeit? Schwerlich. Man wirke auf daſſelbe ein, man wirke auf alle Klaſſen des Volkes ein, denn es iſt ja nicht blos das gemeine Volk, die Maſſe, die in den Feſſeln der Rohheit ſchmachtet, man bilde alle Stände durch alle Hebel der Wiſſenſchaft und Kunſt, doch in der Ausübung laſſe man den verſchiedenen Zweigen der geiſtigen Thätigkeit die gerechten Schranken, ſie finden ohnedem ihren gemeinſamen Mittelpunkt.

Die Münchner Künſtler fahren in ihrer künſtleriſchen Thätigkeit mit Eifer fort. Schwanthaler hat bereits 32 Basreliefs, allegoriſche Darſtellungen, auf Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie ſich beziehend, die für die neue Ruhmeshalle beſtimmt ſind, vollendet; ferner von zwölf koloſſalen Standbildern, welche ein reicher Privatmann aus Böhmen bei dem Künſtler beſtellt hat, bereits Huß und Ziska vollendet, und ein anderes König Ottokar darſtellend in Arbeit.

Unter den Kunſtwerken, die in den Berichten öffentlicher Blätter aus München erwähnt werden, wird ein neues radirtes Blatt von Neurenther, die Belehnung Albrecht Dürers in Nürnberg durch Kaiſer Maximilian, ein für ein Freskogemälde in der Trinkhalle zu Baden-Baden beſtimmter Carton von Moriz von Schwindt, den Rhein mit ſeinen Nebenflüſſen und Städten in allegoriſch-poetiſcher Weiſe darſtellend, endlich ein Bild von Riedel in Rom, ein neapolitaniſches Fiſcherweib mit ihren Kindern darſtellend, das am Meeresſtrande ruhend die Heimkehr ihres Mannes zu erwarten ſcheint, ſehr gerühmt.

Bei der Wiederherſtellung und Verſchönerung des Innern des Doms in Speier, wozu der König von Bayern 150,000 fl. aus ſeiner Privatkaſſe hergegeben hat, wird H. Heß die Fresken malen.

Es iſt intereſſant, die Künſtler, wenn auch nur einfach bei ihren Namen zu nennen, die ſich durch ihre künſtleriſchen Beſtrebungen den Beifall ihrer Mitbürger erworben haben. Ein Artikel in der A. Allgem. Zeit. aus Nürnberg nennt mit großer Achtung die Maler Kraul, Klein, Buchner, Engelhart, Schreiber, Hartmann, die Brüder Kellner (beſonders als Glasmaler), Geißler, Periberg, Haag, Maan, Hahn; die Architekten Heideloff und Selger; die Bildhauer Aſſinger, Birkmann, Krauſer; den Erzgießer Burgſchmied; die Kupferſtecher Fr. Wagner, Fr. Geißler, Walther, Fleiſchmann, Seiz, Enzingmüller, Reindel.

Denkmale.

Ein Pfarrer der Herrſchaft Kammerburg, welcher im Jahre 1800 Mitglied der böhmiſchen Studentenlegion gegen die Franzoſen geweſen, hat zum Andenken an jene patriotiſche Erhebung der akademiſchen Jugend aus eigenen Mitteln ein Denkmal errichtet und dazu einen Erhaltungsfond geſtiftet. Die Inſchriften des Monuments ſind in lateiniſcher und czechiſcher Sprache abgefaßt.

Stiftungen.

Freiherr von Rothſchild hat, um die Verpflanzung der ſtändiſchen Academie in Olmütz nach Brünn, und ihre Ausdehnung auch auf polytechniſche Studien möglich zu machen, dem Oberſten Kanzler Grafen Inzaghi ein Funditungsgeſchenk von 40,000 Gulden C. M. überreicht, und dem Armenhaus in Brünn zur Verpflegung armer alter Bürger 6000 fl. geſchenkt.

Vereine.

Auf Veranlaſſung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen und unter ſeiner Leitung hat ſich in München ein Verein für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der geſammten Technik und der Wirthſchaftslehre gebildet. Seine Aufgabe iſt, Schriften aus dieſen Fächern zu verfaſſen und zu niederen Preiſen in den Buchhandel zu bringen, um dadurch diejenigen, welchen theils zum Studium ſtreng wiſſenſchaftlicher Werke Zeit oder Vorbereitung, theils zum Ankauf von Büchern zu gewöhnlichen Preiſen die Mittel fehlen, in Stand zu ſetzen, ſich in den genannten Fächern tüchtige Kenntniſſe zu verſchaffen. Wer 7 fl. rhein. (4 Thlr. preuß.) jährlich vorausbezahlt, wird Mitglied dieſes Vereins, deſſen Ausſchuß das erſte Mal von Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen ſelbſt ernannt wird.

Die Regierung des Großherzogthums Heſſen hat die Stiftung eines hiſtoriſchen Vereins in Rheinheſſen genehmigt.

In Wien iſt ein Verein zuſammengetreten, um die aus Straf- und Verwahrungsorten entlaſſenen Perſonen in das bürgerliche Leben wieder einzuführen, ſie zu arbeitsfähigen und nützlichen Menſchen zu machen und ihnen die Möglichkeit zu verſchaffen, ſich wieder ehrlich zu nähren.

Induſtrie.

Dr. Bromeis in Hanau und Profeſſor Dr. Böttger dahier haben, beide unabhängig von einander, ohne die Arbeiten des Andern zu kennen, ein Mittel entdeckt, mittelſt deſſen Glasplatten von beliebiger Dicke gekittet und zum Abdruck auf den gewöhnlichen bis jetzt angewandten Preſſen vorgerichtet werden können. Da die Härte des Glaſes weder ein Abnutzen der Platte, noch ein Zuwalzen der Striche zuläßt, das Glas eine weit feinere und leichtere Behandlung erlaubt und die Striche ſich weit vollkommener herausſtellen als bei einem Aetzen in Stahl oder Kupfer, ſo verſpricht dieſe neue Erfindung eine weſentliche Vervollkommnung des Stichs.

Preisaufgaben.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris hat folgende Preisfragen aufgeſtellt:

1. Für Mathematik: „Etablir les Equations du mouvements généraux de l'atmosphère terrestre, en ayant égard à la rotation de la terre, à l'action calorifique du soleil et aux forces attractives du soleil et de la lune.“ Die Verfaſſer werden gebeten, die Uebereinſtimmung ihrer Theorie mit einigen der genaueſten conſtatirten atmoſphäriſchen Bewegungen nachzuweiſen. Auch wenn die Frage nicht vollſtändig gelöst ſey, aber eine oder die andere Denkſchrift einen beſonders wichtigen Schritt zu ihrer Löſung gethan haben ſollte, wird die Academie den Preis gewähren. Die Preisbewerbungen müſſen vor dem 1. März 1817 an das Secretariat der Academie eingeſandt werden.

2. Für den großen Preis der Naturwiſſenſchaft: „Démontrer par une étude nouvelle et approfondie et par la déscription, accompagnée de figures, des organes de la reproduction des deux sexes, dans les cinq classes d'animaux vertébrés l'analogie des parties qui constituent ces organes, la marche de leur dégradation et les bases que peut y trouver la classification générale des espèces de ce type.“ Die Academie wünſcht, daß man aus jeder Claſſe eine Gattung wähle, um daran die aufgeſtellten Behauptungen zu erweiſen; z. B. ein Kaninchen für die Claſſe der Säugethiere, eine Taube für die der Vögel, eine Eidechſe oder Schlange für die der Reptilien, einen Froſch oder Salamander für die der Amphibien, und endlich eine Art Karpfen oder eine Schmerle für die der Fiſche. Die Denkſchriften müſſen vor dem 1. December 1816 an das Secretariat des Inſtituts eingeſandt werden.

Ferner: „Quels sont les caractères distinctifs des morts apparentes? Quels sont les moyens de prévenir les enterrements prématurés.“ Die Academie bemerkt dabei, daß aus den Berichten über vorzeitige Beerdigungen des Scheintodten mehr Unwiſſenheit und Leichtſinn der Urheber ſolcher Unglücksfälle als Unſicherheit der Wiſſenſchaft hervorgeht. Sie verlangt kein Gemälde der beklagenswerthen Irrthümer, die hier ſtattfinden können, ſondern eine Entwicklung des gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Standes dieſer Frage; vor Allem aber Bemerkungen, welche in den wenigen Fällen, wo die Ungewißheit über Leben und Tod noch ſchwankt, eine ſchnellere und ſichere Erkenntniß herbeiführen können. Termin: vor dem 1. April 1816. Preis: 1500 Frcs.

Schweiz.

Vereine. Durch die ganze Schweiz hat ſich ein Gewerbsverein gebildet, der bereits über tauſend Mitglieder zählt, und in Cantonalſtationen getheilt iſt. Sein Zweck iſt, das inländiſche Gewerbe zu heben, und das Land, deſſen Fabrikzuſtand durch die ihn überall abſchließenden Mauthen immer bedenklicher wird, vom Auslande unabhängig zu machen und die Bedürfniſſe im Lande ſelbſt zu befriedigen.

Stiftungen. Die Königin von Spanien hat einen Beitrag von 1000 Francs zur Errichtung eines katholiſchen Schulhauſes in Bern durch ihren Geſandten in der Schweiz, Herrn Lopez de la Torre Ayllon, an den daſigen katholiſchen Pfarrer auszahlen laſſen.

Belgien.

Univerſitäten. An der Lütticher Hochſchule iſt ein Lehrſtuhl für die flämiſche Sprache und Literatur errichtet worden.

Induſtrie. Zur Hebung der Linneninduſtrie hat die belgiſche Regierung, unterſtützt von den Kammern, ſehr kräftig eingewirkt, 1) durch Rothmagazine, um den bedürftigen kleinen Webern ihr Fabrikat zu angemeſſenen Preiſen abzunehmen, und ſie nicht den Händen des Wuchers preiszugeben; 2) durch Muſter- oder Vervollkommnungswerkſtätten; 3) durch Muſter- oder Vervollkommnungsſchulen in Verbindung mit Elementarunterrichtsanſtalten; 4) durch Vertheilung von nach den neueſten Principien verbeſſerten Webſtühlen (ganze oder auch nur Theile derſelben). Maaßregeln, die wohl von den deutſchen Regierungen nachgeahmt werden könnten, da auch in Deutſchland die Leinenweber in der größten Noth ſind, und das ganze Gewerbe in Gefahr ſteht, der brittiſchen Maſchinenkraft zu erliegen.

In der Vervollkommnungsſchule zu Gent waren im Jahre 1842 826 Weber aufgenommen worden, von denen nur 11 vor dem Ende der beſtimmten Lernperiode dieſelbe verließen,

811 dagegen ſie ganz durchmachten und bei ihrem Abgange verbeſſerte Webſtühle erhielten. Im Jahre 1843 waren über 1700 Arbeiter in dieſe Anſtalt getreten. In Weſtflandern beſtehen jetzt über 250 Muſter- und Unterrichtsanſtalten, in denen die Weber mit den neueſten Fortſchritten ihrer Induſtrie bekannt werden.

Schweden.

Verein. In Upſala hat ſich eine ſkandinaviſche Geſellſchaft gebildet, die im Februar d. J. ihre erſte Sitzung hielt, mehrere Profeſſoren der Univerſität, wie Geijer, Atterbom, Bergfalk u. a. ſind Mitglieder. Einer ihrer Zwecke iſt, norwegiſche und däniſche Literatur gegen Austauſch von ſchwediſchen Büchern zu erhalten, weßhalb ſich die Direction der Geſellſchaft in Verbindung mit Chriſtiania und Kopenhagen geſetzt hat, um dadurch auch auf literariſchem Wege eine innigere Verbindung der drei ſkandinaviſchen Reiche herbeizuführen.

Kunſt. Der jüngſt an die Regierung gekommene König von Schweden hat das Theater in ſeiner bisherigen Geſtalt aufgelöst, ein Entſchluß, den wir hier nur als ein Curioſum anführen können, das aber in politiſcher Hinſicht von bedeutender Wichtigkeit iſt, da der Aufwand des Theaters den Unwillen der früheren Reichstage mehrfach rege gemacht hat.

England.

Univerſität. Nach dem letzten Jahresbericht der Londoner Univerſität betrug die Zahl ſämmtlicher Zöglinge im vorigen Jahre 862; wovon 580 die Junior-School (eine Art Gymnaſium), 158 die Facultät der Künſte (wohl der philoſophiſchen Facultät der deutſchen Univerſitäten entſprechend), und 324 die Facultät der Medicin beſuchten.

Schulen. Dem Jahresbericht der irländiſchen Erziehungsgeſellſchaft zufolge, die ganz unter der Leitung von Geiſtlichen ſteht, iſt die Geſellſchaft gegenwärtig mit 1647 Schulen in engerer Verbindung, in denen 85,590 katholiſche und 13,895 proteſtantiſche Kinder unterrichtet werden.

Am 28. April d. J. legte Lord J. Ruſſel, auf Einladung, den Grundſtein zu einer „Schule für Alle“ (school for all), die ſich in der Exequer-alley, Bundill-row, einer Gegend in London, wo es bisher gänzlich an Schulunterricht fehlte, erheben wird. Die Quäker haben das Areal dazu geſchenkt und der Quäker, Herr Greig, einer der Directoren der Bank von England, iſt der Hauptgründer. Sie ſoll armen Kindern aller chriſtlichen Confeſſionen zugänglich ſeyn, und wird mit der British and Foreign-School-Society in Verbindung ſtehen.

Literatur. Es iſt wenig Bemerkenswerthes von engliſcher Original-Literatur zu ſagen. Von Zeit zu Zeit geben die berühmteren Romandichter durch ein neues Werk ein Lebenszeichen von ſich, doch geſchieht dieß ſchon in längeren Zwiſchenräumen. Ein einziger Name, der der Mrs. Gore iſt uns ſo vielfach in mehreren engliſchen Magazinen vorgekommen, daß wir wirklich über die Schnelligkeit ihrer Feder ſtaunen. Ihre Dichtungen tragen freilich auch das Zeichen dieſer eiligen Production an ſich.

Miß Clara Novello hat wieder ein neues Reiſewerk herausgegeben: Beam and the Pyrenees, a Legendary Tour to the Country of Henri Quatre, das von engliſchen Kritikern ſehr gelobt wird.

Für die Geſchichte des engliſch-chineſiſchen Kriegs iſt das Werk von W. D. Bernard: Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis, from 1840 to 1843, and of the combined naval and military operations in China etc. from notes of Commander W. H. Hall von großer Wichtigkeit, da es eine treue Darſtellung des ganzen Kriegs giebt.

Die Phrenologie und der Magnetismus kommen erſt jetzt in England wieder in die Mode. Für dieſe zwei „Wiſſenſchaften“ iſt eine eigene Vierteljahrsſchrift begründet worden: The Zoist, a Quarterly Journal of Cerebral-Physiology and Mesmerism and their application to human welfare.

Die Shakeſpeare-Geſellſchaft iſt immer noch thätig, alte, theils noch im Manuſcript liegende, theils vergriffene Bücher herauszugeben, die auf Shakeſpeare und die Dramaturgie der Eliſabeth'ſchen Zeit Bezug haben. Im vorigen Jahre wurden veröffentlicht: „Tarlton's Jests and News out of Purgatory“; „The true Tragedy of Richard III.“ und „Dr. Legge's Ricardus Tertius“, die beide Shakeſpeare's gleichnamiger Tragödie vorausgingen; ferner: „The ghost of Richard the Third“ (gedruckt im Jahre 1614), ein Gedicht, das auf jenes Drama gebaut iſt.

Auffallend aber iſt die eifrige Beſchäftigung mit der deutſchen Literatur. Kein deutſches Werk von einiger Bedeutung bleibt in den kritiſchen Zeitſchriften unbeſprochen, und zwar ſelbſt in denen, welche bisher ihre Spalten nur den einheimiſchen Productionen öffneten, mehrere von ihnen werden in Ueberſetzungen dem engliſchen Publikum näher gebracht. Wir erwähnen in dieſer Hinſicht nur Dahlmann's „Geſchichte der engliſchen Revolution", von dem eine Ueberſetzung ſchon im Aprilheft des „Athenäum" angekündigt war, und Schnaaſe's „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Alten", das eben daſelbſt weitläufig beſprochen wird.

Noch mehr zeigt ſich dieſe Theilnahme, ſeit Bulwer, der bekannte Romandichter, Schiller's Gedichte in einer engliſchen Ueberſetzung herausgegeben hat. Sie hat ſehr vielfache Beſprechungen erfahren, manche ſehr triſtige Ausſtellungen ſind ihr gemacht worden, und mehrere andere Ueberſetzungen einzelner Gedichte ſind dadurch hervorgerufen worden, die zum Theil ein ſehr gründliches Studium unſerer Mutterſprache vorausſetzen und oft ſehr gelungen zu nennen ſind; ſo erinnern wir uns z. B. im „Athenäum" eine Ueberſetzung der „Theilung der Erde" geleſen zu haben, die eine innige Vertrautheit mit dem Dichter verrieth.

Wir erwähnen dieß nicht, um ein beſonderes Gewicht auf dieſe ſogenannte „Anerkennung des deutſchen Geiſtes", wie man gewöhnlich ſagt, zu legen; der Ideen-Austauſch der Völker iſt ein charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit. Es iſt auch vielleicht nicht einmal eine Anerkennung von deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern eher ein Beweis der geringen Productionskraft der Engländer, die, als nothwendige Folge, ſie zu dem zieht, was andere Völker hervorbringen. Doch als ſolcher wäre es ſchon immer von Bedeutung.

Dieſe Productionsunfähigkeit giebt ſich auch noch in einem andern Zweige der engliſchen neueſten Literatur zu erkennen, nämlich in dem Streben durch Beigabe von Stahlſtichen, Vignetten, Illuſtrationen, wie man in Frankreich ſagt, eine größere Anzahl von Käufern für meiſt werthloſe literariſche Werke zu gewinnen. Die Hinzuziehung der Kunſt zur Literatur, ſo ſchätzbar und in ſich begründet ſie auch in anderer Hinſicht ſeyn mag, wo beide aus reinem Intereſſe der Sache, getrieben vom inneren Geiſte einander in die Hände arbeiten, ſich gegenſeitig bedingen und ergänzen, iſt ſtets bedenklich, wenn die bloße Speculationsſucht, das Streben nach Gewinn ſie herbeiführt. Daß dieß in unſerer Zeit der Fall iſt, kann Niemand verborgen bleiben, der unbefangen dieſe Unzahl von illuſtrirten Ausgaben, Romanen, Geſchichtsbüchern überſieht. Vergeblich ſucht man in den von Stahlſtichen begleiteten Dichtwerken ein wahres künſtleriſches Bewegen des dichteriſchen Geiſtes, vergeblich in den Leiſtungen des Grabſtichels den Geiſt des wahren Künſtlers. Text und Illuſtration ſind Fabrikarbeiten, die eben ſo haſtig und ſchnell geliefert, als vom Publikum vergeſſen werden. Die Mode iſt von Frankreich nach England gewandert, und wie jede Nachahmung hinter ihrem Muſter weit zurückgeblieben.

Frankreich.

Kirchen. In Frankreich giebt es jetzt über 700 proteſtantiſche Geiſtliche, woraus man ſieht, daß die proteſtantiſche Kirche in Frankreich in neueren Zeiten vielfach an Umfang und freierer Geſtaltung gewonnen hat. Im Jahre 1825 zählte man nur 464 proteſtantiſche Geiſtliche, im J. 1830 581. Während des Kaiſerreichs betrug das Budget für die Proteſtanten 308,000 Frcs., unter der Reſtauration 675,000 Frcs., jetzt 1,219,000 Frcs.; demungeachtet ſind noch 111 proteſtantiſche Gemeinden gezwungen, ihren Gottesdienſt unter freiem Himmel zu halten.

Schulen. Die Brüderſchaft der chriſtlichen Schulen (freres des écoles chrétiennes), früher unter dem Namen der freres ignorantins bekannt und verhöhnt, beſitzt jetzt 456 Anſtalten mit 2209 Schulen und 183,500 Schülern, Kinder und Erwachſene. Sie laſſen ſich kein Schulgeld bezahlen, weßhalb ihnen die ärmeren Städte zuſtrömen. Jetzt haben ſich 118 Städte erboten, Anſtalten für ſie zu errichten, da aber nach ihrer Regel keine Anſtalt gegründet werden darf, die aus weniger als drei Brüdern beſteht, die Beiträge der Städte, wo ſchon dergleichen beſtehen, nicht ſo bedeutend ſind, daß noch Erſparniſſe zur Errichtung von neuen Noviziatshäuſern zurückgelegt werden können, ſo werden jetzt für dieſen Zweck durch ganz Frankreich Sammlungen angeſtellt. Die Univerſität, von der ſie einer Prüfung unterworfen werden, iſt ihnen günſtig. In Paris beſtehen 30 ihrer Schulen, die von der Stadt bezahlt werden.

Der Kampf der Univerſität mit der Geiſtlichkeit dauert immer noch mit gleicher Heftigkeit fort. Auch hier iſt es ein Kampf um eine Art Freiheit, und doch könnte man nicht wünſchen, daß bei dieſem die Partei der ſogenannten Freiheit ſiegte. Bekanntlich iſt l'Univerſité in Frankreich gleichbedeutend mit „Regierung des öffentlichen Unterrichts." Der

Kampf beſteht alſo in der Entſcheidung über die Frage, ob die Regierung ferner den Unterricht unter ihrer Aufſicht haben ſoll oder nicht. Wozu ihn die Geiſtlichkeit gebrauchen würde, davon giebt die Geſchichte Frankreichs unter der Reſtauration Kunde. Es iſt übrigens auch kein Kampf der claſſiſchen gegen die Realſtudien, wie es z. B. in Deutſchland der Fall iſt, denn ſchon lange überwiegen dieſe letzteren in Frankreich die erſteren. Das geht am beſten aus einer kurzen Ueberſicht der Schülerzahl an den gelehrten Schulen hervor.

Frankreich iſt in 27 Akademien getheilt, welche ihren Sitz in den vorzüglichſten Städten des Landes haben, und von denen jede 5 bis 7 Departements umfaßt. Die Zahl der zu einer ſolchen Akademie gehörigen Collegien wechſelt von 10 bis 22. Für den claſſiſchen Unterricht ſind erſtens 46 königliche Collegien, ferner 312 Communalcollegien und 102 Inſtitute, wo die Zöglinge ebenfalls, wie in den Collegien einem vollſtändigen Lehrcurſus unterworfen ſind. Unter den Inſtituten ſtehen die Penſionen, 914 an der Zahl, mit 23,025 Zöglingen, die den Unterricht der Collegien gleichſam vorbereiten. Im Jahre 1789 gab es 562 Collegien mit 72,747 Zöglingen, im Jahre 1843 wurden in den 558 Collegien nur 69,381 Schüler unterrichtet. Die Mehrzahl der jungen Leute wird von dem regeren Handels-, Gewerbs- und Induſtrieleben angezogen.

Literatur. Die franzöſiſche Literatur ſcheint doch noch immer, man mag die Sache anſehen wie man will, an der Spitze der Literaturen Europa's zu ſtehen. Sie beherrſcht noch immer den Geſchmack, ſie giebt den verſchiedenen Richtungen Form und Farbe, ſie iſt der Punkt, um den ſich alle andern, wie die Planeten um ihre Sonne drehen. Freilich kann das nur von der Mode-Literatur geſagt werden, doch dieſe zeigt auch mehr als jede andere den Geiſt der Zeit an, und nimmt daher auch ganz natürlich mehr als jede andere die Aufmerkſamkeit des Beobachters in Anſpruch.

Frankreich iſt das Vaterland der Illuſtrationen, von der wir am Schluſſe der engliſchen Literatur ſprachen, aus Frankreich iſt uns die Literatur dieſer lächerlichen Geheimniſſe gekommen, Frankreich iſt das Land, das allen Excentricitäten die Bahn öffnet, die dann durch ganz Europa ihren Rundlauf halten.

Es ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß nicht jedes einzelne Land ſeine beſonderen Eigenthümlichkeiten trotzdem behaupte. Das iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, aber dieſer beſondere Charakter findet weniger allgemeinen Anklang und tritt daher weniger ſcharf hervor.

Auch Frankreich gräbt in der Vergangenheit nach Schätzen und fördert ſie zu Tage. Ein ganz ſeltſames Werk in dieſer Hinſicht iſt die Iconographie chrétienne von Didron, von dem jetzt der erſte Band unter dem ſeltſamen Titel „Histoire de Dieu" erſchienen iſt. Es ſind eine Sammlung von ſinnbildlichen Darſtellungen der Gottheit, zuſammengetragen aus allen möglichen chriſtlichen Monumenten, Miniaturen, Bildſäulen, Glasmalereien, Moſaiken, Tapeten, emaillirten oder ciſelirten Alterthümern. Das Werk wird übrigens ſehr umfangreich werden, da es, nach der Vorrede, die archäologiſche Geſchichte der Engel, des Teufels, der ſieben Schöpfungstage, des Falles der Menſchen, die Geſchichte der Patriarchen, Richter, Propheten und Könige von Juda, das Leben der Jungfrau Maria und Chriſti, der Apoſtel, Märtyrer und Heiligen enthalten ſoll.

Oneſime Leroy hat eine franzöſiſche Theater- und Sittengeſchichte (histoire comparée du théâtre et des moeurs en France dès la formation de la langue jusqu'à son plus haut développement) herausgegeben.

An dieſe alterthümlichen Forſchungen ſchließen ſich von ſelbſt die wirklichen Geſchichtswerke an. Thiers weiß trefflich mit ſeinem Pfunde zu wuchern. Wie neuere Nachrichten ſagen, wird immer noch die vollſtändige Ausgabe ſeiner Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs nicht erſcheinen, da er ſich nicht alle Hoffnung auf den Wiedereintritt in das Miniſterium rauben mag.

Der bekannte Abbé, Herr von Genoude, hat eine „Geſchichte Frankreichs" aus royaliſtiſchem Standpunkte geſchrieben, welche von der Gazette de France mit großem Pompe angekündigt wird.

Die Akademie der Inſchriften iſt äußerſt thätig in Förderung von Werken, welche die ältere Geſchichte Frankreichs in ein helleres Licht ſtellen. Neben den Aſſiſen von Jeruſalem (les Assises de la Cour des bourgeois), von denen der zweite und letzte Band erſchienen, iſt der erſte Band von Langlois abendländiſchen Geſchichtſchreibern der Kreuzzüge fertig, und die franzöſiſche Fortſetzung des Wilhelm von Tyrus, für den zweiten Band beſtimmt, bereits in Arbeit; auch die von Haſe herauszugebenden griechiſchen Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge in Druck begonnen, und die orientaliſchen Hiſtoriker jener Zeit werden von Herrn Reinaud fortgeſetzt.

In Straßburg ſind bereits zwei Bände des „Codex diplomaticus urbis Argentinensis" erſchienen, und wird das Unternehmen des verdienſtvollen Geſchichtſchreibers Strobel eifrig fortgeſetzt.

Die ſchöne Literatur Frankreichs ſcheint uns, wenn wir offen ſeyn ſollen, faſt nur ein Streben nach Gelderwerb. Die Dichter und Buchhändler wetteifern mit einander, wer den andern durch glänzendere, lockendere Titel und Anpreiſungen überbieten kann. Die Journale, die früher durch ihre Politik Leſer gewannen, machen das Feuilleton zur Hauptſache, und ſuchen durch bedeutende Geldopfer die geleſenſten Schriftſteller für ihr Intereſſe zu gewinnen, wie es denn dem Conſtitutionnel nur dadurch gelungen iſt, ſich vor gänzlichem Falle zu bewahren, daß er George Sand, Eugen Sue und Thiers für ſeine Spalten erkaufte.

Andere Buchhändler ſuchen durch Vereinigung aller ausgezeichneten Schriftſteller des jetzigen Frankreichs Gewinn zu ziehen, wie es mit dem neu verkündigten Werke „Le diable à Paris" der Fall iſt, wo Alles, was nur einigen Namen hat, zur Illuſtration der guten Stadt Paris beitragen wird.

Kunſt. Herr Obermüller, ein Deutſcher in Paris, hat die Kunſt erfunden, den Reliefkarten, welche bekanntlich bisher die Namen, Zeichen, Flüſſe, Gränzen ꝛc. durch mühſamen Fleiß eines Handarbeiters erhielten, einer Druckmethode zu unterwerfen, wo zugleich mit den Erhöhungen und Vertiefungen auch die Schrift und die Zeichen von den Metallplatten wiedergegeben werden, durch welches Verfahren dieſe beſonders für den Schulunterricht ſehr nützliche Karten bedeutend wohlfeiler geſtellt werden können.

Vereine. Der von Profeſſor Heyp in Straßburg erlaſſene Aufruf zur Bildung einer rheiniſchen Geſellſchaft für Förderung deutſcher und franzöſiſcher Wiſſenſchaft in ihren gegenſeitigen Beziehungen hat einen ſo guten Erfolg gehabt, daß bereits 213 Mitglieder, worunter viele deutſche Gelehrte, ſich dazu gemeldet haben. Nach dem Wunſche vieler Theilnehmer ſoll eine Zeitſchrift gegründet werden, in welcher die Ergebniſſe deutſcher und franzöſiſcher Forſchung auf eine unparteiiſche Weiſe beſprochen werden.

Auf Veranlaſſung von A. von Bornſtedt hat ſich in Paris ein Hülfsverein zur Unterſtützung von armen Deutſchen in Paris gebildet.

Spanien und Portugal.

Die ſpaniſche Regierung hatte ſchon durch Beſchluß vom 5. Mai 1837 den öffentlichen Bühnen verboten, ohne Erlaubniß des Verfaſſers oder Eigenthümers dramatiſche Werke aufzuführen, jetzt iſt dieſe Verfügung auch auf jede andere Geſellſchaft, die auf Actien, Unterſchriften, Statuten beruht, im Intereſſe der Schriftſteller ausgedehnt worden.

Von dem Zuſtande Portugals kann man ſich ein Bild machen, wenn man in den Zeitungen lieſt, daß die Univerſität und das Lyceum eigenmächtig vom Rector und dem Gouverneador civil am 8. März d. J. plötzlich als geſchloſſen erklärt, und den Studirenden auf's Strengſte befohlen wurde, binnen 48 Stunden die Stadt zu verlaſſen. Die Profeſſoren halten ihre Vorleſungen vor leeren Bänken, denn halten müſſen ſie ſie, wenn ſie ihren Gehalt nicht einbüßen wollen.

Italien.

Literatur. Italien iſt das Land der Kunſt und des Alterthums; die Gegenwart ſelbſt mit ihren Wünſchen und Beſtrebungen geht entweder lautlos im Schooße dieſes Geheimniſſes dem Beobachter verloren, oder wenn ſie ſich ja am Licht des Tages zeigt, ſo geht ſie im Kampf mit den beſtehenden Mächten unter. Nur das, was für vergangene Zeiten geſchieht, genießt der öffentlichen Anerkennung, obgleich auch dieſe Arbeiten eine ſehr eng bekränzte Sphäre haben. Was über die geiſtigen Beſtrebungen dieſes ſchönen Landes in öffentlichen Blättern über die Alpen dringt, ſind nur Forſchungen über die längſt verſchwundenen Herrlichkeiten des alten Römerreichs oder der früheſten Zeiten des Mittelalters.

Man fängt an die öffentlichen Archive aufzubeuten und an das Licht des Tages zu ziehen. In Turin begann man ſchon 1833 die piemonteſiſchen Urkunden aus den Archiven des Landes hervorzuſuchen und herauszugeben.

In Rom bildete ſich ein Verein junger Männer mit der Abſicht, die Muratori'ſche Sammlung in neuer Geſtalt, ergänzt und vervollſtändigt und nach ſorgfältiger Vergleichung der Originalurkunden, neu herauszugeben; doch ſcheint eine von Pierenz aus angekündigte neue Ausgabe des Muratori dieſem Unternehmen ein Hinderniß entgegenzuſtellen.

Auch in Neapel iſt ein Verein zu gleichem Zwecke zuſammengetreten. Er will die Documente der Geſchichte Neapels und Siciliens vom Jahre 568 an bis zum Jahre 1713

ſammeln und herauszugeben. Die Arbeiten werden nach zehn Serien getheilt, deren jede in zahlreiche Unterabtheilungen zerfällt. Eigentlich aber theilt ſich das Unternehmen in zwei große neben einander beſtehende Theile, von denen der eine die Urkunden Neapels, der andere die von Sicilien enthalten wird. Die einzelnen Abtheilungen begreifen folgende Perioden: 1) von 568 bis 1016; 2) von da bis Carl von Anjou, 1282; 3) bis zum Tode Johanna's II., 1435; 4) die Zeit Alphons I.; 5) die Zeit unter den Vicekönigen bis 1734.

Im Archiv des Fürſten Doria iſt eine noch nicht veröffentlichte eigenhändige Correſpondenz Heinrichs IV. von Frankreich mit Papſt Clemens VIII., und in den königlichen Archiven zu Turin ein in ſpaniſcher Sprache geſchriebenes Tagebuch des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen aufgefunden worden, eines der ausgezeichnetſten Staatsmänner und Feldherren Kaiſer Carls V. Das Erſtere iſt für die genauere Kenntniß der religiöſen Vorgänge in Europa unmittelbar nach dem Rücktritt des Königs zur katholiſchen Kirche, das Letztere für das Verſtändniß des inneren Ganges der Ereigniſſe unter Carl V., von großer Wichtigkeit.

G. Toſti hat eine „Geſchichte der Abtei Montecaſſino" herausgegeben, die für die Culturgeſchichte des ſüdlichen Europa von großem Werthe iſt.

Der Prior des Benedictinerkloſters Monreale bei Palermo, Don Giovanni Battiſta Taralio hat eine Ausgabe der Documente des Archivs des Domes von Monreale vorbereitet, unter denen ſich ſehr wichtige Urkunden befinden ſollen. Er hat die Urkunden mit diplomatiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Noten begleitet.

Von Amari's Werk über die ſicilianiſche Veſper erſcheint in Lugano eine neue Ausgabe.

Stiftungen. Dem Kinderaſyle im Quartiere di Porto und di Chiaja in Neapel hat Herr von Rothſchild in dieſen Tagen 10,000 Ducati geſchenkt, mit der Bedingung, daß eine Gewerbsſchule damit verbunden werde.

Slawiſche Länder.

a) Böhmen.

Die große Regſamkeit der ſlawiſchen National-Literaturen, die noch vor wenigen Jahren einen ſo großen Anlauf nahm, ſcheint im Sinken, und ſomit diejenigen Stimmen Recht zu behalten, welche von Anfang an in dieſem Streben kein volksthümliches Leben ſahen. Das czechiſche Theater in Prag iſt, nach Berichten öffentlicher Blätter, aus Mangel an Theilnahme eingegangen. Stepanek, der beſonders dafür thätig war, erhält jetzt den Vorwurf, durch ſeine Poſſen und Luſtſpiele, in denen er Scenen aus dem czechiſchen Volksleben ſchildert, vorzüglich dazu beigetragen zu haben, da er dieſes Volksleben lächerlich gemacht habe. Schon aus dieſem Vorwurf geht aber hervor, daß es kein czechiſches Volksleben, kein czechiſches Volk giebt. Wir hören nicht, daß die Wiener Poſſen das Wiener Volksleben, die italieniſchen Poſſen den römiſchen, neapolitaniſchen ꝛc. Volksdialect, das italieniſche Volksleben vernichten, im Gegentheil, es giebt ihm immer neue Kraft, tieferes Leben.

Von neuen literariſchen Erſcheinungen in czechiſcher Sprache werden nur Ueberſetzungen genannt, die Originalarbeiten böhmiſcher Gelehrten in böhmiſcher Sprache erhalten erſt Werth und Geltung durch Uebertragung in's Deutſche, denn erſt dann können ſie anerkannt werden.

b) Poſen.

Der Sitz der polniſchen Literatur iſt vorzüglich Poſen und Paris. In Poſen findet ſich namentlich der Mittelpunkt der periodiſchen polniſchen Literatur. Es erſcheinen hier mehrere Zeitſchriften, wie die rein politiſche „Zeitung für das Großherzogthum Poſen" unter der Redaction von A. Wannowski, mit Ausnahme der Nachrichten aus Rußland und Poſen, meiſt Auszüge der „Allgemeinen preuß. Zeitung" enthaltend, der Volksfreund unter Redaction von Lukaſiewicz, eine Nachahmung der deutſchen Pfennigmagazine, aber mit Artikeln, die wenig für das Volk paſſen; die Sonntagsſchule, eine Zeitung für das Volk und die niedere Schuljugend; das literariſche Wochenblatt, herausgegeben von A. Wejſſowski, iſt ſeinem Ende nahe; „der wiſſenſchaftliche Bote," ein Gegner des Wochenblatts, das demokratiſchen Tendenzen huldigt, vergißt in ſeinen Kämpfen für Ariſtokratismus und hiſtoriſches Recht eben ſo wie ſein Gegner nur zu oft, den Anſtand; „das Tagblatt für's Haus", ein von W. Kamieński redigirtes Modejournal, enthält viel Beiträge von Damen; „das Jahr", eine Monatsſchrift, enthält intereſſante Artikel politiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Inhalts; „der Anführer in der Landwirthſchaft und der Induſtrie", herausgegeben vom ökonomiſchen Vereine zu Gnieſen und Oeſtyn; die ihrer Mäßigkeit wegen rühmenswerthe „Kirchenzeitung", vom Domherrn Jakubski gegründet.

Ungarn.

Der ungariſche Landtag hat zur Erhaltung und Förderung des Nationaltheaters in Peſth einen jährlichen Beitrag von 7200 fl. C. M. beſtimmt, und die Errichtung eines polytechniſchen Nationalinſtituts beſchloſſen.

Stiftungen. Der k. k. Kämmerer, Graf Stanislaw Staabek, hat ſein ganzes bedeutendes Vermögen im Geſammtwerthe von ein und einer halben Million Gulden C. M. zur Errichtung eines Armen- und Waiſenhauſes in Gallizien gewidmet.

Rußland.

Die A. Allgem. Zeitung enthielt vor einiger Zeit einen Artikel über die kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg, der ſehr ſchätzbare Nachrichten von dieſem Inſtitut enthält. Er hebt namentlich hervor, daß unter den Mitgliedern dieſer Academie 26 deutſche Gelehrte ſeyen, und zieht daraus den Schluß, daß Rußland deutſche Wiſſenſchaft noch immer benütze, um ſein Reich damit zu befruchten, es aber eben deßhalb kein Unrecht von den deutſchen Patrioten ſey, gegen Rußlands feindſelige Abſichten in Bezug auf Deutſchland zu Felde zu ziehen. Deutſchland habe kein einziges Inſtitut, das ſich dieſem an ausgebreiteter Wirkſamkeit an die Seite ſetzen könne. Der gute Mann hat auf jeden Fall eine ſehr ehrenwerthe Abſicht; aber es fällt ja auch Niemand ein, Rußland deßhalb anzufeinden, daß es eine Academie der Wiſſenſchaften hat und ſich die Schulmeiſter zur Bildung ſeines Volkes herholt, wo es die Beſten zu finden glaubt; die ſogenannten deutſchen Patrioten behaupten nur ganz einfach, eben weil Deutſchland aller Welt Schulmeiſter iſt, ſo ſolle es einmal anfangen, auf eignen Füßen zu ſtehen und in ſich einig zu werden, um endlich aufzuhören, Jedermanns Knecht und Spielball zu ſeyn. Und es kann es, wenn es nur wollte!

Univerſität. Auf der Univerſität Dorpat ſtudiren gegenwärtig 535 Studenten, von denen ſich 73 der Theologie, 104 der Jurisprudenz, 190 (darunter 74 Pharmaceuten) der Medicin, 168 der Philoſophie widmen. Von dieſen 535 Studirenden gehören 397 den Oſtſeeprovinzen (229 Livländer, 63 Eſthen, 105 Kurländer), 111 ruſſiſchen Gouvernements, 20 dem ruſſiſchen Polen, 1 Finnland, 3 Preußen, 1 Sachſen, 1 Oeſtreich, 1 Italien.

Kirche. Nach dem Jahresbericht des Generaldirectors der ruſſiſchen Kirche beſtanden im Jahre 1832 576 Mönchs- und Nonnenklöſter mit 15,180 Mönchen, 39,455 Kirchen; die Zahl der griechiſchen Bekenner betrug 55,102,595. Proſelyten waren bereits 28,997 gewonnen worden.

Schulen. Nach demſelben Berichte beſtanden im ruſſiſchen Reiche 6 geiſtliche Academien, 55 Seminarien, 173 Diſtriktsſchulen, 190 Pfarrſchulen, in denen 60,565 Schüler unterrichtet wurden.

Griechenland.

Der König von Preußen hat einem Profeſſor der Univerſität zu Athen die Kataloge der preußiſchen Univerſitätsbibliotheken mit der Erlaubniß ſchicken laſſen, die in ihnen enthaltenen Doubletten anzumerken, welche die Bibliothek in Athen noch nicht beſitzt, um dadurch dieſe Bibliothek zu vermehren.

Denkmal. Die griechiſche Nationalverſammlung hat den Beſchluß gefaßt, dem ehemaligen Präſidenten, J. Kapodiſtrias, „als Wohlthäter Griechenlands“ auf dem Platanenplatz in Nauplia eine Bildſäule als Denkmal ſetzen zu laſſen.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1844.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung

Unter dieſen Umſtänden fehlt es noch an einem großartigen Verſtändniß des Mittelalters vom Standpunkt der äußern Politik aus, und es gibt nur Freunde und Feinde deſſelben vom Standpunkt der innern Politik aus, poetiſche, romantiſche oder ultramontane und ariſtokratiſche Freunde, und liberale Feinde des alten Reichs und des alten Adels.

Daß die Geſchichtſchreibung, aus der romantiſch-patriotiſchen Reaction gegen Napoleons Herrſchaft zur Reſtauration, zum Zeitalter der Legitimität, des wiederhergeſtellten Jeſuitenordens und der neubelebten ariſtokratiſchen Hoffnungen übergehend, den poetiſchen Zauber und damit zugleich den Einfluß auf das Volk unmerklich verlor, und daß ſie ihn vergeblich durch Philoſophie und infallible Wiſſenſchaftlichkeit zu erſetzen ſuchte, iſt bekannt. Nichts hat dem Liberalismus größere Dienſte geleiſtet, als dieſe unpraktiſche Vornehmigkeit ſeiner Gegner. Schade nur, daß dadurch vorzugsweiſe die antipatriotiſche Richtung des Liberalismus gewinnen mußte; denn indem Ultramontanismus, Feudalismus und Abſolutismus die hiſtoriſchen Erinnerungen für ſich in Anſpruch nahmen, gab man von der liberalen Seite aus alle Erinnerungen Preis, und vergaß, daß die Freiheit in Deutſchland älter iſt als die Knechtſchaft, und die große Politik älter als die kleine, und der Ruhm älter als ſein Gegentheil, und daß überhaupt die Gegenwart und Zukunft von der Vergangenheit noch überaus viel zu lernen haben.

Wägt man jene vornehme Wiſſenſchaftlichkeit und dieſe liberale Seichtigkeit, die ſich in die Beurtheilung des Mittelalters getheilt zu haben ſcheinen, gegen einander ab, ſo findet man, daß es beſſer wäre, man ließe beide Auffaſſungsweiſen fallen und hielte ſich an die dritte, die oben angedeutet wurde.

Inzwiſchen hat, unbehindert durch jene entgegengeſetzten Anſichten, der deutſche Fleiß ungemein viel Material ans Tageslicht gefördert, geſichtet und geordnet, wodurch das Bild des Mittelalters jetzt unendlich reicher, voller und in ſchärferen Umriſſen erſcheint als früher. Zwar der große Gedanke des Freiherrn von Stein, alle alten Quellen unſerer Geſchichte ſyſtematiſch zu einem Ganzen zu ordnen, konnte nicht zur Ausführung kommen, da der Patriotismus, der ihn geboren, zu bald erſtarb. Zwar ſind die ſparſamen Folianten, Quartanten, die noch hin und wieder bisher ungedruckte scriptores rerum germanicarum, Monumenta, Regeſten und Urkunden

Inhalt.

	Seite
Einige Worte über Naturwiſſenſchaften in unſerer Zeit	1
Die Zollvereins-Induſtrie, vom praktiſchen Standpunkte aus beleuchtet	72
Die Stellung der Czechen und der Deutſchen in Böhmen	121
Luxus und Mäßigkeit	163
Kaffee und Zucker	178
Der Staat und die Jugendbildung	203
Die Kometen. Zweiter Artikel	280
Die Vereinzelung der menſchlichen Wohnſitze auf dem Lande	312
Andeutung über die Bildung und den Wirkungskreis kriegswiſſenſchaftlicher Vereine im deutſchen Bundesheere	338
Das deutſche Exekutionsweſen gegen zahlungsunfähige Schuldner, beſonders in Preußen, und die Nothwendigkeit einer Reviſion und Umarbeitung der noch gegenwärtig das Verhältniß zwiſchen Gläubiger und Schuldner feſtſtellenden Geſetzgebung	357
Aus Anlaß der Fabrikementen	371
Kurze Notizen.	406

Einige Worte

über

Naturwiſſenſchaften in unſerer Zeit.

Wilde Kriegesſtürme waren entbrannt. Nach Aſien hinüber führte Alexandern, den Beherrſcher Macedoniens, der unaufhaltſame Siegesflug, und bis zu den Grenzen des fernen Indus, in vorher fabelhafte Länder, drang die Flamme, welche der Grieche in ſeiner mächtigen Hand trug. Während ſolchen Tumultes von außen ſaß in der Heimath der Lehrer, der weiſe Stagyrite, und mit unermüdlichem Fleiße und außerordentlichem Scharfſinne ſammelte er die Beobachtungen, welche noch jetzt in ihrem großen Theile unverändert ſtehen geblieben ſind, denen die Zeit wohl manche Ergänzung, aber nur wenige Berichtigung bringen konnte. Eine wahrhaft unbegreifliche Erſcheinung ſteht Ariſtoteles da. Ohne Vorgänger, umgeben von andern Tendenzen, welche den Geiſt auf die moraliſchen und ſocialen Verhältniſſe des Menſchen zu richten ſuchten, brach er ſich ſeine eigene Bahn, indem er das Studium der Natur, welche ihn umgab, ſich zur Aufgabe machte, und mit eiſerner Beharrlichkeit den dunkeln Wegen folgte, in denen ihr Walten ſich barg. Jede Zeit hat ihre eigenen Ideen, ihre beſonderen Zielpunkte, und unvermerkt nimmt Jeder etwas davon auf, folgt Jeder der geheimnißvollen Macht, die ihn vorwärts treibt. Jedes wiſſenſchaftliche, künſtleriſche oder induſtrielle Streben folgt mehr oder weniger dieſer allgemeinen Richtung, und vergebens ſtemmt man ſich gegen den

gewaltigen Zug. Entdeckungen aller Art, Auffinden des Neuern, Hervorholen des längſt Vergeſſenen, all dies ſchwebt gleichſam eine Zeit lang in der Luft, es liegt im Keime vorbereitet, und oft finden mehrere zugleich das ſproſſende Saamenkorn. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften, die Geſchichte der Völker legt auf jedem ihrer Blätter Zeugniß ab von dieſem ſtillen Walten des Zeitgeiſtes. Um ſo mehr aber ſetzen jene Männer in Erſtaunen, die aus dem Kreiſe der herrſchenden Ideen und Anſichten heraustreten, und plötzlich ein neues Feld der Forſchung öffnen, von deſſen Daſeyn man vorher keine Ahnung hatte. Ein ſolcher Mann war Ariſtoteles, und je mehr die neue Zeit das Dunkel aufzuhellen ſucht, was noch viele ſeiner Beobachtungen umſchleiert, deſto friſchere Blätter bringt ſie zu ſeinem unverwelklichen Lorbeer. Seine Zeit verſtand ihn nicht, und diejenigen Schriften, welche heut zu Tage am wenigſten geſchätzt ſind, die rein philoſophiſchen nämlich, waren damals und lange nachher noch die einzig geachteten. Den reellen Schatz, den die naturhiſtoriſchen Werke dieſes großen Genius enthielten, ſchleppte man gleichſam nur als Ballaſt mit, und vieles davon ging — leider — verloren.

Nach Ariſtoteles herrſcht dieſelbe tiefe Nacht wie vorher. Wenn einmal die Produktion des Bodens, die Schöpfung, welche ein Land charakteriſirt, erwähnt wird, ſo geſchieht dies nur im Vorbeigehen; man hat keinen Sinn für weitere Verfolgung ſolcher vereinzelter Beobachtungen. Dem leuchtenden Meteore, welches ſo hellen Schein bei ſeinem Zuge verbreitet hatte, folgten keine andern; die Naturwiſſenſchaften lagen todt und begraben.

Es gehört nicht zu dem Vorwurfe dieſer Blätter, nachzuweiſen, wie die Naturwiſſenſchaften nur langſam, und weit mühſamer als alle anderen, ſich aus der rohen Barbarei des Mittelalters hervorarbeiteten, und wie die anfangs ſchwache Pflanze nur mit Mühe hervorwuchs unter den Stürmen, welche abergläubiſche Bigotterie gegen ſie entfeſſelte. Phyſik und Aſtronomie brachen muthig die Bahn, und die Erde bewegte ſich, trotz des Kerkers, den der fanatiſche Eifer für das Wort Gottes dem unerſchrockenen Bekenner der Wahrheit öffnete. Bald folgten die übrigen Zweige nach, und wenn einerſeits der unmittelbare

Nutzen, die Habſucht ſogar, auf Betreibung der Scheidekunſt, der Anatomie und anderer, als unheilig oder zauberiſch verſchrieener Wiſſenſchaften lenkten, ſo trieb andererſeits eine Art kindlicher Neugierde zu den angeſtrengteſten Studien in andern Fächern. Wir haben dieſe Naivität verloren, womit unſere Vorgänger über alle die Wunder ſtaunten, welche Verſtand, Beobachtung oder Zufall ſie entdecken ließen. Wenn man jene ältern Zoologen und Botaniker vor Linné, ihre Zeitgenoſſen und Vorgänger in den übrigen Wiſſenſchaften lieſt, wenn man die Werke der erſten Mikroſcopiker, eines Leuwenhoeck und Swammerdamm durchblättert — kommt es Einem dann nicht vor, als trete man mit einem Kinde in den Puppenkram eines Chriſtladens? Dort erregt ein glänzendes Stück, hier eine ſonderbar geformte Figur ſeine Aufmerkſamkeit; es zieht Euch in jene Ecke, um den ihm unerklärlichen Mechanismus eines Spielwerkes mit ihm zu bewundern, und dreht es ſo lange hin und her, bis es die Federn, die Hebel gefunden, welche das Ding bewegen. Wir haben dieſe Kinderſchuhe ausgetreten und uns auf das Syſtematiſiren verlegt; wir haben uns abgewöhnt, uns zu verwundern; wir ordnen, wie der erfahrene Händler, jedes beſondere Ding in ſein eigenes Fach, das wir entweder ſchon bereit halten oder neu errichten, und wenn wir ſo uns leichter zu finden wiſſen in dem Gewirre, das uns umgibt, ſo dürfen wir doch auch zuweilen einen ſehnſüchtigen Blick auf jene Zeit zurückwerfen, wo man in ſeiner Unſchuld ſich deſſen freuen durfte, das man ſah.

Jetzt, darüber kann kein Zweifel ſeyn, haben ſich die Naturwiſſenſchaften zu dem erſten Range emporgeſchwungen, und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, weil ſie ſtets auf dem materiellen Boden, der Thatſache, feſtwurzeln und von dieſem aus ſich nach oben ſtrecken. Es geht dem menſchlichen Geiſt ſtets wie dem Antäus, den die Kraft verließ, ſobald ſein Fuß die Muttererde nicht mehr erreichte, und die abſtrakten Wiſſenſchaften unſerer Tage liefern uns hiefür den beſten Beweis.

Auch die Naturwiſſenſchaften haben eine ſolche Epoche durchgemacht, wo man ſie in das Blaue hinein diſtilliren wollte, und wo man, um mit dem Dichter zu reden, mit dem lieben Gott ſich an das Kamin ſetzte, eine Pfeife

vertraulich zusammen rauchte und ihm nebenbei den Text las über die Erschaffung der Welt und über die Fehler, die er dabei gemacht, auch ihm allenfalls freundnachbarlich guten Rath und Beihülfe zur Verbesserung anbot. Diese Krankheit ist vorübergegangen, gleich einem hitzigen Ausschlagsfieber; — sie hat aber doch ihre Narben zurückgelassen, die noch jetzt zuweilen in dunkler Röthe glühen. Wir wollen uns nicht in jene Behauptung wagen, welche jedes Handbuch der Geschichte einer beobachtenden Wissenschaft zu jeder Zeit aufstellt, indem man sagt, erst heut zu Tage hat man die wahren Grundlagen der Wissenschaft gefunden, erst jetzt ist man im Stande, den Eckstein zu dem künftigen Gebäude definitiv zu setzen. Die so denken und sprechen dürfen, zeigen, daß sie den Stand und den Umfang der Wissenschaft nicht kennen, daß sie den Gang des menschlichen Geistes nicht zu erfassen vermögen. Wir haben Epochen, wo ein großer Geist mit Adlerblick die Verhältnisse auffaßt, sie auf eine neue Art gruppirt und die Grenzen absteckt, welche vor der Hand nicht überschritten werden können. Allein allmählig dehnt sich die Beobachtung weiter aus, sie schafft Materialien herbei, welche sich unmerklich in der Hand der Bauenden nicht zum Hause, sondern zum Ehrendenkmal des Gesetzgebers fügen. Allein deßwegen hat dennoch jede Epoche ihren eigenen Charakter, und wenn die eine sammelt und herbeiträgt, so ordnet und verarbeitet die andere den Rohstoff. Wir dürfen uns jetzt kühn zurufen, daß unsere Naturwissenschaft auf einem Wege ist, den sie so bald nicht verlassen wird, wo der Beobachtung, der Thatsache der erste Platz eingeräumt wird, zugleich aber der ruhigen Beurtheilung und Verarbeitung der nöthige Beifall nicht entzogen wird. Der Naturforscher, der selbst arbeitet, selbst thätig zum Fortschritte der Wissenschaft wird, hat heut zu Tage eben so viel Anspruch auf Achtung, als derjenige, welcher, weniger Material liefernd, das Vorhandene in übersichtliche Formen zu gießen und der Forschung den Weg zu zeigen weiß, welchen sie in der nächsten Zeit zu gehen hat, um die auffallendsten Lücken zu stopfen. Freilich darf man hierin nicht zu weit gehen. Die Zeiten sind nicht mehr, wo man bei dem spärlichen Schimmer der Oellampe im dunkeln Erkerzimmer die Geheimnisse der Natur erforschen konnte, ohne sich vom Platze zu bewegen; wo

man ſämmtliche Weisheit nur in den alten Folianten vergraben wähnte, und das ewige Buch der Natur nur als Commentar, nicht als Codex benutzte. Die Naturwiſſenſchaft hat ſich an das Licht gerungen; ſie iſt mit dem Leben in Wechſelwirkung getreten, indem ſie das dämoniſche Reich, mit dem ſie früher in Verbindung ſtand, aufgab, und ſie verlangt von ihren Bekennern Selbſtthätigkeit, Rüſtigkeit und emſiges praktiſches Schaffen. Freilich hört man noch als Nachhall jener contemplativen Richtung, welche ſich im Anfange unſeres Jahrhunderts behauptete, oft die Aeußerung, das Material wachſe zu ſehr an, man könne es nicht mehr beherrſchen, und die praktiſche Beſchäftigung mit den Einzelheiten raube den überſichtlichen Blick über das Ganze.

Es liegt etwas Wahres darin, allein dieſe Wahrheit iſt doch nur ſcheinbar. Es iſt wahr, ein zweiter Linné wird nicht mehr auferſtehen, es iſt unmöglich, heut zu Tage mit gleichem Scharfblicke Thiere und Pflanzen und Mineralreich zu durchmuſtern, und in dieſer Beziehung hat der Vorwurf ſeine Richtigkeit. Allein bedenkt man auch, daß ein jedes Zweiglein des Baumes, den Linné pflanzte, jetzt hundert neue Wurzeln, hundert neue Stämme getrieben, und daß ein jeder dieſer Stämme jetzt herrlicher herangewachſen iſt, als der ganze Mutterſtamm unter den Händen ſeines erſten Pflegers war? Des Menſchen Geiſt iſt beſchränkt, ſo weit umfaſſend er ſich auch dünken mag, und es iſt jetzt unmöglich geworden, in Phyſik und Zoologie und meinetwegen noch in einem halben Dutzend anderer Wiſſenſchaften ausgezeichnet zu ſeyn. Es gibt freilich noch einige Wenige, die ſich ſelbſt ſolchen Univerſalgeiſt zuſchreiben, allein leider ſind die Fachgenoſſen nicht derſelben Meinung, und man hört dann von dem Botaniker: der Mann mag ein trefflicher Zoolog ſeyn, aber ſeine Botanik iſt nicht weit her; während der Zoolog antwortet: wie können Sie ſo ſprechen, College? von Zoologie verſteht der gute Herr nur das Oberflächlichſte, indeß wird er als Phyſiologe ſehr gerühmt; und es iſt dann reines Unglück, wenn gerade ein Phyſiologe dem Geſpräche beiwohnt und behauptet: bei mir würden der Herr Profeſſor im Examen durchfallen.

Wenn aber dieſes Beſchränktſeyn der Thätigkeit auf immer

enger sich umgränzende Felder eine nothwendige Folge der stets wachsenden materiellen Zufuhren der Wissenschaft ist, so wirken auf der andern Seite wieder stützende Elemente dem Zerfallen in Einzelheiten entgegen. Als solche Elemente dürfen namentlich zwei genannt werden, die engere Verbindung der Naturforscher unter sich und die größere, allgemeinere Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nicht nur unter den Gebildeten überhaupt, sondern auch unter dem Volke. Es möge erlaubt seyn, auf diese beiden mächtigen Hebel des Fortschrittes etwas näher einzugehen.

Vor Allem sind es die naturwissenschaftlichen Versammlungen der einzelnen Länder, welche besonders durch Vermittlung persönlicher Bekanntschaften zur Hebung des innigen Verkehrs unter den Naturforschern beigetragen haben. In der Schweiz, dem kleinen, aus dünnen Stäben zusammengeknüpften Staatenbündel, wo die Kleinheit und Kleinlichkeit der Kantone oft drückend auf der freieren Entwicklung der geistigen Bedürfnisse lastet, in der Schweiz fühlte man zuerst das Bedürfniß, durch ernstliche Verbindung, durch kräftiges Zusammenhalten dem Studium der Natur, zu welchem Helvetiens Boden so vielfach auffordert, denjenigen Aufschwung zu geben, den es unter den beschränkten Verhältnissen der einzelnen Personen und Staaten, bei isolirten Anstrengungen nie hätte erhalten können. Durch freiwilliges Zusammentreten der Einzelnen sollte den Uebeln abgeholfen werden, welche die politische Zersplitterung nothwendig herbeiführen mußte. Der Versuch gelang, und gab später das Urbild zu den mannichfachen Modifikationen, welche in Deutschland, England, Itglien und Frankreich je nach dem Charakter des Landes ausgeführt, aber stets dem ursprünglichen Typus nachgebaut wurden. Die schweizerische naturforschende Gesellschaft hat den Charakter, welchen man ihr von Anfang an aufdrückte, treu bewahrt. Nach der einen Seite hin der reinen Wissenschaft huldigend, für Herausgabe eigener Denkschriften jährliche Beiträge von den einzelnen Mitgliedern fordernd, die Aufnahme der Mitglieder von einer Abstimmung abhängig machend, stellt sie mehr das Bild einer geschlossenen Gesellschaft dar, wo jedes Mitglied das andere kennt, und wo Alle sich zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigen. Deßhalb ist dann auch die

Gemüthlichkeit, das vertrauliche Zuſammenleben der hervorſtechendſte Charakterzug der ſchweizeriſchen Verſammlungen. Die Zahl der Mitglieder iſt der Größe des Landes angemeſſen und deßhalb ſtets weit geringer als in den andern Staaten. Die Gaſtfreundſchaft der Städte, in welchen man Reih' um das wandernde Zelt aufſchlägt, das Wohlwollen der Regierungen, unter deren Schutz man ſich begibt, erleichtert die Koſten der Theilnahme an ſolchen Verſammlungen, und die Kürze derſelben (3 Tage) läßt, wenn es gleich manche intereſſante Verhandlung abſchneidet, auch wieder keine unendlichen Verträge zu, welche mit fortlaufendem Beifall der Zuhörer beehrt werden. Die Geſellſchaft ſteht in keinem Verhältniß zu dem einzelnen Staate, noch zu der Eidgenoſſenſchaft; allein man empfängt ſie gern und hört ihre Vorſchläge gern, ſucht auch zuweilen ihren Rath, da man in Republiken gewohnt iſt, den Aeußerungen des Volkswillens das Ohr zu leihen. Um ſo lieber thut man aber dies hier, als die Geſellſchaft die Elite der Gebildeten repräſentirt, und als ſie nie eine politiſche Färbung beſaß, nie einer der mannichfachen Bewegungen folgte, welche das Staatsleben der Schweiz ſo oft erſchütterten. Deßhalb empfangen Bern wie Baſel, Neuenburg wie Zürich ſie mit gleicher Zuvorkommenheit, und dem unerſchütterlichen Feſthalten an dieſem Grundſatze der Entfernung von aller Politik hat die Geſellſchaft ihre ſtete Fortdauer und das Wachſen ihres Rufes zu danken. Sie iſt ein reiner Ausfluß des wiſſenſchaftlichen Eifers, der die Gebildeten beſeelt, und deßhalb iſt auch Jeder zur Aufnahme fähig, der an Naturwiſſenſchaften Intereſſe hat.

In einem ganz anderen Verhältniſſe ſtehen die Naturforſcherverſammlungen Deutſchlands. Auch hier ließ die Zerſplitterung aller geiſtigen und materiellen Kräfte, welche mit der politiſchen Zertheilung Hand in Hand ging, eine Centraliſation, ein Zuſammenwirken Aller wünſchbar erſcheinen, und Oken, der Stifter der deutſchen Verſammlungen, hatte ſicher dieſen Zweck vor allen andern im Auge. Darum ſteckte der Stifter die Gränzen ſo weit als möglich; darum wurden keine jährlichen Beiträge, keine reglementariſchen Beſtimmungen über Aufnahme, keine Abſtimmung über eintretende Mitglieder feſtgeſetzt; die Geſellſchaft iſt ein Phönix, der jährlich am 18. September

enthalten, und die wenigen wiedergedruckten alten Chroniken, die Limburger, die Pommersche von Kantzow, die Stralsunder, die Lübecker, die von der Schürens, nicht mit den großartigen Unternehmungen der alten Benediktiner und der fürstlichen und Universitätshistoriographen im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu vergleichen, denn wo wäre jetzt wohl ein zweites Chronicon Gotwicense, ein zweiter Schilter, ein zweiter de Westphalen zu finden? Allein, wenn bei weitem nicht so viel Prachtausgaben und große Sammlungen hergestellt wurden, so ist doch das Alte und das Neugefundene desto gründlicher durchgearbeitet und in unzähligen Spezialgeschichten zu genauerer Kenntniß gebracht worden. Es scheint sogar wenig zur Vollständigkeit zu fehlen, wenn man die trefflichen Werke über die ältern deutschen Völkerstämme von Manso, Aschbach, Leo, Türk, Mannert, Pertz ꝛc., dann die ausgezeichneten Biographien einzelner Kaiser von Dippold, Junk, Leutsch (Ottos I. Leben enthalten im Leben Geros), Kortum, Barthold, Mannert, Buchholz ꝛc. und ganzer Kaiserreihen von Stenzel, von Raumer, Lurz, Hormayr und Fürst Lichnowsky vergleicht. Die merovingische und karolingische Zeit läßt wenig zu wünschen übrig. Nur die ältesten Beziehungen der Deutschen zu den südlichen Slaven dürften noch einer neuen Untersuchung zu unterwerfen seyn. Ueber die Beziehung zu den nördlichen Slaven ist in jüngster Zeit durch die Geschichte Lauenburgs von Kobbe Vieles aufgeklärt. Dagegen ist über die Bekehrung der Slaven von Salzburg aus, über die Stellung der Deutschen zu den Avaren, über Karlmanns Politik in Kärnthen ꝛc. wohl noch Manches nachzuholen — Das Zeitalter der sächsischen und salischen Kaiser ist sehr vielfach erörtert, sowohl im Ganzen als in Spezialgeschichten. Auch das der Hohenstaufen ist seit Rankers großem Werke klar und nur seines hohen Interesses wegen im Einzelnen noch einer feineren Durcharbeitung werth. Ueberdies wird dieses Zeitalter mittelbar durch die vielen vortrefflichen Werke aufgeklärt, die über die Kreuzzüge von Wilken, über die preußische Eroberung von Voigt, über die altdeutsche Kunst und Poesie in allen Richtungen geschrieben sind.

Die Periode der luxemburgischen Kaiser bietet noch mehrfache Lücken dar, die von künftigen Geschichtschreibern auszufüllen sind. Man kann schon das Interregnum dazu rechnen. Ueber Rudolph, Adolph und Albrecht II. ist zur Genüge geschrieben, wenn auch keineswegs von einem richtigen politischen Standpunkte aus. Man

aus ſeinem Grabe erſteht, und nachdem er ſich ſelbſt den Ort ſeiner Wiedererſtehung gewählt, nach acht Tagen in ſein voriges Nichts zurückſinkt. Allein was die deutſchen Verſammlungen vor den andern auszeichnet, das iſt der Kaſtengeiſt, der ſich trotz allen ſchrankenloſen Beſtimmungen darin Geltung zu verſchaffen wußte. Die einzige kleine Regel, daß Jeder, welcher Sitz und Stimme in der Verſammlung haben wollte, Doktor und Schriftſteller ſeyn müſſe, bezeichnet dieſen Geiſt hinlänglich. Dieſe Beſtimmung iſt in Deutſchland naturgemäßer, denn anderswo, allein man darf dreiſt die Hoffnung ausſprechen, daß eine Zeit kommen möge, wo das Intereſſe an der Wiſſenſchaft allein, ohne Diplom und Meßkatalog, die Stimmberechtigung gibt. Vor der Hand iſt die Geſellſchaft der deutſchen Naturforſcher und Aerzte nur eine Gelehrtenaſſociation; ſie hat deßhalb wenig Anhaltspunkte im Volke. In der Schweiz nimmt Alles im Lande Antheil; kein Apotheker, kein Arzt, kein gebildeter Mann in der Nähe der Stadt, wo die Verſammlung gehalten wird, der nicht Mitglied wäre und thätigen Antheil nähme; in Deutſchland iſt es nicht ſo. Die Höfe freilich und die Regierungen ſind äußerſt zuvorkommend, die Gäſte werden vortrefflich empfangen, glänzend bewirthet, Alles, was nur die Stadt aufweiſen kann, zur Parade geſtellt, die „Naturförſchter" auf alle mögliche Weiſe beluſtigt und durch Schmauſereien, Spazierfahrten, Bälle und Muſikfeſte auf die gehörige Weiſe in Athem gehalten, ſo daß, wie einer unſerer Dichter ſagt,

„ſie hielten die zehnte Spazierfahrt in ſolcher Geſchäftigkeit,
„daß ſie zum Eſſen und Trinken ſich nahmen keine Zeit,

und zu den eigentlichen Verhandlungen vor lauter Schmauſen und Gaudeamus igitur Singen kaum zu kommen iſt. Allein welche Noth hat man bei allen dieſen Vergnügungen, ehe man ſie nur genießen kann! Alle Taſchen hat man voll Karten, grünen, rothen, weißen, je nach Titel und Rang, je nach Stimmfähigkeit oder Nichtſtimmfähigkeit. Ich will damit keinen Vorwurf machen, es mögen bei dem Zudrange Unbeſcheidener und Unberechtigter ſolche Vorkehrungen durchaus zweckmäßig ſeyn; allein es iſt unangenehm, alle Augenblicke an die Polizei erinnert zu werden. Es führt dieſe Privilegirung der Doktoren und Schriftſteller aber auch wahre Uebelſtände herbei. Auf den

meiſten Verſammlungen ſah man freilich darüber, namentlich hinſichtlich der Fremden, hinweg, und lieferte dieſen gleich, ſobald ſie ein fernes Geburtsland angaben, ein ganzes Sortiment Karten oder einen Passe-partout aus; allein ich erinnere mich, einer Verſammlung in einer ſüddeutſchen Stadt beigewohnt zu haben, wo man mit ſo pedantiſcher Strenge auf dem Doktor und Schriftſteller hielt, daß namentlich die Schweizer, welche in bedeutender Zahl zugeſtrömt waren, ihre liebe Noth hatten, nur beiwohnen zu können; denn den Doktor holt ſich dort zu Lande nur, wer ihn durchaus nöthig hat, und es gibt ſogar an manchen Univerſitäten der Schweiz Profeſſoren, welche das Diplom ſich nie erworben haben. So laſtet denn auch auf der deutſchen Verſammlung jener alte Vorwurf, den man deutſcher Wiſſenſchaft machte, der aber allmälig zu ſchwinden beginnt: daß ſie ſich abſondere in ihrer Sprache, in ihrem Weſen, in ihren Zwecken, von dem, was die Natur umher, die Verhältniſſe der Zeit und des Lebens verlangten; daß ſie unpraktiſch ſey, daß man eingeweiht ſeyn müſſe, um zu verſtehen, was die Gelehrten eigentlich wollten. Ein Reflex dieſer Abſonderung, dieſer Entfernung vom praktiſchen Leben iſt die Iſolirung der deutſchen Naturforſcherverſammlung, ihre Beſchränkung auf einen Stand, der wirklich mehr oder weniger, wie der Beamtenſtand, eine Kaſte zu ſeyn ſucht.

England iſt das Land der individuellen Freiheit, wie der individuellen Vorurtheile. Beide haben ihm ſeinen Reichthum, ſeine Ariſtokratie, ſeine Macht, wie auch das furchtbare Elend des arbeitenden Volkes, und damit den Keim ſeines Verderbens gebracht. Wenn irgend ein Land iſt, wo der Menſch als ſolcher ſich frei bewegen kann, ſo iſt es England, aber es exiſtirt auch keines, wo er ſich ſelbſt ſolche Feſſeln anlegt, wo der Unterſchied der Stände ſo ſehr von Kindheit auf in das Blut eingeſogen wird, als in England. Jene Beſchäftigung iſt für den Reichen, für den Magnaten, den Majoratsbeſitzer; dieſe für den zweiten Sohn der adligen Familie; eine andere wieder für den begüterten Nichtadeligen; eine vierte für den Mittelſtand. So iſt denn auch die Wiſſenſchaft, als ſolche, faſt nur Erbgut der reichen Familienſöhne; nur da, wo ſie ganz unmittelbaren praktiſchen Einfluß hat, augenblicklichen Gewinn verſpricht, nur da wird

ſie auch Gemeingut des producirenden, werkthätigen Theiles des Volkes. Die britiſh Association for advancement of ſciences iſt daher ein rein ariſtokratiſches Inſtitut, von der höheren Claſſe, der nobility, gehegt und unterſtützt. Ihre Häupter ſind Mitglieder des höchſten Adels, ihre Mitglieder dieſem oder ſeiner Partei angehörig. Man findet faſt nur Tories in den brittiſchen Verſammlungen. Allein Verſammlungen irgend einer Art ohne Geld ſind ein Unding in England. O'Connell für ſeine Repeal, Pater Mathew für ſeine Mäßigkeitsvereine, die Chartiſten für ihre Demonſtrationen, Alle brauchen Geld, und die brittiſche Geſellſchaft für die Naturwiſſenſchaften würde nicht beſtehen können ohne bedeutende Beiträge der Mitglieder. Dieſe Cotiſationen ſind erſtaunlich hoch, wären faſt unerſchwinglich für die Mehrzahl der an deutſchen oder ſchweizeriſchen Verſammlungen Antheil nehmenden Perſonen; ſie erhalten aber einerſeits die Geſellſchaft in derjenigen Sphäre, welche ſie zu behaupten wünſcht, und geben ihr andererſeits die Mittel an die Hand, zugleich thätig zur Löſung wiſſenſchaftlicher Aufgaben mitzuwirken. Wo eine Lücke in der Wiſſenſchaft, namentlich in der naturhiſtoriſchen Kenntniß Großbritanniens gewahrt wird, ſucht die Geſellſchaft durch Prämien, Preiſe und Aufmunterungen zur Aufhellung der zweifelhaften Punkte mitzuwirken. Hier tritt denn auch der praktiſche Sinn der Engländer fördernd hervor. Ein Comité beſchließt, was zu krönen, wozu aufzumuntern ſey; ſeine Vorſchläge werden meiſt unbedingt angenommen, denn Jeder, der andere Wünſche hat, weiß, daß er nur dann hoffen kann durchzudringen, wenn er vorher durch alle möglichen Mittel, welche ihm Oeffentlichkeit der Preſſe und Freiheit der Discuſſion in die Hände geben, die Mehrheit zu ſeinen Gunſten geſtimmt hat, und ſtatt fruchtloſe Oppoſition zu machen, ſchiebt er auf nächſtes Jahr, bis wohin ihm Zeit zum Handeln und Vorbereiten frei ſteht, ſeine Vorſchläge hinaus. Wenn daher die ſchweizeriſche Verſammlung durch ihre Denkſchriften ihren Mitgliedern für koſtſpieligere Publikationen den Eintritt in das Publikum ſichert, und ſo indirekt zur Hebung der Naturwiſſenſchaft im Lande beiträgt, wenn die deutſche Geſellſchaft durch Anregung perſönlicher Verhältniſſe, Knüpfen freundſchaftlicher Bande nur im Einzelnen, nicht im Ganzen fördernd wirkt, ſo tritt die brittiſche Aſſociation direkt ins Mittel, indem ſie den Forſchern nicht

nur den Weg zeigt, ſondern ihnen auch die Mittel in die Hand gibt, um zu Durchmeſſung dieſes Weges die nöthigen Straßen anzulegen. Sie ähnelt durch ihre Verfaſſung mehr der ſchweizeriſchen Geſellſchaft, hat ſich aber in dieſer, der finanziellen Beziehung, großartiger hingeſtellt, wie dies auch in einem ſolchen Lande nicht anders möglich war.

Frankreich hat ſich mit ſeinem, von Herrn v. Caumont gegründeten Congrès scientifique eine eigenthümliche Stellung gegeben. Es beſitzt in der Akademie zu Paris ſchon eine Art wiſſenſchaftlichen und literariſchen Areopags, der leider zu mancherlei Speculationen mißbraucht wird, an denen er ſelbſt durch ſeine Einrichtung mehr oder weniger ſchuld iſt. Die Diktatur, welche die Mitglieder der Akademie ausüben, iſt unläugbar; der üble Einfluß, den die Centraliſation aller geiſtigen Kräfte in der Hauptſtadt auf die Provinzen ausübt, unverkennbar. Alles muß der Approbation dieſes wiſſenſchaftlichen Körpers unterworfen werden, und um derſelben ja verſichert zu ſeyn, hat man namentlich das abſcheuliche Syſtem der verſiegelten Briefe erfunden, was einer einfältigen Ruhmjägerei Thür und Thor geöffnet hat. Man hat etwas halb geſehen, etwas dunkel aufgefaßt, man iſt noch am Beginne einer Unterſuchung, deren Reſultate man ahnen zu können glaubt — geſchwind ſetzt man ſich hin, ſchreibt einen Brief, in dem man dieſe Reſultate als gewiß, als gefunden ankündigt, ſiegelt ihn zu und legt ihn bei der Akademie nieder. Gibt die Unterſuchung die geahnten Reſultate, ſo wird großer Skandal gemacht, mit einer vollſtändigen Abhandlung angerückt und die Akademie gebeten, den Inhalt des verſiegelten Briefes zu verleſen. Die gelehrte Welt ſtaunt über die ſeltene Selbſtverläugnung des Mannes, der ſeit Monaten, ſeit Jahren Dinge kannte, die ganz neu ſind, deren Gegentheil man glaubte, und andere ehrliche Forſcher, die ihre Arbeit vielleicht zu derſelben Zeit erſcheinen laſſen, und ſie nur vollendet darbieten wollten, ſind ihrer Prioritätsrechte beraubt. Entſpricht aber das erhaltene Reſultat den Ahnungen nicht, ſo iſt man auch nicht compromittirt; der verſiegelte Brief modert im Staube der Vergeſſenheit und es iſt keine Rede mehr davon. Doch dieſer üble Einfluß der Akademie, der die lächerlichſte Eitelkeit ſo offen begünſtigt, iſt nicht der einzige. Die Meinungen der Herren im

Sanktuarium werden allmälig zu Dogmen umgeſtempelt, und wehe dem, der ſich dagegen erhebt. Sie haben den Schlüſſel zu allen Aemtern, zu den Beförderungen, zu den Unterſtützungen aller Art, welche die Regierung angedeihen laſſen kann, und wer mit den Akademikern nicht gut ſteht, der kann immerhin ein trefflicher Forſcher ſeyn, überall werden ihm hemmende Feſſeln in den Weg geworfen. So gehen geiſtige und materielle Unterdrückung alles Unabhängigen in den Provinzen Hand in Hand, und gegen dieſe Tyrannei der Centraliſation erhebt ſich der Congreß, für die Unabhängigkeit der Provinzen kämpfend. Das Prinzip alſo, was Deutſchland und die Schweiz, beide zerſplittert durch politiſche Einrichtung, was England, zerſplittert durch individuelle Freiheit, was alle dieſe Länder zu erreichen ſuchten, das Prinzip der Centraliſation, wird gerade durch eine wandernde Verſammlung dieſer Art in Frankreich bekämpft. Der wiſſenſchaftliche Congreß Frankreichs iſt die Proteſtation der Provinzen gegen die Pariſer Centraliſation. Doch ſcheint dieſe Proteſtation, trotz der glänzenden Verſammlung in Straßburg, nicht recht nachhaltig werden zu können. Es fehlen dazu die tüchtigſten Kräfte, welche theils durch die Stellung, die ſie ſchon einnehmen, theils durch die, welche ſie ſich zu erringen ſuchen, von der Theilnahme abgehalten werden und dadurch die Verhandlungen zu einer oft mehr als mittelmäßigen Trivialität heruntersinken laſſen, indem Schwätzern und eingebildeten Gecken Thür und Thor geöffnet iſt. Indeß hat der Congreß unſtreitig eine gute Seite, und es wäre um dieſer willen Schade, wenn er wieder zu Grunde ginge; dies iſt die Weckung des Selbſtgefühls in den Provinzen, die Anregung des wiſſenſchaftlichen Strebens in der Maſſe nicht nur, ſondern auch in den Gebildeteren der Provinz. Denn wenn auch Frankreich keiner andern Nation den Rang in den Naturwiſſenſchaften abtreten wird, ſo iſt es doch auf der andern Seite wahr, daß nur Einzelnen das Verdienſt zugeſchrieben werden kann, daß hingegen die Maſſe, ſelbſt der gebildeteren Stände, weit weniger allgemein von naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen durchdrungen iſt, als in Deutſchland oder England. Wie manchmal hat man ſich nicht über den Mangel geographiſcher Kenntniſſe bei den Franzoſen luſtig gemacht! Er mag hier am erſten in die Augen fallen, er iſt in

den andern Zweigen nicht geringer, und die allgemeinen Begriffe der Phyſik, der Meteorologie, der Naturgeſchichte, die dem Deutſchen von Gymnaſien oder Realſchulen her geläufig ſind, wie dem Schulknaben das Abc, bleiben ſelbſt für die gebildeteren Franzoſen böhmiſche Dörfer. Der **Marchand de soupe**, in deſſen Penſion ſie untergebracht wurden, um ihre Erziehung zu vollenden, hatte dieſe Unterrichtszweige zwar auf dem Programme und theilte ſelbſt Preiſe dafür bei den Prüfungen aus, allein wie es mit dem Unterricht ſelbſt beſtellt war, das kann nur der wiſſen, der in den innern Mechanismus der franzöſiſchen Penſionate einen Blick geworfen hat. Es ſind Erziehungsfabriken mit Verkaufsläden en détail und brillantem Aushängeſchild. Das bewegte öffentliche Leben, die Theilnahme an dem politiſchen Treiben, das Jagen nach induſtriellem Gewinne hindern den Franzoſen, die bei der erſten Erziehung vernachläſſigten Punkte nachzuholen. Er fühlt das Bedürfniß nicht, bis es die wandernden Verſammlungen rege machen. Er hört von Dingen, die ihm wildfremd ſind, und er kann nicht eher ruhen, als bis er ſeine Neugierde befriedigt, und ſeine Kenntniſſe wenigſtens bis auf den Punkt gebracht hat, daß er mit Andern über die neuen Dinge ſprechen kann. Dieſe Aufregung, welche ſie bringen, dies Erwecken des Bedürfniſſes nach naturhiſtoriſcher Bildung in den Provinzen iſt meines Erachtens der weſentlichſte Nutzen, den die wiſſenſchaftlichen Congreſſe Frankreichs bieten.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die beiden Antipoden, Skandinavien und Italien. Hier, im blühenden Süden, wo das Meer alle Reichthümer, das Land alle Geheimniſſe in Fülle dem Forſcher bietet, hat der morſche Stamm nur eine welke Blüthe getrieben, und trotz dem feurigen Eifer, den Einzelne entwickeln, ſtellt die Apathie des Volkes und der Widerſtand der Regierungen von Neapel und dem Kirchenſtaat faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Trotz der lebhaften Theilnahme edler Fürſten, trotz alles Glanzes, den man über die Verſammlungen ausbreitete, ſcheint es mir, als fräße der Wurm in dem Kerne und nur eine friſche Schale decke die innere Fäulniß. Möchte ich mich getäuſcht haben.

In Skandinavien dagegen regt ſich ein friſches Leben. Es ſcheint, als ob die Kälte des Nordens die Triebe ſtets grün

erhalte, als ob ſie ſie ſtähle zum Trotz gegen alle Hemmniſſe einer kargen Natur. Der Süden iſt erſchlafft, fremde Naturforſcher müſſen hin, um ſeine Reichthümer auszubeuten; der Norden hat ſeiner regen Wiſſenſchaftlichkeit nur einen neuen Schößling in den Verſammlungen ſkandinaviſcher Naturforſcher beigefügt, und die Früchte, welche die neue Schöpfung ſchon getragen, laſſen auf noch ſchönere Folgen ſchließen.

Sicherlich dürfen wir dieſen häufigen Gelegenheiten, welche die Verſammlungen alljährlich zu perſönlicher Bekanntſchaft und Beſprechung bieten, auch den weſentlichen Vortheil zuſchreiben, daß jetzt unter den Naturforſchern aller Länder ein gegenſeitiges Vertrauen herrſcht, welches äußerſt fördernd auf die Betreibung umfaſſender Arbeiten eingreift. Früher ſaßen die Directoren der Muſeen, die Beſitzer von Privatſammlungen unter ihren Schätzen, wie Spinnen in ihrem Netze, kaum daß man unter doppelter Begleitung eintreten, kaum daß man irgend einen Gegenſtand näher ins Auge faſſen durfte; etwas zu genauerer Unterſuchung in die Hand zu nehmen, war völlig unthunlich. Mittheilung ſeltenerer Gegenſtände zur Beſchreibung oder Vergleichung fand durchaus nicht ſtatt; auch wenn man in ganz andern Fächern arbeitete, ſo ſchlug man rundweg ſolche Anträge aus, welche ein Cabinetsſtück auf einige Zeit den Händen des Beſitzers entfremden konnten. Freilich wurde dieſe egoiſtiſche Handlungsweiſe auch wieder durch das Betragen der Fachgenoſſen gerechtfertigt und ſelbſt nothwendig. Jeder Sammler ſtahl zugleich wie eine Ratze; wo er etwas ihm in den Kram Paſſendes ohne Aufſehen ſtipitzen konnte, da wurde es eingeſackt und hernach zu Hauſe in der Sammlung verſteckt; denn zeigen durfte man es ja nicht öffentlich, aus Furcht ertappt zu werden. Einem Mitmenſchen einen Heller zu entwenden, wäre von ſolchen ehrlichen Sammlern als die größte Sünde betrachtet worden — ein Muſeum ſeiner herrlichſten Schätze zu berauben, war in ihren Augen nur ein gefährliches Experiment, zu deſſen Gelingen alle nur erdenkliche Liſt aufgeboten wurde. Es iſt jetzt anders geworden. Wenige Ausnahmen nur abgerechnet, iſt offenes Vertrauen an die Stelle dieſer gegenſeitigen Abſchließung getreten. Die Muſeen öffnen ihre Thüren, und gewähren denen, welche ihre Schätze unterſuchen wollen, alle möglichen

Bequemlichkeiten; die Mittheilung kleinerer und größerer Gegenſtände, ſelbſt in die Ferne, wird nicht geſcheut. Es ſey mir erlaubt, einige wenige Belege aus meiner Erfahrung hier anzuführen. Seit langer Zeit mit Profeſſor Agaſſiz befreundet, habe ich oft dieſen, etwa in folgender Weiſe, ſich über dieſen Punkt ausſprechen hören. „Ich kann Sie verſichern," ſagte er mir, „daß ich „einzig der Liberalität und dem Vertrauen meiner Zeitgenoſſen „es verdanke, wenn ich mein großes Werk über die foſſilen Fiſche „mit ſolch reicher Menge von Material fortführen und beendigen, „wenn ich meine andern Werke über Echinodermen und Mollus„ken auf ſo breiten Baſen anlegen konnte, als dies geſchehen „iſt. Ohne eine eigene Sammlung zu beſitzen, nur über ein „verhältniſsmäſsig kleines Muſeum disponirend, wäre die Durch„führung meiner Pläne eine reine Unmöglichkeit geworden, hätte „man nicht mit der größten Bereitwilligkeit alle Gegenſtände, „die ich nur wünſchen konnte, mir entweder in natura anver„traut, oder in Zeichnung und Gypsabguß mir zukommen laſſen. „Der weitſchweifige Plan meiner Arbeiten hinderte oft die bal„dige Zurückſendung ſolcher koſtbaren Stücke, welche mir anver„traut waren; ich hatte ſie Jahre lang in meinem Beſitz, ehe „ich ſie beſchrieben und verglichen und beſtimmt ihren Eigen„thümern wieder zurückſtellen konnte; ihr Vertrauen wurde nicht „irre, und neue Zuſendungen bewieſen mir ſtets, daß man die „Gründe meiner Zögerung in der Rückſendung zu ſchätzen ver„ſtand." Allein nicht bloß in Mittheilung von Objekten, auch in perſönlicher Hülfleiſtung ſind die Naturforſcher gefällig geworden. Jeder ſieht ein, daß die Arbeit des Andern dem Ganzen zu Gute kommt, daß bei dem heutigen Zuſammenwirken aller Kräfte und der Schnelligkeit der Communicationen nicht ein einzelnes Land, ſondern die ganze civiliſirte Welt an dem Vorhandenen Antheil nimmt, und ſo wirken die Meiſten gern freudig mit zu einem gemeinſchaftlichen Ziele. Ich könnte auch hier der Beiſpiele eine Menge aus meiner Erfahrung anführen; ich könnte erzählen, wie die namhafteſten Gelehrten zu Agaſſiz's Nomenclator der Zoologie, zu deſſen noch im Werden begriffener Bibliographie der Naturwiſſenſchaften die hülfreichſte Hand leiſteten, und mit Aufopferung koſtbarer Zeit und Mühe auf die uneigennützigſte Weiſe dieſe allgemein dienlichen Werke zu fördern

ſtrebten. Wenn ich hier dieſe meinem Freunde perſönlich gewordenen Aufmunterungen erwähne, ſo geſchieht es nur, um zu zeigen, wie ſehr der Geiſt, welcher die Naturforſcher im Ganzen belebt, ſich ſeit einigen Jahrzehnten geändert hat, und wie bei ihnen vielleicht mehr, als in andern Klaſſen der Gelehrten, der Zweck des Ganzen jetzt die privaten Zwecke in den Hintergrund treten läßt.

Doch geben wir von dem innern Leben und Treiben der Naturforſcherrepublik ein wenig ab, um zu ſehen, in welchen Beziehungen ſie zu dem Volke, ſeinem Streben und Leben im Allgemeinen ſtehen. Ich ſehe mich hier genöthigt, einen Punkt zu berühren, über welchen, ich weiß es, viele meiner Fachgenoſſen nicht mit mir übereinſtimmen werden. Ich meine die Populariſirung der Wiſſenſchaft. Die Zeiten liegen noch nicht ſo weit hinter uns, wo die Gelehrten aller Klaſſen ſich hinter den Wällen einer todten Sprache verſchanzt hatten, wo ſie unter ihren Folianten ſicher ſaßen vor den Angriffen der öffentlichen Meinung, vor der Kritik des Volksverſtandes, der ſich nicht leicht in die Labyrinthe der ſophiſtiſchen Spitzfindigkeiten begibt, ſondern kurz und bündig den Nagel auf den Kopf zu treffen verſteht. Unter gewaltigen Wehen hat ſich das jetzige Jahrhundert aus dieſen veralteten Banden, die ſein freies Streben von allen Seiten umſpannen, zu löſen geſucht, und es iſt ihm zum größten Theile gelungen. Nur hie und da ſpuckt noch der alte Geiſt in einigen abgelegenen Winkeln, oder er wird, der alten Form halber, in die er gegoſſen iſt, mitgeſchleppt, trotz aller ſeiner Unbequemlichkeit. Oder iſt es etwas anders, als ein Kleben an veralteten Formen, wenn in vielen deutſchen Staaten noch die mediciniſchen Examina's, ſogar die praktiſchen, in lateiniſcher Sprache abgehalten und die Diſſertationen in demſelben Idiome geſchrieben werden müſſen? Ich bin nicht im Stande, einen einzigen vernünftigen Grund für dieſe, meiſt in dem abſcheulichſten Küchenlatein zurechtgeſtoppelten Probeſchriften zu finden, welche meiſt deutſch gedacht und deutſch geſchrieben wurden und zu deren Ueberſetzung entweder ein befreundetes philologiſches Genie oder ein bezahlter hauſirender Theologiæ candidatus herbeigeſchafft wurde. Man ſcheint zu glauben, es gehören ſolche und ähnliche total veralte-

Inſtitutionen mit zu den Schreckbildern, welche von dem überhandnehmenden Zudrange zum Studiren abhalten ſollen; allein wer das Studentenleben nur einigermaßen mit angeſehen hat, der wird mit mir übereinſtimmen, daß ſolcher Glauben mit zu den unbegründeten Vorurtheilen gehört, deren noch ſo manche in der Einrichtung der Univerſitäten ſpucken. Würde man im Gegentheile deutſch examiniren, disputiren und ſchreiben laſſen, ſo würden auch andere, als nur die Profeſſoren, ſich von der innern Tüchtigkeit oder Hohlköpfigkeit der Aſpiranten überzeugen können.

Mit dieſen Reſten der Zopfzeit hängt auch der Kaſtenſtolz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, vieler Gelehrten zuſammen, welche nicht wollen, daß man in das Heiligthum der Wiſſenſchaft ohne vorgängiges Arbeiten und Faſten eingehe, und die ſich allemal im Stillen ärgern, wenn ſie in dem Büchercataloge einen Titel ſehen, auf welchem ſie das Wort „populär" antreffen. Ich muß ihnen beiſtimmen, wenn ſie behaupten, daß die meiſten dieſer populären Handbücher und Darſtellungen beſſer ungeſchrieben geblieben wären, da ſie meiſt von Leuten herrühren, die deßhalb, weil ſie etwas Weniges begriffen haben, nun glauben, gleich ihr Bischen Weisheit auch ihren Standesgenoſſen mittheilen zu müſſen. Aus dieſem Grunde aber die Tendenz der Populariſirung verdammen zu wollen, heißt ebenfalls das Kind mit dem Bade ausſchütten. Unſere Wiſſenſchaft wurzelt in der Natur, die einem Jeden zugänglich iſt, über deren Geheimniſſe ein Jeder Aufſchluß wünſchen muß und auch wünſcht. Sie greift mit zu viel Zweigen von allen Seiten her in das bürgerliche Leben ein, als daß nicht täglich und ſtündlich das Verlangen nach ihr geweckt würde. Und wir ſollten uns nicht berufen fühlen, dieſen Wünſchen der Menge entgegen zu kommen? Faſt möchte ich auch glauben, daß bei den Feinden der Populariſirung nicht ſowohl das Prinzip es iſt, gegen welches ſie ankämpfen, als die Schwierigkeiten der Ausführung wahrhaft populärer Werke. Denn einerſeits erfordert eine ſolche wahrhaft populäre Behandlung einen freien Ueberblick des Gegenſtandes, wie ihn nur der Meiſter haben kann, der lange und viel ſich damit abgegeben, und andererſeits eine Darſtellungsgabe, welche nur zu oft durch die einſeitige Richtung, welche rein wiſſenſchaftliche

legte nämlich die Politik des Hauses Habsburg da zu Grunde, wo man die des deutschen Reichs hätte zu Grunde legen sollen, und beurtheilte insofern alles, was sich namentlich auf Frankreich und Ungarn bezog, nicht aus dem natürlichsten Gesichtspunkt. Heinrich VII. hat den würdigsten Biographen an Barthold gefunden, wie denn aus der Feder dieses Geschichtschreibers immer nur Gehaltreiches und wahrhaft Neubelehrendes hervorgegangen ist. Auch Ludwig der Bayer ist von Mannert und Friedrich der Schöne von Kurz gut behandelt. Dagegen hat der merkwürdige Kaiser Karl IV. immer noch keinen seiner würdigen Geschichtschreiber gefunden und ist über ihn mehr oberflächlich raisonnirt als gründlich geforscht worden. Auch die innern Zerwürfnisse im Reich unter seinem Nachfolger Wenzel, sind noch nicht gehörig erörtert. Der allgemeine Kampf der Städte gegen Fürsten und Adel, der von Basel bis Riga und von Brügge bis Klagenfurt entbrannte, ist in seinem Zusammenhang noch nicht gewürdigt; nur eine Episode desselben, z. B. die Fehden Eberhard des Greiners, sind ausführlicher bekannt. Ueberhaupt ist, trotz der beiden ausgezeichneten Werke von Sartorius und Hüllmann, über die Hansa und das deutsche Städtewesen immer noch Vieles in dieser Beziehung nachzuholen. So wird denn auch immer noch eine gründliche und umfassende Geschichte des Hussitenkriegs vermißt, denn außer den ältern Geschichten von Aeneas Sylvius, Cochläus, Theobald ist nur die französische Bearbeitung von Lenfant zu nennen. Vieles neue über die Hussiten findet sich zerstreut bei böhmischen, österreichischen und schlesischen Geschichtschreibern (z. B. Millauer, Hormayr, Kurz, Menzel), aber eine neue und gründliche Darstellung des ganzen Kriegs ist noch nicht versucht worden. Weder in böhmischen Staats- und Privatarchiven, noch in Schweden, wohin so viel Raub aus böhmischen Bibliotheken gebracht wurde, ist noch dem geforscht und gewissenhaft zusammengetragen worden, was aus der böhmischen Schreckenszeit sich erhalten hat.

Die Zeiten Albrechts II., Friedrichs III. und Maximilians I. sind uns bis zur Durchsichtigkeit klar durch die Meisterwerke von Kurz, durch Hormayrs österreichischen Plutarch, durch Bartholds Georg von Frundsberg, Langs Ludwig den Bärtigen, Fuchs Mailänderkriege, und durch die große Menge Provinzial- und Stadtgeschichten, die das fünfzehnte Jahrhundert uns in allen Theilen nahe bringen.

Abhandlungen nothwendig nehmen müſſen, verloren geht. Wir haben wahrlich nur wenige Coryphäen der Wiſſenſchaft aufzuweiſen, welche dieſen Anforderungen in vollem Grade genügen, allein ihr Name wiegt Hunderte auf, und ſicher, wenn es je geſchehen könnte, daß Humboldts und Arago's ſpecielle Leiſtungen in Vergeſſenheit ſänken, ſo würden ſie noch dankbar von ſpäten Geſchlechtern als diejenigen genannt werden, welche die Fackel des Lichtes der großen Menge in bisher noch unerhellte Gebiete vortrugen. Daß ſolche Meiſter es nicht verſchmähten, die Wahrheiten, welche ſie mit ſo vieler Anſtrengung erwarben, in ſchlichter, ungekünſtelter Sprache dem Volke mitzutheilen, verdient nicht nur unſere ganze Anerkennung, ſondern ſollte uns auch anſpornen, auf dem von ihnen betretenen Wege den Spuren zu folgen, die ſie gebahnt. Ich weiß es nur zu gut, es iſt oft leichter, den Fachgenoſſen eine gelehrte Abhandlung zu liefern, als einen allgemein verſtändlichen Aufſatz über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand zu verfaſſen, und man kann zuweilen ſogar eine kleine Regung des Stolzes nicht unterdrücken, der nicht unterläßt, Einem über die Achſel auf das Papier zu ſchauen und in das Ohr zu flüſtern: Wie! du ſchämſt dich nicht, von der Höhe, die du erklommen, herabzuſteigen?

Faſſen wir die Sache in ihrem wahren Lichte auf, ſo iſt es wahrlich betrübend zu ſehen, wie weit die Naturwiſſenſchaften, trotz ihrer Beziehung zu allen Lebensumſtänden, in populärer Hinſicht hinter allen andern Culturzweigen des menſchlichen Geiſtes zurückſtehen. Einzelne Felder nur ſind dem größern Publikum in umfaſſenderer Weiſe geöffnet worden; die Geologie namentlich und die Botanik haben, die eine aus alter Vorliebe für die scientia amabilis, die andere aus ängſtlicher Neugierde, den Vorrang vor den übrigen Wiſſenſchaften erhalten. Gerade aber die in der nächſten praktiſchen Beziehung zum Leben ſtehenden Zweige der Phyſik und Chemie liegen vor der Hand faſt noch ganz brach, und ich weiß wahrlich nicht, daß mir je ein Buch oder eine Abhandlung vor Augen gekommen wäre, wo jene großen weltbewegenden Kräfte des Elektro-Magnetismus, des Dampfes, wo die Grundwahrheiten der Chemie in einfacher, klarer Darſtellungsweiſe beſprochen und dem größern Publikum

zugänglich gemacht worden wären. Sollte die Schuld daran liegen, daß es zum Verſtändniß dieſer Wiſſenſchaften oft einer Summe mathematiſcher Kenntniſſe bedarf, die man bei dem Cirkel, welchem man ſie aufſchließen will, nicht vorausſetzen darf, oder nicht vorausſetzen will?

Der Kreis meiner gewöhnlichen Beſchäftigungen umſchließt dieſe Wiſſenſchaften gerade nicht, allein wer gewöhnt iſt, dem Gange einzelner Zweige zu folgen, der kann nicht umhin, auch das Entfernterliegende zu beachten, wenn es in irgend ungewöhnlicher Weiſe ihm entgegen tritt. So iſt es in neueſter Zeit mit der Chemie gegangen. Wer will verkennen, daß ſie ſchon ſeit Langem in Künſten und Gewerben das Scepter führte, daß auf ihrer richtigen Einſicht, auf ihrer paſſenden Anwendung ein großer Theil des materiellen Wohlſtandes der Völker beruht, und daß ihr unmittelbarer Einfluß von Tage zu Tage in ſteigendem Maße zunimmt? In neueſter Zeit hat ſie ſich in ein Gebiet geworfen, deſſen Bearbeitung noch ſo ziemlich brach lag, und wo es des prophetiſchen Geiſtes eines hellſehenden Mannes bedurfte, um in dem grauſen Gewirre einzelner Thatſachen, die roh zuſammengehäuft lagen, einen Weg zu finden, der nicht unbedingt in die Irre führen mußte. Mögen auch die Reſultate, zu welchen er gelangte, in vielen Beziehungen falſch ſeyn, was ſchon jetzt von einigen mit Zuverſicht behauptet werden kann, ſo wird doch Liebigs Name ſtets als desjenigen Mannes genannt werden, der in der organiſchen Chemie zuerſt auf die enge Beziehung zu dem Leben hinwies und der zuerſt auszuſprechen wagte, daß auch die Erſcheinungen und Produkte des Lebens eben ſo gut der Wage und dem Maße unterworfen werden könnten, und müßten, als die aller anderen chemiſchen Prozeſſe. Wie einfach hat unter Liebigs Händen die ganze chemiſche Seite der Pflanzenphyſiologie ſich aufgerollt, wie ſchön verfolgen wir jetzt dieſe Prozeſſe, wodurch die Pflanzenwelt als der große Aſpirator erſcheint, der die dem Thierleben ſchädlichen Gasarten in ſich aufnimmt, in ihre Elemente zerlegt, den feſten Beſtandtheil ſich aneignet und die gasförmige Hälfte an die Atmoſphäre zurückgibt, welcher er zur Unterhaltung des thieriſchen Lebens nothwendig iſt. Ich weiß es wohl, die Elemente, auf denen dieſe Schlüſſe Liebigs beruhen, ſie ſind nicht neu, ſelbſt die ſo

eben angeführten Reſultate ſind es nicht, ſie wurden ſchon von Andern geahnet, ausgeſprochen, vertheidigt; allein die einfache, zwangloſe Art, durch welche Liebig zu ſeinen Reſultaten gelangt, der geſunde Menſchenverſtand, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der in ſeinen Worten weht, gibt ihnen einen eigenthümlichen Reiz der Neuheit, den ſeine Unterſuchungen über das Verhältniß der Pflanzen zu dem Boden, auf welchem ſie ſtehen, in anderer Beziehung in Anſpruch nehmen. Daß die anorganiſchen Salze, welche die Pflanze enthält und die als Aſche bei ihrem Verbrennen zurückbleiben, nicht zufällig eingeſogene Beſtandtheile, ſondern nothwendige Lebenselemente der Pflanzen ſeyen, dieſen Grundſatz in aller ſeiner Strenge durchgeführt und mit ſchlagenden Thatſachen belegt zu haben, iſt ein Verdienſt Liebigs, das um ſo höher geſchätzt werden muß, als er auch gleich die praktiſche Benutzung und Anwendung dieſes Grundſatzes anzudeuten wußte. Findet eine Pflanze den zu ihrem Leben nöthigen, erdigen oder ſalzigen Beſtandtheil nicht mehr in dem Boden, ſo verkümmert ſie und kommt nicht weiter fort; es iſt mithin Hauptaufgabe der Cultur, dem Boden entweder die ihm entzogenen Stoffe von außen her wieder mitzutheilen, oder aber ihn reih'um mit ſolchen Pflanzen zu beſtellen, welche nicht dieſelben Subſtanzen nöthig haben, wodurch den mineraliſchen Bodenbeſtandtheilen Zeit gelaſſen wird, durch Verwitterung und andere atmoſphäriſche Einflüſſe ſich aufzuſchließen und dann nach einem gewiſſen Zeitraume von neuem wieder die nöthige Quantität anorganiſcher Beſtandtheile zur Beſtellung mit der erſten Pflanze liefern zu können. Die Zeit wird lehren, in wiefern dieſe Grundſätze auf die Bodenpflege, auf den ganzen Ackerbau verändernd einwirken werden, und ob ſie nicht, ſo wie ſie jetzt nackt und ſchroff daſtehen, in der Zukunft mancher nothwendiger Modificationen bedürfen. Weit bedeutender noch als in der Pflanzenphyſiologie verſpricht Liebigs Anregung in der menſchlichen Phyſiologie zu werden, und wenn ich mich nicht täuſche, ſo zeugen ſchon die ſeit einigen Jahren hervortretenden einzelnen Aufſätze und das noch im Erſcheinen begriffene Lehrbuch eines meiner Freunde von einer Richtung, deren Spuren in früheren Arbeiten nur ſelten zu gewahren waren. Was den Liebig'ſchen Anſichten in der Thierphyſiologie beſonders fördernd

half, war auch die verſchiedene Sprache, worin ſie eingeführt waren. Die „Chemie in ihrer Anwendung auf Pflanzenphyſiologie" war in ihrem erſten Gewande ein herbes Werk, das die Botaniker nicht freundlich erregte, ſondern im Gegentheile zu ſcharfen Repliken anſtachelte. Die eben ſo beſtimmt und faſt als Dogmen hingeſtellten Reſultate der Thierphyſiologie hingegen wurden von den Bearbeitern dieſer Wiſſenſchaft weit leichter und ohne Sträuben angenommen. Wir ſehen deßhalb die Schlüſſe über die Entſtehung der thieriſchen Wärme, welche als Reſultat des in den Theilen des Organismus vor ſich gehenden chemiſchen Umwandlungsprozeſſes nachgewieſen wird, die ſchönen Andeutungen über Eintheilung der Nahrungsmittel und ihr Verhältniß zu den Secretionen und Excretionen, über den Umſatz der Elemente ſelbſt in der Ernährung des Körpers u. ſ. w. ſchneller Fuß faſſen, als dies unter andern Verhältniſſen geſchehen wäre. Ich hoffe, daß der Zeitpunkt nicht mehr ferne ſtehen wird, wo wir nicht nur die doppelte Buchhaltung des menſchlichen Organismus nach Ein- und Ausgaben im Großen in ihren letzten Reſultaten kennen werden, ſondern wo wir auch, wie die Commiſſarien des Budgets, die einzelnen Poſten werden durchgehen und dem Umlaufe eines jeden noch ſo kleinen Faktors werden nachſpüren können. Denn man täuſche ſich nicht; wenn wir auch jetzt zu wiſſen glauben, daß nur die Proteinverbindungen uns nähren und daß unſerem Körper ſein Fleiſch und Blut ſchon fertig in den Nahrungsmitteln geboten wird, während die ſtickſtoffloſen Subſtanzen nur mittelbar nährend einwirken, indem ſie durch Unterhaltung des Reſpirationsprozeſſes das Verderben von unſerer thieriſchen Subſtanz abhalten; wenn wir auch annähernd wiſſen, wie viel Kohlenſtoff uns täglich durch Athmung, Ausdünſtung und andere Secretionen entzogen wird, und wie viel wir eſſen müſſen, um dieſem Verluſt die Wage zu halten, wenn wir auch dies alles ſicher und noch mehr dazu wüßten, ſo bleiben uns dennoch immer noch für die einfachſten phyſiologiſchen Vorgänge nur ungenügende Thatſachen zurück, und es iſt bis jetzt noch kein Menſch im Stande, die Verdauung, die Ernährung, die Secretion, kurz das innere Getriebe des thieriſchen Organismus in einiger Beziehung befriedigend zu erklären und, wie die Chemie es verlangt, mit abſoluter Beſtimmtheit die im Körper

erlangten Umwandlungen und Zerſetzungen als nothwendig bedingt zu demonſtriren. Durch dieſe Erforſchung der Wechſelbeziehung der einzelnen Körperfunctionen zu einander hat die thieriſche Chemie wieder einen neuen Reiz gewonnen, und von allen Seiten ſehen wir die Chemiker herzueilen, um ihr Scherflein zu dem Baue zuzutragen. Auch dies Beiſpiel zeigt auf das Deutlichſte, wie unendlich werth es in der Wiſſenſchaft iſt, beſtimmte Ziele aufzuſtecken, nach deren Erreichung man ſtrebt. Herrſchte nicht eine gewiſſe Lahmheit in allen Zweigen der thieriſchen Chemie vor dem neuen Impulſe? Man machte Analyſen, gab procentiſche Zuſammenſetzungen; aber man häufte gleichſam nur todtes Material zuſammen, das man ſtets als Ballaſt mitſchleppte, ohne zu wiſſen, was man mit der Maſſe anfangen könne. Jetzt, wo Jeder einen beſtimmten Zweck vor Augen ſieht, arbeitet er auch mit größerer Freudigkeit. Ich bin zu wenig Chemiker, als daß ich mich erkühnen dürfte, zu Gunſten dieſer oder jener Richtung meine Stimme zu erheben, allein es will mich doch bedünken, als ließen die Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaft, zu ſehr mit der Phyſiologie im engeren Sinne des Wortes beſchäftigt, ein weites Feld ganz außer Augen, welches nicht nur ſchöne Früchte bringen, ſondern auch in einigen Prinzipienfragen entſcheidende Antwort geben dürfte. Ich meine die Entwicklungsgeſchichte. Die überraſchenden morphologiſchen Veränderungen, welche aus dem ſcheinbar einfachen Dotter den Embryo mit all ſeinen ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Organen entſtehen laſſen, ſind ſicher von eben ſo auffallenden chemiſchen Prozeſſen begleitet, deren Erforſchung um ſo glänzenderes Licht über die Umwandlungen, die im erwachſenen Körper vorgehen, verbreiten dürfte, als im Ei keine ſolche hindernde Umſtände in den Weg treten, welche, wie Aufnahme von Nahrungsmitteln ꝛc., ſtets durch Zufuhr oder Abgabe von Stoffen den einfachen Gang der Unterſuchung compliciren.

Könnte es Jemanden einfallen, den Werth der Wiſſenſchaften nach ihrem praktiſchen Nutzen abzuſchätzen, ſo würde ſicherlich die Phyſik der Chemie die Wage halten. Wenn die Chemie in alle kleineren Details eindringt, überall in allen Künſten, Gewerben und Induſtriezweigen fördernd einſchreitet, dort eine neue Hülfsquelle aufdeckt, hier eine Schadenquelle ſtopft, ſo ſind

andererſeits die Phyſik und die von ihr geleiteten Elementarkräfte es geweſen, welche das Jahrhundert im Großen umgeſtaltet, dem Handel, der Induſtrie, der ganzen materiellen Exiſtenz der modernen Menſchheit eine neue Baſis gegeben haben. Ich möchte die beiden Wiſſenſchaften mit wohlthätigen Genien vergleichen, deren einer, von Haus zu Haus gehend, überall ſeine hülfreiche Hand öffnet, und nimmer raſtend, kein Hüttchen auf ſeiner Wanderung übergeht, während der andere nur von Zeit zu Zeit ſein Füllhorn über die ganze civiliſirte Menſchheit öffnet und, während er dem allgemeinen Beſten nützt, ſich nicht darum bekümmert, ob ſein ungeſtümes Wohlthun nicht auch manchen Schmerz erweckt und das Beſtehende auf grauſame Weiſe zerſtört. Das Jahrhundert verdankt ſeine jetzige Geſtalt der Phyſik und der Anwendung ihrer Kräfte in der Mechanik — brauche ich dies noch näher zu belegen? Wo wir früher von den Launen der Winde und den Wogen des Meeres abhingen, oder auf langſamem Marktſchiffe, von Pferden gezogen, an den Ufern der Flüſſe vorüberkrochen, da ſchweben wir jetzt auf eilendem Dampfer und vor den eiſernen Schienen, die wir über die Länder ſpannen, ſchwinden die Entfernungen faſt zu Nichts zuſammen. Dampfſchiff und Locomotive — hängt nicht von ihnen zu jetziger Zeit der Handel in ſeiner ganzen Ausdehnung und mit ihm der Culturzuſtand in indirekter Weiſe ab? Als wir noch feſt in unſern ummauerten Städten ſaßen und eine Reiſe über Meer für den gewöhnlichen Bürger gerade ſo viel galt, als eine Reiſe in die Ewigkeit, als man noch genöthigt war, in engen Gränzen ſich zu bewegen und auf halsbrechenden Wegen mit trefflichen Pferden höchſtens 7 — 10 Stunden im Tage zurücklegte: damals waren auch die Begriffe der großen Mehrheit des Volkes eng, beſchränkt, nur auf das Nächſte gerichtet, und eben ſo wenig, als es ſie kümmerte, „wenn hinten tief in der Türkei die Völker auf einander ſchlugen," eben ſo wenig konnten ſie ſich mit fremden Sitten, verſchiedener Sprache, anderm Gebrauche innerlich vertraut machen. Jedes Städtchen hatte, wie man in der Schweiz zu ſagen pflegt, etwas „Apartiges". Mit der Vernichtung der Entfernungen durch unſere beſchleunigten Communikationsmittel hat die allgemeine Weltanſicht einen Umſchwung genommen, den man, meines Erachtens, in wiſſenſchaftlicher

Beziehung noch viel zu wenig analyſirt hat. Vielleicht möchte eine ſolche Analyſe und die genaue Darſtellung ihrer Folgen vor der Hand noch ſchwierig ſeyn, da die Zeit zu kurz iſt, um vollgültige Schlüſſe auf ihre Reſultate bauen zu können; allein andererſeits müſſen wir nicht den ungemeinen Vortheil außer Augen laſſen, den wir dadurch genießen, daß wir noch eine Zeit geſehen haben, wo es anders war, und daß den künftigen Generationen, welche, mit der neuen Zeit geboren und in ihr aufgewachſen, auch mit der Muttermilch das ganze Weſen dieſer Zeit ſich angeeignet haben, daß es dieſen Generationen faſt unmöglich werden dürfte, den Umſchwung zu beurtheilen, welchen dieſe blitzſchnellen Communicationen der Stämme und Völker mit einander auf ihre Denkungsart und Lebensanſicht ausgeübt haben. Weit mehr als der materielle Nutzen, den Handel und Wandel aus dieſen wenigen mechaniſchen Anwendungen einer einzigen phyſikaliſchen Kraft ziehen, will mir dieſer moraliſche, geiſtige Nutzen gelten, der, vielleicht von vielen Seiten ungewollt, dem materiellen auf dem Fuße nachzieht, ihn veredelt und erhebt. So geht es im Großen, ſo geht es im Kleinen; im Organismus der Menſchheit, wie in dem des Individuum ſind Körper und Seele, materielles und geiſtiges Element ſo innig mit einander verſchmolzen, daß wir keinem von beiden Vorſchub oder Abbruch thun können, ohne auch das andere dabei zu afficiren. So können wir denn auch den geiſtigen Aufſchwung, den Eiſenbahn und Dampfſchiff in die Maſſe des Volkes gebracht haben, nur freudig begrüßen; denn daß aus ihm noch Großes hervorgehen wird, das kann keinem Zweifel unterliegen. Mag man beklagen, daß die individuellen Eigenthümlichkeiten der Zweige und Stämme, ja der Völker ſelbſt darunter leiden, daß ſie allmälig zu Grunde gehen; es iſt das ewige Geſetz der Natur, daß das Neue ſich zwar auf das Alte pfropft, aber durch ſeine übermächtige Entwicklung es auch zerdrückt und zu Grunde richtet.

So wie einerſeits die Chemie als Wiſſenſchaft, wenn wir von ihrer praktiſchen Seite abſtrahiren, ſich faſt ganz in der phyſiologiſch-organiſchen Chemie aufgelöst hat, ſo kann man auch ohne Uebertreibung von der Phyſik behaupten, daß Electricität und Magnetismus ihre Beſtrebungen abſorbirt haben. Man

ſchlage nur ein phyſikaliſches Journal auf; — Säulen, Ströme, Elektroden und Leiter ſind die gewöhnlichen Themata, um welche ſich die Unterſuchungen drehen, und die Rivalität, welche durch zwei entgegengeſetzte Meinungen erzeugt worden iſt, hat eine ungemeine Rüſtigkeit in die ſtreitenden Parteien beider Lager gebracht. Es iſt eine wahre Luſt, ſo aus der Ferne mit zuzuſchauen und zu ſehen, wie hier der Deutſche durch Rechnung und Verſuch ſeiner Theorie den Sieg zuzuwenden ſucht, wonach der Contakt hinreichend ſeyn ſoll, elektriſche Ströme zu erzeugen, während dort Engländer und Schweizer ebenfalls durch Verſuch und Rechnung der chemiſchen Anſicht über die Elektricitätsquelle den Beifall der gelehrten Welt zu erringen ſtreben. Jeder glaubt das Richtige gefunden zu haben; Jeder iſt von der Unrichtigkeit der gegneriſchen Anſicht überzeugt, und gibt ſich alle Mühe, ſie zu widerlegen; was aber den unbefangenen Beobachter freuen muß, das iſt die Art, wie dieſe Kämpfe geführt werden, wie ſie auf rein wiſſenſchaftlichem Boden bleiben, und wie, trotz alles Eifers, die Perſönlichkeit aus dem Spiele gelaſſen wird. Es iſt in einigen Zweigen der Naturwiſſenſchaften faſt zur Mode geworden, einen Ton anzuſtimmen, welcher leider nie fördernd in den Gang der Debatten eingreifen kann, weil er ſtets von dem reinen Ziele, der Erforſchung der Wahrheit ablenkend, zu perſönlichen Streitigkeiten führt, die bald durch die Anmaßung des Einen, bald durch den Spott des Andern hervorgerufen werden. Bis jetzt hat ſich der Streit der Phyſiker, ſo weit ich ihm folgen konnte, auf rein wiſſenſchaftlichem Boden bewegt; möge er ſich darauf erhalten und nie in dieſe kleinlichen Zänkereien ausarten, welche ſo oft die reine Nahrung der übrigen Wiſſenſchaften verbittern.

Indeß iſt auch der materielle Nutzen bei dieſen Beſchäftigungen der Phyſiker mit den unwägbaren Stoffen der Electricität und des Magnetismus nicht ausgeblieben. Dort ruft Wagner die vom deutſchen Bunde ernannte Commiſſion zuſammen, um ſeine durch Elektro-Magnetismus bewegte Locomotive zu prüfen; hier erkennt die franzöſiſche Akademie ihrem Correſpondenten de la Rive den Preis Monthyon zu, weil er durch ſein Verfahren der Vergoldung dem ungeſunden Gewerbe der Vergolder die Vergiftungsquelle, den Gebrauch des Queckſilbers, entzogen hat.

Welch mannigfacher Anwendung die neuen Kräfte noch fähig ſind, iſt nicht abzuſehen; vielleicht werden unſere Nachkommen nur galvano-plaſtiſche Kupferſtiche drucken, und durch elektromagnetiſche Telegraphen einander ihre Gedanken in weite Fernen mittheilen.

Gehen wir von den ſo eben beſprochenen Wiſſenſchaften, die ich nur als Laie berühren konnte, da ihr Studienkreis mir im Ganzen entfernter liegt, zu den Wiſſenſchaften über, welche ſich mit den organiſchen Körpern beſchäftigen, ſo fällt hier namentlich bei der Zoologie der unmittelbar materielle Nutzen gänzlich in den Hintergrund, und nur das rein wiſſenſchaftliche Element tritt hervor. Oder kann man daraus die Nothwendigkeit des zoologiſchen Studiums nachweiſen, daß man durch ſie die Lebensweiſe der nützlichen und ſchädlichen Thiere lernen und ſo erfahren könne, wie die einen zu pflegen, die andern zu vernichten ſeyen? Man hat der Zoologie dieſen unwürdigen Standpunkt anzuweiſen geſucht; gar manche Stimmen ſind laut geworden, welche ſie auf das Studium der Hausthiere aller Länder und der ſchädlichen Thiere aller Art beſchränken wollten. Die Zoologie kann eine ſolche Miſſion nicht annehmen, als Wiſſenſchaft fragt ſie nicht nach dem Zweck, ſondern nach der Sache ſelbſt, nicht nach dem Nutzen, ſondern nach dem allgemeinen menſchlichen Intereſſe, welches der Anblick der ſo wunderbar in einander greifenden Formen der Thierwelt gewährt. Ich habe ſchon im Anfang dieſes Artikels darauf aufmerkſam gemacht, daß wir die Naivität, womit nicht ſowohl die Alten, als vielmehr die wenigen Naturforſcher des Mittelalters die ſie umgebende Natur betrachteten, verloren haben; wer Beiſpiele dieſer kindlichen Anſchauung ſehen will, der durchblättere die Folianten Seba's, Rumphs und Anderer mehr. Das Bizarre, Fabelhafte lockt an; ihm jagen dieſe Männer nach, bilden es ab, wahren es in ihren Sammlungen wie ihren Augapfel. Doch blickt ſchon hier und da auch das ernſtere Element durch; man fühlt, daß der Stoff zu bedeutend wird, um ein ſolch ſchrankenloſes Umherirren von Wunder zu Wunder zu geſtatten; man ſucht ſich einen Weg in dem Gemenge zu bahnen und gelangt ſo zu Claſſifikationen, die in ihrem Entſtehen zwar unendlich unvollkommen ſind, aber doch das Ziel ahnen laſſen, auf welches man

loosteuert. Schon in dieſem Erwachen der Zoologie von ihrem langen Schlafe während der Barbarei (und ſie erwachte ſpäter als andere Wiſſenſchaften), ſchon zu dieſer Zeit aber zeigt ſich der Zwieſpalt in der Richtung der zoologiſchen Unterſuchungen, welcher auch noch heutigen Tages dauert und aus deſſen Einigung erſt die reine Zoologie hervorgeht. Denn während die Einen das Thier als gegebenes Produkt betrachten, ſeine Charaktere erforſchen, und dann durch Vergleichung mit den übrigen bekannten Geſchöpfen ihm eine paſſende Stellung bei ſeinen Verwandten anweiſen, ſo gehen die Andern auf ſeine Lebensweiſe ein, belauſchen das Inſekt als Raupe, als Puppe, als Schmetterling, ſuchen die Bedingungen ſeiner Exiſtenz und ſeiner Vermehrung zu erforſchen und befragen den Bau ſeines Inneren um Aufſchluß über die verſchiedenen Fragen, welche Lebensart und Gewohnheiten des Thieres ſchon an ſich aufwerfen. Es iſt leicht einzuſehen, daß nur bei gegenſeitigem Ineinandergreifen dieſer Richtungen die Wiſſenſchaft gewinnen kann. Der Monograph vergißt nur zu leicht über den Einzelheiten, in welche er eindringen muß, des großen Ganzen; er läßt die Mannigfaltigkeit, welche überall in der Thierwelt in den kleinſten Formabänderungen auftaucht, außer Augen und ſtellt nur zu leicht Geſetze auf, welche nie eine allgemeine Anwendung finden können, weil ſie oft nur von den ſpeziellſten Details abgeleitet ſind. Der Syſtematiker fehlt oft in entgegengeſetzter Beziehung. Er vergißt über einzelnen hervorſtechenden Charakteren, deren Modifikationen er durch alle Gruppen hindurch verfolgt, der übrigen begleitenden Bildungen, welche oft den dort weſentlichen Charakter hier zum durchaus ſekundären herabſinken laſſen; oft auch klebt er nur an dem Aeußeren feſt und die Bildung einer Klaue oder eines Kiefers gilt ihm mehr als die geſammte innere Organiſation des Thieres. Dieſes Streben nach Ueberblick der Geſammtheit, nach leichtem Zurechtfinden in der Menge deſſen, was ſich unſern Blicken darſtellt, hat uns zu den künſtlichen Syſtemen geführt, deren Begründer Linné vor allen genannt werden muß. Linné richtete ſeine ganze Thierwelt nach einzelnen vorwaltenden Kennzeichen ein; hier nahm er die Klauen, dort die Stellung der Bewegungsorgane, bei jenen die Beſchaffenheit des Blutes als leitende Merkmale auf und jedes Geſchlecht hatte

Ueberdies iſt auch die Vorgeſchichte der Reformation durch die Werke von Erhard und Flathe gehörig erläutert.

Und die Reformation ſelbſt — wie viel hunderte, ja tauſende von Werken ſind über ſie geſchrieben und werden immer noch geſchrieben! Das Urtheil darüber iſt begreiflicherweiſe noch immer zwieſpältig. Das übrigens durch Reichthum und Genauigkeit der Thatſachen höchſt ausgezeichnete Leben Ferdinands I. von Herrn von Buchholz, das erſt vor wenig Jahren zu erſcheinen anfing, verdammt die Reformation noch mit demſelben Eifer, wie umgekehrt gewiſſe proteſtantiſche Rationaliſten ſich heute noch in die Illuſion eines Luther oder Hutten zurückträumen, und gegen die ärmliche Nachgeburt des Jeſuitismus zu Felde ziehen, als ob Aquaviva noch regierte. Das Geiſtreichſte und zugleich Unbefangenſte, das über die katholiſche oder päpſtliche Seite der Reformation in jüngſter Zeit geſchrieben wurde, verdanken wir dem trefflichen Ranke. Die proteſtantiſche Seite iſt in Bezug auf die innere dogmatiſche Entwickelung von Plank, in Bezug auf die äußere Politik von C. A. Menzel am beſten beleuchtet worden. Der letztere hat eine nicht genug zu ſchätzende und unſers Zeitalters würdige Unparteilichkeit an den Tag gelegt und ſich, indem er den Proteſtanten herbe, aber gerechte Wahrheiten ſagte, nicht darum bekümmert, ob jeſuitiſche Nachzügler dieſe Freimüthigkeit zu einer Waffe in ihrem Sinn umſchmieden würden. Beiläufig bemerken wir, daß es an einer guten neuen Geſchichte des Calvinismus noch fehlt, und daß dieſe als eine Ergänzung der Werke von Ranke und Menzel ſehr zu wünſchen wäre, ſofern die älteren Schweizer und Holländer Hiſtoriker ſich noch auf zu einſeitigem Standpunkt befanden, um die ſich beſtändig durchkreuzenden politiſchen und dogmatiſchen Evolutionen im Calvinismus ſcharf genug zu würdigen und im Licht neuer Anſchauungsweiſe zu erörtern. Sehr viel iſt für lokale Reformationsgeſchichte geleiſtet; beſonders ſeit den Jubiläen von 1817 und 1830 haben beinahe alle kleinen Staaten und Städte geeifert, die Memorabilien ihrer Reformation bekannt zu machen.

Die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs hat durch ſpecielle Werke, z. B. Röſes Bernhard von Weimar, von der Deckens Georg von Lüneburg, Bartholds Johann von Werth, Wolfs Maximilian I., Förſters Wallenſtein, ferner durch die neuen Mittheilungen aus den ſchwediſchen Archiven in Geijers Geſchichte Schwedens ſo viel neue

wieder ſeine beſonderen Kennzeichen, deren Erkenntniſt leicht in die Augen fiel, weil ſie eben den äußeren Formen und Organen entnommen waren. Mit eiſerner Strenge wurde dies Syſtem namentlich für die Pflanzenwelt durchgeführt, die heterogenſten Gewächſe nach Zahl der Staubfäden und Piſtille zuſammengeſtellt, die nächſtverwandten getrennt und an entfernte Pole geſetzt. In dem Thierreich war eine ſolche Durchführung nach äußeren Charakteren ſchon weniger möglich, und wenn auch der Grundzug des Syſtems überall durchblickt, ſo kann doch der aufmerkſame Beſchauer des Linné'ſchen Syſtemes nicht umhin, den Scharfblick zu bewundern, mit welchem der große Schwede ſchon die natürlichen Verwandtſchaften der Thiere ahnte. Die meiſten ſeiner Geſchlechter, ſo ſehr ſie auch in ſpäterer Zeit zerſplittert, vermehrt und verändert wurden, ſind uns Typen von beſonderen Familien geworden, und gerade die Abweichungen, die ſich Linné zuweilen von ſeinem eigenen Syſteme erlaubt, wenn er, um dieſes oder jenes Thier zu ſeinen Verwandten zu ſtellen, einen ihm wichtig erſcheinenden Charakter vernachläſſigt; gerade dieſe Abweichungen zeigen, welch richtiger Takt ihn bei Aufſtellung ſeiner Genera und Species leitete und wie ſehr bei ihm das ſtarre Gerüſte durch die Anſchauung des inneren Weſens des Thierorganismus belebt wurde. Die Nachfolger Linné's verloren ſich in dem Syſteme, und der lebendige Begriff, der den Schöpfer deſſelben belebt hatte, ging ihnen ab, ſo daß unter ihren Händen der Tod allmälig an dem morſchen Gebäude hinaufkroch. Wäre nicht Buffons glänzender Styl, ſeine hinreißende Darſtellungsgabe da geweſen, um dieſer kalten Syſtemſucht die Wage zu halten, ſo würde die Zoologie gänzlich ihre Wurzeln beim Volke verloren haben und zu der Reihe ſcholaſtiſch trockener Wiſſenſchaften gerechnet werden ſeyn. Und hierin gerade beruht das ungemeine Verdienſt Buffons. Seine Oppoſition gegen die Linné'ſche Naturbetrachtung ging offenbar zu weit, wenn er alle und jede Claſſification verwarf und nur in den brillanten Beſchreibungen der Thiere, ihrer Lebensart und Gewohnheiten das Heil der Wiſſenſchaft ſuchte; er irrte hier eben ſo weit vom Ziele ab, als die Nachfolger Linné's mit ihren künſtlichen Staffagen nach einer andern Seite hin es thaten; aber eben durch den Reiz, den er den von ihm behandelten Gegenſtänden zu

verleihen wußte, durch den Schimmer, welchen ſeine blühende Schreibart darüber goß, erhielt er das Intereſſe an der Wiſſenſchaft rege, begeiſterte er das größere Publikum für ihre Sache, und ſchuf ſo einen Boden, dem man ſpäter auch ſchwerere Früchte bringenden Samen anvertrauen konnte.

Welche Dienſte die monographiſche Bearbeitung auch demjenigen leiſtet, welcher nachher das Thierreich im Geſammtüberblick behandeln will, das lehrt am beſten Cuviers Beiſpiel. Nur durch die anatomiſchen Monographien der Weichthiere, welche er während ſeines Aufenthaltes an den Küſten der Normandie ausführte, wurde Cuvier auf das Unzulängliche der bisherigen Linné'ſchen Eintheilung der wirbelloſen Thiere in zwei große Klaſſen, Inſekten und Würmer, aufmerkſam gemacht; die Anatomie der Mollusken war der Ausgangspunkt jener fruchtbaren Ideen, welche die Zoologie umgeſtalteten und den Thieren einen vernünftigen Platz in der Nähe ihrer Verwandten anweiſen ſollten, und aus dem ſpäteren vergleichenden Studium der übrigen wirbelloſen Thiere gingen dann die verſchiedenen Typen hervor, um welche das ganze Heer gruppirt werden konnte. Gleiche Reſultate brachte die ſo ſehr ins Einzelne gehende Unterſuchung der foſſilen Knochen; wie die Molluskenanatomien eine neue Zoologie geſchaffen hatten, ſo riefen die ſorgfältigen Vergleichungen der foſſilen und lebenden Knochen die Paläontologie als Wiſſenſchaft faſt aus dem Nichts hervor. Alle Fortſchritte der Zoologie einerſeits, der Paläontologie andererſeits, welche in neueſter Zeit gemacht wurden, beruhen auf der Fortbildung der von Cuvier gelegten Fundamente, auf der richtigen Anwendung der von ihm eingeführten Methoden. Er iſt der Vater der Zoologie des 19ten Jahrhunderts und von Jahr zu Jahr wird die Anerkennung größer, welche man ihm in dieſer Hinſicht zollt. In Cuvier waren aber auch alle jene ſchönen Eigenſchaften, welche ich oben als den Naturwiſſenſchaften jetzt im Allgemeinen zukommend geſchildert habe, vereinigt. Das Wohlwollen für das Streben Anderer, die neidloſe Unterſtützung, welche er durch Mittheilung ſeiner Materialien ſeinen Nebenbuhlern, ja ſelbſt ſeinen Gegnern gewährte, werden erſt jetzt in ihrem rechten Werthe gefühlt, wo dem fremden, wie dem einheimiſchen Forſcher die in Paris aufgehäuften

wiſſenſchaftlichen Schätze nicht mehr ſo unbedingt zu Gebote ſtehen.

Cuviers Verdienſt iſt es, in der Zoologie die einfache aufſteigende Linie, nach welcher man die Thiere von dem niederſten Organismus bis zu dem höchſten zu ordnen gewohnt war, vernichtet und nachgewieſen zu haben, daß mehrere gleichberechtigte Zweige neben einander beſtehen, welche jeder iſolirt in ſich zu einer gewiſſen Höhe ſich fortbilden. Es iſt noch ein Nachhall aus vergeſſener, obgleich nicht ſehr ferner Zeit, wenn man von einem gleichförmigen Plane ſpricht, nach welchem das ganze Thierreich ſoll geordnet worden ſeyn, wenn man behauptet, daß dieſelbe Schöpfungsidee, folgerecht entwickelt, von dem niedrigſten Strahlthiere bis zu dem höchſten Geſchöpfe, dem Menſchen, führe. Cuvier war es, der mit der ganzen Fülle ſeines unendlichen Wiſſens, der ganzen Schärfe ſeines umfaſſenden Geiſtes bis zu ſeinem Tode gegen dieſe falſche Idee der Einheit des Planes im Thierreiche angekämpft hatte, und wie Epaminondas trug er ſterbend den Sieg davon. Diejenigen, welche ſeiner letzten Vorleſung im Collège de France beiwohnten, erinnern ſich wohl noch der Worte, womit er damals ſchloß. Mit außerordentlicher Lebendigkeit und Schärfe hatte er ſeinen ganzen Gedankengang entwickelt, ſeine Ideen dargelegt, und endete dann mit den Worten: »Si vous réfléchissez à mes paroles, vous vous convaincrez, que l'unité de plan est à tout jamais enfoncée.« Wenige Tage darauf begleitete man ſeine Leiche zu Grabe.

Trotz des mächtigen Einfluſſes, den Cuviers Eintheilung und Bearbeitung der Zoologie unverkennbar ausübt, bemerkt doch das aufmerkſame Auge, daß wir einer allmäligen Umgeſtaltung des von ihm Aufgeſtellten, wenn auch nicht in ſeinem ganzen Weſen, ſo doch in ſeinen Einzelheiten entgegen gehen. Die große Abtheilung der Wirbelthiere und Wirbelloſen wird ewig bleiben; es finden ſich keine Mittelglieder zwiſchen zwei ſo verſchiedenen Typen, und es wird keine zweite naturphiloſophiſche Schule auftreten wollen, welche zu behaupten wagte, daß entweder von den Dintenfiſchen oder von den Inſekten aus ein unmittelbarer Uebergang zu den niederen Fiſchen ſich nachweiſen laſſe. Die Uneinigkeit ſchon, welche unter den Vertheidigern der aufſteigenden Linie über die gegenſeitige Stellung der

Mollusken und Inſekten herrſchte, muß als ein Zeichen betrachtet werden, daß die Idee, nach welcher man eigenmächtig die Schöpfung modeln wollte, eine falſche ſey. Selbſt die Entdeckung ſo ungemein niedrig organiſirter Fiſche wie des Amphioxus, an dem kaum mehr die charakteriſtiſchen Kennzeichen der Wirbelthiere nachgewieſen werden konnten, und die genaue Unterſuchung jener Neunaugen mit durchbohrten Gaumen, der Myxinoiden, welche noch von Linné für Würmer gehalten wurden, ſelbſt dieſe Arbeiten konnten den Grundſatz der ſcharfen Abſchließung des Wirbelthieres von dem Wirbelloſen nicht erſchüttern, ſondern mußten nur dazu dienen, dieſe auf's Entſcheidendſte zu beſtätigen und durchzuführen. Bei den Wirbelloſen nun bereiten ſich wichtigere Umgeſtaltungen vor, namentlich durch die Unterſuchungen über die Entwicklungsgeſchichte der höheren und niederen Typen der Seethiere. Bei den Wirbelloſen ſind wir noch nicht ſo weit gekommen, den verſchiedenen Ideen, welche den Strahlthieren, Mollusken und Gliederthieren in ihrer ſucceſſiven Ausbildung zu Grunde liegen, Schritt für Schritt folgen zu können: wir ſtehen hier noch in der Vorhalle und nur verworren erſcheint uns der Plan, mehr als Ahnung, denn als Erkenntniß. Ein Anderes iſt es bei den Wirbelthieren. Hier können wir die folgerechte Entwicklung der ſchöpferiſchen Idee von den Fiſchen aus durch die Amphibien, Vögel und Säugethiere bis zum Menſchen in ihren Einzelheiten verfolgen, die verſchiedenen Modifikationen, welche der Urtypus erleidet, darlegen und den Urtypus des Wirbelthieres ſelbſt in ſeinen Grundzügen klar machen. Bei den verſchiedenen Typen der Wirbelloſen kann uns dies vor der Hand noch nicht gelingen, da unſere Unterſuchungen noch nicht ſo weit in das innere Getriebe dieſer uns fremderen Welt vorgedrungen ſind. Geben wir auch zu, daß bei dieſer Vernachläſſigung gerade die Fremdartigkeit des Typus mit ein natürliches Hinderniß bilde, indem wir unwillkürlich das Gefundene auf das bei uns und in uns ſelbſt Vorkommende beziehen und reduciren, ſo mag doch nebenbei eine andere Urſache in dieſem Zurückbleiben der Zoologie der Wirbelloſen liegen.

Es mag im erſten Augenblicke etwas gewagt erſcheinen, wenn ich behaupte, daß die Vernachläßigung einzig in den äußeren Verhältniſſen der Naturforſcher begründet liege, und

daß das continentale Leben derselben dieses Zurückstehen hinlänglich erkläre. Ich will dies Paradoxon etwas näher zu begründen suchen. Werfen wir einen Blick auf das Reich der wirbellosen Thiere, so sehen wir zwei Hauptabtheilungen desselben, die Strahlthiere und Mollusken, fast gänzlich dem Wasser angehören und zwar dem Meere. Der Polypen des süßen Wassers sind nur äußerst wenige, alle übrigen Strahlthiere leben im salzigen Wasser und eben so kommen die Land- und Süßwasserschnecken in durchaus keinen Betracht neben den zahllosen Heeren von Weichthieren, welche die Oceane und ihre Küsten bevölkern. Auch von den Gliederthieren gehört ein großer Theil dem Meere an; nur haben hier die Landthiere, Insekten und Arachniden, bei weitem das numerische Uebergewicht über die, meist den Krebsen angehörenden Wasserbewohner. Betrachtet man nun mit prüfendem Blick unsere Kenntnisse in Betreff der Wirbellosen, so kann es nicht entgehen, daß unsere Wissenschaft nur da festen Grund und Boden hat, wo sie sich mit dem Leben, der Oekonomie der Landthiere beschäftigt. Nicht nur kennen wir zoologisch äußerst genau und vollständig die zahllosen Heere der Insekten, wir kennen auch den Haushalt der meisten, wissen, wo sie nisten, wo sie als Larven, Puppen und vollkommene Insekten leben, kennen die Gestaltveränderung, der sie während des Lebens unterworfen sind, und haben so vollständige Bilder der Insektengruppen vor uns, welche uns erlauben, einen Gesammtüberblick dieses Reiches uns machen zu können — mit einem Worte, den Typus des Insekts uns eben so klar machen, als uns dies bei den Wirbelthieren gestattet ist. Bei den Bewohnern der See ist dies vor der Hand durchaus nicht möglich. Kaum daß wir einige ungenügende Andeutungen über den Bau der interessantesten Gruppen der Weich- und Strahlthiere besitzen; über ihre Oekonomie, ihre Entwicklung, die Stadien des Lebens, welche sie durchlaufen, über die Gestaltveränderungen, welchen sie unterworfen sind, herrscht fast vollkommene Nacht, und nur hie und da taucht ein Lichtblitz auf, welcher zeigt, wie hell es dereinst werden könnte. Dies Verhältniß zwischen unseren Kenntnissen über wirbellose Land- und Wasserbewohner kann nicht in Abrede gestellt werden und der Grund scheint schon in diesem Unterschiede selbst zu liegen. Die Naturforscher leben meist im

Innern der Länder, fern von den Küſten, und noch weiter entfernt von den tropiſchen Gegenden, wo der Born des Lebens weit üppiger ſprudelt und Geſtalten hervorruft, welche für den Naturforſcher von dem höchſten Intereſſe ſind. Allein die Indolenz, die Gleichgültigkeit gegen das Studium der Naturſchätze ſcheint in gleichem Maße wie ihr Reichthum zuzunehmen, und um ein Wenig dieſer Schätze zu haben, bedarf es fremder Beſucher, fremder Augen zum Sehen, fremder Hände zum Heben. Man frage die meiſten, ja ich möchte ſagen alle Zoologen, welche nicht bloß Bälge und Pelze kennen, ſondern auch einen freien Ueberblick des organiſchen Lebens ſich angeeignet haben, man frage ſie, wo ſie ſich erfriſcht, geſtärkt, wo ſie ſich die Hauptzüge ihrer Ideen geholt haben; ihre Antwort wird ſeyn „am Meere.“ Warum wandern die Zoologen aller Nationen wie Zugvögel in ihren freien Wochen dem Meere zu, warum ſuchen ſelbſt deutſche Profeſſoren in Nizza, Neapel oder andern Orten ihren Ferienaufenthalt zu nehmen, warum drängen ſich ſo viele junge Männer zu allen wiſſenſchaftlichen Expeditionen, ſelbſt in den unzweckmäßigen Stellungen als Schiffsärzte? Weil jeder den Mangel der Wiſſenſchaft fühlt und ihm nach Kräften abzuhelfen ſtrebt. Aus demſelben Gefühle ſind die mannigfachen Reiſen und Expeditionen um die Welt entſtanden, welche die Regierungen auf ihre Koſten unternehmen ließen und welchen die europäiſchen Muſeen ſo viel verdanken. So ſchätzbar indeß auch dieſe Bemühungen ſind, ſo bleibt dennoch gar Vieles noch zu thun übrig und die Anſtrengungen, welche jetzt gemacht werden müſſen, hängen mehr von den Regierungen und den größeren Aſſociationen, als von den Einzelnen ab. Es handelt ſich nicht nur um Reiſen, welche im Fluge an den Küſten vorbeigehen, oder eiligſt ins Innere dringen; es handelt ſich nicht mehr um die Quantität der Beobachtungen und der geſammelten Gegenſtände, ſondern um die Qualität. Die Regierung würde meines Erachtens ſich ein wahres Verdienſt um die Wiſſenſchaft erwerben, welche einige junge, talentvolle, tüchtig vorgebildete Naturforſcher nach den Meeresküſten naher und entfernter Länder ſendete, nicht um in vier Wochen den Golf mit Netzen und Angeln auszufiſchen und den Uferſand umzuwühlen, damit eine beſtimmte Anzahl Kiſten und Fäſſer aufgeſammelt und heim-

geſandt werde, ſondern um an einem günſtig gelegenen Orte ſich bleibend aufzuhalten, und dort Jahre lang das Leben und Treiben der Meeresbewohner, ihre Entwicklung, Aſſociation und gegenſeitiges Verhältniß zu ſtudiren. Mehrere ſelbſt, deren Studien gegenſeitig fördernd in einander greifen, ſollten in Geſellſchaft an denſelben Punkt geſandt, und die Reſultate einer ſolchen Expedition nicht nach der Zahl der Species und Exemplare, ſondern nach dem wiſſenſchaftlichen Werthe der Arbeiten, welche von den Mitgliedern geliefert würden, beurtheilt werden. Es weiß ja ein Jeder aus eigener Erfahrung, daß man erſt durch längere Kenntniß und Unterſuchung einer Gegend wiſſen kann, wo dieſes oder jenes Objekt zu finden, wo über dieſes oder jenes Verhältniß Aufklärung zu ſuchen ſey; bei der jetzigen Art, zoologiſche Reiſen und Expeditionen zu unternehmen, muß der Naturforſcher gerade dann weiter, wenn er anfängt einzuſehen, welcher Beſchäftigung er mit dem größten Vortheil obliegen könne.

Die Aufmerkſamkeit der neueſten Zeit hat ſich hauptſächlich der Unterſuchung jener intermediären Typen zugewandt, welche zwiſchen den einzelnen ſcharf markirten Gruppen des Thierreichs den Uebergang zu bilden ſcheinen; und in der That finden ſich hier oft Formen, wo es faſt nur von der individuellen Anſicht des Forſchers abhängt, ob er ſie zu dieſer oder jener Klaſſe rechnen will. Es ſcheint ein Leichtes, zu entſcheiden, ob ein Thier Amphibium oder Fiſch ſey; allein ſchon in den froſchartigen Thieren mit permanenten Kiemen bieten ſich Uebergänge dar, und wenn man gar zu dem Lepidoſiren gelangt, ſo ſtößt man auf Charaktere, welche ſich gegenſeitig die Wage zu halten ſcheinen. Die Wirbelſäule, die Zähne und die Schuppen eines Fiſches ſind hier vereinigt mit einer durchbohrten Naſe und mit vollſtändiger Lungenathmung, während zugleich die Fiſchkiemen bei dem Thiere, wenn auch etwas verkümmert, erhalten ſind [illegible]n Seeigel von einem Regenwurme zu trennen, iſt die [illegible]eines Kindes; allein wenn man zu den geſtreckten Strapuneren, den Holothurien gelangt, und noch einen Schritt weiter zu den Sipunkeln und den ihnen verwandten Geſchlechtern thut, ſo wird die Sache ſehr zweifelhaft, und die neueſten Unterſuchungen noch laſſen Verwandtſchaften zwiſchen ihnen und manchen Seewürmern entdecken,

welche der ſcharfen Abtrennung der Ringelwürmer von den Strahlthieren gar manches Hinderniß in den Weg legen. Man wird ſicherlich jetzt, wo die Aufmerkſamkeit geweckt iſt, noch mehr ſolcher Typen finden, und in wie fern die jetzigen Prinzipien der Eintheilung der Wirbelloſen vor der Häufung der erwähnten Mittelglieder werden beſtehen können, das wird die Zeit lehren. Oft bringen hier die Unterſuchungen über die früheren Zuſtände des Thieres die erwünſchteſten Aufſchlüſſe. Ohne ſolche Studien hätte man nie wiſſen können, daß die Rankenfüßer (Cirrhipeden), jene ſonderbaren Entenmuſcheln und Seeeicheln, welche in ſelbſtgebauten Schalen hauſen, wahre Krebſe ſind, die in ihrer Jugend frei herumſchweifen und deutlich den Bau der Kruſtenthiere zeigen, bis ſie nach ihrer Fixation allmählig die hervorſtechenden Charaktere verlieren und den Mollusken ſo ähnlich werden, daß man ſie lange Zeit als eine eigene Klaſſe derſelben anſah. Welch wunderbare Aufſchlüſſe hat nicht die Unterſuchung an dem Meere über die Entwicklung der Medуſen, der Polypen, einiger Meerwürmer geliefert! Wer hätte jemals früher geglaubt, daß die Medуſen und die Polypen zum Theil in ihrer Jugend, Infuſionsthierchen gleich, umherſchwärmen, wie dieſe durch ſchwingende Flimmerhaare ſich fortbewegen, wahre Larvenzuſtände durchmachen, und daß endlich die Letzteren, nach genoſſener Freiheit, ſich feſtſetzen, und den Eltern ähnlich, der Fortpflanzung der Art ſich widmen? Man hatte lange ſchon gewußt, daß in der geologiſchen Reihenfolge die geſtielten, vielarmigen Seeſterne, die Seelilien oder Crinoiden, welche am Boden feſtſitzen, den freiern Seeſternen und Seeigeln vorangehen; allein es bedurfte Jahre lang fortgeſetzter Beobachtungen, um nachzuweiſen, daß auch die Jungen der jetzigen Haarſterne, der Comatulen, auf langen Stielen feſtſitzen, daß ſie in dieſem Zuſtande als Pentakriniten beſchrieben waren, und daß ſie in reiferem Alter erſt ſich von dem Stiele loslöſen, um frei ihrer Nahrung nachgehen zu können. Ich könnte noch mehr ſolcher Beiſpiele anführen; ſie mögen genügen um zu zeigen, wie nöthig der längere Aufenthalt an der Meeresküſte ſey zur Erlangung genauerer Kenntniſſe über die Weichthiere und Strahlthiere und wie viel mehr in den Augen der wiſſenſchaftlichen Welt eine zu ſolchem Zwecke ausgeſendete Expedition gelten würde, als all jene

so pomphaft ausgerüsteten Reisen um die Welt, wovon meist nur einzelne Museen und die systematische Zoologie Nutzen zogen, indem sie so und so viel Dutzend neuer Arten einzuregistriren Gelegenheit fanden.

Diese tiefer gehenden Untersuchungen über Organisation und Entstehung der niederen Thierformen, welche meist mit dem Mikroskope unternommen werden müssen, haben indeß einen Satz stark erschüttert, welcher vor wenigen Jahren noch allgemeine Gültigkeit hatte. Es ist dies die Annahme, daß Thiere auch spontan entstehen, ohne von gleichartigen Eltern abzustammen, und daß namentlich die niedern Formen aus dem Staube oder anderer organischer Materie sich bilden könnten, ohne daß Individuen gleicher Art darin ihre Eier abgelegt hätten. Es ist noch nicht lange her, daß man glaubte, sogar Insekten, wie Läuse und Milben, könnten ohne vorgängige Zeugung entstehen. Glücklicherweise spuckt diese Idee nur noch hier und da in medicinischen Werken, wo die Läusesucht geschildert und meist behauptet wird, die Schmarotzer seyen in zu großer Anzahl vorhanden, als daß sie hätten innerhalb der kurzen Zeit des Krankheitsverlaufes sich aus Eiern entwickeln können, so daß demnach kein anderer Ausweg bleibt, als sie aus dem Eiter der noch geschlossenen Beulen entstehen zu lassen. Die Studien Ehrenbergs über die Organisation der Infusorien haben diesen Anker der Hoffnung für die Vertheidiger der spontanen Zeugung hinweggenommen. Wir kennen jetzt die große Fruchtbarkeit der Infusorien, die Schnelligkeit ihrer Entwicklung, die Kleinheit ihrer Keime; wir wissen, daß letztere zum Theil in der Luft herumfliegen und unbewußt von uns eingeathmet werden. Man weiß jetzt, daß man in Aufgüssen von Heu, Fleisch oder anderen Materien nur dann Infusorien findet, wenn die atmosphärische Luft unverändert Zutritt hat, während keine Entwicklung von Infusorien statt hat, wenn man die Luft, welche über dem Aufgusse steht, durch eine mit Schwefelsäure gefüllte Röhre durchleitet. Die atmosphärische Luft wird durch diese Säure nicht in ihrer Composition verändert, wohl aber werden die in ihr umherfliegenden organischen Keime zerstört und so die Entwicklung der Infusionsthierchen in dem Aufgusse verhindert. Der letzte Wall endlich, hinter welchen die spontane Erzeugung der Thiere

ſich zurückziehen konnte, die Exiſtenz der Eingeweidewürmer nämlich, hat ebenfalls ſchon eine bedeutende Breſche erlitten, und wird wohl nächſtens gänzlich in ſich zuſammenſtürzen. Freilich war das Leben vieler Helminthen innerhalb geſchloſſener Höhlen des Körpers, im Muskelfleiſche, im Innern des Auges, ja in der Dicke der feſteren Theile ein unerklärliches Räthſel für die frühern Beobachter, und man konnte nicht anders glauben, als daß dieſe, meiſt ſehr unvollkommen ausgebildeten Thiere an dem Orte entſtanden ſeyen, wo ſie ſich gerade fanden. Die Unterſuchungen über die Struktur und Fortpflanzungsweiſe der Eingeweidewürmer haben hier ein weites Feld geöffnet. Man hat nachgewieſen, daß viele derſelben eine Reihe von Larvenzuſtänden durchmachen, denen der Inſekten ähnlich, daß ſie im unentwickelten Zuſtande in dem einen, im entwickelten in einem andern Thiere leben; viele derſelben ſcheinen zu einer gewiſſen Zeit das Thier, in welchem ſie leben, zu verlaſſen, frei im Waſſer zu leben, und ſich dann eine neue Wohnſtätte zu ſuchen, indem ſie andere Thiere räuberiſch anfallen, ſich in ſie einbohren, und in dem Inneren ihres Leibes ſich einniſten; andere wieder legen ihre Eier oder ihre Jungen in die Blutgefäße des Körpers ſelbſt; die Jungen kreiſen eine Zeit lang mit dem Blute in dem Körper umher, ganz wie wenn ſie dem Beſtandtheile deſſelben, den Blutkörperchen, gleich wären, bis ſie endlich ſich fixiren, im Inneren der Organe ſich einpuppen, durch den Reiz Entzündung und Bildung von Bälgen veranlaſſen, welche von allen Seiten vollkommen geſchloſſen, ihre Anweſenheit noch unbegreiflicher erſcheinen laſſen. Wenn auch von den meiſten Würmern noch keine ſolche Thatſachen bekannt ſind, ſo bieten doch die in den letzten Jahren gewonnenen Reſultate erfreuliche Anhaltspunkte, an welche fernere Unterſuchungen angeknüpft werden können. Jedenfalls ſteht ſo viel einſtweilen feſt, daß diejenigen Eingeweidewürmer, welche entwickelte Geſchlechtsorgane beſitzen, damit überreich begabt ſind; daß die Eier, welche ein einziger Bandwurm z. B. producirt, nicht nach Tauſenden, ſondern nach Millionen abgeſchätzt werden müſſen, und dieſer ungeheure Aufwand von entwicklungsfähigen Keimen ſcheint nur deßhalb von der Natur beabſichtigt zu ſeyn, um das Ausſterben der Gattung zu verhüten. Dieſe Eier gelangen durch die Excremente nach

Aufklärung erhalten, daß dadurch Schillers blühende Darstellung leider beinahe unbrauchbar geworden ist.

Die traurigen Zeiten des Reichs, die nun folgen, ermangeln noch gänzlich eines Geschichtschreibers, der das wirklich seyn müßte, was man früher schon abgeschmackterweise an ganz ungehörigem Orte und auf ganz ungehörige Personen angewendet, einen deutschen Tacitus genannt hat. Ein Geschichtschreiber unglücklicher und verworfener Zeiten zu seyn, ist überhaupt nicht angenehm und wurde lange durch politische Aengstlichkeiten aller Art beinahe unmöglich gemacht. Der edle Stolz, der sich noch bei allen Flugschriften- und Zeitungsschreibern der Deutschen in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht verläugnet, machte endlich, da alles Ermahnen nichts half und durch die jämmerliche Politik der deutschen Höfe Ludwigs XIV. Absicht vollkommen gelang, einem finstern Schweigen und einer kriechenden Schmeichelei Platz, die sich in jede Schande fügte und bereitwillig die französische Livree anzog. In neueren Zeiten hat man diese partie honteuse der deutschen Geschichte so viel als möglich ignorirt. Nur Rühs hob sie hervor in einer interessanten kleinen Schrift. Im Ganzen kümmerte sich aber der Fleiß deutscher Geschichtschreiber um die nähere Untersuchung dieses fatalen Zeitraums am wenigsten. Selbst die neuesten mit größtem Dank anzuerkennenden Werke, die neue Auflage von Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und Försters Karl VI. haben die Lücke nicht auszufüllen vermocht, da sie nur noch Ludwigs letzte Regierungsjahre berühren und nicht alle Quellen erschöpfen. Eine Geschichte der Kämpfe Deutschlands gegen Ludwig XIV. existirt noch nicht, ist kaum in den Lineamenten vorhanden. Außer dem Wenigen, was Ochs in der Geschichte Basels mitgetheilt hat, ist das Verhältniß der Schweiz zu Frankreich in jener Zeit noch ungemein dunkel. Die diplomatischen Geheimnisse, die unstreitig noch im Familienarchiv derer von Erbach zu finden sind, haben die Sonne der Oeffentlichkeit noch nicht gegrüßt. In noch viel tieferem Dunkel schlummert die innere Geschichte des Elsasses und Lothringens, seit den ersten Angriffen Ludwigs XIV. Nur in den s. g. Frankfurter Relationen findet man Auszüge der äußerst interessanten Verordnungen, welche der Usurpator in diesen Ländern erließ. Viele gelehrte Deutsche haben die Archive von Paris durchmustert. Waren sie wohl zu so großer Höflichkeit verpflichtet,

außen, und wenn auch Millionen derſelben unter ungünſtigen Umſtänden zu Grunde gehen ſollten, ſo finden ſich doch ſtets das Eine oder das Andere, welches durch die Nahrung, das Getränk oder auf andere Weiſe in einen zu ſeiner Entwicklung geeigneten Körper gelangt. Die Mittheilung der Bandwürmer ſcheint in dieſer Art vor ſich zu gehen; es iſt wenigſtens auffallend, daß in den Ländern, wo der Menſchenkoth unmittelbar als Dünger für Gärten und Felder benutzt wird, wie in Holland und der Schweiz, der Bandwurm auch faſt allgemein verbreitet iſt, während in andern Ländern, bei veränderter Düngungsart, auch ſeine Häufigkeit bedeutend geringer iſt.

Wenn die weſentlichen Fortſchritte, welche die Zoologie in neuerer Zeit in Erforſchung des innern Lebens und Haushaltes des Thierreiches gemacht, hauptſächlich dem Gebrauche verbeſſerter Hülfsmittel und beſonders des Mikroſkopes zu danken ſind, ſo hat dies Inſtrument auch in der eigentlichen Anatomie und Phyſiologie, ſo wie in den damit zuſammenhängenden Zweigen der Medizin eine weite Bahn geöffnet, welche jetzt ſchon bis in das Herz mancher veralteter Vorurtheile durchgebrochen iſt. Es ſind hier beſonders die Unterſuchungen über die feinere Struktur der Theile des menſchlichen und thieriſchen Körpers, über die formelle Compoſition der Gewebe und ihre Entſtehung im Embryo, welche zu ganz unerwarteten und im höchſten Grade wichtigen Entdeckungen geführt haben. Der erſte Anſtoß hiezu ging allerdings von der Anatomie der Pflanzen aus. Hier hatte man ſchon längſt erkannt, daß die niederen Pflanzen durchaus, die höheren wenigſtens größtentheils aus Anſammlungen von einzelnen Bläschen gebildet ſeyen, welche von urſprünglich runder Geſtalt, im Laufe des Lebens verſchiedene Formen annehmen und je nach ihrer Beſtimmung verſchiedene Veränderungsphaſen durchlaufen, um dort Holz, hier Blatt, Kraut oder Blume zuſammenzuſetzen. Man hatte dieſe Bläschen Zellen genannt, und darin von einer organiſchen Haut umſchloſſene Blaſen erkannt, welche einen gewiſſen Inhalt hatten. Ueber einige Organe, wie die Gefäße, herrſchte noch Zweifel, aber nach und nach drang dennoch die Anſicht durch, daß alle Pflanzengewebe ohne Ausnahme nur durch Zellen gebildet ſeyen. Neuere Arbeiten über die Entſtehungsweiſe dieſer Zellen ließen, für die Phanerogamen wenigſtens,

einen gleichförmigen Typus erkennen, nach welchem ſie ſich bildeten. Ein punktförmiges Körperchen lagerte ſich in der ſtrukturloſen Maſſe ab. Um dieſes Kernchen ſchlug ſich feinkörnige Subſtanz nieder, und bald ließ ſich eine meiſt linſenförmige, platte, elliptiſch zugerundete Anhäufung von Molekulen erkennen, welche das Kernkörperchen einſchloß. Um den ſo gebildeten Kern oder Nucleus bildete ſich nun die Zelle in der Weiſe, daß eine Membran entſtand, welche ihn einhüllte, und an deren Wand der Kern mit dem darin eingeſchloſſenen Kernkörperchen anlag. Dieſe häutige Blaſe vergrößerte ſich mehr und mehr, füllte ſich mit bald flüſſigem, bald feinkörnigem Inhalte an, und am Ende ſtand ſo eine Zelle da, ein blaſenförmiges Gebilde, an deſſen Innenwand an irgend einer Stelle der, meiſt graulich-gefärbte Kern mit dem Kernkörperchen anlag. Neue Zellen bildeten ſich nur und einzig allein auf die Weiſe, daß im Innern einer Zelle ſich wieder ein oder mehre Kernkörperchen ablagerten, daß um dieſe ſich Kerne niederſchlugen und dieſe wieder Veranlaſſung zur Bildung von Zellen gaben. So entſtand dann eine junge Zellenbrut im Innern der Mutterzelle, und wenn die Brut eine gewiſſe Größe erreicht hatte, ſo platzte die alte Zelle, die in ihr enthaltenen wurden frei und begannen nun ſelbſt in ihrem Innern neue Brut zu erzeugen.

Dies war der von Schleiden angenommene Typus der Zellenbildung bei den Phanerogamen. Die Rückwirkung der klaren und faßlichen Arbeit auf die mikroſkopiſche Anatomie der Thiere blieb nicht aus, und nach kurzer Zeit trat Schwann mit der Behauptung auf, daß allen Organismen nur ein gemeinſchaftlicher Bildungstypus zu Grunde liege, welcher eben die Zelle ſey, und daß alle Gebilde des thieriſchen Körpers ganz eben ſo wie die des pflanzlichen aus Zellen zuſammengeſetzt ſeyen, oder doch aus modificirten Zellen abſtammten. Ich habe ſchon einmal im Verlaufe dieſer Zeilen darauf aufmerkſam gemacht, welch ungemein fördernder Einfluß auf die Entwicklung der Wiſſenſchaft ſtets durch Aufſtellung einer umfaſſenden Idee ausgeübt wird, zumal wenn dieſe Idee nur einſtweilen auf wenige ſpezielle Data gegründet, in großen Zügen ſkizzirt, und zugleich ſo dargeſtellt wird, als wenn zu ihrer Begründung gar nichts mehr fehle, ſondern nur ihre Ausführung im Einzelnen noch

weiterer Sorge bedürfe. Es kann nicht geläugnet werden, daß wir die wichtigſten Fortſchritte der neueſten Zeit in Phyſiologie und Anatomie dem von Liebig und Schwann gegebenen Anſtoße verdanken, und wenn wir die Wirkung, welche dieſe beiden Männer durch ihre Schriften hervorgebracht, mit den in dieſen Büchern enthaltenen Thatſachen vergleichen, ſo erſcheint ſie wahrhaft unverhältnißmäßig. Allein die wenigen Fakten, auf welche ſie ſich gründen, ſind durch eine gewaltige Idee in ein großes Bündel zuſammengefaßt und alle Spitzen nur nach einem einzigen Ziele gerichtet, welches zugleich den Mitarbeitern und Nachfolgern als Leuchte daſteht. Man kannte ſchon vor Schwann eine Menge thieriſcher Gewebe, welche aus Zellen zuſammengefügt waren, auf deren Aehnlichkeit mit Pflanzenzellen man wiederholt aufmerkſam gemacht hatte; die Schwann'ſche Schrift brachte manche Vervollſtändigung dieſer Aehnlichkeiten, viel ſchätzbare Beobachtungen; aber was ihr den Hauptwerth gab, das war die Ausdehnung der Idee, der beſtimmte Ausſpruch: alle thieriſchen Gewebe beſtehen aus Zellen, alle müſſen aus Zellen beſtehen, und wenn Ihr das nicht glauben wollt, ſo ſucht; Ihr werdet es ſo finden.

Die fruchtbare Anwendung der Idee konnte nicht lange anſtehen. Zwei Wege blieben hauptſächlich offen, um durch faktiſche Beobachtung ihr eine ſichere Begründung zu verleihen. Dies war einerſeits die Beobachtung der Entſtehung der Gewebe im Eie, im werdenden Embryo ſelbſt, die treue Verfolgung der Metamorphoſen, welche die urſprünglichen Embryonalzellen eingehen, bis zu dem endlichen definitiven Reſultat, das durch die mikroscopiſche Unterſuchung des erwachſenen Körpers vor Augen gelegt wurde; andererſeits verſprach die Unterſuchung der abnorm entſtehenden Gewebtheile und Sekretionen, der krankhaften Ausſchwitzungen und Eiterungen, der Geſchwülſte und der Heilungsprozeſſe der Subſtanz eine reiche Ausbeute in dieſer Hinſicht, weil auch hier ſtets Gewebtheile in ihrer Neubildung belauſcht werden konnten. Man ſieht, wie eng alle Naturwiſſenſchaften mit einander ſich verknüpfen. Die Zoologie führte auf genauere Betrachtung der Entwicklungsgeſchichte des Formenwechſels wegen, welchen die Thiere in ihrer Ausbildung erleiden; die Anatomie bedurfte ihrer zur Erklärung ihres neuen

Axioms und die Pathologie ſelbſt konnte nicht ohne die Rückwirkung dieſer Bewegung ſich halten. Die Entwicklungsgeſchichte hatte ſeit von Baer ſo ziemlich brach gelegen, zwar nicht an Thatſachen, wohl aber an umfaſſenderen reformirenden Ideen. Das von dem erwähnten Forſcher aufgeſtellte Gebäude der Entwicklungsgeſchichte war beibehalten worden, obgleich es in ſeiner ſtrikten Durchführung nicht für alle Thierklaſſen vollſtändig gelten konnte. Man hatte ſich daran gewöhnt, den Embryo aus drei geſonderten hautartigen Ausbreitungen entſtehen zu laſſen, deren äußerſte, als ſeröſes Blatt, dem Centralnervenſyſtem, dem Skelett und den Muskeln, das mittlere oder Gefäßblatt dem Herzen mit den Gefäßen, das innere endlich oder Schleimblatt den Eingeweiden des Bauches zu Grunde liegen ſollte. In allen Thierklaſſen hatte man nach Beſtätigung dieſer, für Vögel und Säugethiere gewiß in vieler Beziehung richtigen Norm geſucht und oft die Beobachtungen ſelbſt wider ihren Willen in die theoretiſche Zwangsjacke hineingepreßt. Allein in dem ganzen Streben der Entwicklungsgeſchichte war eine gewiſſe Lahmheit eingetreten, nur einige wenige Forſcher beſchäftigten ſich damit aus alter Neigung; die große Menge der Bearbeiter hatte ſich davon abgewendet. Da gaben die Schwann'ſchen Unterſuchungen und Ideen den neuen fruchtbringenden Anſtoß, und von allen Seiten ſchoßen nun die Embryologen wie Pilze aus dem Boden hervor, Jeder dem Andern vorrennend, Jeder bemüht, der neuen Idee mehr oder weniger Geltung zu verſchaffen. Zugleich hatten die Unterſuchungen über die männlichen Zeugungsflüſſigkeiten ſich vervollſtändigt; man kannte die wunderbare Mannichfaltigkeit der Samenfäden, welche man bis in die neueſte Zeit für ſelbſtſtändig ſich bewegende Thiere gehalten hatte, und in welchen man jetzt erſt Elementarbeſtandtheile des männlichen Samens erkannte, die eben ſo gut integrirende Theile deſſelben ſind, als die Blutkörperchen der allgemeinen Ernährungsflüſſigkeit, des Blutes. Das Verhältniß der männlichen und weiblichen Geſchlechts in der Thierreihe wurde nun möglichſt feſtgeſtellt; es wurde nachgewieſen, daß ſelbſt in den niederſten Klaſſen, bei Polypen, Seeigeln und andern Strahlthieren getrennte Geſchlechter, männliche und weibliche Individuen, vorkommen; daß in andern Ordnungen die Individuen hermaphroditiſch ſeyen, jedes vollſtändig

entwickelte männliche und weibliche Geſchlechtstheile in ſich trage, daß aber meiſt die Befruchtung wechſelſeitig geſchehen müſſe; bei vielen Inſekten wurde die wunderbare und unerklärliche Fortpflanzung mehrerer Generationen ohne vorgängige jedesmalige Befruchtung des Weibchens, wie z. B. bei den Blattläuſen, durch die Gegenwart einer Taſche erklärt, worin das Weibchen die Zeugungsflüſſigkeit zu fernerer Befruchtung der nachfolgenden Generationen ſich aufhob; kurz es wurde zur Thatſache erhoben, daß kein Ei ſich entwickeln kann, welches nicht in unmittelbarer Berührung mit dem männlichen Samen geweſen iſt, und daß kein Samen zeugungsfähig iſt, welcher nicht die für die Art ſpezifiſchen Samenfäden enthält.

Die Aufbauung des Embryo ſelbſt aus elementaren Zellen iſt nun durch die mannichfachſten Beobachtungen entſchieden, nur über das Wie? herrſcht noch Streit und Uneinigkeit. Während die Einen noch von der Baer'ſchen Anſicht zu halten ſuchen, was haltbar ſcheint, und für die höheren Klaſſen die faktiſche Richtigkeit ſeines Schemas im Allgemeinen nachzuweiſen ſuchen, ſo beſtreben ſich die Andern, auch hier das Gebäude einzureißen, welches jener umfaſſende Geiſt errichtet. Die Bildung und Entſtehung der Zellen ſelbſt iſt bei den Thieren bei Weitem noch nicht aufgeklärt, und während hier wiederum die Einen das Schwann'ſche Schema bis in das kleinſte Detail hin als allein richtige Norm anerkennen, und behaupten, alle Zellen entſtänden nur durch Zeugung innerhalb einer Mutterzelle, und zwar durch Zeugung mittelſt vorgängiger Erſcheinung eines Kernkörperchens und Kerns, ſo ſchütten vielleicht andere wieder das Kind mit dem Bade aus, indem ſie vielerlei Entſtehungsarten der Zellen annehmen, bald dieſen bald jenen integrirenden Theil derſelben zuerſt entſtehen laſſen, und ſo endlich zu dem Reſultat einer ungemeinen Mannichfaltigkeit auch in der Zellenentſtehung kommen, welche bis jetzt nur noch für die weitere Zellenmetamorphoſe angenommen wurde. Die Wahrheit wird auch hier, wie bei ſo vielem, in der Mitte liegen, und eine nächſte Zeit wird zeigen, in wiefern die Gegner jederſeits zu weit gegangen ſind in dem Beſtreben, ihren Anſichten Geltung zu verſchaffen. So viel iſt vor der Hand ſicher, daß für eine bedeutende Menge von Embryonalzellen eine andere Entſtehung, als die von der Schwann'ſchen

Norm gewollte, nachgewieſen iſt, und wenn dieſe Furchungszellen, wie ſie ein neuerer Beobachter nennt, wirklich eine ſo große Rolle in der Oekonomie des Embryo ſpielen, als angenommen wird, ſo wäre damit ein bedeutender Grundſtein zu einer neuen veränderten Zellentheorie gelegt. Wie dem auch ſey, eine Entſcheidung, eine ungetrübte Auffaſſung der Wahrheit iſt zur Zeit noch nicht möglich; die Richtung, welche der Entwicklungsgeſchichte in der neueſten Zeit gegeben worden, iſt noch nicht allſeitig genug durchgearbeitet, um ein feſtes Reſultat geben zu können; aber die friſchen Kräfte, welche an ihr ſich betheiligt haben, laſſen bei dem Eifer, den ſie zeigen, auf klare Ueberſicht hoffen.

Ich habe vorhin der Pathologie erwähnt, und es ſey mir erlaubt, hier einige Worte über das Streben der Medicin im Allgemeinen anzufügen. Es iſt jedenfalls unläugbar, daß die praktiſche Medizin in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſtets weit hinter ihren Hauptſtützen, Anatomie und Phyſiologie, zurückſteht, und es liegt in der Natur der Sache, daß dies nicht anders ſeyn kann. Die älteren Praktiker, welche ein durch lange Erfahrung wichtiges Wort reden können, ſtehen nicht nur mit einem, ſondern mit beiden Füßen noch in den phyſiologiſchen Grundſätzen, welche ſie auf der Univerſität eingeſogen haben. Seit dieſer Zeit aber hat die Phyſiologie einen totalen Umſchwung genommen. Sie hat ſich auf die breiteſten Baſen der vergleichenden Anatomie geſtützt, und durch Viviſektion und Experiment in ihren Reſultaten ſich den exakten Wiſſenſchaften, beſonders der Phyſik und Chemie, anzureihen geſtrebt. Die großen, weittönenden Worte von Polarität, Antagonismus, elektriſchem Verhalten u. ſ. w., mit welchen man früher den ganzen Organismus aus dem Nichts hervor konſtruiren zu können wähnte, hat ſie weggeworfen und ſich auf den Boden des Experiments und der Beobachtung begeben. Wo ſie früher durch Syntheſe demonſtrirte, da rechnet ſie jetzt in analytiſcher Weiſe und befindet ſich beſſer dabei; denn ſie legt ſich dabei den erfahrungsmäßigen Grund. Welch unerwartete Aufſchlüſſe hat ſie uns nicht in neueſten Zeiten gegeben über Verdauung, Reſpiration, Aufſaugung und Ernährung! wie mannichfaltig ſind nicht die optiſchen Grundſätze des Auges, die akuſtiſchen Bedingungen der Stimmbildung,

die mechaniſchen Geſetze des Blutkreislaufes, der Muskelbewegungen erforſcht und dargelegt worden! Wie einfach ſind nicht die Geſetze der nervöſen Wirkungen, der Leitungen durch die Primitivfaſern der Nerven, welche in neueſter Zeit durch die vielfachen Verſuche an lebenden Thieren und die mikroſkopiſche Unterſuchung des Baues des Nervenſyſtemes nachgewieſen wurden! Ueberall, wo wir hinblicken, ſind dieſe Unterſuchungen aus dem tiefgefühlten Bedürfniſſe, feſtere Grundlagen für unſere Anſicht von den Lebensprozeſſen im Allgemeinen zu gewinnen, hervorgegangen. Die Pathologie iſt die angewandte Phyſiologie, ſie ſucht die abnormen Zuſtände des Körpers aus den normalen herzuleiten und ſich begreiflich zu machen. Sonderbarer Weiſe, ſo ſehr man auch dieſe Wahrheit erkannte, ſo wenig handelte man nach ihr. Die Pathologen kehrten das Heft um, ſie ſuchten die Geſundheit aus der Krankheit zu erklären, nicht dieſe aus jener, und auf dieſe Weiſe gelangte man bald zu dem Reſultate, daß der Pathologe den Phyſiologen über die Achſel anſah, und der Letztere wieder in vollem Maße den verächtlichen Blick zurück gab. Die praktiſchen Mediciner bildeten ſich ihre eigene Phyſiologie und die großen Hülfsquellen, welche die Pathologie hätte bieten können, gingen der verkehrten Methode halber, mit welcher man ihre Reſultate zu benutzen ſuchte, für die Wiſſenſchaft größtentheils verloren.

Erſt in neuerer Zeit beginnt eine wirklich phyſiologiſche Richtung in der Medicin ſich Bahn zu brechen, und geſtützt auf die Reſultate der Unterſuchung der Normalzuſtände, die pathologiſchen Zuſtände zu erklären. Sie nimmt die Sätze der Phyſiologie an, wie dieſe ſie bietet, und ſucht ſie dann auf die ihr vorliegenden Gegenſtände anzuwenden. Gelingt dies, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß die phyſiologiſchen Geſetze dadurch Veränderungen, Erweiterungen oder Beſchränkungen erfahren; gelingt es nicht, ſo ſucht man die Gründe dieſes Mißlingens auf und macht die Phyſiologie auf die noch beſtehenden Lücken aufmerkſam, ſtatt, wie bisher geſchehen, ſogleich ein Mißtrauensvotum gegen die Phyſiologie zu geben und zu ſagen: Seht, ſie kann dieſes oder jenes Faktum nicht erklären, deßhalb kann ſie uns auch überhaupt nicht helfen. Die phyſiologiſche Heilkunde kann, wie jede neue Richtung, welche gegen die Maſſe des Hergebrachten

ankämpfen muß, noch nicht aufbauend, ſondern nur zerſtörend verfahren. Man hat ihr dies zum Vorwurfe gemacht; wer vorurtheilsfrei die Sache betrachtet, kann in dieſem Umſtande nur eine Garantie für ſie erblicken. Sie will feſte Baſen, numeriſche Grundlagen, vorurtheilsfrei beobachtete und genau ermittelte Thatſachen, um darauf ihre Schlüſſe, ihre Regeln zu bauen; ſie würde ihrem Prinzipe untreu werden, wollte ſie Schlußfolgerungen geben, ehe ſie die wiſſenſchaftliche Grundlage dazu ſich errungen hat. Damit iſt nun freilich dem Praktiker nicht gedient; der muß etwas haben, woran er ſich halte, er kann ſeine Kranken nicht liegen und warten laſſen, bis ihm die phyſiologiſche Medicin den gewünſchten Aufſchluß gegeben; als praktiſcher Arzt iſt er der Mann des Augenblicks, und manchmal muß er handeln, noch ehe er hat überlegen können. Wenn deßhalb auch die praktiſche Medicin für den Augenblick noch gegen die neue Richtung ſich ſperrt, ſo wird ſie doch nicht umhin können, allmählig von ihr Notiz zu nehmen. Schon jetzt ſteht ſie unmerklich unter ihrem Einfluſſe. Ich will hier nur auf ein einziges Verhältniß aufmerkſam machen. Vor wenigen Jahren noch ſtand in der Arzneimittellehre der Satz feſt, daß die Wirkungsart der Mittel verſchieden ſey, daß die einen durch das Blut wirkten, indem ſie durch Reſorption in den Kreislauf gelangten, daß andere aber lediglich durch die Nerven wirkten und nur durch dieſe ihre Wirkungen ausübten. Ganze Klaſſen von Arzneimitteln ſollten nur durch die Nerven wirken. Durch die einfachen Verſuche Magendie's und Anderer aber wurde dies ganze recht ſchöne Gebäude, welches gar manche Arzneiwirkungen auf ſehr einfache Weiſe erklärte, über den Haufen geworfen, und gerade von den Nervinis wurde nachgewieſen, daß ihre Wirkung, wenn ſie nicht in den Blutkreislauf aufgenommen werden, vollkommen Null iſt. So manche Anſichten von Congeſtion, Entzündung und ihren Ausgängen wurden total verändert, die Nervenleitungen beſſer erforſcht und damit den meiſten Ideen von Krankheit, den ſpeciellen Kenntniſſen ſo vieler abnormen Zuſtände ein völliger Umſchwung bereitet. Mit dieſer gewaltſamen Revolution aber kann die Arzneimittellehre und die Theorie nicht gleichen Schritt halten, und aus dieſem troſtloſen Dilemma, in welchem die Praktiker jetzt noch ſtecken, mögen alle jene

Ausgeburten der neueren praktiſchen Medicin und die Univerſalheilmethode entſprungen ſeyn.

Doch kehren wir wieder zu dem Mikroſkope und ſeinen Anwendungen in den übrigen Wiſſenſchaften zurück. Hier tritt uns dann zuerſt die wiſſenſchaftliche Botanik, namentlich die Pflanzenanatomie und Phyſiologie entgegen. Ich habe ſchon oben darauf aufmerkſam gemacht, welch ungemeine Dienſte hier dieſes Inſtrument zur Löſung der Frage von der Entſtehung der Pflanzenzelle überhaupt geleiſtet hat; es wäre unnöthig darauf zurückzukommen. Eben ſo wichtig ſind die von mehreren Gelehrten entdeckten Verhältniſſe der Pflanzengeſchlechter. Seit Linné hat man ſich daran gewöhnt, den Staubfaden als das männliche, den Stempel als das weibliche Organ der Pflanzen anzuſehen, und wenn auch die Verſchiedenheit im Einzelnen bedeutend war, ſo bot dennoch dieſe Anſicht der Analogien manche mit dem Thierreiche dar. Wie dort, ſo boten auch hier die Pflanzen einen Behälter für die vorgebildeten Keime dar, welche ſich erſt dann entwickelten, wenn der befruchtende Inhalt des männlichen Organs auf ſie eingewirkt hatte. Daß dieſe befruchtende Materie keine Flüſſigkeit, ſondern eine ſtaubförmige Maſſe iſt, machte keinen Unterſchied in der Grundanſicht, ſo wenig wie der Umſtand, daß die Keime (Samen) ſo verſchieden waren von den Eiern der Thiere. Die Grundnorm blieb dieſelbe, Gegenſatz zweier Geſchlechter, durch deren Vereinigung das neue Individuum entſtand. Allein die mikroſcopiſchen Unterſuchungen des Saamenſtaubes zeigten bald gar merkwürdige Vorgänge in dieſen winzigen Körnchen. Lange, oft im Verhältniß zu dem Pollenkorn ganz unbegreiflich voluminöſe Schläuche trieben dieſe Körner hervor; die wunderbarſten Formen nahmen ſie an, und man fragte ſich, zu welchem Zwecke ſolch merkwürdiger Bildungstrieb in dieſen Befruchtungsſtaub möge niedergelegt worden ſeyn. Endlich entdeckte man, daß die Spitze des Pollenſchlauches ſich in den Griffel, ja in den Eikeim ſelbſt einſenke, und dort allmählig ſelbſt Embryo werde. So waren denn die Pollenkörner nicht befruchtende Organtheile, ſondern die wahrhaften Eikeime der Pflanzen, und die Keime, die man dafür gehalten, ſind nichts anders als Behälter zur Aufnahme dieſes Eikeimes. So hätten ſie denn keine gegenüberſtehenden Geſchlechter, wie bei

den Thieren, ſondern die Keimkörner entwickelten ſich ohne Befruchtung; nur mit dem Unterſchiede zwiſchen den Cryptogamen und Phanerogamen, daß bei den letzteren die Einſaat des entwicklungsfähigen Keimes in ein dazu vorbereitetes Organ, die Blüthe, geſchehen muß, während bei den blüthenloſen Pflanzen dieſe Einſaat unmittelbar in den Boden geſchieht. Von Geſchlechtern im ſtrengſten Sinne des Wortes kann demnach nicht mehr die Rede bei den Pflanzen ſeyn.

Geologie und Paläontologie ſind in unſern Zeiten ſo ſehr verſchwiſtert, daß man ſie nicht wohl von einander trennen kann; ſie ſtehen etwa in demſelben Verhältniſſe, wie Anatomie und Phyſiologie. Die Geſchichte der Erde zu ergründen, zu wiſſen, wie ſie entſtanden, wie ſie ſich ausgebildet habe, war von jeher eine Aufgabe der denkenden Geiſter, und wenn man früher nur vage und großentheils ungereimte Ideen darüber hatte, ſo rührte dies einzig daher, weil man die Sache durch Induktion finden wollte, ſtatt ſich um die Thatſachen näher umzuthun, und die Erde ſelbſt, ihren inneren Bau zu befragen. Stets und überall, in allen Naturwiſſenſchaften, ohne Ausnahme, ſehen wir dieſe Verſuche, ſich von den Thatſachen zu befreien und ins Blaue hinein geiſtreiche Schlüſſe und Analogien zu fabeln, die recht ſchön ſeyn mögen, aber ſtets nur der Wiſſenſchaft und ihrem ruhigen, gemeſſenen Fortſchritt Hinderniſſe in den Weg werfen, die ſie manchmal nur mit großer Mühe wegräumen kann, um weiter zu gehen. Ich weiß nicht, ob man endlich, durch ſo viel fruchtloſe Bemühungen belehrt, von dieſen falſchen Wegen in der Naturwiſſenſchaft gänzlich abſtehen wird; ob man nicht einſehen wird, daß nur die genau beobachtete Thatſache den feſten Boden abgeben kann, auf welchen wir bauen können, und daß die Unmittelbarkeit des Geiſtes, die in andern Zweigen des menſchlichen Wiſſens vielleicht ihr Gutes haben mag, in den Naturwiſſenſchaften das ſchädlichſte Panier iſt, um welches man ſich ſchaaren kann. Die Geologie hat an dieſen Einflüſſen nur zu ſehr gekränkelt. Es iſt noch nicht lange her, daß man glaubte, man könne in ihr wirthſchaften wie in der Philoſophie. Jeder, ohne weiter beobachtet zu haben, hatte da ſo ſeine eigenen Gedanken, ob wahrſcheinlich oder nicht, war einerlei; die geologiſchen Sätze, die Jeder ſich ſelbſt fabricirte, waren Glaubensartikel,

sich nicht nach den Schränken umzusehen, aus denen wahrscheinlich noch das ganze Register der von Ludwig XIV. gegen Deutschland begangenen Sünden gezogen werden kann? Was uns Mignet davon mitgetheilt hat, genügt wenigstens für den deutschen Standpunkt nicht.

Ueber die Hauptpersonen und Hauptbegebenheiten des vorigen Jahrhunderts sind viele gründliche Werke geschrieben, über Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. und Joseph II., über den österreichischen Erbfolgekrieg, den siebenjährigen Krieg ꝛc.; Förster, von Raumer, Preuß haben noch vieles Neuerforschte dem längst Bekannten zugefügt. Am Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte ziemlich viel Preßfreiheit, es fehlte an gleichzeitigen Geschichtsquellen nicht, und an bedeutenden Memoiren, wie die der Markgräfin von Baireuth, Dohms, des Grafen Görz ꝛc. Dennoch ist noch Vieles, das ein vaterländisches Interesse darbietet, nicht gehörig aufgeklärt. Dies ist der Fall mit der Geschichte der vielen kleineren Staaten, besonders aber der geistlichen. Einzeln mag nicht viel an der Geschichte irgend eines kleinen Hofes, einer kleinen landständischen Corporation, überhaupt eines kleinen Territoriums liegen; allein im Ganzen ist das übereinstimmende Loos so vieler deutscher Stämme unter den kleinen Regierungen des vorigen Jahrhunderts wichtig genug. Viele kleine Ursachen hatten eine große Wirkung, nämlich die, den Nationalgeist gänzlich zu deprimiren und die Unglücksfälle vorzubereiten, die uns von 1792 an getroffen haben. Die besten Specialgeschichten, die bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts übertrieben genau jede Kleinigkeit aufzählen, brechen mit dem Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ab, oder werden ganz oberflächlich. Auch neuere und neueste Specialgeschichten vermeiden es, über jene Periode zu reden oder äußern sich wenigstens nicht unbefangen darüber und übergehen eine Menge der wichtigsten Thatsachen. Wer sich z. B. nicht die Mühe gibt, vergessene Flugschriften, Zeitungsnachrichten, Reisebeschreibungen ꝛc. aufzusuchen, wird vom Zustand der geistlichen Fürstenthümer in den letzten fünfzig Jahren des Reichs rein nichts wissen. Eine Geschichte derselben fehlt noch gänzlich. Ueber die weltlichen Staaten ist mehr geschrieben, dennoch haben wir noch nicht einmal eine ausführliche und documentirte Geschichte des so interessanten Herzogs Karl von Würtemberg. Die Geschichte des Gründers von Karlsruhe ist sehr in Dunkel gehüllt, so die der hessischen Häuser, so die von

an denen man, wie immer, um ſo hartnäckiger feſthielt, und in Hinſicht deren man um ſo untoleranter gegen Andersdenkende war, je unmöglicher es war, ſie zu beweiſen. Das hat ſich nun glücklicherweiſe geändert; wir ſuchen jetzt mehr und mehr die Geologie in die Reihe der reinen Erfahrungswiſſenſchaften einzuführen. Statt behaglich hinter dem warmen Kamin zu phantaſiren, ſchürzen wir unſere Lenden, waffnen uns mit Hammer und Meiſel, und klopfen aus den Steinen die Antworten auf unſere Fragen. Sie ſchallen zwar zuweilen etwas dumpf, allein ein geübtes Ohr verſteht ſie doch.

Der Streit der Neptuniſten und Plutoniſten iſt jetzt verhallt. Daß alle geſchichteten Geſteine als Niederſchläge im Waſſer entſtanden ſind, iſt eine ausgemachte Thatſache; daß die meiſten erſt nach ihrer Bildung durch bebende Kräfte, die aus dem Erdinnern ſtammen, in ihrer horizontalen Lage verändert, gehoben, zerſplittert, dislocirt worden ſind, iſt ebenſo zum Axiome geworden. Die neueren Unterſuchungen Ehrenbergs öffnen in Hinſicht der Bildung der Erdſchichten ſelbſt gar wunderbare Aufſchlüſſe. Wenn man früher glaubte, daß die meiſten Gebirgsarten als amorphe chemiſche Niederſchläge ſich aus dem Waſſer abgeſetzt hätten, ſo war dieſe Thatſache ſo lange richtig, bis Ehrenberg durch neue Methoden bewies, daß gerade die für Typen ſolcher rein chemiſchen Niederſchläge gehaltenen Geſteine, wie die Kreide z. B., das Reſultat einer ungeheuren Anhäufung von kleinen mikroſkopiſchen Thierchen ſeyen, welche in den kalkigen Gebilden zu den Polythalamien oder Foraminiferen, in den Kieſelſteinen zu den gepanzerten Infuſorien gehörten. Sollte ſich beſtätigen, was einſtweilen angenommen werden kann, daß alle im Waſſer gebildeten, geſchichteten Geſteine die Arbeit ſolcher unendlich kleinen, mikroſkopiſchen Thierchen geweſen ſind und noch immer ſind, ſo würde damit das organiſche Leben auf der Erde in ein weit wichtigeres Verhältniß zu der Bildung des Erdganzen treten, als bisher. Die Kruſte aus geſchichteten Geſteinen, welche den kryſtalliniſchen Erdkern umgibt, würde nicht nur die Grundlage, ſondern vielmehr das Reſultat des organiſchen Lebens auf der Erde ſeyn, und die Ueberreſte größerer Pflanzen und Thiere, welche wir im Innern der Schichten treffen, würden in ihrer Wichtigkeit für die Bildung derſelben ganz gegen dieſe

winzigen Geſchöpfe zurücktreten. Der Satz: omnis calx ex vivo, war ſchon alt und ſtützte ſich hauptſächlich auf die Beobachtung der Kalkgeſteine, nicht der Kreide, welche man nicht zu den Kalken rechnete. Man hatte geſehen, daß die meiſten feſten Kalkfelſen aus einer unendlichen Menge kleiner, organiſchen Ueberreſte zuſammengebacken ſeyen, aus Trümmern von Polypen, Korallen, Echinodermen und Mollusken. Die ausgedehnten Korallenbänke und Muſchellager der juraſſiſchen Kalkſteine z. B. ſetzte man mit den Korallen der Südſee in Verbindung, von denen längere Zeit die Ueberzeugung herrſchte, als hätten ſie aus dem bodenloſen Grunde herauf ihre Gebäude bis zur Meeresfläche geführt, während wir jetzt im Gegentheile wiſſen, daß die Korallen nur in geringer Tiefe ſich anbauen, und daß die Erhöhungen, welche durch ſie zu Inſeln geworden, urſprünglich vulkaniſche Hebungen ſind, auf welchen ſich die Korallen, Mauerzinnen gleich, angebaut haben. Jedenfalls mußten dieſe Produktionen der ſüdlichen Meere, dieſe Korallen mit ihren felſenharten Steingehäuſen, die Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregen, und da man den Kalkfels ſo gleichſam unter den Augen durch organiſche Thätigkeit wachſen ſah, ſo war die Vergleichung mit den Trümmerbreccien anderer geſchichteter Kalkſteine da, und ohne noch die mikroſkopiſchen Beſtandtheile dieſer Schichten zu kennen, ſprach man den Satz aus, der Kalk ſey nur durch organiſches Leben auf der Erdoberfläche entſtanden.

So lange dieſe Behauptung nur ſo viel ſagen will, daß die Thierchen den im Waſſer aufgelösten Kalk ſich aneignen, und nun zu ihren Bauten verwenden, ſo hat die Chemie nichts dagegen einzuwenden. So bald man aber behauptet, der Kalk werde wirklich durch dieſe Thierchen erzeugt, durch das organiſche Leben erſchaffen, ſo erhebt ſich die Chemie aus allen Kräften gegen ſolche, ihr Grundprinzip angreifende Behauptung. Allein es gibt in der Geologie noch manche Thatſache, welche darauf hinzudeuten ſcheint, daß die chemiſchen Elemente in der Wirklichkeit nicht ſo einfache, unzerſetzbare und unerzeugbare Grundſtoffe ſind, als man es, den Chemikern zufolge, annehmen müßte, und wahrſcheinlicherweiſe ſind zu gewiſſen Zeiten der Erdgeſchichte Kräfte thätig geweſen, welche die jetzt unzerlegbaren Elemente in noch einfachere Körper reducirten, und aus dieſen

wieder andere Grundſtoffe bildeten. Namentlich in den Gegenden, wo mächtige plutoniſche Hebungen, gewaltige Einwirkungen feuerflüſſiger Maſſen thatſächlich nachgewieſen werden können, vorzüglich in Gebirgen, wie z. B. den Alpen, bietet die Natur eine Menge von Erſcheinungen dar, welche kaum anders als durch Umwandlung der chemiſchen Elemente des Geſteins erzeugt worden ſeyn können. Die Alpen ſind der klaſſiſche Prüfſtein aller geologiſchen Theorien; nirgends auf dem civiliſirten Continent ſind die Kräfte, welche vom Erdinnern aus wirkten, in ſo furchtbarer Art thätig geweſen, als in dem Alpengebirge. Alles iſt zerriſſen, zerklüftet, übereinander geworfen, die urſprünglichen Sedimentgeſteine in langem Feuer geglüht, verändert, unkenntlich gemacht. Durch unermüdliche Forſchungen haben einige ſchweizeriſche Geologen, welche ihr Vaterland mit Stolz unter ſeine Vertreter in der Wiſſenſchaft zählt, einiges Licht in die alpiniſche Geologie gebracht, und die verſchiedenen Schichten, trotz ihrer durchaus veränderten Lagerung und Geſtaltung, den in weniger zerworfenen Gebirgen gekannten anzureihen gewußt. Gerade aber in dieſer ungeheuren Ausladung hebender und umgeſtaltender Kräfte iſt auch der Grund der chemiſchen Umwandlung der Geſteine zu ſuchen. Studer und Eſcher haben eine ganze Reihe der bedeutendſten Verwandlungen dargethan; ſie haben die Entwicklungsphaſen, welche ein Geſtein zwiſchen den beiden Endgliedern einer ſolchen Umwandlung durchläuft, genau angegeben, und es ſteht jetzt dahin, welchen Schlüſſel die Chemie zu dieſen Erſcheinungen auffinden wird. Dieſe Metamorphoſen bewegen ſich aber nicht nur innerhalb der engeren Gruppenkreiſe, welche auch die Chemie in ihren Elementen anerkennt; wenn wir Eiſen in Nickel oder Kobalt ſich umwandeln ſähen, ſo würde dies nicht ſo außerordentlich erſcheinen, da dieſe Metalle in ſo vielen ihrer Eigenſchaften mit einander übereinſtimmen, daß man ſchon oft von rein chemiſchem Standpunkte aus verſucht war, ſie für Modifikationen einen und deſſelben Grundſtoffes anzuſehen. Wenn wir aber eine Kalkſteinſchicht antreffen, die homogen, muſchlich, von blaugrauer Farbe iſt, wie der meiſte Alpenkalk, und faſt nur aus Kalk mit wenig fremden Beimiſchungen beſteht; wenn wir dieſe Schicht, während wir ſie verfolgen, allmählich weißer, kryſtalliniſcher werden, und

endlich die ganze Schicht in eine Bank reinen Quarzfelſens, aus faſt reiner Kieſelerde beſtehend, umgewandelt ſehen, ſo wird die Erklärung ſolcher und ähnlicher Erſcheinungen mehr und mehr ſchwierig. Daß die Schicht urſprünglich als Kalk abgeſetzt wurde, iſt ſicher; daß irgend eine geheimnißvolle Kraft dieſe Kalkſteinſchicht allmählich in Kieſelerde umwandelte, haben wir thatſächlich vor Augen, und daß dieſe Umwandlung nicht durch einen Erſatz des einen chemiſchen Elements durch das andere, ſondern durch eine wahre Verwandlung des einen in das andere bedingt iſt, ſcheint aus dem allmählichen Ueberhandnehmen des einen Elementes bei Beibehaltung der Form des Ganzen hervorzugehen. Wie dem auch ſey, der Metamorphismus der Geſteine iſt jetzt eine derjenigen Fragen geworden, für welche zwei Wiſſenſchaften gemeinſchaftlich ſich anſtrengen müſſen, und die nur dann gelöst werden kann, wenn ſich beide aufrichtig die Hand reichen. Die Geologie hat gut unterſuchen, reden und demonſtriren; ſo lange der Chemiker ſogar die Unterſuchung von der Hand weist, und jede Discuſſion über dieſen Gegenſtand als ihm fremd behandelt, ſo lange kann kein gehöriges Verſtändniß hervorgehen.

Nicht blos das innere Gefüge der Alpen aber, ſondern auch ihr äußeres Relief bietet der Geologie würdige Vorwürfe dar. Ich will hier nur weniges von Gletſchern reden. Ihre Unterſuchung iſt noch immer der Gegenſtand langwieriger Excurſionen, koſtſpieliger Reiſen und lebhafter Debatten. Seit jener Zeit, wo Agaſſiz in dieſer Vierteljahrsſchrift den Zuſtand dieſes Zweiges unſeres Wiſſens, wie er damals vorlag, kurz und überſichtlich darzuſtellen verſuchte, ſeit jener Zeit haben andere Forſcher und meine Freunde gar manche Berichtigung, Erweiterung und Beſtätigung des früher zum Theil nur Wahrſcheinlichen beigebracht. Ich will die Fortſchritte, welche die Kenntniß der Gletſcher ſelbſt, ihres inneren Gefüges, des Mechanismus ihres Vorrückens u. ſ. w. ſeit damals gemacht, nicht näher auseinanderſetzen; ich müßte befürchten, durch Wiederholung des ſchon anderwärts Geſagten ermüdend zu werden. Nur auf die Ausbildung der geologiſchen Frage will ich hier aufmerkſam machen. Als Agaſſiz die Anſicht einer allgemeinen Vereiſung, wenigſtens der nördlichen Halbkugel unſerer Erde aufſtellte, war dieſelbe nur auf wenig thatſächliche

Beweiſe geſtützt, und weder die Grenzen dieſes angenommenen Eisfeldes in der Ausdehnung, noch auch ſeine Höhe und Mächtigkeit konnten damals nur mit einiger Sicherheit angegeben werden. Seit jener Zeit hat man in den meiſten Gebirgen unſerer Zone Gletſcherſpuren nachgewieſen, und mehr und mehr häufen ſich die Thatſachen, welche dafür ſprechen, daß einſt unſere nördliche Halbkugel bis etwa zum 45ſten Grade mit Eis bedeckt war, etwa ſo weit als jetzt an einigen Orten das Eis des ſüdlichen Poles reicht, und daß zu denſelben Zeiten die höheren Gebirge ſüdlicherer Breiten in demſelben Verhältniß zu dieſer Eisdecke ſtanden, wie jetzt unſere Alpen zu dem hochnordiſchen Polareiſe. Die Temperatur der geſammten nördlichen Halbkugel ſtand bei weitem tiefer als jetzt; die Schneelinie war deßhalb in eine größere abſolute Tiefe herabgedrückt, und ſelbſt niedere Gebirge hatten damals Firnlinien und bildeten Centralpunkte von Gletſchermeeren, wie wir jetzt nur noch in den Alpen ſehen.

Die Höhengrenze der geſchliffenen und polirten Felſen iſt in letzter Zeit ein Hauptaugenmerk der Geologen geworden. Denn die Schliffflächen ſind eben ſo wichtig geblieben, als ſie früher waren, und nur Leute, die nie deren geſehen und die nicht wiſſen, was ſie ſind, können behaupten, daß ſie jetzt ſchon aus der Mode zu kommen beginnen. Sie werden vielmehr mit jedem Tage wichtiger, denn ſie geben weit ſicherere, conſtantere und leichter aufzufindende Merkmale der alten Gletſcher ab, als die zerſtreuten, oft durch andere Urſachen ſpäter abhanden gekommenen Findlingsblöcke. Ueberall in den Alpen ſieht man die Schliffflächen und Rundhöcker bis zu einer gewiſſen abſoluten Höhe ſich erheben und dann plötzlich aufhören. Meiſt iſt die Linie ſo ſcharf markirt, daß ſie nicht nur dem Naturforſcher, ſondern auch den Zeichnern und Malern auffällt, und auf den beſſeren Panoramen und Gemälden ſchweizeriſcher Ausſichten fallen ſie dem, welcher ſie in der Natur kennt, ſogleich in die Augen. Oberhalb dieſer Linie ſtarren überall rauhe, zackige, ſcharfgeſpitzte Hörner und Kuppen hervor, während Alles, was unter die Linie fällt, angenehm wellenförmig gerundete Oberflächen bietet. Es wurde ſchon oft darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſe Rundhöcker, dieſe Schliffflächen, dieſe alten Niveau-

linien unabhängig von dem Geſteinswechſel ſind, daß ſie auf Schiefer, Gneiß, Granit und Kalk vorkommen, und daß ſie ſtets in einem gewiſſen Verhältniß zu den Thälern ſtehen, an deren Wänden ſie ſich hinziehen. Ihre abſolute Höhe iſt am größten im Herzen des Gebirges, ſie ſenken ſich von innen her gegen die Thalmündungen und die Schweizerebenen hin. Allein dieſe Senkung iſt bei weitem nicht ſo bedeutend, als diejenige der Thalſohle; die Höhenlinie der Schliffflächen und die Thalſohle divergiren demnach von innen nach außen. Wenn man in das Haslithal eintritt, ſo ſieht man bald die Höhenlinie in etwa 3—4000 Fuß über der Thalſohle an den Gebirgen ſich hinziehen; je weiter man bergan ſteigt in dem Thale, deſto näher kommt man ihr, und endlich ganz im Hintergrunde des Aargletſchers erreicht die Gletſcherfläche die Linie, und dieſe letztere wird unter dem ewigen Eiſe verdeckt. Die alten Gletſcher, welche die Alpenthäler bis zu einer Höhe von 3—4000 Fuß über der Thalſohle ausfüllten, hatten ſomit eine weit geringere Neigung ihrer Oberfläche; ſie betrug im Ganzen etwa 1 Grad, während der horizontalſte Gletſcher unſerer Zeit mehr denn 2 Prozent Fall auf ſeiner Oberfläche hat. Wie leicht erſichtlich, kann dies Argument gegen die Annahme, daß dieſe ſo ſcharf begrenzte Höhenlinie von den alten Gletſcherwirkungen herrühre, angewendet werden; allein man bedenke doch nur, daß bei einer ſolch ungeheuren Mächtigkeit das geringere Gefälle ſchon hinreichend ſeyn würde, Bewegung zu verſchaffen, ſelbſt wenn man Anhänger der von Sauſſure aufgeſtellten Theorie des Gleitens der Gletſcher auf dem Boden wäre.

Jedenfalls beweist das Niveau dieſer Höhenlinie eben ſo ſehr als alle andern phyſikaliſchen Erſcheinungen, daß die erratiſchen Blöcke und die Schliffe des Jura mit den in den Alpen vorkommenden auf das engſte zuſammenhängen, und daß beide einen und denſelben Urſprung anerkennen müſſen, denn die Congruenz beider fällt durch eine leichte Rechnung in die Augen. Wenn man die Niveaulinie, welche man durch die Beſtimmung der Höhengrenze am Anfang und Ende eines Alpenthales erhält, in Gedanken über die Schweizerebenen bis zum Jura fortführt in gerader Linie, indem man daſſelbe Gefälle beibehält, ſo wird man an dem Walle des Jura ebenfalls auf die Höhengränze der

Findlinge und der geſchliffenen Felſen ſtoßen. Das Agens, welchem wir die Exiſtenz der Findlinge und der Schliffflächen verdanken, bildete demnach eine gleichförmige Decke über die Schweiz, deren Höhenpunkt in der Alpenkette lag, von welchem aus ſie dachförmig nach allen Seiten abfiel. Noch manche andere Erſcheinungen ſprechen für die Richtigkeit dieſer Annahme. Sobald man über die Grenze der Schliffflächen an den alpiniſchen Felshörnern in die Höhe ſteigt, ſo ſieht man ſich überall von zackigen Formen umgeben, und zugleich eine ſolch ungeheure Maſſe von Trümmern zerſtreut, daß man buchſtäblich nur über loſe Felsblöcke hinanklettert. Unterhalb der Höhengränze finden ſich keine ſolche Trümmerfelder, nur hie und da in einer Runſe ein Schuttkegel; im Uebrigen ſind die Felſengehänge entweder nackt und bloß oder mit Raſen überzogen. Die Anhäufung dieſer Trümmer oberhalb der Höhengränze der polirten Flächen iſt wahrhaft ſtaunenerregend und durchaus von der mineralogiſchen Conſtitution der Felsart unabhängig.

Die Spitzen von Granit, Gneiß, Schiefer ꝛc. bieten alle gleiche Trümmerfelder dar, und je mehr man ſich in den Hochalpen umthut, deſto mehr ſieht man, daß die Trümmerung oberhalb der Höhengränze ein conſtantes Phänomen iſt. Woher nun dieſer durchgreifende Unterſchied zwiſchen den Hochſpitzen und den niederen Gehängen, der, wie ſchon geſagt, durchaus nicht von dem mineralogiſchen Charakter abhängt? Offenbar hat daſſelbe Agens, welches die Felſen ſchliff, auch die Trümmer, welche unterhalb exiſtirten, weggeſchafft. Offenbar waren alle Alpengehänge unmittelbar nach ihrer Erhebung mit ſolchen ungeheuren Trümmermaſſen bedeckt, ſie boten denſelben Anblick dar wie jetzt die Hochſpitzen; aber ſo weit feſtes Eis und Gletſcher reichten, wurden dieſe Trümmer weggeſchafft, während ſie ſich weiter oben erhielten. Ich kann mir keine naturgemäßere Erklärung dieſer Phänomene in ihrem Zuſammenhange denken, und es ſcheint als könnte ſie auch noch auf andere Gebirge Anwendung finden. Einer meiner Freunde hat neulich die bekannten Felſenmeere, oder Teufelsmühlen des Schwarz- und Odenwaldes, der Vogeſen, des Harzes in Erinnerung gebracht, über deren Erklärung ſich die Geologen ſchon ſo manchmal den Kopf zerbrochen haben. Auch in den genannten Gebirgszügen finden ſich ſolche Trümmerfelder,

und zwar auf den höchſten Gipfeln, während auf den Hochplateaus und in den tieferen Thälern keine anzutreffen ſind. Sollten ſie nicht denſelben Urſprung wie in den Alpen haben? Iſt man nicht gezwungen anzunehmen, daß auch hier die Trümmerung ein allgemeines Phänomen war, und daß daſſelbe Agens, welches in den Alpen die Trümmer wegführte, auch hier die unteren Thäler auskehrte?

Die Paläontologie hat in neueſter Zeit mit gewaltigen Schritten ſich neben der Geologie in die Höhe gereckt und zum Theil ſchon ſie gewaltig überflügelt. Es iſt kein Theil der Naturwiſſenſchaften vielleicht, der dem Publikum ſo geläufig wäre, als dieſer. Wer kennt nicht den Ichthyoſaurus, den Pleſioſaurus, die geflügelten Pterodactylen und alle die wunderbaren Geſchöpfe der Urwelt, die durch die Beharrlichkeit des Menſchen aus dem Schooße der Erde gegraben wurden? Sicherlich iſt es der Schauer des Wunderbaren, der ſie begleitet, welcher der Paläontologie ſo viele Anhänger verſchafft hat. Man fühlt ſich dem Schöpfer näher, wenn man in ſeine früheren Gedanken ſich Einſicht verſchaffen kann; und je bizarrer und abweichender die Formen, je gigantiſcher die Verhältniſſe, deſto größer das Intereſſe. Die Paläontologie hatte noch ganz neuerlich und auch jetzt zum Theil noch ihre Periode der Neugierde, wie die Zoologie ſie hatte zu Rumph's und Seba's Zeiten, wo die Schätze der Tropen den Holländern aufgeſchloſſen wurden. Man ſammelte Petrefakten der Kurioſität halber, man wunderte ſich, wie die Natur ſo herrliche Spiele getrieben haben könnte; man erkannte, daß man doch wirklich Ueberreſte wahrhafter Thiere vor Augen habe und gewöhnte ſich ſo allmählig an die Idee früherer untergegangener Schöpfungen. Der religiöſe Sinn miſchte ſich auch hier ſogleich ein, und es war zu gewiſſen Zeiten ein Axiom, daß alle dieſe untergegangenen Thiere die Ueberbleibſel der Sündfluth ſeyen, in welcher, dem alten Teſtament zufolge, die ganze damalige Schöpfung zu Grunde gegangen ſeyn ſollte. Da aber Noah, derſelben Sage nach, von jeder Thierart ein Pärchen mit in die Arche genommen haben ſollte, ſo war man auch gar nicht verlegen um die Herkunft dieſer foſſilen Thiere: ſie waren in direkter Linie die Erzeuger der jetzt lebenden, mit welchen ſie durch die Arche zuſammenhängen. Fand man ein gar zu ſonderbares

Foſſil, das man in der bekannten Schöpfung auf gar keine Weiſe unterbringen konnte, ſo tröſtete man ſich mit dem Gedanken, daß dieſe Thiere noch in den Tiefen der See oder in den Wüſten und Urwäldern der unbekannteren Continente lebten. Cuvier erſt wies der Paläontologie einen andern Standpunkt an. Er hatte unter ſeinen Augen die reichſte Schädelſtätte foſſiler Säugethiere, die Gypsgruben des Montmartre bei Paris, und ſeine Aufmerkſamkeit mußte natürlich auf die zahlloſen Gebeine gerichtet werden, die man dort täglich aus dem Schooße der Erde förderte. Bald ſah er ein, daß man zu der Erkenntniß der foſſilen Skelette noch nicht die gehörigen Vorarbeiten gemacht und auch das Material nicht mit der nöthigen Schärfe benutzt habe. Die Zoologie war weit entfernt, in die Einzelheiten eingedrungen zu ſeyn, welche der Paläontologie zur Beſtimmung dieſer Reſte nöthig waren, und auf dieſe Weiſe bahnte unter Cuviers Einfluß letztere Wiſſenſchaft ſich einen Weg an, den auch die Zoologie zu betreten gezwungen war. Nach jahrelangen, mühevollen Unterſuchungen und Vergleichungen kam endlich Cuvier zu dem Satze, daß kein in foſſilem Zuſtande vorgefundenes Säugethier oder Reptil (denn nur auf dieſe beiden Klaſſen hatte er ſeine Unterſuchungen erſtreckt) mit einer lebenden Art identiſch ſey, ſondern daß ſie alle ohne Ausnahme nicht nur verſchiedenen Arten, ſondern viele auch ausgeſtorbenen Geſchlechtern angehörten.

Man kann wohl ſagen, daß die Morgenröthe der Paläontologie an dem Tage ſich erhob, als Cuvier dieſen Satz hinſtellte und bewies. Der Anſtoß war gegeben. Ueberall fand man Beſtätigungen, und indem man die in andern Schichten vorkommenden wirbelloſen Thiere, namentlich die Muſcheln und Schnecken, vergleichend und mit Rückſicht auf ihre Lagerſtätten ſammelte, gelangte man bald zu der Ueberzeugung, daß die Schöpfungen der älteren Geſchichtsepochen unſerer Erde mit den Schichten, in welchen ſie vorkamen, in unmittelbarem Zuſammenhange ſtünden, und daß man in der geſchichteten Erdkruſte ein Buch vor ſich habe, wo die Geſteinbänke die Blätter, die Petrefakten aber die Buchſtaben waren. Jeder wollte ſo ſchnell, ſo viel als möglich in dem Buche leſen, allein gar Manche bedachten nicht, daß es eine Hieroglyphenſchrift ſey, die man vor

ſich habe, und daß es gar mancher ernſter und ſchwieriger Vorarbeiten bedürfe, ehe man die Sprache verſtehen könne, in welcher dieſe Worte abgefaßt ſind. Indeß ſchritt die Paläontologie, trotz aller Hinderniſſe, die ihr oft einerſeits ungenügende geologiſche Kenntniß, andererſeits allzuraſche, zügellos davon rennende Phantaſie in den Weg legten, raſch vorwärts, und wir ſind jetzt zu einem Punkte gelangt, wo wir uns umſchauen dürfen und fragen: was weiß man denn eigentlich, und was iſt ferner noch zu unterſuchen?

Was die Wirbelthiere anbetrifft, ſo möchten wohl wenig allgemeine Geſetze mehr aus ihrem weiteren Studium hervorgehen, und nur die ſpezielleren Punkte bedürfen noch fernerer Vergleichung und Sichtung. Jedenfalls bietet ihre Unterſuchung einen großen Reiz deßhalb, weil bei ihnen mehr wie bei andern Thierklaſſen, ja bei ihnen ausſchließlich der Schöpfungsplan deutlich in die Augen ſpringt, weil wir bei ihnen eine gewiſſe Reihenfolge in der geſchichtlichen Erſcheinung erkennen, welche mit der durch die vergleichende Anatomie und die Entwicklungsgeſchichte uns gegebenen Folge der Wirbelthiere möglichſt übereinſtimmt. Dem Zoologen, dem Anatomen kann es nicht entgehen, daß ein gewiſſer Plan der Organiſation in den Wirbelthieren verwirklicht iſt, der ſich ſtufenweiſe von den Fiſchen aus durch Reptilien, Vögel und Säugethiere bis zu dem Menſchen erhebt; die weſentlichſten Organe, namentlich Gefühls- und Bewegungsorgane, zeigen in dieſer ſtufenweiſen Ausbildung die allmählige Tendenz zu höherer Vollendung, welche in dem Menſchen erreicht wird. Die Paläontologie läßt das nämliche Geſetz durch die geſchichtliche Aufeinanderfolge erkennen, und dieſelben Typen erſcheinen herrſchend in den geſchichtlichen Anfangsepochen, welche auch als Anfangspunkte der formellen Stufenleiter dienen.

Setzen wir uns zurück in jene erſten Belebungszeiten der Erde, wo dieſe überall von Waſſer bedeckt war, nur hie und da kleine Inſeln hervortauchten, deren moraſtiger Boden ſich oft weite Strecken unter dem ſeichten Meeresbecken hinzog und ſpäter mit einer gigantiſchen Vegetation ungeheurer kryptogamiſcher und monokotyledoniſcher Gewächſe bedeckte; ſetzen wir uns in dieſe Periode zurück, welche mehrere unter ſich ſcharf geſchiedene

Hannover. Kurz, für eine gründliche Geschichte Deutschlands im vorigen Jahrhundert fehlt es noch an Materialien, wie uns dieselben in Bezug auf frühere Jahrhunderte in verschwenderischer Menge vorliegen.

Nicht minder unklar ist noch die ganze Geschichte des linken Rheinufers seit dem Beginne der französischen Revolution. Ueber die Niederlande hat sich van Campen auffallend kurz geäußert, und man muß seine Zuflucht zu Nau nehmen, der wenigstens einiges Urkundliche enthält. Ueber die Rheinlande findet man nur in den alten längst vergessenen Schriften von Görres (Huergelmer und Rübezahl) und in Klebes Reisebeschreibung detaillirtere Nachrichten. Vom Elsaß und Suntgau handeln nur wenige Flugschriften, unter denen die anonyme über Eulogius Schneider die reichhaltigste ist, und eine merkwürdige, ganz im alterthümlichen Ton geschriebene Chronik von Mühlhausen (1817). Nur über die Mainzer Revolution ist verhältnißmäßig sehr viel, aber auch sehr unkritisch und parteiisch geschrieben. Eine Geschichte des linken Rheinufers unter französischer Usurpation fehlt noch gänzlich und würde ungemein interessant seyn.

So fehlt auch wieder eine gründliche Geschichte des Rheinbunds, wofür Wedekind wenigstens viel statistische Notizen gesammelt hat, und Posselts Annalen, so wie die noch zugänglichen Zeitungen einige Ausbeute geben. Eine solche Geschichte, neben denen der großen Kriege und Preußens und Oesterreichs, die wir schon besitzen, und deren namentliche Erwähnung hier überflüssig scheint, wäre sehr wünschenswerth.

Auf noch neuere Zeiten wollen wir hier nicht eingehn. Ihre Geschichtschreibung muß, wie billig, spätern Tagen vorbehalten bleiben.

Aus dieser kurzen Uebersicht, die in Bezug auf die vielen Einzelheiten nicht erschöpfend ist, aber doch wohl die Massen gehörig gruppirt, ersieht man erstens, daß die ältere Zeit verhältnißmäßig gründlicher bearbeitet ist, als die neuere; zweitens, daß die Geschichte, die sich an noch regierende Dynastien knüpft, ausführlicher behandelt ist, als die, welche mit Wahlfürsten der ausgestorbenen Geschlechter, z. B. dem Luxemburgischen, zusammenhängt; drittens, daß die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs sehr häufig aus dem einseitigen Standpunkt einer besondern Dynastie und Provinz betrachtet worden ist, und daß viertens die großen Staaten, Oesterreich und Preußen, einer weit strengern historischen Kritik und überhaupt genauern Untersuchung unterworfen worden sind, als die kleinern.

Formationen in ſich begreift, und unterſuchen wir die Schöpfung, welche das ſiluriſche und cambriſche Syſtem der Grauwacke, den alten rothen Sandſtein und die Gruppe des Steinkohlengebirges belebte, ſo ſehen wir von Wirbelthieren nur Waſſeratbmer, Fiſche, welche in höchſt eigenthümlichen Geſtalten ſich zeigen. Dies Reich der Fiſche, wie Agaſſiz es genannt hat, zeigt auch in allen andern Hauptformen des Thierreiches, den Strahlthieren, Molusken und Gliederthieren, ſehr merkwürdige Geſchöpfe, über deren Natur man oft ſogar erſt nach langen Unterſuchungen und Debatten ſich einigen konnte. Der Typus der Fiſche ſelbſt hat ſich noch nicht feſt als ſolcher hingeſtellt, ſondern ſchwankt gleichſam zwiſchen Cruſtaceen und Reptilien in der Mitte, und ſo ſehen wir denn einerſeits jene ſeltſame, vollkommen in große Schilder eingehüllte Familie der Cephalaspiden, welche äußerlich den Cruſtaceen und Inſekten ähnelt, andererſeits gewaltige knochengepanzerte Raubfiſche, deren Kopfformation, Mundbewaffnung und ſonſtige Körperconſtruktion in mehr als einem Bezug den Reptilien und namentlich den Krokodilen ſich nähert. Wie ſchon bemerkt, alles weiſt uns darauf hin, daß zu jener Zeit weit ausgedehnte flache Meere exiſtirten, in welchen jene monſtröſen Fiſche neben andern eben ſo merkwürdigen Thieren ihr Weſen trieben, und daß erſt in den letzten Jahren dieſer erſten Periode der Urwelt das Land ſich einigermaßen erhob, um flache Sümpfe und Moräſte, gleich den Ufern der Savannenſtröme Südamerikas, zu bilden, auf denen eine überreiche Vegetation emporſproßte, deren Reſte noch jetzt dem größten Theile der civiliſirten Welt Heizung und Nahrung verſchaffen.

Mit der triaſiſchen Epoche, dem Zechſtein, dem jüngeren rothen Sandſtein, Muſchelkalk und Keuper, tritt in dem Wirbelthierreiche eine bedeutende Veränderung ein. In ungeſchlachten Formen erzeugen ſich Reptilien, offenbar geeignet, im Meere ſelbſt, meiſt ſchwimmend, ihre Beute zu ſuchen. Auf den flachen Inſeln, welche überall aus dem Meeresſpiegel nach und nach hervorragen, finden ſie eine Ruheſtätte, und obgleich ihr Charakter als luftathmende Thiere ſicher geſtellt ſcheint, ſo finden ſich doch einige Gruppen derſelben, namentlich diejenigen der Labyrinthodonten oder Maſtodonſauren, deren Charaktere nahe genug an diejenigen der Fiſche ſtreifen, um bei einzelnen uns ſogar in

wohlbegründeten Zweifeln über ihre Natur zu laſſen. So ſteht denn auch in dem erſten Beginn des Erſcheinens der Reptilien der eigenthümliche Charakter derſelben noch nicht feſt, ſondern ſcheint nur gleichſam mit Mühe von dem Typus der Fiſche ſich loswinden zu können. Auch noch in den Mittelzeiten des Reiches der Reptilien, namentlich in den untern Lagern der juraſſiſchen Schichtenglieder herrſcht dieſe Unbeſtimmtheit des Reptilien-charakters noch immer. Die Rieſen der Liasſchiefer, die jetzt überall bekannten Ichthyoſauren und Pleſioſauren, deren hergeſtellte Figuren in allen Pfennigmagazinen gefunden werden, erregten bekanntlich anfangs ziemlich heftige Debatten, indem man ihren Platz durchaus nicht richtig zu beſtimmen wußte, da der Uebergänge und Analogieen mit Formen der Fiſche namentlich zu viele waren. In den obern Schichten der juraſſiſchen Geſteine, dem Oolith, dem Portland- und Korallkalke finden wir zwar auch noch einige merkwürdige Abweichungen von der Tendenz zu gewohnterer Form, wie z. B. die Pterodactylen, aber im Ganzen treten doch dieſe Anomalieen weniger hervor; Eidechſen und krokodilartige Geſchöpfe verdrängen allmählig nebſt Schildkröten und andern Thieren die ungeheuerlichen Bewohner der unterliegenden Schichten, und während des Abſatzes der Kreidemeere endlich ſchloſſen ſich die vorgefundenen Reſte ſehr deutlich an die analogen Thiere der jetzigen Schöpfung an. Bis zu dem Maeſtrichter Petersberge, der oberſten Schicht der Kreidegruppe, von dem Néocomien durch Grünſand, chloritiſche und Schreibkreide hindurch, bleibt das Reich der Reptilien unerſchüttert, ſtets den erſten Rang in der Schöpfung einnehmend.

Mit dem Grobkalk endlich, den plaſtiſchen Thonen, der Molaſſe und den Diluvialſchichten treten jene Zeiten ins Leben, wo das Säugethier an die Spitze der Schöpfung tritt und dieſe Stellung bis zur Ankunft des Menſchen behauptet. Nach und nach nähert ſich die Schöpfung, wie die Erde ſelbſt, dem jetzigen Bildungszuſtand. Statt der inſelartigen oder landzungenförmigen Gruppen feſten Landes, die noch zur Zeit der Kreide exiſtirten, beſtehen jetzt ſchon weite Continente, mit vielen vereinzelten Becken und durchaus lokalen Faunen. Doch überwiegt das Gewäſſer noch weit bedeutender als jetzt, und die erſten Säugethiere namentlich ſcheinen beſonders auf ſumpfige und moraſtige

Gegenden berechnet. Die edleren Familien der Säugethiere, die Katzen namentlich und die Vierhänder, erſcheinen erſt in den neueren oder neuſten Formationen, während in der Anfangszeit ihres Erſcheinens nur Dickhäuter, Cetaceenartige und Beutelthiere auftreten.

Bei den Klaſſen der Wirbelloſen können wir vor der Hand keine ſolchen allgemeinen Geſetze nachweiſen, welche ſich in der Geologie ebenſo haltbar zeigten als in der Zoologie. Agaſſiz konnte mit vollem Rechte auf dem Titel ſeines Werkes über die foſſilen Fiſche ankündigen, daß ſeine Claſſifikation derſelben, da ſie die geſchichtliche Succeſſion derſelben darſtelle, auch zoologiſch ihre Verhältniſſe zu einander ausdrücke; in ſeinen Monographieen der foſſilen Mollusken, der lebenden und foſſilen Seeigel und Seeſterne hätte ihm eine ſolche Ankündigung nie in den Sinn kommen können. Wir haben zwar in der Paläontologie der Wirbelloſen eine Menge Thatſachen, welche auf eine Succeſſion, ein Erlöſchen einer Richtung und Auftreten einer andern deuten, allein damit iſt die Sache noch nicht abgethan; ſollten dieſe Erſcheinungen den bei den Wirbelthieren beobachteten Geſetzen parallel gehen, ſo müßten ſie auch in einem beſtimmten Verhältniſſe zu der Organiſation der Wirbelloſen ſtehen, und gerade dieſer Anhaltspunkt fehlt uns. Wir finden in der That, daß in den älteren Schichten der Erde die Tribobiten faſt als einzige Repräſentanten der Gliederthiere auftreten; daß die Ammoniten mit der Kreide gänzlich ausſterben; daß die ſtielloſen Seeſterne erſt mit dem Jura beginnen, während ſie früher durch geſtielte Meerlilien erſetzt ſind; daß die Brachiopoden, die Terebrateln, Spiriferen u. a. in den älteren Schichten die überwiegende Mehrzahl der Mollusken bilden, und daß erſt ſpäter andere Familien zu ihnen hinzukommen und ſie mehr und mehr herabdrücken. Allein haben wir mit all dieſen und noch vielen andern Thatſachen ein Geſetz der ſich allmählig zu einem beſtimmten Endtypus erhebenden Organiſation ausgedrückt? Können wir ſagen, daß auch in anatomiſcher und zoologiſcher Hinſicht die langgeſchwänzten Krebſe über den Krabben und dieſe über den Triboliten ſtehen? Können wir in den Malermuſcheln und den übrigen Acephalen eine vollendetere Organiſation nachweiſen als in den Brachiopoden? Iſt der Cephalopode, der eine gekammerte Schale bewohnt, wie

der Nautilus und der Ammonit, weniger in allen ſeinen Theilen ausgebildet, als der ſchalenloſe Dintenfiſch und Kalmar? Es kann demnach in allen dieſen Klaſſen vor der Hand von einem durchgreifenden und ſich ſtätig nach beſtimmten Geſetzen entwickelnden Plane der Organiſation noch nicht die Rede ſeyn. Ich will damit nicht ſagen, daß nicht ein ſolcher exiſtiren könne; es iſt möglich, daß er noch gefunden werde; ſicherlich aber können die Anhaltspunkte dazu nur aus der Anatomie und Entwicklungsgeſchichte der wirbelloſen Thiere hervorgehen, und dieſe letztere namentlich iſt, wie wir oben ſahen, noch ungemein weit zurück. Bis jetzt können wir noch, in paläontologiſcher Hinſicht, die genetiſche Entſtehung der Wirbelloſen wie den Thallus einer Flechte betrachten, der ſich von Anfang an nach allen Richtungen hin ausdehnt, Auswüchſe und Hautanhängſel treibt, aber keine Axe erkennen läßt; während das Reich der Wirbelthiere einem phanerogamiſchen Stamme gleicht, wo alle Veräſtelungen und Verzweigungen nach harmoniſch beſtimmten Geſetzen ſich um eine kenntliche Axe reihen.

Wenn indeß das Studium der foſſilen Wirbelloſen für den philoſophiſchen Ueberblick der genetiſchen Entwicklung keine ſo befriedigende Ausbeute gewährt als dasjenige der Wirbelthiere, ſo iſt es hingegen von weit größerem Werth für die Geologie, und namentlich bietet hier die Art ihres Vorkommens, ihrer Gruppirung und ihres Zuſammenlebens die wichtigſten Anhaltspunkte dar. Wie wäre es möglich geweſen, die Hochſee- und Uferablagerungen der verſchiedenen Meere, worin ſich die geſchichteten Steine abſetzten, zu beſtimmen, wenn man nicht die Muſcheln, Schnecken, Strahlthiere und Korallen als Leiter gehabt hätte; wenn man nicht hätte ſagen können, hier ſind foſſile Auſternbänke, folglich exiſtirte hier ein felſiges Ufer; dort ſtecken Pholadomyen und andere im Schlamme lebende Muſcheln in Reihen zuſammen, alle in derſelben natürlichen Stellung mit dem Hintertheile nach oben; folglich war hier ein ſeichtes Ufer, mit feinem Sande oder Schlamme bedeckt; an einem andern Orte endlich finden wir nur feines Korn der Schichten und wenige zerſtreute Muſcheln, welche als Bewohner der hohen See ſich gefallen, es muß demnach dort die Ufergränze weiter entfernt ſeyn.

Zur Ausführung ſolcher Studien gehört aber bei weitem mehr als das Beſtimmen der Arten im Kabinette. Der Paläontolog, der Reſultate ſolcher Art geben will, muß an Ort und Stelle die Lagerung ſeiner Foſſilien ſtudiren, ihre numeriſchen Verhältniſſe zu einander betrachten, und meiſt genügt ein kleiner Raum für ſeine Forſchungen, welche bis in die geringſten Einzelheiten ſich erſtrecken müſſen. Erſt dann, wenn er ſo durch eigene Beobachtung im Freien ſeine Sinne geſchärft und ſich einen feſten Boden geſchaffen hat, erſt dann kann er mit Erfolg den Ufergränzen der Formationen nachgehen, ſie genau nach ihrer früheren Natur beſtimmen, und aus der Anweſenheit dieſer oder jener Vergeſellſchaftung von Muſcheln und Korallen auf die urſprüngliche Beſchaffenheit des Meeresgrundes einen gültigen Schluß ziehen. Die nächſte Aufgabe der durch Paläontologie geläuterten Geologie beſteht in der That jetzt darin, Karten der Continente zu entwerfen, welche die Configuration des Feſtlandes zur Zeit einer beſtimmten Epoche, die Ausdehnung dieſes oder jenes Schichtenmeeres angeben und zugleich, wie die jetzigen Seekarten, auf den damaligen Seegrund, ſo weit er ermittelt werden kann, Rückſicht nehmen. Die Ausführung ſolcher Karten wäre freilich eine herkuliſche Arbeit, aber gewiß ſehr lohnend für die weitern Erfolge eines ſolchen Studiums. Man bedenke nur, welche Rieſenfortſchritte die Geologie durch die Ausführung der einzigen Idee, die Formationen graphiſch auf einer Karte durch verſchiedene Farben darzuſtellen, gemacht hat. Sicherlich würde die Darſtellung ſolcher Karten der alten Continente und Meere, wie ich ſie meine, einen mächtigen Impuls geben. Sie fallen nicht mit den jetzt gebräuchlichen geologiſchen Karten zuſammen, denn dieſe ſtellen die ſämmtlichen zu Tage gehenden Formationen auf derſelben Tafel dar, und um das Verhältniß der Auflagerung zu begreifen, bedarf man noch der Durchſchnitte. Man ſtelle ſich aber dagegen eine Karte Europas vor, in welcher z. B. die Ausdehnung des juraſſiſchen Meeres angegeben wäre. Nur die von juraſſiſchen Schichten nicht überdeckten Gebilde des Trias und der älteren Formationen, der Schwarzwald, die Vogeſen, der Böhmerwald, der Hundsrück ꝛc., wären als vereinzelte Landſtrecken ſichtbar, dagegen alle Theile, wo jetzt Juraſchichten zu Tage liegen, alle, wo ſie jetzt als unterlaufende

Schichten der Kreide und der tertiären Geſteine bekannt ſind, wären als Meer angegeben, in welchem die durch die Paläontologie bekannten Korallenbänke, Muſchellager, kurz die Untiefen und Sandbänke, durch beſondere Tinten angegeben ſeyn müßten. Welchen faßlichen Ueberblick dürfte nicht eine ſolche Karte gewähren! Wie würden die alten Ufergränzen des juraſſiſchen Meeres, die Verhältniſſe des damaligen Feſtlandes in die Augen ſpringen! Und wenn dann auf einer zweiten Karte dieſelbe Aufgabe für die Kreideoceane, auf einer dritten für die Binnenmeere der Tertiärzeit gelöst wäre, welche Erleichterung würde dies nicht für das geologiſche Studium gewähren!

Bei der Verfolgung ſolcher Studien wird man dann auch immer mehr zu der Erkenntniß gelangen, daß der von Cuvier für die oberen Wirbelthiere aufgeſtellte Satz der ſpezifiſchen Verſchiedenheit zwiſchen den Arten verſchiedener Schöpfungsepochen eine durchgreifende Gültigkeit haben muß. Die Diſſidenzen, welche in dieſer Hinſicht noch unter den Paläontologen herrſchen, beziehen ſich mehr auf ſpezielle Anwendungen des Satzes, als auf ſeinen allgemeineren Werth. Die Faunen nahe an einander gränzender Formationen ſind freilich oft ſo ähnlich in ihren einzelnen Arten, daß es ſchwer hält, Unterſcheidungsmerkmale zu finden, zumal wenn dieſe Arten Gattungen angehören, in denen überhaupt der Typus der Species ſehr bedeutenden Schwankungen unterworfen iſt. Dann erfordert es zur Ergänzung der vagen Charaktere der vergleichenden Unterſuchung großer Maſſen von Individuen, ihres Zuſammenlebens und Vorkommens. Ich will mich deutlicher erklären. Die gewöhnliche Auſter unſerer Küſten variirt ungemein in ihren Geſtalten und Charakteren. Bald iſt ſie oval, bald rund, bald ganz länglich ſchmal, bald bauchig, bald platt, je nach den Verhältniſſen, in welchen ſie ſich auf der Auſterbank angeheftet befand, und es gibt oft Exemplare, die man, einzeln betrachtet, für eine Spezies ſüdlicher Meere halten ſollte, und deren Unterſcheidung durch charakteriſtiſche Merkmale unmöglich iſt. Betrachtet man aber die Auſterbank unſerer Zonen und die des ſüdlichen Archipelagus in ihrem Ganzen, hält man ſich an die große Mehrzahl der Individuen, die Art ihrer Vergeſellſchaftung mit andern Muſcheln, ſo wird man leicht die ſpezifiſchen Unterſchiede

erkennen, welche in der Mehrzahl der Individuen ſich finden. Das ungeübte Auge erkennt in den bevölkerten Städten die einzelnen Nationalitäten nicht, welche dem durch häufige Berührung geprüften Beobachter ſogleich in die Augen fallen. Ein Gleiches gilt bei vielen der foſſilen Muſcheln; die einzelnen Exemplare nahe verwandter Arten aus verſchiedenen Formationen gleichen ſich oft ſo, daß ihre Unterſcheidung im Einzelnen unmöglich wird; ſobald wir aber Hunderte und Tauſende ſolcher Muſcheln vor Augen haben, und noch obendrein ihre Lebensweiſe aus ihrer foſſilen Gruppirung erſchließen können, ſo ſtellen ſich auch die ſpezifiſchen Unterſchiede ſchnell und deutlich vor Augen. Wird das Studium der Paläontologie in dieſer Weiſe betrieben, ſo zeigt ſich denn auch bald, daß wir mit den wenigen größeren Gruppen, welche man bis jetzt als zuſammengehörende Formationen zu betrachten gewohnt iſt, nicht auskommen können, und daß man noch eine weit größere Zahl unabhängiger Schöpfungsepochen annehmen muß, als dies bisher der Fall war. In den meiſten größeren Formationen gibt es noch einige ſtreng geſchiedene Etagen, deren Faunen nichts mit einander gemein haben, und deren Zahl ſich wahrſcheinlich noch mehr vergrößern wird, je tiefer man in die Kenntniß des Baues der Erdrinde im Allgemeinen eindringen wird.

Unter den neueſten Bearbeitern der Paläontologie iſt es beſonders d'Orbigny, welcher ganz auf die auch von Agaſſiz gewonnenen Reſultate kommt, und da die Unterſuchungen dieſer beiden Männer an durchaus verſchiedenen Familien und Klaſſen angeſtellt ſind, ſo mögen ſie wohl einiges Zutrauen verdienen. Gerade auf dem entgegengeſetzten Punkte ſteht Ehrenberg. Seine Unterſuchungen der foſſilen Infuſorien und Polythalamien haben ihn zu der Anſicht geführt, daß dieſelben Arten in den mannigfachſten Formationen vorkommen, und er hat lange Liſten von Identitäten zwiſchen Thierchen der Kreide, der Tertiärſchichten und der Jetztwelt, welche er bei jedem Beſuche an der See erweitert und ergänzt hat. Allein man bedenke auch, wie unendlich ſchwierig, ja rein unmöglich es iſt, in einem neu entdeckten Lande alle Gränzen zu unterſuchen, alle Gewäſſer, alle Berge, alle Thäler kennen zu lernen. Ehrenberg iſt der Columbus der Infuſorien; ihm verdanken wir es, daß dies ungeheure Land

der Wiſſenſchaft erobert wurde. Allein deßhalb iſt es nichts deſto weniger ein neues Land, und es wird noch einige Zeit dauern, bis wir uns darin eben ſo heimiſch fühlen, als in den alten Kontinenten. Es iſt oft nöthig, für die Beſtimmung der Foſſilien ganz neue Methoden der Unterſuchung in Anwendung zu bringen. Die gewöhnliche vergleichende Anatomie hätte zur Beſtimmung der foſſilen Arten nie und nimmermehr ausgereicht. Wir haben bei den Infuſorien und den kleinen mikroſkopiſchen Polythalamien ſo wenig Anhaltspunkte der Bildung, ſo wenig Mittel zu einer vollſtändigen Vergleichung, daß eine in die größten Einzelheiten gehende Unterſuchung nur mit ſehr vielen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn kann. Wer weiß nicht, wie oft man eine foſſile Muſchel in den Händen drehen muß, um ſie von allen Seiten zu betrachten, wie man ihr inneres Gefüge, die Anheftungen der Schaalenmuskeln und des Mantels ſich einprägen muß, ehe man ein Urtheil darüber abgeben kann. Die identiſch ſcheinenden Arten namentlich verlangen die wiederholteſte Unterſuchung, und ſelbſt dann, wenn man keinen Unterſchied finden kann, ſelbſt dann, glaube ich, iſt es verträglicher mit dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft, zu erklären: ich kann ſie bis jetzt noch nicht unterſcheiden, als ſie geradezu für identiſch zu erklären. Letztere Erklärung hebt den Zweifel auf, ſie ſchneidet die fernere Unterſuchung ab und ſchreckt den Nachfolger in demſelben Studium zurück, der dem Meiſter, auf deſſen Schultern er ruht, nicht gerne entgegen treten mag; dagegen die erſtere Ausdrucksweiſe gerade im Gegentheile auch Andere zu ferneren Unterſuchungen anſpornt.

Ueberblicken wir nun noch einmal mit kurzen Worten den Standpunkt, auf welchem die Naturwiſſenſchaften in unſerer Zeit ſtehen, ſo zeigt ſich dieſer durchaus als ein eigenthümlicher. Ueberall ſieht man, daß ſich die einzelnen Zweige zu einem klaren Bewußtſeyn ihrer Zwecke hervorgehoben haben, und wenn auch der Zielpunkt, nach welchem ſie ſtreben, noch in weiter Ferne liegt, ſo iſt er doch aufgeſteckt, und der rüſtigen Schwimmer ſind Viele, die ihm entgegen arbeiten. Dieſe harmoniſche Verknüpfung der naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen aber iſt es

auch, welche ihnen einen nachhaltigen Rang ſichern wird, und welche ſie immer mehr und mehr zu einem der mächtigſten Hebel moderner Bildung geſtalten muß. Denn die unzweifelhafte Nützlichkeit ſolcher Studien allein würde nicht hinreichend ſeyn, ſie mit andern Bildungsmitteln in gleicher Höhe zu erhalten; man würde ſie nur als ein nothwendiges Uebel beibehalten; wo aber durch harmoniſches Ineinandergreifen der Stoff Leben und Bildſamkeit erhält, da fühlt man ſich ſelbſt zu friſcher Thätigkeit angeregt und zu tieferem Nachdenken aufgefordert.

Von dieſer Seite aus den Unterricht in den Naturwiſſenſchaften zu betrachten und zu fördern, iſt meiner Anſicht nach eine der erſten Pflichten unſeres Zeitalters. Ich will hier nicht in den Streit des Humanismus und des Realismus mich einlaſſen, da ich als Unberufener nur zu leicht den Vorwurf beider Partheien auf mich laden könnte; allein vielleicht dürften auch auf der andern Seite meine obwohl kurzen Erfahrungen etwas gelten, weil ſie faſt nur perſönlich ſind, und die Erinnerungen, auf denen ſie ruhen, noch in friſcher Fülle walten.

Man mag ſagen, was man will, die jetzige Spaltung der Bildungsanſtalten Deutſchlands überhaupt in Realſchulen und gelehrte Schulen läuft am Ende nur auf Spaltung zweier Stände ſchon in der Jugend hinaus: des Beamtenſtandes und des Nichtbeamtenſtandes, wie man wohl ſagen darf. Der Kaufmann, der Bürger, jeder endlich, der vom Staate unabhängig lebend, doch einem höheren Bildungskreiſe angehört, ſchickt ſeine Kinder nur dann in die gelehrte Schule und das Gymnaſium, wenn er ſie zum Staatsdienſte oder zum Studiren überhaupt beſtimmt, oder wenn er gerade keine Realſchule in der Nähe hat. Alles dagegen, was in den deutſchen Staaten ſtudiren will, wird meiſt ſogar durch Regierungsmaßregeln gezwungen, die Gymnaſien zu durchlaufen. Da wird nun im achten Jahre angefangen mensa zu decliniren und die copia verborum auswendig zu lernen, und ſo gehts fort durch alle Klaſſen, und lateiniſch und griechiſch und griechiſch und lateiniſch ſind die ewigen Steckenpferde, auf welchen die zukünftigen Staatsbeamten zugeritten werden, und

die übrigen Fächer ſind meiſt nur eine Deriſion und wie zum Spott in den Lektionskatalog eingeflickt. Man gelangt zur Univerſität als völliger Ignorant in allen natürlichen Dingen. Und nun ſoll die große Mehrzahl dieſer Studirenden, das ganze Heer der zukünftigen Aerzte und Adminiſtrativbeamten, welche doch die bei weitem größere Hälfte der Staatsdiener ausmachen, ſich plötzlich in ganz neuen Welten heimiſch fühlen, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte lernen, und mit einem Male die ganze Bildung, welche ſie ſeit zehn Jahren ſich ſo mühſam erobert, über Bord werfen! Es iſt noch nicht lange über ein Decennium verfloſſen, ſeit ich das Gymnaſium meiner Vaterſtadt verließ, ich kann daher aus friſcher Erfahrung mitſprechen, und diejenigen meiner Studiengenoſſen, mit denen ich ſpäter über unſere Erziehung und wiſſenſchaftliche Bildung ſprach, habe ich faſt alle gleicher Meinung mit mir gefunden. Der ganze naturwiſſenſchaftliche Unterricht war auf zwei Stunden Phyſik in der oberſten Klaſſe beſchränkt, und dieſe wurde von einem Manne gegeben, welcher von der Phyſik nicht viel mehr wußte, als ſeine eigenen Schüler. Keiner der Lehrer hatte daran gedacht, uns nur einmal in unſeren Freiſtunden zu beobachten; es konnte keinem in den Sinn kommen, daß wir unſere Penſa nur deßhalb gut auswendig lernten, um früher hinauszukommen, und unſerm Trieb nach Bekanntſchaft mit der Natur Genüge zu thun. Meiſt nur vertrocknete Philologen, konnten ſie dieſen Trieb nicht kennen, nicht ſchätzen, noch weniger ihn bilden und ſtärken. Wir aber waren deſto eifriger in Flur und Wald, jagend und ſammelnd, beobachtend, ſo gut es der jugendliche Geiſt ohne weitere Anleitung konnte. Der hatte eine Eier-, jener eine Käfer-, die meiſten beſaßen Schmetterlingsſammlungen; man erzog Raupen und Puppen, und es waren nur wenige unter uns, die nicht ihr Stübchen in ein Naturalienkabinet verwandelt und die Klaſſiker und Schulbücher in den ſchlechteſten Winkel verſteckt hatten. Ich erinnere mich noch immer des Jubels, mit dem ich empfangen wurde, wenn ich von einem Freunde meines Vaters, der eine herrliche Sammlung beſaß, und uns Jungen gar liebreich zuweilen dieſen oder jenen ſelteneren Schmetterling ſchenkte, wenn ich von dieſem heimkehrte und ein paar neue Namen gelernt hatte. Der gute Mann ordnete einſt

Dem großen Entwicklungsgange durch die Zeit zu folgen, genügt nicht, wenn es ſich von der Geſchichte eines Volkes handelt, das, wie das unſrige, einen ſo ungemeinen Reichthum provinzieller Eigenthümlichkeiten einſchließt. Wir müſſen daher die Betrachtung auch einen geographiſchen Weg einſchlagen laſſen und die Geſchichte der einzelnen Provinzen verfolgen.

Es iſt ziemlich einerlei, von wo wir ausgehen, denn alle deutſchen Stämme haben gleichen Anſpruch auf das Intereſſe, das ſie alle umfaſſen ſoll. Wir wollen von denen ausgehn, die ſich uns am meiſten entfremdet haben.

Das holländiſche Küſtenvolk iſt der Abſtammung und Sprache nach echt deutſch, gehörte acht Jahrhunderte lang zum deutſchen Reiche, und muß ſomit, wenn man ſeine Geſchichte rückwärts verfolgt, trotz der ſeit zwei Jahrhunderten eingetretenen politiſchen Trennung, zum deutſchen Volke gerechnet werden. Die Sprache der Holländer weicht vom Hochdeutſchen nicht bedeutender ab, als die verwandten niederdeutſchen Dialekte, ja kaum mehr als einige oberdeutſche Mundarten ſolcher Stämme, die ſich noch unmittelbar im Umkreis des deutſchen Bundes befinden. Nur der Umſtand, daß die holländiſche Sprache Schriftſprache geworden iſt, was mit andern Mundarten nicht der Fall war, hat hier die Trennung verſtärkt. Allein wird dieſe Schriftſprache die Concurrenz auf die Dauer aushalten? Wird ſie ſich nicht je länger je mehr iſolirt ſehen? Kann ſie in einem ſo engen Kreiſe eine neue, lebendige Entwicklung hoffen? werden nicht vielmehr, wie ſchon früher, ſolche holländiſche Dichter und Gelehrte, die ſich in weitern Kreiſen geltend machen wollen, eine Sprache wählen, die in einem ausgedehnteren Lande verſtanden wird? und kann dieſe Sprache jetzt noch, wie vordem, die lateiniſche ſeyn, oder kann ſie etwa die franzöſiſche oder engliſche, muß ſie nicht vielmehr, und wird ſie nicht am Ende die deutſche ſeyn?

Kaum hat ein deutſches Land ſo ausführliche und vortreffliche Geſchichtſchreiber als Holland, und es iſt ſehr zu bedauern, daß ſie im übrigen Deutſchland verhältnißmäßig ſo wenig gekannt ſind, da die Schickſale Hollands für Deutſchland immer ſehr wichtig geweſen ſind. Auch Flandern, Brabant, Luxemburg, Lüttich ermangelten der Geſchichtſchreiber nicht, deren Werke aber im Anfang des vorigen Jahrhunderts gleichſam abſchneiden. Aus der neuern Zeit

ſeine Sammlung und erlaubte mir, ihm dabei zu helfen. Ich wurde um dies Glück mehr beneidet, als um jeden andern Genuß.

Hätte ſich eine mitleidige Seele in unſerm Gymnaſium gefunden, die ſolches Streben begriffen und ihm nur zuweilen eine gehörige Richtung gegeben, unſern guten Willen geleitet hätte, wir wären die dankbarſten Schüler geworden. Allein mit eiſerner Hand wurden dieſe Knospen zerdrückt, wo man ſie auch gewahrte, als Dummheiten und Albernheiten bezeichnet und verfolgt, und wenn einige, wie ich ſelbſt, ſpäter wieder den Naturwiſſenſchaften ſich zuwandten, ſo geſchah es nicht, ohne mit Vergnügen an unſer Streben in jener Zeit zurückzudenken, und ſich gegen die Sünde zu empören, die man kalten Blutes an uns begangen hatte.

Man hat geſagt, die Naturwiſſenſchaften ſeyen nicht an ihrem Orte für jugendliche Gemüther; gerade dieſe Analyſe der Natur ziehe von ihr ab, erkalte gegen ſie. Freilich, wenn man ihren Unterricht Philologen übergibt, die ihn behandeln wie ihre lateiniſche Grammatik; die nichts davon verſtehen und ſich das erſte beſte Syſtem oder Handbuch nehmen und erſt die kleinen, dann die großen Kinder mit trockenen Gerippen der Wiſſenſchaft geiſtig todtſchlagen. So wollen die Naturwiſſenſchaften nicht behandelt ſeyn, während, in rechter Art vorgetragen, ſie mehr erwecken, zum Beobachten und Nachdenken auffordern, als all eure Claſſicität und übriges gelehrtes Werk zuſammengenommen. Ich habe das Beiſpiel faſt täglich noch jetzt vor Augen, wie ſehr ſelbſt kleinere Kinder an ſolchen Studien Geſchmack finden. Einer meiner Freunde, deſſen Namen ich nur zu nennen brauchte, um ihn als eine der wichtigſten Autoritäten in den Naturwiſſenſchaften anerkannt zu ſehen, verſammelt zuweilen ein Dutzend kleiner Knaben und Mädchen um ſich und gibt ihnen eine Stunde. Heute vom Weltgebäude, morgen von den Pflanzen und Blumen, übermorgen von den Thieren ſpricht er mit ihnen und geht dabei bis in die geringſten Einzelheiten, erklärt ihnen Staubfäden und Griffel, Klauen und Zähne, und die Kinder hören ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu und freuen ſich auf die Wiederkehr der Stunde wie auf einen Feſttag, und ich habe mich überzeugt, wie genau ſie alles auffaſſen und behalten. Führt man

in dieſer Weiſe den Unterricht fort, ſo wird er fruchtbringend, anregend, belebend. Allein dazu gehört ein volles Beſitzen des zu Lehrenden; es iſt leichter einem Collegium Vorträge zu halten, als einer Schaar von Kindern. Man hat keine Vorſtellung von den Kreuz- und Querfragen, die da fallen, von den ſonderbaren Idernkombinationen und Gedankenſprüngen, denen ſich ſo ein jugendliches Gehirn überläßt und wobei es von Seiten des Lehrers die Nachfolge verlangt. Darauf muß man gerüſtet ſeyn, und wehe dem Lehrer, den ſeine Wiſſenſchaft hier in Verlegenheit ließe; das Zutrauen zu ihm iſt unrettbar verloren.

Das iſt alles recht ſchön und gut, wird man mir antworten, allein wo die Zeit dazu hernehmen? Latein müſſen unſere Leute lernen und zu große Ueberhäufung der Lehrſtunden ſchadet ebenfalls. Freilich iſt dies richtig, allein nichts deſto weniger läßt ſich gewiß noch manches thun. Ich könnte zum Belege meiner Anſicht ein paar Beiſpiele aus meinen Erfahrungen anführen. Ich weiß, als ich in der oberſten Klaſſe des Gymnaſiums ſaß, wurden zwei Jünglinge neu von außen her aufgenommen, welche von ihrem Vater bis dahin unterrichtet worden waren. Gleich in der erſten Stunde zeigte ſichs, daß ſie in den klaſſiſchen Sprachen bedeutend zurück waren, dagegen in Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Geſchichte und Geographie mehr wußten als ihre Lehrer. Nach Tertia hätten ſie gehört, ſagte einer von dieſen; aber ſo große Leute dorthin zu ſetzen, wäre nicht angegangen. Sie mögen ſehen, wie ſie fortkommen. Wie kann man aber auch die Erziehung ſo vernachläſſigen und erſt im dreizehnten Jahre Latein anfangen! — Es dauerte kaum ein Vierteljahr, ſo waren die Beiden uns alten Gymnaſianern, die von der Pike auf gedient hatten, im Lateiniſchen und Griechiſchen vollkommen gleich. Alle die grammatikaliſchen und Sprachſchwierigkeiten, an denen wir nur mit Widerwillen von der unterſten Klaſſe her gearbeitet hatten, waren ihnen ein Spiel geweſen, weil ſie mit gereifterem Verſtand und feſterem Willen ſich daran begeben hatten.

Mir ſcheint dies Beiſpiel bezeichnend genug und ſeine Wahrheit kann ich verbürgen. Je mehr ich aufmerkſam geworden bin auf die inſtinktmäßigen Neigungen der Kinder und Jünglinge,

deſto mehr ſehe ich, wie ſehr dieſe auf die Natur, deren Erzeugniſſe und Geſetze gerichtet ſind, und deſto unbegreiflicher ſcheint mir, wie man ſich alle nur erdenkliche Mühe gibt, ſie davon abzuziehen. Es iſt ein Unſinn meines Erachtens, dieſe Spaltung zwiſchen Real- und Gelehrtenſchulen und namentlich die dadurch erzeugte Spaltung in den Ständen Deutſchlands, und es iſt ein Unſinn dieſes Eintrichtern der klaſſiſchen Sprachen in früher Jugend. Von allen meinen Studiengenoſſen, die mit mir die Schulbänke durchlaufen haben, und es ſind deren mehrere hundert geweſen, ſind keine zehn mit den alten Klaſſikern ſo vertraut geworden, daß ſie ihnen Geſchmack abgewonnen und ſo den altklaſſiſchen Geiſt in ſich aufgenommen hätten; den andern allen ſind ſie unleidlich geworden, weil ihnen darüber eine ſchöne Zeit verloren ging, die ſie jetzt beklagen. . Hätte man ſie früher in die Kenntniß der Natur eingeführt, daran ſie zum Nachdenken, zum Beobachten gewöhnt und dann ſpäter bei reiferem Verſtande ihnen gezeigt, wie manche Schätze hinter den grammatikaliſchen Nüſſen zu finden ſeyen, ſie würden freudiger daran gearbeitet und mit mehr Genuß ſich daran erquickt haben. Die Anhänger der Humanitätsſtudien ſehen das tiefere Eindringen in den Geiſt der Alten als den hauptſächlichen Gewinnſt ihres Strebens an; warum, wenn es ihnen damit Ernſt iſt, tödten ſie das lebendige Intereſſe dafür durch das unzeitige Beginnen der klaſſiſchen Studien? Ich will gerne alles zugeben, was die Humaniſten für dieſe klaſſiſchen Studien vorbringen, für ihre Einwirkung auf Geiſt und Herz; aber man gehe Schulen und Gymnaſien durch, wo man will, und wenn nicht alle jüngeren Schüler, die einiges eigenes Leben beſitzen und nicht gleich Maſchinen lernen, der Meinung ſind, daß ſie mit dem Latein nur geplagt werden, ſo will ich meine Anſicht aufgeben. Der jugendliche Geiſt greift zuerſt nach dem Naheliegenden; darüber will er Aufklärung; er hält ſich zuerſt an das Materielle und ſucht dieſes zu analyſiren; warum wollt ihr dem Zuge der Natur nicht folgen? — Reformirt eure Gelehrten- — oder beſſer geſagt, Beamtenſchulen in der Art, daß ihr den Schülern erſt den Sinn für die umgebende Welt weckt und dann ſie in andere Reiche einführt, und ihr werdet gewürfelte Leute mit geſundem Verſtand in eure Adminiſtrationen erhalten und nicht todte

Schreibmaſchinen und im Formenweſen erſtickte Regiſtraturmenſchen. Ihr werdet Leute haben, die im Stande waren, ſich ihr Fach zu wählen, ſtatt daß jetzt die achtzehnjährigen Jünglinge zur Univerſität abgehen und ſich zu Forſtmännern, Architekten, Aerzten, Steuer- und Rentbeamten auszubilden entſchließen, ohne zu wiſſen, was ein Baum, ein Thier und der Menſch ſelbſt denn eigentlich für Geſchöpfe ſeyen.

C. V.

Die Zollvereins-Industrie,

vom praktischen Standpunkte aus beleuchtet.

Dem aufmerksamen Beobachter der industriellen Verhältnisse unseres Vaterlandes stellen sich so manche verschiedenartige Erscheinungen dar, welche, nach ihrer inneren Natur und ihren möglichen Folgen, die ganze Aufmerksamkeit des Sachverständigen in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Ein eigenthümlicher Aufschwung des industriellen Lebens scheint sich vorzubereiten, dessen erfreuliches Ziel kein anderes ist, als: das lange getragene und tief gefühlte Joch auswärtigen Einflusses abzuwerfen, und aus und durch sich selbst das System seiner eigenen Ständigkeit zu entwickeln und zu erringen. Das lebhafte Gefühl des Bedürfnisses, nach den Schätzen des eigenen Bodens zu graben und mit denselben durch die Macht der Intelligenz und durch die Mittel des Gewerbfleißes zu wuchern und frei zu schalten, zum allgemeinen Besten des ganzen deutschen Vaterlandes, dieses wahrhaft nationale und ächt patriotische Interesse spricht sich aus in der allgemeinen Theilnahme an den Berathungen, Verhandlungen und Beschlüssen der Zollkongresse, so wie in der Haltung seiner Organe bei den wichtigsten Handelsfragen. Obgleich einige Industriezweige tief darnieder liegen, wovon die Vergangenheit die Schuld trägt, das Gesetz von Gestern, das über den Fall von Heute noch richtet, so scheint doch gerade aus dieser Tiefe der Keim eines größeren Aufblühens und herrlicherer Entfaltung emporsteigen zu können, sofern die Interessen der Gegenwart nicht unbeachtet und unbenutzt gelassen werden. Ohne ein Handelsgesetz in der Welt würde sich der Handel nach den natürlichen Bedingungen

seiner Entwicklung bilden und ausbreiten; es würde ein jedes Land die Erzeugnisse seines Bodens, welche über den eigenen Bedarf hinausreichen, dem andern zum Umtausch anbieten; der weniger begünstigte Boden würde wenig geben, auch wenig nehmen können, wie im Gegentheil die durch klimatische Bedingungen und durch inwohnende Tragkraft und Ergiebigkeit des Erdreichs, die durch verständige und geregelte Bearbeitung und Ausbeutung so sehr gesteigert werden können, am meisten begünstigten Länder auch am meisten anzubieten und zu empfangen hätten; kurz, es würde jedes Land nach seinem reellen Werthe sich geltend machen; alle würden mehr auf Ausbeutung des ihnen von Gott geliehenen Pfundes achten: der heißen Zone bliebe ihre Baumwolle, den gemäßigten ihre Wolle und ihr Leinen und der kalten die Pelze, und der Zwischenverkehr würde sich, nur so weit als die Nothwendigkeit oder die Ueberproduktion es fordern und räthlich machen, herstellen, ja es würde die Bevölkerung genau mit der verschiedenen Fruchtbarkeit und Haltigkeit des Bodens übereinstimmen.

Daß dieser angedeutete Zustand nicht besteht, auch nicht erlangt werden kann, davon scheinen vorzüglich die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen gegebenen Handelsgesetze die Schuld zu tragen. — Einzelne Staaten sahen das Emporblühen anderer als Folge ihrer Thätigkeit und ihres Gewerbfleißes und später als das glänzendere Ergebniß eines verständigen Fabrikwesens; es entging ihnen nicht, wie die Produkte derselben weit über ihren Bedarf in den diesseitigen Ländern gegen Geld, das einzige Tauschmittel, bezogen und für eigene Benutzung gewonnen wurden. Kein Wunder darum, wenn Nach- und Wetteifer sich regte und als eine nothwendige Folge die Begründung von Fabriken hervorrief. — So war es im Jahr 1815 in unserm Vaterlande. Deutschland fing an sich nach und nach von den Trübsalen und Leiden jeder Art und von den tiefen Wunden zu erholen, welche ihm langjährige, mit vielen und schweren Opfern geführte Kriege geschlagen, durch welche der Gewerbfleiß gehemmt, der freie Handelsverkehr gestört, aller Nacheifer unterdrückt und sogar die Mittel zur Befriedigung der nöthigen Bedürfnisse zum Theil vom Auslande selbst bezogen worden waren. Am meisten trieb zur Nacheiferung der Manufakturfleiß Englands an, dessen

induſtrielle Artikel bei uns bis zur auszeichnenden Vorliebe ſo viele Geltung gewonnen und ſo allgemeine Abnahme gefunden hatten, und gegen deren reiche Sendungen wir kein anderes Tauſchmittel als unſer Geld entgegen zu bringen wußten und darbieten konnten. Wie betrübend dieſer für die kommerziellen Zuſtände der dieſſeitigen Staaten ſo nachtheilige Paſſivhandel ſich äußerte, zeigte ſich zuerſt in den höheren Handelsetabliſſements und in den finanziellen Verhältniſſen der Staatswirthſchaften. Bald wurden Gegenmaßregeln getroffen, die aber öfters auf die Gebrechlichkeit früherer Handelsgeſetze ſich gründeten, und ſo ſahen wir bald jeden einzelnen Staat ſich mit einer Zollinie umgeben, Fabriken aller Art gründen, wenn auch nicht die geringſten natürlichen Begünſtigungen vorlagen, nur daß man nicht genöthigt würde, einen induſtriellen Artikel aus irgend einer Fabrik eines benachbarten Staates des eigenen Vaterlandes, von deſſen Einheit und Zuſammenhalten unſere Jugend voll Begeiſterung die ſchönſten Lieder ſang, beziehen zu müſſen.

Dieſe engherzigen Anſichten, bei einer ſo beklagenswerthen Abſonderung und Ausſchließlichkeit der Volks- und Volksſtamm-Intereſſen, weckten und verwirklichten viele unpraktiſchen Ideen und Projekte; der Zoll ſchützte ſie und die Rentabilität aller Unternehmungen in der damaligen bewegten Zeit erhielt auch wirklich die von Natur weniger begünſtigten Fabrikzweige in temporärem Flor. Dies iſt das Bild von Deutſchlands Manufakturweſen nach 1815. Getrennt durch viele Zollinien ſchuf es ſich ſelbſt läſtige und hemmende Schranken, und erſchwerte ſo den Verkehr ſeiner einzelnen Völkerſtämme und Bundesgenoſſen, und indem es nicht wahrnahm, worauf es durch die Bedingungen der Oertlichkeit hingewieſen war, blieben dem Hauptfeinde ſeiner Induſtrie Thor und Thür geöffnet. — Doch war es eine weiſe Maßregel des Staates, welche den Keim des Induſtrieweſens durch Schutzzölle gegen den Zudrang von Außen unterſtützte, indem ſie den Weg bahnte zur Gründung des norddeutſchen Zollvereins, der die einzelnen Staaten deſſelben durch Verbindung ihrer beſondern materiellen Intereſſen enger an einander ſchloß. — Der Fabrikationsbetrieb ſteigerte ſich; mit dieſem ging die Konſumtion jedoch nicht gleichen Schritt: eine Ueberproduktion trat ein. Der Ueberfluß an Waaren machte den

Absatz schwieriger, drückte auf die Preise und diese wiederum auf den Arbeitslohn, welcher durch die theurer gewordenen Lebensmittel für den armen Fabrikarbeiter sich um das Doppelte verringerte. Die Rentabilität der Unternehmungen nahm ab, und es trat ein temporärer Stillstand ein. Englische Emissäre, unter ihnen Dr. Bowring, kamen nach Deutschland, um sich von der Lage seiner industriellen Zustände, welche den Absatz englischer Waaren beeinträchtigten, zu überzeugen. Des Letzteren Berichterstattung vor dem Parlamente läßt auf eine Kette von Befürchtungen für Englands zeitheriges Interesse blicken, und gibt den Beleg der richtigsten Auffassung von den Bestrebungen der deutschen Nation, daß sie sich der englischen Waaren entschlagen, und von den ihr zu diesem Zwecke zu Gebote stehenden mächtigen Mitteln in ihrer Genügsamkeit und ihrem Fleiße vollen Gebrauch machen werde.

Diese Berichterstattung ließ zu künstlichen Mitteln greifen; sie hatten englischer Seits nicht etwa ein Aufgeben ihres Marktes in Deutschland zur Folge, sondern rief einen auf Schrauben gestellten Geschäftsgang hervor, um die vereinsländischen Manufakturen zu beeinträchtigen, die im Laufe von zwei Dezennien vorwärts geschritten waren. Deßhalb warf man auf den mit inländischen Fabrikaten überfüllten Markt zu Leipzig eine Unmasse englischer Baumwollwaaren zu einem beispiellos billigen Preise, wodurch man den Werth von jenen herabzudrücken sich bemühte. Dieses System konnte bei den Baumwollwaaren den Engländern wohl gelingen, indem sie zugleich durch ihre Handelsverbindungen und Handelsmittel auf den Markt der rohen Baumwolle wirkten, und im Rohmaterial zu gewinnen strebten, was ihnen beim Verkaufe der Fabrikate verloren ging. Dadurch kamen die inländischen Spinnereien zum Stillstehen, welchen die Eingangszollsteuer von zwei Thalern auf einen Centner baumwollenen Webergarns keine fernere Gewähr leistete. Aus den statistischen amtlichen Einfuhrlisten[1] des Zollvereins stellt sich dieses Verhältniß offenbar heraus; sie weisen im Jahre 1835

[1] Centralblatt für Abgaben-, Gewerbe- und Handelsgesetzgebung und Verwaltung in den königlich preußischen Staaten Nr. 11, 23. Dezbr. 1843.

eine Einfuhr von 244,867 Ctr., 1836 von 307,868 Ctr. nach, welche ſich bis 1842 auf eine Höhe von 477,564 Ctr. geſteigert hat. — Kurz vorher bemühten ſich noch Regierungen, als ſchon die Geſchäfte nutzlos betrieben wurden, vermögende Unterthanen zu neuen Unternehmungen in dieſen Induſtriezweigen aufzumuntern, indem ſie auf die engen Grenzen, welche die diesſeitigen Manufakturen ſich geſteckt, und auf das freie Feld der transatlantiſchen Märkte hinwieſen, in der Zahlengröße noch die alleinige Bürgſchaft des Fortſchrittes erblickten, ohne zu berückſichtigen, welche Vortheile andere Nationen vor uns voraus hatten, und ohne nur im Entfernteſten zu ahnen, daß ſolchen Unternehmungen unter den vorwaltenden Conjunkturen ein gleiches Loos zu Theil werden könnte, als der Elberfeld-Weſtindiſchen Compagnie.

In dieſe Zeit fällt eine ganz eigene Erſcheinung, nicht ohne Bedeutung für die Zuſtände unſeres Induſtrieweſens, die der ſogenannten Aktienſchwindelei, geweckt, genährt und begünſtigt durch die Eiſenbahnunternehmungen. Durch Actiengeſellſchaften wurden Unternehmungen aller Art veranlaßt, von denen man ſich einen groſſen Gewinn verſprach. Alte Etabliſſements wurden vergrößert, neue gegründet, ohne ihnen eine reelle Baſis unterzulegen, und ohne der reifen Erfahrung Gehör zu geben. Sehr oft gingen dieſe Unternehmungen von unpraktiſchen Ideen aus; ſehr oft gründete man zwei gleiche Geſchäfte, die ſich gegenſeitig aufrieben, während eines gut beſtanden haben würde; doch gingen auch mehrere hinkende oder dem Falle nahe Geſchäfte an Aktionäre über, welche dieſe, unbekümmert um die Folgen, auf's Gerathewohl betrieben und dabei mit geſellſchaftlichem Gelde auf verſchwenderiſche Weiſe wirthſchafteten.

Ein Aufſchwung im Handel ſchien ſich zwar vorzubereiten, das Reſultat aber war täuſchender Glimmer. In ſofern jenen Unternehmungen praktiſche Erfahrungen zur Seite ſtanden und lokale Begünſtigungen zu ſtatten kamen, hielten ſie ſich, die meiſten aber brachen zuſammen und gingen ſpur- und erfolglos und ſo ſchnell zu Grunde, als ſie entſtanden waren. Die Produktion ging weit über alle Bedürfniſſe hinaus, alle Waarenlager waren überfüllt, viele Geſchäfte wurden nutzlos betrieben, viele Kapitalien in den zum Stillſtehen gebrachten Etabliſſements blieben

mäßig und fruchtlos liegen; Tausende von Arbeitern wurden brodlos, oder verdienten so wenig, daß sie kaum ihr Leben fristen konnten; eine tiefe Noth trat ein, und man hatte kein anderes Mittel, als die Hülfe durch milde Gaben; sogar ein Nothabsatz, durch wohlthätige Vereine gefördert, brachte keine dauernde Abhülfe. — Dem Passivhandel mit England wollte man begegnen; darum wurden früher die Baumwollmanufakturen eingeführt und besonders gepflegt; daß man aber den Engländern durch die Einfuhr der rohen Baumwolle gleich zinsbar blieb, wurde nicht beachtet, und das naturgemäße Gegenmittel wider diesen Passivhandel, größere Ausbreitung des Flachsbaues und der Leinenmanufakturen, ganz verkannt. Die Ursachen dieses Mißkennens liegen in des Deutschen zu großer Bescheidenheit, der immer geneigt ist, sich zu belehren, ohne sich selbst, seine Person, sein Talent, seine Kenntnisse gehörig geltend zu machen, und ohne mit dem Schatze seiner Erfahrungen zu wuchern, seinen eigenen Werth entweder mißkennend oder zu gering schätzend, seine Schätze von Andern ausbeuten läßt und sich mit dem Selbstbewußtseyn seiner Vorzüge in der Stille begnügt, wie ein sich selbst lebender, einsam träumender Dichter.

Dieser Zug übertriebener, unpraktischer Bescheidenheit, die Folge von unzulänglicher persönlicher und politischer Selbstständigkeit, hielt Deutschland fortwährend in einer abhängigen Stellung von und zu andern handelnden Staaten, machte es zum Nachahmer derselben und lud auf dasselbe ein Joch, das sich über seine ganze Individualität verbreitete. Darum sehen wir selbst seine so reiche und bildsame Sprache bei ihrer praktischen Anwendung, mehr als Noth thut, durch fremde Wörter verunstaltet; darum müssen seine industriellen Artikel, welche sonst den Stempel der Reellität und Bewährtheit trugen, die englische Insolidität, ja bis ins Kleinlichste die Etiquette nachahmen, um sich nur verkäuflich zu machen; darum gehen endlich deutsche Erfindungen nach andern Ländern, um sich Geltung zu verschaffen, und kehren dann erst, mit dem ausländischen Stempel versehen, wieder ins Land zurück. Kurz, die Passivität theilte sich wie eine Ansteckung jedem einzelnen Theil unseres Seyns und Lebens, und so auch unserm Industriewesen

iſt über jene Länder auffallend wenig bekannt worden, und ſogar die ältern Zeiten hat man in der neuern ziemlich wieder vergeſſen, ſo daß Warnkönigs Geſchichte von Flandern nicht wenig Aufſehen erregte, als ſie zum erſtenmal wieder die großen Kämpfe, welche die Niederländer, als Vorhut des deutſchen Reichs, im 14ten Jahrhundert mit Frankreich beſtanden, in Erinnerung brachte. In der That iſt für die deutſche Geſchichte kaum etwas wichtiger, als der jahrhundertlange doppelte und gleichzeitige Kampf der Niederländer und Schweizer mit Frankreich. Man muß dieſe unſre beiden Grenzvölker als die Baſtionen unſeres Reichs oder als den rechten und linken Flügel unſeres Centrums betrachten. Frankreich legte von jeher das größte Gewicht darauf, uns von der einen oder andern, oder von beiden Seiten zu überflügeln, und griff die Niederlande unaufhörlich mit den Waffen, die Schweiz aber mit Verführungskünſten und Beſtechungsmitteln an. Man hat bisher die Schweizergeſchichte viel zu ſehr iſolirt und die niederländiſche ebenfalls, die letztere ſogar in ihren wichtigſten Momenten vernachläſſigt. Man muß beide aus dem Geſichtspunkt einer höhern Politik betrachten. Was Frankreich beſtändig mit ſeinen Angriffen beabſichtigte, das muß uns den Maßſtab geben. Hätten die Schweizer und Niederländer, als unſre beiden Flügel, und hätten wir in der Mitte, als das Centrum, immer ſo übereinſtimmend in der Vertheidigung gehandelt, wie Frankreich im Angriff handelte, ſo würde unſere Geſchichte wahrſcheinlich eine ganz andere Wendung genommen haben. Eine Geſchichte des ganzen weſtlichen Deutſchlands aus dieſem Geſichtspunkt, überhaupt eine politiſch-militäriſche Auseinanderſetzung des ganzen Wechſelverhältniſſes zwiſchen Deutſchland und Frankreich und eine genaue Erörterung der Urſachen, durch welche es möglich wurde, daß Frankreich ſo bedeutende Provinzen von Deutſchland losreißen und ſich einverleiben konnte, wäre ſehr zeitgemäß. Die Lage Deutſchlands zu Frankreich iſt immer noch dieſelbe wie vor Jahrhunderten. Dort ein einziger großer Staat, der das ganze Volk umfaßt, hier ein und daſſelbe Volk in viele Staaten vertheilt. Dort eine offenſive Stellung, hier eine defenſive. Dort beſtändiges Augenmerk auf die beiden Flanken, durch deren Neutraliſirung ſie uns in der Mitte leicht beikommen. Hier beſtändige Sorge, die Mitte durch ſich ſelbſt zu decken und Vergeſſenheit der beiden ſo wichtigen Baſtionen zur Seite. Bleiben die

mit, und indem letzteres genau der engliſchen Richtung folgte, konnte es ſich unmöglich der Unmündigkeit entwinden; denn alle Vortheile kamen ihm zu ſpät zu, alle Nachtheile aber wurden doppelt laſtend. Indeſſen iſt die Hoffnung nicht aufzugeben, denn es fängt an, in der Tiefe der jetzigen, durch die verſchloſſenen Abzugsquellen für die Fabrikate und die Nahrungsloſigkeit, ſo zu ſagen, politiſchen Noth unſeres Induſtrieweſens ſich ein lebenskräftiger Keim allmähligen Aufblühens auf naturgemäßem Wege wieder zu entwickeln; und es iſt erfreulich: einzelne Andeutungen deſſelben laſſen ſich ſchon in einigen Manufakturzweigen bemerken.

Die Feier des Friedens zu Verdün zur Erinnerung an die vor tauſend Jahren erfolgte Gründung des deutſchen Reichs, das Verlangen nach einer deutſchen Handelsflagge deuten auf allgemeine Beſtrebungen nach nationaler Selbſtſtändigkeit, wenn gleich ſie hin und wieder verdächtig gemacht worden. Vor allem aber vermag der norddeutſche Zollverein, durch Preußens Entgegenkommen und durch die Verbindung mit andern deutſchen Staaten gebildet, die Erlangung dieſer Selbſtſtändigkeit zu bewirken; durch ihn werden die materiellen Intereſſen der Vereinsländer enger mit einander verbunden, und mit dieſen auch die politiſchen: ihm liegt jetzt hauptſächlich die Löſung der Aufgabe vor, dieſe Intereſſen zu wahren und zu fördern. — Der Zollverein trägt in ſich alle Mittel, einen ſelbſtſtändigen, ſegensreichen Handel aus ſich ſelbſt zu entwickeln, und ſeiner Induſtrie nach Außen Geltung zu verſchaffen. Daß dies aber nicht in gleicher Art und in gleichem Maße geſchehen kann wie in England, deſſen vortheilhafte Inſtitution, Lage, große Kapitalien, reiche Kolonien, Reichhaltigkeit des Bodens an Naturprodukten, neben einem vorherrſchend politiſchen Einfluſſe auf die Schickſale der Völker und ihres Handels, immer einen Vorſprung behaupten werden, leuchtet nur zu ſehr ein; dagegen aber können wir durch weiſe Benutzung der uns zu Gebote ſtehenden Mittel, ſo gering ſie ſind oder erſcheinen mögen, immer noch einen ſegensreichen Handel darneben erzielen. Es kann ein ängſtliches Nachahmen der engliſchen Fabrikinſtitute für uns wenig Nutzen bringen, wenn wir nicht einen Vortheil für unſere Rohprodukte damit bezwecken können.

Unrichtig erscheint zunächst die Spekulation des Zollvereines, einen großen Absatz baumwollener Waaren in den transatlantischen Ländern zu suchen, und durch Vermehrung der Baumwollmanufakturen die Produktion über den Landesbedarf zu steigern. Wohl kann dieser Betrieb den Engländern von Nutzen seyn: sie beziehen die Baumwolle aus ihren Kolonien; ihrer Schiffahrt gewährt sie einen Frachtlohn, den Arbeitern giebt sie durch's Fabriziren Beschäftigung, und dient und wirkt und nutzt wiederum, indem sie als Fabrikat in ihren Kolonien abgesetzt wird. Den bequemen Markt, die Versicherungsprämie, die Transportkosten von England nach Deutschland hat England bei diesem Artikel schon voraus; daher unsere Baumwollmanufakturen, und wenn gleiche Handelsbegünstigungen vorausgesetzt werden dürften, mit den englischen und den transatlantischen Ländern nicht zu konkurriren vermögen.

Wie wenig es möglich wurde, nach dieser Richtung einen Vortheil zu erstreben, lehrt die Erfahrung; vielmehr müssen wir gestehen, daß Englands Uebermacht selbst auf uns drückend lastet, und daß wir in dem Streben nach diesem imaginären Vortheil den naturgemäßeren Manufakturzweig, wir meinen Flachsbau und Leinenmanufakturen, vernachlässigt haben. In der Vernachlässigung dieses Industriezweiges liegt der Uebelstand unseres industriellen Wirkens; denn durch dieselbe wurde die enge Verbindung des Ackerbaues mit der Industrie gelöst, der Bodenwerth verringert, und die Nationalkraft zum großen Theil dem Müssiggange zugeschleudert.

Wer die segensreiche Wechselwirkung der eng gegliederten Kette des Ackerbaues (der Grundlage der Nationalkraft) mit den Manufakturen bei Verarbeitung des einheimischen Rohproduktes verkennt, den verweisen wir auf den Einfluß der Wollenmanufakturen auf die Schafzucht und umgekehrt der Schafzucht auf die Wollenmanufakturen, welcher für die vorliegende Angelegenheit das treffendste Beispiel abgiebt. — Heilsamer wirkt die Bearbeitung eines einheimischen Rohproduktes auf die innere Ständigkeit des ganzen Gewerbewesens, und ein solcher Manufakturzweig ist offenbar weit weniger Schwankungen unterworfen. Aus dem Betriebe einer Kammgarnspinnerei, über den wir uns beispielsweise etwas weiter verbreiten werden, läßt sich Obengesagtes sehr leicht erklären.

Die Geſchäfte der Kammgarnſpinnerei zerfallen im weiteſten Sinne in drei Theile: in

1) Sortiren der Wolle,
2) Kämmen derſelben und
3) Spinnen des Kammzuges.

Zu Kammgarn oder Merinogarn ſind nur lang gewachſene Wollen anwendbar; es unterſcheidet ſich von dem Streichgarn (dem Garn zu Tüchern) dadurch, daß in ihm die Wollfaſern genau der Länge nach geſtreckt ſind. Je länger die feine Wolle iſt, ein um ſo glatterer und feinerer Faden läßt ſich daraus erzielen, ohne zugleich die Haltbarkeit zu beeinträchtigen. Bei dem Streichgarn hingegen erfaßt die Krempel die Wollfaſern mehr in der Mitte, ſie liegen mehr nach der Quere im Faden, ſo daß die nach Außen ſtehenden Spitzen gleichſam eine rauhe, den Flaſchenbürſten zu vergleichende Fläche bilden. Aus dieſem Grunde ſind die lang gewachſenen Wollen zum Kammgarn anwendbarer; ein ſorgfältiges Sortiren wird darum nothwendig; die Wollvließe müſſen deßhalb genau geprüft, und außerdem noch von den tauglichen die geringer fallenden Kopf-, Keilen- und Halswollen abgeriſſen werden. — Das Geſchäft des Sortirens geſchieht in Deutſchland gewöhnlich auf den Wollböden der Wollhandlungen. Die Aufmerkſamkeit der Wollhändler iſt beſonders darauf gerichtet; ſie laſſen die in der Schur eingekauften Wollen deßhalb ſortiren und zu A, B und C Kammwolle akkommodiren, wornach ſolche mit Vortheil an die Kammgarnſpinnereien abgeſetzt werden. — Die oben bezeichneten Abfälle aber, als:

1) die kurz gewachſenen Wollvließe werden wieder in Schäferband gelegt und an Tuchfabrikanten verkauft, welche dieſelben, weil es bei ihnen auf eine volle Decke der Waare ankommt, den längeren Wollen vorziehen;
2) die Abfälle vom Accommodiren, und zwar die Kopf-, Keilen- und Halswollen, kommen im Handel unter dem Namen der Stückwollen vor.

Die accommodirten Wollen fallen nun der Manipulation des Kämmens anheim. In ſogenannte Kämme, welche mit einen Fuß langen Stahlzähnen in zwei Reihen beſetzt, und zu dieſem Zwecke entweder durch glühende Kohlen oder durch Dampfapparat heiß gemacht ſind, wird die Wolle eingeſtrichen, durch ſelbige

gekämmt, hernach aber vermittelſt des Daumens und Zeigefingers zu einem langen Zopfe herausgezogen. Zu dieſer Arbeit iſt etwas Armkraft nöthig, ſonſt iſt ſie leicht zu erlernen. Vor wenigen Jahren wurde jedoch eine Kammmaſchine erfunden, von der es allgemein hieß, dieſe Erfindung mache dem menſchlichen Geiſte Ehre; ſchnell fand dieſelbe Aufnahme, aber bald überzeugte man ſich, daß das Haar dadurch zu ſehr gebrochen werde, das Garn alſo an Haltbarkeit verliere, und ſetzte ſie eben ſo ſchnell wieder außer Thätigkeit. Hiedurch gelangte man allgemein zu der Ueberzeugung, daß das Handkämmen fort und fort das Beſte bleiben werde und durch keine Maſchine zu erſetzen ſey, indem auch die Vorſicht der Arbeiter jeder möglichen Unregelmäßigkeit bei der Arbeit vorbeugt, nicht aber die Maſchine. Bei dem Kämmen ſelbſt bleibt zwiſchen den Stahlzähnen viel Wolle ſitzen; dieſe fällt wieder ab und heißt Kämmling. Das Verhältniß des Kämmlings zum Kammzeuge iſt ungefähr 12 zu 20. Dieſe Kämmlinge ſetzen die größeren Kammgarnſpinnereien gewöhnlich in den Rheinprovinzen, vornehmlich in Aachen ab, woſelbſt leichte und halbfeſte Waaren, wie Kaiſertuch, Draps de Zephir u. dgl., davon gefertigt werden. Zu feſtgewalkener ſtarker Waare können dieſe Kämmlinge darum nicht angewendet werden, weil ſie aller Kernwolle entbehren und darum immer nur eine ſchwammige Waare bilden würden. — Die nähere Einrichtung der Spinnereien übergehen wir hier als nicht weſentlich, und führen nur noch die verſchiedenen Maſchinen und Garnſorten an.

Die erſteren beſtehen in:

1) Den Streckmaſchinen,
2) den Vorſpinnmaſchinen,
3) den Feinſpinnmühlen,
4) einer Maſchine zur Egaliſirung des Garns und zur Gewinnung eines egalen Fadens, und
5) einem Dampfapparate, um dem Garn den nöthigen Glanz zu geben.

Die Garne ſelbſt theilt man ein:

1) Nach der Qualität der in ihnen befindlichen Wollen in A, B, C Garne;
2) nach ihrer Verwendung in Ketten- und Schußgarn;
3) nach ihrer Feinheit, je nachdem einzelne Strähne auf

ein Pfund gehen, in sechs-, sieben-, acht und dreißiger u. s. w. bis hunderter, ja noch darüber.

In mehreren Gegenden Deutschlands, namentlich im sächsischen Erzgebirge, dem Voigtlande, den sächsischen Herzogthümern u. s. w., beschäftigt man sich fast ausschließlich mit dem Verweben dieser Garne zu Merinos, Thibets, Mousselines de laine. Batist de laine u. s. w. Dort gibt das Weben den Bewohnern nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande neben dem Ackerbau eine zweckmäßige Beschäftigung.[1]

Dieser Manufakturzweig ist nicht allein wichtig durch die großen Kapitalien, welche in ihm umgesetzt werden, sondern auch durch die große Konsumtion und zweckmäßige Verwendung von Wolle, durch seine Verbindung mit den Tuchmanufakturen und außerdem durch seinen Einfluß auf die Schafzucht. Er bietet das Schlußglied zu der langen Kette eines naturgemäßen wohlthätigen Industriegetriebes.

Die Nothwendigkeit, die Wolle bei großer Feinheit auch sehr lang zu haben, um aus ihr einen sehr feinen und doch haltbaren Faden erzielen zu können, führte die Schafzüchter zu einem rationellen Verfahren bei der Veredlung ihrer Heerde. War man früher bemüht, nur auf die Feinheit des Wollenhaares zu achten, so nahm man jetzt auch auf das Quantitative Rücksicht.

Die hohen Wollpreise von 1824, herbeigeführt durch die bis damals bedeutende Ausfuhr von Wolle nach England, hatten das Augenmerk aller Gutsbesitzer auf diesen Erwerbszweig gelenkt. Durch die plötzlichen Uebergänge von den gröbsten zu den feinsten Schafen, durch nicht richtige Wahl der Böcke (Stähre), überhaupt durch eine fehlerhafte Anwendung des Kreuzens hatte man sich öfter große Nachtheile bereitet, oft gar noch eine Krankheit in die Heerde eingeschleppt, die vorher nicht heimisch war, und nicht selten eine, wenn gleich feine, doch sehr verzärtelte und in ihrem Wollertrage geringe Heerde erzielt,[2] die einer

---

[1] Auch die feinen Strumpfgarne, sowie die sämmtlichen Berliner Tapisseriegarne, welche in England selbst unter dem Namen berlin works bekannt und berühmt sind, schlagen in diesen Zweig.

[2] Das Uebertragen der Krankheiten von einer Heerde auf die andere durch das Kreuzen ist natürlich; daß sich aber dadurch zugleich Krankheiten ausbilden, die früher in keiner von beiden heimisch waren, ist

äußerſt ſorgfältigen Pflege bedurfte, und allen üblen Einflüſſen von Außen mehr als die Landſchafe ausgeſetzt war. Hiezu trat 1829 eine Seuche (die Fäule), welche faſt zwei Drittheile aller Heerden in Deutſchland wegraffte. Durch dieſe Verluſte zu vielen bittern Erfahrungen gelangt, ſuchte man bei den erhaltenen Stämmen dieſen Fehler künftig zu vermeiden, und die Veredlung der Heerde aus ſich ſelbſt, obwohl langſamer, zu bewerkſtelligen. Durch eine ſorgfältige Wahl der Zuchtböcke, ein ſtrenges Ausgleichen der Mutterſchafe und frühzeitiges Ausmerzen der alten, welche man nicht über 6 Jahre behielt, ſo daß die Heerde alle 7 Jahre eine neue wurde, erhielt man einen jungen kräftigen Viehſtand, der von Geburt aus an den Ort gewöhnt, den üblen klimatiſchen Verhältniſſen weniger ausgeſetzt war. In dieſer Zeit nun erlangten die Kammſpinnereien durch den Aufſchwung, welchen dieſer Induſtriezweig gewonnen hatte, einen höchſt vortheilhaften Einfluß auf die Schafzucht, indem die langen zu Kammgarn tauglichen Wollen beſonders begehrt und theurer bezahlt wurden. Man ſah auf die Ertragsfähigkeit der Schafe nun viel mehr, während daß man ſonſt nur allein den höchſten Preis aus der größten Feinheit zu erzielen gewohnt war. Die Wollenträger wurden beſonders herangezogen, die matteren und geringer fallenden ſogleich ausgeſchieden, und ſomit die Heerden nach und nach ſo vortheilhaft herausgebildet, daß die Schafe, trotz der größten Feinheit, doch viele Wolle trugen, überdem von Geſundheit ſtrotzten und dadurch die bisherige Meinung, daß das edle Schaf ſeiner Veredlung halber kein anderes als ein verzärteltes ſeyn könne, thatſächlich widerlegten.

---

eine Eigenthümlichkeit des Kreuzens. — Die Drehkrankheit brachten die erſten Elektoralſchafe, welche König Friedrich Auguſt 1765 aus Spanien kommen ließ, mit. Früher kannte man dieſe Krankheit nirgends, auch in Spanien nicht, unterwegs zeigte ſie ſich zuerſt in der zu überſiedelnden Heerde, und ſeitdem iſt ſie als allgemeines Uebel unter den Schafen geblieben. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit der Traberkrankheit. Dieſe wurde aus Heerden auf Heerden übertragen, die ſie beide früher nicht kannten. Bei dieſer Gelegenheit drängt ſich uns die beſchämende Bemerkung auf, daß wir mit weit mehr Aufmerkſamkeit und Sorgfalt die Zuſtände der Thiere berückſichtigen, als die der beim Fabrikbetriebe in Anwendung gebrachten Menſchen.

Wer Gelegenheit hatte, die edlen Schäfereien vor 1829 genau zu sehen und kennen zu lernen, und einen Vergleich mit ihren jetzigen Zuständen anzustellen vermag, wird die Wahrheit des Gesagten im vollsten Maße bestätigt finden und zugestehen; denn nicht allein ist die Schafzucht in der Feinheit der Wolle, die sie jetzt liefert, während man damals schon die größte Feinheit erzielt zu haben glaubte, vorwärts geschritten, sondern auch hauptsächlich in der großen Ertragsfähigkeit an Wolle selbst vervollkommnet worden, so daß jetzt schon 48 bis 53 Schafe einen Centner Wolle liefern, während früher 60 bis 65 zu derselben Quantität nöthig waren. Der wohlthätige Einfluß der Wollmanufakturen auf die Schafzucht sowohl, als die enge Verbindung dieser beiden Zweige ergibt sich aus dem oben Gesagten offenbar, und wenn auch, wie zu erwarten steht, die Ausfuhr deutscher Wolle nach England wegen der größern Ausbreitung der Schafzucht in Australien künftig nicht mehr so groß seyn sollte, so sind doch unsere heimischen Manufakturen im Stande, das Deficit zu decken. Schon daß in der letzten Zeit nicht die Engländer, sondern unsere einheimischen Fabrikanten den Preis der Wolle auf unseren Märkten bestimmten, giebt ein vollgültiges Zeugniß von dem Fortschritte und der innern Festigkeit unserer Wollmanufakturen. So viel über die Wollmanufakturen. Eine Masse Hände greifen in einander vom Rohprodukte bis zum vollendetsten Gewebe, vom Schäferknechte bis zum Weber, vom Ackermiether bis zum Fabrikanten: sie steigern sich gegenseitig in die Höhe.

Noch eine günstigere Wirkung würden die Leinenmanufakturen äußern: ihr Eingreifen auf den Ackerbau geht noch tiefer, aber ihr tritt hemmend der Eindringling, die Baumwolle, entgegen. Dies Rohprodukt wird uns zugeführt, kein Arbeitslohn fällt dabei ab, aber auch keine Arbeit; dem Müssiggange müssen immer mehr Hände zufallen, je mehr dies Produkt bei uns Aufnahme findet und behält. Der niedere Preis der Baumwollwaaren übt seinen Einfluß auf die Leinenwaaren, diese wieder auf den Flachsbau. Der geringe Preis des Flachses bringt die Feldwirthe immer mehr von dessen mühevollem Anbau zurück. — Die Leinsaat vermittelte eine so zweckmäßige Fruchtfolge, besonders für die feuchten Felder; diese

wird demnach gestört; die Zubereitung des Rohflachses, das Rösten und Brechen schloß die geordnete Reihenfolge der Jahresarbeiten für die Feldarbeiter; diese wird somit unterbrochen. Ja, auf dem Boden lasten vielfache Abgaben als Grundzins, Kommunalbeiträge, Klassensteuer, Dominalgefälle u. s. w.; es drücken also den Flachs hohe indirekte Steuern, während die Baumwolle steuerfrei eingeht. Auf die ganze Gewerbthätigkeit unseres Vaterlandes wirkt diese freie Einfuhr der Baumwolle nachtheilig, indem sie den Feldwirthen den Gewinn aus ihren Produkten verringert, und den Unterthanen selbst mit der daraus hervorgehenden Vernachlässigung des Flachsbaues eine segensreiche Arbeit entzieht, die bei der jetzigen Arbeitslosigkeit ihnen gerade gegeben werden müßte.

Der Freiherr von Littwitz auf Simmenau, ein allgemein gerühmter Landwirth, sagt in seinem Aufsatze über den gegenwärtigen Zustand des Flachsbaus in Schlesien:[1] „Es ist wohl kaum verzeihlich, daß nächst der Schafwolle das schönste Produkt in Schlesien, der Flachs, in seiner Bereitung so lange vernachlässigt worden ist. Unsere Vorfahren waren vielleicht damit zu entschuldigen, daß bis zur französischen Invasion im Jahr 1806 ein wirkliches goldenes Zeitalter für die schlesischen Gutsbesitzer bestand, was es denselben überflüssig machte, ihre vielseitigen ökonomischen Branchen noch mehr zu heben, da sie ohnehin rentirten. Alles überfließende schlesische Getreide, die Ernten mochten noch so reichlich ausfallen, ging nach England, wo keine Kornbill existirte. Der Leinwandhandel blühte so, daß der Fabrikant für seine Waare immer Absatz fand. Auch das Material galt, und ward damals öfter der elendeste schlesische Flachs mit 5 Sgr., aber auch mit 8 bis 9 Sgr. das Pfund bezahlt." Ferner schreibt er: „Die ganz niedrigen Flachspreise von 1816 bis 1826 hatten mich lau für dieses Produkt gelassen. In meinem Herzen ging ich damit um, den Flachsbau ganz einzustellen. Im Jahre 1831 traf ich aber in Karlsbad einen sehr unterrichteten Niederländer, welcher mich durch seine Mittheilungen über die dortige Flachskultur zu der Erkenntniß führte, daß Schlesien durch

[1] Schlesische Provinzialblätter, Juliheft 1841.

den tiefen Stand seiner Flachsbereitung jährlich viele Millionen ganz unnütz verliere. Ich ließ mir niederländischen Flachs kommen, und bei der genauen Prüfung der allerdings sehr schönen Waare bemerkte ich bald, daß der immense Unterschied der Preise, die sie dort erzielen, gegen diejenigen, welche Schlesien bewilligt wurden, bei weitem mehr in der kläglichen Bearbeitung des Flachses im Brechhause, als in der verschiedenen Röste liege, da eine ganz gelungene schlesische Feldröste der niederländischen Bearbeitung, welche die Wasser- und Feldröste vereinigt, sehr nahe kommt. Nun baute ich sogleich ein zweckmäßiges Brechhaus mit zwei Sälen für die Arbeiter. Das Frohlocken der Leute über diese schönen hellen Räume war mir eine große Satisfaktion; ich suchte sie dagegen auf die Nothwendigkeit hinzuführen, bessere Arbeit zu liefern. Von 16 Pfund, die sie robotsmäßig (d. h. zur Frohne) abliefern mußten, setzte ich sie auf 3 bis 4 Pfund zurück, und ließ sie zuerst con amore arbeiten. Doch brachte ich täglich 4 bis 5 Stunden im Brechhause zu, kritisirte beim täglichen Wiegen jede einzelne Arbeit genau und zahlte bei augenscheinlichen Fortschritten Geldprämien. Dies brachte die vortheilhafte Wirkung hervor, daß ich binnen zwei Jahren, was die Arbeit des Flachses selbst betrifft, der niederländischen scharf auf den Hals rückte, wenn nicht vielleicht gar ihr gleich kam. Mein Lohn dafür war nicht nur ein höherer Preis, sondern die allgemeine Anerkenntniß, daß ich ein tüchtiges Produkt geliefert habe."

Hierauf gibt derselbe die Resultate seiner Versuche mit der Wasserröste, im Vergleich mit der in Schlesien üblichen Feldröste, nach einer fünfjährigen Beobachtung, und bemerkt dabei, daß man in den Niederlanden beide Röstarten mit einander vereinige und dadurch dem Flachsberber (dem gebrochenen Flachs) eine solche Zartheit und Theilbarkeit beigebracht habe, daß er zu den allerfeinsten Gespinnsten tauglich wurde, und fügt Folgendes hinzu: „Dieses Zubereitung des Flachses kann nur bei kleinen Quantitäten möglich seyn; auch ruht der niederländische Flachsbau nur in den Händen kleiner Rustikalbesitzer, die jährlich 2 bis 300 Pfund solchen Flachses, und auch darunter, abrösten. Mit diesem kleinen Sortiment gehen diese Familien aber so um, wie die Mutter mit ihrem Kinde, das an Zahnkrankheit darniede-

liegt. Nicht nur das Gesinde, sondern der Hausvater, die Mutter mit ihren Kindern nehmen daran Theil, und hätscheln und pflegen denselben so mit Herein- und Herausnehmen von dem Garten wieder auf den Garten, bis er die gehörige Reife erlangt hat. Dies im Großen durchzuführen wäre unmöglich, die Leute dort rechnen die unzähligen Gänge auf den Garten nicht, haben denselben aber ganz nahe; bei größeren Quantitäten müßte man ihn wieder weiter auf's Feld fahren; dies und der Aufwand an Leuten und Zeit hinzugerechnet, macht die Sache rein unpraktisch, ja unmöglich. Doch wenn Rösten und Brechen glücklich durchgeführt sind, was ist der Lohn des Producenten selbst von guter Waare? — Der schlesische Gutsbesitzer hat durch die riesenhaften Fortschritte, welche in den letzten 24 Jahren sämmtliche Schafheerden dieser Provinz gemacht haben, deutlich bewiesen, daß da, wo er die Ueberzeugung hat, auf einen sichern und nicht zu entfernt liegenden Lohn hinzuarbeiten, Niemand betriebsamer und sorgfältiger wie er zu Werke geht. Auch seinen Flachs wird er wie die Wolle veredlen, wenn derselbe eben so wie diese alle Mühen und Vorschüsse wieder erstattet. Doch diese Hoffnungen liegen noch viel zu weit, und hingegen die Mühen und Unruhen viel zu nahe, als daß er sich ernstlicher mit der Vervollkommnung des Flachses beschäftigen sollte, daher denn die freimüthige Behauptung: daß der sämmtliche Flachs-Kultur-Zustand in Schlesien noch wie im tiefsten Schlafe begriffen, eigentlich genau beleuchtet, sich jetzt in gar keinem Zustande befindet, wenn man die Aussichten und Hoffnungen, die ihm für künftighin leuchten, dem jetzigen Zustande desselben entgegen setzt, volle Rechtfertigung findet."

Die großen Quantitäten Baumwolle, welche in die Zollvereinsländer steuerfrei eingeführt werden, und die nach den amtlichen Berichten in den 9 Jahren von 18$^{m}/_{m}$ allein die Summe von 2,090,140 Centner betrugen, sind die Ursache, welche so drückend auf dem Flachsbau lastet und seine Vervollkommnung gehindert hat. Nicht uninteressant dürfte es seyn, hierbei den amtlichen Einfuhrlisten eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, aus welchen sich für diesen Zeitabschnitt von 9 Jahren die Einfuhr in das Zollvereinsgebiet von

Grundbedingungen des Wechselverhältnisses fortwährend dieselben, so ist es sehr möglich, daß sich altes Unglück gelegentlich wiederholt. Wird von deutscher Seite nicht mehr für Herbeiziehung der Niederlande und der Schweiz zu den deutschen Interessen gethan, so kann nach physischen Gesetzen, die in der Geschichte so gut gelten, wie in der Natur, die Consequenz nicht ausbleiben.

In Bezug auf Belgien wie auf Lothringen und Elsaß entbehren wir namentlich neuere Geschichtswerke. In der belgischen Geschichte tritt nach den großen Religionskämpfen nur die kurze Revolution gegen Joseph II. einigermaßen in der Historiographie hervor. Von dem innern Zustande aber, vom allmähligen Verfall, von dem merkwürdigen Einschläfern des ehemals so feurigen niederländischen Geistes seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, ist äußerst wenig bekannt. Die französisch geschriebenen Geschichten von Luxemburg und Lothringen brechen mit dem vorigen Jahrhundert ab. Ueber den Zustand von Lothringen und Elsaß unter französischer Herrschaft wissen wir fast nichts.

Die Geschichte der Schweiz ist wie die Hollands von ältern und neuern Geschichtschreibern auf die mannigfachste Art behandelt. Außer den vortrefflichen ältern Chroniken sind namentlich die neuern Specialgeschichten Basels von Ochs, St. Gallens von Arx, die Mailänderkriege von Fuchs, Kopps Urkunden ꝛc. dankenswerth. So viel aber über die Schweiz geschrieben ist, entbehrt sie noch einer zusammenhängenden Darstellung der innern aristokratischen Verwaltungen und der äußern aristokratischen Politik seit der Reformation, insbesondere aber eine diplomatisch treue Geschichte des Verhältnisses der Eidgenossenschaft zu Frankreich von den ältesten Zeiten an. Dies wäre eine Aufgabe, des größten historischen Meisters würdig. Aber nur der gewissenhafteste Mann wäre ihrer gewachsen, denn nur zu oft schon sind in unsern Tagen die lehrreichsten Urkunden unter der Bearbeitung von Pfuschern und Schmeichlern entstellt, absichtlich ignorirt und Quellen verfälscht worden, von denen man dann wünschen mußte, daß sie lieber gänzlich unbekannt geblieben, als so gewissenlos entstellt worden wären. Darum, ihr wackern Eidgenossen, seht wohl zu, ob die Hände rein sind, denen ihr eure Archive öffnet. Beiläufig müssen wir hier noch bemerken, daß der Kanton Wallis noch einer guten geschichtlichen Darstellung entbehrt, der er so sehr würdig ist.

1) 2,090,140 Ctr. roher Baumwolle (steuerfrei),
2) 3,197,588 „ baumwollenem Webergarn, zu 2 Thlr. per Centner Steuer,
3) 59,941 „ baumwollenem gezwirntem und gefärbtem Garn zu 8 Thlr. per Centner Steuer,
4) 121,416 „ baumwollenen Zeugen zu 50 Thlr. per Centner Steuer,

5,463,085 Ctr., und dagegen die Ausfuhr von

1) 419,783 Ctr. roher Baumwolle,
2) 282,130 „ baumwollenem Webergarn,
3) 164,054 „ baumwollenem gezwirntem und gefärbtem Garn,
4) 761,932 „ baumwollenen Zeugen,

1,627,899 Ctr., demnach

eine Mehreinfuhr von 3,835,186 Centnern ergibt, woraus sich die wahre Ursache herausstellt, warum der Flachsbau so vernachläßigt wurde, was der Freiherr von Vittwitz irrthümlich den Landwirthen Schlesiens als eine unverzeihliche Schuld zur Last legt. Betrachten wir nur unsere Kleidung — sie ist wo nicht von Wolle, fast gänzlich von Baumwolle — so werden wir den Einfluß dieses aufgedrungenen Produktes an uns selbst gewahr.

Wie sollte es möglich seyn, unserem einheimischen Artikel im Auslande Geltung verschaffen zu können, wenn wir ihn selbst nicht achten? Mit dieser Mißachtung verrückte sich der Standpunkt unseres Industrieweſens, und wir suchten einen andern Haltpunkt in dem Nachäffen eines anderen industriellen Staates, dessen Interessen den unsrigen schnurstraks entgegen laufen. Durch diese Mißachtung entzogen wir dem Ackerbau eine zweckmäßige Beschäftigung, den Arbeitern eine Arbeitsgelegenheit und Arbeitslohn, verminderten die Ertragsfähigkeit des Bodens, und ließen unsere Hände immer unthätiger werden, indem uns die Baumwolle ohne Mühe zugeführt wurde. Hierdurch ist nicht gesagt, daß die Kattunfabriken unterdrückt werden müßten: die Nothwendigkeit hat sie eingeführt, die Nothwendigkeit zwingt uns, sie zu erhalten; allein ihre künstlich gesteigerte Vermehrung kann nur unpraktisch (weil

endlich nachtheilig) genannt werden. Unverſtändig würde es ſogar ſeyn, die an Baumwollen-Etabliſſements verwendeten Kapitalien nutzlos werden zu laſſen, wie dies jetzt bei den ſtillſtehenden Spinnereien der Fall iſt; **nur eine Gleichſtellung der Produktions-Verhältniſſe des Leinens und der Baumwolle iſt unbedingt erforderlich.** Dem Geſetze der Billigkeit iſt die ſteuerfreie Einfuhr der Baumwolle zuwider, und wenn gleich die Theorie behauptet, auf rohe Produkte dürfe keine Einfuhrſteuer gelegt werden, ſo geht ſie doch in dieſem Falle bei der Praxis betteln.

Der Flachs iſt für uns, wie oben erwähnt, nicht gering beſteuert: wie könnte er nun mit der ſteuerfreien Baumwolle in Concurrenz treten, die noch die Gelegenheit zum Müſſiggange, der mit keinem Broderwerb verbunden iſt, in ihrem Gefolge führt? Sonach muß ſich betrübend die Rückwirkung der Baumwolle auf die Leinenmanufaktur äußern, der in Folge langjährigen Druckes immer ein Vortheil nach dem andern entriſſen und die Concurrenz nach Außen abgeſchnitten wurde, bis ſie endlich zum Stocken kam und eine Menge halbverhungerter Arbeiter hinterließ.[1] Auf der andern Seite bleiben die Baumwollmanufakturen größeren Schwankungen unterworfen, als alle anderen Manufakturzweige. Schon weil die Baumwolle ein ausländiſches Rohprodukt iſt, bietet ſich dem Auslande eine günſtigere Gelegenheit, darauf ſeinen Einfluß zu üben, und welchen Einfluß England geübt hat, iſt zu bekannt. Eine künſtliche Steigerung des Rohproduktes mit gleichzeitiger Herabſetzung der Fabrikate führte mißliche Conjunkturen herbei, unterbrach oft die regelmäßige Beſchäftigung der inländiſchen Fabriken und erhielt ſie in einem ſtets fieberhaften Zuſtande. Noch liegen unſere Baumwollſpinnereien darnieder und Tauſende von Arbeitern ſind arbeitslos, während von England aus große Maſſen baumwollener Webergarne (im Jahre 1842 allein 477,564 Centner) eingeführt werden. Dies liefert den Beweis, daß die Eingangsſteuer von zwei Thalern pro Centner für

[1] Ein Näheres über die in Verfall gerathene Leinenmanufaktur in Schleſien iſt nachzuſehen in Trenmund Welps Briefen über den Einfluß der Fabriken und Manufakturen. Leipzig 1843 und 1844.

dieſes Garn den inländiſchen Spinnereien noch keinen hinlänglichen Schutz gewährt, und daß die Handelsvortheile engliſcher Seits bedeutender ſind, als dieſer Schutzzoll.

Zu einem angemeſſenen Verhältniß zwiſchen dem Flachs und der Baumwolle, den Leinen- und Baumwollmanufakturen würde eine Eingangsſteuer von **drei Thalern** pro Centner auf rohe Baumwolle, von **acht Thalern** pro Centner auf baumwollene Webergarne und von **zwölf Thalern** pro Centner auf baumwollene gezwirnte Strumpfgarne beitragen. Die **Folgen davon** würden ſich in der Belebung des Flachsbaues, in einer höheren Rentabilität des Bodens, in der Wiedereröffnung von Arbeitsgelegenheiten, in der Vermehrung der Leinenmanufakturen, in der Werthſchätzung des Leinens bei uns ſelbſt zeigen; überhaupt die Verbindung des Ackerbaues mit der Induſtrie zum regelmäßigen Arbeitsgetriebe herſtellen, dabei aber auch ein Erſparniß an baumwollenen Waaren und eine verminderte Einfuhr baumwollener Webergarne nach ſich ziehen, ohne unſeren Spinnereien die Arbeit zu entziehen. — Um ferner die Verbindung mit dem Auslande für baumwollene Fabrikate durch die aufgelegte Eingangsſteuer nicht zu unterbrechen, könnte eine Ausfuhrprämie, die der Einfuhrſteuer des Rohproduktes gleich käme, alſo von drei Thalern pro Centner das wirkſamſte und in ſeiner praktiſchen Anwendung das angemeſſenſte Mittel bieten. — Der Gewichtsverluſt, der Abfall des Staubes aus der Baumwolle, der durchſchnittlich auf 15% anzunehmen iſt, kommt dabei dem Staate mit circa ⅓ des Steuerſatzes zu Gute.

Daß die vorgeſchlagenen höheren Zollſätze vielfach werden angefochten werden, ſteht kaum zu bezweifeln; namentlich iſt ein Angriff von den Beförderern der ſogenannten Handelsfreiheit zu erwarten, die nur in dem Wegfalle aller Zölle den für das Land heilſamen und allein beglückenden Handel finden. Der Theorie nach mag dies richtig erſcheinen, aber noch mehr Gründe hat die Praxis dagegen aufzuſtellen, die darum, weil ſie praktiſch ſind, den

Vorzug verdienen. Wir weisen vor Allem darauf hin, daß eine solche Theorie überall nur bei vollkommener Gegenseitigkeit Geltung haben kann; allein selbst unter diesen Umständen wird ein von der Natur reich begabtes Land gegen das minder begünstigte in einem drückenden Uebergewichte dasteben. Das Beispiel Schwedens liefert uns den schlagendsten Beweis.

Auf der einen Seite steht bei unserer Frage der Handelsstand mit seinem Streben, die ausländischen Produkte so billig als möglich einzuführen, und die inländischen so zweckmäßig als möglich im Auslande zu verwerthen. Ist der Handel ein Passivhandel, so gereicht seine Thätigkeit dem Inlande zum größeren Nachtheile: er führt die innern Kräfte einer größern Passivität zu, und bereitet eine größere Abhängigkeit von Außen vor. Der Handel kann blühend genannt werden und am Ende doch eine Verarmung des Landes nach sich ziehen, die um so schrecklicher wird, wenn seine Bewohner sich einer einfachen Lebensweise entschlagen haben und mehr bedürfen, als sie zu schaffen vermögen. Der Handel ist sehr egoistisch; gleichviel, wenn nur ein Lohn für ihn abfällt; auf die Nationalwohlfahrt nimmt er wenig Rücksicht. Auf der andern Seite stehen die nutzbaren Kräfte in den Menschenhänden und Maschinen, die zu Tage gelegten und noch ruhenden Mittel in den Landesprodukten, Fabriken und dem Grundeigenthum, überhaupt die Produktion. Die Menge der Produkte, die Geltung der Produkte gibt den Maßstab ihrer reellen Größe oder des Nationalwerthes ab. — Dem Handel liegt ob, für die Verwerthung dieser Produkte im Auslande zu sorgen, und er trägt durch weise Benützung seiner Mittel zur Vermehrung des Nationalreichthumes wesentlich bei. Weil aber der Handel das Bindemittel zweier Größen bildet, so sind auch seine Interessen an beide geknüpft. Er findet seinen Vortheil eben so wohl im Auslande als im Inlande, sucht ihn, gleichviel ob auf Kosten des Auslandes oder des Inlandes; leicht rückt er sich aus seiner naturgemäßen Stellung, und wird somit dem einen förderlich, dem andern hinderlich. Die Bedürfnisse ändern sich, die gleiche Nachfrage erleidet Schwankungen und die regelmäßige Cirkulation im industriellen Weltkörper wird durch ihn bald unterdrückt.

Ursprünglich war der Handel frei; als aber die Reciprocität zwischen den handelnden Staaten sich auflöste, wurden zur Abhülfe Gesetze gegeben; ein Gesetz hatte das andere zur Folge; nach diesem Gesetze bildete sich der Handel, nach demselben die Produktion, und je nachdem Lokalbegünstigungen oder Aufmunterungen von Seiten der Regierungen dazu traten. Der Zudrang von Außen erheischte einen Schutzzoll zu Gunsten der inländischen Producenten; durch den Schutzzoll glaubte sich der Handel beeinträchtigt; somit traten seine Interessen dem der inneren Produktivität entgegen und wurden dem Interesse der Außenstaaten förderlicher.

Daß die Gewerbthätigkeit des Handels positive Kraft ausmache, daß mit der Verringerung dieser Kraft die Nationalverarmung eintreten müsse, daß endlich auch die allerbilligsten Waaren von Außen dem verarmten Inlande zu theuer werden könnten, und daß es dem Handel vielmehr gleichviel seyn müsse, ob die Waaren stromauf- oder stromabwärts geführt werden, wurde anerkannt. Zu lange schon hat diese Nationalkraft in den Händen der Arbeitsleute (Arbeitskräfte) aus Mangel an Einsicht in dem in gewerblicher Hinsicht so sehr zersplitterten Deutschland verkümmern müssen, und schon zu lange sind dem Außenhandel dadurch Vortheile zugeflossen, die als ein erworbenes Recht betrachtet wurden, als der Zollverein sich bildete, dessen Tendenz darauf hingeht, diese innere Kraft zu steigern und die Reciprocität des Handels wieder herzustellen. Wenn demnach der Vertreter des Handels von dem beglückenden Systeme der Handelsfreiheit spricht, und über die Beeinträchtigungen durch den Zollverein klagt, so leitet er gewöhnlich seine Ansichten von jener Epoche her, in der die innere Industrie wenig begünstigt war, und das Land von Außen mehr ausgebeutet wurde. Wenn auch damals die Handelszustände besserer Art waren, die Handelsvortheile näher lagen, so ist doch der gegenwärtige gedrückte und geschraubte Zustand die Folge von jenem, und eine Verbesserung der Verhältnisse bei schrankenloser Freiheit nicht zu erwarten. Es ist aber auch der Fall möglich, daß einzelne Artikel vom Auslande billiger bezogen werden könnten, als sie im Inlande herzustellen sind. Darüber würde die Theorie ohne weiteres das Interdikt aussprechen,

nämlich den Industriezweig fallen zu lassen, indem es thöricht erscheine, einen Artikel mit vieler Mühe im Inlande zu produziren, während er billiger und ohne Mühe vom Auslande zu beziehen sey. Für den einzelnen Fall mag dies zugestanden werden; bevor man aber einen Artikel aufgäbe, müßte derselbe seiner Natur nach der genauesten Prüfung unterworfen werden. Oft gehört dieser eine Artikel in das Getriebe eines ganzen Zweiges, der zu seiner Abrundung gerade dieses einen bedarf, wenn auch dabei nichts verdient werden oder wohl gar etwas verloren gehen sollte. Es fabricirt z. B. ein Tuchfabrikant aus seiner Wolle mehrere Sorten Tuch: die eine geht dahin, die andere dorthin; aus der geringsten fertigt er Commißtuche, welche oft billiger verkauft werden, als sie zu stehen kommen; allein zur Verwerthung seiner Wolle und zur Abrundung seines Geschäfts muß er Commißtuche fabriciren, und den Gewinn aus den besseren zu ziehen suchen. — Fast in jeder Branche finden sich jetzt einzelne solcher Nothartikel vor, die freilich auf dem Ganzen drückend lasten. Was von den einzelnen Artikeln gilt, verbreitet sich sogar auch über ganze Industriezweige. Unter solchen Umständen sind die größeren Mühwaltungen bei der Produktion hier, im Vergleiche zu den geringeren dort, genau zu ermitteln, und zur Erhaltung dieser Arbeiten im Inlande ein Einfuhrzoll, im Verhältniß zu der Höhe der gefundenen Differenz, auf die auswärtigen Waaren zu setzen, von welchem Zolle man zwar nicht sagen kann, daß er die innere Produktion schütze, jedoch annehmen darf, daß durch das ermittelte Gleichheitsverhältniß wenigstens der Arbeitsverdienst dem Inlande erhalten werde. Dabei bringen noch die geringsten Preisveränderungen der auswärtigen Waaren augenblicklich diesen Zollsatz um seine Wirksamkeit. Endlich können tiefer liegende Beweggründe die temporäre Fortführung eines Geschäfts mit Opfern und den Verkauf der Waaren unter dem Kostenpreise der Produktion fordern, nämlich die Nothwendigkeit, die Arbeiter zu beschäftigen, oder wohl gar concurrirende Geschäfte zu unterdrücken u. dergl. Die zwei genannten Beweggründe liegen der Handelspolitik Englands unter. Alle diese Verhältnisse müßten zuvor genau erwogen werden, bevor man ohne Nachtheil für das Inland einen industriellen Artikel, der von Außen billiger beschafft werden kann, aufgeben darf.

Viele englische Artikel gibt es, mit denen Deutschland bei der Abnahme gleichsam ein halbes Geschenk gemacht wird; deßwegen bleibt es aber immer unbillig, ein solches zweifelhaftes Geschenk anzunehmen und unsere mitconcurrirenden Fabriken fallen zu lassen, besonders wenn dabei eine Arbeitsgelegenheit verloren geht. Dieser Fall findet jetzt bei unserer Roheisenproduktion im vollsten Maße statt. Das Roheisen liefert man von England billiger, als es im Inlande gewonnen werden kann. Wohl mögen dort einige lokale Begünstigungen stattfinden, die eine billigere Produktion möglich machen. Uns wurde erzählt, in England sey es so: neben einem Felsen wird ein Hochofen gebaut, beide werden durch eine Brücke verbunden; der Felsen wird abgebrochen, dies ist der Eisenstein; über die Brücke gelangt man damit bequem zu dem Hochofen, daneben schlägt man einen Schacht; was herausgebracht wird, ist die Kohle; diese wird vercoakst, und das billigste Brennmaterial ist gewonnen. — Bei alle dem bleibt es immer fast fabelhaft, wie man das englische Roheisen in Magdeburg, Minden, Köln u. s. w. zu 1¼ Thaler pro Centner verkaufen kann; denn in diesem Preise sind ja außerdem noch die nicht unbedeutenden Transportkosten des Eisens vom Ofen zum Hafen, vom Hafen über Meer nach Hamburg, Bremen, Rotterdam und von da stromaufwärts inbegriffen. — So leicht wird es nun schon den inländischen Eisenhütten nicht. Gewöhnlich liegt der Eisenstein bei uns tief, außer dem Rasenstein; ein kostspieliger Grubenbau und kostspielige Förderungsmittel werden also nöthig. Die Gruben liegen oft weit von den Hütten; dazu kommt noch ein theurer Transport des Eisensteins auf der Axe, und der Preis der Holzkohlen, die bei uns angewendet werden, ist auch viel höher als die Coaks in England: deßwegen werden unsere Eisenhütten niemals mit den englischen concurriren können. Außerdem muß noch der hemmenden Produktions-Bevormundung Seitens des Staates gedacht werden. Durch den Druck des ausländischen Roheisens werden unsere Hütten ihren Betrieb nach und nach einstellen müssen, und Tausende von Arbeiter arbeits- und somit brodlos werden. Tritt dieser Zeitpunkt ein, der unter den jetzigen Verhältnissen raschen Schrittes sich uns nähert, so wird man englischer Seits, wenn unser Eisenhüttenbetrieb ruinirt seyn wird,

volle Gewalt besitzen, statt der billigeren Eisenpreise höhere vorzuschreiben, und für den Fall eines Krieges in doppelter Hinsicht unverhältnißmäßige bewirken können. Nicht so leicht werden dann Bergbau und Hochöfen in Thätigkeit zu setzen seyn, als man glauben mag. Abgesehen davon, ist ja das inländische Roheisen für uns indirekt besteuert, und was der englische Eisenarbeiter an Steuern zahlt, kommt nicht uns zu Gute. Auf den Gruben lasten Grundsteuern, die oft an 10% der Produktionskosten betragen; die Hüttenbeamten, die Bergleute, Fuhrleute, Köhler bezahlen alle, indem sie consumiren, die Steuer vom Eisen. Man sorgt zwar für den Consumenten, indem man das Roheisen frei einläßt, aber immer nur scheinbar. Der Producent ist auch Consument; er hört auf Consument zu seyn, sobald er nichts mehr verdienen kann, ihm werden dann auch die billigsten Waaren zu theuer seyn, er wird sich in die Nothwendigkeit der Entbehrung finden müssen, und die unausbleibliche Armuth, die Entwerthung aller Dinge nach sich ziehen. *Zu diesem Ziele führt uns die allgemeine Handelsfreiheit, das ist die Frucht der ausländischen Geschenke.* Von dem Gesichtspunkte der Staatswirthschaft aus läßt sich eine größere Vorsorge für den Producenten ebensowohl rechtfertigen und durchführen, als sie jetzt für den Consumenten geübt wird.[1]

Unfehlbar würde es zum allgemeinen Wohle vortheilhafter seyn, wenn durch einen Schutzzoll der Produktion einiger Verdienst zugewendet würde, womit der Lohn des niedern Arbeiters in etwas erhöht werden könnte. Wir finden aber allerwärts ein Wollen und kein Thun, einen Schutzzoll, der nicht wahrhaft schützt, der als Steigerungsmittel unter jetzigen Verhältnissen nicht gelten kann.

Die Ueberfluthung von Seiten Englands hindert das Aufkommen unserer eigenen Fabriken. Hätte der Zollverein von 1815 an bestanden, vielleicht wären dieselben jetzt stark genug; vielleicht könnte, unbeschadet ihres Fortbetriebs, der Zoll jetzt

[1] N. S. Während des Druckes dieser Abhandlung haben wir mit Vergnügen gelesen, daß dieser Punkt durch eine königliche Kabinetsordre vom 14. Juni d. J. erledigt worden ist, nach welcher, vom 1. Sept. 1844 ab, fremdes Roheisen aller Art beim Eingange einem Zoll von ½ Thlr. pr. Centner unterworfen werden soll.

ſchon wegfallen, während ſie noch immer nicht nur denſelben Zoll, ſondern in manchen Fällen ſogar noch einen höhern in Anſpruch nehmen müſſen, weil die äußern Handelsverhältniſſe ſie zu viel im Schach gehalten haben. Daß dieſes nicht genug geſchützte und geſicherte Fabrikweſen auf die Ausbildung der Waaren auch hemmend einwirken mußte, iſt natürlich. Dieſes Letztere macht man gerade den vereinsländiſchen Fabriken zum Vorwurf, und meint, indem man den Satz umkehrt, gerade darin einen Grund für die Unzuläſſigkeit des Zolls zu finden. So wirft man z. B. unſern Baumwollſpinnereien vor, daß ſie nicht ſo gutes Garn liefern könnten, als die engliſchen, bezieht daher die feineren Garnſorten von England, und ſucht die Urſache irrthümlich in den geringeren Leiſtungen der inländiſchen Spinnereien, während ſie nur in den Zollverhältniſſen und in den Handelszuſtänden des Auslandes liegt. Das Gewerbeblatt für Sachſen widmet dieſem Gegenſtande in einem Aufſatze „der Garnzoll im Zollverein" in ſeiner 14ten Nummer vom 16. Februar d. J. eine beſondere Aufmerkſamkeit, indem es ſagt: „Die Bedrängniſſe der einheimiſchen Spinnereien dauern fort. Zwar hat die größte Lebhaftigkeit, die, wie in allen andern, in England auch in dieſem Geſchäfte eingetreten iſt, und die günſtige Ausſicht, daß die Baumwollenfabrikation durch die Eröffnung der orientaliſchen Märkte neue Abzugswege und damit neuen Gewinn vor ſich habe, auch hier etwas gewirkt. — Dieſe Wendung der Dinge hat ihren Einfluß auf die vereinsländiſche Spinnerei um ſo weniger verfehlt, als auch die Weberei und Wirkerei aus der grenzenloſen Stockung zu erwachen beginnen, obwohl eine bedeutende Erhöhung ihres Arbeitsmaterials eingetreten iſt, die unſere Handels-Freiheitsmänner und die unerbetenen Sachwalter der Conſumenten als das größte Unglück betrachten, das einem Induſtriezweige widerfahren könne. Bei der Spinnerei treten, trotz dieſer anſcheinend günſtigen Verhältniſſe, die traurigen Folgen der Grundſätze hervor, die man bisher hinſichtlich ihrer und anderer gleich wichtiger Induſtrieen eingehalten. Alles hat ſich mehr oder weniger auf die Herſtellung der ordinären Nummern geworfen, wobei der Zoll von zwei Thalern pro Centner noch ein Beſtehen möglich machte, und das hat um ſo mehr eine verderbliche

Concurrenz herbei geführt, als die Krisis, welche so lange angehalten hatte, und durch die Ueberführung der englischen Garne ganz ohne Maß und Ziel schien, einem Theil der bestehenden Etablissements gewiß keine solidere Grundlage gegeben, ihnen vielmehr die Nothwendigkeit auferlegt hat, es koste was es wolle, den ersten günstigen Sonnenstrahl, und wo möglich ganz allein, auszubeuten. Daher denn die Erscheinung, daß vereinsländische Garne um 10 bis 15% niedriger angeboten wurden, als englische. Wie gesagt, ist diese Erscheinung, welche eine oberflächliche und nicht sachkundige Beurtheilung leicht als einen Beweis gegen die vereinsländischen Spinnereien auslegen möchte, gerade ein sehr schlagendes Argument, wohin die jetzt geltende Handelspolitik führt — dahin, daß ein Industriezweig nach dem andern in sehr unsichere Hände gerathen muß, und das Aufreiben unter einander, um sich aus Verlegenheiten zu retten, seinen Anfang nimmt. Unter diesen doppelten Schlägen, — auf der einen Seite die schrankenlose Concurrenz der Engländer, — auf der andern Seite die Mitbewerbung der unter ihrem Boden ausgehöhlten inländischen Industrie, — müssen denn nachgerade auch die mit den solidesten Mitteln und der größten Sachkenntniß geleiteten Etablissements zu kränkeln anfangen, und bei wieder eintretender mißlicher Conjunktur die Zahl derer vermehren, die ein Opfer unserer Handelspolitik bereits geworden sind. Man lasse sich also nicht durch eine größere Lebhaftigkeit in diesem Geschäftszweige täuschen; er wird so lange keine gesunde und tüchtige Grundlage haben, als ihm der Schutz entgeht, welcher seine Ausdehnung möglich macht und durch sie die Nothwendigkeit beseitigt, in einem veredelten Arbeitsmaterial, dessen unsere Industrie massenweise sich bedient, von England abhängig seyn zu müssen."

Diese Erläuterung von dem Gesichtspunkte der erzgebirgischen Baumwollenspinnereien aus aufgenommen, läßt ein richtiges Urtheil über das niedrige Niveau des Garnzolles für die Zustände inländischer Spinnereien in Bezug der Ueberfluthung von Außen fällen. Ein höherer Zoll, den die Consumenten fürchten, trägt aber nur dann zur Vertheuerung der Waaren bei, wenn sie, der klimatischen oder geognostischen Verhältnisse halber, im Lande selbst nicht erzeugt werden können. Abgesehen davon,

Auch Schwabens Geſchichte iſt von vielen fleißigen und gelehrten Händen aufgezeichnet. Jedes der noch beſtehenden Regentenhäuſer hat ſeinen ausführlichen Hiſtoriographen gefunden, und oft mehr als einen; jede bedeutende Stadt hat außer den ſchon ältern Chroniken auch neue, zum Theil ſehr gründliche Geſchichtſchreiber erhalten. Auch ruht dieſes Studium nicht. Stadtgeſchichten wie die von Jäger, archivaliſche Mittheilungen wie die von Oechsle ſind der Maaßſtab für das, was wohl noch künftig in Bezug auf andere Städte und Archive geleiſtet werden wird. Die zu Baden und dem ehemaligen Vorderöſterreichiſchen gehörigen Gebiete ſind nicht ganz ſo ausführlich und zahlreich, wie die zu Würtemberg gehörigen beſchrieben, weil im proteſtantiſchen Lande überhaupt der literariſche Geiſt vorwaltet. So fehlt es auch, wie oben ſchon bemerkt wurde (ſofern Vogt, v. Haupt und einige Andere doch nur kurze Ueberſichten gaben), an neueren Geſchichten der geiſtlichen Kurfürſtenthümer und Bisthümer am Rheine, wie an einer gründlichen Geſchichte des Deutſchmeiſterthums und der Stadt Conſtanz. Auch die Pfalz iſt verhältnißmäßig, wenigſtens in Bezug auf neuere Geſchichte, ſtiefmütterlich behandelt. Wo findet man eine gründliche Darſtellung der alten Höfe von Mannheim und Düſſeldorf und von Zweibrücken?

Bayerns zahlreiche Geſchichtſchreiber überraſchen bei der verhältnißmäßigen Armuth der übrigen bayriſchen Literatur, dienen aber zum Beweiſe, daß Bayern ſeiner politiſchen Stellung ſich immer wohl bewußt war, und mehr Werth darauf legte, als mancher andre Staat. Hatte Bayern früher wenig Dichter, wenig Philoſophen, wenig Gelehrte anderer Art, ſo hatte es doch immer Geſchichtſchreiber. Uebrigens hat, namentlich in Bezug auf die neuere Geſchichte, der vorherrſchend jeſuitiſche oder illuminatiſtiſche Standpunkt der Unparteilichkeit bayriſcher Hiſtoriker häufig Eintrag gethan. Auch die fränkiſche Geſchichte iſt, hauptſächlich durch den ſo geiſtreichen als gründlichen v. Lang und durch die vielen Stadtgeſchichten ſo ausführlich als möglich erörtert. Nur iſt hier des Guten zu viel geſchehn, ſo daß es am beſten fehlt. Die unüberſehliche Menge von Chroniken und andern publiciſtiſchen, topographiſchen und artiſtiſchen Werke über Nürnberg z. B. laſſen gleichwohl immer noch ein im Geiſt neuerer gründlicher Geſchichtsforſchung verfaßtes Werk über dieſe intereſſante Stadt erwarten, worin alles, was in

zeigen sich gerade die am höchsten besteuerten als die billigsten Waaren. Es liegt auf ausländischen Seidenwaaren ein Zoll von 110 Thalern pro Centner, auf baumwollenen einer von 50 Thalern pro Centner, auf wollenen einer von 30 Thalern pro Centner: unsere Manufakturen müßten demnach in diesen Artikeln einen gleich hohen Gewinn naturgemäß für sich haben, und doch genießen sie solchen Vortheil nicht. Wenn nun auch zu diesen Zollsätzen ausländische Waaren eingeführt werden, so können gleichwohl noch andere Ursachen, welche die Einfuhr gestatten, vorliegen, als ein positiver Fabrikationsvortheil. Die Erfahrung lehrt, was kein Diplomat wegleugnen kann und wird, — daß ein höherer Zollsatz niemals den Preis der Waare um die Höhe des Aufschlags vertheuert habe, und daß darum kein Nachtheil für den Consumenten entstehe, wenn auch einzelnen Industriezweigen zu ihrer Erstarkung ein etwas höherer und den Zeitverhältnissen angepaßter Zollsatz gewährt würde.

Nach dieser Betrachtung über die Stellung unserer industriellen Zustände zu denen der Außenstaaten, und über die Zulässigkeit des Schutzzolles, gehen wir nun zu der **Richtung, welche die zollvereinsländische Industrie zu nehmen hat, über.**

In einer und derselben Richtung unsere Industrie fortbewegen wollen, wie England, dieselben Mittel dazu anwenden wollen, Maschinen nach gleichem Schnitte anschaffen und dabei unsere natürlichen Kräfte dem Müssiggange zuführen, das wird uns nie dem gewünschten Ziele nähern. Daher müssen **andere Mittel** in Anwendung gebracht werden, die uns eigenthümlicher sind, und bei deren Anwendung wir weniger die Concurrenz der Engländer zu fürchten haben. Diese Mittel liegen — wie Dr. Bowring richtig entwickelte — **in dem Fleiße und in der Enthaltsamkeit des Deutschen, angewendet auf die Ausbeutung seiner eigenen Rohstoffe.** Die Beschaffenheit des Rohstoffes, die Eigenthümlichkeit der Arbeitskräfte, Alles drückt und prägt sich aufs Manufakt ab. Anders bildet es sich bei der Maschinenarbeit, anders bei der Handarbeit. Die Handarbeit kann bei frühzeitiger Entwicklung und konsequenter Fortbildung sehr vervollkommnet werden; diese Vervollkommnung trägt der Arbeiter aufs Material über, während

bei der Maſchinenarbeit das Material der Maſchine angeeignet werden muß. Dieſe zwei Gegenſätze bilden auch die Manufakten verſchieden. Liegt Fleiß und Accurateſſe in der Arbeit, ſo machen ſich ſolche in der Waare geltend; trägt ſich Fleiß und Accurateſſe auf einen ganzen Manufakturzweig über, ſo werden die Eigenſchaften durch ihre Folgen ſich in irgend einer Weiſe Werthſchätzung verſchaffen. Einen weiteren Beleg gibt die letzte Aufforderung der königl. preußiſchen Regierung an Papierfabrikanten zur Lieferung einer großen Quantität Papiers zu Stempelpapier, wobei ausdrücklich bemerkt wurde, daß es geſchöpftes ſeyn müſſe. — Warum kein Maſchinenpapier? Dieſes iſt doch ſo gebräuchlich und ſo ſchön? — Es iſt aber zu Dokumenten, welche oft langem Gebrauch unterworfen ſind, nicht haltbar genug; demnach hat ſich das gewöhnliche Papier durch den Ruf größerer Haltbarkeit geltend gemacht. Ebenſo verhält es ſich mit der Leinwand aus Maſchinengarn oder Handgarn. Die einzelnen Vorzüge der einen werden die der andern nicht verdunkeln; während bei der erſteren ein dem Auge gefälligeres Aeußere vorleuchtet, macht ſich die andere durch größere Solidität bemerkbar. Warum denken wir daran, die Menſchenkräfte ſo ſehr hintan zu ſetzen und alle Arbeit den Maſchinen zu übertragen, ſo wir doch in jenen eine ſo große, nicht genug zu würdigende Macht beſitzen, die ſich bei gehöriger Ausbildung nach ihrer Eigenthümlichkeit Geltung zu verſchaffen vermag? Soll der Menſch nur zum Vergnügen leben? Wir ſehen jetzt ſchon, zu welchem traurigen Vergnügen die Menſchen durch Arbeitsloſigkeit gelangt ſind, — zur Brodloſigkeit!

Allgemein nimmt man zwar an, daß durch die Anwendung von Maſchinen ein billigeres Arbeitslohn erzielt werde, dies iſt jedoch nur theilweiſe der Fall. Der einzige Vortheil liegt in der weiſen Benutzung der Kapitalien zum Einkauf von Arbeitsmaterial, die gewöhnlich den größern Fabrikanten zur Seite ſtehen. Der Fabrikant z. B., welcher die Wolle in der Schur einkauft, wird unbedingt beſſer thun und größeren Vortheil haben, als derjenige, welcher ſie vom Wollhändler entnehmen muß. — Dem weniger bemittelten Fabrikanten geht daher der alleinige Vortheil verloren, und mit dieſem zugleich der Trieb zur zeitgemäßen Fortbildung ſeines Manufakturzweiges. So verhält es ſich auch mit den Flachsmaſchinenſpinnereien

und den Handspinnereien. Kaum vermögen die leztern aus dem Erlös ihres so eben verkauften Garnes die geringste Partie Flachs wieder einzukaufen, die sie zu den höchsten Preisen und dabei noch in geringer Qualität aus der dritten oder vierten Hand entnehmen müssen. Des geringeren Materials halber können sie nicht so gutes Garn liefern, sie könnten es umsonst spinnen wollen, und doch würde ihr Garn durch den von Zwischenhändlern unter Beachtung der Umstände gesteigerten Preis des Arbeitsmaterials oft theurer seyn, als das Maschinengarn. Wir können daher den Vorzug des Maschinengarnes weder aus der Vermehrung der Maschinenspinnereien, noch aus der Anwendung des Maschinengarnes zu Geweben richtig beurtheilen, so wir zuvor den Handspinnern nicht auch gleiche Vortheile gesichert haben. Ein Beispiel, in welcher Art die Benutzung der Kapitalien auf Rentabilität der Maschinenetablissements einwirkt, gibt der mehr erwähnte v. Littwitz'sche Bericht ebenfalls, indem es daselbst heißt: „Vor drei Jahren verkaufte ich an X meine ganze Post, den siebenpfündigen Kloben preuß. Gewicht durchschnittlich mit 36 Sgr., vor zwei Jahren dagegen an Y mit 40 Sgr., voriges Jahr wieder an X mit 50 Sgr. Bis dahin ging die Sache vortrefflich; denn die Herren trieben sich selbst, und es lag durchaus nicht in meinem Plan, den Preis noch mehr zu steigern, da ich bestehen konnte. Zu meinem Schrecken hörte ich aber, daß, bei einem zufälligen Zusammentreffen der beiden Herren in Oels, X nach vollendeter Mahlzeit dem Y die Hälfte des Simmenauer Flachses angeboten habe. Dieses Offert erschien mir als eine Gewitterwolke an heiterm Himmel, und sie hat auch richtig eingeschlagen. Im Jahr 1840 erschien X zuerst, er konnte die Post Flachs nur loben, sagte aber, etwas niedriger mit meinen Preisen müßte ich schon gehen, und bot mir 45 Sgr.; ich sollte nur hören, meinte er, was mir Y bieten würde, welcher mich morgen oder übermorgen besuchen dürfte. Ich wunderte mich recht sehr, daß er so genau wußte, wann Y kommen würde, aber ich erstaunte ganz, als er mir durch meinen rückkehrenden Kutscher, der ihn nach Namslau gefahren hatte, sagen ließ, daß Y noch heute Abend zu mir käme. Sie hatten sich also dort besprochen und den Preis fest unter einander bestimmt, den ich bekommen sollte. Y kam, fand den Flachs

vortrefflich und bot 45 Sgr. Ich mußte mich willig fügen, ſobald die beiden Nebenbubler unter ſich übereingekommen waren, meinen Flachs zu theilen. Da ich aus der Ernte 1840 gegen 9000 Kloben zu fertigen gedenke, ſo lohnt ſich die Theilung ſchon. An den 9000 Kloben wollen ſie durch ihr Einkaufsmonopol 1500 Rthlr. gewinnen, die freilich mir gehören, und auch wirklich im ſchweren Schweiße ſind verdient worden."

Erſtens würden die Handſpinner eine ſo große und ſchöne Partie Flachs gar nicht kaufen können, es müßten denn noch mehrere zuſammen treten, und zweitens würden ſie die dem Producenten abgedrückten 1500 Thaler bezahlt haben müſſen. Dieſe Nachtheile des ſchlechteren Einkaufs auf der einen Seite, und die Vortheile eines hinreichenden Betriebskapitals auf der andern Seite werden ſich je ſpäter je greller bemerkbar machen. Tritt nun noch eine theilweiſe Begünſtigung des bevorzugten Theils aus dem Staatsfond hinzu, ſo muß nothwendig die dadurch veranlaßte größere Ausbreitung die Beeinträchtigung des andern Theils herbeiführen, weil damit zugleich das frühere Gleichgewicht geſtört wurde, wie dies in Schleſien den gänzlichen Ruin der Handſpinner zur Folge hatte. Könnten wir zu dem Handarbeiter, der bisher für ſeine Arbeit von zwölf Stunden ein Gewiſſes verdiente, ſagen: deine Arbeit ſoll von jetzt an durch Maſchinen bewerkſtelligt werden, dagegen wird dir eine andere Arbeit zugetheilt, mit welcher du für zehnſtündige Arbeit den gleichen Lohn empfängſt, ſo brächte die Anwendung der Maſchinen doch einigen Vortheil; hingegen beachten wir zu wenig, wie die erſparten Menſchenkräfte, deren Ausbildung wir vorher ſchon vernachläſſigt haben, anderwärts zweckmäßig wieder unterzubringen ſeyen, welcher Umſtand allein den Vortheil der Maſchine aufhebt. Die Folgen zeigen ſich in der geſteigerten Armuth der Arbeiterklaſſen. Schätzen wir dieſe Kräfte in den Menſchenhänden ja nicht für gering, ſuchen wir vielmehr die individuelle Thätigkeit durch die Ausbildung auf Verarbeitung unſerer einheimiſchen Rohſtoffe ſo hoch als nur möglich zu verwerthen, dann ſteht ſicher zu hoffen, daß wir auch Englands Uebermacht in Maſchinen am wenigſten zu befürchten haben.

Wenden wir nun die uns zu Gebote ſtehenden Menſchenkräfte naturgemäß z. B.

1) auf unſern Flachsbau an, ſo werden wir uns der Abhängigkeit von England in Etwas entziehen, indem wir an Baumwolle ſparen, und zugleich mit dem größeren Flachsbau unſern Arbeitern Gelegenheit zu Arbeiten und Beſchäftigungen beim Ackerbau zuweiſen. — Was hierin Fleiß und Accurateſſe vermag, geht ſchon aus der früheren Mittheilung des Freiherrn von Littwitz auf Simmenau über den Flachsbau in Belgien hervor. Zur Erzielung des beſten Flachſes bedarf es nicht großer Etabliſſements, ſondern nur jener beiden Mittel zu einem nationellen Verfahren.

Wenden wir ferner die uns zu Gebote ſtehenden Menſchenkräfte

2) auf die Handſpinnerei an, und bemühen wir uns, dieſelbe, ſtatt ſie zu unterdrücken, einer größern Ausbreitung und Vollendung entgegen zu führen, ſo werden wir durch Erhaltung des Spinnrades allenthalben die unregelmäßige Beſchäftigung in andern Betriebszweigen zu einer geregelten ordnen, den Kreislauf aller Arbeiten des Abends oder im Winter zweckmäßig ſchließen, und die Früchte davon in vielem Garne, in Häuslichkeit und Ordnungsliebe finden. Hierzu ſind Spinnſchulen ſehr zweckmäßig, wie ſolche in der Gegend von Bielefeld mehrere beſtehen, worin ſchon die Kinder geübt und zum Gutſpinnen angehalten werden. Dieſen Spinnſchulen iſt ein großer Theil an der Vervollkommnung des Bielefelder Leinens beizumeſſen, indem ſich die Accurateſſe der Spinner auf das Gewebe übertrug.

Unterwerfen wir

3) die Weber einer beſtimmten Controle.

Eine aus ſachverſtändigen ſelbſt gewählten Männern niedergeſetzte Prüfungskommiſſion, in der Art, wie zur Zeit Friedrichs des Großen in den Tuchmacherſtädten die Schaue beſtand, die für eine reelle Arbeit Sorge trug, würde den guten Zweck ganz erfüllen. Demnächſt müßte man über eine gewiſſe Breite, Länge, Fadenzahl, Fadenſtärke, Tüchtigkeit des Gewebes übereinkommen, zu einer feſten Norm für zum Gebrauch zweckmäßiges Leinen, und nach dieſer Norm ſtreng fabriciren; hernach hätte dieſe Commiſſion das Gewebe zu beurtheilen, und dies Urtheil gälte dann für den Werth des Stückes dem Kaufmann ſowohl als dem

Weber; damit würde auch den Consumenten noch die Reellität der Waare am besten gesichert werden.

Wenden wir

4) nur die Naturbleiche und nicht die chemische, künstliche an.

Wenn hinlänglich Wasser vorhanden ist, warum dann die künstliche Bleiche anwenden, oder überhaupt da Bleichen bauen, wo keine Lokalbegünstigungen vorliegen? Zwar würde der hohe Weißegrad ohne die chemische Bleiche nicht erreicht, dagegen aber auch die Haltbarkeit des Leinens weniger beeinträchtigt werden. Nach dieser Richtung wird sich ein ganz natürliches, ein charakteristisch deutsches Manufakt herausstellen, das ganz anders als die so gepriesene irische Leinwand ausfällt, ein Manufakt, das durch seine im Rohstoffe mehr bewahrte Natürlichkeit eine wohlthätige Kühle auf den Menschenkörper äußert und durch seine Solidität ein ganzes Menschenalter hindurch ausreicht. Es wird sich bewähren bis zur letzten haltbaren Faser und als Lumpen noch von den Papierfabrikanten gern gekauft und der Baumwolle vorgezogen werden, welche letztere ihre geringe Haltbarkeit auch da noch bekundet. Man wird sagen: „das englische Leinen ist schön, das deutsche aber gut und haltbar," und damit werden wir gegen England überall concurriren können; denn es ist ein Manufakt und kein Fabrikat. — Es ist nicht nöthig, uns die englische Art überall anzueignen, so wir nur ein nützliches Manufakt liefern. In einer statistischen wissenschaftlichen Abhandlung aus Hannover heißt es: „Die Anwendung des chemischen Bleichverfahrens scheint nur sehr einzeln und schüchtern zu geschehen." Diese schüchterne Anwendung trifft kein Vorwurf, vielmehr Lob. In den Weserdistrikten und im Osnabrück'schen hat man keine Maschinenspinnereien und keine chemische Bleiche, aber sehr guten Waarenabsatz nach Außen; in Schlesien hat man beides und — verringerten Absatz.

Englands Beispiel verleitete uns zu häufig zu Irrungen: man wünschte bei uns eben so zu glänzen, und darum stachelte man den Stolzen und rief äußerlich großartige Unternehmungen in die Welt; oft trieben auch Neid und Mißgunst dazu. Das

Dominiren großer Geschäfte drückte jeden Arbeitslohn herunter, Mißtrauen sah in jedem Weber einen Dieb. Aus dieser Quelle sind viele mechanische Webereien hervorgegangen; die dadurch verursachten Ausgaben für Gebäude, Maschinen, kostspielige Betriebskraft verwandelten aber den anfänglich gehofften Gewinn nicht selten in einen Verlust. Die Nachtheile des Handwebens (es soll sich nämlich ergeben, daß, wenn der Weber des Morgens bei vollen Kräften, und des Abends bei ermatteten arbeitet, im ersteren Falle ein festeres Gewebe, im letztern aber ein leichteres entstehe) hob man heraus, und schlug dagegen den Gewinn aus einem gleichmäßigeren Maschinengewebe viel höher an, anstatt den Weber auszubilden und — seinen Webestuhl zu vervollkommnen. Die Webemaschine hat aber keine Intelligenz. Während der Aufpasser an dem einen Stuhle in Ordnung zu bringen hatte (ein Arbeiter hat gewöhnlich immer zwei Maschinenstühle zu beobachten), entstanden auf dem andern hinter seinem Rücken Löcher. Statt daß man sonst den Handweber für jedes kleine unbedeutende Versehen durch einen großen Abzug am Weberlohne bestrafte, muß man jetzt die Weberfehler der Maschine mit Gummi überkleistern, und kann nicht hinweg sehen über den Berg von Ausschußwaaren. Man hoffte andere concurrirende Geschäfte zum Falle zu bringen, und entriß sich selbst den Ruf der Solidität; man hoffte durch geringere Abhängigkeit auf eine größere Festigkeit in sich und bedeutenderen Einfluß nach Außen, bereitete gerade eine große Schwäche vor, und hatte volle Mühe, nur den äußern Schein zu retten: im besten Falle bezweckte man aber keinen Gewinn. — Besucht einmal der Regent ein solches Etablissement, — es wird dazu besonders vorbereitet, die Leute werden geputzt, so daß das Ganze einen äußerlich schönen Anstrich bekömmt, — dann heißt es: das ist die Maschine, welche dem gesunkenen Industriezweig wieder aufhelfen und den brodlosen Arbeitern Beschäftigung und Brod verschaffen soll, — während sie gerade das Gegentheil thut. Man wollte der Industrie aufhelfen, wandte falsche Mittel an, und bewirkte das Gegentheil.

Nicht etwa, als ob wir dem Maschinensystem entgegen wären und alle Arbeiten durch Menschenhände wollten verrichten lassen. Durchaus nicht, sondern nur der falschen Anwendung, dem Streben

nach Schein, dem voreiligen Welturtheile gelten unsere Angriffe. Es wäre sogar unverständig, nicht jeden Vortheil von den Maschinen ziehen zu wollen, den sie gewähren können, wenn wirklich eine Ersparniß mit ihrer Anwendung verbunden ist. Es gehen z. B. seit einigen Jahren geschlichtete baumwollene Ketten zu drei Thalern für den Centner ein; sonst kam alles baumwollene Garn geweift in Packen zu zehn Pfund. Man verknüpft in England mit den Baumwollenspinnereien Spul-, Scheer- und Schlichtmaschinen. Für die Spinnereien wurde dadurch das umständliche Weifen und Verpacken des Garns erspart; dagegen gaben sie das Spulen, Scheeren und Schlichten zu, welches den Webern zu Gute kam. Aus der geschlichteten Kette von circa 105 Ellen zu 1200 oder 1900 Faden Breite ließ sich die Quantität des in ihm befindlichen Garns eben so gut berechnen, als aus dem geweiften Garne. Für ordinäre weiße Waare in den Nummern 20 bis 30 läßt sich dies Verfahren sehr gut anwenden, wenn auch die Schlichte am Faden durch langes Lagern etwas leiden sollte; doch ist diesem Uebel bald abgeholfen. Bei feineren Sorten ist dies weniger zuträglich, bei bunten Waaren hingegen gar nicht möglich. Warum machen unsere Baumwollenspinnereien nicht auch davon Gebrauch? Hierbei ist eine positive Arbeitsersparniß unverkennbar, die freilich auch ihre Grenzen hat.

Ueber die Anwendung und Nichtanwendung der Maschinen läßt sich mit Sicherheit keine feste Norm ziehen; wir huldigen aber dem Maschinenthume mehr, als dasselbe in der Wirklichkeit verdient. Maschinen werden oft angewendet ohne genaue Prüfung, ob sie sich bewähren, und damit zersplittern wir nur unsere Kräfte. Auf das Naturgemäße, die natürlichen Kräfte in den Menschen zur Verarbeitung unserer Rohprodukte, als da sind Wolle, Flachs, Eisen u. s. w. im höchsten Maße anzuwenden, darauf sind wir hingewiesen, und damit zu wuchern, so viel als wir irgend vermögen. Ganz andere Resultate werden sich für uns daraus ergeben, als bei dem, was, so zu sagen, englisch naturgemäß ist, und wie ein Land neben dem andern liegt, so wird es auch neben dem andern aus sich selbst sich geltend machen und eine selbstständige Nationalindustrie erstreben

können. Wer jetzt das Erzgebirge bereist, und es vor 1830 kannte, wird in diesen Distrikten eine ganz andere Volksrichtung wahrnehmen: aus dem Einzelwirken ist ein Zusammenwirken hervorgegangen. Nicht mehr sieht man dort in Preußen, Bayern, Hessen, die sich früher mit Zollinien umgeben hatten und dieselbe Waare zu erzielen trachteten, feindliche Staaten, nachdem die materiellen Interessen der Zollvereinsländer sich nun genau neben einander ausgeglichen und geebnet haben; wohl aber mehr als je in England und Frankreich, welches erstere durch seine Uebergriffe, und welches letztere durch seine enormen Zölle die Zollvereinsindustrie beeinträchtigt. Und je mehr die Kräfte in diesen Gebirgsdistrikten müßig liegen müssen, und je mehr der Nothstand unter dem fleißigen Volke wächst, um so mehr scheint man dort die Anwendung einer Repressalie gegen diese Außenstaaten nothwendig und gerecht zu finden. Je höher die Oertlichkeit, und je weniger der Boden seine Bewohner nährt, je mehr dieselben auf den Manufakturbetrieb angewiesen sind, um so weniger Vorurtheile und um so freiere Ansichten finden sich dort vor, eine rege Theilnahme an Allem, was Politik, Industrie und Handel betrifft, vom höchsten bis zum niedrigsten Staatsbürger. Was im Stumpfsinn die Bewohner der Ackerbaudistrikte kaum beachten, hallt dort laut und vernehmlich wieder. Sie betrachten sich jetzt dort als leidende, wenigstens vorzugsweise als mitleidende Kräfte im Zollvereinsgebiete, die darum leiden, weil das Gesetz durch die Handelsconjunkturen aus dem Verhältniß seiner Wirksamkeit gebracht ist, und erwarten alles Heil von einer Gesetzesänderung. Aus ihnen müßte man die Deputirten zu den Zollkongressen wählen; sie würden am ersten geeignet und im Stande seyn, unsere Handelspolitik aus ihren Fesseln zu reißen, und am genauesten aufzustellen, was Nationalwohlfahrt befördern und dem Nationalfleiße seinen Lohn sichern könnte. Denn was hilft uns aller Fleiß und alle Accuratesse, wenn unsere Manufakturartikel im Auslande keine Geltung gewinnen, so die nach und nach verschlossenen Absatzwege nicht wieder geöffnet werden?

Die Mittel, unseren Manufakturen Geltung zu verschaffen, haben wir im vollsten Maße in den Händen: sie liegen in unserem zu großen Verbrauch von

Kolonialwaaren. Die Benutzung dieser Mittel liegt den Staatsregierungen als eine heilige Pflicht ob. Ein so fleißiges Volk: es fehlt ihm an Arbeitsgelegenheit und Broderwerb; es steht in der Reihe der Verschwender? — ist das nicht schlimm? Ueber diesen Gegenstand haben schon so Viele geschrieben, ohne daß Etwas besser geworden wäre. In der letzten Zeit trat ein Mann mit einem gesunden Gemüthe und Verstande, Treumund Welp, auf, und hat in seinen Fabrikbriefen von dem Standpunkte eines Menschenfreundes aus, der einen tiefen Blick in die Zustände unseres Fabrikwesens zu thun Gelegenheit gehabt, die jetzige Lage unseres Industriewesens beleuchtet. Derselbe sagt über unsere Handelspolitik nach Außen Folgendes:

„Deutschland besitzt unstreitig die Macht, sich Absatz für die Industrieerzeugnisse zu erzwingen. Diese Macht liegt in dem großen Verbrauch von Kolonialprodukten. Es bedarf hierzu nur einer auf Reciprocität basirten Handelspolitik. Fast alle in überwiegender Masse mit englischen Manufakturen versehenen transatlantischen Märkte, besonders der jetzt fast ausschließlich der englischen Industrie anheim gestellte Markt von Brasilien, würden nothgedrungen auf den größern Verbrauch deutscher Fabrikate hingewiesen seyn, sobald Deutschland nur den Muth hätte, die Produkte jener Länder, welche uns gegenwärtig nur als Retouren für brittische Manufakturen in brittischen und fremden Schiffen zugeführt werden, so lange mit Differenzialzöllen zu belegen, bis man sich von der Unentbehrlichkeit des großen deutschen consumirenden Marktes überzeugt hätte und sich zu reciproken Bedingungen verstände. England kann ohne den Ruin seiner Kolonien unmöglich mit Deutschland in Reciprocitäts-Verträgen concurriren. Es bleiben ihm, fällt Deutschland für deutsche Schiffe aus und folgt einem gleichen Prinzipe, nur wenige Märkte des Mittelmeeres und des Nordens übrig, um die als Zahlung seiner Manufakturen erhaltenen Kolonialprodukte zu verwerthen, wenn es nicht für die Häfen Deutschlands sich der deutschen Schiffe oder der dann durch Reciprocitäts-Verträge mit Deutschland gleich begünstigten Flaggen der überseeischen Staaten bedienen will. Die unfehlbaren äußerst günstigen Folgen davon für den deutschen Exporthandel hängen ja wie Glieder einer Kette unmittelbar zusammen, und

derſelben hiſtoriſch, artiſtiſch und merkantiliſch intereſſirt, zuſammengefaßt wäre.

Regensburg, Paſſau, Salzburg haben, was mit katholiſchen Bisthümern und Städten ſonſt ſelten der Fall iſt, die vortrefflichſten und Salzburg ſogar zahlreiche Geſchichtſchreiber. Tyrol verhältnißmäßig weniger. Wie achtbar ſo vieles iſt, was über Tyrol ſeit dem Jahr 1809 geſchrieben wurde, ſo könnte das in jeder Beziehung herrliche Land und Volk doch noch einen Geſchichtſchreiber finden, dem der poetiſche und naive Zauber, der in den grünen Bergen liegt, ſich mehr erſchlöſſe. Am abgeſchmackteſten ſind uns, wir können es nicht verhehlen, die modernen Wegweiſer und Rathgeber erſchienen, die den Tyrolern beſtändig einflüſtern, ſie hätten 1809 eine Thorheit begangen und der Lohn ſey der Arbeit nicht werth geweſen. Für ſeinen Heldenruhm kann ein Volk nie zu viel thun, und wenn uns nicht alles trügt, ſo wiegt der Schrecken, den der Name Tyrols einflößt, auf der weltgeſchichtlichen Wage mehr, als was irgend durch pfiffige Feigheit an Blut hätte erſpart werden können, und der Schrecken ihres Namens wird den Tyrolern noch in ſpäten Zeiten Zinſen tragen. Doch wollen wir Deutſche nicht vergeſſen, daß es faſt nur reiſende Ausländer waren, die das tapfere deutſche Volk belehren wollten, was es nicht hätte thun ſollen, wie es denn von jeher im Intereſſe der Ausländer lag, deutſche Ehre zu verkleinern, was uns nicht Wunder nehmen ſollte, was wir aber nicht immer wieder mit ſo konſequenter Leichtgläubigkeit nachſprechen und nachthun ſollten.

Die Geſchichte Oeſterreichs iſt ſchon vielfach und gründlich behandelt, doch zu wenig vom Standpunkt des deutſchen Volkes und Reiches aus, ſo nahe auch dieſe Rückſicht lag, ja nicht einmal genügend vom Standpunkt des öſterreichiſchen Volkes aus, ſondern faſt immer nur aus dem dynaſtiſchen. Daher die Diſſonanz bei der Vergleichung der deutſchen Reichsgeſchichte mit der habsburgiſchen Hausgeſchichte; daher auch der Mangel an gründlicher Darſtellung der ſo zahlreichen Revolutionen in Oeſterreich, des Huſſitenkrieges, der allmähligen Unterdrückung des Proteſtantismus in den Gebirgen ꝛc., worüber zwar viel, doch lange noch nicht genau und vollſtändig berichtet iſt.

Wenn die neuere und neueſte Geſchichte des ſchönen Kaiſerſtaats auch mehrere liberale Darſteller gefunden hat, ſo iſt durch dieſelben

die Zu- oder Abnahme des Einen muß auch die des andern bedingen. Bei dem Mangel einer wirksamen Handelspolitik in Deutschland ist es bisher den Engländern noch vergönnt, sich die Zahlung für ihre nach fremden überseeischen Märkten gesandten Manufakturen größtentheils aus Deutschland zu holen, während sie im eigenen Lande fast ausschließlich nur Produkte der eigenen Kolonien zulassen. Ebenso ist Deutschland der Haupt-Consumtionsmarkt für die holländischen Kolonien, während beide Staaten eine Theilnahme der Industrie in Zahlung dieser Kolonialwaaren zurückweisen, oder doch, wo solche zulässig, entweder mit Differenzialzöllen belegen oder die Erlaubniß der Zulassung an die Benutzung der eigenen Flagge knüpfen, so daß dadurch eine Concurrenz der deutschen Fabrikate auf den Märkten der englischen und holländischen Kolonien gänzlich unmöglich wird. Die einzigen richtigen Bezugsquellen der in Deutschland nöthigen Kolonialprodukte und Rohstoffe für seine Fabrikate sind also da, wo man unsere Industrieerzeugnisse dafür in Zahlung, oder, wo es durch eigene Schuld bis jetzt noch nicht oder doch in viel zu geringerem Maße geschieht, da, wo man sie nehmen muß, sobald Deutschland es unternimmt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Deutschland besitzt die Mittel, sich ohne alle Beihülfe, und so billig als bisher, mit den nöthigen Rohstoffen und Kolonialwaaren zu versehen. Es hat leider tausende, beim Ackerbau überflüssige, spärlich beschäftigte, kaum nothdürftig sich nährende thätige Hände. Kein Land bietet so wohlfeile Lebensmittel, in keinem Lande sind die Ansprüche der fabricirenden Klasse so mäßig, und dennoch weisen wir den, unserm eigenen deutschen Volke so nöthigen Broderwerb von uns, indem wir durch den Kaufmann der Retouren die Zahlung für die englischen Fabrikate leisten, die holländischen Kolonien heben und selbst dabei verderben."

Zur Abhülfe wird ebendaselbst ferner vorgeschlagen:

„Vertretung der vaterländischen Interessen durch Gesandtschaften oder wenigstens merkantilische diplomatische Agenturen (nicht bloße Konsulate) in den Staaten, wo Absatz von Leinen zu erzielen und wo zur Zeit noch keine Ambassadeurs angestellt gewesen, z. B. in Spanien, Portugal, Meriko, Valparaiso, Lima, Brasilien u. s. w., vorzugsweise die

Anerkennung der spanischen Regierung von Seiten Preußens."

Daß zum großen Theil die geringe Beachtung unserer vaterländischen Interessen im Auslande dem Industriewesen hindernd gewesen, geht zugleich aus einem Berichte aus Württemberg hervor, nach welchem die nämlichen Umstände, die auf den schlesischen und westphälischen Leinenhandel einen so ungünstigen Einfluß geübt und noch üben, dort eine gleiche Stockung herbeigeführt haben. In den Orten Blaubeuren, Laichingen, Münsingen war die Leinenindustrie sonst von großer Bedeutung, indem stets ansehnliche Versendungen von Leinen nach Frankreich, Spanien und Amerika gemacht wurden. Durch den enormen Zoll, welchen Frankreich auf Leinen gelegt, ist dieser Absatzweg gänzlich abgeschnitten worden; ebenso in Spanien, seitdem dieses Land mit Belgien einen Handelsvertrag abgeschlossen hat. Belgische Leinen werden in bedeutenden Massen dorthin versendet, während die deutschen Fabriken, wegen des höhern Zolles, den ihre Leinenerzeugnisse dort bezahlen müssen, keine Lieferung mehr dahin übernehmen können. Früher kamen jedes Jahr mehrere Großhändler aus St. Gallen, Rorschach und Burgdorf nach Blaubeuren und machten sehr bedeutende Einkäufe in Leinen, welche fast ausschließlich durch die Schweiz nach Spanien versendet wurden; diese Geschäfte haben jedoch seit vier Jahren gänzlich aufgehört, weil jenen Häusern des hohen Zolles wegen die Concurrenz mit mehr begünstigten Ländern unmöglich geworden ist.

Um diese Nachtheile zu beseitigen und seiner Industrie Geltung zu verschaffen, trägt der Zollverein, als ein politisches Ganzes, alle Mittel in sich. Ein Brodneid findet, nachdem die materiellen Interessen der einzelnen Zollvereinsglieder sich untereinander abgeebnet haben, so leicht nicht mehr statt; ein Gesammtwirken ist also möglich, wodurch die politische Macht des Zollvereins in den Vordergrund der Weltbühne gestellt ist. In ihm liegt auch der Keim des einigen Deutschlands, und das ist's, was von den Außenstaaten so sehr gefürchtet, und dem deßhalb so allseitig, hier offener, dort geheimer entgegengetreten und entgegengearbeitet wird. — Keine von der vaterländischen Politik hervorgerufene Idee war zeitgemäßer als die, welcher der

Zollverein ſein Entſtehen verdankt, und in tauſend Segnungen werden ſich die Opfer verwandeln, welche ein Staat zur Gründung dieſes Vereins brachte. — Man beneidet England ſo viel ſeines äußern Glanzes halber; ob dieſer aber jetzt nicht ſchon eine größere Noth in ſeinem Gefolge hat, iſt kaum mehr die Frage. — Durch eine Menge von Monopolen, die es ſich angeeignet und eine lange Reihe von Jahren hindurch beſeſſen, die es gut zu benutzen verſtand, und die ihm Niemand ſtreitig machte, hat es ſich unermeßliche Reichthümer erworben. Dieſe Begünſtigungen haben ſich mit den Inſtitutionen des Landes ſo verknüpft, daß ſie den Bewohnern deſſelben gar nicht mehr als ſolche erſcheinen, außer im Vergleich mit andern Ländern. Das Beſtreben, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten, verwickelte aber England in immer größere Schwierigkeiten, jemehr andere Staaten die Uebervortheilung erkannten; darum mußte es vor Kurzem den Opiumkrieg mit China führen, weil es den Handel mit China nicht mehr entbehren konnte. Aus der innern Noth entſpringen die Angriffe auf ſeine Kornbill. Ein Staat, in welchem das Manufakturweſen nicht Hand in Hand mit dem Ackerbau geht, bleibt immer in einem krankhaften fieberhaften Zuſtande, ſo hoch er auch ſtehen ſollte, und darin liegt Englands Schwäche, die ſich durch ein feſtes Auftreten des Zollvereins noch mehr an den Tag ſtellen würde.

Nachdem wir nun über die Kräfte, Mittel und Maßregeln geſprochen haben, durch welche das Leben der deutſchen Induſtrie zu heben ſeyn möchte, wollen wir zum Schluſſe noch die Leitung des innern Induſtrieweſens einer Betrachtung unterwerfen.

Das innere Induſtrieweſen leiten iſt ſchwer und auch leicht. Schwer, wenn wir nur allein auf die Induſtrie anderer Staaten Rückſicht nehmen, und uns nach dem Syſtem derſelben zu bewegen ſuchen; dadurch wird viel Unpraktiſches übertragen, Zeit und Mittel verſchwendet und in Wirklichkeit doch nichts gefördert werden; — leicht hingegen, wenn auf die von unten ausgehenden, d. h. in den Kreiſen der praktiſchen Arbeiter lautwerdenden Stimmen geachtet, und das, was die Praktik einzeln hervorbringt, dem theoretiſchen Gefüge angepaßt wird. Viele erfahrene Fabrikanten wollen zu allen Zeiten zwei

Richtungen und Wege bemerkt haben, die das Industrieweſen durchkreuzen und wie elektriſche Funken durchzucken: der eine, welcher ſich als empfohlen ankündigt, und durch viele Verheißungen und Anpreiſungen einen Nutzen verſpricht, und ein anderer aus der Tiefe ausgehender, auf welchem ſich dieſe Verheißungen realiſiren würden. Dieſer zweite Weg, obgleich unſcheinbar, iſt doch der rechte zur Erlangung einer ſelbſtſtändigen Nationalinduſtrie; es bedarf nur einer ſorgfältigen Beachtung und einer innigen Communikation der Leiter mit dem praktiſchen Theile; Alles bietet ſich dann von ſelbſt, Alles kommt in die Hände, die Mittel, Maßregeln, Wege und die rechte Zeit, welche am ſicherſten zum Zwecke führen; Zwiſchenverwaltungen aber verſäumen nur die Zeit und verringern den guten Erfolg. Während man z. B. auf die Darſtellung der Trittmuſter durch den Contremarche ſo viel Werth legte, war man in vielen Fabrikdiſtrikten gerade bemühet, den Contremarche abzulegen und die Darſtellung durch die kleinen Hebel (ſogenannte Wippen) zu bewerkſtelligen, weil letztere viel leichter gehen, als es bei dem vielen Geſtänge des Contremarche möglich iſt, keine ſo äußerſt genaue Accurateſſe bedürfen, um einen gleichen Sprung herauszubringen, und doch gleichmäßiger ziehen. Während man die Patentwalkmaſchine der Herren Benoit und Bergnes, Mechaniker zu Montpellier, ſo ſehr rühmte, und von derſelben erwartete, daß durch ſie die vollendetſte Walke dem mangelhaften Filztuche gegeben werden könne, und ihr ſchnellen und bedeutenden Eingang verſchaffte, bildete ein gewöhnlicher, aber praktiſch ſehr bewährter Mann die gewöhnliche Walkmühle zu einer Vollendung aus, die nichts mehr zu wünſchen übrig läßt, von Haus aus gleich gut geht[1] und das leiſtet, was der Benoit'ſchen

[1] Welcher große Werth gegenwärtig auf das Walken der Tuche gelegt wird, ergab ſich aus den auf der letzten Leipziger Meſſe, der eigentlichen Induſtrieausſtellung, vorliegenden Tuchen. Faſt alle Tuchſorten zeigten ein feſteres Gewand gegen ſonſt, von den geringſten an bis zu den feinſten, und neben Eleganz eine Solidität, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Die Fortbildung nach einer kernigen Waare ſpringt ſehr in die Augen. In allen Tuchmacherorten bemüht man ſich jetzt, die gewöhnliche Walkmühle auszubilden, nachdem es ſich ermittelt hat, daß der Walkprozeß nicht durch größere Zuthaten des Walkmittels (der Seife) beeilt

zugeschrieben wurde. Hieraus ergiebt sich, daß die Verbindung der Theorie mit der Praktik noch nicht die richtige sey, daß man

werden könne, sondern daß derselbe genau von des Tuches Walkfähigkeit abhänge, die in dem in jedem Wollhaare befindlichen Nerv begründet liegt. Nach angestellten genauen Versuchen mit gleicher Waare und auf verschiedenen Walkmaschinen hat man immer eine gleiche Walkfähigkeit gefunden, außerdem noch, daß diese Fähigkeit während der Prozedur genau nach den Quadraten der absteigenden Zahlen, wie von 100 zu 81, 64, 49, 36, 25, 16, 9, 4, 1 abnehme. Die nachstehende Tabelle weist das Resultat eines Versuchs nach

Ein rohes Tuch	breit	lang	Flächeninhalt	Verminderung	Verminderung per Stunde
roh	90″	72½′	543 □′	—	—
nach 4 Stunden	75	66	412	131 □′	32¾ □′
„ 3½ „	66	60	330	82	23½
„ 2 „	61	58	294	36	18
„ 3 „	57	54	256	38	12⅔
„ 3 „	54	52	234	22	7⅓
„ 3 „	52	51	221	13	4⅓
Unterbrechung durch die Wäsche					
„ 3 „	52	50½	218	3	1
„ 3 „	51	50	212	6	2
„ 3 „	50	49½	206	6	2
„ 3 „	50	49	204	2	⅔
3 Stunden zum Auswaschen und Abspülen					
33½ Stunden Zeitbedarf,			Flächenverminderung 62,4 %		

Demnach ist das Hauptaugenmerk der Walker auf die weise Benutzung der ersten Zeit der Prozedur gerichtet, welche dieselben dadurch vortheilhaft anwenden, daß sie das in dem Tuche befindliche Fett, das Oel von der Spinnerei, den Leim vom Weben durch Hinzuthat des Harns zu einem Walkmittel zu verbinden und zu benutzen wissen, und die Unterbrechung durch die Wäsche so viel als möglich hinausschieben. Unverzeihlich bleibt daher, daß der Werth der gewöhnlichen Walken so lange verkannt und ihre Vervollkommnung so lange vernachlässigt worden ist, aus welchem Grunde auch ein sehr bewährter praktischer Mühlenbauer und Walker, von dem wir obige Notizen erhalten haben, es sich zur Aufgabe gestellt hat, diese gewöhnliche Walkmühle zu vervollkommnen, was ihm bei allen seinen seit einigen Jahren unternommenen Neubauten und Reparaturen auf das Vollständigste gelungen, und wofür ihm große

die induſtriellen Kräfte noch nicht genug zu nehmen und zu verwenden weiß, und das Denken und Treiben der Menſchen zu einem wahrhaft nützlichen und überhaupt die Vervollkommnung des Induſtrieweſens aus ſich ſelbſt noch gar nicht herbeizuführen verſteht.

Aus gleicher Quelle entſpringen die Preisaufgaben der Regierungen; wenn ſolche nicht richtig geſtellt ſind, ziehen ſie von nützlichen Erfindungen ab und leiten das Denken auf andere über. Einer der neueſten Zeit will ich nur beiſpielsweiſe gedenken, nämlich der Aufgabe der Erfindung einer Maſchine zur Reinigung der Wolle von Kletten. Im ſächſiſchen Erzgebirge werden viele Wollen aus Ungarn und Mähren, die dieſe Kletten in großer Menge in ſich haben, verarbeitet. Dieſe Wollen ſind etwas billiger als die inländiſchen, und der billige Arbeitslohn von 15 Ngr. wöchentlich für eine tägliche Arbeitszeit von 6 Uhr früh bis 8 Uhr Abends macht die Verarbeitung möglich. Das Leſen ſolcher Wollen geht ſehr langſam; denn jede einzelne Klette muß beſonders herausgenommen werden, und die zurückgebliebenen äußern ſich ſehr nachtheilig: ſie drücken Löcher in den Kammenbeſchlag und es löst ſich jede einzelne während der Manipulation zu einem langen Kranze mit tauſend Widerhaken auf, der zuletzt dem Gewebe äußerſt ſchadet. Durch eine Maſchine hofft man alle dieſe Uebelſtände zu beſeitigen. Wie der Maſchine die Eigenſchaft des Auffindens geben? das iſt die Frage. Doch abgeſehen davon, würde dieſe Aufgabe viel richtiger dem Ackerbau

---

Anerkennung von Seiten der betreffenden Fabrikanten zu Theil geworden iſt. Wir machen uns anheiſchig, dieſen Mann, der aus Beſcheidenheit ſich zu viel zurückzieht, zu nennen, ſo irgend ein Walkmühlenbeſitzer vorhandene Fehler beſeitigt wiſſen möchte. — Das Streben unſerer großen Mechaniker gegenwärtig iſt mehr auf das Prahlende gerichtet; von einer unweſentlichen Verbeſſerung an den Locomotiven, die nicht 5 Sgr. ſpart, ſpricht die ganze gelehrte Welt, hallen alle polytechniſchen Journale wieder, aber an die Verbeſſerung des gewöhnlichen Flachsſpinnrades, ferner des gewöhnlichen Leinenwebeſtuhls, der durch das ſtete Anliegen des Webers mit dem Unterleibe an den Bruſtbaum einen bedeutenden Mangel nicht verkennen läßt, endlich der gewöhnlichen Walkmühle, Gegenſtände, die mehr der Allgemeinheit zufallen und von großem Nutzen ſeyn würden, denkt Niemand; darum iſt es beſonders zu loben, wenn Einzelne das Nothwendige beachten.

oder dem Schafzüchter zu ſtellen ſeyn, damit von da aus gleich dafür geſorgt würde, daß die Kletten gar nicht hineinkämen. In allen inländiſchen Wollen, die faſt durchgängig veredelt ſind, finden ſie ſich nicht vor; allerwärts hat man hier die Klettenſtaude entfernt, und mit der Veredlung der Schafzucht auch für Verbeſſerung der Weide geſorgt. Die ausländiſche Klettwolle hat außerdem noch eine ſchlechte Eigenſchaft: ſie iſt hohl; die Tuche aus ihr verlieren die Preſſe leicht, werden bald unſcheinbar, ſehen grob aus und laufen auf wie die Pfannenkuchen, und Fabrikanten wie Wiederverkäufer haben Noth mit dem Abſatze ſolcher Waaren. Beſſer wäre es, daß ſolche ausländiſche fehlerhafte Wollen bei uns gar nicht zu Tuch verarbeitet würden, um dem Ruf der Zollvereinswaare nicht zu ſchaden. Wenn nun wirklich die Aufgabe der Erfindung gelöst werden ſollte, was würde die Folge ſeyn? — Daß ſich der Preis ſolcher fehlerhaften Wollen zum Nachtheil der inländiſchen veredelten erhöhte, der ohnedies in keinem richtigen Verhältniß ſteht. — Gleich dieſer Preisaufgabe erſcheinen uns noch mehrere andere falſch geſtellt, die der Kürze dieſer Abhandlung halber nicht aufgezählt werden können. Der Preis der Aufgabe verleitet viele talentvolle Männer zum Verſuch der Löſung; ſie verſchwenden damit ihre Zeit, die ſie dem nützlichen Berufe oft entziehen. Sonach verbreitet eine falſche Aufgabe nur Nachtheile und beeinträchtigt die Regierung in den Augen des erfahrnen Mannes in ihrer Würde. Die Bemerkungen eines Mitgliedes der franzöſiſchen Deputirtenkammer, als es ſich um das Patentweſen in Frankreich handelte, daß namentlich im Frühlinge jedesmal das perpetuum mobile und die Quadratur des Zirkels zum Vorſchein käme, auf welche man Patente erheben wolle, geben von dem freien Schaffen und Walten des denkenden Geiſtes Kunde und ſind ſo treffend, wie die Wahrnehmung, daß mit der erwachten Natur auch der Menſchengeiſt ſich mit den Endpunkten der Theorie trägt. Der Erfindungsgeiſt nimmt überhaupt ſeine eigenen Richtungen: welche Erfindungen auch hervorgebracht wurden, ſie ſind niemals Gegenſtand der Aufgabe, und die wirklich gelösten Aufgaben nur von ſehr relativer Bedeutung und ſelten von großem Nutzen geweſen. Der Charakter des Volks prägt ſich in ſeinen Erfindungen ab, darum möge man auch den deutſchen Geiſt, damit er ſich ausprägе,

frei walten lassen, ohne ihn dem Schulmeisterzwange zu unterwerfen; das aber möge man aufnehmen und festhalten, was er geboren hat. — Der Erfinder hat allemal eine tiefe praktische Erfahrung für sich, in welches Geleis die Vorsehung ihn auch gewiesen; er unter allen Menschen hat am richtigsten begriffen, was diese oder jene Maschine, dieser oder jener Industriezweig Mangelhaftes in sich trage, und die Nothwendigkeit oder die Folge leitet ihn von selbst zu Verbesserungen, ohne eines Antreibemittels zu bedürfen. Seine Idee ist kühner als die Kraft; den Endpunkt sieht er vor sich, doch das Ziel liegt ferner, als er glaubt: so setzt er alles daran, ohne den Lohn seines Strebens für sich erlangen zu können, und endet gewöhnlich in der tiefsten Armuth. Darum sterben auch Erfinder gewöhnlich arm, und das deutsche Sprüchwort: „man erfindet sich arm und arbeitet sich reich," giebt den Aufschluß zu der Bemerkung eines Mitgliedes der französischen Deputirtenkammer, daß die meisten Erfindungen von sehr armen Leuten gemacht würden. — Damit nicht so viele gute Kräfte die Opfer getäuschter Hoffnungen werden, sollte man keine Preisaufgaben auf Erfindungen stellen; — wir müssen aufhören die Erfindungen bevormunden zu wollen; die zeit- und naturgemäßen kommen von selbst. Welche Lieblingsideen hochgestellte Männer auch je hervorgerufen, nie haben sie die Opfer der Unterstützungen wahrhaft ersetzt, sehr oft durch die Ablenkung der Ideenrichtung von dem Naturgemäßen noch Nachtheile gebracht.

Aus der nicht richtigen Verkettung der Theorie mit der Praktik erklären sich ferner die Stimmen gegen die größern technischen Lehranstalten neuerer Zeit, wie Handlungsschulen, Gewerbeinstitute, deren Zöglinge, obgleich tüchtig geschult, in der praktischen Welt schwer Aufnahme finden, und nach vielen Kosten an Zeit und Geld, mit noch größern Opfern öfters nur als „Volontäre" unterkommen können.

Das Uebertragen eines Manufakturzweiges von einem Ort zum andern hat auch seine Schwierigkeiten. Daß man den Ehrgeizigen anregte, hat selten guten Lohn, wohl aber Bitterkeit gebracht, wenn man mit dem Hervorrufen eines Geschäfts Alles gethan zu haben glaubte, was nöthig war, und zum Fortbetrieb eine reelle Basis unterzulegen vergaß, weil schon wieder ein

neuer Gegenstand fesselte, und man gleichsam wie der Schmetterling von Blume zu Blume überging. Nur ein Beispiel will ich angeben. Nach erhaltenen Winken fand sich ein Mann veranlaßt, von M. ein Zweiggeschäft nach E. zu verlegen. Er arbeitete in feinen weißen Tüchern, worin seine Fabrik sich ein Ansehen erworben hatte. An dem neuen Orte brachte er aber trotz derselben Arbeitsleute nicht dieselbe gute Waare heraus, als an dem alten. Bei aller Aufmerksamkeit und Accurateſſe wurde die Waare doch nicht so gut, immer zeigten sich gelbe Flecke im Tuche; man glaubte in der Temperatur des Hauses und Gott weiß in welchen Dingen die Ursachen des Fehlers finden zu können, aber vergebens. Endlich nach zweijährigem Hinwinden, als schon der Eigner das Geschäft wieder fallen zu lassen gedachte, ermittelte sich die Ursache. — Der dritte oder vierte Nachbar, ein Schmied, war daran Schuld, aus dessen Esse aufsteigender Rauch bei Abendwind dem Fabrikgebäude zutrieb und sich auf die feuchten Werftketten legte, die bei solcher difficilen Farbe nicht an der Sonne, sondern unter einem festverwahrten Dachboden getrocknet werden mußten. Nach Anwendung von Gegenmaßregeln, Verlegung des Trockenbodens war dem Uebel abgeholfen. — So glücklich geht es nicht immer. Oft wurden Geschäfte an Orte verpflanzt, wohin sie naturgemäß nicht gehörten, gleich Gasthöfen gebaut an einem Fußwege, wo keine Passage war; man brauchte große Wasserkräfte, und sie waren nicht da, hoffte auf die Kohlen, die weit landeinwärts hergeschafft werden mußten, und verlor damit den möglichen Gewinn. Geschäfte wurden zwar immer erlangt, aber oft andere, als die ursprünglich beabsichtigten, und dabei durch die bedeutenden Experimental-Ausgaben der Nutzen von Jahrzehnten zum Opfer gebracht. So beabsichtigte man eine Türkischroth-Garnfärberei zu gründen, und es wurde hernach eine Kattunfabrik; eine Tuchmanufaktur, und es wurde eine Wollhandlung; eine Glashütte, und es wurde eine Eisenhütte; eine Eisenhütte, und es wurde eine Kohlengrube, die hernach wenig Nutzen abwarf.

Auch die Vervollkommnung der Manufakte geht ihren eigenen Weg, sie ist unabhängig von den Beförderern des Gewerbefleißes: sie wird durch die Praktik allein gesteigert. Man findet, je nachdem die Mode sich ändert, nie eine Gleichmäßigkeit in der

Qualität der Waaren, ein Vervollkommnen oder Verringern immerwährend; doch da gewöhnlich die Concurrenz hinzutritt, und mit ihr das Beſtreben, billiger zu liefern, ſo werden die Waaren mit der Billigkeit faſt immer geringer, ſo daß man von allen Artikeln, die entſtanden und verfallen ſind, annehmen kann, daß ſie durch die Einwirkung der Umſtände von den Fabrikanten ſelbſt zu Grabe getragen wurden, daß man aber die Schuld ihnen ſelbſt nicht zur Laſt legen darf. Man war auch bei Stockungen ſonſt wenig beſorgt; denn nach dem Verfall der Waare trat wieder ein anderer Artikel auf, der die Entſchädigung für den Verluſt abgab. Auf eine ſehr tiefe Stufe ſind durch eine allgemeine unrichtige Anſicht, durch ein Verkennen ihres Werthes die Leinenwaaren jetzt geſtellt, ohne daß ſich für dieſelben ein ähnlicher anderer Artikel als Erſatz bildete, der eine Erhöhung des Preiſes und gleichzeitig des Arbeitslohnes mit ſich führte. Und hierin liegt der Knoten, der zu löſen iſt. Die Löſung deſſelben haben wir bisher fern von uns gehalten, und denken ſie durch Hülfsgaben zum Nachtheil fürs allgemeine Wohl noch länger fern zu halten, während ſie ſpäter nur um ſo ſchwieriger ſeyn wird. Dieſer Gegenſtand iſt jetzt einer um ſo ernſteren Beachtung werth, je größerer Ausbreitung dieſer Induſtriezweig ſich einſt erfreute, und ein reiflich zu überlegendes Abweichen von der bisherigen Bahn, die zu ſolcher Tiefe führte, um ſo nöthiger.[1]

Die Regierungs-Unterſtützungen durch Geldmittel haben der Geſammtheit wenig genützt, wenn gleich einzelne ſcheinbare Geſchäfte damit erzielt wurden. Die Folgen davon ſind, daß dieſe Geſchäfte heute noch den Schutzzoll zu ihrem Fortbetriebe für ſich in Anſpruch nehmen müſſen, ſowie früher durch die Begünſtigten

---

[1] Wir denken hiebei an periodiſche Abweichungen, wie ſie bei den Wollenmanufakturen einige Male nachzuweiſen ſind, z. B. im Jahr 1829, nachdem die Schäfereien durch die Klauenſeuche bis auf ⅓ vermindert worden waren, und man aus der Verarbeitung der ſchlechten ausländiſchen Nothwolle, deren man ſich in Ermangelung der inländiſchen bedienen mußte, erſehen hatte, wie gut dagegen unſere einheimiſche ſey, und dieſe mit größerer Beachtung des Zweckes des Manufakts verarbeiten lernte. Mit der beſſern Richtung fand ſich auch ein beſſerer Abſatz, während man früher die Feinheit der Waare nur in der Dünne, die übertriebene Breite, welche verlangt wurde, nur im Ausrecken ſuchte.

mehr einem augenblicklichen Parteiintereſſe und einer gewiſſen Neugier Genüge geſchehen, als dem hiſtoriſchen, der Wahrheit auf den Grund gehenden Tiefſinn.

Beide Methoden, die eine, welche die Vergangenheit gleich der Gegenwart cenſirt, und die andere, die ohne Sachkenntniß nur im Ton franzöſiſcher Zeitungsartikel raiſonnirt, müſſen vom höheren Standpunkt deutſcher Geſchichtsforſchung aus abgelehnt werden. Das klare Verſtändniß vaterländiſcher Angelegenheiten verliert durch das hiſtoriſche Ausſchließungsſyſtem der erſtern, wie durch das ſeichte Spötteln und Paraphraſiren der andern. Weder ein, alle Nationalitäten durchſchneidender Abſolutismus, noch ein geradezu undeutſch geſinnter, in Tendenz und Form franzöſiſcher Propagandismus darf als authentiſch anerkannt werden, wo es ſich von Darſtellung und Beurtheilung deutſcher Länder handelt, die mit dem gemeinſamen Vaterlande aller Deutſchen ſeit ſo viel Jahrhunderten auf eine ſo innige Weiſe verbunden waren, daß deren Iſolirung, weit entfernt den Namen eines alten Syſtems zu verdienen, vielmehr eine Neuerung iſt.

Dieſe Bemerkungen führen zur nähern Erwägung der nicht unintereſſanten Thatſache, daß Oeſterreich Alles, was es geworden iſt, von Deutſchland aus und durch die Deutſchen wurde. Nicht blos die Majeſtät des heil. Reichs, der dominirende Titel, deſſen erſtes Prädicat die Mehrung des Reichs war, ſondern hauptſächlich das Uebergewicht des germaniſchen Princips in der erobernden Waffengewalt, in dem coloniſirenden Fleiß (der nicht zerſtörte, ſondern überall baute und rohere Nationen civiliſirte, feinere ſittigte) und in der conſervativen Treue und Ausdauer erwarb dem Kaiſerthum Oeſterreich den großen Umfang ſeiner Grenzen und die überwiegende Stellung in Europa. Aus dieſer Thatſache aber ſcheint zu folgen, daß jede nationelle oder geiſtige Scheidung deſſelben von den natürlichen Zuflüſſen des Germanismus ihm auf die Dauer unzuträglich ſeyn müſſe, ſo wie eine immer fortwährende Verſtärkung ſeines germaniſchen Elementes durch nähern Zuſammenhang mit dem übrigen Deutſchland, künftig wie in früheren Zeiten, als das heil. römiſche Reich noch den großen Hintergrund der habsburgiſchen Hausmacht bildete, die Intereſſen deſſelben mächtig fördern würde. Es würde demnach nicht ſchwer ſeyn, z. B. aus einer merkantiliſchen Annäherung Oeſterreichs an die übrigen

andere Concurrenten erdrückt wurden. Eigentlich bedarf es gar keiner Regierungs-Unterstützungen durch Geld, das Industriewesen bildet sich, wenn es nicht verfehlt seyn will, von selbst aus, wohl aber, wie schon oben gesagt, eines Auffassens alles Dessen, was die Volksindustrie zu Tage fördert und hebt. Dann nur erhalten wir eine selbstständige Nationalindustrie, die ihr eigenes Gepräge trägt und nicht von England abhängig ist; dann findet sich die Industriebehörde in der Stelle eines an der Spitze stehenden oder vorgeschobenen Mannes, der vor sich kein Vorbild sieht, in sich selbst die Erfahrungen der Vergangenheit trägt, und um und unter sich die Kräfte entwickeln und wirken sieht, die ihn so dem Höhepunkte zuführen.

Unter den jetzigen Verhältnissen können wir aber nur mit Opfern das verbaute Gebäude wieder restauriren. Ein solches Opfer brachte die preußische Regierung bei Gründung des Zollvereins. Ein ähnliches Opfer verlangt jetzt auch unser Industriewesen zu seiner Restaurirung, und zwar einen andern Zoll gegen den Zudrang von Außen, die Anwendung aller Mittel, um die bei uns durch die Maschinen entbehrlich gewordenen Menschenhände von dem Müßiggange fern zu halten und denselben einen Lohn zu sichern. Darauf verweisen wir auch die Fabrikanten. Welcher ein Opfer zur Verbesserung des Arbeitslohnes seiner Arbeiter zu bringen vermag, der wird den Lohn dafür in einer sorgfältiger gefertigten Arbeit, in der bessern Waare, und als Segen davon im größern Aufschwung des Geschäftes später gewiß finden.

Nach dieser Richtung müßte abgebeugt werden; und dieses Abbeugen ist nur möglich, wenn die Wirksamkeit der Verwaltung des Industriewesens auf die zweckmäßige Benutzung der Menschenkräfte, die gegenwärtig zum Theil außer Thätigkeit gesetzt oder werthlos geworden sind, und als eine Last die Staatskräfte beeinträchtigen, mehr auf die Ausbildung der individuellen Thätigkeit, auf eine Belehrung des Publikums über die einheimischen industriellen Artikel und deren Vorzüge, gerichtet ist, und dann diese Kräfte durch einen den innern wie den auswärtigen Handels- und Produktionsverhältnissen angepaßten Zoll unterstützt werden.

Die industriellen Interessen nehmen bei ihrer hohen Geltung

jetzt, seitdem eine große Noth unter den Arbeitern herrscht, und eine wichtige Krisis des politischen, industriellen und merkantilen Lebens unverkennbar ist, das allgemeine Nachdenken in Anspruch; mehr als je ist man auf die Maßregeln der Regierung gespannt. Insofern ist der Zeitpunkt eines neuen Aufschwungs, eines bessern Zustandes der deutschen Industrie herbeigekommen, bei dessen Realisirung man auf die politische Macht des Zollvereins sich stützt.

So lange der Boden die Menschen nährt und zu nähren vermag, ist keine Uebervölkerung vorhanden, sind keine Auswanderungen nöthig, so weit auch kann die Industrie ohne Besorgniß sich erstrecken, wenn ihre Erzeugnisse einen reellen Werth haben und einen Arbeitslohn verdienen lassen. Die betrübenden Erfahrungen über die jetzige Arbeits- und Nahrungslosigkeit unter den niedern Arbeitern haben andere Ursachen: sie beweisen, daß den Arbeitern zu viel entzogen wurde, daß ihre Arbeit und mit dieser ein Theil der Nationalkräfte werthlos geworden, und daß der bisher eingeschlagene Weg unmöglich der richtige war.

Eine Abbeugung von diesem Wege ist noch möglich; es wird jedoch später immer schwieriger seyn. Ein Theil der Arbeiter hatte aus dem Verdienst von früheren Jahren bisher noch Etwas zuzusetzen gehabt; folgerichtig muß unter gleichen fortgesetzten Verhältnissen und fortbestehenden Ursachen später die Nationalverarmung um so größer und allgemeiner, die Opfer aber, welche die gründliche Abhülfe der zu einer drohenden Höhe emporsteigenden Noth erheischen wird, um so bedeutender und schwerer werden.

Noch besitzen wir die Zeit, und mit diesem großen allgemeinen Kapitale der Menschheit, mit welchem zu wuchern Jedermann eben so erlaubt, als für jedes Volk ehrenvoll ist, Alles. Noch wirken alle Verhältnisse günstig ein; später jedoch könnten sie störend und hemmend in die Speichen der Staatsmaschine greifen, und die Maßregeln und Opfer jeder Art, durch welche eine Umlenkung bewerkstelligt und eine Radikalkur bewirkt werden müßte, dürften der gebieterischen Gewalt der Umstände, die dann vorliegen können, und der dringlichen Nothwendigkeit der Bedürfnisse, die sie hervorgerufen, und der Größe der Gefahr, die dann für das

Allgemeine zu besorgen seyn möchte, angemessen und zu einer unangenehmen und unwiderstehlichen Potenz in rascher Vervielfältigung herangewachsen seyn.

Mit dieser Betrachtung schließen wir. Hinreichende Belehrung bietet die Weltgeschichte überhaupt, bis in die neueste Zeit; — uns aber gibt das dürre Jahr 1842 allein, in welchem man am Rhein damit umging und fast auf dem Punkte stand, wegen Brodmangel die Correktionshäusler entlassen zu wollen, warnende Winke genug, die Gegenwart wahrzunehmen und die Zukunft zu bedenken. Vor allen Dingen aber ist die Wohlfahrt des ganzen deutschen Vaterlandes klar und fest ins Auge zu fassen, damit, unbeschadet der besondern Ansprüche jedes einzelnen Staates desselben, als eines Gliedes der großen Völkerfamilie, ein allgemeines Nationalinteresse und ein umsichtiges, würdiges, nachdrückliches und beharrliches Vertreten desselben der mit so viel Eifer, Anstrengung und Opfern verbundenen Gewerbthätigkeit zu Statten kommen, auf daß wir Deutsche, die wir den Ruhm haben, als die emsigsten und redlichsten Arbeiter anerkannt zu werden, unsere Kraft mehr erkennen und schätzen, indem wir sie üben und brauchen, und auf daß wir auch als Handelsvolk uns selbst erst mehr achten, ehe wir Ansprüche auf die Achtung Anderer machen.

Berlin.

H.

Die Stellung

der

Czechen und der Deutschen in Böhmen.

Die Geschichte bezeichnet die wichtigsten Phasen unserer Civilisation durch einzelne Worte, die zu ihrer Zeit die Losungsworte des Moments waren und die großen Fragen, um deren Entscheidung es sich handelte, bezeichnen. Heute beginnen Deutschthum und Slaventhum solche Losungsworte zu werden. Denn sie bezeichnen zwei große Nationalitäten, die eben jetzt einander immer schroffer, um nicht zu sagen feindselig, entgegentreten, und durch die Macht der Zeit und durch die Fortschritte der Civilisation einander so nahe gerückt worden sind, daß ein gewaltsamer Zusammenstoß oder eine friedliche Vertragung zwischen beiden unausweichlich geworden zu seyn und unfehlbar nahe bevorzustehen scheint. — Das Slaventhum hat unter dem ominösen Losungsworte des Panslavismus so eben das Signal zur Vereinigung aller slavischen Völker in ein großes Slavenreich gegeben, und dadurch nicht allein die Aufmerksamkeit des ihm zunächst gegenüberstehenden Deutschthums rege gemacht, sondern zugleich allen Völkern Europas und ganz insbesondere den Deutschen die gespannteste Wachsamkeit auf sein Thun und Lassen um so mehr zur Pflicht gemacht, als die ersten Lebenszeichen, mit denen er sich angekündigt hat, unverholen ausgesprochene Drohungen gegen Deutschland waren, zu denen derselbe durch ein ihm sehr gerecht scheinendes Racherecht für früher von dem Deutschthum angeblich erlittene Unbilden berufen und

befugt zu seyn meint.[1] — Eine Verkündigung dieser Art, so chimärisch und unausführbar die materielle Vereinigung aller Slavenstämme zu einem großen Slavenreiche bei der heutigen politischen Lage Europas auch erscheint, ist gleichwohl von hoher Wichtigkeit, zumal sie mit einer Zuversicht ausgesprochen wurde, die entweder auf die Unterstützung einer mächtigen Regierung, oder auf gefährliche nationelle Bestrebungen gegründet zu seyn und zu rechnen scheint. Jedenfalls sind dadurch Sympathien und Wünsche wach und Bestrebungen rege geworden, die durch Machinationen und Umtriebe aller Art genährt und aufgemuntert, sich in immer weitern Kreisen ausbreiten und allmählig zu einem höchst gefährlichen, die innere Sicherheit mehrerer großen Staaten, die Ruhe und den Frieden, ja die Civilisation Europas bedrohenden Miasma ausgebildet haben, dessen Ueberwachung und Bekämpfung allen Bedrohten und namentlich den Deutschen bereits Pflicht geworden ist. Um aber den weiteren Fortschritten dieses Uebels Schranken setzen und es mit Erfolg bekämpfen zu können, ist es vor allem andern nöthig, die wahren Gränzen des Slaventhums zu ermitteln, um daraus zu erkennen, welche Länder und welche Völker Europas dem Slaventhum und welche derselben dem zunächst gelegenen Deutschthum angehören. Diese Ermittelung ist um so wichtiger und dringender, da der Panslavismus seine nationellen Grenzen nicht allein in geographischer Hinsicht so weit als nur immer möglich, selbst auf weit abliegende, wenig zahlreiche Stammverwandte auszudehnen strebt, sondern zugleich eine ideelle Vereinigung und Verbrüderung aller über den ganzen Erdboden zerstreuten Ueberbleibsel ehemaliger Stammverwandtschaft zu bewirken, und sie zu Werkzeugen seiner chimärischen Zwecke zu machen bemüht ist. Daß Deutschland und der Germanismus überhaupt diesen eben so anmaßlichen als rechtswidrigen Bestrebungen kraftvoll entgegen zu wirken, und alles, was mit Recht als ihm angehörend betrachtet werden kann, zu erhalten, vor Entfremdung zu schützen und zu vindiciren trachtet, ist nur gerechte Abwehr, und die nothwendige Folge

[1] Die allerersten, den Panslavismus betreffenden und in diesem Sinne abgefaßten Aufsätze hat der Verfasser vor etwa drei Jahren in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gelesen.

der aggressiven Strebungen des Panslavismus. In diesem großen Nationalkonflikte, dessen Dauer, Ausdehnung und endlicher Erfolg eben so wenig vorhergesehen, als, da er nun einmal begonnen, abgewendet werden kann, ist es heilige Pflicht sowohl der Regierungen, als der Presse, mithin auch jedes Einzelnen, nach besten Kräften dahin zu wirken, daß der Conflikt nicht in einen materiellen Kampf ausarte, mit einem Worte, daß durch öffentliche Besprechung des Gegenstandes darüber volles Licht und die klarste Erkenntniß der Wahrheit und des beiderseitigen Rechts verbreitet, und auf diesem Wege durch gütliche Verständigung jedes Mißverständniß beseitigt, jeder Anhaltspunkt zum Streite entfernt, kurz der ganze Conflikt ausgeglichen und jeder gewaltsame Zusammenstoß unmöglich gemacht werde.

Patriotische Stimmen aus Ungarn, aus Posen, aus Gallizien und Lodomerien haben bald nach dem Lautwerden des Panslavismus gegen jede Sympathie mit demselben und um so mehr gegen jede Theilnahme an seinen Strebungen durch geeignete Artikel in den öffentlichen Blättern[1] unverholen Protest eingelegt. Die Ungarn ergreifen jede Veranlassung, um ihren Widerwillen und ihren eventuellen Widerstand gegen jede Anmuthung oder Anmaßung des Panslavismus aufs Entschiedenste auszusprechen und zu verkünden. Mähren hat kürzlich ein Gleiches gethan. Nur aus Böhmen ist bis jetzt keine ähnliche Manifestation zur Publicität gelangt. Böhmen aber ist ein zu großes Gewicht in der Wagschale, um es zweifelhaft lassen zu dürfen, welcher der beiden Nationalitäten dieses Land rechtmäßig angehöre. Es ist gewiß, daß das Stillschweigen der Böhmen einzig und allein daher rührt, weil die unermeßliche Mehrheit der Nation nicht die mindeste Sympathie für den Panslavismus fühlt, Böhmen nicht zu den slavischen Ländern und sich selbst nicht zu den slavischen Völkern zählt, sondern als ein eigenes, selbstständiges Land und Volk betrachtet, das, von jeher mehr vorwärts als rückwärts zu blicken und zu gehen und seine Civilisation nur auf friedlichen Wegen zu fördern gewohnt, diese Richtung seines Nationalgeistes zu ändern heute weder veranlaßt noch geneigt ist, und deßhalb von dem Wunsche einer Theilnahme an dem rechtswidrigen, nur Zwietracht

[1] Namentlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

fäenden Umtrieben des Panslavismus ſich frei fühlend, auch über jeden Verdacht einer Hinneigung zu demſelben erhaben zu ſeyn meint.

Wer Böhmen kennt, und den wahren, thatſächlichen Zuſtand ſeiner Bewohner nicht nach vorgefaßten Meinungen oder von unrichtigen, beſchränkten Geſichtspunkten aus, ſondern von einem höheren Standpunkte, mit dem ruhigen Auge eines unbefangenen Beobachters zu überblicken und zu würdigen vermag, wird dieſe Anſicht unbedingt theilen. Da es jedoch nicht Jedermann gegeben und vergönnt iſt, ein ganzes Volk mit einem Blicke zu überſehen, ruhig und richtig zu beurtheilen, ohne durch Einzelnheiten beirrt und angezogen zu werden, ſo iſt nichts natürlicher und begreiflicher, als überall unrichtigen, einſeitigen, und mitunter wohl auch nicht ganz unbefangenen Urtheilen und Anſichten über ein Land und über ein Volk zu begegnen, das zu ausgedehnt, zu wenig flach und zu wenig redſelig iſt, um von oberflächlichen oder kurzſichtigen Beobachtern richtig beurtheilt werden zu können. Dieſem Umſtande vorzüglich iſt es zuzuſchreiben, daß die deutſche politiſche Preſſe in der neueſten Zeit mehr als eine Schrift zu Tage gefördert hat, durch welche im Auslande die Meinung verbreitet worden, daß der Panslavismus bereits auch in Böhmen Anklang und ſogar Eingang gefunden habe, daß namentlich der Sprachenkampf in Ungarn bei den Böhmen allgemeine und ſehr lebhafte Theilnahme erregt, zu ähnlichen Mißhelligkeiten Anlaß gegeben, und wohl gar ſchon thatſächliche Zerwürfniſſe zwiſchen den in Böhmen wohnenden Slaven und Deutſchen erzeugt habe. Nichts iſt unrichtiger als dies. Gleichwohl läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß die Sprachangelegenheit der ungariſchen Slaven in Böhmen auf Einzelne tiefen Eindruck gemacht, ihr Mitgefühl lebhaft aufgeregt und dadurch alle enthuſiaſtiſchen Anhänger und Pfleger ſlaviſcher Nationalität, Sprache und Literatur in ihrem Beſtreben, der böhmiſchen Sprache neuen Aufſchwung und entſchiedenes Uebergewicht über die deutſche zu geben, ſehr beſtärkt und zu vermehrter Thätigkeit aufgeregt hat. Daß dadurch die Sympathien für das Slaventhum überhaupt, dort wo ſie ſich vorfanden, neue Nahrung gewinnen mußten, und daß die Bemühungen des Panslavismus, auch in Böhmen Anhänger und Werkzeuge zu finden, nicht ganz erfolglos bleiben konnten, leuchtet

von ſelbſt ein. Die große Mehrheit, die Maſſe der Nation jedoch iſt von allem dem unberührt geblieben, und nimmt, wenn gleich nicht ohne Theilnahme und herzliches Mitgefühl für die Leiden jedes Unterdrückten, welchem Völkerſtamme er auch angehören möge, und namentlich für das Unglück aller in Unterdrückung und Halbſklaverei lebenden Slavenvölker, an den Schickſalen derſelben nur denjenigen ideellen und ſympathetiſchen Antheil, der jeder Menſchenbruſt von der Natur ſelbſt eingepflanzt iſt, den Gebildeten, den redlichen Mann überhaupt aber nie über die Grenzen des Rechts und des ihm durch ſeine Stellung vorgezeichneten Wirkungskreiſes ungebührlich hinauszuführen vermag.

So gering aber auch die Anhaltspunkte ſind, die der Panſlavismus bisher in Böhmen gefunden hat, und fernerhin zu finden hoffen darf, ſo gewiß es iſt, daß die wenigen Anhänger und Werkzeuge, die er unter den enthuſiaſtiſchen Beförderern der böhmiſchen und der ſlaviſchen Sprache und Literatur in Böhmen bisher gefunden hat, zu machtlos ſind, um große Erfolge bewirken zu können; ſo wenig iſt doch zu verkennen, daß die Umtriebe und die rückſichtsloſen Mittel, die zu ſeiner Ausbreitung und Förderung überall in Anwendung gebracht werden, höchſt gefährlich und unheildrohend ſind, und eben darum kräftig bekämpft werden müſſen, ehe ſie Raum und Boden genug gewonnen haben, um auch thatſächlich unheilbringend werden zu können. Es iſt deßhalb im Intereſſe der Wahrheit und der guten Sache gleich wünſchenswerth und dürfte ſelbſt dem großen Publikum nicht unwillkommen ſeyn, die wahre Lage und Stellung der Böhmen, ſlaviſcher und deutſcher Abkunft, näher kennen zu lernen, um aus eigner Ueberſicht und Vergleichung aller Umſtände ſelbſt beurtheilen zu können, welchem der beiden großen Nationalelemente das heutige Böhmen angehöre, welche Rolle ſeine Bewohner in dem beginnenden Conflikte zwiſchen Deutſchthum und Slaventhum zu ſpielen berufen und berechtigt ſind, und welche Theilnahme, welche Mitwirkung der Panſlavismus in Böhmen zu finden hoffen dürfe.

Daß der Panſlavismus und ſeine Anhänger Böhmen zu den ſlaviſchen Ländern und Völkern zählen, iſt bekannt und in ſeinem Intereſſe conſequent. Deutſchland dagegen betrachtet Böhmen als ein deutſches Land und Volk. In Böhmen ſelbſt gibt es Anhänger

beider Meinungen. Für unſern Zweck iſt es darum zuvörderſt nothwendig zu unterſuchen, welche dieſer Meinungen die richtige oder doch diejenige ſey, die die meiſten Gründe für ſich habe.

Böhmen iſt ein großes, von der Natur reichlich geſegnetes Land, das von einem geiſt- und körperkräftigen, in allen Fächern des Wiſſens und Wirkens kräftig thätigen, in der Civiliſation weit vorgerückten und zugleich ernſten, friedliebenden und religiöſen Volke bewohnt wird, das mehr als 4 Millionen Seelen zählt und deſſen Bevölkerung ſich alljährlich bedeutend vermehrt. Schon darum iſt Böhmen ein wichtiges Land. Faſt im Mittelpunkte des europäiſchen Kontinents gelegen, ringsum von Gebirgen und Wäldern wie von einem natürlichen Walle begränzt und geſchloſſen, nur nach Oſt und Weſt hin an wenigen Stellen offen und leichter zugänglich, im Innern fruchtbar und reich an Naturſchätzen aller Art und von Flüſſen durchſtrömt, die faſt im Mittelpunkte des Landes zu einem einzigen großen Strome, der Elbe, vereint, Deutſchland einen ſeiner großen, ſchiffbaren Ströme liefern, bildet Böhmen zwiſchen dem Oſt und Weſt, zwiſchen dem Nord und Süd Europas eine natürliche Veſte, die ſchon durch ihre Lage ſelbſt zum gleichmäßigen Verkehr mit ſeinen ſlaviſchen und mit ſeinen noch näheren deutſchen Nachbarn angewieſen und zugleich beſtimmt zu ſeyn ſcheint, dem Norden Deutſchlands auf der ihm entſtrömenden Elbe den Ueberfluß ſeiner Produkte zuzuführen. Böhmen erſcheint hiernach zwar als eine militäriſche Poſition, deren Beſitz jedem ſeiner Nachbarn höchſt wünſchenswerth ſeyn muß, aber auch zugleich als ein von Natur aus ſcharf abgegränztes, in ſich ſelbſt vollkommen abgeſchloſſenes und deßhalb zur Bewahrung ſeiner Selbſtſtändigkeit und Neutralität berufenes Land. Es fällt jedoch von ſelbſt ins Auge, daß die Natur den Böhmen gegen Deutſchland hin zwei, oſtwärts jedoch nur einen, und zwar weniger bequemen Ausweg gebahnt hat, daß mithin ihr Verkehr mit dem, überdies auch näher liegenden Deutſchland, von dem das Land zugleich beinahe ganz umſchloſſen wird, der nähere und natürlichere iſt, als der mit den vielweiter entfernten Slavenvölkern, mit denen es überhaupt nicht unmittelbar, ſondern durch ſein Nebenland, Mähren, zuſammenhängt, welches letztere ſich ſo eben von jeder nationalen Sympathie für den Panſlavismus klar und beſtimmt losgeſagt hat. Dieſe natur- und

vernunftgemäße Hinweisung Böhmens auf einen Anschluß an Deutschland ist durch Staatsverträge und durch seine politische Vereinigung mit den übrigen Staaten des österreichisch-habsburgischen Kaiserthums zu einem großen Gesammtreiche unwiderruflich erfüllt, dadurch vollständig rechtskräftig geworden, und durch die Macht der Jahrhunderte geheiligt. Heute ist Böhmen ein zu Deutschland gehöriges Land, das sich von dieser Verbindung nicht mehr lossagen kann, ohne die heiligsten Rechte und Verträge zu verletzen, ohne an sich selbst zum Verräther zu werden, ohne einen politisch-nationalen Selbstmord zu begehen. — Aber Böhmen war vielleicht einst ein slavisches Land, das dem Slaventhume mit unrechtmäßiger Gewalt entrissen, gegen seinen Willen an Deutschland gekettet wurde, und mit Widerstreben in dieser Verbindung festgehalten wird? — Hierüber soll uns die Geschichte belehren.

So dunkel und fabelhaft auch die älteste Vorzeit Böhmens ist, so stimmen gleichwohl alle Geschichtschreiber darin überein, daß Böhmen schon mehrere Jahrhunderte vor unserer heutigen Zeitrechnung von den Bojern bewohnt war. Der Name Bojerheim, welcher allmählig in Böheim und Böhmen umgestaltet und zusammengezogen wurde, und den das Land heute noch führt, setzt dies außer Zweifel. Die Bojer aber waren unbestritten ein deutsches Volk, und die Markomannen, Hermunduren und Quaten, sowie später die Thüringer und Franken, die alle nacheinander in Böhmen hausten, waren ebenfalls unbestritten Deutsche. Böhmen war sonach bis in das 6te Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in welches die Ankunft der Czechen in Böhmen fällt, offenbar ein deutsches Land. Daß die Czechen von mehreren, und zwar von Deutschland entgegengesetzten Seiten her in Böhmen eindrangen und sich allmählig des ganzen Landes, oder doch des größten Theiles desselben bemächtigten, ist außer Zweifel. Ebenso gewiß ist aber auch, daß sie schon im Jahre 817, von Karl dem Großen besiegt, Deutschland zinsbar wurden, daß dem zu Folge das Land seitdem zuerst als zinsbares, dann als lehenspflichtiges Land zu Deutschland zurückfiel, mit dem es später als integrirender, und seit dem Jahre 1815 als Bundesstaat verbunden ist. Vor der Ankunft der Czechen war Böhmen nie mit einem slavischen Reiche verbunden, oder Theil eines solchen. Unter der Herrschaft der Czechen war es kurze Zeit mit

deutſchen Bundesſtaaten einen bedeutenden Zuwachs des germaniſchen Elementes, und mithin der dynaſtiſchen Kraft gegenüber den nichtdeutſchen Ländern Oeſterreichs nachzuweiſen, wie wenig auch Abſolute hier, Liberale dort es ſcheinen begreifen zu wollen.

Ueber kein Land iſt verhältnißmäßig mehr geſchrieben, als über Sachſen, weil man dort ſeit der Reformation ungemein ſchreibſelig war. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde die Anfertigung von Chroniken ſelbſt der kleinſten Städte gefordert. Daher iſt das Fürſtenhaus mit ſeiner Genealogie und allen Haupt- und Staatsactionen, ſind die Städte, namentlich die Univerſitäten, bis ins kleinſte Detail klar. Sogar die neuere Geſchichte des ſächſiſchen Hofes iſt durch Memoiren und Flugſchriften ſo ſcharf beleuchtet, wie keine andere Hofgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nur die Höfe des erneſtiniſchen Hauſes machen davon eine Ausnahme. Die ſehr ausführliche Geſchichte dieſer Häuſer gerieth im vorigen Jahrhundert wie die der meiſten kleinen deutſchen Häuſer ins Stocken. Eine neue Geſchichte derſelben wäre wünſchenswerth, beſonders wegen Gotha und Weimar. Das benachbarte Heſſen hat in Rommel einen Geſchichtſchreiber gefunden, wie er allen unſeren kleinen Staaten zu gönnen wäre, wohl das vollendetſte Muſter für Specialgeſchichte, das aufgewieſen werden kann. Doch iſt auch er noch nicht bis zu den neueren Zeiten vorgerückt.

Die ältern Schickſale des welfiſchen Hauſes ſind in Proſa und Verſen unzähligemal geſchildert, und auch ein Lieblingsgegenſtand ſpäterer Bearbeitungen geworden, ſo daß es hier an Einſicht nicht fehlt. Dazu die ausführlichen Stadtgeſchichten, die Specialgeſchichten von Lauenburg, Hannover, Braunſchweig. Braunſchweig-Wolfenbüttels neuere Geſchichte iſt durch die vielen Schriften über den unglücklichen Herzog Ferdinand zur Genüge aufgeklärt; dagegen wiſſen wir noch nicht genug von Hannover ſeit Georgs I. Ueberſiedelung nach England, und gerade jetzt dürfte der geeignete Zeitpunkt ſeyn, in dem eine gründliche und klare Darſtellung der hannöveriſchen Geſchichte während der Abweſenheit ſeiner Regenten große Theilnahme finden und vielleicht auch Nutzen ſtiften würde.

Preußen hat den großen Vorzug, daß ſeine neuere Geſchichte ſo genau und unbefangen wie die ältere, und zwar von vielen nicht bloß ſehr gelehrten, ſondern auch zum Theil ſehr geiſtreichen Autoren niedergeſchrieben iſt. Es war zu unglücklich, daß nicht auch ſeine wahren

Mähren, einem ſlaviſchen Reiche, verbunden. Dieſe Verbindung währte jedoch nicht lange, ſondern endete vielmehr damit, daß Mähren zu einer Provinz Böhmens gemacht, und ſo ein zu einem großen Slavenreiche gehöriges Land von demſelben abgeriſſen und mit Böhmen, einem urſprünglich deutſchen Land, vereinigt wurde. Trotz der Beſetzung Böhmens durch die Czechen, wodurch dieſes Land eine Zeit lang dem Einfluſſe Deutſchlands entzogen war, hat daſſelbe ſeinen urſprünglichen Charakter eines deutſchen Landes nicht verloren, und um ſo weniger verlieren können, da, wie die Folge lehrte, Karl der Große die Beſetzung Böhmens durch die Czechen und die hieraus entſtandene Trennung deſſelben von Deutſchland für unrechtmäßig und ungültig anſah, deßhalb die Czechen mit Krieg überzog, und ſie in Folge ihrer Beſiegung und Zinsbarmachung zur Anerkennung ſeiner Oberherrlichkeit gezwungen, Böhmen dem deutſchen Reiche vindicirt und mit demſelben wieder vereinigt hat. Die Czechen behaupteten ſich zwar allerdings gegen den mächtigen Karl im Beſitze ihres Landes und wollten die Oberherrſchaft der deutſchen Kaiſer nie anerkennen; allein ſie konnten dadurch nur bewirken, daß Böhmen als ein freies, von Deutſchland unabhängiges Land angeſehen werden ſollte, zu einem ſlaviſchen Lande aber konnten ſie es dadurch nicht machen, und wenn auch ſie ſelbſt durch die Beſitznahme und Behauptung eines deutſchen Landes ihre Nationalität als ein Volk ſlaviſcher Abſtammung nicht verloren, ſo konnten ſie eben ſo wenig dadurch ein deutſches Land in ein ſlaviſches verwandeln. — Seiner Urgeſchichte nach ein deutſches Land, kann ſonach Böhmen heute, nachdem es ſeit mehr als tauſend Jahren politiſch mit Deutſchland verbunden, und in der neueſten Zeit traktatenmäßig ein integrirender Bundesſtaat Deutſchlands geworden iſt, durchaus nicht und um ſo weniger ein ſlaviſches Land genannt werden, da der kurze Zeitraum, während deſſen es vom Einfluſſe Deutſchlands frei war, ein exceptioneller, in Beziehung auf Deutſchland ein Kriegszuſtand, und die Beſitznahme der Czechen eine uſurpatoriſche war, die erſt nach dem Kriege und der Vertragung mit Karl dem Großen eine rechtsgültige wurde, welche Vertragung zugleich Böhmen wieder mit Deutſchland verband, und dem zufolge ſeine frühere Eigenſchaft eines deutſchen Landes traktatenmäßig wieder herſtellte.

Dieſer letztere Umſtand allein wäre hinreichend, darzuthun, daß Böhmen heute kein ſlaviſches Land ſey. Es iſt aber auch vor der Einwanderung der Czechen kein ſolches geweſen, und die zu verſchiedenen Zeiten ſtattgehabten wechſelſeitigen politiſchen Beziehungen Böhmens und Polens waren nie ſo geartet, daß Böhmen und Polen zu einem Reiche vereinigt, oder jenes wohl gar dieſem einverleibt geweſen wäre. Weit entfernt, je rechtsgültig zu einem Slavenreiche gehört zu haben, oder von einem ſolchen losgeriſſen worden zu ſeyn, war das Land vielmehr durch die Czechen eine Zeit lang gewaltſam von Deutſchland losgeriſſen, ohne daß jedoch dieſe Abtrennung je rechtmäßig geworden wäre und überhaupt hätte behauptet werden können. Daß Böhmen weder mit Gewalt noch wider ſeinen Willen in ſeiner Verbindung mit Deutſchland feſtgehalten werde, und in wie ferne die heutigen Bewohner Böhmens Slaven genannt und als ein zu den ſlaviſchen Völkern gehöriges Volk angeſehen werden können, wird ſich, unſeres Erachtens, aus den nachfolgenden Betrachtungen von ſelbſt herausſtellen. Daß die Czechen ein ſlaviſcher Völkerſtamm waren, iſt außer Zweifel. Ebenſo gewiß iſt aber auch, daß ſie ſich von ihren übrigen Stammverwandten frühzeitig abgetrennt, ſich mit den Waffen in der Hand eine neue Heimath errungen, ſich in derſelben feſthaft gemacht und gegen die früheren Bewohner des Landes darin behauptet haben. Das von den Czechen zu ihrer neuen Heimath auserſehene Land war Böhmen, ein bis dahin deutſches Land, und obgleich mit den Waffen behauptet, brachte das neue Beſitzthum die Czechen doch in eine unmittelbare politiſche Verbindung mit Deutſchland, die ſeitdem zu beſtehen nicht wieder aufgehört hat. Beſitzer eines deutſchen Landes, dadurch Deutſchland zuerſt zinsbar und ſpäter lehenspflichtig geworden, haben die Czechen von dem Augenblicke an, wo ſie ein eigenes, ſelbſtſtändiges, mit Deutſchland politiſch verbundenes, von den übrigen Slavenvölkern aber ganz getrenntes Reich gründeten, ungeachtet ihrer ſlaviſchen Abkunft, aufgehört, ein ſlaviſches Volk zu ſeyn, wie jeder einzelne Menſch und jede mehr oder minder zahlreiche Geſellſchaft, die ſich unter einem andern Volke feſthaft macht, oder irgend anderswo eigene ſelbſtſtändige Wohnſitze gründet, zu ihrem Stammvolke zu gehören aufhört und ein neues Volk zu bilden beginnt,

ohne deßhalb ſeine Abſtammung zu verläugnen. Die vereinigten Staaten von Nordamerika geben ein Beiſpiel dieſer Art. Urſprünglich eine Kolonie Englands, und heute ihrer Mehrzahl nach von Engländern und Deutſchen abſtammend, und fortwährend durch Einwanderer dieſer beiden Völker vermehrt, ſind die heutigen Nordamerikaner doch weder Engländer noch Deutſche. Sie bilden ein eigenes Volk, das, wenn gleich deutſche und engliſche Nationalität in ſich vereinigend, doch eine ganz eigenthümliche Nationalität und ein Land beſitzt, welches früher ein zu England gehöriges Land war, daher damals ein engliſches Land genannt werden konnte, heute aber ſicher eben ſo wenig von Jemand ſo genannt werden kann, als es den Nordamerikanern beigeben wird, ihre Abſtammung zu verläugnen.

Ob die Czechen bei ihrem Eindringen in Böhmen das ganze Land mit einem Mal beſetzt haben, ob ſie zahlreich genug waren, um dies zu können, oder ob ſie das Land allmählich in Beſitz genommen und die früheren Bewohner nach und nach daraus verdrängt haben, oder ob ein Theil der letztern im Lande zurückgeblieben ſey und ſich allmählich mit den neuen Ankömmlingen vertragen und vermiſcht habe, ob nicht durch Gefangene, Geißeln, Sklaven, Ueberläufer u. dergl. Keime des Deutſchthums in die Nationalität der ſlaviſchen Ankömmlinge gepflanzt, und wie lange dieſe letztern überhaupt von Vermiſchung mit ihren deutſchen Beſitz-Vorgängern und nachherigen Nachbarn ganz frei, ſomit reine Slaven geblieben ſeyen, kann durch nichts nachgewieſen werden. Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß nach langjährigen Kriegen, zumal nach der Beſiegung und Zinsbarmachung der Czechen durch Karl den Großen, bei einem ſofort weniger feindlichen, aber häufigen Verkehr beider Völker die Vermiſchung derſelben lange ausgeblieben ſeyn ſollte. Sobald aber dieſe eingetreten war, mußten die Czechen auch bald aufhören, ein rein ſlaviſches Volk zu ſeyn. Der Umſtand, daß ſchon in der grauen Vorzeit Böhmens deutſche Geſchlechtsnamen vorkommen, beweiſt unverkennbar, daß dieſe entweder Ueberreſten der früheren deutſchen, unter den Czechen zurückgebliebenen Landesbewohner, oder deutſchen Einwanderern angehört haben müſſen, daß folglich ſchon frühzeitig Deutſche unter den Czechen gelebt und gewohnt haben. Die vielfältigen deutſchen Namen

edler Geſchlechter und feſter Burgen, die wir ſchon in der älteſten Geſchichte des Landes finden, und von denen wir beiſpielsweiſe nur die Namen: Haſenberg, Neuhaus, Roſenberg, Schaffgotſch, Schwamberg, Sternberg, Trauttenberg, und die Burgen: Bayereck, Engelhaus, Geyersberg, Haſenberg, Klingenberg, Lichtenburg, Pfrauenberg, Rieſenburg, Schazlar, Toſſenſtein, Waldeck ꝛc. anführen, ſind eben ſo viele Urkunden des frühen Aufenthaltes Deutſcher unter den Czechen, und zwar nicht allein an den Grenzen, ſondern auch im Innern des Landes und in mächtiger, einflußreicher ſtaatsbürgerlicher Stellung. Die Schaffgotſche und die Trauttenberge z. B. kommen ſchon unter Herzog Udalrich im erſten Viertel des 11ten Jahrhunderts in alten Urkunden als Beſieger des berüchtigten Lindwurms von Trautenau und der die dortige Gebirgsgegend verwüſtenden Räuberhorden, und als Eroberer der Räuberburg Schazlar vor. Die Trauttenberge namentlich, die erweislichermaßen aus Bayern nach Böhmen eingewandert und in beiden Ländern zugleich weitläufig begütert waren, ſind die Gründer der heutigen königlichen Stadt Trautenau. Dieſe deutſchen Namen nehmen im Verlaufe der Zeit in der Geſchichte Böhmens fortwährend an Zahl und Wichtigkeit zu, und ſind um ſo mehr ein ſprechender Beleg für den immer mächtiger gewordenen Einfluß des Deutſchthums unter den Czechen, da die eingewanderten Deutſchen ſicher ſelten einzeln, ſondern meiſt familienweiſe eingewandert ſeyn, oder doch bald Familien geſtiftet haben mögen, da namentlich die eingewanderten adelichen Geſchlechter, nach der Sitte jener Zeiten, immer ein mehr oder minder zahlreiches Gefolge ſtammverwandter Hausgenoſſen und Diener mit ſich gebracht haben. Die Namen der meiſten und der wichtigſten Bergſtädte Böhmens, Bergreichenſtein, Eule, Gottesgab, Joachimsthal, Kupferberg, Kuttenberg, Schönfeld, Schlackenwald, Schlackenwerth u. ſ. w. ſind deutſch. Viele derſelben haben nie böhmiſche Namen gehabt, oder nur ſolche, die eine Ueberſetzung der deutſchen Namen ins böhmiſche ſind. Die Bewohner der meiſten Bergſtädte ſind Deutſche und Abkömmlinge ihrer urſprünglichen deutſchen Bevölkerung.

Die häufigen Kriege der Czechen mit den Deutſchen unter den erſten böhmiſchen Herzogen, ihr nachheriger friedlicherer Verkehr, die politiſche Verbindung Oeſterreichs, der Steyermark, Kärnthens

und Krains mit Böhmen unter Premyſel Otokar II., die Erwerbung und Einverleibung des bis dahin zu Deutſchland gehörigen und heute noch rein deutſchen Egerlandes zu Böhmen unter dem eben genannten Könige, die Herrſchaft der Luxemburger Könige über Böhmen, die faſt ein Jahrhundert lang ununterbrochen fortdauerte, die Stiftung einer Hochſchule in Prag, welche, als die damals erſte und einzige in Deutſchland, von deutſchen Lehrern und von tauſenden deutſcher Studenten beſucht war, die Heranziehung ausländiſcher Gelehrten, Künſtler und Gewerbsleute unter den luxemburgiſchen Königen, die häufigen Reiſen böhmiſcher Edelleute, Prieſter und Gelehrten nach Deutſchland ſowohl, als nach Frankreich und Italien, und die ſeit der Einführung des Chriſtenthums, alſo ſchon im 9ten Jahrhunderte begonnenen Reiſen und Wallfahrten der Böhmen nach Rom waren eben ſo viele Veranlaſſungen, fremden Nationalelementen, zumal deutſchen, Eingang in Böhmen zu verſchaffen und allmählich immer mehr Geltung zu geben. Auch durch die Huſſitenkriege und durch das Zwiſchenreich Georgs von Podiebrad, der, obgleich von unbezweifelt czechiſcher Abkunft, doch ſelbſt einen nur halb czechiſchen und halb deutſchen Namen, nämlich Georg von Podiebrad und Kunſtadt führte, war der Verkehr mit dem Auslande nur wenig unterbrochen, und die kurze Regierungsperiode der beiden Jagellonen konnte die bereits mit ſo vielen fremden Elementen imprägnirte czechiſche Nationalität um ſo weniger ganz rein wieder herſtellen, da die unmittelbar darauf gefolgte Regierung der Kaiſer und Könige aus dem deutſchen Hauſe der Habsburger Böhmen nicht allein in die innigſte politiſche Verbindung mit den öſterreichiſchen Erbſtaaten dieſer erlauchten Dynaſtie, ſondern auch in eine noch nähere unmittelbare politiſche Verbindung mit dem römiſch-deutſchen Kaiſerreiche brachte und ſo durch zweifache Intereſſen mit Deutſchland verband. Unter Kaiſer Rudolphs II., der faſt fortwährend in Prag Hof hielt, langer Regierung blühte Kunſt und Wiſſenſchaft in Böhmen, und es iſt bekannt, daß gerade unter der Regierung dieſes Kaiſers die böhmiſche Sprache und Literatur im größten Flor ſtand und den höchſten Gipfel ihrer Ausbildung erreicht hatte. Dieſem Kaiſer kann demnach eine Unterdrückung oder auch nur eine Vernachläßigung der böhmiſchen Nationalität und Sprache nicht

zur Laſt gelegt werden. Gleichwohl hatten eben zu jener Zeit deutſche Nationalität und deutſche Sprache in Böhmen ſchon ſo tiefe Wurzeln geſchlagen und ſich dermaßen ausgebreitet, daß man um die Fortdauer, wenn auch nicht vielleicht der czechiſchen Nationalität, doch der czechiſchen Sprache beſorgt zu werden begann, und der noch weitern Verbreitung der deutſchen Sprache durch geſetzliche Verfügungen Schranken ſetzen zu müſſen glaubte. Daß der im Anfang des 17ten Jahrhunderts in Böhmen begonnene dreißigjährige Krieg, der nicht allein ſchwediſche und deutſche Heere ins Land brachte, ſondern auch Tauſende von den aus Deutſchen, Wallonen, Spaniern, Italienern, Irländern und Franzoſen und allen Völkerſtämmen der öſterreichiſchen Staaten zuſammengeſetzten Heeren Wallenſteins, des Friedländers, in Böhmen einbürgerte, iſt bekannt, und daß dadurch einerſeits die kurz vorher im Intereſſe der böhmiſchen Nationalität und Sprache getroffenen Verfügungen gänzlich unwirkſam gemacht, dagegen aber der Einfluß fremder Nationalitäten und Sprachen im Lande weſentlich vermehrt und bleibend werden mußte, fällt von ſelbſt ins Auge.

Dies alles beweist, daß die ſlaviſche Nationalität der Czechen nach ihrem Eindringen in Böhmen nicht lange rein von fremden Elementen geblieben war, ſo wie, daß ſie davon nicht wohl lange frei bleiben konnte, daß die Verſetzung der czechiſchen Nationalität mit fremden Elementen, und zwar zunächſt mit deutſchen, ſchon in den erſten Jahrhunderten nach ihrer Einwanderung begonnen und allmählich, aber ununterbrochen in dem Maße zugenommen hat, daß ſchon im 10ten und 11ten Jahrhundert Tauſende von deutſchen Familien in allen Gegenden des Landes haus- und landſäßig geworden waren, daß in der Folge deutſche Nationalität und Sprache immer mehr Raum und Geltung und zuletzt volle Ebenbürtigkeit erlangt haben, und daß dies alles weder die Folge einer prämeditirten, planmäßigen Germaniſirung des Landes und des Volkes, noch einer tadelnswerthen Vernachläßigung der czechiſchen Nationalität und Sprache, ſondern einzig und allein die Frucht der Zeit und das Ergebniß der unabwendbaren Macht der Umſtände geweſen ſey. Wer dieſen Thatſachen gegenüber behaupten wollte, daß Böhmen heute noch ein ſlaviſches Land, und das Volk, das dieſes Land heute bewohnt, ein ſlaviſches

ſey, oder daß die Verbindung Böhmens mit Deutſchland eine unnatürliche, gewaltſame, widerrechtliche, und dem Weſen, dem Nationalgefühle der Böhmen widerſtrebende ſey, oder daß wohl gar die Auflöſung dieſer Verbindung und der Anſchluß an das Slaventhum natürlicher, rechtmäßiger, der Nationalität und den Wünſchen der Böhmen entſprechender wäre, der müßte entweder ſeine bisherige vollſtändige Unkenntniß der Geſchichte Böhmens einzugeſtehen genöthigt ſeyn, oder, der Geſchichte und der Wahrheit zum Trotz, auf jener Behauptung blos darum beharren, um darauf eine Argumentation gründen zu können, deren Unſtatthaftigkeit nur ihrer Verfänglichkeit gleichkäme, während ihre wahre Tendenz nicht wohl zu verkennen ſeyn würde. Böhmen iſt nach allem dieſem weder in politiſcher, noch in örtlicher, noch in irgend einer andern Beziehung ein ſlaviſches Land, und iſt, ſeiner Geſchichte nach, nie ein ſolches geweſen.

Die heutigen Bewohner Böhmens ſind weder ihrer Abſtammung noch ihrer Sprache nach Czechen, und noch viel weniger Slaven. Selbſt die alten Czechen haben ſich nie Slaven und ihr Land nie Slavien oder Slavonien genannt. Die heutigen würden ſich mit Unrecht Czechen nennen; denn die Zahl der Eingebornen, die erweislichermaßen von Deutſchen oder andern Nationalen, und nicht von Czechen abſtammen, iſt ſo groß, daß man, wollte man die heutigen Böhmen in Maſſe Czechen nennen, wohl der Hälfte der Nation eine ganz irrige Abſtammung und Nationalität andichten müßte. Es iſt — mit Ausnahme des Landvolkes in den faſt rein czechiſch gebliebenen Gegenden des Landes — heute kaum mehr zu ermitteln, und würde ſelbſt durch die Taufbücher ſchwerlich genau nachzuweiſen ſeyn, wer von den heutigen Böhmen ſeiner urſprünglichen Abſtammung nach noch ein reiner Czeche ſey. Viele von denen, die ausſchließend deutſch ſprechen und deutſche Namen führen, ſtammen urſprünglich von czechiſchen Familien ab, während bei andern, die nur czechiſch ſprechen, ſchon der Name die deutſche oder überhaupt eine fremde, nicht czechiſche Abkunft beurkundet. Bei denen, die beide Landesſprachen ſprechen, iſt die urſprüngliche Abſtammung noch zweifelhafter. Die heutigen Bewohner Böhmens ſind darum, weit entfernt, alle Czechen zu ſeyn, vielmehr von ſehr verſchiedener Abſtammung. Die Mehrzahl ſind czechiſcher oder deutſcher

Abkunft, aber alle ohne Ausnahme ſind Böhmen, und gehören einer eigenen, aus czechiſchen und deutſchen Urelementen hervorgegangenen Nationalität und einem Lande an, das mit dem Kaiſerthum Oeſterreich als integrirender, untrennbarer Beſtandtheil und mit dem übrigen Deutſchland traktatenmäßig als Bundesſtaat verbunden, gleichwohl ein ſelbſtſtändiges Gebiet umfaßt, und heute weder Vojerheim noch Czechien, ſondern Böhmen heißt, und unter dieſem Namen eine eigene, von der der übrigen ſlaviſchen Völkerſtämme unabhängige Geſchichte, Nationalität, Sprache und Bildung hat.

Seit Böhmen mit den übrigen Erbſtaaten des Kaiſerhauſes zu einem großen Reiche vereinigt iſt, hat dieſes Königreich, gleich ſo vielen andern, zwar ſeine politiſche Unabhängigkeit, keineswegs aber ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit und noch weniger ſeine Sprache verloren. Böhmen wird, gleich Ungarn, dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, gleich Oeſterreich und Gallizien als ein eigenes, von den übrigen Beſtandtheilen der Monarchie unabhängiges Land verwaltet, genießt daher, gleich den übrigen, volle Freiheit in der Entwicklung und Ausbildung ſeines innern nationalen und ſtaatsbürgerlichen Lebens, während ſeine feſte Verbindung mit ſo vielen andern großen Ländern zu einem Ganzen ihm in der Entwicklung ſeiner materiellen und geiſtigen Kräfte einen weit über ſeine Grenzen hinausreichenden Spielraum gewährt, und ſeine politiſche und nationale Unabhängigkeit nach Außen hin weit mehr ſichert, als beide, wenn es heute noch ein ſelbſtſtändiger Staat wäre, durch ſeine eigenen Kräfte gewährleiſtet ſeyn würden. Die weltgeſchichtliche Stellung Böhmens hat ſich hiernach allerdings geändert, und Böhmen hat heute kein eigenes Blatt in der allgemeinen Weltgeſchichte und in der diplomatiſchen Geſchichte Europas. In den Jahrbüchern der Geſchichte des römiſch-deutſchen und nun des öſterreichiſchen Kaiſerreiches, in der Geſchichte Deutſchlands überhaupt hat Böhmen immerhin eine wichtige Rolle geſpielt, und wird eine ſolche zu ſpielen nie aufhören, und was die Geſchichte ſeiner eigenen innern Entwicklung, ſeine Kulturgeſchichte überhaupt betrifft, ſo iſt dieſe thatenreich und ehrenvoll als die irgend eines andern Volkes, die civiliſirteſten Staaten Europas nicht ausgenommen. — Die Nationalität und die Sprache Böhmens haben durch ſeine Vereinigung mit Oeſterreich nichts

verloren. Schon lange vorher waren die Bewohner Böhmens nicht mehr rein und unvermiſcht Czechen geblieben. Ihre urſprünglich ſlaviſche Nationalität war ſchon viel früher durch die ununterbrochen zunehmende und ſich mehrende Vermiſchung mit fremden Nationalelementen dergeſtalt verändert worden, daß ſie ſich zu einer neuen, ganz eigenthümlichen Nationalität, der böhmiſchen, um- und ausgebildet hatte. Der heutige Böhme, und zwar ſowohl der deutſch als der böhmiſch ſprechende, unterſcheidet ſich durch ſeine äußere Erſcheinung wie durch den Accent ſeiner Sprache und ſeinen Charakter leicht und deutlich von dem Deutſchen, wie von dem Slaven, von dem Oeſterreicher, von dem Bayer, dem Schwaben, dem Sachſen und dem Preußen, und Niemand wird ihn leicht für einen Polen, für einen ungariſchen Slaven, Servier oder gar für einen Ruſſen halten. Eine eigenthümliche Nationalität iſt in ſeinem ganzen Weſen klar und unverkennbar ausgeprägt, und wenn dieſe von jener ſeiner czechiſchen und deutſchen Stammväter eben ſo ſehr verſchieden iſt, als von der der heutigen Slaven und Deutſchen, ſo hat der Böhme dies nur mit allen civiliſirten Völkern Europas gemein, deren keines ſeinen Ur- und Stammvätern mehr gleicht. Engländer und Franzoſen, Spanier und Portugieſen, Italiener und Deutſche gleichen den Urbewohnern ihrer Länder in Hinſicht auf Nationalität, Sprache und äußere Erſcheinung heute eben ſo wenig mehr, als der Böhme den ſeinigen. Mehr oder weniger von dem Urtypus der Stammvölker hat ſich ſowohl in der Geſtaltung als im Charakter der Völker überall, auch in Böhmen, erhalten; aber die Nationalität, d. i. der ganze Complex von Denk- und Gemüthsart, Sitten, ſtaatlichen und ſocialen Einrichtungen, Religion und Sprache hat ſich bei allen civiliſirten Völkern Europas ſo ſehr verändert und veredelt, daß ſie eine von der früheren ganz verſchiedene geworden iſt. Die alten Römer, Hetrurier, Sabiner, Longobarden ꝛc. ſind in den heutigen Italienern allerdings noch wieder zu erkennen, ihnen aber doch eben ſo wenig ähnlich, als die Gallier und Franken, die Angelſachſen, die Gothen, die alten Katten, Guaden, Bojer, Sachſen und Preußen ꝛc. den civiliſirten Nationen, welche in den allerverſchiedenartigſten Vermiſchungen von jenen alten Völkern abſtammen und die früher von ihnen bewohnten Länder heute

bewohnen. Kann man wohl deshalb sagen, daß Engländer und Franzosen, Spanier, Italiener und Deutsche keine Nationalität, keine Nationalsprache haben, weil beide denen ihrer Stammväter ganz und gar nicht mehr gleichen? Ganz genau eben so verhält es sich mit den heutigen Böhmen. Nur die Sprache ihrer Vorfahren, die czechische, ist ihnen bis zum heutigen Tage rein und unverfälscht geblieben, und wenn sich neben dieser die deutsche Sprache in Böhmen eingebürgert hat und zur zweiten Landessprache geworden ist, so kommt das einzig und allein daher, daß sich im Verlaufe der Jahrhunderte auch ein Volk von Deutschen neben den Czechen in Böhmen angesiedelt und eingebürgert, und gemeinschaftlich mit den Czechen eine neue Nation und eine neue Nationalität, die böhmische, geschaffen und ausgebildet hat. Ueberall anderwärts haben sich die Sprachen der verschiedenen Völker, aus deren Vermischung sich die heutigen europäischen Nationalitäten herausgebildet haben, zu einer neuen eigenthümlichen Nationalsprache verschmolzen, die, wenn gleich noch immer die Idiome ihrer Urelemente verrathend, doch nicht mehr die Sprache der Urbewohner ist. Am meisten ist dies wohl in England der Fall, am wenigsten in Deutschland, dessen Sprache sich, mit Ausnahme der hinzugekommenen vielen lateinischen, meist germanisirten Worte, fast ganz allein aus der Ursprache der deutschen Völker zu ihrer heutigen Vollkommenheit herausgebildet hat. Franzosen, Italiener und Spanier dagegen sprechen heute Sprachen, aus denen zwar überall die lateinische mehr oder weniger deutlich heraustönt, die aber durch Zuthat aus den früheren sich in der Art modificirt und ausgebildet haben, daß sie ganz und wesentlich verschiedene, eigenthümliche Nationalsprachen geworden sind. — Böhmen allein besitzt seit Jahrhunderten zwei Landessprachen, die, ihrem Ursprunge und ihrer Wesenheit nach ganz verschieden und unvereinbar, nie in eine Sprache zusammenschmelzen konnten, auch nie zusammenschmelzen werden, sondern ruhig und unverändert nebeneinander fortbestehen.

Diese der Geschichte des Landes entnommenen, keinem Widerspruche unterliegenden Daten dürften hinreichen, jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß Böhmen nie ein slavisches Land gewesen sey, folglich heute nur mit Unrecht unter die slavischen Länder gezählt werden könnte. Die heutigen Bewohner

Freunde und Feinde laut alle ſeine Mängel und Fehler hätten aufdecken dürfen, und es war zu glücklich, um nicht den Tadel verſchmerzen zu können. Ueberdies wurde ſeine Geſchichte, je neuer, deſto großartiger, und wenn der Boruſſismus zuweilen prahlte, ſo führte er hinterdrein das aus, was er geprahlt hatte. Er bekam gegenüber der öſterreichiſchen Zurückhaltung und der beſchämten Rheinbundpolitik eine offene und ſehr vortheilhafte Stellung. In neueſter Zeit haben ſich zwar einige kleinliche Schulrückſichten, Solicitanteneifer, Kamaſchenreminiscenzen und die Philoſophie des Abſoluten in die Geſchichtſchreibung einmiſchen wollen, allein ſie können die große Maſſe längſt verbreiteter hiſtoriſcher Wahrheiten weder verdunkeln, noch den patriotiſchen Geiſt, der ſeit des großen Kurfürſten Zeit durch die preußiſche Geſchichte geht, wieder einſperren in einen kleinlichen Provinzialismus. Das beſondere Preußiſche iſt im allgemeinen Deutſchen zu ſehr aufgegangen, als daß alles Kleine nicht hier alsbald, ſelbſt wider Willen, am Großen abſterben müßte. Der Staat, der alle Früchte der Reformation im ſiebzehnten, der Aufklärung im achtzehnten und des wiedererwachten deutſchen Patriotismus im neunzehnten Jahrhundert geerbt hat, widerlegt durch die bloßen Thatſachen ſeiner Geſchichte alle Schulfaſeleien, die daraus falſche Folgerungen ziehen möchten.

Der Reichthum der preußiſchen Geſchichte enthüllt ſich nicht bloß in ſehr vielen und wetteifernd gründlichen Bearbeitungen der geſammten Staatsgeſchichte, ſondern auch namentlich in den vortrefflichen Biographien der hervorragenden Regenten, Staatsmänner, Feldherren und Tonangeber der Cultur; ferner in der vortrefflichen Specialgeſchichte einzelner Provinzen, von Cleve bis nach Oſtpreußen, um nur eine zu nennen: die Geſchichte des Ordenslandes Preußen von Voigt. Endlich iſt wohl keine ältere irgend bedeutende Stadt in Preußen, die nicht, wie Danzig, Breslau, Berlin, Stralſund, Magdeburg, Halle, Erfurt, Münſter, Paderborn ꝛc., eine mehr oder weniger ausgezeichnete Specialgeſchichte beſäße. Als Beleg für die Freimüthigkeit in der Behandlung neuerer Geſchichte wollen wir nur Manſos Geſchichte der preußiſchen Unglückszeit unter Napoleons Herrſchaft und Rauſchnicks Leben Blüchers anführen.

Mecklenburg hat an Lützow einen wackern Geſchichtſchreiber erhalten. Holſtein und Schleswig hat dagegen nur zahlreiche ältere

Böhmens aber können weder ihrer Abſtammung noch ihrer Nationalität nach ein ſlaviſches Volk genannt oder überhaupt zu den ſlaviſchen Völkern gezählt werden. In wie ferne ſie ihrer Sprache, ihrer Bildung und ſelbſt ihrer Religion nach zu den ſlaviſchen Völkern gehören, werden wir ſogleich ſehen. — Daß die böhmiſche oder czechiſche Sprache eine ſlaviſche Mundart iſt, und lange die alleinige oder doch die herrſchende Landesſprache der Bewohner Böhmens war, unterliegt keinem Zweifel. Damals waren die Böhmen ſowohl ihrer Nationalität als ihrer Sprache nach ein czechiſches Volk. Heute iſt es nicht mehr ſo, und wie es allmählich gekommen, daß die czechiſche Sprache die alleinige Landesſprache zu ſeyn aufgehört hat, und die deutſche zur zweiten Landesſprache geworden iſt, hat ſchon der gelehrte Piariſt P. Jaroslaus Schaller in ſeiner, etwa vor 70 Jahren erſchienenen Topographie Böhmens gezeigt, aus deren Einleitung wir folgende Stelle wörtlich entnehmen: „Obſchon die ſlaviſche Sprache, welche unſere erſten Vorfahren aus ihren alten Wohnſitzen nach Böhmen gebracht haben, ſowohl im ganzen Lande als auch bei dem Hofe ſelbſt, ſo lange einheimiſche Herzoge und Könige das Land regierten, herrſchend geweſen war, ſo weiß man doch zuverläſſig aus den allerälteſten Urkunden des 10ten und 11ten Jahrhunderts, daß alle Reichsſachen, ſowie auch die Inſchriften der Münzen in lateiniſcher Sprache verfaßt worden ſind. Dieſe Hof- und Landesſprache blieb unverändert bis auf die Zeiten des Königs Johann. Hier pflogen die Böhmen einen genauen Umgang mit auswärtigen Völkern, und fingen zugleich an, ſich der deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache zu bedienen. Deſſen ungeachtet räumten die Böhmen zu allen Zeiten ihrer Mutterſprache den Vorzug ein, ja man bemühte ſich um deſto fleißiger, beſonders zu Rudolphs II. Zeiten, dieſelbe auszubilden und allezeit mehr und mehr in Aufnahme zu bringen. Zu dieſem Ende wurde im Jahre 1615 auf dem Landtage zu Prag beſchloſſen, 1) daß in allen Pfarrkirchen und Schulen, wo die böhmiſche Sprache zu ſolcher Zeit üblich war, ſie auch ferner gepredigt, gelehrt und beibehalten, in den übrigen aber dieſelbe alsbald nach dem Ableben des Pfarrers oder Schulmeiſters hergeſtellt werden ſolle; 2) daß man Niemanden, der dieſer Sprache nicht kundig iſt, das Bürgerrecht ertheile, und 3) alle diejenigen, welche böhmiſch

können und nicht reden, oder Andern eine Abneigung vor derſelben beibringen wollten, aus dem Lande ſchaffen ſolle. Dieſer Eifer aber für die böhmiſche Sprache nahm endlich ab, beſonders unter Ferdinands II. Zeiten, da die deutſche Sprache bei allen öffentlichen Gerichten erlaubt und eingeführt worden iſt. Von dieſer Zeit an drang die deutſche Sprache von Sachſen, Bayern und Oeſterreichs Grenzen mit großen Schritten allezeit tiefer in Böhmen ein, und man trifft jetzt ganze Kreiſe deutſch an, wo ehedem die böhmiſche Sprache allein üblich war."

Nicht alſo erſt in der neueſten Zeit, nicht durch Vernachläſſigung der czechiſchen Sprache, und am allerwenigſten durch planmäßige Unterdrückung derſelben, oder durch ein von der Regierung ausgehendes gewaltſames Germaniſirungs-Syſtem, ſondern durch die Macht der Zeit und der Umſtände hat die deutſche Sprache in Böhmen im Verlaufe der Jahrhunderte Eingang und Verbreitung gefunden und heute das Recht erworben, als zweite Landesſprache ebenſo betrachtet und gepflegt zu werden, wie die deutſche Nationalität, welche die angeborne Nationalität eines großen Theils der heutigen Bewohner des Landes iſt. — Die Sprache iſt ein weſentlicher Beſtandtheil jeder Nationalität, aber die Sprache allein konſtituirt noch keine Nationalität, und ein Volk kann ſeine Sprache ſehr verändern, gegen eine andere vertauſchen, oder ſich zugleich mehrere Sprachen aneignen, ohne deßhalb ſeine Nationalität zu verlieren. Die Sprache, d. i. das Vermögen ſeine Gedanken durch Worte auszudrücken, dient dem Menſchen eben ſo ſehr zur Befriedigung der meiſten ſeiner Bedürfniſſe, als zur Vervollkommnung ſeines materiellen Zuſtandes und zu ſeiner geiſtigen Ausbildung. Das Sprechen iſt jedem Menſchen Bedürfniß; aber dieſes Bedürfniß kann in jeder Sprache befriedigt werden. Der Menſch iſt deßhalb in ſeinem angebornen und pflichtmäßigen Streben nach Vervollkommnung und Veredlung an keine beſtimmte Sprache gebunden. Sprachen ſind das mächtigſte und ſicherſte Verkehrsmittel der Menſchen und der Völker unter einander, und als ſolches zugleich das wichtigſte Förderungsmittel der Civiliſation. Die Kenntniß mehrerer Sprachen und die Geläufigkeit derſelben iſt demnach, wenn auch vielleicht kein Vorzug, doch ſicher ein großer Vortheil, und ein Volk, das ſich im Beſitze dieſes Vortheils befindet, hat ſich deßhalb um ſo mehr

nur zu erfreuen, da es darin das Mittel beſitzt, ſich den materiellen und den ungleich werthvollern geiſtigen Verkehr mit andern Völkern weſentlich zu erleichtern, und auf dieſem Wege nicht allein ſeine eigene Vervollkommnung und Veredlung immer mehr zu fördern, ſondern zugleich auch zur Bildung und Veredlung anderer Völker wohlthätig und verdienſtlich mitzuwirken. Die heutigen Böhmen ſind nicht das einzige Volk, das ſich den Vortheil mehrerer Landesſprachen angeeignet hat, ſie befinden ſich jedoch nun einmal im Beſitze deſſelbem und würden ſehr unrecht thun, wenn ſie ſich dieſes koſtbaren Gutes ſelbſt berauben oder die Pflege deſſelben auch nur vernachläßigen wollten. Die czechiſche Sprache, die man heute viel richtiger die böhmiſche nennt, iſt allerdings ihrem Urſprunge nach eine ſlaviſche Mundart. Die früheren Bewohner Böhmens haben jedoch mittelſt ihres frühzeitigen Bekanntwerdens mit der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ihre eigene ungemein bildungsfähige Sprache ſo ſehr ausgebildet und veredelt, daß ſie von kompetenten Richtern für eine an Biegſamkeit, Reichthum und Ausbildung der altgriechiſchen ſehr nahe kommende Sprache erkannt wird. Die altböhmiſche Sprache hat dadurch ihren Urtypus nicht verloren, vor allen übrigen ſlaviſchen Mundarten aber einen zu großen Vorſprung gewonnen, um in ihrer wahrhaft klaſſiſchen Ausbildung als Schrift- und Literatursprache heute noch mit ihnen auf gleiche Linie geſtellt, oder durch Vermengung mit denſelben in eine allgemeine ſlaviſche Sprache umgewandelt werden zu können, ohne ihre Klaſſicität, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Selbſtſtändigkeit, mit einem Worte ihren wahren Werth zu verlieren, Rückſchritte zu machen und in einer aus allen ſlaviſchen Mundarten mühſam zuſammengebrauten neuen Slavenſprache auf- und gänzlich unterzugehen. Die alte hochgebildete böhmiſche Sprache iſt in zahlreichen Büchern und Schriften heute noch in ihrer ganzen Reinheit vorhanden, und kann, nach Dobrowſky's und ſeiner gleich ihm eben ſo gelehrten als patriotiſch geſinnten Zeitgenoſſen und Pfleger der böhmiſchen Sprache ganz richtigen Meinung, ohne große Mühe zu einem neuen kräftigen Leben und Walten ermuntert werden und zur Begründung einer eigenthümlichen böhmiſchen — nicht panſlaviſchen — Literatur dienen, ohne daß es nöthig wäre, zum Behufe ihrer Reinigung von eingeſchlichenen

fremdartigen Sprachelementen, zu ihrer Bereicherung mit neuen, den Fortschritten und Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Begriffen und Worten und zum Behufe ihrer Veredlung überhaupt zu den andern weniger gebildeten slavischen Mundarten Zuflucht nehmen zu müssen. Die böhmische Sprache besitzt in sich selbst Bereicherungs- und Veredlungselemente genug, um jedem gegenwärtigen oder künftigen Bedürfnisse genügend zu entsprechen, und sollten ihre eigenen Mittel dazu nicht hinreichen, so wäre es natürlicher und vernünftiger, dem Beispiele anderer civilisirten Nationen, z. B. der Engländer, der Deutschen und der Franzosen folgend, das Mangelnde, aus dem Geiste der eigenen Sprache nicht zu Erholende, entweder aus einer todten Sprache zu ersetzen, oder an der Quelle aufzusuchen, jener Sprache zu entnehmen, der es seine Entstehung verdankt, und durch dem Geiste und dem Idiome der böhmischen Sprache entsprechende Modifikation sprach- und mundgerecht zu machen, in ein böhmisches Wort zu verwandeln und als solches in die Sprache aufzunehmen, als dasselbe bei den in der Bildung zurückgebliebenen slavischen Völkerstämmen zu suchen.

Daß neben der böhmischen heute die deutsche Sprache in Böhmen allgemein gesprochen wird, und daß die letztere nicht allein die zweite Landessprache, sondern die wahre Muttersprache eines großen Theils der Bevölkerung ist, bedarf keines Beweises. Es ist eine Thatsache, die sich weder läugnen noch wegräsonniren läßt. Wie viele von den mehr als 4 Millionen Böhmen ausschließend deutsch oder ausschließend böhmisch, und wie viele beide Sprachen sprechen, ist schwer anzugeben, und würde selbst bei der strengsten Untersuchung kaum ganz genau zu ermitteln seyn. Darauf kommt es aber auch bei der Beurtheilung, ob Böhmen, der Sprache wegen, ein slavisches Land genannt werden könne, ganz und gar nicht an. Ob die Hälfte, ob $^3/_5$ oder $^2/_3$, oder welche immer andere Zahl der Bewohner des Landes deutscher Abkunft sey und deutsch spreche, ändert nichts an der Sache. Es ist genug daran, daß die heutigen Bewohner Böhmens nicht mehr reiner, unvermischter slavischer Abstammung sind, und nicht mehr ausschließend czechisch, sondern in fast gleicher Zahl auch deutsch sprechen, um mit vollem Rechte sagen zu können, daß Böhmen heute eben so wenig der Sprache als

der Nationalität und der Oertlichkeit nach ein slavisches Land sey. — Am allerwenigsten endlich kann Böhmen in Hinsicht auf Bildung ein slavisches Land genannt werden; aber auch ein deutsches Land kann man es in dieser Hinsicht nicht nennen. —

Man wirft den slavischen Völkern überhaupt, und weil man die Böhmen für ein slavisches Volk hält, auch diesen vor, daß sie keine eigenthümliche, d. i. keine slavische Bildung, ja nicht einmal eine eigenthümliche Literatur haben. Das letztere ist ganz unrichtig. Die verschiedenen slavischen Völkerschaften haben allerdings keine ihnen allen gemeinschaftliche Universalliteratur. Die Slaven aber waren auch nie zu einem einzigen Volke oder Reiche vereinigt, und konnten in Folge dessen, mit Ausnahme vielleicht eines gemeinschaftlichen Ursprungs, nie irgend etwas ihnen allen Gemeinschaftliches besitzen, weder Regierung noch Gesetze, weder Religion noch Sprache, weder Literatur noch Bildung. Eine eigenthümliche, von einander wesentlich verschiedene Nationalliteratur und Bildung jedoch kann den verschiedenen Slavenvölkerstämmen nicht abgesprochen werden, und wenn einige von ihnen keine eigentliche Literatur besitzen, so sind es nur diejenigen, die entweder bisher in der Bildung überhaupt gegen die civilisirten Völker Europas zu weit zurückgeblieben sind, oder diejenigen, die unter andern Völkern zu sehr zerstreut leben, um ein in sich abgeschlossenes Volk zu bilden. Auf Böhmen ist jener Vorwurf durchaus nicht anwendbar. Schon die alten Czechen hatten sich von ihren übrigen Stammverwandten frühzeitig losgerissen und entfernt, und waren dadurch in so nahe und unmittelbare Berührung mit gebildeteren Völkern gekommen, daß sie in ihrer Bildung nothwendiger Weise eine von den übrigen Slavenvölkern ganz verschiedene Richtung nehmen mußten. In dem Maaße demnach, als die Czechen allmählig ein slavisches Volk zu seyn aufhörten und ein eigenthümliches Volk, Böhmen, zu werden fortfuhren, konnte ihre Bildung und ihre Literatur eben so wenig eine slavische seyn, als ihre Nationalität von da an noch eine slavische war. Eine eigene böhmische Literatur aber haben die Böhmen allerdings, und zwar eine reiche, sehr ausgebildete Literatur, die man ihnen weder streitig machen noch rauben, und nur ignoriren kann, wenn man sie eben ignoriren will. Auch eine eigenthümliche, d. h. eine aus

eigenem Streben hervorgegangene Nationalbildung beſitzen die Böhmen. Dieſe Bildung aber iſt weder eine ſlaviſche, noch eine deutſche, ſondern eine europäiſche. Sie iſt ihrem Urſprunge, ihrem Entwicklungsgange und ihrer heutigen Höhe nach ganz die nämliche Bildung, deren ſich heute die civiliſirteſten Völker Europas erfreuen, zu deren Aneignung die Böhmen weder durch deutſchen noch durch ſlaviſchen Impuls getrieben, ſondern aus eigenem inneren Antriebe, im Laufe der Jahrhunderte, durch den Einfluß der Macht des vorwärtsſtrebenden menſchlichen Geiſtes und durch eigene kräftige Zuthat ganz eben ſo gelangt ſind, wie alle übrigen civiliſirten Völker. Die heutige Bildung der Böhmen iſt eine europäiſche, d. i. ihrem Urſprunge nach eine chriſtlich-lateiniſche, in ihrem Entwicklungsgange eine wiſſenſchaftlich-ſociale und zugleich gemeinſchaftlich-europäiſche, und in Beziehung auf Höhe, Umfang und Eigenthümlichkeit eine nationale. Die Böhmen ſtehen heute in allgemeiner Bildung und Civiliſation überhaupt mit den civiliſirteſten Völkern der Welt auf gleicher Linie, und wenn ſie in den verſchiedenen Fächern des Wiſſens, in ihren ſtaatlichen und ſocialen Einrichtungen, in Sitten und Gebräuchen und ſogar in ihrer äußeren Erſcheinung von andern verſchieden ſind, in manchem Andern nachſtehen und dagegen Andere in Anderem übertreffen, ſo haben ſie dies eben wieder mit allen Andern gemein. Ja gerade dieſe Ungleichheit iſt es, welche die Völker von einander unterſcheidet, und jene wichtige, in unſern Tagen ſo heilig und hoch gehaltene Eigenthümlichkeit conſtituirt, die man mit dem weit umfaſſenden Namen Nationalität bezeichnet. So gewiß es hiernach iſt, daß die heutigen Böhmen eine eigene und eigenthümliche, weder deutſche noch ſlaviſche, ſondern böhmiſche Nationalbildung beſitzen, die zugleich eine allgemeine Weltbildung iſt, eben ſo gewiß iſt es, daß ſie ſchon vorlängſt eine eigenthümliche, ebenfalls nicht allgemein ſlaviſche, ſondern national czechiſche Literatur gehabt, und aus ſich ſelbſt herausgebildet haben, und daß es nur eines ernſtlichen, wahrhaft nationalen Strebens bedarf, um die alte, ſchöne und reiche, nur durch Ungunſt der Umſtände vernachläßigte, nie erſtorbene, nie mit Vorbedacht unterdrückte czechiſche Literatur wieder zu pflegen, und wo nöthig durch Aſſimilirung fremder, nicht panſlaviſcher, ſondern der allgemeinen Weltbildung

entnommener Elemente zu bereichern, zu vervollkommnen, zu veredeln, und zu einer der heutigen Civiliſationsſtufe der Nation entſprechenden, echt böhmiſchen Nationalliteratur auszubilden.

Die Erhaltung, die ſorgfältigſte Pflege und die möglich höchſte Vervollkommnung und Veredlung der böhmiſchen Sprache iſt für die Böhmen eine Pflicht der Pietät gegen ihre, auf dem Felde der Ehre, wie auf jenem des Wiſſens mit gleichem Ruhm gekrönten Vorfahren, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die alten Czechen, die im Vorgefühl eines höhern Berufes ſich ſchon frühzeitig dem Dunkel der Unwiſſenheit und Barbarei entwunden, dem Lichtſcheine der antagenden Civiliſation zugewendet, in Mitten gebildeter Völker neue Wohnſitze aufgeſchlagen, und mit gewaffneter Hand ein Reich und ein Volk begründet haben, das ſeinen zurückgebliebenen Stammverwandten früher zum Vorbilde und zum Wegweiſer auf der Bahn der Civiliſation dienen konnte, und heute als friedlich vermittelnder Mittelpunkt zwiſchen der Geſittung und Bildung europäiſcher und aſiatiſcher Völker, und der Förderung ihrer Civiliſation dienen kann. Die Pflege ihrer alten Nationalſprache und Literatur iſt für die heutigen Böhmen ein Poſtulat des Nationalgefühls und der Nationalehre, ein nothwendiges Förderungsmittel ihres geſchichtlichen Ruhmes, und eine unerläßliche Bedingung ſo ihres Fortlebens in der Weltgeſchichte, als der Fortdauer ihres Nationalgefühls, ihres Namens, ihrer Selbſtſtändigkeit, kurz ihrer ganzen Nationalität. Die Böhmen müſſen, wenn ihr Name in der Geſchichte nicht ganz untergehen ſoll, vor allem Andern ihre Sprache pflegen und dadurch erhalten. Aber ſie müſſen die böhmiſche, nicht, wie Viele wollen und Viele wirklich thun, eine aus allen ſlaviſchen Idiomen zuſammengeflickte panſlaviſche Sprache pflegen. Sie müſſen die böhmiſche Sprache rein zu erhalten, ſo viel als möglich von allen eingeſchlichenen fremden, auch ſlaviſchen Elementen zu reinigen bemüht ſeyn; denn ſoll Böhmen ein wahrhaft wohlthätiger Vermittlungspunkt zwiſchen Slaventhum und Deutſchthum, zwiſchen Aſien und Europa, zwiſchen Oſt und Weſt werden, ſo muß es neutral und unabhängig, in jeder Hinſicht, ganz vorzüglich aber in Betreff ſeiner Sprache unabhängig zwiſchen und von beiden bleiben. Die Sprache iſt das erſte, das wichtigſte und das unentbehrlichſte Verkehrs- und Verſtändigungsmittel der

Menſchen und der Völker untereinander. Böhmen ſcheint durch ſeine geographiſche Lage, durch den Dualismus ſeiner Nationalität und ſeiner Sprache im Intereſſe der allgemeinen Weltciviliſation berufen zu ſeyn, der Vermittlungspunkt zu werden zwiſchen zwei großen, einander ſchroff entgegenſtehenden Nationalelementen, dem Deutſchthum und dem Slaventhum. Die Böhmen müſſen ſich daher, wenn ſie dieſem Berufe entſprechen ſollen, mit den dieſen beiden Nationalitäten angehörigen Völkern zu verſtändigen vermögen. Sie müſſen mit Einem Worte der Sprachen beider mächtig ſeyn. Die Vorſehung ſelbſt ſcheint ſie durch den Verlauf ihrer Geſchichte, durch die Verſchmelzung zweier Nationalitäten im Schooße des Landes und des Volkes zur Erfüllung ihres großen Berufes befähigt zu haben; ſie dürfen deßhalb nur dieſem höhern Winke folgen, um ihre providenzielle Sendung zu erfüllen. Das heutige Böhmen vereinigt in der Nationalität ſeiner Bewohner der czecho-ſlaviſchen und der deutſchen Elemente gerade ſo viele, und in einer ſolchen Verſchmelzung, daß Deutſche wie Slaven darin Anklang und Anziehungskraft genug finden können, um ſich den Böhmen leicht zu nähern und zu befreunden, während dieſe letztern ſich mit beiden eben ſo leicht zu verſtändigen vermögen, ohne ſich ſelbſt untreu zu werden. Der Charakter der Böhmen iſt ganz dazu geeignet, ihren weſtlichen wie ihren öſtlichen Nachbarn und Stammverwandten freundliche Berührungs- und Annäherungspunkte zu gewähren, die dadurch, daß die Böhmen der deutſchen wie der ſlaviſchen Sprache gleich mächtig ſind, eine friedliche Vermittlung der öſtlichen mit den weſtlichen Nationalitäten nicht nur möglich machen, ſondern ſogar weſentlich erleichtern. Wären in Böhmen die heutigen beiden Landesſprachen eben ſo wie die beiden Nationalitäten in Eine zuſammengeſchmolzen, und hätte ſich daraus eine ganz eigenthümliche neue, weder den Deutſchen noch den Slaven verſtändliche Sprache gebildet, ſo würde die Vermittlung zwiſchen beiden weit ſchwieriger, vielleicht unmöglich geworden ſeyn. Die Böhmen müſſen darum, wenn ſie auf die ſchöne Rolle und auf den Ruhm, die ihnen in der Zukunft der Civiliſationsgeſchichte Europas von lange her zugedacht und vorbehalten zu ſeyn ſcheinen, nicht verzichten wollen, die böhmiſche und die deutſche Sprache zugleich,

und mit gleicher Sorgfalt zu erhalten und zu pflegen bedacht und bemüht ſeyn. Sie müſſen namentlich bemüht ſeyn, die alte böhmiſche Sprache, wie ſie in der Zeit ihrer höchſten Blüthe war, zu erhalten, und nichts daran zu ändern, weder in etymologiſcher noch orthographiſcher, weder in grammatiſcher noch in ſynthetiſcher Beziehung. Sie müſſen, was ihnen mangelt, um den Bedürfniſſen der Zeit und den Fortſchritten der Civiliſation zu genügen, aus dieſer Sprache ſelbſt herauszufinden und zu ergänzen ſtreben, oder aus andern Sprachen zu erholen, und durch eine dem Charakter ihrer Sprache entſprechende oder doch möglichſt approximative Aſſimilation ihr anzueignen bemüht ſeyn. Es muß dies auch vorzüglich aus dem Grunde geſchehen, um neutral zu bleiben, wie jeder Vermittler ſeyn muß, wenn er das Vertrauen beider Theile nicht verlieren, und wenn das Vermittlungswerk überhaupt gelingen ſoll. Jede mehr oder weniger vollſtändige Identificirung mit den andern ſlaviſchen Mundarten wäre eine, dieſe Neutralität beeinträchtigende Hinneigung und Annäherung an die eine Partei, die das Vertrauen der andern ſchwächen, und nicht allein das Vermittlungswerk lähmen, ja ganz unmöglich machen würde, ſondern den Böhmen ſelbſt große Nachtheile bringen müßte, und zwar ſowohl ihrer Civiliſation als ihrer Sprache und ihrer Nationalität überhaupt.' Der Sprache, weil ſie durch Identificirung mit den andern ſlaviſchen Mundarten unfehlbar in einer derſelben oder in einer ſlaviſchen Univerſalſprache untergehen müßte, der Nationalität aber, weil der Identificirung mit der Sprache eines Volkes nothwendig bald ideelle Sympathien nachfolgen, die auch ſociale und politiſche Sympathien zu erzeugen nie verfehlen, und eben darum das an Zahl ſchwächere Volk dem ſprachidentiſchen zahlreichern zuerſt ideell, dann aber auch materiell zinsbar und unterwürfig machen müſſen.

Ganz dieſelben Gründe, welche den Böhmen die Wiederbelebung und die ſorgfältigſte Kultur ihrer alten hochgebildeten, reichen czechiſchen Sprache zur Pflicht machen, laſſen ſich auch auf die deutſche Sprache anwenden, und müſſen für dieſe letztere um ſo mehr geltend gemacht werden, da Böhmen, wenn gleich ſeine heutige Bildung nicht geradezu eine deutſche genannt werden kann, doch ſeinem tauſendjährigen, ununterbrochenen Verkehr mit

Deutschland zunächst und unmittelbar allein die großen und schnellen Fortschritte verdankt, die es früher als die andern Slavenvölker auf der Bahn der Civilisation gemacht hat, und weil eben die aus diesem Verkehr hervorgegangene heutige dualistische Nationalität der Böhmen, und der dadurch erworbene Besitz zweier Landes- und Volkssprachen es ist, der die Böhmen zur Bewirkung einer friedlichen, geistigen und nationalen Vermittlung zwischen Deutschland und dem Slaventhum so sehr befähigt. — Die Böhmen müssen mit Einem Worte das, was sie besitzen und mühevoll errungen haben, ganz, vollständig und so unverfälscht, wie sie es besitzen, erhalten, pflegen und vervollkommnen. Sie müssen sich wohl hüten, das, was sie erhalten und beschützen wollen, nicht selbst zu schwächen und zu zerstören. Kurz, sie müssen das, was sie waren und was sie sind, auch bleiben. So gewiß nach allem diesem diejenigen, die Böhmen als ein dem Slaventhum angehöriges Land und Volk darstellen, in einem Irrthume befangen sind, eben so gewiß befinden sich auch diejenigen im gleichen Falle, die es zu einem deutschen Lande und Volke machen wollen, und Böhmens Bildung und Civilisation überhaupt eine deutsche nennen.

Die Civilisationsgeschichte Böhmens beginnt offenbar mit dem Uebergange des Volkes aus dem Heidenthum in das Christenthum, folglich im Laufe des 9ten Jahrhunderts, wo die Czechen, zwar mit den Deutschen bereits lange bekannt, jedoch noch zu wenig vermischt und vertraut waren, als daß man annehmen könnte, daß die letztern einen sehr eingreifenden Einfluß auf die geistige und sittliche Entwicklung der erstern ausgeübt haben dürften. Ja, es ist bekannt, daß Böhmen durch die mährischen, mithin slavischen Apostel Cyrillus und Methudius zuerst mit dem Christenthum bekannt und in dasselbe aufgenommen worden sind. Das Christenthum aber war, wie überall für ganz Europa, so auch in Böhmen die erste Quelle des Lichts. Vom heidnischen Rom aus hatte Europa und Deutschland bis an die Grenzwälder Böhmens die ersten Keime materieller, und sofort durch das christliche Rom die ersten Strahlen geistiger Entwicklung erhalten. Die christlich katholische Kirche war es, die durch ihre Bischöfe und Priester, und ganz vorzüglich durch die Mönche den ersten Grund zur Kultur des Landes legte und die ersten Samen der

aufzuweiſen, keine neueren; die neuere Geſchichte dieſer für Deutſchland ſo wichtigen Provinzen iſt daher nicht ſo aufgeklärt, als ſie ſeyn ſollte; die Biographie Bernſtorfs reicht dafür wenigſtens nicht aus. Ditmarſchen allein iſt wie in älterer Zeit von vielen tüchtigen Chroniſten, ſo unlängſt durch das ſchätzbare Werk von Hanſen in helles Licht geſetzt. Eben ſo Friesland durch das große Werk von Wiarda. Ueber die Hanſeſtädte iſt ſehr viel geſchrieben, Altes und Neues. Der meiſterhafte Aufſatz Bartholds über Jörgen Wullenweber hat aber bewieſen, wie viel die älteren Geſchichten von Hamburg und Lübeck noch zu wünſchen übrig laſſen, und ſo große Achtung wir vor dem durch Lappenberg vermehrten Werke des älteren Sartorius über den Hanſabund hegen, ſo herrſcht doch darin die Handelsgeſchichte zu ſehr vor, und die innere Geſchichte der einzelnen Städte, ſo wie die anſchauliche Schilderung der Kriegsbegebenheiten, wird noch dergeſtalt vermißt, daß einer neuen Bearbeitung der Geſchichte dieſes weltbiſtoriſchen Bundes immer noch viel zu ergänzen übrig geblieben iſt.

Wir wollen es bei dieſer kurzen Skizze bewenden laſſen. Wenn wir die Gelegenheit verſäumt haben, gar manchem ehrenwerthen Manne eine öffentliche Huldigung darzubringen, hoffen wir durch die Rückſicht entſchuldigt zu ſeyn, die wir auf eine Orientirung im Ganzen nehmen, und wobei wir nothwendig vieles Detail als bekannt vorausſetzen, anderes als Nebenſache beſeitigen mußten.

Die Forderungen, die wir noch an eine künftige Geſchichtsſchreibung gemacht haben, ſcheinen uns ziemlich natürlich durch die Lücken der bisherigen bezeichnet. Im Allgemeinen iſt es die Aufgabe, ein großes Volk über ſeinen Gang durch die Geſchichte aufzuklären, ihm den wichtigſten Inhalt ſeiner Erinnerungen zu vergegenwärtigen, und es zum klarſten Bewußtſeyn deſſen gelangen zu laſſen, was ſich als ſein Charakter durch lange Erfahrung herausgeſtellt hat, was ihm unter allen Umſtänden treu geblieben iſt, und worin es ſich wiederholt geirrt hat, ſo daß es aus der Vergangenheit nützliche Lehren für die Zukunft entnehmen kann. Es iſt eine durchaus verkehrte Anſicht, daß die frühere Geſchichte gleichgültig ſey, weil ſich doch in den letzten Jahrhunderten Alles total geändert habe. In Bezug auf innere Politik kann dies großentheils zugegeben werden; aber in Bezug auf die für das Schickſal der Nationen noch weit entſcheidendere äußere Politik

heutigen Civiliſation ausſäete, die ſeitdem überall, wo das Chriſtenthum feſte Wurzeln geſchlagen, ſo reiche und koſtbare Früchte getragen haben. Die Sprache der römiſchen Kirche aber war die lateiniſche und iſt es heute noch. In der lateiniſchen Sprache empfingen alle Völker Europas, die Deutſchen wie die Böhmen und die andern Slaven, die Weihe des Chriſtenthums, und nicht nur den erſten, ſondern länger als anderthalb Jahrtauſende hindurch Unterricht in der Religion und den Wiſſenſchaften. Die lateiniſche Sprache war bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts die Sprache der Höfe, der Diplomatie, der Gelehrten, der Künſtler, die allgemeine Geſchäftsſprache aller civiliſirten Völker, Aller, die auf Bildung Anſpruch machen, und zugleich die allgemeine Weltſprache, die den geiſtigen und materiellen Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Völkern der Erde möglich machte und ſie einander allmählig näher brachte. Die lateiniſche Sprache war es, durch die auch die Böhmen zu ihrer heutigen Civiliſation gelangten, und die, neben der czechiſchen und deutſchen ſo allgemein gangbar war, daß es noch vor 60 — 70 Jahren ſelbſt in den unterſten Kategorien des Bürgerſtandes in den kleinſten Landſtädten Böhmens wenige Männer gab, die nicht mindeſtens etwas Latein verſtanden und ſprachen. Selbſt unter dem Landvolke, im Bauernſtande waren Kenntniſſe der lateiniſchen Sprache nicht ſelten anzutreffen, und erſt ſeitdem Kaiſer Joſeph II. — anſtatt der lateiniſchen, nicht anſtatt der böhmiſchen, die nie die Sprache der Schule, wenigſtens nie die der höheren Lehranſtalten war — die deutſche Sprache als allgemeine Lehrſprache in die Schule eingeführt, hat die Kenntniß des Lateiniſchen immer mehr abgenommen. Nicht die deutſche Sprache daher, ſondern die lateiniſche war beinahe bis auf unſere Zeit die Unterrichts- und Bildungsſprache der Böhmen. Die Prager Univerſität iſt die älteſte und war die erſte und einzige in Deutſchland. Nicht nach Deutſchland wanderten deßhalb die Böhmen, um Unterricht und Bildung zu ſuchen, wohl aber iſt dagegen bekannt, daß Tauſende und aber Tauſende deutſcher Studenten viele Jahre hindurch nach Prag zogen, um dort Unterricht in Wiſſenſchaften und Bildung zu finden. Die Böhmen ſelbſt hatten lange vor Gründung ihrer berühmten hohen Schule die Hochſchulen Italiens und Frankreichs beſucht, und von dort her Geſchmack an

Wissenschaft und Kunst, regen Sinn für beide, zugleich Gelehrsamkeit und das Bedürfniß zurückgebracht, durch Gründung ähnlicher Anstalten Wissenschaft und Kunst, Bildung und Gesittung in ihrem Vaterlande einheimisch zu machen. Die Bildung und Civilisation der Böhmen ist demnach keine deutsche, sondern eine christlich-lateinische, und wenn sie in ihrem Fortgange und in ihrer immer weitern Entfaltung nach allen Richtungen hin, durch den ununterbrochenen vertrauten Umgang mit den Deutschen, und durch Einpflanzung deutscher Nationalität ohne Widerspruch wesentlich erleichtert und gefördert worden, so ist sie doch offenbar keine ausschließend deutsche, sondern in ihrer Allgemeinheit eine christlich-europäische, und in ihren Eigenthümlichkeiten eine nationale czecho-germanische zu nennen.

Schon die alten Czechen hatten sich durch ihre Ansiedlung in einem deutschen Lande und in der Nähe deutscher Völker von den übrigen Slaven zu weit entfernt, um diesen letztern nicht immer mehr entfremdet zu werden. Die ganze Geschichte Böhmens, von der Einwanderung der Czechen an bis auf unsere Tage, ist mit der Geschichte Deutschlands so sehr verwebt, und die Böhmen haben seit tausend Jahren in einem so viel lebhafteren Verkehr mit dem Westen und Süden Europas, als mit ihren slavischen Stammverwandten gelebt, daß dadurch nothwendig ihre früheren Verbindungen mit ihren Stammverwandten immer lauer und seltener, ihre Beziehungen zu den erstern dagegen immer vielfältiger, wichtiger und verschlungener werden mußten. Heute sind die politischen wie die nationalen Interessen der übrigen Slaven, und besonders jene der Nordslaven, von denen der Böhmen ganz verschieden, und so abweichend, daß sie fast entgegengesetzte genannt werden können, während die der letztern mit denen Deutschlands nicht nur befreundet sind, sondern in jeglicher Richtung Hand in Hand gehen. Aufs innigste und engste aber ist Böhmen mit dem österreichischen Kaiserreiche und mit allen Interessen der erhabenen Dynastie verbunden, die ihm seit drei Jahrhunderten seine Könige gibt und seine alte heilige Krone so glorreich trägt. Unter dem mächtigen Schutze des Kaiserhauses, das Jahrhunderte lang Deutschland seine Kaiser gegeben und einen großen Theil des Erdbodens dies- und jenseits des atlantischen Meeres beherrscht hat, unter der väterlichen

Regierung seiner deutschen Kaiser und seiner Könige aus dem Stamme Rudolphs von Habsburg, ist Böhmen nach mehr als fünf Jahrhunderten äußerer Kriege, innerer Unruhen, bürgerlicher Zwiste und immerwährender Drangsale aller Art endlich zu einem Zustande von Ruhe, Frieden und Sicherheit gelangt, den es weder unter seinen eingebornen Herzogen und Königen, noch unter fremden Fürsten, die zeitweilig die böhmische Krone trugen, jemals zu erlangen vermocht hatte. Unter den Flügeln des kaiserlichen Adlers und von ihm geführt hat der böhmische Löwe mehr als einmal seinen hohen Muth und seine ungeschwächte Kraft in und außerhalb Böhmens auf blutigen Schlachtfeldern ruhmvoll bewährt, und jeden, der die Grenzen seines Landes feindlich zu betreten wagte, mit gewohnter Tapferkeit und mit Wunden bedeckt zurückgewiesen. Zabay und Pisek, Kollin, Chotusitz, Soor und Kulm sind Namen, welche in der Geschichte Oesterreichs und seines Kaiserhauses, wie in der Geschichte Deutschlands und Europas, Böhmen einen unvergänglichen Namen und Ruhm sichern, und dieses Land für immer an die Geschicke seines Herrscherhauses knüpfen. Beruhigt und befriedigt im Innern durch die Weisheit, und geschützt nach Außen hin durch die Macht seiner Kaiser und Könige, hat Böhmen seine materiellen und geistigen Kräfte ruhig entwickeln und zu einer Höhe ausbilden können, die ihm heute unter den civilisirtesten Völkern einen ehrenvollen Platz gibt. Böhmen ist daher eben sowohl durch verjährten rechtmäßigen Besitz, durch vollgültige Verträge und Rechte, als durch die heiligen Bande der Dankbarkeit und durch ruhmvolle Erinnerungen an gemeinschaftliche Leiden wie an gemeinschaftliche Siege unzertrennlich mit Oesterreich und mit seinem Kaiserhause verbunden, das ihm, trotz langen Widerstrebens, mit seiner Territorial-Integrität, auch seine Nationalität, seine Sprache, die Religion seiner Väter und seine politische Selbstständigkeit ungeschmälert erhalten hat. Die Böhmen, die redlichen, gutgesinnten, ihr Vaterland wahrhaft liebenden, kurz alle denkenden und ruhig waltenden Böhmen, die unermeßliche Mehrheit, die Masse der Nation fühlt dies tief und innig, und denkt, frei von allen Schwindeleien der Zeit und eines übelverstandenen Vorwärtsstrebens, weder an unzeitige Neuerungen, noch viel weniger an seine Betheiligung bei den unklaren, und

ſchon darum bedenklichen Beſtrebungen und Zwecken des Panſlavismus, des Slavomanismus und des Czechomanismus, die ſich ſeit Kurzem bemerklich gemacht haben, und im Zuſammenhange mit einigen die czechiſche Sprache und Literatur betreffenden Brochüren vorzüglich dazu gedient haben mögen, im Auslande die Meinung zu verbreiten, daß auch in Böhmen zwiſchen den Deutſchen und Slaven ſprachliche oder gar politiſche Zerwürfniſſe beſtehen.

Nichts kann irriger ſeyn als die Meinung, daß in Böhmen der Nationalität oder der Sprache, oder wohl gar politiſcher Meinungen wegen Irrungen oder Mißhelligkeiten beſtehen. Die deutſchen wie die czechiſchen Eingebornen ſind Böhmen, und denken nicht daran, etwas anderes ſeyn zu wollen. Die böhmiſche und die deutſche Sprache ſind beide gleich gangbar und verbreitet im ganzen Lande. Jedermann ſpricht und ſchreibt böhmiſch oder deutſch, wie es ihm gefällt oder wie die Umſtände es erfordern, und drückt ſich in dieſem Falle in einer oder der andern Sprache ſo gut aus als er vermag, ohne deßhalb irgendwie beläſtigt oder verſpottet zu werden. Der Adel, die höheren Stände und Jeder, der auf Bildung Anſpruch macht, ſpricht und ſchreibt deutſch, wenn auch nicht mit gleicher Korrektheit. Es gibt jedoch ſelbſt in den höchſten Ständen nur Wenige, die nicht böhmiſch ſprechen oder doch verſtehen. Ja, es iſt gerade der höchſte Adel, der von jeher ſeine Kinder, zum Behuf einer richtigen Ausſprache, in ihren erſten Lebensjahren mit böhmiſch ſprechenden Dienſtleuten zu umgeben, und ihnen ſpäter durch eigene Lehrer vollſtändigen Unterricht in der böhmiſchen Sprache eben ſo ertheilen zu laſſen gewohnt iſt, wie in der franzöſiſchen, italieniſchen, engliſchen ꝛc. Die mittleren Stände lernen und verſtehen eben ſo gut deutſch und böhmiſch, als andere Sprachen. Die Maſſe des Volkes, die unteren Stände ſprechen, ſchreiben und verſtehen theils ausſchließend eine oder die andere, groſſentheils aber beide Landesſprachen, je nachdem nur eine derſelben oder beide in ihrer Heimath im Gebrauche ſind. Daß den meiſten eine der beiden Sprachen die geläufigere iſt, bedarf kaum der Erwähnung, und daß ſich daher, zumal in der Hauptſtadt des Landes, dem Mittelpunkte und Sammelplatze der Bewohner aller Landesgegenden, insbeſondere jener aus den arbeitenden und dienenden Klaſſen, eine ganz

eigenthümliche, halb böhmische und halb deutsche Volkssprache gebildet hat, ist sehr begreiflich. Daß diese Mischsprache keine klassische seyn könne, leuchtet von selbst ein. Sie gleicht indessen sehr der Sprache mancher deutschen Länder, in denen es nicht nur bei dem Volke, sondern auch in den gebildeten Ständen Sitte ist, und sogar als elegant gilt, dem Deutschen so viele französische Worte einzuflechten, daß man kaum zu unterscheiden vermag, welche von beiden Sprachen man eigentlich hört. Diese Volkssprache klingt allerdings dem Ohre des Gebildeten und dem Ungewohnten überhaupt sehr unangenehm, ist aber dem Volke sehr geläufig, ja sogar zum Bedürfnisse geworden, und rührt da, wo sie auch auf dem Lande angetroffen wird, wenigstens zum Theil von einer fast in allen Gegenden des Landes herrschenden Gewohnheit her, die darin besteht, daß die Eltern ganz böhmischer, und jene deutscher Orte ihre Kinder, wenn sie zwischen 6—10 Jahren alt sind, 3 bis 4 Jahre lang miteinander verwechseln, um auf diese Art den deutschen die böhmische, und den böhmischen die deutsche Sprache beizubringen. Diese Gewohnheit beweist mehr als jedes Raisonnement, wie sehr der Landmann in Böhmen das Bedürfniß der Kenntniß beider Landessprachen fühlt, auf welche einfache, natürliche und verständige Art er demselben zu genügen weiß, und daß Eifersucht oder Abneigung selbst in sprachlicher Hinsicht zwischen Czechen und Deutschen in der Masse des Volkes ganz und gar nicht vorhanden ist. Alles, was von Gefühlen dieser Art etwa noch vorhanden ist, möchte schwerlich unter der deutschen Bevölkerung und überhaupt kaum anderswo als bei exaltirten Czecho- oder Slavomanen, oder in leidenschaftlichen Gemüthern überhaupt zu finden seyn, deren Zahl jedoch schon sehr klein ist, und bei immer fortschreitender Bildung bald so ganz verschwinden muß, daß von der ehedem allerdings vorhanden gewesenen Eifersucht zwischen Deutschen und Böhmen, und von dem Herabblicken der leztern auf die von ihnen sogenannten deutschen Eindringlinge bald jede Spur verschwunden seyn wird. Der gebildete wie der gemeine, aber leidenschaftlose und verständige Böhme, weit entfernt, den eingebornen Deutschen als einen Eindringling zu betrachten, sieht ihn vielmehr als seinen Bruder und Landsmann und als einen Böhmen an, der ihm in jeder Beziehung

gleich und ebenbürtig und lieb iſt. Der Böhme, der die eingebornen Deutſchen und die Böhmen deutſcher Abkunft überhaupt als Eindringlinge anzuſehen ſich beigehen laſſen könnte, würde nur beweiſen, daß er von der Geſchichte ſeines Landes und Volkes nichts weiß, oder, in wenig lobenswerthen Irrthümern oder Parteianſichten befangen, die geſchichtliche Wahrheit mit Vorbedacht verläugnen will, um dadurch entweder eigene, einſeitige Anſichten zu rechtfertigen, oder fremden antinationalen Zwecken zu huldigen und zum Werkzeuge zu dienen.

Böhmen war urſprünglich ein deutſches und von deutſchen Völkern bewohntes Land. Die Czechen haben dieſes Land erobert, mit ihrem Blute gedüngt und durch Tapferkeit behauptet. Sie haben ein Recht, es zu beſitzen, das ihnen Niemand ſtreitig macht. Sie ſind rechtmäßige Eigenthümer des Landes und werden ihre Nationalität und Sprache, wie bisher, auch künftig um ſo gewiſſer erhalten und behaupten, da beide in keiner Art gefährdet ſind. Die Deutſchen haben das, was ihnen die Czechen entriſſen, durch ihre Macht und durch die Gunſt der Zeit und der Umſtände wieder gewonnen. Sie haben das, was die Czechen mit Gewalt und Blut, auf dem friedlichen Wege der Einwanderung und Anſiedlung gewonnen, Heimath und Bodenbeſitz. Auch die Deutſchen haben deßhalb ein Recht, in Böhmen zu ſeyn. Auch ſie ſind rechtmäßige Miteigenthümer des Landes. Die eingebornen Deutſchen ſind keine Eindringlinge in Böhmen, und können nicht ſo genannt werden, weil ſie früher als die Czechen Eigenthümer des Landes waren, durch die eingedrungenen Czechen zwar verdrängt werden konnten, bald aber auf friedlichen und rechtmäßigen Wegen wieder zurückzukehren und ſich auf rechtsgültige Art wieder zu Miteigenthümern ihres verlorenen Landes zu machen verſtanden haben. Die Eingebornen, gleichviel ob czechiſcher oder deutſcher Abkunft, ſind heute gleichberechtigte Böhmen, und die letzteren müſſen um ſo mehr als ſolche angeſehen werden, da, nach den langjährigen inneren Unruhen und Kämpfen, die das Land entvölkert hatten, nach der groſſen Auswanderung der proteſtantiſchen Böhmen im erſten Viertel des 17ten Jahrhunderts und nach dem 30jährigen Kriege ſie vorzugsweiſe es waren, die das menſchenarme und verwüſtete Land wieder bevölkert, angebaut und zu Kräften gebracht haben. Deutſche Länder, zumal

die mit Böhmen bereits politiſch verbundenen Erbſtaaten des Hauſes Habsburg, Oeſterreich, die Steiermark, Tirol, Kärnthen, Schleſien, die Lombardei waren es, die Einwanderer nach Böhmen ſandten und Zweige ihrer adeligen Geſchlechter in Böhmen anſiedelten. Die Fürſten und Grafen Auersperg, Buquoi, Clam-Gallas, Clary, Colloredo, Dietrichſtein, Fürſtenberg, Harrach, Lichtenſtein, Löwenſtein, Paar, Schwarzenberg, Thun, Trautmansdorf, und mit ihnen Tauſende bürgerlicher Familien ſind um dieſe Zeit in Böhmen einheimiſch geworden, beſitzen heute noch einen großen Theil der Oberfläche des Landes, und ihre Nachkommen ſind ſeit 200 Jahren eingeborne Böhmen, die zwar größtentheils beide Landesſprachen verſtehen und ſprechen, aber, auch wenn ſie allein deutſch ſprächen, dazu, d. i. zur Pflege und Erhaltung der Sprache ihrer Stammväter oder Stammverwandten in gleichem Maaße berechtigt wären, wie die Czechen zur Erhaltung und Pflege der ihrigen, ohne deßhalb weniger Böhmen zu ſeyn, als ihre böhmiſch ſprechenden Landsleute.

Von Seiten der Staatsregierung iſt nie und in keiner Art etwas geſchehen, was die Meinung rechtfertigen könnte, daß ſie die Abſicht gehabt oder noch habe, die czechiſche Nationalität und Sprache zu unterdrücken oder die deutſche auf Koſten derſelben zu begünſtigen. Kaiſer Ferdinand II., weit entfernt, nach Beſiegung der aufrühreriſchen Proteſtanten Böhmen ſeine Nationalität, ſeine Sprache, ſeine Verfaſſung und ſeine Rechte zu nehmen, ſie zu einer Provinz Oeſterreichs zu machen und dieſem Lande einzuverleiben, — wie vor und nach ihm anderwärts oft geſchehen iſt und heute noch geſchieht — hat dem Lande vielmehr alle dieſe koſtbaren Güter und ſelbſt den Namen erhalten und feierlich beſtätigt. Seine Nachfolger bis auf Maria Thereſia und Joſeph II. haben völlig in gleichem Sinne gehandelt, und wenn unter ihnen die böhmiſche Sprache in den höheren und mittleren Ständen weniger gepflegt und weniger gangbar wurde, als früher, ſo iſt dies der lateiniſchen Sprache, die damals die Schul- und Lehrſprache war, der beginnenden Kultur und Verbreitung der franzöſiſchen und andern Sprachen, keineswegs aber antinationalen Tendenzen oder Maßnahmen der Regierung zuzuſchreiben. Was Maria Thereſia für Böhmen gethan, iſt bekannt. Joſeph II. aber, dem einige wenige mit Unrecht die

Begünſtigung der deutſchen Nationalität und Sprache auf Koſten der böhmiſchen andichten, hat die letzteren vielmehr weſentlich begünſtigt und neu belebt. Er war es, der die Veröffentlichung aller Geſetze und Verordnungen in beiden Landesſprachen, die Verpflichtung aller Staats- und öffentlichen Beamten zur Kenntniß der deutſchen und der böhmiſchen Sprache, die Aufnahme aller gerichtlichen und amtlichen Verhöre und Ausſagen in der Sprache der Deponenten, die Verpflichtung aller Behörden zur Annahme und Verhandlung aller Urkunden, Eingaben und Schriften in der von dem Einbringer gewählten Sprache, die Ertheilung des Unterrichts in den Landſchulen, nach Erforderniß entweder in deutſcher oder in böhmiſcher Sprache und die gleichmäßige Verpflichtung des Klerus zum Gebrauche der in der Gegend am meiſten gangbaren Landesſprache beim Predigen, Katechiſiren und ſonſtigen gottesdienſtlichen Verrichtungen geſetzlich vorſchrieb und nachdrücklich empfahl. Er ſelbſt hielt ſich oft und lange in Böhmen auf und bediente ſich gerne der böhmiſchen Sprache, die er geläufig ſprach, zumal im perſönlichen Verkehr mit dem Landmanne, den er ſelbſt häufig aufſuchte. Kaiſer Joſeph II. war Freund und Wohlthäter der Böhmen, ihrer Nationalität und ihrer Sprache, und wenn er anſtatt der lateiniſchen die deutſche Sprache zur Schul- und Unterrichtsſprache erhob, ſo hat er dies ſicher nur in der Abſicht, die wiſſenſchaftliche und intellektuelle Bildung des Volkes zu erleichtern und zu beſchleunigen, nicht aus Vorliebe, ſondern nur in gerechter und ſchuldiger väterlicher Fürſorge für die deutſchen Eingebornen Böhmens, und in weiſer Beachtung der Forderungen der Zeit und der Civiliſation gethan. Kaiſer Franz II. endlich, der überhaupt im Geiſte und im Sinne Joſeph II., ſeines großen Lehrers in der Staats- und Regierungskunſt, fortwährend regierte, hat die Ermunterung und Pflege der böhmiſchen Sprache nur gefördert und kräftig unterſtützt. Die Staatsregierung, die deutſchen Könige Böhmens tragen an der Ausbreitung der deutſchen Sprache keine Schuld. Sie vielmehr ſind es offenbar, denen Böhmen die Erhaltung, die Pflege und die Vervollkommnung ſeiner Nationalität und der czechiſchen Sprache weſentlich zu verdanken hat, und wenn unter ihrer Regierung die deutſche Sprache in Böhmen zur vorwaltenden Geſchäftsſprache geworden, ſo iſt

dies nur die Folge der nothwendigen Spracheinheit, die in jedem Staate bei den höhern und höchſten Staatsbehörden herrſchen muß. Oeſterreich hat dieſe Einheit der Geſchäftsſprache mit allen großen Staaten Europas gemein, in denen allen nur Eine Geſchäftsſprache vorherrſcht, während die ihnen angehörigen Völkerſchaften von verſchiedener Nationalität verſchiedene Sprachen ſprechen, ihre provinziellen und häuslichen Geſchäfte in ihren verſchiedenen National- und Landesſprachen beſorgen, und ſo ihre Nationalität unverkümmert erhalten, ohne deßhalb mit der allgemeinen Staatsnationalität in Mißhelligkeit und Zerfall zu gerathen.

Dieſe zum Theil der Geſchichte entnommene, zum Theil auf unbeſtreitbaren Thatſachen beruhende Darſtellung der heutigen wahren Stellung der Czechen und der Deutſchen in Böhmen in Beziehung auf Sprache und Nationalität wird hinreichen, jedem Unbefangenen die Ueberzeugung zu gewähren, daß von ſprachlichen oder nationellen Mißverſtändniſſen in Böhmen heute keine Rede, und daß auch durchaus weder Grund noch Veranlaſſung vorhanden iſt, Mißverſtändniſſe oder gar Zerwürfniſſe, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, zwiſchen den Eingebornen des Landes zu beſorgen. — Es iſt wahr, daß die Sorgfalt, welche jezt der Pflege und dem allgemeineren Gebrauche der böhmiſchen Sprache gewidmet wird, ſich bei Vielen zu einem Enthuſiasmus geſteigert hat, der nicht immer die gebührenden Schranken zu beachten wußte. Es iſt wahr, daß das beklagenswerthe Schickſal der unglücklichen Polen, und die, zwar nicht ganz ungegründeten, aber doch ſehr übertriebenen Klagen der ungariſchen Slaven auch in Böhmen, und zumal bei den enthuſiaſtiſchen Freunden des Slaventhums lebhafte Theilnahme und den Wunſch erregt haben, ihren Stamm- und Sinnesverwandten durch Worte, durch Schriften und durch Thaten nüzlich zu werden. Es iſt wahr, daß der Panſlavismus auch in Böhmen Eingang, Anhänger und Werkzeuge zu finden ſtrebt, und daß ſeine diesfälligen Bemühungen in einem Lande, das an denkenden, phantaſiereichen und gefühlvollen Köpfen und Herzen nicht arm iſt, nicht ganz erfolglos bleiben konnten. Es iſt aber auch gewiß, daß alles dies bisher weder gefährliche Wirkungen gehabt hat, noch zu gegründeten Beſorgniſſen für die Zukunft Anlaß gibt. Die Böhmen, und zwar ſowohl die dem

Deutſchthum als die dem Czechenthum entſproſſenen, beſitzen einen, vielleicht mehr dem Slaventhum als dem Deutſchthum angehörigen, heute jedoch allen Böhmen eigenthümlichen, reichen Fond von Phantaſie, kraft deſſen ſie ſich leicht für alles Gute und Schöne, und noch leichter für alles, was das Gemüth anſpricht, zumal für das Unglück, begeiſtern, und es iſt kein Fehler ihres Charakters, daß ſie das, was ſie fühlen, auch leicht und gerne ausſprechen und zur That werden laſſen. Die Beſonnenheit dagegen, die das Deutſchthum dem Nationalgeiſte der heutigen Böhmen eingepflanzt hat, geſtattet ihnen nicht leicht, ſich zu Uebertreibungen und Unbeſonnenheiten hinreißen zu laſſen. Die erſte, oft leidenſchaftliche Aufwallung weicht bald ruhiger Ueberlegung, und den überſprudelnden Worten folgt unmittelbar ein wohlbedachtes, und deßhalb um ſo kräftigeres und nachhaltiges Handeln. Darum iſt der Böhme wohl ſehr erregbar und leicht heftig bewegt, aber keineswegs unbeſonnen und thörichter Handlungen fähig. Darum iſt in Böhmen weder vom Panſlavismus noch vom Slavomanismus, noch vom Czechomanismus viel Uebles zu fürchten.

Der Gedanke, durch Begründung und Kultur einer allen ſlaviſchen Völkerſtämmen gemeinſchaftlichen Literatur und Sprache eine ideelle Vereinigung derſelben zu bewirken, und Böhmen zum Mittelpunkte dieſer geiſtigen Verbindung, zur Bundeslade eines neuen Teſtaments gemeinſchaftlicher, geiſtiger und ſittlicher Veredlung aller Slaven zu machen, iſt eben ſo ſchön und großartig, als lockend und verführeriſch, zumal für Gelehrte, Künſtler, Studirende, Literatoren überhaupt, kurz für alle diejenigen, die ihr Leben mehr geiſtiger Spekulation, als den materiellen Geſchäften des Lebens weihen. Allein die Realiſirung dieſes Gedankens gehört zu ſehr der Ideenwelt an, findet in den Intereſſen des thatſächlichen Lebens zu vielen und zu mächtigen Widerſtand, iſt mit einem Worte zu unpraktiſch, um jemals zu Stande kommen, oder doch die Früchte tragen zu können, welche die Slavomanen ſich davon verſprechen. So lange eine ideelle, rein literariſche Gemeinſchaft aller Slaven eine ſolche bleibt, ohne in das Gebiet des nationellen und des politiſchen, den übrigen Slaven ganz fremden Lebens und Waltens der Böhmen einzudringen, kann man die Slavomanen

hat ſich nur wenig geändert. Die geographiſche Lage der europäiſchen Hauptvölker gegen einander iſt dieſelbe geblieben, die feindliche Politik derſelben desgleichen. Die ſogenannten welſchen Nationen in unſerem Weſten haben immer auf dieſelbe Weiſe defenſiv oder offenſiv gegen uns gehandelt. Als die alten Römer unter dieſen Völkern die Hegemonie hatten, und Deutſchland angriffen, ſetzten ſie ſich zuerſt in den Beſitz der Schweiz und der Niederlande, um uns von da aus in die Flanke zu nehmen. Als viel ſpäter Spanien eine Zeit lang die Hegemonie über die welſchen Nationen behauptete, befolgte Philipp II. ganz daſſelbe Syſtem, zugleich von den Alpen und von den Niederlanden aus Deutſchland in die Flanke zu nehmen. Als Frankreich die Hegemonie erhielt, handelte Ludwig XIV., und ſpäter die franzöſiſche Republik gegen die Schweiz und die Niederlande ganz nach derſelben Politik. Auf der andern Seite haben wir die Slaven zu Nachbarn. Von dem Hunnen-, Avaren-, Mähren-, Magyaren-, Tartarenreich bis zum heutigen ruſſiſchen hat dort die Hegemonie immer gewechſelt, aber die Hauptſtellung dieſer unſerer Nachbarn gegen uns blieb im Weſentlichen immer dieſelbe. Ja dieſe Conſtellationen ſind ſo fixirt, daß ſogar die Intereſſen und Schickſale einzelner Städte durch alle Jahrhunderte dieſelben blieben, und ſich, ohne je andere werden zu können, immer wiederholen mußten, z. B. der deutſchen Küſtenſtädte an der Oſtſee. Wenn nun ſo häufig die Erfahrungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert ſchon mit denen des neunzehnten übereinſtimmen, ſo ſcheint allerdings in dieſen hiſtoriſchen Erfahrungen eine große Lehre für Deutſchland zu liegen, die auch künftig noch ihre Anwendung im guten oder ſchlimmen Sinne finden kann. Minder bedeutend als die Stellung zu Frankreich und Rußland iſt die zu England und Dänemark; doch iſt es bemerkenswerth, daß auch dieſe beiden Staaten Jahrhunderte lang immer auf dieſelbe, durch die geographiſche Lage gebotene Weiſe auf Deutſchland operirt haben.

Alſo Aufklärung über dieſe Stellung des deutſchen Volkes zu ſeinen Nachbarn, ſcheint uns die vorzüglichſte Aufgabe der neueren deutſchen Geſchichtſchreibung. Es gilt, in allen Richtungen unter den vielen rechts und links ausbiegenden hiſtoriſchen Linien die gerade mathematiſche zu finden, auf die ſie ſich zuletzt alle reduciren laſſen, d. h. in allen Ereigniſſen an einer beſtimmten Grenze

ruhig gewähren lassen. Sie können in dieser Beschränkung manches Nützliche wirken, und daß die Sympathieen für den Panslavismus, die dadurch bei Einzelnen genährt werden, keine, weder sociale noch politische Nachtheile zur Folge haben werden, dafür wird die wachsame Regierung Sorge zu tragen wissen. Der Gedanke der Czechomanen, mit Hülfe des Panslavismus Böhmen und Mähren zu einem eigenen, selbstständigen Königreiche und Staate zu konstituiren, ist ein Hirngespinnst, ein Traumgebilde, dessen Unsinn zu sehr einleuchtet, um irgend Besorgnisse erregen zu können. Nur ganz jugendliche, ganz unerfahrene, ganz unwissende und zugleich leidenschaftliche Köpfe können die Verwirklichung dieses Gedankens für möglich halten, und nur der beschränkteste Verstand kann glauben, daß die Trennung von dem Kaiserreiche, selbst wenn sie möglich wäre, ohne Ströme von Blut und ohne Verwüstung des Landes bewirkt und für Böhmen heilsam werden könnte, daß das zufriedene und ruhige Mähren dazu die Hand bieten würde, daß Böhmen in Mitten der großen Staaten, von denen es umgeben ist, unabhängig bleiben würde und nicht, gleich Polen und den Moldaufürstenthümern, in die Botmäßigkeit desjenigen oder derjenigen gerathen müßte, die ihm zu seiner Losreißung von Oesterreich und zu seiner geträumten Freiheit behülflich gewesen wären. Wie wenig gefährlich das Häuflein der Czechomanen sey, ergibt sich schon allein daraus, daß nur vollendete Träumer, oder ganz unverständige und unwissende Menschen, mithin nur solche dazu gehören können, die in Böhmen glücklicher Weise nur sehr selten zu finden sind, und deren geistige und materielle Mittel eben so gering und ungefährlich seyn müssen, als ihr Einfluß und ihre Macht überhaupt.

Der Panslavismus endlich, d. i. der Gedanke und das Streben, alle Völker, und sogar alle unter andern Völkern zerstreut lebenden Individuen slavischer Abstammung in ein Volk und in ein großes Reich zu vereinen, und entweder als Monarchie, oder als Republik zu konstituiren, dieser riesenhafte, um nicht zu sagen monströse Gedanke ist nur durch Zerstörung des heutigen europäischen Staatensystems, durch Zerrüttung und Zerstücklung mehrerer großen und mächtigen Reiche, durch Aufwiegelung der Völker, mithin durch Hochverrath, Aufruhr und durch die gänzliche Auflösung der bestehenden

gesellschaftlichen Ordnung möglich und ausführbar. Will man diesen Gedanken hiernach auch nicht geradezu chimärisch und unausführbar, ja undenkbar nennen, so muß er doch jedem Redlichen als ein höchst revolutionärer, gewaltsamer und verbrecherischer erscheinen. Die Böhmen aber, die heutigen Böhmen, so phantasiereich, begeisterungsfähig, ehr- und thatensüchtig auch manche derselben seyn mögen, sind ihrer Mehrzahl nach doch viel zu redlich, zu ehrenhaft, zu klug und zu vorsichtig, um sich zu Umtrieben verleiten und in Unternehmungen verwickeln zu lassen, die auch der einfachste und gemeinste Verstand als unrecht und verbrecherisch, aber auch zugleich als thöricht und unheilbringend erkennen muß. Böhmen ist, wie in materieller, so auch in geistiger Hinsicht ein sehr produktives, fruchtbares Land. Der Schirling der Zwietracht, der Aufwieglung und Empörung ist jedoch in diesem Lande längst ausgerottet, und fremdes Unkraut dieser Art wird auf dem durch sorgfältige Kultur veredelten, dem Anbau weit nützlicherer Früchte geweihten Boden weder Raum noch Empfänglichkeit finden. Verrath, zumal Hochverrath, Meineid, Undank, Empörung sind Giftpflanzen, die weder auf dem reichen Fruchtbaum der Flächen und Niederungen des innern Landes, noch in der reinen Luft und auf den Felsgründen der Gebirge Böhmens zu gedeihen oder auch nur zu keimen vermögen. Czernobog und die Biesy konnten wohl über die alten heidnischen Czechen eine Macht und einen Zauber ausüben, der die Gemüther bösen Regungen und unheilbringenden Leidenschaften öffnete; auf die heutigen christlichen und geistesreifen Böhmen haben diese bösen Dämonen des heidnischen Slaventhums keinen Einfluß mehr. Ein Volk, das seit Jahrhunderten rastlos und erfolgreich vorwärts strebt, will und kann keine Rückschritte machen. Rückschritt aber wäre alles, was den Böhmen eine von ihrer bisherigen verschiedene, derselben wohl gar entgegengesetzte Richtung geben, ihre Blicke, anstatt nach vorwärts, nach rückwärts wenden, sie in ihrem Vorwärtsschreiten aufhalten, oder gar in Verhältnisse zurückführen könnte, von denen sich ihre Vorfahren von jeher loszumachen bemüht gewesen, und die ihnen heute völlig fremd, mit ihren wahren Interessen unverträglich sind. Panslavismus, Slavomanie und Czechomanie werden deßhalb in Böhmen nie viele, und der Ruhe, der Ehre der Nation gefährliche Proselyten

machen; die wenigen, schon an sich selbst wenig fürchterlichen Schwärmer oder Thoren aber, die wissentlich oder unwissentlich fremden, verbrecherischen Ränken und Zwecken zu Werkzeugen dienen, oder den Eingebungen ihrer eigenen überreizten Einbildungskraft unterliegen könnten, werden von dem wachsamen Auge der Regierung eben so scharf und sorgfältig beobachtet und überwacht, als von der Friedens- und Ehrliebe, und von dem Rechtssinne ihrer eigenen Landsleute; daß sie sich vielleicht zu partiellen und wenig bedeutenden Verirrungen und Uebertreibungen hinreißen lassen, nie aber die Ruhe und Sicherheit des Landes ernstlich zu gefährden im Stande seyn werden. Und sollte dies doch irgendwie geschehen, so findet die Regierung in ihrer eigenen Macht und Kraft, in der treuen Anhänglichkeit, in der politischen Reife und Einsicht der Masse der Nation und in dem Abscheu derselben vor Unrecht wie vor jedem Rückschritte der Civilisation mehr als hinreichende Mittel, um jedem verbrecherischen Versuch, von wo er auch herkommen und was er auch bezwecken möge, die Spize zu bieten, ihn gebührend zurückzuweisen, zu unterdrücken und zu bestrafen. Nur dort, wo die Regierung keine Wurzeln, keinen Halt im Rechtsboden und in den Herzen der Nation und deßhalb keine moralische Kraft hat, wo die Regierungsgewalt durch Theilung geschwächt und zersplittert, oder selbst von Phantomen unpraktischer politischer oder philosophischer Theorien durchdrungen, und so mit den praktischen Ansichten und Bedürfnissen der Völker im Widerspruche ist, dort endlich, wo das Volk selbst bereits in Partheien und Faktionen zerfallen ist, können träumerische Projekte oder fremde antinationale Strebungen Eingang, Anhang und Unterstüzung finden und unheilvolle Früchte tragen. In Böhmen und in Oesterreich überhaupt ist dies nicht der Fall, und deßhalb auch nichts zu besorgen. Die Freunde der böhmischen Sprache, Literatur und Nationalität mögen deßhalb diese Heiligthümer jedes Volkes immerhin mit der größten Sorgfalt und Liebe pflegen und veredeln. Sie mögen das, was Dobrowsky schon vor 60 Jahren begonnen hat, was die edeln Sternberge, die Gebrüder Negedly, ein Kramerius, ein Faustin Prochaska, Franz Tanſa, die Gebrüder Tham, Stipanek und andere gelehrte Böhmen unter den Auspizien des hochherzigen Patrioten und erlauchten Staatsmannes,

— der die Verwaltung seines Geburtslandes fast 17 Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen mit Weisheit geleitet hat, und nun seit 18 Jahren an der obersten Staatsregierung des Kaiserreichs thätigen und ruhmvollen Antheil nimmt — mit Liebe und Sorgfalt gepflegt und fruchtbringend gemacht haben, mit gleicher Sorgfalt, aber auch mit gleicher Umsicht und Mäßigung fortsetzen, und diesen Vorbildern wie in der That nachzufolgen und nachzustreben, auch im Geiste ihres Wirkens nicht untreu zu werden fortfahren. Sie werden weder von Seite der Regierung, noch von Seite der eingebornen Deutschen in ihren diesfälligen verdienstlichen Bemühungen beirrt oder gestört werden. Selbst die Slavomanen werden, wenn sie sich auf rein literarischen Verkehr mit den übrigen Slavenvölkern beschränken, und alles, was die böhmische Sprache in eine panslavische verwandeln und in einer solchen untergehen lassen könnte, sorgfältig vermeiden, bei der ganzen Nation, bei Deutschen wie bei Czechen nur Beifall, ehrende Anerkennung und redliche Unterstützung finden.

Die czechischen Vorfahren der heutigen Böhmen haben diesen ruhmvolle und ehrwürdige Denkmale ihrer Tapferkeit, ihrer Liebe zur Wissenschaft und Kunst und ihres rastlosen Strebens nach vorwärts, und somit Erinnerungen hinterlassen, die heute noch in dem Gedächtnisse des Volkes lebendig fortdauern, nie erlöschen sollen und nie erlöschen werden. Darum wird das Andenken an sie den Böhmen immer heilig und theuer bleiben. Darum wird und soll die böhmische Sprache im Lande von Deutschen und Böhmen immer geehrt, gepflegt und erhalten werden. Darum soll sie nie, auch nicht in einer andern Sprache, untergehen. Mit den übrigen Slavenvölkern haben die Böhmen nichts, durchaus nichts als eine Sprache gemein, die zwar dem Idiome nach den übrigen slavischen Sprachen verwandt, in ihrer Ausbildung jedoch von ihnen sehr verschieden ist. Geschichtliche Erinnerungen, die den Böhmen lebhafte Sympathien für die andern Slaven einzuflößen geeignet wären, haben sie nicht, und die Erinnerung an die ursprüngliche gemeinsame Stammverwandtschaft ist in Böhmen fast nur mit jener an die ersten Stammeltern des Menschengeschlechts zu vergleichen, kaum lebhafter als diese. Wir sind deßhalb versichert, nur die Gesinnungen der unermeßlichen Mehrheit der Böhmen auszusprechen,

wenn wir nochmals wiederholen: daß Böhmen kein ſlaviſches Land und die Nation keine ſlaviſche, ſondern eine hauptſächlich aus czechiſchen und deutſchen Nationalelementen hervorgegangene, ganz eigenthümliche Nation iſt, die am füglichſten eine czecho-germaniſche genannt werden kann. Die Böhmen deutſcher, und ſelbſt jene gemiſchter oder anderweitiger Abkunft, deren es in Böhmen Tauſende gibt, Slaven zu nennen, und ſo beinahe der Hälfte der Eingebornen eine ihnen ganz fremde Abſtammung und Nationalität anzudichten, wäre eine Ungereimtheit, die durch nichts zu rechtfertigen ſeyn würde, nur Mißverſtändniſſe und Antipathien im Schooße eines ruhigen und einigen Volkes erzeugen, ſeinen Frieden ſtören und zu Unterſcheidungen Anlaß geben müßte, die den wahren Intereſſen der Nation wenig entſprächen. Böhmen iſt durch Alles, was einem Volke theuer iſt, und heilig ſeyn muß, durch Geſchichte, Bildung und Nationalſympathien, durch Verträge und Rechte, durch Religion und Sitten ſeit Jahrhunderten ein zum Deutſchthum zu rechnendes, und namentlich ein mit dem öſterreichiſchen Kaiſerreiche, mit der erlauchten Dynaſtie der Habsburger durch Eidespflicht und Geſetze, wie durch Dankbarkeit und Ehre eng und unzertrennlich verbundenes Land und Volk, das nur in dieſer zweifachen Verbindung ſelbſtſtändig, ſtark, einig und unzerſtückt bleiben, und durch ungeſtörtes Vorwärtsſchreiten immer glücklicher werden kann. Das aber iſt Beruf und Pflicht jeder Nation, folglich auch der Böhmen, und iſt dieſen letztern von der Vorſehung die ſchöne Aufgabe vorbehalten, auf die Förderung der Civiliſation der Slavenvölker und auf die Ausgleichung der zwiſchen dem Slaventhum und dem Deutſchthum beſtehenden National-Differenzen und Antipathien vermittelnd und heilbringend einzuwirken, ſo können ſie dieſen Beruf nur durch rein geiſtige, d. i. friedliche Dazwiſchenkunft erfüllen, und nur dadurch, daß ſie die Vorſehung und ihre mächtigſten Werkzeuge, die Zeit und die Macht der Umſtände, ruhig walten laſſen, ohne in den Gang derſelben eingreifen, ihn beſchleunigen, leiten oder gar ihm vorauseilen und unreife Erfolge durch gewaltſame rechtswidrige und unpatriotiſche Strebungen erzwingen zu wollen.

Luxus und Mäßigkeit.

Als das Industrie-Comptoir in Weimar vor langen Jahren die Reihe seiner feuerfarbenen Hefte des Journals des Luxus und der Moden eröffnete, konnte man über die Angriffe lächeln, welche dieses Unternehmen abzuwehren hatte. Stets wurde der Ueberfluß der Einkünfte nach Laune verwendet und verschwendet, stets holte man sich aus dem Auslande die Musterbilder des Neuen, mit welchen man zu prangen gedachte, und stets *mußte* man in größern Städten, stets *wollte* man auf dem Lande mit dem Strome schwimmen. Was in allen Zeiten bei allen Völkern gefunden wird, muß doch in der menschlichen Natur, in den Grundbedingungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens wurzeln, theils um in äußerer Erscheinung einen Ueberschuß des Erwerbs über das nächste Bedürfniß darzustellen, theils um das tägliche Leben sich möglichst bequem und angenehm zu machen. Die Wilden der Südsee haben ihre Schnüre von Glasperlen, wie die Fürstinnen des 16ten Jahrhunderts ihre vollständigen lebensgroßen Modepuppen hatten, mit welchen nach und nach verlassene Schlösser mit sogenannten Dockenkästen ausgestattet wurden. Uebermaß in Essen und Trinken finden wir eben so häufig im Mittelalter erfolglos getadelt, als im modernen, durch seine Verfassung auf republikanische Tugenden hingewiesenen Nordamerika. Wenn also jetzt mit Fug und Recht über Luxus geklagt wird, so kann es nur in Einer Richtung seyn, daß er außer Verhältniß stehe mit dem nothwendigen Erwerb und mit dem Nothpfennig, daß er sich über Tisch, Wohnung, Kleidung und Lustreisen *zugleich* erstrecke, und daß er den Kern des Volks krebsartig angreife.

Daß dieser Kern des Volks, jene zugleich beharrende und vorschreitende, für die Zukunft und die Nachkommen sparende Klasse täglich mehr abnehme, daß in der Verlassenschaft der Staatsdiener sich viel häufiger eine Verminderung ergebe, als eine Erhaltung oder Vermehrung des ursprünglichen Grundstocks, und daß die Zunahme der Bevölkerung, theils durch die Theilung der Vermögen, theils durch die ungleich größere Fruchtbarkeit der Ehen bei den Besitzlosen, die Zahl der Proletarier in höchst bedrohlichem Verhältnisse vermehre, das wissen Alle nur zu gut, und daher die bange Besorgniß, so oft jetzt eine Mißernte droht, ungeachtet der Getreidehandel nun aus weiten Fernen und in diese seine Wirkungen erstrecken muß. Daher die Sorge und schonende Milde, mit welcher Regierungen und Polizeibehörden die Bewegungen mehr zu beschwichtigen als zu unterdrücken suchen, deren Ursprung im Mißverhältnisse des unabweislichen Bedürfnisses mit dem Erwerbe steht. Man fängt nun an zu bemerken, daß die Unterdrückung aller kleinen Gewerbe, der Verfall der kleineren Städte, ja der Bauerschaften Folge der Fabrikation, die Wohlfeilheit dieser aber eine Herabdrückung durch übermäßige Mitbewerbung und der durch alle Stände verbreitete Luxus zugleich Ursache und Wirkung des Uebels sey. In Deutschland kann man nicht arm seyn, ohne zugleich elend zu seyn, und je unwirthlicher unser Norden ist, um so mehr ist er mit allen Luxusbedürfnissen auf das Ausland angewiesen, welches er nur mit dem Erlöse seiner Fabrikate bezahlen kann, seit die Ausfuhr von Getreide und Holz ihm so sehr verkümmert wird.

Die körperliche Beschaffenheit aller Stände ist offenbar überall schwächer geworden. Die tauglichsten Exemplare zur Fortpflanzung wurden vor 30—40 Jahren durch die Kriege weggerafft oder halb-invalide gemacht. Die übertriebenen Ansprüche der Staatsprüfungen erschöpfen die sonst so lebenslustige studirende Jugend, und die erwerbenden Klassen werden dergestalt zwischen erkünstelten Bedürfnissen und Mangel an wirklich Nothwendigem umhergetrieben, daß auch sie zu einer vollkommen, wahrhaft gesunden physischen Ausbildung beinahe eben so wenig gelangen können, als die Armen, welche bereits als Kinder in Fabriken und auf dem Kartoffelfelde zu übermäßiger Anstrengung sich hergeben müssen. Aerzte und Offiziere klagen

überall über die Abſchwächung und Verweichlichung der heranwachſenden Generationen. Die durch die zunehmende Bevölkerung nothwendig verkleinerte Mundportion des Einzelnen wird durch verbeſſerte Kulturen nicht ganz, und durch Fabrikproduktion nur auf eine dem Zufalle unterworfene Weiſe aufgewogen. Daß es das kümmerliche Leben vorzüglich iſt, welches uns ſo viele mißgeſtaltete und elend ausſehende Menſchen erblicken läßt, beweiſt das Beiſpiel deutſcher Ackerbaukolonien in Nordamerika und Ungarn, wo gerade die Deutſchen die größten, ſtärkſten und geſündeſten Bauern aufzuweiſen haben. Sie können ihre Kinder ſchonen und nähren, ihre zurückgebliebenen Vettern können dieſes nicht. Es iſt nicht zu läugnen, daß Manches geſchehen iſt, um den Zuſtand der Maſſen bei uns zu verbeſſern, aber das Uebel liegt ſo tief im Organismus der Geſellſchaft, daß kleine Mittel lange nicht ausreichen.

Die Nachtheile, welche unſere Zeit vorzugsweiſe vor allen andern beklagt, ſind alſo doppelt, und an den beiden Extremitäten der Geſellſchaft ſichtbar. Die höheren Stände verbrauchen, vernichten mehr als früher, und die unterſten haben durch die ſteigende Bevölkerung, durch deren Anhäufung auf einzelnen Punkten, und beſonders durch den Mangel an dem, bereits in Beſitz genommenen, des Anbaus fähigen Boden, keine Möglichkeit vor ſich, ihren Zuſtand zu verbeſſern, Unglücksfälle und Noth, welche nach gewiſſen Zeiträumen einzutreten nicht ermangeln, zu ertragen, und ſich zu den großen Kapitalien und den weitausgreifenden Unternehmungen in ein leidliches, dauerndes Verhältniß zu ſetzen. Sie müſſen Plantagen-Neger und Reviſionsſeelen um das Intereſſe beneiden, welche deren Herren an der Erhaltung, Fortpflanzung und Vermehrung ihres Eigenthums haben. Wenn irgend eine finanzielle Kriſe Einſchränkungen der Ausgaben nothwendig macht, ſo können Alle ſich helfen, nur die Armen nicht, an ihnen endigt der Stoß. Sie finden kein Mittel, das Unabweisliche aufzubringen, ja ein allgemeines Elend drückt durch vermehrte Mitbewerbung noch ihren ärmlichen Tagelohn herab. Hier, in der inneren und äußeren Zunahme der nichtbeſitzenden Bevölkerung und in der leichtſinnigen Zerſtörung der meiſten Stützen des geſellſchaftlichen Gebäudes droht den kommenden Geſchlechtern eine Gefahr, gegen welche die ein Kinderſpiel iſt, welche

dem römiſchen Reiche aus dem ſtets kräftigeren Entgegentreten der germaniſchen Völker erwachſen iſt.

Daß ein tiefliegendes, noch in der Entwicklung befindliches, aber die ſeitherige Criſtenz bedrohendes Uebel in der bürgerlichen Geſellſchaft im Allgemeinen beſtehe, das fühlen Alle. Es fühlen es die Höfe, denn eine Verſchwendung, wie Frankreich ein Jahrhundert hindurch, wie Spanien ſie noch unter Karl dem Vierten, wie ſo manches deutſche Land und Ländchen ſie durch lange Jahre dulden und bezahlen mußten, wird nirgends mehr gefunden; dennoch wird der unabweisbare Aufwand von Einer Seite gefordert, von der andern angefeindet, beneidet, und wo man es vermag, verkürzt. Die reicheren Gutsbeſitzer ſchränken auf ähnliche Weiſe ſich ein, erwerben ſich Kenntniſſe, durch welche ſie von ihren Verwaltern unabhängig werden, wenden ſich täglich mehr landwirthſchaftlichen Gewerben zu, und ſuchen durch Erheirathung bürgerlicher Kapitale die vielfach erlittenen Verluſte auszugleichen. Verſchwendung, übermüthiges Zur-Schau-Tragen des Reichthums, Jagdunfug und Mißhandlung der Grundholden gehört nun zu den ſeltenen Ausnahmen. Der Mittelſtand iſt, mit Ausnahme der Börſenkönige, durch vermehrte Mitbewerbung auf Einſchränkung ſeiner Ausgaben gewieſen, und wer durch Aufwand zu blenden und über den wahren Stand ſeines Vermögens zu täuſchen ſucht, nimmt nun ſchneller ein übles Ende, als früher, ehe noch die Augen des Publikums durch Noth oder durch vermehrten Verkehr geſchärft waren. Wie es mit den unterſten Klaſſen ſtehe, haben wir bereits erwähnt. Alle fühlen den Druck, die elektriſche Schwängerung der Atmoſphäre, alle ſehnen ſich nach Abhülfe, gründliche Mittel der Heilung weiß keiner zu bieten.

Das Gleichgewicht, welches jetzt ſo ſehr vermißt wird, wurde vorzüglich dadurch zerſtört, daß nach den Kriegen, ſtatt die dringenden Bedürfniſſe durch Steuern zu decken, Staatsſchulden unter unglaublich läſtigen Bedingungen aufgenommen und als vollgültig verzinst wurden. Wenigſtens berechtigt der Vorgang Englands und der Niederlande zu dieſer Annahme. Dort zeigte ſich das Uebel am früheſten und iſt ſchmerzlicher als anderwärts. Durch dieſe Weiſe, die Staatsmaſchine im Gange zu erhalten, muß der Reiche reicher werden, der Arme ärmer.

Die Kapitale werden abwechſelnd auf große Unternehmungen geworfen, welche den kleinen, aber ſeither unabhängigen Erwerb erdrücken. Die Zinſe jener, in der Wirklichkeit nie einer vollſtändigen Rückzahlung fähigen Kapitale müſſen durch Verbrauchsauflagen gedeckt werden, welche den Aermſten am härteſten treffen, und je mehr Fabrikation ins Große getrieben wird, deſto gewiſſer reißt ſie eine große Anzahl Familien mit ſich ins Elend, wenn Wechſel der Mode, Zollerhöhung oder Auffindung einer wohlfeileren Vorrichtung ſie ſtilleſtehen machen. Es iſt ein großes Unglück, daß die Vorſchritte der Wiſſenſchaften bis jetzt nur den großen Unternehmungen genützt, auf die Mehrzahl aber mehr durch Vernichtung ganzer Handwerke gedrückt, als durch wohlfeilere und vollkommenere Hervorbringungen wohlthätig gewirkt haben.

Wenn wir uns bemühen, den Stand der Dinge, welcher Alle beunruhigt, deutlich zu machen, ſo erhalten wir ungefähr folgendes Ergebniß:

Kunſtfleiß, Gewerbe und Handel nach den Kriegen von oben herab (durch Anwendung künſtlicher Kapitale und wiſſenſchaftlicher Vorſchritte), ſtatt von unten herauf durch Gewerbe Einzelner erweitert, vervollkommnet, und durch Mitbewerbung zugleich übermäßig ausgedehnt und herabgedrückt in Gewinn und Sicherheit des Geſchäfts;

Alle Gegenſtände des Luxus in unglaublicher Vielfältigkeit und meiſt Wohlfeilheit auf alle Märkte geworfen, und zum Nachtheile des ehrlichen Handels häufig von ſchlechtem Gehalte bei anlockender Außenſeite;

Allgemeine Gleichmachung im Aeußern, größere Anſprüche auf Geltung unten, dagegen induſtrielle Strebungen und Sparſamkeit oben;

Häufige Beiſpiele ſchnell erworbenen Reichthums, und nicht ſehr lobenswerther Gebrauch deſſelben;

Vermehrung der nicht-beſitzenden Klaſſe, und Aufhören eines einſt ſehr wirkſamen Gegenmittels, der geworbenen Heere;

Verzehrungsſteuern, durch welche die nothwendigen Nahrungsmittel vertheuert werden, während die entbehrlicheren im Verhältniß ungleich wohlfeiler ſind;

Verminderte Kraft der Regierungen, welche in Schulden,

Deutſchlands immer dieſelbe Politik des Auslandes wiederkehren zu ſehen, und endlich daraus die Einſicht zu gewinnen, daß hier immer daſſelbe ſich wiederholen muß und wird, und daß es beinahe lächerlich iſt, immer noch darüber zu erſtaunen und immer aufs Neue darüber zu klagen, da man nur die durch ſo viele Erfahrungen beſtätigte Lehre ſich zu Nutze zu machen braucht, um beſſere Mittel der Abwehr zu entdecken. Man wird auf höchſt einfache Fragen zurückkommen: Deutſchland ſey eine Feſtung oder ein befeſtigtes Lager; auf welche Baſtion, auf welchen Brückenkopf iſt der Feind von jeher zuerſt losgegangen? wo hat er Gewalt, wo Liſt und Verrath immer auf dieſelbe Weiſe gebraucht? Da lerne endlich, o Deutſchland, Vorkehr zu treffen, wenn du nicht willſt, daß du dieſelbe Tragikomödie noch einmal und noch zehnmal aufführen ſollſt. Jeder gebildete Deutſche ſollte ſein Vaterland ſo genau kennen, wie ein Fechter vom Kopf bis zu den Füßen jede bedeckte Stelle und jede Blöße an ſich kennt.

Auch in Bezug auf innere Politik dürften noch einige, aus Erfahrung entnommene, praktiſche Lehren ſchärfer einzuprägen ſeyn. Zuerſt die, daß, ſo oft es auch einzelnen deutſchen Stämmen gelungen iſt, ſich auf Koſten der übrigen im Bunde mit Feinden zu erheben, dieſelben in letzter Inſtanz immer von den Fremden betrogen und unterdrückt, und nur durch ihre früher mißhandelten Landsleute gerettet wurden. Sodann die, daß die feindliche Spaltung unter den deutſchen Stämmen und ihr theilweiſes Bündniß mit den Nationalfeinden zwar immer höchſt verderblich für uns alle geweſen iſt, daß es aber eben ſo wenig jemals möglich war noch ſeyn wird, jene von ſo Vielen angeprieſene Einheit herzuſtellen. Uniformität iſt dem deutſchen Charakter abſolut zuwider, was eine zweitauſendjährige Erfahrung beſtätigt. Es kann ſich alſo nur von einer Föderation handeln, deren Theilnehmer endlich zu der Einſicht gelangen, daß ſie, ohne in eine gallertartige indifferente Maſſe zu verſchwimmen, mit Beibehaltung ihrer Provinzialeigenthümlichkeit ſich gleichwohl mehr von den übrigen Theilen des gemeinſchaftlichen Ganzen angezogen als abgeſtoßen fühlen müſſen. Eine unendlich ſchwere Aufgabe, da die Maſſen bisher nur in ſeltenen Augenblicken gemeinſamer Noth zu dieſer Einſicht zu erheben waren, die kleinliche Provinzialeiferſucht aber, der lokale Egoismus und die Krähwinkelei täglich und am

conscribirten Heeren und der Kraft der öffentlichen Meinung ein Hemmniß in freiem kräftigem Gange erblicken, und daher neben dem Aufwand für die Bewaffnung einen Krieg, eine Störung der allgemeinen Kriegslosigkeit mehr als Alles fürchten müssen;

Unbotmäßigkeit gegen alles Höherstehende mit Beibehaltung aller Ansprüche, welche man früher an Jenes gemacht hatte.

Wie dieses Alles gekommen, wie dieser Zustand weder den Regierungen noch den Regierten zur Ehre und zum Heile gereiche, wissen wir so ziemlich zu erklären, und es wäre überflüssig, hier davon zu reden, wenn es sich nicht darum handeln würde, eine Existenzfrage zu lösen, und Interessen zu vereinigen, welche zwar in scheinbarem Widerstreit befangen erscheinen, im Grunde aber dennoch solidarisch sind, eben weil die Frage eine Existenzfrage der bürgerlichen Gesellschaft und der Gesittung ist, und täglich mehr wird.

Luxusgesetze finden sich in allen Zeiten und bei den meisten Völkern. Ueberall waren sie ohne Erfolg, denn Gesetze sind unwirksam, wo sie nicht der Niederschlag der Sitten, der Ausdruck der allgemeinen Ansicht der Verständigen des Volkes sind. Sogar eine Nationalkleidung kann nicht befohlen werden, im Abendlande wenigstens nicht; wenn wir eine wieder erhalten sollten, so müßte sie für die Männer aus dem Heerrocke kommen, wie die Kleidung der niederschwäbischen und ostfränkischen Bauern aus der Soldatenkleidung nach dem dreißigjährigen Kriege sich krystallisirte. Wir bekennen, daß wir auf Gesetze ungleich weniger rechnen, humanistische vielleicht ausgenommen, als auf Vereine, auf Vorangehen der höheren Stände und auf Vorbereitung der Jugend auf ein Leben, welchem die Veranlassungen zu Selbstbeschränkung, Mäßigung und gemeinschaftlichem Handeln gewiß nicht fehlen werden.

Die Mäßigkeitsvereine sind eine sehr erfreuliche Erscheinung. Mögen sie überall gedeihen und dem Branntweintrinken steuern, diesem Uebel, welches nicht nur alle Fröhlichkeit durch schnelle Berauschung zerstört, sondern auch das Mark des Volkes aufzehrt! Es seyen uns aber hiebei einige bescheidene Zweifel erlaubt; es würde uns sehr erfreuen, wenn uns bewiesen würde, daß sie ungegründet seyen. Ist nicht der Uebergang vom täglichen Branntweintrinken zum vollkommenen

Verbannen desſelben zu ſchroff, ſollte nicht ſtufenweiſe derſelbe wirkſamer ſeyn? Was ſoll als Stärkungs- oder augenblickliches Reizmittel an die Stelle geſetzt werden? Wir finden, daß der preußiſche Feldherr, welcher ſeinen Soldaten den Eintritt in die Mäßigkeitsvereine vorläufig unterſagt hat, ſo unrecht nicht hat, als vielleicht auf den erſten Anblick ſcheint. Liegt nicht die Gefahr des geheimen Gebrauchs des Opiums im Hintergrunde, wenn man zu ſtrenge verfahren will? Freilich lebten unſere Altvordern viele Jahrhunderte ohne das deſtillirte Gift, aber ſie aßen mehr Fleiſch, waren minder genöthigt ſich abzuarbeiten, und fühlten nicht ſo oft das Bedürfniß, ſich für Augenblicke über eine troſtloſe Gegenwart und eine hoffnungsloſe Zukunft zu betäuben. Der leidenſchaftlichſte Branntweintrinker unter den Armen würde gewiß von Herzen gerne die Medaille des Pater Mathew umhängen, und gewiß ſein Gelübde halten, wenn er durch das bequeme Leben der höheren Stände ſich für den Genuß entſchädigen könnte, welchem er in ſeiner jetzigen Stellung ſchwerlich ganz, aufrichtig und für die Dauer wird entſagen können.

Wer es vermag, den Wein zu bezahlen oder kräftiges, untergähriges Bier, wird gewiß des Branntweins ſich ohnehin enthalten, und zu jenen zurückkehren, wenn Theurung, Noth, Kriegerleben ihn für einige Zeit zum Branntweintrinker gemacht hatten. Viele Leſer werden ſich erinnern, wie viel Branntwein von 1812—1817 von den ſüddeutſchen Bauern getrunken worden iſt, und wie ſchnell dieſes Trinken aufhörte, ſobald günſtigere Zeiten eine Rückkehr zum Alten möglich machten.

Das Volk iſt nicht ſo blind gegen ſein wahres Wohl, als man hie und da wähnt. Beſonders wiſſen die Hausfrauen, was den Ehemännern und dem Hausweſen frommt oder ſchadet, und verſtehen es meiſterhaft, die Steuerruder unmerklich in das gedeihliche Fahrwaſſer zu lenken. Mit der Kartoffel ſind andere Lebensbedingungen eingetreten, und wir wollen froh ſeyn, wenn nur dem Mißbrauch vor der Hand geſteuert wird, wenn auch der Gebrauch fortdauern müßte, wie wir bis jetzt noch glauben müſſen.

Aber nicht nur auf die Verbannung aller gegohrenen Getränke haben Vereine und Hydropathen hingearbeitet, es ſind auch rückſichtlich des Kleiderluxus hie und da Vereine entſtanden,

z. B. in Nürnberg. Obgleich sie thätige Unterstützung aller Gutdenkenden verdienen, so können wir auch ihnen keine allgemeine Verbreitung, kein wesentliches Eingreifen in die oben erwähnten Uebel vorhersagen. Das schöne Geschlecht will, ja muß überall sich schmücken, und damit man sehe, daß etwas Neues auf dem Leibe sey, muß dieses durch abweichende Form die Augen auf sich ziehen; Frau und Haustochter wollen wenigstens nicht unscheinbarer einhergehen, als ihre Dienstmädchen, und so bleibt auch hier Alles so ziemlich beim Alten.

Eher würde ein Verein jüngerer heirathsfähiger Männer dem aller Häuslichkeit Gefahr drohenden Kleiderluxus des schönen Geschlechts abhelfen, und die reiche Erbin, welche in ihren Bedürfnissen und Anforderungen keine Grenze kennt, in Nachtheil setzen gegen das einfache, fleißige Mädchen, welche mit ihrem Thun und Lassen ein unberechenbares Kapital in das Haus ihres Gatten einbringt. Gar öffentlich dürfte ein solcher Freierverein aber nicht auftreten, denn um den Schein zu vermeiden, als speculire man auf denselben, würde manche Familie denn doch lieber in der seitherigen Weise fortfahren.

Auch erscheint der Luxus zuweilen nicht allein im Augenfälligen. Mancher junge Mann im einfachsten Ueberrocke raucht Cigarren, deren Preis so ausschweifend hoch ist, daß er eine ganze Familie von demselben reichlich erhalten, und noch den ganzen Tag sich mit ächten wohlriechenden Glimmstengeln ergötzen könnte.

Bei dem allseitigen Vorschritt, bei der verschnellerten Bewegung, dem vermehrten Verkehre mit Andern, ist begreiflicher Weise Alles in den Hintergrund gedrägt, was das Bleibende, Beharrende, um jeden Preis Festhaltende repräsentirt. Wir leben des Glaubens, daß es in Zeiten der Noth schnell seinen alten Platz wieder einnehmen werde, aber von einer Zeit, in welcher eine thatenlose Jugend auf ein durch übertriebene Anstrengung erschöpftes Alter folgt, in einer Zeit der grenzenlosen Mitbewerbung bleibt nicht viel Anderes übrig, als ruhig zuzuwarten, wie, wann und woher die Entwicklung des so seltsam geschürzten Knotens kommen wird.

Einiges kann allerdings nach unserer Meinung geschehen, um wenigstens den drohenden nachtheiligen Folgen des Uebels

für einige Zeit, und deren traurigſten Uebergriffen vorzubeugen. Sind wir doch in ſo vielen andern Beziehungen des ſocialen und politiſchen Lebens lediglich an Hinhalten, Palliative und Transaktionen gewieſen!

Durchgreifende Geſetze, z. B. ſolche, durch welche die alten Zünfte und Innungen wieder hergeſtellt würden, erſcheinen jetzt als unmöglich; man ſollte aber dennoch daran denken, das, was von ihnen uns übergeblieben iſt, zu erhalten, und ihre Grundidee zu neuen zeitgemäßen Organiſationen zu benützen. Die Intereſſen der Fabrikherren und ihrer Arbeiter ſind in letzter Inſtanz ſolidariſch, und nur ſcheinbar widerſtreitend. Es käme darauf an, dieſe Wahrheit beiden Theilen recht deutlich zu machen, und die Mittel auszufinden, wie der Arbeiter am reinen Gewinn ſeinen redlich bemeſſenen Theil erlangen könnte, ohne nöthig zu haben, die Bücher des Fabrikherrn zu durchſtöbern. Luxusgeſetze werden überall umgangen und verhöhnt werden, aber Erziehung, Beiſpiel von oben, vielleicht der Befehl, daß eine gewiſſe Gattung weiblicher Weſen ſich nach der neueſten Mode kleiden müſſe, könnte dem übertriebenen Kleiderluxus einigermaßen ſteuern. Ein deutſcher Fürſt handelt ſehr weiſe, wenn er die alte kleidſame Riegelhaube der bürgerlichen Klaſſe ſeiner Hauptſtadt auf jede Weiſe bevorzugt. Inſtabilität der bürgerlichen Tracht ſetzt Inſtabilität in hohem Grade in vielem andern, ſinnlich nicht Wahrnehmbaren voraus.

Man erlaube uns ferner, einigen uralten, und mit Unrecht verfolgten Inſtitutionen das Wort zu reden, durch welche die Vorwelt auf einmal abzuthun liebte, was von übermüthiger Luſt, jugendlicher Tollheit und Ueppigkeit in ihr zu Tage zu kommen ſtrebte; ſo waren die Saturnalien, ſo iſt der Faſching noch hie und da, ſo ſind die Kermeſſen der Niederlande ein methodiſches Zuſammendrängen des vorhandenen Stoffes in gewiſſe Zeiträume. Schwerlich würde der engliſche Pöbel ſo beſtialiſch ſeyn, ohne die finſtere, freudenleere Sonntagsfeier, und ſo ſehr wir dieſe, namentlich im Intereſſe der Arbeitenden bevorworten, ſo unerfreulich erſcheint uns der Eifer gegen Tanz und Beluſtigungen an Sonn- und Feſttagen. Dieſe können überwacht werden, ja ſie überwachen ſich gewiſſermaßen ſelbſt; dieſes iſt aber nicht der Fall bei allem dem, was einſam oder

in der Schenke zu alleiniger Ergötzlichkeit und Tödtung der Ruheſtunden übrig bleibt. Wenn die Erlaubniß zum Tanze an Sonntagen von anſtändigem Benehmen der Jugend abhängig gemacht wird, ſo bleiben ſichtlich günſtige Folgen beinahe nie aus. Ein froher Muth, eine jugendliche Wärme ſind nothwendiger und ſelbſt der Kirche nützlicher, als finſteres Brüten und Heuchelei. Man wird überall finden, daß bei Aufruhren die gefährlichſten Führer aus den Feinden jedes unſchuldigen Vergnügens, aus den Betſtuben religiöſer Schwärmer hervorgegangen ſind. Die Matroſen aber aller Völker thun dagegen ungefähr daſſelbe, wenn ſie nach langer Seereiſe in einer Hafenſtadt feiern.

Wem aber nach Monaten gefährlicher und eintöniger Seefahrt kein Hafen mit der Fülle entbehrter Genüſſe entgegenwinkt, wem auf mühevolle Wochentage keine Sonntagsfreude wird, wem es nicht vergönnt iſt, ſich einigemal im Jahre recht methodiſch loszulaſſen, der wird entweder in dumpfem Brüten, oder in haſtiger Uebertretung der Geſetze des Staats oder wenigſtens der Sittlichkeit ſich entſchädigen müſſen, denn wir ſind einmal ſo organiſirt, daß nicht nur das Animaliſche, ſondern ſogar das Beſtialiſche unſerer Gattung nur geleitet, nicht aber vollkommen beſeitigt werden kann.

Wenn nun einem ſo freudenleeren, auf ungewiſſen Erwerb geſtellten Leben der mit allem Schönen und Ueberflüſſigen geſchmückte Luxus des Reichen entgegentritt, wenn dieſer jenes wie den Theil einer Maſchine, wie $\frac{x}{p}$ einer Pferdekraft behandelt, wie darf man ſich alsdann darüber wundern, wenn ein kleiner Aufſchlag der Preiſe der Kartoffeln, eine Vereinfachung einer Fabrikarbeit, eine den Abſatz hemmende Aenderung eines Zolltarifs eine Verzweiflung, einen Aufruhr herbeiführen, welche früheren Zeiten unbekannt waren?

Wir wiſſen wohl, daß Sparkaſſen und Verſorgungsanſtalten hier Vieles bewirken können, wir erkennen das vielfach Geleiſtete gerne an, welches uns von Fabrikherren, Landgeiſtlichen, Oberſten und Gutsbeſitzern gemeldet wird, aber dieſe Strebungen ſind weder allgemein genug, noch überall anwendbar. Die Artung des Uebels iſt durch örtliche Mittel nicht zu gewältigen, jedes ſeiner Symptome erſcheint als ein neues Uebel, und die

Reactionskraft der Natur wider daſſelbe iſt wenigſtens noch nicht erprobt.

Es iſt im Allgemeinen dieſer beklagenswerthe Zuſtand eine Folge des Aufhörens aller früheren Uebereinanderſtellungen, ohne daß dieſe durch etwas Anderes — wenn auch nicht gerade Beſſeres und Dauernderes — erſetzt worden wären. Die Fluthen der neuen Zeit wogen heran, die alten Dämme ſind nicht auf jener Höhe, die neuen noch nicht feſt und begraſt genug, um der Ueberſchwemmung zu wehren. Die Regierungen haben aufgehört, den Charakter der Väterlichkeit zu tragen, mußten dieſen beinahe wider Willen ablegen, alle Zwiſchengewalten ſind verſchwunden, die Mittelsmänner zwiſchen oben und unten finden ſich nicht mehr, und Staatsgewalt und Maſſe ſtehen ſich unmittelbar gegenüber. Wie es mit der Kraft der Religion ſtehe, davon mögen die Länder Zeugniß geben, wo jene am innigſten mit der Staatsgewalt verbunden, ja dieſe in jene beinahe aufgegangen war. Die bewaffnete Macht iſt hier zu ſehr, dort noch nicht genug mit dem Volke verwachſen. Die Polizei wird durch Eiſenbahnen in die Unmöglichkeit verſetzt, auf ſeitherige Weiſe ihre Aufſicht zu üben. Kriege, durch welche ſonſt die verdumpfte Atmoſphäre ſich zu reinigen pflegte, kann und darf keine Regierung unſerer Zeit wollen. Die Wiſſenſchaften wirken in noch unvollendeter Durchbildung zerſetzend, und bleiben auf die wichtigſten Fragen am gewiſſeſten die Antwort ſchuldig.

Da wir nun keine Spartaner ſind, welche ſich der Ueberzahl ihrer Heloten durch periodiſche Treibjagden entledigten, ſo werden wir uns darauf beſchränken müſſen, die Kräfte des Widerſtands zu organiſiren. Die aus ehrenhaften und beſitzenden Hausvätern zuſammengeſetzte Bürgerwehr wird auch uns ein unabweisliches Bedürfniß werden, wie ſie es in Frankreich iſt, und wie ſie überall ſchnell ſich bilden muß, wo die öffentliche Sicherheit durch allgemeine Aufruhren bedroht wird. Je zahlreicher die ſtehenden Heere ſind, deſto mehr militäriſch ausgebildete Befehlshaber und Wehrmänner wird jene zählen. Freilich enthält aber eine ſolche Organiſation Bedingungen, welche den deutſchen Regierungen hie und da läſtig genug vorkommen dürften, aber eben ſo unabweislich ſcheinen, als es der, ebenfalls mit bedenklichen Fragen verwickelte Zollverein ſeiner Zeit war.

Ein zweites Schutzmittel liegt in der Organisation der Auswanderungen. Diese ist hie und da versucht, nirgends aber umfassend und kräftig genug durchgeführt worden. Wir können zugeben, daß dieses Mittel eigentlich nur ein Palliativ ist, aber bei einer Entzündungskrankheit rettet eine tüchtige Aderlässe häufig das Leben, obgleich das entzogene Blut sich in ganz kurzer Zeit wieder ersetzt.

Ferner gewähren Spar-, Renten- und Lebensversicherungskassen eine Caution zur Fortdauer der Ruhe und Ordnung. Sie können nach unserer Ueberzeugung nicht zu sehr ausgedehnt, nicht lockend genug für die arbeitenden Klassen eingerichtet, nicht sorgsam genug unterstützt, überwacht und bevorzugt werden. Wenn noch dabei der Einlegende Staatsgläubiger wird, so ist das Band doppelt stark, welches ihn an das Bestehende, an die Fortdauer des Rechtszustandes bindet.

Für das wirksamste Mittel, die uns Allen drohenden Gefahren abzuwenden, halten wir aber Vereine. Die deutschen Regierungen sollten einen Auswanderungsverein stiften, um die überflüssige Bevölkerung zu auswandernden Gemeinden zu organisiren, vor heillosen Prellereien der Spekulation zu bewahren, und mittelst Ankaufs großer Landesstrecken augenblickliche Opfer bringen, welche durch spätere, in Fristen vertheilte Rückzahlungen reichlich vergütet werden würden, ungerechnet den Vortheil, welchen die deutschen Fabriken durch vermehrte Nachfrage haben würden. Denn jetzt schon kann man sehen, wie sehr die deutschen Kolonisten Nordamerikas die Fabrikate ihres Mutterlandes vor allen andern bevorzugen. Vielleicht wäre Obercanada für Deutschland wie für England der geeignetste Punkt einer organisirten, theilweise für militärische Zwecke bestimmten Auswanderung. Sollte hier nicht das Interesse der englischen Regierung mit dem der deutschen Staaten, der großen Kapitalisten, und der an eine Bevormundung gewöhnten, und vorläufig derselben noch bedürftigen Auswanderer zusammen treffen?

Ohne bedeutende Opfer an Geld und seither zur Gewohnheit gewordenen Genüssen wird dem Uebel des Luxus nicht abgeholfen, wird die Gefahr nicht abgewendet werden, welche der bürgerlichen Gesellschaft durch den Zusammenstoß der beiden Extreme droht. Die Uebersiedelung in Colonien, die Sicherung

der Exiſtenz der vielen Zurückbleibenden, würden ſtarke, aber keineswegs unerſchwingliche Summen in Anſpruch nehmen, und ſchmerzlicher würde vielleicht Vielen die Selbſtbeſchränkung ſeyn, mit welcher ſie vorangehen müſſen, ehe ſie Aehnliches und nach der Lage Schwereres von den unterſten Klaſſen des Volks fordern dürfen. Denn nur durch Beiſpiel und Vorangehen der Obenſtehenden wird die Maſſe nachgezogen. Vergebens wird der gegen die Branntweinpeſt predigen, welchem bei jeder Veranlaſſung der Kork der Champagnerflaſche vom reichbeſetzten Tiſche an die Decke fliegt, und das grimmige Geſicht, mit welchem der Arme dem vorüberraſſelnden Tilbury in den Koth ausweicht, will ſagen: „Wenn du zuvor Alles gethan hätteſt, dem gemeinen Mann, von welchem du Alles verlangſt, es möglich zu machen, nur zu leben, ſo würde ich dir gerne ausweichen, und dich noch dazu freundlich begrüßen.“ Mit den Forderungen an die Menſchen ſind auch die Pflichten gegen dieſelben geſteigert, und mit den Uebelſtänden wächst auch die Nothwendigkeit, durch vereinte Kraft zu verbeſſern was krankt, zu erhalten was gefährdet iſt, und eine geſicherte Zukunft wenigſtens möglich zu machen. Die ehemaligen Reichsſtädte und ariſtokratiſchen Republiken der Schweiz verfaßten ihre Luxusgeſetze in dieſer Richtung. Auch Venedig gab während der Ausbildung ſeiner Verfaſſung ähnliche Verordnungen. Umgangen wurden alle und zu allen Zeiten, aber die Motive, welchen ſie entfloſſen, verdienen nichts deſtoweniger alle Anerkennung. Für das Frankreich unſerer Tage wäre ein Geſetz, welches Werkſtätten und Buden Sonntags ſchlöſſe, wohl die zweckmäßigſte Verordnung in der angegebenen Richtung, nicht um einen freudenleeren, engliſchen Sabbath zu ſchaffen, ſondern um die arbeitende Klaſſe in die Lage zu ſetzen, ſich reinigen, des Lebens ſich erfreuen, und religiös ſich erbauen zu können. Keiner ſollte ſich mit dem nicht können entſchuldigen dürfen, wenn er nicht will.

Luxushunde werden beſteuert, wie billig, oft vielleicht nicht ſtark genug. Bis zu Papagaien und franzöſiſchen Bonnen hat man ſich noch nicht erhoben, und vielleicht zu ſehr geeilt, in England die Luxustaxen nach den Kriegen abzuſchaffen, oder ſehr herabzuſetzen. Freilich mußte man dagegen nach dreißigjährigem Frieden eine Steuer bewilligen, welche billig den Kriegszeiten

vorbehalten bleiben sollte. Man hat sich einen Krieg anderer Art bereitet, in welchem es schwer ist, entscheidende Schlachten zu liefern und Waffenstillstände zu verabreden. Im ganzen nördlichen Europa sollten die Gesetzgeber nie vergessen, wie nöthig es sey, daß Jeder Etwas, Keiner zu viel besitze.

Nach allem Vorstehenden müssen wir des Glaubens seyn, daß eine Vorbereitung nothwendig sey, um Gesetzen in dieser Richtung Geltung und Kraft zu verleihen. Diese Vorbereitung kann nur durch Vereine kommen, welche in den Sitten im täglichen Leben vorerst feststellen, was nachher in Gesetzeskraft walten soll. Das Uebel ist dringend, der Weg zur Abhülfe aber weit und schwierig. Dieses sollte aber gutgesinnte und um das Wohl des Vaterlandes besorgte Männer und Frauen nicht abschrecken. Ist denn gerade ein Hospital mit Verwundeten und Typhuskranken nöthig, um zu zeigen, welche Kraft und Bereitwilligkeit zu Selbstaufopferung in den höheren Ständen bestehe? Ist die Gefahr darum kleiner, weil sie nicht vorübergehend, nicht auf den ersten Anblick schaudererregend ist?

Der Baseler Missionsverein rühmt sich allgemeiner Theilnahme und großer Erfolge. Trotz mannigfacher Mißgunst von innen und außen, und trotz eines nicht ganz passenden Namens hat der Gustav-Adolf-Verein im gesammten evangelischen Deutschland vielen Boden gewonnen und gewinnt dessen täglich mehr. Beide Vereine sowie unzählige andere zu löblichen Zwecken fordern Geldopfer. Wir wünschen, bewiesen zu haben, daß ein Verein für einen eben so löblichen, gegen ein gefährlicheres Uebel gerichteten Zweck nicht nur ohne Geldopfer, sondern sogar mit bedeutender Ersparniß von Ausgaben bestehen und wirken könnte.

Man will dem neu belebten Schwanenorden hie und da vorwerfen, er habe für Zweck und die Mittel zu Erreichung des Zwecks keine bestimmten Umrisse, stelle sich im Firmament der Orden als eine Art Nebelfleckens bis jetzt noch dar. Wir sind weit entfernt, in die allerhöchsten Intentionen, welche diesen Orden zum Gegenstande haben, irgendwie eingreifen zu wollen, können es uns aber nicht versagen, hier niederzulegen, wie wir uns Zweck und Disciplin dieses Ordens ungefähr denken. Niemand würde sich gewiß mehr freuen als wir, wenn Zweckmäßigeres,

Heilbringenderes und Einbringlicheres gegeben würde, als unſer unmaßgeblicher vorläufiger

Entwurf der Statuten des Schwanenordens.

§. 1. Jedes Mitglied verpflichtet ſich, das Minimum ſeiner Einnahme zum Maximum ſeiner Ausgabe machen, die Ueberſchüſſe zu eigenem Nothpfennige, oder zu niedrig verzinslichen Anlehen an bedürftige Ordensglieder in eine gemeinſchaftliche Bank einzulegen.

§. 2. In Kleidern, Geräthen und Lebensweiſe Maß zu halten, ſich der ſoliden Waare, des ſoliden Handels zu bedienen, zu unterlaſſen, was die Armuth kränken könnte, und vorzugsweiſe ſich inländiſcher Stoffe und Arbeiter zu bedienen.

§. 3. Die Wohlthätigkeit verſtändig, gemeinſchaftlich und in der Richtung zu üben, daß Arbeitſuchenden Beſchäftigung, Gebrechlichen Unterſtützung, Kindern vernünftige Erziehung werde.

§. 4. Den Dienern, Grundholden, überhaupt allen Untergebenen mit gutem Beiſpiele voranzugehen, ihnen mit Rat und That zu beſſerer und ſichererer Exiſtenz zu helfen.

§. 5. Sich unter einander ohne inquiſitoriſche Strenge, aber auch ohne Menſchenfurcht zu warnen, wo dieſes nöthig erſcheint.

§. 6. Der Hinterlaſſenen der Ordensglieder ſich väterlich und im Geiſte der Verbrüderung anzunehmen.

§. 7. Nach allen Kräften jeder Anſtalt Theilnahme und Hülfe zu gewähren, welche eine Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände bezweckt.

§. 8. Die Ordenszwecke durch alle erlaubten Mittel zu fördern, und Ausgeſtoßene und Unwürdige möglichſt zu meiden.

§. 9. Unverheirathete (und nach Umſtänden auch verwittwete) Ordensglieder in Brüder- und Schweſterhäuſer zu verſammeln, um in engerer Vereinigung leichter zu erreichen, und vollkommener darzuſtellen, was einzeln Stehenden unmöglich iſt.

B. H.

---

meiſten in langen Friedenszeiten auf die Maſſen wirken. Inzwiſchen iſt und bleibt es doch die Aufgabe, die Natur, wie ſie nun einmal nicht anders iſt, mit der höheren Einſicht zu verſöhnen. Wir weiſen die Schwärmerei der Unitarier zurück, wir ſind von der Unmöglichkeit einer andern als föderativen Verbindungsform für Deutſchland überzeugt; Deutſchland iſt gegenwärtig eine Conföderation, und innerhalb derſelben ſind ſchon bedeutende Schritte gethan, jene höhere Einſicht zu fördern und zu verbreiten. Wir rechnen dazu vorzüglich den Zollverein, der nicht blos allen ſeinen Theilnehmern materielle Vortheile gewährt, ſondern auch die politiſche Lehre gibt, wie viel beſſer der Theil ſich befinde, der im Schooß des Ganzen ruhen kann, geſtützt und garantirt von allen Seiten, und zwar nicht durch künſtliche und zweideutige Verträge, ſondern durch den natürlichſten gemeinſamen Vortheil Aller.

Wenn auf dieſer natürlichen Grundlage der Conföderation hin ruhig weiter gebaut wird, wenn die Einſicht immer wächst, daß es im Grunde nicht ſo ſchwer ſey, ſich über gemeinſamen Vortheil zu verſtändigen, wenn die fruchtbare Erfahrung, daß durch den Zollverein mehr als durch irgend etwas Anderes die revolutionäre Stimmung in Deutſchland gedämpft worden iſt, nicht unbeachtet bleibt, ſo ſcheint man ſich der Hoffnung hingeben zu dürfen, das Auge werde fortan mehr wirken als die Hand mit dem Schwert, und die drohenden Gewitter der Zukunft werden durch den Geiſt beſchworen werden können, der in unſerem erleuchteten Jahrhundert endlich über das Fleiſch und das böſe Blut Herr geworden ſeyn ſollte.

W. M.

Kaffee und Zucker.

Sind gleich die Fragen über den Geist und das Innere des Menschen, über den Zustand und die Fortschritte unseres Geschlechts in intellektueller und sittlicher Hinsicht die wichtigsten für die Kulturgeschichte, für den denkenden Mann und wissenschaftlichen Forscher, so haben doch auch die Fragen über die materiellen Bedürfnisse der Menschen in jetziger und früherer Zeit ihr eigenes Interesse, und dies um so mehr, als mit dem allgemeiner werdenden Wohlstand auch die Verbesserung der sittlichen Zustände der Menschen im Zusammenhang ist. Die Armuth, der Mangel an Mitteln der Existenz sind für Viele, für ganze Nationen nicht der Weg zur Civilisation, zur Sittlichkeit und Tugend. Mag immerhin die Philosophie des Diogenes und der Alten: lerne entbehren, und du bist unabhängig, im concreten Fall für den Einzelnen sein gutes Recht behalten, so ist für die Nationen zu wünschen, daß erlaubte Bedürfnisse sich mehren, daß bis in die untersten Kreise der Gesellschaft in Wohnung, Kleidung und Nahrung, wenn nicht Ueberfluß, doch Behaglichkeit der äußeren Existenz, eine gewisse Wahl und hinreichende Menge der Genüsse sich verbreiten. Es reizt der Wunsch nach erlaubten größeren Bedürfnissen zu erhöhter Thätigkeit, zu Anstrengung und Ordnung, und die gute Mutter Erde mehrt ihre Gaben mit der Zahl und dem Fleiß ihrer Bewohner.

Erfreut es nun aber auch den wohlwollenden Staatsmann und jeden Menschenfreund, wenn der Niedrigste im Volk, wenn die große Masse der Menschen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verzehrt, ein besseres Leben führen, der erlaubten Genüsse, der Freuden des Daseyns viel sich gewähren kann, so

fehlt doch auch bei civiliſirten Völkern noch ſehr viel zu einer ſo allgemein verbreiteten Wohlhabenheit.

Für große Städte, für London, Wien, Berlin, berechnet ſich eine Fleiſchkonſumtion von 100 Pfd. jährlich auf den Kopf; — für das ganze Land kommen im nördlichen Deutſchland kaum 40 Pfd. auf den Kopf. Iſt auch dort im großen Durchſchnitt für jede Familie ſo ziemlich die milchgebende Kuh vorhanden, ſo wäre doch auch für das platte Land ſo reichliche Fleiſchnahrung zu wünſchen, als ſie für größere Städte ſich ermittelt. Es fehlt noch viel, daß Heinrichs IV. wohlwollendes Wort: „Jedem Bauer das Huhn im Topf," erfüllt werde. — Wie beſchränkt iſt vielfach die Nahrung des armen Tagelöhners, des darbenden Webers auf dem Lande! — Preußen führt viel Wolle aus, aber die Einwohner könnten, was ſie ausführen, ſehr gut zum eigenen Bedarf gebrauchen. Es berechnen ſich in Preußen für innern Verbrauch nicht voll 2 Pfd. Wolle auf den Kopf, in England mehr als 3 Pfd. jährlich. Der tuchene Rock des Bauern muß lange aushalten. Nicht zum Vergnügen geht der Landmann barfuß. Aber ſelbſt in England, das 50 Millionen Pfund Leder jährlich fabricirt, gehen in Schottland und Irland viele Arme ohne Schuhe. Es werden im preußiſchen Staate jährlich 940 — 950,000 Stück Vieh geſchlachtet; etwa 300,000 Häute werden eingeführt, beſonders aus Buenos-Ayres. Die blühenden Gerbereien im preußiſchen Staat verarbeiten 1,200,000 bis 1,300,000 Häute; und da der Schuhmacher aus einer Haut 12 Paar Schuhe fertigt, ſo ſollte man meinen, daß bei 15 Mill. Menſchen für einen jeden alljährlich wohl ein Paar Schuhe vorhanden wären. Aber die Hälfte des Leders verbraucht nach vielen Ermittelungen eine Nation zu Wagengeſchirren, Riemen und tauſenderlei andern Zwecken; — der Bauer und Tagelöhner geht oft ohne Schuhe, die Kinder auf dem Lande gehen vielfach von einem Dorf zum andern barfuß in die Schule. — In Frankreich fehlt es noch viel mehr, und Sabots, Holzſchuhe, ſind auf dem Lande und in kleinen Städten ſogar die gewöhnliche Fußbekleidung.

Fehlt in den meiſten Ländern aber noch viel, ſo hat die heutige Zeit an materiellen Genußmitteln doch viel mehr, als frühere Jahrhunderte hatten. Römer und Griechen ſind heut

noch unſere unerreichten Muſter in der Baukunſt, ihr Sinn für ſchöne Formen iſt aus jeder Vaſe, jedem Trinkgeſchirr, jeder Lampe faſt zu erkennen. Ein Zimmer in Pompeji zeigt, wie ſie mit heiterer Malerei ſich umgeben, und Vieles haben wir in dieſer Hinſicht noch von ihnen zu lernen, und doch, wie Vieles haben wir mehr als die Alten! In ihren Häuſern fehlten die Fenſterſcheiben; der Rauch beläſtigte ſie oft, denn ſie verſtanden nicht Schornſteine durch die Mauern zu ziehen. Sie hatten zur Kleidung zwar Byſſus, vielleicht Baumwolle, aber wenig; auch Leinwand war da, ward aber ſehr hoch gehalten; Seide kam ſpäter, als das Koſtbarſte aus dem Orient, doch nur die Kaiſer und ſehr Vornehme hatten ſeidene Kleider. Die tägliche, gewöhnliche Kleidung, die allein ſchon in der Hitze des Landes ein ſehr häufiges Baden nöthig machte, war Wolle, die unmittelbar zur Leibbedeckung diente. — Wie viel mehr können wir wechſeln! Wir haben auch der wollenen Zeuge viel: 6 Ellen Tuch kommen in England jährlich auf den Kopf, in Deutſchland 3 Ellen, dazu 7 Ellen Baumwollenzeug, mindeſtens 9—10 Ellen Leinwand, und Seide, welche den Römern nur von fernher zukam, wird jetzt durch Italien und Frankreich gewonnen; ein ſeidenes Kleid hat auch die Frau im niedern Bürgerſtande; berechnet ſich auch nur ¼ Elle zum Verbrauch auf den Kopf im preußiſchen Staate jährlich, ſo beſchäftigt die Seide doch viel fleißige Hände; mehr als 6000 Centner ſeidene Waaren führt der Zollverein aus und ſchafft ſich dafür andere Bedürfniſſe.

Im Eſſen und Trinken waren die Griechen und Römer in den erſten Zeiten einfach und mäßig; ſpäter leſen wir viel von üppiger Schwelgerei der Römer bei ihren Mahlzeiten. Sie hatten gute, aber meiſt ſchwere Weine, italieniſche und griechiſche; die haben wir auch, und außerdem die vielen franzöſiſchen Weine vom Medoc bis zum Champagner, den die Römer nicht kannten; wir haben deutſche Weine, ſpaniſche und portugieſiſche, Ungarweine, Madera; das Cap ſendet Europa ſeine Weine; — und wenn es vom Cäſar als etwas außerordentliches gerühmt wird, daß er vier verſchiedene Weine vorſetzte, ſo wechſeln wir bei größeren Feſten wohl mit noch mehreren Arten. — Bei den Feſtſpeiſen war es bei den Römern eine Hauptaufgabe des Wirthes, zu zeigen, daß ſie recht koſtbar ſeyen. Der Pfau mußte aus

Samos kommen, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos; man kaufte die schönsten und theuersten Singvögel auf, um sie gebraten den Gästen vorzusetzen. O über die Thoren! ruft schon Seneca aus. Nicht auf den feinen Geschmack, nicht auf den Reiz des Gaumens, sondern nur darauf, daß die Speisen theuer und schwer zu beschaffen seyen, kommt es bei Gastmahlen an!

Auch bei uns wird beim Diner wohl hervorgehoben, der Schinken sey aus Bayonne, die Gänseleberpastete aus Straßburg; überhaupt aber möchte ein Küchenzettel, wie etwa die Stadt London ihre Königin bewirthete oder auch sonst unser Tisch servirt wird, unzweifelhaft nachweisen, wie viel mannigfaltiger die Gerichte sind, welche die organische Natur, besonders die Pflanzenwelt uns liefert. Die Römer hatten zum Nachtisch Datteln, Nüsse, schöne Früchte. Die haben wir auch, aber wie jetzt die ganze Erde, welche die Römer nicht zur Hälfte kannten, Europa tributär ist, so haben wir viel mehr Nebengerichte als die Römer und vermögen unsere Speisen auch ganz anders zuzubereiten, als sie. Die Römer süßten mit Honig; sie kannten zwar den Zimmt, doch war ihr vorzüglichstes, fast alleiniges Gewürz für Speisen das Salz; Muskatnelken und Nüsse, Vanille und andere feine Gewürze waren ihnen unbekannt. Dabei beschränkte sich ihr Genuß sehr materiell meist auf die Hauptmahlzeiten; ihr Frühstück war etwas Wein und Brod; erwärmende Getränke, wie Thee, Kaffee, Chokolade des Morgens, im Laufe des Tages oder nach der Mahlzeit genossen, fehlten ihnen ganz.

Auch das Mittelalter, wie viel Großes auch in gothischen Domen und Ritterburgen aus jener Zeit uns geblieben, war viel ärmer in den Genüssen des täglichen Lebens, als wir es sind. In Kleidungsstücken hatte neben dem Tuch, auch wohl der Seide, die Leinwand sich allgemeiner verbreitet; baumwollene Waare kam vielleicht nur als Seltenheit aus Indien. — Auch Gewürze waren von dorther schon allgemeiner verbreitet, doch bei weitem nicht in ähnlicher Weise als jetzt. Wenn der reiche Fugger dem Kaiser Maximilian ein kleines Feuer von Zimmt anzündete, um ihm fürstlichen Weihrauch zu streuen, so ist das doch schwerlich so viel gewesen, als wir zu einem Kaminfeuer gebrauchen.

6—8 Stücke gespaltenen Holzes geben schon ein gutes Kaminfeuer; ein solches Stück Holz wiegt 1—2 Pfd.; es waren also hoch gerechnet 15—20 Pfd. Zimmt, die Fugger dem Kaiser opferte. Jetzt kostet 1 Pfd. Zimmt höchstens 3 Thlr.; 15—20 Pfd. wären also 50—60 Thlr.; und wenn ein Kaufmann die Neigung hätte, seinem Landesherrn ein solches Kaminfeuer von 15—20 Pfd. Zimmt anzuzünden, so würde das doch schwerlich als ein Beweis unglaublichen Reichthums der Nachwelt aufbewahrt werden. Zimmt mußte zu Fuggers Zeit etwas viel Kostbareres seyn als jetzt. Zucker war im Mittelalter bekannter, als bei den Griechen und Römern; doch aber immer noch sehr wenig verbreitet; Kaffee kannte man gar nicht im christlichen Europa.

So lange Indiens und des Orients Produkte auf dem Landwege nach Europa und Deutschland kamen, konnten sich die Erzeugnisse der Tropenländer nicht allgemein verbreiten. Erst als Vasco de Gama am Ende des 15ten Jahrhunderts Afrika umschiffte und den Weg zur See von Europa nach Indien zeigte; als gleichzeitig Amerika entdeckt wurde, das sein Gartenland für Europas Bedürfnisse öffnete und von Europa aus bevölkert und civilisirt wurde, während die übrigen Welttheile doch weit mehr bisher den Weg eigener Entwickelung gingen, konnte Europa allgemeiner die Genüsse der heißen Länder sich schaffen. Zwar ging das 16te und zum Theil auch das 17te Jahrhundert damit hin, daß die Europäer erst Fuß faßten in Indien und den Molukken, daß sie Amerika eroberten. Auch holten sie, wie Humboldt ermittelt und in Zahlen gezeigt hat, Anfangs nur Gold und Silber aus dem neuen Welttheil. Als sie aber nach und nach Herr des neuen Landes wurden, gab der Anbau des fruchtbaren Bodens Produkte, die wichtiger waren als Gold und Silber. Wie die Kartoffel, dieser Schutz vor Hungersnoth, diese wohlthätige Pflanze, welche die Existenz der niedern Bevölkerung erleichtert; wie, freilich als eine ganz andere Art des Genusses, der Tabak von Amerika aus über Europa sich verbreitete; wie der Cacao, die Vanille und andere in Amerika einheimische Pflanzen von dort aus nach Europa kamen, so ward die Baumwolle, der Zucker, der Kaffee, so wurden viele Gewürze aus Indien und dem Orient nach Amerika verpflanzt und dort

angebaut. Nun erſt ward es möglich, daß alle dieſe feineren Genüſſe in ſo großer Menge aus Amerika, aus Indien, den indiſchen Inſeln und andern Gegenden der heißen Zone nach Europa gebracht wurden, um allgemeine Verzehrungsgegenſtände ſelbſt der niedern Volksklaſſe werden zu können.

Dieſe Umgeſtaltung der Verhältniſſe des täglichen Lebens in Europa fällt hiernach in ſehr neue Zeiten, und es mag hier nur an zwei Objekten, die wir jetzt täglich genießen, an Kaffee und Zucker verſucht werden, dieſe Verbreitung zu zeigen.

Der Kaffeebaum (coffea arabica) trägt eine Frucht, welche bei ihrer Reife die Größe und Geſtalt etwa einer Kirſche hat und dunkelroth iſt. Das äußere Fleiſch, nicht ſo ſtark als das der Kirſche, und getrocknet gleichſam in eine Hülſe ſich verwandelnd, hüllt zwei längliche Bohnen ein, aus welchen durch Aufguß heißen Waſſers das erwärmende Getränk bereitet wird, welches ſeit noch nicht allzulanger Zeit allgemeines Bedürfniß und Genußmittel in Europa geworden iſt. Das Vaterland des ächten Kaffeebaums iſt das nordöſtliche Afrika, Aethiopien und Abeſſynien; — der in Oſtindien wachſende Kaffeebaum iſt eine andere Art Kaffee, coffea bengalensis, der viel ſchlechter iſt und kein ſo gutes Getränk gibt, als der äthiopiſche wahre Kaffee. Am Goſchop, im Reiche Kutſcha, in Habeſch wächst der ächte Kaffee wild; er trägt hier größere Früchte, als ſelbſt in Arabien, und dieſe ſind von noch beſſerem Geſchmack als ſelbſt der Mocha-Kaffee. Ehrenberg hat ſolchen Kaffee aus Abeſſynien mitgebracht, der nach dem Augenſchein eine nicht unerheblich größere Bohne zeigt als ſelbſt der Kaffee aus Yemen.

Nach arabiſchen Schriftſtellern, die Sylveſtre de Sacy mittheilt (Chrestomathie arabe Th. I. S. 417 und 454, Ausgabe von 1826), war es in Aethiopien ſeit undenklichen Zeiten Gebrauch, aus dem Kaffee ein Getränk zu bereiten.

Der große Handelsweg für die Produkte Aethiopiens und Abeſſyniens ging von uralter Zeit, vielleicht wegen Unſicherheit durch dazwiſchen wohnende wilde Völkerſtämme herbeigeführt, nie zu Lande nach Weſt oder Nord; und es iſt Ehrenberg begegnet, daß die Fürſtin einer Inſel im Nil, nahe dem Heimathlande des Kaffees, den Reiſenden um Kaffee bat, wogegen ſie Butter gab. So war er dort geſucht und ſelten, der im fernen Europa

in jeder Haushaltung iſt. Der Handelszug aus Aethiopien und Abeſſynien ging immer öſtlich nach der Küſte des rothen Meeres, von da hinüber nach dem angrenzenden Arabien und durch dieſes hinauf nach Aegypten und auch Kleinaſien. — So mochten nach Aethiopien Handel treibende Araber wohl früh vom Kaffee Kenntniß erhalten, doch gingen viele Jahrhunderte hin, ehe ſie ihn als Getränk genoſſen. Mahommed trank noch keinen Kaffee; im Koran wird ſeiner nicht erwähnt. Doch kennt ihn im 11ten Jahrhundert ſchon der berühmte arabiſche Arzt Avicenna. Es ſcheint indeſſen, daß damals der Kaffee in Aegypten und Arabien mehr nur als Arznei gebraucht ſey. Sylveſtre de Sacy führt Auszüge aus arabiſchen Schriftſtellern an, nach welchen im 13ten oder 14ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ein Gelehrter aus Aden, der eine Zeit über in Aethiopien gelebt hatte, bei ſeiner Rückkehr ſich ſehr zum Vortheil ſeiner Geſundheit des Kaffees bedient hätte, worauf in Aden zuerſt der Kaffee ſich mehr verbreitete, dann aber in Mecca und ſonſt bei religiöſen Feierlichkeiten, bei denen die Nächte hindurch gebetet wurde, die Sophi's (arabiſche Mönche, wenn man will) Kaffee in einem großen Gefäß in einer Vorhalle der Moſchee bereiteten und die Reihe herum, einer nach dem andern eine kleine Schaale des Getränks, um ſich wach zu erhalten, zum Trinken bekamen.

Nun ward bald die Pflanze bei Mocha und in Yemen förmlich angebaut, der Genuß des Kaffees ward unter dem Volk in Arabien allgemeiner; der Beduin in der Wüſte brennt heut noch raſch einige Bohnen Kaffee im Blechlöffel, zerreibt ſolche in einem hölzernen Mörſer mit einem unten dicken Stocke und bereitet ſich ſo durch Aufguß heißen Waſſers die Taſſe Kaffee ſofort in freier Natur. Die Araber genoſſen von jener frühen Zeit an und genießen heute noch ein Getränk, das ſie aus dem getrockneten Fleiſch der Hülſe des Kaffees bereiten, und nennen dies Kiſchri.

Die Kaffeebohne heißt im Arabiſchen Bunn, Caweh, Carweh, Calaf, auch Cafat, und Kahhvatun heißt urſprünglich Wein, jedes künſtlich bereitete Getränk, und bald ward der Name Caveh für das aus der Kaffeebohne, dem Bunn, bereitete Getränk allgemein. — Es entſtand nun aber die Frage, ob dieſes Getränk Caveh nicht als aufregend und ungeſund zu verbieten ſey. Nach

dem Urtheil des Scheik Abd-Alkadar und nach den übrigen Gutachten der arabiſchen Gelehrten, welche Sylveſtre de Sacy aus dem 15ten, ſelbſt 16ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung mittheilt, ward geſagt, daß Viele den Kaffee tränken wie Wein, krauſchende Sachen hineinmiſchten, Geſang, Muſik und Tanz bei dem Trinken des Kaffees eintreten ließen, und ſo in eine Art Rauſch verfielen. Unter ſolchen Umſtänden könne jedes Getränk unerlaubt werden; wenn man aber dergleichen fortlaſſe, ſo ſei der Genuß des Kaffees nicht verboten.

So kam der Kaffee von Arabien nach Aegypten, von da nach Kleinaſien bis Griechenland. In Konſtantinopel ward im Jahre 962 der Hedſchra, d. h. 1584,[1] ein Kaffeehaus errichtet, das beſonders von Derwiſchen, Rechtsgelehrten und Gelehrten überhaupt viel beſucht wurde. Aber nur der Orient kannte im 16ten Jahrhundert den Kaffee. Ein deutſcher Arzt, Leonhard Rauwolf, machte auf denſelben aufmerkſam, beſonders aber erwähnt ſeiner der berühmte Arzt Proſper Alpinus, der in ſeinem Buch über die Pflanzen Aegyptens 1591 den Kaffee beſchreibt. Er ſagt: die Aegyptier und Araber bereiten aus dem Samen des Kaffeebaums ein ſehr verbreitetes Getränk, das ſie ſtatt des Weines genießen; es wird in öffentlichen Gaſtſtuben, wie bei uns der Wein, verkauft, ſie nennen es Caova. Als Genußmittel im gewöhnlichen Leben kannte man im weſtlichen Europa den Kaffee um dieſe Zeit noch nicht. — Zum erſten Male wurde im Jahre 1652 in London ein Kaffehaus errichtet, indem ein nach der Levante handelnder Kaufmann, Namens Edward, der von dort einige Säcke Kaffeebohnen mitgebracht hatte, Kaffee bereitete. Sein Haus war ſtets mit Beſuchern gefüllt, welche das neue Stärkungsmittel ſehen und koſten wollten. In Frankreich ſoll etwa um dieſelbe Zeit der Gebrauch des Kaffees angefangen haben. 1671 ward in Frankreich das erſte Kaffeehaus in Marſeille, ein Jahr nachher, 1672, ein ſolches in Paris errichtet. Um gleiche Zeit mag in dem, dem Orient näher liegenden Italien, woſelbſt man heute noch ſehr ſtarken und guten Kaffee trinkt, der Gebrauch deſſelben mehr bekannt geworden ſeyn. — Aber am Ende des 17ten Jahrhunderts verpflanzten die Holländer den Kaffeebaum von Mocha nach

[1] Sylv. de Sacy, S. 481.

Java, und man schreibt diesen ersten Versuch seiner weiteren Verbreitung einem Bürgermeister von Amsterdam, Namens Wieseu zu, der nachher auch Pflanzen von Batavia nach Amsterdam in den botanischen Garten bringen ließ.

Vom Ende des 17ten und dem Anfange des 18ten Jahrhunderts an verbreitete sich der Genuß des Kaffees in Holland, besonders in Frankreich und von da nach Deutschland und in den übrigen Kontinent.

Von vielen ward er gleich Anfangs als ein wohlthuendes Getränk geschätzt; viele andere hatten Vorurtheile dagegen. — Die 1843 im Druck erschienenen Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, Sohns des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, Bruders Königs Ludwig XIV. von Frankreich, geben sehr deutlichen Aufschluß über die allmählige Verbreitung des Kaffees in Europa in der Zeit von 1680 bis 1720. Die Prinzessin zeichnete sich von Jugend auf durch ihren lebhaften Geist und ein eigenthümliches kräftiges und offenherziges Wesen aus. Sie liebte ihr deutsches Vaterland bis an ihr Ende, hing mit großer Liebe ihren Verwandten an, und blieb mit ihnen ausdauernd in Briefwechsel in deutscher Sprache. Ihre Schreibart ist sehr körnig und naiv. Sie scheint nicht gerade schön gewesen zu seyn, aber von kräftigem Körperbau, wie sie denn die Jagd liebte, und von Hirsch- und Wolfsjagden bei St. Cloud und Fontainebleau in ihren Briefen viel erzählt. Ludwig XIV. mochte sie gerne, da sie sehr heitern Gemüths war. Sie war eine Gegnerin des Kaffees und schreibt von ihm:

„Daß Kafé ist nicht so nöthig vor Pfarrer, alß catholische Priester, so nicht heyrathen darffen, denn es solle Keusch machen.[1]

„Es ist mir leyds, liebe Louise, zu wissen, daß Ihr Euch ahns Caffé gewohnt habt; nichts ist ungesunder In der Welt, undt alle tag sehe ich leutte hier, so es quittiren müßen, weille Es Ihnen große Krankheiten verursachet; die Fürstin von Hannau, Herzog Christians von Birckenfeldt Dochter ist davon

[1] Versaille, den 25. Februari 1706, S. 98.

geſtorben mitt abſcheulichen Schmertzen. Man hatt den Café nach Ihrem todt In Ihrem magen gefunden, ſo hundert kleine Geſchwehre drinnen verurſachet; laßt Euch doch daß zur warnung dienen.[1]

„Ich kann weder Thé, Café noch Chocolatte vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gern drinkt. Thé kommt mir vor, wie Heu und Miſt, Caffé wie ruß und feigbonnen, und Chocolatte iſt mir zu ſüß, kann alſo keines leyden. Chocolatte thut mir wehe Im magen, waß ich aber woll Eſſen möchte, were eine gutte Kalteſchal oder eine gute Bier-Sup, daß thut mir nicht wehe Im magen, daß kann man hier nicht haben, den daß Bier daucht nichts hier, man hatt auch hier Kein braunen Kohl noch gutt Sauer Kraut; diß Alles Eſſet ich herzlich gerne mitt Euch, wollte Gott Ich konte ſo glücklich werden, aber man ruft mir zur taffel, muß wider willen ſchließen. — Von den frantzoſchen Ragout Eß ich kein Eintziges. Adieu, hertzliebe Louiſe.[2]

„Ich bin alß verwundert, wie ſo viel Leute den Café lieben, der einen ſo bitter übellen Geſchmack hatt. Ich finde, daß Er Eben ſchmeckt, wie ein ſtinkender athem. Der verſtorbene Ertzbiſchoff von Paris hat eben ſo gerochen, das Eckelt mich."[3]

Des Widerwillens und der Beſorgniſſe der Herzogin ungeachtet ſcheint man den Kaffee in Europa immer mehr lieb gewonnen zu haben, und in einem Soldatenliede unter Prinz Eugen kommen etwa folgende Worte vor:

Großer, mächt'ger Prinz Eugen,
Sollteſt du nach Stambul gehn,
O! ſo mögeſt du der Bohnen,
Und des gelben Knaſters ſchonen!

Indeſſen trat doch eine etwas allgemeinere Verbreitung des Kaffees erſt ein, als deſſen Anbau nach Amerika kam. Nach Einigen 1715, nach Anderen 1720 fingen die Franzoſen an, auf den Antillen, auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe Kaffee anzubauen. Franzoſen und Holländer waren es vorzüglich, die

[1] Marly, den 5. Febr. 1711, S. 158.
[2] Verſaille, 8. Decbr. 1712, S. 165.
[3] Marly, 22. Juli 1714.

Ueber den Somnambulismus.

I. Das unglückliche Schickſal des Somnambulismus in der Wiſſenſchaft.

Jedermann gibt zu, daß der Somnambulismus, wenn man nur erſt der Wahrheit ſeiner Haupterſcheinungen verſichert wäre, eine der intereſſanteſten und wichtigſten Erſcheinungen des menſchlichen Lebens ſeyn würde. Schon ſein Vorgang in der unwillkührlichen, der Selbſtbeobachtung und Erinnerung entzogenen, Region des Schlaflebens gibt ihm den eigenthümlichen Reiz des Fremdartigen und Geſpenſterhaften. Allein nicht blos für die Curioſität, ſondern auch und hauptſächlich für die Wiſſenſchaft böte der Somnambulismus das mannigfachſte, theoretiſche und praktiſche, Intereſſe. Das Erwachen der in dem Nervenſyſteme eingeſchlafenen Seele in andern, ſonſt dem Bewußtſeyn und der Freiheit verſchloſſenen Organen müßte der Anthropologie ganz neue Aufſchlüſſe über den Sitz der Seele und ihre Verbindung mit dem Körper geben, und dem Pſychologen insbeſondere einen Blick in eine noch unbekannte Region des Seelenlebens, in eine neue Welt der Seele eröffnen. Die ſomnambüle Wahrnehmung der Außenwelt ohne Gebrauch der Sinne würde den oft und viel gehegten Wunſch verwirklichen, die Außenwelt einmal unabhängig von den fünf Sinnen betrachten zu können, um letztere zu controliren und namentlich zu ſehen, wie weit ſie objektive Wirklichkeit offenbaren, wie viel ſubjektive Zuthat ſie dagegen in die Wahrnehmung einmiſchen. Eine Conſtatirung der ſomnambülen Wahrnehmung käme der Entdeckung

bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts Kaffee nach Europa brachten. Herr v. Gülich ſchätzt um das Jahr 1750 die nach Europa gebrachte Quantität Kaffee auf jährlich 66 Millionen Pfund. Später, etwa 1770, fing man an, in Braſilien Kaffee zu bauen, die Engländer brachten Kaffee aus Oſtindien, 1780 kann man ſchon die nach Europa jährlich eingeführte Quantität Kaffee auf 100 Millionen Pfund annehmen. In England war der Thee allgemeiner beliebt; die Verbreitung des Kaffees über den Kontinent ging vorzugsweiſe von Frankreich aus. In den preußiſchen Staat kam der Verbrauch von Kaffee etwa vom Jahre 1720 an. Nach Preuß bewilligte zuerſt König Friedrich Wilhelm I. im Jahr 1721 einem Franzoſen, der das erſte Kaffeehaus in Berlin einzurichten ſich erbot, freie Wohnung in einem von den Gebäuden, welche damals im Luſtgarten neben dem königlichen Waſchhauſe leer ſtanden. Dazu erhielt der Unternehmer jährlich zwölf Haufen Brennholz. Da man in den Haushaltungen nicht verſtand, Kaffee zu bereiten, ſo ging man zu dieſem Kaffeewirth, der, als die Domkirche erbaut ward, und die hinderlichen Gebäude abgeriſſen werden mußten, eine freie Wohnung in den leerſtehenden Zimmern der Malerakademie erhielt. Erſt 1765 bat der Direktor der Kunſtakademie, Le Sueur, den König Friedrich II., „der Akademie das alte Lokal auf dem Stallgebäude wieder einzuräumen und den Kaffeeſchenken, der ſich dort eingeniſtet hatte, fortzuſchaffen.“ Das Publikum bedurfte ſeiner nicht mehr; die Frauen hatten gelernt, Kaffee zu bereiten, und es ward Sitte, beſonders unter den Damen, zum guten Kaffee ſich Nachmittags einzuladen.

So beliebt nun der Kaffee auch wurde, ſo behielt er doch im vorigen Jahrhundert noch viele Gegner. In Linné's akademiſchen Abhandlungen (Amœnitates academicæ. vol II.) iſt ein Aufſatz über den Kaffee, wonach ihm alle möglichen ſchlechten Eigenſchaften zuerkannt werden: „er trockne Geiſteskraft und Nervenſyſtem aus, ſchwäche den Körper, bereite ein frühes Alter.“ Bekannt iſt die Anekdote, daß ein Arzt einem Greiſe den Kaffee widerrieth, denn er ſey ein langſames Gift; worauf dieſer antwortete, das müſſe er wohl zugeben, daß er ein langſames Gift ſey, denn er trinke ihn ſeit ſehr langer Zeit nunmehr im 80ſten Lebensjahre.

Auch König Friedrich II. war sehr gegen den Kaffee; er hielt die Verbreitung desselben bis in die untersten Volksklassen für nachtheilig; es gehen, verfügt er an eine Materialhandlung, mehr als 700,000 Thlr. für diese ausländische Consumtion aus dem Lande; wogegen die Bierbrauerei, welche blos eigene Landesprodukte verbraucht, zurückgehe; — er sagt den hinterpommerschen Ständen: „Se. Kgl. Maj. höchstselbst sind in der Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten eben so gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder als der Kaffee.“ — Der König legte Anfangs 4 gGr. Steuer auf das Pfund Kaffee, und erhöhte diese Abgabe noch um 2 gGr. am 1. April 1772. — Während jetzt bei einem Preise von 8 — 9 Silbergroschen etwa 2 Silbergroschen Steuer auf dem Pfunde liegen, nahm König Friedrich II. 6 gGr., und doch kaufte man in Berlin das Pfund Kaffee für 8 bis 10 gGr. — Es war handgreiflich, und der König eifert in seinen Edikten dagegen, daß dies nur möglich war, wenn Kaffee heimlich und unverzollt eingebracht ward. Die Steuer ward umgangen, die Defraude war allgemein. Der König erklärte daher unterm 21. Januar 1781 den Kaffee für ein Monopol; nur der Adel, Geistliche, höhere Beamte erhielten sogenannte Brennscheine, und durften die Kaffeebohnen selbst brennen; jeder Andere mußte den Kaffee gebrannt aus den königlichen Depots kaufen, und es kostete eine Büchse von 24 Loth Anfangs 1 Thlr., nachher 16 gGr., ward dann noch mehr heruntergesetzt. Es wurden damals 3½ Millionen Pfund Kaffee im preußischen Staat verbraucht; 1820 bis 1823 11 bis 12 Millionen; jetzt zwischen 30 bis 40 Millionen Pfund. — Nach Einführung der Kaffeeregie wurden unter König Friedrich II. Zollbeamte angestellt, welche, da das Brennen des Kaffees sich durch den Geruch kund gab, in den Häusern nachsehen mußten, ob nicht Jemand unerlaubter Weise Kaffee ohne Brennschein gebrannt hatte. Die Uebertreter des Gesetzes wurden hart bestraft. Und doch gelang es dem großen Könige nur für kurze Zeit, in der ärmeren Klasse der Verbreitung des Kaffees Einhalt zu thun; in den Jahren 1784 bis 1785 fing man an, Erbsen, Eicheln, Gerste, Roggen als Surrogate zu gebrauchen, und einige Kaffeebohnen dazu zu thun. Auch entstanden Cichorienfabriken. Aber der Unwille gegen die sogenannten

Kaffeeriecher war allgemein; Carricaturen und Spottreden erschienen gegen Friedrichs Edikte; die Defraude war nicht abzuhalten, und die Neigung und der Begehr nach Kaffee war ganz allgemein.

Bald nach des Königs Tode, am 25. Januar 1787, wurde die Kaffeeregie aufgehoben; es blieb nur eine höhere Abgabe auf den Kaffee, die auch als eben auf einen gewählten und allgemein verbreiteten, doch immer nicht unerläßlichen Genuß gelegt, wohl ihre innere Rechtfertigung hat.

Während nun in Preußen und überhaupt auf dem Kontinent am Ende des vorigen Jahrhunderts der Kaffee schon ziemlich allgemein verbreitet war, wollte Napoleon durch die Kontinentalsperre den Engländern den Absatz der Kolonialwaaren in Europa abschneiden; es ward verboten, aus englischen Kolonien Kolonialwaaren, und so auch von englischen Schiffen Kaffee zu beziehen. So großartig auch die Defraude war, so stieg der Preis des Kaffees doch außerordentlich; man half sich durch Surrogate, und die Cichorienfabriken im Magdeburgischen, und überhaupt im nördlichen Deutschland, hoben sich sehr. Man suchte das Bedürfniß nach dem warmen Getränke, wie es irgend anging, zu befriedigen. — Aber nach hergestelltem Weltfrieden schütteten sich die in England aufgesammelten Bestände über Europa aus; immer stärker ward die Zufuhr und immer mehr verbreitete sich der Kaffeegenuß andauernd.

Während Humboldt die Zufuhr des Kaffees nach Europa für die Jahre 1811 bis 1818 auf etwa 120 Millionen Pfund schätzt, mit dem Hinzufügen, daß dessen Verbreitung in Amerika sehr wohl zulässig und wahrscheinlich sey, steigt die Einfuhr bis 1825 auf beinahe 200 Millionen Pfund, und ist jetzt nahe an 400 Millionen Pfund. Sie ist seit etwa einem Jahrhundert um fast das Sechsfache gestiegen.

Handelsberichte geben die Totalproduktion des Kaffees auf der Erde in runder Summe auf 480 Millionen Pfund an, wovon 328 bis 330 Mill. Pfd. in Amerika, 150 bis 152 Mill. Pfd. in Asien gewonnen werden. 70% producirt Amerika, 30% Asien.

Wenn auch dergleichen Schätzungen sehr unsicher bleiben, so zeigt sich in ihnen doch das große Uebergewicht Amerikas. Wie

ſehr auch in neueſter Zeit die Produktion von Kaffee in Java und Aſien geſtiegen iſt, dennoch iſt klar, daß ohne Amerika nicht zur Hälfte das Bedürfniß in Europa befriedigt werden könnte.

Nach Europa kamen 1840 396, 1841 345, 1842 387 Millionen Pfund Kaffee. Drei Viertel, ja beinahe vier Fünftel allen auf der Erde gewonnenen Kaffees verzehrt das kleine Europa. Sehr wenig iſt unter den 350 bis 400 Mill. Pfd. Kaffee, die jetzt jährlich nach Europa kommen, Mocha-Kaffee. Mac-Culloch rechnet 16 bis 20 Mill. Pfd., d. h. etwa 4%, und wahrſcheinlich iſt dieſe Schätzung noch zu hoch. — Gar verſchieden vertheilt ſich die Zufuhr nach Europa von 350 bis 400 Mill. Pfd. auf die verſchiedenen Länder. Auf England kommen nicht mehr als 28 bis 30 Mill. Pfd., d. h. auf den Kopf nur 1 Pfd. Der Thee iſt das hauptſächlichſte warme Getränk in England, und über 1 Pfund berechnet ſich auf den Kopf, während in Deutſchland nicht ½ Loth auf jeden Kopf ſich herausſtellt. Auch in Frankreich, von wo aus der Kaffeegenuß ſich über den Kontinent beſonders verbreitet hat, werden nicht mehr als 28 bis 30 Mill. Pfd., nicht voll 1 Pfd. auf den Kopf verbraucht.

Dagegen verzehren die Niederlande viel Kaffee. Es iſt dort häufig und viel Kaffee trinken Landesſitte, und ſchon daraus erklärlich, daß Holland von langer Zeit her aus ſeinen aſiatiſchen Beſitzungen der Hauptlieferant des Kaffees für Europa war und neben England noch iſt. Man ſchätzt 6 bis 8 Pfund Kaffee und mehr in Holland und Belgien auf den Kopf; — nur von Belgien ſind die Zahlen näher bekannt, da Holland offizielle Einfuhrtabellen nicht veröffentlicht.

So ſtark nicht, aber um Vieles bedeutender als in Frankreich und England, iſt der Kaffeeverbrauch im preußiſchen Staat und im deutſchen Zollverein. In dieſem werden jetzt über 70 Mill. Pfd. Kaffee verzehrt, d. h. bei etwas über 28 Millionen Menſchen mehr als 2½ Pfd. auf den Kopf. Und es iſt merkwürdig, wie gerade dieſe Conſumtion ſeit einer Reihe von Jahren unausgeſetzt geſtiegen iſt. In den Jahren 1823, 1824, 1825 berechneten ſich für den preußiſchen Staat etwa 1½ Pfd. auf den Kopf; 1834, als der deutſche Zollverein zuſammentrat, kamen nicht ganz 2 Pfd. auf den Kopf, jetzt mehr als 2½

Pfd. Die Einfuhr war 1834 45 Mill. und ist jetzt über 70 Mill., welches mit Berücksichtigung der durch den neuen Anschluß mehrerer Staaten gestiegenen Bevölkerung so sich berechnet, daß jetzt 5 Pfund verbraucht werden, wo vor 8 oder 10 Jahren nur 4 Pfd. verbraucht wurden. Und es ist nicht etwa der wohlfeilere Preis, der diese Mehrconsumtion herbeiführt. Der Mittelpreis des Kaffees war an der Berliner Börse 1834 8$^{9}/_{12}$ Sgr., 1835 8$^{9}/_{12}$ Sgr., 1841 8$^{9}/_{12}$ Sgr. und 1842 8$^{9}/_{12}$ Sgr. — Er ist also seit 8 Jahren gleich geblieben. — Kaffee können wir nicht selbst produciren, wir müssen ihn ganz und gar vom Auslande erkaufen für Waaren und Produkte, die wir dafür abgeben können, und wir müssen also jetzt 5 abgeben können von den Erzeugnissen unsers Fleißes, von Leinwand, baumwollenen und seidenen Waaren, von Tuch und Leder, von Getreide und Wolle, während wir vor 8 oder 10 Jahren nur 4 abgeben konnten. Wir wollen uns freuen über das gestiegene Bedürfniß auch des gemeinen Mannes; wenn er durch Kaffee den Magen erwärmt, wird er weniger es nöthig haben durch Branntwein; — das gestiegene Bedürfniß reizt zu größerem Fleiß und größerer Arbeit, und daß wir zu 5 Thlr. statt zu 4 Thlr. einkaufen können, ist ein sicherer Beweis, daß wir mehr haben als früher, daß wir wohlhabender geworden sind, Dank den Jahren des Friedens und der Ruhe, der geregelten Verwaltung, den Fortschritten der Industrie, der Technik, der Naturwissenschaften aller Art; Dank der erleichterten Communikation, welche durch Eisenbahnen und Locomotiven den Austausch der Ideen und Güter wunderbar erleichtert; Dank endlich dem deutschen Zollverein, welcher einen weiten Markt eröffnet, Leben und Verkehr erweckt und erweitert, den Deutschen im Norden mit dem Deutschen im Süden verbunden hat!

Der Zucker soll Speise und Trank versüßen, und vielfach findet sich in der Natur in Stoffen der Pflanzenwelt und auch des Thierreichs, wiewohl in diesem weniger, Süßes verbreitet. Die Chemiker unterscheiden als besondere Zuckerarten den Mannazucker, den Milchzucker, den Süßholzzucker und andere blos in wissenschaftlicher Hinsicht verschiedene Zuckerstoffe; — hauptsächlich

aber, als die auch für das Leben wichtigsten Zuckerarten: den Rohrzucker, den Traubenzucker, den Syrup oder Schleimzucker. — Der Traubenzucker ist sehr allgemein in der Natur verbreitet; er ist enthalten im Honig, in den Weintrauben, in den Pflaumen, Birnen, Feigen, kurz in fast allen süßen Früchten. Er kann auch auf mancherlei Weise künstlich dargestellt werden, insbesondere aus Kartoffelstärke. Der Traubenzucker krystallisirt aber fast immer nur als krümlicher Zucker, und seine süß machende Kraft ist um Vieles geringer als die des Rohrzuckers. Syrup heißt aller nicht krystallisirbare und nicht krystallisirte, gährungsfähige Zucker, einerlei, ob er von Rohrzucker oder Traubenzucker kommt.

Der Rohrzucker, welcher krystallisirt als fester, klarer Zuckerstoff dargestellt wird, „cosa tanto pretiosa e divina," eine so köstliche und göttliche Sache, wie schon Ramusio ihn nennt, auf welchen, als denjenigen Stoff, der als das materiell rein Süße den Europäern ihre Speisen und mehr noch ihre Getränke, den Kaffee, den Thee zum guten Genuß verschönert, hier die Bemerkungen vorzugsweise beschränkt werden sollen, findet sich nur im Pflanzenreich, aber in viel weniger Pflanzen, als der Traubenzucker. Er findet sich im Mais und mehreren Ahornarten, aus welchen die Nordamerikaner jetzt krystallisirten Zucker bereiten, der aber noch nicht erhebliches Handelsobjekt ist; — in der Melone, dem Kürbis, aus welchen man jetzt in Ungarn Zucker darzustellen versucht; — hauptsächlich jedoch in dem Zuckerrohr (saccharum officinarum) und in der Runkelrübe (Beta cicla altissima). Bei weitem überwiegend in der Welt ist die Consumtion von Zucker aus Zuckerrohr, und auf die Verbreitung des Zuckers aus Zuckerrohr soll vorzüglich vom statistischen Standpunkte aus hier die Hauptbetrachtung gerichtet werden, dabei aber doch auch der Quantitäten Zuckers Erwähnung geschehen, die aus der Runkelrübe bereitet werden, da diese für die Verhältnisse Deutschlands in neuester Zeit allerdings auch von Bedeutung werden.

Das Zuckerrohr, saccharum officinarum, hat nach C. Ritters so vortrefflicher als gelehrter Abhandlung über die geographische Verbreitung des Zuckerrohrs, seine primitive Heimath in dem südöstlichen Asien, der India aquosa, in den sumpf- und

wasserreichen heißen Gegenden, in denen der Ganges in vielen
Armen sein Wasser in den Ocean ergießt. In dem Delta der
Gangesmündungen, wo die Schwüle der Luft nicht schlafen läßt,
ohne daß Diener durch große Fächer den Ruhenden kühlenden
Wind zuführen, wo dichte Bevölkerung bei der fruchtbarsten
Landbebauung mit sumpfigen Gegenden, in denen Tiger hausen,
wechselt, in dem Landstrich von Calcutta, Benares bis Delhi
hinauf, dann an der Ostküste Ostindiens, ferner in Assam, Co-
chinchina, den südlichen Provinzen Chinas und den Sundainseln
ist das Zuckerrohr verbreitet.

Der Anbau des Zuckerrohrs in kleinen Pflanzungen gehört
in Bengalen zur Hauswirthschaft. Wenn man das Gangesthal
und die angränzenden Länder bis China hin als Mittelgruppe,
und namentlich Bengalen als Heimathland des Zuckerrohrs be-
zeichnet, so kann man — mit Ausschluß von Amerika — nach
C. Ritter drei Gruppen der Verbreitung des Zuckerrohrs unter-
scheiden; außer der obengenannten Mittelgruppe nämlich: die
westliche Gruppe, wohin das Zuckerrohr fast nur durch Anpflan-
zung gekommen ist. Dies ist die westliche Küste Ostindiens mit
Ceylon, nördlich die Gegenden am Indus, die Gegenden von
Jellalabad, stellenweis bis zum südlichen Strande des kaspischen
Sees, südlich von Bagdad und Babylon bei Susa in der Ge-
gend des untergegangenen Ahaz und Jondisapur; von da bis
Vorderasien in einzelnen Strichen Syriens. Zu dieser West-
gruppe gehört ferner die Verbreitung des Zuckers in Afrika, im
Nilthale, an der Ostküste Afrikas in Melinda, Mosambique,
ferner in Madagascar, den Inseln Mauritius und Bourbon,
jetzt ganz vorzüglich ergiebige Erzeugungsländer des Kolonial-
zuckers; ferner einzelne Stellen der Westküste Afrikas in Guinea
und Congo; auch im Nordwesten bei Marokko. Hierhin, so
wie nach einzelnen südlichen Theilen Europas haben im 8ten
und 9ten Jahrhundert Araber das Zuckerrohr gebracht, nach
Cypern, Sicilien, dem südlichen Spanien. Von da ist, wie
noch zu dieser Westgruppe hinzugenommen werden muß, das
Zuckerrohr nach Madeira und den canarischen Inseln verpflanzt.

Die dritte Gruppe, die Ostgruppe, geht von den Sunda-
inseln durch alle Inseln der Südsee innerhalb der Tropen bis
zur Osterinsel, nahe der Westküste Amerikas.

Auf allen tropiſchen Südſeeinſeln werden die gereiſten Schafte des Zuckerrohrs im unzubereiteten Zuſtande gekaut und ausgeſogen; ſie bilden heute noch in dieſem roheſten Zuſtande ein allgemeines Nahrungsmittel, deſſen Conſumtion überall, wo es gedeiht, unermeßlich iſt. Unglaublich ſey es, ſagt Dr. Meyen, der Beobachter auf den Philippinen, welche enorme Maſſen rohen Zuckerrohrs auf dieſe Weiſe vom Volke conſumirt werden. Große Schiffsladungen kommen davon täglich auf den Markt von Manila; auf den Sandwichinſeln und an andern Orten ſieht man jedes Kind mit einem Stück Zuckerrohr in der Hand umhergehen. — So in der roheſten Form wird heute noch, wie unſer neueſter wackerer Reiſende Herr v. Orlich erzählt, in Indien viel Zuckerrohr genoſſen; man begegnet oft Leuten am Wege, die großes Zuckerrohr in Händen tragen und ausſaugen; ſo in der roheſten Form ward in den früheren Jahrhunderten in dem Heimathlande in Bengalen und Oſtaſien der Zucker faſt allein genoſſen; auch wohl, wie alte Dichtungen andeuten, im verdichteten Safte, als Syrup und in ähnlicher Art verzehrt. — Die Kunſt, aus dem ſüßen Rohre den kryſtalliſirten Zucker zu bereiten, ſo daß er verſendbare Waare wurde, kannte man Jahrhunderte nach Chriſti Geburt auch in Aſien noch nicht. In den weitläuftigen Ruinen der Trümmerſtadt Ahwaz am Kuran ſüdlich von Bagdad und Babylon in Chuſiſtan, dem Reiche der abaſſidiſchen Khalifen, das im 8ten Jahrhundert errichtet ward, wo ſpäter der berühmte Harun-al-Raſchid regierte, wo unter den Arabern die Wiſſenſchaften der Mathematik, Medicin, Aſtronomie und Naturgeſchichte in Schulen, Sternwarten und Laboratorien außerordentlich blühten, hat man 1828 eine Menge zerſtreuter Mühlſteine und andere Reſte von Maſchinerien gefunden, welche auf Zuckerraffinerien deuten. Aus dieſen baulichen Reſten, aus dem Reichthum der Kaufleute in Ahwaz unter den Abaſſiden durch die Zuckerfabriken; daraus, daß um dieſe Zeit die berühmteſten Aerzte, Alchemiſten und Chemiker unter Neſtorianern, Perſern, Arabern in Ahwaz, Bagdad, Jondiſapur lebten, daß ſie Pharmakopöen bearbeiteten, Apotheken anlegten, neue Medikamente angaben, daß der Zucker im Königsbuche Ali Abbas als Medicin aufgeführt wird, endlich, daß nach chineſiſchen Schriftſtellern durch babyloniſche Männer,

namentlich einen Priester, die Erfindung des Raffinirens nach China gebracht worden, hat C. Ritter den Beweis geführt, daß Chusistan am Kuranflusse, insbesondere Ahwaz, das alte Susiana, als Sitz der merkwürdigen Erfindung des Zuckerraffinirens zu betrachten sey; die Zeit der Erfindung ist, wenn nicht schon im 8ten, so doch gewiß zu Ende des 9ten und zu Anfang des 10ten Jahrhunderts.

Wie von Susiana aus östlich nach Indien und besonders nach China, wo man von dieser Zeit an viel Zuckerland bereitete, kam fester Zucker erst im 10ten Jahrhundert nach Europa. 996 ward Zucker zuerst als Waare in den Hafen von Venedig eingeführt; durch die Kreuzzüge wurden die Europäer mehr mit dem Zucker bekannt; aber wie sehr auch später unter Kaiser Friedrich II. in Sicilien die Kultur und das Raffiniren des Zuckers befördert ward, dennoch blieb er ein höchst kostbares Produkt. Nach England kam zuerst im 14ten oder 15ten Jahrhundert etwas Zucker durch Venetianer und Genuesen. 1519 sollen 110,000 Pfd. in England eingeführt seyn, d. h. $^1/_{1000}$ der jetzigen Zuckerkonsumtion in England. Man süßte noch im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert in England, und wohl fast überall in Europa, wie Römer und Griechen, die Speisen meist nur mit Honig.

Die Hauptanwendung krystallisirten Zuckers war im Mittelalter in Europa wohl zu Kuchen, Confekt und Zuckerwerk, ähnlich wie Leop. v. Buch von den canarischen Inseln anführt, daß jetzt nur so viel Zucker dort angebaut werde, als nöthig sey, um den Nonnenklöstern das Material zu ihren Confitüren zu liefern.

Erst nachdem der Zuckerbau nach Amerika verpflanzt wurde, konnte derselbe allgemeiner sich verbreiten, und auch dies geschah erst, als durch die Sitte warmer Getränke, des Kaffees und Thees insbesondere, das Bedürfniß nach Zucker durch alle Stände drang. Humboldt hat durch die genauesten Untersuchungen ermittelt, daß zuerst zwischen den Jahren 1513 bis 1515 Zuckerrohr nach Amerika gebracht wurde, und zwar aus Canaria nach St. Domingo. Von dort hat sich der Anbau über die Antillen weiter verbreitet; Portugiesen führten den Zuckerbau 1531 in Brasilien ein; dann hat er sich auch über Mexico verbreitet,

und war schon 1553 nach Humboldt dort so bedeutend, daß Ausfuhr aus Vera-Cruz und Acapulco nach Spanien und Peru statt fand.

Die natürliche Beschaffenheit des Bodens und das Klima reizten zum Anbau des Zuckers; Humboldt berechnet, daß dieselbe Fläche in den dort geeigneten Gegenden an Weizen 80—100, an Baumwolle 250, an Zucker 450 in Geldwerth einträgt. Zur Besorgung der vielen Zuckerplantagen bedurfte man mehr Hände, als man unter den Eingebornen und Ansiedlern aufbringen konnte. Man holte Sklaven aus Afrika. Amerikas Zuckerplantagen waren im vorigen und laufenden Jahrhundert die hauptsächlichste Veranlassung des Sklavenhandels; erst die allerneueste Zeit beginnt nach Englands großartigen Opfern zur Ehre der Humanität dem, besonders durch die Zuckerplantagen hervorgerufenen Sklavenhandel Einhalt zu thun.

Es fehlen uns bestimmte Zahlen, wie viel Zucker aus Amerika und Asien im 17ten Jahrhundert nach Europa gekommen seyn mag. — In Amerika war wohl von jeher an Ort und Stelle die Verzehrung sehr groß. Humboldt berechnet, daß man in Cuba über 50 Pf. auf den Kopf rechnen kann. Daß im 17ten Jahrhundert der Zucker in Europa bekannter wurde, sehen wir theils aus den Acciseregistern, indem z. B. im preußischen Staate in den Zollrollen von 1660, 1694 und früheren der Kaffee nie, der Zucker aber immer und sogar unter mehreren Rubriken als Zucker, Zuckerkand, Muskorade, Zuckerconfect vorkommt. — Bei Lieferungen zu Gastmählern und Festen ꝛc. kommt Zucker vor, wie denn G. W. v. Raumer in dem Aufsatz: Wallensteins Auftreten in der Mark Brandenburg in dem Berliner Kalender auf das Schaltjahr 1844 aus archivalischen Quellen mittheilt, daß unter den Lieferungen der Stadt Berlin an Wallenstein immer Zucker erwähnt ist. — Er gehörte nicht wie jetzt zu den fast unentbehrlichen Lebensgenüssen, aber wohl zu den verbreiteten Delicatessen.

Im Jahr 1700 sollen nach England gebracht seyn 22 Mill. Pfund; nach der damaligen Bevölkerung Englands über 1 Pf. auf den Kopf. Jetzt kommt mehr als der dritte Theil von allem Kolonialzucker, der in Europa verzehrt wird, über England. Wenn vor 144 Jahren vielleicht nur der vierte oder fünfte Theil

eines ſechsten Sinnes gleich, deſſen Unterſuchung das hellſte Licht über den noch immer im Dunkel liegenden Mechanismus der fünf bekannten Sinne verbreiten müßte. Der divinatoriſche Blick des Somnambülen, ſeine geſteigerte Phantaſie und Intelligenz, die außerordentliche Geſchicklichkeit ſeiner körperlichen Bewegungen würden beweiſen, daß die Seele verborgene, geheime Kräfte in ſich trägt, welche nicht für das Tagesleben verwendet werden. Die Seelengemeinſchaft der Somnambulen mit Perſonen vertrauteren Umgangs, ihr Eingehen in die Seele, in die Gefühle und Gedanken des Magnetiſeurs würde die Ahnung rechtfertigen, daß ſchon im wachen Umgang gar mancherlei unmittelbare Berührung und Ineinanderwirkung der Seelen vorkömmt, die wir nur über dem lauten Geräuſche und den groben Geſtalten der Sinnenwahrnehmung nicht bemerken, doch aber hin und wieder empfinden in dem unerklärlichen, bald angenehmen, bald widrigen Eindruck, den uns die bloße Nähe eines Menſchen verurſacht. Der Somnambulismus wäre endlich in praktiſcher Beziehung, theils als Krankheitsform, theils als Heilmittel, von höchſter Wichtigkeit, und böte durch ſeinen ins Innere des eigenen und fremden Organismus dringenden Blick und ſein ahnungsvolles Errathen des heilenden Mittels mannigfach brauchbare mediciniſche Hülfe.

Trotz dieſer unleugbaren Wichtigkeit des Somnambulismus nimmt gerade der Theil der Gelehrten, welcher vorzugsweiſe geeignet wäre, durch unbefangene, nüchterne und gründliche Beobachtung endlich einmal das empiriſche Faktum feſtzuſtellen und von den abergläubiſchen und betrügeriſchen Zuthaten auszuſcheiden — wir meinen die eigentlichen Naturforſcher — faſt keine Notiz von der ganzen Erſcheinung, die ſie gleichgültig dahin geſtellt ſeyn laſſen, wo nicht mit Spott und Verachtung wegwerfen.

Dagegen wird der Somnambulismus meiſt phantaſtiſchen oder betrügeriſchen Wunderdoktoren, oder unklaren und übergläubigen Naturphiloſophen überlaſſen, unter deren Händen er bald als Charlatan Wunderkuren verrichten, bald als Prophet dem Zürwitz Rede ſtehen, bald als Geiſterſeher den Myſticismus unterhalten, bald endlich ſelbſt als Teufelsbeſchwörer dem Aberglauben dienſtbar werden muß. Dieſer unleugbare Unfug, wozu der Somnambulismus von Leuten, denen er nur aber nicht allein hätte überlaſſen werden ſollen, mißbraucht worden, vollendete ſeinen

allen Zuckers für Europa nach England kam, so wird man doch sehr hoch veranschlagen, wenn man 80 bis 100 Mill. Pfd. als das Consumtionsbedürfniß des gesammten Europas für die Zeit von 1700 annimmt.

In der Zeit von 1730 bis 1740 wird die Zuckereinfuhr nach Europa nach genaueren Nachrichten schon auf 250 Mill. Pfd. berechnet; 1770—1780 auf 500 Mill. Pfd., und jetzt, 1842, ist sie über 1100 Mill. Pfd. Um das 11- und 12fache ist der Verbrauch des Zuckers seit etwa 1½ Jahrhundert in Europa gestiegen.

Die größeren Handlungshäuser in England und Hamburg geben die Totalproduktion des Zuckers auf der Erde nach Berichten über die Ernten in den tropischen Erzeugungsländern auf 1600—1700 Mill. Pfd. an, so daß etwa ⅔ des erzeugten Zuckers in Europa, ⅓ in der übrigen Welt verzehrt würde. Bei dieser Schätzung ist die große Quantität Zucker, die in den Tropenländern im rohen Zustande verzehrt wird, gewiß nicht mitgerechnet, vielmehr blos von den Zuckern die Rede, welche krystallisirt und überhaupt zubereitet und raffinirt verzehrt werden. Von jenen 16—1700 Millionen Pfund werden nach jenen Handelsberichten etwa 300 Mill. Pfd. in Asien, 12—1300 Mill. Pfd. in Amerika, 100 Mill. Pfd. in Bourbon und Mauritius gewonnen. 20% beinahe liefert Asien, 6% Bourbon und Mauritius, 74—75% Amerika. Vor 10—11 Jahren fielen auf Amerika 80—85% des Totalerzeugnisses. Die Zuckerproduktion hat in Java, Ostindien, überhaupt in Asien sehr zugenommen. Doch ist immer noch ¾ allen in Europa verzehrten Kolonialzuckers amerikanischer.

Ist die Bevölkerung Europas jetzt 240—250 Millionen Menschen, so kämen von den 1100 Mill. Pfd. Zucker, die nach Europa kommen, im großen Durchschnitt etwas über 4 Pfund auf den Kopf. — So aber vertheilt sich die Consumtion bei weitem nicht in der Wirklichkeit. England verzehrt 440 bis 450 Mill. Pfd., d. h. mehr als den dritten Theil allen nach Europa kommenden Zuckers, d. i. 16—17 Pfd. auf den Kopf; in Alt-England und Schottland kommen bis 22 Pfd. auf den Kopf, in dem ärmeren Irland 5—6 Pfund. — Diese sehr starke Verzehrung ist an und für sich ein Zeichen großer Wohlhabenheit,

und erklärt sich hauptsächlich durch die außerordentliche Theeverzehrung, welche durch alle Stände geht. — In höheren Kreisen der Gesellschaft bemerkt der Fremde keine so bedeutende Verzehrung; das große Consumtionsquantum erklärt sich allein durch den bei dem ungemein verbreiteten Genuß des Thees bis in die untersten Klassen der Bevölkerung gehenden Verbrauch des Zuckers.

Auf Frankreich kommen an 160 Mill. Pfd., d. h. 4⅞ Pfund pro Kopf, wozu aber noch etwa 2 Pfd. Rübenzucker treten, zusammen 6⅞ Pfd. — Belgien verzehrt 22 Mill. Pfd., der Kopf etwas über 5 Pfd., wozu noch 2 Pfd. Rübenzucker treten. Die Verhältnisse sind ungefähr wie in Frankreich, nur ist der Zuckerverbrauch noch etwas stärker; wie er denn immer am bedeutendsten ist, wo viel große Städte liegen. — Nicht die ländliche, die städtischen Bevölkerungen, die Länder der Industrie, der gewerblichen Thätigkeit sind die Haupt-Zuckerconsumenten.

Auch in den Niederlanden kommen wohl 8—10 Pfund Zucker auf den Kopf, schon wegen des Zusammenhanges mit den Produktionsländern des Zuckers in Asien. In den österreichischen Staaten berechnen sich nicht 2 Pfd. Zucker auf den Kopf. — Im deutschen Zollverein werden 110 Mill. Pfd. verzehrt, d. i. sehr genau 4 Pfd. auf den Kopf, welcher Consumtion noch etwa 1 Pfd. Rübenzucker hinzutritt. Preußen allein hatte vor 20 Jahren eine Verzehrung von etwa 2 Pfd. pro Kopf; sie stieg schon im preußischen Staat, ehe noch der Zollverein sich bildete, auf 3 Pfd. und darüber, und ist sehr bald nach dem Eintritt des Zollvereins von 1835 und 1836 an auf 4 Pfd. pro Kopf gewachsen. Auch in dieser Consumtion zeigen sich die Fortschritte, der Wohlstand, welchen der Zollverein herbeigeführt hat. Vollkommen wie beim Kaffee, ist die Verzehrung des Zuckers im Zollverein seit dessen Zusammentritt von 4 auf 5 gestiegen, besonders dadurch, daß fast 1 Pfund Zucker, wenigstens unbedingt in guten Jahren, durch die inländische Fabrikation des Rübenzuckers dem Verzehrungsquantum in der letzten Zeit hinzugetreten ist.

Ein Berliner Chemiker, Marggraff, machte vor 60—70 Jahren die Entdeckung, daß die im nördlichen Deutschland häufig

gebaute Runkelrübe denſelben Rohrzucker enthalte, wie das Zuckerrohr, nur freilich in geringerem Procentſatz. Achard, gleichfalls in Berlin, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, verfolgte die Marggraff'ſche Entdeckung in größeren Verſuchen in Schleſien. Die Entdeckung blieb jedoch mehr ein Eigenthum der Wiſſenſchaft, als daß ſie praktiſch für das Leben von Bedeutung geworden wäre. Da verfügte Napoleon die Kontinentalſperre, und der Preis des Kolonialzuckers ſtieg auf außerordentliche Höhe.

Nun nahm man in Frankreich die in Preußen gemachte Entdeckung wieder auf. In kleinen Anfängen begann 1810 die Anlegung von Runkelrüben-Zuckerfabriken in Frankreich. In den Jahren 18$^{13}/_{15}$ ruhend, hob ſich dieſe Fabrikation nach dem wiederhergeſtellten Frieden langſam; doch beſtanden 1828 ſchon 103 kleine Fabriken in Frankreich; außerordentlichen Aufſchwung nahm ſie von 1830 ab; 1838 waren dergleichen Fabriken in Frankreich 582, die allermeiſten im nördlichen Frankreich, 142 allein im Departement du Nord. Nach Schubarths Berichten, den Kammerverhandlungen und den Angaben Rodets kann man 70 bis 90 Mill. Pfd. im Ganzen, alſo vollkommen 2 Pfd. und mehr annehmen, welche an Runkelrübenzucker in Frankreich auf den Kopf in den letzten Jahren zur Verzehrung hinzugekommen ſind.

Von Frankreich aus hat ſich die Fabrikation von Zucker aus Runkelrüben über mehrere Gegenden Europas ausgedehnt. In England zwar beſteht gar keine derartige Fabrikation, viel dagegen in Belgien; in den öſterreichiſchen Staaten, beſonders in Böhmen ſind mehrere; auch in Rußland ſind Verſuche angeſtellt; nicht unerheblich iſt die Fabrikation von Runkelrübenzucker im deutſchen Zollverein.

Erſt im Jahr 1836 wurden in demſelben Fabriken angelegt; ihre Anzahl wird auf 122 angegeben, von denen jedoch nur 54 in Thätigkeit waren, die nur 25,000 Centner Rübenzucker fabricirten. 18$^{37}/_{38}$ ſtieg die Zahl der Fabriken auf 156, von denen 91 in Thätigkeit waren und 138,000 Centner fabricirten; 18$^{38}/_{39}$ war die Anzahl derſelben im Zollverein 159, von denen 123 in Thätigkeit waren, welche 145,000 Centner bereiteten. Durch den Staatsvertrag mit Holland vom 21. Januar 1839, nach welchem der dem raffinirten Zucker ähnliche Lumpenzucker (vom engliſchen

Lump. ein unregelmäßiges Stück) zu ermäßigtem Zoll eingelassen wurde, sank die Fabrikation etwas, hat sich aber seit Aufhebung jenes Vertrages wieder gehoben.

Abhängig besonders von der Ernte der Rüben, ist sie verschieden, und betrug z. B. im letzten Jahre 1843 nur etwa 150,000 Centner; dagegen war sie in dem vorhergehenden Jahr 1842 viel beträchtlicher.

Es wurden $18^{1}/_{2}$ im Zollverein in 136 Fabriken über 256,000 Centner Rübenzucker fabricirt, d. h. 27 bis 28 Mill. Pfund; für den Kopf der Bevölkerung 1 Pfund. Auch für das laufende Jahr 1844 sind die Aussichten auf Rübenernte und Zuckerfabrikation günstig.

So hat es sich im Zollverein so gestellt, daß mindestens eben so viel Kolonialzucker auf den Kopf verzehrt wird, als vor 5 oder 6 Jahren, und diesem noch an Zucker aus inländischen Rüben $^{1}/_{5}$ oder $^{1}/_{4}$ hinzutritt. Es ist ein bedeutender Fortschritt auch in dem Zuckerverbrauch im Zollverein sichtlich.

Möge die Entwickelung der Verhältnisse denn so fortgehen, wie sie begonnen! Wie der Verbrauch von Kaffee und Zucker seit nicht viel länger als einem Jahrhundert sich verbreitet, und jetzt auch in der Hütte des Armen der Zucker die Speisen versüßt, wie Indiens Gewürze, im Preise zum Theil um das zwanzigfache gefallen, in der Verzehrung wie Zucker und Kaffee sich vermehrt haben, wie seit den bewundernswürdigen Erfindungen Arkwrights und der Engländer der Verbrauch von baumwollenen Waaren seit 70—80 Jahren um das Hundertfache gestiegen ist, so mehrt sich das Reich der Erfindungen und der industriellen Thätigkeit in überraschender Weise.

Eisenbahnen lassen die Entfernungen schwinden, Dampfschiffe durchfurchen in rascher Fahrt den Ocean, Amerika mit neu sich entwickelnden Staaten sendet seine Schätze, Van Diemens Land seine Wolle, von den Küsten Neu-Hollands aus dringen die Europäer ins Innere, Neu-Seeland civilisirt sich, Nordafrika, schon in der Römerzeit wohl angebaut, wird für europäische Bildung wieder gewonnen, im Süden, Osten und Westen des großen Welttheils dringt durch Männer der Wissenschaft, im

Wege des Handels und friedlicher Verbindung die Civilisation ein; es öffnet sich der Orient, in Indien ist ein großes europäisches Reich, China's Häfen sind uns nicht mehr verschlossen! — „Vorwärts!" steht auf den Tafeln der Weltgeschichte für die heutige Zeit; — und wie der Handel uns Waaren und Produkte bringt aus allen Theilen der Erde, so erweitert er unsern Gesichtskreis, unsere Kenntnisse; — und europäische Civilisation, christliche Bildung, mildere Sitte, eine edlere Humanität verbreiten sich, wenn auch hie und da langsam und unter Widerstand, doch, wie es scheint, sicheren Schrittes und meist auf friedlichem Wege nach höherer Fügung über die Völker der Erde.

D.

Der Staat und die Jugendbildung.

Die richtige Erziehung der Jugend ist ein Problem, welches zu allen Zeiten bei allen in der Bildung vorgeschritteneren Völkern die Menschenfreunde, die Philosophen, die Staatsmänner vielfach beschäftigt hat. Es ist eine der höchsten Lebensfragen für jedes Volk, wie das nachwachsende Geschlecht, die verjüngten Ersatzmänner der jetzt wirkenden und handelnden Glieder des Gemeinwesens, für das selbstständige Leben und Wirken physisch, intellektuell und sittlich vorbereitet und gebildet werden. Von einer durch und durch vernünftigen und weisen Erziehung der Jugend glaubten manche der einsichtsvollsten, thatkräftigsten, für das Wohl ihres Vaterlandes und der Menschheit begeistertsten Männer eine gänzliche Umwandlung der Lebensverhältnisse, des gesammten Zustands einer Nation, und auch wohl der ganzen Menschheit, zum Bessern, ein goldenes Zeitalter der Gesundheit, der Kraft, der Sittlichkeit, des Wohlstandes, des Friedens und der Weisheit sich versprechen zu dürfen. Die Idee der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit scheint nur mittelst einer vollkommenen Erziehung der Jugend in Erfüllung gehen zu können, aber auf diesem Wege auch wirklich zur Wahrheit werden zu müssen, und so manchen wohlmeinenden, aber offenbar phantastischen Träumen von Verbesserung der menschlichen Zustände durch abenteuerliche und mystische Mittel, durch Entdeckung des Steins der Weisen, durch allgemein wirksame Heilmittel, durch das Lebenselixir, durch Stiftung von mächtig wirkenden Gesellschaften u. s. w. mochten sich wohl mit zuversichtlichem Stolze diejenigen gegenüberstellen, welche in einer

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21358 / 034

völlig zweckmäßigen und vernünftigen Erziehung der Jugend ein unfehlbares, ganz und gar nicht phantastisches und abenteuerliches Mittel zur Umwandlung und Verbesserung des Zustands der Einzelnen und der Völker fanden, und die einzuschlagende richtige Bahn bezeichneten. Ja, Manche, die die Erziehung und Bildung der Jugend, die Verbesserung und Umgestaltung verkehrter und mangelhafter Ansichten und Verfahrungsarten zur Aufgabe ihres Lebens machten, sind wirklich und auf die Dauer Wohlthäter ihres Volks und der Menschheit geworden; der von ihnen ausgestreute Samen hat Früchte getragen; das von ihnen aufgesteckte Licht hat manche Finsterniß zerstreut und verbreitet noch über späte Zeiten seine heilsamen Strahlen: aber nichtsdestoweniger bleibt der Gedanke, durch Aufstellung und Anwendung einer vollkommenen, einer Mustererziehung den gesammten Zustand eines Volkes (oder gar der Menschheit!) rasch, etwa binnen der Lebensdauer einer oder zweier Generationen umgestalten zu können, ein leeres Utopien. So wenig der im Schlamm versinkende Reiter sich selbst und sein Pferd mit eigener Kraft, ohne einen gegebenen Halt, wieder herausziehen kann, so wenig vermag ein verkehrt und mangelhaft erzogenes, ein mit einer Menge tiefeingewurzelter Vorurtheile, Schwächen, Leidenschaften, persönlichen und gesellschaftlichen Mängeln behaftetes Geschlecht den von ihm erzeugten, unter ihm heranwachsenden Nachwuchs mittelst des Zaubers einer vollkommenen Erziehung über sich und alle seine Mängel emporzuheben. Dies ist zu einleuchtend, als daß wir uns lange dabei verweilen sollten; man suche sich nur einige Fragen zu beantworten: Wer sollte den Plan der durchaus vernünftigen Erziehung und Bildung für Alle auch nur entwerfen? Wer sollte ihn ausführen? Wo wären die physischen, die ökonomischen, wo die intellektuellen und moralischen Mittel und Bedingungen, das wirklich als heilsam und vernünftig Erkannte überall in Vollzug zu setzen? und ferner: wie hoch man auch mit Recht die Vortheile einer guten Erziehung anschlägt, glaubt man denn wirklich, daß sie Alles vermöge? daß sie alle Untugenden und Laster der menschlichen Natur entwurzle, daß sie die menschliche Willensfreiheit in einem bleibenden Siege des Guten feststelle, sie über Versuchung und Fehltritt erhebe?

Die klare Einsicht jedoch in die Unmöglichkeit, durch ein durchaus vernünftiges und vortreffliches System der Erziehung den Zustand der Einzelnen und eines Volkes schnell von Grund aus zu ändern und zu verbessern, dadurch, wie durch einen wunderthätigen Zauber, ein goldenes Zeitalter heraufzubeschwören, darf uns doch nimmermehr abhalten, fortwährend, in der Erkenntniß und in der That, nach dem Bessern zu streben, den Segen einer vernünftigen, zweckmäßigen Jugendbildung so allgemein als möglich zu machen, und Vorurtheile und Mißverständnisse auf diesem Gebiete möglichst aus dem Wege zu räumen. Leicht freilich könnte man sich abgeschreckt und entmuthigt fühlen schon durch die Unermeßlichkeit des Feldes, in welcher die Leistung, die Stimme des Einzelnen zu verschwinden droht, — durch die tausendstimmigen Widersprüche, in welche oft die Wohlmeinendsten, die Einsichtsvollsten und Begeistertsten für das Wohl der Menschheit mit einander gerathen, — durch die ungeheure Ueberzahl der verkehrten Arbeiter, der Stümper und Pfuscher auf diesem Felde; denn Wer ist nicht irgendwie durch seine Stellung und seinen Beruf in der Welt in gewissem Maße mit zum großen Werke der Erziehung und Bildung der Jugend berufen? und wie viele Eltern, Geschwister, Lehrer, Meister, Herrschaften, Vorgesetzte jeder Art haben kaum auch nur die leiseste Ahnung von der Wichtigkeit und Heiligkeit ihrer Aufgabe? Aber die Größe und Vielseitigkeit der Aufgabe, die Uneinigkeit und die Widersprüche in den Ansichten, die Menge von ungeschickten und unwürdigen Mitarbeitern an dem großen Werke legt dem wohlgesinnten Freunde der Jugend und der Menschheit nur um so dringender die Pflicht nahe, in einer so wichtigen Angelegenheit aus der verworrenen Masse widerstrebender Meinungen sich seine Ansicht fest und klar herauszugestalten, sie mit Ernst zu begründen, und das Ergebniß unbefangener Forschung mit Wort und That geltend zu machen. Unverkennbar ist, daß in unserer Zeit gerade die Frage der Jugendbildung und Erziehung im weitesten Sinne die Geister lebhaft beschäftigt, und von verschiedenen Gesichtspunkten aus erörtert wird. Hier wird die Organisation der Universitäten, der Gymnasien, der Volksschulen, werden Gegenstände und Methode des Unterrichts besprochen; dort wird über das Verhältniß der gelehrten Schulen zur Real-

und polytechnischen Schule verhandelt; hier streiten sich Humanismus und Realismus um den Antheil, der jedem, in Gymnasien, Lyceen und Pensionen gebühre; dort werden Kleinkinderschulen und Hebung des Volksschulwesens dringend empfohlen als Vorkehrungen gegen den Pauperismus und Entsittlichung; da wird Lehrfreiheit und Freiheit des Unterrichts gefordert und bekämpft; und unzählige andere, näher oder entfernter auf die Schule, auf physische, allgemein menschliche, sittliche und berufsmäßige Erziehung und Bildung bezügliche Streitfragen beschäftigen und bewegen die Gemüther von Tausenden. Einen Punkt möchten wir hier von so vielen wichtigen und anziehenden zum Gegenstand einer Erörterung machen — einen Punkt, der zunächst nicht das Materielle der Jugendbildung, sondern nur so zu sagen ihre Grenzbestimmungen und Rechtsverhältnisse betrifft, der aber doch für die Entscheidung vieler bestrittener Fragen von tiefeingreifender Wichtigkeit ist, und der in den die Geister der Gegenwart vorzugsweise beschäftigenden und aufregenden Kämpfen, in der einen oder andern Gestalt, verdeckter oder offener immer wiederkehrt, oder wenigstens mit herein spielt — das Verhältniß des Staates zur Jugendbildung.

Beachtenswerthe und bedenkliche Erscheinungen theils in Deutschland selbst, theils in auswärtigen Ländern, sprechen klar und dringend genug aus, daß die Auseinandersetzung und Feststellung dieses Verhältnisses aus der Reihe der müßigen Schulfragen in die der politischen Lebensfragen übergetreten ist. Die seit einem halben Jahrhundert in Europa eingetretene Umwälzung, die sich nicht bloß auf die staatlichen Einrichtungen beschränkte, sondern, namentlich auch in Deutschland, Sitten, Gebräuche, Geselligkeit, wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen und die gesammte Welt- und Geschichtsanschauung ergriff, und hier befreiend, dort wenigstens umgestaltend wirkte, hat in den längern Friedensjahren noch manche Früchte getragen oder angesetzt, die zur Zeitigung einer längeren Frist bedurften. Nachdem die großen politischen Stürme sich gelegt, in welchen am Ende die physische Macht, freilich vom Geist geleitet und beherrscht, den Ausschlag geben mußte, beginnen die mehr geistigen, mit den Waffen der Intelligenz auszufechtenden Kämpfe, welche zu

Mißkredit ſo ſehr, daß, wem an dem Rufe eines vernünftigen Mannes liegt, ſich faſt ſcheuen muß, ſich mit der verrufenen Erſcheinung zu befaſſen.

Woher ſtammt jene Gleichgültigkeit, ja Antipathie der Naturforſcher gegen eine der intereſſanteſten Erſcheinungen des Menſchenlebens, zu deren Ergründung ſie als Aerzte und Naturforſcher noch ganz beſonders aufgefordert wären?

Die gebräuchlichſte Einwendung, womit freilich jede weitere Unterſuchung kurz abgeſchnitten wäre, iſt: „Die angeblichen Thatſachen ſind unmöglich, und alſo Betrug und Lüge, oder Selbſttäuſchung und Träumerei, ſeyn von Seiten der Somnambülen oder von Seiten des Magnetiſeurs, oder von beiden Seiten zugleich.“ „Es iſt unmöglich,“ wird z. B. geſagt, „daß ein Somnambüle durch die Fingerſpitzen oder durch die Herzgrube ſehen und gar in weite Ferne und durch undurchſichtige Körper hindurch blicken könne.“ — Das ſchwere Wort „unmöglich“ wird offenbar hier ſehr leicht gebraucht, um Zeugniſſe, die hundertfach zu Gebote ſtehen, und von den verſchiedenſten Seiten und Perſonen herſtammen, niederzuſchmettern. Sollten all dieſe Zeugen ſich getäuſcht haben über eine Thatſache, die ſo leicht auszumitteln iſt, wenn dem Somnambülen nur die Augen verbunden oder verhalten werden? Sollten all die Zeugen, welche verſichern, dieſen Verſuch wirklich gemacht und dennoch das Reſultat einer Fernwahrnehmung von Seiten des Somnambülen erhalten zu haben, geradezu lügen? Sollten alle Somnambülen Betrügerinnen ſeyn, weil es hin und wieder gelungen iſt, eine ſolche zu entlarven? Indeß, was könnte bei wohlverbundenen oder verhaltenen Augen alle Liſt zum Sehen helfen! — Einer ſo vielſeitig und wohlbeglaubigten Thatſache gegenüber ſollten Empiriker um ſo mehr auf die Einwendung der Unmöglichkeit verzichten, da ſie doch ſonſt ſich im Gewiſſen gebunden halten, die Wahrheit der Wirklichkeit zu achten, und ſo witzig zu ſpotten wiſſen über die Unmöglichkeiten der Philoſophen, die allerdings gar häufig dennoch wirklich ſind. Nicht ohne Grund könnte den Phyſiologen der Spott entgegnet werden: das Sehen vermittelſt der Augen ſey für ſie bis jetzt faſt eben ſo unmöglich, als die ſomnambüle Fernwahrnehmung, — nämlich im Grunde eben ſo unbegreiflich; überhaupt habe die Unbegreiflichkeit bei einer phyſiologiſchen Erſcheinung nicht viel auf ſich, da alle Erſcheinungen des körperlichen Lebens, ſelbſt

einem gedeihlichen Ausgang und segensreichen Frieden zu führen, eine schwere Pflicht, aber auch ein herrliches Verdienst der tieferen Staatsweisheit, der ächten Staatskunst ist. Dahin muß namentlich auch die Ordnung des Verhältnisses der Schule, der Jugendbildung überhaupt und im weitesten Umfang, zum Staate, gezählt werden. Der unberechenbare Werth und Einfluß eines guten Schul- und Erziehungssystems leuchtet von selbst ein; welch eine schwierige und verwickelte Aufgabe aber die Herstellung eines solchen, im vollen Einklang mit einer vernünftigen, freisinnigen und kräftigen Politik ist, ahnt wohl Jeder, wenn wir nur an einige der hiebei in Frage kommenden Punkte und Collisionen vorläufig erinnern: Staat und Kirche, Kirche und Schule, Gewissens- und Lehrfreiheit, Zwangsbefugnisse des Staats und individuelle Freiheit, Staats- und Gemeinderechte und Interessen. Die sich hier begegnenden und bekämpfenden Ansprüche sind zum Theil von der Art, daß eine friedliche Ausgleichung nicht sobald oder auch gar nicht zu hoffen steht; indessen dürfte eine unbefangene Erörterung der Hauptgesichtspunkte für die Auffassung und Beurtheilung einer tiefeingreifenden Zeitfrage den ruhig Denkenden und ernst Prüfenden nicht unwillkommen seyn; und wenn wir die vielen gordischen Knoten dieser Frage weder lösen zu können, noch durchhauen zu wollen uns anmaßen, dürfte doch eine ruhige Darstellung und Prüfung der für die verschiedenen Ansichten sprechenden Gründe dazu beitragen, die Gemüther etwas verträglicher und friedlicher zu stimmen, und so einer billigen Verständigung vorarbeiten.

Voranschicken müssen wir, daß wir bei den folgenden Erörterungen immer den Rechtsstaat im Sinne haben, oder doch denjenigen, welcher zum Rechtsstaat entschieden hinstrebt, und, wenn ihm auch noch die rechtliche Form fehlt, doch im Geist des Rechtsstaates seine Gesetze zu geben, seine Einrichtungen zu treffen sich zur Aufgabe und Ehre rechnet. Zwar auch in nicht rechtlich geordneten Staaten oder Ländern besteht ein Verhältniß der Staatsgewalt, der Regierung zur Erziehung und Jugendbildung, aber dies Verhältniß ist, so weit es nicht in tiefgewurzelten Nationalgewohnheiten und Herkommen, oder in religiösen Satzungen begründet ist, eben der Ausfluß einseitiger, wenn auch manchmal aufgeklärter und wohlmeinender Willkür,

und fällt daher weniger in den Kreis der philosophischen Erörterung, als in den der historischen Betrachtung.

Die höhere Idee des Staates, nach welcher er die durch vernünftige Rechtsvertheilung geordnete und gesicherte, zur lebendigsten Sittlichkeit sich entwickelnde Form des Zusammenlebens, ein alle Persönlichkeiten unverkümmert in sich aufnehmender Organismus ist, diese höhere Anschauungsweise des Staates war im Verlauf der Jahrhunderte in einem großen Theil Europas bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sozusagen ganz verschüttet und vergessen gewesen. Die unumschränkte Fürstengewalt, die Folge von erschöpfenden Kriegen, hatte die Idee und das Leben des Staates verschlungen, und die Spitze hielt sich für das Ganze, wie das Wort Ludwigs XIV. »l'état c'est moi!« und das eines kleinen deutschen Fürsten: „Ich bin das Vaterland!" dies ausspricht. Die Macht des Fürstenthums wollte sich gegenüber im Staat kein unbedingt gültiges Recht anerkennen, sondern nur etwa Gott verantwortlich seyn; und wenn auch ein Fürst wie Friedrich II. als Philosoph sich dem Staat unterordnete, sich dessen Diener nannte, so stellte er damit doch nur ideell seinem Recht eine Pflicht gegenüber, ohne gemeint zu seyn, die Macht irgendwie thatsächlich mit seinen Unterthanen zu theilen, und ihnen, einzeln oder in der Gesammtheit, eine Berechtigung, sich gegenüber, zuzugestehen. Nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Bevorrechteten, Adel und wohl auch die Geistlichkeit, durfte bis auf einen gewissen Grad dem Fürsten gegenüber die Privilegien ihrer Geburt oder ihres Standes behaupten, sie gehörten gewissermaßen mit zu dem „Staat," welcher auf der großen Masse des Volkes als tragender und leidender Unterlage ruhte. So schlimm und trostlos jedoch, wie das System in seiner Schärfe und im ganzen Umfang seiner Folgerungen sich hätte gestalten müssen, war in der Regel die Wirklichkeit nicht; fast überall hatten sich doch noch in einzelnen Einrichtungen, in Parlamenten, Corporationen, in den Gerichten, in der Verwaltung und Gerechtsamen der Städte manche, wenn auch sehr verkümmerte, dürftige und der Willkür bloßgestellte Reste einer bessern Rechtsordnung, einer lebendigeren und höhern Idee des Staats erhalten; mancher Fürst setzte seinen Ruhm oder seine

Eitelkeit darein, als Landesvater zu erscheinen; und dem orientalischen Despotismus und Absolutismus, vor dem Alles in den Staub sinken muß, und zu welchem einzelne Machthaber, vom eigenen Hochmuth und vom Weihrauch der Schmeichler berauscht, wohl Lust haben mochten, widerstand doch der Genius des Occidents, der germanischen und romanischen Völker, der neueren Zeit und des Christenthums; und die ärgsten, auf ihre Macht eifersüchtigsten Despoten wurden nicht selten durch ihre Neigung oder durch die Eitelkeit getrieben, zugleich als Förderer und Pfleger des Geistes zu glänzen, der am Ende mit ihren Anmaßungen nicht vereinbar war. So trat endlich, zuerst auf dem europäischen Continent in Frankreich, ein Umschwung ein, dessen Ausdruck und Hebel die Revolution war.

Der Zweck der Revolution, und man darf sagen, das Streben und die Aufgabe der entwickelteren europäischen Völker seit etwa einem halben Jahrhundert, war und ist: die Wiederherstellung oder die Begründung des Staates auf der Grundlage des vernünftigen Rechts, im Gegensatz der von einem Einzigen oder einer Oligarchie willkürlich geübten Machtvollkommenheit, und der, mit der Freiheit und dem Rechtsgenusse Aller unverträglichen Freiheiten und Vorrechte einzelner Stände. Der Rechtsstaat, in welchem alle Genossen des Staates als wirkliche Glieder und Bürger desselben, nicht zum Theil nur als Belastete, als Knechte, Unterthanen und Werkzeuge, zählen und gelten; in welchem nicht nur die untergeordneten und Privatverhältnisse durch Recht und Gesetz geregelt, und unter den Schutz einer selbst unbeschränkten und unverantwortlichen Regierung gestellt sind, sondern wo die Regierung selbst auch der Rechtsidee unterworfen, durch Verfassung, Vertrag, Eid dem Staate, der Gesammtheit, verpflichtet, durch möglichst zuverlässige Bürgschaften in ihrer Sphäre gehalten ist, aber dafür auch ihre Stärke und Sanktion in dem ihr mit der Gesammtheit des Volkes gemeinsamen, allgemein heilig geachteten Recht findet — dieser Staat ist die allgemeine Forderung, das überall gefühlte Bedürfniß, die stillschweigende Voraussetzung der jetzigen Zeit. Der Rechtsstaat ist die für die gegenwärtige Entwicklungsstufe der europäischen Menschheit nothwendige Form der Gesellschaft, und wir dürfen wohl hinzusetzen: er wird es auch bleiben, so lange

nicht ein schwerlich mehr haltbarer Despotismus die Rechtsidee und das Rechtsgefühl im Geiste der Völker selbst bleibend zerstört, entwurzelt und unterdrückt, und eine neue Barbarei hereinbricht, oder so lange nicht die eben so wenig zu erwartende Herrschaft der freien Sittlichkeit, der Einsicht und Liebe das strenge, erzwingbare Recht entbehrlich macht, und eine schönere und vollkommenere Gesetzgebung in den Grund der Herzen, statt auf Pergamente oder eherne Tafeln schreibt. Die nothwendige Form sagen wir; und damit behaupten wir einerseits, daß sowohl die wissenschaftliche Einsicht der Zeit in ihren erleuchtetsten und unabhängigsten Vertretern bei diesem Ergebniß angekommen sey, als auch, daß das Bewußtseyn, das politische Gewissen und das politische Ehrgefühl der Völker, das heißt des gebildeteren Kernes derselben, welcher hier den Maßstab geben muß, unabweislich darauf dringe, und durch keine Vertröstungen, Täuschungen und Sophismen sich mehr von dieser Forderung abbringen lasse; andererseits geben wir damit aber auch zu, daß mit der Anerkennung und Durchführung des Rechtsprinzips in einem Staate nicht Alles erschöpft und geleistet ist, was dessen höchster und voller Begriff in sich schließt. Die Bedeutung und den Werth dieser Form sollte man so wenig überschätzen als unterschätzen, was beides fast gleich häufig geschieht, und worin zwei entgegengesetzte Ansichten vom Staat ihren Grund haben.

Gering geschätzt und angefeindet wird nämlich die Rechtsform, auf die Constituirung des Staates selbst angewendet, von den Anhängern der historischen Schule, wenn wir sie der Kürze wegen so bezeichnen dürfen. Sie rühmen sich, an der Hand der Erfahrung und der Geschichte auszugehen von einem höheren, lebendigeren und reicheren Begriffe des Staates, den sie vorzugsweise als natürlich-sittlichen Organismus fassen. Weit entfernt, die Gerechtigkeit, als sittliche Eigenschaft im Staate missen zu wollen, vielmehr den höchsten Werth auf sie legend, behaupten sie, das Recht, als der zum Gesetz gewordene Ausdruck der im Staate selbst lebendigen Gerechtigkeit, könne und dürfe sich nicht über den wirklichen Staat hinaus, auf eine Prüfung und neue Ordnung seiner Fundamente und Prinzipien erstrecken, ihn erneuern und gleichsam wiedergebären wollen, ohne

einen ganz äußerlichen, formaliſtiſchen Charakter anzunehmen, in eine heilloſe Verwirrung und Leere zugleich hineinzugerathen, und in der Luft eitler Syſteme und Theorien, ohne den Boden und die Wurzeln des geſchichtlichen Lebens, zu ſchweben. Nach natürlichen, ſittlichen und hiſtoriſchen Bedingungen habe ſich jeder Staat entwickelt und müſſe ſich jeder lebensfähige Staat entwickeln, das ganze Leben des Volkes ſeinem ureignen Charakter nach in ſich hineinziehen und verarbeiten, und die gute, urſprüngliche Anlage, verbunden mit wachſender Bildung, werde nach und nach allen Einrichtungen den Charakter des Rechtlichen und Sittlichen aufprägen; aber machen, durch Verfaſſungen und Geſetze, laſſe ſich der rechtliche und ſittliche Staat nicht; der ſogenannte Rechtsſtaat ſey ein unbewährtes, eintägiges Gebild und Geſchöpf der Revolution, die nur einreißen und zerſtören, nicht wirklich ſchaffen und beleben könne; das formelle, das ſogenannte Vernunftrecht, an die Spitze der Conſtruktion der Staaten geſtellt, ſey eine kraft- und lebloſe Abſtraktion, und die angebliche, ja die wirkliche Herrſchaft der modernen Rechtsphiloſophie im ſogenannten Rechtsſtaate hindere durchaus nicht, daß darin die größte materielle Ungerechtigkeit, Härte und Unſittlichkeit herrſche, daß man eine große Zahl der „Staatsbürger" ſittlich und intellektuell verwahrloſe, phyſiſch verkümmern und Hungers ſterben laſſe. Sie klagen ihre Gegner, die ſie gerne alle unter dem Namen „Revolutionäre" zuſammenfaſſen, an, den lebensvollen, äſtereichen, grünbelaubten Stamm des geſchichtlich lebendigen und ſittlichen Staates, des ſchönſten Erzeugniſſes der Menſchheit, in einen glatten, todten Schiffsmaſt, die Fülle der Kraft, Bewegung und Freiheit in eine hohle Abſtraktion, in einen langweiligen Formalismus mit vorgezeichneten Linien und kalten Regeln verwandeln zu wollen, und auf dem Prokruſtesbette ihrer Staatslehre dem organiſchen Staatsleben Kopf und Füße abzuhauen.

Dieſe harten, feindſeligen Anklagen ſind bis auf einen gewiſſen Grad gerechtfertigt worden durch Uebertreibungen und Ausſchweifungen, welche ſich die Anhänger des Rechtsſtaats theils in der Theorie, theils aber und hauptſächlich in der Praxis, in Epochen wilder Aufregung zu Schulden kommen ließen, welche jedoch der Anſicht in ihrer Reinheit ſo wenig zur Laſt fallen, ja

weniger noch, als alle Thorheiten und Gräuel in nicht rechtlich konstituirten Staaten dem daselbst herrschenden politischen System. Wir geben indessen zu, daß auch von sonst Wohlmeinenden, Einsichtsvollen und Besonnenen die Form des Rechtsstaates hin und wieder mag überschätzt worden seyn; von Solchen, meinen wir, welche den Staat ausschließlich als Rechtsinstitut fassen, und alle sonstigen Aufgaben und seinen wesentlichen Inhalt mit Gleichgültigkeit, Geringschätzung oder gar mit Haß und Abneigung betrachten. Man wird eine solche Einseitigkeit weniger verdammen, sich weniger darüber wundern, wenn man bedenkt, daß die großen politischen Kämpfe der neueren und neuesten Zeit, die theils auf Schlachtfeldern, theils in den Straßen, theils in den Parlamenten und Kammern und in der Presse ausgefochten worden sind, und die noch jetzt fortdauern, vorzugsweise der rechtlichen Constituirung des Staates galten, daß es sich darum handelte, diese lang zurückgedrängte, unterdrückte, fast verlorene Idee wieder ins Leben zu rufen, ihr Geltung, Ansehen und Macht zu verschaffen, oder sie gegen die beständigen, offenen oder geheimen Angriffe, den Haß, die List und Gewalt derjenigen zu schützen und aufrecht zu erhalten, die sich mit ihr entweder aus Vorurtheil, oder weil sie sich dadurch in ihrem Besitz und ihrer Macht gekränkt und verkürzt glauben, nicht versöhnen können und wollen. Gerade der beständige Widerspruch und Widerstand ruft die Einseitigkeit hervor, und das immerdar verweigerte, oder immer wieder in Frage gestellte Gut stellt sich leicht als das wichtigste, als das fast ausschließlich wünschenswerthe dar. Der absichtlichen Geringschätzung der Rechtsform des Staates stellte sich als anderes Extrem die ausschließliche Anerkennung und Vergötterung der Rechtsform gegenüber, mit dem Satze: der Staat ist, und ist nur Rechtsanstalt, und wenn er dies nicht ist, so verdient er nicht den Namen Staat. Bei dieser schrofferen, ausschließlichen Ansicht würde die schaffende, thätige, organisirende Wirksamkeit des Staates sich von vielem zurückziehen, was in ältern und neuern Zeiten zu seinen Aufgaben und Befugnissen gezählt wurde, und er würde sich mehr eine abwehrende, schützende, unterscheidende Thätigkeit vorbehalten, der Freiheit und dem guten Willen der Einzelnen und der Gesellschaften, der Gemeinden und der freien Vereine

deſto mehr überlaſſend, während er doch immer noch gar vieles, als mit dem Rechtsſtaat in nothwendiger Verbindung ſtehend, für ſeine Anordnung anſprechen müßte, außer der Geſetzgebung und der Rechtspflege auch die Anſtalten zum Schutz gegen Außen, das Kriegs- und Heerweſen, die Finanzverwaltung, wie einfach ſie auch ſeyn mag, die Münze, einen gewiſſen Grad von Polizei. Seine beſtändige Aufgabe aber wäre und bliebe die Verwirklichung und Bewahrung des Rechts, der rechtlichen Freiheit aller Einzelnen, welcher die möglichſt größte Sphäre zu eröffnen wäre.

Nur gegen die ſchroff und ausſchließlich auftretende Anſicht, welche im Rechtsſtaat nicht nur das philoſophiſche, ideelle Fundament und Band des Staates erkennt, ſondern das ganze Weſen und den Begriff des Staates mit dem Rechtsſtaat erſchöpft glaubt, eine reichere und vollere Anſchauung des Staates für Verunreinigung und Verfälſchung erklärt, und mit der Form des Rechts einen befriedigenden Zuſtand erzwingen zu können meint, — nur gegen dieſe ſchroffe Anſicht vom Rechtsſtaat, nicht aber gegen die den Staat ideell und vom politiſchen Standpunkt aus auf das Recht gründende, daneben aber die natürlichen, ſittlichen und geſchichtlichen Elemente und Kräfte des Staats vollkommen anerkennende Anſicht kann die Anklage erhoben werden, der Rechtsſtaat ſey atomiſtiſch, ſey eine hohle Abſtraktion, ſey unlebendig, es laufe bei ihr, oder in dem von ihr konſtruirten oder beherrſchten Staat Alles auf Formalismus einerſeits, und andererſeits auf Materialismus hinaus.

Die Beſchränkung des Staatszwecks und der Staatsaufgabe auf Handhabung des formellen Rechts würde allerdings neben einem ſtarren Formalismus auch einen gemüthloſen und geiſtloſen Materialismus zur wahrſcheinlichen Folge haben, denn wo der Staat ſelbſt bei Allem lediglich nur den Maßſtab des ſtrengen, äußerlichen Rechts anlegt, und jedes Intereſſe für die einflußreichſten Momente und Güter des ſittlichen und geiſtigen Lebens verläugnet und zurückweist: da iſt ſehr zu befürchten, daß auch die einzelnen Staatsgenoſſen ſich mit der äußern Geſetzlichkeit, ſtatt der innern Sittlichkeit begnügen, und daß ſie bald nur auf das Werth legen, was das ſinnliche Leben angenehm macht, und was, der Natur der Dinge nach, in jedem

Staat eine gewiſſe Bedeutung, Anſehen und Macht verleiht, — auf Vermögen und Reichthum. Auch atomiſtiſch und mechaniſch, innerlich lebles, würde ein ſolcher Staat ſeyn, weil Jeder zuerſt ſein Recht verfolgen und im Auge haben, gegen das Recht des Staates aber gleichgültiger ſeyn, es nur als Mittel betrachten, weil der wahre Gemeingeiſt — wenn er nicht ſonſt ſchon vorhanden wäre — fehlen und erlöſchen, und eine beſtändige Colliſion, ein fortwährender geheimer oder offener Krieg der individuellen Rechte untereinander die beſte Lebenskraft in unfruchtbarer Reibung verzehren würde. Ganz und gar nicht aber gilt dies vom Rechtsſtaat nach einer höheren und reicheren Anſchauung. Er iſt keine hohle Abſtraktion, denn wenn auch in der Theorie, in der philoſophiſchen Betrachtung, das Recht zur Grundlage und zum Band des Staates gemacht wird, ſo wird doch weder, im Widerſpruch mit der Geſchichte, behauptet, daß je ein Staat wirklich nur auf die Baſis des Rechts gegründet worden ſey, noch auch, im Widerſpruch mit der ganzen ſittlichen und geiſtigen Natur des zur Geſellſchaft beſtimmten Menſchen, daß er ſich behaglich und befriedigt fühlen könne in einem Staat, der ſich gegen Alles, was über das ſtarre, formelle Recht hinausliegt, völlig gleichgültig zeigt und es von ſich ablehnt. Die höhere, gehaltvollere Anſicht vom Rechtsſtaat ſucht für alle ächt menſchlichen, würdigen Güter und Intereſſen eine ſichere Bürgſchaft und Gewährleiſtung in der durchgängigen Herrſchaft des Rechts im Staate, und ſetzt in dieſe, nicht ohne Grund, mehr Vertrauen als in den vorausgeſetzten und gehofften guten Willen Einzelner, und in altes Herkommen, obſchon das Recht dann erſt feſt und mächtig wird, wenn es Wurzeln ſchlägt in den Sitten und Gewohnheiten der Staatsgenoſſen. Eben ſo wenig iſt der ächte Rechtsſtaat ſtarr, unlebendig, verſteinert; die Organiſation eines Rechtsſtaates iſt nichts weniger als ein überall auf dieſelbe Weiſe anzuſetzendes und zu löſendes Rechenexempel mit gleichgültigen, geduldigen Zahlen, wie die Gegner oft höhniſch behaupten. Der Rechtsphiloſoph mag die Grundlinien des Rechtsſtaates als allgemein gültige entwerfen, aber er wird, wenn er nicht höchſt beſchränkt iſt, ſelbſt anerkennen, daß die Anwendung und weitere Ausführung Aufgabe der praktiſchen Staatsweisheit und Staatskunſt iſt. Das Prinzip des Rechts iſt ein ewiges,

die Rechtsgesinnung ist im Wesentlichen immer und überall Eine, — aber die Anwendung und Gestaltung läßt einer unendlichen Mannigfaltigkeit Raum. So wenig geht der Rechtsstaat im höheren Sinne auf eine starre Feststellung nach mathematischen Regeln und Linien aus, daß vielmehr eine seiner wesentlichsten Forderungen und Bedingungen die der ungehemmten, ins Unendliche fort möglichen Entwicklung des Staates, geleitet durch gewisse Normen, ist; denn als ein Leben, nicht als ein starres Seyn und unverrückbarer Zustand begreift sich der Rechtsstaat, — und Entwicklung, Thätigkeit, Wechsel ist Gesetz des Lebens. Der starre Buchstabe eines als unveränderlich festgestellten Rechts müßte tödten, aber der Geist des Rechts macht lebendig. In manchen Staaten wurde durch unglückliche Verhältnisse der Geist und die Form des Rechts miteinander unterdrückt; es war natürlich, daß der wiedererwachte Geist des Rechts, um sich zu befestigen, auf Feststellung von Formen eifrig drang, vielleicht ihnen zu viel Werth beilegte und zu schnell von ihnen das Heil erwartete, auch wohl häufig sich in der Wahl derselben vergriff; aber die Mangelhaftigkeit der Formen berechtigt nicht zur Verdammung des Geistes, und die Formen selbst sollen nicht als das Höchste gelten, sondern nur als die nothwendigen Mittel und Bedingungen, den Sinn und das Bewußtseyn des Rechtes zu pflanzen und zu nähren. Mit dem Prinzip des Rechtsstaates ist eine irgendwie beschränkte Monarchie eben so vereinbar, wie eine, überwiegend aristokratisch oder demokratisch eingerichtete Republik; ein politischer Adel ist durch dasselbe so wenig ausgeschlossen als gefordert; eine gewisse Aristokratie des Talents und des Besitzes ist damit wohl verträglich, und das Erbrecht z. B. kann in zwei verschiedenen Rechtsstaaten, deren Herkommen und Eigenthümlichkeit gemäß, ganz ungleich geordnet und doch in beiden der durch Staatsweisheit näher bestimmten Rechtsidee entsprechend seyn. Der Vorwurf endlich, daß der Rechtsstaat eine Erfindung der neueren, unruhigen, der Organisations- und Schöpferkraft ermangelnden und dem Organischen feindseligen Zeit sey, ist leicht zu widerlegen. Abgesehen von den Staatsverfassungen der klassischen Völker des Alterthums, der Griechen und Römer — auch bei den germanischen Stämmen und Völkern war zu allen Zeiten, bis vor ein paar Jahrhunderten, — und dem Namen,

der Form nach auch da noch, so lange das Reich bestand, — das Recht, eng verschwistert mit der Religion, die Seele aller öffentlichen Verhältnisse, so weit dabei Freie betheiligt waren; nur war die Zahl der Freien allmählig sehr vermindert worden, und die Verhältnisse zwischen den Regierenden und der vergleichungsweise kleinen Zahl der Freien trugen häufig mehr einen privatrechtlichen Charakter an sich, als den des öffentlichen und allgemeinen Rechts. Aber selbst das Lehenssystem, gegen welches die neuere Staatstheorie einen so schroffen Gegensatz bildet, beruht in seiner ursprünglichen Gestalt und Reinheit ganz auf den Grundsätzen des Rechts, und nicht auf patriarchalisch-despotischen Anschauungen, welche den abendländischen, den germanischen Völkern fremd sind; nur war allerdings das rechtliche Verhältniß gemischt mit sittlich-gemüthlichen Elementen, auch wohl durch religiösen Charakter geheiligt. Eine Erfindung der neueren Zeit, oder richtiger, ein Ergebniß der fortgeschrittenen Bildung, kann der Rechtsstaat nur insofern heißen, als er die Idee des Rechts auf die öffentlichen Verhältnisse der Gesammtheit der Staatsangehörigen ausdehnt, Alle, die Höchsten und die Niedrigsten, zu Staatsbürgern macht, und an die Stelle der mehr persönlichen, mehr privatrechtlich gefaßten Beziehungen zwischen Regierenden und Unterthanen, oder vielmehr *über* dieselben, den unpersönlichen Begriff, die moralische Person, die allumfassende, *lebendige Macht* des Staates setzt. Die lebendige, positive Anschauung des Rechtsstaates ist es, welche den Kräften und der Thätigkeit der Gesammtheit und der Einzelnen den möglichst weiten, mit dem Wohl des Ganzen und mit den Rechten der Individuen vereinbaren Kreis und Spielraum eröffnet, ihnen die höchsten, edelsten Aufgaben steckt und möglich macht, die Kräfte und Strebungen der Einzelnen zum würdigsten und erfolgreichsten Zusammenwirken vereinigt; in seinem Wesen liegt es, daß er nicht bloß abgrenzt, sondern auch verbindet, nicht beschränkt, sondern erweitert, nicht nur anhält und zügelt, sondern auch anspornt und erweckt.

Der Rechtsstaat in diesem Sinne ist die Forderung und das Ideal der Gegenwart; das Streben nach Erringung dieses Zustandes bei den einen Völkern, das Streben nach Vervollkommnung des erreichten bei den andern, wird nicht mehr aufhören.

die alltäglichsten, wie die Verdauung und Zeugung, mehr oder weniger noch unerklärt und darum nur bekannter, nicht aber begriffener seyen, als der Somnambulismus. — Indessen beruhen solche Einwendungen der Unmöglichkeit gegen Erscheinungen des Somnambulismus gar häufig auch auf Unkenntniß oder Mißverständniß derselben; so gerade die Einwendung der Unmöglichkeit des Sehens durch die Fingerspitzen. Ein Sehen im eigentlichen Sinne des Worts, vermittelst des Lichts, ist allerdings an jenen Stellen des Körpers nicht möglich, denn es wird dazu durchaus die eigenthümliche Einrichtung des Auges zur Scheidung der Lichter, ohne welche nichts deutlich gesehen wird, erfordert. Allein von einem eigentlichen Sehen ist denn auch bei der somnambülen Fernwahrnehmung keine Rede, da sie auch im Finstern und durch undurchsichtige Körper hindurch Statt findet. Sie wird nur bildlich ein Sehen genannt, weil sie als Fernwahrnehmung auf Gesichtsobjekte geht. Nach Lösung dieses Mißverständnisses wird nun aber wohl kein besonnener Physiologe mehr behaupten wollen, eine vom Sehen verschiedene Fernwahrnehmung vermittelst eines andern körperlichen Organs, als das Auge, und eines andern Mediums, als das Licht, sey absolut unmöglich.

Gewisse Unmöglichkeiten, wie Geistererscheinungen, Besuche auf andern Planeten, Teufelsaustreibungen und dergleichen sind allerdings unter Vernünftigen zum Voraus abgethan; und sie können als Kriterium dienen, um den Grad abergläubiger Selbsttäuschung bei Somnambülen, Magnetiseuren und Berichterstattern abzuschätzen oder auch wohl die Somnambüle und den Zeugen, welche derartige Erscheinungen auf eine Weise, die keine Selbsttäuschung zuließ, gehabt zu haben, vorgeben, als Lügner zu entlarven. Allein andere Unmöglichkeiten, welche die Gegner des Somnambulismus mit jenen abergläubischen Auswüchsen vorschnell zusammenwerfen, dürften sich leicht, bei näherer Untersuchung und Prüfung und bei der in einer so begriffarmen Region, wie die physiologische, geziemenden Bescheidenheit, in höchst interessante Aufgaben der Wissenschaft verwandeln.

Allein — und diese Einwendung scheint nun allerdings bedenklicher — wie soll man nun, nachdem der Somnambulismus unter den schlimmen Händen, worein er gefallen, so gänzlich mit phantastischen und betrügerischen Entstellungen überwachsen ist, das Wahre

Die Anerkennung und Nichtanerkennung dieſes politiſchen Prinzips ſcheidet gewiſſermaßen die Staaten, oder vielmehr die Regierungen Europas in zwei Hälften, und hält manchen andern Motiven und Rückſichten der Politik das Gegengewicht. Indeſſen ſind, bei übrigens ungefähr gleicher Stufe der Geſittung und Bildung, die Zuſtände der einen und der andern Völker nicht eben durchaus und nothwendig ſo ganz verſchieden, als man etwa erwarten könnte, je nachdem das Rechtsprinzip als Fundament des Staates anerkannt iſt oder nicht. Manche wichtige und weſentliche Einrichtungen in einem Rechtsſtaat bleiben hinter dem zurück, was deſſen voller und lebendiger Begriff in ſich ſchließt, und umgekehrt in einem nicht förmlich auf der Grundlage des Rechts ruhenden Staate kann doch vieles in der That mehr im Sinn und Geiſt des Rechtsſtaates geordnet, es kann in der That und im Leben der Theorie und der äußern Anerkennung des Grundſatzes vorgegriffen ſeyn, und das Volk möglicherweiſe eines geordneteren, glücklicheren Zuſtandes ſich erfreuen, als im Rechtsſtaat; — denn die beſſere, ſichernde Form führt nicht nothwendig auch die materiellen Bedingungen und Elemente des Glücks und der Zufriedenheit mit ſich. Dagegen ſteht der Satz feſt, daß der rechtlich konſtituirte Staat als ſolcher, vom Standpunkt der politiſchen Würdigung aus betrachtet, auf einer höheren Stufe ſteht, als der dieſer Form und Grundlage entbehrende, — etwa wie der dürftige Freiſaße über dem Hörigen oder Leibeigenen ſteht, ſelbſt wenn dieſer Millionen beſitzen ſollte, ohne ſich freikaufen zu können, — daß dieſer Unterſchied in der ganzen Art und im politiſchen Grundcharakter durch keine ſonſtigen Vorzüge ausgeglichen werden kann, obſchon vielleicht der bisher der Rechtsgrundlage ermangelnde Staat, wenn ihm dieſe gewährt würde, ſich raſch über den andern erheben, und vielleicht das zu voller Geltung erhobene Rechtsprinzip folgerichtiger, umfaſſender, lebensvoller ausprägen würde. So kann zum Beiſpiel, um jetzt auf den eigentlichen Gegenſtand dieſer Unterſuchung überzugehen, in einem Staat, der, ohne noch rechtlich konſtituirt zu ſeyn, doch im Ganzen vom Geiſt des Rechts beſeelt wäre, und ſtillſchweigend deſſen Grundſätzen huldigte, die Bildung und Erziehung der Jugend beſſer eingerichtet und geordnet ſeyn, als in einem Rechtsſtaat.

Die Erziehung und Heranbildung der Jugend im umfassendsten Sinne, die physische, geistige, sittliche Pflege und Anleitung des nachwachsenden Geschlechts ist etwas so Wichtiges, daß jeder Staat unter allen Umständen darauf den größten Werth legen und sich derselben mit dem größten Eifer annehmen zu müssen scheint. Je einfacher freilich und dem rohen Naturstande näher ein Volk noch ist, um so weniger nimmt die Erziehung der Jugend eine besondere Aufmerksamkeit des Staates in Anspruch, und bei einem Volke von Jägern, Hirten, Kriegern, Fischern, und wohl auch noch von Ackerbauern ohne Städte wächst die Jugend ohne besondere Fürsorge von selbst in der Lebensweise der Eltern heran, und Neigung und Noth lehren sie, was sie zur Fristung ihres Lebens, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse brauchen. Aber je weiter ein Volk in der Gesittung vorschreitet, je verwickelter und schwieriger seine Verhältnisse im Innern und nach Außen werden, je stärker die Mitbewerbung, je schwieriger der Erwerb, je überwiegender die Bedeutung und Macht der Intelligenz gegenüber von der rohen, materiellen Kraft ist, und je größer die Kluft zwischen vollendeter menschlicher Bildung und brutaler Rohheit und thierischer Versunkenheit sich darstellt: desto mehr drängt sich die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit der Erziehung auf, desto mehr muß der Staat sich veranlaßt finden, auf sie sein Auge und seine Sorge zu richten. Und zwar kann die Sorge für die Erziehung der Jugend ebensowohl einem unumschränkten Herrscher, wie der Regierung in einer gemäßigten Monarchie oder der Verwaltung einer Republik am Herzen liegen, so verschieden übrigens die Anforderungen seyn mögen, welche da und welche dort an eine gute Erziehung gemacht werden, und wie entgegengesetzt der Geist und die Grundsätze, welche in den Anstalten für dieselbe und bei der Gesetzgebung darüber walten.

Wir sehen hier ganz ab von den etwa denkbaren selbstsüchtigen Beweggründen und Grundsätzen, von welchen sich ein kluger, einsichtsvoller, auch wohl bis auf einen gewissen Grad wohlmeinender Selbstherrscher und Despot in seinen Anordnungen und Gesetzen über Erziehung und Bildung der Jugend leiten lassen mag, und beschränken uns auf die Betrachtung des Einflusses, den der Rechtsstaat, — der Voraussetzung gemäß, in

gemeinnützigſter, parteiloſeſter, reinſter Fürſorge für das Wohl des Ganzen und der Einzelnen, obwohl in der Wirklichkeit oft nicht ohne Anmahnungen und Zeichen von deſpotiſchen Gelüſten und Liebhabereien — auf die Erziehung und Bildung der Jugend ausüben kann und ſoll. Tief in das Einzelne hinabzuſteigen, verbietet der Raum; auch werden wir bei manchen ſchwierigen und beſtrittenen Punkten uns nicht anmaßen dürfen zu entſcheiden, ſondern uns begnügen müſſen, die Sachlage und die Gründe für und wider im Allgemeinen zu erörtern, während die Entſcheidung ſelbſt durch die genaueſte Erwägung der eigenthümlichen Verhältniſſe im einzelnen Falle beſtimmt werden muß.

Die an die Spitze unſerer Unterſuchung zu ſtellende allgemeinſte Frage iſt wohl die: wie weit hat der Staat in die Erziehung und Bildung der Jugend einzugreifen? Natürlich kann uns hier die Antwort nicht befriedigen: ſo weit es die Geſetze beſtimmen und fordern; ſondern gerade darum iſt es uns zu thun, zu beſtimmen, auf welches wünſchenswerthe Ziel die Geſetzgebung hinarbeiten, wie weit ſie den Einfluß des Staates ausdehnen, und in welchen Punkten ſie ihn begrenzen ſolle? Denn die Aufgabe des faktiſch gültigen, des formellen Rechts iſt, ſich dem vernünftigen Recht, den Anforderungen der Sittlichkeit möglichſt und in ſtetem Fortſchritt zu nähern. Uebrigens können wohl nur wenige allgemeine, aprioriſche Sätze über das Verhältniß des Staates zur Jugendbildung und ſeinen Einfluß darauf, auf unbedingte Allgemeingültigkeit Anſpruch machen, z. B. der Satz, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, die Jugend gegen abſichtliche phyſiſche und moraliſche Mißhandlung zu ſchützen — obgleich es Geſetzgebungen gab, welche die väterliche Gewalt bis zum Recht über Leben und Tod der Familie ausdehnten. Neben den allgemeinen Sätzen des Vernunftrechts hat man hiebei immer den eigenthümlichen Geiſt einer Zeit, eines Volkes zu berückſichtigen, und kein beſonnener Geſetzgeber eines neuern Staates wird in Verſuchung kommen, Geſetze über den Einfluß des Staats auf die Jugendbildung und über Erziehung überhaupt in Staaten des Alterthums, wie vortrefflich ſie ihm für die damaligen Verhältniſſe und vielleicht auch an ſich erſcheinen mögen, jetzt noch beantragen zu wollen. Der antike Staat war eine dem Bewußtſeyn, ja den Sinnen des

Bürgers sich beständig aufdrängende, immer gegenwärtige und lebendige Anschauung und Wirklichkeit; der moderne Staat ist, mit Ausnahme der Regierenden und Beamten, für die Gebildeteren nur im Begriffe gegenwärtig und lebendig, und der großen Masse mehr durch seine Anforderungen als durch seine, leicht übersehenen, Wohlthaten fühlbar. Hieraus läßt sich schon ableiten, was für unsern jetzigen Zweck erforderlich ist. Der Genosse des antiken Staates lebte ganz im Staat, fühlte sich immer und vor Allem als Bürger, erkannte in den Gesetzen und in der Macht des Staates seinen eigenen Willen und seine Kraft, weil er doch immer einigen Antheil an der Regierung und Gesetzgebung hatte, und war daher gewöhnt und geneigt, seine persönliche Freiheit durch die Gesetze des unpersönlichen Staates beschränken zu lassen, dem Gemeingeist seine individuellen Neigungen unterzuordnen, im Ganzen statt für sich zu leben. Das öffentliche, das Staatsleben überwog weit das Privat- und Familienleben, das Staatsinteresse ging dem der Einzelnen vor, und die freien Bürger der freiesten Staaten fügten sich in Anmuthungen, vor welchen sich die Bürger unserer modernen Staaten entsetzen würden. Im modernen Staat nimmt das Individuum weit mehr persönliche Ungebundenheit und Selbstständigkeit in Anspruch. Zumal bei den germanischen Völkern galt auch schon in alten Zeiten ein sehr ausgedehnter Begriff von Einzelnfreiheit; je mehr das wahre öffentliche, staatliche Leben zerfiel und verkümmerte, desto mehr war der Einzelne oder auch die Corporation darauf bedacht, sich Freiheiten zu verschaffen, von den Ansprüchen des Staates unbelästigt und ungebunden zu leben; und in diesem Sinne konnte ein berühmter deutscher Philosoph die Aufgabe des Staates dahin bezeichnen: er müsse sich selbst entbehrlich zu machen suchen. Auch jetzt, nachdem die höhere Idee vom Staate wieder erwacht und anerkannt ist, wirkt doch auch in der großen Masse der Genossen moderner Staaten das Bedürfniß der individuellen Ungebundenheit, einer dem Staate gegenüber so zu sagen negativen Freiheit, weit stärker, als der Trieb nach thätiger, positiver, aber vielfach verpflichtender Bürgerfreiheit; und sein eigner Herr, freier Herr seines Thuns und seines Geldes zu seyn, gilt Manchem als das Ideal der modernen Freiheit, wofür er den Staat nur als

Mittel und Bürgschaft betrachtet. Beurkundet sich hierin allerdings ein gewisser Egoismus gegenüber von dem antiken öffentlichen und Gemeingeist, so darf man doch auch die höhere Werthschätzung und Geltung der einzelnen Persönlichkeit nicht geradezu verdammen, und die Aufgabe ist, das richtige Verhältniß für die Ansprüche des Ganzen und Allgemeinen und der einzelnen Persönlichkeiten zu finden. Eine wichtige Eigenthümlichkeit der modernen Staaten ist auch das, daß darin die Familie eine viel größere Geltung behauptet, als im antiken Staate, was man zum Theil als eine Folge der christlichen Anschauungsweise ansehen darf. Die tiefsten und einsichtsvollsten Philosophen und Staatsmänner der jetzigen Zeit stimmen darin überein, daß die Familie nicht vom Staate verschlungen und beeinträchtigt werden dürfe, daß sie ihm nicht nur vorarbeiten und Elemente der Nahrung zuführen, sondern in und mit dem Staat in voller Kraft und Geltung blühen, daß die Familienpietät neben der patriotischen Staatsgesinnung sich unverkürzt erhalten müsse, während der große Platon, welcher in seiner Republik das Ideal oder das Extrem des antiken Staates aufstellte, und hiebei großentheils die wirklich bestehende spartanische Staatsverfassung sich zum Vorbild nahm, die Familie so gut wie ganz vernichtete und das ganze Leben im Staat aufgehen ließ.

Schon vermöge dieses Unterschiedes des modernen Staates von dem antiken kann von einer gemeinsamen, öffentlichen Erziehung der gesammten (oder doch der männlichen) Jugend unter unmittelbarer Leitung des Staates, im heutigen Europa nicht die Rede seyn, und auch im Alterthum kommt diese strenge, folgerichtige Durchführung eines Prinzips, einer Anschauungsweise, wornach der Staat Alles ist, nur ausnahmsweise vor, weil es zu sehr gegen die Natur ist. Ohnehin aber wäre eine öffentliche, gemeinsame Erziehung in großen Staaten eine physische Unmöglichkeit, und sie ist nur in kleinen Gemeinwesen, Städten, denkbar.

Die Abtretung der ganzen Erziehung der Kinder, von der frühesten Jugend, an den Staat, welche das Gefühl fast aller Eltern empören würde, kann gar nicht in Frage kommen; aber der moderne Staat betrachtet mit Recht nicht blos die aktiven, volljährigen Bürger, sondern auch alle übrigen Mitglieder der

Familien als seine Angehörige, denen er Rechtsschutz und Fürsorge schuldig ist, und glaubt sich zum Schutze der Kinder gegen etwaige Mißhandlungen der Eltern selbst berechtigt und verpflichtet. Die gesetzliche Bestimmung jedoch und der Beweis der Mißhandlung ist schwierig; die sittliche Verwahrlosung der Kinder, schlimmer als die physische, ist oft nicht so handgreiflich und augenfällig, und endlich fehlen dem Staate die erforderlichen Mittel, um zum Schutze verwahrloster und mißhandelter Kinder zu thun, was er als sein Recht und seine Pflicht erkennt. Staatswaisenhäuser und Anstalten zur Erziehung armer und verwahrloster Kinder haben bis jetzt, so viel uns bekannt, nicht gerade den Beweis geliefert, daß die gemeinsame Erziehung der Kinder unter unmittelbarer Leitung des Staates ausgezeichnet günstige Früchte trüge; aber freilich wirkt hier Manches ungünstig ein: große, ängstliche Sparsamkeit, Mangel an jugendlicher Frische und Freudigkeit, frühangenommene schlimme Angewöhnungen u. s. w. Muß nun der Staat die Erziehung des größten Theiles seiner Jugend den Familien überlassen, so fragt sich zunächst, wie weit kann und soll er für ihren Unterricht und ihre sittliche und Berufsbildung Sorge tragen? worauf gründet sich seine Berechtigung oder Verpflichtung dazu?

Nach der Anschauungsweise des antiken Staates würde das Eingreifen des Staates in die Bildung und den Unterricht der Jugend mehr als ein Recht, nach der des modernen Staates als eine Pflicht gefaßt werden, obwohl sich beide Auffassungen nicht ausschließen, sondern sich, in verschiedener Unterordnung, ergänzen. Der antike Staat setzt als seinen höchsten und absoluten Zweck seine Selbsterhaltung, und fordert, als Mittel, die unbedingte Unterwerfung der Individuen unter alle Maßregeln, die ihm dazu nothwendig und förderlich scheinen; er zweifelt nicht an seinem Recht, das nachwachsende Geschlecht auf jede ihm passend scheinende Weise zu brauchbaren und nützlichen Staatsbürgern zu bilden, worein er ihre höchste Bestimmung setzt. Bis auf einen gewissen Grad trifft er mit der Handlungsweise des Despoten zusammen, der auch ohne Bedenken die Jugend ausschließlich nach seinen Zwecken abrichten läßt, z. B. etwa ganz nur zu Soldaten, nur daß die Zwecke des Despoten egoistisch, die des Staates allgemein auf das Beste der Gesammtheit

gerichtet ſind. Der moderne Staat läßt zwar das Recht ſeiner Selbſterhaltung auch nicht außer Acht, und erkennt die Wichtigkeit der Aufgabe, ſich brauchbare Bürger heranzuziehen; aber er ſtellt die allgemein menſchliche Bildung und Beſtimmung ſeiner Jugend der ſtaatsbürgerlichen zum mindeſten gleich, und ſtellt ſich bei ſeiner Geſetzgebung über Erziehung und Schulweſen in der Regel mehr auf den Standpunkt der Humanität als der Politik. An ſich darf dieſer Standpunkt als der höhere, als der richtige bezeichnet werden; aber häufig iſt er mehr das Ergebniß einer gewiſſen Schlaffheit und Unentſchiedenheit, als durchgebildeter, gereifter Erkenntniß und Ueberlegung, was ſich dadurch verräth, daß bald die Anſprüche und Intereſſen des Staates mit zu großer Gleichgültigkeit behandelt und zurückgeſetzt werden, bald politiſche Rückſichten am ungehörigen Orte hereinſpielen. Die neuen Schul- und Unterrichtseinrichtungen und Geſetze ſind nicht der Ausfluß aus Einem, in ſich gleichartigen Prinzip, ſondern politiſches Intereſſe und Berechnung, Humanität, Gefallen an den Wiſſenſchaften, den Künſten und dem Fortſchritt der Geſittung an ſich oder an dem Emporkommen von Gewerbfleiß und Handel; auch wohl Nachahmungsſucht und Eitelkeit wirken häufig zuſammen und führen zu in ſich nicht ganz zuſammenſtimmenden Ergebniſſen.

Die Verſchiedenheit der Anſichten und der Zwecke tritt ſtark hervor in der Frage von der, die größte Maſſe der Staatsangehörigen betreffenden Volksſchule, vom Elementarunterricht. Die Hebung des Volksſchulweſens wird in allen vorangeſchritteneren Staaten Europas als eine Pflicht der Humanität, als eine Ehrenſache der Regierungen erkannt; Jedermann rühmt die Beſtrebungen dafür und tadelt die hierin Zurückbleibenden; aber wie verſchieden ſind die Anſichten von der eigentlichen Aufgabe und dem letzten Zweck der Volksſchule! Darüber freilich, daß die Kinder in der Volksſchule Leſen, Schreiben und Rechnen lernen ſollen, iſt ſo ziemlich Jedermann einig; aber ob blos dieſes oder noch anderes, und was? ob ſie in der Religion, in der Sittenlehre unterrichtet, ob ihnen die Verfaſſung des Landes erklärt, ob ſie in den ſogenannten Realien, in den Elementen der Naturwiſſenſchaften unterwieſen, ob vorzugsweiſe das Gedächtniß oder der Verſtand geübt, ob die Kinder in Handarbeiten

unterrichtet werden ſollen — alle dieſe Fragen kommen zur Sprache und werden je nach der Vorſtellung, die man von der Beſtimmung der Volksſchule hat, ſehr verſchieden beantwortet. Wir brauchen nicht näher auszuführen, wie die Religiöſen, die Philanthropen, die konſervativen und die liberalen und radikalen Politiker, wie die Philoſophen, die Lobredner der formellen Verſtandesbildung, wie die Induſtriellen und Realiſten, wie die Militär- und die Civilbeamten ſo verſchiedenartige Anforderungen ſtellen; [Jeder kann ſich dieſe leicht ſelbſt denken; der Staat aber wird, gerade je gerechter und humaner er zu ſeyn ſtrebt, um ſo mehr jede Anſicht und Anforderung einigermaßen zu berückſichtigen bemüht ſeyn, und dadurch in Gefahr kommen, der Volksſchule ein Ziel der Leiſtung zu ſtecken, das ſie nicht erreichen kann. Der Staat ſollte es ſich recht klar machen, was der Zweck der Volksſchule, ob dieſer Zweck wirklich erreichbar und ob er ſittlich und politiſch nothwendig ſey, dann aber auch den klar erkannten Zweck durch nichts ſich verrücken und entſtellen laſſen, und vor keinem Opfer zurückbeben, welches die Erreichung deſſelben koſten mag.]

Die Volksſchule kann der Natur der Sache nach vorzugsweiſe nur Unterrichtsanſtalt, nicht Erziehungsanſtalt im ſtrengeren Sinne ſeyn. Der mit dem Unterricht vieler Kinder in beſchränkten Stunden beſchäftigte Lehrer kann die ſittliche Erziehung derſelben nicht im erforderlichen Maß überwachen und leiten, kann ſchlimmen Einflüſſen und Gewohnheiten, deren Quelle außer ſeinem Bereich liegt, nicht durchaus begegnen, ſo viel Gutes er auch durch Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Freundlichkeit, Milde und Strenge zu rechter Zeit, durch das lebendige Beiſpiel von Gewiſſenhaftigkeit und Rechtſchaffenheit, ſo wie durch ſittliche Belehrung ſtiften mag. Die verwahrloſte, rohe Jugend einer verarmten und ſittlich verſunkenen Gemeinde wird freilich auch der trefflichſte Lehrer nicht ſogleich zur Ordnung und Sittlichkeit zurückführen, aber aller gute Samen wird doch nicht verloren gehen. Dem Staat erwächst hieraus die Pflicht, nur ſittlich tüchtige, unbeſcholtene und kraftvolle Männer zum Lehramt an Volksſchulen zu beſtellen oder zuzulaſſen, daneben aber auch aufs ernſtlichſte dafür zu ſorgen, daß der Volksſchullehrer durch ſeine äußere Stellung, welche das Urtheil von Ungebildeteren

und von Kindern so sehr besticht, gegen Mangel und Demüthigungen geschützt, nicht durch Nahrungssorgen oder unwürdige Dienstleistungen niedergedrückt, nicht der zu einem gesegneten Wirken erforderlichen Freudigkeit und äußeren Geltung beraubt sey. Wie sollte ein Volksschullehrer günstig auf die sittliche Bildung der Kinder wirken, wenn er wie ein Bettler in Lumpen geht, in seinem Gehalt dem Gänsehirten gleich steht, wenn er schmählich herumgeätzt wird, oder wenn er die ungeschlachte Rohheit und die Laster eines wüsten Soldaten mitbringt, wie die Korporale und Krüppel, welche Friedrich II. zu Schulmeistern ernannte? Der Unterricht in der Volksschule begreift nothwendig und zuerst, gemäß dem Stande der heutigen europäischen Kultur, die formellen Elemente der Bildung — Lesen und Schreiben, so wie das im täglichen Verkehr noch unentbehrlichere Rechnen, — und schon hieran knüpft sich natürlich bei jedem nicht ganz trägen und stumpfen Lehrer die Mittheilung mancher allgemeinen Kenntnisse, eine gewisse Uebung des Verstandes wie des Gedächtnisses. Wenn indessen in der Mehrzahl der Volksschulen jene drei Elemente so ziemlich die Hauptsache der den Schülern beigebrachten Kenntnisse ausmachen, könnte der Zweifel entstehen, ob diese so wichtig und so unentbehrlich seyen, daß sie die Gründung und Erhaltung der Volksschulen von Seiten des Staates rechtfertigen oder fordern? Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß der Schulunterricht, worunter man hauptsächlich jene drei Fertigkeiten begreift, zum Fortkommen, zum Glück, zur Bildung und Sittlichkeit der Menschen wesentlich beitrage, und es ist dies der Hauptgrund für die Fürsorge der Staaten für das Volksschulwesen. Unwissenheit, behauptet man, Mangel an Schulbildung in der Jugend ist die Quelle einer Menge von Lastern und Verbrechen: diese Quelle wird durch Unterricht der Jugend, durch die Volksschule, verstopft, wenigstens zum Theil. Wollte Gott, daß es so wäre! aber wir glauben es nicht, wenigstens nicht unbedingt, so lang man das Hauptgewicht nur auf jene formellen Bildungsmittel legt. Nicht die Unwissenheit, welche Einfachheit, Unbekanntschaft mit Schulfertigkeiten ist, erzeugt Laster und Verbrechen, sondern die mit Rohheit, Verwilderung, mit Armuth und Elend gepaarte Unwissenheit, — und der innerlich, sittlich Verwahrloste und Haltlose

wird blos dadurch, daß er Leſen und Schreiben lernt, nicht gehoben und gebeſſert, ſondern oft nur ſchlauer, abgefeimter und gefährlicher. Häufig ſteigert eine etwas beſſere formelle Bildung, bei ungünſtiger äußerer Lage, nur die Bedürfniſſe und Wünſche, erzeugt Neid und Mißvergnügen, und wird ſtatt zum Segen zum Fluche. „Wiſſen iſt Macht!" (Knowledge is Power) iſt ein ſehr wahres und tiefes Wort Bacon's, aber es gilt nur von dem lebendigen, anwendbaren Wiſſen, nicht von der todten Kenntniß, von formellen Fertigkeiten. Ein Wiſſen, das nicht fruchtbar werden darf, wirkt leicht wie ein ſcharfer Stachel, wie ein nagender, zehrender Wurm. Wie wenig das Leſen- und Schreibenkönnen oder der Volksſchulunterricht an und für ſich eine Bürgſchaft für höhere Sittlichkeit iſt, zeigen ſtatiſtiſche Nachrichten über Frankreich. Dieſen zufolge finden ſich im Innern Frankreichs gerade, wo noch die wenigſten Schulen ſind, die wenigſten Vergehen gegen Eigenthum und am wenigſten Selbſtmorde, welche in den zunächſt um Paris gelegenen, auch in den deutſchen Provinzen am zahlreichſten ſind. Am wenigſten Verbrechen gegen Eigenthum und gegen Perſonen kommen in dem Departement Creuſe vor, welches (auf einer ſtatiſtiſchen Karte) zum großen Centrum der Verfinſterung gehört, und in der Ordnung der Departements nach den Reſultaten des Schulunterrichts, nach der Zahl der Rekruten, welche leſen können, das 71ſte iſt! Es wäre der größte Irrthum, aus dieſen Thatſachen, einzeln, ohne Berückſichtigung der ſonſtigen Verhältniſſe, gegen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Volksunterrichts argumentiren zu wollen; die Volksſchulen in Frankreich ſind noch zu neu, wenigſtens in ihrer größern Ausdehnung, als daß man ſich ein richtiges Urtheil über ihre nachhaltigen Wirkungen bilden könnte, aber vor Ueberſchätzung des bloß formellen Unterrichts mögen ſolche Thatſachen warnen. Die politiſche Nothwendigkeit, die ſittliche Verpflichtung, ihn zu heben, zu fördern, ihn allgemein zu verbreiten, ziehen wir keinen Augenblick in Abrede; er gibt, in der Kunſt des Leſens namentlich, der Jugend einen Schlüſſel in die Hand, vermöge deſſen ihr manche Bahnen des bürgerlichen Lebens und des geordneten Erwerbes, manche Räume des Wiſſens und des Erkennens, manche Hallen des Schönen und Guten ſich erſchließen, wenn gleich dieſer Schlüſſel auch zum

von dem Falſchen unterſcheiden und erkennen? Iſt es nicht geradezu unmöglich, aus den vorhandenen Berichten den wahren Thatbeſtand auszumitteln? Iſt es demnach nicht gerathener, die Sache auf ſich beruhen und dahin geſtellt ſeyn zu laſſen, bis von glaubwürdigen Beobachtern neue Unterſuchungen angeſtellt werden?

Daß das Letztere geſchehen möchte, wäre allerdings ſehr zu wünſchen und dringendes Bedürfniß. Allein nicht Jedem iſt es ſo leicht vergönnt, Gelegenheit zu Beobachtung des Somnambulismus zu finden.

Der von ſelbſt entſtehende, natürliche Somnambulismus, das ſogenannte Nacht- oder Schlafwandeln, iſt eine ſeltene und bei den Irrgängen des Nachtwandlers nicht ſo leicht und bequem zu beobachtende Erſcheinung, und bleibt überdies meiſt auf ſehr niedern Stufen des ſomnambülen Erwachens, welche noch wenig Intereſſantes darbieten, ſtehen. Die höhern Stufen des Somnambulismus, mit welchen erſt die intereſſanteren Erſcheinungen beginnen, kommen in dem natürlichen Verlaufe des Nachtwandelns höchſt ſelten vor.

Nun kann allerdings der Somnambulismus in gar vielen krankhaften Zuſtänden durch Manipulation künſtlich hervorgerufen werden, wo denn ſeine Erſcheinungen leicht auf die höheren, intereſſanteren Grade des Schlafwachens geſteigert und bei der ruhigen Haltung des Kranken bequem beobachtet werden können. Allein eben dieſe künſtliche Form des Somnambulismus, der ſogenannte thieriſche Magnetismus, iſt durch den damit getriebenen Mißbrauch ſo ſehr in Verruf gekommen, daß ein nüchterner Naturforſcher ſich wohl kaum ohne Schaamröthe dazu entſchließen könnte, Hand anzulegen zu der phantaſtiſch-ſcheinenden Manipulation. Sodann wird ein gewiſſenhafter Arzt, wenn er auch Glauben faſſen ſollte an die magnetiſche Wirkſamkeit der Manipulation, ſich immer noch bedenken, ſie bei einer ſeiner Kranken anzuwenden, da der magnetiſche Somnambulismus eher eine Steigerung, als eine Heilung des krankhaften Zuſtandes ſeyn dürfte, und, wenn auch ohne tödtliche Wirkung, doch die Krankheit zu verlängern ſcheint.

Es iſt demnach wohl kaum große Hoffnung vorhanden, in Bälde durch eine nüchterne und gründliche Beobachtung über den Thatbeſtand der ſomnambülen Erſcheinungen ins Klare geſetzt zu werden.

Diebsschlüssel des Verbrechens mißbraucht werden kann, und, ein noch viel häufigerer Fall, er unbenützt ein ganz werthloser Besitz ist. Aber der Mißbrauch berechtigt nicht, den richtigen Gebrauch zu versagen und zu erschweren; wohl aber verdiente die Aufgabe die ernsteste Erwägung, dem des Lesens kundigen Volke, der Jugend und den Erwachsenen, auch des Lesens würdige Schriften in die Hand zu geben, wofür jetzt an vielen Orten Privatvereine eine rühmliche Thätigkeit entwickeln. Eine Nothwendigkeit ist die Volksschule in der jetzigen Zeit für Deutschland schon darum, weil in einem sehr großen Theile unseres Vaterlandes die Kunst des Lesens und Schreibens bei jedem „ordentlichen" Menschen vorausgesetzt und schon in sehr untergeordneten Stellungen und Lebensberufen als unerläßlich gefordert, die Unkunde aber als das Merkmal eines verwahrlosten, rohen Menschen betrachtet wird. So würde vielleicht für die Volksschule in Deutschland weniger geschehen, wenn man nicht an die Soldaten immer allgemeiner die Forderung stellte, daß sie lesen und schreiben können, und diese Rücksicht ein Sporn mehr für die Regierungen wäre. Verschiedene Interessen und Anschauungsweisen reichen sich in der Forderung und Förderung der formellen Elemente der Bildung die Hand, die, wenn es sich um den Inhalt und den Zweck der Bildung handelt, weit auseinander gehen, und es gerathen, wenn die erste Stufe des formellen Unterrichts überschritten ist, die sittlich-gemüthliche und die materiell-weltliche Richtung in einen bedenklichen, schwer zu lösenden Widerstreit miteinander. Von diesem auf mehreren Gebieten wiederkehrenden Streite wird noch ausführlicher gehandelt werden, daher wir hier noch nicht darauf eingehen.

Fest stände nun einmal die Nothwendigkeit, überall Volksschulen zu gründen, wenigstens für Deutschland, und da solche Schulen nicht wohl Sache der Spekulation werden können, und es auch nicht sollen, und die freiwillige Wohlthätigkeit von Privaten und Gesellschaften dem Bedürfniß nicht genügen kann, liegt es dem Staat ob, dieselben an allen Orten zu stiften und zu erhalten, wobei es für unsere Untersuchung gleichgültig ist, ob er unmittelbar eingreift, oder ob er die Vermittlung der Gemeinden eintreten läßt; nur das muß festgehalten werden, daß er sich die Schulordnung in den allgemeinen Grundzügen, die

Aufsicht über die Schulen, die Ernennung oder Bestätigung der Lehrer vorbehält, und daß er im nöthigen Falle selbst für den Aufwand der Schule eintritt. Zwei Punkte aber dürfen hier nicht übergangen werden: ob, wenn der Staat Volksschulen für nothwendig hält und für deren Gründung und Einrichtung Sorge trägt, er die Benutzung derselben freistellen, sie nur anbieten, oder zum Besuche derselben verpflichten und zwingen dürfe oder solle? und dann, ob er überhaupt und namentlich in letzterem Falle ein Schulgeld verlangen, und nicht vielmehr die ganze Belohnung der Lehrer selbst übernehmen oder den Gemeinden auferlegen solle? Die Anerkennung der Nothwendigkeit von Volksschulen und deren Einführung von Seiten des Staats schließt allerdings noch nicht den Schulzwang in sich, obwohl der Gedanke nahe liegt, die Benützung einer für unentbehrlich erachteten Einrichtung nicht dem Belieben der Einzelnen zu überlassen, wodurch ein großes Opfer ohne entsprechende Frucht vom Staate gebracht werden könnte; indessen ist die Praxis verschieden. In England sind die Volksschulen gar nicht Staatssache, in Frankreich verlangt das Gesetz durchgängige Gründung von Volksschulen, aber ohne Schulzwang; ja nicht einmal durch einen ministeriellen Erlaß durften die Bürger eingeladen werden, ihre Kinder zur Schule zu schicken; mehrere deutsche Staaten dagegen haben den Schulzwang gesetzlich ausgesprochen, und einsichtsvolle Engländer und Franzosen wünschen, daß dies auch bei ihnen möglich wäre. Mag man im Schulzwang einen Nachklang von despotischen Gewöhnungen erblicken, so läßt sich doch gerade diese Beschränkung der persönlichen Freiheit oder Willkür am ehesten rechtfertigen aus dem Grundsatze des allgemeinen Wohles, und es ist wohl zu erwägen, daß der Staat, wenn er den Grundsatz des Schulzwanges aufstellt, nicht bloß zu Gunsten der Allgemeinheit die Willkür der Einzelnen beschränkt, sondern auch den Vortheil und das Recht der Kinder gegenüber von leichtsinnigen und gleichgültigen Eltern, — denn gegen diese ist der Zwang gerichtet, und nicht gegen die Kinder — vertritt. Schwierig mag freilich die Durchführung dieses Grundsatzes seyn, wo die örtlichen Verhältnisse auch den Kindern schon einigen Erwerb durch Arbeit möglich machen, wie in Fabrikbezirken, und die Eltern gewohnt, vielleicht genöthigt sind, auf

dieſen Zuwachs ihrer Einnahmen zu rechnen; indeſſen ſollte der Staat, wie unvermeidlich unter unnatürlich geſteigerten und künſtlichen Verhältniſſen harte, dem natürlichen Gefühl zuwiderlaufende Maßregeln nach der einen oder der andern Seite hin ſeyn mögen, doch nie die Wahrheit außer Acht laſſen, daß auch die Kinder Perſonen, Selbſtzwecke, ſind, und daß es die Pflicht wie das Recht des Staates iſt, ihre geſammte menſchliche Entwicklung um ihrer wie um ſeinetwillen gegen Verwahrloſung und Verkrüppelung zu ſchützen. Früher oder ſpäter muß ſich gewiß an jedem Staate die empörende Unnatur rächen, wenn er ſich oder rohen Eltern und fühlloſen Dienſtherren geſtattet, Kinder, die als freie Genoſſen eines chriſtlichen Staates zu ächt menſchlicher Entwicklung berechtigt ſind, nur als Arbeitskräfte zu betrachten; und manche Stimmen, die in der Gegenwart als die unanwendbaren Deklamationen von unpraktiſchen, empfindſamen Schwärmern verhöhnt werden, dürften zu ſpät als prophetiſche Warnungsſtimmen erkannt werden. Und nicht blos die Sorge für die intellektuelle Bildung, für den Unterricht der Kinder verpflichtet und berechtigt den Staat zur Einſprache gegen ſolche Mißhandlung und Verwahrloſung der Jugend, ſondern auch die ihm obliegende Sorge für das phyſiſche und moraliſche Gedeihen derſelben. Er kann nicht gleichgültig zuſehen, wie ſie durch übermäßige, ihren Jahren unangemeſſene Arbeit verkümmern und verkrüppeln, wie ſie durch rohe, grauſame Behandlung und durch ſchlechten Umgang und verderbliche Beiſpiele ſittlich zu Grunde gerichtet werden. Dem Staat mag es zuſtehen, ſeinen Bürgern das Opfer ihres Vermögens und ſelbſt ihres Lebens in dringenden Fällen zuzumuthen, aber nie darf er einen Zuſtand anerkennen und aufrecht erhalten, welcher die leibliche und ſittliche Geſundheit eines Theils ſeiner Angehörigen zu Grunde richtet, am wenigſten, wenn dieſe Kinder, ohne eigenen Willen, ſind. Die heilloſen Folgen unmäßiger Fabrikarbeit zeigen ſich deutlich in Staaten, welche von ihren Bürgern Kriegsdienſte verlangen; wo die Soldaten angeworben werden, ſieht man ſich genöthigt, von den Forderungen an körperliche Tüchtigkeit nachzulaſſen, weil die Bevölkerung ſchwächer, kümmerlicher wird; wo aber alle Bürger militärpflichtig ſind, und eine beſtimmte Anzahl durchs Loos herausgezogen wird, vertheilt ſich die Laſt

aufs Unbilligste, wenn gewisse Bezirke fast gar keine tüchtigen jungen Leute stellen können, und, wenn man sich etwa von einer mäßigen Dienstzeit der jungen Bürger heilsame Früchte verspricht, so gehen diese für die verkrüppelten Fabrikarbeiter ganz verloren. Fallen aber die physischen Folgen mehr ins Auge, so sind die moralischen doch vielleicht noch beklagenswerther. Hieraus ergibt sich gewiß als dringende Pflicht des Staates, neben der Festsetzung eines gewissen Maßes von Schulunterricht für jedes Kind auch in Beziehung auf physische Behandlung und Verwendung der Kinder in Fabriken oder bei sonstigen Arbeiten Gesetze zu erlassen und eine wirksame moralische Aufsicht, wo immer möglich, anzuordnen oder selbst zu üben. Auch in den Schulen selbst sollte der Staat überall dafür Sorge tragen, daß das physische Gedeihen, die Kraft und die Sinne der Kinder möglichst gefördert und geübt, daß keine schädlichen Angewöhnungen geduldet, und wo möglich körperliche Uebungen mit dem Unterricht verbunden werden.

Die Entrichtung eines Schulgelds erscheint mindestens da, wo Schulzwang eingeführt ist, zumal wenn die Gemeinden den Aufwand für die Schule zu tragen haben, nicht passend und in vielen Fällen hart und drückend; wo dagegen kein Schulzwang statt findet, dürfte ein Schulgeld, von welchem die Armen natürlich zu befreien wären, die vermöglicheren Eltern weniger abschrecken, als vielmehr ihnen den Schulbesuch ihrer Kinder als eine Ehrensache erscheinen lassen und als ein Sporn dienen. Jedenfalls verdient die Beobachtung gewürdigt zu werden, daß die Menschen geneigt sind, gering zu schätzen, was man ihnen zu leicht macht und unentgeltlich anbietet. Wir verweilen hiebei nicht; aber wir erlauben uns hier die allgemeine Bemerkung, daß die Staaten unserer Zeit fast alle, bei einem sonst so enorm gesteigerten Aufwand, namentlich für Hofhaltungen, stehende Heere, für Staatsbauten und öffentliche Arbeiten und für hohe Beamten, wo es sich um den Volksunterricht, überhaupt um leibliche, geistige und sittliche Förderung und Hebung der untersten, so zahlreichen Volksklassen handelt, sich ungemein sparsam und karg zeigen, und, weil allerdings durchgreifende Maßregeln und Verbesserungen hier bedeutende Opfer erfordern, für den Augenblick aber doch keine glänzenden Früchte tragen würden,

lieber faſt gar nichts thun, und für die höchſten Zwecke Summen anweiſen, die, wenn man ſie im Einzelnen vertheilt, wahrhaft kläglich erſcheinen. Aber wie kann man vernünftigerweiſe hoffen, reichlich zu ernten, wo man ſo kärglich ſäet? Namentlich ſollte der Staat kein Opfer ſcheuen, um ſich in jeder Beziehung tüchtige, aber ja nicht überbildete Volksſchullehrer in genügender Anzahl heranzuziehen.

Der Volksſchulunterricht ſetzt die Kinder nicht unmittelbar in den Stand, ſich etwas zu erwerben, ſich ihren Lebensunterhalt zu verdienen und ſich ſpäter ihren eigenen Herd zu gründen, er gewährt nur eine für viele ſpätere Lebensverhältniſſe als nützlich und je nach Umſtänden nothwendig erſcheinende formelle Bildung. Sollte es nun nicht Aufgabe des Staates ſeyn, ebenſo, ja vielleicht noch mehr Sorge zu tragen für eine Berufsbildung der Jugend, für Unterweiſung der Kinder in nützlichen Fertigkeiten, Arbeiten, Gewerben? Hier gilt der Grundſatz, daß das, wozu das unmittelbare Bedürfniß und die einleuchtende Nothwendigkeit von ſelbſt treibt, vom Staat den Eltern überlaſſen werden muß, an deren Stelle er nur im Falle der Armuth und der Pflichtvergeſſenheit einzutreten hat, und ihre Kinder in irgend eine Arbeit einzuleiten, oder durch Andere, durch Brodherrn und Meiſter, einleiten zu laſſen, können nur die ſtumpfſten, gewiſſenloſeſten oder ärmſten Eltern verſäumen. Ob die Eltern für ihre Kinder einen paſſenden Beruf wählen, und ob ſie ſie dafür auf die zweckmäßigſte Weiſe vorbereiten oder vorbereiten laſſen, iſt freilich eine in ſehr vielen Fällen zu verneinende Frage; aber der Staat würde ſich eine unermeßliche, nicht zu erfüllende Aufgabe aufbürden, wenn er die ganze Berufsbildung aller ſeiner Genoſſen ſelbſt in die Hände nehmen, wenn er ſämmtliche Ackerbauer und Handwerker bilden und unterweiſen wollte; was aber die Beſtimmung des Berufs betrifft, ſo kann ſich der moderne Staat in dieſem allerdings unberechenbar wichtigen Punkte dem herrſchenden Geiſte der Zeit nicht widerſetzen. Die Forderung der neuen Zeit iſt Freiheit und Gleichheit Aller — in abstracto, d. h. jedem Bürger eines Staates ſoll die Möglichkeit offen ſtehen, Alles zu werden und Alles zu erlangen, ſo gut wie jeder Andere, ſo weit nicht der rechtliche Beſitz eine Schranke bildet; damit iſt namentlich die Freiheit der Wahl des Berufes geſetzt,

welche in manchen Verfaſſungen ausdrücklich als das Recht jedes Staatsbürgers anerkannt wird. Der platoniſche Staat behält ſich das Recht vor, der Jugend, die ohnehin keine beſonderen Väter hat, ſondern dem Staate, der Geſammtheit angehört, auch ihre verſchiedenen Berufe anzuweiſen — eine Idee, welche neuerlich im St. Simonismus wieder aufgetaucht iſt — aber außerdem, daß die Einzelnen in einem heutigen Staate ſich dieſer Beſchränkung ihrer Freiheit nimmermehr würden unterwerfen wollen, würde eine ſolche Einmiſchung auch eine jetzt längſt verſchwundene, nicht mehr künſtlich zurückzurufende Einfachheit der Verhältniſſe und eine völlig undenkbare Einſicht und Weisheit, eine übermenſchliche Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe der mit dieſer Austheilung der Berufe beauftragten Staatsbehörden, der Regierenden, vorausſetzen, und ihnen eine ungeheure Verantwortlichkeit aufbürden. Auch kann man nicht bedauern, daß die früheren, auf kaſtenartige Trennung der Stände gegründeten Schranken in der Wahl des Berufes vor der freiſinnigen Aufklärung der neueren Zeit gefallen ſind, wenn ſchon die alte Ordnung der Dinge im Einzelnen manches Gute haben mochte, namentlich dem Leben der Individuen und der Geſellſchaft mehr Feſtigkeit und Geſchloſſenheit verlieh, einem Geiſte der Stetigkeit günſtig war, und leichtſinniger Neuerungsſucht mit der Macht ehrwürdiger Gewohnheit und Ueberlieferung entgegen trat. Der jetzige Zuſtand macht die Menſchen im Ganzen vielleicht nicht glücklicher, als der frühere, aber die eigenſinnige Beibehaltung der alten Einrichtungen würde Anlaß zu unendlicher Unzufriedenheit und zu Beſchwerden über Ungerechtigkeit und Unvernunft geben. Dagegen aber wird der Staat negativ auf die Wahl des Berufes und die Vorbereitung dazu einwirken dürfen, durch Feſtſetzung vernünftiger, in der Natur der Sache ſelbſt begründeter Bedingungen, an welche er die Ausübung eines Berufes, oder auch ſchon die Vorbereitung dafür knüpft. Zweckmäßig und wichtig ſind hiebei einſichtsvolle und unparteiiſche Prüfungen, deren Folge und Zweck nicht gerade Zulaſſung oder Ausſchließung ſeyn muß, ſondern welche wohl auch nur dazu dienen können, den Geprüften ſelbſt und Andere über ſeine Fähigkeiten ins Klare zu ſetzen, ihn zu Fortſchritten anzuſpornen, oder ihn zum Betreten einer ſeinen Kräften und Kenntniſſen angemeſſeneren Laufbahn

zeitig genug zu veranlaſſen. Gut wäre es auch, und im Intereſſe der für ihre Söhne einen Beruf ſuchenden Eltern, ſo wie des Staates ſelbſt, dem eine große Anzahl von Menſchen, die ihren Beruf verfehlt haben, zu einer argen Laſt und Plage in mehr als Einer Beziehung werden kann, wenn der Staat von Zeit zu Zeit umfaſſende Aufſchlüſſe veröffentlichte über die ſämmtlichen Verhältniſſe der verſchiedenen Berufsarten und Profeſſionen, wobei freilich die unbefangenſte Offenheit und Redlichkeit neben der umfaſſendſten und klarſten Einſicht die Feder führen müßte.

Die verſchiedenen Kenntniſſe, Fertigkeiten, Künſte, welche der Kreis des menſchlichen Wiſſens und Lebens umfaßt, werden zum Theil praktiſch, durch eigenes Verſuchen und Ueben des Lehrlings unter Anleitung, Nachhülfe und gelegentlicher Belehrung des Meiſters, zum Theil theoretiſch, durch Lehrvorträge, verbunden mit etwa nöthigen Anſchauungen, Demonſtrationen und Experimenten, gelehrt und angeeignet. In neuern Zeiten, wo die Gewerbe und die Wiſſenſchaften ſo ungeheure Fortſchritte gemacht haben und in eine viel engere Verbindung getreten ſind, erfordert ſelbſt die Technik, welche am Ende auf dem Können, auf der durch Uebung erworbenen Fertigkeit beruht, mehr und mehr auch eine theoretiſche Unterlage, und dies, ſo wie die geſteigerten Anſprüche, die man an die meiſten höheren Gewerbe macht, hat eine Menge Schulen in den meiſten Ländern Europas hervorgerufen, wo theoretiſch, im Zuſammenhange, gelehrt wird, was früher mehr Sache des Beiſpiels, der praktiſchen, fragmentariſchen Mittheilung und Ueberlieferung war. In wie weit der Staat zur Gründung ſolcher Schulen verpflichtet iſt, liegt nicht im Kreiſe unſerer Unterſuchung, ebenſowenig die Organiſation derſelben; es kommen hiebei keine allgemein menſchliche, ſittliche und ſtaatsrechtliche Momente in Betracht; es iſt mehr eine Aufgabe der Nationalökonomie, der Verwaltung in einem engern Sinne. Jede einſichtsvolle Regierung wird beſtrebt ſeyn, in dieſer Hinſicht zu leiſten, was das wirkliche Bedürfniß fordert, was den geſunden Fortſchritt begünſtigt, und was die Kräfte und Verhältniſſe ihr geſtatten. Eine Klippe jedoch iſt hier zu vermeiden — daß nicht unter der Gunſt und Bevorzugung, die den Real- und Gewerbſchulen in der heutigen Zeit von der Geſellſchaft und vom Staate zu Theil wird, die gelehrten

Schulen und Anſtalten leiden, daß ſie nicht verſäumt und verlaſſen werden. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Stimmung und Richtung der Gegenwart im Allgemeinen vorzugsweiſe auf die Förderung der materiellen Intereſſen geht, daß auf dieſem Gebiet hauptſächlich Ruf, Reichthum, Anſehen und Einfluß gewonnen wird, daß von dieſer Seite her man Wohlſtand und Behagen des Volkes heben zu müſſen glaubt, und ſich darauf beruft, daß ſo hauptſächlich der Nationalreichthum und die Nationalkraft erhöht werde. Wenn der Staat in ſeinen oberſten Vertretern, in der geſammten Regierung, worunter wir hier auch alle Faktoren der Geſetzgebung begreifen, die Intelligenz des Volkes ausdrückt, was man ſo oft wiederholen hört, ſo gebührt ihm einerſeits zwar, gegen keine Regung und Richtung der Zeit gleichgültig zu ſeyn, oder ihr träg und eigenſinnig zu widerſtreben, ſondern ſich an die Spitze jedes heilſamen Aufſchwungs ermunternd, doch nicht mit weitgreifender Herrſchſucht, zu ſtellen, andererſeits aber auch, ſich nicht von jedem augenblicklichen Impuls blindlings fortreißen zu laſſen, vielmehr, über den einſeitigen Intereſſen ſtehend, immer das Ganze des ſtaatlichen Lebens und die Zukunft, in ihrem Zuſammenhang mit der Gegenwart und Vergangenheit, im Auge zu behalten. Hauptſächlich gebührt es dem Staate, die geiſtigen und ſittlichen Elemente des Lebens zu wahren und zu ſchützen, zumal wenn dieſen Gefahr droht, von den materiellen Intereſſen, von dem Drang und Schwindel des Erwerbes, des Beſitzes, des Genuſſes überflügelt zu werden, von welchen die große Maſſe zu gewiſſen Zeiten übermäßig hingenommen wird; und zwar ſoll er dies thun nicht durch unwürdigen, ſeinen Zweck gewöhnlich verfehlenden Zwang, nicht durch Widerſpruch gegen eine in ihrer Art wohl berechtigte Richtung der Zeit, nicht durch eine anmaßende, Widerwillen der Edelſten erregende Bevormundung der Geiſter, wohl aber dadurch, daß er Beſtrebungen und Studien, von welchen er die Erhaltung und Belebung der ächten Humanität, der gediegenen Bildung, der wahren Sittlichkeit im Volke zu erwarten berechtigt iſt, und welche den ſinnlichen, auf Gewinn und Genuß gerichteten Menſchen weniger anzuziehen vermögen, fördert und erleichtert, und ihnen ſtets die gebührende Ehre erzeigt. Dies geſchieht hauptſächlich durch ſorgſame, freigebige Pflege der gelehrten

Schulen und Anstalten. Der materialistisch-industrielle Geist, oder Ungeist, der Zeit sieht oft mit feindseligem und verächtlichem Dünkel auf die unfruchtbaren, gelehrten Anstalten herab, aus welchen, nach seiner Meinung, nur Pedanten, Wortklauber, Sophisten und träumerische Ideologen hervorgehen; er verhüllt auch wohl seine Abneigung gegen höhere und tiefere Bildung überhaupt unter der Forderung einer nationalen Bildung und eifert gegen die mühevollen und schädlichen Umwege durch eine auf fremde, alte, todte Sprachen und Literatur sich stützende Bildungsweise. — Gewiß ist, daß auch eine nicht gelehrte Erziehung, im herkömmlichen Sinne des Wortes, sehr aufgeklärte und tüchtige Menschen bilden kann, und daß die heutige Gesellschaft solcher Männer bedarf und durch sie gefördert wird; gewiß ist der Hochmuth vieler Gelehrten, Klassischgebildeten, gegen die solcher Bildung Ermangelnden ebenso lächerlich, als der guten Sache schädlich; gewiß ist die klassisch-philologische Unterrichtsmethode noch vieler Vereinfachung und Erleichterung auf der einen, und einer fruchtbaren Belebung, einer erregenden, begeisternden Anwendung auf der andern Seite bedürftig und fähig; gewiß ist sie an nicht wenigen mittelmäßigen oder sonst für diese Art von Bildung und Studien nicht geeigneten Köpfen verschwendet und verloren. Dies zu erwägen und passende Vorsorge und Abhülfe, wo es thunlich, zu treffen, ist Sache der den Studien überhaupt vorgesetzten Behörden; der Staat selbst aber, als oberste Macht und Intelligenz, sollte an dem Grundsatz unerschütterlich festhalten, daß, wenn auch die Zahl der gelehrten Schulen und Anstalten, dem dringenderen Bedürfniß anderer zeitgemäßen Unterrichtsanstalten zulieb, beschränkt werden mag, die Beschränkung doch nie so weit gehen darf, daß dadurch die Gelegenheit der klassischen Bildung verkümmert würde, und daß um so mehr Sorgfalt auf die Trefflichkeit der bestehenden Anstalten zu verwenden ist. Die tüchtigsten, anregendsten Lehrer sollten für sie gewonnen, sollten der geistigen Wichtigkeit ihres Berufes gemäß, — welche sehr verschieden ist von ihrer dermaligen Rangordnung in der Amtshierarchie der Staaten, — belohnt und geehrt, und ein Geist edlen Wetteifers unter ihnen genährt werden. Denn eine klassische, gelehrte, humanistische Erziehung, — wie man es nennen mag, und wir möchten den Begriff selbst

in nicht allzu engem Sinne genommen wissen, — ist und bleibt nach unserer Ueberzeugung die nothwendige, sicherste Grundlage einer fortschreitenden und jeder höchsten, neue Bahnen eröffnenden Bildung in den jetzigen europäischen Staaten. Viele bedeutende, ja außerordentliche und Außerordentliches wirkende Geister mögen ihrer selbst entbehren; aber auch sie stehen meist unter den wenn auch vermittelten Einflüssen derselben, sie könnten nicht so wirken, wenn ihnen nicht eine durch jene Bildung bedingte Empfänglichkeit entgegen käme; und die weit überwiegende Mehrzahl derer, welche das geistige Salz der heutigen europäischen Gesellschaft sind, haben jene Schule durchgemacht, und wären ohne sie nicht geworden, was sie sind. Nicht nur das Studium der Fakultätswissenschaften macht eine gelehrte Bildung zu einer äußeren, und wenn es mit wirklicher Liebe und tieferem Sinne betrieben wird, auch zu einer inneren Nothwendigkeit; — auch der Redner, der Staatsmann, der Historiker, der Dichter und der bildende Künstler, sie alle fühlen fast unausbleiblich das Bedürfniß, an den Geistesquellen des klassischen Alterthums zu schöpfen, sich bis auf einen gewissen Grad eine gelehrte Bildung anzueignen, auch wenn sie sich noch so sehr mit Gegenständen und Aufgaben der Gegenwart, der nächsten Wirklichkeit beschäftigen. Geschichtlich ruht nun einmal unsere Bildung großentheils auf der klassischen Bildung, und es wäre thöricht und barbarisch, so wie ganz unmöglich, diesen historischen und ins Innerste sich hineinziehenden Zusammenhang abreißen zu wollen; muß aber dieser faktische Zusammenhang bestehen bleiben, so wäre es eine Schmach, wenn wir das klare Bewußtseyn und Verständniß desselben uns verloren geben ließen, wenn wir uns nicht die Einsicht in die Quellen eines großen Theils unserer Bildung offen und lebendig erhielten. Wir stellen mit der Forderung der gelehrten, klassischen Bildung die Alten nicht eben unbedingt über uns, und wir geben gerne zu, daß sich an das Studium derselben wie an jede Art von Kultus viel Götzendienst, Aberglaube, Heuchelei und Selbstbetrug hängt; aber die Vorzüge der Originalität, der Natürlichkeit, des Maßes, der Harmonie muß man doch denjenigen Alten, über welche das Urtheil von zwei Jahrtausenden einig geworden ist, in einem hohen, für die neuere Zeit vielleicht vermöge der Natur der

Wir bleiben demnach, was die Erscheinungen des thierischen Magnetismus oder des künstlichen Somnambulismus anbelangt, an die nun allerdings sehr verdächtigen Erzählungen und Berichte der Magnetiseure verwiesen. Indessen ist das Verdächtige dieser Berichte glücklicherweise der Art, daß durch eine besonnene Kritik das Unwahre von dem Wahren nicht so schwer auszuscheiden ist. Hätten wir bewußte, absichtliche und verschlagene Betrüger vor uns, so wäre es wohl sehr schwer, in ihren Berichten der Wahrheit auf die Spur zu kommen; um so mehr, da bei den in ihrem interessanten Zustande sich gefallenden Somnambülinnen der Verdacht mannigfachen Betrugs oder wenigstens mannigfacher Koketterie nur zu gegründet ist. Ein Charlatan von Magnetiseur, mit einer listigen Somnambule einverstanden, könnte leicht Gaukelspiele veranstalten, hinter deren Betrug selbst scharfsichtige Augenzeugen nicht zu kommen vermöchten. — Allein die bekannteren Magnetiseure Deutschlands sind als ehrliche und rechtliche Männer bekannt, welche bewußt und absichtlich nicht betrügen, wenn sie sich auch noch so derb und handgreiflich betrügen und mystificiren lassen sollten und selbst vielleicht im Stande sind, der Lieblingsidee zu lieb ein Auge vor der Wahrheit zuzudrücken. Hat nun aber die Kritik nur einen im Grunde ehrlichen, wenn auch noch so sehr befangenen, Berichterstatter vor sich, so fällt ihr nicht so schwer, in Allem dem, was ein solcher als Augenzeuge berichtet, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, oder wenigstens gewisse Fälle auszumitteln, worüber der Magnetiseur nicht getäuscht werden und sich nicht täuschen konnte. Alles Uebrige freilich, was ein solcher leichtgläubiger Berichterstatter nicht *selbst* gesehen, sondern sich nur von der Somnambüle oder Andern hat erzählen lassen, wird die Kritik, wenn sie die Zeugen nicht selbst wieder kennt, dahingestellt seyn lassen, wenn es sich nicht schon aus innern Gründen als Betrug und Selbsttäuschung aufdeckt.

Indessen, selbst wenn wir gänzlich darauf verzichten müßten, über die Wahrheit des künstlichen Somnambulismus ins Reine zu kommen, so gibt es nun noch eine natürliche Erscheinungsform desselben im Nacht- oder Schlafwandeln, welche viel zu allgemein bekannt und bezeugt ist, als daß die zweifelsüchtigste Kritik dieselbe in Frage stellen könnte. In diesem natürlichen Somnambulismus wiederholen sich aber fast alle Haupterscheinungen des thierischen

Dinge nicht mehr erreichbaren Grade zugeſtehen. Die ausgezeichnetſten Klaſſiker bilden einen geſchloſſenen Kreis, über welchen im Ganzen, bei manchen Ungleichheiten und Schwankungen des Geſchmacks und Urtheils, die wechſelvolle, grundſatzloſe Mode nichts mehr vermag; die Geiſter der größten und reinſten Alten ſind Genoſſen aller Zeiten und aller Völker geworden und ſtehen doch über und außer allen Parteien. Wie viele dagegen von denjenigen, die auf eine nationale, von alten Sprachen und Vorbildern unabhängige Bildung der Jugend dringen, würden, bewußt oder unbewußt, uns Deutſche bald in eine viel weniger würdige, in eine vielfach ſchädliche Abhängigkeit von der wechſelnden, einſeitigen Bildung moderner Völker, mit all ihrer leidenſchaftlichen Aufgeregtheit, mit ihren Nachtheilen ohne ihre Vorzüge verſetzen! Die Organiſation der gelehrten Schulen, welche natürlich immer in Einſtimmung mit den Anſprüchen der Zeit gebracht werden müſſen, kann uns hier nicht weiter beſchäftigen; wir bezeichnen nur als Aufgabe des Staates, ſie in genügender Anzahl, um jedem Bedürfniß zu genügen, zu pflegen, die Minderbegabten auf geeignete Weiſe davon abzuhalten, Begabten und Mittelloſen dagegen durch Stiftungen und Beiträge Gelegenheit zur Benützung derſelben zu verſchaffen.

Der Sprachgebrauch pflegt gelehrte Schulen von den Hochſchulen oder Univerſitäten zu unterſcheiden, auf welchen ſich in unſerer Zeit in Deutſchland die Jünglinge hauptſächlich in den verſchiedenen Facultätswiſſenſchaften zu einem bürgerlichen Beruf vorzubereiten pflegen. — In England iſt dies, beiläufig bemerkt, nicht ebenſo der Fall. — Indeſſen ſind auch die Univerſitäten, neben ihrer jetzigen praktiſchen Beſtimmung als Schulen der ſogenannten Brodſtudien, ihrem höheren und edelſten Begriffe nach, wie auch der Name ſchon andeutet, gelehrte, humaniſtiſche, auf allgemeinſte Menſchenbildung gerichtete Schulen und Pflanzſtätten des Geiſtes, wie denn auch der Name eines Gelehrten in einem idealeren Sinne als in dem eines Vielwiſſers, weniger dem gebührt, der in einer einzelnen Fach- oder Brodwiſſenſchaft große Kenntniſſe beſitzt, als vielmehr demjenigen, deſſen geiſtiger Blick durch ernſtes Denken und tiefere Studien ſich über das Nächſte, über die gemeine Wirklichkeit, über die Befriedigung ſinnlicher Bedürfniſſe und über die engen Grenzen der Gegenwart

erhoben und ausgedehnt hat, wie dies Fichte ſchön ſagt: „Der Gelehrte iſt beſtimmt, das Menſchengeſchlecht nach einem klaren Begriffe und mit beſonnener Kunſt weiter zu bringen. Er muß mit ſeinem Begriffe der Gegenwart immer voraus ſeyn, die Zukunft erfaſſen und dieſelbe in die Gegenwart zu künftiger Entwicklung hinein zu pflanzen vermögen. Dazu bedarf es einer klaren Ueberſicht des bisherigen Weltzuſtandes, einer freien Fertigkeit im reinen Denken, und des Beſitzes der Sprache bis in ihre lebendige und ſchöpferiſche Wurzel hinein. Alles dies erfordert geiſtige Selbſtthätigkeit und einſames Nachdenken, es erfordert eine Menge Hülfskenntniſſe, die dem Ungelehrten für ſeine Beſtimmung durchaus unbrauchbar ſind.“ Dieſe Gelehrſamkeit bleibt freilich vielen Studirenden auf Univerſitäten ſelbſt bis auf die Ahnung fern und fremd; aber in ſie die Geiſter und Gemüther der akademiſchen Jugend einzuweihen, ſind hauptſächlich die philoſophiſchen Disciplinen, mit Inbegriff namentlich der Geſchichte, beſtimmt; und auch die Lehrer der Fach- und Brodwiſſenſchaften vermögen, wenn ſie ihrem ſchönen Berufe ganz gewachſen und vom ächten Geiſte der Hochſchule durchdrungen ſind, an jene höhere Idee von der Gelehrſamkeit und der Beſtimmung des Gelehrten anzuknüpfen; und aus einem lebhaften, wetteifernden Zuſammenleben und Wirken vieler kräftig forſchender und fortſchreitender, liebevoll und mit Klarheit mittheilender Männer und begierig empfangender und aneignender Jünglinge entwickelt ſich eine geiſtige Atmoſphäre, deren augenblicklich wohlthätigem und anregendem Einfluſſe auch der minder Energiſche ſich nicht leicht ganz entzieht, wenn er auch nicht dahin gelangt, daß er, dieſer Atmoſphäre entnommen, mit einem Quell eigener Lebenskraft in ſeinem Geiſte weiter ſtrebte, ſondern von dem Geiſte der ächten, freien Gelehrſamkeit oder Wiſſenſchaft alsbald abfällt und zurückbleibt.

Um gute Juriſten, Richter und Advokaten, geſchickte Aerzte, tüchtige Regierungs-, Verwaltungs- und Finanzbeamte, ordentliche Prediger und Seelſorger zu bilden, ließen ſich vielleicht Bildungsmittel und Anſtalten erdenken, bei welchen manche wirkliche oder angebliche Mißſtände und Gefahren der Univerſitäten wegfielen, wohl auch die Koſten für die Einzelnen und für den Staat bedeutend vermindert würden. Man könnte etwa die

philoſophiſchen Disciplinen einem zuzugebenden weiteren Jahre des Gymnaſialunterrichts zutheilen, und für die einzelnen Fakultäten Lehranſtalten errichten, wo das Ganze in einem ſtreng geſchloſſenen Curſus vorgetragen und mit dem theoretiſchen Vortrage ſogleich auch die praktiſche Anleitung und Einübung verbunden würde. Oder es könnten auch die Jünglinge hauptſächlich auf Privatſtudien aus den vorhandenen Lehrbüchern verwieſen werden. So wäre der Staat auch der läſtigen Ueberwachung der Univerſitäten überhoben, deren unruhiger Geiſt in Deutſchland ſeit etwa dreißig Jahren Anlaß zu ſo viel Klagen, Verdruß und Quälerei gegeben hat, während von den Genoſſen der Univerſitäten ſelbſt, Lehrern und Schülern, viele ins Unglück gerathen ſind. Man kann ſagen und ſagt: die Univerſitäten, wie ſie ſich in Deutſchland erhalten haben, ſind ein Erzeugniß des Mittelalters und tragen in Verfaſſung und Sitten nur allzuſehr deſſen Charakter an ſich; die Sitten ſind noch barbariſch und durch ihre Verfaſſung bilden ſie einen nicht mehr zu duldenden Staat im Staate.

Ein Uebelſtand, dem nicht früh genug abgeholfen werden könnte, wäre es freilich, wenn die Univerſitäten wirklich durch ihre ganze Beſchaffenheit und den auf ihnen nothwendig genährten und herrſchenden Geiſt das bleibende Mißtrauen des Staates erregen müſten, wenn zwiſchen beiden das Verhältniß der offenen oder geheimen Feindſeligkeit unvermeidlich beſtände. Man hat es ſchon, nicht ohne Grund, als einen Beweis der Kraft und Tüchtigkeit eines Organismus bezeichnet, wenn er auch Gegenſätze und Anomalien in ſich ertragen könne: der moderne Staat will oder kann Anomalien dieſer Art wenigſtens nicht an ſich dulden. Gewiß war die Art, wie einzelne Mitglieder deutſcher Univerſitäten hin und wieder an politiſchen Bewegungen Theil nahmen, eben ſo unklug wie unberechtigt, für den politiſchen Zuſtand Deutſchlands eben ſo nachtheilig, als für ſie ſelbſt verderblich, obwohl Aengſtlichkeit oder Abſicht die daher drohenden Gefahren vielfach überſchätzen mochte; aber kein Verſtändiger wird behaupten wollen, der unzufriedene, unruhige politiſche Geiſt habe ſich auf den Univerſitäten und durch ſie erzeugt, wenn ſchon man zugeben mag, daß die einmal vorhandene politiſche Krankheitsmaterie, deren Urſprung hier unerörtert

bleibt, die jugendlichen Gemüther auf den Universitäten am leichtesten und heftigsten ergriff. Beklagenswerth ist die Art der Teilnahme und Einmischung, wie sie da und dort stattgefunden von Jünglingen, welche ihre Stellung im bürgerlichen Leben, ihre Abhängigkeit und Unselbstständigkeit, ihr Alter und der Mangel an tieferer Weltkenntniß, Einsicht und Erfahrung vom politischen Handeln noch ausschließt; im politisch hochgebildeten, freien England halten sich die studirenden Jünglinge von der politischen Thätigkeit noch fern, und erst den selbstständig gewordenen Männern, obwohl oft noch sehr jung, gesteht man dies Ehrenrecht zu; dagegen aber wäre die Erweckung der nationalen und politischen Gesinnung, gegründet auf ernste, historische und philosophische Studien unter Lehrern, deren Geist und Charakter zur Nacheiferung erweckt, und welche Gelehrsamkeit und Lehrtalent mit gereifter Lebenserfahrung und sittlichem Muthe verbinden, eine der schönsten Aufgaben der Universität. In einem für das Ideale empfänglichen, vom Gemeinen abgestoßenen Lebensalter, auf dem hohen, neutralen Gebiete der Wissenschaft stehend, frei von Zwang, von ängstlichen Berechnungen und Rücksichten, könnte und sollte der Jüngling auf der Hochschule sich im Allgemeinen die Gestalt seines künftigen Lebens als Staatsbürger vorzeichnen, deren Grundzüge festzuhalten, deren Umrisse zu erfüllen die Aufgabe und der Stolz des selbstständigen Mannes seyn müßte, was auch im Einzelnen gereiftere Erfahrung daran ändern möchte: und als Energie des Lernens müßte sich in den Jahren der Vorbereitung offenbaren und üben, was später als Energie und Stetigkeit des Handelns sich bewährte. Leider wurde und wird auf deutschen Universitäten nicht selten in jugendlichem Ungestüm das politische Handeln, oder dessen Schein, vorweg genommen, und die eigentliche Pflicht der gewissenhaften intellektuellen und sittlichen Vorbereitung darauf vernachlässigt; die bloße Vorbereitung, die in der That viel Fleiß, Eifer, Selbstverläugnung erfordert, wird von Vielen als zu gering verschmäht; mit den Aufgaben der handelnden Politik in gewagtem, der Eitelkeit schmeichelndem Spiele getändelt, und in den Jahren der männlichen Reife und Selbstständigkeit fehlt dann gar oft das rechte politische Interesse und die sittliche Kraft, und eine beklagenswerthe, stumpfe

Nüchternheit belächelt selbstgefällig den freilich unfruchtbar gebliebenen akademischen Rausch und Enthusiasmus. Eine würdige Aufgabe des Staates wäre es, das politische Interesse, den politischen Geist und Charakter der Jugend auf den Universitäten vor Anmaßungen und Verirrungen zu hehüten, welche ihr selbst mehr als dem Staate gefährlich sind, und sie dagegen in ächter Geistesfrische und Freiheit für die thätige Theilnahme am Staatsleben vorzubereiten, — aber freilich auch eine schwierigere Aufgabe, als nur den einzelnen Ausbrüchen und Verirrungen strafend und hemmend entgegen zu treten, und den Geist gewaltsam niederzuhalten und einzuschüchtern. Das Vertrauen, welches der Staat liberal eingerichteten Universitäten zeigt, wird als zuverläßiger Maßstab eines gedeihlichen Zustandes überhaupt gelten dürfen.

So wenig als die von Manchen behauptete Gefährlichkeit der Universitäten kann ihre Entbehrlichkeit zur Aufhebung oder Degradation dieser Anstalten berechtigen. Manche Zwecke derselben, wir geben es zu, lassen sich allerdings auch auf andere Weise, wie oben angedeutet worden, erreichen; auch ohne sie würden sich brauchbare Männer für die verschiedenen gelehrten Berufe bilden lassen, und ausgezeichnete Gelehrte und Förderer der Wissenschaft sind nicht nothwendig durch Universitäten bedingt; aber man hebe auf Einmal alle Universitäten in Deutschland auf, und setze an ihre Stelle praktische Drillanstalten für die verschiedenen gelehrten Professionen, man verwandle, wie Dahlmann sagt, „die bisherigen Sitze freier Bildung in hämmernde Werkstätten“: wie würde es in fünfzig Jahren mit der wissenschaftlichen und geistigen Bildung in Deutschland stehen? Eine Zeitlang würde man noch vom alten Erbe der wissenschaftlichen Bildung zehren, aber nach und nach würde die Tradition des freien wissenschaftlichen, universellen Geistes, des Geistes der wahren Bildung, deren Träger die Universitäten mit den Besten ihrer Lehrer und Schüler, und den sich bildenden Lehrern sind, immer schwächer, unzusammenhängender, zufälliger werden, und am Ende erlöschen. Mit allen ihren Unvollkommenheiten der Einrichtungen und der Personen im Einzelnen, welche ohne Zweifel dem Tadel und Mißwollen manche Blößen darbieten, bilden die deutschen Universitäten doch gewissermaßen einen idealeren Kreis für sich, in der vorzugsweise aufs Reale und Empirische

gerichteten Welt, mit welcher sie doch in einem hinreichenden Zusammenhang stehen, um die Richtung aufs Leben nicht zu verlieren. Auf Universitäten ist die schönste Freistätte und Pflanzschule für Männer, die, ohne sich von der Welt ganz in ihr einsames Cabinet zurückzuziehen, gänzlich den Studien, den Wissenschaften, der Forschung leben; und als Lehrer haben sie zugleich Gelegenheit zu erproben, ob die Ergebnisse und die Art ihrer Forschungen die Geister und Gemüther anzusprechen vermögen. Ohne unsere Universitäten würden manche Männer, auf welche Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, vielleicht in Dunkelheit und Armuth verkommen, oder nur etwa als sonderbare aber unfruchtbare Originale belächelt worden seyn. Sehr wichtig und wünschenswerth erscheint es, daß die Wechselwirkung und der Verkehr zwischen der Wissenschaft und dem Leben, der Theorie und der Praxis, der hohen Schule und dem Staat beständig unterhalten werde, dadurch, daß sowohl praktisch erprobten Gelehrten der Uebertritt zur akademischen Wirksamkeit, als auch ausgezeichneten Lehrern die Uebernahme einer praktischen Thätigkeit im Staat im geeigneten Falle offen gehalten und erleichtert würde; aber leider lehren gar viele Erfahrungen das Bedenkliche solcher Uebergänge von einem Kreise der Wirksamkeit zum andern; namentlich haben viele ausgezeichnete Lehrer, zu einer praktischen Thätigkeit im Staate berufen, die Probe nicht glücklich bestanden, sey es durch Mangel an Geschäftsgewandtheit und Charakter, oder an Erfahrung; und ein Uebelstand müßte es geradezu genannt werden, wenn das akademische Lehramt überhaupt als die Bahn zu hohen Ehren und Aemtern für den weltlichen und politischen Ehrgeiz gälte.

Die Zahl derer, welche auf den Universitäten mit dem Geiste der ächten, höchsten Wissenschaft, der reinsten, gediegensten Humanität und Bildung sich tränken, mag, in Vergleichung mit der Menge der einem Brodstudium mit mehr oder weniger Eifer sich Widmenden, der engherzigen Pedanten und der stumpfen Stellenjäger, gering seyn; dies ist aber kein Grund, die Zahl der Universitäten oder den Aufwand für dieselben von Seiten des Staates zu beschränken; die wenigen Träger und Förderer der ächten Wissenschaft und des höheren geistigen Lebens würden sich dann nicht enger zusammendrängen auf eine oder einige

Hochschulen, sondern sie würden überhaupt seltener werden. Indessen ist eine solche Gefahr für Deutschland, bei seiner Getheiltheit in viele Staaten, nicht zu besorgen, da doch so leicht kein Staat auf die [illegible] wird verzichten wollen, seine eigene Hochschule oder m[illegible]rere zu besitzen, und so lange wir nicht etwa mit einem ins in[illegible]e Wesen der Universitäten tief eingreifenden und einschneidenden, Gleichförmigkeit beabsichtigenden, Gesetz für alle Bundesstaaten beschenkt werden, werden die vielen zum Wetteifer entzündeten Universitäten Deutschlands dem Geiste ächter Wissenschaft und Bildung in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen und Offenbarungen Raum geben. Aber wie die Universitäten die geistige Freiheit erzeugen und nähren sollen, so müssen sie auch auf Freiheit beruhen, — auf einer Freiheit, so weit sie nur immer mit der Ordnung des Staates vereinbar ist. Ausgeschlossen sollte ebensowohl der Zwang zum Besuch der Universität seyn, als das Verbot und die Absperrung auswärtiger Hochschulen und jeder Bann irgend welcher Art. Die Vorbereitung zu irgend einem gelehrten Beruf außerhalb einer Universität sollte vom Staat nicht verwehrt werden; nur sollte er darauf bedacht seyn, dem Studium auf Hochschulen solche Vorzüge zu verleihen, durch anregende Trefflichkeit der Lehrer, Zweckmäßigkeit des Studienplans und Erleichterung aller Hülfsmittel, daß Keiner ohne die dringendste Noth auf diese Bildungsweise verzichtete. Noch viel weniger aber sollte ein Staat die Hochschulen von andern Staaten überhaupt oder ausnahmsweise mit dem Interdikt belegen, und der Wissenschaft, dem Studium äußere Schranken setzen. Von den Verboten aus politischen Gründen wollen wir hier gar nicht reden, sie erscheinen gleich beklagenswerth, sie mögen von der Besorgniß oder vom Zorn und Groll eingegeben seyn. Sind aber die Gründe anderer Art: die Existenz der eignen Universität zu sichern, die Einkünfte der Lehrer, die Nahrung der Bürger zu erhöhen, so ist eine Universität, welche nur durch solche Mittel sich erhält, des Bestehens kaum werth.

Mit der Studienfreiheit, wenn wir unter diesem Namen das den jungen Staatsbürgern zugestandene Recht, sich auf jede ihnen beliebige Weise und an jedem Orte für ihren Beruf auszubilden und vorzubereiten verstehen, hängen zwei andere, besonders in

der jetzigen Zeit viel besprochene, auch politisch wichtige Streitfragen zusammen, die die Unterrichtsfreiheit und die Lehrfreiheit betreffen. Die Unterrichtsfreiheit im angenommenen Sinne des Worts bezieht sich auf die Befugniß Einzelner oder größerer Vereine und Gesellschaften, Unterrichtsanstalten zu gründen oder überhaupt zu lehren, und die etwaige Sphäre, in welcher sich ihr Unterricht zu halten hat; die Lehrfreiheit betrifft das Recht der Lehrer, ihre Ansichten, die Ergebnisse ihrer Forschungen ganz ohne Beschränkung und Rückhalt vorzutragen und den Schülern mitzutheilen. Diese drei Freiheiten hängen, wie man leicht sieht, hier aber nicht weiter ausgeführt werden kann, vielfach unter sich zusammen.

Wenn der Staat, zum Bewußtseyn seiner höheren Bedeutung und Aufgabe erwacht, für die staatsbürgerliche, sittliche und humane Erziehung seiner Jugend Sorge zu tragen hat, so wird er als seine Pflicht erkennen, darauf hinzuarbeiten, daß Unterrichtsanstalten der verschiedenen Stufen und Arten gegründet werden, und zwar in genügender Menge, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Es entsteht nun die Frage: soll der Staat die Gründung und Unterhaltung aller Unterrichtsanstalten selbst übernehmen als eine Pflicht einerseits, und andererseits als ein ausschließliches Recht, oder wird er das Recht dazu, unter Vorbehalt allgemein gültiger Gesetze, mit Privaten oder Gesellschaften theilen, während er selbst die Pflicht behält und anerkennt, nöthigenfalls überall einzutreten?

Der vernünftige Rechtsstaat zieht, wie wir oben gezeigt haben, je höher er steht, desto mehr auch alle menschlichen und sittlichen Interessen seiner Genossen in seinen Kreis, und beschränkt sich nicht auf den unmittelbaren, materiellen, äußern und innern Rechtsschutz; aber er will nicht die Thätigkeit der Einzelnen verschlingen, sondern sie so viel möglich frei gewähren lassen, sich selbst nur die Oberaufsicht und die Lenkung der Einzelthätigkeit zu einem für das Ganze gedeihlichen Ziele vorbehaltend, und selbst thätig erst da eingreifend, wo das Wirken der Privaten Lücken lassen und das Wohl, das Interesse des Ganzen versäumen würde. So würde denn auch der von allen despotischen Gelüsten entfernte Rechtsstaat den Unterricht der Jugend, unter gehöriger Oberaufsicht von seiner Seite und bei

Beachtung der nöthigen, allgemeinen Geſetze und Beſtimmungen, den Privaten überlaſſen können, wenn die von ihnen gegründeten Anſtalten und dargebotenen Lehrmittel dem Bedürfniſſe und gerechten Anſprüchen genügten. Im Weſentlichen herrſcht dies Prinzip in England, zumal wenn man die Kirche als Korporation vom Staate trennt, mit welchem ſie freilich in anderer Beziehung wieder zuſammenfällt. Die allermeiſten Volksſchulen und gelehrten Schulen, und die Univerſitäten ſelbſt, ſind dort kirchliche, noch jetzt unter der Kirche ſtehende Stiftungen, oder das Werk von Privatgeſellſchaften, oder Unternehmungen Einzelner. So wurde erſt ganz neuerlich die Univerſität in London gegründet, im Gegenſatz gegen die kirchlichen Hochſchulen. Dies in England herrſchende Syſtem jedoch, bei welchem freilich der Staat unmittelbar wenig Mühe und wenig Aufwand hat, wird von den einſichtsvollſten, unbefangenſten Beurtheilern nichts weniger als gebilligt, vielmehr die Theilnahmloſigkeit und Gleichgültigkeit des Staats bei einem Gegenſtand von ſo unberechenbarer Wichtigkeit aufs ſchärfſte getadelt, namentlich die Vernachläßigung des Volksſchulweſens, dem alle Gleichförmigkeit, ſo wie den Kindern faſt aller Staatsſchutz gegen Verwahrloſung fehlt, bitter beklagt, und eine für England ſehr ungünſtige Vergleichung mit der Fürſorge des Staates für daſſelbe in Frankreich und Deutſchland angeſtellt. Leicht mag auch die geringere Blüthe der höheren abſtrakteren Wiſſenſchaft in England in dieſen Verhältniſſen mit ihren Grund haben. Denn mit Recht hat man geſagt: „die höheren, minder ins praktiſche Leben der Einzelnen eingreifenden Wiſſenſchaften müſſen dem Menſchen aufgedrungen werden; er ſelbſt ſucht ſie nicht auf. Dies Aufdrängen darf aber nicht Einzelnen überlaſſen bleiben — es iſt die Sache des Staates.“ Dem entgegengeſetzten Extrem nähert ſich Frankreich, deſſen Unterrichtsweſen auf einem durch die Revolution geebneten Boden neu aufzuführen und zu organiſiren war, während das engliſche auf dem alten Fundament allmäliger hiſtoriſcher Entwicklung ruht. Nachdem die älteren, höheren Lehranſtalten unter den Stößen und Stürmen der Revolution zuſammengeſtürzt waren, gründete der Kaiſer Napoleon, die Nothwendigkeit der höheren, intellektuellen und gelehrten Bildung für einen Theil der Staatsbürger und Beamten anerkennend, die Univerſität.

Diese ist nicht etwa die Fortsetzung oder die Nachfolgerin der alten Pariser Universität, sondern dieser Name bezeichnet in Frankreich den Gesammtorganismus des öffentlichen gelehrten Unterrichts, dessen oberste Behörde der Minister des öffentlichen Unterrichts als Großmeister der Universität ist. Zur Universität gehören mithin nicht nur die Hochschulen, sondern auch die Collegien, die sämmtlichen öffentlichen gelehrten Schulen, welche, nach der Absicht des Gründers Napoleon, ein streng gegliedertes und abgestuftes Ganze bilden sollten. Das Nähere hierüber findet man z. B. in der Allgemeinen Zeitung, 1844, Beilage Nr. 144 und 145, worauf wir der Kürze wegen verweisen. Was uns hier näher interessirt, ist dies: die Universität sollte nach Napoleons Plan die Gleichförmigkeit der gelehrten Bildung in Frankreich, und zwar innerhalb der von ihm vorgeschriebenen oder gebilligten Grenzen, in der ihm genehmen Richtung des Geistes vermitteln, sollte ihm gehörig geschulte, gebildete und tüchtige, aber ebenso zum unbedingten Gehorsam gewöhnte und ergebene Beamte liefern; eine unabhängige, freie Wissenschaft — Ideologie! — verachtete, haßte oder fürchtete er. Deßhalb sollte eigentlich die Universität das Monopol der gelehrten Erziehung haben, und dies spricht sich am gehässigsten aus in der Steuer, welche die, inkonsequenter Weise später doch geduldeten andern gelehrten Unterrichts- und Erziehungsanstalten für jeden Schüler an den Fiskus zu bezahlen hatten, so wie in andern ihnen auferlegten lästigen Bedingungen und Beschränkungen. In keiner Weise konnte der Grundsatz, welcher dem Staat die Erziehung und Bildung der Jugend ausschließlich zueignete, streng durchgeführt werden, und wenn einmal die Konkurrenz gestattet wurde und werden mußte, so wurden natürlich die der Universität eingeräumten, mit wirklichen Quälereien der andern Unterrichts- und Erziehungsanstalten verbundenen Vortheile, als ungerechte Willkür immer verhaßter. Die bedenklichste Mitbewerbung im gelehrten (Sekundär-) Unterricht ging vom Klerus aus, für dessen Bedürfnisse in der Organisation der Universität nicht gehörig gesorgt ward; daher man ihm gestattete, für sich selbst seine Bildungsanstalten zu gründen, in deren untere Klassen, die sogenannten kleinen Seminare, auch viele Knaben und Jünglinge, die sich nicht dem geistlichen Stande widmeten, aufgenommen

Magnetismus; sie sind von Zeugen beobachtet, welche wenigstens von der Charlatanerie und dem Aberglauben des Magnetismus nicht angesteckt waren, weil zu einer Zeit, wo noch keine Rede war von dem verrufenen Magnetismus.

Eine Parallele zwischen den Erscheinungen des Nachtwandelns und denen des thierischen Magnetismus liegt schon an sich in der Aufgabe einer wissenschaftlichen Darstellung des Somnambulismus; indem nichts geeigneter ist, einen tieferen Aufschluß über das Wesen der Naturerscheinungen zu geben, als ihre Analogie, vermittelst deren eine und dieselbe Sache, indem sie in verschiedenen, verwandten Erscheinungsformen auftritt, sich der Betrachtung und Erforschung von eben so vielen einander erläuternden Seiten aufschließt.

Eine solche Parallele zwischen den Erscheinungen des Nachtwandelns und denen des thierischen Magnetismus leistet indessen den noch wesentlicheren Dienst, die thatsächliche Wahrheit überhaupt erst ins Reine zu setzen. Die unverdächtigen und unbezweifelten Thatsachen des Nachtwandelns werden, wenn sie sich im magnetischen Zustande wiederholen, doch billigerweise auch in letzterer Form zugestanden und anerkannt werden müssen. Die Unverdächtigkeit des Nachtwandelns wird die Verdächtigkeit des Magnetismus neutralisiren. Das Nachtwandeln ist nicht zur Charlatanerie mißbraucht worden, ist nicht in abergläubischen, mystischen Nebel eingehüllt, seine Erscheinungen sind nicht verrufen, der nüchternste Naturforscher erkennt sie ohne Scheue an; — und wird demnach, so weit der Magnetismus ihm nur als Wiederholung derselben gezeigt wird, seine Antipathien gegen letztere zurücknehmen. Namentlich werden wohl die somnambülen Erscheinungen, welche noch vor Auftritt des berüchtigten Mesmer beobachtet worden, gewiß ganz rein seyn von allem Verdachte magnetischer Charlatanerie; daher wir denn auch unsere Parallelen vorzugsweise aus jener Periode nehmen werden. Wer Mesmern oder Kernern mißtraut, der wird den Encyclopädisten doch wohl Glauben schenken.

Auch was den möglichen Betrug von Seiten der Somnambülen anbelangt, werden die Erscheinungen des Nachtwandelns für manchen Naturforscher, der in jeder magnetischen Somnambüle eine listige Kokette sieht, glaubwürdiger erscheinen, weil sie eben so häufig bei Männern als bei Frauen vorkommen, während die magnetische

wurden, und deren Zahl sich auf 113 oder 120 beläuft, mit einer Schülerzahl von mehreren Tausenden. Die Universität hat jetzt 370 Anstalten mit 53,000 Schülern, der sämmtlichen, unabhängigen Anstalten sind es 1137 mit 63,000 Schülern. Daraus erhellt, daß das Monopol der Universität faktisch sehr gebrochen ist. Es wieder in seiner Strenge herstellen zu wollen, konnte keinem verständigen Menschen einfallen; der engherzige, illiberale, despotische Geist, in welchem die Universität ursprünglich gegründet worden, wurde von vielen einsichtsvollen und freidenkenden Männern anerkannt und getadelt, und von aufgeklärten, wissenschaftlichdenkenden Ministern geschah manches, um ihr mehr Leben und Freiheit einzuströmen; aber in einer Zeit der allgemeinen Centralisation, in einer Zeit, wo der Staat alle Kräfte aufzubieten hat, um der Bewegungen der Geister und der Leidenschaften Herr zu bleiben, und Eitelkeit und Herrschsucht ohnehin kein Recht und keine Macht aus den Händen lassen will, war natürlich eine gründliche Reorganisation der Universität nicht zu erwarten, vielmehr wurde die Aufrechthaltung dieser Institution, dem Wesentlichen nach, in der bisherigen, die freie, vielseitigste Entfaltung des wissenschaftlichen Geistes in einer Mannigfaltigkeit von Richtungen ausschließenden Gestalt, in neuester Zeit die Aufgabe der französischen Regierung, um so mehr, als sich die Angriffe gegen den Geist und die Form der Universität von Seiten eines großen Theils des Klerus vervielfältigten. Von diesen sehr verwickelten Streitigkeiten und Kämpfen, welche unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt werden als Angriff der gegenrevolutionären Partei gegen die Errungenschaft der Revolution, als Kampf des Christenthums gegen die ungläubige Philosophie, als Antagonismus des alten und des neuen, oder des religiösen und des weltlichen Geistes, der Kirche gegen den Staat u. s. w. — nimmt unsere Aufmerksamkeit zunächst der Punkt in Anspruch: in wiefern es der Vernunft und der Billigkeit gemäß sey, daß der Staat die Grundsätze der bisherigen Universität aufrecht erhalte, und welche Gründe der in Frankreich wie früher schon in Belgien in Anspruch genommenen Unterrichtsfreiheit zur Seite stehen? Ein Minister hat behauptet: der Staat und die Universität seyen Eines, die Universität sey nichts Anderes als der lehrende Staat; daraus folgte denn freilich das

Monopol des Unterrichts mit Nothwendigkeit; so wenig eine Zweiheit des Staates, so wenig dürfte es eine Zweiheit der gelehrten Erziehung geben, und wie alle Beamte nur Mandatare des Staats sind, so müßten auch alle Lehrer Mandatare des lehrenden Staates, der Universität, seyn. Das Scheinbare jedoch, was diese so keck und allgemein gefaßte Behauptung auf den ersten Blick haben mag, verschwindet, wenn man einestheils sieht, wie wenig doch der Staat das Monopol mit allen daran hängenden Lasten des Elementar- und Volksschulunterrichts und der Bildung der Geistlichen streng behaupten und durchführen kann und will; und wenn man anderntheils erwägt, welchen Beschränkungen die Lehrfreiheit und welchen Schwankungen der Geist und das System der Universität bei dieser Theorie ausgesetzt seyn muß, wenn Ein Großmeister in letzter Instanz, wenn auch mit einem ihm zur Seite stehenden Collegium, der Universität ihre Richtung vorzeichnet, ihr den Impuls gibt, auf den wissenschaftlichen und philosophischen Geist im weitesten Sinne durch Wahl und Beförderung der Lehrer ungeheuren Einfluß übt, — und der Nachfolger möglicherweise ein dem System seines Vorgängers geradezu entgegengesetztes hat und befolgt. Die Regierung ist nicht gleichbedeutend mit Staat, obgleich die gerade im Besitz der Macht befindlichen Minister dies gerne glauben und Andere glauben machen möchten; und wenn man allenfalls dem Staat das Monopol des gelehrten Unterrichts übertragen wollte, so wird man doch bedenklich finden, die gesammte Pflege der höheren, gelehrten und wissenschaftlichen Intelligenz abhängig zu machen von Einem Manne, gegen welchen die unter ihm Stehenden keine solche Unabhängigkeit behaupten, wie etwa Richter und selbstständige Collegien oder Corporationen. Zwar läßt sich sagen, in einem großen Reiche wie Frankreich werde nicht leicht der an der Spitze der Universität stehende Großmeister wagen, sich dem Geiste der überwiegenden Mehrheit der Nation zu widersetzen; ein Solcher müßte der öffentlichen Meinung und der Macht der Presse bald weichen und unterliegen; aber dies ist denn doch nicht so gewiß; während der Restauration stand ein Erzbischof an der Spitze der Universität, — und zudem ist der Geist der Nation oder ihrer Mehrheit eben auch nicht jeder Zeit der Geist der Wahrheit, und kann, wer an der

Spitze deſſelben ſteht oder ihm unterwürfig folgt, ganz wohl ein Tyrann gegen Andersdenkende, ein Unterdrücker der ächten Geiſtesfreiheit ſeyn. Wenn eine gewiſſe Einheit, ein feſtes System in der gelehrten Erziehung und Bildung, namentlich in einem ſo großen Lande, allerdings wünſchenswerth iſt, ſo iſt doch eben ſo gegründet die Forderung, daß dieſe Einheit nicht ſtarr und einſeitig, das System nicht deſpotiſch und ausſchließlich ſey, und daß deßwegen auch der freien Mitbewerbung Raum gegeben werde, unter Vorſichtsmaßregeln, wie ſie der Zweck des Staats und die Sorge für die dabei betheiligte Jugend erfordert, die aber nichts von eiferſüchtiger Herrſchſucht noch von fiskaliſcher Gewinnſucht und Eigennutz an ſich haben dürfen. Der Staat iſt vollkommen berechtigt, von allen Unterrichtsanſtalten ſittliche und wiſſenſchaftliche Bürgſchaften zu verlangen, und er würde unſittlich handeln, wenn er den Unterricht und die Erziehung der Jugend in der Art wie ein Gewerbe Jedem freigäbe, der daraus nur etwa ein gewinnreiches Geſchäft machen wollte; wenn er ſich nicht verſicherte, daß die Lehrer und Erzieher moraliſch tüchtige und unbeſcholtene und wiſſenſchaftlich befähigte Männer ſind, und Geiſt und Richtung der Lehranſtalten mit dem Geiſt und Zweck des Staates verträglich iſt; aber er muß bei den nöthigen Zeugniſſen und Prüfungen eine über jeden Verdacht erhabene Unbefangenheit und Unparteilichkeit walten laſſen, und nicht durch die Wahl der damit beauftragten Perſonen die der Form nach zugeſtandene Freiheit wieder zu einer bloßen Täuſchung machen. Die Univerſität darf nimmermehr Richterin in eignen Sachen ſeyn, ſondern wo ſie mit andern Lehr- und Erziehungsanſtalten in Mitbewerbung tritt, muß der unparteiiſche Staat durch andere Bevollmächtigte und Organe vertreten ſeyn.

Man müßte ſich wundern, daß bei der auf die Freiheit, und oft auch nur auf ihren Schein und Namen, ſo eiferſüchtigen franzöſiſchen Nation die Freiheit des Unterrichts gegenüber von dem, obwohl modifizirten Monopol, der Univerſität nicht bei weitem mehr Vertheidiger, ja die überwiegende Mehrzahl der Franzoſen, d. h. der Gebildeten, entſchieden für ſich hat, wenn nicht dieſer, freilich geſchickt gewählte und benützte Name für einen, an ſich und ganz allgemein betrachtet nicht verwerflichen

Grundſatz, unter den gegebenen Umſtänden, in der Wirklichkeit, in Frankreich eine Sache, eine Geiſtesrichtung, deckte, welche der überwiegenden Mehrheit der Franzoſen verhaßt oder verdächtig iſt. Nicht ſowohl von denjenigen, welche die ungehemmteſte, vielſeitigſte Entwicklung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, ſeine freieſte Bewegung und reichlichſte Mittheilung wünſchen, wird im gegenwärtigen Augenblick der Univerſitätszwang angefochten, ſondern hauptſächlich von Solchen, welchen der Geiſt der Univerſität als ein Geiſt der falſchen Freiheit, der Zügelloſigkeit, der ſittlichen und religiöſen Frechheit und Verderbniß erſcheint, während die Vertheidiger der Univerſität dieſe als das Bollwerk und Pfand der ächten Geiſtesfreiheit, des Fortſchritts rühmen. So haben beide Parteien das mächtige Zauberwort der Freiheit, wiewohl in verſchiedenem Sinne, für ſich; und es begreift ſich leicht, wie einerſeits die Univerſität, das halb militäriſch geordnete Werk des deſpotiſchen, dem Aufſchwung der höhern, idealen Wiſſenſchaften feindſeligen Napoleon, ſpäter jedoch mehr in Einklang mit den Zeitideen und Stimmungen gebracht, durch manche der bedeutendſten, gelehrteſten und geiſtreichſten Männer geſchmückt und gehoben, nicht blos den Vergötterern des Kaiſerreichs, ſondern auch den Freunden der Centraliſation, alſo den Mitgliedern und Anhängern der Regierung, und endlich der großen Zahl derer, welche ſich der Aufklärung und der Theilnahme am Zeitgeiſt rühmen, als ein theurer Beſitz, als Förderung und Pfand der geiſtigen Größe Frankreichs erſcheint, und wie andererſeits die Entſtehungsweiſe derſelben, der noch immer nachwirkende Geiſt der ſtarren Dreſſur in geiſtigen Dingen, die Abkehr von der alten Unterrichts- und Erziehungsweiſe, die ſich enger an Religion und Kirche und an deren Perſonal anlehnte, die Maßregeln einer kleinlichen Eiferſucht und fiskaliſcher Quälerei und die entſchiedene Weltlichkeit der Univerſität Manchen der freiſinnigſten, unbefangenſten und tiefſten Geiſter, aber noch mehr dem Klerus und deſſen Anhängern dieß Inſtitut anſtößig machen konnten. Hauptſächlich aber war und iſt den Vertheidigern der Freiheit des Unterrichts in Frankreich der angebliche Mißbrauch der Lehrfreiheit an der Univerſität ein Dorn im Auge. Die Form des Zwangs iſt den Einen, der kleineren Zahl der wahrhaft Freiſinnigen, den Andern dagegen, der großen Mehrzahl,

iſt die Doctrine, der Geiſt der Univerſität ein Anſtoß und ein Aergerniß, und die Letzteren würden, wenn die Lehren und die Lehrer der Univerſität ihren Wünſchen und Anſichten entſprächen, gegen den Zwang und das Monopol wenig einwenden. So aber, wie die Sachen jetzt ſtehen, rufen ſie die Freiheit des Unterrichts an — und haben dabei der Sache nach gerade das Gegentheil von dem im Sinn, was in Deutſchland die Verfechter der Lehrfreiheit fordern. Während der Reſtauration wurde dieſe, die Lehrfreiheit, an der Univerſität ſelbſt, in Folge des Einfluſſes der kirchlichen, ultramontanen, überhaupt der reactionären Partei, durch Schließung der Vorleſungen einzelner Lehrer bedroht und beſchränkt; aber ſeit der Juliusrevolution ſind die, natürlich mit Vorſicht gewählten Lehrer dem politiſchen Syſtem der Regierung nicht mehr ſo vorausgeeilt oder entgegengetreten, daß dieſe zu Beſchränkungen ſich veranlaßt geſehen hätte; wohl aber ſind Beſchränkungen und Störungen der Lehrfreiheit von Studirenden ausgegangen gegen einzelne mißfällige Profeſſoren. Wenn nun freilich die Regierung mit der Wahl der publiciſtiſchen und hiſtoriſchen Lehrer die Republikaner nicht befriedigte, ſo mißfielen doch mindeſtens eben ſo ſehr oder noch mehr die Philoſophen, und überhaupt ſehr viele Lehrer der Univerſität, wegen ihrer philoſophiſchen Anſichten der katholiſchen Geiſtlichkeit Frankreichs, was der Regierung in der Meinung ſämmtlicher nicht kirchlich oder nicht chriſtlich geſinnten Franzoſen eigentlich zum Lobe gereichte. Wurde nun die Univerſität (und mittelbar die Regierung) in Frankreich wegen zu freier, unchriſtlicher Philoſophie und Geiſtesrichtung überhaupt, wegen Lehre und Begünſtigung des Pantheismus und Atheismus, von der kirchlichen Partei angegriffen und darüber Beſchwerde erhoben, daß die Privilegien der Univerſität zu Verbreitung des Unglaubens und Vergiftung der Moralität mißbraucht würden, ſo wurde umgekehrt in Deutſchland in den jüngſten Zeiten von einer philoſophiſchen Partei, — in deren Beſtrebungen auch politiſche Elemente mit den philoſophiſchen gemiſcht ſind — dem Staat der Vorwurf gemacht, daß er die Lehrfreiheit, das Lebenselement der deutſchen Univerſitäten, beſchränke und vernichte, weil Lehrer, deren Anſichten und Lehren dem Chriſtenthum (oder auch der geltenden politiſchen Ordnung) als zuwiderlaufend betrachtet wurden, entfernt oder

nicht berufen würden. So wird, ſcheint es, der franzöſiſchen Regierung von den Vertheidigern der „Freiheit des Unterrichts“ die Gewährung der unbedingten Lehrfreiheit zum Verbrechen gemacht, über deren Verweigerung man in Deutſchland ſich beſchwert. Demnach ſcheinen ſich die Grundſätze der Regierungen dieſſeits und jenſeits des Rheins in dieſer Beziehung gerade entgegengeſetzt; der ſcheinbar ſchroffe und befremdende Gegenſatz mildert ſich aber, wenn man Folgendes erwägt. Die franzöſiſche Univerſität ſteht, vermöge ihrer noch neuen Gründung und Organiſation durch einen centraliſirenden, eiferſüchtigen Alleinherrſcher, in noch viel unmittelbarerer Verbindung mit der Regierung, in viel näherer Unterordnung unter ſie, ſofern der Miniſter des öffentlichen Unterrichts ihr Haupt, ihr Großmeiſter iſt, als die deutſchen Univerſitäten, welche doch noch die Form und den Namen von in gewiſſem Grade ſelbſtſtändigen Korporationen aus ihren früheren Zeiten gerettet haben. Daher iſt in Frankreich viel weniger als auf deutſchen Univerſitäten der Vortrag von der Regierung mißfälligen Lehren zu befürchten, zumal da der franzöſiſchen Univerſität das Inſtitut der ohne förmliche Anſtellung lehrenden (Privat-) Docenten fehlt, unter welchen in Deutſchland viele jugendlich kühne, zur Oppoſition und zu Ueberſchwenglichkeiten geneigte Talente ſich befinden. Die bedeutendſten Lehrer, namentlich in Paris, werden von der Regierung natürlich mit allſeitiger Erwägung ihrer Geſinnungen und Anſichten gewählt. Sodann beſteht in Frankreich überhaupt, vermöge der dort im achtzehnten Jahrhundert herrſchend geweſenen philoſophiſchen Aufklärung, der Revolution und der Entwöhnung vom kirchlichen und religiöſen Leben, eine größere Gleichgültigkeit gegen die poſitiven Lehren des Chriſtenthums, und der Mehrzahl der Franzoſen iſt keine Art von Philoſophie anſtößig, welche nicht auf freche und blasphemiſche Art Unglauben und Unſittlichkeit predigt, was ſich gewiß von der gegenwärtig dort gelehrten Philoſophie nicht ſagen läßt, die ſich des wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Ernſtes mit Eifer befleißt. Ein ſehr wichtiger Punkt aber endlich iſt der: die franzöſiſche Univerſität befaßt das Studium der Theologie nicht in ſich, ſondern dieß fällt den theologiſchen, biſchöflichen Seminarien zu, — und damit fällt die, die proteſtantiſchen deutſchen Univerſitäten

drückende Schwierigkeit weg: in wie weit es Lehrern, die den kirchlichen oder christlichen Glauben ganz oder theilweise, verdeckter oder offener verlassen oder bestreiten, gestattet seyn solle, Vorträge vor der theologischen Jugend zu halten? und ob wenigstens den philosophischen Lehrern hierin volle Freiheit gegönnt werden solle?

Für die unbedingte Lehrfreiheit kann man so argumentiren: das Recht der freien Gedankenmittheilung ist in den, in politischer und geistiger Bildung vorangeschrittensten Staaten Europa's anerkannt und gesetzlich geheiligt, mit Vorbehalt von Strafen gegen den Mißbrauch durch Uebertretung positiver, ausdrücklicher Gesetze. Was nun, nach den Gesetzen, strafbar ist oder nicht in gedruckten Schriften, läßt sich freilich oft schwer bestimmen; die Entscheidung hievon hängt meist, in minder freien Staaten, von den Gesinnungen und Impulsen der Regierung, in freieren dagegen von der öffentlichen Meinung, von dem herrschenden Geist ab; und wenn auch in Deutschland der Beweis politischer Vergehen gegen einen freimüthigen Schriftsteller nicht schwer zu führen seyn mag, so ist doch bekannt, daß mit einigem wissenschaftlichen Ernst und Mäßigung in philosophischen und theologischen Materien Alles ohne gerichtliche Anfechtung geschrieben werden darf. Unter die Gedankenmittheilung fällt nun auch der Lehrvortrag an Universitäten; soll dem Lehrer an einer Universität verwehrt seyn, das mündlich vorzutragen, was er ungestraft drucken lassen darf? oder soll sich neben den Universitätslehrern, welche vom Staat Gutgeheißenes mündlich lehren, eine von den Universitäten ausgeschlossene Klasse von Schriftstellern bilden, welche das vom Staat nicht Gutgeheißene durch die Presse unter dem ganzen gelehrten oder gebildeten Publikum Deutschlands verbreiten? Würdigt der Staat nicht die Lehrer an den Hochschulen, welche als Vertreter und Förderer der höchsten und freien Wissenschaft gelten sollen und bisher galten, herab durch die Forderung, sich innerhalb der Grenzen dessen zu halten, was er (der Staat) der Jugend angemessen erachtet, und die Belehrung der Erwachsenen und Gereiften, ohne ängstliche und peinliche Rücksichten, den nicht vom Staate besoldeten Gelehrten zu überlassen? würdigen nicht noch mehr die akademischen Lehrer sich selbst herab und versündigen sich an der

Unabhängigkeit der Wissenschaft, an der freien Erforschung der Wahrheit, wenn sie dem Staate, der Regierung, d. h. in der Wirklichkeit einigen Beamten, die vielleicht dem Geiste höherer Wissenschaftlichkeit ganz fremd sind, die Festsetzung dessen überlassen, was als Wahrheit gelten, was das Resultat von unbefangen angestellten Forschungen seyn soll? wird nicht fast jede neue Wahrheit denjenigen, welche den zu ihr führenden Weg nicht selbst durchgemacht haben, als Irrthum erscheinen? und sollen die deutschen Universitäten, die sonst die Leuchten und Führer der Bildung waren, dazu verurtheilt werden, der außerhalb ihrer Kreise zuerst auftauchenden und sich Bahn brechenden Wahrheit langsam nachzuhinken und stets im Nachtrabe der Bildung zu bleiben?

Dieser Beweisführung zu Gunsten der unbedingten Lehrfreiheit muß vorerst dies eingeräumt werden, daß dem Staat, der Regierung, einigen Beamten, allerdings nimmermehr zukommen kann, der wissenschaftlichen Forschung überhaupt in theologischen und philosophischen Materien eine Grenze zu ziehen, ihr die Resultate vorzuschreiben, daß er für die immer gesuchte höchste Wahrheit nicht schon einen absoluten, theoretischen, wissenschaftlichen Maßstab besitzt. Die Regierung steht über der Universität nicht in wissenschaftlicher Beziehung, sondern nur in politischer. Es fragt sich nun, ob sich aus diesem Verhältniß einer nicht wissenschaftlichen, sondern praktisch politischen Unterordnung gewisse Beschränkungen der Lehrfreiheit ableiten und rechtfertigen lassen. Daß überhaupt solche zulässig seyen, wird man kaum bestreiten, denn es gibt in menschlichen Dingen keine Freiheit, die nicht ihr inneres Maß, ihre äußere Beschränkung hätte und haben müßte. Eine äußere Beschränkung ist schon das, daß der Staat, wenn auch nach den Anträgen der Universität, die ordentlichen Lehrer nach seiner Auswahl beruft und ernennt, die ihm mißfälligen Männer also immer ausschließen kann, und daß er die sogenannte Habilitirung von Privatdocenten an die Erfüllung gewisser Bedingungen, Prüfungen, Disputationen und dergleichen knüpft; auch eine gewisse moralische Bürgschaft zu verlangen ist er gewiß berechtigt und verpflichtet. Rechtfertigen wird es sich auch lassen, wenn nach einem vernünftigen Plane die Lehrgebiete und Fächer abgegrenzt, und Uebergriffe in Gebiete,

auf welchen der Lehrer seine Befähigung nicht nachgewiesen hat, und wozu ihm die Ermächtigung fehlt, verhindert werden; doch ist dieß mehr Sache der speziellen Administration. Daß ferner der akademische Lehrer den Gesetzen überhaupt ebenso wie jeder Andere unterworfen, und vor Strafen wegen Verletzung derselben in seinen Vorträgen nach Maßgabe der bestehenden Criminalgesetze durch seine Lehrfreiheit nicht geschützt ist, versteht sich von selbst. Aber wie dann, wenn er innerhalb seines ordentlichen Lehrgebietes, ohne eine Verletzung der bürgerlichen Gesetze, in ernster, wissenschaftlicher Weise Ansichten und Lehren vorträgt, welche den im Staat überhaupt geltenden, seiner gesammten Einrichtung und Gesetzgebung zu Grunde liegenden Ansichten, und insbesondere den Lehren der Kirche, dem allgemeinen religiösen Glauben zuwiderlaufen?

Ueber theoretische Wahrheit kann sich der Staat keine Entscheidung anmaßen; aber es gibt Sätze von einleuchtender, praktischer Bedeutung, deren Gültigkeit der Staat so gewiß und nothwendig aufrecht erhalten muß, als er seine Selbsterhaltung will, — die für ihn die Bedeutung von nie aufzugebenden Grundsätzen haben und haben müssen. Der Staat wird sich z. B. nicht herausnehmen, das schwierige Problem der menschlichen Willensfreiheit zu entscheiden, er wird Jedem freistellen, sich zum Fatalismus, Determinismus oder Indeterminismus zu bekennen, aber er wird nimmermehr den praktischen Grundsatz aufgeben, daß jeder Staatsgenosse für seine Handlungen verantwortlich, für seine Vergehen strafbar sey; er wird die Unverletzlichkeit des Eigenthums behaupten, wenn er auch nicht unternimmt, eine philosophische Deduktion davon zu geben; er wird, wenigstens der jetzige europäische Staat, die Ehe als das nothwendige Fundament eines geordneten Staatslebens betrachten. Der Staat mag nun Gründe haben, Abweichungen von diesen praktischen Grundsätzen und entschiedene Bekämpfung derselben, etwa in Schriften, zu übersehen und ungeahndet zu lassen; aber gewiß wäre er berechtigt, ja verpflichtet, dem Universitätslehrer Einhalt zu thun, welcher, wenn auch mit großem Scharfsinn und mit aller Ruhe, als einzig gültiges Recht das Recht des Stärkern aufstellte, der die Gemeinschaft des Eigenthums in ganz roher, zum Zugreifen privilegirender Weise, und die Gemeinschaft

der Weiber predigte, und die Unvernünftigkeit, die Naturwidrigkeit der Ehe zu beweisen trachtete. Gegen solche Lehren einzuschreiten, wäre der Staat verpflichtet, eben so sehr um seiner eigenen Ehre willen, weil es ihm eine Schmach wäre, wenn ein von ihm ernannter und besoldeter Lehrer dergleichen, so zu sagen in seinem Auftrage, vortrüge, als auch durch die Sorge für die studirende Jugend, welche, leicht vom Neuen und Seltsamen gefesselt, durch blendende Sophismen selbst für die verkehrtesten Ansichten sich eine Zeit lang gewinnen lassen könnte. Wenn aber allenfalls der Staat einen Philosophen solche, seiner moralischen Existenz feindselige Sätze auskramen und dialektisch vertheidigen ließe, im Andenken an den Satz, daß nichts so absurd sey, daß es nicht schon von einem Philosophen behauptet worden wäre, — würde der Staat einen Rechtslehrer fortlehren lassen, der sich offen zu dem Satze bekennte: es gebe kein Recht als das Recht des Stärkeren, und auf diesem Fundament ein System des Natur- oder Vernunftrechts aufbaute? Offenbar schriebe sich ein Rechtslehrer mit diesem Grundsatze selbst seinen Scheidebrief vom Katheder des Rechts, das er damit in seinem innersten Wesen läugnete und vernichtete; und wenn er nicht selbst einsähe, daß seine Wirksamkeit zu Ende, mit der Ordnung des Staates nicht vereinbar sey, so müßte ihn der Staat von seinem Lehramt entlassen. Aehnlich verhält es sich mit Lehrern der Theologie. Ein Lehrer der christlichen Theologie, der nicht etwa nur diese oder jene Auffassungsweise und Gestaltung der christlichen Lehre, sondern diese selbst, ihrem innersten Wesen und Prinzip nach, der die Religion überhaupt als eine Selbsttäuschung und Verirrung des Menschengeistes, als unphilosophisch und unvernünftig verwirft und bekämpft, ist offenbar etwas Monströses, und es wäre in der That der Triumph der dialektischen Toleranz des neunzehnten Jahrhunderts, wenn man einen entschiednen Feind des Christenthums statt der angekündigten Apologetik vielmehr die bitterste Polemik gegen die christliche Lehre, oder einen Juden, der ja so gut wie Andere ein scharfsinniger und grundgelehrter Mann seyn kann, christliche Dogmatik vortragen hörte. Und dazu kann es wohl kommen, wenn man die Lehrfreiheit ungefähr in demselben Sinne nimmt, wie die ausgedehnteste Gewerbefreiheit, vermöge welcher Jeder

Behandlung in der Regel nur von dem ſtärkeren auf das ſchwächere Geſchlecht wirkt.

Indeſſen wenn es auch gelingen ſollte, durch eine Parallele des Nachtwandelns und durch die bündigſte Kritik der magnetiſchen Erſcheinungen die Haupttbatſachen des Somnambulismus ins Reine zu ſetzen, ſo wird ihre Unbegreiflichkeit dennoch ein Stein des Anſtoßes bleiben, woran der Glaube an ihre Wirklichkeit immer wieder ſcheitern und in Zweifel zurückſinken wird. Eine gewöhnliche, alltägliche Erſcheinung erhält ſich, wenn ſie auch noch ſo unbegriffen iſt, in feſtem, unwandelbarem Glauben: ſie iſt bekannt, dies reicht hin, ihre Unbegreiflichkeit zu überwinden. Allein wenn eine unbegriffene Erſcheinung zugleich nur außerordentlicher und ſeltener Weiſe vorkömmt, wie der Somnambulismus, ſo verwandelt ſie ſich immer wieder in ein Wunder, woran Jeder, der ſie nicht ſelbſt erfahren, zu zweifeln ſich berufen findet. Der Somnambulismus wird daher erſt dann als Thatſache feſtſtehen, wenn es gelungen ſeyn wird, ihn zu begreifen und den Anſtoß ſeiner Wunderbarkeit hinwegzuräumen. — Auch in dieſer Beziehung glaubt der Verf. vermittelſt gewiſſer von ihm ausgemittelter pſychologiſcher Reſultate einen weſentlichen Beitrag zur Löſung des vorliegenden Räthſels liefern zu können.

Es dürfte zweckmäßig ſeyn, den Gang unſerer Darſtellung des Somnambulismus ſo einzurichten, daß wir mit einem allgemeinen Ueberblick der unbeſtrittenen Erſcheinungen des Nachtwandelns beginnen, auf dieſe ſodann die Erklärung des Somnambulismus gründen, und endlich, nachdem der leitende und erleuchtende Begriff gewonnen iſt, den Magnetismus mit den parallelen Erſcheinungen des Nachtwandelns nach der Stufenfolge der immer höheren Grade des ſomnambülen Erwachens darſtellen.

II. Die Haupterſcheinungen des Nachtwandelns.

Der Schlafwandler verrichtet willkührliche Bewegungen, als ob er bei vollem Gebrauche ſeiner Sinne, namentlich des Geſichts, Gehörs und Taſtſinns wäre, ohne jedoch die gewöhnlichen Sinnorgane zu gebrauchen. Denn ſein Auge iſt meiſt geſchloſſen, und wenn

produciren und verhandeln darf, wozu er Luſt hat und Abnehmer findet.

So wenig der Staat von Lehrern, die er ſelbſt ernannt hat und ermächtigt, alſo gewiſſermaßen unter ſeiner Autorität, Lehren öffentlich an ſeinen Hochſchulen vortragen laſſen kann, welche den ſittlichen und Rechtsgrundſätzen, auf welchen er ruht, förmlich den Krieg machen, ſo wenig kann er auch, ſo lang er ſich nicht vom Chriſtenthum und von der Religion losgeſagt hat, ſo lang er die Kirche vertritt, ſey es, daß er ſich mit ihr identificirt oder daß er ſie als ein weſentliches Element des Staates anerkennt und ſchützt, von autoriſirten Univerſitätslehrern Doktrinen vortragen laſſen, welche entſchieden Feindſeligkeit gegen das Chriſtenthum, die Kirche, die Religion überhaupt zur Schau tragen. Zunächſt nicht von Theologen; und dies wird leicht zu verhüten ſeyn, denn wen ſeine Forſchungen zu ſolchen Reſultaten geführt haben, der kann vernünftiger und ehrlicher Weiſe dieſen Namen und dies Lehramt nicht mehr führen wollen, oder werden ſich die Collegen eines ſolchen Lehrers gegen denſelben erklären und auf ſeine Entfernung dringen. Indeſſen wird ſich der Staat zur Pflicht machen müſſen, alles Inquiſitoriſche, alle Ketzerriecherei zu vermeiden, und nur da einſchreiten, wo offene Thatſachen vorliegen, oder begründete Klagen Abhülfe verlangen, und dann wird er ſeine Entſcheidung auf die Anſichten der einſichtsvollſten und leidenſchaftloſeſten Männer vom Fach gründen müſſen. Schwerer iſt die Sache zu entſcheiden bei philoſophiſchen Lehrern, welche nicht einer Religionsgemeinſchaft, einer Kirche verpflichtet, an nichts Poſitives gebunden ſind, deren Aufgabe es iſt, mit Benützung alles Gegebenen, aber ohne alles Vorurtheil, durch reines Denken die Wahrheit zu finden oder zu erſchaffen. Wie wenn nun ein Lehrer das Unglück hat, durch ſein Denken auf Reſultate geführt zu werden, die dem Angenommenen widerſtreiten, und welche möglicherweiſe wahr ſeyn können? — Dieſe Möglichkeit wird der Staat nicht beſtreiten; aber er kann ſich darauf berufen, daß jeder vom Staat berufene Lehrer ſtillſchweigend oder ausdrücklich ſich verpflichtet, keine dem Beſtand und den Grundſätzen des Staates zuwiderlaufende Lehren vorzutragen. Und die Entſcheidung, ob dieſer Fall eingetreten ſey, ſteht doch wohl eher dem Staat als dem einzelnen Lehrer ſelbſt zu. Un-

möglich kann der Staat die an Universitäten gelehrte Philosophie in dem Sinne für neutrales Gebiet erklären, daß er gestattete, von hier aus die Theologie, die christliche Religion und Kirche überhaupt, nicht etwa einzelne Auffassungsweisen und Gestalten, aufs feindseligste zu bestreiten. Aber auch hier wird der Staat nie zu inquisitorischen Maßregeln, zu Consequenzmachereien und dergleichen sich heruntergeben dürfen; er wird den wissenschaftlichen Ernst, den unbefangenen Scharfsinn gewähren lassen, und Spekulationen, welche wohl zu Reibungen mit dem Geltenden und Hergebrachten führen können, aber nicht muthwillig herausfordern, nicht stören; er wird, so lange er sich um solche Lehrer bemüht, welche sich die Aufgabe stellen, die studirende Jugend zum ernsten, tiefen, unbefangenen Denken und Erkennen anzuleiten und sie darin zu üben, nicht aber auf der Hochschule Neuerer und Weltverbesserer zu bilden, nicht leicht in den Fall kommen, der Lehrfreiheit der Philosophen beschränkend entgegen treten zu müssen.

Hiegegen läßt sich der Einwurf machen: man entziehe auf diese Art den studirenden Jünglingen die Gelegenheit zu vergleichen und zu prüfen, sich ein Urtheil über die einmal vorhandenen Gegensätze zu bilden; man führe sie blind in einen Beruf hinein, an dem sie dann leicht später irre werden, wenn sie mit den Ansichten bekannt würden, die man ihnen auf der Universität vorenthalten habe. Eine solche Bevormundung der jugendlichen Geister durch den Staat auf der Hochschule, wo gerade der Geist zur Freiheit erwache und in der Freiheit erstarken solle, sey eben so ungerecht, als für die Einzelnen, die oft um ihr Lebensglück betrogen werden, und für den Staat selbst verderblich, weil er dadurch Diener der Kirche erhalte, die mit ihr wie mit sich selbst zerfallen seyen. Aber für's erste werden die bestehenden Gegensätze doch den Studirenden nicht unbekannt bleiben; die Lehrer der Hochschulen können sie unmöglich ignoriren, da sie einige Bekanntschaft ihrer Zuhörer mit denselben aus Lehrvorträgen oder aus der Literatur nothwendig voraussetzen, und daher auf die Widerlegung der ihnen irrig scheinenden Ansichten eingehen müssen. Wenn die Jünglinge ältere und neuere Ansichten, die sich auf den hier in Frage stehenden Gebieten meist wie Position und Negation verhalten, einmal

vergleichen und prüfen ſollen, ſo iſt es jedenfalls natürlicher, daß ſie vorher das Poſitive kennen lernen, und nicht mit der Kritik, mit der Negation den Anfang machen, was freilich bequemer und lockender ſeyn mag. Gerade dadurch aber, daß mit Verneinung, Kritik, Neuerung begonnen würde, müßten gar viele Jünglinge allerdings an ihrem Beruf irre gemacht werden, die ohne Widerſtand den Anſichten neuernder Lehrer preisgegeben ſind, während ſie, vorher mit einem tüchtigen Schatze poſitiver Kenntniſſe ausgerüſtet, vielleicht die Angriffe abzuwehren wüßten und eine feſte Ueberzeugung ſich bewahrten. Uebrigens werden die beiden entgegengeſetzten Anſichten über dieſe Frage ſich nie ausgleichen und vereinigen laſſen, weil jede von einem andern Geſichtspunkt ausgeht, — die eine die Univerſitäten vor Allem und hauptſächlich als die Stätten der ſelbſtändigen, freien Wiſſenſchaft und Forſchung, und die ſämmtlichen Mitglieder derſelben, Lehrer und Schüler, als Pfleger und Träger der Wahrheit und der Erkenntniß in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Univerſalität, — die andere dagegen ſie hauptſächlich als Hochſchulen, und die Studirenden als Schüler betrachtet, welche vielmehr durch Lernen ſich auf ihren Beruf vorbereiten, als ſich mit Urtheilen und Neuerungen befaſſen ſollen. Beide Anſichten haben theilweiſe Wahrheit; die erſte iſt die höhere, idealere, aber die zweite entſpricht offenbar mehr der Wirklichkeit, die ihr Recht behauptet, wenn gleich die idealere Anſicht nie aus dem Auge verloren werden darf. Dieſe letztere entſprach mehr der Wirklichkeit in den früheren Zeiten, namentlich vor Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunſt, als die Wiſſenſchaft vorzugsweiſe durch mündliche Ueberlieferung und durch Schulen gepflegt wurde, während jetzt die Literatur eine viel bedeutendere Rolle ſpielt. Damals wurden die Univerſitäten häufig auch von älteren und gereifteren Männern beſucht, Schüler und Lehrer hatten gleiches Stimmrecht, und ſie bildeten Corporationen in einem ſtrengeren Sinne; jetzt ſind die überwiegende Mehrzahl der Studirenden Jünglinge, welche ſich auf einen möglichſt bald zu ergreifenden praktiſchen Beruf vorbereiten, die die hohe Schule nur durchlaufen, aber nicht ſich als akademiſche Bürger wirklich einbürgern. Der Staat muß beide Anſichten von der Beſtimmung der Univerſitäten zu verbinden ſuchen, kann aber natürlich keiner, ein

Extrem feſthaltenden, ganz genügen. Er kann ſie nicht zu bloßen Abrichtungsanſtalten herabſinken laſſen, aber er kann auch nicht den Begriff der Lehrfreiheit ſo weit ausdehnen, daß die ſtudirenden Jünglinge, unter dem Schein der Freiheit, einer wiſſenſchaftlichen Anarchie preisgegeben würden.

Wenn man über Beſchränkung der Lehrfreiheit, als Schmälerung eines uralten Rechts der Univerſitäten, ſich beſchwert, ſo vergißt man hiebei, daß die Univerſitäten zur Zeit ihrer größten äußern Blüthe, als ſie, wie in Paris, Prag und Bologna, viele Tauſende von akademiſchen Bürgern zählten, vom Staate zwar ſehr unabhängig waren, aber dafür unter der wachſamen und eiferſüchtigen Aufſicht der geiſtlichen Gewalt, der Kirche ſtanden. Noch jetzt unterliegen manche katholiſche Univerſitäten, oder die katholiſch-theologiſchen Fakultäten den päbſtlichen Cenſuren und Epurationen, wie man z. B. bei den Hermeſianiſchen Angelegenheiten in neueſten Zeiten erlebt hat. Natürlich entzogen ſich dieſer Bevormundung des höchſten geiſtlichen Oberhauptes, von welchem auch die Ermächtigung zur Gründung von Univerſitäten eingeholt werden mußte, nach der Reformation die proteſtantiſchen Hochſchulen, womit jedoch die ſtrenge Wachſamkeit über die Rechtgläubigkeit der Lehrer nicht aufhörte, ſondern jetzt an die weltlichen Fürſten oder deren Conſiſtorien überging. Im Verlauf der Zeit wurde auch der Einfluß des Pabſtes auf die katholiſchen Univerſitäten geſchwächt, doch blieben ſie, und beſonders deren theologiſche Fakultäten, mehr als die proteſtantiſchen unter der Obhut und Controle ihrer Kirche, während die proteſtantiſchen Hochſchulen, die theologiſche Fakultät mit eingeſchloſſen, je mehr ſie ſich vom Charakter und der Stellung ſelbſtſtändiger, unabhängiger Corporationen entfernten, um ſo mehr den Charakter von Inſtituten des Staats annahmen und der Regierung unmittelbar untergeordnet wurden. Daraus iſt den Regierungen in proteſtantiſchen Staaten eine ſehr beſchwerliche und bedenkliche Laſt erwachſen, indem ſie bis auf einen gewiſſen Grad auf den Inhalt der an den theologiſchen Fakultäten der Hochſchulen vorgetragenen Lehren ſelbſt eingehen müſſen, was bei den katholiſchen Fakultäten der hiezu mehr competenten Kirche obliegt, während die proteſtantiſche Kirche, bei ihrer Abhängigkeit vom Staate, weder ſelbſtthätig

einzugreifen, noch nachdrücklich und erfolgreich zu opponiren im Stande iſt.

Wir kommen hier an einen der wichtigſten und ſchwierigſten Punkte unſerer Erörterung — auf die Unterſuchung, welchen Einfluß auf die Bildung der Jugend der Staat der Religion und der Kirche übertragen oder geſtatten ſolle? Werfen wir einen Blick auf die Geſchichte des europäiſchen, des deutſchen Unterrichts- und Erziehungsweſens, ſo ſtellt ſich als unbeſtreitbare Thatſache heraus, daß ſeit der Chriſtianiſirung Europas und namentlich Deutſchlands die Geiſtlichkeit im weiteſten Sinne das Schul- und Erziehungsweſen vorzugsweiſe in Händen gehabt, die meiſten Schulen jeder Art gegründet, mit ihren Mitgliedern beſetzt und beherrſcht hat. Leſen und ſchreiben konnten im frühern Mittelalter faſt nur Geiſtliche (aber auch ſie weit nicht alle!), und wer es von ihnen gelernt hatte. Von Kirchen, Stiftern, Klöſtern ging die Stiftung einer Menge Schulen aus, und auch wo Städte oder Fürſten Schulen gründeten, kamen dieſe meiſt unter die Leitung von Geiſtlichen. Die evangeliſchen Kirchen beſaßen nicht mehr die Mittel der katholiſchen Kirche, Schulen ſelbſt zu ſtiften, aber dafür zeigten die evangeliſchen Geiſtlichen, vor Allen die Reformatoren, den größten Eifer, Fürſten und Städte zu Stiftung und Begabung tüchtiger Schulen jeder Art aufzumuntern, und Theologen waren es hauptſächlich, welche noch lange den Unterricht an gelehrten Schulen faſt ausſchließlich gaben, ſo wie auch die Volks- und Bürgerſchulen von ihnen überwacht und in religiös-kirchlichem Sinne geleitet wurden. Und der Orden, deſſen Thätigkeit vorzugsweiſe auf Bekämpfung des Proteſtantismus, auf Wiedereroberung der dem Katholicismus abgenommenen Provinzen ſich richtete, der Orden der Jeſuiten, machte, hierin mit den evangeliſchen Theologen und Pädagogen wetteifernd, die Erziehung der Jugend beſonders der höhern und höchſten Stände, ſowohl privatim als in größern Anſtalten, zu einer ſeiner vornehmſten Aufgaben. Auch wo der kirchliche, der religiöſe Geiſt fehlte, behielt doch häufig die Bildung und der Unterricht der Jugend einen äußerlich kirchlichen oder geiſtlichen Zuſchnitt, trugen die Lehrer den kirchlichen Charakter wenigſtens als Titel an ſich, und es iſt neulich in der franzöſiſchen Pairskammer daran erinnert worden, daß Jeſuiten die Lehrer und

Erzieher eines Voltaire und Diderot, daß Mönche die Lehrer Napoleons an dem Militärinstitut zu Brienne waren. Abbé's in Frankreich, in Deutschland Magister waren bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Träger und Säulen des gelehrten Unterrichts.

Aber aus diesen historischen Vordersätzen werden nun ganz entgegengesetzte Folgerungen abgeleitet. Berufen sich die Einen darauf, um die Zurückgabe der Erziehung, des Unterrichts an die Kirche, die Geistlichkeit zu fordern, weil dies ihr Recht, ihr unbestreitbarer Beruf in vielen Jahrhunderten gewesen, und der Natur der Sache nach immer sey und bleibe, so argumentiren Andere: der Gang der Geschichte, der Kultur, der politischen und humanen Entwicklung zeige, daß die Erziehung und der Unterricht, welche so lang in den Händen der Geistlichkeit gewesen, jetzt in andere Hände übergehen müsse, ja schon unwiderruflich übergegangen sey; daß die Geistlichkeit ihre Zeit hierin gehabt habe, daß aber jetzt ihr Reich hier ebenso zu Ende sey, wie in Bezug auf politische Herrschaft. Gelten der einen Ansicht die Leistungen der Geistlichkeit im Erziehungs- und Unterrichtswesen während so vieler Jahrhunderte als ein unsterbliches, nie genug zu verherrlichendes Verdienst um die europäische Gesittung und Bildung, und als ein vollgültiger Rechtstitel auf den beständigen Fortbesitz dieser Funktionen, so betrachtet die entgegengesetzte ihre lange Wirksamkeit und ihren Einfluß vielmehr als eine ebenso schlau berechnete und ehrgeizige, als verderbliche Usurpation, der man so bald und so gründlich als möglich ein Ende machen müsse, weil sie gerade die ächte Aufklärung und Bildung unendlich gehemmt und den Fortschritt der Menschheit verzögert habe, wie sich dieß schon in der kurzen Frist zeige, wo der Alleinbesitz des Unterrichts ihren Händen entwunden sey und die Aufklärung und Wissenschaft Riesenschritte gemacht habe. Beide Ansichten haben neuestens in Frankreich sehr beredte und eifrige Vertheidiger gefunden; „der Priester allein," ruft ein Geistlicher, „ist fähig zu unterrichten und zu erziehen, den Menschen und den Christen, den Bürger und den Katholiken zu bilden. Jeder weltliche Unterricht ist eine Usurpation der Rechte der Kirche, eine Beleidigung gegen Gott, ein Unrecht an der Familie und an der Gesellschaft." — „Immer

und überall," ruft ein franzöſiſcher Pair, „in proteſtantiſchen Ländern wie in katholiſchen ſehe man das Werk der Erziehung beſonders der Kirche, der Geiſtlichkeit anvertraut, und nun komme ein Mandarinat von Leuten, die von keinem Offenbarungsglauben, von keiner unwandelbaren Lehre wiſſen, und begehre im Namen des Staates die zarteſte, die heiligſte ſittliche Autorität, eine hohe Polizei über die Seelen und die Intelligenzen. Nun aber ſey der heutige Staat nicht blos weltlich, ſondern ungläubig, offiziell ungläubig." Dagegen hat ein anderer Staatsmann erklärt: „die Geiſtlichkeit ſelbſt wiſſe, daß ſie dem Beruf der Lenkung und Regierung der Geiſter, der allgemeinen Erziehung und des Unterrichts heutiges Tags nicht mehr gewachſen ſey. Nicht die religiöſen Einflüſſe ſeyen es, welchen die Welt die Freiheit des Gedankens und des Gewiſſens verdanke; bürgerliche Einflüſſe, bürgerliche Ideen, bürgerliche Gewalten ſeyen es, und ſie allein auch können dieſe Errungenſchaft bewahren. Der Staat ſey nicht atheiſtiſch, aber weltlich, und das müſſe er zum Heil der Freiheit bleiben; damit dies Prinzip feſtſtehe, müſſe man die allgemeine Säculariſation der Gewalt, den weltlichen Charakter des Staats mit allen ſeinen Inſtitutionen, den Bürgſchaften der Freiheit des Gedankens und des Gewiſſens aufrecht erhalten." Zu bemerken iſt, daß dies Aeußerungen eines Mannes ſind, der nicht auf einem Extrem, dem der Abneigung gegen Religion und religiöſen Einfluß ſteht, wie ſo viele Politiker der Gegenwart, ſondern welcher die Religion als Menſch und als Staatsmann hoch hält, und der im Ganzen eine vermittelnde und verſöhnende Stellung in dieſer Sache einzunehmen ſucht.

Vorurtheil, Fanatismus, Ehrgeiz, Herrſchſucht und Mangel an Aufrichtigkeit haben dieſe Streitfrage unendlich verwirrt, und zwiſchen den extremſten Anſichten, derjenigen, welche im Grund alle Religion verwirft und haßt, und derjenigen, welche die Allein- oder Oberherrſchaft der geiſtlichen Macht, der Kirche, zurückwünſcht, und den politiſchen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritt verdammt, iſt kein Verſtändniß möglich. Je mehr aber gerade die Extreme die Geiſter anzuziehen drohen, auf der einen Seite der grobe Materialismus im Bunde mit philoſophiſchem Uebermuth, auf der andern engherziger religiöſer Zelotismus

und hierarchiſche Gelüſten, deſto energiſcher ſollten die Beſonnenen und Gemäßigten ihre Stellung abgrenzen und behaupten, und ſich untereinander zum Widerſtand gegen die von zwei Seiten her drohenden Angriffe und Uebergriffe verbünden. In dieſem Sinne beſprechen wir die Anſprüche der Religion und der Kirche auf Theilnahme an der Erziehung und Bildung der Jugend, vom Geſichtspunkte des Staates aus.

Daß der Staat, im civiliſirten Europa, ſich von der Kirche emancipirt hat, iſt eine Thatſache, und nach unſerer Ueberzeugung ein Fortſchritt und Gewinn für den Staat und für die Kirche; aber ſchlimm wäre es, wenn jetzt der Staat die Kirche vernichten oder zur Sklavin machen wollte, ſtatt ſie in dem ihr gebührenden Kreiſe als Freie zu dulden und zu ſchützen. Oben wurde gezeigt, daß der vernünftige Rechtsſtaat kein Element des Lebens und der Thätigkeit ausſchließe und unterdrücke, daß er, ſoweit die Freiheit und das Wohl der Geſammtheit es geſtatte, den Kräften der Einzelnen und der Korporationen allen Spielraum geſtatte, und ſie dem Ganzen nützlich und heilſam zu machen ſtrebe. Als die durch die jetzige Entwicklung nothwendig gemachte Aufgabe der Staatsweisheit möchten wir bezeichnen: den Grundſatz des Staates, ſich kirchlich neutral zu halten, ohne doch religiös indifferent zu ſeyn. Hierin liegt die Anforderung an ihn, die Kirche, oder die Kirchen, ungehemmt gewähren zu laſſen, ſo weit ſie keine mit dem Wohl des Staates und den Pflichten der Bürger unvereinbare Lehren vortragen, oder ſich keine mit der politiſchen Oberhoheit des Staates ſtreitende Befugniſſe, ſeyen es neue oder früher beſeſſene und ſpäter verlorene, anmaßen. Nur negativ, Schädliches, Ungeſetzliches abwehrend, ſoll ſich der Staat verhalten in Beziehung auf die äußere Organiſation, die ſich die Kirche oder die Kirchen geben mögen, und namentlich da wird er vielfachen, oft ſchwierigen Stoff zur Thätigkeit finden, wo die Kirche oder eine Kirche zum Theil unter einem nicht dem Staat angehörigen Obern ſteht, — auf welche verwickelte und ſchwierige Verhältniſſe hier nicht weiter eingegangen werden kann; — poſitiv aber entgegenkommen ſoll der Staat der Kirche und ihren Dienern, ihre Mitwirkung annehmen und fordern zur Erweckung und Beförderung des ſittlich-religiöſen Geiſtes unter ſeinen Bürgern, die zugleich ihre

Mitglieder ſind. Nun mögen Solche, die nicht gerade Religion und Kirche verwerfen, aber doch die Anmaßungen und Uebergriffe fürchten und beſchränken, ſagen: die ſittliche Erziehung der Jugend gebührt den Eltern, der Familie oder wer an ihre Stelle tritt; für religiöſe Belehrung, Erbauung iſt die Kirche, die Kanzel, wozu etwa noch die Privatſeelſorge der Beichtväter treten mag; mit dem Volks- und Elementar-, dem geſammten Gelehrten-, dem techniſchen und Berufsunterricht aber, mit der intellektuellen Bildung, haben die Geiſtlichen und hat die Religion nicht, ſondern die Meiſter in den einzelnen Fächern und Berufsarten ſich zu befaſſen; jede Herrſchaft und Leitung der Geiſtlichen, der Kirche, iſt eine zwar alte, aber höchſt verderbliche und unvernünftige Anmaßung. Nur in der Emancipation der Schulen und des Unterrichts jeder Art von der Kirche iſt das Heil zu ſuchen.

So genau Religion und Kirche ſich aufeinander beziehen, dürfen ſie doch, wie im Obigen angedeutet iſt, nicht einander gleichgeſtellt, nicht verwechſelt werden, wie ſo oft aus Unachtſamkeit oder abſichtlich, im vermeintlichen Intereſſe derſelben, oder aus Abneigung gegen Beide, geſchieht. Es iſt wahr, keine Religion kann ohne eine Art von Kirche, von äußerlicher Geſtaltung und Organiſation ſeyn und beſtehen, und umgekehrt, jede Kirche hat eine Religion zu ihrer nothwendigen Vorausſetzung, aber die äußere Geſtalt und Macht der Kirche entſpricht nicht gerade immer der Intenſität des religiöſen Glaubens und Lebens, und die äußere Organiſation der Kirche kann den religiöſen Geiſt in ſich aufzehren, und an die Stelle des religiöſen Sinnes einen bloß hierarchiſchen Kirchen- und Prieſtergeiſt ſetzen. Je weniger dies der Fall iſt, je mehr die Genoſſen und beſonders die Prieſter und Diener einer Religion auf das Innerliche, die Ueberzeugung, die Erkenntniß, die Sittlichkeit, und nicht auf die äußeren Intereſſen der Kirche ihren Eifer richten, deſto vertrauensvoller kann der Staat ihre Mitwirkung zur Erziehung ſeiner Bürger, ſeiner Jugend in Anſpruch nehmen. Denn die Bildung von ſittlich religiöſen Bürgern iſt das gemeinſame Intereſſe von Staat und Kirche, und unter den ernſteren Staatsmännern, welche auf die Sittlichkeit der Staatsbürger wirklich einen Werth legen, ſie als Bedingung der Wohlfahrt betrachten,

wird die Ueberzeugung immer allgemeiner, daß es ohne eine religiöse Grundlage keine Bildung zur ächten Sittlichkeit gebe, was auch immer Philosophen zum Preise einer ganz reinen, autonomischen Sittlichkeit sagen mögen. Erkennt einmal der Staat die religiöse Anlage, das religiöse Bedürfniß als ein wesentliches Element der menschlichen Natur und als eine feste Stütze des Staatslebens an, besonders sofern es mit dem sittlichen Element und mit der intellektuellen Bildung verbunden ist und Hand in Hand geht, so muß er nothwendig wünschen, daß die Jugendbildung einen religiös sittlichen Charakter an sich trage. Aber der religiöse Mensch ist nicht der ganze Mensch, ist nicht der Bürger, der Gewerbsmann, der Gelehrte, der Staatsmann u. s. w., und allerdings läßt sich nicht einsehen, daß und warum die Diener der Kirche, die Priester, die Religiosen und Theologen, die Erziehung und den Unterricht der Jugend in den verschiedenen Berufsarten, oder etwa in den gelehrten Laufbahnen, ausschließlich übernehmen sollten, so wenig, als daß sie davon sollten ausgeschlossen werden. Gewiß ist, daß der Staat verschiedenartiger Berufe und Fertigkeiten bedarf, und ebenso gewiß ist, daß der Geistliche, der Theolog als Solcher die zur Vorbereitung auf den verschiedenen Gebieten der Thätigkeit im Leben, im Staat erforderlichen Kenntnisse nicht alle besitzen und mittheilen, also schon darum nicht das Monopol der Jugenderziehung in Anspruch nehmen kann. In der frühern, mittelalterlichen Zeit war allerdings die Geistlichkeit fast alleinige Inhaberin aller gelehrten und wissenschaftlichen Kenntnisse, sogar des Lesens und Schreibens, und daher ging auch fast aller Unterricht von ihr aus; daß dieser Unterricht in vielen Fällen ein einseitig religiöser, sehr häufig auch, bewußt oder unbewußt, ganz nach den zeitlichen und egoistischen Interessen der Kirche oder der einzelnen Geistlichen eingerichteter war, liegt in der Natur der Sache, und wir können uns deßhalb weder auf Vorwürfe noch auf Rechtfertigungen einlassen. Auch als die allgemeine Bildung und Gesittung stieg, und Adel und Bürger die Wissenschaften pflegten, brachten es doch die Verhältnisse mit sich, daß die Geistlichen mit Vorliebe dem Unterricht der Jugend sich widmeten, bis weltliche Wissenschaft und Gelehrsamkeit sich mit ihnen mehr und mehr, besonders in den höhern und in den Specialschulen, in den Unterricht

auch offen, ſtarr und ohne Blick, in der Regel aufwärts gedreht; ſein Ohr iſt unempfindlich für die ſtärkſten, erſchütterndſten Schälle; ſein Taſtſinn iſt bis auf die Empfindung, und zwar ſo tief eingeſchlafen, daß er geſchlagen, gekneipt und ſelbſt geſtochen und verwundet werden kann, ohne zu erwachen oder auch nur Empfindung zu äußern; ſeine Naſe und Mund ſind für die ſchärfſten Ingredienzien ohne Reizbarkeit. Sauvages de la Croix ſtellte nach den Mémoires de l'Académie royale des Sciences vom Jahr 1742 (ſ. p. 402 sq.) an einer zwanzigjährigen Schlafrednerin, die er am 5. April 1737 im Hoſpitale beobachtete, folgende Verſuche an, welche die Erſtarrung aller Sinne außer Zweifel ſetzen.

Er fand das Mädchen krank im Bette, über Mattigkeit und Kopfſchmerzen klagend, aber noch wach. Bald darauf erſtarrte ſie, wie gewöhnlich am Anfang und Ende ihres ſchlafwachen Zuſtandes, ſo daß ſie einer Bildſäule glich: der Athem ſtockte und nur das Herz und der Puls ſchlugen noch langſam. Andre Male, wenn die Erſtarrung ſie außer dem Bette betroffen, blieb ſie in der zuletzt genommenen Stellung unverrückt ſtehen, und ließ ſich, wie eine Gliederpuppe, beliebige Stellungen geben, ſich wie eine Bildſäule fortſchieben u. dgl. Nach fünf oder ſechs Minuten erwachte ſie aus der Erſtarrung, fing an zu gähnen, richtete ſich im Bette auf und ſprach nun ganz vernünftig und zuſammenhängend; indem ſie meiſt in dem Ideenkreiſe des letztvorangegangenen Anfalls fortfuhr. — Indeſſen wachte ſie dabei nicht, wenigſtens nicht in der gewöhnlichen Weiſe des Taglebens und innerhalb der fünf Sinne; ſie war vielmehr innerhalb dieſer Region im allertiefſten Schlafe, wovon ſich de la Croix durch folgende Verſuche verſicherte.

Weil ſie die Augen offen hatte, ſchlug er mit der Hand ihr etlichemale plötzlich vor die Augen, allein ſie ſchloß weder die Augenlieder, noch machte ſie die geringſte Ausbeugung, noch ließ ſie ſich im Mindeſten in ihrer Rede ſtören. Er ſtieß mit einem Finger ſchnell und ſo nahe als möglich gegen ihre Augen, hielt ihr unverſehens einen brennenden Wachsſtock ſo nahe vor das Auge, daß beinahe die Augenwimpern wären verſengt worden; — ohne daß ſie auch nur ein einziges Mal das Auge bewegt oder geſchloſſen hätte. Eine andere Perſon mußte ſich ihr vom Rücken nahen und ihr einsmals gewaltig ins Ohr ſchreien, auch einen Stein ſtark gegen das Bettgeſtelle zu ihrem Haupte werfen, worüber ſie im

theilten. Namentlich blieb den Ersteren in katholischen und protestantischen Ländern noch lange fast ausschließlich der Unterricht in den mittleren gelehrten Schulen und Erziehungsanstalten, in den Klöstern und verwandten Anstalten, während die Volksschulen von ihnen den deutschen Schullehrern überlassen wurden, und auf den Hochschulen die verschiedenen Fakultäten immer selbstständiger und unabhängiger von der Theologie und Kirche sich ablösten. In neuesten Zeiten aber hat sich von mehreren Seiten her starker Widerspruch gegen die Reste des Einflusses der Kirche und Geistlichkeit auf das Unterrichts- und Erziehungswesen erhoben, und ist der Staat dringend aufgefordert worden, die Schule von der Kirche zu emancipiren, weil die Letztere die Zwecke der Ersteren verkenne, hemme und verkümmere, ihren Aufschwung lähme, ihre Freiheit unterdrücke, sie auf eine für die Wissenschaft, für das Leben, für den Staat schädliche und verderbliche Weise bevormunde. Dieser Noth- und Hülferuf erschallt aus den höchsten und aus den untersten Sphären der Schule — von den Universitäten und von den deutschen Elementar- Volks- und Bürgerschulen, die Philologen vom Fach stimmen ebenso ein wie viele von den Reallehrern, und diese Stimmen finden ein vielfältiges Echo an dem in unsrer Zeit herrschenden Industrialismus und Materialismus, sowie an einer das große Wort führenden Philosophie und dem Dünkel einer anmaßenden, seichten Halbbildung. Da diese Protestationen gegen den Einfluß der Geistlichkeit, der Theologen, aus ganz verschiedenen Beweggründen kommt, müssen wir in der Prüfung derselben ebenfalls unterscheiden.

Oben schon, bei Erörterung der Lehrfreiheit an den Universitäten, kam die Rücksicht zur Sprache, welche der Staat der Kirche schuldig ist, und welche ihn abhalten muß, allen und jeden im Namen der wissenschaftlichen Lehrfreiheit erhobenen Forderungen unbedingt zu genügen, insofern sie mit den Lehren und dem Bestand der unter seinem Schutz stehenden Kirche unvereinbar sind. Und zu läugnen ist nicht, daß oft im Namen der Freiheit der Forschung und der Wissenschaft über Tyrannei und Zwang des Staats und der Kirche geklagt und geschrieen wird, wo die letztere nur nothgedrungen sich vertheidigt, daß man es ihr als Usurpation auslegt, wenn sie sich um ihr

Daſeyn wehrt; denn dies ſchon, nicht ihre Alleinherrſchaft, iſt Manchen ein Anſtoß. Man könnte nun hier vorſchlagen, die Kirche ſollte, wie dies in Frankreich der Fall iſt, ihre eigenen Vorbereitungsanſtalten für den geiſtlichen Stand haben, abgeſondert von den Univerſitäten, wodurch dieſen ein der freien Wiſſenſchaft gefährlicher Zwang, und jenen die gefährliche Berührung mit der profanen Wiſſenſchaft erſpart würde; aber dadurch würde der höchſte Begriff der Univerſität, als Pflanzſtätte der geſammten Wiſſenſchaften in ihrem Zuſammenhang, aufgehoben, es würde dadurch eine ſehr bedenkliche Unterſcheidung und Kluft zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Bildung feſtgeſtellt und entweder völlige Gleichgültigkeit oder Mißtrauen und Feindſeligkeit zwiſchen ihnen gegründet; und endlich müßte es als ein Bekenntniß der Niederlage, der Unhaltbarkeit ihrer Stellung von Seiten der kirchlichen Wiſſenſchaft erſcheinen, wenn ſie ſich zurückzöge und der weltlichen Wiſſenſchaft allein das Feld überließe. Wenn die Vertheidiger der unbeſchränkten Lehrfreiheit ſich auf das Beiſpiel Frankreichs berufen, ſo könnte man ſie dagegen auf England und Belgien verweiſen, wo die mit den Staatsuniverſitäten, wiewohl aus ſehr verſchiedenen Gründen, nicht Zufriedenen ſich eigne freie Univerſitäten, zu London, zu Löwen und Brüſſel, gründeten. Dazu könnte der Staat, unter gewiſſen Vorſichtsmaßregeln, wohl ſeine Zuſtimmung geben, und eine Concurrenz zwiſchen den unter der vollen Autorität des Staats, und der nur mit ſeiner Genehmigung lehrenden Univerſität, möchte manche Vortheile haben; wie ſchwer jedoch unter ſolchen Verhältniſſen eine alle Theile zufriedenſtellende Unparteilichkeit zu erlangen iſt, hat der Streit über die Zuſammenſetzung der Prüfungs-Commiſſion in Belgien gezeigt, welcher faſt ein Miniſterium geſtürzt hätte. Daß die Kirche, die Geiſtlichkeit und Theologie an den Univerſitäten Deutſchlands kein bedenkliches Uebergewicht behauptet, erhellt auch daraus, daß die philoſophiſchen Lehrſtellen ebenſowohl, wie billig, mit Gelehrten von andern Fakultäten, als mit Theologen, beſetzt werden, wenn gleich, zufällig, die Mehrzahl der philoſophiſchen Lehrer noch aus urſprünglichen Theologen beſtehen mag. Das ungezwungenere Studium und die Verzögerung einer Dienſtanſtellung veranlaßt die Theologen häufiger eine nicht eigentlich geiſtliche Laufbahn

einzuſchlagen, und beſonders auch dem gelehrten Unterricht ſich zu widmen. Seitdem die Philologie, vorzüglich in Deutſchland und durch deutſche Gelehrte, einen neuen Aufſchwung genommen und aus der Stellung einer Vorſchule oder Hülfswiſſenſchaft der Theologie oder der Philoſophie zu der einer ſelbſtändigen, hochwichtigen, inhaltsvollen Wiſſenſchaft ſich erhoben hat, beklagen ſich viele Philologen von gründlicher Bildung darüber, daß Theologen durch das wenige Latein, Griechiſch und Hebräiſch, das ſie in der Schule gelernt, ſich befähigt glauben, als Philologen ſich zu geberden, und ſich den gelehrten Unterricht nicht nur in den niedern lateiniſchen, ſondern auch in den höhern Vorſchulen der Univerſität, an Lyceen, Gymnaſien und Penſionen, anmaßen. Hier muß man unterſcheiden zwiſchen den Gründen ihrer Klagen; theils vermiſſen ſie an den theologiſchen Philologen und Pädagogen das erforderliche Maß von Kenntniſſen und Gelehrſamkeit, theils mißbilligen ſie den Geiſt und die Methode ihres Unterrichts und ihrer Erziehung, ihre religiös philoſophiſche Geſchichts- und Weltanſchauung. In erſterer Beziehung iſt die Erledigung ohne Schwierigkeit; der Staat wird und ſoll unter den Bewerbern die relativ Tüchtigſten und Kenntnißreichſten, ohne Bevorzugung der Theologen, auswählen, und wenn die Bildung tüchtiger Philologen und Lehrer überhaupt, namentlich in Vergleich mit andern Ländern, unbefriedigend iſt, dafür Sorge tragen, aus den weiter oben angegebenen Gründen. Wenn aber manche Philologen vom Fach den Theologen als Lehrern an gelehrten Schulen religiöſe Befangenheit, Engherzigkeit, Vorurtheile vorwerfen, ſie anklagen, den Gegenſtand ihres Unterrichts zu entſtellen, den Geiſt der Schüler zu verkümmern, indem ſie der gelehrten Bildung eine unpaſſende, unwürdige Stellung zu anderem Wiſſen und zum Leben anweiſen, und den Schülern einen falſchen Maßſtab der Beurtheilung der wichtigſten Gegenſtände an die Hand geben, — ſo ſind dies Behauptungen, die im Munde von Verſchiedenen einen ſehr verſchiedenen Sinn haben, und welche von den Getadelten mit entſprechenden Vorwürfen und Anklagen gegen die Philologen nach der entgegengeſetzten Seite hin erwiedert werden, mit den Beſchuldigungen der Unchriſtlichkeit, des Paganismus. Ohne Zweifel gibt es nach beiden Seiten hin Eiferer, als deren Merkmal angeſehen

werden darf, daß ſie eine Vermittlung und Verbindung des ächt philologiſchen Geiſtes mit chriſtlicher Anſchauungsweiſe und Geſinnung für ſchlechthin unmöglich erklären; der Staat wird nun die chriſtlichen Eiferer ſchwerlich zu Lehrern eines Unterrichtsgegenſtandes beſtellen können, gegen den ſie, abgeſehen von der bloßen äußern Form, eingenommen und feindſelig geſtimmt ſind, er wird aber auch, ſofern er ein chriſtlicher Staat iſt, diejenigen nicht zu Lehrern der Jugend wählen, welche den gelehrten Unterricht als ein Mittel betrachten, die chriſtliche Weltanſchauung zu bekämpfen und zu zerſtören. Außer dem erforderlichen Maße von Kenntniſſen und Lehrtalent wird der Staat in der leidenſchaftloſen Beſonnenheit und Mäßigung, in der Tüchtigkeit des Charakters und im Adel und in der Wärme des Gemüths der Männer, denen er den gelehrten Unterricht überträgt, eine Bürgſchaft für einen wohlthätigen Einfluß auf die Jugend, für die Erweckung einer wahren Humanität ſuchen; er wird bei den (höhern) Lehrſtellen, welche ein tieferes Eindringen in den Geiſt der Philologie erfordern, ganz beſonders ängſtliche und beſchränkte Männer, bei den niedern dagegen, wo die Gemüther der minder urtheilsfähigen und widerſtandsloſeren Knaben dem Lehrer um ſo mehr preis gegeben ſind, ſolche Männer zu vermeiden haben, welche mit einſeitiger Vorliebe zu einer nicht chriſtlichen Weltanſchauung ſich hinneigen. Beſonders aber hat der Staat dafür Sorge zu tragen, daß nicht der in Lehr- oder Erziehungsanſtalten neben dem gelehrten ertheilte religiöſe Unterricht mit jenem in Widerſpruch trete, und die jugendlichen Gemüther in einen verderblichen Zwieſpalt verwickle, welcher in vielen Fällen ſittlich und gemüthlich nachtheiligere Folgen hat, als die allerweltlichſte oder die allerbigotteſte Erziehung. Im Vorbeigehen berühren wir hier die Frage, ob der Staat die gelehrten Schulen zu Erziehungsanſtalten machen, oder ſie mit ſolchen verbinden ſolle? Wo überhaupt keine öffentliche Erziehung eingeführt iſt, wird der Staat bei einer einzelnen Klaſſe, bei denjenigen, welche gelehrten Unterricht erhalten, keine Ausnahme zu machen ſich bewogen finden, ſofern nicht vorhandene Stiftungen dazu verpflichten oder rathen, denn der Staat belaſtet ſich mit einer großen Verantwortlichkeit, der er ſeiner ganzen Organiſation nach enthoben bleiben könnte, wenn er der Familie die Pflicht

der eigentlichen Erziehung ab und auf ſich nimmt. Auch dürften die Anforderungen der Einzelnen in Bezug auf die eigentliche Erziehung noch viel ſchwerer als in Bezug auf den Unterricht zu befriedigen und zu vereinigen ſeyn.

Eine Emancipation der Schule von der Kirche wird endlich hauptſächlich auch laut gefordert von einem Theile der Volksſchullehrer, die es ihrer Würde nicht gemäß finden, unter den Geiſtlichen, den Pfarrern zu ſtehen, die ſich darauf berufen, daß die Volksſchule Staatsanſtalt ſey, und deßhalb unmittelbar unter weltlichen Staatsbeamten ſtehen wollen, und in der Unterordnung der Schule unter die Kirche einen Reſt mittelalterlicher Anmaßung erblicken. Die Schule, rufen ſie, habe die Aufgabe, den Menſchen, den Bürger zu bilden, nicht aber nur die Kinder zum Religionsunterricht des Geiſtlichen vorzubereiten; der Geiſtliche, wenn der Schullehrer und die Schule ihm untergeben ſeyen, richte ſein Augenmerk allein oder vorzugsweiſe auf den Religionsunterricht, und ſchätze gering, was nicht darauf Bezug habe, für den künftigen Bürger aber vielleicht das Wichtigſte ſey. Sie haben bei ihren Klagen und Forderungen theils die realiſtiſchen Neigungen und Stimmungen der Zeit, theils die weit verbreitete Feindſeligkeit oder Gleichgültigkeit gegen Kirche und Religion, die Furcht vor hierarchiſchen Gelüſten und Uebergriffen auf ihrer Seite, und das Benehmen eines Theils der Geiſtlichen mag theilweiſe ihre Beſchwerden rechtfertigen. So gewiß aber der Staat die Schullehrer gegen die Willkür und den Hochmuth eingebildeter, auch wohl unwiſſender Geiſtlicher ſicher ſtellen ſoll, ſo gewiß ſoll er doch an dem Grundſatz feſthalten, daß der Volksſchulunterricht eine ſittlich religiöſe Grundlage haben müſſe. Zu dieſem Behufe müſſen die Geiſtlichen theils ſelbſt Religionsunterricht in den Volksſchulen ertheilen, theils den geſammten Unterricht der Schullehrer beaufſichtigen, damit dieſe in Folge dieſes Verhältniſſes immer eingedenk bleiben, welcher Geiſt ihren Unterricht beſeelen ſoll. Darüber braucht kein anderer Gegenſtand des Unterrichts vernachläſſigt zu werden. Der Kreis deſſen, was in den meiſten Volksſchulen gelehrt werden kann, iſt klein, wie wir oben geſehen haben, er kann, wie einmal die Verhältniſſe ſind, auch durch den größten Eifer des Lehrers nicht ſehr weit ausgedehnt werden; um ſo wichtiger aber iſt es, daß dieſer

Unterricht einen festen, gesunden Kern und Mittelpunkt, eine entschiedene Richtung auf ein sittlich hohes Ziel habe, daß er als die Erweckung und Belebung des Edelsten in der menschlichen Natur gelte, das sich durchs ganze Leben hindurch weiter entwickeln soll. Denn die Summe von positiven Kenntnissen und von Wissen, welche in der Volksschule den Kindern mitgetheilt werden kann, ist, wie gesagt, klein, und das bloße Lesen und Schreiben, wenn auch zu einiger Fertigkeit gebracht, wäre an sich ein nicht eben so hoch anzuschlagender Gewinn, wenn es nicht den Weg zu späteren Fortschritten eröffnete, wenn es nicht in Verbindung mit Uebungen des Verstandes, mit Erweckung des Gemüthes, als ein belebender Reiz zum Weiterstreben wirkte, wenn nicht an den Besitz und die Anwendung dieser Fertigkeiten sich die durchs Leben währende Erinnerung der sittlichen und religiösen Belehrung knüpfte, die sich dem kindlichen Gemüthe mit aller Frische der ersten Unmittelbarkeit einprägte. Specielle Kenntnisse lassen sich den Kindern, die die Volksschulen bis ins zwölfte, vierzehnte Jahr besuchen, nur wenige mitgeben, aber das Wenige, was ihnen von der Welt und Natur, von der Religionsgeschichte und der Geschichte der Menschheit, von den Schicksalen ihres Volkes etwa gelehrt werden mag, wird am fruchtbarsten für sie werden, wenn es sich an eine in ihnen erweckte und genährte sittlich religiöse Stimmung und Betrachtung des Lebens anschließt, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß der religiöse Unterricht nicht vorzugsweise als Gedächtnißsache behandelt, daß dabei auf Weckung und Uebung der Denkkraft gewirkt, aber eben so wenig einseitig nur der begreifende Verstand und Scharfsinn in Anspruch genommen, sondern das sittliche Gefühl geweckt, der religiöse Ernst in die Seelen gelegt werde.

Freilich wird, was hier geleistet werden sollte, in den seltensten Fällen ganz geleistet werden; aber darum bleibt es doch gut und Obliegenheit des Staates, den Schullehrern und den Geistlichen das Ideal des Anzustrebenden vorzuhalten, um den Leistungen der Volksschule wenigstens ihre Richtung vorzuzeichnen. Wer dem Gesagten beistimmt, der wird die Nothwendigkeit erkennen, die Volksschule für eine Staatsanstalt zu erklären, aber er wird in die Forderung der gänzlichen Emancipation der Schule

von der Kirche nicht einstimmen. Gerade weil das Zusammenwirken von Schullehrern und von Geistlichen so wesentlich ist, soll der Staat eine Stellung zur Schule behaupten, kraft welcher er das Zusammenarbeiten von Jenen fordern und regeln kann. Dies ginge natürlich weit weniger an bei Privatanstalten, und deßwegen erscheint es auch als bedenklich, die Volksschulen der Privatthätigkeit zu überlassen, obschon dieser jedenfalls Raum gegeben werden mag, wo die Mittel des Staates nicht zur Gründung und Erhaltung von Schulen ausreichen.

Wir kommen hier wieder auf einen schon weiter oben berührten Punkt, der in protestantischen Ländern von geringerer Wichtigkeit ist, von sehr großer aber in katholischen: ob nämlich der Staat den Privaten gestatten solle, nicht bloß privatim Andere in dem zu unterrichten, was Jeder weiß und versteht, — dies erscheint unverfänglich, — sondern auch öffentliche Unterrichts- und Erziehungsanstalten, ohne besondere Genehmigung des Staates, zu gründen? Daß jedenfalls dabei die Erfüllung gewisser Bedingungen vorgeschrieben werden müsse, um schmutzige Spekulationen, um Mißhandlung und Verwahrlosung der Schüler oder Zöglinge zu verhüten u. dgl., versteht sich von selbst. Wo nun der Staat, wie seine Pflicht ist, sich des Schulwesens mit Eifer und mit Opfern annimmt, da kann, namentlich was die niedern, die Elementar- und Volksschulen betrifft, von einer Concurrenz der Privaten mit den Staatsanstalten wohl nur unter ganz besonderen Verhältnissen die Rede seyn.

Zu diesen gehört vornehmlich, daß einzelne oder mehrere Mitglieder der Gesellschaft mit den im Staate herrschenden und auf die Schule und den Unterricht angewendeten religiösen (oder irreligiösen) Ansichten und Grundsätzen nicht einverstanden sind, und daher die Jugend oder einen Theil derselben auf besserem Wege, nach ihrem Dafürhalten, zu führen wünschen. Dagegen wird nun, wenn solche Schulen oder Erziehungshäuser von einem Einzelnen oder von zufällig zusammentretenden Privaten gegründet, und die gehörigen Bürgschaften in intellectueller und sittlicher Hinsicht geleistet werden, der Staat vernünftigerweise nichts einwenden, er wird sich nicht von kleinlicher Eifersucht bestimmen lassen, eine vielleicht nützliche, für seine Lehrer und

Erzieher ſpannende Concurrenz in der Lehr- und Erziehungsmethode abzuſchneiden; anders aber ſtellt ſich die Sache, wenn ſolche Schulen und Erziehungsanſtalten von geſchloſſenen Verbindungen und Genoſſenſchaften, von religiöſen Orden oder von der mit dem Staate ſchmollenden und grollenden Kirche gegründet werden wollen. In Bezug auf die Kirche dürfte der Staat hauptſächlich darauf zu ſehen haben, ob ſie ſich wirklich in ihren Unterrichtsanſtalten auf die Erweckung ſtärkerer religiöſer Geſinnungen und Ueberzeugungen beſchränke, oder ob ſie etwa die Gemüther der Jugend zugleich mit Mißtrauen oder gar Feindſeligkeit gegen die politiſche Ordnung des Staates erfülle, — eine Gefahr, welche da näher liegt, wo die Kirche ihr äußeres Haupt nicht im Staate ſelbſt hat, ſondern in einer gewiſſen Abhängigkeit von fremden Einflüſſen ſteht. Auch darauf hat der Staat zu achten, daß die Kirche, mit der Pflege eigener Unterrichtsanſtalten beſchäftigt, denen des Staats ihre Mitwirkung nicht verſage. Jener Punkt, die Abhängigkeit von fremden Obern, kommt dann noch mehr in Betracht bei religiöſen Geſellſchaften und Orden, welche Schulen ſtiften wollen, da doch die Erziehung der Jugend durchaus national ſeyn muß; ſodann aber fragt ſich, ob der Staat ſichere und genügende Kenntniß von dem Geiſt, den Zwecken, den Geſetzen ſolcher Orden und Geſellſchaften habe, und dieſelben mit den Staatszwecken zuſammenſtimmend finde; ob er dieſelben förmlich anerkennt und gut heißt, oder ob er ſie oder gar nur ihre Mitglieder als Einzelne duldet. Denn es iſt ein großer Unterſchied, ob der Staat aus großer Achtung der perſönlichen Freiheit der Einzelnen die Theilnahme an einer religiöſen Genoſſenſchaft geſtattet, deren Anſichten vom Leben und von der Geſellſchaft er gerade nicht billigt, aber auch nicht für ungeſetzlich erkennt, oder ob er ihr erlaubt, durch Schulen und Erziehungsanſtalten einen Theil der Jugend dafür zu werben. Ganz anders ſtellt ſich das Urtheil über ſolche Geſellſchaften oder Congregationen, welche, wie die Frères des écoles chrétiennes, auch Frères Ignorantins genannt, in Frankreich, den Volksſchulunterricht, natürlich in religiöſem Sinne, zu ihrer anerkannten, mit rühmlichem Eifer und Aufopferung verfolgten Aufgabe machen, und den Bedürfniſſen des Staates kräftig zu Hülfe kommen.

Faſſen wir die oberſten Grundſätze über das Verhältniß des Rechtsſtaats zur Jugendbildung kurz zuſammen, ſo ergibt ſich Folgendes: Der Staat iſt es ſich ſelbſt, ebenſo aber auch, als ſittliches Inſtitut, ſeinen Genoſſen ſchuldig, für Unterricht und Bildung der Jugend Sorge zu tragen. Er hat hiebei ſeinen Blick ſowohl auf das Ganze, als auf die Bedürfniſſe der Individuen zu richten, und ebenſo die höchſten Aufgaben der Bildung und der Wiſſenſchaft, wie die Erweckung und Pflege des Menſchlichen in ſeinen ärmſten Mitgliedern in ſeinen Bereich zu ziehen. Er ſoll der Freiheit und der Thätigkeit der Einzelnen, den Eltern, den Erziehern, den Lehrern und der Jugend ſelbſt ſo viel überlaſſen, als mit der Ordnung und den Zwecken des Staates vereinbar iſt, Wahl des Berufes, der Schule, der Methode, und ſelbſt nur ſo weit eingreifen, als es die Einheit des Staatslebens, der höhere Zuſammenhang aller auf die Jugendbildung ſich beziehenden Anſtalten erfordert. Er ſoll mehr die Freiheit und den Eifer zu erwecken und zu ermuntern ſuchen, als Zwang anwenden, und wenn er zu dieſem greift, ſoll er nicht als Sache der Willkür, ſondern als eine Nothwehr gegen Unverſtand und Mißwollen, als Schutz von Rechten, deren Inhaber ſie nicht ſelbſt vertreten können, erſcheinen. Er ſoll, wo die Privatthätigkeit nicht ausreicht, Muſteranſtalten gründen, welche die Mitbewerbung reizen und ſie nicht zu ſcheuen haben, ohne ſie ausſchließen oder erſchweren zu wollen; er ſoll beſonders in den höchſten und in den unterſten Regionen des Unterrichts, bei den Volksſchulen, wo Armuth und Stumpfheit ſo leicht das geiſtige Bedürfniß verkennt und den Unterricht mehr als Plage denn als Wohlthat anſieht, und bei den Hochſchulen, wo die Pflege der höchſten Wiſſenſchaften, die nicht ſichtbar und unmittelbar dem Leben wuchern, Vielen als unfruchtbarer Luxus erſcheint und die Mittel und Kräfte der Einzelnen überſtiege, kein Opfer ſcheuen. Ueberhaupt ſoll er durch die That, durch edle Freigebigkeit und nicht blos durch Geſetze und Verordnungen ſeine Sorge für dieſen hochwichtigen, wenn auch minder glänzenden Theil ſeiner Aufgabe bewähren und ſich als Vertreter derjenigen Intereſſen zeigen, welche über den Geſichtskreis der Einzelnen hinaus liegen, aber deren Wahrung die höhere ſittliche Bedeutung des Staates offenbart. Er ſoll, allen deſpotiſchen Gelüſten und Regierungsdünkel

entſagend und dem Geiſt des Fortſchritts huldigend, nicht von Oben herab ſeine Orakel, aus iſolirter Kanzleiweisheit geſchöpft, verkündigen, ſondern die Einſicht, den Willen und die Kraft der Beſten und Weiſeſten ſich beigeſellen, und der geſammten Schule eine wahre Vertretung gewähren, wozu nicht gerade eine künſtlich und förmlich organiſirte, pompöſe Repräſentation erforderlich iſt, bei der leicht Unberufene und Herrſchſüchtige das große Wort ſich anmaßen, wo aber allen Erfahrungen, Wünſchen, Beſchwerden der gewiſſenhaften und einſichtsvollen Männer dieſes wichtigen Berufes eine Stimme gegönnt, und jedes Geſetz nur auf den Rath der unbeſtochenen und uneingeſchüchterten Sachkenntniß und Weisheit gebaut wird.

In den zwei großen Rechtsſtaaten Europas, England und Frankreich, kann man auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungsweſens ein bis auf einen gewiſſen Grad entgegengeſetztes Streben beobachten; in England gibt ſich immer dringender und lauter das Bedürfniß und die Forderung kund, daß der Staat ſich des geſammten Schulweſens kräftiger und gleichförmiger annehme, da es bis jetzt größtentheils in den Händen von Privaten und hauptſächlich der Kirche gelegen, — in Frankreich dagegen wird das Uebergewicht oder „Monopol“ des Staates, der Univerſität, in der gelehrten Erziehung, von Vielen angegriffen und zu beſchränken geſucht. Oft wird in den Verhandlungen über dieſen Gegenſtand in jenen beiden Ländern deutſcher Einrichtungen rühmlich gedacht; ſie werden als Muſter in dieſer und jener Beziehung aufgeſtellt, und gewiß behauptet Deutſchland, und zwar hauptſächlich in Folge der in ihm tiefer durchgedrungenen Reformation, deren Wohlthaten auch auf nicht proteſtantiſche Staaten zurückwirkten, große Vorzüge in ſeinem Unterrichtsweſen vor dem katholiſch gebliebenen, und dann durch eine lange Revolution und einen herben Militärdeſpotismus hindurchgegangenen Frankreich, und vor England, welches, auf der Bahn der politiſchen Freiheit gemeſſen fortſchreitend, doch von dem Weſen der alten, mehr nur äußerlich zurückgewieſenen katholiſchen Kirche noch allzuviel beibehalten hat und die Folgen hievon ſehr lebhaft in ſeinem mit der Kirche eng zuſammenhängenden Schulweſen empfindet; aber Deutſchland ſeinerſeits hat auch von jenen Staaten in Beziehung auf Schule und

wachen Zuſtande unfehlbar erſchrocken wäre und gezittert hätte; — aber jetzt merkte ſie von dem allem nichts, indem ſie wenigſtens nicht das geringſte Zeichen davon gab. Er goß ihr Franzbranntwein in den Mund und ſelbſt in die Augen, blies ihr ſtarken Spaniol in die Naſe, ſtach ſie mit Stecknadeln, drehte ihr die Finger; — ſie litt das Alles, gleich einer unbelebten Maſchine, und ohne nur zu zucken.

Trotz dieſer Geſchloſſenheit der Sinne nimmt der Somnambüle Alles, womit er in Rapport tritt, ganz ſo wahr, als ob er bei vollem Gebrauche ſeiner Sinne wäre; alles Uebrige dagegen, was in keinem Rapport mit ihm ſteht, das ſieht und hört, das taſtet und empfindet, das riecht und ſchmeckt er nicht, und wenn es auch noch ſo gewaltſam auf ſeine Sinne eindringt. Wir hüten uns, zu ſagen: daß er die innerhalb ſeines Rapports fallenden Gegenſtände ſehe, höre, taſte, rieche oder ſchmecke, denn es geſchieht dies jedenfalls nicht durch die betreffenden Sinnorgane und alſo wohl auch nicht auf die gewöhnliche Art und Weiſe jener Sinnwahrnehmungen; — allein er nimmt ſie als Geſichtsobjekte in der Ferne, als Schälle, als Gerüche und Geſchmäcke, als taſtbare und empfindbare Körper wahr. Er wandert mit Sicherheit und ohne anzuſtoßen durch Gänge und Straßen, jedem Hinderniſſe ſo geſchickt ausweichend wie ein Wachender; er ſetzt ſeine Beſchäftigungen und Berufsarbeiten, wozu Taſt- und Geſichtswahrnehmungen gehören, mit gewohnter Fertigkeit und Geſchicklichkeit fort; er ſchreibt und lieſ't ſelbſt mit geſchloſſenen, ſo wie mit verbundenen oder verhaltenen Augen; er hört die zu ihm Redenden, jedoch nicht Jedermann, ſondern nur bekannte Perſonen, mit denen er in Umgang ſteht. Spricht ein Fremder, ſo hört der Somnambüle ihn gar nicht, oder erſchrickt, wie wenn er einen fernen Ton vernommen, ohne zu wiſſen, woher derſelbe gekommen. Der Somnambüle unterhält ſich mit Bekannten aufs Vernünftigſte, meiſt mit geſteigerter Lebhaftigkeit und Intelligenz. Er riecht und ſchmeckt die Stoffe, woran er gerade denkt und die er ſelbſt gefordert oder zu ſich genommen hat.

Die ſomnambüle Kriſis ſchließt ſich bald durch eine Erſtarrung oder Krämpfe und Convulſionen, bald geht ſie in natürlichen, tiefen Schlaf über, bald endlich erwacht der Somnambüle unmittelbar aus ſeinem ſchlafwachen zum tagwachen Zuſtande, wo er ſich

Erziehung zu lernen, — Eines vor Allem, daß es den Geiſt der Schule und den Geiſt des Staatslebens mehr in Einſtimmung ſetze, und zwar nicht dadurch, daß es jenen herab, ſondern dadurch, daß es dieſen hinaufſtimmt. In jenen Staaten leiſten die Menſchen Mehr, als man nach dem Zuſtand der Schulen zu erwarten berechtigt wäre, und in Deutſchland Weniger. Unſere Aufgabe iſt, nicht uns auf einen nüchternen, einſeitigen Realismus und Empirismus im Unterricht zu werfen, um dadurch mit jenen Völkern zu wetteifern, ſondern fortwährend mit friſcher, unermüdeter Kraft das Ideale, in ſeiner Sphäre, zu pflegen, aber zugleich dahin zu trachten, daß wir ihm Raum und Wirkſamkeit im Leben ſchaffen, daß wir damit die Wirklichkeit, das nach vollendeten Lehrjahren ſich eröffnende Leben des Mannes und des Bürgers damit durchdringen und beſeelen, nicht es als nutzloſen Tand und Geiſteslurus wegwerfen, nicht als eitle Träumerei vergeſſen. Dann werden ſich auch die leeren Ueberſchwänglichkeiten verlieren oder mindern, welche da und dort dem deutſchen Schulweſen anhaften, wenn die ernſte Richtung des Jünglings ſchon auf die Aufgaben des wirklichen, ſtaatlichen Lebens die Pedanterei einerſeits und die Phantaſterei andererſeits zurückdrängt, — wenn dem deutſchen Studenten der Uebertritt ins praktiſche Leben als eine Erhöhung, und nicht mehr als ein trauriges Herabſinken „ins Philiſterium" erſcheint. Daß ein volksthümlicher, ein nationaler, öffentlicher Geiſt alle unſere Schulen durchwehe, das iſt es, was uns noth thut; unſere Schule und was aus ihr hervorgeht, iſt mit Recht ein Gegenſtand unſeres Stolzes, und nicht ohne Grund verſprechen wir uns von der Pflege und Blüthe der Schule auch ein wachſendes Gedeihen des Lebens. Aber man überſehe nicht, daß zwiſchen beiden eine Wechſelwirkung beſteht, daß auch der Geiſt des Lebens, des öffentlichen und Volkslebens, der Gemeingeiſt und die öffentliche Geſinnung die Schule anregt und befruchtet, und der Mangel dieſer Elemente leicht die Kräfte und Regungen der Schule erſtickt oder zu einer zu frühen, verderblichen Gährung bringt.

Das Problem der Jugendbildung im Verhältniß zum Staat hat in der alten Zeit die größten griechiſchen Philoſophen, Platon und Ariſtoteles, lebhaft beſchäftigt; in der neuern Zeit wurde

in der Regel mehr die persönlich sittliche Seite der Erziehung hervorgehoben. Doch haben auch manche unsrer Philosophen die Betheiligung des Staates dabei erörtert und Fichte namentlich in seinen Reden an die deutsche Nation hat auf die Bedeutung einer nationalen, öffentlichen Erziehung mit beredtem Feuer hingewiesen, und die Rettung, die Wiedergeburt Deutschlands von der Erneuerung derselben in wahrhaft volksthümlichem Geiste abhängig gemacht. Hiemit ist er in einen auffallenden Gegensatz getreten zu Rousseau, welcher durch seine Schrift vom Gesellschaftsvertrag eben so viel für die Begründung der Idee des Rechtsstaates gethan, als er durch seinen Emil einen großen Einfluß auf die Erziehung der Jugend geübt hat, der aber merkwürdigerweise in dem letztgenannten Werke bei der Erziehung des Individuums ganz absieht vom Staate, ihm und der Gesellschaft überhaupt entflieht und sich in einen abgezogenen, erträumten, isolirten Naturzustand flüchtet. Darin, daß dieser große Geist die beiden wichtigen Probleme der Zeit, die er mit so lebhaftem Eifer ergriff, mit so großem Scharfsinn erörterte, doch nicht, wie es so nahe lag, auf einander bezogen, sondern sie getrennt gehalten hat, verräth sich wohl schon die Einseitigkeit, das Abstracte und Unbefriedigende seiner Auffassungsweise. Gerade die Festsetzung des Maßes von Ansprüchen und Einfluß des Staates auf Erziehung und Bildung der Jugend ist jetzt eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit, welche freilich nie ganz und für Jedermann befriedigend gelöst werden kann, weil schon das politische Verhältniß zwischen dem Staat und den Einzelnen immer bestritten und schwankend bleiben wird. Aber so viel wenigstens ist gewiß: der Staat hat auf die Förderung der Jugendbildung in ihrem ganzen Umfang aus allen Kräften hinzuwirken, eben so sehr aus christlicher Humanität als aus politischem Interesse, zu seiner Selbsterhaltung, wie zur Erhöhung des Wohls und der Sittlichkeit aller seiner Genossen; und eine besondere Mahnung dürfte noch in der Zeiterscheinung liegen, daß sich mehr und mehr unter den Erwachsenen der untern Volksklassen Lehren verbreiten, welche dem Staatsleben überhaupt, das auf Recht und Sittlichkeit gebaut ist, Gefahr drohen, und welcher einerseits durch Hebung wirklicher Mißstände, andererseits aber und hauptsächlich durch eine gesunde intellectuelle und

ſittliche Bildung der Jugend entgegengewirkt werden muß. Unwiſſenheit und Rohheit gibt das Volk wilden Leidenſchaften preis; aber auch eine einſeitig formelle Bildung ſichert es gar nicht gegen die gefährlichſten Verführungen, vielmehr bereitet ſie oft dem Samen derſelben den empfänglichſten Boden; nur eine den ganzen Menſchen umfaſſende, intellectuelle und ſittliche Bildung gibt die Einſicht und die Kraft, in ſpäteren Jahren verderblichen Lehren und Einflüſſen zu widerſtehen, und dies iſt für den Staat die ſtolzeſte Ehre und der ſchönſte Lohn für einſichtsvolle und kräftige Förderung der Jugendbildung.

G. P.

Die Kometen.

Zweiter Artikel. [1]

Wir werden in diesem Abschnitt eine kurze Geschichte der Kometenerscheinungen folgen lassen, und dabei bemüht seyn, nur das allgemein Interessante und zugleich möglichst Sichere herauszuheben. Durch die letztere Beschränkung wird das fast überreiche Material auf einen verhältnißmäßig sehr kleinen Bruchtheil reducirt werden; denn abgesehen von den offenbar erdichteten, durch Mißverstand als Kometen verzeichneten und durch den inneren Widerspruch der Berichte sich als unächt oder doch ganz verunstaltet verrathenden Erscheinungen sind auch die übrigen meistens so wenig beglaubigt, daß ihre Aufzählung zu nichts frommen würde. Wie wir gesehen haben, vermochte das Alterthum Kometen und Lufterscheinungen nicht immer sicher zu unterscheiden, und noch weniger hatte man sich deutliche Rechenschaft über die Bedingungen gegeben, durch deren möglichst treue Erfüllung allein eine Kometennotiz für die Wissenschaft von reellem Nutzen seyn kann. Was uns die um das Mittelmeer herum gruppirten historisch bekannten alten Völker von derartigen Erscheinungen hinterlassen haben, ist bis in das sechste Jahrhundert vor Chr. hinein so dürftig und zugleich so nebelhaft ungewiß, sowohl was die Zeit als den Ort der Erscheinung betrifft, daß wir keinen Nutzen daraus schöpfen können, selbst wenn wir gewiß wären, daß sich die Angabe wirklich auf alte Nachrichten

[1] Siehe deutsche Vierteljahrsschrift Jahrgang 1843, Heft III.

gründete. Aber auch dieſes letztere kann man von den meiſten Kometen, welche uns von Jahn, Rockembach, Lubienitzky u. A. aufgeführt worden, nicht annehmen, wenn man den gänzlichen Mangel einer geſunden Kritik, die ſich in dieſen Werken ausſpricht, betrachtet. Wenn dieſe im 16. und 17. Jahrhundert ſchreibenden Kometographen uns alles Ernſtes mit dürren Worten erzählen, daß drei Tage vor dem Tode Methuſalems ein Komet im Zeichen der Fiſche, ſüdlich vom Planeten Jupiter, erſchienen, in 29 Tagen durch alle zwölf Zeichen des Thierkreiſes gelaufen und am 16. April verſchwunden ſey, ſo gehört mehr als Leichtgläubigkeit dazu, ihren ähnlichen Nachrichten von den Kometen bei der Noachiſchen Fluth, dem Babyloniſchen Thurmbau, dem Untergange Sodoms und dem der Egypter im rothen Meere auch nur das geringſte Vertrauen zu ſchenken. Bedeutend paradirt in dieſen Quellen ein Komet zu Abrahams Zeiten, der wohl nichts weiter als ein Mißverſtand von 1. Moſe 15, 17. iſt. — Die abſichtliche Erdichtung von Kometen zu Gunſten einer Lieblingsmeinung iſt hier zu handgreiflich.

Nicht ganz ſo troſtlos ſieht es mit den Berichten aus, die wir dem chineſiſchen Annaliſten Ma-tuon-lin und Andern verdanken und deren Kenntniß uns durch Mailla, Gaubil und de Guignes vermittelt worden iſt. Es leidet keinen Zweifel, daß in China in ſehr frühen Zeiten Aſtronomie getrieben wurde, ja daß ſie in genaueſter Verbindung mit dem dortigen Regierungsmechanismus ſtand, weshalb Fürſten ſelbſt ihre Thätigkeit den Himmelsbeobachtungen widmeten und Vernachläſſigungen, ſowie falſche Berechnungen, wenn ſich Aſtronomen deren zu Schulden kommen ließen, mit großer Härte beſtraft wurden. Wo man die Sache ſo ernſt nahm, konnten Kometen nicht unbeachtet und unbeſchrieben bleiben, und beſäßen wir die ächten älteſten Annalen wirklich, wir könnten ſicher ſeyn, hier eine reiche Quelle ſchätzbarer Nachrichten zu finden. Leider ſind nur dürftige, aus Erinnerungen wiederhergeſtellte Fragmente zu uns herübergerettet worden, und erſt zwei Jahrhunderte vor dem Anfang unſerer Zeitrechnung beginnt es auch dort lichter zu werden.

Der Komet, der zu Anaxagoras Zeiten erſchien, dürfte der erſte der Haupttbatſache nach ſichere ſeyn. Doch fehlt viel, daß man ihn berechnen könnte. Dies hat Burkhardt bei einigen

seit 240 n. Chr. erschienenen Kometen versucht, und zwar bis ins 13. Jahrhundert hinein ausschließlich aus chinesischen Beobachtungen; denn erst von da ab werden die Berichte der Abendländer einigermaßen brauchbar. Nach Wiedererweckung der Wissenschaften in Europa und namentlich seit Tycho's Zeit gewinnt alles mehr Licht und Ordnung, und wir besitzen aus dem 17. und 18. Jahrhundert Beobachtungen und Beschreibungen von fast hundert sämmtlich sicheren Kometen, denen das 19. Jahrhundert noch etwa fünfzig hinzugefügt hat.

Wir machen den Anfang mit denjenigen Kometen, welche wiedergekehrt sind und also mit voller Gewißheit periodische genannt werden können. Unter ihnen steht oben an

der Halley'sche Komet.

Wir besitzen leider noch keine umfassende Monographie dieses merkwürdigsten aller Kometen, der Veranlassung zu einem der schönsten Triumphe menschlichen Scharfsinnes geworden ist. Seine mittlere Umlaufszeit — in so fern bei Kometen von einer solchen gesprochen werden kann — ist 75 Jahre 5 Monate; doch kann der einzelne Umlauf bis zu 1 Jahr in's plus oder minus abweichen. Man kann nun leicht seine Erscheinungen von 1835 an rückwärts aufsuchen und zusehen, ob die so gefundenen Jahre mit Kometen bezeichnet sind, und ob die von ihnen angeführten Umstände auf den Halley'schen passen. Freilich wird man hierdurch nur dann zu sichern Resultaten kommen, wenn hinreichendes Detail gegeben ist und zugleich die Jahreszahlen ziemlich sicher sind. Dieß ist nun bei allen Erscheinungen vor 1456 keineswegs im genügenden Maße der Fall, weßhalb die zuerst angeführten Erscheinungen nicht als gewisse betrachtet werden können.

Unter dem Archon Euclees (426 v. Chr.) sah man in Athen um die Zeit des Wintersolstitii einen Kometen in der Nähe des Pols. Nimmt man beide Angaben nicht sehr genau, so kann es auf den Halley'schen passen, der um die Mitte oder gegen Ende Novembers damals etwa im kleinen Bären stehen konnte. Es wären dieß 30 Perioden vor seiner jüngsten Erscheinung.

200 v. Chr. wird eines Kometen im Krebse gedacht. Die Nachricht ist zu wenig sicher, sonst könnte es die 27ste Erscheinung vor der letzten seyn.

49 v. Chr. (oder auch 48 oder 50) ein Komet während

des Krieges zwiſchen Cäſar und Pompejus. Auch chineſiſche Berichte erwähnen eines Kometen in der Caſſiopeja. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dies der Halley'ſche geweſen.

22 n. Chr. Ein im December (in China) erſcheinender Komet in der Waſſerſchlange; möglicherweiſe der Halley'ſche, 24 Perioden vor ſeiner jüngſten Rückkehr.

248. Im 9. Regierungsjahre des Tſching-Ki, im Auguſt dieſes Jahres, ein Komet im Raben. Es kann gar wohl der Halley'ſche geweſen ſeyn (21 Perioden vor 1835).

Um 402 (bald nach Alarichs Einfall in Italien). Die Angabe, daß der Komet von Cepheus und Caſſiopeja her gegen den großen Bären gerückt ſey, ſtimmt nicht recht mit dem möglichen Laufe des Halley'ſchen überein. Ebenſo ſcheint der große von 400 nicht hierher zu gehören, für deſſen ungemeinen Glanz die Berichterſtatter gar keine Ausdrücke finden, und den auch die Chineſen beobachtet haben. Der Halley'ſche Komet iſt ein mittelgroßer.

552. Unbeſtimmte und ſehr ungewiſſe Erwähnung eines Kometen (17 Perioden vor 1835).

855. „Man ſah einen Kometen 20 Tage lang in Frankreich." Dieß iſt alles, was das Cronicon Malleacense uns meldet und woraus es unmöglich iſt, etwas Näheres zu beſtimmen.

930. „Ein Komet im Krebs." — Der Halley'ſche konnte im Sommer dort ſtehen und muß um dieſe Zeit erſchienen ſeyn.

1006. Hier werden uns nähere Umſtände mitgetheilt, die kaum einen Zweifel übrig laſſen, daß der Halley'ſche gemeint ſey. Er erſchien im Anfange des Frühlings und war beträchtlich hell (11 Perioden vor 1835).

1080. Auch dieſer ſcheint ſicher hierher zu gehören, wiewohl die chineſiſchen Angaben ſehr wenig ſagen. Sie laſſen ihn am 19. Juli im Zeichen Tay-Quey erſcheinen. Dieſes begreift das Haar der Berenice und Theile des Bootes, des Löwen und der Jungfrau.

1156. Die von den Chineſen angegebene Stellung (am 2. Auguſt neben ϑ Geminorum) macht die Identität mit dem Halley'ſchen wahrſcheinlich. Dagegen gehört

1231 beſtimmt nicht hierher, denn die ziemlich detaillirten chineſiſchen Angaben führen auf eine direkte Bahn und der

Halley'ſche iſt retrograd. Eher wäre dies bei dem von 1232 gegen Ende des Jahres erſchienenen möglich, wenn nicht der Termin etwas zu ſpät fiele.

1305. Vom 15. — 21. April geſehen. Es iſt wahrſcheinlich der Halley'ſche.

1381. Die Nachrichten ſtimmen nicht recht, weder was die Zeit noch was den Ort der Erſcheinung betrifft. Doch harmonirt alles noch erträglich mit der Art, wie der Halley'ſche ſich zeigen kann.

Hier endet die Ungewißheit, und die folgenden ſechs Erſcheinungen ſind hinreichend conſtatirt. Die bisher aufgeführten mögen indeß eine Art von zuſammengeſetztem Beweiſe abgeben, daß der Halley'ſche Komet auch früher ſchon beſtanden habe. Da er der einzige iſt und auch wohl noch Jahrhunderte hindurch der einzige bleiben wird, bei welchem die Umſtände eine derartige Prüfung möglich machen, und man bis in die neueſten Zeiten hinein ſehr häufig der Meinung begegnet, als ſeyen die Kometen bloße Uebergangsformen, ſo iſt es nicht unwichtig zu unterſuchen, welche Dauer der kometariſchen Exiſtenz durch Beobachtungen nachgewieſen werden kann.

1453. Er entfaltete einen vorzüglichen Glanz, was von der damaligen günſtigen Jahreszeit ſeines Peribels abhing. Am 29. Mai ſah man ihn zuerſt; im Juni ward er heller; der Schweif war 10 Grad lang und er rückte täglich 4 Grad am Himmel fort. In Polen (und ähnlichen Breiten) zeigte er ſich am günſtigſten, da er dort eine Zeitlang nicht unterging und gleichwohl die Nächte noch hinreichend dunkel waren, daher auch die polniſchen Chroniſten ſeiner am meiſten gedenken.

1531. Am 1. Auguſt ward er zuerſt geſehen; die Beobachtungen Apians in Ingolſtadt (die einzig brauchbaren) reichen indeß nur vom 13. — 23.; am 3. September verſchwand er wieder. Er erſchien weniger glänzend als 1453, da ſein Peribel auf das Ende des Auguſt fiel.

1607. Kepler und Regiomontan beobachteten ihn aufmerkſam, ebenſo Harriot in England. Er ging am 8. Auguſt durch ſeine Sonnennähe; ſein Anſehen war dem von 1531 ähnlich.

1682. Zuerſt am 26. Auguſt von Picard und Labire zu Paris beobachtet. Sie ſahen ihn zuletzt am 11. September (es war dies überhaupt die letzte Beobachtung Picards, der am

12. October ſtarb). Hevel hat ihn noch bis zum 17., Flamſteed bis zum 19. beobachtet. Auch diesmal erſchien er nur in mäßigem Glanze.

1759. Erſte vorausverkündigte Erſcheinung eines Kometen; von Halley aus allgemeiner Vergleichung der Bahnelemente geſchloſſen und hierauf von Clairaut und der Aſtronomin Lepaute durch äußerſt mühſame Rechnungen genauer beſtimmt. Aufgefunden ward er zuerſt von einem Bauer aus Prohlis bei Dresden, Namens Palitzſch, am 25. December 1758, und am 3. Juni 1759 beobachtete Meſſier ihn zum letztenmale. Seine Erſcheinung theilte ſich in 3 Perioden, denn vom 15. Februar bis Ende März war er wegen zu großer Nähe der Sonne der Erde überhaupt, und vom 22. bis 28. April wegen zu ſtarker ſüdlicher Abweichung für Europa unſichtbar. Sein Glanz war ſtark, doch mehr für die ſüdliche Halbkugel als für Europa. In Pondichery und auf der Inſel Mauritius konnte man ſeinen Schweif am 5. Mai bis zu 47 Grad Länge verfolgen.

1835. Die Vorausverkündigung traf dießmal genauer zu als 1759. Damals betrug der Fehler noch 22 Tage, dießmal (nach Roſenbergers Rechnung) nur 3 Tage. Es war dies nothwendige Folge nicht allein der ſtrenger entwickelten Theorie und der genaueren und zahlreicheren Beobachtungen, die man zu Grunde legen konnte, ſondern auch der genauer bekannten Maſſen der Planeten, die auf ſeine Bahn einwirken, wie denn zu Clairauts Zeit der Uranus noch gar nicht bekannt war. Er ward am 7. Auguſt 1835 von Dumouchel in Rom zuerſt entdeckt und bis gegen Ende Mai 1836 beobachtet, nachdem er in der Mitte des Winters eine Zeitlang in den Sonnenſtrahlen verſchwunden war. Er kam diesmal der Erde ſehr nahe (bis auf 4 Millionen Meilen) und zeigte ſich eine kurze Zeit ſehr glänzend, ſonſt aber ziemlich unſcheinbar. Man hat diesmal nicht allein ſehr genaue und zahlreiche Ortsbeſtimmungen, ſondern auch (Arago, Beſſel, Schwabe, Struve u. A.) über ſeine phyſiſche Beſchaffenheit gemacht. Man hat mit Beſtimmtheit ermittelt, daß er mit erborgtem Lichte wie die Planeten leuchtet, daß er völlig durchſichtig iſt und der Lichtſtrahl, durch ihn hinziehend, nicht gebrochen wird. Es hat ſich ferner gezeigt, daß eine fächerartige Ausſtrömung, im Allgemeinen der Sonne

zugewandt, bei ihm ſtatt finde und daß dieſe Fächergeſtalt eine pendelartige Schwingung innerhalb einer Periode von 4½ Tagen mache. Endlich hat ſich die Länge des Schweifs zur Zeit ſeiner größten Erdnähe auf nahezu 20 Grad gezeigt. Bei ſeiner Wiedererſcheinung nach der Rückkehr vom Perihel ſchien er völlig verändert; von einem Schweife war beinahe nichts mehr zu ſehen und auch die erwähnte Ausſtrömung war verſchwunden.

Eine definitive Berechnung dieſer letzten Erſcheinung, welche zugleich die früheren mit in ſich aufnehmen müßte, beſitzen wir noch nicht. So viel ſich vorläufig überſehen läßt, wird er im Anfang des Jahres 1912 zurückkehren.

Der Encke'ſche Komet.

Die Geſchichte dieſes Kometen umfaßt noch nicht 60 Jahre, gleichwohl iſt die Zahl der ſichern Erſcheinungen bei ihm größer als bei dem Halley'ſchen. Er bedarf nämlich nur 1208 Tage zu ſeinem Umlauf. Die Erſcheinung von 1842 war die eilfte mit Sicherheit beobachtete, und mit ihr lief die 17. Periode ſeit ſeiner erſten Entdeckung ab. Er iſt teleſkopiſch und kann ſelbſt von ſcharfen Augen nur ſelten und mit Mühe wahrgenommen werden; es war alſo nicht zu erwarten, Spuren ſeiner Erſcheinung in früheren Jahrhunderten anzutreffen.

Méchain hat ihn, ſo viel bekannt geworden, im Jahre 1786 zuerſt beobachtet, aber nur zwei Oerter erhalten; er ging damals am 30. Januar durch ſein Perihel. Zehn Jahre ſpäter entdeckte und beobachtete ihn Caroline Herſchel (die noch lebende 95jährige Schweſter William Herſchels). Abermals nach 10 Jahren ſah ihn Pons, und 13 Jahre darauf gleichfalls. Jetzt machte Encke die Entdeckung, daß dieſe 4 Erſcheinungen identiſche ſeyen, ja daß zwiſchen ihnen 7 unbemerkt vorübergegangen waren. Dieſer Komet läuft noch innerhalb der Jupitersbahn um die Sonne und überſchreitet kaum die Bahn der Pallas. Von hier ab hat Encke alle folgenden Erſcheinungen vorausverkündigt und alle ſind zur vorausberechneten Stunde eingetroffen; eine ſtillſchweigende Uebereinkunft der Aſtronomen hat ihm daher den Namen des Encke'ſchen gegeben; er ſelbſt nennt ihn den Pons'ſchen; in Frankreich iſt er auch unter dem Namen Comète à courte periode bekannt. Wir haben ihn 1845

denn verwundert umſieht, und nicht weiß, wie er in die Lage gekommen, worin er ſich in Folge ſeiner ſomnambülen Akte befindet. Es reicht nämlich faſt keine Erinnerung aus dem ſomnambülen in das natürliche Wachen herauf. Der Somnambüle weiß, wenn er auch noch ſo unmittelbar erwacht oder erweckt wird, in der Regel nichts von dem, was er gethan und was mit ihm vorgegangen, ſondern hört es erſt mit Erſtaunen und mit dem unangenehmen Gefühle, bewußtloſer Gegenſtand der Beobachtung geweſen zu ſeyn, von Andern. Dagegen geht durch die ſomnambülen Zuſtände ein zuſammenhängender Erinnerungskreis hindurch, ſo daß die Somnambülen nicht ſelten den Ideengang des vorangegangenen Zuſtandes da wieder aufnehmen, wo er abgebrochen worden war. Auch wird das Gedächtniß des wachen Lebens vollſtändig in den ſomnambülen Zuſtand heruntergenommen, denn es ſteht dem Somnambülen die Sprache, wie der geſammte Ideenkreis ſeines wachen Lebens zu Gebot; er kennt ſeine Freunde und Bekannten und verrichtet mit angewöhnter Fertigkeit ſeine Tagesgeſchäfte. Nicht ſelten iſt der ſomnambüle Ideengang durch Gedanken, Gefühle und Stimmungen, die aus dem tagwachen Leben herunter wirken, bedingt.

Wir können in der großen Reihe gradweiſer Entwickelungen des Nachtwandelns zwei Hauptſtufen unterſcheiden: den ſomnambülen Traum und das ſomnambüle Wachen. Erſterer unterſcheidet ſich von letzterem auf ähnliche Weiſe, wie der gewöhnliche Traum von dem Tagwachen. Doch ſind dieſe beiden ſomnambülen Zuſtände nicht ſo ſcharf von einander abgeſchnitten, wie letztere, ſondern gehen durch viele Grade ineinander über und ſchlagen abwechſelnd ineinander um.

Der ſomnambüle Träumer unterſcheidet ſich von dem Schlafwachen im Allgemeinen dadurch, daß er in keinen vernünftigen und freien Verkehr mit der Außenwelt tritt, ſondern nur gleichſam in der Wechſelwirkung mit der Außenwelt träumt. Sein Handeln und ſelbſt ſeine Wahrnehmung iſt noch gänzlich von dem träumeriſchen Ideengang beherrſcht; er ſieht und hört, er taſtet, riecht und ſchmeckt nur, was in dem Kreiſe ſeines Ideenganges liegt; ſein Rapport mit der Außenwelt iſt durch ſeine Traumvorſtellungen bedingt und darauf eingeſchränkt. Ja er ſieht ſeinen Traumbildern zu lieb Dinge falſch und ſo an, wie ſie in ſeinen Traum paſſen. Kurz ſeine Wechſelwirkung mit der Außenwelt iſt

wieder zu erwarten und werden die näheren Vorausbestimmungen aus derselben Quelle erhalten, aus der wir bisher so reichlich geschöpft haben.

Wenn seine Rückkehr in die Sommermonate fällt, wie das 1835 und 1842 der Fall war, so hält es sehr schwer, ihn aufzufinden; gleichwohl ist keine Erscheinung seit 1819 unbeachtet vorübergegangen. So haben ihn im erstgenannten Jahre Boguslawsky und im zweiten Galle glücklich wahrgenommen.

Er ist klein, fast ganz schweiflos, und hat im Innern der rundlichen oder auch etwas länglichen Masse eine Verdichtung, die einen schlechtbegränzten Kern bildet. Diese größere Verdichtung liegt nicht in der Mitte, sondern in einer von der Sonne seitwärts abgewandten Richtung. Auch ist er, wie wahrscheinlich alle Kometen, Veränderungen der Form und des Glanzes unterworfen, die sich nicht völlig durch die verschiedene Stellung gegen Erde und Sonne erklären lassen. Die merkwürdigste Thatsache aber, mit welcher dieser Komet uns bekannt gemacht hat, ist die Existenz eines widerstehenden Mediums im Planetenraume. Schon nach der Erscheinung von 1819 zeigte Encke, daß nur durch eine solche Annahme die völlige Uebereinstimmung der Beobachtungen seit 1785 zu erlangen sey, und alle seitherigen Beobachtungen haben diese Annahme bestätigt. Noch eine zweite wichtige Bereicherung der Wissenschaft verdanken wir diesem Kometen; denn durch ihn haben wir eine Kenntniß der Merkursmasse erlangt, die auf keinem andern Wege mit ähnlicher Sicherheit zu erlangen war.

Der Biela'sche Komet.

Seine Geschichte beginnt mit 1772, wo Montaigne zu Limoges am 8. März ihn entdeckte und bis zum 20., aber aus Mangel an guten Instrumenten sehr unvollkommen beobachtete. Die bessern Beobachtungen Messiers sind vom 26., 27., 30. März und vom 3. April. Er war schwach, dem bloßen Auge unsichtbar, und die wenigen erhaltenen Data konnten nur eine sehr ungenügende Bahn ergeben, welche Lalande berechnete, welche Berechnung später Bessel wiederholte. Man ahnte damals noch nichts von einer so kurzen Umlaufszeit.

Im Jahre 1806 ward auf der Pariser Sternwarte ein

Komet entdeckt und beobachtet, deſſen Elemente Gambart berechnete und in welchen ſpäter Hr. v. Biela, k. k. öſterreichiſcher Militär, eine Aehnlichkeit mit dem Kometen von 1772 zu entdecken glaubte. Die Vermuthung erhob ſich zur Gewißheit, als er 1826 wieder erſchien. Jetzt ergab ſich, daß er von 1772 bis 1806 fünf, und von da bis 1826 drei Umläufe zurückgelegt habe und daß jeder derſelben 6 Jahre 269 Tage umfaſſe. Seine Bahn kommt dem Kreiſe noch etwas näher als die des Encke'ſchen Kometen und er überſchreitet nur wenig die Jupitersbahn. Der Erdbahn kommt er in einem Punkte ſehr nahe, ſo daß, wenn er einſt bei einem Umlaufe dieſen Punkt gegen den 1. December, wo ſich die Erde dort befindet, erreichen ſollte, er nicht viel weiter als der Mond von uns ſtehen wird und wir ihn dann eine oder wenige Nächte hindurch ſehr groß erblicken werden. Hauptſächlich dieſer Komet war es, der durch einen ziemlich groben Mißverſtand die Welt mit Furcht erfüllte. Seine für 1832 angekündigte und — freilich nicht mit der gehofften Genauigkeit — eingetroffene Erſcheinung, bei welcher doch die Erde ſehr weit — über 10 Millionen Meilen — von ihm entfernt blieb und der Komet wie früher immer ein teleſkopiſcher war, ward Veranlaſſung zu einer ganzen Reihe von Schriften, die mehr oder minder dieſes Thema ausbeuteten und deren Mehrzahl unſerm Jahrhundert nicht zum Ruhme gereichen. Das Uebel ward noch ärger, als gleichzeitig die Erwartung des Halley'ſchen Kometen anfing das größere Publikum zu beſchäftigen. Die ärgſten Verwechslungen von Kometen und Jahreszahlen waren an der Tagesordnung und die Aufregung legte ſich erſt, nachdem längſt beide Kometen vorübergegangen waren und die Erde nicht zertrümmert worden war.

Die fünfte nächſtfolgende Rückkehr des Biela'ſchen Kometen 1839 erfolgte unter Umſtänden, die für ſeine Sichtbarkeit ſehr ungünſtig waren, da faſt immer die Sonne nahe der geraden Linie ſtand, die vom Kometen zur Erde gezogen werden konnte. Beſſer wird man ihn zu Anfang des Jahres 1846 beobachten können, wo er ſich am Abendhimmel zeigt und die Bilder des Widders und Stiers durchläuft. Immer aber bleibt er auch dann weit von der Erde entfernt und mit bloßen Augen wird man nichts von ihm ſehen.

Die letzte Erscheinung von 1832 ist von Baranowsky berechnet worden; eine umfassende Berechnung sämmtlicher Beobachtungen ist noch nicht versucht und wahrscheinlich wird man die Beobachtungen von 1846 abwarten, wo er einen beträchtlichen Bogen am Himmel zurücklegt.

Die beiden letztern Kometen sind rechtläufig, der Halley'sche rückläufig. Jene hat man auch planetarische Kometen genannt, da sie sich nicht viel weiter als die kleinen Planeten von der Sonne entfernen und ihre Bahnen auch nicht so stark elliptisch sind als die der übrigen, mithin auch in der Form derselben den Planeten nahe stehen. Auch ist die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik nur mäßig (bei beiden ziemlich dieselbe, 13½°), also etwa wie die Junobahn, und weit weniger abweichend als die Pallasbahn. Dies alles macht sie nun zwar nicht zu Planeten, denn unter diesen hat man bisher immer solide Körper verstanden, und wir haben es hier mit überaus verdünnten zu thun, wie denn namentlich der Encke'sche Komet dadurch, daß er Einwirkung von einem Medium erfährt, was auf keinen andern Körper bemerkbar wirkt, ein Zeugniß seiner ganz außerordentlichen Verdünnung abgibt. Wohl aber werden sie für die praktische Astronomie je länger je mehr die Bedeutung von Planeten gewinnen, zumal wenn man dahin gelangt seyn wird, dieselbe Berechnungsform für sie anwenden zu können, wie für jene.

Mehr als diese drei kann man nicht als wirklich wiedergekehrt namhaft machen, wenn man nämlich die Bedingung hinzufügt, daß die Identität auch vollkommen sicher sey. Zu einer solchen wird man aber durch zwei Erscheinungen nicht leicht gelangen können. Bei der großen Zahl von Kometen wird es sich treffen können, daß zwei wesentlich verschiedene doch eine zufällige Aehnlichkeit der Elemente zeigen, und da einige Grade Aenderung in den einzelnen Elementen ohnehin bei einer Kometenbahn nichts Seltenes sind, müssen auch die früheren Beobachtungen wenig Sicherheit gewähren. Folgende gehören zu den wahrscheinlich identischen.

Die Kometen von 1264 und 1556.

Des Kometen von 1256 gedenken alle gleichzeitigen Schriftsteller als eines sehr großen und 4 Monate lang sichtbaren.

Leider enthalten die Berichte über seinen Lauf nicht allein große Ungenauigkeiten, sondern selbst wirkliche Widersprüche. Auch über die Beobachtungen von 1556 hat ein Unglück gewaltet. Nirgend finden sich die von Fabricius angestellten Originalbeobachtungen vor; nur eine ziemlich grobe Zeichnung hat sich erhalten, die auf sie gegründet ist. Gemina Frisinas beschreibt ihn als röthlich, den Schweif 4 Grad lang, und nach und nach erbleichend. Fabricius nennt ihn nicht besonders glänzend. Doch erregte er Schrecken genug, ja er soll sogar Karl V., der in ihm seinen nahen Tod zu lesen glaubte („his ergo indiciis me mea fata vocant"), bestimmt haben, die Kaiserkrone niederzulegen. Dergleichen Erzählungen füllen unsere Kometographien und lassen uns für unseren eignen Zweck rathlos. Unter so ungünstigen Auspicien haben die neueren Astronomen folgendes berechnet:

	1264.	1556.
Sonnennähe, Zeit:	Juli 17.: 6^h	April 21.: 20^h
Ort:	275° 45′	278° 50′
Aufsteigende Knoten:	178° 45′	175° 42′
Kleinster Abstand:	0,4108	0,6439
(die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne = 1 gesetzt)		
Neigung der Bahn:	30° 25′	32° 6′
Art der Bewegung:	direkt.	direkt.

Darauf nun gründet sich die Vermuthung einer Identität und einer Wiederkehr um 1848. — Rückwärts gehend haben wir folgende, möglicherweise identische Kometen:

975 im August. Ein sogenannter Bartkomet. Die Chinesen haben einige Nachricht über seinen Lauf hinterlassen, die zwar eine Bahnberechnung nicht gestatten, aber doch einige Aehnlichkeit mit 1264 und 1556 wahrnehmen lassen.

681. Die Angabe: 17. October am Kopfe des Hercules, ist mit unserm Kometen verträglich; ebenso der weitere Lauf. Sein Schweif soll 50 Grad lang gewesen seyn: er muß also viel günstiger als 1556 gestanden haben.

389. Großer Komet nach Marcellin und Philostorgius. Leider ist über seinen Lauf, der gänzlich unvereinbaren Widersprüche wegen, nichts zu entscheiden. Hier verläßt uns jede weitere Spur. Die Zwischenzeiten sind hiernach

292 Jahre.
294 „
289 „
292 „
} Durchschnitt 292 Jahre.

Die nächsten 6 oder 8 Jahre müssen die Entscheidung herbeiführen, und alsdann könnte sich die Muthmaßung in Gewißheit verwandeln.

Die Kometen von 1532 und 1661.

1532. Fracastor und Apianus beobachteten ihn von der Herbstnachtgleiche an 71 Tage lang, außerdem noch Vogelin, ein Schüler Regiomontan's, am 6. und 10. October. Er war zwar gut sichtbar, gehörte aber nicht zu den hellsten.

1661. Der beträchtlichen Entfernung von der Erde wegen ziemlich unscheinbar. Er ist von Hevel vom 3. Februar bis 8. März beobachtet worden. Folgendes sind die abgeleiteten Elemente:

	1532	1661.
Berechner:	Olbers.	Méchain.
Sonnennähe, Zeit:	Oct. 18.: 8ʰ	Jan. 26.: 21ʰ
„ „ Ort:	111° 48′	115° 16′
Aufsteigende Knoten:	87 23	81 54
Kleinster Abstand:	32 36	33 1
Neigung der Bahn:	0,5192	0,4427
Art der Bewegung:	direkt.	direkt.

Auf diese Vergleichung war die Hoffnung einer Wiederkehr um 1789 gegründet; er ist nicht erschienen und die teleskopischen Kometen, die man um 1790 sah, zeigten ganz andere Bahnen. Es bleibt nun allerdings sehr möglich, daß er wiederkehrte und nicht gesehen ward. Wenn z. B. sein Perihel etwa in die Mitte Septembers fiel, so hatte er vorher eine zu starke südliche Breite für Europa's Sternwarten und später mußte er durch die zwischen Erde und Komet tretende Sonne unsichtbar werden. Wir müssen also das zwanzigste Jahrhundert abwarten und uns 1917 aufs Neue umsehen, ob sich der Komet wieder zeigt. Einstweilen mag rückschreitend angeführt werden:

1402. Daß ein ziemlich großer Komet zu Anfang dieses Jahres erschienen, ist gewiß; aber die Angaben über seinen

Lauf sind überaus mangelhaft und eine Berechnung nicht möglich. Pingré hält sich für überzeugt, daß er mit denen von 1532 und 1661 identisch gewesen.

1273. Komet in China beobachtet, 21 Tage lang. Aus den angegebenen Oertern läßt sich wenig schließen: sie scheinen indeß mit der Bahn für unsern Kometen vereinigt werden zu können.

1143. Zu Anfang des Jahres ein Komet gegen Abend. Dies ist alles.

1015. Komet im Monat Februar. — Hier hört jede Spur auf, und die beiden letzten sind sehr wenig sicher.

Wahrscheinlich haben wir hier mit einem zwar nicht teleskopischen, doch aber nur unter günstigen Umständen augenfälligen Kometen zu thun, der leicht ungesehen vorübergehen kann.

Der große Komet von 1843.

Die Erscheinung, welche im abgewichenen März ganz Europa bis zum 55° N. B. in Staunen versetzte,[1] gehörte einem Kometen von sehr kleinem und schwachem Kopfe, aber ungeheurer Schweiflänge an; sehr viele Orte sahen nur diesen Schweif und überzeugten sich schwer, daß es ein Komet sey. Die erhaltenen Ortsbestimmungen haben letzteres außer Zweifel gesetzt. Aber sie haben uns noch ein überaus merkwürdiges Faktum kennen gelehrt: dieser Komet kommt der Oberfläche der Sonne so nahe, daß er sie fast berührt; ja die erste approximative Rechnung ergab sogar das unmögliche Resultat, daß der Komet durch die Sonne (nicht wie Merkur und Venus blos vorüber, was auch als Durchgang bezeichnet wird) seinen Lauf genommen habe. Eine früher beliebte Meinung ließ die Kometen aus der Sonne hervorgehen und von ihr gleichsam abgeschleudert werden; selbst der wackere Bürg neigte sich zu dieser Ansicht. Indeß hat man nichts davon gehört, daß sie bei Gelegenheit unseres Kometen wieder aufgetaucht sey; die Erscheinung ging rasch vorüber.

---

[1] Jenseits dieses Parallels sind alle Nachforschungen mit den lichtstärksten Instrumenten vergebens gewesen, wiewohl der Ort genau genug bestimmt war. Dorpat, Petersburg, Kopenhagen, Stockholm u. s. w. haben nichts von ihm gesehen; Königsberg kaum noch etwas.

Der Komet lief ſo ſchnell, daß er Anfangs in jeder Woche eine Planetenbahn durchſchnitt, und ſo war er bald jenſeits der Grenzen ſeiner Sichtbarkeit. Noch iſt keine ſichere Nachricht eingegangen, daß man ihn vor dem Peribel geſehen; auch wäre dies nach der damaligen Stellung der Erde kaum möglich geweſen, außer etwa in höhern ſüdlichen Breiten. — Es leidet kaum einen Zweifel, daß dieſer Komet identiſch ſey mit dem von 1668, ja daß er damals ſogar nahe in derſelben Zeit des Jahres wie diesmal durch ſein Peribel gegangen, ſo daß er auch nahe durch dieſelben Sternbilder ging. Man ſah ihn faſt nur in ſüdlichen Gegenden: Oſtindien, Braſilien und bis Liſſabon hinauf. Auch damals war der Kopf klein und kaum zu unterſcheiden, der Schweif dagegen von großer Länge; einige ſetzen ihn zu 30, andere zu 45 Grad, was durch die verſchiedene Zeit und Gegend ſich erklärt. Die nähere Beſtimmung der Bahnelemente iſt noch zu erwarten.

Mit dieſer Zwiſchenzeit von 175 Jahren rückwärts gehend, trifft man auf folgende Kometen:

1491 oder 92. Zu Krakau und Nürnberg ſah man einen Kometen im Zeichen der Fiſche, mit kleinem Kopf und großem, doch blaſſem Schweife (wohl wegen der Nähe des Horizonts dieſer nördlichen Breiten).

1317. Komet.

1142 oder 1143. Komet in China, am Abendhimmel.

968. Komet.

(791 und 617 können nicht hierher gehören: dieſe Kometen erſchienen, nach chineſiſchen Berichten, in einer Himmelsgegend, wo der von 1843 nie ſtehen kann).

442. Komet.

268 hat 2 Kometen, in China geſehen, von denen der erſte hierher gehören könnte. — Hier ſind wir am Ende der Unterſuchung. Es könnten noch einige ähnliche aufgeführt werden, faſt bei allen iſt aber der Grad der Wahrſcheinlichkeit, daß man es mit identiſchen Kometen zu thun habe, nur gering. Auch werden wir weiterhin an einem Beiſpiele ſehen, wie wenig Stabilität den Kometenbahnen zukomme.

In eine dritte Klaſſe der periodiſchen Kometen würden wir diejenigen ſetzen, welche zwar nur in Einer Erſcheinung beobachtet worden ſind, in dieſer aber lange genug, um eine

Abweichung von der Parabel im Sinne der Ellipse mit Sicherheit zu erkennen, folglich auch, um eine Berechnung der Umlaufszeit und eine Bestimmung der Wiederkehr anstellen zu können. Hierher gehören folgende:

Der Olbers'sche Komet von 1815.

Olbers entdeckte ihn am 6. März und Gauß beobachtete ihn zuletzt am 29. August, also ist er fast ½ Jahr hindurch beobachtet worden, was um so merkwürdiger ist, als er nur teleskopisch war, und auch wenig von einem Schweife bemerkt wurde. Die Rechnung von Bessel, unter allen die sorgfältigste und genaueste, hat Folgendes ergeben:

Sonnennähe, Zeit	=	1815 April 25. 23ʰ 58′ 5″ mittlere Pariser Zeit.
" " Ort	=	149° 1′ 56″
Aufsteigender Knoten	=	83 28 34
Neigung	=	44 29 55
Kleinster Abstand	=	1,21287
Mittlerer " "	=	17,63383
Umlaufszeit	=	74,04913 Jahre,
Störungen des Laufs durch die Planeten bis zur nächsten Rückkehr	=	— 824½ Tag,
Nächste Rückkehr	=	1887 Februar 9. Ab. 10ʰ.

Die um 1740 und 1666 herum beobachteten Kometen zeigen keine Aehnlichkeit mit diesem.

Der große Komet von 1811.

Dieser prachtvolle Komet ist unter allen am längsten beobachtet worden. Flaugergues entdeckte ihn am 26. März, und bald ward er auch dem freien Auge sichtbar, nur war sein Schweif noch sehr kurz. Vom 3. Juni bis zum 19. August blieb er hinter der Sonne verborgen. Am 15. October stand er der Erde am nächsten (25½ Millionen Meilen). Sein 15 Millionen Meilen langer Schweif war etwas gekrümmt und zeichnete sich dadurch aus, daß er conoidisch den Kopf in einem großen Bogen umgab und der Kopf sammt dem umgebenden Nebel gleichsam frei im Brennpunkte dieses Bogens schwebte. Den ganzen Herbst

und Winter hindurch ſtand er hoch am Himmel und überglänzte eine Zeitlang die hellſten Sterne. Am 1. December bedeckte er α des Adlers; am 11. Januar verſchwand er in den Sonnenſtrahlen. Beſſel berechnete, daß er möglicherweiſe noch einmal im Sommer 1812, wiewohl ſchon in ſehr großer Entfernung, aufgefunden werden könne. Dieſe von den meiſten Aſtronomen, als zu kühn, ungläubig aufgenommene Hoffnung beſtätigte ſich am äußerſten Oſten Europa's, zu Neu-Tſcherkask am Aſowſchen Meere, wo Wisniewsky ihn noch in der für einen ſichtbaren Kometen faſt beiſpielloſen Entfernung von 62 Millionen Meilen beobachtete (vom 31. Juli bis 17. Auguſt). Von der erſten Entdeckung bis zur letzten Beobachtung waren 511 Tage verfloſſen.

Noch nie hatte ein Komet in Einer Erſcheinung ein ſo reiches Material dem Berechner dargeboten. Argelander hat in einer Preisſchrift (Unterſuchungen über die Bahn des großen Kometen, Königsberg 1822) Folgendes gefunden:

Sonnennähe, Zeit	1811. September 12. 6ʰ 19′ 53″
" " Ort	75° 0′ 33″,9
Aufſteigender Knoten	140 23 44,0
Neigung der Bahn	73 2 21,2
Kleinſter Abſtand	1,035423
Mittlerer Abſtand	211,02205
Umlaufszeit	3065,56 Jahre,

Störungen bis zum nächſten Perihel — 177 Jahre,
Nächſte Wiederkehr 4700 n. Chr. Bewegung retrograd.

Die Beſtimmung der Umlaufszeit iſt etwa auf ein halbes Jahrhundert unſicher. — Seine vorletzte Erſcheinung muß demnach um die Zeit des trojaniſchen Krieges fallen, und er hat, von Agamemnon bis Napoleon der Erde unſichtbar, ſeine lange Reiſe von 9000 Millionen Meilen zurückgelegt! Wie wird es bei uns ausſehen, wenn er zum dritten Male kommt!

Der zweite Komet von 1811.

Von Pons in Marſeille am 15. November entdeckt und von Olbers zuletzt am 15. Februar beobachtet; beträchtlich ſchwächer als der vorige und faſt ſchweiflos, doch dem bloßen Auge ziemlich gut ſichtbar. Nicolai's Berechnung ſeiner Bahn iſt folgende:

Sonnennähe, Zeit	1811. November	10.	23ʰ 53ᵐ	39ˢ
„ Ort		47°	27′	27″
Aufsteigender Knoten		91	1	52
Neigung		31	17	11
Kleinster Abstand		1,582107		
Mittlerer Abstand		83,53394		
Umlaufszeit		763,4743 Jahre,		
Bewegung		direkt.		

Es würde vergebens seyn, frühere Erscheinungen aufsuchen zu wollen: die Periode ist auf Jahrzehende unsicher und der Komet kein solcher, der einen ausgezeichneten Glanz entfaltet hätte.

Der Komet von 1812.

Dem bloßen Auge war er nicht sichtbar. Pons entdeckte ihn am 20. Juli und er blieb bis zu Ende Septembers. Encke findet die folgende Bahn:

Sonnennähe	1812 Sept.	15.	7ʰ 40′	53″
„ „ Ort =		92°	18′	44″
Aufsteigender Knoten		253	1	3
Neigung		73	57	3
Kleinste Entfernung		0,77714		
Mittlere		17,09548		
Umlaufszeit		70,68419 Jahre.		

Man findet keinen, der mit ihm übereinstimmt. Der von Hevel 1672, aber unvollkommen, beobachtete Komet zeigt nur geringe Aehnlichkeit.

Komet von 1807.

Entdeckt von den Augustiner Mönchen zu Castro Giovanni in Sicilien am 9. Sept. Die Beobachtungen reichen bis zum 27. März, wo Wisniewsky in Petersburg ihn aus dem Gesicht verlor. Er übertraf die Sterne zweiter Größe, hatte einen glänzenden, gut begrenzten Kern und einen schönen Doppelschweif, der in zwei Aesten mehrere Grade am Himmel fortlief und einen dunklen Zwischenraum zwischen beiden frei ließ. Einer der Aeste war stark gebogen, und die Convexität des Bogens gegen den andern gerichtet. Olbers in Bremen und Bessel (damals in Lilienthal) haben ihn am aufmerksamsten verfolgt: der letztere hat

noch gänzlich unfrei und unter der Herrschaft seines eingebildeten, phantastischen Ideenganges.

Der Schlafwache gewinnt dagegen in dem Grade, als er erwacht, mehr Freiheit und Besonnenheit in dem Verkehr mit der Aussenwelt; sein Rapport mit den umgebenden Gegenständen wird unabhängiger von seinem träumerischen Ideengange und eben damit ausgedehnter; seine Wahrnehmung der Aussenwelt wird in demselben Grade umfassender und richtiger; sein Handeln wird vernünftiger und endlich so ganz den Umständen angepaßt, daß der Schlafwache nur noch an den geschlossenen oder starren Augen, so wie an einer gewissen Unwillkührlichkeit und Nothwendigkeit seiner Handlungsweise, von dem Tagwachen unterschieden werden kann; wie sich auch bei seinem gänzlich erinnerungslosen Erwachen der abnorme Zustand, in dem er sich befunden, herausstellt.

Dem somnambülen Traume, wie dem Schlafwachen, geht in der Regel, wenn auch nicht nothwendig, ein kürzerer oder längerer Moment somnambülen Schlafes voran, der bald mit krampfhaften Convulsionen begleitet ist, bald als todähnliche Erstarrung erscheint, gewöhnlich jedoch blos tiefer, dumpfer, unwiderstehlicher und fester ist, als der gewöhnliche, gesunde Schlaf. Das charakterische Kennzeichen des somnambülen Schlafes ist vor Allem seine Unfreiwilligkeit und Unwiderstehlichkeit. Der gesunde Schlaf ist zwar an sich auch kein freier Akt, allein er kann bemeistert oder wenigstens bis ins Bette verschoben werden; wogegen der somnambüle Schlaf fast unwiderstehlich und nicht selten so plötzlich eintritt, daß der Somnambüle mitten über einem Geschäft, im Sitzen, Stehen oder Gehen einschläft. Diese Unüberwindlichkeit des somnambülen Schlafes steht in genauem Verhältniß mit seiner Tiefe und Festigkeit. Diese malt sich schon in dem Gesichte ab, aus welchem jede Spur von Beseelung verschwindet, und das daher etwas Gespensterhaftes und Todtenähnliches annimmt, wogegen mit dem Eintritt des somnambülen Erwachens sich die Mienen wieder beseelen und nur das Auge todt und starr bleibt. Geht die Tiefe des somnambülen Schlafes bis zur Erstarrung, so hilft kein noch so gewaltsames Weckmittel. Selbst auf den niedern Stufen ist jedoch der somnambüle Schläfer ausserordentlich schwer zu hellem, klarem Erwachen zu bringen; gewaltsam geweckt, dämmert

die Bahn sehr scharf berechnet, und wenn gleich die Unsicherheit der Umlaufszeit auf mehrere Jahrzehende steigt, so kann sie doch im Allgemeinen als sicher gelten. Seine Bestimmung ist:

Sonnennähe; Zeit	1807 Sept. 18. 17ʰ 53′ 20″
„ „ Ort	270 54 41,9
Aufsteigender Knoten	266 47 11,4
Neigung	63 10 28,1
Kleinste Entfernung	0,646124
Mittlere	143,1951
Umlaufszeit	1713,533 Jahre
Störungen bis zum nächsten Perihel	173 Jahr
Nächste Wiederkehr um	3360.

Komet von 1680.

Dieser, die Epoche einer richtigen Kometentheorie bezeichnende Wandelstern wurde von Gottfried Kirch in Coburg am 14. November entdeckt. Die Beobachtungen Kirch's, Flamsteed's, Newton's und Cassini's haben Bessel gedient, um seine Bahn zu berechnen, und er findet, daß seine kleinste Entfernung von der Sonne (1680 am 18. Dec. Mittags) nur 0,00622236 (128,850 Meilen), die mittlere dagegen 426,6858 (8900 Mill. Meilen) betrage. Die größte Entfernung ist sogar 17,700 Mill. Meilen; er steht dann 44 mal weiter als Uranus von der Sonne. Seine Umlaufszeit ist 8814 Jahre; leicht begreiflich mit einer großen über ein Jahrtausend betragenden Unsicherheit.

Sein Schweif erstreckte sich 80 Grad am Himmel fort. Er ward an manchen Orten früher als der Kopf gesehen; dabei war er schmal, langgestreckt und gerade, sehr ähnlich dem Kometen von 1843. — In seiner Sonnennähe blieb er nur 32,000 Meilen von der Oberfläche der Sonne entfernt; bei einer gleichen Empfänglichkeit für die Wärme, als unsre Erde besitzt, hätte er eine Hitze empfinden müssen, welche die des glühenden Eisens 2000mal übertraf; der Umstand indeß, daß er vor und nach dem Perihel im Wesentlichen denselben Anblick gewährte, zeigt wenigstens, daß er die empfangene Hitze, sie sey so groß gewesen als sie wolle, ausgehalten hat. — Whiston hatte auf den Grund einer sehr unsichern Rechnung seine Umlaufszeit zu 575 Jahren angenommen, und war so, rückwärts rechnend, auf das Jahr der

Noachiſchen Fluth gekommen; eine durch Beſſels Rechnung widerlegte Hypotheſe.

Der Lexell'ſche Komet. (1770.)

Dieſer von Meſſier am 14. Juni entdeckte und bis zum 2. Oktober beobachtete Komet war während der größten Zeit ſeiner Erſcheinung teleſkopiſch, ward aber auch dem bloßen Auge ſichtbar und entfaltete in einer Nacht (am 1. Juli) einen ſtarken Glanz und eine bedeutende Größe. Wohl kein Komet hat den Aſtronomen ſo viel Noth gemacht als dieſer; Proſperin, Pingré, Widder boten allen Scharfſinn der Combination auf, brachten aber keine paſſende Parabel heraus. Da er in der erwähnten Nacht der Erde bis auf 360,000 Meilen nahe gekommen war, ſo glaubte man, die ſtarke Störung habe die Bahn verändert; du Sejour aber zeigte, daß dieſe allerdings bedeutende Wirkung nicht der Grund der bemerkten Abweichung geweſen ſeyn könne. Endlich berechnete Lexell die Bahn ohne Vorausſetzung einer beſtimmten Form derſelben, und fand nun eine Ellipſe von auffallend kurzer Umlaufszeit, nämlich:

Sonnennähe, Zeit	1770 Aug. 13. 12ʰ 37′ 55″
„ „ Ort	356° 55′ 11″
Aufſteigender Knoten	131 54 54
Neigung	1 34 31
Kleinſter Abſtand	0,67436
Mittlerer Abſtand	3,14346
Umlaufszeit	5,573299 Jahre
Art der Bewegung	direkt.

Jetzt ſtimmte zwar alles ſehr gut überein; aber es war auffallend, daß ein Komet von 5½ Jahren Umlaufszeit noch nie ſollte wahrgenommen worden ſeyn. Die Verwunderung ſtieg noch höher, als auch keine Rückkehr, weder 1776, noch 1781, noch überhaupt ſeitdem, erfolgen wollte. — Lexell hat endlich aufgefunden, daß eine zweimalige höchſt eigenthümliche Störung durch Jupiter die Urſache geweſen ſey.

Dieſer Komet vollführt ſeinen Lauf nahezu in der Ebene der Jupitersbahn, und weicht auch von der Erd- und andern Planetenbahnen wenig ab. Von 1770 rückwärts rechnend fand ſich nun, daß er am 27. Mai 1767 nahe bei Jupiter (1¾ Millionen Meilen) geſtanden habe, und zwar ſo, daß dieſer ſeine

Bahn völlig verändern mußte. Seine frühere Bahn lag so, daß er der Erde nicht wohl sichtbar werden konnte; jetzt ward er in die oben bezeichnete geworfen, die ihn nahe vorüber an unsrer Erde und nach 5 Jahren 7 Monaten wieder an den Ort führte, wo er mit Jupiter zusammengekommen war. Dieser stand aber in dem entgegengesetzten Theile der Bahn und 210 Mill. Meilen entfernt, seine Wirkung also war ganz unmerklich. Im März 1776 kehrte er zur Sonne zurück, die damals zwischen ihm und der Erde stand, man konnte ihn also nicht sehen. Am Schlusse des zweiten Umlaufs in dieser neuen Bahn hatte Jupiter nahezu einen Umlauf zurückgelegt und so geschah es, daß er am 23. Aug. 1779 (alles nur nach der Rechnung, aber nach einer sichern und scharfen) dem Jupiter noch weit näher stand als das erstemal (220,000 Meilen), so daß er zwischen ihm und der Bahn seines vierten Mondes hindurch ging. Die neue Störung mußte also noch viel gewaltsamer als die vorige seyn, da Jupiter im Moment der größten Nähe 225 mal mehr Wirkung auf ihn ausübte als die Sonne. Die Elemente der nun entstehenden Bahn sind noch nicht genau bestimmt, doch steht fest, daß er in derselben der Erde nicht wieder erscheinen kann, wenn nicht etwa in einem sehr möglichen Falle eine neue totale Aenderung eintritt. Sein Nichtwiedererscheinen ist also hinreichend erklärt; es bleibt aber sehr zu wünschen, daß eine möglichst strenge Untersuchung sowohl über seine Bahn vor der ersten, als auch über die nach der zweiten geführt werden möge, bei welcher freilich die Theorie ganz auf eigenen Füßen stehen muß. Clausen hat eine neue Untersuchung dieses Kometen begonnen und zuvörderst seine Erdnähe in Rechnung gezogen, die bisher von allen Berechnern, der großen Schwierigkeiten wegen, übergangen worden war.

Für unsre Vergleichungen ist es wohl ein Glück zu nennen, daß solche Beispiele nicht die Regel bilden; wir würden sonst in den meisten Fällen genöthigt seyn, alle Nachforschungen nach zusammengehörenden Erscheinungen der Kometen aufzugeben.

Der Komet von 1769.

Messier, dieser furet des comètes, wie Ludwig XV. ihn nannte (er hat es bis auf 19 gebracht), entdeckte ihn am 8. August und er ward bis zum 1. Dec. beobachtet. Er gehört zu den

größten und prachtvollſten des 18. Jahrhunderts. Sein Schweif war beſonders um die Mitte des Septembers impoſant; in ſüdlichen Gegenden erreichte er über 90° Länge, nach den Beobachtungen von la Nux auf Bourbon. Dieſer fand ihn nemlich am 28. Aug. 19½°, am 9. Sept. 60°, am 11. Sept. 97½° lang. Pingré hat für dieſe Tage 19½°, 75°, 90°; Meſſier hat für die beiden erſten 17° und 55°; bei andern Beobachtern finden ſich ähnliche Verſchiedenheiten, die durch die wechſelnde Heiterkeit unſrer Atmoſphäre ſich leicht erklären, was auch dadurch beſtätigt wird, daß Fleurien und Pingré zuweilen plötzliche Verlängerungen, ähnlich den Strahlenſchüſſen bei Nordlichtern, wahrgenommen haben. Beſſel hat ſeine Bahn folgendergeſtalt beſtimmt:

Sonnennähe,	Zeit	1769 Oct. 7.	15ʰ 2′ 42″
„ „	Ort	144°	11′ 29″
Aufſt. Knoten		175	3 59
Neigung		40	45 50
Kleinſte Entfernung		0,122755	
Mittlere Entfernung		159,7371	
Umlaufszeit		2018,79	Jahre.
Bewegung		direkt.	

Er kam hiernach der Sonne ſehr nahe (2¼ Mill. Meilen), und ſo beſtätigt ſich auch hier, daß mit der größeren Nähe zur Sonne auch der Schweif größer erſcheint; indeß kann der Komet nicht, wie einige gemeint haben, dieſen Schweif gleichſam direkt von der Sonne empfangen: denn er zeigte ſich hier vor dem Perihel ſtärker als nachher. — Die der Umlaufszeit inhärirende Ungewißheit iſt leider zu groß, um von einem Nachforſchen in den alten Erſcheinungen etwas erwarten zu können.

Es ließen ſich noch einige Kometen anführen, deren Umlaufszeit man zu berechnen verſucht hat, indeß iſt die Sicherheit der Beſtimmung faſt durchweg eine geringe. Dahin gehören

Der Komet von:	Entfernungen:		Umlaufszeit:	
1780 Sept. 30. 23ʰ;	0,0963 u.	1738,4;	78192 J.,	nach Clüvers Berechng.
1783 Nov. 19. 14ʰ;	1,4953 „	4,6496;	10,0375 J.,	„ Burckhardt.
1793 Nov. 28. 15ʰ;	1,4000 „	5,2784;	12,1271 J.,	„ Burckhardt.
1819 Juli 18. 22ʰ;	0,7736 „	3,1602;	5,6178 J.,	„ Encke.
1822 Oct. 23. 19ʰ;	1,1451 „	309,9243;	5456,1 J.,	„ Encke.
1827 Sept. 11. 17ʰ;	0,1378 „	189,619;	2611 J.,	„ Olbers.

Daß zu den kurzen Umlaufszeiten, die in obenstehenden Berechnungen vorkommen, sich gleichwohl keine correspondirenden Erscheinungen vor und nachher ergeben haben (die oben besonders angeführten Fälle ausgenommen) hat seinen Grund sicher darin, daß es nur teleskopische Kometen sind, deren Auffindung stets von besonders günstigen Umständen abhängt.

Im Ganzen stellt sich die Uebersicht etwa so:

Mehrmals erfolgte, völlig sichere Wiederkehr	3 Kometen
Wahrscheinliche Identität, aus Aehnlichkeit der Elemente geschlossen	5 „
Elliptisch berechnete Laufbahnen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit	19 „
Periodische Kometen	27.

Nun sind etwa 500 beglaubigte Kometen erschienen, und von etwa 150 konnte der Versuch gemacht werden, die Bahn zu berechnen. Diese besteht aber, die obigen ausgenommen, nur aus der Parabel, welche sich dem Stück, das die Beobachtungen umfassen, am besten anschließt. In den meisten Fällen ist die Kürze der Erscheinung das unbesiegbare Hinderniß eines weiter gehenden Versuchs, bei den älteren, d. h. allen vor 1680, auch noch die Unvollkommenheit der Beobachtungen. Auch ein sehr beträchtlicher Abstand in der Sonnennähe ist dem Erkennen einer Ellipticität ungünstig. So wurde der Komet von 1729 fast sechs Monate lang gut beobachtet, aber 84 Millionen Meilen als kleinster Abstand von der Sonne veranlaßten, daß er in dieser ganzen Zeit nur 21° seiner Anomalie zurücklegte. Indessen auch wo alle diese Hindernisse nicht stattfinden, ist dennoch oft genug nur eine Parabel gefunden worden. Ein Beispiel der Art gibt der große Komet von 1744, der über 4 Monate gesehen ward; der von 1771, den Messier 3½ Monate lang verfolgte, und wo Encke, als er den Versuch machte, die Abweichung von der Parabel zu bestimmen, allerdings auf eine kleine Abweichung, aber im hyperbolischen Sinne kam; der von 1773, sechs Monate lang von dem größten Kometenforscher seiner Zeit, Messier, aufmerksam verfolgt; der von 1779, 4½ Monat lang beobachtet, und manche andre. Wenn Kometen, wie dies sehr häufig geschieht, nur wenige Tage oder Wochen hindurch gesehen werden, so darf man freilich die Forderungen an die Berechner nicht sehr hoch stellen;

bei den oben angeführten aber bleibt uns nichts übrig, als auf sehr große Umlaufszeiten zu schließen; größere als die, welche oben als die bedeutendsten aufgeführt worden sind. Mit der Größe der Umlaufszeit aber steigt auch, alles übrige gleich gesetzt, die Unsicherheit ihrer Bestimmung, nicht blos absolut, sondern auch verhältnißmäßig genommen. So beträgt z. B. die Unsicherheit der Umlaufszeit des Olbers'schen Kometen (74 Jahr Umlaufszeit) nur einige Monate, die des großen von 1811 (3065 J.) schon 43 Jahre und die des Kometen von 1680 (8800 J.) über ein Jahrtausend. Aehnlich wie mit diesen Unsicherheiten der Rechnung verhält es sich auch mit den Störungen. Bei Kometen von der Umlaufszeit des Halley'schen können sie etwa auf $^1/_{20}$ der Periode steigen; bei 1500 Jahren Umlaufszeit schon auf $^1/_{10}$ und darüber, wobei freilich auch auf die andern Elemente der Bahn viel ankommt.

Betrachten wir noch zum Schlusse einige merkwürdige Erscheinungen nicht- (d. h. nicht bestimmt-) periodischer Kometen.

Eine der frühesten Erwähnungen eines Kometen ist wohl folgende:

Ovid in seinen Fastis erzählt: Electra, eine der Plejaden, sey vor Schmerz über Troja's Brand vom Himmel verschwunden. Ausführlicher berichtet Hyginus, Electra habe vor Schmerz über den Untergang des Dardanischen Geschlechts die Gesellschaft ihrer Schwestern verlassen, und habe sich gegen den nördlichen Polarkreis gezogen, wo sie lange Zeit thränend und mit aufgelösten Haaren erschienen und deshalb Komet genannt worden sey. Nach Andern ist nicht Electra, sondern Merope die flüchtige Plejade, auch wird die Veranlassung zur Flucht verschieden erzählt, aber als Thatsache scheint daraus hervorzugehen: daß ein Komet, um die Zeit des Falles von Troja, von den Plejaden nach dem Polarkreise gerückt sey.

Man könnte geneigt seyn, an den Kometen von 1811 zu denken. Die Umlaufszeit rückwärts gerechnet, führt uns, wie oben schon erwähnt, auf diese Zeit; aber die übrigen Umstände lassen sich nicht vereinigen. Soll der Komet von den Plejaden, die zu jener Zeit 4° nördliche Breite hatten, nach dem Polarkreise, also wenigstens in 45—50° Breite laufen, so muß er von seinem

aufſteigenden Knoten kommen und dieſen kurz vorher, ehe er die Plejaden erreicht, paſſirt haben. Der Komet von 1811 aber ſteht in dieſem Knoten und noch einige Monate nachher ſo, daß er von keinem Punkte der Erdbahn aus bei den Plejaden geſehen werden kann; nur vor dem niederſteigenden wäre dies möglich, dann aber würde er wegen der weitern Entfernung keinen bedeutenden Glanz mehr entfalten und auch nicht nach Norden rücken, ſondern die Ekliptik durchſchneiden und ſich in einem der ſüdlichen Sternbilder unſern Augen entziehen. — Die ganze Angabe iſt für eine eigentliche Berechnung viel zu unbeſtimmt und mangelhaft.

464 v. Chr. Anaxagoras erwähnt eines Kometen, eines gleichzeitigen Meteorſteins und einer bald darauf erfolgten totalen Sonnenfinſterniß. Da eine Rückwärtsrechnung die letztere beſtätigt (nach Strupk 462 v. Chr. am 30. April), ſo haben wir es auch in Anſehung der beiden andern Phänomene wohl mit keiner bloßen Erdichtung zu thun.

371 v. Chr. (Diodor.) „Eine große Flamme am Himmel.“ Ueber den Lauf wird uns Einiges berichtet. Mitten im Winter ſtand der Komet im Sternbilde des Widders, ging bald nach der Sonne unter und man konnte nicht mehr ſeinen Kopf, wohl aber noch eine geraume Zeit den Schweif ſehen; allmählig bis zum Gürtel des Orion rückend, verſchwand er. Seine Bahn muß eine ſtarke Neigung gehabt haben und das Perihel vor, der niederſteigende Knoten aber während der Erſcheinung geſetzt werden.

146 v. Chr. (Seneca). Großer, rother, feuriger Komet, die Nacht mit ſeinem Glanze erhellend (?)

136 v. Chr. Großer Komet; er nahm den vierten Theil des Himmels ein und brauchte vier Stunden zum Auf- und Untergange.

43 v. Chr. (Plinius hist. nat.) Octavianus Auguſtus erzählt: „Während ich dem Volke öffentliche Spiele gab, erſchien ein geſchweiftes Geſtirn unter dem Bilde des Fuhrmanns, es war von ſtarkem Glanze und ward überall auf der Erde geſehen. Es ging zur 11. Stunde (5 Abends) auf.“ Dion erwähnt gleichfalls eines Kometen, und auch die Chineſen führen in dieſem Jahre einen auf. Die Sache iſt alſo wohl nicht zweifelhaft,

gleichwohl haben Mehrere daran gezweifelt, und warum? Weil ein Komet nur Unglück verkünden, nur traurige Ereignisse begleiten kann, nicht aber Feste und Lustbarkeiten im Glücke des Friedens! Gottlob, daß die Zeiten einer solchen Kritik vorüber sind.

240 n. Chr. Der erste Komet, von dem eine — wiewohl höchst unsichere — Beobachtung vorhanden ist. Man beobachtete ihn in China am 11. Nov. im Schwanze des Scorpions, dann stand er in Conjunction mit Venus, endlich am 19. Dec. zwischen Wallfisch und Wassermann.

336. Sehr großer Komet, der der Erde sehr nahe gekommen seyn muß.

363 wird gar berichtet (Ammianus Marcellinus), daß ein Komet, kurz vor Julians Tode, am hellen Tage sichtbar gewesen. In China sah man ihn am 26. August bei α der Jungfrau, was nur in halber Dämmerung möglich war: die Sichtbarkeit am Tage selbst dürfte doch wohl Uebertreibung seyn. — Marcellin's Kometenberichte sind überhaupt, wie auch aus andern Beispielen erhellt, in hohem Grade unzuverlässig und voll innerer Widersprüche.

418. Er wurde am 19. Juli während einer totalen Sonnenfinsterniß entdeckt, was auf einen bedeutenden Glanz schließen läßt. Man schildert ihn uns als eine isolirte Flamme; von einem Kern ist nicht die Rede. Sichtbar blieb er bis in den November, nach Andern sogar bis in den Februar des folgenden Jahres.

504. Galfredus Monumetensis schreibt, daß der Schweif des Kometen sich in einem dicken feurigen Ballen endete, einen Drachen versteilend, aus dessen Maul zwei Schweife hervorgingen, der eine nach Frankreich, der andere nach Irland weisend; letzterer spaltete sich in 7 kleinere. (Der Ort der Beobachtung ist England). — Die Chinesen, damals noch die besten und vorurtheilsfreiesten Beobachter, wissen von diesem Kometen gar nichts. War es also vielleicht nur eine Lufterscheinung?

566 soll nach Abul Taraji ein langgeschweifter Komet ein ganzes Jahr lang am Nordpole gestanden haben, was unglaublich klingt. Auch spricht Marius nur von 10 Wochen Sichtbarkeit.

837. Dieſes iſt der erſte Komet, der einigermaßen zuverläſſig berechnet werden kann. Die Chineſen (noch über ein halbes Jahrtauſend ſpäter die einzigen, mit deren Beobachtungen etwas anzufangen iſt) haben ihn vom 22. März bis 28. April beobachtet. Sein Schweif wuchs ungemein raſch: am 6. April 10°, am 10. April 50° und in zwei Armen; am 11. 60° und einfach; am 14. 80°, und am 28. nur noch 3°. — Er iſt noch nicht wiedergekehrt und keine der ſpäter berechneten Bahnen zeigt Aehnlichkeit mit ihm.

Was die angegebenen Schweiflängen betrifft, ſo wäre zwar gegen 80° nichts einzuwenden; man hat in neuern Zeiten ähnliche mit Beſtimmtheit geſehen. Allein die Sache wird verdächtig dadurch, daß faſt bei allen in China beobachteten Kometen ungeheure Schweife von über 100°, einmal ſogar von 200° Grad vorkommen (895), und daß ſolche Länge 37 Tage angehalten habe. 200° ſind begreiflicher Weiſe ganz unmöglich, und man muß alſo wohl einen Miſſverſtand in dieſen Zahlen oder eine andere Eintheilung vermuthen.

Im 10. und 11. Jahrhundert herrſchte in den Berichten arge Verwirrung, Jahrszeitenverwechslungen und Widerſprüche, daß man am beſten thut, ſie etwa mit Ausnahme des von 975 ganz zu beſeitigen.

1066. Alle Schriftſteller jener Zeit ſind voll von dieſem großen Kometen. Man findet aus den beſſern Angaben, daß er retrograd geweſen, der Sonne bis auf 7 Mill. Meilen, der Erde aber noch weit näher gekommen ſey (zu Ende April). Seine Sichtbarkeit währte überhaupt 67 Tage. Pingré hat einen Verſuch gemacht, die Bahn zu berechnen.

1106. Ich erwähne dieſes Kometen, weil hauptſächlich auf ihn die im vorigen Jahrhundert viel Aufſehen erregende Whiſtonſche Weltſchöpfungs- und Sündfluthstheorie gebaut war. Er erſchien Anfang Februars in der Abenddämmerung zuerſt; ſein Schweif erſtreckte ſich vom Anfange der Fiſche bis gegen Orion, war alſo gegen 60° lag. Die Dauer ſeiner Erſcheinung wird auf 46, 50 oder 55 Tage angegeben; er konnte nach 50 Tagen, wie ein Gewährsmann in den Gestis francorum ſagt, kaum mehr aufgefunden werden. — Schon Pingré zeigte, daß er mit dem von 1680 nicht identiſch ſeyn kann. Whiſton hatte dies

angenommen, die (sehr ungewisse) Erscheinung von 531 damit verbunden und war so, mit einer Periode von 575 Jahren rückwärts rechnend, zur Sündfluth und weiter zur Erschaffung der Erde angelangt. Alles dieß und weit mehr noch wurde dem Kometen zugeschrieben. — Wie oben bereits erwähnt, so kann der Komet von 1680 auf keinen früher beobachteten bezogen werden.

1208. Von dem Kometen dieses Jahres wissen wir nichts, als daß er sich nach Sonnenuntergang zeigte und sehr glänzend war. Die Juden betrachteten ihn als ein Vorzeichen der Ankunft des Messias.

1222. Dieser Komet soll den Mond überglänzt haben. Dieß würde nur bei einer ganz außerordentlichen Nähe zur Erde oder einem absolut sehr starken Lichte einigermaßen denkbar seyn, beides aber scheint nach den chinesischen Beobachtungen nicht der Fall gewesen zu seyn. Nach ihnen hat er sich vom Fuße der Jungfrau gegen Arctur und von da zum Haar der Berenice gewendet. — Sichtbar vom 8. September bis 10. Oktober.

1297. Ferret von Vicenz hat folgende Nachricht: „Adolph ward getödtet am 15. Juni 1297, als die Sonne im Löwen stand; man soll damals einen geschwänzten Kometen gesehen haben."

Nun steht am 15. Juni die Sonne in den Zwillingen, und am 2. Juli 1298 (wo Adolph von Nassau wirklich umkam) im Krebse. — Sind solche Schriftsteller nun wohl werth, daß man sich die geringste Mühe mit ihnen gebe?

1301. Er wurde eine Zeitlang für identisch mit dem von 1811 gehalten: allein erstens sind die chinesischen und die verschiedenen europäischen Beobachtungen mit einander durchaus unvereinbar, und dann ist schon oben erwähnt worden, daß der Komet von 1811 gegen drei Jahrtausende gebrauche.

1337. Einer der schönsten, die je erschienen. Die Chinesen sahen ihn zuerst im Mai und er blieb 63 Tage lang sichtbar. Aus den dort gemachten Beobachtungen hat Pingré die Bahn bestimmt. Die europäischen Beobachtungen dagegen sind mit wenigen Ausnahmen blos Denkmäler der unglaublichen Ignoranz und Ideenverwirrung der damaligen Chronisten.

er bewußtlos auf, um sofort wieder in tiefen Schlaf zurückzusinken. Die Tiefe dieses Schlafs gibt sich bei seinem Anzuge, wie bei dem Erwachen als dumpfer Zustand des Kopfes zu fühlen.

Zwischen der Tiefe des somnambülen Schlafes und dem Grade des darauf folgenden somnambülen Erwachens findet ein ziemlich constantes Verhältniß statt, so daß den niedern Graden des somnambülen Traumes in der Regel nur ein festerer, dumpferer Schlaf vorausgeht, dem helleren Schlafwachen dagegen krampfhafte Convulsionen oder Erstarrung.

III. Erklärung des Somnambulismus.

Der Somnambulismus ist bis jetzt hauptsächlich aus dem Grunde unerklärt und unbegriffen geblieben, weil die zwei Hauptfaktoren der menschlichen Natur, welche in ihm auf außerordentliche Weise combinirt sind, auf verschiedene Wissenschaften und an verschiedene Gelehrte vertheilt sind, welche untereinander in einem höchst spärlichen Austausch der Ideen stehen. Diese zwei Grundprincipien der menschlichen Natur, welche in dem Somnambulismus, wie in keiner andern Erscheinung an dem Menschen, vereinigt wirken, sind das körperliche und das geistige Leben, die Lebenskraft und die Seele; denn der Somnambulismus ist, wie sich zeigen wird, nichts anderes als ein Erwachen der Lebenskraft zur Seele, d. h. zum Bewußtseyn und zur Freiheit.

Im gewöhnlichen, gesunden Zustande wirken diese beiden Faktoren des menschlichen Lebens in getrennten, gleichsam übereinander stehenden Regionen. Die Lebenskraft wohnt und wirkt in den vegetativen Organen: den Gefäßen, Muskeln, Knochen, Häuten; die Seele dagegen in dem Nervensystem. Die Lebenskraft besorgt den körperlichen Lebensprozeß, z. B. die Ernährung, wo sie — nachdem gleichsam die Seele, gemahnt von der Lebenskraft durch Hunger und Durst, gekaut und geschluckt hat — mit der Verdauung beginnt, den Nahrungssaft aufsaugt und assimilirt, ihn ins Blut einführt, das Blut in Circulation setzt, es zur Erneuerung der Organe, welche verlebten Stoff dafür aussondern, verwendet,

1454 wird eines Kometen erwähnt, der den Mond verfinsterte. Ueberaus interessant, wenn das Faktum beglaubigt wäre. Aber vielleicht hat man nur sagen wollen, daß er während einer Mondfinsterniß erschienen sey. Die Rechnung ergibt in der That für den 8. Juni n. St. eine große Mondfinsterniß, in Europa sichtbar. Da nun Phranza den Kometen im Sommer erscheinen läßt, so wird die obige Erklärung wahrscheinlich. Der Komet mag in der Nähe des Mondes, durch seinen Glanz geschwächt, am Himmel gestanden haben, hierauf die Mondfinsterniß eingetreten seyn und der Komet nun sich groß und glänzend gezeigt haben. — Wollte man unsern Autor indessen buchstäblich verstehen und also einen Kometen zwischen Erde und Mond annehmen, so müßte er entweder einen ganz ungemeinen Glanz in dieser Nacht entfaltet haben, oder im andern Falle nur sehr wenige Nächte erschienen seyn. Keines von Beiden findet statt: von einem so überaus glanzvollen Kometen würden wir Erwähnung auch in andern Schriftstellern und namentlich den Chinesen finden; und Phranza sagt, daß er während des Sommers alle Nacht nach Sonnenuntergang sich gezeigt und die Figur eines langen Schwertes gehabt habe. Ferner haben sich bisher noch alle Kometen durchsichtig gezeigt, nur ein undurchsichtiger Körper aber kann, sey es durch seinen Schatten oder durch direktes Vortreten, eine Finsterniß bewirken. Endlich finden wir in der persönlichen Stellung Phranza's einen hinreichenden Grund zu dieser Erzählung. Phranza war 1453 bei der Einnahme Konstantinopels durch die Türken zum Gefangenen gemacht und in die Sklaverei abgeführt worden. Eine Verfinsterung des Mondes durch den schwertförmigen Kometen konnte gedeutet werden — und er gibt uns selbst diese Deutung — daß das Schwert der Christenheit den türkischen Mond werde wieder erbleichen machen; und ein solches Ereigniß war der damaligen Welt ein zu wichtiges und zu erwünschtes, um es nicht auf jede Weise wahrscheinlich zu machen.

Der Halleysche Komet, der, wie oben erwähnt, 1456 sich zeigte, ist von gegenwärtigem bestimmt unterschieden.

1472. Bei diesem Kometen haben wir nicht mehr nöthig, die Chinesen zu consultiren. Regiomontan hat ihn beobachtet und seine Bahn hat Halley (paraboliſch) berechnen können.

Eben ſo ſind hinreichend genaue Angaben über ſeinen Schweif vorhanden, aus denen Brandes berechnet hat, daß er ſich allmählig rückwärts krümmte, und daß ſeine Länge gegen fünf Millionen Meilen betrug.

1577. Mit dieſem Kometen beginnt eine neue Epoche: es iſt der erſte von Tycho beobachtete. Seine Beſtimmungen gehen vom 13. November bis 26. Januar, und die Bahn ſtimmt ſehr gut damit überein. Er kam der Sonne beträchtlich nahe, bis auf 3⅗ Mill. Meilen. Den Schweif fand Tycho 22° lang; für den Kopf ſetzt er 7 Minuten Durchmeſſer. Der Schweif wich von der Richtung der Sonne nicht 180° ab, wie die angenommene Regel es ſetzt, ſondern am 13. Novbr. 156° 4′; am 24. 155° 7′; am 19. 155° 57′; am 23. 166°; ſeine wirkliche Länge war 5 Mill. Meilen. Am 28. Nov. ſah Tycho noch einen zweiten Nebenſchweif, 3 Mill. Meilen lang und in der Richtung 139°. Später wuchs der Schweif noch mehr an (wenn nicht vielmehr größere Heiterkeit der Luft die Sichtbarkeit begünſtigte), denn am 30. Decbr. iſt er 9½ Mill. Meilen lang. Nun aber nimmt er raſch ab, hat am 13. Januar noch 2 Mill. Meilen und verſchwindet dann allmählig. Er ſoll in der Nähe des Kopfes eine röthliche Farbe gehabt haben.

Von hier ab ſind nur wenig Kometen ganz unberechnet geblieben, und dies ſind ſolche, die den europäiſchen Beobachtern entweder der Lage nach ganz unſichtbar blieben, oder die der anhaltenden Trübheit wegen nicht wenigſtens dreimal beobachtet werden konnten. Fälle dieſer Art ſind noch in neueſter Zeit vorgekommen.

1618. Dieſer Komet erregte ungemeines Aufſehen und er muß ſehr beträchtlich geweſen ſeyn. Auf ihn ward ſogar eine Medaille geprägt, deren Tendenz aber eine ſehr verſchiedene von der Stiftung des Königs Friedrich VII. von Dänemark war. Dieſe ſoll Entdecker teleſkopiſcher Kometen belohnen; jene war ein Erzeugniß der Todesangſt. Auf der einen Seite eine zur Erde niedergeworfene Menſchenmenge, um Erbarmen flehend, und über ihnen der ungeheure Komet. Auf der andern Seite:

„Gott gib das uns dieſer Komet-Stern
Beſſerung unſers Lebens lern! 1618.“

In dem genannten Jahre erſcheinen mehrere Kometen, nach einigen ſogar 6, was aber vielleicht nur durch Witterungsunterbrechungen getrennte Perioden derſelben Erſcheinung waren. Von zweien, vielleicht dreien iſt die Erſcheinung indeß ſicher.

Der erwähnte große erſchien gegen Ende des Jahrs, und ward zwei Monate lang beobachtet. Etwas früher ſah man ihn in Indien (am 7. November nach Struyſk), als er ſich noch nicht über den Horizont Mitteleuropas erhob. Seine Bahn hat Beſſel berechnet und keine ſichere Abweichung von der Parabel finden können. Der Schweif, der bis auf 10 Mill. Meilen anwuchs, war in der Art gebogen, daß er anfangs eine der Sonne entgegengeſetzte Richtung nahm, dann aber immer mehr ſich zurückkrümmte und ſeine Converität gegen die Seite hin richtete, wohin der Komet ſich bewegte. Die Stärke der Krümmung wuchs mit der Länge des Schweifes. Nach Brandes Rechnungen zeigte der Schweif

	Krümmung	Länge	
27. Nov.	10°	—	
29. „	—	5½ Mill. Meilen;	
30. „	22° 50′	— „ „	
2. Dec.	37 47	— „ „	
9. „	56 11	9⅞ „ „	
16. „	40 2	6⅞ „ „	
17. „	51 20	7⅞ „ „	Breite des Schweifs 200,000 Meil.
29. „	— —	9 „ „	
1619. 16. Jan.	— —	3 „ „	

Dabei lag der ganze Bogen des Schweifs in der Ebene der Kometenbahn, was deutlich aus einer Beobachtung von Cyſatus hervorgeht, der ihn am 7. Dec. Abends grade erblickte, während — nach Beſſels Rechnung — die Erde an dieſem Tage um 8 Uhr Abends durch die Ebene der Kometenbahn hindurchging. Strahlenſchüſſe, von plötzlichen Aufheiterungen unſrer Atmoſphäre herrührend, hat man auch bei dieſem Kometen wahrgenommen.

1664. Der erſte Komet, deſſen Ortsbeſtimmungen auf Fernrohrbeobachtungen beruhen. Man hatte wohl ſchon ſeit mehr als 50 Jahren das Fernrohr zu Beobachtungen angewandt, jedoch

nur zur Beobachtung einzelner Weltkörper, nicht zur Bestimmung ihrer Lage am Himmel. Deshalb reichen auch die Beobachtungen faſt 7 Wochen über die Zeit hinaus, wo er dem bloſsen Auge verſchwand. Ueber ihn beſitzen wir eine ganze Literatur, und der Kometograph Lubienitzky hat allein einen ſtarken Quartband über ihn geſchrieben: nur freilich reducirt ſich das wirklich Brauchbare deſſelben auf wenige Seiten. Sein Schweif war ſehr beträchtlich; es findet ſich z. B. für den 28. December: Durchmeſſer des Kometen 23,000 Meilen, Breite des Schweifs 182,000 Meilen, Länge 14 Mill. Meilen. An dieſem Tage beſchreibt ihn Hevel breit und geſpreizt, wie eine Pfauenfeder.

1668 ſah man in Europa nur den obern Theil eines langen Kometenſchweifes, deſſen Kopf nur in Braſilien, Oſtindien und andern Orten erſchien. Er war zu kurze Zeit ſichtbar und kann nicht berechnet werden, aus Mangel guter Beobachtungen. — 1689 trat ein ganz ähnlicher Fall ein; und 1702 muſs ein groſser Komet ganz nahe dem Südpol geſtanden haben, da man ſelbſt in Perſien, Egypten und andern Orten nur einen Theil ſeines Schweifes ſah.

1729. Wiewohl dieſer Komet nur teleſkopiſch war, ſo iſt er doch in der Wirklichkeit der gröſste von allen, die jemals der Erde zu Geſicht kamen. Dies muſs man aus der ungeheuren Entfernung ſchlieſsen, in der er geſehen ward. Sarabat in Nismes entdeckte ihn am 31. Juli und Caſſini beobachtete ihn im Ganzen 44mal, zuletzt am 18. Januar 1730. Bei ſeiner Entdeckung war er 65 Mill. und bei ſeinem Verſchwinden 89 Mill. Meilen von der Erde entfernt; der Sonne kam er nicht näher als 84 Mill. Meilen. Kein Schweif, überhaupt äuſserſt lichtſchwach.

1744. Groſser prachtvoller Komet, von Klinkenberg in Harlem entdeckt (am 9. December 1743, Abends 9 Uhr) und 4 Monat lang beobachtet. An ſeinem Kopfe wollten einige eine Axendrehung bemerken; Heinſius dagegen, ein ſehr genauer und ſorgfältiger Beobachter, fand eine Art von Fächer, der ſich vom Kometenkopfe aus gegen die Sonne erſtreckte, und der ſich, ſeinen Zeichnungen zufolge, pendelartig bewegt haben muſs, ganz wie beim Halley'ſchen Kometen nach Beſſels Beobachtung.

Die wichtigeren Kometen der letzten 100 Jahre ſind größtentheils ſchon oben aufgeführt, da ſie mehr oder minder eine vollſtändige Bahnbeſtimmung zuließen; die kleineren häufen ſich in der letzten Zeit ſo, daß einzelne Jahre bis zu 5 Kometen zählen. Galle entdeckte deren drei innerhalb 11 Wochen und in jüngſter Zeit wurden gleichfalls in weniger als einem halben Jahr 3 Kometen geſehen: Laugier's, Mauvais' und der große von 1843.

M.

Die Vereinzelung

der

menschlichen Wohnsitze auf dem Lande.

Schon Tacitus, de Germania. cap. 16. sagt von unsern Vorfahren: Colunt discreti ac diversi. ut fons. ut campus. ut nemus placuit. Vicos locant. non in nostrum morem. connexis et cohaerentibus aedificiis; suam quisque domum spatio circumdat. sive adversus casus ignis remedium. sive inscitia aedificandi.

Diese Art zu wohnen, damals wohl vorzugsweise einem angestammten Freiheitssinne entsprossen, hat sich in manchen Gegenden von Deutschland bis in die neuesten Zeiten erhalten. In vielen Gegenden scheint das Bedürfniß darauf hingewiesen zu haben, weil der Boden zu karg ist, um bei dem Mangel an einer künstlichen Erwerbsquelle mittelst der Industrie eine nahe vereinte Masse von Menschen gehörig zu nähren, oder weil, wie in engern Thälern, der Boden, des Anbaues nur in schmaler, langgedehnter Richtung fähig, seine Bebauer von einem geschlossenen größern Orte aus zu wahren Reisen thalauf- und thalabwärts, oder gar über Berge in andere Thäler nöthigen würde. Man trifft daher in manchen Gegenden von Deutschland eine mehr oder minder durchgreifende Vereinzelung der Wohnsitze, und namentlich sind auch in Würtemberg mehrere Gegenden so mit zerstreuten Sitzen besät. Bekannt ist, daß ein Theil von Würtemberg und Bayern, nemlich die dem Bodensee nahen Gegenden dieser beiden Staaten, das

Syſtem nicht nur der Güter-Arrondirung, ſondern auch der Verlegung der Wohnungen in die Mitte der abgerundeten Güter ſeit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, beſonders auf den Antrieb Kaiſer Joſephs II. in ſeinen damaligen ſog. vorderöſtreichiſchen Provinzen, ſyſtematiſch durchgeführt haben. Nicht nur dringt man ferner auch in neuerer Zeit aus Gründen der Volkswirthſchaft auf die immer weitere Durchführung dieſer Maßregeln, ſondern auch die Speculationen der ſog. Hofmetzger und die Willkür einzelner Landleute bringen häufig die Frage von der Zuträglichkeit der Vereinzelung bei den menſchlichen Wohnſitzen in Anregung. Man hat auch in neuerer Zeit vom Standpunkte der allgemeinen menſchlichen Freiheit aus den Grundſatz aufgeſtellt, es ſey jedem Staatsangehörigen die Wahl ſeines Wohnſitzes unbedingt zu geſtatten, und die Staatsgewalt ſey durchaus nicht zu Geboten und Verboten in dieſer Beziehung befugt.

Namentlich in neueſter Zeit ſind die ſo eben genannten Fragen ſchon häufig der Gegenſtand lebhafter Erörterung geworden. Allein man wird alle bisherigen Erörterungen von Einem Tadel nicht freiſprechen können, daß ſie nemlich die Frage von der Güter-Arrondirung und die von der Häuſer-Vereinzelung, ſtatt getrennt, ſtets zuſammen erörtert, die Gründe für und gegen die Eine Einrichtung auch für und gegen die andere Einrichtung angewandt haben, wodurch die Begründung der Behauptungen in den bisherigen Erörterungen manche verwundbare Seite dargeboten hat.

Vor Allem muß man ſich klar machen, wovon es ſich handelt. Die erſte Frage iſt, ob Güter-Arrondirung ſtattfinden ſoll? Sofort kommt die weitere Frage, ob jeder Landmann ſein arrondirtes Gut zu bewohnen habe, und ob wenigſtens alle größern Orte in den ackerbauenden Gegenden aufzuheben, beziehungsweiſe in lauter vereinzelte Hofſitze oder doch in kleine Oertchen, ſog. Weiler aufzulöſen ſeyen. Die dritte Hauptfrage iſt dann erſt, ob unbedingt jedem Staatsangehörigen die völlig freie Wahl ſeines Wohnſitzes — auch ohne alle Rückſicht auf landwirthſchaftliche Intereſſen — geſtattet werden müſſe.

Es bedarf dabei keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß die an Benützung von Waſſerkräften gebundenen Fabriken und die

Landsitze der reichen Städter dem Gegenstande der gegenwärtigen Erörterung ganz fremd sind. Ausgeschlossen bleibt ferner die Frage über die Vorzüge des größern oder kleinern Güterbesitzes an sich, eine Frage, die eigentlich zusammenfällt mit der über die Wahl zwischen reichen und armen Bauern, und sich in dieser Auffassung von selbst beantwortet. In Altwürtemberg gilt „Hofbauer" für identisch mit „reicher Bauer," und eine halbe Million größerer Güterbesitzer aus dem Bauernstande, keiner unter 10,000 fl. Vermögen besitzend, wäre eine imposante Macht im Staate, und wäre jedenfalls mehr, unendlich mehr werth, als einige Millionen von Leuten, die je nur wenige Quadratruthen Felds besitzen. Ausgeschlossen bleibt ferner von der gegenwärtigen Erörterung die Untersuchung über die Vorzüge des Feldervereinigungs- oder Güter-Arrondirungssystems mit Beibehaltung der geschlossenen Orte, welche, wie schon gesagt, fehlerhafterweise in manchen Schriften mit der „Vereinödung," wie man in Oberschwaben, oder mit der „Hofwirthschaft", wie List dieses Verfahren nennt, verwechselt worden ist.

Hier nur einige Worte über diese, unserem Gegenstande allerdings sehr nahe verwandte Frage. Ein zusammenhängender Güterbesitz, ganz abgesehen von der Niederlassung auf demselben, hat so unverkennbare Vortheile, daß es zum Lobe dieses Systems wohl keiner langen Ausführung bedarf. Nur andeutungsweise werde hier aufmerksam gemacht auf die bessere Eintheilung der Felder zu den der Bodenbeschaffenheit angemessenen Fruchtgattungen, Handelspflanzen u. s. w., auf die leichtere, sicherere und gleichere Düngung, bessere Benützung aller vorhandenen kleinen Fleckchen Landes, ferner auf das Wegfallen des Flurzwangs, auf die Vermehrung der Veranlassung und Gelegenheit zu landwirthschaftlichen Versuchen, ferner auf die Wechselwirkung zwischen der sorgsamern, bessern Bebauung eines Guts, und dadurch herbeigeführtem größerem Ertrage desselben an Erzeugnissen aller Art einerseits, und der hiedurch möglich gemachten Vermehrung des Viehstands, und der hieraus entspringenden größern Düngererzeugung anderseits u. dergl. — Indessen, um auch die Schattenseite dieses Systems nicht zu vergessen, tritt bei der Güter-Arrondirung der Mißstand ein, daß eine Ueberschwemmung, ein Hagelschlag und derartige Unglücksfälle, welche nicht die ganze

Gemeindemarkung, ſondern nur einen Theil derſelben betreffen, immer nur wenige oder nur Einen Eigenthümer concentrirter größerer Gütercomplexe ganz treffen können, und ſomit durch Vernichtung ihrer ganzen Jahresernte ſie ſehr empfindlich beſchädigen, ſelbſt ganz zu Grunde richten können, wogegen bei zertheiltem Güterbeſitze ſolche blos partielle Schäden eine größere Anzahl von Eigenthümern, und jeden nur an einem Theile ſeines Eigenthums berühren, woneben ihm ein anderer, unbeſchädigt gebliebener Theil ſeiner Felder auch in einem ſolchen unglücklichen Jahre noch einen Ertrag gewähren kann. Sodann darf hier doch auch nicht überſehen werden, daß es natürlich von einem geſchloſſenen Orte aus nähere und entferntere Gütercomplexe gibt, und daher der Zeitverluſt, welcher mit der Bebauung der vom Orte entfernten Güter verbunden iſt, ſich ausſchließlich auf die Eigenthümer gerade dieſer abgelegenern Güter concentrirt, welche dann dieſen Verluſt am Zeitkapitale ganz allein tragen müſſen, wogegen er ſich bei einer Zerſtreuung der Güter doch mehr auf die Geſammtzahl der Güterbeſitzer vertheilt.

Von ſelbſt führt uns die Erörterung unſeres Gegenſtandes auf die Betrachtung der weitern Frage, ob demnach nicht auch die Wohnungen auf die geſchloſſenen Güter hinaus zu verlegen ſeyen? ob die „Vereinödung," die „Hofwirthſchaft" zuträglich ſey? Dieſes Syſtem kann nun aber entweder ſo befolgt werden, daß die Dörfer ſtatt eng weitläufig gebaut ſind, und den Charakter von eigentlichen größern Orten doch nicht verlieren, daß Nachbar an Nachbar, auch in der Wohnung, nahe genug gränzt, um einen freundſchaftlichen Verkehr leicht zu unterhalten, und um in Unglücksfällen ſich gegenſeitig ſchnell beiſpringen zu können, auch ſelbſt von dem Hilferufe aus dem Nachbarhauſe erreicht zu werden. Oder aber kann ſich zu dieſem Behufe je eine kleinere Anzahl von Leuten in einen kleinen Ort, ſog. Weiler, vereinigen, deren es dann in einer Gemeinde 10—12 und noch mehrere geben mag, welche je nur 4—6, oder 20—30 Familien zählen. Endlich kann das fragliche Syſtem dahin ausgedehnt werden, daß faſt durchgängig nur einzelne, von einander weit entfernte Häuſer beſtehen, und daß nicht nur die Beſitzer größerer Güter, ſondern auch die „Zwergwirthe," wie ſie Liſt nennt, ſelbſt die Handwerker und Taglöhner zerſtreut umherwohnen,

ganz je nachdem der Zufall, die Laune ihnen einen Bauplatz dargeboten hat.

Man wird sich beim Urtheile über diese verschiedenen Ausdehnungen des Systems vereinzelter Wohnsitze bei unbefangener Prüfung der Sache dahin aussprechen müssen, daß die vielen Vortheile dieses Systems in fast allen Beziehungen unverkennbar sind, daß aber seine Schattenseiten um so stärker hervortreten, je mehr es auf die Spitze getrieben wird, und daß es daher am schädlichsten erscheint, wenn man demselben durch Anwendung der Grundsätze von der allgemeinen menschlichen Freiheit die allgemeinste Ausdehnung auch auf unbemittelte Handwerker und Taglöhner in der Art gibt, daß jeder Staatsangehörige ganz nach Laune zur Wahl seines Wohnsitzes berechtigt ist.

Der Verlauf der gegenwärtigen Ausführung ist daher so zu verstehen, daß die Bedenken gegen das System in Frage hauptsächlich der letztern ausdehnenden Anwendung desselben gelten, und seine Lichtseiten um so mehr anerkannt werden, je mehr es sich der Natur weitläufig und gedehnt gebauter Orte nähert.

Das hier zu prüfende System hat für die Landwirthschaft, wenn man zunächst diese materiellste Seite der Sache betrachtet, ihre unverkennbaren Vortheile.

Im oder hart am Gute wohnend erspart sich dessen Bebauer natürlich allen denjenigen Zeitverlust, der aus größerer Entfernung des Guts vom Wohnsitze entspringt und, täglich sich mehrmals wiederholend, am Ende eine nicht geringe Summe von Zeitkapital für das ganze Jahr bildet. Mit weit geringerem Aufwande von Zeit und Mühe, je nach Umständen selbst ohne seine Wohnung zu verlassen, kann ferner der Eigenthümer eines Guts, wenn er es selbst bewohnt, die Thätigkeit seiner Angehörigen beaufsichtigen. Er kann, wenn Regen, Hagel, Ueberschwemmung drohen, seine Felderzeugnisse viel leichter noch dem Verderben entreißen, als wenn er von seinem Wohnsitze aus vielleicht halbe und ganze Stunden bis zu seinen Feldern zu gehen hat. Den Felddiebstahl, die Entwendung aus Lüsternheit, namentlich am Obste, die boshaften und muthwilligen Eigenthumsbeschädigungen kann er weit leichter verhüten, als wenn ihn der Feind seines Eigenthums weit entfernt weiß. Namentlich der Obstbau, besonders

und in diesem beständigen Flusse, als Bildungstrieb, die außerordentlich mannigfaltige, kunstreiche und zweckmäßige Form der Organe schafft und erhält. Die Seele ist dagegen der Mittelpunkt und Inbegriff des bewußten und freien Lebens im Menschen: die Seele ist's, die körperlichen Schmerz und sinnliche Lust empfindet, sie ist's, die sieht und hört, die denkt und fühlt, begehrt und will. Auch wirken im gesunden, gewöhnlichen Zustande Seele und Lebenskraft auf ganz verschiedene Weise: die Lebenskraft schafft mit unbewußter, der Willkühr entzogener Nothwendigkeit, um nur an den Herzschlag, den Blutumlauf, das Wachsthum, die Bildung einer bestimmten äußern Körperform zu erinnern; die Seele dagegen weiß was sie thut, und kann es lassen oder ändern. Die Seele schreibt ihre bewußten und freien Thaten sich selber zu, und rechnet sie sich als Schuld oder Verdienst an; an den Verrichtungen der Lebenskraft dagegen, z. B. an dem kunstreichen Bau unsres Körpers, fühlen wir uns gänzlich unschuldig. Eben darum erscheint die Lebenskraft leicht als ein von der Seele verschiedenes, ihr fremdes und neben ihr den Körper bewohnendes Princip; wenn nicht unklarer Weise die Existenz einer Lebenskraft gänzlich geläugnet wird, entweder von Physiologen, welche dem unschuldigen Stoffe des menschlichen Körpers Sauerstoff, Stickstoff, Kohle und Wasserstoff zutrauen, für sich allein zu einem lebendigen Organismus zusammentreten zu können, oder von Philosophen, welche noch nichts von einer organischen Chemie gehört zu haben scheinen.

Lebenskraft und Seele sind, wie sie bei einer oberflächlichen Ansicht verschieden von einander erscheinen, sich um so fremder geblieben, weil ihre nähere und gründlichere Betrachtung, wie schon bemerkt, an ganz verschiedene Wissenschaften und Gelehrte vertheilt ist, welche, besonders bei gegenwärtiger Spannung zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, fast keine Notiz von den Resultaten und Ergebnissen ihrer getrennten Forschung nehmen. Die Lebenskraft mit ihren Verrichtungen wird in der Regel nur in der Physiologie behandelt und nur von Physiologen erforscht; der Psycholog hat kaum von ihrer Existenz gehört. Dagegen hat der Physiolog wieder eine eben so ungenaue und oberflächliche Kunde von der Seele und dem Geist, die er als etwas Jenseitiges mit zweifelhaftem Respekt dem Psychologen überläßt; welcher sie, losgerissen

der feinere, wird hiedurch bedeutend gehoben werden. Der Transport aller landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe und Requiſite vom Felde zur Scheune ꝛc. und umgekehrt wird, neben der Zeiterſparniß, auch von einer Erſparniß an Material begleitet ſeyn. Früchte, grünes Futter, Heu und Oehmd vermindern ſich bei der Einbeiſung um ſo mehr, je länger der Weg iſt, durch Abfallen vermöge der Erſchütterung, durch Streifen an überhängenden Bäumen, u. ſ. w. Der Dünger, der vom Dorfe auf weit entfernte Güterſtücke geführt wird, vermindert ſich ebenfalls unterwegs, und wenn keine Güllenfäſſer gehalten werden, ſondern der Dünger naß geladen wird, verliert er unterwegs um ſo mehr, je ſtärker bei einem langen und ſchlechten Wege die Gülle unterwegs abfließt.

Auch andere, höhere Vortheile gewährt die Vereinzelung, indem ſie die Menſchen und den Staat vor allen den Nachtheilen ſchützt, die das Zuſammendrängen der Menſchen auf enge Räume anerkanntermaßen mit ſich bringt.

Anſteckende gefährliche Krankheiten werden ſo häufig gerade durch die Dichtheit der zumal unbemittelten Bevölkerung erzeugt; aber auch auswärts eingeſchleppt können ſie ſich nicht ſo verheerend ausbreiten, je weiter die Bevölkerung räumlich vertheilt iſt. Angeſteckte Häuſer, in denen z. B. das Nervenfieber haust, können leichter abgeſperrt werden, ſie ſind leichter zu reinigen, und wieder geſund zu machen. Selbſt ohne eigentliche Epidemien wird in freien, luftigen, von Feld und Garten umgebenen Wohnungen der Geſundheitszuſtand der Bevölkerung ſtets ein beſſerer ſeyn, als in engen Dörfern und Städten, wo ſich die Häuſer gegenſeitig Luft, Licht und Sonne verſperren.

Geſundheit und Sittlichkeit müſſen zumal dadurch gewinnen, daß bei zerſtreuten Häuſern und Höfen die venus vulgivaga faſt unmöglich iſt.

Recht und Sittlichkeit werden dadurch gewinnen, daß alle Colliſionen wegfallen, welche das enge Zuſammenwohnen und das nahe Zuſammengrenzen mehrerer Haushaltungen hervorruft. Man bedenke in dieſer Beziehung die vielen unedlen Klatſchereien, das Aufpaſſen auf ſeine Hausgenoſſen und Nachbarn, das liebloſe Aburtheilen über ihre Handlungsweiſe, die elenden Streitigkeiten unter zuſammenwohnenden Familien und deren Dienſtboten über

nichtswürdige Kleinigkeiten, die häufigen gegenseitigen Entwendungen an dem Eigenthum, das man den Hausgenossen und Nachbarn nicht unzugänglich machen kann, ferner die zahllosen Nachbarschaftsprocesse über sog. Untergangsgegenstände, wie gemeinschaftliche Wandungen, Mauern, Dachrinnen, Zäune, sog. Winkel zwischen den Häusern, Streitigkeiten, die vor Gericht oder privatim fortgeführt, durch die dabei stets sich einmischende persönliche Feindschaft und Erbitterung immer zu den hartnäckigsten und leidenschaftlichsten gehören. Ebensowenig ist zu übersehen, daß bei der Vereinzelung der Wohnsitze der Besuch der Wirthshäuser erschwerter ist, und also Verschwendung, Spiel, Trunksucht, Schlägereien, Wortwechsel verhindert werden, besonders weil die ledigen Bursche nicht so leicht in größerer Anzahl zusammenkommen. Die Diebstähle und Raubanfälle u. dergl. sind auf denjenigen Landstraßen, und überhaupt in denjenigen Gegenden leichter zu verüben, wo in den fruchtbarsten und bevölkertsten Landestheilen sich oft auf Entfernungen von halben und ganzen Stunden keine Orte finden, als da, wo auf viel kleinere Abstände sich wenigstens einzelne Häuser erreichen lassen. Gerade so ist es auch für die Reisenden aller Stände bei Unfällen, die ihnen zustoßen, wenn sie von Gewittern, Regengüssen u. s. w. überrascht werden, weit tröstlicher, von Zeit zu Zeit ein wenn auch dürftiges Obdach und hilfreiche Hand zu treffen, als wenn sie, vielleicht in der Mitte zwischen mehrern der bevölkertsten Ortschaften, hilflos auf der Straße erliegen, bis etwa Jemand zufällig des Wegs kommt.

Man kann sich auch versucht fühlen, geltend zu machen, daß der Einsame weniger zum Aufwande geneigt seyn dürfte. Wenigstens ein großer Theil der Luxusausgaben wird aus Eitelkeit gemacht, man will sich „sehen lassen," wenn Fremde kommen, man kauft ein, nur um mit dem nahen Nachbar im Aufwande zu wetteifern, und dies vermindert sich bei einsamen Wohnsitzen, weil sich hier Eifersucht und Prunkliebe vermindern. Endlich läßt sich anführen, daß die Gemüthlichkeit und Herzlichkeit des Familienlebens und des ganzen menschlichen Verkehrs bei der Vereinzelung der Wohnsitze gewinnen müssen. Durch den erschwerteren Verkehr mit Dritten schließt sich die ganze Familie mehr häuslich, heimlich, patriarchalisch aneinander, während in der Stadt und

im Dorfe der Herr und der Knecht nach dem Eſſen dem Wirthshauſe zulaufen. Der Reiſende aber, der in der Stadt den Gaſthof bewohnt, und nach dem Umfange ſeiner Börſe beurtheilt und behandelt wird, nur bezahlte Geſichter ſieht, nur bezahlte Dienſte erhält und ein unerquicklich conventionelles Leben führt, iſt eine willkommene, freudig begrüßte Erſcheinung in dem einſamen Hofe; man führt ihn in den Familienkreis ein, und er lernt die gemüthliche Seite ſeiner Gaſtfreunde kennen; er ſieht das Innere des Familienlebens, an welchem der Gaſthofreiſende nur außen vorbeiſtreift.

Selbſt den landſchaftlichen Charakter einer Gegend wird die Zerſtreuung der Wohnſitze heben. Wenn allenthalben einzelne Wohnungen und Häuſergruppen, mit Gärten, Baumpflanzungen, Wieſen und Aeckern ſichtbar ſind, iſt der Anblick offenbar maleriſcher, als wenn man ſtundenlange unabſehbare Strecken von Fruchtfeldern vor ſich hat, in deren einförmiger Langweiligkeit das Auge nirgends eine Abwechslung, nirgends einen Ruhepunkt findet.

Die Kehrſeite des Bilds bietet jedoch auch bedenkliche Schatten dar, die bei der unparteiiſchen Erwägung der ganzen Einrichtung nicht überſehen werden dürfen.

Schon vom rein materiellen Standpunkte aus erwachſen dem vereinzelt Wohnenden eine Menge von Nachtheilen, die ſich in dem Maße ſeiner eigenen Unbemitteltheit und der Entlegenheit ſeiner Wohnung ſteigern.

Einer derſelben iſt der große Verluſt bei Anſchaffung faſt aller, ſelbſt ganz gewöhnlicher Lebensbedürfniſſe. Der Einſame muß für ſeine Bedürfniſſe irgend ein größeres Kapital aufwenden, als der geſellig Wohnende. Entweder ſteckt er in größere Vorräthe von Waaren, die der Dorf- und Stadtbewohner batzenweiſe vom Krämer holt, ein größeres Geldkapital, das ihm keine Zinſen trägt, oder muß er ein größeres Zeitkapital aufwenden, um ſelbſt die einfachern Lebensbedürfniſſe ſich zu verſchaffen. Selbſt die allergewöhnlichſten Bedürfniſſe für Haus und Hof erfordern daher oft ſtatt einiger Minuten ganze Stunden. Es ſey, um abſichtlich bei einem der einfachſten landwirthſchaftlichen Erforderniſſe ſtehen zu bleiben, der Vorrath an Wagenſalbe unverſehens in einem Augenblicke erſchöpft, wo der Bauer

unvermuthet eine höchst eilige Fahrt zu unternehmen hat, oder es ſey in einem ſolchen Augenblicke des Drängens gerade einem Pferde ein Hufeiſen losgegangen. Nun muß man auf ½ oder 1 Stunde Entfernung Wagenfalbe herbeiſchaffen, und unterdeſſen kann ein Hagelſchlag, ein Gewitter, ein Hochgewäſſer empfindlichen Schaden zufügen. Muß der Bauer ſeine Pferde auf größere Entfernungen zum Beſchlagſchmiede ſchicken, ſo mag er oder der Knecht leicht einen Schoppen zu viel trinken, und auf dem Heimwege zum Erſatze des zu langen Verweilens, oder im trunkenen Muthe durch tolles Jagen das Pferd beſchädigen oder ruiniren. — Andererſeits aus Geld oder Zeitſparniß mag der vereinzelte Bauer oft den nähern, aber ſchlechtern Handwerker angehen, oder ſein Geräthe u. ſ. w. ſelbſt nothdürftig flicken, oder gar die kleinen Schäden unverbeſſert laſſen. Jeder dieſer drei Fälle iſt nach Umſtänden gleich verderblich. Durch fehlerhaftes Beſchläge von einem Pfuſcher iſt bekanntlich ein Pferd leicht beſchädigt, oder gar unbrauchbar gemacht. Ebenſo verderblich iſt es, wenn der Bauer aus Zeitbedrängniß oder andern Gründen ein Hufeiſen aufſchlagen zu laſſen unterläßt, und meint, einige Stunden weit, wenn auch über Stock und Stein, mit unbeſchlagenem Hufe zu fahren, ſchade nicht. Drittens ſieht und hört ein ganz vereinzelt wohnender Bauer ſpät oder gar nicht, was an Verbeſſerungen für Haus- und Landwirthſchaft täglich der menſchliche Erfindungs- und Spekulationsgeiſt erſinnt; er bleibt in Allem hinter denen zurück, die den Sitzen fortſchreitender Erfindungen näher, täglich und ſtündlich Neues für Haus und Feld ſehen, prüfen, lernen können. Ein vierter Nachtheil entſteht dem abgelegen wohnenden Producenten aus dem in jeder Beziehung größern Aufwande, den er als Koſtenbetrag auf ſeine Erzeugniſſe, als Markt- und Verkaufsgegenſtände ſchlagen muß. Auf weiterem Wege zum Markte kommend, mit größerem Aufwande an Zeit und Kräften, zumal etwa auf einem ſchlecht unterhaltenen Nebenwege, ſind ſeine Erzeugniſſe an ſich ſchon theurer, als die des Bauern, der näher beim Markte wohnt. Den abgelegenen Bauern ſuchen ferner die Käufer im Großen und im Kleinen ſelten oder gar nicht auf, wenn ſie ihr Bedürfniß an Kaufsgegenſtänden in der Nähe des großen Verkehrs ſo gut, oder beſſer befriedigen können. Dem abgelegen wohnenden Bauern kommt auch ſchon die Nachricht

von einem günſtigen Zeitpunkte zum Losſchlagen ſeiner Vorräthe, wie zum Einkaufen ſeiner Bedürfniſſe im Großen, entweder ſpät, oder gar nicht zu. — Bekanntlich gibt es ſodann in der Landwirthſchaft gar manche, im Einzelnen kleine, in ihrer Summirung aber doch gar nicht unerhebliche Nutzungen, die in geſchloſſenen Orten eine beachtenswerthe Einnahmsquelle bilden, welche dem Bewohner eines abgelegenen Hauſes entgeht. Man denke nur an den Verkauf von Lebensmitteln im Kleinen, auf Wochenmärkten, und mehr noch, nach dem ſchwäbiſchen Ausdrucke, „über die Straße," in die Häuſer ſteter Abnehmer, z. B. von Eiern, Milch, Butter, Schmalz, Küchengewächſen, was Alles auf einſamen Höfen aus Mangel an Abſatz in der nächſten Nähe, und weil es bei ſeiner Geringfügigkeit an ſich den Transport auf den nächſten Markt nicht lohnt, unbenützt verdirbt, oder überflüſſigerweiſe in der eigenen Haushaltung aufgeht, im größeren Orte aber eine kleine tägliche ſichere Einkommensquelle gewährt.

Man darf auch namentlich bei Taglöhnern und Handwerkern, die ganz vereinzelt „neben draußen wohnen", wie man in Schwaben ſagt, den Zeitaufwand in Anſchlag bringen, den ſie von abgelegenen Wohnungen aus täglich erleiden, indem ſie ihrem Verdienſt nachgehen, und umgekehrt den Mangel an Verdienſt, wenn mit ihnen Andere concurriren, welche näher bei dem größern Verkehre wohnen.

Nicht zu überſehen iſt endlich auch ganz vom rein materiellen Standpunkte aus der mit der Wohnungs-Vereinzelung im Großen verbundene größere Bedarf an Wegen, Brücken u. ſ. w., und der größere Aufwand für deren Unterhaltung. Wenn man erwägt, daß ein genauer Sachkundiger in dem württembergiſchen Oberamte Tettnang auf 5½ Quadratmeilen den Flächeninhalt der durch die dortige „Vereinödung" erforderten, bei geſchloſſenen Orten überflüſſigen Straßen und Wege in ihrer Geſammtſumme auf ein hübſches Bauerngut anſchlug, ſo mag man ſich einen Begriff davon machen, was an Bodenfläche und Kapital durch dieſe „Vereinödung" weggenommen wird.

Dies die Schattenſeiten der Wohnſitz-Vereinzelung nur vom landwirthſchaftlichen Standpunkte aus. Allein gewiß iſt dieſe materielle Rückſicht nicht das Einzige noch das Höchſte im Leben auch der Landbewohner; moraliſche, intellektuelle,

ſociale, ſelbſt ökonomiſche Güter und Vortheile, auf welche die Landbewohner ſo gut wie die Städter für das Leben hingewieſen ſind, wenn letzteres ſeinen wahren Werth haben ſoll, gehen ihnen durch ihre Vereinzelung und Abſonderung verloren.

Die gleiche Erſcheinung wie bei dem Einzelnen, der ſich ſtets von der ganzen übrigen menſchlichen Geſellſchaft abſchließt, beobachtet man auch an Familien und kleinen Genoſſenſchaften, die vom größern Verkehre — in abgelegenen Weilern und Höfen — faſt immer abgeſondert ſind. Wie der Einzelne, erhält auch die Familie und Genoſſenſchaft bei ſteter Zurückgezogenheit und Abſperrung ein eigenthümliches, unvortheilhaftes Gepräge, manches Laſter, mancher Mißbrauch findet im Stillen ſtatt, die im größern Orte nie eingeriſſen hätten oder bald entdeckt worden wären.

Um zunächſt nur die ſociale Seite der Vereinzelung zu betrachten, ſo zeigt ſich einestheils, daß die Entfernung von andern menſchlichen Wohnſitzen den Genuß aller erlaubten, für Geiſt und Gemüth gleich wohlthätigen Zerſtreuungen und Erheiterungen erſchwert, oft abſchneidet, welche ſich in größeren menſchlichen Vereinigungen darbieten. Und doch iſt es nicht nur erlaubt, es iſt ſogar nothwendiges Bedürfniß für den Menſchen, dem Geiſte durch anſtändige, edle Zerſtreuung Erholung zu verſchaffen. Der ganz abgeſchloſſene Landbewohner kann leichter verdumpfen oder aus Langeweile auf ſchädliche Dinge verfallen. Anderntheils prägt ſich gerade durch den Mangel an ſtetem Umgange mit Fremden den Bewohnern abgelegener Wohnſitze eine Unbehilflichkeit im Umgange und ſelbſt eine Scheu vor Fremden ein, welche unvortheilhaft abſticht gegen das ungezwungene Benehmen von Leuten aus derſelben Volksklaſſe, welche im täglichen Verkehr mit Fremden die Befangenheit verlernt haben. Wo eine lebhafte Landſtraße auch durch den kleinſten Ort zieht, iſt das jüngſte Bauernkind nicht ſchüchtern vor den vornehmſten Reiſecquipagen, welche durchpaſſiren. Man beobachte dagegen die ſtierende Neugierde und die Scheu, womit auf abgelegenen Höfen und Weilern ſchon der einzelne Spaziergänger angeſtaunt wird. Oft kann letzterer kaum von den Erwachſenen eine genügende Auskunft auf die unverfänglichſte Frage erhalten; wie blöde und ſcheu ſind vollends die Kinder! — Der großen

Entfremdung vor Unbekannten entſpricht ſodann eine größere Vertraulichkeit in der Familie, welche oft die traurigſten Folgen für die Sittlichkeit hat. Es iſt eine von aufmerkſamen Beobachtern wiederholt gemachte Erfahrung, daß die enge Vertraulichkeit bei an ſich nicht gerade ſehr ausgebildeten moraliſchen und religiöſen Begriffen unter ſolchen vereinzelten Familien zu großer Schamloſigkeit, zu Unzucht und ſelbſt zur Blutſchande führt.

Gar viele Nachtheile der Vereinzelung der ländlichen Wohnſitze laſſen ſich ſodann unter den Einen Geſichtspunkt und Ausdruck bringen, daß dem Vereinzelten entgeht, was Alles nur die vereinten Kräfte Mehrerer vermögen, und was daher auch der Grund der Annäherung der Menſchen an einander und der Zuſammendrängung ihrer Wohnſitze war.

Wie bei der einfachſten mechaniſchen Handthierung vereinte Kräfte mehr auszurichten vermögen, als der Einzelne, ſo iſt es auch im Großen. Gewerbe und Induſtrie können ſich weit nicht ſo hoch ſteigern, wenn bei größerer Entfernung der Abnehmer die Ausſicht des Abſatzes eine ungewiſſere iſt, als da, wo durch die Nähe und Leichtigkeit des Ankaufs die Conſumenten zum Kaufen leicht veranlaßt werden; wenn man auch ſelbſt diejenige Induſtrie als eine künſtlich hervorgerufene nicht loben und beachten will, welche erſt durch den Zuſammenfluß der Menſchen ſelbſt ihre Entſtehung findet. — Wo viele Menſchen durch ihr zuſammengedrängteres Wohnen Ausſicht auf Beſchäftigung und Erwerb darbieten, da werden ſich Techniker aller Art einfinden, Aerzte, Apotheker, Rechtsanwälte, Baumeiſter, welche gewiß wegbleiben, wenn die Zerſtreuung der Wohnſitze ſie fürchten laſſen muß, daß die Bewohner der Gegend ſelbſt in Fällen wirklichen Bedürfniſſes ihre Berufung und Berathung unterlaſſen. Welche Lage iſt es aber z. B. für den Bewohner einer einſamen Schlucht, wenn Tage vergehen können, bis zuerſt der Arzt zum Kranken gerufen iſt und dann deſſen Verordnung aus der Apotheke kommt!

Die moraliſche und religiöſe Ausbildung der Vereinzelten muß nothwendig leiden, wenn ſtundenlange Wege zur Kirche und Schule zu machen ſind. Man denke ſich in der brennendſten Hitze, in der ſtrengſten Kälte, früh und ſpät, oft in fußtiefem

ungebahnten Schnee, in Sturm und Regen, kleine Schulkinder, gezwungen, allem Unwetter zu trotzen, um die Schule zu besuchen; wie sie Winters oft noch vor Tagesanbruch sich auf den Weg machen müssen, wie ihnen Kleider und Bücher durch das Unwetter verdorben werden; man bedenke die vielen Schulversäumnisse, die durch Schneegestöber, Regengüsse, Ueberschwemmungen und dergleichen veranlaßt werden. Man erwäge, daß verzärtelte Eltern, um ihre Kinder zu schonen, daß arme Eltern, um sich der Unterstützung ihrer Kinder zu bedienen, daß gleichgültige, um die Ausbildung derselben unbekümmerte Eltern gerne jeden Vorwand ergreifen werden, um den Schulbesuch zu unterbrechen. Hat man doch erst neuerdings in Preußen die Erfahrung von der Zunahme der Schulversäumnisse gemacht, seitdem dort die Vereinzelung der Wohnsitze Wurzel zu fassen beginnt; Uebelstände, welche vermieden werden, sobald so viele Familien in der Nähe beisammen wohnen, daß sie eine Schule bilden können.

In Bezug auf die Seelsorge ist nicht zu übersehen, daß selbst der emsigste, gewissenhafteste, fleißigste Geistliche seinem Berufe nicht nur nicht leicht, sondern oft fast gar nicht nachkommen kann, daß ihm in gebirgigen Gegenden der regelmäßige Besuch jedes einzelnen in abgelegener Schlucht versteckten Hauses, namentlich Winters rein unmöglich ist, daß auch bei schweren Erkrankungen von raschem Verlaufe er leicht zu spät kommen kann, um einem Sterbenden die Tröstungen des christlichen Glaubens noch zu gewähren. Außerdem wird der Kirchenbesuch nicht nur durch die große Entlegenheit von der Kirche, sondern auch durch die Nothwendigkeit geschmälert, in abgelegenen einsamen Häusern Leute zu deren Bewachung zurückzulassen.

Sodann muß es in die Augen fallen, daß Unbilden durch Natur und Menschen, also Feuers- und Wassersnoth, Raub, Diebstahl, Mord, Nothzucht u. s. w. sich in einem einsamen Hause und Gute zutragen können, ohne daß selbst der nächste Angränzer Etwas hört, und daß bekanntermaßen Feuersbrünste in abgelegenen Häusern in der Regel verheerend sind, weil die Hilfe viel zu mühselig geholt und gebracht wird. Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts trieb sich in dem an den Bodensee gränzenden Theile von Württemberg eine Brandstifterbande herum,

die zu den Gegenſtänden ihrer Verbrechen meiſtens die abgelegenen Höfe und Mühlen u. dergl. wählte, und durch dieſe Vereinzelung der Wohnſitze begünſtigt, lange ihre Verbrechen unentdeckt auszuüben vermochte, bis ſie verrathen und zwei derſelben 1815 geköpft wurden. Etwa 10 Jahre ſpäter beunruhigte eine organiſirte Jaunerbande die Gegenden zwiſchen der Donau und dem Bodenſee. Unter Anderem überfiel ſie auf dem Hofe Argenhardt bei Tettnang, der ganz im Walde verſteckt liegt, in Abweſenheit aller männlichen Angehörigen während des Gottesdienſtes die betagte Schwiegermutter des Gutseigenthümers und nahm ihr das baare Geld unter den ſchrecklichſten Drohungen und Mißhandlungen ab, welche bei dieſer Frau einen unheilbaren Zuſtand von Nervenzuckungen hervorriefen. Auch dieſe Bande, gegen welche zuletzt Militär aufgeboten werden mußte, hätte ſich ohne die Parcellirung jener ganzen größern Landſchaft nicht ſo lange halten können. Namentlich iſt hiebei nicht zu überſehen, daß der Vereinzelte meiſt der bürgerlichen Geſellſchaft nicht die erforderliche Garantie zu leiſten vermag, daß er nicht wenigſtens unfreiwillig ihre Sicherheit gefährde. Denn dem verbrecheriſchen Geſindel dienen natürlich die abgelegenen Häuſer zu Schlupfwinkeln, und der Vereinzelte kann aus Furcht vor Mißhandlungen, vor dem „rothen Hahnen auf dem Dache" ſich der Duldung dieſes Unterſchleifs nicht entziehen; ſehr häufig ſind ſchon aus den unfreiwilligen Hehlern durch die Verführung gewerbsmäßige Diebshehler geworden, und jeder erfahrene Inquirent weiß, daß die letztern noch viel verderblicher ſind, als die Diebe ſelbſt. Von der Furcht vor dem Geſindel auf den einſamen Höfen zeugt folgende Thatſache. Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes hatte einſt Veranlaſſung, dem Vorſteher einer ſtark parcellirten Gemeinde des Oberamts Tettnang größere Strenge gegen mehrere Diebe, Landſtreicher u. ſ. w. aus dieſer Gemeinde zu empfehlen, er mußte aber die Antwort entgegennehmen: „Sie in Ihrem feſten Schloſſe (dem Gerichtsgebäude) haben gut reden, Sie ſind vor Allem ſicher; wenn aber ich gegen das Geſindel ſtreng ſeyn wollte, müßte ich auf meinem einſamen Hofe jede Nacht den rothen Hahnen auf dem Dache fürchten." Die Staatsgewalt und die bürgerliche Geſellſchaft dürfen aber gewiß von jedem Staatsangehörigen eine Garantie

in der hier berührten Beziehung fordern, und man wird nicht unbedingt behaupten können, die Staatsregierung habe dem Einzelnen gegenüber die Verbindlichkeit, die Landespolizei auf einem höhern Fuße einzig nur darum zu erhalten, damit jeder Einzelne ganz nach Willkür sich an jedem beliebigen abgelegenen Platze niederlassen könne, der sich sonst aus keinerlei Rücksicht als von der Nothwendigkeit geboten darstellt. Man kann es nicht vermeiden, daß in einsamen Schluchten Mühl- und Wasser-Werke oft zwischen Wäldern versteckt angelegt werden, bei denen es oft unsicher genug hergeht, so daß es nöthig ist, solche Jauner-Schlupfwinkel jede Nacht durch Landjäger visitiren zu lassen; man würde aber, der Erfahrung nach, die Eine Hälfte der Bevölkerung zur Bewachung der andern Hälfte aufbieten müssen, dürfte jeder noch so wehrlose arme Taglöhner und Handwerker, jeder durch Diebstahl, Betrug u. s. w. der menschlichen Gesellschaft schon bisher noch so gefährliche Mensch sich völlig von den übrigen Sitzen der Menschen absondern. Nicht umsonst heißen, noch von frühern Zeiten her, in einigen Gegenden von Württemberg solche vereinzelte abgelegene Wohnsitze auf eine bedeutungsvolle Weise: „Sieh Dich für!"

Auch in andern polizeilichen Rücksichten ist die Zerstreuung der Wohnsitze nachtheilig. Man denke an Fälle allgemeiner Streifen, allgemeiner Fahndungen nach Personen und Sachen im Augenblicke nach Verübung schwerer und großer Verbrechen, wo im Interesse der Beschädigten, sowie der öffentlichen Sicherheit überhaupt die genaueste Durchforschung einer ganzen Gegend zur Entdeckung des Thäters und der Beibringung des Geraubten oder Gestohlenen nothwendig ist. Eine solche Maßregel läßt sich selbst mit Aufbietung einer größern Menschenzahl nicht erfolgreich durchführen, wenn bei einer großen Menge zerstreuter Wohnsitze, oft zwischen Waldungen, der Thäter Gelegenheit genug hat, sich zwischen den Streifenden durchzuschleichen. Die Schwierigkeit des Landjäger- und Polizeidienstes in solchen zerstückelten und zerstreuten Gemeinden, wie z. B. in Oberschwaben, ist bekannt genug, und auch noch in neueren Zeiten, d. h. in den letzten 15—20 Jahren sind in den Bodensee-Gegenden Landjäger im Berufe erschossen worden; namentlich ist ein derartiger Mord von einem „vereinödeten Bauern" verübt worden, der die

von ihrer Wurzel, der Lebenskraft, nun freilich in ein wunderliches, metaphyſiſches Hirngeſpinſte verwandelt.

Der Verf. verdankt es nur dem zufälligen Gange ſeines Studiums, daß er zu gleicher Aufmerkſamkeit auf die Lebenskraft wie auf die Seele geleitet worden, und daß ihre beiderſeitigen Verrichtungen in gleicher Weiſe ſeine Forſchung in Anſpruch genommen haben. Die nächſte Aufgabe, die er, nachdem er ſich von der beiderſeitigen Wirklichkeit überzeugt, ſich ſetzen mußte, war: die Grenzlinien des beiderſeitigen Wirkungskreiſes aufzuſuchen. Je angelegentlicher aber der Verf. nach einer Grenze ſuchte, deſto mehr verſchwand alle Abmarkung und aller Unterſchied, es ſtellte ſich vielmehr mit ſonnenklarer Evidenz heraus: daß Seele und Lebenskraft nur ein und daſſelbige geiſtige Princip der menſchlichen Natur ſind, welches nur auf verſchiedene Weiſe ſich in den körperlichen Stoff eingekörpert hat, und eben darum nun ſo verſchieden erſcheint und wirkt.

Wie wunderlich die Vorſtellung zweier, von einander verſchiedener, geiſtiger Bewohner unſeres Körpers wäre, was einer wahren Beſeſſenheit gliche, davon wollen wir kaum reden. Doch müßten wir uns wundern, wie es käme, daß ſie immer zu gleicher Zeit miteinander in die Menſchenkörper einträten und genau miteinander dieſelben wieder verließen, ſo daß nirgends ein lebender Menſchenkörper ohne Seele herumwandelt und nie eine Seele in einem todten Körper zurückbleibt. Wir müßten uns nicht nur über ihre Verträglichkeit wundern, ſondern noch vielmehr, wie ſie ſich ſo leicht und unmittelbar verſtändigen könnte, ohne daß wir das Mindeſte davon bemerken, wenn z. B. die Seele mit eintretendem Bedürfniß der Lebenskraft gefälligſt Hunger und Durſt fühlt und ißt und trinkt, die Lebenskraft dagegen auf den leiſeſten Wunſch der Seele zu einer Gliederbewegung die betreffenden Muskeln zuſammenzieht.

Der ſprechendſte Grund gegen eine Verſchiedenheit von Seele und Lebenskraft iſt: daß weder in ihren beiderſeitigen Verrichtungen, noch in ihren körperlichen Organen, irgend eine Grenzlinie gezogen werden kann, wo das Gebiet der einen aufhören und das der andern anfangen ſollte, ſondern daß beide unmerklich in einander übergehen. Das Bewußtſeyn und die Empfindung, welche doch den Wirkungskreis der Seele charakteriſiren ſollen, reichen über das Nervenſyſtem hinaus, indem manche vegetative Organe,

abgelegene Stellung ſeines Hauſes zum gewerbsmäßigen Wildern benützte und auf dem Anſtande, in der Wahl, ſich betreten zu laſſen und Strafe wegen ſeiner verbotenen Handlung zu erleiden, oder einen Mord zu begehen, kaltblütig den auf der Streife gegen ihn herkommenden Landjäger niederſchoß. Es iſt einleuchtend, daß nicht bloß die entdeckende Polizei, wie ſo eben gezeigt worden, ſondern ſelbſt die zuvorkommende Polizei in ſolchen parcellirten Gemeinden nur ſehr ungenügend den Anforderungen an ſie entſprechen kann. Man denke nur an den im Ganzen noch einfachen Fall, daß aus irgend einer Veranlaſſung, z. B. wegen der Aushebung, die meiſten ledigen Burſche in einer Gemeinde betrunken ſind, und es in mehrern auf ganze Stunden von einander entfernten Wirthshäuſern, in Einer und derſelben Gemeinde, Schlägereien gibt.

Auf den politiſchen Gemeingeiſt, auf den Sinn für Gemeinde- und Staatsbürgerthum hat die Vereinzelung großen, nicht gerade günſtigen Einfluß. Zu einer Menge nothwendiger oder nützlicher Unternehmungen kommt es in parcellirten Gemeinden gar nicht oder nur unvollkommen und mit Noth und großem Kampfe. Zu Kirchen-, Schul- und Rathhausbauten kann man zwar am Ende die Beitragspflichtigen auch der entfernteſten Wohnſitze zwingen, und die Eiferſüchteleien des Einen Weilers gegen den andern, z. B. wegen der Concurrenz eines Wirths mit einem andern bei der Wahl des Rathhausſitzes, beſeitigen. Aber bei Unternehmungen, die Einer Parcelle unentbehrlich, der andern gleichgültig, nach Umſtänden ſelbſt ſchädlich ſind, z. B. bei der Richtung und Anlegung einer Brunnenleitung, ſind Mißhelligkeiten und ſelbſt Rechts-Ungleichheiten unvermeidlich, letzteres namentlich bei Verbindung von ländlichen Parcellen mit Städten in Einen Gemeindeverband, ſobald man die reinſtädtiſchen Ausgaben, wie Straßenbeleuchtung und Pflaſter nicht blos auf die Stadtbewohner, ſondern auf alle Gemeindebürger umlegt. Wie ſollte vollends ein unbemittelter „Zwergwirth“ oder Taglöhner, der „nebendraußen wohnt“, ſich die Wohlthat verſchaffen, einen laufenden Brunnen zum gewöhnlichen Gebrauche und zu dem bei ſeiner Einſamkeit doppelt nothwendigen Schutze gegen Feuersgefahr nahe bei ſeinem Hauſe zu haben? Von der Gemeinde dürfte er ſchwerlich Unterſtützung erhalten, weil die

übrigen Bürger ihn ganz einfach bitten würden, in die Nähe anderer Wohnsitze zu ziehen.

Bei den Wahlen zu den Gemeindeämtern kann die „Vereinödung" zur Gleichgültigkeit oder zu Reibungen führen. Die abgelegen wohnenden Bauern enthalten sich entweder der Theilnahme an den Wahlen völlig, weil sie auf ihren entfernten Höfen selten oder nie mit der Gemeindeobrigkeit in Berührung kommen und sich daher um die Personalbesetzung des Gemeinderaths nichts bekümmern, oder streben sie nur dahin, sich oder einen andern, wenn auch an sich zu einem Gemeindeamte nicht passenden Vertreter ihrer Parcelle als Verfechter ihrer Lokalinteressen in den Gemeinderath zu bringen.

Sehr erheblich sind ferner bei ganz vereinzelten Wohnsitzen die Schwierigkeiten in Handhabung der Polizei und Rechtspflege. Man muß Welt und Menschen und Leben nicht kennen, wenn man bestreiten will, daß gute weltliche und geistliche Ortsvorsteher kraft ihres Einflusses auf Verhütung von Rechtsstörungen, für die Handhabung von Ruhe und Ordnung im Staate unendlich mehr wirken als die vortrefflichsten Gesetzbücher. Können aber die noch so würdigen und tüchtigen Ortsvorsteher ihre auf stundenweite Entfernungen zerstreuten Gemeindeangehörigen nicht überblicken, und überwachen, nicht täglich und stündlich, bald durch Milde, bald durch Strenge, sie in den Schranken der Rechtlichkeit und Ordnung erhalten, dann ist ihre noch so gewissenhafte und emsige Thätigkeit für das allgemeine Beste aufs Empfindlichste gelähmt. Haben die Pfarrangehörigen stundenweite Wege zum Gottesdienste, so trifft man leider nur zu Viele, die statt in die Kirche, oder wenigstens vom Gottesdienste weg den Wirthshäusern zueilen, und hier durch Trunkenheit, Streit und Händel beurkunden, welch geringen Eindruck des Predigers Wort auf sie gemacht hat. In abgelegenen Parcellen gibt es oft heimliche Winkelkneipen, in denen beständig Unordnungen und Unsittlichkeiten vorkommen, die nicht anders als durch Einquartierung eines Landjägers zu beben sind, weil der oft auf Stunden weit entfernt wohnende Gemeindepolizeidiener nicht zu jeder Tag- und Nachtzeit, durch Koth und Schnee, auf ungebahnten Pfaden in allen Schluchten und Winkeln des Gemeindebezirks sich herumtreiben kann. Wohnt sodann der

tauglichste, vielleicht der einzig taugliche Mann zur Gemeindevorsteherstelle ganz abgelegen, welche Verlegenheit für die Gemeinde! Soll sie auf seine Wahl, seines Wohnorts wegen, verzichten? Oder soll er, des ihm vielleicht bald sehr lästigen Gemeindeamts wegen, sein Anwesen verkaufen und sich in der Mitte des Gemeindebezirks niederlassen? Und doch muß er fürchten, von seinem entfernten Wohnsitze aus aller erforderlichen Uebersicht über seine Gemeinde zu entbehren. Ist ferner ein eiliges Geschäft vorzunehmen, das Rathhaus aber mit seiner Gemeinderegistratur ½ Stunde vom Wohnsitze des Gemeindevorstehers entfernt, so müssen nothwendig die größten Verzögerungen und Mißstände entstehen, da der Gemeindevorsteher nicht leicht Ein Geschäft vornehmen kann, ohne auf Akten zu recurriren, seyen es gerichtliche oder Verwaltungsakten, Protokolle, Unterpfands- und Güterbücher. Und doch wäre es andererseits gewagt und mißlich, die ganze Gemeinderegistratur, zumal gerade die öffentlichen Bücher, als eine wandernde zu behandeln und im Hause des jeweiligen Gemeindevorstehers den in einem Bauernhause nicht unmöglichen Zufällen der Feuerverwahrlosung durch Dienstboten ꝛc. Preis zu geben. Man bedenke ferner den Zeitverlust bei jeder Gemeinderathssitzung, wenn einzelne Mitglieder Stunden lange Reisen zum Hin- und Heimwege machen müssen; man bedenke namentlich, wie oft solche Sitzungen nach längerem Warten aufgehoben werden müssen, wenn mehrere Gemeinderathsmitglieder, im Augenblicke der Abreise durch unvorhergesehene dringende Hindernisse vom Erscheinen abgehalten, erst nach einer halben oder ganzen Stunden ihre Abhaltung dem Gemeindevorsteher mittheilen können, so daß keine Zeit mehr übrig bleibt, einen andern Gemeinderath zu berufen, der in einer andern Parcelle der stundenlangen Gemeinde wohnen kann. Bei solchem Zeitverluste werden die ohnehin selten genug als Ehrenämter gesuchten Gemeindestellen noch weniger gerne angenommen. In einer parcellirten Gemeinde kann es vorkommen, daß der Ortsvorsteher in der einen, der Polizeidiener in der zweiten Parcelle wohnt und in einer dritten Parcelle das Ortsgefängniß steht. Wie eigenthümlich ist es nun, wenn der Schultheiß einen ihm in seiner Parcelle begegnenden Bettler, oder andern Straffälligen, den er doch

nicht selbst transportiren kann, ins Gefängniß abführen zu lassen außer Stande ist, bis der durch einen Dritten gerufene Polizeidiener, vielleicht erst nach Stunden erscheint, den Delinquenten oft wieder in einer andern Richtung eine halbe Stunde weit transportirt und entweder bis zum Ablaufe der etwa vom Gemeindevorsteher zuständig erkannten Strafe in der dritten Parcelle verweilen, oder mit dem Wege zwischen dem Gefängnisse und seiner Heimath vielleicht während dringender Feldgeschäfte eine kostbare Zeit versäumen muß. Bekannt ist ferner, daß der Gemeindevorsteher seine Gemeindeangehörigen in ihren Verhältnissen auf das Genaueste kennen sollte. Schon in rein dienstlichen Beziehungen muß er ja bei Prädikats- und Vermögenszeugnissen, bei Informativ- und definitiven Pfandscheinen sich mit dem ganzen Gemeinderathe über die Eigenschaften der Gemeindemitglieder mit Sicherheit aussprechen können. Unverkennbar sind aber die hierzu erforderlichen Beobachtungen und Wahrnehmungen in einer ganz zerstückelten Gemeinde lange nicht mit derselben Sicherheit wie in einem geschlossenen Orte möglich, namentlich z. B. hinsichtlich des haushälterischen Sinnes. Ganz besonders aber entgeht, wie schon oben erwähnt wurde, dem Ortsvorsteher, wie er seyn soll, in den zerstückelten Gemeinden die Möglichkeit der patriarchalischen Ueberwachung, womit er in ökonomischer, wie in moralischer Richtung jeder einzelnen Familie, jedem einzelnen Bürger, stets beobachtend, Allen als leitender, schützender, warnender Rathgeber und Beistand erscheinen sollte.

Auch die höhern Behörden empfinden Nachtheile von der Zerstückelung der Gemeinden. Schon die Vertagung vorliegender Geschäfte wird dadurch erschwert; die durch Amtsboten an die Gemeindevorsteher ergangenen Vorladungen können oft erst in zweimal 24 Stunden den einzelnen entfernten Gemeindeangehörigen erreichen, man muß daher die Geschäfte statt auf 3 — 4, auf 6—8 Tage vorausbestellen, wenn man mit Sicherheit auf das Eintreffen der Leute rechnen will, und die für die Amtsangehörigen selbst wichtigsten Geschäfte und Angelegenheiten werden verzögert. Besonders aber können die Beamten auf Berufsreisen nicht so leicht Alles in Augenschein nehmen, Wege, Brücken, Stege visitiren, Markungssteine untersuchen, auf Feuerpolizei-

Vorſchriften achten u. dergl., überhaupt in gerichtlicher, polizeilicher, adminiſtrativer Beziehung Wahrnehmungen machen und Anordnungen treffen, wenn und weil ihnen zu Bereiſung aller Parcellen die Zeit abgeht.

Nicht minder iſt endlich ein erheblicher Einfluß der Vereinödung, ſelbſt ſchon der Güterarrondirung mit Beibehaltung der geſchloſſenen Orte auf das Kreditſyſtem der Landleute zu beachten. Allerdings mag der Kapitaliſt auf einen geſchloſſenen Gütercomplex lieber ſein Geld ausleihen, als auf eine größere Zahl zerſtreuter kleiner Güterſtückchen. Aber nicht zu überſehen iſt, daß ſich bei einem geſchloſſenen Gutscomplexe kein Mittel darbietet, auf dem Exekutionswege eine kleine, mit dem Werthe des ganzen Guts gar nicht im Verhältniſſe ſtehende Schuld, zu deren Tilgung der Schuldner nun eben einmal keinen Kredit mehr findet, durch Verkauf eines einzelnen Grundſtücks zu tilgen, deſſen Erlös dem eingeklagten Poſten entſpricht. Wer wird von einem geſchloſſenen Gute einen, oder einige Morgen kaufen, die in der Mitte zwiſchen andern geſchloſſenen Gütern liegen? Höchſtens könnte ein ſolches Stück dem Angränzer von Werth ſeyn; wie aber, wenn dieſer keine Luſt hat, ſein Gut noch zu vergrößern? Dies iſt denn manchmal der Grund, warum nicht wegen Ueberſchuldung, ſondern nur wegen Mangels an Kredit ein Hofbauer ſein ganzes Gut im Exekutionswege verkaufen laſſen muß, um eine Schuld zu bezahlen, die vielleicht kaum ein Viertheil vom Werth ſeines Guts erreicht, ein Uebelſtand, den als eine der ſchädlichen Folgen der Güterarrondirung und der Vereinödung die Untergerichte in den Bodenſee-Gegenden genau kennen.

Doch genug der gegenſeitigen Abwägungen! Es kann ſich jetzt nur noch fragen, ob die Staatsgewalt berechtigt ſey, das eine oder andere dieſer Syſteme zum Staats- und Regierungsprinzip zu erheben, und daher mit den ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln für das von ihr gebilligte Syſtem zu wirken.

Natürlich kommt es hier ganz darauf an, von welchem Begriffe des Staatszweckes man ausgeht, weil man nach Maßgabe des Prinzips immer auch die Mittel zu ſeiner Verfolgung und Erreichung bemißt. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes kann ſich nun von der alten naturrechtlichen Anſicht Kants nicht trennen,

daß jeder Menſch als durchaus frei, allen ſtaatlichen Beziehungen, allen legitimiſtiſchen Unterthänigkeitstheorien fremd, mit dem Rechte auf die Welt komme, ſeine Lebenszwecke ſich ſelbſt zu wählen, Selbſtzweck zu ſeyn, daß keinem Menſchen ein Dritter aus göttlichem Rechte vorſchreiben dürfe, was er als Laufbahn, Ziel und Zweck ſeines Lebens zu wählen und zu verfolgen habe. Dieſe Kantiſche Anſicht von dem angebornen Urrechte der menſchlichen Freiheit führt ſofort dahin, daß von dieſer angebornen Freiheit von Jedem nur ſoviel aufgeopfert werden müſſe, als zum gegenſeitigen Nebeneinanderbeſtehen der Menſchen, zur Vermeidung aller Uebergriffe in die Rechtsſphäre der Mitmenſchen erforderlich iſt, und daß jedes weitere Opfer in dieſer Beziehung nicht mehr erzwingbar, ſondern Sache des freien Beliebens ſey. Von dieſem metaphyſiſchen Standpunkte aus die vorliegende praktiſche Frage betrachtet, wird man nicht umhin können, zugeben zu müſſen, daß es an und für ſich ganz in der freien Willkür des Einzelnen liege, wie er ſeinen Wohnſitz wählen will. Nicht nur alle Annehmlichkeiten einer Wohnung, ſondern ſelbſt die ſämmtlichen materiellen Vortheile derſelben ſind offenbar reine Privatſache des Einzelnen, und die Staatsgewalt hat nicht das Recht, demſelben einen Vortheil, eine Annehmlichkeit aufzudringen, weil der bürgerlichen Geſellſchaft kein Urtheil darüber zuſteht, ob dem Einzelnen daſſelbe gefallen und einleuchten müſſe, was einer noch ſo überwiegenden Mehrzahl annehmbar erſcheint. Beneficia non obtruduntur, ſagt auch der Juriſt. Nicht minder wird es nach demſelben Grundſatze im freien Belieben jedes Einzelnen liegen, ob er für ſeine Geſundheitspflege, für ſeine geiſtige Ausbildung, für ſein Seelenheil die Mittel und Wege leichter oder ſchwerer finden will, ob er es darauf ankommen laſſen will, Arzt und Apotheke näher oder ferner zu haben, die Mittel zu ſeiner Geiſtesausbildung ſich mit oder ohne Mühe und Aufwand zu verſchaffen, dem Seelſorger und der Kirche näher oder ferner zu wohnen. Ohnehin wird die zunehmende Concurrenz Manches, z. B. die ärztliche Berathung, auch den Entferntern immer näher bringen. Betreffend ſodann den durch die Vereinzelung herbeigeführten größern Aufwand des Staats, der Kirche und der Gemeinden an Kirchen und Seelſorgern, an Schulen und Lehrern, an Straßen und

Brücken, an Landes- und Gemeindepolizei, ſo werden nach ſtrengen Rechtsgrundſätzen die zerſtückelten Gemeinden, und beziehungsweiſe die einzelnen abgelegen wohnenden Familien den durch die Beſchaffenheit und Lage ihrer Wohnungen und Einrichtungen herbeigeführten größern Staats- und Gemeindeaufwand zu tragen haben, wobei freilich gegenſeitig ein gewiſſes Maß zu beobachten, und der Einzelne namentlich nicht zu der Forderung berechtigt ſeyn wird, wegen ſeines „einſchichtigen" Hauſes, wie es die Oberſchwaben nennen, einen eigenen Landjäger vom Staate unterhalten zu ſehen. Nur in Einer ſehr wichtigen Beziehung werden ſich Schwierigkeiten erheben, deren Ueberwindung oder Nichtüberwindung man unmöglich in die reine Willkür der Privaten ſtellen darf, nämlich hinſichtlich des Schulbeſuchs. Es darf hier als Poſtulat, um einen Kantiſchen Ausdruck zu gebrauchen, der Satz hingeſtellt werden, daß die heranwachſenden Staatsangehörigen in der Schule gebildet werden müſſen. Eine Ausführung über die moraliſche Nothwendigkeit der intellektuellen Ausbildung der Staatsbürger, und über die Unmöglichkeit, es in das Belieben von Eltern und Pflegern zu ſtellen, ob die Kinder geſchult werden ſollen oder nicht, iſt hier überflüſſig, und dieſe Nothwendigkeit einmal anerkannt, iſt es Pflicht des Staats, darüber zu wachen, daß der Schulbeſuch auch den Kindern zärtern Alters möglich, nicht zu mühſelig ſey, und daß weder Krankheit, noch Schulverſäumniſſe durch gar zu große Entfernungen zwiſchen Haus und Schule veranlaßt werden.

In einer ſolchen Colliſion zwiſchen der allgemeinen bürgerlichen Freiheit und den vielen unverkennbar guten Seiten des Syſtems der zerſtreuten Wohnungen einerſeits, andererſeits aber ebenſo vielen unbeſtreitbaren Nachtheilen deſſelben, wird der an die Spitze dieſes Aufſatzes geſtellte Grundſatz ſeine Rechtfertigung finden, daß das hier beſprochene Syſtem um ſo bedenklicher ſey, je mehr es vom allgemeinen rechtlichen Standpunkte ausgehend jedem, noch ſo unbemittelten Staatsbürger die Wahl ſeines Wohnſitzes geſtattet, und daß es in ſeinen Lichtſeiten um ſo mehr Anerkennung verdiene, je mehr es ſich dem Syſteme von langgedehnten, weitläufig gebauten Ortſchaften nähere.

Einen vermittelnden Ausweg haben übrigens denkende Kenner des Land- und Volkslebens ſchon längſt theils vorgeſchlagen,

theils in Ausführung gebracht, wenn nämlich nur reichere größere Gutseigenthümer auf ihre ganz entfernten Höfe und Gütercomplexe hinausbauen, dagegen die sogenannten kleinen Bauern, die Handwerker und Taglöhner mehr dem Systeme der geschlossenen Orte huldigen. Hiefür folgende Begründung.

Der reiche Bauer empfindet weniger den Aufwand an Geld- und Zeitkapital, den ihm die Beischaffung seiner materiellen und geistigen Bedürfnisse verursacht; in seinem großen Anwesen kann er auch kleinere landwirthschaftliche Nutzungen angemessen verwenden, er kann für sich allein, oder in Gemeinschaft mit bemittelten Nachbarn leicht für Wege und Stege, für Brunnen, Wasserleitungen u. dergl. sorgen; eine größere Menschenzahl durch Familie und mehrere Dienstboten erleichtert ihm die Entsendung von einzelnen Angehörigen zur Beischaffung von Bedürfnissen. Für die Sicherheit seines Eigenthums kann er leichter einen Wächter während des Gottesdiensts, der Feldgeschäfte ꝛc. zurücklassen; gegen verdächtiges Gesindel, das ihn heimsucht, hat er in der größern Zahl von Dienstknechten einen Schutz. Den größern Bauern suchen Käufer, z. B. Frucht- und Viktualienhändler, und ebenso auch Verkäufer, z. B. wandernde Krämer, in Erwartung eines guten Marks, gern auch auf seinem Hofe auf. Durch reitende Boten und Fuhrwerk kann er den Geistlichen und den Arzt, kann er Hilfe bei Naturereignissen leicht herbeirufen, im Fuhrwerke kann er sich und seinen Kindern den Kirchen- und Schulbesuch mit leichter Mühe auch bei schlechtem Wetter gewähren. Ein reicher Bauer gibt gerade durch seine Wohlhabenheit die größere Sicherheit, daß er selbst und die Seinigen die öffentliche Sicherheit nicht stören werden. Seine Wohlhabenheit wird ihn überhaupt aktiv und passiv, als Kläger und als Beklagten, allen Verkehrs mit den Obrigkeiten mehr entheben. Seine größere Entfernung vom Sitze der Behörden schadet daher weniger. Gemeindeämter und andere öffentliche Funktionen kann er leichter übernehmen, wenn er bei einem größern Anwesen einzelne zu seiner Stellvertretung in Haus und Feld taugliche Angehörige, Oberknechte ꝛc. hat, und er wird, durch seine Wohlhabenheit vor den eigentlichen Nahrungssorgen geschützt, eher Gemeinsinn besitzen als der Arme, den sein Kampf mit Hunger und Kummer, das Ringen um das tägliche Brod von

allem höhern Denken und Trachten abziehen. Der wohlhabende Bauer wird endlich auch leichter den Kredit finden, der ihm augenblickliche Verlegenheiten überſtehen hilft, ohne daß er ſein Gut darum zu verlaſſen genöthigt wäre.

Beſonders wenn je mehrere Bauern von einigem Wohlſtande ſich zu einem Hofe oder Weiler vereinen, dem ſich dann auch vielleicht einige Taglöhner und Handwerker unter dem Schutze der Bauern anſchließen mögen, wenn etwa 8—12—20 Männer, und eine erforderliche Anzahl von Pferden und anderem Zugvieh beiſammen ſind, werden ſich die Nachtheile der Vereinzelung und Abſonderung am leichteſten durch vereinte Kräfte wenigſtens einiger Familien beſeitigen laſſen. Beſonders der Schulbildung wird alsdann nichts mehr im Wege ſtehen, weil die Kinder eines ganzen Hofes oder Weilers von den Bauern abwechslungsweiſe in die Schule gefahren werden können, wenn er nicht ſo groß und wohlhabend wäre, daß ein Hauslehrer, oder eine kleine Schule dort unterhalten werden könnte.

Indem nun aber die möglichſt hohe Bodenkultur den Wohlſtand des Einzelnen bedingt, indem auf einem hochgeſteigerten Zuſtande der Landwirthſchaft der Nationalwohlſtand ſo weſentlich ruht, indem der Bauernſtand auf den materiellen Erwerb ſo ganz hingewieſen iſt, indem im Landvolke das materielle Prinzip und Leben ſo ſehr überwiegt, daß der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes in häufigen Beſprechungen mit oberſchwäbiſchen Landleuten und Gemeindevorſtehern über das dort ſogenannte Vereinödungsſyſtem ſich deutlich überzeugen konnte, wie ſie bei der Frage von ſeinem Werthe immer nur die landwirthſchaftliche Seite, unter Mißachtung aller höhern Rückſichten, im Auge hatten, indem ſie aber namentlich die große Unſicherheit auf den vereinzelten Wohnſitzen durchaus anerkannten, und den den Jaunern gewährten Unterſchleif nur mit der Unmöglichkeit entſchuldigten, ſolches anders zu machen — in Erwägung aller dieſer Umſtände ergibt ſich dem Verfaſſer die rechtlich begründete Ueberzeugung, daß die Staatsregierung im Intereſſe des Geſammtwohls aller Staatsangehörigen das Recht und die Pflicht habe, die Vereinzelung der Wohnſitze zwar im Allgemeinen zu geſtatten, aber hierbei vorzugsweiſe nur Bemittelte, oder wenigſtens nie einzelne Unbemittelte, am liebſten aber jene wie dieſe nur in Höfen und

Weilern hinausbauen zu laſſen, und ganz armen Leuten in ihrem eigenen, wie im Intereſſe der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, die Erlaubniß zur völligen Vereinzelung zu verſagen.

Der vorſtehende Aufſatz gründet ſich auf die Beobachtungen und Wahrnehmungen, welche ſein Verfaſſer während einer beinahe dreijährigen Dienſtzeit bei dem württembergiſchen Oberamtsgerichte in Tettnang anſtellte. Schon in dienſtlicher Beziehung führten ihm die 4 — 500 Civil- und Criminalprozeſſe, die er in dieſer Zeit inſtruirte, die Vorzüge und Nachtheile der ſogenannten Vereinödung ſehr klar vor Augen. Namentlich eine umfaſſende Unterſuchung gegen 24 Jauner, gegen welche über 70 Diebſtähle vorlagen, deren Rädelsführer dem Verfaſſer an einem Abende ein Geſtändniß über 36 Diebſtähle zu Protokoll ablegte, hat ihn hinlänglich auf dieſes Syſtem hingeführt. Er hat ſich daher außerdienſtlich wiederholt mit Landleuten, Gemeindevorſtehern, Landwirthen aus dem gebildeten Stande, und mit Beamten über dieſe Frage beſprochen, und ſich aus dieſen ſämmtlichen Quellen endlich das im Vorſtehenden ausgeführte Urtheil geſchöpft. Dem Beamten, der in täglicher Berührung mit dem Volke ſelbſt ſteht, ſtellt ſich Manches ganz anders, nüchterner, und leider viel weniger idylliſch, viel unvortheilhafter dar, als von der Vogelperſpektive aus, die eine höhere Stellung im Leben, oder eine kürzere Reiſe durch einen Landſtrich gewährt. Aber darum kann der Beamte doch redlich, wohlwollend, voll Gefühl für das Beſte ſeiner Mitmenſchen denken, ſprechen und handeln, und es zeugt von einer völligen Mißkennung des Beamtenſtands im Allgemeinen, wenn man in ihm nur ein Häufchen despotiſcher kleiner Paſchas erblickt, denen die Staatsbürger nur Objekte ihrer Herrſchſucht und Vielſchreiberei ſeyen. Wenn ſich daher ein Beamter nur bedenklich und mit Einſchränkungen für ein Syſtem ausſpricht, das Andern von einem andern Standpunkte aus nur Vortheile zu gewähren ſcheint, ſo liegt darin noch kein Beweis für eine bornirte Denkweiſe und Auffaſſung der Verhältniſſe. Der Verfaſſer hat vielmehr den Gegenſtand ſeiner Erörterung von allen Seiten zu beleuchten und zu prüfen geſucht, bevor er an die Niederſchreibung ſeines Aufſatzes gieng;

z. B. die Häute, ſchon im geſunden Zuſtande überall, in jedem Punkte, und alſo auch da empfindlich ſind, wohin keine Nerven ſich veräſteln, im kranken Zuſtande dagegen alle vegetativen Organe ohne Unterſchied, ſelbſt die unempfindlichſten, wie die Knochen, empfindlich werden können. Auf der andern Seite iſt das Seelenleben weit entfernt, durch und durch bewußt und frei zu ſeyn; es liegt vielmehr noch zum bei weitem größten Theile in derſelben bewußtloſen Nothwendigkeit, wie die Lebenskraft, verſchloſſen und iſt nur gleichſam an ſeiner Spitze zur Bewußtheit und Freiheit erwacht. In dem ganzen Umfange des Gefühls und der Empfindung iſt noch keine Freiheit aufgegangen, denn das Gefühl an ſich iſt unwillkührlich und nur mittelbar, z. B. durch Vorſtellungen, dem Wollen unterworfen; auch das Bewußtſeyn iſt innerhalb dieſer Region noch Dunkel. Indeſſen ſelbſt die freieſte Verrichtung des Geiſtes, das Denken, vollzieht ſich noch mit unbewußter Geſetzmäßigkeit. Im Allgemeinen wirkt alle inſtinktartige Geſetzmäßigkeit in dem Erkennen, und alles Temperament und Naturell der Triebe und ihrer Geſetze im Fühlen und Wollen, mit derſelben blinden Nothwendigkeit, wie die Geſetze der Lebenskraft in dem körperlichen Lebensproceſſe.

Als Hauptgrund für die Identität von Seele und Lebenskraft begnügen wir uns anzuführen, daß, ungeachtet die Lebenskraft mit ihren kunſtreichen Verrichtungen der Seele fremd erſcheint, im Grunde Jedermann an ihre Einerleiheit glaubt und nicht umhin kann, ſie jeden Augenblick auszuſprechen. Denn wir ſprechen nur dieſe Wahrheit aus, wenn wir zu unſerem Körper, deſſen Lebenskraft, nicht deſſen Stoff wir meinen, „Ich“ ſagen. Wer ſagt: „Ich bin geſund, bin krank, ich verdaue, athme, wachſe,“ der hat die Lebenskraft, in deren Wirkungskreis das alles fällt, ſein Ich genannt und ihre Einheit mit der Seele ausgeſprochen. Was bedarf es weiter Zeugniß, wo ſelbſt der Gegner in jedem Momente mit Naturnothwendigkeit gezwungen iſt, die Wahrheit des beſtrittenen Satzes einzugeſtehen.

Der Schein des Fremden, welcher an den Verrichtungen der Lebenskraft hängt, rührt nur von ihrer bewußtloſen Nothwendigkeit her, denn ganz ebenſo fremd erſcheint uns, was unſtreitig unſere Seele ſelbſt in bewußtloſen Zuſtänden, z. B. in dem Zuſtande der Unachtſamkeit, der Berauſchung, gethan.

dies iſt vor Jahren geſchehen, und er hat ſich auch durch die neueſte Literatur über dieſen Gegenſtand kaum zu einigen leichten Zwiſchenbemerkungen veranlaßt gefunden. Uebrigens iſt er, übereinſtimmend mit mehrern andern in Oberſchwaben angeſtellten Landbeamten, im Ganzen auf das gleiche Ergebniß ſchon vor Jahren — er hat vor 12 Jahren ſchon Oberſchwaben verlaſſen — gekommen, welches Herr Fr. Liſt in ſeiner Abhandlung „über Ackerverfaſſung, Zwergwirthſchaft ꝛc." neuerdings gezogen hat, und er kann ſich im Namen des ganzen, in neuerer Zeit oft ſo hart und ungerecht angegriffenen Beamtenſtands über dieſes Zuſammentreffen nur im gerechten Triumphe freuen, ſowie es ihm auch erfreulich iſt, in ſeinen Bedenklichkeiten gegen die ganz allgemeine Ausdehnung dieſes Syſtems mit den Wahrnehmungen des Herrn Oberamtmann Mann (ſiehe Liſt am angeführten Orte, Seite 80, Note) zuſammenzutreffen. Wenn ein Juſtiz- und ein Verwaltungs- und Polizeibeamter, ohne ſich irgend perſönlich zu kennen, ohne je eine Sylbe ſchriftlich oder mündlich mit einander verkehrt zu haben, ſo vollkommen in ihrem, auf mehrjährige Erfahrung geſtützten Urtheile über eine gewiſſe Phaſe des Volkslebens übereinkommen, ſo dürften ſie wohl ſchon hiedurch die Vermuthung für ſich haben, daß ſie richtig beobachtet und ihre redliche Ueberzeugung ausgeſprochen haben. Der Verfaſſer freut ſich endlich auch noch darüber, im Beamtenſtande viele Kollegen zu zählen, welche ſämmtlich glauben, die Beamten ſeyen des Volkes, nicht das Volk der Beamten wegen da.

IX.

Andeutungen

über die Bildung und den Wirkungskreis

kriegswissenschaftlicher Vereine

im deutschen Bundesheere.

In einer früheren Abhandlung haben wir zu beweisen gesucht, daß die wissenschaftlichen Bestrebungen im Militärstande einiger Centralpunkte bedürfen, um praktisch nützlicher zu werden; daß die Sichtung der literarischen Erscheinungen eine Arbeit von nicht geringer Schwierigkeit sey, worin sich mehrere theilen müssen; daß diese Arbeit mithin keine Nebenbeschäftigung seyn könne, sondern die angestrengte Thätigkeit eines zu diesem Zwecke auf Staatskosten gebildeten Vereins von Offizieren in Anspruch nehme; daß die Bildung solcher Vereine möglichst bald in das Leben treten müsse, weil der Nutzen derselben sich nicht augenblicklich zeigen könne, und weil es später an Offizieren fehlen würde, die den Krieg aus eigener Anschauung kennen gelernt haben.[1] Wir haben bei dieser Gelegenheit gesagt, daß die Militärcommission des deutschen Bundes und die verschiedenen Generalstäbe, als Corporationen betrachtet, den wissenschaftlichen Bedürfnissen unseres Standes nicht vollkommen entsprechen können, weil ihr Wirkungskreis kein wissenschaftlicher sey. Doch müssen wir bitten, diese Corporationen nicht mit den Individuen zu verwechseln,

---

[1] „Gedanken über die Begründung wissenschaftlicher Centralpunkte für das deutsche Bundesheer." — Deutsche Vierteljahrsschrift 1843. Heft II. Nr. XXVI.

aus denen ſie gebildet werden. Wir ſind im Gegentheil der Meinung, daß die zu begründenden kriegswiſſenſchaftlichen Vereine zum größeren Theil aus Offizieren zu bilden ſeyn dürften, die früher bei der Militärkommiſſion oder im Generalſtabe fungirt haben. Der reich dotirte große Generalſtab in Preußen, der vortrefflich geleitete Generalquartiermeiſterſtab in Württemberg und einigen andern deutſchen Bundesſtaaten, ſo wie die Militärkommiſſion in Frankfurt, zählen nicht nur Offiziere von ſeltenen Talenten in ihrer Mitte, ſondern es iſt von denſelben in verſchiedenen kriegswiſſenſchaftlichen Fächern bereits Vorzügliches geleiſtet worden. Es hat aber noch Niemand die Anſicht aufgeſtellt, daß die Hauptbeſchäftigung der Generalſtäbe darin beſtehen müſſe, die geiſtigen Bewegungen des militäriſchen Lebens zu beobachten und ſie nach Kräften zu regeln, denn das würde ihre praktiſche Thätigkeit ſehr beeinträchtigen.

Aber man verſtehe uns recht. Alle dieſe Beſtrebungen und Leiſtungen anerkannt tüchtiger und erfahrener Offiziere ſind immer nur die Produkte Einzelner, deren allgemeine Nutzbarwerdung von ſehr vielen zufälligen Umſtänden abhängig iſt. Die in ſolchen Schriften aufgeſtellten Anſichten und Behauptungen finden ihre Beleuchtung erſt auf dem langſamen und nicht immer ſicheren Wege der Kritik in öffentlichen Blättern, und weſentliche Irrthümer können erſt in einer neuen Auflage verbeſſert werden. Bis dahin pflanzen dieſe Irrthümer ſich wie Unkraut fort, denn kritiſche Blätter werden nur von Wenigen geleſen. Ein geiſtreicher Schriftſteller wird zwar auch ohne fremden Beiſtand ein geiſtreiches Werk zu Stande bringen. Aber bei einer ſo vielſeitigen Erfahrungswiſſenſchaft wie der Krieg in ſeinen mannigfaltigen Thätigkeitsweiſen iſt es unſtreitig von großem Nutzen, wenn das zu bearbeitende Thema ſchon vor der Ausführung gründlich beſprochen werden kann. Die außerordentliche Beleſenheit und der kritiſche Sinn, welcher zur Abfaſſung kriegsgeſchichtlicher Werke erforderlich iſt, macht fremden Beiſtand noch wünſchenswerther. Vereinte Kräfte können ungleich mehr bewirken als vereinzelte. Im Gebiete der Wiſſenſchaft iſt dieſer Erfahrungsſatz eben ſo gültig, als im Gebiete der praktiſchen Thätigkeit.

Die Gegner unſerer Anſicht werden hierauf erwiedern: „daß

die verschiedenen Akademien der Wissenschaften, welche das vorige Jahrhundert entstehen sah, den Erwartungen keineswegs immer entsprochen haben; daß sie theils in verderbliche Einseitigkeit verfallen sind, theils zur Vermehrung theoretischer Spitzfindigkeiten beigetragen, oder auch die Mitglieder derselben der praktischen Thätigkeit ganz entfremdet haben u. s. f." Man wird aber nicht in Abrede stellen können, daß diese wissenschaftlichen Vereine, bevor sie eine solche fehlerhafte Richtung einschlugen, wahrhaften Nutzen gestiftet haben, daß alle menschliche Einrichtungen mehr oder weniger unvollkommen sind, daß man sie aber deßhalb nicht von Hause aus verwerfen dürfe, sondern nur desto eifriger bemüht seyn müsse, sie von dergleichen Gebrechen möglichst frei zu halten. Ein jeder wissenschaftliche Verein ist mit einer moralischen Person zu vergleichen, und hat wie diese verschiedene Lebensperioden durchzumachen; dabei genießt er aber des großen Vortheils, daß die hier und da vorkommenden Abnormitäten leichter zu beseitigen sind, daß er sich durch zeitweiligen Wechsel der Glieder wieder verjüngen kann. Was sich daher auch gegen den Nutzen der Akademien vorbringen läßt, so wird dadurch immer nur bewiesen, daß dergleichen Institute nicht immer gut geleitet worden sind.

In Europa gibt es nur zwei Akademien für militärische Wissenschaften. Die älteste befindet sich in Stockholm. Der Grund dazu wurde schon von Gustav Adolph gelegt; sie hat seitdem manche Aenderung erlebt und im Jahre 1833 abermals neue Statuten erhalten, welche in der Allgemeinen Militärzeitung 1834 (Nr. 34 und 35) abgedruckt sind. Vor einigen Jahren ist auch in Petersburg eine solche Akademie gegründet worden, wobei man die schwedische in der Hauptsache zum Muster genommen hat. Das hohe Alter der Letztgenannten kann zum Beweise dienen, daß sie für Schwedens Kriegswesen von großem Nutzen gewesen ist, sonst würde dieses Institut in den mancherlei politischen Stürmen längst untergegangen, und vom verstorbenen Könige, der als alter vielerfahrner Feldherr allen scholastischen Spitzfindigkeiten abhold war, nicht wieder neu belebt worden seyn. Hierdurch werden die Bedenken, welche die Bildung ähnlicher Institute in Deutschland hervorrufen könnte, gleichsam faktisch widerlegt. Das Beispiel Rußlands, dessen Beherrscher die

Kultur der militäriſchen Wiſſenſchaften mit großem Eifer betreibt, dürfte aber für uns eine ernſte Mahnung ſeyn.

Wirkliche Akademien der Kriegswiſſenſchaften ſind überhaupt nur in großen Staaten möglich, wie Oeſtreich und Preußen, wo eine große Anzahl höherer Offiziere in der Reſidenz ihren gewöhnlichen Aufenthalt hat, und durch die Mitgliedſchaft der Akademie den übrigen Dienſtobliegenheiten nicht entzogen zu werden braucht. Für die übrigen deutſchen Bundesſtaaten genügt ein kriegswiſſenſchaftlicher Verein, mit deſſen Bildung und Wirkungskreis wir uns jetzt beſchäftigen wollen. Nach der uns vorſchwebenden Idee würde dieſer Verein aus Offizieren des 7ten, 8ten, 9ten, 10ten Armeekorps und der Reſervedivision beſtehen, und ſeinen Aufenthaltsort in einer Univerſitätsſtadt von Süddeutſchland nehmen, wodurch der wiſſenſchaftliche Verkehr auch in andern als militäriſchen Richtungen erleichtert wird. Reſidenzſtädte bieten zu viele Zerſtreuungen dar, denen nicht immer auszuweichen iſt. An der Spitze des kriegswiſſenſchaftlichen Vereins ſteht ein General als Vorſtand, ihm zur Seite ein Sekretär als Beiſtand. Die übrigen Glieder des Vereins müſſen umfängliche literariſche Kenntniſſe beſitzen, und dürfen nicht ohne Kriegserfahrung ſeyn; ſie werden von allen andern Dienſtobliegenheiten entbunden, und von ihren reſp. Regierungen vorläufig auf drei Jahre zum Vereine kommandirt. In dieſem Zeitraume darf kein Wechſel der Mitglieder eintreten; in welcher Weiſe derſelbe ſpäter zuläſſig iſt, wird von den gemachten Erfahrungen abhängen. Daß der Zweck des Vereins erreicht werde, iſt und bleibt natürlich die Hauptſache; halbe Maßregeln taugen niemals etwas.

In wiſſenſchaftlicher Beziehung zerfällt der Verein in ſechs Sektionen, welche die literariſchen Intereſſen der Infanterie, Cavallerie, Artillerie, des Genieweſens und des Generalſtabes zu wahren haben; die Kultur der dahin einſchlagenden Fachwiſſenſchaften iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Die ſechste Sektion iſt ausſchließlich für die Kriegsgeſchichte beſtimmt und hat mit den Fachwiſſenſchaften nichts zu thun. Wir rechnen für jede Sektion drei Offiziere. Mit Einſchluß des Vorſtandes und des Sekretärs würde alſo der Verein aus zwanzig Offizieren beſtehen. Es erſcheint wenigſtens ſehr wünſchenswerth, daß dieſe Offiziere

noch vor dem Zusammentritt des kriegswissenschaftlichen Vereins nähere Bekanntschaft mit einander gemacht haben, weshalb wir uns freuen würden, wenn schon im nächsten Jahre irgendwo eine freiwillige Zusammenkunft von Offizieren statt fände, welche sich für die Verwirklichung dieser Idee interessiren. Besser noch wäre es freilich, wenn eine solche Aufforderung von Seiten der betreffenden Regierungen geschähe, damit man bei dieser Zusammenkunft sogleich zur Wahl der Mitglieder schreiten könnte, die sich doch nicht nach dem Dienstroster kommandiren lassen. Die Genehmigung der Wahlen bliebe dann immer noch von der Zustimmung der Regierungen abhängig.

Der Mehraufwand, welcher durch Bildung eines solchen Vereins für das Militärbudget erwächst, würde außer dem Miethzins für ein passendes Local zu den Sitzungen und den unbedeutenden Kanzleikosten, nur in den zu zahlenden Diäten bestehen. Da sich derselbe aber auf sehr viele Staaten vertheilt, welche durchgehends eine constitutionelle Verfassung haben und sich in blühenden finanziellen Verhältnissen befinden, so steht der Bewilligung der erforderlichen Gelder von Seiten der Kammern wohl kaum ein Zweifel entgegen. Ueberdies ist dieser Mehraufwand nur ein zeitweiliger, der nicht nur in wenigen Jahren durch anderweite Ersparnisse im Militärhaushalte gedeckt werden, sondern auch zu weiteren Ersparnissen führen dürfte. Wir hegen nämlich die Ueberzeugung, daß die Rapporte und sonstigen Mittheilungen des Vereins an die betheiligten Regierungen sehr viel dazu beitragen werden, die Ministerien des Krieges, oder die militärischen Verwaltungsbehörden in Stand zu setzen, bei Beschaffung von neuem Kriegsmaterial sich künftig nur für das wirklich Bessere in Stoff und Form zu entscheiden. Die Waffen- und Bekleidungscommissionen, oder mehr noch die Truppen selbst, können am besten darüber urtheilen, daß dergleichen Beschaffungen nicht immer glücklich gewesen sind, weil die Vorlagen, auf welche die Beschlüsse sich stützen mußten, unzureichend waren. Der in Rede stehende Verein hat aber ungleich mehr Mittel, die Vorzüge oder Mängel einer Sache zu ergründen, als eine aus wenig Offizieren bestehende Commission, wie sich das weiterhin ergeben wird, wenn wir den Wirkungskreis des Vereins unseren Lesern vor Augen stellen. Endlich müssen wir bemerken, daß wir mit diesem Vereine

noch eine andere Anſtalt zu verbinden gedenken, deren Begründung eben ſo nothwendig iſt, als die Begründung eines wiſſenſchaftlichen Centralpunktes. Fühlt man dieſe Nothwendigkeit auch jetzt noch nicht, ſo wird der Mangel an ſolchen Anſtalten in zehn Jahren um ſo empfindlicher ſeyn; dann iſt es aber zu ſpät, einen Verein dieſer Art zu bilden, denn die kriegserfahrenen Offiziere ſind nachher entweder Oberſten und Generale, oder ausgeſchieden.

Wir geben nunmehr zu dem Wirkungskreiſe des Vereins über, wobei wir uns aber vorläufig nur auf kurze Andeutungen beſchränken wollen. Schon die Bildung der Sektionen nach Waffengattungen und Parteien gibt zu erkennen, daß wir dabei mehr von praktiſchen als von rein wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten ausgegangen ſind. Es iſt demnach unſere Abſicht, daß die Sektion für die Infanterie Kenntniß nehme von allen erſcheinenden Druckſchriften, welche die Bekleidung, Ausrüſtung, Bewaffnung, Formation, techniſche und taktiſche Ausbildung der Infanterie zum Gegenſtande haben, wobei die wirklichen Leiſtungen dieſer Waffengattung in den letzten Kriegen in's Auge zu faſſen ſind. Die Sektion wird die gemachten Vorſchläge prüfen, die Erfahrungen auswärtiger Commiſſionen dabei zu Rathe ziehen, in voller Verſammlung darüber berichten, zweifelhafte Punkte zur Discuſſion bringen, den Gegenſtand überhaupt gründlich und vielſeitig erörtern. In einer ſo complizirten Kriegsmaſchine, wie ein aus vielerlei Waffen zuſammengeſetztes Heer, iſt Nichts ſo unbedeutend, daß man es nur in ſeinen einſeitigen Wirkungen betrachten dürfte. Das Urtheil eines Vereins aus Offizieren aller Waffen und Parteien, welche gewohnt und darauf angewieſen ſind, alle Erſcheinungen in dem weitſchichtigen Gebiete des Kriegsweſens aus dem höheren und allgemeineren Geſichtspunkte zu betrachten, dürfte doch wohl dem Urtheile einer Commiſſion vorangeſtellt werden, die nur die Thätigkeit einer einzelnen Waffe im Auge hat. Wir leben in einer Zeit ſo reich an Verbeſſerungen und neuen Erfindungen, daß man eben ſo ſehr in die jüngſte Vergangenheit als in die nächſte Zukunft blicken muß, um das wahrhaft Nützliche und Nothwendige zu erkennen; Erfahrung und Speculation müſſen Hand in Hand gehen. Der hohe Grad von Beweglichkeit und Treffgeſchicklichkeit, welchen die Artillerie während des Friedens erlangt hat, verweiſt die

Infanterie gebieterisch auf weithin treffende Büchsen und auf Gefechtsformen, durch welche die verheerenden Wirkungen der Geschütze vermindert werden, ohne deshalb der feindlichen Cavallerie gefährliche Blößen zu geben. Hier ist für die Taktik der Infanterie ein weites Feld, das bis jetzt nur von wenig Schriftstellern und mit nicht zu verkennender Schüchternheit bearbeitet worden ist; denn es hält gar zu schwer, gegen eingewurzelte Gebräuche zu kämpfen, wenn man sich dazu nur eines Federkiels bedienen darf!

Die Sektion für die Cavallerie verfährt in ähnlicher Weise. Alle Schriften über Pferdekunde, Packung, Zäumung, Reitkunst und Waffengebrauch, über taktische Ausbildung und Verwendung der Cavallerie im Kriege, mit Hinblick auf die Schicksale und Thaten derselben, sind ihrer besondern Aufmerksamkeit empfohlen. Der Streit über die Vorzüge des krummen und geraden, schweren und leichten, kurzen und langen Säbels, über die Vorzüge des Säbels und der Lanze, über die Anwendung der Feuerwaffen im Gefecht ist noch lange nicht entschieden. Bei alten kriegserfahrenen Reitertruppen möge das Vertrauen zu dieser oder jener Bewaffnung immerhin den Ausschlag geben, denn das Vertrauen ist die Mutter des Sieges. Aber im nächsten Kriege werden alle Regimenter des deutschen Bundesheeres aus unerfahrenen Leuten bestehen. Bei Anschaffung neuer Waffen dürfte also auf den wirklichen Werth derselben größeres Gewicht zu legen seyn. — Die neueste Zeit hat einen Streit hervorgerufen über den Nutzen oder Schaden einer zu engen Verbindung der Cavallerie mit reitender Artillerie. Man hat geschichtlich nachgewiesen, daß die Cavallerie ohne dieses Verstärkungsmittel zum Siege glänzendere Thaten ausgeführt habe, und schließt hieraus auf dessen geringen Werth für eine Waffengattung, welche den günstigen Moment zum Siege fast immer im Fluge erhaschen müsse, ihn also nicht erst durch eine Kanonade herbeiführen dürfe. Die Anregung dieses Streites ist insofern ein gutes Zeichen, als daraus hervor zu gehen scheint, daß in der Cavallerie der ritterliche Sinn noch nicht ganz erloschen ist. Man vergesse aber nicht, daß zur Zeit der Lineartaktik der Armeen der an Zahl Schwächere weit eher den Stärkeren schlagen konnte, als das jetzt möglich ist, daß aber deßhalb wohl Niemand den Vorschlag machen wird, zur starren Linienform wieder zurück zu kehren. Nur die umsichtigste und

allseitigste Beleuchtung der taktischen Verhältnisse kann zur Erkenntniß der Wahrheit führen.

Die Section für die Artillerie hat die bekannt gewordenen Berichte über die Resultate der angestellten Schießübungen und die dabei beobachteten Verfahrungsarten zu prüfen; sie hat die Vorzüge und Mängel der verschiedenen Feldartilleriesysteme auf relatorischem Wege zu ermitteln; Nachrichten über die Wirkungen der verschiedenen Geschosse, Schuß- und Feuerarten gegen Truppen (mit Berücksichtigung der Aufstellungsform), gegen Feldschanzen und Festungswerke (mit Berücksichtigung der Bauart) zu sammeln und mit den bestehenden Theorien zu vergleichen. Da fast alle Artillerien des deutschen Bundesheeres Jahr für Jahr dergleichen Versuche anstellen, ist hierin schon tüchtig vorgearbeitet. Ueberhaupt wird verhältnißmäßig für die Ausbildung der Artillerie mehr gethan als für die übrigen Waffen; es wirkt deßhalb der Friede am vortheilhaftesten auf sie, und sie würde bei längeren Kriegs- und kürzeren Friedensperioden bald sichtbare Rückschritte im Schießen und Werfen machen, und das ist doch immer die Hauptbedingung ihrer Wirksamkeit. Weßhalb der Friede auf die Infanterie und Cavallerie meist nur nachtheilig wirkt, wird Jeder begreifen, der mit dem Geiste dieser Waffen vertraut ist. Hierbei darf indeß nicht unerwähnt bleiben, daß die Offiziere der Artillerie im Ganzen mehr Sinn für wissenschaftliche Thätigkeit haben, welche die geistigen Kräfte immer frisch erhält und den Schlendrian nicht aufkommen läßt.

Die Sektion für das Geniewesen hat ein sehr großes Feld zu bearbeiten. Sie wird zunächst ihre Aufmerksamkeit den verschiedenen Arten von Flußbrücken widmen, wozu das Virago'sche System hinlänglichen Anlaß gibt, dann den Minenbau ins Auge fassen, vor Allem aber die Vorschläge zu den neuen Befestigungssystemen prüfen. Das Problem einer Befestigungsart, mittelst welcher wenige tausend Mann zur langwierigsten Vertheidigung einer Festung befähigt werden, die gleichwohl räumlich genug ist, ein geschlagenes Heer zu bergen, scheint noch nicht gelöst zu seyn. Die Ansichten über die Befestigung von Paris stehen sich in Frankreich und Deutschland zur Zeit noch schroff gegenüber, verdienen aber die sorgfältigste Prüfung. Die Verwerfungsgründe, welche Bade in der „Minerva" aufstellt (Januar- und Februar-

heft 1844), beruhen auf eben ſo willkürlichen als unhaltbaren Vorderſätzen, und haben die Entſcheidung dieſer Streitfrage um keinen Schritt näher gebracht. Wer die Anſichten der Franzoſen über den Werth ihrer Centralfeſtung nur aus Flugſchriften, Zeitungsartikeln und Bruchſtücken von Kammerdebatten kennt, hat davon noch keine richtige Vorſtellung. Die „Einbaſtillirung von Paris" iſt nichts als eine oppoſitionelle Phraſe; die Bevölkerung dieſer großen Stadt durch Hunger zum Gehorſam zwingen wollen, darf keine Regierung wagen, denn ſie würde nur Oel ins Feuer gießen und den gefährlichſten Aufruhr muthwillig hervorrufen. Das weiß man dort beſſer als anderwärts und denkt daher auch nicht entfernt daran. Die Einwohner durch ein kleines Bombardement aus den „Baſtillen" einſchüchtern zu wollen, würde noch größere Unwiſſenheit verrathen; denn zur Zeit hat es noch keine Artillerie ſo weit gebracht, ihre Geſchoſſe auf ſolche Entfernung mit einiger Sicherheit zu ſchleudern. Freilich darf man dieſe Entfernungen nicht nach den Planen von den neuen Werken meſſen, wie ſie in den Buchhandel gekommen ſind, denn dieſe Plane ſind in allen weſentlichen Dingen unrichtig. Offiziere, die nach mehrmonatlichem Aufenthalte kürzlich von Paris zurückkehrten, ſind über den Werth der dortigen Befeſtigungen ganz anderer Meinung als Herr Bade. Auch die beſſer unterrichteten Franzoſen — wenn der Parteigeiſt ſie nicht verblendet — ſtimmen darüber in ihren Anſichten zuſammen und verkennen die Stärke nicht, welche die Landesvertheidigung dadurch gewonnen hat. Auffällig iſt es aber, daß, während gegenwärtig jeder deutſche Offizier ohne Schwierigkeit Erlaubniß erhält, auf den Wällen von Paris und in den detachirten Forts nach Gefallen herum zu ſpazieren, dieſelbe Erlaubniß in Mainz kaum durch die beſten Empfehlungen zu erlangen iſt. Der Vertheidiger hat ſelten nöthig, ſeinem Gegner die Stärke ſeiner Widerſtandsmittel zu verbergen, wohl aber die Schwäche, und iſt das auch nicht gerade auf Mainz anzuwenden, ſo ſind doch die Pariſer Befeſtigungen ihrer Vollendung ungleich näher als die Mainzer. — Die Befeſtigungsfrage von Paris ſtreift übrigens bis in diejenigen Regionen der Kriegskunſt hinauf, wo ſie mit der Politik zuſammentrifft und die Grenzlinie kaum wahrzunehmen iſt. Die Centraliſirung der Staatsgewalt hat ſie hervorgerufen; die nunmehrige Löſung dieſer

Der Unterſchied blinder Nothwendigkeit als Lebenskraft und bewußter Freiheit als Seele — welcher übrigens, wie ſchon bemerkt, durchaus nicht ſtrenge iſt — erklärt ſich durch die verſchiedenen Grade der Verbindung, in welcher die Seele mit dem körperlichen Stoffe ſteht. Dieſe iſt in den vegetativen Organen, verglichen mit der Nervenmaſſe, eine ungleich innigere und feſtere, denn jene erſcheinen ungleich beſtimmter und mannigfaltiger organiſirt als letztere. In demſelben Grade aber als die Seele organiſirend in den körperlichen Stoff eingeht und ſich gleichſam chemiſch mit ihm verbindet, in demſelben Grade werden ihre Eigenſchaften, Bewußtſeyn und Freiheit, zu blinder Nothwendigkeit gebunden. Daher findet ſchon unter den vegetativen Organen der Unterſchied ſtatt, daß ſie, je beſtimmter und feſter organiſirt ſie ſind, wie die Sehnen und Knochen, deſto weniger Empfindung haben, je weicher und unbeſtimmter ihre Textur dagegen iſt, deſto empfindlicher ſich zeigen, wie die Gefäße, die Häute, die Muskeln, die Drüſen; ja daß das unempfindlichſte Organ, wie der Knochen, durch krankhafte Erweichung empfindlich werden kann. Am loſeſten und ungebundenſten bewegt ſich die Seele, theils in dem flüſſigen Blute, theils in der gallertartigen Nervenſubſtanz; darum iſt ſie dort beſonders empfindlich, hier dagegen vorzugsweiſe bewußt und frei, und darum wird der Sitz der Seele bald in das Herz, bald in das Nervenſyſtem geſetzt.

Dieſer Begriff einer weſentlichen Identität von Seele und Lebenskraft wird ſich als der Schlüſſel erweiſen, das Räthſel des Somnambulismus zu löſen; daher mußte er etwas umſtändlicher erörtert werden, wiewohl hier nicht der Ort einer eigentlichen Beweisführung war, welche von dem Verfaſſer anderwärts (in ſeiner Naturlehre der Seele) geleiſtet worden. Der Somnambulismus wird ſich nämlich erweiſen als eine Löſung der Lebenskraft in den vegetativen Organen, wodurch ſie zur Bewußtheit und Freiheit auch in jener ungewöhnlichen Region erwacht. Die Seele, die im geſunden Zuſtande nur innerhalb des Nervenſyſtems Seele iſt, erwacht, nachdem ſie hierin eingeſchlafen, in den vegetativen Organen momentan zur Seele, indem ſie ihre ſonſtige geſunde Gebundenheit krankhaft löst.

Frage kann aber auch eben ſo gut eine Decentraliſirung herbei führen. Welches die wahre Abſicht des Urhebers dieſer großartigen Idee iſt, wird aber kein Miniſter auf der Tribune ausplaudern, wenn ſie ihm überhaupt bekannt ſeyn ſollte; jedenfalls ſoll durch die Befeſtigung von Paris mehr als ein wichtiger Staatszweck erreicht werden. — Die Sektion des Genieweſens wird durch die Umfänglichkeit der Literatur ihrer Fachwiſſenſchaften ſich nicht abhalten laſſen, nebenbei hiſtoriſche Forſchungen anzuſtellen, und in ähnlicher Weiſe wie Oberſt Vauvilliers in ſeinen Essais sur de nouvelles considérations militaires, jedoch mit mehr hiſtoriſcher Treue, ſtatiſtiſche Tabellen anfertigen über die Dauer des Widerſtandes der belagerten Feſtungen, befeſtigten Städte und verſchanzten Poſten, mit Berückſichtigung aller dabei vorkommenden Umſtände von Bedeutung. Jene Schrift enthält neben manchen Unrichtigkeiten und Irrthümern auch ſehr zu beherzigende Wahrheiten, und wenn es auf der einen Seite zu tadeln iſt, den Werth der Feſtungen über die Gebühr herabzuſetzen, das Vertrauen zu dieſen koſtbaren Vertheidigungsanſtalten zu erſchüttern, ſo iſt es auf der andern Seite nicht minder tadelnswerth, in den entgegengeſetzten Fehler zu verfallen.

Die Sektion für den Generalſtab hat ebenfalls ein großes Feld der Thätigkeit. Sie wird ſich mit Prüfung der Schriften und Vorſchläge über die Organiſation der Streitkräfte des deutſchen Bundes, Frankreichs und Rußlands beſchäftigen, und dabei hauptſächlich die verſchiedenen Ergänzungsſyſteme berückſichtigen. Sie wird die verſchiedenen Vorſchläge prüfen, welche über die Vertheidigung von Süddeutſchland gegen Frankreich gemacht worden ſind, und dabei ebenſowohl die Nachtheile der örtlichen Fluß- und Gebirgsvertheidigung, als die Gefahren eines mittelbaren Schutzes unſerer Grenzen durch unzeitiges Vordringen erwägen. Bei der kriegeriſchen Ungeübtheit der deutſchen Truppen und dem auf beſorgliche Weiſe überhand nehmenden Mangel an kriegskundigen Offizieren iſt der paſſive Widerſtand eben ſo bedenklich als das Streben nach großen Entſcheidungsſchlachten im Sinne Napoleons. Man wird alſo einen Mittelweg einſchlagen müſſen, wobei nicht überſehen werden darf, daß neue Truppen durch einen lebhaften Bewegungskrieg ſchneller ausgebildet

werden als hinter Mauern und Wällen, wo sie höchstens den Wachdienst mit gebührendem Ernst betreiben lernen. Eine verlorene Hauptschlacht wirkt aber auf das moralische Element der Truppen ungleich nachtheiliger als der Verlust einer Festung. Alle Schriften, welche die Theorie der großen und kleinen Operationen des Kriegs festzustellen, die Wichtigkeit einzelner Objecte, Linien und Basen zu ermitteln, die militärische Bedeutsamkeit der Eisenbahnen im Allgemeinen und in besonderen Fällen zu erörtern suchen, sind der Aufmerksamkeit dieser Sektion empfohlen. Sie wird nebenbei nicht verabsäumen, die Entwicklung des französischen Eisenbahnsystems zu verfolgen, sie wird die Länge, Richtung und gegenseitige Verbindung der einzelnen Bahnen, das Anwachsen der Transportmittel darauf notiren und darüber gleichsam Buch und Rechnung führen, wie sich das bei dem deutschen Eisenbahnsystem schon von selbst versteht. Gleiche Aufmerksamkeit ist den Telegraphenlinien zu widmen, die in gegenwärtigem Augenblicke eine größere Ausdehnung in verschiedenen Richtungen erhalten. Die Schriften über Recognoscirung und Benutzung des Terrains, über einzelne Kriegsschauplätze oder Vertheidigungsstellungen, über die Anordnung der Märsche, des Sicherheits- und Kundschafts-Dienstes der Vorposten sind ihrer Prüfung vorzugsweise empfohlen. Nächstdem wird sie die Schriften über Heerverwaltung, Gerechtigkeits- und Gesundheitspflege, über Bildung von Offizierszöglingen, über die Beförderung zu höheren Graden in und außer der Reihe berücksichtigen.

Die Sektion für Kriegsgeschichte ist eine der wichtigsten, indem die lichtvolle Darstellung ganzer Kriege, einzelner Feldzüge, Operationen, Belagerungen, Schlachten und Gefechte bei langem Frieden das wirksamste Mittel bleibt, den Mangel an Erfahrung zu ersetzen oder theilweise zu ergänzen, den kriegerischen Geist vor Abstumpfung, die speculativen Köpfe vor Irrwegen zu bewahren, den theoretischen Forschungen ein praktisches Ziel zu bezeichnen. Geschichte und Erfahrung, Abstractionen und Speculationen müssen sich gegenseitig die Hand bieten, wenn man zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen will; jeder einseitige Bildungsweg führt immer auf Irrwege. Es gibt Wahrheiten, die man nur auf dem Felde der praktischen Kriegsthätigkeit

erkennen lernt; es gibt aber auch Wahrheiten, welche ſich erſt dem gründlichen und umſichtigen Geſchichtsforſcher aufſchließen. Selbſt die Erfahrungen eines Napoleon würden nicht hinreichen, über manche Fragen des Kriegsweſens unbedingt zu entſcheiden; ſein Urtheil kann nur gültig ſeyn in Bezug auf die Verhältniſſe, in denen er lebte und handelte; dieſe Verhältniſſe waren aber eben ſo einzig in ihrer Art, als die Verhältniſſe Friedrichs des Großen oder anderer berühmten Feldherrn, die zugleich Könige waren. Der Geiſt der Abſtraktion muß die Lehren der Vergangenheit benutzen, der Speculationsgeiſt hingegen ſich thätig zeigen, wo die hiſtoriſchen Grundlagen fehlen oder mangelhaft ſind. — Aber die Anforderungen an die Kriegsgeſchichtſchreibung ſind in neueſter Zeit ſo geſteigert worden, daß nur wenige Militärs die Muße und den Muth haben, ſich mit ſolchen literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen. Der Geſchichtſchreiber ſoll wo möglich aus den beſten Quellen ſchöpfen, er ſoll zugleich pragmatiſch, dogmatiſch und elegant ſchreiben, ſich der größten Unparteilichkeit befleißigen, ſeinen Landsleuten gleichwohl aber nichts Unangenehmes ſagen. Das Letztere iſt eine ungereimte Forderung, denn wer ſeine Fehler nicht eingeſtehen mag, trägt auch wenig Verlangen, ſie künftig zu vermeiden. Abgeſehen von dieſer Anomalie bleibt ſelbſt eine mit zarter Schonung abgefaßte Geſchichte der neueren Kriege, wenn ſie auf Genauigkeit und Vollſtändigkeit Anſprüche macht, immer eine ſehr ſchwierige Arbeit, weil die wirkenden Urſachen im Kriege oft tief verborgen und ſchwer zu entdecken ſind. Der Geſchichtſchreiber bedarf alſo des Beirathes oder Beiſtandes Mehrerer, denn zuweilen findet man zur Aufklärung mancher Zweifel wichtige Beiträge in Schriften, Tagesblättern und Manuſcripten, wo man ſie am wenigſten geſucht hätte. Oft werden aber auch merkwürdige kriegeriſche Ereigniſſe nur aus politiſchen oder perſönlichen Motiven der handelnden Parteien oder Perſonen erklärlich, wodurch das ganze Sachverhältniß eine andere Geſtaltung erhält. Wir haben deßhalb eine Univerſitätsſtadt zum Sitze des Vereins empfohlen, weil die hiſtoriſchen Forſchungen daſelbſt am leichteſten Unterſtützung finden. Die Benutzung der Archive benachbarter Reſidenzen iſt eine Sache für ſich.

Die Sektion für Kriegsgeſchichte wird alſo ihr Augenmerk

auf alle literarischen Erscheinungen im Gebiete derselben richten, namentlich was die Kriegsgeschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts betrifft. Sie wird dabei theils referirend, theils kritisirend zu Werke gehen und nebenbei die Lücken bezeichnen, welche noch auszufüllen sind. Gestattet es die Zeit, so wird sie das Vorhandene zusammenstellen und den Grund zu neuen Geschichtswerken legen.

Der Wirkungskreis des kriegswissenschaftlichen Vereins ist also kein gesetzgebender, sondern mehr ein resumirender, referirender und rapportirender. Seine Aufgabe besteht vornehmlich darin: im Gebiete der geistigen Erkenntniß die Körner von der Spreu, die Erze von den Schlacken zu sondern, das Residuum nutzbarer zu machen, durch eigene schöpferische Thätigkeit das Fehlende zu ergänzen. Die Generalstäbe der Contingente, welche das 7te, 8te, 9te und 10te Armeecorps bilden, sind nicht so zahlreich, daß man ihnen neben den mancherlei Dienstgeschäften auch noch so umfängliche Arbeiten aufbürden könnte; es wird also dieser Verein sich sehr nützlich machen. Derselbe soll jedoch weder eine blos recensirende noch eine schriftstellernde Gesellschaft bilden, sondern die geistigen Bedürfnisse der genannten Armeecorps auf leichtere Weise befriedigen helfen. Er soll den Generalstäben, den Verwaltungsbehörden und — wenn es gewünscht wird — auch der Militärcommission in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten als Beirath und Beistand dienen. Daß die Mitglieder dieses Vereins gründlich und vielseitig gebildete Männer, praktische Köpfe und tüchtige Arbeiter seyn müssen, wird Jedem einleuchten, der von solcher Thätigkeitsweise einen Begriff hat; auch hegen wir die Hoffnung, daß ein solcher unausgesetzt thätig bleibender Verein ungleich mehr Nutzen bringen werde, als eine wirkliche Akademie der Kriegswissenschaften.

Den Geschäftskreis des kriegswissenschaftlichen Vereins würden wir ungefähr in folgender Weise ordnen.

Es wird vorausgesetzt, daß alle in Deutschland erscheinenden militärischen Werke und Zeitschriften von Seiten der Verfasser, Verleger oder Redactionen dem Vereine gratis zugesendet werden. Ausländische Schriften oder früher erschienene Werke von Bedeutung sind natürlich auf Kosten der Vereinskasse anzuschaffen. Indeß kann durch Abgabe oder Erwerbung von Doubletten aus

einer ſo großen Anzahl Militärbibliotheken, wie ſie die betheiligten Staaten aufzuweiſen haben, mit geringen Koſten eine Bibliothek des Vereins hergeſtellt werden, die allen weſentlichen Bedürfniſſen entſprechen würde.

Der Sekretär des Vereins (zugleich Bibliothekar) vertheilt die eingehenden Werke an die betreffenden Sektionen, unter welche auch die Zeitſchriften zum Rapportiren vertheilt werden. In zweifelhaften Fällen entſcheidet hierüber der Vorſtand des Vereins. Die Sektionsmitglieder können ſich in die ihnen zugewieſene Arbeit nach Belieben theilen. Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß die Mitglieder einer Sektion (mit Ausnahme der für die Kriegsgeſchichte) einer und derſelben Waffengattung oder Partei angehören. Schriften oder Abhandlungen von Bedeutung, in welchen über wichtige Gegenſtände ganz neue Anſichten aufgeſtellt werden, gehen die Sektionsmitglieder gemeinſchaftlich durch und bemerken in ihrem Berichte die abweichenden Meinungen einzelner Mitglieder.

Wöchentlich wird mindeſtens eine öffentliche Sitzung des ganzen Vereins gehalten, ſpäter, wenn der Geſchäftsgang etwas geregelter iſt, können zwei bis drei Sitzungen ſtattfinden, je nachdem die Berichte der einzelnen Sektionen ausfallen oder der Vorſtand es angemeſſen findet. Dieſe öffentlichen Sitzungen werden vom Vorſtand präſidirt. Der Sekretär verlieſt die von den Sektionen als beendigt angezeigten Arbeiten, der Vorſtand beſtimmt die Reihefolge der Vorträge. Der älteſte Offizier jeder Sektion gibt über den Inhalt der minder erheblichen Schriften ein kurzes Reſumé und fügt das ſummariſche Urtheil hinzu. Bei wichtigeren Schriften hat derjenige Offizier den Vortrag, welchem die Beurtheilung derſelben urſprünglich zugefallen war. Sollten bereits in kritiſchen Blättern über die auf der Tagesordnung ſtehenden Schriften begründete Urtheile gefällt worden ſeyn, ſo ſind dieſelben in Betracht zu ziehen und entweder zu beſtätigen oder zu widerlegen. Nach dem Vortrage beginnt die Discuſſion, inſofern ſie für nöthig erachtet wird. Der Sekretär führt das Protokoll; er iſt auch zugleich Vorſtand des aus Offizieren aller Sektionen zu wählenden Redactionscomité's, welches die in der Zeitſchrift des Vereins abzudruckenden Berichte, Mittheilungen und Abhandlungen zu redigiren hat. Diejenigen

Berichte ꝛc., welche im Auslande nicht bekannt werden sollen, werden auf Extrablätter als Beilagen gedruckt und dürfen nicht in den Buchhandel. — Was sonst noch zur Regulirung der Kanzleigeschäfte erforderlich seyn dürfte, lassen wir hier unerörtert, doch wird man sich dabei auf das Nothwendigste beschränken müssen, und hauptsächlich darauf zu sehen haben, daß die Resultate aller dieser literarischen Arbeiten möglichst leicht praktisch nutzbar gemacht werden können. Nächst der Zeitschrift mit ihren Extrablättern dürfte eine gut geführte Registrande diesem Zwecke genügend entsprechen.

In den Monaten Juli, August und September bleiben die literarischen Arbeiten und Sitzungen des Vereines ausgesetzt. Die Mitglieder desselben können diese Zeit theils zur Erholung nach so angestrengter Geistesthätigkeit, theils zu wissenschaftlichen Reisen, theils zum Besuch der größeren Truppenübungen benutzen, wozu ihnen jede mögliche Erleichterung hoffentlich verschafft werden wird. Die Urlaubsgesuche zu solchen Zwecken hat der Vorstand des Vereins ausschließlich zu genehmigen. In dieser Zeit werden die Mitglieder des Vereins vornehmlich darauf bedacht seyn, den praktischen Versuchen mancherlei Commissionen beizuwohnen, oder sich wenigstens mit denselben in Rapport setzen; sie werden literarische Verbindungen anknüpfen und Correspondenzen mit ausländischen Offizieren einleiten. Bei der Rückkehr ist dem Vorstande über die Resultate der Reisen Bericht zu erstatten.

Wir haben weiter oben von einer Anstalt gesprochen, welche mit dem kriegswissenschaftlichen Vereine in Verbindung gebracht werden könnte, und müssen uns jetzt darüber näher erklären. Es wird dem aufmerksamen und mit dem langwierigen Entwickelungsprozeß der Militärliteratur vertrauten Leser kaum entgangen seyn, daß die Mitglieder des Vereins besonders in den ersten Jahren sich fast über die Gebühr anstrengen müssen, um die Masse der in jüngster Zeit erschienenen Schriften zu überwältigen, und die vielerlei an sie gestellten Forderungen zu befriedigen, womit nebenbei auch die Führung einer zeitraubenden Correspondenz verbunden ist. Es dürfte daher in mehr als einer Beziehung höchst rathsam seyn, noch eine beliebige Anzahl jüngerer Offiziere zum Vereine zu kommandiren und damit jährlich

zu wechseln. Diese Offiziere würden zunächst als Gehilfen fungiren, und zwar würde jeder Sektion mindestens ein Offizier zuzutheilen seyn. Die Sekretariats- und Redaktionsgeschäfte sind solcher Gehilfen ebenfalls bedürftig.

Ueber die Verwendung und Beschäftigung dieser Offiziere würde der Vorstand des Vereins allgemeine Grundsätze aufstellen, das Weitere bleibt dem Sekretär, dem Redaktionscomité und den Sektionschefs überlassen. Nach unserem Dafürhalten würde man diesen Offizieren — wozu nur talentvolle, aber weder arbeitsscheue noch vergnügungssüchtige junge Männer zu wählen sind, die sich namentlich auch durch Kenntniß der englischen, russischen, italienischen, oder französischen Sprache auszeichnen und in Anfertigung von mancherlei Zeichnungen geübt sind — folgende Arbeiten übertragen können: Referate über den Inhalt der verschiedenen Zeitschriften und kleinern Brochüren; Uebersetzung von Abhandlungen in fremde Sprachen, die ein allgemeines Interesse haben und von den Vereinsmitgliedern in Betracht gezogen werden sollen; Führung der Registrande bei den einzelnen Sektionen, zum Theil auch der Correspondenz in untergeordneten Sachen; Abschriften, die man keinem gewöhnlichen Schreiber anvertrauen mag; Anfertigung oder Kopie von Zeichnungen im Auftrag des Vorstandes und dergl. mehr. — Diese Offiziere werden übrigens zu allen Sitzungen gezogen, kehren aber in den genannten drei Monaten zu ihrer Truppe zurück, und es bleibt ganz dem Ermessen ihrer Dienstbehörde überlassen, ob sie noch ein zweites Jahr zu dem Vereine kommandirt werden sollen, während ein Wechsel der Vereinsmitglieder nur auf Antrag des Vorstandes oder wenigstens mit dessen Zustimmung geschehen kann, wenn nicht die Wirksamkeit des Vereins dadurch beeinträchtigt werden soll.

Mit dieser Zutheilung jüngerer Offiziere haben wir nicht blos die Absicht, den Vereinsmitgliedern einen Theil der Arbeiten von den Schultern zu nehmen, es soll diese Hilfsleistung zugleich ein Bildungsmittel für die Gehilfen werden. Oestreich und Preußen haben Unterrichtsanstalten für diejenigen Offiziere, welche einer höheren und umfassenderen kriegswissenschaftlichen Bildung bedürfen, als die ausschließlich nur zum Waffendienste

bestimmten Offiziere. In kleineren Staaten würde die Errichtung ähnlicher Anstalten einen unverhältnißmäßigen Aufwand verursachen. Wenn also ein Offizier sich für den Generalstab, für die Adjutantur, für das Kriegsministerium oder für die Lehrfunktion bei Militärschulen vorbereiten will, Dienstbranchen, deren Wichtigkeit bei anhaltendem Frieden mit jedem Jahre größer wird, so kann er dies nur durch Privatstudien thun, deren Resultate ohne zweckmäßige Wahl der Mittel und einsichtsvolle Leitung immer sehr zweideutig seyn werden. Ein zweckmäßig geordneter und umsichtig geleiteter Geschäftsgang, wie er bei dem kriegswissenschaftlichen Vereine vorausgesetzt werden darf, ist aber unzweifelhaft ein vortreffliches Bildungsmittel für junge Offiziere von Talent, und vielleicht allgemein bildender als das Anhören eines Cyclus von wissenschaftlichen Vorträgen. Abgesehen von dem Nutzen, welchen eine so übersichtliche Bekanntschaft mit den besseren Schriften der neueren Militärliteratur bringt, erhalten diese Offiziere eine Anleitung, wie man wissenschaftliche Fragen praktisch aufzufassen, und praktische Fragen wissenschaftlich zu behandeln habe, und erwerben sich durch die ihnen aufgetragenen Arbeiten nebenbei noch mancherlei positive Kenntnisse, wozu sich ihnen in keinem andern Verhältnisse eine bessere Gelegenheit darbieten dürfte. Selbst eine nur einjährige Theilnahme an den Arbeiten und Diskussionen des Vereins wird diese Offiziere befähigen, ihre späteren Privatstudien mit bestem Nutzen zu betreiben.

Gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo durch größere Ausdehnung der Landwehrinstitute, also durch eine systematische Verschmelzung des Volkes mit dem Heere, an die Offiziere andere und zum Theil höhere Forderungen gestellt werden müssen. Man wird sich dann genöthigt sehen, entweder Militärhochschulen zu errichten, oder den Landesuniversitäten militärische Lehrstühle beizugesellen. Dergleichen Einrichtungen sind aber nicht über Nacht in das Leben zu rufen; man muß die Vorbereitungen dazu von langer Hand treffen, sich von den Gewohnheiten der Gegenwart auf Augenblicke losreißen, die Bedürfnisse der Zukunft zu erforschen und zu befriedigen suchen. Ein zeitweiliger Mehraufwand darf dabei kein Hinderniß seyn. Wenn ein

Staat immer nur darauf Bedacht seyn wollte, durch Ersparnisse das Militärbudget zu entlasten, dürfte er über kurz oder lang zu außerordentlichen Ausgaben genöthigt werden, oder den Anforderungen der Zeit nicht genügend entsprechen können. Die Gunst der Zeitgenossen sich erwerben ist *etwas*; den Dank der Nachkommen sich verdienen ist ungleich mehr; ein edler Ehrgeiz hat aber mehr die Zukunft als die Gegenwart im Auge, und kümmert sich wenig um den Beifall des großen Haufens.

Wie aber auch die Verhältnisse sich jemals gestalten mögen, so würde es doch kaum zu verantworten seyn, wenn man die geistigen Bewegungen des militärischen Lebens der Gegenwart so gering achten wollte, daß man sie nicht einmal der genaueren Erwägung werth hielte. Eine vornehme Geringschätzung dessen, was aufgeklärte und erfahrene Offiziere im Gebiete der Militärliteratur zu Tage fördern, würde nur den Beweis liefern, daß man den Werth der Intelligenz entweder nicht gehörig zu würdigen versteht, oder die eigene Befähigung weit überschätzt. Eben so wenig wird man sagen können, daß die bereits bestehenden „Recensiranstalten" die Begründung einer neuen entbehrlich machen. Was der Verfasser des Aufsatzes: *Gedanken über literarische Kritik*, im letzten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift über die Literatur und Kritik im Allgemeinen sagt, ist in gleichem Maße auf die militärischen Schriften und ihre Kritiker anzuwenden. Und obschon in unserem zur Zeit noch etwas abgeschlossenen Wehrstande die Presse keineswegs als eine *Macht* angesehen werden kann, ist sie doch immer ein sehr mächtiger *Verbündeter* für die Wahrnehmung unserer eigenen und des Vaterlandes Interessen. Aber diese unsichtbare Macht ist im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre beträchtlich stärker geworden und verlangt mithin auch größere Rücksichten. Die Klugheit gebietet also — um bei diesem Gleichnisse zu bleiben — daß die betheiligten Staaten ein besonderes Gesandtschaftspersonal bei ihr accreditiren, denn kann ihnen diese Macht auch nicht geradezu *schaden*, so kann sie ihnen doch sehr *nützen*. Nun ist aber diese Bundesmacht von so eigenthümlicher Natur, daß sie nichts weniger verträgt als Vernachlässigung, denn sie fühlt ihren intensiven Werth; man wird demnach unsern Vorschlag nicht geradezu verwerfen können.

Die drei kriegswissenschaftlichen Vereine Oestreichs, Preußens und der übrigen deutschen Bundesstaaten würden also die wissenschaftlichen Angelegenheiten des ganzen Bundesstaates ungefähr in derselben Weise zu befördern haben, wie das von Seiten der Militärcommission für die organischen und materiellen Angelegenheiten der Fall ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Thätigkeit jener Vereine eine ganz exceptionelle bleibt.

Pz.

Dieser Begriff des Somnambulismus ist nun durch Anwendung und Durchführung in Erklärung seiner Haupterscheinungen zu rechtfertigen.

IV. Erklärungen der Haupterscheinungen des Nachtwandelns.

Die drei merkwürdigsten Erscheinungen des Schlafwandelns sind: die Wahrnehmung der Außenwelt ohne Gebrauch der Sinne; die Geschicklichkeit der oft tollkühnen Bewegungen des Somnambülen, und endlich der Mangel aller ins wache Leben heraufreichenden Erinnerung, während das Gedächtniß des wachen Lebens in die somnambülen Zustände herunterreicht und sich ein eigener Erinnerungskreis durch letztere hindurchzieht.

Was die Wahrnehmung ohne Gebrauch der Sinne anbelangt, so sind, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Beobachter, die Augen der Schlafwandler meist geschlossen, oder, wenn auch offen, aufwärts verdreht, ohne Blick und ohne Empfindung für den stärksten Lichtreiz. Nichts destoweniger aber bewegen die Somnambülen sich, als ob sie sehen würden, verrichten Geschäfte, welche ohne Fernwahrnehmung nicht möglich wären, laufen durch Straßen, Gänge und Zimmer, wenn solche auch durch Mobilien verstellt sind, ohne anzustoßen, mit der größten Sicherheit und Schnelligkeit, sie lesen und schreiben, selbst wenn undurchsichtige Körper zwischen ihre Augen und die Schrift gehalten werden.

Ein merkwürdiges Faktum letzterer Art wird von der Encyclopädie, unter dem Artikel Somnambulisme, aus dem Munde eines Erzbischofs von Bordeaux erzählt. Als besagter Erzbischof sich noch auf dem Seminarium befand, wohnte ein Geistlicher ebendaselbst, welcher nachtwandelte. Um diesen Zustand näher zu beobachten, verfügte sich der Erzbischof alle Nacht auf das Zimmer jenes Geistlichen, wo er Folgendes beobachtete.

Der junge Mann stand auf, nahm Papier und arbeitete geistliche Reden schriftlich aus. Wenn er eine Seite geendigt hatte, las er sie von oben bis unten noch einmal laut her. Gefiel ihm eine Stelle nicht, so strich er sie aus und schrieb die Verbesserung

Das deutſche Exekutionsweſen

gegen zahlungsunfähige Schuldner,

beſonders in Preußen,

und die Nothwendigkeit einer Reviſion und Umarbeitung der noch gegenwärtig das Verhältniß zwiſchen Gläubiger und Schuldner feſtſtellenden Geſetzgebung.

Ein allgemeiner Schmerzensſchrei erhebt ſich in mehreren deutſchen Staaten über das ſehr mangelhafte Exekutionsverfahren. Dieſes iſt faſt nirgends ſo organiſirt, daß auf der einen Seite jede unzweckmäßige Strenge der Gläubiger gezügelt, auf der andern Seite aber auch der träge, böswillige oder leichtſinnige Schuldner dadurch mehr im Zaum gehalten wird. Eine dieſes bewirkende Organiſation läßt ſich indeſſen nur dann ausführen, wenn die Art und Weiſe einer Exekution nach gewiſſen im Allgemeinen feſtgeſetzten Normen den beſondern Umſtänden des einzelnen, gerade vorliegenden Falles möglichſt angepaßt wird, und zwar mittelſt eines für Hülfsvollſtreckungen geſetzlich anzuordnenden Schiedsrichteramtes. Bei unſrer gegenwärtigen Darſtellung beſchränken wir uns auf das in Deutſchland, zumal in Preußen übliche ſehr mangelhafte Verfahren gegen zahlungsunfähige Schuldner, welches einer gänzlichen Umgeſtaltung bedarf, indem es auf Geſetzen beruhet, die noch zu ſehr an die Leibeigenſchaft erinnern, in welche jene in den älteren Zeiten Deutſchlands geriethen. Die perſönliche Freiheit, die ſonſt in Deutſchland zu hoch geachtet war, als daß man durch eine

vorläufige richterliche Verfügung für gewöhnliche bürgerliche Verpflichtungen die Verhaftung eines freien Einwohners geſtattet hätte, iſt beſonders in Preußen viel zu tief herabgeſetzt. Nicht einmal bedarf es bei Anlegung des Perſonal-Arreſtes wider den angeblichen Schuldner einer Spezialvollmacht des Advokaten, die ſonſt nach dem Codex Fridericianus als unerläßliche Bedingung erfordert ward (Gerichtsordn. I. 3. § 28.) „Der Richter kann zu der Nachbringung der Vollmacht eine nach der Nähe oder Entfernung des Aufenthalts der Partei abzumeſſende Friſt beſtimmen.“ An die Stelle der gemeſſenen Friſt iſt die amtliche Unterſuchung der Sache durch den Richter getreten, deren Reſultate durch die Erfahrung genugſam bekannt geworden ſind.

Was nun den durch Urtheil zur Zahlung verurtheilten Schuldner betrifft, ſo geſtattete im Wege der Exekution der Codex Fridericianus die Verhaftung unter folgenden Bedingungen: (III. 41. § 62): „So der Schuldner nichts übriges oder gar nichts hätte, davon der obſiegende Theil ſich erholen möchte, da mag der Schuldner — auf des Gegentheils Begehren — am Leib und alſo perſönlich angegriffen, in ein Gefängniß gebracht, und darin auf des Begehrenden Unkoſten (der doch ihm täglich über 4 Gr., und wenn es geringe Leute, über 2 Gr. nach richterlicher Erkenntniß zu erlegen nicht verpflichtet ſeyn ſoll) ſo lange gehalten werden, bis er die obſiegende Partei zufrieden ſtellt oder ſonſt ſich mit ihr verträgt und abfindet.“

Hiernach wird alſo der für den Augenblick mittelloſe Schuldner einer vielleicht unerſättlichen Rache ſeines Gläubigers Preis gegeben! Die Gerichtsordnung hat dieſer maßloſen, in die Willkür des Gläubigers geſtellten Dauer des Schuldarreſtes, die nicht einmal eine vernünftige Wechſelordnung zulaſſen darf, keine Grenze geſteckt, ſondern iſt inſofern noch härter, als ſie (I. 24. § 143) „den Gläubiger nur dann zur Alimentation verpflichtet, wenn ſich ergibt, daß der Schuldner wegen Krankheit, Alters oder ſonſtigen Unvermögens ſich ſeinen Unterhalt im Gefängniſſe oder Arbeitshauſe auf eine erlaubte Art nicht ſelbſt verdienen könne.“ Im Anhange zur Gerichtsordnung von 1815 wird noch beſtimmt: „Es iſt nicht Sache der Gefangenanſtalt, ſondern des Gläubigers, ſeinem Schuldner im Gefängniſſe die Gelegenheit und die Mittel zur Arbeit, zu welcher er ſich eignet, zu

ſchaffen, damit dieſer dadurch ſeine Alimente ſich ſelbſt verdienen könne." Die Beſtimmung des Betrags der Alimente iſt dem richterlichen Ermeſſen heimgegeben (Gerichtsordnung I. 24. § 143). Ein Miniſterialreſcript vom 12. Febr. 1822 (Strombeck Ergänzungen § 472) beſtimmt gleichwohl: „Das Alimentationsquantum des zum Perſonalarreſt gebrachten Exequendi darf incl. Heizung die Summe von vier guten oder fünf Silbergroſchen nicht überſteigen, und es muß im Sommer eine Ermäßigung des Alimentationsquanti ſtattfinden." Wenn der Gläubiger, wo er dazu verpflichtet iſt, nicht wöchentlich die Alimente vorſchußweiſe zahlt, ſoll der Schuldner ſofort entlaſſen werden (Gerichtsordnung a. a. O.). Das Reſcript vom 19. Mai 1803 (Strombeck a. a. O. S. 464) beſtimmt: „daß der Vorſchuß zur Alimentation gleich beim Anfang des Arreſtes geleiſtet werden ſolle, weil der Gefangenanſtalt nicht zugemutbet werden könne, die Entſcheidung der Frage abzuwarten, ob und in welcher Art der Gefangene arbeiten ſolle und könne;" aber es ſchweigt darüber, bis zu welcher Dauer der Haft dieſer Vorſchuß bei der noch unentſchiedenen Verpflichtung des Schuldners hinſichtlich ſeiner Arbeit zu leiſten ſey, und wie es gehalten werden ſoll, wenn er entweder gar nicht arbeiten kann oder nicht ſoll. Ein anderes Miniſterialreſcript (vom 9. Januar 1813, in v. Kampz Jahrbücher 11. S. 40. 41) verfügt: „den Civilarreſtanten und den Schuldgefangenen ſind ohne vorherige, durch den Geſundheitszuſtand zu motivirende Anfrage, im Sommer nicht mehr als des Morgens zwei, und des Nachmittags zwei Freiſtunden, im Winter aber des Morgens zwei, und des Nachmittags eine Freiſtunde zu geſtatten."

Nach dieſer Geſetzgebung ſind die Rechte der Schuldner, ihre Anſprüche auf eine den Forderungen der Humanität, den Bedürfniſſen und Gewohnheiten ihres Standes entſprechende Behandlung und Beſchäftigung durch feſte Beſtimmungen, Formen und angemeſſene Friſten nicht geſchützt.

Ueber die innere Einrichtung des Lokals mit Rückſicht auf die hier nothwendig zu beobachtenden Standesunterſchiede beſtehen keine überall geltenden Vorſchriften. Auf dem platten Lande, beſonders in den Bezirken der Patrimonialgerichte muß ſie das Verfahren gegen Schuldgefangene entweder die Natur

einer gleichsam barbarischen Härte annehmen, oder in der Unmöglichkeit seiner Ausführung schwinden, wenn man bedenkt, daß da dem Gerichtspfleger fast alle Mittel bei solchem Gebrauch der Exekutivgewalt abgehen. Ihm fehlt es an Ansehen, Mitteln und Nachdruck. Die meisten Patrimonialgerichte haben keinen Aufwärter, keinen Gerichtsdiener und Frohn. Ihre Stellen vertreten die Gerichtspersonen des Orts. Diese bestehen bei kleinen Gerichtsbezirken nicht selten aus den Hofdreschern oder andern ungeeigneten Miethlingen des Gerichtsherrn, deren Dienstzeit mit dem Jahre wechselt, an denen schon deßhalb alle Mühe der Unterweisung im Dienste fruchtlos ist, und die zudem mehrentheils ihr freilich mehr lästiges als einträgliches obrigkeitliches Amt zwangsweise übernehmen und widerwillig verwalten. Kommt es da zu thätlichen Handhabungen der Justiz und Polizei, zu Realcitationen, Verhaftungen, Exekutionen, so sieht der Gerichtsverwalter gewöhnlich seine Befehle unbefolgt, indem es an denjenigen fehlt, die dazu Willen, Kraft und Geschicklichkeit zeigen. Häufig führt dieser mangelhafte Zustand Entzweiungen zwischen der Gerichtsherrschaft und dem Gerichtsverwalter herbei. Oft will der Gerichtsherr oder sein Stellvertreter, der Verwalter oder Pächter seine Fröhner zu dergleichen Gerichtsvorkommenheiten nicht zulassen; und so gebietet manchem Gerichtshalter die Klugheit, Verhaftungen und exekutivische Verfügungen aller Art, sowie jede dabei anzuwendende Strenge möglichst zu vermeiden, um den nahen Augen der Gerichtsunterthanen seine Ohnmacht zu verbergen, um durch Anordnungen von Maßregeln, deren Unausführbarkeit auch der schlichteste Landwirth in solcher Nähe nur allzuleicht selbst wahrnimmt, oder von seinen Nachbarn besprechen hört, sich nicht lächerlich zu machen. So ist der Rechtspfleger selbst an der Gerichtsstätte dem Spott, Hohn und Schimpf manches trunkenen oder frechen Bösewichts ausgesetzt. Böser Wille, Trotz und Widerspenstigkeit, Befeindung und Verleumdung begegnen dem Gerichtsverwalter überall, wenn er Haft oder Strafverbüßung verfügen muß.

Auf dem platten Lande in den Patrimonialbezirken findet man auch in der Regel entweder gar keine Gefängnisse, oder mitunter solche Behältnisse, die zugleich zu Gänse- oder Entenställen, Taubenbecken, oder doch zu Herbstfrucht- oder Schirr-

holzbehältern u. dergl. dienen, und in denen, wenn auch der Gerichtsverwalter zu eintretendem nöthigen Gebrauche ihre Ausleerung und Reinigung bittlich erlangt, derselbe seine Gefangenen wegen des üblen Geruchs, Leichtigkeit des Durchbrechens, Unheizbarkeit u. dergl., höchstens einige Stunden einsperren zu lassen wagen darf. Heiz- und haltbare Gefängnisse in für fremde Personen unzugänglichen Lokalen sind da gewiß unter die Seltenheiten zu rechnen, und selbst jedes Amt oder Kreis wird deren wenige und in der Doppelzahl keine zählen können. Dazu kommt, daß Pflege und Aufsicht bei den nicht formirten königlichen Untergerichten in Preußen den sogenannten Dienern, Boten und Wärtern, in der sächsischen Provinz den Amts- oder Gerichtsfrohnen und Land- oder Beiknechten, welche bei kleineren Aemtern und Stadträthen oft in Einer Person vereinigt sind, gewöhnlich überlassen sind. Seltener findet man Jemanden zur Aufsicht und Controle über diese Leute bestellt. Die Kost der Verhafteten und die Sorge für Reinigung dessen, was um und an ihnen, ist daher eben diesen Gerichtsgehülfen als Nebenerwerb zur Besorgung anvertraut, und daher allermeist sehr mangelhaft und nicht selten unverantwortlich schlecht. Und wer weiß es nicht, daß letztere durch Drohungen, durch harte, ja wohl thätliche Behandlung die Verhafteten fortwährend in Furcht und Stillschweigen zu halten verstehen! Viele der Beamten pflegen von dem Zustande der Gefängnisse und von der Abwartung der Verhafteten nicht von Zeit zu Zeit, oder doch nicht oft genug durch persönlichen Augenschein sich zu überzeugen, und so bleibt das Elend dieser Unglücklichen im Verborgenen.

Bei den Stadtgerichten, besonders in ganz kleinen Städten, findet man gewöhnlich (Ausnahmen sind auch hier wohl anzuerkennen) es nicht viel besser. Und wenn nun bei dem beschriebenen elenden Zustande der Gefängnisse auf dem platten Lande zuweilen die Gefangenen bei den Patrimonialgerichten in die städtischen Gefängnisse gegen Revers gebracht werden, so können dann die Wärter fern von dem kompetenten Gerichtsorte, und noch mehr ohne Aufsicht, ihre Anvertrauten ganz vernachlässigen.

Es ist einleuchtend, daß bei solchen Mängeln die Entscheidung der Frage bei insolventen Schuldnern, „ob und in welcher Art ein dergleichen Schuldgefangener arbeiten solle und könne," gar

keinen praktiſchen Werth hat, und alſo der geſetzgeberiſche Zweck der oben angegebenen Beſtimmungen über das Verfahren wider denſelben unerreichbar iſt; eben weil es an Anſtalten zur Beſchäftigung aller Gefangenen fehlt und alſo die Lage des Schuldgefangenen in den geſchilderten Gefängniſſen um ſo härter iſt, als ihm auch bei dem beſten Willen nicht einmal die Gelegenheit gegeben iſt, durch Arbeiten die Mittel zur ſucceſſiven Befriedigung ſeines Gläubigers zu gewinnen.

Die Beſchäftigung der Schuldgefangenen an ſolchen Orten, wäre ſie auch an ſich ausführbar, iſt viel zu ſchwierig und koſtbar, da es ganz und gar an den dazu nöthigen Vorbereitungen fehlt.

So lange daher vom Staate für zweckmäßige Einrichtung der Lokale für die Schuldgefangenen, und für die nöthigen Anſtalten zu ihrer ihnen auch Gewinn bringenden Beſchäftigung nicht geſorgt wird, werden alle ſeine oben erwähnten Beſtimmungen ihren Zweck verfehlen.

In den Rheingegenden weiß man von dieſen Uebelſtänden und Härten im Allgemeinen nichts, obgleich in einzelnen Fällen bedauernswerthe Wahrnehmungen auch hier nicht fehlen. Die legislative Weisheit der hier geltenden und noch weiter ausgebildeten Ordonnanz vom Jahre 1667 ſchützt die Rechte der Schuldner in Beziehung auf ihre von den Gläubigern in Anſpruch genommene perſönliche Freiheit inſofern weit mehr, als ſie die bürgerliche Verhaftung nur erlaubt: wegen öffentlicher und niedergelegter Gelder, gegen Beamte, Verwalter und Vormünder als ſolche, in Handels- und Wechſelſachen, bei falſchen Erklärungen in Verträgen (Stellionat); bei der durch Urtheil erkannten Räumung von Immobilien, bei Erſtattung von Früchten, Koſten und Schäden über 200 Livres, und bei ausdrücklicher Abrede der Parteien bei Pachtverträgen. Feſte Formen und gemeſſene Friſten ſchützen überhaupt die Rechte der Schuldner. Die Verhaftung von Greiſen,[1] Weibern und Mädchen findet nur ſtatt in Handelsſachen und wegen Stellionat.

[1] Schauderhaft iſt dagegen noch der Zuſtand, in welchem ſich die Geſetzgebung der Schuldhaft in dem ſo human geprieſenen England befindet. Nach dem „Standart" waren vor 10 Monaten noch drei Greiſe in einem Zimmer des Gefängniſſes York Caſtle wegen Schulden ſeit

Die Erfahrung in den Rheingegenden hat die wohlthätigen Folgen dieſer gelinderen Geſetzgebung für die Erhaltung des im Gebrauche perſönlicher Kraft beruhenden Nationalkapitals, und für die Achtung der perſönlichen Freiheit bewährt; und es iſt zu wünſchen und zu hoffen, daß bei der jetzt ſo thätigen Reviſion der Geſetzgebung die dazu berufenen erleuchteten Rechtskundigen in der bevorſtehenden neuen Gerichtsordnung für alle Theile der Monarchie das für die Sicherung der perſönlichen Freiheit ſo wichtige Recht der Gläubiger wider ihre zahlungsunfähigen Schuldner, eingedenk des königlichen Wortes: „daß das Gute beibehalten und benutzt werden ſolle, wo es ſich auch finde," mit Berückſichtigung des franzöſiſchen Rechts, ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit würdigen werden.

Sollte man jedoch die Ausdehnung der für dieſes Kapitel in den Rheinprovinzen ausgebildeten Geſetzgebung auf den ganzen Umfang der preußiſchen Monarchie für bedenklich und unthunlich erachten, ſo bietet ſich noch ein anderes nicht ſchwer ausführbares, auch das beſtehende Syſtem der Rechtsverfaſſung in keinerlei Beziehung beeinträchtigendes Mittel dar, um den geſchilderten Härten und Mißſtänden abzuhelfen. Man organiſire nämlich ein beſonderes Schiedsrichteramt für das Exekutionsverfahren, deſſen Gang etwa ſo vorzuzeichnen wäre:

Sobald die Exekution vergeblich angedroht worden, iſt es Sache des auf Vollſtreckung der Exekution andringenden Gläubigers, einen mit den häuslichen Verhältniſſen des Schuldners möglichſt genau Bekannten und für das wahre Intereſſe des Gläubigers verpflichteten Mann zum Schiedsrichter über den Modus der Exekution vorzuſchlagen; gleiches Recht müßte auch dem Schuldner ſelbſt zur Wahrung ſeines Intereſſe frei ſtehen, widrigenfalls der von dem Gerichte mit der Direktion und Vollſtreckung der Exekution zu beauftragende Ortsvorſtand in

---

langer Zeit verhaftet, von denen der erſte, Thomas Hutchinſon, 82 Jahre alt, wegen 27 Pf. St., des halbjährigen Pachts eines Guts, das ſeine Familie 300 Jahre bebaut hat, der zweite, William Knowlſon, 76 Jahre alt, wegen 40 Pf. St., und der dritte, William Auſterberry, 76 Jahre alt, wegen gar nur 7 Pf. St. Schuld und Koſten eingeſperrt worden.

contumaciam an des Schuldners Statt aus deſſen näherer Bekanntſchaft einen Mann als dritten Schiedsrichter zu ernennen berechtigt ſeyn müßte.

Der Modus der Exekution müßte alsdann proviſoriſch nach dem freien Arbitrio dieſer drei Männer feſtgeſetzt werden, ſo daß alſo der Gläubiger durch dieſelben zur Annahme terminlicher Zahlungen und angemeſſener Stundung poſitiv gezwungen werden könnte, wenn die Vermögensumſtände des Schuldners unter einer andern Art der Exekution vielleicht zu Grunde gehen würden. Die Berathung dieſer ſchiedsrichterlichen Exekutionsbehörde, als in welcher jeder, dem die Exekution vergeblich angedroht worden, eine für die Dauer der Exekution ſowohl über ſeine Güter als ſeine Perſon angeordnete Curatel zu erblicken hätte, müßte ſich conſequenterweiſe auch auf die Beſtimmung der Modalität der Arbeitspflicht eines Schuldners erſtrecken. Um nämlich die Kräfte der zahlungsunfähigen oder böswilligen Schuldner zum Beſten ihres Gläubigers in Bewegung zu ſetzen, müßte eben dieſes ſchiedsrichterliche Exekutionsamt die Befugniß haben, den Schuldner zu ſolchen Arbeiten, die ſeinem Gewerbe oder ſeinen Fähigkeiten angemeſſen ſind, nöthigenfalls mittels phyſiſchen Zwangs anhalten zu laſſen. Denn obwohl in jedem vernünftigen Staate die perſönliche Freiheit eines Menſchen, mehr wie alle anderen Güter deſſelben zu reſpektiren iſt, ſo wird doch Niemand ſich über Maßregeln, die er ſich durch Verabſäumung ſeiner Pflichten, und die moraliſche Nothwendigkeit, dieſes Unrecht wieder gut zu machen, zugezogen hat, als über eine Ungerechtigkeit zu beklagen haben, ſobald es ihm nur frei bleibt, ſich durch Leiſtung ſeiner Pflicht dem Zwange, ſobald als möglich, wieder zu entziehen.

Dieſe Maßregel würde den dreifachen Nutzen haben: daß das gehäſſige und leidenſchaftliche Verfahren gegen den Schuldner nicht nur beſeitiget, und der Staat in Anwendung der nöthig werdenden Zwangsmittel unterſtützt, auch in ſeinen Ausgaben für deßfalls zu treffende Einrichtungen erleichtert würde, ſondern dadurch auch ein Mittel mehr zur möglichſten Verhütung der Concurſe gefunden wäre; denn eine häufige Veranlaſſung von Gantprozeſſen iſt unſtreitig die Trägheit der Schuldner. Bezwingt man dieſe und ihren Leichtſinn, ſo wird dem Concurſe vorgebeugt

und damit dem Schuldner wie seinem Gläubiger gedient. Wie mancher lästige und leichtsinnige Mensch sucht in einer Güterabtretung den Uebergangspunkt zu einer neuen Periode des Nichtsthuns, der Jagdbieberei und neuer Schuldenmacherei! Dergleichen Leute müssen auch diesen letzten Ausweg durch den ihnen drohenden Zwang zur angemessenen Arbeit verschlossen sehen, auf daß sie anfangen, sich der Welt nützlich zu machen. Gewiß aber wird dieser Zwang zu ihrer Besserung dienen, und niemals einen pflichteifrigen Menschen, dem in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft ohnehin Unterstützung und Theilnahme nicht ausbleiben, in der Sklaverei festhalten, oder überhaupt nur dahin führen.

Die hier vorgeschlagene schiedsrichterliche Exekutionsinstanz würde überhaupt in den Familien vielen Segen verbreiten. Sie würde manchen Schuldner vor gänzlichem Ruine sichern, wodurch mancher Gläubiger — der heut zu Tage, sobald er des Schuldners schlechte Vermögensumstände erfährt, voll Besorgniß auf seine gleichmäßige Befriedigung zu dringen anfängt — dem Schuldner gern Zeit lassen wird, seine Gläubiger nach und nach zu befriedigen. Wenn dieses Schiedsrichteramt bei den Hülfsvollstreckungen durch ein Gesetz für eine eben so allgemeine Bürgerpflicht als die Uebernahme einer Vormundschaft erklärt würde, womit es allerdings auch viele Aehnlichkeit hat, so würde bestimmt auch diese Exekutionsinstanz minder kostbar seyn, als sie heutiges Tages noch in mehreren Ländern Deutschlands, zumal bei den Gerichten in Preußen ist. Auch kann diese Pflicht für keine lästige gehalten werden, da sie mehr ein Vermittleramt seyn, als zur Bedrückung des Mitbürgers führen soll, und da im Gegentheil ohne diese berathende und schiedsrichterlich einschreitende Zwischenbehörde den Schuldner, nach der jetzt bestehenden rigoristischen Einrichtung des Exekutionsverfahrens in Preußen und sonst sofort schonungslose Exekution trifft — eine Exekution, wobei dem strengen Richter Alles überlassen ist, und wobei jede Partei nur mit ihm, und nicht, wie es die Sache erfordert, mit der Gegenpartei verhandelt.

Eine Revision und Umarbeitung der gegenwärtig das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner feststellenden Gesetzgebung ist ein dringendes Postulat, das der näheren Prüfung im hohen Grade würdig ist.

Die natürlichen und durch tägliche Erfahrung bestätigten Folgen von der dem Gläubiger eingeräumten Gewalt, „den insolventen Schuldner seiner Freiheit zu berauben," sprechen dieser entschieden das Urtheil, und lassen es unbegreiflich erscheinen, daß dieselbe inmitten der Civilisation und Philantropie unsres Jahrhunderts bis heute hat fortbestehen können.

Betrachten wir, ohne die Autorität der bereits mehrfach dawider laut gewordenen gewichtigen Stimmen für uns in Anspruch zu nehmen, die unausbleibliche Wirkung einer solchen abnormen Gewalt des Gläubigers. Der durch ihn seiner Freiheit beraubte Schuldner sieht jede Möglichkeit schwinden, durch erhöhte Thätigkeit seine Schuld zu tilgen; der Gläubiger dagegen büßt außer den Kosten, welche ihm die Erhaltung seines Schuldners im Gefängnisse verursacht, auch noch jene einzige ihm in der Industrie und freien Bewegung des Schuldners sich darbietende Aussicht zur Berichtigung seiner Forderung ein. Welches können also unter solchen Umständen die ihn leitenden Motive seyn, wenn er von seinem jetzt noch gesetzlichen Rechte Gebrauch macht? Entweder der Wunsch einer unfruchtbaren Rache, welcher das Gesetz nie dienen sollte; oder die Aussicht, durch die Lage des gewissermaßen seiner Willkühr überlieferten Schuldners ein Lösegeld von den Freunden oder von der Familie des letzteren zu erpressen, und dadurch auch diese unverschuldet vielleicht in den Ruin einer ihr durch die Bande der Zuneigung oder des Bluts verbundenen dritten Person hineinzuziehen. Wie illusorisch unter dem moralischen Zwange die Freiheit der Handlung der Angehörigen des mit dem Schuldgefängnisse bedrohten oder in dasselbe eingeschlossenen Schuldners ist, beweisen die aus der gewöhnlichen Kenntniß des menschlichen Herzens herzuleitenden Beispiele. Hat aber auch der Gläubiger sich in seiner Rechnung auf die Sympathien und den dadurch vielleicht herbeizuführenden Ruin der Familie des Schuldners betrogen, und ist dieser allein das Opfer seiner Handlungen geblieben, was ist dennoch die gewöhnliche Folge davon?

Der Schuldner hat nur einen Zweck vor Augen, den, das Gefängniß verlassen zu können. Gehört er der Klasse der Industrietreibenden an, ist er Kaufmann oder Handwerker, und geht er die drückenden Bedingungen ein, welche ein harter Gläubiger ihm für die Wiedererlangung der Freiheit auferlegt, so tauscht

genau darüber. Der Erzbischof fand die Predigten, die er gelesen, gut gearbeitet und correkt geschrieben. Unter andern fand er folgende merkwürdige Correktur. Es hatte an einer Stelle eo divin ouſant geſtanden; beim Ueberleſen glaubte der Somnambüle ſtatt divin ſetzen zu ſollen adorable, daher er jenes ausſtrich und letzteres darüber ſetzte. Dabei aber überſah er nicht, daß es nun noch ein e erhalten mußte, das denn auch richtig angehängt war.

Um ſich zu überzeugen, ob der ſomnambüle Schreiber wirklich keinen Gebrauch von ſeinen Augen mache, hielt ihm der Erzbiſchof einen Pappendeckel unter das Kinn, ſo daß er das Papier mit den Augen nicht mehr ſehen konnte; allein er ſchrieb fort, ohne von dem Experimente die mindeſte Notiz zu nehmen. Wurden andere Papiere untergeſchoben, ſo merkte es der ſomnambüle Schreiber, wenn ſie von ungleicher Größe waren; waren ſie dagegen von ganz gleicher Beſchaffenheit, ſo nahm er ſie für die ſeinigen und ſchrieb die Verbeſſerungen genau an die Stellen, wohin ſie in ſeinem Manuſcripte gehörten. Von der Anweſenheit fremder Perſonen in ſeinem Zimmer hatte er keine Ahnung.

Manche Phyſiologen wollen ſolche Erſcheinungen durch Steigerung des Taſtſinns erklären. Dagegen genügt jedoch zu bemerken, einmal, daß ein Taſten in die Ferne kein Taſten mehr iſt, ſondern, da es Geſichtsobjekte offenbart, eher dem Sehen gleicht; wiewohl wir weit entfernt ſind, es ein Sehen im eigentlichen Sinne nennen zu wollen, da es auch ohne Licht und wohl gänzlich unabhängig von dem Licht vollzogen wird. Sodann iſt der Taſtſinn und die Empfindung des Schlafwandlers, weit entfernt, verſchärft und erhöht zu ſeyn, vielmehr völlig ſtumpf und unempfindlich, ſo daß Stöße und Schläge, und ſelbſt Verwundungen im Momente gar nicht, ſondern erſt beim Erwachen empfunden werden. Der Taſtſinn und die Empfindung des Schlafwandlers ſind, ſo weit ſie durch die Nerven beſorgt werden, ebenſo abſolut eingeſchlafen als die übrigen Sinne, und ſein Taſten geſchieht nicht auf dem gewöhnlichen Wege und in der gewöhnlichen Weiſe.

Geſchieht das Wahrnehmen des Somnambülen nicht vermittelſt der gewöhnlichen Sinnorgane, ſo müſſen andere Organe ähnliche Funktionen übernommen haben; überhaupt muß, da das Nervenſyſtem oder wenigſtens das Cerebralſyſtem in tiefem, unempfindlichem

er gewöhnlich gegen eine verhaßte Gefangenschaft eine Existenz ein, der er bei aller Anstrengung nicht zu genügen im Stande ist, und die ihn durch den täglichen Anblick einer vernichteten Gegenwart und Zukunft zur Verzweiflung und dadurch zum Verbrechen führt. Gehört der Schuldner in die Kategorie jener durch Leichtsinn und Vergnügungssucht verleiteten jungen Leute, an welchen namentlich alle größeren Städte so reich sind, so wird er sicherlich das Opfer des ersten Wucherers, welcher ihm gegen die Verpfändung seiner Zukunft die Mittel zu der augenblicklichen Aenderung einer unglücklichen Lage anbietet.

Man sieht noch in vielen deutschen Ländern, besonders in kleinen Handelsstädten, daß Gläubiger lieber die Kosten der Unterhaltung eines insolventen Schuldners im Gefängnisse getragen, ihrer Stütze beraubte Familien lieber in das tiefste Elend gestürzt, ja, trotz aller Sicherungsmaßregeln gegen eine mögliche Entweichung, bei Krankheiten ihrer Schuldner, die Versetzung der letzteren aus dem Gefängniß in ein Krankenhaus verweigert haben; und welche können hier abermals die Beweggründe einer so unmenschlichen Härte seyn, wenn nicht die Befriedigung einer unwürdigen Rache oder die Spekulation auf die Gefühle der Angehörigen des Verfolgten? Und die Gesetze sollten sich noch länger zu Dienern so niedriger, von der Rechtlichkeit und Menschlichkeit gleich sehr gemißbilligter Beweggründe machen?

Unsere von den Humanitätsgefühlen geleitete Strafgesetzgebungspolitik will jeden Kapturbefehl in Kriminalsachen abhängig gemacht haben von der sorgfältigsten Erwägung dringender Verdachtsgründe gegen den zur Haft zu bringenden Angeschuldigten, und die Staatspolizei, ja die Justiz sollte noch ferner geschehen lassen, daß es der Willkür oft wucherischer Gläubiger anheim gestellt bleibe, auf bloße Vorzeigung einer recognoscirten oder zur Abläugnung nicht wohl geeigneten Schuld oder auch eines mit der Wechselklausel versehenen Vertrags, den für den Augenblick zahlungsunfähigen Schuldner rücksichtslos mehrere Jahre einsperren zu lassen?

Man mache dem Schuldner den Criminalprozeß, wenn vorsätzlicher Betrug das Motiv seiner vorgeblichen Zahlungsunfähigkeit ist! Aber man lasse keine barbarischen Gesetze fortbestehen gegen insolvente Schuldner, von

denen doch niemals geachtete und sich selbst achtende Staatsbürger Gebrauch machen werden, die nicht ihren guten Ruf durch eine nutzlose Strenge auf das Spiel setzen wollen, und die also nur für Wucherer, Geldmäkler, Pensions- und Alimentenkäufer, impertinente Rathgeber, listige Intriganten, mit einem Worte, nur für den, wie ein Krebsschaden an dem Wohlseyn der Bürger zehrenden Auswurf der Staatsgesellschaft, geschrieben sind. Man muß gestehen, daß die Türken insofern die Civilisation der meisten europäischen Staaten beschämen, als bei jenen die Gefangenschaft für Schulden sich nicht über dreißig Tage ausdehnen darf.

In dem Augenblicke, wo wir dieses niederschreiben, scheint in Preußen für dieses Kapitel eine Morgenröthe anbrechen zu wollen; man scheint die Unzulässigkeit der persönlichen Haft als Exekutionsmittel gegen insolvente Schuldner ernstlichst zu empfinden.

Seit dem Entwurfe des Ehescheidungsgesetzes ist wohl kein Ereigniß in der Rechtsverwaltung des preußischen Staates von größerer Bedeutung und greift so tief in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein, als die, in Folge jener häufigen Selbstmorde von Schuldnern bei Abholung zum Personalarreste, von dem Justizminister Mühler an die Landeskollegien erlassene Aufforderung, sich vom praktischen Gesichtspunkte aus gutachtlich darüber zu äußern: ob die persönliche Haft fernerhin als Exekutionsmittel gegen insolvente Schuldner für zulässig zu erachten sey, oder ob nicht überwiegende Gründe für eine Aenderung der dieserhalb bestehenden Gesetzgebung vorhanden seyen?

Wir glauben, diese Gründe bereits genügend entwickelt zu haben, wollen aber zu deren besseren Verständniß hier noch Folgendes aus der Natur der Sache bemerken.

Die Exekution ist das gesetzliche Mittel, durch welches der säumige Schuldner gezwungen wird, den Gläubiger zu befriedigen. Dieser Zwang erfolgt entweder durch Wegnahme der schuldigen Summe, oder durch Abpfändung und durch Verkauf des Abgepfändeten bis auf die Höhe der schuldigen Summe. Hier ist das Mittel dem Zwecke analog, und damit alles geschehen, was sich aus dem rechtlichen Gesichtspunkte fordern und

verantworten läßt. Wegen eines Darlehens im Verfahren gegen den Schuldner so weit gehen, daß dessen persönliche Freiheit angetastet wird, das Geld des Einen der Freiheit des Anderen gleichstellen, für den Verlust an Vermögen, — dem niedrigsten Gute — durch das Opfer der höchsten Güter, der Ehre und der Freiheit, entschädigen zu wollen, erscheint barbarisch.

Man wende nicht ein, der Schuldner solle durch die Freiheitsberaubung gezwungen werden, das etwa versteckte Vermögen anzuzeigen; dazu genügt der Manifestationseid. Warum prügelt man nicht lieber, ächt chinesisch, den Schuldner, bis er gesteht, ob er etwas verborgen? Die Verhaftung ist nicht weniger eine geistige Mißhandlung. Die Exekution sinkt also zu einem Akte der persönlichen Rachsucht des Gläubigers herab, und es ist des Richters unwürdig, hierbei die Hand im Spiele zu haben. Wir wiederholen unsern oben aufgestellten Satz: daß nur böswillige, nicht aber bemitleidenswerthe Schuldner, im Falle der Insolvenz, in Folge der Kriminalprozedur, zum Personalarrest gebracht werden dürfen.

Nach dem Angeführten sind wir der rechtlichen Ueberzeugung, daß in bürgerlichen Schuldsachen der Personalarrest überhaupt ganz unzulässig ist.

Böswillige Schuldner sind entweder liederliche und betrügerische Schuldenmacher, oder solche Schuldner, welche zahlen können, aber nicht zahlen wollen. Auch gegen letztere ist der eigentliche Schuldarrest nicht zulässig, sondern, wenn die Realexekution vergeblich vollstreckt worden ist, und sie sich weigern, den Manifestationseid zu leisten, die Exekution ad faciendum.

Wer den Manifestationseid geschworen hat, gilt als ein solcher, der nicht bezahlen kann.

Jeder im Wege der Exekution gegen einen insolventen Schuldner verhängte Personalarrest wird zur Strafe, was aber der Arrest doch nur im strafrechtlichen Wege seyn darf.

In den Strafgesetzen sind nun aber die Fälle, in denen das Schuldenmachen strafbar, ganz ausdrücklich hervorgehoben, so wie auch für diejenigen, welche fälschlich den Manifestationseid schwören, harte Strafen angedroht sind. Böswillige Schuldner entgehen sonach der rächenden Nemesis keineswegs, wenn auch dem Gläubiger die Strafgewalt entzogen wird.

Der rechtliche Gesichtspunkt findet hierunter seine kräftigsten Stützen in den Erfahrungen und Aufforderungen der Zeit.

Der Schuldner, der nicht zu zahlen vermag, kann, wie wir schon ausführten, nur nach bestimmten obrigkeitlichen Bemessungen bis zum Abverdienst der Schuld zur Arbeit angehalten werden. Weiter geht das Recht des Gläubigers wider seinen zahlungsunfähigen Schuldner nicht. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Der Verlust eines Darlehens ist ein Unglück, in welches der Darleiher sich fügen muß, und dem man in der Regel dadurch vorbeugen kann, daß man nur mit höchster Vorsicht ausleiht. Man sage endlich nicht, daß die Aufhebung des Schuldarrestes dem allgemeinen Verkehr im Handel und Wandel nachtheilig seyn werde; im Gegentheile, er würde künftig durch ein edleres Motiv, als die Furcht, durch gegenseitiges Vertrauen bedingt seyn.

Als Solon Athens Gesetzgeber wurde, war eines seiner ersten Gesetze dasjenige, wodurch er das Tilgen und Abbüßen der Schulden durch Knechtschaft aufhob. Den Römern war der Personalarrest gegen Staatsbürger unbekannt (const. 1. de except. rei judic.). Die Völker, welche in der persönlichen Freiheit das wichtigste Gut des Bürgers erkannten, haben dem Gläubiger jenes gefährliche Recht untersagt, und jetzt sucht man auch in England die Schuldhaft abzustellen; der ehemalige Lordkanzler Cottenham hat, wie englische Blätter berichten, vor Kurzem dem Oberhause eine Bill vorgelegt, wodurch sie völlig außer Gebrauch gesetzt werden soll.

Wird Deutschland im neunzehnten Jahrhundert sie länger fortbestehen lassen? Die Maßregel ihrer endlichen Aufhebung ist gewiß eines jeden edlen, civilisirten, von sittlichem Selbstbewußtseyn durchdrungenen Staates würdig. Es widerstrebt dem natürlichen Rechtsgefühl, Jemanden wegen einer Geldsumme, die er nicht bezahlen kann, seiner Freiheit, seines höchsten Guts zu berauben, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sein Gläubiger darauf besteht.

Aus Anlaß der Fabrikementen.

Die beklagenswerthen Vorgänge in den volkreichſten Fabrikbezirken Schleſiens und Böhmens haben ein überraſchendes Schlaglicht in das Elend der untern Volksklaſſe geworfen. Man hat zwar auch diesmal, wie ſo oft, die Wahrheit zu verſchleiern geſucht und nur von „wenigen Uebelgeſinnten" geredet; allein der Laut, der hier ſo grell die Luft des Tages unterbrochen, war nicht das Jauchzen der Verruchtheit von Seiten weniger Muthwilligen, ſondern ein Schrei der Verzweiflung von vielen tauſend Unglücklichen.

Man hat dies auch anerkannt, indem man nicht blos für die Beſtrafung der „Rädelsführer" Sorge trägt, ſondern auch Sammlungen veranſtaltet, um der unleugbaren Noth der Fabrikarbeiter wenigſtens für den Augenblick abzuhelfen.

Wie hoch aber auch immer der edle Wohlthätigkeitstrieb bei dieſem Anlaß anzuſchlagen iſt, ſo iſt doch klar, daß ſo vielen tauſend Armen auf eine längere Zeit hinaus nicht durch Almoſen geholfen werden kann, ſondern daß man eine gründliche und dauerhafte Abſtellung der Noth auf andere Art verſuchen muß. Um dies aber zu können und dabei mit der nöthigen Einſicht und Umſicht zu verfahren, iſt vor allem nöthig, daß man die Natur und die Urſachen des Uebels unterſuche.

Man darf vor allem als thatſächlich feſtſtellen, daß die Baumwollenweberei ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die Spinnerei erlangt hat, daß mithin eine große Menge Arbeiter, die ſonſt bei der Spinnerei hätten beſchäftigt werden können, zu der Weberei ſich wenden mußten, und daß durch dieſe

große Concurrenz arbeitſuchender Hände der Weberlohn bis auf ein Minimum herabgedrückt worden iſt, bei dem die außerdem völlig beſitzloſen Arbeiter nicht mehr beſtehen konnten. Die Urſache aber, warum die Spinnerei über der Weberei vernachläſſigt wurde, liegt in dem Umſtande, daß das Baumwollengarn nicht hoch genug verzollt iſt, daß es mithin die Engländer in Maſſe auf den deutſchen Markt bringen und die Concurrenz einheimiſcher Spinnereien niederdrücken.

Erhöhung des Garnzolls wäre mithin, wie dies auch ſchon von einer beredten Stimme in der Allg. Zeitung verlangt worden iſt, eine weſentliche Abhülfe der Noth, indem ſie die Spinnerei wieder in die Höhe bringen und viele Hände beſchäftigen würde, die ſich jetzt zu der Weberei drängen, ſofern die einheimiſche Induſtrie nur in dieſer letztern die Verluſte decken kann, die ſie wegen des hohen Garnzolls in der erſtern erleidet. Wenn ſonach in den betheiligten Webereidiſtrikten, in denen gegenwärtig ſo großes Elend herrſcht, einige Spinnereien errichtet würden, ſo könnte damit zunächſt vielen Arbeitern geholfen werden.

Allein damit wäre doch lange nicht genug gethan. Es handelt ſich überhaupt nicht blos von den Baumwollenwebern. Die Linnenweber ſind, mit welcher frommen Reſignation ſie auch ihr Schickſal tragen, doch in derſelben Noth. Auch in andern Induſtriezweigen, wie in andern Gegenden, iſt dieſes Arbeiterelend ſchon lange einheimiſch. Man darf als Regel annehmen, daß, wo die Arbeiter nicht durch beſondere günſtige Umſtände (etwa durch Gemeindeverfaſſungen, die ihnen neben dem Arbeitslohn noch ein bleibendes Grundeigenthum ſichern, wie in der Schweiz, oder durch Mangel an Arbeitern überhaupt und hohen Arbeitslohn, wie in Nordamerika), gegen die Nothwendigkeit geſchützt ſind, um jeden Preis zu arbeiten, überall die Tendenz des Fabrikſyſtemes oder das natürliche Intereſſe der Fabrikunternehmer, den Arbeitslohn auf das Minimum herabzudrücken, mit Erfolg durchgeſetzt wird. Wenn der Arbeiter, wie man ſprichwörtlich ſagt, aus der Hand in den Mund lebt, wenn er zur Miethe wohnt und häufig auch die nöthigſten Utenſilien borgen muß, wenn er lediglich nichts beſitzt und auch nichts erſparen kann, ſondern noch Gott danken muß, für ſeine Arbeit wenigſtens ſo viel zu erhalten, daß er nicht Hungers

ſtirbt, ſo verſteht es ſich auch von ſelbſt, daß er ſeinerſeits nicht im Stande iſt, durch eventuelle Arbeitsverweigerung dem Fabrikherrn einen höheren Lohn abzunöthigen. Er muß ſich alles gefallen laſſen. Drückt nun der Fabrikunternehmer den Arbeitslohn bis auf ein Minimum hinab, bei dem der Arbeiter nicht mehr beſtehen kann, ſo muß der letztere den erſteren um Gottes willen bitten, ihm wenigſtens Lebensmittel verabfolgen zu laſſen, deren Werth er nach und nach mit Arbeit abzuverdienen verſpricht. Auf dieſe Weiſe nun wird der Arbeiter des Unternehmers Schuldner und kann in dieſem Verhältniß ſich noch viel weniger herausnehmen, auf eine Erhöhung des Lohnes zu dringen. Er muß ſich alles gefallen laſſen. Er darf auch nicht auswandern oder zu einem andern Fabrikanten übergehen, er iſt der Sclave ſeines Gläubigers und Arbeitsherrn geworden. Hat er ein junges Weib, eine blühende Tochter, ſo iſt deren Ehre nicht ſelten der Preis, um den er das Leben friſtet. In einer gewiſſen Fabrikgegend geht die Leibeigenſchaft der Arbeiter ſo weit, daß drei unter ſich verbundene Unternehmer im ganzen volkreichen Flecken das Monopol aller Handwerke an ſich gebracht haben und keinen Arbeiter daſelbſt dulden, der nicht von ihnen das Brod, die Kartoffeln, den Branntwein, die Kleider und Schuhe kauft. Von Kaufen mit baarem Gelde iſt aber nicht die Rede. Die Arbeiter werden mit Naturalien für ihre Arbeit bezahlt und bekommen kaum Geld zu ſehen. Unter dieſen Naturalien ſpielt leider der Branntwein eine Hauptrolle. Der Unternehmer kann ihn wohlfeil kaufen und dem Arbeiter iſt er der liebſte Troſt in ſeinem Elend. Dieſe in allen Fabrikgegenden eingeniſtete Branntweinpeſt und die Unſittlichkeit im Verkehr der Geſchlechter, die theils durch das Buhlen um die Gunſt des Herrn und der Aufſeher, theils durch das enge ſchwüle Beiſammenhocken genährt wird, fügen der Blöße, dem Schmutz und Hunger noch die Entnervung und Schamloſigkeit hinzu, deren abſchreckende Phyſiognomie uns faſt überall begegnet, wo aus hohen Säulenröhren ſchwarzer Dampf aufſteigt und in fenſterreichen, aber faſt papierdünnen Palläſten die Spulen ſauſen und die Räder ſchwirren.

Bei dieſem Zuſtand der Dinge iſt nun leicht einzuſehen, daß der zuerſt empfohlene Zollſchutz dem Uebel im Weſentlichen nicht abhelfen kann, denn wie ängſtlich man auch dafür ſorgen

würde, daß so viel als es immer die Natur der Waare zuläßt, keine Arbeit dem Auslande überlassen würde, bei der man inländische Arbeiter beschäftigen könnte, so würde dennoch bei der immer wachsenden Uebervölkerung und der Concurrenz unzähliger Arbeit suchender Hände und bei der absoluten Besitzlosigkeit der Arbeiter zwar die Industrie im Allgemeinen steigen und würden die Fabrikunternehmer sich vervielfältigen und bereichern, der Arbeitslohn aber würde immer nahezu im Minimum verharren, und dem Elend wäre dadurch nicht abgeholfen.

Ohne also den Werth des Zollschutzes im besonderen Falle zu verkennen, müssen wir im Allgemeinen uns nach anderer Abhülfe umsehen.

In den letzten Jahren haben sich zwei extreme Ansichten geltend zu machen gesucht, von denen die eine pietistische den Arbeitern die Ascese, zu der sie gezwungen sind, freiwillig zu übernehmen und als Buße im irdischen Jammerthale geduldig zu ertragen zumuthet, ja ihnen auch noch den Branntwein entziehen will. Man wird dabei an das Buch Hiob erinnert. Es ist nun gewiß richtig, daß man unvermeidliche Uebel geduldig ertragen und sich auf Gott verlassen soll; allein hier ist von keinem unvermeidlichen Uebel die Rede, vielmehr kommt es eben darauf an, es zu vermindern und uns dazu des uns von Gott verliehenen natürlichen Verstandes zu bedienen. Gegen den Branntwein zu eifern, ist eben so löblich, und den Mäßigkeitsvereinen soll ihr hohes Verdienst nicht abgesprochen werden; allein man kann den Taumelkelch des Lasters der Armuth nicht von den Lippen reißen, wenn man ihrer Noth nicht abhilft. Der Arme wird dem Buß- und Mäßigkeitsprediger immer antworten: büßet zuvor ihr großen Sünder und mäßigt ihr euch zuvor, die ihr in allen Genüssen der Erde schwelgt!

Das diesem pietistischen gerade entgegengesetzte Extrem ist das communistische. Die Communisten, deren Lehre in der That schon, wie gewisse Stellen in den bei den letzten Fabrikemeuten abgesungenen Liedern beweisen, in die Arbeiterklassen eingedrungen ist, stellen die wirklich vorhandene Noth als eine widerrechtliche und unnatürliche Unterdrückung dar, welche die niederen Klassen von den höheren erlitten, hoffen einen allgemeinen Krieg der Armen gegen die Reichen erregen zu können, wollen allen Besitz

gleich machen, allen Familien- und Privatreichthum vernichten und eine Gemeinschaft der Güter, der Weiber und aller möglichen Bedürfnisse einführen. Ihrer Meinung nach könnte dadurch die Erde zum Himmel werden und könnte Jeder glücklich seyn. Ein Traum, den die Menschheit, seit ihre Geschichte bekannt ist, schon oft geträumt hat, der aber nie in Erfüllung gehen konnte, weil die angeborne Neigung des Menschen, sich vor Andern auszuzeichnen, der allgemeinen Gleichheit, sich ein Gut ausschließlich zu erwerben und dasselbe zu mehren, der Gütergemeinschaft, und in einem sittlichen und glücklichen Familienkreise sich abzuschließen, der Weibergemeinschaft allezeit widerstrebt hat. Hätten die Menschen heute sich selbst belogen, sie wären einander gleich, würde morgen schon Einer den Andern zu beherrschen trachten und wirklich beherrschen. Hätten sie heute alle Güter gleich vertheilt, würde morgen schon wieder Einer mehr haben als der Andere. Die unvermeidliche Arbeit aber, ohne welche die Gesellschaft nicht existiren könnte, würde nach wie vor, sofern sie eine angenehme, aber schwere ist, denen zufallen, die sie am besten verstehen, und sofern sie weniger angenehm, aber leicht ist, denen, die nichts Besseres können. Unter allen Umständen wird die gemeinere Arbeit auch den gemeineren Talenten zufallen und es ist gesorgt, daß diese immer die unermeßliche Mehrheit bilden. Jener Weber in Lyon, der mit den Waffen in der Hand bei einer Emeute ergriffen, vor dem Richter bekennen sollte, welcher politischen Sekte er angehöre, antwortete: „Jede gilt mir gleich, ob wir die Republik haben, oder den Kaiser, oder die Bourbons, ich werde meiner Lebtage nur ein Weber bleiben. Ich habe die Waffen ergriffen, um mir mein Brod zu erobern, denn mich hungerte." Damit ist alles gesagt, was gesagt werden kann, um die sociale Revolution, die Europa von fernher bedroht, von den frühern politischen Revolutionen zu unterscheiden, und um zugleich darzuthun, daß es den Massen nicht um die Erfüllung communistischer Träume, nicht um die Gründung utopischer Paradiese, sondern lediglich um Stillung des allernächsten leiblichen Hungers zu thun ist. Der wahrhaft Arme ist froh, wenn er Brod hat. An den Diners der Großen Antheil zu nehmen, fällt höchstens einigen verdorbenen und faulen Handwerksgesellen in Paris ein. Aber wenn die

Maſſe der Armen ihr tägliches Brod nicht mehr hat, muß ſie natürlicher Weiſe geneigt werden, die communiſtiſchen Träumer anzuhören, wenn ſie ihnen auch nicht weiter folgt, als bis dahin, wo ſie wieder Brod findet. Nie wird die communiſtiſche Theorie die Maſſen in Bewegung ſetzen. Dies wird immer nur der Hunger thun und nur ſo weit, bis dieſer Hunger einfach geſtillt iſt. Dieſe nüchterne Anſicht ſcheint uns ſogar auf die leidenſchaftlichen Franzoſen ihre volle Anwendung zu finden, geſchweige auf die viel ruhigeren Deutſchen.

Wieder von einer andern Seite her hat man gehofft, die Noth der arbeitenden Klaſſe werde ſich vermindern, ſobald überall Eiſenbahnen eingeführt ſeyn würden. Man bildet ſich ein, es würden dann förmlich kleine Völkerwanderungen Statt finden. Wenn irgend in einer volkreichen Gegend der Arbeitslohn zu tief ſänke, würden ſich die Arbeiter in Maſſe auf den Eiſenbahnen dahin befördern laſſen, wo fleißige Hände ſeltener ſind und der Arbeitslohn höher ſteht. Allein man vergißt dabei, daß der Zudrang zu Gegenden, in denen ein hoher Arbeitspreis zu hoffen wäre, bald ſo groß ſeyn würde, daß der Arbeitslohn ſchnell wieder ſinken müßte. Man vergißt, daß ganze Induſtriezweige zeitweiſe ins Stocken gerathen müßten, wenn heute noch Arbeiter vollauf vorhanden wären, die morgen plötzlich verſchwänden, um in einer fernen Gegend höheren Lohn zu ſuchen. Welcher Fabrikherr würde noch Beſtellungen übernehmen und Leiſtungen garantiren, wenn er jeden Augenblick eine Entleerung ſeiner Säle und der ganzen Gegend von Arbeitern beſorgen müßte? Endlich vergißt man auch, daß dergleichen Wanderungen in Maſſe eine politiſche Gefährlichkeit in ſich ſchließen, welche die Regierungen veranlaſſen dürfte, ſie zu unterſagen. Die große Mehrheit der Fabrikarbeiter wird immer an die Scholle gebunden bleiben, d. h. ſie wird ſich aus den Gegenden nicht entfernen, die überhaupt von Natur aus zu Anlegung von Fabriken geeignet ſind, wo Waſſerkräfte, wohlfeiles Brennmaterial, der Rohſtoff des Fabrikats und andere Erforderniſſe nahe ſind, wo alter Kunſtfleiß, Fabrikgeheimniſſe und Fertigkeiten einheimiſch ſind, wie im ſchleſiſchen Gebirge, im Erzgebirge, im Wuppertbal, in Nürnberg, in la Chaux de Fonds und unzähligen andern Gegenden, deren Namen eine induſtrielle Berühmtheit erlangt haben.

Schlafe liegt, der Sitz des somnambülen Bewußtſeyns irgendwo anders geſucht werden.

Da nennen denn die meiſten mit der Erklärung des Somnambulismus ſich befaſſenden Phyſiologen das Ganglienſyſtem als das Organ der ſomnambülen Wahrnehmung und als den Sitz des somnambülen Wachens überhaupt. Es iſt uns nicht gelungen, für dieſen zum allgemeinen Vorurtheile gewordenen Gedanken auch nur Einen plauſiblen Grund zu erfahren. Es ſcheint, die Phyſiologen konnten nicht von der Vorausſetzung loskommen, daß eine bewußte Seelenthätigkeit nur innerhalb eines Nerven vorgehen könne. Dann freilich blieb ihnen nach dem Einſchlafen des Cerebralſyſtemes nur das Ganglienſyſtem als Sitz des ſomnambülen Wachens übrig. Viel wirkte wohl auch die Rolle, welche die Herzgrube bei magnetiſch behandelten Somnambülen ſpielt, dazu mit, die Gedanken der Phyſiologen auf das Ganglienſyſtem zu lenken, welches gerade in den unter der Herzgrube liegenden Eingeweiden eine Hauptanhäufung netzförmiger Verſchlingungen, das ſogenannte Sonnengeflecht, bildet. Allein die Herabziehung und Concentration des Bewußtſeyns auf die Herzgrube iſt ein ganz künſtliches und darum zufälliges Ergebniß der magnetiſchen Manipulation. Dagegen tritt die ſomnambüle Wahrnehmung bald in die Augenlieder, bald in die Naſenſpitze, bald in die Finger, bald in die Zehen, bald in die Schulter, bald in andere Theile der Körperoberfläche. An dieſe Sitze des ſomnambülen Bewußtſeyns, welche ſelbſt keine Ganglien haben und in keiner Verbindung mit dem Ganglienſyſteme ſtehen, ſcheinen diejenigen Phyſiologen, welche mit Hülfe dieſes Nervengeflechtes alle Räthſel des Somnambulismus löſen wollen, gar nicht gedacht zu haben. Uebrigens dient das Ganglienſyſtem in keinerlei Weiſe zur Erklärung der ſomnambülen Erſcheinungen, woran es vielmehr gänzlich unſchuldig und ohne alle Theilnahme zu ſeyn ſcheint. Es ſchläft nämlich dieſes Nervengeflechte, das in dem wachen Zuſtande die Empfindungen der Eingeweide vermittelt, zugleich mit dem Cerebralſyſteme ein, denn man verſchläft ja ſelbſt ſchmerzhaftere Zuſtände der Eingeweide. Sodann würde das Ganglienſyſtem, ſelbſt wenn es wachte, ſchlecht zur Aufnahme irgend einer Sinnwahrnehmung dienen, indem es überall tief im Innern des Körpers oder wenigſtens unterhalb der Haut liegt, unzugänglich für Schall und Licht und ſelbſt für Stoß.

Denken wir uns nun die Fabrikbevölkerung als wesentlich ſtationär, ſo fragt ſich, ob nicht zunächſt den Fabrikunternehmern zuzumuthen wäre, für das Wohl ihrer Arbeiter bedacht zu ſeyn und ob man ihnen nicht desfalls ſogar eine Verantwortlichkeit auferlegen könnte. Man hat dieſe reiche und einflußreiche Klaſſe „die Barone der Induſtrie" genannt und damit ſagen wollen, daß ſie ſich, ſeitdem alles Vermögen beweglich geworden iſt, zu dieſem beweglichen Vermögen verhalten, wie die alten Dynaſten zu dem unbeweglichen Grundbeſitz. Wie nun jene alten Landariſtokraten als Lehens- und Grundherren die Garantie für alle ihre Vaſallen und Hörige übernahmen, ſo könnte man meinen, ſollten auch die neuen Geldariſtokraten als Brodherren der arbeitenden Klaſſe für dieſe verantwortlich gemacht werden. Allein die Vergleichung läßt ſich nicht vollkommen durchführen. Der Landariſtokratie war ihr Beſitz durch Majorate und Fideicommiſſe geſichert; die neue Geldariſtokratie iſt des ihrigen nie ſicher, ja je raſcher ihr Reichthum anſchwillt, je ſchneller verſchwindet er auch gewöhnlich wieder. Iſt ſie nun ſelbſt ihres Beſitzes auf die Dauer nicht gewiß, wie kann ſie eine dauernde Garantie für ihre Untergebenen übernehmen? Der patriarchaliſche Frieden fehlt ihr. Ewig auf neuen groſſen Gewinn bedacht, ewig große Verluſte befürchtend, ewig mit Speculationen beſchäftigt und im raſchen Wechſel der Zeit nach Vortheilen ſpähend und nach dem vorüberfliegenden Haare der Göttin Gelegenheit haſchend, kann ſie nie die Ruhe gewinnen, die den groſſen Landbeſitzern des Mittelalters vergönnt war und es möglich machte, daß ſie wie die Brodherren, ſo auch die Richter, Vormünder und Väter ihrer Untergebenen ſeyn konnten. Ueberdies führte die Gewalt, welche jene Landherren über ihre Hörigen ausübten, trotz der günſtigen Verhältniſſe einer Agriculturbevölkerung, doch zu Mißbräuchen, die ſich in weit höherem Grade wiederholen würden, wenn man den groſſen Fabrikunternehmern unſerer Tage, unter der Bedingung, das Wohl ihrer Arbeiter zu garantiren, eine ähnliche Gewalt einräumen wollte. Als ſich gröſſere Centralregierungen bildeten, war es überall ihr erſtes Geſchäft, jene alte Landariſtokratie zu untergraben und mit den Mißbräuchen ihrer Gewalt ihre Gewalt ſelbſt aufzuheben. Dieſe Centralregierungen werden alſo niemals dulden, daß die neue Geldariſtokratie wieder zu einer ähnlichen

Gewalt gelange. Die Fabrikunternehmer ſelbſt aber werden keinen Anſpruch darauf machen, weil es ihnen vollkommen genügt, immer Hände genug um den wohlfeilſten Lohn haben zu können, und weil ihnen, wenn ſie dieſen Lohn Woche für Woche auszahlen, eine weitere Verpflichtung zu übernehmen, nur läſtig fallen würde.

Der alte Adel, vom ſittlichen Prinzip der Ehre beherrſcht, von einer ſtrengen Kirche überwacht, durch die Pflichten des ritterlichen Standes gebunden, konnte neben dem ökonomiſchen Einfluß auf ſeine Hörigen auch einen moraliſchen üben. Die neue Geldariſtokratie, der jenes Prinzip abgeht, die nicht einmal eine Corporation bildet und ſich noch viel weniger um die Kirche bekümmert, kann das nicht.

Mithin muß beinahe jede Hoffnung ſchwinden, daß in dem privatrechtlichen Verhältniß der Arbeiter zu den Fabrikunternehmern die geſuchte Garantie gegen das immermehr überhand nehmende und landesgefährliche Elend der Arbeiter gefunden werden könne. Das Uebel hat eine politiſche Natur angenommen und die Staatsgewalt muß einſchreiten.

Nach dem gemeinen Privatrecht handelt der Fabrikherr nicht unrecht, wenn er den Arbeitslohn ſo tief als immer möglich herabdrückt, denn es bleibt ja immer der freie Wille des Arbeiters, ob er ihm um dieſen Preis arbeiten will oder nicht. Nach den Umſtänden, die den Arbeiter zwingen, um jeden Preis zu arbeiten, frägt das gemeine Recht nicht. Wenn nun aber aus dieſem Zwang ein Elend hervorgeht, was viele Tauſende, was einen bedeutenden Theil der geſammten Bevölkerung eines Landes trifft, und das gemeine Privatrecht gewährt keinen Schutz mehr davor, ſo muß der Staat eintreten und für neue Garantien ſorgen.

Der Staat allein iſt für dieſes Elend verantwortlich, ſo wie er auch vorzugsweiſe dabei intereſſirt iſt.

Eine verarmte, phyſiſch entnervte und ſittlich verwilderte Bevölkerung iſt für den Staat eine ſchwere Laſt und ſogar gefahrdrohend. Eine Laſt, weil man zuletzt doch helfen muß und wäre es auch nur mit koloſſalen Armenſteuern oder im Spital und Kerker. Gefährlich, weil ein Geiſt der Unzufriedenheit und Tollkühnheit, der früher nur in den höhern Ständen bemerkbar wurde, ſich größerer Maſſen bemeiſtert.

Trotz allem Vortheil der Induſtrie wirkt eine Verarmung

der Maſſen ungünſtig auf die Finanzen eines Landes ein. Je höher der induſtrielle Schwindel ſteigt, um ſo gewiſſer falliren die großen Unternehmer oder ziehen ſich plötzlich zurück, während die verarmte Bevölkerung bleibt und den Staat, wie eine hungrige Kinderſchaar die Mutter, um Brod anſchreit. Nicht ſelten wird eine Gegend von der Induſtrie ausgeſogen, anſtatt bereichert zu werden, und während der zeitweiſe Vortheil, den ſie gewährt, bei der erſten ungünſtigen Conjunctur verſchwindet, bleibt namenloſes Elend zurück und verlangt ſeine Abhülfe vom Staate, der anſtatt Geld einzunehmen, es ausſtreuen ſoll.

Trotz der Thatſache, daß die Induſtriebevölkerung fruchtbarer iſt, als die Agriculturbevölkerung, iſt dieſe Vermehrung der Individuen doch keine Kraftvermehrung des Staats; denn die Fabrikkinder ſind weniger geſund, ſtark und ausdauernd, als die Bauernkinder, und ſteuern zur Landesvertheidigung weit weniger Procente, als jene. Alſo hätte auch das Kriegsminiſterium, wie das der Finanzen, alle Urſache, ſich für Verbeſſerung des Zuſtandes dieſer Arbeiterklaſſen zu intereſſiren.

Trotz der Aufklärung, die man in allen Schulen lehrt und bis in die niederſten Klaſſen verbreitet, iſt doch die Rohheit der Fabrikarbeiter häufig empörender, als es je die der unwiſſendſten Bauern geweſen. Die Sittlichkeit iſt nirgends ſo tief geſunken, als in den Fabrikgegenden und mit ihr iſt zugleich die alte Pietät gegen die Obrigkeit, wodurch ſich Bauern und Kleinbürger ehemals ſo ſehr auszeichneten, verloren gegangen und hat einer ſtumpfſinnigen Reſignation oder einem frechen Haſſe Platz gemacht. Iſt das keine Angelegenheit, für welche ſich die Polizei- und Kultminiſterien zu intereſſiren hätten?

Der Staat iſt es, der hier vorzugsweiſe betheiligt iſt und von dem man daher auch die weſentlichſte Hülfe erwarten muß.

Nachdem aber das Uebel in beſtimmten Gegenden und Gemeinden am abſchreckendſten hervortritt, muß ihm auch zunächſt durch Gemeindegeſetzgebung und Gemeindeverwaltung entgegengewirkt werden. Wie unnatürlich erſcheint ſchon auf den erſten Blick ein Gemeindeweſen, wie in Langenbielau! Ein Dorf mit 12,000 Seelen, mit der einfachſten dörflichen Verwaltung, ohne alle die Anſtalten, die in Städten zum Schutz und Gedeihen der Einwohner herkömmlich ſind, nicht weil es Städte, ſondern weil

ſie volkreich ſind! Volksmaſſen müſſen gegliedert werden, wenn ihre Schwere nicht irgendwo plump und verderblich auffallen ſoll.

Wo ein Gemeindeweſen noch kaum organiſirt oder nur in den erſten Umriſſen vorhanden iſt, oder wo eine Gemeinde tief verarmt und verſchuldet und gänzlich entſittlicht iſt, da läßt ſich freilich ſchwer helfen, am allerwenigſten mit bloßen Befehlen oder Predigten. Allein man muß die Sache, ſo mühſelig ſie iſt, doch angreifen und zur That ſchreiten. Zwei Mittel gibt es, die hier ihre heilſame Wirkung nicht verfehlen können. Einmal die Erwerbung und Sicherung eines kleinen beweglichen Privatvermögens durch Sparkaſſen, Leihkaſſen und Kreditvereine; ſodann die Erwerbung und Sicherung eines liegenden Gemeindeguts, deſſen Ertrag pro rata den Gemeindegliedern zu Gute käme.

Der erſte Weg iſt da einzuſchlagen, wo an ein Gemeindegut gar nicht mehr oder noch nicht zu denken iſt. Nur eine, durch Sparkaſſen geſicherte Erſparniß, und ein durch ein gutes Prädikat zu erwerbender, vom Fabrikherrn völlig unabhängiger und von Vereinen ausgehender Credit vermag zunächſt den armen, aber fleißigen und braven Arbeiter dagegen zu ſchützen, daß er dem Fabrikherrn verſchuldet wird und um jeden Preis arbeiten muß. Beides ſoll zuſammentreffen. Dazu, daß der arme Arbeiter zunächſt die nothwendigerweiſe als Zwang ihm aufzulegende Einlage in die Sparkaſſe (durch Abzug vom Lohn) beſtreiten könnte, müßte ihm bei ſeinem erſten dringenden Nothſtande die öffentliche Wohlthätigkeit oder der Kredit behülflich ſeyn.

Noch beſſer, wenn der zweite Weg eingeſchlagen werden kann, wenn noch ein Gemeindegut vorhanden iſt oder erworben werden kann. Das iſt der Segen der Schweizergemeinden, in denen die Fabrikarbeiter am Gemeindegut, ſey es durch Parzellen, die ſie ſelbſt bearbeiten, ſey es durch den unter alle Gemeindeglieder jährlich vertheilten Geſammtertrag, Theil haben und in den Stand geſetzt werden, ihre Exiſtenz zu friſten, auch wenn einmal die Fabriken ins Stocken gerathen.

Die Herſtellung und Erhaltung eines Gemeindeguts iſt die wichtigſte Bürgſchaft für die ökonomiſche Exiſtenz der Gemeindeglieder. Dieſes Gemeindegut kann, wie es Boden und Lage geſtatten, zum Theil oder auch ganz an die Gemeindeglieder vertheilt werden; aber es muß immer Gemeindegut bleiben und

unveräußerlich seyn. Die Portion gehört nie dem Einzelnen, der nur Nutznießer ist, sondern der Gemeinde, und kann nie einem Dritten außerhalb der Gemeinde verkauft werden. Auch darf die Portion nicht wieder in kleinere Portionen zerstückelt werden, weil diese nicht mehr ausreichen würden, je eine Familie zu ernähren. Sind mehr Familien vorhanden, als Portionen, so müssen die neuen Familien warten, bis sie in das Recht der Nutznießung einrücken, und können es am leichtesten, da sie in der Regel die jüngern, thätigern, gesündern und weniger bedürftigen seyn werden. Auch kann gerade diesen durch Sparkassen geholfen werden, von denen dann die Begüterten in der Art ausgeschlossen würden, daß sie wenigstens nicht mehr gezwungene Einlagen in die Sparkasse zu machen hätten.

Eine Vertheilung des Gemeindeguts oder bei Auseinandersetzungen der ehemaligen Gutsherren mit ihren Gemeinden, die Zertheilung des großen gutsherrlichen Besitzes in kleine Portionen zum Privatbesitz und ohne alle Rücksicht auf den Gemeindeverband, ist gewiß ein Fehler. Der Boden ist da, um die Gemeindeglieder zu ernähren. Verliert die Gemeinde den Boden, so verliert sie auch das Hauptmittel, ihre Glieder zu ernähren, und belastet sich mit Armen und Schuldnern. Hätte man in allen Fabrikgegenden hierauf Bedacht genommen, und die Unveräußerlichkeit großer Gemeindegüter verbrieft, so würde das Elend der Arbeiter nie so hoch gestiegen seyn. Jede Arbeiterfamilie wäre durch die Nutznießung des Gemeindeguts und nachträglich durch Sparkassen und Kreditvereine in den Stand gesetzt worden, einen allzu niedern Arbeitslohn auszuschlagen und warten zu können, ohne zu verhungern; während gegenwärtig ihre Lage so ist, daß sie nicht warten können, sondern sich auf Gnade und Ungnade den Fabrikherrn ergeben müssen. Was aber versäumt worden ist, muß man nachholen. Wenn man den Willen hat und durch den Staat einerseits, durch besondere Wohlthäter andererseits unterstützt wird, so kann und wird es gelingen, ein Spar- und Kreditsystem in Gang zu bringen, durch welches allmählig auch die Erwerbung eines Gemeindeguts, wo es fehlt, bewirkt werden kann.

Den Verwaltern der Sparkassen, der Kreditvereine und des Gemeindeguts würde es sodann obliegen, den Vermögensstand

der Arbeiterfamilien bis auf einen gewiſſen Grad zu controliren. Jede läſtige und unnütze Aufſicht und Einmiſchung in Privatangelegenheiten, ſofern dieſelben geordnet wären, müßte vermieden werden; aber ſie müßte überall da eintreten, wo der ökonomiſche Zuſtand noch nicht geordnet wäre, wo noch offenbare Noth beſtände, und wo die Unterſtützung und Bewachung den Arbeitern von weſentlichem Nutzen wäre. Wenn einmal der Staat und die Gemeindeverwaltung oder der kreditirende Verein für das Wohl der verarmten Arbeiter Opfer bringt, ſo ſteht ihm auch das Recht zu, ja liegt ihm die Pflicht ob, dafür zu ſorgen, daß die Arbeiter nicht nachher aufs neue durch Unverſtand oder übel verſtandenen Trotz oder bereits angewöhnte Liederlichkeit in das alte Elend zurückfallen. Dieſer vielleicht gemiſchten Wohlfahrtsbehörde, die aber immer zunächſt in der Gemeindeverwaltung ihr Hauptorgan haben müßte, ſollte demnach zweierlei Befugniß zuſtehen, einmal eine Art von tribuniciſcher Gewalt in Vertretung der Arbeiter und ihrer Rechte und Intereſſen gegenüber den Fabrikunternehmern, und ſodann eine Art von cenſoriſcher Gewalt gegenüber den Arbeitern ſelbſt. Da die Arbeiter doch immer von der Arbeit leben müſſen und inſofern immer geneigt und gezwungen ſeyn werden, alle billigen Forderungen des Fabrikherrn zu befriedigen, und da die Wohlfahrtsbehörde, die ihre Intereſſen wahrnehmen will, keinen Schritt gegen den Fabrikherrn thun wird, der ungerecht wäre und ihn wohl gar veranlaſſen könnte, die Arbeit einzuſtellen; ſo iſt durchaus keine Gefahr vorhanden, daß jene tribuniciſche Gewalt jemals mißbraucht werden könnte. Sie wird ſich immer nur auf Vermittlung und Verhütung des gröbſten und augenſcheinlichſten Unrechts von Seiten des Fabrikherrn beſchränken, ſie wird hauptſächlich dafür zu ſorgen haben, daß der Arbeiter nicht Schuldner des Fabrikherrn und nicht gezwungen wird, ſich Alles, auch das Unerträglichſte von ihm gefallen zu laſſen.

Eben ſo wenig ſoll die cenſoriſche Gewalt jener vorſorgenden Wohlfahrtsbehörde eine Härte in ſich ſchließen. Sie ſoll nur von dem Arbeiter, dem ſie mit Rath und That, durch unmittelbare Unterſtützung, Kredit und Rechtsvertretung beiſteht, eine ſittliche Gegenleiſtung fordern und ſich dieſelbe verbürgen laſſen. Wer die Wohlthat augenfällig mißbraucht, ſoll davon ausgeſchloſſen

werden. Wie verworfen auch hie und da der Fabrikpöbel iſt, es wird dennoch möglich ſeyn, ihn zu beſſerer Geſittung und zum Gefühl ſeiner Menſchenwürde zurückzuführen, wenn man ſich ſeines Wohles ernſtlich annimmt. Die Forderung eines guten Prädicats erſcheint nicht zu hart, wenn man nur den Rigorismus ausſchließt. Man muß von den armen Leuten keine Aſcetik, keine Entſagung jeder Luſt und Freude, keine unnatürliche Disciplin verlangen. Man muß ihnen nach der ſchweren Arbeit in der Woche ihre Sonntagsfreude gönnen, wenn ſie nur nicht in offenbare Liederlichkeit ausartet. Ein geſunder Frohſinn iſt die beſte Garantie gegen heimliche Laſter. Man muß in religiöſer Beziehung den Verwahrloſten ins Gewiſſen reden, den Unglücklichen Troſt gewähren, aber die armen Leute nicht zu Kopfhängern machen oder gar zur Heuchelei abrichten.

In allen dieſen Beziehungen wäre nun die Sittenpolizei am wirkſamſten nicht unmittelbar von einer Behörde aus, ſondern durch Beiſpiel und durch den Aſſociationsgeiſt unter den Arbeitern ſelbſt zu erreichen. Die Beſſerung wird um ſo würdiger und dauerhafter ſeyn, je mehr ſie eine freiwillige iſt. Wo ſie gezwungen und ängſtlich erſcheint, werden die Arbeiter ſich in einer Zuchtanſtalt zu befinden glauben und die Sache wird ſich nicht durchführen laſſen. Wenn ſie aber aus der Belebung des Gemeingeiſtes hervorgeht, wenn ſie das Ziel eines gewiſſen Ehrgeizes wird, dann wird die Beſſerung gründlich ſeyn. Man theile die Gemeinde in Nachbarſchaften, etwa je von zehn Familien ab, die unter einem ſelbſtgewählten Vorſtande unter ſich ſelbſt die Sittenpolizei üben und der Gemeinde ſolidariſch dafür verantwortlich ſind, ſo wird ungleich mehr damit ausgerichtet werden, als mit außerordentlichen Aufſehern und geheimen Denuncianten.

Wir haben bisher nur von den Fabrikarbeitern auf dem Lande geſprochen, müſſen nun aber den Blick auch auf die in den größeren Städten werfen. Bei den erſteren erkennen wir an, daß ſie abſolut unfähig ſind, die Produkte ihrer Arbeit auf eigene Rechnung zu verwerthen, daß ſie vielmehr nur dienende Glieder eines zuſammenhängenden, von einem ſpekulativen Unternehmer geleiteten Arbeitsſyſtems ſeyn können, das ſeinen Mittelpunkt in großen Maſchinen findet. Die ſtädtiſchen Fabrikarbeiter wären dagegen in ſehr vielen Fällen fähig, ihr Gewerbe,

das wenig Apparat erfordert, auf eigene Rechnung zu treiben, wenn sie nicht durch die Alles überwältigende Concurrenz eines oder weniger Spekulanten verarmt und gezwungen worden wären, ihre Selbstständigkeit aufzugeben und jenen um Lohn zu dienen. Auf das Land, in die Gebirge, in die Nähe der großen Wasserkräfte, der Wälder und Bergwerke ziehen sich hauptsächlich die Fabriken, die von Rechtswegen Fabriken, d. h. Anstalten sind, in denen die Arbeit nur massenhaft von großen Maschinen mit Hülfe vieler dienstbaren Hände vollbracht werden kann. In den Städten, namentlich den volkreichern, ist dagegen eine Fabrikation aufgekommen, die nicht eigentlich diesen Namen führen sollte, weil sie jener großen Apparate und Maschinen nicht bedarf, und die ursprünglich nur ein kleines Handgewerbe ist, das jeder Meister auf eigene Rechnung treiben kann, und das nur durch die Zahl der Gesellen weiter ausgedehnt wird. Gleichzeitig mit der Nachricht der auf dem Lande in Schlesien ausgebrochenen Unruhen gab die Zeitung auch Kunde von einer kleinen Emeute in der Hauptstadt Breslau, veranlaßt durch die Schneider und Tischler, welche brodlos geworden waren, weil sich einige jüdische Spekulanten fast ihrer ganzen Kundschaft bemächtigt haben und die Stadt aus Kleider- und Möbelmagazinen mit den Artikeln überschwemmen, welche sonst die kleinen Meister des Gewerbes verfertigt hatten. Nun bedarf es, um Kleider und Möbel zu verfertigen, keiner großen Maschinen, und in der Natur dieser Arbeit liegt es durchaus nicht, daß sie fabrikmäßig betrieben werde; vielmehr kann sie vollkommen gut und billig von kleinen Meistern mit ihren Gesellen geleistet werden und man darf sogar bei diesen eine größere Solidität voraussetzen.

Unter diesen Umständen gehört die Verarmung der Handwerker und Kleinbürger nicht zu den nothwendigen Uebeln der fortgeschrittenen Industrie und des Maschinensystems, sondern ist ein vermeidliches Uebel, eine unnatürliche Ausartung des Gewerbewesens, ein Krankheitszustand des städtischen Lebens, dem abgeholfen werden sollte.

Die Verwandlung kleiner Eigenthümer, selbstständiger Handwerker, honetter Familien, die sich ehrlich durchbringen, in verarmte, eigenthumslose, abhängige Arbeiter, die von der Gnade eines reich gewordenen Collegen oder jüdischen Spekulanten

leben müſſen, iſt eine um ſo größere Calamität, da in dieſem Fall der Schmerz und die Unzufriedenheit der Betheiligten doch viel lebhafter ſeyn muß, als bei den eigentlichen Fabrikarbeitern auf dem Lande. Denn der herabgekommene Handwerker hat noch die Erinnerung ſeiner frühern Unabhängigkeit, ſeiner frühern bürgerlichen Ehre, ſeines verlornen Familienglücks, während der ländliche Arbeiter an der großen Maſchine keine ſolche Erinnerung bewahrt und auch auf dieſe Selbſtſtändigkeit überhaupt und Verwerthung ſeiner Arbeit auf eigene Rechnung der Natur der Sache nach keinen Anſpruch machen kann.

Das Herabſinken ſelbſtſtändiger Handwerker zu Lohnarbeitern hat in der Regel alle die traurigen Folgen auch in den Städten, die wir oben bei den verarmten und verſchuldeten Fabrikarbeitern auf dem Lande kennen lernten. Die Generation wird entſittlicht und phyſiſch entnervet. Aus ehrſamen Bürgern wird ein Pöbelhaufe, der aber noch gefährlicher und zu Exceſſen geneigter iſt, als der auf dem Lande.

Man ſcheint noch hie und da zu glauben, daß die Anhäufung des Reichthums in wenigen Händen die Regierung erleichtere und der politiſchen Ueberwachung günſtig ſey. Man hält den Reichthum ſeiner Natur nach für conſervativ und den Gehorſam für geſichert, wenn die Armen von den Reichen abhängig ſind. Allein wenn ſchon im Mittelalter die großen Grundbeſitzer nicht immer die loyalſten waren, ſondern eine ſchwer zu beſiegende Oppoſition bildeten, ſo iſt der Geldreichthum unſerer Tage noch weit unzuverläſſiger. Einmal iſt es ſeine Art, eben ſo ſchnell zu verſchwinden, wie er entſtand. Sodann wird es ihm leicht, den Standpunkt, von wo aus er wirkt, zu verändern. Endlich iſt er immer ein Concurrent der Staatsfinanzen und nicht ſelten gelingt es ihm, dieſe letzteren von ſeinen Spekulationen abhängig zu machen. Es klingt paradox und iſt doch wahr, daß zuweilen ein ganzer Staat, wenn er durch Steuern die Zinſen ſeiner Schulden abtragen muß, und dieſe Steuern nur durch die Arbeit der Bevölkerung ermitteln kann, zu dem Gläubiger, der nichts als eine Privatperſon oder jüdiſcher Spekulant iſt, faſt in das nämliche Verhältniß im Großen tritt, in welchem ſich die Fabrikarbeiter zu den Fabrikunternehmern befinden. Der Geldariſtokrat macht ſich in höchſter Potenz von der Arbeit

eines ganzen Landes bezahlt, und von seiner Laune, von seinem Interesse, vielleicht von seinen geheimen Verpflichtungen gegen andere Staaten hängt es ab, ob er auf die Finanzen des ihm verschuldeten Landes mehr oder weniger drücken, dessen Unternehmungen hemmen oder auch wohl übereilen will. Das Geld kennt keinen Patriotismus.

Je zahlreicher in einem Staate die kleinen Eigenthümer, die mittelmäßig wohlhabenden Bauern und Handwerker sind, desto geregelter werden nicht nur seine Finanzen seyn können, sondern desto sicherer kann er auch auf die Loyalität, die patriotische Treue und einen wohlverstandenen Conservatismus im Volke rechnen. Der dauernde und gesicherte kleine Besitz bringt eine Ordnung und Regelmäßigkeit in die Gesellschaft, die unmöglich festgehalten werden können, wenn der Besitz rasch wechselt oder in seine extremen Gegensätze, großen Reichthum neben großer Armuth, zerfällt.

Welches Interesse soll der Arme am Gemeinde- und Staatsleben nehmen, wenn er unglücklich ist und den Zuständen flucht, die ihn in die Armuth hinabgedrückt haben? Welchen Bürgersinn kann man von dem erwarten, der seinen Mitbürger als Concurrenten, als Brodtdieb, als Unterdrücker haßt und mit der Regierung selbst, von der er Garantie seiner bürgerlichen Existenz verlangt, unzufrieden ist?

Nachdem man so viele Erfahrungen gemacht hat, dürfte es außer Zweifel gestellt seyn, daß die Auflösung fast aller bürgerlichen Corporationen, Zünfte und Innungen und die Einführung unbedingter oder nur schwach bedingter Gewerbefreiheit zwar dem Zwecke, alte Mißbräuche und ungerechte Privilegien und Monopole auszurotten, entsprochen, dagegen aber zu neuen und zum Theil noch schlimmern, wenigstens viel tiefer in die Massen eingreifenden Uebeln geführt hat. Die Mißbräuche, die sich in die bürgerlichen Corporationen eingeschlichen hatten, konnten beseitigt werden; aber das Gute, das den Corporationen inwohnte, hätte um jeden Preis gerettet werden sollen. Die Büreaukratie, welche hier so gewaltthätig einschritt, war verblendet. Sie glaubte, eine wohlthätige Reform zu bewirken, aber sie täuschte sich über den Erfolg. Sie hat dies zum Theil eingesehen, nun fürchtet sie aber wieder, der Bürgersinn könne durch die Corporationen zu kräftig belebt und ein Oppositionsgeist darin

Das Organ der somnambülen Wahrnehmung der Außenwelt muß, wenn es für den Schall, für Geſichts- und ſelbſt nur für Taſtobjecte zugänglich ſeyn ſoll, durchaus an der Oberfläche des Körpers liegen. Es muß ſomit die Haut mit den darein verzweigten Gefäßen und etwa noch mit den unmittelbaren darunter liegenden Muskeln, wenn auch nicht überhaupt der Sitz des ſomnambülen Wachens, doch das Organ der ſomnambülen Wahrnehmung ſeyn. Die Lebenskraft, welche ſonſt in dieſen vegetativen Organen zur Blindheit gebunden iſt, löst ſich im ſomnambülen Zuſtande und erwacht nun ebendamit in ihnen zum Bewußtſeyn und zur Freiheit, wie ſonſt im geſunden Zuſtande nur innerhalb der Nerven.

Warum ſollte dies auch ſo unmöglich ſeyn; die Lebenskraft, welche die Fingerſpitzen und Herzgrube und deren Muskeln, Gefäße und Häute durchwohnt, iſt ja dieſelbe Seele, welche im Sehnerven den Tag über zur Bewußtheit gelöst iſt, im Schlafe aber in blinde Gebundenheit und zur bloßen Lebenskraft des Nerven zurückſinkt. Kann die Seele innerhalb des Nervenſyſtems zu dem bewußtloſen und nothwendigen Zuſtand der Lebenskraft zurückſinken, wie dies periodiſch im Schlafe geſchieht, ſo wird wohl auch die Lebenskraft in vegetativen Organen zu bewußter Freiheit oder zur Seele erwachen können. Es bedarf hiezu nur einer bis auf einen gewiſſen Grad gehenden Löſung von dem körperlichen Stoffe, mit welchem ſie gleichſam chemiſch gebunden iſt.

Dieſe Löſung der Lebenskraft innerhalb der vegetativen Organe wird nun freilich krankhafter Art ſeyn müſſen, denn die normale Aufgabe der Lebenskraft iſt, bis zum Tode in ununterbrochener innigſter Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe ihr gemeinſchaftliches Produkt, den lebenden, geſunden Körper, zu bilden. Wir finden aber auch in der Erfahrung, daß die ſomnambüle Löſung der Lebenskraft immer krankhafter Art iſt. Meiſt entſteht ſie bei hyſteriſchen, krankhaft empfindlichen Perſonen, bei welchen ſchon im wachen Zuſtande die Empfindlichkeit zu tief über das Nervenſyſtem hinunter, bis auf den Grund des vegetativen Lebens und ſeiner Organe reicht. Namentlich wird ſie durch abnorme Uebereizung des Geſchlechtstriebes, ſey's in Folge einer plötzlichen und zu raſchen Entwicklung, ſey's in Folge einer unbefriedigten Steigerung, ſey's in Folge einer ausſchweifenden Entzündung deſſelben hervorgebracht, der Geſchlechtstrieb iſt ja aber bekanntlich ſchon im

genährt werden, oder es ſey wenigſtens nicht mehr möglich, den allgewaltigen, alle Schranken durchbrechenden Spekulationsgeiſt in zunftmäßige Bahnen einzulenken. Aber aus welchen Gründen immer die Wiederherſtellung bürgerlicher Corporationen gehindert wird, früher oder ſpäter wird man darauf zurückkommen müſſen. In den unregelmäßigen Aſſociationen aller Art für die ſpeziellſten Zwecke bewährt ſich der Drang der Natur, der die Geſellſchaft darauf hinweiſt. Der Einzelne ſieht, er geht zu Grunde durch die Concurrenz eines glücklichen Nebenbuhlers; er wird ſich alſo durch eine Aſſociation zu ſchützen ſuchen. Was er aber erſt ſucht, das hatten die alten Innungen und Zünfte feſt und ſicher.

Trotz unſerer gerühmten Gewerbefreiheit oder gerade wegen ihr iſt das bürgerliche Leben jetzt viel elender beſtellt, als in den ſo verrufenen Zeiten des Mittelalters. Damals war der Beſitz gering, aber geſichert. Jetzt iſt alles unſicher. Damals ſahen ſich innerhalb einer deutſchen Stadt alle die, welche das gleiche Gewerbe trieben, als natürliche Brüder und Genoſſen an, ſtanden einander bei, ſicherten einander wechſelſeitig die Exiſtenz, ließen keinen zu Grunde gehn und ſuchten durch treues Zuſammenhalten nach außen ihre Rechte und ihr Anſehen zu vermehren. Jetzt iſt alles umgekehrt. Jeder iſt der natürliche Feind des Andern und ſucht ihn durch Concurrenz zu ruiniren.

Ehemals mußte man, um ein Gewerbe treiben zu können, in der Stadt geboren oder eingebürgert ſeyn, und konnte das Bürgerrecht nicht erhalten, wenn man nicht jede moraliſche Garantie dafür darbot. Ferner mußte man das Gewerbe in vorgeſchriebener Lehrzeit gründlich erlernt und ſein Meiſterſtück gemacht haben, ehe man ſich etabliren konnte. Sodann wurden innerhalb einer Stadt nicht mehr Gewerbsgenoſſen zugelaſſen, als ihr Brod in derſelben neben einander finden konnten. Dadurch wurde jedem Eingebornen ſeine Nahrung geſichert. Alle Genoſſen des gleichen Gewerbes bildeten eine geſchloſſene Zunft, die mit geſammter Kraft darüber wächte, daß kein fremder Spekulant ſich einſchlich und in das Gewerbe pfuſchte; die in Krankheits- und unverſchuldeten Unglücksfällen dem ärmeren Genoſſen beiſtand und ihn nicht verderben ließ; die, wo es irgend anging, die Arbeit zu gleichen Theilen unter die Genoſſen vertheilte, alſo daß z. B. gewiſſe Metzger nur Rinder, andere nur

Schweine ſchlachten durften ꝛc.; und die endlich darauf ſah, daß alle Genoſſen gut und preiswürdig arbeiteten, und daß das Publikum nicht betrogen wurde. Bei dieſer durchaus vernunftgemäßen Einrichtung haben unſere Väter ehrlich beſtanden, und in allen deutſchen Städten blühte viele Jahrhunderte lang der geſichertſte Wohlſtand. Damals war es noch eine Freude und ein Stolz, Kleinbürger und Handwerker zu ſeyn. Der Zunftgenoſſe war, wenn er ſeine Schuldigkeit that, für ſein Leben lang geſichert und von keiner Nahrungsſorge geängſtigt; ja er ſah auch ſeiner Kinder künftiges Glück voraus, indem der wackere Sohn eines wackeren Meiſters natürlich die nächſte Anwartſchaft auf die Nachfolge in der Zunft behielt.

Jetzt kann ſich Jeder in die Stadt eindrängen und ein Gewerbe treiben, welches er will. Fremde Spekulanten können Geldmaſſen hineinwerfen und plötzlich alle einheimiſche Concurrenz vernichten. Leute, die von dem Gewerbe nicht das Geringſte verſtehen, können gleichwohl die Unternehmer ſeyn, unter deren Firma gedungene Kundige die Arbeit verrichten. Der Unkundige zieht den Gewinn ein, der Kundige muß mit der ſpärlichſten Ablohnung vorlieb nehmen. Oder wenn die großen Spekulanten ausbleiben, ſo drängt ſich eine Unzahl kleiner Concurrenten herbei. Die Stadt hat ſo viel Einwohner, daß fünfzig Schneider in ihr Nahrung finden können. Nun finden ſich aber hundert Schneider ein, von denen die Hälfte zu Grunde gehen muß. An eine Beſchränkung der Zahl wird nicht gedacht; von wechſelſeitiger Unterſtützung iſt nicht die Rede. Jeder freut ſich, wenn der Andere zu Grunde geht. Iſt dann Einer am Bettelſtabe, ſo hilft ihm am allerwenigſten ſein Zunftgenoſſe, er fällt der Stadt im Allgemeinen zur Laſt. Denn mit dem brüderlichen Sinn der Zünfte ſind auch die Stiftungen und Kaſſen verſchwunden, aus denen ſonſt der Unterhalt verarmter Genoſſen beſtritten wurde.

Wenn ehemals in einer größeren Stadt eine Zunft aus 50 Meiſtern beſtand mit 300 Geſellen, die alle ihr vollkommenes Auskommen hatten und von keiner Nahrungsſorge gedrückt waren, ſo finden ſich jetzt in derſelben Stadt und unter übrigens gleichen Verhältniſſen der Bevölkerung vielleicht 150 Meiſter mit 200 Geſellen. Die Zunft iſt aufgelöst; der erſte beſte Geſell

kann gegen eine geringe Garantie ſich als Meiſter etabliren, heirathen ꝛc.; deßhalb hat ſich die Zahl der Meiſter in derſelben Stadt verdreifacht. Aber jeder dieſer vielen Meiſter kann nun auch nicht mehr die Nahrung finden, die früher den wenigen Meiſtern geſichert war. Die größere Zahl der neuen Meiſter verarmt, macht häufig ſchon in den erſten Jahren des Etabliſſements bankerott und tritt nun wieder ins Verhältniß der Geſellen zurück, oder wirft ſich auf anderweitige Spekulationen der Verzweiflung. Aber auch die fleißigſten und tüchtigſten Meiſter, die mit einem ſoliden kleinen Kapital angefangen haben und zu anderen Zeiten in ihrer Exiſtenz ungehindert geblieben wären, ſind heutzutage nicht mehr ſicher. Denn plötzlich ſchleudert ein großer Unternehmer den Artikel, den ſie produciren, zu beiſpielloſen Preiſen unter die Abnehmer, überſchwemmt den Markt damit und ruinirt alle Concurrenten. Iſt dies geſchehen, ſo läßt der Spekulant die Preiſe wieder ſteigen. Nun ſind die meiſten, die ſich ſonſt ehrlich ernährten und ihre bürgerliche Unabhängigkeit bewahrten, durch die Noth gezwungen, bei jenem Juden als Geſellen um den kärglichſten Lohn zu dienen. Dieſer Zuſtand iſt noch extremer als der vorhin bezeichnete. Anſtatt der ſchon verarmten 150 Meiſter und 200 Geſellen tritt hier nun das Verhältniß von 5 Meiſtern zu 350 Geſellen ein, oder vielmehr das Verhältniß von 5 allmächtigen und alles beſitzenden Juden zu 350 Chriſtenſklaven.

Bildet nun das Elend dieſer 350 nicht einen ſchreienden Contraſt gegen das Glück und den Stolz der 50 Meiſter und 300 Geſellen der älteren Zunftverfaſſung? Und muß man nicht eingeſtehen, daß unſere Vorfahren in der Kunſt, allen Familien in einer Gemeinde ihre Exiſtenz zu ſichern, ungleich mehr politiſchen Verſtand bewährt haben, als wir, uns ſo klug dünkenden und auf ſie herabſehen wollenden Enkel?!

Während ſonſt die gleiche Individuenzahl der Gewerbsgenoſſen ſich in den Gewinn des Gewerbes theilten und alle dabei zufrieden und glücklich waren, ſcharren jetzt fünf Individuen, die noch dazu dem Gewerbe urſprünglich fremd waren, allen Gewinn allein zuſammen, und die übrigen, die eigentlichen Gewerbskundigen, ſind am Bettelſtabe.

Dazu kommt noch, daß der Gewinn verſiegt. Ehemals

blieb, was vom Gewinn erübrigt wurde, theils den Gemeinde- und Zunft-, theils den Familiengenossen, wurde als theures Erbe gehütet und kam noch späten Enkeln zu Gute. Jetzt zieht ein reicher Spekulant allein für sich den großen Gewinn ein, setzt ihn aber augenblicklich wieder auf eine andere Spekulation, verläßt die Stadt oder macht Bankerott, und nirgends ist mehr eine Spur übrig von dem, was Jahre lang viel hundert fleißige Hände für ihn und in seinem Interesse gearbeitet haben.

Folgt nun daraus, daß wir die alte Zunftverfassung wiedereinführen sollen? Keineswegs, wenn man darunter ihre Mißbräuche und die Ketten versteht, die dem freien Verkehr angelegt waren. Wohl aber, wenn man genau unterscheidet, was in jenem alten Zunftwesen gut und praktisch war und auch in unserer Zeit sich noch heilsam bewähren kann.

Diejenigen Gewerbe, für welche wir unbedingt Gewerbefreiheit in Anspruch nehmen, theilen sich in solche, die nur wenige, aber besonders kunstreiche Hände erfordern, und in andere, die sehr viele Hände in gemeinschaftlicher Arbeit, aber nur mechanisch beschäftigen. Die ersteren können nicht zünftig seyn, weil es hier immer nur wenige besonders befähigte Schüler und Vertraute geben wird, die sich auf die freieste Weise des Privatübereinkommens dem Meister anschließen und unterordnen werden. Die zweiten können eben so wenig zünftig seyn, weil hier immer nur ein Unternehmer einer großen Menge von absolut abhängigen Arbeitern gegenüberstehen muß und hier von genossenschaftlicher Gleichheit der Meister keine Rede seyn kann. Dazu kommt, daß beide Arten der hier bezeichneten Gewerbe Produkte liefern, die ihres seltenen Gebrauchs wegen nur selten und an den verschiedenen Orten zerstreut Liebhaber finden; z. B. gewisse Arbeiten der Mechaniker, oder die von so schwieriger Construktion oder von so ausschließlicher Güte des Stoffes sind, daß sie nur von einem Meister oder an einem Orte gemacht werden können, während man ihrer an vielen Orten bedarf; oder die nur aus großen Fabriken hervorgehen können, die wieder nur in gewissen Gegenden angelegt werden können, und die man sich von dorther verschreiben muß. Alle Produkte solcher Art verlangen einen weiten und uneingeschränkten Markt, also Gewerbefreiheit.

Dagegen wird eine Zunftverfassung allen den kleinen

Handwerken zuträglich seyn, die ihrer Natur nach ohne großen Apparat überall getrieben werden können und den Markt für ihre Erzeugnisse ganz in der Nähe finden. Für solche ist es nicht nöthig, ihren Markt in der Ferne zu suchen und durch eine verderbliche Concurrenz in fremdes Gemeindewesen einzugreifen, wohl aber heilsam, sich selbst gegen verderbliche Concurrenz zu schützen.

Eine Hauptbürgschaft für das dauernde Gedeihen der Kleinbürger in den bezeichneten Zunftgenossenschaften müßte darin liegen, daß jeder Spekulant gesetzlich verhindert wäre, ihnen durch Fabrikation ihrer Erzeugnisse im Großen, d. h. durch eine alles überwältigende Concurrenz die örtliche Erwerbsquelle abzuschneiden. Der Einwand, daß ein solcher Spekulant die Waare wohlfeiler und besser liefere, hält nicht Stich. Im Gegentheil sind die fabrikmäßig verfertigten Kleider, Möbeln ꝛc. immer nur so lange wohlfeiler, als die gewöhnliche Arbeit fleißiger und solider Meister, so lange diese letzteren noch die Concurrenz aushalten. Nachher erhöht sich der Preis bald wieder. In jedem Fall aber sind die auf Spekulation verfertigten Fabrikarbeiten weniger solid und dauerhaft. Die Gemeinde gewinnt nichts dadurch, daß ihr ein spekulativer Jude mit einem brillanten Kleidermagazine eine schnell vergängliche Modewaare zu einem anfangs vielleicht geringern Preise aufschwatzt; denn der anscheinende, immer sehr kleine Gewinn wird bei weitem aufgewogen durch den Verlust, den sie leidet, sofern jene Concurrenz die örtlichen kleinen Gewerbe, die ehrlichen Meister ruinirt und mit ihren Familien dem Elend Preis gibt. Die Vermehrung nicht nur der Armen, sondern auch der Demoralisation in der Gemeinde beweist, wie schädlich die Concurrenz jener Spekulanten im Großen ist, und ein gesetzliches Verbot derselben scheint demnach hinlänglich begründet. Durch eine solche Maßregel allein kann die Existenz der Kleinbürger geschützt werden. Gegen die Gefahr übrigens, daß die Zunft ihre Begünstigung mißbrauchen und der Gemeinde schlechte und theure Waare liefern sollte, können andere Gesetzesbestimmungen und kann eine Controle von Seite des Magistrats und der Gemeindedeputirten jederzeit zur Genüge Gewähr leisten.

Die Mißbräuche der alten Zünfte liegen nicht im Prinzip

des Zunftwesens, sondern nur in dessen einseitiger Ausbildung. In freien Reichsstädten, in denen die Zünfte als solche herrschten, beuteten sie freilich ihr Monopol bis zur Ungebühr aus; allein diese Zeiten sind längst vorüber und es ist nicht mehr möglich, daß eine Metzger- oder Gerberzunft als solche den Souverain spielt.

In die Klasse der Kleinbürger, welchen durch Zunftverfassungen ihre Existenz in jeder Gemeinde gesichert werden sollte, gehören nicht nur die Handwerker, die für das nächste Bedürfniß der Gemeindeglieder arbeiten, also Müller, Bäcker, Metzger, Schneider, Schuster, Schreiner, Schlosser, Schmiede, Tapezierer, Bader ꝛc., sondern auch Detailhändler, Krämer, Schnittwaarenhändler, Apotheker ꝛc. Von dieser ganzen Klasse gilt, daß naturgemäß ihre Zahl auf die Zahl der Gemeindeglieder überhaupt berechnet seyn muß und daß es vernünftigerweise in ein und derselben Stadt nie mehr Schneider, Schuster oder auch Krämer geben darf, als sich daselbst ehrlich ernähren können. Diese Zahl läßt sich bei der Zunftverfassung berechnen und nach dem Maaß der Bevölkerungszunahme periodisch erweitern, nach dem Maaß der Bevölkerungsabnahme aber auch wieder und zwar ohne Zwang mäßigen, da Todesfälle und Auswanderungen aushelfen. Verfehlt man länger, diesen Grundsatz wieder ins Gemeindeleben einzuführen, so wird man in nicht langer Zeit erleben, daß der Wohlstand der Gemeinden völlig ruinirt werden wird.

Der wahre Segen der Gewerbfreiheit besteht nicht darin, daß der erste beste Spekulant kommen und alle kleinen Gewerbsleute eines Ortes, welche dieselbe Waare sonst eben so gut lieferten, durch seine Concurrenz ruiniren darf, sondern darin, daß eine neue, oder wesentlich verbesserte Waare, die nur an einem Orte unter besonders günstigen Umständen verfertigt werden kann, frei überall hin verführt werden darf. Der wahre Segen der Gewerbfreiheit besteht auch nicht darin, daß innerhalb einer Gemeinde sich eine Ueberzahl von Concurrenten in demselben längst gangbaren Gewerbe wechselseitig an den Bettelstab zu bringen trachten und daß überdies noch fremde Spekulanten hereingelassen werden, um ihr Verderben zu beschleunigen; sondern er besteht darin, daß der Erfinder eines neuen wichtigen Fabrikats oder der kunstreiche Verfertiger von Gegenständen, die ihm kein Anderer nachmachen kann, auf sein Patent hin eine

gewiſſe Reihe von Jahren hindurch entweder das Monopol des Vertriebs genießt, oder daß ihm doch der weiteſte Markt eines Landes oder Zollvereins offen ſteht. Es wäre ein unerträglicher Gewerbszwang und man müßte mit aller Energie die Gewerbefreiheit reclamiren, wenn z. B. ein Fraunhofer, der allein aſtronomiſche Gläſer in höchſter Vollkommenheit liefert, dieſe treffliche Waare in einer Stadt nicht abſetzen dürfte, weil ſchon eine privilegirte Zunft von Glasfabrikanten daſelbſt beſtünde, oder wenn ein Walker nicht in die größten Städte aller Länder berufen werden könnte, um ihnen Orgeln zu bauen, weil daſelbſt ſchon privilegirte Orgelbauer vorhanden wären; oder wenn der Verfertiger eines neuen für die Induſtrie wichtigen Färbeſtoffs, einer neuen Maſchine und der dadurch verbeſſerten Fabrikate vor den Thoren irgend einer Stadt zurückgewieſen werden wollte. In allen dieſen Fällen iſt die Gewerbefreiheit naturgemäß und dem Gemeinwohl förderlich. Dagegen wäre die Gewerbefreiheit nicht in Anſpruch zu nehmen und über keinen Gewerbszwang zu klagen, wenn ein ſpekulativer Jude verhindert würde, ſich mit ſeinem Magazine unſolider und nur für den äußern Schein verfertigter Kleider und Möbeln, die jeder Schneider, Schreiner und Sattler ſolider verfertigt, in einer Gemeinde zu etabliren und die vorhandenen Meiſter des Gewerbes zu ruiniren.

Ein weſentliches Erforderniß der Zunftverbeſſerung wäre, daß es nur rechte und ausſchließliche Zunftgenoſſen geben könnte, d. h. daß jeder zünftige Meiſter ſein Gewerbe regelmäßig erlernt haben müßte, daß er nur auf eigene Rechnung und daß er nicht zugleich andere Gewerbe treiben dürfte. Kein Kapitaliſt, dem es einfiele, in einem Gewerbe zu ſpekuliren, ohne es gelernt zu haben, dürfte zur Zunft zugelaſſen werden, und eben ſo wenig dürfte geduldet werden, daß ein angeblich zünftiger Meiſter nur für fremde Rechnung, als Beſoldeter eines dem Gewerbe fremden Kapitaliſten, arbeitete. Daß ihn nicht die Noth zu einem ſolchen Schritte treiben könnte, dafür hätte die Zunft zu ſorgen, die ihm Arbeit verſchaffen müßte, und eben ſo beſtimmt müßte der Cumulus von Gewerben in der Hand eines und deſſelben Spekulanten abgewieſen werden, weil jeder zünftige Meiſter von einem Gewerbe allein leben kann und durch Einen, der ſich die Nahrung Vieler aneignet, jene Vielen die ihrige verlieren.

Natürlicherweise würde ein solches Gesetz erst sehr allmählig durchgeführt werden können, da es augenblicklich eine ungeheure Menge Privatinteressen verletzen müßte. Denn die Verwirrung in dieser Beziehung hat schon fast den höchsten Grad erreicht. Die Spekulation in Gewerben, denen man fremd ist, gehört zu den alltäglichsten Dingen. Der Reiche spekulirt zugleich in Landgütern und Staatspapieren, in Eisenbahnen und Gasthöfen, in Fabriken und Handel der verschiedensten Art. Der hohe Adel, dessen alter Besitz dabei flüssig wird, unterscheidet sich hierin nur wenig von den Parvenus, die ihren jungen Besitz zu consolidiren suchen. Die alten Geschlechter jagen nach Etablissements, wie die neuen nach Fideicommissen. Auch die Staatsdiener sind hie und da schon mächtig von der allgemeinen Spekulationswuth ergriffen worden und betheiligen sich bei Fabrikationen, die ihrem eigentlichen Beruf bis zur Lächerlichkeit fremd sind. Die eigentlichen Männer des Gewerbes, in deren Gebiet nun Andere so stürmisch einbrechen, sind weit entfernt, sich mit gesammter Kraft dagegen zu sträuben, sondern helfen selbst die industrielle Anarchie vermehren, indem je einer in des andern Gebiet hinüber pfuscht.

Hält man nun aber vom national-ökonomischen Gesichtspunkt aus fest, daß doch alle diese Geschäfte gemacht werden würden, daß es der Welt an Industrieartikeln aller Art nicht fehlen würde, auch wenn jener Spekulationsgeist in zunftmäßige Schranken eingeleitet wäre, und erwägt man, daß die zunftmäßigen Verbote gegen Pfuscherei aller Art und gegen das Ueberhandnehmen der Bankerotte die beste Bürgschaft seyn würden, so kann man nur wünschen, daß sich die industrielle Anarchie in einem Organismus regeln möchte.

Wenn lokale Zünfte unter besondern Umständen befähigt werden, ohne Nachbargemeinden zu schaden, sich einen großen Absatz nach außen zu verschaffen, z. B. Lieferungen von Naturalien und mannigfachen Utensilien zum Kriege und zur Schifffahrt, so würde es eine sehr weise Vorsorge der Gesetzgebung seyn, der Zunft als solcher den verhältnißmäßigen Gewinn zu sichern und nicht einzelnen bevorzugten Meistern oder gar Spekulanten, die der Zunft ganz fremd sind. Warum sollten nicht die Zünfte gemeinsam die Lieferung so gut bestreiten können, wie die Juden, welche gewöhnlich alle Lieferungen an sich reißen und den Gewinn

an einem Orte anhäufen, wo er dem Gemeinwohl ungleich weniger fruchtbar wird, als wenn er an die Zunftgenossen sich vertheilte.

Die Maxime der Regierungen, bei allen großen Gewinn abwerfenden Unternehmungen sich an einzelne Spekulanten und namentlich Juden zu wenden, und die Corporationen zu übergehen, läßt sich nur da rechtfertigen, wo aller Corporationsgeist längst erloschen ist; allein es kommt eben darauf an, ihn wieder zu wecken.

Wir können unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne auch der Bauern zu gedenken, deren Wohlstand ganz durch die nämliche Spekulationswuth zerrüttet wird, wie der Wohlstand der Bürger. Wo die Gütertheilung gesetzlich und gleichsam Mode geworden ist, drängen sich überall Spekulanten herbei, welche dem Landbau ursprünglich fremd sind und nur Güter kaufen, um sie erst rasch auszubeuten, d. h. das beste Holz zu fällen, Gebäude auf den Abbruch zu verkaufen ꝛc., und dann zu zerschlagen, in kleine Partien zu theilen und diese, beim steigenden Werth der Güter in Friedenszeiten, zu hohen Preisen wieder zu verkaufen. Es gab allerdings in einigen Ländern zu viel große Güter, und wenn der Gutsherr, der etwa zwei Drittheile der Markung besaß, der Gemeinde, die auf dem letzten Drittheil eng zusammengedrängt war, seinen Antheil verkauft und jedes Gemeindeglied dadurch ein um zwei Drittel größeres Gut gewinnt, so ist dies eine Verbesserung der Gemeinde, der vorher arme Fröhner kann ein wohlhabender Bauer werden; wer nur Ziegen hielt, kann sich Kühe, wer sich nur Kühe hielt, kann sich Pferde halten. Wenn aber das Zerschlagen großer Güter in solche Portionen, die eine Familie gut ernähren können, den Wohlstand der Gemeinden nothwendig befördern muß, so folgt daraus nicht, daß das Zerschlagen der Güter in kleine und kleinste Portionen denselben Vortheil gewährt; vielmehr geht dann jener Vortheil wieder verloren, und in dem Maaße, in welchem der Landmann wieder statt der Pferde nur Kühe, oder statt der Kühe nur Ziegen halten kann, sinkt er wieder vom wohlhabenden Bauer zum armen Tagarbeiter herab und der Wohlstand macht wieder der Armuth Platz. Die Spekulanten führen daher durch ihren Detailverkauf des Bodens zu demselben Uebel zurück, dem man abhelfen wollte, indem man

große Güter in angemessene Portionen zerschlug. Der neue Tagelöhner hat wieder nur so viel, ja vielleicht weniger, als der alte Fröhner und die Absicht, eine Masse von wohlhabenden Bauern zu erhalten, ist vereitelt. Mit welchem Raffinement die Spekulation sich in den Besitz größerer Bauerngüter zu setzen, die alten ehrlichen und wohlhabenden Eigenthümer zu verdrängen und das ausgeplünderte Gut dann in kleinern Portionen zu verkaufen wissen, das hat unlängst K. E. Marcard in einer lesenswerthen Brochüre „der Bauernschinder" für Westphalen nachgewiesen. Er schildert unter dem Namen Nettelheim einen Spekulanten, der einen wohlhabenden Bauer auf folgende Weise ruinirt. Er verkauft dem Bauer allerlei und notirt es, ohne hievon Bezahlung anzunehmen. „Hat der Bauer eine ziemliche Rechnung, so wird zu geldloser Zeit ausgeklagt, Pfändung nachgesucht, gegen gehörige Abgaben an Geld oder Geldeswerth Frist ertheilt, ein neuer Schuldschein auf einen runden Betrag ausgestellt, ein Jährchen gewartet, wiederum geklagt, und endlich das Ganze abermals mit Kosten und Zuschlag abgerundet, gerichtlich verschrieben, und zu fünf Prozent ins Hypothekenbuch eingetragen. Dann hat der Bauer zwar eine Zeit lang Ruhe, aber einige Hunderte Schulden, und vielleicht nicht für dreißig Thaler Werth darauf bekommen. Glücklich wenn es dabei bleibt, wenigstens aber hat Herr Nettelheim nach einigen Jahren sein Geld nöthig; er kündigt, klagt ein, der Hof wird gerichtlich verkauft und dem Gläubiger für einen Spottpreis zugeschlagen; denn ein strenges Gesetz gilt unter dieser Art Leuten, die unter sich oft sogar gewisse Bezirke haben, bei dem Verkauf ihrer Bauern sich gegenseitig nicht aufzubieten. Der Bauer ist alsdann freilich zu Grunde gerichtet, und mag sehen, was er anfängt; der Spekulant aber weiß seine Waare, den zur Waare herabgewürdigten Grundbesitz, schon an den Mann zu bringen. Es sind ja immer Leute, die ein paar Thaler Geld und den Wunsch zu einem eigenen Heerde haben; diese kaufen ein Aeckerchen, bauen ein Häuschen, sorgen eilends für Bevölkerung, und bleiben den unmäßigen Kaufpreis, dessen Höhe nicht in Betracht kommt, da nicht baar bezahlt zu werden braucht, im Hypothekenbuche schuldig. Herr Nettelheim ist dabei ganz sicher, denn er hat es immer in der Hand, sich durch billigen Ankauf des verbesserten Grundstücks reichlich bezahlt zu machen,

gesunden Zustande derjenige Trieb der Lebenskraft, der an sich am tiefsten empfindlich ist. Die die höheren somnambülen Krisen häufig einleitenden Krämpfe und Convulsionen, die epileptischen Anfälle, welche so häufig von selbst in Somnambulismus umschlagen und immer die Wirksamkeit einer magnetischen Behandlung indiciren, — dies Alles sind Symptome einer krankhaft gesteigerten Muskelreizbarkeit, bekanntlich einer Hauptverrichtung der Lebenskraft. Die Erstarrung endlich, als ein anfangender Tod, muß im höchsten Grade die Lösung der Lebenskraft von dem körperlichen Organismus befördern.

Das bloße Erwachen der Lebenskraft zur Bewußtheit innerhalb der vegetativen Organe genügt nun aber noch nicht, die somnambüle Fernwahrnehmung zu erklären. Denn wenn wir auch die Körperoberfläche bewußt uns denken, so sind damit allein Gesichtsobjecte noch so wenig gesehen, als die Körper im Finstern von dem Augennerven; entfernte schallende Körper sind dadurch allein noch so wenig gehört, als der Gehörnerve den durch einen luftleeren Raum abgeschnittenen Schall vernimmt; die bewußte Körperoberfläche allein begründet noch keinen Geruch oder Geschmack, so wenig als die trockne Zunge schmeckt und die Nase beim Schnupfen riecht. Der Analogie der Sinne nach ist vielmehr zu erwarten, daß das Bewußtseyn noch ferner eines Mediums bedarf, um von der Körperoberfläche zu den entfernten Gegenständen fortzugehen und sie zu vernehmen; im wachen Zustande und in den Sinnen wenigstens bedarf es durchaus eines Leiters und vermag keine Lücke zu überspringen.

Ein solches Medium scheint denn auch wirklich bei den Fernwahrnehmungen des Schlafwandlers vorhanden zu seyn: darum nimmt er nicht alle ihn umgebenden Dinge und Personen wahr, sondern auf der niedern Stufe des somnambülen Traumes nur diejenigen, mit welchen seine Traumideen sich beschäftigen, auf der höhern Stufe des Schlafwachens dagegen nur diejenigen, mit welchen er in Umgang und Beziehung steht. Daß jener Geistliche die ihm untergeschobenen, leeren Papiere, wenn sie nur gleiches Format hatten, nicht erkannte, sondern wie seine Manuscripte korrigirte, zeigt noch ein großes Uebergewicht seiner Traumvorstellungen über seine Wahrnehmung; daß er dagegen von den fremden in seinem Zimmer befindlichen Personen keine Ahnung hatte, so wenig als von dem

nachdem er zuvor dem geängstigten Besitzer manche Vertröstung an Garn und Eiern abgezwackt hat. — Ein anderes Hauptgeschäft des Herrn Nettelheim, welches nicht selten zu demselben Ende führt, ist das Cessionsgeschäft. Für einen ganz geringen Preis kauft er neue und alte, oft noch gar nicht vorhandene Forderungen an Bauern, die er dann ebenso wie seine Handelsfreunde am Stricke hat."

Wie dieses Commissionsgeschäft auch an andern Orten, z. B. in Franken getrieben wird, davon gab der vormalige k. Bezirkslandrichter Puchta in den vor zwei Jahren erschienenen Erinnerungen aus seinem Leben einen anderweitigen Beleg: „der Jude weiß, welcher Bauer in seinem Nahrungszustande wankt, oder von Gläubigern gedrängt wird; das gibt ihm nun Gelegenheit, sich an diesen oder jenen der Gläubiger zu machen, welcher immer ein Christ ist, weil die Forderung eines Juden, der ebenso zu speculiren weiß, wie sein Glaubensgenosse, kein Gegenstand ist, wobei durch Einhandlung etwas zu gewinnen wäre. Auch scheut er weder Mühe und Beschwerden, noch die gewöhnlichen Folgen unbescheidener Zudringlichkeit; daher gibt es auch kaum ein Beispiel, daß ein Jude ex taedio litis eine Forderung verkauft hätte. Ganz anders ist dies bei dem creditirenden Christen; diesem ist es gleich zuwider, wenn er einer Schuldklagsache wegen nur zweimal vor Gericht erscheinen soll: er hat andere Beschäftigungen, als der arbeitsscheue Jude, und so kann es denn nicht fehlen, daß dieser in seiner Gewandtheit diese Stimmung bald sich zu Nutzen macht, indem er durch Schilderungen von der bedenklichen Lage des Schuldners und von prozessualischen Umtrieben, die ihm noch bevorstehen sollen, den verdrießlich gemachten Gläubiger nach seinen Absichten lenkt. Aergerlich, ja sittenverderblich ist, auch abgesehen von seinen unheilbringenden Folgen, der Unfug, der auf diese Weise mit dem Einhandeln solcher Forderungen getrieben wird, die oft nicht einmal zweifelhaft sind. Schon das unablässige Lauern auf das Thun und Treiben Anderer, um gelegentlich deren Verlegenheiten zu benützen, jenes stete Anlaufen und Beunruhigen harmloser Menschen, denen oft gar kein Gedanke an die Veräußerung eines Forderungsrechts in den Sinn kommt, dies allein schon muß jedem Ehrliebenden anstößig erscheinen. Aber das ist es nicht

allein. Der Jude, der die häuslichen und Familienverhältniſſe auskundſchaftet, und in die geheimſten Falten des Nahrungs- und Kreditzuſtandes eingedrungen iſt, befindet ſich nun in dem Stande, beſſer als die vorgeſetzte Obrigkeit, ja als die nächſten Angehörigen, als Weib, Kinder und ſonſtige Verwandte, den Vermögens- und Schuldenzuſtand Deſſen, den er auf das Korn genommen, zu tariren. Dieſe Kenntniß und die geſchickt ausgeſtreute Saat von Mißtrauen trägt ihm gute Früchte. Es iſt auch nicht etwa ein Einzelner, auf den er ſpeculirt; ſein Verkehr pflegt ausgebreitet zu ſeyn, und wo ſeine Kräfte nicht hinreichen, tritt er mit Andern in Compagnie, und theilt mit ihnen die Beute. Er iſt nun gleichſam im Beſitz einer Proſcriptionsliſte, wornach bald Dieſer bald Jener nach dem Grade der Reihe als Opfer fällt. Mag ſich der Arme von jeher noch ſo ſehr gehütet haben, ſich mit keinem Juden einzulaſſen, mit keinem ein Geſchäft zu treiben, von keinem zu borgen, das hilft ihm nun alles nichts, er fällt doch in der Juden Hände. Durch dieſen Verkehr wird der mit Schulden beladene, wenn gleich noch lange nicht über Vermögen verſchuldete, Unterthan gewiſſermaßen vogelfrei. Er iſt wenigſtens keinen Augenblick ſicher, von den Habichtsblicken eines Juden erſpäht zu werden. Treffen ihn vollends häusliche Unfälle, kann er mit ſeinen Zinszahlungen nicht ordentlich einhalten und wird ihm deßhalb das Kapital aufgekündigt, ſo koſtet es ohnehin wenig Mühe, ſeiner habhaft zu werden. Das Empörende iſt nun aber beſonders dies, daß der Jude, kaum hat er eine Forderung an ſich gehandelt, alſo doch willkürlich mißlich creditirt, ebenſo als wenn er urſprünglich in gutem Glauben Kredit gegeben hätte, und nun, um Schaden abzuwenden, ſtreng ſeyn müßte, mit der größten Haſt ſeine Befriedigung oder wenigſtens die Verſchaffung einer genügenden Sicherheit betreibt. Hat alſo die Forderung noch kein Hypothekrecht, ſo wird der neue Gläubiger gewiß ſchon bald Mittel und Wege finden, des Schuldners Einwilligung zur Eintragung in das Hypothekenbuch zu erhalten. Er macht demſelben dabei allenfalls das Verſprechen, das Kapital in ſo und ſo viel Jahren nicht aufzukündigen, oder mäßige Abſchlagszahlungen anzunehmen ꝛc., wohl wiſſend, daß da, wo die preußiſchen Geſetze gelten, ein ſolches, wenn auch vor Zeugen abgelegtes, mündliches Verſprechen (und auf etwas weiter ſich

einzulaſſen, hütet er ſich wohl) unverbindlich iſt. Auf dieſe Weiſe werden Forderungen naher Verwandter aneinander Gegenſtand dieſes unheilvollen Verkehrs, — begünſtigt durch Mißtrauen und entmuthigende Vorſpiegelungen und durch die Einfalt des forderungsberechtigten Bruders, Schwagers, Schwiegervaters, und ſo entſteht Zwietracht und Erbitterung in den Familien, und Unfriede in bis jetzt glücklichen Ehen. Wäre durch rechtzeitige Vermittelung der creditoriſche Verwandte dahin gebracht worden, ſeinem Schuldner vielleicht nur einen Theil von dem zu erlaſſen, was der Jude weniger gibt, als die Forderung beträgt, er hätte ſich ein Gotteslohn verdient und Wohlſtand und Glück der Familien wäre erhalten worden. — Wodurch der Nothſtand des abgetretenen Schuldners noch vermehrt wird, iſt, daß der Jude nun gewöhnlich die Klagſache einem Advokaten überträgt, wodurch er, — er braucht ja nun nicht in Perſon zu erſcheinen — der Verlegenheit, etwa durch richterliche Vermittelung von ſeiner Forderung etwas fahren laſſen zu müſſen, überhoben wird, während der Schuldner, dem nun einmal das Geſetz entgegenſteht, die Zeche bezahlen muß. — Ich will bei dieſer Darſtellung, die das Ergebniß mehr als vierzigjähriger Wahrnehmungen iſt, nur noch erwähnen, daß die Nichtbeſchränkung des fraglichen Verkehrs auch die geſetzlichen Beſtimmungen bezüglich auf den eingeſchränkten Gütererwerb der Juden vielfältig in ihrer Wirkſamkeit lähmt. Nach dem Edikt vom 10. Juni 1813 ſollen die iſraelitiſchen Glaubensgenoſſen Häuſer und liegende Gründe zum Wiederverkauf nicht erwerben können. Es iſt ihnen jedoch dieſe Erwerbung bei öffentlichen Verſteigerungen oder in Concursfällen, wenn ſie ſelbſt als Gläubiger auftreten, noch gelaſſen. Man begreift leicht, daß ohne Beſchränkung des Schulden-Einhandlungs-Gewerbes der Jude das Meſſer in der Hand hat, jene läſtigen Bande bei dem Gütererwerb nach Belieben zu durchſchneiden. Denn ſo wie mit dem, durch jüdiſche Mitwirkung beförderten, allmähligen Verderben der Grundeigenthümer auch die öffentlichen Verſteigerungen ſich vermehren, ſo vermehren ſich auch die Fälle, wo der wuchernde Jude als Gläubiger bei Vergantungen auftritt. Und das geht nun in arithmetiſcher Progreſſion ſo fort, weil er bei den hiernächſt von ihm anderweit gewöhnlich auf Borg verkauften Grundſtücken (mit der

Selbſtbewirthſchaftung läßt er ſich nicht ein) wieder als Gläubiger des Kaufſchillings erſcheint und, ſtatt daß bis jetzt nur Einer an ſeiner Schlinge flatterte, jetzt Mehrere dieſe precaire Exiſtenz haben. Der Jude verkauft nämlich die im Gant erſchlichenen Güter wiederum in einzelnen Parzellen, wobei er ſich einen Theil des Kaufgeldes ſogleich bezahlen läßt, im Uebrigen aber zur ſucceſſiven Zahlungsannahme verſteht, unter der Bedingung, daß ſein Abkäufer ordentlich einhalte. Er hat alſo immer, ſelbſt bei einem unverſchuldet eintretenden, vielleicht vorübergehenden Zahlungshinderniß, freie Hand, die Schlinge zuzuziehen, wenn der Schuldner ſich nicht nach ſeinem Willen bequemt, wenn er durch Spenden an erbauten Früchten oder andern Leiſtungen dem jüdiſchen Zinswucher ſich zu fügen verweigert, oder Anſtand nimmt, in nachtheilige Handelſchaften ſich mit ihm einzulaſſen, ſchlechtes Vieh von ihm einzuhandeln, ſchlechte Waaren zu theurem Preis zu kaufen, ſelbſt ſolche, die ihm entbehrlich ſind, und dergleichen."

Alſo auch hier daſſelbe Verfahren, wie in Weſtphalen; Austreibung der wohlhabenden Bauern aus größeren Gütern durch ſchlaue Ränke und alsdann Zerſchlagung dieſer Güter in kleinere Portionen, die eine Familie nicht mehr hinreichend ernähren können. Und beides durch eine Spekulation, die dem Landbau urſprünglich völlig fremd iſt, und in deſſen Verhältniſſe nur ſtörend und verderblich eingreift. Thatſachen, die mit dem Elend der Fabrikarbeiter und der verarmten Handwerker ſehr genau zuſammenſtimmen und den Beweis liefern, daß der kleine Beſitz, der bisher eine Familie anſtändig ernährte, auf dem Lande wie in den Städten, unter den Bauern wie unter den Bürgern, überall zum Theil ſchon vernichtet, zum Theil wenigſtens bedroht iſt. In den kleinen Beſitzern beruht aber der Kern der Bevölkerung und wenn in dieſem Kern der Wurm nagt, ſteht es ſchlimm. Die Sittenloſigkeit, das Branntweintrinken und in ihrem Gefolge die Entnervung kommen auch beim Bauernſtande überall hinter der Verarmung einher. Namentlich in der oben erwähnten Brochure des Herrn Marcard iſt mit ergreifenden Zügen das Herabſinken braver und ehrenwerther Bauern zu lüderlichem Geſindel nach dem Leben geſchildert.

Als die wirkſamſten Mittel gegen dieſes Herabkommen des

Bauernstandes haben sich theils direkte Gesetze, die dem Güterwucher der Juden steuern, theils die Kreditvereine erwiesen, die den Landmann vor dem Wucher der Spekulanten schützen, und sich z. B. in Schwaben so gut bewährt haben, daß hier schon viele Gemeinden Kreditvereine dieser Art besitzen.

Dem Bauer, der noch ein größeres Gut hat, ist auf solche Art am besten gedient und könnte derselbe noch insbesondere durch Gesetze geschützt werden, die das Zerschlagen solcher Bauerngüter in kleine und kleinste Portionen direkt verböten. Es gibt noch einige Gegenden, wo das System geschlossener Bauerngüter vorherrscht; allein man scheint den Werth desselben nicht genug anzuerkennen, indem man nicht dafür sorgt, daß dieses System überall beibehalten oder wieder eingeführt wird. Was sich auch vom privatrechtlichen Standpunkte für gleiche Vertheilung des väterlichen Erbes unter die Kinder sagen läßt, hier muß ein höherer Standpunkt genommen werden, wo es das Wohl des Ganzen gilt. Sind Bauerngüter, wie es wohl hier und da vorkam und noch vorkommt, übermäßig groß, so daß auf demselben Grund und Boden mehr als eine Bauernfamilie reichlich sich nähren könnte, so kann vernünftigerweise gegen eine Theilung unter die Kinder oder gegen den theilweisen Verkauf nichts eingewendet werden. Ist der Boden sehr fruchtbar und zu einer Cultur geeignet, die auch auf einem geringen Flächenraum gute Nahrung bietet, so kann wieder gegen eine verhältnißmäßige Theilung nichts eingewendet werden. Insofern braucht das Minimum des Flächeninhalts, welchen jedes Bauerngut haben müßte und der gesetzlich als untheilbar anzuerkennen wäre, nicht überall der nämliche zu seyn, sondern könnte nach der Beschaffenheit des Bodens variiren. Aber daß ein solches Minimum gesetzlich festgesetzt werde, ist ein dringendes Bedürfniß, wenn der wackere und ehrliche Bauernstand nicht nach und nach durch die wiederholten Theilungen verarmen soll.

Den schon Verarmten kann nur auf bereits oben bezeichnete Weise durch Sparkassen, Kreditvereine und Genuß am Gemeindegut geholfen werden.

Wollte man einwenden, daß bei der immer wachsenden Bevölkerung auf dem Areal einer Gemeinde bei einem geschlossenen Gütersystem und bei einer nur bedingungsweisen Nutznießung

des Gemeindeguts auch nur ein Theil der Gemeindeglieder gleichsam aristokratisch bevorzugt erscheinen, ein neuer, immer wachsender Theil derselben aber, nämlich die nachgebornen Kinder der verheiratheten Bauern, die dem Erstgebornen das Gut lassen müssen, und die später Verheiratheten, die noch nicht in den Genuß eines Antheils am Gemeindegut eintreten können, ungerecht behandelt und verkürzt erscheinen würden, so läßt sich nur antworten: der Theil der Bevölkerung, den der Boden nun ein- für allemal nicht ernähren kann, soll auswandern in die Städte oder in fremde Länder, die ihm neuen Boden darbieten; alsdann wird wenigstens der zurückbleibende Theil der Bevölkerung in Wohlstand und bei gesundem Gedeihen erhalten und dem fortziehenden wird wenigstens die Möglichkeit in Aussicht gestellt, sich in neuen günstigern Verhältnissen freier zu bewegen und sein Glück gründen zu können. Will man aber ohne Berücksichtigung des Nationalwohls im Großen und ohne Anerkennung dessen, was überhaupt möglich ist, was nicht, auf dem Standpunkt des Privatrechts stehen bleiben und bei der gleichen Theilung jedes Erben beharren, so wird man damit zu keinem andern Erfolge gelangen, als daß am Ende alle Güter, die noch eine Familie ernähren können, in solche Portionen getheilt werden, die Keinen mehr ernähren können, und daß alle Gemeindeglieder in gleiche Armuth, in gleiches Elend versinken. Einem solchen Zustande ist nun der vorhin bezeichnete, der wenigstens einem Theil der Gemeindeglieder, etwa je den ältesten Kindern, den bisherigen Wohlstand sichert, weit vorzuziehen, um so mehr, als auch die nachgebornen Kinder solcher begüterten Bauernfamilien weit bessere Gelegenheit haben, mit einem kleinen Kapitale auszuwandern und anderwärts ihr Glück zu gründen, als die Kinder schon ganz herabgekommener und tief in den Schmutz der Armuth versunkener Tagelöhner.

Die bürgerliche Aristokratie der Zunft, die bäuerliche Aristokratie des Grunderbes sind freilich Begriffe, gegen die sich das liberale Vorurtheil sträubt. Keiner soll bevorzugt werden, alle sollen in ihrem Rechte gleich seyn, sowohl was das Privaterbe, als was die Wahl des Gewerbes und Berufes betrifft. Das ist die herrschende Idee unserer Tage. Aber die immer mehr überhand nehmende Noth wird zeigen, wie irrig man denkt,

wenn man verſchwenderiſch Rechte gewährt, die den Betheiligten, weil ihrer zu viele ſind, nichts mehr nützen und wenn man Tauſenden die Anweiſung auf ein Glück gibt, das eben wegen der ungeheuern Concurrenz nicht einmal Hunderte erreichen können.

Nicht auf die Berechtigung, ſondern auf die Befähigung zum Beſitz kommt es an. Eine weiſe Geſetzgebung wird nicht allen Boden des Landes und alle ertragsfähigen Gewerbe in einen großen Glückstopf werfen, aus dem dann jeder ziehen mag, was er kann, der Eine ein ungeheures Glück, einen ungeheuren Beſitz, und Tauſende gar nichts, ſondern ſie wird die Berechtigung an die Befähigten vertheilen und dadurch wird mehr Gleichheit in der Wirklichkeit erzielt und erhalten werden, als durch das blinde Glücksſpiel Aller.

Man fürchtet eine Ariſtokratie des Beſitzes, indem man gegen die Zünfte und gegen die geſchloſſenen Güter der Bauern eifert, aber hat nicht gerade die Aufhebung der Zünfte und das Zerſchlagen der Güter eine Ariſtokratie der Spekulation und des Geldes hervorgerufen, die viel drückender und härter iſt, als es je die der Zunft oder der wohlhabenden Bauern war? Wie mag man ſich einer beſcheidenen und wohlthätigen Ariſtokratie widerſetzen, wenn man bereits unter der Tyrannei der unbeſcheidenſten und verderblichſten faſt erliegt?

Wenn man auch einmal zu dem Irrthum verführt werden konnte, daß die allgemeine Gewerbefreiheit und Gütertheilung dem gemeinen Manne zu Gute komme, ſo hat man doch jetzt hinreichende Erfahrung, daß man ſich vom gerade entgegengeſetzten Erfolge hat überzeugen können. Niemand hat dabei gewonnen als die Geldariſtokratie, als die auf das Verderben aller kleinen Beſitzer berechnete Spekulation. Der Bürger iſt ruinirt durch dieſelbe Freiheit, von der er ſein beſſeres Gedeihen hoffte. Der Bauer iſt ruinirt durch das Syſtem der Theilungen, das anfangs nur erſonnen ſchien, um ihn zu beglücken.

Die Geldariſtokratie predigt jene Freiheit der Gewerbe um ſo eifriger, je mehr ſie durch ihre Concurrenz allen kleinen Handwerkern die Freiheit nimmt, etwas zu erwerben. Sie predigt die Theilung zu Gunſten des gemeinen Mannes um ſo eifriger, je mehr ſie allein allen Beſitz zuſammenrafft. Ihre Redner ſind beſtochen oder in arger Täuſchung befangen. Indem

ſie das Recht der Armen zu vertheidigen ſcheinen, verfechten ſie nur das Intereſſe der Reichen. Sie verfahren hierin wie die Redner Englands, die nicht aufhören, die allgemeine Handelsfreiheit zu predigen, aber nicht zum Heile, ſondern zum Verderben der Völker, denn ſie wollen nur engliſchen Spekulationen den Weg in alle Länder öffnen und jede einheimiſche Concurrenz durch die engliſche vernichten.

Solche Täuſchungen ſind bei der geringen Faſſungskraft der Menge möglich und können eine Zeitlang dauern, aber nicht auf immer. Die Noth führt zuletzt zur Erkenntniß.

Wenn aber die Regierungen und Ständeverſammlungen und die einflußreichen Organe der Preſſe es verſäumen, dieſe Erkenntniß fruchtbar zu machen; wenn man ſich ſcheut, das bisherige bequeme Geleis zu verlaſſen, alte liberale Lieblingsmeinungen aufzugeben und eine neue ſchwere Arbeit ſocialer Reorganiſation vorzunehmen, wenn man die Dinge eben gehen läßt, wie ſie gehen, — ſo greift die mißliebige Erkenntniß in den Maſſen um ſich und führt hier, wo ruhige Ueberlegung und Umſicht ſelten ſind, zu unreifen Reformprojekten und leidenſchaftlichen Ausfällen, wie die noch ganz junge und doch ſchon entwicklungsreiche Geſchichte des Communismus darthut.

Der Communismus iſt die Philoſophie des Proletariats, während Gewerbefreiheit und Gütertheilung die Philoſophie der Geldariſtokratie ſind. Beides ſind Extreme, denen wir eine weiſe, natur- und vernunftgemäße und überdies im deutſchen Charakter und in der deutſchen Geſchichte begründete Communalverfaſſung in der oben angedeuteten Weiſe entgegenſetzen möchten, eine Communalverfaſſung, die ſich ariſtokratiſch verhalten würde gegen den Communismus und demokratiſch gegen die Geldariſtokratie, ſofern ſie den eigentlichen Kern des Volkes, die kleinen Eigenthümer auf dem Lande wie in den Städten zu ſchützen hätte. Sie würde die günſtige Folge haben einerſeits, daß viele Proletarier in die Klaſſe der kleinen Eigenthümer vorrücken könnten, daß des Elends überhaupt weniger werden und daß demnach auch der Communismus weniger Anhänger mehr finden würde; und andererſeits, daß die Geldſpekulation am gefeſſelten Beſitz ſcheitern und daß die Mehrheit der Bevölkerung in genoſſenſchaftlicher Sicherheit und Ehre nicht mehr

dem ökonomiſchen und ſittlichen Verderben ausgeſetzt ſeyn würde.

Wir halten den vorgeſchlagenen Weg für den einzigen, auf dem das Hauptziel, wohin die Geſellſchaft zu trachten hat, nämlich die Sicherung des kleinen Eigenthums und die Gelegenheit für die Mehrheit des Volkes, ein ſolches zu erwerben, erreicht werden kann. Jeder andere Weg würde auf Schwierigkeiten ſtoßen, die nur durch Gewalt durchbrochen werden könnten. Auf dem angegebenen Wege aber würde man den hiſtoriſchen Boden nicht zu verlaſſen brauchen und nur Vorhandenes fortſetzen und ausbilden, oder Abgeriſſenes wieder anknüpfen. In dem Gemeindeweſen und Aſſociationsgeiſt der Deutſchen hat ſich von jeher eine Heilkraft gegen alle ſocialen Uebel und Mängel bewährt. Dieſe Kraft war aber immer wirkſamer im Kleinen als im Großen. Wenn Staat und Kirche blühten, ſo wurde die blüthenreiche Krone des Baumes doch getragen durch tauſend kräftige Wurzeln in den Gemeinden und Innungen. Wenn Staat und Kirche in Verfall geriethen, ſo blieb trotz dem in den Gemeinden und Innungen die alte Kraft und der alte Trieb. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die deutſche Nation dieſe geſunde Natur verlieren, oder daß ſie, wenn auch eine Zeitlang gleichſam ſyſtematiſch an ihrer Entnervung gearbeitet wird, nicht zur rechten Zeit reagiren ſollte. Dem hohen Stande der Bildung aber, auf dem wir uns befinden, wäre es angemeſſen, daß wir nicht den blinden Inſtinkt der Natur abwarteten, ſondern mit Einſicht und Vorausſicht das heilſame Werk einer Gemeindereorganiſation begönnen.

W. M.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Der Director der Sternwarte, Dr. J. F. Encke, iſt zum ordentlichen Profeſſor, der Director der Gemäldegalerie des königlichen Muſeums, Dr. Waagen, zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät, der bisherige außerordentliche Profeſſor, Dr. Mitſcherlich jun., zum ordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät, und die Privatdocenten Dr. Hirſch und Dr. Schmölders (gegenwärtig in Breslau) zu außerordentlichen Profeſſoren in der philoſophiſchen, der Privatdocent Dr. Troſchel zum außerordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät ernannt worden.

Bonn. Nach dem amtlichen Verzeichniß zählte am 1. Juni die Univerſität 714 Studirende, von denen 76 der evangeliſch-theologiſchen, 120 der katholiſch-theologiſchen, 232 der juriſtiſchen, 103 der mediciniſchen und 125 der philoſophiſchen Facultät angehören.

Im Ganzen ſind 83 Lehrer angeſtellt.

Der bisherige Privatdocent Dr. von Sybel iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt worden; der Privatdocent Dr. Fr. Birnbaum hat einen Ruf nach Petersburg erhalten zur Leitung des Hebammeninſtituts und des Poliklinikums für kranke Frauen, und denſelben vorläufig auf zwei Jahre angenommen.

Breslau. Immatriculirt wurden in dieſem Sommer 700 Studirende, wovon 85 der evangeliſch-theologiſchen, 194 der katholiſch-theologiſchen, 140 der juriſtiſchen, 129 der mediciniſchen und 155 der philoſophiſchen Facultät angehören.

Der bisherige Privatdocent Dr. Kahnis zu Berlin iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der evangeliſch-theologiſchen Facultät, und der Privatdocent Dr. Schauer zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

Freiburg. Die Geſammtzahl der Studirenden beträgt in dieſem Sommerhalbjahr 231, von denen 75 (59 In-, 16 Ausländer) ſich der Theologie, 42 (33 In-, 9 Ausländer) der Jurisprudenz, 77 (51 In-, 35 Ausländer) der Medicin und 34 (27 In- und 7 Ausländer) der Philoſophie und den Cameralwiſſenſchaften widmen.

Der außerordentliche Profeſſor Woringer in Berlin iſt zum ordentlichen Profeſſor der hieſigen Juriſtenfacultät, und der Privatdocent Dr. Heiſerich zum ordentlichen Profeſſor ernannt worden.

Gießen. Der Perſonalbeſtand, welcher im Winterhalbjahr 478 Studirende betrug, iſt in dieſem Sommer auf 504 geſtiegen, von denen 120 dem Auslande gehören.

Göttingen. Die Univerſität zählt jetzt 652 Studirende, wovon 199 Ausländer. Es ſtudiren 145 (35 Ausländer) Theologie, 192 (57 Ausländer) Jurisprudenz, 231 (93 Ausländer) Medicin, 84 (25 Ausländer) Philoſophie.

Die Vorleſungen werden von 86 Lehrern gehalten, wovon 11 der theologiſchen, 17 der juriſtiſchen, 24 der mediciniſchen, 39 der philoſophiſchen Facultät angehören.

Greifswald. Der bisherige Privatdocent A. Baier iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der theologiſchen Facultät ernannt worden.

unter ſeine Augen gehaltenen Pappendeckel, beweist, daß er, ganz auf die Ausarbeitung ſeiner Predigten gerichtet, mit Allem, was ſonſt um ihn vorging, außer Beziehung ſtand. Lichteindrücke auf das eingeſchlafene Auge, Schalleindrücke auf das eingeſchlafene Ohr, und mögen ſie den wachenden Sinnen auch noch ſo heftig erſcheinen, können das unempfindliche Nervenſyſtem des Somnambülen kaum afficiren; ſelbſt die heftigſten und ſonſt ſchmerzhafteſten Taſteindrücke können keine ſtarke Wirkung auf einen Taſtſinn machen, der bis auf die Empfindung eingeſchlafen iſt; daher jene Somnambüle, an welcher de la Croix dieſe Verſuche machte, ohne die geringſte Notiz davon zu nehmen, in ihrer Unterhaltung fortfuhr. Solche Sinneindrücke, welche bei empfindenden und wachen Nerven die heftigſte Senſation hervorbringen würden, können für eine Somnambüle, die innerhalb des Nervenſyſtemes eingeſchlafen iſt, ebenſo unbemerkt vorübergehen, wie im wachen Zuſtande für einen Vertieften ein leichter mechaniſcher Anſtoß oder ein Anhauch des Windes.

Man nennt die Beziehung, in welcher der Somnambüle mit den Gegenſtänden und Perſonen, die er wahrnehmen und bemerken ſoll, ſtehen muß, den Rapport, und wir können demnach das muthmaßliche Medium der ſomnambülen Fernwahrnehmung füglich mit dieſem Worte bezeichnen. Ohne mit einem Gegenſtand in Rapport zu ſtehen, wird der Somnambüle ihn ſo wenig ſehen, als unſer Auge einen unbeleuchteten Gegenſtand, ſo wenig hören, als unſer Ohr die innerhalb des luftleeren Raums angeſchlagene Glocke; Taſteindrücke von Gegenſtänden und Perſonen, auf welche der Rapport des Somnambülen nicht gerichtet iſt, können blos als unempfindbare, mechaniſche Eindrücke und Anſtöße für ihn vorhanden ſeyn. Worin dieſes Medium, der Rapport, beſtehen mag, iſt, wenigſtens ohne nähere Unterſuchung, ebenſo ſchwer zu ſagen, als es leicht gedenkbar iſt, daß unſer Körper und ſeine Lebenskraft in mannigfachen kosmiſchen Beziehungen zu andern Dingen und Perſonen ſtehen werden, welche im geſunden Zuſtande gleich der Lebenskraft unbewußt bleiben, im ſomnambülen Zuſtande dagegen mit der Lebenskraft dem Bewußtſeyn aufgeſchloſſen werden und nun zum Medium der Wahrnehmung dienen.

Die Sinnwahrnehmung des Schlafwandlers beruht, dem Geſagten zufolge, wie ſie durch vegetative Organe geſchieht, auf einem

Halle. Der bisherige ordentliche Professer Geh. Justizrath Dr. Pernice ist zum Curator und außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten der Universität mit dem Character eines Geh. Oberregierungs-Rathes ernannt worden. An seiner Statt ward dem Professer Dr. Eisele das Prorectorat übertragen.

Der bisherige außerordentliche Professer Dr. Göschen in Berlin wurde zum ordentlichen Professer in der juristischen Facultät in Halle ernannt.

Heidelberg. Die hiesige Universität zählt 699 Studirende, wovon 514 Ausländer; von ihnen gehören 466 der juristischen, 123 der medicinischen, 58 der theologischen (einschließlich 9 Seminaristen), 25 der philosophischen Facultät; 112 studiren Cameralwissenschaften. Außer diesen immatriculirten Studirenden besuchen noch 33 Personen reiferen Alters und 10 daselbst conditionirende Pharmaceuten und Chirurgen die Vorlesungen.

Dem Professer Dr. Gervinus ist der Character eines professor honorarius ertheilt, dem Hofrath und Professer Ch. Kapp aber die nachgesuchte Entlassung bewilligt worden.

Jena. Der außerordentliche Professer Dr. K. L. W. Grimm ist zum ordentlichen Honorarprofesser der Theologie, der Conrector am Gymnasium zu Zittau, Dr. theol. A. Rückert, zum vierten ordentlichen Professer in der theologischen, der Professer Dr. K. Snell zu Dresden zum ordentlichen Professer der Mathematik und Physik in der philosophischen Facultät der herz. sächs. Gesammtuniversität Jena ernannt worden.

Königsberg. Die hiesige Universität zählt 510 Studirende und zwar die theologische Facultät 67 (3 Ausländer), die juristische 69 (2 Ausländer), die medicinische 76 (5 Ausländer), die philosophische 128 (10 Ausländer).

Leipzig. Nach dem amtlichen Verzeichnisse zählt die Universität im gegenwärtigen Semester 877 Studirende, worunter 262 Ausländer, von denen 231 den deutschen Bundesstaaten und 31 dem nichtdeutschen Auslande gehören. Der Theologie widmen sich 201, der Rechtswissenschaft 350, der Arzneikunde 155, der Chirurgie 43, den Naturwissenschaften 31, den Cameralwissenschaften 12.

Die Universität zählt 100 Professoren und Privatdocenten, und 7 Lectoren und Lehrer.

Marburg. In dem Sommerhalbjahre dieses Jahres wurden die Vorlesungen von 296 Studirenden besucht, worunter 20 nicht immatriculirt sind. Der Theologie widmen sich 71 (6 Ausländer), der Jurisprudenz und der Staatswissenschaft 99 (7 Ausländer), der Medicin, Chirurgie, Pharmacie und Thierheilkunde 62 (14 Ausländer), der Philosophie, Philologie 35 (2 Ausländer).

München. Immatriculirt wurden im Sommersemester 1294 Studirende und zwar 1101 Inländer und 95 Ausländer; der Philosophie widmen sich 475, der Jurisprudenz 429, der Medicin 79, den Cameralwissenschaften 9, der Theologie 100, der Philologie 19, der Pharmacie 37, der Architectur 47, den Forstwissenschaften 66.

Professor Dullinger wurde zum Rector der Universität, zu Senatoren die Professoren Reithmayer und Stadelbauer aus der theologischen, Dollmann aus der juristischen, Weißbrod aus der medicinischen, Zuccarini aus der cameralistischen, Siber aus der philosophischen Facultät erwählt.

Rostock. Professer Dr. Karsten wurde zum Rector Magnificus erwählt und die Decanate der Facultäten für $18^{46}/_{47}$ sind übergegangen auf die Professoren Dr. Hofmann (Theologie), Dr. Rabe (Jurisprudenz), Ober-Medicinal-Rath Dr. Spitta (Medecin) und Dr. von Blücher (Philosophie).

Das Lehrerpersonal wurde durch Dr. Zenker vermehrt, der sich als Privatdocent im Fache der orientalischen Sprachen und Literatur habilitirte.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden im Sommerhalbjahr beträgt 885, worunter 60 Ausländer. Davon studiren evangelische Theologie 176 (141 Würtemberger, 35 Ausländer), katholische Theologie 162 (10 Ausländer), mosaische Theologie 1, Rechtswissenschaft 163 (5 Ausländer), Medicin 155 (10 Ausländer), Philosophie 196 (0 Ausländer), Regiminal-, Cameral- und Forstwissenschaft 106 (6 Ausländer).

Kirche.

In welcher Verwirrung sich unsere deutschen Zustände befinden, zeigt sich nirgends deutlicher als in dem Kampfe, welchen die Kirche mit der Philosophie zu bestehen hat. Auf diesen Kampf tiefer einzugehen, ist hier der Ort nicht; es genügt, ihn zu nennen, um alles das, was in der Zeit geschehen ist, dem mit der Zeitgeschichte Vertrauten ins Gedächtniß

zurückzurufen. Es iſt ein erbitterter, nachhaltiger Vernichtungskrieg, in welchem die in ihren tiefſten Intereſſen angegriffene Kirche alle ihre Hilfsmittel aufbietet, um die Hoffnung auf den Sieg nicht aufgeben zu müſſen.

Literatur.

Der literariſche Verein hat die Freunde der altdeutſchen Literatur mit drei weitern Bänden beſchenkt. Sie enthalten die **birkauer Chronik** nach einer Pergamenthandſchrift, die lange verloren geglaubt wurde und jetzt im Beſitz des württembergiſchen Staatsarchivs iſt; **Faber's Evagatorium**, Fahrt ins gelobte Land; die **Weingartner Liederhandſchrift**, welcher man als Anhang die Poesie dei re suevi in Sicilia e dei loro cortigiani (italieniſche Lieder des hohenſtaufiſchen Hofes in Sicilien), abgedruckt aus dem Werke des Sicilianers Rosario di Gregorio (Discorsi interno della Sicilia. Palermo 1821) beigegeben hat; und die **Briefe der Prinzeſſin Marie Charlotte von Orleans** an die Raugräfin Louiſe von 1676 bis 1722 mit einem umfaſſenden Vorbericht W. Menzels.

Zunächſt haben die Liebhaber altdeutſcher Literatur zu erwarten: die vergauiſche Chronik, das habsburgiſche Urbarbuch, das altfranzöſiſche Alexanderlied, ein Heldengedicht aus dem zwölften Jahrhundert, die Lebensbeſchreibung des Philipp von Vigneulles, einen ſehr umfangreichen Bericht eines Augenzeugen über den Kreuzzug Friedrich's Barbaroſſa, die Berichte Albert's des Böhmen und eine Auswahl der Abſchiede des ſchwäbiſchen Bundes.

Dieſen Beſtrebungen, die Neuzeit mit der längſtverklungenen Vergangenheit genauer bekannt zu machen, reihen ſich einige andere Unternehmungen an, die, von einzelnen Kräften ausgegangen, nicht minder dankenswerth ſind. Wir meinen die „Dichtungen des deutſchen Mittelalters" (Leipzig, Göſchen'ſche Verlagshandlung), von denen bis jetzt erſchienen: der **Nibelungen Noth** von Alex. J. Vollmer, **Triſtan und Iſold** von Maßmann, **Barlaam und Joſaphat** von Franz Pfeiffer, und **Boner's Edelſtein**, ebenfalls von F. Pfeiffer herausgegeben; ſo wie die **Romvart** (Romfahrt), Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italieniſchen Bibliotheken von Adelbert Keller. Mannheim und Paris 1844. Der Herausgeber giebt hier Ausbeute aus den Bibliotheken von Florenz, Rom, Venedig; aus den Sagenkreiſen von Karl dem Großen, Artur, Troja und Alexander, aus den Romanen von Reinhart Fuchs, von der Roſe und zahlreichen kleineren Dichtungen in nordfranzöſiſcher, provenzaliſcher, italieniſcher und deutſcher Sprache.

Die ſchaffende Phantaſie iſt neben dieſen Schürfen nach vergrabenen Schätzen nicht thätig. In der dramatiſchen Literatur findet **Emanuel Geibel's** „König Roderich" viele Anerkennung, die deutſche Geſchichte wird fleißig von andern Dichtern ausgebeutet und ſeltſam genug haben gleichzeitig drei verſchiedene Dichter die Zeit des Kaiſers Heinrich IV. zu dramatiſchen Dichtungen benützt, erſt **Rückert**, und öffentliche Beurtheilungen ſprechen mit großem Lobe von ſeiner Dichtung, dann **Hans Köſter** und ein dritter, deſſen Name uns entfallen iſt, da wir aus dem Gedächtniß referiren. Es iſt dieſes Zuſammentreffen wirklich von Bedeutung und zeigt von einem wachſenden Verſtändniß der Zeit.

Es iſt ja der Kampf der Kirche mit einer neuen Entwicklung der Wiſſenſchaft, welche unſere Zeit bewegt, es ſind die Reactionen, welche die katholiſche Kirche gegen die proteſtantiſche und umgekehrt auf alle Weiſe herbeizuführen ſucht, welche den Feuerbrand des Meinungskampfes anfachen; darf man ſich wundern, wenn dieſe Elemente auf alle Weiſe, in jeder Form des literariſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens die Gemüths- und Seelenkräfte der Zeit in Bewegung ſetzen?

Neben dem Streben, die Volksſitten zum Gegenſtand der Unterhaltungsliteratur auszubeuten, welches bereits zur Mode geworden iſt und Speculationen der Buchhändler hervorruft (wie denn das Spindler'ſche Taſchenbuch „Vergißmeinnicht" in der neuen Umgeſtaltung nur als eine ſolche angeſehen werden kann), ſehen wir daher dieſe kirchlichen Wirren auch zum Gegenſtand einzelner Romane genommen, wie z. B. in **H. Königs** „Veronika." Bekanntlich bildet dieſe Novelle die Fortſetzung einer Reihe von Novellen, welche der Verfaſſer unter dem Titel „Deutſches Leben in deutſchen Novellen" angekündigt hat. Die erſte dieſer Novellen „Regina" ſcheint zwar die Stellung des Judenthums zur chriſtlichen Welt behandeln zu ſollen, doch iſt dies nur ſcheinbar. Wenn der Verfaſſer dieſen Gedanken auch anfänglich gehabt hat, ſo iſt er ihm in der Ausführung wieder entſchwunden, zurückgedrängt von dem Intereſſe, das der Dichter an dem beſondern Charakter des jungen Arztes genommen, der von vornherein die Theilnahme des Leſers mehr als jede andere Geſtalt in Anſpruch nimmt; die auf dem Titel angezeigte Heldin tritt in den Hintergrund und wird zu einer Nebenperſon, wie reizend ſie auch ſein mag, beſtimmt, dem jungen Arzte zur lieblichen Folie zu dienen. „Regina" iſt, wie ſie uns vorliegt, ein artiges Genre- und Charakterbild, kein Tendenzroman, wozu er vielleicht anfangs beſtimmt war.

Veronika entspricht dem Haupttitel mehr. Die verschiedenen bewegenden Ideen der Zeit, mit ihren krankhaften Auswüchsen und versteckten Plänen, wie sie sich, namentlich in der jüngsten Zeit, in den Rheinprovinzen schärfer ans Licht gestellt haben, treten hier vor das Auge des Lesers: die weitverzweigte Wirksamkeit der Jesuiten für Ausbreitung des katholischen Glaubens, ihre Erbschleichereien, ihre Listen und Betrügereien zum eigenen Frommen und zum Nutzen ihrer Gesellschaft, von denen allen schon längst Zeitungsberichte, namentlich aus Belgien, ihrem Lieblingssitze, gesprochen haben; das Streben des Adels, die mittelalterlichen Formen wieder ins Leben zu rufen und dadurch seine fast verlorene gegangene Stellung im bürgerlichen Leben wieder zu gewinnen, daneben die Anforderungen der neuen Zeit, welche schon zu Berechtigungen geworden sind — das Alles verflicht sich hier zu einem umfassenden Gemälde, von dem einzelne Theile sehr schön ausgearbeitet, andere oberflächlich angedeutet sind. Hr. König, einer unserer ausgezeichnetsten Novellisten, ist ein Meister der Darstellung und so kann das Gelungene in seiner neuen Novelle nicht befremden, und sie enthält viel Gelungenes; doch können wir das Ganze nicht vollkommen gelungen nennen. Manches hängt nur lose aneinander, besitzt nicht Lebensfrische genug, greift nicht harmonisch in das Ganze ein. Wir wissen wohl, daß andere Kritiker hierin die Behäbigkeit des Rheinländers anerkannt und bewundert haben; wir glauben, diese Behäbigkeit hätte sich auf andere Weise darthun sollen.

Wir sprachen oben von den zur Mode gewordenen sog. Dorfgeschichten und können es füglich nicht anders nennen, wenn wir sehen, daß jetzt viele diesen Zweig der schönen Literatur anbauen, die wenig oder gar nicht dazu berufen sind.

In H. F. Marcard's „Bauernschinder" wird auf ein Uebel hingewiesen, das verderblicher als irgend etwas Anderes gleich einem Wurm im Kern des Volkes nagt, auf jene Wucherer nämlich, welche die Bauern durch anfänglich erleichtertes Borgen in immer größere Schulden stürzen, sie endlich von Haus und Hof jagen und durch ihren betrüglichen Wucherhandel das Land aussaugen und verarmen.

Man kann nicht genug wiederholen, daß jede Form berechtigt ist, zu welcher der ächte poetische Geist den Dichter treibt; aber leider müssen wir immer wieder die Bemerkung machen, daß nur wenige Dichter diese Berechtigung kennen. Die meisten folgen einem äußeren, oft sehr profanischen Antriebe. Daher halten wir es auch für unsere Pflicht, auf einen Dichter aufmerksam zu machen, der diese Bedingung auf das Vollständigste erfüllt. Er heißt Adalbert Stifter und giebt eben seine in mehreren Taschenbüchern zerstreuten Erzählungen unter dem Titel „Studien" gesammelt bei Heckenast in Pesth heraus. Zwei Bände sind bereits erschienen. Jede Zeile verräth hier den wahren Dichter, alle die größeren und kleineren Schilderungen sind Ergüsse seines innersten Gemüths und müssen Jeden ansprechen, der ein Ohr für die tiefgefühlten Klänge wahrer Poesie hat.

Auf dem Felde der Geschichtskunde ist manches Interessante und Dankenswerthe erschienen. Wir erwähnen zunächst die „Zeitschrift für Geschichtskunde," welche unter Mitwirkung der Herren A. Böckh, J. und W. Grimm, G. H. Pertz und L. Ranke Dr. W. A. Schmidt in Berlin herausgiebt. Es liegen vier Hefte uns vor, welche Mittheilungen ungedruckter Documente (ein Fragment aus Mitchells, des englischen Gesandten an Friedrichs des Großen Hofe, Memoiren über den Ausbruch des siebenjährigen Kriegs aus dem britischen Staatsarchive von Ranke, Précis de la carrière diplomatique du Comte de Hertzberg von Dr. Rudolph Köpke, und einen bisher ungedruckten Brief des Fr. v. Gentz aus dem Jahr 1814 an die Redaction des Nürnberger Correspondenten in Bezug auf die Autorschaft des bekannten preußischen Kriegsmanifestes vom October 1806); Abhandlungen vom Herausgeber (über den Verfall der Volksrechte in Rom unter den ersten Kaisern und über das Staatszeitungswesen der Römer), von Stuhr (über einige Hauptfragen des nordischen Alterthums), von Voigt (Hofleben und Hofsitten der Fürstinnen im sechszehnten Jahrhundert) und von Hüllmann (über Gustav Adolph in Bezug auf die evangelischen Fürsten Deutschlands), Recensionen und kleinere Anzeigen eben erschienener Schriften enthalten.

Dieser Zeitschrift reiht sich das von dem Privatdocenten Dr. Lersch in Bonn herausgegebene „Niederrheinische Jahrbuch für Geschichte und Kunst" an, welches in seinem zweiten Jahrgange mehrere interessante Aufsätze bringt, wie der von Arndt über die Eifel, ihre Ritterburgen und ihr Ritterleben, von Kaufmann über Cäsarius von Heisterbach, von Aschbach über Bischof Eunibert von Köln, von Lersch über Anno II., von Bock über die (längst zerstörten) Holzschnitzwerke im großen Saale der Ingelheimer Pfalz, von Prüser über Dormagen und seine Umgebungen, besonders mit Bezug auf das Schlachtfeld von Worringen, Meuser über Bonn, Belz über die Fresken des Rathhaussaales in Elberfeld, Kinkel über die rheinische Kirchenbaukunst des 13. Jahrhunderts.

Von umfassenderen Geschichtswerken sind zu erwähnen W. Menzels Werk, das

bereits in vierter Auflage erschienen ist, Wirths Geschichte der Deutschen, die in ihrem Fortgange an Leben, zwangloser Darstellung und Eigenthümlichkeit der Ansicht gewinnt, Eichhorn's deutsche Rechtsgeschichte, die in ihrer neuen Umgestaltung immer größere Vollendung erlangt hat, H. Zöpfl's Staats- und Rechtsgeschichte, die ebenfalls eine umfassendere Umarbeitung erfahrt, Dönniges' deutsche Staatsgeschichte, Stenzel's Geschichte von Preußen, Barthold's Geschichte von Pommern, Kommel's hessische Geschichte, Strobel's Geschichte des Elsaßes rückt ihrer Vollendung immer näher. Daneben kündigt H. W. Bensen, bekannt als Verfasser einer trefflichen Geschichte des ostfränkischen Bauernkriegs, eine neue Geschichte Deutschlands an, in welcher sämmtliche deutsche Stämme, selbst die, welche schon längst von Deutschland abgerissen sind, in kurzer Charakteristik ihrer Eigenthümlichkeit geschildert werden sollen.

Noch dürfen wir die Monographien Dr. Baker's und Krieg's nicht unerwähnt lassen, welche sich die Aufhellung der badischen Landesgeschichte zum Zweck gemacht haben. Der Erstere zeigte schon in seiner „Badischen Landesgeschichte" (1834) seinen Beruf zur Geschichtsforschung; seine ferneren Werke „der Zähringische Löwe" (1837) und „Markgraf Rudolf I." (1841) zeigen, wie rüstig er auf dem einmal betretenen Pfade fortgeschritten ist; seine Zeitschrift „Badenia" enthält werthvolle Beiträge für die Specialgeschichte Badens. Von Krieg's Arbeiten: „Geschichte der Ebersteiner" und die „Veste Zwingenberg" sind dankenswerthe Beiträge zur Kunde deutscher Bau- und Befestigungskunst im Mittelalter.

Der bekannte Rechtsstreit über Wallensteins Schuld oder Unschuld, welcher schon seit geraumer Zeit fortdauert und namentlich durch Förster's Herausgabe der Correspondenz Wallensteins begonnen, vom Grafen Mailath fortgeführt wurde, der den großen Kriegsfürsten auf jede Weise schuldig finden wollte, hat durch eine neue Schrift Förster's (Wallensteins Proceß vor den Schranken des Weltgerichts ꝛc. ꝛc. Leipzig 1844) neues Leben erhalten.

Hegel's Biographie von Rosenkranz ist ein schönes Denkmal, welches die Pietät des Schülers dem verehrten Lehrer gesetzt hat. Der Verfasser hat den reichhaltigen Stoff, der ihm zu verarbeiten vorlag, gut benutzt und durch Einschaltung vieler aus Hegels Papieren genommenen Aufzeichnungen, Briefe, Entwürfe, dem Ganzen eine Annäherung zu Denkwürdigkeiten gegeben, wodurch dieses Werk als eine Ergänzung von Hegels Schriften angesehen werden kann.

Von hohem Interesse sind ferner Th. Mügge's „Skizzen aus dem Norden," Erinnerungen an eine Reise durch Dänemark, Schweden und Norwegen; und J. Moser über die Dresdner Gemäldegallerie.

Kunst.

Ein Kunstbericht aus München in der allgemeinen Zeitung hebt die flauigen Werke des Genremalers Jlüggen hervor, dessen „unterbrochener Ehecontract" schon durch den Stahlstich zur Kenntniß des größern Publikums gekommen ist und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Es werden daselbst noch zwei andere Gemälde von ihm erwähnt, die gleich auszeichnet genannt werden; das eine stellt den Augenblick dar, wo der Sohn reicher und vornehmer Aeltern seine Verlobte, deren gesammte Erscheinung reinliche Armuth und edle schlichte Bürgerlichkeit ausdrückt, im väterlichen Hause einführt; das andere heißt „der unglückliche Spieler."

Ein anderer Kunstbericht aus Wien in derselben Zeitung klagt, daß des Ausgezeichneten und Bedeutenden so wenig vorhanden sey, spricht aber mit Anerkennung von Ammerlings „Rebekka," von desselben Künstlers Porträt Thorwaldsens, von Jüdrig's biblischen Compositionen, besonders in der Zeichnung trefflich, von Waldmüller's Dorfscenen.

Bei Gelegenheit der auf der Wanderung durch die Städte des Oberrheins befindlichen rheinischen Kunstausstellung hören wir dieselben Klagen, doch werden mit Anerkennung genannt: der „Hintersee" von Hose, die „Eisenschmelze im Jarrenthale in Graubündten," Rollmann's „Königssee," Kummer's „Thal von Gosau," Steinbach's „Gewitterblick nach Regen im Gebirge," „ein Abend am Seeufer" von Mey, Funk's „Klosteransicht," ein „Fruchtstück" von Forster in Mannheim, die „Klosterruine Waldenried im Haag" von Hasenpflug in Halberstadt, das in allen seinen Theilen als vorzüglich genannt wird; unter den Genrebildern sind hervorgehoben: „an einem Bache spielende Kinder" von Van der Embde zu Kassel, „Großmutter mit dem blühenden Enkel auf dem Schooße" von Hartmann, Brecht's „Dienstmädchen, wie sie sich im Zimmer der Gevatterin, einer Braut, ungestörter Betrachtung und schwärmenden Gedanken hingiebt," und „eine Klosterscene" von Schön.

Vereine.

Der württembergische Volksschriftenverein zählt bereits im ersten Jahre seines Bestehens gegen 1200 Mitglieder und hat schon zur Entstehung zahlreicher Lesevereine in Städten und Dörfern hingewirkt. Bis jetzt wurden über 25,000 Exemplare von Volksschriften ausgegeben, welche Zahl bis zum Ende des ersten Jahres, nach dem Bericht des Vereins, auf 40,000 steigen wird. Vor allem ist es das Feld der Geschichte, der Vaterlands- und Volksgeschichte, dem die Zwecke der Gesellschaft sich zuwenden. Kapff's „Geschichten aus der Geschichte," Pf. Dietterich's „Conrad Wiederhold und der dreißigjährige Krieg" und „der Bauernkrieg im Jahre 1525," Pf. Schmid's „Eberhard im Bart, der erste Herzog von Württemberg" wurden für diesen Zweck verbreitet; für die zahlreichen Mitglieder evangelischer Confession schrieb Schubert das „Leben des Dr. M. Luther" und Süskind „Auszüge aus Luthers Schriften;" zur Verbreitung besserer Kenntnisse in Erdbeschreibung und Naturanschauung gab der Verein „die Erde" von Pf. Süskind und „die deutschen Auswanderer;" die Sorge für die Gesundheit des Volks veranlaßte die Schrift: „Viehzucht, Gesundheitskatechismus für den Bürger und Landmann;" doch die einzelnen Schriften zeigen schon im Titel genugsam ihren Zweck, wie „Karl Will, der kleine Obstzüchter," „Vater Richmond, oder der Weg zum Reichthum, eine Anleitung zu weiser Sparsamkeit und Genügsamkeit von Benj. Franklin," „Vater Richmond, oder die schwere Kunst, Kinder zu erziehen," „das Nöthigste für Dienstboten;" daneben gab der Verein mehrere Schriften, welche die Schilderung mehrerer einfacher Lebensverhältnisse, Sitten und Zustände enthalten. Der praktische Nutzen des Vereins springt in die Augen, und seine immer weitere Verbreitung ist sehr zu wünschen.

In Dresden hat sich ein Verein für Geschichte und Sprachwissenschaft gebildet.

Stiftungen.

Die regierende Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, Antonie, hat der Landesspitalcommission die Summe von 5000 fl. zur Erbauung und innern Einrichtung des neuen Landesspitals gesendet.

Der zu Eisenberg verstorbene Freiherr Fr. von Gienanth hat 16,000 fl. zur Errichtung eines Lehrstuhls für praktische Mechanik an der landwirthschaftlichen und Gewerbsfreischule der Pfalz ausgesetzt, wozu sein Bruder, Freiherr A. von Gienanth zu Hochstein, jährlich noch 600 fl. beisteuert.

Das badische Staats- und Regierungsblatt veröffentlicht eine Anzahl milder Stiftungen, von denen die bedeutendsten sind: die des Fürsten von Fürstenberg zur Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder zu Mariahof, ein Beitrag von 4000 fl.; die des Dekans Allgayer von 3000 fl. in die Anleihestiftung für die Katholiken der Pfarrei Neckarelz, und die der Erben des verstorbenen Altbürgermeisters Möhl zu Mannheim, ebenfalls im Betrag von 3000 fl. als „Valentin Möhl'sche Stiftung," wovon die Zinsen von 2000 fl. zum Besten der katholischen, von 500 fl. für die evangelischen und von 500 fl. für die israelitischen Armen verwendet werden sollen.

Denkmale.

Zeitungsberichte sprechen davon, daß in Steinbach, dem Geburtsort Erwins, des Erbauers vom Straßburger Münster, dem alten Meister ein Denkmal gesetzt werden solle, drücken aber die Besorgniß aus, das Denkmal möchte eine französische Inschrift erhalten, da der Gedanke dazu von Straßburg ausgegangen ist, wie ja auch in Straßburg dem Standbilde des alten Gutenberg ein Blatt mit einem französischen Spruche in die Hand gegeben worden sey, obgleich Gutenberg, wie Erwin, in der Zeit lebte, wo das Elsaß noch deutsch war. Das ist der Fluch unserer deutschen Verhältnisse! Wie viel wird von einem einigen Deutschland geschrieben und gesprochen, und wie wenig deutscher Sinn lebt in denen, die sich doch zu Hütern des deutschen Wesens bestellt haben!

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris hat folgende Preisaufgaben ausgeschrieben.

Für 1846: „Rechercher et exposer comparativement les conditions de moralité des classes ouvrières agricoles, et des populations vivant à l'industrie manufacturière."

Bei der Löſung dieſer Aufgabe, der die Akademie keine irgend welche Schranke ſetzen will, kommt es weniger darauf an, theoretiſch zu unterſuchen, was den guten Sitten am günſtigſten iſt, die Beſchäftigung mit dem Landbau oder in den Fabriken, als zu beſtimmen, auf welche ſpecielle Verhältniſſe ſich die Moralität unter den verſchieden beſchäftigten Bevölkerungen ſtützt. Die Arbeit, die geiſtige und materielle Gewohnheit, die aus ihr hervorgeht, die Neigungen, welche ſie hervorruft und begünſtigt, die ſocialen Beziehungen, die geiſtigen Fähigkeiten, die ſie unterdrückt oder nährt, die höhere oder niedrigere Lehre, die ſie bietet, die Bedürfniſſe, die ſie erzeugt und die Mittel, die ſie beſitzt zu ihrer Befriedigung: das Alles ſind Umſtände, welche eine verſchiedene Geſtalt annehmen, je nachdem der Menſch auf dem Felde oder in der Fabrik arbeitet, und giebt alſo den verſchiedenen Arbeitern eine verſchiedene Grundlage der Moralität ꝛc. Preis: 1500 Frcs. Termin: 30. September 1845. — „Déterminer d'après les principes de la science et les données de l'expérience les lois qui doivent regler le rapport proportionel de la circulation en billets, avec la circulation métallique, afin que l'état jouisse de tous les avantages du crédit, sans avoir à en redouter l'abus." — Preis: 1500 Frcs. Termin: 30. September 1845. Adreſſe: An das Secretariat des Inſtituts.

Für 1847: 1) „Retracer les phases diverses de l'organisation de la famille sur le sol de la France depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours." Preis: 1500 Frcs. Termin: 1. November 1846. — 2) Rechercher par l'analyse comparative des doctrines et par l'étude des faits historiques, quelle a été l'influence des physiocrates sur la marche et le développement de la science économique, ainsi que sur l'administration générale des Etats en ce qui touche les finances, l'industrie et le commerce. Preis: 1500 Frcs. Termin: 30. September 1846.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Brüſſel hat folgende Preisaufgaben geſtellt.

Für 1845: 1) Etendre aux surfaces la théorie des points singuliers des courbes. — 2) Exposer et discuter les diverses applications données jusqu'à ce jour sur les explosions des machines à vapeur. — 3) Exposer et apprécier les travaux des géomètres qui ont le plus contribués aux progrès de la mécanique céleste depuis la mort de Laplace. — 4) Examiner et discuter les théories qui ont été proposées jusqu'à ce jour pour expliquer l'origine de l'électricité voltaique et le mode d'action des piles. — 5) Faire la description des fossiles des terrains secondaires de la province de Luxembourg et donner l'indication précise des localités et des systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 6) Les faits nouveaux reconnus par M. Amici, relativement à la formation de l'embryon dans les plantes, n'étant pas d'accord avec la théorie publiée sur le même sujet par MM. Schleiden, Wydler, de Martius et autres, l'Académie désire un mémoire où ces observations soient décrites et où soient consignées de nouvelles recherches sur l'embryogénie végétale. — Preis für jede dieſer Fragen: eine Goldmedaille im Werth von 600 Frcs. Termin der Ablieferung: 1. Januar 1845.

Für 1846: I. Il existe un grand nombre de documents écrits dans les dialectes de l'Allemagne et appartenant aux VIIe, VIIIe, IXe, X^e et XIe siècles. Ils sont indiqués dans la préface de l'Althochdeutscher Sprachschatz de Graff; mais on ne connait guère d'écrits rédigés dans la langue teutonique usitée en Belgique antérieurement au XII. siècle. On demande: 1) Quelle est la cause de cette absence de manuscrits belgico-germaniques? 2) Quelle a été la langue écrite des Belges-Germains avant le XII. siècle? 3) Peut-on admettre que les Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit, publiés par Von der Hagen, le Hêliand récemment mis au jour par Schmeller et quelques autres ouvrages, appartiennent à la langue écrite dont on faisait usage en Belgique? — II. Rechercher d'une manière approfondie l'origine et la déstination des édifices appelés basiliques dans l'antiquité grecque et romaine et faire voir comment la basilique païenne a été transformée en église chrétienne. — III. Faire l'histoire de l'impôt en Belgique, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'invasion française. L'Académie désire qu'en répondant à cette question, on détermine les différentes espèces des impôts, qui les frappait et quel était le mode de leur perception. — IV. Assigner les causes des émigrations allemandes au XIX siècle, et rechercher l'influence exercée par ces émigrations sur les moeurs et la condition des habitants de l'Allemagne centrale. — Preis einer jeden dieſer Fragen: eine Goldmedaille im Werth von 600 Frcs. Termin: 1 Februar 1846. Adreſſe: A. M. Quetelet, secrétaire perpétuel.

Die Geſellſchaft Flora für Botanik und Gartenbau in Dresden hat folgende Preisfrage geſtellt: „Welche Thiere ſind als die natürlichen Bekämpfer der der Pflanzenwelt ſchädlichen Inſekten zu ſchützen?" Sie wünſcht eine kurze, klar und bündig abgefaßte Schilderung der betreffenden Thiere, mit wiſſenſchaftlicher Beſtimmung der Gattungen und Arten, welche in Deutſchland leben. Die Schrift ſoll leicht faßlich und im Umfang von ungefähr 6—10

Druckbogen ſeyn. Abbildungen hinzuzufügen, bleibt dem Ermeſſen des Verfaſſers überlaſſen. — Preis: 30 Ducaten. Termin: Ende des Jahres 1845. Adreſſe: „An das Directorium der Flora, Geſellſchaft für Botanik und Gartenbau in Dresden.“

Schweiz.

Univerſität. Der Züricher Erziehungsrath hat zu Profeſſoren in der mediciniſchen Facultät ernannt: die Herren Dr. A. Kölliken, bisher Prosector an der Züricher Hochſchule; Dr. Engel, bisher Prosector an der Univerſität Wien, und Dr. Haſſe zu Leipzig, welche ſämmtlich die auf ſie gefallene Wahl angenommen haben.

Stiftung. Der am 12. Juli verſtorbene Appellationsrath Leonhard Pavarici Burkhard in Baſel hat ſeiner Vaterſtadt zu wohlthätigen Zwecken ein Vermächtniß von 216,600 Fr. und überdies noch auf ſechs Jahre die Zinſen von 7000 Fr. hinterlaſſen. Von erſteren ſind für angehende Handwerker, junge Eheleute aus den niederen Ständen, alte Bürger und Bürgerinnen, brave Dienſtboten und entlaſſene Sträflinge zuſammen 200,000 Fr. beſtimmt, die durch Anhäufung der Zinſen auf ein Capital von 400,000 Fr. gebracht werden ſollen.

Belgien.

Literatur. In der Genter Geſellſchaft für ſchöne Künſte zeigte Herr Verreier das authentiſche Tagebuch des berühmten Admirals Martin Tromp vor, das dieſer gegen Ende des Jahres 1629 an Bord des „fliegenden Drachen“ begann und bis 1646 an Bord der „Amalia“ fortgeſetzt hat. Es enthält eine Menge Berichte von den Waffenthaten dieſes Seehelden (beſonders ausführlich den Sieg über den ſpaniſchen Admiral de Oquando bei Tunis im Jahre 1639), eigenhändige Randzeichnungen der vorzüglichſten Befehlshaber ſeiner Zeit.

Die deutſch-belgiſche Partei oder vielmehr die flamändiſche, eigentlich nationale Partei gewinnt immer weitern Umfang, immer größere Sicherheit in ſich ſelbſt, und daran haben die Beſtrebungen in der Literatur nicht geringen Antheil. Männer, die in der Literatur ſich eines begründeten Rufes erfreuen, ſtehen an der Spitze, Männer wie Willems, der als Philolog europäiſchen Ruf beſitzt (bekannt ſind ſeine Ausgaben der „Schlacht bei Worringen,“ ſeine Uebertragung des Reinecke Fuchs in das neue Niederdeutſch, und ſeine Ausgabe des alten Textes von Reinecke, ſo wie der „Brabantiſche Yeeſten,“ Brabants Annalen), David, der als Profeſſor der belgiſchen Geſchichte und flämiſchen Literatur an der Univerſität Löwen großen Einfluß auf alle Niederdeutſche, die in Löwen ſtudiren, übt, und mit Bearbeitung einer Geſchichte Belgiens beſchäftigt iſt, von der der erſte Theil bereits erſchienen iſt, Vormans, Profeſſor der claſſiſchen Literatur an der Univerſität Lüttich, der Dichter Conſcience, Secretär der wieder aufgerichteten Antwerpner Akademie der bildenden Künſte, deſſen Dichtungen: „Im Wunderjahr,“ „Der Löwe von Flandern,“ „Was eine Mutter leiden kann,“ „Wie man Maler wird,“ „Der Pilgrim in dem Oſten“ mit immer ſteigendem Beifall aufgenommen wurden. Männer wie dieſe laſſen an dem endlichen Sieg der guten Sache nicht zweifeln.

Von dem Profeſſor am königlichen Athenäum zu Brüſſel, A. Ledermann iſt der erſte Theil eines Werkes erſchienen, das für Belgien, wie belgiſche Berichte ſagen, großes Bedürfniß war und von den Blättern mit Beifall aufgenommen wurde. Es führt den Titel: „Germania, oder die deutſche Poeſie und Proſa von Leſſing bis auf die neueſte Zeit, nebſt einer kurzen Geſchichte der deutſchen Literatur für die höheren Schulen Belgiens.“

Verein. Der Männergeſangverein von Köln, die Liedertafel, und die Concordia von Aachen einer, und die Meiſtmänen und Orpheus von Gent und Gemberts Genoſſenſchaft von Brüſſel anderſeits haben einen germaniſchen Sängerbund geſchloſſen, der abwechſelnd in einer deutſchen und einer flämiſchen Stadt Geſangwettkämpfe ausſchreiben und Geſangfeſte halten will, um Deutſchland und Belgien nach und nach enger mit einander zu verbinden.

Schweden.

Univerſitäten. Die Univerſität Upſala zählt 1353 Studirende.

Kirche. Als ein merkwürdiges Zeichen der Intoleranz kann der Proceß gegen den Maler Nilſon erwähnt werden, in welchen dieſer verflochten wurde, weil er von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übertrat und deshalb des Landes verwieſen ward.

England.

Kirche. Die Geſellſchaft für Ausbau, Erweiterung und Ausbeſſerung von anglicaniſchen Kirchen und Capellen in London hat zwar während ihres zehnjährigen Beſtehens ſchon viel geleiſtet; denn in dem Kirchſprengel von Exeter allein wurden mehr als 30 neue Kirchen gebaut und im vorigen Jahre viele tauſend Kirchſtühle unentgeldlich für die Armen geſetzt; aber dennoch genügt der Verein den an ihn geſtellten Anforderungen nicht, obgleich er einen Beitrag von 22000 Pfd. aus der Staatskaſſe im vorigen Jahre erhielt, ſo wie reiche Beiträge von Privatperſonen; in den großen, raſch angewachſenen Fabrikſtädten, wie Manchester, Newyork, in London ſelbſt, wo nach einer Angabe des Biſchofs von London, die Bevölkerung jährlich um 30000 Seelen zunimmt, fehlt es ſehr an Gotteshäuſern; der Verein kann dem Bedürfniß nicht zur Hälfte genügen.

Literatur. Von Viscount Mahon, älteſtem Sohn des Grafen von Stanhope, torystiſchem Parlamentsglied für Hertford und jetzt zum „jungen England" gerechnet, iſt der vierte Band ſeines Geſchichtswerks „History of England from the peace of Utrecht" erſchienen, welcher die Periode vom Aachner Frieden bis zum Pariſer Frieden 1763 umfaßt. Das Morning Chronicle ſpricht mit großem Lobe von ihm.

Aus dem Nachlaß des verſtorbenen Thomas Arnold, Profeſſor der Geſchichte zu Oxford, hat der Archdeacon Julius C. Howe den dritten Theil ſeiner altrömiſchen Geſchichte (History of Rome) herausgegeben. Arnold ſchließt ſich in ſeiner Kritik an Niebuhr an, für deſſen Forſchungen er ſich ſchon zu einer Zeit mit Vorliebe erklärte, als dieſelben in England den allgemeinſten Widerſpruch fanden.

Ein literariſches Curioſum iſt das Life of George Brummel Esq. by Captain Jesse, jedenfalls ein intereſſanter Beitrag zur Sittengeſchichte der hohen engliſchen Geſellſchaft, wie ſie zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts geweſen. Brummel, der Enkelſohn eines Heiducken, war lange Zeit der Tonangeber für die hohe britiſche Nobleſſe, und zwar in Oppoſition gegen den damaligen Prinzen von Wales, Georg IV. Geiſtig ſehr unbedeutend, erhielt er ſein Anſehen einzig durch die Künſte der Toilette, er war unter andern der Erfinder der geſtreiften Halsbinden (starched necklothes). Das Glück blieb ihm freilich ſo wenig treu wie ſeine hohen Freunde: er ſtarb im freiwilligen Exil zu Calais, nachdem er in England unzählige Gläubiger geprellt hatte. Der Prinz von Wales, Sheridan, Fox, die ſchöne Georgina, Herzogin von Devonſhire und viele andere literariſche und politiſche Berühmtheiten jener Zeit finden ihre Stelle in dem lehrreichen Buche.

Der Tendenzroman, und zwar der utilitariſche, iſt jetzt an der Tagesordnung. Miß Martineau lehrt Staatsökonomie in Novellen, Dickens polemiſirt in Romanen gegen das Armengeſetz und gegen die Mißbräuche der Privatſchulen; ein kirchlicher Tendenzroman iſt „Self sacrifice or the Chancellors Chaplain." Er ſchildert die Hinderniſſe und Leiden, mit denen der engliſche Geiſtliche auf ſeiner Laufbahn zu kämpfen hat, wenn er weder Vermögen noch einflußreiche Familienverbindungen beſitzt. Wenn er wahre Zuſtände ſchildern, ſo ſpielen Patronat und Nepotismus eine Rolle in England, wie kaum mehr in irgend einer andern Kirche der Welt.

Mit großem Intereſſe iſt Israelis neuer Roman Coningsby or the new generation vom engliſchen Publikum aufgenommen worden. Der Verfaſſer legt hier ſein politiſches Glaubensbekenntniß und ſeine Anſicht über die politiſchen Ereigniſſe der letzten Jahrzehende nieder, wodurch der Roman als Dichtung freilich nicht ſehr gefördert wird, aber für England an Intereſſe gewinnt, da die bedeutendſten Perſonen der jüngſten Zeit dem Leſer in kurzen, oft ſehr treffenden Charakteriſtiken vorübergeführt werden.

Ein anderer Romanſchriftſteller, Martin Farquahr Tupper, welcher bereits zwei Romane geſchrieben hat, the Heart, a social novel, und the Twins, a domestic tale, findet vielen Beifall, auch bei deutſchen Kritikern, die in ihm die dichteriſchen Eigenthümlichkeiten der beiden anerkannten Schriftſteller, Dickens und Carlisle, vereinigt wieder finden, nämlich das Maleriſche der Schilderungen des Erſtern und ſein Pathos und des Letztern Energie und charakteriſtiſche Tiefe.

Der Unternehmer des Haymarket-Theater, Herr Webſter, ſetzte vor einiger Zeit einen Preis von 200 Pfd. St. auf das beſte Luſtſpiel in Proſa, worin das jetzige britiſche Leben gezeichnet ſey. Achtundneunzig Bewerber ſandten Stücke ein; doch die Prämie ward von dem Schiedsgerichte einhellig einer Komödie zuerkannt, die den Titel führt: Quid pro quo or the day of dupes (der Narrentag). Die Verfaſſerin dieſes Luſtſpiels iſt die bekannte Schriftſtellerin Mrs. Gore, die aber das Unglück hatte, daß ihre Arbeit dem Publikum nicht gefiel und vor gänzlichem Fiasko nur dadurch gerettet wurde, daß Herr Webſter hervortrat und das

indignirte Publikum hat, das Spiel bis zum Ende kommen zu laſſen, damit er wenigſtens einigen Schadenerſatz für ſeine bedeutenden Auslagen hätte. Wir Deutſche ſind alſo doch noch nicht ſo übel dran, als unſre Stammesvettern. Wir haben doch einige nicht ganz zu verachtende jüngere dramatiſche Dichter, die Engländer gar keine!

Eugene Sue's Myſterien ſind doch wirklich entſetzlich populär geworden. Auch in England ſind ſie von einem Herrn Town Esq. überſetzt und von der erſten Auflage in 12 Bändchen (London bei Wiley und Putnam) 20000 Exemplare verkauft worden. Jetzt kündigt die Buchhandlung eine neue Ausgabe in Einem Bande an, die, in Leinwand gebunden, nur ſechs Schillinge koſtet.

Im Juni dieſes Jahres hatte in Albion-Hotel eine anziehende wiſſenſchaftliche Verſammlung ſtatt. Gegen 160 Literaten und Gönner der Wiſſenſchaft hatten ſich unter dem Vorſitz Lord Brougham's, als Verſtand der „Geſellſchaft für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe," verſammelt, um Herrn Charles Knight, dem Herausgeber der Penny-Cyclopädia, die jetzt für's erſte abgeſchloſſen iſt, ein Zeichen ehrender Anerkennung zu geben. Lord Brougham hielt die Lobrede, worin er Herrn Knight's Verdienſte um die Volksaufklärung hervorhob. Das berühmte Pfennig-Magazin, das von Herrn Knight gegründet wurde, verkaufte wöchentlich 220,000 Exemplare, noch bedeutender war der Abſatz der Pfennig-Encyclopädie unter den arbeitenden Klaſſen. Herr Knight hatte außerdem große Verdienſte als Biograph, indem er Herausgeber und größtentheils Verfaſſer des „Biographical Dictionary" iſt, welches Brougham über alle andern Werke dieſer Art, ſelbſt die franzöſiſche „Biographie universelle" ſetzte, und dann als Shakſpeares Kritiker.

Kunſt. Der Kunſtverein, der ſich in London gebildet hat, erfreut ſich wachſender Theilnahme des Publikums. Die Zahl ſeiner Mitglieder iſt von 600 auf 11,000 geſtiegen; er ſteht unter dem Patronat des Herzogs von Cambridge und anderer angeſehener Perſonen und man hofft nicht mit Unrecht wohlthätigen Einfluß davon auf die ſchönen Künſte.

Bis jetzt ſind dieſe in England nicht beſonders hochgeachtet. Ein Londoner Blatt enthielt neulich bei der Anzeige von Thorwaldſens Tod die Notiz, die Statue Lord Byrons, welche der große Künſtler mit beſonderer Vorliebe gearbeitet, liege ſeit ſieben bis acht Jahren in einem Keller des Zollhauſes in London, weil Zoll und Fracht dafür bis-dato nicht bezahlt ſeyen. Der hölzerne Kaſten, der das Marmorbild einſchließt, iſt verfault. Die Statue war urſprünglich für die Weſtminſter-Abtei beſtimmt, die engliſche Orthodoxie verweigerte aber dieſen Platz dem Bildniſſe des Verfaſſers von „Kain und Don Juan." Sonach hätte dieſes Kunſtwerk ein noch ſchlimmeres Loos getroffen, als die Statue Napoleons von Canova, welche Wellington von Ludwig XVIII. geſchenkt erhielt und im Apſley-Hauſe unter der Treppe aufſtellte.

Auch die diesjährige Kunſtausſtellung in London ſoll, den engliſchen Journalen zufolge, keinen erheblichen Fortſchritt der engliſchen Malerei und Bildhauerei nachweiſen. Unter den ausgeſtellten 1100 Bildern iſt manches Gefällige und Freundliche, doch nichts von Bedeutung. Landſchaften und Genregemälde herrſchen vor.

Eben ſo wenig lobend erwähnen engliſche Blätter die in Weſtminſter-Hall in London am 1. Juli eröffnete Ausſtellung, welche zur Bewerbung um das Ausſchmücken der neuen Parlamentshäuſer veranſtaltet wurde. Scheinbar günſtiger urtheilt ein Bericht in der A. Allgem. Zeitung, doch nur ſcheinbar, denn ſein Lob iſt eher das aufmunternde Lächeln des Lehrers gegen den Schüler als die Anerkennung der Werke tüchtiger Meiſter. Das war nun freilich auch nicht möglich, da nur junge Maler an der Preisbewerbung Theil nahmen. Als zu den vorzüglicheren Arbeiten gehörend werden hervorgehoben, der Garten von Lord Mahor Brown, Wilhelm der Eroberer nach der Schlacht gegen Harald, deſſen Leiche gebracht wird; König Alfred als Geſetzgeber mit ſeinem Freunde Aſſer, ein Garten von Harald John Stanley; Milton, dem ſeine Töchter nachſchreiben, was er in Entzückung ausſpricht, von John Bridges. Bedeutender als die Gartons werden in dem genannten Berichte die Sculpturen genannt, beſonders W. Calder Marſhall's Eva und Groſſer Ebenezer, James Eherwood Weſtmacott's Richard Löwenherz; der Hindu-Lanzenwerfer und die Urtheile von Frederik Thrupp, der altengliſche Bogenſchütz von John Bell ꝛc.

Denkmal. Die Wuth, Denkmale zu errichten, ſcheint wenigſtens in England ſehr in Abnahme gekommen zu ſeyn. Das für Nelſon zu errichtende Denkmal auf dem Trafalgar-Platz hat bis jetzt 20,000 Pfd. St. gekoſtet, die durch Subſcription zuſammengebracht wurden; zur Ausführung der Reliefs, Löwen ꝛc., am Fußgeſtell aber fehlen weitere 12,000 Pfd., die das Publikum beizuſteuern wenig Luſt bezeugt, ſo daß der leitende Ausſchuß die Regierung um den Zuſchuß anzugehen beſchloſſen hat. Auch das Denkmal für Walter Scott iſt bekanntlich ins Stocken gerathen.

Frankreich.

Kirche. Die franzöſiſch-katholiſchen Miſſionen haben ihren Jahresbericht für 1833 herausgegeben, worin eine allgemeine Darſtellung der Fortſchritte ſich findet, welche die Miſſionen für die Stiftung der Association de la foi im Jahre 1822 gemacht haben. Sie haben in Europa 27 Biſchöfe und Erzbiſchöfe und 813 Prieſter; im Orient 71 Biſchöfe und apoſtoliſche Vicare und 2736 Prieſter; in Afrika 6 Biſchöfe und 163 Prieſter; in Amerika 28 Biſchöfe und 890 Prieſter; im Südmeer 7 Biſchöfe und 143 Prieſter; im Ganzen alſo 139 Biſchöfe und 4750 Prieſter. Jedes Jahr werden 1—3 neue Biſthümer errichtet je nach der Zunahme der Vereinsmittel. Das Einkommen beruht bekanntlich auf der zunehmenden Verbreitung ihres Journals, vermittelſt der Bildung von Geſellſchaften von je zehn Mitgliedern, mit wöchentlichen Beiträgen von je einem Sou. Die Zahl der Exemplare des Journals, die gegenwärtig abgezogen werden, iſt auf 162,800 geſtiegen, wovon 86,000 franzöſiſch, 21,000 deutſch in zwei Ausgaben, 16,000 engliſch, ebenfalls in zwei Auflagen, 2000 ſpaniſch, 4500 flämiſch, 31,000 italieniſch in drei Ausgaben, 1200 portugieſiſch und 1100 holländiſch erſchienen.

Die Einnahme des Jahrs belief ſich auf 3,562,088 Franken (die vom Jahre zuvor hatte 3,191,902 Fr. betragen). Davon kamen auf Frankreich 1,815,079 Fr., aus Deutſchland 920,073 Fr. (beträchtlich mehr als im vorigen Jahre, wo ſich die deutſchen Beiträge auf 325,702 Fr. beliefen), aus England 237,791, aus Spanien 10,578, aus Holland 63,529, aus Belgien 172,960, aus Portugal 44,614, aus Rußland 2119, aus der Schweiz 60,647, aus Italien 681,606 Franken, davon die Hälfte beinahe aus Piemont.

Schule. Der Erzbiſchof von Paris hat den Plan entworfen, eine Normalſchule zu gründen, in welcher junge Geiſtliche ſich zu Profeſſoren bilden können, um mit noch beſſerm Erfolg gegen die Univerſität kämpfen zu können für die Freiheit des Unterrichts. Sie ſoll in Paris errichtet werden und jede Diöceſe einen oder mehrere Zöglinge dahin ſchicken können, für welche ſie an die Anſtalt eine Penſion bezahlt.

Literatur. Chateaubriand hat das Leben Rancé's, des Reformators des Trappiſtenordens, und Delecluze das des heiligen Franz von Aſiſi beſchrieben; von beiden Schriften ſind glänzende lobpreiſende Berichte, ſelbſt von deutſchen Kritikern gefertigt worden, welche vornehmlich über die franzöſiſche Literatur der Gegenwart den Fluch der Verdammniß ausſprechen, und doch am Ende geſtehen müſſen, daß auch Chateaubriand dieſer Literatur der Gegenwart angehört und gewiſſermaßen ihr Schöpfer iſt. Man ſollte doch das Beſtehende, wie es die Zeit bietet, nehmen, wie es iſt, es erfüllt ſeinen Lauf und trägt ſein Scherflein bei zur Entwicklung des Zeitgeiſtes. Es iſt gar nicht zu läugnen, daß die Franzoſen ſeit einiger Zeit ſchon einen Hang zu ernſtern, geſchichtlichen und namentlich religiös geſchichtlichen Studien verrathen; doch dünkt uns der Schluß übereilt, wollte man daraus eine tiefere Geiſtesrichtung eines Volkes zu erkennen ſtreben, das ſtets nur an der Oberfläche gelebt hat.

An der Revolutionsgeſchichte arbeiten jetzt drei Schriftſteller von bedeutendem Rufe: Thiers beendigt ſeine Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs, Lacretelle ſchreibt an der Geſchichte derſelben Epoche, um die Lücke zu füllen, welche ſeine Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und die Reſtauration ließ, und Lamartine will von der Periode des Convents an die neuere Geſchichte Frankreichs beginnen.

Die königliche Bibliothek erwartet ein koſtbares Denkmal des alten Aegyptens, das ein Franzoſe aus dieſem Lande ſendet, nämlich Basreliefs aus dem Ahnensaal des Möris, ungefähr 60 Porträts alter Pharaonen, nach ihrer dynaſtiſchen Ordnung gereiht — eine höchſt wichtige Erwerbung für die Geſchichtswiſſenſchaft.

Der maroniſtiſche Erzbiſchof von Laodicea, der ſich gegenwärtig in Paris befindet, hat eine Schrift in Druck gegeben, welche den Titel führt: „Hiſtoriſche Notiz über den Urſprung des maroniſtiſchen Volkes und ſeine Beziehungen zu Frankreich, über die Druſen und die verſchiedenen Bevölkerungen des Libanon."

Flora Triſtan, eine Schriftſtellerin voller Menſchenliebe, hat in ihrem Werke „Union ouvrière" ein Utopien aufgeſtellt, das beſonders deshalb merkwürdig, weil es, zur Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Claſſen Vorſchläge macht, die zum Theil ſchon beſtehen, zum Theil aber die Lage der Armen noch drückender machen würden. Außerdem hat ſie noch herausgegeben: „Pérégrinations d'un Paria, Méphis ou le prolétaire, Promenades dans Londres" und andere ziemlich exzentriſche Bücher über Vergangenheit und Zukunft, die Emancipation der Weiber und das Wandern der Handwerker.

Die Fruchtbarkeit der franzöſiſchen Romanſchriftſteller iſt wirklich fabelhaft. Alexander Dumas hat faſt zu gleicher Zeit fünf Romane herausgegeben: Gabriel Lambert, Gotte,

Erwachen der Lebenskraft und ihrer kosmiſchen Beziehungen zur Bewußtheit.

Die geſteigerte Fähigkeit und Geſchicklichkeit des Schlafwandlers tritt zunächſt nur in ſeinen körperlichen Bewegungen hervor. — Er rennt z. B. mit einer im wachen Zuſtande ihm kaum gegebenen Geſchwindigkeit, die ihn jedenfalls viel bälder ermüden würde, durch die engſten und verſtellteſten Gänge, ohne anzuſtoßen; ſo daß kein wacher Verfolger, wenn jener will, ihn einzuholen oder an Geſchwindigkeit, Ausdauer und Sicherheit des Laufens es ihm gleich zu thun vermag. Er ſpringt mit einer ſeinen wachen Gliedern unmöglichen Schnellkraft auf Fenſter- und Thürgeſimſe und von dem einen auf das andere; er läuft, gleich einer Katze, darüber weg, wobei er das Gleichgewicht bis an die Grenze ſeiner Möglichkeit mit der größten Sicherheit hält. Er ſteigt auf Dächer und Thürme, wobei er die gefährlichen Stellen, die loſen Steine und Ziegel, immer ſorgfältig mit dem Fuße unterſucht und vermeidet; er luſtwandelt auf Dachgiebeln und Thurmzinnen, ſteigt bis zum Rande der Dächer herab und tritt bis auf die äußerſte Spitze einer Zinne vor, bückt ſich über wie um herabzuſchauen, ohne je, wenn er nicht durch einen unglücklichen Zufall geſtört wird, das Gleichgewicht zu verlieren. Wir finden ſomit die Gliederbewegung des Schlafwandlers, verglichen mit ſeinen Tagesleiſtungen, in jeder Beziehung geſteigert: theils in Beziehung auf die Kraft und Elaſticität der Muskeln, theils in Beziehung auf ihre Unermüdlichkeit und Ausdauer, theils in Beziehung auf die phyſiſche Hauptaufgabe ihrer Kunſtfertigkeit, die Genauigkeit und Sicherheit in Erhaltung des Gleichgewichtes. Die körperliche Geſchicklichkeit des Schlafwandlers iſt um ſo auffallender, da ſie namentlich in dem Stadium des ſomnambülen Traumes, der in geiſtiger Beziehung die wunderlichſte Tollheit zeigt, vorhanden iſt und ihm als ſchützender Engel zur Seite ſteht, ohne welchen der Schlafwandler unfehlbar Hals und Bein brechen würde. Daß der Schlafwandler keinem Schwindel unterworfen iſt, erleichtert ihm allerdings ſeine gefährlichen Excurſionen, allein erklärt die Sicherheit und Geſchicklichkeit, womit dieſelben vollzogen werden, nicht.

Auch in geiſtiger Beziehung wird an dem Nachtwandler eine Steigerung der Seelenkräfte bemerkt, wiewohl ſich bei der Seltenheit ſeines völligen Erwachens, die Gelegenheit, ſeine geiſtigen

Die drei Musquetiere, Ein Mädchen unter dem Regenten, Eine corsische Familie, und kündigte nebenbei einen andern Roman an: „Memoiren eines Arztes.“ Es ist freilich bekannt, daß die meisten seiner Werke nicht seine Werke sind, wie denn z. B. „die Musquetiere“ schon im Jahre 1702 unter dem Titel Mémoires de Mr. d'Artagnan erschienen; aber dennoch bleibt genug übrig, um sich zu wundern, wie diese schreibfertigen Herren nur mit dem Mechanischen ihrer sich rastlos drängenden Productionen fertig werden. Weniger darf man sich wundern, daß am Ende Alles nur in Mechanik besteht.

Auch George Sand gehört zu diesen schreibseligen Leuten. Kaum ist die Comtesse de Rudolstadt, dieser geistreiche Zwitter von politischer Träumerei und philosophischem Roman, fertig und Precop der Große abgethan, so erscheint wieder eine neue Novelle: Jeanne. Sie trägt freilich zum Theil das Gepräge der Eile an sich, mit der sie concipirt und gefertigt wurde, doch verläugnet sie auch ihren Ursprung in anderer Art nicht. George Sand kann nichts ganz Verfehltes schreiben, überall, selbst in den flüchtigsten Federstrichen, zeigt sich der ursprüngliche Dichtergeist, der sie beseelt. Auch Jeanne hat einzelne treffliche Scenen und Anschauungen; nur schade, daß nicht Alles, was der Anfang verspricht, sich später erfüllt, sondern in nichts sagende Phrasen zerstäubt.

Von dem ewigen Juden Eugen Sue's berichtet uns ein Correspondent der A. Allgem. Zeitung, daß er den „Erinnerungen aus der Kaiserzeit“ von Emile Marco St. Hilaire abgeborgt sey.

Auch Balzac findet sich auf dem literarischen Kampfplatz ein, nur schade, daß er vor Sue's Geschrei und Glück nicht gehört wird. Er hat zwei neue Romane gebracht, „Modeste Mignon,“ und „Un début dans la vie.“ Balzac wird von verschiedenen Seiten sehr gerühmt, namentlich als tüchtiger Sittenschilderer; wir im Gegentheil finden ihn nicht besser als die andern Romantiker, welche ihm jetzt den Rang abgelaufen haben. Seine Charakteristiken bleiben bei dem Aeußern, oft nur bei der Kleidung stehen, seine Sittenschilderung redet einer abscheulichen Moral das Wort und sein ganzes Absehen ist, wenigstens in sehr vielen Romanen, nur darauf gerichtet, durch ein falsches Pathos das Interesse seiner Leser zu fesseln. Wir gestehen, so viel auch von Paris aus dagegen geeifert wird, die Tendenzen der G. Sand dünken uns weit moralischer, ihre Gebilde weit poetischer, als Alles, was bis jetzt von Frankreich, England und — Deutschland hervorgebracht worden ist.

Im August ist ein neues Trauerspiel im Théatre Français aufgeführt worden, das von Anfang bis zu Ende mit großem Beifall aufgenommen worden seyn soll. Der Dichter, ein noch junger Mann, heißt N. Sejenne, sein Trauerspiel, „Diegarias,“ angeblich der spanischen Geschichte entlehnt. Zeitungsberichte sprechen von einer Zukunft des jungen Dichters; ob er dieses Prognosticon bestätigen wird?

Auch nach Paris ist der Eifer gedrungen, mit dem in Deutschland die griechischen Tragiker mit moderner Musik auf die Bühne gebracht wurden. Im Odeon ist die Antigone des Sophocles mit großer Pracht und, wie sich voraus sehen ließ, nicht ohne Beifall des Publikums in Scene gesetzt worden. Frankreich, das noch immer seine classische Tragödie nicht vergessen kann, ist hierbei im Rechte, und wenn es sich auch Mendelssohn's nicht griechische Chöre gefallen läßt, darf man es nicht tadeln; die Gegensätze berühren sich in diesem Lande schon seit langem auf keine feindliche Weise mehr. Aber Deutschland?

Italien.

Schule. Im piemontesischen Dorfe Aglié besteht seit ungefähr zwei Jahren eine Kleinkinderschule, welche die Königin von Sardinien angelegt und mit 20,000 Franken dotirt hat. Mehrere Personen sind ihrem Beispiele gefolgt, namentlich auch eine Bauersfrau, die mit unermüdeter Arbeit, Mühe und Sparsamkeit ein kleines Capital gesammelt hatte und es bei ihrem Tode der neuen Anstalt vermachte. Dadurch ist das Capital auf 30000 Fr. gewachsen.

Die Kinder erhalten hier unentgeldlichen Unterricht, Waisen selbst Wohnung, Nahrung und Kleidung, bis sie im Stande sind, sich selbst durch Arbeit ihr Brod zu verdienen. Winters, wenn die Wege und das Wetter schlecht sind, schickt die Anstalt ihre Wagen aus und läßt die Kinder aus ihren Wohnungen abholen und Abends dahin zurückbringen. Zehn Damen aus dem Adel- und Bürgerstand haben die Aufsicht und Pflege über diese Anstalt übernommen. Nächstens wird darin Gesang und Gymnastik eingeführt, eine kleine Bibliothek für Lehrer und Lehrerinnen, so wie ein Cabinet für Naturgeschichte und Industriemodelle angelegt werden.

Literatur. Cardinal Pacca's Memoiren, unter denen ſich vertrauliche Correſpondenzen mit König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und deſſen Günſtling Wöllner befinden und die wichtigſten religiös-politiſchen Zeitfragen nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution beſprechen ſeyn, und überhaupt viel Wichtiges aus jener Zeit enthalten ſeyn ſoll, ſind nach Benevent in das Archiv ſeiner Familie gebracht worden und ſcheinen der Oeffentlichkeit entzogen zu werden, obgleich ihr Verfaſſer ſie als „zu veröffentlichen" bezeichnete.

Die Gebrüder Fusco, in Verbindung mit Herrn Biamyietri, arbeiten an einer Storia numismatica del regno di Napoli. Michele Baldacchini, der Autor von Belmonte und der Herzog von Tomacelli ſind mit intereſſanten hiſtoriſchen Arbeiten beſchäftigt: z. B. die Geſchichte des Principe di Tarento, Gr. A. Orſini, die Geſchichte der Volksbewegungen zu Neapel im 16. Jahrhundert, durch die Jeſuiten veranlaßt, die alle noch im Laufe dieſes Jahres herauskommen ſollen.

In Belcona wird unter der Direction von Annibale Ranuzzi ein Annuario geografico italiano erſcheinen, an welchem Gelehrte aus allen Gegenden Italiens mitarbeiten werden, unter Andern Baldi, A. di Luca, L. Pilla, Biondelli, Orlandini.

Die Geſchichtsſtudien erfreuen ſich fortwährend großen Eifers. Die Univerſalgeſchichte von Ceſare Cantù (Enciclopedia Storica) findet großen Beifall und ſoll durch eine franzöſiſche Bearbeitung (Paris, Didot) auch nach Frankreich verpflanzt werden; von dem Archivio storico italiano (Florenz, Viesseux) ſind zwei neue Bände erſchienen, der eine bringt Lebensbeſchreibungen berühmter Italiäner, die entweder noch unedirt oder ſelten geworden wären, der andere enthält die Storia veneta des Pietro Aretino; eine andere wichtige Schrift vergangener Zeit: Nunziatura in Irlanda di Monsignor G. B. Rinuccini arcivescovo di Fermo negli anni 1645 a 1649 (Florenz 1844) gab der Bibliothekar des Marchese Rinuccini zu Florenz, Giuſe Aiazzi, heraus.

Ueber die übrige hiſtoriſche Literatur verweiſen wir auf die ſehr intereſſanten Artikel der A. Allgem. Zeitung 187. 188. 189. 197. 198.; da wir nur eine kurze Nomenclatur derſelben müßten, wollen wir ſie nicht ausziehen.

Spanien.

Don Antonio Alcalá Galiano, einer der berühmteſten Redner und Politiker Spaniens, Vater einer zahlreichen Familie und in den Jahren bereits vorgerückt, hat ſich jüngſt genöthigt geſehen, um, wie der Heraldo ſagt, nicht Hungers zu ſterben, in einer kleinen Unterrichtsanſtalt in Cadix eine Lehrſtelle anzunehmen.

Portugal.

Literatur. Das Werk des Fürſten Lichnowsky über Portugal, worin er von dieſem Lande eine ſehr günſtige Schilderung entwirft, iſt ins Portugieſiſche überſetzt worden und wird ſehr fleißig geleſen.

Rußland.

Univerſität. Die theologiſche Facultät an der Dorpater Univerſität ſoll künftig als der Mittelpunkt für die höhere geiſtige Bildung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit des ruſſiſchen Reichs gelten.

An der Kaſaner Univerſität erhält die philologiſche Abtheilung mit dem Beginne des nächſten Jahres einen beſondern Lehrſtuhl der Mandſchuſprache. Dieſe Univerſität zählt jetzt zehn Lehrſtühle für orientaliſche Sprachen und ſoll noch einen für das Thibetaniſche erhalten.

Kirche. In Warſchau wird bei Lazienki noch eine griechiſche Kirche errichtet.

Literatur. Die Ausgabe der ruſſiſchen Akademie, ein umfaſſendes Wörterbuch der ruſſiſchen Sprache zu entwerfen, wird nicht ſobald erfüllt werden. Nachdem vor zwei Jahren die Akademie zur Cultur der ruſſiſchen Sprache mit der Akademie der Wiſſenſchaften vereinigt worden, hat ſie jetzt erklärt, daß die früheren Arbeiten für dieſen Zweck als völlig

unbrauchbar verworfen werden (die frühere Akademie hatte bereits 71,625 Worte verzeichnet), und sie die Arbeit von neuem beginnen müßte. Es sind erst 20 Bogen fertig von dem auf vier große Quartbände berechneten Werke.

Die Werke der drei berühmtesten Klassiker der neuern russischen Literatur, Puschkin's, Schukowski's und Batjuschkow's sind jetzt in vollständigen Ausgaben erschienen.

Zur Hebung der Volkscivilisation wurden im Jahre 1836 auf kaiserlichen Befehl Volksbibliotheken ins Leben gerufen. Es bestehen deren jetzt in 72 Städten, von denen freilich die meisten erst zwischen 1500 bis 2000 Bände zählen.

Vereine. Auch in Rußland bestehen Privatvereine zur Besserung der Gefangenen, die am 1. Januar 1841 ein Gesammtcapital von 459,939 Silb. Rubel besaßen. Die Zahl der Gouvernements- und Kreisvereine betrug 217, von denen 41 nur von Damen geleitet waren.

Nordamerika.

Die Romane *Cooper's* sind hier zum Theil übersetzt worden und machen großes Aufsehen. Vorlesungen über deutsche Literatur werden in Boston gehalten und mit großer Theilnahme besucht.

Der Dichter *Longfellow*, der mehrere Gedichte Freiligrath's übersetzt hat und diesem jetzt zu einer Herausgabe deutscher Proben amerikanischer Poesie behülflich ist, wird im Herbst ein umfangreiches Werk über die Gesammtliteratur aller Nationen mit englischen Uebersetzungsproben veröffentlichen.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Erstes Heft.

1845.

Journal Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

Seite

Die fortschreitende Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes und was dabei ganz besondere Beachtung verdient 1
Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus 32
Der deutsche Strafprozeß auf seiner neuen Entwickelungsstufe 75
Zur deutschen Einigung 118
Der Wahnsinn im Kerker in besonderer Beziehung zur vereinzelten Haft 140
Die Ratifikation von Staatsverträgen 163
Schrachreinigung 240
Ein Wort über die Gewerbeausstellungen des Zollvereines 255
Der deutsche Schifffahrts- und Handelsbund, seine Nothwendigkeit und die Weise seiner Verwirklichung 276
Das deutsche Volk und das Theater 313
Kurze Notizen 351

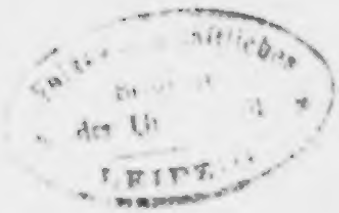

Die fortschreitende Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes und was dabei ganz besondere Beachtung verdient.

Seit in Deutschland die erste größere auf Betrieb mit Dampfkraft eingerichtete Eisenbahn (die Leipzig-Dresdener) dem Verkehr übergeben worden, ist noch kein Jahrzehend verstrichen und schon sind, ohne die Doppelgeleise zu rechnen, 300 Meilen Schienenwege fahrbar. In allen deutschen Ländern wird an der Verlängerung der Hauptlinien und an ihrer Seitenverbindung mit rastloser Thätigkeit gearbeitet; man baut mit jedem neuen Jahre schneller, wohlfeiler und zugleich dauerhafter. Sollte der Frieden auf dem Festlande noch länger ungestört bleiben, so dürften im Jahre 1850 über 500, im Jahre 1860 vielleicht 900 Meilen Eisenbahnen dem Verkehr eröffnet werden können. Aus dieser überraschend schnellen Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes geht deutlich hervor, daß unser deutsches Vaterland unermeßliche intensive Kräfte besitzt, und daß es eben nicht einer Centralisirung der Staatsgewalt bedarf, um dieselben ins Leben zu rufen. Das centralisirte Frankreich liefert sogar den Beweis, daß die departementale Eifersucht für die Regierung ein großes Hinderniß ist, die Genehmigung der Kammern zur Ausführung mancher Eisenbahn zu erhalten, die mehr ein allgemein staatliches als ein lokales Interesse hat, wie wir das schon

früher einmal andeuteten, während in den deutschen Ländern gleichzeitig fast überall eine Art Wetteifer entstanden ist, sich in schneller Ausführung der größeren Bahnen zu übertreffen.

Bei dieser für jeden Deutschen gewiß höchst erfreulichen Erscheinung wird es mit jedem Jahre immer nothwendiger, den Blick in die Zukunft zu richten, und es drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unwillkürlich die Frage auf: Ob von Seiten der deutschen Regierungen auch Alles in Betracht gezogen worden sey, was zur größtmöglichsten Nutzbarkeit der Eisenbahnen führen könne? — In Beantwortung dieser Frage tritt uns aber der große Uebelstand entgegen, daß nicht alle Eisenbahnen auf Staatskosten erbaut worden, daß im Anfang dieselben meist nur Unternehmungen von Privatgesellschaften waren, denen man jeden zulässigen Vorschub leisten zu müssen glaubte, um den kaum erwachten Associationsgeist möglichst zu nähren. Ueberdies betrachtete man diese Schienenwege anfangs nur als verbesserte Communicationsmittel zwischen zwei Hauptorten des Landes, und es kann Niemand zum Vorwurfe gemacht werden, daß er die wichtigen Folgen dieser großartigen Erfindung nicht augenblicklich in ihrem ganzen Umfange übersehen habe. Auch jetzt ist man darüber noch keineswegs ganz im Klaren. Die früher mit großer Zuversicht ausgesprochene Behauptung: „die Rentabilität einer Eisenbahn müsse auf den muthmaßlichen Ertrag des Gütertransports kalkulirt werden," zeigte sich schon nach wenigen Jahren als unrichtig, indem der Personenverkehr überall die Hauptquelle der Einnahme bildete. Wie sich das Resultat in den nächsten Jahren auf manchen Bahnen herausstellen werde, läßt sich zur Zeit mit Gewißheit nicht angeben, denn das deutsche Eisenbahnnetz besteht gegenwärtig noch aus Bruchstücken. Mit dem Gewinn, den einzelne Städte und Erwerbszweige daraus ziehen, verhält es sich nicht viel anders, und während man im Anfang befürchtete, es möchten in Gegenden, welche von Eisenbahnen durchzogen werden, alle Gastwirthe und Lohnkutscher zu Grunde gehen, finden diese Leute dabei ihre sehr gute Rechnung. — Wer also jetzt schon von „allgemeingültigen Erfahrungssätzen" sprechen wollte, würde dadurch zu erkennen geben, daß er dieser wichtigen Angelegenheit nur eine ganz oberflächliche Betrachtung gewidmet habe und die Bedingungen

Fähigkeiten zu beobachten, nur ſpärlich darbietet. Schon der ſomnambüle Traum zeigt durch ſeine phantaſtiſche Tollheit, ſo wie durch ſeine außerordentliche Lebhaftigkeit, eine den oft trivialen Subjekten im wachen Leben ganz abgehende Originalität und Schöpferkraft der Phantaſie. Man bemerkt ein ganz außerordentlich ſtarkes und genaues Gedächtniß, wenn z. B. jener Geiſtliche ſeine geſchriebenen Predigten ſo lebhaft und bis auf die Stellung jedes Wortes auf jeder Zeile in der Erinnerung hatte, daß er die Correcturen auf einem untergeſchobenen Papiere genau an Ort und Stelle anbrachte, oder wenn ein Somnambüle alles, was er den Tag über gethan und erfahren, im ſomnambülen Zuſtande bis auf den kleinſten Zug wiederholt. Auch die Intelligenz wollte de la Croix bei der von ihm beobachteten Schlafrednerin verſchärft und ihr Gefühl verfeinert gefunden haben, indem ſie — ein gewöhnliches Dienſtmädchen — mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und Munterkeit des Geiſtes redete und nicht ſelten feine, ſchalkhafte Beziehungen auf den Charakter der Perſonen, mit denen ſie ſich unterhielt, in das Geſpräch miſchte. Selbſt einen divinatoriſchen Blick ſollen Nachtwandler entwickeln in den prophetiſchen Träumen, welche ſie in ihren ſomnambülen Anfällen haben wollen.

Dieſe Steigerung der thieriſchen und geiſtigen Verrichtungen erklärt ſich ſehr leicht, wenn es die Lebenskraft iſt, welche, durch ein Erwachen zur Seele, ſie übernimmt. Die Lebenskraft iſt in ihren Verrichtungen immer gleich kräftig, gleich friſch und lebendig. Aus ihrer unverſieglichen Quelle ſchöpft die Seele, indem ſie jede Nacht, ermüdet durch die Tagesarbeit, in ihren Schooß zurückſinkt, neue Kraft und neue Lebendigkeit und Munterkeit. Im Schooße der Lebenskraft ſtärken und erfriſchen die ermatteten willkührlichen Muskeln ſich wieder. Die Nerven ſelbſt werden im Schlafe vegetativ, um die verlorne Kraft und Reizbarkeit wieder zu erſetzen. Bei ſolchem unerſchöpflichen Schatze von Kraft, Elaſticität und Munterkeit begreift ſich leicht, daß die Gliederbewegungen ungleich raſcher, ſchnellkräftiger und unermüdlicher ausfallen werden, wenn die Lebenskraft ſie ſtatt der Seele übernimmt. Auch die Geſchicklichkeit des Schlafwandlers findet ihre zureichende Erklärung auf dem Grunde der unendlich kunſtreichern und vollkommneren Geſetzmäßigkeit der Lebenskraft, die überhaupt einen Schatz von Kräften und Kunſtfertigkeiten in ſich trägt, wovon nur ſchwache Ausflüſſe

nicht zu würdigen verstehe, unter welchen Erfahrungssätze überhaupt aufgestellt werden können.

Unter so bewandten Umständen ist man in vielen das Eisenbahnwesen betreffenden Dingen fast ausschließlich auf den natürlichen Scharfsinn angewiesen; die bisherigen Erfahrungen dürfen zwar nicht unbeachtet bleiben, man wird sie aber mehr als Symptome einer heilsamen Krisis betrachten müssen. Noch weitere Erfahrungen abwarten zu wollen, bevor man zu dieser oder jener jetzt schon als nothwendig erkannten Einrichtung schreitet, erscheint aber deßhalb nicht rathsam, weil nachträgliche Umänderungen von Belang nur mit sehr beträchtlichem Aufwande zu bewirken sind. Man wende also den forschenden Blick ebenmäßig vorwärts wie rückwärts und warte nicht, wie ein deutsches Sprichwort sagt, bis die Herren vom Rathhause kommen; es möchte dann zu spät seyn.

Eine zu beschränkte Ansicht von der Wichtigkeit der Eisenbahnen kann leicht zu einseitigen Beschlüssen und Zugeständnissen führen, wodurch man jetzt zwar Tausende erspart, später aber genöthigt werden könnte, Hunderttausende zu opfern, um die Nachtheile früherer Kurzsichtigkeit auszugleichen. In Ländern, wo die Eisenbahnen auf Staatskosten angelegt werden, kommen dergleichen Umstände so leicht gewiß nicht vor, weil die Berücksichtigung der Staatszwecke dort das vorherrschende Prinzip ist und gleichsam von selbst auf diejenigen Anordnungen führt, die wir hier zur Sprache bringen wollen. Wo man aber die Hauptlinien durch Privatgesellschaften ausführen läßt, spricht das Lokal- und Privatinteresse der Betheiligten in der Regel sich so stark aus, daß die Regierungen oft große Mühe haben, Dasjenige durchzusetzen, was ihnen zur Erreichung des höheren Zwecks nöthig erscheint. Man lese nur die vielen darauf bezüglichen Artikel in den Lokalblättern mancher Hauptstädte, um sich zu überzeugen, mit welcher Einseitigkeit und geringer Sachkenntniß zuweilen über die Weiterführung und Verbindung der Eisenbahnen abgesprochen wird. Die beschränkte Ansicht der Wortführer erstreckt sich selten weiter als auf die muthmaßlichen Vortheile oder Nachtheile, welche zwei Hauptstädten eines Landes aus einer solchen Verbindung erwachsen dürften. Daß zwei benachbarte Länder ein noch größeres Interesse haben, auf

solche Weise in nähere Berührung zu treten, wird von den Lokalsprechern kaum in Betracht gezogen, und die Wichtigkeit der kürzesten Verbindung des Mittelmeeres mit der Ost- und Nordsee scheint ihnen noch weniger einzuleuchten. Daß wir hiermit nicht zuviel sagen, ließe sich leicht beweisen. Erst kürzlich haben wir die Behauptung aufstellen sehen: „daß die schnelle Verbindung zwischen Triest und Hamburg nur für die dortigen großen Kaufleute von Nutzen sey, den Gewerbsleuten auf den Zwischenpunkten hingegen Nachtheile bringe." Wollte man dergleichen einseitige Ansichten zur Richtschnur nehmen, so würden alle Eisenbahnen Deutschlands in vielfach gekrümmten Schlangenlinien geführt werden müssen, und die Bahnhöfe der Hauptorte, Kreuz- und Vereinigungspunkte nirgends mit einander in direkten Anschluß gebracht werden dürfen, damit die Reisenden möglichst oft genöthigt wären, einen unfreiwilligen Aufenthalt von mehreren Stunden zu machen, und die Gütertransporte mindestens alle 15 bis 20 Meilen umgeladen werden müßten. Bei consequenter Festhaltung der von den Lokalfürsprechern aufgestellten Grundsätze über den menschlichen Verkehr würde man sogar zu der ganz natürlichen Schlußfolgerung kommen, daß die Beschleunigung des Verkehrs ein Uebelstand, und nicht bloß die Herstellung von Eisenbahnen, sondern selbst die der Chausseen ein beklagenswerther Mißgriff sey. Man sollte meinen, daß dergleichen Kurzsichtigkeiten nur in den Köpfen der Gastwirthe und Aufläder entspringen könnten; sie werden aber von Männern verfochten, die sich zu den sehr gebildeten Geistern zählen. Wer es also mit seinem deutschen Vaterlande redlich meint und den wohlthätigen Folgen der Eisenbahnen seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, der suche mit allen Kräften darauf hinzuwirken, daß der Hauptzweck der Eisenbahnen erreicht und nicht durch Lokal-Interessen beeinträchtigt werde. Wir wollen uns nunmehr deutlicher darüber aussprechen.

Der allgemeine Nutzen der Eisenbahnen besteht, wie bekannt, im Wesentlichen darin, daß der Personenverkehr und Gütertransport möglichst beschleunigt, die Verbindung zwischen entfernten Ländern und der Austausch ihrer Produkte überhaupt erleichtert wird, indem man durch dieses schnelle Bewegungsmittel an Zeit und Geld nicht unbedeutende Ersparnisse macht. Es gibt

eine große Anzahl Perſonen, die auf eine Geſchäfts- oder Vergnügungsreiſe zwar mehrere Tage, aber nicht mehrere Wochen verwenden können. Mit den Reiſekoſten verhält es ſich eben ſo; 20 bis 30 Thaler kann man dieſem Zwecke vielleicht zum Opfer bringen, aber nicht das Doppelte oder Dreifache. Für die weniger bemittelten Klaſſen ſind alſo die Eiſenbahnen, wenn dieſe den an ſie zu machenden Anforderungen entſprechen, eine große Wohlthat. Es gibt ferner allerhand Erzeugniſſe, die man anderwärts nur zu einer gewiſſen Zeit oder zu einem gewiſſen Preiſe mit Vortheil abſetzen kann; fehlen jedoch die geeigneten Transportwege, ſo muß der Handel damit ganz unterbleiben. Darunter leiden aber nicht bloß die Verkäufer, ſondern auch die weniger bemittelten Klaſſen, welche viele zum Lebensunterhalte erforderliche Gegenſtände wegen Mangels an Zufuhren theurer bezahlen müſſen. Wie wichtig das bei ſtellenweiſem Mißwachs iſt, ſpringt in die Augen.

Hieraus folgt ganz einfach, daß Handel und Verkehr durch die Eiſenbahnen einen außerordentlichen Impuls erhalten, daß letztere zu einem ſehr wichtigen Ausgleichungsmittel von Mißverhältniſſen der Nationalökonomie werden können, was ſtets den ärmeren Volksklaſſen zum Nutzen gereicht. Es folgt aber auch daraus, daß man die Reiſekoſten und Güterfrachten möglichſt zu ermäßigen ſuchen müſſe, damit dieſelben kein Stein des Anſtoßes werden. Da aber die Herabſetzung der Fahrpreiſe natürlich auch ihre Gränze hat, weil das Anlagekapital der Eiſenbahnen ſich ſonſt nicht genügend verzinſen würde, muß man die Erſparniſſe durch möglichſte Abkürzung der Fahrzeit zu bewirken ſuchen, ohne die mit der perſönlichen Sicherheit vereinbare Schnelligkeit der Bewegung zu überſteigen. Die Abkürzung der Fahrzeit kann ſonach nur bewirkt werden:

1) durch die Wahl der zuläſſig kürzeſten Linien für alle Hauptbahnen;
2) durch Vermeidung jedes unnützen Aufenthalts auf den Zwiſchenſtationen.

Wir ſind weit entfernt damit etwas Neues ſagen zu wollen; aber ein prüfender Blick in das deutſche Eiſenbahnweſen lehrt zur Genüge, daß dieſe Wahrheit immer noch keine allgemeine Anerkennung gefunden hat, ſonſt würde man weder Eiſenbahnen

projektiren sehen, die ohne triftige Gründe große Umwege machen, noch eine stellenweise Unterbrechung der Schienenwege, oder eine willkürliche Bestimmung der Abfahrtszeiten wahrnehmen auf Eisenbahnen, die an einander stoßen und folglich ein zusammenhängendes Ganze bilden sollten; es würde überhaupt nicht so viele Personen der gebildeten Klassen geben, welche dergleichen Uebelstände nicht einmal als solche erkennen mögen und sie sogar als Vortheile zu betrachten kein Bedenken tragen.

Die hier genannten drei Uebelstände, über welche in Deutschland zur Zeit noch gerechte Klage geführt wird, vermehren die Reisekosten und Güterfrachten nicht unbedeutend, verursachen Zeitversäumnisse und vermindern den Nutzen der Eisenbahnen um ein Beträchtliches. In Bezug auf die Nachtheile der Abweichung von der kürzesten Linie wollen wir nur ein Beispiel anführen. Man kann mittelst Eisenbahn von Dresden über Leipzig bereits bis Stettin, Hannover und Crimnitzschau (2 Meilen südlich von Altenburg) fahren. Diese Bahnen gehören, so viel wir wissen, acht verschiedenen Gesellschaften an. Die Fahrt nach Berlin ist gegenwärtig so geregelt, daß diese 43 Meilen lange Eisenbahnstrecke in 12 bis 13 Stunden zurückgelegt wird. Man kommt in diesem Falle Abends gegen 7 Uhr in Berlin an und kann am nächsten Morgen die Fahrt nach Stettin fortsetzen, die Reise dahin also in 1½ Tag ausführen, muß aber entweder in Berlin oder auch in Leipzig über Nacht bleiben.[1] Ein großer Vortheil ist für den Reisenden in genannter Richtung durch die Anlage der Eisenbahn nicht entstanden, denn sie macht bekanntlich einen gewaltigen Umweg über Leipzig, Köthen und Dessau. Hätte man, wie ursprünglich im Plane war, die kürzere Linie über Riesa und Jüterbogk angenommen, so würde die Bahn von Dresden nach Berlin 20 Meilen weniger lang seyn, und die Fahrt dahin in einem Vormittage bewerkstelligt werden können. Die Terrainverhältnisse auf dieser Linie sind obendrein noch viel günstiger. In Folge dieser fehlerhaften Bahnrichtung

[1] Für das Winterhalbjahr ist die Abfahrtszeit bei der sächsisch-bayerischen und Magdeburger Eisenbahn dergestalt geändert worden, daß man ohne Aufenthalt in Leipzig von Dresden bis Crimnitzschau und Magdeburg fahren kann.

Fulda) geführt werde. Man gibt also dem Lokal-Interesse abermals den Vorzug, ohne zu bedenken, daß man sehr bald genöthigt seyn werde, die kürzere Linie über Fulda nachträglich zu bauen, um den Nachtheilen einer Concurrenz mit der sächsisch-bayerischen Bahn zu entgehen, welche über Zwickau, Plauen, Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg nach Frankfurt geführt werden soll. Daß Kassel von dem deutschen Eisenbahnsystem nicht ausgeschlossen seyn will, finden wir sehr natürlich. Seine Lage zwischen den beiden Hauptlinien von Leipzig nach Frankfurt und von Magdeburg nach Köln ist aber schon so vortheilhaft, daß es sich mit einer Verbindungsbahn begnügen kann, deren Verlängerung nach Norden und Süden alle Vortheile einer großen Handelsstraße gewähren würde.

Dagegen hat die österreichische Regierung bewiesen, daß sie die hohe Wichtigkeit der Eisenbahnen sehr frühzeitig erkannt habe. Zur Verbindung zwischen Prag und Dresden hatte man die Wahl zwischen der Linie durch das Elbthal und der Linie über Reichenberg durch die Oberlausitz. Die letztere Linie würde allerdings 10 bis 12 Meilen länger geworden seyn als die erstere, gewährte aber große Vortheile, indem sie in Böhmen sowohl wie in Sachsen durch sehr dicht bevölkerte und gewerbthätige Gegenden führte, wobei Fabrikdörfer berührt wurden, die oft über 10,000 Einwohner zählen. Da außerdem die erstere Linie parallel mit der Moldau und Elbe läuft, sich folglich in dieser Richtung bereits eine gute und wohlfeile Wasserverbindung befindet, die Bevölkerung in dortiger Gegend auch viel weniger dicht ist, schien sich für die Annahme der längeren Linie durch die Lausitz Alles zu vereinigen. Die österreichische Regierung behielt aber den höheren Zweck der Eisenbahnen fest im Auge, die sächsische stimmte ihr darin vollkommen bei, und so wurde von beiden Regierungen die Annahme der kürzeren Linie durch das Moldau- und Elbthal beschlossen. Man argumentirte dabei sehr richtig, daß die großen Eisenbahnen hauptsächlich zur Verbindung sehr entfernter Ländertheile dienen sollten, und daß überall, wo ein starkes Lokal-Interesse die Anlage von Eisenbahnen zu begünstigen schien, die Privat-Industrie dieselben schon selbst hervorrufen werde. So verhält es sich auch in der That und wir können nur wünschen, daß alle deutsche Regierungen von dieser Ansicht ausgehen möchten.

Die Unterbrechung der Schienenwege zwischen den Bahnhöfen in einem und demselben Orte ist ein noch viel größerer Uebelstand. Es scheint unglaublich, daß die Begründer der ersten großen Eisenbahnen die Nachtheile übersehen haben sollten, welche aus einer solchen Unterbrechung insbesondere für den Gütertransport nothwendig entspringen müssen. Jedermann wird einsehen, daß es großen Aufwand von Zeit und Geld verursacht, wenn am Endpunkte einer Bahn viele hundert Centner Güter abgeladen und auf einen andern Bahnhof geschafft werden müssen, um dort sogleich wieder aufgeladen und weiter geschafft zu werden, und zwar aus keinem andern Grunde als dem, daß die nächste Bahn einer andern Gesellschaft gehört, die eine direkte Schienenverbindung, d. h. mit kurzen Worten eine Erleichterung des Gütertransports, dem Lokal-Interesse nicht entsprechend gefunden hat. Man denke sich, daß ein großer Theil dieser Güter von Basel nach Danzig, von Breslau nach Antwerpen, von Triest nach Hamburg bestimmt sey, und berechne einmal, um wieviel die Fracht per Centner sich erhöhen müsse durch Zurechnung des Umladerlohnes auf vielleicht 15 bis 20 verschiedenen Bahnhöfen. Man bringe aber auch die unvermeidlichen Beschädigungen und den Zeitverlust in Anschlag, denn da das Umladen so starker Güterzüge bis zur nächsten Abfahrtsstunde selten zu ermöglichen seyn wird, muß ein Theil dieser Waaren liegen bleiben, was auf großen Strecken eine Differenz von mehreren Tagen verursachen kann.

Für die Reisenden ist es ebenfalls sehr unangenehm, wenn sie vielleicht alle 15 bis 20 Meilen die Wagen wechseln, ihr Gepäck umladen, neue Marken dafür einlösen müssen, und dabei immer noch Gefahr laufen, daß ein Koffer nach Osten, ein Mantelsack nach Westen gesendet wird, während sie mit ihrem Reisesack die Fahrt in südlicher Richtung fortsetzen. Sind doch dergleichen Versehen des dienenden Personals auf gewöhnlichen Poststraßen nicht selten, wo kaum mehr als ein Dutzend Reisender auf Weiterbeförderung harrt; darf man sich da wohl wundern, wenn es auf Eisenbahnen geschieht, wo man gewohnt ist, die Ankommenden nur nach Hunderten zu zählen? Auch Einsender hat das Mißvergnügen gehabt, daß sein Mantelsack eine Spazierfahrt von Köthen nach Magdeburg machte, während er

selbst nach Dessau fuhr, dort natürlich nur in Reisekleidern erscheinen konnte, und einen Hauptzweck der Reise ganz verfehlte, weil ein Hauptstück des Reisezwecks sich im Mantelsacke befand, der von der Irrfahrt erst in dem Augenblicke zurückkehrte, wo die Rückreise unabänderlich wieder angetreten werden mußte. Die Erzählung dieses Vorfalls entlockte manchem Mitreisenden das Geständniß, daß es ihm auf diesem oder jenem Bahnhofe eben so oder noch schlimmer ergangen sey.

Aber noch viel übler steht es mit dem Gütertransport und den Reisenden, wenn, wie z. B. in Leipzig, zwei Bahnhöfe (der Dresdner und Altenburger) durch einen Zwischenraum von einer Viertelmeile getrennt sind. Die Verbindung zwischen Bayern und Norddeutschland wird auf diese Weise, insofern sie mittelst Schienenwegen besteht, geradezu unterbrochen. Wie wird man künftig es anfangen, mehrere hundert Reisende mit ihrem Gepäck, vielleicht selbst mit Reisewagen, von den beiden andern Bahnhöfen schnell auf den Altenburger Bahnhof zu versetzen, wenn der Aufenthalt in Leipzig vielleicht auf eine Stunde beschränkt ist? Allerdings kann Niemand verlangen, daß er oder seine versendeten Waaren vom Anfang bis zum Ende einer Fahrt von vielleicht mehreren hundert Meilen immer in demselben Wagen bleiben können; wo aber ein Wechsel der Wagen nicht dringend durch Umstände geboten ist, sollte er füglich auch unterbleiben. Es ist noch nicht lange her, daß alle mit Extrapost Reisenden, die keinen eigenen Wagen hatten, auf jeder Station sich und ihr Gepäck umladen lassen und manchen Plackereien aussetzen mußten, wobei wir nur an die Trinkgelder und die damit in Verbindung stehenden Chikanen der unbefriedigten Empfänger erinnern wollen. Jetzt fährt man in dem so oft verkannten Oesterreich mit Extrapost wie mit dem eigenen Wagen, so weit man Lust hat, und kann sich sogar an den Stationsorten nach Belieben halbe oder ganze Tage aufhalten; wer unterwegs den Geldbeutel nicht ziehen will, braucht nur den ganzen Betrag des Postgeldes mit Einschluß aller Ertragebühren auf dem ersten Postamte zu entrichten, und wird dann so gut bedient, als habe er die reichlichsten Trinkgelder gespendet. Warum soll es auf Eisenbahnen anders seyn? Man nehme doch die Einrichtung der Dampfschifffahrts-Gesellschaften auf dem Rhein

zum Muster, wo jeder Reisende von Straßburg bis Düsseldorf hinab ein Billet für die ganze Fahrt hin und zurück lösen, davon aber den beliebigsten Gebrauch machen, auf jeder Station aussteigen und dort so lange verweilen kann, als es ihm gefällt; bei jeder Fortsetzung der Fahrt, wozu es täglich zu bestimmten Stunden mehrmals Gelegenheit gibt, wird die zurückgelegte Meilenzahl von der Hauptsumme abgeschrieben, bis letztere erfüllt ist. Auf Staatseisenbahnen könnte diese Einrichtung ohne Schwierigkeit nachgeahmt werden.

Wir Deutschen haben in Betreff der Eisenbahnen den Engländern soviel abgelernt, daß es uns fast bedünken will, als hätten wir aus Dankbarkeit auch ihre fehlerhaften Einrichtungen nachahmen zu müssen geglaubt. Das leidige Lokal- und Privat-Interesse einzelner Gesellschaften hat auch dort manches Unheil gestiftet, denn der Egoismus ist überall stärker als das Humanitätsprinzip. Man hat aber daselbst auch bereits eingesehen, daß die Unterbrechung der Schienenwege zwischen den Bahnhöfen den Nutzen der Eisenbahnen sehr vermindert, und steht jetzt im Begriff, alle in London befindlichen Bahnhöfe durch eine besondere Eisenbahn dergestalt miteinander zu verbinden, daß die Reisenden vom Mittelpunkte der Stadt (wo ein Centralbüreau eingerichtet werden soll) auf jeder beliebigen Eisenbahn abfahren können. Um Güter vom Regentskanal bis zur Station Euston zu schaffen, brauchte man bisher eben soviel Zeit, als künftig erforderlich seyn wird, sie von Euston bis Bristol (23 deutsche Meilen) zu fahren. Diese Verbindungsbahn wird allerdings enorme Summen kosten, weil viele Häuser und Gärten angekauft werden müssen; eine solche Ausgabe hätte man sich aber ersparen oder dieselbe wenigstens sehr vermindern können, wenn man früher den allgemeinen Zweck der Eisenbahnen reiflicher erwogen und dem Egoismus nicht so sehr gehuldigt hätte. Die Nordamerikaner haben sich in dieser Beziehung viel umsichtiger erwiesen; in den großen Handelsplätzen führen von allen Bahnhöfen Schienenwege bis in die Waarenlager der Kaufleute, welche meist ihre eigenen Transportwagen besitzen. Da Leipzig zum Anschlusse an die Thüringer Bahn über kurz oder lang noch eines neuen Schienenweges und Bahnhofes bedürfen wird, möchte man bei Anlage des letzteren die künftige Schienenverbindung

insbesondere ins Auge fassen, um die Abstellung der gerügten Uebelstände nicht noch mehr zu erschweren.

Daß zur Erreichung der Vortheile eines schnelleren Verkehrs die vollkommene Gleichmäßigkeit der Spurweite aller deutschen Eisenbahnen eine unerläßliche Bedingung ist, versteht sich wohl von selbst. Zum Glück sind, mit Ausnahme Badens, in ganz Deutschland alle Eisenbahnen von derselben Spurweite, und die Einsicht der Regierungen läßt erwarten, daß keiner Privatgesellschaft eine Abweichung von diesem Einheitsprinzip jemals gestattet werde.

Die willkürliche Bestimmung der Abfahrtszeiten von den Hauptorten ist ein dritter Uebelstand, der seine Quelle ebenfalls im Lokalismus hat. Wenn wir dabei unsere Blicke abermals nach Leipzig richten, so wolle man ja nicht glauben, daß wir ein Vergnügen darin finden, nur die dortigen Einrichtungen und deren Urheber zu tadeln. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn ist der Anfang und das Mittelstück des ganzen deutschen Eisenbahnnetzes; Leipzig selbst ist der Mittelpunkt des deutschen Handels und wird sich deßhalb auf unglaublich schnelle Weise vergrößern. Es darf mithin nicht befremden, daß man dort auch Fehlgriffe gethan hat, die anderwärts nachgeahmt worden sind. Dagegen darf man erwarten, daß die Abstellung fehlerhafter Einrichtungen dort auch zuerst bewirkt werde, und zwar je eher je besser. Der weitverbreitete Ruf dieser wichtigen Handelsstadt scheint dies sogar zu fordern. — Von Dresden nach Leipzig fährt man gewöhnlich in 3½ Stunden, von da nach Altenburg in 1¾ Stunden; die Fahrt dahin kann also recht gut in einem Vormittage geschehen, sobald sie ohne Unterbrechung stattfindet. Dies ist aber nicht der Fall, denn die Abfahrtszeit nach Altenburg ist auf Nachmittags 3 Uhr festgesetzt; man muß mithin fünf Stunden in Leipzig verweilen; wer nach Magdeburg oder Hannover will, ist ganz in derselben Lage. Dieses Verweilen mag für Solche, die einige kleine Geschäfte abzumachen haben oder ihre Neugierde befriedigen wollen, nicht ganz unangenehm seyn; wer aber vielleicht Zwenkau oder Bernburg zum Reiseziel hat und nicht unnützer Weise Stunden und Thaler verlieren will, muß diesen unfreiwilligen Aufenthalt höchst lästig finden, und das ist wohl bei den meisten Reisenden der

für das wache Leben verwendet werden, indem sie größtentheils in dem kunstreichen Bau und in der Erhaltung und dem Wachsthum des Körpers aufgehen. Uebernimmt dagegen abnormer Weise die Lebenskraft, indem sie dem Bau des Körpers theilweise sich entzieht, die Verrichtungen des wachen Lebens, so muß jene Kunstfertigkeit in demselben höheren Grade in diese Verrichtungen übergehen, als sie der Quelle näher liegen. Die Lebenskraft, wie sie unendlich geschickter, kunstreicher und gesetzmäßiger wirkt als die Seele, wird auch unendlich geschickter träumen und wachen. Die Träume, wie die wachen Reden und Verrichtungen der Lebenskraft werden, mit einem Worte, unter der Leitung des Instinktes stehen, welcher bekanntlich viel sicherer führt als der Verstand. Doch wird allen Verrichtungen des Schlafwandlers eine gewisse starre Nothwendigkeit, ein gewisser unfreiwilliger Mechanismus ankleben, welcher untrennbar ist von der irrthum- und fehllosen Gesetzmäßigkeit.

Was endlich die merkwürdigen Erscheinungen des somnambülen Gedächtnisses anbelangt, so reicht bekanntlich fast keine Spur der Erinnerung aus dem somnambülen Zustande in das wache Leben herauf, während das ganze volle Gedächtniß des wachen Lebens herunter reicht; dagegen zieht sich durch die somnambülen Zustände ein eigenthümlicher, zusammenhängender Erinnerungskreis.

Der Somnambüle hat das volle Gedächtniß des wachen Lebens: denn er gebraucht seinen ganzen, dem letzteren angehörigen Vorstellungskreis und Sprachschatz; er kennt alle seine Tagesbekannten, so wie er mit ihnen in Rapport tritt, erinnert sich aller ihrer Lebensverhältnisse und Charakterzüge; er setzt seine Tagesbeschäftigungen fort; der somnambüle Traum bezieht sich häufig auf Tagesereignisse, u. s. f.

Dagegen kommt es höchst selten und fast nur bei den niederern Graden des somnambülen Traumes vor, daß der Somnambüle nach dem Erwachen irgend eine Spur dessen, was mit und in ihm vorgegangen, in seiner Erinnerung findet, und selbst, wenn er von Andern daran gemahnt wird, erwecken kann; und es geschieht dies nur, wenn die Träume eine ganz außerordentliche, der Vision sich annähernde, Lebhaftigkeit hatten oder einen ganz besondern Gefühleindruck hinterließen, oder sich mit einer Gedächtnißvorstellung des wachen Lebens besonders enge associirten. In der Regel und bei

Fall. Man wird zwar darauf verzichten müſſen, hinſichtlich der Abfahrtszeiten alle Wünſche des Publikums erfüllt zu ſehen, weil die Bedürfniſſe und Wünſche deſſelben zu verſchieden ſind. Indeß ſcheint man hierbei doch von feſten Grundſätzen ausgehen zu müſſen, und der oberſte Grundſatz dürfte immer der ſeyn: die Erreichung von Haupt- und Reſidenzſtädten möglichſt zu beſchleunigen. Die Regulirung der Fahrzeiten in dieſem Sinne iſt allerdings eine höchſt ſchwierige Aufgabe, mit deren befriedigender Löſung man ſich erſt nach Vollendung aller Hauptlinien im deutſchen Eiſenbahnſyſtem wird beſchäftigen können. Einſtweilen könnten aber ſo auffällige Uebelſtände wie der gerügte ſchon eine Milderung erfahren; daß das bis jetzt noch nicht geſchehen iſt, mag vielleicht eine Folge irriger Anſichten ſeyn.

Wir haben bereits angedeutet, daß es ſelbſt unter der gebildeten Klaſſe Perſonen gibt, welche den Nutzen der Eiſenbahnen immer noch aus einem ſehr beſchränkten Geſichtspunkte betrachten, oder nach ſehr einſeitigen Wahrnehmungen beurtheilen. Von dieſen hört man oft die Frage: „Wozu nützen uns die Eiſenbahnen, wenn die Reiſenden bei uns gleichſam nur durchfliegen und keine Zeit erübrigen, ihr Geld zu verzehren?“ — So ganz unrichtig iſt dieſer Einwurf allerdings nicht und es laſſen ſich Beiſpiele anführen, daß manche Orte oder wenigſtens einzelne Gewerbe in denſelben durch die Berührung von Eiſenbahnen eher verloren als gewonnen haben. Aber man wolle niemals vergeſſen, daß unſer deutſches Eiſenbahnnetz noch ohne inneren Zuſammenhang iſt; daß die großen Handels- und Verkehrsſtraßen in ihrer ganzen Ausdehnung noch nicht eröffnet ſind; daß wir alſo noch gar nicht ermeſſen können, welche Vortheile dieſe oder jene Eiſenbahn den Anwohnern derſelben in Zukunft gewähren dürfte; daß es mithin, wie ſchon geſagt, hierüber noch keine allgemein gültigen Erfahrungsſätze geben könne. Halten wir uns vor Allem an den einzigen ſicheren Erfahrungsſatz: daß der Perſonenverkehr und der Gütertransport immer und überall in dem Grade zugenommen haben, in welchem dieſelben erleichtert und von allen Plackereien befreit wurden. Denken wir recht oft daran, daß die Eiſenbahnen zu Gunſten des Handels und Verkehrs im Allgemeinen und nicht einzelner Erwerbszweige wegen angelegt worden ſind; daß ihr indirekter Nutzen den direkten

jedenfalls übersteigt, wie man das auch in den Steuerverhältnissen wahrnimmt, und daß dasjenige, was im ersten Augenblicke als Vortheil erscheint, bei gründlicher Untersuchung sich oft als Nachtheil erweist, sobald nicht mehr von einzelnen Klassen, sondern von der ganzen Bevölkerung eines Staates die Rede ist.

Es gibt eine Argumentirung durch Bilder, welche zuweilen eben so geeignet ist, das Wesen verwickelter socialer Verhältnisse anschaulich zu machen, als sie zu ganz fehlerhaften Ansichten und Folgerungen führen kann, daher nur mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit angewendet werden darf. So hat man zum Beispiel die Eisenbahnen mit großen Flüssen verglichen, die das Land bewässern, befruchten, Mühlen und andere industrielle Maschinerien in Bewegung setzen, etwa wie der Nil in Aegypten. Strömen die Wasserfluthen zu schnell dahin, können sie an geeigneten Stellen sich nicht über das angränzende Land verbreiten, so nützen sie allerdings weniger als bei gemäßigterem Laufe, weßhalb man künstliche Stauungen zu bewirken suchen müsse, um die Wassermenge zu mancherlei nützlichen Nebenzwecken ableiten und benützen zu können. Dieses Bild mag Manchem vorgeschwebt und zu der Folgerung verleitet haben: daß man den Menschen- und Güterstrom, den die Eisenbahnen uns zuführen, auf ähnliche Weise stauen müsse, damit nicht blos die Besitzer und Benutzer dieses schnellen Bewegungsmittels, sondern auch die ganze Anwohnerschaft den größtmöglichsten Vortheil daraus ziehen könne. Nur aus einer solchen Anschauungsweise erklären sich die weiter oben besprochenen Abweichungen der Eisenbahnen von der zulässigen kürzeren Linie, die Unterbrechungen der einzelnen Bahnstrecken, der gleichsam erzwungene Aufenthalt an manchen Hauptorten. Aber dieser Vergleich der Eisenbahnen mit Flüssen ist nicht richtig, mithin sind auch die Folgerungen falsch, und die daraus entsprungenen Einrichtungen fehlerhaft. Wer nur in Geschäften reist, wird an jedem Orte, wo er einen unfreiwilligen Aufenthalt von wenigen Stunden machen muß, seine Ausgaben auf das Nothwendigste beschränken. Für Diejenigen aber, welche zum Vergnügen reisen, ist ein solcher Aufenthalt zu kurz; es verlohnt sich kaum der Mühe, die Mantelsäcke oder Koffer zu öffnen, um Einkäufe von Belang zu machen, man läßt

ſie vielmehr ſogleich auf den anderen Bahnhof ſchaffen, ſchlendert bis zur Abfahrt auf den Straßen herum und ſetzt höchſtens einen Conditor oder Reſtaurateur in Nahrung. Sind dagegen die Eiſenbahnfahrten ſo geregelt, daß man an Orten, wo Geſchäfte angeknüpft werden können, oder wo man ſich mit etwas mehr Muße umſehen möchte, einen halben Tag verweilen kann, dann iſt der Vortheil für alle Theile ungleich größer, und wer überhaupt an einzelnen Orten den Geſchäften oder Vergnügungen nachgehen will, wird ſich durch die Gelegenheit, ſogleich weiter fahren zu können, gewiß nicht abhalten laſſen. Der erzwungene Stillſtand bringt genannten Orten folglich nur wenig, die Freiheit der Bewegung hingegen ungleich größeren Gewinn. Die wenigen apathiſchen Naturen, welche aus Bequemlichkeit unterlaſſen könnten, ihre Fahrt zu unterbrechen, bilden jedenfalls die Minderzahl der Reiſenden, und dieſe möchten zur Bereicherung der Ortsbewohner auch nicht viel beitragen.

Will man ſich die Mühe geben, über das Geſagte nachzudenken, ſo wird man zu der Ueberzeugung kommen müſſen, daß es im Intereſſe der Geſammtheit ſey:

1) bei Verbindung entfernter Ländertheile oder wichtiger Handelsplätze durch Eiſenbahnen die möglichſt kürzeſte Linie zu wählen und ſich durch keine Nebenrückſicht zu Abweichungen verleiten zu laſſen;
2) die Endpunkte verſchiedener Bahnen, insbeſondere die Bahnhöfe durch Schienenwege in unmittelbaren Anſchluß zu bringen, damit das koſtſpielige, zeitraubende, unangenehme und nachtheilige Umladen des Gepäcks und der Waaren vermieden werde;
3) jeden erzwungenen mehrſtündigen Aufenthalt auf den größeren Statienen ſorgfältig zu vermeiden, dagegen aber
4) freiwillige halbtägige Unterbrechungen der Reiſe möglichſt zu erleichtern, indem man Fahrbillets auf die ganze Tour ertheilt, ihre Benutzung aber nicht von Tagen und Stunden abhängig macht.

Was im Intereſſe der Geſammtheit iſt, das iſt auch im Intereſſe der Mehrheit, nur muß man nicht verlangen, daß der Vortheil ſich augenblicklich an jedem Orte in gleicher Weiſe offenbaren ſolle. Ueberall wo eine größere Thätigkeit der

Bevölkerung in bestimmten Richtungen eintritt, theilt sich diese Thätigkeit auch den entfernteren Gegenden mit, wenn auch nicht so schnell. Es läßt sich also nicht behaupten, daß Gegenden, durch welche keine Eisenbahnen führen, unbedingt im Nachtheil stehen müssen. Haben ihre Erzeugnisse nur sonst reellen Werth, so wird man dieselben aufsuchen und auf den kürzesten Wegen den Eisenbahnen zuführen; je stärker der Absatz, je größer ist die Nachfrage. Eine Ausnahme machen solche Handelsartikel, die sehr ins Gewicht fallen, mithin unverhältnißmäßig hohe Frachtpreise verursachen würden. Diese werden aber ohnehin die Eisenbahnen selten in Anspruch nehmen. Wäre die Behauptung richtig, daß die schnelle Verbindung zwischen zwei entfernten Handels- oder Fabrikorten von Bedeutung nur die dortigen Kaufleute bereichere, so müßte man annehmen, daß in den genannten Orten alle Producenten und Consumenten des Landes vereinigt wären, daß die dahin führende Bahn überhaupt nur von Käufern und Verkäufern benutzt würde. Wie sinnlos eine solche Voraussetzung ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Erleichterung des Handels und Verkehrs kommt ohne Ausnahme der ganzen Bevölkerung zu Gute, wenn auch auf verschiedenartige Weise, und es zeugt von großer Kurzsichtigkeit, wenn man behauptet, daß nur einzelne Klassen der Gesellschaft dadurch begünstigt würden. Selbst die Armen gewinnen dabei, indem sich ihnen mehr und mannigfaltigere Gelegenheit zum Gelderwerb darbietet, wie man in allen großen Handelsstädten wahrnehmen kann. Der Kranke und Hilflose aber findet von seinen wohlhabenderen Mitmenschen reichlichere Unterstützung.

Die anerkannte Weisheit der deutschen Regierungen berechtigt zu der Erwartung, daß mancher der hier gerügten Uebelstände baldige Abstellung finden werde. Dieselben sind überhaupt nicht durchgehends aus Mangel an Einsicht entstanden, sondern, wie gesagt, dadurch, daß man die Anlegung der meisten Eisenbahnen den Privatgesellschaften überlassen und diesen mancherlei Zugeständnisse machen mußte, wovon die Nachtheile damals nicht so leicht zu ermessen waren. Die solchen Gesellschaften ertheilten Vorrechte und Zusicherungen erschweren allerdings manche zweckmäßige Einrichtung, machen sie aber deßhalb noch nicht unmöglich.

Bei Ertheilung künftiger Conceſſionen zur Anlegung von Eiſenbahnen wird man aber die hier angedeuteten Erforderniſſe einer großartigen Entwickelung des deutſchen Eiſenbahnverkehrs gewiß beſſer berückſichtigen. Einſtweilen dürfte es gut ſeyn, dem Beiſpiele Bayerns zu folgen, und ſich zu bemühen, die Eigenthumsrechte der Eiſenbahngeſellſchaften durch angemeſſene Entſchädigungen den Regierungen zuzuwenden. Auch läßt ſich erwarten, daß, wo dergleichen Schritte nicht gethan werden ſollten, die Geſellſchaften anſtoßender Eiſenbahnen im wohlverſtandenen eigenen Intereſſe gegenſeitige Verträge ſchließen werden, durch welche mancher Uebelſtand verſchwindet und der Verkehr erleichtert wird. Gehen die Eiſenbahngeſellſchaften den Regierungen hierin mit gutem Beiſpiele voraus, dann werden letztere um ſo weniger Anſtand nehmen dürfen, die kleinlichen Vortheile einer Particularpolitik den ungleich größeren Vortheilen einer Nationalpolitik zu opfern. Sollte der Eigenſinn hier und da zum Hinderniſſe werden, ſo corrigire man ihn durch Hervorrufung der Concurrenz, welche dergleichen ſociale Gebrechen am gründlichſten zu heilen pflegt.

Bei den großen Lücken, die das deutſche Eiſenbahnnetz gegenwärtig noch hat, kann mancher in Vorſtehendem angedeutete Uebelſtand künftig vermieden und verbeſſert werden. Die ſchnelle Entwickelung deſſelben macht es aber dringend nothwendig, ſich über die dabei zu befolgenden Grundſätze recht bald zu verſtändigen, denn nachträglich vorzunehmende Abänderungen ſind mit großen Koſten verknüpft, die man zu erſparen ſuchen muß. Wir wollen zu dieſem Zwecke eine kleine Unterſuchung der projektirten Hauptlinien anſtellen, zuvor aber bemerkbar machen, daß die Eiſenbahnen nicht blos dem Handel und Verkehr, ſondern auch kriegeriſchen Zwecken dienen ſollen, weßhalb durch ſie, außer den Hauptorten des Handels und der Induſtrie, auch die Hauptwaffenplätze des Landes unter ſich verbunden werden müſſen. Denn ſo wenig eine Eiſenbahnverbindung zwiſchen den vielen kleinen deutſchen Bundesſtaaten dem Welthandel nützen kann, ſo wenig würde das Eiſenbahnnetz dem Vertheidigungsſyſteme Deutſchlands Vorſchub leiſten, wenn man dabei nicht auch die ſtrategiſchen Zwecke berückſichtigen wollte.

Von Süd nach Nord ſind folgende Hauptbahnen projektirt,

im Bau begriffen und auf einzelnen Strecken bereits dem Verkehr geöffnet.

1) Die Bahn von Triest nach der Oſt- und Nordſee. Sie iſt die größte aller deutſchen Eiſenbahnen, die einzige, welche in direkter Verbindung mit dem Mittelmeere ſteht, unſtreitig die wichtigſte für Deutſchlands Welthandel, der durch jeden Seekrieg ſo leicht unterbrochen werden kann; ſie iſt aber auch von hoher Wichtigkeit bei Ausbruch eines Landkrieges mit unſeren öſtlichen Nachbarn. — Auf öſterreichiſchem Gebiet iſt dieſe Bahn faſt zur Hälfte ſchon fahrbar. Sie wird von Trieſt über Laibach, Grätz, Wien bis Lundenburg geführt, wo ein Zweig in kürzeſter Linie über Prerau (Olmütz) an die ſchleſiſche Grenze geht. Von hier folgt ſie dem linken Ufer der Oder bis über Breslau hinaus, entfernt ſich dann von dieſem Fluſſe, den ſie in einem großen Bogen oberhalb Frankfurt wieder erreicht, und ſoll — den neueſten Nachrichten zufolge — über Küſtrin, Drieſen, Schneidemühl nach Bromberg, von da nach Danzig und Königsberg geführt werden. Die Eiſenbahnkarte des Herrn Major Kurts deutet die Strecken an, welche bereits fahrbar, im Bau begriffen, oder zur Zeit nur projektirt ſind. Wir werden uns vorzugsweiſe nur mit den projektirten Strecken beſchäftigen und zwar zunächſt mit dieſem Hauptzweige.

Ein Blick auf die Karte zeigt zur Genüge, daß dieſe Bahn von der möglichſt kürzeſten Linie bedeutend abweicht. Zwiſchen Trieſt und Wien hat man mit den größten Terrainſchwierigkeiten zu kämpfen, und noch jetzt iſt man im Zweifel, wie ſie am beſten zu überwinden ſeyn dürften; denn der niedrigſte Punkt des Sömmering, den ſie nothwendig überſchreiten muß, liegt mindeſtens 2000 Fuß über dem Mürzthale, durch welches die Fortſetzung geht. Es gereicht der öſterreichiſchen Regierung zum unſterblichen Ruhme, daß ſie kein Opfer geſcheut hat, dieſe koloſſale Idee zur Ausführung zu bringen. Was aber ganz beſondere Beachtung und Nachahmung verdient, iſt der Umſtand, daß hierbei nicht nur beabſichtigt wird, dieſe Bahn durchgehends mit Lokomotiven zu befahren, ſondern auch wo möglich keinen Wechſel der Wagen eintreten zu laſſen, weßhalb dieſelbe zuerſt als Staatsbahn erklärt wurde. Wer ſich mit den zu überwindenden Schwierigkeiten etwas näher bekannt machen will, findet

einige intereſſante Nachweiſungen in der Schrift des Herrn von Reden: „die Eiſenbahnen Deutſchlands“ (1ſte Abtheilung, 2r Abſchnitt. S. 45—56). Bei der großen Wichtigkeit von Trieſt, in deſſen Hafen jährlich im Durchſchnitte für mehr als 40 Millionen Thaler Waaren eingeführt werden und den Binnenhandel außerordentlich beleben, läßt ſich erwarten, daß die Ausführung dieſer höchſt ſchwierigen Bahnſtrecke keinem Zweifel unterworfen iſt. Die Fortſetzung der Bahn von Wien bis an die ſchleſiſche Grenze geht in kürzeſter Linie und meiſt durch das flache Thal der March. Bei Lundenburg und Prerau zweigen ſich links zwei Bahnen über Brünn und Olmütz ab, die ſich in der Nähe von Hohenmauth vereinigen und nach Prag führen werden; wir kommen darauf ſpäter wieder zu ſprechen. In Oberſchleſien haben Terrain- und Verkehrsverhältniſſe die Fortführung der Bahn bis Breslau definitiv entſchieden. Von da ſoll aber dieſe Bahn den großen Umweg über Frankfurt und Schneidemühl machen, was bis Bromberg eine Strecke von 80 Meilen beträgt. Würde ſie über Groß-Glogau und Poſen (zwei wichtige Feſtungen) geführt, ſo entſtünde bis Bromberg eine Verkürzung von 40 Meilen, was für den Handel und Perſonenverkehr gewiß ſehr zu beachten iſt. Man könnte vielleicht einwenden, daß der Handelsſtand in Frankfurt a. O. dadurch in Nachtheil käme oder genöthigt wäre, eine direkte Bahn auf Poſen zu bauen (was auch wirklich die Abſicht iſt). Es iſt aber hierbei zu erwägen, daß eine kürzere Verbindung zwiſchen dem Mittelmeere und der Oſtſee dem Handel und Verkehr jedenfalls größeren Nutzen bringen wird, als eine Begünſtigung des Frankfurter Handelsſtandes. Sind aber die Geſchäfte des letzteren, der ſchon einen bequemen Ausweg über Berlin und Stettin hat, mit Danzig oder Königsberg von großer Bedeutung, ſo verlohnt es auch der Mühe, durch den direkten Anſchluß an Poſen ſich dieſes Vortheils zu verſichern.

Soviel uns jedoch bekannt iſt, ſind hauptſächlich ſtrategiſche Rückſichten geltend gemacht worden gegen die Führung der Bahn über Poſen. Man hat nämlich die Beſorgniß geäußert, daß dieſe Bahnſtrecke bei einem Kriege mit Rußland der Zerſtörung zu ſehr ausgeſetzt ſey und nicht genügend geſchützt werden könne. Ueber die Benutzungsart der Eiſenbahnen und die Mitte

sie gegen feindliche Zerstörungsversuche zu schützen, haben wir uns bereits vor drei Jahren sehr umständlich ausgesprochen in der Schrift: „Die Eisenbahnen als militärische Operationslinien betrachtet und durch Beispiele erläutert." (Aborf, Verlagsbüreau S. VIII. und 318). Wir haben derselben eine (bei Simon Schropp in Berlin zu habende) Eisenbahnkarte hinzugefügt, und darin diejenigen Linien bezeichnet, welche den Zwecken des allgemeinen Verkehrs und des Krieges vorzugsweise entsprechen dürften. Auf dieser Karte ist die Linie über Posen vorgezogen worden; wir glauben bei der Wahl derselben Alles erwogen zu haben und könnten den Leser ganz einfach auf S. 289—296, ferner auf S. 307—310 verweisen. Allein es sprechen noch wichtigere Gründe für die Annahme dieser kürzeren Linie. Erstens darf man in unserem Jahrhundert den Friedenszustand als die Regel, den Kriegszustand als die Ausnahme betrachten. Wir halten das für eine der vielen Folgen der französischen Revolution und der damit in enger Beziehung stehenden Napoleon'schen Gewaltherrschaft, sammt deren Umsturz durch die vereinten Anstrengungen der von ihm so stark gezüchtigten Völker Europas. Rußland insbesondere dürfte sobald nicht an bewaffnete Einfälle in Deutschland denken, es hat vollauf im Süden zu thun; auch bereiten sich im Innern mancherlei gewerbliche Krisen vor, die bei der großen Langsamkeit, mit welcher die Aenderungen in den socialen Verhältnissen dieses weitschichtigen Landes vor sich gehen, vor Ablauf dieses Jahrhunderts schwerlich vorüber seyn werden, und eben so wenig Störungen vertragen, wie sie ein Krieg mit Deutschland unausbleiblich herbeiführen würde. Zweitens scheint uns der Schluß nicht bündig genug zu seyn, daß man die unbestreitbaren Vortheile der beträchtlichen Verkürzung einer so wichtigen Handels- und Verkehrsstraße opfern müsse, um sich den noch sehr zweifelhaften Nachtheilen ihrer möglichen Beschädigung in noch sehr ferner kriegerischer Zukunft nicht auszusetzen. Wollte man einem solchen Grundsatze allgemeine Geltung geben, so würden am linken Rheinufer und selbst in Baden Eisenbahnen oder andere industrielle Etablissements von Belang kaum zugelassen werden dürfen, denn die dortigen Länderstrecken dürften einer Invasion ungleich mehr ausgesetzt seyn. Drittens ist es noch sehr zweifelhaft, ob der

eindringende Feind ein wirkliches Intereſſe haben werde, die Eiſenbahnen zu zerſtören. Sprengung von Brücken, deren Benutzung man dem Gegner entziehen will, kommt in jedem Kriege vor, ſie ſind aber bald wieder hergeſtellt, wenigſtens in dortiger Gegend. Ein Anderes wäre es freilich, wenn dieſe angeblich ſo bedrohte Eiſenbahnſtrecke einiger koloſſalen Viadukte mit doppelt und dreifach über einander gelegten Bogengängen bedürfte. Die Zerſtörung ſolcher Rieſenwerke, wie man ſie in Gebirgsländern wird aufführen müſſen, wäre allerdings ein triftiger Grund, ſolchen Nachtheilen ſich nicht auszuſetzen. Endlich iſt es viertens eben ſo zweifelhaft, ob es dem Feinde auch wirklich gelingen werde, die in Rede ſtehende Bahnſtrecke auf erhebliche Weiſe zu beſchädigen, ſobald man die Sicherungsmittel anwendet, die wir in der oben genannten Schrift S. 231 — 242 angegeben haben.

Dagegen wollen wir aber nicht in Abrede ſtellen, daß die Führung dieſer Bahn von Breslau über Frankfurt nach Bromberg ſtrategiſche Vorzüge habe, insbeſondere wenn die projektirten Verbindungslinien von Stettin nach Schneidemühl, und von dem Anſchlußpunkte der Dresden-Görlitzer Bahn nach Glogau zur Ausführung kommen ſollten. Nach unſerem Dafürhalten wird man ſich im Kriege der Eiſenbahnen, außer zur bequemeren Fortſchaffung des Kriegsmaterials, nur zur ſchnelleren Herbeiziehung von Infanterie-Reſerven mit ihren Batterien bedienen können, was den ſehr großen Vortheil gewährt, daß man abgeſonderte Truppencorps oder bedrohte Punkte in ſo kurzer Zeit verſtärken kann, daß der Feind davon nicht eher Kunde erhält, als bis er die Nachtheile davon empfindet. Da namentlich Poſen für alle Offenſiv- und Defenſivoperationen unſtreitig einen tüchtigen Stützpunkt abgeben wird, und ſo ziemlich auf der Mitte der Sehne des einwärtsgehenden Bogens liegt, den die Eiſenbahn dort beſchreibt, wird eine ſchnelle Vereinigung beträchtlicher Streitmaſſen bei Poſen durch die projektirte Eiſenbahn ſehr begünſtigt. So groß aber auch der Werth iſt, den wir auf die Benutzung der Eiſenbahnen als Operationslinien legen, ſo will es uns doch bedünken, daß ihr Werth als Handels- und Verkehrslinien vorzugsweiſe ins Auge gefaßt werde müſſe, und deßhalb ziehen wir auch die Linie von Glogau über Poſen nach Bromberg unbedingt vor.

Die österreichische Regierung wollte aber auch eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen dem Mittelmeere und der Nordsee, also mit Hamburg haben, und war deßhalb bemüht, von Wien aus einen Schienenweg über Prag, Dresden und Magdeburg ins Leben zu rufen. Zwischen den beiden letztgenannten Orten war die Verbindung bereits theilweise ausgeführt, als man in Oesterreich die kürzesten Linien zu ermitteln suchte. Es wurden nicht weniger als sieben Linien sorgfältig untersucht, wovon drei über Stockerau gingen. Aber die Terrainschwierigkeiten waren so groß, daß man von den kürzeren Linien abstehen, und über Brünn und Olmütz in der Richtung auf Pardubitz an der Elbe bauen mußte. Von Prag geht die Fortsetzung durch das Elbthal nach Dresden und soll nächstens in Angriff genommen werden. Hätte man von Riesa auf Jüterbogk gebaut, so würde eine sehr kurze Verbindung zwischen Triest und Stettin entstehen. Diese Linie ist aber schon für den inneren Verkehr, namentlich auch für die Verbindung der Städte Wien, Prag, Dresden und Berlin so wichtig, daß die Herstellung der Strecke von Riesa nach Jüterbogk zu einer eisernen Nothwendigkeit wird. Ueberdies ist die Verbindung mit Hamburg auf beiden Ufern der Elbe bereits als gesichert zu betrachten. Welchen strategischen Werth wir auf diese Linie legen, kann man aus der erwähnten Schrift (S. 271) ersehen, obschon wir uns damals noch mit der Hoffnung schmeichelten, daß diese Bahn von Prag südlich über Budweis und Linz geführt werden könne, wo man sich aber mit einer auf Pferdebetrieb berechneten Bahn begnügen will.

2) Die Bahnen vom Bodensee nach der Ost- und Nordsee.

Bayern und Württemberg scheinen hier in Concurrenz treten zu wollen; doch lassen sich die beiderseitigen Handels-Interessen recht gut vereinigen. Die bayerische Regierung will von Lindau über Kempten, Augsburg, Donauwörth, Nürnberg nach Bamberg bauen. Von hier soll die Bahn rechts über Hof nach Sachsen fortgesetzt werden, wodurch man einerseits über Chemnitz, Riesa, Berlin mit Stettin, Danzig und Königsberg in direkte Verbindung tritt, andrerseits über Altenburg, Leipzig, Magdeburg mit Hamburg. Links wird die Bahn über Meiningen, Kassel, Hannover nach Bremen fortgesetzt. — Die württembergische Regierung will von

weitem in den meiſten Fällen erwacht der Somnambüle ohne alle Ahnung des Außerordentlichen, was in und mit ihm vorgegangen. Er erfährt ſein ſomnambüles Treiben und Reden von Andern, wie die Geſchichte einer fremden Perſon, oder merkt es, wenn er unter Zuſchauern erwacht, an den auf ihn gerichteten Blicken, daß er der bewußtloſe Gegenſtand ihrer Neugierde und Beobachtung geweſen; er erröthet verlegen und beſchämt, bis er erfahren, was er für eine unfreiwillige Rolle geſpielt. Mancher Schlafwandler will ſich durch die evidenteſten Spuren ſeines nächtlichen Treibens kaum überzeugen laſſen, und ſchwört, ruhig in ſeinem Bette gelegen und geſchlafen zu haben.

Ein Beiſpiel hievon erzählt H. ab Heers in ſeinen observat. oppido raris von einem ſeiner Bekannten, der Lehrer der Dichtkunſt an einer berühmten Univerſität geweſen. Dieſer ſtand gemeiniglich zur Nachtzeit, nachdem er lange zuvor eingeſchlafen, auf, ſchloß ſeinen Schreibtiſch auf und fing an, Gedichte niederzuſchreiben, die er den Tag zuvor angefangen oder ſich vorgenommen hatte, was manchmal drei bis vier Stunden dauerte. War ein Gedicht geendigt, ſo überlas er es laut, und, ſchien es ihm gelungen, ſo brach er in ein fröhliches Lachen aus, worein er ſeinen Stubengenoſſen einzuſtimmen nöthigte. War er fertig, ſo legte er ſeine Papiere in Ordnung, ſchloß den Schreibtiſch, zog Schlafrock und Pantoffeln aus und legte ſich wieder zu Bette. Nach dem Erwachen hatte er keine Ahnung, daß die Aufgabe, die er am vorigen Tage unvollendet gelaſſen oder ſich vorgeſetzt hatte, gelöst war; ſondern ging, um Vers und Reim beſorgt, dem Schreibtiſch zu. Wie erſtaunte er aber, als er hier die ihn bekümmernde Arbeit über Nacht geferrigt fand, und zwar von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Er war ſo überraſcht, daß er im Ernſte zu bedenken anfing, ob es wohl auch mit rechten Dingen zugegangen. Die Berichte ſeines Stubengenoſſen, ſo wie anderer beigezogener Freunde, über ſeine nächtlichen Arbeiten, glaubte er nicht, indem er durchaus keine Spur von Erinnerung daran in ſeinem Gedächtniſſe erwecken konnte. Um ihn handgreiflich zu überzeugen, nahmen daher dieſe ihn, als er wieder einmal aufgeſtanden war und gearbeitet hatte, und legten ihn in Schlafrock und Pantoffeln, die er angezogen hatte, verkehrt in ein anderes Bett; wo er denn den andern Morgen wenigſtens geſtehen mußte, daß er nicht ruhig in ſeinem Bette geblieben.

Friedrichshafen über Ulm, Stuttgart nach Karlsruhe bauen, wodurch ſie über Frankfurt und Gießen mit Kaſſel in Verbindung tritt, und von da in nördlicher Richtung Bremen, in weſtlicher Richtung (über Paderborn und Köln am Rhein) ſogar Amſterdam und Antwerpen erreichen kann.

Die bayeriſche Bahn, mit ihren beiden Ausläufern von Bamberg, weicht von der zuläſſigen kürzeſten Linie ſehr wenig ab. Die württembergiſche Bahn macht aber von Ulm aus ſehr bedeutende Bogen, weßhalb es vorzuziehen ſeyn dürfte, von Ulm nach Donauwörth zu bauen, da wir ohnehin die Bahn von Frankfurt über Gießen nach Kaſſel nicht billigen können. Allein es iſt aus ſtrategiſchen Rückſichten dringend nothwendig, daß die beiden Bundesfeſtungen Ulm und Raſtatt, überhaupt das Rheinthal mit dem Donauthale durch einen Schienenweg verbunden werden. Nächſtdem iſt es für Süddeutſchlands Handel und Verkehr höchſt wichtig, die möglichſt kürzeſte Verbindung mit Antwerpen zu erlangen. Da nun die Anlage einer Bahn von Mainz nach Köln auf dem rechten Rheinufer in Ausſicht geſtellt iſt, deren Ausführung — wie wir uns an Ort und Stelle überzeugt haben — nicht ſo ſehr ſchwierig, in ſtrategiſcher Beziehung auch vortheilhaft ſeyn dürfte, würde auf dieſe Weiſe die kürzeſte Verbindung mit Belgien und Holland zu erlangen ſeyn. Die Benutzung dieſer Handelsſtraße kann auch für Bayern ſehr erleichtert werden, wenn es die München-Augsburger Bahn bis Ulm und Salzburg verlängert. Unter dieſen Vorausſetzungen ſchwindet alſo eigentlich jede Rivalität zwiſchen den beiden vom Bodenſee auslaufenden Eiſenbahnen, ſie werden mithin ohne Nachtheil neben einander beſtehen können.

3) Die große Rheinbahn von Baſel bis an Hollands Gränze.

Sie iſt als ſolche nur zu betrachten, wenn das Stück von Mainz bis Köln zur Ausführung kommt, gewährt im Frieden den großen Vortheil, daß ſie als Fortſetzung der zu erwartenden ſchweizeriſchen Bahnen dient, für Baden und Heſſen-Darmſtadt eine kürzere Verbindung mit Antwerpen eröffnet, und den nachtheiligen Einfluß der Elſaßer Bahnen vermindert. Die Rheinbahn dürfte aber bei einem Kriege mit Frankreich weder als Handelsſtraße zu benutzen ſeyn, noch auf der Strecke von Baſel

bis Kehl gegen feindliche Zerstörungsversuche hinlänglich geschützt werden können, da der Rhein dort bekanntlich am leichtesten zu überbrücken ist. Diese Bahn hat von Basel bis Heidelberg eine größere Spurweite, als im ganzen übrigen Deutschland, bei Heidelberg müssen also Wagen und Lokomotiven gewechselt werden, was im Frieden lästig und für den schnellen Verkehr störend ist, im Kriege aber höchst nachtheilig werden kann.

Bei Fortführung der Rheinbahn von Mainz bis Köln entsteht die wichtige Frage: ob dieselbe auf dem linken Rheinufer zu gestatten sey? Wir haben uns früher für die kürzere Linie von Glogau über Posen nach Bromberg unbedingt ausgesprochen und den Einwurf, daß diese Linie gegen feindliche Zerstörungsversuche nicht genügend geschützt werden könne, als unzureichend zurückgewiesen. Bei der Bahnstrecke von Mainz bis Köln sind andere Verhältnisse zu berücksichtigen. Diese Linie ist auf dem rechten Rheinufer so lang wie auf dem linken. Aber die bevölkertsten Städte liegen auf dem linken Ufer, und es würde ein großer Uebelstand seyn, wenn die Reisenden und Gütertransporte, welche in Mainz, Koblenz, Andernach, Remagen, Bonn und Köln verbleiben, in Ermangelung der Schiffbrücken auf Dampfbooten übergesetzt werden müßten. Hat man also nur die Begünstigung des Handels und Verkehrs im Auge, so muß diese Bahn auf dem linken Ufer des Rheins angelegt werden. In strategischer Beziehung würden wir aber das rechte Ufer unbedingt vorziehen, weil die Bahn alsdann gegen alle Streifparteien des Feindes hinlänglich geschützt ist, und die Verstärkungen und Transporte von Kriegsmaterial aus den Waffen- und Depotplätzen des Niederrheins ungehindert in die Gegend von Mainz geschafft werden können, das immer ein Centralpunkt für unsere Streitkräfte seyn wird. Nun wird man zwar einwenden, daß, wenn der Feind im Stande ist, den Eisenbahnverkehr auf dem linken Rheinufer zu stören, der auf dem rechten Ufer ebenfalls nicht mehr gesichert sey. Das können wir aber nicht zugeben. Die nächste Gefahr droht den Eisenbahnen von den feindlichen Streifparteien; diese, fast ausschließlich nur aus Cavallerie bestehend, können zwar bis an den Rhein vordringen, denselben aber nicht überschreiten. Die Franzosen legen bekanntlich wenig Werth auf die Kriegsraketen. Wollen

ſie alſo die Bahnzüge auf dem rechten Ufer wirkſam beſchießen, ſo müſſen ſie Geſchütze mitbringen. Wie läſtig aber dieſelben für ſolche Streifparteien ſind, noch dazu in einem Terrain wie das zwiſchen der Moſel und Nahe, weiß jeder Kriegskundige. Geſetzt aber auch, es gelänge einer ſolchen Streifpartei Geſchütze mit durchzubringen, ſo befürchten wir deßhalb immer noch nicht, daß der Eiſenbahnverkehr auf dem rechten Ufer dadurch unterbrochen werden könne; denn es gibt auf dem linken Ufer zwiſchen Koblenz und Mainz ſo wenig Punkte, wo man eine Batterie mit Ausſicht auf gute Wirkung aufſtellen kann, daß ſich am anderen Ufer leicht Schutzmittel herſtellen laſſen. Auch darüber haben wir uns in der erwähnten Schrift (S. 144—171) umſtändlich ausgeſprochen, und bedauern nur von einem ſehr achtbaren Schriftgenoſſen ganz mißverſtanden worden zu ſeyn. — Als Ausweg aus dieſem collidirenden Sachverhältniſſe ließe ſich vielleicht vorſchlagen: die Strecke von Mainz bis Koblenz auf dem rechten, die von Koblenz bis Köln auf dem linken Rheinufer anzulegen, weil die erſtgenannte Strecke keine größeren Städte auf dem linken als auf dem rechten Ufer hat und feindlichen Angriffen am meiſten ausgeſetzt iſt. Das wäre aber in commerzieller und ſtrategiſcher Beziehung eine halbe Maßregel, wofür wir nicht ſtimmen können.

Es bleibt ſonach nichts übrig, als ſich für das eine oder für das andere Ufer zu entſcheiden, wobei noch mancherlei politiſche Verhältniſſe zu berückſichtigen ſeyn dürften, die wir hier nicht berühren mögen. Der Weisheit der preußiſchen Regierung dürfte alſo dieſe Entſcheidung ganz allein zukommen. Sollte man aber einer Bahn auf dem linken Ufer den Vorzug geben, ſo ſcheint uns zum Schutze derſelben unerläßlich, daß Trier in eine Feſtung mit verſchanztem Lager verwandelt werde, wogegen man Luxemburg und Saarlouis aus der Reihe der Feſtungen ſtreichen und Koblenz nur als Reſtipoſten betrachten kann.

Ueber die ſtrategiſche Wichtigkeit der unter Nro. 2 und 3 erwähnten ſüddeutſchen Eiſenbahnen haben wir uns kürzlich in (Nro. 25) dieſer Zeitſchrift umſtändlicher ausgeſprochen in dem Aufſatze: Die Vertheidigung von Süddeutſchland gegen die Franzoſen, mit Zuziehung der Eiſenbahnen ꝛc. Ein neuerer Militärſchriftſteller, Herr Bade, hat in

der Zeitschrift Minerva (5s Heft 1844) die damit verbundene Operationsskizze „ein strategisches Puppenspiel" zu nennen beliebt und allerhand lächerliche Folgerungen daraus zu ziehen gesucht. Die Einwürfe des genannten Verfassers sind jedoch so sehr aus der Luft gegriffen und verrathen eine so große Unbekanntschaft mit der von uns zuerst aufgestellten Benutzungsart der Eisenbahnen, daß man keine Ursache hat, sich auf eine Widerlegung derselben einzulassen. Für Diejenigen aber, welche jene Skizze nicht gelesen haben, oder in dem Wahne stehen sollten, als hätten wir bei den Feldherren der Verbündeten zu viel Vorsicht und zu wenig Kühnheit, überhaupt ein fehlerhaftes Verfahren vorausgesetzt, möge eine kurze Bemerkung Platz finden.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen werden die Franzosen stets früher und stärker in Deutschland einfallen und schnellere Fortschritte machen können, als die Deutschen in Frankreich. Wer diesen Uebelstand leugnet, scheint weder die Verschiedenheit der Staatsverfassungen, noch die des Nationalcharakters genug gewürdigt zu haben. Um die deutschen Heere so stark und so schnell über die Gränze führen zu können, daß den Franzosen die Lust verginge, uns früher einen bewaffneten Besuch in Masse zu machen, müßte Deutschland entweder eine unbeschränkte und ungetheilte Monarchie seyn, oder eine Republik mit zeitweiliger Diktatur, denn wir Deutschen sind nicht so leicht in Harnisch zu bringen als unsere westlichen Nachbarn. Die vielfach — namentlich von Herrn Bade — bespöttelte Befestigung von Paris hat außerdem die strategischen Verhältnisse beider Länder wesentlich zu Gunsten Frankreichs geändert. Wir gäben viel darum, wenn man uns überführen könnte, daß diese Ansicht nur auf einer Selbsttäuschung beruhe; sie dürfte aber leider nur zu richtig seyn, was man auch dagegen sagen möchte. Weil dem aber nun einmal so ist und unsere Bundesverfassung eben so wenig wie der ernste, abgemessene, zu kühnen Uebereilungen nicht geneigte Nationalcharakter unserer Landsleute nach Gefallen geändert werden kann, muß man um so mehr auf Mittel sinnen, die künftig zu befürchtenden Einfälle der Franzosen unwirksam zu machen. Ein sehr wichtiges Schutzmittel bieten uns die süddeutschen Eisenbahnen und Bundesfestungen dar, wie wir in jener Skizze anschaulich gemacht zu haben glauben. Wir zweifeln

keinen Augenblick, daß es in Süddeutſchland nicht an Muth und Kräften fehle, einen ſolchen Angriff mit Nachdruck zurückzuweiſen. Aber wir werden im Anfange nicht ſtark genug ſeyn, deßhalb Terrain verlieren, materielle Verluſte erleiden, oder uns größeren Unfällen ausgeſetzt ſehen, ſo lange uns kein Mittel zu ſchnellerer Bewegung der Streitkräfte nach den am meiſten bedrohten Punkten zu Gebote ſteht. Daß wir die Bewegung der Truppen auf Eiſenbahnen nach Tagen und Stunden berechnen und dabei große Präciſion vorausſetzen, darf man uns nicht zum Vorwurfe machen. Fehlerhaft wäre es, wollte man concentriſche Angriffsoperationen darauf gründen, welche wegen Verſpätung einer oder der anderen Colonne unterbleiben müßten. Wir haben aber nur von Vertheidigungsoperationen geſprochen, welche zeitgemäße kurze Gegenangriffe bekanntlich nicht nur nicht ausſchließen, ſondern als ein ſehr weſentlicher Theil der Defenſive zu betrachten ſind. Sollte nun zuweilen der Fall eintreten, daß die präciſe Bewegung der erwarteten Verſtärkungen aus irgend einem Grunde geſtört würde, ſo kann der darauf zählende Oberbefehlshaber von dieſer Verzögerung und ihrer muthmaßlichen Dauer durch die Eiſenbahn-Telegraphie ſchnell unterrichtet werden und ſeine Maßregeln darnach treffen. Der hieraus entſpringende Nachtheil iſt mithin viel weniger groß, als wenn man ſich nur der Landſtraßen bedient, wo durch übles Wetter und verdorbene Wege die Marſchdifferenzen oft ſo viele Tage betragen, als Stunden bei Benutzung der Eiſenbahnen, ohne daß hiervon zeitig genug Meldung gemacht werden kann. Es iſt alſo lächerlich, wenn man die Möglichkeit ſo geringer Marſchdifferenzen bei Benutzung der Eiſenbahnen zu Defenſiv-Operationen als einen erheblichen Nachtheil bezeichnet.

Sollte Herr Bade zum Schutze Süddeutſchlands etwas Beſſeres als jene Skizze enthält, anzugeben wiſſen, ſo trete er damit hervor. Sein Centrifugalſyſtem, von deſſen Anwendung er ſich ſo große Erfolge verſpricht, iſt aber dieſes Beſſere nicht, denn es ſteht in keines deutſchen Fürſten oder Feldherrn Gewalt, die vielen willkürlichen Vorausſetzungen, auf welche dieſes Operationsſyſtem baſirt iſt, zu einer Wahrheit zu machen. In jedem concreten Falle muß man ſuchen, von den wirklich vorhandenen Kräften und Mitteln, mit Berückſichtigung aller

wirklich bestehenden Verhältnisse und eingetretenen Umstände, den zweckdienlichsten Gebrauch zu machen. Das ist die wahre Feldherrnkunst. Die selbstgeschaffenen Phantasiegebilde verschwinden vor dem Ernste der Wirklichkeit wie Seifenblasen. Auch wir hegen den Wunsch, den nächsten Krieg mit Frankreich durch einen abermaligen Pariser Frieden zu beenden, und halten das unter gewissen Umständen keineswegs für unmöglich. Aber die erste entscheidende Schlacht dürfte nach aller Wahrscheinlichkeit auf dem rechten Rheinufer stattfinden, und damit dieselbe für uns der Anfang weiterer glücklicher Erfolge werde, müssen wir darnach trachten, in dieser Entscheidungsschlacht stärker zu seyn, als der Feind vermuthen kann; wir müssen ferner darnach trachten, den geschlagenen Feind so kräftig als möglich zu verfolgen, damit er nicht wieder zur Besinnung komme, ein Mittel, das den Franzosen gegenüber viel wirksamer ist, als das gerühmte Centrifugalsystem mit seinen vielen willkürlichen Voraussetzungen. Eine Hauptrolle dabei werden künftig die Eisenbahnen spielen, namentlich auch diejenigen, welche von der Oder und Donau nach dem Rheine führen; wir wollen deßhalb die in dieser Richtung projektirten Hauptbahnen ebenfalls einer kurzen Beleuchtung unterwerfen.

Das nördliche Deutschland mit seinen großen Ebenen ist in Bezug auf die Anlage von Eisenbahnen ungleich mehr begünstigt als das südliche, und hat daher bereits einen mächtigen Vorsprung gewonnen. Von Ost nach West sind folgende Eisenbahnen projektirt, im Bau begriffen, oder auf einzelnen Strecken dem Verkehr geöffnet.

1) Die große Bahn von Ostpreußen nach Holland und Belgien. Sie wird die preußische Monarchie beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneiden und für den Binnenhandel von unermeßlicher Wichtigkeit seyn. Von den Handels-, Haupt- und Residenzstädten, welche unmittelbar berührt werden, wollen wir nur Königsberg, Elbing, Danzig, Graudenz, Bromberg, Posen, Frankfurt a. O., Berlin, Potsdam, Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Minden, Lippstadt, Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Jülich, Aachen, Lüttich, Mecheln, Gent, Ostende, Antwerpen, Haag und Amsterdam anführen. Viele andere große und wichtige Städte stehen mit dieser Bahn durch andere Linien

in direkter Verbindung. Auch hat dieſelbe den Vorzug, daß ſie die als Endpunkte bezeichneten großen Handelsplätze in möglichſt kürzeſter Linie erreicht. Mehrere Schriftſteller über das Eiſenbahnweſen Deutſchlands legen zwar mehr Werth auf die innere Verbindung. Aber es dürfte dieſe Hauptbahn den augenſcheinlichſten Beweis liefern, daß die kürzeſte Verbindung von zwei entfernten für den Welthandel ſehr wichtigen Hauptpunkten (wie zwei Pole) eine beſondere Anziehungskraft äußert, die ſich auf der ganzen Linie allen einzelnen Bahnſtrecken mittheilt. Wir ſprechen das jetzt zwar nur als eine Hoffnung aus, in wenigen Jahren wird es aber eine Wahrheit ſeyn.

2) Die Bahn von Schleſien nach dem Mittelrheine oder Mainz. Wir betrachten Breslau als den Anfangspunkt. Unweit Bunzlau verläßt ſie die Oderbahn, wendet ſich über Görlitz nach Dresden, und ſoll von Leipzig über Weißenfels, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Eiſenach, Kaſſel, Marburg nach Frankfurt a. M. geführt werden. Berückſichtigt man, daß alle von Wien, oder aus Böhmen, Mähren, Schleſien, Oſt- und Weſtpreußen, Pommern, Brandenburg und Sachſen kommenden Reiſenden, welche nach Frankfurt a. M., nach Baden, in das Elſaß, oder in die Schweiz wollen, keine kürzere Eiſenbahn benutzen können, als die von Leipzig (oder Weißenfels) nach Frankfurt a. M., ſo liegt es auf der Hand, daß man auf dieſer Strecke ſich nothwendig nach der möglichſt kürzeſten Linie umſehen, und alle Lokal-Intereſſen dem Haupt-Intereſſe zum Opfer bringen mußte. Es war das um ſo nothwendiger, da die ſehr zeitig in Angriff genommene ſächſiſch-bayeriſche Bahn von Leipzig über Bamberg nach dem Bodenſee, von Bamberg aus ſehr leicht über Würzburg und Aſchaffenburg nach Frankfurt a. M. geführt werden konnte; da ſächſiſcher und preußiſcher Seits eine bedeutende Verkürzung dieſer Linie (über Zwickau, Chemnitz, Rieſa, Jüterbogk) im Plane lag und in dieſem Augenblicke die Ausführung derſelben feſt beſchloſſen iſt; da endlich die Thüringer Linie und die fränkiſche als Handelsſtraßen faſt immer concurrirt haben. Aber alle dieſe Rückſichten mußten einem Lokal-Intereſſe weichen, und nach mehrjährigen Verhandlungen zwiſchen den betheiligten Regierungen iſt endlich der ungefähr 12 Meilen betragende Umweg über Kaſſel gewählt worden. Daß man während

dieser Verhandlungen nicht wenigstens die Linie von Weißenfels bis Eisenach gebaut hat, die durch Terrain- und Ortsverhältnisse unabänderlich vorgeschrieben war, ist eben so befremdend, und es dürfte sich diese Unterlassung sehr bald bestrafen. Schon jetzt jubelt man in Franken über den kurhessischen Beschluß, und verspricht sich in dessen Folge eine viel stärkere Frequenz auf der Bamberg-Frankfurter Linie, die jedenfalls möglichst schnell ausgeführt werden wird. — In strategischer Beziehung kann man sich aber nur freuen, daß Deutschland durch diese im Einzelnen sich widerstrebenden Interessen zu einer Doppellinie von Eisenbahnen zwischen der Mittelelbe und dem Mittelrheine kommt, denn wir können bei Ausbruch eines Krieges mit Frankreich niemals zu viel Eisenbahnen haben, welche aus Deutschlands Mitte nach Mainz führen.

3) Die große Donaubahn von Ofen bis über Ulm hinaus. Ihre Ausführung scheint noch in weiter Ferne zu liegen, doch dürfte sie nicht zu bezweifeln seyn. Oesterreichischer Seits ist die Strecke von Raab bis Linz ziemlich fest beschlossen. Die Fortsetzung derselben nach Westen hängt von der bayerischen Regierung ab, welche zwischen der Linie über Salzburg und München, und der die Donau entlang noch zu schwanken scheint. Wir hegen die Ueberzeugung, daß man im Laufe der Zeit auf beiden Linien einen Schienenweg haben werde; doch ist Eile damit nicht so dringend geboten. Die Bahn an der Donau hat in strategischer Beziehung den Vorzug, weil sie die festen Plätze Linz, Passau, Regensburg und Ingolstadt mit Ulm in schnellere Verbindung bringen würde. Sollte ein Schienenweg von Regensburg über Amberg nach Nürnberg angelegt werden, dann gewinnt die Donaubahn auch als Handelslinie, wenn man die Länder der unteren Donau und das schwarze Meer ins Auge faßt. Bayern dürfte durch Herstellung dieser Linie einen sehr starken Transitohandel bekommen, für welchen aber der Umweg über München und Salzburg jedenfalls zu groß seyn dürfte.

Im Allgemeinen dürften diese drei Ost-Westbahnen dem inneren Verkehr von Deutschland außerordentlichen Vorschub leisten. Ihr strategischer Werth besteht hauptsächlich darin, daß sie die Mittel darbieten, die schnelle Concentrirung beträchtlicher Streitmassen an der Ost- oder Westgrenze zu erleichtern. Wie

wichtig dies in Bezug auf Frankreich ist, lehrt ein Blick auf die Eisenbahnkarte des Herrn Major Kurtz, und obschon wir bezweifeln, daß man die darin eingetragenen Parallelbahnen von Paris nach Saarlouis und Straßburg, und über Dijon nach Basel wirklich bauen werde, besitzt Frankreich in diesen Gegenden und besonders am Niederrhein schon so viele gute Communicationswege, daß es die Concentrirung seiner Streitkräfte dort sehr beschleunigen kann. Eben so wenig darf man übersehen, daß die Franzosen bei Ausführung ihrer großen Eisenbahnen die strategischen Interessen fast überall voranstellen, und keineswegs der Meinung sind, daß die Benutzung der Eisenbahnen als Operationslinien ein „Hirngespinnst" sey; sie versprechen sich davon sogar noch größeren Nutzen, als wir selbst davon erwarten.

Von den kleineren deutschen Verbindungsbahnen zu sprechen, haben wir zu wenig Anlaß. Das Lokal-Interesse hat sie überall hervorgerufen, was wir ganz in der Ordnung finden. Sind aber die großen Bahnen einmal vollendet, dann wird man sich auch zu Nachtfahrten entschließen müssen.

Pz.

Theorie und Praxis
zur
Bewältigung des Pauperismus.

Die Bildungsanstalten zu Hofwyl. Die Rettungsanstalt für Knaben in der Bächtelen bei Bern. Die Armenkolonie Ostwald bei Straßburg.

„Nichts ist conservativer" — so heißt es in einem sehr beachtenswerthen Aufsatze dieser Zeitschrift[1] — „als das Prinzip der Reform, und Nichts leistet revolutionären Bestrebungen mehr Vorschub, als das blinde Festhalten am Alten. Zwar werden Arbeiter-Aufstände, wenn solche (was Gott verhüten wolle!) auch unser bis jetzt so friedliches Vaterland heimsuchen sollten, wohl ohne viele Mühe erdrückt werden können; aber Siege, wie die von Lyon, Manchester, Birmingham, Bristol u. s. w. haben ihre Gefahren und bringen einer Regierung nur wenig Ehre." Gott hat indeß in unserm friedlichen Vaterlande die Arbeiter-Aufstände nicht verhüten wollen. Wenige Wochen sind verflossen, seit der Verfasser jenes Aufsatzes die durch die Ereignisse in Schlesien und Böhmen auf so bedeutungsvolle Weise commentirten Worte veröffentlicht hat; seit Deutschland um eine traurige

---

[1] Der Pauperismus und dessen Bekämpfung durch eine bessere Regelung der Arbeitsverhältnisse. Deutsche Vierteljahrsschr. Juli — September 1844. S. 323.

Später, nachdem er geheirathet, fing er an zu nachtwandeln, indem er ſein Kind im Hauſe umhertrug. Seine Frau, die ihn bei dieſen Spaziergängen begleitete, benützte ſein Schlafreden, um manches Geheimniß, das er ihr verſchwiegen, zu erfahren. Auch von dieſen Excurſionen ſcheint er im wachen Zuſtande keine Ahnung gehabt zu haben, denn er ſoll ſich oft gewundert haben, wie ſeine Frau hinter die geheimſten Heimlichkeiten ſeines Herzens, die er Niemanden anvertraut, gekommen ſeyn mag.

Die Eindrücke der ſomnambülen Wahrnehmungen und Vorſtellungen gehen jedoch nicht verloren und ſind wohl nicht einmal flüchtiger und vergänglicher als die Tageseindrücke; es reicht vielmehr eine ſehr deutliche und beſtimmte Erinnerung aus einem ſomnambülen Zuſtand in den andern hinüber. Das ſomnambüle Bewußtſeyn hat ſeinen eigenen, geſchloſſenen Erinnerungskreis. So erzählt de la Croix von ſeiner Somnambüle, daß ſie ſehr häufig den Ideengang des vorangegangenen ſomnambülen Zuſtandes wieder aufgenommen. Je höher der Grad des ſomnambülen Erwachens iſt, deſto deutlicher ſtellt ſich dieſer abgeſchloſſene ſomnambüle Erinnerungskreis heraus; ſo daß ſich eine gedoppelte Lebensgeſchichte des Somnambülen bildet, die des Tag- und die des Schafwachens. Tritt, wie häufig vorkömmt, in dem von Phantaſten ſo genannten Beſeſſenſeyn noch eine Verrückung des Selbſtbewußtſeyns und eine Verwandlung der Perſönlichkeit zu dem ſomnambülen Zuſtande, ſo ſtellt ſich jener gedoppelte Erinnerungskreis wie eine gedoppelte Lebensgeſchichte verſchiedener Perſonen dar.

Dieſe merkwürdigen Gedächtnißverhältniſſe finden übrigens bis auf einen gewiſſen Grad bereits in dem gewöhnlichen geſunden Traume ſtatt. Auch von unſern gewöhnlichen Träumen, welche wenigſtens unmittelbar nach dem Einſchlafen und gegen das Erwachen hin ſehr zahlreich ſind, haben wir nur eine ſpärliche Erinnerung. Wir erinnern uns nur Ausnahmsweiſe eines Traumes, wenn derſelbe einen beſonders lebhaften Eindruck gemacht hat, oder wir unmittelbar darüber erwacht ſind; auch im letzteren Falle bleibt überdies die Erinnerung für das wache Leben nur, wenn wir im Momente des Erwachens den Traum recapituliren, und ſo erſt der wachen Seele einprägen. Dagegen nimmt die Seele den ganzen Schatz ihres wachen Gedächtniſſes in den Traum hinunter. Auch durch die Träume endlich ſcheint ein ezener, wenn

Erfahrung, aber auch um eine dringende Warnung reicher iſt, die, gehörig beachtet, zum Heile führen kann.

Im Sinne ernſter Mahnung ſollte man wenigſtens dieſe neueſten und allerdings „ohne viele Mühe wieder erdrückten" Bewegungen auffaſſen. Wie beklagenswerth ſie erſcheinen, ſie haben wenigſtens den Vortheil, daß ſie ein tief greifendes ſociales Uebel unverſchleiert an den Tag gelegt; daß deſſen Daſeyn nicht mehr geradezu geläugnet werden kann; daß wir um ſo beſtimmter darauf hingewieſen ſind, ſeinen Urſachen und den Mitteln ihrer Beſeitigung nachzuforſchen; daß wir fernerhin unſer Deutſchland nicht als ein glücklich erimirtes Land betrachten dürfen, das, in herkömmlicher Weiſe verharrend, bei den ſchmerzhaften Zuckungen in Großbritannien und Frankreich nur den ruhigen Zuſchauer abgibt und Gott dankt, daß es nicht ſey wie dieſer Beiden Eines. Nicht blos jedes einzelne Volk trägt in ſich ſelbſt das Geſetz organiſcher Entwickelung. Ein ſolches Geſetz, mit allen Uebeln im Gefolge, die bei Nationen wie bei Individuen mit den Perioden des Uebergangs und Wachsthums zuſammenfallen, waltet auch über ganzen Reihen von Völkern, die auf weſentlich gleicher Stufe der Civiliſation ſtehen. Ob dieſe Folgen hier früher, dort ſpäter zum Vorſchein kommen, endlich entſpringen aus denſelben Urſachen ähnliche Wirkungen; und die Weltgeſchichte richtet allzugerecht, als daß ſie dem Volke die ſchlimmſten Folgen erſparen ſollte, das ſich durch die Schmerzen und Leiden in anderen Staaten nicht hat belehren, nicht zu zeitiger Vorſorge hat antreiben laſſen.

Im Kampfe gegen die Uebel, deren man ſich zunächſt zu erwehren hat, pflegt ſich jede Zeit ihr eigenthümliches Feldgeſchrei zu ſchaffen, das den Kämpfern, wie verſchieden ſonſt ihre Richtungen ſeyen, zum gemeinſamen Erkennungszeichen diene. Ein ſolches Stichwort ſcheint unſere Zeit im lauter und allgemeiner werdenden Rufe nach einer ſogenannten „Organiſation der Arbeit" gefunden zu haben. In der That wird damit nach Umfang und Inhalt im kürzeſten Ausdrucke bezeichnet, was Noth thut; und mit Grund läßt ſich behaupten, daß die Entſtehung des Ausdrucks keine blos zufällige iſt, daß vielmehr damit ein nothwendiges Moment in der fortſchreitenden Bewegung des Geiſtes zum Bewußtſeyn gebracht wurde.

Arbeit iſt die verſtändige (darum menſchliche) Thätigkeit auf die Materie, zum Zwecke der Erzeugung eines Guts, das im Austauſche gegen andere Güter als Waare erſcheint. Dieſe Definition umfaßt die ſ. g. materielle, wie die ſ. g. geiſtige Arbeit, da auch die letztere, um ein des Austauſches fähiges Gut zu produciren, eines materiellen Subſtrats bedarf. Auch liegt es im Begriffe einer verſtändigen Thätigkeit, daß der Zweck der Erzeugung eines Guts, alſo die Erſchaffung oder Erhöhung eines Werths, wirklich erreicht werden muß, und daß z. B. die angeſtrengteſte Mühe, die abſichtlich oder unabſichtlich nur zerſtört, nicht als Arbeit betrachtet werden kann. Als verſtändige Thätigkeit mußte aber die Arbeit mit der fortſchreitenden Ausbildung des Verſtandes, und darum mit der des Geiſtes überhaupt, Hand in Hand gehen; und ſo wahr die Entwickelung der ganzen Menſchheit, wie jedes einzelnen Volkes, eine organiſche iſt, ebenſo gewiß hat es immer und zu allen Zeiten einen Organismus der Arbeit auf verſchiedenen Stufen der Entfaltung gegeben. Im ſtrengeren Sinne kann alſo nur von zeitweiſen Störungen dieſer Entfaltung die Rede ſeyn, ſo wie auch Krankheiten die normale Entwickelung des menſchlichen Körpers hemmen, aber erſt mit dem Tode die Auflöſung eintritt. Die Forderung einer neuen Organiſation der Arbeit enthält alſo nur die Behauptung, daß einerſeits der aus dem Mittelalter überlieferte Organismus der Thätigkeit nicht mehr, daß andererſeits ihre jetzige Geſtaltung noch nicht dem veränderten Gehalte des Völkerlebens entſpricht.

Der Organismus der materiellen Arbeit — und dies gilt von der Landwirthſchaft, wie von Gewerb und Handel — verwirklichte ſich im Fortſchritte von der rohen Handarbeit zum Handwerke, dann zur Zerlegung der Arbeit in ihre einfacheren Elemente, welche den Uebergang zur eigentlichen Manufaktur und Fabrikation vermittelte, ohne daß jedoch die älteren Formen der Arbeit durch die jüngeren völlig verdrängt wurden und verdrängt werden konnten. Damit übereinſtimmend kam dasſelbe Geſetz der Bewegung in der Vertheilung der Arbeit nach Familien zur Anwendung, nach Kaſten und nach Ständen, die ſich wieder in ſich ſelbſt mannigfach gliederten und gruppirten.

Der ſchaffende Inſtinkt des Mittelalters hatte in geſchloſſenen

Gütercompleren, mit ihren Grundherrn und unterthänigen Bauern, in geſchloſſenen Corporationen, Zünften und Innungen einen ſcharf ausgeprägten Organismus der Arbeit. Wo nicht immer rechtlich, bildete ſich doch faktiſch neben der Erblichkeit des Beſitzes eine Erblichkeit der Arbeit, und mittelbar des ihr entſprechenden Einkommens. Als aber neue Erfindungen und Entdeckungen die alten und nun als unzweckmäßig erkannten Formen der Arbeit verdrängten; als die anſchwellende Maſſe der Bevölkerung eine ausgedehntere und reichere Production erforderte, die nur durch verbeſſerte Methoden der Bewirthſchaftung und techniſchen Verarbeitung zu erzielen war; als die Verbreitung geiſtiger Cultur mannigfachere ſpecifiſche Talente und Neigungen entwickelte, die ſich in die ihnen erblich oder herkömmlich zugewieſenen Kreiſe der Thätigkeit nicht mehr fügen wollten und konnten: da ward von der Neuzeit über die als überlebt erklärten Schöpfungen des Mittelalters der Stab gebrochen.

Die Oppoſition ſchlug bald, wie dies meiſt der Fall iſt, in unbedingte Negation aus. Man ſtellte dem Syſteme der Gebundenheit des Beſitzes und der Arbeit ein ſ. g. Syſtem der freien Concurrenz entgegen; und was zumal A. Smith theoretiſch zu begründen verſucht, das ſetzte hauptſächlich die franzöſiſche Revolution in praktiſche Geltung, indem ſie ihr Prinzip einer abſtrakten und darum unwahren Freiheit auch auf dem Gebiete der Nationalökonomie und der privatrechtlichen Verhältniſſe des Beſitzes und Erwerbs, zur Anwendung brachte. Die nächſten Folgen des in der Freiheit geſteigerten Wetteifers aller produktiven Kräfte konnten nur heilſam erſcheinen. Aber bald traten die Nachtheile zu Tage, und man überzeugte ſich immer mehr, daß man mit der Herrſchaft der ungebundenen Concurrenz nur die der Reichen über die Armen, der Klugen über die minder Klugen, nicht ſelten auch die des ſchlauen Betrügers über den Ehrenmann gegründet hatte.

Dieſe Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des neuen, und nunmehr als revolutionär und anarchiſch erkannten Zuſtands, die einerſeits das Verſchwinden alter und veralteter Inſtitute bedauern ließ, andererſeits aber eine Menge neuer einſeitiger Heilslehren üppig wuchernd emportrieb, iſt kaum in einem andern Lande tiefer eingedrungen, als gerade in Frankreich, das

die Schule einer theuer erkauften Erfahrung hinter ſich hat. Wenigſtens läßt ſich behaupten, daß das in der Wirklichkeit allerdings noch vorherrſchende Syſtem der freien Concurrenz, das beſonders an J. B. Say einen ſo eifrigen und allgemein verehrten Vertreter hatte, auf dem Gebiete der neufranzöſiſchen Wiſſenſchaft vielleicht am vollſtändigſten überwunden iſt.

Der in leerer Allgemeinheit erfaßte Begriff der Freiheit, wie man ihn auch in der Nationalökonomie geltend gemacht, hatte ſich in der Wirklichkeit ſichtlich als Unfreiheit bewährt, als die Quelle einer materialiſtiſchen Geldariſtokratie und eines neueuropäiſchen Sklaventhums. Um den fühlbarer werdenden Nachtheilen zu entgehen, verſuchte man es wenigſtens theoretiſch mit einigen Doctrinen, die auf einem eben ſo abſtrakt aufgefaßten und darum nicht minder unwahren Prinzip der abſoluten Gleichheit, oder abſoluten Einheit beruhen. Zu den Erſteren gehört der eigentliche Communismus, der entweder in allgemeiner Gütergemeinſchaft, oder doch in der Aufhebung alles individuellen Eigenthums an Grund und Boden, ſeine Gleichheit des materiellen und ideellen Genuſſes zu erzielen vermeint. Allein es gehört dazu auch die Lehre eines Proudhon, die zwar eine Vertheilung, ſelbſt eine ungleiche Vertheilung des individuellen Beſitzes und der Inſtrumente der Arbeit zuläßt, aber dennoch für Alle und Jeden eine Vertheilung des Erwerbs nach gleichen Portionen in Anſpruch nimmt. Proudhon ſelbſt hat das Unrecht und die Unzulänglichkeit treffend hervorgehoben, die ſowohl in der ungebundenen Concurrenz, als auch im Communismus liegt; indem er jene als die Tyrannei der Starken über die Schwachen bezeichnete, dieſen aber als die der Schwachen über die Starken, d. h. als die jedenfalls ſchlimmere, unnatürlichere und auf die Länge noch minder haltbare Tyrannei der Rohen, Unfähigen und Faullenzer. Aber dieſer gegen den Communismus gerichtete Vorwurf läßt ſich mit gleichem Grunde gegen ſeine eigene Lehre richten. Denn auch Proudhon, mit ſeiner gleichen Vertheilung des Arbeitslohns und alſo der Mittel zur Conſumtion, hat es überſehen, wie die verſchiedenen Weiſen der Production durch verſchiedene Weiſen der Conſumtion bedingt ſind; wie darum auch ſeine abſtrakte Gleichheit in die drückendſte Ungleichheit umſchlagen müßte. Er ſcheint dies ſpäter ſelbſt gefühlt zu haben.

In seiner letzten Hauptschrift[1] läßt er nämlich — mit der Forderung einer „Responsabilität der Arbeiter" und ihrer Unterscheidung in gute, mittelmäßige und schlechte, so wie mit der Forderung einer „schiedsrichterlichen Schätzung" aller einigermaßen mangelhaften Producte, damit nie die Trägheit und Ungeschicklichkeit der Arbeiter geschützt werde — auf eine für den minder achtsamen Leser leicht übersehbare Weise in seine frühere absolute Gleichheitslehre ein Prinzip der Ausgleichung und Unterscheidung hineingleiten, das, consequent durchgeführt, die Consequenzen seiner ersten Schrift durchbricht und aufhebt.

Zu den absoluten Einheitstheorien, die das ganze Getriebe der Production und Consumtion, die Vertheilung der Arbeit und des Einkommens *in* der Gesellschaft von einem Theile der Gesellschaft abhängig machen und dadurch der individuellen Willkür entziehen wollen, zählt der jetzt schon ziemlich verschollene St. Simonismus, mit seiner alle Arbeit leitenden Priesterhierarchie, und einem St. simonistischen Papste an der Spitze. Dazu zählen auch die Lehren, wonach durch die übermächtige Concurrenz des Staats die Concurrenz der Einzelnen vernichtet, der Staat zum alleinigen und absoluten Arbeitsherrn erhoben, und ihm das Recht und die Pflicht zugetheilt werden soll, alle Arbeit auf direkte Weise zu reguliren und die Arbeitspreise zu bestimmen. Auch der Staat handelt stets nur durch Einzelne *im* Staate; auch durch seine Allgewalt würde die tyrannische Herrschaft einer fictiven und unwahren Allgemeinheit über die Individuen und die lebendige Mannigfaltigkeit individueller Fähigkeiten, Neigungen und Interessen begründet — eine Herrschaft, welche, wäre die Verfassung noch so demokratisch, einen Despotismus wechselnder Majoritäten über wechselnde Minoritäten erzeugen müßte. Aber die der Reihe nach verletzten Minoritäten würden sich bald als Majorität gegen *diesen* Staat in Opposition setzen; und der einseitige Individualismus würde von neuem gegen den staatlichen Universalismus vernichtend reagiren. Dazu müßte namentlich die folgerichtige Anwendung *der* Lehre führen, die *Louis Blanc in seiner* „Organisation der Arbeit" entwickelt hat; und dieses mehr als

[1] De la création de l'ordre dans l'humanité ou principes d'organisation politique. Par P. J. Proudhon. Paris, Besançon, 1843.

blos muthmaßliche Resultat wäre wohl dem Verfasser selbst deutlicher hervorgetreten, wenn er sein System nicht blos skizzirt, sondern nach allen Richtungen verfolgt und ausgeführt hätte.

So hat man denn eine Einseitigkeit durch die andere zu verdrängen, ein Uebel durch das andere zu heilen gesucht. Aber der gesunde praktische Verstand, der stets bereit blieb, sich vom Leben belehren zu lassen, hat bis jezt das Uebergewicht behalten; und es läßt sich hoffen, daß er uns auch künftig vor unzeitigen Neuerungen nach dem Muster von Doctrinen bewahren wird, die sich als Weltverbesserung ankündigen, da sie doch selbst nur die im Schooße der ächten Wissenschaft noch lange nicht ausgetragenen Kinder des Augenblicks, der Laune und des Mißmuths sind. Durch die Irrthümer zur Rechten und Linken mitten durchschreitend, hat dieser noch gesunde Verstand und das noch lebendige sittliche und rechtliche Gefühl, die in den schroffen Gegensätzen des Besitzthums und im Pauperismus liegenden Mißstände ebenso wohl erkannt, als er den in Heilssysteme verkleideten Irrlehren, diesen tausenderlei Recepten zu Arzneien, deren Wirkung schlimmer als die Krankheit selbst wäre, sein Recht widerfahren ließ. Gewiß hat jedes dieser Systeme — und dies muß anerkannt werden — irgend eine besondere Wahrheit, irgend ein besonderes praktisches Moment schärfer und energischer, als sonst geschah, hervorgehoben. Aber noch hat jedem derselben ein solcher Schweif von handgreiflich unnatürlichen, unpraktischen und unausführbaren Phantasieen und Vorschlägen angehängt, daß auch die Zahl ihrer Anhänger nur gering geblieben ist. Scheint dies zuweilen anders, so liegt meist der Grund darin, daß eine bequeme Denkfaulheit, die sich aufs Unterscheiden nicht einlassen mag, allzu geneigt ist, die verschiedensten Schattirungen einer gegen die augenfälligsten Mißstände gerichteten Opposition unter gemeinschaftlichen Parteinamen zu begreifen. So ist gewiß die Zahl der eigentlichen Communisten allerwärts noch sehr klein; wollte man aber damit fortfahren, auch die redlichsten Kämpfer gegen den Pauperismus in den gemeinsamen Tiegel des Communismus zu werfen, so könnte man es freilich dahin bringen, seine Anhänger noch bedeutend zu vermehren.

Aus dem Kampfe widerstreitender Meinungen, an der Hand

der geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart, ſcheint ſich endlich ein Prinzip zu erheben, in deſſen höherer Einigung die Verſöhnung der einer einſeitigen Syſtematik noch unverſöhnlich ſcheinenden Gegenſätze möglich wird. — Nach allen mißlungenen Verſuchen, den in inhaltleerer Allgemeinheit erfaßten Begriff der Freiheit, oder Gleichheit, oder Einheit zum Ausgangspunkte einer neuen Sociallehre zu machen, iſt die Ueberzeugung durchgedrungen, daß die Wahrheit und Wirklichkeit der Freiheit nur in der ſtets ſich erneuernden Befreiung von den Feſſeln des Bedürfniſſes, Irrthums und Egoismus beſteht; die Wahrheit und Wirklichkeit der Gleichheit in der ſtets ſich erneuernden Ausgleichung der ſchroffen Ungleichheiten des Beſitzes, der geiſtigen und ſittlichen Bildung; die Wahrheit und Wirklichkeit der Einheit in der ſtets ſich erneuernden Vereinigung der Thätigkeiten und Intereſſen, die nur das ſich ſelbſt mißverſtehende und dadurch zur Selbſtſucht gewordene Selbſtgefühl noch feindſelig auseinanderhält. Als Aufgabe des Staats wurde aber erkannt, daß er auch in den geſellſchaftlichen Beziehungen des Beſitzes und Erwerbs dieſe ſtete Befreiung, Ausgleichung und Vereinigung zu vermitteln habe.

Von dieſem ächt menſchlichen und chriſtlichen Standpunkte aus, wird man wieder zu einer Organiſation der Arbeit gelangen, die den Pauperismus auf ſein Minimum zurückführt, die nicht die Freiheit in Anarchie ausarten läßt, nicht die Ordnung in einen die individuelle Freiheit vernichtenden Zwang. Und von dieſem Standpunkte aus hat man ſich jetzt ſchon überzeugt, daß die einſeitige Maxime des Gehenlaſſens für die Bewegung des Eigenthums und der Produktion ebenſowohl vom Uebel iſt, als es die fortwährende Einmiſchung des Staats in Haus- und Feldwirthſchaft, in Gewerbe und Handel ſeyn würde; daß die Anhäufung übermäßiger Kapitalien in den Händen Einzelner nicht weniger zum Verderben führt, als dahin die rohe Gleichheit einer gezwungenen Gütergemeinſchaft führen müßte, oder die gleiche Vertheilung des Einkommens nach todten Ziffern. Eine beſondere Frucht dieſer Anſchauung iſt darin zu erkennen, daß auch in der neudeutſchen Wiſſenſchaft immer zahlreichere Stimmen für eine ausgleichende Beſteuerung ſich erheben; alſo für mäßig progreſſive Beſſerung des Erwerbs, oder des

Erbs, oder des einen und andern, wobei freilich nur allmählig zu Werk gegangen werden dürfte, mit schonender Rücksicht sowohl auf die bestehenden ökonomischen Verhältnisse, als auf die noch herrschenden Meinungen und Vorurtheile.[1]

Die Aufgabe der Organisation der Arbeit reicht weit über das Gebiet der Nationalökonomie im gewöhnlichen Sinne hinaus. Wer für den Staat das Recht und die Pflicht fordert, in weiterem Umfange als seither in das Getriebe der Production einzugreifen, um die eingetretenen Hemmnisse zu beseitigen, oder den drohenden Stockungen vorzubeugen, muß ihm die Macht dazu einräumen. Aber die größere Macht würde sich nur als größere Tyrannei darstellen, wenn nicht in demselben Maaße das öffentliche Vertrauen auf den Staat, auf die Einsichten, Fähigkeiten und den guten Willen der Organe der Staatsgewalt zunähme. Dieses Vertrauen erzeugt sich nur in der Oeffentlichkeit des Staatslebens selbst, und in der freien Bewegung einer öffentlichen Meinung, so daß die Möglichkeit einer zeitgemäßen Reorganisation der Arbeit mit den Fragen der innern Politik über Preßfreiheit oder Preßzwang, über Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit der Justiz und Verwaltung viel inniger zusammenhängt, als es dem oberflächlichen Beschauer scheinen mag. Wer sich überzeugt hätte, daß dem Staate die Mittel zur Ausgleichung und Aushülfe nur durch progressive Besteuerung gewonnen werden könnten, sähe sich damit auf das Feld der Finanzwissenschaft gewiesen; und er müßte sich die Frage nach der Räthlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser Besteuerung beantworten, nach ihrem gerechten und billigen Maße, nach ihrem möglichen ökonomischen Einflusse, wie z. B. auf eine etwaige Auswanderung der Kapitalien. Wer es für jeden Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen

---

[1] Wir erinnern hier nur beispielsweise an die neuerdings von Mohl entwickelten Ansichten; an die kleine, aber gehaltreiche Schrift: „Die Persönlichkeit des Eigenthums ꝛc. Von Dr. H. W. Kaiser. Bremen 1843;" auch an „positives System der Volkswirthschaft, oder ökonomische Socialtheorie, von Dr. Hugo Eisenhart. Leipz. Brockhaus 1844." Doch mögen wir die Meinung des Verfassers der letzteren Schrift, über die Nothwendigkeit einer zwangsmäßigen Beschränkung der Ehe, ebensowenig gut heißen, als die Verfasser der Aufsätze über „Zwangsarbeitshäuser" und „Zunahme der Bevölkerung" in Nr. 27 dieser Zeitschrift.

nicht blos als theoretische, sondern als positiv zu verwirklichende Befugniß anerkennt, sein redliches Auskommen durch eine solche berufsmäßige Thätigkeit zu erwerben, die ihn durch übermäßige Anspannung seiner Kräfte nicht zum langsamen Selbstmorde zwingt; die ihm vielmehr Zeit und Mittel verschafft, nicht blos das Thier im Menschen abzufüttern, sondern auch menschlich zu genießen, und seinen geistigen und sittlichen Bedürfnissen zu genügen: der schreibt zugleich dem Staate die Pflicht zu, gegen die übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeit regulirend einzuschreiten. Vor Allem schreibt er ihm die Verbindlichkeit zu, die noch unselbstständigen Kinder gegen den Mißbrauch der Vergeudung ihrer Kräfte zu schützen. Aber erläßt der Staat auch nur ein Gesetz zur Verminderung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken, so erhöht er die Produktionskosten, nicht blos im Verhältnisse zu der Zeit vor Erlassung seines Gesetzes, sondern auch im Verhältnisse zu andern Nationen, wo diese Verminderung nicht eingetreten ist. Darum weist die Organisation der Arbeit auch auf Berücksichtigung des internationalen Verkehrs und auf die Frage, ob und wie weit das neue Gesetz einen erhöhten Schutz der inländischen Industrie gegen die auswärtige nothwendig mache? Wer endlich der Meinung wäre, daß die Theilung des Eigenthums, auch die von Grund und Boden, zwar an sich kein Uebel sey, daß aber die fortschreitende Zerstückelung der Landwirthschaften zum Verderben führe; daß hiernach unter Umständen der Einzelne gezwungen werden dürfe, sein Eigenthum einer gemeinsamen Bewirthschaftung mit Andern zu unterwerfen: der würde damit zur Bemessung der Grenzen des Privatrechts und des Rechts der Gesellschaft geführt. Er müßte zugleich auf Mittel denken, wie nicht blos das ökonomische Interesse der Allgemeinheit gegen den starr widerstrebenden Eigensinn des Einzelnen, sondern wie auch der Einzelne gegen den Uebergriff roher Majoritäten zu sichern wäre.

Die Forderung der zeitgemäßen Reorganisation der Arbeit greift also in alle Gebiete der innern und äußern Politik des öffentlichen und Privatrechts ein. Ihre endliche und nur schrittweise mögliche praktische Erfüllung kann nur erleuchteten Staatsmännern gelingen, die von einer oft mesquinen Tagespolitik nicht ausschließend in Anspruch genommen sind; die von der

Höhe ihrer Zeit den Zusammenhang des Völkerlebens und die Gesetze seiner Entwickelung mit klarem Blicke überschauen; die nicht blos stoßweise ihre christlich humanen Launen und Gelüste haben, sondern ausharrend mit sittlicher und religiöser Begeisterung ihrer Pflicht sich weihen. Auch jene besondern und zum Theil erprobten Anstalten zur Sicherung der Einzelnen gegen unverschuldete Unfälle in Assecuranzen aller Art, oder zur zweckmäßigen Leitung und indirekten Begünstigung der Auswanderungen u. dgl. finden zwar im durchgeführten Gedanken der Organisation ihre Stelle, sind aber doch nur einzelne Bausstücke, noch nicht das Gebäude selbst. Dies gilt auch von den so nützlichen Sparkassen, obgleich gerade dieses Institut noch einer viel größern Ausdehnung fähig ist, da selbst seiner obligatorischen Einführung bei Fabriken um so weniger etwas im Wege steht, als der Staat, wenn er nur seine Pflicht der Sorge für die schuldlos Verarmten erfüllt, gewiß auch von den Einzelnen zu fordern berechtigt ist, daß sie in der Zeit des ihren nothwendigen Bedarf übersteigenden Erwerbs für die eigene Zukunft sorgen.

Wer endlich in der Lage ist, dem zu lösenden Problem keine unmittelbar praktische, wohl aber eine wissenschaftliche Thätigkeit zu widmen, hüte sich wenigstens vor dem Glauben, daß er den Schleier, der noch das Bild der künftigen Gesellschaft verbirgt, leichtfertig und mühelos heben könne. Er begreife vor Allem, wie dafür der beharrlichste Fleiß in Erforschung und Vergleichung der Thatsachen des Völkerlebens erforderlich ist; und zugleich die rastloseste Arbeit des Denkens, um in der leicht verwirrenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen den leitenden Faden der Gesetze nimmer aus dem Auge zu verlieren. Am wenigsten frommt darum jener spielerische Dilettantismus, der die socialen Fragen fragmentarisch berührt, auch wohl seine schnell fertigen Vorschriften bei der Hand hat, ohne doch geistesfähig oder willenskräftig genug zu seyn, um nur den Gedanken der Diagnose des Uebels durchzudenken. Es ist nicht die Sache des geistigen und moralischen Pauperismus, uns vom Uebel des materiellen Pauperismus zu erlösen. In unserer Zeit ist für Alle und Jeden die Arbeit ein Recht und eine Ehre; auch das Manna der Wahrheit fällt dem wahren Genius dieser Zeit, der ein mühevoll und doch freudig ringender ist, nicht mehr

auch ſehr ungeordneter und mangelhafter Erinnerungskreis hindurch zu gehen; denn öfters ſcheint uns im Traum eine Perſon oder eine Begebenheit bekannt, die uns im wachen Leben nicht vorgekommen, und die wir daher nur früher einmal geträumt haben konnten.

Die ſonderbare Erſcheinung, daß die ſomnambüle Erinnerung, die doch vorhanden iſt und forteriſtirt, nicht in das wache Leben heraufreicht, erklärt ſich nur bei der Annahme, daß das ſomnambüle Wachen einen ganz andern Sitz hat und in einer ganz andern Region vorgeht, als das Tagwachen. Es iſt die Lebenskraft, welche die ſomnambülen Wahrnehmungen macht und die ſchlafwachen Handlungen verrichtet, und ſo iſt denn auch ſie der Grund, worin die Spuren und Eindrücke derſelben, oder, um eigentlich zu reden, die Fertigkeiten ſie zu reproduciren, hinterbleiben. Auch hängt bekanntlich das Gedächtniß, wenn es gleich nicht in materiellen Spuren und Abdrücken beſteht, dennoch von dem körperlichen Organe ſo ſehr ab, daß ein krankhafter Einfluß, oder auch nur ein Druck auf das Gehirn daſſelbe gänzlich oder partiell aufheben kann. Das Gedächtniß ſcheint demnach eben ſo ſehr auf einer nachgebliebenen Fertigkeit des Organs, als auf den erworbenen Fertigkeiten der Seele zu beruhen. Wenn nun ſchon die Gedächtnißfertigkeiten der Lebenskraft an ſich nie in das wache Leben hinaufreichen, ſo geſchieht dies noch viel weniger mit den Gedächtnißfertigkeiten der vegetativen Organe, welche bei dem Erwachen wieder ganz zu den körperlichen Lebensverrichtungen zurückkehren. Es ſchließt ſich, mit der Rückkehr zu dem normalen Zuſtande, der Grund des vegetativen Lebens über den Spuren der ſomnambülen Erſcheinungen, bis in einer neuen ſomnambülen Kriſis der Strahl des Bewußtſeyns wieder in jene dunklen Regionen dringt, und die in der Verſchloſſenheit unverſehrt erhaltenen Spuren aufs Neue erhellt.

Wie kommt es aber, daß das Gedächtniß der Seele in die ihr fremde Region der Lebenskraft und ihrer vegetativen Organe herunterreicht, und dem Somnambülen ſeinen Ideenkreis und ſeine Sprache leiht? — Es muß dies durch ein ungleiches Verhalten der Seele bei dem Einſchlafen, verglichen mit dem Verhalten der Lebenskraft bei dem Erwachen, erklärt werden. Es muß nämlich angenommen werden: daß die Seele beim Einſchlafen, mit allen

vom Himmel, er muß ſich die Wahrheit erkämpfen und ſie kämpfend behaupten.

Eine beſondere Abart dieſer Spielerei mit den Fragen der Gegenwart iſt jener krankhafte Idealismus, der ſich träumen läßt, den Pauperismus und die ihn begleitenden Laſter und Verbrechen nur mit ſalbungsvoller Rede bekämpfen, die Hungerigen mit Worten abſpeiſen zu können, und der ſich damit ſelbſt das Zeugniß thatloſer Ohnmacht ausſtellt. Freilich erzeugen Faulheit und Leichtſinn die Liederlichkeit und Armuth; aber auch der dauernde Druck der Armuth führt in ſittliche Erniedrigung und was in der Verkettung der Dinge jetzt als Wirkung erſcheint, zeigt ſich bald als Urſache. Wie ſollte nicht der kärglich bezahlte Arbeiter, der Tag ein und aus zur ermattend einförmigen, mechaniſch gedankenleſen Arbeit von 12 bis 16 Stunden verurtheilt iſt, auch gedankenlos in den Genuß ſich ſtürzen, obwohl er das augenblickliche Vergeſſen ſeines Elends durch deſſen dauernde Vergrößerung theuer bezahlt? Wer mehr fordert, fordert Uebermenſchliches und darum Unmenſchliches. Soll alſo von einer ſittlichen Erhebung der unteren Klaſſen die Rede ſeyn, ſo müſſen die Hebel auf der phyſiſchen wie auf der pſychiſchen Seite des Lebens gleichmäßig wirken.

Die geforderte Reorganiſation hat außer ihrer poſitiven auch ihre negative, nicht minder praktiſche Seite. Wer ein mit Unkraut überwuchertes Feld nach beſſerer Methode zu beſtellen gedenkt, hat nicht blos ohne weiteres an die planmäßige Ausführung Hand zu legen; er hat ſich wohl auch umzuſchauen, ob nicht wilde Waſſer ſein Feld zu überfluthen und ſeine Mühe zu vereiteln drohen. So iſt es auch mit der jetzigen Geſellſchaft. Um für die Gründung beſſerer Zuſtände nicht Zeit und Mühe vergeblich aufzuwenden, müſſen wir vor Allem Dämme aufführen, die uns gegen die plötzlichen Ueberſchwemmungen des ſchon vorhandenen und aus tief liegenden Quellen ſtets ſich erneuernden Pauperismus ſchützen.

Für gewöhnliche Zeiten iſt faſt in allen europäiſchen Staaten für Unterhaltung der durch Alter und Gebrechlichkeit arbeitsunfähigen Armen geſorgt; und da dieſe Art Pauperismus ihr ziemlich regelmäßiges, wenn auch allmählig wachſendes Budget hat, ſo haben ſich dafür Bedarf und Befriedigungsmittel

in ein gewiſſes Gleichgewicht geſetzt. Eine wichtigere Urſache des Pauperismus ſind dabei jene temperären Störungen der Produktion, wie ſie aus übermächtigen Naturereigniſſen entſpringen, oder aus größeren Kriſen des Handels und der Gewerbe, die der Einzelne ſchwer vorauszuſehen und denen er noch ſeltener zu begegnen vermag. Haben ja gerade jetzt wieder furchtbare Ueberſchwemmungen, auch in Gegenden deutſcher Sprache, einen ſeit Jahrhunderten unerhörten Nothſtand erzeugt, der ſowohl die zeitige Hilfe des Staats erfordert, als von nahe und fern den Beiſtand der glücklicheren Mitbürger der Unglücklichen. Zu jenen Produktionsſtörungen gehören namentlich auch ſolche Stockungen ganzer Erwerbszweige, die durch den raſchen und unvermittelten Uebergang von frühern Methoden der Arbeit zu neuen verbeſſerten Methoden erzeugt werden, alſo zumal durch die Anwendung neuer Maſchinen, wie wir hievon in der Flachsſpinnmaſchine und ihrem verkümmernden Einfluſſe auf den Verdienſt der Handſpinner ein ſchlagendes Beiſpiel haben. Nicht blos werden durch ſolche Neuerungen die ſonſtigen Handarbeiter aus dem Beſitze eines wohlberechtigten und faktiſch wohl begründeten Erwerbsmittels geſetzt, ſondern die geiſtig und leiblich verſteifende Gewohnheit einer einförmigen Beſchäftigung hat ſie auch häufig unfähig gemacht, ſich einem andern Erwerbszweige zu widmen. So wird das, was der Geſellſchaft im Ganzen zum Vortheile zu gereichen ſcheint, die fortſchreitende Unterwerfung der verſtandesloſen Naturkräfte unter den Geiſt des Menſchen und darum die Verminderung der Produktionskoſten, zum Nachtheile für Einzelne, ja für ganze Klaſſen. Und doch widerſpricht es ſo ſehr dem geſunden ſittlichen Gefühle, daß die Menſchheit von Gewinn zu Gewinn, von Sieg zu Sieg über die äußere Natur ſtets nur über Trümmer fortſchreiten ſoll, über die Trümmer des Wohlſtands der unſchuldigen Opfer eben dieſes Fortſchritts, die ſie herzlos wie im Getümmel einer Schlacht unter die Füße tritt. Und doch ſchlägt es immer wieder zu ihrem Nachtheile aus, wenn ſie Einzelnen ihrer Glieder Wunden ſchlägt, um ſie unverbunden verbluten zu laſſen.

Solche Stürme des Unglücks für ganze Gegenden, Klaſſen, oder auch einzelne Familien, gehen freilich vorüber. Bald ſcheinen ſich die Ruinen mit neuem Leben zu überziehen, und die

Zerstörung oder Störung gewohnter Verhältnisse birgt sich wieder unter der Hülle friedlicher Ordnung. Aber oft, ja immer, wo nicht ausreichender Beistand kam, ist die Herstellung nur eine theilweise und scheinbare: die plötzlich eingetretene Armuth, die allzu leicht von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, wird für einen größeren Kreis der Bevölkerung zur dauernden Verarmung und die Gefahren des Pauperismus haben sich bleibend vermehrt. In allen diesen Fällen sollte der allgegenwärtige Staat, der mit der höchsten Pflicht und Macht für Ausgleichung der Mißverhältnisse ausgerüstet ist, wenn nicht Alles, doch das Beste leisten. Thut sich gleich zu milder Gabe die Hand vieler Einzelnen auf, oder bilden sich Privatvereine zur Unterstützung im besonderen Falle, so wird doch häufig nicht erreicht, was mit denselben Mitteln unter Autorität und Leitung eines Staats erreicht werden könnte, der sich, weil er für sich selbst das Licht nicht scheut, das Vertrauen der Staatsgenossen erworben hätte. Wie das gewöhnliche Almosengeben dem Pauperismus nur Vorschub thut und das Uebel vermehrt, das man zu mildern glaubt, so liegt es überhaupt in der Natur der sich selbst überlassenen Privatwohlthätigkeit, daß sie nur stoßweise und aufs Gerathewohl, darum ungleich und unverhältnißmäßig wirkt. Es bleibt darin viel zu viel dem Zufalle überlassen, diesem stets wirksamen Erzeuger socialer Ungleichheiten, dessen blinde Herrschaft in immer mehr sich verengende Schranken zu weisen, die Aufgabe der vernünftigen Gesellschaft ist. Geben wir uns nur die Mühe, die an unserem Wohnorte und in der Umgegend jährlich vorkommenden Unglücksfälle ins Auge zu fassen, wofür Privatunterstützung gereicht und dann öffentlich Rechnung abgelegt wird, und vergleichen wir in den einzelnen Fällen den zu ersetzenden Schaden mit den wirklich eingegangenen Beiträgen. Wir werden dann finden, daß mitunter der Schaden ganz vergütet, ja mehr als vergütet wird; daß öfters auch die Unterstützungen sehr gering ausfallen; daß also zuweilen die Privatwohlthätigkeit ihr eigenes Ziel überspringt, zuweilen weit dahinter zurückbleibt. Anders wäre es, wenn im höheren gesellschaftlichen Interesse die verhältnißmäßige Vertheilung der nach und nach einlaufenden Gaben unter Aufsicht des Staats erfolgte, der allein im Stande ist, gleichsam die jährliche Bilanz zwischen Unglücksfällen und

Hilfsmitteln zu ziehen. So würde der guten Absicht der Geber selbst besser entsprochen, als bei der jetzigen ungeordneten Concurrenz der Privatwohlthätigkeit. Diese Wohlthätigkeit soll der Staat keineswegs ausschließen, sondern vielmehr in besondern Nothfällen in Anspruch nehmen, aber er soll sie sich selbst und seiner eigenen Unterstützungspflicht zu associiren suchen, indem er die zweckmäßige Verwendung des Dargebotenen sichert. Hiermit ist ein wesentlicher Mangel berührt, woran noch die Armenpflege fast überall leidet.[1]

Neben den Gründen der Verarmung, die in äußeren übermächtigen Verhältnissen liegen, gibt es vielfache andere in den engeren Kreisen des häuslichen Lebens und der Persönlichkeit einzelner Familiengenossen, wie in Leichtsinn und liederlicher Wirthschaft, in der relativen Unfähigkeit, die erworbene Berufsfertigkeit in der Gesellschaft geltend zu machen, in zeitweiser Krankheit von Familiengliedern u. s. w. Da hier sehr spezielle Zustände zu berücksichtigen sind, die nur von engerem Gesichtskreise aus richtig erkannt und gewürdigt werden können, so ist es nicht mehr der ferne Staat, sondern die näher stehende Gemeinde, der die nächste Pflicht der Sorge obliegt; obgleich auch der Staat, durch Unterstützung der ärmeren Gemeinden in ihrer Armenpflege, nach seiner ausgleichenden Pflicht und Macht mitzuwirken hat. Die Unterstützungen sind in solchen Fällen sehr verschieden zu bemessen; sie sind nur zeitweise und oft nur

[1] Im Kanton Zürich kamen in den letzten Jahren häufige Brandfälle vor, mit größerem oder geringerem Schaden für die nur theilweise oder gar nicht Versicherten. Der bekannte Wohlthätigkeitssinn der Bewohner dieses Kantons, unterstützt durch einen noch weit verbreiteten Wohlstand, hat es an reichlichen Unterstützungen nicht fehlen lassen. Aber doch konnten diese Beiträge nicht verhältnißmäßig fallen, und eine öffentliche Behörde für proportionelle Vertheilung ist darum überall wünschbar. Daß dabei von keinem Zwange irgend einer Art die Rede seyn dürfte, versteht sich von selbst; und wer ein besonderes persönliches Interesse am einen oder andern Verunglückten nimmt, könnte diesem nach wie vor genügen. In der Regel lernen aber die Spender milder Gaben nur den Unglücksfall kennen, ohne mit den Betroffenen irgendwie in persönliche Berührung zu kommen; und sie haben also auch kein Interesse, daß in der Vertheilung ihrer Gaben der Eine vor dem Anderen begünstigt oder benachtheiligt werde.

bedingsweiſe in höherem oder geringerem Maße zu verabreichen, ſie beſtehen häufig in Rath und That. Eben darum ſollte aber auch die Gemeinde ihren Armen nicht als leeres Abſtraktum gegenüberſtehen und ſie etwa in einige Klaſſen eintheilen, um nach einer ſolchen immer nur halbwahren Claſſifikation die verſchiedenſten Schattirungen dennoch mehr oder minder über einen Kamm zu ſcheeren; ſie ſollte vielmehr durch einzelne ihrer Gemeindegenoſſen mit den einzelnen Armen zur ſpeziellen Ueberwachung ihrer Verhältniſſe in lebendige perſönliche Beziehung treten. Dafür empfehlen ſich nun ähnliche Einrichtungen, wie das ſchon geſchilderte und in der Ausführung bewährte Inſtitut der Armenväter in Zürich.[1]

Wie ſich unter den beſtehenden privatrechtlichen Verhältniſſen der Reichthum von Eltern auf Kinder vererbt, ſo auch die Armuth. Dieſe weit am ſtärkſten fließende Quelle des Pauperismus, die mit der Zunahme der Bevölkerung ſelbſt im Zunehmen iſt, kann nicht eher verſiegen, bis eine Reorganiſation der Arbeit nach ihrer poſitiven Seite vollendet und darin das Recht auf Arbeit praktiſch geltend gemacht iſt. Selbſt die beſte Erziehung der Armenkinder reicht dafür allein nicht aus. Denn die Erwachſenen, wie ſtreng und einfach ſie erzogen, wie geſchickt, fleißig und ordnungsliebend ſie ſeyen, können in der wachſenden Concurrenz der Arbeitſuchenden nicht mit Sicherheit auf ein mäßiges Auskommen zählen; und der Rückblick auf ihren in der Jugend vergebens aufgewandten mühſamen Fleiß läßt ſie das unverſchuldete Unglück oft nur bitterer empfinden. Aber wenigſtens werden durch ſolche Erziehung die Fälle des Pauperismus vermindert, die im Mangel einer berufsmäßigen Bildung, in gewohnter Trägheit und Gemüthsrohheit ihre Wurzel haben. Sie erſcheint alſo immer unter den wichtigſten Mitteln zur Hemmung der Umgriffe des ſchon vorhandenen Pauperismus; wie denn auch die Pflicht des Staats, für die zweckmäßige Erziehung in den ärmeren Klaſſen Sorge zu tragen, nirgends mehr in Abrede geſtellt wird.

In einzelnen Fällen mag es paſſend ſeyn, die Erziehung der Armenkinder der häuslichen Sorge der Eltern ſelbſt, oder

[1] Deutſche Vierteljahrsſchr. Nr. 27.

die der Waiſen der Sorge von Pflegeltern zu überlaſſen, und dieſe, ſo weit es Noth thut, aus öffentlichen Mitteln nur zu unterſtützen. Ein Zwang, wodurch das häusliche Band gewaltſam zerriſſen würde, iſt, von ganz ſpeziellen Ausnahmen abgeſehen, ohnehin verwerflich. Allein in der Regel wird den Inſtituten, die für eine Mehrheit von Kindern nicht blos gemeinſame Unterrichtsanſtalten, ſondern auch gemeinſame Arbeitsanſtalten ſind, ſchon darum der Vorzug gebühren, weil mit der Armuth der Eltern allzuoft das anſteckende Beiſpiel der Rohheit, Unſittlichkeit und Trägheit verbunden iſt. Noch zweckmäßiger ſind ſolche Inſtitute für Erziehung verwahrloſter Kinder, bei denen ein höherer Grad von Verderbniß nur durch beſtändige Ueberwachung und Anhalten zur Thätigkeit zu überwinden iſt. Und gilt es gar die Beſſerung verwahrloſter und in ſchlechter Gewöhnung verhärteter Erwachſenen, ſo ſind die mit einer wohl organiſirten höheren Gewalt ausgerüſteten gemeinſamen Anſtalten am wenigſten zu entbehren.

Für Errichtung und Ausbreitung ſolcher Inſtitute liegt aber noch ein anderer wichtiger Grund in den höchſten Intereſſen der Geſellſchaft. Das iſt gerade der Gedanke der Organiſation der Arbeit und das eigenſte Streben unſerer Zeit, daß man, über die ökonomiſch, geiſtig und ſittlich gleich verderbliche Zerſplitterung hinaus, zu gedeihlicher Aſſociation der Kräfte und Intereſſen dadurch gelange, daß das wohl erkannte Intereſſe der Einzelnen ſelbſt wieder zur freien Verbindung der producirenden Kräfte führe. Nur die freie Aſſociation kann alſo das Element der künftigen Organiſation der Arbeit ſeyn; und mit der Forderung einer ſolchen Organiſation wird darum im Grunde nichts weiter verlangt, als die Herbeiführung eines Zuſtands, worin die Arbeit ſich ſelbſt organiſiren könne. Damit dieſe Möglichkeit im wachſenden Umfange entſtehe, müſſen die Menſchen die Vortheile der Gemeinſchaft immer mehr erfahrungsmäßig kennen lernen; ſie müſſen dieſe an ſich ſelbſt erleben, und zwar ſo frühe als möglich, ehe ſie der Gewohnheit der Iſolirung verfallen ſind. Die Liebhaber Fourieriſtiſcher Phalanſtèren und ähnlicher Vereine dürften den Bauern auf unſern Dörfern lange vorpredigen von den Vortheilen ihrer Aſſociation, worin das Recht des Eigenthums mit dem des Talents und der Arbeit

gleichmäßig anerkannt ſey. Sie würden damit nicht viel erreichen, ſo lange die zu Bekehrenden im einſeitigen Herkommen des für ſich Seyns und für ſich Arbeitens aufwachſen. An dieſem Feſthalten unſerer Landleute, alſo der großen Maſſe der Bevölkerung, am ererbten Beſitz, wie an der überlieferten Art der Bewirthſchaftung, werden zwar — was die Dilettanten des Communismus ſo wenig in Anſchlag bringen — alle etwaigen Verſuche der Gleich- und Einsmacherei ſtets zerſcheitern. Allein andererſeits liegt darin auch das Hinderniß, daß die Gemeinde wieder in höherem Maße Das werde, was ihr Name bezeichnet: eine Gemeinſchaft für Unternehmungen zum Nutzen aller Gemeindeglieder, für gegenſeitige Sicherſtellung, Unterſtützung und Hilfsleiſtung im wahren Sinne ächt menſchlicher und ächt chriſtlicher Bruderliebe. Es iſt darum noch ein ſehr allgemeiner Mangel unſerer Volkserziehung, daß mit den Volksſchulen nicht auch Anſtalten für gemeinſame Arbeit in Feld und Haus verbunden ſind. Dieſer Mangel fällt in den oben bezeichneten Inſtituten weg, deren hauptſächlichſte Bedeutung gerade darin liegt, daß ſie durch die gemeinſchaftliche Thätigkeit die Vortheile des Zuſammenwirkens der Kräfte praktiſch zur Anſchauung bringen, daß ſie dadurch die Fähigkeit zur Aſſociation entwickeln helfen, die eine beſſere Organiſation der Arbeit erſt möglich macht. Indeſſen genügt es auch in dieſen Inſtituten nicht, daß ihre Angehörigen nur zuſammen arbeiten; ſondern es müſſen ihnen zugleich die Vorzüge der ineinandergreifenden Thätigkeit, im Gegenſatze zu der zerſplitterten, fort und fort zur Erkenntniß gebracht werden. Dies zu thun und hiernach die tägliche Erfahrung mit eindringlich belehrendem Worte zu begleiten, iſt eine der wichtigſten, aber meiſt noch allzu ſehr vernachläſſigten Aufgaben der Vorſteher ſolcher Anſtalten, welche durch Erfüllung derſelben, durch Entwickelung des Aſſociationsgeiſtes, an ihrem Theile beitragen können, die Grundlagen einer beſſeren Zukunft der Geſellſchaft zu legen.

In einer Zeit, wo der Pauperismus ſo bedrohlich geworden, iſt es natürlich, daß man nach den nächſten Mitteln greift, die ihm einigermaßen Schranken ſetzen. Zur Beiſchaffung dieſer Mittel ſah man den in den gebildeteren Claſſen ſchon lebendiger ſich regenden Geiſt der Aſſociation zu Hülfe gerufen. Dieſer Gedanke lag namentlich im preußiſchen Staate der Herſtellung

des Schwanenordens zu Grunde, wie er der königlichen Kabinetsordre vom 5. Juli d. J. zu Grunde liegt, wodurch den mit Verwaltung und Beaufsichtigung des Armenwesens beauftragten Behörden die Förderung und Unterstützung solcher freiwilligen Vereinigungen zur Pflicht gemacht wird, die den aus der Vernachlässigung der Jugend in den niederen Volksklassen, aus dem Pauperismus, aus der Hilflosigkeit entlassener Sträflinge entspringenden Uebeln zu steuern beabsichtigen.

Bei solchen Instituten kommt viel auf die Zweckmäßigkeit der ersten Anlage an, und zur Belehrung darüber ist es von besonderem Nutzen, bereits bestehende und bewährte Anstalten näher zu betrachten. Diese Betrachtungen, gegenüber allen Vorschlägen, die aus einer durch die Erfahrung noch nicht beglaubigten Theorie hervorgegangen sind, berühren dennoch auf die natürlichste Weise die wichtigsten Zeitfragen von allgemeiner Bedeutung, indem sie zugleich besondere praktische Fingerzeige geben. Sie haben noch einen eigenthümlichen Vortheil. Wenn nicht selten die Praxis schwieriger ist, als die Theorie, so zeigt sich doch oft auch im Hinblicke auf ein Bestehendes, daß manches Problem, worüber die Männer des Worts streiten und noch lange streiten werden, von den Männern der That schon auf einfach befriedigende Weise gelöst ist. Dies kann aber dem guten Vorsatze, mit frischem Muthe gleichfalls Hand ans Werk zu legen, nur förderlich seyn.

Hiervon ausgehend, lassen wir die Schilderung einiger Institute folgen, welche die Unterhaltung, Erziehung und Beschäftigung von Armenkindern zum Zwecke haben, von verwahrlosten Kindern und von verwahrlosten Erwachsenen. Es sind dies die Anstalten zu Hofwyl im Kanton Bern, zu Bächtelen in demselben Kanton und die Armenkolonie Ostwald bei Straßburg; wobei wir uns jedoch darauf beschränken, nur das eigenthümlich Auszeichnende und das gerade jetzt besonders Beachtenswerthe hervorzuheben.

Es ist sehr erklärlich, daß die Gründer und Vorsteher solcher Institute eine gewisse Vorliebe für das Werk ihrer Sorge und Mühe haben; und es wäre wenigstens zu entschuldigen, wenn die von ihnen öffentlich erstatteten Berichte mit etwas glänzenden Farben malten. Eben darum hat es der Verfasser

dieſes Aufſatzes für zweckmäßig gehalten, an Ort und Stelle ſelbſt zu ſehen und zu hören; wo er ſich denn leicht durch eigene Anſchauung überzeugte, daß die früher erſchienenen, aber meiſt nur einem kleineren Publikum bekannt gewordenen Berichte mit der Wirklichkeit wohl übereinſtimmen.

Erziehungs-Inſtitute in Hofwyl.

Noch unter den Stürmen der franzöſiſchen Revolution, vom Geiſte Peſtalozzi's und der ihm gleichgeſinnten Männer angeweht, hatte der Gründer der merkwürdigen Anſtalten zu Hofwyl, Emänuel Fellenberg, den Plan gefaßt, dem in ſo furchtbaren Ausbrüchen offenbarten Verderben ſeiner Zeit mit raſtloſer Thätigkeit und ausharrendem Willen entgegenzutreten. Nicht durch weitere Zerſtörung der faul gewordenen Stützen alter und veralteter Zuſtände wollte er wirken, ſondern dadurch, daß er die ſchöpferiſchen Keime einer beſſeren Zukunft ſtreute. Von einer zweckmäßigeren Volkserziehung ſollte die ſittliche Reinigung des Volkslebens und die Bewältigung des die Demoraliſation immer neu gebärenden Nothſtandes hervorgehen; und was er ſelbſt zu ſchaffen gedachte, ſollte durch die Macht des Beiſpiels und die überzeugende Kraft des glücklichen Erfolgs, den er ſich verſprach, ſeine heilſame Wirkung zunächſt im engeren Vaterlande und mittelbar im weiteren Kreiſe ſeiner Zeitgenoſſen äußern.

Unter ſtets ſich erneuernden Kämpfen mit der ſpießbürgerlichen Beſchränktheit und dem verhärteten Vorurtheile, widmete nun Fellenberg während fünf und vierzig Jahren eine ſtets auf das gleiche Ziel gerichtete unabläſſige Anſtrengung der fortſchreitenden Ausführung ſeines Plans, der ſich ihm nach Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten immer großartiger geſtaltete. Er begann im Jahr 1799, gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater, mit dem Ankaufe des zwei Stunden von Bern gelegenen und um dieſe Zeit noch ſehr ſchlecht bewirthſchafteten Guts von Hofwyl, oder des Wylhofs, der damals ein ſeitdem verdoppeltes Areal von 440 Magdeburger Morgen umfaßte.

In noch weit höherem Maße wuchs der Werth und Ertrag des Guts unter der zweckmäßigen Leitung des neuen Eigen-

thümers.[1] Dieſer ging vom Geſichtspunkte aus, daß ſich zur Reform des Erziehungsweſens das Augenmerk von Anfang an auf die beiden Extreme der bürgerlichen Geſellſchaft richten müſſe: auf die unterſten bedürftigſten Klaſſen, und auf die höheren begüterten Stände. Der mäßig begüterte Mittelſtand ſey dagegen im Stande, ſeinen Angehörigen eine zweckmäßige Erziehung gewähren zu können, und doch nicht reich genug, daß nicht die Söhne und Töchter deſſelben, zur Vermehrung oder Erhaltung des vorhandenen Vermögens, ſo wie zum Erwerbe und zur Anwendung nützlicher Kenntniſſe, eines fortdauernden Fleißes bedürften. So blieben ſie in der Regel, ſchon durch den günſtigen Einfluß ihrer geſellſchaftlichen Stellung, ebenſo wohl vor den Verlockungen des Elends, wie vor denen des Ueberreichthums bewahrt. In dieſer Anſicht ſtimmte Fellenberg genau mit Peſtalozzi zuſammen.[2] Nachdem er alſo die erſten Jahre

[1] Der Schatzungswerth der ſämmtlichen Gebäude von Hofwyl, ſowie derjenigen auf den Rütigütern bei Zollikofen, die Fellenberg ſpäter angekauft und wo er zur Ausdehnung ſeiner Bildungsanſtalten gleichfalls Gebäude hatte errichten laſſen, iſt in der Feuer-Verſicherungsanſtalt in Bern zu nahe 350,000 Schweizer-Franken angegeben.

[2] Die kleine aber intereſſante Schrift: „Heinr. Peſtalozzi's bis dahin unedirte Briefe und letzte Schickſale. Bern, Jenni 1834," enthält darüber S. 9 folgende merkwürdige und noch jetzt ſehr zu beachtende Stelle aus einem ſchon am 15. Nov. 1793 geſchriebenen Briefe Peſtalozzi's an Fellenberg: „Wenn wir für die künftigen Generationen arbeiten wollen, ſo laſt uns immer mehr an den Edelmuth junger Menſchen von Stand uns anſchließen. Die Volkswahrheit muß im Munde von Miniſtern und Fürſten entſcheiden. Schon iſt Bernſtorff ein Mann, der Rieſenſchritte zu dieſem Ziele gethan hat. Bei der durch den Deſpotismus abrutirten Volksklaſſe iſt nicht das Geringſte durch ſie ſelbſt zu hoffen, höchſtens Schreckniſſe, die den Fürſten heilſam ſeyn können, aber den Volksruin mit dem Ruin der Fürſten verbinden..... Ich weiß wohl, Standesvorurtheile ſind dieſem Ziele ſehr entgegen; aber immer, mitten unter den Vorurtheilen der höheren Stande, iſt ihnen, inſonderheit in ihrer Jugend, ein gewiſſer Grad von Edelmuth eigen, und welche Wahrheit iſt nicht an Edelmuth anzuknüpfen? Ich kanns nicht genug ſagen, nur dieſen Edelmuth in den obern Ständen rein erhalten, dann wird die Wahrheit bei Vielen unter ihnen ihre Vorurtheile ſicher zuerſt unſchädlich, hernach verſchwinden machen. Lachen Sie nicht über meine truglose Gutherzigkeit, ich rede von jungen Leuten! Von alten Praktikanten weiß ich ſo gut als Sie, was ihr Magen verdaut."

ihren Eigenschaften, Fähigkeiten und Vermögen, in die Region der Lebenskraft heruntersinkt, und somit auch ihr Gedächtniß mit herunternimmt; während die Lebenskraft bei dem Erwachen mit allen ihren Verrichtungen und Fertigkeiten innerhalb der vegetativen Organe und in der Region des körperlichen Lebens verbleibt, und somit auch ihr somnambules Gedächtniß in sich verschlossen behält. — Es liegt dies nun aber auch ganz in der Natur der Sache, denn die Lebenskraft existirt auch im wachen Zustande mit allen ihren Verrichtungen fort, sie fährt fort, die vegetative Region nach allen ihren Organen auszufüllen, sie bleibt in ihrem ganzen Umfang von dem körperlichen Lebensproceß in Anspruch genommen; — die Seele hört dagegen im Schlafe auf, als Seele und nach ihren bewußten und freien Verrichtungen fortzuexistiren, sie zieht sich aus den Gliedern und Sinnen und endlich selbst aus dem Gehirn, wo sie noch einige Zeit nach dem Einschlafen fortträumt, zurück und muß nun wohl, wenn sie im Schlaf nicht vernichtet seyn soll, in den Schooß der Lebenskraft zurücksinken, um aus deren immer frischer Quelle neue Lebenskraft an sich zu ziehen.

Prof. Friedr. Fischer.

darauf verwendet hatte, ſein Gut in beſſeren Bau zu bringen und daſelbſt eine Muſterwirthſchaft einzurichten, gründete er im Jahr 1808 eine höhere Erziehungsanſtalt für Kinder reicher Familien, die zehn Jahre lang mit einer gleichfalls von Fellenberg in der Nähe von Hofwyl geſtifteten, bis zum Jahre 1818 beſtandenen landwirthſchaftlichen Lehranſtalt in Verbindung ſtand. Daran knüpfte ſich eine Armenſchule, die ſ. g. Wehrliſchule, welche nach langen, mühſamen und oft vereitelten Verſuchen im Jahr 1810 eine feſte Organiſation erhielt, beſonders durch die förderliche Unterſtützung des ausgezeichneten J. J. Wehrli, der noch jetzt, an der Spitze des Schullehrerſeminars zu Kreuzlingen im Thurgau, eine ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltet. Nachdem ſo die beiden Extreme der Geſellſchaft zu Hofwyl ihre Vertretung gefunden hatten, konnte Fellenberg ſpäter daran denken, die noch vorhandene Lücke auszufüllen und den Complex ſeiner Anſtalten durch eine 1830 errichtete, und beſonders für die Söhne des Mittelſtandes beſtimmte Mittel- oder Realſchule zu vervollſtändigen. Ein ſolches verbindendes Mittelglied durfte auf die Dauer in Hofwyl nicht fehlen, wo ſich die Geſellſchaft in ihren drei Hauptabſtufungen abſpiegeln ſollte, damit das vollſtändige Abbild zugleich als Vorbild dienen könne. Und dieſe drei Inſtitute für Erziehung der Söhne reicher, wohlhabender und ganz armer Eltern, die unter ſich in inniger Verbindung und organiſchem Zuſammenhange ſtehen, haben denn auch bis zur Stunde ihren gedeihlichen Fortgang. Einige andere ſpezielle Anſtalten in und bei Hofwyl, ein Schullehrerſeminar, eine Armenkinder-Kolonie, eine Schule für arme Töchter, ſind beſonderer Umſtände willen wieder eingegangen, haben aber gleichfalls während ihres längeren oder kürzeren Beſtands gute Früchte getragen.

Während mehr als vier Jahrzehenden iſt über die Schöpfungen zu Hofwyl eine ganze zahlreiche Literatur erſchienen, worauf diejenigen hinzuweiſen ſind, die ſich über Einzelheiten des geſchichtlichen Verlaufs, über die dortigen Leiſtungen und Erfolge, ſo wie über Gang und Methode des Unterrichts näher unterrichten wollen.[1] Hier gilt es nur, den Geiſt und Charakter,

[1] Wir nennen hier nur einige neuere Schriften: „Hofwyl in ſeiner Bedeutung als ſchweizeriſches National-Inſtitut. Bern, Jenni 1834;"

ſo wie den gegenwärtigen Beſtand dieſer Inſtitute kurz zu bezeichnen, mit beſonderer Beziehung auf einige ſociale Fragen, wozu gerade durch die jetzige Lage der Dinge Veranlaſſung gegeben iſt.

Hofwyl bildet einen eigenen kleinen Erziehungsſtaat im Staate, der ſich innerhalb beſtimmter Gränzen einer gewiſſen Unabhängigkeit erfreut, da er in ſich ſelbſt nicht blos die Mittel der Erhaltung, ſondern ſogar der Vergrößerung erzeugt. Die geſammte Bevölkerung beträgt gegenwärtig etwa 400 Individuen; doch könnten die Gebäude zu Hofwyl für 600 Perſonen hinlänglichen Raum gewähren. Wie der große Staat ſeine materielle Baſis in der Landwirthſchaft findet, ſo iſt es auch hier das landwirthſchaftliche Element, um das ſich die Erziehungsanſtalten gruppiren. Hiernach wird die Muſterwirthſchaft zum großen Theile von den verſchiedenen Abſtufungen der landwirthſchaftlichen Schule ſelbſt in Thätigkeit erhalten. Aber auch die Induſtrie iſt vertreten in den Werkſtätten für Mechaniker, Drechsler, Wagner, Schreiner, Zimmerleute, Schloſſer, Schmiede, Schuſter, Schneider, Ziegler und Töpfer, wo denn die Zöglinge techniſche Anſchauungen gewinnen und techniſche Fertigkeiten ſich erwerben können. Endlich gibt Dieſen die ökonomiſche Buchführung des Büreau's der Anſtalten Gelegenheit, ſich aus dem Verkehr des Inſtituts ſelbſt eine mehr als blos theoretiſche Vorſtellung vom Betriebe und der Bedeutung des Handels zu bilden.

Die höhere Erziehungsanſtalt für Kinder reicher Eltern, die Realſchule und Armenſchule enthalten gegenwärtig etwa je 40, 70 und 100 Zöglinge. Für die Erſteren wird eine beträchtliche Penſion bis zu 100 Pf. Sterling entrichtet, ſo daß von dieſer Seite aus der Aufwand für das Lehrerperſonal, für Erhaltung und Erweiterung der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen

---

Dr. K. H. Scheidler: „Hofwyl" im Bd. VIII. des Staatslexikons; „Geſchichtl. und ſtaatswirthſchaftl. Blätter von Hofwyl. Herausgeg. v. E. Fellenberg I. Heft. Bern 1841; deſſelben „Pädagogiſche Blätter von Hofwyl, I. und II. Heft, Bern 1843; R. Stadelmann: „Die Stiftung von Hofwyl. Darmſtadt, Jonghaus, 1844." und die daſelbſt angeführte Literatur, S. 124 ꝛc. Siehe auch: „Pädagogiſche Blicke in die Schweiz, Allg. Zeitg. 1844; Nr. 178, B."

Apparate hauptsächlich bestritten wird. Sehr mäßig ist dagegen das Kostgeld der Realschüler, von welchen die Fähigsten auch unentgeltlichen Antheil am höheren Unterricht nehmen; überdies hat Fellenberg an der Realschule eine nicht unbedeutende Anzahl Freiplätze errichtet. Die Zöglinge der Armenschule bezahlen den Aufwand für Unterhaltung und Erziehung nur durch ihrer Hände Arbeit. Damit dies möglich sey, sind sie verpflichtet, in der Regel bis zum 21. Jahre auszuharren, indem man vom Grundsatze ausgeht, daß erst der Mehrwerth der Arbeit in den späteren Jahren den früheren Mindererertrag zu decken vermöge. Dieser Verpflichtung ungeachtet ist der Zudrang so groß, daß gerade jetzt aus der nahen Umgegend gegen tausend Anmeldungen vorliegen; ein Beweis vom großen Zutrauen in die Hofwyler Anstalten, aber auch ein Zeichen, in wie geringem Maße noch von Staatswegen für Unterhalt und Erziehung der Kinder armer Eltern gesorgt ist. Die Kenntnisse, die sich diese Armenkinder in Hofwyl erwerben, sind bedeutend genug, daß von den Hunderten, die schon von der Anstalt in das bürgerliche Leben eingetreten, eine sehr beträchtliche Zahl im Stande war, die Stelle von Schullehrern zu bekleiden. Die Hauptsache ist aber die praktische landwirthschaftliche Thätigkeit, in welche sie sogleich durch die Musterwirthschaft versetzt werden; eine Thätigkeit, welche, verbunden mit guter Lehre und mit großartigen Anschauungen, die entlassenen Zöglinge zum rationellen Betriebe der Landwirthschaft und zu dessen weiterer Verbreitung von Ort zu Ort befähigt. Auch für die Erziehung der reicheren Kinder ist es ein Hauptgesichtspunkt, daß sie durch die stete Betrachtung der Armenschule und durch das öftere Zusammenarbeiten mit den Zöglingen derselben an sich selbst es erleben, wie im größeren gesellschaftlichen Zusammenhange das Wohl der Reichen mit der auf die Möglichkeit eines belohnenden Fleißes gegründeten Wohlfahrt der Armen aufs innigste verbunden ist. So sehen wir denn in den Bildungsanstalten zu Hofwyl die Durchführung eines Grundgedankens, der früher oder später das Prinzip aller Volkserziehung werden muß: die schon der Jugend gewährte lebendige Anschauung eines möglichst vollständigen Bildes des ganzen Getriebs der Gesellschaft; und die Verschmelzung von Leben und Lehre in der Art, daß die in der Schule erlangten

Kenntniſſe ſogleich zur Anwendung kommen, während zugleich die Erfahrungen des täglichen Lebens ſtets wieder zu Ausgangspunkten weiterer Belehrung werden.

Die Inſtitute zu Hofwyl, zumal die höhere Erziehungsanſtalt, ſind ſeit ihrem langen Beſtande von Zöglingen beſucht worden, die den verſchiedenſten Nationen und den verſchiedenſten chriſtlichen Confeſſionen angehörten und noch angehören. Sie Alle — Proteſtanten, Katholiken und Griechen — ſollten im Sinne des Chriſtenthums, im Geiſte einer thätig chriſtlichen Bruderliebe herangebildet werden, ohne den Verſuch, die einmal vorhandenen confeſſionellen Unterſchiede zu ignoriren, oder gar zu vernichten. In der That iſt allen Schwierigkeiten, die ſich von dieſer Seite her entgegenzuſtellen ſchienen, auf einfach befriedigende Weiſe begegnet. Neben einem beſonderen Cultus für die verſchiedenen Confeſſionsverwandten, finden zugleich regelmäßig gemeinſchaftliche kirchliche Verſammlungen ſtatt, worin eben Das, was die gemeinſame Grundlage der kirchlichen Unterſcheidungslehren bildet, hervorgehoben wird. In jeder dieſer Verſammlungen wird die Bitte ausgeſprochen, daß alle chriſtlichen Confeſſionen einſt nur *eine* große Gemeinde bilden möchten. So wird die Einheit des Chriſtenthums, *zugleich* mit ſeiner zeitlich mannigfaltigen Gliederung und Ausprägung in verſchiedene Formen, nicht blos gelehrt, ſondern auch als Thatſache fort und fort zur Anſchauung und Vorſtellung gebracht; und bis zur Stunde iſt gegen die Bildungsanſtalten zu *Hofwyl* weder der Vorwurf des Indifferentismus, noch der Proſelytenmacherei oder gegenſeitigen Verketzerungsſucht laut geworden.

Hier iſt nun ein Punkt, von dem aus der Bildungsgang, der in Hofwyl befolgt wird, ganz entſchieden von dem des Jeſuitenordens ſich entfernt, der gerade in einem Theile der Schweiz wieder zu ſo großem Einfluſſe gelangt iſt. Ob die neueren Jeſuiten einige Reformen in der *Methode* ihres Unterrichts eingeführt, oder gegen die Fortſchritte im Erziehungsweſen mehr oder minder ſich abgeſchloſſen haben, darauf kommt es in der Hauptſache nicht an. Gewiß bleibt doch, daß ihre Erziehungsweiſe ausſchließlich *nur* die Anerkennung, Verbreitung und Verherrlichung *eines* ſcharf ausgeprägten Dogmas zum Zwecke hat; daß hier *ein* Zweig des mannigfach verzweigten Chriſten-

thums zugleich als Stamm ſich betrachtet und alle andern Zweige als abgefallen behandelt, ja nach der einmal übernommenen Verpflichtung ſo behandeln muß. Von ſeinem religiöſen und von ſeinem pädagogiſchen Standpunkte aus, mußte alſo Fellenberg vor Andern das im Jeſuitismus liegende Ausſchließungsſyſtem bekämpfen, das ſeiner Conſequenz nach zur Unduldſamkeit, zum Hader und zu Zerwürfniſſen nothwendig hinführt. Darum hat er ſich ſchon früher gegen Jeſuiten und jeſuitiſche Tendenzen in der Schweiz auf das nachdrücklichſte ausgeſprochen;[1] und er iſt nur ſich ſelbſt treu geblieben, da er auch in der neueſten Zeit, auf Veranlaſſung der Ereigniſſe im Kanton Wallis, mit männlicher Entſchiedenheit im gleichen Sinne geſprochen und gehandelt hat.

Schon frühe hatte der Gründer des Hofwyler Inſtituts einen großartig umfaſſenden Plan vor Augen. Die ihm gelungene Schöpfung ſollte als ſprechende und überzeugende Thatſache ähnliche Schöpfungen hervorrufen, und damit eine friedliche Umwälzung des ganzen Erziehungsweſens einleiten. Hiernach richtete er ſchon 1804 einen Vorſchlag an Peſtalozzi zur Gründung einer Art pädagogiſcher Föderativ-Republik, deren einzelne Glieder unter ſich in gegenſeitig fördernden Verkehr treten ſollten. Vom lebhaften Wunſche getrieben, daß ſein Werk nicht blos ihn ſelbſt überdauern, ſondern daß auch nach ſeinem Tode die Aufgabe ſeines Lebens in weiterem Umfange ihre Löſung finden möge, was nur möglich ſey, wenn der Staat oder eine vielvermögende Aſſociation den Beſitz und die Leitung der Anſtalten übernehme, machte Fellenberg in den Jahren 1808, 1824, 1834 und 1838 entſprechende Anträge und Erklärungen theils der Berner Regierung, theils den einflußreichſten Mitgliedern der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft. Und da auf dieſe Vorſchläge noch zur Zeit nicht eingegangen wurde, erließ 1843 der nun 72jährige Greis einen öffentlichen Aufruf an alle Freunde ächt menſchlicher Bildung zur Gründung einer pädagogiſchen Aſſociation und zu einer noch genauer zu beſtimmenden Zuſammenkunft in Hofwyl, um ſich durch eigene Anſchauung vom

[1] Vergl. z. B. „Die geſchichtl. und ſtaatswirthſchaftl. Blätter von Hofwyl. I. Hft. 1841."

Beſtande und Gedeihen der einer dauernden Erhaltung ſo werthen Inſtitute zu überzeugen.[1]

Es muß zunächſt der ſchweizeriſchen Preſſe überlaſſen bleiben, die Vorſchläge Fellenberg's und die Mittel ihrer Ausführung näher zu prüfen. Jedenfalls handelt es ſich hier von Anſtalten, die der Schweiz zum europäiſchen Ruhme gereichen, und deren früherer oder ſpäterer Verfall dem übrigen Europa nur als ein trauriges Zeichen vom Verfalle des eidgenöſſiſchen Gemeingeiſtes ſelbſt erſcheinen würde.

Die ſchweizeriſche Rettungsanſtalt für Knaben in der Bächtelen bei Bern.

Die Rettungsanſtalt in der Bächtelen für ſittlich verwahrloſte junge Verbrecher, wozu der wackere Appenzeller J. K. Zellweger im Jahr 1835 die Anregung gab, verdankt ihre Entſtehung der gemeinnützigen eidgenöſſiſchen Geſellſchaft, auf deren Antrieb 1838 und 1839 ein Verein für Sammlung freiwilliger Beiträge geſtiftet wurde. Um einen tüchtigen Lehrer und Leiter an die Spitze zu ſtellen, ward ein junger Mann aus dem Kanton St. Gallen, Joh. Kuratli, in Wehrli's (ſ. o.) Seminar zu Kreuzlingen gebildet, vom Herbſt 1837 bis 1839 nach Deutſchland geſchickt. Hier beſuchte er mehrere Monate die Kopfiſche Rettungsanſtalt in Berlin, lernte die dem Zwecke verwandten Anſtalten in Norddeutſchland kennen und nahm ſeinen längeren Aufenthalt in der Rettungsanſtalt zum rauhen Hauſe in Horn bei Hamburg. Inzwiſchen brachte die Geſellſchaft das eine halbe Stunde von Bern gelegene Gut Bächtelen, den früheren Sitz einer Taubſtummenanſtalt, erſt pachtweiſe, dann aber für die Summe von 33,000 Schw. Franken käuflich an ſich. Dieſes Gut umfaßt nahe 40 Jucharten meiſt ſteiles, und darum ziemlich ſchwierig zu bebauendes Gelände. Die zum Theil ausgebeſſerten, zum Theil neu errichteten Gebäude ſind zu 9,300 Schw. Fr. verſichert. Die Eröffnung der Anſtalt erfolgte am

---

[1] S. Pädagog. Blätter, Heft I., S. 50 u. f.

[2] S. Jahresberichte von 1840 (Zürich und Frauenfeld); von 1841 (Baſel); von 1842 und 1843 (Glarus).

1. April 1840. Sie iſt auf die Aufnahme von 36 Zöglingen, oder drei ſ. g. Familien von je 12 Mitgliedern berechnet, hatte im zweiten Jahre nach der Gründung 12 Knaben von 10 bis 16 Jahren,[1] und zählt gegenwärtig 24 Zöglinge, oder zwei Familien, unter der ſpeziellen Leitung des Direktors Kuratli und ſeines Gehülfen.[2] Außerdem befindet ſich daſelbſt ein erwachſener Helfer im landwirthſchaftlichen Fache, beſonders zur nächſten Beſorgung des Viehſtands; während die Frau dieſes Helfers, von den Zöglingen ſelbſt unterſtützt, die eigentlichen Haushaltungsgeſchäfte beſorgt.

Die aufgenommenen Knaben gehörten faſt durchweg zu den ſittlich tiefſt geſunkenen. Nur ſehr Wenige hatten ſich noch nicht des Diebſtahls ſchuldig gemacht, mehrere waren qualificirte und beſtrafte Diebe. Außerdem war noch irgend ein anderes Laſter oder Charakterfehler tief eingewurzelt: ſo bei Allen, vielleicht ohne Ausnahme, ein gewohnheitsmäßiges Lügen, gränzenloſer Leichtſinn, Frechheit, Jähzorn, Faulheit, Grauſamkeit, namentlich Thierquälerei, Unordnung und Unreinlichkeit, auch wohl heimliche Geſchlechtsſünden.

Gleichwohl ſind es ſehr einfache Erziehungsmittel, wodurch bei dieſem jugendlichen Auswurfe der Geſellſchaft, unter der verſtändigen Leitung des ſeinem Berufe mit treueſter Hingebung lebenden Direktors, der beſſeren ſittlichen Natur das Uebergewicht verſchafft wird. Es bewährte ſich auch hier, daß man die Menſchen nur in beſſere geſellſchaftliche Verhältniſſe zu bringen hat, damit ſie ſelbſt beſſer werden. Zur Erreichung dieſes Zwecks iſt die Dauer ihres Aufenthalts in der Anſtalt auf wenigſtens vier Jahre berechnet. Bei den Meiſten war es die Entbehrung eines Familienlebens und der Mangel eines guten Beiſpiels, was ſie in die Verwilderung ſtürzte; darum ſucht man ihnen dieſen Mangel durch die Nachbildung eines geordneten Familienlebens

---

[1] Doch kann die Aufnahme ſchon vom 6. Jahre an ſtattfinden.

[2] In der Ackerbaukolonie Mettray für junge Verbrecher ſind dieſe in Familien von je 40 Knaben unter ſelbſtgewählten Aufſehern getheilt; eine Zahl, die nach den Erfahrungen in der Pächtelen viel zu groß erſcheint und ein näheres Eingehen des Aufſehers in die Individualität der Zöglinge kaum möglich macht.

unter pflegväterlicher Autorität und Aufsicht zu ersetzen. Sie sehen ihr physisches Wohl besorgt, erhalten als Preis ihrer Arbeit eine hinreichende gesunde Nahrung, werden an Reinlichkeit und für die kleinen Erübrigungen, die man ihnen gestattet, an Sparsamkeit gewöhnt. Schon diese große Veränderung ihrer äußeren Lage wirkt sichtbar wohlthätig: sie blühen in kräftiger Gesundheit auf, fühlen sich glücklich und sind fröhlich. Ihre Hauptarbeit ist eine streng und reichlich zugemessene Feldarbeit, welche durch die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Operationen die geistigen und leiblichen Kräfte gleichmäßig übt, und darum von den Knaben mit großer Vorliebe und freudiger Ausdauer betrieben wird. Ein besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß Vorsteher und Erzieher im gleichen Schlafsaale mit ihnen ruhen, am gleichen Tische mit ihnen essen, und an aller Arbeit thätigen Antheil nehmen. Außer den landwirthschaftlichen Beschäftigungen helfen die Knaben bei Neubauten und Reparaturen von Gebäuden und bei häuslichen Geschäften; auch wird fast alle erforderliche Schneider- und Schusterarbeit von ihnen besorgt, und an Winterabenden werden sie noch mit sonstigen Handarbeiten beschäftigt. Der eigentliche Schulunterricht, der besonders im Winter während 8 Stunden täglich ertheilt wird, besteht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, deutscher Sprache, Gesang, biblischer Geschichte und in einigen andern mehr zur Unterhaltung dienenden Fächern. In dem Allem haben die Zöglinge sehr erfreuliche Fortschritte gemacht.

Die eigentlichen Strafen bestehen in Entbehrungen, öffentlicher Rüge, Verbot des Gesprächs mit andern Zöglingen, Zurücksetzung in eine niedrigere Klasse im Religionsunterricht, oder zeitweise Ausschließung von der Theilnahme daran. Körperliche Züchtigung, im Nothfalle mit der Ruthe, wird nur höchst selten und im zweiten Jahre des Aufenthalts fast nie mehr angewandt. Auch einsame Einsperrung, die bei erwachsenen Verbrechern wohlthätig wirken kann, hält man für durchaus unzweckmäßig und selbst für sittlich gefährlich. Weit in den meisten Fällen reichen Ermahnungen in Liebe und Ernst, oder Verweise unter vier Augen vollständig aus, nachdem erst der Erzieher, durch Alleingespräche mit den einzelnen Knaben, ihren Charakter kennen gelernt hat und ihnen als väterlicher Lehrer und Freund nahe getreten ist.

Da ſich bei einer moraliſchen Rettungsanſtalt alles Andere der ſittlichen Beſſerung unterordnen muß, ſo wird der vierfach abgeſtufte Religionsunterricht,[1] nebſt den damit verbundenen häuslichen Morgen- und Abendandachten, und die ſonntägliche Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte, als Hauptmittel der Erziehung betrachtet. Es gilt dabei beſonders um pſychologiſch richtige und innerlich wahre Entwickelung der chriſtlichen Erkenntniß, wodurch eine erheuchelte Frömmigkeit und ein unverſtandenes Wortchriſtenthum vermieden wird; ſo wie um Erweckung der ächt chriſtlichen thätigen Bruderliebe, zur Erlöſung der ſchon verhärteten Gemüther aus den ſtarren Banden der Selbſtſucht. Zweckmäßig iſt es, daß bei den häuslichen Andachten allgemeine Fehler und Unordnungen gerügt, daß Morgens die Arbeit vertheilt, Abends der Fleiß in derſelben beurtheilt wird.

Die Frage nach einer zweckmäßigen religiöſen Erziehung hat auf die jetzige Geſtaltung und Ausdehnung der Anſtalt einen beſondern Einfluß geäußert. Obwohl der ſeiner ſelbſt bewußte Proteſtantismus für jeden gereiften Menſchen auch in religiöſen Dingen das Recht der freieſten Selbſtprüfung und darum ſelbſt das Recht des Zweifels in Anſpruch nimmt, ſo iſt es doch zugleich das Recht der kirchlichen Gemeinde, den in ihr ausgeprägten Religionsbegriff, in ſeiner beſtimmten poſitiven Geſtalt und als ihre eigenſte und höchſte geiſtige Errungenſchaft, auf das jüngere Geſchlecht zu verpflanzen. Eine Vermiſchung der confeſſionellen Unterſchiede und verſchiedenen Religionsbegriffe im erſten Jugendunterrichte, iſt darum immer vom Uebel. Es entſteht dadurch jene Unſicherheit und jenes Schwanken, aus dem weder ein helles Wiſſen, noch ein feſter Glaube, ja nicht einmal eine *ehrliche* Skepſis entſpringen kann, weil ſogar dem Zweifel das *beſtimmte* poſitive Objekt entrückt worden iſt, an dem er ſeine Schärfe verſuchen könnte. Von dieſer Ueberzeugung ausgehend hat man ſich auch für die Anſtalt in der Wächtelen, obgleich dieſe eine eidgenöſſiſche und darum für die mehreren Confeſſionen beſtimmt iſt, auf die Gründung von blos proteſtantiſchen Familien beſchränkt. Eine Vermiſchung wollte man nicht und die verhältnißmäßige Anzahl der Anmeldungen von katholiſcher

[1] Näheres darüber im „vierten Jahresbericht, 1844.“

Seite war so gering, daß von der Stiftung einer besondern katholischen Familie noch zur Zeit nicht die Rede seyn konnte. Zu dieser Beschränkung hielt man sich um so mehr befugt, da weit die größere Summe der Beiträge aus den protestantischen Kantonen geflossen ist, namentlich aus den Kantonen Zürich, Bern (doch von diesem Kantone aus kaum im Verhältnisse seiner Größe und Bevölkerung), Aargau und Appenzell. Auch auf die Errichtung einer französisch-protestantischen Familie hat man, bei dem beschränkten Umfange des Instituts und bei der Schwierigkeit einer Unterrichtsertheilung in mehreren Sprachen, bis jetzt verzichten müssen.

Noch konnte die Zahl der Zöglinge, die nach ihrer Confirmation in das bürgerliche Leben übertraten, nur gering seyn; aber doch geben die bereits vorliegenden Erfahrungen der Anstalt das günstigste Zeugniß. Von einem Institute, das wesentlich der Erziehung junger Verbrecher gewidmet ist, läßt sich der Natur der Sache nach kein ökonomischer Gewinn, oder nur eine Deckung des gesammten Aufwands durch die eigene Production erwarten. Die Kosten wurden zum Theil durch jährliche und vorerst bis Ende 1844 verwilligte freiwillige Beiträge bestritten. Bei dem erfreulichen Gedeihen des Instituts, selbst in ökonomischer Beziehung, läßt sich indeß mit Gewißheit erwarten, daß demselben auch künftig die erforderlichen Beisteuern zufließen werden.[1]

Die Armenkolonie Ostwald bei Straßburg.[2]

Die nähere Betrachtung der Armenkolonie Ostwald, in ihrer Gründung, ihrem Wachsen und Gedeihen, nimmt nicht blos um der Sache selbst willen das lebhafte Interesse eines

[1] Ueber den jetzigen Vermögensbestand, Einnahmen und Ausgaben s. „vierter Jahresbericht, Nr. 29 u. f."

[2] S. „Rapports du maire au conseil municipal sur la colonie agricole d'Ostwald. Strasbourg, Berger-Levrault 1844;" „Notice historique sur l'extinction de la mendicité à Strasbourg etc. par Ch. Boersch, membre du cons. munic. Strasbourg, Silbermann 1842;" und die in der lithograph. Anstalt von E. Simon, Sohn, in Straßburg erschienenen Plane.

Aphorismen über Kriegskunſt.

1.

Wenn man Machiavell nicht eines Vorurtheils gegen die Heere und Heereseinrichtungen ſeiner Zeit anklagen will, ſo kann man ihn doch von einer Vorliebe für die Alten nicht freiſprechen, für die man freilich Hinlängliches hat, um ſie zu erklären und zu entſchuldigen, aber nicht genug, um ſie zu rechtfertigen. Die Römer haben die bekannte Welt beſiegt; die Griechen haben dem bekannten Aſien widerſtanden, und, was hier mehr ſagen will, gleichzeitig mit Beider Verfall überhaupt iſt auch der Verfall ihres Kriegsweſens; ſie haben ihn mit der Verlaſſung der alten Heeresordnungen begonnen. Da aber nichts in der Welt ſtille ſteht, ſo zwar, daß ſelbſt der Untergang eine nothwendige und natürliche Entwickelung des Lebens iſt, die Zeit alſo in ihrem Gange Veränderung hervorbringen muß, ſo iſt das Beſtreben des Feſthaltens an dem Alten und die Scheu vor dem Neuen wohl erklärlich, indem es gewiſſermaßen das Bemühen ſich jünger, ferner von dem Ziele der Auflöſung zu erhalten ſich vorſtellt; aber das unbedingte Zurückführen auf das Alte dürfte nicht nur vergeblich, es dürfte auch mehr gut als klug gemeint, mehr beſchränkt als hellſehend, mehr verderblich als zweckmäßig ſeyn, weil jede Wirkung die Gegenwirkung herausfordert, dieſe den Kampf erzeugt, der Kampf aber das Aufzehren der Kräfte, den Untergang beſchleunigt. In einer Kunſt überdies, die größtentheils durch die Mittel, deren ſie

gröſseren deutſchen Publikums in Anſpruch, ſondern auch wegen der Perſönlichkeit und Stellung ihres Stifters, und ganz beſonders wegen der ſocialen Prinzipien, aus welchen dieſe Schöpfung als erſte praktiſche Conſequenz gefloſſen iſt. Denn man ging dabei vom höheren Geſichtspunkte der Anerkennung und Anwendung eines allgemeinen Menſchenrechts aus, von deſſen weiterer Geltendmachung man ſich die Beſeitigung des drückendſten Uebels der neueren Geſellſchaft verſprechen zu dürfen glaubte, indem man durch die That zeigte, daſs es an den Mitteln nicht fehle, den Pauperismus in ſeinem Prinzip zu bekämpfen.

Der geiſtige Schöpfer dieſes Werks, Dr. Schützenberger von Straſsburg, iſt nicht blos dem gelehrten Publikum als gründlicher Kenner des deutſchen und franzöſiſchen Rechts bekannt, er iſt überhaupt der ganzen Bewegung des deutſchen Volksgeiſtes in Lehre und Leben vor den meiſten ſeiner elſaſsiſchen Landsleute vertraut und befreundet geblieben. Auf der andern Seite iſt er als Abgeordneter zur franzöſiſchen Deputirtenkammer im Stande, von günſtiger Stellung aus den weiten Kreis der reichen politiſchen und geſellſchaftlichen Erfahrungen Frankreichs zu überblicken; während er als Maire der hochwichtigen Stadt Straſsburg Gelegenheit hat, die Bedürfniſſe und Intereſſen des Volks im enger bemeſſenen Bereiche des Gemeindelebens näher kennen zu lernen und dem wohl Erkannten Geltung zu verſchaffen. In günſtiger ökonomiſcher Lage iſt er ſelbſt Landwirth in groſsem Maſsſtabe, und hat zugleich Veranlaſſung genommen, vor der Gründung der Kolonie Oſtwald die ihr verwandten Anſtalten nach ihren Vorzügen und Mängeln aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Endlich ſind ihm die ſocialen Theorien, die in neuerer Zeit in Frankreich aufgetaucht ſind, nicht unbekannt geblieben. Er iſt ein perſönlicher Freund Conſidérants, des jetzigen Hauptes der fourieriſtiſchen Schule; und wenn auch Schützenberger, ſchon vor dem neueren Läuterungsprozeſſe dieſer Schule, für die mancherlei Extravaganzen, Träume und Spielereien eines Fourier nie geſchwärmt, ſo hat doch ſein Scharfblick die wirklich praktiſchen Momente der neuen Lehre bald erkannt, und das Ausführbare vom jetzt oder immer Unausführbaren zu ſcheiden gewuſst. Der reiche Schatz ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrungen ward von unverſieglichem Wohlwollen, von thatkräftiger

Liebe für ſeine Mitbürger beſeelt und belebt; und ſo konnte ihm, den das ehrende Vertrauen derſelben unterſtützte, ein Werk gelingen, das ſchon jetzt ſeinen Meiſter lobt.

Im Bericht vom 23. December 1839 an den Munizipalrath von Straßburg ging der Maire, vor Begründung ſeines ſpeziellen Vorſchlags, in eine die wichtigſten ſocialen Fragen berührende Darlegung der Urſachen des Pauperismus ein, ſo wie der Mittel zur Verbeugung und Milderung ſeiner Folgen. Er vervollſtändigte ſodann die damals gegebene Darſtellung ſeiner Prinzipien, gelegentlich ſeiner ſpäteren Berichterſtattungen vom 17. Februar 1841 und 12. März 1841. Vielleicht ſagt die Behauptung nicht zu viel, daß dieſe Entwickelung ſocialer Anſichten als der reinſte Ausdruck der gebildeten öffentlichen Meinung in Frankreich zu betrachten iſt; als die gemeinſame geiſtige Errungenſchaft des Kerns der Nation, wie ſie ſich aus großen Ereigniſſen und aus dem Kampfe der ſeparatiſtiſchen Anhänger widerſtreitender Syſteme bis jetzt zu geſtalten vermochte. Außerdem bringen dieſe Berichte ſo mancherlei Gegenſtände zur Sprache, die gerade für das Verhältniß Deutſchlands zu Frankreich von Wichtigkeit ſind, daß auch darum eine kurze Hinweiſung auf die Grundſätze, von denen der Stifter von Oſtwald ausgegangen, hier wohl am Orte iſt.

Der Berichterſtatter bezeichnet den Pauperismus, ob es gleich zu allen Zeiten Arme gegeben, als eigenthümliches Uebel der neuern Geſellſchaft, als die Folge der großen Induſtrie und des aus der Theilung der Arbeit hervorgegangenen Uebergewichts des großen Kapitals. Die wichtigſte Urſache ſeiner Entſtehung findet er in der völligen Auflöſung der früheren Organiſation der Arbeit nach Zünften, Innungen und Corporationen. Die Privilegien, Monopole und das Kaſtenweſen hätte verſchwinden müſſen; aber das geſellſchaftliche Band zwiſchen denſelben Gewerbsgenoſſen, die Gewerbsehre und Disciplin hätten erhalten werden ſollen. Eine Reform ſey eben ſo möglich als leicht geweſen; aber man habe den Muth gehabt, die alten Inſtitutionen zu zerſtören, nicht die Kraft, neue zu ſchaffen; und ſo habe man ſich auf die Verkündung des unfruchtbaren Prinzips des achtzehnten Jahrhunderts beſchränkt, des Prinzips der abſoluten Freiheit der Arbeit. Neben der Zunahme des Nationalreichthums im

Ganzen und neben einer ſcheinbar verbeſſerten Lage ganzer Klaſſen von Producenten, wenn man dieſe vom blos materialiſtiſchen Geſichtspunkte aus betrachte, ſeyen die Folgen der ungebundenen Concurrenz: die völlige Unſicherheit des Erwerbs und daher die Unzufriedenheit Aller mit ihrer geſellſchaftlichen Stellung; ein beſtändiger Krieg zwiſchen den Producenten; ein gröſserer Antheil der Marktſchreierei und des Betrugs am Einkommen; eine fortſchreitende Zerſtörung des Mittelſtandes; ein vernichtendes Uebergewicht und das Monopol der groſsen Induſtrie an der Stelle der aufgehobenen Monopole; ein Mißbrauch des Kredits und in Folge davon zunehmende Bankerotte.

Mit Unrecht hoffe man von der Gewalt der Dinge die endliche Wiederherſtellung eines moraliſchen Bandes zwiſchen Arbeitsherrn und Arbeitern. Das ökonomiſch immerhin höchſt werthvolle Prinzip der Freiheit der Arbeit ſey indeſſen in unſere Sitten, Gewohnheiten und ſelbſt in unſere Vorurtheile eingedrungen. Von einer Vernichtung der freien Concurrenz könne nicht mehr die Rede ſeyn; wohl aber von einer Feſtſtellung ihrer Bedingungen, von der Herſtellung eines ſittlich-ſozialen Bands zwiſchen Arbeitsunternehmern und Arbeitern, von der Organiſation, Leitung und Vertretung der gemeinſamen Gewerbsintereſſen, von der Wiederbelebung einer Corporationsehre und eines Gemeingeiſtes mit ſeiner heilſamen Ordnung an der Stelle der blos individuellen Intereſſen und ihrer Zerwürfniſſe. Hiernach möge die Fabrikation auch künftig mit voller Freiheit ihrer Kapitalien, Maſchinen und Erfindungen ſich bedienen, aber ſie müſſe in der Ausbeutung des Menſchen zu ihren Zwecken auf unüberſteigliche Schranken ſtoßen. Somit möge die Geſetzgebung die Arbeitszeit reguliren, die vorgängigen Bedingungen des Alters und Unterrichts feſtſetzen, die Arbeiter bei dem Geſchäft intereſſiren, das ſie betreiben, und ihnen außer dem Arbeitslohn einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn zuweiſen. Auch eine zweckmäßige Trennung der Fabrikation vom Handwerke ſey zwar ſchwierig, aber nicht unmöglich; wenigſtens könne man den Nachtheilen des allzu plötzlichen Uebergangs begegnen, und jedenfalls ſey eine legale Vertretung der gemeinſchaftlichen Intereſſen jedes Induſtriezweigs an und für ſich ein Gewinn. Auch werde noch manche der Theorie unlösbar ſcheinende

Frage befriedigend ſich löſen, wenn ſie erſt von Männern der Praxis an die Hand genommen ſey. Und dieſe große Aufgabe einer Reorganiſation der Arbeit, die der Geſetzgebung angehöre und wofür die Regierung die Initiative zu ergreifen habe, gehöre zu den Nothwendigkeiten der Zeit, ſie werde und müſſe bis zu ihrer vollſtändigen Erfüllung an der Tagesordnung bleiben.

Die zweite Urſache des Pauperismus in näherer Beziehung auf Frankreich, findet der Berichterſtatter in der allzu ausſchließlichen Verwendung der Kapitalien auf induſtrielle Unternehmungen. Von dieſem Standpunkte aus erklärt er ſich gegen das künſtliche in die Höhe treiben der Induſtrie in Frankreich, das noch ſo viel unbenutztes Land beſitze und deſſen Bodenertrag um das Dreifache vermehrt werden könne. Er verwirft ſelbſt den hohen Zollſchutz für einzelne Zweige der Landwirthſchaft, namentlich der Viehzucht. Dieſe Eingangszölle ſeyen nur neue Auflagen auf die Conſumtion, wodurch der Sorgloſigkeit und dem Schlendrian im Betriebe der Produktion Vorſchub gethan werde. Er ſelbſt ſey Oekonom und das Departement ſeines Wohnorts gränze an deutſche Länder mit blühender Viehzucht; aber gleichwohl fürchte er die auswärtige Concurrenz nicht und werde ſeinerſeits gern auf jeden Zollſchutz verzichten. Statt dieſes letzteren ſolle man landwirthſchaftliche Banken errichten, um den Landmann aus den Klauen des Wuchers zu reißen; man ſolle die Salzpreiſe verringern; das ſo ſchimpflich fiskaliſche (»si honteusement fiscale«) Hypothekenweſen [1] und Expropriationsgeſetz revidiren ꝛc. Weitere Gründe für die niedrige Stellung des franzöſiſchen Ackerbaues ſeyen die Zerſtückelung des Bodens; aber mehr noch der Umſtand, daß die Eigenthümer nur ſelten ihre Grundſtücke ſelbſt bebauen; ſo wie die „unbegreifliche Langſamkeit", womit man in Frankreich zu Verbeſſerungen ſchreite.

Neben einigen Gründen von ſekundärer Bedeutung, erſcheint ihm noch als ſehr einflußreiche Urſache des Pauperismus: der Mangel einer Conſtitution der Gemeinde, die der Centraliſation geopfert worden ſey, ſo daß die Regierung, ſtatt den Intereſſen

[1] Eine Reform des franzöſiſchen Hypothekenweſens wird bekanntlich gegenwärtig vorbereitet.

größerer Vereine, nur noch partikulären Interessen und individuellen Ansichten gegenüberstehe.[1] Die Gemeinde habe das Schicksal der früheren Organisation der arbeitenden Klassen gehabt: sie sey in ihrem constitutiven Prinzip vernichtet, und durch bedingungslose Zulassung Aller, die an ihr Theil nehmen wollen, sey das Wesen der gemeindlichen Association zerstört worden. Auch darin habe man die Fehler der alten Organisation verbessern können und sollen, ohne Aufhebung ihres wesentlichen Charakters. Er stelle den guten Einfluß des neuesten Communalgesetzes nicht in Abrede; aber es sey nur um so nothwendiger, auch die Gesetzgebung über das Domicil zu modificiren, so wie der Gemeindeverwaltung ausgedehntere Befugnisse zu ertheilen, wenn man nicht zumal die bevölkerteren Städte in Herde des Pauperismus verwandeln wolle.

Bei Auseinandersetzung seiner Ansichten unterschied der Berichterstatter stets die Institute einer blos repressiven Armenpolizei von den Instituten zur Verwirklichung des Rechts der Armenkinder auf unentgeldlichen Unterricht, der arbeitsunfähigen Armen auf Unterstützung, und der arbeitsfähigen Armen auf Arbeit. Dieses Recht auf Arbeit, das wirksamste Mittel um dem Pauperismus Einhalt zu thun, sollte nun auch durch Gründung der Kolonie Ostwald anerkannt, und eben dadurch das den arbeitsfähigen Armen früher gewährte Almosen durch das Produkt ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit ersetzt werden.

Straßburg ist zwar mehr Handels- als Manufakturstadt, und das kleine Handwerk durch die große Fabrikation noch nicht verdrängt. Außer den allgemeineren Ursachen des Pauperismus wirken indeß hier einige besondere, namentlich der starke Zusammenfluß besitzloser Fremden, bedingt durch die Lage der Stadt an der äußersten Gränze und den zeitweisen Bedarf an Arbeitern für öffentliche Bauten. So bildete sich schon 1829 und 1830, unabhängig von den seither ausreichenden und schon lange begründeten öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, eine Gesellschaft zur Ausrottung der Bettelei, die für diesen Zweck auch ein

[1] Daß Hr. Schützenberger mit dieser Bemerkung nicht auf eine ständische Verfassung, mit besonderer Vertretung der Städte hinsteuert, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Zufluchts- und Arbeitshaus ſtiftete. Aber der Eifer ließ nach und die freiwilligen Privatbeiträge verminderten ſich zum Theil ſchon darum, weil ſich die wohlthätigen Vereine für die mannigfachſten Zwecke vermehrten. Man dachte alſo daran, die ganze Laſt auf die Gemeinde zu wälzen.

Unter dieſen Umſtänden machte der Maire dem Gemeinderathe am 23. December 1839 den alsbald angenommenen Vorſchlag, daß man das maison de refuge in der Stadt auch ferner in beſchränkterem Umfange erhalten, aber zugleich eine landwirthſchaftliche Kolonie errichten und dazu die der Stadt gehörige Hälfte des in einigen Theilen von der Straßburg-Baſeler Eiſenbahn durchſchnittenen Walds von Oſtwald benutzen ſollte; ein fruchtbares Gelände von 147 Hektaren, das aber nach ſeiner bisherigen Benutzung nur ein Bruttoeinkommen von 1300 Franken abgeworfen hatte. Das Zufluchtshaus in der Stadt ſollte nur noch als proviſoriſches Depot für Bettler und Vagabunden beibehalten,[1] und dieſe ſollten bei guter Aufführung in die Kolonie

[1] Bei dieſer Gelegenheit ward die Frage erörtert, ob das Arbeitshaus in der Stadt in eine große induſtrielle Anſtalt zu verwandeln ſey? Sie ward verneint, weil ſolche Anſtalten allzu leicht eine gekünſtelte Induſtrie erzeugen; weil man der Privat-Induſtrie damit Concurrenz macht; weil die induſtriellen Beſchäftigungen ganz ſpezielle ſind und darum die aus dem Arbeitshauſe Entlaſſenen nur ſchwer wieder Beſchäftigung finden; weil die rein mechaniſchen und einförmigen induſtriellen Arbeiten für die an Unordnung und Faulheit Gewöhnten am wenigſten Anziehungskraft haben; weil die erſten Koſten der Gründung eines induſtriellen Etabliſſements für Spinnerei oder Weberei auf eine Bevölkerung von 400 Arbeitern blos für Bauten und Maſchinen ein Kapital von 500,000 Franken erfordert, dagegen die Anlage einer landwirthſchaftlichen Kolonie von 140 Hektaren nur 200,000 Franken. Auch habe die Erfahrung gezeigt, daß die auf induſtrieller Baſis errichteten Arbeitsanſtalten meiſt nur durch fortwährende Unterſtützung erhalten werden können. Darum hätten die nach dem Geſetz vom 5. Juli 1808 in Frankreich errichteten Arbeitshäuſer ſo wenig Erfolg gehabt, noch weniger aber die Work houses in England, ſowohl nach dem finanziellen als moraliſchen Geſichtspunkte. Zwar ſeyen auch die vom Berichterſtatter vor mehreren Jahren beſuchten Ackerbaucolonien in Belgien nicht gediehen; aber davon liege der Grund nur darin, weil man, ſtatt der Anwendung des Prinzips der Aſſociation und der kollektiven Arbeit, den Boden und die Wirthſchaften zerſtückelt habe, wodurch zugleich die geſellſchaftliche Leitung, die nicht kräftig genug ſeyn könne, geſchwächt worden ſey.

zugelaſſen werden, um hier ſelbſt in der unterſten Abſtufung der in drei Klaſſen zu theilenden Koloniſten eine beſſere Nahrung als dort zu finden. Beſonders hoch ward der moraliſche Vortheil angeſchlagen, der aus der geſunden, mannigfaltigen, allen Geſchlechtern, Altern und Kräften angemeſſenen landwirthſchaftlichen Beſchäftigung entſpringe.[1] Auch verſprach man ſich für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft einen guten Erfolg von der zugleich als Muſterwirthſchaft dienenden Armenkolonie: man müſſe den Landleuten durch Beiſpiele predigen, wie denn auch das Inſtitut zu Hohenheim bei Stuttgart für die ſüddeutſche Kultur mehr geleiſtet habe, als die populärſten landwirthſchaftlichen Schriften und thätigſten Vereine.

Die Genehmigung der Regierung blieb nicht aus, ließ aber lange auf ſich warten, »grâce à la lenteur déplorable que l'attirail bureaucratique de la centralisation administrative fait peser sur la marche des affaires«[2] ſo daß erſt Ende 1840 mit Entholzung und Urbarmachung des Oſtwaldes begonnen werden konnte. Dann ſchritt man zur Errichtung von hölzernen, aber ſoliden und ſchönen Gebäuden, nach dem in einigen Grafſchaften Englands befolgten Syſteme. Etwa in der Mitte der Kolonie erhebt ſich das Hauptgebäude, mit der Wohnung des Verwaltungs-

---

[1] Zum Belege dafür ward auf Mettray hingewieſen, wo indeß auch zahlreichere gewerbliche Beſchäftigungen mit den landwirthſchaftlichen verbunden ſind. Die Inſtitute von Mettray und Petit-Bourg wurden als zweckmäßige Beſſerungsanſtalten für jugendliche Verbrecher anerkannt; für zweckmäßiger als die Iſolirung, welche zwar ein wirkſames Mittel, aber gewiſſen Giften in der Medicin zu vergleichen ſey, und in ihrer allgemeinen Anwendung auf das Pönitentiarſyſtem nur ſchädlich wirke. Aus finanziellen Gründen aber ſey die Vervielfältigung ſolcher Anſtalten kaum möglich. Die Einführung in jedem Departement werde einen Aufwand von mehr als 50 Millionen Franken erfordern, wie dies durch die Rechnungen von Mettray über das Jahr 1842 bewieſen ſey. Vergleiche damit auch „Allg. Zeitg. 1844, Nr. 224 B.," wonach ſich zwar von 18$^{37}/_{43}$ der reine Gewinn aus den Werkſtätten von etwas über 7000 auf mehr als 14,000 Fr. erhöht, allein gleichzeitig, und zwar in noch ſtärkerem Maße, auch der Betrag der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben im Vergleiche zum vorhergehenden Jahre zugenommen hat.

[2] Worte des Munizipalraths Börſch in der oben angeführten „Notice historique S. 15."

Perſonals, 2 Speiſeſälen, Küche ꝛc. Zur Rechten und Linken kommen nach dem Bauplane vier Häuſer mit Schlafſälen für je 50 Männer oder Frauen zu ſtehen, wovon zwei errichtet ſind. Weiter iſt ein großer Stall für 60 bis 80 Stück Rindvieh erbaut und ein zweiter im Projekt; eine große Scheune; mehrere kleinere Wohnhäuſer für Aufſeher und Handwerker — Wagner, Schmiede, Schuſter, Schneider u. ſ. w., — welche, ſelbſt Koloniſten, für den Bedarf der Kolonie arbeiten ꝛc. Gebäude und Hof ſind von einem Graben umgeben; daran ſchließen ſich Gärten und Feld, von dem 1844 nur noch 19 Hektaren urbar zu machen waren. Weit der größere Theil der erforderlichen Gebäude iſt vollendet; mehrere derſelben ſind ſo eingerichtet, daß ſie nach dem wachſenden Bedarfe leicht erweitert werden können, und nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Aufwand wäre noch erforderlich, um ſelbſt eine Bevölkerung von 400 Individuen bequem unterzubringen. Das Verwaltungsperſonal beſteht aus einem dirigirenden Oekonomen, einem Rechnungsführer, einigen ſalarirten Aufſehern und Knechten, die zuſammen eine Beſoldung von 6—7000 Fr. beziehen. In der Perſon des Hrn. Kraft hat die junge Kolonie einen theoretiſch und praktiſch gebildeten Landwirth als Direktor gefunden, der ſeiner ſchönen, aber ſchwierigen Aufgabe vollſtändig gewachſen iſt. Die jährlichen Koſten für einen Koloniſten wurden für das Jahr 1843 auf 237 Fr. 40 Cent. berechnet, oder auf täglich 65 Cent.[1]

Alle Erwartungen, die man von der neuen Kolonie als Muſterwirthſchaft, ſo wie in moraliſcher und finanzieller Beziehung gehegt, haben ſich glänzend erfüllt. Ein Fünftheil des urbar gemachten Bodens iſt zu künſtlichem Futterbau beſtimmt; aus den moraſtigen Niederungen ſind treffliche Wieſen geworden; eine Baumſchule in großem Maßſtabe iſt angelegt, ſo wie ein fünf Hektaren haltender Gemüſegarten, einer der beſt unterhaltenen im Elſaße. Der wohl beſorgte Rindviehſtand, von der der Gegend angemeſſenen mittleren Rigirace und der ſogenannten Quernsbacher Race aus Rheinbayern, iſt ſchon beträchtlich und wird jährlich vermehrt. Endlich hat man die beſten und

[1] In Mettray betrugen 1843 die täglichen Unterhaltungskoſten 1 Fr. 41 Cent., alſo mehr als das Doppelte.

bewährteſten landwirthſchaftlichen Werkzeuge — Pflüge von Hohenheim, die flandriſche Egge, Säemaſchinen für Neps u. a. angeſchafft und angewendet. So iſt es gekommen, daß die erſt mit Mißtrauen betrachteten neuen Anlagen und Methoden in den Nachbargemeinden ſchon Nachahmung finden; und man darf es wohl dem von der Kolonie aus gegebenen Beiſpiele zuſchreiben, wenn die Haiden von Geispolsheim und andere noch improduktive Strecken im Departement Niederrhein — wie dazu bereits der Anfang gemacht iſt — in gute Wieſen ſich verwandeln.

Sehr erfreulich iſt der moraliſche Zuſtand der mit ihrer neuen Lage faſt durchweg wohl zufriedenen Bevölkerung. Von der erſten Anſiedlung am 10. März 1841 bis zum 20. Nov. 1843, hatte die Kolonie — neben einigen wenigen Frauen — 191 Männer (136 Katholiken, 54 Proteſtanten und 1 Griechen) aufgenommen, wovon ſich 1844 noch 56 daſelbſt befanden. Von dieſen 191 haben nicht weniger als 83, ſittlich gebeſſert, arbeitswillig und arbeitsfähig, die Kolonie verlaſſen, und in der Nachbarſchaft Unterkommen und Beſchäftigung gefunden. Nur zwei kamen wegen Diebſtahls ins Gefängniß, und 12 wurden in das ſtädtiſche Arbeitshaus zurückgebracht.

In dieſer ſogenannten Hefe der Geſellſchaft, beſtehend aus Bettlern und Vagabunden, meiſt mit eingewurzelter Trägheit und Liederlichkeit, waren Manche unverſchuldet in ihre armſelige Lage gekommen, Viele aber hatten ſie ſelbſt verſchuldet. Ihre ſchnell bewirkte Beſſerung iſt um ſo beachtenswerther, als ſich die Meiſten in einem Alter befinden, wo ſchlechte Gewohnheiten nicht ſo leicht abgelegt werden. Zwar ſind in der Kolonie alle Alter vom 20. bis zum 70. und ſelbſt zum 80. Jahre vertreten; allein das durchſchnittliche Alter iſt nicht weniger als nahe vierzig Jahre. Beſondere Schwierigkeiten, die jedoch gleichfalls überwunden wurden, machte bei Vielen die Entwöhnung vom Branntwein; zur ſtets augenfälligen Warnung iſt über der Thüre des Schlafſaals in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu leſen: „Der Branntwein iſt der Weg zum Spital.“

Die Beſchäftigung der Koloniſten vor ihrem Eintritte war höchſt verſchieden. Am zahlreichſten waren: verdorbene Schuſter, Schneider, Taglöhner und Feldarbeiter; dann aber auch: Wagner, Seiler, Weber, Schloſſer, Schmiede, Bäcker, Weißbinder,

Kutscher, ehemalige Angestellte ꝛc. Auch erklärten ihrer 31, daß sie gar keinen Beruf gehabt hätten. Alle diese Leute fanden sich mit Leichtigkeit und Liebe in ihren neuen landwirthschaftlichen Beruf; was denn ein wichtiger Fingerzeig ist, wie auch brodlos gewordene Fabrikarbeiter am besten beschäftigt werden dürften.

Morgens 5 Uhr weckt der Schall der Trommel die Kolonisten. Eine halbe Stunde ist ihnen gestattet zur Reinigung und zum Ankleiden; dann versammeln sich Katholiken und Protestanten zur Morgenandacht, nach deren Beendigung die Vertheilung der Tagesarbeit unter die Führer der einzelnen Arbeitergruppen erfolgt, und zwar mit fortwährender Rücksicht auf zweckmäßige Abwechselung. Um 6 Uhr beginnt die Arbeit und dauert mit den gehörigen Unterbrechungen, für das Frühstück um 8 Uhr und für das Mittagessen, bis Abends 6 Uhr. Nach dem Abendessen halten sämmtliche Kolonisten, Katholiken und Protestanten, ihre gemeinschaftliche Abendandacht, worauf sie sich um 7 Uhr in die Schlafsäle begeben, wo jeder seine eiserne Bettstelle und sein reinliches Bettwerk hat. Zur Gewöhnung an Reinlichkeit ist auch für Bäder gesorgt. Die gleichförmige Tracht der Bevölkerung ist zweckmäßig und gar nicht unschön. Ihre Nahrung ist sehr einfach, aber mit Rücksicht auf die strenge Arbeit keineswegs karg. Jeder erhält täglich nicht weniger als 2 Pfund Brod, von noch besserer Beschaffenheit als das gewöhnliche Soldatenbrod; zu Mittag erhalten sie Suppe mit Gemüse, und einen Becher recht trinkbaren Weins; zwei Mal in der Woche wird Fleisch gegessen, wo denn der Wein wegfällt. Sind außerordentliche Feldarbeiten auszuführen, die — wie zur Zeit der Ernte — alle Kräfte in Anspruch nehmen, so müssen alle Kolonisten, auch die Gewerbtreibenden, Hand anlegen; während der todten Jahreszeit sollen sie zur Ausbesserung der benachbarten Vizinalwege und zur Straßenreinigung in Straßburg verwendet werden. An Sonn- und Feiertagen werden Katholiken und Protestanten in die benachbarten Orte zum Gottesdienste geführt; die übrige Tageszeit ist einer passenden Lektüre und freier Unterhaltung gewidmet, auch wird den Kolonisten wohl gestattet, sich bis Abends 6 Uhr in Straßburg aufzuhalten. Drei besondere Jahresfeste finden an den zweiten Sonntagen der Monate Mai, Juli und September statt; an diesem letzteren Feste werden an

sich bedient, bedungen wird, muß Veränderung dieser Mittel nothwendige Veränderung in der Kunsterscheinung selbst erzeugen. Waffen und Menschen sind aber die Hauptmittel zum Kriege. Wenn sich vielleicht diese im Laufe der Jahrhunderte nicht verändert haben sollten, was wir späterhin besprechen wollen, so haben zum wenigsten jene eine grosse Umgestaltung erlitten. Diese Betrachtungen führen auf den Versuch, die Ansichten Macchiavells, dessen sieben Bücher über die Kriegskunst so viel in der Welt besprochen worden sind, mit den eigenen zusammen zu halten.

2.

Ueber Miethsoldaten und Ausländer.

Es unterliegt keinem Zweifel, und zu allen Zeiten ist es, wenigstens in einigen Staaten, anerkannter Grundsatz gewesen, daß die Vertheidigung des Staates durch rein fremde Truppen nicht nur in ihren glücklichsten Augenblicken höchst gefährlich, in die Länge aber jederzeit verderblich gewesen sey. Es ist begreiflich, daß das Unwesen der Condottieris zu den Zeiten Macchiavells ihn auf das Rühmliche und Heilsame der Volksvertheidigung durch das Volk aufmerksam machen mußte; es ist begreiflich, daß er, die Verheerung des Landes, die Anmaßung der bewaffneten Fremdlinge, die Auszehrung der Geldkräfte der Regierung, die schwächliche Verweichlichung des Volkes vor Augen, das eigentliche Militärhandwerk als schändlich und schädlich verwerfen mußte, während er Vaterlandsvertheidigung als ehrenvolle und nützliche Pflicht erkannte. Aber es fragt sich, wie weit eigentlich Macchiavell in seinen allgemeinen Ansichten über die Streitfähigkeit eines Staates und über das Wesen der Streitkraft gehe? — und dies läßt sich aus folgenden Sätzen ersehen:

Jedes Volk kann zum kriegerischen gemacht werden, und wo die Männer unkriegerisch sind, ruht weder in örtlichen Ursachen, noch in der Natur der Grund hievon, sondern in den Fehlern der Regierung. (Disc. I. 21.)

Keine gut eingerichtete Regierung erlaubt, daß ein Theil ihrer Unterthanen aus dem Kriegswesen ein Handwerk mache. Sie wird das Volk während des Friedens in Waffen üben — im Krieg es gebrauchen — Niemand aber wird im Frieden davon leben.

die tüchtigſten Arbeiter, zumal an die aus der Kolonie austretenden, diejenigen Gaben vertheilt, welche durch die Wohlthätigkeit der Mitbürger oder der beſuchenden Fremden dem Inſtitute zugefloſſen ſind. Um ſonſt noch den Trieb des Wetteifers und das Gefühl der Ehre zu wecken, nennt der Direktor am Sonntage öffentlich die Namen der Ausgezeichneteren. Auch ſind die Koloniſten, mit Rückſicht auf Fleiß und Tauglichkeit, in drei Klaſſen getheilt mit einem Taglohne von je 4—6 und 8 Sous, wovon ſie jedoch nur ⅓ erhalten, indem von den übrigen ⅔ angenommen wird, daß ſie Nahrung, Kleidung und ſonſtigen Unterhalt repräſentiren. Endlich wird den Beſſeren ein beſonderes Stück Gartenland zu freier Benutzung überwieſen; und es liegt im Plane, daß künftig die Hälfte des geſammten Reinertrags unter die Arbeiter vertheilt, die andere Hälfte aber zur Kapitaliſation und zur Ausdehnung des Inſtituts verwendet werde. Die Disciplinarſtrafen beſchränken ſich auf mündliche Rüge und auf Abzug am Tagelohn; von Schmälerungen der Koſt, einſamem und dunklem Gefängniſſe, oder körperlicher Züchtigung iſt nicht die Rede.

Alle augenfällig guten Erfolge wurden alſo ohne Anwendung des Grundſatzes erreicht, daß man die zu Beſſernden in eine *ſchlimmere* Lage, als ihre frühere verſetzen müſſe; ohne Einführung eines *Auburn*'ſchen Schweigſyſtems; ohne allzu mühſelige Arbeit; ohne Beſchränkung der Nahrung auf das bloße Nothdürftigſte; ohne möglichſte Verſagung alles deſſen, was das Leben erheitert. Sie wurden einzig dadurch erreicht, daß man die Koloniſten an ſtreng geordnete Thätigkeit und an Reinlichkeit gewöhnte; daß man ihnen die Arbeit nicht zur Laſt, ſondern zur Luſt zu machen ſuchte; daß man durch milde und menſchliche Behandlung wieder das Gefühl der Menſchenwürde, den Muth des Lebens und des Strebens in ihnen weckte.

Vor der Anlage der Kolonie warf die der Stadt *Straßburg* gehörige Hälfte des Oſtwaldes nur ein reines Einkommen von 400 Fr. ab; der Kapitalwerth ward zu 145,500 Fr. angeſchlagen. Nach genauern Schätzungen beläuft ſich gegenwärtig blos der Werth des Geländes auf nahe 252,000 Fr., ſo daß von 1841 bis Ende 1843 jährlich ein Werth von 35,000 Fr. geſchaffen wurde. Dazu kommt der Bauwerth der Gebäude mit

101,000 Fr., deren Errichtung aus dem Ertrage der Abholzung und aus dem Verkaufe einiger Parcellen an die Eisenbahn faſt ganz beſtritten wurde; ſo wie die Ausſtattung an Mobilien, Viehſtand u. dgl. mit etwas über 25,000 Fr. Im Jahr 1843 war die Totalausgabe 27,193 Fr., die Geſammteinnahme aber 46,515 Fr., wenn man auſſer den zum Verkaufe beſtimmten Produkten im Preiſe von 24,037 Fr., noch den erhöhten Mehrwerth des Landes und Viehſtandes mit ſc 21,487 und 990 Fr. in Anſchlag bringt. So hat ſich die Kolonie nicht blos aus eigenen Mitteln erhalten und das Communalvermögen beträchtlich vergröſſert; ſondern es iſt auch mit Beſtimmtheit ein wachſendes Einkommen zu erwarten, das auf Erweiterung der Anſtalt ſelbſt und auf Beiſchaffung neuer Hülfsquellen für den unglücklichen Theil der Bevölkerung verwendet werden ſoll. Namentlich beabſichtigt man, mit der Kolonie eine praktiſche Schule für tüchtige Pächter und Feldarbeiter, ſo wie eine Anſtalt für Aufnahme und Erziehung verlaſſener Kinder in Verbindung zu ſetzen.

Der Berichterſtatter hob ausdrücklich hervor, daß ſich die meiſten Gemeinden Frankreichs in ähnlicher Lage mit Straßburg befänden. Es fehle faſt nirgends an wenig einträglichen Gemeindegütern, und es ſey alſo von den Communen aus ein allen direkten und indirekten Armenſteuern weit vorzuziehendes Syſtem der Koloniſation möglich; ein Syſtem, welches das mächtige Prinzip der Aſſociation an die Stelle der vereinzelten und ohnmächtigen Unterſtützung der Armen ſetzt, welches den Reichthum vermehrt, ſtatt die Laſten zu vergröſſern, welches die Arbeit entwickelt, ſtatt die Faulheit zu nähren. Auch in Deutſchland, auch in der Schweiz, wo man ſich gerade jetzt mit dem Schickſale der unglücklichen Heimathloſen lebhafter beſchäftigt, fehlt es nicht da und dort an Raum und Mitteln für die Gründung ähnlicher Anſtalten. Möge man nun, im Hinblick auf das ſo wohl gelungene Werk bei Straßburg, auch anderswo das Seinige thun.[1] W. S.

[1] Der Gründer der Armenkolonie Oſtwald nannte dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes einen reich begüterten ſüddeutſchen Standesherrn, der die Stiftung einer ähnlichen Anſtalt beabſichtigen ſoll.

Der deutsche Strafprozeß

auf seiner neuen Entwickelungsstufe.

So lange das öffentliche Leben, die Theilnahme an den Aufgaben und dem Wirken der Staatsgewalt in Deutschland schlummerte, so lange es für die schönste Zierde des guten Bürgers gehalten und empfohlen wurde, auf die Sorge für sich selbst, seine Familie, den eigenen Beruf sich zu beschränken und nicht um Dinge sich zu kümmern, die nicht seines Amtes sind, — so lange schon den Kindern als goldene Lebensregeln für ihr künftiges Verhalten und Fortkommen die guten deutschen Sprichwörter eingepflanzt wurden: „Was deines Amtes nicht ist, da lasse deinen Vorwitz!“ — oder: „Der Schuster bleibe bei seinem Leiste!“ — oder: „Was dich nicht brennt, das blase nicht! —“ und wie die lieblichen Sentenzen der deutschen „Weisheit auf der Straße“ alle heißen; so lange die höhere Bildung auf das Feld der sogenannten schönen Künste und einzelner theoretischen Wissenschaften sich beschränkte und in einer vom gemeinen Leben und den andern Ständen abgeschlossenen Welt von den prosaischen Fragen des Staats- und Völker-Lebens mit Selbstgenügsamkeit und ekelem Geschmack sich ferne hielt — so lange wurde die Beschäftigung mit eben diesen Fragen und die Entscheidung darüber als wohlberechtigtes Monopol Derer betrachtet, die an das Ruder des Staats berufen waren, und deren Amt gerade diese Beschäftigung und Entscheidung in sich faßte.

Dies galt in einem hohen, vielleicht im höchsten Grade auch von der Rechtspflege.

Der Stand der Juristen war es, der, nachdem das römische und kanonische Recht allmählig in Deutschland Wurzel gefaßt und das nationale Recht schrittweise verdrängt hatte, sich die Kenntniß der neuen Gesetzesnormen und dann auch deren Anwendung, in den Gerichten und Spruchkollegien wie in dem Stande der Advokaten und Sachwalter, als ausschließliche Berechtigung aneignete und von den andern Ständen unangefochten überantwortet erhielt. Der Bürger kannte das nun bestehende Recht, zum größten Theile in Quellen und Bearbeitungen enthalten, die für ihn ganz unzugänglich sind, so wenig, als die Art des Verfahrens, das sich aus diesem Recht gebildet hatte; er sah sich einer ihm fremden Richtergewalt hingegeben und fügte sich geduldig einem für unabwendbar angesehenen Zustand; die Parteien harrten in ihrer gänzlichen Rechtsunwissenheit bange des Ausspruchs, den die fremde Göttin fällen würde, und der oft, in unverständlicher Sprache ertheilt, erst ins Deutsche übersetzt werden mußte. Das Recht hatte sich vom Volke, in dem es doch wurzeln muß, wenn es gesund gedeihen will, ganz abgelöst, es hatte, so zu sagen, seine eigene, antike Welt, in der es sich bewegte und ausbildete, blind gegen die Zustände und Bedürfnisse der Gegenwart und der Nation; in das Fach- und Formenwerk des eingedrungenen fremden Rechts wurden die deutschen Zustände und die neueren Verhältnisse gewaltsam eingezwängt, und statt die Formen nach der Materie sich entwickeln zu lassen, sollte diese jenen unterworfen bleiben. — Gewiß ein trauriger, sehr trauriger Zustand. Und doch hielt er sich seit mehreren Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit, meist in stummer Ergebung hingenommen und ertragen als ein gewohntes Uebel. Gleichwie der physische Mensch nach und nach selbst an ganz unnatürliche Verhältnisse sich gewöhnen und sie fast unbewußt ertragen lernt, so scheint ein solches Unbequemen auch dem geistigen Menschen beschieden zu seyn. Doch freilich dies nur in geringerem Maße; denn das geistige Leben hat überhaupt die Freiheit zum Prinzip, und die geistige Natur des Menschen hat einen Kern und Fonds, der unzerstörbar ist und mit seiner angebornen Kraft und Elasticität, wenn auch in längeren Pausen, so doch gewiß immer

wieder ſich zu entfalten und das Naturwidrige zu überwinden ſucht.

Dieſe geiſtige Kraft hat denn auch endlich gegen den abnormen Zuſtand des Rechtszuſtandes und der Rechtsverwaltung in Deutſchland reagirt; zuerſt gleichzeitig mit der politiſchen Erhebung nach der Befreiung von dem franzöſiſchen Joch. Neue deutſche Geſetzbücher und ein raſcheres und natürlicheres Verfahren, beſonders in Strafſachen, hier und da auch ein gemeinſames Recht für ganz Deutſchland, wurden laut als Bedürfniß verfochten. Doch waren es nur einzelne Stimmen, die ſich damals erhoben und die bald wiederum verklangen.

Erſt in der neueren Zeit, ſeit dem letzten Jahrzehent, iſt das Verlangen nach einer Reform in der Rechtsgeſetzgebung und Rechtspflege allgemeiner geworden, und ſo allgemein, daß wohl beinahe kein deutſcher Staat mehr iſt, in dem nicht entweder von der Regierung ſelbſt der Anſtoß zu ſolcher Reform gegeben ward, oder die Stände des Landes oder einzelner Provinzen dieſe Reform verlangten und noch verlangen, oder Männer vom Fache, oder die Tagesblätter ſich mit Beſchwerden, Kritiken und Vorſchlägen über dieſen Zweig der Staatsverwaltung vernehmen laſſen. Und dieſe vielfältige, vielſeitige öffentliche Beſprechung des Gegenſtands, in Verbindung mit dem erwachten Verlangen nach Oeffentlichkeit in den Staatsangelegenheiten überhaupt und mit der hie und da geſtatteten Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, hat endlich auch das Monopol der Juriſten zerſtört und die Theilnahme und Beſchäftigung mit jenem Gegenſtand des öffentlichen Lebens ſo allgemein gemacht, daß wohl kein Stand mehr davon ausgeſchloſſen iſt; Staatsmänner und Bürger, Gelehrte und Gewerbtreibende, Gebildete und Ungebildete, Hohe und Niedere, beſprechen jetzt, was früher nur den Männern vom Fache vorbehalten ſchien.

Und ſo wird es auch keiner beſondern Rechtfertigung bedürfen, wenn wir in dieſen Blättern, die der Beſprechung allgemeiner Intereſſen gewidmet ſind, einige der wichtigeren Fragen über die Reform der Rechtspflege in einer Weiſe abhandeln, an welcher zwar der Mann vom Fache die gewohnte Gelehrſamkeit und ihren Apparat vermiſſen, die aber vielleicht eben darum für den denkenden und gebildeten Laien, zu dem wir zunächſt vom

Standpunkte des gesunden Menschenverstandes und der Natur der Sache aus sprechen wollen, nur um so geeigneter seyn dürfte.

Wir wählen für diesmal den Strafprozeß zum Gegenstand, und zwar vornehmlich die Fragen über das Inquisitions- und das Anklageprinzip, über Schriftlichkeit und Mündlichkeit, über Geschworenengerichte und ständige Richter, und über die Oeffentlichkeit der Strafrechtspflege.

Es sind vornehmlich zwei Hauptparteien, die in diesen Fragen einander gegenüberstehen; die Eine, welche das geheime schriftliche Inquisitionsverfahren vor ständigen Gerichten, wie es sich im deutschen Prozesse bis jetzt erhalten hat, vertheidigt und festzuhalten sucht; die Andere, welche das öffentliche mündliche Anklageverfahren mit Geschworenengerichten, wie es in England und besonders in Frankreich sich ausgebildet hat, zur Norm bei der angestrebten Aenderung des Strafverfahrens gewählt wissen will.

Nach jenem, dem deutschen, Prozesse wird die Strafrechtspflege durchaus von ständigen Gerichten ausgeübt, welche von der Staatsregierung ernannt werden; die Untersuchung wird von Amtswegen eingeleitet, so oft und sobald der Untersuchungsrichter oder das Gericht, dem die Entscheidung in der Hauptsache zukommt, solches für begründet hält; diese Untersuchung wird von einem einzelnen Gerichtsbeamten (dem Untersuchungsrichter, Inquirenten), welchem zuweilen ein Protokollführer, oder zwei Urkundspersonen (Scabinen) zur Controle beigegeben sind, durch Vernehmung der Zeugen und Erhebung der übrigen Beweismittel, sowie durch Verhör des Angeschuldigten, auf dessen Geständniß hauptsächlich hinzuwirken ist, bis zu Ende geführt, ohne daß dem Angeschuldigten oder seinem Vertheidiger gestattet wäre, der Abhör der Zeugen ꝛc. anzuwohnen; über diese Verhandlungen wird ein Protokoll aufgenommen, entweder von dem Inquirenten selbst, oder von dem Protokollführer, wo ein solcher besonders bestellt ist; jedem Verhörten werden seine Aussagen, wenn sie protokollirt worden, zum Anerkenntniß vorgelesen, und das Protokoll wird von demselben und den Gerichtspersonen beglaubigt. Will der Angeschuldigte sich noch besonders vertheidigen lassen, so kann er eine schriftliche Vertheidigung zu den Akten geben. Sofort wird das Protokoll mit den übrigen Akten

dem entscheidenden Gerichte vorgelegt, bei welchem ein Referent (in den wichtigsten Fällen auch ein zweiter, der sogenannte Coreferent) die Akten übergeben erhält, um das Wesentliche ihres Inhalts mit einer rechtlichen Würdigung des Falles dem versammelten Gerichte vorzutragen, wobei weder der Angeschuldigte, noch sein Vertheidiger, noch das Publikum Zutritt hat. Auf den Grund dieses Vortrags beschließt das Gericht das Urtheil, zu welchem zuweilen Entscheidungsgründe gegeben werden, und welches dem Angeschuldigten von dem Untersuchungsrichter eröffnet wird. Dem Angeschuldigten (in einigen Staaten auch der Staatsregierung in einzelnen Fällen) steht das Recht zu, gegen das Urtheil ein Rechtsmittel (Rekurs, Appellation) einzulegen, wodurch die Sache an ein höheres Gericht gebracht wird, welches auf eine weitere schriftliche Vertheidigung von Seiten des Angeschuldigten sich wiederum durch einen aus seiner Mitte bestellten Referenten Vortrag über den Inhalt der Akten und der Vertheidigung erstatten läßt, und hierauf in gleicher Weise, wie das frühere Gericht, ein Urtheil fällt, welches dem Angeschuldigten durch den Untersuchungsrichter zu eröffnen ist; und dieses Urtheil kann das frühere entweder bestätigen oder mildern, oder in einigen Ländern auch schärfen. — Während des ganzen Prozesses sieht und hört nur der Untersuchungsrichter (beziehungsweise der Protokollführer und die Urkundspersonen) den Angeschuldigten und die Zeugen; die entscheidenden Gerichte sehen und hören weder die Zeugen noch den Angeschuldigten oder seinen Vertheidiger.

Im französischen Prozesse sind eigene Beamte (Staatsanwälte) bestellt, welche die Einleitung der Untersuchung veranlassen und die Anklage gegen den Verdächtigen erheben. Die Voruntersuchung, in welcher die Zeugen und der Verdächtige selbst gehört und die übrigen Beweismittel beigebracht werden, führt ein Untersuchungsrichter (Instruktionsrichter) und bringt die Resultate der Vernehmungen ꝛc. zu Protokoll; bei dieser Untersuchung, welche nicht öffentlich ist, kann der Staatsanwalt unter gewissen Umständen und in einzelnen Beziehungen selbst mitwirken. Auf den Grund dieser Voruntersuchung entscheidet eine besonders hiezu berufene Gerichtsbehörde, (chambre du conseil, Rathskammer, Anklagekammer) zunächst darüber, ob Grund vorhanden sey, den als verdächtig Bezeichneten vor Gericht zu

ſtellen, d. h. ob eine Anklage gegen ihn erhoben werden dürfe. Wird dieſe Frage verneint, ſo iſt der Verdächtige entlaſſen und das Verfahren beendigt; wird für die Zuläſſigkeit der Anklage entſchieden, ſo beginnt der eigentliche Prozeß und zwar damit, daß vom Staatsanwalte eine ſchriftliche Anklageakte übergeben wird mit genauer Bezeichnung des Verbrechens, worauf die Anklage gerichtet iſt, und mit Namhaftmachung der Beweismittel dafür, namentlich der Zeugen, welche vernommen werden ſollen. Dem Angeklagten wird dieſe Anklageakte mitgetheilt, und nachdem er ſeine Vertheidigungszeugen benannt hat, wird die Verhandlung vorgenommen, welche als Grundlage für die Entſcheidung dient und das eigentliche Unterſuchungsverfahren bildet. Vor 12 Geſchwornen und vor einer Anzahl rechtsgelehrter, vom Staat beſtellter Richter werden nach Vorleſung der Anklageakte in Anweſenheit des Angeklagten und ſeines Vertheidigers die ſämmtlichen Zeugen öffentlich vernommen, die Urkunden verleſen ꝛc.; auch wird der Angeklagte darüber gehört, ob und was er darauf zu erklären habe; der Präſident des Gerichts ſtellt Fragen zur Aufklärung der Sache an die Zeugen und an den Angeklagten, auch kann dies von jedem Gerichtsmitglied geſchehen, und der Angeklagte oder ſein Vertheidiger können ebenſo durch den Präſidenten Fragen an die Zeugen ſtellen laſſen. Nach Beendigung der Verhöre wird die Vertheidigung vorgetragen und nach Umſtänden von dem Staatsanwalt und dem Angeklagten (oder ſeinem Vertheidiger) das Nöthige weiter mündlich erörtert. Hierauf faßt der Präſident das Reſultat der Verhandlung kurz zuſammen und ſtellt die Fragen an die Geſchworenen, welche ſich in das Berathungszimmer zurückziehen und mit Stimmenmehrheit (im engliſchen Prozeß wird Stimmeneinheit erfordert) darüber beſchließen, ob der Angeklagte bezüglich der einzelnen Anklagepunkte für ſchuldig oder für nicht ſchuldig zu erklären ſey. Die Geſchworenen ſind hiebei einzig an ihre ſubjektive Ueberzeugung, ohne geſetzliche Beweisregeln, verwieſen. Die Beſchlüſſe der Geſchworenen werden von dem Obmann derſelben vor dem Gerichte und dem Angeklagten und ſeinem Vertheidiger eröffnet, worauf die rechtsgelehrten Richter, wenn die Geſchworenen das „Schuldig" ausgeſprochen, die geſetzliche Strafe beſchließen und ſofort verkündigen. Alles dies geſchieht öffentlich. Gegen die

auf solche Weise gefällten Erkenntnisse findet kein eigentliches Rechtsmittel (Appellation, Rekurs) statt, und nur wegen begangener Formfehler kann das Urtheil als nichtig angefochten werden, worüber sodann der Cassationshof zu erkennen hat. Wird das erste Urtheil wegen eines Formfehlers aufgehoben, so wird die Sache an ein anderes Gericht verwiesen und vor demselben von Neuem, wie zuvor geschildert worden, verhandelt.

Zwischen Denjenigen, welche diese Normen des französischen Prozesses auch in Deutschland eingeführt wünschen und den Vertheidigern des bestehenden deutschen Prozesses liegen in der Mitte verschiedene Ansichten, die bald im einen, bald im andern Punkte eine Reform nach den entgegenstehenden Prinzipien verlangen.

Und darum scheint es angemessen, die einzelnen der oben angedeuteten Hauptfragen in unserer Abhandlung einzeln zu besprechen.

Das Inquisitions- und das Anklage-Prinzip.

Das Anklageprinzip in dem Sinne, daß der Staat nur dann wegen Verbrechen strafend einschreiten soll, wenn der Verletzte oder sonst eine zur Klage berechtigte Privatperson eine Anklage erhebt, ist im Allgemeinen längst aufgegeben und findet auch wohl in seiner Allgemeinheit keine Vertheidiger; wie es auch in der That keine Vertheidigung verdient. Denn es ist einleuchtend, daß es nicht dem Zufalle, der Willkür des einzelnen Betheiligten überlassen bleiben kann, ob in einem Staate die Verbrechen bestraft werden sollen oder nicht. Die Gesammtheit hat das entschiedenste Interesse dabei, daß in der Regel kein Verbrechen ungestraft bleibe, und die öffentliche Ordnung, die Rechtssicherheit im Staate kann nur dann erhalten werden, wenn die Strafe dem Verbrechen in möglichst sicherer Weise folgt. Die Staatsgewalt aber, zu deren Attributen die Strafgewalt gehört, hat jenes Interesse der Gesammtheit zu wahren und zu vertreten, ihre Aufgabe besteht hauptsächlich gerade darin, die Rechtssicherheit im Staate aufrecht zu erhalten; daher sie auch, vermöge dieser allgemeinen Pflicht, von selbst und ohne die Klage eines Einzelnen abzuwarten, strafend einschreiten muß, so oft ein Strafgesetz verletzt ist. Darüber ist man, wie bemerkt, im

Allgemeinen einig; und nur bei einzelnen wenigen Uebertretungen machen auch die neueren Gesetzgebungen von diesem allgemeinen Grundsatz eine Ausnahme, wenn sie als Bedingung des strafrichterlichen Einschreitens eine Klage der Betheiligten bei einzelnen Verbrechen erfordern, bei welchen das Interesse der Gesammtheit weniger bedeutend ist (wie z. B. bei Injurien und geringen Eigenthumsbeschädigungen), oder wo die Rücksicht auf den Verletzten selbst und auf seine Familienverhältnisse es räthlich macht, nicht gegen den Willen des Betheiligten einzuschreiten (wie z. B. beim Ehebruch, bei der Nothzucht, der Entführung ꝛc.).

Der Prinzipienstreit über Anklage oder Inquisition bezieht sich vielmehr nur auf die Art und Weise, in welcher der Staat die Bestrafung der Verbrechen bewirkt, und welche Organe er dazu beruft. Nach dem Prinzip der Anklage soll die Verfolgung des Verbrechers, der Antrag auf seine Bestrafung, von andern Organen der Staatsgewalt erfolgen, als von den Gerichten, welche die Untersuchung zu führen und das Urtheil zu sprechen haben. Nach dem, zur Zeit dem deutschen Strafprozesse zu Grund liegenden Inquisitionsprinzip dagegen bestellt der Staat die Richter zur Verfolgung, Untersuchung und Aburtheilung der Verbrechen, so daß sie stets von Amtswegen vorzunehmen haben, was zur Realisirung dieser Zwecke dient, ohne den Antrag einer andern Staatsbehörde abwarten zu dürfen. Nach dem Inquisitionsprinzip setzt das Strafgericht sich in Bewegung, sobald es von dem Daseyn eines Verbrechens auf irgend eine Weise Kenntniß erlangt, es sammelt und benützt die Beweismittel, zieht denjenigen, den es hienach für verdächtig hält, in Untersuchung, nach Umständen auch in Verhaft, und wenn es die Untersuchung für geschlossen hält, spricht es das Urtheil und sorgt für dessen Vollzug; wobei im Wesentlichen es ohne Bedeutung ist, ob dasselbe Gericht, welches das Urtheil fällt, auch sämmtliche Untersuchungshandlungen selbst vornimmt, oder etwa einem besondern Untersuchungsrichter überläßt, da jedenfalls der letztere unter die Aufsicht und spezielle Leitung des erkennenden Gerichts gestellt und eigentlich nur aus dessen Auftrag, sey es ein allgemeiner, oder ein spezieller, thätig ist. — Man ist gewohnt, den Anklageprozeß in seiner modernen Bedeutung sich gewöhnlich nur in den Formen des englischen und französischen Prozesses und

Stehende Heere sind das Verderben des Staates.

Heere aus Fremdlingen zu gebrauchen, ist die größte Ausartung des Kriegswesens. (Arte della guerra I.)

§. 1.

Die erste dieser Behauptungen ist kühn und im Allgemeinen angesehen gewiß richtig. Wir bedürfen nicht der Römer und Thebaner, um zu beweisen, daß des Krieges entwöhnte Völker in Helden umgebildet werden, wenn ein Tullus, ein Epaminondas und Pelopidas an ihre Spitze treten. Beispiele und Belege für diese Behauptung liefern die neueren Zeiten in Menge. Die Niederländer, durch Wohlstand verweichlicht, von der Beschaffenheit des Landes nicht begünstigt, absichtlich für den Krieg nicht erzogen, haben den ersten Soldaten der Zeit, den ersten Feldherren des Jahrhunderts siegreich widerstanden. — Die Franzosen, vor und nach der Schlacht von Roßbach gänzlich in Spielereien versunken, so daß an die Stelle des kriegerischen Geistes eine Zierpuppe kam und das Wesen des Soldaten ganz verkannt wurde; die Franzosen, die von ihrer eigenen Unfähigkeit zum Kriege so überzeugt waren, daß, als die Revolution ausbrach, kaum Einem aus ihrer Mitte einfiel, den geordneten Heeren Oesterreichs und Preußens widerstehen zu können — haben in unseren Tagen die höchste Vollendung unseres Kriegswesens in allen seinen Theilen verwirklicht. — Die Spanier, die Deutschen, obwohl entwaffnet gehalten durch ihre Regierungen, haben in den Jahren von 1809 bis 1815 Außerordentliches geleistet. Es ist gewiß, daß die Hauptbedingung der Vortrefflichkeit eines Heeres in der Regierung und in dessen Führer liegt.

Aber jeden Einfluß der örtlichen und klimatischen Verhältnisse läugnen, dürfte zu weit gegangen seyn. Alle nördlichen Völker haben sich länger kriegerisch erhalten, als die südlichen; alle Gebirgsvölker länger, als die Bewohner der Ebenen. Diese Bemerkung muß den Einfluß jener Verhältnisse bestätigen. Wenn ein großer Mann, wo er geboren werde, hinreicht, die weichlichste Nation mit sich fortzureißen, so wird diese schneller in ihre Abspannung zurücksinken, wenn Klima und Lage der Thätigkeit entgegen sind.

Sey aber dieser Einfluß der örtlichen Verhältnisse auch anerkannt, wahr bleibt es dennoch, daß es nur an der Regierung liegt,

als untrennbar von dem mündlich öffentlichen Verfahren vor Geschworenengerichten zu denken; indessen ist das Anklageprinzip keineswegs an diese Form gebunden, und es findet sich dasselbe auch wirklich anderwärts in verschiedenen Formen ausgeführt, namentlich ohne das Institut der Geschworenengerichte. Lassen wir die Frage wegen der letzteren, sowie wegen der Mündlichkeit oder Schriftlichkeit, welche gleichfalls nicht wesentlich mit der Frage von der Anklage oder der Inquisition zusammenhängen, vorerst bei Seite; wir werden unten auf jene Streitpunkte zurückkommen. Hier nur das Nöthige über die beiden entgegengesetzten Prinzipien der Anklage und der Inquisition.

Vom rein theoretischen Standpunkt aus dürfte nun das letztere Prinzip den strengen Tadel und die schonungslosen Angriffe nicht verdienen, welche ihm von den Wortführern des andern Prinzips, auf deren Seite sich die öffentliche Meinung in Deutschland entschieden zu neigen scheint, so vielfach geworden sind. Wie es eine wesentliche Aufgabe des Staats, d. h. der Staatsgewalt ist, die Entdeckung und Bestrafung der Verbrechen zu bewirken, so kann der Staat diese Aufgabe den Gerichten wohl im vollen Umfang übertragen, ohne gegen die Idee des Rechts zu verstoßen; er kann sie berufen, sobald sie auf irgend eine Weise Kenntniß von einem Verbrechen erlangen, die Beweise darüber und über den Schuldigen aufzusuchen, zu erheben und auf den Grund dieser Untersuchung darüber zu urtheilen, ob und in welcher Weise das Strafgesetz gegen einen Einzelnen in Anwendung zu bringen sey. Verfahren die Gerichte hiebei mit Umsicht und Unpartheilichkeit, so sollte sich gegen diese Art, die Strafjustiz zu üben, vom theoretischen Standpunkt aus, nicht viel einwenden lassen, ja, wenn den Gerichten die Unpartheilichkeit gegenüber dem Staate selbst durch eine unabhängige äußere Stellung erleichtert ist, so kann man überdies annehmen, daß schon bei der Verfolgung von Verbrechen und der Verdächtigen mit mehr Unpartheilichkeit und Ruhe werde verfahren werden, als wenn nach dem Anklageprinzip Beamte, die von der Verwaltung abhängig sind, und deren Beruf die einseitige Aufgabe der Anklage und der Verfolgung bildet, neben den Gerichten thätig sind und auf deren Schritte einzuwirken suchen. Auch ist nicht zu bestreiten, daß der Organismus der Straf-

behörden und das Verfahren bei dem Inquisitionsprinzip ein weit einfacheres und ungekünstelteres ist, als nach dem Prinzip der Anklage, bei welchem, nach dem englischen und französischen Prozesse wenigstens, eine namhafte Anzahl von Personen und Behörden in Thätigkeit gesetzt werden, bis endlich über die Anwendung des Strafgesetzes im Einzelfalle die Entscheidung erfolgen kann. Endlich mag auch zugegeben werden, daß es theoretisch etwas gegen sich hat, den Staat, als dessen Repräsentant das Strafgericht zu betrachten ist, hinwiederum als Ankläger (durch den Anklagebeamten, Staatsanwalt ꝛc.) vor sich selbst (d. h. seinem Repräsentanten, dem Strafgerichte) als Partei im Strafprozesse auftreten zu lassen.

Betrachtet man dagegen die Sache vom praktischen Gesichtspunkte aus, so möchte der Vorzug des Anklageprinzips kaum zweifelhaft erscheinen. Wie ein Grundsatz, eine Form, im Leben wirkt, ob in praxi dadurch der Endzweck, worauf sie sich beziehen, gefördert und gesichert oder ob gefährdet werde, das ist denn doch bei den Staats-Einrichtungen die Hauptfrage, wornach man sich entscheiden muß; man muß von der erfahrungsmäßigen Natur der Menschen, durch welche ja jede Einrichtung in Anwendung kommt, und von den Verhältnissen, wie sie im Leben bestehen und sich gestalten, ausgehen, um zu finden was für den gegebenen Zweck erforderlich und passend ist.

Die Gegner des Inquisitionsprinzips wenden gegen dieses Prinzip zunächst und hauptsächlich ein: es sey ungeeignet, daß dem Gerichte die dreifache Rolle des Klägers, des Vertheidigers und des Richters zumal übertragen werde, und es vertrage sich mit der Stellung des Richters, der über den Parteien stehen solle, nicht, selbst wieder Parteizwecke zu verfolgen, wie er dies thun müsse, wenn ihm das Aufsuchen der Verbrecher, die Versetzung derselben in den Anklagestand und nach den meisten Gesetzgebungen daneben auch die Pflicht, ex officio alles zur Vertheidigung des Angeklagten dienliche vorzunehmen, obliege. Und dies ist wohl ein sehr begründeter Einwand. Denn wer weiß nicht aus vielfacher leidiger Erfahrung, daß die Stellen und Beamten für ihre Amtsaufgaben gewöhnlich, ja fast immer, ein einseitiges Interesse nehmen, daß sie das, was sie vermöge Amtes zu thun haben und thun, vielfach zur persönlichen Sache

machen, nicht oder wohl höchst selten in eigennützigem Sinne, wohl aber als Ehrensache, aus Rechthaberei, aus mißverstandenem oder falschem Esprit de corps. So trägt der Finanzbeamte gewöhnlich kein Bedenken, das finanzielle Interesse des Staates quovis modo zu verfolgen und zu verfechten, nicht sehr bekümmert darüber, ob dabei Rechte des Einzelnen oder andere Rücksichten des Nationalwohls gefährdet werden, die Vertheidigung jener dem Betheiligten, die Wahrung der letzteren den dazu besonders berufenen Behörden überlassend. Der Forstmann fördert den Flor seiner Waldungen und erhöht das Erträgniß derselben meist als Liebhaberei, als Ehrensache, und selten finden wir dabei sorgsame Achtung von collidirenden Privatrechten und Rücksicht auf das, was vom allgemeinen Standpunkt des Staatsmanns geboten ist; der Polizeibeamte, der Verwaltungsmann verfolgt die Zwecke seines Amtes gar häufig mit Nichtachtung der individuellen Freiheit und der Berechtigung der einzelnen Corporationen; dieselbe Neigung zu Ausdehnung ihrer Rechte und einseitiger Geltendmachung derselben erblickt man endlich leider selbst bei den höchsten Theilen der constitutionellen Staatsmaschine, bei den Ständen und bei der Regierung. Darum erachtet man für nöthig, und ist wohl in den meisten deutschen Staaten ausgeführt, die einzelnen Organe der Staatsgewalt so zu trennen, daß nicht widerstrebende Aufgaben dem einzelnen Organe aufgetragen werden, daß vielmehr dieselben einander gegenseitig beschränken und controliren, um im Ganzen ein harmonisches Zusammenwirken aller Staatsorgane zum gesammten Endzweck des Staates herbeizuführen. Diese Rücksichten und Erfahrungen sind es z. B., welche die Trennung der Justiz- und Verwaltungsbehörden veranlaßt haben, und auf welchen der Widerwillen beruht, mit dem z. B. die Forstjustiz, die Strafgewalt der Finanzbehörden, die ganze sogenannte Verwaltungsjustiz von der öffentlichen Meinung angesehen werden.

In gleicher Weise nun scheint eine Trennung der verschiedenen Funktionen, welche im Strafverfahren bis zur Fällung des Endurtheils vorkommen, durch die angeführten Erfahrungen und Rücksichten geboten. Um die Aufgabe des Staats, die Verbrechen zu bestrafen, wirklich zu lösen, ist erforderlich, die Spuren derselben aufzusuchen, die Beweismittel zu sammeln und

zu benutzen, den Verdächtigen auszumitteln und sich zu bemühen, ihn zum Bekenntnisse zu bringen oder zu überführen, sodann auf der andern Seite dem als verdächtig Bezeichneten Gelegenheit und Hülfe zu seiner Vertheidigung gegen blos scheinbaren Verdacht zu gewähren, und endlich über das, was gegen ihn vorliegt, und über das, was zu seinem Vortheil spricht, ein unbefangenes Urtheil zu fällen. Sollten alle diese Funktionen Einem und demselben Organe anvertraut werden können, ohne befürchten zu müssen, daß dasselbe die eine Aufgabe über der andern vernachlässigen, daß es durch seine Thätigkeit für die eine derselben die Unbefangenheit für die andere verlieren werde? Die Natur der Sache, die Natur der Menschen, durch welche ja die ideelle Staatsgewalt repräsentirt werden muß, und wohl auch die Erfahrung mit dem Inquisitionsprozeß, welcher alle jene Aufgaben dem Gerichte aufträgt, das sie entweder unmittelbar selbst ausführt (wie jedenfalls das Urtheil), oder durch untergeordnete, an seine Weisungen gebundene Beamte ausführen läßt (wie häufig die Untersuchungshandlungen), dürften für die Verneinung jener Frage sprechen. Wenn das Gericht begonnen hat, ein bestimmtes Verbrechen zu untersuchen, so hat es, wie natürlich, das Verlangen, den Schuldigen zu entdecken und die gesetzliche Strafe in Anwendung zu bringen; sein vorherrschendes Bestreben ist und muß der Natur der Sache nach seyn, Beweise der Schuld aufzufinden und durch deren Benützung denjenigen, den es im Verdachte hat, zum Geständniß zu bringen oder zu überweisen; die Vertheidigung überläßt es in einem richtigen Gefühl dem Angeschuldigten, von dem es voraussetzt, daß er nichts versäumen werde, was zu seinem Vortheil dienen kann. Bei diesem Verfahren aber tritt das Gericht dem Angeschuldigten gegenüber, es führt mit ihm einen Kampf wegen Anwendung der Strafe, die das Gericht Namens des Staates herbeizuführen strebt, während der Angeschuldigte sich dagegen zu vertheidigen sucht; mit Einem Worte: das Gericht ergreift Partei gegen den Angeschuldigten. Es gehört aber mehr Selbstbeherrschung und Unbefangenheit, als bei den Menschen im Durchschnitt gefunden wird, dazu, wenn das Gericht am Schlusse dieser widerstrebenden Bemühungen zwischen ihm und dem Angeschuldigten ein ruhiges unparteiisches Urtheil über das Resultat dieses Kampfes, d. h.

über Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten fällen soll. Selbst schon durch das Zwischenurtheil über die Versetzung des Verdächtigen in den Anschuldigungsstand verliert das Gericht die unbefangene neutrale Stellung, die dem entscheidenden Gericht von Nöthen ist; hat es gegen den Verdächtigen die Einleitung der Spezialuntersuchung verfügt, so sind ihm einigermaßen die Hände schon gebunden, die Versuchung liegt sehr nahe, das erste (Zwischen-) Urtheil durch ein verurtheilendes Enderkenntniß zu rechtfertigen; gar leicht kann das Gericht befürchten, durch ein freisprechendes Endurtheil Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Zwischenurtheils über die Versetzung in den Anschuldigungsstand zu erregen.

Es scheint darum natürlich und zweckmäßig, die Verfolgung des Strafrechts des Staates gegen den Einzelnen nicht dem Gericht zu übertragen, das über die Beweise des Verfolgers und über die Vertheidigung des Verfolgten das Urtheil abzugeben hat. Hält man doch in Fällen, in welchen das Mein und Dein zwischen dem Staate und den Privaten bestritten ist, zum Schutz der letzteren für nöthig, nicht diejenigen Staatsbehörden, welche das Interesse des Staats zu vertreten und zu verfolgen haben, über den Anspruch des Staats entscheiden zu lassen, sondern unabhängige Gerichte, die den Staat wie den Privaten als Partei behandeln, die Anträge und Beweise vernehmen und in neutraler Stellung über die Anwendung des Gesetzes entscheiden. Warum sollten Ehre, Freiheit und Leben des Einzelnen nicht unter gleichen Schutz gestellt, warum sollte der Staat mit seinem Antrag auf Bestrafung des Einzelnen auf Kosten jener höchsten Güter desselben nicht an ein gleich unbetheiligtes Gericht gewiesen werden, das nur zur Aufgabe hat, über die Anwendung des Gesetzes zu richten, ohne nach der einen oder andern Seite hin, weder für den Einzelnen noch für den Staat Partei ergreifen, d. h. ohne die Verfolgung des Rechts des Staats auf Strafe als besondere Verpflichtung und Aufgabe gleichzeitig erfüllen zu müssen? In der That ist es eine merkwürdige Erscheinung in unsern deutschen Institutionen, daß je wichtiger die Rechte sind, von denen es sich handelt (und der Wichtigkeit des Strafrechts des Staates entspricht gleichmäßig die Wichtigkeit des Rechts des Einzelnen, gegen den es in Anwendung kommen

soll), um so weniger Umstände gemacht werden, um so laxere Formen in Anwendung kommen, um dem Staate zu seinem Rechte zu verhelfen. Zwar ist man von dem Satze, den ältere Criminalisten aufgestellt und angewandt hatten: daß bei schweren Verbrechen der Angeschuldigte (obwohl es sich erst von Ermittlung seiner Schuld oder Unschuld handelte) einer besondern Vertheidigung nicht würdig und ihm daher solche nicht zu gestatten sey, seit längerer Zeit zur Ehre der Justiz abgekommen; zwar sind die Verdachtsstrafen (mit Ausnahme der im Erfolg ihnen gleichstehenden Instanzentbindung) aufgegeben, welche man gegen solche Verdächtige, deren Schuld nicht ganz erwiesen war, in Anwendung brachte, um dem Staate in dem Verlangen nach Bestrafung des Verbrechens wenigstens theilweise selbst da zu genügen, wo es an gehöriger Ermittlung des Verbrechers fehlte; dennoch zeigt jene schiefe Ansicht sich noch wirksam in verschiedenen Beziehungen des deutschen Criminalverfahrens. Und es gehört hieher vor Allem gerade das Inquisitionsprinzip, das jene Sonderung der richtenden Gewalt von den Organen, die zur Verfolgung der Interessen und Rechte des Staats berufen sind, versäumt, und diese Verfolgung zugleich dem Richter, dem die Entscheidung zukommt, aufträgt; sowie der fast in ganz Deutschland geltende Grundsatz, daß in Privat-Rechtsstreitigkeiten es drei, in Strafsachen dagegen nur zwei Instanzen geben soll, letzteres selbst dann, wenn der höhere Richter das Recht der Schärfung des ersten Urtheils hat und davon im Einzelfalle wirklich Gebrauch macht.

Es muß zugegeben werden, daß das Inquisitionsprinzip in Fällen, in welchen die Staatsgewalt nicht unmittelbar und näher betheiligt ist, also in der Regel bei den sogenannten Privatverbrechen, nicht in dem hohen Grade mißlich und gefährlich wirken wird, als dies bei den öffentlichen Verbrechen der Fall ist, wo die Staatsgewalt, — und das heißt in der Wirklichkeit: Diejenigen, welche dieselbe in Händen haben, — unmittelbar betheiligt sind, besonders bei den sogenannten politischen Verbrechen. Nimmt man die Dinge, wie sie im wirklichen Leben, in der Erscheinung sich gestalten und hält man sich nicht blos an abstrakte Begriffe und Theorien, so findet man, daß die Inhaber der Staatsgewalt (hier zunächst die Minister) von den

Beſchränkungen, Irrthümern und Fehlern, denen die menſchliche Natur überhaupt unterworfen iſt, nicht unbedingt freizuſprechen ſind, daß ſie insbeſondere das Staatswohl nothwendig im Prisma der individuellen Anſicht auffaſſen und nach der Eigenthümlichkeit ihres perſönlichen Denkens und Fühlens die Mittel und Wege wählen, um das, was ihnen vom Staatswohl geboten ſcheint, durch Akte der Staatsgewalt auszuführen. Wie aber die Staatsgewalt in dieſen perſönlichen Organen ſich mehr oder weniger individualiſirt, ſo betrachten eben dieſe Organe ihre ſtaatsmänniſchen Schritte und Produkte zugleich als perſönliche; die objektiven Intereſſen und Angelegenheiten der Staatsgewalt werden mehr oder weniger zugleich zum ſubjektiven Eigenthum, zur perſönlichen Angelegenheit der Menſchen, welchen ſie vertraut ſind; ſie werden dies, weil es in der Natur des Menſchen liegt. Dieſe Betrachtung iſt ein um ſo wichtigeres Argument bei den vorliegenden Fragen, da ſie nicht auf Vorwürfe gegen einzelne Träger der Staatsgewalt, nicht auf zufällige Erſcheinungen, ſondern auf die Natur der Sache und der Menſchen ſich ſtützt. — Daß nun bei den Staatsverbrechen, bei den ſogenannten politiſchen beſonders, ſich zugleich die Perſonen angegriffen finden, die die Staatsgewalt repräſentiren, ſcheint hienach als eine Nothwendigkeit betrachtet werden zu müſſen. Als weitere Folgerung hieraus ergibt ſich dann, daß es noch keineswegs zur Beruhigung dienen kann, wenn nicht dieſelben Perſonen, die ſich verletzt glauben können, nicht die oberſten Vertreter der Staatsgewalt ſelbſt, das Strafrecht des Staates üben, ſondern beſondere Gerichte dies Recht verwalten; denn wenn die letzteren, wie dies im Inquiſitionsprozeß der Fall iſt, zugleich berufen ſind, die Rechte der angegriffenen Staatsgewalt, — nach unſerer Anſicht zugleich der perſönlich verletzten Träger derſelben, — zu verfolgen und geltend zu machen, ſo vertreten ſie dadurch zugleich ein einſeitiges Intereſſe und entbehren der unbetheiligten und unbefangenen Stellung, die für das erkennende Gericht vindicirt werden muß. Und dies Mißverhältniß beſteht ſelbſt dann, wenn auch die Mitglieder des Gerichts (wiederum die Perſonen, da im Leben nichts geſchehen kann ohne durch Perſonen) nicht ſo, wie dies doch in der That meiſtens nach unſern deutſchen Einrichtungen der Fall iſt, von den verletzten oberſten Inhabern

der Staatsgewalt in ihrer Exiſtenz und ihrem Wohlergehen abhängig ſind. Denn auch die Perſonen, die das Gericht bilden, ſollen den Staat vertreten, ſollen ſich bemühen, den Uebelthäter auszumitteln und zur Strafe zu ziehen, der unmittelbar gegen ihren (oder beſſer ihre) Mandanten ſich vergangen hat, und dieſe Aufgabe wird ihnen um ſo näher liegen, je mehr ſie mit den Tendenzen und Anſichten ihrer Mandanten harmoniren; um ſo mehr aber werden und müſſen ſie auch die neutrale Stellung verlaſſen, welche bei dem Richter die erſte Bürgſchaft für ſeine Gerechtigkeit und die Bedingung des öffentlichen Zutrauens zu ſeinen Urtheilsſprüchen bildet.

Eine ähnliche Betheiligung der Richter im Intereſſe der Repräſentanten der Staatsregierung kann auch, wiewohl ſeltener, bei Privatverbrechen vorkommen, je nachdem dieſelben hieran mehr oder minder Antheil nehmen oder bei dem Urtheilsſpruche ihre perſönliche Rechtsanſicht geltend gemacht wünſchen. Jedenfalls aber bleibt auch bei dieſer Klaſſe von Verbrechen, auch abgeſehen von jener möglichen Betheiligung, die Stellung des Gerichts immer eine ſchiefe, wie ſchon oben gezeigt wurde.

Allerdings wird bei der durch das Anklageprinzip gebotenen Trennung der verfolgenden oder anklagenden Staatsorgane von den richtenden Behörden nach einer Beziehung die erſtere Funktion, die der Verfolgung und Anklage, noch mehr als nach dem Inquiſitionsprinzip, einſeitig aufgefaßt und vollzogen werden; namentlich wird in Fällen, in denen die Staatsregierung näher betheiligt iſt, vielleicht noch häufiger und beharrlicher eine Anklage erhoben und verfolgt werden, wenn dies von Seiten der Staatsregierung ſelbſt, oder von beſonderen, von ihr darin abhängigen Beamten (Staatsanwälten) zu geſchehen hat, als wenn den Gerichten, welche doch meiſt einen gewiſſen Grad von Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit haben, die erſte Einleitung des Strafverfahrens überlaſſen iſt. Allein nicht nur wird dieſer Nachtheil jedenfalls dadurch entſchieden aufgewogen, daß die Gerichte nach dem Prinzip der Anklage einer ungeeigneten und ihre Unbefangenheit gefährdenden Funktion und Aufgabe entbunden und in ihre, von der Natur der Sache gebotene neutrale Stellung eingeſetzt werden, ſondern es wird jener Nachtheil auch ganz beſeitigt, wenn, wie überhaupt nothwendig ſcheint, beſondere

und zwar möglichſt ſelbſtſtändige Behörden zur Cognition darüber berufen werden, ob die von der Staatsregierung (oder ihrem Organe, dem Staatsanwalt) erhobene Anklage gegen den Einzelnen auch wirklich nach dem Geſetz ſoweit begründet ſey, daß dieſer Einzelne vor das Gericht geſtellt werden kann. Dieſe Trennung der Behörde, welche über die Zuläſſigkeit der Anklage zu urtheilen hat, von dem Gerichte, welches zur Fällung des Enderkenntniſſes berufen iſt, wahrt erſt, wie ſchon oben gelegentlich angedeutet worden iſt, die unbefangene Stellung des Gerichts im vollen Maaße; wie dies auch in den Ländern, in welchen der Anklageprozeß hauptſächlich gilt, thatſächlich anerkannt iſt, indem in England die große Jury, in Frankreich die Anklagekammer, über die Zuläſſigkeit der Anklage zu erkennen hat, ehe der Einzelne als des Verbrechens verdächtig vor Gericht geſtellt werden darf.

Dagegen ſcheint eher nach einer andern, entgegengeſetzten Richtung hin ein Bedenken gegen das Anklageprinzip erhoben werden zu können; dahin nämlich, daß die Staatsregierung zum Nachtheil des Gemeinweſens oder des verletzten Einzelnen die Anklage auch in Fällen unterlaſſen kann, in welchen eine ſolche im Intereſſe des Rechts erfolgen ſollte; während von dem unabhängigen Richter, wenn er von Amtswegen einzuſchreiten hätte, dies Einſchreiten eher zu erwarten wäre, da ihm manche Rückſichten fremd ſeyn müſſen, welche die Staatsregierung zum Unterlaſſen der Anzeige beſtimmen können (z. B. bei Verletzungen der Verfaſſung im Intereſſe einer Erweiterung der Regierungsgewalt, bei amtswidrigen Handlungen in ähnlichem Sinne zum Nachtheil einzelner Privaten u. dgl.). Auch dies Bedenken aber möchte die Hauptrückſichten, welche für das Anklageverfahren ſprechen, nicht überwiegen und kann ſelbſt als beſeitigt betrachtet werden, wenn den verletzten Privaten ein ſelbſtſtändiges Recht zur Anklage eingeräumt wird, und durch die Freiheit der Preſſe eine Cautel gegeben iſt, welche in ihr überhaupt gegen Läſſigkeit und Pflichtverletzungen der Regierungsorgane gefunden werden darf.

Und ſo möchte denn als Reſultat einer unbefangenen Prüfung der Vorzug des Anklageprinzips vor dem Inquiſitionsprinzip ſich ergeben, ein Reſultat, das mit der öffentlichen Meinung harmonirt, wie dieſe ſich in neuerer Zeit faſt aller Orten in

Deutſchland ausgeſprochen hat, und welche ſich wohl durch die Natur der Sache, durch Betrachtungen des ſchlichten Verſtandes und durch das dem Volk angeborne, wenn auch nicht bis zum klarſten Selbſtbewußtſeyn durchgebildete Rechtsgefühl entwickelt haben mag, mehr als durch die Vorliebe für fremde Inſtitutionen, wie die Verfechter des Inquiſitionsprozeſſes gerne glauben machen möchten.

Bis jezt hat ſich das Inquiſitionsprinzip beinahe in ganz Deutſchland noch erhalten, mit Ausnahme der Rheinprovinzen, in welchen der franzöſiſche Prozeß ſchon längere Zeit Geltung hat. Der neue preußiſche Entwurf einer Strafprozeßordnung ruht weſentlich noch auf jenem Prinzip; das Gleiche war der Fall bei dem ſächſiſchen Entwurf, welchen jedoch die Stände abgelehnt haben, indem ſie ſich für das Anklageprinzip entſchieden; der neue württembergiſche Prozeß iſt rein nach dem Inquiſitionsprinzip gebildet und das ſogenannte Schlußverfahren bei den ſchwerſten Unterſuchungen (bei welchem es ſich um Zuchthaus- oder Todesſtrafe handelt), wobei ein Staatsanwalt mit einer Anklage auftritt, iſt eine leere, für das Prinzip bedeutungsloſe Form, da dieſe Anklage erſt nach dem Schluſſe der von Amtswegen eingeleiteten Unterſuchung, erſt nach Verſetzung des Verdächtigen in den Anſchuldigungsſtand durch das hiebei von Amtswegen thätige Gericht, erſt nach der Cognition des Gerichts darüber, ob der Angeſchuldigte nicht etwa freizuſprechen, und welche Strafe gegen ihn zu erkennen ſey, — alſo erſt dann erhoben wird, wenn der Prozeß im Weſentlichen zu Ende und das Urtheil im Schooße des Gerichts ſchon fertig iſt; wobei noch merkwürdigerweiſe das Gericht dem Staatsanwalte, wenn er etwa anderer Anſicht wäre, die Erhebung der Anklage zu befehlen hat, und zwar daſſelbe Gericht, das hinwiederum über dieſe auf ſeinen Befehl erhobene Anklage entſcheiden ſoll! In Hannover ferner wurde dem beſtehenden Inquiſitionsprozeſſe noch das Inſtitut der Staatsanwaltſchaft beigefügt, um auf die Einleitung der Unterſuchungen einzuwirken und gegen zu milde Erkenntniſſe Namens der Staatsregierung Berufung an ein höheres Gericht einzulegen. Der gegenwärtig in Verhandlung begriffene badiſche Entwurf dagegen hat das Prinzip der Anklage für die bedeutenderen Fälle zu Grund gelegt, und wie es ſcheint,

ihr Volk vertheidigungsfähig zu machen, also Streitkraft im eignen Innern zu erzeugen.

§. 2.

Hieraus folgt zunächst, daß Alles sich darum handelt, die eigenen Kräfte zu wecken, zu mehren und zweckmäßig zu verwenden; so wie, daß fremde Hülfe bei unabhängigen Staaten entbehrlich ist. Und ganz richtig nennt Macchiavell nur zwei Staaten unabhängige, die durch Menschen oder Geldkraft jedem Angriff von Außen widerstehen können (Principe 10.). Nur von diesen kann hier gesprochen werden; die anderen sind noch unausgewachsene Wesen, die all ihr Streben dahin gerichtet haben müssen, so groß zu werden, daß sie allein stehen können, und die einstweilen nur durch kluge Benützung der Eifersucht der großen bestehen, oder durch Mißgriffe darin zu Grunde gehen.

Wenn aber ein unabhängiger Staat die eigenen Kräfte wecken und so üben soll, daß sie zu jedem Zeitpunkt zum Kriege bereit und brauchbar sind, wie wird er dies machen, wenn er während des Friedens Niemanden von dem Militärhandwerk will leben machen? — Er bewaffne das Volk, sagt Macchiavell, er übergebe den Bürgern die wenigen festen Punkte, deren Besetzung unerläßlich ist; er übergebe die Verwaltung der Kriegszweige den Magistraten. Was haben die Römer Anderes gethan? Was die deutschen Freistädte des Mittelalters?

Richtig; aber wer wird ihm seine jungen Bürger während des Friedens abrichten? und wenn dies auch durch die älteren geschehen kann; wer wird die rein wissenschaftlichen Zweige des Kriegswesens bearbeiten, die ein Leben fordern, und heut zu Tage unentbehrlich sind? — Wenn der gesammte Staat ein streng militärischer ist, wie das alte Rom ein solcher war, — dann vielleicht ließen sich diese Schwierigkeiten heben, und das gesammte Volk, fortwährend gewaffnet und zum Kriege geübt, würde Männer für alle Zweige aufweisen können, die dennoch auf anderem Wege ihren Lebensunterhalt erwerben. Aber ist ein solcher Staat heut zu Tage möglich? Man will nicht einmal fragen: ist er wünschenswerth?

§. 3.

Wenn es entschieden ist, daß man heut zu Tage eine bestimmte Anzahl Männer in keinem Staate entbehren könne, die aus den öffentlichen Geldern ihren Unterhalt ziehen, damit sie

den dortigen Verhältniſſen angemeſſen durchgeführt. Es iſt zu hoffen und zu wünſchen, daß dieſer Vorgang nicht ohne günſtige Wirkung für die Umgeſtaltung des deutſchen Criminalprozeſſes überhaupt bleiben möge.

Die Schriftlichkeit und die Mündlichkeit.

Man iſt gewohnt, das Prinzip der Schriftlichkeit wiederum als unzertrennlich von dem Inquiſitionsprozeſſe und das Prinzip der Mündlichkeit als unzertrennlich von dem Anklageprozeß zu betrachten; und dies zunächſt wohl darum, weil in denjenigen Ländern, in welchen die letztere Prozeßform geſetzlich iſt, vor den entſcheidenden Richtern mündlich verhandelt wird, während nach dem in Deutſchland herrſchenden Inquiſitionsprozeß der Richter auf Akten hin urtheilt; auch wird gewöhnlich von den Vertheidigern des Anklageverfahrens zugleich die Mündlichkeit angeſprochen, von den Verfechtern des Inquiſitionsprozeſſes aber die Schriftlichkeit vertheidigt, eben weil ſie zunächſt nur diejenigen Prozeßformen im Auge haben, in welchen ſie die entgegenſtehenden Prinzipien der Anklage und der Inquiſition einerſeits in England und Frankreich, andererſeits in Deutſchland ausgebildet vorfinden.

In der That aber hängen die beiden Controverſen nicht weſentlich zuſammen; das Anklageverfahren kann ſchriftlich, der Inquiſitionsprozeß kann mündlich ſeyn. Daher verdient und erfordert die Frage nach der Schriftlichkeit oder Mündlichkeit des Strafverfahrens eine beſondere Unterſuchung.

Zur Feſtſtellung des eigentlichen Sinnes der vorliegenden Streitfrage ſcheinen einige Vorbemerkungen nöthig.

Ein rein ſchriftliches Verfahren kennt der Inquiſitionsprozeß, ſo wie er in Deutſchland ſich gebildet hat, eben ſo wenig, als das Anklageverfahren in Frankreich und England durchaus mündlich geführt wird. Im Inquiſitionsprozeß wird von dem Unterſuchungsrichter mit dem Angeſchuldigten, den Zeugen und häufig auch den Sachverſtändigen mündlich verhandelt, nur werden dieſe Verhandlungen ſofort zu Protokoll genommen und dadurch ſchriftlich fixirt; und ebenſo wird bei dem erkennenden Gerichte von dem Referenten der Vortrag, auch wenn er ſchriftlich

ausgearbeitet iſt, mündlich erſtattet und die Debatte und Abſtimmung erfolgt gleichfalls mündlich, doch wird auch hierüber ein Protokoll aufgenommen. — Im Anklageprozeß hinwiederum wird die, dem Hauptverfahren vor dem erkennenden Gericht vorangehende, vorläufige Vernehmung der Zeugen und des Angeſchuldigten durch den Inſtruktions- oder Friedensrichter auf die gleiche Weiſe wie im Inquiſitionsprozeſſe ſchriftlich fixirt, auch die Anklageakte ſchriftlich abgefaßt, und über die (mündliche) Hauptverhandlung ein, wenn auch nur kurzes Protokoll aufgenommen.

Dagegen wird im Anklageprozeſſe derjenige Theil der Unterſuchung, auf welchen hin das Urtheil gefällt wird, vor den erkennenden Richtern ſelbſt mündlich verhandelt. Der Angeſchuldigte, mit ſeinem Vertheidiger, die Zeugen und die Sachverſtändigen werden vor dieſen Richtern verhört, nachdem die Anklage in Anweſenheit des Angeklagten vor den Richtern vorgetragen worden; und nur das, was bei dieſer mündlichen Verhandlung von den verſchiedenen Seiten vorgetragen wird, bildet den Stoff für das richterliche Urtheil, während der Inhalt der vorausgegangenen und ſchriftlich fixirten Inſtruktion keine gerichtliche Gültigkeit hat, vielmehr nur zur Würdigung des vor den Richtern ſelbſt Verhandelten benützt werden darf; namentlich kommt den Geſtändniſſen des Angeklagten, welche er etwa während der vorläufigen Inſtruktion abgelegt, keine vollbeweiſende Kraft zu, wie den Geſtändniſſen, die er vor den Richtern ablegt.

Und dieſe mündliche Vernehmung des Anklägers, des Angeklagten und ſeines Vertheidigers, der Zeugen und Sachverſtändigen vor dem verſammelten Gerichte, welches das Urtheil fällen ſoll, iſt jene Mündlichkeit, die den Gegenſatz bildet zu der Schriftlichkeit, nach welcher der entſcheidende Richter weder den Angeſchuldigten und ſeinen Vertheidiger, noch die Zeugen und Sachverſtändigen ſelbſt ſieht und hört, vielmehr deren Ausſagen nur aus dem Vortrag des Referenten erfährt, welcher wieder dieſelben nur dem Protokoll entnimmt, das der Unterſuchungsrichter über dieſe Ausſagen aufgenommen hat.

Dies Prinzip der Mündlichkeit nun hat in der neueren Zeit nicht nur in der Literatur und in den Ständeverſammlungen,

in welchen über die Reviſion des Strafprozeſſes verhandelt worden, ſondern auch in den Geſetzesvorlagen mehrerer deutſcher Regierungen ungleich größere Anerkennung gefunden, als das Anklageprinzip. So namentlich in dem (weſentlich auf das Inquiſitionsprinzip gebauten) preußiſchen Entwurfe, nach welchem nach dem Ermeſſen des Gerichts der Angeſchuldigte nicht nur, ſondern auch die Zeugen vor dem Gerichte ſelbſt vernommen werden können und auf Verlangen des Angeſchuldigten vernommen werden müſſen; und im badiſchen Entwurfe, in welchem in den ſchwereren Fällen die mündliche Vernehmung des Angeſchuldigten und der Zeugen als Regel vorgeſchrieben iſt; ſogar in dem württembergiſchen Prozeßgeſetz iſt dem erkennenden Richter in den ſchwerſten Fällen (der Zuchthaus- oder Todesſtrafe) ausnahmsweiſe die Vorladung und Vernehmung der Zeugen geſtattet und der mündliche Vortrag der Vertheidigungsſchrift in Anweſenheit des Angeſchuldigten vorgeſchrieben, welcher gleichfalls noch zu befragen iſt, ob er zu ſeinen Gunſten etwas vorzubringen habe.

Daß aber, wenn man die Sache unbefangen und natürlich betrachtet, der Mündlichkeit in dem angeführten Sinne entſchieden der Vorzug vor der Schriftlichkeit zuzuerkennen ſey, wird wohl aus folgenden Erwägungen ſich ergeben.

Im ſchriftlichen Prozeſſe fehlt es dem erkennenden Gerichte nothwendig an einer ſicheren Grundlage der Entſcheidung. Dies Gericht erfährt das Reſultat der Unterſuchung, das Vorbringen des Angeſchuldigten und ſeines Vertheidigers, der Zeugen und der Sachverſtändigen, den Inhalt der Urkunden u. ſ. w. einzig aus dem Vortrag, den der Referent (in einzelnen Fällen vielleicht auch ein zweiter, Correferent) in dem Collegium erſtattet. Die Referenten aber haben weder den Angeſchuldigten noch die Zeugen ſelbſt geſehen und gehört, ſie referiren nur relata, d. h. dasjenige, was der Unterſuchungsrichter in die Akten niedergelegt, was er als die Ausſage des Angeſchuldigten und der Zeugen in die ſchriftliche Darſtellung des Protokolls aufgenommen hat. Die Richtigkeit des Vortrags des Referenten iſt ſonach weſentlich bedingt durch die Richtigkeit der von dem Unterſuchungsrichter aufgenommenen Akten; iſt in dieſen das Reſultat der Verhandlungen einſeitig oder mangelhaft dargeſtellt, ſo muß nothwendig auch der Vortrag des Referenten einſeitig und mangelhaft

das Ergebniß der Unterſuchung dem Gericht zur Kenntniß bringen, und letzteres wird ſodann ſein Urtheil auf eine einſeitige und mangelhafte Grundlage bauen. Dies ſollte einleuchtend ſeyn. Selbſt aber auch aus vollſtändigen und richtigen Akten kann der Referent einen einſeitigen und unrichtigen Vortrag für das Gericht fertigen, ſo daß aus der Vollſtändigkeit und Richtigkeit der Akten noch nicht gefolgert werden kann, daß auch das Gericht ganz und unentſtellt den Inhalt derſelben erfahren werde.

Von letzterer Unſicherheit wird ſpäter die Rede ſeyn; zunächſt wird ſich fragen, ob die ſchriftliche Aufnahme der Verhandlungen durch den Inquirenten eine genügende Bürgſchaft dafür biete, daß die Ausſagen des Angeſchuldigten, der Zeugen und der Sachverſtändigen getreu und vollſtändig in die Akten kommen? Und dieſe Frage iſt wohl unbedingt zu verneinen.

Sieht man nämlich auch ab von der Möglichkeit abſichtlicher Untreue, die bei Aufnahme des Protokolls begangen werden kann, eine Möglichkeit, die von den meiſten Geſetzgebungen, welchen das ſchriftliche Verfahren zu Grunde liegt, ſelbſt anerkannt und vorausgeſetzt wird, dadurch nämlich, daß dem Inquirenten bald ein beſonderer Aktuar (Protokollführer), bald Urkundsperſonen, bald beides zuſammen zur Controle beigegeben ſind, was nach der Stellung und dem Bildungsgrade dieſer controlirenden Perſonen nur die Verhütung abſichtlicher Geſetz- und Rechtswidrigkeiten des Inquirenten bezwecken, nicht aber dazu dienen kann, die Zweckmäßigkeit und Vollſtändigkeit der Protokollführung zu erleichtern und zu befördern — ſieht man alſo auch ab von jener Möglichkeit einer abſichtlichen Untreue, ſo liegt doch in der Natur der Sache, daß das Protokoll die Verhandlung mit dem Angeſchuldigten und den Zeugen unmöglich ſo vollſtändig und getreu wiedergeben kann, daß dabei kein Wort, kein Umſtand, kein Ausdruck der Mienen und der ganzen Haltung des Verhörten übergangen und dem Richter, welcher auf dies Protokoll hin urtheilen ſoll, dieſelbe klare, beſtimmte und vollſtändige Anſchauung von den Verhandlungen gegeben wird, welche er erhält, wenn vor ihm ſelbſt der Angeſchuldigte und die Zeugen vernommen werden. Es iſt unmöglich, daß jedes Wort, das der Richter und das der Vernommene geſprochen, auch wirklich ſo, wie es geſprochen worden, zu Papier gebracht werde, und noch viel

weniger iſt es möglich, den Ton der Stimme, den Ausdruck, die innere Bewegung, die oft einen ſo weſentlichen Commentar zum Worte bilden, im Protokolle darzuſtellen. Der Inquirent oder der Protokollführer verzeichnet nur das Weſentliche des Verhandelten, den Hauptinhalt der Rede, und muß hiebei ausſcheidend, ordnend, oft überſetzend, zu Werke gehen, um, wie man ſagt, ein ordentliches Protokoll zu führen. Hiebei iſt aber nicht anders möglich, als daß die das Protokoll aufnehmende Gerichtsperſon von ihrer individuellen Auffaſſung des Verhandelten, von ihrer perſönlichen Anſicht darüber, was erheblich und was unerheblich ſey, ausgehe und ſo den Stoff, das eigentlich Verhandelte, Geſprochene, bei ſich verarbeite, und nur das Produkt dieſer Verarbeitung zu Papier bringe. Jeder Menſch ſieht mit ſeiner eigenthümlichen Brille; — wer aber wird behaupten, daß die Brille des Protokolliſten gerade immer die reinſte, die treueſte ſey? — Das Protokoll entwirft von der wirklichen Verhandlung ein Bild, wie es ſich in dem, der dasſelbe fertigt, geſtaltete; — wer aber bürgt dafür, daß dieſer Spiegel ein ganz treuer, von keinem Irrthum, keinem Mißverſtändniß, keiner vorgefaßten Anſicht getrübter ſey? Nur Eines, ſtatt Vielem, was hiebei ſpeziell angeführt werden könnte. Es iſt bekannt, daß der gemeine Mann meiſt ſeine beſondere, vom guten Deutſch abweichende Redeweiſe, daß er oft eigenthümliche Ausdrücke hat, oder gewöhnliche in ungewöhnlichem Sinne braucht; ſeine Rede aber wird in gutem Deutſch zu Protokoll gebracht: wie nun kann man ſich darauf verlaſſen, daß hiebei das Amt des Ueberſetzers, des Dolmetſchers, des Styliſten auf ſolche Weiſe geübt werde, daß der wahre, ganze Sinn zu Protokoll genommen werde? Eine Frage von dem erkennenden Gericht zur Erläuterung geſtellt, würde oft den Verhörten ſtaunen machen, wie ihm etwas ganz Anderes in den Mund gelegt werden, als er mit ſeiner Rede wirklich ſagen wollte.

Doppelt unſicher und gefährlich iſt es im Inquiſitionsprozeſſe, auf ſolche Protokolle ein Urtheil zu bauen, da der Inquirent nach dieſer Prozeßform die Aufgabe hat, im Namen des Staats den Verdächtigen zu verfolgen und ſich zu bemühen, das Strafrecht deſſelben gegen dieſen zur Anwendung zu bringen; wobei nach dem, was oben ſchon nachgewieſen wurde, der Inquirent

dem Angeſchuldigten als Partbei entgegentritt und (auch ohne ſchlimme Abſicht) unwillkürlich veranlaßt wird, ſein Augenmerk zunächſt und hauptſächlich auf das zu richten, was gegen den Angeſchuldigten zu ſprechen ſcheint. Daher denn auch die ganze Art und Weiſe, auf welche er das Verhandelte auffaßt, und noch mehr, auf welche er das ſichtet, was in ſeinen Augen erheblich und was unerheblich iſt, nur allzuleicht einſeitig iſt und darum auch die Darſtellung im Protokolle untreu und unvollſtändig wird.

Gewähren nach dem Bisherigen die Akten des Unterſuchungsrichters in keinem Falle ein genügend treues, vollſtändiges Bild der wirklichen Verhandlungen, des wahren Reſultats der Unterſuchung, ſo folgt allein ſchon hieraus, daß es dem erkennenden Gerichte, das auf dieſe Akten ſein Urtheil baut, an einer ſicheren Grundlage für dies Urtheil fehlt. Dies hat der geſunde Sinn des Volks wohl erkannt, wenn es zum Sprichwort wurde: „wie berichtet, ſo gerichtet.“

Allein das Gericht, das richten ſoll, erfährt in der Mehrzahl ſeiner Mitglieder ſelbſt nicht einmal den ganzen Inhalt dieſer Akten, die nur der Referent erhält und lieſt. Vom Referenten wird wiederum ein neues Bild geſchaffen.

Das Protokoll enthält die ſtufenweiſe fortſchreitenden Verhandlungen in ihren einzelnen Zeitabſchnitten; aus dieſen einzelnen Darſtellungen muß ein Geſammtbild von dem Reſultat derſelben für das urtheilende Gericht vom Referenten entworfen werden. Nun erſt beginnt in höherem Grade das Sichten und Ordnen des Stoffes, der, in den Akten nach der Zeit der Entſtehung aufgeſchichtet, vom Referenten in logiſcher Ordnung auszugsweiſe dargeſtellt und ſo dem Gerichte vorgetragen wird.

Zu läugnen iſt nun nicht, daß durch dieſes Ordnen und Verarbeiten des durch die Unterſuchung gelieferten Materials den übrigen Mitgliedern des erkennenden Gerichts die Ueberſicht und die Auffaſſung deſſelben, und ebendamit auch die Fällung eines Urtheils über daſſelbe ſehr erleichtert wird, wie denn der menſchliche Verſtand überhaupt leichter und feſter erfaßt, was ſeinen Geſetzen gemäß, das heißt in logiſcher Ordnung, ihm dargeboten wird. Allein es fragt ſich, ob dieſer Vortheil in formaler Hinſicht nicht auf Koſten der Wahrheit der Sache ſelbſt

erreicht werde. Dies aber iſt wohl unläugbar der Fall. Denn auch bei dem Referenten wird und muß ſeine ſubjektive Betrachtungsweiſe auf die Art der Sichtung, der Auswahl und der Darſtellung deſſen einwirken, was er im einzelnen Falle als zur Sache gehörig, als erheblich oder als nicht erheblich anſieht; bei ihm noch mehr als bei dem Inquirenten wird und muß beſonders ſeine rechtliche Anſicht von dem Falle auf jene Auswahl und Sichtung der einzelnen Beſtandtheile des Unterſuchungs-Ergebniſſes und auf die Ordnung in der Zuſammenſtellung von Einfluß ſeyn; und es iſt bekannt genug, wie ſehr nicht nur jene Auswahl (dies liegt auf flacher Hand), ſondern auch die Art der Zuſammenſtellung das Urtheil zu beſtechen geeignet iſt; daher denn auch nicht mit Unrecht der Wahl des Referenten ſowohl von den Regierungen als von den Parteien ein ſo großes Gewicht beigelegt zu werden pflegt.

Der Inhalt der Akten erfährt alſo in dem Vortrag des Referenten wiederum eine Bearbeitung, und zwar eine geſteigerte und freiere geiſtige Verarbeitung, als die Verhandlungen ſelbſt bei dem Niederlegen derſelben ins Protokoll durch den Inquirenten bereits erlitten haben; die Anſchauungsweiſe des Referenten, ſein ſubjektives Urtheil ſind die Formen, in welchen der Stoff der Unterſuchung eine neue Geſtaltung erhält. Daß aber dieſe ſubjektiven Formen immer der objektiven Wahrheit Eintrag thun können, ja mehr oder weniger Eintrag thun müſſen, wird wohl Niemand läugnen.

Auf dieſe Weiſe gelangt denn das, was in der Unterſuchung wirklich verhandelt worden, nur in einer zweiten Bearbeitung zur Kenntniß des urtheilenden Gerichts; dieſes erhält das Bild der Verhandlungen erſt in der zweiten Abſpiegelung, die der Vortrag des Referenten iſt; es erfährt dieſelben nur ſo weit und ſo, wie es zuerſt der Inquirent und dann der Referent für nöthig und angemeſſen fanden, und es liegt in der Natur der Sache, daß jene Kenntniß eine unſichere, unvollſtändige und mehr oder minder einſeitige ſeyn muß.

Ganz anders bei dem mündlichen Verfahren, wenn die Verhandlung mit dem Angeſchuldigten und den Zeugen vor dem ganzen erkennenden Gerichte ſelbſt vorgeht, ſo daß gleichmäßig jedes Mitglied des Gerichts unmittelbare und vollſtändige Kenntniß

von Allem erlangt, was möglicherweiſe auf das Urtheil von Einfluß ſeyn kann, und wobei zugleich jene ſchriftlich nicht darſtellbaren Momente, die in dem Tone, der Haltung, der ganzen Perſönlichkeit des Vernommenen liegen, und welche im ſchriftlichen Verfahren unbenützt verloren geben, dem Richter ſich darbieten, um ihm die Bildung einer möglichſt ſichern Ueberzeugung zu erleichtern. — Freilich iſt nicht zu läugnen, daß bei dieſer Art des Verfahrens, wenn ſämmtliche Verhöre vor dem Gerichte ſelbſt erfolgen, in ſolchen Fällen, in welchen viele Perſonen zu vernehmen und mehrere Anſchuldigungspunkte zu erörtern ſind, die Ueberſicht über das ganze Material, über das ganze Ergebniß der Unterſuchung, das Feſthalten und Vergleichen der einzelnen Beweismomente, der verſchiedenen Zeugenausſagen namentlich, dem einzelnen Gerichtsmitgliede oft ſchwerer fallen wird, als wenn der Vortrag eines Referenten die einzelnen Beweismomente ſchon geordnet, geſichtet und verglichen dem Gerichte zur Kenntniß bringt; allein entſcheidend kann dieſe Rückſicht für unſere Frage überall nicht ſeyn. Einmal ſind es der Fälle, in welchen jene Schwierigkeit vorkommen wird, doch immer wenige, ſie bilden die Ausnahme von der Regel; die Norm des Verfahrens aber muß ſich nach der Regel und nicht nach einzelnen Ausnahmen beſtimmen; ſodann bietet im mündlichen Verfahren des Anklageprozeſſes ſchon die Anklageakte einen Anhaltspunkt, einen Faden, an welchem der einzelne Richter ſich bei Auffaſſung und Erwägung der verſchiedenen Beweismomente halten kann; ferner iſt jedem Gerichtsmitgliede möglich, während der Verhandlung ſeinem Gedächtniß durch ſchriftliche Notirung des Weſentlichſten zu Hülfe zu kommen, und es iſt Aufgabe des Präſidenten, am Schluſſe der Verhandlung die ſämmtlichen weſentlichen Momente zuſammenzufaſſen, wobei er durch ſämmtliche Mitglieder, welche ja Alles mit angehört, genug kontrolirt wird, wie auch die Mitglieder unter einander ihre Auffaſſung des Verhandelten gegenſeitig ergänzen und berichtigen können; endlich iſt es bekannt, daß eigene Anſchauung und das lebendige Wort die treue und lebendige Auffaſſung weſentlich erleichtern, während es dem bloßen Votanten brim ſchriftlichen Prozeſſe ſchwer fallen wird, dem Vortrag des Referenten — (nicht jeder Referent hat die Gabe, durch die Art des Vortrags die Aufmerkſamkeit zu

feſſeln) in ſolcher Weiſe zu folgen, daß ihm nichts Erhebliches dabei entgeht. Jedenfalls aber iſt oben ſchon bewieſen, daß das, was der Referent, wenn auch in einer den Ueberblick erleichternden Form, vorträgt, nicht jene reine, volle Wahrheit iſt, wie das, was den Richtern bei der mündlichen Verhandlung unmittelbar vor Aug und Ohr ſich darſtellt, daß jenes einer magerern, unſicheren Copie von einer andern Copie verglichen werden muß, während beim mündlichen Verfahren dem Gerichte das lebendige Original unmittelbar geboten wird. Dies iſt es immer und beſonders, was letzterem Verfahren den entſchiedenen Vorzug vor dem ſchriftlichen verbürgt.

Und dieſen Vorzug behält das mündliche Verfahren auch ſelbſt dann, wenn richtig ſeyn ſollte, was die Vertheidiger der Schriftlichkeit mit ſo großem Nachdruck geltend machen, daß nämlich mit dem mündlichen Verfahren die Beibehaltung des Appellations- oder Recursrechts unvereinbar ſey. Denn ſelbſt in dieſem Falle dürfte ein einmaliger Richterſpruch auf eine ſichere Grundlage hin ſtets noch den Vorzug verdienen vor mehreren Richterſprüchen, die, wie bei der Schriftlichkeit, auf ganz unſicherer Grundlage ruhen. Indeſſen ſcheint jene Behauptung der Unverträglichkeit der Appellation mit dem mündlichen Verfahren noch keineswegs erwieſen zu ſeyn, wie denn der neue badiſche Entwurf beides vereinigt (ob gerade auf die glücklichſte Weiſe, mag dahin geſtellt bleiben), und die Berufung an einen höheren Richter jedenfalls bezüglich der Rechtsfrage (im Gegenſatze zu der Thatfrage) entfernt keine Schwierigkeit haben kann, bezüglich der Thatfrage aber wenigſtens dann, wenn das Prozeßgeſetz beſtimmte, wenn auch nur negative Beweisregeln enthält, wo denn wenigſtens darüber, ob keine ſolche Regeln verletzt worden ſeyen, der höhere Richter wohl wird urtheilen können, ohne daß eine Wiederholung der mündlichen Verhandlung vor ihm nöthig wäre.

Welche von beiden Prozeßarten, ob die ſchriftliche oder die mündliche, mit mehr Aufwand an Zeit und Koſten verknüpft ſey, iſt unter den Vertheidigern derſelben ſehr beſtritten; für jedes Prinzip wird der Vorzug größerer Schnelligkeit und Wohlfeilheit geltend gemacht; doch hat wenigſtens nach der Erfahrung in den Ländern, wo das mündliche Verfahren dermalen herrſcht, noch kein Prozeß ſo viele Jahre gedauert, als dies von manchen

öffentlich bekannten Unterſuchungen nach dem Prinzip der Schriftlichkeit der Fall geweſen iſt, und da die Koſten in der Regel mit der Dauer des Prozeſſes zu ſteigen pflegen, ſo ſcheint in beiden Beziehungen das mündliche Verfahren im Vortheil zu ſeyn. Indeſſen kann keinenfalls der Koſtenpunkt entſcheiden, wenn es ſich davon handelt, auf welchem Wege am ſicherſten die Wahrheit ausgemittelt und Gerechtigkeit geübt werden könne; und darum iſt auch von geringerer Bedeutung, was die Gegner der Mündlichkeit darüber vorzubringen pflegen, daß durch das Ausbleiben eines oder des andern Zeugen oder Angeklagten bei der mündlichen Verhandlung eine Wiederholung der letzteren veranlaßt werden könne, und daß die Beibringung von einzelnen Zeugen vor Gericht oft ganz unthunlich ſey; welch letzteres wohl ebenſogut bei dem ſchriftlichen Verfahren gilt.

Kaum zu erwähnen endlich iſt der zuweilen gehörte Einwand gegen die mündliche Verhandlung, daß durch die Perſönlichkeit des Angeklagten und der Zeugen der Richter in ſeinem Urtheil beſtochen werden könne. Man ſollte meinen, daß gerade die Möglichkeit für den Richter, jene Perſönlichkeiten kennen zu lernen, ein weſentliches Vehikel zur Ermittelung der Wahrheit ſey, da jedenfalls, auch nach den Vorſchriften des ſchriftlichen Prozeſſes, wie nach der Natur der Sache, auf die Perſönlichkeit des Angeklagten und der Zeugen, wovon vielfach abhängt, ob Jenem das Verbrechen zuzutrauen, und ob den Ausſagen von Dieſen Glauben beizumeſſen ſey, Rückſicht zu nehmen iſt; im ſchriftlichen Prozeſſe begnügt man ſich hiebei mit dürftigen Geberdenprotokollen und einſeitigen Schilderungen durch den Inquirenten, während beim mündlichen Prozeſſe jedes Gerichtsmitglied ſelbſt ſehen und beobachten kann, wodurch die Gefahr der Täuſchung und des Irrthums zwar allerdings nicht ganz beſeitigt, doch aber ganz gewiß ſehr weſentlich vermindert wird.

Gelegentlich mag hier noch eine Bemerkung an dieſe Erörterung über die Mündlichkeit und Schriftlichkeit des Strafverfahrens ſich anreihen, welche zwar nicht unmittelbar auf dieſe Streitfrage ſich bezieht, wohl aber einen Punkt betrifft, welcher bei beiden Arten des Verfahrens mehr Beachtung verdienen dürfte, als er bis jetzt im deutſchen Strafprozeß gefunden hat.

Es iſt die Bedeutung und die rechtliche Folge, welche dem

ganz und ungehindert dem Militärſtande leben können; ſo iſt der Grund zum ſtehenden Heere ſchon anerkannt, und es handelt ſich nur mehr um die Ausdehnung dieſer Zahl.

Das Verdammungsurtheil über ſtehende Heere zu ſprechen, gehört zu den Lieblingsgegenſtänden unſerer Zeit; aber nirgends iſt die Frage gehörig gewürdigt, ob es möglich iſt, ſie zu entbehren? — Viel kann gegen ſie geſagt werden, und Niemand hat mehr gegen ſie geſagt, als Macchiavell in den wenigen Worten: „Stehende Heere ſind das Verderben des Staates; ſie wandeln Herrſcher in Tyrannen um.“ Aber ſeit es einem Staat eingefallen iſt, eine Zahl Männer ausſchließend für den Krieg zu beſtimmen und auf bereitem Fuß zu halten, konnten alle Nachbarſtaaten nicht weniger als daſſelbe thun, weil Sicherung gegen Angriff von Außen Pflicht der Regierung iſt, und Kriege immer ſo viele Vorbereitungszeit erfordern, daß gegen das muthigſte Volk derjenige, der dieſe Zeit voraus hat, aller Wahrſcheinlichkeit nach Sieger wird. Auf Wunder aber darf ein Staat nicht bauen: ſie geſchehen zu ſelten. Für die Völker wäre es freilich zuträglicher, wenn alle Staaten übereinkämen, ihre ſtehenden Heere abzuſtellen; aber ſolch Uebereinkommen, ſelbſt wenn es geſchähe, könnte nie aufrichtig ſeyn. Ruht die Vertheidigung im Volke, ſo kann die Regierung freilich nie verſucht werden, der Waffenkraft gegen das Volk ſich zu bedienen, und das Volk kann ſich nicht gezwungen ſehen, den größeren Theil ſeines mühſamen Erwerbs für die Erhaltung und Verſtärkung ſeiner Feſſeln hingeben zu müſſen.“ Wer ſagt aber, daß ſtehende Heere, wenn ſie zu dieſem Mißbrauche leiten können, immer dahin geleitet haben? Es iſt wahr, daß Herrſcher, die in der Geſchichte gebrandmarkt ſind, überall die erſten ſtehenden Heere aufſtellten; Octavius und Tiber begannen die Legionen an den Grenzen aufrecht zu erhalten und Rom durch Prätorianer zu bewachen; — aber folgt hieraus, daß alle diejenigen, die dieſe Einrichtung bewahren, ihnen gleichen? — Es iſt wahr, daß alle großen Umwälzungen der Staaten — brachten ſie nun ein freies Volk in Feſſeln, oder warfen ſie Throne um — erſt durch den Zutritt der gewaffneten Macht entſchieden wurden; aber wenn dies Werkzeug gefährlich iſt, ſoll man es deßhalb wegwerfen? und wenn eine Hand es nicht gebrauchen kann, folgt daraus, daß es in keiner andern tauge? — Geht nicht ſogar aus dieſen Mißbräuchen für die Völker der Troſt

freien Bekenntniſſe des Angeſchuldigten beigelegt werden könnte und ſollte, gewiß hauptſächlich geeignet, einerſeits auf die Vereinfachung und Beſchleunigung vieler Criminalprozeſſe mit Erfolg hinzuwirken, andererſeits zugleich manche Bedenken zu beſeitigen, die gegen das mündliche Anklageverfahren, namentlich wenn es öffentlich iſt, erhoben zu werden pflegen. Der Inquiſitionsprozeß legt zwar auf das Geſtändniß ein ganz beſonderes Gewicht und die Vertheidiger deſſelben rühmen ihm nach, daß nur in ihm dieſes wichtigſte Beweismittel gehörig verfolgt und benützt werden könne; das Beſtreben, in jedem Falle wo möglich den Angeſchuldigten zum Bekenntniſſe zu bringen, hat aber hauptſächlich die dem Inquiſitionsprozeß mit Recht vorgehaltenen Nachtheile zur Folge, daß dadurch die Unterſuchungen über Gebühr verſchleppt, der Verhaft des Angeſchuldigten nicht nur vielfach verlängert, ſondern oft auch zum Torturmittel Behufs der Erlangung eines Geſtändniſſes mißbraucht, und daß der Unterſuchungsrichter überhaupt veranlaßt werde, zweideutige Mittel und eine geiſtige Tortur anzuwenden, um zu jenem Zwecke zu gelangen. Allein trotz dieſes großen Werthes, welchen der Inquiſitionsprozeß auf das Bekenntniß legt, bleibt es bei dem Endurtheile meiſt ohne alle rechtliche Folge, ob der Angeſchuldigte geſtanden hat, oder gegen ſein Läugnen überführt worden iſt; kaum daß im letzteren Falle eine unbedeutende Verſchärfung der Strafe eintritt (früher wurde ſogar meiſt auf eine mildere Strafe, auf eine poena extraordinaria erkannt); in Fällen, in welchen es ſich von der Todesſtrafe handelt, iſt nach den meiſten Geſetzgebungen der läugnende Verbrecher ſogar noch begünſtigt, da gegen ihn, wenn der Beweis nicht durch Zeugen, ſondern durch Indicien geführt wurde, die Todesſtrafe nicht in Anwendung kommt, ſondern ſtatt ihrer eine bloße Freiheitsſtrafe. — Im accuſatoriſchen Prozeſſe fällt nicht nur jenes Beſtreben des Unterſuchungsrichters, ein Geſtändniß zu erwirken, hinweg, ſondern es wird ſogar behauptet, daß jene Prozeßform dem Geſtändniß geradezu entgegenwirke (die engliſchen Richter ſollen den Angeklagten ausdrücklich ermahnen, vorſichtig in ſeinen Einräumungen zu ſeyn); nach dem franzöſiſchen Prozeſſe iſt es auch auf das Urtheil und namentlich auf die Strafgröße von keinem Einfluß, ob der Angeklagte ſeine Schuld bekennt oder gegen

freches Läugnen überwiesen wird; dagegen trifft nach dem englischen Prozeß den Angeklagten, welcher sich selbst schuldig bekennt, gesetzlich eine mildere Strafe.

Diese letztere, von dem praktischen Volk der Engländer längst eingeführte Bestimmung nun möchten wir zur ernstlichsten Erwägung empfehlen.

Schon die einfachste Criminalpolitik (welche ja auch z. B. die thätige Reue beim Diebstahl bald sehr strafmildernd, bald ganz strafaufhebend wirken läßt,) sollte darauf führen, durch das Gesetz einen Bestimmungsgrund, einen Reiz zu einem freiwilligen Bekenntniß darin zu geben, daß ein solches Bekenntniß zu einer Milderung der Strafe (mit Ausnahme vielleicht der Todesstrafe, welche keine Grade hat und nur in den extremsten Fällen zur Anwendung kommen soll) berechtige; auch das natürliche Rechtsgefühl des Volks wird mit einer solchen Maßregel des Gesetzes harmoniren, da der geständige und reuige Verbrecher — und beides wird meist zusammenfallen — im Allgemeinen als minder gefährlich und weniger schlimm angesehen werden darf, als der verstockte, läugnende Uebelthäter. Dieser einfache Rechtssatz würde wohl in einer großen Zahl von Fällen eine rasche Beendigung der Untersuchung herbeiführen, und da eine dem Verbrechen sofort folgende geringere Strafe gewiß bei dem Verbrecher, wie bei Andern, die abgeschreckt werden sollen, wirksamer ist, als eine lange nachher erst eintretende, selbst größere Strafe, so würde wohl auch der Wirksamkeit der Strafjustiz überhaupt dadurch kein Eintrag geschehen. Daß die Abkürzung des Verfahrens, womit gewöhnlich auch die Abkürzung der Haft verbunden, die Kosten der Justizverwaltung wesentlich vermindern müßte, ist eine natürliche, wenn auch nicht unbedingt entscheidende Folge. Endlich aber können für die Fälle des freiwilligen Bekenntnisses die weitläufigen und beschwerlichen Proceduren als überflüssig gelten, welche nicht nur die Organe der Justiz und der übrigen Staatsverwaltung so belästigend in Anspruch nehmen, sondern es würden damit zugleich auch dem Angeklagten selbst, im Anklageprozeß, jene Proceduren erspart werden können, vor denen er sich, wenn er nicht ganz verdorben, gar sehr zu scheuen pflegt. Namentlich gilt dies von der öffentlich mündlichen Verhandlung vor dem Richter, von welcher oft behauptet wird, daß sie nach

den Ansichten und der Gefühlsweise des deutschen Volkes eine empfindliche Schärfung des ohnedem in jedem Criminalprozesse liegenden Uebels sey, und welche wohl in dem Falle eines freiwilligen Bekenntnisses ganz umgangen werden könnte. Wie übrigens dem geständigen Uebertreter jene Schärfung erspart würde, so träfe sie den läugnenden Verbrecher mit vollem Rechte, die Aussicht hierauf aber würde wiederum auf die Ablegung freier Bekenntnisse gewiß sehr befördernd wirken. Uebrigens wird über die Zulässigkeit der Oeffentlichkeit im Strafverfahren, namentlich in Rücksicht auf die mögliche Unschuld des Angeklagten, hiernach besonders die Rede werden.

Zunächst noch Einiges über

Geschworenengerichte und ständige Richter.

Die Vertheidiger des Anklageverfahrens setzen mit diesem nicht nur die Mündlichkeit, sondern auch die Entscheidung über die Thatfrage durch Geschworenengerichte so in Verbindung, daß sie das Eine durch das Andere bedingt und geboten halten. Dennoch wird man behaupten müssen, daß mündliches Anklageverfahren sich ebensogut auch vor ständigen Richtern denken lasse, (wie denn auch z. B. der badische Entwurf dies vorschlägt,) daher mit dem Beweise über den Vorzug des Anklageprinzips und der Mündlichkeit noch nicht zugleich auch die Frage wegen der Geschwornengerichte als erledigt betrachtet werden kann.

Die Punkte, auf welche es bei der Beantwortung dieser Frage ankommen dürfte, lassen sich mit wenigen Worten bezeichnen.

Für die Geschworenengerichte wird geltend gemacht, daß sie, als aus dem Volke ohne Einfluß der Regierungsgewalt hervorgehend, weit unabhängiger seyen, als die Mitglieder ständiger Gerichte, die von der Staatsregierung bestellt werden; daß sie ferner an keine bestimmte Beweisregeln gebunden, vielmehr einzig an ihre innerste Ueberzeugung verwiesen, und so mehr im Stande seyen, die materielle Wahrheit auszusprechen, während die ständigen Gerichte mehr nur die formelle Wahrheit nach den gesetzlichen Beweisregeln aussprechen; und daß endlich die Geschworenen mit dem bloßen gesunden Menschenverstand, der natürlichen Logik und ihrer Lebenserfahrung auch rücksichtlich der

persönlichen Befähigung zu einem richtigen Urtheil über die Thatfrage den Vorzug vor ständigen Richtern verdienen, welche in juristischen Theorien befangen und dem Leben ferner stehend, der Gefahr einseitiger Urtheile weit mehr ausgesetzt seyen.

Auf der andern Seite wird für die ständigen Gerichte angeführt, daß sie bei ihrer juristischen Bildung und ihrer steten Uebung im Rechtsprechen mehr Fähigkeit und Sicherheit in demselben erlangen müssen, als die nur für einen einzelnen Fall berufenen Geschworenen; daß ferner die Thatfrage sich meist nicht strenge von der Rechtsfrage trennen lasse, für letztere aber es den Geschworenen an der erforderlichen Rechtsbildung fehle; daß die ständigen Gerichte durch die Entscheidungsgründe, die sie von ihren Erkenntnissen geben, und durch ihre corporative Fortexistenz, in welcher sie dem Urtheile des Publikums unterliegen, weit mehr Abhaltungsgründe vor leichtsinnigen und willkürlichen Entscheidungen haben, als die nach jedem Urtheil im einzelnen Falle sich auflösenden und unter der Masse des Volks verschwindenden Geschworenen; und daß endlich die Geschworenen weit mehr als ständige Richter einem ungeeigneten Einfluß der öffentlichen Meinung oder auch der persönlich bei dem Rechtsfall Betheiligten unterliegen.

Die Wahrheit bei dieser Frage möchte in der Mitte liegen.

Rücksichtlich der Befähigung zu Fällung eines der Wahrheit und dem Rechte entsprechenden Erkenntnisses verdienen wohl unstreitig die ständigen Gerichte den Vorzug vor den Geschworenen. Auch abgesehen davon, daß in vielen, vielleicht in den meisten Fällen die Rechtsfrage sich nicht strenge von der Thatfrage trennen läßt (im englischen und französischen Prozesse fallen sie zusammen, da das Schuldig oder Nichtschuldig nicht nur auf die Handlung an sich, sondern auch auf ihre Strafbarkeit nach dem Gesetze und zwar nach derjenigen Bestimmung desselben, unter welche die Anklage die äußere Handlung subsumirt, sich bezieht); auch abgesehen davon ist gewiß nicht zu läugnen, daß ein durch Studien logisch ausgebildeter Verstand geeigneter ist, die beweisenden Momente scharf und richtig aufzufassen und ein sicheres Urtheil zu fällen, als ein minder ausgebildeter; sowie daß eine Uebung in dieser Geistesfunktion ebenso, wie in andern Dingen, auch größere Gewandtheit und Sicherheit verschafft.

Es muß daher wohl angenommen werden, daß ſtändige Richter, als Männer, deren ganze Bildungslaufbahn jene Schärfung der Auffaſſung und Urtheilskraft bezweckt, und deren ganzer Beruf ſie in ſteter Uebung hierin erhält, an ſich zum Rechtſprechen befähigter ſind, als die Geſchworenen, bei welchen ſolche Garantien nicht vorliegen. Auch darf wohl ohne Wagniß angenommen werden, daß durch jene größere Bildung und jene Uebung der geſunde Menſchenverſtand nicht nothleiden, vielmehr nur auf eine höhere Stufe gehoben werde, und daß die Richter ſich auch vom Leben nicht abſchließen, in das ſie von ſelbſt hineingezogen werden, ſeitdem der Kaſtengeiſt und die Abſonderung der Stände täglich mehr verſchwindet. — Sodann aber ſind, wie ſchon bemerkt, bei jedem Ausſpruch der Geſchworenen über Schuldig oder Nichtſchuldig (da wo Geſchworene bis jetzt ſich finden) zwei Beſtandtheile zu unterſcheiden: einmal haben ſie die Frage zu beantworten, ob die äußere Handlung mit dieſen und jenen Umſtänden (abgeſehen von der Strafbarkeit) als erwieſen zu betrachten ſey, und dann haben ſie darüber zu urtheilen, ob dieſe äußere Handlung diejenige Geſetzesübertretung, welche die Anklage annimmt, wirklich ſey, d. h. ob ſie unter den in der Anklage bezeichneten Verbrechensbegriff falle, ob durch ſie dasjenige Strafverbot verletzt ſey, welches der Ankläger als verletzt behauptet. Dieſer zweite Beſtandtheil des Urtheils der Geſchworenen aber ſetzt eine Kenntniß des Strafgeſetzes ſelbſt voraus, während doch die Geſchworenen, als in der Regel ſchlichte Bürger, keinen Beruf und keine Veranlaſſung haben, ſich mit dem Strafgeſetze näher bekannt und vertraut zu machen; ſie bieten daher rückſichtlich dieſes zweiten Beſtandtheils ihres Urtheils offenbar keine Garantie dar, und dies um ſo weniger, je ſchwieriger es im einzelnen Falle iſt, den wahren Sinn des Geſetzes, der oft ein tieferes Studium der Quellen und Geſchichte deſſelben erfordert, zu ermitteln. Soll aber der Ausſpruch der Geſchworenen die Bedeutung haben und diejenige Sicherheit gewähren, welche ihre Vertheidiger von ihnen behaupten, ſo kann dieſer zweite Beſtandtheil ihres Ausſpruchs ihnen nicht entzogen und ihr Urtheil nicht auf die eigentliche Thatfrage, in der erſtgedachten Beſchränkung, begrenzt werden.

Von ſtändigen Richtern dagegen, deren ganze Vorbildung das richtige Auffaſſen des Geſetzes erleichtert, und deren ganzer

Beruf sie auf dieses Studium hinweist, kann wohl unstreitig sicherer erwartet werden, daß sie der Frage von der Strafwürdigkeit der Handlung nach dem Gesetze, von der Subsumtion der Handlung unter das Strafgesetz, weit mehr gewachsen seyen.

Allerdings stellt ferner das Gesetz da, wo ständige Gerichte auch über die Thatfrage urtheilen, gewöhnlich feste (wenn auch nur sogenannte negative) Beweisregeln auf, an welche sich der Richter bei Beantwortung der Beweisfrage zu halten hat; allein es kann durchaus nicht behauptet werden, daß dies an sich nothwendig sey, und wenn überhaupt anzunehmen ist, daß die objektive Wahrheit, das materielle Recht, ohne solche Regeln sicherer zur Geltung kommen kann, so hindert nichts, die Schranke der Beweisregeln auch bei ständigen Gerichten aufzuheben.

Doch fällt in die Augen, daß eine solche Befreiung des ständigen Richters von gesetzlichen Schranken bei der Cognition über die Beweisfrage nur dann ungefährlich ist, wenn die Unabhängigkeit und Unbefangenheit desselben möglichst gesichert erscheint. So wie dermalen die Gerichte in den meisten deutschen Staaten gestellt sind, wird wohl mit Grund diese Unabhängigkeit und Unbefangenheit bezweifelt werden müssen. Aus diesem Zweifel erklärt sich auch allermeist das Verlangen nach den Geschworenengerichten, die allerdings rücksichtlich der Unabhängigkeit von der Regierung weit mehr Beruhigung darbieten, als ständige Gerichte. Diesen entgeht nicht sowohl das Vertrauen in ihre Fähigkeit, als vielmehr das Vertrauen in eine völlige Unabhängigkeit ihres Urtheils, und man scheut sich wohl jedenfalls mit Recht, jene Ungebundenheit des Urtheils, die Befreiung von gesetzlichen Beweisregeln solchen Gerichten zuzugestehen, deren Mitglieder von der Staatsregierung nach freiem Ermessen angestellt, versetzt oder befördert werden können. So lange die äußere Lage der ständigen Richter von dem Wohl- oder Uebelwollen der Inhaber der Staatsgewalt abhängt, ist es, da man es überall mit Menschen zu thun hat, die menschliche Schwächen haben, wohl keine weitgesuchte übertriebene Besorgniß, wenn man befürchtet, daß manche Richter durch die Hoffnung auf Verbesserung der äußeren Lage, oder durch die Sorge, in eine schlimmere versetzt zu werden, aus der dem Gericht nothwendigen Unbefangenheit sich hinausrücken lassen, und daß in Fällen,

in welchen die Staatsregierung ein Intereſſe oder einen Wunſch für dieſe oder jene Art der Entſcheidung des einzelnen Falles hat, egoiſtiſche Motive bei den Richtern das Geltendmachen einer unbefangenen rechtlichen Anſicht beeinträchtigen werden.

Aus dieſer Beſorgniß hat ſodann auch der, wenn vielleicht auch nicht ausdrücklich, ſo doch ſtillſchweigend bisher in Deutſchland anerkannte Grundſatz ſich entwickelt, daß die Regierung den Gerichten in keiner Weiſe eine Anſicht, einen Wunſch im einzelnen Rechtsfall zu erkennen geben dürfe; ſolche Inſinuationen galten ſtets als die Unabhängigkeit der Gerichte in hohem Grad gefährdend.

Dieſer Grundſatz aber wird im Anklageprozeß aufgegeben, da nach dieſer Prozeßform die Regierung durch den Staatsanwalt, als ihr Organ, ſogar regelmäßig ihre Anſicht darüber, wie im einzelnen Rechtsfall entſchieden werden ſolle, dem Gerichte zur Kenntniß bringt. Hieraus erklärt ſich dann auch unſchwer die Bereitwilligkeit und das Beſtreben mancher Regierungen, unter Beibehaltung des Inquiſitionsprozeſſes vor ſtändigen, von der Regierung mehr oder minder abhängigen Gerichten, vom Anklageprozeſſe Einzelnes zu adoptiren, und namentlich das Inſtitut der Staatsanwaltſchaft, mit der Befugniß des Staatsanwalts gegen zu milde Erkenntniſſe zu recurriren, dem Inquiſitionsprozeſſe aufzupfropfen (wie z. B. in Württemberg und in Hannover); während andererſeits natürlich iſt, daß die Vertheidiger des Anklageverfahrens daſſelbe nicht vor ſtändigen Gerichten, in deren jetziger Stellung, ſondern vor unabhängigen Geſchworenen verlangen.

Verdient nach dem, was oben ausgeführt wurde, der mündliche Anklageprozeß an ſich den Vorzug, verdienen ferner die ſtändigen Gerichte bezüglich ihrer Befähigung den Vorzug vor Geſchworenen, ſo iſt die Aufgabe wohl nur noch dieſe, die Unabhängigkeit der ſtändigen Gerichte befriedigender, als dermalen der Fall iſt, ſicher zu ſtellen, und nach dem Geſagten leuchtet ein, daß ganz beſonders der Anklageprozeß durch eine Stellung der Richter bedingt iſt, welche jede ungeeignete Einwirkung der Regierungsorgane auf das richterliche Urtheil auszuſchließen vermag.

Und dies kann wohl auf keinem andern Wege geſchehen, als wenn ſowohl bei der Beſetzung der Richterſtellen, als bei

der Beförderung der Richter und ihrer Entlassung von Seiten der Staatsregierung auf jede Willkür verzichtet wird; so daß die Gerichte in der That und Wirklichkeit als selbstständige und unabhängige Organe der Justiz bestehen und volles Vertrauen von dem Volke erwarten können. Wie dies im Einzelnen auszuführen sey, hängt von dem Organismus des einzelnen Staates ab. Für constitutionelle Staaten dürfte vielleicht die Einrichtung sich empfehlen, daß durch die Landstände für jede Richterstelle drei Candidaten präsentirt, von diesen Einer durch die Regierung ausgewählt, die Beförderungen in Rang und Besoldung aber gesetzlich an das Dienstalter gebunden würden, wovon nur nach dem Erkenntnisse des obersten Gerichts eine Ausnahme gemacht werden dürfte; so wie ein solches Erkenntniß auch für die Entlassung eines Richters nöthig seyn müßte.

Würde auf solche, oder auf eine andere passende Weise eine wahre, aufrichtige Garantie für die Unabhängigkeit und Unbefangenheit der ständigen Gerichte geschaffen, so wäre sie nach dem, was oben über ihre größere Befähigung gesagt wurde, überhaupt den Geschworenengerichten vorzuziehen, und es ist wohl kaum zu zweifeln, daß auch die öffentliche Meinung, die sich bis jetzt fast mehr den letzteren zuwendet, und zwar gewiß aus keinem andern Grunde, als weil, so wie die Dinge gegenwärtig stehen, an der wahren Unabhängigkeit der ständigen Gerichte mit Recht gezweifelt wird, sich ganz entschieden für diese ständigen Gerichte aussprechen werde. Und diese Lösung der obschwebenden Streitfrage wäre wohl um so befriedigender, als einerseits die Unabhängigkeit der Gerichte in den Augen des Volks selbst eine überwiegende Bedeutung vor ihrer bloßen Fähigkeit hat, daher das Verlangen nach Geschworenen ohne Gewährung dieser Unabhängigkeit nicht ruhen wird, und andererseits die Besorgniß vor einer ungehörigen Einwirkung der öffentlichen Meinung und der Einzelbetheiligten auf die Geschworenen nicht völlig unbegründet ist, während die ständigen Gerichte das Bedürfniß fühlen werden, ihre Ehre und den Ruf der Rechtlichkeit und Unbefangenheit durch Vermeidung jeder Condescendenz an diese oder jene Seite unbefleckt zu bewahren.

Die Oeffentlichkeit der Strafrechtspflege.

Man muß die Augen vor dem hellen Tag verschließen, wenn man der Einsicht sich entziehen will, daß das Verlangen nach Oeffentlichkeit, wie in andern socialen und staatlichen Verhältnissen, so auch bei der Strafrechtspflege Bedürfniß der Zeit, eine Nothwendigkeit auf der Entwickelungsstufe, auf der wir uns befinden, geworden ist, und daß auf die Dauer diesem Verlangen nicht widerstanden werden kann. Die Zeit des unbedingten blinden Vertrauens ist vorüber und läßt sich nimmermehr zurückrufen: an die Stelle desselben will sich die Ueberzeugung setzen, und diese Ueberzeugung erfordert selbsteigene Anschauung und Einsicht in ihren Gegenstand. Es wäre vergeblich, dem Menschen, der sich überzeugen will, beweisen zu wollen, daß es ihm besser sey, sich mit dem Glauben zu begnügen; schon das Verlangen, das Bedürfniß nach Ueberzeugung, sobald es einmal erwacht ist, macht die Befriedigung desselben zur Nothwendigkeit, natürlich in solchen Dingen, wo eine Ueberzeugung überhaupt möglich ist, wie in den Verhältnissen des bürgerlichen und Staatslebens.

Diese einzige, diese einfache Betrachtung könnte genügen, um über die vorliegende Streitfrage zu entscheiden. Doch mögen noch einige Bemerkungen hier eine Stelle finden.

Die Oeffentlichkeit, die im Strafverfahren verlangt wird, bezieht sich nicht auf diejenigen Verhandlungen, durch welche das Hauptverfahren gegen einen bestimmten Verdächtigen erst vorbereitet werden soll; die sogenannte Voruntersuchung, das Instruktionsverfahren, muß dem Zwecke und der Natur der Sache nach nichtöffentlich bleiben, wie dies auch im englischen und französischen Prozesse der Fall ist. In diesem Stadium des Strafprozesses sollen erst die Beweise ausgemittelt werden, auf deren Grund der einzelne Verdächtige als solcher vor Gericht zur Rechenschaft gezogen werden soll; diese vorbereitenden Schritte öffentlich zu thun, müßte den Zweck vereiteln. Die Oeffentlichkeit ist vielmehr für diejenigen Verhandlungen anzusprechen, auf welche hin das erkennende Gericht zunächst sein Urtheil gründet.

Im Inquisitionsprozesse nun, in welchem das Vor- und das Hauptverfahren nach denselben Formen vor dem Untersuchungsrichter stattfindet, das erkennende Gericht aber nur auf den

Vortrag des Referenten, den dieser aus den Akten schöpfte, sein Urtheil gründet, könnte die Oeffentlichkeit wohl nur bezüglich der Verhandlung des erkennenden Gerichts stattfinden; die Oeffentlichkeit der Untersuchung am Sitze des Untersuchungsgerichts wäre aber auch schon darum weniger geeignet, weil das Publikum, das dieser Verhandlung anwohnte, nicht auch der Hauptverhandlung vor dem erkennenden Richter anwohnen würde, und einen Anfang ohne Schluß wahrzunehmen bekäme. Auch die Oeffentlichkeit des Vortrags bei dem erkennenden Gerichte wäre gleichfalls ein mangelhaftes Institut, da hier die eigentliche Basis der Entscheidung, die Verhandlung vor dem Untersuchungsrichter, dem Publikum entzogen ist, und es auf solche Weise an derjenigen vollen Einsicht in den Gegenstand, in die sämmtlichen Grundlagen des Urtheilsspruches fehlt, wodurch die Gewinnung einer Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit dieses Spruches bedingt erscheint. Obgleich jedoch hienach die Oeffentlichkeit bei dem Inquisitionsprozesse überhaupt nur unvollständig und mangelhaft ausführbar ist, so wäre sie doch jedenfalls von einigem Werthe, da sie wenigstens zu einiger Controle gegen Unrichtigkeiten und Einseitigkeit des Vortrags der Referenten dienen würde.

Ihre wahre, volle Bedeutung erhält sie aber erst im Anklageprozeß mit mündlicher Verhandlung vor dem erkennenden Gerichte, wobei sie sowohl auf den Angeklagten und die Zeugen, als auf die Richter selbst wohlthätig controlirend wirken kann, und dem anwesenden Publikum den ganzen Stoff unmittelbar zur Kenntniß bringt, auf den die Richter ihr Urtheil gründen, daher denn auch die Bildung einer Ueberzeugung über die Rechtmäßigkeit des Urtheils jedem Anwesenden dadurch eher möglich gemacht ist. — Der Angeschuldigte selbst wird, ist er anders nicht ganz verstockt oder verderben, sich mehr scheuen, mit frechem Läugnen und mit Lügen dem Publikum sich bloszustellen; die Zeugen werden sich eher vor Zurückhaltung oder Entstellung der Wahrheit hüten, da sie nicht sicher sind, daß in dem Kreise, der sie umgibt, nicht Zeugen sind, die dieses Unrechts sie überführen können; die Richter endlich haben die dringendste Aufforderung, mit Ernst und ungetheilter Aufmerksamkeit den Verhandlungen zu folgen und sich vor jener Lauheit,

hervor, daß die Regierung sich die Liebe der Unterthanen versichern müsse, damit die Waffen in ihren Händen nicht Waffen gegen sie selber werden; und wie versichert man sich die Liebe der Unterthanen als durch Gerechtigkeit und Weisheit? — Diese beiden Eigenschaften aber sind die schützenden Cherubime jeder Regierung, welchen Namen sie führe und welch Aushängeschild sie trage.

Doch wozu eine weitere Ausführung, da die Unmöglichkeit der Abschaffung der stehenden Heere heut zu Tage von Niemanden bestritten wird; es handelt sich nur um ihre Zusammensetzung.

§. 4.

Soll man Inländer, soll man Fremde hierzu nehmen? — Wenn der Inländer reich genug ist, den Fremden zu bezahlen, daß er für ihn die Lasten und Gefahren des Krieges trage; darf der Staat es zugeben? — Macchiavell erklärt die Besoldung Fremder für die größte Ausartung des Kriegswesens. Bezahlt man sie, sagt er, in erforderlicher Menge, so zehren sie den Staat auf; bezahlt man deren nur Wenige, so ist diese Ersparniß Verschwendung, denn sie taugen zu gar nichts; — hält man aber mit der Bezahlung nicht ein, so muß man entweder Krieg führen, oder sie machen solche Unordnungen, daß das Bestehen des Staats dabei in Gefahr geräth. Ihre Führer werden immer zum Kriege rathen, und die Regierung nur zu oft durch sie zu unklugen Handlungen verleitet werden. Sind sie aber einmal im Kriege, so werden sie sich reich machen, deßhalb den Krieg verlängern und dabei sich auf das Aeußerste schonen. Daher Schlachten zwei ganze Stunden dauern, wobei am Ende kaum zehn Mann bleiben und nichts entschieden ist. Ihre Führer, wenn sie unglücklich sind, entsprechen nicht den ungeheuren Bedingungen, die sie fordern; sind sie aber glücklich, so kommen sie in Versuchung, für sich zu ernten; so Franz Sforza und viele Andere. Bis zum gemeinsten Reiter herab treibt Jeder in seinem Verhältnisse das Nämliche, und wenn nicht so viele zu einem Unternehmen sich vereinigen, daß sie eine ehrenvolle Schlechtigkeit begehen können, so werden sie Straßenräuber und Plünderer. (Arte della guerra I.)

Gute Gesetze und gute Waffen, sagt Macchiavell am andern Orte, sind die Hauptstützen eines Staates, und gute Gesetze können dort nicht seyn, wo die Waffen schlecht sind. (Principe 12.) Wenn es aber kein Mittel gäbe, um das eigene Kriegswesen zu

Gleichgültigkeit und jenem Leichtſinn zu hüten, welche ihnen zuweilen bei ihren Verhandlungen vor geſchloſſenen Thüren, ſelbſt von Männern aus ihrer Mitte vorgeworfen werden.

Weit entfernt ſodann, daß, wie die Gegner der Oeffentlichkeit befürchten, die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens auf die Moralität des Volks ungünſtig einwirken wird, iſt wohl vielmehr zu hoffen, daß gerade eine wohlthätige Wirkung daraus hervorgehen werde, wenn durch den Ernſt und die Würde des öffentlichen Strafverfahrens die Bedeutung und der Ernſt der Geſetze ſich offenbart, und wenn in nicht ſeltenen Fällen vor den Augen des Publikums die rächende Nemeſis Beweis ablegt, daß ſie auch das im Finſtern begangene Verbrechen mit leiſem Schritte zu verfolgen und an das Licht zu führen weiß. Und wenn auch einzelnen verſchmitzten Uebelthätern es gelingt, der Strafe des Geſetzes ſich zu entziehen, ſo trifft ſie, wenn die moraliſche Ueberzeugung gegen ſie ſpricht, in der moraliſchen Würdigung des Publikums ein Strafmittel, das der Juſtizgewalt ſelbſt nicht zu Gebote ſteht, das aber vielleicht oft kaum weniger wirkſam iſt, als eine förmliche Strafe; jedenfalls aber trifft die Losſprechung von Solchen, die nach moraliſcher Ueberzeugung ſchuldig ſind, auch bei dem nichtöffentlichen Verfahren derſelbe Vorwurf einer möglichen Wirkung zum Nachtheil der Moralität des Volkes, da ſolche Losſprechungen nicht unbekannt bleiben; es geſellt ſich aber hier als weiterer Nachtheil noch hinzu, daß ſolche heimliche Losſprechungen gar häufig das Vertrauen in die Gerichte untergraben, was durch die Oeffentlichkeit vermieden wird, auch fehlt es hier an jenem natürlichen Erſatze für die abgewendete Strafe, an jener Verurtheilung in der öffentlichen Meinung, jener auf eigene Anſchauung und Ueberzeugung ſich gründenden Verachtung des Uebelthäters, der ſich durchgelogen.

Ferner ſcheuen die Gegner der Oeffentlichkeit es, daß durch dieſelbe das Publikum von den einzelnen Beſtimmungen des Rechts näher unterrichtet werde, was zur Erſchwerung der Juſtiz durch Erziehung gewandter Verbrecher führen könne. — Mag auch zuweilen der eine oder andere Verbrecher aus einer näheren Geſetzeskenntniß, wozu ihm die öffentlichen Verhandlungen Gelegenheit boten, in Ausflüchten gewandter und die Anwendung des Geſetzes auf ihn erſchwert werden, ſo ſollte doch im

Ernſte eine ſolche zufällige Folge nicht dagegen geltend gemacht werden, daß durch die Oeffentlichkeit die Kenntniß des Geſetzes überhaupt befördert und verbreitet wird, was wohl an ſich ein unbeſtreitbarer Vortheil iſt. Denn muß nicht der Geſetzgeber wünſchen, daß jeder Bürger das Strafgeſetz kenne, dem er nachleben, das ihn vor Uebertretungen zurückſchrecken ſoll, und deſſen Kenntniß bei Jedem de jure vorausgeſetzt wird? Nach jenem Einwand zu ſchließen müßten die Gegner der Oeffentlichkeit auch gegen deutſche Geſetzbücher, wie ſie in der neuen Zeit verlangt und vielfach gegeben werden, ſich erklären und Geſetze verlangen, deren Kenntniß dem einzelnen Bürger unzugänglich iſt.

Ein weiterer Einwand wird daher abgeleitet, daß bei der Oeffentlichkeit das Publikum auf die Gerichte in einer Weiſe influiren könne, die ihre Unbefangenheit und die Geltendmachung der freien Ueberzeugung gefährde. — Bekanntlich aber iſt da, wo Oeffentlichkeit beſteht, dem Publikum ſtreng unterſagt, bei den Verhandlungen irgend eine Meinung zu manifeſtiren, und es ſteht nichts entgegen, hierauf mit Strenge zu beharren und bei irgend einer Störung die Ungehorſamen zu entfernen. Jedenfalls kann dieſes Argument eines möglichen Mißbrauchs bei der vorliegenden Frage ſo wenig entſcheiden, als man daſſelbe bei der Oeffentlichkeit der Ständeverſammlungen, wo die Verhältniſſe ganz dieſelben ſind, beachtungswerth gefunden hat.

Endlich wird dann noch eingewendet, daß die Oeffentlichkeit der Verhandlung für den Schuldigen eine große Schärfung der Strafe, für den Unſchuldigen aber ein ungerechtes Uebel enthalte, und daß ein Bedürfniß nach dieſer Neuerung ſich in Deutſchland noch nirgends entſchieden gezeigt habe. Auf letzteres iſt ſchon oben geantwortet, und die Oeffentlichkeit, welche Privatvereine, freiwillige Schiedsgerichte, öffentliche Corporationen bezüglich der Verwaltung u. dergl. ihren Verhandlungen geben, ſollte doch wohl genug belegen, daß das Bedürfniß in der That gefühlt wird, wenn auch nicht aller Orten es ſich laut ausſprechen kann. — Was ſodann die für den Schuldigen in ſeiner öffentlichen Aburtheilung liegende Strafſchärfung anbelangt, ſo iſt hierin wohl eher ein Vortheil als ein Nachtheil zu erblicken, und es iſt mit Grund zu hoffen, daß die Furcht, einſt

öffentlich gerichtet zu werden, in vielen Fällen ein wirkſameres Abſchreckungsmittel bilden werde, als die Furcht vor der Strafe ſelbſt, wenn dieſe im Geheimen zuerkannt und vollzogen wird. Indeſſen wurde ſchon oben angedeutet, daß erwogen werden dürfte, ob nicht ein freiwilliges Bekenntniß die Folge haben ſollte, die öffentliche Verhandlung auszuſchließen. — Daß endlich für den Unſchuldigen es in der That kein Uebel enthalte, wenn ihm Gelegenheit gegeben iſt, ſeine Unſchuld öffentlich zu beweiſen und ſich vor den Augen ſeiner Mitbürger von einem ungegründeten Verdacht zu reinigen, ſollte um ſo weniger bezweifelt werden, als ſo häufig beklagt wird, daß nach dem beſtehenden geheimen Verfahren, wobei dem Publikum das eigentliche Ergebniß der Unterſuchung verborgen bleibt, der unſchuldig in Unterſuchung und in Haft Gerathene kein Mittel habe, ſeine gekränkte Ehre wiederherzuſtellen und vor dem bekannten: semper aliquid haeret ſich zu ſchützen.

So dürften denn bei unbefangener Prüfung ſich alle Einwendungen gegen die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens als unhaltbar, und ganz entſchiedene Vortheile derſelben ergeben, welche ihm auch, es iſt nicht daran zu zweifeln, endlich den Sieg verſchaffen werden; und gewiß ſträubt man ſich um ſo mehr ohne Grund dagegen, als das Vertrauen in die Rechtspflege nothwendig eben durch die Oeffentlichkeit derſelben befeſtigt und geſichert werden wird, dieſes Vertrauen aber eine der feſteſten Stützen des ganzen Staatsgebäudes bildet und eine Quelle aufrichtiger und ausdauernder Liebe zum Vaterland und ſeiner Regierung.

Kaum wird noch zu bemerken ſeyn, daß dieſe Oeffentlichkeit keine precäre, von dem Ermeſſen der Regierung abhängige ſeyn darf (wie dies z. B. nach dem württembergiſchen Geſetze der Fall iſt), da ſie, zumal bei ſtändigen Gerichten, zugleich eine Cautel gegen ein ungeeignetes Einwirken der Regierung auf die Fällung des Urtheils im Einzelfalle enthalten ſoll, daher jede Suſpenſion derſelben nothwendig Mißtrauen ſäen muß. Dagegen iſt ganz zu billigen, wenn bei Verbrechen gegen die Sittlichkeit nicht freier Zutritt geſtattet, ſondern, wie in dem badiſchen Entwurfe ſehr zweckmäßig vorgeſehen iſt, in ſolchen Fällen nur eine beſchränkte Zahl von Verwandten oder Freunden des Angeklagten zu

der Verhandlung zugelassen wird. Auch wird man unerwachsenen Leuten, und, ohne darum ungalant zu seyn, wohl auch den Frauen, die nun einmal nach deutscher Sitte nicht auf das Forum gehören und deren Hinzudrängen nach französischen Beispielen der neueren Zeit wohl jedes richtige Gefühl verletzt, die Theilnahme an einem Recht versagen müssen, das zu den staatsbürgerlichen Rechten zu zählen ist.

Wir fassen das Resultat der bisherigen Erörterungen noch kurz zusammen:

1) Das im deutschen Strafprozesse herrschende Inquisitionsprinzip ist zu verlassen und die Reform des Strafprozesses auf das Prinzip der Anklage zu gründen. — Daß dieses Prinzip die Einführung der Staatsanwaltschaft erfordert, bedarf kaum der Erwähnung; auch liegt in der Natur der Sache, daß der Staatsanwalt, als ein Organ der Regierung, von dieser abhängig seyn muß.

2) Das Verfahren in der Hauptuntersuchung muß mündlich vor dem erkennenden Gericht stattfinden.

3) Ständige Gerichte verdienen den Vorzug vor Geschworenen nur dann, wenn ihnen eine von der Staatsgewalt unabhängige Stellung in der That und Wahrheit gesichert ist; auch muß, was wir noch kurz andeuten, das Recht, einzelne Gerichtsmitglieder, auch ohne Anführung von Gründen, zu verwerfen, besonders dann erweitert werden, wenn die ständigen Richter von positiven Beweisregeln entbunden oder doch ermächtigt werden, auf bloße Indizien hin zu verurtheilen.

4) Endlich müssen die Verhandlungen vor dem erkennenden Gerichte öffentlich seyn.

Zum Schlusse noch einen Wunsch und eine Hoffnung.

Der nächste Zweck dieser Abhandlung war, über die Haupt-Streitpunkte, von deren Lösung es sich auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe des deutschen Strafprozesses handelt, eine kurze Uebersicht und Darstellung zu geben, auf eine Weise, um auch

dem Laien die nähere Orientirung darüber zu erleichtern; dabei konnte und wollte jedoch eine beſtimmte Anſicht nicht zurückgehalten werden und ſie verſuchte ſich in einfacher gemeinverſtändlicher Darlegung von Gründen, ferne von gelehrtem Prunke und theoretiſchen Subtilitäten, nur an die Natur der Sache ſich haltend, auszuſprechen. Möchte dies dazu dienen, die öffentliche Meinung über die Streitpunkte da und dort zu berichtigen und zu einer Verſtändigung darüber beſonders bei denen, die berufen ſind, bei der Fortbildung der öffentlichen Inſtitutionen mitzuwirken, etwas, wenn auch nur weniges, beizutragen! — Dies der Wunſch.

Wird ohne vorgefaßte Meinung, ohne Nebenabſicht, ohne Leidenſchaft die Sache ſelbſt im Auge behalten, ſo kann — und dies die Hoffnung, — der Sieg der Wahrheit nicht ausbleiben, und dieſe Wahrheit wird wohl endlich auch dem ganzen deutſchen Vaterlande zum Gemeingut werden. Das Bedürfniß einer Verbeſſerung der Strafrechtspflege in den angedeuteten Beziehungen liegt in der Zeit, und muß und wird befriedigt werden. Die deutſchen Stämme aber fangen an, mit eiſernen Armen ſich zu umſchlingen, und werden bald ſich immer mehr als Ein ungetheiltes Volk zu fühlen, zu erkennen lernen; es werden die Intereſſen ſich täglich mehr verſchwiſtern und bald wird man es unnatürlich finden, daß Deutſche auf deutſchen Eiſenbahnen an Einem Tage unter der Herrſchaft von zehn und mehr der verſchiedenſten Geſetze ſtehen ſollen. Mag immerhin die Gliederung der Einzelſtaaten fortbeſtehen; auch ſie hat viel Gutes und Anregendes; die Seele, der Geiſt, das Volksleben, welche die einzelnen Glieder durchdringen und beſeelen, dürfen nicht zerriſſen und geſpalten ſeyn, wenn es noch irgend Ein deutſches Volk geben ſoll.

Zur deutschen Einigung.

I. Die politische Einigung.

Die Nothwendigkeit einer lebendiger durchgreifenden politischen Einigung Deutschlands ist so allgemein anerkannt und wird so laut und eindringlich ausgesprochen, daß es eben nur zu verwundern ist, daß diese allgemeine Volksüberzeugung nicht längst die erwünschten thatsächlichen Erfolge hervorgerufen. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist kein anderer als der Umstand, daß die Einigung Deutschlands ebenso sehr gefürchtet als gewünscht wird; und zwar nicht nur von den deutschen Fürsten und Ministern, sondern auch von den deutschen Volksstämmen. Fürsten und Völker wünschen, daß Deutschland als Gesammtmacht den Rang einnehme, der ihm in der Weltgeschichte gebührt; aber Fürsten und Völker fürchten durch die Einigung Deutschlands um ihre individuelle Selbstständigkeit zu kommen. Dieser im tiefsten Wesen des germanischen Charakters gegründete Widerstreit ist die Hauptursache alles deutschen Unglücks durch all die Jahrhunderte der deutschen Geschichte hindurch. Der Begriff des deutschen Gesammtvolksthums war in Deutschland immer lebendig; in den traurigsten und verworrensten Zeiten erschöpften sich Fürsten und Volksmänner in den rührendsten Aeußerungen über den Ruhm und Nutzen „deutscher Nation;" aber die altgermanische Vorliebe für selbstständiges Eigenleben war mächtiger als das nationale Gemeingefühl. Und so ist es noch heutzutag in Deutschland. Aus ranigster und stolzer Begierde nach individueller Geltung geben Fürsten und

Völker noch immer nicht mit rechtem Ernst an Deutschlands Einigung.

Von diesem Gesichtspunkte muß jedes Streben ausgehen, welches wohlthätig für den hohen deutschen Gesammtzweck wirken will. Wer diesen Gesichtspunkt, wie leider die meisten deutschen Stimmführer, aus dem Auge läßt, der vermehrt und verewigt die Spaltungen, indem er Einigung erzielen will. Es fehlt uns an ehrlicher Verständigung über den wahren Grund unsers politischen Unglücks und über das Wesen unsers politischen Bedürfnisses; es fehlt uns an gegenseitigem Vertrauen. Zu dieser Vertrauen erweckenden Verständigung nach bestem Wissen und ehrlichem Wollen einen Beitrag zu liefern, ist der Zweck folgender Blätter.

Eine zunächst dringende Aufgabe ist es, die öffentliche Meinung von dem Wahne zu befreien, daß sich das deutsche Volk jenes individuellen Freiheitsdranges zu schämen habe. Seine kleinliche Ausartung und eigensinnige Verknöcherung ist verderblich und verdammlich; seine ursprüngliche Wesenheit aber hochgeistig nützlich und ehrenhaft. Schon Tacitus spricht mit staunender Bewunderung von dieser individuellen Freiheitsliebe der Germanen. Der römische Staatsweise erkannte deutlich, daß dieses germanische Freiheitsgefühl von dem römischen wesentlich verschieden, daß es zwar weniger politisch, ja in den meisten Fällen geradezu unpolitisch, jedenfalls aber urkräftiger, stolzer, genialer als das römische. In diesem Freiheitsstolze saß der Germane des Urwalds auf seinem freien Gehöft, dieser Freiheitsstolz erzeugte später den schönen Gedanken des Sonnenlehens und berechtigte noch in seiner Entartung den Kaiser Max I. zu dem stolzen Wort: „der König der Deutschen ist ein König der Könige." Kraft dieses Charakterzuges haben die Germanen eben eine völlig neue und edlere Welt gegründet, und er ist auch in den romanisirten Stämmen, mit alleiniger Ausnahme der Franzosen, nicht völlig erloschen. Durch diese Charakter-Eigenthümlichkeit verhält sich eben germanisches Volks- und Staatsleben zum sarmatisch-asiatischen wie Freiheit zur Sklaverei.

Dieser Freiheitsstolz und nur er hat die Zersplitterung Deutschlands veranlaßt und erhalten; denn als die unbändige Freiheit der Einzelnen der staatlichen Bildung weichen mußte, äußerte

sich das individuelle Freiheitsstreben sogleich dadurch, daß alle deutschen Stämme und ihre Theile möglichst unabhängige eigene Staatshaushaltungen einrichten und behaupten wollten. Die ganze deutsche Geschichte bis zum heutigen Tage ist ein einziger ununterbrochener Kampf dieser individuellen Freiheit, was Hegel mit den Worten bestätigt: „die Freiheit ist in Deutschland bis auf die neuesten Zeiten das Panier gewesen." Dieser fortwährende innere Freiheitskampf schwächte die deutsche Kraft für die großen Weltkämpfe, erleichterte den Feinden Deutschlands ihr plünderungssüchtiges Handwerk und brachte Deutschland in Bezug auf das, was man gemeinhin politischen Einfluß nennt, in die untergeordnete Stellung, aus der es sich eben jetzt, jugendlich an Kraft und gereift an Erfahrung, rüstig emporzuarbeiten bemüht ist.

Der deutsche Freiheitssinn, der ursprünglich so unbändig war, daß Tacitus den merkwürdigen Satz schrieb: »Germanos non juberi nec regi, sed cuncta ex libidine agere.« verknöcherte sich in der folgenden kleinstaatischen Entwickelung, die er veranlaßt und mit wachsender Erbitterung und daher Verblendung vertheidigte, zur Hegel'schen „Freiheit als Eigensinn," neben welchem Eigensinn unter den entsittlichenden Einflüssen der fortwährenden Kämpfe natürlich auch der Eigennutz seine verderbliche Rolle spielte. Die freiheitsstolze Absonderungslust der alten Deutschen, die im freien Urwald poetische Schönheit und Größe hatte, mußte in der Anwendung aufs politische Leben nothwendig in das ausarten, was der volksthümlichste deutsche Geschichtschreiber, W. Menzel, „den spießbürgerlichen Geist der Höfchen und Rathhäuschen und das Zaunkönigthum der Grafen und Ritter" nennt. Aus Affenliebe für dieses hausbackene Staatsthum vernachlässigte und verrieth man das Heil des Reichs, und in der Lobräucherung und Vertheidigung dieser Staatsthümelei glaubte der Deutsche seine ganze politische Aufgabe zu lösen. Man wehrte und empörte sich gegen jeden Versuch, eine wirkliche Kaisergewalt zu gründen, und rechtfertigte diese Kämpfe fortwährend durch glühende Deklamationen über „deutsche Freiheit," welche nicht nach französischem Muster unterdrückt werden dürfe; aber während man dies that, ja um es thun zu können, unterwarf man sich zu Hause dem schrankenlosesten, ächt französischen Despotismus.

So geschah es, daß im Innern Deutschlands ein großer Theil der bürgerlichen Freiheit und zugleich nach außen hin der politische Vorrang, zu welchem das deutsche Volk berufen war und ist, ja theilweis sogar die politische Selbstständigkeit dieses großen Volkes verloren ging.

Diese Ausartung des deutschen politischen Lebens darf und soll jeder Deutsche vom Grunde des Herzens betrauern und mit lauter Stimme um so schärfer tadeln, je zahlreicher noch immer diejenigen sind, welche blind und blendend jene „gute alte Zeit" über Alles zu preisen wagen und selbst faule, modrige Ueberreste derselben sorgfältiger pflegen als die frischen lebenssaftigen Keime einer bessern Gegenwart, einer bessern Zukunft. Es muß rücksichtslos und mit strengster Selbstgeißelung bekannt und gezeigt werden, daß und wie das deutsche Volk in seiner politischen Entwickelung auf einen verderblichen und schmachvollen Abweg gerathen; wer aber behauptet, unser Volk habe aus angeborner Schlechtigkeit keinen andern Weg gefunden, und es könne überhaupt ohne fremde, ohne französische Führung den wahren Weg des politischen Heils gar nicht finden, der lügt entweder freventlich, oder das Unglück des Vaterlands hat ihn in rathlose blinde Verzweiflung gestürzt.

Nicht aus angebornem Knechtsinn ist das deutsche Volk in Knechtschaft gesunken, sondern weil sich der ursprünglich adelstolze deutsche Freiheitsdrang in hartnäckigen Eigensinn verrannt und die Einzelnen zu dem Uebermuth hingerissen, sich ebenso hoch, ja höher zu dünken als das Ganze. Nicht aus angeborner Kleinlichkeit des Charakters hat das deutsche Volk ein politisches Leben entwickelt, welches dem Krähwinkelthum Ursprung und Namen gegeben; sondern es gleicht in seinem politischen Leben einem hochbegabten, poetisch schwungvollen Menschen, den seine stolze Charakterhaftigkeit verleitet, sich vom Weltleben zu trennen und in sich abzuschließen, und der in dieser Abschließung nothwendig entweder zum phantastischen Schwärmer oder zum kleinlichen Pedanten, immer aber zum Gespött, zum Werkzeug, zum Sklaven seiner weltklugen Umgebung werden muß. Ein Individuum kann, wird in solcher Abschließung für immer zu Grund gehen; ein Volk aber kann sich mehrmal selber zu einem neuen Leben wiedergebären. Deutschland hat die Kraft dieser Wiedergeburt bewiesen, es steht mit der Erfahrung des Manne-

und Greisenalters in neuer Jugend da. In seiner ersten Jugend hat es die altrömische Zwingherrschaft zerbrochen, das in Geilheit und Schändung versunkene Geschlecht zertreten und eine neue Welt naturkräftiger Gesittung und schwungvollen Charakterlebens geschaffen; mit seiner zweiten Jugendkraft hat es das neurömische Weltjoch zertrümmert, die in Verdummung eingelullte, in kindisch abergläubische Furchtsamkeit eingeschüchterte Menschheit aufgerüttelt und einem Geistesleben die Bahn gebrochen, in welchem alle Bestrebungen aller Völker der Neuzeit ihre Quelle haben. Welche Thaten wird das deutsche Volk in seiner dritten Jugendfülle, mit seiner dritten Jugendkraft vollbringen?

Man kann den großen politischen Nutzen der französischen Staatseinheit immerhin anerkennen, ohne es deßhalb bedauern zu müssen, daß sich Deutschland nicht nach französischem Muster entwickelt, ohne eine solche Entwickelung für die Zukunft irgend zu wünschen. In Frankreich ist das germanische Staatsprinzip von dem asiatischen überwältigt worden. Unterdrückung aller eigenthümlichen Selbstständigkeit der Volks- und Staatstheile, Zusammenlockung und Zusammenzwingung alles geistigen Lebens in eine üppige Hauptstadt, welcher das ganze Volk in allen Richtungen seines politischen, geistigen und geselligen Lebens zins- und dienstbar seyn muß, pomphafte Ausschmückung eines Thrones mit allen geistigen und materiellen Herrlichkeiten des Staates — dies ist asiatische Wirthschaft und eine solche herrschte in Frankreich bis zur großen Revolution. Aber auch durch sie und durch alle folgenden Veränderungen wurde Frankreich nicht von dem Despotismus seiner Hauptstadt befreit, noch heutzutag ist Paris Frankreich, das ganze Land ist in materieller und geistiger Hinsicht für Paris das, was für manche Städte die vor den Thoren stehenden Scheunen sind.

Eine solche asiatische Staatswirthschaft widerstrebte und widerstrebt dem deutschen Charakter. Die großen Vortheile der Staatseinheit verkannten die Deutschen zu keiner Zeit, aber mit dem Verlust der individuellen Selbstständigkeit wollten sie diese Vortheile nicht erkaufen. Sie beneideten die Franzosen um ihre Machtfülle und äußere Staatsherrlichkeit, bemitleideten, ja verachteten sie aber in noch höherem Grade wegen der asiatischen

gehöriger Höhe und Trefflichkeit zu fördern, als der fremden Vollkommenheit sich zu bedienen, indem man sie für sich besoldet? Mit andern Worten: wenn die Fortschritte der Nachbarvölker, durch Umstände oder einen großen Mann, so reißend waren, daß eine bedeutende und gefährliche Kluft zwischen der Kriegsausbildung dieser und der eigenen sich bildete, und wenn es nicht andere oder wenigstens nicht schnellere Mittel gibt, diesem Flug nachzufolgen, als indem man Leute aus der Mitte Jener für sich gewinnt und ihnen die Leitung des eigenen Kriegswesens anvertrauet? — — Dies könnte aber nur die geringere Zahl betreffen, die nicht eigentlich ein Miethheer bilden, und nur von diesen spricht Macchiavell. — Gut; aber diese Leute werden an den leitenden Posten stehen, die Untergebenen, wenn auch aus dem Volke genommen, ihnen gehorchen, so zwar, daß es eben wenig zu bedeuten hat, weß Volkes diese letzteren sind. — Ferner, wenn ein Staat nicht auf den Grad der Stärke gehoben ist, daß er sich selbst vertheidigen kann: muß er nicht fremde Truppen, wenn er sie bezahlen kann, um seiner Selbst willen im Fall eines Angriffes besolden, und sich mit minderer Gefahr aus der größeren retten? — Wenn es also ohne Zweifel am besten ist, daß die Streitmacht aus Eingeborenen bestehe, so gibt es dennoch Fälle, wo es zuträglich ist, den Fremden die Leitung des Kriegswesens in die Hände zu geben; es gibt Fälle, wo es unerläßlich, sich gänzlich denselben zu vertrauen. Die Klugheit in Behandlung und Benützung derselben wird die Gefahren mindern, denen man sich aussetzt. Endlich, was bleibt in einer der Parteiungen der Regierung übrig, die auf Seite ihrer Gegner die gewaffnete Macht sieht, oder wenigstens ihr nicht trauen kann? — Heut zu Tage gibt es — Dank sey es der inneren Ordnung der Staaten — keine Condottieris mehr, die mit ganzen Haufen von Lande zu Lande sich dingen; — die fremden Truppen, welche dieser oder jener Regierung Hülfe leisten, gehorchen nur der eigenen; — die Hauptquelle der Verderblichkeit der Kriegshülfe aus Fremden fällt daher weg. Die bei diesen veränderten Verhältnissen leicht aufrecht zu haltende und immer streng aufrecht gehaltene Mannszucht macht die übrigen versiegen. —

Was hätten die Venetianer thun sollen, als sie ihre Waffen gegen das Festland von Italien wandten, sie, die kein Gebiet außer ihrer Stadt, aber die Schätze der bekannten Welten hatten? —

Sklaverei ihres innern politischen Lebens, und der Abscheu vor dieser despotischen Centralisirung und Uniformirung überwältigte so sehr jedes andere Gefühl und Bewußtseyn, daß selbst Kaiser Max I., der doch den Mangel kaiserlicher Machtvollkommenheit bitter genug empfunden, seine Verachtung des französischen Staatswesens durch den bekannten Witz kund gab: „der König von Frankreich sey ein König der Esel, die alles trügen, was er ihnen auflegte.“ Da nun so viele Jahrhunderte hindurch die Herstellung einer politischen Machteinheit nur nach französischem Muster möglich schien, da die deutschen Kaiser die Nachahmung dieses Musters wirklich versuchten, da schon durch den historischen Begriff der Kaisergewalt ein Zwiespalt und Widerstreit zwischen den Ansprüchen des Reichsoberhaupts und dem stolzen Unabhängigkeitsdrang der Reichsglieder begründet war: so ist die tausendjährige Geschichte des deutschen Reichs der Hauptsache nach eben nur ein ununterbrochener Kampf zwischen Kaiser und Reich, und daß Deutschland ungeachtet dieser fortwährenden innern Spaltung doch in allen politischen und geistigen Weltkämpfen entscheidend mit- und vorkämpfte, das möge uns und die Welt ahnen lassen, was Deutschland geworden wäre, wenn es für sein eigenthümliches politisches Bedürfniß früher die geeignete Form gefunden hätte, was Deutschland durch volkskräftige Belebung dieser nun endlich gefundenen Form werden wird.

Daß diese Form nicht schon vor Jahrhunderten gesucht worden, daß die nun gefundene so lang todt gelassen wird, das ist für Vergangenheit und Gegenwart das unglückselige Versäumniß Deutschlands. Der Kampf gegen die ursprünglich fremde, das Wesen des deutschen Volksthums bedrohende Kaiserform des Reichs war in seiner ursprünglichen und wesentlichen Richtung ein durchaus ehrenhafter. Die Deutschen wollten nicht nach altrömischem und neufranzösischem Muster unter einen Hut gebracht werden; dies war der freisinnige urgermanische Beweggrund des Kampfes, den nicht blos die deutschen Fürsten, den der Adel, den Bürger und Bauern, den wahrhaft das deutsche Volk kämpfte. Volksstämme und Fürsten benützten sich in diesem Kampf wechselweis zur Erhaltung der Selbstständigkeit gegenüber der Kaisergewalt, und die kleinste Reichsstadt berief sich kaiserlichen

Machtsprüchen gegenüber mit nicht geringerem Stolze auf die „Freiheit deutscher Nation," als der größte Kurfürst. Der wesentliche Grundgedanke dieses Kampfes war ehrenhaft, und nur seine blinde Uebertreibung, seine kleinliche Ausartung hat Unglück und Schande über Deutschland gebracht. Daß die ganze politische Thätigkeit eines so großen hochbegabten und hochberufenen Volkes sich in diesem Kampfe, also in blos negativem Wirken erschöpfte; daß dieser Kampf von seiner ursprünglichen hohen Idee bis zu einer wahrhaft kindischen Zank- und Raufsucht herabsank; daß jedes andere deutsche Aufstreben, auch die große Geisteserhebung des 16. Jahrhunderts in die Kleinlichkeit und Verworrenheit dieses Kampfes hinein- und hinabgezogen wurde; daß Kaiser und Reichsstände sich fortwährend erbittert bekämpften, also verneinten und aufhoben, anstatt auf Mittel zu denken, die beiderseitigen Rechte in positiv wirkende Verbindung zu bringen und so die einen durch die andern zu befestigen; daß man bei dieser eigensinnig negativen Thätigkeit, wie bei jedem hartnäckigen Verneinen zuletzt in Absurdität verfiel und das, was man im Großen leidenschaftlich verneinte, den französischen Despotismus, im Kleinen ebenso leidenschaftlich bewunderte und nachäffte; daß die Volksstämme diesen Despotismus nährten, nur um sich eines eigenen Staats- und Hofthums zu erfreuen; daß Fürsten und Volksstämme, während sie die Machtübung der einheimischen Kaiser fortwährend im Namen der deutschen Freiheit bekämpften, sich und die deutsche Freiheit vor fremden, vor feindlichen Machthabern in den Staub warfen; daß auf diese Art alle innere und äußere Selbstständigkeit und Würde Deutschlands verloren ging und der politische Weltberuf des deutschen Volkes theils unerfüllt blieb, theils unvollkommen erfüllt wurde: das ist Deutschlands tausendjähriges Unglück und tausendjährige Schuld zugleich.

Dies soll nicht entschuldigt, nicht beschönigt werden; es werde in voller betrübender und beschämender Wahrheit unablässig beklagt und schonungslos verdammt. Man nenne dies nicht eine unberufene und verderbliche Auffrischung vergessenen Unglücks, vergebenen Unrechts. Jenes Unglück und Unrecht darf nicht vergessen und vergeben werden, bevor nicht die letzte und kleinste Spur desselben aus dem deutschen Leben getilgt ist. Noch liegt

unſere Gegenwart in den Feſſeln jener Vergangenheit; ja wir haben gar keine Gegenwart, wir werden zwiſchen Vergangenheit und Zukunft hin- und hergeriſſen. Man tadle nicht den leidenſchaftlichen Haß gegen die Vergangenheit, die ſchwärmeriſche Sehnſucht nach der Zukunft, den Mangel einer erzeugungskräftigen Vermählung mit der Gegenwart. Wohl iſt dieſer Zuſtand qualvoll und verderblich, aber er iſt die natürliche Folge unſerer unnatürlichen Lage. Wir ſind aus dem furchtbaren Gräuel der Vergangenheit heraus, aber keineswegs ſo weit, daß kein Rückfall mehr möglich wäre, keineswegs ſo allgemein, daß nicht zahlreiche Geſpenſter jener Vergangenheit dieſen Rückfall wünſchten und erſtrebten. Aus Angſt vor dem Rückfall in die Vergangenheit überſtürzt man die Gegenwart und jagt in die ungewiſſen Fernen der weiteſten Zukunft. Wir erkennen die Gegenwart nicht, weil ſie von den ſchwarzen Schatten der Vergangenheit bedeckt iſt. Weil wir bei jedem Schritt vorwärts über Trümmer der Vergangenheit ſtolpern, ſo erſcheint die Gegenwart eben nur als Ruine der Vergangenheit und heimelt nur diejenigen an, die ſelber Ruinen ſind, oder mit der Vergangenheit romantiſche Liebhaberei treiben. Deßhalb vergeuden ſich die edelſten Kräfte Deutſchlands mit bloßem Verneinen der Vergangenheit und phantaſtiſcher Zeugung weſenloſer Zukunftsgebilde; der Gegenwart aber fehlt es an „Licht, Liebe, Leben,“ und je mehr es ihr daran fehlt, deſto glücklicher bemeiſtern ſich ihrer die nächtigen herz- und ſeelenloſen Unholde der Vergangenheit, wie ſich lichtſcheues, mordgieriges Nachtgevögel dort einniſtet, wohin die fröhliche Thätigkeit des Tages nicht dringt. Man ſchiebe einen feſten Riegel vor die Wiederkehr der Vergangenheit, und es wird dadurch zugleich das Ausſchweifen in die Zukunft der Zukünfte abgeſperrt werden, die Gegenwart wird weſenhaften Raum gewinnen und naturgemäß aus ihrem Lebensmark die Zukunft zeugen. Oder beſſer, man laſſe die Pforte der Vergangenheit offen, geſtatte aber, daß der Geiſt ſeine hell leuchtende Weltfackel davor aufſtelle, damit der verfinſternde Schatten rückwärts falle, damit nur die Lebren der Vergangenheit ſichtbar bleiben, damit die Unholde der Vergangenheit entweder vom Licht zurückgeſchreckt in die Abgründe der Vernichtung verſinken oder von der Zaubergewalt des Lichtes

ergriffen in die Flamme stürzen und durch sie in alle Lüfte verflüchtigt werden.

Die traurigste Wirkung der bisher charakterisirten Entwickelung Deutschlands ist der beiderseits herrschende Irrwahn, daß die Hebung Deutschlands, die Herstellung einer deutschen Gesammtmacht nur durch einen völligen Umsturz der jetzigen Verfassung möglich wäre, daß Wohlfahrt und Ehre der deutschen Nation mit den Interessen der deutschen Fürsten in unversöhnbarem Widerspruch stünden. Noch immer hat sich das politische Bewußtseyn Deutschlands nicht so weit geklärt, daß die Ueberzeugung herrschend geworden wäre, Deutschland brauche durchaus keine neue Verfassung, sondern nur die lebendige volksthümliche Ausführung derjenigen, die im Grundriß gegeben ist. Man entsetze sich hier nicht über das noch immer verdächtigte Wort „volksthümlich". Was wahrhaft volksthümlich ist, muß auch fürstenthümlich seyn, weil der Fürst schon dem Wortbegriff nach nicht vom Volk getrennt gedacht werden kann, auch Fürst und Adel nur dann wahrhaft die Fürdersten des Volkes sind, wenn sie an der Spitze desselben im Gesammtschritt der Menge vorschreiten.

Die Klage über die politische Erniedrigung Deutschlands ist nur insofern als Vorwurf gegen die deutschen Fürsten gerichtet, als sie eben zum deutschen Volk gehören. Wer das Unglück der Zersplitterung Deutschlands einzig und allein den deutschen Fürsten zur Last legt, vergißt, daß Deutschland nicht bloß in Fürstenthümer, sondern in ebenso viele Bürgerthümer getheilt war, und daß diese der Einigung Deutschlands weit hartnäckiger widerstrebten und zum Theil noch heut widerstreben, ja, daß gerade die republikanischen Schweizer sich nicht nur vom deutschen Reich, sondern sogar von der deutschen Nationalität losgesagt. Deutschland ist zersplittert, nicht durch die Vielheit der Fürsten, sondern es hat diese Vielheit, weil Unterwerfung unter eine einzige Herrschergewalt nach französischer Art dem deutschen Charakter widerstrebte und noch widerstrebt. Durch tausendjährige innere und äußere Bekämpfung konnte dieser deutsche Charakterzug nicht überwältigt werden, und er soll auch für Gegenwart und Zukunft nicht ausgerottet, sondern nur für gemeinsame Nationalzwecke freithätig beschränkt werden, um das germanische Staatenprinzip über das französisch-asiatische ruhmvoll triumphiren zu machen.

Der Krähwinkler, der zur Zeit, als Deutſchland aus faſt zweitauſend Herrſchaften beſtand, den Schreib- oder Schlafſeſſel ſeines Grundherrn einen Thron nannte und ſich vor dieſem Thron in den Staub warf, fühlte ſich in dieſer Erniedrigung erhöht durch das ſtolze Bewußtſeyn, in ſeinem Dorf oder Flecken eben einen eigenen Thron zu beſitzen. Der Beſitz eines eigenen Thrones oder nach außen hin unabhängigen, wenn auch innerlich deſpotiſchen Gemeindelebens erſchöpfte Jahrhunderte lang den Begriff der politiſchen Freiheit. Die deutſche Freiheit beſonders, für die Bauern und Bürger, Prieſter und Fürſten ſo leidenſchaftlich kämpften, äußerte ſich ein volles Jahrtauſend hindurch faſt nur in dem Streben, nicht etwa einen innerlich freien Staat, ſondern überhaupt nur einen eigenen Staat zu bilden, und wer glaubt, daß dieſer Trieb heutzutage nicht mehr mächtig in Deutſchland iſt, der kennt das deutſche Volk, der kennt ſich ſelbſt nicht. Dieſen deutſchen Trieb nun haben doch gewiß nicht die deutſchen Fürſten geſchaffen; im Gegentheil verdanken ſie ihr Herrſcherdaſeyn dieſem urdeutſchen Charakterzuge, der ſich überdies in den deutſchen Bürgerſtaaten noch ſtolzer und eigenſinniger äußert, als in den Fürſtenthümern.

Dies mögen diejenigen beherzigen, die für die Erhebung Deutſchlands dadurch zu wirken glauben, daß ſie unabläſſig auf das Muſter Frankreichs hinweiſen, und dadurch Fürſten und Völker mit dem Verluſte ihres politiſchen Kleinods individueller Selbſtändigkeit bedrohen. So lang in dem Verlangen nach deutſcher Freiheit und Weltmacht dieſe Drohung wirklich liegt oder auch nur zu liegen ſcheint, bleibt der politiſche Fortſchritt Deutſchlands nach innen und außen verzögert und gehemmt. Jenes Verlangen alſo in Geſtalt dieſer Drohung auszuſprechen, iſt ein Verrath an dem Heile Deutſchlands, wie es eine Verſündigung gegen die Geſchichte und Charakterweſenheit des deutſchen Volkes iſt. Ein dritthalbtauſendjähriges Geſchichtsleben hat es bewieſen, daß eine Staatseinheit, wie ſie in Frankreich durch Erbserſchleichung, Meuchelmord und Unterjochung erzwungen worden, dem deutſchen Charakter völlig zuwider iſt. Dem deutſchen Volke eine ſolche Staatseinheit durch geiſtige oder phyſiſche Gewalt aufzuzwingen, iſt eine Unmöglichkeit, welcher ſich ſelbſt Napoleons Gewaltgeiſt beugte. Hätten die deutſchen Stämme

irgend einmal dieſe Staatseinheit ernſthaft und einmüthig gewollt, wer könnte bezweifeln, daß ſie ſicher erfolgt wäre? Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß wenn die deutſchen Fürſten dieſe Staatseinigung freiwillig bewerkſtelligen wollten, die deutſchen Völker gewaltig dagegen ſeyn würden.

Geſtützt auf die geſchichtliche Ueberzeugung von dieſer deutſchen Eigenthümlichkeit darf und muß man behaupten, daß die Verſchmelzung Deutſchlands in einen einzigen Staat für die Gegenwart und für eine lange Zukunft gänzlich unmöglich iſt. Dauernd könnte dieſe Einheit nur bewerkſtelligt werden, wenn ſie ſich in langſamer natürlicher Entwickelung ſelber bildete. Gewiß wird Deutſchland auf dieſem Wege noch von mancher ſchädlichen und lächerlichen Zerbröckelung befreit werden; an der Einigung des ganzen Deutſchlands zu einem Einzelſtaat aber darf man wohl für alle Zukunft um ſo gründlicher zweifeln, als ſich eben jetzt das germaniſche Staatenprinzip der individuellen Freiheit in den wichtigſten Theilen der alten und neuen Welt vorherrſchend geltend zu machen, als ſich dieſes Prinzip der Selbſtſtändigkeit der Theile dem Ganzen gegenüber ſogar in Frankreich durch Oppoſitionen gegen den Deſpotismus der Hauptſtadt zu regen beginnt. Daß auch in Spanien der altgermaniſche Charakter hartnäckig gegen die franzöſiſche Uniformirung kämpft, und daß die blinde Nachäffung des franzöſiſchen Syſtems den größten Theil des neuern Unglücks über jenes beklagenswerthe Land gebracht hat, iſt allgemein bekannt. Eben ſo liegen die Zuſtände und Aufgaben Italiens, wo das germaniſche Prinzip, wie in Deutſchland, herrſchend geblieben und ausgeartet iſt, allen Sehenden vor Augen.

Allein die Verſchmelzung aller deutſchen Staaten in einen einzigen erſcheint nicht nur als unmöglich, ſondern ſie iſt auch ganz unnöthig, weil es möglich iſt, Deutſchland zu der ihm gebührenden innern und äußern Würde, Macht und Freiheit zu erheben, ohne die Selbſtſtändigkeit der deutſchen Einzelſtaaten aufzuheben.

Dieſe Möglichkeit nun wird von Einigen nicht erkannt, von Vielen abſichtlich nicht anerkannt. Aber war nicht das kleine Griechenland in eiferſüchtig wetteifernde Staaten getheilt und doch ſo lange weltmächtig und frei? Warum ſollten die Deutſchen,

die man in so vieler Hinsicht mit Recht die Griechen der Gegenwart nennt, die griechische Bundesstaatsform nicht nachbilden können, und zwar um so weiser und dauernd mächtiger, je mehr sie den Griechen an staatsrechtlicher Bildung und Erfahrung, an Volkszahl, an physischen und geistigen Kräften überlegen sind? Und sehen wir nicht, wie sich in Nordamerika ein germanischer Staatenbund bei größter Selbstständigkeit der Glieder mit Riesenschritten immer bedeutender als Gesammtmacht Geltung erringt? Sollte für Deutschland die vorherrschend monarchische Staatsform das Hinderniß einer ähnlichen Gestaltung seyn? Im Gegentheil, diese Form, richtig belebt, muß die Entwicklung Deutschlands beschleunigen und befestigen. Dieser Satz bedarf wohl keines ausführlichen Beweises, denn die praktischen Vortheile der vernünftig, d. i. volksthümlich organisirten Monarchie sind allgemein anerkannt, obwohl diese Anerkennung es nicht ausschließt, die hohen theoretischen, rein menschlichen Vorzüge der republikanischen Form zu preisen.

Schwieriger ist die Machtübung in der freien Bundesform allerdings als in der alleinherrschenden Centralisirung; aber dadurch wird jenes freie germanische System ja nur noch in höherm Grade edler und genialer, als das einförmige, knechtende asiatische. Und bei aller Schwierigkeit, ja Gefährlichkeit des deutschen Staatenprinzips, bei allem Unglück, welches die Ausartung dieses Prinzips über Deutschland gebracht, sind doch die Vortheile, die es ungeachtet der Entartung unserm geistigen und politischen Leben gewährt hat, so groß und wichtig, ist doch die Lust und Ehre dieses buntbewegten wetteifernden deutschen Lebens so innig und glänzend, daß man wohl mit Bestimmtheit behaupten darf, es sey keinem ächten Deutschen wahrhaft Ernst mit dem Wunsche, das ganze lebensvolle Deutschland zur Provinz irgend einer kommandirenden Hauptstadt zu machen. Gewiß, man verlangt das Unerwünschte, Unmögliche, um dadurch das ersehnte Mögliche zu erzwingen. Man mache das Mögliche wirklich, und die Träume der Unmöglichkeiten werden enden. Getheilt möge Deutschland bleiben, aber nicht zerrissen. Die deutschen Theile sollen den selbstständig belebten Gliedern eines lebendigen Organismus ähnlich seyn, aber nicht den Stücken eines zerrissenen politischen Leichnams. Ueber alle Spaltungen triumphirend, hat

der deutsche Geist die geistige Einheit in der Vielheit längst zu Stande gebracht; mit Hilfe und auf der Grundlage dieser geistigen Gesammtmacht wird die Herstellung der politischen leicht seyn. Fürsten und Völker haben das Unglück und die Schmach Deutschlands verschuldet, Fürsten und Völker müssen an dem neuen Ehren- und Glücksgebäude bauen. Man wecke durch ehrliches Insichgehen und Sichaussprechen allseitiges Vertrauen, und die Befreiung Deutschlands, die Befreiung von innerer Furcht und äußerer Ohnmacht wird zur Wahrheit werden.

II. Die kirchliche Einigung.

Unchristlichkeit ist das zweite Haupthinderniß der Einigung und Erhebung Deutschlands; Unchristlichkeit, die sich in doppelter Richtung dadurch äußert, daß es erstlich Verblendete gibt, welche alles Unglück der Welt und zunächst Deutschlands dem Christenthum zur Last legen, und daß vorzüglich die Deutschen es sind, die sich gegenseitig die Christlichkeit streitig machen und absprechen.

Die erste Art der Unchristlichkeit ist abermals eine Wirkung des schmach- und unheilvollen Französelns. Weil eine gewisse deutsche (sit venia verbo!) Partei nun einmal die fixe Idee hat, das deutsche Volk müsse sich durchaus auf denselben Wegen und Abwegen entwickeln wie das französische, so verlangt diese Partei, die Deutschen sollten sich, wie einst die Franzosen, dadurch für mündig erklären, daß sie nicht nur die Aufhebung des Christenthums, sondern auch die Thronentsetzung Gottes dekretirten! Was die Franzosen selbst längst als ihre schädlichste und schändlichste Verirrung verdammen, das wird dem deutschen Volk als höchste Geistesaufgabe gepriesen von Männern und Männlein, die sich deutsche Philosophen nennen, die es wagen, den größten der neuern deutschen Weltweisen als Gewährsmann ihres Wahnsinns, ihres Franzosenaffenthums auszuschreien. Wie sehr der ehrwürdige Hegel durch dieses Treiben seiner entarteten Schüler beschimpft wird, beweisen am besten einige Stellen aus derjenigen seiner Schriften, in welcher er vorzugsweise auf praktischem Boden steht und von dem spricht, was im wirklichen Völkerleben die

Hauptsache ist. In seiner Philosophie der Geschichte sagt Hegel wörtlich folgendes:

„Nur die Einsicht kann den Geist mit der Weltgeschichte und der Wirklichkeit versöhnen, daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur nicht ohne Gott, sondern wesentlich das Werk seiner selbst ist." — „Die römische Welt in ihrer Rathlosigkeit und in dem Schmerz des von Gott Verlassenseyn hat den Bruch mit der Wirklichkeit und die gemeinsame Sehnsucht nach einer Befriedigung, die nur im Geiste innerlich erreicht werden kann, hervorgetrieben und den Boden für eine höhere geistige Welt bereitet. Sie war das Fatum, welches die Götter und das heitere Leben in ihrem Dienst erdrückte, und die Macht, welche das menschliche Gemüth von aller Besonderheit reinigte. Ihr ganzer Zustand gleicht daher der Geburtsstätte, und ihr Schmerz den Geburtswehen von einem andern höhern Geist, der mit der christlichen Religion geoffenbart worden. Dieser höhere Geist enthält die Befreiung und Versöhnung des Geistes. Gott wird nur so als Geist erkannt, indem er als der Dreieinige gewußt wird. Dieses neue Prinzip ist die Angel, um welche sich die Weltgeschichte dreht. Bis hieher und von daher geht die Geschichte. Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn!" „Christus ist erschienen, ein Mensch, der Gott ist, und Gott, der Mensch ist, damit ist der Welt Friede und Versöhnung geworden." — „Die Bestimmung der germanischen Völker ist, Träger des christlichen Prinzips abzugeben. Der Grundsatz der geistigen Freiheit, das Prinzip der Versöhnung, wurde in die noch unbefangenen Gemüther jener Völker gelegt, und es wurde ihnen aufgegeben, im Dienste des Weltgeistes den Begriff der wahren Freiheit nicht nur zur religiösen Substanz zu haben, sondern auch in der Welt aus dem subjektiven Selbstbewußtseyn frei zu produciren." — „Die Freiheit im Staate ist bewährt und bestätigt durch die Religion, indem das sittliche Recht im Staate nur die Ausführung dessen ist, was das Grundprinzip der Religion ausmacht." —

So spricht Hegel vom Christenthum und christlichen Staatswesen; und diejenigen, die sich als seine Schüler zu brüsten wagen, äffen den gemeinen Spott der französischen Obnehosen nach und wähnen Weltbeglücker zu seyn, wenn sie die unent-

behrliche religiöſe Grundlage des Familien- und Staatslebens zu untergraben verſuchen. Sie beweiſen dadurch freilich nur ihren knäbiſchen Uebermuth und ihre gänzliche Unfähigkeit, die hohe Bedeutung des Chriſtenthums und die groſſe Zukunft, die es im Weltleben noch haben muß, zu begreifen, und inſofern könnte man ſie ruhig ihrem Schickſal überlaſſen; allein ſie hemmen durch ihr kopf- und herzloſes Treiben die Entwickelung Deutſchlands; ſie haben bereits im kirchlichen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Leben traurige Rückſchritte veranlaßt, ſie ſchrecken Regierungen und Völker vom Fortſchritt zurück, und deshalb iſt es die dringendſte Pflicht, daß alle, deren Freiſinnigkeit und Freimuth nicht ein toller Rauſch iſt, ſich laut und rückſichtslos gegen jenes verderbliche Treiben erklären, damit es in ſeiner Vereinzelung und Wurzelloſigkeit anerkannt werde und ſich vielleicht ſelbſt erkenne.

Wahnſinn iſt es, von der Nothwendigkeit der Aufhebung des chriſtlichen Staates zu deklamiren und zu ſingen, während unſere ganze Vergangenheit und Gegenwart den ſchreiendſten Beweis liefert, daß es unſere nächſte und heiligſte Aufgabe iſt, den wahren chriſtlichen Staat herzuſtellen, während es das ſündhafteſte Weltverſäumniß iſt, daß dieſe Herſtellung in faſt 2000 Jahren noch immer nicht erfolgt iſt. Jeder Gedanke jeder freien Seele diene raſt- und furchtlos dem Kampfe gegen das, was Mönche und Mucker, was proteſtantiſche und katholiſche Jeſuiten den Völkern und zunächſt dem deutſchen Volke als chriſtlichen Staat aufſchwätzen und aufbürden wollen; aber eben ſo heilig verpflichtet ſind alle Edelfreien der Völker und der Throne, an dem wahren chriſtlichen Staat zu bauen nach dem Geiſte Jeſu Chriſti, des göttlichen Reformators, der die heiligſte aller Revolutionen begonnen, aber eben nur begonnen, der zuerſt mit welterſchütternder Stimme von Menſchenwürde und Menſchenrecht gepredigt, vor dieſem einzigen Ur- und Allrecht das Unrecht aller übrigen Rechte vernichtet und die mit der göttlichen verbundene Menſchenwürde über alle Erdenwürden erhoben hat.

Wie wenig das unheilige Streben jener unweiſen Philoſophen im Geiſt der Menſchheit überhaupt und zunächſt im deutſchen Volksgeiſt wurzelt, iſt ſchlagend durch das zu gleicher Zeit allenthalben und beſonders in Deutſchland neu erwachte

Sie hätten ihre Waffen gar nie nach dieser Richtung wenden sollen, denn von dem Tage, als der erste Sieg auf dem Festlande durch sie erfochten wurde, beginnt ihr Verfall. — Wahr; aber da sie es einmal thaten; da ihnen der Gedanke gekommen war, sich zur ersten Macht in Italien aufzuschwingen; — da sie einmal den Würfel geworfen hatten, und fremde Mächte ihn aufnahmen; was konnten sie thun, als Fremdlinge anwerben und für sie streiten machen? Ich weiß, daß sie alle traurige Folgen dieser Nothwendigkeit zu tragen und zu büßen hatten; aber die Nothwendigkeit blieb nichts destoweniger da, und nicht in dem Gebrauch fremder Truppen lag des Uebels Quelle, sondern im Irrthum des Bestrebens, oder vielleicht in dem ursprünglich zu geringen Kraftaufwande.

Wenn eine Regierung so weit gebracht ist, daß sie, ohne diese natürlichen Ursachen des Mangels an Land, zu bezahlten Fremdlingen greift, und in dem Augenblick dieses Mißrisses nicht einmal über die Mittel noch klar und einig, wie sie sich zur Zeit von denselben wieder befreie und gegen sie sicher stelle; so wird ihr kaum ein anderes Loos bevorstehen, als dasjenige Italiens war, welches Land, durch die gewaffneten Söldnerhaufen jeder eigenen Vertheidigung beraubt, von den Franzosen geplündert, von den Spaniern mit Füßen getreten, von den Deutschen verachtet und Sklave Aller zusammen wurde.

Ob die Nothwendigkeit, durch Hülfstruppen seine eigene Sache zu verfechten, nicht eine Abhängigkeit von dem Staate, der sie gibt, begründe, ist eine andere Frage; und sie mögen deßhalb wohl zu vermeiden seyn. Soll diese Abhängigkeit nicht drückend werden, so dürften Hülfstruppen nur von denen zu nehmen seyn, welche das eigene Gewicht entscheidend überwiegt. In diesem Falle werden sie Geißeln, und wenn sie die Abhängigkeit auch selbst dann nicht ganz lösen, so geben sie doch die Art derselben in freier Willkühr und der Gewinn ist hoch über das freiwillige Opfer. Bonaparten waren die deutschen Hülfstruppen doppelter Gewinn; sie stritten und siegten für seine Sache; sie bürgten für der Fürsten Treue. Dagegen waren ihm im Jahr 1812 die österreichischen offenbarer Nachtheil, denn während er sie als Geißeln für die Anhänglichkeit des Wiener Hofes betrachtete, band er sich durch sie die Hände; er mußte Rücksicht nehmen für den österreichischen Staat, und dieser legte ihm dadurch Verpflichtungen auf, die damals besser

religiöſe Leben bewieſen. Aber eben jene Ausſchweifungen ſind vorzüglich ſchuld daran, daß dieſes neue Leben nicht vorwärts, ſondern rückwärts gerichtet iſt. Nicht die reinere Wahrheit des Chriſtenthums iſt lebendiger geworden, ſondern nur der Eifer der Kirchenparteien, deren jede den ausſchließlichen Beſitz dieſer Wahrheit behauptet, aber nicht durch die That beweist. Das für unmöglich gehaltene iſt eingetreten: die Glaubensſpaltung reißt Deutſchland neuerdings klaffend auseinander, und alle, denen die ſcheinbare und theilweiſe Einigung Deutſchlands Schrecken verurſacht, frohlocken.

Auf die religiöſe oder doch auf die kirchliche Gleichgültigkeit unſrer Zeit hatten die Freunde der deutſchen Einigkeit viel gerechnet. Man hegte die freilich traurige Hoffnung, daß diejenigen, welche ſich des Glaubens wegen getrennt hatten, ſich im Unglauben wieder vereinigen würden. Allein man betrog ſich in doppelter Hinſicht; man überſchätzte die Stärke und Allgemeinheit des Unglaubens, und man vergaß, daß die übermüthige Herrſchſucht deſſelben nothwendig eine Gegenwirkung hervorbringen mußte.

Ungläubigkeit iſt allerdings in vieler Hinſicht ein Hauptcharakterzug unſerer Zeit; aber wer kann läugnen, ja wer wird läugnen wollen, daß eben in Glaubensſachen gewöhnlich eine gar große Menge hinter der Zeit zurückbleibt. So leben auch jetzt ſelbſt unter den Gebildeten, ja ſogar unter denen, die ſich äußerlich ungläubig ſtellen, viele, unzählig viele Altgläubige. Je verlaſſener und verſpotteter ſich nun dieſe Frommgläubigen in einer mit religiöſer Leere und Meiſterloſigkeit prahlenden Zeit ſehen mußten, deſto inniger klammerten ſie ſich an den Glauben, und es beſtätigte ſich abermals, daß der Glaube eben erſt, wenn er gedrückt und verfolgt wird, jene Kraft entwickelt, durch die er Wunder gewirkt hat und ſie aller Aufklärung zum Trotz wirken wird, ſo lange die Menſchen eben Menſchen ſeyn werden. Auch in unſerer, gegen alles Wunderbare ſo ſtreng kritiſchen, ſo wunderlichen Zeit wirkt der Glaube das große Wunder, daß Männer, die auf der Höhe unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung ſtehen, dennoch im Weſentlichen den kindlichen Glauben der Menge theilen können, daß Männer, die ſich über die Gränze unſerer Erkenntniß hinauswagen, ſich die dunkeln jenſeitigen Pfade mit der Leuchte des Glaubens zu erhellen ſtreben.

Ungläubigkeit, die für ſich allein, alſo rein negativ wirkt, die nicht in Vereinigung mit einem poſitiven, neu ſchaffenden Element hervortritt, weckt und ſtärkt jedesmal den alten Glauben, ſo oft ſie über ihn triumphiren will. Eine ſolche Ungläubigkeit kann eine Zeit lang das Modeheidenthum der Welt ſeyn, ſie kann einem ganzen kürzern Zeitraum äußerlich ihr Gepräge aufdrücken; aber ſie kann eben ihrer negativen Natur wegen nicht herrſchend werden und noch weniger herrſchend bleiben; ſie muß den Glauben, den ſie ſtürzen wollte, neu befeſtigen, indem ihre Verneinungen ihn von ſchädlichen und ſchändenden Ausartungen reinigen, und bewirken, daß ſein poſitives Weſen klarer und ehrwürdiger in die Erſcheinung und Erkenntniß tritt.

Betrachten wir, um dies beſtätigt zu finden, jenes Zeitalter, welches vorzugsweiſe das philoſophiſche, das ungläubige genannt wird. Damals war leidenſchaftliches Verneinen und tollkeckes Verſpotten das Heldenthum und die Wolluſt der gebildeten Welt. Wer damals dachte oder auch nur zu denken dachte, der übte ſeine Denkkraft oder ſeinen Denkwahn an der Kritik des Heiligſten und Höchſten, und jene ganze Zeit dachte ſich in eine ſo überſchwängliche Denkſeligkeit und Denkgier hinein, daß endlich der ſeiner Natur nach nüchterne Verſtand in einer tolleren Berauſchung ſchwelgte und ſchweifte, als je zuvor die tollſte Phantaſie. „Witz der Zwerg" kroch und ſchlüpfte an dem Rieſengedanken der Gottesahnung kichernd und keifend auf und nieder, kitzelte und krabbelte dreiſt oben und unten, zupfte und zerrte da und dort, zwickte und zwackte dies und jenes ab, und da hierbei von dem irdiſchen Kleide des Rieſen mancher Flitter zu Boden fiel und aus mancher Falte dieſes Kleides der Schmutz und Staub der Jahrhunderte aufflog, ſo ſchrie die kurzſichtige Menſchheit: „Unſer Zwerg hat den Rieſen überwältigt!" und dabei lachte das philoſophiſche Geſchlecht um ſo lauter, je bänglicher ihm bei dieſem vermeintlichen Siege tiefinnerlichſt zu Muthe war. Sie wähnten, das Chriſtenthum zu Tod gelächelt zu haben; aber der Zwerg hatte dem Rieſen nur das Kleid gereinigt.

Doch verlaſſen wir das Gleichniß, welches hier mehr als irgendwo hinken muß; fragen wir mit klaren, ernſten Worten: was war die Folge jenes ungläubigen Treibens? Die Geſchichte

antwortet: „ein ſehnſüchtigeres Zurückkehren zur Religion, ein innigeres und freieres Anſchmiegen an den Glauben.“

Wir verkennen und läugnen nicht, daß zu dieſer Rückkehr auch das Unglück beigetragen, welches unmittelbar auf die philoſophiſchen Jahrzehnte gefolgt iſt. Das Elend und die Schmach jener Jahre hat allerdings die Völker mürb gemacht, und die Rückkehr zu menſchlicher Beſinnung und Beſonnenheit beſchleunigt; aber daß der einzelne Menſch, wie die Menſchheit, am ſicherſten ſowohl im tiefſten Unglück als im höchſten Glück gläubig fromm wird, beweiſt ja eben, daß gläubige Frömmigkeit zu den Grund- und Urzügen des menſchlichen Weſens gehört, welches ſich in ſchmerzlichſter Zerknirſchung und in ſeligſter Erhebung am reinſten ſelber erkennt und offenbart, während es in den ſtumpfern Mittelzuſtänden zu oft und leicht durch fleiſchliche und geiſtige Begierlichkeiten theils unter, theils außer ſich gebracht wird.

Dieſe Betrachtung wird durchaus nicht im Sinne der Zeloten ausgeſprochen, welche das Unglück jener Zeit für eine Beſtrafung des philoſophiſchen Uebermuthes ausgeben. Wir glauben und bekennen, daß Gott die witzige Keckheit jener Geſchlechter gewollt hat, weil ſie für die Entwicklung des Menſchengeiſtes nothwendig war. Dies Bekenntniß ſteht nicht im Widerſpruch mit der Verdammung des ähnlichen Treibens unſerer Tage. Dieſes Treiben iſt verdammungswürdig, weil es eben nichts iſt als die Nachäffung eines längſt abgethanen Zuſtandes, die Erweckung einer Stimmung, welche in jenen Zeiten eine nützliche und nothwendige Entwickelungskrankheit des Menſchengeiſtes war, jetzt aber nur verderblicher wirken kann, *weil Kinderkrankheiten meiſtens tödtlich werden, wenn ſie erſt in männlichen Lebensjahren eintreten.* Es ſoll aber hier ebenſo wenig von göttlichen als von menſchlichen Strafen die Rede ſeyn. Gott will und die Menſchen können durch Strafen ſolchen Uebermuth nicht unterdrücken. Wenn, wie Hegel ſagt, „der Menſchengeiſt ſich auf die Füße ſtellt“, und, berauſcht von dem Bewußtſeyn ſeiner Gottähnlichkeit, Gott ſelber überblicken zu können wähnt, ſollte der höchſte Geiſt über dieſe kindiſche Uebereiferung ergrimmen und ſie durch ſeine Strafgerichte züchtigen? Wer dies glaubt, und in dieſem Wahnglauben behauptet, die Schlußgräuel des philoſophiſchen Zeitalters ſeyen eine Strafe der philoſophiſchen

Gottlosigkeit gewesen, der beweist nur, daß er den Wahn hegt, Gott sey so schwach wie ein Mensch, ja noch schwächer. Erlaubt nicht ein guter Vater seinen Kindern manchmal, die scheue Ehrfurcht zu vergessen, und stellt sich mitten in ihren tobenden Schwarm, lacht über die vergebliche Anstrengung, mit der sie ihn umzuwerfen streben, und freut sich über ihre wachsende Stärke?

Was die übermüthige Leidenschaftlichkeit der philosophischen Zeit nicht vermocht, das schien in den lauen und grauen Jahren, in die sich die Zeit der Begeisterung verlief, die Gleichgültigkeit zu vollbringen. Klagende und frohlockende Stimmen verkündigten den Indifferentismus. In Deutschland besonders baute man auf die kirchliche Gleichgültigkeit die schönste und sehnsüchtigste Hoffnung in Betreff der deutschen Einigkeit. Dieses höchsten politischen Gutes wegen übersah man die zerstörenden Uebel eines Zustandes, den man nun einmal für eine der nächsten und sichersten Quellen des politischen Heiles halten zu dürfen glaubte. Man bemühte sich, zu vergessen, daß Deutschland, wenn durch religiösen Indifferentismus geeinigt, dem Verderben näher wäre, als es je in seiner kläglichsten Zersplitterung gewesen.

Allein wie die Hoffnung, welche man auf den kirchlichen Leichtsinn gründete, unheilvoll trügerisch, so war auch die Voraussetzung ihres Grundes irrig. Die Zeit schien indifferent, aber sie war es nicht. Selbst die Stärke der sogenannten Kraftgeister besteht nur darin, daß sie sich hochtrabend überreden, von religiösen Ahnungen frei zu seyn, religiöse Gemüthserhebungen entbehren zu können; für die Menschheit aber ist eben die Gottesahnung die edelste und höchste Kraftäußerung, für Jeden, der nicht tief unter dem Menschenwesen steht, ist der Gottesgedanke der Lichtpunkt des ganzen geistigen Lebens, für die Menschheit ist Religion und sichtbare Uebung derselben ein ewiges Bedürfniß. Das Bewußtseyn dieses Bedürfnisses kann von Einzelnen und Vielen in übermüthigen Stunden und Zeiten geläugnet werden, es kann in lauen und schläfrigen Zeiten mit den übrigen Geistesregungen so sehr ermatten, daß die Gebildeten es gar nicht mehr zu haben wähnen, die Menge das kirchliche Bedürfniß lediglich in mechanischer Angewöhnung zu befriedigen scheint; allein jedes Ereigniß, welches einem Menschen, welches einem Volke, welches der Menschheit in's Herz greift, weckt und erkräftigt das religiöse

Bewußtſeyn zu lebenbeherrſchender Stärke, ja es bedarf ſolcher Ereigniſſe nicht, denn der Menſchengeiſt erträgt, wie in andern, ſo auch in den überirdiſchen Beziehungen jene nüchterne Lauigkeit nicht lange, die ſo nahe an Lebloſigkeit grenzt; er will lebendig leben, und ringt aus eigener Urkraft die Jahrtauſende hindurch nach höherer und edlerer Erhebung, nach einer Erhebung über ſich ſelbſt hinaus, ja ſelbſt wenn und wo er zum Schlummer verdammt iſt, will er in Träumen und Ahnungen lebendig ſeyn.

Das unmittelbar über und in uns waltende Leben liefert abermals den Beweis dafür. Diejenigen täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen, die da behaupten, der neue Aufſchwung des religiöſen Lebens ſey blos eine künſtliche Wirkung polizeilicher Maßregeln, zu denen ſich die Regierungen durch dieſelben Gründe gezwungen ſähen, wie Friedrich der Große zu dem Befehl: „Schafft mir wieder Religion in's Land!“ Die religiöſe Beſinnung der Gegenwart iſt eine natürliche Wirkung des in der Menſchheit waltenden Dranges nach übernatürlicher Verklärung und Weihe des irdiſchen Lebens. Die Werkeltätigkeit der materiellen Beſtrebungen, ſo nützlich und wichtig ſie auch an ſich und als Grundlegung zu künftigen geiſtigen Kunſtbauten ſind, konnten und können den Menſchengeiſt nicht dauernd ausſchließlich befriedigen. Je mehr man alle Ideen, die zu keinen arithmetiſchen Reſultaten führen, verſpottete, je eifriger man die ganze Welt in eine einzige große Fabrik und Börſenhalle verwandeln, die Eiſenbahnen als die höchſten und letzten Wege des Völkerheils preiſen und die Induſtrie zum alleinſeligmachenden Kultus der Menſchheit erheben wollte, deſto ſicherer und lebhafter mußte im natürlichen Gange geiſtiger Gegenwirkung das Bedürfniß erwachen, das Leben durch höhere Ideen zugleich beherrſcht und befreit zu ſehen, deſto überwältigender mußte ſich die Erkenntniß geltend machen, daß die Menſchheit einen außer und über ihr liegenden Halt- und Strebepunkt braucht, wenn ſie nicht das Bewußtſeyn ihrer geiſtigen Beſtimmung verlieren und kläglich tief unter ihr eigenthümliches Weſen hinabſinken ſoll. Dieſen höhern Halt- und Strebepunkt aber gewährt die Religion und nur die Religion.

So oft die Menſchheit dieſe höhere Richtung zum Theil verließ oder verlor, traten Folgen ein, die mit entſetzlicher

Deutlichkeit bewiesen, daß es richtig ist, mit „Gottlosigkeit" den tiefsten Verfall menschlicher Gesittung zu bezeichnen. Dies begann auch in unserer Zeit. Der Götzendienst des Geldes verschlingt als Opfer die Herzen der Menschen und Herzlosigkeit droht der Charakter der Zeit zu werden. Nicht die Gleichgültigkeit im Glauben, jene im Handeln ist es, die in immer häufigern Fällen nicht nur die Regierungen und Priester, sondern die Menschheit schaudern macht. Durch die Ausartungen des Lebens wurde der Drang nach religiöser Heiligung desselben thatsächlich befördert und die Regierungen, autokratische sowohl als demokratische, fanden in dieser praktischen Richtung die Aufforderung zu unmittelbar positivem Einschreiten. Aber nicht die Regierungen haben den religiös sittlichen Drang geweckt; sie sind vielmehr durch ihn geweckt und in sehr eindringlicher Weise erinnert worden, daß auch sie viel edlere Aufgaben haben, als mit den Unterthanen Lotto zu spielen, die Branntweinerzeugung zu heben und dann dem Sittlichkeitsprinzip durch neue Gefängnißsysteme genug thun zu wollen. Man thut überhaupt den Regierungen sehr Unrecht, wenn man ihnen durchaus eine vorausſehende Weisheit oder wenigstens eine vorausberechnende Klugheit beimißt; sie werden weit öfter von den Ereignissen überrascht und fortgerissen, als sie Ereignisse machen, sie sind in den meisten wichtigen Fällen ungeachtet allen Scheines der Herrschaft in der That die Beherrschten.

Nicht den äußern Gegenwirkungen also, sondern dem innersten Bedürfniß begann der Indifferentismus zu weichen. Selbst die Gebildeten kehren immer zahlreicher auch äußerlich, d. h. kirchlich, zur Religion zurück; die große Menge des Volkes, welchem die Religion fast die einzige geistige Verklärung, die einzige Poesie des mechanisch mühseligen Lebens ist, gelangte zum wärmern Bewußtseyn dieses religiösen Vortheils, und selbst diejenigen, denen die streng politischen Bestrebungen die höchsten der Zeit sind, erkennen, daß ihr Streben durch religiöse Weihe mächtig gefördert werde, daß es auch im politischen Kampfe von wundervoller Wirkung sey, mit glaubensstarker Begeisterung rufen zu können: „Gott will es!" So wurde eine Zeit, von der man allgemein das gerade Gegentheil theils gelobt, theils getadelt hatte, so wurde unsere Zeit religiös oder fing wenigstens an es zu werden.

Nur Verblendete können dieſe Lebensrichtung tadeln; tief beklagenswerth aber iſt es, daß durch ſie der deutſche Glaubensſtreit wieder erweckt worden. Doch da dieſer unſelige Streit offenbar weniger im Herzen des Volkes, als vielmehr in den Köpfen der beiderſeitigen Schriftgelehrten und Phariſäer ſeine Quelle hat, ſo dürfen wir wohl ſeinetwegen an Deutſchlands Zukunft nicht verzweifeln. Die Bildung des deutſchen Volkes berechtigt zu der zuverſichtlichen Hoffnung, daß in unſerer Zeit nicht dieſe oder jene Kirchenform ſtreitſüchtig herrſchend, ſondern daß unter allen Formen das Weſen des Chriſtenthums zur Wahrheit werden, daß die Kirchenparteien keinen andern Streit kennen werden, als den edlen Wettſtreit in der Lebendigmachung der chriſtlichen Weſenheit, welche in geiſtiger Freiheit und werkthätiger Liebe beſteht.

In dieſer Hoffnung ſchließen wir dieſen wohlgemeinten Beitrag.

XVIII.

Der Wahnſinn im Kerker

in

beſonderer Beziehung zur vereinzelten Haft.

Seit der Zeit, wo das Pönitentiarſyſtem die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und in ganz Europa[1] Anklang gefunden, hat auch der Wahnſinn im Kerker die Aufmerkſamkeit in einem weit höheren Grade auf ſich gezogen, als früher, und es möchte deßhalb nicht am unrechten Orte ſeyn, die Entſtehung des Wahnſinns in und durch die Gefangenſchaft in dieſer Zeitſchrift zu beſprechen, theils um eine feſte Baſis bei der Entſcheidung der Frage zu gewinnen, ob das Pennſylvaniſche Syſtem die Entſtehung des Wahnſinns im Kerker befördere, oder nicht, ganz vorzüglich aber um, nach Erkennung der Urſachen, welche den Wahnſinn bei Verhafteten und Sträflingen hervorbringen, die Mittel ausfindig zu machen, denſelben zu verhüten.

Freiheit iſt dem Menſchen eben ſo natürlich, wie dem Vogel im Walde und dem Fiſche im Waſſer. So lange noch

[1] S. Moreau Chriſtophe's „Résumé de la Question pénitentiaire en France et en l'Étranger;" anhängt das aus dem Holländiſchen ins Franzöſiſche überſetzte „Gedachten over de eenzame opsluiting der Gevangenen door Suringar,"* welche Ueberſetzung nebſt Anhang unter dem Titel „Considérations de Reclusion individuelle" im Jahr 1843 zu Paris und Amſterdam erſchienen iſt.

* Suringer ſtatt Süringa.

die Menſchen die unumſchränkte Freiheit genoſſen, ſich überall auf der Erde hinzubegeben, wo ihre phyſiſchen Bedürfniſſe ſie hintrieben und ihr natürlicher Sinn ſie hinleitete, war ihre Freiheit nicht beſchränkt durch Geſetze — *ſie folgten den natürlichen Geſetzen*. Sobald ſie ſich aber durch ihre *ungeheure Vermehrung* phyſiſch ſelbſt beſchränkt hatten, mußten ſie ſich auch geiſtig (moraliſch) beſchränken; *denn geiſtige Freiheit läßt ſich mit phyſiſcher Beſchränktheit nicht vereinigen*; ſie mußten ſich demnach ſelbſt *Geſetze* vorſchreiben. Wie dieſe ungeheure Vermehrung ſie aus *ihrem Klima* vertrieb und ſie nöthigte, zum Schutze gegen die Kälte ſich zu bekleiden, Häuſer ſtatt Laubhütten, Städte ſtatt Zeltlager zu bauen, ſtatt von Baumfrüchten ſich zu nähren, Körnerfrüchte zu ziehen, ſtatt Wild zu erlegen und zu verzehren, Thiere zu zähmen und nicht blos deren Fleiſch, ſondern auch deren Milch zu genießen, ſo verwickelte dieſes durch die Cultur des Bodens herbeigeführte *Sichaneinanderdrängen*[1] immer mehr die phyſiſchen und moraliſchen Berührungen, und führte nothwendig immer mehr zu *complicirteren Geſetzen*[2] und zu *complicirteren Strafen*.

Im Anfange wurden nur die *groben Verbrechen* gegen die Perſon und die geſellige Ordnung beſtraft, die *leichteren Vergehen* dagegen (bei den Heiden) der Rache der Götter, oder (bei den Juden) der Strafe Gottes anheimgeſtellt, und die *Verſtöße gegen die Sittlichkeit* ſtraften ſich ſelbſt durch die Mißbilligung, die ſie bei den Anderen erfuhren.

Die *weltlichen Strafen*, womit die groben Verbrechen belegt wurden, beſtanden anfänglich in verſchiedenen Arten von *Todesſtrafen* (Steinigen, Kreuzigen, Rädern, Erhängen,

[1] So befinden ſich z. B. in *Frankreich*, wo ſich die Bevölkerung immer mehr in den *großen Städten* zuſammendrängt, von einer Bevölkerung von ungefähr 34 Millionen nach *Moreau Chriſtophe's* Angabe, 108,000 in den verſchiedenen Gefängniſſen, alſo 3,2 von 1000, wogegen das Verhältniß der Gefangenen zu der freien Bevölkerung in Preußen, wo die Bevölkerung mehr *auf dem Lande* zerſtreut lebt, im Jahre 1826, nach *Dr. Julius's* Angabe, ſich wie 1 : 1550 verhielt, alſo nur 0,7 von 1000 betrug.

[2] In *England* gibt es (1819) noch 6789 Strafgeſetze!

Erdroſſeln, Enthaupten und Vergiften), weßhalb bekanntlich das, was wir jetzt Strafgeſetzbuch (Code pénal) nennen, bei uns Deutſchen peinliche Halsgerichtsordnung hieß.

Erſt nachdem man tiefer heruntergriff und die der Rache der Götter geweihten Strafen der Heiden und die Kirchenbuße der Chriſten nicht mehr für hinlänglich hielt, ordnete man Freiheitsſtrafen für eine Menge von Vergehen an.[1] Man ordnete urſprünglich die Freiheitsſtrafe in der Abſicht an, um das Individuum, welches gegen die geſetzliche Ordnung gefrevelt, auf dieſe Weiſe unſchädlich zu machen, damit es nicht noch einmal daſſelbe Verbrechen, Mord, Todtſchlag, Raub, Diebſtahl begehen könne, und man veröffentlichte dieſe Strafe (durch an den Pranger ſtellen, öffentliche Geißelung, Brandmark), um Andere abzuſchrecken, daſſelbe zu begehen; man erkannte deßhalb, um den erſten Zweck zu erreichen, meiſtens auf lebenslängliches Gefängniß. Das war der natürliche Gang der Strafentwickelung. Allein man war nicht damit zufrieden; man verwandelte das natürliche (d. h. durch das Zuſammendrängen der Menſchen nothwendig gewordene) Strafrecht in ein poſitives — in ein Gebot, und forderte für dieſes Gebot unbedingten Gehorſam, ſetzte, um dieſen zu erzwingen, poſitive Freiheitsſtrafen feſt, um durch deren Androhung Verbrechen gegen die Perſonen und die geſellige Ordnung zu verhüten, und verlangte (wie man es nannte, im Namen des Geſetzes) Vollziehung der angedrohten Strafe als Sühne für das Geſetz. So entſtand das poſitive Strafrecht im Gegenſatze zu dem durch die Nothwendigkeit gebotenen, ſogenannten Naturrechte; es entſtand ſo ein künſtlich aufgebautes Schema

[1] So drohte das poſitive Recht im britiſchen Reiche noch im Jahre 1819 für 6566 Vergehen und Verbrechen Freiheitsſtrafen, und für 223 Todesſtrafe an. Wenn auch die deutſche Criminalrechtspflege, wie die britiſche, in praxi dieſe Härte bedeutend gemildert hat, ſo haben ſich doch die neueren deutſchen Criminalgeſetzgeber nicht überwinden können, die Verſtöße gegen die Sittlichkeit der öffentlichen Sittenrichtung zu überlaſſen. — Dagegen hat in Amerika die öffentliche Meinung ihr richterliches Amt in der neueſten Zeit ebenfalls überſchritten, und auf der einen Seite Mörder freigeſprochen, und auf der andern Seite Sclaven-Emancipiſten gemordet.

als ſeine geſammte Streitmacht die Unangreifbarkeit ſeines Länderbeſitzes ſicherten. Spanien, ohne Englands Beihülfe, im Kriege gegen Bonaparte verloren, gerieth eben deßhalb wie billig in engliſche Abhängigkeit. Es iſt billig, daß es dermalen in franzöſiſche gerathe, ſo wie es billig iſt, daß Neapel unter öſterreichiſcher bleibe.

Die Kunſt, Hülfe zu geben, iſt ſo ſchwer als die, ſich ihrer mit geringſtem eigenen Opfer zu bedienen. Rußland hat vielleicht in unſeren Tagen eine erſt ſpät wiederkehrende Gelegenheit verſäumt, die erſtere mit großem Vortheile anzuwenden, weil es nicht nur die Türken beſiegt, ſondern die Griechen von ſich auf dem leichteſten Wege abhängig gemacht hätte und ihm ganz überlaſſen geblieben wäre, dieſe Abhängigkeit nach ſeinem Gutdünken einzuleiten und feſtzuſtellen.

Machiavell verwirft unbedingt jede Hülfe; „wird ſie beſiegt,“ ſagt er, „ſo biſt du entwaffnet; ſiegt ſie, ſo biſt du gefangen.“ (Principe 13). Er ſetzt ihre Gefährlichkeit ſogar weit über die Miethtruppen, da ſie geregelter ſind und einem fremden Willen gehorchen; er führt Beiſpiele aus ſeiner Zeit von großem Gewichte an, und er behauptet ſogar, daß die Zutheilung von Hülfstruppen zum eigenen Heere dieſes entnerve. Griechenland begann ſeine türkiſche Sclaverei dadurch, daß die griechiſchen Kaiſer mit türkiſchen Hülfstruppen in dieſem Lande kriegten, und dieſe Hülfstruppen ſpäterhin den Abmarſch verweigerten. Rom beſchleunigte ſeinen Verfall mit Rieſenſchritten, als es Gothen zu beſolden begann, und die Brauchbarkeit der Franzoſen in früheren Zeiten erhielt einen gewaltigen Stoß, ſobald ſie Schweizertruppen aufzukaufen begannen, dieſe erſt nur zuträglich, wurden ihnen bald unentbehrlich. Die Gefährlichkeit der Hülfstruppen gründet ſich jedoch auf eine Doppelzüngigkeit der Kabinette und eine Selbſtſucht der Politik der einzelnen Staaten, die nicht jedem Regenten und nicht jedem Staate eigen. Kleinere Staaten mögen von derſelben nicht freizuſprechen ſeyn, große faſt immer. Kleine wollen noch erwerben, und haben an öffentlichen Mitteln hiezu nicht genug; große wollen entweder nur erhalten oder wenn ſie auch erwerben wollen, haben ſie Mittel anderer Art, die ſchneller, ſicherer und ehrenvoller wirken. Auch iſt die Benutzung des perſönlichen Charakters eines Regenten eine vorzügliche Aufgabe des Staatsmannes, den ein fremder Staat gegen ihn vertritt. Es wäre ſchwach, wegen Aufrechthaltung eines im

von Freiheitsſtrafen, in welches bald mehrere, bald wenigere Verbrechen und Vergehen hineingezogen, und nach welchem die Dauer der Strafzeit auf die verſchiedenſte Weiſe feſtgeſtellt wurde.[1] Da man mit der Vermehrung der geſetzlichen Vergehen auch immer mehr Verbrecher bekam, und durch die Verlängerung der Strafzeiten ſich die Verbrecher immer mehr aufhäuften, ſo mußte man immer mehrere und größere Gewahrſame bauen; und ſo verwandelten ſich die Gefängniſſe der Burgen und Rathhäuſer zur ſicheren Bewahrung der Verbrecher in unſere jetzigen Anſtalten zur Verbüßung der durch das Geſetz angedrohten Freiheitsſtrafen.

Es leuchtet von ſelbſt ein, daß die gewaltſame Beſchränkung der dem Menſchen angeborenen Freiheit einen mächtigen Eindruck auf den Geiſt des Gefangenen machen muß, und zwar einen um ſo mächtigeren, je weniger er bisher durch das bürgerliche Leben in der Befriedigung ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe beſchränkt, und je mehr durch die Ausbildung ſeiner Geiſtesfähigkeiten in ihm das Gefühl der (geiſtigen) Freiheit erwacht und in ſeiner weniger untergeordneten Stellung erſtarkt war. Es werden deßhalb nicht die gröberen Verbrecher aus der unterſten Klaſſe der Geſellſchaft vom Wahnſinne im Kerker ergriffen, ſondern gerade die wegen leichterer (politiſcher oder moraliſcher) Vergehen aus dem gebildeteren Stande Angeklagten und Ueberwieſenen.

[1] Frägt man, nach welchem Prinzipe man die verſchiedene Dauer der Strafzeit beſtimmt habe, ſo kann man wohl ſchwerlich eine genügende Antwort darauf geben, außer für die lebenslängliche Dauer, in ſofern dieſe durch das Präventionsprinzip geboten zu ſeyn ſcheint. Dagegen präveniren die langen Freiheitsſtrafen weder, noch ſchrecken ſie in höherem Maße ab; denn der, welcher zum erſten Male ein Verbrechen begehen will, berechnet nicht die Strafjahre, die für das Verbrechen angedroht ſind, und der, welcher im Affekte, in der Leidenſchaft, im Rauſche ein Verbrechen begeht, berechnet bei der That weder Jahre, noch Strafandrohung überhaupt. Eben ſowenig wird durch die langen Strafzeiten dem Prinzipe der Beſſerung in einem ſicheren Maße entſprochen, indem der Verbrecher durch die längere Haft keineswegs wahrhaft gebeſſert wird; denn der Menſch gewöhnt ſich an Alles, alſo auch der Verbrecher an das Gefängnißleben, und wird alſo durch die längere Haft um ſo gefährlicher für die geſellige Ordnung.

Dazu kömmt noch, daß die, welche im Drange der menschlichen Gesellschaft gegen das so sehr vervielfältigte Schema der Freiheitsstrafen sich vergangen und deßhalb zur Sühne des Gesetzes in lange Strafen verurtheilt sind, die Rechtmäßigkeit dieser Strafen, vorzüglich aber des gegen sie erkannten Strafmaßes nicht anerkennen — die gegen sie erkannte Strafe nicht als ein stilles Opfer zur Sühne des Gesetzes hinnehmen. Ein nicht geringer Theil der Verurtheilten hält nämlich die Beschränkung der Freiheit, der man sie unterwerfen, für zu hart für ihr Vergehen, das sie als solches gar nicht (aus Unwissenheit oder Irrthum) erkannt, oder in ihrem Leichtsinne für nicht so schwer gehalten haben, oder zu welchem sie ohne Absicht durch die Umstände gekommen waren. Es kann also nicht fehlen, daß dadurch das Gefühl der Beschränkung der Freiheit doppelt schwer auf ihrem Geiste lastet, und daß dieser Geist, fortwährend durch den Gedanken gequält, ihm geschehe Unrecht, endlich sich verwirrt — und Wahnsinn im Gefängnisse entsteht. Es fallen deßhalb nicht die böswilligen Verbrecher vorzugsweise in Wahnsinn, sondern vielmehr die, welche im Affekte oder unter der Herrschaft einer Leidenschaft oder eines Rausches ein Vergehen oder Verbrechen gegen die Person begingen, oder sich gegen die Politik und die öffentliche Moral vergingen.

Besonders aber trägt der Gedanke an die lange Strafzeit zur Entstehung des Wahnsinns im Kerker bei, vorzugsweise in dem ersten oder zweiten Jahre der Haft und ganz insbesondere während des Untersuchungsarrestes, weil im Anfange das den Geist aufregende (empörende) Gefühl der Beschränkung der Freiheit am stärksten und der Gedanke an eine so lange dauernde Beschränkung derselben am unerträglichsten ist, und also auch bei verwaltender geistiger Natur des Verhafteten, oder bei einiger Anlage zu Geisteskrankheiten um so leichter den Verstand verwirrt (wahnsinnig) oder überspannt (melancholisch) macht, während die lange Haft selbst den Geist abstumpft (stumpfsinnig macht) und die körperliche Gesundheit untergräbt, wenn nicht der Gefangene zuletzt sich an das Gefängnißleben gewöhnt und so zum vollendeten Bösewicht ausbildet, oder vor Ablauf der Strafzeit unterliegt.

Mehr noch als die Beschränkung der Freiheit, treibt den

Verhafteten der Gedanke an die durch ſeine Entfernung aus der bürgerlichen Geſellſchaft zerriſſenen bürgerlichen und häuslichen Bande zum Wahnſinn, weßhalb wir die in beſſeren bürgerlichen Verhältniſſen Lebenden eher als die Armen, die Familienväter und Mütter häufiger als die Ledigen, die Männer verhältnißmäßig häufiger als die Weiber, die Gebildeteren eher als die Rohen, die Gefühlvolleren mehr als die Hartherzigen wahnſinnig werden ſehen. Es wohnt nämlich jedem Menſchen, eben ſoſehr wie ein eingeborenes Gefühl der Freiheit, ein nothwendiger Hang zur Geſelligkeit ein, auf welchem Hange ja eben der Staats-, Liebes- und Geſellſchaftsverband der Menſchen untereinander begründet iſt. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch das Strafurtheil für die Dauer der Strafzeit zerriſſen, und dieſer Gedanke kann den ſeiner Freiheit, ſeiner bürgerlichen Exiſtenz, ſeines geſelligen und häuslichen Glückes Beraubten leicht zum Wahnſinn treiben, wenn ihn nicht der Glaube an Gott, der die Herzen und die Nieren prüft, und das Vertrauen auf eine vergeltende Vorſehung ſchützt. Außer dieſen natürlichen (d. h. auf den Geſelligkeitstrieb unmittelbar begründeten) Banden, wird nun durch die Freiheitsſtrafe auch noch das künſtliche Band der Ehre zerriſſen, welches den Verhafteten bis dahin an den Staat, an ſeine Standesgenoſſen und Mitbürger knüpfte. Daher unterliegen die Verhafteten aus den höheren Ständen häufiger dem Wahnſinn (oder vor dem völligen Ausbruche deſſelben dem Selbſtmorde), und nichts vermag einen Solchen zu tröſten, als das Bewußtſeyn, wenn auch die äußere Ehre, doch nicht die innere Ehre als Menſch verloren zu haben, wenn er ſich nämlich keiner böſen Motive ſeiner ſtrafbaren Handlungen bewußt iſt. Allein dies innere Bewußtſeyn kann ihn nur allein über den Verluſt der perſönlichen Ehre tröſten, nicht aber über den Verluſt der Ehre, der bürgerlichen Exiſtenz, der ſeine Angehörigen durch ihn direkt oder indirekt getroffen. Dieſer Gram iſt der Geier, den der gefeſſelte Prometheus, der aus Liebe zur Menſchheit dem Himmel das Feuer der Vernunft entſtahl, nicht abzuwehren vermag, nicht durch das heilige Feuer der Religion, nicht durch die Fackel der Philoſophie, noch durch die Zerknirſchung der Reue. Daher das

Gewicht der entehrenden Strafe doppelt schwer fur den, den sie trifft, weil sie auch die trifft, die schuldlos mit seinem Schicksale verknüpft sind. Und dieser Gram wird noch dazu durch die Verbüßung der Strafe nicht gelöst — nein! er verfolgt den Bestraften und die Seinigen bis ans Ende ihrer Tage; denn selbst die Gnade des Fürsten, selbst das Mitleid der Bessergesinnten vermag ihn nicht ganz zu tilgen, semper aliquid haeret! Je höher gestellt, je geistiger entwickelt, je fühlender der öffentlich Entehrte ist, desto mehr ist er durch das entehrende Gesetz dem Wahnsinne Preis gegeben, nicht blos im Kerker, nein! auch noch nach Verbüßung der Strafe, wenn er sich von Allem zurückgedrängt, von Allen verstoßen, von Allen gemieden sieht, kann ihn der Wahnsinn in das Irrenhaus oder in die kühlen Fluthen des Lethe führen, und die Seinigen mit doppelter Trauer, mit doppelter Schande bedecken.

Dies sind die Gedanken, dies die Gefühle, welche den Höherbegabten, Höhergestellten, den Tieferfühlenden zum Wahnsinne treiben, wenn die Religion ihn nicht schützt; aber auch der Geringste der dem Gesetze Verfallenen denkt, fühlt, wenn er nicht schon ein vollendeter Böswicht ist, oder die Strafe selbst ihn verhärtet hat, auf gleiche Weise, wenn gleich weniger tief, weniger klar, und so führt auch ihn der Verlust der verlorenen Ehre in die Arme der Verzweiflung, des Wahnsinns, wenn er sich nicht an den tröstenden Anker der Religion anklammert; auch ihn verfolgt die Schande nach verbüßter Strafzeit, er sieht sich durch die Entehrung brodlos, von seinen Mitbürgern verstoßen, gemieden; die dadurch herbeigeführte Noth bringt ihn aber nicht, wie jenen in das Irrenhaus, sondern in das Gefängniß zurück![1]

Zu diesen unmittelbar und nothwendig mit der Verhaftung verbundenen psychischen Eindrücken kommen nun noch andere Momente hinzu, die diese Eindrücke bis zur Erzeugung von Wahnsinn steigern können. Dahin gehört zuerst der Mangel an Ableitung der Gedanken von der unglücklichen Lage, worin

[1] Hier können besonders die Gesellschaften zur Unterstützung der Freigelassenen vermittelnd eintreten.

er sich, worin die Seinigen durch ihn sich befinden. Dieser Mangel an Ableitung kömmt zunächst daher, daß man ihn seiner gewohnten Beschäftigung, seinem Erwerb in der Freiheit entzogen hat, und daß man im Untersuchungsarreste dem Handwerker die Instrumente, die er zu seinem Handwerke gebraucht, vorenthält, aus Furcht, er möchte sie benützen, um die eisernen Gitter, die Schlösser seines Gefängnisses zu zersägen, dem Beamten und Gelehrten das Schreiben verbietet, aus Furcht, er möchte es zu Correspondenzen außer dem Gefängnisse benützen. Das Lesen allein ist vergönnt, aber auf alle mögliche Weise beschränkt, theils weil man durch das Hin- und Herschicken der Bücher Verabredungen außer dem Gefängnisse für möglich hält, theils weil man den Verhafteten gleich durch das ausschließliche Lesen der Bibel und der Andachtsbücher zu bessern hofft. Wie viele gibt es aber nicht noch in den untern Klassen des Volks, die, wenn auch nothdürftig lesen, doch nicht mit Verstand lesen können, und folglich auch nicht im Stande sind, ihre Gedanken durch Lesen zu zerstreuen.

So sind denn die Verhafteten in ihrem einsamen Untersuchungsarreste den ganzen Tag dem Kummer über ihr und der Ihrigen zerstörtes Glück anheim gegeben, und was die Langeweile nicht vermag, das vollendet die Schlaflosigkeit, die sie um so mehr quält, als ihr Körper weder durch Arbeit, noch durch Körperbewegung ermüdet, ihre Sinne weder durch Anstrengung bei der gewohnten Arbeit abgestumpft, noch der Schlaf in den langen Wintertagen durch künstliches Licht zurückgehalten wird, was die Vorsicht ihnen verboten hat. In der langen Finsterniß und in den schlaflosen Nächten brütet der Geist über den Wahnsinn, und die schreckhaften Traumbilder des unruhigen Schlafs führen endlich den Wahnsinn in seiner fürchterlichen Gestalt herbei.

Dazu kömmt nun noch, daß der arme Verhaftete am grauenden Morgen statt des liebenden Morgengrußes seiner Gattin, seiner Kinder, oder seiner Eltern und Geschwister, oder doch dieses oder jenes Freundes, das Klirren der Schlösser und Stangen und das Schlagen der eisernen Thüren hört, die ihn und seine Mitgefangenen, die vielleicht um derselben Sache willen in demselben Gefängnisse schmachten, gefangen halten. — Doch,

ich will alle Schauer des Gefängniſſes nicht ausmalen, den Gefühlvollen würde es nur betrüben, daß er es nicht ändern könne, den Harten wird es nicht erweichen, den Richter wird es nicht beſtimmen, von der Strenge des Geſetzes abzuweichen, weil er in der Strenge die Strafe findet, poena noxae vindicta.

Wird ihm nun noch gar aus übertriebener Aengſtlichkeit jeder Beſuch ſeiner Angehörigen, ſeiner Freunde abgeſchnitten, beſucht ihn kein Geiſtlicher, um ihn zu tröſten, kein Arzt, um ſich nach ſeiner Geſundheit umzuſehen, iſt er blos dem Schlieſſer und ſeinen Knechten preisgegeben, iſt es da zu verwundern, daß auch der rohеſte Menſch in einem ſolchen Kerker wahnſinnig werden könne, wie viel mehr der Gefühlvolle, der Gatte, der Vater, der mit Liebe an ſeinen Eltern, an ſeinen Geſchwiſtern, an ſeinen Freunden Hangende!

Man laſſe noch hinzukommen, daß ihm, ſtatt der gewohnten, leicht verdaulichen Fleiſchnahrung, die ſchwerverdauliche Brodkoſt, ſtatt der gewohnten warmen, die Verdauung und den Stuhlgang befördernden Getränke, kaltes Waſſer zum Getränk gereicht wird, — iſt es da zu verwundern, daß bei dem Mangel an Bewegung und in der eingeſchloſſenen Luft ſich bald jene Kerkerkrankheit einſtellt, welche man »dura ilea« nennt, und wovon Trübſinn das pſychiſche Reſter iſt, und Leiſtenbrüche und Hämorrhoiden die nächſten körperlichen Folgen ſind?

Wir ſehen alſo, wenn wir uns in die Seele eines Gefangenen hineindenken, Urſachen genug, um ihn wahnſinnig zu machen, und dennoch, wird man mir erwiedern, werden nur einige wahnſinnig im Kerker. Allerdings nur einige, glücklicher Weiſe nur wenige! Es gehört ein gefühlvolles Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, es gehört eine Anlage zum Wahnſinn dazu, daß Jemand wahnſinnig werde, es gehört noch außerdem ſehr Vieles dazu, um Jemanden wahnſinnig zu machen, und ehe der Unglückliche dahin kommt, hat er ſchwere Qualen des Geiſtes zu erdulden.

Aber auch dieſe Einige, dieſe Wenige ſollen wir vor dem Wahnſinne im Kerker ſchützen. Wie iſt das anzufangen? frägt der Eine, der Andere ruft: Man laſſe ihn wahnſinnig werden, das iſt ſeine Strafe! Ja, wenn es nur der langſame Tod im Kerker wäre, den die Gerechtigkeit verlangte, man

könnte ihn als ein ſtilles Opfer zur Sühne des Geſetzes anſehen; allein der geiſtige Tod aus Wahnſinn, der körperliche Tod im Wahnſinne iſt ein doppelter Tod, iſt mehr als das Geſetz fordern kann, als das Geſetz fordert. Alſo wohlan! wir wollen die Aufgabe zu löſen ſuchen, wie der Wahnſinn im Kerker zu verhüten ſey, ohne dem Geſetze etwas zu vergeben, noch weniger ohne die Strafe zu umgehen oder gar zu vernichten.

Was zunächſt den Gedanken an die verlorene Freiheit, als die erſte und Haupturſache des Wahnſinns im Kerker, anbetrifft, ſo läßt ſich dieſer Gedanke nicht von der Strafe trennen, da es eben die Abſicht iſt, den Verurtheilten thatſächlich fühlen zu laſſen, daß er die Freiheit, welche ihm als Staatsbürger zuſtand, dem Geſetze zu folgen, oder nicht, auf eine ſolche Weiſe benützt habe, daß die angedrohte Freiheitsſtrafe ihn treffen mußte. Diejenigen indeſſen, welche in eigennütziger Abſicht gegen das Geſetz gefrevelt, einen mit Vorbedacht ausgeführten Mord, Raub, Diebſtahl, offenbaren Betrug oder Fälſchung, oder Unterſchlagung begangen haben (welche bei weitem die Mehrzahl der die Strafgefängniſſe füllenden Individuen ausmachen), ſind ſchon mehr oder weniger vor und jedenfalls nach der That mit dieſem Gedanken vertraut, und deßhalb überraſcht ſie der Gedanke nicht ſo, daß er ſie zum Wahnſinn zu treiben im Stande wäre, und die Vorſicht, welche ſie bei der That gebrauchten, ſpiegelt ihnen im Unterſuchungsarreſte noch ſtets die Möglichkeit vor, die That läugnen, oder wenigſtens zweifelhaft ſtellen, oder doch in einem gelinderen Lichte darſtellen zu können; dieſe werden alſo durch den Gedanken an die verlorene bürgerliche Freiheit nicht wahnſinnig. Nur die können durch dieſen Gedanken wahnſinnig werden, welche in einem Augenblicke des Affekts oder durch eine Leidenſchaft, oder aus Unwiſſenheit oder Selbſttäuſchung das Geſetz übertreten (politiſche, moraliſche Verbrecher), die bei ihrem Treiben die geſetzlichen Folgen ihrer Handlungen nicht kannten, nicht ahndeten: auf dieſe macht die plötzliche Verhaftung einen ſo heftigen Eindruck und das Gefühl der verlorenen Freiheit erſchüttert in dem einſamen Arreſte ſo tief ihr Gemüth, daß eine Exaltation aller ihrer Seelenkräfte (Delirium) entſteht, die bleibend

werden und in Wahnſinn übergehen kann, wenn nicht der humane Sinn des Unterſuchungsrichters und die heilende Hand des Arztes dieſe Gefahr abwendet. Hier iſt es hohe Pflicht des Unterſuchungsrichters und des Vorſtandes des Arreſthauſes, den unvermeidlichen heftigen Eindruck der Haft möglichſt zu mäßigen, freilich unbeſchadet der Erforſchung des Thatbeſtandes und der Sicherheit der Haft. Es iſt dieſes um ſo mehr Pflicht, als es noch nicht erwieſen iſt, daß der Verhaftete wirklich ſchuldig, oder in dem Maaße ſchuldig ſey, wie er dieſes bei ſeiner Verhaftung zu ſeyn ſchien. In älterer Zeit warf man jeden Verhafteten in die finſtern, dumpfen Kellergefängniſſe der Burgen, Rathhäuſer oder Feſtungen, in neuerer Zeit hat man eigene Staatsgefängniſſe oder wenigſtens beſondere Lokale eingerichtet, wo dergleichen Verhaftete in leidlicherer Haft gehalten werden; nur erſt in der neueſten Zeit hat man hie und da wieder die Arreſthäuſer nach dem ſtrengen pennſylvaniſchen Syſteme eingerichtet. Wenn nun auch nicht zu läugnen iſt, daß zum Behufe der Unterſuchung die Abſonderung der Verhafteten von einander ein weſentlicher Punkt bei dem Unterſuchungsarreſte iſt, ſo läßt ſich doch auf der anderen Seite eben ſo wenig verkennen, daß der Unterſuchungsarreſt ſeinem Weſen nach noch keine Strafe ſeyn kann, ſondern blos geſicherte Haft. Es müſſen daher die Arreſthäuſer und Arreſtlokale allerdings nach dem Syſteme der vereinzelten Haft eingerichtet ſeyn, aber nicht jene düſtere, unfreundliche, weder gehörig ventilirte, noch gehörig erwärmte Beſchaffenheit haben, wie wir ſie noch in einigen Arreſthäuſern, vorzüglich aber noch in den Bezirks-, Patrimonial- und ſtädtiſchen Arreſtlokalen finden, wo nur zu häufig die Geſundheit und der Verſtand der Verhafteten zu Grunde gebt. Man hat in der neueſten Zeit ſehr viel über die Behandlung der Sträflinge in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht geſchrieben und dafür gethan, Criminaliſten, Aerzte und menſchenfreundliche Laien haben die großen Strafanſtalten beſucht, bis ins kleinſte Detail unterſucht und beſprochen, und die Folge davon iſt geweſen, daß unſere Strafanſtalten in geſunde, wohlhäbige Arbeitshäuſer umgewandelt werden ſind; aber die Arreſt-

häuſer, die kleinen Arreſtlokale insbeſondere hat man nicht beſucht, nicht unterſucht, nicht beſchrieben, keine Notiz davon genommen, wie die Geſundheit des Körpers und der Seele der Verhafteten dort gewahrt, wie die Behandlung in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht dort beſchaffen iſt; man würde gefunden haben, daß dort noch Vieles zu verbeſſern, Vieles zu verändern, Vieles abzuſchaffen, Vieles zu überwachen ſey. Hier, in dieſen düſtern, nicht erhellten, nicht von den wohlthätigen Strahlen der Sonne durchwärmten Arreſtlokalen iſt der Inhaftirte (gleichviel ob er möglicher Weiſe unſchuldig, ſchwer oder weniger gravirt ſey; ob er mit Vorbedacht, oder im Affekte, in der Leidenſchaft, im Irrwahn gegen die Geſetze gefrevelt habe) allen körperlichen und geiſtigen Qualen der verlorenen Freiheit bloßgeſtellt, die ihn um ſo ſchwerer drücken, als er plötzlich mitten aus dem freien Leben und oft aus üppigem Wohlſtande dahin verſetzt wurde. Dieſer plötzliche ſchwere Wechſel iſt es eben, welcher den Grund zum Wahnſinn legen kann, und es iſt daher Pflicht der Regierungen, Pflicht der Richter insbeſondere, dieſen ſchroffen Wechſel möglichſt zu meiden, zwar für eine hinlänglich geſicherte Haft während der Unterſuchung Sorge zu tragen, alles andere aber möglichſt zu entfernen, was der Geſundheit, was dem Geiſte nachtheilig werden kann, wohin ich zunächſt ein geräumiges trockenes, gehörig zu lüftendes, helles, wo möglich von der Sonne beſchienenes Arreſtlokal, freundliche Behandlung von Seiten der Schließer und Gefangenwärter, Beſchäftigung durch Handarbeit, Leſen oder Schreiben, dreimal täglich verabreichte warme Koſt,[1] gehörige Erwärmung des Lokals, gutes Nachtlager und Deckung während der Nacht rechne. Außerdem ſind dem Arreſtanten alle die Erleichterungen zu bewilligen, welche

[1] Wenn den Sträflingen in vielen Gefängniſſen (z. B. in Baden) dreimal, in allen Strafgefängniſſen aber doch wenigſtens zweimal täglich warme Koſt verabreicht wird, ſo muß es einen wundern, daß den Arreſtanten nur einmal warme Koſt und zum Abendbrod blos Kartoffeln verabreicht werden, da doch eigentlich die Arreſtanten beſſer oder doch wenigſtens eben ſo gut verpflegt werden ſollen, als die Sträflinge.

ihm von Außen her durch seine Familie, Verwandte oder Freunde zufließen, und Besuche der Angehörigen, Freunde mit der nöthigen Vorsicht zu gestatten. Dabei muß jeder Arrestant wenigstens einmal wöchentlich durch den Arzt und den Geistlichen besucht werden, und er außerdem die Erlaubniß haben, im Falle er sich nicht wohl fühlt, noch außer dieser Zeit sich den Arzt erbitten zu dürfen. Endlich muß die Einrichtung getroffen seyn, daß der Arrestant bei einigermaßen guter Witterung täglich eine halbe bis ganze Stunde in freier Luft zubringen und sich Bewegung machen könne, sey es durch Hin- und Hergehen, durch Gartenarbeit, oder durch Holzsägen u. s. w.

Der Einwand, den man machen könnte, den man gemacht hat, daß man eben die Haft dem Arrestanten schwer machen müsse, um ihn zum Geständnisse zu bringen, ist kein rechtmäßiger, da zur Erreichung eines moralischen Zwecks (nämlich des Geständnisses) auch nur moralische Mittel gebraucht werden dürfen. Nur als Disciplinarstrafe darf das Eine oder Andere (namentlich die warme Kost theilweise oder ganz, in letzterem Falle aber nur auf einige wenige Tage, das Spazierengehen, die Besuche) dem Arrestanten entzogen werden — nicht um ihn zum Geständniß zu bringen,[1] sondern nur, um ihn, wenn er es verdient hat, zu strafen.

Also in den Arrestlokalen ist es vorzugsweise, wo die Menschen wahnsinnig werden, wo der Grund zu ihrer späteren Ungesundheit und ihrem Tode gelegt wird.[2]

Nach erfolgtem rechtskräftigen Urtheile soll der Sträfling die gegen ihn erkannte Freiheitsstrafe fühlen, er soll um die verlorene Freiheit trauern, um dem positiven Gesetze Genugthuung

[1] Ueber die körperlichen Züchtigungen, Kettenstrafen und das Zwangsverfahren äußere ich mich hier nicht, weil ich dieselben vom hygienischen Standpunkte aus für unzulässig betrachten muß, wenn sie gleich noch hier und da zugelassen sind.

[2] Von 100 in das Besserungshaus auf dem Cherry-Hill (Kirchhügel) bei Philadelphia Aufgenommenen waren nur 57 gesund (S. Moreau Christophe a. a. O.); da man nun nicht annehmen darf, daß die Hälfte der Verhafteten bereits Kranke seyen, so muß man die Krankheiten der Verurtheilten doch wohl zum größten Theile dem Untersuchungsarreste zuschreiben.

Ganzen richtigen Satzes in einem besonderen Falle Vortheile zu versäumen, die sich ausnahmsweise erwerben lassen, und so wie es ein politisches Vergehen ist, in dem Charakter einer Regierung eine dauernde Stütze, eine beständige Größe zu sehen, so wäre es ein nicht minderer politischer Fehler, auf den Charakter eines Regenten nicht zu vorübergehendem Vortheile oder Nachtheile zu fußen. Wo dieser Charakter keinen Mißbrauch der Gewalt fürchten läßt, wäre es unklug, sich seiner Kräfte, wenn er hiezu geneigt, nicht zum eignen Nutzen zu bedienen; genug, wenn nur die Einwirkung in so kurzer Zeit entschieden ist, daß weder Zeitwechsel, noch Ueberwindung des Einflusses, den man auf den Hülfegebenden erworben, vernünftigerweise zu besorgen.

I.

Ob Fürsten sich des Kriegswesens befleißigen sollen?

Macchiavell gibt seinem Fürsten eine Aufgabe von so umfassendem Einflusse und Gehalt, und von so anerkannter Nothwendigkeit, daß deren Wahrheit allen Augen einleuchtet und wenn sie beobachtet wurde, von jeher Reiche groß und blühend, im Gegentheile schmählich verfallen und in sich absterben gemacht hat, diese nämlich: daß der Herrscher sich zum Feldherren bilde. Er, welcher die gesammte Kraft und Macht des Staates in der Einheit vorstellt, kann allein mit derjenigen Kenntniß der Verhältnisse, mit der Freiheit der Bewegung und mit jener Blitzesschnelle des Entschlusses handeln, welche zur glücklichen Führung des Kriegs unerläßlich sind; ihm allein, von dem aller Lohn und alle Strafe ausgeht, und der hoch genug über dem Höchsten steht, daß auch dieser sich Unterthan weiß, wird der Gehorsam mit jener Bereitwilligkeit entgegen kommen, welche das genau entsprechende Ineinandergreifen der Maschine verbürgt; er allein, vom Tadel unerreicht und des Lobes nicht bedürftig, kann durch keine Seitenidee verlockt, jetzt zur Uebereilung, jetzt zur Versäumniß getrieben werden; er allein endlich kann die gutgemeinten oder verderblichen Rathschläge derer überwinden, welche aus Unkenntniß der Natur eines Krieges, um von hundert eins zu ersparen, neunundneunzig verlieren. — Aber nicht allein daß es wirklich im Wortsinne wahr ist, daß ein König, „einer, der es ist,“

zu geben, um es zu ſühnen, und es iſt deßhalb ein übel aufgefaßter Philanthropismus, wenn man, wie dies in neuerer Zeit geſchehen, die Strafgefängniſſe ſo einrichtet, daß man außer einigen Schlöſſern, Ringmauern und Soldaten kaum etwas bemerkt, was an verlorene Freiheit erinnert. Das ſoll aber für die Mehrzahl der Verbrecher nicht ſeyn, und da, wo man für beſondere Fälle Ausnahmen machen zu müſſen glaubt, machen muß, kann man dieſes durch Verwandlung der Strafe thun; als allgemeines Prinzip muß feſtgehalten werden, daß die erkannte Freiheitsſtrafe auch wirklich an der Freiheit ſtrafe. Es iſt aus dieſem Grunde ſchon allein die Einführung der vereinzelten Haft in den Strafgefängniſſen gerechtfertigt, wenn auch nicht die ſtrenge Einſamkeit, welche anfänglich der pennſylvaniſche Puritanismus damit verbunden hatte (solitary confinement), um den Gefangenen zur Buße zu bringen.

Wenn ſich nun auch nicht ganz, weder a priori noch a posteriori, abläugnen läßt, daß die ſtrenge einſame Haft bei gewiſſen Individuen Wahnſinn hervorbringen könne, ſo gilt dies doch nicht von dem, in neueſter Zeit modificirten pennſylvaniſchen Syſteme, welches Moreau Chriſtophe (ob mit Recht?) das franzöſiſche Syſtem der vereinzelten Haft (emprisonnement individuel) genannt hat.[1] Bei dieſer Art von Haft, wo nicht die Einſamkeit, nicht das Schweigen das Weſentliche ausmacht, ſondern die ſtrenge Abſonderung des einen Gefangenen von dem andern, kann man den Verluſt der körperlichen Freiheit dadurch für die Geſundheit unſchädlich machen, daß man dem Gefangenen eine geräumige, helle (durch Luftheizung, oder beſſer Dampfheizung) gehörig und gleichmäßig erwärmte und gehörig ventilirte Zelle einräumt, deren Luft täglich (zur Zeit, wo der Gefangene die Zelle zum Genuſſe der freien Luft verlaſſen hat) durch Oeffnen des ganzen großen Fenſters und der Thüre völlig erneuert wird, ſowie dadurch, daß man

[1] Siehe in Betreff des Wahnſinns die Abhandlungen Moreau Chriſtophe's de la Mortalité et de la Folie etc., und Resumé de la Question pénitentiaire.

ihm täglich (bei leidlicher Witterung) Bewegung in freier Luft innerhalb eines abgesonderten Höfchens gestattet, in welchem er sich nach freier Wahl[1] blos mit Spazierengehen, oder mit Gartenarbeit,[2] oder Holzsägen u. s. w. während einer Stunde (am besten nach der Mittagsmahlzeit) beschäftigen könne. Man gebe dem in seiner Zelle Eingeschlossenen eine hinlänglich sättigende, aber nicht zu schwer verdauliche Kost (mehr nahrhafte Suppen als Brod), man schütze ihn durch Kleidung und Deckung während der Nacht hinlänglich vor dem schädlichen Einfluß der Witterung, ohne ihm deßhalb weder eine zu kostbare Kleidung, noch ein zu weiches Nachtlager zu bereiten. Um aber den Geist gesund zu erhalten, um welchen Punkt es sich hier besonders handelt — obgleich Gesundheit des Geistes zunächst durch Gesundheit des Körpers bedingt ist — dazu dient vorzüglich, dem Gefangenen, den man aus der großen Welt entfernt hat, deren Gesetze er übertreten, eine beschränkte neue Welt zu schaffen. Dieser Punkt hat aber seine großen Schwierigkeiten. Alle Bande des bürgerlichen, des häuslichen Lebens sind nothwendig für die Dauer der Strafe zerrissen, man darf nicht wünschen, man soll nicht wollen, daß der Sträfling in der Gefängnißwelt irgendwie einen Schadenersatz für die verlorene Freiheit in der großen Welt finde;[3] dies würde weder dem Sühne- noch dem Abschreckungs- noch dem Bußprinzipe

---

[1] Soll der Genuß der freien Luft den Gefangenen wahrhaft erquicken, so muß er nicht blos die freie Luft einathmen (dies könnte er ja schon in seiner Zelle durch Oeffnen des Fensters), sondern er muß die Freiheit in der offenen Luft mit seinem ganzen Körper fühlen, daher darf man ihm in seinem Höfchen keinen Zwang auflegen, keine Wache zur Seite stellen, sondern blos (unvermerkt) das Höfchen in so weit überwachen, daß ein etwaiger Versuch zur Flucht vereitelt werden könne.

[2] Man könnte nämlich denen, die Sinn für nützliche Beschäftigungen im Freien zeigten, gestatten, in ihrem Höfchen an der Mauerseite Blumen, Erdbeeren, niedrige Johannis-, Stachel-, Himbeerensträucher, selbst Weinstöcke (ohne Pfähle oder Stackete), in der Mitte Salat, Gemüse, Zwiebeln u. s. w. zu ziehen.

[3] Die Sträflinge aus den niederen Ständen (welche bei weitem die Mehrzahl ausmachen) fühlen den Verlust der bürgerlichen Freiheit bei unserem gegenwärtigen Strafsysteme in

entſprechen, ja alle drei völlig annuliren, und thut dies auch wirklich, wie die Erfahrung bei unſerer bisherigen Gefängniß-Einrichtung gelehrt hat, weßhalb ſich denn auch in der neueſten Zeit ſo allgemein die Volksſtimme für das Abſonderungsſyſtem erhoben hat.

Was ſoll man denn nun aber anfangen, um dem in ſeiner Zelle Tag und Nacht eingeſchloſſenen Gefangenen dieſe Haft erträglich zu machen, um zu verhindern, daß er nicht wahnſinnig werde?

Zunächſt und vor allem iſt zu dem Ende anhaltende Beſchäftigung nöthig, auf eine Weiſe, die ſeinen früheren und künftigen Verhältniſſen in der menſchlichen Geſellſchaft am meiſten entſpricht. Arbeit iſt das beſte Ableitungsmittel der Gedanken, und je mehr dieſe Arbeit Nachdenken erfordert, um ſo mehr iſt ſie geeignet, Wahnſinn zu verhüten, daher das Radtreten, Marmor- und Holzſägen, Raſpeln, das Wollzupfen, Kämmen, das Garnſpulen, das Spinnen, Stricken u. ſ. w. nicht für jeden Gefangenen geeignet iſt; denn die Arbeitsloſigkeit iſt es nicht, ſondern der geiſtige Müſſiggang iſt es, der in der Freiheit zum Laſter, wie im Kerker zum Wahnſinn führt. — Wer noch kein Handwerk erlernt hat, das Nachdenken erfordert, den laſſe man ein ſolches lernen; man wird dadurch einen doppelten Zweck erreichen, ſeine Gedanken beſchäftigen und dadurch von ſeiner Lage ableiten, und ihm vielleicht nach Verbüßung der Strafe einen beſſern Erwerb in der Freiheit ſichern, welche Hoffnung ihn über die verlorene Freiheit einſtweilen tröſten und beſſere Gedanken für die Zukunft in ihm erwecken wird. — Man lege auch nicht jedem (namentlich nicht den zum erſtenmale Inhaftirten) eine ihm unangenehme Arbeit (Zwangsarbeit) auf, ſondern ſpare dieſe

einem weit geringeren Grade, als die (wegen politiſcher oder moraliſcher Vergehen) Verurtheilten aus dem höheren Stande, und die Gleichheit vor dem Geſetze (welche aus der Revolution hervorgegangen) hat hier eine Ungleichheit in der Beſtrafung hervorgerufen, indem die Sträflinge aus der erſten Klaſſe im Gefängniſſe ihres Gleichen wiederfinden, während die aus der anderen Klaſſe im Zuſammenleben mit ihnen neue Qualen erdulden.

nur für die Recidivirten, für die Widerspenstigen, die im und durch das Verbrechen Verhärteten auf; diese Arbeiten empören nämlich das Gemüth in einsamer Zelle noch mehr, und können bei einiger Anlage den Grund zum Wahnsinn legen. — Daß man ihm keine ungesunde, seine Körperkräfte übersteigende, die Luft in seiner Zelle verderbende, oder auch mit zu starken Gerüchen verunreinigende Beschäftigung zuweise, habe ich wohl kaum zu erinnern.

Das zweite Mittel, Wahnsinn zu verhüten, ist, daß man ihm gestatte, mit Allen, die in seine Zelle kommen, so viel und so offen zu sprechen, als solches nur immer mit dem Dienste und mit dem Zwecke einer sicheren Haft vereinbar ist. Das Schweigen gegenüber Menschen, mit denen man seine Ideen austauschen, denen man seine Gefühle auszudrücken den natürlichen Trieb in sich fühlt, ist der größte moralische Zwang, der entweder zum Bruche des Verbots, oder zur Verzweiflung, selbst zum Wahnsinn führt. Das Reden, das Plaudern mit seinen Mitgefangenen, wie es bisher in unseren Gefängnissen stattgefunden, ist freilich nicht nöthig, ist sogar im höchsten Grade schädlich, und das Schweigen beim Auburn'schen Systeme verhütet durch die Gegenwart der Kameraden nicht den Wahnsinn, sondern befördert ihn eher, da hier der Trieb zum Reden jeden Augenblick aufgeregt wird, abgesehen davon, daß dasselbe weder streng durchzuführen, noch ohne Strafen auszuführen ist, welche Disciplinarstrafen man in einem Gefängnisse so sparsam wie möglich in Anwendung bringen sollte, um nicht in der Haft Gleichgültigkeit gegen das Gesetz, gegen die Ehre und gegen die Strafe hervorzurufen oder doch zu bestärken, welche Nichtachtung ja eben die Mehrzahl der groben Verbrecher in das Gefängniß geführt hat, weßhalb die in ihrer ersten Haft öfters Bestraften um so gewisser zum zweiten und dritten Male hinein kommen werden.

Ein drittes großes Mittel zur Verhütung des Wahnsinns sind möglichst zahlreiche Besuche des Gefangenen in seiner Zelle. Regelmäßig müssen — außer den unbestimmten Besuchen des Directors der Anstalt — folgende Besuche stattfinden: dreimal täglich der des Gefangenwärters, zweimal

täglich des Werkmeiſters, zweimal wöchentlich des Verwalters, einmal wöchentlich der des Arztes — außer in Krankheitsfällen, wo ein täglicher Beſuch hier um ſo nothwendiger iſt, wenn nicht zugleich ein Zellen-Hoſpital eingerichtet iſt — außerdem der Beſuch des Geiſtlichen, ſo oft und ſo lang, als dieſer es nach dem Weſen des Individuums für nothwendig hält. Außer dieſen, regelmäſſig jeden Gefangenen ohne Ausnahme beſuchenden Perſonen, muß auch noch den Mitgliedern der conſtituirten oder noch zu conſtituirenden Geſellſchaften zur Beſſerung und Bekehrung der Gefangenen der Zutritt zu beſtimmten Zeiten geſtattet ſeyn: denn die Furcht Einiger, daß dadurch die Gefangenen zur Heuchelei oder zum Pietismus verleitet werden könnten, dieſe Gefahr wird ſich in praxi bei der großen Mehrzahl der Sträflinge wahrlich nicht ſo groß herausſtellen, wenn dieſe erheuchelte Beſſerung oder dieſe erkünſtelte Religioſität nicht von Seiten der Oberaufſichts- und Verwaltungsbehörde mit weltlichen Vortheilen, wie z. B. Empfehlung zur Begnadigung, zur Abkürzung der Strafzeit, oder mit Linderung der Haft verknüpft wird — wie wahrhafte Beſſerung allerdings dieſe Belohnung verdient. Und im ſchlimmſten Falle, wenn es auch einem verſchmitzten Heuchler gelingen ſollte, den Geiſtlichen und die Verwaltungsbehörde zu täuſchen und ſich dadurch jene Vortheile unverdienterweiſe zu erringen, ſo ſoll man darum doch nicht allen übrigen die Gelegenheit benehmen, ſich Troſt bei dem Geiſtlichen, bei jenen frommen Männern und Frauen zu holen, und ihnen die Ausſicht rauben, durch wahre Beſſerung und echte Buße ſich den Weg zur Gnade vor Gott und dem Souverän zu bahnen; und was weiter den Pietismus anbetrifft, ſo wird dieſes vorgebliche Schreckbild — wenn es je unter den freigelaſſenen Sträflingen ſich verbreiten ſollte — weniger gefährlich für die menſchliche Geſellſchaft ſeyn, als die gottvergeſſende Ruchloſigkeit, die jetzt aus unſeren Gefängniſſen hervorgeht. — Nichts iſt vollkommen, aber das geringere Uebel iſt doch ſtets dem größeren vorzuziehen.

Außerdem daß man alſo durch dieſe regelmäßigen Beſuche dem Gefangenen eine neue, beſſere Welt verſchafft, mit der er umgeben, reden, der er ſeine geiſtigen und körperlichen Bedürfniſſe

frei offenbaren kann,[1] muß man ihn auch nicht von der übrigen Welt abschneiden; er soll ja (wenn er nicht zu lebenslänglicher Haft verdammt ist) in die Welt zurückkehren, er soll, er darf also derselben nicht entfremdet werden; das würde ihn zuletzt, wenn auch nicht wahnsinnig, doch stumpfsinnig machen können. Man gestatte also auch den einzelnen Gefangenen, an bestimmten Tagen und Stunden (ausnahmsweise auch an anderen) Besuche von Verwandten, Freunden, Advokaten, Geschäftsleuten, mit denen sie früher in Verbindung standen, zu erhalten, und man wehre ihnen nicht, Briefe von diesen zu empfangen und in den nicht zur Arbeit bestimmten Stunden zu beantworten. So bleiben sie mit der Welt in Verbindung, aus der sie nur für die Dauer der Strafzeit entfernt sind, so wird sie nicht der trostlose Gedanke fortwährend quälen, daß sie durch einen unvorsichtigen Streich, durch eine im Affekte, oder im Rausche der Leidenschaft oder eines physischen Genusses begangene That für immer das Glück verscherzt haben, wiederum ein freies, thätiges und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, welcher Gedanke den einsam in seiner Zelle gefangen gehaltenen sonst so leicht überfallen und zuletzt wohl gar wahnsinnig machen könnte. Diese Gefahr dadurch bannen zu wollen, daß man dem Gefangenen gestattet, mit gleichen oder noch schlimmeren Verbrechern plaudern, scherzen, sich bei Tag und bei der Nacht herumtreiben zu dürfen, wie das bisher der Fall, dies würde thöricht, würde unverantwortlich seyn; die Gefahr der moralischen Ansteckung würde da viel größer, als die Gefahr des Wahnsinns in der einsamen Zelle seyn, und die Gefahr des letzteren läßt sich zum größten Theile durch die eben angegebenen Erleichterungen und Freiheiten wegräumen, während die Gefahr der moralischen Ansteckung nur durch die Absonderung sowohl am Tage als bei der Nacht wirksam zu entfernen ist.

---

[1] Die vereinzelte Haft hat noch den außerordentlichen Vorzug, daß man den einzelnen Gefangenen nach seiner Individualität behandeln kann, ohne den Neid, die Mißgunst, die Bosheit der Andern aufzuregen, da diese es nicht erfahren, was dem einen Gutes geschieht, wenn er es verdient oder nöthig hat.

Nicht blos das Gefühl der verlorenen Freiheit, nicht blos der Gedanke an die zerriſſenen bürgerlichen Bande ſind es, es iſt noch häufiger, wie ich ſchon oben ausgeführt habe, der Gedanke an die verlorene Ehre, was den Gefangenen zum Wahnſinn treibt. Wie vermögen wir aber dieſer Urſache des Wahnſinns entgegenzutreten? Dieſer Gram läßt ſich nicht ganz bannen, da die öffentliche Mißbilligung von einer gerechten Strafe nicht zu trennen iſt, nicht getrennt werden darf, wenn nicht das Strafprinzip an Kraft verlieren ſoll; aber die Geſetzgebung dehne die Strafbarkeit nicht weiter aus, als durchaus nöthig iſt, um die bürgerliche Ordnung zu erhalten, das Rechtsgebiet ſchreite nicht über ſeine Gränzen in das Gebiet hinaus, das der Moral, der Religion verbleiben muß, verbleiben kann. So wird man die Menge der Polizei- und Strafvergehen, man wird dadurch die entehrenden Beſtrafungen vermindern, und die Vergehen gegen die öffentliche Sitte und Politik beſſer der öffentlichen Mißbilligung anheimſtellen, als der Entſcheidung eines zuſammengerufenen Geſchworenengerichts. — Dann weiter ſey die geſetzliche Entehrung nicht unverbrüchlich. — So wie die Freiheitsſtrafe verbüßt wird, ſo muß auch die Ehrenſtrafe geſühnt werden können, geſühnt werden durch ehrenhaftes Betragen während, nach der Haft. Wie die öffentlichen Blätter ſich beeilen, die entehrenden Strafen bekannt zu machen, ſo muß ihnen auch die Gelegenheit gegeben werden, die Begnadigungen hinſichtlich der Freiheit, hinſichtlich der bürgerlichen Ehre zu veröffentlichen, damit den Gefangenen im Kerker nicht der Gedanke wahnſinnig mache, daß ſeine öffentliche Ehre unrettbar verloren ſey.

Eben ſo, wie der Gedanke an die verlorene Ehre, iſt es der Gedanke an die lange Strafzeit, was den in einſamer Zelle ſchmachtenden Gefangenen wahnſinnig machen kann, weil ihm begreiflicherweiſe in ſeiner Zelle die Zeit tauſendmal länger erſcheint, als in der Freiheit. Hiergegen gibt es nur Ein Mittel, nämlich das, daß man die durch das Geſetz angedrohte Strafdauer um die Hälfte abkürzt, wie Suringar (a. a. O.) aus triftigen Gründen vorgeſchlagen hat; denn die langen Strafen ſchrecken nicht, beſſern nicht in einem höheren

Grade, sondern machen die Freigelassenen nur unbrauchbarer für die menschliche Gesellschaft.[1]

Endlich ist es die Reue, die den Bessern unter den Sträflingen in Wahnsinn zu stürzen im Stande ist, wenn die unmittelbaren Folgen seiner That der Art sind, daß sie nicht wieder gut zu machen sind, z. B. Mord, Vergiftung, Todtschlag, Nothzucht. Hier hilft nur der religiöse Glaube an die Vergebung der Sünden, die wahrhaft bereuet werden; die Lebensphilosophie gibt dafür kein Aequivalent, bietet kein Rettungsmittel vor dem Wahnsinne aus Reue; die Umgebung des Reuigen kann ihn nur durch Mitleid einigermaßen trösten; der Geistliche allein ist im Stande, durch umsichtige Behandlung den wahrhaft Reuigen vor Wahnsinn zu schützen; durch eine unverständige Behandlung kann aber hier der Geistliche den in einsamer Zelle Gefangenen leicht zum Wahnsinne treiben, wenn er im übertriebenen Religionseifer die Zerknirschung, welche der wahren Reue vorhergehen muß, zu weit treibt und dem Reuigen den Trost der Religion zu spät spendet. An diesem Wahnsinn ist nicht die vereinzelte Haft, sondern meistens der Geistliche oder Seelsorger schuld, nicht aus übler Absicht, sondern lediglich aus übertriebenem Diensteifer — wie überhaupt aus übertriebenem Diensteifer so viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft geschieht!

Aber, wird man denn auch durch alle diese Vorsichtsmaßregeln den Wahnsinn verhüten, zumal bei der vereinzelten Haft, wo man den Gefangenen der Betäubung, der Zerstreuung seiner Gedanken durch das gesellige betriebsame Leben mit seinen Mitgefangenen, wie es in unsern jetzigen Gefängnissen besteht, entzieht? In der großen Mehrzahl gewiß! Aber doch nicht in allen Fällen? Wahrscheinlich nicht. Also muß man doch das Strafsystem, welches diese Wahrscheinlichkeit vermehrt, fallen lassen? Mit nichten! Es würde dies allerdings Pflicht der

[1] Daß dieses Prinzip nicht auf die Recidivirten Anwendung finden könne, Anwendung finden dürfe, habe ich wohl kaum zu erinnern. Diesen soll man die Strafe verdoppeln, und sie im dritten Falle (nach Umständen) in lebenslängliche Haft mit Zwangsarbeit halten. — Diese werden auch nicht wahnsinnig durch die lange Haft!

Menſchlichkeit, Gebot der Gerechtigkeit ſeyn, wenn das Wahnſinnigwerden auch nur Einiger *nothwendig* mit dieſem Syſteme verbunden wäre (wie das von dem *urſprünglichen* solitary confinement[1] nicht ganz abzuläugnen iſt); allein, wenn das Wahnſinnigwerden nicht nothwendig mit der *vereinzelten Haft* verbunden, wenn es in den einzelnen drohenden Fällen *durch zweckmäßige Mittel abzuwenden iſt* — durch Mittel, wie wir ſie bei heilbaren Irren anwenden — ſo iſt *darum das ganze Syſtem nicht zu verwerfen*, ſondern blos daſſelbe *in dieſen Fällen* cum grano salis auszuführen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß man dabei durch einen einzelnen liſtigen Heuchler getäuſcht werden könne. Aber wer ſoll dieſe Fälle aus der Maſſe der *Gefangenen* herausſuchen? Der Arzt des Arreſthauſes, des Gefängniſſes, *wenn* er zugleich ein menſchenfreundlicher und ſeelenkundiger Arzt iſt, und der *Geiſtliche*, wenn er mit Liebe und Theilnahme ſeine Pflegbefohlenen in ihrer einſamen Zelle beſucht und erforſcht — dieſen beiden ſteht es zunächſt zu, gemeinſchaftlich die körperlichen und geiſtigen *Ausnahme-Maßregeln* anzuordnen, welche mit Wahrſcheinlichkeit dahin führen können, *den drohenden Wahnſinn zu verhüten*.

Wenn nun aber dennoch Einer im Kerker wahnſinnig wird, was ſoll man dann mit ihm anfangen? — ſoll man ihn in ſeiner Zelle laſſen und ſeinen Wahnſinn als gerechte Strafe des Himmels anſehen? — oder ſoll man ihn in ein Irrenhaus abführen, um ſeine Heilung zu erzielen? — oder ſoll man ihn der Gnade empfehlen, da er durch die geiſtigen Qualen hinlänglich geſtraft iſt, durch welche er bis zum Wahnſinn gekommen iſt? — Dieſe Fragen will ich hier nicht weiter erörtern, nur das will ich noch bemerken, daß es beſſer iſt, *einen Wahnſinnigen ſofort zu begnadigen*, als ihn im Kerker

[1] Dieſes beſtand nämlich in der *durchaus einſamen Abſperrung* des Gefangenen, ohne Arbeit, wobei demſelben die Nahrungsmittel durch den Gefangenwärter, ohne ein Wort zu reden, durch eine Oeffnung in der Thür oder Wand hereingeſchoben wurden, wo er blos eine Bibel und Gebetbuch zur Lektüre erhielt, nur in einer anſtoßenden Zelle ſpazieren konnte, keine Beſuche, als vom Geiſtlichen erhielt u. ſ. w.

umkommen zu laſſen, aus Furcht, er möge nur den Wahnſinn ſimulirt und die Sachverſtändigen getäuſcht haben.[1]

Ich kann dieſe Betrachtungen über das Iſolirungsſyſtem nicht ſchließen, ohne noch mit einigen wenigen Worten einen Punkt zu beſprechen, den man beſonders gegen das Straſſyſtem der vereinzelten Haft vorgebracht hat, ich meine den Punkt der Onanie, indem man behauptet, daß die vereinzelte Haft dieſe zu ſehr befördere und dadurch für Körper und Geiſt ſo ſchädlich werde.

Allein ich muß dagegen bemerken, daß die erſte Bekanntſchaft mit dieſer üblen Gewohnheit eher bei der geſelligen, als bei der vereinzelten Haft gewonnen wird, daß dieſelbe bei Erwachſenen nicht ſo gefährlich iſt, wie ſich die Nichtſachkundigen ſeit Tiſſots übertriebener Schilderung ſolche denken, und endlich, daß ſie bei ſtarker Uebertreibung allerdings den Körper ſchwächt,[2] aber nur dann wahnſinnig macht, wenn dieſe rein phyſiſche Sache als ein Laſter oder gar als eine Sünde mit geiſtlichen (moraliſchen oder religiöſen) Waffen bekämpft wird.

[1] Es ſind allerdings in dem Beſſerungshauſe auf dem Charry-Hill bei Philadelphia in ſpäterer Zeit mehrere Fälle von Anwandlungen von Wahnſinn vorgekommen, nachdem Einige deßhalb begnadigt worden waren, allein der Schluß, den Moreau Chriſtophe daraus zieht, daß deßhalb die ſpäteren nur ſimulirt geweſen ſeyen, iſt doch wohl nicht für alle Fälle ſtichhaltig.

[2] Daß von dieſer Sache die größere Sterblichkeit in den nordamerikaniſchen Strafanſtalten, beſonders unter den Farbigen, herrühre, wie G. Combe (a. a. O.) angibt, möchte wohl noch näher zu begründen ſeyn, jedenfalls ſpricht aber dieſer Umſtand nicht in demſelben Maaße gegen die Einführung dieſes Syſtems bei unſern Gefangenen.

noch nie beſiegt ward, als von ſeines Gleichen, ſo iſt eine militäriſche Denk- und Handlungsweiſe in dem Herrſcher auch deßhalb von dem heilbringendſten Einfluſſe auf den Staat, weil dadurch ſeinem gefährlichſten Feinde, der Abſpannung aller Federn, begegnet wird. Selbſthandeln, raſcher Blick, Unterſcheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen, des Scheins von dem eigentlich Geltenden, ſtrenge Forderung an die unzweideutige Thätigkeit der Beamten, Achtung vor dem wahren Verdienſte, Offenheit und Beſtimmtheit der Sprache und des Weſens werden aus dem Lager in den Rathsſaal wandeln und wie friſcher Lebensſaft durch die Adern des ganzen Volkskörpers dringen. Die Gefahr, durch großſcheinende Kleinlichkeit, durch unverſtändige Geſchäftigkeit, durch hohle Ceremonie in eine verderbliche Ruhe eingewiegt zu werden, iſt überwunden. Liebe und Achtung von innen, Achtung und Furcht von außen umgeben einen ſolchen Fürſten, und die Geſchichte zeichnet ſeinen Namen ehrenvoll auf ihre Tafeln.

Es gibt wenig Beiſpiele, daß ein Fürſt, der nicht ſelbſt Feldherr geweſen, das Kriegsweſen in ſeinem Werthe erkennen und beim Leben zu erhalten verſtehe. Das Heer, wie zahlreich es ſey, verliert die thätige Kraft; das Land ſchmachtet unter der Laſt deſſelben, und wenn der Feind heranrückt, ſo hat es keinen Schutz bei ihm zu erwarten.

Der militäriſche Glanz iſt übrigens der würdigſte, der äußerlich einen Thron umgibt. Auch haben ihn ſelbſt die zum Kriege unfähigſten Fürſten beibehalten. Nur bewirkt er bei dieſen das Gegentheil, was er bewirken ſollte, weil der Hof, an dem nur die Röcke kriegeriſch ſind, dem Bürger, der kräftigeren militäriſchen Geiſtes bei jeder Truppenübung anſichtig wird, zum lächerlichen Schauſpiel herabſinkt.

Ich will nicht ſagen, daß der Soldat, vermöge der Natur ſeines Standes, keine aufrichtige Schätzung für ſeinen Fürſten haben könne, ſobald dieſer das Kriegsweſen nicht verſteht und es folglich beeinträchtigt; aber gewiß iſt es, daß er nur dann zu den größten Leiſtungen gebracht werden wird, wenn er an der Spitze der Reihen ſeinen Fürſten ſieht und unter ihm ſiegt; dann vervielfachen ſich die Kräfte bis ins Unglaubliche und der Furchtſamſte wird ein Held.

Es wird einem Fürſten leicht, die Mühe des Erlernens zum größten Theile zu überſpringen, weil er die tauſend Irrwege und

Die Ratifikation von Staatsverträgen.

Im Lauf der letzten vier Jahre hat sich viermal der Fall zugetragen, daß einem Vertrage, welcher durch Bevollmächtigte in aller Form abgeschlossen und unterzeichnet war, die Ratifikation abseiten eines der contrahirenden Staaten ist verweigert worden. Es ist dies geschehen von Hannover gegen Braunschweig (1841); von den Niederlanden (wegen Luxemburgs) gegen Preußen und die übrigen Staaten des deutschen Zollvereins (1841); von Frankreich gegen England, Oesterreich, Preußen und Rußland (in Bezug auf fernere Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels, 1841—42); von den Vereinigten Staaten Nordamerikas gegen Preußen, in Vertretung des deutschen Zollvereins (1844). Gar wenig fehlte, so wäre noch ein fünfter, allerneuester Fall hinzugekommen: die Ratifikation der Dresdener Elbschifffahrtsverträge von Seiten des Hamburgischen Freistaates hat, nachdem der dahin zielende Antrag des Staats dreimal von der Bürgerschaft verworfen war, nur in Folge des Ausspruchs einer außerordentlichen (einheimischen) Entscheidungsbehörde stattgefunden.

Diese Fälle waren sämmtlich von der Art, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Allerdings war es vorzugsweise der Inhalt der Verträge, es waren die obschwebenden Interessen der Staaten, die politischen Folgen der verweigerten Ratifikation, mit deren Erörterung die Zeitungsblätter und ihre Leser sich beschäftigten. Doch konnte auch die formelle Seite der Sache nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Das Ungewöhnliche des Ereignisses ward bald mehr, bald weniger stark

hervorgehoben. Daß verschiedene Staaten, bei verschiedenen Anlässen aber in rascher Reihenfolge, zu derselben ungewöhnlichen Maßregel griffen, mußte so sehr auffallen, daß die Frage nach der Berechtigung um so dringender sich herausstellte. Ueberhaupt würde die Presse ihre Pflicht schlecht erfüllen, wenn sie es versäumte, bei Erscheinungen dieser Art die einschlagenden Grundsätze des Völkerrechts dem Publikum zum Bewusstseyn zu bringen.

Ueberflüssig wird ein solcher Versuch um so weniger seyn, da der Gegenstand in der neueren Zeit (soviel uns bekannt) von keinem Schriftsteller umständlicher bearbeitet ist, und da die neueren Lehrbücher des Völkerrechts sich mit kurzen Andeutungen begnügen. Es ist eigentlich nur ein einziger Theil der Lehre von der Ratifikation mit Vorliebe behandelt worden: die Fälle nämlich, in welchen ein Einzelner, ohne besondere Vollmacht, es unternimmt, im Namen des Staates einer fremden, vielleicht feindlichen Staatsgewalt gegenüber ein solches Versprechen einzugeben, wie der Drang unvorhergesehener Umstände oder das Machtgebot des Siegers es zu erheischen scheint. Schon der technische Name solcher Versprechungen, Sponsionen, erinnert an bekannte Vorgänge des klassischen Alterthums, und ruft die vielbesprochene Frage zurück, inwiefern der Verheißende nicht allein seiner eigenen, sondern auch (im Sinn der Römer) der fremden Regierung verantwortlich sey. In der That, manche der älteren Völkerrechtslehrer sind bei dieser Materie in den caudinischen Engpässen stecken geblieben. Wir werden uns hüten, ihnen da hinein zu folgen. Auch die Erörterungen, so anziehend sie übrigens seyn möchten, welche sich an die Conventionen von Kloster Zeren (1757) und von El Arisch (1800) knüpfen, werden wir bei Seite lassen. Denn es handelt sich für unsern Zweck nur um eigentliche Staatsverträge, welche von ausdrücklich Bevollmächtigten abgeschlossen sind.

Aber auch innerhalb dieser engeren Begränzung der Aufgabe haben wir zu beklagen, daß angesehene Völkerrechtslehrer theils schwankend, theils unter einander sehr abweichend, über wesentliche Punkte sich aussprechen. Um so unerläßlicher wird es seyn, bei den einzelnen Fragen auf die Natur der in Rede stehenden Verhältnisse, auf den Sinn und die Bedeutung der Formen

zurückzugeben, und zugleich, bei dem Mangel allgemein anerkannter Grundsätze, sorgfältiger zu beachten, was in der Praxis hergebracht oder doch zugelassen ist.

In wiefern ist die Ratifikation eines durch Bevollmächtigte abgeschlossenen Staatsvertrages zur Gültigkeit desselben erforderlich?

Hier ist vor allen Dingen ein Mißverständniß zu beseitigen, welches den sittlichen Gesichtspunkt in der Sache nicht wenig verwirrt. Die Ratifikation dient keineswegs, sie soll nicht dienen, um den Vertrag in derselben Weise etwa zu bekräftigen, wie das einfache Versprechen durch den hinzugefügten Eidschwur verstärkt wird. Ein Blick auf die erste Einführung der jetzt üblichen Form der Ratifikation wird dies ins Licht setzen.

Hefftter hat[1] ein sehr altes Beispiel nachgewiesen: einen Vertrag zwischen dem Kaiser Justinian und dem Perserkönig Kosroes, vom Jahr 561 unserer Zeitrechnung. Schwerlich wird ein älteres Beispiel aufzufinden seyn, das unsern neueren Formen so nahe kömmt. Gesandte beider Monarchen treten an der Gränze zusammen und unterhandeln die Präliminarien eines fünfzigjährigen Friedens. Nachdem Alles im Reinen ist, wird beliebt, daß Urkunden,[2] von den beiden Herrschern selbst vollzogen, an den Ort der Unterhandlung gebracht werden sollten, um zu bestätigen, was die Gesandten abgeschlossen. Die Urkunde

[1] Aus Barbeyrac hist. des anciens traitez 2. 196. Der Bericht selbst steht beim Menander (1, 352 der Bonner Byzantiner). — Barbeyracs ungenaue Ausdrucksweise könnte Einen bald verleiten, auch ein abendländisches Beispiel aus demselben Jahrhundert anzuführen. Er sagt nämlich (2, 227) und Flassan (Dipl. fr. 1, 70) schreibt es ihm wörtlich nach, der Vertrag von Andlau (587 n. Ch.) sey ratificirt worden. Wer aber den Gregor von Tours (IX. 20), den er citirt, nachlesen will, der wird finden, daß von einer Auswechselung schriftlicher Ratifikationen nicht die Rede ist, sondern nur von einer mündlichen Betheuerung des einen Königs, im Beiseyn der Gesandten des andern: das Gericht Gottes möge ihn treffen, wenn er übertrete, was im Vertrag enthalten sey.

[2] Menander hat in seinem griechischen Text das technische Wort der späteren Römer — Sacrae (literae) — nicht geglaubt entbehren zu können.

des Perserkönigs ist dem Text einverleibt; sie besagt, daß der König seinerseits genehm hält und dabei beharren will, was die Bevollmächtigten niedergeschrieben und besiegelt. Der Definitivfriede erfolgte bald. Er besteht aus 13 Artikeln; der vorletzte ruft Gottes Schutz an für denjenigen, der dem Frieden treu bleiben, Gottes Rache für denjenigen, welcher davon abweichen wird; der letzte Artikel bestimmt die Dauer des Friedens, und sagt wörtlich: es sollen Urkunden beigebracht werden, welche dartun, daß beide Theile gutheißen, was die Gesandten abgeschlossen, und wenn der Vertrag angenommen werde, sollen die Urkunden ausgetauscht werden.

Merkwürdig genug ist diese frühe Erscheinung einer so ausgebildeten Form; merkwürdig auch, daß sie so ganz isolirt steht; denn sechs Jahrhunderte liegen dazwischen, bis die Geschichte des Völkerrechts etwas Aehnliches aufweiset, so weit wir wenigstens aus zerstreuten Bruchstücken sie zu übersehen im Stande sind. Erst am Schluß des 13. Jahrhunderts finden wir wieder eine förmliche Ratifikationsakte. Eduard I. von England erklärt,[1] indem er ein mit dem Grafen von Flandern geschlossenes Bündniß verkündigt (1296): alles Obige sey von seinen Bevollmächtigten „durch seinen Eid in seiner Seele“[2] beschworen, und was sie also versprochen, das hallte er genehm und heiße es gut, als in seinem Namen und von ihm selbst geschehen.

Wenige Jahre später (1303) erklären am Schluß eines Vertrages mit Frankreich[3] die englischen Bevollmächtigten, was sie versprochen, das werde ihr Herr, der König, genehmhalten,[4] es werde in seiner Seele beschworen, und von ihm ein offener Brief darüber ausgestellt werden. Am vollständigsten ausgeprägt ist die neuere Form bei dem Bündniß zwischen dem römischen König Heinrich VII. und Philipp dem Schönen von Frankreich,

[1] Leibnitz Cod. Jur. Gent. 38.

[2] Par nostre serment faiet en nostre alme.

[3] Bei Leibnitz Cod. J. G. 43.

[4] Ratifier, agreer et aprouver. — Ducange hat für den Gebrauch des lateinischen Wortes ratificare zwei ältere Citate (von 1228 und 1284), aber beide Male bezieht es sich nicht auf Staatsverträge, sondern auf die einfache Erneuerung von Privilegien.

vom Jahr 1310.[1] Die Vollmachten beider Könige sind uns erhalten: sie versprechen darin, zu genehmigen, was die Gesandten in dem näher bezeichneten Geschäft und was dazu gehört (also innerhalb der Gränzen ihrer Vollmacht) abschließen und beschwören werden. Auch die Ratifikationsurkunde des römischen Königs ist uns aufbewahrt: er genehmigt das Bündniß, dessen (französischer) Text von Wort zu Wort der (lateinischen) Urkunde einverleibt ist, und wird es noch besonders in seiner Seele beschwören lassen.

So tritt also von Anfang an die Ratifikation neben der religiösen Bekräftigung des Vertrags und unabhängig von derselben auf. Auch hat die letztere Gewohnheit noch geraume Zeit neben der ersteren sich erhalten. Der Friede zwischen Frankreich und Spanien (Nimwegen, 17. Sept. 1678) sollte nach dem Austausch der Ratifikationen auf das Kreuz und die Evangelien beschworen werden.[2] Noch hundert Jahre später ward ein Bündniß zwischen der Schweiz und Frankreich im Namen beider contrahirenden Theile nach Auswechselung der Ratifikationen feierlich beschworen, wie dies in einem Artikel des Vertrages,[3] nach dem Vorgang der frühern Bünde, ausdrücklich festgesetzt war.

Der Zweck, zu welchem die Ratifikation eingeführt ist, geht demnach aus ihrem historischen Ursprung hervor, wie er auch in dem Namen selbst sich ausspricht. Der Vollmachtgeber bekräftigt nicht durch die Ratifikation ein früheres Versprechen, sondern er erfüllt vielmehr das in der Vollmacht ertheilte Versprechen, die Handlung seines Bevollmächtigten zu genehmigen. Für den andern contrahirenden Theil erwächst aus der erfolgten Ratifikation des einen keine intensiv stärkere Sicherheit; sondern während die Zusage in der Vollmacht eine allgemeine war, welche dem andern Contrahenten keine Gewißheit für die Erwerbung bestimmter Rechte, wenigstens nicht über die Modalität derselben gab, so erscheint in der Ratifikation die spezielle

---

[1] Leibnitz a. a. O. 59—66. Ratum, gratum et firmum habere, heißt es in diesen Urkunden.

[2] Wicquefort l'Ambassadeur etc. 2, 377.

[3] Martens Recueil 2, 517. Vertrag vom 28. Mai 1777.

Zusage, den Inhalt des Vertrages, so wie er unterzeichnet vorliegt, halten zu wollen.

In diesem Sinn ist die Auswechselung der Ratifikationen allmählig zur Gewohnheit geworden. Es ist ganz richtig, was Mehrere[1] anmerken, daß die Ratifikation überall entbehrlich seyn würde, wenn die Souveraine in eigener Person ihre Verträge zu unterhandeln und zu unterzeichnen pflegten. Aber die Bemerkung ist müßig; denn die Souveraine pflegen es eben nicht zu thun. Ebenso kann man einräumen, daß nach dem allgemeinen Völkerrecht, wie Martens[2] sich ausdrückt, oder, mit Wheaton[3] zu reden, nach dem Naturrecht, die Ratifikation zur Gültigkeit eines Vertrages nicht erforderlich seyn würde. Allerdings wäre es eine merkwürdige Versicherung der Begriffe über ein so oft wiederkehrendes Verhältniß, wie das der Staatsverträge, wenn erst nach vollendetem Verlauf der alten Geschichte, und zwar in einer Zeit, welche Nichts entdeckt, sondern nur gesammelt, geordnet und verarbeitet hat, wie die des Justinian, eine in der Natur der Sache selbst begründete Nothwendigkeit den Menschen zum Bewußtseyn gekommen wäre. Beide Schriftsteller erkennen übrigens an, daß das positive Völkerrecht die Ratifikation als erforderlich voraussetzt.

Unter den Neueren ist es der einzige Klüber, welcher ohne Weiteres[4] den Satz aufstellt: der von einem Bevollmächtigten

---

[1] Wicquefort 378.

[2] Précis du droit des gens §. 48. (3te Ausg. 1821.)

[3] Elements of International Law 1, 292.

[4] Europ. V. R. §. 142. Dem vielfach verdienten und verehrten Mann ist es, wie im Staatsrecht so im Völkerrecht, hin und wieder begegnet, ganz individuelle Ansichten in einer Weise vorzutragen, daß der Unkundige niemals errathen würde, das so Vorgetragene sey etwas Anderes, als ein allgemein angenommener Grundsatz. Herber Tadel ist ihm dafür von einem Fremden geworden: Manning Commentaries 43. Einem Deutschen wird eher die Betrachtung von Justus Möser (Vorrede zur Osnabr. Gesch. S. XXVIII.) einfallen, „wie unvorsichtig Thomasius seine Zeit zum Raisonniren geführet habe." Klübers Tendenz war aufrichtig die entgegengesetzte; er strebte die Willkühr zu beschränken, wo er sie nur immer anzutreffen glaubte. Aber seine Gleichgültigkeit gegen das Positive hat doch auch den Eindruck mancher heilsamen Wahrheit, die er predigte, geschwächt.

geschlossene Staatsvertrag sey gültig, wenn jener die Gränzen seiner offenen Vollmacht nicht überschritten habe; einer nachfolgenden Genehmigung (Ratifikation) bedürfe ein solcher Vertrag nur dann, wenn sie in der offenen Vollmacht, oder in dem Vertrage vorbehalten sey.

Er fügt sogleich hinzu, das Letztere pflege jetzt in der Regel zu geschehen, und scheint somit einzuräumen, daß die Ausnahme jetzt zur Regel geworden sey. Aber noch eine zweite, weite und wichtige Klasse von Ausnahmen würde Klüber nach seinen eigenen Grundsätzen nicht in Abrede gestellt haben. Zu den Bedingungen für die rechtsgültige Schließung von Völkerverträgen nämlich zählt er, daß es auf eine der Staatsgrundverfassung angemessene Weise geschehe. Wenn, nach der Verfassung eines Staates, das Recht der Verträge mit Auswärtigen nicht der Regierung allein anvertraut ist, oder wenn ein Vertrag Gegenstände betrifft, über welche (wie z. B. über die Abtretung von Gebietstheilen) die Regierung einseitig zu entscheiden nicht befugt ist, so kann die Zustimmung der Regierung einem Vertrage noch nicht vollkommene Gültigkeit verleihen.[1] Die verfassungsmäßige Mitwirkung anderer Staatsbehörden pflegt aber weder bei der Vollmacht, noch bei der Instruktion, und überall nicht vor erfolgter Unterschrift des Bevollmächtigten einzutreten. Klüber setzt ohne Zweifel voraus, daß in solchem Fall der Regierung ausdrücklich die Ratifikation vorbehalten werde. Auch Heffter[2] (der übrigens zugibt, daß auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt die gegenseitige Ratifikation für die Bündigkeit eines Vertrages hergebracht ist) bemerkt: „das constitutionelle Staatsrecht macht es besonders wichtig, bei jedem Vertrage die Ratifikation vorzubehalten." Es mag eine löbliche Vorsicht seyn; aber wenn sie nun versäumt wäre? So viel ist klar, daß dem verfassungsmäßigen Veto der Hamburgischen Bürgerschaft zum Beispiel, oder auch einer Volksvertretung in Repräsentativstaaten, durch solche Versäumniß abseiten der vollziehenden Gewalt durchaus kein Eintrag geschehen könnte. Aber auch dem andern Contrahenten gegenüber würde

[1] Wir werden bei der Besprechung des Falles zwischen Preußen und Nordamerika auf dies Verhältniß zurückkommen.

[2] Völkerrecht der Gegenwart § 87.

die Staatsregierung in Folge der Versäumniß nicht mehr gebunden seyn, als wenn, in Bezug auf die Staatsverfassung, die Ratifikation vorbehalten wäre. Es wird hier einer jener Aussprüche[1] des gesunden Menschenverstandes und der vernünftigen Billigkeit seine Anwendung finden: wer mit einem Andern contrahirt, von dem kann man erwarten, daß er nach den Verhältnissen dieses Andern sich gehörig werde erkundigt haben.

Klüber hat außerdem seine Behauptung noch selbst durch die angehängte Bedingung beschränkt, „wenn der Bevollmächtigte die Gränzen seiner offenen Vollmacht nicht überschritten hat." Nun liegt es im Bereich der Möglichkeit, daß über den Sinn und Umfang einer Vollmacht Streit entsteht. Wie dann? Und wer soll entscheiden? Es entsteht eine unangenehme, vielleicht bedenkliche Verwickelung. Das Herkommen aber verdient um so mehr Beachtung, je mehr es geeignet ist, Verwickelungen vorzubeugen. Dem Herkommen, welches zur Gültigkeit der Verträge die Ratifikation als erforderlich betrachtet, steht die innere Zweckmäßigkeit so entschieden zur Seite, daß die Theorie um so weniger Anstand nehmen müßte, es mit derjenigen Sanktion zu versehen, welche die Uebereinstimmung der Völkerrechtslehrer allerdings verleihen kann.

Mit diesem Herkommen streitet keineswegs ein anderes, welches nach erfolgter Ratifikation den Tag der Unterzeichnung eines Vertrags, nicht den der Ratifikation, als den Anfangspunkt seiner Gültigkeit betrachtet werden läßt.[2] Hefftер drückt sich darüber so aus: „die Ertheilung der Ratifikation setzt den geschlossenen Vertrag rückwärts in volle Kraft, sofern nicht Anderes verabredet ist."

[1] Qui cum alio contrahit, vel est, vel debet esse non ignarus conditionis ejus. l. 19. D. de div. reg. Jur. (50. 17).

[2] Klüber §. 142. f. Martens §. 48. l. Hefftер §. 87. Beispiele bei Martens Essai conc. les armateurs etc. §. 41. c. und §. 61. 7. Die Argumentation von Mirbeck (bei Hennings Staatsschriften 2, 210) ist die eines Advokaten. — Nur Rayneval behauptet, die Verpflichtung datire von dem Tag der Auswechselung der Ratifikationen, sofern nicht das Entgegengesetzte verabredet sey, aber ohne irgend einen Beweis für diesen seinen Widerspruch anzuführen. Institutions 2. 113.

Wir wollen nun keinen besondern Werth darauf legen, daß Anderes gar häufig verabredet wird. Die Verträge, welche die französische Republik mit andern Mächten abgeschlossen, bezeichnen größtentheils den Austausch der Ratifikationen als den Anfangspunkt für die Gültigkeit des verabredeten Inhalts. Die Inconvenienzen liegen auf der Hand, welche dadurch bereitet werden, daß namentlich Capturen zur See, welche in die Zeit zwischen der Unterzeichnung und der Ratifikation fallen, wieder zurückgestellt oder durch Entschädigung ausgeglichen werden sollen.

Die Frage, auf welche es ankömmt, ist einzig diese, ob ein Contrahent berechtigt seyn kann, vor erfolgter Ratifikation des andern Theils die Ausführung einer von diesem in dem abgeschlossenen Vertrage zugesagten Leistung in Anspruch zu nehmen.

Wenn ausnahmsweise einmal verabredet ist: „vom Augenblick der Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages an sollen alle Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten aufhören,“[1] so ist hier der Waffenstillstand, dessen Gewährung zur Befugniß eines Kriegsbefehlshabers gehört, ohne einer Ratifikation zu bedürfen, mit dem Friedensschluß verbunden. Beispiele, zumal aus älterer Zeit,[2] sind genug vorhanden, aus welchen hervorgeht, daß auf den Grund der bloßen Unterzeichnung eines Friedens der eine Contrahent von dem andern noch nicht die Einstellung der Feindseligkeiten verlangen kann. Wohl aber können Beide jederzeit über einen Waffenstillstand sich einigen, was etwas ganz Anderes ist.

Im Jahr 1840 ward die Welt durch einen Vorgang überrascht, der auf den ersten Anblick mit der hier entwickelten Ansicht zu streiten scheint. Die Bevollmächtigten der vier Mächte, welche die bewaffnete Einschreitung zwischen dem Sultan und seinem widerspenstigen Vasallen sich zum Ziele setzten, kamen überein, daß die verabredeten Maßregeln ihren Anfang nehmen sollten, ohne den Austausch der Ratifikation eben dieser Verabredung zu erwarten. Abgesehen davon, daß der Vorgang in der Geschichte der Diplomatie unerhört ist, und daß man von einer Seite

[1] Frankreich und Sardinien, 15. Mai 1796. Martens Recueil 6, 211.

[2] Bei Wicquefort 376 und 400.

her[1] eine Verletzung der britischen Verfassung in der Zustimmung des englischen Ministers hat sehen wollen, ist zu bemerken, daß die Bevollmächtigten die große Entfernung der verschiedenen Höfe von einander und das Dringende der Verhältnisse[2] geltend machten, und daß sie ausdrücklich erklärten, Kraft ihrer Vollmachten so zu handeln.[3] Wenn sämmtliche Mächte durch Vollmacht und Instruktion übereinstimmend erklären, über das Uebliche sich hinwegsetzen zu wollen, so wird Niemand dies mit dem Fall verwechseln, in welchem ein einzelner Contrahent die Ausführung einer Stipulation in Anspruch nehmen würde, bevor er von dem andern Contrahenten die Ratifikation der betreffenden Zusage erlangt hätte. So lange aber nicht behauptet werden kann, daß ein solcher Anspruch in den Grundsätzen des Völkerrechts begründet, so lange nicht nachgewiesen werden kann, daß er auch nur in einzelnen Fällen erhoben und als begründet anerkannt sey, so lange wird die Behauptung, daß die bloße Unterzeichnung einem Vertrag seine volle Gültigkeit gebe, als eine unfruchtbare Fiktion sich darstellen.

Eine ganz andere Frage ist die, aus welchen Gründen und in welchen Fällen von einem der Contrahenten die Ratifikation des durch seinen Bevollmächtigten unterzeichneten Vertrages **verweigert** werden dürfe.

Hier stoßen wir gleich an der Schwelle auf einen Widerspruch in den Grundansichten der verschiedenen Schriftsteller. Der älteren, strengeren Ansicht steht eine neuere, mildere (um nicht zu sagen, laxe) gegenüber.

---

[1] Report of the Colonial Society on the Affghan war etc. (London, 1842) S. 73.

[2] „Les intérêts d'humanité aussi bien que les graves considérations de politique européenne."

[3] 15. Jul. 1840. Protocole réservé. Murhard N. Rec. Gén. 1, 163. „Les dits plénipotentiaires, en vertu de leurs pleins pouvoirs, sont convenus entre eux que les mesures préliminaires .... seront mises à exécution **tout de suite**, et sans attendre l'échange des ratifications, consentant formellement, par le présent acte et avec l'assentiment de leurs cours, à l'exécution immédiate de ces mesures."

Umwege nicht zu gehen braucht, welche dem in beschränkten Verhältnissen Lebenden in seinen Studien unausweichlich sind. In beschränkten Verhältnissen ist aber Jeder, der nicht er ist. Der Fürst kann die Vollendetsten jeden Zweiges um sich versammeln und die Früchte ihrer Jahre langen Verwendung in Tagen zu ernten. Er wird sie finden, wenn er sie sucht; sie werden sich ihm zeigen, wenn er sie zu schätzen weiß, und er wird sie benützen, wenn ihm daran liegt. Ein thätiger Fürst ist dem Frühling zu vergleichen, der Millionen Leben wach ruft; während unter einem unthätigen alles erstickt und von Todeskälte gelähmt wird.

Es wäre unnöthig, Beispiele aus der Geschichte zu holen; die gerühmtesten Namen bürgen dafür, und unsere Tage haben selbst durch das Beispiel des Mißbrauchs der Wahrheit gehuldigt.

4.

Ueber die Gründung und Ergänzung des Heeres.

Die Nothwendigkeit einer Streitmacht anerkannt und die Vorzüglichkeit einer heimischen bewiesen, fragt es sich darum, wie man sie schaffe, wie auch den Bedarf ergänzt halte? Werbung genügt heute zu Tage nicht einmal für das letztere mehr; sie ist außerdem zu kostbar; man kauft die schlechtesten und treulosesten Soldaten um das theuerste Geld. Nur das unordentliche Gesindel, das des Arbeitens müde, oder arme Betrogene fallen in den Fischzug der Werber; das erste taugt nicht, weil es zu feig ist, die zweiten sind eben so wenig nütze, weil sie nicht wollen und gegen Betrug sich zu rächen haben; beide laufen davon, sobald sie können.

Zur Zeit Macchiavells haben erst wenige Regierungen begonnen gehabt, ihre Heere, auch wenn sie aus Eingeborenen bestanden, auf andere Weise zu erschaffen. Macchiavell selbst war einer der ersten, der denjenigen Grundsatz öffentlich aussprach, und ihm auch in seinem Vaterlande Leben gab, welchem heut zu Tage alle Staaten folgen, daß nämlich die Regierung sich die Streiter aus den Eingebornen wähle. Er schlägt vor, alle Männer von 17 bis 40 Jahren als fähig, gewählt zu werden, zu betrachten, davon, wie natürlich, die wegen Gebrechen Untauglichen auszuschließen, aus den übrigen aber die nöthige Mannschaft zu wählen. Als Richtschnur für diese

Grotius[1] und Pufendorf[2] behaupten Beide, wenn der Bevollmächtigte innerhalb der Gränzen seines offenen Auftrags sich gehalten hat, so ist der Vollmachtgeber durch die Handlung seines Bevollmächtigten gebunden, wie sehr auch der Letztere seinem geheimen Auftrag zuwidergehandelt haben mag.

Ein gedoppeltes Motiv scheint auf die Ansicht dieser Männer eingewirkt zu haben: eine Reminiscenz nämlich aus dem römischen Recht, und ein sehr hoher Begriff von der im Völkerverkehr festzuhaltenden Satzung der Sittlichkeit.

Gegen die Analogie eines bekannten Satzes aus dem Privatrecht ist nun vor allen Dingen Einsprache zu thun.[3] Im Privatrecht mag es immerhin ein ganz zweckmäßiger Grundsatz seyn, daß der Gewaltgeber dem Dritten auch dann verhaftet ist, wenn der Bevollmächtigte die, nicht öffentlich bekanntgemachten Beschränkungen eines, ihm offenbar gegebenen Mandats überschreitet. Aber im Völkerverkehr sind die Verhältnisse denn doch himmelweit verschieden. Nicht allein himmelweit, sondern der Art nach sind sie verschieden. Ganz andere Interessen stehen auf dem Spiel.[4] Nicht die des Gewaltgebers allein: sondern er selbst erscheint der unbefangeneren Prüfung nur als der Bevollmächtigte, oder, wenn man das nicht will, als der Geschäftsführer des gemeinen Wesens. Auch der absoluteste Herrscher muß eine Ahnung davon haben, daß er die Interessen seines

[1] De J. B. et P. II. 11. 12. und wieder III. 22. 4. 1.

[2] III. 9. 2. Eine Beschränkung thut Pufendorf hinzu: au reste, on suppose, que le tiers n'ait pas contrevenu de mauvaise foi à ses ordres sécrets (Barbeyracs Ueberſ.), worunter er zu verſtehen ſcheint, wenn der Andere etwa die Inſtruktion aufgefangen, oder den Geſandten beſtochen hätte.

[3] Heffter hat eine Anmerkung über die „rein privatrechtliche Anſicht" in einem Austrägalurtheil (bei Leonhardi 319). Alſo iſt noch immer die Warnung des Montesquieu nicht überflüſſig: qu'il ne faut pas décider par les principes des loix civiles les choses qui appartiennent au droit des gens.

[4] Bei dem Gedanken, daß ein Feldherr mit unbeſchränkter Vollmacht ſich beigeben laſſen könnte, über Dinge abzuſchließen, die gar nicht ſeines Amtes ſind, entſchlüpft ſelbſt dem ſonſt ſo ſtrengen Gentilis das Geſtändniß: quod ubi res est praejudicii gravissimi, ibi nec sufficiat mandatum generale et liberum (de Jure Belli II. 10).

Reiches nicht der Eigenmacht eines Unterhändlers unwiederbringlich preisgeben darf. Wieviel mehr muß die vollziehende Gewalt in einem Rechtsstaat davon durchdrungen seyn, daß sie der Nation dafür verantwortlich ist, mit eigener, angestrengtester Aufmerksamkeit jedem Schritt einer Unterhandlung mit auswärtigen Mächten zu folgen. Nie und nimmer kann es vernünftig seyn, daß das gemeine Wesen dafür büße, wenn die Regierung einen Unterhändler gewählt hat, der seine Stellung verkennt. Und man wird doch nicht etwa jene Analogie dadurch rechtfertigen wollen, daß der Gewaltgeber seines Schadens an dem Bevollmächtigten sich erholen könne? Wenn ein Despot, Andern zum abscheulichen Exempel, ihm Nase und Ohren abschneiden ließe, so würde das ein sehr geringer Trost dafür seyn, daß durch seine Unterschrift der Staat gebunden wäre.

Wenn übrigens jene älteren Schriftsteller den Grundsatz aus dem Privatrecht herübernahmen, so hat den Ausschlag zunächst die Besorgniß gegeben, daß sonst der eigennützigen Unwahrheit, der treulosen Willkühr Thür und Thor geöffnet seyn möchte. Es wäre, meint Pufendorf, der speciöseste Vorwand von der Welt dargeboten, um Alles abzuläugnen, und Andere durch Scheinverträge zu düpiren. Wicquefort zieht sehr bitter gegen die Verläugnung der Bevollmächtigten durch gekrönte Häupter und durch Republiken zu Felde, indem er in der Erklärung, es seyen geheime Befehle mißachtet, eitel Ausreden erblickt. Schon Albericus Gentilis,[1] einer der jetzt vergessenen und doch durch Schärfe des Urtheils und Lebhaftigkeit der Auffassung noch immer beachtenswerthen Vorgänger des Grotius, nimmt gewaltigen Anstoß an dem Benehmen des katholischen Ferdinand, der seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Philipp, mit ausgedehnter Vollmacht nach Frankreich sandte, und nachher den Vertrag verläugnete.[2] Gentilis (ein Italiener von Geburt, aber Protestant und Flüchtling, zuletzt Professor in Oxford) geht selbst so weit, daß er es als eine Ausrede verwirft, wenn die Florentiner erklärten, ein Staatsvertrag binde die

[1] De J. B. III. 14.

[2] Ueber diesen Fall s. Prescott: Ferdinand and Isabella 3, 126: 146; 150 ff.

Republik nur erſt, wenn die ganze Bürgergemeinde ihn genehmigt habe.

Anſtatt nun im erſten Eifer über einzelne Beiſpiele wirklicher Unredlichkeit ſofort für die Radicalkur ſich zu entſcheiden, welche jene Analogie allerdings darbietet, wird es gerathener ſeyn, ſich die Wechſelfälle zu vergegenwärtigen, welche das Verhalten eines Bevollmächtigten ſeinem Auftrag gegenüber als wahrſcheinlich erwarten läßt. Das hat zuerſt Bynkershoek,[1] in ſeiner ruhigen, umſichtigen Weiſe gethan, und dadurch die Unterſuchung einen guten Schritt weiter geführt. Er unterſcheidet die Vollmacht, welche ihrer Natur nach offen ſeyn muß, und die Inſtruktion, welche ihrer Natur nach in den meiſten Fällen nicht zur Mittheilung beſtimmt iſt. Sodann bemerkt er, daß die Vollmacht ganz allgemein geſtellt zu ſeyn, und alles Einzelne der Inſtruktion vorbehalten zu werden pflegt. Iſt aber ausnahmsweiſe[2] eine Vollmacht ſpeziell, alſo auf den Abſchluß unter beſtimmten Bedingungen geſtellt, ſo fällt die Einrede geheimer Befehle zu Boden; denn da das ſpezielle Mandat zugleich die Stelle der Inſtruktion vertritt, ſo wird Niemand anſtändiger Weiſe behaupten können, er habe zwei untereinander widerſprechende Inſtruktionen, eine öffentliche und eine andere, geheime, entgegengeſetzte von ſich gegeben: es wäre die Selbſtanklage der Treuloſigkeit. Sehr praktiſch bemerkt er dann ferner, es komme ſelten vor, daß eine offene Vollmacht ſpeziell ſey, noch ſeltener, daß ein geheimer Auftrag dem öffentlichen gerade zuwiderlaufe, und am allerſeltenſten, daß ein Geſandter von der ſpäter erhaltenen geheimen Inſtruktion abweiche, und nur an das frühere, offene Mandat ſich halte. Schließlich erklärt er ſich denn dahin: wenn ein Geſandter ſein offenes Mandat, im Fall es etwa ein ſpezielles geweſen, oder ſeinen geheimen Auftrag, welcher immer ein ſpezieller ſey, pünktlich ausgeführt habe, ſo habe ein gerechter Gewaltgeber den Vertrag gut zu heißen; thue er es nicht, ſo handle er unredlich, und ſetze den

[1] Quaest. Jur. Publ. II. 7. (Opp. 2. 221). Im Auszug bei Wheaton Progrès du droit des gens 192.

[2] Ein Beiſpiel einer ſo ſpeziellen Vollmacht, wie ſie wohl ſelten vorkömmt, ſteht bei Martens Guide diplomatique 2. 513.

Gesandten dem Gespötte aus; sofern aber der Gesandte sein Mandat überschritten, oder Dinge in den Vertrag aufgenommen, von welchen ihm Nichts aufgetragen gewesen, so könne der Vollmachtgeber mit dem besten Recht die Ratifikation aussetzen oder gänzlich verweigern.

Unter den späteren Schriftstellern hat, so weit uns bekannt, nur bei Burlomaqui und bei Klüber dies Raisonnement keinen Eingang gefunden. Dieser sagt, die geheime Instruktion oder Vollmacht komme nicht in Betracht; jener[1] meint, wenn sie in Betracht käme, so würde man niemals auf Verbindlichkeiten zählen können, welche durch Bevollmächtigte eingegangen werden. Daß durch die letztere Besorgniß kein Staat von Unterhandlungen sich abschrecken läßt, darüber hat die Erfahrung längst entschieden. Bald nach Bynkershoek haben angesehene Theoretiker die von ihm hervorgehobenen Gründe zur Rechtfertigung der bestehenden Praxis noch anschaulicher entwickelt.

Mably[2] sagt, jede Nation sey dabei interessirt, daß das Prinzip, welches zur Verbindlichkeit eines Staatsvertrags die Ratifikation als erforderlich voraussetzt, allgemein angenommen werde. Diesen Aufschub betrachtet er, mit einem andern Schriftsteller,[3] als recht eigentlich dazu bestimmt, den Vertrag mit den Instruktionen des Unterhändlers zusammenzuhalten, und im Fall der Nichtbefolgung der Instruktion, das durch den Gesandten ertheilte Versprechen zurückzunehmen. Er fährt fort: „Wenn man nur auf den Sinn der Ausdrücke achtet, deren man bei Entwerfung der Vollmacht eines Gesandten sich zu bedienen pflegt, so ist nicht zweifelhaft, daß man die Ratifikation der Verträge als eine überflüssige Formalität anzusehen hätte. Aber man hüte sich; es sind nicht die besondern Gedanken, welche durch die Ausdrücke einer Vollmacht geweckt werden, wonach man zu urtheilen hat, sondern vielmehr ists die allgemeine Vorstellung, die man mit einer solchen Urkunde verbindet. Wie ausgedehnt auch die Vollmacht scheinen mag, man weiß den Styl derselben

[1] Principes du droit des gens. IV. 10. §. 14. (5, 223 der Ausgabe von Dupin).

[2] Im ersten Kapitel seiner seltsam betitelten, raisonnirenden Geschichte der Staatsverträge. Droit public 1, 97 (4te Ausgabe 1768).

[3] Essai sur les principes du droit et de la morale (?).

nach ſeinem wirklichen Werthe zu würdigen; und ein Geſandter ſelbſt nimmt nicht den geringſten Anſtand, hundertmal im Lauf einer Unterhandlung zu erklären, daß ſeine Hände gebunden ſind, daß er von ſeinem Hofe Inſtruktionen erwartet u. dergl. Weil die Befugniß eines Miniſters in der Wirklichkeit eine beſchränkte iſt, wenn gleich ſeine Vollmacht ihm die volle Befugniß ſeines Souverains zu geben ſcheint, ſo hat man daraus zu entnehmen, daß ein Vertrag ſeine volle Gültigkeit nur erſt hat, wenn er von dem Vollmachtgeber genehmigt iſt; bis zu dem Augenblick iſt er nicht verbindlich."

Vattel[1] äußert ſich in ähnlicher Weiſe: „Wenn die Vollmacht ihre volle Wirkung haben ſollte, ſo könnte man nicht vorſichtig genug in Ertheilung derſelben ſeyn. Aber da die Fürſten nicht anders, als durch Waffengewalt, zur Erfüllung ihrer Verſprechungen gezwungen werden können, ſo hat man ſich gewöhnt, auf ihre Verträge ſich nicht zu verlaſſen, als nur inſofern ſie dieſelben genehmigt und gutgeheißen haben. Was der Miniſter abgeſchloſſen hat, bleibt Alles ohne Kraft bis zur Ratifikation des Fürſten, und ſo iſt weniger Gefahr dabei, Jenem eine Vollmacht zu ertheilen. Aber um mit Ehren die Genehmigung deſſen, was kraft einer Vollmacht geſchloſſen iſt, zu verweigern, muß der Souverain ſtarke und wohlbegründete Motive haben, und muß beſonders darthun, daß ſein Miniſter von ſeinen Inſtruktionen abgewichen iſt."

Wie verträgt ſich nun dies Alles mit der Moral? Die Vollmacht, ſagen die Wortführer der ſtrengeren Anſicht, die Vollmacht bindet den Gewaltgeber: ſie enthält das Verſprechen des Gewaltgebers, zu genehmigen, was der Bevollmächtigte in ſeinem Namen abſchließen wird. Und wir haben geſehen, daß dies eine althergebrachte Form iſt; ſchon in einer oben angeführten Vollmacht vom Anfang des 14. Jahrhunderts haben wir dies Verſprechen, als weſentlichen Theil der Urkunde, vorgefunden. Hören wir nun die Bemerkungen eines Veterans der engliſchen Diplomatie:[2]

---

[1] II. 12. §. 156.

[2] Sir Robert Adair: Memoir of a Mission to Vienna 1806. (London. 1844) S. 54. Ein Denkmal zugleich, das der Verfaſſer ſeinem

„Da die Form, mit Rücksicht auf das Geschäft selbst, erfordert, daß die Vollmacht zur Führung desselben so allgemein und ausgedehnt sey, als Worte sie nur herzustellen vermögen, so ist es gewöhnlich, sie auf diese Weise auszufertigen, das Versprechen, ratificiren zu wollen, miteingeschlossen, wenn gleich in der Praxis die Nichtratifikation von Präliminarien niemals als völkerrechtswidrig betrachtet wird. Der Grund ist sehr einfach. Ein Bevollmächtigter, soll er das gleiche Maaß von Vertrauen wie sein Herr bei einem andern Staate finden, muß mit Macht ausgerüstet seyn, zu thun und zu bewilligen, was nur irgend sein Herr selbst thun und bewilligen könnte, selbst wenn sichs darum handelte, den besten Theil seiner Besitzungen zu veräußern. Aber die Ausübung dieser ungemessenen Vollmacht, immer unter der vorausgesetzten Controle der Nichtratifikation, wird durch seine Instruktionen geregelt."

Also die Vollmacht lautet zwar unbeschränkt, ist aber in der That nicht so gemeint. Sie wird beschränkt durch den gedoppelten, stillschweigenden Vorbehalt: erstens, sie durch Instruktionen zu regeln; zweitens, nur diejenige Ausübung anzuerkennen, welche innerhalb dieser Instruktionen sich hält. Der Ausdruck, in welchem die Vollmacht gefaßt wird, erschöpft nicht den Sinn, in welchem sie ertheilt ist. Der Ausdruck, gelinde gesagt, bleibt mangelhaft; aber diese Mangelhaftigkeit ist bedingt durch das Bedürfniß der Formen im Völkerverkehr, und durch die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. Wer eine genügendere, aufrichtigere Form erfindet und ihr Eingang verschafft, der wird sich ein Verdienst erwerben.

Eine solche ist, soviel wir wissen, noch von Niemand nachgewiesen. Durch den Vorschlag, die Ratifikation ausdrücklich

---

Freunde Charles James Fox gesetzt hat, und eine Schutzschrift für dessen auswärtige Politik gegen die harten Urtheile von Gentz und die Entstellungen von Bignon. — Im Vorbeigehen wird eine eigenthümliche Weise erwähnt, eine Vollmacht durch eine Instruktion zu beschränken. „Sie haben Herrn v. Talleyrand offen zu erklären, daß Sie nicht befugt sind, irgend einen förmlichen Gebrauch von Ihrer Vollmacht zu machen, bis Herr v. Talleyrand zu seiner früheren Basis hinsichtlich Siciliens zurückgekehrt seyn wird." Fox an Lord Yarmouth, 26. Juni 1806.

vorzubehalten, ſcheint uns Nichts gewonnen. Da es ſich um Formen handelt, und da ſie im Namen der Moral empfohlen werden, ſo müſſen wir die Sache genauer nehmen. Die Ratifikation kann vorbehalten werden, entweder in der Vollmacht ſelbſt, oder in dem Vertrags-Inſtrument. Iſt's das erſtere — und die Fälle kommen vor[1] — iſt der Unterhändler bevollmächtigt, unter dem Vorbehalt der Ratifikation zu unterzeichnen, und ſteht daneben doch das Verſprechen, ratificiren zu wollen, ſo iſt der Vorbehalt entweder ganz müßig, oder er verſtrickt den Ausdruck der Vollmacht in einen augenfälligen Widerſpruch. Man *verſpricht* zu ratificiren, indem man ſich die Ratifikation *vorbehält*, das heißt, indem man ſich vorbehält, vorkommenden Falls (in welchem Fall aber iſt nicht geſagt) auch *nicht* zu ratificiren. Gewiß, die Sprache iſt nicht erfunden, um die Meinung der Menſchen zu verdecken, aber ebenſowenig, um durch das Nachfolgende den Sinn des Vorhergehenden aufzuheben.

Dieſem Vorwurf ſcheint man auszuweichen, wenn die Ratifikation nur im Vertrage ſelbſt vorbehalten wird. Dann erſcheint der Vorbehalt als die Handlung des Bevollmächtigten. Aber aus welchem Grunde macht dieſer nicht Gebrauch von dem vollen Umfang ſeiner Vollmacht? Etwa in Folge ſeiner Inſtruktion? Da hätten wir wieder, was wir nicht haben wollen, eine Vollmacht, welche durch die Inſtruktion hinterher beſchränkt wird. Oder wäre es nur in Folge einer individuellen Vorſicht? Die mag ſehr löblich ſeyn, dem Gewaltgeber gegenüber; aber der andere Contrahent hat es nicht mit der Vorſicht des Bevollmächtigten, ſondern mit deſſen Vollmacht zu thun. Selbſt nicht die Treuloſigkeit des Bevollmächtigten, ſagt die ſtrenge Theorie, entbindet den Gewaltgeber ſeines in der Vollmacht ertheilten Verſprechens. Wie viel weniger kann es deſſen Aengſtlichkeit.

Auf dieſem Wege finden wir uns nicht aus der Klemme. Sollen wir denn einen Schritt weiter gehen? Soll es in der Vollmacht ganz ehrlich heißen: wir verſprechen zu ratificiren, ſofern der Unterhändler ſeiner Inſtruktion pünktlich nachkommen wird? Auch das wäre nicht ohne Beiſpiel. Papſt Urban VIII. (1644) ließ

[1] Pour conclure et signer, sauf notre ratification. Hardenbergs Vollmacht beim Baſeler Frieden. *Martens* Recueil 6, 49.

in die Vollmacht des Cardinals Spada die Worte ſetzen: servata instructionis forma. Aber Lyonne beſtand darauf, daß dieſe Clauſel beſeitigt ward. Was Wicquefort[1] dabei anmerkt, iſt nicht wohl zu läugnen: „die Vollmacht muß durchaus nicht beſchränkt ſeyn, auch nicht auf die Inſtruktion Bezug nehmen; denn wäre ſie bedingt, ſo wäre es eben keine Vollmacht.“

Der Rigorismus möchte ſich demnach in einiger Verlegenheit befinden, wenn es darauf ankömmt, eine Form auszumitteln, welche ſeinen Anforderungen entſpräche, und mit welcher man doch unterhandeln kann. Es iſt dies aber auch kein ſo großes Unglück. Denn die jetzt übliche Form der Vollmacht kann und ſoll Niemanden täuſchen. Beide Theile bedienen ſich derſelben Form, und mit demſelben ſtillſchweigenden, aber gegenſeitig wohl verſtandenen Vorbehalt. Daß die Abſicht nicht iſt, durch die Vollmacht ſich zu binden, ſofern der Geſandte ſich nicht durch ſeine Inſtruktion gebunden hält, verkündigen die Lehrbücher, und die ganze Geſchichte der Diplomatie bezeugt es.

Eben im Namen der Moral aber möchten wir noch einmal Einſprache thun gegen den Grundſatz, welcher den früheren Völkerrechtslehrern durch die Moral geboten ſchien. Des Rechtes der Nichtratifikation, im Fall inſtruktionswidriger Eigenmacht eines Geſandten, im voraus ſich zu begeben, wäre unvereinbar mit den Pflichten jeglicher Regierung.

Wicquefort[2] ſagt: „Ein Fürſt, welcher ſich ſelbſt Nichts vorzuwerfen haben will, kann die Ratifikation eines Vertrages, den ſein Bevollmächtigter unterzeichnet hat, nicht verweigern, ohne daß er den Letzteren öffentlich verläugnet, und ihn beſtraft, weil er ſeine Vollmacht überſchritten. Er iſt dieſe Genugthuung, und noch etwas mehr dem Fürſten, den ſein Miniſter getäuſcht hat, und er iſt ſie ſeiner eigenen Ehre ſchuldig.“

---

[1] I. 16. S. 382. Elliot hat es der Mühe werth gehalten, dieſe Stelle in die Compilation völkerrechtlicher Sätze aufzunehmen, die er ſeinem höchſt brauchbar eingerichteten, „American Diplomatic Code“ (Washington, 1834) 2, 394 beigegeben hat.

[2] II. 15. S. 384.

Es fehlt nicht an Beispielen, älteren und neueren, von Gesandten, denen öffentliche Verläugnung „und noch etwas mehr" zu Theil geworden, weil sie über ihren Auftrag hinausgegangen.

Ludwig XI. ernannte (1480) eine Commission des Parlaments von Paris, um seinem Unterhändler in England, dem Bischof von Eine, den Prozeß zu machen. Der Bischof entschuldigte sich, er sey gedrängt worden, und habe Bedingungen zugestanden, zu deren Einräumung er nicht befugt gewesen; er habe sich lieber einer Verläugnung aussetzen, als ohne Frieden zurückkehren wollen. Das Parlament glaubte, keinen Spruch fällen zu sollen; der König nahm von der Sache keine weitere Notiz.[1]

La Tremouille befand sich 1513 in Dijon, nach einer verlorenen Schlacht, von den Schweizern eingeschlossen. Er konnte sich nicht halten, und unterzeichnete einen sehr bündigen Friedensvertrag, den die Bevollmächtigten der Kantone ihm vorlegten. Ludwig XII. erließ sofort ein Manifest, das an alle Mächte Europas gerichtet war: er habe seinem Feldherrn gar keinen Auftrag gegeben, mit den Schweizern Frieden zu machen. Das wird sich nun auch wohl so verhalten haben. Indessen war dem König kein geringer Dienst geschehen; die Schweizer waren nach Hause gegangen, der Ueberrest des Heeres gerettet; und es bedurfte wohl kaum der naiven[2] Vertheidigung des Kriegers, um den Zorn des Königs zu entwaffnen.

Der Graf St. Julien ließ sich (im Juli 1800) in Paris bewegen, Friedenspräliminarien für Oesterreich zu unterzeichnen. Sie lauteten im Ganzen eher günstiger, als nach der Lage der Dinge zu erwarten war; aber Oesterreich glaubte damals noch nicht einen Separatfrieden ohne seine Verbündeten eingehen zu dürfen. Der Graf ward bei seiner Rückkehr nach der Festung Clausenburg in Siebenbürgen gebracht.[3]

---

[1] Flassan hist. de la dipl. franç. 1, 237.

[2] Sire, plaise à vous, savoir que j'ai vu les lettres, qu'il vous a plu m'écrire, par lesquelles je vois, que vous trouvez le traité que j'ai conclu .... merveilleusement étrange; par ma foi, Sire, aussi est-il: mais par la mauvaise position qui était par deça, et pour conserver votre pays, j'ai été contraint de le faire. Bei Flassan 1, 299.

[3] Soit simulation de fausse colère, soit punition vraie, sagt Bignon. Oesterreich hat wohl schlimmere Dinge in jenen Zeiten gethan; aber

Der berühmteste Fall aus dem laufenden Jahrhundert ist noch immer der des russischen Staatsraths von Oubril, welcher (20. Juli 1806) einen Separatfrieden für Rußland unterzeichnete, während zugleich Lord Yarmouth als britischer Unterhändler sich in Paris befand. Der Kaiser Alexander weigerte die Ratifikation; eine Note des russischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an die fremden Gesandten in St. Petersburg, und eine ähnliche an die russischen Gesandten im Ausland erklärte, Herr von Oubril habe den „Befehlen und Instruktionen," welche er erhalten, entgegengehandelt; ein amtlicher Artikel der St. Petersburger Hofzeitung besagte, derselbe habe „nicht allein von den Instruktionen sich entfernt, die ihm ertheilt gewesen, sondern auch auf eine Weise gehandelt, welche dem Sinn und Geist der ihm zugegangenen Befehle geradezu entgegengesetzt sey."[1] Sir Robert Adair, damals britischer Gesandter in Wien, glaubte wirklich, d'Oubril habe nicht allein seine Instruktionen, sondern auch seine Vollmacht überschritten;[2] er ward in dieser Ansicht durch eine Aeußerung des russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, noch bestärkt.[3] Als die Vollmacht später[4] veröffentlicht ward, zeigte es sich, daß sie allgemein, wie gewöhnlich, gefaßt war, und einen Separatfrieden nicht ausschloß. Man hatte in St. Petersburg einen Ministerwechsel bemerkt; Budberg hatte an Czartoryskis Stelle die auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Uebrigens äußerte Herr von Oubril selbst, er kenne ganz die Verantwortlichkeit, der er sich ausgesetzt, und eile nach St. Petersburg, um seine Beweggründe zu entwickeln und seine Strafe zu empfangen, wenn er gefehlt; ja er sagte, er eile, seinen Kopf seinem Herrn zu Füßen zu legen.[5] Er ward auf seine Güter verbannt.[6]

---

niemals hat es die Initiative des Abfalls von der gemeinsamen Sache (auch nicht von der deutschen Sache) ergriffen.

[1] Martens Recueil 8. 476—480.

[2] Adair an Fox, 4. Aug. 1806.

[3] Adair an Fox, 23. Aug. 1806.

[4] Sie steht bei Martens a. a. O. 475.

[5] Adair Memoir 74, und Depesche vom 4. Aug. 1806.

[6] Mémoires tirés des papiers d'un homme d'etat 9. 188. Alison History of Europe 5. 336.

Wahl gibt er nur an, daß die Landbewohner vorzugsweise für das Fußvolk, die Bewohner der Städte, und zwar die Reichern vorzugsweise für die Reiterei zu wählen seyen, daß besonders die kräftigern Handwerker genommen werden sollen, deren Arbeiten bei einem Heere gebraucht werden können, weil man dadurch doppelten Gewinn aus ihnen ziehe. Sie sollen in den freien Tagen geübt werden, jedoch bei ihrem Handwerke bleiben und nur im Kriege Löhnung ziehen; dem Reiter müßte man von Staats wegen das Pferd bezahlen und auch im Frieden verköstigen. — Wäre einmal das Heer gegründet, so würde die Ergänzung immer nur aus Jünglingen von 17 Jahren zu nehmen seyn. (Arte della guerra. I.)

Dieser Vorschlag, damals ein riesengroßer Vorschritt, hat in der Ausführung Blößen, von denen jedoch, wenn man die französische Conscription ausnimmt, keine unserer neueren Aushebungsweisen frei sind. Er läßt der Willkühr und Bestechlichkeit Spielraum — er macht die allgemeine Pflicht zu einer nur theilweise drückenden, ungeheuren, ja beinahe unerträglichen Last; — er erzeugt dadurch Unglück, Elend und Verbrechen aller Art. Um die wichtigste und kostbarste aller Bürgerpflichten würdig zu ehren und würdig erfüllen zu machen, um eine Quelle unabsehlichen Elends zu verstopfen, einen wahrhaften Fluch, der des Armen einziges und jedes Menschen höchstes Glück muthwillig und mit Hohn zerstört, aufzuheben, gibt es kein Mittel, als die Verpflichtung, die Waffen ohne jede Ausnahme, als die körperliche Unfähigkeit, über alle Jünglinge vom gewissen Alter zu verhängen, und demnach bereits die gesammte Erziehungs- und Ausbildungszweige einzurichten. Muß Jeder Soldat werden, so trägt Jeder gern die Beschwerden und die Gefahr, und die innere Ordnung des Heeres gewinnt überdies auf tausendfältige Weise. Es gibt der Wege genug, um diejenigen auszuzeichnen, die man um der Geburt und Verhältnissen auszeichnen will; welch sonderbare Auszeichnung des Adels, daß man ihn in den meisten Staaten von seiner schönsten Verpflichtung, die noch dazu einem seinem Wesen eigenthümlich angehörige, frei spricht!

Jedermann vom achtzehnten oder, wenn man will, vom zwanzigsten Jahre an, habe sich in den Waffen zu üben; da aber das wirkliche Heer nur eine gewisse, weit geringere Zahl bedürfen wird, so werde die Ergänzung desselben durch das Loos bestimmt; wo übrigens Vertretung oder freiwillige Dienstanerbietungen nach

Bei keinem der fünf Fälle, in welchen neuerdings die Ratifikation verweigert oder beanstandet worden, hat man die Behauptung oder auch nur die Vermuthung vernommen, daß der Bevollmächtigte seinen Auftrag überschritten habe. Kennt denn das Völkerrecht noch andere zulässige Gründe?

Bynkershoek, der zuerst gegen die allerstrengste Ansicht auftrat, hat sich keine andern Gründe gedacht, als den einen, den er entwickelte. Er sagt, wenn der Bevollmächtigte seinen speziellen (öffentlichen oder geheimen) Auftrag pünktlich ausgeführt habe, so handle der Souverain unredlich, indem er das solcher Gestalt Geschlossene nicht genehmigen wolle.

Von Vattel könnte es scheinen, daß er eine andere Ansicht im Sinne gehabt, wenn er (in der oben angeführten Stelle) sagt: „um mit Ehren die Genehmigung desjenigen zu weigern, was kraft einer Vollmacht geschlossen ist, muß der Souverain starke und solide Gründe haben;" aber in demselben Satze heißt es weiter: „und er muß besonders darthun, daß der Unterhändler von seinen Instruktionen abgewichen ist." Also dieser letzte Umstand gibt den Ausschlag. Es können starke Gründe vorhanden seyn; aber sie reichen nicht aus, das Abgeschlossene zu verwerfen, wenn sich nicht insbesondere darthun läßt, daß es den Instruktionen nicht entspreche. Daraus ließe sich folgern (so wie die Worte bei Vattel stehen), daß er es für besser halte, unverfängliche Abweichungen nicht geltend zu machen, um „mit Ehren" aus der Sache zu kommen, und nur erst zur Weigerung zu schreiten, wenn „starke und solide Gründe" obwalten, das instruktionswidrig Geschlossene nicht sich gefallen zu lassen.

Martens spricht sich aus, wie folgt: „Das Motiv dieses Gebrauches (der Ratifikation), der in sehr ferne Zeiten hinaufreicht, zeigt deutlich genug an, daß wenn der eine Theil in aller Form seine Ratifikation anbietet, der andere die seinige nicht verweigern kann, außer insofern sein Bevollmächtigter über die Gränzen seiner Instruktion hinausgegangen, und folglich strafbar ist; und daß, in der Regel wenigstens, es nicht von der freien Willkür einer Nation abhängt, aus bloßen Gründen der Convenienz ihre Ratifikation zu verweigern."

Klüber äußert, im theilweisen ausdrücklichen Widerspruch gegen Martens: „Die von dem einen Theil erfolgte Genehmigung

verpflichtet den andern nicht, auch von seiner Seite zu ratificiren." Darauf hat Martens in einer Anmerkung[1] seiner späteren Ausgabe hinzugefügt: „Klüber ist entgegengesetzter Meinung; und da er die Ratifikation nur insofern für nothwendig hält, als sie ausdrücklich vorbehalten ist, entweder in der Vollmacht, oder im Vertrage (was heutzutage nicht leicht unterlassen wird), so scheint es, daß dieser Schriftsteller aus diesem Vorbehalt ein Recht ableiten will, die Ratifikation nach Belieben (à son gré) zu verweigern, welches ich bezweifle (ce dont je doute)."

Hier ist nun wohl ein Mißverständniß.[2] Wenn man sich der Strenge erinnert, welche Klüber, im Gegensatz zu fast allen Neueren, festhält, so wird man ihm schwerlich die Absicht zuschreiben, den Vorbehalt der Ratifikation als einen Vorwand zu beliebiger und ganz grundloser Weigerung ausbeuten zu lassen. Sondern man muß glauben, daß er an zureichende Gründe gedacht habe; und es trifft ihn nur der Vorwurf, daß er sie nicht näher bezeichnet.

Heffter hat eine Stelle, welche im Zusammenhang hergesetzt werden muß: „Die Ratifikation ist die Beglaubigung, daß der Bevollmächtigte die Gränzen seines Auftrags nicht überschritten hat, worüber es an einem besondern Richterstuhl fehlt; sie suspendirt daher auch nur die Exekution des geschlossenen Vertrages, und ihre Ertheilung setzt ihn rückwärts in volle Kraft, sofern nichts Anderes verabredet ist. Moralisch kann sie freilich nicht verweigert werden, wenn der Vertrag der dem andern Theile vorgezeigten ausdrücklichen Vollmacht entspricht; allein ein Zwangsrecht ist dem Herkommen nach nicht anzunehmen, auch wenn ein Theil seine Ratifikation erklärt hat. Die grundlose Verweigerung ist nur eine Inkorrektheit, welche das Vertrauen des

---

[1] §. 48 f.

[2] Diese Anmerkung von Martens scheint auch bei Wheaton Elements 1, 292 dasselbe Mißverständniß veranlaßt zu haben, wenn er (jedoch ohne Klüber zu nennen) einer Ansicht erwähnt, welche die willkürliche Verweigerung für erlaubt erkläre, wenn die Ratifikation ausdrücklich vorbehalten sey. Uns ist wenigstens kein Theoretiker bekannt, der eine so lare Ansicht wirklich ausgesprochen hätte.

andern Theiles verletzt, und eine Mißstimmung desselben rechtfertigt, sowie unter Umständen eine Entschädigungsforderung für die im Vertrauen auf den Umfang der Vollmacht getroffenen Maßregeln und für den gemachten vergeblichen Aufwand."

Es scheint uns, daß diese Art, die Ratifikation demjenigen, von welchem sie erwartet wird, lediglich ins Gewissen zu schieben, zu mehrfachem Mißverständniß Anlaß geben kann, und zwar um so eher, je leichter auf der einen Seite die „Inkorrektheit" genommen wird, und je schwerer auf der andern Seite das Wort wiegt, moraliſch könne, außer in einem gewissen Fall, die Ratifikation nicht verweigert werden.

Mit einiger Verwunderung findet man die moraliſche Möglichkeit der Verweigerung auf den Fall der überschrittenen offenen Vollmacht beschränkt, während bei der Angabe des eigentlichen Zweckes der Ratifikation das Wort Auftrag nicht ohne Absicht gewählt zu seyn, und die (geheime) Instruktion zu umfassen scheint.

Ohne auf diese Frage noch einmal zurückkommen zu wollen, können wir doch keinen Augenblick zugeben, daß einzig nur im Fall des von dem Bevollmächtigten überschrittenen Auftrags die Ratifikation „moraliſch" verweigert werden könne, oder daß die Verweigerung unter allen übrigen Umständen unbedingt als eine „grundlose" sich darstellen würde.

Nicht daß wir eine Befugniß der willkürlichen Verweigerung für einen der contrahirenden Theile in Anspruch nehmen wollten. Sondern wir beziehen uns auf gewisse, im Völkerrecht allgemein anerkannte Grundsätze, welche auch hier ihre Anwendung finden und einen Staat berechtigen können, mit dem besten Grunde von der Welt einem Vertrage die Ratifikation zu weigern, wenn gleich der Bevollmächtigte, der ihn unterzeichnet, nicht im Geringsten seinen Auftrag überschritten hätte. Wenn keiner der oben angeführten, und überhaupt keiner der uns bekannten Völkerrechtslehrer es der Mühe werth gefunden hat, die Anwendung jener Grundsätze auf diese Frage bemerkbar zu machen, so erklärt sich dies daraus, daß, wer ein System entwickelt, vorauszusetzen pflegt, es werde dem Leser der innere Zusammenhang der einzelnen Sätze gegenwärtig seyn. Wir bescheiden uns auch, nichts Neues vorzutragen, glauben aber, daß es bei der

abgesonderten Behandlung einer in die Zeitgeschichte eingreifenden Materie, zumal für die größere Lesewelt, nicht überflüssig seyn wird, an die folgenden Grundsätze zu erinnern.

1) Es gibt Fälle, in welchen ein Vertrag von vorne herein als nichtig erscheint, entweder in Bezug auf den Inhalt (sofern er etwas physisch oder moralisch Unmögliches in sich faßt), oder in Bezug auf die Verhältnisse, unter welchen er entstanden ist, z. B. unter der Einwirkung von Irrthum,[1] Hinderniß oder Zwang, also ohne die erforderliche Willensfreiheit des Contrahenten. Sofern nun in der Zwischenzeit vom Abschluß bis zur Ratifikationsfrist jene Verhältnisse ins Bewußtseyn treten, oder der Staat in die Lage versetzt wird, sich darüber aussprechen und einen Entschluß fassen zu können, so ist die Befugniß der Nichtratifikation eine Selbstfolge.

2) Es gibt andere Fälle, in welchen ein Staat berechtigt ist, von einer übernommenen (und bereits ratificirten) vertragsmäßigen Verbindlichkeit einseitig zurückzutreten. Dahin gehört eine später eingetretene wesentliche Veränderung der Umstände,[2] zumal wenn bei der neuen Lage der Dinge durch Erfüllung der Verbindlichkeit der Staat in Widerstreit mit den Pflichten gegen sich selbst treten würde. Sofern eine solche Veränderung vor der Ratifikation schon eingetreten seyn sollte, wird das Recht der Weigerung ebenfalls nicht bezweifelt werden können.

Mehrere Schriftsteller sind bemüht gewesen, die Einrede der „enormen Läsion," die ihnen vom Privatrecht her in den Ohren

---

[1] Man pflegt das Vorkommen eines wesentlichen Irrthums bei der Unterhandlung eines Staatsvertrages nicht eben als wahrscheinlich vorauszusetzen. Vielleicht ist der Fall doch häufiger als man denkt. Erinnere man sich z. B., wie die Flußschifffahrts-Commission auf dem Wiener Congreß sich mit der Vorstellung befreundet hatte, der Leck sey die eigentliche Fortsetzung des Rheins, und die Waal die Fortsetzung der Maas. Sehr löblich [illegible] nicht, die Geographie erst im Augenblick vor der Ratifikation zu nehmen. Aber besser doch, vorher als nachher.

[2] Heffter §. 98 umschreibt die Wirkung der Clausel: rebus sic stantibus, wie folgt: „wegen einer Veränderung derjenigen Umstände, welche zur Zeit des geschlossenen Vertrages schon vorhanden oder vorherzusehen, und nach der erkennbaren Absicht des Verpflichteten die stillschweigende Bedingung des Vertrages waren."

klingen mochte, zu beſeitigen, wenn es ſich darum handelt, von einem Staatsvertrage ſich loszuſagen. Vattel hat darüber eine klaſſiſche Stelle: „Die Läſion kann einen Vertrag nicht ungültig machen. Es iſt die Sache Desjenigen, der Verbindlichkeiten übernimmt, Alles wohl zu erwägen, bevor er abſchließt; er kann mit dem Seinigen machen, was ihm gefällt, kann von Rechten abſtehen, auf Vortheile verzichten, wie er es gerathen findet; der annehmende Theil iſt nicht gehalten, ſich nach den Beweggründen des Erſteren zu erkundigen oder ihren wirklichen Werth auf die Wage zu legen. Könnte man von einem Vertrage zurücktreten, weil man ſich benachtheiligt fände, ſo würde es in den Völkerverträgen nichts Beſtändiges geben. Das Privatrecht kann der Läſion eine Gränze ſetzen, und einen Punkt beſtimmen, der über die Richtigkeit eines Contrakts entſcheidet. Aber die Souveraine erkennen keinen Richter. Wie ſoll unter ihnen über das Vorhandenſeyn einer Läſion entſchieden werden? Wer ſoll den Grad beſtimmen, welcher erforderlich iſt, um einen Vertrag ungültig zu machen? Das Wohl und der Friede der Völker erheiſcht offenbar, daß ihre Verträge von einem ſo unbeſtimmten und gefährlichen Mittel der Vernichtung nicht abhängen.“ Nachdem er nun in Erinnerung gebracht, daß es ſchön und löblich ſey, wenn ein Staat den andern ſeiner Verbindlichkeit aus freien Stücken entlaſſe, ſofern ſie einen unvorhergeſehenen Nachtheil für ihn mit ſich bringe, der ihn doch nicht berechtigen würde, ſich einſeitig loszuſagen, fährt Vattel fort: ein Anderes, als mit der bloßen Läſion, ſey es mit ſolchen Nachtheilen, welche den Ruin der Nation nach ſich ziehen würden. Kein Führer einer Nation habe das Recht, ſolche Verbindlichkeiten einzugehen, welche dem Staate ſelbſt verderblich werden könnten. Eine Nation ſelbſt könne ſich nicht auf eine Weiſe binden, welche mit der Pflicht der Selbſterhaltung unvereinbar wäre. In ſolchem Fall ſtelle demnach die Nichtigkeit des eingegangenen Vertrages ſich heraus.

Man wird das Zutreffende dieſer Gedankenfolge nicht in Abrede ziehen. In Bezug aber auf die noch nicht ſtattgefundene Ratifikation läßt ſich noch eine Frage aufwerfen, die allerdings von Bedeutung werden kann entweder für eine abſolute Regierung, oder für die Regierung in einem Verfaſſungsſtaat, welche

für die Ausübung des Rechtes der Verträge verantwortlich ist, ohne daß eine andere Staatsgewalt das Recht der vorgängigen Prüfung, also auch die Verantwortlichkeit der Genehmhaltung, mit ihr theilt.

Zugegeben wird, daß die für den Austausch der Ratifikationen festgesetzte Frist ursprünglich nur für den Zweck bestimmt ist, um durch das Zusammenhalten mit der Instruktion die Gewißheit zu erlangen, daß der unterzeichnete Vertrag den in jener dargelegten Absichten des Vollmachtgebers entspricht. Indessen gibt dieser Zwischenraum überhaupt die Gelegenheit und die Aufforderung zu nochmaliger sorgfältiger Prüfung des Vertrages. Wie, wenn nun erst die Regierung sich überzeugte, daß Dinge zugegeben sind, welche ohne überwiegenden[1] Nachtheil für das Land nicht zugegeben werden können? Man hätte es früher einsehen, die Instruktionen danach einrichten müssen. Ganz gewiß; aber es ist einmal nicht geschehen. Die Sache liegt vielleicht nicht so einfach, ist nicht vom Standpunkt eines einzigen Ministeriums aus zu übersehen. Gutachtliche Aeußerungen von Sachverständigen, Rückäußerungen von andern Verwaltungszweigen lassen Manches in anderem Lichte erscheinen. Und solche Aeußerungen können selbst früher und rechtzeitig vernommen und auch beachtet seyn; aber eine scheinbar unbedeutende Abweichung (vielleicht von dem Unterhändler selbst beantragt, weil er in der vorgezeichneten Richtung auf Schwierigkeiten stieß) zieht Weiteres nach sich; das früher Empfohlene wird jetzt, und in diesem Zusammenhange mit andern Maßregeln, nicht mehr gebilligt. Das mag keine ganz exemplarische Art seyn, die Geschäfte zu betreiben. Aber werden denn alle Geschäfte, überall und immer, exemplarisch betrieben? Jedenfalls, der Uebelstand ist da; die Zeit drängt. Noch ist der Schritt nicht geschehen, welcher, nach dem Herkommen, dem Vertrag seine volle Gültigkeit ertheilt. Ist die Ratifikation erfolgt, so kann der Staat, nach Völkerrecht, auf den

[1] Man muß über ein erforderliches Maß von Nachtheil keine allgemeine Regel aufstellen wollen. Cicero (de Offic. 1. 10.) hat ein Prinzip, das ganz anständig klingt, aber in der Anwendung verzweifelte Debatten veranlassen dürfte: man brauche ein Versprechen nicht zu halten, wenn die Erfüllung uns mehr schaden, als dem andern Theil nützen würde.

Grund eines, wenn auch nicht unerheblich verspürten Nachtheils, von der Verbindlichkeit nicht zurücktreten. Wird die Regierung „unmoralisch" handeln, wenn sie unter solchen (nicht unerhörten, noch weniger undenkbaren) Verhältnissen innerhalb der verabredeten Frist ihre Ratifikation nicht ertheilt?

Was Martens[1] von der Einrede der Staatsverderblichkeit einer Zusage bemerkt, gilt auch hier: das Prinzip kann mißbraucht werden, wer will es läugnen? Nur hinzufügen läßt sich: für die Moral wird wenig gewonnen seyn, wenn man darauf besteht, die Ratifikation könne moralisch nicht geweigert werden, sofern nicht der Auftrag überschritten sey. Denn in solchem Fall wird der Verheißende in Versuchung geführt, auf einen Vorwand zu sinnen, und auf Umwegen von der Verbindlichkeit abzukommen.

Nach unsrer Ansicht ist das Richtige in dem benannten Fall, zunächst Verlängerung der Ratifikationsfrist und neue Unterhandlung über den beanstandeten Punkt zu suchen. Im selben Verhältniß, wie die frühere Unterhandlung das Gepräge der Aufrichtigkeit trug, und wie die Haupttendenz des Vertrages in den Interessen beider Theile begründet ist, läßt sich auch Verständigung über eine erwünschte Modifikation erwarten. Menschen können irren, die Offenheit hat auch ihr Gutes, und das Völkerrecht bleibt in Ehren.

3) Wenn, nach der Verfassung eines Staates, die Regierung zwar die Unterhandlung anknüpft und leitet, aber der Zustimmung einer andern Staatsgewalt bedarf, um durch das Resultat der Unterhandlung für den Staat, auswärtigen Mächten gegenüber, Verbindlichkeiten einzugehen, so hat diese andere Staatsgewalt bei der ihr zustehenden Prüfung vollkommen freie Hand. Nicht als ob ihr der Umstand gleichgültig seyn könnte, daß im Namen der Regierung und im strengen Einklang mit ihrem Auftrag, der Vertrag, wie er ist, unterzeichnet vorliegt. Aber auch im Widerspruch mit der Ansicht der Regierung kann die Ueberzeugung eines überwiegenden von dem Vertrag zu besorgenden Nachtheils sich geltend machen. Ist der Widerspruch nicht auszugleichen, giebt die Verfassung kein Mittel an die Hand, ihn

[1] §. 52. S'il est aisé d'abuser du principe, c'est en vain qu'on voudrait en disconvenir.

zu beseitigen, so ist der Staat vollkommen berechtigt (wie denn auch der Regierung nichts Anderes übrig bleibt), die Ratifikation zu verweigern. Wem etwa daran gelegen ist, die an sich klare Sache unter einem bekannten Prinzip unterzubringen, der mag sagen: die Regierung für sich allein war nicht dispositionsfähig, es fehlte demnach an einer wesentlichen Bedingung für die Gültigkeit des von dem Bevollmächtigten unterzeichneten Vertrages. Auch das Versprechen in der Vollmacht konnte nicht weiter ausgedeutet werden, als auf den der Regierung zustehenden Antheil an dem (ausdrücklich oder stillschweigend vorbehaltenen) Rechte der Ratifikation.

Was die moralischen und rechtlichen Folgen einer Verweigerung der Ratifikation betrifft, so hat Hefftter das Verdienst, diese Frage zuerst zur Sprache gebracht zu haben, während die Früheren darüber tiefes Schweigen beobachteten — ein Schweigen, das allerdings bei der ausgesprochenen Strenge ihrer Ansichten ausdrucksvoll genug ist.

Daß das Vertrauen des andern Theils verletzt, eine Mißstimmung desselben gerechtfertigt sey, können wir in dieser Allgemeinheit nicht zugeben; gewiß nicht in denjenigen Fällen, in welchen die Weigerung nicht in dem veränderten Entschluß der Regierung, sondern in dem abstimmigen Beschluß einer andern Staatsgewalt ihren Grund hat. Es scheint, daß Hefftters eigne Ansicht diese Ausnahme zuläßt, da er vom Standpunkt des konstitutionellen Staatsrechts aus empfiehlt, die Ratifikation vorzubehalten, und da er[1] für nöthig gefunden hat, zu bemerken, daß die Regierung für sich allein nicht „die Verfassung zum Opfer bringen" könne.

Wenn Heffter unter Umständen eine Entschädigungsforderung für gerechtfertigt hält (wobei von vorne herein dieselbe Ausnahme zu machen seyn wird), so wollen wir nicht in Abrede stellen, daß Fälle denkbar sind, in welchen ein nach Grundsätzen der Billigkeit urtheilender, von beiden Theilen angerufener Schiedsrichter in solchem Sinn erkennen mag. Es würde dabei

[1] § 84. 6.

nicht ſowohl der Umfang der Vollmacht, als andere Umſtände in Betracht kommen, welche die Erwartung der Ratifikation zu verſtärken geeignet ſind; wenn z. B. derjenige Theil, welcher nun zurücktritt, zuerſt die Unterhandlung veranlaßt, oder wenn gerade er, nach früheren Differenzen, diejenige Modalität eines Vorſchlags hergegeben hätte, über welche man ſich endlich vereinigt. Indeſſen ſcheint uns die Bemerkung nicht von beſonderem praktiſchem Werth. In Friedenszeiten wird nicht leicht ein Fall von ſo athemloſer Eile vorkommen, daß der eine Contrahent unverzüglich, ohne die Ratifikation des andern abzuwarten, zur Ausführung des Vertrages Anſtalten macht, die mit namhaften Aufwendungen verknüpft wären. In Kriegszeiten aber hält man ſich nicht eben bei einer Schadensrechnung auf, ſondern die Sache nimmt eine andere Wendung.

Das Wichtigſte iſt das Zugeſtändniß, daß ein Zwangsrecht des einen Theils gegen den andern, auf den Grund der Unterzeichnung durch einen Bevollmächtigten, dem Herkommen nach nicht anzunehmen ſey. Es wird zweckmäßig ſeyn, die ſich ergebenden Wechſelfälle und die einſchlagenden Grundſätze an einem Beiſpiel zur Anſchauung zu bringen. Wir wählen dazu den wenig bekannten[1] Fall zwiſchen Spanien und den Vereinigten Staaten Nordamerikas (1819 und ff.).

Die Vereinigten Staaten hatten am 11. Auguſt 1802 mit Spanien einen Vertrag geſchloſſen, deſſen Hauptinhalt ſich auf Gränzberichtigungen und auf die Entſchädigung amerikaniſcher Bürger für Verluſte bezog, die ſie im Handel durch Beraubung abſeiten ſpaniſcher Unterthanen in den Kolonien erlitten. Aber die Sache blieb liegen, da Spanien nach dem Abſchluß die Erfüllung ſeiner Zuſage an neue und fremdartige Bedingungen knüpfte.[2] Die Verhandlung ward von Zeit zu Zeit wieder

[1] Der Vertrag vom 22. Februar 1819 findet ſich gar nicht in Martens Sammlung, ſondern nur eine gelegentliche Notiz in der Vorrede zum 4. Band. Daß Spanien ſpäter ratificirt hat, ſcheint dem Herausgeber ganz entgangen zu ſeyn. Der Vertrag ſteht, ſpaniſch und engliſch, ſammt den Ratifikationen, in Colvins Sammlung, Laws of the U. S. 6. 611 und bei Elliot Am. Dipl. Code 1, 414.

[2] Jeffersons Botſchaft 3. Dec. 1805, Adresses and Messages of the Presidents etc. (New-York, 1841) S. 115.

aufgenommen, ging aber auch nach Herstellung des europäischen Friedens nur stoßweise vorwärts, in der Art, daß die Vereinigten Staaten am 9. Januar 1814 ratificirten, und Spanien endlich am 9. Juli 1818.[1] Inzwischen haben neue Entschädigungsforderungen sich gehäuft; in Florida, das der spanischen Regierung kaum dem Namen nach gehorchte, hatten sich förmliche Raubnester aufgethan; und der Präsident Monroe[2] meinte, den Ersatz vollständig in baarem Gelde zu leisten, möge Spanien wohl zu schwer fallen, aber das Mittel einer Gebietsabtretung liege sehr nahe: bei der ausgebildeten Unbotmäßigkeit Floridas würde Spanien nicht einmal ein wirkliches Opfer bringen. Wirklich ward auch der alte Vertrag schon ein Jahr nach erfolgter spanischer Genehmigung aufgehoben und an seine Stelle trat der Vertrag vom 22. Februar 1819, in welchem Ost- und West-Florida an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde.

In der Botschaft[3] vom 7. December 1819 machte der Präsident dem Congreß die Mittheilung, Spanien habe nicht ratificirt. Er legte besondern Accent auf den Umstand, daß im Lauf

---

[1] Der Weg zwischen der alten und der neuen Welt scheint manchmal entsetzlich weit. Am 16. Juni 1827 unterzeichnete der mexikanische Gesandte in London einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit den deutschen Hansestadten. Nach geraumer Zeit zeigte die mexikanische Regierung an, der Unterhändler, Herr Camacho, habe seine Vollmachten überschritten; der hanseatische Vertrag könne sowenig ratificirt werden, als der von demselben Unterhändler abgeschlossene preußische und französische. Am 7. April 1832 unterzeichnete Herr Gorostiza, der Nachfolger des Herrn Camacho, einen in mehreren Punkten modificirten Vertrag. Am 23. August 1841 machte der Hamburgische Senat der Bürgerschaft die Mittheilung: durch die früheren Vorgange belehrt, habe er die diesseitige Ratifikation nicht beschleunigt, sondern erst die mexikanische abgewartet. Nachdem nun diese, ohne allen Vorwand, aller Anforderungen ungeachtet, „durch den Bürgerkrieg, den Wechsel der Partheien, den Andrang der Geschäfte, die Unordnung der Archive, den Verlust der Dokumente" von Jahr zu Jahr verschleppt worden, sey endlich die offizielle Nachricht eingelaufen, daß der Präsident und beide Kammern des Congresses den Vertrag genehmigt.

[2] 17. Nov. 1818. Messages 220.

[3] A. a. O. 225.

Gutdünken zugelassen oder verboten werden können. Ein Staat, der diesem Wege folgt, wird eine unerschöpfliche Quelle trefflicher Soldaten haben, und um dieser willen im Frieden einen so geringen Stand des wirklichen Heeres annehmen können, daß er nie in die Nothwendigkeit kommt, sein Volk zu Bettlern zu machen, damit es seine Schützer bezahle.

5.

Ob der Adel vorzugsweise im Militäre dienen soll?

Sein Entstehen spricht dafür. In monarchischen Staaten ist es unerläßlich, wenn er das Ansehen erhalten soll, was dem Staate selbst zuträglich ist. In keinem Stande ist eine Entwicklung so mannigfaltiger Kräfte möglich als im Militärstande, und in keinem sind die Thaten, ja selbst die Vorbereitungen hiezu, von dem Glanze begleitet, welcher einen Theil des Scheines ausmacht, der um den Adel in den Augen der Niedern schweben soll. Der Gelehrte, der Beamte bearbeiten ihre Zweige, und sind sie nur mittelmäßig darin, so fallen sie auch weiter gar nicht in die Augen. Der Adelige, der nicht das Auge des Strategen besitzt, ist vielleicht persönlich kühn, vielleicht in einem der vielfachen Zweige brauchbar, die in diesem Stande hart neben einander stehen, und wenn er gar nichts ist, so ist er doch wenigstens brav; mit einem Worte, er kann sich leichter mit irgend einem Verdienste zieren, und die Regierung kann mit größerer Zuversicht und mit Gerechtigkeit die Vortheile ihm zusprechen, mit dem sie den Adel auszuzeichnen für klug und nothwendig hält.

Militärische Verdienste fallen außerdem mehr in die Augen, als irgend andere, auch die mittelmäßigen werden gesehen, oder man kann sie sehen und achten machen, während in andern Ständen wohl jenes, aber nicht dieses angeht. Der Staat führt den Adel außerdem auf seine eigenthümliche Bestimmung zurück, und die Regierung ist durch den ritterlichen Charakter, den sie dadurch in ihm erhalten wird, seiner gewisser und sicherer.

Endlich wird sogar der Adel selbst in sich besser erhalten, da ihm, der meist größeren Besitz hat, nichts gefährlicher als Reichthum ist, weil es ihm das Leben versplittern, jene Stellung als

der langdauernden, umsichtig geführten Unterhandlung, der spanische Bevollmächtigte wiederholt bei vorkommenden bedeutenderen Meinungs-Verschiedenheiten sich an seine Regierung gewendet, und daß er eingestandener Maßen[1] sich innerhalb der Gränzen seiner Instruktion gehalten habe. Um seine Weigerung zu rechtfertigen, gebe Spanien zweierlei Gründe an: erstens, von den Vereinigten Staaten sey versucht worden, durch eine nachträglich angehängte Erklärung den Sinn eines Artikels zu verändern, und zweitens sey ein Zug gegen Texas von der Regierung der Vereinigten Staaten begünstigt oder doch geduldet worden. Die letztere Behauptung erklärt der Präsident für ganz und gar grundlos; und was die Declaration in Bezug auf den einen Artikel betreffe, so sey sie durchaus erforderlich gewesen, nicht um den Sinn jenes Artikels zu verändern, sondern um dem Wortlaut desselben den von beiden Theilen beabsichtigten Sinn gegen Zweifel zu sichern, welche durch später bekannt gewordene Umstände hätten veranlaßt werden können. Nachdem die Richtigkeit der Weigerungsgründe erörtert, und die Verpflichtung Spaniens aus der Handlung seines Bevollmächtigten behauptet worden, reiht die Botschaft die folgenden Betrachtungen aneinander:

„Durch dies Verfahren hat Spanien zwischen den beiden Ländern ein Verhältniß gebildet, welches jede Maßregel von Seiten der Vereinigten Staaten rechtfertigen wird, die ein verletztes, starkes Rechtsgefühl und eine gebührende Sorge für die Rechte und Interessen der Nation gebieten mag. Bei dem einzuschlagenden Wege sind diese beiden Rücksichten stets im Auge zu halten. Unsere Nationalehre muß aufrechtgehalten, und ein neuer, ein ausgezeichneter Beweis muß gegeben werden von derjenigen Achtung für Recht und Maß, welche unwandelbar die Rathschläge dieses freien Volkes geleitet hat. Es muß Jedem

---

[1] Der Herzog von San Fernando hatte dies dem Gesandten der Vereinigten Staaten gegenüber förmlich zugegeben. Darauf citirte Herr Forsyth in seiner Note vom 2. Okt. 1819 die oben von uns angeführten Stellen der Handbücher von Vattel und Martens, und berief sich auf das gute Recht seines Vaterlandes, in Ausdrucken, „welche mehr seinem verletzten Rechtsgefühl, als den Formen der europäischen Diplomatie angepaßt waren." Elliot Am. Dipl. Code 2, 554.

ins Auge ſpringen: hätten die Vereinigten Staaten den Wunſch nach Eroberung, hätten ſie auch nur den Gedanken einer derartigen Vergrößerung gehegt, ſo konnten ſie kein Motiv haben, dieſen Vertrag zu ſchließen. Vielmehr hätten ſie dann alle Urſache, ſich ſelber Glück zu wünſchen zu dem von Spanien jetzt eingeſchlagenen Verfahren. Ein weites Feld für ehrgeiziges Streben liegt ihnen eröffnet vor. Aber eine ſolche Bahn iſt nicht vereinbar mit den Grundſätzen ihrer Regierung, noch mit den Intereſſen der Nation. Nach vollſtändiger Würdigung aller Verhältniſſe wird der Erwägung des Congreſſes anheimgegeben, ob es nicht angemeſſen ſeyn würde, die Bedingungen des Vertrages auf dieſelbe Weiſe in Ausführung zu bringen, *als wenn er von Spanien ratificirt wäre*, indem die Vereinigten Staaten die ihnen gewährten Vortheile ſämmtlich in Anſpruch nehmen, und an Spanien die dieſer Macht zugeſicherten einräumen. So werden wir beharren auf dem heiligen Rechtsboden, der von Spanien ſelbſt auf die feierlichſte Weiſe anerkannt worden in einem Vertrage, den es verpflichtet war zu genehmigen, durch deſſen Nichtgenehmigung Spanien dem Tadel anderer Völker, ſelbſt der befreundetſten, ſich blos ſtellt; während wir, indem wir uns innerhalb jener Gränzen halten, ihres wohlverdienten Beifalls gewiß ſeyn können. Wir müſſen Friede haben an einer Gränze, wo wir ſo lange beunruhigt worden; unſere Bürger müſſen Entſchädigung haben für längſt erlittenen Verluſt, wofür ihnen der Erſatz ſo ungerechter Weiſe vorenthalten worden. Erreichen wir dieſe großen Zwecke, ſo haben wir Alles was zu wünſchen iſt."

Dieſe Sprache ſcheint nun der Behauptung eines „Zwangsrechts" ſehr ähnlich zu ſehen. Aber es ſcheint auch nur ſo. Wir haben abſichtlich die lange Stelle durch keine Bemerkung unterbrochen, weil es ſo unſern Leſern um ſo deutlicher geworden ſeyn wird, daß hier fortwährend zweierlei Motive durcheinander laufen: der Unmuth über die Nichtratifikation, und der Unmuth über die früheren Beſchwerden, welche der Vertrag auszugleichen beſtimmt war, und welche nun unausgeglichen fortbeſtehen. Dieſer Beſchwerden ſich zu entledigen iſt Amerika jetzt, da Spanien die gütliche Handlung verwirft, berechtigt, und zwar durch jeglichen Akt der völkerrechtlichen Selbſthülfe: durch Repreſſalien, durch

die Züchtigung der Räuber in Florida, ſelbſt durch die Beſetzung Floridas, pfandweiſe, wenn es keinen andern Weg gibt, genügenden Erſatzes für erlittene Einbuße ſich zu verſichern. Noch mehr; Amerika, wenn ſeine gerechten Beſchwerden unbeachtet bleiben, kann den Krieg an Spanien erklären, und im Friedensvertrag auf der Abtretung Floridas beſtehen. Das Alles iſt gerechtfertigt durch den Stand der Dinge *vor* dem Vertrag und durch die, wie wir annehmen, begründete Vorausſetzung, daß Spanien gerechte *Entſchädigung weigert*. Aber, daß Spanien gewiſſe Dinge in einem Vertrag eingeräumt hat, den es nicht ratificirt, aus *dieſem* Umſtand erwachſen den Vereinigten Staaten keine *neuen* Rechte auf den Genuß *beſtimmter* Vortheile. Amerika kann den Vertrag — die vorübergehende Bereitwilligkeit Spaniens — betrachten als gar nicht da geweſen: zwiſchen den Streitenden, wenn die Unterhandlung verſtummt, entſcheide die Gewalt. Aber es kann nicht den Vertrag, als Vertrag, durch einſeitigen Willen in Kraft ſetzen: es kann nicht Verſtändigung zugleich predigen *und* Gewalt. Sein Recht kann es ſich ſelber nehmen — jegliches Volk kann es, wenn kein anderes Mittel da iſt, dazu zu gelangen: aber es kann nicht aus eigener Machtvollkommenheit diſtributive Gerechtigkeit üben, deren Wahrnehmung unter unabhängigen Völkern keinem einſeitigen Willen, ſondern höchſtens der parteiloſen Intelligenz des von Beiden freigewählten Schiedsrichters vertraut iſt. Amerika iſt Partei, und die Völker ſind Individuen. Der Beleidigte kann ſeine Sache führen mit Macht, und, wenns ein Weiſer iſt, mit Mäßigung. Aber der Beleidigte, wenns ein Menſch iſt, muß nicht die eigene und des Gegners Sache ſchlichten, nicht Für und Wider abwägen, nicht Vortheil und Nachtheil ausgleichen wollen nach Verdienſt.

Der Präſident ſelbſt ſcheint dies gefühlt zu haben, denn er lenkt ſofort ein. Der König von Spanien hat zweimal den Entſchluß geäußert, einen Geſandten nach den Vereinigten Staaten zu ſchicken, um Erläuterungen über einige Punkte zu ſuchen, und um ſolche über die ſeinerſeits ſtattgehabte Zögerung zu ertheilen. Sollen wir handeln, ſollen wir das abgetretene Gebiet uns nehmen und die übrigen Bedingungen des Vertrages zur Ausführung bringen, bevor der Geſandte angelangt iſt, bevor man ihn gehört

hat? Es wird anheimgegeben, ob es nicht gerathen wäre, das Gesetz zur Ausführung des Vertrages, falls es angenommen werden sollte, nur eventuell (contingent) zu stellen; die Wirkung des Gesetzes, unter der Verantwortlichkeit der vollziehenden Gewalt, in der Art zu suspendiren, daß Gelegenheit zur Verständigung bleibt, wenn solche während gegenwärtiger Session des Congresses gewünscht wird.

Also die Gewaltmaßregel soll suspendirt werden, noch ehe sie beschlossen ist. Das heißt: wir wollen drohen, aber zugleich beschließen, daß es bei der Drohung bleiben soll. Wer sieht nicht das Seltsame, das Unnatürliche des Antrags? Eine Drohung war an der Stelle, nämlich die Drohung, zur Selbsthülfe zu schreiten. Wird ein solcher Beschluß gefaßt, so läßt sich mit Würde und Consequenz hinzufügen: doch soll es uns lieber seyn, wenn Spanien durch Nachgiebigkeit uns der Mühe überhebt, uns selbst Recht zu schaffen. Aber der Präsident will den Contrakt, und Nichts als den Contrakt: und doch weiß die ganze Welt, daß er kein Shylock ist; er sagt es selbst, er will mit sich handeln lassen.

Uebrigens finden wir nicht, daß der Congreß einen Beschluß in der beantragten Weise gefaßt habe. Und wenn die Botschaft sich auf die, den Vereinigten Staaten und dem König von Spanien mitgetheilten Ansichten und Wünsche Großbritanniens und Frankreichs bezieht, welche unzweideutig für die Ratifikation seyen; wenn gesagt wird, es sey Grund zu glauben, daß auch Rußland ebenso denke, und in diesem Sinn in Madrid sich geäußert habe,[1] so konnte doch nicht hinzugefügt werden, daß

---

[1] Der Graf Nesselrode schrieb an den russischen Gesandten in Washington: „Der Kaiser will es nicht auf sich nehmen, Spanien zu rechtfertigen, aber er trägt Ihnen auf, bei der Regierung in Washington dem Frieden und der Eintracht das Wort zu reden. Diese Regierung ist zu aufgeklärt, um übereilte Schritte zu thun, ihr Recht erscheint so begründet, daß es durch Gewaltmaßregeln nur verlieren könnte; und auf der andern Seite sind die Betrachtungen, welche Spanien die Ratifikation des Vertrages in Bezug auf Florida gebieten, von der Art, daß man hoffen darf, es werde endlich überzeugenden Gründen sich fügen. Die Vereinigten Staaten werden dann dem Ruhm einer geschickten den einer gemäßigten Politik hinzugefügt haben, sie werden in Sicherheit die

eine dieſer Mächte ſich zu Gunſten des Projekts ausgeſprochen habe, den Vertrag, ſo wie er war, mit Gewalt auszuführen.

Die Botſchaft vom 9. Mai 1820[1] führt ſchon eine andere Sprache. Der angekündigte ſpaniſche Geſandte iſt angekommen. Er hat nicht die Ratifikation mitgebracht, ſondern Beſchwerden — grundloſe Beſchwerden — über angebliche Maßregeln amerikaniſcher Bürger, welche mit der Neutralität der Vereinigten Staaten unvereinbar ſeyn ſollen. Ferner hat der Geſandte erklärt: der König, ſein Herr, werde ratificiren, wenn die Vereinigten Staaten auf das Recht verzichten wollen, die Unabhängigkeit der Colonien anzuerkennen, und Verhältniſſe mit ihnen anzuknüpfen.

Man ſieht, Spanien iſt in einem gedoppelten Unrecht. Es macht die Genehmigung von einer Bedingung abhängig, welche zu dem Inhalt des Vertrages in gar keiner Beziehung ſteht, und es wählt dieſe Bedingung ſo, daß ſich vorausſehen läßt, die Vereinigten Staaten werden ſie, als unverträglich mit ihrer Ehre und ihrer freien Selbſtbeſtimmung, mit Unwillen verwerfen. Die Vereinigten Staaten würden noch augenfälliger als früher im Rechte ſeyn, wenn ſie kurzweg erklärten, Spanien will nicht auf billige Vorſchläge hören, es ſucht nur Vorwände, mag es denn die ſchwere Hand der Beleidigten und Beeinträchtigten fühlen.

Der Präſident aber iſt ganz friedlich. Ein Zwiſchenvorfall hat ihn ſo geſtimmt. „Es iſt bekannt, daß eine Veränderung in der Verfaſſung Spaniens in der Zwiſchenzeit ſtattgefunden hat, welche auch in dem Verkehr mit andern Völkern ſich bemerkbar machen wird.“ Der ſpaniſche Geſandte hat erklärt, daß er in Folge dieſer Veränderung[2] außer Stande ſey, ferner auf

Früchte der Weisheit ernten.“ Uebrigens verwahrt ſich die Note: der Kaiſer denkt nicht daran, interveniren, oder über die Rathſchläge einer fremden Macht einen Einfluß ausüben zu wollen; es iſt nur ein Wunſch, „eingegeben durch die Sorge für das allgemeine Wohl, und gerechtfertigt durch den Sinn der edlen Rechtlichkeit, welcher die Regierung der Vereinigten Staaten charakteriſirt.“ Bei Elliot a. a. O. 553.

[1] Dieſe Botſchaft ſteht nicht in der 1841 erſchienenen Sammlung; man findet ſie im Annual-Register für 1820, S. 835.

[2] Am 7. März 1820 hatte der König die Verfaſſung von 1812 angenommen; am 22. wurden die Cortes berufen, die dann im Juli zuſammentraten.

Etwas ſich einzulaſſen. Die Botſchaft ſagt nun: „Das Gebiet, welches der Vertrag im Sinn hatte und dazu beſtimmte, könnten wir nach Belieben beſetzen, als Entſchädigung für die von unſern Bürgern längſt erlittenen Verluſte, aber doch könnte definitiv Nichts in Ordnung kommen, ohne einen Vertrag zwiſchen beiden Nationen.“

Braucht es nun noch ferneres Zeugniß? Auf den nicht-ratificirten Vertrag hin zu verfahren, hatte der Präſident früher als thunlich betrachtet. Jetzt ſpricht er davon, das Gebiet als Entſchädigung für längſt erlittene Verluſte (früher demnach als der Vertrag) in Beſitz zu nehmen. Aber auch das erſcheint ihm jetzt nicht mehr rathſam; denn es bedarf eines Vertrages, um definitiv die Sache in Ordnung zu bringen. Das Zwangsrecht, das er früher in Anſpruch zu nehmen ſchien, deſſen Ausübung er nur vertagen wollte, hat er jetzt nicht in direkten Worten für unhaltbar erklärt; aber er findet, daß es ungenügend ſeyn würde. Ein ungenügendes Zwangsrecht aber iſt gar keins.

Die ſpaniſche Revolution, von der alles Gute geſagt wird, erleichtert der neuen und gewagten völkerrechtlichen Theorie eines Zwangsrechts den Rückzug. Dem Congreß wird empfohlen, jede Entſcheidung in der Sache bis zur nächſten Seſſion aufzuſchieben.

In der Botſchaft vom 14. Nov. 1820 heißt es, die Sache liege, dem Vernehmen nach, den Cortes vor. Eine baldige Ausgleichung der Differenzen wird in Ausſicht geſtellt. Vom Zwangsrecht iſt überall die Rede nicht mehr.

Bereits war auch die ſpaniſche Ratifikation, in Folge eingetretener Verſtändigung, bereit. Sie datirt vom 24. Okt. 1820, und iſt mit einer bündigen Erklärung[1] verſehen, daß die Verzögerung der Gültigkeit des Vertrages keinen Eintrag thun

[1] Pues mi deliberada voluntad es, que la presente ratificacion sea tan valida y subsistente y produzca los mismos efectos, que si hubiese sido hecha dentro del termino prefijado. Bei dem Austauſch der Ratifikationen des oben erwähnten hanſeatiſch-mexikaniſchen Vertrags (8. November 1841) ward ein Protokoll aufgenommen, worin die beiderſeitigen Bevollmächtigten jede Schwierigkeit, welche aus der Ueberſchreitung der vorgezeichneten Friſt entſtehen könnte, für nichtig und wirkungslos erklären.

ſollte. Der Senat der Vereinigten Staaten beſchloß, die ſpaniſche Ratifikation, in dieſer Form, nachträglich anzunehmen; der Präſident that die ſeinige hinzu (22. Febr. 1821).

Dies Beiſpiel wird deutlich machen, weßhalb es zur Beurtheilung der Folgen, welche die Verweigerung der Ratifikation nach ſich ziehen kann, durchaus erforderlich iſt, das Verhältniß ins Auge zu faſſen, in welchem die contrahirenden Parteien vor dem Anfang der Unterhandlungen zu einander geſtanden. Wars ein feindliches Verhältniß, das der Vertrag beendigen ſollte, ſo beginnt mit der Weigerung der Krieg aufs Neue. Hatten Beſchwerden vorgelegen, deren Erledigung der Vertrag verhieß, ſo ſteht, bei verweigerter Ratifikation, der Selbſthülfe des Theiles, der ſich gekränkt hält, Nichts im Wege. Ganz dieſelbe Wirkung aber tritt auch ſchon ein, wenn die Unterhandlung vor dem Abſchluß eines Vertrages abgebrochen wird. Im Friedenszuſtand tritt mit der Nichtratifikation gleichfalls daſſelbe Rechtsverhältniß wieder ein, das vor der Unterhandlung beſtanden hatte. Die Rechte und Pflichten des friedlichen Völkerverkehrs im Allgemeinen, und auch die beſondern Anſprüche und Verbindlichkeiten aus früheren, zur Zeit noch gültigen Verträgen, dauern unverändert fort. Daß der weigernde Theil ſich nicht zu wundern hat, wenn der andere Contrahent auf Wünſche des erſteren wenige Rückſicht nimmt, ſondern, ſofern er nicht der Rechtsſphäre deſſelben zu nahe tritt, bei ſeiner freien Bewegung nur das eigene Intereſſe zu Rathe zieht, das iſt Sache nicht des Rechts, ſondern der Politik. Soweit verhält ſich wiederum Alles wie im Fall einer vor dem Abſchluß abgebrochenen Unterhandlung. Ein Weiteres, eine neue Forderung in Folge der Weigerung des einen Contrahenten wäre nur denkbar, wenn ſich darthun ließe, daß der andere Contrahent *in Folge* ſeines Eingehens auf die Unterhandlung eine näher zu präciſirende Einbuße erlitten hätte, und zwar eine ſolche, welche durch die Ratifikation des Vertrags vorgebeugt oder ausgeglichen ſeyn würde. Ein ſolcher Fall — eine weſentliche und nachweisbare Veränderung in der äußeren Stellung der Parteien — wird im Friedenszuſtand nur ſelten vorkommen; am ſeltenſten, wenn von beiden Seiten Redlichkeit und gute Treue gewaltet haben.

Hat aber Argliſt unter dem Schein und der Maske einer

Unterhandlung den andern Contrahenten getäuscht, sey's um ihn von einer anderweitigen Combination zurückzuhalten oder um sonstige, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, so handelt es sich für den Getäuschten nicht um Ersatz für Einbuße, sondern um Genugthuung für eine Kränkung. Vom sittlichen Standpunkt aus stellt ein solches Verfahren sich ebenso verwerflich dar, wenn die Unterhandlung noch vor dem Abschluß abgebrochen, als wenn die Ratifikation verweigert wird. Die Vermuthung ist immer für die Aufrichtigkeit, bis das Gegentheil dargethan ist. Die Verweigerung der Ratifikation ist für sich allein niemals als ein Beweis für die Absicht der Täuschung anzusehen. Der ganze Charakter der Unterhandlung, das Benehmen nach der Weigerung kömmt in Betracht; unbewachte, oder nicht zur Mittheilung bestimmte Aeußerungen (auch der Verrath pflegt seinen Verräther zu finden) können den Verdacht zur Gewißheit erheben.

Indem wir uns nun anschicken, zu der Betrachtung der Eingangs benannten, neuesten Fälle überzugehen, gedenken wir billig einer Aeußerung von Bynkershoek:[1] „in den einzelnen Fällen, welche Wicquefort aufführt, möchte ich nicht gerne zu Gericht sitzen; denn es gehört gar vieles Thatsächliche dazu, was mir nicht bekannt ist, und ihm vielleicht auch nicht bekannt war." Allerdings, Jeder, der auf sein Urtheil Etwas hält, wird damit zurückhalten, wenn das zugängliche Material wesentliche Lücken darbietet. Immer aber wird es der Mühe werth seyn, zu untersuchen, wie weit denn das Material zugänglich vorliegt. Man wird es vielleicht vollständiger antreffen, als man erwartet; zumal, wenn beide Parteien gesprochen haben. Es haben wirklich in einem und dem andern Fall die Kabinette dem Bedürfniß nachgegeben, die öffentliche Meinung, wenn nicht zum Richter, so doch zum Zeugen anzurufen.

1. Hannover und Braunschweig (1840 — 41).

Der Uebertritt Braunschweigs, aus der früheren Gemeinschaft mit Hannover und Oldenburg, zum deutschen Zollverein gab,

---

[1] Quaest. J. P. II. 7. S. 223.

als ein durchaus unvorhergesehenes Ereigniß, Anlaß zu den verschiedenartigsten Vermuthungen. Erst als die annähernden Verhandlungen zwischen Hannover und Preußen sich zerschlugen, ward auch über die Gründe jenes Ereignisses, und zwar zuerst von hannoverscher Seite,[1] das Schweigen gebrochen.

Die hannoversche Staatsschrift führt an, der braunschweigsche Bevollmächtigte habe den Vertrag wegen Verlängerung des Steuervereins (21. Dezember 1840) nur unter einem dreifachen Vorbehalt unterzeichnet, betreffend die Genehmigung, die Richtung und Beschleunigung eines Eisenbahnsystems; ein vierter Vorbehalt, in Bezug auf die Uelzen-Salzwedeler Kunststraße, sey erst später, und noch später ein fünfter, über die Herabsetzung der Durchgangsabgaben auf der Eisenbahn, hinzugekommen.

Die hannoversche Staatsschrift nennt dies Verfahren „offenbar ungewöhnlich und der Consequenz halber höchst gefährlich." Sie fügt hinzu: „Ein umfassender, für die beiderseitigen Interessen wichtiger und nicht länger hinauszuschiebender Vertrag, der der Verlängerung des Steuervereins, war vollendet. Im letzten Stadio der Verhandlung, als man sich nach reiflicher Berathung und Erwägung über den Inhalt des Vertrags verständigt hatte, wurde die Existenz desselben braunschweigscher Seits von neuen Bedingungen abhängig gemacht, die den früheren Verhandlungen völlig fremd waren. Es mag dies ein Mittel seyn, zu Erreichung bestimmter, bis dahin nicht, oder wenig urgirter Zwecke eine Art moralischen Zwanges zu üben. Ob aber das Mittel Billigung verdient, kann dem unparteiischen Urtheile anheimgestellt bleiben."

Daß das Verfahren ungewöhnlich war, wird Niemand in Abrede stellen. Am ungewöhnlichsten war, und am meisten konnte es der so eben vernommenen Deutung unterliegen, daß auch *nach der Unterschrift* noch neue Bedingungen angemeldet wurden. Es trägt sehr wenig dazu bei, dies Ungewöhnliche zu mildern, daß die Uelzen-Salzwedeler Kunststraße schon vor der Unterschrift durch den braunschweigschen Bevollmächtigten (in

[1] Der große Zollverein deutscher Staaten und der Hannover-Oldenburgische Steuerverein am 1. Jan. 1844. Eine Staatsschrift mit Belegen. Neuer unveränderter Abdruck. Hannover. 1844.

einer Note vom 16. Dezember) zur Sprache gebracht, und daß in Bezug auf dieselbe eine „Hoffnung" ausgesprochen war. Das Aussprechen einer Hoffnung, die dringendste, mündliche sowohl als schriftliche Anregung[1] einer Sache ist etwas ganz Anderes, als die Aufstellung eines ausdrücklichen Vorbehalts. Der Beschluß aber, diese letztere Form zu wählen, ist, nach dem Eingeständniß der braunschweigschen Staatsschrift, nur erst gefaßt worden, als die Zeit der Ratifikation herannahte.

Die braunschweigsche Staatsschrift rechtfertigt das Verfahren damit, es sey der Regierung keine andere Wahl übrig geblieben, als entweder die Genehmigung der Verträge, soweit sie vollendet waren, bis dahin zu verweigern, daß alle noch obschwebende Fragen auf befriedigende Weise gelöset seyn würden, oder ihre Interessen bei der späteren Lösung dieser Fragen durch Bedingungen, die an die Unterzeichnung der Verträge geknüpft wurden, sicher zu stellen. „Die herzogliche Regierung," heißt es ferner, „entschied sich unbedenklich für die letztere Maßregel, theils weil sie dadurch am besten ihren guten Willen bewies, theils weil sie hoffen durfte, auf solche Weise am sichersten auf die rasche Entwickelung der schließlich noch zu führenden Verhandlungen zu wirken, theils weil sie dadurch endlich in die Lage gerieth, der schon einmal mit unerfüllten Erwartungen auseinander gegangenen Ständeversammlung die nicht länger zu verschiebenden Mittheilungen machen zu können." Wie gänzlich Braunschweig im guten Glauben stand, daß die Vorbehalte keine Schwierigkeit erregen würden, erhellt denn auch aus dem Umstand, daß die Verträge bereits am 26. Dezember 1840 einer ständischen Commission zur Prüfung übergeben wurden.

So motivirt es sich denn allerdings, daß Braunschweig, einer befreundeten Regierung gegenüber, einen ungewöhnlichen Weg einschlug, und eben mittelst jener Vorbehalte die Sache zu fördern versuchte. Nicht minder klar aber ist, daß es der hannoverschen Regierung, sobald sie in dem jenseitigen Verfahren etwas „Gefährliches" zu sehen glaubte, vollkommen frei stehen mußte, die Verträge nicht zu ratificiren, wenn nicht

[1] Der Anschluß Braunschweigs an den Zollverein u. s. w. Eine Staatsschrift. Braunschweig im März 1844. S. 23.

Mensch und Bürger verkennen und die Jugend zum Greise macht, ohne daß sie je Mann geworden.

4.

Wo Alles gilt, muß Alles angewendet werden.

Es ist ein weiser Satz, daß man, wenn Alles auf dem Spiele steht, auch Alles daran setzen müsse (Discorsi I. 23.), und daß die unselige Halbheit, die bei dem ruhigen Gange gewöhnlicher Gefahren vielleicht manchmal dem gebührenden Untergange entrinnt, dann desto sicherer ihm zuführt. Manche Erscheinungen der Geschichte, die mit dem Lichte einer Heldenthat umglänzt sind, werden dadurch zu unüberlegten und wahnsinnigen Handlungen. Herrlich und glücklich die Horazier und Curiazier, welche für ihr Vaterland streiten und sterben durften; verdammenswerth und strafbar aber die Obersten beider Völker, welche ihr gänzliches Bestehen auf den Glückswurf dreier Männer setzten, während sie die ganze Volkskraft gegenseitig aufgeboten hatten und aufbieten mußten, da es sich um die große Frage handelte, wer des anderen Sklave seyn solle. Was würden wir zu zwei Fechtern sagen, die beide stark geübt in Waffen, unverwundet, nun da es sich um unausweichlichen Kampf auf Leben und Tod handelt, nach den Würfeln griffen und übereinkämen, daß derjenige, der weniger wirft, sich von dem andern wehrlos niederstechen lasse?

Was nun einzelne Schlachten betrifft, so stellt Napoleon den Grundsatz auf: „Wenn du eine Schlacht liefern willst, so versammle alle deine Streitkräfte, vernachlässige keine derselben, zuweilen entscheidet eine Kanone einen Tag" (Bemerkungen über die Feldzüge Friedrichs II.) Die Entsendungen, welche Friedrich bei der Schlacht von Cunnersdorf machte, sind vielleicht Ursache, daß er sie verlor.

In jedem Kriege, wie bedeutend oder unbedeutend dessen politisches Ziel seyn mag, ist dieser Satz die eigentliche Hauptregel für beide Theile, und wer sie befolgt und dennoch erliegt, der allein erliegt ehrenvoll. Alle Kräfte so zu verwenden, daß sie am sichersten, nachdrucksvollsten und zur rechten Zeit auf die Ueberwindung des Feindes zielen, das ist die einfache und in der Ausführung so schwere Aufgabe, welche den eigentlichen Prüfstein des militärischen

Braunſchweig von jedem Vorbehalt zurücktrat, und auch ſeinerſeits ohne Vorbehalt zu ratificiren bereit war.

Und es ſchien wirklich, als ob Hannover dieſer ihm ohne Frage zuſtehenden Befugniß ſich bedienen wollte. „Hannover verharrte im Stillſchweigen, das auch dann fortdauerte, als die Anzeige von der Bereitſchaft der (braunſchweigſchen) Ratifikations-Urkunden gemacht war; ſelbſt der vertragsmäßige Termin zur Auswechſelung dieſer Urkunden ging unbenutzt vorüber.“ Mündliche Erkundigung in Hannover ergab, daß die Vorbehalte mehrfältigen Anſtoß erregt hatten; beſonders die Form und Faſſung ſchien „ſehr unangenehme Senſation“ zu machen; man hoffte, daß ein Ausweg zur definitiven Regulirung ſich finden werde.

Der Ausweg war auch nach kurzen Unterhandlungen gefunden. Von braunſchweigſcher Seite ward gar kein *einſeitiger* Vorbehalt, *der Form nach*, aufgeſtellt oder feſtgehalten; was in dieſer Hinſicht bei der Unterzeichnung geſchehen, ward ausdrücklich außer Wirkſamkeit geſetzt. Dagegen wurden ſämmtliche von Braunſchweig gewünſchte Punkte, als ſolche, über welche man ſich *gegenſeitig vereinbart* habe, zum Theil in veränderter Faſſung, in zwei Protokollen niedergelegt, welche am Tage des Austauſchs der Ratifikationen unterzeichnet wurden.

Es iſt nicht ganz leicht, dieſe Protokolle nach Form und Inhalt zu charakteriſiren. Mit bloßen Deklarationen[1] wird man ſie nicht verwechſeln dürfen, wie ſolche wohl einer Ratifikation angefügt werden, um den genauen Sinn irgend eines Artikels zur Abwehr einer möglichen Mißdeutung feſtzuſtellen. Solche Deklarationen bedürfen ihrer Natur nach keiner beſondern Genehmigung; ſie enthalten keine neue, dem Vertrag fremde Stipulation; ſie ſind eine unmittelbar von der Regierung[2] ausgehende,

---

[1] Ein bekanntes Beiſpiel iſt die Erklärung vom 25. Mai 1815, unter welcher England das Bündniß vom 25. März (gegen Buonaparte) ratificirte: daß der 8. Artikel des Bündniſſes nicht dahin gedeutet werden ſolle, als ob der Kriegszweck ſey, Frankreich irgend eine Regierung aufzudrangen. Erwiedert durch entſprechende Erklärungen von Oeſterreich, Preußen und Rußland. N. Recueil 2, 117.

[2] Nur die erforderliche Gegenerklärung, wenn ſie von dem *unvorbereiteten* Bevollmächtigten des andern Contrahenten ausgeht, kann ſich auf eine erſt einzuholende Genehmhaltung beziehen. So als beim

innerhalb der Gränzen des Vertrages gedachte Erläuterung über den Sinn einzelner Theile deſſelben. Ganz anders die Protokolle vom 4. Februar 1841. Sie verbreiten ſich über Gegenſtände, welche außerhalb des Steuervertrags liegen. Der Hauptinhalt des erſten Protokolls (Nr. 1 — 7) ſtellt ſich eigentlich dar als eine Reihe von Separatartikeln des Vertrages zwiſchen Hannover, Braunſchweig und Oldenburg; das zweite Protokoll als eine Separat-Convention zwiſchen Hannover und Braunſchweig. Daß die Ratifikation beider Protokolle ausdrücklich vorbehalten wird, kann keinen Augenblick befremden; vielmehr würde es, bei der Art und Wichtigkeit des Inhalts, befremden, wenn es nicht geſchehen wäre.

Für Hannover ſtellte, durch dieſe Wendung der Dinge, formell Alles ſich anders. Die Einrede einer Gefährlichkeit des braunſchweigſchen Verfahrens fällt gänzlich zu Boden, ſobald das Syſtem der Vorbehalte der Form nach aufgegeben, und nur noch von „Verabredungen," von einer „Vereinbarung" die Rede war.

In Braunſchweig ſcheint man nun wieder im beſten Glauben von der Welt geſtanden zu haben, daß die Genehmhaltung dieſer Vereinbarungen gar nicht ausbleiben könne. Die Verzögerung ward kaum beachtet; betraf ſie doch nur „die ziemlich gleichgültige Erfüllung einer Form." „Dennoch," ſagt die braunſchweigſche Staatsſchrift ferner, „dennoch ſtand das Unerwartetſte bevor — am 10. März, alſo faſt vier Wochen ſeit der Unterzeichnung der Protokolle, langte in der Nacht von Hannover eine Eſtafette an, die ſtatt dieſer Protokolle die Nachricht brachte, daß ihnen die allerhöchſte Genehmigung verſagt ſey und dagegen ihre Abänderung gefordert werde."

Austauſch der Ratifikationen des Vertrags vom 19. April 1839 der britiſche Bevollmächtigte erklärte, daß gewiſſe Gebietstheile nicht als mitbegriffen unter einer allgemeinen Vorſchrift betrachtet werden, erwiederte der niederländiſche Bevollmächtigte: er habe keine Inſtruktion in Bezug auf den beregten Ausnahmsfall, und behalte ſeiner Regierung ihre Gerechtſame vor. N. Recueil 16, 807. — Die Erklärungen bei der Ratifikation der Convention vom 14. Dezember 1831 über die belgiſchen Feſtungen waren durch die Wünſche einer nichtmitcontrahirenden Macht (Frankreichs) veranlaßt. N. Recueil 12, 330.

Nun entwickelt die Staatsschrift mit groſser Bestimmtheit die Theorie, die man schon gewohnt ist, immer bei derjenigen Partei[1] anzutreffen, welche die eigene Ratification arglos bereit hält und die jenseitige zuversichtlich in Anspruch nimmt:

„Mochten diese Forderungen noch so angemessen oder unangemessen seyn, der wichtigste und der allein entscheidend in den Vordergrund sich drängende Umstand war, daſs Hannover einseitig von den Uebereinkünften zurücktrat, die zwischen beiden Regierungen nach freier Berathung auf das Festeste und Bündigste geschlossen waren, und von denen kein Theil mehr zurücktreten konnte..... Es fehlte noch der Austausch der ministeriellen Anerkennungs-Dokumente, aber nicht aus diesem Austausche, der eine Form war und nicht mehr zu versagen stand, sondern aus der Vollziehung durch die beglaubigten Organe der contrahirenden Regierungen entsprangen ihre Kraft und ihre Verbindlichkeit. Verträge, von beglaubigten Unterhändlern unter Regierungen geschlossen, können von diesen nur in dem einen Falle verworfen werden, daſs jene Unterhändler ihre Vollmacht erweislich überschritten haben." Bei dieser Gelegenheit erfahren wir denn, daſs die hannoversche Vollmacht das Versprechen erhielt, alles Dasjenige zu genehmigen, was der Bevollmächtigte „in Gemäſsheit der ihm ertheilten Instruktion"[2] verhandeln und verabreden werde, und es wird sehr wahrscheinlich gemacht (was schon daraus gefolgert werden konnte,

---

[1] Nur ausnahmsweise findet man dieselbe strenge Auffassung im Munde Desjenigen, der die Ratifikation einer unwillkommenen Verpflichtung nicht glaubt verweigern zu dürfen. Herr v. Meulenaere an die belgische Repräsentantenkammer, 19. Nov. 1831: Il est inutile, Messieurs, que j'ajoute, que le traité ayant été conclu par des ministres munis de pleins pouvoirs, qui ont été échangés et trouvés en bonne et due forme, l'échange des ratifications et la ratification elle-même ne sont plus que de simples formalités diplomatiques. Le traité est dès-à-présent définitif et irrévocable. — N. Recueil II. 306.

[2] Noch vorsichtiger war die niederländische Vollmacht vom 1. August 1831. „.... nous réservant d'approuver et de ratifier ce dont nos dits plénipotentiaires seront convenus, ou ce qu'ils auront négocié en vertu des présens pleins pouvoirs, conformément aux instructions que nous leur avons données." Ganz unbedingt dagegen die belgische vom 22. August 1831. N. Recueil II. 228 und 243.

daß das Gegentheil nicht behauptet worden), daß der hannoversche Bevollmächtigte seiner Instruktion gemäß gehandelt habe.

Wir haben oben bereits die Gründe entwickelt, aus welchen uns eine solche Theorie, in solcher Allgemeinheit, nicht haltbar erscheint. Nach den ebendaselbst dargelegten Grundsätzen wird die Nichtratifikation Hannovers für vollkommen gerechtfertigt gelten müssen, wenn wirklich, wie dies von hannoverscher Seite[1] versichert wurde, der Inhalt der Protokolle unvereinbar war „mit der Würde der Regierung, mit deren angemessener Stellung gegen fremde Staaten, mit dem guten Glauben und mit den Interessen der eigenen Unterthanen."

Indem wir nun diese Einreden als formell zureichend anerkennen, ohne zu untersuchen, inwiefern sie materiell (im Inhalt der Protokolle) begründet seyen, können wir nicht umhin, als in hohem Grade auffallend einige Momente in dem Verfahren Hannovers hervorzuheben:

1) Die Note des hannoverschen Bevollmächtigten vom 9. März 1841 enthält nicht allein die Anzeige, daß die Protokolle nicht in allen Punkten die Approbation des Königs gefunden haben (eine Anzeige, welche sich ohne Zweifel eher für den Weg der unmittelbaren Mittheilung der einen *Regierung* an die andere, als der *Correspondenz* des einen *Bevollmächtigten* mit dem andern eignete), sondern sie bezeichnet zugleich die Art und Weise, *wie* die Protokolle (und zwar das eine *erheblich*[2]) in Folge „allerhöchster Bestimmungen" *abgeändert* werden sollten. Die Note ist nichts Anders, als ein *Ultimatum*. Ein solches ist zwar jederzeit *vor* der Unterzeichnung, aber nicht mehr *nach* der Unterzeichnung einer Uebereinkunft an seiner Stelle. Die Sprache dieses Ultimatum ist außerdem diejenige, welche eine Regierung in der Instruktion an ihren eigenen Bevollmächtigten zu führen, welche man aber in dem gegenseitigen Verkehr der Regierungen, mittelst ihrer Organe, nicht zu hören gewohnt ist.

[1] Braunschw. Staatsschrift 54. Die hannov. Staatsschrift 17 sagt von einigen Forderungen: Hannover habe sie mit seinen, auf den früheren Verhandlungen beruhenden *Verpflichtungen*, Preußen gegenüber, nicht vereinbar gefunden.

[2] Braunschw. Staatsschrift 45.

2) Mit dieſer Eröffnung ward ebenderſelbe Bevollmächtigte beauftragt, welcher durch ſeine Unterſchrift der Protokolle vom 14. Februar auf Dinge ſich eingelaſſen, die mit der Würde ſeiner Regierung u. ſ. w. unvereinbar waren, und welcher dem braunſchweigſchen Bevollmächtigten am 14. Februar angezeigt[1] hatte, daß die Protokolle, wie ſie vorlagen, die „höhere Genehmigung" gefunden.

3) Wenn wir nun auch die „höhere" Genehmigung von der „allerhöchſten" gehörig unterſcheiden (wie denn auch die Note vom 9. März nur von des Königs Majeſtät ſpricht und nicht vom Kabinet), ſo bleibt noch zu bemerken, daß mit der Erklärung, die Protokolle vom 14. Februar ſeyen unvereinbar „mit der Würde u. ſ. w.," am 23. März in Braunſchweig ein Mitglied ebendeſſelben Kabinets erſchien, welches am 14. Februar jene Protokolle genehmigt hatte.

Braunſchweig ſah nunmehr die ſeinerſeits erfolgte Ratifikation des Vertrages vom 21. Dezember 1840 als nicht geſchehen und die Verhandlungen über die Erneuerung des Steuervereins als abgebrochen an.[2] War es dazu berechtigt?

Seltſamer Weiſe muß man ſagen, die Berechtigung Braunſchweigs erhellt anſchaulicher aus der hannoverſchen, als aus der braunſchweigſchen Darſtellung.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der hannoverſchen Staatsſchrift, daß ſie die Natur der Protokolle vom 14. Febr., als einer gegenſeitigen Vereinbarung, ganz ignorirt. Sie berichtet nur, am 14. Februar habe der braunſchweigſche Bevollmächtigte ſeine Vorbehalte wiederholt, und in einem beſondern Protokoll als unerläßliche Bedingung der Auswechſelung der Ratifikationen den Antrag niedergelegt, gewiſſe Beſtimmungen in die Ratifikationsurkunden aufzunehmen. (Ganz zuletzt ſpricht ſie noch von einer, braunſchweigſcher Seits geſchehenen, bedingten Ratifikation. Hatte man in Hannover eine bedingte Ratifikation angenommen, ſo mußte man ſich auch gefallen laſſen, ſie als hinfällig geworden zu betrachten, ſobald man hannoverſcher Seits von den Bedingungen ſich losſagte.

[1] Braunſchw. Staatsſchrift 48.

[2] Hannov. St. 17. Braunſchw. St. 34 und 50.

Nicht ganz so einfach liegt die Sache nach Ansicht des in der braunschweigschen Staatsschrift publicirten Textes der beiden Protokolle vom 14. Februar. Selbst in der Fassung der beiden Urkunden ist eine Verschiedenheit bemerkbar. Das erste Protokoll führt vor allen Dingen die Verabredungen an, und berichtet nach Feststellung derselben, daß die Ratifikationen der Verträge vom 21. Dezember 1840 ausgewechselt seyen. Das zweite Protokoll dagegen besagt im Eingang: „Die Bevollmächtigten von Hannover und Braunschweig haben nach der am heutigen Tage stattgehabten Auswechselung „der .... Ratifikationen .... nachfolgende Verabredungen getroffen." Nirgends in diesem zweiten Protokoll findet sich eine Bestimmung, welche auch nur darauf hindeutete, daß die stattgehabte Ratifikation als nicht geschehen zu betrachten sey, falls den gegenwärtigen Verabredungen die vorbehaltene Genehmigung abseiten der betreffenden Regierungen verweigert werden sollte.

Indessen, die hannoversche Auffassung ist ohne Frage, der Sache nach, die richtigere. Die Vorbehalte waren nur in eine minder anstößige Form, in die der Vereinbarung gekleidet. Braunschweig selbst nannte sie bald genug wieder mit Namen: die Instruktion vom 13. März spricht von „unsern Bedingungen." Wie befremdend auch die plötzliche Verwerfung der von Hannover schon gebilligten Bedingungen seyn möchte, eine noch größere diplomatische Anomalie bleibt doch die von Braunschweig versuchte Maßregel einer bedingten Ratifikation.

Man ist den beiden Kabinetten Dank schuldig für das Licht, welches sie über diese Unterhandlung verbreitet haben. Der Fall wird ein warnendes Beispiel für alle Regierungen seyn, er lehrt unzweideutig, wie weit es führen kann, wenn man von den im Völkerverkehr üblichen Formen sich entfernt; wie nothwendig es ist, solche Dinge, von denen man das Eine ohne das Andere nicht zuzugeben wünscht, in einem und demselben Vertrag, oder in einem untrennbaren Complex von Verträgen zusammenzufassen, und sie gleichzeitig der Ratifikation des Mitcontrahenten zu unterstellen; wie gefährlich es ist, eine bedingte Ratifikation anzubieten oder auch von Andern anzunehmen. Alle Welt weiß, welche Wendung die belgisch-holländischen Dinge genommen, als von den fünf Großmächten drei nur unter Vorbehalten den Vertrag

vom 15. November 1831 ratificirten. Ein neuer Vorgang, hieß es damals, sey in die Diplomatie eingeführt. Und doch konnte mit vollem Recht gesagt werden,[1] keiner dieser Vorbehalte sey von der Art gewesen, daß die Ratifikation selbst, im Fall des Eintritts gewisser Umstände, dadurch hinfällig geworden wäre. Durch die einfache Verweigerung sind fernere Unterhandlungen auch nicht ausgeschlossen. Durch das Experiment einer bedingten Ratifikation wird die Verständigung nicht erleichtert, sondern erschwert. Ganz natürlich; denn im ersteren Fall bleibt ein freierer Spielraum für die neue Unterhandlung, während diese im letzteren Fall durch ein ausgesprochenes Ultimatum eingeengt, also der Gefahr eines vollständigen Bruchs preisgegeben wird.

2. Niederlande (wegen Luxemburgs) und die Staaten des deutschen Zollvereins. (1841—42).

Der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, hatte „den Wunsch zu erkennen gegeben, dem Großherzogthum Luxemburg durch eine nähere Verbindung desselben mit dem deutschen Zollverein die Vortheile eines möglichst freien, gegenseitigen Verkehrs zuzuwenden.“[2] Am 8. August 1841 ward in Berlin ein Vertrag über die Aufnahme Luxemburgs in den deutschen Zollverein unterzeichnet; die Ratifikationen sollten innerhalb sechs Wochen ausgewechselt werden. Bereits zu Anfang Septembers erfuhr man, daß der König der Niederlande Schwierigkeiten mache, und deßhalb den General Nepren mit einem eigenhändigen Schreiben an den König von Preußen entsendet habe. Um die Mitte Septembers trat Herr Verstolk van Soelen aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; am Abend des Tages, mit welchem die Frist für den Austausch der Ratifikationen zu Ende ging (20. Sept.), reiste der preußische Gesandte vom Haag ab.

[1] Rothomb, deutsch von Michaelis 250. Im Auszug — N. Recueil 12, 393.

[2] Eingangsworte des Vertrags vom 8. Februar 1842, abgedruckt im Centralblatt der preußischen Abgaben-, Gewerbe- und Handelsgesetzgebung 1842. S. 207.

Indem man dieſe Umſtände combinirte, ſchien die Sache ſich zu einer ernſten Zerwürfniß anzulaſſen. Dazu kam, daß es ſchwer war, für Herrn Verſtolk van Soelen einen Nachfolger zu finden; und als dieſer gefunden war, gab er auf eine Interpellation die vorſichtige Antwort, es ſey ihm nicht bekannt, daß ſein Vorgänger wegen der luxemburgiſchen Sache zurückgetreten ſey. Die Thronrede vom 19. Oktober hatte dieſer Angelegenheit gar nicht erwähnt. Am 28. Oktober aber erwiederte der König der Deputation der Generalſtaaten, welche ihm die Adreſſe überbracht: „Er ſetze mit Ihren Edelmögenden Vertrauen in die Billigkeit und Gerechtigkeit der fremden Mächte, und erwarte davon, daß die Schwierigkeiten, in welche das Großherzogthum verwickelt werden könnte, auf die Intereſſen und freundſchaftlichen Verhältniſſe Niederlands, von welchem das Großherzogthum jetzt ganz getrennt ſey, keinen Einfluß haben werden.“ Indeſſen, die Holländer mochten ihrer Thaten ſich bewußt ſeyn, und auch über die Stimmung in Deutſchland ſich nicht täuſchen: ſie waren geſpannt auf die Abwickelung der Sache, die, wenn gleich auf luxemburgiſchem Gebiet entſprungen, eine niederländiſche zu werden drohte.

Solche Beſorgniſſe zu zerſtreuen war ein Artikel beſtimmt, den das Journal de la Haye am 2. November brachte, nachdem es ihn ſchon Tags zuvor mit einer gewiſſen Wichtigkeit angekündigt hatte. Zwar verſicherte die Redaktion, nur ihre Privatanſicht auszuſprechen, und der neue Miniſter des Auswärtigen, Herr Huyſſen von Kattendyck, erklärte (am 5. November), der Artikel habe keine amtliche Bedeutung, auch kenne er kein Blatt in den Niederlanden, das einen „halboffiziellen“ Charakter hätte; doch wird es immer der Mühe werth ſeyn, dieſen Artikel, der ſeiner Zeit viel von ſich reden machte, etwas näher zu betrachten.

Die erſte Frage, welche das Journal de la Haye unterſucht, betrifft das Recht der Nichtratificirung. Nachdem die Anwendbarkeit der Grundſätze über das Mandat in Civilſachen mit löblicher Entſchiedenheit vom Felde des Völkerrechts zurückgewieſen iſt, geht das Journal mit einem groſſen Sprung ſo weit, den unterzeichneten Vertrag für einen bloßen Entwurf auszugeben, ſolang er nicht durch die kontrahirenden Parteien,

vermittelſt der Ratifikation, approbirt iſt. Das iſt nicht allein, was Niemand zugeben wird, ſondern es iſt weit mehr, als das Journal bedarf, um zu dem Schluß zu gelangen, auf welchen es hinzielt. Mit ſolchen loſen Reden wird überall Nichts gefördert. Mehr zur Sache ſcheint es zu ſeyn, wenn das Journal fragt, was denn damit gewonnen wäre, wenn man die Weigerung als eine rechtmäßige, nach dem Völkerrecht zuläſſige, nur auf den Fall beſchränken wollte, daß die Inſtruktion überſchritten ſey, was eine ausdrückliche Verläugnung des Bevollmächtigten nach ſich ziehen müſſe. Denn, ſagt das Journal, was würde eine ſolche Verläugnung bedeuten, ſobald die andere Partei (weil die Inſtruktion geheim bleibt) kein Mittel beſitzt, um ſich zu überzeugen, ob die zur Rechtfertigung angegebene Urſache wahr oder fingirt iſt? Oder, fährt es fort, verlangt man etwa eine ausdrückliche Desavouirung einzig und allein nur aus dem Grunde, weil ſie einmal gebräuchlich iſt? Mit dieſer Bemerkung iſt übrigens auch nicht viel gewonnen, und dieſer allgemeine Theil der Unterſuchung belehrt uns nur, daß auch noch in andern Fällen die Weigerung zuläſſig ſeyn müſſe.

In welchen, das erfahren wir nur an einem Beiſpiel — bei der Frage nach den Beweggründen, welche den König Großherzog beſtimmt haben. „Wer könnte zu läugnen wagen, daß der Fürſt, dem es dem Rechte nach freiſteht zu ratificiren oder nicht zu ratificiren, verpflichtet iſt, das Letztere zu thun, ſobald es klar wird, daß der unterzeichnete Traktat die Rechte oder Intereſſen ſeiner Unterthanen verletzt? Wie würde man über einen Monarchen urtheilen, der die Sache ſeines Volkes der Furcht opferte, durch Ausübung ſeines Rechtes die Empfindlichkeit einer fremden Macht zu erregen? Es wird vielleicht eingewendet, man hätte die Unterhandlung nicht müſſen ſoweit gedeihen laſſen. Die Antwort hierauf iſt leicht. Man hatte einen verkehrten Weg eingeſchlagen. Es war noch nicht zu ſpät, vor der Ratifikation, die Schritte zurückzuthun. Die großherzogliche Regierung hat nun lieber noch zu rechter Zeit anerkennen wollen, daß ſie ſich geirrt habe, als den einzigen Weg, den das Wohl des Landes vorſchreibt, nicht einzuſchlagen. Der Großherzog iſt der oberſte Richter, wenn es ſich darum handelt, zu entſcheiden, was zum Glücke ſeiner Unterthanen geſchehen muß.

Es steht Jedem frei zu glauben, daß der Fürst sich in der Sache, um die es sich handelt, getäuscht habe, aber wo ist die competente Behörde, welche ihn wegen dieses Irrthums zur Rechenschaft ziehen könnte?"

Wir geben natürlich der Augsburger allgemeinen Zeitung bereitwillig zu, was sie in einem längeren[1] gegen das Journal de la Haye gerichteten Artikel behauptet: „vor dem Abschluß eines Vertrages, nicht nachher ist zu prüfen, ob der Vertrag dem Landesinteresse gemäß ist." Vorausgesetzt aber, daß die von dem Haager Journal der Regierung zugeschriebene Ueberzeugung eine wirkliche und aufrichtige, wenn auch erst nach dem Abschluß gewonnene ist, können wir es noch nicht zu spät finden, ihr Folge zu geben, solange die Ratifikation nicht stattgefunden hat.

Im Verfolg des Artikels sucht das Journal de la Haye den Gedanken abzuwehren, daß die (wie es gezeigt zu haben glaubt) grundlose Verstimmung anderer Mächte irgend ein niederländisches Interesse bedrohen könnte. „Wäre es gewiß, ja wäre es auch nur wahrscheinlich, daß die durch das luxemburgische Interesse gebotene Nichtratifikation unangenehme Folgen für Niederland haben könnte, so würde der König Großherzog vermuthlich in diesem Conflikte seiner Pflichten Zweifel gehegt und endlich die Wage zu Gunsten unsers Vaterlandes haben sinken lassen." Sehr interessant für die Luxemburger, sehr interessant für alle Deutschen muß es seyn, zu sehen, wie ein Holländer seine Landsleute mit der Versicherung beruhigt, das Interesse einer zum deutschen Bunde gezählten Provinz werde zuletzt doch immer dem holländischen Interesse untergeordnet werden. Können wir etwas Anders erwarten, solange noch fremde Souveräne über deutsche Bundesstaaten herrschen und im obersten Rath des deutschen Bundes eine Stimme führen? Doch der Holländer belehrt uns, im vorliegenden Fall habe es nicht Noth gethan, das luxemburgische Interesse zu sacrificiren; der König Großherzog durfte nicht dem Argwohn Raum geben, daß die Mächte an Niederland die Beschwerden würden zu rächen suchen, welche sie etwa gegen die luxemburgische Diplomatie zu haben

[1] Allg. Z. 1841, Nr. 325 und 326.

Talentes abgibt. Hierunter verſteht man aber nicht ein ängſtliches Vereinigen aller Streitkräfte, wodurch oft Blößen gegeben werden, welche der Gegner zu unſerem Verderben benützt, ſondern nur ein Vermeiden jeder Zerſplitterung, die Kunſt zweckmäßiger Vertheilung. Die Schlacht bei Leipzig iſt in den neueſten Zeiten ein merkwürdiges und ſehr klares Beiſpiel dieſer Regel; der Marſch nach Paris im März 1814 ein anderes. Als der Krieg im Jahr dreizehn, nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes, aufs Neue begann, fand der Fürſt Schwarzenberg die ihm untergeordneten oder, beſſer geſagt, zugeordneten Kräfte bereits in einer von einem Willen unabhängigen getrennten Stellung in Böhmen, in der Mark und in Schleſien, die Kräfte des Feindes aber vereinigt in der Mitte. Jede verlorne Schlacht bedrohte die Verbündeten, eben weil ſie Verbündete waren, mit tauſend Uebeln, nicht nur ob der Verluſte an Truppen und Kriegsmitteln, ſondern vielmehr ob des Eintrages, den das gegenſeitige Vertrauen, das noch der Stärkung bedurfte, erlitten haben würde. Daher die ſtrenge Anordnung vertheidigungsweiſen Verhaltens jedes einzelnen dieſer getrennten Heere, gegen welches der Feind mit ſeiner Hauptſtärke ſich bewegen würde. Um aber dadurch nicht in ein verderbliches Nichtsthun zu verfallen, wodurch ſchon oft ganze Heere in ſich ſelbſt aufgerieben wurden, war es andererſeits wieder nöthig, ſo nachdrücklich auf den Feind zu wirken, daß er vor Ausführung eines entſcheidenden Schlages gegen eines der getrennten Heere, gegen das andere ſich wenden mußte. Dieſem Plane zufolge, waren alle Kräfte zu dem einen Ziele thätig, Alles war gegen Alles im Spiele und dennoch waren die wirkenden Theile durch ganze Länderfernen getrennt. Aber was von der Mitte Auguſt bis zur Mitte October vorging, waren nur wohlberechnete, aber keineswegs für ſich beſtehende Züge; ſie zielten alle auf den Mattzug, der bei Leipzig gegeben wurde. Dort ſehen wir endlich nach Märſchen und Gegenmärſchen, nach gewonnenen und verlorenen Schlachten, nach Kriegsthaten aller Art die vorbeſtimmte Vereinigung aller Kräfte geſchehen und dann, da es zeitgemäß und die Sache reif war, den entſcheidenden Schlag geben. Hätte ſich der Fürſt Blücher durch ſeine an mehreren Orten errungenen Vortheile vom Hauptplan ablocken laſſen, hätte ihn der Fürſt Schwarzenberg nach dem Unfalle bei Dresden aufgegeben, ſo würde es nie zur Schlacht bei Leipzig gekommen ſeyn, und hätte er in

glaubten. „Die Beziehungen unter den Mächten beruhen auf zu fester Grundlage, als daß man eine Gefahr erblicken dürfte in augenblicklicher Kälte (refroidissement momentané), oder daß man eine etwas lebhafte Note (un peu vive) als einen Freundschaftsbruch zu betrachten hätte."

Dieser Artikel war eine Art Vorspiel für die Veröffentlichung[1] derjenigen Note, welche der „Geheimerath für die Angelegenheiten des Großherzogthums Luxemburg," Herr von Stifft, unterm 29. Okt. 1841 an den preußischen Gesandten, Grafen von Lottum, richtete in Erwiederung einer von dem Letzteren am 23. Okt. übergebenen Denkschrift. Diese Note, welche zugleich den sämmtlichen Regierungen der Zollvereinsstaaten und dem diplomatischen Corps im Haag mitgetheilt ward, ist das einzige Authentische, was über die Beweggründe der niederländischen Regierung ins Publikum gekommen ist.

Die Note sagt vor allen Dingen, wie schmerzlich es dem König Großherzog sey, daß man seiner Nichtratifikation einen politischen Zweck unterlegen wolle, der ihr fremd sey. Der einzige Zweck sey Luxemburgs wirkliches Wohl. Trete Luxemburg dem deutschen Zollverein bei, so könne es nicht mehr nach seiner Convenienz Handelsbeziehungen mit den beiden andern Nachbarn — mit Belgien und Frankreich — anknüpfen. Das habe sich gezeigt, als die preußischen Commissäre am 1. August den von dem König Großherzog ausgedrückten Wunsch zurückgewiesen (repoussé), eine genügende Zollbegünstigung für Belgien, und somit dem Großherzogthum die Fortdauer der durch das Gesetz vom 6. Juni 1839 erlangten Vortheile zu sichern. Diese Vortheile seyen eine Lebensfrage für das Großherzogthum. In Folge davon sey Herr von Scherff am 7. Aug. vom Haag abgereist, und am 10. in Berlin angelangt mit dem Befehl, im Namen seines Herrn zu erklären: niemals werde der Vertrag ratificirt werden, wenn der König Großherzog nicht über die Bedingungen der Aufrechthaltung des belgischen Gesetzes vom 6. Juni 1839 die nöthigen Zusicherungen erhalte.

Man sieht, wie dies zusammenhängt. Herr v. Scherff brachte

[1] Allg. Z. 14. Nov. 1841. Steht jetzt auch bei Murhard. N. Recueil général 2, 272.

ein Ultimatum. Er kam damit zwei Tage zu spät. Am 8. August war der Vertrag unterzeichnet. Sein Ultimatum verwandelt sich nun in eine Bedingung, welche an die Ratifikation geknüpft wird. „Die Antwort der preußischen Commissäre auf diese Erklärung war: Ratificiren Sie nur erst, nachher wollen wir unterhandeln.“ [1] Wir gestehen, daß wir diese Antwort vollkommen in der Ordnung finden. Preußen wollte keine bedingte Ratifikation haben.

Die Note bemüht sich nun gar sehr, darzuthun, daß nicht etwa nur eine Partei (man hatte behaupten wollen, es sey die wieder auftauchende belgisch-französische Partei), sondern daß die große Mehrzahl der Luxemburger gegen den Vertrag gestimmt sey. Diese Ueberzeugung habe der König nicht etwa durch die luxemburgische Commission erhalten, welche zufällig im Haag versammelt gewesen, als die Nachricht von der Unterzeichnung des Vertrags vom 8. August daselbst angekommen; sondern auf seiner Reise, während seines Aufenthaltes im Lande selbst habe er sie entnommen; sie werde täglich bestätigt durch die Anzahl und die Geltung der Dankadressen, welche in Bezug auf die Nichtratifikation einlaufen, und unter welchen man auch die der luxemburgischen Handelskammer bemerke.

Auf die Frage, wie es denn komme, daß die Regierung so spät erst die Stimme des Landes vernommen, ertheilt die Note die überraschende Antwort: „Seit 1839 unterhandelte man in Bezug auf Luxemburg, für Luxemburg, aber ohne Luxemburg; Nicht-Luxemburger und Personen, welche den Interessen des Landes vollkommen fremd waren, entschieden über sein Loos.“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man eine Regierung

[1] Die preußische Erklärung im 57. Protokoll der Londoner Conferenz (18. April 1832) ging dahin: nach erfolgter Ratifikation sey der Augenblick gekommen, den Wunsch und die Erwartung auszusprechen, daß zu Gunsten Hollands eine Erleichterung berathen werde, sofern eine solche unbeschadet dem wesentlichen Inhalt des Vertrags und mit Zustimmung Belgiens sowohl als der Conferenz auszumitteln seyn möge. La Prusse croit pouvoir et devoir insister d'autant plus sur ce point, que d'après les assurances souvent répétées de la France et de l'Angleterre, le moment de s'occuper de cet objet important, a toujours dû trouver la place après celui de la ratification. N. Rec. 12, 389.

das Gewicht einer so schweren Selbstanklage auf sich nehmen sieht. Nach einem so demüthigenden Geständniß begreift es sich aber, wenn die bessern Entschließungen für die Zukunft an dem Orte niedergelegt werden, wo man sie freilich eigentlich nicht suchen würde, in einer Note an eine fremde Macht, und die vollends zur Mittheilung an das ganze diplomatische Corps bestimmt ist. „Der König Großherzog hat es als eine Pflicht gegen seine luxemburgischen Unterthanen betrachtet, diesen Stand der Dinge zu verändern, und sie zur Theilnahme an der Ordnung ihrer Interessen zu berufen." Nun begreift es sich auch, daß mit großer Bestimmtheit erklärt wird, das Völkerrecht könne nicht verlangen, wenn ein Souverän die Ueberzeugung erhalten, daß ein Vertrag, durch seinen Bevollmächtigten unterzeichnet, den Interessen derjenigen zuwider sey, für welche man unterhandelt — das Völkerrecht könne nicht verlangen, daß alsdann die Unterschrift des Souveräns beigefügt werde, als wäre es eine bloße Sache der Form. „In solchem Fall," heißt es ferner, „wird die Verweigerung der Ratifikation für den Souverän zur Gewissenspflicht, und es wäre Schwäche, seine Unterschrift einem Vertrag beizusetzen, den er, mit Recht oder Unrecht, dem Wohle seiner Unterthanen nachtheilig hält." Wir wüßten nicht, was dieser Gedankenfolge, von solchem Standpunkt aus, sich entgegensetzen ließe.

Die Note bringt auch noch einen zarten Gegenstand zur Sprache, welchen die preußische Denkschrift, wie wir hier erfahren, gar nicht berührt hatte, die Privatcorrespondenz nämlich zwischen den beiden Souveränen. „Diese Correspondenz war zwar nicht in den diplomatischen Formen gefaßt, aber der erste Brief, den Se. M. der König Großherzog Sr. M. dem König von Preußen schrieb und ihm offiziell durch einen General und Adjutanten zusandte, welcher auch die Antwort Sr. M. des Königs von Preußen zurückbrachte, hatte zum Zweck, wenigstens die stillschweigende Zustimmung Sr. M. des Königs von Preußen zu der Nichtratifikation zu begehren, bevor man irgend einen entscheidenden Entschluß faßte, und nachdem man mit völliger Offenheit die Verlegenheit auseinander gesetzt, in welche Se. M. der König Großherzog durch die Unterzeichnung dieses Vertrags sich gebracht finden würde. Die Antwort Sr. M. des

Königs von Preußen war nicht anders zu deuten als in einer, den Wünschen Sr. M. des Königs Großherzogs vollkommen entsprechenden Weise, und darauf erst ward der bestimmte Entschluß gefaßt, nicht zu ratificiren. Erst einige Wochen später, und nachdem die Nichtratifikation dem Berliner Kabinet offiziell angezeigt war, erhielt Se. M. der König Großherzog von Sr. M. dem König von Preußen einen zweiten Brief, welcher den ersten erläutern sollte und sich bestrebte, den Inhalt desselben zu schwächen."

In Bezug auf diese Correspondenz hat ohne Zweifel die Allgemeine Zeitung das Rechte gesehen. „Existiren solche Briefe, so sind es niemals diplomatische Aktenstücke, es ist eine ganz vertrauliche Correspondenz zwischen zwei nahverwandten, von Jugend auf befreundeten Souveränen, in der Rathschläge, Ansichten, Versicherungen der Freundschaft ausgewechselt seyn mögen; aber dem König von Preußen konnte nicht einfallen, den König Großherzog in einer solchen Correspondenz von Verpflichtungen zu entbinden, die nicht gegen Preußen allein, sondern gegen sämmtliche Staaten des Zollvereins übernommen waren." Man konnte an die Worte[1] erinnern, mit welchen Friedrich II. von Preußen (sonst in der That dem Selbstregieren nicht abhold) die direkte Correspondenz abbrach, die sein guter Bruder, Joseph II. über Geschäfte mit ihm angeknüpft hatte. Ganz besonders aber ist in der holländischen Note hervorzuheben, daß man die Erfüllung der „Gewissenspflicht" nur erst beschloß, nachdem Antwort von Berlin eingegangen war. Es ist klar, daß man im Haag die Sache weit schwieriger nahm, als die Doctrin des Journal de la Haye uns will glauben machen. Keineswegs glaubte man an ein Recht, nach freier Willkür zu ratificiren oder nicht zu ratificiren, sondern nach Allem was vorgegangen, glaubte man sich formell verpflichtet, zu ratificiren; dieses Bewußtseyn der formellen Verbindlichkeit war so stark, daß nur die „Gewissenspflicht" überwiegen konnte, und auch diese nur, nachdem sie in Berlin approbirt zu seyn schien. Beiläufig

[1] Der König an den Kaiser, Schönwalde 18. April 1778. »Je crois toutefois qu'une discussion de cette nature exige, qu'on la traite par des ministres.« Oeuvr. posth. 5, 222.

werden die übrigen Regierungen des deutschen Zollvereins mit besonderer Genugthuung die Notiz vernommen haben, die in der Haager Note ihnen unter anderm auch mitgetheilt ward, daß man mit ihren Ansprüchen sich abgefunden zu haben glaubte, als man der „stillschweigenden Zustimmung" (einer Art von Dispens) des Königs von Preußen sich gewiß hielt. Es ist die niederländische Note, welche den Stoff zu diesen Betrachtungen aufdringt; Preußen hat nichts darauf Bezügliches veröffentlicht.

Mehrere Monate hindurch verlautete im Publikum nichts von der Sache. Mit einem Male, als der König von Preußen bei einer feierlichen Veranlassung die Winterreise nach London unternommen, meldeten die Zeitungsblätter, was ganz unglaublich klingt: Herr Rochussen habe die unbedingte Ratifikation angeboten, wenn der König von Preußen auf der Rückkehr nach dem Haag kommen wolle; überrascht, habe man sich das schriftlich ausgebeten; Herr Rochussen habe unterzeichnet, und nun sey die Bereitwilligkeit geäußert worden, „einiges' Formelle" zu ändern, damit einiges Motiv für die Zurückhaltung und für die nachträgliche Ratifikation gewährt werde. Wir legen auf diese Gerüchte um so weniger Werth, da der Besuch des Königs von Preußen im Haag in keiner ersichtlichen Art auf die Handelsinteressen Luxemburgs influiren konnte.

Luxemburg aber trat zum deutschen Zollverein. Der Vertrag datirt vom 8. Februar 1842; die Ratifikationen wurden ohne Säumniß ausgewechselt.

3. Frankreich und die vier Mächte. (1841—42).

Ein und derselbe Minister läßt einen Vertrag unterzeichnen, verweigert die Ratifikation, und behauptet nicht einmal, daß seine Ueberzeugung in Bezug auf den Gegenstand des Vertrages in der Zwischenzeit eine andere geworden sey. Das ist von Guizot geschehen, bei dem Vertrag, der am 20. Dec. 1841 in London zwischen den fünf Großmächten zur wirksamen Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen war.

Es schwebt ein Unstern über den Bestrebungen der Kabinette

[1] Augsb. Allg. Z. 1842. Nr. 43 und 46.

für dieſen Zweck. Die öffentliche Meinung, durch begeiſterte Wortführer mächtig erregt, durchdringt die Geſetzgebung, reißt ſie mit ſich fort. Die Regierung gibt nach; ſie muß nachgeben; großartige Entſchließungen werden gefaßt. Aber an den Sieg der Humanität heften ſich ſofort andere Tendenzen, reihen ſich andere Triumphe der britiſchen Politik. Befugniſſe werden in Anſpruch genommen, ja ſie werden mit Gewalt geübt, die man nach den Grundſätzen für unentbehrlich ausgibt, und die doch, dem Mißbrauch preisgegeben, zur Unterdrückung der Minder-mächtigen ausarten. Ein Proteſt erhebt ſich; und der Pro-teſtirende ſetzt ſich dem Argwohn aus, daß er unrechtfertige Unter-nehmungen beſchönigen und ſchützen will. Nirgends tritt die Sache ſelbſt klar hervor, rein von unedler oder doch verdächtiger Beimiſchung. Ein edles Bild hat die Phantaſie ſchaffen wollen; aber es löſet von dem dunkeln, verworrenen, unſchönen Hinter-grunde ſich nicht ab.

Wie die Politik Frankreichs zu der Sache ſich verhielt, mögen franzöſiſche Staatsmänner uns ſagen. In Verona ſagte Cha-teaubriand: „Was das Durchſuchungsrecht betrifft, wenn jemals die franzöſiſche Regierung einwilligen könnte, ſo wird es die betrübendſten Folgen haben; der Nationalcharakter der beiden Völker, des engliſchen und des franzöſiſchen, widerſtrebt.“ Und derſelbe an Polignac (im März 1824): „Ein Punkt iſt, den wir in keinem Fall je zugeben werden, die Durchſuchung unſrer Schiffe.“

Am 30. Nov. 1831 ward ein Vertrag, am 22. März 1833 ein Ergänzungsvertrag mit England geſchloſſen: das Durch-ſuchungsrecht war zugegeben, und mehr als das. War die Ueber-zeugung Frankreichs eine andere geworden? oder der National-charakter? Der Marſchall Sebaſtiani erklärte am 2. Februar 1843: „Er ſey verantwortlich für den Vertrag von 1831 und für den von 1833, und die Nützlichkeit, die Nothwendigkeit beider Verträge darzuthun jederzeit bereit; nach der Julirevolution ſey die Erhaltung des Friedens unerläßlich geweſen, und ein Bündniß mit einem ſo mächtigen Volk, wie das engliſche, habe man als eine Maßregel geſunder Politik betrachtet.“ Alſo nicht der Sache ſelbſt, ſondern dem engliſchen Bündniß zu lieb hat man die Verträge geſchloſſen.

Man hat noch mehr gethan. Guizot (in der Pairskammer, 23. Jan. 1843): „Die Verträge sind nicht allein vorhanden, sondern wir sind geschäftig gewesen, auch andere Völker zum Beitritt zu bewegen. Wir haben ihnen zu Gunsten eine ordentliche Propaganda spielen lassen. Sind die Verträge ein Uebel, so haben wir unsern Theil an der Schuld; sind sie eine Falle, so haben wir andere Mächte hineingeführt. Die Zahl dieser Mächte ist nicht ganz klein. Dänemark trat 1834 bei; Sardinien bald nachher; Schweden 1836; die Hansestädte 1837; Toscana 1837; Neapel 1838." Mit den V. Staaten Nordamerikas hatte man es vergebens versucht; Herr von Rigny beklagte (in einer Note an Lord Granville, 11. Jan. 1835) den gänzlichen Mangel an Erfolg. Am 13. Dec. 1838 forderte Frankreich, in Verbindung mit England, die drei übrigen Großmächte des Festlandes zum Beitritt dringend auf. Einfach beitreten wollten sie nicht; ein neuer, ein eigener Vertrag sollte gemeinsam unterhandelt werden. Ueber dem Streit um die Form blieb die Sache liegen, oder schritt doch nur langsam vor. Im Jahr 1840 und wieder im Sommer 1841 beschäftigte man sich mit dem neuen Entwurf. Als Alles fertig war, verweigerte Frankreich den Beitritt. Weßhalb?

Herr Guizot mag es erläutern. „Dem englischen Minister, der den Vertrag vom 15. Juli 1840 unterzeichnet hatte, schlug ich es ab, den Vertrag von 1841 zu unterzeichnen. Ich sage, ich weigerte mich, den Vertrag mit Lord Palmerston[1] zusammen

[1] „Ich sah es wohl," sagte Lord Palmerston, als im Unterhause bei Gelegenheit des Ashburton-Vertrages (21. März 1843) die Rede auf das Benehmen Frankreichs kam, „ich sah es recht gut: das war ein Compliment, das man für meinen Nachfolger aufsparen wollte." Sir Robert Peel erwiederte: das komme davon, weil der edle Lord durch sein Benehmen in Syrien Frankreich erzürnt habe. Also der englische Minister billigt das Motiv, das der französische für sein Benehmen in dieser Sache anführt. Er ist Parteimann genug, um es zu billigen; gibt es ihm doch Gelegenheit, seinem Gegner Eins anzuhängen. Nun sage man noch, daß es diesen Staatsmännern wirklich und ehrlich um die Unterdrückung des Sklavenhandels zu thun sey. Syrien, die Dardanellen, die Parteien im Parlament, die persönlichen Abneigungen, Alles kömmt in Betracht, Alles steht in der ersten Reihe. In der zweiten Reihe steht die Sache, von der man lieber ganz schweigen sollte — „die große, die heilige Sache der Menschheit."

zu unterzeichnen; ich glaubte, es würde nicht der Würde Frankreichs angemessen seyn. Lord Palmerston fiel, und das Kabinet, das ihm folgte, schlug vor, erstens, den Vertrag von 1841, und zweitens, einen Handelsvertrag zu schließen, der gleichfalls vorbereitet war. Ich verschob die Unterzeichnung des letzteren, weil er mir nicht gehörig geprüft schien; aber was den andern Punkt betrifft, so hielt ich es für wichtig, da das neue Kabinet günstig gegen Frankreich gestimmt schien, eine gleiche Stimmung unsrerseits an den Tag zu legen. Mir lag daran, das gute Vernehmen zwischen England und Frankreich wieder herzustellen, und wenn gleich ich es Lord Palmerston abgeschlagen, so ging ich doch auf den Vertrag von 1841 ein, als seine Nachfolger im Kabinet mich förmlich dazu aufforderten." Also wiederum, nicht die Rücksicht auf die Sache selbst, sondern die Rücksicht auf die Persönlichkeit der Minister, auf ihre vermuthliche Stimmung ist es, wovon die französische Politik sich leiten läßt, eine Maßregel zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu verwerfen oder anzunehmen.

Unter solchen Auspizien war der Vertrag der fünf Mächte am 20. Dec. 1841 unterzeichnet. Am 23. Dec. schrieb Herr Guizot an Lord Cowley, die Ratifikation solle ohne Zeitverlust in Bereitschaft gesetzt werden.

Im Januar 1842 traten die Kammern zusammen. In den Kammern erhob sich ein Sturm. Man wollte wissen, was eigentlich eingeräumt worden. Man blätterte zurück, und prüfte die Verträge von 1831 und 1833. Zum allerersten Male war von der Sache selbst die Rede, nicht von der Julirevolution, noch vom europäischen Frieden, nicht von Lord Palmerston, noch von Lord Aberdeen, sondern von den Maßregeln gegen den Sklavenhandel. Man fand, daß 1831 und 1833 viel zu viel eingeräumt worden; die weitere Ausdehnung in dem neuen Vertrag, soweit das diplomatische Geheimniß ihn durchschimmern ließ, fand man vollends unerträglich. Wenigstens eine Demonstration mußte versucht werden. War auch das Unglück schon geschehen, so mußte die Kammer doch sagen, daß es ein Unglück sey, aber sachte, damit nicht Krieg daraus werde. Vorsichtig und unanstößig war das Amendement Jacques Lefebvre zur Adresse: „Wir haben auch das Vertrauen, daß Ihre Regierung, indem

ſie ihre Mitwirkung zur Unterdrückung eines ſtrafbaren Handels bietet, zugleich die Intereſſen unſres Verkehrs und die Unabhängigkeit unſrer Flagge gegen jede Gefährdung werde zu wahren wiſſen." Das war das Stärkſte, was die Kammer durch Beſchluß der Mehrheit ausſprach. Herr Dupin, ſo viel ſchweres Geſchütz er auch aufgefahren hatte, trat doch dieſer Faſſung bei. Herr Jacques Lefebvre ſelbſt äußerte: die Regierung könne die Ratifikation nicht weigern, ohne die Würde des Landes zu gefährden.

Wie verhielt ſich der Miniſter bei dieſen Debatten? Er habe, ſagte er am 24. Jan. 1842, das Recht des Negers vertheidigt; nun wolle er auch das Recht der Krone vertreten. Die Ratifikation eines Staatsvertrags ſey ein ernſthafter Akt und ein Akt der Freiheit. Dies ſey ein neuer Zwiſchenfall in der Kammer; durch den Ausdruck ihrer Anſicht könne ſie die Ratifikation gar ſehr erſchweren; der Krone und ihren Miniſtern können wohl Verlegenheiten bereitet, nicht aber die freie Wahl, nach eignem Ermeſſen zu handeln, verkümmert werden. Die Anſicht der Kammer, wenn die Kammer eine Anſicht ausſpreche, ſey ohne Zweifel von großem Gewicht, aber entſcheidend ſey ſie nicht. Neben dieſer Rückſicht ſtehen andere von gleicher Bedeutung. Das Anſehen der Regierung, die Ehre des Landes, das Intereſſe dieſer großen Angelegenheit ſeyen mächtige Beweggründe, die der Miniſter nicht aus den Augen ſetzen dürfe. Was auch die Kammer beſchließen möge, die Regierung, der König, bleibe ungebunden. Er werde Alles erwägen und auf ſeine eigne Verantwortung hin einen Entſchluß faſſen.

Später noch, am 19. Mai 1842, ſprach Herr Guizot, als wenn nichts übrig bleibe, als in Gottes Namen zu ratificiren. „Iſt es Nichts, wenn ein Geſandter einen förmlichen Vorſchlag gemacht, wenn er eine Urkunde unterzeichnet, wenn er einen Entwurf in allen einzelnen Artikeln angetragen, und denſelben mit Großbritannien zuſammen drei andern Mächten vorgelegt hat — iſt das Alles Nichts? Nur Völker und Regierungen, die ſich ſelbſt nicht achten, nur ſolche kümmern ſich nicht um ihre Worte, und vergeſſen, was ſie ſelber begehrt. Jedes Wort iſt von Wichtigkeit, das in Frankreichs Namen ausgeſprochen, jeder Schritt, der in ſeinem Namen gethan iſt. Glauben Sie mir, nicht

wenn wir behaupten, daß Worte nur ein Hauch, daß Verpflichtungen werthlos, daß es gleichgültig sey, ob man ja oder nein gesagt — nicht also werden wir für Frankreich die Bahn der Unterhandlung ebnen. Je genauer, je gewissenhafter man ist in Worten und Werken, desto mehr wird man Achtung erwerben, desto günstiger und leichter sich in allen Beziehungen zu Andern stellen."

Dennoch hat Herr Guizot nicht ratificirt. Was ist denn weiter vorgefallen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen? Etwa der amerikanische Protest? General Caß, der außerordentliche amerikanische Gesandte in Paris, fand für gut, gegen die Ratifikation des Vertrags vom 20. Dec. 1841 in Paris im Voraus förmlichen Protest einzulegen. Er that dies ohne besondern Auftrag seiner Regierung; der Präsident aber hat nachträglich den Protest gutgeheißen. Schwerlich würde Herr Guizot zugeben, daß er durch die Demonstration des amerikanischen Gesandten sich habe einschüchtern lassen; noch weniger würde die Kammer es gebilligt haben. Der Kammer gegenüber ist von dem amerikanischen Protest gar nicht die Rede gewesen. Zudem datirte der Protest schon vom 13. Februar 1842; und das Material, worauf er beruhte, fand sich bereits in einer Botschaft des Präsidenten vom 7. Dec. 1841, in welcher die Verabredung neuer Verträge zwischen den Mächten Europas vorausgesehen, und bündigst erklärt war, daß aus solchen keine Verbindlichkeit für Amerika irgendwie hergeleitet werden dürfe. Und noch am 19. Mai 1842 hatte Herr Guizot gesprochen, als wenn man durchaus ratificiren müßte.

Er hat nicht ratificirt, und ist doch Minister geblieben. Das erstere war der Kammer schon recht; das zweite war weniger nach ihrem Geschmack. Dieser Umstand, daß er Minister blieb, mußte hauptsächlich gerechtfertigt werden. Um diesen Punkt dreht sich seine Vertheidigung auf der Rednerbühne am 1. Febr. 1843. „Die Abstimmung der Kammer gegen jenen Schritt (die Unterzeichnung des Vertrages) fand statt, und ich verweigerte, ihn zu ratificiren." Welche Abstimmung? Keine andere, als das Amendement Jacques Lefebvre; und dies, wenn man zwischen den Zeilen las, ging nicht sowohl gegen die Ratifikation, als gegen die Fortdauer derjenigen Minister, welche die Krone in

diesen Schlachttagen nicht die Vereinigung der gesammten Kräfte bewirkt, so würde alles, was bis dahin strategisch erfiegt war, verloren, und vielleicht ein zweitesmal ganz unerreichbar gewesen seyn.

Napoleon, obwohl Meister seines Faches, hat doch einige Male diese oberste Regel aus den Augen gelassen; nicht als wenn er sich ihrer nicht klar bewußt gewesen wäre, sondern weil er dieselben Mittel zu vielfach brauchen wollte, und auf Kosten der Gegenwart die Zukunft zu sehr im Auge hatte. Hätte er im Jahr 1813, wo er nicht verkennen konnte, daß es um seinen Thron, um die Aufrechthaltung eines Staatsgebäudes galt, für welches er so Außerordentliches gethan — hätte er statt in Danzig, statt in Dresden Heere zurückzulassen, — statt dem Norden eine überflüssige Stärke zu geben — statt in einer Menge festen Punkte mehr als das Nothwendige zu zerstreuen, alle Kräfte gesammelt, so hätte er vielleicht dem Gange des Krieges eine für ihn erwünschtere Wendung gegeben. Er schlug, da es um Alles galt, nicht mit Allem; billig, daß er besiegt wurde, und die an andern Orten, auf eine Weise, welche nicht zum allgemeinen Ziele wirkte, verwendeten Kräfte nach und nach, ohne irgend einen Nutzen abzuwerfen, verloren gingen. Ich weiß, daß die Festhaltung so vieler Punkte Vorbereitung des künftigen Feldzugs seyn sollte, und daß nach einem entschiedenen Siege eben diese besetzten Punkte großen Nutzen abwerfen und Deutschland mit einem in Napoleons Hände zurückgeben konnten: aber Hauptbedingung blieb dieser Sieg, und Hauptaufgabe, die sichernden Mittel hiezu zu vereinen. Damals war der Augenblick nicht mehr, um einen glänzenden Angriffsfeldzug zu führen; mehreres, was dahin zielte, mußte aufgegeben werden, damit man einen desto glänzenderen Feldzug der Vertheidigung führe. Wäre die Schlacht bei Leipzig von Napoleon gewonnen worden, so müßte man in diesem Rücklaß von Kräften eine kühne Weisheit bewundern; da sie aber verloren ging, so muß man ihn zu großer Zuversicht in sich, zu weniger Kenntniß seiner Gegner anklagen.

Hätte Friedrich II. vor der Schlacht von Prag, womit er den Knoten des Feldzugs von 1757 zerhauen wollte, den Feldmarschall Keith auf das rechte Ufer der Moldau genommen, — da er doch schon einmal seine frühere Angriffslinie auf dem linken Ufer verließ, und die über Brandeis auffaßte, so würde er in der Schlacht von Prag und in jener von Collin um 20,000 Mann

einem Sinn berathen hatten, den die Kammer verwarf. Hätte Herr Guizot gesagt, „die Abstimmung fand statt, und ich legte meine Stelle nieder," so war Alles in Ordnung. Aber nein. „Als wir die Zügel der Regierung faßten, war unsere Absicht nicht sowohl eine besondere Richtung in einer einzelnen Frage, sondern vielmehr ein politisches System im Zusammenhang, das System der Erhaltung des Friedens durchzuführen. Hätten wir dies System einer speziellen Frage zum Opfer bringen sollen? Die Kammer, welche den Vertrag von 1841 energisch angriff, unterstützte uns in der Totalität unsres Systems. Oft ist ein Minister anderer Meinung gewesen als die Kammer, und selbst anderer Meinung als seine Collegen in irgend einer speziellen Frage, und er hat darum doch nicht geglaubt, diesen besondern Ansichten zu lieb seine allgemeine Politik aufgeben zu sollen." Das ließe sich hören, wenn Herr Guizot ratificirt hätte. Wenn er sagen könnte: die Kammer schien zwar dem Vertrag sehr abgeneigt, ich habe ihn aber, meiner Ueberzeugung gemäß, doch ratificirt, und hoffe die Kammer wird, dieser Differenz in der einzelnen Frage ungeachtet, in der Totalität meines Systems, in der Erhaltung des Friedens, mich auch ferner unterstützen — wenn Herr Guizot dergleichen sagen könnte, so würde logischer Zusammenhang seyn in dem, was er vorbringt. Aber Herr Guizot hat ja die Differenz schwinden lassen; er hat in der einzelnen Frage *nachgegeben*; er hat nicht ratificirt. Und nun kömmt die Hauptsache: er selbst, er mußte Minister bleiben, um es möglich zu machen, daß die Ratifikation vermieden, und der Friede doch nicht gestört würde. Man höre: „Ich hatte noch einen persönlichen Grund für meine Handlungsweise. Ich hielt mich selbst für geeigneter als einen Andern, um mein Vaterland aus einer delikaten und bedenklichen Stellung herauszuführen, und die Annahme der Nichtratifikation zu bewirken. Ich glaubte, gerade weil ich aufrichtig und gewissenhaft den Vertrag von 1841 vertheidigt — eben deshalb glaubte ich besser als Andre berechtigt zu seyn, gegen fremde Mächte *den Wunsch des Landes* auszusprechen." Darin liegt die Anerkennung, daß er sich *verpflichtet* hielt zu ratificiren. Indem er dies anerkennt, indem er auf sein ehrliches Eingestehen der Verbindlichkeit sich beruft, spricht er den Wunsch des Landes aus. Welchen Wunsch? Offenbar

den Wunsch, seiner Verbindlichkeit entlassen zu werden. Wer hatte Herrn Guizot beauftragt, wer hatte ihn ermächtigt, Frankreich in die Lage zu bringen, daß es von England Dispens suchte, um von einer eingestandenen Verbindlichkeit abzukommen? Die Kammer gewiß nicht — die Kammer war ganz und gar nicht in der Stimmung, sich an die Nachsicht Englands zu wenden. Und das ist offenbar, was Herr Guizot gethan. Die Sache scheint ihm doch selbst bedenklich zu werden, und er bringt behende noch Etwas vor über das Recht. „Ein paar Monate vorher war zwischen Preußen und den Niederlanden über die Ratifikation eines Vertrages Streit entstanden. Es ward behauptet, daß die Ratifikation nur in dem einen Fall könne verweigert werden, wenn der Unterhändler seine Vollmacht überschritten habe. Ich erklärte, das Recht der Ratifikation sey eine sehr wichtige und wesentliche Procedur, und nicht eine bloße Form; es können in der Zwischenzeit vom Abschluß bis zum Austausch der Ratifikationen Umstände eintreten, durch welche das ganze Verhältniß der verhandelten Angelegenheit verändert werde; und es könne deßhalb in einigen Fällen die Ratifikation verweigert werden. Da ich diese Ansicht vorher schon aufgestellt, so hatte ich kein Prinzip zu verleugnen, indem ich die Nichtratifikation des Vertrages von 1841 vertrat. Nichts war in meiner persönlichen Stellung, was mich in Verlegenheit hätte setzen können; Nichts, was mich oder mein Vaterland und dessen Politik in meiner Person hätte blosstellen können." Soll hier nun wirklich ein Recht abgeleitet werden? Kann es Herrn Guizot damit ein Ernst seyn? Welche Umstände waren denn in der Zwischenzeit eingetreten? Nicht einmal seine persönliche Ueberzeugung war eine andere geworden. Er hatte den Vertrag „aufrichtig und gewissenhaft" vertheidigt. Nur der „Wunsch des Landes" hatte sich kund gegeben. Ein Wunsch ist noch kein Recht. So gut hat Herr Guizot das gefühlt, daß er selbst gegen England nur den Wunsch des Landes aussprach. Hat ein Staatsmann ein Recht, Etwas zu verlangen, so begnügt er sich nicht, einen Wunsch zu äußern. Schon dies genügt, um zu zeigen, daß diese ganze Zwischenrede müßig ist. Anwendbar ist von der Parallele mit dem niederländischen Fall nur das eine, daß in beiden Fällen Dispens nachgesucht ward. Herr Guizot freut sich

und rühmt ſich, daß er nicht vergebens ſich bemüht. „Ich war ſo glücklich, mein Beſtreben gelingen zu ſehen. Ich hatte die Genugthuung, England zu vermögen, daß es die Weigerung der Ratifikation annahm, ohne daß eine Beſchwerde erhoben, ohne daß ein unangenehmer Ausdruck in Bezug auf mein Vaterland vorgefallen wäre. Ich betrachtete dies als ein ſehr großes Glück — ſelbſt als eine Ehre — und Nichts, was ſeitdem geſagt iſt, hat mich bewegen können, meine Meinung zu ändern.“ (Stürmiſcher Beifall.)

Hier mag ein probates Rezept ſeyn, um Miniſter zu bleiben. Mit dem Völkerrecht aber und mit den Grundſätzen hat Dasjenige, was über dieſen Fall anzuführen war, Nichts zu thun.

4. Vereinigte Staaten von Nordamerika und Preußen (für den deutſchen Zollverein). 1844.

Die bis jetzt erörterten drei Fälle waren von der Art, daß entweder nach der Verfaſſung der betreffenden Staaten die Entſcheidung einzig nur vom Ermeſſen der Staatsregierung abhing, oder daß dieſe wenigſtens ihren Entſchluß gefaßt hatte, ehe die verfaſſungsmäßige Mitwirkung einer andern Staatsgewalt eintrat. Daher fragte es ſich um die innere Conſequenz in dem Verfahren der Regierung.

Ganz anders, wenn der vollziehenden Gewalt bei der Ratifikation noch ein anderes politiſches Element zur Seite ſteht, an deſſen Widerſpruch der Vertrag ſcheitert. Hier fallen jene Fragen nach der Conſequenz weg. Eine tiefer gehende Verſchiedenheit der Meinung kann ſich darſtellen; man kann ſie beklagen; aber Niemand hat ein Recht, ſich darüber zu beſchweren.

Nach der Verfaſſung der Vereinigten Staaten kann der Präſident einen Staatsvertrag nur erſt dann ratificiren, wenn zwei Drittheile der verſammelten Mitglieder des Senats ihre Zuſtimmung gegeben haben. Daher war es die Abſtimmung des amerikaniſchen Senats, der man in Deutſchland mit der geſpannteſten Erwartung entgegenſah, als das Schickſal des erſten Vertrages in Frage ſtand, den Preußen in Vertretung des deutſchen Zollvereins mit einem transatlantiſchen Staat geſchloſſen.

Die Partei des hohen Tarifs in Amerika ſchien den Vertrag

als eine Demonstration im Sinn der allmähligen Rückkehr zu einem gemäßigten Zollsystem zu betrachten. Vielleicht war sie nicht ganz im Unrecht; denn die laufenden Verträge würden wohl den Vereinigten Staaten die Pflicht auferlegt haben, die dem Zollverein eingeräumten Zugeständnisse auch auf andere — auf die sämmtlichen „begünstigtsten" Nationen auszudehnen. Jedenfalls war die Sache von vorneherein zur Streitfrage geworden. Aufregende Verhältnisse anderer Art — die Terasfrage, die herannahende Präsidentenwahl — ließen besorgen, daß der Augenblick einer unbefangenen Prüfung nicht eben günstig seyn dürfte.

Der Senat überwies den Vertrag zur Berichterstattung seinem Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten. Der Ausschuß glaubte, daß die Zugeständnisse von Seiten des Zollvereins den Werth der von Amerika zu bewilligenden Erleichterungen nicht aufwiegen würden. Indessen ließ er auf eine Prüfung der einzelnen Positionen sich nicht ein, stellte auch jene Ansicht von der Ungleichheit der gegenseitigen Concessionen nicht in den Vorgrund, sondern betrachtete die Thatsache des Vertrags als einen Anlaß, auf eine früher schon angeregte Prinzipienfrage zurückzukommen.

Dieser, der wichtigste Theil des Berichts,[1] ist zu merkwürdig, um ihn nicht hieherzusetzen.

„Der Vertrag, welcher dem Senate vorgelegt ist, verändert die gesetzlich bestimmten Einfuhrzölle. Er verändert sie entweder direkt und durch seine eignen Bestimmungen, oder er macht die Nation und den gesetzgebenden Körper, durch welchen die Nation handelt, verbindlich, sie zu verändern. In jeder Hinsicht ist es der Präsident und der Senat, welche vermittelst der Unterhandlung Handelsbestimmungen und Zollgesetze, die der Congreß erlassen hat, abschaffen oder wesentlich verändern. Und mehr als das, die vollziehende Gewalt setzt es, mittelst derselben Unterhandlung, wenigstens für drei Jahre außer der Macht des Congresses, das festgesetzte Maximum der Einfuhrzölle zu überschreiten, welche Umstände auch eintreten möchten, die dieses erforderten.

---

[1] Weser-Zeitung 21. Juli 1844. — Die englischen Blätter lieferten nur Auszüge des Berichts; z. B. die Times vom 15. Juli.

„Nach dem Urtheil des Ausschusses ist die gesetzgebende Gewalt diejenige Abtheilung der Regierung, durch welche der Handel geregelt und die Gesetze über die Staatseinkünfte genehmigt werden sollen. Die Verfassung theilt ausdrücklich die Macht, den Handel zu regeln und die Zölle aufzulegen, dieser Abtheilung zu. Sie theilt sie ausdrücklich keiner andern zu. Ohne im Allgemeinen auf eine Prüfung der Ausdehnung, Gränzen und Zwecke der zur Aufrichtung von Staatsverträgen befugten Gewalt (the treaty-making power) sich einzulassen, glaubt der Ausschuß, daß die allgemeine Regel unsres Systems unbestritten die ist, daß die Aufsicht über den Handel und das Recht der Besteuerung unverkürzt und ungetheilt dem Congreß zukömmt. Der Ausschuß schließt dies aus der Sprache der Verfassung, aus dem Wesen und den Grundsätzen unsrer Regierung, aus der Theorie der republikanischen Freiheit selbst, aus der unveränderten Praxis, welche den allgemeinen Glauben Aller zu allen Zeiten, und aller Parteien und Ansichten beweiset.

„Der Ausschuß meint zugleich, daß nach der allgemeinen Regel die Vertreter des Volkes, welche in ihrer gesetzgebenden Macht bei offnen Thüren[1] unter den Augen des Landes ihre Sitzungen halten, in der freien Verbindung mit ihren Constituenten, diese Befugniß einsichtsvoller und gründlicher ausüben, und eine genauere und detaillirtere Kunde derjenigen Geschäfte und Interessen sich erwerben können, welchen diese Art von Maßregeln zur Last fallen mag; auch daß jene besser unterscheiden können, was eine richtige Politik vorschreibt und verwirft, als es der vollziehenden Gewalt möglich ist.

„Folgen, nicht vorangehen; das Gesetz vollziehen, nicht es erlassen; durch Unterhandlungen und Uebereinkunft mit fremden Mächten den gesetzgebenden Willen, wenn er ausgesprochen ist, in Bezug auf die großen Angelegenheiten des Handels und der Staatseinkünfte in Ausführung bringen, nicht mit kontrolirendem Einfluß sich vermischen, nicht mit ehrgeizigen Bestrebungen

---

[1] Der Senat berath über die Ratifikation von Staatsverträgen, wie über alle Maßregeln der vollziehenden Gewalt, in geheimer Sitzung, bei verschlossenen Thüren. Story Commentaries 3, 370.

vortreten: das scheinen dem Ausschuß die geeigneten Funktionen der vollziehenden Gewalt zu seyn."

Indem der Bericht aus diesen Gründen sich für die Verwerfung ausspricht, fügt er hinzu: „Wenn der Congreß die vorgeschlagene Anordnung (die Zollermäßigung im Sinne des Traktats) für eine heilsame hält, so ist es ganz leicht, ein Gesetz zu erlassen, das den beabsichtigten Tarif hinstellt, damit er in Kraft trete, sobald dem Präsidenten zufriedenstellende Nachricht darüber ertheilt ist, daß die ausbedungenen Aequivalente gehörig gesichert sind."

Zum Verständniß und zur Würdigung dieser ganzen Gedankenreihe wird es nicht überflüssig seyn, an frühere Vorgänge zu erinnern.

In den Verfassungsstaaten Europas ist es eine bekannte Regel, daß, wenn in einem Staatsvertrag Gegenstände berührt sind, über welche die Regierung ohne die Volksvertretung nicht verfügen darf, die Zustimmung der Volksvertretung erst eingeholt werden muß, um die betreffenden Stipulationen zur Ausführung zu bringen, ungeachtet das Recht der Ratifikation der Regierung allein vorbehalten seyn mag. Es konnte gar nicht fehlen, daß in den V. Staaten eine analoge Anwendung dieses Grundsatzes zur Sprache kommen mußte.

Zweimal, 1796 und wieder 1816, beide Male in Bezug auf einen Vertrag mit Großbritannien, entspann sich eine sehr lebhafte Controverse über diesen Punkt. Das Haus der Repräsentanten nämlich erhob den Anspruch, ein Gesetz verwerfen oder nur mit Abänderungen annehmen zu können, welches erforderlich war, um die in dem Vertrag enthaltenen Bestimmungen praktisch werden zu lassen und sie zur Ausführung zu bringen. Hören wir darüber das klassische Werk des Kanzlers Kent:[2]

„Das Haus der Repräsentanten erklärte im Jahr 1796, wenn ein Vertrag in Bezug auf die Ausführung einer seiner Bestimmungen eine Congreßakte erfordere, so sey es das Recht und die Pflicht des Hauses, über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Ausführung des Vertrages zu berathen. Es kann noch heute nicht ohne gleiches Bedauern und Erstaunen

[2] James Kent: Commentaries on American Law 1, 286.

erwähnt werden, daß eine ſolche Reſolution vom Hauſe der Repräſentanten am 7. April 1796[1] gefaßt wurde. Aber es war ein bloßes, abſtraktes Begehren eines Rechtes, dem niemals Folge gegeben iſt; auch erließ bald nachher der Congreß ein Geſetz, um eben jenen Vertrag mit Großbritannien zur Ausführung zu bringen, welcher jene Reſolution veranlaßt hatte. Waſhington als Präſident, in ſeiner Botſchaft an das Haus der Repräſentanten, leugnete ausdrücklich, daß dem Congreß eine ſolche Befugniß zuſtehe; er beſtand darauf, daß jeder Vertrag, der verfaſſungsmäßig vom Präſidenten und vom Senat aufgerichtet und verkündigt worden, ſofort zum *Landesgeſetz* werde. Iſt ein Vertrag Landesgeſetz, ſo bindet er den Congreß ſo gut wie jeden andern Zweig der Verwaltung, und wie er das Volk überhaupt bindet, ſo lange er in Kraft bleibt und nicht aufgehoben wird. Das Haus der Repräſentanten ſteht nicht über dem Geſetz, es hat keine dispenſirende Gewalt. Es kann Geſetze machen und aufheben, ſofern der Senat und der Präſident mit einſtimmen; aber ohne dieſe Beſtimmung bindet ein Geſetz in Geſtalt eines Staatsvertrages das Haus der Repräſentanten eben ſo gut, als ein Geſetz in Geſtalt einer Congreßakte, oder ein Verfaſſungsartikel, oder ein zu Recht beſtehender Contrakt. Der Beweis zu Gunſten der bindenden und zwingenden Gültigkeit eines jeden vom Präſidenten und vom Senat eingegangenen Vertrages iſt ſo klar und handgreiflich, daß er vermuthlich der ganzen Bürgergemeinde dieſe Ueberzeugung mitgetheilt hat, und ſie mag jetzt als der Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten. In dieſem Sinn hat auch das Haus der Repräſentanten im Jahr 1816[2] ſich ausgeſprochen, und die *Reſolution von 1796 würde jetzt nicht mehr wiederholt werden.*"

---

[1] Dies ſcheint ein Irrthum zu ſeyn; nach *Marshalls* Angabe wenigſtens datirt die Reſolution vom 24. März, und *Waſhingtons* Antwort vom 30. März.

[2] Eine Congreßakte vom 1. März 1816 erklärte für null und nichtig jedes Geſetz, welches britiſche Schiffe und Güter höher beſteuern würde, als der Vertrag zuläßt. *Bradford* History of the Federal Government 239. (Boſton, 1840). Die Botſchaft *Waſhingtons* vom 30. März 1796 ſteht bei *Marshall*, Life of Washington 5, 733.

Unter Beziehung auf diese Stelle von Kent sagt Wheaton in seinem Völkerrecht:[1] da durch die Verfassung der V. Staaten Verträge, durch den Präsidenten mit Rath und Zustimmung des Senates ratificirt, als „oberstes Landesgesetz" erklärt seyen, so scheine vorausgesetzt zu werden (understood), daß der Congreß verpflichtet sey, das im Namen des Volkes gegebene Wort einzulösen, und die zur Ausführung erforderlichen Gesetze zu erlassen.

Story, der minder bedeutende Controversen ausführlich erzählt, hat diese ganz unberührt gelassen. Er bemerkt nur, die Befugniß der Schließung von Verträgen finde in der Verfassung selbst ihre Schranke; kein Vertrag dürfe enthalten, was den Grundgesetzen widerstreben oder sie vernichten würde. „Ob es noch andre Schranken jener Befugniß gibt," sagt er ferner, „und solche, die mit Nothwendigkeit aus dem Organismus der Staatsgewalten sich ergeben, das wird künftig zu erwägen seyn, wenn das Bedürfniß sich herausstellen wird."[2]

Wir wagen nicht zu errathen, ob er an solche Fragen gedacht, auch nicht, weßhalb er es bei der bloßen Andeutung hat bewenden lassen. Der Vorfall im Senat zeigt aber, daß Kent sich faktisch geirrt, wenn er glaubt, alle Welt sey mit der von ihm dargelegten Ansicht einverstanden. Die Resolution von 1796 freilich ist nicht wiederholt; die Sache ist gar nicht bis ins Haus der Repräsentanten erwachsen. Aber das Auffallende ist, daß der Senat die Initiative ergreift, dem Congreß sein ungeschmälertes Recht der Zollgesetzgebung zu vindiciren. Der Resolution von 1796 wird insofern entgegengekämpft, als der Congreß und die Nation durch Verträge, sobald sie ratificirt sind, gebunden erklärt wird. Aber der Senat soll nicht Verträge ratificiren, durch welche die verfassungsmäßige Befugniß des Congresses geschmälert würde. Was zunächst aus dem Ausschußbericht hervorgeht, ist das Bestreben, den Zollvereinsvertrag gleich an der Schwelle zu beseitigen, und die vollziehende Gewalt in der Ausübung ihrer Befugnisse, selbst auf Kosten der Prärogative des Senates, zu beschränken.

---

[1] Elements 1, 296.

[2] Comment. on Const. 3, 255.

Für jede Macht, die im Fall iſt mit den Vereinigten Staaten zu unterhandeln, würde es ſehr wünſchenswerth ſeyn, wenn die Amerikaner durch eine authentiſche Erklärung über dieſen beſtrittenen Punkt ihrer Verfaſſung ſich einigen wollten. In den Verfaſſungsſtaaten Europas ſcheint ein ähnlicher Zweifel überall nicht obzuwalten. Nichts iſt bekannter, als daß in England die Krone für ſich allein Staatsverträge ſchließt und ratificirt, und daß die übliche Mittheilung ans Parlament nicht erfolgt, um die Verträge der Genehmigung des Parlaments zu unterſtellen, ſondern um dem Parlament die Möglichkeit zu geben, die Verantwortlichkeit der Miniſter auch in Bezug auf die auswärtige Politik geltend zu machen: denn nicht über die Gültigkeit des Vertrages, ſondern über die Fortdauer des Miniſteriums entſcheidet diejenige Abſtimmung, welche an die Vorlegung eines Vertrages ſich knüpfen mag. Ebenſo bekannt aber iſt, daß Verträge, zu deren Ausführung ein Geſetz erforderlich iſt, nur erſt dann in vollſtändige Wirkſamkeit treten können, wenn das Parlament dieſes Geſetz angenommen hat, wenn gleich die Ratifikation abſeiten der Krone längſt erfolgt iſt. Die Utrechter Verträge gaben Anlaß zu einer Anklage gegen die Miniſter: aber außer Kraft geſetzt wurden nur zwei Artikel des Handelsvertrages mit Frankreich; die Bill, welche die entſprechenden Beſtimmungen ſanctioniren ſollte, fiel im Unterhauſe durch.[1] In unſern Tagen haben wir geſehen, daß eine Stipulation im britiſch-öſterreichiſchen Vertrag vom Juli 1838 ein todter Buchſtabe blieb, weil ſie der Navigationsakte zuwiderlief; ausgeführt konnte ſie erſt werden, nachdem eine Bill die Abweichung zum Geſetz erhoben hatte.[2]

Unter den deutſchen Verfaſſungen iſt es die württembergiſche, die (in Erinnerung an das „alte, gute Recht") den Ständen die ausgedehnteſte Befugniß der Prüfung von Staatsverträgen einräumt. Es kann „ohne Einwilligung der Stände durch Verträge mit Auswärtigen kein Theil des Staatsgebiets und Staatseigenthums veräußert, keine neue Laſt auf das König-

---

[1] Lord Mahon: History of England from the peace of Utrecht 1, 24. Wallace (der Fortſetzer von Mackintosh): Hist. of Engl. 9, 293.

[2] Cargill The Austrian Treaty analyzed. London, 1841.

reich und seine Angehörige übernommen, und kein Landesgesetz abgeändert oder aufgehoben, keine Verpflichtung, welche den Rechten der Staatsbürger Eintrag thun würde, eingegangen, namentlich auch kein Handelsvertrag, welcher eine neue gesetzliche Errichtung zur Folge hätte, und kein Subsidienvertrag zur Verwendung der königlichen Truppen in einem Deutschland nicht betreffenden Kriege geschlossen werden."[1] Es fehlt viel, daß andere Verfassungen deutscher Einherrschaften der Volksvertretung die gleichen Rechte im selben Umfang zugestanden hätten. Dennoch aber zeigt die tägliche Praxis, daß der Grundsatz in anerkannter Wirksamkeit steht, soweit gesetzliche Einrichtungen zur Ausführung der Verträge nöthig sind. Kommen wir auf das braunschweigisch-hannoverische Protokoll vom 14. Februar 1841 zurück; der dritte Artikel lautet: „Hannover und Braunschweig bevorworten ausdrücklich, wie die allerhöchste und höchste Ratifikation der, wegen Fortsetzung des Steuervereins unterm 21. Dec. v. J. vollzogenen Verträge *nur* unter der Voraussetzung erfolgt sey, daß die Ständeversammlungen des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig ihre *verfassungsmäßige Mitwirkung* zur Ausführung der vertragsmäßigen Bestimmungen *nicht versagen* werden, widrigenfalls keine der hohen contrahirenden Regierungen an die Verträge gebunden ist." Die *Kurhessische* Regierung brachte am 28. Februar 1840 die Ergebnisse der Weserschifffahrts-Commission zur öffentlichen Kunde, nachdem „zu den in den Artikeln 4 und 5 enthaltenen Abänderungen der bisherigen Zollsätze die landständische Zustimmung" erfolgt war.[2] In gleicher Weise werden die Bestimmungen der

---

[1] Württemb. Verf. Urk. §. 85. Der §. 86 lautet: „Der König wird von den Traktaten und Bündnissen, welche von ihm mit auswärtigen Mächten angeknüpft werden, die Stände in Kenntniß setzen, sobald es die Umstände erlauben." Diese Bestimmung erinnert an die englischen Gewohnheiten. Schade nur, daß die deutschen Verfassungen nicht gesichert sind, und daß die Verantwortlichkeit der Minister ohne Bedeutung ist, solange nicht dieselbe Oeffentlichkeit auf die Verhandlungen des Bundestags, vollends nicht auf so wichtige Dinge, wie die bekannten Wiener Beschlüsse von 1834 ausgedehnt wird.

[2] N. Recueil gén. 1, 19.

mehr gehabt und seine Rückzugslinie auf Brandeis gesichert haben. Es war eine halbe Maßregel, diese 20,000 Mann aus dem Spiel zu setzen, und sie strafte sich auch; und daß sie nicht schlimmere Folgen hatte, als deren wirklich eintrafen, mag der Feldmarschall Daun verantworten.

Eine rein taktische Anwendung erhält der oben aufgestellte Satz in dem Gebirgskriege, in dem Cordonssysteme, in der Vertheidigung durch verschanzte Linien u. s. w. Schon Machiavell erklärt sich gegen das Decken ganzer Länder durch feste Stellungen, und will, daß man dem Feinde entgegen gehe, oder ihn hinter den Gebirgspässen erwarte. Heut zu Tage ist über diesen Satz kein Zweifel mehr, und der Erzherzog Karl hat in seinem Werke über den Feldzug von 1799 diesen Gegenstand auf eine Weise erschöpft, daß nichts mehr hinzu zu setzen, desto mehr aber daraus zu lernen ist.

Es ist Grundsatz, daß die Vereinigung verschiedener Heerestheile nie in der Nähe des Feindes vor sich gehen müsse; Friedrich II. zog jedoch im Jahr 1757 mit zwei auf sechszig Wegstunden von einander getrennten Heeren zur Eroberung von Böhmen, und diese Heere vereinigten sich bei Prag, nicht tausend Schritte vom feindlichen Lager entfernt. — Bei Leipzig vereinigten sich die Heere der Verbündeten im October 1813 in dem Augenblick der bereits begonnenen Schlacht, und während Napoleon in der Mitte dieser Heere stand. — An der Berezina erhielten im Jahr 1812 Wittgenstein und der Admiral Tschitschagoff, als noch der Eine an der Düna, der Andere in der Moldau stand, ihren Vereinigungspunkt, und zugleich den Auftrag, zu einer militärischen Unternehmung dadurch mitzuwirken, die ohne sie nicht gelingen konnte; beide kamen ihrer Weisung nach und gaben den Franzosen am 27. November die Schlacht an der Berezina.

Es fehlt an Beispielen ähnlicher Art in der Kriegsgeschichte nicht, aber stoßen sie den Grundsatz um? — Nein, sie beweisen nur, daß es mit dem Wortglauben nicht gethan ist, — daß ein scharfes militärisches Auge genau die Umstände erwägen muß, in welchem ein festgestellter und an sich richtiger Satz eine Ausnahme leidet. Dies ist jederzeit der Fall, sobald die Hauptrücksicht, weßhalb er als Regel angenommen wurde, durch die Verhältnisse in keinen Betracht kommt. Hauptrücksicht des oben genannten Satzes ist, daß man dadurch theilweisem Geschlagenwerden ausweiche. In

neueſten Elbſchifffahrts-Additionalakte der Zuſtimmung der ſächſiſchen Stände bedürfen. Der Grundſatz wenigſtens iſt von bewährten[1] Schriftſtellern über das ſächſiſche Staatsrecht anerkannt.

5. Hamburg und die übrigen Elbuferſtaaten (1844).

Nach dem oberſten Grundſatz der hamburgiſchen Verfaſſung beſteht das Kyrion, das höchſte Recht und Gewalt, wie unſre alten Grundgeſetze reden, es beſteht die Souveränetät, die, ungeſucht wahrlich und unbegehrt, für die freie Hanſeſtadt aus den Trümmern des Reiches hervorwuchs, bei dem Senat und der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft in untrennbarer Gemeinſchaft und zuſammen, nicht aber ausſchließlich bei einem oder dem andern Theil. Eine Verſammlung, die als Mitinhaberin der höchſten Gewalt auftritt, wird Niemand mit irgend einer Volksvertretung verwechſeln. Es iſt nicht eine Ständeverſammlung, die man brusquiren, die man, wenn ſie widerſpenſtig wäre, nach Hauſe gehen laſſen, an deren Stelle man eine andre, fügſamere, könnte wählen laſſen. Es iſt überall keine Verſammlung von Repräſentanten (und allerdings nur der beſchränkte Umfang einer Stadtgemeinde macht es möglich, ohne das Repräſentativſyſtem auszureichen); Jeder erſcheint aus eigner Berechtigung, ſey's nun vermöge eines beſtimmten, unbelaſteten Grundbeſitzes, oder weil das Vertrauen ſeiner Mitbürger ihn zu einem Ehrenamt berufen hat, das auch ohne Grundbeſitz ihn verfaſſungsmäßig zum Beſuch der Bürgerſchaft berechtigt.

Seitdem Hamburgs Rath und Bürger Receſſe miteinander aufgerichtet, hat der Rath das Recht der Unterhandlung mit Auswärtigen nicht ohne Mitwiſſen „verordneter Bürger", das Recht der Verträge nicht ohne Zuſtimmung der Bürgerſchaft geübt. Der ſchwere Zorn der Bürger hatte in der zweiten Hälfte

---

[1] Gründer Beiträge zum ſächſ. Staatsrecht §. 47. S. 69. „Wenn es zur Ausführung der Verträge ſolcher Einrichtungen oder Geſetze bedarf, bei denen die ſtändiſche Berathung und Kenntnißnahme competenzmäßig eintritt." — Zu demſelben Sinn Bülau ſächſ. Verfaſſungsrecht §. 17. S. 69 und §. 39 S. 202.

des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in einer Zeit der bürgerlichen Unruhen, diejenigen Mitglieder des Raths betreffen, welche mit den Herzogen von Lüneburg-Celle geheime Verträge, im Hinausblick auf ungewiſſe, vom Nimweger Friedenswerk erwartete Vortheile, eingeleitet, und welche geglaubt hatten, durch die Zuſtimmung bürgerlicher Ausſchüſſe die Umgebung der Bürgerſchaft entſchuldigen zu können. In einer Zeit der bürgerlichen Eintracht, vor wenigen Decennien, hat die Bürgerſchaft bei der verſpäteten Anzeige des Beitrittes zu einem Bündniß, das übrigens zu keiner beſondern Leiſtung verpflichten ſollte, den Ausdruck ihrer Empfindlichkeit[1] nicht zurückgehalten.

Für unruhigen, weitſpähenden, wenn auch vielleicht patriotiſchen Ehrgeiz — für geheime Verträge — für geheime Artikel offener Verträge — bietet eine ſolche Verfaſſung keinen Spielraum. Möglich, daß uns dadurch einmal ein Vortheil entgeht; im Intereſſe der Staatsmoral mögen wir uns aufrichtig Glück dazu wünſchen, daß es ſo iſt. Aber läuft vielleicht eine mühſam und umſichtig beendigte Unterhandlung Gefahr, ihr Ergebniß an unbegründetem, unvorhergeſehenem Widerſpruch zuletzt ſcheitern zu ſehen? Erſchwert jenes unzweifelhafte Widerſpruchsrecht der Bürgerſchaft den glücklichen Ausgang einer Unterhandlung, gibt es wohl gar (wie man hat behaupten wollen) denjenigen Grad der Ungewißheit, daß die Unterzeichnung eines Bevollmächtigten einen verhältnißmäßig geringen Grad von Vertrauen zu wecken geeignet wäre? Man kann erwidern, daß dieſe Uebelſtände nicht in höherem Maße vorhanden ſind, als in andern Verfaſſungsſtaaten; vielmehr in *geringerem* Maße, wenn gleich anderwärts der vollziehenden Gewalt eine mit beſchränkteren Befugniſſen ausgerüſtete Verſammlung gegenüberſtehen mag. Und zwar aus zwei Gründen. In der Stellung des Senates liegt Nichts, was ihm einen, von der Anſicht der Bürger weſentlich abweichenden Standpunkt bei der Beurtheilung der Staatsintereſſen

[1] 27. Nov. 1817. „Erbgeſeſſene Bürgerſchaft genehmigt den Beitritt Hamburgs zu der heiligen Allianz, vermeint aber dadurch keineswegs Erbgeſeſſener Bürgerſchaft das Recht einer früheren Mitwirkung bei künftigen Fällen dieſer Art zu vergeben.“ Lohmann Hamb. Rath- und Bürgerſchlüſſe 2, 15. Zum Beitritt zur deutſchen Bundesakte hatte die Bürgerſchaft ihre „völlige und freudige“ Zuſtimmung ertheilt.

empfehlen könnte. Und wo nur immer das Handelsintereſſe in Betracht kömmt, da entſcheidet der Senat (wenn gleich auch ſeinerſeits mit kaufmänniſcher Intelligenz ausgerüſtet) in der Regel niemals, ohne den Beirath und das motivirte Gutachten der Commerz-Deputation (der freigewählten Vorſteher der Kaufmannſchaft) vernommen zu haben. Bei ſchwierigeren Verhandlungen läßt die Verfaſſung noch das Mittel zu, daß die Bürgerſchaft Männer des Vertrauens aus ihrer Mitte bevollmächtigt, um, auf das Geheimniß verpflichtet, mit der oberſten Staatsbehörde das Geſchäft der Leitung der Unterhandlungen zu theilen. Solche Deputirte werden die Zuſtimmung, die ſie, im vollen Beſitz aller Daten, und mit Würdigung aller Verhältniſſe ertheilt, auch in der Bürgerſchaft zu rechtfertigen wiſſen. Auf die Erwählung einer ſolchen Deputation anzutragen, hatte der Senat bei Gelegenheit der Reviſion der Elbſchifffahrts-Akte nicht für nöthig erachtet.

Die Dresdener Verträge vom 13. April 1844 wurden am 25. Juli der Bürgerſchaft vorgelegt. Die Bürgerſchaft verweigerte ihre Zuſtimmung.

Die Reviſion der Elbſchifffahrts-Akte war, aller Hamburgiſchen Anforderungen ungeachtet, ſechszehn Jahre über die 1824 vertragsmäßig feſtgeſtellte Friſt hinaus verſchleppt worden. Zwanzig Monate lang hatten die Verhandlungen gedauert. Was war das Ergebniß?[1]

Man fand (und das war allerdings für den erſten Bürgerſchluß das Entſcheidende), man fand den Stader Zoll feierlich anerkannt und zum allererſten Male mit einer völkerrechtlichen Sanction in einer Ausdehnung verſehen, welcher Hamburg, als einer willkürlichen Ueberſchreitung des geſetzlichen Maßes, eine ununterbrochene Reihe von Proteſten entgegengeſtellt hatte. Auf fünf und zwanzig Jahre hinaus ſollte der jetzt zugelaſſene Tarif feſtſtehen. Ein Maximum (mit Bezug auf inzwiſchen eintretende Veränderung der Waarenpreiſe) war wohl verabredet, aber die Nichtüberſchreitung deſſelben bei dreizehn Hauptartikeln des Verkehrs von dem guten Willen der Zollherrſchaft abhängig gemacht.

[1] Das Für und Wider — Augsb. Allg. Zeitung 1844. N. 274; 277; 286. Vergl. Weſer-Zeitung, 1844. N. 231; 233.

Der Senat hatte „sein Bedauern darüber nicht verbergen," daß das als gesetzlich behauptete Prinzip, „aller Vorstellungen unerachtet, die Anerkennung der übrigen contrahirenden Regierungen nicht hatte finden können." In demselben Sinn, als ein pis-aller, empfahlen die Commerz-Deputirten die Annahme der Verträge. Mochten diese Männer auch vor der vom Senat angeordneten Unterzeichnung der Verträge sich überzeugt haben, daß bessere Bedingungen nicht zu erlangen seyen — man wußte doch, daß ihnen, dem Senat gegenüber, in ihrer Stellung kein Veto zugestanden hätte, um ihrer Ueberzeugung, wenn sie etwa eine entgegengesetzte gewesen wäre, Wirksamkeit zu geben.

Man fragte nun, ob denn in Deutschland nirgends Recht zu finden sey? Ob nicht beim deutschen Bund, ob nicht bei einer Austrägal-Instanz? Ob man vor den Nachkommen verantworten könne, ohne den Versuch einer Vertheidigung ein Recht hinzugeben, das in Erwartung besserer Zeiten (auch der Elsflether Weserzoll sey endlich über Bord gegangen) unsre Alten durch ihr unverdrossenes Protestiren für uns gewahrt?

Und der Hauptgesichtspunkt: dies sey nicht ein Hamburgisches Interesse. Ob man wohl vor den Bevölkerungen allen, die am deutschen Elbstrom wohnen, es verantworten könne, ohne Weiteres einzuwilligen? Ob nicht Deutschland ein Recht habe, von der freien Bürgergemeinde seiner ersten Handelsstadt zu erwarten, daß sie nicht die Einsicht allein, nein auch den festen Willen habe, das Interesse des deutschen Elbverkehrs, so viel an ihr sey, zu vertreten? Neue Unterhandlungen anzuknüpfen, möge schwierig seyn; aber Hamburg habe etwas in die Wagschale zu legen. Wenn Hannover über unsere Privilegien mit uns rechte, wenn es leugne, daß durch Kaiser Friedrich Barbarossas Freibrief auch das Gut derjenigen Bürger entfreit sey, welche außerhalb der Ringmauern in der Vorstadt wohnen, so sey es vielmehr Hamburgs würdig, seine Stimme dafür zu erheben, daß alles deutsche Gut auf allen deutschen Schiffen eben so gut befreit werde, als hamburgisches Bürgergut auf Bürgerschiffen. Möge die Billigkeit eine Entschädigung der Zollherrschaft erheischen, wohl; auch Hamburg müsse zur Ablösung beizusteuern bereit seyn, und zwar über dasjenige Maß hinaus, das der unbestrittene Umfang seiner Privilegien sonst

vorzeichnen würde. Eine Unterhandlung, auf solcher Grundlage neu angeknüpft, eine Unterhandlung, bei welcher Hamburg auf jegliches Vorrecht verzichtend, für das gleiche Recht aller Deutschen strebe und zu freiwilliger Leistung bereit sey, die werde, von der öffentlichen Meinung in Deutschland getragen, auch im Stande seyn, des Elbstroms Fesseln zu lösen.

Nun — vor allen Dingen ward Verlängerung der Frist für den Austausch der Ratifikationen gesucht und ausgewirkt. Erst am 4. September wiederholte der Rath seinen Antrag; die Bürgerschaft schlug wieder ab. Und am 12. September zum drittenmal.

Wäre der Beschluß vom 25. Juli nur das Werk augenblicklicher Aufregung gewesen, die Zwischenzeit hätte wohl hingereicht, jene sich legen zu lassen. Aber in der Zwischenzeit gerade hefteten prüfende Blicke sich auf die andern Partieen der Verträge. Wenn nicht geleugnet ward, noch geleugnet werden konnte, daß der Staderzoll wenigstens *geregelt* worden, und daß jeder Rechtszustand ein Fortschritt sey, im Vergleich gegen die Willkür; wenn anerkannt ward, daß *endlich* auch für die Austiefung des Stromes Etwas verheißen wurde (der trockne Sommer von 1842 hatte gelehrt, *wie sehr* es Noth thut): so fand man dagegen unbegreiflich, daß die *oberelbischen* Zölle auf der alten Höhe verharren sollten, während die Uferstaaten anderer deutschen Ströme wetteiferten, diese von übertriebenen Lasten zu befreien. Mochten politische Rücksichten es empfehlen, die Zolleinkünfte einiger Regierungen zu schonen; dem schlichten Bürgerverstand leuchten solche Rücksichten nicht ein; Jeder ist verpflichtet, nach eigner Ansicht und Ueberlegung zu handeln. Auch in Magdeburg, auch in Dresden schien der Handelsstand mit ernster Besorgniß die Belastung der Elbe in Vergleich mit andern bevorzugten Verkehrstraßen zu prüfen. Jedenfalls, die Abstimmung der Bürgerschaft Hamburgs sollte, Angesichts der Völker und Fürsten des deutschen Vaterlandes, den unzweideutigen Ausdruck der Ueberzeugung darlegen, daß dem deutschen Elbstrom sein Recht nicht geworden.

Es ist klar: diese Ueberzeugung konnte vollkommen gegründet seyn (was eigentlich Niemand in Hamburg bestritten hat), und die ganze Lage der Sache konnte doch die Ratifikation, alles wohlerwogen, als das Rathsamste erscheinen lassen. Man konnte selbst den Beschluß der Ratifikation mit dem kräftigsten Ausdruck

jener Ueberzeugung verbinden. Das würde denn auch wohl am 12. September allgemeiner, als es der Fall war, geschehen seyn, wenn es sich nicht herumgesprochen hätte, daß auf diplomatischem Wege Vorstellungen, aus Anlaß der ersten Weigerung der Bürgerschaft bieher gelangt seyen. Gewiß konnten sie nur von der wohlwollendsten Gesinnung eingegeben seyn; gewiß auch wird der Senat seine Pflicht gethan, und wird in einer Weise erwidert haben, daß jedes Verkennen der Grundsätze der Verfassung, jeder mit der Würde und Selbstständigkeit des Freistaates unvereinbare Gedanke unbedingt beseitigt ward. Aber es war doch gar nicht uneben, daß die Bürgerschaft auch ihrerseits ganz unzweideutig darthat, daß sie dem Einfluß anderer Rücksichten, als der eignen, freien Ueberzeugung nicht zugänglich, daß sie keinenfalls einzuschüchtern sey. Das war der moralische Werth der Abstimmung vom 12. September.

Man weiß, daß damit die Sache nicht zu Ende war. Die hamburgische Verfassung gibt ein Mittel an die Hand, um bei andauernden Dissensen zwischen Rath und Bürgerschaft eine Entscheidung herbei zu führen, sofern eine solche, der Sachlage nach, dringend erforderlich ist. Der Senat trug auf dies Mittel an. Ohne Zweifel war der Senat, den mitkontrahirenden Regierungen gegenüber, in Folge der Unterschrift des von ihm instruirten Bevollmächtigten verpflichtet, auch dies, das äußerste Mittel zu versuchen. Ob die Bürgerschaft verbunden war, sich das Mittel gefallen zu lassen, und auch ihrerseits die Entscheidung einer außerordentlichen Behörde zu übertragen, ist eine andere Frage, die ausschließlich dem hamburgischen Staatsrecht angehört und hier nicht erörtert werden soll.

Indessen, die Bürgerschaft wählte auch ihrerseits Deputirte, und sie that wohl daran, sofern sie nicht sich entschließen konnte, den Widerspruch selbst aufzugeben. Es mochte zweckmäßig seyn, einem engeren Kreise von Männern, die von dem Ernst ihrer Sendung, von der Bedeutung ihrer ganz besondern Verantwortlichkeit durchdrungen waren — es mochte zweckmäßig seyn, dem ruhigen Ernst eines solchen Kreises die letzte Entscheidung anheimzugeben.

Man hat in öffentlichen Blättern das Institut der „Entscheidungs-Deputation" so dargestellt, als wenn es ein Ueber-

gewicht in die Hände des Senats legte. Dies ist sehr ungenau. Das Institut ist der hamburgischen Verfassung eigenthümlich, es ist aus langen Kämpfen hervorgegangen, und ist bestimmt, den Grundsatz durchzuführen, daß die einseitige Entschließung des Senats ohne die Zustimmung der Bürgerschaft, daß der einseitige Bürgerschluß ohne die Einstimmung des Rathes, Nichts entscheidet, daß nur der einstimmige Wille bei den Staatsfaktoren Gesetzeskraft hat. Können sie sich nicht einigen, so stellt die Verfassung zu dem einzigen Zweck der benöthigten Entscheidung im einzelnen Fall, über Beide eine Behörde, in welcher beide Staatskörper zu gleichen Theilen repräsentirt sind, eine Behörde, welche binnen 14 Tagen zu sprechen verpflichtet ist, und welche spurlos verschwindet, sobald sie gesprochen hat. Ersinne man, wenn man kann, eine Einrichtung, welche republikanischen Institutionen mit solcher Grundlage besser angepaßt wäre. Wäre die Möglichkeit eines Uebergewichts gegeben, so würde es auf die Seite der Bürger sich neigen. Denn die Bürgerschaft wählt ihre Deputirten, deren Zahl das Loos nachher verringert. Dem Senat schreibt die Verfassung vor, seine Deputirten aus seiner Mitte auszulosen. Eine starke Majorität der Bürgerschaft kann Solche und nur Solche deputiren, die mit der Majorität gestimmt haben. Das Loos kann Senatsmitglieder treffen, die im Senat in der Minorität stimmten.

Sobald die Entscheidungs-Deputation gewählt war, ging durch die ganze Stadt die Meinung, daß sie ratificiren würde. Und man beruhigte sich bei dieser Erwartung, beruhigte sich unter Anderem mit dem Gedanken, daß die hohen Elbzölle doch würden ermäßigt werden müssen, wenn sich herausstelle, daß der Elbverkehr nicht mit andern Verbindungswegen, nicht einmal mit den Eisenbahnen würde Conkurrenz halten können; daß eine schwindende Einnahme die Staaten über die wahren Interessen aufklären, und daß keine Ratifikation im Stande seyn werde, den Tarifen, wie sie vorlagen, den Stempel unveränderter Dauer aufzudrücken.

Die Deputation entschied am 17. September für die Ratifikation der Dresdner Verträge.

XXII.

Sprachreinigung.

Nach mehr als drei Jahrhunderten, während welcher der geistige Verkehr unseres Volkes durch erleichterte Mittheilungsmittel in beständiger Bewegung, ja meist in stätiger Zunahme war, sind wir noch weit vom Ziele, welches dem denkenden Deutschen nicht als Markstein, aber als freundliche Ruhebank vorschwebt, auf welcher er sich der Ausbildung, Bestimmtheit und der allseitigen gelenkigen Anwendbarkeit seiner Muttersprache erfreuen darf. Wie in dem Leben unseres Volkes überhaupt, ist Vieles geschehen, ist erfreulicher Vorschritt bemerkbar, aber mehr noch ist übrig zu thun, und der Ueberreichthum des zu bearbeitenden Stoffs droht nicht nur die Kräfte des einzelnen beharrlich fleißigen Bearbeiters zu Schanden zu machen, sondern er würde auch schwer von einem Vereine zu gewältigen seyn, welcher mit organisirten Kräften sich ausschließlich nur mit Jenem beschäftigen wollte. Während hochbegabte Geister uns auf einer Seite bedeutend vorwärts bringen, sinkt auf der andern unsere Schriftsprache häufig in die liederlichste Vernachlässigung zurück, und wir müssen fürchten, das Ausland mache uns den Vorwurf, unsere Sprache beginne zu faulen, ehe sie reif sey; denn bereits bezeichne man die letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts mit dem Namen des goldenen Zeitalters unserer Literatur, ehe das Ausland so recht eigentlich Notiz von unseren geistigen Hervorbringungen nehme.

Wirklich muß das Bild eines Werkes von ungefähr zwölf Folianten uns vor die Seele treten, wenn wir uns sämmtliche in deutschen Landen üblichen und üblich gewesenen Worte, ihren Ursprung, ihre nächste Verwandtschaft, Bedeutung und Heimat

verzeichnet denken. Für die gewöhnlich im Leben vorkommenden Gegenſtände gibt es meiſt zwei ſynonyme verſchiedene Wurzeln. Man möchte oft unſere Sprache mit zuſammengewachſenen Zwillingen vergleichen, deren Jeder leichter und bequemer ſich bewegen würde, wenn er vom Andern losgeſchält wäre.

Dieſelbe Mannigfaltigkeit der Geſtaltung war in den Dialekten Deutſchlands ausgeprägt, welche im ganzen Bereiche des ſtaatlichen und häuslichen Lebens ſich zeigte, verſchwimmend, je nach der Leichtigkeit der Verbindungsmittel, hartnäckig in Gebirge, Wald oder Sumpf, in den höheren Schichten der Geſellſchaft minder ſcharf umriſſen, als in den mittleren und unteren. Hier iſt jedoch eine Ausnahme zu bemerken, je nach Verſchiedenheit der Glaubensformen. Die proteſtantiſchen Höfe befliſſen ſich eines guten, möglichſt dialektfreien Deutſchen, während es an katholiſchen Höfen herkömmlich war, die Provinzialſprache mit möglichſter Virtuoſität zu ſprechen, dagegen im Familienkreiſe ſich einer fremden Sprache zu bedienen. Auch in den Benennungen der verſchiedenen Theile der Staatsmaſchine war das Vorherrſchen der Fremdſprachen in katholiſchen Kanzleien bemerkbar.

Es kann daher nicht befremden, wenn unſere Sprache auf dem beſten Wege war, ein Gemengſel von Deutſchem und Romaniſchem zu werden, wie das Engliſche es iſt. Wien hatte durch das damals offiziell und geſellſchaftlich lateiniſche Ungarn, durch die italieniſchen Provinzen und durch ſpaniſche und italieniſche Kaiſerinnen der romaniſchen Elemente übergenug, und in Berlin bildeten die Hugenotten den Kern der Bürgerſchaft und des Heeres. Peter der Groſſe handelte als Slawe folgerechter, er ſchloß mit der europäiſchen Bildung, welche er ſeinen Ruſſen aufzwingen mußte, ſich an die Nachbarn, die Deutſchen an, während dieſe ihrer Volksthümlichkeit ſich beinahe ſchämten. Die Kraft, welche von der Pleiße bis Narwa die Völker geiſtig umgewandelt hatte, wollte er nun für ſeinen Zweck benutzen. Friederich der Zweite dagegen war in ſeiner Kindheit von einem ganz andern Franzoſenthum umgeben, als es die Ausgewanderten, die Abbés und die Bonnen in ſpäteren Zeiten nach Deutſchland gebracht haben. Es war die durch den verfolgten Glauben getragene Sittenſtrenge, die höhere Bildung und geiſtige Thätigkeit

der Geflüchteten, welche sein nachheriges Franzosenthum erklärt und entschuldigt. Er nahm ganz auf, was die übrigen Deutschen alle in sich aufzunehmen sich bemühten, was sie aber nur halb und linkisch aufnahmen. Von dem heillosen Wesen jener Zeiten geben noch die ärmlichen Nachahmungen von Versailles, die Maitressenwirthschaften eben so erbauliche Kunde, als die Bücher, welche jetzt höchstens nachgeschlagen werden, und uns nur in neuverdeutschten purgirten Ausgaben genießbar seyn würden.

Wir sind genöthigt, frühere Zustände zu durchforschen, wenn wir uns Artung, Ausartung und Rückkehr zum Besseren bekannt machen wollen. Die Sprache ist eine Geschichte des geistigen Lebens jedes Volkes, sie verschweigt die Fehler desselben nicht, und pflegt seine guten Eigenschaften in stiller Liebe. Sie legt Zeugnisse ab von den Erfolgen einzelner leitender Geister, häufiger aber von dem stillen Wirken unabhängiger Entwicklung, oder von aufgedrungenen ausländischen Einflüssen. Nehmen wir den Beginn des 16. Jahrhunderts zum Ausgangspunkte. Bereits wirkte die Buchdruckerkunst, bereits war die neue Welt entdeckt, aber noch ging der große asiatische Handelsweg durch Deutschland; noch blühten seine freien Städte, noch bauten sie an Domen und Ringmauern fort, noch waren die Bürgerschaften reich aber mäßig, wehrhaft aber gehorsam, fromm aber fröhlich, aber bereits großen politischen Strebungen und Strömungen entfremdet, wie nur allein die Einheit der Regierungsgewalt sie geben kann. Die sassische Sprache herrschte von Ryssel bis an die Elbe und jenseits dieser in den germanisirten Grenzmarken, von der Eider herab bis wo die Werra sich sassisch umtauft. Von da ab fränkisch thüringischer Dialekt, langgestreckt von den Ardennen bis über die Saale, und erobernd über diese hinaus bis wo die Oder schiffbar wird, um Böhmen herum, dessen Ur.inwohner in die Gebirge zurückgedrängt, an deutscher Rede festhielten. Dann nach Süden die beiden alten Ansiedelungen Mitteldeutscher in den Städten der Zips und in Siebenbürgen. Bayrische Sprache herrschte mit einiger Abschattung in den östlichen Marken unter germanisirten Slaven und deutschen Einwanderern bis an die Waag und Raab vor. Die oberdeutsche Mundart war, nach Allem zu schließen, der jetzigen schweizerischen

den angegebenen drei Beispielen war dies im ersten möglich, im zweiten und dritten unwahrscheinlich. Wenn man daher Friedrich II., trotz des Erfolges, eines Fehlers im Entwurfe zeihen muß, so haben dagegen die Feldherrn der Verbündeten und Russen in den Jahren 1813 und 1812, höheren Rücksichten folgend, durch das Abweichen von derselben Regel einen Beleg ihrer Weisheit gegeben.

Der Prinz Karl von Lothringen stand mit 70,000 Mann in und bei Prag, während der König mit 40,000 Mann auf dem linken Ufer der Moldau vor dieser Hauptstadt und der Feldmarschall Schwerin, der ein österreichisches Corps vor sich hertrieb, mit 30,000 Mann auf dem rechten Elbeufer, sechs Wegstunden vor Prag, erschien. Beide hatten, wenn sie sich vereinigen wollten, über Flüsse zu gehen, und zwar im Angesichte eines stärkeren Feindes, der beide Ufer der Moldau und das Land bis zur Elbe beherrschte, also entweder den Feldmarschall Schwerin über diesen letztern Fluß zurückwerfen und bei dieser Gelegenheit aufreiben, oder den König auf dem linken Moldauufer selbst angreifen konnte, so lange er noch zwischen sich und Schwerin die Moldau und Elbe hatte, oder noch besser dann erst, wenn er seinen Uebergang der Moldau schon zum Theile bewerkstelligt haben würde. Nichts von allem diesem geschah; sondern Schwerin und der König vereinigten sich ohne Widerstand, und besiegten, wie es gerecht war, den Prinzen in der Schlacht vor Prag. — Aber noch mehr: Daun mit 30,000 Mann stand zwei Tagmärsche vor Prag. Der Prinz von Lothringen wußte diese zwei Tage nicht zu gewinnen. Er hätte den König so lange an der Moldau beschäftigen sollen, oder noch besser, er hätte ihn den Uebergang beginnen lassen sollen, den er in der Nacht vom 5ten zum 6ten Mai wirklich bewerkstelligte, im gehörigen Zeitpunkte aus Prag auf dem linken Ufer ausbrechen, bis an die Brücke vordringen, die unausweichliche Unordnung benützen, den Marschall Keith über den Haufen werfen, dem König dadurch die eigenen Entwürfe kreuzen, ihn durch die Truppen, die er auf dem Ziskaberge zurückgelassen hätte, mit falschem Angriffe bedrohen, und am 7ten, mit Daun vereinigt, ihm die Spitze bieten. — Friedrich konnte, als er den Plan zum Feldzuge entwarf, Fehler so außergewöhnlicher Natur nicht mit in die Rechnung nehmen; wie kühn und erfolgreich daher dieser erste Akt des Feldzuges auch sey, man muß ihm dennoch nachsagen, daß er einzig durch den Prinzen von Lothringen gelang.

bedeutend ähnlicher als jetzt. Die Mittelsprache hat über beide Extreme sehr ausgedehntes Feld gewonnen, und gewinnt dessen stets mehr.

Denn sobald ein gröſseres Volk aus einzelnen Stämmen sich bildet, so entsteht eine Gemeinsprache durch Transaktion, durch Aneignung eines mittleren Dialekts von Seiten der Grenzbewohner. So wurde das Toskanische zum Italienischen, das Castillanische zum Römischen, das Orleanische zum Französischen, das Thüringisch-Meiſsnische zum Deutschen, das Wienerisch-Deutsche zur österreichischen sogenannten Armeesprache. Vielleicht lieſsen sich auch im frühen Alterthume ähnliche Erscheinungen nachweisen. Wo im deutschen Mittelalter die kaiserliche Macht geschwächt war oder ganz erloschen, da bekielten die Dialekte *ganz*, wie in den Niederlanden und auf der cimbrischen Halbinsel, oder *theilweise*, wie in der Schweiz (wo auch die Gebildeten den Volksdialekt sprechen, wenn kein Nicht-Schweizer zugegen ist), die Oberhand über die Mittelsprache, zu grosem Nachtheile der Letzteren und nicht zum Vortheile der Abgefallenen, welchen ein zu enges Feld für literarische Entwicklung übrig blieb, daher die Holländer zum Latein ihre Zuflucht nahmen. Der Abfall derselben vom Hochdeutschen war sehr begreiflich, ja gewissermaſsen nothwendig, wie der der Portugiesen vom Spanischen. Dieser Verlust war aber für die Bildung der Gesammtsprache höchst schmerzhaft und nachtheilig. Sie verlor durch denselben gerade *die* Provinzen, in welchen eines Theils durch Seefahrt, Handel und Wohlstand viele unabhängige gebildete Männer sich vorfinden, welche jetzt höchstens *als Leser* mit unserem geistigen Leben in Verbindung treten; andern Theils ist die ruhige Betonung des Lebens, der lebhafte Verkehr mit der ganzen Welt und die alte praktische Bildung eines freien Bürgerstandes am meisten geeignet, das Erbübel der deutschen Literatur früherer Zeit, die Schwerfälligkeit, das Alles-sagen-und-berücksichtigen-wollen zu vermeiden, und vieljährige Forschungen auf eine Weise darzulegen, welche für Viele genieſsbar ist, und das Ganze vorwärts bringt.

Es leuchtet aus Vorstehendem ein, daſs ursprüngliche Zusammensetzung und innere wie äuſsere Störungen es gerade unserer Sprache am meisten erschweren muſsten, zu Bestimmtheit, Klarheit und Einheit durchzudringen.

Während Spanien und Frankreich zu politiſcher Einigung gelangten und Italien wenigſtens die religiöſe feſthielt, und das Glück hatte, daß die Glanzperiode ſeiner Literatur mit der Verbreitung der Buchdruckerkunſt zuſammenfiel, zerklüftete Deutſchland immer mehr und ſo, daß noch jetzt ſogar die Verſchiedenheit einzelner Provinzen in den Zügen der Handſchrift ſichtbar iſt, mit welchen ihre Söhne das Deutſche ſchreiben, der gedruckten Provinzialismen zu geſchweigen!

Und dennoch bemerkt der aufmerkſame Leſer in den deutſchen Schriften jener Zeit zugleich ein Streben zum Beſſermachen und ein Feſthalten an dem organiſchen Weſen unſerer Sprache, welche ebenſo rührend ſind, als ſo viele parallele Erſcheinungen im Volksleben. Wer mag jetzt erforſchen, woher ſo manche neue Wendung, ſo manches glücklich angebrachte Wort, ſo häufige ſinnreiche Zuſammenſetzung gekommen ſeyen, wer derſelben zuerſt ſich bedient habe? Iſt ſie am einſamen Schreibtiſch, in heiterer Geſellſchaft, bei Hofe oder auf einem Jahrmarkt in unſere Sprache gekommen?

Ohne öffentlich verhandelndes Leben, zwiſchen lateiniſch ſchreibenden Gelehrten und franzöſiſch redendem Adel, ohne Akademien und tonangebenden Mittelpunkt hat unſer ingeborenes Weſen ſich mit einer Zähigkeit und Lebenskraft durchgebildet und durchgekämpft, welche das deutlichſte Zeugniß ablegen von der Dauer und der Zukunft unſeres Volkes. Kaum irgend ein Mittel iſt unverſucht geblieben, um dem Deutſchen ſeine Volksthümlichkeit zu entleiden, um ihn zum Fremdling zu machen in eigenem Lande. Noch glauben die Vornehmen unter uns, nur durch franzöſiſche Bonnen den Kindern Lebensart und weltmänniſche Bildung anerziehen zu können, aber es iſt bei allem dieſem Unweſen dennoch erfreulich zu bemerken, wie jetzt Engländerinnen jene zu erſetzen anfangen, was beſonders der vernachläſſigten Hautkultur frommen mag, und als Transaktion immer noch beſſer iſt, als franzöſiſches Element; denn die Engländer ſind Träger und Entwickler urdeutſchen Weſens.

Das Streben zum Beſſermachen iſt auch in unſrer Sprache durch die mittleren und unteren Stände gekommen, und dieſe haben die oberen Schichten der Geſellſchaft in die Nothwendigkeit der Anerkennung und Uebung einer, wenigſtens erträglich reinen und klareren Sprache geſetzt. Die Schriftſteller, ja die ſo ſehr

angefeindeten Zeitungsſchreiber, die Redner in den Ständeverſammlungen haben nicht geringeren Einfluß auf das Formelle der Sprache der Behörden und Beamten geübt, als auf deren Amtsführung. Wenn die unbegreifliche Furcht vor Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte verſchwunden ſeyn wird, ſo wirken dieſe gewiß ebenfalls ſehr mächtig auf die Sprache unſeres Volks. Bereits ſcheidet man die Dialekte der Provinzen zu den beſonderen, meiſt komiſchen Zwecken aus, zu welchen ſie ſich auch vorzugsweiſe eignen, und unſer Schauſpiel, die derbe ergötzliche Poſſe hat in der Provinzialſprache und den Hohlſpiegelbildern der Provinzialeigenheiten eine eben ſo erfreuliche Zukunft als die italieniſche Bühne eine Vergangenheit und Gegenwart mit ihren, den Lokaldialekt mit der Lokalkarrikatur wiedergebenden Masken. Hiezu gehört aber vor Allem, daß der Zuhörer die einzelnen Dialekte vollkommen verſtehe, und dieſes kann nur der erſt in neueſter Zeit ſo ſehr vermehrte Verkehr bei uns bewerkſtelligen. Wenn der Hampelmann überall ſo großen Beifall gefunden hat, ſo iſt dieſes dem Umſtande zuzuſchreiben, daß er eine Art mittlerer Sprache ſpricht, den Dialekt eines viel beſuchten Orts, aus welchem Viele der Handelsgeſchäfte wegen in allen Winkeln des deutſchen Sprachgebiets gehört werden.

Die Dialekte können und werden bei dem vermehrten Verkehr unſrer Sprache höchſt willkommene Bereicherungen bieten; denn bei allem Ueberreichthum und bei der Fähigkeit, ſogleich aus zwei Worten ein drittes, allgemein verſtandenes zu bilden, bedarf ſie für neu entſtandene Beziehungen und für genauere Beſtimmung der beſtehenden ſtets neuen Zufluß. Es iſt umſonſt, daß man ſich bemüht, eine Sprache für geſchloſſen zu erklären; ſie wird ſtets die Feſſeln zu zerreiben ſtreben, welche gelehrte Akademien ihr anlegen wollen. Gewiß iſt es wünſchenswerth, daß die Regeln der Grammatik verzeichnet und logiſch aneinander gefügt werden; aber ſchaffen kann man dieſe nicht, und was ſich von frühen Zeiten her durch eine Geſammtheit geoffenbart hat, kann zuſammengefaßt, geſchichtlich begründet und erklärt, aber nicht zu einer feſten geſchloſſenen Maſſe gehämmert werden. Gerade wie im politiſchen Leben ſind die romaniſchen Völker in revolutionärem Widerſtreben gegen die Autoritäten befangen, welche ihren Sprachen befehlen wollen, ſtille zu ſtehen.

Dieſe naturnothwendigen Bewegungen ſchatten ſich auf eine höchſt merkwürdige Weiſe nach Geſchichten und Lagen der verſchiedenen Völker ab, ſie erſcheinen ſogar zuweilen als Rückſchritt, weil die jüngere nachdrängende Schule der formellen Bildung, der glattgeſchliffenen Ausrundung der vorhergehenden ermangelt; aber es iſt hier wie mit allen Revolutionen: ſie ſind gewaltſame Aneignungen eines unbillig Verſagten. Vernünftige Reformen hätten alle Revolutionen vermieden.

Die franzöſiſche Sprache bäumt und zerarbeitet ſich in den vielfachen Hemmniſſen, welche nothwendige Folge ihrer Beſtimmtheit und Abgeſchloſſenheit, ihrer Klarheit und ihrer Armuth waren. Wie häufig muß ſie ihre Zuflucht nehmen zu dem (ſonſt bekanntlich in Frankreich nicht ſehr einheimiſchen) Griechiſchen, welche ſonderbare Wortfügung bezeichnet oft eine der unzähligen in Frankreich auftauchenden Erfindungen! Das junge Frankreich fühlt in der ihm unbequemen politiſchen Ruhe doppeltes Bedürfniß geiſtiger Bewegung, und bei ſo gründlich umgewandelten ſocialen Verhältniſſen kann ihm der gebieteriſch abgeſchloſſene Kreis nicht genügen, in welchen die Akademie daſſelbe bannen will. Auch der gewaltſam niedergehaltene Italiener verſpottet ſeine ehrwürdige academia della crusca und greift in die früheren Jahrhunderte zurück, um ſeinen Klagen und Wünſchen angemeſſene Worte zu finden. Der Spanier verläßt ſeine vollönenden langen Perioden, wie ſie unter den Philippen kunſtreich ausgeſponnen wurden, um auf leicht verſtändliche — mehr alt- als neufranzöſiſche — Weiſe in das umgeſtaltete Volksleben hinein zu reden.* Nur England, deſſen ſonderbar zuſammengewürfelte Sprache ſich durch unabhängiges inſulariſches Weſen zu einem tüchtigen Ganzen durchgebildet hat, geht auch hier in ſtiller Reform voran. Es fühlt das Bedürfniß der Zuſammenfreßbarkeit ſeiner ſächſiſchen Grundlage, und ſeiner Bereicherung und Ergänzung durch das deutſche Element überhaupt, und die Einbürgerung des Wortes Vaterland dürfte nicht die letzte dieſer Art ſeyn.

Es gab Gottlob! ſtets ein junges Deutſchland, Frankreich ꝛc., nur war es der neueren ſo ungewöhnlich unkriegeriſchen Zeit vorbehalten, eine ſo zahlreiche Klaſſe von jungen Männern hervorzubringen, welche aus der Schriftſtellerei einen Lebensberuf

machen. Daher der Ueberreichthum an neu herauskommenden Schriften, daher die ungewöhnlichen Erfahrungen in Anpreisungen, Zusammenstoppelungen, unberufenen Veröffentlichungen und in Verunglimpfungen, kurz, alle Uebel, welche krankhaft vermehrter Mitbewerbung stets anhängen. Unsere Sprache hat durch diese Erscheinungen nicht eben viel gewonnen; denn um wahrhaft gefördert zu werden, verlangt sie ein Etwas, welches alle Geister bewegt, alle Zungen löst und der keck vorangehenden Jugend einen tüchtigen Stoff beut, an welchem die frischen Kräfte sich üben und ausbilden können. So waren die Zeiten Dante's, Luthers, so war die kurze Periode nach den Befreiungskriegen, bevor man glaubte, die aufgerufenen Geister wieder in die Besen des Hexenmeisters bannen zu müssen.

Wer den Gründen nachforschen will, aus welchen die vielen wohlgemeinten Versuche von 1815 ab, unsere Sprache von unnöthigen Fremdwörtern zu befreien, mißlungen und schnell verschollen sind, der wird finden, daß jene Gründe in der Unvollständigkeit der damaligen Krisis, in dem schnellen Zurücksinken in einen Zustand lagen, in welchem das Alte weder abgethan, noch wiedergeboren, das Neue weder völlig niedergedrückt, noch offen anerkannt wurde. Die Unbehaglichkeit eines solchen Zustandes läßt keine Begeisterung, keine nach allen Seiten hin wirkende Freudigkeit aufkommen, und nur durch diese gedeiht der gährende Stoff zur Klarheit, die Sprache zur Durchsichtigkeit, die Rede zu Kraft und Eindringlichkeit. Es war mit diesen Versuchen derselbe Fall, wie mit den sogenannten altdeutschen Röcken und Mützen. Die Wehre an der Seite, die nothwendige Zuthat des altdeutschen öffentlichen Erscheinens, fehlte, daher der wohlgemeinte Versuch aller Schneide ermangelte.

Wenn nun auch die Sprache der ersten Wortführer jener schöneren Zeiten uns wie frische Bergluft noch jetzt erquickt und stärkt, so ist dennoch durch alle Erscheinungen im Drange der Zeit aufs Neue bewahrheitet, daß das Volksleben in jeder Beziehung ausgebildet seyn, daß eine Befriedigung der seit Jahrhunderten im Herzen des Volkes getragenen Wünsche vorhergegangen seyn müsse, ehe eine naturgemäße, beinahe unwillkürliche und unbemerkte Reinigung der Sprache von allem Ungehörigen erfolgen kann.

Wir ſagen wohlbedächtig: Ungehörigen; denn die tauſende von Worten, deren Begriff wir vom Auslande empfangen haben, und deren Gebrauch durch Jahrhunderte geheiligt iſt — dieſe ausmerzen zu wollen, wäre Thorheit; denn alle Sprachen ſeit dem Thurmbau zu Babel geben das Bild des geiſtigen Verkehrs jedes Volks mit den andern, in eingebürgerten Fremdworten. Aber ungehörig nennen wir diejenigen Fremdworte und Wendungen, welche eben ſo gut, ohne Zwang, deutſch gegeben werden können, und deren Verdeutſchung allgemein verſtändlich, folglich dem Geiſte unſerer Sprache gemäß iſt. Unſere Puriſten begehrten, wie manche unſerer politiſchen Reformatoren, zu viel. Ihr Streben verdient unſeren Dank, ſie haben manches Gute bewirkt, was jetzt unbemerkt in unſerer Sprache fortbeſteht; aber wenn der Schriftſteller viel vermag, ſo vermag er doch nicht alles, und dieſe Wahrheit ſollten auch die Magyarismomanen und Panſlawiſten ſich wohl merken.

Nehmen wir nun an, daß ein Wanderverein, eine nach dem Maßſtabe centraliſirender Hauptſtädte errichtete und ausgeſtattete Akademie, ſich die Beſchleunigung der Ausbildung unſerer Sprache zum Gegenſtande ihrer Forſchungen mache, daß ſie mit vereinten Kräften auszuführen ſtrebe, was einzelne Gelehrte nicht auszuführen vermochten, trotz einem eiſernen Fleiße, ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen und dem philoſophiſchen Geiſte, welcher jeder Sprachforſchung inwohnen muß. Hier wären zuerſt eine allgemein verſtändliche Sprachlehre, ein vollſtändiges Wörterbuch und eine nach der Zeitfolge geordnete, alſo im Erlernen der Sprache von hinten nach vornen zu leſende Chreſtomathie, als Hauptbedürfniſſe des Volks, ſeiner Schulen, ſeiner Schriftſteller und aller derer zu befriedigen, welche für deutſche Literatur ſich intereſſiren. Die oft unglaublich feinen Abſchattungen in der wahren Bedeutung zweier, gewöhnlich als ſynonym erſcheinenden Worte, die Ausfüllung der Lücken der allgemeinen Schriftſprache durch Provinzialismen, deren Urſprung und Zuſammenſetzung ſie des vollen Bürgerrechts würdig macht — das ungefähr wären die Aufgaben einer derartigen Geſellſchaft. An Stoff zu Arbeiten und an Gegenſtänden der Berathung würde es ihr ſobald nicht fehlen. Durch die Schulen, durch genaue Beſtimmung des Verhältniſſes des Klangs zu den Zeichen wird ſie auf

Rede und Schrift langſam aber dauernd wirken, und den Anwalt wie den Prediger, den ſtändiſchen Redner wie den Schauſpieler in dem Streben fördern, wenigſtens die ſchärfſten Ecken ſeiner Heimathſprache abzuſchleifen. Da Deutſchland eines politiſchen und literariſchen Mittelpunkts entbehrt, und ſeine gelehrten Zeitungen ſich meiſt noch ſogar der deutſchen Buchſtaben ſchämen, ſo müſſen wir eine derartige Akademie herbeiwünſchen und wenigſtens auf einen Wanderverein hoffen und ihn beantragen.

Mehr noch als ſolche gelehrte Geſellſchaften vermöchten aber die Regierungen. Wenn ſie wähnen, ohne präventive Cenſur (für Uebel, welche uns aus dem Auslande kamen, mögen ſtets ausländiſche Worte gebraucht werden) nicht auskommen zu können, ſo ſollten ſie doch wenigſtens auch Sprachſchnitzer in öffentlichen Druckſchriften und Tagblättern ebenmäßig cenſiren, wie ſchon Goethe vorgeſchlagen hat. Stets aber ſollten ſie ſich eines möglichſt von Fremdwörtern gereinigten, einfach verſtändlichen Styls befleißen.

So vieles Anſtößige in jener Beziehung in den Aushängeſchildern und den Zeitungsankündigungen Wiens gefunden wird, ſo ſehr iſt die öſterreichiſche Regierung ſeit Joſeph II. in Einführung eines gereinigteren Deutſchen anderen Regierungen vorangegangen. Man vergleiche z. B. ſeinen militäriſchen Geſchäftsſtyl mit dem preußiſchen, welcher noch jetzt mit einem Ueberreichthum entbehrlicher franzöſiſcher Benennungen beladen iſt. Wirklich iſt es kaum begreiflich, daß nach den Beſtrebungen und Erfolgen von 1813—1815 die preußiſche Regierung in dieſer Beziehung ſo ganz nichts gethan hat, um die Geſchäftsſprache von den Ueberbleibſeln des jetzt in rein deutſches Weſen übergegangenen Hugenottismus zu befreien. Sollte ſie Scheu davor tragen, im Leben darzuſtellen, was ſie wirklich iſt, die Centralgewalt einer bedeutenderen Anzahl Deutſcher, als je ſeit Jahrhunderten eine Einem Herrſcher gehorcht hat? Ja wäre es nicht ſtaatsklug geweſen, wenigſtens in dieſer Beziehung das Deutſchthum voranzuſtellen, während in anderen wichtigeren, wenn nicht undeutſche Geſinnung, doch ſtarke Hinneigung gegen das Ausland beklagt werden mußte?

So lange die Könige und Fürſten Deutſchlands ihre Mutterſprache nicht aufrichtiger ehren, als es bis jetzt geſchah, wird

uns ein bedeutender Moment des Vorschritts fehlen. Unter sich, mit den Gesandten fremder Mächte reden sie französisch, ihre herkömmlichen Beglückwünschungs-, Beileidsbezeugungs- und Benachrichtigungsschreiben sind französisch, ihr Hof spricht französisch, ihre Lustschlösser, ihre Pferde ꝛc. haben französische Namen, und wenn ein Liebhabertheater bei Hofe aufgeführt wird, so gibt man gewiß nur französische Lustspiele, ja sogar Vaudevilles. Die den Fürsten nahe stehen, ahmen diese nach, und ihnen wieder die Angesehenen im Beamten- und Gewerbstande. Daher hat unsere Sprache sich von unten herauf, von der Mitte heraus bilden müssen. Kein Beispiel ist uns bekannt, daß eine Regierung, der Patron irgend einer Akademie oder diese selbst einen Preis auf die beste Beantwortung der so natürlichen Frage gesetzt hätte:

„Auf welche Weise und aus welchen Quellen sind deutsche Benennungen für die Sachen, Stellen, Beziehungen zu finden, welche wir bis jetzt mit Fremdwörtern bezeichnen, und bis wie weit zurück sollte diese Verdeutschung gehen, hinsichtlich der bereits eingebürgerten Worte?"

Das Beispiel sogar, welches von 1816 ab ein deutscher König mit Einführung deutscher Benennungen für Korporal, Sergeant, Elite ꝛc. in seinem Heere gab, ist ohne Nachahmung geblieben, und man behält sogar die Fremdwörter bei, für welche ein kürzerer und bequemerer Ausdruck sich bereits im Frundsberg auffinden ließe. Nirgends hat die Fremdherrschaft und die geistige Unterjochung tiefere Wurzeln in Deutschland geschlagen, als im Heerwesen, die Küche und Conditorei vielleicht ausgenommen.

Langsam und bedächtlich, ungefördert von oben und unbemerkt unten, ist die deutsche Sprache seit Menschengedenken bedeutend vorwärts gegangen. Wir bemerkten schon oben ihren vollständig durchgeführten Parallelismus mit dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben. In den Zeiträumen großer geistiger Aufregung wird auch sie schnell einen großen Schritt voran machen, wie sie einen zu den Zeiten der Reformation und einen kleineren während der Befreiungskriege gemacht hat, und wie von alten Zeiten her alle Sprachen durch innere Kämpfe gekräftigt werden und sich ausbilden. Den nachfolgenden Zeiten ist

Klärung und Verfeinerung des Erworbenen vorbehalten. So wirkten die Jahre, in welchen Perikles, Cäsar und Cicero, Shakespeare, Cervantes, die Erstlinge des Jahrhunderts Ludwigs XIV. erschienen, und so war gewissermaßen auch das Zeitalter nach dem Hubertsburger Frieden für uns. Vollendete Schreibart, Fülle bei Klarheit, weltmännische Gefügigkeit neben Eigenthümlichkeit, Größe mit Einfachheit kann nur ein großartig durchgeführtes Leben, ein Mitkämpfen in bewegter und gereifter Zeit geben, und zwar dann erst, wenn auf den schwülen Lebenssommer ein milder Herbst folgt, wenn die vorgerückteren Jahre noch hinlängliche Kraft sich erhalten haben, um Erlebnisse und Erfahrungen aufzuzeichnen, und der Verstand die Leidenschaften der thatenvollen Periode beherrscht, ohne ihre Erinnerung zu entfärben. So schrieben die Alten, so werden Einige unserer Enkel schreiben können, und die Sündfluth der Schriften ohne Werth, oder von vorübergehendem Werth, wird das Aechte, unserem Volke in Stoff und Form angehörige und gemäße wegzuschwemmen nicht vermögen.

Die Fähigkeit und Unzerstörbarkeit, die ganz eigene auf eine großartige Zukunft hindeutende Artung des deutschen Wesens ist auch in seiner Sprache beurkundet. So wenig die Verschiedenheiten nach Gauen und Volkszweigen je verschwinden werden, so wenig wird auch eine dialektfreie deutsche Sprache jemals irgendwo in den Straßen der Dörfer gehört werden, wie dieses der Fall seyn soll in Nordamerika mit dem Englischen. Schon die nach Stämmen verschiedene physische Organisation bedingt abweichende Aussprache und Betonung, Bodenbildung und Lebensweise thun das Uebrige. Stets wird der Bergbewohner durch das Rauschen der Winde und Gewässer, durch das Zurufen von Berg zu Berg, von der einsamen Hütte zu nächst stehenden ein kräftigeres aber rauheres Organ haben müssen, stets wird die Nothwendigkeit, durch viele Monate des hochnordischen Winters in enger Stube zusammengepfercht zu seyn, die gedämpfte, beinahe klagend sich darstellende Betonung hervorbringen, welche wir an unsern skandinavischen Halbbrüdern bemerken.

Kindermädchen und Spielgenossen sind überall die Sprachlehrerinnen und Sprachlehrer, die Schule vermag nichts gegen die örtliche Sprache, das Vaterhaus Einiges, Reisen aber und

praktiſche Ausbildung Vieles, jedoch ſelten gänzliche Entſchlagung des Dialekts. So iſt es aller Orten, durch alle Stände. Vom Beſonderen muß zum Allgemeinen aufgeſtiegen werden, aber dieſes muß auf jenem ruhen. Denn man wird ſtets bemerken, daß ſo bald ein Ausländer ſich in der Fremde recht eigentlich einlebt, z. B. ſich verliebt, er die erlernte Sprache nur dann inne zu haben wähnt, wenn er auch Herr des örtlichen Dialekts ſo weit geworden iſt, als es dem Ausländer möglich war.

Der Verkehr, welcher ſich bereits unglaublich vermehrt hat, und in Zukunft gewiß zu einer kaum geahnten Höhe ſteigen wird, der ſtets allgemeiner werdende Heerdienſt, die ſorgfältigere Bildung in Schulen werden es bei uns wenigſtens ſo weit bringen, daß die Dialekte überall wechſelsweiſe verſtanden werden, was bis jezt in Deutſchland eben ſo wenig der Fall iſt, als in Italien oder Frankreich. Dann wird von ſelbſt das Unbequeme ſich ablöſen, das Unbeſtimmte beſtimmt, das Uebeltönende gemildert werden. Unſere Enkel werden darüber lachen, daß man 1845 noch teutſch für deutſcher als deutſch hie und da geſchrieben habe, und bemerken, daß theutſch eigentlich, dem Urſprunge nach, das Richtigere geweſen wäre, ſie werden den wohlgemeinten Bemühungen ſo vieler Deutſchen, ja denen eines Seyffarth und Wolke mitleidige Theilnahme nicht verſagen, aber aus der Vergangenheit den Schluß für die Zukunft ziehen, daß eine Sprache nur mit dem Geſammtleben eines Volkes und durch daſſelbe vorſchreiten und ſich abklären könne.

Scharfſinnige Sprachforſcher werden ſtets auch bei uns aufzuräumen und zu beſtimmen, vorzuſchlagen und umzubilden haben, raſche ſchöpferiſche Geiſter werden bereichern, kalt verſtändige abſchleifen und durchſichtiger machen, das Geſammteigenthum wird aber keine Zwingherrſchaft jemals ertragen, ſo dankbar es auch für vernünftige Beihülfe ſich bezeigen mag. Wer noch zweifeln möchte an unſerer Zukunft, den verweiſen wir getroſt auf unſere Vergangenheit. Er vergleiche Form und Stoff des jetzigen ſchriftſtelleriſchen Mittelguts mit denen vor 60 Jahren, und läugne dann den Vorſchritt in Kräftigung und Selbſtbewußtſeyn, wenn er es vermag! Nur einen Metaſtaſio haben wir noch nicht gefunden, welcher ſie ſo recht eigentlich ſingbar gemacht hätte. Wir bekennen, daß wir dieſe Aufgabe für ausnehmend ſchwierig halten müſſen.

Der Prinz verdiente es, daß ihm der König die Schande anthat, ihn, der 40,000 Mann hatte, in einer Stadt wie Prag, mit 50,000 Mann einzuschließen.

Ganz anders waren die Verhältnisse, welche den Oberfeldherrn der Verbündeten im Jahr 1813 vermochten, und vermögen durften, die getrennten Heere nicht nur im Angesichte des Gegners selbst, ja sogar im Augenblicke der bereits begonnenen Schlacht zu vereinigen. Die Vereinigung dieser Heere außer dem Gesichtskreise des Gegners wäre zwar militärisch möglich, jedoch kaum wahrscheinlich und auf jeden Fall unklug gewesen. Sie würde nur durch eine Linkeziehung zu bewirken gewesen seyn, die, so lange Napoleon noch Herr von Dresden war, auf weiten zeitverderbenden Umwegen und mit großen Opfern der deckenden Vortruppen zu bewerkstelligen gewesen wäre. Dadurch wäre eine große Anhäufung von Truppen in Böhmen entstanden, — Preußen, Schweden und Russen hätten, einer der obersten Regeln des Krieges entgegen, ihre Verbindungen und Hülfsquellen aufgegeben und was am Ende das Schlimmste, man hätte sich der Vortheile, auf die Verbindung Napoleons mit großen Massen zu drohen, entkleidet und den Krieg in einen Frontalkrieg umgewandelt. — Eine Vereinigung nach der Mitte oder dem rechten Flügel zu hätte mehr oder minder dieselben Nachtheile gehabt, und da der Feind Meister der Elbe war, so fällt die Unthunlichkeit einer solchen Bewegung in die Augen.

Hätte man das Aufreibungssystem, was man bis zur Schlacht von Leipzig befolgte, als alleinige Maßregel vorgeschrieben, und die Schlacht selbst zu gewagt gefunden, so würde Napoleon wahrscheinlich den Winter über in Deutschland ausgehalten haben, oder im schlimmsten Falle, mit einem noch kräftigen Heere im December zurück über den Rhein gegangen seyn. Der Winterfeldzug von 1814 wäre unmöglich geworden.

Man mußte sich demnach vereinigen, — aber nicht in der Fronte des Feindes, weil man sonst sich selbst und das einzige seinen Untergang gehörig vorbereitende System aufgab, — sondern man mußte dieses System bis zum letzten Augenblicke, wo man, das Ganze zu krönen, einen Schlag ausführen wollte, forterhalten — man mußte also getrennt bleiben bis zum Augenblicke der Schlacht. Diese aber mußte man mit allen Kräften geben, folglich sich für dieselbe vereinigen. Um diesen gefährlichsten Punkt des ganzen

Und ſo möge der erfreuliche Gang, welchen unſer Volk geht, auch in dieſer Beziehung des Lebens fortan ſich offenbare::! Er möge die Höchſten und Hohen zu Anerkennung und Pflege der uralten eigenthümlichen Sprache bewegen, und dieſer Gelegenheit bieten, in öffentlichem Leben, in Gerichtshöfen, Gemeinderäthen, Volks- und Adelskammern ſich ſchärfer auszuprägen, in freier Rede und geſetzlich freier Schrift. Nur alsdann werden die wahrhaft Berufenen ihre Stimme ertönen laſſen, nur alsdann wird überall, und nicht nur in einem alles beherrſchenden Mittelpunkte, die organiſche Fortbildung unſerer Sprache allgemein gedeihen, ſowohl in Anerkennung von Seite des Auslands, als in Wiedereroberung des entriſſenen, vielleicht in Eroberung neuen Bodens. Wir werden freudig von dem durchgebildetſten der abgefallenen Dialekte urdeutſche Worte wieder in Schrift- und Geſellſchaftsſprache aufnehmen, welche mit Unrecht von uns nur deßhalb vergeſſen worden waren, weil wir mit dem Lande auch dem Gegenſtande entfremdet wurden, wie dem Welthandel, den Kriegsflotten. Zierlich und ſanft, in Wortſpielen ſcherzend wird das Deutſche und der Deutſche wohl nie werden; aber kräftig und klar, umfaſſend und tief, deſto werthvoller, je genauer man ſich mit ihnen befreundet. Alsdann wird ohne befehlende Behörde Papa und Mama, Onkel und Tante, Louis und Francoiſe aus der täglichen Sprache unbemerkt verſchwunden ſeyn, und wenn man ſie in den Büchern unſerer Zeit finden wird, ſo wird man ſie nicht mit Unrecht der geiſtigen Ueberrſchung durch Frankreich zuſchreiben, welche vorzüglich durch Schuld der Regierungen die politiſche Ueberrſchung überdauert habe.

Möge eine Akademie oder ein Wanderverein ſich die fernere Ausbildung unſerer Sprache zur Aufgabe machen, ohne darum uns meiſtern, und die Widerſpenſtigen verketzern zu wollen. Nur was wild aufwächst in Gottes Sonnenlicht und freier Luft, gedeiht zu vollſtändiger Ausbildung und recht arthaftem Geſchmacke. So auch Worte und Wendungen. Iſt es nicht ſchon manchmal dem Leſer vorgekommen, als finde er unverhofft ein liebes Eigenthum wieder, welches er verloren wähnte, wenn er ein ſo recht tüchtiges, ſcharf bezeichnendes, dem Weſen der Sprache gemäßes Wort, welches er noch nie

weder gehört noch geleſen hatte, in lebhaftem Geſpräche unerwartet erlauſchte?

Auf dieſem Wege, und nur auf dieſem wird unſere Sprache vorangehen, und je mehr ſie öffentlich wird gehandhabt werden, je vermehrter der Verkehr werden wird, zwiſchen den verſchiedenen Provinzen und Flußgebieten, den verſchiedenen Berufen und geſellſchaftlichen Stellungen, deſto gelenkiger und beſtimmter wird ſie werden. Was aus ihr gemacht wurde nur ſeit Menſchengedenken mag den Maßſtab abgeben, was eine tüchtige Zukunft aus ihr machen wird und machen muß. Leicht zu erlernen wird ſie nie werden, ganz ſie zu umſpannen werden auch wenige Deutſche vermögen; aber wir Alle haben ſie ja erlernt, ohne zu wiſſen, wie? und wie das eigentliche Weſen unſeres Volkes unendlich vielgeſtaltet, reich und ſchwer zu beſchreiben iſt, ſo mag es auch immerhin der Ausdruck deſſelben ſeyn. Wenn wir nur einmal anfangen wollten, im eigenen Hauſe uns recht umzuſehen, und als Herrn in demſelben zu walten, ſo würde unſere Volksthümlichkeit und mit ihr unſere Sprache bald vielen unnützen Ballaſtes entledigt werden.

V. G.

Ein Wort

über die

Gewerbeausſtellungen des Zollvereines.

Der Zollverein hat wieder einen Schritt weiter gethan in der Annahme und Entwicklung polizeilicher Maßregeln zur Förderung des Gewerbeweſens. Es iſt dies die Verabredung von Zeit zu Zeit zu haltender Gewerbe-Ausſtellungen.

Die Sache hat ſich ſchneller ausgebildet, als in einer ſo vielköpfigen Geſellſchaft und bei nicht ganz kleinen materiellen Schwierigkeiten zu erwarten ſtand. Vor zwei Jahren kam die Maßregel zum erſtenmale, Dank ſey es der Einſicht der k. bayeriſchen Regierung, zur Sprache: ſchon im März 1844 aber war eine Vereinbarung über eine bleibende Anſtalt erzielt. Und eben ſo ſchnell erfolgte die Ausführung. Nachdem, ebenfalls vor zwei Jahren, zuerſt einige Privaten einen kleinen Anfang gemacht hatten, mit keiner weiteren Unterſtützung, als welche eine Stadtbehörde gewähren konnte, hat im verfloſſenen Jahre bereits eine königliche Regierung mit großartiger Einrichtung und mit einem jede Erwartung übertreffenden Erfolge die deutſchen Gewerbe zur Schauſtellung aufgefordert. Und nun iſt ſchon die nächſte Ausſtellung des Zollvereines angekündigt. — Ebenſo iſt auch die Klarheit des Gedankens ſchnell gewachſen. Noch die Berliner Ausſtellung begriff neben den Waaren aus dem Zollvereine auch ſolche Muſter, welche aus Nichtvereinsländern deutſcher Zunge geſendet werden wollten. Die neueſte bayeriſche Verordnung beſchränkt, wie es ſcheint, die nächſtkünftige Ausſtellung auf die Erzeugniſſe des Vereins.

Wir, unſers Theiles, zollen dieſem Gange und den neueſten Beſtimmungen herzlichen Beifall; und ſehr erfreut wären wir, wenn die nachſtehenden kurzen Bemerkungen dazu beitragen könnten, die Wichtigkeit der Maßregel dem allgemeinen Bewußtſeyn näher zu bringen. Vielleicht gelingt es uns auch noch, den einen oder den andern Verbeſſerungsvorſchlag zur Anerkennung zu bringen.

Die Fragen, ob Gewerbeausſtellungen etwas nützen, und was ſie nützen, ſind bekanntlich ſchon vielfach verhandelt, und keineswegs immer gleichmäßig beantwortet worden. Wie ſo oft in der Welt, ſo iſt auch hier der Zank und die Unrichtigkeit mancher Antwort aus dem Mangel an gehöriger Unterſcheidung und Begränzung entſtanden. Es kann nicht kurzweg mit Ja oder Nein entſchieden werden, ob die Ausſtellungen von Nutzen ſeyen; ſondern vielmehr iſt zu zeigen, daß ſie allerdings, und zwar bedeutende, Vortheile haben können, wenn ſie gut angeſtellt werden; daß man aber dieſen Nutzen nicht überſchätzen und über die Gebühr verallgemeinen dürfe; endlich, daß ſich auch nachtheilige Seiten nicht verkennen laſſen.

Es iſt wohl paſſend, zuerſt jeden dieſer Punkte im Allgemeinen zu erörtern, dann aber die etwaigen beſonderen Beziehungen im Zollvereine hervorzuheben.

Bei erſterem werden wir uns freilich kurz faſſen können, da aus dieſem Geſichtspunkte der Gegenſtand ſchon vor uns, namentlich von dem trefflichen Hermann in München (in ſeinem Werke über die Pariſer Ausſtellung von 1839), betrachtet worden iſt. Die Hauptſache iſt uns die beſondere Bedeutung für den Zollverein.

Was nun aber die allgemeinen Erwägungsgründe betrifft, und hier zuerſt wieder die anzuerkennenden Vortheile, ſo erſcheint vor Allem als ein ſolcher die dem Gewerbe gegebene Möglichkeit, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Und zwar gilt dies gleichmäßig von ganzen Zweigen der Gewerbethätigkeit, welche aus irgend einem Grunde, z. B. wegen kürzlicher Entſtehung, noch weniger bekannt ſind, als von einzelnen Unternehmern und Meiſtern. Nichts iſt ſchwerer in den Gewerben, als ſich die erſte Bahn zu brechen. Anerbieten bleiben unberückſichtigt; Anzeigen und öffentliche Lobpreiſungen ſind

verbraucht; bei einer groſsen Anzahl von Waaren kann nur der wirkliche Anblick einen Begriff von Ausſehen und Güte verſchaffen. Und wenn etwa auch dem Einzelnverkäufer Muſter gebracht werden, ſo erfährt doch der Verzehrer in der Regel nichts davon, wird vielleicht abſichtlich irre geführt. Auf der Ausſtellung iſt keine Unterdrückung, keine Täuſchung, kein Kleben an der Gewohnheit des Bezuges. Jeder gilt, was er werth iſt, an ſich und im Verhältniſſe zu ſeinen Mitwerbern. Was kann gerechter und günſtiger ſeyn für das junge Verdienſt? Namentlich wenn es dem Ausſtellenden gelingt, von einem einſichtsvollen und gerechten Preisgerichte ausgezeichnet zu werden, ſo kann ſein Glück mit Einemmale gemacht ſeyn. — Ein zweiter Vortheil iſt, daſs ſich der Gewerbende von ſeiner Stellung zu ſeinen Mitwerbern ganz deutlich überzeugen kann. Er ſieht, wo ſie in Güte, Form oder Preis im Vorzuge ſind; er wird ſich bewuſst, worin er weiter iſt. Allerdings wird ein einſichtsvoller und eifriger Mann nicht erſt Ausſtellungen abwarten, um ſich ſolche Selbſtkenntniſs zu verſchaffen; allein das nosce te ipsum iſt auch hier ſchwer. Nicht jede Oertlichkeit iſt zu ſolcher fortlaufenden Kenntniſs paſſend gelegen; nicht von jedem neuen Fortſchritte erhält man immer ſogleich Kunde. In der Ausſtellung findet man das Neueſte, das Gelungenſte; vielleicht von einer ganzen Reihe von Mitwerbern Proben, ſomit eine wahre Encyklopädie des Kennenswerthen. Die Vergleichung aber hat manchfachen Nutzen; ſie mag anfeuern, von falſchen und unmöglichen Bemühungen abhalten, zu rechtzeitiger gänzlicher Aufgebung beſtimmen. — Nicht ſelten wenigſtens wird als ein dritter Nutzen ſich herausſtellen, daſs ein Gewerbender mit vorzüglichen Rohſtoffen, Halbfabrikaten oder Werkzeugen bekannt wird. Auch hier iſt wohl möglich, daſs ſich Angebot und Nachfrage auf den gewöhnlichen Wegen nicht begegnet hätten. — Zuweilen wird es ſich ferner begeben, daſs Kapitaliſten auf einen Gewerbezweig aufmerkſam werden und zu demſelben Vertrauen faſſen. Theils ihre eigene Beobachtung und Liebhaberei, theils das ſachverſtändige Urtheil, welches ſich in Folge der öffentlichen Schauſtellung und Beſprechung bildet, kann ſie ermuntern. Dieſs aber iſt ſicherlich ein groſser Vortheil für Anfänger und für junge Gewerbszweige. — Nur erfreulich kann es ſodann gefunden werden, wenn der Staat durch eine Aus-

stellung und den über dieselbe urtheilenden Spruch einer sachverständigen Abordnung Veranlassung erhält, verdienten Gewerbenden eine öffentliche Anerkennung zuzuwenden. Es ist seiner selbst würdig, auch diese Art von Leistungen für das öffentliche Wohl anzuerkennen; es bringt, wenn die Belohnungen mit dem richtigen Geschicke und mit weiser Sparsamkeit verliehen werden, dieselben überhaupt in Ansehen und Anerkennung; endlich wird sich Mancher durch die Hoffnung auf eine solche Befriedigung seiner Eitelkeit zu ungewöhnlichen Anstrengungen stacheln lassen, welche dann jeden Falles den Gewerben irgendwie zu Gute kommen. Alles dieses könnte freilich auch ohne Ausstellungen vor sich gehen: allein theils nicht so öffentlich und feierlich; theils leicht nicht so gerecht und verhältnißmäßig; theils würde es auch ganz unterbleiben. — Endlich, und wir müssen dies in der That fast am höchsten anschlagen, macht das massenhafte Auslegen der Gewerbeerzeugnisse einen bedeutenden Eindruck auf die Erzeuger selbst, auf das große Publikum und auf die Organe des Staatswillens. Die ersten fühlen sich in ihrer Gesammtbedeutung für die Gesellschaft und für den Staat, gewinnen dadurch den Muth zu Forderungen, welche ihrer Wichtigkeit entsprechen, lernen sich unter einander richtiger zu ordnen. Das Publikum aber wird durch den sinnlichen Eindruck zu größerer Achtung bewogen, wird Erörterungen und Belehrungen über Gewerbefragen leichter zugänglich, bildet seine schwankenden Ansichten zu einer festen und gewältigenden öffentlichen Meinung aus. Regenten und ihre Räthe endlich sehen die Größe des Werthes der Gewerbe sich nahe gelegt, das Bedürfniß und die Bedeutung von Schutz und Förderung im Einzelnen und in großen Massen nachgewiesen; sie werden stolz auf diese glänzende Seite der Zustände. Die ausgelegten Waaren sind die stummen, aber gewichtigen Repräsentanten eines wichtigen Theils des Volkslebens, welche keine Vernachlässigung dulden.

Je unumwundener wir nun aber diese Vortheile anerkennen, desto mehr sind wir auch zu der Warnung berechtigt, dieselben nicht zu überschätzen, namentlich aber sie nicht anderswo zu suchen, als sie eigentlich liegen. Nur allzuhäufig wird aber dieser Fehler gemacht. — Wenn also namentlich der Beschauer einer Ausstellung sich der Meinung hingeben würde, ein

vollständiges Bild von der Gewerbthätigkeit eines ganzen Landes gewonnen zu haben, so könnte er sich nur täuschen. Einerseits lernt er lange nicht Alles kennen. Eine große Anzahl von Erzeugnissen, und zwar gerade die durch ihren allgemeinen und täglichen Gebrauch wichtigsten, sind oder scheinen wenigstens zu einer solchen Schaulegung wenig geeignet: die einen wegen ihres Umfanges; die andern, weil in langer Zeit nichts Neues angebracht und somit der schauenden Menge nichts Auffallendes zu zeigen ist; dritte, weil sie in ihrer Einfachheit gegen die glänzenden Nachbarn allzu bescheiden abstechen würden. Bei gar vielen Dingen wäre nur der geringe Preis, natürlich leidliche Güte vorausgesetzt, von Wichtigkeit; dieser aber läßt sich nicht wohl angeben, weil der Verfertiger verschiedene Preise je nach der Bedeutung des Abnehmers hat, und somit unterbleibt die Einsendung ganz. Endlich ist die Entfernung des Verfertigungsortes, die Unzufriedenheit der Fabrikanten mit irgend einem Punkte der Ausstellungsordnung, die Gefahr eines Verderbens Ursache einer Nichteinsendung. Jener will überhaupt nicht aufmerksam machen auf sein bisher ohne Mitwerbung betriebenes Geschäft; Dieser setzt seine Waare doch blos in das Ausland ab, und hat somit keinen Vortheil von einer Kenntnißnahme der Inländer. Und so noch tausend mögliche Gründe einer Nichteinsendung. Andererseits sind die eingeschickten Exemplare keineswegs immer richtige Muster von dem gewöhnlichen Stande eines Gewerbes und von den wirklichen Bedürfnissen. Falscher Geschmack, Eitelkeit oder Berechnung verleiten zur Vorlegung von Prachtstücken, wie sie im Handel gar nicht vorkommen, von Künsteleien, welche nie einen Käufer finden, von Ausführungen, welche das wirthschaftliche Verderben der Werkstätte wären, kämen sie regelmäßig vor. Die Ausstellung ist somit ein Beitrag zur Gewerbestatistik des Landes, allein nur in einem Bruchstücke gegeben und gar sehr mit Sachkenntniß und Unterscheidung zu benützen. — Zweitens hat man sich zu hüten, eine auch richtige Auffassung vom Stande der Gewerbe für gleichbedeutend zu erachten mit einer Einsicht in den Zustand der gesammten Wirthschaft des Volkes. Der Landbau, die Forstkultur und die Viehzucht, ebenso der Handel können ihre Leistungen bei einer solchen Ausstellung gar nicht zur Anschauung bringen. Möglicherweise sind

nun aber entweder ihre Erzeugnisse und Gewinnste von weit überwiegender Bedeutung; jeden Falles sind sie sehr zu beachten. Wenn also auf den Grund des Ergebnisses der Ausstellung Staatsmaßregeln zur Förderung der Gewerbe genommen werden wollen, welche mit dem Vortheile der übrigen Güterquellen im Widerspruche stünden, oder wenigstens solche, welche für dieselben getroffen worden wären, zurückdrängen: so ist sehr vor Ueberschätzung des sinnlich Wahrnehmbaren zu warnen, und möglicherweise könnte eine Ausstellung hier eine völlig falsche Auffassung veranlassen. — Drittens kann eine Ausstellung von Erzeugnissen lediglich nur von dem mehr oder weniger befriedigenden Stande der Technik Zeugniß ablegen; allein keineswegs von den inneren, wir möchten sagen sittlichen, Verhältnissen der Gewerbe. Ob die Arbeiter, welche das schöne Schaustück verfertigten, mit ihrem Loos zufrieden seyn können, und ob die Erzeugung solcher Waare vielleicht einer ganzen zahlreichen Bevölkerung Brod verschafft; oder ob vielleicht gerade die Geschichte des ausgestellten Stückes, wäre sie auf der schimmernden Oberfläche desselben zu lesen, den Beweis liefern würde, daß die Arbeiter ihr Herzblut für die Befriedigung der Launen ihrer glücklichern Mitbürger und für den Gewinn des Kapitalisten und des Unternehmers einzusetzen haben: dies läßt sich in den Ausstellungssälen lediglich nicht ausfindig machen. In sehr trügerischen Schlummer würde also Der sich wiegen lassen, welcher von einer Beschauung all der schönen, gut gearbeiteten, wohlfeilen Waaren jeder Art den Schluß mit zu Hause nähme, daß Alles bei den Gewerben in vortrefflichster Verfassung, jede Klage barer Muthwillen oder bösartige Aufhetzung von Wühlern sey. In dieser Richtung kann die Ausstellung nichts beweisen.

Endlich müssen wir sogar zugeben, daß eine Gewerbeausstellung positiven Schaden zu bringen geeignet ist. Nichts ist nämlich möglicher, ja wahrscheinlicher, als daß nicht blos die vaterländischen Gewerbenden sich von der Geschicklichkeit und von den Verfertigungsmitteln ihrer Mitwerber unterrichten, sondern daß auch auswärtige Nebenbuhler die Ausstellung zu diesem Zwecke besuchen. Wo nun aber die müßige Menge blos eine Augenweide und etwa eine Veranlassung zu patriotischer Eitelkeit findet, erforscht der Mann vom Fache ein Geheimniß der

Verfertigung, kommt einem Bezugs- oder Abſatzwege auf die Spur, erfährt, wo er geſchickte Arbeiter zu ſich verlocken kann. So lange nun aber das tauſendjährige Reich der allgemeinen Handelsfreiheit und der fourieriſtiſchen Verbrüderung aller Völker noch nicht begonnen hat, kann denn doch eine ſolche unbeabſichtigte Belehrung des Fremden auf eigene Koſten nur als ein Mißgeſchick betrachtet werden.

Daß unter Umſtänden der letztere Nachtheil nicht unbedeutend ſeyn und ſomit über die Veranſtaltung einer Ausſtellung Bedenken erregen mag, iſt eben ſo richtig, als daß die jeden Falles vorhandene Beſchränkung des Ergebniſſes einer Schaulegung auch die, nothwendig damit verbundenen Koſten ſchärfer ins Auge faſſen heißt. Dennoch müſſen die Vortheile als überwiegend anerkannt werden; und es ſind ſomit im Allgemeinen Gewerbeausſtellungen als eine zweckmäßige Maßregel der Staatspolizei zu betrachten, wie ſie denn auch die Runde durch die geſittigte Welt gemacht haben.

Alles dieſes gilt natürlich auch für Deutſchland im Ganzen, oder für ſeine einzelnen Staaten. Allein es wäre ſehr kurzſichtig, die Bedeutung von Gewerbeausſtellungen für den Zollverein insbeſondere blos in dieſen allgemeinen Erwägungen finden zu wollen. Vielmehr reihen ſich für dieſen noch ganz eigenthümliche Verhältniſſe an. Während nämlich im Zollvereine die Beſchränkung des Nutzens und der poſitive Schaden ſicher den Durchſchnitt nicht überſteigt, müſſen für ihn Gewerbeausſtellungen in folgenden Beziehungen noch von ganz eigenthümlichem höchſt bedeutendem Vortheile ſeyn.

Vorerſt trägt die Vereinigung von Gewerberzeugniſſen aus allen Theilen des Zollvereines ein Großes bei zu einer richtigen Gewerbeſtatiſtik deſſelben. Wie nöthig aber eine ſolche zu einer verſtändigen Leitung der Maßregeln des Vereines, beſonders dem Auslande gegenüber, iſt, bedarf eben ſo wenig der Erörterung, als daß wir noch ſehr weit entfernt von ihrem Beſitze ſind. Iſt es ſchon in einem großen Reiche ſchwer, ein vollſtändiges Bewußtſeyn von den ſämmtlichen Arten der vorhandenen Gewerbe, von ihrer vergleichungsmäßigen Bedeutung, von den Abſatzwegen u. ſ. w. zu erlangen: ſo kann in der That eine ſolche Kenntniß dem Zollvereine noch weniger beiwohnen.

Die Zollschranken sind freilich zwischen der großen Mehrzahl der deutschen Staaten gefallen; allein noch keineswegs sind die Folgen der früheren Vereinzelung ganz verwischt. In jedem der Vereinsstaaten kennt man zunächst doch nur die eigenen Zustände genauer; und höchstens von sehr hervortretenden und berühmten Gewerbezweigen anderer Vereinsstaaten besteht gegenseitig eine oberflächliche Notiz. Und selbst in den Organen des Vereines, den Congressen, möchte eine vollständige Uebersicht nicht vorhanden seyn, indem dies den undenkbaren, wenigstens sicher noch nie dagewesenen Fall einer glücklichen Wahl sämmtlicher Abgeordneten voraussetzte. Eine allgemeine Gewerbeausstellung des Vereines drängt denn nun aber die Bekanntschaft auch mit den entferntest gelegenen, bisher gänzlich unbeachteten und in den amtlichen Verhandlungen nicht vertretenen Gewerben auf. Es hängt doch nun von dem Verfertiger allein ab, die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu erzwingen. Allerdings wird, wie wir dies eben nachgewiesen haben, durch eine Gewerbeausstellung nirgends eine vollständige Uebersicht über den Stand und die gegenseitigen Verhältnisse der Gewerbe errungen werden: allein im Zollvereine und für denselben ist jeden Falles auf diesem Wege viel zu lernen. Wir fragen Jeden, welcher die Berliner Ausstellung zu sehen Gelegenheit hatte, ob ihm nicht bei jedem Schritte Waaren aufstießen, von welchen ihm bisher unbekannt gewesen war, daß sie überhaupt im Zollvereine, oder daß sie in diesem besondern Theile desselben, oder daß sie in dieser Güte verfertigt werden. Und noch war bekanntlich die Berliner Ausstellung bei der Neuheit der Sache, der allzukurzen Ankündigungsfrist und einigen unzweckmäßigen Bestimmungen über die Einsendung keineswegs als eine den ganzen Zollverein umfassende zu bezeichnen.

Eine zweite, vielleicht noch höher in Anschlag zu bringende, besondere Folge von Gewerbeausstellungen im Zollverein ist die erhöhte Achtung, welche unserem Gewerbewesen dadurch zu Theile werden wird. In den meisten deutschen Ländern ist die Stoffveredlung, so weit sie das Handwerk übersteigt, eine noch neue Erscheinung. Ihre Bedeutung für die Wirthschaft, für die staatlichen Zustände, endlich für die Weltstellung der Nation ist um so weniger schon gehörig anerkannt, als das unwissende und

Planes zu ſichern, — den Punkt, auf den offenbar Napoleons Hoffnung fußen mußte; ſo mußte eines dieſer Heere, und zwar das für ſich ſtärkſte, den Feind mit ſolcher Kraft angreifen, daß er den in der Zwiſchenzeit heranrückenden übrigen Heeren nur ſchwache Gegenwehr leiſten könnte; dieſe Heere aber mußten nur in dem Verhältniſſe der Entfernung vom Schlachtfelde ſtehen, daß ſie eingetroffen, aufmarſchirt und theilnehmend an der Schlacht ſeyn konnten, bevor jenes eine Heer über den Haufen geworfen war. Dies Alles geſchah ſo, wie eben geſagt. Blücher befand ſich, als der Fürſt Schwarzenberg am 14. Oktober vor Leipzig aufzumarſchiren begann, hinter der Saale — der Kronprinz von Schweden in der Richtung gegen die Elbe — beide kaum zwei Märſche von Leipzig. Schwarzenberg griff daher am 16ten den Kaiſer mit allem Nachdrucke an. Blücher nahm noch an dieſem Tage den kräftigſten Antheil. Am 17ten trafen Bennigſen, Colloredo und Budna, von Dresden kommend, in der Schlachtlinie ein. Am 18ten endlich marſchirte der Kronprinz auf der ihm angewieſenen Höhe von Breitenfeld auf. Die Vereinigung und der Sieg fielen ſo zu ſagen in denſelben Augenblick. Aber der 16. Oktober iſt es, der die Völkerſchlacht, und da ſie der Knoten des ganzen ſtrategiſchen Gewebes war, den Feldzug vom Jahr 1813 ſiegreich entſchied.

Die Unternehmung, zu welcher die Generale Wittgenſtein, Steinheil und der Admiral Tſchitſchagoff im September 1812 aus dem Hauptquartier Leſtazewo angewieſen wurden, gehört unter die gerühmteſten unſerer Zeit, und dennoch iſt ſie eine ganz natürliche. Sie gründete ſich erſtens auf den Rückzug des franzöſiſchen Kaiſers, zweitens auf den Rückzug auf der Smolenſker Straße, drittens auf ungeheure Verluſte deſſelben, viertens auf eine überwiegende Stärke dieſer Generale im Vergleiche der ihnen gegenüber ſtehenden Kräfte. Da der letzte Punkt entſchieden war, ſo konnte die Unternehmung ohne weiteres unternommen werden, und ſie war die klügſte, welche unter den damaligen Umſtänden überhaupt zu nehmen geweſen wäre, weil ſie ſelbſt im Falle des Verharrens Napoleons in Moskau die Verbindungslinien ſämmtlich durchſchnitt, was in jedem Lande von der größten Bedeutung, in Rußland aber und in der Jahreszeit, in der man ſich befand, von einem entſcheidenden Einfluſſe ſeyn mußte. Hätte man Wittgenſtein und Steinheil in der linken Seite der Franzoſen, wie ſie es bis dahin gethan,

faule Gerede vom bloſſen Ackerbaulande u. dergl. noch bei Vielen die Stelle beſſerer Einſicht und eigenen Urtheiles vertritt. Wie oft kann man noch, ſelbſt von Solchen, welche es ſehr übel nehmen würden, unter die Ungebildeten gezählt zu werden, vernehmen, daß „der Handvoll Fabrikanten wegen kein Prohibitiv-Syſtem ſollte eingeführt werden.“ Ueberhaupt findet es ſo mancher Deutſche, bei unſerer unſeligen falſchen Beſcheidenheit, ohne weitere Unterſuchung und Kenntniß ganz natürlich, daß wir mit den Auswärtigen in keiner Art und Weiſe gewerblich in die Schranken zu treten vermögen, daß unſere Induſtrie vergleichungsweiſe keiner Beachtung werth ſey. Wir wollen zwar unſern leitenden Staatsmännern nicht die Beleidigung zufügen, ſie unter dieſe Unverſtändigen zu rechnen: allein dennoch bleibt die Unterſchätzung unſerer Gewerbe ein Unglück. Es wird dadurch die Bildung einer kräftigeren öffentlichen Meinung verhindert; und in Ständeverſammlungen, Zeitungen und vielleicht ſelbſt Behörden erhebt denn doch zuweilen einer der Einſichtsloſen ſeine Stimme zur unrechten Zeit und mit ſchädlichem Erfolge. Nun, für dieſen Theil des Publikums, welcher theoretiſcher Beweisführung unzugänglich iſt, welcher nichts lieſt noch hört, iſt unabweisbare Ueberzeugung durch die Augen die einzig mögliche Belehrung. Die Menge, die Verſchiedenheit, die Schönheit der aus allen Ecken Deutſchlands eingeſendeten Waarenproben ſetzt ſie in Erſtaunen, überwältigt ſie. Es mag ſogar leicht ſeyn, da ſie nun zu weit gehen in ihrer Bewunderung; allein dieſer Fehler iſt der geringere. Die Ueberzeugung, daß unſere Gewerbe weit bedeutender ſeyen, als man es ſich dachte, führt unmittelbar zu dem Schluſſe, daß es nur recht und klug ſey, wenn für dieſelben auch von Seiten des Staates und des Zollvereines etwas Tüchtiges geſchehe. Das vielleicht nicht ganz begründete Gefühl, ſelbſt in den höheren Induſtriezweigen des Auslandes entbehren zu können; die nicht immer ſich verwirklichende Hoffnung, der Mitwerbung auf dem großen Weltmarkte völlig gewachſen zu ſeyn, macht nun geneigt, einer kräftigen nationalen Politik in Gewerbe- und Handelsſachen mit Beifall und ſelbſt, wenn es ſeyn müßte, mit Opfern zur Seite zu ſtehen. — Auch in dieſer Beziehung war die Berliner Ausſtellung in der That belehrend und erfreulich. Wenn auch die zur Prüfung der Ausſtellung abgeordneten oder aus

eigenem Antriebe und Interesse anwesenden Sachverständigen keineswegs immer zufrieden seyn konnten, nicht selten ein entschiedenes Uebergewicht des Auslandes anerkennen mußten: so war doch der Eindruck auf den übrigen Theil der Beschauenden durch alle Stände ein überwältigender. Selbst an diesem Sitze einer glänzenden Aristokratie, einer sich sehr fühlenden Verwaltung, einer vornehmen Wissenschaft, eines an den Vorrang gewöhnten Kriegerstandes, einer hochfahrenden und verblasenen Geistreichheit; selbst in Berlin trat die große und massenhafte Bedeutung der deutschen Gewerbethätigkeit beherrschend entgegen. Kein Zug in der Physiognomie des beschauenden Publikums war so deutlich ausgedrückt, als der einer freudigerstaunten Achtung. Laßt uns nun diese Gesinnung in den verschiedenen deutschen Hauptstädten der Reihe nach erwecken, sie noch steigern mittelst der späteren, jeden Falles noch glänzender werdenden Ausstellungen: so kann es an großen, im Leben fühlbaren Erfolgen nicht fehlen.

Die beiden bisher besprochenen Folgen von Gewerbeausstellungen im Zollvereine werden aber, drittens — so hoffen wir wenigstens — den weiteren Nutzen nach sich ziehen, daß derselbe ein bestimmteres und kräftigeres System hinsichtlich seiner Handels- und Gewerbe-Politik annimmt und festhält. Wenn das Bewußtseyn von den verschiedenen Erzeugnissen, ihrem Sitze und ihrer Bedeutung klarer geworden ist, und wenn die Schutzforderungen des Gewerbestandes, unterstützt durch ein größeres persönliches Ansehen, mehr Beachtungen finden werden: so kann sich auch der Verein dem festen Entschlusse nicht länger entziehen, einer Seits diejenigen Gewerbe in seinem Umkreis, für welche Lebensbedingungen bestehen, gegen fremde Unterdrückung auf eine wirksame Weise bis zu ihrer Erstarkung zu retten, anderer Seits durch kluge und rasche Benützung günstiger Verhältnisse oder durch mannhafte Zurückweisung fremder Unverschämtheit den Absatz der Erzeugnisse auf fremden Märkten zu begünstigen. Gegenüber von einer massenhaften und von der allgemeinen Stimmung anerkannten Vergegenwärtigung unserer Gewerbe werden die National-Oekonomen der veralteten trägen Schule des laissez faire et laissez passer wenig Beifall finden für ihre Lehre, daß dies Alles aufzugeben und dafür wieder allein

Roggen- und Kartoffelbau zum allgemeinen Glücke und Wohlstande zu betreiben sey. Gegenüber von den sich in der Gesammtheit fühlenden und vereint auftretenden Gewerbenden des ganzen Vereins wird es schlechten Praktiken fremder Staaten weit schwerer werden, Einfluß an bedeutenden Orten zu erwerben. Furcht, wenn nicht Schaam und Gewissen, werden davon abhalten, und wir werden dann nicht mehr in den Berichten ausländischer Gesandten den Ausdruck höhnender Freude zu lesen bekommen, daß der Zollverein für den Vortheil seiner Gegner freundlichst gestimmt und seinen eigenen demselben aufzuopfern bereit sey. Man wird sich dann nicht mehr schüchtern entschuldigen, daß man eine kleine halbe Maßregel nicht länger habe vermeiden können; sondern wird mit geballter Faust jede Frechheit bezahlen und jede uns nachtheilige Maßregel mit einer dreifach feindseligen erwidern, bis dem Zollverein Achtung und Furcht, seinen Gewerbenden aber Recht auf Bestehen und Mitwerbung gegeben ist. — Auch in dieser Beziehung kann das Wandern der Ausstellungen durch die verschiedenen Hauptstädte des Zollvereines nur von Nutzen seyn.

Dies sind die allgemeinen und die besondern Gründe, welche der jüngsten Bekanntmachung der bayerischen Regierung über eine im J. 1849 zu veranstaltende Gewerbeausstellung des Zollvereines überall Beifall und Dank erwerben müssen. Und hoffentlich werden unsre Gewerbenden sich alle Mühe geben, den Regierungen und dem ganzen Vaterlande thatsächlich zu beweisen, daß sie die Wichtigkeit der Veranstaltung und ihrer Folgen begriffen haben. — Sollte es nun aber voreilig und unbescheiden seyn, schon jetzt einige Wünsche über die Art der Veranstaltung der künftigen Gewerbeausstellungen zu äußern, namentlich gestützt auf Erfahrungen, welche die jüngst verflossene Berliner Ausstellung gewährte? Wir denken nicht. Die Verabredungen des Zollvereines sind noch sehr unvollständig und unbestimmt; nähere Beschlüsse werden wohl als Bedürfniß erkannt werden. Ebenso hat sich die k. bayerische Regierung nur im Allgemeinsten bis jetzt ausgesprochen, und scheint die Entschließungen im Einzelnen noch von weiterer Erwägung abhängen lassen zu wollen. Unter diesen Umständen kann die Vernehmung verschiedener Stimmen gerade jetzt nur nützen; denn sind Bestimmungen einmal getroffen, dann ist eine Abänderung schwerlich zu

erwarten. Deßhalb sprechen wir uns lieber etwas zu frühe, als zu spät aus.

Wir haben gleich Eingangs die bayerische Verordnung, und somit die Verabredung des Zollvereines, daß bei den künftigen Gewerbeausstellungen nur Waarenmuster aus dem Zollvereine zugelassen werden, als einen wesentlichen Fortschritt begrüßt. Hoffentlich haben wir uns in dem Verständnisse des Zollkonferenz-Protokolles und der bayerischen Bekanntmachung nicht geirrt. Sollte dem aber doch so seyn, so ginge unsere Ansicht dahin, daß vor Allem diese Beschränkung aufzustellen sey. In der That scheint uns ohne sie der ganzen Veranstaltung der eigentliche Sinn, das klare Bewußtseyn zu fehlen, und von allen oben auseinander gesetzten besonderen Vortheilen der Ausstellung kann nur unter der Voraussetzung dieser Maaßregel die Rede seyn. Nichts ist doch einleuchtender, als daß es nur störend wirken kann, wenn bei einer Musterung der Waaren, welche der Zollverein liefert, bei einer Bemühung, seine Stärke und seine Schwäche in dieser Beziehung zu kennen, absichtlich Gegenstände fremden Ursprungs mit untergemischt werden. Der Gesammt-Eindruck wird verfälscht, und besten Falles kann man zur Entschuldigung sagen, daß man mit vieler Mühe das wieder in Gedanken beseitigen könne, was man gedankenlos beigezogen hatte. Welches Interesse kann der Zollverein dabei haben, zu zeigen, wie weit Andere, unsere Gegner und zum Theil unsere bittern Feinde, es gebracht haben in dieser oder jener Kunst? Wir wollen nur wissen, wie weit wir sind, um zu ermessen, was wir zum Schutze und zur Förderung für uns zu thun haben. Die Beimischung fremder Waare ist um nichts zweckmäßiger und geistreicher, als wenn ein Feldherr zu seiner Heerschau vor einer Schlacht auch einige der feindlichen Truppen einladen würde, weil sein Heer dann bunter und größer scheine. Es scheint uns dies so einfach, daß wir nur mit Widerwillen und um auch selbst den Schatten eines entgegenstehenden Grundes zu beseitigen, die möglichen Einwendungen berücksichtigen. Zweierlei wurde uns aber wohl, wenn wir vorstehende Gedanken gelegentlich der Berliner Ausstellung äußerten, entgegengehalten. Einmal, daß es dem Zollvereine schlecht anstehe, Deutsche auszuschließen. Zweitens, daß diese fremden Waaren zum Muster, jeden Falles

zum Vergleiche dienen können. Was nun aber den erſten Grund betrifft, ſo iſt vor Allem zu bemerken, daß es ſich hier nicht um eine nationelle Parade handelt, ſondern um einen praktiſchen ernſten Zweck zum Nutzen des Zollvereines, welcher bekanntlich nicht ganz Deutſchland umfaßt. Der Name der Fremden thut aber natürlich hierbei nichts zur Sache. Und dann ſey überdies einfach gefragt, warum dieſe Deutſche ſich dem Zollvereine nicht anſchließen? Die Einen, wird man ſagen, weil ſie einem andern großen Ganzen, nämlich dem öſterreichiſchen Kaiſerthume, angehören, und dort ſchon hinreichenden Schutz und Abſatz für ihre Erzeugniſſe finden; die Andern, weil ſie in unſeliger Verblendung und in kleinlicher Selbſtſucht nicht über einige untergeordnete Nachtheile wegſehen wollen. In dieſem Falle ſind nun aber die erſteren unſere Gegner in gewerblicher Beziehung. Unſere Waaren ſind, obgleich ſie deutſchen Urſprungs ſind, von ihren Märkten nicht minder ausgeſchloſſen, als wenn ſie aus Aſien oder Amerika kämen; und gerade darin beſteht zum großen Theile der von jenem großen Staate gewährte Schutz. Als der Wohlſtand der kleinern deutſchen Staaten durch Mauthen aller Art vernichtet war, iſt etwa ihren Klagen in Oeſterreich Gehör geſchenkt worden? Iſt der Zollverein durch Oeſterreichs Förderung und mit ſeinem guten Willen begründet worden? Weßhalb alſo ſollten wir nun die Großmuthsnarren ſpielen, und öſterreichiſchen Waaren durch Ausbreitung und Ausposaunung auf unſern Ausſtellungen Beifall und Käufer bei uns verſchaffen? Wenn einmal innerhalb des deutſchen Bundes zweierlei große Gewerbe-Syſteme ſeyn ſollen (was wir jetzt nicht näher beurtheilen wollen), nun, ſo ſorge jeder Theil für ſich. Hier iſt Sentimentalität ganz am unrechten Orte. Ueber die Mecklenburger, Hannoverer und Hanſeſtädter aber gar uns in aufopferndes Mitleid zu ſtürzen, wäre mehr als kindiſch. Wenn dieſe es mit der größten Kaltblütigkeit überlegen, ob ſie dem größten Werke, welches Deutſchland in langen Jahren vollführte, ſich anſchließen, ob ſie den Zugang zur See dem großen Vaterlande öffnen, das mächtigſte Band, welches jetzt Deutſchland zuſammenhält, auch um ſich ſchlingen, oder aber ihren Rothwein um einige Groſchen wohlfeiler trinken wollen: ſo mögen ſie in ihrem Rechte ſeyn. Wenn ſie uns, was an ihnen iſt, an England verkaufen: ſo

können wir es nicht hindern. Allein es heißt doch in der That die gutmüthige Schwäche allzuweit treiben, wenn wir uns eine große und nützliche Maßregel verderben wollen, um ihnen noch zu verhelfen zu einem erträglichen Verharren in dieſer beklagenswerthen Selbſtſucht und Beſchränktheit. Hier iſt nicht nur Sentimentalität nicht an der Stelle, ſondern vielmehr das Gegentheil. — Nicht beſſer ſteht es aus um die angebliche Benutzung der fremden Waaren zum eignen Vortheile. Allerdings ſind Vergleichungen nützlich und nöthig; und wir würden es ſehr billigen, wenn der Zollverein in nähere Ueberlegung zöge, ob er nicht abgeſonderte Ausſtellungen fremder Waaren veranſtalten wolle. Allein dann müſſen dieſelben nicht unter die Vereinserzeugniſſe gemiſcht, ſondern vielmehr ihnen gegenüber geſtellt werden; und dann iſt am Wenigſten blos von ſolchen Waaren die Rede, welche im deutſchen Vereinsauslande verfertigt werden, ſondern von den Leiſtungen aller fremder Völker. In dieſer Richtung iſt die von uns bekämpfte Zulaſſung weniger als eine halbe Maßregel, ſie iſt das Dulden und Begünſtigen einer Grundſatzloſigkeit. — Zum Schluſſe nur noch eine Frage. Wenn etwa der Zollverein für gut finden ſollte, ein Preisgericht zur Beurtheilung der zu einer Ausſtellung eingeſendeten Waaren zu beſtellen; wenn vielleicht zur Zuerkennung von Belohnungen und Aufmunterung Mittel von demſelben verwilligt werden würden, etwa die einzelnen Fürſten von ihren Auszeichnungen zur Verfügung ſtellten, oder dergleichen: wie ſollte es dann gehalten werden mit ſolchen fremden Waaren? Einer Seits wäre es doch über die Gebühr gutmüthig, wenn auch unſere Nebenbuhler und Gegner von uns belohnt und geprieſen würden. Anderer Seits aber wäre es auch verkehrt, wenn wir Solche von unſern Verbündeten auszeichnen wollten, deren Leiſtungen offenbar von denen Anderer, auch von uns Berufener, allein jetzt bei der Preisvertheilung Uebergangener in Schatten geſtellt wären. Schon dieſe Schwierigkeit beweiſt die Falſchheit des ganzen Gedankens.

Ein zweiter wichtiger Punkt iſt der Ort der Gewerbe-Ausſtellung. Die vorliegende Bekanntmachung erklärt, daß die k. bayeriſche Regierung die nächſte Ausſtellung zu unternehmen beabſichtige, daß aber über den Ort derſelben das Nähere noch mitgetheilt werden werde. Somit ſcheint denn die Hauptſtadt

nicht als ſich von ſelbſt verſtehend vorausgeſetzt zu ſeyn; wie denn auch in dem betreffenden Conferenzbeſchluſſe von 1842 nichts der Art erwähnt iſt. Dies kann nun nicht anders, als ſehr gebilligt werden, da immerhin die Wahl des Ortes manchen gewichtigen Erwägungen unterliegt. — Betrachten wir erſt die Sache im Allgemeinen. Um zu einer Gewerbeausſtellung zu paſſen, muß eine Stadt mancherlei Eigenſchaften vereinigen. Vor Allem leichte Erreichbarkeit aus den verſchiedenen Theilen des Zollvereines. Sodann Gelegenheit zur gleichzeitigen Beherbergung groſſer Fremdenmengen. Endlich ein ſehr geräumiges und helles verfügbares Gelaß. Daß nun nicht eben viele deutſche Städte dieſe drei Forderungen ſämmtlich befriedigen, bedarf nicht erſt eines Beweiſes. Alle gegen die Gränzen des Zollvereines gelegenen Orte paſſen ſchon der Entfernung wegen nicht; und nur wenn etwa in den Hauptrichtungen Eiſenbahnen ausgehen, wird dieſer Fehler etwas vermindert. Ebenſo ſind ſämmtliche kleine Städte außer Frage wegen des Mangels an zureichenden Gaſthöfen. Was aber die Gebäude betrifft, ſo ſind dieſe wohl am ſeltenſten in der Paßlichkeit und Größe zu treffen, wie ſie das Bedürfniß einer groſſen Gewerbeausſtellung gebieteriſch verlangt. Schon diesmal reichten die Räume des prächtigen Zeughauſes in Berlin kaum hin; und vorausſichtlich werden die Ausſtellungen jedesmal umfangreicher, wie dies auch in Frankreich der Fall iſt. Allerdings mag in dieſer letztern Beziehung geholfen werden durch leichte Nothbauten: allein je nach den Umſtänden ſind die Koſten derſelben doch allzugroß. Somit kann von einem regelmäßigen Wechſel unter allen Staaten des Zollvereines gar keine Rede ſeyn; und namentlich ergibt ſich die Mehrzahl der Haupt- und Reſidenzſtädte als untauglich. Iſt es nun unter dieſen Umſtänden nicht erlaubt, den Vorſchlag zu machen: es möchte eine bedeutende Stadt in der Mitte von Deutſchland, welche mit dem groſſen Eiſenbahnnetze in Verbindung ſteht, ein- für allemal zum Ausſtellungsorte für den Zollverein ausgeleſen werden? Die Vortheile wären ſo augenfällig, daß ſie nicht brauchen auseinander geſetzt zu werden. Höchſtens wäre auszuſetzen, daß in jenen Gegenden nirgends die Hauptſtadt eines größeren Vereinsſtaates liegt. Wir ſehen dies nun allerdings aus manchen der oben angedeuteten Gründe als einen Nachtheil an:

allein da um so weniger Eifersucht unter den übrigen Staaten über eine solche feste Wahl stattfinden könnte, so würde dieser Umstand das Zustandekommen erleichtern, und könnte also über den Nebenpunkt weggegangen werden. Wir sind, unseres Theiles, nicht genau genug bekannt mit den verfügbaren Räumlichkeiten der größeren Städte in Mitteldeutschland: allein wir bezweifeln keinen Augenblick, daß sich in Würzburg, Bamberg oder Nürnberg genügende Gebäude finden lassen. Und wäre dem nicht also, so ließe sich vielleicht in Frankfurt oder Leipzig Rath schaffen. — Sind die vorstehenden Bemerkungen nicht ganz unbegründet, so verdienen sie wohl auch Beachtung in dem zunächst vorliegenden Falle. Auch wenn die nächste Ausstellung einseitig von Bayern ausgeht, und wenn, was wir als kein gutes Zeichen ansehen könnten, gegenseitige Eifersucht es nicht zu einem solchen festen Orte kommen ließe: so ist immerhin noch zu bestimmen, wo innerhalb der bayerischen Landesgränzen sie stattfinden soll. Daß für München die Größe der Stadt und vielleicht das Vorhandenseyn eines passenden Gebäudes spricht, ist unläugbar. Auch wird unzweifelhaft die großartige Thätigkeit der bayerischen Regierung ihre Hauptstadt in wenigen Jahren mit weitgreifenden Eisenbahnlinien in Verbindung gesetzt haben. Allein die gänzlich excentrische Lage Münchens bleibt doch ein großer Uebelstand. Und wenn es daher wahr ist, daß eine der oben genannten fränkischen Städte in ganz Deutschland am besten gelegen ist: so kann dieser Vorzug von einer Regierung, welcher Bamberg oder Würzburg eben so gut zugehört, als München, gar wohl ins Auge gefaßt werden. Und möchte auch der einer Provinzialstadt gegebene Vorzug in gewissen Beziehungen ein Opfer seyn, so würde dieses von ganz Deutschland dankbar anerkannt werden.

Ein weiterer Punkt, den wir uns zu besprechen erlauben, ist der der Kosten. Diese sind nicht gering. Die Ausrüstung des Berliner Zeughauses für die Ausstellung soll 70,000 Thlr. gekostet haben. Allerdings war dieselbe nicht nur höchst geschmackvoll, sondern selbst luxuriös, und es ließen sich wohl nicht unansehnliche Ersparnisse in dieser Beziehung bei künftigen Ausstellungen machen. Aber dagegen wäre anderwärts vielleicht mehr zu bauen. Kurz, die aufzuwendende Summe bleibt immer bedeutend; und namentlich käme sie in Betracht, wenn gar die

Ausstellungen beständig in demselben Lande vorgenommen würden. Es scheint daher wohl der Frage werth, ob denn nicht der gesammte Zollverein zu tragen hat, was für seine Gesammtheit veranstaltet wird? Wir, unseres Theiles, können bei der Bejahung der Frage keinen Anstand, wohl aber entschiedene Vortheile finden. Ein Abzug von etwa 100,000 fl. je im fünften Jahre ist für den gesammten Verein nicht der Rede werth. Hierin kann also die Schwierigkeit nicht liegen. Und eben so wenig vermöchten wir sie darin zu finden, daß ein neues Ausgabeprinzip für den Verein damit anerkannt würde, nämlich eine Ausgabe, welche sich nicht unmittelbar auf die Zollverwaltung beziehe. Dem ist allerdings so. Allein früher oder später wird doch mehr als Eine Ausgabe auf die Kasse übernommen werden müssen, welche blos im Allgemeinen den Vortheil des Vereins zum Gegenstande hat und nur sehr mittelbar mit dem Zolle zusammenhängt. Man denke nur an die Folgen, welche in dieser Beziehung aus der, denn doch hoffentlich einmal eintretenden, Entwicklung einer eigenen Marine des Zollvereines sich ergeben müssen. Was aber die positiven Vortheile betrifft, so würden wir sie vorerst darin finden, daß gegen die Uebernahme der Kosten der Verein auch immer eine passende Einrichtung der Ausstellungen verlangen könnte. Würden die Kosten von den einzelnen Staaten getragen, so könnten sich gelegentlich auch wenig verständige Weigerungen oder unzureichende Einrichtungen begeben, und man hätte nicht das Recht, es zu verhindern. Sodann aber möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß der Verein überhaupt eine weit kräftigere Hand in der ganzen Sache haben würde, wenn er sie auf seine Kosten unternähme. Dann könnte er bestimmte Bedingungen und Grundsätze über die Art der Abhaltung, die Zulassung von Waaren, die Uebernahme von Gewährleistungen u. s. w. feststellen, während im andern Falle der einzelne Staat die von ihm veranstaltete Maaßregel auch nach seinem Belieben einrichten kann; wie denn auch gleich die Beredung von 1842 die Bestimmungen über die Transportkosten der „Verständigung der einzelnen Regierungen" überläßt. Welches Schwanken in den Grundsätzen und welche Unzweckmäßigkeiten dann aber vorkommen könnten, bedarf nicht erst einer Auseinandersetzung. So daß also auch in diesem Falle wieder das Anständige und Billige auch das Klügste wäre.

Viertens sey uns ein Wort vergönnt über den Zeitpunkt für die künftigen Ausstellungen. Es ist von den Vereinsregierungen bestimmt, daß eine Ausstellung nicht früher, als je nach fünf Jahren veranstaltet werden dürfe. Offenbar ist dies in der Absicht geschehen, daß weder die Gewerbenden noch die Beschauenden abgestumpft werden mögen, auch daß die Fortschritte der Gewerbe auf eine sichtbare Weise hervortreten können; und Jeder muß diese Absicht loben. Denn es kann in der That kein größerer Fehler begangen werden, als eine allzurasche Aufeinanderfolge von Ausstellungen. Allein zweierlei Modifikationen dieses Beschlusses scheinen doch wünschenswerth. Vor allem eine feste Bestimmung, daß wirklich je nach fünf Jahren eine Ausstellung stattfinde. Die jetzige Unbestimmtheit hat für den Gewerbenden viel Nachtheiliges. Er weiß nun zwar, wenn frühestens die Schaulegung stattfindet; allein er weiß nicht, wie spät sie eintreten wird. Nun kann er aber doch nicht auf das Ungewisse hin sich rüsten. Er will natürlich das Neueste bringen; dieser Wunsch aber würde vereitelt, wenn etwa die Ausstellung einige Jahre später einträte, und somit seine für dieselbe bestimmte Waare veraltete. Deßhalb ist zu fürchten, daß bei unbestimmtem und veränderlichem Zeitpunkte viele Gewerbe, und vielleicht eben die bedeutendsten, nicht werden vertreten seyn. Ein Hinderniß der Feststellung will aber uns wenigstens nicht klar werden. — Zweitens dürfte doch wohl der Zwischenraum von fünf Jahren zu groß seyn, wenigstens im Anfange. Wenn die Vortheile, welche die Ausstellungen gerade dem Zollvereine zu bringen versprechen, richtig sind, so ist eine Verschiebung derselben um volle fünf Jahre gar zu lange. Und dies um so mehr, als gerade die Berliner Ausstellung nur unvollständige Ergebnisse gewährte, da sie zu kurze Zeit zuvor war angekündigt worden, und überdies mancherlei Mißverständnisse und Verstimmungen anfänglich obgewaltet hatten. Somit wäre es wohl der Mühe werth, wenn der Verein in nochmalige Erwägung ziehen wollte, ob nicht, wenigstens für die zwei oder drei ersten Ausstellungen ein Zwischenraum von etwa drei Jahren passender wäre?

Ueber die wünschenswerthen Einzelnheiten der Ausführung endlich bedarf es nur weniger Bemerkungen. Diese Dinge ergeben sich von selbst; und überdies sind sie theils in

fortoperiren lassen — Tschitschagoff aber, wie Napoleon erwartete, zur Verstärkung an das Hauptheer gezogen, so würde man seine und des Feindes Lage verkannt, in diesem Jahre Polen und im nächsten den Krieg verloren haben.

Das Einzelne dieser Maßregel ist übrigens so voll von Fehlern, daß nur die strategische Trefflichkeit derselben ihren Einfluß retten konnte. Es war in so ferne Glück, daß sie der Hauptsache nach gelang, als die erste und dritte jener oben angegebenen Voraussetzungen nur wahrscheinlich, die zweite aber kaum zu erwarten war, und dennoch alle drei eintrafen.

7.

Ueber die Kapitulationen ganzer Heeresabtheilungen.

Napoleon bringt bei Gelegenheit, da er über die Gefangengebung des Finkschen Corps bei Maren (30. October 1759) spricht, die Frage zum Vorschein: „Berechtigen die Gesetze und die Grundsätze desselben einen General, seinen Soldaten zu befehlen, die Waffen zu strecken und sich gefangen zu geben?“ Sobald diese Frage auf die Besatzung einer Festung angewendet wird, unterliegt ihre Beantwortung, so scheint es, keinem Zweifel. Richtig kann man eine Festung im Ganzen als eine Art von Kriegsmaschine ansehen, die eine vorgeschriebene, festgesetzte und bekannte Bestimmung hat. Sind die Werke zerstört, ist der Vorrath an Lebens- und Kriegsmitteln aufgezehrt, so ist die Maschine in Trümmern; das Fortwirken der wenigen, durch Zufall noch brauchbaren Theile ist unnütz, da ihre Räder nicht mehr zum Ganzen eingreifen. Der Befehlshaber ist berechtigt, sobald die Unmöglichkeit der Vertheidigung dargethan, auf die für ihn günstigste Weise mit dem Feinde abzuschließen, und wenn keine andere Bedingung zu erhalten, sich sammt der Besatzung zu ergeben. Freilich hat man es keinem General zum Verbrechen gemacht, der, wie Villars will, in dem Augenblicke, da an keine Vertheidigung mehr zu denken, mit den Waffen in der Faust ausbrach, und, während die Reste seiner Wälle in die Luft flogen, sich durch die Feinde schlug. Indessen man ist über Kapitulationen der Festung unter allen gebildeten Völker gleichsam einig, und jeder Feldherr kann zum Voraus wissen, wie lange

Berlin in der Hauptsache so musterhaft angeordnet gewesen, daß sie anderwärts nur nachgeahmt zu werden brauchen; theils giebt der Conferenzbeschluß durch die Verabredung, daß eine Ausstellungs-Commission in jedem nächsten Falle niederzusetzen sey, einen Anhalt. Doch wird es erlaubt seyn, einige kleine Bemerkungen zu machen, insofern denn doch nicht gerade alle Einrichtungen in Berlin musterhaft waren, und somit gegen einen Uebergang des verfehlten in die allgemeine Uebung rechtzeitig zu warnen ist. Es waren aber hauptsächlich drei Punkte, mit welchen wir uns in Berlin nicht einverstanden erklären konnten, nämlich: die nicht seltene Zerstreuung von Waaren derselben Art durch das ganze Gebäude; die Bezahlung eines Eintrittsgeldes; und der Ankauf von Waaren zum Behufe einer Lotterie.

Daß der erstgenannte Fehler nicht Schuld der mit der Einrichtung der Berliner Ausstellung beauftragten einsichtsvollen Männer war, sondern von der späten Einsendung mancher Waaren nach bereits geschehener Vertheilung des Raumes, ja selbst lange nach der Eröffnung der Ausstellung, herrührte, wissen wir wohl. Allein ein bedeutender Nachtheil war es, indem theils die Gegeneinanderhaltung der gleichartigen Waaren dadurch mannichfach erschwert war, theils viele Gegenstände leicht ganz übersehen wurden. Deßhalb ist es denn sicher sehr wünschenswerth, daß bei den kommenden Ausstellungen hier Abhülfe werde. Diese wüßten wir aber in der That nicht anders zu finden, als in der Festsetzung eines der wirklichen Eröffnung um mehrere Wochen vorangehenden Tages, mit dessen Ablauf die Einsendung von Waaren unbedingt geschlossen wäre. So, aber auch nur so könnten die mit der Ordnung und Zusammenstellung Beauftragten ihren ganzen Stoff übersehen, alles Zusammengehörige aussondern und ruhig überlegend jeglichem seinen Platz und seine Nachbarn anweisen. Allerdings würden, namentlich auf der ersten Ausstellung, manche schöne Dinge dadurch ausgeschlossen werden. Allein welches andere Mittel zur Pünktlichkeitsgewöhnung giebt es, als starre, unerbittliche Einhaltung eines äußersten Zeitpunktes? Und ist nur einmal die Ueberzeugung beigebracht, daß wirklich die Ausschließung stattfinde, so ist das Publikum sehr bald und gründlichst gezogen. Man sehe die Eisenbahnen und Dampfboote! Zwar geben wir zu, daß ein solcher früherer Abschluß

der Einsendungen auch eine frühere Ankündigung der Ausstellung voraussetzt. Allein dieß hat ja auch nicht den mindesten Anstand, sey es nun, daß die Ausstellungen an einem beständigen Orte, oder daß sie unter den Vereinsmitgliedern wechselnd veranstaltet werden. Die Verabredungen vom J. 1842 setzen zwar nur fest, daß die Absicht, eine Ausstellung zu halten, wenigstens ein halbes Jahr früher den übrigen Mitgliedern des Vereins mitzutheilen sey; und daß innerhalb dieses kurzen Termins nicht noch einmal ein Abzug stattfinden könnte, ist einleuchtend. Allein dieser Zeitpunkt der Mittheilung ist ja auch nur ein Minimum; und nichts hindert, über dasselbe nach Bedürfniß und Belieben hinauszugehen. Wie denn gleich das erstemal Bayern seine Ausstellung fünf Jahre zum Voraus ankündigt.

Was aber zweitens die Forderung eines Eintrittsgeldes betrifft, so hat dies, wir geben es gerne zu, zwei Seiten. Dafür spricht, daß diese Einnahme einen bedeutenden Theil der Kosten deckt, und daß ein allzugroßes Gedränge von ungebildeten Beschauern ziemlich abgehalten wird. Allein der Nachtheil scheint doch überwiegend, denn es ist ein Unrecht gegen die Aermeren, und zwar ein um so größeres, als gerade unter ihnen Viele sind, welche nicht des müssigen Gaffens wegen, sondern um sich zu unterrichten, die Ausstellung besuchen würden. Uns dünkt, es kann hier leicht jeder Zweck erreicht und jeder billige Anspruch befriedigt werden, wenn an einigen Tagen in der Woche ein Eintrittsgeld, und dann allenfalls ein bedeutenderes, erhoben, die übrige Zeit hindurch aber freier Eintritt gestattet wird. Hierbei ist für die Einnahme und für die Bequemlichkeit der elleren Stände oder der ernsteren Besichtiger gesorgt, und doch keiner ausgeschlossen, weil er arm ist. Vermehrte Aufsicht aber und zweckmäßige Vorschriften über die regelmäßige Fortbewegung der Massen können, müssen Schaden und Verwirrung verhindern. Wer den Unterschied in der Benutzung einer ganz öffentlichen und einer nur gegen ein, wenn schon noch so kleines, Eintrittsgeld zugänglichen Sammlung recht erkennen will, der erinnere sich z. B. an die Zahl und den Stand der die florentinischen Gallerien und der die römischen Privatsammlungen Besuchenden.

In Betreff endlich des Aufkaufes von ausgestellten Waaren und der Verloosung derselben ist gerne zugegeben, daß manchem

der Ausstellenden damit gedient seyn wird. Auch stört ein solcher Plan die Beschauung während der Dauer der Ausstellung nicht. Aber dennoch können wir den Gedanken nur für einen falschen und sogar für einen verderblichen halten. Die Aussicht auf einen, wahrscheinlich sogar guten, Verkauf der auszustellenden Waaren gibt nämlich der ganzen Anstalt in so ferne eine falsche Richtung von Hause aus, als nun gar mancher Einsender nicht solche Erzeugnisse einsendet, welche einen richtigen Begriff von dem Stande seines Gewerbes, von seinem gewöhnlichen Absatze geben, sondern auffallende Prachtstücke oder Spielereien. Andere, welche Halbfabrikate oder Werkzeuge u. dgl. zu zeigen hätten, unterlassen die Einsendung wohl ganz, weil bei solchen Dingen kein Ankauf für die Lotterie zu erwarten steht, dieser aber als die Hauptsache in den Vordergrund tritt. Anstatt einer statistischen Uebersicht erhält man einen Bazar; was um so verkehrter ist, weil ohnedem schon nur zu viele Neigung besteht, nicht sowohl das Gemeinnützliche, als das Glänzende und Absonderliche zu zeigen. Ueberdies noch leidet, wenigstens nach unserem Gefühle, das Ansehen des Gewerbstandes, welcher nun in der Gestalt eines überbietenden und bettelnden Krämers, anstatt in der einer mächtigen erzeugenden Kraft erscheint. Der Nutzen einer Gewerbausstellung liegt für die Gewerbenden in ganz anderen Folgen, als in dem Verkaufe einiger Stückchen Waaren; und wir besinnen uns nicht die Meinung auszusprechen, daß der Zollverein sehr wohl daran thun wird, wenn er sich nichts um solche Industriezweige oder solche Personen bekümmert, für welche der Verkauf einiger Probestücke eine Lebensfrage ist. Der Zollverein ist keine Armenanstalt. Solche Lotterieplane mögen gut genug gemeint seyn, allein sie beweisen mangelhafte Einsicht. Unsrer Ansicht nach sollte sie bei den künftigen Ausstellungen nicht nur nicht begünstigt, sondern vielmehr geradezu untersagt werden.

Dies sind unsere Ansichten, unsere Wünsche. Sie sind jeden Falles ganz unbefangen, als die eines durchaus Unbetheiligten. Mögen sie mit demselben Sinne aufgenommen und geprüft werden, wie sie gegeben sind!

Der deutsche

Schifffahrts- und Handelsbund,

seine

Nothwendigkeit und die Weise seiner Verwirklichung.

Schon vor anderthalb Jahren ward nach Zeitungsnachrichten von Hamburg aus den deutschen Regierungen der Plan zu einem Handels- und Schifffahrtsbunde vorgelegt, der gemeinsame Bevorzugung der nationalen Schifffahrt vor der fremden in allen deutschen Häfen und Belebung eines ausgedehnten direkten Verkehrs mit den transatlantischen Staaten bezwecken sollte. Wie es leider nur zu oft bei uns zu gehen pflegt, gerieth das Projekt bald in Vergessenheit, ohne daß man auch nur einmal ernstlich an seine Verwirklichung gedacht zu haben schien. Während Einzelne von vorn herein die entgegen stehenden Hindernisse für viel zu groß hielten, als daß man auf Realisirung des Vorschlags hoffen dürfe, zweifelten Andere sogar an der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit desselben, und daneben wurden selbst Stimmen laut, die gegen die ehrlichen Absichten Hamburgs Bedenken gehoben und großen Anstoß daran nahmen, daß gerade von dorther die Anregung komme.

Am 11. Juli des eben ablaufenden Jahrs leitete ein Mitglied der hannoverschen zweiten Kammer (Schapratb Lang) die Aufmerksamkeit wieder auf denselben Gegenstand, und obgleich die Begründung der dahin abzielenden Motion Manches zu wünschen übrig ließ, weil der Antragsteller sowohl die großen nationalen Wirkungen einer solchen Einigung deutscher Staaten

faſt ganz außer Berechnung ließ, als auch die Mittel zur Durchführung derſelben kaum andeutete, ſo erklärte ſich doch die hannoverſche Ständeverſammlung mit dem Antrage einverſtanden und empfahl ihn der Regierung. — Nach unſerer Anſicht iſt ſeit langer Zeit im nordweſtlichen Deutſchland keine Sache von ſolchem Gewicht für die Geſammtnation vorgebracht; und wenn wir deßhalb an unſerm Theile nicht unterlaſſen können, auf den Zweck, den Weg zur Realiſirung und die Wirkungen eines deutſchen Schifffahrts- und Handelsbundes ausführlicher hinzuweiſen, ſo möchte ſolches Unternehmen ſchon durch ſich ſelbſt genügend gerechtfertigt erſcheinen.

Nach einer im vereinigten Deutſchland weit verbreiteten Vorſtellung iſt Erweiterung des Zollvereins bis ans deutſche Meer die unumgängliche Bedingung, um ein nationales Handelsſyſtem nach dem Muſter Englands und Frankreichs auch in Deutſchland ins Leben zu rufen; — man ſieht dem Tage, wo die Zollſchranken gegen Hannover fallen, gerade deßhalb ſo ſehnlich entgegen, weil man dann erſt mit Sicherheit erwarten zu dürfen glaubt, daß alle die Mittel, die zur großartigen Entfaltung der eigenen Schifffahrt und eines blühenden direkten Verkehrs mit den transoceaniſchen Ländern führen, in Kraft treten werden. Wäre aber ſolche Anſicht in ſtrenger Wahrheit begründet, ſo müßte ein Schifffahrts- und Handelsbund, wie man ihn in Hamburg und Hannover im Sinne hat, entweder an ſeiner Unausführbarkeit ſcheitern, oder er könnte doch weit nicht die großen Folgen nach ſich ziehen, die man dort von ihm erwartet. In der That faſſen die nord-weſtdeutſchen Staaten die handelspolitiſche Einigung Deutſchlands unabhängig vom Zollverein auf, unabhängig ſelbſt von ihren eigenen Zollſyſtemen; ſie bezwecken damit ein ganz neues Glied im Gefüge deutſcher Nationalzuſtände hervorzurufen, empfehlen zu ſeiner Gründung nicht den Weg der Zollcongreſſe, ſondern des Bundestags und erwarten von ihm gleichwohl nichts minder, als Verwirklichung der meiſten jener Probleme, die ſeit zehn Jahren in ökonomiſcher Rückſicht die deutſche Welt bewegen. Ohne hier noch ſogleich die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit ſolches Plans darzuthun, wollen wir die weitere Erörterung

damit beginnen, das Verhältniß des neuen Handels- und Schifffahrtsbundes zum Zollverein ins Auge zu fassen. Es entsteht aber dabei die doppelte Frage: können beide Vereine unter den bestehenden Handels- und Zollverhältnissen neben und in einander bestehen, oder schließen sie sich gegenseitig aus? und kann es im Interesse des vereinigten Deutschlands liegen, bevor der Nordwesten dem Zollverein einverleibt ist, an Aufnahme eines nationalen Handels- und Schifffahrtssystems, wie man es in Vorschlag bringt, zu denken?

Der Zollverein verfolgt einen dreifachen Zweck: einen commerziellen, finanziellen und industriellen. Während er in commerzieller Hinsicht die politische Spaltung unter den vereinigten Staaten aufhebt und aus den verschiedenen Staatsgebieten ein einiges Handelsgebiet macht, soll er finanziell den Staatskassen das Einkommen sichern, „das Handel und Luxus gewähren können," und industriell die gewerblichen Kräfte der vereinigten Länder durch Schutz vor der fremden Concurrenz zur Selbstständigkeit erziehen. Dabei ist aber sowohl das Seegewerbe, die Schifffahrt, bisher außer der Gemeinsamkeit geblieben, als auch die mangelhafte Lage des Vereinsgebiets vorzüglich nicht gestattete, auf Förderung desselben und auf Belebung eines ausgedehnten direkten Handels mit den überseeischen Staaten das gehörige Gewicht zu legen. Beide letztere Umstände faßt der projektirte Handels- und Schifffahrtsbund besonders auf; seine natürlichste Stellung wäre demnach, die Organisation des Zollvereins an einer Seite zu vervollständigen, wo bisher eine Lücke geblieben ist, und als Supplement der übrigen Institutionen aufzutreten. Aber die Länder, die er umfassen soll, stehen zum Theil noch außerhalb des Vereins; — soll seine Stiftung gelingen und die erwarteten Folgen haben, so ist es gleichwohl eine Nothwendigkeit, auch diese nicht auszuschließen; — natürlich wird dadurch die Gründung des neuen Bundes erschwert. Unstreitig wäre es leichter gewesen, ein bereits gemeinsames Zoll- und Handelssystem durch ihn zu ergänzen, es hätte dies um so weniger Schwierigkeiten machen können, als er nur als eine Consequenz der ganzen Vereinsverfassung erscheinen mußte; aber man braucht nur an die Mittel zu seiner Verwirklichung zu denken, um abzusehen, wie er daran noch nicht scheitert. Das Hauptsächlichste

liegt in einem Additionalzoll, der unabhängig von dem Eingangssteuer-Systemen der einzelnen Staaten in den deutschen Hafenplätzen von allen Artikeln, die nicht in direkter Fahrt auf eigenen Schiffen oder auf denen des Erzeugungslandes eingehen, erhoben wird. Es beeinträchtigt aber solche Maßregel weder die bestehende Organisation des Zollvereins, noch stört sie irgend eine der großen Wirkungen desselben, noch setzt sie an sich eine weitere Gemeinsamkeit im Zoll und Handel als nothwendig voraus. Während sie vielmehr vom Standpunkte des Vereins aus als ein Zuwachs zu den bisherigen Einrichtungen erscheint, tritt sie auf dem Standpunkte des deutschen Bundes als die erste Erfüllung der in Art. 19 der Bundesakte verheißenen gemeinsamen Anstalten für Handel und Schifffahrt auf und lenkt somit auf den Weg der Bundesverfassung zurück, was bisher nur der Zollverein zu realisiren strebte. Weit entfernt aber darin ein Mangelhaftes zu finden, läßt sich vielmehr das Erwünschte solches Umstandes kaum in Abrede stellen. Ist Verschmelzung des Zollvereins mit dem Bunde nicht das Ziel der Wünsche Aller, die es mit beiden Institutionen redlich meinen? Hat man Rückkehr der gemeinsamen Handels- und Gewerbsgesetzgebung auf den Weg des Bundestags nicht schon lange ersehnt im Interesse der Nation und für eine Grundbedingung zum Gedeihen einer starken Nationaleinheit ausgegeben? Der Schifffahrts- und Handelsbund gibt dazu die nächste Veranlassung; indem alle deutsche Staaten mit ihm ein Gebiet gemeiner Interessen im National-ökonomischen betreten, wird darin auch eine weitere Gemeinschaft angebahnt, denn die eine fordert auch zu andern auf.

Aber dazu tritt noch die weitere Frage, ob nicht Rücksichten auf die bestehende Lage des Zollvereins und politische Klugheit den heutigen Vereinsregierungen noch gebieten, mit den isolirten nordwestdeutschen Staaten keine einseitige Uebereinkunft zu national-ökonomischen Zwecken, wie sie der Handels- und Schifffahrtsbund, ausgeschieden vom Zollverein ist, abzuschließen. Gerade deßhalb, weil man die Frage bejahend beantwortete, lehnte man sich von einer Seite her (vergl. A. Allg. Zeitung vom 25., 26. und 27. Juni 1843) gegen die Propositionen Hamburgs im vorigen Jahre auf, und es läßt sich nicht verkennen, daß, wenn die Annahme begründet war, daß die Hansestädte in dem Schifffahrts-

und Handelsbunde nur eine vorbeugende Maßregel gegen ihren Zollanschluß sähen, wohl gerechte Bedenken gegen den Plan bei den Vereinsregierungen aufkeimen konnten. Es wurde dann mit Errichtung solches Bundes die Aussicht, den Zollverein auch über die isolirten Staaten des deutschen Nordwestens auszudehnen, weiter hinausgerückt als jemals, und die eine Gemeinsamkeit diente dazu, der andern einen neuen Riegel vorzuschieben.

Aber sah man denn der Sache wirklich auf den Grund, als man die Vermuthung aufstellte, die Hansestädte griffen nur zu dem Mittel, um sich den Zollverein vom Leibe zu halten? war es wirklich nur als ein Gegengewicht gegen die Forderungen der Nation ersonnen, um die stets mahnenden Stimmen zu beruhigen und den Verdacht antinationaler Gesinnung ein für allemal von sich abzuweisen? — und ist dieselbe Conjektur heute noch bei Hannover zulässig? Nach unserer Ansicht leitete in Hamburg sowohl als in Hannover, als man das Projekt des Handels- und Schifffahrtsbundes aufnahm, nur das eigene Interesse, die fortdauernden Bedrückungen der Schifffahrt in fremden Häfen, der ins Stocken gerathene Absatz mancher deutschen Produkte, die wiederholten Schwankungen im Exporthandel, die ernsten Drohungen von Seiten Nordamerikas, zumal die bekannte Rede Daniel Websters in Baltimore, führten dazu, und es ist kein Grund abzusehen, warum man den Stein des Anstoßes in einen Nebenweg wälzen soll, wenn die Veranlassung so offen daliegt.

Vielleicht konnte es zwar bei jenem Vorschlage augenblicklich den Anschein gewinnen, als könne man das nordwestliche Deutschland zum Beitritt zwingen, wenn man Aufnahme eines nationalen Handelssystems als den Preis desselben vorstecke. Weil die Hansestädte und Hannover die Mitwirkung Preußens zu solchem Unternehmen in Anspruch nehmen mußten, konnte dieses sie an die Bedingung ihres Anschlusses an den Zollverein knüpfen; — aber man durfte schwerlich hoffen, daß solches Postulat acceptirt wäre; denn einestheils ist das Bedürfniß eines nationalen Handelssystems im nordwestlichen Deutschland noch kaum so lebhaft rege, als daß man Verwirklichung desselben als eine große Concession von Seiten des vereinigten Deutschlands ansehen sollte, anderntheils stehen der Mitvereinigung Umstände entgegen, die weit mächtiger sind als die eröffnete Aussicht. Wenigstens ließ

sich nicht erwarten, daß Hannover, um Schifffahrt und Exporthandel zu fördern, selbst Opfer nicht scheuen würde. Der Zollverein muthet ihm aber solche in finanzieller Beziehung z. B. zu, wenn er Aufrechterhaltung des Bevölkerungsmaßstabs bei Vertheilung der Zollrevenüen unter allen Umständen verlangt.

Selbst das erscheint als ein leerer Grund gegen den Schifffahrts- und Handelsbund, daß man meint, der Zollverein verliere nach Errichtung desselben für die nordwestlichen Staaten allen Reiz und es könne diese dann Nichts mehr bestimmen, die Zollinien gegen das Binnenland aufzuheben. Schlägt man den großen, freien Markt, das Schutzsystem und die Steigerung der Staatseinkünfte für nichts an? Wie die Sachen heute stehen, hat man von Seiten der Zollcongresse dem deutschen Nordwesten wenigstens noch keine Gelegenheit gegeben, mit Sicherheit auf Aufnahme eines nationalen Handelssystems nach dem Beitritt desselben rechnen zu können. Daß dennoch dort mitunter Sympathien für den Verein laut werden, ist einestheils nationalen Regungen, anderntheils der wirklichen Erkenntniß von den Vorzügen der Verfassung des Vereins zuzuschreiben.

Dazu kommt endlich noch eine Rücksicht auf Oesterreich. Wir sehen keinen Grund ab, weßhalb sich Oesterreich von einem deutschen Handels- und Schifffahrtsbunde ausschließen sollte; die Verhältnisse dort fordern Bevorzugung der eignen Schifffahrt vor der fremden und Förderung des direkten Handels mit den transatlantischen Ländern eben so sehr, als die im nördlichen Deutschland. Gewiß würde aber daneben der Umstand, daß solcher Bund wohl geeignet ist, die Trennung, die durch den Zollverein zwischen Oesterreich und dem vereinigten Deutschland besteht, theilweise aufzuheben, zu nicht geringer Empfehlung desselben dienen. Hieße es aber unter solchen Umständen im Interesse der Nation gehandelt, wenn man bloß auf ungewisse Vermuthungen und zweifelhafte Conjekturen hin einen Schritt von solcher Bedeutung aufschieben wollte? Außer den realen Wirkungen desselben stände dabei selbst die dichtere Einigung der deutschen Staaten auf dem Spiele, denn wenn der Art. 19 der Bundesakte in Kraft tritt, glauben wir, würde diese in nicht geringem Grade gefördert.

Der einzig richtige Weg der Zollvereinspolitik ist in der

obschwebenden Frage deßhalb nur der des wirklichen ökonomischen Interesses der Vereinslande selbst. Fordert dieses Aufnahme eines nationalen Handels- und Schifffahrtssystems, so soll man nicht im Zuwarten die Zeit verlieren und auf die Säumniß eine Spekulation gründen. Bringt das Zögern dem gesammten Deutschland keine Nachtheile? Wird die Hoffnung der Küstenprovinzen auf eine bessere Zukunft nicht immer schwächer? Gehen deutscher Industrie nicht immer mehr Absatzwege verloren, statt daß sich ihr neue öffnen müßten, und fordert nicht auch eine politische Rücksicht ernstlich auf, kein Mittel unversucht zu lassen, um gegen den Partikularismus und Separationsgeist einzelner Bundesstaaten ein Gegengewicht zu finden? Es liegt aber solches allein in gemeinsamen Institutionen; daß man sie aufnehme, ist der Wunsch und die Hoffnung aller Gutgesinnten.

Gegen aber nach dem Vorigen so wenig Zollvereinsrücksichten, als die bestehende Spaltung in Zoll und Verkehr dem deutschen Handels- und Schifffahrtsbunde unübersteigliche Hindernisse entgegen, so kommt es weiter darauf an, *seine Nothwendigkeit darzuthun und die Zwecke, die er verfolgen muß, im Einzelnen zu entwickeln.* Wir müssen zu dem Ende zunächst auf die *bestehenden Schifffahrts- und Handelszustände* zurückgehen und in ihnen besonders die Aufforderung zur Gründung solches Bundes suchen. Ohne dabei Bekanntes wiederholen zu wollen, können wir doch nicht unterlassen, einige bereits mitgetheilte Daten wieder aufzunehmen, um sie im Einzelnen zu vervollständigen.

Die Gesammtzahl aller Seeschiffe der Nordküste Deutschlands betrug nach einem Aufsatze im letzten Julihefte dieser Schrift (vergl. S. 356), mit Ausschluß der holsteinischen, Ende 1843, 2236 von 228,309 Last Tragfähigkeit. Dazu kamen nach Springers Angaben (Statistik von Oesterreich Bd. II. S. 307) 516 größere österreichische von 105,400 Tonnen oder 52,700 Lastgehalt und 415 holsteinische von 13,384 dänische Commerzlast oder 18,560 preußische Last. Die gesammte Handelsflotte der deutschen Bundesstaaten würde demnach, wenn man sämmtliche

ihn ungefähr dieſer oder jener Platz halten werde. Nur wäre zu wünſchen, daß man über das Wann einer ſolchen Kapitulation klarere Satzungen hätte, und eben weil eine ſolche Kapitulation eine gefährliche Begünſtigung iſt, mit eiſerner Strenge über der Aufrechthaltung derſelben wachte. Welch ein Unterſchied zwiſchen der Vertheidigung von Saragoſſa im Jahr 1809 und im Jahr 1823? — Welch ein Unterſchied zwiſchen der Vertheidigung Magdeburgs gegen Tilly und gegen Ney?

Was nun aber die Gefangengebung ganzer Heeresabtheilungen auf offenem Felde betrifft, ſo glaubt Napoleon, daß hiezu kein General berechtigt ſeyn könne. Die Geſetze des Krieges befehlen dem Untergeordneten nur in dem Gehorſam, was dem Wohl und der Ehre des Dienſtes angemeſſen iſt. Sie befehlen den Vorgeſetzten, ſeine Truppen zur Vertheidigung zu verwenden; Gefangengebung aber iſt nicht Vertheidigung.

Der erſte dieſer beiden Gründe iſt einer der gefährlichſten, zweideutigſten und unbeſtimmteſten, welche das militäriſche Geſetzbuch kennt. Dieſes nur auf klare Fälle berechnet, kann nur Unvollkommenes geben, da die meiſten der ſich ereignenden Fälle eben unklar ſind. Der Truppe, der es zuſteht, über die Zweckmäßigkeit einer Anordnung des Vorgeſetzten zu richten, wird ihm hundertmal für einmal da den Gehorſam aufſagen, wo er ſich ihrer auf das Zweckmäßigſte bedient hätte; und ein je größerer Feldherr er iſt, deſto unverſtandener wird er der Regel nach von ſeinen Untergeordneten bleiben.

Wenn die Verhältniſſe ſo ſind, daß eine Vertheidigung möglich, ſo iſt ohnedieß kein Zweifel, daß ſie zu geſchehen habe. Wie aber, wenn ſie dem Führer wirklich unmöglich ſcheint, wie dieß jedesmal dort der Fall war, wo die Führer nicht als Verräther handelten? — Wenn Hunger, Froſt, Mangel an Mitteln und Waffen, Zuſtand der Truppen, Ueberzahl der Feinde den Kampf nur in ein unnützes Würgen umwandeln würde? Wenn endlich die Verhältniſſe ſo ſind, daß der Weg durch die Gefangengebung zur Auswechslung ſicherer ſcheint, um die anvertrauten und verlorenen gegebenen Kräfte zurückzuführen, als derjenige, welcher mit ungenügenden Waffen über die Leichen des Feindes gehen ſoll?

Gott verwahre mich, daß ich eine Vertheidigung des Unverſtandes und der Feigheit ſchriebe. Ich weiß wohl, daß unter hundert

öſterreichiſche Schiffe auf die deutſchen Provinzen des Kaiſerſtaats rechnete, 3187 Schiffe von 299,564 Laſt betragen, eine Zahl, die in Europa nur von England (22,382 Schiffe mit den Küſtenfahrern von 1,416,047 Laſt) übertroffen wird. Die geſammte Tragfähigkeit der deutſchen Schiffe verhält ſich zu den engliſchen wie 1 zu 4,76, zu den franzöſiſchen (590,262 Tonnen) wie 1 zu 0,98, wobei indeß zu berückſichtigen iſt, daß in England und Frankreich auch die Küſtenfahrzeuge ſtets, in Deutſchland nur zum Theil mitgerechnet ſind.

Zeugt aber ſomit die Zahl der Seeſchiffe und ihre Tragfähigkeit von einer ſelbſt verhältnißmäßig hohen Entwicklung der Schifffahrt an den deutſchen Küſten, ſo darf man ſich dadurch gleichwohl nicht über die Lage derſelben täuſchen laſſen. Weder entſpricht die Schifffahrt als Erwerbsquelle der Küſtenbevölkerung, noch als Hebel und Träger der Induſtrie des Binnenlandes dem, was ſie ſeyn könnte und ſollte, noch haben ſich die deutſchen Flaggen im Auslande der Achtung zu erfreuen, die zum Gedeihen der Schifffahrt gehört. Der Schluß von der Ausdehnung des Seegewerbes in Deutſchland auf ſeine Blüthe wäre ungefähr eben ſo falſch, als der von dem Umfange unſrer Leinenmanufaktur auf ihren glücklichen Zuſtand. Zum Beweiſe deſſelben brauchen wir nur an die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, mit denen die Schifffahrt zu kämpfen hat, zu erinnern. Es ſind aber dieſe mehrfacher Art: ſie gehen zum Theil aus den Navigationsgeſetzen der meiſten ſeefahrenden Staaten, zum Theil aus der mangelhaften Lage des deutſchen Verkehrs mit den transatlantiſchen Ländern, dann aber auch ganz beſonders aus der bisherigen Schutzloſigkeit der eigenen Schifffahrt hervor.

Zuerſt ſind die Navigationsgeſetze Englands, Frankreichs, Hollands, Spaniens, Nordamerikas u. ſ. w. zu ſehr bekannt und ſchon zu oft als die Klippe, an der jeder kräftige Aufſchwung deutſcher Schifffahrt unter den jetzigen Verhältniſſen ſcheitern muß, hervorgehoben, als daß wir weiter auf ſie einzugehen brauchten. Zuletzt ward noch in der Begründung jener Motion in der hannoverſchen Kammer beſonders darauf hingewieſen, und gewiß fordert nichts eindringlicher zur Errichtung eines deutſchen Handels- und Schifffahrtsbundes auf, als die

Nothwendigkeit, Repressalien gegen Staaten anzuwenden, die ohne Rücksicht darauf, daß in deutschen Häfen im Wesentlichen jedes fremde Schiff den eignen gleich steht, dennoch die härtesten Beschränkungen in Anwendung bringen. Nur das Eine bedarf noch der nähern Erwähnung, wie gerade auf dem Frachtverkehr, der umfangreichsten Erwerbsquelle deutscher Rheder, heutzutage die fremden Schifffahrtsgesetze mit maßlosem Drucke lasten. Um die Zahl der deutschen Schiffe, die im Frachtfahren für fremde Rechnung bisher Beschäftigung suchten, nur beiläufig anzudeuten, möge genügen, daß von 248 Rostocker und Wismarer Schiffen zu 20,150 Roggenlast 160, von 530 ostfriesischen zu 18,000 Last mindestens 300, und von 215 bremischen zu 31,269 Last zwischen 60 und 70 in der Regel in Ballast aus den heimischen Häfen gingen, um von Platz zu Platz in der Fremde nach Frachten zu späben. Leider nimmt der Eigenhandel in keinem deutschen Seestaate die eignen Schiffe genügend in Anspruch und die Noth zwingt zu einem an sich schon dürftigen Erwerb. Aber die Rücksichtslosigkeit fast aller europäischen Staaten schmälerte diesen noch in hohem Grade. Zuerst haben alle Staaten mit Navigationsakten die Küstenfahrt, die Communikation zwischen ihren eigenen Häfen und die Fahrten zwischen ihren Colonien und dem Mutterlande ausschließlich ihren eigenen Schiffen reservirt, folglich das Frachtfahren anderer Schiffe dort so gut wie unmöglich gemacht, so z. B. England, Holland und Frankreich. Obgleich jedes fremde Schiff in jedem deutschen Hafen Ladung nehmen kann, wohin es will, beantwortet man diese Concession mit der Ausschließung von aller Küsten- und Colonialfahrt und spricht damit dem Postulat der Gegenseitigkeit offen Hohn. Damit noch nicht zufrieden, stellt man aber in dem Grundsatze, fremden Zwischenhandel aufzuheben, indem man alle Einfuhr fremder Artikel nur auf eignen Schiffen oder auf Schiffen des Erzeugungslandes duldet, dem deutschen Frachtfahren noch ein größeres Hinderniß in den Weg. Das Resultat davon ist, daß deutschen Schiffen entweder nur die wenigen Länder, in denen noch kein Differenzialzollsystem besteht, übrig bleiben oder daß sie in Ballast in den geschlossenen Häfen Ladung nach den offenen suchen müssen. Es ward damit allein die europäische Frachtgelegenheit mindestens auf ein Viertel ihres natürlichen

Betrags beschränkt. In diesem einen Viertel concurriren aber mit den deutschen alle fremden Schiffe, die in den Fahrten ihres Heimathlandes nicht zureichenden Erwerb finden; es concurriren mit ihnen zum Theil solche, die, weil das Anlagekapital im Schiffbau kleiner ist (Schweden, Norwegen, russische Ostseeprovinzen, Italien, Nordamerika), oder der Sold der Mannschaft niederer, wohlfeiler fahren können, und gewiß legt nichts so eindringliches Zeugniß von der Zähigkeit und Ausdauer der norddeutschen Seefahrer ab, als daß sie dennoch nicht verzagen und trotz der Berge von Schwierigkeiten sich auch nur noch einmal auf das Meer wagen. Wenn der ostfriesische, holsteinische, oldenburger und mecklenburger Schiffer heutzutage auf Aventüre in die Welt hineinsteuert, so weiß er, welche traurige Aussichten ihn erwarten, er weiß, was er von den Plackereien der Fremden zu besorgen hat, er weiß selbst, daß er gegen fremde Anmaßungen nur dürftigen Schutz bei den Repräsentanten seines Staats findet, daß man seine Flagge mehr tolerirt, als respektirt, daß es ein glücklicher Zufall ist, wenn ihm die Concurrenz einigen Erwerb übrig läßt. Dennoch treibt ihn die angeborene Neigung zu seinem Gewerbe stets aufs neue zur Seefahrt, und er scheut sich nicht, Jahre lang zu suchen, um endlich mit dürftiger Habe die Heimath wieder zu sehen. Fordert irgend etwas zum kräftigen Schutze deutscher Schifffahrt auf, so ist es das Schicksal der Frachtfahrer; die Nation hat die Verpflichtung, ihre muthigsten, kühnsten Glieder nicht länger im Stich zu lassen und ihnen für die vergangene Noth und Mühe endlich ein besseres Geschick zu gewähren. Unmöglich könnte man in irgend einem andern civilisirten Staate der Welt die Besten seiner Stammsgenossen so lange mit dem Tode ringen sehen.

Dazu kommt zweitens die mangelhafte Organisation des transatlantisch-deutschen Handels als Hinderniß der Schifffahrt. Was der fremde Zwischenhandel in dieser Beziehung unsrer Rhederei an Erwerbsgelegenheit und Frachtverdienst entzieht, läßt sich selbst annäherungsweise in Zahlen ausdrücken. Das gesammte Deutschland mit Ausschluß Oesterreichs verbraucht durchschnittlich jährlich von Colonialprodukten: rohe Baumwolle 280,000 Centner, Zucker 1,400,000 Centner, Kaffee 750,000 Ctr., Reis 160,000 Ctr., Tabak 340,000 Ctr.,

Indigo, Gewürze und Drogueriewaaren zusammen 320,000 Ctr., das Gesammtgewicht aller Colonialbezüge beläuft sich danach auf 3,250,000 Ctr. Zur Herbeischaffung derselben wären aber erforderlich bei einmaliger jährlicher Fahrt 650 Schiffe von 120 Last oder 540 von 150 Last, mithin ungefähr 81,000 Last Tragfähigkeit, wenn die Schiffe stets voll beladen wären. Es beträgt aber die Zahl sämmtlicher im transatlantischen Handel beschäftigter deutscher Schiffe nur 350 von 44,000 Last, und es würde sich demnach schon bei solcher Rechnung ein Deficit der Handelsmarine von 300 Schiffen und 40,000 Last ergeben, wenn der Bedarf an Colonialprodukten ganz auf deutschen Schiffen herbeigeführt werden sollte. — Noch ungünstiger stellt sich aber das Verhältniß, wenn man den Handel Hamburgs und den holländisch-deutschen Zwischenhandel an sich berücksichtigt. Hamburg führte durchschnittlich ein an Zucker 91,670,000 Pfund, an Kaffee 52 Mill. Pfund, von Gewürzen an Pfeffer allein 1,900,000 Pfund, an Tabak circa 10,000 Orhoft oder ungefähr 12 Mill. Pfund, an Reis 13 Mill. Pfund, an Baumwolle 70,000 Ballen oder 21 Mill. Pfund, an Indigo 1,650,000 Pfund, zusammen 193 Mill. Pfund. Dazu kamen große Bezüge von amerikanischen Häuten, feinen Holzarten u. s. w., so daß man das Gesammtgewicht aller Einfuhren an Colonialprodukten in Hamburg mindestens auf 2,200,000 Centner annehmen kann. Dabei waren gleichwohl kaum mehr als 100 hamburgische Schiffe[1] von ungefähr 14,000 Last bei diesem Importhandel beschäftigt, während er 400 Schiffe von 60,000 Last hätte in Anspruch nehmen können. Die übrigen Fahrten übernahm großentheils England an Hamburgs Statt, wie denn z. B. im J. 1839 zwischen Liverpool und Brasilien allein 110 Schiffe von 14,100 Last fuhren, deren Rückfrachten zum bei weitem größten Theile auf den hamburgischen Markt strömten.

Daneben nehmen die deutschen Schiffe an den holländisch-ostindischen Fahrten gar nicht Theil. Holland begnügt sich nicht damit, in Deutschland den Hauptabnehmer seiner Javaprodukte

[1] An 109 weitere hamburgische Schiffe sind stets nur auf den europäischen Meeren beschäftigt und in der Regel gar nicht für die transatlantische Fahrt gebaut.

zu finden, sondern es schließt auch noch von seinen Colonialfahrten alle deutsche Conkurrenz aus und stellt selbst dem Eigenhandel deutscher Hafenplätze mit seinen ostindischen Colonien die dortige Einfuhr- und Ausfuhrtarife als ein großes Hemmniß in den Weg. Im J. 1843 waren fast allein in dem ostindisch-holländischen Handel 391 große holländische Schiffe im durchschnittlichen Gehalt von 541 holländischen Tonnen zu 1021 Kilogrammen, mithin zu 108,171 preußische Last beschäftigt. — Die holländische Handelsflotte führte 1839 aus den Colonien allein einen Gesammtwerth von 35,414,000 Rthlr. in das Mutterland ein, unter denen ungefähr 1,200,000 Centner Zucker[1] und 900,000 Centner Kaffee waren. Nach Deutschland gingen von Holland und Belgien aus allein auf dem Rheine und über die Landgränze für 40,514,000 Thaler, von welchen circa 460,000 Centner Zucker, 280,000 Centner Kaffee, 24,000 Centner Gewürze aller Art, 32,000 Centner Reis und 10,000 Centner Indigo für die deutsche Consumtion bestimmt waren.

Alle diese Zufuhren bleiben aber deutscher Schifffahrt durchaus verloren und die deutsche Marine entbehrte dabei einer Erwerbsquelle, die mindestens 250 Schiffe von 40,000 Last hätte beschäftigen können. Der Gesammtverlust der deutschen Handelsflotte beim Hamburger und holländischen Zwischenhandel betrug sonach circa 550 Schiffe von ungefähr 80,000 Last.[2] Es repräsen-

[1] Außerdem strömten auf den holländischen Markt noch für 11 Mill. Thaler Zucker, für 811,000 Thaler Kaffee, für 1 Mill. Indigo u. s. w. aus fremden Häfen, an deren Transport deutsche Schiffe gleichfalls nur in geringem Grade Theil nahmen. Die ganze im ausländischen Verkehr beschäftigte holländische Flotte betrug 1106 Schiffe.

[2] Hr. v. d. Horst stellt in seiner neuesten Schrift „die Politik der deutschen Nordseestaaten" S. 5 u. f. dieselbe Schätzung an. Nach seiner Annahme sind in Fracht- und Zwischenhandel auf Hamburg allein 400 fremde Schiffe, bei dem deutsch-holländischen Import indirekt 500 Schiffe, mit Ausnahme Hamburgs, beim transatlantischen Handel der deutschen Nordküste noch dazu 500 fremde Schiffe beschäftigt, in Summa also 1400, während der direkte Colonialproduktenhandel Deutschlands nur 330 in Anspruch nimmt, von denen auf Bremen allein 200 kommen. Die Abweichung beider Schätzungen liegt zum Theil an dem Umstande, daß Hr. v. d. Horst einen geringern Lastengehalt der Schiffe statuirt, zum Theil daran, daß er noch 500 fremde Schiffe für die übrigen norddeutschen

sentiren aber diese ein Anlagekapital von circa 9 Mill. Thaler und würden über 8000 Matrosen als Bemannung erfordern.

Endlich drittens trägt aber auch die bisherige Schutzlosigkeit des eigenen Seegewerbes in den deutschen Küstenstaaten in hohem Grade die Schuld der heutigen ungünstigen Lage der nationalen Schifffahrt; ja es hätten sich alle die erwähnten Uebelstände seit lange schon vermeiden lassen, wenn man von Seiten der Regierungen auf kräftige Maßregeln zu ihrer Abhülfe bedacht gewesen wäre. Gewiß kann es dabei immer nur zu geringer Entschuldigung dienen, daß, weil jede energische Anordnung zur Förderung der Schifffahrt von der Gesammtheit der Uferstaaten, wenigstens der nördlichen, zu gleicher Zeit ausgehen mußte, die einzelnen für sich in der Hauptsache ziemlich machtlos blieben. Forderte nicht die Rücksicht auf eine so umfangreiche Erwerbsquelle[1] längst zu Vereinbarungen auf, und

---

Häfen mit Ausnahme Hamburgs in Ansatz bringt. Unstreitig ist die letzte Zahl weit zu hoch; es geht dies schon daraus hervor, daß die Bezüge aller andern norddeutschen Häfen aus europäischen Zwischenhandelsplätzen verhältnißmäßig gering sind, direkte Fahrten englischer, holländischer oder nordamerikanischer Schiffe aus den Produktionsländern dorthin aber fast zu den Seltenheiten gehören. Von allem in den Zollverein 1839 eingeführten Zucker wurden im Handelsgebiet der beiden nordwestdeutschen Hansestädte und im Rheingebiet 780,000 Centner versteuert, an Kaffee 490,000 Centner, während auf die preußischen Ostseeprovinzen, deren versteuerte Quantitäten wir neben der Hälfte von Brandenburg und Schlesien auf die übrigen indirekten Bezüge rechnen, nur 350,000 Centner Zucker und 80,000 Centner Kaffee fielen. Eben so sind in Hannover, Oldenburg und Mecklenburg die hanseatischen Bezüge weit überwiegend, wie denn z. B. auch in Ostfriesland nur verhältnißmäßig geringe Quantitäten seewärts eingeführt wurden. Höchstens möchte sich die Zahl fremder Schiffe, die den norddeutschen Häfen, mit Ausnahme Hamburgs, Colonialprodukte zuführen, auf 50 belaufen, während ungefähr eine eben so große Zahl eigener zwischen den englischen und holländischen Entrepots und den heimischen Plätzen periodisch fährt.

[1] Um den Umfang der Erwerbsquelle, die bisher für Deutschland schon in der Schifffahrt lag, nur einigermaßen zu bestimmen, mögen folgende Data hier Platz finden: Die Gesammtzahl sämmtlicher auf deutschen Seeschiffen beschäftigter Mannschaft betrug mit Einschluß Oesterreichs ungefähr 33,000 Mann, die eine Bevölkerung von 150 bis 160,000 repräsentiren. Eine vielleicht nicht viel kleinere Zahl fand im Schiffbau ihre einzige oder doch hauptsächliche Erwerbsgelegenheit. Da bei 15jähriger

ließ dieſe Angeſichts des Schutzes, den man andern Induſtriezweigen gewährt, als eine Pflicht der Gerechtigkeit erſcheinen? Seit Jahrzehnten iſt die Lage der Schifffahrt den Regierungen kein Geheimniß mehr, dennoch ſcheinen Partikularismus und Separationsgeiſt ein größeres Gewicht behauptet zu haben, als die Nothwendigkeit, die Küſtenbevölkerung nicht zu verlaſſen und der Schmälerung ihrer erſten Erwerbsquelle vorzubeugen. Faſt dreißig Jahre ſteht der Art. 19. der Bundesakte als Verkündiger einer beſſern Zeit da, alle Mahnungen, ſelbſt der wiederholte Nothſchrei der Uferbewohner haben bis zum heutigen Tag noch nicht bewirken können, daß er in Kraft geſetzt werde. Trotz dem, daß der Vortheil der Staaten ſelbſt bei Hebung der Seeinduſtrie ſo evident vorliegt, läßt man ſie im Weſentlichen unberückſichtigt; ja ſogar daß die Schmach der Unterdrückung deutſcher Schifffahrt im Auslande auch auf die heimathlichen Regierungen zurückfällt und ihr Anſehen in der Fremde am wenigſten fördern kann, bringt man, wie es ſcheint, kaum in Anſchlag. Gewiß ſtellen ſich die Folgen der unſeligen Zerſplitterung nirgend deutlicher heraus, als in dieſem Punkte. Zwar gibt es noch in Deutſchland eine weit verbreitete Partei, der keine Anmaßung, kein Uebermuth der Fremde groß genug iſt, daß er ihre Furcht vor Repreſſalien aufheben könnte; entweder weil man ſich in der Theorie verrannt hat, oder weil man nicht nationales Ehrgefühl genug beſitzt, ſträubt man ſich gegen Schutzmaßregeln, auch wo ſie die dringendſte

Seetüchtigkeit jährlich $^1/_{15}$ der Schiffe neu gebaut werden muß, würde dies 212 neue Schiffe von 20,000 Laſt auf das Jahr ergeben, deren Erbauungskoſten ſich auf ungefähr 2,200,000 Thaler beliefen. Nach dem bereits erwähnten Aufſatze im vorigen Juliheſte d. Sch. wurden aber auf den norddeutſchen Werften mit Ausſchluß der holſteiniſchen im J. 1842 allein 165 Schiffe zu 15,513 Laſt gebaut, ein Verhältniß, das für den Neubau noch günſtiger wäre, wenn es nicht Verluſten und einer, wenn auch kleinen Vermehrung der Handelsflotte zuzuſchreiben wäre. — Die Ausrüſtung eines Schiffs langer Fahrt koſtet jedesmal an Lebensmitteln und ſonſtigen Verbrauchsgegenſtänden aller Art per Laſt ungefähr 8 Thaler, was bei zweimaliger jährlicher Verproviantirung auf 300,000 Laſt 4,800,000 Thaler ergäbe, die der heimiſchen Agrikultur und den Gewerben faſt ausſchließlich zu gute kommen. Der direkte und indirekte Erwerb bei der deutſchen Schifffahrt würde danach ungefähr 12 Mill. Thaler jährlich betragen.

Nothwehr erheischt. Aber nach unserem Ermessen wäre es wohl an den Regierungen gewesen, die Bedenklichkeiten solcher Leute unbeachtet zu lassen und mit praktischem Blick das reale Bedürfniß höher anzuschlagen, als die Rodomontaden der Stubenweisheit. Keine einzelne Regierung ist vorzugsweise der Nachlässigkeit anzuklagen, vielmehr fällt die Schuld auf alle insgesammt zurück, wenn man die Navigationsgesetze des Auslandes noch nicht mit gleichen Maßregeln beantwortet hat, wenn man deutscher Flagge nicht die Achtung erzwang, die die Fremde der mecklenburgischen und kuyphäuser, der hanseatischen wie der preußischen verweigert, wenn ein zahlreicher, gemeinsamer Consularetat noch nicht das Interesse der Nationalen vertritt, wenn man nicht mit Kanonen drohte, statt höchstens langweilige Noten zu erlassen, — und das Material zu den Kanonen längst aus deutschen Bergen grub und in deutschen Wäldern schlug.

Dazu stehen neben solchen allgemeinen noch obendrein eine Menge lokaler und partikularer Hindernisse dem Gedeihen der Schifffahrt entgegen, deren Wegräumung auch großentheils in der Hand der Regierungen lag. Hier ist ein Hafen versandet, dort wird die Einfahrt in einen Fluß immer gefährlicher, hier schmälert ein Zoll dem Rheder und Kaufmann seinen Erwerb und hält das Seegewerbe ganzer Staaten und Provinzen nieder, dort lasten hohe Eingangssteuern auf dem Material zum Schiffbau, hier gebricht es an einer Navigationsschule, dort ruft die Militärpflicht den Matrosen unter die Muskete und entreißt ihn seinem Handwerk gerade in den Jahren, wo er am tüchtigsten dafür wird. Dann hat man den Fischfang, die Hochschule der Schiffer, kaum in dem einen oder andern Staate besonders begünstigt[1] und auf die Dampfschifffahrt noch lange nicht den

[1] Außer Holstein waren 1842 (vergl. Julihest S. 358) nach dem Eismeer und der Südsee 25 große deutsche Schiffe abgefahren, unter denen allein 13 bremische. 1843 kamen noch ein Stettiner und ein Rostocker Schiff hinzu. Wie verhältnißmäßig gering aber solche Zahl ist, zeigt sich am deutlichsten aus dem Vergleich mit Holland. Nach einer Schrift über Niederlands Kauffahrteiflotte (Algemeene Staat der Koopvaardyschepen. Amsterdam 1843) beschäftigte der Wallfischfang in Holland nicht weniger als 410 Schiffe, worunter 314 Dreimaster und 40 Briggen, und obwohl die Zahl fast zu hoch ist, als daß sie genau seyn könnte, so gewinnt sie

gehörigen Nachdruck gelegt. Alle dieſe Umſtände tragen aber, jeder an ſeinem Theile, dazu bei, den Aufſchwung der Schifffahrt zu hemmen, und charakteriſiren die heutige Lage derſelben. Man muß aber erwarten, daß mit dem Tage, wo die großen, allgemeinen Gebrechen ſchwinden, die deutſchen Regierungen auch auf Wegräumung ſolcher partikularer mehr bedacht ſeyn werden, wenigſtens iſt ein Wetteifer der Staaten in ſolcher Rückſicht auch eine Bedingung zur großartigen Entfaltung des Seegewerbes.

Mit den Gebrechen der Schifffahrt ſtehen aber ferner die großen Verluſte, die deutſcher Induſtrie, deutſchem Handel und dem Wohlſtande des Vaterlandes überhaupt aus der bisherigen mangelhaften Lage des transatlantiſch-deutſchen Verkehrs erwachſen, in engem Zuſammenhange. Es iſt die Zahl des dabei an Abſatzgelegenheit, an Handels- und Gewerbsgewinn, an Arbeitslohn und Kapitalrente Entzogenen, und auf der andern Seite des an Kapital ſelbſt Eingebüßten noch ungleich höher, als bei der Schifffahrt. Um ſie im Einzelnen einigermaßen zu beſtimmen, müſſen wir auf die beſtehenden Zuſtände des transatlantiſch-deutſchen Handels ſelbſt zurückblicken.

Sämmtliche Bezüge Deutſchlands an Kolonialprodukten finden mit geringen Ausnahmen auf zwei Wegen ſtatt: entweder durch die direkte Verbindung der beiden nordweſtlichen Hanſeſtädte und Trieſts mit Plätzen der überſeeiſchen Produktionsländer, oder durch die Vermittlung Englands und Hollands, und zum Theil auch Belgiens und Frankreichs. Beide fordern nähere Berückſichtigung.

Zuerſt laſſen ſich im hamburger Verkehr die durch fremden Zwiſchenhandel importirten Quantitäten von Kolonialprodukten von den in direkter Verbindung eingeführten nur unvollſtändig ausſcheiden. Wollte man nach Maßgabe des Exports nach den Kolonialländern auch den Werth der direkten Importen

---

doch wieder an Wahrſcheinlichkeit dadurch, daß von 180,000 Centner Thran, die 1839 in den Zollverein eingingen, faſt die Hälfte das Zollamt Emmerich am Rhein paſſirte. Gewiß wäre bei der Wichtigkeit des Wallfiſchfangs als Erwerbsquelle und Bildungsmittel der Schiffer eine Aufmunterungsprämie nach dem Beiſpiel Frankreichs auch in Deutſchland am rechten Orte.

feststellen, so würde sich dabei für die indirekten Bezüge ein Werth von ungefähr 18 Mill. Thaler ergeben; denn während Hamburg 1841 nach den amerikanischen und asiatischen Staaten nur für 14,080,000 ausführte, empfing es an dortigen Produkten für über 32 Mill. Thaler. Aber einestheils bleiben die englischen und holländischen Zwischenhandelsgüter, die auf den hamburger Markt strömen, wenigstens nicht ganz ohne Gegenabsatz, anderntheils wurde ein Theil der importirten Kolonialprodukte wieder ausgeführt, und der Schluß, Hamburg bringe jährlich für 18 Mill. Thaler unproduktiv bezogener Kolonialwaaren zur deutschen Consumtion, wäre daher unrichtig. Von den einzelnen Produktionsstaaten betrug die hamburger Einfuhr 1841: von Brasilien 8,400,000, von Westindien 4,900,000, von Haiti 1,600,000, von den columbischen Republiken 1,300,000, von den Laplataſtaaten 690,000, von Chili 310,000, von Mexiko 80,000, von Nordamerika 2,400,000, von Ostindien 950,000, zusammen 20,480,000 Thaler oder ungefähr 14 pCt. der gesammten Land- und Seeeinfuhr und 22 pCt. der letztern allein. Dagegen war die Ausfuhr nur bei Mexiko, den Staaten des Rio de la Plata und Chili zu Gunsten Hamburgs. Bei Brasilien blieb sie um das Vierfache, bei Haiti um das 2½fache hinter der Einfuhr zurück, ein Umstand, der dadurch erklärlich wird, daß der hamburg-brasilianische und der hamburg-haitische Handel nur zum kleineren Theil für hamburger Rechnung und auf hamburger Schiffen, zum größern aber von England aus betrieben wird. Die Zwischenhandelsgüter brasilianischen und haitischen Ursprungs ungerechnet, führten englische und französische Schiffe in direkter Fahrt aus Brasilien und Haiti allein nach Hamburg für 7½ Mill. Thaler, die ohne allen nennenswerthen Gegenabsatz blieben, und während sie nur dazu dienten, die großen Ausfuhren Englands und Frankreichs nach jenen Ländern zu konserviren, deutscher Industrie eine Absatzgelegenheit und deutscher Kaufmannschaft einen Handelsgewinn entzogen, auf die sie die gerechtesten Ansprüche hatten. Immer bleibt auch für den direkten Verkehr Hamburgs mit den transatlantischen Staaten eine Summe von circa 6½ Mill. Thaler übrig, die für deutschen Gewerbfleiß nutzlos verausgabt wurde.

Ungleich günstiger ist dagegen Bremens Seehandel für

Fällen solcher Gefangengebungen neunzig in dem einen oder in dem andern das Entstehen fanden. Aber ich meine nur, daß es dennoch Fälle gebe, wo sie zu billigen, ja zu beloben.

So gewiß es thöricht wäre zu behaupten, Franz der Erste habe sich durch seine Gefangengebung zu Pavia entehrt, so gewiß ist, mit den Waffen in der Faust und nachdem man sie nicht mehr gebrauchen kann, eine ehrenvolle Art gefangen zu werden. Aber wenn dies bei jedem Einzelnen anerkannt ist, wo hört diese Anerkennung auf. Warum soll sie bei zehn, hunderten, tausenden weniger ehrenvoll seyn, wenn die Gegenkräfte in demselben Verhältnisse wachsen? Jeder Führer stellt mit seinem Haufen ein einzelnes Wesen vor; er denkt, handelt; nur er endlich kennt den Umfang der Verhältnisse. Wie gefährlich daher auch immer sey, dem Führer die Berechtigung zu einem solchen Vertrágniß mit dem Feinde zu geben, — sie ihm vorzuenthalten scheint mir dennoch nicht gerecht; desto nothwendiger aber die Abfinderung der dringlichen Rechtfertigung nach geschehener Entwechtlung, so wie eine genaue Auseinandersetzung der Gründe, welche allein zu einem so traurigen Ergebniß berechtigen können.

Es kommt zuletzt alles wieder auf die Wahl der Führer an und auf den Geist, der durch das Heer weht.

Die Schlachten von Höchstedt und Nördlingen, der Tag von Ulm und manche andere weniger wichtige in den letzten dreißig Jahren haben schreckliche Beispiele dieser Art aufgestellt; Beispiele, die es begreiflich machten, wenn ein Fürst, den Mißbrauch jener Berechtigung scheuend, das Gesetz aussprächse: „wenn jedes Mittel der Rettung vergeblich, so ist noch der Tod das sichere.“ Wer diesen mit der Waffe in der Hand erreichen will, ist auch einem zehnfachen Feinde schrecklich, und es ist gar gegen eine zu wetten, daß er das Viertheil seiner Kraft rettet.

Wenn ein Gesetz bestände, daß, im Falle das Kriegsgericht die Gefangengebung nicht unausweichlich fände, der General und sein Leiter des Generalstabs, aus den Uebrigen aber jeder zehnte Mann erschossen würde, so dürfte man vielleicht die oben erwähnte Berechtigung den Generälen geben, um dadurch für die seltnen Fälle der wirklichen Nothwendigkeit Vorsorge zu treffen. Und so scheint die gestellte Frage dennoch einer Lösung empfänglich, ohne den

das Hinterland, nur hat er kaum ein Viertel der Ausdehnung des hamburgſchen. Zwar überſteigt auch in Bremen der Werth der Seeeinfuhr (1841 17,980,500 Thaler Gold) den der Seeausfuhr (12,694,902 Thaler Gold), aber man braucht nur zwiſchen den im natürlichen Handelsgebiete Bremens zur Conſumtion gekommenen und dann wieder ausgeführten Quantitäten von Kolonialwaaren zu unterſcheiden, um abzuſehen, daß dadurch die Vorzüge des bremer Handels nicht beeinträchtigt werden. Während Bremen 1841 an Tabak für 4,900,000 Thaler, an Zucker für 1,290,000, an Kaffee für 2,160,000 Thaler, an Baumwolle, Reis, Indigo und Thee zuſammen für 1,690,000 Thaler einführte, führte es dagegen nach Rußland (1,180,000 Thaler), Dänemark, Schweden und Norwegen, den preußiſchen Oſtſeehäfen und Holland wieder aus für 3,021,000 Thaler, die bei weitem zum größten Theil in Kolonialprodukten, beſonders in Tabak und Zucker beſtanden, und nur für ungefähr 7 Mill. Thaler ſolcher Artikel bremiſchen Bezugs kamen in dem hinterliegenden Handelsgebiet zur Conſumtion, die durch die bisherige Ausfuhr an Leinwand (durchſchnittlich 3½ Mill. Thaler jährlich), Metall und Glaswaaren und anderen Fabrikaten ſchon aufgewogen wurden. Allerdings drücken dabei ungünſtige Conjunkturen im Augenblick ſchwer auf dem bremer Export; nach Handelsberichten ſoll die Geſammteinfuhr im Jahre 1843 um 4 Mill. Thaler Gold geringer geweſen ſeyn als 1841; aber die Schuld ſolches Sinkens liegt weit weniger an der ganzen Weiſe und dem Charakter des bremer Handels, als an der übermächtigen Concurrenz Englands, zumal im Leinenexport, an den Bedrückungen von Seiten der amerikaniſchen Staaten und an der mangelhaften Organiſation deutſcher Induſtrie.

Trieſts transatlantiſcher Verkehr läßt ſich weit eher mit dem Hamburgs als Bremens vergleichen, denn wie dort ſpielt fremder Zwiſchenhandel auch hier eine große Rolle. Becher (Handels- und Zollſtatiſtik Oeſterreichs 1844. I. S. 140) gibt die geſammte Seeeinfuhr Trieſts zu 22,367,538 fl. C.M. an, die Ausfuhr zu 11,239,754 fl.; ſchon aus ſolchen Zahlen geht aber die ungünſtige Lage des Exportgeſchäfts in Trieſt deutlich hervor. Während Trieſt nach dem Journal des öſterreichſchen Lloyd vom März 1841 im Jahre 1840 501,810 Centner Zucker,

270,266 Centner Kaffee und 68,350 Ballen Baumwolle, von denen ⅔ auf Nordamerika fallen, bezog, in einem ungefähren Werth von 13 Mill. Thaler, führte es dagegen nach amerikanischen Handelsregistern nach Nordamerika ein für 418,606 Dollars (Ausfuhr 1,311,756 Dollars), nach Venezuela für 3000 Thaler (Ausfuhr 36,000 Thaler), nach Brasilien an eignen Produkten nur für einige hunderttausend Thaler,[1] während es allein von Rio Janeiro 111,607 Säcke Kaffee, 2302 Kisten Zucker und 16,684 Häute, und von Pernambuco für 1,133,000 Thaler empfing. Gewiß war mindestens die Hälfte sämmtlicher Bezüge Triests an Kolonialprodukten dem englischen, französischen und holländischen Zwischenhandel zuzuschreiben, wie es denn z. B. faktisch ist, daß Triest neben Hamburg und Genua der größte Abnehmer der Güter des englisch-brasilianischen und englisch-haitischen Zwischenhandels ist.

Zeigt sich aber demnach schon bei der direkten Verbindung deutscher Häfen mit den transatlantischen Ländern ein hohes Deficit im Export, das die Einbußen deutscher Industrie und deutschen Handels dabei bekundet, so steigt der Verlust noch viel höher, wenn man die Bezüge aus holländischen, belgischen und englischen Entrepots hinzunimmt.

Nach v. Reden betrug der Gesammtabsatz Hollands nach Deutschland mit Einschluß Oesterreichs 48,405,000 Thaler, die deutsche Einfuhr nach Holland dagegen nur 19,081,000 Thlr., wovon auf den Rhein und die Landgränze 40,541,000 und 10,811,000 Thaler kamen. Es fragt sich aber, wie viel von diesen Summen auf den transatlantisch-holländisch-deutschen Zwischenhandel fiel.

Zunächst repräsentiren die oben angeführten Bezüge des Zollvereins an Zucker, Kaffee, Reis, Indigo und Gewürzen über Holland und Belgien allein einen Werth von circa 12½ Mill. Thaler, dazu kommen aber noch aus holländischen und belgischen Hafenplätzen große Quantitäten von Droguerie- und Farbwaaren, von Baumwolle und feinen Hölzern, von Thee und Tabak

[1] Die übrige Triest-brasilianische Einfuhr bestand aus Ladungen, die triestiner Schiffe in andern südeuropäischen, zumal französischen Häfen auf eigne oder fremde Rechnung genommen hatten.

u. ſ. w., die den Rhein hinaufgingen und in Deutſchland zum bei weitem größten Theil ihren Markt fanden, mit circa 4 Mill. Thaler. Der holländiſch-deutſche Kolonialprodukten-Import ſteigt damit auf 16½ Mill. Thaler. Außerdem führte Holland nach den Hanſeſtädten und Hannover für 4,660,000 Thaler und nach den deutſchen Oſtſeehäfen für 3,240,000 Thaler ein, die auch großentheils in Kolonialwaaren beſtanden, ſo daß mindeſtens 20 Mill. Thaler auf den holländiſchen-norddeutſchen Kolonialimport gerechnet werden müſſen. Unſtreitig könnte der entſprechende Gegenabſatz für ſolche Lieferungen nur von den holländiſchen Kolonien kommen, die Produktionsländer jener Artikel müßten ihrem Markte in Deutſchland einen gleichen an die Seite ſetzen, — aber der deutſche Export dorthin ſteht am wenigſten zum Import im Verhältniß. Einestheils hat das bekannte Ausſaugungsſyſtem und die Gräuelwirthſchaft der Holländer auf Java, Sumatra und den Molukken ſolche Bedürfnißloſigkeit der Kolonialbevölkerung zur Folge, daß ſchon aus dieſem Grunde ein entſprechender Gegenabſatz deutſcher Produkte unmöglich iſt; dann aber hat Holland auch noch den an ſich ſchon höchſt geringen Kolonialimport mit gränzenloſer Rückſichtsloſigkeit entweder ſich ſelbſt reſervirt, oder England vorbehalten. Nach von Reden betrug die Ausfuhr Hollands nach Oſtindien 9,459,000 Thaler bei einer Einfuhr von 29,729,000 Thaler; von der erſten Summe kamen auf Java 1839 10,875,168 holländiſche Gulden oder 6,090,056 Thaler; davon enthielten baumwollene Waaren allein einen Werth von 7,695,529 Gulden und bildeten den einzigen erheblichen Importartikel. Es iſt aber bekannt, daß Holland bald nach der Trennung von Belgien gerade in der Abſicht, den Bedarf ſeiner Kolonien an baumwollenen Geweben ſelbſt zu produciren, auf Erziehung einer eigenen Baumwollenindustrie großes Gewicht legte, und in Folge deſſen exportirte es ſchon 1840 für 3,249,000 Thaler baumwollene Waaren, die den größten Theil des Kolonialbedarfs bereits deckten. In allen übrigen Einfuhren der Kolonien participirte England in hohem Maßſtabe, der berüchtigte Vertrag vom 17. März 1824 ſtellt es für alle Zeiten den begünſtigtſten Nationen beim Kolonialimport gleich und es bleiben für Deutſchland außer den Werthen, die die Hanſeſtädte und belgiſche Häfen nach holländiſch Oſtindien führen, nur ganz unbedeutende Quan-

titäten an Geweben, Metallwaaren, Spirituosen und Mehl über. Der Absatz der Hanseſtädte nach ganz Oſtindien war aber auch ſehr beſchränkt (1841: 690,000 Thaler) und deckte bei weitem nicht einmal deſſen Bezüge von dorther. Ebenſo beſtand von belgiſchen Häfen aus nur ein ſchwacher Verkehr, ſo daß jene 20 Mill. faſt ſo gut als ohne allen Gegenabſatz in den Kolonien bleiben.

Auf gleiche Weiſe deckte aber der deutſche Import des holländiſchen Mutterlandes die großen Bezüge Deutſchlands an javaniſchen Produkten nicht, ja er reichte lange nicht hin die engliſchen Speditionsgüter, die über Holland zu uns kommen, und die Sendungen eigener holländiſcher Erzeugniſſe zu verwerthen. Waren dieſe letzteren auch ohne großen Belang und beſtanden faſt nur aus Viehzuchts- und Fiſchereiprodukten, ſo betrugen doch die erſten eine namhafte Summe, denn Holland iſt ſtets bemüht, den deutſchen Markt mit fremden Waaren zu überſchwemmen, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, unſer Exportgeſchäft wiederum zu machen. Die einzige richtige Handelspolitik Deutſchlands gegen Holland iſt nach unſrer Anſicht die des Excludirens; der Handels- und Schifffahrtsbund, richtig durchgeführt, verſpricht in dieſer Beziehung ſchon Bedeutendes zu leiſten, und wir rechnen das zu ſeinen günſtigſten Wirkungen.

Neben den holländiſchen vertreten aber auch die engliſchen Entrepots die Stelle einer direkten Verbindung Deutſchlands mit den Ländern der heißen Zone, und ſteigen auch die Sendungen Liverpools und Londons nicht zu jener Höhe, ſo bleiben ſie doch in ſo fern auch ohne allen Gegenabſatz, als Deutſchland auch ohne ſie in ungünſtiger Bilanz gegen England bliebe. Aus engliſchen Häfenplätzen gingen 1841 in Hamburg allein für 1,400,000 Thaler Baumwolle (direkt aus den vereinigten Staaten nur für 540,000 Thaler oder circa 9000 Ballen), für 290,000 Thaler Zucker, für 4,219,000 Indigo oder ungefähr 20,000 Centner und für 1,020,000 Thee, Gewürze u. ſ. w., zuſammen alſo für nahe an 6 Mill. Thaler ein. Dagegen führte Hamburg allerdings beträchtliche Quantitäten von Kolonialprodukten wieder in die Fremde aus, wie es denn z. B. in der Verſorgung Schwedens, Norwegens, Rußlands und Dänemarks mit ſolchen Artikeln einen hohen Rang behauptet; aber wie das Beiſpiel Englands zeigt, ſind andere Staaten längſt bedacht geweſen, auch

dieſe Wiederausfuhr der heimiſchen Induſtrie zu Gute kommen zu laſſen, während man in Deutſchland noch kaum daran denkt, ſeine eigne Conſumtion genügend zu verwerthen. Die ganze Wiederausfuhr Hamburgs nach nichtdeutſchen Plätzen an Kolonialartikeln betrug höchſtens 4 Mill. Thaler an Werth, mithin nur ungefähr $^1/_8$ der Einfuhr.

Aus dem Vorigen folgt aber, daß das geſammte Deutſchland mit Einſchluß Oeſterreichs bei einer Kolonialwaaren-Einfuhr von ungefähr 75 Mill. Thaler an Werth und bei einer Conſumtion von 64 Mill. nur die Hälfte der letztern oder 33 Mill. durch entſprechenden Export deckte, ein Deficit von 31 Mill. dagegen mit ſeinen Kapitalen zu verwerthen hatte oder durch andere günſtigere Handelszweige wieder ausgleichen mußte. Leider ſind aber der letzteren nicht beſonders viele, und es kann kaum in Frage ſeyn, daß ſich der Kapitalreichthum der Geſammtnation weit eher verringert, als ſteigert.

Gewiß erheiſchten ſolche Umſtände dringend kräftige Maßregeln zu ihrer Abhülfe. Wir haben weiter zu betrachten, wie dieſe der Handels- und Schifffahrtsbund zu gewähren verſpricht.

Der allgemeine Zweck des Handels- und Schifffahrtsbundes liegt in Förderung der Schifffahrt und des direkten Verkehrs mit den überſeeiſchen Staaten; — in dem allgemeinen ſind aber die beſondern eingeſchloſſen. Zuerſt kommt es auf eine Handhabe zu Repreſſalien gegen die Navigationsakten aller fremden Staaten an, dann darauf, der eignen Flotte die transatlantiſchen Fahrten, zu denen ſie berechtigt iſt, zu ſichern und ſie in der europäiſchen Fahrt auch zu begünſtigen, endlich auf die Erweiterung des Abſatzgebiets deutſcher Produkte jenſeits der Meere. Daran knüpfen ſich Aufnahme einer gemeinſamen Flagge, eines gemeinſchaftlichen Conſularetats und, wenn auch in weiterer Ferne, Gründung einer deutſchen Kriegsflotte zum Schutze der Handelsflotte. Ueberhaupt tritt mit dem Handels- und Schifffahrtsbunde Alles, was zur Belebung der Seefahrt und des Eigenhandels im Ganzen und Großen dient, in die Gemeinſamkeit über, Schifffahrt und Handel werden zur Nationalangelegenheit, und

das Organ der Nation, der Bundestag, übernimmt deren Pflege. Zwar steht dabei noch immer in Frage, wie weit man die Gesammtheit jener Probleme verwirklichen will. Die leider sprichwörtlich gewordene Halbheit deutscher Maßregeln gibt eben keine großen Garantien dafür, daß, wenn man sich auch allseitig für einen Schifffahrts- und Handelsbund entschieden haben sollte, er auch energisch werde durchgeführt werden; — aber so lange nichts darüber laut geworden ist, daß man wieder auf halbem Wege stehen zu bleiben gedenkt, dürfen wir auch nicht präsumiren, daß solches geschehen werde. Glücklicher Weise stehen die hauptsächlichsten der erwähnten Zwecke in so enger Wechselwirkung, daß Realisirung des einen fast nur durch die andern möglich wird. So kann man z. B. die Schifffahrt nicht begünstigen, ohne zugleich darauf bedacht zu seyn, den Absatz der Industrie in den transatlantischen Staaten zu erhöhen; weil Aufhebung des fremden Zwischenhandels die Bedingung beider ist, sind die Zwecke nur miteinader zu erreichen. Man kann ferner das Ansehen deutscher Flaggen nicht heben, ohne Androhung von Repressalien bei deren Zurücksetzung oder Beschimpfung, ohne eine Navigationsakte wenigstens in ihren Grundzügen, ohne einen starken Konsularetat, ohne ein gemeinschaftliches Symbol in Farbe und Zeichen und selbst ohne eine Kriegsflotte. Das Eine setzt das Andere voraus und hat seine nothwendige Ergänzung in diesem, so daß der Handels- und Schifffahrtsbund gleichsam eine Kette von Maßregeln zugleich ins Leben rufen muß.

Dabei bleibt aber gleichwohl die Wahl der *Mittel zum Zweck* die schwierigste Frage auf dem ganzen Gebiet, und wir möchten unsre Ansichten in dieser Rücksicht am wenigsten für erschöpfend ausgeben.

Zuerst läßt sich ein Handels- und Schifffahrtsbund *nur im Wege der Uebereinkunft unter allen Bundesstaaten* errichten; — auch die binnenländischen Staaten sind insofern bei ihm interessirt, als einestheils die Wirkungen desselben auch für sie nicht verloren gehen, anderntheils die finanziellen Anordnungen direkt ihre Betheiligung fordern. Die erwähnte Motion in der hannoverschen zweiten Kammer schien nur die Uferstaaten als kontrahirende Theile im Auge zu haben; es wäre aber dann so wenig der Weg des Bundestags nothwendig, als die Einrichtung

auf eigentlich deutſchem Standpunkte ſtände. Schon Art. 19. der Bundesakte fordert das letztere, und beeinträchtigt er auch nicht das Recht der einzelnen Staaten, unter ſich Verträge zu ſolchem Behuf abzuſchließen, ſo wäre es doch in mehr als einer Rückſicht wünſchenswerth, ihn zur rechtlichen Baſis des neuen Bundes zu nehmen. Hat nicht das Ausland bereits die korporative Einheit der Zollvereinsſtaaten in Zweifel gezogen, Rußland z. B. bei den bekannten Zollermäßigungen zu Gunſten Preußens? Gewiß würden aber ſolche Zweifel am erſten beſeitigt, wenn man das neue korporative Auftreten auf das erſte als Staatenbund ſtützte. Wenigſtens nähme man damit den andern Mächten einen wichtigen Grund zur Intrigue. Dazu kommt, daß wenn ein Zoll die direkten Verbindungen vor dem fremden Zwiſchenhandel begünſtigen ſoll, die binnenländiſchen Konſumenten überſeeiſcher Produkte ſolchen möglicher Weiſe eben ſo gut zu tragen haben, als die der Uferſtaaten, folglich auch den Regierungen der erſteren ein Antheil an ſolchem zuſteht und ihre Genehmigung erforderlich wird. Soll die ganze Inſtitution gedeihen, ſo iſt ihr Auftreten als Bundesmaßregel unumgängliche Bedingung; erſt dann, glauben wir, ſind hinlängliche Garantien für ihre unantaſtbare Exiſtenz gegeben.

Aber dabei iſt dieſer Weg des Bundestags auch nicht ohne alle Bedenken. Sie erheben ſich von zwei Seiten her: erſtens von den beiden Bundesſtaaten, deren Regierungen auch außerhalb des deutſchen Bundes ſtehen, von Luxemburg-Limburg und Holſtein; dann von Seiten der öſterreichiſchen und preußiſchen Provinzen, die nicht zum Bunde gehören. In der erſten Rückſicht möchte zumal Holland nur zu leicht geneigt ſeyn, in einem deutſchen Schifffahrts- und Handelsbunde eine feindſelige Operation gegen ſich ſelbſt zu erkennen und deßhalb ſeine Betheiligung vorenthalten, in der zweiten wird der ſpezifiſch deutſche Charakter der ganzen Inſtitution beeinträchtigt, wenn man alle nichtdeutſchen öſterreichiſchen und preußiſchen Küſtenprovinzen auch zur Theilnahme heranziehen will.

Unſtreitig kann es leicht den Anſchein gewinnen, als gehöre der Handels- und Schifffahrtsbund zu den organiſchen Einrichtungen des deutſchen Bundes, für die Art. 6. der Bundesakte Abſtimmung in Pleno und Unanimität der Stimmen fordert; —

es stände aber unter solchen Umständen die Gefahr bevor, daß das Ganze schon in seinem ersten Werden scheiterte. Wenigstens läßt sich kaum erwarten, daß Holland sein eignes Kolonial-, Schifffahrts- und Handelsinteresse außer Augen setzen sollte, und daß das auf Bekämpfung des deutschen Elements in den Herzogthümern so eifrig bedachte Dänemark auf einmal seine Politik änderte. Aber glücklicher Weise ist in rechtlicher Beziehung der Charakter des Handels- und Schifffahrtsbundes als einer organischen Einrichtung noch zweifelhaft. Art. 13. der Wiener Schlußakte erklärt als solche nur bleibende Anstalten als Mittel zur Erfüllung der ausgesprochenen Bundeszwecke; diese bestehen aber nach Art. 1. nur in Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der Bundesstaaten und Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands. Es kann kaum in Frage kommen, daß nach solcher Interpretation der Handels- und Schifffahrtsbund nicht in diese Kategorie fällt, obwohl er der Sache nach eben so gut in sie hinein gehört, als etwa die Heerverfassung des Bundes und die Anordnungen in Betreff der Presse. Gewiß dürfte man aber einer Majorität der Stimmen für den Schifffahrts- und Handelsbund im Plenum sowohl als im engen Rath der Bundesversammlung gewiß seyn, wenn die Sache auf die rechte Weise eingeleitet würde, und es bliebe dann auch für die opponirenden Staaten nichts anders übrig, als sich den Beschlüssen der Majorität zu fügen.

Daneben können die Zweifel an dem spezifisch deutschen Charakter des Schifffahrts- und Handelsbundes bei Theilnahme auch der außerdeutschen österreichischen und preußischen Provinzen an demselben, nur wenn sie das Ausland geltend macht, von Bedeutung werden. Auf deutschem Standpunkte thut es der Institution keinen Abbruch, wenn sie sich über die Grenzen des Staatenbundes hinaus erstreckt; es erscheint vielmehr als eine nothwendige Bedingung ihres erfolgreichen Auftretens. Aber um auch die Bedenken des Auslandes zu beschwichtigen, glauben wir, bedürfe es nur einer nachdrücklichen Erklärung Oesterreichs und Preußens; mindestens kann kein fremder Staat des Recht beider Mächte, sich bei einer deutschen Angelegenheit auch mit ihren außerdeutschen Ländern zu betheiligen, in Zweifel ziehen.

Von den materiellen Bestimmungen des Handels- und

Schifffahrtsbundes scheint uns allen übrigen die negative, wonach das Recht der einzelnen Regierungen, aus eigener Machtvollkommenheit Handels- und Schifffahrtsverträge mit fremden Staaten abzuschließen, beschränkt wird, vorausgehen zu müssen. Wenigstens bedarf es vor Allem solcher Garantie für den dauernden Bestand und das Gedeihen der Einrichtung, sowohl um sie nicht durch einseitige Stipulationen Einzelner mit Dritten in ihrer Wirksamkeit zu beeinträchtigen, als auch um das Gewicht der Gesammtheit bei Handelsverträgen mit überseeischen Staaten stets in die Wagschale legen zu können. Zwar können auch in Zukunft immerhin Fälle eintreten, wo nur der eine oder andere Staat speziell bei einer Handels- und Schifffahrtsangelegenheit mit dem Auslande betheiligt ist, es ließen sich aber für diese immer Ausnahmen statuiren. — Daß eine neue Beschränkung der Souveränität deutscher Staaten aus solcher Verzichtleistung auf einseitige Verträge erwächst, kann zwar vielleicht einzelne gegen sie einnehmen, aber das Gesammtinteresse und die großen Folgen der Einrichtung sind wohl geeignet, jede ängstliche Rücksicht auf Behauptung der partikularen Auktorität zu beseitigen. Gewiß würde das Beispiel der beiden Großmächte in dieser Beziehung nicht verloren gehen.

Der wichtigste Punkt der ganzen obschwebenden Angelegenheit liegt aber in dem Hauptmittel zur gemeinsamen Förderung der Schifffahrt und des Eigenhandels. Es bieten sich in dieser Hinsicht zwei Wege zum Ziele dar. Der erste besteht in Aufnahme eines vollständigen Differentialzollsystems, der zweite ein Erhebung eines Seefracht- oder Hafenzolls von allen Artikeln, die in indirekter Fahrt oder auf fremden d. h. nicht deutschen Schiffen oder solchen des Erzeugungslandes eingehen. Beide fordern nähere Berücksichtigung.

Zunächst bezweifelt man gewöhnlich, daß sich ein Differentialzollsystem bei der bestehenden Spaltung Deutschlands in Zoll und Handel überhaupt durchführen lasse; weil man von vorn herein präsumirt, daß es nur an ein übereinstimmendes Grenzzollsystem geknüpft werden könne, hält man dasselbe für unmöglich; — nach unserm Ermessen ist aber solche Ansicht keineswegs in strenger Wahrheit begründet. Mit alleiniger

Ausnahme Mecklenburgs und der Hanseſtädte haben alle deutsche Staaten ein vollſtändiges Grenzzollſyſtem; es kann aber keine unüberwindliche Schwierigkeiten machen, auch an die verſchiedenen Grenzzölle Differentialzölle zu knüpfen. Man brauchte zu dem Ende nur die beſtehenden Eingangszölle für den begünſtigten Import beizubehalten, daneben aber von dem unbegünſtigten gleich beim Uebergange über die deutsche Außengrenze nach einer Skala der Nichtbegünſtigung den Differentialzoll zu erheben, ſo wäre durch ſolche Maßregel allein ein Differentialzollſyſtem trotz der beſtehenden Eingangsſteuer-Unterſchiede ins Daſeyn gerufen. Geſetzt alſo, der im Wege des engliſch-braſilianiſchen Zwiſchenhandels eingehende Kaffee wäre mit 3 Thaler pro Centner höher belegt, als der auf deutſchem oder braſilianiſchem Schiff von Braſilien kommende, ſo hätte der Hamburger Kaufmann von jenem, ſobald er in ſein Eigenthum übergegangen iſt und zur deutſchen Conſumtion kommen ſoll, den Differentialzoll von 3 Thaler zu entrichten, während dieſelbe ſo lange zollfrei bleibe, bis er von der Conſumtionsſteuer eines Staats getroffen wird. In gleichem Verhältniß würde jeder andere Artikel belegt werden, deſſen direkten Import man vor dem indirekten begünſtigen wollte, und ſelbſt ein Unterſchied unter den indirekten Fahrten zu ſtatuiren ſeyn, wenn man ſolchen für zweckmäßig hielte. Das hauptſächliche Erforderniß zu ſolchem Behuf läge in einer gemeinſamen Bewachung und Controle der deutſchen Außengrenze und in Erhebung des Differentialzolls auf Rechnung ſämmmtlicher Theilnehmer am Schifffahrts- und Handelsbunde; es könnte aber ſolches unter den beſtehenden Verhältniſſen nur geringe Schwierigkeiten machen. Selbſt in den Hanſeſtädten und den beiden mecklenburgſchen Haupthäfen Roſtock und Wismar beſteht bereits eine Eingangsabgabe, die in Hamburg z. B. bei den meiſten Artikeln ¾pCt. vom Werth oder ½pCt. vom Banco, in Bremen ¾pCt., in Roſtock 9 Pfennige vom Thaler beträgt, und es bedürfte alſo ſelbſt in dieſer Rückſicht nicht einmal ganz neuer Zolleinrichtungen, vielmehr könnte man an bereits-beſtehende knüpfen.

Aber die Bedenken gegen Aufnahme eines Differentialzollſyſtems entſtehen von einer andern Seite. Wie wir bereits erwähnten, geht ein großer Theil der Kolonialwaaren, die Deutſchland verbraucht, über die Landgrenze ein; ſo lange aber dieſer

militärischen Geist zu Grunde zu richten und den Staat den größten Unfällen auszusetzen.

Napoleon schlägt für den verzweifeltsten Fall ein Mittel vor, was wirklich nur der Verzweiflung angehört. Der Führer soll berechtigt seyn, um der Gefangengebung zu entweichen, sein Heer gleichsam für den Augenblick aufzulösen, indem er jedem Einzelnen sein eigenes Heil anvertraut, und den Sammelpunkt nahe oder weiter entfernt andeutet. — Abgesehen, daß dies nur mit Truppen außerordentlicher Art ausführbar seyn dürfte, möchte wohl in den seltensten Fällen ein so zerstreuter Durchbruch dem Durchbruch mit gesammter und geschlossener Kraft vorzuziehen seyn. Und wo ist denn das Kriterium, wenn ein solcher Entschluß zu ergreifen? — Was bürgt dafür, daß ihn der General nicht eben auch zu voreilig ergreifen könne, was die Gefahr des Entschlusses der Gefangengebung ist?

Diese Frage führt noch zu einer andern: „Ist ein Untergeordneter, der sich jedoch bereits in Freiheit befindet, durch einen Vertrag seines Vorgesetzten zur Gefangengebung zu verpflichten?“ General Wunsch schlug sich bei Anbruch des Tages mit der Reiterei aus dem Lager von Mainz durch die Feinde; — Fink ging die Bedingung ein, daß er nach dem Lager zurückkomme, und die Waffen strecke. Wunsch gehorchte, und Napoleon nennt dieses einen Mißverstand des militärischen Gehorsams. — Im Oktober 1805 schloß Mack den Fürsten Hohenzollern, der mit seiner Reiterei sich durchgeschlagen hatte, in die Kapitulation von Heidenheim ein; — Hohenzollern verweigerte zu gehorchen und rettete sich nach Böhmen; Napoleon nannte dies eine Verletzung der militärischen Ehre und den Kriegsgesetzen zuwider. Offenbar war in diesem zweiten Falle die Sprache nur nach dem Vortheil berechnet und auf ein falschverstandenes Rechtlichkeitsgefühl des schwachen Gegners berechnet. Sobald ein General zu kapituliren sich gezwungen glaubt, so kann er unmöglich Truppen in den Vertrag einschließen, über die er zwar den Befehl führte, aber in diesem Augenblicke nicht mehr führt, denn sie haben der That nach aufgehört unter seinem Befehle zu stehen, sobald sie auf eigene Hand ihre Rettung versuchten. War diese nicht im Einverständnisse mit dem Vorgesetzten geschehen, so kann oder soll dieser Umstand zu einer Untersuchung des Untergeordneten führen, worin dieser beweisen muß, daß er seiner Ehre und Pflicht gemäß nichts mehr anders thun konnte, als sich von

nicht auch deutſcher Schifffahrt und deutſchem Handel gewonnen iſt, fordert ſchon eine Conſequenz des Syſtems, ihn dem unbegünſtigten Seeimport gleich zu ſtellen. Soll ein Differentialzollſyſtem ſeine Wirkungen genügend entfalten, ſo kommt es vor Allem darauf an, die holländiſchen Zufuhren ſyſtematiſch zu beſchränken, weil ſie es hauptſächlich ſind, die auf dem deutſchen Wohlſtande mit maßloſem Drucke laſten. Aber dabei iſt es der holländiſch-oſtindiſche Handel ganz beſonders, der den Verkehr aller rheiniſchen Plätze belebt, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß die rheiniſchen Staaten ſich deßhalb ſträuben werden, durch Differentialzölle Holland auszuweiſen, wenn ſich nicht ein Aequivalent dafür darbietet. Unſtreitig müßte ſchon ein Differentialzoll von 2 Rthlr auf den Centner Rohzucker, von 3 Rthlr. auf Kaffee, von 30 Rthlr. auf Indigo u. ſ. w., an der deutſchen Weſtgrenze erhoben, die Wirkung haben, daß ſich ſämmtliche bisher auf dem Rhein oder zu Lande eingehenden Kolonialbezüge allmählig den Hanſeſtädten und Oſtfriesland zuwendeten; nichts könnte das Aufblühen des letztern zumal mehr fördern als ſolcher Umſtand; aber es würde damit der bisherige Haupthandelsweg des weſtlichen Deutſchlands ſo gut wie trocken gelegt, — eine Folge, an der die ganze Operation ſcheitern müßte. Die einzig mögliche Weiſe, dies zu verhindern, liegt in der Theilnahme Belgiens am deutſchen Schifffahrts- und Handelsbunde; — es würde ſich in dieſem Fall der ganze holländiſche Handel nach Antwerpen und den übrigen belgiſchen Seeplätzen ziehen und Holland von der Verſorgung der Rheinlande ſo gut wie ausgeſchloſſen bleiben, ohne daß der Verkehr der rheiniſchen Plätze darunter litte. Der belgiſch-preußiſche Vertrag vom 1. September v. J. legt die Ausſicht dazu näher, er verſpricht das folgereichſte Ereigniß der neueſten deutſchen Handelsgeſchichte zu werden, und wenn wir ihn deßhalb hier ein wenig näher in Betracht ziehen wollen, ſo iſt es die Zukunft, die er eröffnet, ganz beſonders, auf die dabei das Gewicht fallen muß. So lange die Conceſſionen Belgiens an den Zollverein nur noch in der Begünſtigung beim Tranſit und in der Gleichſtellung der preußiſchen mit der eigenen Schifffahrt beſtehen, iſt kaum auf eine großartige Wirkung derſelben zu rechnen; — aber das eigene Intereſſe Belgiens erheiſcht ſchon eine Erweiterung der

Zugeständnisse und selbst eine enge Verbindung mit Deutschland in handelspolitischer Hinsicht. Obgleich der den belgischen Kammern im Mai v. J. erstattete Commissionsbericht so wenig einen Zollanschluß an Frankreich, als an Deutschland gut heißen wollte, so ist doch leicht zu erkennen, daß man dabei an eine Zeit, in der sich auch Deutschland zu einem Differentialzollsystem bequemte, gar nicht gedacht hat; unmöglich hätten sonst die Vortheile, die sich für Belgien unter solchen Umständen darbieten, entgehen können.

Belgien theilt mit Holland den Beruf, die überseeischen Geschäfte des Rhein-, Main- und obern Donaugebiets zu machen; wie Deutschland ist es durch keine Rücksicht auf eigne Kolonien gehemmt, seine transmaritimen Verbindungen so zu organisiren, wie das Interesse des eignen Handelsstandes, der Schifffahrt und Industrie erheischt; alle drei fordern hier wie dort gleich dringend Eröffnung überseeischer Märkte; durch Aufnahme eines eigenen Differentialzollsystems hat man belgischer Seits bereits das Mittel angewandt, das zu solchem Behuf dienen soll, hat uns darin den Weg zum Ziel vorgezeichnet; wenn nicht Alles täuscht, muß aber der in Aussicht gestellte große Zuwachs an überseeischen Geschäften Belgien zu Gunsten einer engen Verbindung mit Deutschland stimmen, wenigstens würde es für seine eigne günstige Lage kein Auge haben, wenn es sie unbenutzt lassen wollte. Unstreitig kann Belgien bei der geringen Ausdehnung seines Territoriums und der dem entsprechenden kleinen Consumtion von Kolonialprodukten nicht darauf rechnen, für sich allein beim Export seiner Industrieerzeugnisse von den überseeischen Staaten besonders günstige Bedingungen zu erlangen; — ganz anders stellt sich dies aber, wenn das Gewicht der deutschen Consumtion mit in die Wagschaale fällt. Selbst in politischer Hinsicht könnte eine Verbindung mit Deutschland nur von Gewinn für Belgien seyn, denn das Interesse Deutschlands an der Selbstständigkeit und Integrität des jungen Staats würde diesem einen kräftigeren Schutz verleihen, als die ihm verheißene Neutralität.

Nur das Zweifache kommt dabei noch in Frage: erstens, ob Deutschland im Fall der Theilnahme Belgiens am Schifffahrts- und Handelsbunde Energie genug besitzen wird, die holländischen Kolonialen durch hohe Differentialzölle auszuschließen und statt

deren mit amerikanischen Staaten Verbindungen einzugehen, und zweitens, ob der belgische Handel auch deutscher Industrie die Erwerbsgelegenheit und den überseeischen Absatz bieten wird, auf die diese Anspruch machen muß.

Wie es uns scheinen will, kann man die erste Frage unter den heutigen Verhältnissen noch kaum bejahend beantworten. Leider ist der leitende Vereinsstaat so wenig von der erdrückenden Wirkung des holländisch-ostindischen Zwischenhandels durchdrungen, als er nach allem Bisherigen große Neigung gezeigt hat, das wirkliche Interesse der Nation Holland gegenüber zu vertreten. Wir wissen nicht, ob in Berlin in dieser Beziehung mehr Rücksichten der Fürstenpolitik leiten oder ein gewisses Mitleiden mit dem unglücklichen Geschick Hollands bei der in Frage stehenden Zukunft oder eine Verkennung des eigenen Vortheils; — das aber möchte fest stehen, daß Preußen, so lange es nicht von irgend einer Seite her zur Aenderung seiner Politik gegen Holland veranlaßt wird, schwerlich in die rechten Maßregeln willigen würde. Vielleicht daß Belgien die Ausschließung Hollands zur Bedingung seiner Theilnahme am deutschen Schifffahrts- und Handelsbunde machte; wie uns scheint, würde darin auch für Preußen ein hinreichendes Motiv liegen, ein Differentialzollsystem auch gegen Holland aufzunehmen.

Daß die belgischen Häfen auf das deutsche Exportgeschäft in der Zukunft gleiches Gewicht legen, als auf den Import, läßt sich nur bei einer totalen Reform des bisherigen Antwerpener Handels erwarten. Bliebe dieser, was er bis heute ist, so wäre die Theilnahme Belgiens am Schifffahrts- und Handelsbunde für deutsche Industrie unglos. Aber Differentialzölle und Handelsverträge mit überseeischen Staaten werden die Umgestaltung desselben fördern; wenigstens läßt sich erwarten, daß der belgische Handelsstand die dargebotenen Absatzgelegenheiten nicht von der Hand weisen, und den Hanseaten nachstrebend, der Industrie des Hinterlandes neue Erwerbsquellen jenseits der Meere eröffnen werde. Nur fragt sich, ob in solchem Fall nicht die belgische Industrie den besten Theil der neuen Absatzgebiete vorwegnehmen wird. Wir glauben, es ließe sich solches nur verhindern, wenn sich deutsche Handelshäuser aus den Rheinstädten nach Antwerpen übersiedelten, die mit dem Importgeschäft

ein deutsches Exportgeschäft verbänden. Allerdings entgeht der rheinischen Kaufmannschaft die Erfahrung und der Unternehmungsgeist der hanseatischen, aber die Vortheile der Lage werden den Mangel zum Theil aufwiegen, da sie mit weit geringern Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, als heute die auswärtige Hanse.

Von geringerem Gewicht möchten die Bedenken der Hansestädte gegen eine Verbindung Belgiens mit Deutschland seyn. Zwar wäre die Lage Hamburgs und Bremens ungleich günstiger, wenn sich Deutschland an der Landgränze gegen alle Kolonialeinfuhr durch ein Differentialzollsystem abschlösse; der deutsche Kolonialhandel würde sich dort in solchem Fall in noch weit höherem Grade concentriren als jetzt; Hamburg und Bremen müßten auch der Erbe Hollands in der Versorgung der einen ganzen Hälfte Deutschlands werden. Aber der Umstand, daß sich das Interesse des Rheinlandes, die Trockenlegung des bisherigen Handelswegs gegen solche Aussicht mit aller Macht sträubt, wird verhüten, daß sich die Hanseaten Illusionen hingeben. Dazu scheint es uns nicht gehörig begründet, wenn man von dorther in jeder Annäherung Deutschlands an Belgien eine Feindseligkeit gegen sich sieht, wenn man aus nationalen Gründen gegen solche „undeutsche Politik" eifert und zu der künftigen Bedeutung Antwerpens für Deutschland kein Vertrauen fassen will.[1] So wenig wir auch jemals Schritte billigen würden, die die Hansestädte wirklich verletzen, so vermögen wir doch in dem vorliegenden solche nicht zu erkennen. Auch in Hamburg und Bremen wird man schwerlich in Abrede stellen können, daß Antwerpen als Concurrent im Kolonialimport in der Zukunft weit minder zu fürchten ist, als Amsterdam und Rotterdam; denn der unnatürlich niedere Preis der javanischen Kolonialen verdirbt heutzutage besonders den Hansestädten den Markt, mit dem Ausschluß dieser steht ihnen aber auch eine günstigere Lage bevor.

Ein gleichmäßiger Seefracht- oder Hafenzoll empfiehlt sich vor einem Differentialzollsystem durch größere

[1] Man vergl. meine Aufsätze über den belgisch-preußischen Vertrag in Nr. 240 und 250 der Weser-Zeitung vom v. J. und die Bemerkungen der Redaktion zu denselben.

Einfachheit, aber er kann dafür auch nicht die allseitig günstigen Wirkungen jenes nach sich ziehen. Dennoch möchte er im Augenblick mehr Chancen für sich haben, als jenes. Irren wir nicht, so hatte der Hamburger Senat bereits vor anderthalb Jahren solchen Frachtzoll im Sinne, und seitdem haben sich besonders von den Hansestädten her zu wiederholten Malen Stimmen erhoben, die ihn von Neuem in Vorschlag brachten. Von mehreren Seiten hat man dabei auf einen Satz von 2 Rthlr. für den Centner fremder Zwischenhandelsgüter hingewiesen; — es fragt sich aber, ob solcher schon im Stande ist, den Bedürfnissen des Handels und der Schifffahrt zu genügen. Bei Zucker betrüge ein Frachtzoll von 2 Rthlr. per Centner ungefähr $\frac{1}{5}$ des Werths, bei Kaffee $\frac{1}{4}$, bei Reis $\frac{1}{3}$, bei Tabak $\frac{1}{8}$, bei Baumwolle $\frac{1}{10}$, bei Thee $\frac{1}{60}$ und bei Indigo noch nicht einmal $\frac{1}{100}$. Gerade die Artikel, bei denen er verhältnißmäßig hoch ist, sind aber diejenigen, deren Quantitäten fast ausschließlich bei transatlantischen Fahrten entscheiden. Unstreitig müßte eine Begünstigung von 10 bis 20 Prozent in der Ladung schon zureichen, deutscher Schifffahrt einen großen Theil des bisherigen Zwischenhandels in Zucker, Kaffee, Tabak und Baumwolle zu vindiciren. Nur darf man dabei nicht außer Augen lassen, daß es nicht auf theilweise Occupation des Deutschland gebührenden Antheils am Welthandel ankommt, sondern im gemeinsamen Interesse der Industrie, der Schifffahrt und des Handels auf Wiedergewinnung des gesammten Verkehrs, der durch eigene Nachlässigkeit verloren gegangen ist. In der letzteren Rücksicht wäre ein Zoll von 2 Rthlr. nicht hoch genug, obwohl er für den Anfang ganz passend erscheinen muß. Einestheils enthält die deutsche Handelsmarine im Augenblick noch lange nicht genug Schiffe für die transatlantische Fahrt, um alle Frachten zwischen der Heimath und den Staaten der heißen Zone auf der Stelle übernehmen zu können; anderntheils ist selbst eine successive Auflösung der bisherigen Handelsverbindungen der plötzlichen vorzuziehen. In beiden Beziehungen würden durch einen für den Anfang mäßigen Zoll die Inkonvenienzen, welche jede Neuerung auf merkantilem Gebiet leicht nach sich zieht, vermieden werden.

Dazu müßte auch der Seefrachtzoll von den über die Landgrenze eingehenden Kolonialen erhoben werden, und die Theilnahme

Belgiens an ihm würde in gleichem Grade nothwendig, als an einem Differentialzollsystem.

Nur das Eine scheint uns dabei noch der Berücksichtigung zu bedürfen, die künftige Stellung des holländisch-javanischen Handels. Wollte man deutscher Seits den Differential- oder Frachtzoll blos von den nichtdeutschen und nicht produktionsländischen Schiffen und ihren Frachten erheben, so würde solche Maßregel in Holland wahrscheinlich zur Folge haben, daß sich die holländischen Rheder nach Java übersiedelten und ihre Fahrzeuge in deutschen Häfen nur als produktionsländische erschienen, folglich consequenter Weise vom Additionalzoll eximirt wären. Der einzige Gewinn Deutschlands wäre dann der verhältnißmäßig kleine, daß die Stapelplätze holländischer Kolonialen von Amsterdam und Rotterdam nach Hamburg, Bremen und Antwerpen verlegt würden; die deutschen Exporten nach Java würden aber wahrscheinlich eben so unbedeutend bleiben als jetzt. Nach unserer Ansicht muß solchem Fall von vorn herein vorgebeugt werden. Zwar wird dadurch eine Holland ganz besonders verletzende Maßregel nothwendig, weil das sonstige Prinzip auf Gleichstellung der produktionsländischen mit der eigenen Schifffahrt lautet; aber daß das deutsche Interesse unbedingt solche Maßregel fordert, kann wohl über die Bedenklichkeiten hinwegsetzen. Zu Gunsten des amerikanisch-deutschen Kolonialhandels müßte man auch die Ladungen solcher javanischer Schiffe, die sich nicht über ihre Rückfrachten an deutschen Produkten hinreichend ausweisen könnten, mit dem vollen Zollsatze treffen.

Mit einem Differentialzollsystem steht die Abschließung von Handelsverträgen mit den amerikanischen Staaten in enger Verbindung; — wir glauben aber den Punkt hier um so eher übergehen zu können, als schon von andern Seiten oft und bestimmt genug auf solche hingewiesen ist.

Neben den genannten Haupteinrichtungen des Handels- und Schifffahrtsbundes müssen aber noch einige andere von gleichfalls großem Gewicht in Betracht kommen.

Zunächst würde schon der Umstand, daß der Bund eines äußerlichen Trägers seiner Existenz vor dem Auslande bedarf, eine gemeinsame Flagge fordern, auch wenn nicht andere Rücksichten diese längst nothwendig gemacht hätten. Schon zu

wiederholten Malen ist deutscher Seits auf den moralischen Effekt, den die Flagge einer grosen Nation der eines kleinen Staats gegenüber macht, hingewiesen; — daß sich Deutschland dieses Effekts nicht längst erfreut, ist nur seine eigene Schuld. Wenigstens bleibt es eine dürftige Entschuldigung, wenn man einwendet, die einzelnen Staaten seyen auf ihr Recht, Farbe und Wappenzeichen ihrer Flagge einzuverleiben, viel zu eifersüchtig, als daß man bisher schon mit einer Nationalflagge hätte durchdringen können. Würde nicht ein Schamgefühl vor dem Genius der Nation die Bedenken Mecklenburgs oder Knyphausens schon längst beseitigt haben, wenn die beiden deutschen Großmächte eine gemeinsame Flagge aufgenommen hätten?

An die Flagge knüpft sich ein gemeinsamer Consularetat. Bis dahin hat jeder deutsche Staat seine eigenen Consuln in auswärtigen Häfen. Kaufleute, die mit Deutschland oft in keiner weitern Verbindung stehen, als daß sie etwa einer deutschen Regierung empfohlen sind, übernehmen die Charge mehr des Titels wegen, als aus andern Beweggründen. Zu dem Mangel an Einkommen von dem Amte steht der Eifer in dessen Führung in der Regel im Verhältniß; man läßt sich die Würde gefallen und kümmert sich um alles Andre nicht viel. — Natürlich, daß deßhalb ein deutscher Schiffer und Kaufmann in der Regel fremden Anmaßungen gegenüber unvertreten bleibt, daß der Eifer englischer und französischer Consuln ihren Nationen Vortheile zu verschaffen weiß, von denen sich der Deutsche nicht einmal träumen lassen darf. Dazu ist die Zahl der Consuln der meisten deutschen Seestaaten selbst noch verhältnißmäßig gering; Hannover z. B., das selbst im Vergleich einen starken Etat hat, hat deren im Augenblick nur in 135 Plätzen, und selbst in Hauptbäfen fehlen sie. Wie die Flagge, so muß aber auch der Consul eine große Nation hinter sich haben, wenn sein Auftreten und Wirken Erfolg haben soll; er muß durch Besoldung in die Lage gesetzt werden, sein Amt nicht als das letzte Nebengeschäft, sondern als die Hauptsache anzusehen, muß durch Bildung und Kenntnisse im Stande seyn, seinem Staate über den Gang des Handels seines Bezirks Bericht abzustatten, mit einem Wort, er muß in dieselbe Stellung wie ein sonstiger Staatsbeamter einrücken. In Amerika zumal gibt es deutsche Männer die Fülle, die durch

Bildung und persönlichen Einfluß durchaus befähigt und von patriotischem Gefühl getrieben, gern bereit seyn würden, ein deutsches Consulat zu übernehmen.

Zur Ausführung seiner Anordnungen und zur steten Wahrung der schwebenden Interessen der Schifffahrt und des Handels bedürfte der Handels- und Schifffahrtsbund ferner einer gemeinsamen oberen Behörde, die die Leitung alles darauf Bezüglichen führte. Schon der erwähnte Aufsatz im Julihefte d. Sch. bringt solche nach Art der Bundesmilitär-Commission in Vorschlag und bezeichnet deren Wirksamkeit: in der That ist darin aber eine wesentliche Bedingung zum Gedeihen des Ganzen berührt. Es hätte solche Commission, der die exekutive Macht des Bundes übertragen wäre und der zugleich eine berathende Stimme bei allen neuen Anordnungen zustände, gleichsam die Pflicht, die großen Industrie-, Schifffahrts- und Handelsinteressen Deutschlands aus nationalem Gesichtspunkte aufzufassen und diesen dem partikularen der einzelnen Regierungen gegenüber zu vertreten.

Gewiß wäre mit solchen Einrichtungen dann auch die Hoffnung auf eine gemeinsame Kriegsflotte der Erfüllung näher gerückt; wenigstens muß das Bedürfniß derselben mit der maritimen Entfaltung Deutschlands stets lebhafter werden und sich die Nothwendigkeit immer mehr herausstellen, daß die ultima ratio rerum, die Kanonen, drohend hinter jeder energischen Anordnung stehe, durch die sich Deutschland in Industrie, Handel und Schifffahrt aus der Bevormundung der Fremde emancipirt.

Aber trotz der großen Vortheile und verhältnißmäßig geringen Hindernisse eines deutschen Schifffahrts- und Handelsbundes sind im Augenblick die Umstände seiner Verwirklichung noch nicht besonders günstig. Werden auch mitunter Stimmen laut, die ihn empfehlen, so ist doch bis jetzt noch nicht zu unsrer Kunde gekommen, daß außer der hamburgischen schon eine andere deutsche Regierung sich ernstlich darum bemüht habe, ihn wirklich ins Leben zu rufen. Die Mission des hamburger Syndikus Sieveking im vorigen Jahr an die Höfe von Wien, München und Stuttgart ist ohne Erfolg geblieben; Oestreich und Preußen scheinen sich aus Rücksicht auf einander, oder weil sie von der

Nothwendigkeit nicht hinreichend durchdrungen ſind, zu ſcheuen, die Initiative zu nehmen; — hat aber unter ſolchen Umſtänden ein deutſcher Staat den Beruf, die Sache der Nation anzuregen, ſo möchte es Hannover ſeyn. Wäre auch der Antrag in der hannoverſchen Kammer nicht vorhergegangen, ſo wüßten wir nicht, wer neben den beiden Großmächten ſich beſſer dazu eignete, als Hannover. Seine gefährdeten Schifffahrts-Intereſſen, ſeine Lage zunächſt dem Ocean, das Schickſal Oſtfrieslands, ſeine politiſche Stellung berechtigen es dazu, ein allgemeiner Wunſch, daß auch von dort aus endlich einmal etwas im nationalen Sinne geſchehen möge, fordert es dazu auf; nach unſerm Gefühl iſt es Hannover Deutſchland, dem aufſtrebenden Deutſchland ſchuldig, dies neue Leben auch an ſeinem Theile zu unterſtützen. Zumal hat jene Motion in ſolcher Rückſicht Erwartungen angeregt, ſie iſt ein neues, langerſehntes Zeichen nationaler Regungen des Nordweſtens geweſen, überall in Deutſchland iſt ſie als ſolches begrüßt; — an der hannoverſchen Regierung wäre es aber jetzt, die Hoffnungen nicht zu täuſchen, ſondern in Erfüllung zu ſetzen.

Statt deſſen hat man vorläufig mit dem Handels- und Schifffahrtsvertrage mit England geantwortet; — wir bekennen, daß es nichts Schmerzhafteres für uns gab, als die ſchlechte Vorbedeutung, die darin liegt, daß der Vertrag unmittelbar nach jener Motion bekannt ward. Allerdings geht der hannoveriſch-engliſche Vertrag vom Juli dieſes Jahrs in allen weſentlichen Punkten nicht viel über den Vertrag des Zollvereins mit England vom 2. März 1841 hinaus, er opfert von deutſchen Intereſſen nicht mehr auf als jener, aber es iſt deſſen immer ſchon genug, um ihn nicht gut zu heißen. Hat man auf Seiten Hannovers denn ganz überhört, welch ernſte Rügen die Preſſe gegen den Vertrag von 1841 vorbrachte? Iſt der Vorwurf, daß jene Stipulationen vielleicht[1] für ihre Dauer bis 1848 dem

[1] Wir ſagen „vielleicht" und ſtützen uns dabei auf die Beſtimmungen des Vertrags vom 2. März 1841, nach denen es bekanntlich noch unentſchieden bleibt, ob wirklich Deutſchland an England ſolche Conceſſionen gemacht habe, daß jede Einführung von Differentialzöllen bis 1848 unmöglich wird. Der hannoveriſch-engliſche Vertrag vom Juli dieſes Jahrs ſpricht zwar beſtimmt aus, daß alle auf engliſchen Schiffen

maritimen Aufschwunge Deutschlands ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzen, der hannoverschen Regierung verloren gegangen? Hat man in Hannover die englische Politik noch so wenig durchschaut, daß man nicht wüßte, England strebe nur darnach, durch Scheinconcessionen die Erhebung Deutschlands in Industrie und Handel zu hintertreiben? So lange Deutschland solche Verträge abschließen kann, wie die mit England, ist auf sein dauerndes Aufblühen nicht viel zu geben. Möge eine höhere Weisheit die deutschen Regierungen bald auf andere Wege leiten.

---

eingehende Waaren in Hannover denselben Eingangssteuern, Abgaben und Lasten unterworfen seyn sollen, als die auf hannoverschen Schiffen eingehenden, aber er fügt die Bedingung der Gegenseitigkeit hinzu. England erfüllt diese von vorn herein nicht, insofern es z. B. nicht gestattet, daß hannoversche Schiffe aus europäischen Häfen Kolonialwaaren zum englischen Consumo zu gleichen Abgaben einführen, als die englischen, ja sogar solche Zufuhren verbietet. Wollte man die Verträge mit England brechen, so gaben solche Umstände hinreichende Veranlassung.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21341 / 017

Das deutſche Volk und das Theater.

„Sie wiſſen, wie das Theater und ich zuſammen ſtehen, wie ich ſehe, daß Deutſchlands Genius entweder das heilloſe Gebäude umſtürze oder die Fürſten bewege, einige Schauſpielergeſellſchaften auf fürſtliche Koſten zu halten. — Hören Sie mich einmal weiter. Dies müßten lauter Meiſter ſeyn und in Anſehen und hohem Gehalt ſtehen. Nichts als Meiſterſtücke, entweder deutſchen Gehalts, oder aus der alten Weltgeſchichte geſchöpft, dürften ſie aufführen, und dieſe müßten erſt um den Preis geeifert haben, wo das beſte gekrönt und überdem ſtark bezahlt, dasjenige, welches ein Acceſſit bekäme, mit einer ſtarken Cenſur gedruckt und jedes andere ins Feuer geworfen würde. Letzteres und jedes andere nicht eingeſchickte dürfte bei ſchwerer Strafe nie gedruckt werden. Die Cenſoren wären: ein verdienter Miniſtre, ein wackerer Offizier, ein paar Prediger, ein paar Philoſophen, ein geſunder Dichter, ein Sprachkundiger, eine Matrone wie Frau H., eine Hausfrau wie Frau J. und ein Mädchen wie — da ſitzt der Knoten; ein verſtändiger Jüngling wie — da ſitzt der Knoten wieder; endlich noch ein paar Schauſpieler. Mit ſolchen Meiſterſtücken verſehen, gehe nun, einzig privilegirt, die Geſellſchaft in jede große Stadt, wo ſie vorher in den Zeitungen ſich ankündigen ließ."

Ich wollte wetten, daß nicht zehn Leſer wiſſen oder ſich gleich darauf beſinnen, von welchem unſerer namhaften Schriftſteller dieſer ſchöne, ächt deutſche Vorſchlag herrührt. Aber als antediluvianiſch gibt er ſich ſogleich zu erkennen, und damit ſind die Meiſten zum voraus der Mühe überhoben, im Buche ihrer

Erinnerung zu blättern. Ja, unser literarisches Gedächtniß ist noch kürzer als der Stammbaum unserer Literatur. Die allerwenigsten von uns kümmern sich auch nur um die Großväter der heutigen Bücher, weil die meisten allerdings nach Form und Gehalt ungenießbar geworden sind und den lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart völlig verloren haben. Unsere neuere schöne Literatur ist viel jünger als die der andern Kulturvölker; aber wir haben nicht nur eine kürzere poetische Ueberlieferung, die literarischen Denkmäler bedecken sich bei uns auch schneller als anderswo mit Rost und Flechten. Dies erklärt sich freilich aus der Geschichte unserer neuern Bildung; aber eben so leicht erklärt sich ein Anderes, das mit jenem ganz genau zusammenhängt, der ganze Zustand, das in den Hauptzügen unveränderte Wesen unserer Bühne, vom Tage an, wo man Hanswurst begraben, bis auf heute, wo man den ausgestorbenen dramatischen Witz durch Tantième aus dem Grabe beschwört.

Seit zwei Jahrhunderten bemühen sich die Deutschen, unter sich hervorzubringen, was andere Völker damals bereits hatten, eine nationale Bühne als Spiegel ihrer Sittlichkeit und ihrer Geschichte. Aber daneben her geht durch unsere ganze Literatur die Klage über die Vergeblichkeit dieser Bemühungen. Wir sind gewohnt, die eigentliche Geschichte unserer Bühne erst etwa von Lessing an zu datiren und den frühern Lebenslauf der deutschen tragischen und komischen Muse zum voraus preiszugeben. Aber schon Lessing meinte, das deutsche Theater, obgleich es damals erst eigentlich zu etwas gemacht werden sollte, sey vielmehr ein verderbtes als ein werdendes, und um dieselbe Zeit sprach in der oben angeführten Stelle Kapitän Puff einen Fluch gegen das „heillose Gebäude," der seitdem von immer enttäuschten Patrioten tausendmal ausgesprochen worden ist.

Was ist nun aber der innere Grund der eigenthümlichen, bisher durch nichts zu heilenden Schwäche und Haltlosigkeit unserer Bühne, die kein Deutscher in Abrede zieht, dessen Urtheil auf diesem Gebiete überhaupt in Betracht kommen kann? Woran liegt es, daß der sonst so kräftige, umfassende und fruchtbare deutsche Geist nie hervorbringen konnte, was bei Spaniern und Italienern, bei Franzosen und Engländern frei aus ihrer Kultur herausgewachsen, eine Bühne, die der ungezwungene Ausdruck

des Charakters des Volks, der ebene Spiegel ſeiner Sittlichkeit iſt? — Die Frage iſt zu einfach, als daß ſie nicht ſchon ſehr oft wäre richtig beantwortet worden. Aber in der Praxis bleibt die Sache öffentliches Geheimniß, wie ſo Vieles bei uns, und wer für das Theater arbeitet, der thut allerdings am beſten, wenn er ſich vom Punkte keine Rechenſchaft gibt, und wer ſich unſchuldig vor unſern Brettern befriedigt fühlt, der ſieht nichts, auch wenn man ihm die Augen aufmacht.

Dem deutſchen Theater ging es von jeher wie einem Manne, der ſich ohne bedeutenden innern Beruf einem Kunſtfache gewidmet hat, und darum, wenn er es auch äußerlich zu einer noch ſo glänzenden Stellung bringt, niemals etwas vom innern Glück des geborenen Künſtlers erfährt. Er hat mit Fleiß die Technik erlernt, er ſtudirt und ſchafft unverdroſſen nach Muſtern aller Art, aber in ſeinen eigenen freien Hervorbringungen iſt kein Segen. Wohl hat er Augenblicke, wo er nach einem recht glücklichen Griffe ſich zurufen darf: Auch ich bin ein Maler! aber ſie gehen ſo ſchnell unter in der läſtigen Empfindung innerer Steifheit und Leere. Er hat tauſendmal die niederſchlagende Erfahrung gemacht, daß er die vortrefflichſten Gedanken hätte, nur daß ſie zu ſeinem Geſchäft nichts taugen. Vor Allem aber peinigt ihn das Gefühl, daß er zu dem, was man am meiſten von ihm verlangt, am wenigſten gemacht iſt, zur leichten fließenden Behandlung des Stoffs, die den Gebilden die lebendige Bewegung und Geberde gibt und ſie aus dem angenommenen Geſichtspunkt wahr und natürlich erſcheinen läßt, wenn ſie es an ſich auch noch ſo wenig ſind. Ja, die Geſchichte unſerer Bühne iſt die Biographie eines Menſchen, der ehrgeizig ſich ſelbſt etwas abringen möchte, das ihm die Natur verſagt, der immer bald zu hoch, bald zu tief greift und nie den wahren mittleren Handgriff findet, weil er ihn nicht finden kann.

So fehlt es denn den Deutſchen an der eigentlichen Begabung für dramatiſche Poeſie, wohl gar, weil ſie überhaupt die ſchwerſte Gattung iſt? ſo fehlt es ihnen an jener Beweglichkeit der Seele und des Körpers, durch die ſich bei einem Volke, wie beim Einzelnen, das mimiſche Talent bedingt? Keineswegs, die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Wir haben ſo große dramatiſche Dichter und Schauſpieler gehabt als irgend ein Volk. Aber die glücklichſten poetiſchen und mimiſchen Talente, und wären ihrer

noch so viele, konnten und können uns nimmermehr eine ächte Bühne und eine ächte Schauspielkunst machen, weil sie unmöglich das machen können, was die erste und unerläßliche Bedingung jener Bildungen ist, und was uns eben fehlt: eine gewisse Gleichförmigkeit der Kultur und nationales Gemeingefühl. Dazu hat es unser Wesen und unsere durch dieses Wesen bedingte Geschichte niemals kommen lassen, und es ist dies die schlimmste Seite unseres Geschicks. Ob dieser Mangel unserer Kultur die nothwendige Kehrseite, der negative Pol der großen Eigenschaften des deutschen Volkes ist oder nicht: er bildet einmal die Schlagschatten im verworrenen Gemälde unserer Geschichte und unseres Lebens. Warum wird dem deutschen Volk Manches im Großen, und noch mehr im Kleinen so schwer, ja unmöglich, was sich bei andern Völkern von selbst macht? Denkt man bei dieser Frage nur an politische Dinge, so darf sich freilich kein Mensch auf die Antwort besinnen. Warum Deutschland, ein Riese an Geist und Masse, in der Geschichte so oft überlistet und geknebelt, oder gar beredet wurde, sein Schwert gegen sich selbst zu kehren — das ist sehr klar und einfach. Daß aber dieser Riese auch nicht im Stande ist, sich ordentlich zu kleiden, sich anständig zu benehmen und sein Leben mit leichter heiterer Kunst zu schmücken, wenn er nicht alles dies Andern abgesehen hat, diese Nothwendigkeit ist Vielen nicht so einleuchtend. Und doch hängt Alles zusammen am selben Haken, das Kleinste wie das Größte, das scheinbar Leichteste wie das für unerreichbar Gehaltene; das, was ein Volk leicht verschmerzt oder ohne Scheu entlehnt, wie das, was es ohne Unheil und Schande nicht entbehrt, wir aber dennoch entbehren. Die politischen und gesellschaftlichen Sitten der Deutschen, ihre Diplomatie und ihre Schneiderei, ihr Handel und ihre Bücher sind — wie sie sind. Sie konnten nie werden, was sie seyn sollten, weil wir sie an uns selbst erobern, sie uns selbst abringen müßten.

Schon Lessing fand es wunderlich, daß die Deutschen ein Nationaltheater haben wollen, da sie doch kein Volk sind, das heißt in dem Sinne, in dem allein ein Volk fähig ist, eine gemeinfaßliche und gemeinwirksame Dramatik in sich hervorzubringen. Wo immer in der Geschichte, sey es in einem kleinen oder großen Gemeinwesen, eine nationale Bühne zu Stande

gekommen ist, da hatte sie ein öffentliches Leben und einen nationalen Gemeingeist zur Voraussetzung. Sie wurzelt unmittelbar in den allgemeinen Volksbegriffen von dem, was nach dem ungeschriebenen Gesetz recht ist und unrecht, schön und häßlich, anständig und unanständig, vornehm und gemein, erhaben und lächerlich, weise und närrisch, witzig und platt, heilig und profan, unantastbar und der Kritik preisgegeben; kurz, die Bühne hat zur nothwendigen Grundlage eine ausgeprägte, einseitige und eigensinnige Sittlichkeit. In diesem Sinne ist nun das deutsche Wesen zwar provinziell scharf ausgeprägt; aber tausend Bildungen des äußern und innern Lebens, und gerade die nothwendigsten und bequemsten Elemente der Poesie, sind keineswegs gemein deutsch. Die sittlichen Figuren, wenn man so sagen darf, decken sich von Stamm zu Stamm, von Provinz zu Provinz nicht nur nicht in den zufälligen Umrissen, was bei einem so großen Volk ohnehin nie möglich ist, sondern nicht einmal in der Grundgestalt. Die deutsche Sitte bricht sich so vielfarbig, weil es der uralte Unabhängigkeitstrieb der Stämme nie zur staatlichen Einheit kommen ließ, aus der die sittliche von selbst geflossen wäre. Der deutsche Geist hat sich dadurch mit der innern Freiheit eine reiche Quelle der Kraft und Fruchtbarkeit erhalten; aber wir müssen zu all den Vorzügen, die daher fließen, auch die Uebel und Schwächen hinnehmen, die der Mangel an politischem Gemeingeist und an sittlichem Gemeingefühl nothwendig mit sich führt.

Und dieß ist es, was von jeher unsere größten und besten Schriftsteller am schmerzlichsten als eine hemmende Fessel ihrer Wirksamkeit empfunden und beklagt haben. Unsere Literatur sieht sich dadurch zu der Masse des Volks in ein ganz anderes, in Beziehung auf Wirksamkeit und wahre Popularität weit ungünstigeres Verhältniß gesetzt, als die Literaturen innerlich und äußerlich besser disciplinirter, gleichförmiger gebildeter Völker. Die deutsche Muse erhält dadurch jene sonderbare zweideutige Physiognomie, die sie von allen ihren Schwestern so auffallend unterscheidet, eine Physiognomie, in der neben dem entschiedensten Ausdruck großer Geistigkeit und Tiefe in Ernst und Laune ein stehender Zug von Verlegenheit und Unmacht nicht zu verkennen ist. Durch die ganze Verfassung unseres Lebens, als den

Ausdruck unſerer Volksnatur, wird die Eigenthümlichkeit unſerer Poeſie in ihrer Kraft wie in ihrer Schwäche bedingt. Die geiſtige Einheit unter allen deutſchen Stämmen iſt ſo groß als bei irgend einem ausgebreiteten Volke, ja wohl noch größer; aber ſie äußert ſich mit überwiegender Stärke nur nach Einer Seite des menſchlichen Weſens. Sie ſind alle aufs engſte verwachſen in der ganzen, der Tiefe der Seele und der Natur zugekehrten Richtung des Geiſtes. Auf dieſem Gebiet herrſcht die größte Uebereinſtimmung in Gedanken und Gefühl und in aller geiſtigen Hervorbringung. Aber in der Richtung nach der äußern Natur und dem wirklichen Leben fliehen ſie auseinander, ſtoßen ſich ab, verſtehen und verſtändigen ſich nicht in tauſend Dingen, Begriffen, Meinungen, Gewöhnungen, und darüber, über dieſer oberflächlicheren Vielartigkeit, kommt ihnen das Gemeinſame, das dennoch allem deutſchen Leben zu Grunde liegt und es durchdringt, nicht zum Bewußtſeyn. Gerade dies iſt es aber, was das Geſchick unſerer Poeſie in vielfacher Beziehung entſcheidet.

Zuerſt ſpringt in die Augen, daß unter den poetiſchen Gattungen diejenige, welche vorzugsweiſe die in der Tiefe der Menſchenbruſt ausgeſpannten Saiten rührt, die Lyrik, im Grunde die einzige iſt, deren Töne ungebrochen und überall verſtanden über alle deutſchen Länder getragen werden und in allen Gemüthern ein ähnliches Echo wecken. Nicht ſo auf epiſchem und dramatiſchem Gebiet. Hier ſtößt der Dichter, wenn er ſich nicht von vorne herein vom Nationalen ganz abwendet, ſogleich an die Schranken, welche die Außenſeite des deutſchen Lebens durchziehen. Die ungleichförmige Bildung unſeres Volks macht, daß er viel zu wenig auf allgemein ſittliche Vorausſetzungen bauen kann, deren er doch in jenen poetiſchen Gattungen bei jedem Schritt bedürfte. Die Hemmung, die er dadurch empfindet, treibt ihn dahin, wohin er ſich als Glied ſeines Volks ohnehin ſo gerne treiben läßt, über das wirkliche Leben weg, das er zu faſſen verzweifelt oder verſchmäht, ins Hochdeutſche, wie ich das Seelengebiet nennen möchte, in dem alle Deutſchen verwachſen ſind, im Gegenſatz zum Niederdeutſchen, zur Wirklichkeit und Unmittelbarkeit des Sinns und Treibens, in der ſie ſo loſe zuſammenhängen. Aus dieſer Hemmung und dieſem Trieb entſpringt jener ächt deutſche Roman, der unſer Leben vielmehr parodirt und darüber

philosophirt, als daß er es schildert; aus derselben Quelle erhält der Strom unserer Literatur einen uns noch eigenthümlicheren, sehr ansehnlichen Zufluß, das für unser Wesen so bezeichnende Schauspiel, das gar nicht zum schauen gemacht ist, das philosophisch tiefe oder phantastisch muthwillige, oft genug auch nur das plumpe und ausgeflossene Drama, das mit Geist und Körper nach allen Seiten über die Proportionen und Bedingungen der wirklichen Bühne hinausragt.

Möchte nun aber der Dichter oder muß er am wirklichen, allgemeinen deutschen Leben festhalten, so nöthigt ihn die faktische Zersplitterung desselben zu Auskunftsmitteln, zu Abstraktionen und poetischen Durchschnittsrechnungen, die mit der beabsichtigten realen Wirkung geradezu im Widerspruch stehen. Diese Nothwendigkeit gibt allen unsern Romanen, welche sich in gemeindeutschen und nicht blos in provinziellen Sitten bewegen, den gemeinschaftlichen Charakter des Schiefen, Halbwahren, Verschwommenen. Es ergibt sich daraus von selbst, warum der Sittenroman, sofern er ein nationaler seyn soll, bei uns so schwach ausgebildet ist, ja warum er als Spiegel wahrhaft nationalen Lebens eigentlich gar nicht besteht. Noch viel größer aber ist die Schwierigkeit, wenn deutsche allgemeine Zustände dramatisch ergriffen und gebildet werden sollen, und zwar nicht für jene ideale innere Schaubühne, sondern für das leibhaftige Nationaltheater der Deutschen. Hier handelt es sich nicht darum, wie bei der epischen Behandlung, die Zustände zu schildern, zu malen, sie zu erklären oder darüber zu verhandeln, sondern sie zu zeigen, sie in vollen, freien Gestalten, das heißt plastisch, hinzustellen, und hier ist der Stoff, der Natur der Sache nach, noch weit spröder und widerspenstiger, gar oft ganz unfaßbar.

Bei einem wahrhaft nationalen Bühnenstück, das sich um Zustände der Gegenwart dreht, sollen einmal die Verhältnisse und die Sitten, die es zeigt, poetische Uebersetzungen der Wirklichkeit, und dann sollen diese Verhältnisse und Sitten allgemein verständlich seyn, und dies ist nur dann möglich, wenn sie auch allgemein gültige sind. Diese Bedingungen widersprechen sich nun aber bei uns geradezu in tausend Beziehungen. Ob ein solches Stück an sich mehr oder weniger poetisch wahr ist, darauf kommt viel weniger an, als darauf, ob es in der Einbildung der

Zuſchauer wahr und ſchlagend iſt, und dies kann es nur dann ſeyn, wenn ſie jeder Zug, groß und klein, als ein Stück ihres eigenen Lebens anſpricht, wenn jede Anſpielung in der Seele eines Jeden eine und zwar dieſelbe Saite in Schwingung ſetzt. Daß unter uns bei der Beſchaffenheit des Objekts, das heißt des deutſchen Lebens, und der Stimmung des Subjekts, das heißt des deutſchen Publikums, eine Wirkung, wie die eben angedeutete, wenn ſie überhaupt erfolgt, in hohem Grade geſchwächt und getrübt werden muß, das begreift ſich nur zu leicht. Fehlt es doch dem deutſchen Dichter beim Mangel an einem allgemein deutſchen Element der Sittlichkeit am Haupthebel der ächten Wirkung, der ſich dem Dichter eines ſittlich compakteren Volks von ſelbſt in die Hände legt: es iſt unſerem Dramatiker nicht gegeben, daß er mit der Tracht und Geberdung, mit den Schwächen und Vorurtheilen, mit dem Witz und Aberwitz, die er ſeinen Figuren gibt, mit dem Kleinkram der Gefühle und Meinungen, der geſchichtlichen und geſellſchaftlichen Winke, die er ihnen in den Mund legt, geprägte Marken ausſpielt, die bei allen Zuſchauern einen feſten, ſich von ſelbſt verſtehenden Werth haben, in allen dieſelbe Verkettung der Ideen hervorbringen. Unter dieſen Umſtänden nimmt der deutſche Luſtſpieldichter unwillkürlich ſeine Zuflucht zu den oben bezeichneten Behelfen und Surrogaten. Werden aber auf dieſem Wege ſchon die Malereien des Epikers leicht ſchwach und halbwahr, ſo bleibt der Dramatiker, deſſen Figuren nicht auf einer Fläche nebeneinander ſtehen, die ſich frei bewegen und geberden ſollen, noch viel weiter hinter der Aufgabe einer lebendigen, unmittelbaren Wirkung zurück.

Und ſo bringt es die Natur unſerer Zuſtände und das Weſen der Poeſie, das heißt am Ende des menſchlichen Geiſtes, von ſelbſt mit ſich, daß die Darſtellung von Charakteren, Handlungen und Sitten der nationalen Gegenwart oder nächſten Vergangenheit, alſo ein großer Theil des Gebiets der Komödie, von jeher die ſchwächſte und haltloſeſte Seite unſerer Literatur geweſen iſt. Iſt dem aber ſo, ſollte nicht damit unſere Bühne der Grundlage entbehren, auf der das geiſtige Gebäude, das ein Nationaltheater heißt, nothwendig zu ruhen ſcheint? Was war von jeher und überall, wo der Geiſt eines Volks die Blüthe und Frucht eines eigenthümlichen Schauſpiels getrieben hat, der

Grundſtock deſſelben, das Band, das Alles verknüpft, der lebendige Kern, die keineswegs ſelbſt die höchſte Bildung iſt, aber alle höheren Bildungen trägt und ernährt? Offenbar nichts anderes als das Drama der jedesmaligen Gegenwart, die Ergreifung des unmittelbaren nationalen Lebens. Die ganze Geſchichte zeigt es: die Luſt und die Fähigkeit eines Volks, ſich als Perſonifikation, als poetiſches Geſammtindividuum zum Stoff der Poeſie zu machen, ſich ſelbſt zu erheben und herabzuziehen, ſich zu ſchmeicheln und zu verſpotten, iſt die Vorausſetzung der dramatiſchen Entwicklung, des Fortgehens zu höhern, zu geſchichtlichen und idealen Auffaſſungen.

Soll nun aber einem Volk ſein Leben dramatiſch ſo vorgeführt werden, daß es in jedem Zuge ſeinen Geiſt und ſeine Sitte wiedererkennt, ſo muß es entweder ſo klein und beſchränkt ſeyn, daß ſich die Einheit des Geiſtes, die Gleichförmigkeit der Bildung von ſelbſt verſteht, wie bei den helleniſchen Republiken und den freien, geſchloſſenen Gemeinden des Mittelalters; oder, iſt das Volk ausgebreitet und in Stämme gegliedert, ſo muß, wie es bei Engländern und Franzoſen der Fall iſt, die politiſche Einheit wenigſtens in gewiſſem Grade die ſittliche herbeigeführt, es muß ſich ein Mittelpunkt des Lebens gebildet haben, in deſſen Geiſte ſich die ganze Nation ſpiegelt, von dem aus nicht nur die öffentliche Meinung in allen Dingen, ſondern auch der ganze geſellige Brauch vorzugsweiſe beſtimmt wird. Unter dieſem Geſichtspunkt ſpringt in die Augen, daß bei uns die wahre, die unmittelbare dramatiſche Wirkung nur an lokalem oder provinziellem Stoff zu erreichen iſt. Nur an einer abgeſchloſſenen Oertlichkeit, nur in einem eigenthümlichen provinziellen Leben liegt der dramatiſche Urſtoff fertig und greifbar vor; für das geſammte Deutſchland dagegen ſind die Bedingungen einer ſchlagenden dramatiſchen Auffaſſung, und damit auch einer ſolchen Wirkung ſo zweideutig und verklauſulirt, daß ſie ſich vielfach geradezu aufheben. Es iſt nicht abzuſehen, warum nicht eine deutſche Stadtbühne, ob ſie nun poetiſch hoch oder tief ſtände, wenigſtens ſo draſtiſch ſeyn könnte, als die Komödie des kleinen und doch ſo großen Volks von Athen. Man kann ſich ganz wohl ein Provinzialtheater vorſtellen, das den eigenthümlichen Geiſt und die Sitten eines gewiſſen deutſchen Stammes aufs treueſte

abſpiegelte, wo jedes Wort träfe, wo keine Anſpielung und kein Witz zu Boden fiele und die elektriſche Strömung durch die Faktoren des Schauſpiels, durch Dichter, Schauſpieler und Publikum, ſo lebendig wäre und ſo helle Funken ſprühte als in irgend einem engliſchen oder franzöſiſchen Theater. — Eine ähnliche Wirkung für ganz Deutſchland iſt offenbar unmöglich, ſo lange unſere jetzige ſittliche Spaltung beſteht. Aber einer Bühne, die ſich dennoch für eine nationale, gemein deutſche gibt, entzieht ſich damit der Boden, ſie ſchwebt in der Luft, ſie hält ſich nur durch zappelnde Bewegungen, ſie greift, gerade wie der einzelne Dichter und aus demſelben Grund, nach Auskunftsmitteln und Behelfen aller Art, um gewiſſermaßen vorzuſtellen, was ſie nicht wirklich ſeyn kann. Vor allem aber wird der Inſtinkt ſie treiben, daß ſie den feſten Grund und Boden ſucht, den ihr das nationale Leben ſo unvollſtändig bietet, und daß ſie den Fuß darauf ſetzt, wo immer ſie ihn findet. Und ſie hat ihn von Anbeginn da gefunden, wo der Deutſche ohnehin einen ſo großen Theil ſeines geſelligen Brauchs fertig holt, im Ausland. Sie iſt von jeher emſig bemüht geweſen, den dramatiſchen Stoff an ſich zu ziehen, den Italiener, Engländer, Franzoſen für ihr tägliches Geiſtesbedürfniß in leichtem Zeuge ausprägen; in neuerer Zeit aber wendet ſie faſt allein den Franzoſen die Ehre ihrer Kundſchaft zu. Sie gießt dieſe fremden Gebilde entweder geradezu ins Deutſche um, und zwar meiſt plump und unſauber genug, oder ſie benützt ſie als Modelle zu Nachzeichnungen und halb freien Verarbeitungen, die nur zu oft ſtümperhaft ausfallen. Wie geſagt, ſie folgt dabei nur einem Inſtinkt; es treibt ſie, ihren Grundmangel zu ergänzen durch die Fähigkeit anderer Völker, ihr nationales Leben dramatiſch auszumünzen. Und ſo braucht man nicht viel Widerſpruch zu fürchten, wenn man ſagt: das franke und das weinerliche Luſtſpiel der Fremden, vorzugsweiſe der Franzoſen, iſt für unſer Theater das geworden und geblieben, was, wie oben behauptet wurde, der nothwendige Grundſtock, die Wurzel eines nationalen Schauſpiels iſt. Unſere Bühne iſt das Surrogat eines Nationaltheaters, und ſie behilft ſich ganz natürlich mit dem Surrogat eines nationalen Bodens.

Iſt es aber wahr, daß die Gattungen, die, in welchem Style es ſey, das Leben der Gegenwart, den Charakter und die

ſeinen Vorgeſetzten losſagen; denn ſonſt würden Feldherren bei jedem ſchwierigen Unternehmen ſolche Trennungen zu befürchten haben, und große Unternehmungen durch die Zaghaftigkeit oder den Unverſtand Untergeordneter ſcheitern: aber der General, der mit dem Feind um Uebergabe handelt, alſo der That nach in des Feindes Hand iſt, hat nichts mehr über eine freie Truppe zu befehlen, und der Untergeordnete, der ihm, wie in jenem Falle General Wunſch, folgt, iſt nach allen Geſetzen der Vernunft und des Krieges ſträflich.

Das Beiſpiel, welches das Volk, welches den Inſtinkt von allem Großen hatte, und die Welt, wie Napoleon ſagt, nicht ohne Grund eroberte, das römiſche in dem Kriege gegen die Samniter gab, iſt ein merkwürdiger Beleg, daß der Senat keine Feldherren zu ähnlichen Verträgen berechtigt hielt. Er lieferte den Conſul, welcher denſelben mit dem Feinde abgeſchloſſen hatte, dem Feinde aus, aber er erklärte ſich durch keine der Bedingungen gebunden, welche dieſer Feldherr eingegangen war. Der ganze Vertrag wurde gleichſam nur als perſönlich angeſehen.

Es fragt ſich überhaupt, iſt der Oberfeldherr gehalten, einen Vertrag zu achten, den einer jener Unterfeldherren ganz zum Vortheile des Feindes, mit offenbarer Verkennung der Verhältniſſe, abſchließt? — Dieſe Frage dürfte kaum aufzuwerfen ſeyn, ſo leicht ſcheint die Antwort darauf, und dennoch iſt ſie in den letzten Zeiten häufig gemacht und viel darüber geſprochen worden. Man erräth, daß ich des Falles vor Dresden gedenke. Zuerſt kann man ſchon ſagen, was wäre der Vorbehalt der Ratification, wenn dem Oberfeldherrn nicht mehr erlaubt ſeyn ſollte, ſeine Beiſtimmung auch zu verſagen. Die Ratification iſt offenbar die oberſte Controlle über die Zweckmäßigkeit der Maßregel; und dadurch, daß ſie beſteht und jederzeit vorbehalten wird, iſt offenbar die Meinung derjenigen widerlegt, die, auf die unumſchränkte Vollmacht, welche einem Unterfeldherrn gegeben wird, bauend, das Umſtoßen eines ſolchen Vertrages nicht billigen. Dieſe nirgends ausgeſprochene und nur durch Mißbrauch in die Militärſprache eingeſchwärzte und in der Ausführung beinahe immer mißrathende unumſchränkte Vollmacht kann an ſich ſchon keine ſolche ſeyn, ſobald ein Dritter ſich das Recht der Ratification vorbehält. Es kann außerdem keine Vollmacht zu Maßregeln geben, die offenbar dem Zwecke, um deſſen willen man ſich verband, zuwider ſind. Es kann ſo wenig

Sitten der Zeit auffassen, die Grundlage jedes dramatischen Gebäudes und gleichsam das Wasser und Brod des scenischen Geistesgenusses sind, und fragt man nun, wie es sich der Deutsche gefallen lassen könne, vor seinen Brettern dieses erste und einfachste Bedürfniß fast immer an fremdem Stoff, blankem oder deutsch übertünchtem, zu befriedigen, so finden wir, dünkt mich, den Grund leicht in dem Wesen des Menschen überhaupt und in dem des Deutschen insbesondere. Das Leben des Volks, dessen Dramatik wir bei weitem am meisten ausbeuten, der Franzosen, ist freilich vom unsrigen nicht nur im Kern, sondern auch in tausend Aeußerungen wesentlich verschieden. Aber abgesehen von der allgemeinen Aehnlichkeit, die das Element gemeinschaftlicher Kultur mit sich bringt, wird der Contrast durch die Uebereinstimmung in den geselligen Formen zwar keineswegs aufgehoben, aber doch maskirt, um so mehr, als diese Formen und die Vaudevilles uns aus derselben Quelle zukommen, und das Repertoire, von dem es sich hier handelt, sich ja auch meist um sociale Verhältnisse dreht. Auf diese Weise spricht uns, und zwar uns Alle, nur zu vieles in den französischen Stücken ganz vertraut an. Das Entscheidende ist aber der Punkt, daß der Mensch bei diesen niedrigen scenischen Gattungen die lebendigste Auffassung des Wirklichen, schlagende Naturwahrheit nicht nur fordert, sondern auch ein sehr feines Auge, ein sehr empfindliches Geschmacksorgan dafür hat. So drängt sich dem deutschen Zuschauer, dem rohen wie dem gebildeteren, von selbst, ohne alle Reflexion das Gefühl auf, daß diesen Auffassungen des französischen Lebens, selbst den mittelmäßigen, von selbst etwas zukommt, was den ähnlichen deutschen Hervorbringungen in diesem Maße durchaus versagt ist, die Objektivität, und daß damit, die Produkte mögen sonst noch so schwach seyn, der wahre Charakter dieser Schauspielgattung erreicht, das oberste Gesetz derselben erfüllt ist. Bis zu einem gewissen Grade liegt es also im Wesen des menschlichen Geistes selbst, wenn der Deutsche sich am französischen Lustspiel nicht nur ergötzt, sondern auch aufgelegt ist, es dem heimischen vorzuziehen. Aber in dem Maße, in dem sich die Erscheinung geltend macht, wird sie durch den Nationalcharakter bedingt. Nur der Deutsche kann sich so in das Vergnügen an fremden Stoffen und Formen versenken, weil in ihm kein eigensinniges National-

gefühl Einſprache thut und das Ungleichartige abſtößt. Er kann die Abſchattung des franzöſiſchen Lebens rein auf ſich wirken laſſen, weil kein ſcharf umriſſenes Bild deutſchen Volkslebens damit im Widerſpruch ſteht. Er hat ſo wenig von der vorurtheilsvollen nationalen Eigenſucht, die andern Völkern Alles, was mit fremdem Geiſte gefärbt iſt, gleich ſo ungenießbar macht. Der Deutſche iſt daher auch der geborne Kosmopolit, und als ſolcher behält er vor den Brettern, wo ihm deutſch-franzöſiſch oder franzöſiſch-deutſch vorgeſpielt wird, die volle Freiheit des Gemüths, um den fremden Geiſt mit ſeinem eigenen auszugleichen und daraus zu machen, was er kann. — Man kann alſo ſagen: im Theater, das ein Surrogat eines Nationaltheaters vorſtellt und ſich auf eine dramatiſche komiſche Literatur ſtützt, die ein Surrogat nationalen Stoffes iſt, beſitzt das Publikum ein Surrogat des Gefühls, womit vor einer Volksbühne die poetiſche Nachahmung der Wirklichkeit und Gegenwart ergriffen werden ſoll. So beſtünde denn zwiſchen den drei Faktoren des Schauſpiels, dem Dichter oder Schriftſteller, dem Anordner und Schauſpieler, und dem genießenden Volk die präſtabilirte Harmonie, die ſich freilich von ſelbſt verſteht.

Sich in Wort oder Schrift gegen dieſes Verhältniß leidenſchaftlich zu ereifern, iſt die fruchtloſeſte Mühe; zu glauben, daß die deutſche Komödie nur darum nicht gedeihe, *weil* wir die der Franzoſen ausbeuten, iſt die gröbſte Täuſchung. Dem deutſchen Theater aufs Beweglichſte und Eindringlichſte vorſtellen, daß es, um zu ſeyn was es nicht iſt, mit ſeinen Gedanken im Lande bleiben und ſich von heimiſchem Stoffe redlich nähren müſſe, iſt gerade ſoviel als wenn man dem erwachſenen Dieb, der das Diebsorgan auf die Welt gebracht hat, durch Vernunftgründe Achtung vor fremdem Eigenthum predigt. Die gemeinſchaftliche Schwachheit unſerer Theaterſchriftſteller, unſerer Theaterregenten und unſerer Theatergänger iſt ja nur die Folge unſerer ſonſtigen vielfältigen Abhängigkeit von ausländiſchen Einflüſſen, die bei unſerer bisherigen politiſchen und geſelligen Verfaſſung als eine moraliſche Nöthigung erſcheint. Wie viele fremde Elemente hat unſere Kultur aufgenommen, wie viele nimmt ſie noch täglich auf, und zwar gerade auf den Gebieten des Seyns und Denkens, des Lebens und der Sitte, in denen eine Bühne ihrer Natur nach wurzelt! Und ſo konnte neulich ein Franzoſe etwas äußern, was

hier in ſchärferem Ausdruck ſo umſchrieben werden mag: „Ein Volk, das ſeine Manieren und ſeine Kleider, ſeine Höflichkeit und ſeine Grazie bei den Fremden holt, das es ſich vormachen laſſen muß, wie man den Hut ſetzt, die Halsbinde knüpft und Meſſer und Gabel anſtändig hält — wie kommt dieſes Volk dazu, eine nationale Bühne haben zu wollen?“ — Iſt dies etwa nichts als eine franzöſiſche Phraſe? Und wenn die obige Auffaſſung der Sache nicht falſch iſt, was wäre darauf zu antworten? Doch der Franzoſe ſagte auch nur: „wie kommt dieſes Volk dazu, eine nationale Komödie haben zu wollen?“ Er meinte nur ſo viel: ein Volk das in ſeiner Sitte ſo unſelbſtſtändig, ſo abhängig, oft ſo »niais« iſt, wird auch keine ächte, keine eigenthümliche Komödie hervorbringen, ſofern dieſe auf der Sitte ruht. Wenn nun aber das Hinderniß, das bei uns die Auffaſſung des wirklichen Lebens ſo ſehr erſchwert und die Komödie zu radikaler Schwäche verurtheilt, bis zu den höchſten Gattungen hinaufreicht? Daß dem ſo ſey, iſt in der bisherigen Darſtellung vorausgeſetzt und darum mit dem Spruche des Franzoſen das Amendement vorgenommen worden, und dies wäre nun zu rechtfertigen.

Es gibt Schriftſteller, die ſich für Patrioten halten, wenn ſie dem deutſchen Theater ſchön thun, die, wenn man von der offenkundigen Haltloſigkeit deſſelben ſpricht, etwas zu antworten glauben, wenn ſie mit deutſchem Selbſtgefühl auf Leſſing, Goethe, Schiller hinweiſen. Wer ſucht denn aber den Grund jener Haltloſigkeit darin, daß die ſchwerſte der Dichtungsarten dem deutſchen Geiſt überhaupt zu ſchwer ſey? Wer läugnet, daß wir Dramen beſitzen, die zu den edelſten Ausflüſſen nicht nur des deutſchen, ſondern des menſchlichen Geiſtes gehören? Muß es aber nicht ſogleich auffallen, daß viele unſerer bedeutendſten dramatiſchen Dichter zum Theil oder ganz, unwillkürlich oder willkürlich mit der wirklichen Bühne in Widerſpruch gerathen ſind? Wir haben ein ganzes eigenthümliches Repertoire von philoſophiſchen, hiſtoriſchen, phantaſtiſchen, ſatiriſchen Dramen, die eine Welt bedeuten, welche im armſeligen O von Holz nimmermehr Raum findet. Wir haben uns damit zwiſchen Himmel und Erde eine Schaubühne aufgeſchlagen, wo der Deutſche als Reproducent, als Nachdichter, in Einer Perſon Regiſſeur, Schauſpieler und Zuſchauer iſt. Wie, wenn dies das ächte Nationaltheater der Deutſchen

wäre, das einzige, das bis jetzt möglich war? Bildet aber nicht jedenfalls schon das Bestehen dieses sublimen Geistesspiels, dieses Hoftheaters des deutschen Genius zu Wolkenheim ein Präjudiz gegen den realen Schauplatz, wo der Inhalt des Menschenlebens und der Geschichte im Lichte der Poesie gemeinverständlich und gemeinwirksam in lebendiger Handlung gezeigt werden soll? Und nur von diesem Schauplatz ist ja hier die Rede, und zwar jetzt zunächst sofern auf ihm höhere Stoffe als die Sittlichkeit der Gegenwart zur Anschauung gebracht werden.

Warum die Auffassung dieser Sittlichkeit, und damit ein großes Stück der Komödie auf unserer Bühne nur so kümmerlich gedeiht, das haben wir uns bis jetzt begreiflich zu machen gesucht. Desto freier und leichter wird sich wohl die deutsche Poesie, dem Nationalcharakter gemäß, auf dem weiten Gebiet des Gemeinmenschlichen und der Geschichte bewegen, überall, wo sie sich weit genug über den Boden der Wirklichkeit erhebt, auf dem sie sich so sonderbar verlegen und zu so schlimmen Hülfsmitteln getrieben fühlt? Hier sind wir ja in unserem wahren Elemente. Wenn wir einmal die ächte Komödie der Sitten preisgeben müssen, was hindert uns, daß wir wenigstens mit höhern, mit idealen und geschichtlichen Stoffen ein Drama hervorbringen, das nicht in der Luft, sondern auf den Brettern lebensfähig ist? Warum hat es nun aber der deutschen Bühne auch nach dieser höheren Richtung von jeher am organischen Zusammenhalt und am wahren Nerv gefehlt? Warum geht auch auf diesem Gebiete unserem Drama die erste Bedingung allgemeiner und andauernder Wirksamkeit ab, die Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks und der Geberde? Wie kommt es, daß unser Theater durch die Einflüsse großer dramatischer Talente nur auf Augenblicke zu höherer Lebensthätigkeit sich aufraffte, um immer wieder in die Schwäche zurückzusinken, die einmal ihr normaler Zustand zu seyn scheint?

Auf jeder nationalen Bühne stützt sich alle poetische Nachahmung des wirklichen Lebens auf das sittliche Gemeingefühl des Volks; aber alle höhern Gattungen, das phantastische und geschichtliche Drama, werden wesentlich getragen von einer Potenzirung desselben Gefühls, vom Gemeingeist, das heißt, von einer festen und doch lebendigen öffentlichen Meinung in allen

menſchlichen und göttlichen Dingen, und vom Trieb, die Welt, wie der Volksgenius ſie ſich aufbaut, für eine gemeingültige zu nehmen. Eine ſolche Einheit und Selbſtſucht des Begriffs und der Empfindung iſt bei einem Volke die Bedingung ſeiner politiſchen Stärke, ſie iſt aber auch die natürliche und nothwendige Grundlage aller nationalen und dabei *populären* Kunſt. Und ſo erwächst unter der Herrſchaft eines lebendigen Gemeingeiſtes auch das Drama unmittelbar aus einem einſeitigen und eigenſinnigen Nationalgeſchmack. Ein ſolches Volk will in dem, was ihm ſeine Bühne vorführt, ſey es was es wolle, vor Allem *ſeinen* Geiſt, ſein Leben und ſeine Welt wiederfinden. Und dieſem Bedürfniß kommt der Dichter von ſelbſt entgegen. Wie der Dekorationsmaler alle ſeine Linien auf Einen Augenpunkt berechnet, ſo malt jener unwillkürlich das ganze Spiel menſchlicher Leidenſchaften und Geſinnungen ſo, wie es aus dem nationalen Geſichts- oder vielmehr Gefühlspunkte als ein natürliches erſcheint. So kann er den Zuſchauer durch die ganze Geſchichte führen, durch neue und alte, heimiſche und fremde, durch das Reich der Fabel und der freien gaukelnden Phantaſie, ſicher, daß ihm der Genießende überall hin folgt, weil er im Grunde immer zu Hauſe bleibt. Findet er doch an allen Geſtalten das wieder, was ihm am ſtärkſten das Gefühl des Daheimſeyns gibt, die nationale Geberdung der Seele. Der Franzoſe wanderte früher an der Hand ſeines tragiſchen Dichters ſo bequem durch die jammervollen Häuſer des Laius und Atreus, weil ſie miteinander gar nicht aus dem franzöſiſchen Salon hinauskamen, und der Engländer braucht ſich auf Calibans Inſel und an den böhmiſchen Strand gar nicht zu verſetzen, weil er, das heißt der britiſche Geiſt, zum voraus dort iſt. So kommt es, daß in einem Volk mit lebendigem Gemeingeiſt ſich auch der Roheſte vor der Bühne ſelten oder nie unheimlich und fremd fühlt. Liegt auch, was dort vorgeht, nach Stoff und Form noch ſo weit über ſeinem Geſichtskreis, bleibt auch, ſo zu ſagen, der hieratiſche Sinn der Vorgänge ewig ein Räthſel für ihn, ſo lieſt er ſich geläufig einen demotiſchen heraus, der ihn vollkommen befriedigt. Ein andermal bezeichnet man die Art ſeiner Befriedigung richtiger, wenn man ſagt: bei all der Muſik von Phraſen, Farben und Geberden braucht er vom Text kein Wort

zu verſtehen, er hält ſich an die Melodie, deren nationalen Takten er mit Vergnügen folgt. Eine ſolche das Volk durchdringende Dramatik, wie ſie Spanier, Engländer, Franzoſen in ſich hervorbringen konnten, vergleicht ſich der heiligen Malerei des Mittelalters. Bei dieſer lag die Allgemeinheit und Unmittelbarkeit der Wirkung darin, daß der Maler auch bei den erhabenſten und heiligſten, nach Raum und Zeit fernſten Gegenſtänden, ſeine Figuren naiv im Koſtüm ſeiner Zeit, die Umgebungen im Naturſtyl ſeines Landes hielt und ſo die heilige Thatſache dem Gemüth der Andächtigen ganz nahe rückte. Gerade ſo durchdringt die Dramatik eines gemeingeiſtigen Volks alle Schichten deſſelben, weil die Gebilde das geiſtige Koſtüm der Nation tragen und über alle Gründe des ſcenüſchen Gemäldes der Duft und die Farben der heimiſchen Natur verbreitet ſind. Wie auf einem alten Bilde die Juden, die Chriſtum geißeln, zu Bürgern von Gent oder Brügge werden, ſo ſind die Figuren des Plautiniſchen Amphitruo Molièren unter der Hand zu den leibhafteſten Franzoſen geworden; die Hellenen und Römer Shakeſpeares und die Apoſtel und Erzengel eines van Eyck und Memling haben den geiſtigſten Ausdruck und die volksthümlichſte Geſtalt mit einander gemein.

Dieſen Trieb, die volksmäßige innere Welt in allem Bühnenſpiel wieder zu erkennen, und die entſprechende Fähigkeit, das dieſem Trieb gemäß Gebildete zu genießen, haben Lope, Molière und Shakeſpeare bei ihren Völkern nicht gemacht, ſie haben ſie vorgefunden und den Trieb befriedigt und ſich durch die Fähigkeit mächtig gefördert gefühlt. Sie konnten, da die Bedingungen einer nationalen Dramatik vorlagen, ihren Geiſt durch die ganze Nation ergießen und ihre Bühnen auf eine höhere Stufe heben. Und nun das deutſche Volk? Iſt nicht bei ihm dieſer Trieb und dieſe Fähigkeit durch ſeine ganze politiſche und geſellſchaftliche Exiſtenz gebrochen und geſchwächt? Leſſing, Goethe, Schiller konnten nicht machen, was unſer Weſen und unſer Geſchick uns verſagen. Sie konnten literariſch die poetiſche Ehre der Deutſchen retten, aber ihre Bühne mußten ſie weſentlich ſeyn und bleiben laſſen, was ſie ohne jene Bedingungen ſeyn kann.

Niemals konnte ſich bei uns der Mittelpunkt des Lebens bilden, an deſſen Daſeyn bei einem großen Volke die Einheit

der Denkungs- und Empfindungsweiſe hängt, in der bis zu einem gewiſſen Grade der Geiſt der verſchiedenen Provinzen und Stämme aufgeht. Iſt ſo das deutſche Volk in horizontaler, geographiſcher Richtung im Sondergebilde mit eigenem Leben geſchieden, ſo ſcheint ganz genau damit zuſammenzuhängen, daß auch in anderer Richtung, von oben nach unten, in der Schichtung der Stände, der Mittelpunkt und ſomit die Einheit des Seyns und Denkens ſo ſchwach iſt. Nicht nur die verſchiedenen Provinzen, auch die verſchiedenen Bildungsſtufen ſtehen ſich bei uns in ihrer innern Welt weit ſchroffer gegenüber als bei centraliſirten Völkern, weil bei dieſen die politiſche Einheit auch eine moraliſche zur Folge hat, welche die Gegenſätze der provinziellen und der Standesbildung in gewiſſer Beziehung vermittelt. Die Klüfte zwiſchen Provinzen und Ständen beſtehen dort freilich auch, aber ſie ſind überbrückt durch all die Begriffe, Meinungen und Vorurtheile, Launen und Eitelkeiten, welche zuſammen das bilden, was ſie public spirit und esprit public nennen. Ueber dieſe Brücken ſtrömt nicht nur der Wille des Volkes in Einen Punkt zuſammen, durch ſie iſt es auch in umgekehrter, in receptiver Richtung für die Wirkungen ſeiner Redner und Dichter aufgeſchloſſen. Wo aber, wie im deutſchen Leben, dieſe Brücken fehlen oder durch halsbrechende Stege erſetzt ſind, da kann die Maſſe des Volks nicht nur nicht daſſelbe wollen, ſie wird auch bei einer Anregung durch das lebendige Wort ſelten in der Hauptſache daſſelbe empfinden. Dazu kommt, daß ſich unter jenen Verhältniſſen die politiſche und literariſche Sprache weit feſter und gleichförmiger ausprägt und dadurch eine Gemeinwirkſamkeit entwickelt, die bei unſern Verhältniſſen nicht möglich iſt. Nimmt man Alles zuſammen, ſo begreift ſich ſo leicht, warum bei uns die Literatur überhaupt ſich zum eigentlichen Volk ſo ganz anders verhält als bei unſern Nachbarn über dem Rhein und bei unſern Verwandten über dem Kanal, warum ſie ſo ſchwer in die Maſſen dringt, warum ſich in ihr Höhen und Tiefen, Edles und Gemeines ſo ſchroff von einander abſetzen, warum es unſern Schriftſtellern in allen Gattungen ſo gar nicht gelingen will, nach Inhalt und Form wahrhaft populär zu ſchreiben. Zunächſt aber ſpringt es auch von dieſer Seite wieder in die Augen, warum unſere Bühne bisher die Bedingung wahrer Nationalität, das

heißt der Gemeinwirkſamkeit und geiſtigen Einheit, nie erfüllen konnte.

Man kann ſagen, wie es Naturkörper gibt, welche die Elektricität ſchwer durchlaſſen, ſo iſt beim deutſchen Geſellſchaftskörper der geiſtige Aggregationszuſtand ein ſolcher, daß er die dramatiſche Strömung ſchwer und zugleich ungleichförmig leitet, und zwar weil bei ihm den zuſammenſetzenden Elementen, den Genien der verſchiedenen Provinzen, Stände und Kulturſtufen nicht jene gleichförmige und ausgleichende Geſtaltung zukommt, die man eben Gemeingeiſt nennt. Dem deutſchen Dichter ſteht nicht jene Claviatur von allgemeinen Begriffen, Gefühlen und Vorurtheilen, von Launen und Eitelkeiten zu Gebot, wo er nur die Taſten niederzudrücken brauchte, um in allen Gemüthern, ſo zu ſagen, dieſelben Klangfiguren hervorzurufen. Er iſt dadurch von vorne herein in ein ganz anderes Verhältniß zu ſeinem Publikum geſetzt als der Nationaldichter, der auf jenem Inſtrumente ſpielt, und, wie wir oben geſehen, die Hauptſache ſpielend, ja unwillkürlich erreicht. Der deutſche Dramatiker wird faſt bei allen Stoffen, die ſich über das Alltägliche erheben, ſelten oder nie das erreichen, auf das es doch ankommt, allgemeine Wirkung, wenn man anders, wie man doch muß, darunter verſteht, daß der Eindruck bei allen, bei den Rohen wie bei den Gebildeten, nicht ein gleich ſtarker und tiefer und angenehmer, was unmöglich iſt, aber in gewiſſer Beziehung ein gleichartiger ſey. Zu ſolcher Wirkung iſt es nicht genug, daß jeder Zuſchauer das Saitenſpiel gemeinmenſchlicher Gefühle in der Bruſt trage, und daß es, vom Dichter angeſchlagen, überhaupt erklinge; es muß in Allen durch eine Summe gemeinſamer anerzogener Begriffe gleich geſtimmt ſeyn, ſo daß das erregte Gefühl durch das Schema der Vorſtellungen bei Allen ungefähr dieſelbe Geſtalt und dieſelbe Deutung erhält. Fehlt es aber in einem Volke, in einem Publikum an dieſer Richtung und Stempelung der Gefühle durch gemeingültige nationale Begriffe, oder iſt ſie nur ſchwach entwickelt, ſo geht dem roheren Zuſchauer das einzige Mittel ab, um aus einem Drama, das an ſich über ſeinem Bildungskreiſe liegt, auf eigene Hand etwas zu machen, was der Abſicht des Dichters wenigſtens einigermaßen entſpricht. Es fehlt am vermittelnden Element, durch welches die verſchiedenſten Intelligenzen bei

höhern geſchichtlichen und idealen Stoffen ſich anders als blos zufällig in einem gleichartigen Genuſſe begegnen können. Anders als blos zufällig, denn daß einem höhern Drama auch in Deutſchland allgemeine Wirkung zukommen kann, lehrt die Erfahrung. Wer mag aber läugnen, daß zu einer ſolchen die Natur des dramatiſchen Genius und der Genius der Zeit aufs Günſtigſte zuſammenwirken müſſen? Und ſo wird durch dieſe Ausnahmen, durch dieſe augenblicklichen Aeußerungen wahren Bühnenlebens nur die Regel beſtätigt, nach der ſich in unſern Theatern verſchiedene Bildungsſtufen faſt wie verſchiedene Nationen gegenüber ſtehen, denen jeder ihre eigene innere Welt, ihre eigenen geiſtigen Bedürfniſſe und Anſprüche zukommen.

Die natürliche Folge hievon in Beziehung auf Wirkung offenbart ſich Tag für Tag in zwanzig deutſchen Hof- und Nationaltheatern. Nothwendig erſterben die poetiſchen Schwingungen bald in dieſer, bald in jener Region der nach abgeſchloſſenen Ideenkreiſen gegliederten Maſſe, und der Effekt im Ganzen iſt meiſt ſo unerheblich, weil er ſich nur in einem Theile anhäuft und die andern nur ſchwach berührt, wenn er ſie nicht entweder gar widrig afficirt oder verwirrt. Das eine Stück bleibt mit ſeiner Wirkung ganz in den obern Schichten ſtecken und die untern müſſen ſich mit der gutmüthigen Vorausſetzung begnügen, daß ſie etwas Herrliches genöſſen, wenn ſie nur wüßten, was ſie daraus machen ſollten. Ein anderes dringt allerdings zu den tiefſten Schichten, aber nur gar zu oft unter der Bedingung, daß es die obern abſtößt, daß es ihren Geſchmack, wenn nicht gar ihre Vernunft beleidigt. Den Einen iſt des Witzes und der Tiefe gleich zu viel, den Andern zu wenig. Was hoch gehalten iſt, das bleibt auch oben im Publikum, und was ſich herablaſſen möchte, das ſinkt ganz zu Boden und bleibt dort liegen. Und dies Alles kann ja nicht anders ſeyn, wo die natürliche und die gemachte Ungleichheit unter den Menſchen, wo die Kulturſtufen nicht in einem gewiſſen Maße durch das Etwas ausgeglichen ſind, das nur dann, dann aber ganz natürlich den Schauſpielſaal durchdringt, wenn alle Dramatik von ſelbſt, unwillkürlich der Ausdruck iſt einer einſeitigen nationalen Anſchauung des Lebens, einer eigenliebigen Sittlichkeit, eines eigenſinnigen Geſchmacks. Wie ſoll aber die deutſche Poeſie

etwas ausdrücken, was die Nation, als ein Ganzes gefaßt, nicht hat?

Aus dieser Grundwurzel scheint mir Alles zu erwachsen, was das deutsche Theaterwesen in seiner ganzen Haltung und Oekonomie, in der Zusammensetzung und Erweiterung des Repertoires u. s. w. von den Bühnen gemeingeistiger Völker so auffallend unterscheidet. Wir haben, dem Gange dieser Betrachtungen gemäß, den Punkt vorweg genommen, warum sich die deutsche Dramatik in der Auffassung und Nachahmung des wirklichen Lebens, also in der Grundlage, so stark und leidenschaftlich auf das stützt, was sie Andern abborgt und absieht. Aehnliches ist nun aber auch in den höhern Gattungen der Fall. Die deutsche Tragödie hat sich früher an der französischen, später an der englischen, eine Weile gar an der spanischen gebildet, und von jeher war unsere Bühne ein Gewächshaus, wo die Dramen aller Völkerklimate in Töpfen gezogen wurden, zum Genuß des universellen, die ganze Welt umfassenden und begreifenden deutschen Geistes. Diese unsere Universalität ist nun eben die Folge oder vielmehr die Zwillingseigenschaft unseres Mangels an Gemeingeist und damit an eigensinnigem Nationalgefühl und Nationalgeschmack. Dieser Mangel befreit unsern Geist den fremden poetischen Bildungen gegenüber; wir können sie unbefangen studiren, wägen und genießen, wir können sie getreu übersetzen und nach ihrem ganzen Kostüm nachbilden, weil in uns nicht die ästhetische Eigensucht lebt, die sich nur an national Gebildetem befriedigt, und die dem Engländer und dem Franzosen Alles, was mit fremdem Geist auch nur gefärbt ist, schnell entleidet und zuwider macht. Dieses negative Verhältniß erzeugt nun aber natürlich ein entsprechendes Positives: die Fähigkeit wird zum Trieb; was wir thun *können*, das thun wir wirklich, wir ergänzen unser geistiges Leben durch fremde dramatische Stoffe aller Art, *weil* es uns versagt ist, uns auf die einfachste und natürlichste Befriedigung am volksthümlich Gebildeten zu beschränken. Auf diese Weise ist das deutsche Theater freilich an sich ein weit geistigerer, umfassenderer Schauplatz als jedes andere, ein Schauplatz, wo wie in einer laterna magica Alles vorübergeführt wird, was zwischen die kleine Mißgeburt der Pariser Boulevards und die höchsten Schöpfungen des großen britischen

eine Vollmacht zu einer ganz den Verhältniſſen entgegengeſetzten Handlung im Kriege geben, als es deren eine zum Verrath und zur Feigheit gibt. Als Napoleon im November 1813 über den Rhein ging, ſah er zu ſpät ein, daß er von den Gedanken abgeben müſſe, Deutſchland im nächſten Feldzuge wieder zu erobern; er ließ daher an alle Beſatzungen der Feſtungen in dieſem Lande den Befehl ergehen, auf die Bedingung freien Rückzuges nach Frankreich mit dem Feinde zu vertragen. Der verbündete Oberfeldherr Fürſt Schwarzenberg errieth dieſe Maßregel, da er des Gegners Armuth an Truppen kannte, und wohl wußte, was ihm in der dermaligen Lage 30,000 alte Soldaten waren. Er theilte den Befehlshabern der verſchiedenen Einſchließungstruppen dieſe ſeine Vorausſetzung mit. — St. Cyr, in Dresden mit jener Zahl Truppen eingeſchloſſen, beeilt ſich, unter der Bedingung des freien Rückmarſches nach Frankreich, die Uebergabe dieſer Hauptſtadt anzutragen; — der General, der ihn darin umfangen hält, ein Mann von geprüfter Kriegserfahrung, die geringe Zahl ſeiner Truppen, ihre verſchiedenartige Zuſammenſetzung und Neuheit, die Lage des Platzes ꝛc. bedenkend, beſorgt, durch eine verneinende Antwort den Gegner zu vermögen aus Dresden auszubrechen und ſich dann über Magdeburg den Weg nach Frankreich zu bahnen; — er ſieht ein, daß es ihm unmöglich wäre, dies zu hindern, da die Elbe des Feindes Verbündete iſt. Er geht daher den Vertrag ein; — die Franzoſen ziehen aus und ſind auf dem Marſch nach dem Rhein — da langt von Frankfurt die Verweigerung des Fürſten Schwarzenberg an — und der Befehl, den Marſchall St. Cyr und ſeine Truppen in den Beſitz von Dresden ganz ſo einzuſetzen, wie er es übergeben. Da die Verbündeten jetzt jedoch ganz in Kenntniß von den Eigenheiten und Vertheidigungsmitteln dieſes Platzes, glaubt der Marſchall für ihn unmöglich, ſich darin zu halten, und ergibt ſich ſammt ſeinen Truppen zu Gefangenen.

Dieſe Verweigerung wurde nun vom Feinde als eine Verletzung aller Völkerrechte ausgeſchrien, und von denen dadurch beleidigten Verbündeten für nicht minder erklärt. Beides iſt begreiflich, und ſo ſehr durch die menſchliche Eitelkeit allein ſchon erklärt, daß es nach Berufung auf das früher G.ſagte keiner weitern Erklärung bedarf. — Es gibt keine unumſchränkte Vollmacht

Dichters hineinfällt. Sofern nun der Trieb, sich mit dem Geist aller Völker zu laden, ein gemeindeutscher ist, könnte einer behaupten, jene Zauberlaterne sey eben das ächte Nationaltheater der Deutschen. Und dies möchte seyn, käme nur nicht dabei, wie so oft in unserem Wesen, gleich ein Widerspruch zu Tage, wenn man anders, wie man doch muß, unter einem nationalen Theater ein volksthümliches, gemeinwirksames versteht. Ja, wenn auch nur im größten Theil der Masse der Unfähigkeit, von der Bühne ein Bestimmtes, d. h. ein Nationales zu verlangen, in gleichem Grade die Fähigkeit entspräche, das gebotene Mannigfaltige, von fremdem Geist Bestimmte zu begreifen, es innerlich zu beleben und mitzuleben. Aber die positive Seite dieser Zwillingseigenschaft, wie wir sie genannt, ist nothwendig leer und unlebendig, wenn sie nicht durch eine Geistesbildung, die sich bei ganzen Klassen von selbst verbietet, Inhalt und Leben bekommt. Und so wird unsere bunte, reiche Bühne hundertmal im Jahr zu einem Schauspiel, wo, wer nichts bezahlt, nichts sieht, das heißt, wo die Vielen, die neben der baaren Münze nicht ein gewisses geistiges Eintrittsgeld erlegen können, nicht sehen, was sie eigentlich sehen sollten, oder gar nicht wissen, was sie sehen.

Am kürzesten definirte sich vielleicht die deutsche Nation als eine solche, welche die Größe, die sie ihrer Universalität verdankt, mit einer Menge von Verlegenheiten und Schwächen groß und klein theuer bezahlt. Zu diesen gehört es nun eben, daß sich unser Volkskörper, der Kunstpoesie gegenüber, als eine so spröde Masse verhält. Da, wie gesagt, der Trieb und die Fähigkeit, mit Gedanken und Gefühl vom heimischen Boden wegzufliehen, und die Schwäche des nationalen Gemeingeistes einander bedingen, so ist sehr natürlich, daß die Literatur, welche durch ein solches Wechselverhältniß erzeugt wird, im Volke nur schwer und trümmerhaft nach unten dringt, daß die Literatur der universellsten Nation die am wenigsten populäre, volksthümliche ist. Dies kommt nun bei der Dramatik, das heißt bei der praktischen Dramatik, augenfälliger, weil unmittelbarer zu Tag, als bei allen andern Formen der Poesie. Bei alle[illegible]r Literatur, welche nur durch die Presse sich verbreitet, kann man sich über dieses Verhältniß täuschen oder davon absehen; der Lyriker, der Epiker, der Kritiker kann bei

seinem Produkt so viel Wirksamkeit voraussetzen oder sich einbilden als er mag. Wie es aber die Aufgabe des Dramas ist, den Inhalt des menschlichen Gemüths und der Geschichte nicht zu beschreiben und zu malen, sondern zu zeigen, so muß es auch im Schauspielhause sich zeigen, welcher Art die Wirkung des Dramas ist. Und so zeigt sich denn in unsern Theatern, daß unter allen poetischen Formen die dramatische ihrer Natur nach allerdings die wirksamste ist; es zeigt sich aber auch, wie viel dazu fehlt, daß die Wirkung unserer Dramatik eine im wahren Sinne populäre, eine nationale sey.

Daß dem so sey, das wurde auch von jeher von allen schwer empfunden, die am sonderbaren Bau der deutschen Bühne, sey es als Dichter oder Kritiker, ernstlich Hand angelegt. Was ist nicht Alles dagegen vorgeschlagen und versucht worden! Aber die angepriesenen Heilmittel zeigen nur zu oft, daß man sich über die nächste Ursache des Uebels täuschte, oder daß man sie sich und Andern verbarg. Viele, welche in diesem hundertjährigen concilium medicum das Wort genommen, zweifelten nun aber gar nicht daran, daß sie die Sache am rechten Ende anfaßten, wenn sie gegen die leidige Ausländerei eiferten, wenn sie darauf drangen, daß vorzugsweise nur Stoffe aus unserem eigenen Leben und unserer eigenen Geschichte zur Anschauung gebracht werden sollten. Sie versprachen sich davon einen Einfluß auf die Bildung des Volks, der durch Kräftigung des Gefühls der Volkseinheit unsere Bühne wirklich zu einer Volksbühne erheben könnte. So kann aber nur schließen, wer nationalen Stoff und nationale Wirkung verwechselt, oder meint, diese sey mit jener gegeben oder werde sich doch damit von selbst einfinden, was, wenn unserer bisherigen Ausführung einige Wahrheit zukommt, ein großer Irrthum ist. Sonderbar, daß man bei uns in der Theorie, um das Theater national zu machen, so sehr auf etwas dringt, auf was man dort, wo es längst national ist, in der Praxis immer so wenig Gewicht gelegt hat: auf die Volksthümlichkeit der Stoffe. Die frühern Franzosen schlossen die eigene Geschichte von ihrem höhern Drama geradezu aus; die Engländer gingen dieser Geschichte nicht aus dem Weg, aber zu keiner Zeit haben sie dieselbe vorzugsweise ins Spiel gezogen. Ja, man kann bei französischen, englischen, spanischen

Dichtern häufig bemerken, daß ſie den Schauplatz abſichtlich in die Ferne verlegen, während ſie nach der Natur der Fabel ganz wohl hätten im Lande bleiben können. In wie fern ſie bei einem ſolchen Verfahren ihren von dem des Zuſchauers untrennbaren Vortheil finden, dies braucht hier nicht erörtert zu werden. Genug, bei der Wahl ihrer Stoffe nehmen ſie wenig oder keine Rückſicht darauf, ob ſie dem geſchichtlichen Leben ihres Volkes angehören. Scheint ihnen dies auch nicht dem Zweck des höhern Dramas geradewegs zuwider, ſo brauchen ſie ſich doch an das Nationale in dieſem Sinne gar nicht zu hängen; ſind ja doch in ihnen und im Volk die Mittel, wodurch jeder Stoff von ſelbſt national ausfällt, da er nach dem Bilde des Volksgeiſtes geſchaffen, mit dem Gemeingefühl des Volks beſeelt und damit im weiteſten Kreiſe unmittelbar verſtändlich und wirkſam wird. Der Zuſchauer wird auf dieſe Weiſe, wie oben bemerkt, mit Leichtigkeit überall hin verſetzt, weil er immer in der innern Welt bleibt, die er mit allen Volksgenoſſen gemein hat. Was iſt „nationale Wirkung" anders als dies? Wer unſere Bühne zu einer nationalen machen will, muß nothwendig dieſe Wirkung möglich zu machen wiſſen. Und dieſe gemeinſame innere Welt, dieſer Gemeingeiſt ſoll bei uns vor den Brettern dadurch erzeugt werden, daß ſich das höhere Drama in den Kreis einer Geſchichte einſchließt, welche in jedem Zuge der Ausdruck davon iſt, daß es dem deutſchen Volke in der Beziehung, auf die es hier ankommt, von jeher an einer gemeinſamen innern Welt, am Gemeingeiſt gefehlt hat?

Reinigung der menſchlichen Leidenſchaften durch Furcht und Mitleid iſt nach Ariſtoteles die Abſicht der Tragödie. Sollten etwa dadurch, daß man die deutſche Geſchichte mit Fleiß und Eifer in Scene ſetzt, unſere Nationalleidenſchaften gereinigt werden? Auf jedem Stück, das der Dichter von dieſer Geſchichte abreißt, klaffen die Wunden, die noch heute fortbluten; wo er hineingreift, bringt er die Schlacken des Brandes herauf, den unſere politiſche, ſittliche und religiöſe Zwietracht forterhält. Grund genug für den Deutſchen zum Mitleid mit ſeinem Volk, zur Furcht für ſich ſelbſt, ſofern er ſich in ſeinem Volke fühlt. Sollten aber dadurch die Nationalleidenſchaften der Deutſchen gereinigt und nicht vielmehr gereizt werden, ſo müßte ſich das

deutſche Publikum dem nationalen Jammer gegenüber in derſelben Verfaſſung befinden, in der ſich das Individuum dem gemeinmenſchlichen Irrſal gegenüber befindet; das heißt wir Alle oder doch die große Mehrzahl müßten, was die Hauptanliegen der Nation betrifft, wie mit Einer Seele empfinden, wir müßten in Beziehung auf die Begriffe und Gefühle, welche nationalgeſchichtliche Menſchen und Dinge wecken, ein Geſammtindividuum bilden. Wäre dies aber der Fall, ſo hätten wir mit einem andern Inhalt unſerer Geſchichte von ſelbſt eine Bühne, der wir nicht zuzumuthen brauchten, was ſie unmöglich leiſten kann.

Der nationale Dichter *kann* ſein Volk in den Spiegel ſeiner eigenen Geſchichte blicken laſſen, und er wird es unwillkürlich thun, wenn ihn die Forderungen der Zeit dazu treiben. Er kann auf dieſe Weiſe ſein Volk begeiſtern, ſeinem Stolze ſchmeicheln, er kann es durch die Folgen ſeiner eigenen Verirrungen zu warnen, das Gefühl des Zuſammenhalts zu kräftigen ſuchen. Aber dieſes Gefühl der Einheit und die Einheit des Willens ſind die Vorausſetzungen einer ſolchen Wirkung der ächten Poeſie, die nach Ariſtoteles wahrer iſt als die Geſchichte ſelbſt. Wäre es nicht die ächte, ſo würden Volk und Bühne beim Patriotismus des Dichters gleich wenig gewinnen. Daß nun aber jene Vorausſetzungen, jenes Gefühl und jener Wille, wo ſie in einem Volke fehlen, durch Dramatiſirung der Geſchichte mit Abſicht, planmäßig ſollen hervorgebracht werden können, das widerſpricht den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes und der ganzen Erfahrung.

Eine Bühne hat nie und nirgends ein Volk gebildet, ſie war immer das Produkt ſeiner Bildung; ſie war nie die Erzieherin deſſelben, immer nur die geiſtreiche Geſellſchafterin. Ihre wahre geſunde Blüthe iſt der politiſchen und moraliſchen Entwickelung nie vorausgeeilt, ſondern nachgerückt. Oft hat ſie ſich auch geraume Zeit auf anſehnlicher Höhe gehalten, wenn das Volk, aus deſſen Kultur ſie geboren war, längſt wieder dem Verfall entgegenging; aber nie hat ſie, ihrer Natur nach, dieſen Verfall aufzuhalten, viel weniger einen geſchichtlichen Aufſchwung zu bewirken vermocht.

Das bisher Vorgebrachte ließe ſich nun am beſten dadurch erhärten, daß man ſich in die Chronik irgend einer unſerer Bühnen vertiefte, daß man namentlich das ſogenannte Repertoire

kritisch betrachtete. Ein solches Unternehmen würde aber hier zu weit führen. Ich greife nur Einen Hauptpunkt heraus, an den sich Manches von selbst anschließen wird. — Wie kommt es, daß die absolute Größe unserer bedeutendsten Dramatiker und die Bedeutung ihrer Werke für die Bühnenpraxis einander so wenig entsprechen?

Es ist schon mehrmals angedeutet worden, daß die Masse unseres Volks fast zu der ganzen schönen Literatur im Grunde dieselbe Stellung einnimmt, wie zur praktischen Dramatik; nur daß das schiefe unklare Verhältniß zwischen beiden, der Mangel an Gemeinfaßlichkeit, die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer wahrhaft populären Wirkung der Poesie nirgends so klar zu Tage kommt als im Schauspielhause. Unser Wesen bringt es nun einmal mit sich, daß bei uns die Gattungen der Poesie, welche mit dem äußern Leben und der Geschichte verwachsen sind, nicht Ausdruck eines Gemeingeistes seyn können. Ein solcher Geist ist aber, wie schon oft bemerkt, nicht nur einseitig, er ist auch eigensüchtig und eigenliebig. Und dies wird bei den Völkern, die ihn besitzen, zur Quelle jener blinden Liebe, ja jenes Fanatismus für diejenigen ihrer Dichter und Schriftsteller, vor allen ihrer Dramatiker, in deren Schöpfungen sie ihr geistiges Fleisch und Blut am ächtesten wiedererkennen. Da wird schon die Frage, ob einem solchen Mann auf fremdem Volks- und Sprachgebiet ein Ebenbürtiger zur Seite stehe, zur Lästerung. Wo ist der Komiker, der an Molière, wo ist der Tragiker, der an Shakespeare reicht? Dieses Gefühl ist aber ausdauernd und dankbar, und es versagt sich selbst den Geistern zweiten Ranges nicht, wenn sie es einmal verstanden, auf den Brettern, welche die innere Welt der Nation bedeuten, ihr aus der Seele zu sprechen. Dieses Gefühl erhält die Dichter Jahrhunderte lang lebendig; ihre Werke sind und bleiben die Juwelen der Bühne, die sich mit ihrem alten Schnitt unter allen Wechseln des Geschmacks von selbst in die modische Fassung des Tagesrepertoire fügen; und der Anflug des Altväterischen, der auf diesen Nationalheiligthümern liegt, gibt ihnen, statt sie fremdartig zu machen, nur noch höhern Werth in der stolzen Schätzung. Eine herrliche Empfindung! wie viel entbehren wir, indem die Natur sie uns nur in so beschränktem Maße gönnt! Unsere schöne Literatur, wie ist sie

ſo jung! wie kurz und wie unrein ihr Stammbaum! Leider müſſen wir froh ſeyn, daß ſich die deutſchen poetiſchen Zeitgenoſſen Shakeſpeares und Molières auf der Bühne unmöglich gemacht haben; aber auch ſeit hundert Jahren lebt man im deutſchen Vardenhayn gar zu ſchnell. Auf keinem deutſchen Theater wird ein deutſches Stück gegeben, das über Leſſing hinaufreichte, faſt alle unſere Theaterdichter, deren Werke jetzt fünfzig, ja erſt vierzig Jahre zählen, ſind nicht nur vom Theater verſchwunden, ſie ſind überhaupt für den Horizont des allergrößten Theils der Nation völlig untergegangen; und unter den wenigen Ueberlebenden ſind nur zu viele, denen nicht der eigene Werth, ſondern nur die Armſeligkeit unſerer Bühne das Leben friſtet. Aber Leſſing, Goethe, Schiller? Haben wir wirklich ein Recht, uns auf das Leben zu berufen, das wir dieſen großen Männern gönnen?

Es iſt ſehr bezeichnend, ja es iſt ſchlagend, daß jene leidenſchaftliche, parteiiſche Liebe für das auf heimiſchem Boden erwachſene poetiſch Schöne bei uns in voller Stärke und in einer gewiſſen Allgemeinheit nur in Beziehung auf den Lyriker möglich ſcheint, auf den Dichter, der in der Seelenrichtung ſich bewegt, in der wir alle verwachſen ſind, in der Welt, die eine gemeindeutſche iſt. Aber dem Epiker, dem Dramatiker gegenüber kommen gleich alle die Widerſprüche zu Tag, welche uns in der obern, wachen Region des Geiſtes ſo vielfach auseinanderhalten. Hier iſt die Begeiſterung und die Anhänglichkeit niemals eine allgemeine, ungetheilte, unbedingte. Der Eindruck, den der deutſche dramatiſche Dichter, der große wie der kleine, der todte wie der lebende, auf ſeine Landsleute macht, iſt nie ein auch nur einigermaßen gleichförmiger, er iſt da und dort nicht nur dem Grade, ſondern der Art nach verſchieden. Der Dichter zieht nur die Geiſter an, die ihm homogen ſind, die andern ſtößt er ab, oder nöthigt ſie höchſtens zu kühler Anerkennung. Goethe und Schiller in der Grundverſchiedenheit ihres Weſens ſind die wahren Symbole unſeres äſthetiſchen Zwieſpalts, der mit unſerem politiſchen, ſittlichen und religiöſen Hand in Hand geht, und der alte hitzige Streit, welcher der beiden großen Männer der größte ſey, iſt nur der klarſte Ausdruck eines Verhältniſſes, das durch unſere ganze Literatur hindurchgeht und das Forum der deutſchen Kritik von jeher zu einem polniſchen Reichstag gemacht hat. Jene Frage

bleibt deßhalb ewig unentschieden, weil jeder Einzelne von uns, wenn er beide Dichter miteinander noch so hoch stellt, doch immer nur den einen wirklich lieben kann. Wer sich auf der Bühne von Goethe angezogen und hingerissen fühlt, dem kann ebendaselbst in der Schillerschen Atmosphäre unmöglich ganz behaglich seyn. Wer Nerven dazu hat, daß er von Schillers Hand poetisch somnambül wird, auf den wirkt Goethes Berührung wie ein erkältender, erweckender Gegenstrich. Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener mögen sich auch streiten über die Vorzüge zweier einheimischer Dichter und Zeitgenossen; aber dort verhält sich die Nation zu ihren großen Männern wie eine Mutter, die mit sich nicht einig wird, welches ihrer Lieblingskinder ihr das theuerste ist. Dort läßt das Naturgefühl die Kritik nie zur Lieblosigkeit, zur Abschätzung werden. Was sprechen und hören aber wir alle Augenblicke? — „Goethe hatte nie ein Herz für sein Volk; er war immer nur der pfiffige Belauscher des Zeitgeistes, der vornehme, eigensüchtige Spekulant auf vornehmen Effekt; und die verletzte Empfindung des Volks rächt sich dadurch, daß es ihm auf der Bühne alle lebendige Theilnahme weigert und den überfeinen Genuß den Ueberfeinerten überläßt." — „Bei Schiller überbrüllt sich entweder der Löwe der Leidenschaft, oder sein Drama ist eine Art Hofpoesie des Begriffs, ein wunderlicher Pendant zu der klassischen Tragödie der Franzosen; und sieht man seiner Bühnenpopularität auf den Grund, so zeigt sich, daß sich die Masse von dem am meisten angezogen fühlt, was die große Schwäche seiner Dramatik ist, vom herrschenden lyrischen Element." — Wenigstens das letzte dieser Urtheile ist sicher nicht ungegründet. Unsern volksthümlichsten Dramatiker zieht es vom eigentlichen Boden der Gattung weg dahin, wo Sinn und Gemüth des Volks ihm begegnen. Sein großer Einfluß auf unser Volk beweist besser als alles Andere, in welcher Richtung unsere moralische und poetische Einheit liegt.

Was nun aber so an den Dichtern geschieht, die vorzüglich die poetische Ehre der Deutschen gerettet, das wiederholt sich an Allen, welche auf dem fatalen Boden des deutschen Theaters ihr Glück versucht haben oder eben versuchen. Jedes Bühnenstück, alt oder neu, vornehm oder gering, ist immer den Einen wenig oder gar nichts, aus denselben Gründen, aus denen es den Andern viel oder zum

wenigsten etwas ist. Man sieht, der deutschen Nation ist es versagt, als solche Lieblinge zu haben, vor deren Gestalten, wenn sie auf den Brettern erscheinen, alles andere Einheimische, geschweige denn das Fremde, in Schatten träte. Unsere dramatischen Heroen sind keine Nationalgötter, an die Jeder glaubt, wie er auch sonst organisirt seyn mag, und von denen es sich von selbst versteht, daß sie, wie in den Herzen, so auf der Schaubühne feste Altäre haben, auf denen das Feuer nie erlischt. Ein solcher Kultus ist nur da möglich, wo die Widersprüche der provinziellen Charaktere, wo die Abstufungen in der Bildung und endlich die Grundverschiedenheiten der individuellen Anlage und Anschauung durch eine Masse gemeinsamer praktischer Begriffe und Empfindungen in gewissem Grade ausgeglichen sind. Ein solches Theaterpublikum stellt einen Haufen großer Kinder vor, welche der wahre Nationaldichter alle mit einander lachen oder weinen macht, und bei Keinem oder doch bei den Wenigsten die etwaigen Einreden des Verstandes oder der Vernunft zur Sprache kommen läßt. Solche Kindlichkeit kommt uns zu auf dem Gebiete der Lyrik, sie fehlt uns auf dem der Dramatik, und so wird in unsern Schauspielhäusern immer und bei Allem, selbst das Höchste keineswegs ausgenommen, neben der regen Theilnahme und Begeisterung der Einen auch die Skepsis, die Kritik, der Mißmuth, jedenfalls die Besinnung der Andern entbunden. Kurz, die geistigen Strömungen zwischen Dichter, Schauspieler und Publikum kreuzen und stören sich, statt in einer Richtung frei zu circuliren. So kann der eben besprochene schlagende und hinreißende Effekt der dramatischen Kunst höchstens in Ausnahmsfällen zu Stande kommen, und so ist die Durchschnittstemperatur der Theilnahme in unsern Schauspielhäusern in der Regel eine so geringe.

Zunächst aber begreift sich, warum selbst unsere bedeutendsten vaterländischen Dichter zwar den Titel als Zierden und Stützen der deutschen Bühne führen, aber keineswegs das wirkliche Amt bekleiden. Oder wäre dies etwa Verläumdung? Lessings, Goethe's, Schillers Werke, könnte einer sagen, sind doch schon zwischen fünfzig und achtzig Jahre alt und haben sich überall auf dem Repertoire erhalten; beweist unser Volk damit nicht hinlänglich seine ungetheilte Liebe und Dankbarkeit für seine klassischen Dichter? — Wohl, sie haben schon so lange ausgedauert,

aber wie? Ist das Verhältniß der Bühne zu ihnen wirklich ein herzliches, warmes? Oder ist es etwa nicht wahr, daß man an so vielen Orten ihre Werke vielmehr aus Etikette, aus frostigem Respekt vor der höhern Poesie, als aus freiem Drang der Liebe mitunter auf die Bretter bringt, welche gar nichts bedeuten, weil ihr bunter Kram gar zu viel bedeuten will und muß? Warum wollen wir uns selbst täuschen? Die Dramen jener deutschen Dichter und der zunächst an sie reichenden sind dem Bühnenregenten nicht mehr und nicht weniger als eine der vielerlei Sorten von Material, die er auf dem Lager halten muß, um jeder der vielerlei Sorten seines Publikums etwas bringen zu können. Er flicht eine klassische Rose in seinen bunten Strauß, weil sie von den Gänseblumen der Madame Birch-Pfeifer so angenehm absticht, und er greift heute nach Schiller, um diejenigen zu entschädigen, welche sich vor acht Tagen Goethe gefallen lassen mußten. Was kann aber der Theaterregent dafür, daß er so zu Werke geht? Ist nicht der Geist und die Stimmung des Volks die gesetzgebende, das Theaterregiment nur die vollziehende Gewalt, unter allen Umständen, selbst bei uns, wo dieser Minister der Nation so oft in der sonderbaren Maske eines adeligen Hoftheaterintendanten steckt? Freilich, was wären uns nicht unsere großen Dichter, wenn es auf die Phrasen gewisser Literarhistoriker und Theaterrecensenten ankäme! In der Wirklichkeit — wer mag dies läugnen? — sind sie die keineswegs immer glücklichen Rivalen nicht nur Shakespeares, nicht nur unserer eigenen abgeschmackten Schicksalstragiker, nicht nur der Oper und des Ballets, sondern des nächsten besten Franzosen, von dessen Fähigkeit, sein ganzes Volk zu ergreifen, unser Kosmopolitismus aus zweiter Hand profitirt. Wir sind auf den Ruhm unserer Dichter gar nicht eifersüchtig, es kostet uns gar wenig, sie an fremde Größen zu halten und zu finden, daß sie den Kürzern ziehen. Stellt sie aber auch hier ein Kritiker, dort ein Patriot noch so hoch, was macht dies aus, wenn sie in der Praxis der Bühne Loose sind, die im dicken Sack unseres Repertoires mit den Machwerken aller Völker und Zeitalter beisammenliegen und von der rüttelnden Hand eines Direktors gezogen werden, dem es gar nicht zu verübeln ist, wenn er sie nicht immer gerne herauskommen sieht.

Unſerer Unfähigkeit, das Nationale zur Grundlage der Bühne zu machen, das heißt etwas Beſtimmtes von ihr zu verlangen und das dieſem Widerſprechende abzulehnen, ſteht unſere Fähigkeit zur Seite, uns mit der Empfindung am Fremden zu betheiligen, faſt jede Form, in der ſich der Geiſt irgend eines Volkes ausſpricht, als ein Menſchliches auf uns wirken zu laſſen. Beides zuſammen hat nun das deutſche Repertoire zum wunderlichſten, bunteſten und widerſpruchsvollſten Ding gemacht, das aber überall dieſelbe Phyſiognomie zeigt, ob man nun das ganze verfloſſene Jahrhundert oder das Theaterjahr eines einzelnen Nationalbildungsinſtituts ins Auge faßt. Es iſt immer ſo reich und doch ſo arm, ſo anſpruchsvoll und wieder ſo genügſam, es prahlt mit dem Höchſten, aber ſeine Exiſtenz hängt am Armſeligſten. Da es einen nationalen Kern nicht haben kann, ſo hat es gar keinen. Es fehlt der Faden, auf dem ſich im Fortgang einer Nationalliteratur die tragiſchen und komiſchen Perlen, groß und klein, koſtbar und gering, von ſelbſt aufreihen, und wo die zufälligen Werke des Genies am dramatiſchen Roſenkranz die Paternoſter ſind, größer und bedeutſamer als das kleine Gerölle, aber dennoch gleichartig damit. Bei uns liegt Alles loſe auf einem Haufen, Edles und Gemeines, Aechtes und Falſches, Einheimiſches und Fremdes, Nachgebildetes und Nachgemachtes, und vor Allem Geſtohlenes, das die Mühe des Stehlens nicht lohnte. Da die Verfaſſung und Stimmung des deutſchen Volks der dramatiſchen Kunſt gegenüber von jeher dieſelbe war, ſo iſt ſich natürlich auch das Repertoire im Ganzen immer gleich geblieben, wenn man auf den Geiſt der Zuſammenſetzung ſieht. Andererſeits iſt aber dieſes ſelbe Repertoire das veränderlichſte in der Welt, wenn man das zuſammenſetzende Material betrachtet. Auf dem deutſchen Theater nützt ſich Alles ſchneller ab, als auf irgend einem, und oft gerade das Deutſche am ſchnellſten; wir ſind, in ſcheinbarem Widerſpruch mit unſerem ſonſtigen Charakter, in Beziehung auf ſceniſchen Genuß die wankelmüthigſten und neuerungsſüchtigſten der Menſchen. Dies erklärt ſich aus allen bisher beſprochenen Momenten und aus dem Weſen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt zu leicht, als daß es weiter erörtert zu werden brauchte. Dafür ſoll noch auf ein paar andere Punkte aufmerkſam gemacht werden.

für einen Untergeordneten, weil sich in keinem Falle in der Kriegsmaschine ein Glied ganz außer Verbindung mit dem allgemeinen Leiter setzen darf; — es gibt keine Vollmacht zu offenbaren und vermeidlichen Nachtheilen; — der Fürst Schwarzenberg würde seine Stellung entwürdigt, seine Pflicht verrathen und das Wesen des Krieges mißverstanden haben, wenn er, um schwacher Schonung Einzelner willen, diesem Vertrage von Dresden sein Ja beigesetzt hätte.

7.

Ob Strenge oder Milde in Bezug des inneren Dienstes vortheilhafter?

Wo es sich darum handelt, gewisse Leistungen, die in Zeit und Kraft auf das Genaueste bemeßbar seyn müssen, durch Menschen zu erzielen, wo außerdem diese Leistung nur durch Wagnisse und Opfer unersetzbarer und dem angebornen Erhaltungstriebe entgegenstehender Art erworben werden können, muß der Wille des Gehorsams außer jeder Rechnung gebracht und höchstens als eine wünschenswerthe Zugabe angesehen werden. Milde aber siegt durch einen zum Theil noch freigegebenen Willen; so schön und vielversprechend dies in der Idee ist, so unsicher scheint es mir in der Ausführung, und ich halte rücksichtslose Strenge für das erste, unausweichliche Gesetz für die innere Ordnung. Die Geschichte fordere ich zum Belege auf; sie erzählt, daß alle großen Feldherren die Strenge der Milde vorzogen, und Alle beinahe begannen ihre erste Einwirkung auf ein übernommenes oder eben geschaffenes Heer durch den gewaltigen Ernst gegen Erschlaffung und Mißbräuche. Damit die Strenge nicht in Tyrannei ausarte und den Feldherrn zum Gegenstand des Hasses mache, sind aber drei Dinge vor Allen nöthig: daß sie weise, daß sie gerecht, daß sie Allen gleich sey. Weise ist sie nur dann, wenn die Forderungen auf die genaueste Kenntniß des möglicher Weise zu Fordernden gegründet sind; sie ist gerecht, wenn sie jeder Auslegerei entfremdet und auf unparteiischem Wege geübt wird; sie ist Allen gleich, wenn weder Rang noch Stand zur Schuldlosigkeit berechtigen, wenn vor ihrem unbestochenen Blick keine Empfehlung, keine Regung gilt, sondern dieselbe Strafe das erwiesene Verbrechen unausweichlich trifft, wer

Oben iſt der Umſtand berührt worden, daß man bei uns dem Schauſpiel Einflüſſe und Wirkungen zutraut und zumuthet, die ihm nie zugekommen ſind und die kein anderes Volk von ihm fordert. Dies kommt wohl eben daher, daß das Verhältniß zwiſchen Volk und Bühne kein einfaches, klares und offenes, ſondern ein ſo vielfach geſchraubtes und gezwungenes iſt. Dem Deutſchen mittlerer und unterer Bildungsgrade wird im Theater, das ſo vielerlei überallher zuſammenrafft, nothwendig Manches geboten, deſſen Bedeutung er nicht recht zu faſſen vermag, das ihn verwirrt und zum Nachdenken treibt, in ganz anderem Sinne als der Stoff, der an den Zuſchauer nur ſolche geiſtige Anſprüche macht, die er in freier Selbſtthätigkeit befriedigen kann. So hat ſich in weiten Kreiſen die Vorſtellung feſtgeſetzt, der Zweck des Theaters ſey nicht blos freier, abſichtsloſer Genuß der Kunſt, es ſey auch da, um etwas darin zu lernen, um ſich zu bilden. Nirgends in der Welt nimmt man daher den Kultus im Tempel Thaliens ſo ernſt und wichtig als bei uns, nirgends ſpricht man davon mit ſo viel Reſpekt und Salbung. Das Theater iſt Vielen unter uns ein wichtiges Inſtitut der Volksbildung, von deſſen Hebung und Veredlung ſie ſich für die Verbreitung wahrer Kultur und damit für die moraliſche Kräftigung und Verſchmelzung der Nation das Höchſte verſprechen. Alle dieſe Vorſtellungen beruhen auf dem Gefühl, das ſich nirgends ſo lebendig aufdringt als eben im Theater, auf dem Gefühl, daß unſerem Volk eine gewiſſe Art der Bildung abgeht, ohne die es nicht als eine Geſammtheit empfinden und wollen kann. Der Gedanke und der Vorſatz, dieſe Bildung durch die Eindrücke des Schauſpiels herbeiführen zu helfen, iſt darum, daß er ſehr wohlgemeint und patriotiſch erſcheint, um nichts weniger eine Selbſttäuſchung. Wir *ſprechen* ſo viel von der nationalen Wichtigkeit unſerer Muſenanſtalt, weil wir mit Unmuth fühlen, daß ſie nicht in dem Sinn national iſt, in dem ſich ihre Wichtigkeit von ſelbſt verſtände, ſo daß es nicht der Mühe lohnte, ſo viel davon zu ſprechen.

Wenn wir nun auf dieſe Weiſe der Bühne viel zu viel zutrauen und zumuthen, ſo hängt es ganz genau damit zuſammen, daß wir uns andererſeits von ihr ſo viel gefallen laſſen. Aus dem Trieb zur Univerſalität und aus der Ungleichförmigkeit der Bildung ſchöpft unſer Theaterpublikum eine Langmuth und

Toleranz, welche beweist, wie wenig ein wahrhaft lebendiges Schauspiel mit jenen Eigenschaften vereinbar ist. Da bei uns das Theaterregiment so verschiedene, unvermittelte Bildungsstufen zu berücksichtigen und jetzt nach oben, jetzt nach unten Concessionen und Complimente zu machen hat, so fließt schon darin für die Zuschauerschaft eine reiche Quelle der Resignation. Was dem einen recht ist, muß dem andern billig seyn; der eine erträgt, was ihm zu spitz, der andere was ihm zu platt ist. Es herrscht unter den sich zusammen belustigenden Parteien die stillschweigende Uebereinkunft, daß der eine Theil für den Unmuth und die Langeweile, die ihm gewisse Vorstellungen bereiten, sich dadurch entschädigt hält, daß es dem andern Theil ein andermal nicht besser geht. Aber auch abgesehen davon, gibt es in der Welt kein nachsichtigeres und zahmeres Theaterpublikum als das deutsche. Ungeschickte Nachahmer, jämmerliche Uebersetzer, dramatische Originalstümper, nichtsnutzige oder rostig gewordene Schauspieler, unwissende und hochmüthige Regisseurs und Intendanten — warum dürfen alle diese Leute uns so oft ungestraft Unglaubliches bieten? Etwa weil bei uns das Mittelmaß der Intelligenz und der Bildung geringer ist als anderswo, weil wir beschränkter und befangener sind als Engländer und Franzosen? Nichts weniger, im Gegentheil, wir lassen uns Alles gefallen, weil wir nicht, wie jene, alle miteinander in gewissen Beziehungen beschränkt und befangen sind. Wo ein einseitiges Gemeingefühl und ein eigensinniger Nationalgeschmack die Menschen beherrscht, da äußert sich auch im Theaterpublikum ein Eigenwille, der vom Poeten, vom Mimen, vom Anordner nach allen Beziehungen ein Bestimmtes fordert und das Fremdartige, das Barbarische im griechischen Sinn, eben so entschieden ablehnt. Dieser Wille und Widerwille ist es, was uns abgeht, und dies ists, was uns der Bühne gegenüber so ausnehmend geduldig und langmüthig macht. Es ist die Bedingung eines lebendigen Schauspiels, daß ein Volk Herr und Meister seiner Bühne sey; dies kann es aber nur seyn durch Einheit der Empfindung und der Reaktion gegen die Eindrücke der Kunst. Diese Einheit ist uns versagt, und so wird unser dramatisches Schicksal zum Ebenbild unseres politischen, und das Resultat der zweitausendjährigen deutschen Geschichte zieht sich jeden Abend im deutschen Schauspielhaus. Die

Gesammtheit ist passiv, haltlos, unfähig etwas Bestimmtes zu wollen und auszurichten, nicht weil die Glieder stumpf und schwach sind, sondern weil jedes seine Empfindung und seinen Willen für sich hat.

Ich habe es im Bisherigen versucht, mir und Andern Rechenschaft davon zu geben, woran es hängt, daß der sonst poetisch so fruchtbare und umfassende deutsche Geist in allem Dramatischen einer Schwäche unterliegt, durch welche der deutschen Bühne unter allem Wechsel der Zeitverhältnisse ein eigenthümlicher Charakter von Haltlosigkeit und Abhängigkeit aufgedrückt geblieben ist. Untergeordnete Ursachen, wie die Verbindung unserer vornehmsten Theater mit Hofhaltungen, die Verzärtelung des Schauspielerstandes, die lähmende Koppelung des Schauspiels mit der Oper u. s. w., kurz Alles, was besonders in neuerer Zeit die Bühne weit unter ihr natürliches Kraftmaß herabgebracht hat, konnte nicht in Betracht kommen, wo nur von der Wurzel des Uebels die Rede seyn sollte. Eben deßwegen mag das Vorgebrachte zum Theil herb klingen; es kommt aber nur darauf an, ob es wahr ist. Verhält es sich aber so mit Erscheinung und Wesen, mit Wirkung und Ursache, so mag, wer will, es vermeiden, laut von unserem Bühnenjammer zu sprechen. Ich meine aber eben, es sey an der Zeit, sich den Grund des Uebels möglichst klar zu machen. Soll man sich davon durch die sonderbaren Patrioten abschrecken lassen, die es durchaus nicht leiden können, wenn man in literarischen Dingen der Ehre des deutschen Volks, den Fremden gegenüber, auch nur scheinbar etwas vergibt, die es aber als eine Schickung hinnehmen, daß dieses selbe Volk sich von den Fremden auf der Weltbühne immer so viel gefallen lassen mußte? Und wenn nun die literarischen und die politischen Zustände einander bedingen? Das deutsche Volk sagt sich gegenwärtig sehr ernsthaft und lebhaft vor, warum es als solches politisch so wenig Kraft und Willen habe; und es sollte sich nicht ebenso ernstlich fragen dürfen, warum eine der schönsten Blüthen der Kultur in seinem Schooße immer nur so kümmerlich gedieh? Ist nicht die Antwort in beiden Fällen ganz gleichlautend? Ist nicht das Theater aus diesem Gesichtspunkt recht eigentlich ein politischer Gegenstand?

Wenn die hier entwickelte Betrachtungsweise, in der Hauptsache,

der Wahrheit entspricht, so ist für sich klar, daß unser Theater dem Wesen nach bleiben muß, was es immer war, so lange wir selbst bleiben, wie wir sind. Es gab Zeiten, wo die Deutschen meinen konnten, sie haben sich jetzt auch, ganz ächt, das kostbare Putzstück der Kultur angeeignet, das dem idealen Bilde anderer Völker so trefflich zu Gesicht steht, eine nationale Bühne. Aber immer, ehe man es sich versah, hatte sich das zufällige Gold des Genius unter den Händen der Poeten und Histrionen in Katzengold verwandelt, und das ganze Theaterwesen war hohleres, nichtsnutzigeres Flitterwerk als je. Je mehr das Schauspiel im Laufe der Zeit von Seiten der äußern Mittel und der sinnlichen Wirkung gewann, je weniger Voraussetzungen und mentale Ergänzungen es den Zuschauern zumuthete, je sicherer und verständiger Alles in einander griff, desto eigensinniger wandte sich der Geist davon ab, ohne den es ein albern gestikulirender Automat in Steifleinen bleibt. Gerade wenn man den Geist am eifrigsten beschwor, kam er am wenigsten; stellte er sich einmal von selbst ein, so war er wieder weg, ehe man recht wußte, daß er dagewesen; und wenn eben jetzt so viele poetische Patrioten am Werke sind, um dem Ding den lebendigen Odem in die Nase zu blasen, so dient dies zu nichts als zum Beweise, daß die deutsche Bühne noch in tieferer Ohnmacht liegt als gewöhnlich. — Seit Sophie von Memel nach Sachsen reiste und Kapitän Puff den schönen Plan preisgab, der an der Spitze dieser Zeilen steht, haben sich unsere Schriftsteller in Vorschlägen, die Direktionen in Versuchen erschöpft, um die deutsche Bühne „mehr in Aufnahme zu bringen", wie man früher einfach sagte, um sie zu einer „Nationalbildungsanstalt" zu erheben, wie man sich später vornehmer und abgeschmackter ausdrückte. Aber bis über die Reise des Herrn von Küstner von München nach Berlin hinaus ist bei der einen Methode gerade so viel herausgekommen als bei der andern, ungerechnet daß durch manche Quacksalbereien das Uebel nur ärger wurde. Durch Kapitän Puffs Projekt wird diese ganze Therapie lustig parodirt. Aber sonderbar, der Kapitän sieht kein Heil ab, wenn sich nicht die deutschen Auguste der Sache annehmen und in ihrem Hofhalt Schauspieler füttern. Sie haben es gethan, nur zu bald und zu ernstlich, und heute möchte man von Herzen wünschen, sie hätten es ganz bleiben

laſſen. Die hohe Unterſtützung wirkte auf die Bühne wie das übel angebrachte Almoſen auf den jungen Tagedieb; neben ihren angeborenen Fehlern wurde ſie dadurch noch faul und hochmüthig, und wenn irgend etwas von ihrer Zukunft, ſo iſt ſo viel vorauszuſagen: wenn ſich je einmal bei uns die politiſchen und geſellſchaftlichen Elemente ſo fügen, daß ein nationales Schauſpiel erwachſen kann, ſo werden ſeine Keime eher am ſchmutzigſten und verachtetſten Ort aufgehen als an den Höfen.

Bei alledem hatte unſere Bühne eine Zeit der Blüthe, in der ſie war, was ſie vielleicht überhaupt ſeyn konnte. Seit einer Reihe von Jahren aber ſinkt ſie ſo raſch und unaufhaltſam tiefer und tiefer, als ginge ſie ihrer völligen Auflöſung entgegen. — Der Geiſt dieſer Zeit iſt wunderbar lebendig; aber dieſes Leben iſt auf der einen Seite Wachsthum, auf einer andern bloße Unruhe. Es ſcheint dem Geſetz aller Entwicklung zu entſprechen, wenn gegenwärtig der Geiſt nur in gewiſſen Richtungen ſicher und ſchöpferiſch auftritt, in andern haltlos und bei großer Geſchäftigkeit unfruchtbar erſcheint. Letzteres gilt von aller ſchönen Kunſt, vor Allem von der Poeſie. Und ſo begreift ſich ſchon aus dieſem Geſichtspunkt leicht, warum in der heutigen Vielgeſchäftigkeit und Zerſtreuung unſer Schauſpiel lange nicht einmal das ſeyn kann, was es in der ruhigeren, ſelbſtgenügſameren Zeit zwiſchen dem ſiebenjährigen Krieg und der Revolution ſeyn konnte und wirklich wurde. Ebenſo leicht begreift ſich, daß alle Anſtrengungen von Seiten der Poeſie und der Oekonomie, ihm auch nur das Leben wiederzugeben, deſſen es bei uns erfahrungsmäßig fähig iſt, keinen erheblichen Erfolg haben können, ſo lange die ſtürmiſche Bewegung fortdauert, in der ſich die Linien des Lebens fortwährend verziehen. Würden aber auch die Zeitumſtände der Poeſie wieder günſtiger, ohne daß ſich jedoch unſere politiſchen und geſelligen Zuſtände bedeutend änderten, ſo müßte man ſich Glück wünſchen, wenn die Bühne auch nur wieder die geiſtige Höhe erreichte, von der ſie ſo tief herabgeſtiegen. Mit einer ſolchen Ausſicht wird ſich aber in dieſer Zeit kecker Hoffnungen und Entwürfe die Einbildung des deutſchen Volks nicht begnügen mögen.

War die Geſundheit unſeres Theaters ſchon damals, als es ſich am wohlſten und kräftigſten fühlte, eine ſehr ſchwankende,

ſo iſt in der Luft der neueſten Zeit ſeine Kränklichkeit gar zur Schwindſucht geworden, von der es, ſo Gott will, nicht wieder aufkommt. Müſſen wir nicht wünſchen, ſein heutiger tiefer Verfall möchte uns ein Zeichen ſeyn, daß dieſes durch und durch hohle, öde Bauwerk zum Plunder gehört, deſſen ſich das laufende Jahrhundert entledigen will? Die ganze Witterung der Zeit deutet darauf, daß, wenn einmal die heutige raſche Bewegung zu einem relativen Stillſtand gekommen iſt, unſer Leben in allen Beziehungen eine von der jetzigen bedeutend abweichende Phyſiognomie zeigen wird. Wir fühlen, daß die gegenwärtige Entwicklung auf lange, vielleicht auf immer über das Geſchick Deutſchlands entſcheiden wird, und am Ziele derſelben oder nie erwartet unſere Hoffnung — möchte es eine Ahnung ſeyn! — unſere Einheit, unſere politiſche und Handelsgröße, und als Frucht dieſer Blüthe eine wahrhaft nationale Poeſie und Kunſt. Alles hängt nur an der Kleinigkeit, daß ſich die deutſche Nation zu einem Volke bildet, in einem Sinne, in dem ſie es bis jetzt nie war. Wenn ihr dann alles Große und Herrliche von ſelbſt zufällt, ſo wird ſie auch auf einmal im Stande ſeyn, aus einem friſchen Leben ein Schauſpiel zu gebären, das den Stempel ihrer Größe trägt, während ihre ganze bisherige Dramatik nur der Ausdruck ihrer Schwäche war.

Eine herzerhebende Ausſicht! und doch könnte dem Deutſchen auch wieder bange dabei werden. Unſern Schwächen ſtehen ſo große Vorzüge zur Seite. Wenn der deutſche Geiſt ſich geſchmeidig in Eine Form gießen ließe, wenn er nicht in der Nation hartnäckig zahlreiche Mittelpunkte des Lebens feſthielte, ſo entbehrte er wohl auch Alles deſſen, was ihn innerlich ſo groß und fruchtbar macht. Würden nicht dieſe Kräfte in dem Maße ſich verflüchtigen, in dem Einheit und Gemeingeiſt, ſo zu ſagen, ſich niederſchlügen? Müßte nicht dadurch, daß all die provinziellen Engherzigkeiten und Eigenwilligkeiten in einen Geſammtwillen verſchmölzen, die Seele der Nation ſelbſt, ſtatt weiter, nur enger werden? Würde nicht der Deutſche an innerer Freiheit einbüßen, was Deutſchland an Fähigkeit der Selbſtbeſtimmung gewänne? Würden nicht in einer Zukunft, wie wir ſie uns malen, die Poeſie und das politiſche Regiment gleichmäßig ihre Kraft darin finden, daß ſie auf lenkſamere und flachere Menſchen

wirken? — Wollen wir uns über dieſes Thema den Kopf zerbrechen? Mancher Leſer meint vielleicht, dies ginge hier in Einem hin, ſey doch die ganze bisherige Betrachtung um nichts praktiſcher. Iſt es aber nicht praktiſch genug, wenn man zu beweiſen ſucht, wie unpraktiſch alle Bemühungen ſind, das deutſche Theater zu etwas zu machen, was es vor der Hand gar nicht ſeyn kann? deſto unpraktiſcher, je unwahrſcheinlicher es iſt, daß man damit auch nur der künftigen Entwicklung vorarbeitet.

Erreicht Deutſchland das Ziel, dem es gegenwärtig entgegenzurücken glaubt, ſo wird der Saamen einer neuen Dramatik ſehr ſchwerlich aus der welken Hülſe des abgelebten Theaters fallen. Kein Auguſtus wird die junge Pflanze unter ſeine Obhut nehmen und ſie von Gärtnern pflegen laſſen, die unter dem Oberſtkammerherrenſtabe ſtehen. Sie wird frei und wild im Volk erwachſen, getränkt vom flüſſig gewordenen Geiſt der Nation. Je reiner dieſe Anfänge einer friſchen dramatiſchen Poeſie und Kunſt von der vornehmen Gemeinheit des jetzigen Bühnenweſens wären, deſto beſſer, möchten ſie im übrigen noch ſo gemein und roh ſeyn. Kommt einmal unſer Volk dazu, daß es ſich nicht nur im Seeliſchen, ſondern auch in der Richtung des äußern Daſeyns als ein Geſammtindividuum empfindet, ſo wird es auch fähig ſeyn, die komiſche Auffaſſung ſeines häuslichen, geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens rein zu genießen, und es wird dann auch die Dichter und die Erlaubniß dazu haben. Die ganze chriſtliche Schaubühne hat kirchliche Myſterien und Moralitäten zur Wurzel; die friſche Bühne der Deutſchen mag immerhin aus profanen Natürlichkeiten und Immoralitäten erwachſen. Je vollkommener ſie ſich von dem Anſtand losgeſagt hat, der in den heutigen Theatern die Dinge unſittlich macht, deſto leichter wird es ihr werden, den wahren Anſtand zu finden. Erträgt das vereinte Deutſchland eine Ariſtophaniſche Komödie, ſo wird in ihr am beſten die Poeſie der Volkslaune ſich üben und das junge Gemeingefühl erſtarken. Die comoedia secunda, das heißt die Zähmung, wird von ſelbſt nachkommen.

Anmerkung.

Das Manuscript des Seite 32 bis 74 abgedruckten Aufsatzes: „Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus," ist der Redaktion geraume Zeit vor dem am 21. Nov. 1844 erfolgten Tode des Gründers der Anstalten zu Hofwyl zugekommen. Die darin berührte Angelegenheit wird nun wohl ohne Zweifel Gegenstand öffentlicher Verhandlungen werden, und zwar zunächst im großen Rathe des Kantons Bern. Möge die wichtige Aufgabe der Erhaltung und Vervollkommnung einer Anstalt von europäischem Rufe ihre Lösung finden zur Ehre der Schweiz und im Interesse ächter Menschenbildung. Zu diesen Wunsch stimmte bereits die Neue Zürcher Zeitung Nro. 328 (1844) am Schlusse desselben Artikels ein, welcher die Nachricht vom Tode Emanuel von Fellenbergs enthielt. „Der gegenwärtig versammelte große Rath," so heißt es daselbst, „dessen Mitglied Fellenberg seit 1831 bis zu seinem Tode blieb, wird hoffentlich das frühere Anerbieten des Verstorbenen in Bezug auf den Fortbestand einer Anstalt, die einen wohlverdienten europäischen Ruf besitzt und eine Lücke in den öffentlichen Einrichtungen eines großen, meistens der Landwirthschaft obliegenden Kantons auszufüllen geeignet ist, in diesem entscheidenden Augenblicke nach der vollen Bedeutung des Unternehmens zu würdigen wissen."

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

München. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat folgende neue Mitglieder ernannt und für sie die königliche Bestätigung erhalten: I. Ehrenmitglieder: Herr Lebrun in Paris; II. außerordentliche Mitglieder: Professor von Hefner in München; III. auswärtige Mitglieder: für die philosophische Classe: Friedrich Herrmann in Göttingen, Prof. Williems in Genf; für die physikalische Classe: Prof Joh. Müller in Berlin, k. russischer Staatsrath Lehebourg z. Z. in München; für die historische Classe: Joh. Müller, Prof. an der Universität in Löwen; IV. Correspondenten: für die philosophische Classe: Prof. Friedrich Hegelsbach in Erlangen, Prof. Halm in Speyer, Prof. Lassaulx in Würzburg; für die physikalische Classe: Quetelet, beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften in Brüssel, Karl Krombery, Professor in Freiburg, Friedrich Neumann, Professor in Leipzig; für die historische Classe: Stülz, Chorherr in St. Florian. Ferner hat Se. Maj. der König ernannt: den Professor Andreas Buchner zum ordentlichen Mitglied der mathematischen Classe, den Legationsrath von Aretin zum ordentlichen Mitglied der historischen Classe.

Universitäten.

Berlin. Die Wahl des Professors Dr. Hecker zum Rector der Universität für das Studienjahr 18$^{50}/_{51}$ ist von dem Könige bestätigt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. M. G. Schwarz ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Freiburg. Den Professoren Dr. Fr. Oettinger und Dr. Feuerbach ist der Charakter als Hofräthe beigelegt worden.

Halle. Der bisherige außerordentliche Professor Dr. A. Göschen in Berlin ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät der hiesigen Universität ernannt, dem Medicinalrath Dr. Damerow der Charakter eines Geheimen-Medicinalraths beigelegt worden.

Königsberg. Den ordentlichen Professoren, Regierungsrath Dr. Hagen I. und Dr. Schubert ist der Charakter eines Geheimen-Regierungsraths beigelegt, die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr. Hagen und Dr. Burdach II. sind zu ordentlichen Professoren in der medicinischen Facultät, Dr. Michelet zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

München. Die von der Universität für das Studienjahr 18$^{50}/_{51}$ vorgenommene Rector- und Senatorenwahl hat in nachstehender Weise die königliche Bestätigung erhalten: zum Rector wurde der ordentliche Professor Dr. Oettinger, zu Senatoren die Professoren Dr. Marx und Dr. Reithmayr (Theologie), Professor Dr. Hollmann (Rechtswissenschaft,

Professor Zaccaria (Staatswissenschaft), Professor Dr. Weichbrodt (Medicin) und Professor Dr. Siber (Philosophie) ernannt.

Der Privatdocent der Philosophie in Würzburg Dr. Vallaux hat einen Ruf nach München erhalten und angenommen.

Tübingen. Der Professor Dr. Baumgarten in Freiburg ist nach Tübingen berufen worden.

Würzburg. Bei der an hiesiger Universität stattgefundenen Wahl eines Rectors für das Studienjahr 1848/49 ist Professor Dr. Vallaux und, nach dessen Berufung nach München, der Professor der praktischen und theoretischen Philosophie Dr. Hellmann zum Rector, die Professoren P. Pp. Geier, J. A. M. Albrecht, J. B. Seigmann, Fr. Riederer und V. Rumpf zu Senatoren ernannt worden.

Kirche.

Die theologische Facultät an der Universität Leipzig hat dem Hofrath Thiersch in München das Ehrendiplom einer Doctors der Theologie zuerkannt, und zwar, wie es im Diplom heißt, als einer der vornehmsten Stützen des protestantischen Glaubens.

Eine amtliche Aufzeichnung ist dem Vorstand des protestantischen Consistoriums in St. Petersburg, Klittner, widerfahren, wegen seiner Verdienste um die protestantische Kirche in Rußland.

Der König von Baiern hat zum Neubau einer protestantischen Kirche in Kissingen nicht allein die Erlaubniß, sondern auch seine Unterstützung bewilligt.

In Leipzig wird man in Kurzem mit dem Bau einer katholischen Kirche beginnen, wozu sich die hiesige katholische Gemeinde auswärtige Sammlungen verbeten hat.

Literatur.

Die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur tragen eben nicht das Gepräge künstlerischer Vollendung an sich, in so fern sie den schönen Wissenschaften angehören, und so könnte man fast versucht werden, in die Klagen einzustimmen, die erst vor Kurzem in einem Aufsatz der A. Allgemeinen Zeitung laut wurden. Es ist nicht zu leugnen, daß wir in Deutschland an Productivität wie an handwerklicher Vollendung der Dichtwerke unsern Nachbarn jenseits des Rheins bedeutend nachstehen; selbst die Originalität müssen wir einem großen Theil unserer Dichter absprechen. Dennoch können wir an deutscher Poesie nicht verzweifeln. Unsere Zeit ist in einem neuen Bildungsgange begriffen, und wie langweilig es auch ist, es wird doch auch uns wieder eine bessere Aera anbrechen.

Mit diesem unerquickenden Zustand unserer Literatur der Gegenwart sind aber so manche Anklagen nicht vereinbar, die von mehreren Seiten unserer Literaten und Kritiker gemacht werden. Es ist nicht zu leugnen, daß Uebersetzungen in Masse den Markt des Buchhandels überschwemmen, daß die meisten derselben sehr ungenügend ausfallen, weil sie selbst die bescheidensten Ansprüche nicht befriedigen und oft, wie oft in einer Sprache gegeben werden, die kaum deutsch genannt werden kann. Wir geben das recht gern zu, können aber nicht ein, daß eben diese Uebersetzungen von großem Nachtheil für unsere Literatur sein mögen, indem sie eine Menge Kräfte absorbiren, die, ohne sie, der Production gewonnen würden; zunächst können wir nicht umhin zu erwähnen, daß die Verhältnisse des Lebens, wie sie sich nun eben gestaltet haben, viele unangenehme und der Literatur so verderbliche Richtung hervorgebracht haben. Man bedenke doch, welche Massen von jungen Leuten durch die Strenge der Regierungen wegen ihrer sogenannten freisinnigen Ideen, noch ehe sie ihre akademische Bildung vollendet haben, in das praktische Leben geworfen, und als unfähig für den Staatsdienst erklärt werden, ein anderer nicht geringer Theil unserer heranwachsenden Jugend bestimmt sich, wegen des wachsenden Andrangs nach den Universitäten, in eine Lage versetzt, die ihre von Hause aus nicht bedeutende Existenz ganz prekär macht. Sie alle wollen aber und müssen leben. Auf diese Weise hat sich denn nach und nach ein Stand des Lebens gestaltet, den man früher gar nicht kannte, der Gassenliteratenstand, der eben sein Brod zu verdienen sucht, wie es gerade geht. Uebersetzungen sind natürlich bald zur Nothwendigkeit des Lebens geworden.

Endlich gibt es aber noch eine andere Seite unseres literarischen Lebens, welche die Uebersetzungen sehr unterstützt. Wir meinen die Leihbibliotheken, diese Hefe der Buchbildung, wenn sie wirklich das wären, was sie sein sollten, die Unterstützer aber einer

auch immer der Verbrecher ſey. — Iſt die Strenge von dieſen Eigenſchaften begleitet, dann darf ſie unerbittlich ſeyn wie die ewige Nothwendigkeit; ſie wird dennoch nur Achtung, nie Haß erzeugen. Jede biegſame, parteiiſche Strenge iſt ein Verbrechen, deſſen Same üppig gedeiht, Heere auflöst und Staaten umwirft.

Es gibt dermalen kein Heer, wo man einer ſolchen heilſamen Strenge ſich befleiße; es iſt auch kaum thunlich, daß es geſchehe, ohne nicht früher das ganze Weſen der Zuſammenſetzung unſerer Heere umzugießen. Die militäriſchen Geſetze ſind großentheils unverſtändlich, — zweideutig, — unmenſchlich; die Gerichtsordnung ſelbſt oberflächlich, gewaltſam. Die Quellen der Verbrechen ſind nicht vermindert, und auf eine Seelenſtärke, deren kein einziger der militäriſchen Geſetzgeber fähig iſt, Forderungen gebaut, die alſo oft übertreten werden müſſen. Nur der Pedantism, der zuletzt jede menſchliche Empfindung beſiegt und der wahre moraliſche Tod auf Erden iſt, kann zuletzt noch Urtheile mit ſeiner ſeelenloſen und geiſtesarmen Ruhe ausſprechen, welche den Himmel um Rache anrufen, wenn man ſie mit gerechtem Auge beſchauet. Was nützen in einem Lande, wo man die Menſchen, wie Räuber, im Bette überfällt, aus jeder unſchuldigen Freude reißt, nach dem Gutdünken der Beamteten kauft und verkauft, keine natürliche Rückſicht ſchont, um ſie zum Militär zu ſtellen ꝛc., die vielen und ſtrengen Strafen gegen das Entweichen? — Gerechtigkeit in der Aushebung und gleichmäßige Vertheilung dieſer ehrenvollen Pflicht iſt das ſicherſte, edelſte und dasjenige Mittel, was zu ſtrenger Beſtrafung der Uebertretung berechtigt. Was nützen Geſetze, die in ſo allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ſind, daß jeder Vorgeſetzte ſie anders erklärt und jeder Auditor ſie nach Laune umdeutelt? — Wie empörend ſind die Strafen nicht, welche den Untergeordneten für Vergehen treffen, ob welchen der Vorgeſetzte belohnt wird? —

Eigentliche Milde iſt ein Phönix, den Jedermann vom Hörenſagen und Niemand vom Geſehenhaben kennt. Was man gewöhnlich Milde nennt, iſt Schwäche; iſt jene Trägheit, die Fäden des Gewebes ſtraff zu halten, oder jene Feigheit, welche, der eigenen Blößen dunkel ſich bewußt, die fremden nicht zu ahnden wagt. Schwäche iſt der gefährlichſte Feind jeder inneren Ordnung; ſie iſt das ſchärfſte Gift für jede Kraft. Nichts bricht ſo ſchnell alle Federn und lähmt jede Schwungkraft bis in den unbedeutendſten Theil der Maſchine;

...stitutionen Aufführung, so lange sie stehen, was sie jetzt sind. Es wird in unserm Vaterlande unendlich viel gereist, das zeigt die wachsende Vermehrung unsrer Eisenbahnen. Aber eben diese Vermehrung bewirken macht ihnen die Existenz schwer. Wenn schon eine auswärtige Landschaft zu einem bekannten Ziele anziehenden Capitals, jetzt ist es nicht mehr der Fall. Um nur einigermaßen ihr Bestehen zu sichern, müssen sie die weitläufigen Bauten aufhalten, und können sie um so eher, da die Literatur des Auslandes, wie dasjenige in Frankreich und England, entschieden einen großen Vorsprung voraus hat. Deutschland hat die Uebersetzungen sehr verbreitet und müssen es thun, weil die Buchhändler mitgetheilt hat auf den Ertrag der Leihbibliotheken rechnen können. Es ist ja bekannt, daß ungleich weniger Bücher gekauft werden als in unserm reichen Deutschland, wodurch wahrscheinlich eben viele Leihbibliotheken einen großen Theil der Schuld tragen mögen.

Das sind einige der Gründe, welche, meiner Ansicht nach, vorzüglich zu dem Verfall unserer Literatur beigetragen haben, nämlich so weit von Verfall die Rede sein kann in einer Zeit, die entschieden Kraft noch nicht weiß, was sie will. Es sind der erschwerte Gründe, wir gestehen es zu, aber ist unsere Zeit leicht, sind unsere schriftstellern Dichter nicht, vortrefflicher? Wir können es nicht sagen. Alles strebt nach einem sehr materiellen Ziele zu, nach Ehre, und darin haben Alle recht, denn, lieber Ehre! sie wollen Alle leben. Der Eine klagt über Mangel an Poesie — und verdient Ehre, ein Anderer giebt ihm dazu Gelegenheit — und verdient auch Ehre. Ehe der Erste dem Zweiten nicht Willen angeben kann, ohne Uebertreibungen zu begehen, und doch ihm, dem Klüger, Gelegenheit zum Verdienst zu geben, so stellten sie sich lieber stumm, daß sie sich Beide so gut in die Hände arbeiten.

Wie mit den Klagen über die Uebertreibungen ist es auch mit denen über den sogenannten Ausübung der dramatischen Dichtkunst. Man hat gesagt, sie durch die sogenannte Tantieme zu der sich zwei oder drei Bühnen entschließen haben, soll gesteuert zu haben, und daß sich gebessert. Die Tantieme kann bei dem jetzigen Stand unserer Bühnen, von denen wenigstens zwei Drittheile Hofbühnen sind und als solche die lebendigen Anforderungen an den Dichter machen, gar nicht bestehen, aber vielmehr die dramatische Dichtkunst kann diesen Bühnen gegenüber nicht aufkommen. Bald will man nicht haben, daß ein geistlicher Tanzmeister der Poesie in seinem Namen genannt wird, bald hofft man es abzuhalten, daß ein Metzger eine Chronik bekommt, was doch im tägl...chen Leben häufig genug vorkommt, und es ohne daß der Fabel am nächsten Verhältniß sich haarscharf aufhebt. Diese Arbeiten der Gesinnung, die hoffentlich immer mehr an Umfang und Kraft gewinnen werden, sind gewiß höchst lästig. Sie rauben unsern Dichtern die von der Tantieme verspr...chenen Vortheile. Und doch kann man nicht eigentlich sagen, daß sie den Aufschwung der dramatischen Dichtkunst bis jetzt gehindert haben. Die Theaterdirectionen werden mit Zudringungen neuer Stücke überhäuft; auf Leipzig hört man, daß die dasige Direction sich bereits die unfrankirte Zusendung hat verbitten müssen, um dem anwachsenden Strom einen Damm entgegenzusetzen. Unter den mit Aufführung betrachten Stücken, meist nur Poesen, findet man vergeblich poetische Auffassung, Charakterzeichnung, lebendige Darstellung.

Aus dem Allem ziehen wir den Schluß, daß sich im Reich der Poesie wie bei Vereinen nicht übereilen läßt. Wir müssen es der Zeit überlassen, eine glücklichere Periode der Kunst heraufzuführen, und wohl auf, wenn unsere Obergewalt die Zeit der Ruhigen ist, die eine besten Ernte verspricht. Und das sind wir fest gesinnt zu glauben, ungeachtet der Verschiedenheit der Ansichten.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wird es nicht überraschen, wenn wenn literarischen Ueberfluß der literarischen Bestrebungen nicht recht günstig aufstellt.

Herr Ernst Heiter in Berlin hat in mehreren Zeitschriften die Buchhandlungen Anzeigen, ihre Dichtungen, nach gemeinschaftlich getroffener Uebereinkunft, sich zehn Jahre nach Einsendung derselben bei den Theaterdirectionen zum Druck zu befördern. Herr Heiter glaubt, daß diese der dramatischen Dichtungen über den Bühnenverhältnissen Einhalt. Wir meinen, der Vorschlag kommt zu spät, da sich bis jetzt nur Berlin und Wien zu einer Tantieme verstanden haben, stimmt aber außerdem mit dem gesunden Interesse der Dichter nicht überein, auch wenn alle deutsche Theater die Tantieme eingeführt hätten. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß der Einfluß einer dramatischen Dichtung, den man durch das Leben verhüten will, wesentlich verschieden von dem ist, der eine Darstellung hervorbringt. Beweis haben sich die vielen Mißgriffe, welche die Theaterdirectionen machen. Manches Stück, das schon beim Lesen sehr gefiel, mißfällt bei der Darstellung. Jeder Einzelne wird ähnliche Erfahrungen für sich gemacht haben.

Vorigst Vorlesen haben H. Heine's „neue Gedichte“ gemacht. Der Verfasser stellt sich hier als politischen Dichter hat auf vielfach empfindlichen Zustände Deutschlands ein. Seine Gedichte haben, wie sie nicht anders ist bei einem so vielfach bewegten Leben, wie es jetzt in Deutschland herrscht, die verschiedenste Beurtheilung erfahren;

[illegible]

Die Schrift des Dichters Friedrich von Sallet werden von manchen Seiten sehr gelobt, man rühmt die vollendete in der Form, viel in der Behandlung, und so viel und so hoch, daß sie sich einer Veröffentlichung würdig publizistischer Literatur erfreuen dürfen.

Der Streit über Wallenstein's Schuld und Unschuld hat zwei historische Romane hervorgerufen: Hesekiel's „Wallenstein's erste Liebe" und Willkomm's „Wallenstein". Ob diese deutlich seine historische Romane, wo Dichtung und Geschichte sich zu einem wahren Kunstwerke innig durchdrungen haben, dazu hat ja die Zeit keine Zeit; doch haben sich in beiden einzelne schöne Momente und treffende Charaktere.

Heyse's „Kinder" haben zwei neue Auflagen gefunden, Karl Gutzkow und Ludwig von Wachsmann. Die Proben, die wir aus jener neuen Uebersendung gelesen haben, scheinen uns Lob zu verdienen, daß der kritische Maßstab erhalten.

Die unermüdliche Göttin Baden-Baden hat schon wieder das Publikum mit Neuigkeiten behelligt. Wir für unsere Person erfreuen uns, daß wir der Göttin nicht sehr nahe wohnen, wollte sie mit ihren Neuigkeiten zu Hausbesuchen kommen. Es sind wieder Jahrmarkt, Theaterbaracken und alle Lumpereien als ihre Getreuen. Der wackere Reichsfreiherr beschäftigt sich mit Negern. Wie Recht er auch auf den Gedanken kommen, über ein solches Land einmal Studien zu lesen, das so viel bietet, so viel und ergötzlich belehrendes, um aller wenigstens eine Notiz zur Veröffentlichung verlangt, die überall ihre eigene Langweile mitbringt.

Den großen Betrachtungen und tiefsinnigen Bemerkungen, welche der Verfasserin von unserer Seite im Leben unter dem Titel „Ueber Weiberrecht und Weiberunrecht" veröffentlicht hat, liegt die rechte Hand entgegen. Wie zu erwarten war, ist das Buch eine Rechtfertigung des großen Weibes.

Der Oberamtsrath Dr. Wittenmaier in Heidelberg hat seine Preisaufgabe an Italien, wie es sie in schwachem Versuche hatte, so ist auch so vielfach beantwortet worden, in einer Weise niedergelegt, „Italienische Zustände" betitelt, die sich gewiß Beachtung bei vielen Lesern, auch weit entfernt von enthusiastischem Beifallsruf und begeisterlosem Widerspruch.

Der Bibliothekar der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M., Herr Böhmer, dessen Thätigkeit in Herausgabe der Quellen der deutschen Geschichte nicht genug anerkannt werden kann, hat eine neue Arbeitslinie damit betreten, die Sammlung der Kaiserurkunden, vollendet. Er wird sich würdig an die von Pertz begonnenen Monumente an, vor denen er noch die vom Freiherrn Stramberg begonnenen Denkwürdigkeiten vollendet hat, und gibt, was die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit seiner Thätigkeit stets hinzufügt.

Von dem bekannten Werke des Dr. Ulrici „Shakspeare's Dramen" ist der dritte Band erschienen, der die Charaktere der Königin Margarethe und der Königin Katharina enthält und damit vollendet. Ein Urtheil des ersten Theiles wird nicht [illegible]

Der Verleger der Zeitschrift hat der Gegenwart ist gewissermaßen auch der „Nationalität der Tagesfragen" zu nehmen, daß sie Gedanken für die Verfasser Ansicht ist, und von dem in mehreren Zeitschriften Meinung gehen wollte. Es ist nun von gewiß Recht nicht nehmen, und das man darin hier, daß es Bedauern, daß es nicht einem größeren Publikum zugänglich ist.

Zu der Memoirenliteratur der jüngsten Vergangenheit gehören auch die „Erinnerungen aus dem Befreiungskriege", die jetzt vor Bände. Der Verfasser hätte eine leichte Arbeit, sich meistens über von manchen seinen Zeitgenossen und großen Kriegsschauplätzen vorgewalten. Hatte er seine Memoiren nicht erscheinen zu lassen? Wir können es seine ziemlich Umgebungsschrift einer politischen Persönlichkeit ersten, brauchen wenn er Ihnen schätzen. Die Ereignisse sprechen sich auf, diese Ereignisse meistens von.

Wenn sie beiden irgendwelchen Gebieten die politischen Verhältnisse und Bedürfnisse der Verfasser schildern, auf jener Zeit, welche, wie man ausdrücklich sagt, Preußenstaat Europa und Weltgeschichte ist, so geben zwei andere Abhandlungen zur Geschichte Irrthums Art, nämlich: „Geschichte der zweiten Pariser Kriegen für Deutschland. Aus Abhandlungen von Dr. A. L. J. Heeren" und „Kleinere Urkunden für den Redaktionsgebrauch der deutschen Staaten mit [illegible] Bemerkungen von J. C. Bluntschli, aus drei Papieren mitgetheilt und erläutert von C. Welcker." Beide Arbeiten enthalten auf dem Gesichtspunkte der Partei, für den Geschichtsschreiber sind sie aber bedeutsam nicht weniger interessant.

Dergleichen Geschichte der Volksmeinung, wenn der Verfasser beabsichtigt die Ansichten der Gelehrten der Christen und Römer und die Meinung verfolgt, welche sich unsere Väter der Mittelzeit in Bezug auf ihre Schriftsteller bestanden, gibt einem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung Recht, einen Plan zur Errichtung der Gelehrt eines Protokolls vorzulegen. Wir glauben, ein solcher Plan kommt viel, viel zu früh. Der Zeit also es noch gar kein Protokoll, sondern nur so und so viel Material und gelehrte Skizzen, in denen die Bemerkungen für deutsche Gelehrte liegen. Wie ist denn Protokolle möglich, ohne Aufsatz vorgelegt? Wer soll sich der ersten Gelehrten annehmen, wenn sie Ordnung von ihrem Mitarbeiter betrachtet und sieht sich sieht, ob sie vom Jahre ihre Aufsatz, z. B. in Baiern, Württemberg, Baden, Hessen, Hannover oder Sachsen schreiben? Gewissen und Ehre steigen, wenn vom Aufsatz gedruckte Manuskript! Eine schlimme Zeit!

Zum Schluß noch wenig Worte über A. von Humboldt's „Vierzig Jahre". Es scheint sie selbst und wenig Dank davon zu sein. Wir haben uns früher, bei Gelegenheit der ersten Bände, über die Fülle von Memoiren, welche Gelehrte aufzuschreiben und namentlich das Verlangen gehabt, es seien Jahre lieber Verleger von Selbstgefälligkeiten ein Recht habe, von sich selbst von offenen Publikum gesprochen zu werden, und möchte auch jetzt nicht von diesem unserm Recht abstehen; doch sagt lieber wir nicht alles gelesen, das stammen von diesem Patrone, Forst's Memoiren eine sie ausgenommen Ehrenrettung hätten, sie auf so den unnützen Schriftstellern der Gegenwart stellen sind. Es ist nicht möglich, mit größerer Eitelkeit und Manier zu reden, als es der Verfasser der „Vierzig Jahre" thut. Die Selbstgefälligkeit, mit der er von sich selbst spricht, macht uns sich zu weit ärgern. Denn es ist ein Zeichen von Schwachsinnigkeit, die andere Gelehrte Deutschland im Laufe verschwindet hat, daß Herr von Humboldt noch einen Ruhm beanspruchen, als er in seinen Selbstgefälligkeiten von ihm gelobte. Seine Mittheilungen über das Preußische Gebiet sind von großem Interesse, wenn sie auch nicht große bringen, die wissenden Leuten Blatt von diesem zu lesen sind trockenen Personalien und gleichgiltigen kosmologischen Gedankenspielen zu gehen.

Kunst.

Die Gedächtnißfeier [illegible] Komponisten in Prag hat die Aufmerksamkeit [illegible] nimmt, daß es der Pflicht der Gelehrten Welt sein [illegible] gewesen [illegible] erhebend wirkt von Namen der „Böhmischen Tonkunst" [illegible] und mit Freudigkeit auf [illegible] Gedächtniß [illegible] zu richten. Für Leben der Tonkünstler und Gedächtniß im Herzen der Gelehrten, [illegible] ein [illegible] Tonfreudes, in der Pflichten mit Mannigfaltigkeit und [illegible] Tonsprache und der Umfassung der Gedanken an die Form der Gesangskunst mit einem Wort, wird die Gesellschaft [illegible], die Verbreitung der Tonsprache, die [illegible] Tonkünstler [illegible] und [illegible] Tonkunst [illegible].

In Wien [illegible] noch immer [illegible] gute Komödien. Nach [illegible] Berichten [illegible] [illegible] [illegible]

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21359 / 035

Jerusalems durch Titus, während er zugleich neue umfassende Bilder aus der Volksgeschichte vorbereitet, z. B. eine Zeichnung von der Scheidung der Völker beim babylonischen Thurmbau, aus dem Beginn der historischen Zeit, die er in jüngster Zeit vollendet hat. J. Schnorr arbeitet an seinen großen Freskomalereien zu dem Nibelungenliede im Erdgeschoß des neuen Königsbaues; im Erdgeschoß des Saalbaues malt G. Hiltensberger in encaustischen oder Wachsfarben die Bilder zur Odyssee nach Schwanthaler's Zeichnungen; in der Basilika des h. Bonifacius hat H. Heß das große Freskowerk fast vollendet, das die Wände des Chors und des Mittelschiffs bedecken wird. H. Heß malt die Gloria Christi in der Chornische und das Martyrium des h. Bonifacius, K. Schraudolph das Fällen der heiligen Eiche durch Bonifacius Hand, G. Koch die Einweihung des von dem Heiligen gegründeten Stiftes Fulda. Auch der Architektur werden immer neue Zweige der Thätigkeit eröffnet von S. M. dem König soeben als von Privatpersonen. Das Industrieausstellungsgebäude, der Glyptothek gegenüber, ist im Aeußern fertig und sein Giebelfeld bereits mit Schwanthaler's Statuen geschmückt; unweit der Glyptothek wird ein neues Gebäude für Glasmalereien aufgeführt, die Ruhmeshalle vor dem Sendlinger Thore schreitet im Bau rüstig weiter.

Die diesjährige Kunstausstellung hat einen sehr interessanten Bericht in der A. Allgemeinen Zeitung hervorgerufen. Der Berichterstatter geht die einzelnen in dieser Ausstellung vertretenen Malerschulen durch, bedauert, daß die belgische Schule durch die Ausstellung in Gent verhindert worden sey, bedeutendere Bilder einzuschicken und hebt sodann die vorzüglichern Gegenstände hervor. Es sind meistens Genrestücke, Landschaften und Porträte, weniger historische Gemälde und religiöse Bilder, welche die allgemeine Aufmerksamkeit an sich ziehen. Sehr wahr, nach unserer Ansicht, behauptet der Berichterstatter am Schluß seines Aufsatzes, daß dieser Mangel an historischen Bildern weniger in der geringen Nachfrage und dem seltenen Absatz guter Bilder dieser Art, als darin zu suchen sey, daß die Maler den Stoff zu historischen Bildern nicht in guten Specialgeschichten und in Ermangelung derselben in den Chroniken der Vergangenheit suchen. Ueber die einzelnen Bilder verweisen wir eben auf jenen Aufsatz, da wir wegen Beschränktheit des Raumes nur die Maler nennen müßten, was schwerlich Interesse haben möchte.

Der Maler Dr. Heus hat im Auftrag des Baron Salomon Rothschild die lebensgroßen Porträtgemälde des Erzherzogs Karl, Erzherzogs Stephan, des Fürsten Metternich, des Grafen Kolowrat, des Baron Kübeck u. A. in Wien gefertigt, welche Gemälde den Anfang einer Galerie der Zeitgenossen bilden sollen, welche die Familie Rothschild in ihrem in Frankfurt zu erbauenden Palast aufstellen und durch die hervorragendsten Regenten, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künstler auch anderer Länder vervollständigen lassen will. Dr. Heus wird die Zeichnungen dieser Originale unter dem Titel Galerie des contemporains mit Unterschriften der Dargestellten und kurzen Notizen über ihr Leben und Wirken herausgeben, gleichfalls auf Kosten der Familie Rothschild.

Se. Majestät der König von Würtemberg hat dem Kupferstecher Friedrich Wagner in Nürnberg für die Uebersendung seines neuesten Kupferstichs „Sakontala nach Riedel" als Zeichen allerhöchster Anerkennung seiner Leistungen in diesem Fache der Kunst die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zuzusenden geruht.

Vereine.

In Berlin hat sich ein landwirthschaftlich-Provincialverein der Mark Brandenburg und Lausitz gebildet und am 2. September und folgende Tage seine erste Generalversammlung gehalten. An der Spitze steht der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Herr von Meding, der geh. Oberregierungsrath Herr Lette und Herr von Schlicht.

Der zu Anfang dieses Jahres ins Leben getretene Gesellenverein in Berlin scheint sehr wohlthätige Früchte zu tragen. Er wurde gestiftet, um den Gesellen sämmtlicher Zünfte Gelegenheit zu äußerer Annäherung und Vereinigung unter einander zu geben, ihren Geist und ihr Gemüth zu bilden und zu veredeln, und ihre Kenntnisse zu vermehren. Zur Erreichung dieser Zwecke finden an bestimmten Tagen der Woche unter Vorsitz und Leitung eines Vorstandes Versammlungen der Vereinsmitglieder statt, wo wechselnd von dazu befähigten Männern, auch von Mitgliedern des Vereins selbst, die sich dem Vorstand anmeldig erweisen, moralische, geschichtliche, geographische, gewerbliche, naturgeschichtliche, ästhetische und überhaupt allgemeine Bildung fördernde Vorträge gehalten, auch die Gesellen auf diejenigen gesetzlichen und polizeilichen Verhältnisse aufmerksam gemacht werden, deren Kenntniß ihnen in ihrem Verhältniß unentbehrlich ist. Der Verein ist mit Anlegung einer Bibliothek zur Benutzung der Mitglieder beschäftigt und hat auch den Gesellen Gelegenheit zum Unterricht im Zeichnen und Singen geboten.

Mit Genehmigung der Regierung hat ſich in Köln ein „Kölner Handelsgewerbsverein“ gebildet, der die Intereſſen der Kölner Handelsleute gemeinſam berathen, auf genaue Beobachtung und Handhabung der beſtehenden Handelsgeſetze nach Kräften hinwirken und den betreffenden Behörden allgemein ſchädliche Contraventionen oder dem Manufacturhandel Kölns nachtheilige Umſtände und Verhältniſſe zur Kenntniß bringen will.

Um die Deutſchen in der Provinz Poſen mehr und mehr emporkommlich zu machen und zugleich die literariſche Bildung unter den Polen zu fördern, hat ſich in Poſen ein Verein von Polen conſtituirt, unter dem Namen „Geſellſchaft zur Unterſtützung der ſtudirenden Jugend“. Er zählt ſchon eine große Anzahl von Mitgliedern, die ſo reichlich zu dem Zwecke beiſteuern, daß 88 junge Leute, welche das Marien-Gymnaſium beſuchen, ganz oder theilweiſe vom Vereine unterſtützt werden.

In Gallizien finden die Mäßigkeitsvereine viele Jünger und werden ſowohl von Geiſtlichen als den höchſten Provinzialbehörden ſehr in Schutz genommen zum großen Verdruß der Herrſchaftsbeſitzer, deren Einkünfte durch den verminderten Abſatz des Branntweins ſehr beſchränkt werden.

Bei Gelegenheit der Philologenverſammlung in Dresden haben die Freunde und Beförderer orientaliſcher Sprache und Literaturkenntniß ſich in einen beſondern Verein zuſammengethan unter dem Namen der deutſchen Geſellſchaft für die Kunde des Morgenlandes. Ein von Zeit zu Zeit neu gewählter Ausſchuß, mit einem Vorſitzenden an der Spitze wird die Beſtrebungen der Geſellſchaft überwachen und für die Förderung und Erweiterung der deutſch-öſtlichen Verbindungen Sorge tragen.

Stiftungen.

Der Erzbiſchof Lothar Anſelm von München-Freiſing hat neuerdings Schenkungen zu frommen und wohlthätigen Zwecken gemacht: und zwar 10,000 fl. an das Clericalſeminar in Freiſing behufs der Begründung eines zweiten Jahrescurſes; 10,000 fl. an das dortige Knabenſeminar und 10,000 fl. an die Emeriten-Anſtalt der Erzdiözeſe München-Freiſing als Dotationsbeitrag.

Der Erzbiſchof von Bamberg hat an jedes der in der Erzdiözeſe Bamberg liegenden Landcapitel Burgebrach, Kronach, Stadtſteinach und Teuſchnitz die Summe von 1000 fl. zu dem bezweckt wohlthätigen Zweck verabfolgen laſſen, daß bedürftige Familienväter mit Hypothekcautionen zu 2 bis 2½ Proc. unterſtützt und die Renten alljährlich unter die Armen der betreffenden Capitel vertheilt werden ſollen — Beide Stiftungen haben unter dem Ausdruck des königl. Wohlgefallens die allerhöchſte Beſtätigung erhalten und wird die zweite den Namen führen: „Wohlthätigkeitsſtiftung des Erzbiſchofs Benſaz von Bamberg.“

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie des Inscriptions et Belles Lettres hat folgende Preisaufgaben aufgeſchrieben: Für 1845: I) „L'examen critique des Historiens de Constantin le Grand, comparés aux divers monuments de son règne.“ Preis, eine Goldmedaille im Werth von 2000 Frs. — II. Rechercher l'origine, les émigrations et la succession des peuples qui ont habité au nord de la mer Noire et de la mer Caspienne, depuis le troisième siecle jusqu'à la fin du onzième; déterminer, le plus precisément qu'il sera possible, l'étendue des contrées que chacun d'eux a occupées à différentes époques; examiner s'ils peuvent se rattacher en tout ou en partie à quelques-unes des nations actuellement existantes; fixer la série chronologique des diverses invasions que ces nations ont faites en Europe.“ Preis, eine Goldmedaille im Werth von 2000 Frs.

Für 1846. „L'examen critique de la succession des dynasties égyptiennes d'après les textes historiques et les monuments nationaux. Preis, eine Goldmedaille von 2000 Frs.

Ferner hat Herr Allier de Hauteroche der Akademie eine jährliche Rente von 500 Frs. hinterlaſſen, welche im Jahre 1845 dem beſten numismatiſchen Werke wird zuerkannt werden, das ſeit dem 1. April 1844 erſchienen iſt. Drei Medaillen zu je 300 Franken ſollen den beſten Werken über die Alterthümer Frankreichs zugeſtanden werden, die ſeit dem 1. April 1845 erſchienen ſind.

Die Académie française hat ferner einen Preis von 2000 Franken für das beſte Gedicht sur la découverte de la vapeur, einen gleichen für das beſte Eloge de Turgot ausgeſetzt. Der Termin für das Gedicht läuft am 1. März 1845, der für das Eloge am 1. März 1846 ab.

Die königliche Geſellſchaft für Wiſſenſchaften, Ackerbau und Künſte in Lille hat folgende Fragen für 1846 zum Concurs ausgeſchrieben: 1) Quel était l'état des arts du dessin, dans la partie de la France qui forme aujourd'hui le département du Nord et principalement dans la Flandre française, depuis le milieu du XIII. siecle jusqu'à la seconde moitié du XVII.e 2) Faire l'histoire scientifique et littéraire de la contrée qui forme aujourd'hui le département du Nord." Preis für jede Frage: eine goldene Medaille von 300 Frcs.

Für 1847 wünſcht dieſelbe Geſellſchaft die Löſung folgender Aufgaben: „Quelles sont les institutions civiles, scientifiques et religieuses qui ont favorisé le développement des beaux-arts chez les anciens et les modernes. Apprécier les services rendus par les beaux-arts à la civilisation, et réciproquement." Preis 500 Frcs. Adreſſe: A. M. Victor Derode, secrétaire général de la société. Zeit: Vor dem 1. Juli des Jahres, für welches die Preisfrage beſtimmt iſt.

Die Société archéologique de Beziers verſpricht dem Verfaſſer der beſten Ode, deren Gegenſtand ſie der Wahl des Concurrenten überläßt, eine in Silber ciſelirte Lorbeerenkrone; und dem Verfaſſer des meilleures recherches sur un point de l'histoire du Languedoc au moyen âge, laisse aussi au choix des concurrents, einen ſilbernen Eichenzweig. Zeit der Einſendung: Vor dem 1. Mai 1845.

Endlich beſtimmt die Akademie einen außerordentlichen Preis von 3000 Fr. für ein Vocabulaire des principales locutions de Molière. Sie wünſcht ein Wörterbuch der Sprache dieſes Dichters, eine Art Index verborum, wie es deren für Homer, Ariſtophanes, Virgil und Terenz giebt, und empfiehlt den Bewerbern beſonders, 1) nicht blos die Worte, ſondern die Wendungen zu ſtudiren, in denen ſich der Ausdruck des Gefühls und des Gedankens hauptſächlich ausſpricht. Es verſteht ſich, daß man unter dem Titel Locutions principales ſich nicht auf eine Sammlung ganz neu geſchaffener Worte und Wendungen beſchränken darf, die ſtets ſelten bei guten Schriftſtellern ſind, ſondern jeden Ausdruck hervorheben muß, der, dem gewöhnlichen Leben entnommen, einen beſondern Charakter erhalten hat. 2) Bei den Citationen die chronologiſche Ordnung der verſchiedenen Stücke zu beobachten, die den Fortſchritt des Geiſtes und der Sprache Molière's bezeichnete; 3) die letzten Ausgaben jedes Stückes von des Dichters Hand zu benutzen. Termin: 8. Januar 1846.

Die Académie des sciences in Toulouſe hat für 1845 folgende Preisaufgabe geſtellt: „Donner la description géologique d'une partie quelconque du bassin sous-pyrénéen considéré sous le rapport de la géognose proprement dite ou sous celui de la paléontologie. Sans vouloir restreindre le choix des concurrents à un seul des aspects de la question, l'Académie verrait avec intérêt leur attention se porter sur l'étude des mollusques terrestres et fluviatiles qui caractérisent certaines parties da la formation calcaire du bassin." Preis eine Goldmedaille im Werth von 100 Fr.

Die Akademie von Beſançon ſetzt einen Preis von 300 Fr. der beſten hiſtoriſchen Denkſchrift über eine berühmte Familie, eine Abtei, eine Kirche oder irgend eine Localität der ehemaligen Grafſchaft Burgund aus, mit Ausnahme der Häuſer Jeux und Neufchatel, der Abteien Chatrau-Chalon, Faverney und Luxeuil, der Stadt und Abtei von Beaume les Dames, der Priorei Belleſontaine, der Städte Beſançon, Dôle, Gray, Peligay, Pontarlier und Salins, die bereits zum Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen gemacht worden, und deren Memoiren theils ſchon gedruckt, theils im Archiv der Akademie niedergelegt ſind.

Für dieſelben Jahre wünſcht dieſelbe Academie ein Eloge de Charles Nodier, wofür ſie ebenfalls einen Preis von 300 Fr. ausſetzt. Einen gleichen Preis beſtimmt ſie für die beſte Löſung der Frage: „Donner la statistique des biens communaux, des terrains incultes et des marais de l'un des trois départements de la Franche-Comté, et indiquer les moyens d'utiliser ces terrains dans l'intérêt général, particulierement dans celui des classes pauvres." Termin: 1. Juni 1845.

Der Marquis Pallavicini hat zur dankbaren Anerkennung, daß ſeine Vaterſtadt Genua im Jahr 1846 zum Sitz des italieniſchen Gelehrtencongreſſes gewählt worden iſt, eine goldene Medaille im Werth von 300 Fr. für die beſte Preisſchrift über das zweckmäßigſte Syſtem der Triebkraft bei Eiſenbahnen ausgeſetzt. Der in dieſem Jahre in Mailand verſammelte Congreß hat aber beſchloſſen, dieſe Preisvertheilung ſchon im nächſten Jahre in Neapel vornehmen, und nur wenn bis dahin keine genügende Preisſchrift einlaufen iſt, die Bewerbung bis zum Congreß von 1846 zu verlängern.

Der König von Preußen hat beſchloſſen, zu Beförderung der Bearbeitung deutſcher Geſchichte „für das beſte Werk, welches im Bereich der deutſchen Geſchichte je von fünf zu fünf Jahren in deutſcher Sprache erſcheint, einen Preis von 1000 Rthlr. Gold, nebſt einer

goldenen Denkmünze auf den Vertrag von Verdun zu bestimmen." Die Vertheilung des Preises geschieht durch eine aus neun Mitgliedern bestehende Commission, welche von dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten jedes Mal zu Anfange desjenigen Jahres, in welchem der Preis ertheilt werden soll, aus ordentlichen Mitgliedern der königl. Akademie der Wissenschaften und ordentlichen Professoren der königl. Universität zu Berlin gebildet wird. Der nächste Termin der Preisertheilung ist das Jahr 1848, doch werden nur solche Werke berücksichtigt, welche durch eindringende, umfassende Forschung sowohl als durch Wahrheit und Leben der Darstellung sich auszeichnen, gleichviel ob sie die ganze allgemeine Geschichte oder nur einen besondern Theil derselben behandeln.

Die Herzogin von Nassau hat für eine populäre Darstellung der vaterländischen nassauischen Geschichte einen Preis ausgesetzt. Die Bewerber werden ersucht, ihre mit einem Motto und versiegelten Namenzettel versehenen Arbeiten bis zum 1. Juni künftigen Jahres bei Herrn Hofrath von Marx einzureichen, worauf am 20. Juli 1845 das von der dazu bestimmten Commission gesprochene Urtheil bekannt gemacht werden wird. Als Vorarbeiten werden den Bewerbern empfohlen: J. G. Schmid Geschichte der Grafen von Nassau (Köln 1843), „die Schlacht am Heßenbühl" und die in des gelehrten Hegelgens nassauischen Geschichtstafeln beigefügten wichtigen Notizen, Citate und Exempel.

Die Genter Gesellschaft Broedermin en Taelyver (Bruderliebe und Spracheifer) hat folgende Preise ausgesetzt: Eine goldene Denkmünze von 100 Fr. Werth und 300 Fr. in Geld für das beste flämische Drama in 3 bis 5 Aufzügen, dessen Gegenstand der flämischen Geschichte entnommen ist; eine goldene Denkmünze, 50 Fr. werth, und 150 Fr. in Geld für das nächstbeste Drama, eben so viel für das beste Lustspiel mit Gesang, Aufzüge und Gegenstand nach Wahl des Dichters. Nur belgische, nicht auch etwa holländische Dichter können in den Preiskampf treten; Stücke, welche wider religiöse und sittliche Gefühle streiten oder die Staatsregierung verletzen, werden nicht zugelassen.

Schweiz.

Kirche. Die Aufnahme der Jesuiten in dem Canton Luzern als Lehrer der Jugend scheint ziemlich befestigt. In Graubünden befindet sich die Schulbehörde in offenem Zwiespalt mit der geistlichen Behörde, indem der Bischof in Chur eingerichtete parität. Gymnasien in eine Art Bann gelegt hat und auf keine Vorschläge zur Ausgleichung eingehen will. Die Schulbehörde des Kantons hat die bischöflichen Siegel von den Schulzimmern abgenommen, da das Gymnasium als Staatsinstitut nicht unter bischöflicher Aufsicht steht.

In Genf, wo durch Einwanderung die Zahl der katholischen Einwohner sich sehr vermehrt hat, scheut die protestantische Union keine Opfer, um die protestantische Bürgerzahl zu vermehren und erleichtert den protestantischen Einwohnern durch Pardon und auf andere Weise das Niederlassen.

Diese protestantische Union gleicht in ihrer Organisation den ehemaligen Carbonari-Vente's. An ihrer Spitze stehen Männer, die nur wenig bekannt sind; der ganze Verein aber zerfällt in Centurien und Decurien, denen untergeordnete Chefs vorstehen. Diese gehören beiden Geschlechtern an. Die Centurien und Decurien wissen nur wenig, was in der Gesellschaft vorgeht und was von ihr geleistet wird. Alles geschieht heimlich, man versammelt sich nur in geringer Zahl und in kurzen Sitzungen. Correspondenzen werden mit den vorzüglichsten protestantischen Städten in der Schweiz und dem benachbarten Deutschland unterhalten.

Kunst. Ein Kunstbericht über die diesjährige Kunstausstellung in Zürich giebt kein besonders günstiges Bild von dem Zustand der Kunst in der Schweiz. Der Berichterstatter findet nur die Landschaften einer lobenden Erwähnung werth, und nennt Zeiger von Stanz und Muhram von Altdorf besonders bemerkenswerth; auch im Genre, im Idyllischen und Komischen sollen einige gute Bilder da gewesen seyn, und hier wird Schimons „treusorgter Mutter" der Preis ertheilt. Diejenigen Kantone, welche am meisten repräsentirt waren, sind Zürich, Bern und Basel.

Belgien.

Kirche. Während mehrere Kantone der Schweiz mit den Jesuiten Verträge schließen, erheben sich in Belgien, dem Sitz der katholischen Reaction und der Jesuiten, einige Städte gegen diesen Orden, wie es z. B. in Verviers geschehen ist, wo das Gerücht, die Jesuiten beabsichtigten die Errichtung einer Erziehungsanstalt, einige Unruhen hervorrief.

Literatur. Die neuerwachende Volksliebe für die flämische Sprache scheint den günstigsten Einfluß auf die geistige und politische Gestaltung des Landes zu üben. An der Spitze dieser flämischen Richtung stehen Conscience, Willems, Nyswick, Van Duyse, Blommaert, Raes, Ledeganck, Dr. Laet, Van Kerkhoven, Rensie, Serewitz &c., lauter Männer, zum Theil noch jung an Jahren, welche sich durch vortreffliche Leistungen im Lied, im Epos, im Roman u. s. w. auszezeichnet haben, und ihr Einfluß hat schon das Unglaubliche möglich gemacht. Fritz Veaerts, einer der vornehmsten französischen Schriftsteller Belgiens, beschäftigt sich mit Herausgabe flämischer Novellen, unter dem Titel: „Die alte Zeit in Belgien." Auch dichtende Frauen zählt bereits die neuerstandene flämische Sprache, wie Maria Dorlanabe, aus Dixmude in Westflandern gebürtig, Frau Courtmans und Fräulein D'Hungreiaer.

Alfred Michiels giebt ein Werk über die Geschichte der flämischen und holländischen Malerei heraus, von dem bereits zehn Lieferungen erschienen sind, und das von mehreren Seiten vielen Beifall findet. Mit jeder Lieferung wächst die öffentliche Theilnahme an diesem Werke, das mit steiem Bezug auf die Malerei alle Gestaltungen des niederländischen Lebens umfaßt.

Kunst. Der Director der Kunstakademie von Antwerpen, Gustav Wappers, ist vom König der Franzosen zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt worden. Seine Freunde und Schüler haben dieses Ereigniß enthusiastisch gefeiert.

Das schöne Bild Wappers „Genovefa von Brabant" ist von der Königin von Belgien dem Prinzen Albert, Gemahl der Königin von England, geschenkt worden, ein anderes, nicht minder gerühmtes Bild von Stingenezer in Antwerpen, den holländischen Admiral Staffers in dem Augenblicke darstellend, wo er in die Pulverkammer will, um sein Admiralschiff in die Luft zu sprengen, das im Begriff steht, in die Hände des Feindes zu fallen, ist dem König der Niederlande bestimmt.

Vereine. In Antwerpen hat sich ein Sangverein gebildet, unter dem Namen der Scheldesöhne, an dessen Spitze drei ausgezeichnete Brabanter: Ter Bruggen, von Kerkhoven und Cartel stehen.

Dänemark.

Literatur. Wir können nicht umhin, die Freunde der dramatischen Dichtkunst auf den dänischen Dichter Heiberg aufmerksam zu machen, von dessen Dichtungen bei Weber in Leipzig eine Auswahl in nicht mißlungener Uebersetzung erschienen ist; der erste und zweite Band liegen vor uns. Ein heiterer Humor, tiefes Gefühl, Lebendigkeit der Darstellung und poetisch schöne Sprache sind ihm nicht abzusprechen.

Schweden.

Literatur. Der Obrist Karl von Forsell, Chef des Landvermessungsbureau zu Stockholm giebt eine „Statistik von Schweden" heraus, von der bereits der erste Theil erschienen ist und der zweite und letzte im nächsten Frühjahr erscheinen soll. Er giebt eine klare, auf Aktenstücke gegründete Uebersicht der politischen und eigenthümlichen Einrichtungen und inneren Bewegungen des Landes.

Nicht minder wichtig ist ein anderes Werk: „Schwedens Staatsverfassungsrecht von Christian Neumann, Universitätssecretär in Lund." Bemerkenswerth sind auch die jüngst erschienenen kleinen Schriften „Norwegen 1844," historisch romantische Schilderung von L. A.; „Bemerkungen über Norwegen" von P. A. Liljeström; und „Zustände und Verhältnisse" nennter Brief.

England.

Kirche. Der Puseyismus scheint mehr und mehr seine bisher halb verschleierte Tendenz zu enthüllen; die Uebertretungen von Oxforder gelehrten Puseyiten zum Katholicismus mehren sich.

Die volle Ernte der Mormonen oder „Heiligen des jüngsten Tages" hat auch in dem sonst so intelligenten Schottland zahlreiche Anhänger gefunden; in der Stadt Glasgow zählt sie deren gegen 200.

Literatur. Nach englischen Zeitungsnachrichten iſt die Gräfin Guiccioli, Lord Byron's letzte Geliebte, jetzt mit Anordnung und Herausgabe der ihr vom Dichter teſtamentariſch hinterlaſſenen Manuſcripte beſchäftigt, die ſie mit Anmerkungen verſehen will.

In der Familie des Dr. Anderſen in Edinburg findet ſich das urſprüngliche Manuſcript von Thomas Campbell's, des jüngſt verſtorbenen Dichters „Pleasures of Hope." Ein Edinburger Blatt giebt Auszüge daraus, die von dem gedruckten Gedicht bedeutend abweichen.

Vor einiger Zeit gab Dickens „The evenings of a working man" (die Abende eines Arbeiters) heraus. John Overs, der Verfaſſer dieſes Buchs, ſtand ſchon lange mit dem berühmten Verfaſſer von Nicholas Nickleby in freundſchaftlichen Beziehungen und fand an ihm ſtets einen hülfreichen treuen Freund. Overs war ſeines Handwerks ein Tiſchler, wandte aber, von unwiderſtehlichem Bildungstrieb getrieben, alle ſeine Nebenſtunden auf Bücher und beſchäftigte ſich von früher Jugend mit literariſchen Arbeiten in gebundener und ungebundener Rede. Er iſt am 5. Okt. in London geſtorben, mit Hinterlaſſung von ſechs kleinen, ganz mittelloſen Kindern, denen Dickens eine Stütze zu werden verſprochen hat.

Großes Aufſehen hat in jüngſter Zeit der Roman „Ellen Middleton" der Lady Fullerton gemacht. Er ſpielt in den höhern Kreiſen der engliſchen Geſellſchaft und iſt voll religiöſer Tendenzen, wie ſie in dieſem Augenblicke in der engliſchen Ariſtokratie vorherrſchen. Bereits ſind zwei Auflagen und eine Ueberſetzung in Frankreich erſchienen.

Miß Caroline Halſted hat es unternommen den von Shakeſpeare als blutdürſtigen Tyrannen und ein moraliſches Ungeheuer geſchilderten König Richard III von dieſer Anſchuldigung des Dichters zu reinigen. Ihre Schrift, worin ſie das thut, führt den Titel: „Richard III as duke of Gloucester and king of England." Geſtützt auf das Zeugniß zahlreicher gleichzeitiger Urkunden verſucht die Verf. darzulegen, daß er ſeiner Mutter ein guter und liebender Sohn, ſeiner Gemahlin Anna ein guter Gatte und ſeinem Sohne ein guter Vater geweſen ſey, daß er ſich immer als der treueſte und ſtandhafteſte Anhänger ſeines Bruders Edward gezeigt, jedenfalls nur geringen politiſchen Antheil an der Verurtheilung und Hinrichtung des Herzogs von Clarence gehabt habe, nicht mißgeſtaltet geweſen ſey, und daß die Beſchuldigung des Mordes ſeiner Neffen auf ſehr ſchwankenden Gerüchten beruhe.

G. Montgomery, der Sprößling eines in Schweden und Finnland eingebürgerten Geſchlechts, hat eine Geſchichte des finniſchen Kriegs in den Jahren 1808 und 1809 herausgegeben, den er im Alter von fünfzehn bis ſechszehn Jahren erſt als Unteroffizier, dann als Adjutant des Generals von Debeln mitmachte. Das Buch enthält Mittheilungen und Thatſachen, die ſich noch in keiner andern Geſchichte jener Zeit finden, und eine Schilderung, mit welchem Heldenmuthe die Finnen ſich gegen die ruſſiſchen Heere vertheidigten, die gewiß die Eroberung nicht hätten ausführen können, wenn nicht Verrath und Ungeſchick der ſchwediſchen Heerführer ihnen in die Hände gearbeitet hätte.

Mit Ausnahme dieſer angeführten Novitäten bietet die engliſche Literatur für das Ausland wenig Bemerkenswerthes dar, wenigſtens wenn man die kritiſch-literariſchen Journale zu Rathe zieht. Traktätchen der Puſeiten, Controverſchriften dagegen, Reiſebeſchreibungen, denen noch immer Italien vielen Stoff giebt, Geſetzſammlungen, die ſelten der Mühe lohnen geleſen zu werden, das ſind ſo ziemlich die einzigen Punkte, welche in den Journalen beſprochen werden, wobei aber auch eine Menge ökonomiſcher, techniſcher und anderer ins tägliche Leben eingreifender Schriften nicht vergeſſen werden dürfen.

Doch wir dürfen noch eine andere Schrift nicht unerwähnt laſſen, die bei ihrem Erſcheinen viel Aufſehen gemacht hat: Revelations of Russia. 2 vols. Sie iſt wahrſcheinlich durch Euſtine's bekanntes Buch ins Leben gerufen worden. Der Verfaſſer, Militär oder Seemann, denn er geht beſonders auf das ruſſiſche Heer- und Marineweſen ein, giebt eine Schilderung der St. Petersburger Verhältniſſe, die keine ſchmeichelnde genannt werden kann.

Verein. In London hat ſich unter dem Vorſitz des Lordmayors ein Verein gebildet, der den Armen die Möglichkeit bieten will, um nur ein Geringes ihre Perſon und ihre Wäſche zu reinigen. Es ſollen fürs erſte vier große Badanſtalten für kalte und warme Bäder errichtet werden und daneben Waſchhäuſer, wo die Weiber heißes Waſſer und Keſſel zum Waſchen der Wäſche, Waſchbretter und ſtark geheizte Stuben zum Trocknen finden können. In Liverpool, wo eine ſolche Anſtalt ſchon ſeit zwei Jahren beſteht, wurden bereits im zweiten Jahre über 12,000 Bäder genommen und über 30,000 Wäſchen gehalten, ſo daß die Koſten beinahe gänzlich von den Armen ſelbſt gedeckt wurden und man nun damit umgeht, mehrere ſolche Anſtalten in der Stadt zu errichten.

Ein anderer Verein in London, „der Arbeiter Freunde" will geſunde Wohnungen für die Armen erbauen. Dieſer Verein hat ſchon bis zwölf Häuſer errichtet, welche, mit trefflichen

nichts entadelt so bald den edelsten Körper, als sie. Nichts verbreitet sich endlich so schnell bis in die entfernteste liegenden und gleichsam fremdartigen Theile des Wesens, als die verderbliche Ansteckung der Schwäche. Milde kann nur auf dem Boden gedeihen, den früher die Strenge bereitet.

9.

Ueber die Verantwortlichkeit der Feldherren.

Man kann diese Klippe ohne geheimen Schauer nicht nennen, — denn an ihr haben große Talente gescheitert, und dennoch scheint sie nicht umfahrbar zu seyn. Die Römer, das Muſtervolk, wenn es den Krieg betrifft, bestraften selbst offenbares Uebelwollen ihrer Feldherren nur gering, Unwissenheit und Irrthum gar nicht. So wichtig hielten sie das unbeängstigte Gemüth, den freien Geist des obersten Führers! so hoch achteten sie die Schwierigkeiten seines Amtes, daß sie nicht diesen neue hinzufügen wollten, und fürchteten, es dürfte sich Niemand finden, der sie zum Nutzen des Vaterlandes überwände. Sie haben die Welt erobert; dieser Umstand verschafft ihrer Ansicht Achtung. Große Ansichten können in unverwandter Beachtung zeitweise Nachtheile hervorbringen, aber gewiß ist es, daß sie im Ganzen herrlich sich lohnen. Die Venetianer, aus politischen Rücksichten so grausam und ungerecht, folgten eben aus diesen unter allen neueren Völkern hierin am strengsten dem Beispiele der Römer. Wie der römische Senat dem Consul entgegenzog, der bei Cannä beinahe die ganze Hoffnung Roms in das Grab geführt hatte, und ihm, dem es nicht für den Sieg danken konnte, zum wenigsten dafür dankte, daß er, an dem Vaterlande nicht verzweifelnd, nach Rom zurückkam; so empfing Venedig mit allem Pomp der dankbaren Freiheit seinen Feldherrn Petigliano, der mit der Schlacht von Agnadello in wenigen Tagen die Eroberung eines Jahrhunderts verloren hatte, und selbst unerschüttert, obwohl das französische Geschütz der stolzen Seebeherrscherin drohend Hohn sprach, dankte es ihm, daß er nach so furchtbarem Schlage an ihr nicht verzweifelte.

Wer das Geschöpf seiner eigenen Wahl wegen Unbrauchbarkeit straft, ist ungerecht, denn er sollte sich selbst strafen. Wer Unglück

Abzugskanälen, das Waſſer bis in das oberſte Stock hinaufführen, ſtark gebaut und gut beluftigt ſind und zum gewöhnlichen Zins an Arbeiter vermiethet werden ſollen.

Ferner iſt in London ein Verein ins Leben getreten, zur „Förderung der Volkserziehung in Griechenland.“ Die Univerſität in Athen ſoll die Zöglinge vorſchlagen, welche dann auf Koſten des Vereins in England eine gute praktiſche Erziehung in den moraliſchen Wiſſenſchaften, ſowie in Mechanik, Agricultur und allgemeinen nützlichen Kenntniſſen erhalten. Alle religiöſe Proſelytenmacherei bleibt dabei ſtreng ausgeſchloſſen.

Frankreich.

Schule. Wegen eines Aufſtandes der Schüler der polytechniſchen Schule in Paris, der durch die Unzufriedenheit der jungen Leute mit einem neuen Examinator hervorgerufen wurde, ſind ſämmtliche Schüler entlaſſen und die Schule geſchloſſen worden, um ſpäter reorganiſirt zu werden. Die neue Reorganiſation unterwirft die Anſtalt ſpezieller dem Kriegsminiſterium, als es früher der Fall war.

Das Studium der deutſchen Sprache an den franzöſiſchen Unterrichtsanſtalten ſcheint, wenigſtens in Paris, mit etwas mehr Strenge betrieben werden zu ſollen. Bei einer Prüfung der für das Lehrfach dieſer Sprache ſich beſtimmenden Individuen ſind mehrere zurückgewieſen worden, die ſich gar zu unbekannt mit der Sprache zeigten, in der ſie Unterricht ertheilen wollten.

Literatur. Endlich wird die vielbeſprochene und längſt verheißene Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs von Thiers das Licht der Welt erblicken. Oeffentliche Blätter ſprechen von dem ungeheuren Honorar, das ſich der berühmte Verfaſſer für ſein Werk bezahlen läßt und das nicht weniger betragen ſoll als 46,000 Fr. für den Band. Den Verlag hat eine Actiengeſellſchaft übernommen.

Dahlmanns „Geſchichte der engliſchen Revolution“ wird von Savoye, Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur am Collège Louis le Grand, ins Franzöſiſche übertragen, welcher die Ueberſetzung, und durch ſie das Originalwerk der Prüfung der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften vorlegen will.

Von Michelet's Geſchichte von Frankreich iſt der ſechste Band erſchienen, der beſonders Ludwig XI. und deſſen Kämpfe mit Karl dem Kühnen von Burgund zum Gegenſtand hat.

Die Napoleonsliteratur wird durch das Werk des Baron von Menevat »Napoléon et Marie Louise, souvenirs historiques« um zwei Bände vermehrt. Der Verfaſſer, Napoleons Secretär, hat ſich die Beſchreibung des kaiſerlichen Privatlebens zur Aufgabe gemacht.

Die Franzoſen ſcheinen ſich mehr und mehr zu gewöhnen, die Reformation nur von ihrem politiſchen Standpunkte aus anzuſehen. Guizot's Vorgang in ſeiner Geſchichte der Civiliſation ſcheint hierbei der Leitſtern zu ſeyn. A. Robert hat in ähnlichem Sinne ein dramatiſches Gedicht verfertigt »La Réforme en Allemagne.« eines jener athemloſen Stücke, welche, ohne ſtreng organiſche Verknüpfung, in ihren fünf Akten ganze Trilogien oder Tetralogien abhaspeln.

Die Rheingränze iſt zur fixen Idee der Franzoſen geworden. Außer daß ſie als ſtehender Artikel in mehrere in der Schule einzuführte geographiſche Lehrbücher übergegangen iſt, in denen von Belgien und Holland und den preußiſchen Rheinprovinzen als franzöſiſchen Departements geſprochen wird, lebt ſie auch in andern Schriften immer wieder. Die Schrift »Réunion de l'Alsace à la France par le Baron Hallez-Claparède etc.« in welcher die ſchändlichen Verrätereien erzählt werden, wodurch das Elſaß von Deutſchland losgeriſſen wurde, ſpricht es klar und deutlich aus, daß Frankreich ſich mit dem Elſaß nicht begnügen könne, ſondern das ganze linke Rheinufer haben müſſe; und der Moniteur, der eine ſehr günſtige Kritik davon giebt, ſtimmt mit vollem Herzen darin ein.

Kunſt. Nach einem Aufſatz in der A. Allgemeinen Zeitung iſt Ary Scheffer von allen Franzoſen am tiefſten in den Geiſt der Göthe'ſchen Dichtung eingedrungen. Sein Bild der Blocksbergſcene, wo Fauſt den Schemen Margarethens zu ſehen glaubt, wird als ſehr vortrefflich geſchildert, nicht minder ein anderes, welches die Unterhaltung Fauſts mit Gretchen im Garten der Nachbarin darſtellt. Hinzufügen müſſen wir übrigens, daß Ary Scheffer kein Franzoſ, ſondern ein Holländer iſt.

Der bekannte Bildhauer Frattets hat einen kolloſſalen Christuskopf vollendet, der in Paris allen Kennern Bewunderung einflößt.

Der Maler Chaſſeriaux, den Romantikern der franzöſiſchen Malerſchule anzureihen, hat Radirungen zu Shakſpeare's Othello gemacht. Seine Ausführung iſt etwas

melodramatisch, und von der Tiefe und Feinheit, mit welcher der Dichter die mannigfachen Personen seiner Tragödie schuf und zur Erscheinung bringt, ist, wie ein Kritiker sagt, in dieser Skizze wenig zu erkennen.

Die große geologische Karte Frankreichs von Elie Beaumont und Dufrenoy, welche in sechs Blättern erscheinen sollte, rückt langsam weiter vor, da man verschiedene mechanische Mittel zum Färben versucht hat, ohne bis jetzt ein gutes Resultat zu erhalten, und auch nur sehr wenig Arbeiter findet, die mit Genauigkeit und Geduld arbeiten.

Seitdem die Administration der Bergwerke im Jahr 1834 angefangen hat, die Departements aufzufordern, eigene geologische Karten in größerem Detail, als die Generalkarte erlaubt, anfertigen zu lassen, und ihnen dazu die Hülfe ihrer Ingenieurs angeboten hat, sind von den meisten Departements die nöthigen Gelder zu den Studien und der Herausgabe dieser Spezialkarten bewilligt worden. Vor 1835 hatten nur 15 Departements geologische Karten unternehmen lassen, seitdem sind 47 neue angefangen und 23 derselben vollendet worden.

Verein. In Lyon will man einen „christlichen Brüderverein" gründen, dessen Hauptzweck darin bestehen soll, für die daselbst in Arbeit stehenden und Arbeit suchenden protestantischen Deutschen, Elsäßer und deutschsprechenden Schweizer zu sorgen, sie vor Elend und moralischer Verwilderung zu bewahren und ihnen den Aufenthalt in Lyon für die Bildung ihres Geistes und Herzens so nützlich als möglich zu machen.

Portugal.

Literatur. In Coimbra erscheint ein politisches Blatt unter dem Titel: »Opposição Nacional,« dessen verantwortlicher Redakteur einer der besten Professoren der Universität ist, und das trotz seiner gehaltvollen Aufsätze, seiner ächt nationalen Tendenz und seiner würdevollen tadlosen Sprache, oder eben deswegen von den Regierungsblättern und dem Minister Costa Cabral, dessen Verwaltung es nicht lobt und loben kann, sehr angefeindet wird. Es erfreut sich einer großen Verbreitung.

Spanien.

Literatur. In Madrid giebt es jetzt 48 Journale, von denen 19 täglich, 9 zwei oder dreimal in der Woche, 7 allwöchentlich, 5 je in vierzehn Tagen und 8 monatlich erscheinen. Von den 19 täglich erscheinenden Zeitungen sind 5 den Ortsanzeigen gewidmet, 1 ein Religionsblatt, 1 eine Schulzeitung und zwei novellistische Sammelblätter, welche Wiederabdrücke classischer Werke spanischer und ausländischer Autoren enthalten; sie heißen »la biblioteca popular economica« und »la floresta espanola;« die übrigen sind politische Blätter. Unter den nur zwei oder dreimal in der Woche erscheinenden Zeitungen sind 2 medicinische, 1 juristische, 1 Handelsblatt, 1 Modezeitung, 1 religiöses Blatt und 3 satyrische und burleske Blätter, zu welchen letztern, namentlich zu dem la Risa die besten Dichter und Satyriker Beiträge liefern. Unter den 7 Wochenschriften sind 2 wissenschaftliche (la Espana administrativa und la revista eclectica espanola), 1 den Unterrichtsfragen gewidmet (el Mentor de la infantia), 2 literarische (el semanero pintoresco und el Museo de familias), 1 halb ernsthaftes, halb scherzhaftes Unterhaltungsblatt (el Polichinelo) und 1 Novellenblatt (la Esmeralda). Unter den 5 alle vierzehn Tage erscheinenden sind 3 musikalische Zeitungen (el Album musical, la Aurora musical, el ramillete filarmonica), 1 Militär und Marinezeitung, und 1 Literaturzeitung (el Labirinto), welche letztere in kolossalem Format und mit Vignetten und Illustrationen geziert ist. Unter den 8 Monatschriften ist 1 militärische, 3 politisch-literarisch-wissenschaftliche, 2 ausschließlich wissenschaftliche, 1 belletristische und eins ein bibliographisches Anzeigeblatt.

Das Eco del Comercio giebt ebenfalls in seinem Feuilleton eine Uebersetzung des „ewigen Juden."

Italien.

Literatur. La georgica per lo Stato Pontificio, opera compilata dal Cav. Vinc. de Paolis verdient besonders deßhalb auch im Auslande bekannt zu werden, weil es officielle Auskunft über die Statistik der Viehzucht, Weiden, des Bienenstandes, des Garten-, Feld- und Wiesenbaus, der Olivencultur, der Rebenzucht, der Meiereien, der Seidenraupenzucht, Ein- und Ausfuhr roher Produkte, so wie jedes andern Zweiges des wahren Nationalreichthums des Kirchenstaates giebt.

Die oberſte Congregation des Ritus und der kirchlichen Disciplin läßt das vergriffene Werk des Jeſuiten P. Schmalzgruber über allgemeines Kirchenrecht (jus ecclesiasticum universum) von neuem abdrucken; bereits ſind fünf Theile aus der Druckerei der apoſtoliſchen Kammer hervorgegangen.

Unter dem Titel bibliotera artistica will Lomazzo, ein gefeierter Maler Roms, alle ſelten gewordenen oder nur in großen Bibliotheken einzuſehenden claſſiſchen Kunſtſchriften von Italienern in einem neuen, dem Urtext getreuen Abdruck mit erklärenden Anmerkungen ſammeln. Er hat ſein Unternehmen durch einen in ſeiner Art vorzüglichen trattato dell' arte della pittura, scultura ed architettura ins Publikum eingeführt.

Ein Aufſatz in der A. Allgemeinen Zeitung enthält vor Kurzem eine Ueberſicht der in Neapel genannteſten Dichter der Gegenwart. Unter den tragiſchen Dichtern ſteht hiernach obenan Francesco Ruffo, dem folgt Cesare della Valle, Duca di Ventignano, der ſich in ſeinem ſpätern Lebensalter auch als Luſtſpieldichter mit Glück verſucht hat. Von ſeinen Luſtſpielen werden genannt: »Dopo 17 anni.« »Il Biglietto.« »La Capitale e la Provincia.« »I due Secoli.« etc. Ferner Domenico Simeon Oliva, geſtorben 1811, der ſich auch als epiſcher Dichter („Die Geburt des Meſſias" und die „Faſtorten") und als Ueberſetzer des Euripides auszeichnete; Giuſeppe Campagna (als ſein Meiſterſtück wird Guiliano Arestato genannt); Francesceni, Michelezzi, de Sivo ꝛc.

Den lyriſchen Dichtern nennt jener Aufſatz den Marcheſe Gargallo, einen ſicilianiſchen Ueberſetzer des Horaz und Juvenal. Marcheſe di Montroni; Cavaliere Maria Ricci, Hofpoet während der franzöſiſchen Herrſchaft in Neapel; Gabriel Roſſetti, 1820 ſeiner Gedichte wegen verbannt; Severio Baldacchini, Serverio Amato, Carlo Dalbono, Pierangelo Fiorentino, Emilio Imbriani, Achille Detanzieres, Leopold Tarantini ꝛc.

Anhänger der neuern Romantik ſind: Cesare Malpica, Paſquale de Virgilii, Pietro Paolo Parzanese, Felice Biſazza ꝛc.

Zu den dichtenden Frauen werden gerechnet: Roſa Taddei, eine vorzügliche Improviſatrice, Maria Giuſeppa Guacci-Nobile, Cecilie de Luna-Folliero u A.

Des reizenden neapolitaniſchen Volksdialekts bedienen ſich zu ihren dichteriſchen Ergüſſen: Genoino, Carfora, Sacco, Zezza u. A.

Zu den neueſten und beſten topographiſchen und chorographiſchen Karten Roms gehören: la gran carta topografica di Roma in quattro foglj, rattificata allo stato del 1852 e ridotta nella proporzione di $^1/_{4000}$: ferner la carta topografica dei contorni di Roma in due foglj ($^1/_{15000}$); die letztere umfaßt leider nur 5 Miglien der römiſchen Campagne: außerdem ſind noch zu nennen: la carta topografica della città di Civitavecchia suoi dintorni in un foglio ($^1/_{5000}$), und la carta corografica delle provincie di Urbino e Pesaro ($^1/_{200000}$).

Ungarn.

In Preßburg will ſich ein Verein zum Schutz der inländiſchen Induſtrie bilden, an deſſen Spitze Graf Eſtini Batthyani ſteht, deſſen vorzüglichſter Urheber aber Ludwig Koſſuth iſt. Die Mitglieder verpflichten ſich, alle Induſtriewaaren, deren ſie bedürfen, nur aus vaterländiſchen Quellen zu beziehen.

In den nördlichen Karpathengegenden, im eigentlichen Lande der Slowaken, gewinnen die Mäßigkeitsvereine immer größere Ausdehnung.

Polen.

Literatur. Von Kraſzewski, einem der fruchtbarſten polniſchen Schriftſteller, iſt das zweite Heftchen der »Akta babinskie« (Wilna 1850) erſchienen, gleichſam Akten der in frühern Zeiten unter dem Namen der Babinſchen Republik bekannten Geſellſchaft. Der Verfaſſer ergießt hier manche Seite des polniſchen ſocialen und literariſchen Lebens ziemlich ſcharf.

Ein anderes polniſches Werk der jüngſten Zeit iſt »Wspomnienia podróży po Krymie« eine Beſchreibung einer Reiſe durch die Krim) von Edmund Chojecki. Die Bilder des Landes, die hier dem Leſer geboten werden, ſind anſchaulich, anziehend und neu.

Von beſonderem Intereſſe iſt die von dem Buchhändler Zupanski in Poſen veranſtaltete Sammlung der „Kleinen Schriften" Lelewels. Alle die Abhandlungen über polniſche Geſchichte oder Geſchichtswerke, die von dem berühmten Hiſtoriker einzeln oder in Zeitſchriften erſchienen, ſind hier in einem ziemlich ſtarken Oktavband geſammelt. Beigefügt iſt

noch die aus dem 16. Jahrh. ſtammende Reiſebeſchreibung Gottfried's de Lamen in franzöſiſchem Urtext und polniſcher Ueberſetzung, eine ſehr wichtige Zugabe zur polniſchen Geſchichte.

Graf Anton Karpiński iſt am 8 März 1841 in Lemberg geſtorben. Er war Verfaſſer der »Wspomnienia wojenne« (Erinnerungen aus den Feldzügen am Rhein aus den Jahren 1796 u. 1797), ferner mehrerer Tragödien und Comödien, und hat Silvio Pellico's Schrift „Ueber die Pflichten des Menſchen" überſetzt.

Beachtenswerth iſt die Schrift des Adrian Krzyżanowski, Profeſſors an der ehemaligen Univerſität zu Warſchau: »Dawna Polska« (Warſchau 1841), eine Schilderung Polens „von dem Standpunkte ſeines Antheils an der fortſchreitenden Humanität." Der Verfaſſer mißt die Hauptſchuld von Polens Zurückbleiben in geiſtiger und ſocialer Bildung den Jeſuiten bei, und wahrhaft Schrecken erregend ſind die Thatſachen, die hier über den Einfluß des Ordens auf das ſociale Leben, über deſſen fortwährende Reibungen mit den Diſidenten, über ſein hinterliſtiges Eindringen in alle wiſſenſchaftlichen Inſtitute des Landes zuſammengeſtellt ſind.

In Warſchau wird jetzt, nach dem Bericht öffentlicher Blätter, eine neue Sammlung der älteren polniſchen Chroniken veranſtaltet, welche vorläufig auf Cromer, Guagnin, Bielski und Matthias Stryikowski berechnet iſt. Stryikowski lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Domherr in Littauen; ſeine Chronik, die für eine Zierde der polniſchen Literatur gilt, wird nach der Königsberger Ausgabe von 1582 abgedruckt werden.

Rußland.

Kirche. Rußland ſcheint mehr und mehr bedacht, den römiſchen Katholicismus aus ſeinen Grenzen zu entfernen. Vor einiger Zeit iſt abermals ein Kloſter der barmherzigen Schweſtern aufgehoben und die Nonnen durch Koſaken über die Gränze gebracht worden.

Schule. Nach dem amtlichen Bericht des Miniſteriums der Volksaufklärung ſtellt ſich die Statiſtik der Univerſitäten und Gymnaſien in Rußland folgendermaßen dar.

Die Univerſität St. Petersburg hat 66 Beamte und Profeſſoren und wird von 557 Studirenden beſucht; die Univerſität Moskau zählt 87 Profeſſoren und Beamte, nebſt 836 Studenten; an der Univerſität Charkow ſind 75 Profeſſoren und Beamte und 510 Studenten; an der zu Kaſan befinden ſich 98 Profeſſoren und Beamte und 359 Studenten; an der zu Dorpat 66 Profeſſoren und Beamte und 489 Studenten; an der Wladimiruniverſität zu Kiew endlich ſind 63 Profeſſoren und Beamte angeſtellt und ſie wird von 329 Studenten beſucht.

Gymnaſien zählt das ruſſiſche Reich zur Zeit 83, nämlich im Lehrbezirk von St. Petersburg 9 mit 1775 Schülern, im Lehrbezirk von Moskau 11 mit 2465 Schülern, im Lehrbezirk von Charkow 8 mit 1609 Schülern, im Lehrbezirk von Kaſan 10 mit 1895 Schülern, im Lehrbezirk von Dorpat 9 mit 615 Schülern, im Lehrbezirk von Kiew 7½ mit 3711 Schülern, im Lehrbezirk von Weißrußland 10 mit 2990 Schülern, im Lehrbezirk von Südrußland 6 mit 1240 Schülern, in Transkaukaſien 1 mit 507 Schülern, in Sibirien 3 mit 295 Schülern und im Königreich Polen 18 mit 4901 Schülern.

Der Kaiſer hat auf den Vorſchlag des Miniſters des öffentlichen Unterrichts Befehl gegeben, eine Anzahl junger Männer auf Staatskoſten nach Deutſchland, der Schweiz, Italien, Frankreich und England zu ſenden, um ſich dort für das Lehramt an den einheimiſchen Univerſitäten vorzubereiten, und dazu nicht allein Leute von Talent, ſondern mehr noch von bewährter politiſcher Geſinnung und feſtem Charakter auszuwählen, damit ſie unverdorben in die Heimath zurückkehren. Rußland gedenkt auf dieſe Weiſe die ruſſiſchen Univerſitäten allmählig von den ausländiſchen Profeſſoren zu reinigen, welche ſelbſt bei der beſten Geſinnung fremdartige Elemente mit einſchleppten.

In Warſchau iſt Anfangs Septembers ein neues Inſtitut, eine Kunſtſchule, eingeweiht worden.

Türkei.

Die Türken ſcheinen eine nachdrückliche Oppoſition gegen die Verſuche ihrer Regierung, europäiſche Bildung einzuführen, ins Leben treten laſſen zu wollen. Die Zeitungen ſind voll Gewaltthätigkeiten gegen die chriſtlichen Unterthanen der türkiſchen Provinzen. In Boſnien wurde eine neuerbaute Kirche von der fanatiſchen türkiſchen Bevölkerung kaum nach ihrer Einweihung völlig zerſtört und der Biſchof entging nur durch die Flucht den Mißhandlungen der Fanatiker; in Albanien übt der Paſcha die willkürlichſten Bedrückungen gegen die Chriſten und in den aſiatiſchen Provinzen der Türkei ſind die Chriſten den grauſamſten Verfolgungen von den Bekennern des Islams ausgeſetzt.

Griechenland.

Universität. In Folge eines Decrets der Nationalversammlung, kraft deſſen für das Lehrfach auch Ausländer angeſtellt werden können, hat die Regierung zwei Deutſche, die nach dem 3. Sept. 1843 entlaſſen worden, wieder in ihre Stellen eingeſetzt, nämlich Herrn Landerer, als Profeſſor der Chemie an der Univerſität, und Herrn Fabrizius als Profeſſor am Gymnaſium zu Nauplia.

Literatur. Kalergis hat Memoiren über die Septemberrevolution herausgegeben und Prachtexemplare davon dem König und einigen fremden Geſandten überreicht.

Oſtindien.

Mitte Septembers ſtarb in Calcutta Ram Komal Sen, Schatzmeiſter der Bank in Bengalen, als tüchtiger Geſchäftsmann und Gelehrter bekannt. In ſeiner Jugend einfacher Schriftgießer, erregte er durch ſein intelligentes, gefälliges Weſen die Aufmerkſamkeit Dr. Wilſon's, der als Profeſſor des Sanskrit in Oxford verſtorben, und ward von dieſem zu einer Schreiberſtelle bei der Aſiatic Society befördert, wodurch der Grund zu ſeinem fernern Glück gelegt war. Drei Jahre nach Gründung des Hindu-Collegiums in Calcutta unternahm er mit dem älteſten Sohn des Dr. Laney die Ausarbeitung eines engliſch-bengaliſchen Wörterbuchs; nach deſſen Tod im Jahre 1822 ſetzte er das kaum angefangene allein fort und vollendete es im Jahre 1830 in einem Quartband von 700 Seiten. Es iſt bei weitem das beſte und vollſtändigſte Werk über das Bengali. Obgleich bis an das Ende ſeines Lebens ein eifriger, faſt bigotter Bramadiener, war er doch unter den erſten Hindu, welche Lord Haſtings's Beſtrebungen zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in Indien unterſtützten.

Nordamerika.

Literatur. Nach öffentlichen Berichten ſcheint die Zahl der deutſchen Zeitungen in Nordamerika ſehr im Steigen zu ſeyn. Sie nehmen lebendigen Antheil an den Tagesbegebenheiten und übertreffen ſogar, zumal in Weſten, den nordamerikaniſchen Sinn in Leidenſchaftlichkeit und Trivialität. Die deutſche Schnellpreſſ ſteht allein unbetheiligt da, nimmt aber um ſo ſtärker Antheil an den Bewegungen in Deutſchland, ſtemmt aber den Deutſchen in Amerika und den vielen ſich dafür intereſſirenden Amerikanern nicht immer ein richtiges Bild von dem politiſchen und ſocialen Leben des alten Vaterlandes zu geben.

Wer ein lebendiges und getreues Bild von dem Zuſtand der amerikaniſchen Preſſe erhalten will, muß die unter dem pſeudonymen Namen Jonathan Slick erſchienene Schrift „High Life in New York“ leſen. Sie ſcheint, wie ſchon geſagt, eine höchſt getreue und lebensvolle Schilderung amerikaniſcher Sitten und Zuſtände zu enthalten, wie ſie nur ein geborner Amerikaner geben konnte. Jonathan, der Held des Buchs, hat die Laufbahn eines Zeitungsſchreibers in New-York ergriffen, er ſchildert Erlebtes und iſt daher im Stand manchen Aufſchluß über den Zuſtand der nordamerikaniſchen Preſſe zu ertheilen. Aus Allem geht hervor, daß, bei allen Eigenthümlichkeiten, dieſelbe ſich keineswegs in ihrer innern und äußern Weiſe allzuſehr von der Preſſe dieſſeits des Oceans unterſcheidet.

Verein. Auch in Nordamerika will man einen deutſchen Liederkranz bilden. New-Yorker Blätter und namentlich die Deutſche Schnellpreſſ fordern dazu auf und weiſen zur Begründung ihres Antrags auf die Aufblühung und zunehmende Verbreitung des Männergeſangs in Deutſchland, wie auf die in andern Ländern, wo Deutſche wohnen, beſtehenden Geſangvereine hin; auch ſcheint die Aufforderung Anklang zu finden.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1845.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Die Studentenverbindungen auf deutschen Hochschulen 1
Unsere Ströme 42
Religion und Poesie 59
Das Corpus Juris und die historische Schule in ihrem Verhältniß zur deutschen Rechtsentwicklung 145
Die Behandlung fremder Eigennamen 189
Das literarische Eigenthum und seine Fortbildung in Deutschland durch Gesetzgebung und Praxis nachgewiesen an dem Schelling-Paulusschen Rechtsstreite 202
Das Rowland Hill'sche Portosystem vom deutschen Standpunkte 269
Die Majestät gegenüber dem deutschen Volke 307
Kurze Notizen 333

Erklärung.

Die Weser-Zeitung hat in ihrer Nummer 347 vom 8. Februar eine Correspondenz von der Eider vom 4. Februar aufgenommen, welche durch ihre Abfassung einen der beiden Unterzeichneten als Verfasser eines Aufsatzes in der Deutschen Vierteljahrsschrift 3tes Heft 1844 über „Geschworne Gerichte mit besonderer Beziehung auf Schleswig-Holstein und Dänemark" und als groben Plagiarius verdächtigt hat. Wir halten uns überzeugt, daß auf eine solche anonyme Insinuation die einfache Erklärung genügen wird, daß keiner von uns beiden jenen fraglichen Aufsatz selbst verfaßt habe, noch den Verfasser desselben als solchen kenne. Wir ersuchen hiemit die verehrliche Redaktion der Deutschen Vierteljahrsschrift, uns dieses gefälligst bezeugen zu wollen, und schließen mit der Erwartung, die Weser-Zeitung werde nicht anstehen, diese unsere Erklärung als Antwort auf jene ehrenrührige Correspondenz ihrem Publikum mitzutheilen.

Kiel, im Februar 1845.

Dr. jur. A. L. J. Schmid, Privatdocent.
Dr. jur. L. Stein, Privatdocent.

Die Redaktion der deutschen Vierteljahrsschrift befindet sich in der Lage, ein doppeltes Bedauern veröffentlichen zu müssen, indem sie sich vorstehender Erklärung anschließt.

Einmal hat sie einen Aufsatz aufgenommen, welcher später sich als Plagiat erwiesen hat. Daß sie ihn nicht sogleich als solches erkannte, wird Niemand ihr verübeln, welcher den Ueberreichthum an Hervorbringungen unserer Literatur nur einigermaßen kennt.

Dann aber ist der Plagiarius, wie die Unterzeichnete mit unumstößlichen Beweisen belegen kann, der vor Kurzem mit Tod abgegangene Regierungsrath A. Müller zu Weimar, der also weder seine Schuld bekennen, noch sich rechtfertigen kann.

Sie ist diese Erklärung sich selbst, noch mehr aber den ehrenwerthen Männern schuldig, welche ganz ohne Grund dieses Plagiats bezichtigt worden sind.

Stuttgart, im Februar 1845.

Die Redaktion der Deutschen Vierteljahrsschrift.

Die Studentenverbindungen

auf deutschen Hochschulen.

> Ein ächter Clubb ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut, aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freier Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich.
>
> Novalis.

Der[1] Einfluß der Nahrungsmittel, des Klimas, der geographischen Lage auf den Menschen ist bekannt. Wir sehen zunächst seine leibliche, dann aber auch seine geistige Beschaffenheit durch jenen Einfluß bedingt. Dem Gebirgsbewohner gibt die reine frische Luft, die er athmet, die Großartigkeit und Schönheit seiner Umgebungen ein gesundes kräftiges, für das Höhere aufgeschlossenes Daseyn; sein neblichter Himmel und seine schwere Kost machen den Engländer ernst und melancholisch, während der griechische Himmel ein gefälliges Gepräge aufdrückt. Aehnlich, ja wohl noch eingreifender wie jene äußeren, durch die Natur gegebenen Verhältnisse physisch, wirken die gesellschaftlichen Einrichtungen und Umgebungen geistig auf den Menschen ein. Unser Leib ist, so lehrt man uns, in einem fortgesetzten Prozesse des Werdens und Vergehens begriffen. Während er auf der einen

[1] Die nachfolgenden Ansichten sind zum Theil bald nach des Verfassers Rückkehr von der Universität, 1836, zum Theil auf Anregung einer später mehrfach citirten Schrift, 1841—42, ohne Zusammenhang mit Tagesereignissen, entwickelt und niedergeschrieben.

wie Verbrechen behandelt, erzeugt Verbrechen. — „Ich bin als ein Schuldloser in diesen Kerker gegangen, ich gehe als ein Schuldiger daraus hervor," sagte der große Condé. Ungerechtigkeit wird überall und in allen Lagen dieselbe Wirkung erzeugen, und nicht immer wird sie auf Helden stoßen, die sie besiegen, indem sie dieselbe ertragen. Die französische Republik setzte auf eine verlorene Schlacht das Schafott; die natürliche Folge hiervon war, daß sie ihre Feldherren in die Reihen ihrer Feinde drängte, und einer ihrer Feldherren erlag.

Wenn Oesterreich den Herzog von Friedland, den kühnsten Feldherrn, den dessen Geschichte kennt, nachdem er es aus dem Verderben emporgerissen, Dänemark besiegt, das Reich gebändigt, und dem größten Feldherrn seiner Zeit als großer Feldherr sich gegenüber gestellt hatte, niederstechen läßt: wenn Venedig dem Eroberer der Lombardie, Carmagnola, das Henkerbeil zum Lohne gibt, so mögen beide Recht haben, denn Verrath löst jede Verpflichtung, und die Dringlichkeit des Augenblicks mag die verdächtige Eile in jenem Falle und die beispiellose Heuchelei in diesem entschuldigen: wenn man aber aus den Zimmern der Hofburg die auf hundert Meilen entfernt kämpfenden Feldherren leiten und sie für jede Abweichung von diesen Vorschriften verantwortlich machen will, so kann wohl der Zufall noch einen Staat aufrecht halten, er selbst aber hat Hinlängliches gethan, um seinen Untergang zu beschleunigen.

Da jedoch ein Band der Abhängigkeit zwischen der Regierung und ihren Feldherren bleiben muß, und er für die Kräfte, die ihm anvertraut werden, und ihre zweckmäßige Verwendung dem Vaterlande verpflichtet ist, so bestimmt sich der Grad von Verantwortlichkeit von selbst, welcher der einzige billige ist. Nämlich eine erklärende, und nichts weiter. Der Feldherr muß gehalten seyn, der Regierung außer dem Gerippe seiner Handlungen die Gründe für dieselben aufzudecken, und die Regierung mag demnach einsehen lernen, ob er der Mann für sein großes Amt ist, oder nicht. Er muß im Allgemeinen einen Plan zum Feldzuge der Regierung vorgelegt haben, und dieser ist das Einzige, wozu er vorhinein gegen sie verpflichtet ist. Die Abweichungen von diesem Plane kann er späterhin nur nachträglich zu erklären, und vor dem Tribunale der Vernunft und der Erfahrung zu rechtfertigen haben,

Seite durch Transpiration und auf andern Wegen Stoffe ausstößt, eignet er sich andererseits neue dafür an, und nach einer Reihe von Jahren sollen wir einen ganz neuen Körper besitzen, der sich aus den genossenen Nahrungsstoffen bildet, und von ihrer Beschaffenheit mit abhängig ist. So ist auch unser Geist in einem steten Werden und Bildungsprozesse begriffen. Aus dem Vorbilde seiner Erzieher, aus dem Unterricht seiner Lehrer, aus den Ereignissen des Lebens saugt er Nahrungsstoff für seine Entwicklung. Die Eindrücke, welche ihm auf diese Weise die Außenwelt gibt, nimmt er auf, verarbeitet sie in sich auf eine dem Vorgange der leiblichen Verdauung ähnliche Weise, und so wächst und bildet sich der Geistesmensch, bedingt, wie der Mensch des Leibes, durch die äußere Umgebung. Es soll hiermit nicht geläugnet werden, daß jeder Mensch ein eigenthümliches und ursprüngliches Wesen mit einem bestimmten Gepräge in sich trage, einen Urzuschnitt, dessen Entwicklung höchste Aufgabe aller Erziehung ist, einen inneren Beruf, der oft durch die ungünstigsten, widerwärtigsten äußeren Verhältnisse sich zu seinem Ziele hindurcharbeitet; dennoch aber ist das Wachsthum dieses ersten Keimes stets durch die umgebende Hülle bedingt. So wird aus einer Eichel nie ein Buchbaum hervorwachsen, mag man sie pflanzen, wo man wolle; allein davon wird die Gestalt des Baumes stets abhängig seyn, ob man den Kern in Sand oder Marschboden legt, ob man ihn pflanzt in dem Schutz freundnachbarlicher Bäume, oder auf kahler Heide, ein Spiel der Winde. Auch der geistige Mensch ist gleichsam ein Keim, der die Anfänge seiner Entwicklung aus dem ihm umgebenden Mutterschooße nimmt, der aber in die Welt hineingeboren, hineingelegt wird wie das Saatkorn in den Acker, um in ihr und an ihr zu erwachsen. Dieselbe geistige Natur wird, von einer grönländischen oder einer deutschen Mutter geboren, sich unendlich verschieden entwickeln, und der Königssohn, von Anfang an in der Bauernhütte erzogen, wird durch die Macht der äußeren Einflüsse ein anderer Mensch werden als bei Hofe.

Nun ist aber der Einfluß der äußeren Umgebung auf die geistige Entwicklung des Menschen für keinen Lebensabschnitt bedeutender, als für das jugendliche Alter. Wie der Körper in diesem Alter noch in der Ausbildung begriffen, das Knochensystem noch biegsam, nicht fest und abgeschlossen ist, so gibt auch der

Geist diesem und jenem Eindrucke nach, läßt sich biegen zum Guten wie zum Bösen. Darum ist denn die Universitätszeit für den der wissenschaftlichen Ausbildung sich widmenden Menschen eine sehr bedeutungsreiche. Zwar wird die schon vorher empfangene Richtung häufig die Grundlage seines späteren Lebens bleiben, häufig aber ist noch gar keine solche, häufig eine sehr leicht verwischbare vorhanden und in der Regel erhält dieselbe eben auf der Universität erst ihre eigentliche Entscheidung. Die frühern Studien häufen mehr Material; der junge Mensch steht bloß aufnehmend, von Andern geleitet da; jetzt wird er sich selbst übergeben, er soll selbst urtheilen, richten, entscheiden. Er tritt in die Jahre der eigenen Mannbarkeit, die der Student ja so gern durch deren äußeres Kennzeichen, den Bart, kund gibt. Hier in dieser Zeit der ersten Selbstbestimmung wird in der Regel die Grundrichtung des spätern Lebens gewonnen. Schon durch das Ergreifen eines bestimmten Faches wird eine Reihe höchst einflußreicher Folgen herbeigeführt; dann aber pflegt das Leben sich mehr oder weniger zu entscheiden für das Edle oder für materielles Streben, für eine auf Gott und der Mitwelt Wohl oder nur auf das eigene Ich gewandte Thätigkeit. Ist somit die Universitätszeit eine höchst wichtige und entscheidende für den Menschen, so muß alles daran liegen, die dort den Jüngling empfangenden Verhältnisse und Zustände so zu gestalten, daß sie den wahren Zweck des akademischen Lebens fördern.

Nun mag man es für jenen Zweck für zureichend halten, daß tüchtige Lehrer in den einzelnen Berufsfächern die dem Standpunkte ihrer Wissenschaft entsprechenden Vorträge halten, daß Gelegenheit zu Disputationen, Kanzelvorträgen, Relationen geboten werde, daß Bibliotheken, Akten und Naturaliensammlungen, Anatomien, Krankenhäuser, nebst andern Vorkehrungen eine Veranschaulichung der Lehre, eine Verbindung des praktischen mit dem theoretischen Wissen fördern, daß auf die äußere Aufrechterhaltung der Zucht und Sitte durch angemessene akademische Gesetze hingewirkt werde. Es muß auch zugegeben werden, daß der Staat, als die Universitäten beaufsichtigend und schützend, sich zunächst auf derartige Einrichtungen wird beschränken müssen. Daß aber mit denselben die Zahl der die akademische Entwicklung bedingenden Verhältnisse und Institutionen erschöpft sey,

kann in keiner Weise zugegeben werden. Die Vorlesungen mit dem in denselben dargebotenen Stoffe nehmen die akademische Jugend zwar wesentlich, jedoch keineswegs ausschließlich in Anspruch. Die akademische Zeit wird in der Regel und wohl mit Recht als die schönste des Lebens angesehen; die Mehrzahl bezieht mit großen Erwartungen die Universität und will neben dem ernsteren Studium den fröhlichen Genuß jugendlichen Zusammenlebens. Namentlich das erste oder die ersten Semester des Trienniums werden, als eine Erholung von den Anstrengungen der überstandenen Maturitätsprüfung, der Benutzung früher ungekannter Selbstständigkeit und akademischer Freiheit zugewandt, oft in unsicherer Schwankung lediglich dem Vergnügen und dem geselligen Beisammenseyn gewidmet. Daher sind es eben die geselligen Zustände unter der akademischen Jugend selbst, welche den Ankömmling zunächst aufnehmen und bestimmen. So natürlich das Bedürfniß des geselligen Umganges und gegenseitigen Anschließens nun auf der einen Seite ist, so erlaubt, ja für die scientifische wie für die sittliche Ausbildung des Jünglings fördernd es in der rechten Weise und im richtigen Maße werden kann, so sehr kann es auch eine verderbliche, alles bessere Leben untergrabende Gestalt annehmen. Es ist in der Regel auf jeder Universität eine gewisse Grundrichtung, Ton genannt, vorherrschend, der schon durch allerlei Aeußerlichkeiten, die größere oder geringere Eleganz der Kleidung, das Du oder Sie der Anrede, die wissenschaftliche oder materielle Haltung der Gespräche, die Reinheit oder Liederlichkeit der Lieder ꝛc. auf den verschiedenen Akademien als verschieden sich kund zu geben pflegt. Dieser Ton übt eine sehr große Gewalt auf die die Akademie Beziehenden, namentlich im Beginne der Studienzeit aus, übt eine um so größere Gewalt aus, je unselbstständiger und bestimmbarer die Jugend beim Uebergange zur Universität, je fremdartiger und unbekannter ihr zu Anfang das neue Leben zu seyn pflegt, je weniger die Studien selbst, je mehr noch die geselligen Verhältnisse die Aufmerksamkeit des Ankömmlings fesseln. Dieser Ton bringt dem jungen Manne alsbald die auf der Schule noch ganz fremdartigen Begriffe der Ehre und ihrer Verletzung bei. Schon Manchem wurde der Ton die Brücke zu Unsittlichkeiten in Worten und Thaten, die ihm zu Anfang im Grunde seines Wesens

anekelten; schon Mancher ging unter in den leiblichen und geistigen Unordnungen, die er anfangs, nur dem Tone nachgebend, mitmachte, oder verlor doch Jahre seines Lebens dadurch, die unter andern Verhältnissen dem Bessern gewidmet seyn würden. Eben so fehlt es umgekehrt nicht an Beispielen, daß der in einer gesellschaftlichen Einigung herrschende Geist den Einzelnen gehoben und für eine edlere Lebensrichtung gewonnen hat. Es sind dem Verfasser zuverlässige Mittheilungen bekannt, daß junge, dem Laster der Onanie verfallene Leute, welche vergebens sich von demselben loszumachen gestrebt, durch den in den zwanziger Jahren in der Burschenschaft zu Halle herrschenden Geist hierzu erstarkten. In einer Lebensbeschreibung des Diaconus Sybel, dargestellt von Dr. F. Liebetrut, Berlin 1841, heißt es Seite 82:

„Wie tief die sittliche Wirkung dieser jugendlichen Vereine gehen konnte, mag folgende Thatsache bezeugen. Während Verfasser im Jahre 1822 die neugeordneten turnerischen Uebungen in Tübingen leitete, bestand ein gleicher Kreis auch zu Stuttgart. Hier hatte ein hoher Staatsbeamter einen ungerathenen Sohn, der, von verschiedenen Bildungsanstalten ausgestoßen, nirgends mehr Aufnahme finden konnte. In tiefem Schmerze wendete sich der Vater jetzt an den Turnwart, mit der Bitte, seinen Sohn zum Turnplatze zuzulassen, durch dessen sittlichen Einfluß er noch allein Besserung hoffen könne. Nach angestellter Berathung mit den Turnenden und mannigfachem Bedenken und Widerspruch nahm man ihn mit der Bedingung auf, bis zu seiner erfolgten Besserung des brüderlichen „Du" zu entbehren und bis dahin von Allen „Sie" angeredet zu werden. Dieser herben Bedingung unterwarf sich, seinen Stolz bezwingend, der vornehme Jüngling, und — besserte sich bald!" — —

Es läßt sich zwar von einer bedeutenden, mit größerer innerer Selbstständigkeit ausgerüsteten Natur erwarten, daß sie die durch ihre innere Beschaffenheit ihr vorgezeichnete Bahn auffinden werde. Eine solche Natur wird durch ihre Umgebung wohl eine Zeitlang irre und schwankend gemacht, aber der Regel nach nicht dauernd abgebracht werden von ihrem Ziele. Solche Naturen gehören indeß zu den seltenen, und die Mehrzahl in

eher dazu gemacht, durch andere Persönlichkeiten sich leiten zu lassen, als zur Selbstständigkeit. Diese Masse aber ist es, welcher späterhin vorzugsweise die Predigt des göttlichen Worts, die Erziehung der Jugend, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Gesundheitspflege des Volkes übergeben ist. Wie dieses von ihnen geschieht, ist nicht bloß von dem, was sie lernen, sondern ebensosehr von dem Geiste, den sie überhaupt einsaugen, abhängig. Je nachdem der herrschende Ton Liebe zum Vaterlande, Achtung vor der Religion und dem Gesetze, Mäßigkeit und Keuschheit in ihnen fördert, oder das Gegentheil, werden sie später, den aufgenommenen Geist ins Leben zurücktragend, gut oder schlecht wirken. Wirken doch Fähigkeiten und Kenntnisse, wenn sie dem Schlechten dienen, eben so verderblich, wie sie im Dienste des Guten wohlthätig sind. Begegnet man doch leider so oft Persönlichkeiten, die, mit schönen Gaben des Geistes und Körpers ausgerüstet, zum Segen ihrer Umgebung wirken könnten, statt dessen aber den auf der Universität eingesogenen Geist der Frivolität, Ungeregeltheit, Unmäßigkeit, Ausschweifung, sich ruinirend, Andere ansteckend, in die Kreise ihrer Umgebung forttragen. Selbst diejenigen, welche die Universität nur als Unterrichtsanstalt ansehen, auf der sich Jeder die für seinen künftigen Beruf erforderlichen Kenntnisse anzueignen soll, müssen die Bedeutsamkeit des Tons unter den Studirenden für diesen Zweck erkennen. Denn je nachdem der Sinn gerichtet ist auf regelmäßigen Besuch der Kollegien, gemeinsames Studium, wissenschaftliche Unterhaltungen, oder auf Hunde, Duelle, Pferde, wird der Fortschritt im Brodfache größer oder geringer seyn; der Entnervung durch Völlerei und Lasterdienst nicht zu gedenken. Wer aber die Universitäten nicht blos als Unterrichtsanstalten, sondern zugleich als Bildungsinstitute für die Entwickelung des Charakters, der eigensten Persönlichkeit, ansieht, der vor Allen muß wünschen, daß der Student nicht blos in den Hörsälen für das Höhere begeistert werde, sondern daß diese Begeisterung auch in dem geselligen Zusammenleben, statt in den Koth gezogen, durch Gemeinheiten irre gemacht und gelähmt zu werden, einen Träger und Unterstützung finde. Die Jugend steht einer geistigen Erhebung, einem Erfassen des Großen und Edlen in Geschichte, Natur, Kunst und Wissenschaft näher denn ein

anderes Alter. Wo nun der Sinn dafür auch in ihrem geselligen Zusammenseyn gepflegt, dieses von erhebenden Ideen durchdrungen ist, da wird ihre Empfänglichkeit für die Vorlesungen und den darin gebotenen Stoff wachsen, die geselligen Freuden werden, statt eines das akademische Studium hemmenden, zerstörenden Charakters einen stärkenden und aufmunternden annehmen, die Professoren werden sich durch den frischstrebenden lebendigen Geist ihrer Zuhörer gehoben und gestärkt fühlen zu neuen Anstrengungen, und statt die Unternehmungen der Studenten mit dem Gesetze in der Hand verfolgen zu müssen, wird sich die akademische Obrigkeit selbst dabei betheiligen, sie als wohlthätiges Bildungsmittel fördern und leiten können.

Erwägt man die Wichtigkeit des Lebens der Studenten unter sich und der Weise ihres Zusammenseyns für ihre Entwickelung gehörig, so muß man sich wundern, daß so viel für die Errichtung von Universitätsgebäuden, Pedelle, Gendarmen und Carcer, und so wenig hierfür geschieht. Zwar kann der Staat nur indirekt wirken; aber gibts denn keine jungen Universitätslehrer, welche, statt blos dem Studium zwischen den Wänden, dem Leben unter den Studenten Sorge und Zeit zuwenden mögen?

Wo wahre, ächte Fröhlichkeit ist, da wird sie sich auch auszudrücken, äußerlich kundzugeben suchen; daher wird eine zum Gesammtbewußtseyn gelangte akademische Jugend gemeinsame Feste und Dekorationen nicht entbehren können.

Es ist im Vorhergehenden vom Tone unter der akademischen Jugend, nicht aber, dem Titel dieser Bemerkungen entsprechend, von Verbindungen unter den Studenten die Rede gewesen. Es könnte scheinen, daß der Verfasser, beides verwechselnd, seine Aufgabe nicht scharf genug ins Auge gefaßt habe. Eine nähere Prüfung dürfte aber ergeben, daß jenes nur scheinbar, und daß, wo von Verbindungen unter Studenten, das heißt, den die Gesammtheit der Studenten umfassenden Organisationen ihres geselligen Beisammenlebens die Rede ist, dem Ton unter den Studenten die größte Bedeutung zukömmt. Denn es ist ein Naturgesetz, daß jedwedes geistige Daseyn eine leibliche Form, eine Verkörperung sucht. Wie der Gedanke im Worte sich abprägt, die Gesinnung im Handeln, der Staat die politischen,

die Kirche die religiösen Elemente in ihrer äußeren Gestaltung, in ihren Institutionen und Einrichtungen zu verleiblichen sucht, so ist auch mit einer bestimmten Richtung, mit einem herrschenden Tone in einer Gesellschaft von vorn herein das Streben gegeben, diese Richtung in Einrichtungen und Umgangsformen darzustellen. Dieses Streben wird nicht eher rasten, als bis es sein Ziel erreicht hat, und wird nur wegfallen, wo eine gemeinsame Richtung überhaupt fehlt. Das Verhältniß aber der auf diese Weise sich hervorbildenden Formen und Gesetze zu der sie hervorrufenden Gesinnung ist das des Körpers zum Geiste, d. h. es findet der engste Wechselverkehr Statt. Der vorhandene Ton ruft die Verkehrsformen hervor, diese bilden aber auch wieder den Ton, und man darf daher mit Recht für die Beschaffenheit des Verbindungswesens dieselbe Sorge fordern, wie für den Ton überhaupt; denn es sind die Verbindungen, die aus dem Geselligkeitstriebe erwachsenen Formen des Beisammenlebens, welche, wo Sinn für Wissenschaft ist, einen wissenschaftlichen, wo musikalischer Sinn herrscht, einen musikalischen, wo Sinn für Wehrhaftigkeit ist, einen kriegerischen, anderswo einen andern Charakter tragen werden und so den Ton unter den Studenten reflektiren. Ausdrücklich sey es jedoch hier bemerkt, daß im Folgenden nicht von allen Arten der Gemeinschaft unter den Studenten, durch irgend ein gemeinsames Bedürfniß erzeugt, die Rede seyn soll, sondern nur von solchen Formen, welche durch die der ganzen akademischen Jugend gemeinschaftlichen Bedürfnisse hervorgerufen werden und daher Anspruch auf Allgemeinheit haben. Es wird sich also um die Hauptformen akademischer Verbindungen handeln, welche als sogenannte Verbindungen im engern Sinne (in letztern Zeiten Landsmannschaften und Burschenschaften) auftreten.

Entstehungsgrund des bis dahin auf den Universitäten stattfindenden Verbindungwesens und Prüfung seines Anspruchs auf Fortbestehen.

Die Verbildung der Studiosen wurzelt vorzugsweise im Alterthume. Diese Vorstudien, welche mehr ihres bildenden Werthes, als der unmittelbaren praktischen Nützlichkeit wegen

getrieben werden, erheben zu einer gewissen Unabhängigkeit von dem Streben nach äußeren Vortheilen, und in ihr, in den gemeinsamen Mustern und Erinnerungen der Vorzeit, versteht sich die Jugend. Mögen auch die Einzelnen verschiedenen Berufsstudien sich widmen, es bleibt doch das Band gleicher Vorstudien, mit dem alle wie mit gleicher Muttermilch genährt sind; die Verschiedenheit der Berufsfächer reizt nur zum Ausgleichen. Gleich ist allen die äußere Stellung, die Aufgabe wissenschaftlicher Ausbildung, bevorstehender Examina, ähnlicher Zukunft. Darum ist der Student dem Studenten gleichgestellt, mag er von hoher Abkunft oder aus der Mitte des Volkes seyn. Körperliche und geistige Eigenschaften, der Adel des Wissens überwiegen Reichthum und Geburt.

Vor Erlangung der Matrikel muß der Abiturient durch ein Maturitätszeugniß seine Reife für die Akademie dargethan haben; dieselbe ist das Dokument einer durch mehrjährige Anstrengung erworbenen Ausbildung. Je mühsamer und mit je mehr Opfern an Geld und Zeit sie erkauft werden mußte, desto höher wird sie veranschlagt. Landwirthschaftliche, kaufmännische Ausbildung hat stets das Ziel des Gewinnens unmittelbar vor Augen, und findet im Gelde ihren Lohn; hier wird Geistesentwicklung gesucht und durch den Werth des Wissens gelohnt. Der erste Preis der Schulstudien ist die Matrikel, welche das akademische Bürgerrecht verleiht. Daher liegt ein gewisses Selbstgefühl darob nahe. Sie verleiht gleichzeitig erhebliche Vorrechte. Der akademische Bürger darf die Vorlesungen der ausgezeichnetsten Geisteshoroen besuchen, die akademischen Sammlungen und Institute benutzen, wird nur von seiner akademischen Obrigkeit gerichtet, ist vor persönlicher Verhaftung geschützt, büßt seine Vergehen abgesondert von den übrigen Staatsbürgern, genießt erhebliche Vorrechte in den Gesetzen. Der Student bildet mit seinen Lehrern das corpus academicum, welchem zugezählt zu werden die Masse strebt (Universitätsverwandte). Dadurch daß Söhne aus den angesehensten Familien, selbst Fürstensöhne ihre Namen in das Universitätsalbum eintragen, hebt sich das Ansehen der Studiosenschaft, und jemehr das Wohl und die Blüthe der Universitätsstädte von der Zahl der Professoren und Studenten abhängt, deste mehr ordnet sich der Bürger in ihnen dem Studenten

unter. Er huldigt in der Regel in dem Maße dem Gelde, wie der Student es verachtet. So bildete sich ein Bewußtseyn von der eigenen Bedeutung, eine Art wissenschaftlichen Kastengeistes, eine corporationsmäßige Absonderung und Erhebung über alle Unstudirte, welche schon in der Bezeichnung „Philister" sich ausspricht, auf den deutschen Hochschulen aus.

Diese, das Studentenleben durchdringende Ansicht suchte sich in den geselligen Einrichtungen geltend zu machen und hat denselben ihr Gepräge aufgedrückt. Das gesellige Bedürfniß, welches überall, wo eine Anzahl gleichgestellter Menschen an einem Orte sich vereint findet, Klubbs, Kränzchen, Eß- und Tanzgesellschaften ꝛc. hervorruft, ist bei der Jugend vorzugsweise stark. Sie ist noch nicht in sich abgeschlossen und fühlt den Trieb, aus sich herausgehend, Umgang und Gemeinschaft mit Andern zu pflegen. Daher entstanden auch unter den Studenten gesellige Verbindungen, die jedoch eine dem Charakter der Jugend entsprechende Form erhielten. Die einzelnen Gesellschaften haben bestimmte Gesellschaftslokale (Kneipen) und Klubbabende (Kneipabende). Das oben angeführte Bewußtseyn von der besonderen Bedeutung des Studenten fordert einen gewissen Glanz auch nach Außen; darum werden die Feste (Commersche) durch Gepränge in Wagen, Kleidung, Waffen und Pferden ausgezeichnet, und die nähere Verbindung der Einzelnen macht sich durch Farben und Abzeichen bemerklich. Den Professoren gegenüber fordert der lebhaftere Sinn der Jugend ein Lautwerden ihrer Gesinnung durch Gunst- (Fackelzüge, Ständchen, Vivats ꝛc.) wie Ungunst-Bezeugungen (Fenstereinwerfen, Pereats); der akademischen Obrigkeit gegenüber strebte er durch Zusammenrotten, Auszüge ꝛc. Gewicht zu erlangen, die Nichtstudenten aber durch körperliche Uebermacht, Verrufserklärungen und dergleichen zu demüthigen. Im Inneren des Studentenlebens selbst wirkte jenes Selbstgenügen auf die Freundschaften wie auf die Feindschaften. Auf die Freundschaften, indem es antrieb, den würdigen Genossen im Tode durch feierliches Leichenbegängniß, beim Abschiede von der Universität durch Comitate zu ehren. Auf die Feindschaften, indem es die Universitäten zu einer Hauptentwicklungsstätte für die eigenthümlichen germanischen Begriffe von Ehre und deren das Leben überwiegender Bedeutung machte.

Wir sehen, eine Folge solcher Zustände, auf allen Universitäten (mit Ausnahme solcher, wo die akademische Bedeutung in den Hintergrund tritt) sogenannte **Verbindungen** unter den Studenten emporwachsen. Wie jede Art von Gemeinschaft der gemeinsamen, Alle bindenden Gesetze und eines äußeren Regiments bedarf, hatte auch sie dasselbe. Gemeinsamkeit ihrer Klubbs, Festlichkeiten, Farben, Duellwaffen, ein Vorstand und Statuten ꝛc. charakterisiren sie. Durch die Einheit Kraft gewinnend, nehmen sie eine Art bevorzugter Stellung und eine höhere Autorität in Anspruch, wie denn in der Regel neu auftauchende Verbindungen sich ihre Anerkennung erst erkämpfen müssen. Sämmtliche Verbindungen einer Universität pflegten in ein geregeltes Verhältniß zu einander zu treten, und übernahmen, mit oder ohne Zustimmung der Unverbündeten, die Vertretung der Studiosenschaft bei öffentlichen Veranlassungen und nach außen hin, so wie sie nach Innen hin mit einer halb diktatorisch, halb moralisch wirkenden Gewalt eingriffen, die Ehr- und Trinkgesetze (Comment) gestalteten und über das, was groß oder klein, ehrenvoll oder verächtlich sey, das allgemeine Urtheil leiteten (den Ton angaben).

In neuerer Zeit hat das Verbindungswesen auf Universitäten großentheils einen unrichtigen, oft verderblichen Charakter angenommen. Die sogenannten Landsmannschaften wurden die Stätten für Völlerei; Raufluft und Liederlichkeit führten in ihnen meistens das große Wort, so daß mit Recht auf den Schulen die Abgehenden vor solcher Verführung gewarnt wurden. Das in der älteren Burschenschaft eine Existenz suchende Streben nach einem großen, gemeinsamen Vaterlande verlor sich leider auf politische Irrwege. So ist es denn in neuerer Zeit eine gewöhnliche Ansicht geworden, daß das Verbindungswesen unter den Studirenden überhaupt verderblich und zu verdrängen sey. Die Jugend besuche die Universität, nicht um ihre Zeit mit gesellschaftlichen Einrichtungen oder gar politischen Problemen zu tödten, sondern um sich wissenschaftlich auszubilden. Diesen Zweck möge sie im Auge behalten, dazu sich mit Nahestehenden verbrüdern, gemeinsame Repetitoria und Examinatoria veranstalten, Behufs ihrer Erholung zu Bällen und andern geselligen Vergnügungen der Professoren gezogen werden. Im Uebrigen aber müsse

nicht aber vor der unverständigen Laune eines Miniſters und den falſchen Anſichten eines Gerichtes, deſſen Beiſitzer nur dem Namen nach Krieger ſind. Wer einmal auf dieſer Höhe wie ein Feldherr ſteht, für den iſt die öffentliche Ehre ein mächtigerer Sporn und Zügel, als das ganze Arſenal höfiſcher Auszeichnung ihm bieten kann. Man halte daher jene Oeffentlichkeit der Rechtfertigung, die jedem Kriege folgen ſollte, nicht für zu unmächtig, ſie würde eines der am ſchnellſten wirkenden Mittel ſeyn, um die Streitfähigkeit eines Staats auf die höchſte Höhe zu heben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich die Regierung gegen ihren Feldherrn nicht ſelbſt zur Schuldigen machen, d. h. die Mittel nicht vorenthalten oder verzögern darf, über deren Umfang und Benützbarkeit ſie ihn anfänglich unterrichtet haben muß, daß ſie ihn ferner von allem dem in der Kenntniß erhalte, was während des Krieges ſelbſt in der Politik ſich ereignet, die auf das Weſen der Kriegsführung Einfluß nimmt, daß ſie endlich zu belohnen verſtehe.

10.

Wie man Feldherren belohne?

Es iſt billig, daß an dem Manne, der dem Staate äußere Ehre, Kraft und Ruhe im Innern verſchafft, der ihn vielleicht vom politiſchen Tode rettete, die öffentliche Dankbarkeit ſich beweiſe. Wer große Männer ehret, ehret ſich ſelbſt; der kleinliche Neid, der ſie in den Koth der Vergeſſenheit zu hüllen verſucht, gleicht einem Wahrzeichen der Niederträchtigkeit und der höchſten inneren Armuth. Aber wie ſoll man ſie lohnen?

In jedem Staate auf die ihm eigenthümliche Weiſe, durch die größte öffentliche Auszeichnung. Je weniger aber eine ſolche Auszeichnung gegen die Rechte der übrigen Bürger anſtößt oder auf ihnen laſtet, deſto ehrenvoller wird ſie für den Sieger ſeyn, denn deſto allgemeiner und ungetheilter bleibt der Bewunderung Raum. In Monarchien iſt die Belohnung durch den Adel der ſicherſte Weg, zumal da die Stufen deſſelben Stufen im Lohne an die Hand geben; für einen auf der höchſten Stufe bereits ſtehenden iſt jede öffentliche Auszeichnung von Seite des Monarchen, durch Umgang, Vertrauen, Einfluß, hinreichend. Es gibt der Wege ſo viele, um Menſchen

die Theilnahme an umfaſſenderen Einrichtungen dem ſpäteren Leben vorbehalten bleiben. Deren Anticipation auf der Univerſität führe nur zu geſelligen und politiſchen Anmaßungen mit traurigen Folgen. Eine corporationsmäßige Abſonderung der Stände ſey überhaupt nicht mehr an der Zeit, darum müſſe man das Gefühl dafür nicht durch Verbrüderungen wecken, ſondern das Bewußtſeyn der Gleichſtellung mit andern Ständen durch gleiche Behandlung fördern. Solche, ſehr verbreitete Anſicht ſcheint, unterſtützt von politiſchen Motiven, in neuerer Zeit ſich der Geſetzgebung hauptſächlich bemächtigt und die beſtehenden Verbote gegen Studentenverbindungen hervorgerufen zu haben.

Was iſt in dieſer Hinſicht Aufgabe des Univerſitätslebens? Verdrängung oder neue Belebung des Verbindungsweſens?

Mochten jene Maßregeln gegen das akademiſche Verbindungsweſen, bei deſſen augenblicklicher Beſchaffenheit, nothwendig werden, mag in der Meinung des Studenten von ſich, in ſeiner Erhebung Andern gegenüber, in der Tendenz und der Zuſammenſetzung ſeiner Vereine viel Unrichtiges und Unwahres liegen, dennoch liegt dieſem allen eine natürliche Wurzel zum Grunde, die man nicht ausrotten, ſondern unter Entfernung der Auswüchſe mit pflegender Hand erziehen ſoll. Der Trieb nach Geſellung iſt ein wahrer. Der Student ſteht nicht mehr unſelbſtſtändig, blos der Leitung ſeiner Lehrer überlaſſen da; ſondern er ſoll zur Selbſtſtändigkeit, wenn auch unter Schwankungen, ſich erheben. Darum muß er auch das Recht haben, die Formen ſeines geſelligen Verkehrs ſelbſt zu wählen. Die Jugend ſoll und muß ſich gegenſeitig näher treten, ſie muß aber auch beſtimmen dürfen, wie ſolches geſchehen ſoll, wenn gleich, wie bei allen Aſſociationen, unter höherer Aufſicht. So wird ſie die Bedingungen gemeinſamen Seyns kennen lernen und die bildende Kraft des Zuſammenwirkens erfahren. Die ſo gemachten Erfahrungen haben größeren Werth als Stubenkenntniſſe, und manche ſittliche und wiſſenſchaftliche Keime werden in der Gemeinſchaft beſſer gepflegt als in der Iſolirung.

Die Jugend iſt eine ſproſſende Saat, auf der die Hoffnung der Zukunft beruht; das mag ſie wiſſen! Das rechte Bewußtſeyn hiervon wird ſie ernſt, nicht übermüthig machen. Es iſt

eine Menge ſchöner Privilegien, welche die Studieſenſchaft auszeichnet, vor Allem der Beruf einer freien, von niederdrückender Sorge ungehemmten Entwicklung. Sie ſteht durch ihre geiſtige Aufgabe, wenn ſie dieſelbe recht verſteht, über dem gewöhnlichen Leben. Warum ſoll ſie das nicht wiſſen? Es ſchließen ſich Freundſchaften und ein ehrenhaftes Betragen findet Anerkennung. Warum ſoll dies nicht öffentlich durch Comitate an den Tag gelegt werden? Warum ſoll nicht eine gewiſſe Freiheit in den Aeußerungen der Liebe und Anhänglichkeit gegen geachtete Lehrer durch Ständchen und Fackelzüge ſtattfinden dürfen? Sind doch ſolche Aeußerungen bei der beweglichen Jugend ſo natürlich! Die herrſchenden Begriffe von Ehre ſind ein Vermächtniß altdeutſcher Sitte. Univerſitäten ſind zwar oft ein Förderungsmittel des Duells geweſen, oft aber auch ein Beſchränkungsmittel,[1] und daß es mit dem Aufheben der Verbindungen nicht aufhöre, beweiſet die tägliche Erfahrung. Tief eingewurzelte Begriffe, wie die der Ehre, laſſen ſich nicht ausrotten, ſondern nur durch Anerkennung des in ihnen liegenden Anſpruchs in andere Formen überleiten. Dies aber wird am erſten durch Verbündung zu ſolchem Zwecke möglich ſeyn. — Warum aber endlich wollte man der Jugend nicht gönnen, die neu angekommenen Freunde unter Geſang und Waffenklang am langen Commerstiſche bei ſich einzuführen, die Scheidenden zu comitiren? warum ihr nicht gönnen die Freude an Bändern, Abzeichen und Feſten? Daß die Zeit dazu treibt, zeigen uns die Fahnen und Eichenkränze bei den Zuſammenkünften der Liedertafeln, die Schärpen und Degen bei Scheibenſchießen. Die Jugend kann der Luſt zu ſolchen Dingen doch nicht entſagen; aber ſie ſucht, wo ihr verbietet, ſie heimlich zu befriedigen, und das eben taugt nicht. Macht das an ſich Erlaubte nicht zum Unerlaubten; zieht es vielmehr, indem ihr ihm Licht gönnt, und es zur Verantwortung vor der Menſchen und Gottes Augen ſtellt! Tritt doch im ſpätern Leben ſo Manches ein, was der Jugend fröhliches Geſicht mit einem Trauerflor behängt.

[1] Wie ſehr durch die Einführung der Burſchenſchaften die Zahl der Duelle gemindert wurde, iſt bekannt. S. weiter unten.

Auffordern ſollte man ſie, ſo lange das Herz ihr noch fröhlich ſchlägt, der Freude ſich hinzugeben; das Gegentheil kömmt früh genug.

Ich ſehe euch, die ihr hier, den Kopf ſchüttelnd, mir entgegenſtellet, daß die hier gegebene Auffaſſung des akademiſchen Verbindungsweſens von einem idealen Standpunkte ausgegangen ſey, dem die Wirklichkeit wenig entſpreche. Das Verbindungsweſen der Studenten ſey ſo verſunken und für die Zukunft reich an Gefahren, daß ſeine Beſeitigung eine Wohlthat ſey und bleibe.

Wir geben zu, daß es gegenwärtig vielfach ein Sumpf ſeyn mag, in welchem viel edle Kräfte erſäuft werden; das wird der am meiſten fühlen, der umfaſſendere Bedürfniſſe nach Gemeinſchaft *durch ſie* befriedigen mußte. Wird aber darum die Wahrheit ihrer urſprünglichen Idee, die Aufforderung, ſie zu realiſiren, aufgehoben? Wohl werden alle neuen Verbindungsverſuche in ihrer Ausführung das Gepräge menſchlichen Schaffens an ſich tragen. Sollen aber deßhalb die Hände in den Schooß gelegt, das Sinnen und Wirken für ſie bei Seite geſetzt werden?

Wahre Bedürfniſſe laſſen ſich nie ohne Nachtheil unterdrücken; und dergleichen liegen hier vor. Darum ſehen wir trotz aller Verbote ſtets neue Studentenvereine wieder auftauchen; darum ſehen wir die akademiſchen Behörden dieſelben, ſo lange ſie nicht unangenehm ſich bemerklich machen, conniviren; darum rief Göttingen zu ſeiner Jubiläumsfeier die verbotenen Farben ſelbſt wieder ans Licht. Wer hat nicht als Student über die Unterdrückung und den Verfall der Verbindungen geklagt, ſich in frühere beſſere Zeiten verloren und den Mangel zuſagender akademiſcher Zuſtände gefühlt! Jenes Schleichweſen, wo das Verbindungsmitglied gegen den andern Studenten ſich als ſolches geltend macht, vor der akademiſchen Obrigkeit ſich verleugnet, jene Winkelrenommiſterei, wo die verbotenen Farben zum Vorſchein kommen, ſobald man ſich vor Pedellen ſicher weiß, mit dem daran ſich hängenden Lügen- und Trugſyſteme — das iſt verderblich, nicht aber das öffentlich anerkannte, in ſeinen Schranken gehaltene, aber auch zugelaſſene Verbindungsweſen! Es iſt der Ruhm der deutſchen Univerſitäten, daß ſie durch die ihnen eingeräumten Freiheiten zur Männlichkeit erziehen. Manche Mißgriffe

der Jugend würden gewiß umgangen, herrſchte das öſterreichiſche Syſtem der Aufſicht auch auf unſern Akademien. Aber iſt nicht der unter Fehlgriffen gewonnene Charakter mehr werth, als Kenntniſſe ohne Charakter? Soll denn die Selbſtſtändigkeit erſt im praktiſchen Leben ihren Anfang nehmen, wo ſie ſchon durch Rückſichten nach allen Seiten eingeengt iſt? Man laſſe dreiſt den Univerſitäten und ihrer Jugend einen gewiſſen Grad von Freiheit, obgleich mit Aufſicht. Das hierdurch in die Jugend und in den Sieg des Guten geſetzte Vertrauen wird ſich rechtfertigen. Man laſſe ſie ihre Kraft an der Geſtaltung ihrer eigenen Einrichtungen üben. Man gebe ihr Raum für geſelliges Beiſammenſeyn, Freundſchaften, Feſte, ſuche ihren Vereinigungen wo möglich noch allgemeine, veredelnde Elemente, gemeinſamen Geſang, wiſſenſchaftliche Zwecke ꝛc. beizugeben; man ſuche die Schlichtung ihrer Ehrenſachen durch die Hand der Beſonnenen zeitgemäß zur friedlichen Ausgleichung überzuleiten; man geſtatte ihnen angemeſſenen Schmuck und Pracht; man ſuche nicht durch Ge- und Verbote, ſondern indem man die Schlechten entfernt, den Beſſern aufhilft, ſich ſelbſt betheiligt, und ihnen erlaubten Lebensgenuß gönnt — (Freude und Leid ſind, wie Lachen und Weinen, die weſentlichſten Erziehungsmittel des Menſchen) Mäßigkeit, Keuſchheit, Fleiß, zu fördern, und man wird aus dem Verbindungstriebe der Jugend, ſtatt eines verderblichen, einen äußerſt förderlichen Einfluß auf deren Entwicklung erzielen. Die Schwankungen freilich, die Unſicherheit, das Fehlgreifen, welche unvermeidlich im Gebiete jeder Uebergangsperiode ſind, werden auch den geſelligen Einrichtungen der im Uebergange von der Unſelbſtſtändigkeit zur Selbſtſtändigkeit begriffenen Jugend ankleben. Deßhalb aber deren Geſtaltung ihnen entziehen, hieße das Kind mit dem Bade ausſchütten. Man darf auch nicht glauben, gleich ängſtlich eingreifen zu müſſen, wenn ſich hier oder dort Fehlgriffe und Verkehrtheiten zeigen, oder der Geiſt der Jugend die Fußſtapfen der Eltern verläßt. Gleich Medikamente reichen, iſt nicht gut; beſſer wenn die Natur ſich hilft. Aber ihr Lehrer, miſcht euch unter die Jugend, betheiligt euch bei ihren Angelegenheiten, leiht ihnen eure Erfahrung — das wird helfen! Es mögen hier einige Worte aus der oben angeführten Lebensbeſchreibung Sybels folgen (S. 120).

„Auf allen Hochschulen ist die Zahl der eingeborenen Studirenden der Stadt verhältnißmäßig sehr gering. Auch derer, welchen es sonst gelingt, sich einem bildenden Familienkreise anzuschließen, bleibt die geringere Zahl. Alle aber stehen in dem Alter, welches eine nähere Lebensgemeinschaft mehr als jedes andere erfordert. Für dessen Entbehrung soll ihnen das Studentenleben selbst Ersatz geben. Es sollte eine gewisse öffentliche, hie und da auch festlich hervortretende Seite haben. Nicht blos die Hörsäle, nicht blos die hierdurch vermittelte ideale Gemeinschaft sollte die Jünglinge verbinden; sie vermag es auch nicht, wenn ihr nicht zugleich eine reale Lebensgemeinschaft entspricht. Wie viele Anknüpfungspunkte bieten hiezu die Gedächtnißtage des Vaterlandes im engern und weitern Sinne, die Stiftungstage der Hochschulen und andere Tage des Heiles für das wissenschaftliche und Kunstleben dar! Man verstatte den Jünglingen in diesen und ähnlichen Beziehungen ihrem jugendlichen, mit allem Guten und Schönen genährten Sinne einen freien, frohen, festlichen Ausdruck. Man verfahre immerhin mit aller Strenge, welche die Liebe oft nicht minder als die Gerechtigkeit gebietet, gegen die den Staat und die Sittlichkeit bedrohenden Ausartungen und Verirrungen einer solchen Gemeinschaft. Man verwahre sich und die Jünglinge selbst gegen die Möglichkeit solcher Ausartungen, namentlich in politischer Hinsicht, durch gesetzliche Anordnungen und zeitgemäße Beschränkungen. Aber man helfe nun auch, liebend und ordnend, dasjenige in seiner Wahrheit und Schönheit entwickeln, was nur in seiner Entartung bedenklich ist, anstatt mit seinen Auswüchsen zugleich eine der schönsten Blüthen des deutschen und christlichen Lebens zu zertreten."

„Oder wie, das christliche Deutschland sollte nicht vermögen, einen Kreis von Jünglingen zu erzeugen und zu pflegen, die mit den höchsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, als mit dem täglichen Brode genährt, in der Blüthe der reichsten Empfänglichkeit auch für das Höhere, nun auch vermöchten, dem unter Gebet und Arbeit um die Wissenschaft und Kunst Erworbenen in einem eigenthümlichen Gemeinleben einen reinen festlichen Ausdruck zu geben? Der Staat vermöchte gegen dessen rohe und verderbliche Auswüchse sich und die Blüthe seines Volkes nicht anders zu schützen, als durch die völlige Unterdrückung

jeder Lebensgemeinschaft der Studirenden? Und die Lehrer derselben verdienten als wahre Heroen der Wissenschaften das volle Vertrauen des Staates, wenn sie nur das Wissen, nicht aber das Leben ihrer Jünger über die Schulbänke hinaus zu ordnen und zu leiten wüßten?"

„Und was ist die Folge jener radikalen Unterdrückung jedes öffentlichen Gemeinlebens der studirenden Jugend? Zunächst der durchaus unsittliche Charakter der zahllosen Verbindungen, die nun als „geheime" sich willkürlich und gesetzlos constituiren, um ein unläugbares Bedürfniß auf die ihnen verderblichste Weise zu befriedigen; daß so nicht selten die hoffnungsvollsten Jünglinge sich zu den im Finstern schleichenden Lastern und Verbrechen fortreißen lassen, deren sie in einer wohl überwachten öffentlichen Jugendgemeinschaft unfähig gewesen seyn würden. Dann das Verkommen einer viel größeren Anzahl von Jünglingen im Schmutze der Gemeinheit und selbst des Lasters, über welchen sie nicht der trockene Vortrag abstrakter Lehrsätze, wohl aber der jugendfrische, begeisterungsvolle Aufschwung erhoben haben würde, der sich in freier Genossenschaft christlich und sittlich geleiteter Jünger der Wissenschaft von selbst ergibt und nur der Anregung, Pflege und liebender Ueberwachung bedarf."

„Endlich die verderblichste Folge, der das gesammte Gedeihen der Hochschulen unterliegt, ist das Entbehren jener Gemeinschaft, und des in ihr begriffenen, durch nichts zu ersetzenden Segens selbst. Auch der bildendste Kreis des häuslichen Lebens kann diese vielseitig anregende, oft mit dem Blitze der Begeisterung den Träumer aus dem Schlafe des Alltagslebens für das Höhere erweckende Gemeinschaft nicht ersetzen. Aber auch der bereits durch die Wissenschaft und das Leben für dieses Höhere Gewonnene wird sich zu einer lebensvolleren, concreteren Erfassung desselben erwärmt und gehoben fühlen, wenn er sich in noch anderer, als blos hörender Gemeinschaft der Jünger der Wissenschaft bewegen darf."

„Erfreut sich doch selbst der Wehrstand, neben seinem in mechanischen Uebungen hingebenden Arbeitsleben, einer freiern Darstellung seiner Gemeinschaft. Seine festlichen Aufzüge mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die gemeinsame kirchliche Versammlung, die Feier des Lebenstages seines Fürsten

und Führers, wenn der Staat seine Aufgabe recht versteht, die Gedächtnißfeier vaterländischer Großthaten, die öffentlichen Uebungen und Darstellungen größerer Heereszüge, das brüderliche Zusammenwohnen im Lager u. dgl. sind selbst in Friedenszeiten dahin zu rechnen. Und doch ist das Bedürfniß einer solchen äußern Lebensgemeinschaft, einer festlichen Schließung der Lücken, welche das Arbeits- und Alltagsleben läßt, hier bei weitem nicht so groß, als in Ansehung der Studirenden. Denn theils gewährt schon die körperliche Gemeinschaft der täglichen Uebungen dem Wehrmann eine gewisse erfrischende Anregung, die oft selbst der fleißigste Studirende sehr entbehrt; theils ist ein großer Theil der Wehrmänner bereits selbstständig in das Familienleben eingetreten, die übrigen aber suchen und finden in der täglichen Gemeinschaft des Kasernenlebens die Befriedigung ihrer geringern Bedürfnisse."

„Und der studirenden Jugend sollte und müßte dies, nicht in Folge des Nothstandes der Gegenwart, sondern grundsätzlich versagt seyn? Gewiß, der Verfasser will nicht die Gegenwart, am wenigsten die leitenden Behörden in dieser Hinsicht anklagen. Letztere haben ohne Zweifel ihre Pflicht mit Seufzen erfüllt, die für den Augenblick unabweislich war. Es kann ja aus der einmal verschuldeten Noth eine Tugend werden. Aber ist es noch nicht Zeit, jenen Nothstand durch wahre Tugend zu überwinden? Erkennt man wenigstens das Gewicht der Anklage, die eine Zeit, die das christliche Deutschland gegen sich richtet, wenn es die Blüthe seiner Jugend vor den gefürchteten Ausartungen einer Gemeinschaft nicht anders gesichert, nicht anders zu sichern weiß, als indem sie diese völlig unterdrückt und jene ihres unersetzlichen Segens beraubt?" —

Ist die Frage wegen des Fortbestehens der Studentenverbindungen im Bisherigen mehr bejaht, als in der Bejahung gerechtfertigt, so wird diese Rechtfertigung sich zum Theil aus dem Nachfolgenden ergeben, wo es versucht werden soll, des Verfassers Ideen über die Beschaffenheit des in Zukunft zu begründenden akademischen Verbindungswesens darzustellen.

Beſchaffenheit des herauszubildenden Verbindungsweſens auf Univerſitäten.

Eine vollſtändige Behandlung des Verbindungsweſens im engern Sinne auf Univerſitäten würde voran eine Geſchichte deſſelben erfordern. Man würde, auf der bisherigen Erfahrung fußend, einen ſichern Boden haben für fernere Vorſchläge. Des Verfaſſers Stellung im praktiſchen Leben hat ihn ſeit dem Abgange von der Univerſität allmählig von faſt allen Beziehungen zu derſelben, ſowie von wiſſenſchaftlichen Mitteln abgeſchnitten; er muß ſich daher ſtatt jener Geſchichte auf einen kurzen Rückblick in die nächſte Vergangenheit beſchränken.

Wir begegnen, wie mehrfach erwähnt iſt, in derſelben zwei Hauptformen von Studentenverbindungen, den ſogenannten Landsmannſchaften, oder Corps, und der Burſchenſchaft. Jene ſollten urſprünglich die Söhne eines Landes oder beſtimmten Volksſtammes zuſammenſchließen. Hierauf weiſen ſchon die Namen hin. Dieſe Bedeutung hat ſich jedoch verloren, und es finden ſich oft die verſchiedenſten Landsleute in einer ſogenannten Landsmannſchaft. Dieſe Vereinigungen haben vorherrſchend geſellige Zwecke. Gemeinſchaftliche Klubb- (Kneip-) Abende, Fechtübungen, Commerſche, Farben und Waffen, gegenſeitige Unterſtützung und Vertretung bei Ehrenſachen und andern Angelegenheiten ſind die Hauptmerkmale dieſer Verbindungsform. Die Verfaſſung iſt ariſtokratiſch-monarchiſch; ein Senior und einige Chargirte bilden den Vorſtand. Sie ſind zwar an den meiſten Orten verboten, gleichwohl, da ſie ſich von politiſchen Tendenzen fern hielten, weniger verfolgt. Gegenwärtig indeß ſind ſie großentheils ſehr entartet.

Die burſchenſchaftliche Verbindungsform iſt hervorgegangen aus der durch die Befreiungskriege erweckten patriotiſchen Begeiſterung. Sie hatte mehr vaterländiſche und ſittliche Tendenzen und wollte urſprünglich unter körperlicher Anſtrengung und Uebung, bei Enthaltſamkeit und Keuſchheit, durch Fleiß und Kenntniſſe, eine beſſere Zukunft vorbereiten. In ihrem Schooße bildete ſich das Turnweſen, Beſchränkung der Duelle durch Ehrengerichte, deutſcher Geſang, freie Rede. Wie viel Barockes auch in dieſen Vereinen auftrat, ſie ſind längere Zeit die Träger

einer edleren Richtung gewesen und vereinigten die Bessern. Bald jedoch, dem Gange der Zeit entsprechend, verlor sich die Jugend von dem ihr zuständigen Gebiete. Statt durch treue Arbeit auf dem zugewiesenen Felde wollte sie durch gewaltsame Eingriffe wirken. Die Idee von einem großen, auch politisch geeinigten Vaterlande amalgamirte sich mit überrheinischem Republikanismus. Die deutsche Jugend verfiel aus Franzosenhaß und Deutschthümelei in den alten Erbfehler ihrer Nation — Franzosenäfferei, nicht, wie früher, auf Pariser Hofsitten und Courtoisie, sondern auf Gleichheitsideen und Auflehnung gerichtet. Anfangs waren diese Krankheitsstoffe in geringerem Maaße vorhanden, und es läßt sich von Deutschlands Jugend erwarten, daß sie dieselben durch die ihr einwohnende Naturkraft selbst überwunden hätte, wären ihre Lehrer und die Bessern mit That und Wort unter sie getreten. Statt dessen ließ man das Uebel zu einem gewissen Umfange gedeihen und dämmte dann blos durch Verbote. So sollte der freie, auf das Bessere gerichtete Trieb nicht gezüchtigt und erzogen, sondern unterdrückt werden und fand sich auf das Gebiet des Geheimen und Unerlaubten gedrängt. Viel edle Säfte sind hier in Stockung versetzt und dem Vaterlande verloren gegangen, und es bildeten jene Verirrungen sich aus, deren Geschichte in den gedruckten Darstellungen der vorgenommenen Untersuchungen, namentlich in der zu Frankfurt erschienenen Darlegung der Hauptresultate ꝛc. sich findet; Verirrungen, welche freilich den ganzen Ernst der Gesetze gegen sich hervorrufen mußten. Das burschenschaftliche Verbindungswesen hat damit seine Endschaft erreicht und darf in der Gestalt nie wieder aufleben.

Neben den beiden erwähnten Hauptformen akademischer Verbrüderungen, haben sich hie und da zwanglosere Vereine, theils einzelner Landsleute, theils von Studenten überhaupt, meist nur für geselligen Genuß, gebildet (sogenannte Kneipen). Ohne eigentliche Verbindungen im engeren Sinne zu seyn, bekunden sie nur, was auch viele andere Erscheinungen bezeugen, das Bedürfniß nach Verbindungen.

Ein in das Wasser geworfener Stein treibt seine Wellen bis in jedes Winkelchen des Teiches; so sehen wir auch die Bewegungen im geistigen Leben eines Volkes dieses nach allen

Seiten hin durchdringen und jede Lebenssphäre desselben erfüllen. Auch die Entwicklung unserer Universitäten steht in der genauesten Verbindung mit der deutschen Gesammtentwicklung, und nach dem Vorgange dieser sehen wir den Geist der akademischen Jugend, sowie die Formen, deren er bedarf, sich gestalten. Diesen Erfahrungssatz sehen wir auch hinsichtlich der beiden erwähnten Verbindungsformen sich bestätigen; ihm treu wollen wir deren fernere Gestaltung in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Bildungsgange unseres Volkes suchen.

Die landsmannschaftliche Verbindungsform entspricht dem Corporationswesen und provinziellen Abschließen der früheren Zeit. Der einzelne Völkerstamm, die einzelne Provinz suchte sich in sich zurückzuziehen, ohne sich zugleich als Glied eines größern Ganzen zu fühlen, suchte durch Privilegien und Rechte ihre Lage, unbekümmert um Andere, zu verbessern. Dem ähnlich die Landsmannschaften, welche von provinzieller Abgesondertheit ausgehend und zunftmäßig sich begränzend, zum Theil selbst nach Geburtsunterschieden sich sammelten. Die Burschenschaft dagegen hatte eine mehr kosmopolitische Tendenz; sie wollte die verschiedenen Landstriche zu einem Ganzen verbinden, erkannte nur ein grosses gemeinsames Vaterland an. Fragt man nun nach der Aufgabe der Gegenwart, so scheint es die: die in jenen beiden Formen getrennt liegenden Elemente, jedem sein Recht gebend, zu vereinigen. Die namentlich von Frankreich herüber gedrungene Tendenz, das Individuelle dem Generellen unbedingt zu opfern, das Centralsystem, ist unfreiheitlich. Jeder Theil ist nicht blos des Ganzen wegen da, sondern auch um seiner selbst willen, und bedarf der selbstständigen Entwicklung und Gestaltung. Es muß zwar das Individuum dem Ganzen sich unterordnen, dem Ganzen dienen; das Ganze aber wird nur gedeihen, wenn das Einzelne gedeiht, was nicht geschieht, wo jenes dieses nicht achtet. Eine tüchtige Staatsbildung erwächst nur da, wo jeder Bestandtheil eine, seiner Beschaffenheit entsprechende Pflege findet. Der Baum besteht aus vielen Aesten und Blättern, deren jedes ein in sich geschlossenes und doch dem Ganzen einverleibtes Gewächs ist, und der Gärtner ordnet, jeder Blume, jedem Strauche ihren Boden und angemessene Stelle zuweisend, alle zu einem schönen harmonischen Park.

von Ehre ehrenvoll zu belohnen; ein Wort zur rechten Zeit gesprochen, entzückt denjenigen, dem es gilt, oft mehr, als irgend ein kostbares Gut, dessen er nicht bedarf. In Republiken sind die Verhältnisse so gestellt zwischen Bürger und Staat, daß die Belohnungen viel größerer Natur und viel edlerer zugleich seyn können. Der römische Triumph ist der stolzeste Lohn, der je einem Feldherrn gegeben werden kann, und dennoch lastet er nicht auf dem Volke durch eine Berechtigung zu Ausnahmen, welche dem Verdienenden wohl verziehen werden können, aber an dem vielleicht ausgearteten Nachkommen unerträglich sind. Die Statuen und Male, welche Griechenland und Venedig ihren Feldherren setzten, sind herrliche, begeisternde Belohnungen und sie treten Niemanden zu nah. Sie haben außerdem den Vortheil, daß sie nur durch die Idee gelten, also nur durch die öffentliche Meinung, nicht durch die Privatmeinung eines Hofes aufrecht gehalten werden können. Die öffentliche Meinung klagt daher höchstens die Regierung eines Irrthums an, und die übrigen Denkmale heben diesen Irrthum durch richtige Wahl auf. Ward aber für eine That, die nur der Monarch groß findet, der Adel ertheilt, so sinkt durch die Bevorrechtung des Adels diese Grundsäule der Monarchie selbst, denn die Thaten der Stammväter der übrigen Häuser hat das Volk über der Unbedeutenheit der Anmaßung der Nachkommen lang vergessen, und es dehnt ein Beispiel von unwahrem Lobe und unverdienten Lohne auf alle die Männer aus, die durch ihre Verdienste sich auf dessen Schultern gesetzt haben.

Je geringfügiger an sich eine Belohnung ist, desto höherer Bedeutung ist sie fähig. Die Idee, welche den Orden zu Grunde liegt, könnte in dieser Beziehung eine glückliche Erfindung genannt werden. An der Sparsamkeit und Gerechtigkeit der Vertheilung, so wie an den begleitenden Gebräuchen liegt alles. Geld kann wohl eine Entschädigung, ein Ersatz, aber niemals Lohn seyn.

Belohnung durch Erhebung zu höheren Stellen kann nur in einigen Fällen zweckmäßig seyn, denn es gibt eine Menge Handlungen, welche Belohnung verdienen und erhalten sollen, und dennoch nicht das Geeignetseyn für eine höhere Stelle, für einen ausgedehnteren Wirkungskreis nothwendig voraussetzen. Diese Belohnungen haben ferner die schlimmen Folgen, daß die Versetzung aus höheren Stellen in niedere als Strafe angesehen wird, wie dies dermalen

Dieſem entſprechend ordne ſich das Studentenleben. Es werden die Kinder einer Provinz, der Norddeutſche dem Süddeutſchen gegenüber, manches Eigenthümliche haben, für das ſie Vorliebe hegen, das ihnen bleibe. Es iſt gut, wenn das Provinziale Liebe findet, denn aus der Liebe für die Provinz erwächst die Liebe zum Vaterlande. So mögen denn die Zöglinge einer Schule, die Genoſſen eines Volksſtammes geſonderte Vereine bilden. Wir würden auf dieſe Weiſe auf der Univerſität eine Anzahl Landsmannſchaften im eigentlichen Sinne erhalten. Die Bildung der Gegenwart führt ein geiſtiges Uniformiren, wie ſie es auch äußerlich liebt, mit ſich. Es iſt die Gefahr da, daß das Individuelle zu ſehr vermiſcht werde. Jeder muß ſich in die üblichen Formen einzwängen. Die Einrichtung von Landsmannſchaften könnte, das Volksthümliche fördernd, als eine wohlthätige Gegenrichtung dienen. Nur müßten die einzelnen Landsmannſchaften auch wirklich möglichſt aus Landsleuten beſtehen und das Charakteriſtiſche ihrer Heimath in ihren Einrichtungen bekunden; nicht als ob die Altenburger in kurzen Hoſen gehen, und die Weſtphalen Schinken eſſen ſollten; allein immerhin ſprechen die Oſtfrieſen unter ſich ihr Plattdeutſch; es erinnere den Schweizer das Jodeln heimathlicher Lieder an ſeine Alpen; Zeitungen und Anzeigen aus der Vaterſtadt erhalten die Theilnahme daran lebendig. Und warum ſollten nicht die Farben der Provinz, ſelbſt Anlegung kleidſamer Trachten und Gebräuche bei Feſtlichkeiten ihre Jugend ſchmücken? Aus der Mannigfaltigkeit erwächst das Schöne. Leben geht nur aus dem Zuſammentreffen des Verſchiedenartigen, der Gegenſätze hervor, die ſich als ſolche gerade nicht feindlich gegenüber zu ſtehen brauchen. Eine Hauptgefahr des Verbindungsweſens der akademiſchen Jugend wird ſeyn, daß daſſelbe deren Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch nimmt. Die Jugend ergreift, was ſie ergreift, enthuſiaſtiſch und die Ordnung ihrer Angelegenheiten, in ihre Hände gelegt, wird nur zu leicht vor mühſamen Studien von ihr betrieben werden. Der Hauptzweck des Aufenthalts auf der Akademie iſt aber einmal das Studium, welches zwar geſellige Erheiterung neben ſich duldet, ja fordert, nicht aber in den Hintergrund gedrängt werden darf. Daher darf dem Verbindungsweſen nicht mehr Raum zugewieſen werden, als die Natur der

Sache fordert. Vereinigung der ganzen Studieſenſchaft zu einem ungegliederten Verbande, wie ihn die frühere Burſchenſchaft wollte, würde leicht dahin führen. Darum mag denn das Eigenthümliche jeden Volksſtammes in beſonderen Landsmannſchaften Pflege finden, von der Verſchiedenartigkeit Anregung ausgehen, und durch die Beſchränktheit dieſer Vereine die Gefahr zu ausgedehnter Kraftäußerung für den Verbindungszweck fern gehalten werden.

Dennoch darf man bei bloßen Landsmannſchaften, ohne ein gemeinſames Band für dieſelben, nicht ſtehen bleiben. Ein ſolches exiſtirte ſchon früher in beſchränkter Weiſe zwiſchen den verſchiedenen Verbindungen einer Univerſität in den ſogenannten Seniorenconventen, wo allgemeine Angelegenheiten und Ehrenverhältniſſe von den Verbindungshäuptlingen diskutirt wurden. Dieſer Keim iſt nicht zu verwerfen. Die Univerſität ſoll zwar das Eigenthümliche pflegen und zur Reife bringen; ſie ſoll es aber, was eben ihr Name ſagt, zu einer großen Gemeinſchaft hinüberleiten. Sie geſtattet wohl dem Einzelnen, ſich als Oſtfrieſe, Thüringer, Schwabe oder Schleſier zu wiſſen; doch ſollen Alle ſich Eins fühlen als Kinder eines gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, als Zöglinge an der Bruſt einer großen Mutter, der Wiſſenſchaft. Darum duldet das akademiſche Bürgerthum auch nur mit Unrecht Standesunterſchiede, adelige und nichtadelige Verbindungen, Grafentiſche u. ſ. w. Die Vorzüge der Geburt werden von der hohen Bedeutung des Akademiſchen überwogen, und wie der Tod Alle gleich macht und die Kirche die ihr Angehörenden, ſo ſollte auch die Wiſſenſchaft ihre Jünger über alle Trennungen emporheben. Die Mannigfaltigkeit wird nur, wenn ſie ſich zur Einheit zuſammenſchließt, Schönheit. Gegenſätze erzeugen nicht, wo ſie getrennt ſich gegenüber bleiben, ſondern durch ihre Verſchmelzung neues Daſeyn. Die Univerſität will durch Zuſammenführung der verſchiedenartigen Elemente den Blick erweitern, ſie will Gelegenheit geben, das Gleichartige ohne Rückſicht auf Stammesunterſchied zu erkennen und aufzuſuchen. Blieben die einzelnen Landsmannſchaften ohne eine höhere Einigung, ſo würde es an gegenſeitigen Reibungen und Kämpfen nicht fehlen, welche die Aufmerkſamkeit des einzelnen Studenten bald mehr beſchäftigen dürften, als die Angelegenheiten

einer Gesammtverbindung. So bedürfen denn sämmtliche Landsmannschaften eines gemeinsamen Bandes. Dies scheinen uns in Uebereinstimmung mit dem politischen und sonstigen Entwickelungsgange[1] unserer Nation die Grundgedanken der künftigen Gestaltung des akademischen Verbindungswesens seyn zu müssen. Ein Neubau muß aufgeführt werden, allein ein Neubau, welcher das vorhandene Baumaterial benutzt, und das Haus den gegenwärtigen Bedürfnissen gemäß ausbaut. Die deutschen Bundesstaaten sind in sich souverän; für gewisse Zwecke jedoch ist ihre Souveränität dem Bundeszwecke untergeordnet und sie bilden eine Einheit. Das Gleiche gelte für die Verbindungen einer Universität, wenn gleich die durch historische Gränzen nicht beengte Einheit bei ihnen stärker hervortreten darf, als dort. Es gehe diese Einheit jedoch nicht über die durch die Natur der Sache geforderten Gränzen hinaus, damit sie nicht das Individuelle aufhebe, und der Student nicht vor lauter Gemeingefühl sich selbst und sein Studium als Hauptsachen aus dem Auge verliere. Das Zusammenschließen der Zöglinge einer Gegend ist als Folge früherer Schulbekanntschaft und des sonst Gemeinsamen natürlich und für den gewöhnlichen Verkehr ausreichend. Die so geschlossenen Freundschaften werden, durch den Raum weniger getrennt, dauernder. Darum laßt Landsleute zu gemeinsamen wöchentlichen Klubbs, Fecht- und Turnübungen, Farben u. s. w. zusammentreten, sich in dieser Hinsicht nach eigenen Statuten richten. Allein ein Abschließen auf sich darf nicht erfolgen. Die Landsmannschaft darf sich zwar als Ganzes in sich, aber zugleich auch nur als Theil eines größern Ganzen wissen. Denn die Universität soll, ihrem Namen entsprechend, der Universalität entgegenführen. Nicht auf den Verkehr mit Landsleuten allein wird sich der strebsame Student beschränken, sondern das Fremde, Neue, Ferne wird er aufsuchen. Der Norddeutsche muß im Süddeutschen seinen Mitdeutschen kennen lernen, der Genius unter allerlei Volk den geistig Gleichgestimmten finden.

---

[1] Wie sehr solche Selbstständigkeit der Theile und gleichzeitige Zusammenfügung zu einem Ganzen im Sinne der Zeit liegt, zeigen die Statuten des Centralvereins der Gustav-Adolph-Stiftung, welche zu Frankfurt a. M. angenommen sind.

Diesem Triebe wird man Gerechtigkeit widerfahren lassen und Gelegenheit zur Befriedigung geben, wenn allmonatlich alle Landsmannschaften sich einen Aber[illegible]ig zusammenfinden, ohne daß dieses Maß regelmäßiger, at umfassender Zusammenkunft zu überwiegend würde. Die groß Bedeutung guten Gesanges für solche Zusammenkünfte bedarf hier nur der Andeutung.

Es gibt feierliche Veranlassungen, welche einen ausschließlich akademischen Charakter tragen, daher eine Betheiligung der Studenten fordern, Jubiläen, Prorektorwahlen, Ehrenbezeugungen an akademische Lehrer u. s. w. Ebenso ist der Student an Festlichkeiten in seiner Mitte gewöhnt, wo er neue Genossen aufnimmt oder alte Freunde entläßt, und wo sich der gewöhnliche gesellige Genuß bei Musik, Waffen und Wein zum außergewöhnlichen steigert, bei Commerschen, Comitaten u. s. w. Hierbei ist sowohl Ordnung, wie das der Veranlassung entsprechende Festkleid nöthig, und das Bedürfniß nach Gemeinsamkeit und äußerem Regimente drängt sich hervor. Ein Zusammenschließen sämmtlicher Landsmannschaften, auch äußerlich angedeutet durch gewisse, allen gemeinsame Abzeichen oder Farben, würde diesen Zwecken dienen. Früher stand der Student der übrigen Gesellschaft in sonderbarer Stellung gegenüber. Wie die akademische Sprache, das Latein, in die Sprache des Umgangslebens hineinklang, so stand er zum geselligen Leben der Andern. Diese Absonderung wurde eine Pflegestätte für barokes Wesen und Rohheit. Die Stellung der akademischen Jugend zum bürgerlichen Leben ist jetzt eine sehr veränderte. Während früher Bildung fast nur auf Universitäten zu Hause und zu holen war, ist sie jetzt mehr Gemeingut aller Stände geworden. Manche Fächer fordern zwar nicht den Besuch der Universität, aber kein geringes Maß von Sprach- oder andern Kenntnissen, und geben ein besseres Fortkommen, als akademische Studien. Nicht blos ob Jemand studirt habe, sondern ob er Etwas wisse, fragt man. Daher ist die frühere akademische Aufgeblasenheit mehr gewichen und muß ferner weichen. Wenn gleich dem Akademisten das Eigenthümliche seiner Vorbildung, der Vorzug wissenschaftlichen Berufs bleibt, so muß er sich doch nur als ein Glied in der übrigen menschlichen Gesellschaft fühlen, und es ist wünschenswerth, daß er sich ihr nähere. Durch Verkehr mit Familien wird manche Rohheit

und Unsitte entfernt werden. Der Weg dazu würde sich bahnen, wenn der Student nicht blos in den Häusern der Nichtstudirten Zutritt erhielte, sondern er diesen auch wieder Zutritt zu seinen nicht rein akademischen Genüssen gestattete. Bälle, Concerte, und ähnliche gesellige Vereinigungen, von den Studenten veranstaltet, und unter ihrer Verantwortlichkeit für Anstand und Ordnung, würden diesen Zweck fördern. Sie wie die eben angeführten Zwecke machen eine durchgreifende Ordnung des Studentencorpus zum Bedürfniß.

Die eben ausgesprochene Forderung, daß der Student nicht blos unter Landsleuten, sondern mit sämmtlichen akademischen Brüdern lebe, wird, wie in geselligen, so auch in wissenschaftlichen Zwecken Begründung finden. Die bei dem Jünger der Wissenschaft vorauszusetzende Theilnahme an den allgemeinen politischen Ereignissen fordert zum Lesen von Zeitungen, die Theilnahme an den Fortschritten in den Fachwissenschaften zum Lesen wissenschaftlicher Zeitblätter auf. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses, für den Einzelnen, ja für die einzelnen Landsmannschaften zu kostspielig, läßt sich durch eine allgemeine Vereinigung erreichen. Sie würde dem Zwecke dienen, welcher auf manchen Universitäten sogenannte Museen hervorrief. Vielleicht ließe sich, wo Museen bestehen, deren Mitbenutzung erreichen, wo nicht, Aehnliches begründen. Solche Vereinigung und das dazu dienende Lokal würden leicht auf ähnliche anderweitige Vereinigungen hinführen. Die musikalisch ausgebildeten Landsleute würden sich zu Gesang und musikalischen Kränzchen vereinigen, welche wieder Aufführungen bei Festen, harmonischen Gesang in den Monatsversammlungen u. s. w. hervorrufen könnten. Gleichgesinnte strebsame junge Leute könnten sich zu wissenschaftlichen Gesellschaften, zu Redeübungen, Disputationen, Freunde von Waffen- und Leibesübungen zu diesen frei vereinen. Die allgemeine Verbindung würde sich darauf zu beschränken haben, daß sie Gelegenheit hierzu böte, nicht diese Einigungen, welche ihrem Wesen nach frei bleiben müssen, zu statutenmäßigen machen. Neben den wissenschaftlichen und geselligen Zwecken, deren erstere Halt und Haltung in den Verein bringen würden, muß dieser sodann noch zweierlei umfassen.

Ersteus. Bekanntlich pflegt der Student Ehrensachen mit

dem Schläger in der Hand auszumachen. Es iſt viel über dieſe mit dem gegenwärtigen Zuſtande kontraſtirende Sitte geſprochen und geſchrieben worden. Man hat ſie durch Vernunftgründe wie durch Geſetze zu verbannen geſucht; vergebens. Vielmehr iſt die neuere Geſetzgebung von der Strenge gegen ſie zurückgekommen, wie denn z. B. das hannoverſche Militärſtrafgeſetzbuch das Duell unter Offizieren unter gewiſſen Vorausſetzungen unbeſtraft läßt. Denke man nun über das Duell ſelbſt, wie man wolle, ſo viel iſt gewiß, daß der Standpunkt, wo das Duell aus ſittlichen oder religiöſen Gründen gemieden wird, keineswegs der allgemeine iſt. Wo jener Standpunkt fehlt, da möchte der Zuſtand noch beſſer ſeyn, in welchem der Menſch ein geiſtiges Gut, höher als ſein Leben, hat, wo perſönlicher Muth und Tüchtigkeit in den Waffen noch etwas gilt, als wo Feigheit herrſcht und rohe Uebermacht. Darum mag die akademiſche Obrigkeit wohl vorſichtig ſeyn in ihrer Stellung zum Duelle, und darum macht ſie in keiner Sache wohl mehr die ſehenden Augen zu als gegen das Duell. In einem Artikel in Nro. 161 der Kölner Zeitung von 1843 hieß es:

„Mehrere deutſche Regierungen haben in neuerer Zeit verſchärfte Maßregeln gegen das Duell unter Studenten angeordnet, ja eine derſelben iſt ſo weit gegangen, eine der ſchönſten Waffenübungen, das Stoßfechten, geradezu zu verpönen. So wenig einem beſonnenen Manne einfallen kann, die Herrſchaft des Schlägers auf einer Univerſität als deren Blüthezeit bezeichnen zu wollen, ſo wenig wird er in der gewaltſamen Unterdrückung des Zweikampfes ein für das akademiſche Leben heilſames Verfahren erkennen können; ja es ſcheint, daß diejenigen, welche daſſelbe vorſchreiben und billigen, die Erinnerung an ihre eigenen Univerſitätsjahre im ſpätern Bücher- und Aktenleben ziemlich verloren haben. Es ſey geſtattet, bei dieſer Gelegenheit an eine Thatſache zu erinnern, die mehrfache Lehren in ſich trägt und wohl Beherzigung verdient. In Jena war um die Jahre 1817 — 20 (die ſpäteren Verordnungen ſind mir unbekannt) das Duell mit 14 Tagen (leichter) Carcerſtrafe belegt; damals fielen bei einer Studentenzahl von ungefähr 550 in einem Jahre (1818) dreißig Duelle vor; unter viel ſtrengern Geſetzen in den Vorjahren (z. B. 1811) bei etwas geringerer Studentenzahl in

einem Vierteljahre 300. (Ich erinnere alle Studenten jener Zeit an die Schlachtschüssel im Rauthale). Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen nicht so sehr fern und ich halte sie der Beachtung werth für alle, denen das Universitätsleben ganz oder theilweise anvertraut ist. Die erste Ursache ist darin zu finden, daß vor dem Kriege gegen Frankreich die Zerrissenheit Deutschlands von den akademischen Bürgern auf unsern Hochschulen getreulich nachgespielt wurde und in den Reibungen der Landsmannschaften auf eine beklagenswerthe Weise in blutigen Ehrenhändeln zu Tage kam. Nach dem Kriege, in welchem Deutschland seine seit langer Zeit zerstreuten und feindlich gegen einander streitenden Kräfte zu gemeinsamer That gesammelt, zog auch auf die Hochschulen — und in Jena zuerst — der Geist der Verbrüderung ein und bildete die Burschenschaften. Wo, wie in Jena, die Gründung derselben eins war mit der Auflösung der Landsmannschaften, waren die zahlreichsten Veranlassungen zu Zweikämpfen an der Wurzel abgeschnitten, wenn auch zuerst die Auflösung ohne den Schläger nicht bewirkt werden konnte. Ich glaube, ein Vierteljahrhundert, das seit den Anklagen gegen die Burschenschaft verflossen, wird der Bemerkung Zutritt gestatten, daß bei einiger Beachtung und Pflege dieser aus der Bewegung der Nation und der Zeit unmittelbar hervorgegangenen Studentenvereinigung durch dieselbe aller Orten die Landsmannschaften aufgelöst und damit zugleich die meisten Duellanlässe aus dem Wege geräumt worden wären. — Die zweite Ursache lag in der Verfassung jener Gesellschaft. Ein Ehrengericht bestand in Jena nicht (und auch nur an wenig andern Orten); allein es war gesetzliche Bestimmung, daß jeder Ehrenhandel dem Vorsteherkollegium angezeigt werden mußte. Dieses entschied über die Zulässigkeit des Duells, da unter gewissen Voraussetzungen (z. B. der Renommage oder eines Mißverständnisses) die Beleidigung zurückgenommen werden mußte. Ob die Behörde von dieser Einrichtung Kenntniß hatte oder nicht, konnte den Studenten gleichgültig seyn, und die Behörde ihrerseits konnte sich mit dem Resultate begnügen, daß der Duelle gegen früher offenbar nur noch sehr wenige waren. Die Ursachen lagen also einerseits in der Vernichtung der landsmannschaftlichen Rivalitäten, andererseits in beschränkten Präventivmaßregeln gegen das Duell.

Beide aber gingen nicht von den Behörden aus, sondern waren die freie selbstständige That der Betheiligten, der Studenten selbst (unter der fernstehenden, in ihrer Macht unberührten Aufsicht der Behörde). Hierin scheint mir das ganze Geheimniß zu liegen. Bekannt wenigstens ist, daß unmittelbar nach Aufhebung der Burschenschaften und bei verschärften Maßregeln die Zahl der Duelle auf Universitäten wieder zunahm. Freilich gibt es ein Mittel, sie sicher und auf ewig auszurotten; allein eine ahnungsvolle Scheu mag bisher von dessen Gebrauch abgehalten haben, wie denn auch der erste Versuch desselben durch die großherzoglich weimarsche Regierung hoffentlich nicht fortgeführt werden wird. „Duelle werden aufhören, sobald Niemand mehr fechten kann." Verbietet die Uebung der Waffen und die Studenten schlagen sich nicht mehr, *außer* — mit Knüppeln! Beleidigungen, Beeinträchtigungen der fremden Anforderungen und Rechte werden vorkommen, so lange Menschen, und gar junge, neben einander leben; auch wird, so lange rege und gesunde Kräfte in diesen Menschen auf- und niedersteigen, das Gefühl sie durchdringen, daß es jedes Einzelnen Sache sey, für sein Recht zu stehen, und die nothwendige Achtung vor diesem thätigen Gefühle der Selbstständigkeit ist das, was wir Ehre nennen, ohne die eine Gemeinschaft nicht zu denken ist, ohne die es bald nur Feige und Anmaßende neben einander geben würde. Die Waffen, die dem Einzelnen zur Wahrung seiner Ehre zu Gebote stehen, heißen Wort und That (denn daß ein bürgerliches Gesetzbuch mit seinen Paragraphen in die freien Nervenausgänge des geselligen Lebens dringe, wird Niemand verlangen); — mit andern Worten Schelten und Schlagen. Bekannter Erfahrung nach stehen beide im innigsten Verbande, und es war ein durchaus natürliches und sittliches Gefühl, welches dem erstern durch konventionelle Bestimmung Wachsthum und Spitze nahm, und das letztere in Gesetz und Regel brachte, und Wort und That somit durch Formen band. So ward das Duell zum Schutzmittel gegen Schimpfen und Prügeln (welches beides bekanntlich überall bei Aufhebung des Duellverhältnisses sogleich an dessen Stelle tritt), und gleichzeitig Beweggrund zur Uebung in Waffen, die jedem Manne wohl ansteht; freilich andererseits auch Veranlassung zu mancher beklagenswerthen That. Wird

nun, dieſe zu verbüten, nach bisher vergeblich angewandten Drob- und Strafmitteln zu dem letzten unfehlbaren gegriffen, daß man jede Waffenübung (mit Rappiren) für ſtraffällig erklärt, ſo iſt mit Beſtimmtheit vorauszuſagen, daß dem Jugendleben ein Nerv durchgeſchnitten und daſſelbe der Rohheit und Erbärmlichkeit preisgegeben iſt; Duelle hat man dann abgeſchafft, aber nicht ihre beklagenswerthen Veranlaſſungen. Gegen dieſe aber und ſomit mittelbar gegen das Duell hatte das Studentenleben die wirkſamen Gegenmittel gefunden, und man ſollte wenigſtens nach ſo mancher andern verunglückten Probe noch einmal ungehindert darauf zurückkommen, vor allem aber ihm die ehrliche und fröhliche Uebung der Waffen, das Fechten auf Hieb und Stoß, unangefochten laſſen."

Den Fingerzeig, welchen dieſer Artikel enthält, und der außerdem von vielen Stimmen ſchon gegeben iſt, beachte man. Lang verjährte und tief eingewurzelte Begriffe laſſen ſich nicht ausreißen; aber auf ſachgemäßem Wege umgeben muß man ſie und überleiten auf ein anderes Gebiet. Seinen Halt hat das Duell in der öffentlichen Meinung; kann man dieſe gewinnen für eine andere Ausgleichungsweiſe der Ehrenhändel, ſo ſtirbt das Duell ab. Die Furcht, feige zu erſcheinen, iſt eine Haupttriebfeder des Duells. Perſonen von anerkanntem Muthe und Ehrenhaftigkeit, zu einem Schiedsgerichte zuſammen berufen, würden daher manchen jämmerlichen Zank ohne Duell beſeitigen können, ohne daß die Ehre der Betheiligten in der öffentlichen Meinung litte. Zur gänzlichen Abſchaffung des Duells wird man zunächſt nicht ſchreiten dürfen, ſchon weil die Abſchaffung erfolglos wäre; wohl aber zu der Forderung, daß vor jedem Ehrenhandel die Sühne verſucht und von ehrenhaften Schiedsmännern erkannt werde, ob derſelbe überhaupt eines Duells werth ſey, ſo wie denn auf der andern Seite das wirklich zugelaſſene Duell nicht zu einer bloßen Mummerei herabſinken darf. Das auf dieſe Weiſe ſich bildende Schiedsgericht würde als Inſtitut der erwähnten allgemeinen Verbindung der Approbation des akademiſchen Senats bedurfen. Die Grundſätze über ſein Verfahren müßte dieſer jedoch gänzlich den Studenten und einem von dieſen zu entwerfenden Reglement überlaſſen; denn jede reglementelle Einwirkung würde das Vertrauen zur

Sache lähmen. Die akademische Obrigkeit würde hinsichtlich des stattbabenden Duells das frühere Benehmen beibehalten können.

Nur eins scheint noch der neueren Zeit einzuräumen. Man kann annehmen, daß bei der jetzigen Stellung des Duells in der Gesellschaft Einzelne dasselbe ohne Verletzung ihres Gewissens nicht eingeben könnten und die Gewissenspflicht über die Ehrenpflicht stellen würden. Solche Gesinnung geltend zu machen, erfordert mehr Muth, als den Degen zu ergreifen, welches oft sehr feige Leute thun. Solche Gesinnung darf nicht mißhandelt werden, denn sie ist höchst ehrenhaft. Nur darf sie nie der Schild werden, hinter dem die Feigheit sich versteckt. Es setzt diese Gesinnung nun eine Gediegenheit des Charakters und eine Selbstbeherrschung voraus, welche nicht bloß körperliche, sondern auch jede sonstige Verletzung der Rechte des Mitmenschen, jede übereilte Ehrenkränkung vermeiden wird. Von einem solchen darf daher ein Duellanlaß nicht erwartet werden. Allein er muß auch vor rohen Uebergriffen Anderer geschützt seyn. Sollte hier nicht etwa folgender Ausweg möglich seyn? Wer zu der erwähnten Denkweise gelangt ist, muß auch den Muth haben, sie offen zu bekennen; das ziemt dem freien Manne. Träte die Berufung auf Gewissensscrupel erst bei entstandenem Ehrenhandel ein, so läge der Verdacht der sich hinter dem Gewissen versteckenden Feigheit zu nahe. Darum lege Einer von der erwähnten Gesinnung dem bestehenden Ehrengerichte seine Bedenken aus eigenem Antriebe offen vor. Es wird einem solchen, wenn er wirklich einen ehrenhaften Geist hat, nie an Freunden fehlen. Von zweien oder mehreren derselben, welche ihm gleich den Eidesbelfern im altdeutschen Gerichtswesen zur Seite stehen, werde mittelst Ehrenworts die Ueberzeugung bekräftigt, daß der Erwähnte aus den von ihm angegebenen Gründen und nicht aus Furcht vor der Klinge dem Duell entsage. Das Ehrengericht veröffentlicht diesen Hergang und erklärt, daß Beleidigungen gegen den Renuncianten gleich Beleidigungen gegen Damen eine stets mit Widerruf und Abbitte zu sühnende Ungezogenheit sey. Vielleicht würden die erwähnten Freunde die Erklärung hinzufügen, daß sie solche Beleidigungen als persönliche aufnehmen würden. Es mag ein solches Verhältniß für den Renuncianten manches Unbequeme behalten, und das muß es auch jetzt noch. Aber

in ganz Europa der Fall ist, und was zunächst beweiset, daß man überall mehr eitel als Vaterland liebend ist, daß man überall mehr das Amt als die Dienstleistung im Auge hat. Es gehört unter die glänzendsten Vorzüge des alten Roms, diese Krämpfe der Eitelkeit nicht gekannt zu haben. Richtig sagt Macchiavell, Discorsi I. 36, daß der Staat größeres Vertrauen in den Bürger setzen könne, welcher aus einem höhern Range in den tiefern steigt, als umgekehrt in einen, der aus tieferem Range zu höherem berufen wird.

11.

Ueber die Entschlüsse.

Es geht Feldherren wie Staaten; die größte Kunst besteht am Ende darin, den Gegner von seinen Entschlüssen abhängig zu machen. Schwache Regenten und schwache Feldherren nähren sich mit Unentschiedenheit, horchen überall, nennen Nichtsthun Klugheit und wählen nicht früher einen entschiedenen Weg, bis sie hiezu gezwungen, das heißt, bis sie halbwegs darin schon verloren sind. Venedig ist in unsern Zeiten, ein Opfer dieser Schwäche, gefallen, die hinter dem Namen alter angeerbter Weisheit und erprobter Staatsklugheit sich vor dem eigenen Bewußtseyn verkroch. Hätte es, wie Fr. Pesaro und früher schon Antonio Capello, der Gesandte der Republik in Frankreich, als dort die Umwälzung begann, seine Kräfte aufgeboten, so würde es gesucht und nicht verachtet worden seyn; hätte es, als die Franzosen nach Italien brachen, sich für Oesterreich, seinen natürlichen Feind, erklärt, so hätte es den Feind seiner Grundsätze, Frankreich, vielleicht ferne von Italien halten, die Umwälzung in diesem Lande hindern können, oder es hätte zum wenigsten sich Ansprüche auf Unterhandlung mit Frankreich, auf Rücksicht von Seite Oesterreichs erworben; hätte es sich im andern Falle für Frankreich erklärt, so wäre es Theilnehmer seiner Siege geworden, hätte das Wort in Italien führen können und würde die Früchte gezogen haben; hätte es endlich in den letzten Augenblicken seines Bestehens den Muth gehabt, die wiederholten Anträge Bonapartes zu benützen, oder selbst dann noch würdig gegen ihn aufzutreten, so würde es sich in dem einen Falle gerettet, in dem andern würde es zum wenigsten würdig untergegangen seyn.

es würde doch erreicht, daß Niemand achtungswerther Gesinnung wegen aus der Gemeinschaft ausgethan und dadurch deren beste Elemente entfernt würden.

Zweitens. Der Wahlspruch: bete und arbeite, fordert einestheils ein thätiges, anderntheils ein in der Gemeinschaft mit Gott begründetes Leben. Nur ein derartiges Leben ist gesund, gibt Frohsinn und Gedeihen in allen Unternehmungen. Soll eine Studentenvereinigung gedeihen und Freude bringen, so halte sie sich an diese Gesundheitsregel.

Arbeite: Müssiggang ist aller Laster Anfang. Aufgeblasenheit und alle Art von Thorheit ist im Gefolge des Faullenzens. Beschäftigung will der Mensch einmal haben; findet er sie nun nicht in einem Berufe, so sucht er sie in andern und meist in unnützen Dingen. Darum kann man annehmen, daß eine Gesellschaft, in welcher unbeschäftigte Mitglieder sind, bald in Fäulniß übergehen wird.

Bete: Religiosität darf nicht zum Gegenstande äußerer Erkennbarkeit gemacht werden; sie ist ein geistiges Inneres. Ihr Leib aber ist der Lebenswandel. Eine ihrer Früchte, ohne welche sie nicht seyn kann, ist Keuschheit. Keuschheit ist von jeher beim deutschen Volke in Ehren gewesen. Wo sie verletzt wird, wird das bessere geistige Leben in seiner Wurzel angetastet und läuft Gefahr zu verderben. Wohl selten werden ihre Gesetze ohne geheimen innern Vorwurf, wenigstens zu Anfang, übertreten. Wer sich über diese Stimme des Gewissens hinwegsetzt, wer die Kraft nicht gewinnen kann, den thierischen Trieb zu beherrschen, dem geht die sittliche Weihe und der höhere Glauben nur zu leicht verloren. Der Adel des Menschen, der selbst die thierischen Funktionen der Fortpflanzung durch die Ehe in Regel und Ordnung zu bringen, und die sinnliche Liebe zu einer höheren geistigen zu verwandeln berufen ist, dieser Adel wird durch Unkeuschheit befleckt; der Glaube an diesen Adel, an die Tugend des Weibes, an die Wiederherstellung des Menschen in die frühere Herrschaft über die Sünde geht verloren, wo die Keuschheit verloren geht. In dem mehrangeführten Werke heißt es (S. 21):

„Besonders waren es geschlechtliche Beziehungen, geheime Jugendlüste, die der Turnplatz mit rührendem Ernste und großem Erfolge von sich fern hielt. Hier zeigte sich

indeß ſchon die tiefere, ſittliche Tendenz. Es war die Keuſchheit ſelbſt, die als ein ſchöner Stern in hoher Klarheit an dem ahnungsvollen Himmel des Turnens aufging. Nicht die unkeuſche, fruchtloſe Berechnung des Verſtandes, der die Keuſchheit als ein Mittel der Selbſterhaltung, oder als was für ein Mittel, zu welchem Zwecke auch, gebrauchen will, war es, welche die kräftige Jugend für die Keuſchheit begeiſterte, ſondern der reinere, höher ſtrebende Sinn des turneriſchen Vereines ſelbſt war es, der ſich darin bezeugte, daß die Keuſchheit, ausgeſprochen oder im tiefen Innern empfunden, hier geſucht oder doch empfunden wurde, wie ſonſt kaum in einem Bildungskreiſe."

Dagegen wird Unmaß im Genuſſe berauſchender Getränke zwar als ein Erbfehler unſerer Nation dargeſtellt, und wer wollte, muß es eines ſeyn, nicht lieber Uebermaß im Trinken als geſchlechtliche Ausſchweifung? Wie nachtheilig aber und gefährlich für Leib und Seele auch jenes werde, iſt gerade in gegenwärtiger Zeit in Folge der von den ſogenannten Enthaltſamkeitsvereinen geübten Gegenwirkung gebührend hervorgehoben und bedarf daher hier keiner weitern Ausführung. Keuſchheit und Nüchternheit ſind die Grundlagen körperlicher und geiſtiger Geſundheit und Lebensfriſche. Mancher wird glauben, daß ſolche Dinge jedem für ſich zu überlaſſen ſeyen, daß ſich auf Univerſitäten durch Sittenverbeſſerungsverſuche doch nichts erreichen laſſe, und wird fragen, in welcher Weiſe dieſe überhaupt ſtatthaben ſollen?

Wohl haben wir Beweiſe, daß ſich auf Univerſitäten etwas erreichen laſſe. Der Geiſt in der ehemaligen Burſchenſchaft war zeitweiſe ein weit ſittlicherer, als der der Landsmannſchaften, ſo daß ſich ſogar noch jetzt am ſittlichen Tone auf den verſchiedenen Univerſitäten erkennen läßt, wo das burſchenſchaftliche und wo das landsmannſchaftliche Element vorherrſchte. Geſchlechtsausſchweifungen und Zoten durften ſich in der beſſeren Zeit der Burſchenſchaft nicht öffentlich hervorwagen; auch wurde gearbeitet. Zeigt doch die Gegenwart überhaupt manche ſittliche Beſtrebungen, an deren Erfolg vor ihrem Daſeyn Niemand glaubte. Die Mäßigkeitsvereine hielt man vor ihrer Einführung für Thorheit. Wer dachte früher an ein Zuſammenwirken der Kräfte, wie es die verſchiedenen Gelehrten- und Wohlthätigkeits-Vereine zeigen? Und die Jugend allein ſollte ſittlichen Beſtrebungen in ihrer

Mitte unzugänglich seyn? sie, die der Erhebung zum Höheren in jeder Hinsicht am nächsten steht?

Zwar muß das Arbeiten der akademischen Jugend, welche eben Studirens halber die Universität besucht, es muß ihre keusche, nüchterne Aufführung Sache freien inneren Entschlusses seyn. Der Schulzwang hat aufgehört und soll nicht durch Verbindungszwang ersetzt werden. Allein der Einfluß der Gemeinschaft, des in ihr herrschenden Tones auf die Entschlußnahme ist groß. Manch Zweifelnder wird von ihm fortgezogen und bestimmt. Darum muß statutenmäßig und, was noch wichtiger ist, thatsächlich dahin gewirkt werden, daß Fleiß, Keuschheit, Nüchternheit in Ehren, das Gegentheil in Unehren stehen. Das Laster muß sich nicht spreizen dürfen, sondern, wo es ist, als ein Verbotenes, Verwerfliches die Dunkelheit suchen. Man wird diesem Zwecke, diesem Streben ein eigenes Organ in der Verbindung geben müssen. Anerkannt tüchtige Studenten von unbeflecktem Wandel müssen in einen Sittenrath gewählt werden. Diese wirken dahin, daß Häuslichkeit und Fleiß nicht zum Vorwurf, sondern zur Ehre gereichen, daß Religion und gute Sitte nicht zum Gegenstande des Spottes gemacht werden, daß weibliche Aufwärter und Scherz mit ihnen fern bleiben, daß weder unsittliche Reden noch Lieder, noch Uebermaß im Genusse von Getränken Platz greifen. Sie haben das Recht, Träge und Trunkfällige brüderlich zu ermahnen und öffentliche Tagediebe, Liederliche, Trinker aus dem Vereine zu entfernen.

Es ist einleuchtend, daß diese Einrichtung eines Ehrengerichts wie eines Sittenrathes nur in der Mitte eines, die Mehrzahl der Studenten umfassenden Vereins getroffen werden kann. Denn wollte die einzelne Landsmannschaft so verfahren, so würden diese Maßregeln, welche auf der Kraft der öffentlichen Meinung beruhen, diese nur im beschränkten Umfange für sich und leicht einen mächtigen Widerstand gegen sich haben. Darum müßten auch für diese Zwecke die Landsmannschaften zusammen treten und der Gesammtverein würde durch das Aufnehmen solcher Bestrebungen reellen Inhalt und inneren Bestand erhalten.

Es ist versucht worden, die im Vorhergehenden gezeichneten Skizzen für ein auf deutschen Universitäten zu begründendes umfassendes Verbindungswesen in dem angehängten Statuten-

entwurfe anſchaulicher zu machen. Es iſt dieß geſchehen, weil der Verfaſſer der Anſicht iſt, daß Baugedanken ſich am leichteſten an einem wirklich gezeichneten Bauplane entwickeln. Erwähnt zu werden braucht dabei wohl kaum, daß dieſe ganze Abhandlung nichts weniger als eine Ausführung des empfohlenen Baues nach dem vorgelegten Plane will. Es iſt vielmehr wünſchenswerth, daß dieſer überall je nach den vorliegenden Verhältniſſen ſich geſtalte, und wo etwas Rechtes zu Stande kommen ſoll, muß der Plan dazu ſelbſt gefunden, nicht genommen werden. Nicht, daß nach ſeinem Plane gebaut, ſondern daß überhaupt nur die Bauerlaubniß ertheilt und der Plan von Sachverſtändigen geleitet werde, iſt des Verfaſſers Wunſch.[1] Die Nothwendigkeit eines tüchtigen Verbindungsweſens, deſſen Mangel ihm ſelbſt auf Univerſitäten mit vielen Andern recht fühlbar geworden, möchte der Verfaſſer dargethan haben; vertreten möchte er deſſen Zulaſſung bei den Behörden; er möchte für die Begründung deſſelben bei der Jugend und eine Verſtändigung über das *Wie* etwas geleiſtet haben; im Uebrigen auf *ſeine* Gedanken gern verzichtend. Daß demſelben als Haupterforderniß die Vorausſetzung einer von der akademiſchen Obrigkeit ertheilten Genehmigung und Entfernung aller Heimlichkeiten oder politiſchen Zwecke zum Grunde liegt, verſteht ſich von ſelbſt. Gott gebe dem deutſchen Univerſitätsweſen und der deutſchen Wiſſenſchaft, unſerm Stolze, eine gedeihliche Entwicklung zu ſeiner Ehre!

Statuten des Vereines deutſcher Studenten zu U. U.

§. 1.

Geſammtverein.

Der deutſche Studentenverein zu .... beſteht aus den Mitgliedern ſämmtlicher, ordnungsmäßig ihm einverleibten Landsmannſchaften.

---

[1] In der Steffensſchen Selbſtbiographie finden ſich manche bedeutungsvolle Winke über die Geſtaltung der Verhältniſſe der Studenten. Zweckmäßig möchte ſich derjenige, welcher ihnen ſeine Thätigkeit zuwenden will, mit der Einrichtung des Kopenhagener Studentenvereins bekannt machen.

§. 2.

Landsmannschaften.

Die Mitglieder der Landsmannschaften zerfallen in ordentliche und außerordentliche.

§. 3.

Ordentliche Mitglieder.

Ordentliches Mitglied einer Landsmannschaft kann nur ein immatrikulirter Student werden, welcher der Mitgliedschaft nicht für unwürdig erklärt ist (§. 19, 20, 21, 22).

§. 4.

Innere Einrichtungen.

Im Uebrigen bleiben die Formen und Bedingungen der Aufnahme in eine Landsmannschaft deren besonders zu entwerfenden Statuten überlassen.

§. 5.

Ein Gleiches findet hinsichtlich der innern Einrichtungen, z. B. Anordnungen bestimmter Klubbtage, Fecht- und Turnübungen, Farben und Abzeichen, Schlichtung von Ehrenhändeln unter Landsleuten (Genossen einer Landsmannschaft), Erhebung der Geldbeiträge, Ausstoßungen von Mitgliedern (§. 19, 20, 21, 22) u. s. w. Statt.

§. 6.

Dasselbe gilt von der Leitung der erwähnten Angelegenheiten durch einen Vorstand, dessen Wahl, Organisation und Befugnissen, so wie von der Wahl der für den Studentenverein zu ernennenden Vorstandsmitglieder.

§. 7.

Außerordentliche Mitglieder.

Jede Landsmannschaft hat das Recht, außerordentliche Mitglieder aus der Zahl der Professoren, Staatsdiener oder sonstigen Stadtbewohner aufzunehmen, insofern dieselben dessen nicht für unwürdig erklärt sind.

§. 8.

Die außerordentlichen Mitglieder haben zwar an allen Einrichtungen und Vorzügen der Landsmannschaft Theil, sind jedoch von allen Kostenbeiträgen frei, und ohne Stimmen bei den Berathungen und Wahlen.

§. 9.

Umfang und Ausbildung des Geſammtvereins.

Die den deutſchen Studentenverein konſtituirenden oder ſpäter demſelben einverleibten Landsmannſchaften bilden unter dieſem Namen für beſtimmte, in den Statuten ausdrücklich ausgeſprochene Zwecke eine Einheit (§. 10).

§. 10.

Zwecke des Geſammtvereins.

Dieſe Zwecke ſind:

1) Geſellige Erheiterung und Erholung, ſo wie Repräſentation des Vereins.
2) Wiſſenſchaftliche, reſp. künſtleriſche Ausbildung.
3) Behandlung von Ehrenſachen.
4) Aufrechterhaltung eines ſittlichen Verhaltens.

§. 11.

Geſelligkeit.

Behufs Erreichung dieſer Zwecke ſichert der Verein ſich die Benutzung eines Lokals, das täglich zu beſtimmter Stunde jedem Verbindungsmitgliede zugänglich iſt.

§. 12.

Behufs geſelliger Erheiterung ſoll monatlich ein Abend zur Vereinigung ſämmtlicher Vereinsglieder feſtgeſetzt werden; an demſelben ſollen Berathungen und Abſtimmungen in Vereinsangelegenheiten offiziell nicht betrieben werden.

§. 13.

Außerdem ſollen halbjährlich wenigſtens ein, jedoch nicht mehr wie zwei Commerſche, nach jedesmaligem Beſchluſſe, abgehalten werden.

§. 14.

Deßgleichen können im Laufe des Winters ein, höchſtens zwei Bälle vom Verein veranſtaltet werden.

§. 15.

Repräſentation.

Allen gemeinſame Abzeichen bei akademiſchen Feierlichkeiten, Ehrenbezeugungen, Feſten ꝛc. ſollen, jedoch ohne den beſondern Dekorationen der einzelnen Landsmannſchaften Eintrag zu thun, ſowie Aehnliches, beſondern Beſchlüſſen vorbehalten bleiben.

§. 16.

Wissenschaftliche Zwecke.

In dem Klubblokale werden die näher zu bestimmenden politischen und wissenschaftlichen Zeitblätter vorliegen, so wie die auf etwaigen Beschluß anzulegende Bibliothek dort der Benutzung offen steht.

§. 17.

Einzelne Abtheilungen des Klubblokals können auf desfallsigen Antrag und Beschluß des Vorstandes, für bestimmte Stunden, an Vereine zu wissenschaftlichen Uebungen, Deklamatorien, freien Reden, Disputatorien, Gesang und musikalischen Vorträgen ꝛc. eingeräumt werden.

§. 18.

Ehrensachen.

Streitigkeiten unter den Gliedern einer Landsmannschaft, deren Ausgleichung von der Verbindung selbst nicht zu Stande gebracht ist (§. 5), sowie Streitigkeiten unter den Gliedern verschiedener Landsmannschaften müssen vor anderweitigen Schritten vor ein zu konstituirendes Ehrengericht gebracht werden.

§. 19.

Wer Ehrenhändel ausmacht, ohne sie zuvor vor dieses Ehrengericht gebracht zu haben, soll der Theilnahme am Vereine für unwürdig erklärt werden.

§. 20.

Das Ehrengericht urtheilt auch, wenn ein Vereinsglied sein Ehrenwort verletzt oder durch sonstige entehrende Handlungen sich der Theilnahme am Vereine unwürdig gemacht hat, insoweit die betreffende Landsmannschaft nicht schon verfahren hat.

§. 21.

Sittliches Verhalten.

Von jedem Mitgliede des deutschen Studentenvereins wird erwartet, daß es den Aufenthalt auf der Universität zu seiner geistigen und sittlichen Ausbildung benuze. Wer durch fortgesezte Trägheit, durch augenfällige Verstöße gegen gute Sitte, Keuschheit und Nüchternheit Anstoß gibt, soll von einem einzusezenden Sittengericht zunächst unter vier Augen, wenn dies erfolglos

iſt, öffentlich gerügt und bei fernern Anſtößen ausgeſtoßen werden, inſoweit die betreffende Landsmannſchaft nicht ſchon verfahren hat.

§. 22.

Auch außerordentliche Mitglieder der einzelnen Landsmannſchaften, welche als ſolche in gleicher Eigenſchaft dem Geſammtverein angehören, können aus beſondern Gründen, wenn die betreffende Landsmannſchaft ſie nicht ſchon entfernt hat (§. 5), ausgeſtoßen werden.

§. 23.

Koſten.

Die erforderlichen Koſten zur Erreichung der Verbindungszwecke werden halbjährlich auf ſämmtliche Vereinsglieder repartirt und zahlt jede Landsmannſchaft den Beitrag für ihre (ordentliche und außerordentliche) Glieder, ſolidariſch dafür haftend.

§. 24.

Beitritt neuer Landsmannſchaften.

Nach erfolgter Conſtituirung des deutſchen Studentenvereins können neue Landsmannſchaften nur durch Beſchluß der Vereinsglieder, nachdem ſie zuvor ihre Statuten und die Namen ihrer Mitglieder vorgelegt haben, aufgenommen werden.

§. 25.

Sie müſſen hierbei, um zum Miteigenthume des vorhandenen Inventars zu gelangen, ein näher zu beſtimmendes Eintrittsgeld entrichten.

§. 26.

Vorſtand des Geſammtvereins.

Der deutſche Studentenverein ſteht unter der Leitung eines Vorſtandes, welcher aus einer Abtheilung:

1) für die geſelligen,
2) für die wiſſenſchaftlichen,
3) für die Ehren-,
4) für die ſittlichen Zwecke beſteht.

§. 27.

Der Abtheilung für die geſelligen Zwecke liegt zugleich die Rechnungsführung ob.

§. 28.

Wahl des Vorstandes.

Gebildet wird dieser Vorstand, indem jede Landsmannschaft, ihren Statuten gemäß, halbjährlich in die Abtheilung für gesellige Zwecke zwei, in jede der andern ein Mitglied erwählt.

§. 29.

Die einzelnen Abtheilungen haben die ihnen übertragenen Angelegenheiten, für welche, wie für das Rechnungswesen, besondere Reglements entworfen werden sollen, theils aus eigenem Antriebe, theils auf Antrag von Vereinsgliedern wahrzunehmen.

§. 30.

Art des Vorsitzes und der Abstimmung.

Sobald jedoch eine Abstimmung erforderlich ist, bilden sämmtliche Abtheilungen (§. 26) ein Ganzes, worin nach Stimmenmehrheit beschlossen wird, und wobei der Vorsitz halbjährlich unter den verschiedenen Landsmannschaften wechselt, auch bei Stimmengleichheit den Ausschlag gibt.

§. 31.

Reglements für die einzelnen Vorstands-Abtheilungen.

Die weiteren Bestimmungen über das Verfahren in den einzelnen Abtheilungen bleiben besondern Reglements vorbehalten, welche zugleich entscheiden, welche Sachen zur Competenz des Vorstandes oder der Generalversammlung gehören.

§. 32.

Der Vorstand hält regelmäßige, näher zu bestimmende Sitzungen.

§. 33.

Zu denselben kann das einzelne Vereinsglied Zutritt verlangen, um sich Auskunft über eine Vereinsangelegenheit zu erbitten. Diese ist ihm nur aus besondern, vor der Generalversammlung zu rechtfertigenden Gründen zu versagen. Ueber den speziellen Zweck hinaus darf jedoch das Vereinsglied seine Anwesenheit nicht ausdehnen.

§. 34.

Berufung gegen die Entscheidungen des Vorstandes an die Generalversammlungen.

Entscheidet der Vorstand in Angelegenheiten, welche zu seiner Competenz gehören, so bleibt dem Betheiligten die Berufung an die Gesammtverbindung offen.

§. 35.

Außer den regelmäßigen Verſammlungen des Vorſtandes ſoll mindeſtens vierteljährlich eine Generalverſammlung aller Vereinsglieder Statt finden.

§. 36.

In derſelben iſt Vortrag über alle wichtigern Angelegenheiten zu halten, Rechnung abzulegen, über die eingelegten Berufungen gegen Entſcheidungen des Vorſtandes (§. 34) und über die den verſchiedenen Reglements zufolge vor die Generalverſammlung gehörigen Angelegenheiten (§. 31) unter Leitung des Vorſtandes abzuſtimmen.

§. 37.

Ueber die Art des Geſchäftsganges in den Generalverſammlungen, welche acht Tage vorher anzukündigen ſind, und die Art der Stimmenzählung wird ein beſonderes Reglement entworfen.

§. 28.

Beſchlüſſe werden in denſelben nach Stimmenmehrheit der Anweſenden gefaßt (vergl. §. 30).

§. 39.

Abänderung der Statuten.

Nur wenn es ſich um Abänderung dieſer grundgeſetzlichen Statuten handelt, iſt die Anweſenheit von zwei Dritteln der Mitglieder, und zwei Drittel der Stimmen zu einer Beſchlußnahme nöthig.

12.

Ueber das Beſtändige in dem Weſen der verſchiedenen Völker.

Es iſt kein Zweifel, und die ganze Geſchichte liefert hiezu den Beleg, daß wichtige, das ganze Weſen eines Heeres bezeichnende und beſtimmende Charakterzüge, trotz der Wandelbarkeit alles Irdiſchen und dem Wechſel der Verhältniſſe, ſich treu bewahren. Wer die Schilderung Cäſars von den Galliern lieſt, wer die Franzoſen zur Zeit ihrer Züge durch Italien unter Karl VIII. u. ſ. w. betrachtet, wer dem kleinen Häuflein folgt, das unter Feuillard und andern nach Candia zog, wer ſie unter Napoleon ſah und jetzt im Auge hält, findet eine ſolche Aehnlichkeit ihres ganzen Weſens, daß gewiſſe Züge als ganz beſtändig angeſehen und in Berechnung der Kriegsbegebniſſe ſehr berückſichtigt werden können. Muth bis zur Tollkühnheit, Kraft im erſten Angriffe, Anmaßung im Urtheil, gänzliche Muthloſigkeit im Unglück, hülfreichen Leichtſinn ſpricht ihm Cäſar zu, dabei Schnelligkeit in der Bewegung und Schnelligkeit im Entſchluß. Alle dieſe Eigenſchaften haben ſie in jeder Zeit bis auf den heutigen Tag bewieſen. Das Häuflein Ritter, welches mit Karl VIII. über die Alpen kam und Italien durchritt, war völlig überzeugt, daß ihm keine Kraft widerſtehen könne; dieſe Ueberzeugung machte ſie zum Sieger, ſo lange die Betäubung der Gegner, welche eine Folge derſelben war, währte; Feuillard mit ſeinen 500 Offizieren begehrte am Tage nach ſeiner Ankunft in Candia die Ehre, die Werke der Türken ſtürmen zu dürfen; Moroſini, der große Krieger und letzte Venetianer, welcher die Türken ſeit zwanzig und mehr Jahren bekriegte und ſchlug, ſuchte dieſen unnützen Eifer zu überwinden; vergeblich, man mußte ſie ſtürmen laſſen, dieſe hoffnungsvolle Jugend ohne allen Nutzen fallen und den Reſt nach Frankreich zurückeilen ſehen. Im Jahre darauf kamen abermals 4000 Franzoſen nach Candia, dieſem Schauplatze des größten Heldenmuthes und der größten Leiſtungen im Fache des Angriffs und der Vertheidigung feſter Plätze; ſie landen gegen Abend; die Grenadiere weigern bei der Nacht in die Stadt zu ziehen, ſie wollen die Ehre des ganzen feindlichen Feuers genießen. Dieſe wird ihnen. Sie begehren, kaum daß ſie angekommen, die Ehre des Sturmes; Moroſini, in höchſter Noth an Mannſchaft, thut alles Mögliche, ſie von dieſem eitlen Gedanken abzubringen,

Unſere Ströme.

Man lieſt und hört von Reiſenden, wie die ehemals großen Städte des Morgenlandes nach und nach gegen ihre Mitte hin zuſammengeſchrumpft und an ihrem Umkreiſe verödet ſeyen. Etwas Aehnliches bemerken wir, wenn wir die Landkarte des heiligen römiſchen Reichs anſchauen. Der Urſprung und theilweiſe der obere Lauf des Rheins, ſeine Mündung, die cimbriſche Halbinſel ſind dem Hauptlande entzogen, und da, wo die Geſtaltung des Landes uns hinweiſt, die Donau hinab, ſind wir ſtehen geblieben im erſten Drittel des Weges.

Die aufſteigende Bewegung, deren Deutſchland ſeit zwanzig Jahren ſich wieder erfreut, kam uns ſelbſt nach ſo unendlich langer Trübſal ungewohnt und neu vor. Um ſo mehr überraſchte ſie unſere Nachbarn, unſere uns fremd und abhold gewordenen Vettern.

Die Erſcheinungen, welche dieſe Ueberraſchung bei ihnen hervorbrachte, waren eben ſo verſchieden, als die innere Lage der Lande war, von welchen wir reden. Die Schweiz hält uns das Zerrbild unſerer ehemaligen Uebelſtände in republikaniſchem Hohlſpiegel vor. Die endloſe Verſchiedenheit in Oeffentlichem und Häuslichem, in Religiöſem und Sprachlichem ſteigert dort ſich noch täglich, und nur der kann behaupten, daß er dieſes Land kenne, welcher jeden Kanton, in dieſem jeden Ort und zugleich in jedem Orte jede Familie und jeden Einzelnen kennt. Je umfaſſender und maſſenhafter die Beziehungen aller andern Staaten ſich ausbilden und ausbilden müſſen, deſto tragiſcher erſcheint der innere Kampf dieſer kräftigen Stämme. Es ſieht aus, als wären ſie einem unabwendbaren Geſchicke verfallen.

Die Elſaßer hängen mit zahlloſen Banden an Frankreich. Deutſchland gab ſie hin vor langer Zeit, als es todesmüde und erſchöpft durch innere Kämpfe um jede Bedingung den Frieden erkaufen mußte. Bis in die Revolutionszeit von der Regierung geſchont, dann aller Vortheile der doppelten Nationalität theilhaftig, mit Einfuhrverboten für ſeine Fabriken begünſtigt, konnte das Elſaß ſich über die vollkommene Einverleibung tröſten, denn es hatte vor den überrheiniſchen Brüdern voraus, daß es Theil eines großen compakten Ganzen war, und vieles Unliebliche eher ertragen, als Preß- und Gewerbefreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens entbehren möchte. Darum war das Befremden nicht geringe, als auch das rechte Rheinufer dem Zollvereine einverleibt, und da Gleiches mit Gleichem vergolten wurde, wo früher das Uebergewicht eines Theils recht behaglich auf den Schwächeren drücken durfte. Die Vergleichung der Abgaben beider Lande, der Art ihrer Erhebung und beſonders deſſen, was der Staat für dieſe Abgaben leiſtet, preßt dem Elſaßer jetzt manchen Seufzer aus. Er iſt, mit Ausnahme einiger Stadtbewohner, gründlich deutſch geblieben. Hievon zeugen alle Merkmale, wenn wir Volksleben und Staatsleben gehörig unterſcheiden. Sobald dieſes ihm von deutſcher Seite dieſelbe Sicherheit, Großartigkeit mit derſelben Freiheit bieten könnte, ſo würde ſeine Wahl bald getroffen ſeyn. Die Zeiten ſind vorüber, in welchen der Elſaßer und Deutſch-Lothringer in Heerverwaltung und Beſetzung der Eroberungen die vortheilhafte Stellung hatte, dem erobernden Volke durch Geburt, dem beſiegten dagegen durch ſeine Sprache anzugehören. Auch werden ſchwerlich ſo bald wieder ſo bedeutende Summen rückſtändigen Soldes im Elſaß von heimkehrenden Kriegern verjubelt werden. Wenn die Straßburg-Pariſer Eiſenbahn zu Verſtärkung des franzöſiſchen Elements wirken wird, ſo iſt dagegen zu bedenken, daß die Straßburg-Baſeler ſowie die Mannheim-Kehler Linie in demſelben, und was die Zahl der Reiſenden betrifft, in ſtärkerem Maße dahin wirken werden, dem deutſchen Weſen dort ſeine Lebendigkeit zu erhalten. Wo es noch ſolche Naturen gibt, wie den Drechsler Hintz, und ſolche Bauerntrachten wie die der Kochersberger, da kann das Franzoſenthum noch nicht weit unter die Oberfläche eingedrungen ſeyn. In katholiſchen Orten

mag durch Heirathen ſchon mehr wirkliches Franzoſenblut eingeführt ſeyn, das proteſtantiſche Elſaß dagegen ergänzte ſeinen Menſchenverluſt nach den Kriegen vielfältig mit Schwaben, und dieſe ſind bekanntlich zäher Natur.

Merkwürdig dagegen war zur Zeit der Zwingherrſchaft die bebende Aneignung franzöſiſchen Weſens von Seite der Mainzer, der allemanniſchen Beharrlichkeit der Straßburger gegenüber. Sollte es die Wahlverwandtſchaft des fränkiſchen Bluts ſeyn? Wir glaubens nicht, und ſuchen den Grund in politiſchen Erlebniſſen und in Gleichheit des Glaubens.

Wenn wir dem Laufe dieſes herrlichen Stromes folgen, an deſſen Ufern nur deutſche Sprache erklingt — denn die wenigen romaniſchen Dörfer unweit ſeines Urſprungs kommen doch wohl kaum in Betracht, — ſo theilen ſich ſeine Anwohner gerade da, wo er ſelbſt ſein Delta zu bilden beginnt, in zwei deutſche Stämme, welche durch politiſche Erlebniſſe und kirchliche Trennung auseinander gehalten und durch gewaltſame Wiedervereinigung ſich um nichts näher gekommen waren. Ja, es zeigte ſich auch hier, daß der gegenſeitige Haß da am ſtärkſten ſich äußert, wo äußere Umſtände das trennen, was eigentlich zuſammen gehört. Es ähnelt dieſe Zwietracht der zwiſchen Familien oder Verwandten.

Flandern und Brabant waren frühe blühend durch freie Bürgerſchaften, früher als das übrige Deutſchland, in welches ſie ihre überſchießende Bevölkerung als Anſiedler ſchon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ausſendeten. Burgundiſche und ſpaniſche Regierung, die Verſchwiſterung mit den walloniſchen Provinzen derſelben Herrn, beſonders aber die Spitze, welche das Romaniſche die Maas hinab zwiſchen die deutſchen Stämme getrieben hatte, entfremdeten dieſes tüchtige Volk, dieſes ſchöne, gleich einem Garten angebaute Land der großen, aber in ſich ſelbſt zerfallenden Maſſe des deutſchen Volks. Und dennoch wie kerndeutſch in Artung und dem Ausſehen ihrer Städte, in ihrem Streben nach Unabhängigkeit und für ſich ſeyn, in ihrer Religioſität, ja in ihrem Aberglauben und ihren Vorurtheilen, in ihrer Liebe für das Ererbte, Alterthümliche und Herkömmliche ſind ſie geblieben! So wehmüthig dort ein deutſches Herz an frühere Mißgeſchicke ſeines Vaterlands gemahnt wird, ſo tröſtlich

muß ihm die Wahrnehmung ſeyn, daß das deutſche Weſen eine unüberwindliche Widerſtandskraft in ſich tragen müſſe.

Und auf der rechten Seite der Waſſer unſeres, in verändertem Namen ausſtrömenden Rheins wohnen die Nachkommen der Männer, welche einſt Moore eindeichten, und in ſtetem Kampfe mit Meer und Strömen ſich der Freiheit ſchon frühe würdig machten, dieſe bedurften und forderten, oder die Enkel derer, welche vor Alba's Verfolgungen ſich hinter die Dämme zurückzogen, die Belagerer Leydens erſäuften, und die Flagge der Geuſen auf allen Meeren ſiegreich wehen ließen. Wer möchte ihnen verdenken, daß ſie vordem ſtolz und bemitleidend auf das zerriſſene Deutſchland herabblicken durften, ſie, welchen in jeder Beziehung, in politiſcher, religiöſer und literariſcher Freiheit, in Reichthum und Macht ein ſchöneres, ja für jene Zeiten das ſchönſte Loos gefallen war?

Aber wie die Niederländer die guten Eigenſchaften des deutſchen Namens in Freiheit, Kampf und Ruhe vorzugsweiſe entwickelt hatten, ſo haben ſie auch die Fehler, welche uns ankleben, auf eine großartigere Weiſe ausbilden müſſen als wir ſelbſt. Unſere Sparſamkeit iſt bei ihnen zur Knauſerei, unſere Kleinſtädterei und Kleinländlerei zum offenſten und unbilligſten Staatsegoismus, und unſer Feſthalten am Herkömmlichen zu der offenbarſten Mißkennung der politiſchen Nothwendigkeiten, zu einer Verknöcherung von Anſichten, Anſprüchen und Vorurtheilen herangewachſen, wie ſie zu den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs vielleicht gerechtfertigt erſcheinen konnten. Das getheilte Deutſchland hat Holland groß gemacht, ihm Kapitalien und Talente, Muſſen und Schiffsholz, Getreide und Waſſerkitt zufließen und ſich geduldig den Preis hiefür und für die unzähligen werthvollen Artikel machen laſſen, welche es dagegen nahm. Daß dieſes nun anders geworden, daß Deutſchland nicht mehr in der Lage ſeye, ſich Alles, auch das Unbilligſte von Holland gefallen laſſen zu müſſen, das ſcheint nicht ſchnell und nicht vollſtändig genug von denen begriffen zu werden, welche ſeither den Löwenantheil an unſerem Handel unbeirrt hinnehmen durften. Es iſt ſo angenehm die Bedingungen ſtellen, übervortheilen und gewinnen zu können. Die ſchöne Auslegung des jusqu'à la mèr werden wir Deutſche nicht ſo bald vergeſſen, wir haben wenigſtens ein eben ſo gutes Gedächtniß

als die Holländer. Aber wir ſind billiger als ſie. Wir erkennen, daß bei dieſer Schulden- und Abgabenlaſt, bei den bedeutenden Koſten der Waſſerſtraße jeder Ausfall im Erwerbe doppelt empfindlich fallen müſſe, wir erfreuten uns des Gemeinſinns und der Vaterlandsliebe bei der Deckung des Deficits durch Anlehen und hoffen, daß unſere entfremdeten Brüder zu der Einſicht gelangen werden, daß ein ſo widernatürliches Verhältniß, wie das frühere Hollands zu Deutſchland war, nicht dauern, daß man die Schelde nicht mehr ſchließen und Befreiung durch deutſches Blut fortan nicht mehr mit Undank und ſachwalteriſchen Kniffen vergelten könne. Deutſchlands Unglück hat Holland groß gemacht, Deutſchlands commercielle Einheit muß es an ſeine naturgemäße Stelle ſetzen, oder wird es auffaugen. Jedes Jahr ergänzt ſich Holland mit oberdeutſchen Einwanderern, namentlich mit Handwerkern. Daß dieſe in Anſichten und Lebensweiſe den Eingeborenen bald vollkommen ähnlich werden, beweist für die urdeutſche Grundlage des niederländiſchen Lebens. Es ſcheint, daß ohne dieſen Zufluß das Blut in jenen feuchten Landen verdumpfen müßte. Dagegen wirkt das wohlthätige Vorbild Niederlands den menſchenverbindenden Rhein weit herauf, in Reinlichkeit und Vollſtändigkeit alles Geräthes, in liebevoller Pflege der Gärten, in einer ſeemänniſchen Beſtimmtheit und Derbheit, und ſchnellem Ueberblick der Verhältniſſe, wie großartige Handelsthätigkeit ſie auch der unterſten Schichte des Volks verleiht. Man wähne nicht, daß der holländiſche Dialekt ſich auf einmal abſchließe, ja daß er in ſich ſo feſt geſchloſſen ſey, als die holländiſchen Schriftſteller hie und da behaupten. Er geht vollkommen ſtufenweiſe von der Kölner Sprache und dem weſtphäliſchen Plattdeutſch im Süden und vom oſtfrieſiſchen im Norden in die verſchiedenen Dialekte über, welche in Holland geſprochen werden, und welche vielfältig von der Schriftſprache abweichen. Ebenſo iſt die Einheit oder wenigſtens nahe Verwandtſchaft den Geſichtern aufgeprägt. Die mit der Oberfläche des Geſichts gleichſtehenden Augen (die truces et caerulei oculi im Tacitus) bezeichnen den Weſtphalen und Niederrheiner wie den Niederländer. Es wird daher kaum als gewagte Behauptung erſcheinen, wenn vermuthet wird, daß das Holländiſche dieſelbe Stellung eingenommen haben würde, welche gegenwärtig die übrigen plattdeutſchen Dialekte

einnehmen, falls das Land fortwährend mit Deutſchland ſtaatlich und volklich verbunden geblieben wäre.

Wenn wir Holland gegenüber, alte und meiſt ſelbſtverſchuldete Unbill zu beklagen haben, ſo tritt an den Mündungen unſerer Ems, Weſer und Elbe uns neue, gewiſſermaßen perſönliche entgegen. Englands Einfluß, Familien- und Pairſchaftsrückſichten, Furcht vor Uebergewicht einer Regierung, welche die (gewiß einſt an ſchweren Folgen reiche) Kataſtrophe von 1836 nur zu freundnachbarlich begünſtigt hatte, der alte, mehr auswärts in die See als landeinwärts blickende Geiſt der einſt ſo weit hin herrſchenden Hanſe, Frankreichs dynaſtiſcher Einfluß auf Mecklenburg, deſſen übermächtiger Adel noch dazu auf wohlfeilen Rothwein mehr zu halten ſcheint, als auf allgemeine vaterländiſche Intereſſen,[1] dazu die traurige Verwicklung der Erbfrage in Nordalbingien, der Sundzoll endlich, durch welchen unſer Meer wie ein Binnenſee behandelt wird, alle dieſe Schwierigkeiten legen ſich der Erweiterung unſers Handels, der vollen Benützung unſerer Waſſerſtraßen vor, wie Barren, über welche man nur mittelſt Lichterſchiffen und Kähnen hinüberkömmt. Aber alle dieſe Behinderungen ſind ihrem Weſen nach vorübergehend, eben weil ſie naturwidrig ſind. Entweder werden ſie zugleich mit den übrigen großen Fragen, oder aber für ſich allein auf zwar langſamerem, aber unblutigem Wege gelöst werden, und dieſes zum materiellen Nutzen beider Theile, den nationalen ungerechnet. Denn das iſt das Verhängniß, welches über allen politiſchen Sünden ſchwebt, daß der Lohn, welchen dieſe erhalten, dem Empfänger niemals frommen will, daß er ihn in Angſt und Sorge verzehren muß, und daß, je länger Gewalt vor Recht gegangen iſt, deſto unmöglicher wird zu dieſem zurückzukehren, und die Rachegöttin ihren Lohn mit Wucherzinſen einzufordern pflegt.

Deſto mehr erfreut unſer Auge der Anblick des Laufes der Donau, welcher die feſtländiſche Entwicklung unſeres Volkes in ſeiner öſtlichen Richtung andeutet, und durch den Namen des Stroms und den Punkt, wo dieſer aufhört, die Herkunft der deutſchen Einwanderer beurkundet. (Denn Don ꝛc. iſt Fluß-

[1] Der dort ſo ziemlich Alles vermögende Adel könnte ſich ja leicht durch Rückvergütungen aus der Zollkaſſe entſchädigen laſſen.

benennung am schwarzen Meere und an das deutsche Wort hiefür. Diese Zusammensetzung mahnt an den Mongibello der Sicilianer). Hier allein sehen wir die Ausdehnung unseres Sprachgebiets Stromabwärts gehen, die Eroberung nach beiden Seiten hin sich ausdehnen, und eine mächtige Herrschaft über nicht deutsche Stämme an den Ufern des Flusses gründen. Drei Herrscherstämme nach einander, viele Staatsmänner und Feldherrn, Sprache und Sitten sind die Donau herabgekommen, und die Ungarn haben so unrecht nicht, wenn sie die Deutschen nach denen, welche sich neben und unter ihnen niederließen, Schwaben nennen.

Welche merkwürdige Erscheinung, besonders in unseren, der inneren Entwicklung der Völker so günstigen Tagen ist diese österreichische Monarchie mit so vielfacher Abscheidung in Sprachen, Sitten, Religionen und Verfassungen, und dennoch mit so durchgreifender Einheit des Impulses, mit dem kräftigen Wiederaufstehen nach so vielen schweren Unglücksfällen, mit ihrer Vermittlung neu hinzugetretener Bedürfnisse mit der Schonung der ältesten Formen, mit beharrlichem Stillestehen und rastlosem Vorschreiten neben einander, mit der gleichzeitigen Benutzung der verschiedensten Faktoren und besonders mit der Beharrlichkeit, Stille und Oekonomie der Mittel in einer bewegten, alle alten Bande abstreifenden Zeit!

Oesterreichs Beherrscher und die Großmeister des deutschen Ordens haben einen Theil des Bodens wieder der deutschen Sprache zurück erobert, welchen die Strömungen der sogenannten Völkerwanderung verlassen hatten. Der deutsche Orden hat in dieser Beziehung längst aufgehört zu wirken, dagegen ist das deutsche Element in den slavischen und magyarischen Provinzen des Kaiserstaats ohne Aufzwingung und ohne lästig zu werden, lebendig und trotz aller Gegenstrebungen deßhalb im Vorschreiten, weil es nicht nur tiefer gehender Bildung sich erfreut, sondern auch von Verwaltung und Heer, vom Gewerbe- und Handelsstand getragen wird. Daneben weiß die alte durchgebildete Schule der Regierung die National- und Provinzialeigenthümlichkeiten zu benützen, zu schonen, ja organisch auszubilden, ohne die Einheit eines Ganzen zu gefährden, welches in seinen einzelnen Bestandtheilen so verschiedenartig ist.

Darum hat das Kaiſerreich mit Recht den Doppeladler des entſchlafenen heiligen römiſchen Reichs geerbt und beibehalten. Man blicke auf die Landkarte, und die Zukunft Oeſterreichs, des Reichs des Oſtens wird deutlich erkannt werden. Vor ihm, abwärts liegen die Lande, welche von Rechts- und Geſchichte wegen der abendländiſchen Geſittung angehören, und welche nur durch kleinliche Mißgunſt und Eiferſucht einer den Geſchicken offenbar verfallenen Regierung einigermaßen gehorchen, welche man eher einen galvaniſirten Leichnam nennen könnte. Als Vortrab zu eroberndem Einzuge liegen militäriſch organiſirte Kroaten und Walachen, liegt Ungarns halb morgenländiſche Reiterei hart an der Gränze, und die Meeresküſte von Fiume bis Cattaro ſteht ſchon ſeit einem Menſchenalter unter öſterreichiſchem Scepter, und überflügelt durch ſie die bedeutendſten Provinzen der europäiſchen Türkei.

Man hat oft in Büchern zu leſen gehabt, daß die chriſtlichen Bewohner der europäiſchen Türkei ſich vorzüglich Rußland zuneigen, theilweiſe wegen Stammsverwandtſchaft, mehr noch wegen Gleichheit des Glaubens. Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel Abſichtvolles, Erkauftes in dieſen Behauptungen ſeye. Wir wollen ſogar zugeben, daß Einheit der Religion ein mächtiges Band ſeye. Dagegen ſehen wir nicht nur bei den Polen, ſondern bei allen verſchiedenen ſlaviſchen Stämmen der öſterreichiſchen Monarchie ganz keine Sympathie für Rußland, ſondern eine entſchiedene Abneigung gegen daſſelbe. Und für dieſe haben die Bewohner der europäiſchen Türkei dieſelben Beweggründe, die durchgeführte Uniformität, den Druck der Unterbeamten und alle Uebel, welche aus zu großer Entfernung des Ausgangspunktes und von zu ausgedehnter Centraliſation entſtehen, während die entlegeneren Provinzen dennoch an allen Uebeln der Satrapie leiden. Wenn die ſchismatiſchen Griechen vielleicht gegenwärtig ſich von der öſterreichiſchen Regierung zurückgeſetzt wähnen, ſo könnten ſie dagegen in großer Zahl unter Oeſterreich vereinigt durch ihr numeriſches Gewicht eine Stellung einnehmen, welcher man Anerkennung nicht verſagen könnte, und welche um ſo unabhängiger wäre, als der Monarch ihrer Kirche nicht angehören würde. Wenn man auch den Hauptpunkt, den Widerſtand aller Regierungen gegen eine Ausdehnung

Rußlands bis an das adriatiſche Meer, außer Berechnung läßt, ſo iſt gewiß ſchon die ſchonende, auf lange Zukunft rechnende, leiſe überwachende Weiſe der öſterreichiſchen Regierung, es iſt ihre je nach Provinzen verſchieden ſich geſtaltende Verwaltung den Bosniern und Rumelioten bequemer als jede andere, und das fruchtbare, aber verarmte und entvölkerte Land kann durch deutſche Einwanderer ſchnell wieder blühend, vielleicht blühender als jemals werden, wie das Bannat es wurde. Die Militärgränze mit ihrer ſorgfältig durchdachten Organiſation zeigt, wie rohe Völker gezähmt und geſittigt werden können. Sie bietet eine Muſterwirthſchaft nicht nur den Serviern ꝛc., ſondern auch Ungarn.

Ungarn, in welchem die Anſprüche und Formen des früheſten Mittelalters von den Strebungen und Bedürfniſſe der allerneueſten Zeit auf ſo ſonderbare, noch nie dageweſene Weiſe berührt werden; Ungarns Landtag, wo ſo wenig erreicht wird, weil man zu viel begehrt, ſie vergelten die Rettung vom türkiſchen Joche mittelſt deutſchen Blutes auf die Weiſe, wie nur zu oft vergolten wird. Aber auch hier wird der überſtürzende Nationalſtolz die ungerechte Furcht, die Volksthümlichkeit zu verlieren, der kalt berechnenden, das mathematiſche Ergebniß feſthaltenden geſunden Vernunft weichen. Wenn die Ungarn wähnen, von Oeſterreich übervortheilt und gedrückt zu ſeyn, warum knüpfen ſie nicht die Bewilligung austräglicher Grundſteuern an die Bedingung, daß Oeſterreich ſich dem deutſchen Zollvereine anſchließe? Der Vortheil, welcher hieraus der Geſammtmonarchie wie Ungarn insbeſondere erwachſen würde, wäre unberechenbar, und da die Magyaren vorzugsweiſe den Boden beſitzen, ſo würde mit dem wenigſtens verdreifachten Ertrage auch ihr moraliſcher und politiſcher Einfluß ſteigen, es würde ſo bedeutende Verminderung der Ausgaben für Heer, Gränzbewachung ꝛc. möglich, daß die Kräfte bald erübrigt werden würden, welche erforderlich ſind, die ſchwere Schuld des Zurückbleibens dieſes üppig fruchtbaren Landes zu tilgen. Es würden friſche Kräfte an Geld, Menſchen und Civiliſation die herrliche Donau herunterſchwimmen, und Fürſtenthümer würden gewonnen werden, durch Eindämmung des Stroms und ſeiner Zuflüſſe. Wenn Ungarn einmal gänzlich Europa ſeyn wird, muß die Türkei bis an den Taurus bald nachfolgen.

Wenn wir von dieſer Zukunft Oeſterreichs weitläufiger ſprechen, ſo werden wir hiezu durch die Vorurtheile veranlaßt, welche zuweilen in Deutſchland wider Land, Regierung und Handelsſyſtem zu Tage kommen. Das Land hat mehr als irgend eine andere Provinz Deutſchlands noch unbenützte Hülfsquellen, durch bedeutende Güterbeſitze in Einer Hand die Fähigkeit, Proben, Verbeſſerungen und Betriebe im Großen zu veranlaſſen, und Deutſchlands landwirthſchaftliche Hervorbringungen in manchen Stapelartikeln gewiſſermaßen zu ergänzen. Die Bevölkerung wird bei uns nachgerade ſo dicht, daß die Viehzucht vom Ackerbau, ja dieſer hie und da vom Gartenbau verdrängt wird. Auf ein Jahrhundert hinaus kann aber Ungarn unſern überſchießenden Menſchenſtrom aufnehmen, und unſere Manufakturen umtauſchen gegen ſeine Naturprodukte. Wo die vortheilhafteſte Arbeit, die des Landbaues, noch ſo weiten Weg zu machen hat, wie unter den Magyaren, da wird inländiſche Fabrikation noch lange ein Spielwerk warmblütiger Patrioten ſeyn und bleiben. Man denke ſich dagegen Ungarns Weine bis Ulm, und auf dem Ludwigskanal bis Köln verſchifft, ſeinen Pferden, ſeinem Rindvieh, ſeinen Schweinen unſere Märkte geöffnet, ſein Getreide, ſeinen Tabak mit unſerem in Mitbewerbung, ſo wird man eher für unſern Landbau einen Stoß, wenigſtens für den Anfang des freien natürlichen Verkehrs, befürchten müſſen, oder Gefahr für das, nun in ſeinem Fette beinahe erſtickende Land. Wir halten es für ein ſehr großes Unglück, daß die Führer der ungariſchen Oppoſition ſtets nur an das angränzende, nicht aber an das geſammte Deutſchland denken, wenn ſie ihrer Regierung mißtrauiſch und beinahe feindlich entgegentreten, und es hiedurch ihr vor der Hand unmöglich machen, dem deutſchen Zollvereine ſich ſo zu nähern, wie es für ſie ſowohl als für dieſen heilſam und ſegensreich wäre.

Die Regierung iſt in der neueſten Zeit ſehr oft der Gegenſtand öffentlicher Beſprechung geweſen. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Gewalt der öffentlichen Meinung mit jedem Jahre und in neueſter Zeit beſonders gewaltig vorangegangen iſt, und daß ihr nirgendsmehr offenbar getrotzt werden darf. Zu bedauern iſt hier, daß das viele Treffliche, was in Oeſterreich von der Regierung angebahnt oder vollbracht worden iſt, weit weniger

unmöglich, sie stürmen, werden geschlagen; jetzt hält sie nichts mehr, sie flüchten bis Frankreich und reißen in Menge die übrigen Verbündeten mit sich, so daß Morosini den Steinhaufen, der von 60,000 Mann angegriffen und von allen Seiten offen ist, mit 3000 Mann vertheidigen soll und die zwanzigjährige Vertheidigung endlich aufgeben muß.

Alle Feldzüge in unsern Tagen sind desselben Charakters voll. Sie beweisen, daß die Franzosen die vorzüglichsten Truppen in der Hand des Siegers sind, aber wehe dem, welchem sie Stütze im Unglück seyn sollen. Völker, welche sie bekriegen, dürfen fest auf das Daseyn ähnlichen Charakters rechnen; es geht hieraus die Regel hervor, daß alles darauf ankömmt, ihrem ersten Anfalle zu stehen und daß nichts sie sicherer und völliger besiegt, als Ausharren. Eben so folgt aus ihrem Charakter, daß der Feldherr fortwährend gegen sie auf höchster Hut seyn muß, daß es ihm dienlich seyn wird, den Kampf im Einzelnen und kleinen Massen zu meiden, dagegen mit großen Kräften zu wirken, denen er ebenfalls große dagegen setzen muß, diese aber bedingen eine gewisse Versagung in der Beweglichkeit, die der Natur des Franzosen zuwider ist und ihn ermattet vor der Zeit, wie ein Pferd, das durch Unruhe und Hitze sich zu Grunde richtet.

Diese eiserne Ruhe, dieses Festhalten des einen und selben Planes im Großen wie im Kleinen, diese klarberechnete Bewegung großer Massen, welche gegen die Franzosen nothwendig, ist es auch gegen die Italiener. Die Wuth dieser, da sie ohnmächtig und mehr in Eitelkeit als in Ehre gegründet, wird desto schneller zersplittern; auch steht den Italiener zu allen Zeiten das Aeußerste näher als dem Franzosen; von der Schwelle der Erfüllung wirft ihn ein einziges unvorgesehenes Hinderniß, ein mißglückter Schritt in die Tiefen der Verzagtheit.

Ganz anders ist der Russe, des Deutschen gefährlichster Feind, denn er übertrifft diesen an Festigkeit, an Kraft, an Ordnung, an Ausdauer. Vor seinen Massen werden die deutschen Haufen zersplittern und gegen ihn gibt es kein Mittel, als durch Vorzüge in den Waffen und ihre Verwendung den Nachtheil der natürlichen Kraft aufzuwiegen und das ganze Gebiet der Wissenschaft in das Wesen der Kriegsführung zu tragen. Bei gleicher Zahl der Streiter und gleichen Talenten der Führer wird das russische Heer immer

ins Publikum außerhalb Oeſterreich gekommen iſt, als das, worin ſie zu rückſichtsvoll, zu anhänglich am Hergebrachten und Beſtehenden, zu ängſtlich den Strebungen der Zeit gegenüber erſcheinen mag. Sie huldigte lange dem Grundſatze des alten venetianiſchen Senats; ſie wollte weder gelobt ſeyn, noch getadelt, und nahm die Zeit, die zukünftige beſonders, als ein Hauptelement in ihre Berechnungen auf. Dem Kampfe gegen die franzöſiſche Revolution und allem was daran hing, mußte ſie ſich ſo gänzlich hingeben, daß ſie nicht immer dem Anſcheine entgehen konnte, als bevorworte ſie den Stillſtand oder gar den Rückſchritt. Sie hatte zu verſchiedenartige Gährungsſtoffe zu überwachen, nationale, nobiliäre, religiöſe und liberale Oppoſitionen zugleich niederzuhalten, und war daher genöthigt, ihre Stellung eben ſo exceptionnel zu nehmen, als die Zuſammenſetzung der Monarchie es war, den Ländern gegenüber, welche Ein Volk, und zwar ein ganzes Volk und nur Ein ſolches unter Einer Regierung vereinigt in ſich tragen. Oeſterreichs Handelsſyſtem hat von ſo vielen Seiten her Anfechtungen erfahren müſſen, daß der Glaube allgemein verbreitet iſt, es werde und müſſe in demſelben eine gründliche Aenderung vorgehen. Oeſterreich hatte durch die Kriege furchtbar gelitten, es war genöthigt, jedes Hülfsmittel aufzurufen, um frühere Verbindlichkeiten ſo ſchnell und ſo vollſtändig zu erfüllen, als die Umſtände es nur irgend geſtatteten. Als das ſeitherige Mauthſyſtem aufgeſtellt wurde, war noch überall umher Schwanken und Taſten. Es trägt jetzt die Nachtheile eines Schutzſyſtems, welches aufgeſtellt wurde, bevor der Zollverein ins Leben trat. Wenn es ſchonen will und ſchonen muß, was jenes ins Leben gerufen hat, wenn es zögert, die zahlloſen Penſionäre auf problematiſche Einnahmen hin auf ſeine bereits ſo beſchwerte Staatskaſſe zu übernehmen, welche eine Reduktion der Zollwache und die Aufhebung des Tabaksappaltos um ihre Stellen bringen würde, wenn mit dem Anſchluſſe an den Zollverein die Verzehrungsſteuer, ja vielleicht der Münzfuß umgeſtaltet werden muß, ſo iſt Bedächtlichkeit, langſames Anbahnen einer Annäherung, allſeitiges Erwägen des Für und Wider eher eine heilige Pflicht, als ein Gegenſtand des Tadels aus dem Munde der Ungeduldigen, welchen das Wünſchenswerthe nicht bebende genug kommen mag.

Wer aber die Sachlage ſich klar macht, ſie unparteiiſch beurtheilt, und die verſchiedenen Faktoren in der Berechnung berückſichtigt, der wird das Ergebniß erhalten, daß Oeſterreich ſeither in ſeinem Handels- und Zollſyſteme nicht anders handeln konnte, als es gehandelt hat, daß es aber, ſowohl aus politiſchen und moraliſchen, als aus finanziellen Gründen in nicht ferner Zukunft und allmählig ſich dem deutſchen Zollvereine annähern werde.

Dieſe Ueberzeugung ſchöpfen wir nicht nur aus der Sachlage ſelbſt, und aus dem Vertrauen in die Umſicht der Regierung, beſonders in die ihres jetzigen Finanzminiſters. Die Richtung der Eiſenbahnen nach Nord und Weſt ſpricht zu laut für unſere Anſicht. Nie würden dieſe Linien die auf ſie verwendeten Koſten werth ſeyn, wenn nicht eine bedeutende Erleichterung des Verkehrs ſie befruchten würde. Auch bemerkt man in der inneren Organiſation der Finanzſtellen, in allmähligen Herabſetzungen der Eingangszölle die Richtung, welche zu dieſem Ziele führt. Wir wünſchen, daß das Tabaksmonopol hier bald an die Reihe kommen möge. Es führt zu dem allgemeinſten Schmuggelhandel. Auch die höheren Stände können mit übertheurer und nichts weniger als preiswürdiger Waare ſich nicht befreunden und lieben nicht bei jeder Priſe an die Regierung erinnert zu werden. Dieſer Artikel hält vorzüglich die Armee von Mauthſoldaten in ſteter Thätigkeit. Auch bei Herabſetzung der Salzpreiſe würde die Einnahme eher ſteigen als fallen, das den Verkehr hemmende Paßreglement wird ohnehin durch die Eiſenbahnen bedeutenden Modifikationen nicht entgehen können, und derſelbe Fall dürfte bei dem literariſchen Verkehre eintreten, welcher übrigens bei weitem nicht in dem Grad beſchränkt und in dem Umfange überwacht wird, welche man im Auslande gewöhnlich annimmt. Die Zeiten liegen weit hinter uns, in welchen man noch hoffen könnte, ein China ohne Mauer in Europa zu iſoliren.

Die Ausſicht auf einen italieniſchen Zollverein unter Oeſterreichs Aegide ſcheint wenigſtens in weite Ferne zurückgetreten zu ſeyn, und der Umſicht des Wiener Kabinets wird der deutſche Zollverein ſich wohl längſt als vollendete und weiterer Entwicklung entgegengehende Thatſache dargeſtellt haben. In den meiſten Fabrikaten kann Oeſterreich mit denen des Zollvereins concurriren,

in einigen, z. B. Glas, Seidewaaren, gewöhnlichen Wolltüchern, Wagen, Stahlwaaren ꝛc. liefert es dieſelben Gegenſtände wohlfeiler bei gleich trefflicher Arbeit. Wir brauchen kaum anzuführen, welchen finanziellen Vortheil es durch das Entbehrlichwerden eines großen Theils ſeiner jetzigen Gränzbewachung haben würde, welche nach mehreren Angaben auf 36,000 Mann ſich belaufen ſoll, wie viel für den innern Frieden gewonnen wurde, indem die Oppoſition gegen die Abſperrung überall die nationale Färbung annimmt, wie fortan eine abgeſonderte Politik der übrigen deutſchen Regierungen unmöglich in allen Hauptfragen wäre, und welchen Halt die Monarchie in der doch einmal nothwendig eintretenden orientaliſchen Frage durch Deutſchlands Solidarität erhalten würde. Aber hiezu iſt nothwendig, daß vorerſt durch Ungarns Beitritt die Geſammtmonarchie als ein Ganzes in Hinſicht auf ſein Zollſyſtem daſtehe. Bis jetzt aber iſt Ungarn weder vollkommen Ausland noch vollkommen Inland, den übrigen Erbſtaaten gegenüber. Wir können nicht glauben, daß der Widerſtand des Adels gegen die Beſteuerung ſich lange werde halten können gegen ſo offenbare Geldvortheile, gegen eine ſo gewaltige Zeitrichtung und gegen die Ausſicht, einer mächtigen benachbarten Regierung anheim zu fallen, welche mit ganz anderer Rückſichtsloſigkeit verfahren würde, als die öſterreichiſche. Ungarn bedarf freilich jetzt nicht mehr des Schutzes wider den Türken, wohl aber könnte Land und Volk (d. h. bis jetzt noch der Adel) eines anderweitigen Schutzes recht ſehr bedürfen.

Bei den außerordentlichen Vorſchritten der Technik wird die Schiffbarmachung der unteren Donau auf eine oder die andere Weiſe bewirkt werden können, und zu weit ausgreifenden Fahrſtraßen und Eiſenbahnen beut die große ungariſche Ebene die erwünſchteſten Bodenverhältniſſe. Welches auch immer die Formen ſeyn mögen, in welchen dereinſt die Länder beherrſcht werden, welche man jetzt die europäiſche Türkei und Kleinaſien nennt, ſo viel ſcheint feſtzuſtehen, daß die öſterreichiſche Regierung in denſelben den überwiegendſten Einfluß üben wird, ja daß der Beſitz Conſtantinopels Oeſterreich auf immer zum Verbündeten Englands machen würde, während derſelbe einzig glücklich gelegene Hafen in den Händen Rußlands zum ewigen Zankapfel mit allen ſeefahrenden Mächten werden müßte.

Auch in der Richtung nach Süden entſendet Tyrol ſeine Etſch mit der Eiſack, ohne große Bedeutung für den Handel, aber gewiſſermaßen als Wahrzeichen natürlicher Verbindung des ſüdlichen Deutſchlands mit dem nördlichen Italien.

Denken wir uns alſo das geſammte Deutſchland und die nach Oſten vorgerückte öſterreichiſche Monarchie als ein Ganzes, was die Zollinien, die Handelsgeſetzgebung, die Flagge ꝛc. betrifft, ſo wäre dadurch quer durch Europa dem Prinzipe möglichſter Freiheit und mäßigen Schutzes zur Selbſtvertheidigung in Handel und Hervorbringung ein Feld eröffnet, welches durch innere Hülfsmittel, durch den Fleiß und die Sparſamkeit der Bewohner, durch Vielfältigkeit der Mittelpunkte, durch die Verbindung mittelſt Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen, und die Lage in der Mitte Europa's ein materielles, geſichertes Wohlbefinden der Völker aufweiſen könnte, dergleichen noch nie da geweſen iſt, ſo weit die Geſchichte hinaufreicht. Dann erſt würde die Schifffahrt auf Elbe und Oder, ja auf dem Rheine und der Donau ſelbſt, die Bedeutung erhalten, deren ſie fähig iſt. Denn das Ausland, welches jetzt ſchon ſein Befremden nicht verbergen kann, darüber, daß wir beginnen Etwas zu ſeyn, und verſprechen noch mehr zu werden, wird alsdann erſt die Wichtigkeit des Zollvereins als Käufer, Verkäufer und Zwiſchenhändler, beſonders aber als Bürgen des allgemeinen Friedenszuſtandes vollkommen einſehen, uns gegenüber alle, aus unſern frühern Schwächen herſtammenden Anſprüche aufgeben und ſich beſtreben, den nun unvermeidlichen gerechten Zugeſtehungen den Schein der Freiwilligkeit und des Zuvorkommens zu geben.

Wenn wir bis jetzt nur von den materiellen Vortheilen geſprochen haben, welche die vollkommene Benützung unſerer Ströme, die Abſprengung ihrer Stromſchnellen und die Befreiung des Handels auf denſelben bringen wird, ſo haben wir hier noch Einiges hinzuzufügen über die Wirkungen, welche ſich von dieſer Befreiung rückſichtlich des innern Lebens des deutſchen Volks vorherſehen laſſen.

Jeder Anwohner eines ſchiffbaren Stroms hat, man könnte ſagen, einen phyſiſchen Ideenleiter abwärts des Waſſers. Seine Begriffe über Handel und Verkehr bilden ſich unwillkührlich, und wenn er wandert, ſo iſt Zehn gegen Eins zu wetten, daß es

vornämlich ſtromabwärts geſchehen wird. Die Bewegung, welche bereits durch Eilwägen, Dampfſchiffe und Eiſenbahnen in die Menſchen gekommen iſt, wird durch Vermehrung der Flußſchifffahrt nicht nur numeriſch geſteigert werden, ſondern es wird ſich der Austauſch von Anſichten auch auf die Maſſen ausdehnen, der kräftige Bergbewohner wird ſuchen, als Floßknecht in den Seehafen zu kommen, wo er als Marktheifer reichliches Brod finden wird, und der Handelsmann an der Mündung wird dagegen ſo weit als möglich ſeine Waaren zu Berg abzuſetzen ſtreben.

Eine der auffallendſten Folgen dieſes Vorſchritts würde das Aufhören der czechiſchen Strebungen unter dem Adel und den Bürgerſchaften Böhmens ſeyn. An der Oder iſt in dem minder ein- und abgeſchloſſenen Schleſien die deutſche Sprache genau ſo weit vorgedrungen, als jene ſchiffbar iſt. Derſelbe Fall wird eintreten, wenn Ströme und Eiſenbahnen den Verkehr Böhmens mit den Elbe- und Donauländern zugleich vermehren werden.

Wenn wir jetzt ſchon alle örtlichen und provinziellen Abſchattungen auf eine Weiſe verſchwinden ſehen, welche den Freunden des Alterthümlichen und Poetiſchen Thränen entlockt, ſo wird dieſes in Zukunft noch weit mehr der Fall ſeyn; aber unſer Volk wird nach überlangen Lehr- und Flegeljahren in thätige, kräftige Mündigkeit treten, und mit derſelben Beharrlichkeit ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung entgegengehen, welche es ſtets ausgezeichnet hat. Es iſt nie zurückgegangen, aber ſehr lange am Vorſchreiten gehindert worden. Wo es ſich frei entwickeln konnte, nach innen im Bürgerſtande der Städte, nach außen als Hanſe oder deutſcher Orden, da hat es gezeigt, wie es vermag zu erobern, zu ſittigen und umzubilden. Nun, da nur von Wiedererlangung des Entriſſenen die Rede iſt, von freier Entwicklung natürlicher Anlagen, von Geltendmachung unveräußerlicher Rechte, hat es wahrlich in Benützung der erſten Stunden ſeines neuen Morgens bewieſen, daß, wenn es ſtets ohne Haſt handelte, und die Zeit abzuwarten pflegte, es auch ohne Raſt zu handeln vermöge.

Wer Deutſchland genauer kennt, wird unſerer Behauptung beiſtimmen, daß die ganze Geſtaltung des Lebens, der Anſichten, ja der phyſiſchen Verſchiedenheiten ſich überall nach Stromgebieten

bis an die Gefenkſcheiden hinauf abſchattet, und daß der Einfluß von unten nach oben gehe, und zwar am auffallendſten in Städten, welche an ſchiffbaren Flüſſen liegen. Es iſt mehr als eine ſcheinbare Aehnlichkeit zwiſchen den Arterien und Venen einer animaliſchen Organiſation und der Geſtaltung der Stromgebiete. In dieſen bildet ſich zugleich eine Art Nervenſyſtems vom Meere ins Gebirge, von dieſem ins Meer und über daſſelbe.

So weiſe die Natur den Menſchen durch das lange währende Bedürfniß der Pflege ſeiner Kinder zum Familienleben nöthigt, ſo beſtimmt hat ſie die Völker auf Zuſammenhalten hingewieſen, wenn ſie ihre großen Sittigungs- und Bindemittel vollkommen benützen ſollen. Nur *vereinte* Kraft oder aber die Legionen eines Eroberers vermögen es, die Verſandungen hinwegzuſchaffen, die Moore einzudeichen, die Felsbänke abzuſprengen, welche quer durch die Betten ſich ziehen. Vereinte Kraft wird auch die Schwierigkeiten des eiſernen Thores und des verſchlämmten Donaudeltas zu gewältigen wiſſen, die Niederungen in üppige Koppeln verwandeln, und *die* Berge wieder mit Wäldern bepflanzen, deren Entholzung Abſchwemmungen und Abnahme der Waſſermaſſen befürchten ließe.

Denn wenn die Waſſer dem fürſorgenden Anwohner dienſtbar ſind, ſo vergelten ſie Vernachläſſigung mit Schadenfreude, durch Verſumpfungen und Seuchen, durch Ueberſchwemmungen und Einſchrumpfen in elende Bäche während der heißen Jahreszeit. Zeugen hiefür ſind der Po, der Rhone, die Maremmen, welche jetzt erſt wieder nach tauſendjähriger Vernachläſſigung für die Menſchen einigermaßen bewohnbar gemacht werden, mit ſchweren Koſten, mit großer Aufopferung von Menſchenleben, trotz der freundlichſten Fürſorge der toskaniſchen Regierung.

Es iſt noch nicht lange her, daß man die Wichtigkeit der Bäche und der kleinſten Waſſeradern völlig eingeſehen hat, und ſie zu vereinfachten Mühlwerken und ausgedehnten Berieſelungen benützt, daß man Brunnen erbohrt und ſich den Genuß einer der edelſten Gaben auf die unmittelbarſte Weiſe verſchafft. Es mangelt hiebei nicht an Streitigkeiten, wohl aber an einer durchdachten, auf feſten Grundſätzen ruhenden Geſetzgebung. Gerade ſo iſt es noch mit unſern Strömen. Da wird noch geklagt über holländiſche Rabuliſterei, über Weſer- und Sundzölle, über

Bibericher Dämme, und gefliſſentliche Vernachläſſigung der Strombetten, um dem obenliegenden Nachbar nicht einen Vortheil zuzuwenden. Aber auch hier wird die große Lehrerin der Menſchenkinder, die Noth, Rath ſchaffen. Man wird zu Aufbringung der täglich ſich ſteigernden Forderungen der Staatskaſſen, Handel und Gewerbe auf jede mögliche Weiſe heben müſſen und es wird ſpät und mit Widerwillen geſchehen müſſen, und mit Murren über die lange Verzögerung aufgenommen werden, was jetzt noch dankbar erkannt werden würde, und der Noth vorbeugen könnte, welcher man ſpäter dennoch wird nachgeben müſſen.

Wir entſinnen uns im Augenblicke nicht, wer zuerſt die große Wahrheit ausgeſprochen hat: die Geſchichte ſcheint nur deßhalb da zu ſeyn, um uns zu zeigen, daß wir unfähig ſeyen, ſie zu nützen. Hart, aber gegründet, weil überall, ſo auch hier!

V. G.

Religion und Poeſie.

Die Breite und Tiefe des Lebens überhaupt und des Lebens einer beſtimmten Zeit wird nicht mit ein paar Formeln und Redensarten gemeſſen und ergründet, ſo zuverſichtlich man auch oft mit einem Satz, mit einem Wort, über Geiſt und Charakter eines Zeitabſchnitts, eines Volkes aburtheilen hört, ſo ſcheinbare Gründe und Beweiſe ſolcher Behauptungen mit dialektiſcher Fertigkeit vorgebracht, und die Gegenbeweiſe zurückgeſchoben, ſo kunſtvolle Ableitungen der Nothwendigkeit, daß es ſo ſeyn müſſe, hervorgeſponnen werden. „Was man ſo den Geiſt der Zeiten heißt, das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt, in dem die Zeiten ſich beſpiegeln!“ und gar oft iſt es nicht einmal dies; was ſich dem Einzelnen als Ergebniß ſeiner Beobachtungen und Erfahrungen, ſeines Verkehrs mit der Welt und ſeiner Forſchungen nach ſeiner Geiſtesart und Anſchauungsweiſe, wenn auch einſeitig, doch als wirklich von ihm gefunden und empfunden aufdrängt, und was er vielleicht noch mit einiger Einſchränkung und Behutſamkeit ausſpricht, das ſchwatzt oft eine Schaar von unerfahrenen, kenntnißloſen Jüngern mit der hohlſten Anmaßung, dem betäubendſten Geſchrei als unumſtößliche, allerſchöpfende Wahrheit, als Löſung des Weltgeheimniſſes, als mathematiſch gewiſſes Axiom nach. Wenn man ſolche Stimmen hört, ſollte man glauben, das Gewebe des Völkerlebens, der Geſchichte, werde nur aus zwei oder drei Fäden gewoben; dem Suchen einiger neuerlichſt entdeckten Begriffe habe die ganze Entwicklung und der Kampf der bisherigen Geſchichte der Menſchheit gegolten. Solcher Enge und Beſchränktheit des Geiſtes, welcher der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des unverſtandenen Lebens

bange macht, wird es unmöglich, außer den wenigen ihr gerade ins Auge fallenden, ihrem Geschmack zusagenden Kräften und Faktoren des Lebens noch andere anzuerkennen, für welche ihr der Sinn fehlt; und was über die dürftige Tafel ihrer Begriffe hinausliegt, wird für überlebt, abgestorben, nicht berechtigt, nicht wirklich in einem höhern Sinn, für Täuschung und Auswuchs erklärt. Vielfach läßt sich heut zu Tage diese Beobachtung machen, namentlich in Beziehung auf zwei uralte, heiligende und adelnde Mächte und Elemente des Lebens, — Religion und Poesie.

Unsre Zeit ist im Allgemeinen diesen beiden Lebensmächten nicht eben günstig gestimmt. Die materiellen Bedürfnisse einerseits, in allen ihren Formen, Steigerungen und Verfeinerungen, mit Kunstfleiß und Handel und Allem, was daran hängt, und andrerseits die Feststellung des rechtlichen und staatlichen Zustands der Völker gelten Vielen als Inhalt und Summe des ganzen Strebens der Gegenwart; und selbst Solche, welche den bloßen Materialisten, den Menschen des Bedürfnisses und des Genusses, gegenübertreten, und das Recht, die Würde der Wissenschaft und des Geistes zu verfechten sich rühmen, ziehen häufig ihren geistigen Sehkreis äußerst enge, sey es weil der Bann eines Systemes auf ihnen lastet, oder weil eine der vielen Einseitigkeiten unsrer Zeit sich ihrer bemächtigt hat. So wird namentlich in dem reichen, bunten Gewebe des Lebens die Religion und was sich ihr anschließt, von Vielen ganz und gar verkannt, in der Würdigung und Berechnung der Verhältnisse ausgeschlossen oder nur etwa als eine nicht geradezu verwerfliche Ueberlieferung und Antiquität beibehalten. Die Männer der Industrie denken nicht an sie — außer sofern sie sich etwa über Sonn- und Festtage ärgern; die politisch Gesinnten, Strebenden und Aufgeregten sehen in ihr großentheils, wo sie nicht als Hebel zu gebrauchen ist, eine Fessel; viele Philosophen erklären sie für wissenschaftlich überwunden und geschichtlich überlebt, viele Staatsmänner zeigen sich gleichgültig gegen sie, oder nehmen, noch schlimmer, nur etwa ihre Zuflucht zu ihr, um sie zwischen sich und die Angriffe ihrer politischen Gegner zu stellen, als einen Schild, der die nach ihnen gezielten Streiche auffangen soll, und die Angreifenden gegen die Religion unter dem politischen Gesichtspunkt noch mehr erbittert. Nicht ganz dieselbe Ungunst trifft die Poesie. Wenn

auch ein gröberer Materialismus und Senſualismus die Poeſie verwirft, die er nicht verſteht und fühlt, und den Dichter innerlich verachtet, dem bei der Theilung der Erde nichts Reelles zugefallen iſt: ſo verſchmäht es doch die höhere und feinere Weltbildung nicht, die Summe ihrer Genüſſe auch durch die Früchte und Blumen der Poeſie zu vermehren, und ſetzt ihre Eindrücke den feinſten Sinnenreizen gleich, vielleicht ſelbſt über ſie; mit Worten und Geberden wenigſtens wird die Poeſie vielfach anerkannt, willkommen geheißen, geehrt und ſogar gefordert, und eine Philoſophie, welche als der auf Begriffe gebrachte Ausdruck der Zeitſtimmung und Zeitrichtung gelten, welche Einfluß auf das Leben gewinnen will, redet auch einer gewiſſen Art der Poeſie nachdrücklich das Wort und wirbt ſie zur Bundesgenoſſin an, während ſie der Religion offner oder verſteckter den Krieg erklärt. Aber es iſt die Frage, ob die Einſeitigkeit, die heißhungrige Gier und die unmittelbare praktiſche Wirkungen verlangende, leidenſchaftliche Befangenheit für die Poeſie vortheilhafter und gedeihlicher wirken, als Gleichgültigkeit oder Feindſeligkeit? Man kann ſich nicht verhehlen, daß, bei dem ungeduldigen Vorwärtsdrängen unſrer Zeit nach Kenntniſſen, Beſitz und Genuß, all ihre fieberhafte Haſt und Bewegung ſo eiskalt, die Berauſchung und der Taumel der Geiſter ſo entſetzlich nüchtern, der Genuß ſelbſt ſo unerquicklich ſich darſtellt, daß Wärme, Liebe, Befriedigung, daß ächte, nachhaltige Begeiſterung, daß inniger Glaube an das Groſſe und Edle, daß die wahre Freude daran faſt überall fehlen. Dieß iſt keine Temperatur für die Poeſie, ſo wenig als für die Religion, welche beide Sammlung, Beſchaulichkeit, Vertiefung und Ruhe erheiſchen, oder doch, ſofern ſie freilich auch in bewegten, leidenſchaftlichen Zeiten gedeihen können, einen höhern Schwung des Geiſtes, Einheit und Gleichartigkeit der Beſtrebungen, einfache und natürliche Gefühle vorausſetzen.

Wir verſuchen in dieſen Blättern das Verhältniß von Religion und Poeſie zum geiſtigen Leben überhaupt, ihre Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit, die Hoffnungen oder Befürchtungen, zu welchen man hinſichtlich derſelben berechtigt iſt, insbeſondere aber ihr Verhältniß zu einander, worüber ſo viel Unklarheit und Streit herrſcht, zu beleuchten.

Bei dieſer Unterſuchung ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht,

Sieger bleiben, denn die Räder seiner Maschine greifen sicherer in einander und die Kräfte derselben wirken vereinter zum Ziele. Für die Besiegung der Russen ist daher von der Taktik wenig zu hoffen, alles dagegen von der Strategie, in dieser allein kann Rettung sich finden.

Ich betrachte die Türken für nichts, wenn ich mir russische Heere gegen sie denke; für die Oesterreicher möchten sie eine schwierige Aufgabe seyn. Der angeborne Muth des Einzelnen, ihre gewandte Fechtart, ihre beispiellose Kühnheit verbieten dem Gegner jedes Postengefecht; leichter Krieg taugt gegen sie nicht, man muß einen schweren führen. Wenn ich gegen Franzosen und Italiener die Infanterie für das Wichtigste halte, und gegen die Russen den Generalstab, so glaube ich, daß die Hauptwaffe gegen die Türken das Geschütz sey.

13.

Ueber die Mittel, Soldaten zu begeistern.

Das sicherste und kräftigste Mittel, Soldaten mit Begeisterung in Kampf und Schlacht zu führen und über Beschwerden und Entbehrungen triumphiren zu machen, ist ohne Zweifel der Sieg und dessen Benützung. Da man aber die Begeisterung oft geradezu als wirkende Kraft zu Erreichung eines ersten Sieges braucht, so ist es vortheilhaft, die Nebenhebel anzuwenden, welche diese gewünschte Spannung hervorbringen. Kenntniß der Nationalwünsche und Nationalvorurtheile ist hiezu vor allem nöthig; den ersteren muß man weniger Zusagen machen, als mit Hoffnungen entgegen kommen; der letzteren muß man sich auf das ausgedehnteste bedienen. Waffenehre und Zuversicht in die eigene Kraft, in die Gaben des Feldherrn, in die Berücksichtigung der Regierung sind unerläßliche Hebel. Kann man den Krieg nicht zum Interesse des Heeres machen, so ist die halbe Kraft desselben gelähmt. Die römischen Heere, die unter den Consuln immer siegten, wurden unter den Decemviren immer geschlagen, weil sie dort für das Vaterland, hier für Privatvortheile eines Einzelnen zu streiten glaubten. — Gerechtigkeit, Strenge und Sparsamkeit in Belohnung sind eben so sicher wirkende Mittel, hiezu Aufmerksamkeit auf Verdienst, guten Willen und Talent. Ich glaube nicht, daß man durch den Stock Begeisterung erzeugt. Religion war zu

Erfahrung und Reflexion, Geſchichte und Philoſophie zu Hülfe zu rufen, aber weder der einen noch der andern darf eine ausſchließliche, einſeitige Entſcheidung übertragen werden. Beide ſind mit Vorſicht anzuhören und zu gebrauchen, und gerade die Keckheit und ſcheinbare Leichtigkeit, mit welcher ſie den Knoten zu zerhauen bereit ſeyn möchten, muß Mißtrauen erregen und Behutſamkeit lehren. Von beiden erwarten wir Licht und Rath auf unſerm Wege, aber keine Richter- und Orakelſprüche. Nur durch Vergleichung ihrer Ergebniſſe, durch umſichtige Prüfung und Erwägung dürfen wir hoffen, der Wahrheit uns anzunähern, indem ſo die Einſeitigkeit der Erfahrung oder der aprioriſchen Conſtruktion auf ein richtiges Maß zurückgeführt, die Leerheit der Abſtraktion an die Fülle der konkreten Erſcheinung gebunden, zu dem Begriff immer auch die Thatſache geſucht, aber auch die bunte Mannigfaltigkeit der Thatſachen und Geſtalten, jedoch ohne Gewaltſamkeit, vorgefaßte Meinung und Zwang, unter Geſetze und Begriffe geordnet wird.

Die Unzulänglichkeit der Geſchichte allein oder der Philoſophie allein zur Löſung des hier uns beſchäftigenden Problems dürfte aus folgenden Betrachtungen erhellen, die uns zeigen werden, wie verſchieden die Lehren der Geſchichte gedeutet werden können, und wie die Philoſophie, und zwar gerade wo ſie als abſolutes Wiſſen auf Unfehlbarkeit Anſpruch macht, ſo leicht einen nur vorausgeſetzten, nicht bewieſenen Satz von ungeheurer Conſequenz, ein durch ſeine anmaßende Kühnheit blendendes Vorurtheil ihrem Urtheile über Bedeutung, Werth und Berechtigung andrer geiſtigen Mächte zu Grunde legt.

Die Geſchichte, ſo weit ſie zurückreicht, lehrt, daß Religion und Poeſie walteten und gepflegt wurden, und daß nur die außer ihren Bereich fallenden, für ihre Beachtung noch nicht reifen barbariſchen Völker ohne beide geweſen ſind, oder noch ſind. Aber dieß wichtige Zeugniß der Geſchichte iſt für die Gegner von Religion und Poeſie noch kein Beweis von ihrer abſoluten, bleibenden Nothwendigkeit oder Berechtigung, von ihrer Wohlthätigkeit oder Vernünftigkeit. Sie ſuchen dieß Argument zu widerlegen durch die Berufung auf den organiſchen Fortſchritt der Menſchheit, welche in ihren vertretenden Hauptvölkern, in den gebildetſten Nationen Europa's, über die Geiſtes-

und Phantaſieſpiele, die Irrthümer und Täuſchungen der Kindheit, über den idealiſtiſchen, gegenſtandloſen Enthuſiasmus und die leere Sehnſucht der Jugend hinaus, in das Alter der männlichen Reife, Einſicht und Nüchternheit getreten ſey.

Die Entwicklung der Menſchheit mit der Entwicklung des einzelnen Menſchen zu vergleichen, die Stufenfolge der Lebensalter vom Einzelnen auf die Gattung zu übertragen, iſt ein natürlicher, ſchöner und fruchtbarer Gedanke. Ein ausgezeichnetes Verdienſt hat ſich durch geiſtvolle Durchführung deſſelben beſonders der Mann erworben, deſſen Säkularfeſt vor Kurzem in Deutſchland mit dankbarer Erinnerung an ſeine noch lebendig fortwirkenden Leiſtungen gefeiert wurde, Herder. In ſeinen berühmten Ideen zu einer Geſchichte der Menſchheit iſt jener Gedanke einer der leitenden, und hat unter der Hand des genialen Mannes bewundernswerthe Früchte getragen. Aber das Einleuchtende dieſes Gedankens an ſich, und die ſchöne Anwendung, welche geiſtvolle Geſchichtsforſcher und Philoſophen davon gemacht haben, darf uns nicht verführen, ihn ſofort unbedingt und in jeder Beziehung für wahr anzunehmen, und der ſich vielfach empfehlenden Hypotheſe den Charakter eines feſtſtehenden Dogma's, eines zum ſichern Ausgangspunkt dienenden Prinzips beizulegen, und aus einem Satze Folgerungen abzuleiten, welcher vielmehr ſelbſt erſt bewieſen werden muß. Freilich liegt die Vorſtellung ſehr nahe, ja ſie ſcheint ſich aufzudrängen, daß die älter werdende Menſchheit, in Gemäßheit ihrer Vervollkommnungsfähigkeit, auch reifer, einſichtsvoller werde, daß mit ihr eine ähnliche Veränderung vorgehe, wie mit dem an Jahren zunehmenden einzelnen Menſchen; und leicht mag auch eine gewiſſe Eitelkeit mit dem Glauben ſich ſchmeicheln, daß die Geſchlechter, welche früher gelebt, an Kenntniß, Einſicht und Temperament gegen die Jetztlebenden wie Kinder oder Jünglinge ſich verhalten: aber das Aelterwerden der Menſchheit, mit dem Ablauf der Jahre und der Jahrhunderte, iſt zugleich eben ſo ſehr ein Sicherneuern und Verjüngen; wir vermögen nicht zu ſagen, ob und in welcher Art die Zeit, welche für den Einzelnen die Grenze und das Maß ſeines Lebens abſteckt, auch für die ganze Gattung dieſe ſchrankenſetzende Bedeutung habe; ob alſo für die Menſchheit als Ganzes die Zeit überhaupt nicht etwas Gleich-

gültiges ſey, und wenn auch dieß nicht, was für ſie eine Zeit, ein Jahr, eine Epoche ſey? Sodann aber läßt ſich jene Anſchauungsweiſe auch gewiſſermaßen umkehren; jene Geſchlechter in der angeblichen Jugendzeit der Menſchheit, auf welche leicht der altkluge Dünkel eingebildet herabſieht, ſind ja unſere Ahnen, ſind viel älter als wir, wir müſſen an ihnen hinaufſehen; und wirklich ſtellt ſich ſowohl dem religiöſen Glauben mancher Völker als auch der Anſchauungsweiſe von Philoſophen, wie von einfachen und ungebildeten Menſchen, gar häufig der Verlauf der Geſchichte im Großen und im Kleinen nur als ein umgekehrtes Wachſen, als ein Herabſinken und Entarten von urſprünglicher höherer Trefflichkeit in natürlichen und geiſtigen Eigenſchaften dar. Nicht bloß hoffend und ahnungsvoll in die Zukunft blickt der menſchliche Geiſt; er haftet auch mit Pietät, mit Sehnſucht und verherrlichender Liebe an der Vergangenheit, die ſeine Mutter iſt, und er verlegt gern das Größte und Herrlichſte, das jetzt nicht mehr zu Schauende und zu Erreichende in die Zeiten, von welchen nur die Geſchichte oder Sage meldet. Endlich muß gegen jene Anſchauungsweiſe Bedenklichkeiten der Umſtand erregen, daß die vielen verſchiedenen Völker, welche das Ganze der Menſchheit und ihrer Geſchichte bilden, auf ſo unendlich verſchiedenen Stufen der Entwicklung und Bildung neben einander ſtehen, daß von einem ihnen allen gemeinſamen Entwicklungsſtadium oder Alter nicht die Rede ſeyn kann; und wenn man auch die Behauptung gelten laſſen wollte, daß die Menſchheit im höhern Sinn und ihre Entwicklung je nur durch ein Volk oder einen Kreis von Völkern vertreten ſey, welche ſich zu den übrigen wie das belebende und bewegende Ferment zu der vergleichungsweiſe todten Maſſe verhalten: ſo zeigt doch ſchon die geringſte Bekanntſchaft mit der Geſchichte, daß die hiſtoriſchen Hauptvölker keineswegs eine ſolche Aufeinanderfolge bilden, welche mit den auf einander folgenden Lebensaltern ohne den gewaltſamſten Zwang und die größte Willkür verglichen werden könnte. In welches Verhältniß ſollten z. B. die Germanen zu dem abgelebten römiſchen Reich und Volk geſetzt werden? Offenbar bricht *hier*, und gewiß auch ſonſt nicht ſelten, die ſtetige Entwicklung ab, und es tritt eine Umwälzung, eine Kriſis ein, die ſich aus der genannten Analogie nicht erklären läßt.

Beſtreiten jedoch wollen wir nicht den allgemeiner gefaßten Satz, daß geſammte Völker und Völkerkreiſe je nach ihrer mehr jugendlichen, gereift und ernſt männlichen oder greiſenhaften Stimmung, welche jedoch nicht ausſchließlich von der Zeit abhängig erſcheint, für gewiſſe Beſtrebungen und Erzeugniſſe des Geiſtes mehr empfänglich und zugänglich, oder ihnen abgeneigt ſeyen, und daß in den geiſtigen Richtungen und Neigungen eine gewiſſe geſetzmäßige Reihenfolge ſich häufig beobachten laſſe. Je reicher aber und zuſammengeſetzter das Leben der Völker in der neuen Zeit überhaupt wird, deſto weniger gelangt irgend eine Richtung mehr zur ausſchließlichen Herrſchaft; die Neigungen und Richtungen der verſchiedenſten Lebensalter und Temperamente gewöhnen ſich immer mehr daran, neben einander zu beſtehen, während ſie in einfacheren Verhältniſſen einander verdrängten und verſchlangen; und daſſelbe Element des Lebens, der Geſtaltung, tritt nicht etwa nur einmal, ſondern zu verſchiedenen Malen in veränderter, geſteigerter oder geſchwächter Kraft und Ausbildung auf. Keineswegs ſoll damit geſagt ſeyn, daß alle Elemente des Lebens ganz zufällig verſchwinden und wieder auftreten; Alles geſchieht auch hier nach innern, nothwendigen Geſetzen und Gründen; aber dieſe ſind nicht leicht vorher zu erkennen und zu berechnen, und das beſonders ſollte uns die Geſchichte lehren, daß wir keine geiſtige Thätigkeit, keinen Faktor des menſchlichen, des Völkerlebens, der ſich einmal als einen weſentlichen Beſtandtheil der menſchlichen Natur im Ganzen und Großen bewährt hat, ſo leicht für ganz abgethan und erloſchen erklären dürfen. Die Grundtriebe und Grundkräfte unſeres Weſens bleiben dieſelben, wenn auch einzelne beſtimmte Schöpfungen und Geſtaltungen derſelben, deren Unbefriedigendes und Widerſinniges klar erkannt worden, nie wieder kehren mögen; die Zeit ändert an ganzen Völkern oder gar an der geſammten Menſchheit weniger, als am Einzelnen, weil dort doch eine beſtändige Erneuerung und Verjüngung das Aeltere begleitet; und ſo wenig als der Mann und der Greis, der eine heitere, freundliche Kindheit, eine begeiſterte Jugend durchlebt hat, und der mit den Jahren wohl nüchterner, kälter und reifer, aber nicht mißmuthig und bitter, nicht in ſeinen Gefühlen verſtimmt, in ſeinen Geſinnungen verändert worden iſt, ſeine Identität mit

dem Knaben und Jüngling verleugnen, noch auch der Freuden und Gefühle jener frühern Zeit ſich ſchämen, vielmehr das Beſte, den innerſten Kern derſelben auch in ſeinem ſpätern Leben aufbewahrt und geläutert wieder finden wird: ſo wenig kann die Menſchheit im Ganzen oder kann ein einzelnes Volk ſich gänzlich von dem losſagen, was vor Jahrhunderten ein weſentliches Element der menſchlichen Natur in ihrer normalen Entwicklung geweſen; und der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Entwicklungsſtufen der Menſchheit — vorausgeſetzt, daß die Entwicklung unter nicht ungünſtigen Bedingungen fortſchreite, und nicht zur Entartung werde, — alſo zwiſchen einem kindlichen oder jugendlichen, aber geſunden Volke, und zwiſchen einem männlichen, gereiften iſt doch immer geringer als der zwiſchen der Raupe und dem Schmetterling.

So wird uns die Geſchichte nur zeigen, was Religion und Poeſie zu verſchiedenen Zeiten den Völkern waren und galten, aber ſie wird uns nicht lehren, was ſie dem Menſchen, auf der Stufe ſeiner höchſten Entwicklung gedacht, ſeyn ſollen, oder ob er ſie entbehren könne, ſo wie denn die Geſchichte auch für ſich nicht entſcheidet, welcher Zuſtand des Menſchen oder eines Volkes der normale, welche Entwicklung als die höchſte anzuſtreben ſey; ſie beweiſt weder, daß der jetzige Bildungsſtand der Menſchheit der relativ höchſte ſey, noch auch hat ſie ein Orakel bereit auf die Frage, ob in der Zukunft der Gipfel einer abſolut höchſten Bildung erreicht werden könne und werde. Mit Benutzung der geſchichtlichen Erfahrungen allerdings, aber nicht ausſchließlich mittelſt derſelben, müſſen wir die Frage zu beantworten ſuchen, wie Religion und Poeſie ſich zu dem Weſen, der Entwicklung der Menſchheit, und dann, wie ſie ſich zu einander verhalten, wiefern ſie einander bedingen, fordern und tragen, oder aber ſich ablöſen, bekämpfen und ausſchließen.

Die Geſchichte ſelbſt gibt uns kein Ideal vom Zuſtand eines Volkes; aber auch die Spekulation iſt nicht im Stande, ein ſolches zu entwerfen, weil ſie entweder ganz von den geſchichtlichen Bedingungen abſehen und ihre Schöpfung in die Luft, ſtatt auf feſten Boden ſtellen, oder weil ſie die ganze Geſchichte, an welche ſie ihr Ideal anknüpfen wollte, konſtruiren müßte. Weder an einem wirklichen, noch an einem idealen Individuum können wir das Verhältniß jener beiden Elemente zur menſchlichen Natur

in ihrer Reinheit und Vollendung, und ihr Verhältniß zu einander nachweiſen und anſchaulich machen, weil die menſchlichen Anlagen und Kräfte zu mannigfach ſind, als daß ſie alle an einem Einzelnen in ihrer ganzen Fülle ſich entwickeln könnten; der Reichthum der Anlagen und Kräfte vertheilt ſich in verſchiedenem Maß unter Viele, und erſt ein zuſammentragender Ueberblick über größere Maſſen gibt uns einen Begriff von dem vollſtändigen Gattungscharakter der Menſchheit. Jedoch auch in anderer Beziehung hat man ſich zu hüten, die Philoſophie, oder, wie ſie ſich heut zu Tage lieber nennt, die Spekulation, aus bloßen oder reinen Begriffen über die Bedeutung der Religion und der Poeſie für das geiſtige Leben der Menſchheit und über ihr Verhältniß zu einander, allein entſcheiden zu laſſen. So unentbehrlich bei dieſer Unterſuchung die Philoſophie iſt als denkende und erkennende Betrachtung alles Seyenden, ſo wenig darf man ihr einräumen, was ſie, als abſolutes Wiſſen, ſo begierig anſpricht: die Alleinherrſchaft auf dem Gebiete des Geiſtes. Wenn ſie, ſtatt denkende Erkenntniß des Wahren und Seyenden zu ſeyn, ſich rühmt, durch das reine Denken die Wahrheit und das Seyn ſelbſt zu erſchaffen, wenn ſie den Gedanken und Begriff für den ganzen Kern und Gehalt, für Anfang und Ende, für das Abſolute erklärt, wenn ſie als logiſcher Intellektualismus und Pantheismus alle Geſtalten, Kräfte und Sphären des geiſtigen Seyns und Lebens auf ihren logiſchen Gehalt zurückzuführen ſucht, und was ſich nicht in ihre Begriffe auflöſen läßt, als Schlacken und unnützen Beiſatz wegwirft: ſo muß ſie nothwendig über ſolche Mächte, wie Religion und Poeſie, höchſt einſeitige und herabſetzende Anſichten hegen, und ganz ſchiefe Urtheile fällen. Einer ſolchen Spekulation gelten Religion und Poeſie im günſtigſten Falle als unter gewiſſen Bedingungen und Zeitumſtänden vielleicht angemeſſene und nützliche oder reizende Verkleidungen, Verhüllungen und Vehikel des philoſophiſchen Gedankens; aber ſie können von ihr, will ſie konſequent ſeyn, doch immer nur geduldet, nie in ihrer unabhängigen, nothwendigen, ewigen Geltung anerkannt werden; ſie können ihr nur als Vorſchule der höchſten Wahrheit gelten. Man laſſe ſich nicht blenden durch die ſcheinbar glänzenden Rollen, welche die Spekulation der Religion und der Poeſie zuweiſen mag, wenn ſie etwa die

Religion als die erſte und nothwendige Weisheit der Völker und der Menſchheit, als das bergende Gefäß der höchſten Wahrheit und Erkenntniß preist, oder wenn ſie die Poeſie als die Mutter der Religion und wohl gar der Philoſophie ſelbſt darſtellt. Dieſe vom hiſtoriſchen, relativen Standpunkt aus geſpendete Anerkennung wird von dem am Ende doch allein gültigen ſpekulativen Standpunkt aus wieder aufgehoben und zurückgenommen, und der logiſche Gedanke erſcheint dann als das abſolut Erſte und Letzte, als Alles beherrſchende, Religion und Poeſie zu bloßen Durchgangs- und Entwicklungsmomenten herabſetzende und ſie, wie Saturn ſeine Kinder, wieder verzehrende Macht. Das aber iſt bei der Auffaſſung und Würdigung von Religion und Poeſie, wie ſie einer gegenwärtig einflußreichen Spekulation eigen iſt, anzuerkennen, daß dabei dieſe beiden geiſtigen Lebensmächte weder als etwas Zufälliges, noch als etwas Inhaltsloſes, als eine bloße Form betrachtet werden, wie dies zu thun eine ſeichte, unhiſtoriſche und unphiloſophiſche Aufklärerei den jämmerlichen Verſuch gemacht hat. Zwar wird, nach unſerer Anſicht, das Weſen der Religion unrichtig, unvollſtändig aufgefaßt, wenn nur der Gedankengehalt daraus ausgeſchieden, und von den übrigen Elementen gleichgültig abgeſehen wird; die Bedeutung der Poeſie wird verkannt, wenn ihren Bildern und Anſchauungen nur der Sinn abgefordert und ihre reizenden Geſtalten in gediegene Barren des Begriffes eingeſchmolzen werden; aber theils wird auch bei dieſem Verfahren doch immer noch unbewußt die Wirkung und das eigenthümliche Weſen beider bis auf einen gewiſſen Grad empfunden und anerkannt, theils ſteht es jedenfalls unendlich hoch über der armſeligen Vorſtellungsweiſe, welche die Religion für eine zufällige, betrügeriſche Erfindung von Menſchen ausgibt, und in der Poeſie nur ein willkürliches Spiel des Geiſtes, nur einen äußern, formellen Unterſchied von der Proſa erblickt.

Unbenommen muß es freilich der Philoſophie oder der Spekulation immer bleiben, die Wahrheit der Religion und der Poeſie zu prüfen, über ihr Verhalten zu den Ergebniſſen des denkenden Erkennens ſich auszuſprechen. Kann der auf die Erforſchung der reinen Wahrheit gehende Gedanke ſich mit den Geſtaltungen der Religion und der Poeſie nicht verſöhnen, ſo

iſt ſeine Aufgabe, das Widerſprechende, der Erfahrung und Vernunft Zuwiderlaufende daran nachzuweiſen, ſie entweder zu zerſtören oder zu läutern; und es wäre wohl denkbar, daß er Gebilde der Poeſie und Religion zerſtörte, als Schein in ihr Nichts auflöste, die vielleicht mit einer gewiſſen pſychologiſchen Nothwendigkeit entſtanden ſind und fortbeſtanden haben, ſo wie es ja auch ſeine Aufgabe und ſein Stolz iſt, ſinnliche, namentlich optiſche Täuſchungen aufzudecken, von welchen ſich, wie von der ſcheinbaren Bewegung der Sonne, die Menſchheit Jahrhunderte lang blenden ließ, ohne daß man weder ihren Sinnen, noch auch ihrem Verſtande daraus einen Vorwurf machen darf. Wirklich hat auch der prüfende, kritiſche Verſtand, der logiſche, philoſophiſche Gedanke die Geſtalten der Religion und der mit ihr in Verbindung ſtehenden Poeſie theils im Einzelnen, theils überhaupt zu ſichten und den etwaigen Gehalt von Wahrheit davon auszuſcheiden unternommen; viele Geſtalten haben die Probe nicht beſtanden und haben ſich aufgelöst; aber nicht ſelten hat auch der logiſche und philoſophiſche Gedanke, der Verſtand, ſeine Ergebniſſe und Siege überſchätzt, ſeine Folgerungen zu weit ausgedehnt, das Zufällige mit dem Weſentlichen und Nothwendigen verwechſelt, und die Wurzel ſelbſt ausgeriſſen zu haben gewähnt, wo er nur einen kranken Schößling wegſchnitt. Dem Verſtand ſchmeichelt die Rolle des prüfenden Richters, die ihm ohne Zweifel zukommt, aber er vergißt allzu leicht, daß der Richter nicht unbedingt, nicht in jeder Beziehung über den vor ſeinen Richterſtuhl tretenden Parteien ſteht, daß ſie ihn häufig an Macht, Reichthum, ſelbſt an Einſicht übertreffen mögen, und daß er die Güter, den Beſitz, welche er zu und ab ſpricht, und worüber er ſomit verfügt, ſelbſt nicht hervorbringen und erzeugen kann. Der angebliche philoſophiſche Gedanke legt oft nur ſeine Unfähigkeit des tiefern Eingehens, die Dürftigkeit ſeiner Auffaſſung, die Seichtigkeit ſeines Verſtändniſſes an den Tag, wenn er über Sinn, Bedeutung und Wahrheit von Religion und Poeſie als Richter abſpricht, [1] er ſchmeichelt nicht ſelten dem Pöbel der

[1] „Da in der Poeſie ein gewiſſer Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben ſolcher Glaube an das Unergründliche Statt finden muß, ſchienen mir die Philoſophen in einer ſehr übeln Lage zu ſeyn, die auf ihrem Felde beides beweiſen und erklären wollten.“ Goethe XXV. 11.

fünf Sinne und des gemeinen, für das Höhere ſtumpfen Menſchenverſtandes durch Verdammung von Religion und Poeſie; er gefällt ſich darin, den Adel der geiſtigen Strebungen und Geſtalten zu demüthigen; namentlich ſucht er das Intereſſe von Religion und Poeſie zu ſpalten und beide feindſelig gegen einander zu ſtimmen, wozu freilich auch ſchon da und dort Keime vorhanden ſind.

Vielen nämlich, beſonders in unſern Tagen, iſt die Vorſtellung weit geläufiger, daß zwiſchen Religion und Poeſie ein Verhältniß des Gegenſatzes, der Feindſeligkeit beſtehe, als daß ſie durch innere urſprüngliche Weſenseinheit oder Verwandtſchaft zuſammengehören. Der Poeſie, ſagt man, gehöre das heitere, vielgeſtaltige, buntbewegte Dieſſeits, der Religion das ernſte, einförmige, unbekannte Jenſeits; die Poeſie ſey eine heitere und erfreuende, löſende und befreiende Macht, die Religion ſey von ſtrenger Art, ſie feſſle und beenge den Geiſt, — man möge die Poeſie die Religion der Freien, der Glücklichen, die Religion dagegen die Poeſie der Unglücklichen und Unfreien nennen; Poeſie ſey Lebensreiz, Lebensgenuß und Lebensverklärung, — die Religion lehre die Welt meiden, ihre Freuden gering ſchätzen, das Leben gleichgültig anſehen, den Tod erſehnen; die Poeſie erhebe den Menſchen, die Religion denke gering von ihm und drücke ihn in den Staub; die Poeſie ſey befreundet mit aller Wiſſenſchaft und Bildung, die Heroldin und Verbündete jedes geiſtigen Fortſchrittes, die Religion dagegen in einen ſtrengbegränzten Kreis von Anſichten und Lehren gebannt, deſſen Ueberſchreitung ſie ſtreng verwehre, die natürliche und nothwendige Gegnerin neuer Anſichten und Entdeckungen, wodurch die ihr gemäße Weltanſchauung verändert werde, daher die eiferſüchtige Vormünderin und leicht auch die erbitterte Gegnerin der Wiſſenſchaften, der Philoſophie. Die poetiſche, die äſthetiſche Anſicht von der Welt und vom Leben bilde in vielen Stücken den ſchroffſten Gegenſatz zur religiöſen, und die größten, die wahrſten Dichter, diejenigen, welche die jetzige Welt mit dem Cultus des Genius feire, ſeyen mehr oder weniger in Gegenſatz gegen die religiöſe Weltanſchauung getreten und haben einer von ihr abweichenden die Bahn gebrochen.

Dieſe Anſicht hört man jetzt vielfach ausſprechen oder andeuten;

aber iſt ſie gegründet? iſt in ihr das Weſen der Religion und das der Poeſie ſo aufgefaßt, wie es einer unbefangenen philoſophiſchen Betrachtung ſich darbietet und wie die Geſchichte es aufzufaſſen gebietet? Schwerlich! Wenn, wie ſich dies zur Genüge nachweiſen läßt und von keinem mit der Geſchichte der Religionen Bekannteren beſtritten wird, urſprünglich immer die Religion und die Poeſie — wir dürfen in gewiſſem Sinne hinzuſetzen: die Philoſophie — eines Volkes in einer organiſchen Einheit verſchmolzen waren, ſo daß die religiöſen Vorſtellungen, Lehren und Gebräuche von Poeſie getragen, fortgepflanzt, begleitet wurden, und die Poeſie als ihren natürlichſten, willkommenſten und erhabenſten Gegenſtand das Weſen, die Geſchichte, die Eigenſchaften und Wirkungen der Gottheit ergriff, wenn ſich dies Verhältniß noch lange erhielt, auch nachdem die Poeſie anfing, ſich freier von der Religion abzulöſen und auch andere Gegenſtände in ihren Kreis zu ziehen: ſo läßt ſich doch ſchwerlich ein im innerſten Weſen beider liegender Gegenſatz annehmen. Die Vermuthung liegt nahe, daß, wenn die vollkommene, reiche Entfaltung der in der Menſchennatur liegenden Anlagen und Kräfte, die zuerſt, im mehr gebundenen, keimartigen Zuſtand, eine Einheit bildeten, im Verlauf der Zeit eine Sonderung zur Folge hatte, doch auf der Bahn der Bildung ein Punkt erreicht werden müſſe, wo ſie wieder, zwar nicht wie anfänglich in einander zerfließen und ſich vermiſchen, aber in ein Verhältniß der gegenſeitigen Förderung, Beleuchtung und Ergänzung, durch Verwandtſchaft und Contraſt, treten; ſonſt blieben nur die zwei Annahmen übrig, entweder daß manche tiefgebende Elemente ganz beſeitigt und verzehrt werden, oder daß der Fortſchritt der Menſchheit zur höheren Bildung ein Fortſchritt zur inneren Entzweiung ſey; vielmehr aber wird doch der Glaube gerechtfertigt ſeyn, daß die höhere Bildung auch zur Verſöhnung und zum innern Reichthum führen müſſe.

Zum Beweiſe der eben ausgeſprochenen Behauptung wollen wir nur kurz an die älteſten Poeſien der zu einer höhern Cultur berufenen Völker erinnern: an die Vedas der Indier mit ihren Hymnen, theogoniſchen und kosmogoniſchen Sagen, an welche ſich die großen epiſchen Gedichte dieſes Volks, der Ramayana und Mahabarata mit ihrem religiös und mythiſch-epiſchen Inhalt

allen Zeiten ein ungeheurer Hebel gewesen; in unsern Tagen kann er noch von großem Vortheil seyn, aber man muß mit dessen Gebrauch vorsichtig umgehen, um seiner Sache nicht selbst zu schaden.

Die wichtigsten Personen, sobald es sich um Einwirkung auf die moralische Kraft der Truppen handelt, sind die Obersten der verschiedenen Körper; ihre Wahl ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben. Sie müssen mit Glanz umgeben, mit Gewalt bekleidet seyn, denn sie sind den Truppen am nächsten; das Ziel ihrer Hoffnung, die Vertreter der Regierung selbst; sie stehen zwischen dem gemeinen Manne und dem Staate; über diese Höhe reicht kein Blick des ersteren mehr. Die Generale sind den Truppen schon zu ferne; ihre Vorzüge wie ihre Schwächen wirken wenig auf sie ein; nicht so der Oberst. Das beste Regiment wird durch einen nachlässigen oder ungerechten Oberst in kurzer Zeit verdorben, das schlechteste durch einen tüchtigen Mann auf diesem Platze in kurzer Zeit gehoben. Der Feldherr, der Oberst, die Capitäne sind, was die moralische Kraft des Heeres betrifft, die bedeutendsten Personen. Allen muß das Gesetz gemein seyn, sich viel bei den Truppen sehen zu lassen, nie ohne Würde zu erscheinen, die Heiligkeit des Dienstes auf der Stirne zu tragen, um eine kindliche Hingebung sich erwerben zu können.

Sich schlagen als Mann, muß, scheinbar wenigstens, für das höchste Verdienst gelten, denn es ist ein allgemeines, von Jedermann erwerbbares. Nichts aber spannt mehr ab, erzeugt mehr Reibung und Unwillen, als sich, was man auch thue, ausgeschlossen zu sehen, Lob und Ruhm zu erwerben. Die Anmaßung der Offiziere, welche sich über ihres Gleichen weit erhaben dünken, weil sie in der Begleitung eines Generals mitreiten dürfen und Träger seiner Befehle sind, muß daher streng beseitigt werden, und es sey eine der vorzüglichsten Forderungen an den Generalstab, daß er bescheiden sey, damit er nicht die Wirkung und Würde durch beleidigende Eitelkeit verliere, und den guten Willen der Mehrzahl durch anmaßenden Stolz erdrücke. Viele militärische Feste, ausgezeichnete Behandlung und Popularität des Befehlshabers bereiten die Begeisterung vor, die Nationalität des Kriegs bringt sie zum Ausbruche, der Sieg zur Vollendung.

Das österreichische Heer im Jahre 1809, das preußische im Jahre 1813, das französische im Jahr 1814 haben eine hohe

anſchließen; an die perſiſchen Hymnen des Zendaveſta; an die religiöſen Dichtungen der Hebräer; an die orphiſchen Hymnen, an Heſiods Theogonie und Homers Dichtungen bei den Griechen, ſo wie an die Verſe der Orakel; an die freilich verloren gegangenen, älteſten religiöſen Lieder der Römer bei feſtlichen Veranlaſſungen, die carmina Saliaria u. a.; an die ältere Edda der Skandinavier; an die Hymnen der alten Germanen zur Feier ihrer Götter. Und alle dieſe religiöſen Dichtungen, ſo weit wir ſie kennen und beſitzen, ſind nicht etwa unreife Verſuche, ſind kein kindiſches Lallen und Stammeln, ſondern zum größten Theile Muſter der ächten Kraft, Erhabenheit, Reinheit und Weihe, die jedem Zeitalter, jeder Bildungsſtufe und Glaubensweiſe Bewunderung abnöthigen.

Die Anſicht, welche die Religion der Poeſie feindlich gegenüber ſtellen möchte, geht aus von einer gänzlich willkürlichen und irrigen Anſicht vom Weſen der erſteren — um mit dieſer den Anfang zu machen. Um es kurz heraus zu ſagen, ſie hat die chriſtliche Religion im Auge und im Sinne, und allerdings handelt es ſich für unſere Zeit vorzugsweiſe oder ausſchließlich um dieſe. Die Verträglichkeit der Poeſie mit andern Religionen gibt man allenfalls, durch die geſchichtlichen Beweiſe genöthigt, zu, aber Philoſophie und Geſchichte werden aufgerufen zur Entſcheidung, daß es zu einem Bund, zu einer Durchdringung von chriſtlicher Religion und Poeſie nicht kommen könne und nicht ſolle, und daß diejenigen poetiſchen Schöpfungen, die man als Beweiſe des Gegentheils geltend machen wolle, entweder nicht wahrhaft poetiſch, oder nicht chriſtlich ſeyen. Der chriſtlichen Religion wird welt- und genußverachtender Trübſinn und Ernſt, Feindſchaft gegen Vernunft und Wiſſenſchaft, Haß gegen die Schönheit vorgeworfen, und es für eine Selbſttäuſchung oder für heuchleriſche Anbequemung erklärt, wenn ſie mit dem Schönen, mit der Poeſie in Frieden und Gemeinſchaft zu leben ſuche.

Eine gemeinſame Wurzel in allen Religionen aufzuweiſen, iſt das Beſtreben und die Frucht einer tieferen Forſchung und einer gründlicheren, philoſophiſchen Geſchichtsauffaſſung geweſen, in Uebereinſtimmung mit dem Geiſt des weitherzigeren Chriſtenthums ſelbſt, deſſen früheſte Verkündiger ſchon ſich gegen Heiden auf die Keime und Ahnungen der Wahrheit in ihren eigenen

Religionen berufen. Die dunklere oder hellere Ahnung einer das menschliche Daseyn bedingenden, tragenden, beherrschenden Macht, das auf mehr oder minder klar entwickelten und verstandenen Bedürfnissen der Vernunft, des Gemüths, des Gewissens, des Willens und der Phantasie beruhende Verlangen und Bestreben, mit dieser Macht in ein freundliches und friedliches Verhältniß zu treten, etwaige Störungen auszugleichen, und den innern Vorstellungen und Ueberzeugungen durch äußere Symbole und Handlungen einen angemessenen Ausdruck zu geben — diese wesentlichen Elemente findet man in jeder Religion, wenn schon in manchen mit sehr unreinen und selbst abschreckenden, grauenhaften Bestandtheilen und Zuthaten vermischt und entstellt. Selbst durch die absurdesten, von Priestern vielleicht aus besondern Absichten eingeführten oder vervielfältigten Ceremonien, durch den abenteuerlichsten und zügellosesten Cultus, durch die grausamsten, alles Menschengefühl empörenden Opfer leuchtet oft noch der gedämpfte Strahl einer ursprünglich hohen und würdigen Idee vom Wesen der Gottheit und vom Verhältnisse des Menschen zu ihr hindurch, dem Auge erkennbar, welches sich von dem Schein der Oberfläche nicht verwirren läßt. Ist nicht in den Menschenopfern die Idee leicht zu erkennen, daß der Sohn der Erde der himmlischen Macht Alles, auch das Kostbarste, mithin auch das Leben seiner Gattungsgenossen, ja sein eigenes, schuldig sey, und es ihrem Willen und Gebot nicht versagen dürfe? Auf ähnliche Weise läßt sich auch der wollüstige Cultus mancher Gottheiten, z. B. in Syrien erklären; natürlich aber spielten dabei menschliche Neigungen, Lüste und Leidenschaften auch ihre Rolle, und vergifteten häufig, was an der ursprünglichen Idee Würdiges war. Vieles mögen dabei die Priester gesündigt haben; aber gewiß ist es eine ganz irrige Annahme, ihnen die berechnende Erfindung von Religionen sammt einem ihnen nützlichen und angenehmen Cultus zuzuschreiben. Das, was an den heidnischen Religionen für die Vernunft und das sittliche Gefühl das Empörendste ist, war gewiß nicht schon in der ursprünglichen Gestalt derselben enthalten, sondern setzte sich erst nachher an, sey es durch Mißverständniß des ursprünglichen Sinnes einzelner Symbole oder Gebräuche, oder durch den Einfluß sittlicher Entartung unter dem Volk, oder durch zufällige

Aufnahme fremder Elemente, die ſich mit den urſprünglichen zu abenteuerlichen Gebilden und Vorſtellungen verſchmolzen. Schwerlich iſt je ein Volk durch ſeine Religion ſittenlos und barbariſch geworden, aber freilich konnte auch unter einem unzüchtigen und grauſamen Volke nicht eine Religion der Reinheit und der Milde durchdringen, wenn ſie auch vom Himmel gefallen wäre. Denn auch die Religionen, obſchon die mächtigſten Hebel der Bildung, ſind den Geſetzen der menſchlichen Entwicklung unterworfen, ſofern ſie als geſchichtliche Mächte wirken.

Wohl in jede einzelne Menſchenſeele fällt ein abnungsvoller Strahl des höhern Lebens, der geiſtigen Macht, die über der ſichtbaren Welt der Erſcheinungen waltet; in jeder Bruſt iſt wohl eine gewiſſe Sehnſucht nach einem Höhern, als das zeitliche Daſeyn bietet, ein emporſtrebender Drang, dem es im Irdiſchen zu eng, dem die Atmoſphäre der Erde zu ſchwer iſt und dem die irdiſche Nacht bange macht; und in jedem Gemüth ſteigen wohl Bilder und Gedanken auf, welche jene Ahnungen feſtzuhalten, zu begränzen und zu geſtalten ſuchen; aber es ſcheint, daß der Einzelne, auf ſich angewieſen, ohne Halt an Andern, ohne Uebung des Verſtandes und der Phantaſie im lebhafteren Verkehre und Gedankenaustauſch, in einförmigem Kreislauf, in einer wenig Abwechſelung bietenden Natur ſeine Tage hinbringend, daß der einzeln, familien- oder hordenweiſe lebende Wilde es eigentlich nicht leicht zu einer Religion, zu einem Cultus bringe, daß die Strahlen des höhern Lichtes, die religiöſen Ahnungen ſich im Brennpunkt einer größern und ebendeßhalb auch geiſtig bewegteren und mehr organiſirten Gemeinſchaft, eines wirklichen Volkes ſammeln müſſen, um die des Namens würdige Geſtalt einer Religion zu erzeugen. Auch da wird es wohl ein Einzelner ſeyn, in dem die webende und drängende Ahnung zur feſteren Vorſtellung, der Traum zum klarumriſſenen Bilde, der dumpfe, verworrene Ton zur klaren und überzeugenden Stimme der Lehre wird; aber dieſer Einzelne iſt dann doch getragen von der geiſtigen Kraft, getrieben und herausgefordert von den gemüthlichen Bedürfniſſen ſeines Volkes, er iſt deſſen Vertreter und höchſter Ausdruck, wie weit er auch jedes einzelne Glied deſſelben an Tiefe und Höhe des Geiſtes, an Weisheit, an Phantaſie und Begeiſterung überrage. Nur

unter einem Volke kann eine Religion ſich geſtalten; Horden und hordenweiſe lebende Stämme haben nur religiöſe Ahnungen, Bruchſtücke oder Erinnerungen einer Religion, oder ſchwache, immer wieder ſich auflöſende Anſätze dazu. — Daſſelbe wird, beiläufig bemerkt, auch in Beziehung auf die Poeſie gelten; wenn poetiſche Stimmungen, Anklänge und Anfänge auch bei in roher Vereinzelung lebenden Menſchen nicht ganz fehlen werden, ſo kann nur ein größeres, organiſirteres Volk wahre Dichter erzeugen und haben, und es iſt eine nichtige Hypotheſe, daß wohl auch unter Negern ein der übrigen Welt unbekannt bleibender Homer, ſo gut wie ein Achill, erſtehen könne. — Wenn nun unſere Anſicht Grund hat, ſo fallen eine Menge angeblicher Religionen weg, und wird die Anzahl der wirklich in Betracht zu ziehenden und unter Einen Geſichtspunkt und Begriff zu bringenden Religionen weit leichter überſehbar; und ſo groß auch noch die Kluft zwiſchen der ſinnlichſten und der geiſtigſten der uns bekannten Religionen ſeyn mag, zwiſchen derjenigen, welche auf die Grundlage der Natur, und derjenigen, welche auf ſittliche Ideen gebaut iſt, — es wird ſich doch in ihnen eine gewiſſe Gleichartigkeit nachweiſen laſſen.

Bekannt iſt, daß man, als tiefgreifende Unterſcheidung, die Naturreligionen den ethiſchen oder ſittlichen Religionen gegenüberſtellt, und gewiß iſt dieſe Unterſcheidung und Eintheilung geeignet, die tiefſten, charakteriſtiſchſten Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Glaubensweiſen in ein helles Licht zu ſetzen. Indeſſen darf der Gegenſatz beider Arten doch nicht ſo ganz ſcharf und ſchroff gefaßt werden, daß von den Naturreligionen die ſittlichen Elemente ausgeſchloſſen würden; vielmehr ſind dieſe immer und nothwendig in jeder Religion, denn die Religion iſt immer ein Sicherheben über die Unmittelbarkeit der Natur, das Suchen und Anerkennen eines geiſtigen, mithin auch irgendwie ſittlich wirkenden und handelnden, eines wollenden Prinzips. Die religiöſe Anlage, das religiöſe Bedürfniß des Menſchen iſt das im Gefühl der Zufälligkeit, der Unvollkommenheit begründete Bedürfniß nach einer allſeitigen Ergänzung ſeines Daſeyns, nach einem feſten Ruhe- und Gleichgewichtspunkt, der Trieb nach unmittelbarer Lebensgemeinſchaft mit dem ihm denkbaren und erreichbaren Höchſten. Die Religion iſt mithin allerdings

auch ein Denken und Erkennen, aber nicht reflektirendes und diskursives Denken, sondern beschauendes, so zu sagen ruhendes Denken, Andacht; sie ist auch eine Willensrichtung, aber nicht eine Geltendmachung des eigenen Willens, sondern ein Vernehmenwollen des göttlichen Willens in Ahnungen, in Orakeln und Eingebungen und Ergebung in das göttliche Thun; sie erzeugt ein Thun und Handeln, aber nicht zunächst ein sittlich objektives, sondern ein religiös-subjektives, ein immanentes, im Cultus, im Gebet, in Opfern, Buße, Selbstweihung; das Innerste der Religion bleibt aber immer das unmittelbare Bewußtseyn der Beziehung zum Höchsten, zur Gottheit. Dies gilt von den Naturreligionen ebenso wie von den ethischen Religionen, und auch in jenen ist das Bedürfniß rege, dies Verhältniß durch das eigene menschliche Thun zu bestimmen und möglichst zu vervollkommnen, und naturalistische und pantheistische Vorstellungen ebenso wie idealistische und theistische Glaubensweisen anerkennen und fordern eine gewisse Thätigkeit des Religiosen in dieser Hinsicht. Nur ist in den Naturreligionen das sittliche Element theils noch unentwickelt und gebunden, theils auch, sogar durch einseitige Fortschritte in der Bildung, durch die Thätigkeit der Phantasie, der Kunst, noch tiefer verhüllt und in duftende Blumen und zierliche Arabesken versenkt, ganz fehlen aber kann es nirgends. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Begriffe von Sittlichkeit selbst unendlich verschieden waren, und muß besonders an einigen sittlichen Pflichten, Tugenden und Versündigungen festhalten, welche der Natur der Sache nach überall gleich beurtheilt werden mußten. Dahin gehört besonders die Wahrhaftigkeit und Treue, das Halten von Wort und Eid; es gibt wohl keine Religion, welche nicht diese Pflicht, als eine religiöse, eingeschärft, welche nicht die Treulosigkeit und den Meineid, wenigstens gegen Angehörige und Freunde, mit dem Zorn und der Rache der Gottheit bedroht hätte. Der Begriff der Sünde und der Sühnung überhaupt, wie verschieden die nähere Bestimmung seyn mochte, verleiht jeder Religion, in welcher er vorkommt, einen bis auf einen gewissen Grad ethischen Charakter. Ebenso ist auch das Gebet ein nirgends mangelnder Bestandtheil aller Religionen und Culte, und damit ist auch die Gottheit, in welcher Naturgestalt oder unter welchem Symbol sie vorgestellt werden

mechte, als ein perſönliches und ſittliches Weſen anerkannt; denn mit vernünftiger Rede kann ſich ein Menſch nur an eine vernünftige, ihn verſtehende und wollende Macht wenden. Das nie ganz mangelnde geiſtige und ſittliche Element wird aber in der Naturreligion überwogen, zurückgedrängt, oft faſt verdunkelt durch die ſinnliche Lebhaftigkeit der unmittelbaren Anſchauung des Göttlichen in Naturweſen und Symbolen, durch einſeitige, der Bildungsſtufe der Völker entſprechende Ausbildung der Vorſtellung von der Gottheit als einem ſinnlichen, egoiſtiſchen Weſen, welches zwar mit dem Menſchen in einem ſittlichen Verhältniß ſteht, aber doch nur von einzelnen Seiten ſich mit dem Sterblichen berührt, nur einzelne beſtimmte Handlungen und Thaten deſſelben, gefällige oder mißfällige, beachtet, belohnt oder beſtraft, im Uebrigen aber ſein beſonderes, menſchenähnlich-veränderliches und Schwankungen ausgeſetztes Daſeyn hat, und nicht in der Idee der Heiligkeit aufgeht. Die leidende Beſchauung, die ſtaunende Ehrfurcht, die brütende Andacht in der Sphäre der Naturreligion geht nur da in das Thätigſittliche über, wo es ſich um religiöſe Akte in einem engern Sinn, um Cultus, Opfer, Buße oder ausdrückliche Anrufung der Zeugſchaft und Vergeltung der Gottheit handelt. Je nach dem verſchiedenen Charakter der einzelnen Naturreligionen und nach der Eigenthümlichkeit eines Volkes werden die Vorſtellungen vom Weſen und Walten, von den Wirkungen und den Forderungen der Gottheit an den Menſchen mehr in einſeitig phyſikaliſcher, oder in ſymboliſch-phantaſtiſcher, oder in künſtleriſch-poetiſcher Weiſe ausgebildet, und ſo, unabſichtlich, dem ethiſchen Charakter bald mehr angenähert, bald mehr entfremdet. In dieſer Beziehung drängt ſich die Bemerkung auf, daß eine Religion nicht gerade in dem Maß einen mehr ethiſchen Charakter trägt oder annimmt, in welchem ſie die Gottheit als freie Perſönlichkeit oder Perſonen faßt; daß vielmehr eine Religion, die ihre Gottheit in Naturelementen und Symbolen gebunden und verhüllt hat, wie z. B. die perſiſche Lichtreligion, mehr Werth auf das ſittliche Handeln des Menſchen zu legen, und das Weſen der Gottheit ſelbſt idealer zu faſſen vermag, als eine andere, welche mit mehr künſtleriſchem Sinn und Trieb ihre Gottheiten als bewußte und frei handelnde Perſonen faßt und ausbildet, wie die griechiſche Religion thut;

und daß in dieſer letzteren ſelbſt das ethiſche Element eigentlich mehr durch die faſt unperſönlichen Weſen, durch perſonificirte abſtrakte Begriffe, wie z. B. die Nemeſis, vertreten iſt, als durch die individualiſirteſten Götterweſen.

Die Anſicht, welche der Religion, im Gegenſatz zur Poeſie, Ernſt und Trübſinn vorwirft, hat wohl vorzugsweiſe die ethiſchen Religionen im Auge, ſofern in ihnen allerdings der Begriff der religiöſen Verpflichtung mit eindringlichem Ernſt auftritt, und ſofern das Bewußtſeyn der Sünde geeignet iſt, die Wolke des Trübſinns und der Trauer über den Geiſt heraufzuführen. Dieſer Gedanke liegt z. B. Schillers berühmtem Gedicht: „die Götter Griechenlands," zu Grunde, wo der chriſtlichen religiöſen Weltanſchauung finſterer Ernſt, trauriges Entſagen ſchuldgegeben wird, gegenüber von der ſchönen Heiterkeit des griechiſchen Götterglaubens. Aber der heitere Charakter eignet weder den Naturreligionen durchgängig und gleichmäßig, noch auch kann der ſtrenge, trübe und düſtere Charakter der ethiſchen Religionen in einem Sinne behauptet werden, daß ſie dadurch gegen die andere Art in Nachtheil kämen. Sogar ließe ſich vielleicht das Gegentheil mindeſtens mit gleichem Rechte behaupten. Es iſt bekannt, daß in den meiſten Naturreligionen, beſonders in den nicht zu einer individualiſirteren Mythologie ausgebildeten, ein ſtark hervortretender Dualismus waltet, die Vorſtellung vom Kampfe eines guten und böſen Prinzips, ein Kampf, der zwar meiſt zu Gunſten des guten ſich entſcheidet, aber doch immer wieder als von neuem beginnend gedacht wird, wie denn die Naturgewalten und Elemente, welche die Erſcheinungsformen und Symbole des Göttlichen ſind, in einem beſtändigen Wechſel ihrer Zuſtände und Wirkungen ſich hin und her bewegen; ſo in der perſiſchen Religion der Kampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman, dem Licht und der Finſterniß, in der egyptiſchen zwiſchen Oſiris, dem Gott der Fruchtbarkeit, der Nilüberſchwemmung, und Typhon, dem Gotte der verſengenden und verzehrenden Gluthitze, in der indiſchen zwiſchen Wiſchnu, dem Erhalter, und Siwa, dem Zerſtörer. In der ſkandinaviſchen Mythologie, die überhaupt, dem Genius des nordiſchen Volks und der rauhen Natur des Landes gemäß, einen durchaus ſtrengen und rauhen Charakter hat, iſt als Ende der Welt die

ragno rökr, die Verfinſterung der Zeit und der waltenden Götter, geweiſſagt, wo alle böſen Mächte losbrechen und wider die Götter ſtreiten, ein Wolf die Sonne, ein anderer den Mond verſchlingt, und alle guten Götter im einzelnen Kampfe gegen die böſen unter Loki und Surtr erliegen, worauf der Weltbrand, Surtalogi, die Götter und das All verzehrt, jedoch eine neue Erde, mit verjüngten Göttern, wieder erſteht. Dieſe Verjüngung vermag aber doch nicht den ahnungsvollen, bangen Schauer zu verſcheuchen, der ſich an jene Weiſſagung des durch den Sieg der böſen Mächte herbeigeführten Weltendes knüpft. Auch außerdem enthalten die Naturreligionen vielfach Sagen und Lehren von leidenden und gequälten Göttern, wie Dionyſos, Oſiris, Adonis, von der Trauer der Demeter und der Iſis u. ſ. w. Heiterer iſt allerdings die ausgebildetere, ſpätere Mythologie; aber wohl mit Recht ſagt in dieſer Beziehung Schelling: „daß die tieferen Götter weniger in der Poeſie vorkommen, iſt leicht erklärbar; ſie wandte ſich den im engern Sinne geſchichtlichen und poetiſchen Göttern zu.“ Und von Homer ſagt derſelbe: „Homer iſt dadurch Homer, daß in ihm von der tiefen Kriſis des mythologiſchen Prozeſſes keine Spur mehr zu ſehen iſt, ſeine Poeſie gibt nur das reine Reſultat.“ Daher die heitere Jugendfriſche Homers; während die vorangegangene Mythologie einen ernſteren Charakter hat, ebenſo wie die neben der populäreren Mythologie beſtehenden Myſterien. Der Jubel, die Ausgelaſſenheit, die bacchiſche Luſtigkeit und Trunkenheit bei manchen Feſten der Alten iſt offenbar viel weniger die Kundgebung einer reinen und beglückenden Gemüthsheiterkeit, als ſie vielmehr ſich darſtellt wie eine künſtliche Aufregung zur Uebertäubung von entgegenſetzten Empfindungen; die mythologiſche Poeſie der Griechen aber bei Homer hat ihre Heiterkeit großentheils dadurch erlangt, daß die Phantaſie, die Poeſie frei mit den Götterweſen, als nur potenzirten Menſchenweſen, übrigens mit denſelben Leidenſchaften und Schwächen, ſpielt, und den religiöſen Charakter im ſtrengen Sinne aufopfert. Was man die Heiterkeit der Homeriſchen Mythologie nennt, iſt, nach unſerer modernen Denk- und Anſchauungsweiſe, zum Theil leichtfertig, profan und frivol; dies ſtrenge Urtheil fällte auch ſchon der beſtändig gegen Homer polemiſirende platoniſche Sokrates; und eine eigentliche

Heiterkeit des religiösen Glaubens findet man auch nicht bei dem erhaben philosophischen Aeschylus und bei dem harmonischen Sophokles, wohl aber eine ernste, edle Milde, und allerdings eine Vermählung des sinnlich und des sittlich Schönen, wie sie vielleicht einzig in der Welt dasteht. Die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, die individualisirte Ausbildung, die harmonische Verknüpfung, das Sinnreiche und Tiefsinnige der griechischen Götterwelt war es, was Schiller zur Klage über die so ernst, öde und einförmig gewordene Weltanschauung des christlichen Glaubens, verglichen mit jenem Reichthum von Göttergestalten, im edelsten und schönsten Styl ausgeprägt, veranlaßte; aber diese ganze Götterwelt war, wenn man die Sache schärfer ins Auge faßt, mehr ein unterhaltendes, heiteres, sinnreiches Spiel für den Freund ästhetischen Genusses, eine schöne Aufgabe für die Darstellungen des Künstlers und des Dichters, ein sinnreiches Räthsel, welches den Scharfsinn des deutenden Philosophen herausforderte, als ein beruhigender, befriedigender, erhebender Glaube für das im eigentlichen Sinne religiöse Gemüth. Die tiefsten Geister mußten die in Wahrheit religiösen Gefühle und Ansichten in den mythologischen Glauben, gegen dessen Auswüchse sie ankämpften und die sie beklagten, erst hineinlegen, — so Aeschylus, Sophokles, Sokrates, Platon, Pindar.

Wahr ist, daß die Naturreligionen, welche zwar Gelegenheit und Aufforderung zu ästhetischem Genuß, zu Festlichkeiten und Jubel verschiedener Art, so wie zu künstlerischer und poetischer Thätigkeit geben, aber eben nicht eine heiterere, erhebendere Ansicht vom Leben, von der Weltordnung überhaupt eröffneten, wahr ist es, daß sie dem Menschen weniger Pflichten auferlegten, ihm weniger Zwang anthaten als die ethischen Religionen, also einer gewissen Art von Freiheit günstiger waren. Nicht das gesammte sittliche Thun fiel unter das Auge der Gottheit, sondern mehr nur die Erfüllung oder Versäumniß gewisser religiöser Verbindlichkeiten, oder ganz ausgezeichnete Missethaten, wie Meineid, Elternmord u. dgl. Der Sinnlichkeit war in den Naturreligionen im Allgemeinen mehr gestattet, und dem überströmenden, übermüthigen Kraftgefühl weniger ein Zügel angelegt; aber im Ganzen war doch der Begriff eines frommen gottesfürchtigen Menschen, der dabei nicht auch, freilich nach

Maßgabe der beſtehenden Geſetze und ſittlichen Begriffe, gut und gerecht geweſen wäre, ebenſo der Denkweiſe jener Völker fremd, als er es einer richtig verſtandenen ethiſchen Religion ſeyn muß. Wie lebhaft, wie grauenvoll das Gefühl und Bewußtſeyn der Sünde auch bei den Naturreligionen in außerordentlichen Fällen hervorbrechen konnte, zeigen die Sagen von Oreſtes, die Mythen von den Eumeniden.

So wie die menſchliche Natur in ihrem innerſten Weſen immer dieſelbe bleibt, ſo können auch die Natur- und die ethiſche Religion, weil beide aus ihr ſich entwickeln, nicht durchaus verſchieden ſeyn, ſondern ſie müſſen dieſelben Elemente, obwohl in verſchiedener Miſchung und Unterordnung, enthalten. In der Naturreligion, welche die Gottheit, den Geiſt und die Macht des Alls, zunächſt und hauptſächlich als Naturmacht anſchaut, gilt die vollkommene Entwicklung der Lebenskraft und Fülle nach allen Seiten hin als das Höchſte, als religiöſes Handeln, wobei jedoch einſchränkende, ſittliche Geſetze auf die Dauer nicht fehlen dürfen, weil ſonſt das blos Natürliche zum Monſtröſen, zum Häßlichen und Unnatürlichen werden würde, und jede Scheidung des Natürlichen und Sittlichen bei einem beides in ſich ſchließenden Weſen ſich rächen muß; in der ethiſchen Religion, welche die Gottheit als Geſetzgeber, als Herrn und König, als Richter und Vater auffaßt, der durch ſeinen unſichtbaren Willen, durch ſein Wort herrſcht und waltet, tritt der Menſch in die erwünſchte und fördernde Lebensgemeinſchaft mit der Gottheit auch durch das Geiſtigſte, Unſinnlichſte ſeines Weſens, durch Stimmung und Richtung ſeines Willens und Gemüths, durch Befreiung ſeiner ſittlichen Kraft von der Naturmacht und Erhebung über dieſe, obgleich er ihr, als leibliches, ſinnliches Weſen, immer bis auf einen gewiſſen Grad verhaftet bleibt. Die Naturreligion erhebt ſich, ihrer Grundanlage nach, nur bis zur Beſchränkung und Mäßigung des Sinnlichen durch das Geiſtige und Sittliche, die ethiſche Religion dagegen hat zu ihrer Aufgabe, das Sinnliche ganz zu vergeiſtigen und zu verſittlichen, und das Geiſtige im Sinnlichen zu ſymboliſiren. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß die letztere oft ebenſo hinter ihrer ſchwierigeren Aufgabe zurückbleibt, als die erſtere nicht ſelten Höheres leiſtet, als eigentlich in ihrem Begriffe liegt, weil in

Begeisterung bewiesen. Der Erzherzog Karl war der Mann, um sie bei dem ersten hervorzubringen, und man kann sagen, daß sie nur von ihm ausging; sein ritterliches Benehmen, sein Ruf als Feldherr, seine Leutseligkeit, sein Muth, seine Geburt endlich mußten diese Begeisterung hervorbringen, da es ihm gelungen war, den Krieg als Volkskrieg ansehen zu machen. Bei den Preußen war dies derselbe Fall; lang gefühlte Stacheln hatten das Volk emporgerissen, es war ein Kampf der Rache bei dieser, ein Kampf der Verzweiflung bei der Regierung. Bei den Franzosen endlich mußte dem Feldherrn dieser Geist der Verehrung entgegen kommen, den hundert Siege und großes Unglück nothwendig erzeugten: das Heer hatte die Schmach entwohnter Niederlagen zu rächen und den Beweis zu liefern, daß die Natur, nicht das Schwert sie besiegt; die Begeisterung der Franzosen war Folge militärischen Ehrgefühls und der Anhänglichkeit für den Führer; sie machte ihnen den Tod leicht; auf den Feldern von Waterloo nicht gefallen zu seyn, ist jetzt noch in den Herzen aller Krieger, welche jene Schlacht mitfochten, der größte Schmerz. Bei allen diesen Heeren war der gemeine Mann und der untergeordnete Offizier am meisten von der Begeisterung ergriffen; die höhern Offiziere der Oesterreicher blieben großentheils kalt, weil ihre Interessen verschieden; die höhern Offiziere der Franzosen verhandelten schon mit dem künftigen Herrscher; die höhern Offiziere der Preußen theilten meist die Begeisterung der Mindern.

14.

Ueber die Jahre des Feldherrn.

Die Geschichte zeigt uns beinahe kein Beispiel, daß, bei sonst ähnlichen Verhältnissen, ein junger Feldherr von einem alten besiegt worden sey. Dieser geschichtliche Beleg ist wichtig, und man sollte meinen, er verdiene Berücksichtigung; die Lehren der Geschichte haben jedoch ganz vorzüglich das Schicksal, daß sie umsonst gegeben sind. Dagegen findet man beinahe immer, daß junge Feldherrn Männer von Erfahrung und Jahren um sich hatten. Beides ist erklärlich; der Sieg ist weit seltener der Erfolg der Erfahrung und des Wissens, als vielmehr einer Energie, welche nur der Jugend

der lebendigen Wirklichkeit doch immer das schon neben und in einander sich findet, was die logische Eintheilung und der wissenschaftliche Schematismus scheidet, außer einander stellt. Einen strengern, durchgreifendern sittlichen Ernst wird zwar die ethische Religion haben, als die Naturreligion, aber deßwegen nicht auch eine trübere Ansicht von der Welt, vom Leben, sondern wohl eher eine erhebendere und tröstlichere; sie wird dem Menschen im Ganzen größere Anstrengungen zumuthen, aber um ihn zu einem um so höhern und würdigern Ziele zu führen, ihn in seiner sinnlichen Natürlichkeit tiefer unter die Gottheit stellen, aber ihn das Glück der Annäherung an sie, der geistig-sittlichen Vereinigung mit ihr um so inniger genießen lassen. In diesem Sinne sind die Aeußerungen gedacht, welche sich bei Goethe über das Wesen der christlichen Religion, der ausgebildetsten unter den ethischen, finden: „Was gehörte doch dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen!“

Das allerdings dürfte sich aus dem Gesagten ergeben, daß die Naturreligion, als unmittelbar an die Sichtbarkeit, die Erscheinung, die Sinnlichkeit anknüpfend, mehr und offener liegende Elemente und Stoffe des Schönen, was doch zunächst in sinnlicher Gestalt und Begrenzung erscheint, in sich schließt, als die ethische Religion, daß sie mehr zur Hervorbringung und Pflege des Schönen, einer plastischen Kunst und einer von plastischer Lebensfülle getragenen und durchdrungenen Poesie auffordert; die ethischen Religionen schließen die Abbildungen der Gottheit aus und wissen nichts von jenen wunderbaren Theogonien und Kämpfen der Götter, welche sofort ein so fruchtbarer und reizender Stoff für die ausschmückende Sage und Poesie wurden. Dies jedoch berechtigt noch nicht dazu, die ethischen Religionen sofort als der Poesie überhaupt unempfänglich oder feindselig zu betrachten, und den im Obigen aufgestellten Gegensatz zwischen Religion und Poesie, religiöser und poetischer Weltanschauung in Beziehung auf sie zu behaupten, in Beziehung auf die Natur-

religionen aber ihn fallen zu lassen. Verschieden wird sich wohl bei beiden das Verhältniß zur Poesie stellen, aber nicht gerade so, wie es, mit ungerechter Eingenommenheit gegen die ethische Religion überhaupt, und die christliche insbesondere, dargestellt wird.

Die mythologische, die kosmogonische und theogonische Poesie fehlt freilich bei der ethischen Religion, oder ist doch gar sehr beschränkt; aber fällt denn etwa die Poesie selbst mit dieser Art von Poesie zusammen? oder sollte es da nicht zu einer ebenso hohen Poesie kommen können, wo ein solcher Anfang zur Poesie fehlt? Um dies beantworten zu können, muß das Wesen der Poesie an und für sich genauer erörtert werden.

Die Poesie scheint nicht so nothwendig, wie die Religion, einen im Voraus bestimmten Inhalt zu haben, mit andern Worten, die höchste Poesie ist nicht, wie man es von der reinsten und höchststehenden ethischen Religion behaupten darf, eine in gewissem Sinne nothwendige Offenbarung, mag man diesen Begriff in einem strengen oder weitern Begriffe nehmen, nicht die Kundmachung und Verbreitung von an sich bestehenden Wahrheiten; die Poesie an sich stellt sich zunächst dar als das Erzeugniß einer anscheinend unendlich bestimmbaren, an keinen bestimmten Gegenstand gebundenen, von keiner Wahrheitserkenntniß oder Offenbarung bedingten, mithin zufälligen Geistesthätigkeit. Oder ließe sich vielleicht doch ein inneres, reales Verhältniß zwischen beiden Mächten aufweisen, wodurch die Poesie in ihrer höchsten, allgemeinen Bedeutung und Wirkung, den Charakter der Zufälligkeit verlöre und einen gewissen nothwendigen Inhalt bekäme, der sich mit dem Inhalt der religiösen Offenbarung vergleichen ließe?

Zweierlei Vorstellungen sind ganz besonders geeignet, die Poesie eines nothwendigen Inhalts zu entleeren und sie zu etwas fast ganz Formellem und Zufälligem zu machen, die eine: daß die künstliche, gebundene Form der Sprache, die Eigenthümlichkeit der Ausdrücke, Gebrauch von Bildern, Personifikationen u. dgl. das Hauptsächlichste an der Poesie sey; die andere: daß das Wesen der Poesie in der Gabe und Kunst der Erdichtung bestehe, und daß die Poesie eigentlich der Gegensatz der Wahrheit sey. Nach der einen Vorstellung wäre der gewandte, geschmackvolle Sprachkünstler, nach der andern der von der Wahrheit und Wirklichkeit in überschwänglichen Erfindungen recht weit

ſich entfernende Phantaſt der eigentliche Dichter. Die erſtere Vorſtellung betrifft ein allerdings nothwendiges und weſentliches, aber doch nur äußeres Moment der Poeſie, die andere dagegen verkehrt das innerſte Weſen der Dichtung. Der höhere poetiſche Inhalt, ſey es Idee oder Empfindung, kann nicht ohne eine entſprechende Form hervortreten; die poetiſche Stimmung und Begeiſterung hebt die Sprache zu Geſang oder zu rhythmiſcher Deklamation, ſie leiht dem Ausdruck Flügel, ſie ſucht durch irgend eine Art der Betonung, der Accentuirung, des harmoniſchen Gleichklangs, das flüchtige Wort der Seele tiefer einzuprägen, es durch ein feſteres Band vor dem Zerflattern in den Lüften zu ſichern. Somit iſt die gebundene, künſtliche Form der Sprache allerdings der Poeſie weſentlich und nothwendig, aber ſie iſt doch urſprünglich nur das Erzeugniß der durch den Inhalt erzeugten Stimmung und Begeiſterung. Das andere Vorurtheil von der Poeſie, ſo falſch es iſt, läßt ſich leicht begreifen; thut ihm doch der gewöhnliche Sprachgebrauch allen möglichen Vorſchub! Erfinden, erdichten gehört allerdings auch mit zur Begabung des Poeten, aber es iſt mehr ein Element des formellen, des äußerlichen Talentes, während das Innerſte des Dichtergenius viel beſſer und genauer mit finden und dichten bezeichnet wird. Finder, Trouvères. Troubadours. wurden ja auch die provenzaliſchen Dichter genannt, und bedeutſam ſagt die altdeutſche und die engliſche Rechtsſprache: ein Urtheil finden, womit das Nothwendige, das Gegebene, in der Sache ſelbſt ſchon Liegende bezeichnet wird; denn gefunden wird, was ſchon da iſt, das Erfinden aber iſt Sache der willkürlicheren Combination. Ein Finden nun iſt auch das wahre Dichten, nur freilich kein zufälliges und paſſives, ſondern ein von der höchſten Spannung und Energie der Geiſteskraft begleitetes und geleitetes Finden. Nicht mühſames, willkürliches und launenhaftes Erſinnen von Unwirklichem und von Unmöglichem iſt die Poeſie, ſondern ein energiſches, begeiſtertes Ergreifen und Geſtalten eines ſich innerlich Darbietenden, aus der heiligen Tiefe des unergründlichen Geiſtes Aufſteigenden.

Poeſie, können wir ſagen, iſt die in der Kunſtform des Wortes, der Sprache heraustretende Phantaſie; Phantaſie aber iſt der das nicht ſinnlich und ſichtbar Gegenwärtige, aber darum

doch Seyende und Wahre, ahnende, vernehmende, in Geſtalten feſthaltende und ausprägende Geiſt, — der Geiſt, ſofern er nicht an die vorhergehende und begleitende ſinnliche Erſcheinung und Wahrnehmung gebunden, und ſofern er von den Unvollkommenheiten der erſcheinenden Wirklichkeit unabhängig iſt, ſich darüber zu erheben vermag — idealiſirt. Das verhüllt Gegebene finden, das nicht Gegenwärtige oder nicht ſinnlich Wahrnehmbare in Geſtalten ſchauen, das Mangelhafte, Unvollkommene idealiſiren und im Wort darſtellen, — das iſt Poeſie oder poetiſche Phantaſie. Und ihr Gegenſtand, ihr Inhalt? Das Tiefſte, das Höchſte, das Vollkommenſte und Freieſte, was der Geiſt in ſich trägt und in ſich erweckt, das Ideale, können wir ſagen, nur daß man dies Wort nicht in zu engem Sinne, etwa nur von geiſtiger und ſittlicher Vollkommenheit verſtehen, ſondern es auch auf das Sinnliche anwenden muß, das Ideale, das ſich nicht an den ſinnlich bedürftigen und begehrenden, noch auch zunächſt an den nach Erkenntniß ſtrebenden und ſittlichwollenden Menſchen wendet, ſondern ihn in der Sphäre der freien, anſpruchloſen Beſchauung, zum reinen Selbſtgenuß ſeines Weſens ſtimmt. Welche Art nun, welche Stufe des Ideals in der Poeſie ſich ausprägt, dies iſt keineswegs ſo zufällig, als man etwa ſich vorſtellen möchte, ſondern es iſt mit einer innern Nothwendigkeit beſtimmt durch die gegebene Stufe der Bildung und den Genius des Volkes, in welchem es zur Poeſie kommt. In der Poeſie des einen Volkes werden rein menſchliche Helden, bei einem andern Heroen, Halbgötter, bei einem dritten die Götter ſelbſt in der Poeſie als Ideale auftreten, ſofern die Götter die Ideale, die Prototypen des Menſchen, oder zur Göttlichkeit emporgeſtiegene Menſchen ſind; die eine Poeſie mag ein friedliches Leben, ein goldenes Zeitalter der Unſchuld, die andere kriegeriſches Schlacht- und Kampfleben als ihr Ideal darſtellen: immer aber wird man in der urſprünglichen, jugendfriſchen Poeſie eines Volkes eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Inhalts, als Bürgſchaft eines innern, nothwendigen Zuges zu gewiſſen Gegenſtänden hin, finden. Die ernſte epiſche, Helden- und Götterſagen-Poeſie bildet faſt bei allen zu einer höhern Bildung beſtimmten Völkern den nothwendigen Anfang ihrer Poeſie, und wie verſchieden nun auch der Geiſt und Charakter dieſes

Inhalts ſey, das iſt doch das Gemeinſame bei allen, daß die Dichter nicht als freie, willkürliche Erfinder mit ihren Stoffen ſpielen, ſondern den Inhalt ihrer Poeſie als einen gegebenen, im Bewußtſeyn ihres Volkes feſtſtehenden betrachten, wie z. B. Homer im Beginn der beiden nach ihm benannten Gedichte, die Muſe anruft, durch ihn von den beiden Helden zu ſingen, was ſie gethan und geduldet, nicht aber etwa, ihm einen erfindungsreichen Geiſt zu geben, um allerlei Wunderbares von ihnen zu erſinnen. Ein Dichter in der Art und Weiſe Arioſts, auch abgeſehen von ſeiner ironiſch-parodiſchen Tendenz, wäre in der Jugendepoche eines Volkes geradezu undenkbar. Die Poeſie hat in ihrer erſten, friſchen, natürlichen Entwicklung den geſammten ſinnlichen, gemüthlichen, ſittlichen, politiſchen und religiöſen Zuſtand und Gehalt eines Volkes zu ihrem nothwendigen Inhalt und Gegenſtand, und wie hervorragend auch das ſubjektive Talent eines Dichters gedacht werden mag, wird er doch, was den Inhalt ſeiner Poeſie betrifft, von dem Geiſte ſeines Volkes ſich führen und beherrſchen laſſen. Er iſt nur der Dollmetſcher und verſchönernde Bildner deſſen, was in der Phantaſie des ganzen Volkes, ſeit Jahrhunderten vielleicht webt und ſich entwickelt; dies iſt aber nicht ein Convolut eitler und willkürlicher Träume, ſondern Frucht des geſammten Lebens in ſeiner mannigfaltigen Ausbreitung, Andenken der wichtigſten Erlebniſſe und Thaten, verſchönert und geſteigert durch lebendige Ueberlieferung, Hauptſumme der religiöſen Ahnungen und Eindrücke, ſo wie der ſittlichen Empfindungen und der durchgreifendſten Naturanſchauungen. Darſtellung und Verherrlichung des Volkes und des innerſten, weſenhafteſten Volksgeiſtes in ſeinen glänzendſten, frommen und gottgeliebten Helden, ſowie in ſeinen von der Gottheit ausgehenden und gelenkten Schickſalen, dies macht den Inhalt wohl faſt aller urſprünglichen, höhern Poeſie aus, während freilich in einer Bildungsperiode, wo der Einzelne mit faſt unbegränzter Freiheit und Willkür aus den Elementen der Geſammtbildung, des allgemeinen Wiſſens und Strebens, ſich die ihm zuſagenden Bruchſtücke herausliest und zu einer Art von eigener Geſtalt zuſammenſetzt, wo Jeder originell und ſelbſtſtändig ſeyn will und ſeyn zu können glaubt, wo kein einigendes und ausgleichendes Band der Lebens- und Naturanſchauung, der Sitte, des Glaubens

die Maſſen zu Einem großen lebendigen Körper und Geiſt verſchmilzt, während freilich unter ſolchen Verhältniſſen auch der Dichter einer ganz andern Freiheit und Willkür in der Wahl ſeiner Gegenſtände, im Inhalt und im Geiſt ſeiner Poëſie ſich gebraucht, und von einem beſtimmten nothwendigen Inhalt der Poeſie hier nicht mehr die Rede ſeyn kann. Gerade den begabteſten, den größten Dichtern wird, je nachdem ſie in gewiſſen Perioden der Geiſtesentwicklung geboren werden, dieſe ruhige, nothwendige innere Einſtimmung ihrer geſammten Poeſie mit dem poſitiven und idealen Lebensgehalt ihres Volkes leicht fehlen, weil in der Zeit ſelbſt, weil in ihrem Volke nicht mehr eine Einheit des Geiſtes, der Lebensanſchauung, des Glaubens, des Gefühls, der Sitte lebt und herrſcht, weil der Stamm der Bildung ſich in verſchiedene Aeſte ſpaltet, weil wiſſenſchaftliche, ſittliche, politiſche, religiöſe Gegenſätze ſich bilden, und das Edelſte und Körnigſte der geiſtigen Kräfte und Strebungen, die Wahrheit und die Schönheit, ſich nach verſchiedenen Seiten hin vertheilen, Einſeitigkeit der Einſeitigkeit entgegen tritt, und eine wahrhaft verſöhnende Vermittlung der Gegenſätze noch nicht erfolgen kann. Unter ſolchen Umſtänden ergreift der geniale Dichter, nicht geleitet vom Genius ſeines Volkes, wohl da und dort die beſten, die ſchönſten und fruchtbarſten Ideen der Zeit, er führt ſie vielleicht ſelbſt weiter, er erleuchtet mit Lichtblitzen aus der Tiefe ſeines Gemüthes, aus der Höhe ſeines Geiſtes, die Dämmerung der Gegenſätze; aber es fehlt der Zuſammenhang, der ruhige ſichere Ueberblick, die Freiheit der Bewegung in einem ganz homogenen, ohne Schwierigkeit beherrſchten Element, der Dichter fühlt ſich als Kämpfer, er ſpringt auch wohl von einer Einſeitigkeit zur andern über, er wird nicht von einer nothwendigen Weltanſchauung getragen, er ringt ſich mit ſeiner eigenen Geiſteskraft durch die ihm nur zu klar zum Bewußtſeyn kommenden Gegenſätze hindurch, ſich ſelbſt bald auf die bejahende, erhaltende, vertheidigende, bald auf die angreifende, zerſtörende, verneinende Seite ſtellend. Wird nun aber nicht, wenn auch die urſprüngliche, oben nachgewieſene, Nothwendigkeit des Inhalts der Poeſie, im Verlaufe der Zeit, bei einer in Gegenſätzen aus einander tretenden Bildung, allmählig verſchwindet, und das ſeinen Gegenſtand willkürlicher wählende und formgebende Talent zu dem, was

die höchſte Poeſie, als einigender Genius des Volkes, ſeyn ſollte, in ein freieres oder vielmehr zufälligeres Verhältniß tritt, was ſich in den im Augenblick am meiſten bewunderten und angeſtaunten, keckſten und genialſten, häufig komiſchen und humoriſtiſchen Produktionen kund gibt: wird nicht doch zuletzt wieder ein Zeitpunkt eintreten, wo aus den vielen Gegenſätzen und Irrbahnen der Bildung der Genius eines Volkes zu einer in ſich harmoniſchen poſitiven Weltanſchauung, einer Potenzirung der urſprünglichen, zurückkehrt und ſich wieder zuſammenſchließt, wie die auseinanderſtrebenden Aeſte in der Krone des Baumes, und wo auch die Poeſie wieder den ihr gemäßeſten Inhalt, die würdigſte Form, bis auf einen gewiſſen Grad, und innerhalb eines hinlänglichen Spielraumes der Freiheit, durch den von einem gleichartigen Geiſte geweihten Lebensgehalt eines Volkes oder Völkerkreiſes ſich gegeben findet? Natürlich müßte dadurch das ganz Individuelle und Zufällige nicht völlig ausgeſchloſſen, ſondern nur zurückgedrängt werden; das Ueberwiegende und Durchdringende aber, das Beſeelende und Weihende müßte wieder eine über ganze Völker oder über die Menſchheit hingreifende geiſtige Macht, ein anſchauliches und allgemein verſtändliches, obſchon in reicher Mannigfaltigkeit ausgeprägtes Ideal des höchſten Menſchlichen, mußte ein Göttliches ſeyn.

So begegnet uns hier wieder, wenn anders unſere Anſicht von der Entwicklung der Bildung der Völker und ihrer Poeſie Grund hat, eine innere und nothwendige Beziehung der Poeſie auf die Religion, denn die Religion iſt die Gegenwart des Göttlichen im menſchlichen Gefühl und Bewußtſeyn. Wir verſuchen nunmehr, das innere Verhältniß beider zu einander, nach Maßgabe des Obengeſagten, pſychologiſch genauer zu beſtimmen, woraus ſich uns ergeben wird, in wie weit und unter welchen Umſtänden und Bedingungen ſie ſich anziehen, verſchmelzen und vermählen, unter welchen dagegen ſie auseinanderſtreben und ſich befehden.

In der Phantaſie, dieſe Eigenſchaft oder Bezeichnung des Geiſtes im höchſten und vollſten Sinne genommen, haben beide Lebensmächte ihren Grund, ihre Quelle, jedoch in einer verſchiedenen Thätigkeit, Affektion oder Erregung derſelben. Das religiöſe Bedürfniß, der religiöſe Trieb, denn wir ſehen hier von aller Beſtimmtheit einzelner Religionen ab, als etwas

Unmittelbares, nicht als Ergebniß von Reflexionen betrachtet, wirkt auf die Phantasie als ein Reiz, für das zufällige menschliche, unvollkommene Seyn in einem höhern (und höchsten) nothwendigen Seyn eine Ergänzung, eine Grundlage, einen Halt zu finden, dies Höhere irgendwie anschaulich zu machen, für die Sinne oder für den Geist, und eine möglichst innige und beruhigende Annäherung und Lebensgemeinschaft zwischen dem Menschen und dem Göttlichen zu vermitteln. Die Phantasie findet, erzeugt (oder vermittelt) die Religion in Folge des Gefühls eines Mangels, physischer und moralischer Unvollkommenheit, und des Bestrebens, dieser Unvollkommenheit abzuhelfen. Der erste Moment des religiösen Gefühls mag daher, zeitlich betrachtet, als ein Gefühl der Unlust gedacht werden, aber sobald die geforderte Lebensergänzung gewonnen ist, tritt an die Stelle des unangenehmen Gefühls ein Gefühl der Lust, und die Religion wird empfunden als ein Gut, als ein Genuß, dessen fortwährender Besitz jedoch in beinahe allen Religionsformen durch die Erfüllung gewisser religiöser Pflichten, durch ein bestimmtes Thun und Streben bedingt wird. Dem wahrhaft Religiösen jedoch und in der reinsten und geistigsten Religion werden diese religiösen Pflichten, dies religiöse Thun selbst wieder zum Genuß, zum Thun der Liebe und Freiheit, und so ist es vorzugsweise oder allein das Leben der ächt Religiösen, für welches die Sprache den Ausdruck Seligkeit vorbehält. Auch das Denken wird im Kreise jeder Religion angesprochen, jedoch hält es sich, als religiöses Denken, innerhalb derjenigen Anschauung, in welcher die religiös erregte Phantasie das Verhältniß des Menschen zum Göttlichen einmal ergriffen und festgestellt hat, als Beschaulichkeit und Andacht. Der Gegensatz aber von Wahr und Falsch ist für eine einmal in sich geschlossene religiöse Weltanschauung zunächst bedeutungslos und wie gar nicht vorhanden; dem unbefangen Religiösen ist das Göttliche in der Gestalt, wie er es aus sich selbst oder durch Ueberlieferung hat anschauen lernen, so unzweifelhaft vorhanden und wirksam, als dem einfachen Landmann, dem Kinde, ja jedem nicht wissenschaftlich Redenden jeden Morgen die Sonne aufgeht und am Himmel sich bewegt; erst wenn eine Mehrheit von Religionen sich hervorthut, oder eine sich entwickelnde Bildung den ruhigen und

unbefangenen Geiſt ſpaltet und entzweit, bekommt jener Gegenſatz Bedeutung.

Die Poeſie entſpringt aus der Phantaſie nicht in Folge des Gefühls eines Mangels, ſondern vermöge eines poſitiven Reizes, eines Kraftgefühls, eines angenehmen Triebes, geſtaltend und ſchöpferiſch zu wirken, ideal Lebendiges zu erzeugen; ſie entſpringt aus einer Fülle, und die poetiſche Anſchauungsweiſe iſt geneigt, in der die alltägliche Ausdrucksart und Gedankenfolge ſo überraſchend unterbrechenden, das Gemüth ſo plötzlich ganz anders ſtimmenden poetiſchen Kraft und Thätigkeit die Erfüllung (Inſpiration) durch die Gottheit zu erblicken, weil allerdings eine ſolche alle Kräfte potenzirende Selbſtbeſtimmung und Steigerung etwas Wunderbares hat und es dem nicht kritiſchen und wiſſenſchaftlichen Denken näher liegt, für jede auffallende Wirkung eine beſondere Kraft, ein eigenes Weſen, oder die Allmacht, anzunehmen, als nach dem Geſetze der Sparſamkeit die urſachenden und ſchaffenden Kräfte möglichſt zu beſchränken und zu vereinfachen. Wenn nun aber das religiöſe Gefühl ſich mit den verſchiedenartigſten Stimmungen des Gemüths, mit den freudigſten und traurigſten, zu verbinden vermag; wenn es da, wo es durch längere Gewöhnung mit Leichtigkeit hervortritt, das ſittliche wie das unſittliche Thun begleitet, ſo verhält ſich dies ganz anders mit der poetiſchen Stimmung, des Dichters ſelbſt ſowohl als des die Poeſie in ſich Aufnehmenden und Genießenden; nur eine in gewiſſem Grad indifferente Stimmung, nur die Freiheit des Gemüthes von einſeitigen Intereſſen iſt für die Poeſie, für ihre Produktion und ihren Genuß, günſtig und empfänglich — d. h. für die Poeſie an ſich, als freie Thätigkeit der Phantaſie, nicht als bloße Form und Trägerin eines anderweitigen Inhalts. Die Poeſie will Alleinherrſcherin im menſchlichen Gemüthe ſeyn, während die Religion ſich gern und leicht mit verſchiedenartigen Empfindungen verſchwiſtert und verſchmilzt. Die religiöſe Phantaſie, angeregt von dem Gefühl einer über dem Menſchen ſtehenden Macht, daher urſprünglich in gewiſſem Sinne leidend ſich verhaltend, leitet aus ihren Anſchauungen leicht einen Antrieb zu religiöſem Thun ab, und vermag den Menſchen aus dem urſprünglichen Gefühl der Abhängigkeit zu dem Bewußtſeyn einer durch religiös-ethiſches Thun errungenen

Freiheit zu führen; die poetiſche Phantaſie dagegen, von reinem Luſtgefühl angeregt, ganz im Element der Freiheit ſich bewegend, aber nicht im Element der praktiſchen, der ſittlichen Freiheit, ſondern nur der idealen, der durch Abſtraktion von der beſchränkenden Sinnen- und Verſtandeswelt künſtlich und vorübergehend erzeugten, wirkt unmittelbar und nothwendig nicht auf den Willen, auf das Thun, wenn gleich der ſittlichen Bildung die äſthetiſche günſtig vorarbeiten kann. Dieſe äſthetiſche Freiheit iſt es, deren Reiz und Schönheit, aber auch deren Unzuverläſſigkeit und Zerſtörbarkeit Schiller in ſeinem herrlichen Gedicht: das Ideal und das Leben, geſchildert hat. Die religiöſe Phantaſie geht endlich auf die Allheit und Einheit in ihren Anſchauungen, ebendeßwegen aber auch weniger auf das ſinnlich Beſtimmte, das Conkrete; die poetiſche Phantaſie, nicht ebenſo von einem Vernunftbedürfniß geleitet, iſt vielmehr auf unter ſich harmoniſche und in ſich abgeſchloſſene, vollendete Anſchauungen und Geſtaltungen gerichtet, als auf allumfaſſende Einheit, und neigt ſich auch inſofern mehr der höhern Sinnlichkeit zu, als dem Verſtand oder der reinen Vernunft.

So haben alſo die Religion und die Poeſie ſehr viele Berührungspunkte, aber auch wichtige Unterſchiede, und ſchon hieraus läßt ſich begreifen, daß ſie ebenſowohl, je nachdem die Umſtände die Entwicklung des Verwandten oder des Entgegengeſetzten in ihnen begünſtigen, ſich freundlich vermählen, als auch ſich feindlich entgegentreten können. Wir werden behaupten dürfen, je urſprünglicher, friſcher eine Poeſie iſt, deſto mehr wird ſie ſich an die Religion anſchließen, mit ihr ſich einigen; und andererſeits: je mehr eine Religion den Charakter der Naturreligion hat, deſto mehr wird ſie zur Poeſie ſich hinneigen, im Gewande der Poeſie auftreten. Ein übereilter Schluß jedoch wäre es, wenn man den Satz aufſtellen wollte, das Wünſchenswertheſte und Höchſte für beide Lebensmächte müſſe ihre Verſchmelzung, ihr gänzliches in einander Aufgehen ſeyn. Ein Beiſpiel der völligen Verſchmelzung und Ineinsbildung von Religion und Poeſie bildet die griechiſche Mythologie, die mythologiſche Poeſie dar, ein anderes aber die Pſalmendichtung der Hebräer. Beide Geſtaltungen dürfen in ihrer Art als ein Höchſtes betrachtet werden, als etwas in ſich Vollendetes und nicht zu

eigen. Dagegen soll die Anlage eines Planes Erfahrung und Wissen zu Rathe ziehen. Zu allem, was berathen werden kann, wird daher das Alter vorzuziehen seyn; zu allem, was gethan werden muß, die Jugend. Die größten Feldherrn, welche die Geschichte kennt, Alexander, Cäsar, Napoleon, haben als Jünglinge ihre größten Thaten gethan. Als der macedonische Held zur Eroberung von Asien auszog, zählte er 22 Jahre; als dem Römer der Befehl über die Flotte gegeben wurde, womit Mitylene belagert werden sollte, hatte er kaum das 21ste Jahr erreicht; als Napoleon zum französischen Oberfeldherrn in Italien ernannt wurde und den außerordentlichen Feldzug vom Jahr 1796 that, zählte er eben 28 Jahre. Es ist schwer gegen dieses Triumvirat sich mit Erfolg aufzulehnen! Als Themistokles bei Salamis die Macht der Perser brach, zählte er eben 26 Jahre; als Athen den herrlichen Alcibiades zu seinem Feldherrn ernannt, hatte er dreißig Jahre noch nicht erreicht; als Leonidas bei Thermopyle fiel, war er Jüngling von 21 Jahren. Als Sylla den großen Pompejus mit dem Titel Imperator begrüßte, war dieser 23 Jahre. Als Scipio Afrikanus, Hanibals Besieger, als Prokonsul in Spanien die Macht der Karthager brach, hatte er noch kaum einige zwanzig Jahre. Theodorich, der Besieger Odoakers, welcher seinerseits Rom besiegt und das abendländische Reich über den Haufen geworfen hatte, führte schon vor seinem zwanzigsten Jahre das Heer seines Vaters. Der schreckliche Eroberer Asiens, Dschingis-Chan, führte in seinem 14ten seine treuen Stämme zum Kampfe gegen diejenigen, die ihn verriethen. Der furchtbare Mahomet zertrat das griechische Kaiserthum in seinem 24sten Jahre. Als Türenne den Marschallsstab zur Belohnung seiner Verdienste erhielt, zählte er eben 33 Jahre; Prinz Eugen zählte in der Schlacht von Mohacz 24 Jahre; als Gustav Adolph, der Schöpfer der neuen Kriegskunst, bei Lützen fiel, hatte er 38 Jahre. Als Karl XII. mit seinen 8000 Schweden die 80,000 Russen bei Narva schlug, war er Jüngling von 18 Jahren; Friedrich II. eröffnete die Bahn seiner Siege am Tage von Mollwitz mit dem 29sten Jahre; der Erzherzog Karl zählte 25 Jahre, da er die Heere Moreaus und Jourdans aus Bayern über den Rhein warf.

Die Alten haben den Mars nicht als Greis dargestellt, sondern in jugendlicher Kraft. Die Jugend kann leichter irren als das Alter, aber sie rettet sich schneller, sie findet, sie gewinnt; im Kriege ist

Uebertreffendes; aber es bedarf keines Beweiſes, daß der religiöſe Inhalt, welcher ſich in der griechiſchen Mythologie mit der Poeſie vermählt, die Anſprüche eines entwickelteren religiöſen Bewußtſeyns nicht befriedigt, daß ſie wohl äſthetiſch erfreuen und entzücken, aber nicht eigentlich erbauen, im höchſten Sinne religiös ſtimmen kann; und die Pſalmen eines David ſprechen zwar tiefe religiöſe Anſchauungen und Empfindungen in einer höchſt energiſchen und poetiſchen Sprache, mit wahrer poetiſcher Inbrunſt und Begeiſterung unübertrefflich aus und befriedigen, wenigſtens ein Theil derſelben, auch das ſittlich-religiöſeſte Gemüth; aber dieſe Gattung von Poeſie kann, äſthetiſch betrachtet, doch nicht als die höchſte Entfaltung und Offenbarung des poetiſchen Genius gelten. Dem nach religiöſer Stimmung und Andacht ſich ſehnenden Gemüthe müſſen die mythologiſchen Dichtungen bei Homer großentheils als frivole Fabeln, demjenigen dagegen, welcher in einer reichen Entfaltung der Poeſie den höchſten äſthetiſchen Genuß ſucht, die Pſalmen als die einförmigen Andachtsübungen eines an Geſtaltungskraft armen Dichtergeiſtes erſcheinen. Religion und Poeſie ſind nicht daſſelbe, ſondern nur verwandt; ſie ſchmelzen, wo beide ihren höchſten Punkt erreichen, nicht in Eins zuſammen, — aber noch weniger treten ſie, weil ſie wirklich eine innere Verwandtſchaft unter ſich haben, Anlagen Eines und deſſelben Menſchengeiſtes ſind, in ihrer wahren, höchſten Vollendung gleichgültig und zwieſpältig auseinander, feindſelig einander gegenüber, wie man dies ſchon geglaubt und behauptet hat.

Vom religiöſen, aſcetiſchen, wie vom poetiſchen oder äſthetiſchen Standpunkt aus wird häufig, beſonders in der jetzigen Zeit, die Gleichgültigkeit oder innere Unverträglichkeit von Religion und Poeſie behauptet, und die Spaltung und Entfremdung beider gerne geſehen und genährt; der Gang der Bildung ſelbſt hat ein Auseinandertreten des religiöſen und des poetiſchen Elements herbeigeführt, die Poeſie hat bei den neuen europäiſchen Völkern aufgehört, ſich ausſchließlich oder mit Vorliebe auf religiöſe Stoffe zu werfen, man iſt von den Myſterien, von den geiſtlichen Dramen, von der Pſalmen- und Liederpoeſie abgekommen, und hat ſich mehr auf weltliche Stoffe geworfen. Dieſen Gang, den die Entwicklung der Poeſie genommen, hat

nun die Theorie auf der einen Seite als einen Abfall von dem Höchſten und Würdigſten, vom Heiligen aufgefaßt, und man hat entweder dieſe treuloſe Empörung und Verläugnung bitter beklagt, oder auch die Löſung eines Bundes, bei welchem doch immer die Würde der Religion einigermaßen durch die weltlichen Neigungen und Anwandlungen der Poeſie gefährdet geweſen, als für die Reinheit und Einfachheit der Religion wohlthätig betrachtet; auf der andern Seite aber iſt dieſe Trennung als eine für die wahre Poeſie höchſt erſprießliche, zu ihrer vollen Entwicklung nothwendige Befreiung von einem unnatürlichen Bündniß oder vielmehr von einem hemmenden und erniedrigenden Knechtſchaftsverhältniß freudig geprieſen, und Allem aufgeboten worden, um der Erneuerung dieſes Verhältniſſes für immer vorzubeugen. Von der einen Seite wird geltend gemacht, daß die rein geiſtige Religion eines äußern Schmuckes, den ihr die Poeſie etwa verleihen könne, eigentlich nicht bedürfe, ja ihn beſſer entbehre, da nur der ungeweihte Sinn dadurch angezogen und beſtochen, und das ernſtere, innigere Gemüth dadurch zerſtreut werden könne; die Poeſie ſelbſt aber, ſofern ſie ſich nicht unmittelbar und ganz in den Dienſt des Heiligen begebe, wie in der Pſalmenpoeſie, neige doch immer gefährlich zu weltlichen und ſinnlichen Gedanken und Empfindungen hin, ſie verleite zum Schwelgen in eiteln, ſinnlichen, üppigen Gefühlen und Anſchauungen, zur Anbequemung an die Denkweiſe und Geſinnung der Heiden, an eine profane und frivole Mythologie, ſie tändle den Ernſt des Gemüthes weg, erſchlaffe den Willen und gebe, gleichgültig gegen religiöſe und ſittliche Anforderungen, dieſe aus ihrer freien, heitern Sphäre verbannend, die heiligſte Wahrheit für eine reizende Fabel hin. Wie der Proteſtantismus in ſeiner ſtrengeren Ausprägung, als Auflehnung gegen die ſinnlicheren Elemente des römiſch-katholiſchen Cultus, die Bilder und die Muſik aus den Kirchen verbannte, den Bund dieſer Künſte mit der Religion verwarf, ſo wollen asceticſche Chriſten auch die Poeſie von der Religion trennen und ausſchließen, und letztere ganz auf die innere Bewegung und Thätigkeit des von göttlichen Gedanken und Gefühlen ergriffenen und durchdrungenen Gemüthes beſchränken.

Von der andern Seite wünſcht man die Poeſie von allen

religiöſen Elementen befreit, von religiöſen Einwirkungen und Stoffen weit entfernt zu ſehen, — aus den Gründen, welche oben ſchon im Allgemeinen angeführt wurden, und welche im Weſentlichen darauf hinausgehen, daß, ſo wenig eine Poeſie, welche die Religion nur als Mittel zu gewiſſen Wirkungen benütze, dem Chriſten gefallen, ebenſowenig eine Poeſie, welche ſich zur Dienerin der Religion, zu ihrer unterwürfigen Dollmetſcherin hergebe, den äſthetiſchen Hörer und Leſer befriedigen könne, weil die Poeſie eine Macht für ſich und wahrhaft frei ſeyn, nur an die Bedingungen und Geſetze des rein und allgemein Menſchlichen ſich binden, aber keinem abgegrenzten und vorgeſchriebenen Glauben huldigen, kein Vorurtheil hegen, ſondern ungehemmt und ohne Rückſichten die Offenbarungen der Phantaſie, die Anſchauungen des Geiſtes, die Ergießungen des Herzens in der Sprache der Natur ſelbſt ausſprechen müſſe. Dem freien Adler der Poeſie ſollen nicht die Flügel beſchnitten, ihm keine Laſt angehängt, keine Gränze ihm abgeſteckt und keine Bahn vorgezeichnet werden, da ihn die ihm inwohnende Kraft und ſein Zug nach dem Licht am ſicherſten und beſten empor trage in die Region, wo ihm der Lebensäther entgegen walle. Die größten Dichter der modernen Zeit, behauptet man, haben die von ihnen erreichte Höhe nur dadurch errungen, daß ſie ſich von allen Banden und Vorurtheilen eines beſchränkten und beſchränkenden Glaubens losgeriſſen, daß ſie der freien Schwungkraft ihres Genius vertraut, und auch wohl ganz mit der Religion gebrochen, die Poeſie zu ihrer ganzen Religion gemacht haben. Den großen chriſtlichen Epikern, Milton und Klopſtock, ſey zwar die Bewunderung nicht entgangen, welche ihr großartiger, würdevoller Genius, ihre das Gemeine und Kleinliche abſchüttelnde und weit entfernthaltende Erhabenheit und Reinheit des Sinnes verdiene, und ſie prangen unwandelbar unter den größten Namen der modernen Poeſie: aber der eigentlichen warmen Gunſt, des Fortlebens in den Herzen und im Munde ihrer Völker könne ſich ihre Poeſie im Ganzen nicht rühmen, es fehle ihr, bei der, Anerkennung und Bewunderung erzwingenden Kraft und Größe doch der eigentliche, die Herzen gewinnende, der Phantaſie ſchmeichelnde Zauber, welcher ein Beſtandtheil der höchſten Poeſie ſey, und welcher unverkennbar den Werken anderer

moderner Dichter, der wahren Lieblinge der Völker, den Beherrschern der Herzen, den Königen im Reiche des Geistes, eigne; solchen Dichtern, welche die größten Ideen der Zeit, sogar vorahnend und prophetisch, an ihr Herz genommen und sie in der überraschenden Herrlichkeit, im Glanz und Feuer der kühn ausbrechenden, selbst herausfordernden und trotzenden Poesie verkörpert haben. Sie haben der Poesie die Bahn gezeigt, welche sie nothwendig verfolgen müsse, wenn sie nicht zurückschreiten, sich nicht des Ruhmes und Triumphes begeben wolle, der Bildung der Zeit die Fahne vorzutragen, der Wahrheit selbst Bahn zu brechen und die Menschheit zur realen wie zur idealen Freiheit zu führen.

Diese beiden, sich schroff gegenüberstehenden Ansichten sind doch darin einig, daß sie die Religion und die Poesie geschieden wissen wollen, die eine, weil sie der Poesie überhaupt mißtraut, die andere, weil sie von der Religion nichts hält, sie als eine Gegnerin der wahren, freien Bildung betrachtet. Solche extreme Vorurtheile werden wir nicht zu entwurzeln oder zu erschüttern vermögen; wir können nur denjenigen durch unsere Ansicht eine befriedigende Lösung des Problems: Vereinbarung und friedliches Zusammenstimmen von Religion und Poesie, zu bieten hoffen, welche beide gelten lassen, in beiden nothwendige Elemente der höhern Menschheit anerkennen.

Für ungenügend und nur scheinbar müssen diejenigen Vermittlungsversuche erklärt werden, welche in der That nur das eine Element in voller Kraft und Herrschaft gewähren lassen, und vom andern mehr nur das Formelle und Aeußere zu Gnaden annehmen und benützen wollen. Dies geschieht von der ascetischen Seite, wenn zwar die poetische Form angewendet wird, der Inhalt aber ganz von der Religion gegeben, und ein an sich weltlicherer Gegenstand durch eine religiöse Wendung oder Nutzanwendung mit der unerläßlichen Weihe begabt werden soll. Für die Poesie ist diese angebliche Versöhnung unerwünscht und nachtheilig, theils weil dadurch ihr Gebiet ungemein beschränkt und die fruchtbarsten Gegenstände ausgeschlossen werden müssen, theils weil das an sich Poetische durch den religiösen Anstrich, der ihm gegeben wird, oft einen ganz andern Charakter bekommt, ins Schiefe gezogen und entstellt wird; für die

Religion iſt ſie unvortheilhaft, weil dadurch leicht ein tändelnder, ſüßlicher, kindiſcher Ton in ihr Gebiet eingeführt wird, wenn ein in der Wahl der Gegenſtände beſchränkter poetiſcher Trieb ſich auf Stoffe und Gefühle wirft, welche nur von den erhabenſten und reinſten Geiſtern in der geweihteſten Stimmung berührt werden ſollten, und welche, äußerlich und handwerksmäßig in eine poetiſche Form gezwungen, den Eindruck der Profanation machen, und Zorn oder Spott, ſtatt frommer Erhebung und Andacht erwecken. Von der andern Seite kann es als eine Art von Vermittlungsverſuch gelten, freilich noch ſchwächer und oberflächlicher als der ſo eben beſprochene, wenn eine Poeſie, welche dem Weſen der Religion, des Chriſtenthums, entſchieden den Krieg macht, doch bis auf einen gewiſſen Grad die Sprache, die Symbole und Bilder der Religion ſich aneignet, und die Worte: Offenbarung, Evangelium, Heiland, Opfer, Prieſter, Gebet, Himmelfahrt, Auferſtehung u. ſ. w. immer im Munde führt, — in einem Sinn und Zuſammenhang, daß das wirklich religiöſe Gemüth davon nur verletzt werden kann. Freilich iſt es hiebei oft eigentlich auf eine Parodie oder Traveſtie abgeſehen; aber nicht ſelten führt auch ein gewiſſer Ernſt, eine Art von Begeiſterung dieſe Sprache, was hinzudeuten ſcheint auf das Bewußtſeyn, die Ahnung: daß dieſe Sprache denn doch, als eine allgemein verſtändliche, eine weitgreifende Macht über das Herz und die Phantaſie der Menſchen ausübe, und daß, wenn ſie fehle, ein Erſatz dafür irgend wie geboten werden müſſe.

So ungenügend dieſe Vermittlungsverſuche ſind, können ſie doch als Beweiſe gelten von der innern Verwandtſchaft und Anziehung der Religion und der Poeſie, welche ſelbſt bei den abgeneigteſten Geſinnungen ſich oft geltend zu machen weiß. In der That aber ſollten die beſonneneren Freunde der Religion und der Poeſie, welche ſich von aſcetiſcher Ueberſtrenge und von ausſchließlicher äſthetiſcher Ueberſchwänglichkeit frei zu halten wiſſen, davon ſich überzeugen, daß Religion und Poeſie überhaupt und ganz beſonders in der jetzigen Zeit, die unverſöhnlichſte Gegnerin haben an der dürren Phantaſieloſigkeit, an der kalten, nüchternen Verſtändigkeit, welche, jenen beiden Lebensmächten abhold, ſich an dem Kampfe derſelben weidet und Allem aufbietet, um

die höhere, ideale Lebensanſchauung, welche ihnen beiden zu Grunde liegt, zu zerſtören. Die gemeinſchaftliche Vertheidigung gegen dieſen in der Gegenwart mächtigen Geiſt, den wir jedoch nur in ſeinen gewaltthätigen Uebergriffen, in ſeinem Streben nach verflachender, Alles verzehrender Alleinherrſchaft verwerfen, in ſeiner rechtmäßigen Sphäre dagegen gerne anerkennen, ſollte die Religion und die Poeſie einander in freundlichem und billigem Verſtändniß nähern, daß ſie die leicht möglichen Mißverſtändniſſe zwiſchen ſich ausglichen, aber auch nicht nach einer ſchädlichen Aufhebung ihrer Gränzen und einer unpaſſenden Vermiſchung ihres Weſens ſtrebten.

Als Quelle von beiden wurde oben ſchon die Phantaſie, im höchſten Sinne des Wortes, genannt, der Geiſt, ſofern er ſich vom Gegebenen, Sichtbaren und Mangelhaften zum Unſichtbaren, Vollkommenen, zur Totalität und Harmonie in ſinnlichen und unſinnlichen Anſchauungen zu erheben vermag. Aber hier thut ſich freilich ſogleich ein ernſter Einwurf von Seiten der Religion hervor. Es wird behauptet, wenn man auch als Quelle der Religion die Phantaſie gelten laſſen wolle, ſo ſey doch, wenigſtens ſofern es ſich um die höchſte und wahre Religion, die chriſtliche handle, die Phantaſie nur das Organ, durch welches und in welchem ſie empfangen und ergriffen werde, nur der geringere, menſchliche Faktor, ſo zu ſagen, während als der wichtigere Faktor, als das ſchöpferiſche Prinzip das Göttliche ſelbſt, das ſich in der menſchlichen Phantaſie offenbare, anzunehmen ſey. Bei der Poeſie dagegen müſſe die Phantaſie, bereichert und befruchtet von allerlei Anſchauungen und Erkenntniſſen im Verlaufe des Lebens und von den Ueberlieferungen der Vergangenheit, als einziges und ſelbſtſtändiges Prinzip gelten. Und hieran knüpft ſich ein Zweites. Die Religion, ihrem innerſten Gehalte nach von der Gottheit ſelbſt ſtammend, muß ebendeßwegen auch, ſoweit ſie nicht durch das aufnehmende, menſchlich unvollkommene Organ getrübt und entſtellt iſt, Wahrheit ſeyn und zur Sittlichkeit führen, während die Poeſie, als blos menſchliches Erzeugniß, eine ſolche Bürgſchaft der Wahrheit weder beſitzt, noch auch darauf Anſpruch macht, vielmehr in den willkürlichſten Erdichtungen, Abenteuerlichkeiten und Unmöglichkeiten ſich oft abſichtlich ergeht.

Beſtreiten läßt ſich allerdings nicht, daß die Religion, ſobald und ſofern ſie aus der Sphäre des unmittelbaren Gefühls heraustritt und zu einem Syſtem von Vorſtellungen und Lehren ſich ausbildet, die Wahrheit dieſer Vorſtellungen und Lehren unzweifelhaft vorausſetzt, und von derjenigen Religion, welche den Namen einer göttlichen Offenbarung im höchſten Sinn anſpricht, iſt es bekannt, daß ſie ausdrücklich die andern Religionen als falſche, die Vielgötterei namentlich als Götzendienſt, verwirft, daß ſie ſomit ſelbſt die ächte, die höchſte Wahrheit zu ſeyn behauptet. An ſich aber und zunächſt iſt die Religion nicht ſowohl ein Erkennen der Wahrheit, nicht ſowohl Bedürfniß und Befriedigung des Erkenntnißtriebes, als vielmehr Befriedigung des gemüthlichen Triebes nach Herſtellung der unmittelbaren Lebenseinheit mit dem Höchſten in allumfaſſenden Anſchauungen und nach Befeſtigung dieſer Lebenseinheit in einem beſtimmten religiöſen Thun. Wahr iſt ferner auch, daß auf die Poeſie und ihre Erzeugniſſe nicht zunächſt der Maßſtab der Wahrheit oder Falſchheit im wiſſenſchaftlichen, metaphyſiſchen Sinne ſeine Anwendung findet, daß ſie nicht die Probleme der Philoſophie zu löſen hat, und inſofern ſich gegen die Wahrheit gleichgültig zu verhalten ſcheint: aber es iſt zu weit gegangen, wenn man behauptet, daß ihr Wahrheit und Irrthum gleich gelten, oder gar daß ſie dem Schein und der Lüge verwandter und geneigter ſey, als dem Weſenhaften, dem Seyn. Der Maßſtab für die Poeſie iſt nicht das metaphyſiſch Wahre, wohl aber das Menſchlichwahre, in idealer Form, und dies kann, richtig aufgefaßt, dem abſolut Wahren gewiß nicht geradezu widerſprechen, wenn es auch dasſelbe keineswegs erſchöpft, es nicht in wiſſenſchaftlicher Schärfe und Reinheit ausſpricht. Ein Wahres aber und Reales, nicht Schein, Täuſchung und Willkür, iſt ſo gewiß das Weſen und der Kern aller höhern, ächten Poeſie, als bei allen gebildeteren Völkern die älteſten Dichter nicht bloß als heitere Zeitverkürzer, ſondern als Lehrer der Weisheit, als Lieblinge der Gottheit, als Seher gleichſam und als Propheten geehrt wurden. Im Begriffe der Prophetie, der Inſpiration berührt ſich auch auf merkwürdige Weiſe das Gebiet der Religion und der Poeſie. In Verſen wurden die Orakel bei den Griechen ertheilt; die Propheten der Hebräer trugen zugleich einen religiöſen, heiligen und einen

poetiſchen Charakter an ſich. Propheten, Seher und Dichter wurden als Solche gedacht, welchen die Huld und Gnade der Gottheit gleichſam eine das Auge der gewöhnlichen Sterblichen umhüllende Binde gelöst, und ihnen, wohl etwa auch bei Blindheit der natürlichen Sehorgane, den Blick in den verborgenen Zuſammenhang und Gang der Ereigniſſe, in die Ferne des Raumes und der Zeit geſchärft habe. Bei den Römern namentlich hatte der Seher und der Dichter denſelben Namen Vates. Manche andere Vorſtellungen und Begriffe ſind auch der religiöſen und der poetiſchen Anſchauungsweiſe gemein, durchziehen als wichtige Fäden das Gewebe beider. Beiden gemein iſt das Schauen eines göttlichen Waltens in allen Dingen, beſonders aber im Menſchenſchickſal; die Führung der Menſchen durch allerlei Gefahren, durch Prüfungen, Verſuchungen, Leiden, ſeine Läuterung und Verherrlichung durch göttlich geſandte Kämpfe und äußern oder innern Sieg, das iſt der Gegenſtand der meiſten alten Poeſien; und was die Poeſie an Individuen hiſtoriſch darſtellt, das faßt die Religion, wo ſie nicht ſelbſt das poetiſch-mythiſche Gewand anzieht, als allgemein gültige Anſchauung; kurz, Berührung des Göttlichen mit dem Menſchlichen, lebendiges Ineinanderſeyn beider, unmittelbare Einwirkungen der Gottheit, Wunder — ſind der Religion und der Poeſie in ihrer Urſprünglichkeit gleichmäßig weſentlich, nur bleibt der Geſichtspunkt, unter welchem dieß Alles hier und dort gefaßt wird, immer ein verſchiedener; der Religion iſt es vorzugsweiſe um die Verherrlichung der Gottheit zu thun, welche dann im menſchlichen Gemüth Ehrfurcht, Hingebung und Vertrauen, — *Glauben* — erweckt, der Poeſie dagegen um Verherrlichung des Menſchen oder des menſchlichen Ideals, wozu ſich jedoch natürlich das Gefühl der Andacht, der Dankbarkeit, der Frömmigkeit geſellt. Die Poeſie trägt auch in das Seyn und Weſen der Gottheit den Charakter der menſchlichen Geſchichte, des Werdens und Wechſels hinein, und färbt ſo die religiöſen Ideen zu mythologiſchen Geſtalten und Handlungen um; die Religion, ſofern ſie aus dem Kreiſe der Innerlichkeit, des Gefühls heraustritt, und die Natur und Geſchichte in ſich aufnimmt, ſchaut in den Wandlungen und Entwicklungen von dieſen die verſchiedenartigen Offenbarungen Eines an ſich unwandelbaren göttlichen Waltens.

Am deutlichsten und sprechendsten läßt sich dies nachweisen an dem Gegensatz, welchen die griechische Mythologie zum jüdischen, zum Theil auch zum christlichen Monotheismus bildet. Bei den Griechen fällt nämlich die Poesie eigentlich zusammen mit der Mythologie; diese ist die Wurzel, aus welcher ihre Dichtung wie mit innerer Nothwendigkeit hervorgewachsen ist; mythologisch sind namentlich, abgesehen von der Theogonie Hesiods und den homerischen Hymnen, die großen epischen Dichtungen, an welche sich dann die Tragiker anschlossen; und wie die Epiker und Tragiker, so ist auch der größte Lyriker Griechenlands, Pindar, durch und durch mythologisch. Daß er, und nicht minder auch die Tragiker, besonders Sophokles, daneben in hohem Grade sittlich religiös sind, dies ist ein davon wohl zu unterscheidender, aber uns in anderer Beziehung höchst wichtiger Zug, weil wir hier, am Beispiel einer höchst vollendeten, in einem geschlossenen Kreise zum herrlichsten Reichthum entfalteten, einer wahrhaft freien Poesie, sehen, wie sich auch zu einer solchen, auf dem Grunde einer Naturreligion erwachsenen Poesie eine wahrhaft sittliche Frömmigkeit als höchste Weihe und Verklärung gesellen kann. Im Ganzen aber ist die griechische Poesie Feier und Verherrlichung menschlicher oder menschenförmig gedachter Kraft und Heldentugend, menschlicher Kämpfe, Siege und Triumphe, oder auch menschlichen Leidens, sofern sich auch hierin Seelenstärke und Seelenadel bewährt, — und die göttlichen Mächte werden selbst, entweder als Genossen und Gönner, oder als Gegner und Feinde, als Väter und Ahnen der Helden, oder als Vollstrecker des auch über ihnen waltenden Schicksals in die Thaten, Kämpfe und Leiden der Sterblichen hineingezogen. Hievon ist nun in gewisser Art gerade das Gegentheil die Weltanschauung des jüdisch-christlichen Monotheismus, der vorzugsweise ethischen Religion, wornach die Welt, die Natur und die Geschichte, als eine Offenbarung und Bethätigung des göttlichen Wortes, des heiligen göttlichen Willens betrachtet wird. Gott allein, der Schöpfer Himmels und der Erde, der Allmächtige und Heilige, wirkt Alles in Allem, in Gnade oder Ungnade, in Liebe oder Zorn, und die Menschen sind und gelten nur als die von ihm Erwählten oder Verworfenen, als Gefäße der Ehre oder der Unehre, als die durch sein Wort, durch seinen Lebenshauch und Geist Lebenden,

und die auf seinen Wink, beim Zurücktreten seines erhaltenden Willens in dem Nichts, woraus er sie rief, Verschwindenden. Ihm allein gebührt alle Ehre; keinem Wesen außer ihm darf Anbetung und Huldigung gebracht werden; jede Abweichung hievon wäre Abgötterei. Kein Held darf gefeiert werden, als Helden des Glaubens und Gottvertrauens, solche, in welchen, schwach an sich als Menschen, die Kraft des Herrn wohnte und über seine Verächter und Feinde siegte. Dieser Gott, der von Anfang war, und welcher Himmel und Erde umfaßt und durchlebt, hat keine Geschichte im menschlichen Sinne des Wortes, und die kühnste Phantasie darf nicht wagen, sein außerweltliches oder vorweltliches Thun in Anschauungen zu kleiden; er ist an sich der Unveränderliche, „Ich bin der ich seyn werde!" spricht er, und eben diese Unveränderlichkeit seines heiligen Wesens ist die Beruhigung der in ihm lebenden Frommen. Die Feier und Bewunderung von allem Großen, Herrlichen, Prächtigen löst sich auf in einen Lobgesang auf den Allwaltenden, welcher das Leben, die Kraft und der Bestand von Allem ist. Dies ist, abgesehen von spezielleren Lehrsätzen und Dogmen, welche davon abgeleitet oder als genauere Bestimmungen oder Offenbarungen eingeordnet sind, die Grundanschauung des jüdisch-christlichen Monotheismus, nicht als wissenschaftliches System, um daraus alle Fragen zu beantworten, sondern als religiöse Erhebung über das Ungewisse, Verwirrende aller natürlichen und philosophischen Untersuchungen und Erklärungen des Weltzusammenhangs, des Weltlaufs und des Menschenschicksals.

In eine sehr frühe Zeit fällt jedenfalls diese Grundanschauung des Monotheismus, und dies ist das Wunderbare an dem hiezu erwählten Volke, daß es, bei übrigens nicht sehr hoher intellectueller, ästhetischer und sittlicher Bildung, doch diese erhabene, übersinnliche Anschauung zu erzeugen oder zu fassen, und sie trotz so vieler Versuchungen und Bedrängnisse, trotz häufiger Abweichungen in Abgötterei, im Wesentlichen ungefährdet zu retten und zu bewahren im Stande war. Die Vorzüge und die Mängel seiner Natur machten es ohne Zweifel hiezu vor andern tauglich; und nachdem einmal diese Grundanschauung Wurzeln geschlagen und das gesammte Leben durchdrungen hatte, wirkte sie mächtig auf den ganzen Charakter des Volkes zurück. Seine

Leipzig

Kühnheit und Wagniß beinahe immer glücklicher als Vorsicht; man möchte sagen: der Krieg muß errathen werden, nicht erlernt. Wer mit gewöhnlichen Mitteln auslangen will, messe sich nie mit der Jugend; der wie Rom Krieg führen will, muß, wie jener Valerius Corvus, den man in seinem 23sten Jahre zum Consul ernannte und an die Spitze des Heeres stellte, sagen: das Consulat ist dem Verdienst gegeben, nicht den Jahren.

Sehr richtig ist, was in dieser Beziehung Machiavell sagt: „wählt man einen Jüngling, so muß er durch irgend etwas Ausgezeichnetes sich dieser Wahl würdig gemacht haben," also hat man auf jeden Fall, wenigstens der Meinung nach, Ausgezeichnetes an der Spitze; diese Meinung aber gilt viel. Bei Alten führt die Gewohnheit zur Wahl, oder frühere Verdienste, auf Kräften beruhend, die dann vielleicht schon erloschen sind. Die Umsicht des Alters ist, wenn sie viele Vortheile gewährt, auch großer Nachtheile Mutter. Sie erzeugt jenes Aufmerken auf des Gegners Handlungen, das bis zur Unterordnung ausartet; sie verwandelt den Angriff der That nach in eine Vertheidigung, und gibt den Vortheil des ersten Wirkens aus der Hand. Das Glück folgt der Jugend; Glück im Kriege aber ist ein gewisses Errathen des Zeitpunktes für jede Handlung, das in einer pfeilschnellen Bewegung des geistigen Auges seinen Ursprung hat.

15.

Kriegskosten.

Heut zu Tage haben Sieger und Besiegte gemein, daß ihre Geldangelegenheiten schlecht geworden, ja bis zum Verderben des Staats verwirrt sind.

Die Venetianer konnten aus lauter Geldmangel keinen Krieg mehr führen, ja nicht einmal eine bewaffnete Macht mehr aufstellen, wo diese Aufstellung vielleicht genügt hätte, sie von dem Untergange zu retten. Und doch hatten die frühern Zeiten der Kriege sie so bereichert, daß man Venedig für den Mittelpunkt aller Schätze der Welt hielt, und die Regierung verleiten

geiſtige und moraliſche Kraft concentrirte ſich mehr auf Einen Punkt hin, aber auch Einſeitigkeit und Schroffheit waren die Folgen davon. Auf die Geſtaltung der Kunſt und Poeſie hatte die monotheiſtiſche, ethiſche Religion gewiß einen bedeutenden Einfluß. Das Verbot aller Bilder hemmte den Aufſchwung der Kunſt; in der Poeſie bildete ſich nur ein religiöſer Styl, von beſchränktem Umfang zwar, aber von bewundernswürdiger Kraft, Erhabenheit, Strenge und voll hohen Ernſtes aus. Eine höhere epiſche Poeſie fehlte den Juden; ſie haben nur geſchichtliche oder mythiſche Sagen, ohne eigentliche poetiſche Form; ſie haben keine Helden, im griechiſchen Sinne des Wortes, an der Spitze ihrer Geſchichte, denn Gott allein iſt ihr wahrer Held, wie er ihr König und Geſetzgeber, ihr Bundesgenoſſe, ihr Richter, Retter und Führer iſt; wohl finden ſich da und dort in den Büchern, welche die Heldenzeiten des Volkes ſchildern, Anklänge und Züge der Epopöe, einzelne Helden ſind ausführlicher und charakteriſtiſch geſchildert, aber der Held, welcher für Israel ſtreitet, Jehovah, drängt doch alle menſchlichen Helden in den Hintergrund zurück, und die Helden und Heldinnen ſelbſt beſingen vielmehr *ihn*, als daß ſie beſungen würden. Sie haben auch keine dramatiſche Poeſie, und nur ein ſchwacher Anſatz dazu findet ſich im Buch Hiob, wenn man die dialogiſche Anlage dieſes Buches in dieſem Lichte betrachten will. Aber dafür hatten ſie eine ganz eigenthümliche Lyrik und Hymnenpoeſie von dem reinſten und großartigſten Charakter, und eine religiös-didaktiſche Poeſie, welche in fromm begeiſterter Weltanſchauung und in ernſt ſtrafender Satire das Größte, Unvergänglichſte geleiſtet hat. Man muß hierüber den geiſtvollen, tiefeindringenden Kenner, den beredten Bewunderer der hebräiſchen Poeſie, Herder, reden hören; er weiſt nach, wie in verſchiedenen Epochen Jehovah von ſeinem Volke bald als Hirte der Welten, bald als Hausvater und Ernährer, bald als Freund und Bundesgenoſſe, als Fürſt, Held, König, Geſetzgeber, Richter gefaßt, und gelegentlich in Liedern gefeiert wurde, wie die Eine Grundanſchauung ſich wohl verſchieden modificirte, aber im Weſentlichen dieſelbe blieb, und er ſpricht ſich, an verſchiedenen Stellen, über die jüdiſche Poeſie alſo aus: „Moſes hat, wie zur ganzen iſraelitiſchen Verfaſſung, ſo auch zum Gebrauch und Genius ihrer Poeſie den nähern

Grund gelegt. Durch die Einrichtung des Gottesdienſtes und Prieſterthums hat er forthin auf die Poeſie ſeines Volkes gewirkt. Sie ward hiedurch Tempelgeſang, ſie ſchloß alle Götter und Hymnen auf Geſchöpfe oder fabelhafte Weſen aus, ſie brachte den Namen Jehovahs in die kleinſte der bürgerlichen und häuslichen Pflichten, kurz ſie machte die Poeſie der Ebräer in Allem heilig. Wie Moſes und Mirjam am rothen Meere geſungen hatten, ſo beſang man nachher Alles als Gottes That. Da der ganze Staat prieſterlich, da auf Opfer und Heiligthum Alles gegründet war: ſo kleidete ſich auch die Dichtkunſt in allen Schmuck der Prieſter des Tempels, der Gottesgebräuche. Die Poeſie der Ebräer bekam einen unverkennbaren Vorzug vor allen Nationalpoeſien der Erde, daß ſie Gottes-, daß ſie reine Tempelpoeſie ward; — zuletzt ward ſie auch als ſolche gemißbraucht, — der Baum blieb ſtehen und wuchs nicht weiter, er erſtickte im Tempelgewölbe. Erſt ſpätere Propheten wagten's, wieder zum reinen Bunde Gottes mit Abraham zurückzukehren, vorzüglich that dieß der große Jeſaias, der Adler mit dem Flammenblick und dem ätheriſchen Sonnenſchwung unter den Propheten." — „Die ebräiſche Poeſie hat ſich, außer einigen erdichteten Thieren bei den Propheten, woran damals die allgemeine Sage glaubte, von Ungeheuern der Einbildungskraft rein gehalten. Da ſie mit Jehovah Alles erfüllte, ſo gingen die kühnſten Zuſammenſetzungen ihrer Bilder dahin. Der Donner war Gottes Stimme, Licht iſt ſein Kleid, der Himmel ſein Zelt, ſein Palaſt, ſein Tempel, die ganze Natur ein Heer von Lebendigen, die er als ſeine Diener gebraucht." — „Die meiſten ebräiſchen Dichter waren heilige Perſonen, Weiſe des Volkes, Propheten. Viſion, unmittelbare Begeiſterung und ſymboliſche Handlung charakteriſiren dieſe heiligen Dichter. Das Wort Gottes war gleichſam die Seele des Amts und der Poeſie derſelben. Dieß „thatvolle Wort" gibt natürlich der ebräiſchen Poeſie eine eigene Geſtalt. Den Propheten waren ihre Ausſprüche von der größten Gewißheit, von der lebhafteſten Wahrheit, ſie ſahen die Sachen, die ſie verkündigten, ſchon werdend; und ſo werden ſie als Seher, ja als Schöpfer des Guten und des Unglücks betrachtet. Voll unwiderſtehlichen Triebes reden ſie oft wider ihren Willen und mit ſchlechtem Lohn, durch eine höhere Kraft gezwungen und getrieben.

Diese Gattung Aussprüche hat in der Poesie anderer Völker wenig oder nichts Gleiches. Hier ward nichts zur Zeitkürzung gedichtet; der Poet entwarf keine Zerstörung Jerusalems oder Babels als Schauspiel. Hätte sich in Griechenland die Poesie der Weisen und Dichter reiner erhalten, hätten wir von ihren alten Theologen und Propheten mehr unverdächtige Reste, so würden wir mehrere Aehnlichkeit sehen, die jetzt im Munde des Kalchas, der Kassandra bei Aeschylus und derer, die etwa in Erscheinungen oder sterbend weissagten, unverkennbar bleibt. Was, verglichen mit andern Völkern, die Aussprüche der Dichter Israels an Abwechslung, Einkleidung, an Spielen der Willkür verlieren, gewinnen sie an innig geglaubter Wahrheit, an göttlicher Würde, an heiligem Eifer, und werden hierin immer einzige Merkwürdigkeit der Welt bleiben." — „Je höher hinauf in der Zeit, desto mehr verschwinden die Symbole, und mich dünkt, die schweigende Ehrfurcht gegen den Unendlichen, Unnennbaren wächst. Auch bei den Propheten war Erscheinung Gottes in einem Gesicht kein nothwendiges Stück ihres Prophetenberufs; die meisten hatten Wort Gottes ohne Erscheinung. Was dies der hebräischen Poesie für Auszeichnung vor den Dichtarten aller mythologischen Völker gebe, zeigt sich von selbst. Sie ward Poesie der Weisen, nicht mythologischer Götterseher. Hymnen und Epopöen voll kämpfender Göttergestalten waren nicht ihr Werk: die Lieder und Lobgesänge, die Gott besingen, preisen ihn in seinen Thaten, in den Vollkommenheiten seiner Werke; mit den Symbolen seiner Erscheinung schmücken sie sich nur sparsam, und die Ausführlichkeit dieser Züge nimmt zu, je mehr die uralte Erhabenheit der Poesie abnimmt." Fr. Schlegel, mehr vom religiös-mystischen als vom ästhetischen Standpunkt urtheilend, sagt über diese hebräische Poesie: „Den Vorzug einer üppiger dichtenden Phantasie und erfinderischen Metaphysik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man gern den Persern[1] vor den Hebräern zugestehen. Nur über solche Fragen, welche bei noch weniger deutlichen Aussichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott schwankend machen könnten,

[1] Diese nämlich stehen den Juden in der Reinheit der Gotteserkenntniß und in sittlicher Frömmigkeit am nächsten.

enthält die Darstellung der Leiden Hiobs einen Aufschluß, eine Darstellung, die auch nur als solche und nach einem blos irdischen Kunstsinne betrachtet, zu dem Eigenthümlichsten und Erhabensten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben ist. Nicht mehr ganz in das mosaische Geheimniß eingehüllt, deutlicher spricht sich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesansicht in den Gesängen Davids, den Sinnbildern Salomons und den Weissagungen Jesaias' aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poesie beurtheilt, Bewunderung erregt und über allen Vergleich erhaben, jede schmähende Anfeindung niederschlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeisterung, aus welcher die größten Dichter auch der neueren, bis auf unsere Zeit sich zu ihrem kühnsten Aufschwung ermuthigt haben. Es ist hier nicht die sinnige Klarheit des künstlerischen Verstandes, wie in den Geisteswerken der Griechen, nicht jene weltumfassende praktische Beurtheilung und im Leben entscheidend wirkende Verstandesstärke der Römer, sondern der prophetische Tiefsinn, was in den heiligen Schriften der Hebräer obwaltet." — „Wenn wir uns fragen, was der Bibel auch selbst in ihren dichterischen Theilen die mehr als pindarische Begeisterung, die mehr als platonische Erhabenheit in der reinen Anschauung des Göttlichen verleiht: so ist es jener Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht." — „In Rücksicht auf die kunstreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt der heiligen Poesie der Hebräer auf keine Weise mit dem Reichthum der griechischen Darstellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in diesen an die vollkommenste Blüthe der Schönheit fast immer unmittelbar schon die Entartung und der höchsten Vollendung der Kunst folgt nicht selten ein üppiger und ausschweifender Geschmack."

Die christliche Religion und Weltanschauung ist einerseits zwar die verklärte und gesteigerte Fortsetzung der jüdischen, mit dieser einen gemeinschaftlichen Gegensatz bildend gegen die heidnischen Naturreligionen, den Polytheismus, selbst aber auch allerdings ihr gegenüberstehend durch ihren reineren, geistigeren Universalismus, durch die Auflösung des starren Gesetzes in die Freiheit der selbstbewußten Sittlichkeit, der Furcht und Scheue in Liebe und fähig, die edelsten Elemente der frühern, nicht

jüdiſchen Bildung in ſich aufzunehmen. An die Stelle des im Judenthum immer nur gehofften Sieges der nationalen Sache, des Beſtandes derſelben und ſpäter der Befreiung von fremder Knechtſchaft, iſt im Chriſtenthum der Glaube an die wirklich geſchehene und ewige Erlöſung im geiſtigen Sinne getreten. Einen göttlichen Helden hat das Chriſtenthum, aber einen Helden in Knechtsgeſtalt, einen Geſalbten, aber der kein irdiſches Königreich und Volk ſtiftete, der am Kreuze ſtarb, nur ſeinen Geiſt den Seinigen zurücklaſſend und ſendend. Eine chriſtliche Poeſie konnte ſich nach allen Umſtänden nicht ſofort entfalten. Fürs erſte fehlte ein nationaler Boden, aus welchem ſie hätte erwachſen können, weil der Stifter des Chriſtenthums kein Volk, keinen Staat gründete, wie Moſes that; ſodann aber war auch der Geiſt des Chriſtenthums in der Zeit ſeiner Anfänge, in einer Zeit des tiefen ſittlichen Verderbens, des politiſchen Zerfalls, unter Anfeindung und blutiger Verfolgung des Meiſters und der Jünger, unter Leiden und Kämpfen Jahrhunderte hindurch, ſein Geiſt war zu ernſt, zu ſtreng, als daß die Freiheit der Phantaſie, wie ſie die Poeſie erheiſcht, in den Gemüthern der Chriſten hätte eintreten können. Die mythologiſche, heidniſche Poeſie mußte den Chriſten verdächtig und gefährlich, als Abgötterei erſcheinen, und nur etwa im Tone der Pſalmen und Propheten mochten ſie verſuchen, ihre religiöſen Empfindungen in gehobener Sprache auszuſtrömen, falls ſie dazu ein Bedürfniß trieb. Die Apokalypſe, als dichteriſches Werk angeſehen, iſt nur ein Nachklang jüdiſcher Poeſie. Wenn freudiger Aufſchwung des Gemüthes, innige Begeiſterung und erhebende Hoffnung gewiß auch in den Tagen der Verfolgung und Bedrückung, der Weltentſagung und der Kämpfe, die Herzen vieler Chriſten erfüllten, ſo verſchmähten doch in ſo ernſten, trüben Zeiten die auf das Reingeiſtige und Ewige gerichteten Gemüther den irdiſchen Schmuck der Sprache, die Bilder und Geſtalten der Einbildungskraft für ihre Gefühle und ſcheuten die Zerſtreuung des auf das Höchſte mit ſittlich-religiöſem Eifer gerichteten Geiſtes durch die Formen einer ſinnlicheren Schönheit. Zwar weiß man ſchon aus den älteſten Zeiten, den erſten Jahrhunderten, von Hymnen, in welchen Gott und Chriſtus geprieſen wurden, aber ſie ſcheinen doch nicht ſehr eigenthümlich noch ſehr häufig geweſen

zu seyn, da sich keine erhalten haben; und beim Gottesdienst wurden noch lange nur Psalmen oder aus der heiligen Schrift zusammengesetzte Dorologien gesungen, und erst später, unter vielfachem Widerspruch, von ausgezeichneten Kirchenlehrern verfaßte geistliche Lieder in den öffentlichen Kirchengesang eingeführt. Verdächtig wurden die nicht von Alters her im Kirchengebrauch vorhandenen Lieder deßwegen, weil Sektenstifter und häretische Parteien Kirchenlieder oft gebrauchten, um dadurch ihre eigenthümlichen Religionsmeinungen in Umlauf zu bringen.

Das Eigenthümliche und Auszeichnende des Christenthums ist das, daß es, eine Religion der Welt, nicht eine Nationalreligion, seinem tiefsten Zuge nach weder auf ein politisches noch ein ästhetisches, sondern auf ein sittlich-religiöses Ideal gerichtet, nicht mit dem werdenden Geiste eines einzelnen Volkes, mit seiner jugendlich schöpferischen Phantasie sich verschmolz, sondern von allerdings zum Theil noch jugendlichen, aber doch schon mit einem bestimmten, ausgebildeteren Naturcharakter begabten Völkern aufgenommen, wohl maßgebend, sittigend, veredelnd und weihend, aber nicht in Staat und Kunst unmittelbar schaffend wirken konnte. Das äußere, sichtbare Erzeugniß der christlichen Religion, freilich nicht in ihrer Reinheit, sondern vermischt mit vielen zum Theil sehr weltlichen und unreinen Elementen und Beweggründen, war die Kirche, und erst aus der Kirche, so zu sagen dem religiösen Gemeinwesen, dem christlichen, dem Gottesstaat, wurde die christliche Politik, die christliche Rhetorik, Kunst und Poesie geboren. Bis die Kirche zu einem großen, selbstständigen Organismus herangewachsen war, wirkte auch unter den christlichen Völkern in der Kunst, namentlich in der Poesie, das ursprüngliche nationale Element weit überwiegend fort, und das christliche Element kam nur als verklärende Weihe, oft nur in schwachem Anflug und in einzelnen Anklängen, darüber. „Das Christenthum," sagt Fr. Schlegel, „von der einen und der freie Geist des Nordens von der andern Seite, das waren die beiden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Literatur des Mittelalters: eine christlich-lateinische, die ganz Europa gemein war, und eine besondere mehr poetische für jede Nation, in der Landessprache. Das nordische Naturgefühl wurde die Wurzel, aus welcher das

Gebilde des neuen Geistes der abendländischen Völker emporwuchs. Das Christenthum aber ist das Licht von oben gewesen, durch welches jene andern Elemente neu verklärt und auch für die Kunst und Wissenschaft in Eins gestaltet worden sind." So war und blieb denn die wichtigste Poesie des frühern Mittelalters, als sich diese aus der Barbarei und Zerrüttung der Völkerwanderungen herausarbeitete, als schon lange die Völker christlich waren oder doch hießen, national, und nur schwach christlich gefärbt. Hauptsächlich gilt dies von den eigentlichen Heldengedichten, aus den heidnischen Heldensagen entsprungen, wo zwar die Helden in den Münster zur Mette gehen und zu Christ beten, im Ganzen aber der Geist der Poesie durchaus nicht das christliche Gepräge an sich trägt, sondern den der ungezügelten, heldischen, wenn auch keineswegs unsittlichen, oft edeln Naturkraft. Stärker tritt schon der christliche Geist hervor in den Gedichten, worin Ritter und das Ritterthum, christliches, durch Glauben, Liebe und Ehre gesittigtes und geadeltes Heldenthum, aus der Vermählung des Heroismus mit christlicher Andacht erzeugt, gefeiert wird. Nicht blos Muth und Stärke, sondern auch Gehorsam, Entsagung, Ergebung, Selbstverläugnung, macht die Ehre des christlichen Ritters aus; er kämpft nicht blos um irdische Herrschaft, um Besitz und Ruhm, sondern zum Schutz der Unschuld, zur Vertheidigung der christlichen Kirche, zur Verherrlichung der heiligen Jungfrau und des weiblichen Geschlechts, das in der Himmelskönigin so hoch emporgehoben und Gegenstand des höchsten Cultus geworden ist. So spielt das christlich-kirchliche Element im Titurel und Parcival eine große Rolle, und ein christliches Mysterium bildet den Mittelpunkt dieser Gedichte. Eine Art von christlicher Mythologie, wenn man den Ausdruck gestatten will, hatte sich im Laufe der Jahrhunderte in der Kirche und zum Theil unter Begünstigung derselben, z. B. durch die Heiligsprechung frommer Verstorbener, gebildet und bot einen reichen und zum Theil dankbaren Stoff für die Poesie. Doch auch hier war das christliche Element sehr stark versetzt mit den Zuthaten einer auf einem ganz andern Gebiet sich ergehenden Phantasie, mit heidnischen Ueberlieferungen von Ungeheuern, Riesen, Zwergen, Zauberern, Magie u. dergl. und auch vom Christlichen ist mehr nur der Reiz

des Geheimnißvollen und Wunderbaren, das Aeußerliche und Mythische, als sein sittlich idealer Geist aufgefaßt. Willkür der Erfindung und der Phantasie herrscht darin, und statt einer klaren Idee bildet den Mittelpunkt ein mystisches, neckendes Geheimniß. Im Gegensatz zu solchen allerdings sinn- und phantasievollen Fiktionen, in welchen christliche Ahnung und Sehnsucht nach dem Göttlichen dargestellt wird, bieten die wirklichen Kämpfe der Christen gegen die Ungläubigen in Europa und die Kreuzzüge ins heilige Land, als beseelt, wenigstens zum Theil, von religiösen Ideen und Triebfedern, die Innigkeit des Glaubens, die christliche Hingebung mit Heldenmuth und Tapferkeit vermählend, einen, wie es scheint, sehr dankbaren Stoff für eine christliche Poesie. Wirklich hat auch die Dichtkunst dieses Gegenstandes sich vielfach bemächtigt — von den Gedichten über Karl den Großen an, über seine Kämpfe mit den Mauren, die Schlacht bei Roncesvall, bis zu der viel späteren Dichtung Tassos: das befreite Jerusalem. Der historische Umfang des Gegenstandes mit dem ungeheuern Reichthum der mannigfaltigsten Thaten, Situationen, Charaktere und Motive, bei der Einheit der Idee, scheint in der That der Poesie das einladendste Feld zu eröffnen, und alle Gelegenheit zur Verherrlichung des Christenthums als Lebensprinzip, als höhere Offenbarung und Weisheit, als weltbewegende und weltüberwindende Macht zu geben, und es ist wohl dem Nachlassen der schaffenden Dichterkraft zuzuschreiben, wenn dieser große und würdige Gegenstand nicht so vielseitig und fruchtbar, als man erwarten konnte, dichterisch bearbeitet wurde. Hier wäre es dem Dichter möglich und leicht gemacht, das Religiöse und Geistige überall an ein Aeußeres, Historischbedeutsames anzuknüpfen, die Weltgeschichte gleichsam im christlichen Sinne, vom Gesichtspunkt des Christenthums als der Weltreligion aus, sittlich, historisch und prophetisch aufzufassen. Dies ist nun selbst bei Tasso, einen so frommen Geist sein herrliches Gedicht auch athmet, nicht geschehen; die Eroberung von Jerusalem wird bei ihm eigentlich nur als ein einzelnes Faktum, so zu sagen wie die Argonautenfahrt um das goldene Vließ, oder wie der Zug gegen Troja, wie ein Abenteuer christlicher Helden behandelt. Dagegen hat ein anderer, früherer und größerer Dichter es unternommen, eine poetische

Anschauung des gesammten Weltalls, der Natur, der Geschichte, der christlichen Kirche, der Menschheit, der Hölle und des Himmels vom christlichen Gesichtspunkt in einem Gedicht zu verkörpern, welches an Kühnheit und Größe der Phantasie, an Kraft und Einfalt der Sprache, an Tiefe der Gedanken und Gefühle einzig in der Welt dasteht, Dante in seiner Göttlichen Komödie. Er hat die ungeheure, die unmöglich scheinende Aufgabe gelöst, die gesammte christliche Weltanschauung, nach dem philosophischen und wissenschaftlichen Standpunkt seiner Zeit, deren Strahlen er in seiner Poesie zusammendrängte, in einer Art von Epos darzustellen, ohne eine äußere, historische Begebenheit, an den einfachen Faden einer Wanderung der verzückten Seele des Dichters den ganzen Inhalt christlicher Weisheit und Erkenntniß, tiefsinnigster Frömmigkeit und begeisterter Ahnung der Zukunft und des Unsichtbaren anknüpfend. Gedanken, nicht Thaten, sind der Gegenstand und Inhalt von Dante's Gedicht, welchem so die erste Bedingung und Grundlage der Poesie, sinnliche Anschaulichkeit und fortschreitende Handlung zu mangeln scheint; aber die Gedanken werden in dem Geiste des von christlichem Glauben tief durchdrungenen und gehobenen Dichters zu anschaulichen Wesenheiten, sie verkörpern sich seiner mächtigen Phantasie, seiner erst aus dem Chaos der Idiome sich neu gestaltenden, energischen Sprache zu Gestalten, fest und gediegen, charaktervoll und ewig, wie gemeißelt oder aus Erz gegossen. Mit einer Gegenständlichkeit, wie andern Dichtern die Thaten und Personen der Geschichte, die Geschöpfe und Bildungen der Natur, stellten sich seinem kräftig gesammelten und ringenden Geiste die bis ins Einzelnste ausgebildeten Anschauungen der drei großen Reiche der Strafe, der Läuterung und der Verklärung dar, mit einer innern Nothwendigkeit, die jede Willkür der erfindenden Einbildungskraft auszuschließen scheint, und ihn fast wider Willen selbst das Widerwärtige, das Ekelhafte, Abscheuliche und Empörende mit heiliger Ruhe und Ergebung schildern läßt. So sehr war Dante von seinen poetisch-religiösen Ideen durchdrungen und beherrscht, gleichsam das Organ derselben, daß sie seine eigene Persönlichkeit verklärten, ihn als einen Propheten und Seher erscheinen ließen, und daß, der Sage nach, die Florentiner eine ehrfurchtsvolle Scheue empfanden, wenn der Greis

an ihnen vorüberging, welcher in die Hölle hinabgestiegen war. So erstand in Dante, nachdem viele größere Versuche, das Christenthum anders als in Liedern und Hymnen, Ergießungen des frommen Gefühls, poetisch darzustellen, nicht glücklich ausgefallen waren, — hauptsächlich darum auch, weil die von den alten Dichtern entlehnten Formen nicht paßten, oder weil die erforderliche Höhe der Bildung noch fehlte — ein ächt christlicher Dichter, ja man darf wohl sagen, der Gipfel der eigentlich christlichen Poesie, im engern Sinne. „An und für sich," darin stimmt wohl Jedermann mit Fr. Schlegel überein, „ist das Christenthum selbst, als geschichtliche Offenbarung oder als Lehre, nicht Gegenstand der Poesie. Es kann an sich weder Philosophie noch Poesie seyn ... es ist dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann." Schlegel findet nun eine solche indirekte Darstellung des Christenthums, die sicherste und am meisten gelungene, in der Ritterpoesie des Mittelalters, und erklärt Dante's Gedicht schon für einen Versuch, die Geheimnisse des Christenthums unmittelbar zu ergreifen, welcher fast nothwendig mißlingen müsse und auch bei Dante ein Gefühl der Disharmonie zurücklasse. Poesie und Christenthum seyen auch bei ihm nicht in vollkommener Harmonie und sein Werk, zwar nicht im Ganzen, aber doch stellenweise, ein theologisches Lehrgedicht. — Uns scheint aber, sein Werk müsse eben nach seiner Ganzheit, nicht nach einzelnen Stellen, es müsse nach seiner innern Idee beurtheilt und aufgefaßt werden, und diese scheint denn doch der Lösung der Aufgabe einer durch und durch christlichen Poesie näher zu kommen, als die Ritterdichtungen, so wie sie geworden sind. Zugeben aber kann man, daß der erhabene Dante, eine Zierde und Stolz christlicher Bildungskraft, doch zugleich in seiner einsamen Größe Allen, welche ihm auf seiner Bahn nachzustreben versucht seyn möchten, ein abmahnendes und warnendes: Lasciate ogni speranza! zuruft. Sein Gedicht, obwohl es von öffentlich bestellten Lehrern erklärt und erläutert, und unzählige Male commentirt worden, ist doch nur durch einzelne Stellen, nicht als Ganzes, zu lebendiger Wirkung gelangt oder darin geblieben; der Mehrzahl der religiösen Gemüther

konnte, zu glauben, Geld genüge zu Allem. Der Krieg wegen Candia, so ruhmvoll für die Seemacht der Republik, hatte ihr 126 Millionen Dukati gekostet, und die Staatsschuld um 46 Millionen vermehrt. Ludwig XIV. hatte von allen seinen Siegen zuletzt nur 160 Mill. Franken Schulden. Oesterreich, England, Rußland traten siegreich aus dem Kampfe, aber — England hat seine Schuld um 400,000,000 vermehrt, und Rußland bezahlte die Siege mit 200,000,000.

Wenn Napoleon eine Ausnahme machte, und durch seine Siege seine Finanzen nicht wenig hob, so liegt der Grund zunächst hierin, daß er auch unter den Regenten eine Ausnahme machte.

Die Römer hatten das Geheimniß gefunden, durch den Krieg reich zu werden. Ihre Kriege waren kurz aber kräftig, und daß die Ausgaben gedeckt wurden, versäumte kein Sieger zu bedingen; keiner wagte zu triumphiren, außer er brachte Schätze des Auslandes in den Staatsschatz.

16.

Verbindungen.

Es gibt gewisse, aus den politischen Verhältnissen hervorgehende, Gesetze für Verbindungen, welche, wenn sie übertreten werden, was immer der augenblickliche Grund hiezu sey, sich mit Naturnothwendigkeit rächen.

Italien war wenigstens unabhängig, in so lange es die Bündnisse mit Deutschland und Frankreich verschmähte. Louis Sforza rief die Franzosen ins Land, und sein Haus wurde, wie billig, das Opfer davon.

Die Venetianer, welche an keinen Staat mehr als an Oesterreich zu verlieren hatten, und da die Lombardei nun einmal schon in den Händen der Fremden war, ihre natürliche Stütze an

mußte die poetische Form, die Kühnheiten der Phantasie und die eingeflochtene Politik und Philosophie fremd und ungenießbar, den Meisten aber, denen es nur um ästhetischen Genuß zu thun war, der ganze Ton und Inhalt zu ernst, zu streng, zu feierlich seyn.

Gleich einem Riesenbaum, der mit weitausgedehnten Wurzeln eine große Strecke Boden in Alleinbesitz nimmt, scheint Dante auf eine lange Zeitstrecke hinaus alle Nahrungssäfte christlicher Poesie eingesaugt und verzehrt zu haben. Erst nach mehreren Jahrhunderten traten in der christlichen Welt wieder große Dichter von entschieden und vorherrschend religiöser Richtung auf, — solche, welche einen biblischen oder religiösen Stoff mit wirklichem poetischem Genius behandelten, — Milton und Klopstock. Gewaltig aber hatten sich die Verhältnisse, bedeutend hatte sich die Aufgabe dieser Dichter geändert. Dante war der Dichter der katholischen Welt, obwohl er mit sittlichem Ernst und strenger Kühnheit das Verderben der Welt und Kirche beleuchtet und angegriffen hatte; die Eine christliche Kirche und das Kaiserthum galten ihm als die Säulen und Angeln der Weltgeschichte, und vom Standpunkt der Prophetie aus betrachtete er doch hauptsächlich auch die gegenwärtige, die wirkliche Welt, die er in den nächsten, unmittelbarsten Bezug mit dem Jenseits setzte. Milton aber und Klopstock gehörten der protestantischen Kirche an, und die Gedichte Beider gründen sich vorzugsweise auf die durch die Reformation wiedereroberte Bibel. Spricht das Gedicht des großen Italiäners den ganzen Menschen an, nicht blos das Religiöse in ihm und das Aesthetische, sondern auch das politische, das wissenschaftliche, das philosophische Interesse, so wenden sich dagegen die mehr historisch gehaltenen Gedichte, das verlorene Paradies und der Messias, fast ausschließlich an das dogmatisch-religiöse Interesse, dem sie freilich viele Elemente der edelsten Poesie beimischen. Aber indem diese Gedichte den Inhalt der heiligen Ueberlieferung dadurch dem ästhetischen Gefühl und der Phantasie näher zu bringen suchen, daß sie die allgemeineren Züge zu individualisiren, die Ideen sinnlich zu veranschaulichen suchen, wie es der Poesie gemäß ist, schwächen sie in den Theilen, wo die Hauptpersonen selbst auftreten, eher den Eindruck der heiligen Ueberlieferung, als daß sie ihn verstärken, und die

bewundertsten und gelungensten Abschnitte sind wohl hauptsächlich minder wesentliche Episoden, psychologische, Natur- und Charakterschilderungen, oder einzelne Ausbrüche des überwallenden Gefühls. Die protestantische Strenge und Nüchternheit, welche die Mißbräuche der Tradition bekämpfte, schnitt auch Vieles von dem weg, was man etwa die Mythologie des Christenthums oder der römischen Kirche nennen kann, und scheute sich noch mehr davor, irgend dem Glauben und dem konfessionellen Eifer ein Aergerniß zu geben, als sie bemüht war die Phantasie zu vergnügen. Ja, Klopstock betrachtete seine Messiade mit frommem Sinn als ein dem Erlöser dargebrachtes Opfer, und hatte mehr die Ehre Christi als die seinige oder den Glanz der Poesie im Auge. Obgleich aber Klopstocks Messias, welcher eine neue glänzende Aera der Poesie und Literatur in Deutschland einleitet, ungeheuren Beifall und Bewunderung, und manche Nachahmer fand, ist er doch auch zugleich als ein Wendepunkt für die religiöse Poesie zu betrachten. Bald begann auch in Deutschland, nach dem Vorgange Frankreichs und Englands, die Periode der starken Geister, der Spötter und Zweifler, der Himmelsstürmer in der Literatur und in der Poesie. Schon die politischen Ereignisse, der Aufschwung der Wissenschaften, der Gang, den die Entwicklung der Philosophie nahm, dies Alles wirkte darauf hin, auch die Poesie von der religiösen Sammlung abzuziehen und sie zur Theilnehmerin der Kämpfe und Bewegungen der Zeit auf allen Gebieten zu machen. Die in Europa, und besonders auch in Deutschland, den Ton angebende Poesie wurde immer entschiedener weltlich, auch wo es nicht gerade bis zur offenen Opposition gegen die Religion kam. Aber auch diese blieb nicht aus. Einzelne berühmt gewordene Gedichte unserer größten Dichter, Goethe's und Schillers, wie Prometheus, die Braut von Korinth, Resignation, die Götter Griechenlands und manche andere, sprachen eine skeptische, eine dem Christenthum abgewandte Weltanschauung aus, oder ließen sich wenigstens sehr leicht so deuten, wurden in diesem Sinne aufgefaßt und wirksam. Der in der Zeit liegenden Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit gegen die Religion suchten später in der Poesie die Romantiker mit Wort und That einen Damm entgegenzusetzen; aber so manches beherzigenswerthe Wort sie aussprachen, geboten sie doch nicht

über so große poetische Kräfte, um eine Umgestaltung der Poesie nach ihrem Sinne zu bewirken, und schwächten den Eindruck mancher tiefen Wahrheit durch Paradoxien und durch abenteuerliche, abstoßende und ungenießbare poetische Erzeugnisse, die zum Theil gemacht waren um die Theorie zu rechtfertigen, zum Theil auch ihr geradezu widersprachen. Doch blieben sie nicht ohne Einfluß, und namentlich haben des mit ihnen zusammenhängenden Schleiermachers Reden über die Religion einen nachhaltigen Eindruck in Deutschland hervorgebracht. Indem er, das innerste Wesen der Religion mit scharfem Blick in der Tiefe des menschlichen Geistes aufsuchend, nachwies, daß sie vom Erkennen und vom Handeln scharf getrennt werden müsse, und zu zeigen suchte, daß sie, als Sinn für das Universum, für das Unendliche, und Hingabe an dessen Wirken, ihren Kern und Keim im reinen, tiefsten Gefühl, in der lautersten Phantasie habe, wußte er sie, als ein Eigenthümliches, Nothwendiges, den sie verachtenden Gebildeten wieder näher zu bringen und sie mit der höchsten, gediegensten Geistes- und Gemüthsentwicklung in ein inneres Verhältniß zu setzen. Er sprach es aus, daß die Religion nicht eine ausschließende, engherzige Macht des Lebens seyn wolle und solle, sondern vielmehr die Alles vereinigende und weihende Krone der Strebungen und Schöpfungen des Geistes; er sagt: „Von jeher hatte das Größte in der Kunst ein religiöses Gepräge," und er preist mit überschwänglichem Lobe den kurz zuvor gestorbenen Dichter Novalis, dessen Poesie in einem seltenen Maß eine tiefe mystische Frömmigkeit, schwankend jedoch zwischen herrnhuterischer Jesusliebe, katholicisirendem Marienkultus und idealistischem Pantheismus, athmet. Aber die Romantik hatte zu wenig festen Boden und Halt, und das Widersprechendste ließ sich unter ihre dehnbaren Grundsätze einreiben, wie denn z. B. die romantische Schule in Frankreich wohl mehr dem Geist der Frivolität als dem der Religiosität huldigt. Auch derjenige Dichter, welcher wohl als der größte poetische Genius dieses Jahrhunderts betrachtet werden muß, und welcher als der Hauptvertreter, der Mittelpunkt und der neue Gründer einer antireligiösen und frivolen Poesie zu gelten pflegt, Byron, ließe sich wohl ohne Zwang zum Romantiker stempeln. Das Verhältniß der Poesie dieses Dichters zur Religion ist hier etwas genauer zu betrachten. Es

ist eine weit verbreitete Ansicht, daß Byron der wahrste und größte Vertreter der eigentlich gottlosen, der dämonischen Poesie sey. So sagt ein philosophischer Aesthetiker von dem „britischen Dichtertitanen:" „Byron ist ein wirklicher, geschichtlicher Faust; der tiefste, innerste Sinn der Faustsage hat vielleicht noch in keiner bekannten, geschichtlichen Erscheinung sich so vollständig bethätigt, wie in diesem gewaltigen, aber ebenso unseligen als gewaltigen Geiste. Wer da wissen will, was der Ausdruck einer schwarzen Magie meint, die alle Geister der Hölle, in das lockende Gewand der Paradiesesgestalten gehüllt, an die Oberfläche der irdischen Welt, in die Umgebung der Menschen heraufzuzaubern wisse: der versenke sich in die Tiefen dieses Geistes, auf dessen Dichtung, so unwiderstehlich anziehend, ja sirenenartig bezaubernd sie zu wirken vermag, doch Allen, auch die nur unvollständig ihr Wesen durchschauen, ein geheimnißvoller Fluch zu ruhen scheint, der die tiefer Eindringenden nicht selten mit einem namenlosen Entsetzen, mit einem Grauen, das nicht von dieser Welt ist, ergriffen hat." Derselbe bezeichnet Byron anderswo als den Dichter des Gräßlichen und Häßlichen, im ethisch-ästhetischen Sinne, und bemerkt, daß der Zauber, den seine Werke ausüben, auf dem Contrast beruhe, welchen der Ausdruck der Sehnsucht nach der entschwundenen Welt der Unschuld und Seligkeit mit dem infernalischen Toben der abgefallenen und losgebundenen Geister bilde; es gebe bei ihm namentlich der Anklang an die verlorene Welt der Unschuld oft in ein ausdrückliches Läugnen der Wahrheit und des Göttlichen über. — Und Fr. Schlegel sagt von diesem Dichter, nachdem er vorausgeschickt, daß in der bildenden Kunst und in der Musik der Gegenwart das religiöse Prinzip sich als stärker bewähre, in der Poesie aber es sich anders verhalte: „denn Wer möchte wohl dem Lord Byron das höchste Dichtertalent und den nicht zu beneidenden Ruhm des größten unter allen antichristlichen Dichtern absprechen? Hier steht nun wirklich eine positive Kraft des Bösen, ein dämonisch begeisterter Dichter und in seiner finstern Tiefe hoch aufragender und königlicher Kunstgeist dem guten, aber noch sehr unvollkommenen Streben einer fromm gefühlten und christlich schönen Dichtkunst in herrschender Gewalt entgegen. Auch unsern deutschen Faust hat dieser britische Kain der Poesie weit überflügelt." Die

erhabene Trostlosigkeit, welche an dem poetischen Gemälde des Abgrundes selbst ein dunkles Vergnügen finde, sey das magisch Hinreißende in Lord Byrons Gedichten, der eben darum der Lieblingsdichter so vieler ähnlich gestimmter Gemüther in den höhern europäischen Kreisen geworden sey — und, darf man wohl hinzusetzen, der Begründer oder Entfeßler einer ganzen antireligiösen, skeptischen und skoptischen Poesie.

So wenig nun die hier angeführten Urtheile über den von Goethe so hoch gestellten, auch poetisch von ihm verherrlichten, freilich auch beklagten Lord Byron, in ihrer ganzen Härte und Strenge allgemeine Zustimmung finden mögen, so werden doch alle Besonnenen und unparteiisch Urtheilenden so ziemlich in der Ansicht übereinstimmen, daß Byrons Poesie in ihrer Gesammtheit keine wahrhaft, durch und durch gesunde, keine den ganzen Menschen harmonisch bildende und hebende, sondern eine innerlich krankhafte, zerrissene, das Gemüth mehr entzweiende als versöhnende sey. So mächtig, fast fieberisch, er seine Zeit ergriffen und bewegt hat, als der poetische Verkündiger vieler ihrer Wünsche, Zweifel, Gedanken und Gelüste, so wenig glauben wir, daß er in der Art wie andere große Dichter fortwirken werde; in ferner Zeit wird man ihn noch kennen und bewundern, aber er wird nicht der Lehrer, der Freund und Vertraute seines Volkes und der Menschheit bleiben. Er war der Sohn und der Vertreter einer krampfhaft bewegten, einer krankhaft gesteigerten, überall aus dem gewöhnlichen Geleise und den Fugen getretenen Zeit, und auf ihre Rechnung mag man auch größtentheils den Charakter seiner Poesie schreiben; aber wie sehr man ihn persönlich gegen Vorwürfe vertheidigen mag, seine Poesie kann nicht als ein Linderungs- und Bildungsmittel der Seele gelten. Und warum dies nicht? Wir antworten: weil und sofern sie des sittlich-religiösen Geistes entbehrt. Aber wir beeilen uns, zur Verhütung von Mißverständnissen, unsere Ansicht näher zu bestimmen.

Häufig wird von den Freunden der Religion, des Christenthums, dadurch gefehlt und der Vorwurf der Unduldsamkeit, der Verketzerung begründet, daß sie einestheils die Abweichung von einzelnen Lehrmeinungen einer Kirche, von Dogmen, sofort für eine Auflehnung und Feindschaft gegen die Religion selbst erklären,

und ſodann: daß ſie beim Zweifel, beim Widerſpruch von Poeten oder Philoſophen gegen Sätze der Religion oder gegen ihr Weſen ſelbſt, nicht genug unterſcheiden zwiſchen derjenigen Oppoſition, welche aus einem vielleicht irrigen, aber tiefen, ſchmerzlichen Ringen nach Wahrheit entſpringt, und derjenigen, welche an der Bekämpfung der Religion vermöge ſittlicher Feindſeligkeit gegen ſie ihre Freude hat. Jene Engherzigkeit und Beſchränktheit, die auf dem Gebiete der Kirche ſelbſt, der Theologie und der Religion die bitterſten Früchte getragen hat, führt auch auf dem Gebiet der Poeſie zu den ärgerlichſten und traurigſten Mißverſtändniſſen, treibt den innerlich religiöſen, aber dabei freigeſinnten Geiſt gewaltſam in die Oppoſition hinein, und kränkt und erbittert ihn wohl ſelbſt manchmal ſo, daß er, die zeitliche zufällige Form für das Weſen nehmend, äußerlich angreift und bekämpft, was er urſprünglich hoch und heilig achtet. Ebenſo unglücklich wirkt der Mangel an Unterſcheidung zwiſchen dem jedes Vorurtheil ablehnenden, von reinem Eifer beſeelten Streben nach Wahrheit, und zwiſchen der Feindſeligkeit gegen das Weſen der ethiſchen Religion ſelbſt. In derſelben Anklage und Verdammung werden hier oft die hochſinnigſten und reinſten, und die leichtfertigſten, gemeinſten, ſeichteſten und verworfenſten Geiſter zuſammengeworfen, und dadurch natürlich ebenſo bei jenen eine gerechte Erbitterung geweckt, als bei den letztern eine boshafte Genugthuung genährt. Eine unabweislich ſich aufdrängende Forderung ſcheint es doch hier zu ſeyn, den mit ſittlichem Ernſt nach Wahrheit Ringenden, auch wenn er bei einem dem religiöſen Glauben widerſprechenden Ergebniß ankommt, nicht mit dem eiteln, frechen, gemeinen Religionsſpötter und Haſſer, dem Verhöhner von Sitte und Tugend in Eine Klaſſe zu ſetzen, und das Merkmal dieſer Unterſcheidung ſcheint ſich aus dem Geſagten von ſelbſt zu ergeben; indeſſen muß man geſtehen, daß wohl auch Fälle vorkommen, wo der geſchilderte zweifache Charakter der Oppoſition gegen die Religion einigermaßen in einander fließt und der tiefſinnige, großherziger Gefühle fähige ſkeptiſche Dichter doch auch hin und wieder das Ohr des Satyrs und den Bocksfuß des Fauns zeigt, und mit dem ſüßen Schluchzen der Melancholie das Hohnlachen ſchadenfroher, boshafter Dämonen in ſeinen Gedichten abzuwechſeln oder ſich zu vermiſchen

scheint. Von dieser Art ist namentlich Byrons Poesie, worin Edles und Gemeines sich mischt und der Schmerz des im Suchen der Wahrheit sich abringenden Geistes und des unbefriedigt bleibenden, tiefen Gemüthes grelle Contraste bildet mit der cynischen, giftigen Verachtung und Verhöhnung von Zucht und Sitte, die ihren Grund doch wohl eher in einer wild empörten Selbstsucht und Sinnlichkeit und im Gefühl der eigenen Schwäche, als in der Achtung der einfachen und gesunden Natur hat, und mit einem Trotz, der am Bösen, an der Sünde sich theils deßwegen weidet, weil es von Kraft und Muth zeugt, aber doch auch deßwegen, weil es den verderbten Neigungen und der eigenen Unsittlichkeit, oder dem Hang zur Ungebundenheit schmeichelt. Achtbar kann unter gewissen Verhältnissen selbst die irreligiös und antireligiös sich geberdende Poesie seyn, wenn nämlich der Dichter das Reinste, das Edelste, Stärkste und Unselbstsüchtigste der menschlichen Natur, den reinen sittlichen Willen, die geistigste Beschaulichkeit, an die Stelle des Göttlichen setzt, wenn er im Selbstgefühl seines geistigen und sittlichen Adels der Gottheit entbehren zu können, wenn er durch die göttliche Macht seine wahre Freiheit aufgehoben, beschränkt oder zu einer feinern Art von Dienstbarkeit herabgewürdigt glaubt, wenn er den gestürmten und entleerten Olymp oder Himmel mit den reinen Ideen des Schönen, des Wahren, des Heiligen wieder zu erfüllen sucht. In solchem Sinne ist des Aeschylus gefesselter Prometheus gedichtet, der jedoch in dem befreiten Prometheus seine Ergänzung und Auflösung fand; ein solcher Dichter war in neuerer Zeit P. B. Shelley, der Freund Byrons, welcher seine Poesie rein erhielt von der zügellosen Frechheit des genialen Lords, obgleich er mit der positiven Religion aufs entschiedenste brach; und in gewisser Art dürfen wir dazu auch unsere beiden großen deutschen Dichter zählen. Schiller mochte die christliche Religion als Dichter nicht ästhetisch genug, als Philosoph nicht geistig und idealistisch genug finden, wie er dies in manchen seiner Gedichte mehr oder minder offen ausgesprochen hat, aber mit der sittlichen Würde und Erhabenheit derselben stimmte seine hohe ethische Gesinnung ganz zusammen, und mit ihrem innersten Geiste stand er seinem ganzen Wesen nach nie im Widerspruch, so wie auch seine vollendetsten Schöpfungen von religiösem Geiste mild durchweht und

durchdrungen ſind. Goethe war mit ſeinem Fauſt, wie in einem der obigen Urtheile angedeutet iſt, der Vorgänger von Byron und überhaupt der Vater der ſpekulativ-ſkeptiſchen Poeſie, welche ſich vorzugsweiſe mit dem Problem des Fauſt und verwandter Stoffe beſchäftigte; er hat mit manchem äſthetiſch-trefflichen Gedicht, wie mit ſeinem Fragment Prometheus, namentlich aber mit manchen Epigrammen die Freunde der Religion überhaupt und des Chriſtenthums insbeſondere verletzt und abgeſtoßen, er hat ſich ſelbſt einmal gegen Lavater als entſchiedenen Unchriſten bekannt. Aber nicht nach einzelnen Aeußerungen und Stimmungen, ſondern nach dem weſentlichen Geiſte ſeiner Poeſie müſſen wir unſer Urtheil beſtimmen, und Alles erwogen, können wir ihn nichts weniger als den antireligiöſen Dichtern zugeſellen. Sein in dieſer Beziehung wichtigſtes Werk, der Fauſt, iſt nur die Darſtellung der innern Gährung und Unklarheit eines nach abſoluter Wahrheit dürſtenden, zwiſchen Glauben und Unglauben ſchwankenden Geiſtes, freilich mit ſubjektiver, perſönlicher Färbung, ohne daß ein die Religion ausſchließendes oder ein ihr ganz entſprechendes Reſultat zu Tage läge; mag die ſtrenge Orthodoxie und die ängſtliche religiöſe Verletzlichkeit ſich daran ärgern — der Glaube und der Unglaube dürften etwa gleich viel daraus zu ihren Gunſten deuten und anführen, während die ſeichte Frivolität und die kahle Verſtandesaufklärung vor der geiſtigen Tiefe darin erſchrecken müſſen. Die gelegentlichen Bitterkeiten aber gegen Religion und Chriſtenthum, die ſich bei Goethe, dem von ſo vielen Seiten her Angeregten und zu Entgegenkommen oder Reaktion Herausgeforderten, beſonders aus frühern Jahren nicht ſelten finden, werden mehr als aufgewogen durch die reifſten und edelſten Erzeugniſſe ſeines Dichtergenius, wie Hermann und Dorothea, Taſſo, Iphigenie, in welchen, vernehmlich für jedes tiefere Gemüth, ein ächt religiöſer Geiſt webt, ſo wenig er in ausdrücklichen Worten auffällig hervortritt, ein ächt religiöſer Geiſt, welcher überall die Macht und Heiligkeit einer in und über der Welt und der Menſchheit waltenden, ſittlichen Ordnung anerkennt und alles menſchliche Thun und Leiden in einem Göttlichen begründet ſieht, eine höhere Löſung menſchlicher Verwirrung getroſt erwartet. Wie ſehr Goethe überhaupt in ſeinen ſpätern Jahren von der zum Theil in der Richtung der

Zeit des nüchternen, aufklärerischen, zersetzenden achtzehnten Jahrhunderts liegenden, zum Theil auch im Uebermuth der kecken Jugend begründeten Opposition gegen die Religion zurückkam, beweist der Sinn und Geist, in welchem die Wanderjahre geschrieben sind, wo bei vielen Veranlassungen der tiefe Sinn, die Bedeutung, die Kraft und Schönheit des christlichen Glaubens, so wie die Unentbehrlichkeit der Religion überhaupt in gemüthlicher, sittlicher und geselliger Beziehung aufs entschiedenste anerkannt wird. Daß die Religion und die Poesie nicht innerlich sich widerstreben, sondern auf der höchsten Stufe sich friedlich vermählen, scheint in folgendem Wort Goethes angedeutet zu seyn: „Es gibt nur zwei wahre Religionen, die das heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet;" und daß diese „schönste Form" das Sittliche nicht aus-, sondern nothwendig in sich schließt, hat er namentlich in seinen spätern Schöpfungen und in vielen Reflexionen und Aeußerungen aufs entschiedenste bezeugt.

Das Faustthema, hauptsächlich durch Goethe wieder in Aufnahme gebracht, und seit ihm einen großen Theil der deutschen Poesie insbesondere beherrschend und in sich hineinziehend, muß an sich wohl eher religiös als irreligiös genannt werden, aber der Geist der Zeit hat ihm vielfach eine irreligiöse und antireligiöse Wendung gegeben. Ein für den harmlosen religiösen Glauben bedenklicher Gegenstand war es allerdings, sobald diejenige Unschuld und Kindlichkeit desselben verschwand, welche durch ein unbedingtes Machtwort des Glaubens sich alle Zweifel des grübelnden und vermessenen Verstandes ausreden und niederschlagen ließ, sobald die Mehrzahl der ein solches poetisches Produkt Genießenden den Faust nicht mehr wie einen ihnen fremden Helden, sondern als den Vertreter ihrer eigenen, mehr oder minder zum Bewußtseyn gekommenen Gedanken und Zweifel betrachtete und sich mit ihm identificirte. Eine religiöse Färbung und Tendenz kann die Behandlung der Faustsage behalten, wenn der Grund seiner Zweifel und seines Pakts mit dem Bösen ursprünglich in den Trieb und Durst nach der höchsten Wahrheit, nach Lösung der Räthsel des Lebens, gelegt, oder wenn ein aus selbstischen und sinnlichen Beweggründen entspringendes

Streben nach höherer Erkenntniß als in sich falsch und nichtig nachgewiesen, als Irrthum, Schuld und Sünde behandelt wird; einen irreligiösen Charakter dagegen wird sie da annehmen, wo das Trachten nach höherer Erkenntniß aus sinnlichen und unsittlichen Motiven, aus Wollust, Habsucht, Hochmuth entspringt, oder doch sofort diesen Leidenschaften dienstbar erscheint, und dennoch Faust als der den Menschengeist selbst in seinem nothwendigen Wesen, ja in seinem reinen Adel vertretende Held gefeiert wird, sey es, daß er gerettet werde oder untergehe. Ein Faust der erstern Art, mag er auch mit titanischer Kühnheit, wie Prometheus, gegen den Himmel ankämpfen, ist doch darum seinem innersten Wesen nach weniger irreligiös, weil er doch die göttlichen Mächte der Sittlichkeit und Wahrheit ehrt, ja gerade in ihrem Dienste kämpft und vielleicht sich opfert; ein Faust der letztern Art aber nähert sich mehr dem Don Juan, er trägt vielleicht nur den Doktorsmantel über dem bunten Galakleide des Wüstlings, und läugnet und verspottet Gott und Himmel mehr im Interesse und zur Rechtfertigung seiner schlechten Leidenschaften, als aus ehrlichem Zweifel. Nicht zu läugnen ist, daß sich manche solche Fauste, unter diesem oder jenem Namen, in die neue und neueste Poesie eingeschlichen haben und der Religion gefährlicher sind, als offene Don Juans, weil Diese doch frei und keck ihren Charakter an der Stirne tragen, Jene dagegen Philosophie und Selbstsucht, Melancholie und Epikuräismus künstlich verquicken und mit den stolzen Sprüchen der erhabensten Seelen die Beweggründe und Gelüste des frivolsten Libertins paaren. Ein gerechter Wunsch ist es, daß doch auch hier eine Scheidung eintreten und nicht eine, den Charakter der Zeit überhaupt bezeichnende und entstellende Vermengung des Ungleichartigen, des Widersprechenden, die Köpfe und Gemüther unheilbar verwirren und den Garten der Poesie, welcher mit einer Mannigfaltigkeit von Gewächsen und Blüthen prangen sollte, nicht zum Chaos und zum Irrgarten alles guten Geschmacks, aller Einsicht und Besonnenheit werden lassen möchte.

Wir halten nämlich die trübe Mischung der an sich unverträglichsten Elemente und Richtungen für ein Hauptgebrechen in der Poesie unserer Zeit, die sich gerade in den grellen Contrasten zu gefallen scheint, die überschwänglichst frommen oder

Frankreich finden mußten, verbanden sich mit Oesterreich gegen Frankreich und wurden eine österreichische Provinz.

Savoyen, vermöge seiner ganzen Stellung ein Verbündeter Frankreichs gegen Oesterreich, da es allein von der Lombardie gewinnen kann; dieser Ansicht treu, trat Savoyen, als man sich wegen der Nachfolge in Parma zu streiten begann (1731), mit Frankreich und Spanien gegen Oesterreich in Bund, und erhielt im Frieden von 1735 Tortona und Novarra. Das Jahr 1741 sah Savoyen im Bunde gegen Oesterreich, um den Rücklaß Kaisers Karl VI. zu theilen.

Sobald der Hof von Turin gewahr wurde, daß Maria Theresia in Bezug der Vertheidigung der überbergischen Länder ihres Reiches nachgiebiger werde, und Spanien und Neapel, seine Verbündeten, die Lombardie überziehen, waren diese offenbar seine Feinde. Jetzt warf er sich in die Verbindung mit Oesterreich, entschlossen jedoch nur halb zu handeln, bis Maria Theresia seine Hülfe theuer bezahle. Dies geschah. Schöne Provinzen fielen ihm zu und bedeutende Rechte; jetzt ward er thätiger Verbündete gegen Frankreich, da nicht mehr Oesterreich und Italien ihn zu fürchten schien, sondern Spanien. Der Aachner Frieden verschaffte ihm endlich das Meiste von dem, was Maria Theresia ihm zugesagt.

Als die Revolution in Frankreich ausbrach, und die Könige für ihre Throne zittern machte, vergaß Savoyen seine Stellung, und durch den Vertrag von Pavia aufgemuntert, der ihm Theile Frankreichs zusagte, trat es in die Linie gegen Frankreich; es hoffte ganz Italien in die Waffen zu bringen, und durch große Hülfskraft die Natur zu zwingen. Man weiß, wohin dies Savoyen in Kurzem führte; das Land, das diesen Namen trägt, ward dem Hause entrissen. Gewiß, daß der Hof von Turin damals seine Lage erkannte, und für die Zusage Mailands gerne seinem natürlichen Verbündeten beigetreten wäre, wenn dieser ihm Beruhigung einzuflößen gewußt hätte; da es sich aber um den Thron selbst zu handeln schien, so mußte der Hof von Turin annehmen, es gebe in der Politik nichts Beständiges mehr, und schloß sich fester an Oesterreich. Dies kostete ihm aber den Thron. Nicht seiner Politik, sondern der Gnade der Verbündeten im Jahr 1813, welche einem großen, schönen Grundsatz durch diese

frommſeynſollenden Empfindungen und Gedanken zur Folie von Gotteslästerungen gebraucht, und umgekehrt, und Himmliſches und Teufliſches mit gleicher Liebe in Bewegung ſetzt — um Effekt zu machen. Die verwickelteren, verworrenen Lebensverhältniſſe, die ſich durchkreuzenden Meinungen, Anſprüche, Richtungen in allen Gebieten des geiſtigen und gemüthlichen Lebens haben auch der Poeſie einen zuſammengeſetzteren, oft chamäleonartigen Charakter aufgedrückt und ſie derjenigen Einfachheit entfremdet, welche mit anſcheinend geringen Mitteln, aber mit wahrer und geſunder Kraft Groſſes leiſtet, und während manche Dichter unbewuſt und willenlos von entgegengeſetzten Strömungen ergriffen und umgetrieben werden und gleichſam zwei Seelen in ihrer Bruſt tragen, raffen andere mit Bewuſtſeyn das Widerſprechende zuſammen, um durch den Reichthum, die Vielſeitigkeit ihrer Bildung zu glänzen — um zu intereſſiren, ſtatt zu erfreuen und durch Genuſt zu bilden. Worte, welche Goethe von der Muſik ſagt, finden gewiß mit geeigneter Modifikation ihre Anwendung auch auf die Poeſie: „Die Muſik iſt heilig oder profan. Das Heilige iſt ihrer Würde ganz gemäß und hier hat ſie die gröſte Wirkung aufs Leben, welche ſich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane ſollte durchaus heiter ſeyn. Eine Muſik, die den heiligen und profanen Charakter vermiſcht, iſt gottlos, und eine halbſchürige, welche ſchwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, iſt abgeſchmackt. Denn ſie iſt nicht ernſt genug, um heilig zu ſeyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengeſetzten: die Heiterkeit." So ſollte auch, oder vielmehr ſo wird die ächte Poeſie mit Entſchiedenheit den einen oder den andern Charakter, den des Heiligen oder des Profanen, an ſich tragen, ſie wird zur Andacht oder zur Heiterkeit ſtimmen, ſich aber hüten, beides zu vermiſchen. Heilig nennen wir nun hier in einem weitern Sinne nicht blos diejenige Poeſie, welche unmittelbar mit religiöſen Gegenſtänden ſich beſchäftigt, den Hymnus, das geiſtliche Lied, das Myſterium, ſondern jede Poeſie, welche religiöſe, ſittliche oder Vernunftideen und Anſchauungen, tiefe gemüthliche Zuſtände und Empfindungen mit dem Ernſt und der Keuſchheit einer ganz in ſich ruhenden und beſchloſſenen, über alle ſinnlichen und pathologiſchen Einflüſſe erhabenen Begeiſterung darſtellt; profan aber heißt uns

diejenige Poesie, welche einerseits über die Schwere, Verkehrtheit und Widerwärtigkeit der Welt dadurch siegt, daß sie ihnen die heitere Seite abgewinnt und sich lachend darüber erhebt, und andererseits über den Empfindungen und Forderungen der niedern, sinnlichern Natur die Ansprüche und Gesetze des Gemüthes, des Geistes und der Sittlichkeit vergißt und ignorirt. Die profane Poesie kann unschuldig, naiv seyn, im Gegensatz zur Lüsternheit und Corruption, und sie kann berechtigt seyn, sofern sie sich nur auf den Standpunkt des Verstandes stellt, und bei wirklichem poetischem Talent und künstlerischer Behandlung kann sie einen wirklich erheiternden und sittlich wenigstens unschädlichen Eindruck machen; aber groß ist die Gefahr und Versuchung für sie, ihre ordentlichen Gränzen zu überschreiten und statt gesunder Sinnlichkeit und Natur, statt heiterer und komischer Auffassung und Darstellung der Verkehrtheit, statt lustiger Bekämpfung von Thorheiten und Einseitigkeiten, einer ungesunden Sentimentalität zu schmeicheln, die sinnliche Natur mit Hintansetzung und Herabsetzung der sittlichen zu reizen und zu vergöttern, den Ernst und die Sittlichkeit selbst als Vorurtheile zu verspotten, gegen jede höhere Ansicht vom Leben als gegen eine Thorheit mit vergifteten Waffen zu Felde zu ziehen, sittliche Grundsätze und religiösen Glauben vor den Sinnen und dem nüchternen Verstand lächerlich zu machen. Bei dieser Verirrung der Poesie, mag ihr noch so viel Talent und Geist zur Seite stehen, geht natürlich die eigentliche ästhetische Stimmung nothwendig verloren und die Poesie wird zur Magd von anderartigen Bestrebungen entwürdigt; es kann eine solche im schlimmen Sinn profane, oder richtiger frivole Poesie nur in Zeiten aufkommen, wo überhaupt auf dem Gebiete des Geistes Verfall, Verwirrung und Anarchie einreißt; und sie kann dem Ernst und der Würde, dem bildenden und heiligenden Einfluß der ächten Poesie auf lange hinein Eintrag thun, den Geschmack überreizen, abstumpfen und vergiften; aber am Ende wird sie doch ihre innere Nichtigkeit dadurch offenbaren, daß sie, wenn sie alles ihr im Wege stehende Positive verschlungen oder doch besudelt hat, selbst bankerott dasteht, unfähig, aus sich selbst etwas Tüchtiges, Lebenskräftiges zu erzeugen, nur als Schlingpflanze am Stamme des Positiven sich hinaufrankend und das ihr verhaßte Leben und Wachsthum

erſtickend. Eine ſolche, aus Zerſetzung des geſunden geiſtigen Blutes und Saftes des Lebens ſich entwickelnde, den Moderduft durch die raffinirteſten Eſſenzen übertäubende Poeſie kann wohl im Augenblicke aufregen, reizen, narkotiſch berauſchen, aber ſie vermag weder wahrhaft zu erfriſchen und zu erheitern, noch auch zu erheben und zu veredeln; eines von beiden aber ſoll jede ächte, geſunde Poeſie leiſten.

Manche mögen nun hierauf ſagen: ja! eine ſolche verzweifelnde, verneinende, ſkeptiſche und ſkoptiſche, eine ſolche zerriſſene und zerreißende Poeſie iſt allerdings nicht die höchſte, nicht die wahre Poeſie, aber ſie iſt ein nothwendiger Uebergang, ſie bahnt den Weg zu einer durchaus heitern, in ſich einigen, gediegenen, geſunden und natürlichen Poeſie, deren Entwicklung und Blüthe bedingt iſt davon, daß alles Finſtere, Störende, Trübſelige, alle den reinen und harmloſen Lebensgenuß, die klarſte, durchſichtigſte Weltanſchauung trübenden Vorſtellungen und Elemente weggeräumt und aus dem Leben wie aus der Poeſie verbannt ſeyen, daß alſo namentlich die Religion ausgeſchloſſen und überwunden ſey, weil ſie der Sinnlichkeit wie der Vernunft, der Unbefangenheit des Urtheils und der Weltanſchauung wie der Freiheit des Willens Zwang anthut, weil ſie ewig ein Fremdes und Hemmendes bleibt in dem lichten Element des Selbſtbewußtſeyns. Die Heiterkeit der Poeſie iſt die Frucht ihrer Freiheit; wenn ſie ganz ſie ſelbſt ſeyn darf, wenn keine dunkeln Mächte mehr ſie im Bann halten, wenn die entfeſſelte Phantaſie über alle Vorurtheile und Täuſchungen ſich emporſchwingt, dann wird die Muſe nicht anders als lächeln können, und ſie wird mit ihrem ſüßen Zauber, ihrem milden Segen alle Gemüther erquicken, ſie wird die Menſchheit in ihre weichen Arme ſchließen, ſie an ihr warmes Herz drücken, ohne daß ſich ſtörende und ſtrenge Geſtalten mehr dazwiſchen drängen dürfen. Die Poeſie wird dann, wenn einmal die Menſchheit nicht ohne Religion ſoll leben können, ihre Religion, und der Cultus der Geweihten der Poeſie wird der allein bleibende, der zwangloſe, aber darum nur um ſo begeiſterndere Cultus ſeyn, und ſie wird vielleicht beſſer als alle bisherige Religion in ſo langer Probezeit vermocht hat, durch ihr mildes und heiteres Evangelium der Freude die Völker zur wahren Menſchlichkeit, zur ſchönen Sitte erziehen, nicht

durch Aufstellung unerreichbarer, in sich selbst widersprechender und unmöglicher Ideale, nicht durch der Natur widersprechende Gesetze und durch, das Gemüth empörende und zum Sklavensinn gewöhnende Drohungen, sondern durch die einschmeichelnde Macht des Schönen, durch die liebevolle Anerkennung und Achtung alles Menschlichnatürlichen, durch die Verminderung und am Ende die Aufhebung der Gegensätze und Reibungen zwischen Gesetz und Natur, Pflicht und Neigung.

Als wahr und beifallswerth erkennen wir an dieser Ansicht gerne das an, daß die Poesie überhaupt einen erheiternden und befreienden Charakter haben, daß sie alles Niederdrückende und Verdüsternde von sich ausschließen solle, aber es kommt auf eine nähere Verständigung an, was man heiter und befreiend, was man trüb und niederdrückend nennt. Nach unserer Ueberzeugung wirkt nicht blos das Scherzhafte und Komische, nicht blos die Darstellung von sinnlichem Wohlbehagen, von Freude und Lust erheiternd und befreiend in einem höhern Sinne auf das Gemüth, sondern eben so sehr, ja weit tiefer und nachhaltiger auch Ernstes, selbst theilweise Erschütterndes und Schmerzliches, wenn ihm die Lösung und Verklärung nicht fehlt, und es ist ja bekannt, wie gewaltig oft das Tragische in der Poesie nicht etwa nur trübselige Menschen, sondern die reinsten, unbefangensten, gebildetsten Gemüther fesselt und entzückt. Die lachend heitere Poesie hat zu ihrer nothwendigen Ergänzung immer und überall eine tiefere, ernstere, darum aber keineswegs düstere und verdüsternde Poesie, und wenn diese fehlte, müßte die Poesie eines Volkes oder Zeitalters nothwendig zu großer Seichtigkeit herabsinken; denn die lachend heitere Poesie vermag nur wie ein verschönernder Duft an die Oberfläche der Dinge sich anzusetzen, und nur diejenige Dichtung, welche die Elemente des Ernstes, das Erschütternde und Schmerzliche nicht scheut und ausschließt, wenn gleich sie sie zu bewältigen und zu versöhnen weiß, dringt in das tiefere Wesen, in den Kern und Mittelpunkt des Lebens und Gemüthes ein, durchdringt die geheimsten Adern und verklärt von Innen und von Oben. Jene verbreitet nur einen anmuthigen Schein über die Gegenstände, deren sie sich bemächtigt, diese ringt mit dem scheinbar Widerstrebenden, überwindet und verklärt es. Die Forderung und Erwartung einer ungemischt und

unvermittelt heitern, fröhlichen Poesie beschränkte ihr Reich nothwendig auf einen unendlich kleinen Theil des Lebens, löste sie ab von dem Reichthum der Wirklichkeit mit den tiefsten Gefühlen und Bedürfnissen des Menschenherzens, und machte sie, statt zur Religion der Gesammtheit, vielmehr nur zum ausschließlichen Besitz einer kleinen Anzahl von Geistern, unbekannt mit den ernstern Aufgaben, Geheimnissen und Schmerzen des Lebens, oder zu leichtfertig und gehaltlos, um davon berührt und ergriffen zu werden. Die Träume von der durch sich allein Versöhnung, Friede, schöne Sittlichkeit und Harmonie, ächte Humanität erzeugenden Macht einer solchen Poesie fallen von selbst zusammen und bedürfen keiner widerlegenden Beleuchtung, denn alle die zu hebenden Gebrechen und Mißstände wurzeln in einer Tiefe der Wirklichkeit, bis zu welcher jene „über den Bäumen schwebende" Poesie gar nicht hinabreicht; kein nüchtern denkender Mensch wird der lachenden und scherzenden, wenn auch noch so geistvollen und selbst unschuldigen, naiven Poesie das zugestehen, was man bei ernster Erwägung sogar der tiefsinnigsten und geweihtesten Poesie absprechen muß: die Fähigkeit, das Recht, geradezu die Stelle der Religion zu vertreten, diese entbehrlich zu machen und den Cultus des Genius an die Stelle der sittlichen Frömmigkeit, der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu setzen. Wir wollen uns, auf Ullmanns geistvollen Aufsatz über den Cultus des Genius verweisend, nur auf ein paar Andeutungen beschränken. Die Poesie ist, wenn wir nicht die Dichter selbst ins Auge fassen, sondern diejenigen, auf welche sie wirken, für welche sie dichten, vorzugsweise Sache des Genusses, des Empfangens, der Receptivität, wenn schon dieser Genuß der reinste, edelste, bildendste ist, und auch eine gewisse geistige Thätigkeit keineswegs ausschließt, sondern fordert. Die Religion dagegen, d. h. die ethische Religion, das Christenthum namentlich, ist zwar nicht, wie eine beschränkte und trübe Ansicht will, das Gegentheil, sie ist nicht blos Ascese, Entsagung, Selbstverläugnung und Opfer, sondern sie ist auch, und im höchsten Sinne, Erquickung, Befriedigung, Beseligung, aber zugleich ist sie eine beständig wirkende und treibende Kraft und stellt das Leben als eine fortdauernde sittliche Aufgabe dar. Hierin liegt nun schon, daß die Religion einen viel größern Kreis umfaßt, als die Poesie; denn sie gründet sich auf allgemeinere Bedürfnisse,

auf gleichmäßigere Anlagen der menschlichen Natur, als die Poesie. Um von der Schönheit der Poesie ergriffen und beglückt zu werden, dazu gehört theils eine gewisse Geschmacksbildung, theils auch eine gewisse Meeresstille des Gemüths, so daß der Cultus des poetischen Genius nur einen kleinen Kreis esoterischer Jünger vereinigen könnte; die Religion dagegen ist in ihren wesentlichsten Darbietungen auch dem Weniggebildeten verständlich, der Erquickung und des Friedens den sie verheißt und bringt, ist jedes Herz bedürftig; sie braucht nicht die Stille und Heiterkeit des Gemüthes abzuwarten, um zu wirken, sondern sie vermag dieselbe aus den Stürmen der Seele hervorgehen zu lassen; sie gibt den sittlichen Trieben und Kräften, welche in jedem Menschen thätig seyn wollen und sollen, eine bestimmte Richtung und kommt so den Bedürfnissen des geistig Armen wie denen des Reichsten entgegen. Endlich: der hohe Werth der Poesie für die Menschheit beruht uns hauptsächlich auch darauf, daß sie ewige Wahrheiten, wie sittliche und gemüthliche so auch, damit zusammenhängend, religiöse, in ihren Hervorbringungen abspiegelt und in schöner Anschaulichkeit und Bildlichkeit dem ästhetischen Sinne näher bringt; der ächte Dichter gilt uns als ein Hellseher des Wahren; aber die Poesie erfindet oder erdichtet nicht die religiösen Ideen, diese sind an sich und für sich vorhanden und treten nur in der Poesie mit besonderer Anschaulichkeit hervor; sollten sie nun nur als Poesie, um der Schönheit der Erfindung und der ästhetischen Wirkung willen geschätzt werden und Geltung haben, würde von ihrer wesenhaften Wahrheit an sich abgesehen, ja diese aufgegeben: so würde nach unserem Dafürhalten die Poesie von ihren Vergötterern gerade, indem sie sie auf den höchsten Thron heben wollten, als ein hohles Gespenst des schönen aber leeren Scheines, der Erdichtung, dem Cultus der Menschheit empfohlen. Die Offenbarung der Poesie ist und bleibt eine andere als die Offenbarung der Religion; dort sind es Offenbarungen der Phantasie, hier Offenbarungen der Vernunft; die hohe Phantasie ist wohl nie ohne Vernunft, ohne den Kern der ächten Wahrheit, und die reine Vernunft nie ganz phantasielos; aber gewiß ist es bedeutsam, daß Christus, der Gründer der höchsten Religion, in der Mittheilung seiner Offenbarungen alles Poetische, den Schmuck

der Phantaſie, ſo ſehr vermieden hat, als es nur das Weſen der Sprache, dieſes Produkts der Einbildungskraft, geſtattete, und wenn er bildlich ſich ausdrückte, ſo ausdrücklich Sinn und Bild oder Gleichniß ſchied. Sein Verfahren jedoch, der der Lehrer einer neuen Religion für alle Völker, für alle Menſchen war, darf ſicherlich kein Abhaltungsgrund für Dichter ſeyn, Religion und Poeſie zu vermählen, oder gar als ſtillſchweigende Verdammung aller Poeſie, außer etwa der Parabelnpoeſie und des Pſalms, betrachtet werden; denn die Gefahr, welche mit einer poetiſchen Einkleidung und Ausſchmückung ſeiner religiöſen Lehre verbunden geweſen wäre, daß der Sinn derſelben dadurch eher hätte verdunkelt als veranſchaulicht und das Verſtändniß erſchwert ſtatt erleichtert, eher die Phantaſie beſtochen als Herz und Gewiſſen gerührt werden können, fällt bei Andern, nachdem die reine, ungefälſchte und unverſchleierte Leuchte brennt, weg, und warum ſollte nicht das vielfach gedeutete „in Zungen Reden" mittelbar auch von der Sprache und den Zeugniſſen der Dichter verſtanden werden dürfen?

Nach dem Bisherigen ergibt ſich leicht, daß wir auch dem Satze: die Religion ſey die Poeſie der Proſaiſchen, der Armen am Geiſte, der Leidenden und Unglücklichen, die Poeſie dagegen die Religion der Phantaſievollen, der Geiſtreichen und der Glücklichen, unſere Zuſtimmung nicht geben können. Fürs Erſte zerfallen die Menſchen nicht ſo in zwei Klaſſen, wie dieſe Anſicht es vorausſetzt, und namentlich iſt glücklich oder unglücklich ſeyn nicht eine anhaftende Eigenſchaft, ſondern es ſind Zuſtände, in welche die meiſten Sterblichen abwechſelnd verſetzt werden. Sodann aber bliebe bei dieſer Behauptung weder die Religion noch die Poeſie als ein Fürſichbeſtehendes, Feſtes übrig, und es würde durch ein willkürliches Spielen mit den Worten denjenigen, welche der Religion entbehren zu können glauben, nun doch die Poeſie als eine Art Religion zugeſchrieben oder aufgedrungen, und den für die Poeſie, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, Unempfänglichen, ihre Religion als Poeſie ausgelegt, obgleich die Einen mit der Religion, die Andern mit der Poeſie Bedürfniſſe befriedigen, auf deren ſpecifiſchem und tiefem Unterſchied eben auch der Unterſchied von Religion und Poeſie beruht. Endlich würde bei dieſer Anſicht, wenn ſie etwas mehr als ein Einfall ſeyn ſollte, überſehen, daß ja gar Viele das Bedürfniß der Religion und

der Poesie und Sinn für beide haben, sie aber im Gefühl wie im Begriff recht gut zu unterscheiden wissen, nicht aber die eine auf die andere, oder beide auf ein Drittes zurückführen, welches keines von beiden wäre.

Unterschieden müssen Religion und Poesie immerdar werden und bleiben; die eine läßt sich nicht von der andern ersetzen, oder in sie auflösen; eine Poesie, welche die Religion nicht mehr als festen, bleibenden Hintergrund anerkennte, müßte nachgerade selbst, so religiös sie sich anstellte, irreligiös werden, in Nihilismus übergehen; eine Religion, welche nur in poetischer Form sich darbieten wollte, müßte, indem sie nach ästhetischer Rührung und Bestechung der Phantasie als nach ihrer höchsten Aufgabe strebte, den Einfluß auf die Gemüther und Gewissen mittelst des ihr wesentlichen sittlichen Ernstes nothwendig schwächen und vernichten, und in einem ästhetisch vielleicht gefälligen, aber sittlich unbefriedigenden Quietismus endigen. Dieser eigentlich die Naturreligion charakterisirende Zug findet sich auch sehr stark bei einer Religion, welche neben der jüdischen und christlichen als ethische betrachtet zu werden Anspruch macht, der mahomedanischen, welche darin ihre überwiegend orientalische Abkunft beurkundet, während in der ursprünglichen Naturreligion der Griechen und Römer sich immer mehr das sittliche Element, auch in der Poesie, hervorarbeitete. Schon Mahomed selbst in seinem Koran kleidete die Religion in ein poetisches und phantastisches, in ein sinnlich reizendes und bestechendes Gewand, oder vielmehr sie war selbst großentheils noch mit sinnlichen Elementen und Motiven vermischt; nach seinem Vorgang haben viele orientalische Dichter und Religiose Poesie und Religion zu identificiren gestrebt, in ästhetisch-mystischen Produktionen Bewundernswerthes geleistet, und Gedichte verfaßt, welche von ihren Glaubensgenossen nicht blos ästhetisch bewundert, sondern selbst als heilige und göttliche Schriften betrachtet wurden. Unter diesen ist besonders der tiefsinnige Dschelaleddin Rumi [1] zu nennen; aber selbst der berühmte Sänger des Weins und der Liebe, Hafiz, wurde die „mystische Zunge" genannt, weil man sich versucht fand und berechtigt glaubte, seiner sinnlichen Genusses-Poesie eine übersinnliche, religiöse Bedeutung unterzulegen, — was einen

[1] Zu vergleichen Tholucks Blüthensammlung orientalischer Mystik

lehrreichen Wink darüber gibt, wie in ſolcher myſtiſchen Poeſie, die in der begeiſterten Anſchauung und poetiſchen Verkündigung der Einheit des Göttlichen und der Welt, eine wahrhaft religiöſe Handlung, einen Gottesdienſt erblickt, dem äſthetiſchen und ſinnlichen Element leicht eine ganz unangemeſſene Bedeutung eingeräumt, und die ſittliche, praktiſche Seite der ächten Religion gefährdet wird. Auch im Kreiſe des Chriſtenthums hat ſich die myſtiſche Poeſie, dem Orientalismus mehr oder weniger ſich annähernd, hervorgethan, z. B. in den theilweiſe ſehr ſchönen Sprüchen des cherubiniſchen Wandersmannes, von J. Angelus Sileſius, im ſiebenzehnten Jahrhundert. Eine ſolche, in plötzlichem Aufſchwung, oft mit ächt poetiſcher Anſchauung mitten in das Weſen der Gottheit hinein ſich verſetzende Poeſie hat manches Beſtechende und erregt oft durch Kühnheit und Großartigkeit ihrer Bilder und Gedanken, durch die überraſchende Aufſtellung und Aufhebung der Gegenſätze, Bewunderung: aber wenn das Spruchartige, Epigrammatiſche dieſer Art von Poeſie wirklich weſentlich ſeyn ſollte, ſo könnte man, hierauf ſich berufend, an dieſer Religion und Poeſie das tadeln und vermiſſen, daß ſie ſo gar keine ſtetige Entwicklung, keinen Fortſchritt haben, daß ſie in jedem Moment fertig und zu Ende ſind; daß dieſe Religioſität des ſittlichen Wachsthums, der Heiligung gar nicht bedarf, und dieſe Poeſie, die in jedem Augenblick mit dem Göttlichen zuſammenfließt, das Menſchliche zu tief unter ſich ſieht, als daß ſie es ihrer Liebe und Darſtellung würdig erachtete, mithin auf jede größere Schöpfung in ihrer myſtiſchen Selbſtgenügſamkeit und Selbſtvergötterung verzichtet. Auch das ſcheint dieſer myſtiſchen Poeſie eigen zu ſeyn, daß ſie, Göttliches und Menſchliches in unvermittelter Einheit zuſammenfaſſend, ſich der Anſchließung an die Anſchauungsweiſe der poſitiven Religion, an die in einem Volke lebenden Formen, leichter entſchlägt, nur die Subjektivität des Dichters walten läßt, und, von augenblicklicher Stimmung abhängig, von der größten Gottinnigkeit zu Paradoxen überſpringt, welche ſich der Gottloſigkeit zu nähern wenigſtens ſcheinen. Unterſchieden alſo müſſen Religion und Poeſie bleiben, aber darum ſollen ſie nicht geſchieden und auseinander gehalten werden, ſondern ſich, mit Wahrung der Eigenthümlichkeit und der Aufgabe beider, aufs innigſte verbinden und vermählen, und

zwar kann dies auf die vielfachſte Weiſe geſchehen, nicht etwa nur in Pſalmen, in Kirchen- und geiſtlichen Liedern, in religiöſen Parabeln, in religiöſen Epen und Allegorien, ſondern in Dichtungen vom mannigfaltigſten Inhalte und von jeder Gattung und Form. Beide ſtreben von verſchiedenen Seiten gewiſſermaßen auf Ein Ziel hin, welches man in den ſchönen Worten Platens ausgeſprochen finden mag:

„Nicht allein der Glauben iſt es, der die Welt beſiegen lehrt;
Wißt, daß auch die Kunſt in Flammen das Vergängliche verzehrt!"

Ueberwindung der Welt, Befreiung des Geiſtes von den irdiſchen Banden, ſeine Erhebung zu idealer Reinheit iſt die Aufgabe beider, nur will die Religion, was die Poeſie in objektiven, ſinnlich ſchönen Anſchauungen als ein Aeußeres und Fremdes zeigt, zu einem Innern, zu einem bleibenden ſubjektiven Zuſtand machen. Aus dieſer Beſtimmung der Verwandtſchaft beider, in ihrer vollen Reinheit und Würde gefaßt, ergibt ſich nun, daß nicht blos diejenige Poeſie als mit der Religion innerlich verwandt, als religiös bezeichnet werden darf, welche ſich ſtreng an poſitive Dogmen anſchließt, ſondern auch diejenige, welche jene Grundtendenzen mit Entſchiedenheit und Conſequenz verfolgt, mag ſie auch dabei von beſtimmten Formeln und Sprüchen ſich weit entfernt halten, und in die bunte Mannigfaltigkeit des vielgeſtalteten Lebens mit aller Freiheit und Kühnheit eingehen, wenn ſie nur die Beziehung auf den Einheitspunkt des Höchſten, des Göttlichen, nie aus dem Auge verliert, wenn ſie nur von der Verwirrung der Welt, die ſie ſchildert, ihr reines Auge ungetrübt und ungeirrt zu der ewigen Sonne, die über den irdiſchen Nebeln, Wolken und Stürmen ſtrahlt, emporhebt. Wir haben oben geſagt, daß eine profane, naive Poeſie immerhin neben der heiligen, ernſten beſtehen möge, aber auch dieſe letztere möchten wir keineswegs zu der engen und armen Einförmigkeit von dogmatiſchen oder moraliſchen Kirchenliedern, von Pſalmen, von chriſtlichen Oden, von Naturgedichten oder Romanzen mit angehängter chriſtlicher Nutzanwendung verdammen; die größte Freiheit möchten wir ihr zuſprechen, und weder die Form des Epos noch des Dramas ihr verwehren; die wunderbaren Geheimniſſe der Menſchenſeele wie die Wechſel und Kataſtrophen der Geſchichte dürfte und ſollte ſie in ihren Kreis hineinziehen;

Gnade huldigten, verdankt der König von Piemont die Wiedererlangung ſeines Reiches und einem Zufall den Erwerb von Genua.

Oeſterreich iſt natürlicher Verbündeter Englands gegen den geſammten Continent, und dieſes umgekehrt hat keinen Verbündeten auf dem Feſtlande, der ihm weniger ſchädlich oder gefährlich wäre.

Oeſtereich iſt natürlicher Verbündeter der Pforte gegen Rußland. Die Gewandtheit, mit welchem es im Jahre 1821 dem ruſſiſchen Cabinette das bereits gezogene Schwert aus der Hand nahm, iſt ein Meiſterſtück der Politik, ja man möchte es eine Leiſtung nennen, die beinahe an das Unbegreifliche grenzt, und der Feinheit des Wiener Hofes zur höchſten Ehre gereicht.

England und Frankreich ſind Oeſterreichs Verbündete gegen Rußland. Preußen Rußlands Verbündeter gegen Oeſterreich.

17.

Ueber den Angriff auf Verbündete.

Wenn nicht ſehr wichtige taktiſche oder ſtrategiſche Hinderniſſe zu Grunde liegen, ſo muß es Geſetz für jeden Staat ſeyn, gegen die Hauptverbündeten beinahe ausſchließend ſeine Kräfte zu wenden. Die andern, ſeyen ſie ſiegreich oder nicht, fallen mit ihm.

Bonaparte ſagte ſehr weiſe 1796, wenn er hätte wollen nach den Tagen von Montenotte, Milleſimo, Ceva nach Turin gehen, ſo würde er nicht nach Mantua gekommen ſeyn. Das Direktorium ſelbſt erkannte dieſen Unterſchied genau, und befahl ihm, die Piemonteſer zu ſchlagen, dann aber augenblicklich den Hof von Turin zu einer Verbindung mit Frankreich zu vermögen, und ſeine ganze Kraft gegen die öſterreichiſchen Heere in Italien zu wenden. Er ſolle Turin bombardiren, wenn er wolle; er aber that es nicht.

eine wahrhaft religiöse Weltanschauung des Dichters müßte jedem Stoff, der ihn irgend anziehen kann; — denn das an sich Häßliche und Abscheuliche als Solches kann den ernsten Dichter nie zur Darstellung anlocken, — das Gepräge des religiösen Sinnes aufdrücken, und ohne daß der Name Gottes oder Christi in seinem Gedicht vorkäme, einen in einem weiteren Sinne erbaulichen Eindruck hervorbringen. Die größten Dichter aller Zeiten und aller Völker sind nie ohne diesen religiösen Sinn gewesen, wie wir im Bisherigen da und dort zu erwähnen Gelegenheit gefunden; nur von Einem, wohl dem größten Genius der christlichen Aera, von Shakespeare, ist noch nicht die Rede gewesen. Ist Shakespeares Poesie von einem religiösen Geist und Hauch durchdrungen? und falls diese Frage verneint werden müßte, würde nicht durch diese Ausnahme die Regel tief erschüttert, ja umgestoßen, welche im Obigen ausgesprochen wurde, und die Herder z. B. so ausdrückt: „Jede Poesie ohne Gott ist eine stolze Papierstaude ohne Naß; jede Moral ohne ihn ist eine Parasitenpflanze. Sie blühet schön in Worten und zieht ihre Ranken hie und dort hin, ja sie umschlingt jede Ritze einer Menschenseele — die Sonne geht auf und sie ist nicht mehr!"

Shakespeare ist wie der reichste der occidentalischen Dichter so auch ohne Zweifel der objektivste. In seinen vielen, die Breite und die Tiefe der Welt umfassenden Dramen sucht man unsers Bedünkens vergeblich die schärfer ausgeprägte Individualität des Dichters selbst, dessen intellektuelle Größe freilich, der klare und große Verstand, die vielumfassende, scharfe Anschauung, der unerschöpfliche Reichthum der Erfindung von Verwicklungen, Situationen und Charakteren, und die gränzenlose Empfänglichkeit des Sinnes für jede Stimmung sich nirgends verläugnet. Er kennt und veranschaulicht die Höhen und Tiefen, die Räthsel, die Widersprüche und Wunderkräfte der Menschenseele, er schaut mit tiefem und klarem Blicke die menschlichen Leidenschaften, die Schicksalswechsel und Kämpfe im Großen und Kleinen, aber er zeigt nirgends eine solche Vorliebe für einzelne seiner Charaktere, wie man sie bei subjektiveren Dichtern findet, er läßt mit wunderbarer Resignation sie ihren Fehlern und ihrem Schicksal verfallen; er ist auch nirgends Theoretiker oder Philosoph in dem Sinne, daß er sich die Aufgabe setzte, gewisse Sätze, eine gewisse

Weltanſchauung durch ſeine dichteriſchen Schöpfungen zu beweiſen; er hat durchaus nichts Lehrhaftes. Iſt nun aber ſeine Poeſie ohne religiöſen Geiſt? Man könnte antworten, ſie iſt religiös und ſie iſt es nicht, ſo wie es gerade die behandelten Stoffe und Charaktere mit ſich brachten; er ſucht weder das Religiöſe, noch vermeidet er es, er nimmt es in ſeine Poeſie mit auf, ſo wie es ſich im Leben ſelbſt als ein mitwirkender Faktor beurkundet; er iſt der größte Dichter der wahren Wirklichkeit, aber er thut nirgends durch eigene poetiſch-philoſophiſche Theorien der Wirklichkeit Gewalt an, und er maßt ſich nicht an, von einem außer und über den dargeſtellten Charakteren und Schickſalen liegenden religiöſen Geſichtspunkt aus das Urtheil zu beſtimmen und zu beſtechen; darauf gerade beruht ſeine Größe und Einzigkeit, daß er den Dingen, den Charakteren, den Verwicklungen und Leidenſchaften ganz ihren natürlichen Gang, daß er mit ſachlicher Nothwendigkeit alle Folgen daraus entſpringen und allen ihr Recht widerfahren läßt, ohne Einmiſchung von beſtreitbaren, ſubjektiven Anſichten. — Hiemit wäre jedoch die obige Frage mehr nur umgangen als eigentlich beantwortet; wir tragen kein Bedenken, ſie in gewiſſem Sinne zu bejahen. Das Geſetz der ſittlichen Weltordnung, der Nemeſis, der Vergeltung liegt der geſammten Weltanſchauung des Dichters zu Grunde, wie man hauptſächlich im Macbeth, in Richard III., im König Lear ſehen kann; das ſtrafende Gericht des Gewiſſens wird von ihm mit erſchütternder Wahrheit geſchildert, und aus dem furchtbaren Samen der Schuld, der verletzten Treue, des Fluches geht eine entſetzliche Ernte auf. Die Geſchichte wird dem Dichter zu einem lebendigen Buche von der Gerechtigkeit des allwaltenden Gottes, deſſen Blätter er als ein kundiger Seher lieſt und auslegt. Aber es iſt auch eine andere Anſicht von einem berühmten Aeſthetiker geltend gemacht worden; Fr. Schlegel unterſcheidet drei Stufen der dramatiſchen Poeſie; die erſte iſt die, wo blos die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erſcheinung des reichen Weltgemäldes gegeben wird; die zweite, wo eine bis in das Innere eingreifende Charakteriſtik nicht blos des Einzelnen, ſondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannigfaltigkeit, in ihren Widerſprüchen und ſeltſamen Verwicklungen, wo der Menſch und ſein

Daseyn, dies vielverschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. „Wäre," fährt er fort, „dies Bedeutende und tief Charakteristische der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, so würde Shakespeare nicht nur der Erste von Allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde auch kaum ein anderer Alter oder Neuer nur von ferne ihm darin zu vergleichen seyn. Es hat aber die dramatische Dichtkunst noch ein anderes und höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseyns nicht blos darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgene klar und jede Verwicklung gelöst wird, und indem sie den sterblichen Schleier lüftet, läßt sie uns das Geheimniß der unsichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief sehenden Phantasie erblicken, und stellt der Seele klar vor Augen, wie sich das innere Leben in dem äußern Kampfe gestaltet, und in welcher Richtung und Bedeutung und wie bezeichnet das Ewige aus dem irdischen Untergange hervorgeht." — „Nach der dreifachen möglichen Auflösung menschlicher Schicksale gibt es auch dreierlei Arten der hohen, ernsten dramatischen Darstellung, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließt, und drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des innern Menschen herbeigeführt wird." Diese dritte und höchste Gattung wird, im Gegensatz zu Shakespeare, vorzugsweise dem Calderon zugeschrieben, bei welchem „Alles im Geiste der christlichen Liebe und Verklärung gedacht, Alles in ihrem Lichte gesehen, in ihren himmlisch glänzenden Farben gemalt ist. Er ist unter allen Verhältnissen und Umständen und unter allen dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche." An Calderon setzt er nur aus: „daß er uns zu schnell zur Auflösung führt, da diese oft um so viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel festhielte, und wenn er das Räthsel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakespeare charakterisirte, wenn er uns nicht fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzte und dauernd darin erhielte.

Shakespeare hat den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Räthsel des Daseyns, wie ein skeptischer Dichter, allzuoft nur als Räthsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen läßt, ohne die Auflösung hinzuzufügen. Und ... dann ist es meistens mehr die alttragische des Untergangs oder eine gemischte mittlere von halber Befriedigung, äußerst selten aber jene im Calderon herrschende liebevolle Verklärung. Im Innersten seiner Gefühls- und Behandlungsweise ist Shakespeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechischer, sondern vielmehr ein altnordischer Dichter als ein christlicher. Es ist eine tiefe Naturbedeutung in Shakespeare ... und eben in diesem durchschimmernden Geheimniß liegt der eigenthümliche Reiz und Zauber dieser nach außen so klar scheinenden Lebensgemälde. Dieses tiefere Element in Shakespeares Poesie steht noch wie ein einzelnes Anzeichen in der modernen Kunst da und erwartet erst in der Zukunft seine volle Entwicklung, wo eine höhere Poesie auf neuem Wege vielleicht nicht mehr blos die flüchtige Erscheinung des Lebens, sondern das geheime Leben der Seele selbst, im Menschen wie in der Natur, darstellen wird."

Fr. Schlegel mochte freilich ein besonderes Interesse haben, den katholischen Dichter über den protestantischen zu erheben; er ist indessen gerecht genug, außer der dem christlichen Geiste entsprechenderen Lösung der Verwicklungen und der endlichen Verklärung des der Verklärung Fähigen bei Calderon, den größern und reichern Dichtergenius des Britten anzuerkennen; und allerdings muß man gestehen, daß die Auflösung und die Katastrophe in Shakespeares Tragödien nicht nur sehr oft etwas Herbes und kaum halb Befriedigendes hat, wie im Hamlet, im Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra und manchen historischen Dramen, namentlich Heinrich VI., in Romeo und Julie, sondern auch wohl etwas Verletzendes, wie im König Lear, im Othello; und daß freilich ein solcher entzückender, den Geist aus den Banden des Irdischen emporhebender Triumphgesang des heroischen Glaubens, des christlichen Heldenmuthes mit standhaftester Liebe zum Vaterland und seiner Ehre, wie in Calderons standhaftem Prinzen, eine solche beseligende Verklärung, vom frommen Glauben angeschaut, bei Shakespeare sich nicht findet; auch die Andacht zum Kreuze und der wunderthätige Magus unter-

ſcheiden ſich von den Dramen des Britten durch den freudigen und zuverſichtlichen Geiſt chriſtlicher Heiterkeit; aber die ganze Poeſie Calderons iſt doch auch nicht von dieſem Geiſte gleichmäßig erfüllt, und die glänzendere Farbe ſeiner Poeſie überhaupt kommt theilweiſe auch auf Rechnung ſeines warmen, ſonnigen Vaterlandes, gegenüber von der mit Nebeln bedeckten rauhern Heimath des britiſchen Dichters. Sodann läßt ſich ſagen: einzelne ſolche über die erſcheinende Wirklichkeit hinausgreifende Dichtungen wie Calderons ſtandhafter Prinz ſind vielleicht ihrer Idee nach das Schönſte und Würdigſte, was die Poeſie zu erſchaffen vermag; aber zur Regel kann doch dieſe Art der Auflöſung, durch eine auch äußerlich anſchauliche Verklärung, nicht gemacht werden, denn es würde dadurch der phantaſtiſchen Willkür ein höchſt gefährliches Feld eröffnet, es würde ſtatt kraftvoller und begeiſternder Anſchauungen der ächt religiöſen Poeſie eine in der Hauptſache bald einförmig und langweilig werdende Maſchinerie überſinnlicher Dekorationen und Verwandlungen Platz greifen, und das wahrhaft Geiſtige wieder in ein nur anſpruchsvolleres Sinnliches, unter höherem Namen übergehen. Leicht würde die Poeſie dann diejenige Körperhaftigkeit und Anſchaulichkeit, welche zu ihrem Weſen gehört, verlieren, und eine verſchwimmende, der feſten Zeichnung, des entſchiedenen Charakters ermangelnde Allegorie die konkrete Poeſie verdrängen.

Ueberhaupt nämlich, darauf werden wir hier geführt, hat die Poeſie, wenn gleich der religiöſe Charakter ihr erſt die höchſte Weihe und Bedeutung gibt, doch zu bedenken, welche Gränzen ihr durch ihr Weſen und durch die menſchliche Natur gezogen ſind. So unbegränzt in gewiſſem Sinne das der Poeſie zuſtehende Reich der Phantaſie iſt, liegt es doch in der Natur der poetiſchen Phantaſie, daß ſie ſich, um lebendigen und tiefen Eindruck zu machen, an die wenn auch idealiſirte Wirklichkeit halte und nicht in das leere Phantaſtiſche, in jenſeits der menſchlichen Erfahrung und Anſchauung liegende Sphären hinausſchweife, nicht in der Zukunft und im Jenſeits ſich als in ihrer Heimath bleibend anſiedle. Einzelnen großen Dichtern, wie einem Dante, mag auch dies kühne Wageſtück gelingen, daß ſie eine der Erfahrung und Anſchauung unzugängliche Welt mit gediegenen, charaktervollen Geſtalten erfüllen und von phantaſtiſcher

Willkür und formloser Verschwommenheit sich doch frei erhalten; auch ist ja Dante's Gedicht zum größern Theil in der That eine nur in das künftige Jenseits verlegte Wanderung durch die nähere und entferntere Vergangenheit der Geschichte; als Gesetz aber für die Dichter überhaupt dürfte ausgesprochen werden: sie haben sich mit der Wirklichkeit, mit der Gegenwart und Vergangenheit, die sie möglichst idealisiren mögen, zu beschäftigen; die Zukunft aber und das Jenseits fallen im Allgemeinen nur so weit in ihren Bereich, als sie Sache der glaubigen Ahnung, der Hoffnung und Sehnsucht sind. Die Gattung und Form der Lyrik wird daher, weil das Aussprechen von Stimmungen und innerlichen Zuständen ihr vorzugsweise eignet, der religiösen Poesie immer am meisten zusagen; in den Gattungen des Epos aber und des Dramas wird zwar die Würde, die Kraft, die Beseligung des religiösen Glaubens mit glücklichstem Erfolg und in größter Mannigfaltigkeit dargestellt, es werden die erzählenden und dramatischen Gedichte vom warmen Hauche der Hoffnung und Andacht, der religiösen Ergebung und Freudigkeit durchglüht, von dem Strahle eines höhern Lebens durchleuchtet werden können, aber der objektiven Darstellung und Gestaltung des Jenseits wird sich der besonnenere Dichter in der Regel enthalten, um nicht den Beruf des auch in der höchsten Begeisterung noch klar sehenden und scharf zeichnenden Poeten mit der Rolle des halb träumenden, in verschwimmenden Wolkenbildern sich heimisch fühlenden, die Berührung mit der lebendigen Wirklichkeit krankhaft scheuenden Visionärs zu vertauschen. Bei Shakespeare findet man freilich das Durchschimmern eines wahrhaft erhebenden und befreienden religiösen Geistes — wie z. B. in des Sophokles Oedipus auf Kolonos, in des Aeschylus Eumeniden, — auch in dem Grade nicht sehr oft, welcher mit einer konkreten, innerhalb der Wirklichkeit sich haltenden Poesie wohl vereinbar wäre, und nicht nur die von ihm gewählten, nach dem Geist der dargestellten Zeit und der auftretenden Charaktere behandelten Stoffe entbehren dieser wenigstens angedeuteten Verklärung, sondern fast durchaus, wenn nicht ein im weltlichen Sinne glücklicher, fröhlicher Ausgang ein Drama krönt, erfolgt der Untergang der Helden und ihrer oft ganz schuldlosen Opfer mit einer ungemilderten Härte und Herbigkeit. Doch ist Shakespeare von

jedem bewußten und abſichtlichen Widerſtand gegen das Religiöſe weit entfernt, und es laſſen ſich in ſeinen Dramen, außer den in religiöſem Sinne gehaltenen Charakteren, wohl manche Punkte aufweiſen, wo die Keime einer religiöſen Weltanſchauung leicht hätten eingeſtreut werden und mit einiger Sorge gepflegt, die duftigſten Blumen über den ſchwarzen Gräbern hätten treiben können.

Wir haben im Bisherigen theils auf geſchichtlichem Wege, theils durch philoſophiſche Erörterung das Verhältniß von Religion und Poeſie zu beleuchten und Winke über das zu geben verſucht, was nach unſerm Dafürhalten für die eine wie für die andere förderlich und wünſchenswerth wäre. Wir wiſſen jedoch zu gut, daß auf den Gebieten des geiſtigen Lebens immer wenigſtens *theilweiſe* neue Bildungen, Verbindungen und Entwicklungen vorkommen, als daß wir uns herausnehmen ſollten, zu beſtimmen, was ſich in der nächſten oder in einer entfernteren Zukunft in dieſen Sphären geſtalten werde. Noch viel weiter aber ſind wir entfernt von der Anmaßung, der Zeit oder den Dichtern vorſchreiben zu wollen, in irgend einer beſtimmten Weiſe, in einem gewiſſen Quantum, ihren poetiſchen Erzeugniſſen doch ja etwas Religion beizumiſchen. Dergleichen Recepte, wiewohl ſelbſt geſcheute Männer ſich beigehen laſſen, ſie zu verſchreiben, und auf den Namen einer bedeutenden Autorität oder eines zufälligen Erfolgs hin gar manche Anbeter und Prieſter der neueſten Mode in der Literatur eifrigſt darnach arbeiten, ſind gänzlich nichtig, und durchaus keine erwünſchte Ergänzung einer einſichtsvollen und geſunden Kritik, denn die Kritik in der Poeſie kann zwar wohl angeben, wie etwas Gemachtes nicht ſeyn ſollte, weil es gewiſſen Geſetzen widerſpricht, aber es kann nicht a priori feſtgeſetzt werden, wie eine freie Dichtung ſeyn ſolle. Ueberdies aber iſt eine *gemachte* Religioſität in der Poeſie, die nicht aus der innerſten Seele ſtammt, ſondern einer Mode huldigen oder einem äußerlich erkannten Bedürfniß der Zeit abhelfen will, ſchlimmer als religiöſe Gleichgültigkeit, denn ſie mißbraucht und verleidet dasjenige, was zur rechten Zeit und in den rechten Händen einen wirklichen Umſchwung herbeiführen würde. Und eintreten wird, das hoffen und glauben wir, ein Umſchwung. Die Kräfte des Menſchengeiſtes, aus welchen Religion und Poeſie hervorgehen, ſind weder erſchöpft, noch das Bedürfniß, der Sinn

für dieſe abgeſtumpft und erloſchen, wenn ſchon durch Arbeitsdrang und Genußſucht einerſeits, andererſeits durch die einſeitige Ueberſpannung des nackten Gedankens, der in Begriffen die Welt umfaſſen und ergründen möchte, für jetzt ſcheinbar zurückgedrängt und übertäubt.

Die im Anfang dieſes Aufſatzes erörterte Behauptung, daß Religion und Poeſie ſich geſchichtlich ausgelebt haben, wird in mehr philoſophiſch lautenden Formeln ſo ausgeſprochen: die moderne Klarheit des Bewußtſeyns, die Durchſichtigkeit des Geiſtes, der ſich ſelbſt in ſeinem Innerſten erfaßt habe, die zu ihrem wahren Begriff gelangte, auf eigenen Füßen ſtehende Wiſſenſchaft, das (wenigſtens in qualitativer Beziehung) abſolute Verſtändniß der Natur ſchließe die Religion und die Poeſie aus, durch die Entdeckungen der Geographen, der Geologen, der Aſtronomen und Naturforſcher jeder Art, durch Berechnungen und Meſſungen, durch die Kritik der Philoſophen ſeyen der Religion und der Poeſie ihre wichtigſten Reiche und Beſitzungen entriſſen worden: die ferne wunderbare Mährchenwelt, der ſinnlich-überſinnliche Himmel, das myſtiſche Jenſeits; der menſchliche Geiſt habe den wahren Kern der Dinge und namentlich ſeiner ſelbſt erfaſſen und von allem Fremden entkleiden gelernt, und ſtatt wie in den Tagen ſeiner Unmündigkeit, wo ihm nach dem Satz: Omne ignotum pro magnifico! alles Unbegriffene und Halberkannte in einem poetiſchen Nimbus oder als göttlich erſchienen, die Kräfte der Natur und der Geſchichte zu hypoſtaſiren und zu perſonificiren, ziehe er jetzt alles vermeintlich Gegenſtändliche, namentlich die Gebilde der Religion und Poeſie in den Kreis ſeiner alles zerſetzenden und ſich angleichenden Begriffsbewegung hinein. Lalande habe geſagt, am ganzen Himmel habe er Gott geſucht und ihn nirgends gefunden; und ſo habe die Wiſſenſchaft und der Gedanke aus der geſammten Welt und dem Leben die überſinnlichen Mächte der Religion und der Poeſie, und den Glauben an ſie wie Geſpenſter des Aberglaubens verſcheucht. — Wie raſch wird doch von denen, welche ſo reden, eine zufällige Form mit dem Weſen verwechſelt! wie werden die Reſultate des Forſchens und Denkens ſo willkürlich gefaßt, ſo vermeſſen überſchätzt, ſo keck entſtellt! wie wird eine Einſeitigkeit der Zeitbildung und Richtung zu einem Verzug geſtempelt! Von einem, wenigſtens

qualitativ abſoluten Verſtändniß der Natur wagt man zu ſprechen, während die tiefſten und beſonnenſten Forſcher anerkennen, daß jeder Schritt vorwärts in der Erkenntniß und Erforſchung nur eine neue Perſpektive noch ſchwierigerer Aufgaben und Räthſel eröffne, während ſehr oft die Begriffe ſelbſt, mit welchen man, als den einfachſten und fundamentalen zu rechnen und zu experimentiren genöthigt iſt, ſelbſt noch unbegriffen ſind und bleiben! Der Umſturz der alten aſtronomiſchen Syſteme ſoll auch die Religion und die Poeſie geſtürzt haben! In Wahrheit eine ſeltſame Vorſtellung von dem Weſen der Religion, wenn man ſie vielmehr von aſtronomiſchen Einſichten als von den Bedürfniſſen des Gemüthes und von ſittlichen Ideen abhängig macht! Man verkennt hiebei gänzlich, daß die Religion eine unzerſtörbare Anlage und ein tiefer Grundtrieb des menſchlichen Geiſtes und Gemüthes iſt, der durch die Anſchauungsweiſe der äußern Welt und durch theoretiſche und wiſſenſchaftliche Sätze und Vorſtellungen wohl im Einzelnen beſtimmt, aber nicht dadurch erzeugt wird, ſondern in ſeiner tiefſten Wurzel ihnen vorangeht und ſie überlebt. Aehnlich verhält es ſich mit der poetiſchen Anlage; die in einer Epoche herrſchenden Anſchauungsweiſen können ſie begünſtigen oder ihr Hinderniſſe in den Weg legen, aber gebunden iſt ſie an keine beſtimmte Form; der ächte Dichter benützt die ihm entgegenkommenden Zeitanſichten und Anſchauungen, aber er überwältigt auch die der Poeſie minder günſtigen. Ohne Zweifel war die griechiſche Mythologie der Poeſie ſehr günſtig; viele Vorſtellungen und Meinungen des chriſtlichen Mittelalters mochten dem Dichter Stoff bieten; aber ſollen Goethe und Schiller nicht als ächte Dichter gelten, und haben doch auch lang nach Galilei und Kopernikus gelebt! Oder war zu ihren Lebzeiten die Klarheit und Selbſtdurchſichtigkeit des Bewußtſeyns, in deren Licht wir dreißig oder vierzig Jahre nach ihnen wandeln ſollen, noch nicht durchgebrochen? Wenn man anerkennt, daß die ächteſte und höchſte Poeſie weſentlich religiös ſeyn müſſe, und dann weiter argumentirt, mit dem erſchütterten und ſinkenden Glauben ſinke auch die Poeſie und werde bald, wenn die Religion vollends entſchwunden, auch die höhere Poeſie zu Ende ſeyn, ſo können wir dieſen Folgerungen in der Hauptſache zuſtimmen, während wir die Vorausſetzungen

bestreiten; unbegreiflich aber ist, wie diejenigen, welche eine hohe Poesie ohne Religion gelten lassen und wohl gar für die höchste erklären, dennoch der Poesie für immer das Todesurtheil sprechen, weil wir zu sehr hinter den Grund und die Wahrheit aller Dinge gekommen, weil wir hinter den Vorhang des Weltgeheimnisses geschaut, weil wir zu bewußt seyen! Uns scheint hieran nur das wahr zu seyn: logische, kritische und witzige Verstandesmenschen sind eben keine Dichter, und allerdings gibt es deren jetzt, vermöge der Richtung und Stimmung der Zeit, mehr als je, und wird vielleicht auch mancher poetische Geist von diesem Zug der Gegenwart hingerissen; aber derjenige, in welchem Anschauung, Phantasie, Gemüth überwiegt, in welchem der poetische Genius wirklich lebendig und mächtig ist, der tritt eben in Kraft seiner innern Begabung und Sendung den Verstandesmenschen, den verneinenden und zersetzenden Logikern und Kritikern als positiver, schaffender Dichter gegenüber und es verwandeln sich einem Solchen die Begriffe selbst, die ihm die Zeit bringt, unwillkürlich in Anschauungen und Gestalten der Phantasie. Wohl mag sich da eine andere Art von Poesie gestalten, eine solche, in welcher der tiefsinnige Gedanke, der Anschauung und dem Bild gegenüber, eine wichtigere Rolle übernimmt, die aber dennoch Poesie bleibt. Wenn in der Gegenwart kein Dichter erster Größe lebt, so berechtigt dies doch wahrlich nicht, nachdem in diesem Jahrhundert erst drei große Dichtergenien geschieden sind, nunmehr das Orakel erschallen zu lassen, die Reihe der Poeten sey für jetzt und immer geschlossen und die Menschheit, vermöge ihrer philosophischen Hellsichtigkeit, darüber hinaus, große Dichter und Dichtungen zu erzeugen. Die Tendenz eines Jahrzehnts kann nur den seichtesten Kopf dazu verführen, Grundtriebe der menschlichen Natur sofort für abgethan zu erklären; die Entwicklung der Menschheit bewegt sich nicht in einer geraden Linie, sondern spiralförmig; sie oscillirt zwischen entgegengesetzten Punkten, und wo der dies Gesetz Verkennende eine beschleunigte Bewegung in der bisherigen Richtung erwartet, tritt plötzlich die Umkehr und die gesteigerte Wirksamkeit und Macht von schon erloschen geglaubten Potenzen ein. Auch dem Glauben können wir nicht entsagen, daß mittelst solcher Oscillationen die Menschheit doch im Ganzen vorschreite, daß

18.

Ueber die Geſchichte des Militärſtands im Allgemeinen.

In rohen, werdenden Staaten iſt Jedermann auch Kriegsmann; auf der Spitze der Bildung und Feſtigkeit wird wieder Jedermann Kriegsmann ſeyn. Die Ausnahmen, Loszählungen, Loskaufungen, Bevorrechtigungen, welche zur Vernachläſſigung der erſten und oberſten Pflicht des Bürgers ſcheinbar berechtigen, ſind eben ſo viele Denkmale der Barbarei, die bereits die Impfung der Bildung empfangen, ohne in ihrer Reinigung zu Ende gekommen zu ſeyn.

Die Anzahl und die Güte der Krieger macht die Stärke der Streitkraft aus. Bevölkerung und Abrichtung in ihrem weiteſten Begriffe ſind daher die Grundquellen dieſer Stärke. So lange nicht jeder Bürger von gewiſſen Jahren bis zu gewiſſen ſtreitbereit ſeyn muß, ſo lange man noch vom zweihundertſten oder hundertſten Mann der Bevölkerung ſpricht, wird man weder durch ihre Zahl hinreichende, noch durch ihre innere Güte zu glänzenden Erfolgen berechtigende Heere haben. Rom zählte unter ſeinem ſechsten Könige ſchon 80,000 Krieger. In jeder Republik wurde, wenn es galt, das geſammte Volk aufgeboten. Dieſe Einrichtung hatte das gebildete Griechenland mit dem roheſten Barbarenlande gemein, weil beider Selbſterhaltung eine gleich wichtige Pflicht und einem jeden Bürger gemein. Das Feudalſyſtem warf dieſe ſtaatsbürgerlichen Heere über den Haufen und brachte die den Staatsbürger unterdrückenden in Aufſchwung.

Die Eroberer, welche die Ländereien unter ſich theilten, hatten ſie gegen Außen und Innen zu vertheidigen; daher Entwaffnung des Volkes und Ritterdienſt. Später begann man wieder unter dem Volke Einige herauszuheben und ihm wieder Waffen zu vertrauen für die Zeit des Krieges; ſo entſtand durch Werbung das Fußvolk, während der Adel mit ſeinen Knechten die Reiterei war. Ob das angeworbene Volk die Blüthe des Volks war, wäre thöricht zu fragen, der Sprachgebrauch hat aus den Spießbuben (ſo nannte man den Fußmann) einen Spitzbuben gemacht. Als die Völker ihrer moraliſchen Natur nach endlich noch tiefer geſunken, und der Adel durch

trotz des ſcheinbaren Ueberwiegens materieller Intereſſen doch der Geiſt ſich immer wieder kräftig empor arbeite. Und zwar der Geiſt nicht blos als die Macht des Materiellen, nicht blos als der berechnende, zerſetzende und zuſammenſetzende, die Naturkräfte ſich dienſtbar machende und beherrſchende, ſchematiſirende und vergleichende Oekonom und Buchführer des Lebens in ſeinen ſinnlichen Erſcheinungen, in ſeinen wägbaren und ſichtbaren Stoffen und in ſeinen organiſchen Gebilden, nicht blos als techniſcher, logiſcher, wiſſenſchaftlicher Verſtand, ſondern als ideales Prinzip, das nicht ſowohl auf Beherrſchung der Stoffe, der Elemente, der Kräfte und der Geiſter gerichtet, als in Huldigung, in Hingebung und Liebe einem Höhern und Höchſten ſich zu unterwerfen oder zu vereinigen verlangend, die äſthetiſche und ſittliche Freiheit von den Beſchränkungen des zeitlichen Lebens als höchſtes Ziel anſtrebt, jedoch nicht auf dem Wege eines enthuſiaſtiſchen und orgiaſtiſchen Taumels oder einer aſcetiſchen Weltverachtung, ſondern mittelſt einer auf tiefe und umfaſſende Erkenntniß, reines, empfängliches Gefühl und energiſchen Willen gegründeten Unterordnung der ſinnlichen und ſelbſtiſchen Triebe unter das Schöne und Heilige. Nach den Wintertagen einer einſeitigen kalten Verſtandesherrſchaft und genußſüchtigen Naturausbeutung werden wieder die Frühlingstage anbrechen, wo die Wärme des Gemüths und die Allempfänglichkeit der Phantaſie das geſtörte Gleichgewicht der geiſtigen Triebe, Strebungen und Gefühle herſtellen, wo die nach Ruhe und Frieden, nach beſchaulichem Selbſtgenuß verlangende Seele gegenüber von dem raſtlos drängenden und verſchlingenden Verſtand ihr Recht anſprechen und behaupten wird.

So wenig wir jedoch eine bleibende Unterdrückung, eine Ausrottung von Religion und Poeſie befürchten, ſo ſcheint es uns doch wohl möglich, daß ſie, bei ungünſtigen Umſtänden, auf eine längere, nicht zu berechnende Zeit hinaus könnten zurückgedrängt und des ihnen gebührenden Einfluſſes beraubt, und beſonders in ihrem für das Gedeihen beider und für eine geſunde, harmoniſche Bildung überhaupt ſo förderlichen und unerläßlichen Zuſammenwirken geſtört werden. Dieſe Gefahr droht beſonders in dem Falle, wenn ſie ſich ihre wahre Freiheit und Selbſtſtändigkeit beeinträchtigen oder abkaufen, und: wenn ſie

sich gegen einander aufhetzen lassen und eine feindliche Stellung gegen einander einnehmen. Wenn die fanatischen Verkämpfer einer jetzt mächtigen Zeitrichtung gern beide Elemente des höhern Menschenlebens verbannen möchten, so würden Andere, duldsamer und besonnener, sich damit begnügen, dieselben in *ihrem Sinne*, nach ihren Zwecken bestehen zu lassen, sie gewissermaßen zu adoptiren. Es soll noch eine Religion geben — der Name und äußere Formen mögen fortbestehen und wirken, aber dem Wesen, dem Inhalt soll etwas ganz Anderes untergeschoben werden; es soll etwa, im Sinne der St. Simonisten, der Fortschritt Gott seyn, und die Arbeit der Cultus desselben. In ähnlicher prosaischer, realistischer oder materialistischer Weise könnte man auch — und es ist in neuern Zeiten mit anmaßendster Keckheit geschehen, — der Poesie ihre Aufgabe, ihre Gegenstände vorschreiben und sie nur unter der Bedingung gewähren lassen wollen, daß sie etwa den sinnlichen Lebensgenuß oder gewisse politische Institutionen feiere und empfehle, andere ideale Gebiete aber ihr verwehrte. Aber nur zu ihrem Unheil würden Religion und Poesie sich durch die Vorspieglungen von einer unmittelbaren, praktischen Wirksamkeit bestechen, sich ihrem hohen idealen Beruf entfremden lassen und zu spät zu der Erkenntniß kommen, daß man sie da als Sklavinnen mißbraucht und entwürdigt habe, wo man ihnen Einfluß, Herrschaft und höhere Ehre versprochen! Der Sinn von Schillers herrlichem Gedicht: Pegasus im Joche, scheint noch heutzutage Vielen nicht recht klar geworden zu seyn, sie scheinen nicht zu begreifen, daß das Dichterpferd so wenig *in täglicher Frohne* an den politischen Triumph- oder Trauerwagen, an den Trainkarren, an die Kanone und an den Babuschlitten der politischen Aufklärung gespannt werden darf, als an den Lastwagen oder den Pflug. Noch viel größer und gefährlicher aber ist die Verführung bei der Religion, deren Lehrer und Priester, um auf die Gemüther Einfluß zu üben, nach menschlicher Weise so leicht nach weltlicher Herrschaft und Gewalt trachten, und die ihnen anvertraute himmlische, ideale Gabe mit so vielen irdischen Zusätzen, aus Verblendung und Leidenschaft, vermischen und verunreinigen.

Wenn Religion und Poesie in ihrem Wesen verunreinigt, von ihrer reinen Selbstständigkeit und Freiheit, von ihrer Idealität

abgezogen werden, werden ſie ebendadurch einander um ſo leichter entfremdet. Eine jetzt mächtige Zeitrichtung möchte gern die Poeſie für ſich und gegen die Religion gewinnen; eine engherzige, nach einer ungehörigen, deſpotiſchen Herrſchaft über die Geiſter und Gewiſſen ſtrebende Auffaſſung der Religion möchte gern die freie Poeſie, die ſich nicht ihr als Magd unterwirft, als Verführerin und Vergifterin der Seelen ausgerottet wiſſen. Eine rigoriſtiſche, aſcetiſche, trübſinnige Religioſität und eine ganz ſinnliche, weltliche und freigeiſtiſche Poeſie ſtehen ſich allerdings ſchroff und ausſchließend gegenüber; aber wir glauben oben nachgewieſen zu haben, daß ein ſolcher Charakter dem innerſten Weſen beider nicht nothwendig anhaftet, vielmehr ihm widerſpricht, daß beide, in naturgemäßer ungehemmter Entwicklung, in geſunder Freiheit, in die Höhe und zum Licht emporwachſend, ſich begegnen und umarmen; daß zwar nicht die eine über die andere eine beſchränkende und läſtige Vormundſchaft führen, ſie im Einzelnen meiſtern, ſondern ihre relative Selbſtſtändigkeit und Freiheit, die Eigenthümlichkeit ihres Gebietes, ihrer Wirkungsweiſe und ihrer Verſuche anerkennen müſſe und werde, daß aber beide in dem nie aus dem Auge verlornen Ideal einer für die Menſchheit im Ganzen zu erſtrebenden geiſtigen und ſittlichen Bildung ein Band finden werden, das ihre Geſtaltungen und Erzeugniſſe ohne Zwang zuſammenhält, — einen unſichtbaren Mittelpunkt, um welchen ſie ſich in ſicherer Freiheit bewegen.

G. P.

Das Corpus Juris

und die

hiſtoriſche Schule

in ihrem Verhältniß zur deutſchen Rechtsentwicklung.

I.

Es gab eine Zeit in Deutſchland, und ſie iſt allerdings noch nicht ſo gar lange vergangen, wo die Bewegungen der Rechtswiſſenſchaft ihr höchſtes und lebendigſtes Intereſſe nicht blos unter dem Stande der Juriſten, ſondern im ganzen Volke fanden. Es war das allerdings die Zeit, wo das deutſche Volk, nachdem es ſich mit kräftiger That von fremder Beherrſchung und Entnationaliſirung befreit hatte, meinte, daß es nun auch kein Intereſſe in Deutſchland geben könne und dürfe, das nicht auch zugleich das ſeinige ſey, und wo Alle für Alles zugleich in die Schranken zu treten bereit waren. Damals, und vielleicht zum erſtenmal in der Geſchichte, wagte dieſes Volk es, von demſelben Stande ein neues, volksthümliches Recht zu hoffen, dem es von jeher ohne Bedenken die Unterwerfung des alten volksthümlichen Rechts unter die Herrſchaft des juſtinianiſchen vorgeworfen hat; und die Juriſten glaubten berufen zu ſeyn, mit Einer ſolchen Arbeit den ſchwerſten Vorwurf, der auf ihrem Stande laſtet, für immer in Vergeſſenheit bringen zu können.

Dieſe Zeit ging eigentlich viel ſchneller vorüber, als man gewöhnlich anzunehmen bereit iſt. Das kam nicht daher, weil

der Streit etwa beigelegt worden wäre, ſondern daher, weil derſelbe in kürzeſter Friſt vom Volk auf den Stand der Juriſten ſelbſt ausſchließlich übertragen und bald mit Waffen geführt wurde, die das Volk ſelber nicht zu führen, ja deren Bedeutung es nicht einmal recht zu erkennen wußte. Als man zu fragen begann, wie gut oder ſchlimm die Codifikation für die Wiſſenſchaft ſey, als man die Anſichten des vorigen Jahrhunderts hervorholte, als man dem Volk ſagte, daß die Rechtsbildung durch daſſelbe unſichtbar, unvermerkt, ungreifbar, als göttliche Offenbarung, hindurch gehe, als man die Grundgedanken des Wollens eines Volkes ausſtrich aus der Reihe der Fragen und Antworten, da konnte natürlich das Volk nicht mehr verſtehen, was ſeine Juriſten redeten. Denn noch hatte es beinahe das Schwert der Freiheitskriege in ſeinen Händen, und kehrte erſt eben, jung und jugendfriſch, in die Heimath zurück, die es ſich allein durch ſeinen gewaltigen Willen zurückerobert hatte. Daß ein ſolches Volk den Streit über ein Recht nicht begreifen konnte, das nicht durch den Willen des Volks entſtehen ſolle, war ſo natürlich, daß man es gar nicht bemerkte, als dieſes Volk ſelber lau ward gegen die Frage, und ſich zurückzog. Die Juriſten dagegen ſetzten ihren Streit fort. Was iſt aber ein Streit über Volksrecht ohne das Volk? Kaum entſtanden, ſchob die Indifferenz des Publikums die Sache aus dem praktiſchen Leben auf die hölzernen Bänke der Schule; die Idee des Volksrechts ward zugedeckt mit der Frage nach der Codifikation; die Gründe für und gegen dieſelben wurden Gegenſtände des Unterrichts und mußten gelernt werden wie ein Anderes; und bald ſtand dieſer ſo wichtige und bedeutende Theil unſeres Rechtslebens als ein Theil der deutſchen Rechtsgeſchichte friedlich neben den Erzählungen von den Proculejanern und Sabinianern Roms, von Tribonian, Johannes und Juſtinian, und hinein ſtürzte ſich die kräftige, friſche, geſunde Jugend Deutſchlands in das Pandektenſyſtem und das römiſche Recht, als wäre der Sturm, der dieſe morſche Eiche zu brechen verſucht, gar nie da geweſen.

Oft habe ich mir, indem ich dieſes eigenthümliche Leben der deutſchen Rechtswiſſenſchaft betrachtete, gewünſcht, auf einen Augenblick kein Deutſcher zu ſeyn, um den Eindruck mir zu

gewinnen, den ein Fremder bei der Anſchauung dieſes Bildes, das einzig in ſeiner Art iſt, haben muß. Ein Volk ohne ein Recht! ein Recht ohne ein Volk! Ein Volk von Philoſophen, das friedlich an einem ſo tief greifenden Widerſpruch fortarbeitet! Eine Praxis voll tüchtiger Männer, die ruhig ihre Söhne das lernen laſſen, von dem ſie wiſſen, daß ſie es fürderhin kaum oder gar nicht werden gebrauchen können! Welch ein eigenthümlich Schickſal muß dieſe älteſte und edelſte Nation, die Stammnation der neuen Geſchichte, über ſich ergehen laſſen, hier wie auf andern Gebieten! Und wenn ſie noch bewegungslos oder hoffnungslos da läge, wie das alte Rom unter den Trümmern ſeiner Geſchichte! Aber nein, es treibt und arbeitet, regt ſich und kämpft, und alle dieſe Mühen und Thaten reichen nirgends hinauf, um den goldenen Apfel vom Baume des Lebens herab zu holen!

Doch gerade weil dem ſo iſt, weil dieſes Volk noch fühlt, daß es in ſich die Kraft zu einer größeren Zukunft trägt, ſo darf auch eine ſolche klagende Betrachtung nicht die einzige und nicht die wahre ſeyn. Wir müſſen den Muth haben, den Mangel zu bekämpfen und mit der Erkenntniß beginnen, daß der erſte Schritt zum Beſſern die offene Darlegung der ſchneidenden Widerſprüche iſt, die wir ertragen haben und ertragen, ohne doch die Abhülfe da zu ſuchen, wo ſie allein gefunden werden kann, in der ſelbſtſtändigen und unermüdlichen Arbeit des eigenen deutſchen Geiſtes. So lange man an ſich nicht verzweifelt, ſo lange iſt man auch den Andern nicht verloren.

Es iſt auf keine Weiſe zu verkennen, daß in dem Rechtsleben Deutſchlands gegenwärtig eine Epoche begonnen hat, die kaum in ihrer erſten Morgendämmerung daſtehend, dennoch ſchon Alles überragt, was jemals Aehnliches begonnen ward. Die Eigenthümlichkeit ſolcher Entwicklungen wird eigentlich erſt dann recht deutlich, wenn man ſie in ihrer Individualität neben andere hinſtellt. Es würde uns zu weit führen, hierauf näher einzugehen; allein ſo beſtimmt iſt die Beſonderheit jener gegenwärtigen Geſtaltung ausgeprägt, daß ein Blick auf das Gebiet der vergleichenden Rechtsgeſchichte genügt, vor der alten Gleichgültigkeit gegen das Eigene zu warnen, die ein größerer Feind des deutſchen Lebens iſt, als man zu denken bereit iſt. England

und Frankreich ſind die einzigen Länder, die überhaupt mit Deutſchland in dieſer Hinſicht verglichen werden können. Das engliſche Rechtsleben hat ſeine Größe darin, daß die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens und das Prinzip der volksrichterlichen Gewalt hier zu einer Ausbildung gelangt ſind, wie nirgend anders. Allein was England beſitzt als Ausgezeichnetes, das beſitzt es eben nur auf dieſen Gebieten. Das Recht ſelber, und vor Allem das Privatrecht, iſt auf einer ſo niederen Stufe der Entwicklung, daß es mit dem deutſchen keine Vergleichung aushält. Das aber, was es hat, iſt ihm ſelber kein erworbenes, ſondern es iſt ein althergebrachtes und angeerbtes; es ſtehen Volksgericht und Oeffentlichkeit da im engliſchen Leben als natürliche und gegebene Conſequenzen ſeiner inneren Geſchichte, und die Entwicklung deſſelben beſteht allein darin, ſie nicht verloren zu haben. In Deutſchland dagegen iſt es allerdings anders. Was jene beſitzen, haben wir gehabt, verloren und ſtehen jetzt auf dem Punkte es wieder zu erwerben. Es wird daſſelbe daher, wie Alles was durch die freie That errungen wird, zwiefach unſer ſeyn; und wie tief eine ſolche Umgeſtaltung eingreift in den Fortſchritt, wie viel weiter ſeinem Weſen nach in *jeder* Geſchichte der zweite Zeitraum iſt wie der erſte, mag hier ungeſagt bleiben. — Dadurch nun, daß wir die urſprüngliche Geſtalt des deutſch-germaniſchen Rechtslebens verloren haben, und ſie in verjüngter Form uns wieder erwerben ſollen, iſt unſere Gegenwart der neueſten Geſchichte des franzöſiſchen Rechts verwandt. In Frankreich ſtand das Volk in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einer Stufe des Rechtslebens, die in vielen Beziehungen unſerer heutigen entſpricht: Heimlichkeit, Schriftlichkeit des Verfahrens und ein Recht, das allein in den Händen der gelehrten Welt war. Als die Revolution mit anderen Mißſtänden auch dieſen umſtürzte, trat das ins Leben, was für Deutſchland ſo oft und ſo kräftig gefordert worden iſt: *Eine* Geſetzgebung für Alle, Eine Form der Gerichte, Ein Geſetzbuch, Einheit des juriſtiſchen Lebens überhaupt. Allein dieſe Entwicklung war dennoch, trotz der nahen Verwandtſchaft mit der deutſchen, eine weſentlich von dieſer verſchiedene. Wir begnügen uns, Einzelnes übergehend, die Hauptſache an die Spitze zu ſtellen. Jene franzöſiſche Rechtsbildung ward dem Volke von ſeiner Regierung

gegeben, nicht vom Volke ſelber, aus ihm heraus erzeugt. Es ward ihm allerdings kein Nichtrecht, kein unfranzöſiſches Recht gegeben, aber im Drange der Ereigniſſe wie der Bedürfniſſe war keine Zeit, jenes neue Recht durch das Volk ſelber bilden zu laſſen; und daher iſt denn auch z. B. der Code civil gar wenig mehr als eine Vereinfachung des alten coutümären Landrechts. Anders iſt es, oder vielmehr anders will es werden in Deutſchland. Hier kann oder will die höchſte Gewalt, der deutſche Bund, kein Geſetzbuch für das deutſche Volk als Einheit geben, und die einzelnen Länder, auf ſich angewieſen, reichen dadurch in allem was ſie erringen für Recht und Geſetzgebung, nicht über ihre Gränzen hinaus. Dennoch will ſich hier ein einheitliches und neues Recht erzeugen; und indem der Staat ſich zurückzieht, wird das Volk für die Erfüllung des an ſich unabweislichen Bedürfniſſes auf dasjenige Element angewieſen, was in Frankreich wenig oder gar nicht zur Erſcheinung kommt, auf die Einzelnen im Volke. Deutſchland iſt das Land, wo jeder einzelne Juriſt mehr wie irgendwo ſelbſt perſönlicher Geſetzgeber iſt, und wo nur von dieſen Einzelnen aus, von der Maſſe der perſönlichen Ueberzeugungen und der individuellen Willen die Entwicklung eines neuen Rechts vor ſich gehen kann und wird. Das iſt es, wodurch es nicht nur weſentlich verſchieden iſt von Frankreich, ſondern wodurch es weſentlich über demſelben ſteht. Denn das Geſetz iſt das mächtigſte, welches für Alle gilt, weil jeder Einzelne es will, und das Recht iſt das wahrhaft lebendige, was durch die Ueberzeugung des Einzelnen gemeinſames Recht für Alle iſt. Gerade dieſe Form des Rechtslebens arbeitet ſich allmählig hervor aus dem Schutt unſerer alten Zuſtände; ſie vereinigt beides, die Eigenthümlichkeit des Engliſchen und Franzöſiſchen, indem ſie das neue Recht auf dem Wege zu gewinnen ſucht, auf welchem England ſein altes ſich erhält, durch gemeinſame Theilnahme Aller an der gemeinſamen Aufgabe. Allerdings iſt das, was hier begonnen wird, noch ganz und gar in den erſten Stadien ſeiner Entwicklung. Den Anfang bilden die Handelsgerichte und die dadurch herbeigeführte Praxis derſelben, das eigenthümlich deutſche Handelsrecht; an ſie ſchließen ſich, aus ähnlichem Prinzip hervorgehend, die Buchhändlergerichte; weiter ſchon ſchreiten die Schiedsgerichte, die hie und da als

Inſtitute des öffentlich werdenden Rechtslebens emportauchen, und von unberechenbarem Einfluß wären die Verſammlungen deutſcher Anwälte geweſen, wenn ſie — wir hoffen ſehr, nicht auf immer — nicht verboten worden wären.

Es würde nun wohl nicht ſchwer ſeyn, dieſe erſten Keime einer neuen Zeit für die deutſche Rechtsbildung genauer zu zergliedern, ihre Bedeutung weiter auszuführen und ſie dem früheren Zuſtande mit beſtimmterer Bezeichnung gegenüber zu ſtellen. Aber es läßt ſich doch auch nicht läugnen, daß ſie noch weit auseinander liegen. Was ſie ſelber enthalten und andeuten, geht in der That nur noch immer auf Einzelnes; unter einander bilden ſie eigentlich kaum ein Ganzes, und wer ſie als ſolches darſtellen will, muß das einheitliche Leben auf dem Gebiete einer höheren hiſtoriſchen Anſchauung ſuchen, der man zu leicht das Recht abſpricht, ihr Urtheil als die Grundlage für ſo wichtige Gegenſtände hinzuſtellen. Wir wollen daher, um zum Weſen der deutſchen Rechtsbildung zu gelangen, einen andern Weg einſchlagen. Vielleicht gelingt es auf ihm nicht blos das Ziel zu erreichen, ſondern auch für die große und wichtige Frage wieder einmal die ganze Klaſſe derer zu intereſſiren, ohne welche man nie auf dieſen Gebieten zur letzten Verwirklichung zu gelangen vermag.

Wenn gleich die volle und lebendige Theilnahme des Volkes an der Frage nach einem nationalen Recht ſehr in den Hintergrund gedrängt worden iſt, ſo gibt es doch wohl Wenige, die nicht aus irgend einem Geſichtspunkte eine Aenderung des heutigen Zuſtandes wünſchen ſollten. Man fühlt heraus, daß das Alte ſeinen Platz verläßt, und ein noch unentziffertes Neues ſich geſtalten will; man freut ſich deſſen wie einer beſſern Zukunft, man ruft dem Fördernden lauten Beifall zu, man ſchilt und tadelt den Hemmenden; die Hände greifen allmählig in einander und mit dem Bedürfniß nach Beſſerung wird der Muth und das verſuchende Beiſpiel wach, ſie ſich ſelber zu bereiten. Und dennoch iſt es auf keine Weiſe zu läugnen oder zu verkennen — mit *keinem Theile* unſeres ganzen Lebens kommen wir ſo langſam und ſo einheitslos aus der Stelle, wie mit dem Rechtsleben. Das iſt um ſo merkwürdiger, da, außer jenem Verbot der Mainzer Verſammlung, die Regierungen ſich allem Fortſchritt auf dieſem

Gebiet ſtets freundlich gezeigt, zum Theil ſogar ſelber eingegriffen haben. Aber was auch ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts geſagt und verſucht ſeyn mag, wir können es dennoch nicht läugnen, daß wir faſt ganz und gar auf demſelben Punkte ſtehen, auf den Thibaut und Savigny uns hingeſtellt haben, ja ſelbſt die Gegenſätze haben ſich einander um keinen Schritt genähert. Hält man das zuſammen mit dem Bedürfniß nach einer zeitgemäßen Reform und mit dem edlen Kerne, der in unſerem Rechtsleben ſchlummert, ſo wird es klar, daß hier eine Gewalt ſich offenbart, welche allem Fortſchritt hemmend in den Weg tritt, und welche bis jetzt noch mächtiger iſt als das ganze Rechtsleben des deutſchen Volks und ſeine Erſtlingsverſuche, eine neue Rechtsbildung zu erzeugen. Und gibt man zu, daß der Wille gut und die Mittel groß ſind, und daß von außen her mehr Unterſtützung als Widerſpruch vorhanden iſt, ſo dürfte es ſo leicht keinem Zweifel unterliegen, daß die Gründe der Verwirrung und der Stabilität des deutſchen Rechtslebens nicht außer ihm, ſondern, trotz ſeiner großartigen Baſis, dennoch *in ihm ſelber* zu ſuchen ſind.

Iſt das nun aber der Fall, ſo kann ein Fortſchritt erſt dann geſchehen, wenn wir rückſichtslos den Punkt aufgedeckt haben, der den Damm für alle weitere Entwicklung abgibt. Um ihn zu finden, müſſen wir das Rechtsleben nehmen, wie es wirklich vorliegt, und damit uns das helfe, müſſen wir, wie geſagt, den Muth haben, den Mangel als wirklichen Mangel freimüthig zu verurtheilen und zu verbannen.

Wir wollen nun nicht davon reden, wie alles ſeyn könnte, wenn vieles anders wäre — wenn wir z. B. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und anderes hätten — wir wollen geradezu die Sachen nehmen wie ſie ſind. — Ohne Zweifel wird jeder zugeſtehen, daß die *juriſtiſche Erziehung* die Grundlage des ganzen Rechtslebens bildet. Folgte das nicht ſchon daraus, daß gewöhnlich die erſte Richtung die überwiegende bleibt für die ganze ſpätere Zeit, ſo würde es daraus folgen, daß man dieſe Erziehung nach den Bedürfniſſen einrichten muß und einrichtet, die das ſpätere, praktiſche Leben mit ſich bringt. Kommt daher wirklich unſere Rechtsentwicklung nicht aus der Stelle, ſo muß jene Gewalt, die ſie hemmt, gerade ſchon in der juriſtiſchen

die Kosten der Werbungen in seinem Theuersten, dem Gelde, angegriffen war, entstanden die stehenden Heere, welche bessere und wohlfeilere Truppen geben sollten. Unmerklich traten die Krieger unter die Fahne des Monarchen; sie wurden ein mächtiges Werkzeug in seiner Hand, das bald zum Verderben, bald zum Wohle der Menschheit, nach Verschiedenheit der Herrscher selbst, verwendet wurde. Der Adel war nun selbst entwaffnet, Niemand im ganzen Staate, außer dem Souverain, blieb bewaffnet; der Adel wurde Diener im Heere. Die Werbung genügte nicht mehr, es entstand ein Zwangsdienst, dem man den Namen Vaterlandspflicht gab. Für die Söldner hatte es seit langer Zeit kein Vaterland mehr gegeben, jetzt wurden sie unwillkührlich wieder darauf geführt; der Soldat kam dem Bürger näher, da er aus seinem Hause genommen wurde und meist dort wieder lag. Der Stand kam mehr und mehr zu Ehren, die französische Conscription brachte ihn auf die höchste Stufe. Der Soldat hatte ein Vaterland.

19.

Ueber die Auszeichnung des Militärs.

Das Leben für eine Sache zu opfern, allen Beschwerden und Gefahren sich mit Heiterkeit hinzugeben, kann man nur für eine Idee halten. So ward die Idee der Ehre als Hebel der Streitkräfte geheiligt, den man je größer die Gefahr, desto wirksamer in Bewegung setzte. Die Monarchen gingen nunmehr in dem Kleide des Kriegers, sie nahmen Plätze im Heere und durchliefen alle Grade, als ob sie ganz diesem Stande angehörten. Es ist verhältnißmäßig mehr die Ehre als das Geld, womit die neueren Heere erhalten werden.

20.

Ueber die Gründe des Verfalles der Heere.

Die Römer, die ersten Krieger der Welt, sanken unter den Kaisern in ein paar Jahrhunderten so tief, daß ein Haufen Barbaren, an Waffe, Uebung, Ordnung weit unter ihnen, ihre zahlreichen Heere schlagen und ihr Reich über den Haufen werfen

Erziehung ſich zeigen, und ſie muß zweitens gerade hier bekämpft werden, wenn wir weiter wollen. Wir haben demgemäß die Geſtalt der juriſtiſchen Erziehung zu betrachten.

Nun iſt es nicht nothwendig, dieſelbe Punkt für Punkt zu beſchreiben. Es genügt für uns ein Satz, der eine ganz unbeſtreitbare Thatſache enthält, die nämlich, daß das Studium des römiſchen Rechts in Deutſchland ein ſo abſolut überwiegendes iſt, daß alle andern Aufgaben des juriſtiſchen Curſus daneben als vollkommen untergeordnet erſcheinen. Die Inſtitutionen und Pandekten bilden ganz entſchieden die Spitze des Wiſſens für den, der ſich durch die Univerſitätsjahre hindurcharbeitet zur praktiſchen Laufbahn. Iſt dem ſo auf der Univerſität, ſo wird dem ähnlich ſeyn in der Praxis. Und in der That haben die Inſtitutionen- und Pandektenfragen auch nach den Univerſitätsjahren entſchieden den Vorrang vor allen andern Punkten, auf welchen der Praktiker ſich der Wiſſenſchaft einmal wieder zuwendet. Dieſe Neigung zum römiſchen Recht wird nun noch auf das Eifrigſte befördert von den Lehrern des römiſchen Rechts, vorzüglich von den Vertretern der hiſtoriſchen Schule. Nun aber wird durch Nebenſachen kein Rechtszuſtand verdorben, und die Abhülfe etwaiger einzelner Mängel überläßt man gerne dem Einzelnen. Iſt daher der ganze Rechtszuſtand ein ſchiefer, und ſoll es in der Hauptſache anders werden, ſo muß gerade in dieſer Hauptſache, dem römiſchen Recht ſelber, der tiefere Widerſpruch mit unſerer eigentlichen deutſchen Rechtsentwicklung liegen, und wie es das Haupthinderniß bildet, wird auch gegen daſſelbe der Hauptkampf zu erheben ſeyn.

Man wird leicht erkennen, daß wir hier vor einer oft erhobenen und oft beſprochenen Frage ſtehen, und keine neue Anklage erheben. Allein die Sache ſelber iſt eigentlich nie Punkt für Punkt unterſucht worden, ſondern gewöhnlich hat man ſich im Gebiete mehr oder weniger allgemeiner Phraſen gehalten. Damit iſt nichts für die Sache, eben ſo wenig für das allgemeine Bewußtſeyn über dieſelbe gewonnen. Denn gerade dieſes will feſte und beſtimmte Sätze, weil nur ſolche zeigen, daß die Frage wirklich entſchieden iſt. Wir wollen daher verſuchen den Beweis zu geben, daß das römiſche Recht wirklich, in ſeiner jetzigen Form daſtehend, das Hinderniß iſt, an welchem alle

höhere und einheitliche Entwicklung des deutſchen Rechtslebens ſcheitert und ſcheitern muß. Wir werden nur ganz conkrete und greifbare Sätze hinſtellen, damit der Einwand oder das Mißtrauen in die Behauptung ſich keinem allgemeinen und verſchwimmenden Bilde, ſondern einem entſchiedenen Punkte zuwenden kann.

Wir glauben nun, daß wir die Sache auf ihren engſten Inhalt zurückführen werden, indem wir die Fragen hinſtellen: in welchem Verhältniß ſteht das römiſche Recht zur Wiſſenſchaft des Rechts; in welchem Verhältniß zum Volk und ſeinem volksthümlichen Recht; und endlich in welchem Verhältniß zur Idee eines Volksgerichtes?

Von allen Dingen ſcheint das die einfachſte Bedingung aller beſondern Wiſſenſchaft, daß ſie ſelber als beſondere ein klares und feſtes Bewußtſeyn über die beſtimmten Gränzen habe, die ſie andern Theilen des Wiſſens gegenüber als ein Selbſtſtändiges erſcheinen laſſen. Es wird demnach die erſte Grundlage aller Wiſſenſchaft des Privatrechts ſeyn müſſen, den Begriff des Privatrechts ſelber an ihre Spitze zu ſtellen, und aus dieſem Begriffe heraus ferner zweitens ihr Syſtem zu entwickeln, durch welches ſie im Stande iſt, das ihr gehörige Gebiet nicht blos mehr als ein äußeres Ganze, ſondern nun auch als eine innere Einheit, auf jedem Punkte, und mit vollem Bewußtſeyn zu beherrſchen.

Dieſe Forderung iſt nicht eigentlich unerläßlich für die Wiſſenſchaft des Rechts überhaupt und des Privatrechts im Beſondern, ſondern genauer betrachtet iſt ihre Erfüllung eben die Wiſſenſchaft ſelber. — Sehr Viele nun dürfte man finden, die dieſes Moment für ein ſehr nützliches, aber nicht für ein abſolut nothwendiges halten; nützlich in dem Sinne, daß man in dem Syſtem das Mittel in Händen hat, durch welches man in dem Stoffe und ſeinen Einzelheiten ſich zurechtfindet, den Zuſammenhang überblickt, und mithin die augenblickliche Erinnerung des Ganzen, die ſtets von ſehr vortheilhaftem Einfluß iſt, dem Juriſten bei der Beantwortung der einzelnen Frage ſichert. Aber das ſyſtematiſche Leben einer Wiſſenſchaft hat nicht blos dieſes Moment der Nützlichkeit an ſich. Sondern, muß man das Ding kennen, um ihm ſeinen Platz in irgend einem Syſtem anzuweiſen, ſo muß es das erkannte Weſen des Dinges und

mithin ſein Verhalten zum Allgemeinen ſeyn, das dieſen Platz bedingt. Indem ich daher nach einem Syſteme des Privatrechts ſuche, ſuche ich in der That nach dem Weſen aller der einzelnen Rechtsverhältniſſe, deren Totalität eben die Einheit des Privatrechts bildet; ich kann gar nicht zu jenem Syſtem gelangen, ohne dieſes Weſen gefunden zu haben; ich kann eben ſo wenig das Syſtem verſtehen, ohne dieſes Weſen zu erkennen; und indem ich daher ſage, daß ich das Syſtem habe, ſage ich in der That, daß ich den feſten Begriff jedes einzelnen, dieſem Syſtem gehörenden Rechtsverhältniſſes inne habe. Nun wird niemand der Auseinanderſetzung bedürfen, daß die Klarheit dieſer Begriffe, wie Kauf, Tauſch, Pacht u. ſ. w., die Grundlage aller tüchtigen Rechtswiſſenſchaft iſt. Daher denn folgt der Satz, daß das Maß der Klarheit des Syſtems das Maß der Klarheit jedes einzelnen Begriffs, das Suchen nach jenem das Finden dieſer, der Nutzen des erſteren die Erkenntniß der letzteren iſt. Daher denn wiederum iſt wirklich der Begriff und das Syſtem des Privatrechts die nothwendige Bedingung der wahrhaft geiſtigen Beherrſchung ſeines mächtigen und ſchwerfälligen Stoffes.

Nun aber iſt das Verhältniß des römiſchen Rechts zu unſerer Wiſſenſchaft das, daß wir, ſo lange daſſelbe in der heutigen Weiſe betrachtet wird, nicht blos kein Syſtem haben, ſondern auch keines haben können. Das erſtere mag jeder, der ſich davon überzeugen will, bei der oberflächlichſten Vergleichung der heutigen ſogenannten Syſteme und Lehrbücher des Pandektenrechts erſehen. Zuerſt nämlich gibt es keine zwei, die in dem Stoffe, den ſie gemein haben, dieſelbe Ordnung befolgten; — und das iſt ſo allgemein, daß man denjenigen von vorne herein als Plagiator oder Commentator betrachten würde, dem Aehnliches einfiele; dann aber fallen nicht blos hier alle Vertreter dieſer Wiſſenſchaft auseinander, ſondern ſie gerathen in noch weit größere Widerſprüche in Beziehung auf den Umfang, den ſie ihrem Syſteme des Civil- oder Pandektenrechts geben. Die Einen haben als Prinzip, das Geſchichtliche des Pandektenrechts ganz oder faſt ganz auszuſchließen, wie z. B. Weniug-Ingenheim; Andere füllen die Hälfte ihrer Darſtellung mit römiſcher Rechtsgeſchichte, wie z. B. v. Savigny; noch Andere thun

bald das Eine, bald das Andere, wie z. B. Mühlenbruch. — Dann aber zeigt ſich eine gleiche abſolute Unbeſtimmtheit in Beziehung auf die Gränzen desjenigen, was jenes Civilrecht umfaſſen ſoll. Hier iſt, wenn irgendwo, der abſolute Mangel eines Begriffs des Privatrechts eben ſo ſchlagend, als er nachtheilig iſt. Aus dem öffentlichen Recht wird die Lehre vom Gemeinderecht und den öffentlichen (juriſtiſchen) Perſönlichkeiten bald herbeigezogen, bald weggelaſſen; aus dem Strafrecht die Lehre von der Infamie, von den Injurien, vom Betruge; aus dem Prozeß die Lehre vom Beweiſe, der Beweislaſt, den Einreden, den Klagen und Aehnliches. Wird nicht nothwendig die Vorſtellung entſtehen, daß alle dieſe Verhältniſſe, die doch zugleich im Strafrecht, Prozeßrecht u. ſ. w. vorkommen, ein zweifaches Weſen haben, weil ſie zwei allgemeinen Begriffen auf gleiche Weiſe angehören ſollen? Noch aber könnte auch das ertragen und verhältnißmäßig leicht geändert werden. Denn das wenigſtens wird jedermann, der mit dem Bedürfniß das Recht zu lernen, herzutritt, nun doch gewiß glauben, daß wenn auch mehr von dieſem Civilrecht gegeben wird, als hineingehört, das Hineingehörige ſicher darin enthalten iſt. Allein das iſt keineswegeſ der Fall. Wird jemand, der nicht Romaniſt iſt, einen Augenblick zweifeln, daß z. B. die Hypothekenbücher und die durch ſie erworbenen Rechte dem Civil- oder bürgerlichen Rechte angehören? Oder etwa die Grundrenten? Oder etwa das Recht der Aktiengeſellſchaften? — Nun denn, alle dieſe Verhältniſſe kommen auch nicht mit einer Spur vor in dieſen Syſtemen des gemeinen deutſchen Civilrechts. Kann man ſich ein ſchieferes Verhältniß denken? Wie wäre es möglich, wenn die Wiſſenſchaft des Privatrechts einen Begriff des Privatrechts hätte, daß ſolche, ganz unzweifelhaft privatrechtliche Verhältniſſe außerhalb derſelben verhandelt werden ſollten?

Doch dieſer eigenthümliche und in der That ſchreiende Widerſpruch in der Wiſſenſchaft des heutigen römiſchen Rechts iſt im Grunde nicht durch die Willkür oder den Unverſtand der Romaniſten verſchuldet. Es iſt vielmehr die eigenthümliche Stellung dieſer letzteren zu der Geſchichte des deutſchen Rechtslebens, die ſie an jene Verhältnißmäßigkeiten feſſelte. Jene Geſchichte nämlich hat ſie, wie wir unten ausführen werden, abſolut darauf

angewieſen, in ihrem Syſtem das Corpus Juris wiederzugeben. Das Corpus Juris aber, über welches ſie nicht hinausgehen, hat zuerſt gar keinen Begriff vom Privatrecht; ja wir fügen ganz unbedenklich hinzu, es hat überhaupt gar keinen einzigen Begriff überhaupt, ſondern es beſteht ganz und gar nur aus Entſcheidungen von beſtimmten Fällen. Da nun die Romaniſten von vorne herein als Prinzip aufſtellen, „ſich in die Art und Weiſe hinein zu leſen und hinein zu leben, wie die römiſchen Juriſten das Recht behandelt und die Theorie mit der Praxis verbunden haben, und im Corpus Juris und ſeiner Form die Heilung des ſtets wachſenden Uebels in unſerem Rechtszuſtande zu ſuchen," (Savigny, Syſtem d. heutigen Röm. R. Vorrede. S. XV u. a.) ſo iſt es natürlich, daß dieſelben auch zu keinem Begriff kommen, ſo lange ſie dieſes Corpus Juris von dieſem Standpunkt betrachten. — Aus demſelben Grunde ergibt ſich, daß das Corpus Juris eben ſo wenig die Beſtimmung der Gränze des Privatrechts den andern Rechtsgebieten gegenüber zu bieten im Stande iſt; und daß man, an das Corpus Juris ſich anlehnend als den nothwendigen Inhalt des Syſtems des Civilrechts, mit ihm ruhig in dieſelbe Gränzenloſigkeit und Geſtaltloſigkeit der Disciplin hineinſtürzt. Daß ferner das Corpus Juris noch weniger im Stande iſt, eine Gränze der Geſchichte des Rechts und ihrer Verſchmelzung mit dem Syſtem des Rechts zu bieten, liegt, wenn man auch von allem andern abſehen wollte, ſchon einfach darin, daß dieſes Werk nicht etwa, wie die Carolina und die franzöſiſchen Codes, mit Einem Willen und Einer That entſtanden iſt, ſondern eine Sammlung von Rechtsausſprüchen enthält, die das Recht dreier Jahrhunderte, und zum Theil mehr umfaſſen. Welches Recht aber kann dreihundert Jahre lang ſich gleich ſeyn? — Endlich aber hat dieſes Corpus Juris, dem die Romaniſten und mit ihnen die Wiſſenſchaft des Privatrechts gehört und gehorcht, durchaus gar keine Vorſtellung von einer ganzen Reihe der allerwichtigſten privatrechtlichen Verhältniſſe, von denen wir z. B. nur die oben berührten, Reallaſten, Actienrechte, Hypothekerbücher, anführen wollen. Da nun das Corpus Juris dieſe Verhältniſſe nicht kennt, ſo ſteht die Lehre des gemeinen deutſchen Civilrechts keinen Augenblick an, ſie gleichfalls nicht zu kennen. Ob ſie ihrem Weſen nach

hineingehören, iſt dieſer Wiſſenſchaft gänzlich gleichgültig; ob der Rechtskundige das Privatrecht dieſer Verhältniſſe ſonſt wo erfährt, oder gar nicht, das mag ſeine Sache bleiben, die ihrige iſt es nicht; ob daher die täglichen Bedürfniſſe der Praxis unter dieſer ſchiefen Theorie leiden oder nicht, das hat dieſe Theorie ein für allemal, und zwar durch ihren Grundgedanken, nur das römiſche Recht des Corpus Juris geben zu wollen, von ſich abgewieſen.

Es läßt ſich demnach in der That auf keine Weiſe läugnen, daß das Verhältniß des römiſchen Rechts zur Wiſſenſchaft des Rechts zunächſt das iſt, die letztere um den Begriff des Privatrechts, um das Syſtem deſſelben, um ihre Gränzen, und um einen Theil ihres Inhalts zu bringen. — Und wenn daher ſchon ſeit Jahrhunderten höherſtehende Geiſter im deutſchen Rechtsleben immer und immer aufs neue darauf gedrungen haben, man möge doch endlich einmal ſich nicht blos bei dem Corpus Juris und ſeinem Inhalt beruhigen, ſondern weiter ſchreiten und den Muth haben, die alte ausgetretene Bahn mit einer neuen Schöpfung des Rechts oder doch mit einer neuen Auffaſſung zu vertauſchen, ſo wird man ſich vielleicht mehr wundern, daß ſie nicht verſtanden ſind, als daß man ſie faſt immer unbeachtet hat zur Seite liegen laſſen.

Indeſſen iſt das große Mißverhältniß, in welchem die heutige Lehre des gemeinen deutſchen Rechts zum Leben und zum Bedürfniß der Gegenwart ſteht, keineswegs mit dieſer blos wiſſenſchaftlichen Seite ausgefüllt. Betrachten wir nämlich das Obige genauer, ſo enthält daſſelbe doch nur Widerſprüche für eine einzelne Seite des Rechtslebens. Es ſind die eben angeregten Mängel der Art, daß man ſie heben könnte durch Zuſätze und Weglaſſungen, durch Umarbeitungen und neue Auffaſſung im Ganzen wie im Einzelnen. Die Forderungen, die ſich hier anſchließen, gehen auf einen Fortſchritt, nicht auf eine Umgeſtaltung des Rechts ſelber. Wäre aber nur das der innere Widerſpruch und Mangel der heutigen Theorie des gemeinen deutſchen Rechts, ſo würde es unbegreiflich ſeyn, daß die Frage nach der Umgeſtaltung dieſes Rechts eine Sache des Volks geworden, und daß ſie auch jetzt noch nicht ganz aus dem Bewußtſeyn deſſelben verſchwunden iſt. Hier muß ein tieferes Mißverhältniß zum

Grunde liegen; der Gegenſatz des Volkes gegen jenes Recht muß nicht an einzelnen Mängeln ſich erzeugt haben, ſondern es muß ſich gegen daſſelbe eben als gegen ein Ganzes richten. Und in der That, dem iſt ſo. Das Daſeyn des römiſchen Rechts in ſeiner heutigen Bedeutung und Stellung iſt neben allen andern Mängeln, die es über das deutſche Rechtsleben gebracht hat, vor allem die Negation eines *volksthümlich deutſchen Rechts und Rechtslebens*.

Um die ganze Bedeutung dieſes Satzes zu erkennen, müſſen wir einen andern hervorheben, der, wenn er gleich hier nicht ſeine volle Entwicklung und Darſtellung erhalten kann, doch ſchwerlich von irgend jemand ernſthaft bezweifelt werden wird. Diejenige Geſtalt der Einheit des Lebens, welche wir als das Volk bezeichnen, iſt ganz undenkbar ohne ſein beſonderes, eigenes *Volksrecht*. Nicht ſo, daß, wie es ſich von ſelber verſteht, jedes Volk eben als Gemeinſchaft der Vielen nothwendig ein Recht haben muß, ſondern ſo, daß das Volksrecht innerhalb der allgemeinen Idee des Rechts eine auf gleiche Weiſe beſondere Geſtaltung dieſer Idee iſt, wie das Volk eine beſondere Geſtaltung der allgemeinen Menſchheit iſt. Und wie für den Einzelnen ſein Volk das Medium iſt, durch welches er auf allen Punkten ſeines Lebens mit der Idee der Menſchheit verkehrt, ſey es geiſtig im Reiche ſeiner Gedanken, oder äußerlich, den Angehörigen fremder Völkerſchaften gegenüber, ſo iſt auch das Volksrecht das Medium, durch welches dem Einzelnen überhaupt ſein Recht da iſt. Nicht ſo wiederum, daß er ſich willkürlich dieſes Verhältniſſes, ſeiner Volksthümlichkeit, entſchlagen könnte, oder willkürlich diejenige annehmen, welche ihm gut dünkt, ſondern ſo, daß er in ſeiner Volksthümlichkeit die ihm unmittelbar gegebene Form ſeiner ganzen innern und äußern Lebensweiſe hat, ſo daß er mit ihr auf das Innigſte verſchmilzt und ſich identificirt, und jeder Eingriff gegen die Volksthümlichkeit in allen ihren Momenten ihm nothwendig als ein Eingriff gegen ſeine eigene perſönliche Exiſtenz und Freiheit erſcheint und iſt. Das iſt die wahre Bedeutung des Satzes, daß ein Volk an ſeinem Volksrecht ſein *freies* Recht hat, weil es eben ſein *eigenes* Recht iſt; *ſein* Recht, das mit ihm verwachſen iſt, das auf jedem Schritte, in jeder Bewegung ſeines Lebens es umgibt; das Recht, das

es ſich ſelber gegeben und erzeugt hat — das Recht endlich, durch welches es in der Idee des Rechts überhaupt erſt ein Volk iſt. Das Maß der Selbſtſtändigkeit des Volkes iſt daher das Maß der Selbſtſtändigkeit ſeines Rechts; und das Maß des Letzteren iſt nothwendig wiederum das Maß ſeines Selbſtbewußtſeyns und ſeiner Freiheit.

Daher wird es denn erklärlich, weßhalb ein Volk gleichgültig iſt gegen Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit der einzelnen Sätze ſeines Volksrechts, und lieber ſein Recht mit allen ſeinen Mängeln will, als das fremde Recht mit allen ſeinen Vorzügen. Daher ferner wird es klar, weßhalb die Herrſchaft eines fremden, noch ſo vorzüglichen Rechts über ein Volk eine Unterdrückung der Selbſtſtändigkeit dieſes Volkes iſt; denn die wahre Freiheit hat ihr Weſen darin, daß auch das Beſte nur Werth gewinnt durch den freien Entſchluß, es beſitzen zu wollen. Daher weiter erklärt es ſich, weßhalb jedes Volk bei jeder Erweckung der Idee der Volksthümlichkeit nicht etwa zufällig, ſondern nothwendig nach dem eigenen volksthümlichen Recht greift, und ein ſolches zu erzeugen ſucht, wo es bis dahin verloren geweſen. Daher dann endlich der Unmuth über das römiſche Recht, das dunkle Gefühl, daß wir an ihm einen Stein haben, der ſchwer auf der Entwicklung des nationalen Lebens ruht, und die ewig wiederholten Verſuche, jenes fremde Recht endlich einmal von den Schultern des herrlichen Dulders unter den Völkern abzuwälzen, um an ſeine Stelle ein eigenes, freies deutſches Recht zu ſetzen.

Daher dieſes alles; allein iſt denn in Wahrheit das römiſche Recht der Art, daß es von vorne herein das deutſche Rechtsbewußtſeyn und die Entwicklung eines deutſchen Rechtslebens negirte? Wie ſtellt es ſich zu dieſer Idee? Tritt es wirklich dagegen auf mit beſtimmten Ausſprüchen? Oder wo liegt der Grund ſeiner Verneinung gegen volksthümliches Recht in Deutſchland? Wir heben dieſe Fragen ganz im Beſondern hervor. Denn wenn gleich im Allgemeinen die Meiſten über die Wirkung des römiſchen Rechts und ſein Verhältniß zu Deutſchland einig ſind, ſo läßt man ſich doch gewöhnlich mit dem unbeſtimmten, aber feſten Bewußtſeyn genügen, daß dem wohl ſo ſeyn müſſe, wie man es fühlt. Beſſer aber iſt, daß man es wiſſe.

Zuerſt iſt folgendes als Grundlage der Beantwortung jener Fragen anzuerkennen. Deutſchland iſt auch darin der eigenthümlichſte Staat der bekannten Welt, daß es in der Einheit ſeines Volkes eine Reihe vollkommen ſouveräner Staaten enthält, die ſelbſt wieder auf eigenthümliche Weiſe eine Staaten- oder Staatseinheit bilden. In dem deutſchen Bundestag hat das deutſche Volk *ſeine* Staatseinheit, und jedes Volk bedarf ſeines Staats, um zu exiſtiren, wie jeder Staat ſeines Volks bedarf, um nicht unterzugehen. Nun aber hat jene Staatseinheit dieſes Volks nicht die Gewalt, Geſetze über das *Recht* dieſes Volkes zu erlaſſen; hätte ſie das, ſo würde die Einheit des deutſchen Rechts wohl eben ſo ſchnell und eben ſo entſchieden auftreten, wie es in der deutſchen Wehrverfaſſung der Fall geweſen iſt. — Ferner hat dieſe Staatseinheit kein oberſtes *Gericht*, wie es früher das deutſche Reich hatte und von welchem die Geſchichte des Rechts und der Rechtswiſſenſchaft in ſo mancher Weiſe bedingt worden iſt. Hätte jene Staatseinheit dieſes zweite weſentliche Moment der Einheit des deutſchen Rechtslebens, ſo würde dasſelbe eine ſolche Reihe von Folgen und Conſequenzen bedingen und erzeugen, daß wir vielleicht ſchnell an ihm den Grundſtein einer großartigen Zukunft gewinnen würden. — Soll daher in Deutſchland eine Einheit des Rechtslebens ohne Geſetz und Gericht entſtehen, ſo muß daſſelbe nothwendig da ſeyn in dem *Bewußtſeyn* des Volks und ſeiner Rechtskundigen. Das heißt alſo, es muß, ſoll anders dieſes Bewußtſeyn ein energiſches ſeyn, der *einzelne* Rechtsſatz begriffen werden als ein Theil des volksthümlichen Rechtskörpers; aus dem Volk heraus muß ſein Recht verſtanden werden; es muß mithin das Kennen des Rechts das Kennen des Volks und ſeines Lebens, das *Lehren und Lernen* des Rechts ein Lehren und Lernen des Volksgeiſtes, an und in dem das Recht da iſt, werden und ſeyn.

Gerade hier nun iſt es, wo das römiſche Recht mit einer gebeuren oder ungeheuren Gewalt ſich der Entwicklung des deutſchen Lebens entgegenſtemmt. Das Corpus Juris nämlich ſtammt aus einer Zeit, die nicht blos längſt verſchwunden, ſondern die eine durchaus und in jeder Beziehung *andere* iſt, wie die unſrige. Ich will hier natürlich nicht den Inhalt und die Geſtalt des römiſchen Lebens entwickeln und neben die Geſtalt des

konnte. Die Venetianer, Helden zur See, denen kein Volk größere, vielleicht keines ähnliche an die Seite ſtellt, ſie, die noch in dem Kriege um Candia Wunder verübten und die türkiſche Macht in ihrer ganzen Kraft durch Kühnheit und Kriegswiſſen bändigten; ſie, vor denen Konſtantinopel noch im Jahre 1657 zitterte, als einer ihrer Moncenigos den vielfach überlegenen Feind in den Dardanellen beſiegte und nur durch den Sturm wieder beſiegt werden konnte: die Venetianer erbettelten ein Jahrhundert darauf von algieriſchen Böten den Frieden und konnten, da es um ihr Beſtehen ging, kaum einige Galeeren rüſten. Die Spanier, der Schrecken Europas durch ihr Fußvolk, durch ihre Tapferkeit, durch ihre unzerſtörbare Ordnung, was ſind ſie heut zu Tage? Was ſind die Holländer, die einen halbhundertjährigen Krieg gegen eben dieſe Spanier und Spaniens größte Feldherrn ſiegreich führten? Was ſind die Türken, vor denen die eiſerne Kraft der Ritterblüthe brach und deren Ungeſtüm kein chriſtliches Volk zu ſtehen meinte?

Woher nun dieſer Verfall? Was iſt es, das die Kraft der Heere bricht? Schlechte Zuſammenſetzung, unzweckmäßige Bereitung, fehlerhafte Verwendung, unbillige Behandlung.

Schlechte Zuſammenſetzung muß dort ſeyn, wo nur der Auswurf des Volkes Soldat iſt, wo durch die Art der Aushebung die Wahl für den Soldatenſtand zur ſchrecklichſten Strafe gemacht wird, wo die Unterbeamten, denen dieſes Geſchäft obliegt, mit Familienglück und Menſchlichkeit den offenbarſten, ungeſtraften, ſchändlichen Handel treiben, wo Feigheit mit frecher Stirne von dem Bollwerke der Ausnahmsgeſetze höhniſch und mit empörender Gemächlichkeit auf das Schlachtfeld herunterſchaut, wo von den Ausrichtern der Regierung herodiſcher Kindermord getrieben wird, mit einem Worte, wo dem Vaterlande zu dienen nur eine Laſt iſt und nicht ein ehrenvolles, theures Recht. Die Ausnahmsgeſetze nehmen den gebildetſten Theil, alſo den nützlichſten, dem Heere; ſie verſchlimmern den Geiſt der nicht ausgenommenen Stände ſo weit, daß aller Wille der Dienenden gelähmt iſt; ſie laſſen endlich den Geiſt des Heeres im Ganzen nie auf die geziemende, ich möchte ſagen, auf die nöthige Schwunghöhe bringen. Ein ausnahmsloſes Conſcriptionsſyſtem und eine gewiſſe Anzahl Jahre Kriegsdienſt als unerläßliche Vorbedingung jeder anderen Anſtellung, Begünſtigung oder

Maße, in welchem du das römiſche Leben und aus ihm heraus das römiſche Recht erkannt haben wirſt, in dem Maße wirſt du das gemeine deutſche Recht und Rechtsleben kennen? — Und dennoch iſt es gar keinem Zweifel unterworfen, daß die hiſtoriſche Schule nicht blos für ſich, ſondern für die ganze deutſche Rechtswelt dieſes Prinzip aufſtellt, wiederholt, und es zum Lebensprinzip des deutſchen Rechtsbewußtſeyns machen möchte.

So betrachtet, ſtehen ſich indeſſen die beiden Gedanken nur noch einfach gegenüber. Allein mit dieſem Gegenſatz iſt der Widerſpruch unſeres Rechtslebens noch lange nicht abgethan. Wir haben eben ſchon ausgeſprochen, daß die Einheit unſeres Rechts, gegenwärtigen Verhältniſſen nach, nur in dem Bewußtſeyn der Rechtskundigen gefunden und geſetzt werden könne. Nun aber wird ein ſolches Bewußtſeyn nicht plötzlich, ohne Mühe und Noth, dem Einzelnen gewonnen. Jedes geiſtige Eigenthum, und ſo auch dieſes, iſt ſeinem Weſen nach der Preis ernſter, und nicht immer kurzdauernder Anſtrengung. Soll daher jenes Bewußtſeyn, als der centrale Kern des deutſchen Rechtslebens, uns errungen werden, ſo muß dieſes Erringen das Reſultat langer, gemeinſamer, andauernder Arbeit ſeyn. Und dieſe Arbeit müßte zum Inhalt haben das Eingehen auf die Eigenthümlichkeit des deutſchen Volkes, das Verſtändniß der beſondern Geſtaltung ſeines Lebens, die ſich wieder als die volksthümliche Form der Sitte, des Beſitzes und des Verkehrs zeigt. Da die Rechtskunde nicht mehr eine unmittelbare iſt, ſo müßte der Stand der deutſchen Rechtskundigen ſich in jenem Sinne und in jenem Lebenselement ſelber erziehen und heranbilden; und es ergibt ſich aus dem Vorigen, daß nur in dieſer Erziehung die Einheit und Volksthümlichkeit des deutſchen Rechts gefunden und erhalten werden könnte. — Nun aber, was geſchieht ſtatt deſſen? Die heutige Geſtalt des gemeinen deutſchen Rechts, welches das römiſche Recht iſt, zwingt die Arbeit des Lernens und Lehrens auf einen gerade entgegengeſetzten Weg; die Erziehung des deutſchen Rechtsbewußtſeyns geſchieht nicht im Schooße der deutſchen Geſchichte und Gegenwart, ſondern am Fuße der ſiebenhügeligen Stadt, unter Patriziern und Plebejern, unter Aes et libripens, unter dem Kampf der Parteien Roms und dem

Geräuſch des Forums, von dem die gerechte Geſchichte kaum noch eine Spur, hochbedeckt mit dem Schutte der folgenden Jahrhunderte, zurückgelaſſen hat. Das Volk, deſſen gemeines Recht gelehrt und gelernt werden ſoll, erſcheint erſt da, wo es den Sitz aller dieſer Entwicklungen mit dem Schwerte in der Fauſt zerbricht, um eine größere Zukunft zu eröffnen, und in dem Augenblick, wo der Germane auf die Trümmer Roms hintritt, ſchließt die romaniſtiſche Lehre ihren Curſus, und erklärt ihren Zögling für hinlänglich unterrichtet, um das Recht dieſes Germanen in ſeiner älteſten und edelſten Heimath verſtehen und vertreten zu können! Und was iſt die Folge von dieſem widerſinnigen Verhältniß? In der That, ſie liegt ſo nahe in der Geſchichte wie in der Natur der Sache, daß man ſie kaum zu bezeichnen braucht; aber ſie ſelber iſt ſo eigenthümlich, daß es werth iſt, ſie auszudrücken. In dem Maße, in welchem ein deutſcher Rechtskundiger das gemeine deutſche Recht gründlich kennt, in dem Maße wird er dem Verſtändniß des deutſchen Volkslebens entfremdet, je beſſer er das eine *verſteht*, je weniger verſteht er das andere, und je eifriger er das erſte *lernt*, je gewiſſer vergißt und *vernachläſſigt* er das zweite. Das eben iſt der Fluch dieſer romaniſtiſchen Lehre, daß ſie alle lernenden, ſtrebenden jungen Kräfte gleich von vorne herein ſo hinſtellt, daß ſie dem deutſchen Volke gleichſam den Rücken zuwenden, und ſie das eigene Volk *nicht* brauchen lehrt, um ſein Recht kennen zu lernen. Daher denn die, ſonſt unerklärliche Erſcheinung, daß gerade unter den Juriſten ſo wenig Männer in der Geſchichte vorkommen, die für die Sache des deutſchen Volkes aufgetreten wären, daher die Entfremdung des Lebens von jener Theorie, die Unmöglichkeit ſie zu verſöhnen, und die Klage über dieſen Zuſtand, die ſo alt iſt wie die Geſchichte des römiſchen Rechts in Deutſchland ſelber. *Daher*, und eben nur *daher* die Hoffnungsloſigkeit, jemals zu einem wirklichen einheitlichen deutſchen Recht zu gelangen, ſo lange es noch jenes „gemeine deutſche Recht" gibt, und ſeine Lehre; daher aber auch endlich jene treffendſte und genialſte Erſcheinung im Gebiete unſeres Rechtslebens, der Kampf der ſogenannten philoſophiſchen Schule mit der hiſtoriſchen, die nicht Geſchichte und Philoſophie vertritt, ſondern die die Idee des *deutſchen* Rechtslebens der Vernichtung

deſſelben dem römiſchen gegenüber zu ihrem Inhalt hat, und die einmal uns gewonnen, nie untergeben wird.

Auf dieſe Weiſe ſteht nun das römiſche Recht und ſein Studium zur Idee des einheitlichen, volksthümlich deutſchen Rechts; es ſetzt nicht blos die an ſich widerſinnige Forderung, die Einheit Deutſchlands in der gemeinſamen Anſchauung des römiſchen Lebens zu finden, ſondern es hält daſſelbe alle diejenigen gerade zu zurück von dem Eingehen auf die Erkenntniß des eigentlich deutſchen Elements, die vielleicht Luſt und Anlage nach dieſer Seite hin treiben könnte. Wird ſich noch jemand wundern, daß mit dem Augenblick, wo die deutſche Nation zum Selbſtbewußtſeyn erwacht iſt, zugleich ein Kampf gegen jene romaniſtiſche Schule iſt, der in jeder Weiſe ein Kampf auf Leben und Tod genannt werden muß? Allein vielleicht ſind wir in dieſer Darſtellung doch nur einſeitig geweſen. Allerdings iſt nun einmal jenes ſogenannte gemeine Recht da im Corpus Juris, kann nur aus dieſem gelernt und erfahren, nur durch Anſchauung des römiſchen Lebens begriffen werden. Alles das iſt unläugbar. Aber eben ſo gewiß iſt doch auch der zweite Satz, daß wir in dieſem römiſchen Recht ein wirklich gemeingeltendes Recht haben, daß alſo ſeine Sätze wirklich in Deutſchland als dasjenige gelten, wofür ſie ſich ausgeben, als das gemeinſame Recht der deutſchen Nation. Iſt das nun der Fall, ſo iſt es zwar ſehr ſchlimm, daß wir unſer geltendes Recht nur durch das Medium des römiſchen Lebens hindurch erkennen können, aber es läßt ſich das nun einmal nicht ändern. Weil es römiſchen Urſprungs iſt, können wir doch das einmal daſeyende Recht nicht umſtoßen; wir können doch nicht, ſo nothwendig und ſchön die Idee der deutſchen Einheit iſt, jenes römiſche Recht darum aufgeben, weil es nicht durch dieſe deutſche Einheit erzeugt iſt. Im Gegentheil, betrachtet man die Sache ruhiger, ſo iſt gerade in dieſem römiſchen Recht und ſeinem Studium der Punkt, wo das Bewußtſeyn aller deutſchen Juriſten nun einmal doch zuſammentrifft; wir haben kein beſſeres, ſo laßt uns einmüthig an dem gegenwärtigen Beſitz feſthalten, und nicht um eine Zukunft, über die wir nicht gebieten und die wir nicht rufen können, das Heutige, an dem wir nun einmal unſere Einheit haben, mit Verachtung von uns ſtoßen.

Auf dieſe Weiſe wird vielleicht mancher denken und reden, der den obigen Vorwürfen entgegentritt; und es iſt nothwendig, gerade dieſe Form der Entgegnung zu unterſuchen, weil ſie ſcheinbar das endlich Wahre enthält.

Stellt man ſich die Sache ſo hin, wie ſie ſo eben ausgeſprochen, und ſo wird ſie in der That von vielen aufgefaßt, ſo liegt die Meinung zum Grunde, daß Deutſchland als Volk die Erſcheinung ſeiner Rechtseinheit nicht etwa beiläufig, ſondern *weſentlich* im römiſchen Recht habe. Vorausgeſetzt, wir hätten wirklich an dem römiſchen Recht ein weſentlich gemeingültiges Recht, was ganz falſch iſt, wie dies ſogleich ſich zeigen wird, ſo würde es doch in der That höchſt merkwürdig ſeyn, daß wir erſt durch die Reception des römiſchen Rechts zu einem gemeinſamen Rechte gekommen ſeyn ſollten. Die deutſche Nation iſt von allen Völkern Europas, wenn nicht gerade die älteſte, ſo doch eine der älteſten; ſie hat ſich rein erhalten von fremder Herrſchaft und fremder Vermiſchung; wäre es möglich, daß dieſelbe Jahrtauſende hindurch kein eigenes deutſches Recht gehabt haben ſollte? Läßt ſich wirklich eine ſolche rechtsloſe Exiſtenz eines ſolchen Volkes denken? Gewiß nicht. Nun aber, wenn von Tacitus Zeit bis zum 17. Jahrhundert die deutſchen Stämme ein einheitliches, gemeinſames Recht und eine nationale Rechtsentwicklung gehabt, ſollte denn dieſe Rechtsentwicklung plötzlich und ſpurlos mit der Reception des römiſchen Rechts verſchwunden ſeyn? Sollten wir Denkmäler und Geſchichten dieſes Rechts haben? Oder vielmehr, ſollten nicht jene Rechtsſätze und Inſtitute, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch das gemeinſame Recht Deutſchlands bildeten, es auch noch *gegenwärtig* bilden? Sollte alſo nicht, ganz unabhängig vom römiſchen Recht, auch gegenwärtig noch ein ſolches Recht zu *finden* ſeyn, wenn es ein ſolches gibt? Ganz unzweifelhaft; es wird kein Vernünftiger dieſes von vorne herein in Abrede ſtellen wollen. — Nun fragen wir den Zuſtand unſerer Rechtswiſſenſchaft. Exiſtirt jenes Recht denn etwa nur in der Ueberzeugung, daß es vorhanden ſeyn *müßte*? Keineswegs; es iſt im Gegentheil *da* als eine ganze, weitgreifende, umfaſſende und mit Ernſt und Liebe durcharbeitete Wiſſenſchaft; wir *haben* jenes Recht in dem ſogenannten *deutſchen Privatrecht*. Das deutſche Privatrecht ſtellt

es ſich zur Aufgabe, dasjenige Recht zu kennen, das auch jetzt noch das gemeinſam geltende nicht blos iſt in Deutſchland, ſondern das ſeinen Inhalt herleitet aus den urſprünglichſten ächt deutſchen, oder doch innerhalb der rein deutſchen Geſchichte ſich entwickelnden Inſtituten, Anſichten und Verhältniſſen. Im deutſchen Privatrecht haben wir es daher nicht mehr, wie oben, mit dem ſchwierigen Erfaſſen und Geſtalten einer Volksthümlichkeit als Begriff oder Vorſtellung zu thun, ſondern in ihm tritt uns ein poſitives, ausgebildetes und beſtimmt gefaßtes Recht als das deutſche Recht entgegen, das zwar nicht alle Gebiete gleichmäßig umfaßt, aber doch den größten Theil derſelben enthält; ein Recht, das nicht etwa blos geſchichtliche Notizen, ſondern die poſitivſten Sätze enthält; ein Recht endlich, das wenigſtens in demſelben, wenn nicht noch in größerem Maß ein gemeinſames für alle deutſchen Stämme iſt. Nun tritt neben dieſes Recht das römiſche hin mit dem Anſpruch, das gemeine zu ſeyn, und mit der Forderung, deßwegen das Hauptſtudium des Rechts zu bilden. Was würde ein Rechtsſtudium zu thun haben, dem es wirklich daran läge, deutſches gemeines Recht zu wiſſen, zu ordnen, zu verbreiten? Unzweifelhaft würde es eine ſolche Erſcheinung wie die des deutſchen Privatrechts mit der größten Freude begrüßen, ihm entgegen kommen, es heben und tragen, ſich mit ihm vereinigen, alle Kräfte und Gedanken verſchmelzen, um das gemeinſame Ziel zu erreichen, und die friſche deutſche Jugend anſpornen, ſich beiden als einer Einheit hinzugeben, um die goldenen Tafeln nach der ſo traurigen und doch ſo herrlichen Götterdämmerung des deutſchen Volkes wieder zu finden! — Nun denn, thut jenes römiſch-deutſche, gemeine deutſche Recht dies? Nun, ſo wird es ſeine guten Gründe haben und darſtellen, weßhalb es jenes Recht neben ſich beſtehen läßt; ſo wenigſtens wird ein Verſtändiger denken. Keineswegs. Das römiſche Recht und die Romaniſten ſind vollkommen gleichgültig gegen jenes Privatrecht. Sie ſtellen ſich nicht etwa in ein ſolches Verhältniß zu demſelben, daß ſie es angriffen als eine Disciplin, die mit Unrecht den Namen deutſches Privatrecht annähme, was doch das erſte und nothwendigſte wäre; ſondern ſie berühren es in ihrer Lehre vom gemeinen deutſchen Recht auch mit keiner Sylbe. So nehmen ſie vielleicht ſtillſchweigend

ſolche Verhältniſſe und deren Recht auf, von denen auch ein Unkundiger weiß, daß ſie gemeines Recht enthalten, wie z. B. die Lehre vom Adel und Adelsrecht, die Lehre von den Erbverträgen, Reallaſten, und andere, die im deutſchen Privatrecht behandelt werden? Durchaus nicht. — Nun ſo wird doch irgend ein Romaniſt ein klares Bewußtſeyn über das Verhältniß des römiſchen Rechts zum deutſchen unpraktiſchen Leben ausgeſprochen haben? Auch das iſt nicht der Fall. Sondern — wie eigenthümlich iſt doch dieſe Geſchichte der deutſchen Nation! — man braucht nur im Entfernteſten auf dieſem Punkte die Frage in Anregung zu bringen, um von den Romaniſten allen, und faſt von allen Gelehrten des deutſchen Privatrechts folgendes Urtheil zu hören: „Die Prinzipien und der Inhalt des römiſchen Rechts und des deutſchen Rechts ſind ſo weſentlich verſchieden, daß man ſich von vorne herein die größte Mühe geben muß, ſie ſtrenge auseinander zu halten; man darf ſie auf keinem Punkte zuſammenſtellen, ſondern muß ſogar als ſeine Lebensaufgabe nur eins von beiden Fächern der Rechtswiſſenſchaft ſich erwählen.“ Was ſoll man dazu ſagen? Das gemeine deutſche Recht erklärt ſeine Prinzipien für weſentlich verſchieden von dem deutſchen Recht? Das Recht des Corpus Juris iſt gemeines Recht, das Recht der Einheit des deutſchen Volks, und iſt ein durchaus anderes als das Recht, welches das poſitive gemeinſame Recht der deutſchen Stämme zu ſeinem Hauptinhalte hat? Wäre dieſes Verhältniß aus einer Deduktion entſprungen, und nicht geſchichtlich langſam herausgebildet, ſo wäre offenbar die ganze Stellung beider Theile nicht etwa blos verkehrt, ſondern ein totaler Unſinn. Daß es aber geſchichtlich entſtanden iſt, hebt nicht das Sinnloſe an der Sache auf, ſondern nur an den einzelnen Perſönlichkeiten, welche jene Geſchichte auf dieſen Standpunkt geſtellt hat. Jenes Verhältniß aber iſt vorhanden; das römiſche Recht hat in ſich die Unmöglichkeit, in ſeiner alten Geſtalt das deutſche Recht in ſich aufzunehmen; es hat zugleich außer ſich die Unmöglichkeit, es nicht als wirklich gemeinſames Recht anzuerkennen, und ſagt dennoch, es ſey ſelber das gemeine Recht. Was kann man weiter darüber ſagen, als daß eine ſolche Stellung eine total verkehrte iſt, und daß ſie daher untergehen muß und wird, ſo gewiß als etwas in ſich Verkehrtes niemals außer ſich Beſtand gewonnen hat.

Aber gerade dieſe abſolut ſchiefe Stellung des romaniſtiſchen Bewußtſeyns hat nun Eine Conſequenz, die ſchon oben angedeutet iſt, die aber beſonders herausgehoben zu werden verdient. Es zeigt ſich nämlich ſogleich, daß die heutige Doctrin des römiſchen Rechts untergehen muß, ſo wie ſie ſich ſelber erlaubt, zum Bewußtſeyn über ihr Verhältniß zur Wirklichkeit zu gelangen. Und hier hat ſich daher das Moment ausgebildet, das fortwährend auf das Allerſchädlichſte auf die ganze deutſche Rechtsbildung einwirkt. Der Romaniſt läugnet, und muß ſeiner Lage nach läugnen, daß es einen gemeinſamen, einheitlichen Standpunkt für das gemeinſame, einheitliche Recht Deutſchlands gebe; und dieſen ſeinen partikulären romaniſtiſchen Standpunkt hält er nicht durch innere Wahrheit deſſelben, durch Verfechtung und Vertretung gegen Außen aufrecht, ſondern er kann ihn nur erhalten, indem er ſeine Wiſſenſchaft von vorne herein gegen alle Vereinigung mit dem deutſchen Recht abſchließt, und jeden Zögling ſeiner Lehre in jedem Collegium gleich anfangs mit dem Gedanken durch und durch tränkt, daß das römiſche und deutſche Recht (beide zwar des deutſchen Volkes) himmelweit verſchiedene Sachen ſeyen. Auf dieſe Weiſe iſt jene romaniſtiſche Schule nicht blos ſelbſt, ſo weit ſie da iſt, im weſentlichſten Widerſpruch mit der gegenwärtigen höheren Entwicklung des deutſchen Rechtslebens, ſondern ſie verhindert gleichfalls mit großer Macht das Aufkeimen einer beſſeren Anſicht bei allen denjenigen, die mit offenem Sinne zum Recht und ſeiner Entwicklung hinzutreten. Will man Beweiſe, daß ſie es thut? Ich frage, wie geht es zu, daß noch nie ein Profeſſor römiſches und deutſches Recht zugleich geleſen hat? Liegt das etwa in der Maſſe des Stoffes? Unmöglich; denn deutſches Recht und z. B. Staatsrecht, deutſches Recht und Prozeß, deutſches Recht und Criminalrecht werden als ſehr wohl vereinbar angeſehen. Es liegt jenes Verhältniß eben nur darin, daß man römiſches und deutſches Recht ſelber als unvereinbar anſieht, daß man von dem Gedanken ausgeht, daß kein Sterblicher im Stande ſey, dieſe beiden Wiſſenſchaften, die denſelben Gegenſtand haben oder doch haben ſollten, als Einheit anzuſehen und zu behandeln. Und dieſer Grundgedanke wird, feſtgewurzelt auf Univerſitäten, von ihnen durch tauſend und

tauſend Hefte und Collegien in den gebildeten Theil des deutſchen Volkes hinübergetragen und dort erhalten. Kann man ſich wundern — ich möchte zum zweiten Male fragen — daß man das römiſche Recht als eine Unterdrückung des deutſchen Rechtslebens betrachtet?

Wer nur einigermaßen das Fach der Rechtswiſſenſchaft überhaupt kennt, der wird unzweifelhaft leicht erſehen, daß wir hier nur das ganz Allgemeine betrachten, und gar nicht auf das Einzelne, wo jene Widerſprüche noch deutlicher und ſchneidender werden, eingegangen ſind. Es liegt uns aber auch hier, wie geſagt, nicht daran, eine genaue Darſtellung des Verhältniſſes auf ſeinen einzelnen Punkten zu geben. Nur das möchten wir klar machen, weßhalb die Oppoſition gegen das römiſche Recht, trotz dem Bewußtſeyn, daß es ja doch kein Nichtrecht enthält, dennoch eine ſo entſchiedene, eine ſo unvertilgbare und ſo allgemeine iſt. Und dazu, glauben wir, wird wohl der dritte Punkt ein nicht Geringes hinzufügen, die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältniß die heutige Lehre des römiſchen Rechts zum Gerichte im Allgemeinen, und zum Volksgerichte im Beſondern ſteht.

Betrachten wir demnach zuerſt die Frage nach dem Verhältniß des heutigen römiſchen Rechts, abgeſehen von der Idee der Volksgerichte, einfach zu dem heutigen Gericht, wie es wirklich da iſt, natürlich nicht zu der Gerichtsverfaſſung, ſondern zu der Art und Weiſe, wie durch gemeinſame Arbeit der Rechtsanwälde und der Richter für den einzelnen vorliegenden Fall das Recht gefunden wird. Hier nun handelt es ſich nicht mehr um wiſſenſchaftliche Syſtematik und Ordnung der Begriffe; eben ſo wenig um die Idee des deutſchen Volkes und der Volksthümlichkeit im Recht, ſondern es liegt eben einfach das Bedürfniß vor, für eine beſtimmte ganz conkrete Frage die rechtliche Antwort zu finden. Hat nun das römiſche Recht ſich als ſolches gezeigt, das den erſten beiden Entwicklungspunkten feindlich entgegentrat, ſo wird es doch wenigſtens auf dieſem Gebiet hinter billigen Anſprüchen nicht zurückbleiben können. Von den deutſchen Gerichten aus hat es ſeine Bahn begonnen; hier wird der Anker ruhen, den es für immer in den deutſchen Boden geſenkt hat. So wenigſtens ſcheint es.

Und in der That iſt hier der Ort, ſchon jetzt uns gegen ein Mißverſtändniß ausdrücklich zu verwahren. Es iſt ganz unmöglich, daß irgend jemand, der etwas von der Aufgabe eines Rechtsanwaldes und eines Richters in Civilſachen geſehen hat, den großen Nutzen verkennen könnte, den das römiſche Recht für beide zu bringen im Stande iſt. Aus der Praxis entſtanden, iſt es für die Praxis des einzelnen Falles geſchaffen; und wer es kennt, der wird dieſe Praxis der Römer und ihren Takt in der That bewundern. Dagegen kann niemand ohne Gewalt oder Unkenntniß die Augen verſchließen.

Allein iſt das genug? Es iſt das allerdings alles, was das römiſche Recht für uns *ſeyn ſollte*, aber eben darin liegt der Widerſpruch deſſelben, daß es unendlich viel mehr *ſeyn will*. Und gerade in dem, man kann ſagen abſoluten und zum Theil ganz unbegreiflichen Unbewußtſeyn über dieſen Widerſpruch liegt nun der Grund, weßhalb dieſe Theorie es zu keinem Fortſchritte bringen kann; und weßhalb denn auch die *wirkliche* Praxis — nicht die bloß eingebildete — in der That ſich von dieſem römiſchen Recht mehr und mehr abwendet, und nach einer neuen Geſtalt der Wiſſenſchaft ſucht. Jenen Widerſpruch kann man nun am faßlichſten in folgenden Hauptpunkten zuſammenfaſſen.

Zuerſt wird es doch wohl jedem geſunden Verſtande ohne Beweis einleuchten, daß eine Theorie, wenn ſie ein Syſtem des Rechts verträgt, nun auch wiſſen muß, ob dieſes Syſtem *geltendes Recht iſt* oder nicht. Ganz unläugbar wäre z. B. die Lehre eine durchaus unpraktiſche zu nennen, die vor der verſammelten Zuhörerſchaar etwa ein Syſtem der angewandten Mechanik vertrüge, aber mit dem Satze begänne und ſchlöſſe: „Dieſes iſt, meine Herren, das Syſtem der angewandten Mechanik; ob ſie aber anwendbar iſt oder nicht, und ob ſie daher das, was Sie hier für die praktiſche Ausübung gelernt haben, für dieſe praktiſche Ausübung werden brauchen können, das weiß ich nicht zu ſagen.“ Vollkommen gleich einem ſolchen irrationalen Verfahren ſtände ohne Zweifel eine Doctrin, die ein Syſtem des Rechts lehrte, aber dennoch ſich keine Rechenſchaft davon geben könnte, ob das Werk, woraus dieſes Syſtem genommen, ein *Geſetz* enthalte, oder nicht. Denn in der That kann man, mag man die Sache drehen wie man will, nicht läugnen, daß

dem Rechtsanwalde wie dem Richter gegenüber die Gewißheit, daß ein Syſtem das Geſetz enthalte, alles ſubjektive Bedenken abſchneidet, während das Syſtem, das kein geltendes Recht enthält, die ganze Bedeutung ſeines Inhalts von der perſönlichen Meinung des Einzelnen abhängig macht. Das allererſte und unabweislichſt nothwendige wäre daher für eine ſolche Doctrin, beſtimmt und klar zu wiſſen, ob eine ſolche Quelle ihrer Sätze geltendes Recht iſt oder nicht. Nun ſteht das Corpus Juris gerade in dieſem Verhältniß zur heutigen Theorie des römiſchen Rechts. Dieſe nimmt alle ihre Sätze, Behauptungen, Ausführungen, Controverſen aus jenem Sammelwerke, und bietet ſie dem rechtsbefliſſenen Publikum Deutſchlands als gemeines deutſches Recht. Alſo wird dieſe Theorie doch wohl wiſſen, ob das Corpus Juris ein Geſetzbuch iſt oder nicht? Sie weiß es nicht. In dieſem merkwürdigen Verhältniſſe ſteht dieſe ſo wichtige Seite unſeres ganzen deutſchen Rechtslebens zu dem Werke, aus dem ſie alle ihre Weisheit ſchöpft, auf das ſie immer zurückkommt und zurück weiſt, aus dem ſie Syſteme über Syſteme macht, und mit welchem ſie Deutſchland beherrſcht, daß ſie nicht bloß nicht weiß, ob es ſelber ein Geſetzbuch iſt oder nicht, ſondern geradezu geſteht, daß ſie es nicht weiß. Wie ſoll man einen ſolchen Zuſtand hinreichend bezeichnen? Allerdings, die Welt geht nicht unter deßhalb; aber wie will man ſich als möglich denken, daß irgend eine Praxis der Welt, die auch nur Einen Schritt aus den unbewußten Jahren der Kindheit gethan, ſich mit einem ſolchen Zuſtand auf die Dauer verſöhne? Und wahrlich, die Praxis Deutſchlands hat zu demſelben nicht geſchwiegen. Was hat die Doctrin des römiſchen Rechts geantwortet? Hat ſie die Frage erfaßt, erfaßt als das, was ſie iſt, als Lebensfrage der Dauer ihrer gegenwärtigen Form, als eine nothwendig durch die Praxis, die ſie ſelber doch beſtimmen will, aufgeworfene, nothwendig für ſie zu entſcheidende Frage? Sie hat geſchwiegen. Sie hat keinen Schritt gethan, um ſich und andere hierüber klar zu machen; ſie hat nicht nur nicht die Frage beantwortet, ſondern ſie hat ſie ſich eigentlich gar nicht aufgeworfen. Sollte man es denken, daß dieſelbe in keinem Syſtem des Civilrechts behandelt worden iſt? Dennoch iſt dem ſo. Läugne es, wers vermag; aber ſtelle man dem nicht die abgedroſchene Geſchichte

Auszeichnung ist das einzige und sichere Mittel, guten Grundstoff des Heeres zu haben.

Nun kommt es zunächst auf dessen Bildung an. Nur durch das oben Gesagte wird er bildbar. Die Verschmelzung der verschiedenen Stände in den einen bringt eine gewisse Gelenkigkeit, eine Fähigkeit der Bewegung hervor, die sich nicht erzeugt, sobald die Grundveste nur aus einem und demselben und zwar aus dem trägsten, schwersten Theile der Nation ist. Unzweckmäßige Bereitung dieses Stoffes nenne ich, sobald er eine Erziehung erhält, die seiner Bestimmung nicht entspricht. Alle Paradetaktik z. B. erfüllt nicht nur diese Bedingung nicht, sie geht noch weiter, sie ist ihr sogar hinderlich. Wie der Soldat auf das zweckmäßigste gekleidet, bewaffnet, für Bewegung und Gebrauch der Waffen abgerichtet; was an sich die zweckmäßigste Eintheilung des Heeres, ihre Stellung und Verhältnisse gegeneinander, was die zweckmäßigsten Manöver seyen, gehört in diese Klasse, über die wir an mehreren Orten Gelegenheit haben werden zu sprechen.

Fehlerhafte Verwendung bezieht sich einzig auf die Leitung dieser bereits abgerichteten Streitkraft, auf das geistige Prinzip, das sie beseelen soll.

Die Behandlung endlich umfaßt Lohn und Strafe während und die Berücksichtigung nach geendigter Laufbahn. Dieser Hebel ist einer der mächtigsten und einer am wenigsten bedachten, weil der Leichtsinn der Jugend fremder Erfahrung nicht glaubt und die Regierungen gemein genug sind, diesen in ihre Rechnung zu ziehen. Mißhandlung, Hohn, Willkühr, Schwäche, Bevorrechtungen in Strafe und Lohn vernichten eine Truppe; Aussichtslosigkeit, Elend im Alter, Unbilligkeit in Pensionsvertheilung brechen den Willen und den Muth. Wunden waren meist Ehrenmale der Wirklichkeit nach; heut zu Tage gibt man sich die Mühe, sie ebenfalls so zu nennen, aber man glaubt nicht daran und sie sind meist nur Brandmale des Unglücks.

21.

Beförderungssystem.

Die zunächst an dem Gemeinen stehenden Offiziere haben durch Beispiele auf ihn zu wirken, die seiner Handlungsweise nicht sehr unähnlich. Im Verhältniß als der Offizier im Grade steigt, wird

der Reception das Corpus Juris entgegen, die, ſelbſt wenn ſie mit ganz anderer Gelehrſamkeit und Erkenntniß behandelt würde, als dies leider immer geſchieht, doch nur zeigen kann, wie das Corpus Juris eben ſelber zu einem Dinge *geworden* iſt, von dem niemand weiß, ob man es ein „Geſetzbuch oder ein Rechtsbuch" nennen darf. Die Lehre des heutigen römiſchen Rechts hat *keine* Entſcheidung für jene Frage; ſie weiß es nicht; wie ſoll es denn doch möglich ſeyn, daß ſie der *bewußten* Praxis genüge?

Aber ſelbſt dieſes, ſo im Ganzen und Großen hingeſtellt, erſchöpft noch bei weitem nicht das Mißverhältniß zwiſchen Theorie und Praxis. Man kann im Gegentheil ſagen, daß letzteres eben im Allgemeinen gar nicht zur Erſcheinung kommt in der gerichtlichen Anwendung des Rechts; ſo aufgefaßt iſt es nur eine wiſſenſchaftliche Frage. Geben wir nun aber auf das Einzelne ein. Unbezweifelt iſt hier, daß wirklich im Corpus Juris eine ſehr große Menge von Sätzen enthalten ſind, die praktiſches Recht abgeben, und die jedes deutſche Gericht ohne alle Frage als ein geltendes Recht anzuerkennen bereit ſeyn würde. Somit wäre hier auf alle Fälle die Idee des gemeinen deutſchen Rechts wenigſtens für einen Theil des Corpus Juris und damit der römiſch rechtlichen Theorie gerettet. Allein dennoch ſteht in Wahrheit die Sache ganz anders. Eben ſo unzweifelhaft wie das Obige iſt nun aber auch der Satz, daß in demſelben Corpus Juris eine gleich große Menge von Rechtsregeln vorkommen, die *kein* geltendes Recht enthalten; Regeln, die entweder ſelbſt ſchon während der Zeit, die zwiſchen den klaſſiſchen Juriſten der Pandekten und den neueren Conſtitutionen des Codex oder den Novellen Juſtinians liegt, veraltet ſind, oder Regeln, die wenigſtens nicht mehr für die germaniſche Welt gelten, indem das Verhältniß, dafür ſie Recht waren, entweder gar nicht exiſtirt, wie z. B. der Unterſchied der Grundſtücke, oder einen ganz andern Charakter angenommen hat, wie z. B. der Beſitz und ſein Recht. Das iſt immerhin ſchon auf den erſten Blick ein Uebelſtand. Allein was würde ein ganz vorurtheilsfreier, verſtändiger Mann hier von der Theorie fordern, wo ſie ihm das Corpus Juris unter der allgemeinen, und *niemals* genauer beſtimmten Bezeichnung als „Quelle des gemeinen

deutschen Rechts" verlegt, vorausgesetzt nämlich, daß die Frage nach dem Charakter des Buchs als Einheit entschieden wäre? Es kann gar nicht zweifelhaft seyn, jeder Mensch würde sagen: soll ich dieses Werk als Quelle des Rechts betrachten, so muß man mir entweder alle die einzelnen Sätze bezeichnen, die wirklich geltendes Recht sind, und zugleich den Nachweis geben oder andeuten, der diese Qualität mir und andern über allen Zweifel hebt, oder, da dieses im Einzelnen durchgeführt zu weit führen würde, doch wenigstens in den Systemen des gemeinen Rechts dasjenige herausheben, was gilt oder nicht gilt, oder endlich, da ich doch auch oft über das System in diese Quelle selber mich hineinbegeben muß, so muß man mir ein bestimmtes Prinzip geben, nach welchem das Geltende vom Nichtgeltenden geschieden werden kann. Ganz gewiß, das ist gar nicht einmal eine billige, sondern es ist eine absolut nothwendige Forderung. Denn es wäre ja doch verkehrt zu denken, ein Rechtsanwald stehe so der Quelle des Rechts gegenüber, daß er nicht weiß, ob das, was er sucht und gefunden hat, Geltung genießt oder nicht; — oder der Richter so, daß diese Geltung, aus dem Corpus Juris hergenommen, durch seine persönliche Ueberzeugung und nicht durch ein festes Prinzip entschieden werde. Nun denn, gerade in dieses Verhältniß stellt die heutige Theorie des römischen Rechts die Praxis, die sich in hundert und hundert Fällen auf jene Theorie angewiesen sieht. Sie gibt zuerst — und das ist bei der eifrigen Betreibung der römischen Rechtsgeschichte höchst merkwürdig — durchaus keine Scheidung zwischen dem schon zu Justinians Zeit Antiquirten und Geltenden; kaum daß Savigny auf einzelnen Punkten Aehnliches versucht hat. Sie gibt aber ferner dieser Praxis weder eine Bezeichnung der einzelnen Sätze, die nun geltendes Recht sind, noch auch irgend ein Prinzip, oder auch nur den Schein von einem Prinzip, nach welchem Anwald oder Gericht das Geltende selber zu finden im Stande seyn sollten. Mitten in ihr System, mitten in das Corpus Juris, stellt sie ihn hin, und jetzt mag er sehen, wie er heraus kommt zur rechtlichen Entscheidung seines Falles. — Und wiederum müssen wir fragen: kann eine solche Stellung der Theorie anderes bewirken, als das allerschiefste und verkehrteste, was das Rechtsleben überhaupt erzeugen

kann, die Trennung der Theorie und Praxis? Kann eine solche Theorie genügen? und kann vernünftigerweise bei einem solchen Verhältniß gefordert werden, was v. Savigny will, daß diese Spaltung gehoben werde durch Hineinlesen in das Corpus Juris und Anschließen an die Praxis der römischen Juristen?

So viel nun von dem Verhältniß der Theorie des römischen Rechts zu der Forderung, der Praxis doch zunächst das positive Recht auch wirklich zu geben, was jene ihrem Namen nach verspricht. Betrachten wir jetzt eine andere Seite.

Soll eine Theorie eine wirklich gute und entsprechende seyn, so müßte sie dem Praktiker irgendwie Anleitung geben, nicht bloß die Resultate zu besitzen, sondern auch für das Verfahren der Praxis sich schon in der Theorie vorzubereiten. Eben dieses Verfahren der Praxis, um ihre positiven Entscheidungen zu finden, ist es nun, in welchem die neuere germanische Rechtsbildung von der alten römischen auf das wesentlichste verschieden ist. Der römische Jurist stand von vorne herein in einem Verhältniß zu dem bei ihm Recht suchenden Publikum, das so sehr verschieden von der Stellung der heutigen Gerichte ist, daß hier gar keine Gleichheit der Auffassung vorhanden seyn kann. Jener nämlich sollte und wollte gar nicht so sehr dem Clienten das geltende Recht mittheilen, obwohl er sich bei seinen Aussprüchen so viel wie möglich an die Formen des hergebrachten altrömischen Rechts zu halten pflegte. Er hatte vielmehr die Aufgabe, fast auf jedem Punkte neues Recht zu bilden, indem er die altrömischen Grundsätze gegen das Wesen des allgemeineren Rechts verschwinden ließ. Dennoch aber mußte er jene alten Formen immer zum Grunde legen, und das Edikt und die ursprünglichen Rechtssätze des strengen römischen Rechts schweben dem klassischen Juristen daher fast auf jedem Schritte lebendig vor. Aus diesem zweifachen Verhältniß hat sich nun die Gestalt entwickelt, in welcher die Rechtsbildung der klassischen Juristen uns entgegentritt. Das neue Recht, das sie zu vertreten und zu erzeugen hatten, konnten sie aus dem alten nicht rationell entwickeln; sie mußten sich daher auf ein ganz anderes Moment bei ihrem Rechtbilden verlassen, als auf eine förmliche logische Deduktion. Dieses Moment konnte aber, wie es sich aus diesem Verhältniß ihrer Rechtsgrundlage zu ihrer Aufgabe von selber ergibt, nur in der Kraft und

Geſchicklichkeit beſtehen, das richtige Reſultat zu treffen, indem ſie dennoch die Gründe, welche es bedingten, ſich nicht zum Bewußtſeyn brachten, mithin gerade in dem, was jedermann den richtigen Takt nennt. Dieſer richtige Takt der römiſchen Juriſten iſt wahrhaft großartig zu nennen; aber über den richtigen Takt ſind ſie in den Schriften, die wir von ihnen haben, nicht hinausgegangen.

Ganz anders ſteht nun bei uns die Aufgabe des Rechtskundigen. Auch wir — das deutſche Volk im Beſonderen und das germaniſche im Allgemeinen — haben unſere Epoche des richtigen Takts gehabt. Sie iſt da in der alleinigen Gewalt unſerer alten Volksgerichte, die auf ganz analoge Weiſe wie die römiſchen Juriſten zu ihrer Zeit verfahren ſind. Allein in der That iſt dieſe Epoche eine hingeſchwundene zu nennen. Es genügt uns wohl ein einziger Blick, um nachzuweiſen, daß ſowohl unſere Parteiſchriften und Vorträge von Seiten der Rechtsanwälte, wie unſere Urtheile auf einem viel höheren Standpunkte ſtehen. Unſere ganze praktiſche Jurisprudenz beruht auf der abſoluten, nicht wieder zu vertilgenden Baſis der Entſcheidungsgründe. Es bildet für unſere Gerichte jeder einzelne Fall unläugbar ein in ſich ſelber abgerundetes Ganze, deſſen Anfangs- und Endpunkte zuletzt in Einem beſtimmten Gedanken zuſammen laufen, deſſen Inhalt ſich wie Ein fortgeführter Beweis bedingt, und deſſen Wahrheit, und damit deſſen Gerechtigkeit für alle Betheiligten und Unbetheiligten nothwendig auf der inneren Harmonie ſeiner einzelnen Sätze beruht. Dieſer Standpunkt iſt eine große, vielleicht die größte Errungenſchaft unſeres ganzen Rechtslebens; er iſt ganz ohne allen Zweifel unendlich mehr werth, als das vortrefflichſte Geſetzbuch, denn er allein iſt es, der die Ausbildung und Anwendung für immer über alle Zufälligkeiten der ſubjektiven Willkür und Auffaſſung auf der einen, und der Trägheit des Einzelnen auf der andern Seite erhebt; er iſt es, dem wir die höchſte Entwicklung unſers Rechtsbewußtſeyns zu danken haben werden; er iſt es aber endlich, und darauf kommt es uns hier an, nicht weniger, der ſich mehr und mehr als der Gradmeſſer für die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit jeder Theorie uns zeigen wird; denn das iſt doch ganz unläugbar, daß eine tüchtige Theorie gerade jenem Bedürfniß der Praxis

entſprechen muß, will ſie anders dieſer Praxis als wirkliche Helferin zur Seite ſtehen. Was hilft dem Rechtsvertreter, der als Anwald oder Referent im Gericht die Theorie, welche ihn nur die Entſcheidung geben, nicht aber die Entſcheidungsgründe ſuchen und ſelbſt ſie ſich bilden lehrt? Mit jedem Schritte, den wir auf jener Baſis der Entſcheidungsgründe vorwärts thun, thun wir einen Schritt einer Theorie entgegen, die zu ihrem Inhalte gerade die Möglichkeit für den Juriſten hat, ſolche Gründe aus ſich ſelber heraus zu entwickeln, ſie zu prüfen, zu vereinen und darzuſtellen. Schwerlich wird das jemand läugnen.

Und nun, wie verhält ſich zu dieſem ſchon jetzt ſo lebendigen, immer wachſenden, den edelſten Kern unſeres Rechtslebens enthaltenden Bedürfniß jene Theorie des römiſchen Rechts und ihr Corpus Juris? Wir haben die Antwort ſchon oben gegeben; nicht blos in dem Satze, daß die römiſchen Juriſten ſelber keine ſolchen Entſcheidungsgründe kannten, und man daher auch nicht aus ihnen lernen kann, wie man neben der Entſcheidung noch die Gründe derſelben ſich als ſelbſtſtändige zum Bewußtſeyn bringt; ſondern vielmehr in allen bisher aufgeſtellten Sätzen. Jene Theorie weiß nicht, ob ſie ein Rechtsbuch oder Geſetzbuch an ihrem Corpus Juris hat; ſie weiß nicht, wo der Praktiker die Gränze zwiſchen Geſchichte und Recht ziehen ſoll; ſie weiß nicht den Begriff des Privatrechts, nicht das Syſtem deſſelben, nicht die einzelnen Begriffe; wie iſt es da möglich, daß man aus ihr gar Entſcheidungsgründe ſollte finden können? Selbſt abgeſehen von den allerwichtigſten Inſtituten und Rechtsſätzen unſeres heutigen wirklichen Rechts, die ſie überhaupt nicht kennt und aufnimmt, und wo bei ihr mithin nicht einmal Entſcheidung, viel weniger Entſcheidungsgründe zu ſuchen ſind, wird man ſich auch in den Gebieten, wo ſie heimiſch iſt, vergebens nach der Befriedigung jenes unabweislich gewordenen Bedürfniſſes umſehen. Da ergibt es ſich denn ganz von ſelber, daß der Praktiker ſeine Theorie, die er mit Mühe gelernt hat, ohne Mühe vergißt, weil ſie ihm allerdings eine weſentlich unpraktiſche geworden iſt. Was hilft es, daß man es läugnet? Frage doch jeder, der ſelber in dieſer Praxis dageſtanden hat, oder die Praktiker kennt, ob ſie nicht gewöhnlich ſtatt des Beweiſes,

den das Gericht will und dessen sie selber bedürfen, nur die Beweisstellen aus ihren Handbüchern und Heften hervorsuchen, ob es ihnen einfällt, das Corpus Juris zu lesen, oder die Anderen zu etwas anderem, als zur Folie für den Versuch einer Deduktion zu benützen, deren Darstellung sie nicht aus diesen gelernt haben? Wenn dem aber so ist, ist es da nicht natürlich, daß eine solche Praxis eine solche Theorie nicht anerkennen will, und daß es nur ein tief greifendes Mißverständniß unserer ganzen Zeit ist, wenn z. B. v. Savigny a. a. O. als Heilmittel gegen diese „mehr und mehr überhandnehmende Trennung der Theorie und Praxis" die Rückkehr zum Geiste und zur Praxis der alten römischen Juristen uns anempfehlen kann?

Doch wir glauben, daß unsere Leser wenigstens über die Hauptpunkte jenes Verhältnisses und Gegensatzes ein hinreichend klares Bild gewonnen haben, um den tiefen Spalt, der sich im Rechtsleben Deutschlands immer mehr geltend macht, in jeder einzelnen Beziehung zu übersehen. Nur Eins müssen wir noch hinzusetzen, einen Punkt, den eben erst die letzten Jahre in jenem Kampfe zur Sprache gebracht, und an welchem sich die Gegensätze aufs neue entzündet haben.

Seit wenigen Jahren hat sich die Frage nach dem Volksrecht und der damit zusammenhängenden Codifikation auf ein anderes Gebiet begeben: es ist die Frage nach den Volksgerichten und dem Rechtsbewußtseyn im Volke an die Stelle der ersteren getreten. Wer da zweifeln wollte, daß in den richtig bestellten Volksgerichten die letzte, höchste Form des Gerichts liegt, mit dem haben wir hier nicht zu streiten. Wohl aber läßt sich ein anderes aussprechen. Wir meinen nicht, daß schon das ein wahres und tüchtiges Volksgericht seyn würde, das eben nur einfach aus Männern aus der ununterschiedenen Masse des Volkes sich bestellte und ergänzte. Ohne eine gewisse Bildung ist auch kein richtiges Urtheil im Rechtsstreit zu erreichen. Wir werden daher unbedenklich für ein tüchtiges Volksgericht eine gewisse Rechtsbildung der Schöffen fordern; nicht so, daß wir meinten, es solle jeder künftige Schöffe etwa studirt haben, oder Aehnliches, sondern so, daß wir der innigsten Ueberzeugung leben, es werden die schöffenbaren Bürger allmählig von

selber beginnen, sich im Recht umzusehen, und ihre Rechtskenntniß durch Lesen, Gespräch und Prüfung anderer Urtheile bilden, erweitern und endlich feststellen, und so sich langsam, aber sicher ein gewisses Besitzthum des Rechtsbewußtseyns für den ganzen Stand jener schöffenbaren Bürger erzeugen, in ihnen sich erweitern und erhalten, wie das zum Theil in England unter dem Stande der Friedensrichter der Fall ist. Wer aufrichtig ist, wird leicht zugestehen, daß eine Volksrechtspflege wohl ohne dieses Besitzthum gedacht und eingerichtet werden, daß sie aber ohne dasselbe nie zur rechten Höhe und selbstgewissen Bedeutung gelangen kann. Doch sey dem wie ihm wolle, so verkehrt wird keiner seyn, daß er dasselbe nicht für ein kaum hoch genug zu schätzendes Eigenthum eines Volkslebens anerkennen sollte. Diesen Satz halte man nun zusammen mit der Thatsache eines Gesetzes, das in einer dem Volke fremden Sprache geschrieben ist. Wir wollen die Frage, die sich von selber beantwortet, nicht in ihren Folgerungen zu Tode hetzen. Aber wird jemand Bedenken tragen zu gestehen, daß in einem Volke, dessen Hauptrechts- oder Gesetzbuch das lateinisch geschriebene, ohne die römische Rechtsgeschichte gar nicht verständliche Corpus Juris ist, gerade ein solches Besitzthum an kräftigem und lebendigem Rechtsbewußtseyn überhaupt gar nicht gewonnen werden kann? Das ist der erste und der naheliegendste Grund, weßhalb jeder, der es aufrichtig mit der Idee eines Volksgerichts meint, gleich von vorne herein mit der heutigen Theorie des römischen Rechts im Allgemeinen, und mit dem Daseyn und der wunderlichen Stellung des Corpus Juris im Besondern zerfällt. Die Sache ist an sich so klar, daß wir sie gar nicht weiter verfolgen.

Wenn man daher als Bedingung der Errichtung von Volksgerichten in irgend einer Gestalt den Satz aussprechen wollte, daß erst ein gewisser Fond von Bekanntschaft mit dem Recht verhanden seyn müsse, ehe man dem Volk einen Theil der wirklichen Entscheidungen überlassen könne, so wird man, wenn man nicht geradezu Widersinn reden will, nothwendig wenigstens als Ziel der Entwicklung die Aufhebung des gegenwärtigen Verhältnisses des römischen Rechts hinstellen müssen. Es ist so leicht, dieses auch von einer andern Seite her nach-

zuweisen, daß wir es nur entfernt anzudeuten brauchen. Gesetzt nämlich, man erhebe sich wirklich zu der Idee, die Gerichte mit Männern aus dem Volke, wenigstens — wie das auch wohl das richtigste wäre — zum Theil zu besetzen, und also ein Urtheil von ihnen zu verlangen, so kann doch keiner bezweifeln, daß nun auch die Parteivorträge der Art seyn müßten, daß die Schöffen sie verstehen könnten. Der Satz scheint unendlich trivial, und ist dennoch bedeutend genug, das ganze gegenwärtige Studium des römischen Rechts vollkommen umzustoßen. Was sollte wohl ein solcher deutscher Schöffe machen und sagen, wenn der Anwald — gesetzt auch er dürfte, wie z. B. im Herzogthum Schleswig, keine lateinischen Stellen citiren — ihm vorredete von der actio emti venditi, oder von Innominatverträgen, oder Usucapionsbesitz und hundert andern Dingen, die halb lateinisch, selber nur aus dem heutigen römischen Recht heraus verstanden werden können? In der That, nichts wäre leichter für ihn, als den Schöffen vollkommen außer Stand zu setzen, irgend wie ein klares Bild von der Thatsache und der Rechtsfrage zu gewinnen; das Mittel dazu aber wäre eben das römische Recht und die römischen Rechtsbegriffe, die, an passender Stelle eingeschaltet, Urtheil und Gewalt in die alleinigen Hände desjenigen legen würden, der jenes Latein verstände. Und zwar ist leider dieser Gang der Dinge kein bloß eingebildeter; sondern gerade so und nicht anders haben hunderte von den kleinen deutschen Schöffengerichten ihre Bedeutung auf den studirten Juristen, der ihr Vorsitzer war, übergehen sehen, unrettbar, ohne selbst ein Mittel zu haben, jene Entwicklung der Dinge, den Verlust ihres ältesten Volksrechts, eine Ungerechtigkeit nennen zu können. Wer hieß sie denn auch Schöffen seyn wollen und kein Latein können? Zum Schaden kam der Spott hinzu; an vielen Stellen schieden sie ganz aus, dem „gelehrten" Richter die richterliche Gewalt überlassend; an andern behielten sie ihren Platz, ein trauriges, mahnendes Gespenst alten Rechts, Beisitzer eines Gerichts, dessen Reden sie nicht verstanden, Zeugen eines Urtheils, dessen Richtigkeit, ja dessen Worte sie oft nicht begriffen. Kann man läugnen, daß so der Gang der Dinge gewesen? — Das wenigstens ist ganz unzweifelhaft, daß die Anwälde ihre römische Jurisprudenz mit deutschen Worten und deutschen Begriffen vertauschen müßten,

wenn der deutsche Schöffe wieder auf seinen altehrwürdigen Platz zurückkehrte; aber eben so unzweifelhaft ist es, daß das letztere entweder geradezu unmöglich oder reine Illusion wäre, wenn nicht das erstere, das Aufgeben der rein römischen Jurisprudenz, ihm zur Seite stände. Was nun ist wichtiger, würdiger und nützlicher, daß wir Anwälde haben, mehr oder weniger gelehrt in jenem römischen Recht, oder daß wir ein tüchtiges Schöffengericht zur Grundlage unserer künftigen Gerichtsverfassung machen?

Wir fürchten in der That, daß wir die Geduld des Lesers ermüden, indem wir denselben Satz immer aufs neue beweisen. Nur noch einen Punkt, nicht den unwichtigsten, erlaube man uns in Beziehung auf römisches Recht und Volksgericht herauszuheben. Gesetzt, man wollte kein Schöffengericht, oder man wollte es nicht plötzlich, sondern erst durch einen allmähligen Uebergang herbeigeführt, so würde man ohne allen Zweifel dafür zunächst die beiden unbestrittensten Grundlagen alles tüchtigen Gerichtslebens, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Verhandlungen, einführen. Auch das wäre wohl möglich, daß ein Staat überhaupt von der Ansicht ausginge, daß die Theilnahme, welche durch Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gegeben wird, die hinreichende sey für das Volk; denn weiter kann man im Grunde doch nicht wohl zurückgehen. Nun aber denke man sich dieser Form der Verhandlung gegenüber das römische Recht als Inhalt der Parteivorträge. Was wird man sagen wollen, wenn Stellen citirt werden, worin von Gajus und Ulpian die Rede ist, und die Begriffe Papinians den erstaunten Parteien oder der aufmerksamen Versammlung vorüberwandeln, unbekannt, unverstanden? Es ist sehr leicht ein solches Verhältniß oder Mißverhältniß ins Lächerliche zu malen, aber sollte es wirklich jemanden geben, der naiv genug wäre zu glauben, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen noch mit römischer Phraseologie würden bestehen können? oder aber, daß die römische Rechtslehre in ihrer heutigen Gestalt und ihrem heutigen Verhältniß zum Rechtsleben noch würde fortdauern können, wenn jene Phrasen und Begriffe fürderhin in der Praxis gänzlich ausgeschlossen würden? Unmöglich. Ein Gericht öffentlich und mündlich machen, heißt es selber dem Volke

und ſeinem Bewußtſeyn übergeben; und das wiederum iſt ein ganz undenkbares, ohne daß auch die Form des Gerichts ſich allmählig der Grundauffaſſung des Volkes ſelber gemäß geſtaltet. Daher iſt es nothwendig, daß die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die heutige römiſch-deutſche Jurisprudenz im abſoluten Gegenſatz zu einander ſtehen, und ſo gewiß wie das Corpus Juris und ſeine Herrſchaft früher die Oeffentlichkeit vernichtet hat, ſo gewiß wird die volksthümliche Oeffentlichkeit die Herrſchaft des unvolksthümlichen römiſchen Rechts dereinſt vernichten.

Gewiß, man ſollte wohl eigentlich ſo ernſte und tiefgreifende Verhältniſſe mit mehr Umfang und Gründlichkeit beſprechen, als hier verſtattet iſt. Aber mag es darum ſeyn, da wir doch, je weniger wir zur Entſcheidung gebracht, deſto mehr zur Frage geſtellt haben. Das wenigſtens ſollte niemand thun, dem die wirkliche Entwicklung lieb iſt, mit allgemeinen Sätzen beſtimmte Sachen beurtheilen. Und ſo viel allerdings hoffen wir gethan zu haben, daß, wer uns widerlegen will, ganz Beſtimmtes wird angreifen und unterſuchen müſſen, ſo daß man eines allgemeinen Widerſpruchs nicht zu achten braucht.

Doch, mögen alle jene Gründe ſich nun verhalten wie ſie wollen, wahr oder falſch, ſo bleibt ganz unzweifelhaft das gewiß, daß es Thorheit ſeyn würde zu meinen, man könne mit Gründen einen Zuſtand vernichten. Obwohl wir nicht einſehen, was man mit Fug unſerer Darſtellung entgegenſetzen könne, ſo halten wir uns dennoch wohl vergewiſſert, daß ſelbſt diejenigen, die von der inneren Verkehrtheit des heutigen Zuſtandes ebenſo lebhaft überzeugt ſind wie wir, dennoch gezwungen durch die Macht der Verhältniſſe, fortfahren werden auf der alten betretenen Bahn. Was uns daher, dem Einzelnen, allein zu thun übrig bleibt, iſt eben der Kampf nicht gegen den Zuſtand ſelber — denn der muß andern überlaſſen werden — ſondern gegen die Meinung von der Vortrefflichkeit deſſelben. Ehe wir nicht den Muth haben, das Halbe und Falſche in demjenigen anzuerkennen, was wir beſitzen, iſt an keine Beſſerung zu denken. Und dazu, daß wir dieſes nächſte Ziel gemeinſam erreichen, und was wir im Herzen glauben, auch offen ausſprechen, möge das Obige dienen.

ſein Wirken in ſich dem des Gemeinen fremdartig. Hieraus folgt, daß die niedern Offiziere den Gemeinen am ähnlichſten, die höhern am unähnlichſten ſeyn ſollen. In der Wirklichkeit iſt die Sache umgekehrt; Knaben ſtehen dem Manne im Gliede zunächſt und ſollen durch ihr Beiſpiel dieſen in Schlachten begeiſtern, leiten und über die Beſchwerden ſiegen machen. Greiſe führen die Heere und ſollen einen jugendlichen Arm in die Maſchine ſtecken. Dieſer Unverſtand iſt Folge des Beförderungsſyſtems nach dem Alter. Es gibt ein einziges Mittel, dieſe Ungerechtigkeit gegen das Verdienſt zu heben, ohne eine neue gegen das Dienſtalter zu begehen: dieſes Mittel heißt Carrière ouverte aux talents! Man beſtimme den Umfang der Kenntniſſe, welche in jedem Grade als nothwendig vorausgeſetzt werden, und befehle vor der Beförderung eine Prüfung hierüber, ſo wird das kriegeriſche Genie durch die Grade fliegen bis zu jenem, wo ſein gebührender Platz iſt, und der unwiſſende Menſch wird in dem untern Grade bleiben, wo er mit ſeiner gemeinen Ausbildung erſt recht nützlich für das Genie iſt. Ungerechtigkeiten, die in dem Verfahren ſich ergeben würden, werfen die Regeln nicht um; wo begeben ſich deren nicht! Jedermann wird ſich in ſeinem niedern Grade beſcheiden, weil er nicht die Laune als Weltregentin, ſondern das Verdienſt an dieſem Platze ſieht. Da der Adel, vermöge ſeiner Verhältniſſe, eine weit vorzüglichere Erziehung genießt, ſo wird er eben durch dieſe Regel auf würdigere Weiſe ſeinen Weg machen; der Staat wird nicht ſeinen Adeligen zu Gefallen Parteien zu verlieren haben und der Untergeordnete wird die Bevorrechtigungen des Adels ertragen, weil er ſie durch jedes Individuum erworben ſieht.

A. P. V. O.

Daß wir aber mit diesen Sätzen nicht bloß gegen einen Zustand, sondern zugleich gegen eine Partei auftreten, wird wohl niemanden unklar seyn. Wir meinen diejenige Gestaltung des Lebens der deutschen Rechtswissenschaft, welche man die historische Schule nennt. Diese sogenannte historische Schule hat das mit einem großen Theil geschichtlicher Formationen gemein, daß man mit ihr und ihrem Namen ein Etwas zusammen faßt, das nirgends bestimmte Gränzen hat, so daß niemand im Stande seyn würde zu sagen, wie weit dieselbe ihrem Begriffe nach geht, noch auch, wer eigentlich zu derselben zu zählen sey. Dennoch steht sie da als etwas ganz Bestimmtes und Concretes, und jedermann, der ihren Namen kennt, verbindet mit ihm eine Vorstellung, die ihm wenigstens nicht mit irgend einer andern verwechselt wird. Ist dem so, so wird sich aber auch wohl behaupten lassen, daß jene historische Schule irgendwo einen Lebenspunkt haben muß, mit welchem sie ganz selbstständig dasteht, und neben welchem alle andern Grundsätze und Persönlichkeiten als Zufälligkeiten erscheinen, wie etwa Farbe und Schnitt bei einem Gewande. Und diesen Lebenspunkt können wir jetzt, nachdem wir das Verhältniß des Corpus Juris zum Rechtszustande Deutschlands dargestellt haben, wohl mit Bestimmtheit herausheben.

Wir haben nachgewiesen, daß das römische Recht und seine gegenwärtige Gestalt vor allem zweierlei geradezu unmöglich macht, die Entwicklung eines deutschen, volksthümlichen Rechtsbewußtseyns und die praktische Ausübung desselben, die Erreichung oder Erhaltung eines deutschen volksthümlichen Volksgerichts. Es ist durchaus unmöglich sich darüber zu täuschen, daß beides nur durch eine gründliche Umgestaltung der Lehre des gemeinen Rechts, in welcher vor allen Dingen das römische Recht der deutschen Entwicklung in eben dem Maße untergeordnet würde, in welchem jetzt das Entgegengesetzte der Fall ist, erreicht werden kann. Nun ziehe man folgenden Schluß: indem ich dennoch den heutigen Zustand der Wissenschaft des römischen Rechts, trotz jener unabweisbaren Gewißheit aufrecht erhalten, und die alte Grundlage in allen nebensächlichen Veränderungen dennoch conserviren will, so ist es nicht möglich, daß ich nicht auch die nothwendigen Folgen eines solchen

abſolut conſervativen Prinzips wollen ſollte. Will ich das heutige römiſche Recht weſentlich erhalten, ſo will ich nothwendig damit auch, daß Volksrecht und Volksgericht *nicht* ſeyn, ja im Grunde, daß ſie auch nicht *werden*, nicht entſtehen ſollen. Das läßt ſich wohl verneinen, aber ſchwerlich läugnen. Nun iſt das das nächſte, anerkannte und greifbare Prinzip der hiſtoriſchen Schule, wie dieſes noch vor Kurzem von Savigny ausgeſprochen worden iſt, daß die einzige Hülfe für unſern zerriſſenen Rechtszuſtand das ernſte, eifrige, alles überwältigende Studium des *römiſchen Rechts* ſey; es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieſer Satz der nächſte Mittelpunkt der ganzen Lehre der hiſtoriſchen Schule überhaupt iſt. Iſt dem nun aber ſo, ſo iſt entweder alles Obige, in welchem die Grundzüge der *nationalen* (zu früh hat man ſie die *philoſophiſche* genannt) Schule enthalten ſind, abſolut falſch, oder aber das Prinzip der hiſtoriſchen Schule ſelber iſt ein ganz totales Mißverſtändniß, und dieſe letztere bildet durch ihren Grundſatz eben den faſt unüberwindlichen Damm gegen jede kräftige und lebendige Entwicklung eines wahrhaft volksthümlichen Rechts. Das iſt es nun, was oft geſagt iſt und was niemanden, der überhaupt auf dieſem Gebiete eine Ueberzeugung hat, zweifelhaft ſeyn kann, und dieſen Charakter hat die hiſtoriſche Schule gleich bei ihrem Entſtehen ſo deutlich an den Tag gelegt, daß er der nächſte und greifbarſte Geſichtspunkt geworden iſt, aus welchem man dieſelbe zu betrachten und zu beurtheilen pflegt. — Will man daher nun verſuchen, über gegenwärtige Verhältniſſe mit geſchichtlicher Unparteilichkeit zu reden, ſo wird das erſte, was man über die Stellung der hiſtoriſchen Schule ſagt in Beziehung auf Deutſchland und ſeine neuere Bewegung, das ſeyn, daß man geradezu geſteht, daß zwiſchen der hiſtoriſchen Schule und zunächſt der volksthümlichen Richtung in Deutſchland eine abſolute und unauflösliche Feindſchaft beſtehen muß, und daß ſie ſich gegenſeitig ſo lange befeinden werden, bis vom Strome der Zeit die eine begraben und den Dokumenten unſerer inneren Geſchichte hinzugezählt wird. Es wird ferner daraus ſich erklären, welche Stellung bisher die hiſtoriſche Schule in Deutſchland gehabt hat, und es wird der aufmerkſame Beobachter an dieſen Sätzen dasjenige ſich entwickeln können, was wir eben

den eigenthümlichen Mittelpunkt der Verſtellung von einer hiſtoriſchen Schule genannt haben.

Allein das iſt nicht genug. Schwerlich wird es jemanden entgangen ſeyn, daß man von Prinzipien und Verhältniſſen der hiſtoriſchen Schule in viel weiterem Sinne redet. Man hat dieſelben geſucht und gefunden auf ganz andern Gebieten als dem des blos römiſchen Rechts; man hat die hiſtoriſche Schule der Juriſten in engſte Verbindung gebracht mit der abſolut conſervativen Partei überhaupt, und ſie ſelber wohl gar nicht ſo ſehr für den Ausfluß einer Ueberzeugung in beſtimmter Beziehung auf die Form der Rechtswiſſenſchaft gehalten, als vielmehr gemeint, ihre Ueberzeugung über die Form der Rechtswiſſenſchaft ſey ſelber nur der Ausfluß einer allgemeineren Ueberzeugung über Recht des Volks und Freiheit deſſelben. Wir hoffen ſehr, indem wir dieſes ſchreiben, daß kein Einzelner glauben wird, es ſey das hier zu ſagende von ihm geſagt; wir behandeln die hiſtoriſche Schule als eine geſchichtliche Erſcheinung, und in einer ſolchen hat der Einzelne kein Recht, für ſich in Anſpruch zu nehmen, was eben keinem Einzelnen gehören ſollte. Wir wollen daher kurz entwickeln, in welchem Verhältniß das Grundprinzip der hiſtoriſchen Schule zu dem Prinzip der Volksthümlichkeit und der Freiheit überhaupt ſteht.

Wir haben ſchon oben darauf hingedeutet, daß ein Recht, welches ein deutſch-nationales ſeyn will, *über* allen einzelnen Staaten ſtehen muß. *Jeder* Gedanke mithin, der ein deutſchnationales Recht als die Zukunft des deutſchen Rechtslebens hinſtellt, hat damit nicht blos die *Rechtsgeſchichte* Deutſchlands im Auge, ſondern er trägt als Lebenskern in ſich die Idee einer *Einheit des deutſchen Volks*, die *über* den Staaten des deutſchen Bundes ſteht. Es will ein ſolcher Gedanke aber nicht blos ferner eine ſchweigende, zufällige, oder blos auf der Wiſſenſchaft beruhende Einheit, ſondern er will, daß dieſe Einheit auch ſtark genug ſeyn ſoll, um *Geſetze* zu geben. Er will daher die *Codifikation*, oder er will *mit* und *in* dieſer Forderung der Codifikation die Einheit der codificirenden *Gewalt*, er will in dieſer Einheit die Wirklichkeit des einheitlichen Willens Deutſchlands: — er will *das deutſche Reich*. Es iſt ſehr möglich, daß der Einzelne, der an dieſen Gedanken denkt, kaum in träumender

Ferne ſich dieſe Conſequenzen ziehen mag, und nicht ahnt, daß er nothwendig das Ganze ſetzt und fordert, indem er einen Theil dieſes Ganzen verlangt; aber darum hängen alle dieſe Sätze nicht weniger eng und unverbrüchlich mit einander zuſammen. Ganz entſprechend ſteht das Nichtcodifikationsprinzip im engſten Zuſammenhang mit dem gerade entgegengeſetzten Grundgedanken. Soll ſich, wie die hiſtoriſche Schule will, das Recht durch unmittelbare Offenbarung erzeugen, ſo können wir ruhig die römiſche Rechtswiſſenſchaft forttractiren, wie wir bisher gethan; es wird darum nicht weniger Recht geben in Deutſchland; wir können ferner alsdann füglich der Idee der Einheit des deutſchen Volkes entbehren, und brauchen vor allen Dingen keine einheitliche, herrſchende Reichsgewalt, in welcher ſich das Rechtsleben Deutſchlands zu einem perſönlichen Willen zuſammen faſſen könnte; kurz, wir brauchen über den gegebenen Zuſtand nicht hinauszuſtreben, da wir von ſelber über ihn hinausgetragen zu werden beſtimmt ſind. Das ſind die ſich direkt widerſprechenden Prinzipien der hiſtoriſchen Schule und der nationalen Entwicklung Deutſchlands. Es iſt ſehr leicht, dieſe Prinzipien ſelber zu verbergen unter der Nützlichkeitsfrage der Codifikation und der Nichtcodifikation, und das iſt, jetzt endlich wohl zum Ueberdruß, geſchehen, wobei man fortwährend Frankreich gebraucht hat gegen die Codifikation, ohne daß es der hiſtoriſchen Schule eingefallen iſt, den ächt hiſtoriſchen Zuſtand Englands als den Hauptbeweis für dieſelbe auch nur von weitem zu berühren. Indeſſen iſt für uns hier nicht der Ort, darauf weiter einzugehen. Uns kann es nur darauf ankommen, die innere Stellung der hiſtoriſchen Schule zu beſchreiben und darzulegen. Und darnach denn wird es wohl nicht unbegreiflich ſeyn, wenn wir oben die abſolute Feindſchaft derſelben mit der nationalen Entwicklung als den Grundtypus ihres Verhältniſſes ausgeſprochen haben.

Doch wir haben noch einen letzten Schritt weiter zu thun. Gleich bei dem Auftreten des Gegenſatzes zwiſchen den beiden Richtungen in der Rechtswiſſenſchaft hat die eine den Namen der philoſophiſchen Schule erhalten. Thibaut war kein Philoſoph, und es iſt leider nur zu wahr, daß wir außer Leibnitz und Feuerbach keinen einzigen Philoſophen gehabt haben, der

wirklich Jurist gewesen wäre. Wie erklärt sich dann jener Name? Ferner schließt sich daran die zweite Bemerkung, daß mit der Entwicklung und Verallgemeinerung des philosophischen Bewußtseyns in Deutschland die ganze philosophische Jugend sich entschieden von der historischen Schule abgewandt und der Fahne der philosophischen sich zugereiht hat. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Was hat hier die Philosophie mit der Rechtswissenschaft, die Logik mit dem Corpus Juris zu thun? Dennoch können sie nicht so gar weit auseinander stehen; es muß einen Punkt geben, der den Uebergang bildet, und an dem zuletzt wohl nicht so sehr die Verschiedenheit von Recht und Philosophie, sondern ein viel tieferer Gegensatz zum Bewußtseyn kommt. Und in der That ist dem so; auch hier ist der Charakter der historischen Schule so innig mit dem tiefsten Spalt im innern Leben Deutschlands verbrüdert, daß jenes dunkle allgemeine Gefühl denselben lange herausgefunden, und jede Darstellung eine leichte Aufgabe hat.

Sehen wir einmal, auf diesem letzten Punkte angelangt, gänzlich ab von dem conkreten Zustande des Rechts, von der Einheit des deutschen Volkes und der Wichtigkeit und dem Nutzen einer Gesetzgebung, so bleibt doch immer Ein Satz ganz unbezweifelt. In dem Augenblicke, wo ein Volk sich zu der Höhe erhebt, für seine eigenen Verhältnisse sich sein eigenes Recht geben zu wollen, muß es seine ganze geistige Kraft zusammenfassen, es muß mit seinem Willen und seiner Erkenntniß alle Zustände mit einem Griff in einander pressen, es muß durch diesen seinen Willen dasjenige selbst bestimmen, wovon es von da an beherrscht werden soll, es muß dieses Gesetz, das es von nun an beherrscht, als das wahre und richtige erkennen — kurz, es muß, damit eine Gesetzgebung entstehe, den Muth und die Kraft haben, den bewußten Geist als den Herrscher über alle einzelnen Erscheinungen ausdrücklich und feierlich anzuerkennen. Das eben ist es, wodurch jeder Akt einer bedeutendern Gesetzgebung den Charakter einer Großartigkeit erhält, dem kein anderer Akt in Friedenszeiten gleich zu kommen vermag. In ihm fühlt der Einzelne die Nähe und die Kraft des allgemeinen Geistes, und die Theilnahme an dem Willen desselben ist der gewaltigste Hebel für Kräftigung des Bewußtseyns der Persön-

lichkeit und der Macht desjenigen, der für die Menſchen doch nur in den Menſchen wahrhaft zur Erſcheinung kömmt. Daher iſt jede Forderung an eine Geſetzgebung unendlich viel mehr, als der Wunſch einer andern Ordnung einzelner Thatſachen. Sie iſt ein Zugeſtändniß, gemacht der Würde und der Macht der Perſönlichkeit eines Volkes überhaupt und des Einzelnen im Beſondern; ſie iſt die Anerkennung, daß die geiſtige Entwicklung nicht bloß fortſchreitet, ſondern daß dieſer Fortſchritt, indem er als ſolcher dem Geiſte zum Bewußtſeyn kommt, *das unendliche Recht hat*, mit ſeinem feſten und klaren Willen die veralteten Zuſtände einer geiſtig vergangenen Zeit aufzuheben, und *das was er will, an die Stelle deſſen zu ſetzen, was vorhanden iſt*. Darin und nicht in einem Geringern beruht die Bedeutung einer wirklichen Geſetzgebung, und darum wird ſie gefordert und gehofft von denen, die den Muth des Geiſtes kennen und haben, und ängſtlich zur Seite geſchoben von denen, die an jede große Entwicklung ihre kleinliche Winkeleriſtenz zu verlieren glauben.

Und jetzt wird man denn auch ohne Schwierigkeit einſehen, wem ſich eigentlich, von dieſer Seite betrachtet, das Prinzip der Offenbarung im Rechtsleben und der Grundgedanke der hiſtoriſchen Schule überhaupt entgegenſtellt. Das iſt das Weſen aller Philoſophie im wahren Sinne des Wortes, nicht daß einzelne Theorien ihre Gültigkeit ſich erſtreiten, ſondern daß durch die innere Arbeit des denkenden Geiſtes der einzelnen Perſönlichkeit das Bewußtſeyn ihrer Kraft und ihrer Würde wiedergefunden, gegeben und gehoben werde. Dieſe Philoſophie *will* daher eine Geſetzgebung, weil ſie den ſeinem Begriff nach freien Geiſt nicht von den, ihm gegenüber rechtloſen Feſſeln altgeſchichtlicher Zuſtände will beherrſchen laſſen; die Philoſophie und die ihr zuſtrömende Jugend will zunächſt eben nur das Prinzip, *daß* einmal der Menſch dieſe Gewalt habe; ſie will die Freiheit des Geiſtes auch auf dieſem Gebiet. Was aber heißt es, wenn ich ſage, daß das Recht nur unmittelbar, unbewußt, unbeſtimmbar entſtehen kann und entſteht, anders als daß hier, in der unmittelbarſten Nähe der freien Perſönlichkeit etwas entſteht und herrſcht, über welches dieſer freie perſönliche Geiſt ſeinem Weſen nach keine Herrſchaft haben könne? daß alſo dieſer bewußte Wille

und Geiſt überhaupt nicht berufen ſey, die Sphäre ſeiner Freiheit durch ſeine geiſtige That zu beſtimmen, das heißt alſo, in ſeiner nächſten und unabweislichſten Conſequenz, überhaupt *nicht beſtimmt ſey, frei zu ſeyn?* Hier iſt in der That kein Unterſchied, ſondern ein einfacher und nothwendiger Uebergang von dem einen zum andern. Und ſo wird es ſich erklären, in welchem Gegenſatz ſich auf dieſer letzten Stufe die hiſtoriſche und philoſophiſche Schule der Rechtswiſſenſchaft befinden, und wie das ganze geiſtige Leben unſerer Gegenwart auch hier in einer einzigen großen Frage culminirt, der Frage nach der Freiheit des Gedankens und des Willens, oder der Frage nach der *Freiheit des Geiſtes*. Und endlich jetzt wird es deutlich genug ſeyn, daß es ſich, in der Frage nach der Rechtsentwicklung Deutſchlands, nicht mehr blos um ein abgeriſſenes Blatt aus der Geſchichte der Zukunft handelt, ſondern wie der ganze kommende Tag da ſeyn muß, damit eine Stunde deſſelben ſchlage, ſo wird die ganze folgende Epoche erſt als Ganzes im Stande ſeyn, dieſen Theil ihrer ſelbſt ſich zu erzeugen.

Wer nun die obige Darſtellung lieſt, und wenigſtens das Weſentliche derſelben nicht bezweifelt, dem wird es vielleicht ſcheinen, als liege eine trübe Nacht über der neueren Rechtsgeſchichte Deutſchlands. Dem *iſt nicht ſo*. Trotz den großen und mächtigen Gegenſätzen, die daſſelbe tragen muß, und trotz den entſchiedenen Widerſprüchen in ſeinem Rechtsleben läßt ſich doch der Satz ausſprechen und beweiſen, daß der Gang der inneren Rechtsgeſchichte Deutſchlands das großartigſte Element alles Rechtslebens in ſich verarbeitet und daſſelbe, wenn auch unter ſchwerem Kampf, endlich zum Ziele führen wird. Ehe wir aber davon reden, möge es uns erlaubt ſeyn, noch einmal den Satz auszuſprechen, daß das neuere Rechtsleben zum Bewußtſeyn des Volkes kommen muß, damit das Volk an ihm, es ſelber an dem Volke Theil habe. Für dieſen Zweck, und nicht zur Belehrung der Fachverſtändigen, iſt der vorliegende Aufſatz dem Publikum geboten.

L. S.

Die Behandlung fremder Eigennamen.

Die Deutschen stehen seit langer Zeit in dem schlimmen Rufe, überall dem Fremden anzuhangen, das Ferne und Fremde zum Nachtheile des Eigenen und Nationalen zu bevorzugen. „Es ist nicht weit her," eine Wendung, deren man zur Bezeichnung werthloser Dinge sich oft bedient, ist eine sehr charakteristische Ausdrucksweise.

Wie diese betrübende, ja demüthigende Sucht auf vielen Gebieten des Lebens, der Mode, der Industrie, der Kunst, des gewöhnlichen Lebens sich findet, so auch ganz besonders auf einem gewissen Gebiete der Sprache, bei der Behandlung fremder Eigennamen.

Kein Volk verfährt hierbei so seltsam als das deutsche. Der Deutsche will auch hierin einem Jeden zu Gefallen leben und quält sich mit einer oft Mitleid erregenden Angst Notizen einzusammeln, wie doch wohl dieser oder jener fremde Name „richtig" ausgesprochen werde, d. h. wie ihn wohl die Nation, welcher derselbe angehört, aussprechen möge. Hat er seinen Zweck erreicht, dann ist er stolz auf seinen Forschergeist, stolz auf seine Gelehrsamkeit; und nicht leicht läßt er dann eine Gelegenheit vorübergehen, ohne sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, die nicht das Glück haben, gleiche Kenntnisse zu besitzen.

Und doch, bei all diesem gelehrten Streben nach Richtigkeit, ja wegen dieses gelehrten Strebens, herrscht in Behandlung fremder Eigennamen nirgends mehr Inconsequenz, Unbestimmtheit und Verwirrung, als bei den Deutschen.

Ist dem nicht zu steuern?

Der Gegenstand ist wichtig genug, ihn einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen.

Buchstaben sind Zeichen, durch welche man gewisse fürs Ohr gesprochene Laute für das Auge schreibt. Aus der verschiedenen Zusammensetzung solcher gesprochenen Laute entsteht das gesprochene, d. h. das wirkliche Wort, aus der analogen Zusammensetzung der diese Laute repräsentirenden Buchstaben entsteht das geschriebene Wort. Daraus ergibt sich die oft angegriffene Regel: „Schreibe wie du sprichst," in ihrer Grundlage als unumstößlich.

Nicht alle Sprachen haben dieselben Laute. In manchen fehlt z. B. das französische gequetschte *j* (*jargon*, *juger*), in andern der italienische *gi* laut (*gi*allo), in andern fehlt die rauhe Aspiration des deutschen **ch** (hauchen, Küche), in andern das englische *th* (the) u. dergl.

Jede Sprache, welche einzelne ihr eigenthümliche Laute besitzt (wie die angegebenen j. gi. ch ꝛc.), sollte für dieselben auch eigene Repräsentanten, d. h. besondere Buchstaben haben.

Dieß findet aber nicht statt. Die meisten europäischen Sprachen nämlich bedienen sich derselben Schriftzüge (der lateinischen oder der deutschen), geben jedoch nicht gleichmäßig denselben Schriftzeichen auch dieselbe Bedeutung, d. h. ein und derselbe Buchstabe ist in verschiedenen Sprachen oft Repräsentant ganz verschiedener Laute. So klingt *g* ganz verschieden im Französischen (*g*ilet), im Deutschen (*g*ieb), im Italienischen (gibbo); so lautet das holländische *y* wie das deutsche ei (Ryswik wie Reiswik), das französische *eau* wie das deutsche o (*beau* wie *bo*), und so lassen sich noch viele andere abweichende Laute anführen.

Die verschiedene Bedeutung derselben Schriftzeichen hat die nothwendige Folge, daß ein in verschiedenen Sprachen gleichmäßig geschriebenes Wort ungleichmäßig ausgesprochen werden muß, wie z. B. das französische *bière* ganz anders klingt, als der deutsche Pluralis Biere.

Es fragt sich nun, wie sollen wir fremde Eigennamen in Wort und Schrift behandeln, vornämlich solche Eigennamen, die nach ihrer ursprünglichen Schreibweise daheim anders ausgesprochen werden müssen, als bei uns im Deutschen?

Es gibt vier Arten der Behandlung.

Erſtens. Man behält die fremde Ausſprache des Wortes bei und bezeichnet dieſe fremde Ausſprache durch die entſprechenden deutſchen Buchſtaben: Chimene, Saragoſſa, Brüſſel ꝛc.

Zweitens. Man behält die fremde Schreibweiſe des Wortes bei und ſpricht die Buchſtaben dann nach deutſchen Ausſprachgeſetzen; Paris, Norköping, Mexico, Suwarow, Oxenſtierna ꝛc.

Drittens. Man behält die fremde Ausſprache und fremde Schreibweiſe bei, verfährt alſo ganz als ob man in der fremden Sprache ſich bewegte: Bordeaux, Guizot, Peel etc. gleich Bordo, Giſo, Pihl ꝛc.

Viertens. Man ſchafft ganz neue Formen und bindet ſich weder an die fremde Ausſprache noch Schreibweiſe: Venedig, Mailand, Neapel ꝛc. ſtatt Venezia, Milano, Napoli etc.

Fragen wir nun, welches das gewöhnlichſte Verfahren iſt, ſo müſſen wir für verſchiedene Zeiten verſchiedene Antworten geben.

In früheren Zeiten war die vierte Art die gewöhnlichſte. Es iſt dies das Verfahren der Griechen und Römer, ſo wie der meiſten modernen Völker, Franzoſen, Engländer ꝛc. So machen die erſteren Ἰησοῦς, Κῦρος, Καρχηδών, Ἀκράγας, Jeſus, Cyrus, Carthago, Agrigentum aus den ſehr abweichenden Urformen. Die Franzoſen machen Naples, Londres, Plaisance, Cantorbery, la Corogne, Thionville, Montbeillard, Dunkerque etc. aus Napoli, London, Piacenza, Canterbury, Coruña, Dietenhofen, Mümpelgard, Dünkirchen ꝛc. Die Schweden machen Kömnhamn aus Kjöbenhavn.

In gleicher Weiſe verfährt man früherhin auch in Deutſchland. Man aſſimilirt das Fremde der eigenen Sprache, und zwar nicht blos in der Ausſprache der einzelnen Laute, ſondern in der ganzen Wortform. Dadurch werden die fremden und urſprünglich fremd klingenden Eigennamen rechtliches und angemeſſenes Eigenthum der andern Sprache.

Dieſe Behandlung fremder Eigennamen iſt die vorherrſchende bei Völkern, die ſelten fremde Sprachen erlernen, deren Sprachorgane mithin keine Geſchmeidigkeit für Laute bekommen können, die nicht national ſind, bei Völkern, die gebieteriſch

Ueber Diplomatie.

Ihre Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Stellung in der Zukunft.

Nicht nur oberflächliche Beurtheiler, sondern auch Männer, von welchen man glauben sollte, sie haben durch Erlerntes und Erlebtes ein helleres Urtheil gewonnen, sprechen sich über Zwecke, Mittel, Geist der Diplomatie auf eine Weise aus, welche durch Zuversichtlichkeit und öftere Wiederholung bei Vielen eine Art Glaubensartikel geworden, aber nichts destoweniger irrig ist.

Nach ihnen bestände die diplomatische Kunst nur in Lügen, Ränken, Bestechungen, Erspähen auf jedem erdenklichen Wege, aus Verdecken eines verruchten Innern durch angenehme Formen, auf schwelgerische Mahle, Verführung tugendhafter Frauen, und zum Schluß in Empfangen von Brillantdosen.

Wenn man der Wahrheit nachforscht, so wird man finden, daß diese allgemein umlaufenden Beschuldigungen theils einer längst vergangenen Zeit, theils dem Neide, theils aber, und dieses vorzüglich, der Unwissenheit ihren Ursprung verdanken.

Seit der Vereinigung der spanischen Monarchie und Oesterreichs unter der Herrschaft des Hauses Habsburg wurden die Gesandtschaften stehend, aber nur allmählig. Daß sie im jeweiligen Zeitgeiste handelten, also im sechzehnten Jahrhundert, in den Zeiten Machiavellis, es mit den Mitteln nicht genau nahmen, war ganz begreiflich, und man findet die Klagen über diese Weise weit gelinder in gleichzeitigen als in später geschriebenen Büchern. Die Zeit

auftreten und ihren aus Befehlen gewöhnten Mund nicht an die unbequemen Laute besiegter Völker bequemen wollen. Diese Behandlung ist zweitens vorherrschend in Zeiten, wo seltener auf schriftlichem Wege (oder durch die Presse) Mittheilungen aus fremden Landen kommen, sondern meistens mündlich durch Erzählungen von Reisenden, Abenteurern u. dergl. So hat der Deutsche eine große Anzahl italienischer Ortsnamen auf diese Weise behandelt, denn nach Italien zogen ja das ganze Mittelalter hindurch deutsche Schaaren im Gefolge der Kaiser; Deutschland trat gebieterisch in Italien auf. So haben wir Venedig, Mailand, Florenz, Neapel, die noch heut zu Tage ihr volles unbestrittenes Bürgerrecht haben, für Venezia, Milano, Firenze, Napoli; während andere, wie Raben, Bern, Worms wieder verdrängt sind durch die Urformen Ravenna, Verona, Bormio. Aber nicht auf italienische Ortschaften beschränkt sich die Verdeutschung fremder Eigennamen, wir haben auch Kopenhagen, Warschau, Moskau, Lissabon, Rothschild, Posen, Krakau, Genf, Waadt, Neuenburg, Murten, Drontheim, Ofen und fast alle Länder- und Völkernamen, wie Frankreich, Franzosen, England, Engländer, Schweden, Italien, Italiener, die überall daheim anders lauten.

Bei denjenigen Wörtern, die schon wirkliches Bürgerrecht in der deutschen Sprache in deutscher Form erhalten haben, ist jene vierte Art der Behandlung fremder Eigennamen in Geltung geblieben, und für einen pedantischen Narren würde der gehalten werden, der nicht im scherzhaften Tone, sondern in vollem Ernste sagen wollte: Von Venezia reiste ich nach Milano, dann aber über Genève nach France u. dergl.

Eben so wenig, als irgend Grund vorhanden ist, diese fremden Urnamen an die Stelle der deutsch gewordenen Bezeichnungen Venedig ꝛc. treten zu lassen, eben so wenig ist dies der Fall für alle andern Eigennamen, die in irgend einer bestimmten Form deutsches Bürgerrecht gewonnen haben, mag diese deutsche Form auch noch so sehr von der Urform des Namens abweichen.

Für einen großen Theil der Kenntnisse des Alterthums ist das Lateinische dem nördlichen und westlichen Europa und somit auch uns Deutschen die Vermittlung gewesen. Uns sind daher

die in der antiken Welt hervortretenden Eigennamen in lateinischer Form gangbar geworden, und Namen wie Macedonier, Thucydides, Ajax, Hecuba, Solon (in der Aussprache wie Söhlen, nicht wie Söllohn) ꝛc. haben deutsches Bürgerrecht. Es ist nicht weniger pedantisch, urplötzlich Thukidides und Hekabe statt Thucydides und Hecuba zu sagen, als Venezia und France statt Venedig und Frankreich.

Man glaubt kaum, wie weit in dieser Beziehung die Pedanterei mancher Gelehrten in Vernichtung des deutschen Eigenthums geht. Bei manchen ist es, wenn man sie hört, als ob sie in fremden Zungen redeten. Sagen und schreiben doch einige schon die altbiblischen Namen, die doch gewiß durch Luther Eigenthum des deutschen Volkes geworden sind, in hebräischer Form, und zwar nicht blos Namen wie Noah, Kain, Ham, Sarah, Kanaan, in den noch verständlichen Formen Noach, Kajin, Cham, Sarai, Konaan, sondern selbst ganz abweichende und für den mit dem Hebräischen Unbekannten ganz unverständliche Formen wie Jizchak, Ribka, Chanoch, Hebel werden für die in aller Deutschen Mund, Auge und Ohr übergegangenen Isaak, Rebekka, Henoch, Abel gewählt.

Klingt dieses pedantische Gelehrtthun, dieses Streben nach dem Fremden, anders als wenn man sagen wollte: „Die heilige Ligue wurde zwischen dem Papste Giulo II., dem Könige Fernando dem Katholischen, dem Kaiser Max, der Republik Venezia und dem Könige Henry von England (Ingländ) gegen Louis von France geschlossen?“

Von den oben angegebenen vier verschiedenen Arten der Behandlung fremder Eigennamen war also die als vierte bezeichnete in früheren Zeiten die gewöhnliche. Ihr zunächst steht die erste Art. Man hatte den Klang des fremden Wortes mit dem Ohre richtig aufgefaßt, und suchte nun diesen Klang durch die entsprechenden Lautrepräsentanten so weit richtig wieder zu geben, als das Material unserer Schriftzeichen es zuließ. Man hatte z. B. den spanischen Namen Ximene früher gehört als gelesen, man hatte aber Chimene gehört, nicht Ximene, und kam daher auf den so nahe liegenden Gedanken, auch Chimene zu schreiben, da X im Spanischen eine andere Geltung habe als im Deutschen. Von diesem so natürlichen Verfahren sind

leider wenig Reste geblieben. Am häufigsten wird es noch angewendet für slavische und für außereuropäische Sprachen; so schreibt man oft Wuesitsch, Petroniewitsch, was unbedingteste Nachahmung verdient.

Es kam vielmehr sehr bald die zweite Art zur allgemeineren Herrschaft. Als der schriftliche Verkehr, der Verkehr durch die Presse zunahm, so erfuhr man die Namen fernliegender Ortschaften, weit wohnender Völker und Männer häufig eher durchs Auge als durchs Ohr. Der gesunde Sinn sprach diese Namen aus, wie sie sich schriftlich darstellten, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, was für Deutsche deutsch geschrieben sey, müsse doch wohl auch deutsch gelesen werden; also Mexico nach deutscher Weise mit deutschem x, Norköping mit deutschem k, unbekümmert ob daheim die Namen Mechiko, Mejico, Nortschöping lauten.

Nach derselben Analogie verfuhr man mit den Namen von Städten und Männern, die wegen ihrer Bedeutsamkeit sehr häufig Gegenstand schriftlicher und mündlicher Besprechung, besonders Gegenstand der Tagespresse wurden, sowie mit Namen aus solchen Sprachen, die auch von den Deutschen wenig erlernt werden, deren Gesetze der Aussprache und Schreibweise mithin uns gemeinhin unbekannt bleiben. So einerseits Namen wie Paris, London, Tilly, Wellington, Napoleon,[1] andererseits Baner, Oxenstierna, Potemkin, Suwarow, Christianstadt, Tanger u. a.

Auch diese Namen haben in ihrer bestimmten Aussprache nach deutschen Aussprachgesetzen ihr deutsches Bürgerrecht gewonnen, und so wenig es zu billigen war, Milano an die Stelle von Mailand zu setzen, eben so wenig ist es zu billigen, jetzt die alte eingebürgerte Aussprache von Mexico durch die spanische Aussprache Mejico urplötzlich ersetzen zu wollen, blos auf die

[1] Hierher gehören auch viele Namen fremder Familien, die sich in Deutschland angesiedelt haben, z. B. Namen französischer Ausgewanderter wie Violet, Robert, Tichy u. a. Ehe der jetzige König von Hannover den Thron bestieg, wohnte er lange Zeit in Berlin, wurde aber immer nur Herzog von Cumberland genannt, und wer ihn Comberland hatte nennen wollen, wäre ausgelacht worden.

wahrhaftig nicht neue Entdeckung hin, daß im Spaniſchen x anders geſprochen werde als im Deutſchen. Wer Mejico ſtatt Mexico ſagt, den kann man im Namen der Conſequenz nur bitten, künftighin auch Pari zu ſagen, und Patjömkin ſtatt Potemkin, und Uxenscherna ſtatt Oxenſtierna u. ſ. w.

Nach dieſer zweiten Behandlungsweiſe fremder Eigennamen verfahren auch die meiſten fremden Völker für alle Fälle, in denen ſie nicht die vierte Behandlungsart anwenden. So ſprechen die Engländer New-Orleans wie Nju Orlihns, Illinois = Illino-is aus, Blücher wie Blötſcher, welchen Namen die Franzoſen wieder wie Blüſchähr geben. Dieſe ſprechen Berlin, Coblenz und alle ähnlichen Namen mit ihren Naſaltönen; genug, bei ihnen iſt es *Geſetz*, alle fremden Eigennamen, für die ſie nicht ſchon eigenthümliche Nationalformen gemacht haben, nach ihren Ausſprachegeſetzen zu behandeln.

Die Behandlungsart, welche ich als die *dritte* bezeichnet habe, iſt neuer als alle übrigen, und, ſo viel ich weiß, nur bei den Deutſchen herrſchend.[1] Sie verdankt ihr Entſtehen gewiß der unter den Deutſchen herrſchenden Sucht, das Fremde herbeizuholen, damit zu glänzen, darin aufzugehen. Bei der dritten Behandlungsart iſt nichts Deutſches mehr geblieben, nicht Schreibweiſe, nicht Ausſprache. Befördert wurde dieſes Verfahren, ſobald nur die Neigung dazu vorhanden war, durch die Anwendung der Buchdruckerkunſt und das Streben der Deutſchen, fremde Sprachen zu erlernen.

In unſerer Zeit iſt dieſe Art, fremde Eigennamen zu behandeln, die gewöhnliche; ſie greift beſonders für neu auftauchende Namen, ja, wie wir geſehen haben, ſelbſt für ältere in ihrer Ausſprache ſchon fixirte, immer mehr um ſich, ohne jedoch allgemeine Herrſchaft gewinnen zu können. Allgemeine Herrſchaft kann ſie aber *niemals* gewinnen, weil eine ſolche vollkommene Bekanntſchaft mit den Geſetzen der Ausſprache und Schreibweiſe *aller* Sprachen nothwendig bedingen müßte.

Wie aber bei den drei andern Arten, ſo ſehen wir auch

[1] Die Franzoſen ſchreiben und ſprechen zwar Shakespeare nach engliſcher Weiſe. Das findet aber nur bei einzelnen beſtimmten Ausnahmefällen ſtatt.

bei dieſer einzelne Namen, die in ihrer beſtimmten Behandlungsweiſe deutſches Bürgerrecht erhalten haben, und die wir ohne Pedanterei daraus nicht wieder verdrängen können. Dahin gehört z. B. Bordeaux, das man nur ſo ſchreiben und Bordō ſprechen kann. Dahin eine große Menge anderer Namen, namentlich ſolcher, zu deren richtiger Ausſprache auch das ungeübte Organ des weniger gebildeten Deutſchen ausreicht.

Hierher ſind auch einige Wörter zu zählen, die zwar fremde Schreibweiſe und fremde Ausſprache im Deutſchen behalten, deren fremdartige Ausſprache aber nicht die urſprünglich nationale, ſondern eine etwas veränderte iſt. Dieſe Veränderung iſt entweder durch die geringere Gefügigkeit der deutſchen Organe hervorgerufen (ſo z. B. bei den meiſten Naſaltönen Verdun, Toulon u. a., ferner die Veränderung des ſcharfen s am Anfange eines Wortes in ein weiches, wie Salamanca, Sarzano u. a.) oder ſie iſt dadurch entſtanden, daß wir das fremde Wort nicht unmittelbar aus ſeiner Heimath bekommen haben, ſondern durch eine anderweitige ſprachliche Vermittlung. So haben wir z. B. die beiden Namen Don Quichote und Don Juan in franzöſiſcher Ausſprache erhalten. Dieſe franzöſiſche Ausſprache iſt für beide Namen bei uns eingebürgert, und weil ſie einmal ſo unſer Eigenthum geworden, ſo laſſe man ſie beſtehen, aber eben auch nur für die angegebenen Fälle. Mit Nachdruck aber ſtemme man ſich dagegen, daß in ähnlicher Weiſe uns neue Eindringlinge aufgebürdet werden, wie dies in allerneueſter Zeit wieder verſucht wird mit dem afrikaniſchen Al Araiseh, welches die bequemen Zeitungsüberſetzer gewöhnlich in der franzöſiſchen Form Larache uns auftiſchen.[1] Eben ſo ſtemme man ſich gegen die Unart, den Namen Eugen in der erſten Sylbe deutſch, in der zweiten aber franzöſiſch mit gequetſchtem g auszuſprechen. Wir haben gerade eben ſo viel Anrecht auf dieſen griechiſchen Namen als die Franzoſen, griechiſche Wörter ſprechen wir, wie ſchon

[1] Wahrhaft lächerlich aber iſt es, wenn die Auferferung deutſcher Eigenthümlichkeit ſo weit geht, Namen von Perſonen, die ihr Vaterland gewechſelt, je nach der Sprache des Landes, in welchem ſie wohnen, auszuſprechen. So wird der jetzt in England lebende franzöſiſche Geologe Delabèche von Deutſchen oft engliſch: Delabitſche geſprochen.

erwähnt, in lateiniſcher Weiſe aus, nicht aber in halb deutſcher, halb franzöſiſcher Weiſe.

Der hiſtoriſche Ueberblick über die Entwicklung dieſer vier verſchiedenen Behandlungsarten fremder Eigennamen im Deutſchen zeigt uns, daß das deutſche Bewußtſeyn und Nationalgefühl dem Fremden gegenüber ſich immer mehr abgeſchwächt hat und zuletzt gänzlich erſtorben iſt. Im erſten Stadium wird das Fremde dem Deutſchen gänzlich untertban, in dem zweiten Stadium miſcht ſich ein fremdes Element ein, aber das Deutſche überwiegt noch, in dem dritten überwiegt ſchon das Fremde, in dem vierten iſt das Deutſche dem Fremden gänzlich unterthan.

Verlaſſen wir den hiſtoriſchen Standpunkt der Betrachtung und unterſuchen den Gegenſtand von der Frage aus: Was iſt das Naturgemäße, das Vernünftige?

Das Vernünftigſte, weil das Natürlichſte, iſt, den Namen auszuſprechen, wie er vom Inhaber geſprochen wird. Der Name iſt ein Heiligthum, iſt der heiligſte Beſitz eines Menſchen, er iſt die Ehre des Mannes — die Galeerenſklaven verlieren das Recht ihres Namens, ſie werden nach Nummern genannt. — Ein Jeder hat das Recht zu verlangen, daß man wie ſeine Perſon ſo auch ſeinen Namen unangetaſtet, unverſtümmelt laſſe.

Der Name aber iſt ein Wort, d. h. er wird zunächſt geſprochen, nicht geſchrieben. Es hat ſomit ein Jeder das Recht zu verlangen, daß er von jedem Andern richtig genannt, d. h. mit richtigem Wortklange gerufen werde.

Daraus folgt als erſte allgemeine Forderung, den fremden Namen zu ſprechen wie er in der fremden Sprache lautet, Bordeaux wie Bordo, Guizot wie Giso.

Dieſes erſte und natürlichſte Geſetz wird auch von Jedem angewendet, ſobald ihm ein Name mündlich, etwa z. B. in der Geſellſchaft beim gegenſeitigen Vorſtellen, mitgetheilt wird, und ſeine Sprachorgane ſo weit gebildet ſind, die Laute, aus denen der Name beſteht, richtig und gewandt wiederzugeben.

Aber die geringſte Anzahl ausländiſcher Namen wird uns ſo unmittelbar von Mund zu Ohr bekannt. Die gewöhnlichſte Mittheilung iſt die Mittheilung durch die Schrift. Hierbei erſt erſcheint die Schwierigkeit, denn hier tritt die Verſchiedenheit

in der Bedeutung derselben Buchstaben für verschiedene Sprachen ein. Das Natürlichste ist auch hier wiederum, den Namen so zu schreiben, wie er gesprochen wird (da die Schrift nur zur Aufgabe hat, das gesprochene Wort zu fixiren), d. h. in jeder Sprache immer diejenigen Buchstaben für den Namen zu wählen, welche Repräsentanten der Laute sind, aus denen der Name besteht.

Dies Verfahren wird auch gemeinhin beobachtet bei ganz fern liegenden Nationen und Gegenden, deren Namen durch Reisende uns mitgetheilt werden, besonders bei Namen solcher Nationen, die entweder keine eigene ausgebildete Schriftsprache besitzen, oder ein von dem deutschen und lateinischen Alphabet abweichendes Buchstabensystem haben. So schreibt man Abdul-Medschid, Bilutschistan u. a. nach dieser Analogie auch Wucsitsch statt Wucsicz u. a.

Dies Verfahren wird aber gewöhnlich nicht beobachtet bei Namen aus Nationen, die uns bekannter sind, die sich des deutschen oder lateinischen Alphabetes bedienen. Hier pflegt man auch die fremde Schreibweise beizubehalten: Guizot, Peel, Hemsterbuys, General Concha. Hierbei herrscht aber keine Consequenz, namentlich für die slavischen Sprachen nicht, denn man sieht bald Wucsitsch bald Wucsicz geschrieben, Mohacz und Mohatsch[1] u. a., und während im Russischen der eigenthümliche unserem schtsch entsprechende Buchstab immer durch unsere sieben Consonanten angegeben wird, so schreibt man Galizin, Suwarow, Orlof u. a. immer nach russischer Schreibweise, wiewohl in diesen Namen die angedeuteten Vokale (a, a, O) nicht in deutscher Weise gesprochen werden.

Die fremde Schreibweise eines fremden Wortes hat aus dem vorher angegebenen Grunde gar keine innere Berechtigung. Aber es gibt auch einen sehr bedeutenden äußeren Grund gegen ihre Anwendung. Da ein jeder Buchstab nur geschrieben wird, um nach seiner bestimmten Regel gesprochen zu werden, so müssen auch die nach fremder Schreibweise gesetzten Buchstaben fremder

[1] Der bekannte Grimmsche Atlas hat auf derselben Karte (Türkei) dicht neben einander Dschurdschewo nach deutscher und Rusesuk nach undeutscher Schreibweise.

Namen nach einer bestimmten Regel gesprochen werden. Die deutsche Regel der Aussprache darf es nicht seyn, also für jede verschiedene Sprache auch die in ihr herrschende Regel. Demnach setzt der Gebrauch der fremden Schreibweise bei dem Leser Bekanntschaft mit den Gesetzen der Schreibweise und Aussprache sämmtlicher existirenden Sprachen voraus. Denn es gibt keine Sprache, aus der wir nicht auch Namen zu nennen hätten. Eine solche Voraussetzung ist also eine durchaus nicht zu rechtfertigende, und wir werden wiederum mit Nothwendigkeit zu dem oben gewonnenen Resultate gedrängt, *den fremden Namen in seinem Rechte der fremden Aussprache zu lassen, ihn aber in deutscher Sprache auch deutsch zu schreiben.*

Das andere Verfahren aber, bei welchem das deutsche Recht ganz aufgegeben wird, hat doch in neuerer Zeit so viel Herrschaft gewonnen, daß es nicht mehr ganz kann beseitigt werden. Es bleibt daher nur übrig, wenigstens ein bestimmtes Prinzip und die Beseitigung jeglicher Willkür bei diesem Verfahren zu erstreben, namentlich für neu auftauchende Namen.

In Deutschland beschäftigt man sich zwar vielfach mit fremden Sprachen, das geschieht indeß mehr in bestimmten Kreisen, als in der Gesammtheit der gebildeten Welt. Bei dieser ist man nur für die französische Sprache berechtigt, Kenntnisse der allgemeinen Gesetze der Schreibweise und Aussprache anzunehmen. Französisch wird auf allen mittleren und höheren Schulen, wenigstens in Norddeutschland, gelehrt. Französische Namen werden daher von der überwiegenden Mehrzahl der gebildeten Deutschen nach den allgemeinen französischen Aussprachegesetzen gesprochen und in französischer Weise gelesen. Da nun neu auftauchende fremde Namen zunächst Gemeingut der gebildeten Welt zu werden pflegen, so kann man als *erstes Gesetz* in Behandlung fremder Eigennamen aufstellen, daß *französische Namen fremd (hier also französisch) gesprochen und geschrieben werden.*

Auch hierbei wird übrigens die Eigenthümlichkeit des deutschen Organismus sehr häufig noch Modifikationen eintreten lassen. So werden z. B. die französischen Nasaltöne zwar als Nasaltöne gesprochen werden, aber deutsch modificirt, nicht so rund voll als im Französischen. Das erfährt ja jeder Deutsche, der

des Franzöſiſchen mächtig iſt, an ſich ſelbſt, daß er Namen wie Napoleon und andere ähnliche anders behandelt wenn er deutſch, und anders wenn er franzöſiſch ſpricht.[1] Affektirt würde es klingen, mitten im Fluſſe deutſcher Rede den vollen, runden Pariſer Naſalton hören zu laſſen, affektirt aber auch, ja lächerlich, Namen wie Saintonge, Orleans, Alençon ohne Naſalton ſprechen zu wollen.

Da man nicht berechtigt iſt, bei der Mehrzahl der gebildeten Welt Deutſchlands, noch viel weniger bei der ungebildeten, doch aber wenigſtens Zeitungen leſenden Welt Deutſchlands Kenntniß einer andern fremden Sprache außer der franzöſiſchen vorauszuſetzen, ſo erſcheint es als eine Unbilligkeit gegen das Publikum, neue Namen aus andern Sprachen in der fremden Orthographie mitzutheilen.

Als zweites Geſetz könnte man daher aufſtellen, daß jeder nichtfranzöſiſche Fremdname, wofern er in Ausſprache und Schreibweiſe nicht ſchon ein gewiſſes Bürgerrecht gewonnen hat (wie Shakespeare, Peel, Taglioni, Potemkin u. A.), in deutſcher Sprache ſchriftlich durch diejenigen Buchſtaben mitgetheilt werde, die nach deutſchen Geſetzen geleſen den fremden Klang geben; ſo wäre alſo z. B. der ſchon mehrfach angeführte Name Wukſitſch zu ſchreiben und nicht Wuesiez; Logronjo und nicht Logrono oder gar Logroño, wozu erſt gar mitten im deutſchen Drucke fremde Typen genommen werden müſſen; Munjos und nicht Muñoz.

Als ein anderes, drittes Geſetz erſcheint die Forderung nicht unbillig, da, wo deutſche neben fremden Namenformen exiſtiren, auch immer die deutſchen Namen zu wählen.

Dies findet beſonders in den Gegenden Anwendung, wo früher das Deutſche im Gegenſatz gegen das Wälſche größere Herrſchaft ausübte, d. h. in der Schweiz, in einigen Theilen Frankreichs und in Belgien. Da gibt es herrliche deutſche Namen,

[1] Die durch die deutſchen Organe bedingte allmählige Abſchwächung fremder Ausſprache iſt recht erſichtlich bei Wörtern, die in der deutſchen Umgangsſprache oft gehört werden, wie Compliment, Etage, Courage u. a.

aber ihre Anwendung wird von Tag zu Tag ſeltener. In jenen Gegenden ſelbſt drängt die franzöſiſche Sprache, bei uns inmitten Deutſchlands aber drängt einerſeits Affektirtheit, andererſeits die Bequemlichkeit der Zeitungsſchreiber, die überhaupt unendlich nachtheilig für die Reinheit der deutſchen Sprache iſt. Dadurch geſchieht es denn, daß uns ſo ſchöne Namen zuletzt ganz verloren gehen, wenn wir nichts dagegen thun, Namen wie: Martinach, St. Moritz, Sitten, Sieders, Brieg, Simpeln, Vivis, Iſſerten, Neuenburg, Peterlingen, Wiflisburg, Murten, Pruntrut, Milden, Stäffis u. v. a., wofür man in der Schweiz und in Deutſchland ſchon vielfach die franzöſiſchen Formen hört: Martigny, St. Maurice, Sion, Sierre, Brigue, Simplon, Vevay, Yverdun, Neufchatel, Payerne, Avenche, Morat, Porrentruy, Moudon, Estavayer.

So Diedenhofen, Mümpelgard, Schlettſtadt, Mühlhauſen, Danzig, Saargemünd, Brügge, Dünkirchen, Dornik, Kortryk, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Gent, Kämrich, Bergen, wofür man hört Thionville, Montbelliard, Schelestat, Mulhouse, Nancy, Sarreguemins, Bruges, Dunkerque, Tournay, Courtray, Louvain, Malines, Anvers, Gant, Cambray, Mons.

So werden Oſtende und Rheims oft nach franzöſiſcher Weiſe ausgeſprochen.

Philipp II. prägte der ganzen europäiſchen Welt einen finſtern Charakter auf, welchen auch die völkerrechtlichen Verhandlungen, das Betragen der Botſchafter und Geſandten theilen mußten. Der dreißigjährige Krieg entſchied das Nebeneinanderbeſtehen verſchiedener Glaubensformen. Man ſchloß ab, weil man nicht mehr fortzukämpfen vermochte. Beiderſeitige Schwäche und Ermattung waren freilich die ſicherſten Gewährleiſter der weitläufigen, mit unendlichen Schwierigkeiten und wechſelſeitigen Zugeſtehungen durchwirkten Friedensinſtrumente. Hierauf kam Ludwig XIV. mit ſeinem unglaublich großen Einfluß auf die Sitten und Anſichten der Großen in der geſammten europäiſchen Welt. Die alte Ritterlichkeit, der Stolz der Philippe und eine Herrſch- und Glanzſucht, welche keine Grenzen, keine ſittlichen Beſchränkungen anerkannten, vereinigten ſich während ſeiner glücklichen Jahre, um ſeine Weiſe zu der herrſchenden zu machen. Es konnte nicht anders kommen, ſie mußte mächtig wirken auf den Gang diplomatiſcher Verhandlungen, auf deren Sprache ſogar, denn damals verdrängte das Franzöſiſche das Latein.

Wenn ſich die verſchiedenen Geſtaltungen des Staatslebens überhaupt in den gleichzeitigen Diplomatieen abſpiegeln, ſo darf es uns nicht wundern, wenn wir eine merkliche Veränderung von dem Zeitpunkt an wahrnehmen, in welchem Friedrichs II. Beiſpiel die Monarchen zur Selbſtthätigkeit und perſönlichem Eingreifen in die Regierung, zu einer Lebensweiſe trieb, welche dem Angenehmen, Geiſtvollen und Innigen des gebildeten Privatlebens nicht länger fremd bleiben wollte. Von nun an erſchienen angenehme, unterhaltende Geſellſchaften, Männer, welche ſich der Eigenthümlichkeit des Fürſten möglichſt — obgleich beſcheiden ſich unterordnend — annähern, an deſſen Hof ſie zu wirken beſtimmt ſind.

Aus den Stürmen der Revolution ſehen wir zuerſt franzöſiſche Proconſule, dann Werkzeuge und Kinder einer gewaltſamen Zeit, in Ungnade gefallene Miniſter und Hofleute, dienſtunfähige Krieger und überflüſſig gewordene Parteianführer in bunter Verſchiedenheit auftauchen. Die vorherrſchende Perſönlichkeit eines zur Diktatur erhobenen Kriegers, die Unſicherheit aller völkerrechtlichen Verhältniſſe und die Unmöglichkeit, durch ſcharfe Beobachtung, kluge Unterhandlung und verhüllte Zögerung die unliebliche Lage zu

Das literariſche Eigenthum

und ſeine

Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis

nachgewieſen

an dem Schelling-Paulusſchen Rechtsſtreite.

Die neuere Geſetzgebung über das Recht der Erzeuger geiſtiger Schöpfungen an ihren Werken hat theilweiſe einen Gang genommen, welcher zum Belege dient, wie wenig hin und wieder das wahre Weſen dieſer Rechte und des Eigenthums überhaupt erkannt wurde. Selbſt die Geſetze aus früherer Zeit her, wo nicht das Bewußtſeyn, ſondern die Ahnung von dem Rechte, die aber zugleich deſſen Wirklichkeit beweiſt, den richtigen Geſichtspunkt getroffen hatte, haben unter dem Einfluſſe einer verkehrten Auffaſſung Veränderungen erlitten, die nicht mit Freude begrüßt werden können; namentlich haben Preußen und Sachſen, für den norddeutſchen Buchhandel die wichtigſten Staaten, in ihren neueſten Geſetzen eine Richtung eingeſchlagen, welche zur Verletzung des urſprünglichen und natürlichen Rechts führen muß, weil ſie einen Widerſpruch gegen daſſelbe enthält. Anerkennung des Eigenthums und Beſchränkung deſſelben auf eine kurze Dauer, überhaupt auf irgend eine Friſt ſind mit einander unverträglich; denn die letztere führt zur Verletzung der perſönlichen Freiheit, weil ſie den Willen der Perſon zwingt, in gewiſſer Beziehung aufzuhören. Insbeſondere ſind es nach dem Gange der heutigen Geſetzgebung zwei Seiten des Autorenrechtes, die in neueſter Zeit nicht ſtandhaft genug verfochten

werden können: die Ausſchließlichkeit deſſelben, welche ohne alle Rückſicht auf materiellen Gewinn oder Schaden jeden Eingriff in das Recht als ſchlechterdings unerlaubt verbietet, und ſeine ewige Dauer, welche den Schutz des Staates ſo lange in Anſpruch nimmt, als derſelbe überhaupt für irgend ein Recht geleiſtet werden kann. Die Ausführung dieſer Eigenſchaften mag, ſo weit es der Raum geſtattet, in Folgendem unternommen werden.

Die Begründung des Eigenthums liegt in der Perſon und das Weſen deſſelben im Willen. Denn der Sache an und für ſich geht die Subjektivität ab, ſie iſt nicht blos dem Subjekte, ſondern ſich ſelbſt das Aeußerliche. Indem aber die Perſon als der an und für ſich ſeyende unendliche Wille auch zur Außenwelt als weſentlich Einzelnes in Verhältniß tritt, muß ſie ſich eine äußere Sphäre ihrer Freiheit geben, ihre bloße Subjektivität muß ſich aufheben, indem ſie ihren Willen in eine Sache legt. Dadurch nun, daß die einzelne Perſon der Sache, die an ſich nicht Selbſtzweck iſt, ihre Seele gibt, ihren Willen in dieſe Sache legt, wird der Begriff des Eigenthums gebildet; aber zur Erkennbarkeit für Andere muß dieſes Wollen ein Daſeyn haben, der innere Willensaktus, welcher ſagt, daß Etwas mein ſey, muß wahrnehmbar, die Eigenſchaft, die ich der Sache dadurch aufpräge, muß in beſtimmter Form bemerkbar gemacht werden, und dies geſchieht durch die Beſitzergreifung. Im Beſitze wird das Ich als freier Wille gegenſtändlich und damit auch erſt wahrer, wirklicher Wille.

Iſt nun durch die Beſitzergreifung mein Wille äußerlich erkennbar geworden, dann kann ich auch den körperlichen Beſitz ſelbſt wieder aufgeben, ohne dabei meinen Willen aufgeben zu müſſen; und ſo lange ich nicht ausdrücklich durch Worte oder bezeichnende Handlungen dieſen Willen wirklich aufgegeben habe, darf und kann der Andere ſeinen Willen nicht ebenfalls in dieſe Sache legen, weil er dadurch das Aeußere, in welchem meine Perſönlichkeit Daſeyn hat, aufheben und ſomit das Daſeyn meiner Perſönlichkeit negiren würde.

Da alſo die äußere Sphäre meiner Freiheit etwas von mir unmittelbar Verſchiedenes, Trennbares ſeyn muß, da ferner das Eigenthum nur durch meinen Willen begründet wird, habe ich auch nur Eigenthum, inſofern es mein Wille iſt, obſchon mein

Wille, als ein freier, eben ſo wenig gezwungen werden kann, ſein Daſeyn in einer Sache zu nehmen, als das Daſeyn, welches er in dieſer oder jener Sache hat, wieder aufzugeben. Wenn daher Jemand das Daſeyn meines Willens anerkannt hat, d. h. wenn er anerkannt hat, daß ich meinen Willen in eine Sache gelegt und ſie zu meinem Eigenthum gemacht habe, hat er kein Recht, meinen Willen zu zwingen, daß er aufhöre, in dieſem Aeußerlichen zu exiſtiren, und die Gewalt, die er an der Sache als dem unmittelbaren Aeußern meiner Perſönlichkeit verübt, wird an mir ſelbſt verübt. Nur ich ſelbſt kann aufhören Eigenthümer zu ſeyn, und wer mich zwingen will, verletzt meine Perſönlichkeit, mein Recht auf das Daſeyn meines Willens. Es iſt alſo ein Widerſpruch, Eigenthum anzuerkennen und zugleich auf eine beſtimmte Zeit zu beſchränken; es iſt Gewalt an dem freien Willen und an dem Daſeyn der Perſönlichkeit.

Das Eigenthum muß demnach ein *ewiges* ſeyn, das heißt es muß beſtehen können, ſo lange ich meinen Willen auf die Sache beziehen will; ſo lange ich freiwillig mich deſſelben nicht begebe, kann es mir nicht genommen werden. Doch muß in der Verwirklichung der ſittlichen Idee das Eigenthum wieder aufhören. Das ſcheint ein Widerſpruch zu ſeyn, aber es iſt keiner. Es liegt in der Idee der Sittlichkeit, daß ich als beſonderer für mich ſeyender Wille aufhöre, daß ich keine ſelbſtſtändige Perſon für mich ſeyn will und mich als Theil des Allgemeinen weiß. Während daher die bürgerliche Geſellſchaft nur das Intereſſe des Einzelnen als ſolchen kennt, muß ſich in dem *Staate*, als der Wirklichkeit der ſittlichen Idee, das beſondere Bewußtſeyn zur Allgemeinheit des ſubſtantiellen Willens erheben. Die bürgerliche Geſellſchaft hat darum zwar auch das Allgemeine zum Prinzipe, aber nur *neben*, nicht *über* dem Beſondern. Das Beſondere iſt ſich vielmehr als Beſonderes ſelbſt Zweck; das Allgemeine iſt für dieſen Zweck nur Mittel und nur als ſolches Prinzip. Das Wohl des Einzelnen iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft in die Subſiſtenz, das Wohl und das Recht Aller verflochten und wird nur in dieſem Zuſammenhange wirklich und geſichert. Daher nöthigt die Verwirklichung des ſelbſtſüchtigen Zweckes zur bürgerlichen Vereinigung, daher iſt das *Recht des Einzelnen* der höchſte Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft; Jeder

iſt ſich ſelbſt Zweck, alles Andere iſt ihm Nichts, er kann aber allein, ohne Beziehung auf Andere den Umfang ſeiner Zwecke nicht erreichen, weil der Stärkere immer den Schwächern ſtören kann; daher die Vereinigung, bei welcher die Andern ſämmtlich nur als Mittel zum Zweck des Einzelnen erſcheinen. Nicht um des Allgemeinen willen wird der Einzelne Mitglied der Geſellſchaft; er iſt alſo auch noch unfähig, ſein Beſonderes aufzugeben, und ſich nur als Glied des Ganzen zu wiſſen; vielmehr iſt die ſelbſtſtändige, freie Entwicklung der Perſönlichkeit ſein Ziel und er iſt nicht für die Geſammtheit da, ſondern die Geſammtheit für ihn. Der Einzelne negirt in der bürgerlichen Geſellſchaft blos das Recht anderer Einzelner, ſeinen Willen durch den ihrigen zu beſtimmen, dafern er ſich nicht freiwillig mit ihnen verſteht, und Prinzip der Geſellſchaft iſt folglich nur die Gleichheit. Aber darum fehlt der bürgerlichen Geſellſchaft noch die Sittlichkeit und die ſittliche Idee findet ihre Verwirklichung erſt im Staate.

Wenn gleich das Seyn des Staates in dem allgemeinen Selbſtbewußtſeyn liegt, wird doch ſein Daſeyn, ſeine Exiſtenz durch das Selbſtbewußtſeyn des Einzelnen vermittelt, und dieſes Einzelne hat ſelbſt nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied des Staates iſt; [1] die höchſte Pflicht des Einzelnen iſt daher nicht als Einzelnes, ſondern als Glied der Allgemeinheit ſich zu wiſſen und in dieſer letztern das beſondere Selbſtbewußtſeyn aufgeben zu laſſen. Damit kann das Eigenthum nicht vereinbar ſeyn, weil ich in dem Eigenthume mir meiner ſelbſt nur als beſonderer Perſönlichkeit, nur als Individuum bewußt bin, und ſo ſehr ich als einzelne Perſönlichkeit ein Recht darauf habe, daß von Andern mein freier Wille anerkannt werde, eben ſo ſehr bin ich verpflichtet, freiwillig von der Beſonderheit, wie von meinem Daſeyn als Beſonderes abzuſehen

[1] Hegel, Grundlinien der Philoſophie des Rechts, §. 258. Hiebei iſt zu bemerken, daß Hegel mit dem Worte „Staat" einen weit höhern Begriff verbindet, als im gewöhnlichen Leben an dieſen Ausdruck geknüpft wird. Während ſehr Viele unter Staat jede bürgerliche Geſellſchaft verſtehen, in welcher mindeſtens die Grundbedingungen zur allmähligen Entwicklung der Sittlichkeit enthalten ſind, erkennt Hegel in ſeinem Staate ſchon die Wirklichkeit der ſittlichen Idee.

und mich als Theil des Ganzen, als Glied der Allgemeinheit zu wiſſen und zu ſetzen. Doch muß dies freiwillig, im Bewußtſeyn der ſittlichen Nothwendigkeit geſchehen, wenn es anders als Verwirklichung der ſittlichen Idee erſcheinen ſoll; jeder Zwang wird Negation des freien Willens, Verletzung der Perſönlichkeit und des abſoluten Rechts. In dieſem allgemeinen Bewußtſeyn, in welchem mein beſonderes nur als Glied des Abſoluten da iſt, muß ich natürlich ſchon weniger Intereſſe am Eigenthum haben; denn ich lege nicht für meine Perſönlichkeit den Willen in eine Sache, ſondern für den Staat; und die Sache wird nur mein, inſofern ich mich als Glied des Staates weiß. In der ſich durchdringenden Einheit der Allgemeinheit und der Einzelheit will daher Jeder die Sache nicht mehr für ſich allein, und es hört ſonach in der Wirklichkeit der ſittlichen Idee das Eigenthum auf Eigenthum des Einzelnen zu ſeyn, und wird Eigenthum des allgemeinen ſubſtantiellen Willens.

Hierin liegt die weſentlichſte Verſchiedenheit des Staates von dem Verbande, welchen der Communismus erſtrebt, und hier iſt die ſchwache Seite des letztern. Der Communismus ruht auf der Idee der materiellen Gleichheit, auf der bürgerlichen Geſellſchaft, in welcher jeder Einzelne ſich ſelbſt Zweck und die Vereinigung nur Mittel iſt. Das Bedürfniß des Einzelnen hat ihn hervorgerufen; der Reichthum wird negirt, um den Einzelnen ſelbſt wieder Reichthum zu verſchaffen; der Einzelne wird Mitglied der Geſellſchaft, um den andern Einzelnen zu zwingen, ſeinem Reichthum zu entſagen und um damit das Bedürfniß ſeiner ſelbſt als Einzelnen zu befriedigen. Darum wird auch er von den andern Einzelnen gezwungen, ſeinem Reichthume zu entſagen, und er fügt ſich dieſem Zwange nur, weil er darin ſeinen eigenen Zweck erkennt. Anders im Staate. Hier hat der Einzelne das Recht, Anerkennung ſeines Eigenthums zu verlangen; aber nicht gezwungen, es aufzugeben, vielmehr geſchützt in dieſem Rechte, gibt er es freiwillig hin; nicht um der Einzelnen willen, ſondern für das Allgemeine, nicht aus Noth, ſondern aus Pflichtgefühl. Zu dieſem Pflichtgefühl kann mich aber nicht das phyſiſche Bedürfniß führen, es iſt vielmehr das Ergebniß des Bewußtſeyns; die Erkenntniß der Pflicht gibt mir die Religion, in welcher ich das

Verhältniß meines Daseyns zum absoluten Seyn begreife und welche mir über die Allgemeinheit dieser Pflichten, als durch den Begriff des absoluten Seyns bedingt, Gewißheit gibt. Das Leben im Staate ohne Eigenthum der Einzelnen erscheint mithin als die höchste Stufe der sittlichen Bildung; denn es setzt die Einheit der subjektiven und objektiven Freiheit voraus. Die Beschränkung, der mein besonderer Wille zum Zwecke des gemeinschaftlichen Zusammenlebens unterworfen ist, erscheint nicht als Beschränkung meiner persönlichen Freiheit, sondern als *mein eigner Wille*, insofern dieser in das Interesse des Allgemeinen verwebt und in diesem aufgegangen ist.

Diese Idee der Freiheit zu verwirklichen ist das Ziel der Menschheit; es gilt mithin, den subjektiven Willen zu jener Objektivität heranzubilden, bei welcher der Einzelne nicht für seine Besonderheit, sondern für das Allgemeine Willen hat. Nun werden wir zu dieser sittlichen Bildung nur erzogen, wenn wir eben lernen, unsern Willen nicht als besondern zu äußern; das geschieht aber erst dann, wenn das physische Bedürfniß uns nicht mehr dazu zwingt. Der Staat muß daher dem Einzelnen so viel Schutz der Persönlichkeit gewähren, daß er für sein Bestehen *als Einzelner* nicht selbst zu sorgen braucht und dabei den Willen, den er außerdem auf die Erhaltung seiner Persönlichkeit beziehen müßte, nunmehr auf das Allgemeine beziehen kann. Darum ist der *Rechtsschutz* das nothwendige Erforderniß, welches zur Verwirklichung der Idee des Staates verlangt wird. Aber darum ist der Rechtsschutz zugleich nur *Mittel* im Staate und nicht, wie in der bürgerlichen Gesellschaft, Zweck.

Wenn aber gerade im Eigenthume, wie wir oben gezeigt haben, der für sich seyende Wille wesentlich gegenständlich wird, wenn also nur im Eigenthume die Persönlichkeit ihre Aeußerlichkeit erhält, muß der Schutz der Persönlichkeit in ihrem äußern Daseyn auch wesentlich auf den Schutz des Eigenthums sich gründen, und deßhalb eben erscheint der Schutz des Eigenthums als der wesentlichste Schutz der Persönlichkeit und als wichtigstes Mittel zur Erreichung des Staatszweckes. Je mehr der Staat das Eigenthum des Einzelnen schützt, um so mehr wird der subjektive Wille genöthigt seyn, eben weil er in dem allgemeinen Willen aufgehen soll, das Eigenthum derer, welche neben ihm

leben, zu achten und selbst mit zu schützen, während der allgemeine Wille auch sein, des Besonderen Eigenthum schützt. Dieser gegenseitige Schutz muß nothwendig dazu führen, daß der Einzelne als Bürger den subjektiven Willen aufgibt, weil er in dem objektiven den vollen Schutz seiner Persönlichkeit und seines Eigenthums, die Berücksichtigung seines besondern Wohls wieder findet. Er wird aufhören die Befriedigung des subjektiven Willens, also auch das Eigenthum zu erstreben, da er im objektiven Willen die vollste Befriedigung seines substantiellen Wesens erhält.

So erscheint der strengste Schutz des Eigenthums als Mittel zur Verwirklichung des objektiven sittlichen Willens, und wie sich immer die Gegensätze berühren, so schlägt auch hier das Eigenthum der Einzelnen, aufs höchste vom Staate geschützt, in sein Gegentheil um; es hört auf Eigenthum der Einzelnen zu seyn, weil diese ihren Willen nicht mehr als Einzelwillen auf die Sache beziehen, und das allgemeine Nichtwollen, das Nichtbegehren Aller ermöglicht das Nebeneinanderbestehen Aller ohne Eigenthum auf der höchsten Bildungsstufe des sittlichen Bewußtseyns.

Schon die Erfahrung zeigt, daß die Ausbildung und der Schutz des Eigenthums mit der Verwirklichung der Staatsidee Hand in Hand geht. In dem ursprünglichsten Zustande des Menschengeschlechts ward noch gar kein Eigenthum von einer Gesammtheit geschützt; es war ein rohes Nebeneinanderleben ohne Eigenthum, aber auch noch ohne sittlichen Werth, weil ohne das Bewußtseyn der Einzelnen, Glieder eines Ganzen zu seyn. Je mehr die Idee des Staates als Vereinigung der Einzelwillen in einen Gesammtwillen Wurzel schlug, um so mehr wuchs auch der Schutz, welcher einzelnen Gegenständen als dem Eigenthume der Einzelnen von der Gesammtheit ertheilt wurde. Der Nomade wanderte von Land zu Land; sein Eigenthum an der Heerde ging schon über den bloßen Besitz hinaus, aber er kannte noch nicht einmal das Grundeigenthum. Einzelne Familien setzten sich fest; sie wurden ein Stamm, ein Volk, vielleicht noch nicht ein Staat, aber schon trat das Grundeigenthum hervor. Mit einem noch mehr ausgebildeten Eigenthume blüht das orientalische Reich auf; aber hier verschwindet noch die Subjektivität und das Individuum geht rechtlos in dem Glanze der Despotie unter. Im griechischen und römischen Reiche bildet das Eigenthum

ſich ſchon weiter aus. Zwar gibt es noch vieles Gemeingut, Gewerbe und Handel ſind noch gar nicht geſchützt, aber das Eigenthum des Hervorbringers beginnt bereits in der specificatio. und während auf der einen Seite die Perſönlichkeit ſo wenig anerkannt wird, daß noch nicht die menſchliche, ſondern nur die bürgerliche Perſönlichkeit eigenthumsfähig iſt, alſo manche Menſchen gar kein Eigenthum erwerben können, wie der servus. der filius familias. findet ſich auf der andern Seite ſchon eine Spur von Anerkennung des Eigenthums an geiſtigen Erzeugniſſen in dem Satze: nobis videtur melius esse, tabulam picturae cedere. Ridiculum est enim, picturam Apellis vel Parrhasii in accessionem vilissimae tabulae cedere. (§. 34. Inst. II. 1.) Im germaniſchen Reiche findet ſich zu Anfang des Mittelalters die Perſönlichkeit in den Unfreien oft noch rechtlos; in der weitern Entwicklung des Feudalweſens treten zwar mehr einzelne Perſönlichkeiten dem Staate gegenüber, aber ganze Maſſen von Unterthanen ſind vom Staate nur in der Perſon eines Einzigen als exiſtirend betrachtet und der Grundherr ſtellt die Perſönlichkeit aller ſeiner Hinterſaßen zugleich mit dar. Allmählig fängt jedoch auch der Grundherr an, die Perſönlichkeit der Hinterſaßen anzuerkennen, und in dem Lehensinſtitute, wie in dem Erbpachte zeigt ſich der Uebergang zum Eigenthume, bis endlich in neueſter Zeit die Lehensgelder und der Erbzins ablösbar werden und damit die Perſönlichkeit der Beſitzer als Eigenthümer volle Anerkennung findet. Schon im Ausgange des Mittelalters ſchreitet das Eigenthum weſentlich vor; Handel und Gewerbe werden geſchützt, die Sklaverei hört auf, jede Perſönlichkeit erſcheint als fähig, Eigenthum zu beſitzen; die Jagd und die Fiſcherei, ehedem Gemeingut, werden bereits Eigenthum gewiſſer Stände, aber noch nicht Eigenthum von Individuen. Das Recht des Hervorbringers an ſeinen Erzeugniſſen gewinnt an Umfang und eine Ahnung, aber noch nicht das Bewußtſeyn, führt zum Schutze deſſelben. Indeſſen erſcheint dieſer Schutz, eben weil noch das Bewußtſeyn fehlt, als Vorrecht und tritt in Privilegien und Monopolen hervor; ja es werden noch immer ganze Klaſſen von Eigenthumsrechten den Individuen entzogen, der Staat eignet ſich dieſelben an, um ſie von Einzelnen, die außerdem Eigenthümer ſeyn würden, jetzt aber nur Beamte ſind, in ſeinem

Namen ausüben zu laſſen, die Regalien; auch iſt noch eine Art von Schutzloſigkeit der Eigenthümer in dem Strandrechte übrig geblieben.

Der Staat neuerer Zeit in ſeiner konſtitutionellen Entwicklung hat zur Grundlage die Verwirklichung der Freiheit in Vereinigung der Allgemeinheit mit der Beſonderheit. Nicht das ſubjektive Belieben, ſondern der Begriff des Willens leitet denſelben; das Wohlergehen der Individuen iſt verbunden mit dem Allgemeinen, aber das Allgemeine ſchreitet auch nur mit dem Wiſſen und Wollen der Beſonderheit vor. Die Ausbildung des Eigenthums geht hiermit in raſcheſter Entwicklung vorwärts; ſchon bildet ſich der Schutz der geiſtigen Erzeugniſſe aus ſeinen Anfängen zu größerer Bedeutung heraus; für ſeine Fortbildung erheben ſich gewichtige Stimmen; die Regalien vermindern ſich, ſie müſſen ganz verſchwinden. Nicht mehr das allein iſt Gegenſtand des Eigenthums, deſſen Beſitz ſchon an ſich ein körperlicher Reichthum iſt, ſondern auch das wird Eigenthum, was nur erſt durch ſeine Benützung körperlichen Reichthum erzeugen kann. Wir haben bereits Eigenthum nicht blos an Stoffen, ſondern auch an Formen; und unter dieſen ſtehen obenan: die Formen der Gedanken in Kunſt, Wiſſenſchaft und Gewerbe.

Es wurde ſchon oben nachgewieſen, wie es im Weſen des Staates liegt, durch den ſtrengſten Schutz der Individuen ihre ſittliche Erziehung zu bewirken; wir haben geſehen, wie mit der Entwicklung des Staatslebens die Fortbildung des Eigenthums Hand in Hand geht; wir können nunmehr begreifen, daß es zur Entwicklung des ſittlichen Willens nöthig iſt, Alles, was Gegenſtand des Eigenthums ſeyn kann, als Eigenthum anzuerkennen und zu ſchützen. Als die natürlichſte Frage erſcheint daher die: iſt ein literariſches Erzeugniß fähig, Gegenſtand eines Eigenthums zu ſeyn, d. h. iſt es ein äußerlicher Gegenſtand, in welchen der Wille des Einzelnen gelegt werden kann, ſo daß dieſer Wille dadurch zur Außenwelt als weſentlich Einzelnes in Verhältniß tritt? Dieſe Frage muß unbedingt bejaht werden; da jedoch gerade hier eine bedeutende Verſchiedenheit der Meinungen ſich zeigt, erſcheint es nothwendig, auf dieſe Frage tiefer einzugehen und zu zeigen, *was* eigentlich an dem geiſtigen Erzeugniſſe der Gegenſtand des Eigenthums iſt.

An jedem literariſchen Erzeugniß iſt dreierlei zu unterſcheiden: der Gedanke, das Material der Sprache und die Form, zu welcher das Sprachmaterial verarbeitet iſt. Unſere ganze Wahrnehmung deſſen, was außer uns liegt, beruht auf ſinnlichen Eindrücken. Wir ſind ſchlechterdings nicht im Stande, irgend eine Thätigkeit eines Andern zu bemerken, wenn nicht durch phyſiſche Vermittelung, durch Körper. Sogar wenn ich die Gedanken meines Nächſten aus ſeinen Mienen, aus ſeinen Augen leſe, kann dies nicht geſchehen ohne die phyſiſche Vermittelung ſeinerſeits einer Bewegung und meinerſeits eines ſinnlichen Eindruckes. Blos Geiſtiges, z. B. einen Gedanken ſelbſt wahrzunehmen, iſt Unmöglichkeit. Doch hat das Zuſammenleben den Menſchen genöthigt, auf Mittel zu ſinnen, durch die er Andern ſeine geiſtige Thätigkeit bemerklich machen könne. Er hat daher für beſtimmte Begriffe beſtimmte Zeichen oder Formen angenommen, die an und für ſich vielleicht etwas ganz Zufälliges, Willkürliches ſind und mit dem Begriffe ſelbſt kaum noch einen erkennbaren oder nothwendigen Zuſammenhang haben, die aber übereinkömmlich das Daſeyn des durch ſie bezeichneten Begriffs beurkunden. Dieſe Formen ſind die Sprache und durch die Sprache kann zwar niemals der Gedanke ſelbſt wahrnehmbar gemacht werden, wohl aber ermöglicht ſie durch das beſtimmte Wort einen Schluß auf das Vorhandenſeyn des übereinkünftlich dadurch bezeichneten Gedankens, und die Art und Weiſe, wie mehrere Wörter zuſammengeſtellt und verbunden werden, die Bearbeitung des Sprachmaterials läßt auf die innerliche Verarbeitung und Bewegung der entſprechenden Begriffe ſchließen. Je mehr daher ein Volk geiſtig gebildet iſt, deſto biegſamer und beweglicher, deſto reicher wird ſeine Sprache ſeyn, weil es als Nothwendigkeit erſcheint, daß die äußere Form ſich den feinſten Bewegungen der innern Thätigkeit anſchmiege, um dieſelbe deſto ſicherer erkennbar zu machen. Ja, die Eigenthümlichkeit des Volkslebens und der Volksbildung ſteht auch überall im faktiſchen Zuſammenhange mit der Entwicklung der Sprache: ſo zeigt ſich die holländiſche Sprache vorzüglich ausgebildet in Anſehung des Schiffbaues, die franzöſiſche unterſcheidet ſich von andern durch ihre Reichhaltigkeit für Kriegführung und Diplomatie, Italien hat für die Muſik und England für die Technik in ſeiner Sprache

verbeſſern, hatten die natürliche Folge, daß man als ſo ziemlich gleichgültig anſehen mußte, wer die Regierung auswärts verträte. Einer taugte und leiſtete ungefähr ſo viel oder ſo wenig wie der Andere.

Als hierauf das Feſt der allgemeinen Sühne und der Wiederbringung alles Verlorenen nach dem Sturze der Gewaltherrſchaft gefeiert werden ſollte, hatte man wegen des Zwiſchenſpiels der hundert Tage keine Zeit zu gründlicher Umgeſtaltung der veralteten Uebelſtände, man kämpfte mit alten und neuen Schulden, mit alten und wiedererwachten Anſprüchen der Völker, bald auch mit Verſchwörungen und Aufſtänden in den Heeren; häufig konnte man keinen Krieg führen, und durfte es doch nicht offen herausſagen. Die Diplomatie blieb, wie ſie ſich in ihren Reiſen mit den Cabinetten, auf den Ritten und Fahrten mit den Hauptquartieren gebildet hatte. Man behielt, was man vorfand, oft aus dem ganz einfachen Grunde, weil man eine Penſion erſparen mußte, und die Schwingungen der früheren Erſchütterungen, welche eine ruhegewohnte Zeit aufgeſchreckt hatten, dienten nur dazu, die in Schlaf zu lullen, welchen weit ſtärkere Stöße zur Gewohnheit geworden waren.

So mochte nun das Departement des Auswärtigen überall mit Glanz und Genuß umgeben, mit den Angelegenheiten des regierenden Hauſes beauftragt, ſo mochte das diplomatiſche Corps reich beſternt in glänzender Buntheit erſcheinen, es blieb dem Publikum ein Widerwille, eine Ahnung von etwas Unheimlichem, ein aus Neid, Mißtrauen und Abſcheu gemiſchtes Gefühl, wenn von diplomatiſchen Verhandlungen die Rede war.

Ein Theil dieſes Widerwillens mag freilich auf die Rechnung von Verhandlungen zu ſchieben ſeyn, welche wider Volksfreiheiten, Volksanſprüche und über die Wiedereroberung des heiligen Grabes unſerer Civiliſation, Griechenlands nämlich, geführt werden mußten. Man gewöhnte ſich an die Anſichten, daß die Diplomatie der Hauptfeind des Vorſchrittes der allmähligen, vernunftgemäßen Befreiung von zeitwidrigen Beſchränkungen ſey. Wo ſie vermittelnd, begütigend, verſöhnend gewirkt hatte, war ihre Thätigkeit unbemerkt geblieben, wo die geringſte Anmaßung eines Geſandten hervorgetreten war, da fühlte man die Beleidigung doppelt, einmal als Bürger des Staats, dann als Einzelnweſen.

den größten Reichthum an Ausdrücken und das tiefdenkende Weſen wie das Gemüthsleben des Deutſchen ſchaut aus ſeiner pſychologiſchen Terminologie wie aus einem treuen Spiegel hervor. Das Sprachmaterial ſelbſt muß aber jedenfalls etwas ſinnlich Bemerkbares, folglich Sache ſeyn. Da nun, um die Verſtändigung möglich zu machen, jedes Wort einen genau beſtimmten Begriff ein für allemal wiedergeben muß, folglich Jeder, der dieſen Begriff erkennbar machen will, gezwungen iſt, ſich derſelben äußerlichen Form zu dieſem Zwecke zu bedienen, kann das Sprachmaterial niemals Eigenthum eines Einzelnen ſeyn, es iſt vielmehr Gemeingut. Aus dieſem Grunde kann auch das Sprachmaterial ſelbſt niemals Gegenſtand des literariſchen Eigenthums ſeyn. Eben ſo wenig kann dies der Gedanke ſeyn; denn er iſt nicht Sache, iſt folglich unfähig, jemals Eigenthum zu werden. Es bleibt demnach für das literariſche Eigenthum nur die Form übrig, das heißt: die eigenthümliche Zuſammenſtellung und Bearbeitung des Sprachmaterials. Denn obſchon in der Ausbildung des Eigenthums zuerſt der Stoff als Gegenſtand deſſelben Schutz gefunden hat, iſt doch der Stoff nicht das einzige Object des Eigenthums; vielmehr kann auch die Form ein ſolches ſeyn, weil in ihr der Einzelne auch dann als Beſonderes hervortreten kann, wenn der Stoff, aus welchem ſie geſchaffen wurde, entweder Allen gemeinſchaftlich oder Einzelnen angehört. Die Statue, mit der ich meinem Gedanken Form gebe, kann aus dem Erze eines Andern gegoſſen ſeyn; die Worte, welche meinen Gedanken für Gehör, Geſicht oder Taſtſinn bemerkbar machen, gehören Allen, aber die beſtimmte von mir geſchaffene Form des Gedankens kann darum doch mir gehören. Denn dieſe Form iſt ſo weſentlich, daß auf den Stoff derſelben ſchlechterdings nichts ankommt, und iſt etwas vom Stoffe ſelbſt ſo verſchiedenes, daß ein und dieſelbe Form in ganz verſchiedenen Stoffen wiederholt werden kann. Dieſelbe Form eines Gedankens, welche in Schriftzeichen auf Papier dargeſtellt iſt, kann in geſprochenen Worten oder in den Tönen der Muſik wiederholt werden; das Gemälde, welches der Maler in Farben auf Holz, Leinwand oder Metall brachte, ſtellt der Gobelinweber in Wolle und Seide wieder dar. Unſre neue Geſetzgebung zeigt darin auch eine ganz richtige Auffaſſung, wenn ſie in der Aufführung muſikaliſcher Compoſitionen

oder dramatiſcher Werke eine Benutzung derſelben Form, wenn auch in verſchiedenem Stoffe, erkennt. Möglich iſt es alſo, daß die Form Gegenſtand des Eigenthums ſeyn kann; denn ſie kann vom Stoffe getrennt werden und bleibt immer noch Aeußerliches; daß ſie Gegenſtand des Eigenthums ſeyn muß, iſt nicht ſchwer zu beweiſen.

Der Entwicklungsgang der ganzen Menſchheit bringt es mit ſich, daß die wenigſten Gedanken, welche ſich in uns bewegen, zuerſt in uns entſtanden ſind. Der Eine benützt die Gedanken, welche ein Anderer geäußert, verarbeitet ſie in ſeiner Weiſe, fügt die ſeinigen hinzu und übergibt das Vergrößerte dem Folgenden, um es wieder zu vergrößern. Die Nachwelt baut auf der Unterlage der Vorwelt fort und das Gebäude alles wirklich ausgeſprochenen menſchlichen Wiſſens gleicht einer auf der Spitze ſtehenden Pyramide, die wie an Höhe, ſo an Umfang gewinnt und ihren Halt in der allgemeinen Vernunft findet, von der ſie rings umfloſſen iſt, wie der Erdball von der Atmoſphäre. Auch liegt es in der Natur des Gedankens, daß ſein Beſitz nicht in gewiſſe Gränzen gebannt werden kann; Hunderte erfaſſen ihn mit einem Male und es iſt Unmöglichkeit, ſie daran zu hindern; auf hunderterlei Wegen wird derſelbe Gedanke ſinnlich wahrnehmbar; Niemand kann ſich des ausſchließlichen Beſitzes eines Gedankens mit Gewißheit rühmen. Anders iſt dies mit der Form. Die Art und Weiſe, wie ich das Sprachmaterial behandle, um Andern den Schluß auf meine innere Thätigkeit zu ermöglichen, iſt Sache der Individualität. Als Körperliches muß die Sprache nothwendig der Flüſſigkeit, der Elaſticität entbehren, welche Eigenſchaft des Gedankens iſt. Der Gedanke hängt mit Millionen anderer Gedanken zuſammen, die ihn ringsum berühren; das Wort als Sache ſteht feſt und vereinzelt da, nur den ſtarren Begriff andeutend, für welchen es geſchaffen wurde. So wie in unſerm Geiſte irgend eine Saite laut angeſchlagen wird, klingen unzählige andere leiſe mit, oft von uns ſelbſt kaum geahnet; und bedingt durch die individuelle Beſchaffenheit des Einzelnen nimmt der in ihm bewegte Gedanke dieſe oder jene von den tauſend feinen Schattirungen und Färbungen an. In dem einfachen Worte klingen dieſe Töne nicht mit; es trägt keine Spur von den leiſen Uebergängen und

Bewegungen, die den Gedanken moduliren, und ſollen dieſe leztern ebenfalls bemerkbar werden, ſo kann dies nur durch die Zuſammenſtellung, Verbindung oder Biegung der einzelnen Wörter bewerkſtelligt werden. Hieraus erklärt ſich die Verſchiedenheit der Formen, mit denen ein Jeder ſeine Gedanken umkleidet und die je nach der Klarheit ſeines Bewußtſeyns immer ein mehr oder weniger treues Bild ſeiner innern Thätigkeit enthalten. Niemals werden zwei Individuen einen Gedanken genau in derſelben Form wiedergeben, wenn ſie ihn aus ihrem Innern ſchöpfen und nicht etwa blos aus der ſinnlichen Wahrnehmung hervorholen, wie z. B. aus der Erinnerung an ein Ereigniß, welches in ſeiner concreten Geſtalt oft ſchon die Worte bedingt, in denen es mitgetheilt werden muß. Um daher Andern verſtändlich zu werden, um ſo viel als möglich die leiſen Modifikationen des Gedankens in ſeinem Innern auch äußerlich bemerkbar zu machen, bedarf der Darſtellende einer beſondern Geſchicklichkeit in der Benutzung des Sprachmaterials, und je ſchwieriger es iſt, einen Gedanken treu wiederzugeben, deſto werthvoller wird die Form, in welcher der Gedanke wiedergegeben wurde. Dieſe Form bezeichnet auf das Genaueſte die Individualität ihres Hervorbringers, oft wird derſelbe, auch wenn er ſich nicht genannt hat, aus ihr erkennbar, und wenn zugeſtanden werden muß, daß dieſe Form das eigenthümliche Erzeugniß des Hervorbringers, daß ſie Frucht ſeiner beſondern Thätigkeit und zugleich Bild ſeiner Individualität iſt, ergibt ſich ſofort die Nothwendigkeit, in dieſer Form die Individualität des Andern anzuerkennen, das heißt, ſie als Eigenthum ihres Hervorbringers zu betrachten. Dieſes Eigenthum kann ſogar von dem Hervorbringer ſelbſt nicht verläugnet werden; denn das Daſeyn dieſer Form iſt ein Zeugniß von dem Willen ihres Urhebers, ohne den ſie unmöglich geweſen wäre; die Form ſelbſt iſt ein Spiegel ſeiner Individualität, welche in derſelben zur Aeußerlichkeit in Verhältniß getreten iſt; behaupten, der erſte Hervorbringer ſey nicht Eigenthümer, würde demnach eine Lüge ſeyn, und ſo iſt die Nothwendigkeit bewieſen, daß die Form Gegenſtand des Eigenthums ſeyn muß. Ob der erſte Eigenthümer ſein Eigenthum zum ausſchließlichen Gebrauche behalten will, oder ob und wie viel er davon an Andere zur beliebigen Benutzung hingeben

wolle, iſt eine faktiſche Frage, die hieher nicht gehört. Wollte aber ein Anderer den Eigenthümer nicht blos an der Benutzung ſeines Eigenthums hindern, ſondern ſeine eigenen vielleicht ganz nahe verwandten Gedanken in derſelben Form wiedergeben, ſo würde er theils die innerſte Eigenthümlichkeit des Erſtern ſich anmaßen und deſſen Individualität damit negiren, theils zugleich eine Unſittlichkeit verſchulden, indem er die Unwahrheit ausſpricht, es ſeyen dieſelben Gedanken, welche die benutzte Form hervorgerufen haben, genau mit denſelben Modifikationen auch in ihm lebendig geweſen.

Aus dem Bisherigen ergibt ſich nicht blos, daß das Eigenthum an geiſtigen Erzeugniſſen ein wirkliches, wahres Eigenthum, ſondern auch, daß es unbedingt Eigenthum des erſten Hervorbringers ſeyn müſſe. Schon oben wurde angedeutet, daß erſt im Beſitze das Ich als freier Wille gegenſtändlich wird; nun aber iſt der Hervorbringer des geiſtigen Erzeugniſſes jedesmal der erſte Beſitzer, folglich mit Nothwendigkeit auch der erſte Eigenthümer. So wären wir denn zu dem ſtrengen Satze gekommen, daß jede Form, in welcher ein — gleichviel, ob eigener oder fremder, d. h. neuer oder alter — Gedanke ſelbſtſtändig verſinnlicht wird, Eigenthum, ausſchließliches Eigenthum ihres Hervorbringers iſt. Und nachdem wir oben dargelegt haben, daß der ſtrengſte Schutz des Eigenthums zu den wirkſamſten Mitteln für Erreichung des Staatszweckes gehört, ergibt ſich, daß der Staat verpflichtet ſey, die Rechte der Autoren an ihren Erzeugniſſen als Eigenthum anzuerkennen und zu vertheidigen. Das iſt der Satz, an welchem die Gegner des literariſchen Eigenthums zurückſchrecken. „Dann muß alle Literatur aufhören! die Kritik iſt unmöglich gemacht; kein Schriftſteller kann eine Beweisſtelle citiren; kein Menſch darf etwas wieder erzählen, was er von einem Andern erſt gehört hat! Die Menſchheit iſt in ihrem Fortſchritt aufgehalten!“ So tönt es von allen Seiten. Eine ruhige Erörterung der Sache wird aber alle Bedenklichkeiten löſen; ſcheuen wir uns nur vor der Mühe nicht, an dem Grundſatze des Eigenthums ſtreng feſtzuhalten und genau nach der Analogie des Eigenthums den Grundſatz durchzuführen: wir werden bald erkennen, daß wir auf geradem Wege gehen.

Denken wir uns das Gebiet der Literatur als einen Staat. Die Schriftsteller sind die Bürger; der Staatszweck ist im Allgemeinen die Ausbildung des menschlichen Geistes und insbesondere die Wissenschaft, das Vermögen sind die Bücher, wie überhaupt jede Form, die Jemand seinen Gedanken gibt und die daher Eigenthum des Hervorbringers ist. Dieselben Verhältnisse, welche im bürgerlichen Staate rücksichtlich des Eigenthums vorwalten, müssen auch in unserm wissenschaftlichen Staate Grundlage seyn. Je mehr die Freiheit ausgebildet und verwirklicht werden, je vollkommener die Staatseinrichtung selbst seyn soll, desto strengerer Schutz des Eigenthums ist nothwendig. Diese Theorie scheint Einigen, vielleicht den Meisten bis jetzt noch zu streng; aber sehen wir zu, wie es mit den Gegenständen des Eigenthums und mit der Ausdehnung des Eigenthumsrechtes im wirklichen Leben aussieht. Wäre ein Mensch ganz allein auf der Erde, so würde er allerdings vollkommen freier Eigenthümer über die Sachen seyn und alles über sie verfügen können, was ihm physisch möglich ist. Das Nebeneinanderseyn mehrerer Individuen legt jedoch dem Einzelnen Beschränkungen auf und läßt seine höchste Freiheit des Eigenthums nicht mehr in absoluter Herrschaft über die Sache bestehen, sondern nur in einer solchen, bei welcher die Nebenmenschen nicht verletzt werden. Jeder darf nur soviel Rechte über seine Sache ausüben, als ihm möglich ist, ohne daß er die Gränze des Kreises überschreitet, der ihm nach der Zahl seiner Nebenmenschen und nach dem Raume, auf welchen sie vertheilt sind, zukommt. Innerhalb dieses Kreises liegen alle diejenigen Handlungen, welche alle Eigenthümer zu gleicher Zeit ausüben können, ohne daß dadurch der Eine den Andern mehr stört, als er selbst gestört wird; das vollste beste Eigenthum, das wir überhaupt haben können, muß daher immer noch Beschränkungen erleiden. Bei voller Dispositionsbefugniß muß es mir freistehen, mein Haus abzubrennen; steht mein Haus neben denen Anderer, so darf ich das nicht mehr; streng genommen muß ich das Regenwasser auf meinem Grundstücke ableiten können, wie und wohin ich will, habe ich aber einen Nachbar, so bin ich auch darin nicht mehr frei, sondern ich muß dabei Alles vermeiden, wodurch ich diesem Schaden zufüge. Andererseits muß ich mir oft gefallen lassen, daß der Andere mein

Eigenthum mit benützt, ohne daß ich es ihm wehren kann. Mein Nachbar benützt den Schatten, welchen mein Haus auf ſein Grundſtück wirft, zu ſeinem Gewerbe und ich kann ihn nicht daran hindern. Mehrere Eigenthümer umſchließen das Grundſtück eines andern Eigenthümers; einer von dieſen muß dem Umſchloſſenen einen Weg über ſein Grundſtück einräumen, ſonſt wäre Jeder, der ringsum Nachbarn hat, auf ſeinem Grundſtücke gefangen. Ich habe an meinem Haus ſchöne Verzierungen angebracht, kann ich es Andern wehren, ſich ebenfalls an dem Anblicke derſelben zu ergötzen? Ich habe eine Uhr in meinem Grundſtücke aufgeſtellt mit einer laut tönenden Glocke, damit ich und die Meinigen überall im Hauſe die Stunde hören können; kann ich es verbieten, daß mein Nachbar die Uhr auch ſchlagen hört und die Eintheilung ſeiner Geſchäfte danach vernimmt? So bleiben von unſerm Eigenthume unzählige Befugniſſe, die wir nicht ausüben können, unzählige Benutzungen, die wir Andern nicht wehren können; wir aber fühlen die Beſchränkung oft gar nicht, weil ſie uns zu natürlich erſcheint. Ferner gibt es Dinge, die gar nicht in unſer Eigenthum kommen, obgleich Jeder ſie wie Eigenthum benutzen kann, weil ſie für Alle da ſind, z. B. die Luft, das Licht, der Regen, die Sterne. Auch macht der Verkehr unter den einzelnen Menſchen es nothwendig, daß manche Dinge, welche urſprünglich nicht dem ausſchließlichen Beſitze eines Einzelnen entzogen ſind, und bei denen es nicht unmöglich iſt, die Benutzung des Andern auszuſchließen, doch von Allen gemeinſchaftlich benutzt werden, z. B. die Wege, die Flüſſe, während Andere wiederum in der Geſellſchaft gerade dazu aufgeſtellt werden, um Allen zu dienen, z. B. eine Thurmuhr, Wegweiſer, öffentliche Brunnen, das Straßenpflaſter. Im Staate endlich nimmt das Eigenthum eine weit beſchränktere Geſtalt an. Der Staat muß eine Regierung haben, welche das Staatsleben ordnet, die Regierung braucht Organe, um ihren Zweck erreichen zu können. Damit das Recht der Einzelnen geſchützt werde und um der allgemeinen Wohlfahrt willen ſind beſondere Anſtalten nöthig: dazu, wie zur Vertheidigung des ganzen Staates gegen Angriffe von außen werden bedeutende Mittel erfordert. Um alle dieſe Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, muß der einzelne Bürger etwas von ſeinem Eigenthume hergeben,

ohne für diese Art der Expropriation sofort eine unmittelbare Entschädigung zu erhalten, seine Entschädigung besteht vielmehr in der Wohlfahrt des Ganzen, in dem geordneten Beisammenleben aller Bürger. Er muß Steuern geben zu Handhabung der Rechtspflege, auch wenn das ganze Jahr hindurch sein Recht von Niemanden verletzt würde; er muß Abgaben zahlen für den Brücken- und Wegebau, auch wenn er niemals eine Reise macht. Demnach sieht das Eigenthum aller Strenge der Theorien und Gesetze ungeachtet so streng nicht aus, als diejenigen irrthümlich meinen, welche aus diesem Grunde die Anwendung der Lehre vom Eigenthume auf das Eigenthum an den Formen der Gedanken ausschließen wollen. Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte die genannten Einwendungen gegen die Eigenthumstheorie, und das müssen wir, weil der Standpunkt dazu durch die Natur des Eigenthums gegeben ist, — so werden sich dieselben sofort widerlegen lassen. Die Kritik ist die Rechtspflege in dem literarischen Staate; sie negirt Alles, was dem Wohle des Staates und der Bürger entgegensteht und ist eben so nothwendig zum Bestehen der Literatur, wie die Gerichte zum Bestehen der bürgerlichen Gesellschaft. Wie der Bürger von seinem Eigenthume Steuern zahlen muß zur Handhabung der Rechtspflege, so muß der Schriftsteller Etwas von seinem Eigenthume für den Zweck der Kritik abgeben; ebensowenig aber, als der Staat dem Einzelnen das ganze Vermögen entziehen kann, um die Rechtspflege damit herzustellen, ebensowenig darf der Kritiker, um der Beurtheilung willen, eine ganze Schrift in Anspruch nehmen. Wie es um des öffentlichen allgemeinen Verkehrs willen Dinge geben muß, deren Benutzung Jedem freisteht, ebenso gibt es um des geistigen Verkehrs willen Formen der Gedanken, die in keines Einzelnen Eigenthum seyn können, z. B. allgemeine Erfahrungssätze, Gesetze, gewisse wissenschaftliche oder technische Regeln. Wie, abgesehen von dem allgemeinen Zwecke in dem faktischen Zusammenleben Einzelner unzählige Benutzungen des fremden Eigenthums denkbar sind, bei denen der Andere als Eigenthümer anerkannt, auch sonst keineswegs verletzt wird, und die er sich in einem gewissen Maße gefallen lassen muß, so gibt es auch Benutzungen des literarischen Eigenthums, durch welche bis zu einem gewissen Maße der Eigenthümer nicht beeinträchtigt,

bei denen er auch jedesmal als Eigenthümer anerkannt wird, die ferner nicht gerade um des Fortſchrittes der Literatur willen nothwendig ſind, die aber den Einen zu ſeinen Zwecken fördern und dem Andern nicht ſchaden: die Citate aus den Werken anderer und Aehnliches. Denn wörtliche Citate ſind ſchlechterdings nicht nothwendig; es reicht vollkommen hin, wenn ein Satz ſelbſtſtändig ausgeſprochen und die Stelle hinzugefügt wird, in welcher ein anderer Schriftſteller die Behauptung beſtätigt, oder welche ein erläuterndes Beiſpiel zu dem Geſagten enthält. Doch ſind die wörtlichen Citate für den Schreibenden und für den Leſenden eine große Hülfe, und da durch den verſtändigen Gebrauch derſelben der Eigenthümer keineswegs beeinträchtigt wird, oft ſogar Vortheile davon genießt, können ſie geſtattet werden, wohingegen der den Urheber beeinträchtigende Mißbrauch ſofort ſtrafbar wird. Da nun überhaupt alles und jedes Eigenthum gewiſſen Beſchränkungen unterliegen muß, welche durch den Geſammtzweck des Menſchengeſchlechts bedingt werden, und gleichwohl Niemand die Exiſtenz des Eigenthumsrechtes deßwegen ganz abläugnen wird, vielmehr das Eigenthum als der Inbegriff der größten Summe von Rechten, die nach Abzug jener unumgänglichen Beſchränkungen an einer Sache übrig bleiben, ſich herausſtellt, iſt es ganz ungerecht, dem Urheber von Formen der Gedanken das Eigenthum an dieſen Formen blos deshalb abzuſprechen, weil er ſich ebenfalls gewiſſe Beſchränkungen gefallen laſſen muß. Je genauer und ſchärfer die wirkliche Natur des Eigenthums durchdacht wird, deſto mehr ſtellt ſich die Anwendbarkeit der Theorie derſelben auf die Rechte der Schriftſteller an ihren Erzeugniſſen und jedes Formgebers an der Form ſeiner Gedanken, oder richtiger die Identität dieſes Rechtes mit dem Eigenthumsrechte heraus.

So wurde denn gezeigt, daß die Form der Gedanken fähig iſt, Gegenſtand eines Eigenthums zu ſeyn, und daß ſie nothwendig ſofort nach ihrer Hervorbringung Eigenthum ihres Hervorbringers ſeyn muß; es wurde gezeigt, daß der Staat im ſtrengſten Schutze des Eigenthums ſein Beſtehen und ſeine ſittliche Entwicklung findet, und daß dieſer Schutz in den Zweck des Staates eng verflochten iſt; es bleibt nur noch übrig, über das Weſen dieſes Schutzes ſelbſt und über deſſen Bewerkſtelligung

durch unsere positive Gesetzgebung zu sprechen, nachdem über das Recht, namentlich über seinen Umfang und seine Gränzen, bereits ein befriedigender Nachweis[1] in diesen Blättern gegeben worden ist.

Das Wesen dieses Eigenthums und der Grund seines Schutzes besteht wie bei jedem andern Eigenthume nicht in dem materiellen Vortheile, den mir dasselbe gewährt, sondern in der Anerkennung des an und für sich seyenden Willens der Persönlichkeit, der in dem Eigenthum als wesentlich Einzelnes zur Außenwelt in Verhältniß tritt. Die freie Gebahrung mit dem Eigenthume ist, so zu sagen, die Außenseite des freien Willens und jede Störung derselben ist eine Verletzung des freien Willens einer Person. Wie ich eine Sache als Eigenthum inne haben kann, ohne die entfernteste Absicht auf materiellen Gewinn; wie ich befugt bin, jede Störung des Eigenthums auch aus allen andern möglichen Rücksichten außer dem körperlichen Vortheile abzuwehren, so kann ich eine Form im Eigenthume haben, ohne an materiellen Gewinn zu denken, ja es ist möglich, daß ich den materiellen Gewinn, den ich ziehen könnte, verschmähe, weil ich ein Interesse daran habe, von der mir eigenthümlichen Form irgend einen andern Gebrauch zu machen. Jede Verhinderung an der freien Gebahrung mit dieser mir eigenthümlich angehörenden Form ist eine Verletzung meiner Persönlichkeit und die Schmälerung eines möglichen Gewinnes ist nur eine Unterart — vielleicht die am häufigsten vorkommende, obschon die Verletzung eines Geheimnisses, bei welcher an materiellen Gewinn oft gar nicht gedacht wird, ebenso häufig vorkommen dürfte und dasselbe Unrecht ist, — keineswegs aber die einzige Art der Verletzung dieses Eigenthums. Auch hierin zeigt die deutsche Bundesgesetzgebung eine richtige Auffassung; manche deutsche Particulargesetzgebung ist auf derselben Bahn vorgeschritten; nur Sachsen hat in dieser Beziehung bei seinem neuen Gesetze über literarisches Eigenthum den engherzigen Gesichtspunkt der materiellen Beeinträchtigung angenommen und ein früher anerkanntes Recht damit wieder aufgehoben.

---

[1] Dr. Schellwitz über den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechts der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. Deutsche Vierteljahrsschrift. Erstes Heft, 1839. S. 252.

Aber einen großen Rückſchritt macht das poſitive Recht in ganz Deutſchland mit der Beſchränkung des Rechtsſchutzes, welchen es dem literariſchen und künſtleriſchen Eigenthume gewährt, auf eine beſtimmte Friſt. Daß dieſe Beſchränkung an ſich ſchon Verletzung der individuellen Freiheit ſey, iſt oben bereits nachgewieſen, daß ſie nicht von denſelben Rückſichten geboten werde, wie die Abtretung des Eigenthums zu öffentlichen Zwecken, läßt ſich ohne Mühe darthun. Das Eigenthum hat ſchon von ſelbſt die Vermuthung der Unbeſchränktheit für ſich; die Nöthigung zur Abtretung des Eigenthums — außer der für die Staatsverwaltung nothwendig abzugebenden Steuer — für öffentliche Zwecke muß daher jederzeit als Ausnahme, als einzelner Fall erſcheinen, während die neuere Geſetzgebung dieſelbe beim ſchriftſtelleriſchen Eigenthume als Regel aufſtellt. Ferner kann die Abtretung des Eigenthums zu öffentlichen Zwecken nur verlangt werden, wenn es derſelben unmittelbar zur Erreichung dieſer Zwecke bedarf; das iſt aber bei der zur Regel erhobenen Beſchränkung des literariſchen Eigenthums auf eine gewiſſe Zeit ſo wenig der Fall, daß das literariſche Eigenthum blos zu Zwecken Anderer, die ſelbſt nur als Einzelne erſcheinen, aufgegeben wird, und zwar zu Zwecken der Buchhändler, während der dabei mögliche öffentliche Zweck, Förderung der geiſtigen Bildung, ſchon durch das erſte Erſcheinen des Werkes erreicht wird und auch ſpäter noch erreicht werden würde, wenn das Werk wieder nur bei einem vom Urheber berechtigten Verleger neu erſchiene. Der Preis einer Schrift wird ebenfalls nur um ein ganz Unbedeutendes durch die Beſchränkung des Rechtsſchutzes verringert; denn die Herſtellung durch den Druck erfordert ganz denſelben Aufwand bei dem Nachdrucker wie bei dem rechtmäßigen Verleger und das Honorar, welches dem Urheber gezahlt wird, vertheilt ſich bei der großen Anzahl Exemplare, aus denen eine Auflage beſteht, ſo, daß eine ganz unbedeutende Preiserhöhung auf das einzelne Exemplar kommt, die keineswegs die Verletzung zu rechtfertigen vermag, welche in der Beſchränkung des ſchriftſtelleriſchen Eigenthums enthalten iſt. Geſetzt aber auch die Abtretung des ſchriftſtelleriſchen Eigenthums wäre zu öffentlichen Zwecken ſchlechterdings nothwendig, ſo würde doch nach den heutigen Geſetzen noch immer ein Unrecht auszugleichen

Daß der Neid die Beſchuldigungen auf die Diplomatie im Allgemeinen häufte, welche höchſtens in einzelnen gegebenen Fällen und Zeiten gegründet waren, daß er bei ihr Böswilligkeit und Grundſatzloſigkeit vorausſetzt, kömmt vorzüglich daher, daß die Cabinette fortgefahren hatten, die höheren Stände in der Diplomatie zu bevorzugen, die Salonspolitik fortzuführen, während die Völker bereits einen entſchiedenen Zug nach den materiellen Intereſſen gezeigt hatten. Die Diplomatie gehört nun ihrer Geſtaltung nach einer andern Zeit, bereits abgethanen Richtungen an. Die Unruhe der ſtets ſich wiederholenden Kriege erlaubte nicht, weder das Perſonal, noch die Geſchäftsform zu ändern, weder in die äußere Erſcheinung mehr Einfachheit, noch in den Geſchäftsgang eine, wenn nicht Oeffentlichkeit, doch Offenheit zu bringen, wie die Zeiten ſie wohl fordern konnten. Man bemerkte, daß Geſandte, Secretäre und Beigegebene in anſcheinendem Müßiggange ſich umhertrieben, das Leben möglichſt zu genießen ſtrebten, daß ſie im Verhältniß der ſedentären Geſchäftsleute ungleich mehr einnahmen und ungleich weniger arbeiteten, daß ſie trotz der Mangelhaftigkeit ihrer Kenntniſſe überall geehrt, bevorzugt, unter völkerrechtlichem Schutze einer beneidenswerthen Freiheit theilhaftig waren. Man glaubte ſie längſt an ihren Werken erkannt zu haben, und vermiſchte getroſt in Einem Verdammungsurtheil Vergangenheit und Gegenwart, freien Willen und Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit, und conſtruirte ſich das Bild eines Diplomaten aus einem Lavelace, einem Polizeiſpion, einem Séide und einem Feinzüngler gar artig und pikant zuſammen, wie Apelles ſeine Venus aus den Schönheiten aller Athenienſerinnen.

Wenn der Neid über eine anſcheinend ſehr angenehme Lage, und der Haß wider den, beinahe ausſchließlich die Poſten beſetzenden Adel überhaupt dieſe unwahre und unbillige Anſicht erzeugt hat, ſo iſt die Unkenntniß der Aufgaben, welche der Diplomatie geſtellt ſind, an der Ausbildung der ſonderbaren Begriffe Schuld, welche über Betreibung geſandtſchaftlicher Geſchäfte umlaufen.

Man ſieht einen Diplomaten zu Conferenz oder Audienz fahren. Er lieſt im Wagen die eben eingelaufene Gazette de France, oder die Depeche, deren Inhalt er vorzutragen hat. Wie wichtig erſcheint er in dieſem Augenblick den Laien! Es iſt als ob ein

ſeyn; der Einzelne kann nämlich nur gegen Entſchädigung zu Abtretung ſeines Eigenthums für öffentliche Zwecke genöthigt werden; von einer ſolchen Entſchädigung aber findet ſich in unſern Geſetzen keine Spur; abgeſehen davon, daß es ganz unerklärlich bleibt, warum jedesmal erſt nach Ablauf von 30 Jahren nach dem Tode des Schriftſtellers oder einer beſtimmten Anzahl Jahre nach dem erſten Erſcheinen des Werks die Abtretung des Eigenthums zu öffentlichen Zwecken nothwendig erſcheinen ſoll, während — ſelbſt die Nothwendigkeit der Abtretung vorausgeſetzt — ſofortige Entäußerung eines jeden neuen Erzeugniſſes dieſen Zwecken offenbar weit förderlicher ſeyn müßte.

Demnach dürfte dieſe Richtung der neuern Geſetzgebung, welche das Eigenthum des Schriftſtellers als ſolches in der That anerkennt, aber gleichwohl nur auf eine beſtimmte Dauer beſchränkt, nach den Grundſätzen des Vernunftrechtes wie nach Folgerichtigkeit des poſitiven Rechts durchaus nicht zu rechtfertigen ſeyn, da der einzige Grund, welcher den Staat zu Eingriffen in das Eigenthum der Einzelnen ermächtigt, hier keine Anwendung leidet.

Indeſſen ſind die Beſtimmungen da und gelten, weil ſie unter formell richtigen Bedingungen erlaſſen wurden, auch als Recht, wenn gleich in Widerſpruch mit dem Vernunftrechte und hoffentlich auf nicht zu lange Zeit. Denn jemehr die Idee des Staates ſich verwirklicht, je näher wir der Freiheit kommen, um ſo mehr muß das Eigenthum ſich ausbilden, theils innerlich durch kräftigern Schutz gegen Störung, theils äußerlich durch Erweiterung der Gattungen, welche die Gegenſtände des Eigenthums bilden. In neuerer Zeit ſind Dinge als Gegenſtand des Eigenthums betrachtet worden, an welche vormals Niemand gedacht hat; andere fangen an, in gewiſſer Weiſe geſchützt zu werden, und der Fortſchritt unſerer bürgerlichen und öffentlichen Bildung wird endlich nöthigen, dieſen Schutz bis zum Eigenthumsrechte zu erweitern. Iſt denn der Name eines Menſchen etwas Anderes, als ein Eigenthum? Iſt nicht dieſes Eigenthum ſo geſchützt, daß ein Anderer weder ſchriftlich noch mündlich dasſelbe unberechtigt ſich aneignen oder nur auf Augenblicke gebrauchen darf? Freilich führt uns hier ein natürliches Gefühl zu dieſem Schutze des Namens, weil er ſo innig mit der Perſon

verflochten ſcheint. Aber die Perſönlichkeit des Einzelnen der Außenwelt gegenüber iſt in ihm nicht deutlicher dargeſtellt, als in dem Erzeugniſſe der Wiſſenſchaft oder Kunſt, welches mit des Erzeugers innerlichem Seyn gewiß näher verwandt iſt als der Name und genauer zur Bezeichnung des Individuums dient. Was ſoll die Bezeichnung auf dem Schilde eines Gaſthauſes ſeyn, wenn nicht ein Eigenthum? Der Andere kann nicht willkürlich auf ſeine Koſten und aus ſeinem Stoffe dieſelbe Bezeichnung, die ein Dritter hat, für ſich wählen, und hier iſt wahrlich nicht der Stoff, ſondern nur die Form eines Gedankens der Gegenſtand des Schutzes. Wird nicht jetzt ſchon ein Eigenthum an Fabrikſtempeln, an Siegeln, an Signaturen geſchützt? Beginnt nicht der Schutz der Fabrikmuſter einen neuen Gegenſtand des Eigenthums hervorzubilden und haben nicht die Brevets und Erfindungspatente den Erfindern ein Eigenthum geſichert, welches ehedem noch gar nicht beachtet wurde? Zwar ſind die Erfindungspatente ein Vorrecht Einzelner, aber wir fühlen, daß ihm ein natürliches Recht zu Grunde liegt; zwar können alle Vorrechte gegenüber der Freiheit nicht beſtehen, aber ſie müſſen nicht dadurch aufgehoben werden, daß den Wenigen, die bis jetzt berechtigt waren, das Recht vollends genommen, ſondern daß gleiches Recht allen übrigen bisher nicht Berechtigten gegeben wird, daß alſo künftig jeder Erfinder eines Erzeugniſſes der Induſtrie oder ſonſt einer Form der Gedanken an ſeinem Erzeugniſſe, an der Erfindung ſelbſt, Eigenthum hat. Wo es ehedem Vorrechte gab, da hat auch jederzeit dieſe Aufhebungsart, welche den Bevorrechtigten nicht verletzt und dem Rechtloſen eine Wohlthat iſt, zur ſegensreichen Entwicklung geführt.

Der geſetzliche Schutz des Eigenthums, welches in Frankreich jeder Erfinder an ſeiner Erfindung erwerben kann, hat ſchon die wohlthätigſten Folgen in dem Aufblühen der induſtriellen Thätigkeit gebracht und es iſt Thatſache, daß mit dem Aufblühen der Induſtrie und des Fabrikweſens die Strenge der Gerichte und der Sachverſtändigen in der Vertheidigung des Eigenthums an Erfindungen ſteigt.[1] Aber gegen dieſe ernſte Lehre der

[1] Vergl. Le droit, bulletin des tribunaux. Nro. 255, vom 23. und 24. Okt. 1843, in der Anmerkung zu den beiden Rechtsfällen, die widerrechtliche Nachahmung von Fabrikmuſtern betreffend.

Geſchichte iſt ein großer Theil unſerer Mitbürger taub; ſie wollen nicht erkennen, daß der Einzelne um ſo ſicherer iſt, je mehr Rechte er hat, ſondern glauben die bürgerliche Wohlfahrt dadurch zu erreichen, daß ſie Jedem erlauben, was ihm anſteht, für ſich zu nehmen, ohne zu bedenken, daß mir morgen der Dritte wieder rauben kann, was ich erſt heute dem Zweiten entriſſen habe. Sie wollen nicht Alle berechtigt, ſondern Alle rechtlos, ohne zu befürchten, daß ſie dabei nur Habſucht nähren und den Schwächern in die Hände des Stärkern geben würden. Sie ſträuben ſich gegen Aufhebung der Vorrechte durch gleiche Berechtigung Aller und fühlen den Widerſpruch nicht, in welchen ſie ſich verwirren, da ſie gleichzeitig bei einer gewiſſen Gattung von Vorrechten dieſe Art der Aufhebung einzig und allein als richtig gelten laſſen. Da ſoll nicht das wenige noch vorhandene Recht vollends aufgehoben und weggenommen werden, vielmehr ſoll die Ungerechtigkeit ſich dadurch ausgleichen, daß Allen ein gleiches Vorrecht verliehen und dadurch das Vorrecht zum Recht gemacht wird. Einſtimmig haben alle Nichtberechtigten dies verlangt, ja nicht ſelten die Allgemeinheit der Berechtigung mit Gewalt erzwungen, wenn ſie gütlich verweigert wurde: und die Ausdehnung der Rechte, dieſe Allgemeinheit der Berechtigung — ſo verſichern uns begeiſtert Tauſende und wir glauben es gern — hat ſegensreich auf die Entwicklung der Neuzeit gewirkt. Ihr fragt, welche Vorrechte ſind ſo aufgehoben worden und ſollen auch künftig auf dieſem Wege verallgemeinert werden? Die politiſchen. Nun, wenn dieſe in ihrer Erweiterung ſo großen Nutzen gebracht, warum nicht auch andere? Das Bedürfniß ſcheint freilich den Schutz des Eigenthums als eine Schranke ſeiner Befriedigung anzuſehen; aber ſoll nicht wenigſtens die Erfahrung — wenn das abſolute Recht nicht anerkannt wird, — die Erfahrung, daß jede Ausdehnung des Eigenthums die Quelle neuen Erwerbs, dadurch alſo auch Mittel zur Befriedigung des Bedürfniſſes geworden iſt, von uns anerkannt werden? Unſer Geſchlecht findet es leichter, was Andere hervorgebracht haben, hinwegzunehmen, als ſelbſt hervorzubringen, und dieſe Habſucht iſt die Quelle, aus welcher alle Beſtrebungen zur gänzlichen Aufhebung des Eigenthums fließen. Aber wer ſoll noch Etwas hervorbringen, wenn das Hervorgebrachte ihm nicht bleibt? Wird

nicht Jeder es vorziehen, gleichfalls das Erzeugniß Anderer an ſich zu reißen, anſtatt mit eigenem Fleiße heute zu ſchaffen und morgen ſchon ſich beraubt zu ſehen? Und wenn Alles genommen wurde, was jetzt noch da iſt, wo ſoll das Neue herkommen, da Niemand hervorbringen, ſondern Jeder nur nehmen will? Die Noth wird zur Arbeit zwingen; aber ſie wird leider nur den Schwächern zwingen, weil der Stärkere mehr an ſich reißen konnte, als dieſer. Darauf jedoch, daß Neues hervorgebracht wird, hat der Stärkere blos gelauert, und kaum hat der Schwächere aus Noth hervorgebracht, ſo ſieht er ſich auch wieder beraubt und hülflos. Das ſind die Früchte, welche die Aufhebung des Eigenthums trägt.

Die Geſchichte hat noch nicht ſoviel Gehör gefunden, daß aus ihr gelernt worden wäre, wie mit dem Schutze des Eigenthums der Staat ſichtlich und rechtlich emporſteigt; ſo weit hat es der Liberalismus in der Anſchauung und Beobachtung der Volkszuſtände noch nicht gebracht, daß er begreifen könnte, wie nur der ſtrengſte Schutz des Eigenthums der jetzigen Noth des Proletariats abzuhelfen vermag, während durch das zügelloſe Preisgeben einer Menge von Gegenſtänden des Eigenthums die Noth und die Sittenloſigkeit nur vergrößert wird, weil die Gegenſtände des Gemeinguts ſtets von denen am meiſten ausgebeutet werden können, welche die größten Mittel dazu beſitzen. Soll, wie Viele wollen, Alles von den Einzelnen gezwungen aufgeopfert werden, um eine nicht von der Sittlichkeit veranlaßte, auf dem freien Willen beruhende, ſondern von dem brodloſen Volkshaufen ertrotzte Gütergemeinſchaft zu verwirklichen, dann werden wir ebenfalls nicht blos in unſittliche, ſondern zugleich in ganz unhaltbare Zuſtände gerathen; denn das Volk wird zur Enthaltſamkeit nicht erzogen, ſondern gezwungen, durch Zwang wird die Habgier nicht unterdrückt, ſondern gereizt, und wehe, wenn die langgefeſſelte ihre Ketten bricht! Die Beſtrebungen gegen den Schutz des Eigenthums ſtellen ſich folglich theils als Widerſpruch gegen das abſolute Recht heraus, theils erſcheinen ſie als ein gefährlicher Irrthum, der nicht blos ſeinen Zweck verfehlt, ſondern auch neue Uebel mit ſich bringt.

Zwar hat dieſer Irrthum noch nicht ſoviel Einfluß gewonnen, daß er eine weſentliche Veränderung unſers Rechts veranlaßt

hätte, aber in einem Gebiete der Gesetzgebung hat er wenigstens schon sichtbaren Einfluß gezeigt, im Gebiete des Rechts an Erzeugnissen des Geistes und der Kunst; denn nur ihm haben wir es zuzuschreiben, daß dieses auf so kurze Zeit geschützt wird. Unsere Pflicht wäre demnach, darauf hinzuarbeiten, daß die Gesetzgebung in der Anerkennung und dem Schutze des Eigenthums immer vorwärts schreite, daß nicht irrthümliche Theorien die Bedenklichkeit der heutigen Zustände des Volkes erhöhen; jedenfalls aber, daß dasjenige, was einmal als Recht gilt, auch als solches aufrecht erhalten werde.

Leider hat sich das entgegengesetzte Streben geltend gemacht. Das Eigenthum an Werken des Geistes wird nicht als Eigenthum betrachtet; selbstsüchtig genug wollen Diejenigen, die seines Schutzes am meisten bedürfen, ihren materiellen Vortheil zwar gesichert sehen, und verbitten sich in dieser Hinsicht jede Störung; aber die Anerkennung der Persönlichkeit und des freien Willens Anderer im Eigenthume wollen sie nicht gelten lassen und sind fortwährend bemüht, in solcher Weise auf die Gesetzgebung einzuwirken. Können wir aber diese Richtung der Ansichten über schriftstellerisches Eigenthum um des Rechts und der in ihm vertretenen allgemeinen Wohlfahrt willen nicht billigen, was sollen wir dazu sagen, wenn diese Ansichten soweit ausgedehnt werden, daß ihre Verfechter ein klares unbestrittenes Gesetz damit umzustoßen wagen? Was sollen wir davon denken, wenn diese Ansichten von dem Eigenthum geltend gemacht werden, um dem Vortheile einer Partei zu Liebe offene Rechtsverletzungen gut zu heißen; wo bleibt der Schutz des Rechtes, wenn das Gesetz nicht heilig ist; wenn die Willkür des Einzelnen höher steht als die Sittlichkeit und eine leere Theorie ihn ermächtigt, das Recht mit Füßen zu treten?

Einen Fall, in welchem das unzweideutige Gesetz der vorgefaßten Meinung weichen mußte, hat die neueste Zeit aufzuweisen. Eine sonnenklare Rechtsverletzung wurde entschuldigt, weil damit dem Interesse einer Partei gedient war, und eine irrthümliche Theorie von Schriftstellerrechten wurde höher gestellt, als der klare Wortlaut des Gesetzes. Aber nicht etwa die unterste Klasse des Volkes, die vielleicht von Noth und Hunger gedrückt, sich zu helfen suchte, und der ihres Mangels an Bildung halber

das Unrecht zu verzeihen wäre, nein, der Theil unserer Bürger, welcher das Beiwort der Gebildeten für sich in Anspruch nimmt, stand hier an der Spitze.

Dieser Fall war der allgemein bekannte Prozeß über den Nachdruck der Vorlesungen des geheimen Oberregierungsrathes v. Schelling in Berlin, und er ist in mehrfacher Beziehung sehr merkwürdig geworden: er ist das erste Beispiel eines auf der Grundlage der neuern Gesetzgebung gerichtlich verfolgten Nachdrucks von mündlichen Vorträgen und seine Entscheidung wird für alle Zukunft maßgebend darüber seyn, ob der akademische Lehrer auf dem Katheder allen Gesetzen zum Trotze den schamlosesten Plünderungen, die unter der Firma der freien Kritik versucht werden, bloßgestellt seyn wird. Die bisher in der Sache ergangenen Erkenntnisse geben von der Auffassung, welche unsere Gesetze in den Gerichtshöfen finden, wie auch von dem Verhältniß der persönlichen Ueberzeugung der Richter zu dem unzweideutigen Gesetze ein sprechendes Zeugniß; endlich gestattet die vielfach verschiedene öffentliche Beurtheilung des Falles einen tiefen Blick in die Grundsätze, nach welchen in unserer Tagesliteratur das absolute Recht gegen das einseitige Interesse der Partei abgewogen wird.

Zuerst möchte bei einer gründlichen Erörterung dieses Rechtsfalles zu prüfen seyn, ob nach den Grundsätzen des Vernunftrechts Vorlesungen ohne die Einwilligung ihres Urhebers durch den Druck veröffentlicht werden dürfen? Diese Frage ist aber nach dem Obigen unbedingt zu verneinen. Denn jedenfalls hat der Urheber mündlicher Vorträge das ausschließliche Eigenthum an der von ihm hervorgebrachten Form der Gedanken und ist als Eigenthümer befugt, sich jede Störung seiner Rechte zu verbitten. Wir haben zwar oben gesehen, daß immer zum allgemeinen Besten irgend eine Beschränkung der vollen Eigenthumsrechte stattfinden muß; allein Beschränkung in dem Gebrauche eines Rechts und Rechtlosigkeit sind weit von einander verschieden; die letztere aber wäre über den Lehrer ausgesprochen, dessen mündliche Vorträge wörtlich und in ihrem ganzen Zusammenhange ohne seine Einwilligung abgedruckt werden dürften. So einfach daher das Recht des Urhebers sich zu begründen scheint, wenn einmal die Lehre vom Eigenthume an literarischen Erzeugnissen

streng aufgefaßt worden ist, sind doch dagegen mit Bezug auf den vorliegenden Fall und insbesondere aus der Stellung und dem Berufe der akademischen Docenten mannigfache Zweifel erhoben worden.

Als einen der wichtigsten Vertheidigungsgründe hob Herr Kirchenrath Paulus selbst hervor: den Zweck seines Abdruckes. Der höhere Zweck des Nichtigwissens habe zum Abdruck der Vorlesungen genöthigt, die Presse habe nicht als Zweck, sondern als Mittel dabei gedient, und was zum Prüfen vorgetragen sey, müsse auch zur Prüfung mitgetheilt werden können. Daß der beste Zweck eine offene Verletzung des positiven Rechts nicht entschuldigen kann, darf nicht erst versichert werden; verbietet unsere Gesetzgebung jeden Abdruck mündlicher Vorträge, welcher ohne Einwilligung des Urhebers bewerkstelligt ist, dann bleibt auch dieser Abdruck unter allen Umständen gesetzwidrig und strafbar. Doch ist Herr Paulus gerade gegen die Gesetzgebung heftig zu Felde gezogen. Abgesehen von den Erklärungen, mit welchen er den „eigentlich neuen und daher schwerlich schon allseitig perfekten Gesetzen" Gewalt anthut, erkennt er einen über dem Rechte stehenden Gesichtspunkt an, von welchem aus seine Handlung gerechtfertigt werden soll: „kein Gesetz kann und soll wider die Pflicht und das Recht aller Prüfenden wirken wollen." Demnach müßte untersucht werden, ob die Rechtsphilosophie Grundsätze kennt, nach denen der Urheber eines geistigen Erzeugnisses der Kritik wegen die Dispositionsbefugniß über sein Eigenthum soweit aufgeben muß, daß Jeder, der es beurtheilen will, es ganz abdrucken kann.

Zu dieser Untersuchung ist es nöthig, das Wesen der Literatur[1] und ihr Verhältniß zur Kritik schärfer ins Auge zu fassen. Schon oben wurde im Allgemeinen angedeutet, daß dem Eigenthume des Urhebers wie jedem Eigenthume Beschränkungen entgegenstehen und inwiefern auch zum Zwecke der Kritik das

[1] Leider fehlt uns ein Ausdruck für den Gesammtbegriff aller in bestimmter Form veröffentlichten Gedanken. Das Wort „Presse" läßt nur an Gedrucktes denken und schließt das öffentlich Gesprochene aus; der Ausdruck „Wissenschaft" bezeichnet mehr die bloßen Gedanken und sieht von der Form derselben ab; darum schien der Ausdruck „Literatur" wenigstens der Sache am nächsten zu kommen.

Eigenthum der Schriftſteller benützt werden dürfe; jetzt iſt ſpezieller auf dieſen Gegenſtand einzugehen und insbeſondere das Maß der Benutzung fremden Eigenthums zu prüfen.

Die Totalität der in beſtimmter Form veröffentlichten Gedanken iſt der Ausdruck des Zeitbewußtſeyns, welches wiederum nur in der Geſammtheit der Einzelheiten Daſeyn hat. Jede einzelne Form des Gedankens iſt ein für das Daſeyn der Totalität weſentliches Moment. In dem allgemeinen Bewußtſeyn aber wird erſt das Individuum gebildet, welches ſein beſonderes Bewußtſeyn aus dem allgemeinen ſchöpft, und indem es als Einzelnes ſich ausſpricht, dem allgemeinen Bewußtſeyn Objektivität verleiht. So tritt das Beſondere in doppelter Weiſe auf: entweder als das bloße Ergebniß der Reflexion des Allgemeinen in dem Beſondern, als Behauptung, oder als Beziehung der vorhandenen Objektivität auf das Allgemeine, indem es die erſtere mit dem letztern vergleicht und Alles negirt, was dem Zeitbewußtſeyn widerſpricht, alſo die Negation deſſelben durch eine zweite Negation wieder aufhebt: als Kritik. In dieſer Weiſe entſpinnt ſich zwiſchen den Einzelheiten durch Behauptung und Negation ein Prozeß, aus welchem ſich das geläuterte allgemeine Bewußtſeyn abſetzt; dieſes geläuterte Bewußtſeyn reflektirt wieder in das Individuum, erhält von dieſem Objektivität und klärt ſich in dem neuen Prozeſſe abermals ab, und ſo vermittelt ſich der Fortſchritt des allgemeinen Bewußtſeyns in dem ewigen Kampfe des beſondern. In dieſem Kampfe aber iſt die Behauptung Bedingung der Negation und die letztere würde ſich ſelbſt negiren, wenn ſie das Daſeyn der Behauptung negiren wollte. Dieſes Daſeyn wird durch die Form gegeben, in welcher der Einzelne ſein Bewußtſeyn ausgeſprochen hat; die Form aber wird durch ihre Aeußerlichkeit als weſentlich Einzelnes charakteriſirt und kann deßhalb niemals in das allgemeine Bewußtſeyn übergehen, ſondern muß Attribut der Perſönlichkeit ihres Erzeugers, mithin auch dann ſein Eigenthum bleiben, wenn der Gedanke ſelbſt ſchon in dem allgemeinen Bewußtſeyn aufgegangen iſt. Soll nun dieſe Form für die Kritik preisgegeben werden, ſo wird dadurch die Perſönlichkeit ihres Erzeugers ebenſo negirt, wie durch den Nachdruck, weil ſein freier Wille an dem Eigenthume aufgehoben wird. Mit dieſem Erzeuger aber würde die

Kritik nicht allein ihre Vorbedingung, alſo ſich ſelbſt negiren, ſondern ſie würde zugleich den Fortſchritt des allgemeinen Bewußtſeyns hemmen, während gerade das Gegentheil in ihrer Beſtimmung liegt. Da ferner die Form blos Aeußerlichkeit des beſondern Bewußtſeyns, nicht aber das Bewußtſeyn ſelbſt iſt, die Kritik hingegen es zwar nur mit dem durch die Form erkennbaren Bewußtſeyn, aber doch auch nur mit dieſem beſondern Bewußtſeyn als ſolchem und mit ſeinem Verhältniß zum Allgemeinen zu thun hat, folgt nothwendig, daß die Form einestheils von der Kritik nicht negirt werden kann, ohne daß letztere ſich die Lebensluft nimmt, anderntheils nicht ſelbſt Objekt der Kritik ſeyn darf, alſo ihre Wiederholung für den Zweck der Kritik auch nur inſoweit nothwendig und erlaubt iſt, als in der allgemeinen Sprachbildung eine Richtung des Zeitbewußtſeyns manifeſtirt wird. Die Kritik, welche ihrer Beſtimmung entſpricht, muß daher lediglich den Gedanken erfaſſen, ſie kann ohne Verſtändniß des Gedankens gar nicht geübt werden, wird aber zugleich mit dieſem Verſtändniß der fremden Form nicht mehr bedürfen, außer in den ſeltenen Fällen, wo die Dürftigkeit der Sprachformen ſchlechterdings keine ſelbſtſtändige Form deſſelben Gedankens finden läßt oder die eigenthümliche Behandlung des Sprachmaterials von Seiten des Urhebers dem Gedanken eine Färbung gibt, die in dem Beurtheilenden nur eine Ahnung, aber nicht einen beſtimmten Begriff erweckt. Dieſe beiden Fälle werden aber nur in einzelnen Sätzen zutreffen, niemals an ganzen Werken; daher dürfen zum Zwecke der Kritik aus andern Werken immer nur ſolche Sätze wörtlich wiedergegeben werden, deren Inhalt von dem Beurtheilenden entweder gar nicht in andern Formen ausgedrückt werden kann oder bei denen der Beurtheilende ſelbſt nicht ganz ſicher iſt, ob er ſie verſtanden hat. Mehr bedarf die Kritik nicht und mehr würde ſogar ein offenes Unrecht ſeyn. Soviel geſteht ihr auch die Geſetzgebung zu, welche zum Zweck der Beurtheilung Auszüge geſtattet, mögen dieſe Auszüge erklärt werden, wie ſie wollen. Denn ein Auszug kann niemals die wörtliche Wiederholung des Ganzen ſeyn, ſonſt wäre kein Unterſchied zwiſchen Wiederabdruck und Auszug; vom letztern kann nur die Rede ſeyn, entweder wenn Jemand den bloßen Gedanken einer Schrift wiedergibt, ohne die Form, in der jener

Gedanke ausgeſprochen wurde, zu wiederholen, wenn er alſo die Form unangetaſtet ſtehen läßt, und blos den Geiſt herauszieht, oder wenn Jemand nur einzelne Sätze, nicht das Ganze, wörtlich wiedergibt, in welchem Falle die Geſetze von wörtlichen Auszügen ſprechen. Im Februarhefte der deutſchen Monatsſchrift von Biedermann wird zwar S. 130 bemerkt, daß die Gränze zwiſchen unvollſtändigem und vollſtändigem Abdruck ſehr fein ſey, dem kann aber nur dem Wortlaute, nicht der Sache nach beigeſtimmt werden. Denn wenn ſchon die Weglaſſung einzelner Partikeln oder Wörter den Abdruck zu einem partiellen machen ſoll, ſo iſt dagegen zu erinnern, daß in dieſem Falle eben nur von partiellem Abdrucke des Ganzen, aber nicht mehr von einem Auszug die Rede ſeyn darf, da eigentlich das Ganze abgedruckt iſt und nur einzelne Sätze oder Wörter dabei weggelaſſen wurden, während beim Auszuge das Ganze in ſeinem Zuſammenhange ſtehen bleiben ſoll und nur einzelne Sätze herausgenommen werden dürfen, und es ergibt ſich ganz von ſelbſt, daß ein Auszug nicht mehr vorhanden ſeyn kann, wenn das, was herausgenommen wurde, mehr beträgt, als das, was nach Abzug des Genommenen vom Originale übrig bleibt. Ebenſo wenig widerſtreitet unſerer Anſicht das von Biedermann aufgeſtellte Beiſpiel ſtatiſtiſcher Tabellen, die zum Zwecke der Berichtigung wieder abgedruckt werden. Denn hiergegen iſt zu erinnern, daß Zahlen Begriffe enthalten, die durchaus nicht anders ausgedrückt werden können, deren Wiederabdruck alſo nach dem Obigen unbedingt geſtattet ſeyn muß. Zugleich kann aber hierbei von der eigenthümlichen Schöpfung des Urhebers nicht die Rede ſeyn; die Form, welche dieſen Begriffen gegeben wurde, iſt ebenſowenig vom Urheber ſelbſtſtändig hervorgebracht, als die Begriffe ſelbſt; beide ſind ihm von außen gegeben und inſoweit kann von einem Eigenthume an der Form nicht mehr geſprochen werden. Wenn ich die Bewohner einer Stadt zähle, ſo iſt weder der Name der Stadt noch die angegebene Zahl eine von mir eigenthümlich hervorgebrachte Form, beides liegt ſchon fertig vor mir, die Form des Ausdrucks iſt mir aufgezwungen; und wenn ein Anderer ebenfalls zählt, und wir beide richtig gezählt haben, muß zwiſchen unſern Angaben wörtliche Uebereinſtimmung herrſchen. Doch geht das nur ſo weit, als die Form mir von

Paragraph des Völkerrechts, ein Capitel der Weltgeschichte in ihm sich verkörpert habe. Die Cocarden des Kutschers und Jägers stellen ein ganzes Volk dar, und das rothsaffianene Portefeuille mit den goldenen Buchstaben eine Büchse der Pandora.

Und der Beneidete bringt die Antwort auf die Notification des Ablebens einer Prinzessin, oder eine Reclamation von wenig Bedeutung.

Ernsthaft gesprochen, möchten die Diplomaten selbst einigermaßen Schuld tragen, wenn ihre Thätigkeit falsch beurtheilt wird. Man findet über dieselbe wenig Gutes, noch weniger Zusammenhängendes, und nichts auf unsere umgestaltete und neu gestaltende Zeit Anwendbares, weder in Memoiren, noch in Handbüchern. Man mag Wiquefort und Vatel, Marselaer und Bielfeld studirt, sogar die Memoiren des Freiherrn von S—a halb auswendig gelernt haben, die Wirklichkeit wird sich überall und in allen Beziehungen anders gestalten, als man gedacht hatte, und man wird die diplomatische Kunst, wie alle andern Künste, durch anhaltende Uebung, Beachtung und Durchdringung der verwandten Disciplinen nur alsdann erlernen, wenn man mit dem innern Berufe zu ihr sie zum äußern Berufe erhält. Sie fordert vom innern Berufe Geistesthätigkeit und Menschenkenntniß, wie der Handeltreibende, der Beichtvater, der Arzt ihrer bedürfen, Sprach- und Länderkunde, weltmännische Gefügigkeit, und dabei einen festen Charakter. Die Anforderungen sind wahrlich nicht klein, aber der Mangel Eines dieser Erfordernisse wird die übrigen alle unwirksam machen. Dagegen gibt sie — seltene Ausnahmen abgerechnet — gerade ausreichende Bezahlung für nothwendigen, unabweislichen Aufwand, Entwöhnung von Unterordnung und Kanzleifleiß, von vaterländischen Sitten, und von den Ansichten der Residenz des Hofes, welchem man angehört, große Verantwortlichkeit bei oft mangelhaften, zuweilen zweideutigen Verhaltungsbefehlen, keine oder unerwünschte Rückzugsposten, und die Möglichkeit, bei schneller Aenderung eines Systems als Opfer vorgeschoben zu werden, weil Fürst und Ministerium nicht bekennen wollen oder können, daß sie einen Fehltritt gethan hatten.

Fragt einmal zehn Diplomaten über vierzig Jahren, wie sie mit ihrer Laufbahn zufrieden seyen? Kaum Einer — ein unverheirathet

Außen aufgedrungen iſt; denn auch bei ſtatiſtiſchen Angaben läßt ſich eine Form denken, die außer und neben der nothwendigen frei vom Verfaſſer geſchaffen iſt. Die geſchickte Wahl der Gegenſtände, welche gezählt werden, die Anordnung derſelben unter einander, eine geiſtreiche Zuſammenſtellung der Ergebniſſe kann allerdings wiederum eigenthümliches Erzeugniß des Autors ſeyn, und während er bei den einzelnen Angaben nur die Mühe und die Thätigkeit, welche er auf ihre Herſtellung verwendete, veranſchlagen kann, darf er an ſeiner Form der Zuſammenſtellung des Ganzen wiederum Eigenthum beanſpruchen. Nach dieſen Merkmalen beſtimmt ſich alſo der Umfang und die Gränze Deſſen, was zum Zwecke der Kritik wiederholt werden darf, ſehr genau und einfach; es ergibt ſich aber auch zugleich, daß der Zweck der Beurtheilung ſelbſt nach den Grundſätzen des Vernunftrechtes den Wiederabdruck eines ganzen Werkes niemals rechtfertigen kann.

Ob der Wiederabdruck zugleich mit der Abſicht auf Gewinn veranſtaltet wurde, oder nicht, das verändert keineswegs die Widerrechtlichkeit deſſelben; vielmehr könnte in der Beabſichtigung des unredlichen Gewinnes blos ein neues Vergehen enthalten ſeyn, durch welches auf den gewiſſenloſen Kritiker noch größere Schuld gehäuft würde. Ebenſowenig kann es von Belang ſeyn, ob der Urheber des beurtheilten Erzeugniſſes durch den Wiederabdruck materielle Beeinträchtigung erlitten hat oder nicht, dieſer Umſtand kann höchſtens Einfluß auf die Entſchädigungsfrage haben; zur Widerrechtlichkeit des Abdruckes reicht es vollkommen hin, daß des Urhebers höchſtes Gut, ſeine Willensfreiheit verletzt iſt und die gänzliche Negation ſeiner in der körperlichen Form des geiſtigen Erzeugniſſes erkennbaren Perſönlichkeit gehört zu den ſchwerſten Verletzungen, die an dem Individuum überhaupt begangen werden können.

Hiermit widerlegt ſich Alles, was theils Paulus ſelbſt über den Zweck der Kritik zur Rechtfertigung ſeiner Handlungsweiſe vorgebracht hat, theils viele andere Stimmen zu ſeinen Gunſten in dieſer Beziehung angeführt haben. Es bedarf nach dem Bisherigen namentlich auch nicht einer ſpeziellen Widerlegung der von Biedermann im Februarhefte ſeiner deutſchen Monatſchrift aus dem rechtlichen Standpunkte aufgeſtellten Grundſätze, da Biedermann von der Behauptung ausgeht, die Geltung und

der Umfang aller Rechte beruhe darauf, daß jeder Kraftaufwendung ein entſprechendes Maß von Gütern zu Theil werde. Denn wäre das richtig, dann müßte aller Nachdruck erlaubt ſeyn, weil auch der Nachdruck eine Kraftaufwendung erfordert, und es könnte dabei, zumal da die Nachdrucker behaupten, daß ſie dem Originale nicht ſchaden, ſondern nützen, weiter nichts verlangt werden, als daß die Nachdrücke billiger verkauft werden, als die Originale, weil der Kraftaufwand für die erſtern nicht ſo bedeutend iſt. Wie wenig ausreichend dieſe materielle Auffaſſung des Rechts ſeyn könne, wird ſich aus dem, was oben über die Natur des Eigenthums geſagt wurde, hinreichend ergeben haben, und ſo gern der Verfaſſer dieſer Zeilen die Wahrheit Deſſen anerkennt, was Biedermann vom moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus über den vorliegenden Rechtsſtreit geltend gemacht hat, muß er doch den vom rechtlichen Standpunkte aus verſuchten Erörterungen deſſelben aus dem Grunde widerſprechen, weil er in der Idee des Rechts eine tiefere Bedeutung erkennt, als der Schutz blos materieller Intereſſen ihr geben könnte. Nur gegen einen Angriff, den Biedermann in der Note auf S. 131 direkt gegen den Verfaſſer dieſer Zeilen gerichtet hat, ſey daher eine kurze Rechtfertigung erlaubt. In Nro. 46 ff. der allgemeine Preßzeitung von 1843 hatte der Verfaſſer die Verfügung des Stadtgerichts zu Darmſtadt beleuchtet, und dabei hervorgehoben, wie das Gericht ſich mit Unrecht darauf berufe, daß das Pauluſſche Werk ein ſelbſtſtändiges ſey; denn die Pauluſſchen Noten zu jenen Vorleſungen könnten ohne dieſelben gar nicht beſtehen und ihnen dürfe durchaus nicht irgend ein Werth der Selbſtſtändigkeit beigemeſſen werden. Dieſe Art von Beweisführung ſoll nach Biedermanns Anſicht den ganzen Gang der Culturentwicklung umkehren und nach ihr ſoll alle ſpätere Entwicklung nur ein verhältnißmäßig werthloſes Beiwerk des frühern ſeyn. Wenn jedoch Herr Profeſſor Biedermann hierbei eine Trennung des Inhaltes von der Form hätte gelten laſſen, würde er ſchwerlich dieſen Vorwurf ausgeſprochen haben. Sollte nämlich die ſpätere Entwicklung des allgemeinen Bewußtſeyns dadurch vermittelt werden, daß alle die äußern Formen der Einzelheiten, die in das allgemeine Bewußtſeyn übergegangen ſind, wiederholt würden, dann wäre dem Fortſchritte ein Hemmſchuh angelegt

welcher immer läſtiger würde, je mehr Gedanken geäußert werden. So wichtig aber die Form für die Vermittlung des Daſeyns der Einzelheit ſeyn mag, ſo wenig kann ſie in Betracht kommen, wo es ſich um das Zeitbewußtſeyn handelt. Die Form gibt dem Individuum Aeußerlichkeit; ſie ermöglicht für andere Einzelne die Wahrnehmung ſeiner geiſtigen Bewegung und dadurch die Rückkehr der Individualität zum allgemeinen Bewußtſeyn; aber mit dieſer letztern hört die Bedeutung der Form auf; denn das zur Allgemeinheit übergegangene Bewußtſeyn kann nicht mehr an die Einzelheit, alſo auch nicht mehr an die Aeußerlichkeit gebunden ſeyn. Mit dem Zurücktreten der Form wird alſo der Gedanke ſelbſt nicht werthlos; er behält als weſentliches Moment des allgemeinen Bewußtſeyns fortan ſeine Geltung, ja er wird ſogar, je unweſentlicher die Form geworden iſt, deſto inniger in das allgemeine Bewußtſeyn verwoben ſeyn. Wäre alſo in der Preßzeitung dagegen gekämpft worden, daß Paulus den Inhalt der v. Schellingſchen Vorleſungen ſeiner Beurtheilung unterlegte, dann wäre Biedermanns Tadel vollkommen gerechtfertigt, allein den Zuthaten von Paulus wurde der Werth der Selbſtſtändigkeit darum abgeſagt, weil ſie an die Form der v. Schellingſchen Vorleſungen geknüpft ſind, folglich in der jetzigen Geſtalt ohne die wörtliche Mittheilung der Vorleſungen nicht beſtehen können, und in dieſer Beziehung bleibt das Geſagte wahr. Gerade dadurch wird aller Fortſchritt bewirkt, daß die Form fällt und der Gedanke ſich zur Allgemeinheit erhebt; die Kritik wirkt nur dadurch für den Fortſchritt, daß ſie die Gedanken des Einzelnen von der beſondern Aeußerlichkeit losttrennt und in ihrem Verhältniſſe zum Allgemeinen darſtellt. Iſt der Inhalt eines Werkes in das allgemeine Bewußtſeyn übergetreten, dann verliert auch die Form deſſelben für das Allgemeine ihre Bedeutung, aber die Kritik, welche ſich nur an den Gedanken hielt, wird mit dem Gedanken in das Zeitbewußtſeyn übergehen können; hingegen wird die Kritik, welche durch die Form des Werkes bedingt wurde, nur ſo lange Werth behalten, als eben jene Form ſelbſt werthvoll bleibt, d. h. bis zum Uebergange dieſes Einzelnen in das Allgemeine; denn indem ſie an die Form ſich klammert, ſtellt ſie ſelbſt das weſentlich Aeußerliche ſich zur Bedingung und kann nur ſo weit exiſtiren, als dieſes letztere

ſelbſt Geltung behält. Der Wiederabdruck eines ganzen Werkes zum Zwecke der Kritik iſt daher nicht nothwendig, weil Jeder zur Kritik Befähigte im Stande ſeyn muß, Gedanken ſelbſtſtändig aufzufaſſen und wiederzugeben; er iſt ferner dem Zwecke der Kritik nicht entſprechend, weil die Kritik dem Gedanken und nicht dem Wortlaute gilt; er iſt ſogar widerrechtlich und Negation ſowohl der Kritik ſelbſt, als der Individualität des Urhebers: folglich kann ſelbſt die beſte Abſicht des Beurtheilenden dieſen widerrechtlichen Abdruck in keiner Weiſe entſchuldigen.

Wenn gleichwohl neuerdings Viele ſich nicht geſcheut haben, die widerrechtliche Handlungsweiſe mit dem Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt zu vertheidigen, und ein über dem Rechte ſtehendes Utilitätsprinzip ſanktioniren wollen, ſo iſt dagegen einzuwenden, daß die allgemeine Wohlfahrt innig in den Zweck des Rechtes ſelbſt verflochten iſt, daß alſo zugleich mit dem Rechte die darin verwirklichten Intereſſen der allgemeinen Wohlfahrt bekämpft werden, und es beſtätigt ſich aufs Neue die Aeußerung Jarckes in der achten Abhandlung ſeiner vermiſchten Schriften: „Der größte Feind aller Freiheit iſt die Idee einer als Staatszweck über das Recht geſetzten Staats- oder Volkswohlfahrt.“

Neben dem Zwecke der Kritik hat noch ein anderer Vertheidigungsgrund vielfach zur Stütze dienen müſſen: das beſondere Verhältniß der Docenten, und zwar einmal die amtliche Stellung derſelben, ſodann aber die Eigenthümlichkeit ihrer Berufsthätigkeit.

Der geheime Kirchenrath Paulus ſelbſt ſprach ſich in der Erwiderung, deren juriſtiſcher Theil in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1843 abgedruckt ſteht, hierüber folgendermaßen aus: beſoldete Docenten ſeyen zum Dociren für alle, welche hören wollen, zum voraus ſalarirt; was ſie mündlich hergeben, ſey ihnen ſchon belohnt. Sie ſtänden darum beſſer als der Schriftſteller, welcher erſt den Erfolg ſeines Buches abwarten müſte. Das Geiſteseigenthum bleibe Herrn v. Schelling. Auch als mündliches und ſchriftliches Erwerbsmittel könne er es ferner gebrauchen, wenn es des Hörens werth ſich beweiſe; der Zweck ſeines ſalarirten Docirens aber ſey der, daß, was die Hörer davon auffaſſen, ſie auch für ſich und andere zum Prüfen und Belehrtwerden eigen haben.

Dieſe Beweisführung iſt jedoch nur ein groſser Widerſpruch gegen ſich ſelbſt. Wenn angenommen wird, daſs der Docent für das, was er in der Vorleſung hergibt, ſchon belohnt ſey und deſshalb in andern Verhältniſſen ſtehe, als ein anderer Schriftſteller, ſo iſt damit ausgeſprochen, daſs er ſeine Autorrechte an dem, was er vorträgt, zum Voraus in Bauſch und Bogen gegen die Beſoldung verkauft habe; „was ſie mündlich hergeben, iſt ihnen ſchon belohnt," d. h. die in dem mündlichen Vortrage gegebene Form der Gedanken iſt verkauft, ſie haben nicht mehr das Eigenthum daran. Was bleibt ihnen nun für ſich? „Das Geiſteseigenthum," ſagt Paulus. Was aber unter dieſem ſinnloſen Worte zu verſtehen ſey, ſagt er leider nicht; er ſelbſt hat, wie aus dem Folgenden hervorgeht, nichts darunter verſtanden. Dieſer Ausdruck kann nämlich nicht gleichbedeutend ſeyn mit „Eigenthum an der Form der Gedanken;" denn das iſt nach ſeiner Meinung ſchon verkauft; aber er kann auch nicht den abſtrakten Gedanken als ſolchen bezeichnen, weil Paulus ſelbſt ſagt, der Zweck des ſalarirten Docirens ſey, daſs, was die Hörer davon „auffaſſen," ſie auch für ſich und andere zum Prüfen und Belehrt werden „eigen haben." Wo liegt nun „das Geiſteseigenthum" des Herrn Paulus? Angenommen auch, es ſey möglich, an einem bloſsen Gedanken Eigenthum zu haben, welcher Gedanke bleibt für den Docenten übrig? Wie wenig Herr Paulus ſeinem Gegner mit dieſem angeblichen Geiſteseigenthum zugeſtanden habe, gibt er ſelbſt mit den Worten zu erkennen: „das eigentliche Geiſteseigenthum, ſey es irrig oder wahr, kann man keinem nehmen." Sollte auch von allen dieſen Widerſprüchen abgeſehen und einfach angenommen werden, daſs der Docent für das Honorar ſein Eigenthum an den Vorleſungen verkauft habe, ſo iſt auch dieſe Annahme gänzlich unrichtig. Denn zuvörderſt würde dann ein Unterſchied zu machen ſeyn zwiſchen den Privatvorleſungen beſoldeter Univerſitätslehrer und den öffentlichen Vorleſungen unbeſoldeter Privatdocenten. An den letztern würden offenbar die Zuhörer kein Eigenthum erlangen können, weil der Docent dafür keinen Pfennig weder von ihnen noch von dem Staate bekommt. Und welchen Zweck ſollte dieſer Unterſchied haben? Die Zuhörer können offenbar in der unentgeldlichen Vorleſung eben ſo viel lernen, als in der bezahlten.

Machte es blos die Bezahlung der Collegia aus, dann müßten die bezahlten Vorleſungen nachgedruckt werden können, die unbezahlten aber nicht. Aus allen den Gründen aber, mit welchen Herr Kirchenrath Dr. Paulus ſeine Handlungsweiſe entſchuldigt, geht hervor, daß derſelbe Herrn v. Schellings Vorleſungen auch dann nachgedruckt haben würde, wenn ſie ganz unentgeldlich gehalten worden wären. Wenn ferner der Docent durch das Honorar für die Form ſeiner Gedanken bezahlt werden ſollte, wäre er weit ſchlimmer daran, als der Schriftſteller. Denn er muß zu Hauſe erſt den Gegenſtand ſeiner Vorträge eben ſo mühſam vorbereiten, als der Schriftſteller; er muß ſeine Gedanken in ſinnlich wahrnehmbare Form bringen und zwar mit mehr Mühe als der Schriftſteller, weil er nicht darauf, daß ein Leſer den ſchwer zu verſtehenden Satz in Schriftzeichen fixirt vor ſich habe und mehrmals überdenken könne, rechnen kann, ſondern ſeine ſchnellverhallenden Worte für den erſten Eindruck verſtändlich machen muß: und während nun, ſobald die Gedanken in Formen gebracht ſind, der Schriftſteller ohne weitere Mühe ſie dem Verleger, der ihm das Honorar zahlt, übergibt, muß der Docent erſt ein halbes Jahr hindurch die bereits fertige Form noch einmal mündlich vortragen und damit noch einmal faſt eben ſo viel Zeit verbringen, als der Schriftſteller braucht, um inzwiſchen ein neues Buch zu ſchreiben. Dem Docenten wird aber nicht die Form ſeines Geiſteserzeugniſſes mit dem Honorar abgekauft, ſondern dies iſt vielmehr eine Belohnung für die auf den Vortrag beſonders verwendete Zeit und Mühe. Die unentgeldlichen Vorleſungen der Univerſitätslehrer erſcheinen dabei als eine Wohlthat gegen die Zuhörer; die unbeſoldeten Docenten beſtehen gewiſſermaßen eine Probezeit, weil es gerade in dieſem Fache für den Staat ſehr wichtig ſeyn muß, tüchtige und bewährte Männer zu haben; daß dieſe Probezeit oft ungebührlich verlängert wird, iſt ein Mißbrauch und ändert nicht das Recht.

Nicht die Aneignung der conkreten Form der Gedanken, die der Vortragende hervorgebracht hat, iſt die Abſicht und der Zweck der Zuhörer, ſondern die Mittheilung der Gedanken ſelbſt, die Belehrung und die Anregung zum Selbſtdenken. Wäre es die bloße Form, dann würden alle Vorleſungen überflüſſig ſeyn;

der Docent würde durch den Druck seiner Lehren weit sicherer seinen Gewinn erzielen und sein Eigenthum bewahren, und der Lernende würde den Hauptinhalt der Vorträge, die Form derselben, weit zuverlässiger in dem bleibenden gedruckten Buche erhalten, als in dem flüchtig gesprochenen Worte, das er erst hören, auffassen und dem Gedächtnisse einprägen oder niederschreiben muß, um es eigenthümlich zu bekommen.[1] Aber der Zweck mündlicher Vorträge ist gerade der, daß der Zuhörer sich nicht an den Wortlaut mechanisch anklammert, sondern selbstständig auffassen und denken lernt. Eben darum wird der freie Vortrag an akademischen Docenten als ein Vorzug gerühmt, und es ist in andern Fällen oft genug als ein Vertheidigungsgrund der Hörfreiheit gepriesen worden, daß der Zweck akademischer Vorträge nur in der Entwicklung des freien Denkens, in der Erweckung der Gedanken und in der Darlegung einer auf das Allgemeine gehenden Uebersicht des behandelten Gegenstandes liege, während die besondere Form, welche der Docent seinem Vortrage gegeben, als das Unwesentliche in den Hintergrund treten müsse und die schriftlichen Bemerkungen der Zuhörer nur zur Unterstützung des Gedächtnisses dienen sollten. Viele Docenten verbitten sich geradezu, um das gedankenlose Nachplaudern zu verhindern, das Nachschreiben ihrer Vorträge, während Andere dieselben absichtlich so einrichten, daß es, außer durch Stenographie, unmöglich ist, dieselben wörtlich nachzuschreiben: und beide sind gewiß nicht nur in ihrem vollen Rechte, sondern zeigen auch zugleich ein richtiges Verständniß von dem Zwecke akademischer Vorlesungen. Sehr treffend sagt daher Paulus: „besoldete Docenten sind zum Docciren salarirt," und würde sich den Widerspruch erspart haben, wenn er diesen Begriff festgehalten und nicht sogleich gesagt hätte, die Docenten würden auch für das, „was sie mündlich vergeben," belohnt. Sollte die Mittheilung der Gedankenform Zweck des Unterrichts seyn, wie wäre es möglich, daß ein ausgezeichnet guter Unterricht in der schlechtesten Form gegeben werden kann? Wie stände

[1] Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.
Goethe.

es mit der Grundlage alles Unterrichts, mit der erſten Unterweiſung der Kinder, welche theils in einer Form erfolgt, die durchaus keinen Anſpruch auf ſelbſtſtändigen Werth machen kann, theils vor Zuhörern vorgetragen wird, welche weder die Form zu behalten, noch den Werth derſelben zu beurtheilen vermögen? So groß auch bei dem Unterrichte die Verſchiedenheit in dem Gegenſtande, in der Befähigung der Zuhörer und in der an ihnen erforderlichen Vorbildung ſeyn mag, der Zweck des Unterrichtes ſelbſt muß doch immer derſelbe ſeyn. Alſo geht ſelbſt aus dem Zwecke des Unterrichts hervor, daß der Docent durch Beſoldung für die Mühe des Unterrichtens belohnt wird, niemals aber ſein Eigenthum an der conkreten Form der Gedanken für Geld an die Zuhörer verkauft.

Herr Kirchenrath Paulus mag dieſem erſten Grunde ſelbſt nicht recht getraut haben; er deutet einen zweiten Grund an, welcher, wenn der erſte triftig wäre, ganz unnütz ſeyn würde: die eigene Einwilligung des Docenten, die zwar nicht ausdrücklich bei jeder Vorleſung ausgeſprochen werden, aber ſchon darin liegen ſoll, daß der Docent ſein Erzeugniß vor den Zuhörern vorträgt und es dadurch gewiſſermaßen veräußert. „Was zum Prüfen ausgeſprochen wird, wie jeder Lehrvortrag dies wollen ſoll, das muß auch nachgeſchrieben und weiter zum Prüfen vervielfältigt werden dürfen," ſo drückt ſich Paulus aus und folgert, wenn nach der Erklärung des Bundesbeſchluſſes jede Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege ohne Einwilligung des Urhebers verboten ſey, müſſe auch das Nachſchreiben der Vorleſungen verboten ſeyn. Der letzte Grund fällt von ſelbſt weg durch die Einwilligung des Vortragenden. Dieſe Einwilligung wird theils ſtillſchweigend gegeben, wenn der Docent das Nachſchreiben nicht verbietet, theils ausdrücklich, wenn er ſo langſam oder mit Wiederholungen ſpricht, daß nachgeſchrieben werden kann, oder endlich, wenn er gar den Zuhörern in die Feder diktirt. Damit jedoch, daß der Zuhörer das Nachgeſchriebene im Hefte mit fort nimmt, wird er ebenſowenig Eigenthümer an der Form der Gedanken, als Derjenige, welcher ein gedrucktes Buch gekauft hat, Eigenthümer des darin enthaltenen literariſchen Erzeugniſſes wird.

Was von dem Vortragenden verlangt wird und verlangt

werden kann, leiſtet er; er gibt die Gedanken zur Belehrung der Oeffentlichkeit anheim. Dieſe Gedanken werden, ſobald ſie ausgeſprochen ſind, von den Zuhörern aufgenommen und gelangen ſo zur allgemeinen Kenntniß; ſie zu prüfen, zu behalten, weiter zu verbreiten, anders zu bearbeiten iſt Jedem nachgelaſſen: die Gedanken ſind frei. Doch wird dadurch nicht ausgeſchloſſen, daß Derjenige, welcher dieſe Gedanken mittheilt, das Eigenthum an der von ihm eigenthümlich gewählten Form behalte; denn eben ſo, wie er Niemanden verbieten kann, den Gedanken, die jener erſt von ihm erhalten hat, ein neues Gewand zu geben, ebenſowohl kann er Jedem verwehren, die Form, welche ſein, des Urhebers, Eigenthum iſt, widerrechtlich zu benützen. Daß ſie ſein Eigenthum iſt, wurde oben bewieſen, daß der Zweck des Vortrages des Unterrichts auch dann noch vollkommen erreicht werde, wenn die Zuhörer ſich blos der Gedanken und nicht der Form bemächtigen dürfen, iſt allgemein anerkannt, und durch die Erfahrung an dem Elementarunterricht thatſächlich beglaubigt. Da nun jeder Eigenthümer das Recht hat, von ſeinem Eigenthume ſo viel ihm beliebt, aufzugeben und Andern zu überlaſſen, Alles aber, was er nicht ausdrücklich aufgegeben hat, ihm eigen bleibt, ſo wäre blos die Frage noch zu beantworten: gibt der Docent, welcher ſein Erzeugniß öffentlich vorträgt, oder der Schriftſteller, — denn hier ſtehen beide gleich — welcher ſein Buch in den Buchhandel bringt, daß es Jedem möglich wird, daſſelbe zu kaufen, durch dieſe Veröffentlichung etwas von ſeinem Eigenthume auf? Mit andern Worten: iſt dieſe Veröffentlichung eine Handlung, mit welcher der Eigenthümer ſeine Sache derelinquirt? Daran iſt ſchon um deßwillen nicht zu denken, weil der Zweck der Veröffentlichung vollkommen erreicht wird, auch ohne Aufgeben des Eigenthums, und weil die Abſicht, Eigenthum aufzugeben, niemals vorausgeſetzt werden kann, aber gleichwohl nothwendiges Erforderniß der Dereliction iſt. So lang ich meinen Willen als Eigenthümer noch auf die Sache beziehe, iſt ſie auch noch mein. Von Dereliction kann jedoch auch deßhalb nicht die Rede ſeyn, weil durch den Vortrag der Vorleſung und durch das Nachſchreiben derſelben dem Vortragenden noch nicht einmal der Beſitz der Form entzogen wird, ebenſowenig wie dem Schriftſteller durch den Druck und Verkauf ſeines Buches.

Es liegt in der Natur dieſes Eigenthumes, daß der Stoff einem Andern angehören kann, als Demjenigen, welchem die Form gehört. Die Leichtigkeit der Vervielfältigung jener Formen hat überhaupt erſt den Werth der weit ſchwierigern Hervorbringung derſelben fühlbar gemacht. Von den Hunderten, welche eine Vorleſung nachſchreiben, oder ein Buch kaufen, hat ein Jeder an dem in ſeinem Beſitze befindlichen Stoffe, dem Papier oder Buche, Eigenthum; es hat aber auch Jeder, obgleich die Stoffe einander ſehr ähnlich ſeyn können, phyſiſch einen andern Stoff, über den er als Eigenthümer ausſchließlich verfügen kann, während, was die auf dieſem Stoffe vervielfältigte Form betrifft, nicht jeder eine beſondere, ſondern alle dieſelbe Form vor ſich haben. Sollten nun alle dieſe zu gleicher Zeit Eigenthümer derſelben Form werden, die in der That nur einmal, wenn auch auf tauſend Stoffen erkennbar, vorhanden iſt, ſo liegt es am Tage, daß die gleichzeitige Ausübung des Rechtes von Seiten dieſer vielen Eigenthümer jederzeit ebenſoviele Rechtsverletzungen des einen gegen die andern Eigenthümer enthalten müßte, indem die Ausſchließlichkeit zur Natur des Eigenthums gehört. Iſt einmal anerkannt, daß die Form geiſtiger Erzeugniſſe einen höhern Werth hat, als der Stoff, auf welchem ſie erkennbar gemacht wurde, ſo muß auch zugeſtanden werden, daß nach den Grundſätzen der adjunctio der Stoff der Form folgen muß, wie bei den Römern in der That die Tafel, auf welche gemalt wurde, dem Gemälde folgte, daß alſo ſtreng genommen Derjenige, welcher die Form geſchaffen hat, Eigenthümer aller der Stoffe werden müßte, auf welchen ſich die Form befindet, und Jeder, der ein Buch an ſich bringt, nur den Beſitz und die Benutzung, keineswegs aber ebenfalls Eigenthum an dem mit der Form verbundenen Stoffe erhalten könnte. Nun aber hat die Leichtigkeit, mit welcher auf mechaniſchem Wege die Vervielfältigung bewerkſtelligt werden kann, und die Menge der Exemplare, auf denen daher die Form wiederholt wird, ſowie die relative Werthloſigkeit des Stoffes im Verhältniß zur Form es ermöglicht, daß auch dem einzelnen Inhaber eines Exemplars die volle Dispoſitionsbefugniß über ſeinen Stoff zugeſtanden werden kann, ohne dadurch die Form ſelbſt zu gefährden. Hierdurch iſt der Kauf der Bücher

Lebemann vielleicht, — wird ſich nicht unglücklich, die übrigen werden ſich zurückgeſetzt, gekränkt, vergeſſen fühlen. Und dieſe Männer haben vielleicht alle ernſtlich daran gearbeitet, ſich die Kenntniſſe und Fertigkeiten ihres Berufs zu eigen zu machen. Je genauer ſie Ein Land, Einen Hof ſtudirt haben, deſto weniger wird ihnen eine Verſetzung zuſagen. Je tiefer ſie in das geſellige Leben ihres Poſtens ſich eingeſenkt, je mehr ſie die Quellen für vollſtändige Kenntniß des Landes vervielfältigt haben, deſto minder wird der Hof dieſes Landes wünſchen, daß ſie auf ihrem Poſten bleiben, deſto gewiſſer werden alle Triebfedern in Bewegung geſetzt werden, den ſcharfſichtigen, unbeſtechlichen Beobachter durch einen Neuling erſetzen zu machen.

Wenn der Diplomat auch ſeinen Stoff ganz gewältigt, die Factoren zur Brechung der Bahn aller einflußreichen Männer im Kopfe bereit hat, ſo bringt der Strom der Zeit andere Umſtände, andere Menſchen, verſchiedene Zwecke und Anſichten. Nun muß er von vorn beginnen, und dieſes wird ihm ſchwerer als einem eben Beglaubigten, denn er iſt mit den Abgegangenen in nothwendigen und freiwilligen Verhältniſſen geſtanden, hat unwillkührlich einen Theil ihrer Anſichten zu den ſeinen gemacht, wird oft als zu ihrer Partei gehörig angeſehen.

Wer ſeine Kunſt leicht nimmt, muß ſie verachten, wer ſie ſich eigen machen will, wird nie fertig.

Dabei ſteigert dieſe Kunſt die Verantwortlichkeit, bei nothwendig ſelbſtſtändigem Handeln, die Thätigkeit am Schreibtiſche bei Umſtänden, welche zahlreiche Beſuche bei Andern gebieten; Jeder kann beurtheilen, wie geringe ihre Hervorbringungen ſeyen, aber Keiner weiß, welche Schwierigkeiten, welche Vorbedingungen, welche unabweislichen Zugeſtehungen beſeitigt werden mußten, wie das unvollkommen Erſcheinende gerade die ſchwierigſte, den Meiſter am lauteſten lobende Hervorbringung war, und wie dagegen ein recht auffallender Erfolg dem Unterhändler ganz nicht zum Lobe gereichen ſollte, weil die Sachlage allein, nicht aber die Feinheit des Geſandten jenen zum Abſchluß brachten.

Nun iſt aber außer den wirklichen Unterhandlungen und den vorbereitenden Einleitungen zu denſelben auch die Beobachtung des Ganges der innern und äußern Politik des fremden Hofes die Aufgabe der Diplomaten. Sie iſt nach und nach eben ſo wichtig,

möglich geworden, der zwar eine große Erleichterung des wiſſenſchaftlichen Verkehrs iſt, durch den aber das Recht des Urhebers an der Form ſeiner Gedanken nicht aufgehoben werden darf.

Bleibt das Eigenthum an dem Stoffe ſonach ſtreng geſchieden von dem Eigenthum an der Form, ſo kann auch nicht mehr bezweifelt werden, daß der Eigenthümer der Form ſein Recht ſelbſt dann noch ungeſchmälert fortbehalten kann, wenn viele Andere Eigenthümer von Stoffen ſind, auf denen ſich dieſelbe Form wiederholt. Willigt der Urheber darein, daß Viele Eigenthümer von Stoffen werden, auf denen ſich ſeine Form befindet, oder willigt er darein, daß Viele ſeine Form mit ihren Stoffen verbinden, ſo kann daraus allein ſchlechterdings nicht geſchloſſen werden, daß er ſich des Eigenthums an ſeiner Form begeben habe, und wenn der Docent ſeinen Zuhörern diktirt, macht er ſie dadurch ebenſowenig zu Eigenthümern an der ihnen mitgetheilten Form der Gedanken, als der Maler das Eigenthum an ſeinem Gemälde auf Andere überträgt, wenn er ihnen erlaubt, eine Copie davon zu zeichnen. Oeffentliche Vorträge ſind alſo ſolche Handlungen, durch welche weder der Wille, dem Eigenthume zu entſagen, erklärt, noch ſelbſt der Beſitz aufgegeben wird. Folglich kann auch nicht behauptet werden, daß Derjenige, welcher öffentliche Vorleſungen hält, dadurch aufhöre, Eigenthümer des Vorgetragenen zu ſeyn.

In der Stellung des Docenten, ſowie in der Ausübung ſeiner Berufsthätigkeit liegt alſo kein Grund, den Abdruck der Vorleſungen ohne des Urhebers Einwilligung jedem beliebigen Dritten zu erlauben.

So iſt denn im vorliegenden Falle kein einziger Grund zu finden, aus welchem der Pauluſsche Abdruck gerechtfertigt werden könnte. Es iſt ſchlechterdings nicht wahr, daß ſo große Gefahr vorhanden geweſen wäre, die einen kritikaſtiſchen Gewaltſtreich nur entſchuldigen, geſchweige vertheidigen ließe; ja, die Lehrfreiheit muß Abſchied von uns nehmen, wenn irgend Jemand berechtigt ſeyn ſoll, den Vertreter einer andern Lehre für vogelfrei zu erklären, weil er ſelbſt ſeine eigene Lehre für beſſer hält. Paulus geſteht, daß er den Inhalt der v. Schellingſchen Vorleſungen hätte ſelbſtſtändig wiedergeben können, daß er es aber

absichtlich nicht gethan, „weil Herr v. Schelling Auszüge nur wie Mißverständnisse behandle, die seine Tiefe nicht erreichten.“ Wenn aber in der That Wesentliches weggelassen oder falsch verstanden wird, dann ist es Pflicht des Herrn v. Schelling, darauf aufmerksam zu machen; und nachdem dies in der That einige Male geschehen war, hatte Paulus um so mehr Veranlassung, nicht eher öffentlich zu kritisiren, als bis er gewiß war, daß er nach redlicher Ueberzeugung Herrn v. Schelling recht verstanden. Dann hatte er das Seine gethan und mußte ruhig erwarten, ob Herr v. Schelling auch diese Auffassung als gänzlich falsch bezeichnen werde; wenigstens sollte er Herrn v. Schelling soviel alltägliche Rechtschaffenheit zutrauen, daß dieser nicht eine Unwahrheit aussprechen könne, welche von den mehreren hundert Zuhörern, die er gehabt hat, sogleich als Unwahrheit erkannt und öffentlich für eine solche erklärt werden mußte. Hätte Paulus so gehandelt und v. Schelling das Werk doch nicht für richtig erkannt, dann mußte Paulus durch das Zeugniß der Zuhörer sich vertheidigen. Zwar wollen Viele diesen Weg zu mühselig finden; allein war der Zweck so wichtig, daß er eine Rechtsverletzung rechtfertigen soll, dann war er gewiß auch wichtig genug, um diese Mühe zu verdienen, und jedenfalls war eine größere Anstrengung besser als ein Unrecht. Wollte und konnte aber Paulus diesen Weg nicht einschlagen, so mußte er entweder der Zeit seine Rechtfertigung überlassen, oder sich dessen ruhig bescheiden, da er einsah, daß er mit dem besten Willen seinen Gegner nicht verstehe, folglich zum Kritiker hier nicht berufen sey; ist er doch in die sonderbare Lage gekommen, den Text wörtlich gegeben und immer noch nicht verstanden zu haben, wie aus seinen vielen Wortfechtereien und Sylbenstechereien hervorgeht. Daß Paulus im Voraus, wenn auch indirekt, erklärt: „ich muß den Text wörtlich geben, sonst lügt Herr von Schelling mir und ganz Deutschland ins Gesicht,“ darin liegt eine persönliche Beleidigung, die eines wissenschaftlichen Mannes nicht würdig ist und zumal von einem Theologen nicht ausgesprochen werden durfte, wenn es ihm nur um die Wissenschaft zu thun gewesen wäre. Gesetzt sogar, Herr v. Schelling habe — der schlimmste Fall, der sich denken läßt — früher so unwürdig gehandelt und auch in Zukunft stehe Aehnliches von ihm zu

erwarten, so hätte Herrn v. Schellings Unrecht den Gegner nicht auch zum Unrecht ermächtigt. Unsere sogenannten Liberalen finden ein schreiendes Unrecht in der Bestrafung wegen bloßen Verdachts, in den verletzenden Präventivmaßregeln gegen künftige Vergehungen und in den Tendenzprozessen, die namentlich die Presse in schwere Fesseln geschlagen haben; jeder rechtliche Mann wird darin beistimmen: aber die Vertheidiger des Herrn Paulus sollten wenigstens so consequent seyn, diese Präventivmaßregeln, welche sie sich verbitten, nicht selbst gegen Andere in Anwendung zu bringen.

Doch kann den Zeitungen und Tageblättern, deren Inhalt selten von Juristen vertreten wird, der unrichtige Standpunkt bei Beurtheilung dieser Frage nicht streng angerechnet werden. Nur von den Juristen und von den Gerichten selbst war zu erwarten, daß sie die Gesetze ihres eigenen Landes kennen und, unbekümmert um die öffentliche Meinung, zur Ausführung bringen würden.

Aber gerade bei diesen zeigte sich eine auffallende Uebereinstimmung in der Bedenklichkeit, den unzweifelhaften Gesetzen ihres Landes Geltung zu verschaffen, obwohl der Prozeß in den Ländern geführt wurde, welche theils die klarsten Gesetze gegen den Nachdruck besitzen, theils wenigstens bisher mit unerbittlicher Strenge den Nachdruck verfolgt haben und diesmal selbst in der Bundesgesetzgebung einen zuverlässigen Anhalt fanden: in Hessen-Darmstadt, Preußen und Sachsen. Daß in diesen Ländern der Nachdruck der v. Schellingschen Vorlesungen nicht als solcher betrachtet, daß in Sachsen eine treffliche Verfügung der Leipziger Kreisdirektion von dem Ministerium des Innern wieder umgestoßen wurde und in Berlin dem Richter ein Gesetz verdollmetscht werden mußte, welches zu klar über diesen Fall spricht, um einer Interpretation zu bedürfen: Alles dies beweist, wie wenig die Natur des Autorrechts in den Gerichtshöfen selbst noch Anerkennung findet, um wie viel die Rücksicht auf den philosophischen Streit zwischen Paulus und v. Schelling das positive Recht überwog und wie die neuesten Theorien von schriftstellerischem Eigenthume mit dem Aushängeschild der Schreib- und Lehrfreiheit den Richter geblendet, oder wenigstens — was Sachsen betrifft — gegen die Durchführung des Prinzips bedenklich gemacht haben.

Darum bietet es für den Freund des Rechtes gewiß ein hohes Intereſſe dar, die wichtigſten Aktenſtücke dieſes Prozeſſes aus dem Standpunkte des poſitiven Rechts zu beleuchten und an dieſem Probirſteine ihren Gehalt zu prüfen.

Die ſpezielle Geſetzgebung der einzelnen Länder wird, ſoweit es nöthig, bei Gelegenheit der Aktenſtücke ſelbſt mit erörtert werden; aber über ihr ſteht ein Geſetz, welches für alle gleich verbindlich war und unbeſtritten ſelbſt da zur Anwendung kommen mußte, wo die Landesgeſetze dem Autor weniger Schutz gewähren: der Bundesbeſchluß vom 9. Nov. 1837. Dieſer Beſchluß iſt in allen den Staaten, um welche es ſich hier handelt, publicirt; in Heſſen-Darmſtadt durch Nr. 48 des Regierungsblattes von 1837; in Preußen durch Nr. 21, S. 161 — 164 der Geſetzſammlung von 1837; in Sachſen durch die Verordnung vom 4. Januar 1838, Geſetz- und Verordnungsblatt S. 17 — 19. Da dieſer Beſchluß an verbindlicher Kraft allen Landesgeſetzen vorangeht, muß er auch zuerſt erörtert werden, ehe zu den einzelnen Geſetzgebungen übergegangen wird.

Art. 1 lautet: „Literariſche Erzeugniſſe aller Art, ſowie Werke der Kunſt, ſie mögen bereits veröffentlicht ſeyn oder nicht, dürfen ohne Einwilligung des Urhebers oder Desjenigen, welchem Derſelbe ſeine Rechte an dem Original übertragen hat, auf mechaniſchem Wege nicht vervielfältigt werden." Hieran ſchließt ſich Art. 2 eng an, indem darin verfügt wird: „Das im Art. 1 bezeichnete Recht des Urhebers oder Deſſen, der das Eigenthum des literariſchen oder artiſtiſchen Werkes erworben hat, geht auf deſſen Erben und Rechtsnachfolger über, und ſoll, inſofern auf dem Werke der Herausgeber oder Verleger genannt iſt, in ſämmtlichen Bundesſtaaten mindeſtens während eines Zeitraums von zehn Jahren anerkannt und geſchützt werden." Dieſer Schutz iſt alſo ein Schutz des Urhebers eines literariſchen oder artiſtiſchen Erzeugniſſes gegen jede ohne ſeine Einwilligung auf mechaniſchem Wege bewirkte Vervielfältigung dieſes Erzeugniſſes. Wenn nun Art. 3 wörtlich ſo beginnt: „Zu Gunſten von Urhebern, Herausgebern oder Verlegern von großen, mit bedeutenden Vorauslagen verbundenen Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt (Art. 1) wird das ausgeſprochene Minimum des Schutzes der Geſammtheit gegen den Nachdruck (Art. 2) auch bis zu einem längern,

höchstens zwanzigjährigen Zeitraum ausgedehnt" ꝛc., muß nothwendig so gefolgert werden: Artikel 2 gewährt dem Autor Schutz gegen die ohne seine Einwilligung auf mechanischem Wege zu bewirkende Vervielfältigung seines Erzeugnisses; Art. 3 nennt den in Art. 2 gewährten Schutz einen „Schutz gegen den Nachdruck," also ist Nachdruck die ohne Einwilligung des Urhebers oder Desjenigen, welchem derselbe seine Rechte an dem Originale übertragen hat, auf mechanischem Wege bewirkte Vervielfältigung eines Erzeugnisses der Literatur oder Kunst. Diese Definition ergibt sich aus dem logischen, aus dem grammatischen und sogar aus dem formellen, durch die Citate der frühern Artikel hergestellten Zusammenhange der einzelnen Sätze mit ganz unumstößlicher, so zu sagen mathematischer Gewißheit; auch gebraucht der Bundesbeschluß von nun an nur die Worte „Nachdruck" und bei Werken der Kunst „Nachbildung." Da nun Art. 1 auch diejenigen Erzeugnisse, welche noch nicht veröffentlicht worden sind, in den Schutz mit einschließt, muß nach der Definition des Bundesbeschlusses das Wort Nachdruck sich auch auf deren Vervielfältigung beziehen; es ist demnach der Wortlaut bei Seite gesetzt und aus dem Worte „Nachdruck" ein Kunstausdruck geschaffen worden, welcher nicht nach dem grammatischen oder logischen Sinn des Wortes „Nachdruck," sondern nach den in Art. 1 enthaltenen gesetzlichen „Merkmalen aufgefaßt werden muß.

In Bezug auf den vorliegenden Fall könnte zuerst darüber ein Bedenken entstehen, ob mündliche Vorträge zu den literarischen Erzeugnissen gehören. Hätte in dieser Beziehung der Ausdruck: literarische Erzeugnisse „aller Art" noch nicht den vollen Aufschluß gegeben, so würde jedenfalls die authentische Interpretation der hohen Bundesversammlung selbst die beste Quelle der Belehrung seyn. Bekanntlich hatte Preußen, welches sich durch seine eifrigen Bemühungen für das Zustandekommen dieses Beschlusses und durch seine unermüdete Vertheidigung der Schriftstellerrechte einen begründeten Anspruch auf die Dankbarkeit aller deutschen Schriftsteller erworben hat,[1] schon am 12. Oktober

[1] J. C. Hitzig: das königl. preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung, gibt in der historischen Einleitung von S. 24 an die thatsächlichen Belege für das Gesagte.

1837, in der 28. Sitzung der hohen Bundesverſammlung, zu Art. 1 des Entwurfes folgenden Zuſatz beantragt: „Der Abdruck von Manuſcripten aller Art und von nachgeſchriebenen Lehr- und Kanzelvorträgen ohne Genehmigung des Autors oder ſeiner Rechtsnachfolger iſt dem Nachdrucke gleich zu achten.“ Dieſer Antrag ſcheiterte jedoch an dem Widerſpruche Würtembergs, der einzigen Stimme, die ſich gegen denſelben erhob, und die preuſſiſche Regierung ließ daher in der Sitzung vom 26. Oktober erklären, daß ſie von dem ihrerſeits vorgeſchlagenen Zuſatze abſehen wolle, inſofern auch königlich würtembergiſcherſeits der Faſſung: „literariſche Erzeugniſſe aller Art“ beigetreten werde, und alle andern Geſandten zu Protokoll ſich dahin äußerten: „daß dieſe Faſſung des Artikels das Verbot des unbefugten Abdruckes von Manuſcripten aller Art und von nachgeſchriebenen Lehr- und Kanzelvorträgen in ſich ſchließe.“ Hiermit erklärten ſich endlich auch in der 31. Sitzung vom 9. Nov. 1837 ſämmtliche Geſandtſchaften einverſtanden, und ſo wurde Artikel 1 in der bekannten Faſſung zum Beſchluſſe erhoben, mit dieſem Beſchluſſe jedoch zugleich jeder Zweifel über die Auslegung der Worte: „literariſche Erzeugniſſe aller Art“ abgeſchnitten. Demnach dürfte blos noch die Frage zu erörtern ſeyn, was es heiße: ein Werk auf mechaniſchem Wege vervielfältigen.

Dieſe Worte haben einer verſchiedenartigen Auslegung unterlegen; beſonders wurde bei dieſer Gelegenheit die Anſicht ausgeſprochen, als ob der Ausdruck „auf mechaniſchem Wege“ nicht ſowohl die techniſche Bewerkſtelligung des Wiederabdrucks als vielmehr die Abſicht deſſelben bezeichnen ſolle. Wenn nämlich ein Werk zum Zwecke der wiſſenſchaftlichen Prüfung wieder abgedruckt werde, könne von mechaniſcher Vervielfältigung nicht mehr die Rede ſeyn; Paulus ſelbſt ſagt, es ſey damit nur gemeint, daß der Abdruck nicht auf wiſſenſchaftlichem Wege „in der Richtung auf das Wiſſen“ gemacht ſey. Dieſer Meinung aber ſteht der Ausſpruch des Geſetzes ſelbſt entgegen. Denn abgeſehen davon, wie bedenklich es wäre, die Nachdruckseigenſchaft an die Abſicht des Nachdruckenden zu knüpfen, weil Niemanden eine Abſicht nachgewieſen werden kann, die er nicht ſelbſt eingeſteht oder deutlich ausgeſprochen hat, und weil am Ende Jeder, der ein wiſſenſchaftliches Werk nachdruckt, ſich damit

entſchuldigen könnte, daß er der Wiſſenſchaft zu Liebe nachgedruckt habe, wird in dem Geſetze ſelbſt nur von dem „Wege“ der Vervielfältigung geſprochen, welcher offenbar etwas von dem „Zwecke“ ganz Verſchiedenes iſt, und nirgends findet ſich in dem ganzen Bundesbeſchluſſe die Abſicht der Vervielfältigung nur im Entfernteſten erwähnt.

Dies liegt auch in der Natur der Sache, nach welcher das Wort „mechaniſche“ ſtets blos auf ein Mittel, aber niemals auf einen Zweck hindeutet, denn der Begriff aller mechaniſchen Bewerkſtelligung wird dadurch gebildet, daß die Anwendung blos phyſiſcher Kräfte zu einer wiederholten Hervorbringung hinreicht, ohne eine neue ſelbſtſtändige Geiſtesthätigkeit dabei zu erfordern. Dazu iſt gewöhnlich eine bleibende Vorrichtung nöthig, die wenn ſie einmal vorhanden iſt, das Wiederholen irgend einer Form durch phyſiſche Kräfte ſo erleichtert, daß dieſe Wiederholung zur erſten Hervorbringung der Form rückſichtlich der geiſtigen Kraftaufwendung in gar keinem Verhältniſſe mehr ſteht. Zwar ſprechen wir auch in Beziehung auf manche Arbeiten der Menſchen von mechaniſcher Thätigkeit; allein dieſer Ausdruck iſt bildlich zu verſtehen und wird blos angewendet, wo der Menſch mit ſeinen phyſiſchen Kräften ohne geiſtige Thätigkeit arbeitet, und, wie der Sprachgebrauch ſehr richtig ſagt, ſich als Maſchine gebrauchen läßt. Die Vorrichtung zur mechaniſchen Vervielfältigung kann an ſich ſehr geiſtreich erfunden ſeyn und einen hohen Werth haben, allein dieſer Werth beruht nur in dem Aufwande einer beſondern geiſtigen Thätigkeit bei der Erfindung ſelbſt und geht nicht mit auf die Gegenſtände über, welche durch die bereits erfundene Vorrichtung erzeugt werden, weil dieſe geiſtige Thätigkeit in dem Augenblicke aufhört, wo die Vorrichtung vollendet wurde, weil ferner das Erfinden und das Benutzen einer Vorrichtung zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, und weil bei dem Gebrauche der Vorrichtung immer nur phyſiſche Kräfte zur Anwendung kommen. Demnach iſt das Drucken eines jeden Buches, ſelbſt der erſte Abdruck des Originals etwas rein Mechaniſches; denn hierbei wird durch eine bleibende Vorrichtung und lediglich mit Hülfe phyſiſcher Kräfte die Wiederholung einer Form bewerkſtelligt, und aus dem Begriffe des Wortes „mechaniſch“ ergibt ſich alſo, daß mit demſelben immer nur die Art und

Weiſe, d. h. das techniſche Mittel der Vervielfältigung, keineswegs der Zweck derſelben bezeichnet werden kann; auch ſtimmt es mit dieſer Auffaſſung genau überein, daß nach dem Bundesbeſchluſſe der Druck eines noch nicht veröffentlichten Erzeugniſſes, wenn er ohne Einwilligung des Urhebers geſchieht, als mechaniſche Vervielfältigung, das iſt als Nachdruck, verboten wird. Wenn jedoch der Bundesbeſchluß nicht ſogleich im erſten Artikel die Vervielfältigung literariſcher Erzeugniſſe mit den ausdrücklichen Worten verbietet: „dürfen durch die Buchdruckerkunſt nicht vervielfältigt werden," ſo hat dies ſeinen natürlichen Grund darin, daß Werke der Kunſt, namentlich der plaſtiſchen, auf manchem andern Wege als durch den Druck mechaniſch vervielfältigt werden können, und daß unter dieſen Umſtänden der allgemeinere Begriff, welcher den ſpeziellern nothwendig in ſich ſchließt, dem Zwecke des Geſetzes am beſten entſprach. Sobald daher das Werk eines Schriftſtellers zum Zwecke der Kritik ganz abgedruckt wird, iſt jedenfalls eine mechaniſche Vervielfältigung deſſelben vorhanden, und ſelbſt wenn der Kritiker in den Anmerkungen eine unverhältnißmäßig größere, aus ſeinem Innern hervorgegangene Arbeit damit verbunden hätte, würde — vorausgeſetzt, daß er den Text des beurtheilten Werkes nicht geändert hat — dadurch zwar der Umfang des Werkes vergrößert, der Begriff der mechaniſchen Vervielfältigung jedoch ſchlechterdings nicht beſeitigt werden; denn auch von ſeinen Noten gilt der Ausdruck: Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege, und es würde rückſichtlich des fremden Erzeugniſſes ſich blos darum handeln, ob es wirklich das Erzeugniß eines Andern iſt, in welchem Falle ſofort durch die mangelnde Einwilligung des Urhebers der Thatbeſtand des Nachdrucks im Sinne des Bundesbeſchluſſes conſtatirt wäre. Paulus findet zwar eine außerordentliche Verletzung darin, wenn ein rein wiſſenſchaftliches Werk von 50 Bogen vernichtet werden ſollte, weil etwa 10 Bogen davon den geſetzlich verbotenen Abdruck eines fremden Werkes enthielten; allein es ſtand ja in der Willkür des Verfaſſers der 40 Bogen ſelbſtſtändiger Arbeit, ob er dieſelben mit dem Nachdrucke verbinden wolle oder nicht; er muß jedenfalls für die Folgen ſeiner Handlungsweiſe ſtehen, kann ſich alſo nicht über Unrecht beklagen, wenn ihm ein koſtbares Gebäude, das

er, unvorſichtig genug, gegen Geſetz und Recht auf fremden Boden gebaut hat, nach dem Verlangen des Grundeigenthümers wieder weggeriſſen wird. Er nennt ferner den wörtlichen Abdruck der v. Schellingiſchen Vorleſungen einen nothwendigen Beleg zu ſeinen Urtheilen; allein da oben ſchon gezeigt wurde, daß der wörtliche Abdruck eines ganzen Werkes zum Zwecke der Kritik durchaus nicht nothwendig ſey, kann er den Beleg nur in ſofern nothwendig nennen, als er befürchtet, daß er keinen Glauben finden werde, wenn er einen Auszug oder den bloßen Gedankeninhalt des beurtheilten Werkes wiedergibt, und alsdann iſt der Beleg wieder nur für ihn nothwendig, d. h. für ſeine einzelne Perſönlichkeit und nicht für die allgemeine in dem Werke vertheidigte Sache. Denn war dieſe gerecht, dann mußte ihr früher oder ſpäter der Sieg zu Theil werden; Paulus aber hätte um der Sache willen und befriedigt durch das redliche Bewußtſeyn, ſogar eine momentane Verkennung ſeiner Verdienſte nicht ſcheuen dürfen. Jedenfalls verlangt er zu viel, wenn er will, daß ein Geſetz deßwegen nicht vollzogen werde, weil ihn dabei ein Schaden trifft, während es doch im Verhältniß zu der ſelbſtſtändigen Arbeit von angeblich 40 Bogen eine geringe Mühe war, aus dem Inhalte der nachgedruckten 10 Bogen die einer Widerlegung oder Berichtigung bedürfenden Gedanken auszuziehen und mit ſelbſtſtändiger Form wiederzugeben.

Es ſteht alſo feſt, daß Paulus Herrn v. Schellings Vorleſungen ohne Einwilligung ihres Urhebers auf mechaniſchem Wege vervielfältigt hat, und dieſe Vervielfältigung war folglich ein nach dem Bundesbeſchluſſe vom 9. November 1837 in ganz Deutſchland verbotener ſtrafbarer Nachdruck.

Somit wären wir zu dem gemeinrechtlichen Standpunkte gekommen, aus welchem die in der Sache ergangenen Richterſprüche zu betrachten ſind; wir wenden uns nun ſpeziell zu den letztern ſelbſt. Den erſten gerichtlichen Ausſpruch brachte

Die Verfügung des Stadtgerichts zu Darmſtadt.

Kläger beantragte:

„Hochlöbliches Stadtgericht wolle

1) das bezeichnete Werk alsbald mit Beſchlag belegen,

2) die Leskeſche Verlagshandlung wegen Nachdrucks zur Unterſuchung ziehen, und

3) dahin erkennen, daß das den Nachdruck bildende Werk zu confiſciren, die Handlung Leske mit der geſetzlichen Strafe zu belegen und in die Koſten der Unterſuchung ſowohl, als diejenigen, welche dem Kläger verurſacht worden, zu verurtheilen, auch dem letztern ſein Anſpruch auf Privatentſchädigung gegen dieſelbe vorzubehalten ſey."

Das Gericht erkannte hierauf:

„Auf die von Seiten des königl. preußiſchen Juſtizraths Hinſchius zu Berlin, Namens des königl. preußiſchen wirklichen geheimen Oberregierungsraths und Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften, Profeſſors Dr. v. Schelling zu Berlin wider die Verlagshandlung Carl Wilhelm Leske zu Darmſtadt wegen Nachdrucks erhobene Denunciation wird dem Prokurator des Erſtern, Hofgerichtsadvokat Winter, hiermit eröffnet, daß in der mit der Eingabe vom 19. d. M. vorgelegten Schrift ein verbotener ſtrafbarer Nachdruck nicht erkannt und deßhalb den von dem Denuncianten geſtellten Anträgen keine Folge gegeben werden könne."

„Der angefochtene Inhalt jener Schrift iſt nämlich nach Artikel 5 des Geſetzes vom 23. September 1830 zu beurtheilen und bei Anwendung dieſes Geſetzes der allgemeine Geſichtspunkt aufzufaſſen, daß durch das Verbot des Nachdrucks nur ein Schutz der materiellen Früchte des geiſtigen Eigenthums bewirkt, keineswegs aber die, unbeſchadet dieſes Schutzes, mögliche Benutzung jenes Eigenthums für den allgemeinen geiſtigen Verkehr gehemmt werden ſoll, weßhalb denn wörtliche Auszüge eines ganzen Werkes (ohne Beſchränkung derſelben auf einen gewiſſen Umfang) vom Geſetze dann geſtattet ſind, wenn ſie mit andern Schriften von ſelbſtſtändiger wiſſenſchaftlicher Bedeutung in Verbindung gebracht werden, wie namentlich bei Kritiken u. dgl. Die durch Vorleſungen veröffentlichten Geiſteserzeugniſſe haben aber jedenfalls nicht mehr Anſpruch auf Schutz gegen Nachdruck, als die bereits im Druck erſchienenen, und es kann daher im vorliegenden Falle nur die Frage zur Entſcheidung kommen: ob der in der Schrift des Dr. Paulus enthaltene Abdruck des wörtlichen Inhalts öffentlicher Vorleſungen des Dr. v. Schelling als eine materielle Beeinträchtigung des Letztern zu betrachten ſey? welche Frage unzweifelhaft zu verneinen iſt, indem der Theil des literariſchen Publikums, welcher ſich überhaupt für die in der vorliegenden

häufig noch wichtiger geworden, als jene. Man iſt ſtillſchweigend übereingekommen, beobachtende Commiſſäre ſich zuzuſenden.

An dieſe Seite der diplomatiſchen Thätigkeit hängt die Mißgunſt ſich vorzüglich. Der Neid über die ſo glänzend erſcheinende Repräſentation möchte gerne als ſittlicher Abſcheu erſcheinen.

So fein die Grenzlinie auch ſeyn mag, ſo wird ſie dennoch von Ehrenmännern genau reſpektirt, und wer wagt zu behaupten, daß es deren weniger in der Diplomatie gebe, als in andern Zweigen des Staatsdienſtes?

Das Materielle der Landeskenntniß wird in neuerer Zeit durch Bücher und öffentliche Blätter, durch vermehrte Zugänglichkeit auch der entlegenſten Punkte durch Landſtraßen und Poſten ſehr erleichtert.

Das Perſonelle iſt vielgeſtalteter und verwickelter, aber bei längerer Gegenwart dennoch ebenfalls zu überſehen und zu berechnen.

Schwerer ſind dieſes die geiſtigen Kräfte, welche in Regierung, Volk, einzelnen Ständen und Provinzen wirken, oft vereint, oft getrennt, manchmal entgegengeſetzt. Hier iſt die künſtleriſche Seite des Theils der diplomatiſchen Beſchäftigung, von welchem wir nun reden. Hier reicht Naturgabe gewöhnlich weiter als Wiſſen, Ahnung und Vorgefühl überholen die Berechnung. Wenn der politiſche Himmel ſich zu trüben anfängt, ſo bemerkt man deßhalb gewöhnlich einen Wechſel in dem diplomatiſchen Corps der bedeutenden Höfe. Man hatte auch minder Begabten die Stelle verleihen und belaſſen können, ſo lange die Zeiten ruhig waren, jetzt werden größere Capacitäten, feſtere Charaktere, gehaltnere Perſönlichkeiten erfordert. Unglücklicherweiſe haben dieſe ſelten Zeit genug, Meiſter ihrer neuen Aufgabe zu werden. Daher wird die reiſende, die geheime Diplomatie in jenen Epochen in Bewegung geſetzt, auch deßhalb, damit Abſicht, Beſorgniß, Vorbereitung für kommende Fälle nicht zu auffallend erſcheinen möge.

Deßhalb kann man aus der Perſönlichkeit des Geſandten, ja des ganzen Geſandtſchaftsperſonals, nicht immer mit Zuverläſſigkeit auf die An- und Abſicht des abſendenden Hofes ſchließen. Nur wenn ein ſehr ausgezeichneter Mann, ein ſcharfer Beobachter (und auch dieſer weder aus Ungnade, noch zu Verſorgung) abgeſendet werden, kann man annehmen, daß ſeine Dienſte für den Augenblick beſonders wichtig ſeyn mögen, nicht aber das Gegentheil, denn der Quellen,

Schrift behandelte Wiſſenſchaft intereſſirt, ſich durch jenen immerhin nur aus Bruchſtücken beſtehenden und hinſichtlich der Genauigkeit und Richtigkeit des Nachſchreibens mündlicher Vorträge zweifelhaften Abdruck gewiß nicht abhalten laſſen wird, die Vorleſungen des Dr. von Schelling zu beſuchen oder eine von demſelben ſelbſt ausgehende Druckſchrift über den nämlichen Gegenſtand anzukaufen."

„Kann hiernach die Aufnahme jenes Abdrucks — deſſen Umfang übrigens lang nicht ſo bedeutend iſt, als in der Denunciation behauptet wird, da die dieſelben enthaltende Seitenzahl vielleicht um die Hälfte mit Anmerkungen des Dr. Paulus angefüllt iſt — in eine kritiſche Schrift ſchon objektiv nicht als ein verbotener Nachdruck behandelt werden, ſo widerlegt ſich dieſer Thatbeſtand noch mehr durch die dabei obwaltenden ſubjektiven Verhältniſſe. Es iſt jedem Laien aus der allgemeinen Tagesgeſchichte — welcher auch die das öffentliche Leben berührenden wiſſenſchaftlichen Gegenſtände nicht fremd bleiben können — bekannt, daß die Vorleſungen des Dr. von Schelling in Berlin großes Aufſehen erregt und lebhafte Bewegung in der literariſchen Welt hervorgerufen haben, indem Nachrichten über den Inhalt der mündlichen Vorträge ſchon durch den zahlreichen Kreis von Zuhörern, noch mehr aber durch Darſtellungen in faſt allen öffentlichen Blättern von einiger Bedeutung im weiteſten Umfange verbreitet worden ſind und vielleicht gerade dadurch, daß ſolche nicht von dem Verfaſſer ſelbſt ausgegangen und deßhalb mehr oder minder mangelhaft oder unrichtig waren, nur um ſo mehr Veranlaſſung zu der verſchiedenartigſten Beurtheilung gegeben haben. Wenn nun ein akademiſcher Gelehrter von dem Range, welcher dem Dr. Paulus auch ohne Würdigung ſeiner Leiſtungen ſelbſt, ſchon ſeiner äußern Stellung und ſeinem literariſchen Rufe gemäß zugeſtanden werden muß, ſich berufen fühlt, in einer ſolchen Angelegenheit als Vertreter der Wiſſenſchaft überhaupt und ſeiner eigenen Anſichten insbeſondere, die er in jenen Vorträgen ſogar mit Verletzung ſeiner Perſönlichkeit angegriffen findet (wie er nach der Vorrede der vorliegenden Schrift wenigſtens glaubt), öffentlich aufzutreten, wozu ihm aber eine möglichſt authentiſche Darſtellung des Angriffs unentbehrlich iſt, um bei der Widerlegung gründlich und gewiſſenhaft verfahren

zu können, — wie dürfte dabei irgend die Abſicht unterſtellt werden, daß der dieſer Vertheidigung beigefügte Abdruck der den Angriff enthaltenden Vorträge zur Erlangung eines Gewinns für den Kritiker oder zur Schmälerung der materiellen Vortheile für den Verfaſſer jener Geiſteswerke habe benützt werden wollen? Gerade bei mündlichen Vorträgen muß eine Vervielfältigung deren Inhalts durch deſſen Verbindung mit einem andern ſelbſtſtändigen Geiſteswerke um ſo mehr geſtattet werden, als hier nicht, wie bei Druckſchriften, auf die von dem Verfaſſer ſelbſt ausgegangene Vervielfältigung verwieſen werden kann, ſondern dem Leſer des neuen Werkes, in welchem auf den Vortrag Bezug genommen wird, die Kenntniß des leztern erſt verſchafft werden muß, da nicht vorausgeſezt werden darf, daß alle Perſonen, welche ſich für den Gegenſtand des neuen Werkes intereſſiren, auch Gelegenheit gehabt haben können, von dem mündlichen Vortrage unmittelbar gehörige Kenntniß zu erlangen."

Dieſe Entſcheidung iſt angeblich theils nach den Geſezen, theils nach den thatſächlichen Verhältniſſen gefällt. Die Gründe erſterer Art ſtüzen ſich auf das Geſez vom 23. September 1830 und ſtellen in Rückſicht auf daſſelbe den Grundſaz an die Spize: das Verbot des Nachdrucks ſolle nur einen Schuz der *materiellen* Früchte des geiſtigen Eigenthums bewirken. Dieſer Grundſaz muß, ſoll er ſtichhaltig ſeyn, in dem Geſezze ſelbſt ſeine Beſtätigung finden; aber ſie wird vergebens darin geſucht. Artikel 1 beſtimmt nämlich:

„Jede Vervielfältigung erſchienener Druckſchriften, muſikaliſcher Werke, Landcharten, topographiſcher oder anderer Zeichnungen, deren Werth weniger oder gar nicht in der künſtleriſchen Ausführung, ſondern darin beſteht, zur Verſinnlichung gewiſſer Gegenſtände zu dienen, um dadurch wiſſenſchaftliche Zwecke zu befördern, oder ſonſt eines Werkes, es mag nun ganz oder zum Theil gedruckt oder geſtochen ſeyn, Handſchriften, Vorleſungen und Predigten durch den Druck, ſo wie durch die Kupferſtecher, Formſchneider, Steinſchreiber oder irgend eine andere ähnliche Kunſt, ohne die Einwilligung ihrer Urheber und derer, welche von ihnen das Recht der öffentlichen Bekanntmachung und Veräußerung erlangt haben, oder deren Rechtsnachfolger, iſt verbotener ſtrafbarer Nachdruck. Dieſe Beſtimmung findet auch zu

Gunſten ausländiſcher Autoren und Verleger Anwendung, in ſofern in dem betreffenden Auslande ein geſetzliches Verbot des Nachdrucks zu Gunſten der Ausländer gleichfalls beſteht oder künftig beſtehen wird oder Staatsverträge dieſes mit ſich bringen."

„Das Verbot des Nachdrucks erſtreckt ſich jedoch nur auf die Lebenszeit eines Verfaſſers und 10 Jahre nach ſeinem Tode; der Nachdruck eines Werkes bleibt aber auf jeden Fall binnen 15 Jahren vom Tage des Erſcheinens deſſelben verboten."

Hier iſt in der That der Nachdruck ſo beſtimmt definirt, daß es nicht ſchwer fallen kann, nach dieſem Artikel 1 zu entſcheiden, ob ein Werk Nachdruck ſey oder nicht: der allgemeine Geſichtspunkt, der an die Hand gegeben wird, iſt aber nur die Rückſicht auf Einwilligung des Urhebers oder derer, welche ihr Recht von demſelben herleiten, und von der Rückſicht auf materielle Beeinträchtigung iſt ſo wenig die Rede, daß *jede* Vervielfältigung ohne dieſe Einwilligung *verboteuer*, *ſtrafbarer Nachdruck* genannt wird. Da demnach Alles auf den Willen des Urhebers ankommt, wird natürlich ein freies Diſpoſitionsrecht deſſelben über ſein Erzeugniß vorausgeſetzt; denn Niemand kann zu einer Einwilligung gezwungen werden. Nun aber iſt die Anerkennung des Daſeyns einer andern Perſönlichkeit und überhaupt Achtung vor dem fremden Willen die dem Diſpoſitionsrecht des Einen gegenüberſtehende Pflicht der Andern und materielle Beeinträchtigung erſcheint in dem weiten Gebiete der Verletzung des freien Willens nur als eine höchſt ſinguläre Unterart: folglich kann, wenn der Nachdruck ganz allgemein als Verletzung eines Diſpoſitionsrechtes bezeichnet wird, die materielle Beeinträchtigung nicht weſentliches Erforderniß des Nachdrucks ſeyn, vielmehr bleibt ſtrafbarer Nachdruck auch da noch denkbar, wo gar kein Schaden geſtiftet worden iſt.

Alſo reicht ſchon Artikel 1 des Geſetzes hin, um das Prinzip der materiellen Beeinträchtigung als unrichtig zu bezeichnen; wenn aber in Artikel 11 deſſelben Geſetzes ausdrücklich beſtimmt wird, daß die Strafen des Nachdrucks eintreten, obgleich gar kein Schaden verurſacht worden iſt, iſt es ſchwer zu erklären, wie der Richter zu dem allgemeinen Geſichtspunkt kommen konnte, der nach ſeiner Angabe bei Anwendung des Geſetzes aufgefaßt werden ſoll. Artikel 11 lautet

„Der Nachdruck wird mit Confiskation und Vernichtung der nachgedruckten Exemplare, ſo wie der Platten oder Matrizen der nachgeſtochenen Gegenſtände, und mit einer Geldbuße, welche dem Ladenpreiſe des rechtmäßigen Verlegers von hundert bis zu tauſend Exemplaren gleich kommt, beſtraft werden. Ueberdies iſt der Nachdrucker dem Verleger einen Schadenserſatz, welcher dem Ladenpreiſe von 500 Exemplaren gleich kommt, und dem Autor oder deſſen Rechtsnachfolger ein Honorar von fünfzehn Gulden für den Bogen, nach der Bogenzahl der rechtmäßigen Ausgabe, zu leiſten ſchuldig. Jedoch bleibt dem Autor und Verleger, ſo wie deren Rechtsnachfolgern, die Liquidation und der Erſatz eines größern Schadens vorbehalten, ſo wie dagegen der Schadenserſatz wegfällt, wenn der Nachdrucker zu beweiſen vermag, daß durch den Nachdruck dem Berechtigten kein Schaden geſtiftet worden iſt. Wenn der Nachdrucker nicht vermögend iſt, die ganze Strafe und den Schadenserſatz zu leiſten, ſo wird aus dem Beigetriebenen zuerſt der Schadenserſatz berichtigt."

Da in dieſer Beſtimmung blos von Wegfall des Schadenserſatzes, keineswegs auch der Strafe geſprochen, vielmehr die unbefugte Vervielfältigung ſelbſt dann „Nachdruck" genannt wird, wenn der „Nachdrucker" zu beweiſen vermag, daß er keinen Schaden geſtiftet hat, iſt unzweifelhaft die materielle Beeinträchtigung zum Begriffe des Nachdrucks nicht nothwendig, viel weniger bei der Entſcheidung über die Nachdruckseigenſchaft eines Werkes an die Spitze zu ſtellen; und der Richter, welcher dies dennoch thut, darf ſich dabei wenigſtens nicht auf dieſes Geſetz beziehen, in welchem ſeine Vorausſetzungen ſo wenig Beſtätigung finden. Denn er möchte ſchwerlich im Stande ſeyn, aus dem Geſetze ſelbſt den Grundſatz, welcher als oberſter bezeichnet wurde, nachzuweiſen und die entgegengeſetzte Beſtimmung des Artikel 11 hinwegzuerklären, was eigentlich ſeine Pflicht geweſen wäre, damit das Erkenntniß ein motivirtes genannt werden konnte, zugleich aber ihn belehrt haben würde, daß, was er für den Geiſt des Geſetzes hielt, nichts anderes war als höchſtens ſein eigener Geiſt.

Wenn nun ſchon der angebliche allgemeine Geſichtspunkt zu einer individuellen Anſicht zuſammengeſchmolzen iſt, kann es nicht mehr befremden, daß ohne Angabe eines Beweggrundes

Artikel 5 des Gesetzes als bisher bezüglich genannt und die wichtigste Stelle des Gesetzes: Artikel 1 außer Acht gelassen wurde. Die Klage war auf Nachdruck gestellt. Artikel 1 enthält die Definition des Nachdrucks: es lag auf der Hand, daß die Statthaftigkeit der Klage nach Artikel 1 zuerst geprüft werden mußte, ehe auf die Modifikationen und Ausnahmefälle der spätern Artikel Rücksicht genommen werden konnte; schon deswegen, weil es möglich war, daß die Klage nach Artikel 1 als unhaltbar erschien und damit jede fernere Erörterung überflüssig wurde. Der vorliegende Bescheid nimmt jedoch den entgegengesetzten Weg, macht die Ausnahme zur Regel und geht dabei von einer Voraussetzung aus, die im gegenwärtigen Falle dem Thatbestande nicht entspricht. Denn Artikel 5 spricht nur von wörtlichen Auszügen eines ganzen Werkes, also mußte vor Anwendung desselben bereits entschieden seyn, daß nur ein wörtlicher Auszug der von Schelling'schen Vorlesungen vorlag. Aber davon schreibt Paulus nichts; er rühmt sich vielmehr, die „ganzen" Vorlesungen „wörtlich," „vollständig" wieder abgedruckt zu haben, und sagt sogar auf S. XV, daß und warum er keine „Auszüge" gegeben habe, womit die Worte des Titels: „wörtlicher Text" vollkommen übereinstimmen.

Fällt es sonach schon bedenklich, daß der Richter einen Mann, dessen Rang, dessen äußere Stellung und literarischer Ruf vor Gericht so hoch im Preise stehen, einer frechen, vor ganz Deutschland ausgesprochenen Lüge bezüchtigt, so erscheint noch viel bedenklicher, daß diese schwere Beschuldigung ohne Angabe eines Grundes, geschweige denn eines Beweises erfolgt. Nachdem Beklagter öffentlich eingestanden, den wörtlichen Text vorgelegt zu haben, und Kläger eben deswegen klagbar geworden ist, auch der Inhalt des Buches diesen Angaben so wenig widerspricht, daß er sie vielmehr bestätigt, war für den Richter der Beweis vorhanden, daß es sich nicht blos um Auszüge, sondern um das ganze Werk handelt. Ehe die Anwendbarkeit des Artikels 5 behauptet werden konnte, mußte also mindestens der Gegenbeweis geführt seyn, daß blos Auszüge vorlagen; und das war nicht geschehen, es wird sogar in dem Bescheide selbst die Ansicht vom Gegentheil ausgesprochen, wenn es heißt, es sey für Paulus die möglichst authentische Darstellung des

Angriffs unentbehrlich geweſen, oder wenn „der beigefügte Abdruck der den Angriff enthaltenden Verträge" — nicht der Auszug aus denſelben; denn dieſer würde zu Erreichung des angegebenen Zweckes nicht genügt haben — entſchuldigt werden ſoll.

So bleibt die Anwendung des Artikel 5 ganz ohne Rechtfertigung, dafern nicht eine ſolche in dem Satze enthalten iſt: „wörtliche Auszüge eines ganzen Werkes (ohne Beſchränkung derſelben auf einen gewiſſen Umfang)." Allein die Auszüge müſſen doch immer Auszüge bleiben; wenn das Geſetz für den Umfang derſelben keine Beſchränkung angegeben hat, muß die in dem Worte „Auszug" enthaltene Beſchränkung genügen, und ſo wenig angenommen werden darf, daß die Redensart „wörtliche Auszüge" gleichbedeutend ſey mit „wörtlicher Text," eben ſo wenig kann die Parentheſe den Vorausſetzungen des Gerichts zur Entſchuldigung dienen.

Dies allein genügt, um den Beſcheid als dem Geſetze nicht entſprechend zu bezeichnen; doch iſt die Art und Weiſe, wie der Richter mit dem Artikel verfährt, zu dem er auf ſo eigenthümliche Weiſe gekommen iſt, für den wiſſenſchaftlichen und juridiſchen Werth der Entſcheidung ſelbſt zu bezeichnend, als daß ſie nicht geprüft werden ſollte.

Wenn nämlich Paulus in der That nur Auszüge gegeben hätte, würden die Gründe des Beſcheids noch immer unhaltbar ſeyn, weil nach Allem, was das Geſetz über dieſen Fall ſagt, ſelbſt ſolche Auszüge als Nachdruck zu betrachten ſind. Nach Artikel 5 ſind wörtliche Auszüge eines ganzen Werkes, welche als beſondere Schriften ausgegeben werden ſollen, dem Nachdrucke gleich zu beurtheilen; übrigens aber in kritiſchen und andern periodiſchen Werken — alſo müſſen auch die kritiſchen periodiſche ſeyn, — ſo wie in größern Sammlungen, auch als beiläufige Beſtandtheile oder als Beilagen anderer Schriften erlaubt. Daß nun die v. Schelling'ſchen Vorleſungen als beſondre Schrift wirklich ausgegeben worden ſind, wird Niemand beſtreiten wollen; denn ſie bilden die Grundlage des ganzen Buches, ſie ſind als der Text mit großer Schrift oben an gedruckt, während die Pauluſchen Noten, ohne grammatiſchen Zuſammenhang unter einander, mit kleinerer Schrift darunter ſtehen und ſtets nur als

Anhängsel zu einzelnen Worten oder Sätzen des Textes erscheinen. Jedenfalls wird zugegeben werden, daß das Paulusſche Buch nicht ein periodiſches Werk oder etwa eine größere Sammlung ſey, noch weniger können die Vorleſungen des Herrn v. Schelling als beiläufiger Beſtandtheil oder gar nur als Beilage zu dieſem Buche betrachtet werden, da Alles, was von Paulus gegeben wurde, ſo beſchaffen iſt, daß es abgeſondert von den kritiſirten Vorleſungen nicht als ſelbſtſtändiges Werk beſtehen kann. Sind aber hiernach alle die Ausnahmefälle beſeitigt, in welchen nach Artikel 5 wörtliche Auszüge eines ganzen Werkes erlaubt ſeyn ſollen, ſo bleibt kein Grund übrig, aus welchem die Entſcheidung des Stadtgerichts zu Darmſtadt erklärt werden könnte, wenn nicht die im andern Theile dieſer Verfügung genannten *ſubjektiven* Verhältniſſe den Schlüſſel zu dieſem Räthſel lieferten.

In dieſem Theile verlaſſen die Richter das Feſtland der Geſetze gänzlich und ſteuern mit vollen Segeln in das weite Meer ihres perſönlichen Belieben hinaus, werden jedoch bei dieſer Fahrt, ohne Karte und Kompaß, von einem Widerſpruch zum andern verſchlagen. Als Hauptmoment wird die Abſicht des Herausgebers in den Vordergrund geſtellt und zwar ſollen das große Aufſehen, welches Herrn v. Schellings Vorleſungen erregt, und die lebhafte Bewegung, welche dieſelben in der literariſchen Welt hervorgerufen haben, endlich die Angriffe des Herrn v. Schelling gegen die von Paulus verfochtene Richtung und gegen deſſen eigne Anſicht insbeſondere den zum Zwecke der Kritik veranſtalteten Abdruck rechtfertigen und eine „möglichſt authentiſche" Darſtellung der Angriffe des Herrn v. Schelling nothwendig machen. Allein, wenn die Handlungsweiſe des Herausgebers entſchuldigt werden ſoll, müſſen doch jedenfalls die Thatſachen, welche zur Entſchuldigung dienen, in rechtliche Gewißheit geſetzt ſeyn; dies iſt jedoch gegenwärtig ſo wenig der Fall, daß vielmehr in dem Erkenntniſſe ſelbſt daran gezweifelt wird, indem dem Entſchuldigungsgrunde, daß Paulus ſeine eignen Anſichten in jenen Vorträgen ſogar mit Verletzung ſeiner Perſönlichkeit angegriffen finde, die merkwürdige Einſchaltung hinzugefügt wird: „wie er nach der Vorrede der vorliegenden Schrift wenigſtens *glaubt*." Dieſe Einſchaltung iſt doppelt

auffällig; denn einmal beweiſt ſie, daß der Richter Entſchuldigungsgründe gelten läßt, die ihm ſelbſt nicht wahrſcheinlich ſind, ſodann aber geht daraus hervor, daß der Richter ſich die Mühe nicht genommen habe, v. Schellings Vorleſungen aufmerkſam durchzugehen, um ſich ſofort von der Unwahrheit dieſes von Paulus vorgeſpiegelten Entſchuldigungsgrundes zu überzeugen.

Auch wird mit Recht gefragt, woraus der Richter, der hier nicht mit Auszügen gedient glaubt, die Gewißheit ſchöpfe, daß Paulus im Stande geweſen ſey, eine ſolche „möglichſt authentiſche Darſtellung" — an ſich ſchon nicht denkbar — zu geben, da er ſelbſt vorher behauptet, daß der Abdruck der mündlichen Vorträge „immerhin nur aus Bruchſtücken beſtehe und hinſichtlich der Genauigkeit und Richtigkeit des Nachſchreibens zweifelhaft ſey, und daß die in faſt allen öffentlichen Blättern gegebenen Darſtellungen der Vorträge vielleicht gerade dadurch, daß ſolche nicht von dem Verfaſſer ſelbſt ausgegangen und deßwegen mehr oder minder mangelhaft oder unrichtig waren, Veranlaſſung zu der verſchiedenartigſten Beurtheilung gegeben haben." Sollte auch angenommen werden, daß der Zweck ein Mittel rechtfertigen könnte, ſo muß doch der Zweck jedenfalls ein erreichbarer ſeyn; denn nur wenn der Zweck erreichbar und ſomit die Abſicht etwas Gutes zu ſtiften nicht ganz unwahrſcheinlich iſt, könnte der Gebrauch eines ſonſt verwerflichen Mittels entſchuldigt werden.[1]

[1] Schon früher hatte der Verfaſſer bei einer Beurtheilung des Beſcheides in der Allgemeinen Preßzeitung vom 18. November 1843 und ff. behauptet, daß die Widerlegung des Herrn Kirchenrath Paulus neben den Vorleſungen des Herrn v. Schelling keinen Anſpruch auf Selbſtſtändigkeit, und zwar weder auf äußere, formelle, noch auf innere, wiſſenſchaftliche, machen könne, da ſie blos als Zugabe zu den Vorleſungen erſcheine. Hiermit hatte der Verfaſſer die Anſicht des Stadtgerichts bekämpfen wollen, welches durch den ſcharf hervortretenden Zweck geblendet, auf dem beſten Wege war, die Pauluſchen Noten als ein ſelbſtſtändiges Hauptwerk, die Schellingſchen Vorleſungen aber nur als Beilage, wie etwa in andern Büchern die Citate, zu betrachten, und darauf hin nach Art. 5 des Darmſtädtiſchen Geſetzes zu beurtheilen, welcher wörtliche Auszüge eines ganzen Werkes als Beilagen oder beiläufige Beſtandtheile anderer Schriften erlaubt. Herr Prof. Biedermann hat im Februarhefte ſeiner vortrefflichen Monatsſchrift S. 131 dieſe Behauptung ſo verſtanden, als ſey das ſchlechte Mittel zu gutem Zwecke deßwegen verworfen worden, weil es den Zweck nicht wirklich erreicht, und hat den Verfaſſer deßwegen bekämpft.

Allein iſt die Widerlegung eines Werkes denkbar, wenn das Werk nicht zuverläſſig genau zu Grunde gelegt wird? Sagt nicht der Richter ſelbſt, daß nachgeſchriebene Vorträge hinſichtlich der Genauigkeit zweifelhaft wären und ihre Darſtellung, eben weil ſie nicht vom Verfaſſer ausgegangen, mehr oder minder mangelhaft oder unrichtig ſey? Wie konnte er demnach den Zweck, mit welchem er das Mittel entſchuldigen will, für erreichbar halten, ſo lange nicht Herr v. Schelling ſelbſt ſeine Vorleſungen veröffentlicht hatte? Ja, der Richter glaubt nicht einmal an die Möglichkeit eines ſolchen Zweckes, indem er behauptet, daß bei mündlichen Vorträgen eine Vervielfältigung ihres Inhaltes mehr geſtattet werden müſſe, als bei andern Geiſteswerken, weil den Leſern eines neuen Werkes, in welchem auf den Vortrag Bezug genommen wird, die Kenntniß des letztern erſt verſchafft werden müſſe. Hier werden nämlich Citate, welche zum Beweiſe eines Satzes aufgeführt werden, offenbar mit ſolchen verwechſelt, welche bekämpft werden ſollen; und zwiſchen dieſen iſt, wenn auf den Zweck ſo großes Gewicht gelegt wird, allerdings ein bedeutender Unterſchied. Denn wenn auch das Intereſſe der Wiſſenſchaft, um der allgemeinen Aufklärung willen, eine Widerlegung und Bekämpfung irriger Anſichten erfordert, ſo muß doch zugegeben werden, daß dieſe Nothwendigkeit der Widerlegung hinwegfällt, ſo lange das Werk noch ſo wenig bekannt iſt, daß erſt mit der Widerlegung den Leſern die Kenntniß deſſelben verſchafft werden muß; vielmehr würde es für Denjenigen, der ſich berufen fühlt, als Wächter der reinen Wiſſenſchaft aufzutreten, Pflicht ſeyn, das Bekanntwerden eines ſo gefährlichen Werkes möglichſt zu hindern, anſtatt es, wie Paulus gethan, noch mehr zu verbreiten. Es iſt alſo zum Mindeſten höchſt unlogiſch, wenn derſelbe Richter, welcher ein ſchädliches Werk noch für wenig bekannt und verbreitet hält, die geſchehene Verbreitung dieſes Werkes damit entſchuldigen will, daß daſſelbe um der allgemeinen Bildung willen durch Widerlegung unſchädlich gemacht werden müſſe.

Abgeſehen jedoch von den bedenklichen Widerſprüchen, bei welchen ein und daſſelbe Werk, je nachdem es dem Richter gelegen iſt, bald ein „nur aus Bruchſtücken beſtehender" unzuverläſſiger Abdruck, bald eine „möglichſt authentiſche Darſtellung"

genannt wird, könnten ſelbſt in dem Falle, daß der Zweck der Widerlegung den Abdruck verzeihlich machte und der Richter von der Nothwendigkeit der Widerlegung, alſo auch von der Statthaftigkeit des Zweckes überzeugt geweſen wäre, die in der Verfügung angeführten Entſcheidungsgründe nicht gerechtfertigt werden, weil ſie in offenen Widerſpruch gegen die klaren Worte des Geſetzes treten.

Denn es wird geradezu behauptet, daß die Vervielfältigung von Vorleſungen um ſo mehr zu geſtatten ſey, wie bei Druckſchriften, als die Kenntniß davon den Leſern erſt verſchafft werden müßte, und der Richter bringt auf dieſe Weiſe eine Unterſcheidung zwiſchen Vorleſungen und Druckſchriften in das Geſetz, von welcher ſich keine Spur darin findet. So lange nun unbeſtritten bleibt, daß der Richter nicht Geſetzgeber iſt, ſo lange kann derſelbe auch nicht zu einer Deutung des Geſetzes, die auf Abänderung hinausläuft, berechtigt ſeyn; und wenn die perſönlichen Anſichten eines Richters mehr gelten ſollten, als das unzweifelhafte Wort des Geſetzes, wenn die Umgehung eines Verbotes durch den vom Handelnden vorgeſpiegelten Zweck, der faſt nie juriſtiſch dargethan werden kann, ſtraflos werden könnte, dann wäre der vom Staate zugeſicherte Rechtsſchutz thatſächlich aufgehoben.

Jedem Unbefangenen muß es ferner auffallen, daß der Rang, die äußere Stellung und der literariſche Ruf des Dr. Paulus mit ſo großem Gepränge hervorgehoben werden, um darzuthun, wie bei einem ſolchen Manne gewinnſüchtige Abſicht oder der Wille, Andern zu ſchaden, nicht erwartet werden könne. Denn hiermit wird nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß der Richter ſchwerlich ſo großes Bedenken gegen die Verurtheilung getragen haben würde, wenn es ſich um einen Mann in einer weniger glänzenden Stellung gehandelt hätte, wie es auch nach der Anſicht des Richters zur Entſchuldigung der Rechtsverletzung hinreichend ſcheint, daß ein ſolcher Mann wie Paulus ſich zum Kritiker berufen fühlt, ein Selbſtgefühl, das freilich nicht Jedem inne wohnt, der blos altbackene Ideen wieder auftiſchen kann, das aber auch nicht Jedem ſo wohlwollend verziehen werden dürfte. Soll einmal auf die Stellung der Parteien großes Gewicht gelegt werden, dann war nicht zu überſehen,

aus welchen die Regierungen die Factoren ihrer Berechnungen nehmen, sind viele; die ergiebigsten sind gewöhnlich die verborgensten. Auch wird man manchen unbedeutend scheinenden, wie ein Müßiggänger umher schlendernden Diplomaten am Ende als sehr gut unterrichtet, als sehr thätig und einflußreich erkennen. Wie also der Schein der blendenden Außenseite trügt, so ist auch die diplomatische Beobachtung weder so wichtig, noch so unmoralisch, als sie gewöhnlich angesehen wird.

Wie den Unterhandlungen ein fester Charakter, durch keine zweideutigen Vorgänge befleckt, zur sichersten Unterlage dient, so ist das Kennen und Erkennen der materiellen Interessen mehr werth, als alle Schul-Theorien, wenn es sich um Landeskenntniß handelt. An die materiellen knüpfen sich so unzählige moralische, wissenschaftliche, ja religiöse, daß es gewöhnlich schwer ist, Jedem seinen Theil auszuscheiden. Hier wird die Aufgabe täglich verwickelter, und droht überall die Kräfte eines Einzelnen zu überholen, denn nur wer mehrere Staaten vergleichen kann, kennt deren Einen, und nur wer alle kennt — das Wechselverhältniß Zweier. Wohl tragen viele Diplomaten ein gar ernsthaftes Gesicht zur Schau, ohne sich um obige hochwichtige Kenntniß je bemüht zu haben. Dieses beweist aber eher die Unschuld der Diplomatie, als ihre Sündhaftigkeit. Wenn man sie nach dem Scheine beneidet, so sollte man ihr das Böse nicht nach Möglichkeit zutrauen. Daß man ihr überall mit Mißtrauen begegnet, kann sie durch Nullität oder großartige Thätigkeit allein überwinden.

Man darf als Regel annehmen, daß der Diplomat, welcher am wichtigsten thut, über seinem Range und seinen Ehrenauszeichnungen wie ein Drache über einem Schatze brütet, seine Aufgabe, seine Zeit am wenigsten verstehe. Entweder ist diese Weise mit andern überjahrten Tendenzen aus bereits verschollenen Zeiten herübergeschleppt, oder sie soll die innere Nichtigkeit, die Unfähigkeit, sich auf seinem Posten geistig, politisch, social festzusetzen, den Augen des Publikums verdecken.

Großartige Thätigkeit dagegen setzt sich nicht in — sondern über die Aufgabe, handelt nicht mit der Zeit, sondern erräth ihren zukünftigen Gang und greift ihr vor, wirkt mit sorgfältiger Vermeidung alles Scheins, mit der Grazie, welche dem

daß Herr v. Schelling zu Berlin eine höhere Stellung einnimmt, als Herr Paulus in Heidelberg; und ſo viel Recht der Eine hat, um ſeiner Stellung willen Verzeihung für ein Unrecht zu erhalten, ſoviel Recht muß der Andere haben, um ſeiner Stellung willen gegen Unrecht geſchützt zu werden.

Sonderbar iſt es übrigens, daß die Buchhandlung L. W. Leske die Beklagte iſt, in dem Beſcheide aber der geheime Kirchenrath Paulus freigeſprochen wird, ein qui pro quo, welches ſelten vorkommen dürfte. Die ganzen Entſcheidungsgründe, die objektiven ſowohl als die ſubjektiven ſprechen auch nicht mit einer Sylbe von der Leskeſchen Buchhandlung, und es iſt ſchlechterdings nicht zu erfahren, durch welche Fügung des Schickſals oder des Stadtgerichts dieſelbe der drohenden Verurtheilung entgangen iſt. Denn ſoviel muß jeder Buchhändler wiſſen, daß ihm Paulus in Heidelberg nicht die Vorleſungen des Herrn von Schelling zu Berlin in Verlag geben kann, ohne über die beſondere Berechtigung hierzu ſich auszuweiſen. Auch hat die Buchhandlung gewußt, daß das Buch die Vorleſungen des Herrn v. Schelling enthalte; denn das beſagt ſchon der Titel, und ſie ſelbſt hat es in vielfachen Ankündigungen öffentlich bekannt gemacht. Daß die Verlagshandlung ſich erkundigte, ob nicht durch die Veröffentlichung der Vorleſungen das Recht des Urhebers gekränkt werde, gebot die allergewöhnlichſte Vorſicht, die ein Geſchäftsmann bei ſeinen Handlungen zu beobachten hat, und es konnte gewiß mit Recht verlangt werden, daß der Richter ſich darüber rechtfertige, warum er dieſe Nachläſſigkeit des Verlegers nicht ſtrafbar gefunden habe, obſchon auf Seite VI., LXII. 44, 45, 46, 52, 61, 69, 162, 196 und 197 deutlich genug ausgeſprochen wird, daß der Urheber die vom Geſetze verlangte Einwilligung nicht ertheilt habe.

Auch erſcheint die genannte Verlagsbuchhandlung, ſelbſt wenn Paulus ſchuldlos wäre, ſchon um deßwillen ſtrafbar, weil ſie das widerrechtliche Unternehmen dazu benutzt hat, um Gewinn daraus zu ziehen. Denn daß das Verfügungsrecht des Urhebers durch dieſe Veröffentlichung ſeines Erzeugniſſes ſchreiend verletzt worden ſey, hat das Gericht trotz ſeiner ſichtbar hervortretenden Vorliebe für den Angeſchuldigten, oder richtiger für Herrn Kirchenrath Paulus, nirgends in Abrede zu ſtellen gewagt, vielmehr

dieſe Verletzung nur mit allerlei Gründen als eine unumgängliche zu entſchuldigen verſucht und damit ihr Daſeyn zugeſtanden. Wenn es aber denkbar wäre, daß durch den Zweck der Kritik die Veröffentlichung eines fremden Erzeugniſſes ſtraflos würde, wenn im gegenwärtigen Falle in der That die Verhältniſſe ſo ſtänden, daß die Kritik als letztes Rettungsmittel einer ſinkenden Partei, alſo gewiſſermaßen als Nothwehr dienen müßte, wenn die Ehre und die Exiſtenz des Herrn geheimen Kirchenrath Paulus ſelbſt, das Intereſſe der allgemeinen Aufklärung und die Lauterkeit der höhern Wiſſenſchaft das Erſcheinen dieſes Buches dringend gefordert und eben darum auch einen triftigen Entſchuldigungsgrund für die damit verbundene Verletzung eines fremden Rechts abgegeben hätten: dann würde der Herausgeber allenfalls ſtraflos, die Handlungsweiſe ſelbſt aber trotzdem eine widerrechtliche und, wie es gewöhnlich heißt, eine traurige Nothwendigkeit geblieben ſeyn. Aber darum durfte es auch Keinem der Betheiligten geſtattet werden, mit dieſer Handlung neben dem ſie bedingenden Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt und der Nothwehr noch einen beſondern auf Erlangung von Privatvortheilen gerichteten Zweck zu verfolgen. Das, und mindeſtens das hat der Verleger gethan, welcher die angebliche Nothwendigkeit einer Kritik der v. Schellingſchen Vorleſungen dazu benutzt hat, um ſich dabei zu bereichern; und bedenkt man, daß das Buch 4½ Thaler gekoſtet, die Verlagshandlung aber nach ihrer eigenen Angabe gegen zweitauſend Exemplare abgeſetzt hat, ſo ergibt ſich ein nicht unbedeutender Gewinn von einem Werke, deſſen wichtigſter Beſtandtheil geſtohlenes Gut iſt. Gerade dieſer Umſtand machte die Handlungsweiſe des Verlegers moraliſch verwerflich und rechtlich ſtrafbar: ein Wehrloſer wurde geplündert.

Alſo hätte wenigſtens dies erwogen werden ſollen, wenn auch der übrige Inhalt in der That eine im beſten Glauben an die Geſetzmäßigkeit der Gründe gewonnene Ueberzeugung des Richters geweſen wäre. Da jedoch dem Beſcheide ein Geſetz unterliegt, deſſen klarer Wortverſtand von dem unbefangenen Richter ſchwerlich ganz und gar verkannt werden konnte und dennoch diesmal gänzlich verkannt worden iſt, war auch dieſe letzte Rückſicht nicht mehr zu erwarten, und es bleibt nur noch zu bemerken übrig, daß ſämmtliche Gründe eine ſehr auffällige

Aehnlichkeit mit der „vorläufigen Appellation an das wahrheitwollende Publikum" darbieten, einer Selbstvertheidigung des Dr. Paulus, welche von diesem gerade noch zur rechten Zeit veröffentlicht und von dem Richter treulichst benutzt wurde.

Bei diesem Bescheide konnte sich Kläger natürlich nicht beruhigen; allein seine bei dem großherzoglichen Hofgerichte zu Darmstadt dagegen angebrachte Beschwerde ward von diesem in voller Sitzung unterm 17. Januar 1844 als formell unstatthaft verworfen. Hierbei trug sich der merkwürdige Fall zu, daß der Referent die Beschwerde formell für begründet, aber materiell für unstatthaft erkannte, der Correferent hingegen die formelle Zulässigkeit der Beschwerde bestritt, obgleich er das Paulussche Werk für einen strafbaren Nachdruck erklärte und unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Ausführung in Herrn v. Schellings Beschwerdeschrift das Stadtgericht zur Vornahme der Untersuchung reformando anzuweisen beantragte, falls das Collegium mit dem ersten Referenten die Beschwerde für formell statthaft halten würde. Das Hofgericht adoptirte ohne entscheidende Erklärung über die Rechtsfrage selbst in der Plenarsitzung vom 17. Januar 1844 per majora den Antrag des Herrn Correferenten bezüglich der Frage, ob die Beschwerde formell zulässig sey, und hiermit wurde Herrn v. Schelling auch die Aussicht auf dem Civilwege zu seinem Rechte zu gelangen, so gut wie ganz genommen.

Die Gründe für oder wider die formelle Statthaftigkeit der Beschwerde zu prüfen, würde zu weit von dem Zwecke dieses Aufsatzes, Würdigung der heutigen Zustände des literarischen Rechts, abweichen. Nur zweierlei soll darüber bemerkt werden.

Zwischen einem freisprechenden Erkenntniß und Verweigerung der Untersuchung ist jedenfalls ein bedeutender Unterschied. Die letztere ist hier erfolgt; aber die Entscheidungsgründe enthalten nicht etwa Gründe für die Unstatthaftigkeit der Klage, sondern im Gegentheil Gründe für die Schuldlosigkeit des vermeintlichen Thäters, behandeln also nicht die formelle Frage, sondern vielmehr den materiellen Streitpunkt, ob der Mitschuldige — nicht einmal der wirkliche Angeschuldigte und, streng genommen, der alleinige Thäter — der begangenen Handlung wegen strafbar sey oder nicht. Somit geben die Entscheidungsgründe gar keine Motive für die erfolgte Entscheidung

und es ist nichts weniger erwiesen, als die formelle Unstatthaftigkeit der Denunciation, die doch der einzige Grund gewesen wäre, aus welchem eine Abweisung des Anklägers und die Verweigerung der Untersuchung allenfalls gut geheißen werden könnte. Ja, indem die Verletzung des Anklägers indirekt zugegeben und nur versichert wird, daß von einem Manne wie Paulus gewinnsüchtige Absicht nicht zu erwarten sey, wird sogar die Statthaftigkeit der Anklage vorausgesetzt, und das Erkenntniß bringt in der That lauter Gründe, die in ein wirkliches Untersuchungsverfahren, aber nicht in die Verfrage über Thunlichkeit der Untersuchung gehören. Unter diesen Umständen kommt die Verfügung auf Justizverweigerung hinaus. Denn der Thatbestand ist unbestritten, der Thäter ermittelt und geständig; die Strafbarkeit des letztern zu prüfen, war nun Gegenstand der Untersuchung und Pflicht des Richters: statt dessen erfolgt Abweisung der Anklage! Gäbe es gegen diese in den großherzoglich hessischen Gesetzen kein Mittel, müßte der in seinen heiligsten Privatrechten durch Mißachtung seiner Persönlichkeit und schmähliche Entziehung seines Eigenthums schwer gekränkte Kläger bei solchen Entscheidungsgründen sich beruhigen: dann würde wenigstens eine Berufung auf Art. 29 der Wiener Schlußakte statthaft seyn, nach welchem der Bundesversammlung obliegt, wenn in einem Bundesstaate der Fall einer Justizverweigerung eintritt und auf gesetzlichem Wege ausreichende Hülfe nicht erlangt werden kann, erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen jedes Landes zu beurtheilende Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen und darauf die gerichtliche Hülfe bei der Bundesregierung, die zu der Beschwerde Anlaß gegeben hat, zu bewirken. Diese Beschwerde wäre um so gegründeter, da in Artikel 23 der großherzoglich hessischen Verfassungsurkunde vom 17. Dezember 1820 verfügt wird: „die Freiheit der Person und des Eigenthums ist in dem Großherzogthume keiner Beschränkung unterworfen, als welche Recht und Gesetz bestimmen," und da in Bezug auf den Buchhandel in Artikel 35 ebendaselbst noch ganz besonders vorgeschrieben ist: „Die Presse und der Buchhandel sind in dem Großherzogthume frei, jedoch unter Befolgung der gegen den Mißbrauch bestehenden oder künftig zu erlassenden

Geſetze;" zwei Beſtimmungen, die in Verbindung mit dem Geſetze vom 23. Sept. 1830 einen ſo vollſtändigen Rechtsſchutz verheißen, daß die Verweigerung der Unterſuchung in einem Falle wie der vorliegende als Mißachtung der Verfaſſung erſcheint, die durch den Spruch des Hofgerichts ſanktionirt wird und um ſo genügendern Anlaß zu der Beſchwerde über Juſtizverweigerung bietet.

Endlich noch eine kurze Bemerkung über die eigenthümliche Natur des Unterſuchungsverfahrens, welches nach Artikel 16 des Geſetzes vom 23. September 1830 in Nachdrucksfällen eingeleitet wird. Hier heißt es nämlich: „Die Behörde, von welcher über den Nachdruck entſchieden wird, iſt das Gericht, welchem der Beſchädigende bürgerlich unterworfen iſt." Damit iſt alſo das Unterſuchungsverfahren nicht vor ein Criminalgericht, ſondern vor ein Civilgericht gewieſen, und hieran knüpft ſich natürlich die außerordentlich wichtige Frage, ob das Verfahren jetzt noch als reines Criminalverfahren betrachtet werden könne, zumal da nach Artikel 15 der Nachdruck nur auf „Klage" eines nach Inhalt dieſes Geſetzes Berechtigten unterſucht und beſtraft werden ſoll. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß in dem darmſtädtiſchen Geſetze der Nachdruck nicht ſowohl um des öffentlichen als um des beſondern Wehles Einzelner willen beſtraft, mithin nicht als ein öffentliches Verbrechen gegen die allgemeine Sicherheit des Eigenthums und der Perſon, wie Diebſtahl oder Selbſthülfe, ſondern mehr als eine die Privatperſon betreffende Verletzung der Rechte des Eigenthümers erkannt wird, die freilich wegen ihrer beſondern Schlechtigkeit und wegen ihres allgemein ſchädlichen Einfluſſes auf den Fortgang der Literatur auch dann noch mit Strafe bedroht werden mußte, wenn der verletzten Privatperſon kein Vermögensſchaden dadurch geſtiftet worden iſt. Das Unterſuchungsverfahren iſt alſo eingeführt zu Gunſten der Privatrechte Einzelner, die jedoch nicht nothwendig Vermögensrechte ſeyn müſſen. Wenn es nun gemeinrechtlich iſt, daß Privatrechte nur bei einem dreifachen Inſtanzenzuge als geſichert betrachtet werden, und dieſes Recht durch Artikel 12 der Bundesakte eine ausdrückliche Beſtätigung gefunden hat, darf bei dem Verfahren wider den Nachdruck dem Verletzten die ihm zugeſicherte Bürgſchaft ſeiner Rechte nicht entzogen werden. Hierzu kommt,

daß im Großherzogthume Heſſen ſich zwei Analogien finden, in denen wegen verletzter Privatrechte ein ähnliches zwiſchen Criminal- und Civilverfahren mitten innen ſtehendes Verfahren eingeführt und dem Verletzten, gerade zur Sicherung ſeiner Privatrechte auch Rechtsmittel gegen abſoluteriſche Erkenntniſſe gegeben worden ſind. Durch Verordnung vom 7. Oktober 1812 hat nämlich der Fiskus das Recht der Appellation gegen freiſprechende Erkenntniſſe in Denunciationsſachen wegen Zoll-, Accis-, Chauſſeegeld- und Salzdefraudationen erhalten, offenbar nicht im öffentlichen Intereſſe, ſondern zur Sicherung der vermögensrechtlichen Anſprüche. Die andere Aehnlichkeit findet ſich bei denjenigen Injurien, die auf Antrag des Beleidigten und zwar vor den Civilgerichten verhandelt werden. Auch hier wird, und gewiß nur zu Gunſten des privatrechtlichen Anſpruchs auf Anerkennung der bürgerlichen Ehre, gegen Freiſprechung des Angeſchuldigten dem Kläger der Rechtsweg offen gelaſſen. Sollte beim Nachdruck nicht Aehnliches geſtattet ſeyn, dann würde die Härte um ſo drückender werden, weil in dem bürgerlichen Verfahren derſelbe Richter entſcheidet, welcher die Einleitung der Unterſuchung verweigert hat, und von dieſem natürlich auch bei Verfolgung des privatrechtlichen Anſpruchs auf dem Civilwege eine dem Kläger ungünſtige vorgefaßte Meinung zu erwarten iſt. Mußte doch der Correferent ſelbſt, der die Beſchwerde des Herrn von Schelling für ungültig erklärte, zugeſtehen, wie ſchlecht Klägers Ausſichten ſtänden. Denn obſchon er annahm, daß es dem Beſchwerdeführer unbenommen ſey, den Weg der Civilklage zu betreten, indem Beweis und Entſcheidung über die Criminalklage dem Civilpunkt nicht präjudicire, konnte er doch nicht verhehlen, daß nach der Entſcheidung des Stadtgerichts über den Criminalpunkt zu erwarten ſey, Kläger werde auch mit der Civilklage abgewieſen werden. Daß aber in dieſem Falle ein Rekurs an den höhern Richter vorbehalten bleibe und dadurch die Härte, welche in dem Mangel eines Rechtsmittels gegen die vorliegende Entſcheidung vorhanden iſt, bedeutend gemildert werde, — das iſt, wie Jeder bekennen wird, ein ſehr leidiger Troſt. Für den ſchlimmſten Fall muß, ſo lange nicht die Untrüglichkeit des Richters geſetzlich ausgeſprochen iſt, gegen Beſcheide, welche den billigſten Anforderungen ſo wenig entſprechen,

als der des Stadtgerichts, eine Nichtigkeitsbeschwerde zulässig seyn, die nach der neuern deutschen Gesetzgebung auch gegen losſprechende Urtheile stattfindet. Vergleiche Mittermaier, das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzbücher ꝛc. 3te Aufl. II. Thl. §. 205, S. 480 und 481.

Dem sey jedoch, wie ihm wolle; die Abweisung der Beschwerde ist erfolgt und dem Kläger abermals thatsächlich der Schutz des Gesetzes entzogen. Es bleibe nunmehr den Lesern überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden, wie sich im Großherzogthume Hessen die Gesetze über literarisches Eigenthum zur gerichtlichen Praxis verhalten. Hoffen wir, daß die neue Beschwerde, welche Herr v. Schelling gegen die Verfügung des Hofgerichts bei dem großherzoglich hessischen Oberappellations- und Cassationsgerichte eingereicht hat, eine bessere Stätte finden werde, als seine bisherigen Vorstellungen; sollte auch dieses letzte Mittel fruchtlos seyn, dann ist nicht schwer zu sagen, welche Förderung literarischer Interessen von dorther zu erwarten steht.

(Der Schluß im nächsten Hefte.)

Das Rowland Hill'ſche Portoſyſtem

vom deutſchen Standpunkte. [1]

Es gibt eine ganz beſondere Erſcheinung, welche unſer Zeitalter von jedem frühern unterſcheidet und auszeichnet.

Wie in unſern Tagen iſt man jeder Zeit fortgeſchritten, aber eins haben wir vor unſern Vorältern voraus: wir laſſen uns nicht mit den Fortſchritten genügen, welche die allmählig ſteigende Cultur mit ſich bringt, wir eilen in Sätzen weiter und anticipiren die Verhältniſſe.

Wie die Eiſenbahnen keine Vervollkommnung der Chauſſeen ſind, wie durch die Telegraphen nicht das Botenweſen verbeſſert iſt, ſo ſtrebt man in vielen andern Dingen dem Ziele der möglichſten Vollendung nicht dadurch entgegen, daß man das Vorhandene verbeſſert, daß man den ſteigenden Bedürfniſſen *folgt* — der Weg iſt abgenutzt: man ſchiebt das Alte bei Seite und ſetzt etwas Niedageweſenes an ſeine Stelle; man ſchafft die Mittel zur Befriedigung *vor* den Bedürfniſſen.

Ob dieſe Weiſe beſſer als die der Alten? ob das Volk dabei gewinnt? Wer will es entſcheiden? Eins aber ſollte uns klar ſeyn, ehe wir uns vom Strudel fortreißen laſſen: daß wir

[1] Durch Bekanntmachung dieſes Aufſatzes, mit dem die Redaktion nicht vollkommen einverſtanden iſt, bezweckt dieſelbe hauptſächlich eine gründliche Beſprechung dieſes für ganz Deutſchland hochwichtigen Gegenſtandes zu veranlaſſen.

prüfen müssen, ob es auch wirklich besser ist das Alte zu verwerfen und das Neue zu ergreifen, welches oft nur darum gefällt, weil es eben neu ist; ob es nicht vielleicht doch gerathener ist, das Alte auszubauen und zu vervollkommnen, als das Unerprobte hinzustellen; denn ist das Alte einmal fort — selten oder nie ist es zurückzurufen, sollte man auch mit Schaden klug geworden seyn, daß das Neue seinen Platz nicht würdig ausfüllt.

In keinem Zweige der Volkskultur indeß sind staunenswerthere Fortschritte gemacht als im Transportwesen. Die Transportbedürfnisse waren durch das Steigen des Verkehrs unendlich gewachsen; nachdem alle Mittel erschöpft waren sie zu befriedigen, ersann man Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche ihnen bald genügten, bald aber eine solche Ausdehnung gewannen, daß sie neue Bedürfnisse hervorrufen mußten, um selbst sich zu halten und auszubilden.

Auch ein spezieller Theil des Transportwesens wurde von diesen Zuständen mächtig berührt: die Post.

Sie ist anfangs auf Krücken, dann rasch, zuletzt im Sturmschritt der Cultur des Volks gefolgt. — Von einem schwachen Anfange hat sie sich nach und nach zu einem Zustande emporgeschwungen, welchen man als den Culminationspunkt der Vollendung anzusehen geneigt seyn könnte. Aber so viel man seit Jahrhunderten an dem Postinstitute gebessert hat, man begnügte sich bis vor Kurzem damit, die ursprünglichen Prinzipien desselben zu läutern und zu vervollkommnen; das Vorhandene auszubauen, das Begonnene zu vollenden.

Die Neuzeit aber ist es müde geworden, dies Prinzip länger zu befolgen, sie will mit einem Schlage das erreichen, woran man bis jetzt Jahrhunderte lang gearbeitet; darum will sie das Alte bei Seite schieben, und nach einem neuen Plane, auf neues Fundament gleich das Vollendete bauen. Man verläßt die historische und reale Basis und will das Ideale verwirklichen.

Nicht länger sind es historische Traditionen, welche den Gang der Verbesserungen leiten und regeln, nicht länger ist es die Erfahrung, es ist die Philosophie.

Man ist es sich klar bewußt geworden, was man bisher nur zu ahnen schien, wozu nämlich die Post eigentlich da ist; daher ist es natürlich, ist ein erfreuliches Zeichen, daß man

das zu vernichten strebt, was dem Zwecke der Postanstalt entgegen ist.

Dieser Zweck ist kein anderer, als zur Förderung des allgemeinen Wohls den nöthigen Verkehr durch den Transport von Menschen, Gegenständen und vor Allen von Nachrichten möglichst schnell, billig und sicher zu vermitteln.

Ihr ursprünglicher Zweck war Gelderwerb für Einzelne, dann für den Staat. — Beides hörte sie auf zu seyn, oder ist auf dem Wege dahin, weil eine Anstalt wie die Post, ihrem innern Wesen nach, einen höhern Zweck haben muß.

Zum Wohle des Gemeinwesens wurden ihre Leistungen verdoppelt, ihre Ansprüche dafür ermäßigt, sie wurde in allen ihren Einrichtungen, mit bedeutenden Geldopfern, den Bedürfnissen des Volkes gemäß, vervollkommnet.

Weit entfernt indeß damit zufrieden gestellt zu seyn, stellt das Volk stets höhere und höhere Anforderungen, und tritt jetzt mit der Behauptung hervor, alles Vervollkommnen helfe fürder nicht mehr, die Post ihrem Zwecke zuzuführen, sie müsse nicht gebessert, sie müsse ganz neu construirt werden. — Auf zweierlei beim Postinstitute ist hauptsächlich dies Verlangen gerichtet: auf Abschaffung der Regalität der Post und auf Umwandlung ihrer Taxen.

Eine solche neue Construirung, keine bloße Verbesserung ist das Prinzip zu nennen, welches vor einigen Jahren in England als die Idee eines Einzelnen auftauchte, Staunen und Verwunderung erregte, und bald die Norm wurde, nach welcher die Taxprinzipien des mächtigen Brittenreiches geordnet wurden, eine Sache, fast staunenswerther als die Idee selbst.

Diese Idee ist das Portosystem von Rowland Hill. Es ist bei diesem Systeme von keiner bloßen Herabsetzung der bisher erhobenen Taxen die Rede, es ist ein Aufgeben aller bis dahin bestandenen Normen, Prinzipien und Voraussetzungen.

Es ist auf Zustände gegründet, welche durch das System erst selbst zu schaffen sind, es begnügt sich nicht damit, den vorhandenen Bedürfnissen zu genügen, es will, es muß neue hervorrufen, um bestehen zu können.

Dies scheint auf den ersten Blick so widernatürlich, als hörte

Unvermeidlichen die Außenseite der Freiwilligkeit verleiht, und das Hergebrachte thut, als ob es zum erstenmal geschehe.

Wenn die Aufgabe für den Charakter und die Talente des Diplomaten nicht geringe sind, so sind die Anforderungen, welche man nun an das Wissen eines Diplomaten macht, ebenfalls groß, ja zu groß, denn meist handelt es sich bei seinen Geschäften mehr um Bereithalten des Erlernten, zweckmäßige Stellung einer Frage, Lebendigkeit der Antworten und Einwürfe, als um das, was man ihm in den Staatsprüfungen abfragen konnte. Ruhiges Aufnehmen und Verarbeiten der Eindrücke und deren lebendiges Wiedergeben, Eindringen in eine fremde, und treues Festhalten an eigener Volksthümlichkeit, standhafte Handhabung allgemeiner Grundsätze und Individualisirung jedes einzelnen Falls — können nicht gelehrt, nicht geboten werden. Wie jeder wahre Künstler, wird auch der ausgezeichnete Diplomat geboren, muß durch frühe, gemäße und unermüdete Uebung sich entwickeln, seinen Beruf zur Leidenschaft seines Lebens haben.

Wenn man so Manchen bemerkt, bei welchem alles Vorbemerkte nicht statt findet, und welcher dennoch in Ehren und Würden bleibt, ohne selbst sich zu bemühen, die ihm erreichbaren Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, so ist dieses eben auch einer der vielen Uebelstände, eine der Unvollkommenheiten, welche aller menschlichen Anstalten Erbtheil sind. Nur merkt man mehr auf die Diplomatie, wegen der Wichtigkeit der internationalen Verhältnisse, der bevorrechteten Stellung und dem häufigen Erscheinen in der Gesellschaft.

Die allseitig gesteigerten Forderungen an die Menschen und ihre Thätigkeit haben sich aber auch auf die, vielleicht früher sehr bequemen diplomatischen Posten bereits einigermaßen ausgedehnt. Kein Fach des Staatsdienstes, welches nicht umgebildet, kein Land, welches nicht vom Wirbel der Zeit ergriffen wäre. Wir sehen die Türken sich europäisiren, die Curie auf Abschaffung von Mißbräuchen denken, die altmodischesten und herkömmlichsten Höfe ihre sonst für heilig gehaltenen Gebräuche der Zeit anpassen. Ansichten, Richtungen, Namen folgen sich mit Sturmeseile, reiben sich ab und auf, ehe man vermocht, sie festzuhalten. Wer in solcher Zeit es für leicht hält, zugleich möglichst vollständige Landes- und Personenkenntniß auf dem Laufenden zu erhalten, die

man von einem Kinde vor dem Vater reden, und obwohl die Sache sich so schlimm nicht verhalten mag, so erscheint jedenfalls Hills System wie eine primäre Schöpfung, und zum erstenmale sieht die staunende Welt, daß die Post dem Culturzustande des Volkes nicht folgt, daß sie ihm voran zu eilen strebt.

Allgemein ist der Ruf nach einer Reform des Postwesens. Hier indeß ist nur von der Reform der Posttaxen die Rede.

Eine Ermäßigung derselben wird so allgemein, man kann sagen von der Stimme des Volks, verlangt, daß man schon hieraus schließen darf, daß dieses Verlangen begründet seyn müsse. Vox populi vox Dei.

Die Post soll ein Institut für das allgemeine Beste seyn, eine nützliche, wohlthätige Anstalt für Jedermann.

Soll sie aber das seyn, so muß auch möglichst ein Jeder Nutzen davon ziehen können. — Noch mehr, die Post ist nicht nur nützlich und angenehm, sie ist auch nothwendig. Brieflicher Verkehr ist der Regierung wie den einzelnen Staatsbürgern ein Bedürfniß. Die Post ist Regal und auf legale Weise kann der briefliche Verkehr nur durch die Post vermittelt werden, daher ist es eine Anforderung der Gerechtigkeit, daß die Posttaxen so billig gesetzt seyen, daß ein Jeder die Summen erschwingen kann, welche er für Porto zu zahlen hat. Wäre es anders, so würde die Post ein Institut für eine privilegirte Klasse (die Wohlhabenden), hörte auf für das allgemeine Beste thätig zu seyn, würde ihrem Zwecke nicht entsprechen.

Sind möglichst niedrige Taxen gerecht, so sind sie deßhalb auch nützlich und wohlthätig. Nur sie machen es möglich, daß die Post recht ausgedehnt und allgemein den heilsamen Einfluß übt, den sie, ihrem Wesen nach, fähig und berufen ist auszuüben.

Sie ist die Ader des Verkehrs; durch diesen belebt sie Handel, Künste, Wissenschaften.

Sie bietet dem Einzelnen das Mittel, mit dem Getrennten in Verbindung zu bleiben. In den meisten Fällen ist eine solche Verbindung nothwendig oder nützlich, selten unnütz oder gar

schädlich. Die Correspondenz schon an und für sich ist zwischen Freunden und Familiengliedern ein Zeichen, daß mit der Trennung nicht das Gefühl der Liebe erstorben; dann wird Belehrung, Rath, Trost, Hülfe durch den Brief vermittelt. Gefährliche Bestrebungen bedienen sich seltener des brieflichen Verkehrs. Schon die Furcht entdeckt und bewiesen zu sehen, was Schwarz auf Weiß dasteht, verhindert oft den Schlechten seine Gesinnung dem Briefe anzuvertrauen, dann eine natürliche Scheu, mit kaltem Blute *niederzuschreiben*, was man durch leicht vergessene, leicht zu beschönigende Worte auszudrücken sich vielleicht nicht scheut; kurz der Nutzen des brieflichen Verkehrs überwiegt in dem Maße, daß man wünschen und streben muß, diesen recht fühlbar, recht allgemein zu machen. Dies kann aber nur geschehen, wenn er auf alle nur mögliche Weise gefördert wird, und dies geschieht vor Allem durch *billige Taxen*.

Die Post ist aber nicht blos eine Beförderungsanstalt, sie ist auch eine *Finanzquelle*, sie liefert dem Staate Ueberschüsse.

Es ist begreiflich, daß es dem Staate zum größten Nutzen gereicht, wenn diese Ueberschüsse durch die mindesten Anforderungen an die Kräfte der Nation erzielt werden können; daß sie am leichtesten erhoben werden, wenn man im Stande ist, für Wenig Viel zu leisten.

Nun ist es eine ausgemachte Thatsache, daß bei Herabsetzung der Taxen eine größere Frequenz entsteht, und daß bei gehöriger Berechnung dieser Verhältnisse die Ueberschüsse steigen, während die Höhe der Taxen abnimmt.

Von dem Wahne, durch Erhöhung des Portos die Einnahme steigern zu können, hat unter vielen andern das Beispiel Frankreichs abgebracht, wo, als man im Jahre 1805 das Porto um ⅓ erhöhte, die Einnahme um ein Bedeutendes sank, während man annehmen darf, daß, wo, wie in Deutschland, die Einnahme bei Erhöhung der Taxen stieg, dies nicht *durch*, sondern *trotz* dieser Erhöhung geschah (siehe S. 287).

Billige Taxen erscheinen nach dem bisher Gesagten als gerecht, nützlich und in finanzieller Hinsicht klug. Aber, dürfen wir fragen, entsprechen unsere Taxen diesen dreifachen Anforderungen nicht? Ich glaube, es bedarf keines Beweises, daß sie es nicht vollständig thun; es ist mir keine Stimme bekannt,

gegen welche es des Beweiſes bedürfte, und ſchon ſind Deutſchlands erleuchtete Regierungen darauf aus, dem allgemein anerkannten Uebel abzuhelfen; aber nirgends glaubte man es ſicherer bei der Wurzel gefaßt zu haben als in England.

Hier beſtanden bis zum Jahre 1839 ſo ziemlich die theuerſten Porteſätze der Welt und wurde das Durchſchnittsporto zu 6 Pence (d.) = etwa 18 kr. angenommen.

Obwohl Einiges von der Höhe dieſes Satzes dadurch gemildert wird, daß in England der Werth des Geldes niedriger iſt, als in den Ländern des Continents, ſo wurde der Ruf nach Poſtreform immer allgemeiner, zumal man, auffallender Weiſe, noch Härten zu tragen hatte, welche z. B. in Deutſchland längſt zu den Antiquitäten gehören. So wurde namentlich das Porto nicht nach der direkten Entfernung gehoben, ſondern nach dem Wege, welchen die Poſt zu durchlaufen für gut oder nöthig fand.

Dieſem Uebel abzuhelfen, ſo wie andere Erleichterungen einzuführen, wurde zwei Jahre vor Adoptirung des Rowland Hill'ſchen Syſtems vorgeſchlagen.

Der dadurch entſtehende Ausfall wurde auf 80,000 Pfund Sterling (L.) veranſchlagt. Noch damals hielt man dies für ein zu großes Wageſtück, und der Antrag wurde verworfen. Zwei Jahre ſpäter opferte man dem gewagteſten Experimente 1½ Millionen.

Mit immer wiederkehrendem Eifer indeß ward im Parlamente an einer Reform des Poſtweſens gearbeitet, und namentlich war es ein Hr. Wallace, Mitglied für Greenock, welcher auf Reduktion des Portos drang.

Es wurde daher endlich eine Regierungs-Commiſſion niedergeſetzt, beſtehend aus Lord Duncannon, Hrn. Labouchere und Lord Seymour, alle Reformers, welche das Uebel gründlich unterſuchen und die geeigneten Vorſchläge zu deſſen Abhülfe machen ſollten.

Ihre Arbeiten waren aber umſonſt, denn während dieſe Commiſſion ſaß, erſchien Rowland Hills Schrift: Post-office-reform etc. (1837), welche die Frage auf einen ganz andern Standpunkt rückte.

Rowland Hill (früher Schullehrer, dann Sekretär bei der südaustralischen Commission) griff die Sache von einer eigenthümlichen Seite an, und begründete sein neues System hauptsächlich durch Folgendes. Zunächst glaubte er bei seinen statistischen Studien gefunden zu haben, daß das Einkommen der Post nicht in dem Maße gewachsen sey, als es die Zunahme der Bevölkerung und der gestiegene Verkehr hätte erwarten lassen. Diese Erscheinung schreibt er zu:

1) den zu hohen Portosätzen;

2) den unverhältnißmäßigen Verwaltungskosten.

Seine Behauptung belegt er mit folgender Tabelle:

Im Jahre	betrug die Bevölkerung	Der wirkliche Reinertrag der Post betrug	Es hätte an Reinertrag erzielt werden müssen, wenn derselbe mit der Zunahme der Bevölkerung gleichen Schritt gehalten hätte	Es ist also, vergleichungsweise, verloren
1815	19,552,000	1,557,291 L.	1,557,291	
1820	20,928,000	1,479,547 „	1,674,000	194,453 L.
1825	21,362,000	1,670,219 „	1,789,000	118,781 „
1830	23,961,000	1,517,952 „	1,917,000	399,048 „
1835	25,605,000	1,540,300 „	2,048,000	507,700 „

Er berechnet ferner, daß das Einkommen der Stage-coaches

während jener Zeit von . . . . . 217,000 L.

gestiegen sey auf . . . . . 498,000 „

wornach das Einkommen der Post von . . . . 1,557,291 „

hätte wachsen müssen auf . . . . . 3,550,000 „

wornach sich sogar ein Verlust von . . . . . 2,000,000 „

ergibt.

Rowland Hill behauptet sodann, das jetzige Porto entspreche nicht:

1) der Gerechtigkeit, indem es mit den Transportkosten, wofür es doch ursprünglich gezahlt werde, in keinem Verhältnisse stehe.

2) Dem allgemeinen Nutzen, indem es dem Handel und der Privat-Correspondenz unnöthige Hemmnisse in den Weg lege, endlich

3) der finanziellen Klugheit, indem es weniger Einnahme lieferte, als bei billigern Taxen erzielt werden könnte.

Allen drei Punkten will Rowland Hill durch ein Syſtem entſprechen.

Seine Berechnungen überraſchten, und man erfaßte ſein Syſtem mit außerordentlicher Begierde. Seine Gründe ſchienen ſo triftig, ſeine Prämiſſen ſo richtig, ſeine Conſequenzen ſo folgerecht, ſeine Reſultate ſo lockend, daß bald das Parlament Notiz von ſeiner Schrift nahm und am 23. November 1837 ein Committee niederſetzte, welches die Aufgabe hatte zu unterſuchen, wie eine Reduktion der jetzigen Portoſätze möglich ſey, ohne das Einkommen zu ſchmälern, und es wurde zu dieſem Ende auf Rowland Hills Schrift verwieſen.

Hier die Ordre wörtlich, welche dieſes Committee niederſetzte. »Ordered: That a select Committee be appointed to inquire into the present rates and mode of charging postage; with a view to such a reduction there of as may be made without injury to the revenue, and for this purpose to examine especialy into the mode recommended for charging and collecting postage in a pamphlet published by Mr. Rowland Hill.« Rowland Hills Plan ſelbſt ging nun dahin, daß ſtatt aller bisher beſtandenen Taxen eine einzige für alle Entfernungen gelten ſollte, und zwar ſo, daß bis zu einem Gewichte von ½ Unze = 1 Lth. ein Brief von und nach allen Theilen des Landes für 1 Penny ſollte befördert werden. Dieſer Satz iſt ungefähr 83% niedriger als das bisherige Durchſchnittsporto.

Dieſes Porto ſollte vermöge eines Stempels durch Vorausbezahlung erhoben werden, um ſo jede weitere Berechnung bei der Poſtadminiſtration zu vermeiden.

Es leuchtet ein, daß durch dies Prinzip von keiner Modifikation des bisher Beſtandenen die Rede iſt, ſondern daß nach Form und Weſen etwas ganz Neues geſchaffen wurde.

Drei Hauptpunkte ſind es, welche dies Syſtem zu einer ſo weſentlichen Reform machen:

1) Nicht länger iſt es die Entfernung, bisher die hauptſächlichſte Richtſchnur aller Poſttaxen, worauf die neue Porteerhebung baſirt wird, ſondern nur der Akt der Beförderung.

2) Die Poſt hört auf zugleich eine finanzielle Anſtalt zu ſeyn, und wird eine blos mechaniſche Beförderungs-

anſtalt, (ſoll doch das Porto durchs Stempelamt erhoben werden).

3) Das ganze Prinzip iſt nicht auf die Erfahrung der Vergangenheit, nicht auf das Bedürfniß der Gegenwart, es iſt auf Zuſtände gebaut, welche es erſt ſelbſt zu ſchaffen hat.

Die vom Parlamente niedergeſetzte Commiſſion ging bei Prüfung der Sache mit größter Ausführlichkeit zu Werke. Mehr als 11,000 Fragen ließ ſie ſich von verſchiedenen Zeugen beantworten, und die meiſten Antworten lauteten günſtig für das neue Syſtem.

Eine Erleichterung, ohne Schmälerung der Einkünfte, wie ſie das neue Syſtem verſprach, war ſo beſtechend, daß die öffentliche Meinung ſich überwiegend zu Gunſten deſſelben ausſprach. Zugleich wurden eine Menge von Privatintereſſen dadurch berührt, und es wurde viel zu Gunſten deſſelben agitirt, wobei namentlich die großen Häuſer der City thätig waren.

Eine Menge Bittſchriften, welche die Penny-rate verlangten, bedeckte die Tafel des Unterhauſes, und dieſes nahm am 17. Juli 1839 die wichtige Maßregel an und machte Rowland Hills Plan zum Geſetz.

Die meiſten Conſervativen hatten ſich dagegen erklärt, und ſelbſt das Whig-Miniſterium ſträubte ſich erſt dann nicht mehr dagegen, als es ſich die Gewißheit verſchafft hatte, daß der dadurch entſtehende Ausfall (an das verſprochene Plus glaubte es nicht) auf andere Weiſe gedeckt werden ſolle.

So trat die große Maßregel ins Leben. Die Reformer aller Länder jauchzen Beifall und verlangten ein gleiches Glück für ſich. Rowland Hill iſt die Loſung geworden, wo es ſich irgend um Poſtreform handelt.

Das Lockende des Planes liegt hauptſächlich darin, daß dadurch das Sonderintereſſe auch nicht eines Menſchen, nicht einer Klaſſe gefährdet erſcheint. Ob das Intereſſe des Ganzen leidet, iſt Vielen gleichgültig, Viele vermögen es nicht zu beurtheilen, Viele glauben nicht, daß es in dieſem Falle zu befürchten ſey, und doch iſt es gerade dieſer Punkt, welcher außer Zweifel geſetzt werden muß, ehe man den Plan empfehlen darf.

Dieſer wird auch für Deutſchland von vielen Seiten angeprieſen; unterſuchen wir, ob und wie er für uns heilſam und möglich iſt.

Wir haben die Erfahrung, welche England während mehrerer Jahre nach dem großen Experimente gemacht hat, voraus; mögen wir ſie beherzigen und benutzen.

Das Erſte, was uns dabei in die Augen ſpringen muß, iſt die Erſcheinung, daß ſich die Prämiſſen, auf welche Hill ſein Syſtem gründete, als nicht ganz richtig erwieſen haben.

Die Briefzahl hat ſich nicht um 500%, wie er erwartete, ſondern nur um etwa 200% vermehrt, und die Einnahme, anſtatt ſich gleich zu bleiben oder gar zu wachſen, iſt gänzlich, oder doch faſt gänzlich verſchwunden.

Dies muß uns vorſichtig machen; indeß, wenn wir auch finden ſollten, daß Hills Syſtem nicht den Anforderungen entſpricht, welche man an ein möglichſt vollkommenes Portoſyſtem macht, deßhalb das Ganze verdammen und verwerfen, hieße das Kind mit dem Bade ausſchütten. Unterſuchen wir vielmehr, wie wir uns das Heilſame deſſelben aneignen mögen, während wir das Gefahrvolle vermeiden, welches eine unbedingte Annahme im Gefolge haben würde.

Vielleicht liefert das Folgende einige Winke dazu, und wir wollen zu dem Ende zuerſt das Rowland Hill'ſche Syſtem im Allgemeinen etwas näher beleuchten und dann zur ſpeziellern Kritik übergehen, ob und wie daſſelbe für Deutſchland heilſam und ausführbar ſeyn möchte.

Rowland Hill behauptet zuerſt, ſein Syſtem entſpreche mehr, als das bisherige, den Anforderungen der Gerechtigkeit. — Recht hat er unbedingt, wenn er behauptet, daß nur möglichſt billige Taxen gerecht genannt werden können. Ob es jedoch recht oder unrecht ſey, durch das Poſteinkommen, neben Deckung der Verwaltungskoſten, auch Ueberſchüſſe zu erzielen? dieſe Frage muß a priori als zu Gunſten der Rechtmäßigkeit der Ueberſchüſſe gelöst betrachtet werden, denn dies wird von Rowland Hill gar nicht angefochten; will er doch die Poſtintraden vermehren. Nur die bisherige Erhebungsweiſe dieſer Ueberſchüſſe ſoll ungerecht ſeyn.

Rowland Hill ſtellt zunächſt folgenden Satz auf, dieſe

Behauptung zu begründen: 6 Pence (das bisherige Durchſchnittsporto) iſt wenigſtens der dritte Theil vom täglichen Einkommen eines Arbeitsmannes.

Sollte ein Mann von 1000 Pfund Renten nach gleichem Verhältniſſe bezahlen, ſo würde ihm ein Brief wenigſtens 1 Sovereign zu ſtehen kommen, und wie viel Briefe würde er bei einer ſolchen Taxe wohl ſchreiben?

Es iſt alſo jetzt der Eine gegen den Andern unverhältnißmäßig hoch beſteuert; das Porto iſt ungerecht.

Freilich, nur billige Taxen, wir können es nicht genug wiederholen, halten auch wir für gerecht, doch ſolche Gründe, wie die angeführten, halten nicht Stich.

Einmal wird ein Mann von 1000 Pfund Renten mindeſtens zwanzig, vielleicht hundertmal mehr Briefe ſchreiben als ein Mann von 18 Pence täglicher Einnahme. Zweitens bleibt das Mißverhältniß bei allen Taxen daſſelbe. 1 Penny iſt der achtzehnte Theil vom Einkommen eines Arbeitsmannes, während es nur der ſiebenhundertzwanzigſte von dem des Tauſend-Pfund-Mannes iſt. Endlich drittens hätte Brod und alles mögliche, ſo gut wie Porto, Anſpruch auf Graduirung nach der Einnahme, und der Laib Brod, welchen der Arme mit 1 Penny bezahlt, müßte dem Reichen 40 Pence koſten, wollte man Conſequenzen aus Hills Behauptung ziehen.

So ſtehts mit der Gerechtigkeit einer rückſichtsloſ billigen Taxe überhaupt; wie aber will man es rechtfertigen, daß alle Briefe nach nah und fern gleich viel bezahlen ſollen?

Der einfache Menſchenverſtand ſträubt ſich gegen die Idee, als könne es gerecht ſeyn, wenn ein Brief für 2 Meilen ſo viel bezahlen muß, als einer für 100 Meilen. Die Analogie zwiſchen einem Boten und der Poſt liegt zu nahe, als daß man nicht gern für einen weiten Transport mehr zahlte, als für einen kurzen. Ferner wird es ſo leicht Niemand ungerecht finden, noch weniger drückend, wenn er für den werthvollern Brief höheres Porto ausgeben muß, als für den von geringerm Werthe, und der Werth des Briefes *wächst mit der Entfernung*. Es frage ſich ein Jeder ſelbſt, ob er nicht größere Freude empfindet, wenn er von einem weit entfernten Freunde einen Brief erhält, als wenn er einen von dem Correſpondenten erhält, welchen er, der Nähe ſeines Wohnortes wegen, dann und wann

zu ſprechen bekommt, jedenfalls leichter ſehen kann, wenn es Noth oder Verlangen gebietet. Ein ähnliches Verhältniß tritt bei Geſchäftsbriefen ein. Ein Brief erſetzt in den meiſten Fällen mündlichen Verkehr, je ſchwieriger dieſer, deſto höher iſt das anzuſchlagen, was der Brief bietet, daher kann es nur billig ſeyn, wenn mit dem Werthe des Gebotenen auch die Vergütung dafür ſteigt.

Um das Gegentheil hievon zu beweiſen, wurden von Rowland Hill, von ſeinen Anhängern, und namentlich von vielen Zeugen, welche vor der berührten Parlaments-Committee gehört wurden, hauptſächlich folgende Gründe angeführt.

Durch eine graduirte Taxe, meint ein Zeuge, würden die Bewohner der größern Städte beſonders bevorzugt. Sie bezögen ihre Bedürfniſſe entweder aus der Stadt ſelbſt, oder dieſe würden ihnen aus der Nähe zugeführt, ſie hätten weniger Veranlaſſung eine ferne Correſpondenz zu führen, als die Bewohner kleiner Orte. Dieſe Argumentation iſt aber ſchier lächerlich, und hätte nur Grund, wenn es von Berlin nach Schwelm nicht ſo weit wäre, als von Schwelm nach Berlin; denn während der Berliner Potsdam ꝛc. näher hat, wohnt der Schwelmer näher bei Cöln ꝛc. und muß dieſer mit jenem, ſo muß ſicher jener auch mit dieſem correſpondiren.

Herr Sampſon, ein anderer Zeuge, meint, Nähe und Ferne, in Bezug auf die Correſpondenz, compenſirten ſich. Habe das Publikum in die Ferne, ſo habe es auch in die Nähe zu ſchreiben, zahle es dorthin viel, ſo zahle es jetzt hierhin wenig; es könne alſo nichts verſchlagen, wenn man Nähe und Ferne in eine Generaldiſtanz verſchmelze. Aber, Herr Sampſon, iſt denn das Publikum ein Mann, oder ſind es Millionen, von denen der Eine eine entfernte, der Andere eine nahe Correſpondenz zu führen hat?

Ein Dritter ſogar meint: ſolle eine graduirte Taxe ſtattfinden, ſo müſſe, ſolle Gerechtigkeit dabei obwalten, der weiter gehende Brief weniger Porto zahlen als der zur Nähe beſtimmte, um jenem dadurch den Nachtheil zu vergüten, daß er ſpäter ankomme, während beide alles Uebrige gemein hätten, nämlich — befördert zu werden.

Dieſe Idee würde vollkommen richtig ſeyn, wenn die Poſt

die Verpflichtung hätte, die Verschiedenheit auszugleichen, welche die göttliche Ordnung der Dinge festgestellt hat, und wenn sie des Schöpfers Einrichtung, daß die Ferne weiter als die Nähe ist, als einen Fehler gut machen müßte.

Das Hauptargument Rowland Hills, die Ungerechtigkeit der graduirten Taxen zu beweisen, beruht aber in folgender Berechnung. Der Transport eines Briefes, sagt er, selbst auf die weiteste Distanz, kostet noch lange nicht den vorgeschlagenen Satz von 1 Penny. So sind z. B. die Unkosten des jedesmaligen Transportes des Brieffelleisens von Edinburg nach London = 5 Pfund. Rechnet man den Antheil, welchen das Gewicht der Emballage, der portofreien Zeitungen und Dienstbriefe am Transporte tragen muß, ab, so ergibt sich, daß ein einfacher Brief auf jener Route (einer der längsten in England) nur $^1/_{36}$ Penny kostet.

Warum, fragt Hill, soll man da noch graduiren, wo der Ansatz von 1 Penny schon 36mal die Kosten für den entferntesten Brief deckt? Warum soll man da noch einen Unterschied machen, wo der Satz für den entferntesten Brief mit einem Betrag ausreicht, welcher für die geringste Entfernung nicht niedriger zu seyn braucht, weil er allen Anforderungen der Billigkeit entspricht? Der Einwurf, daß auf diese Weise die Nähe für die Ferne bezahlen müsse, ist also ungegründet.

Bei dieser ganzen Berechnung liegen folgende Irrthümer verborgen. Es dürfen die Transportkosten für Emballage, Dienstbriefe ꝛc. nicht von denen der Briefe abgezogen, sie müssen ihnen hinzugefügt werden; denn jene Dinge bringen kein Porto auf, und ihre Kosten, wenn sie welche verursachen, müssen durch das Porto der Briefe gedeckt werden, falls der Staat diese Kosten nicht baar zulegen will. Hiernach kostet ein Brief auf jener Route nicht $^1/_{36}$ sondern $^3/_4$ Penny, wie englische Kritiker nachgewiesen haben. Zu diesen Kosten kommen noch die, welche billig jedem Briefe zu gleichem Theile zufallen, nämlich allgemeine Administrationskosten (Besoldungen, Inventarium ꝛc.).

Rechnen wir diese zu nur $^1/_4$ Penny für den Brief, woher soll da der versprochene Ueberschuß kommen, selbst wenn alle Course so viel einbrächten, als der London-Edinburger? Daß aber dies nicht der Fall ist, eben darin steckt ein weiterer außerordentlicher Irrthum.

aufgetragenen Unterhandlungen gehörig zu führen und den geſelligen Pflichten zu genügen, der muß geiſtig entweder ſehr hoch oder ſehr nieder geſtellt ſeyn. Wer in der Mitte ſteht, kann die Diplomatie nur als Mittel lieben, ein bequemes Weltleben zu erhöhen und pikant zu machen, nicht aber als Zweck, als Lebensberuf.

Es iſt höchſt ſonderbar, daß man in der langen Periode der Kriegsloſigkeit ſeit Napoleons Sturz ſo viel und überall an Heeren und Kriegsweſen gekünſtelt und dem weſentlichen Friedensinſtitut der Diplomatie wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt hat, denn die Congreſſe waren meiſt von den Souveränen ſelbſt beſucht, alſo meta- oder hyper-diplomatiſch. Heer und Diplomatie ſind wie Herr und Dame in den alten Hygrometern, ſo wie eine Figur heraus kömmt, zieht die andere ſich zurück. Die intereſſante Zeit iſt freilich, wenn die eine noch nicht ganz heraus, die andere noch nicht ganz hinein iſt. Dieſe offenbare Vernachläſſigung der Diplomatie, dieſes Belaſſen beim Alten, während man alle übrigen Zweige des Staatsdienſtes umgeſtaltet, ſcheint theils in der Stellung der Höfe zu den Völkern, theils in der der Miniſter zu den Kammern, vorzüglich aber in der Stellung des Adels zu den beweglichen Capitalien ſeinen Grund zu haben.

Die Scheu vor allen gründlichen Aenderungen, das Beſtreben, die Fragen eher zu vermeiden als zu beantworten, die Schwierigkeiten lieber auf den holprigſten Umwegen zu umgehen als aufzulöſen, offenbaren ſich im ganzen Umfange der internationalen Verhältniſſe von den Miniſterien ſelbſt bis zu den Süßwaſſer-Conſuln herab, denn der Anſtoß von oben wirkt bei den auswärtigen Angelegenheiten ſchneller auf die untergeordneten Organe als anderwärts, weil der Organismus einfacher und der Einfluß collegialen Gegengewichts ſelten vorhanden iſt.

Die Miniſterien ſind häufig von den Parteifragen unſerer Zeit dergeſtalt bedrängt, daß ſie nur ſolche Arbeiter anſtellen zu können glauben, welche ohne Bedingung, ohne Vorbehalt ihnen eigen ſind und ihnen auch in den Fällen eigen bleiben, wenn ſie ihr Syſtem modificiren oder herumwerfen. Man bedarf ausgezeichneter Fähigkeiten, man ſucht und bezahlt ſie, aber wenn dieſen ein ſcharf ausgeprägter Charakter, ein Gefühl der Selbſtſtändigkeit beigegeben iſt, ſo taugen ſie begreiflicher Weiſe nicht zum Werkzeug, und ihre Nichtbenutzung bewirkt nur zu oft ihren Anſchluß

Denken wir uns den Fall, es würden an einem Poſttage nur fünf Briefe befördert auf einem Courſe, wo der jedesmalige Transport 5 Pfund koſtet; wie ſteht es da mit obiger Berechnung? Aehnliche Verhältniſſe kommen gewiß vor, namentlich in Deutſchland, wo auch die Courſe mit täglichen Poſten verſehen werden, welche, ihrer wenigen Frequenz wegen, faſt Nichts aufbringen.

Würde man das Porto ſo ſehr herabſetzen, daß dadurch die Transport- und Adminiſtrationskoſten nicht gedeckt würden, daß der Staat alſo baar zulegen müßte, dann entſtünde die Anomalie, daß das nichtſchreibende Publikum für das correſpondirende bezahlen müßte, und das Hill'ſche Syſtem ſetzt uns ſehr der Gefahr aus, eine ſolche Ungerechtigkeit begehen zu müſſen. Nennt man aber Poſtüberſchüſſe eine Steuer, ſo vergeſſe man nicht, daß, da ſich der Umfang der Correſpondenz ſtets ziemlich genau nach der Größe des Gewerbes — der Einnahme richtet, man das Porto, mit gutem Grunde, eine wohl graduirte Einkommenſteuer nennen kann, welche man aufzuheben ſo lange zögern muß, bis man eine beſſere erſonnen hat.

Läßt ſich das Rowland Hill'ſche Portoſyſtem, nach dem Geſagten, mit den ſtrengen Anforderungen der Gerechtigkeit nicht wohl in Uebereinſtimmung bringen, ſo überwiegt aber vielleicht der Nutzen, welchen daſſelbe dem Dienſte, der Bequemlichkeit des Publikums und der allgemeinen Wohlfahrt gewährt, in dem Grade, daß man über dieſen Punkt hinweggehen kann? Unterſuchen wir dies näher. Vor Allem wird behauptet, die Diſtribution der angekommenen Briefe werde bei der allgemein angenommenen Frankatur ſämmtlicher Correſpondenz ungemein beſchleunigt werden, indem jeder Aufenthalt bei Einkaſſirung des Portos von Seiten der Briefträger aufhört, namentlich wenn auch das läſtige Beſtellgeld aufgehoben wird.

Man hat berechnet, daß ein Briefträger in einer Stunde wenigſtens dreimal ſo viel Franko- als Portobriefe beſtellen kann, und es würde alſo eine bedeutende Zeiterſparniß eine der erſten Segnungen des Hill'ſchen Syſtems ſeyn. Dieſer Vortheil iſt ſehr bedeutend und vollkommen gegründet. Gegen dieſes Argument

läßt ſich kein Einwurf machen. — Man ſtrebe daher dieſes Vortheils theilhaftig zu werden, ohne indeß den Nachtheilen ſich auszuſetzen, welche im weitern Gefolge ſind.

Minder bedeutend, als dieſer Punkt, möchten die Erleichterungen ſeyn, welche bei der Expedition ſelbſt erreicht werden ſollen. Wir wollen indeß dieſe Frage bei der Beleuchtung der verſprochenen finanziellen Vortheile, nicht hier, näher berühren.

Sehr ſtörend und dem Zwecke des Hill'ſchen Syſtems, die Correſpondenz zu vermehren, widerſprechend iſt aber Frankozwang überhaupt. Oft zahlte der Empfänger gern das Porto für einen Brief, welchen der Abſender nicht ſchreiben wird, weil er auch das niedrigſte Porto nicht zahlen kann oder will. Jedenfalls iſt die gezwungene Frankatur eine neue Beſchränkung der Freiheit.

Ferner iſt die vorgeſchlagene Art der Portozahlung den Sitten und Gewohnheiten des Volkes fremd, und lange Zeit würde vergehen, ehe ewige Nachfragen und Irrungen aufhörten.

Dann iſt die praktiſchſte Weiſe, den Portoſtempel anzubringen, ein noch ungelöstes Problem. Geſtempelte Oblaten, welche den Brief zu gleicher Zeit ſchließen und bezahlen, können von neugieriger oder frevelhafter Hand für die Koſten von 1 Penny leicht entfernt werden, und es iſt ein doppelter Verſchluß des Briefes nöthig, ſich hiergegen zu ſichern. Auch können dieſe Oblaten leicht abgeſcheuert werden.

Soll das Schreibpapier ſelbſt geſtempelt werden, ſo iſt man in der Wahl deſſelben beſchränkt, man kann in Verlegenheit gerathen, indem man vielleicht nicht zu jeder Minute den nöthigen Bedarf ſich zu verſchaffen weiß; ſchon das Bereithalten eines gewiſſen Beſtandes kann läſtig werden; dann muß man den Brief auf eine und dieſelbe Weiſe falten, um den Stempel ſichtbar zu machen (der ſeltene Correſpondent wird das oft nicht verſtehen); und endlich koſtet jeder Schreibfehler, welcher den angefangenen Brief untauglich macht, entweder 1 Penny für einen neuen Bogen, oder Weitläuftigkeiten beim Stempelamte. Als die praktiſchſte Art erſcheinen noch die geſtempelten Couverte, welche indeß nicht vor dem Nachtheil ſichern, einmal, daß auch hier zu ungelegener Zeit der Vorrath vergriffen ſeyn kann, dann, daß man, wie bei dem geſtempelten Schreibpapier, bis zu einem

gewissen Grade im Voraus wissen muß, wie lang ein Brief werden soll, da Couvert und Papier nur für einfache Briefe gelten.

Alle drei Arten haben außerdem den Nachtheil, daß sie schwer gegen Fälschung zu sichern sind.

Nun zu dem mittelbaren Nutzen, welchen Hill verspricht.

Er behauptet, daß durch Einführung der penny-rate der Handel von einem mächtigen Drucke befreit werden würde. Warum aber verlangt man nicht zuförderst Aufhebung und Ermäßigung von Zoll, Steuer, Tonnengeld ꝛc.? Gegen diese Lasten kommt das Porto in gar keinen Betracht.

Das neue System eingeführt zu sehen, bestrebten sich hauptsächlich die großen Häuser der City, von denen z. B. das Haus Baring behauptet, jährlich 11,000 Pfund Porto zahlen zu müssen. Ein großer Theil dieser ungeheuern Summen, so wähnt man, würde dem Handel erspart oder zu dessen Belebung benutzt werden. Aber wie so? Jene Häuser kassiren das erwähnte Porto direkt oder indirekt von ihren Kunden wieder ein, und zwar meistens durch einen allgemeinen geringen Aufschlag auf den Preis der Waaren. Bei der Masse der davon Getroffenen aber wirkt dieser Aufschlag ganz unmerklich. Nur bei unbedeutenden Geschäften höchstens bis zu 5 Pfund (nach eigener Aussage der betreffenden Häuser) figurirt das Porto als Auslagepostен. — Wird das Postgeld nun so unverhältnißmäßig herabgesetzt, daß jene Häuser statt 11 nur 2 oder 3 tausend Pfund bezahlen, so ersparen sie jährlich 8 — 9 tausend Pfund. — Wem kommt diese Ersparung zu Gute? Etwa dem Handel, etwa dem Publikum? nein, — letzteres wird nach wie vor seine Waaren zu demselben Preise bezahlen müssen, weil sich die Herabsetzung des Portos auf kleine Quantitäten gar nicht theilen läßt. — Sie können durch eine Erniedrigung des Portos nicht billiger werden, weil sie durch das frühere hohe Porto nicht theurer wurden, folglich profitirt jene Summen Niemand als der große Kaufmann. Ihm daher steuert fortan das Volk das Porto, nicht mehr dem Staate, nicht mehr sich selbst, als demjenigen, welches den Staat ausmacht.

Die meisten Geschäfte ferner müssen gemacht werden, das Porto mag seyn, wie es will. Nur kleinere Geschäfte würden bei Herabsetzung des Portos gewinnen, sie würden es aber eben so gut bei mäßigem als bei übermäßigem Porto.

Nur eine Klaſſe von Correſpondenten würde unbedingten Vortheil vom Rowland-Porto haben, der Mittelmann, welcher ſein ausgegebenes Porto von keinem Kunden wieder einzukaſſiren hat, und hierauf auch gründet ſich die Meinung, daß daſſelbe von ſo weſentlichem Einfluſſe auf die Moral ſeyn würde. — Indeß, einmal ſchreiben Leute dieſer Kategorie ſo ſelten, daß ſie wohl ein mäßig hohes Porto erſchwingen können, und ihre Zeit iſt ihnen meiſtens ſo koſtbar, daß dieſelbe höher zu ſchätzen iſt als einige Groſchen für einen Brief, der oft erſt dadurch Werth für ſie erhält, daß er theuer iſt. — Man behauptet, durch hohes Porto würde die Correſpondenz der Familienglieder dermaßen erſchwert, daß ſie erſt ſelten werden, dann ganz aufhören würde. Dies wirke nachtheilig auf die Moralität, namentlich der von Haus getrennten Söhne und Töchter. So viel Wahres hierin liegt, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß das Aufhören der Correſpondenz meiſtens eine Folge, ſelten eine Urſache geſunkener Moralität iſt.

Dann ſchwächt ein wichtiger Uebelſtand des neuen Syſtems dieſes ganze Argument: früher konnten Söhne und Töchter ganz umſonſt nach Hauſe ſchreiben, die Eltern bezahlten gern das Porto, jetzt muß ein Jeder ſeine aktive Correſpondenz bezahlen; oft fällt es einem armen Mädchen, oder dem fechtenden Handwerksburſchen ſchwer, auch nur 3 Kreuzer für einen Brief aufzuwenden. In den meiſten Fällen darf man übrigens außerdem annehmen, daß Briefe, welche für Handel und Moral keine 5 — 10 Kreuzer — auch keine 3 werth ſind.

Wir kommen nun zu dem Hauptpunkte der ganzen Kritik, dem finanziellen. — Noch einmal müſſen wir hier wiederholen, daß R. Hill kein Aufgeben der Poſtüberſchüſſe bezweckt. — Dieſe ſollen trotz der ſechsmal billigern Taxe in gleichem Betrage erzielt werden, und zwar:

1ſtens durch Erſparungen, welche ſich im Gefolge des neuen Syſtems einführen ließen;

2tens und hauptſächlich durch Vermehrung der Correſpondenz.

Wir ſehen hieraus zunächſt, daß, da das Volk im Ganzen faſt eben ſo viel bezahlen ſoll, als bisher, ihm keine weſentliche

Erleichterung zugedacht ist; doch soll ihm für sein Geld mehr geleistet werden, das Porto, insofern es eine Steuer genannt wird, soll anders repartirt werden. — Wie aber die von Hill vorgeschlagene Repartition nicht mit den strengen Anforderungen der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen ist, wie sich für das öffentliche Wohl eine weisere wohl leicht hätte finden lassen, so ist es leicht begreiflich, daß sie auch die versprochenen finanziellen Resultate nicht liefert.

Durch die Seite 275 angeführte Tabelle glaubt Hill gezeigt zu haben, daß das Posteinkommen stationär geblieben sey, während sich die Bevölkerung bedeutend gehoben habe. Schon bei dieser Berechnung irrt Hill. Zuerst vergleicht er die Jahre 1815 bis 1833, obgleich der Vergleich mit andern Jahren ein ganz anderes Resultat liefert, und zwar weil die Zunahme der Bevölkerung wohl ein wesentliches, indeß keineswegs das einzige Erforderniß der Vermehrung der Correspondenz ist. — Im Jahre 1815 nahm der Handel beim Eintritt des allgemeinen Friedens nach langen Kriegsjahren einen so plötzlichen Aufschwung, daß die Correspondenz sich schnell auf eine Weise mehrte, daß ein gleiches Fortschreiten in der folgenden Periode, wo ähnliche Impulse fehlten, nicht möglich wurde. Hätte Hill andere Jahre wählen wollen, so würde sich ein ganz anderes Resultat herausgestellt haben.

Im Jahr 1801 hatte England 16,000,000 Ew., die Post lieferte Ueberschuß . . . . . 772,675 L.
im Jahr 1831 hatte England 24,000,000 Ew., die Post lieferte Ueberschuß . . . . . 1,540,300 L.
so daß bei einer Zunahme der Bevölkerung um ½ die Einnahme sich vermehrte um ½; wo liegt da das Widernatürliche? und welch ein Resultat würde sich herausstellen, wären die Taxen so mäßig gewesen, daß sie wirklich der Correspondenz kein Hinderniß in den Weg gelegt hätten, anstatt so enorm hoch zu seyn, daß ihre Sätze weder durch das Vorhergehende, noch Folgende vertheidigt werden sollen, noch vernünftiger Weise vertheidigt werden können? Nur daß R. Hill, so rein sein Zweck seyn mag, in Grad und Art das Richtige verfehlte, wünschen wir nachzuweisen. — Er sagt ferner, es erhöhte sich in jener Zeit das Einkommen der Stage-coaches von 217,000 L. auf 498,000 L.,

wornach die Einnahme der Post von 1,550,000 L. auf 3,550,000 L. hätte steigen müssen. — Auffallend hätte es R. Hill schon seyn müssen, daß seine beiden Rechnungen so wenig stimmen, indem er einmal einen Verlust von ½, das andere von 2 Millionen herausbringt, daß also eine von beiden wohl unrichtig seyn muß. Sie sind es beide. Die erste, wie oben nachgewiesen, die zweite, weil er Dinge vergleicht, welche nicht zu vergleichen sind. Das Steigen der Einnahme der Stage-coaches ist auf das vermehrte Reisen des Publikums gegründet, und mit diesem braucht die Correspondenz nicht in gleichem Maße zu wachsen. Eben durch das Reisen werden viele Briefe überflüssig, denn wer selbst kommt, braucht nicht zu schreiben, eine mündliche Besprechung kann 20 Briefe ersparen. Fühlbarer wird dies vielleicht noch durch die Vermehrung der Eisenbahnen werden. — In Deutschland werden außerdem täglich mehr Briefe dadurch erspart, daß jedes nur irgend bedeutende Handelshaus Reisende hält, wodurch ein grosser Theil der Correspondenz hinwegfällt, welche sonst zwischen Groß-, Mittel- und Klein-Händler geführt werden mußte.

R. Hill behauptet ferner, daß in andern Ländern, z. B. in Frankreich, die Bruttoeinnahme der Post verhältnißmäßig mehr gestiegen sey, als in England, woran lediglich die dort geltenden billigern Taxen Schuld seyn sollen. Allein abgesehen davon, daß die Nettoeinnahmen beider Reiche ein anderes Resultat ergeben, sind es auch wesentliche Verbesserungen, welche in Frankreich eingeführt wurden (tägliche Posten in vielen Theilen des Landes, wo sie noch nicht bestanden, Landposten ꝛc.), wodurch ein so günstiges Resultat erzielt worden ist; Verbesserungen, welche Einrichtungen ins Leben riefen, die England schon längst besaß. Daß aber Verbesserungen, auch ohne Taxermäßigung, die Postintraden steigern, beweist recht augenscheinlich das Beispiel Deutschlands. Hier sind seit 1806 die Posttaxen überall theurer geworden, und doch, während die Bevölkerung zugenommen hat im Verhältniß von 100 zu 130, ist der Werth der Post gestiegen von 100 zu 400.

Hill geräth übrigens mit sich selbst in einen Widerspruch bei folgendem Grunde, welchen er zu Gunsten seines Systems geltend macht. Er sagt nämlich, der blühende Finanzzustand Englands gestatte eine Reduktion der öffentlichen Auflagen, darum

könne man ſie dreiſt, und zwar beim Porto eintreten laſſen. Aber nach ſeinem Plane ſollte eine Mindereinnahme gar nicht entſtehen; wozu alſo von einer Reduktion ſprechen?

Iſt ferner der Zuſtand der Finanzen wirklich ſo blühend? — Gerade zur Zeit der Einführung des neuen Portos hatte man mit einem bedeutenden Deficit zu kämpfen, und iſt auch jetzt in England, wie in den meiſten Ländern Europas, in Deutſchland aber durchweg die Einnahme mit der Ausgabe im Gleichgewicht, ſo bedenke man die ungeheure Schuldenlaſt aller Staaten und frage ſich, ob ein ſolcher Zuſtand gerade ein blühender iſt? Eben aber, weil es gelungen iſt, trotz dem das Gleichgewicht zu halten, ſollte es da nicht bedenklich ſeyn, durch ein ſo gewagtes Experiment dieſen glücklichen Zuſtand in Frage zu ſtellen? — Soll aber dennoch eine Verminderung der öffentlichen Laſten eintreten, gibt es keine drückendere Abgaben? ſollte es nicht gerathener ſeyn, ſich mit einer ſolchen Reduktion des Portos gegnügen zu laſſen, daß dadurch ein Gleichbleiben der Einnahme ſicher zu erwarten iſt?

Davon, daß dieſes Reſultat von Hills Syſteme nicht zu erwarten ſey, waren die meiſten Finanzmänner Englands im voraus überzeugt. — Er ſelbſt wird ſchwankend, indem er ſeinen urſprünglichen Plan, alle einfachen Briefe für 1 Penny zu befördern, bald aufgab. — Hiermit hat es nämlich folgende Bewandtniß. In England werden die Briefe, welche nach den Orten von geringerer Größe beſtimmt ſind, zuvörderſt nach dem nächſten größern Poſtorte expedirt, bis dahin berechnet und geben von dieſem für das Zuſatzporto von 1 Penny nach den kleinern Büreaus, welche alſo mit den Collektionen verglichen werden können, welche in Deutſchland hin und wieder beſtehen. Jenes nennt Hill die erſte, dieſes die zweite Diſtribution. — Urſprünglich wollte er beide für die penny-rate befördern. — Als er aber das ungeheure Deficit nicht wegrechnen konnte, welches hierdurch entſtehen würde, ließ er die ſogenannte zweite Diſtribution ganz fallen, behauptete, für ſie brauche er nicht zu ſorgen, und ließ das Zuſatzporto beſtehen. Hierdurch wird aber jedenfalls ſein Syſtem ſchon verkümmert, und wirklich kann ein Brief in die Nähe, ſobald er durch die zweite Diſtribution nach ſeiner Beſtimmung gelangt, mehr koſten, als ein zehnmal weiter gehender.

Die Bruttoeinnahme der Poſten betrug bisher in England
2,400,000 L.
der Nettoertrag dagegen . . . . . 1,641,000 „
Einen gleichen Nettoertrag verſpricht Hill durch eine Taxe zu liefern, welche ſechsmal niedriger iſt als die bisherige, und zwar erſtens durch Erſparungen, welche ſich in Folge des neuen Syſtems einführen laſſen ſollen.

R. Hill gibt nämlich bald zu, daß ſich in der Bruttoeinnahme ein Mindererertrag von etwa ½ Mill. Pfund ergeben könnte, und eben dieſen Ausfall will er durch Erſparungen decken. — Es ſoll durch ſein Syſtem, wie bereits angedeutet, der geſammte berechnende Theil der Poſtadminiſtration wegfallen. — Wäre dies wirklich durchzuführen, ſo könnte allerdings wohl Manches erſpart werden, bei den größern Büreaus würden einige Stellen wegfallen können, bei den kleinern, deren Zahl ſtets die bedeutendere iſt, indeß nicht, weil dort meiſtens nur ein Beamter placirt iſt. Aber die Hauptſache bleibt die, daß der berechnende Theil der Poſtadminiſtration ſich gar nicht beſeitigen läßt.

Wenn Briefe vom Auslande eingehen, wie ſoll das darauf haftende fremde Porto einkaſſirt werden, wie will man das inländiſche Porto für nach dem Auslande beſtimmte Briefe erhalten? Hill ſchlägt das einfache Mittel vor, man ſolle das auf ausländiſchen Briefen haftende Porto niederſchlagen, die nach dem Auslande beſtimmten Briefe aber mit doppeltem Porto belegen. — Aber abgeſehen davon, daß Härten für die Staatskaſſe, wie für den Correſpondenten aus dieſem ſummariſchen Verfahren entſtehen können: wer ſoll das Porto vom Auslande niederſchlagen, wer das doppelte dahin heben, wer ſoll das ausländiſche Porto heben und dem Auslande vergüten, wer ſoll alle dieſe weitläuftigen Berechnungen leiten, wenn es nicht die Poſt thut?

Durch die neue Art der Portoerhebung wird der Sicherheit der Correſpondenz eine weſentliche Garantie entzogen, das pekuniäre Intereſſe der Briefträger, welche die mit Porto beladenen Briefe nicht verlieren dürfen, ohne dieſes aus ihrer Taſche zu erſetzen, während ſie an die Francobriefe durch kein weiteres Band als Pflichttreue gebunden ſind. Schon aus dieſem Grunde wird es wünſchenswerth, daß es möglich bleibt, ſeine Briefe zu

rekommandiren, und sollte hiefür Nichts entrichtet werden, so würden bald sämmtliche Briefe rekommandirt seyn, und der Dienst, anstatt sich zu vereinfachen, würde unendlich erschwert werden. Soll aber eine besondere Gebühr dafür erhoben werden, so muß diese berechnet werden. — Wir sehen also, der berechnende Theil des Postdienstes ist nicht wegzubringen, nur die Größe der Zahlen vermindert sich, die Sache selbst bleibt. Für große oder kleine Summen aber ist Rechnungsführung, Controle, Revisien nöthig und die erwartete Ersparniß auf diesem Felde möchte sehr unbedeutend seyn.

Wenn ferner die Zahl der Briefe so bedeutend zunimmt, so wird jede mögliche Ersparniß an Arbeitskräften dadurch absorbirt, daß jetzt mehr Hände zum Sortiren, Packen und Bestellen nöthig werden, wie die Erfahrung gelehrt hat, daß die Administrationskosten mit jedem Jahre wachsen. — Jedenfalls müßte am Stempelamte zugesetzt werden, was man an der Post möglicher Weise ersparen könnte.

Es ist endlich Gewicht darauf gelegt, daß nach Hills System keine Retourbriefe durch ihr niederzuschlagendes Porto dem Staate zur Last fallen würden. Dieser Vortheil ist so unendlich unbedeutend, daß er in gar keinen Betracht kommen kann, da die meisten dieser Briefe dem Absender wieder zugestellt werden können.

Mehr Gewicht als auf zu erwartende Ersparungen ist auf das zweite zu legen, wodurch Hill gleiche Einnahme wie früher erzielen will:

„Die zu erwartende Vermehrung der Correspondenz."

Wir haben schon erwähnt, daß mit jeder Tarherabsetzung eine Vermehrung der Correspondenz erfolgen wird; es ist unläugbar, daß diese bis auf einen gewissen Punkt um so bedeutender seyn wird, als jene erheblich ist. Ob aber die Vermehrung in dem Maße stattfinden kann, als sie Hill sich geträumt, ist eine andere Frage. — Die Zahl der in England vor der Reform beförderten Briefe, die mehrfachen auf einfache reducirt, und die divergirenden Ansichten auf einen Mittelsatz fixirt, betrug

77,500,000 Stück.

Diese lieferten, wie bereits angegeben, einen Nettogewinn von

1,641,000 Pfund.

Soll eine gleiche Summe bei der Pennytaxe aufgebracht werden, ſo bedarf es

576,000,000 Briefe.

Rowland Hill nimmt an, daß ſich die Anzahl auf

440,000,000

heben würde, wodurch er zu erzielen gedenkt

an Bruttoeinnahme 1,846,000 L.

an Nettogewinn 1,198,000 „

Der ſich hiernach bereits herausſtellende Mindererertrag von etwa ½ Mill. Pfund würde freilich leicht gegen eine ſolche weſentliche Erleichterung zu verſchmerzen ſeyn; wie aber ſollte eine ſolche mehr als fünffache Vermehrung der Correſpondenz möglich ſeyn?

Rowland Hill meint, nichts ſey zuverläſſiger als das, und viele ſeiner Anhänger träumten von einer zehn und mehrfachen Vermehrung.

Zuerſt fordert Hill, wie billig, daß die perſönlichen Portofreiheiten abgeſchafft, oder in möglichſt enge Schranken zurückgedrängt würden. Die Zahl der Briefe dieſer Categorie betrug in England bisher 7,000,000, welche mit 1 Penny Porto das Stück = 30,000 Pfund eintragen würden, wenn man nicht annehmen müßte, daß mancher Brief des Portos von 1 Penny wegen ungeſchrieben bleiben wird, den man für gar Nichts wohl abſendet.

Sodann baut Hill darauf, daß die Privat-Correſpondenz (die Briefe der Freundſchaft, der Liebe ꝛc.) ſehr wachſen würde. Die Zahl dieſer Briefe ſoll in Frankreich ſo unbedeutend ſeyn, daß Piron ſie außer aller Berechnung läßt. In England mögen mehr Briefe dieſer Categorie geſchrieben werden, und in Deutſchland iſt ihre Zahl gewiß ſehr bedeutend. Viele Briefe dieſer Art ſind gewiß durch das bisherige hohe Porto unterdrückt; bei billigerem wird man lieber öfter und dafür kürzer ſchreiben, manche Correſpondenz würde vielleicht nicht einſchlafen, ſcheute man das Porto nicht; aber doch iſt zu bezweifeln, ob in den höhern Ständen, wo derartiger Briefwechſel am häufigſten iſt, ſo gar viele Briefe durch hohes Porto unterdrückt werden. Iſt dies in den mittlern und niedern Ständen auch in höherem Maße anzunehmen, ſo weiſt doch der Herzog von Wellington im Parlamente durch ein auffallendes Beiſpiel nach, daß darauf ſo gar viel nicht zu bauen

an die Oppoſition. Viele Männer von Kopf und Herz würden beſtimmt bei näherer Einſicht in den Gang der Geſchäfte für ihr ganzes Leben ein billigeres Urtheil über dieſe gewinnen, da ſie aber theils ferne gehalten werden, theils ſich ſelbſt ferne halten, ſo ſchadet ihre ausgezeichnete Perſönlichkeit ſowohl dadurch, daß ſie nicht bei der Regierungspartei ſteht, als dadurch, daß ſie dem Tadel, dem Spott und ſcharfſinnigen Verbeſſerungsvorſchlägen eine gewichtige Stimme leiht, wenn ſie jene nicht ſelbſt hervorruft.

Die Weltlage ſcheint denen, welche ſich anhaltend mit ihr zu befaſſen haben, ſo beſchaffen, daß jede volle Durchführung einer Maßregel, jede äußerſte Handhabung eines Grundſatzes nicht nur den Friedenszuſtand, ſondern den ganzen Beſtand der bürgerlichen Geſellſchaft auf die Spitze ſtellen müſſe. Wenn Unterhandlungen ſtets eine große Dehnkraft des Weſens der Unterhandelnden erfordern, ſo iſt dieſes doppelt der Fall bei einer Stellung, welche einestheils kraftvoll erſcheinen ſoll, anderntheils glaubt, mächtige, ſtets thätige innere Feinde fürchten zu müſſen.

Die Stellung der Miniſterien zu den Kammern iſt ferner in Frankreich und England ſo beſchaffen, daß ſie auf den Gang der diplomatiſchen Unterhandlungen im Allgemeinen wirken muß. Wo der Wechſel der Miniſterien ſehr häufig, und nicht von einer ſtreng umriſſenen Partei zu einer andern ſtatt findet, kann weder Folge noch Zuverläſſigkeit, weder Zuvorkommenheit noch feſtes Verhältniß in die diplomatiſchen Beziehungen kommen. Ehe ein Miniſter nur einigermaßen Herr ſeines Poſtens wird, hat er ſein Porteſeuille ſchon wieder abzugeben. Einen Fehler entſchuldigt er damit, daß ſein Vorgänger ihn begangen habe, den zweiten damit, daß er in ſeine Neulingszeit falle, den dritten mit der Wahrſcheinlichkeit, daß er nicht mehr lange im Amte bleiben werde. In England dagegen hat das Miniſterium den Fuß aufzuſetzen, wie auf einem Geſimſe, einerſeits die ſchroffe Wand des Torysmus, andererſeits den Abgrund unbegrenzter Reformen. Anderwärts muß man überall ſparen, entweder weil man die Kammern fürchtet, oder weil man nicht in den Fall kommen will, ſie fürchten zu müſſen.

Das Verhältniß des Adels zu den beweglichen Kapitalien begreift im Grunde die ganze Stellung der Zeit, welche noch nicht ganz dahin iſt, zu der, welche an ihre Stelle rückt. Da nun der

ſeyn möchte. Die engliſchen Soldaten konnten alle ihre Briefe für 1 Penny befördert erhalten; dennoch wurden von einem ganzen Regimente Schotten binnen mehreren Monaten nur 67 Briefe abgeſandt, obwohl gerade die Schotten am eifrigſten an ihrem Vaterlande hängen und durchſchnittlich die meiſte Intelligenz in der engliſchen Armee bei ihnen zu Hauſe ſeyn ſoll.

Hill ſchließt von der Zunahme der Conſumtion anderer Dinge mit dem Fallen des Preiſes auf eine Zunahme der Correſpondenz mit dem Billigerwerden des Portos. Er ſagt, als der Preis der Seife fiel um $^1/_{16}$, ſtieg die Conſumtion um $^1/_{16}$
des Thees „ „ $^1/_{16}$ „ „ „ „ „ $^1/_{16}$
des Kaffees „ „ $^1/_{16}$ „ „ „ „ „ das 2fache.
des Kattuns „ „ $^1/_{16}$ „ „ „ „ „ das 4fache.

So richtig dieſe Beobachtung iſt und ſo gewiß eine Analogie auch zwiſchen dieſen Dingen und dem Porto anzunehmen, ſo darf man doch auch nicht den Unterſchied vergeſſen, welcher dazwiſchen obwaltet. Jene Dinge gehören zum Lebensbedarf oder zum Comfort. Je billiger man ſie erhalten kann, deſto weniger wird man ſich bedenken, durch ihre Anſchaffung ſich das Leben leicht und angenehm zu machen, deſto mehr wird man ſie gebrauchen. Man trinkt den Kaffee ſtärker, man ſchafft ſich ein Kleid mehr an. Aber denken wir uns, Arzneimittel fielen um das dreifache; wer würde mehr Arznei nehmen als er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit bedarf? Und ſo iſts mit den Briefen. Aus bloßer Luſt wahrlich ſchreiben nur Wenige, die Meiſten ſind froh, wenn ſie ihre nothwendigſte Correſpondenz abgemacht haben. Der Gebrauch der Arzneimittel würde zunehmen, wenn ſie billiger würden, weil jetzt Mancher die nöthige Arznei zu nehmen ſich ſcheut; die Zahl der Briefe würde wachſen, fiele das Porto, weil jetzt viele nöthige Briefe nicht geſchrieben werden; aber Niemand ſchreibt Briefe nur weil ſie billig ſind, und deßhalb wird die Vermehrung der Freundſchaftsbriefe nicht ſo maßlos ſeyn. Verſinnlichen wir uns dies noch mehr durch folgendes Beiſpiel. Denken wir uns, ein in Göttingen wohnender Correſpondent verſendet wöchentlich ſieben Briefe, und zwar

einen nach Hamburg für . . . 4 Gr. Porto;
einen nach Bremen für . . . 3½ „ „

einen nach Coburg für . . . 3 Gr. Porto;
einen nach Gießen für . . . 2½ „ „
einen nach Celle für . . . . 2⅔ „ „
einen nach Hannover für . . . 2 „ „
einen nach Dransfeld für . . ½ „ „

18 Gr. = 81 kr.

Sollte er für 81 kr. Briefe à 3 kr. Porto schreiben, so müßte er deren nicht weniger als 27 Stück (im Jahre 1404) zur Post liefern. Jeder prüfe sich selbst, ob solche Vermehrung denkbar. Wer hätte Stoff, Correspondenten, Zeit und vor Allem Lust, auf solche Weise Hills System zu fördern? Daß dadurch ferner die Correspondenz so wesentlich vermehrt werden sollte, daß Leute anfangen würden zu schreiben, welche es bisher gar nicht gethan, ist billig zu bezweifeln; denn es liegt doch etwas fern, daß Jemand blos deshalb sollte schreiben lernen, um billige Briefe befördert zu sehen. Wer aber schreiben kann, hat entweder Veranlassung es zu thun, oder nicht. Hat er Veranlassung, so wird er es thun, auch wenn das Porto nicht so extrem billig ist, hat er keine, so wird er es unterlassen, auch wenn die Briefe Nichts kosteten.

So sehr die Zahl der Freundschaftsbriefe, bei der Herabsetzung des Portos, zunehmen würde, hinter Hills Schätzung würde sie sehr zurückbleiben. Das Hauptgewicht indeß legt Hill auf die Handelsbriefe. Ihre Zahl, meint er, würde bis ins Unendliche zunehmen, indem viele Geschäfte gemacht werden würden, welche jetzt den Druck des hohen Portos nicht ertragen können. Angebote und Nachfragen werden erleichtert, sie führen zum Handel, und allerdings würde eine große Briefvermehrung resultiren. Indeß ist zu bedenken, daß nur minder bedeutende Geschäfte durch Portoerleichterung prositiren können, weil bei großen das Porto gegen die andern Lasten ganz verschwindet, dann, daß bei der ungeheuren Conkurrenz in unsern Tagen kaum abzusehen ist, wo mehrere Angebote ꝛc. noch könnten angebracht werden. Auch der Verkehr hat seine, freilich sehr unbestimmten, Gränzen; ist dem Bedürfniß nach brieflichen Mittheilungen genügt, so ist eine Vermehrung nicht mehr denkbar, und wenn alle Taxen aufhörten.

Was übrigens die Ausdehnung der Geſchäfte anlangt, welche man durch Hills Plan zu erlangen hofft, und wie dadurch die Correſpondenz ſich vervielfältigen ſoll, ſo wird uns ein Beiſpiel klarer machen, wie es eigentlich damit gemeint iſt. Ein Herr Knight gibt vor der bekannten Committee folgenden Nachweis, wie der durch die penny-rate ſeine Correſpondenz zu vermehren gedenkt. Er iſt Buchhändler, Herausgeber einer Schrift zu Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, einer Bilderbibel und einer Pfenning-Encyclopädie, an welcher letztern gegen hundert Autoren in verſchiedenen Theilen des Reichs arbeiten). Herr Knight empfangt und verſendet kaufmänniſche und buchhändleriſche Briefe in der Geſammtzahl von . . . . . 11,000 Stück
von dieſen geben jetzt direkt durch die Poſt . . 6,000 „
wofür er 297 Pfund Porto zahlt. Die andern . 5,000 „
geben mit den Landkutſchen in Paketen an die verſchiedenen Autoren, welche ſie dann gelegentlich, oder vermöge der zweiten Diſtribution zu 1 Penny das Stück an die Adreſſen beſorgen. Dies würde aufhören, das Geſchäft ſich außerdem um 1000 Briefe vermehren, ſo daß die Poſt ſtatt 6 dann 12,000 Briefe zu befördern bekäme, wofür ihr freilich nur 50 ſtatt 297, alſo weniger 247 Pfund zufließen würden. Doch Hr. Knight würde an alle kleinen Buchhändler Cirkulare mit literariſchen Anzeigen ſenden. Ferner, als das wirkſamſte Mittel Subſcribenten zu erhalten, würde er wegen der Bilderbibel an alle Landgeiſtlichen Subſcriptions-Einladungen ergehen laſſen, und ſo und auf ähnliche Weiſe ſicher — 127,000 Briefe jährlich zu ſenden und zu empfangen haben, für welche er 529 Pfund Porto zahlen würde.[1]

Unterwirft man aber Herrn Knights Berechnungen einer nähern Kritik, ſo wird man bald einſehen, daß ſie nicht in Erfüllung gehen können. Einmal kann er wohl zur Subſcription auf ſeine Prachtbibel alle Landgeiſtlichen einladen, er hat aber ſchwerlich jedes Jahr ein ähnliches Werk zu verlegen. So gut wie er, kann jeder Buchhändler denſelben Weg einſchlagen, und

[1] Auf Deutſchland findet dies um ſo weniger Anwendung, weil der eigenthümlich eingerichtete deutſche Buchhandel und die Moderation, welche gedruckte Sachen unter Kreuzband genießen, eine Vermehrung, wie ſie Hr. Knight vorausſetzt, nicht denkbar erſcheinen laſſen.

die Menschheit würde bald mit Cirkularen so überflutet werden, daß sie gern theures Porto zahlen würde, blos um diesen Andrang zu hemmen; jedenfalls würden dergleichen Annoncen bald unbeachtet liegen bleiben und *diese Quelle* der Briefvermehrung würde bald versiegen, oder wenigstens in das Bett eingedämmt werden, in welchem allein anhaltende Correspondenz gleichmäßig fluten kann, in das des Bedürfnisses.

Aber noch ein wesentlicher Punkt ist zurück, wodurch Vermehrung der Briefe zu erwarten steht: das Aufhören der Briefbestellung auf anderm Wege als durch die Post.

Durch billige Taxen darf man mit Recht hoffen diesen Mißbräuchen zu begegnen, weil mit dem hohen Porto die Hauptveranlassung dazu verschwindet; indeß darf man die Wirkung auch nicht überschätzen.

In England werden durch zurückkehrende Fabrikarbeiter, in Deutschland durch Landleute und Boten viele Briefe besorgt. Indeß sind dies oft offene Notizen, Bestellungen ꝛc., welche dem Postzwange nicht unterliegen; dann kann durch bloße Taxermäßigung dieser Postumgebung (insofern auch postpflichtige Briefe befördert werden) nicht gesteuert werden; denn da die genannten Briefe gelegentlich befördert werden, so kann sie der Besteller, wenn er will, stets billiger als die Post, ja ganz umsonst oder für gelegentliche Gegendienste besorgen. Da übrigens Briefe dieser Categorie sämmtlich nicht *weit* gehen, so ist es, um sie der Post zuzuführen, nicht nöthig, das Porto für alle Distanzen so beispiellos zu ermäßigen. Man setze das Porto *erster* Progression möglichst niedrig, übe eine, dann zu rechtfertigende strenge Controle und bringe die Posttaxen zu gehöriger *Publicität*.

Die Meinung nämlich, die Post müsse theurer seyn als Privatgelegenheit, ist ein wahres *Volksvorurtheil*.

Uns sind viele Fälle bekannt, wo Leute recht schlau gehandelt zu haben vermeinten, wenn sie der Post einen Brief entzogen hatten, während sie dem Boten *mehr* zahlen mußten, als das Porto betragen haben würde.

In England sollen viele Briefe der Post dadurch entzogen werden, daß sie in Pakete verpackt, an Einzelne adressirt und von diesen besorgt werden (siehe oben). Solche Pakete sollen oft tausend Stück Briefe enthalten. Alle diese Briefe,

meint Hill, würden fortan der Post zufließen. Aber warum? Kann man (wie es der Fall ist) solche Paquete für 2 l. 6 d. befördert erhalten, warum soll man denn 1000 d. = 4 l. bezahlen?

Ein weiterer Mißbrauch besteht darin, daß Briefe nach überseeischen Ländern nicht durch die Post, sondern durch Wirthe ꝛc. an die Schiffe abgeliefert werden. Die Zahl dieser Briefe wird in England indeß höchstens auf ½ Mill. angeschlagen, welche Zahl also von wenig Importanz ist.

Betrachten wir nun noch einmal das Rowland Hill'sche System, und sehen, daß es so wenig der Gerechtigkeit entspricht, daß mit mäßigerer Herabsetzung dem öffentlichen Wohle gleich genützt wäre, daß seine finanziellen Folgen so problematisch sind, so darf wohl das Bedenken als gerechtfertigt erscheinen, das man von vielen Seiten dagegen erhoben hat. Auch die Erfahrung hat dies Bedenken gerechtfertigt. Hat Hills System mit wunderbarem Impulse gewirkt, und das soll ihm nicht bestritten werden, so hat sich die Briefzahl nicht um 500%, sie hat sich kaum um 200% vermehrt. Die Einnahme ist sich nicht gleich geblieben, es entstand ein Deficit. Doch dies wird bald verschwinden, die Einnahme wird zunehmen, wird in einer Reihe von Jahren die alte Höhe wieder erreichen, sicher; aber bei einem moderirteren Systeme würde sich dann die Einnahme verdoppelt, verdreifacht haben. Die Bevölkerung wächst, die Bedürfnisse des Staates steigen, aber die Einnahme der Post erreicht im günstigsten Falle ihre einstige Höhe, und das Mißverhältniß bleibt.

Unsere Aufgabe muß es nun seyn, die Lehren zu benutzen, welche Kritik und Erfahrung aus Rowlands System zu ziehen haben; daß wir streben, uns diese Lehren zum Nutzen dienen zu lassen, um die Mißstände zu vermeiden, welche England zu tragen hat, um dagegen ein System für uns ausfindig zu machen, welches uns alle jene Vortheile zuwendet, welche England genießt; mit Einem Worte, daß wir Alles prüfen und das Beste behalten. Hills System hat uns gelehrt, daß nur möglichst billige Taxen gerecht seyn können, wenn es selbst auch den gerechten Punkt verfehlen mag; es hat uns bewiesen, daß nur

billige Taxen dem öffentlichen Wohle entsprechen können, wenn es selbst auch zu extrem ist; es hat uns vor Allem gezeigt, daß mit wesentlicher Herabsetzung die Zahl der Briefe schnell und außerordentlich steigt, daß also durch das bisherige hohe Porto viele Briefe unterdrückt seyn müssen. Ist diese Vermehrung auch bedeutend hinter dem Anschlage zurückgeblieben, so ist ein Zuwachs von 200% immerhin schon erstaunenswerth, und lieferte Hills System nicht die finanziellen Resultate, welche es versprach, den untrüglichen Beweis hat es geliefert, daß billige Taxen in finanzieller Hinsicht vortheilhafter sind als theure. Sollen indeß so außerordentliche Resultate erzielt werden, wie sie in England erzielt wurden, so darf man bei keinen halben Maßregeln stehen bleiben. Man muß die Taxen nicht ein wenig soulagiren wollen, man muß sie von Grund aus reformiren. Unwesentliche Erleichterungen werden von Nachtheilen aller Art begleitet seyn, wesentliche werden zum Wohle des Volkes, zum Vortheil der Staatskasse sich erweisen. Zwölftausend Krieger konnte Wallenstein nicht ernähren, darum warb er sechzigtausend.

Soll indeß eine Reformation, wie die verlangte, in keine Revolution ausarten, so muß sie Maß und Ziel zu halten wissen, sie muß nicht weiter gehen als es die Billigkeit verlangt, als es das wirkliche Bedürfniß gebietet, muß das leisten, was Hill leisten *wollte*, nämlich der Staatskasse keinen wesentlichen Nachtheil bringen.

Sollen wir aber in den Stand gesetzt werden, aus dem Hill'schen Systeme ein Portosystem zu abstrahiren, welches für unser deutsches Vaterland allen diesen Anforderungen entspricht, so müssen wir zuvörderst die Verhältnisse in's Auge fassen, welche in postalischer Beziehung England und Deutschland von einander unterscheiden.

In England sind nur die Briefposten Regal, die Fahrposten Privatunternehmung. In Deutschland sind beide Regie. Nicht zur Frage gehört, welches von beiden das beste; daß indeß das Rowland Hill'sche System, man mag es modificiren, wie man will, *nur* auf die Briefposten Anwendung finden kann, ist eine ausgemachte Sache; wir lassen also die Fahrposten gänzlich aus dem Spiele, namentlich auch den Zusammenhang, der in Deutschland zwischen den Taxen der Fahr- und Briefpost existirt.

England beſteht zwar aus verſchiedenen Theilen, indeß bildet es ein politiſches Ganzes, während Deutſchland aus 36 unabhängigen Staaten beſteht. In Beziehung auf die Poſten ſind aber die Verhältniſſe noch bunter. — Viele der kleinern Staaten haben die Verwaltung ihrer Poſten an größere, benachbarte, oder an das Haus Taxis überlaſſen und ſich nur die Poſthoheit vorbehalten. — Die beiden Hauptmächte in Deutſchland haben große außerdeutſche Beſitzungen, welche indeß, was die Poſtverwaltung anlangt, mit den deutſchen Landestheilen ein Ganzes ausmachen. — Zwei außerdeutſche Staaten, Holland und Dänemark, gehören für einzelne Provinzen zum deutſchen Bunde; die Poſten dieſer Gebiete aber ſind mit den Hauptſtaaten verbunden, und können daher nicht zum deutſchen Poſtgebiete, wenn man von einem ſolchen ſprechen will, gerechnet werden. Dieſes ſtellt ſich (unweſentliche Verhältniſſe außer Acht gelaſſen) als aus folgenden 14 Poſtgebieten zuſammengeſetzt, heraus:

1) Thurn und Taxis mit Würtemberg, Heſſen (Caſſel, Darmſtadt und Homburg), den 4 Herzogthümern Sachſen, (ſ. jedoch 4) Rudolſtadt, Reuß, Naſſau, Hohenzollern, Schaumburg, Frankfurt	1,047	□M.	4,215,000 Einw.
2) Oeſtreich mit ſeinen außerdeutſchen Ländern und Lichtenſtein	15,937	„	34,026,000 „
3) Preußen mit den außerdeutſchen Provinzen und Sondershauſen, Waldeck, Anhalt, Detmold, Birkenfeld . . .	5,367	„	13,864,000 „
4) Königreich Sachſen mit S.-Altenburg	296	„	1,720,000 „
5 bis 11) Die einzelnen Poſtgebiete von Baiern, Baden, Hannover, Braunſchweig und Oldenburg, ſo wie den beiden Mecklenburg	2,820	„	8,000,000 „
12 bis 14) Hamburg, Bremen, Lübeck, (in ſo fern ſie Stadtpoſten haben)	15	„	260,000 „
	25,482	□M.	62,000,000 Einw.

In allen diesen Postgebieten gelten verschiedene Taxen und Taxprincipien, ja in dem von Thurn und Taxis gibt es wieder vier verschiedene Taxgebiete.

Was die Höhe des Portos anlangt, so ist dies natürlich auch durchaus nicht übereinstimmend, obwohl in den meisten Ländern so ziemlich dieselben Normen gelten, wie denn das eine Land oft die Taxen des andern zum Muster genommen und mit mehr oder weniger Modificationen adoptirt hat.

Reden wir aber vom deutschen Porto, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses dadurch theurer wird, als eine Zusammenstellung des Portos der verschiedenen Länder erscheinen läßt, daß die Taxprogressionen oft an der Gränze abbrechen, nachdem sie kaum angefangen, und von Neuem beginnen. — Wegen dieser und einer Menge anderer Verhältnisse ist es daher fast unmöglich, mit auch nur einiger Sicherheit eine Durchschnittshöhe des deutschen Portos für den Brief festzustellen, indem auch namentlich alle statistischen Nachweisungen darüber mangeln, wie viel Briefe in den verschiedenen Taxprogressionen versandt werden; und doch könnte nur ein solcher Nachweis ein richtiges Kriterium zur Feststellung eines Durchschnittsportos abgeben. — Dennoch ist schon öfter (so von Herrfeld) das Durchschnittsporto in Deutschland zu 9½ Kr. angegeben, und haben wir keinen Grund die Richtigkeit dieser Annahme in Zweifel zu ziehen. — Rechnet man das Bestellgeld dazu, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir annehmen, daß in Deutschland durchschnittlich ein Brief 10 kr. Porto zahlt. Mit dem früheren englischen verglichen, erscheint dieses Porto bedeutend billiger als das brittische, obwohl die Verschiedenheit des Geldwerthes in beiden Ländern diesen Vortheil zu Gunsten Deutschlands schwächt. — Jedenfalls ist es zu hoch und namentlich in seiner Vertheilung auf die verschiedenen Progressionen minder zweckmäßig, als es seyn sollte. Doch kann seine jetzige Feststellung nicht als ein Vorwurf für die angesehen werden, welche es entworfen haben, glaubte man doch bisher, daß unsere Taxen möglichst vollkommen der Gerechtigkeit, dem öffentlichen Wohl und klugen finanziellen Rücksichten entsprechen. Daß sie es nicht in dem Maaße thun, hat erst die Erfahrung gelehrt, und namentlich sind es die Erfolge des Hill'schen Systems, welche uns zu den ernstesten Prüfungen auffordern.

— Der Hauptfehler unſerer Taxen beſteht darin, daß dabei auf die Entfernung zu *viel* Gewicht gelegt iſt, wie Hill ſie zu *wenig* berückſichtigte. — Wäre wirklich Entfernung die einzige Grundlage der Taxbeſtimmung, ſo wäre es gerecht, daß ein Brief den Weg wirklich bezahlte, den er durchläuft; daß man dagegen die directe Entfernung zur Grundlage genommen, iſt ſchon ein Beweis, daß man andere Principien als richtiger ahnete. Auch vertheuert die Länge des Weges, den ein Brief zu durchlaufen hat, dieſen für die Adminiſtration nur wenig. Die Poſt durchläuft eine Route ſo gut für die Briefe von der erſten zur zweiten, von dieſer zur dritten ꝛc. Station, als für die von der erſten zur letzten, ohne durch das Gewicht der Briefe weſentlich beſchwert zu werden; und obwohl das öftere Umſpediren weiter gehender Briefe mehr Arbeitskräfte verlangt als in die Nähe beſtimmte, ſo ſteht das Steigen des Portos, wie es jetzt ſtattfindet, keinenfalls mit dem der Koſten in Verhältniß. — Iſt es aber möglich, wozu das Beiſpiel Englands uns die Ausſicht eröffnet, daß man mit mäßigen Taxen daſſelbe finanzielle Reſultat erzielt, als mit höhern, ſo liegt es auf der Hand, daß es nicht weiſe iſt, durch Theures zu erlangen, was man durch Billiges erreichen kann. — Mehrere deutſche Regierungen haben bereits erkannt, daß die bisherigen Taxen den Bedürfniſſen und der Wohlfahrt des Volkes nicht mehr genügen. Oeſterreich hat ein dem Hill'ſchen ſehr nah verwandtes Syſtem eingeführt und Preußen hat das Porto ermäßigt. — Ob dieſe Erleichterungen genügend, ob ſie möglichſt zweckmäßig? darüber enthalten wir uns vor der Hand jeder Kritik, da dieſe Neuerungen für die Erfahrung noch zu jung ſind. Jedenfalls geben ſie einen Beweis, daß man angefangen hat die Vollkommenheit der jetzigen Taxen zu bezweifeln. Daß dabei aber finanziell nicht richtig ſpeculirt iſt, beweiſen unter andern die unzähligen Umgehungen, durch welche der Poſt notoriſch Abbruch gethan wird, und welche, als zwecklos, größtentheils aufhören würden, wenn die Taxen billiger wären. Soll aber eine Taxermäßigung für unſer *ganzes deutſches Vaterland* recht erſprießlich werden, ſo müſſen wir prüfen: *wie weit* eine Herabſetzung gehen muß, *wie* die neuen Taxen zu graduiren ſind und wie *ein* reformirtes Taxſyſtem in Deutſchland einzuführen iſt.

Bei dem Mangel zuverläſſiger ſtatiſtiſcher Nachrichten muß man ſich mit ohngefähren Schätzungen und Analogien behelfen. Nach dieſen werden von den 62 Mill. Menſchen des deutſchen Poſtgebietes etwa 140 Mill. Briefe (2¼ pr. Kopf) im Jahre verſandt. — Dieſe liefern (den Brief zu 10 Kr.) 23 Mill. fl. Porto. — Wollte man nun, wie in England geſchehen, das Porto auf ⅛ des jetzigen Satzes (1½ Kr.) herabſetzen, ſo würde bei einer Vermehrung der Correſpondenz um 200% (gleich der in England) ſich herausſtellen: eine Briefzahl von 420 Mill.

eine Einnahme von . . . . 9⅜ „ fl.

und ein Minus gegen jetzt von 13⅝ „ „

Dieſes Minus aber ſoll umgangen, und doch ſollen die Taxen ſo herabgeſetzt werden, wie es das wahre Bedürfniß des Volkes erheiſcht. — Wir glauben ſicher, daß dies erreicht wird, wenn das Porto höchſtens und mindeſtens auf die *Hälfte* der jetzigen Höhe, wenn das Durchſchnittsporto auf 5 Kr. reducirt wird. — Die engliſche Reduction geſchah bis auf ⅛; hiernach würde die vorgeſchlagene dreimal geringer als jene ſeyn, und, rückſichtlich der Briefvermehrung, ein dreimal geringeres Reſultat liefern, wenn Reduction und Zunahme unter allen Verhältniſſen gleichen Schritt hielten, und wenn in Deutſchland die Elemente zur Briefvermehrung denen in England ganz gleich wären. — Aber unſere Reduction auf ⅓ iſt viel wirkſamer als der dritte Theil der engliſchen, weil einmal unſer Porto, trotz der dreimal geringern Reducirung, nicht viel theurer wird als das jetzige engliſche; weil es durch die Graduirung an Einfluß gewinnt; weil auch bei minderer Herabſetzung eine verhältnißmäßig bedeutendere Zunahme zu erwarten ſteht. Geht nämlich erſtere zu weit, ſo hört ſie auf wirkſam zu ſeyn, weil die Briefvermehrung nur ſo weit gehen kann, bis ſie die Gränzen des Bedürfniſſes erreicht hat. Weiter geht ſie nicht, und hörten alle Taxen auf. — Nun aber iſt keineswegs ausgemacht, daß nur die engliſche Taxe ſo weit führen kann; wir glauben ſogar, eine Taxe, wie die vorgeſchlagene, wird dieſelben Reſultate haben. — Dann glauben wir ferner, daß Deutſchland dieſelben Elemente zur Briefvermehrung in ſich trägt als England, ja vielleicht noch mehr, weil es noch nicht, wie jenes Inſelreich, auf dem Culminationspunkt ſeiner commerziellen und induſtriellen Thätigkeit und Macht ſteht.

Adel größtentheils im Beſitze der höheren diplomatiſchen Stellen iſt, ſo fühlt er ſich auch in dieſer Stellung in eine Richtung gezogen, welche ihn feindlich oder wenigſtens gleichgültig gegen die großen Intereſſen der neuern Zeit erſcheinen läßt, wenn er nicht bei allem Widerſpruch wider die Grundſätze dennoch am baaren Gewinne des Spekulationsſchwindels Theil zu nehmen und ſeine Stelle hiefür zu benützen liebt. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie bei einer ſo verwickelten Lage es möglich ſeye, die Aufgaben der Diplomatie gleichförmig, würdig, ſtets im Intereſſe der Regierung zu löſen. Der Tadel hierüber erzeugt Mißtrauen, und dieſes wieder Tadel. Wer einmal in den Strudel einer falſchen Lage gerathen iſt, kann aus ihr allein durch die überſchlagende Welle eines Hochgewäſſers herausgeworfen werden.

Es ſchadet der Diplomatie eben ſo ſehr an der Achtung der Welt, als es den Regierungen durch das Ausbleiben zuverläſſiger Nachrichten durch verminderten Einfluß der einen auf die andere nachtheilig wird, daß Jene ihre Stellung in der neuern Zeit und deren Intereſſen noch nicht hat einnehmen können.

So leicht es in unſern Tagen iſt, die Daten zu erhalten, welche in Zahlen ſich ausdrücken laſſen, ſo ſchwer wird dagegen die Berechnung der dynamiſchen Verhältniſſe, der Gegenſtände der höheren Statiſtik. Zu Hof und Regierung ſind Kammern und öffentliche Meinung getreten, Vereine ſtellen ſich neben die Regierungsgewalt, Rentenbeſitzer dem Heere gegenüber, Fabrikherren übernehmen die Rolle der Barone des Mittelalters, und Israeliten erhalten wichtige Neuigkeiten früher als Regierungen. Zwiſchen Allem dieſem und dem philiſterhaften Gebahren der Alltagswelt laufen Faden tiefliegender Entwicklungsmomente, ſelbſtſtändige Ausbildung der Volksthümlichkeiten, Erinnerung an frühere, beſſere Zuſtände und ſorgfältig verborgener Nationalhaß durch. Die Handelsverhältniſſe haben nie geſehene Ausdehnung, aber auch nie dageweſene Mitbewerbung erhalten. „Stets etwas Anderes, wenn nicht Beſſeres doch Neues“ iſt die Loſung der Gewerbe, der Literatur ſogar geworden, und mit Sturmeseile gehen Menſchen, Syſteme und Meinungen vor des Beobachters Auge vorüber. Das, was ſonſt Gegenſtand der Mühe einer Generation und des Genuſſes für eine andere war, dauert nun kaum von einer Meſſe zur andern.

Trotz dieſer Gründe, welche eine höhere Annahme rechtfertigen würden, wollen wir uns begnügen, die muthmaßliche Vermehrung der Briefzahl zu 100% anzunehmen, bei welcher (mit 280 Mill. Briefen) ein gleiches finanzielles Reſultat, als jetzt, die Folge ſeyn würde.

Es kommt nun darauf an, zu unterſuchen, wie dies Durchſchnittsporto zu graduiren wäre, damit es heilſam und wirkſam würde, und wir wollen zu dem Ende von der niedrigſten Progreſſion anfangen. — Dieſe iſt anwendbar auf Briefe, welche nicht mit der Poſt verſandt, ſondern nur durch dieſelbe beſorgt würden (Ortsbriefe). Hierzu gehören auch die, welche im Rayon des Poſtbureaus bleiben (Landbriefe). Dieſer Zweig der Briefbeförderung iſt der am wenigſten geregelte und kann noch viel darin geſchehen. Für ein Zuſatzporto von 1kr. für den Brief (wofür auch die Ortsbriefe zu beſorgen) müßte auch jeder angekommene Brief vom Poſtbüreau an ſeinen Beſtimmungsort, wenn dieſer das Land iſt, befördert werden, und würde die Einnahme der Poſt ſehr wachſen, wenn dies durch fixirte Boten überall in's Werk gerichtet die Privatboten dagegen unterdrückt würden. Manche Publiciſten geben freilich ſo weit, zu verlangen, daß die Poſt für das bloße Porto die Briefe zu jeder Wohnſtelle beſorge,[1] weil die Landbewohner ſchon benachtheiligt ſeyen, indem ſie ſeltener und ſchwieriger mit der Poſt communiciren könnten. Dieß indeß iſt ein Nachtheil des Landlebens, welchen gut zu machen die Poſt nicht verpflichtet ſeyn kann.

Die eigentliche erſte Portoprogreſſion wäre bis zu mindeſtens 5 Meilen auszudehnen und dürfte nicht höher als auf 2 kr. für einen Brief geſetzt werden. Nur in Hannover (bis 2 Meilen = 6 pf.) überſteigt der erſte Satz dieſe Progreſſion nicht, und doch iſt es ſo unendlich wichtig, daß gerade Briefe für dieſe Entfernung möglichſt billig ſind.

Die Zahl der Briefe, welche hierher gehört, iſt außerordentlich bedeutend. Bei Fixirung auf 2 kr. mit dann zu rechtfertigender ſtrengerer Controle gegen Poſtdefrauden, würde ihre Zahl ganz unglaublich ſteigen. Mit den Lokalverhältniſſen genau Betraute haben Schreiber dieſes verſichert, daß in vielen Gegenden

[1] Wie Herrfeld, Poſtreform.

Deutschlands höchstens 10% aller Briefe, welche hierher gehören, durch die Post befördert würden, während alle übrigen durch langsame und unsichere, freilich oft billigere Privatgelegenheit gehen sollen.

Außerdem wird jetzt manches Geschäft durch persönliche Uebereinkunft abgemacht, welches bei so billigem Porto, wie das vorgeschlagene, schriftlich geschehen würde; man ersparte dem kleinen Manne Zeit, und was ist kostbarer als diese? Die kleinen, aber durch ihre Zahl bedeutenden Geschäfte würden namentlich erleichtert werden; ihr Gebiet ist meistens der nächste Umkreis. Bis in die innersten Verhältnisse des Volkes würde eine solche Erleichterung wirken, eben deshalb würde sie so sehr wesentlich seyn. Sie ginge der Nation an's Herz, und nur was das Herz berührt, wird recht empfunden.

Die zweite Progression von 5 bis etwa 25 Meilen schlagen wir zu 6 kr. festzustellen vor. Briefe dieser Entfernung kosten bis jetzt:

in Hannover 1 gGr. — 3 gGr. = etwa 4½ kr. — 14 kr.
„ Preußen
alte Taxe 2 Sgr. — 5 Sgr. = etwa 7 „ — 18 „
neue „ 1½ „ — 3 „ = etwa 6 „ — 10 „
im übrigen Deutschland etwa . . . . 4 „ — 18 „

Sie bildet einen sehr wesentlichen Theil der Correspondenz, so zu sagen den Mittelstand derselben, und wie wichtig dieser in allen Verhältnissen, ist bekannt. In kleinern Staaten ist der Halb, oft der Durchmesser des Landes nicht größer, in den umfangreichern concentriren sich viele Verhältnisse um einen Punkt, der in der Mitte eines solchen Kreises liegt; im Ganzen nur als Ausnahme trennen sich die Familienglieder weiter, kurz, es ist wichtig, diese Entfernung vom Drucke des hohen Portos zu befreien. Durch den vorgeschlagenen Satz geschieht dieses zwar wesentlich, aber doch so moderirt, daß man die Furcht vor einem Ausfalle gar nicht zu bekämpfen nöthig hat.

Für alle weitern Distanzen gelte ein letzter Satz von 12 kr. In diesem Gebiete werden die Privatbriefe seltener, nur die Zahl der Handels- und Geschäftsbriefe ist sehr bedeutend; jedenfalls gewinnen hier alle Briefe an Wichtigkeit und Werth. Die Reduction für diese Progression scheint die bedeutendste, denn bisher betrug das Porto dafür:

in Hannover 3 gGr. — 5 gGr. = etwa 14 kr. — 22 kr.
„ Preußen
alte Taxe 5 Sgr. — 20 Sgr. = etwa 18 „ — 72 „
neue „ 3 „ — 6 „ = etwa 10 „ — 22 „
im übrigen Deutſchland ohngefähr . . 12 „ — 30 „
alſo im Durchſchnitt etwa 20 kr.

Ein Ausfall bei Normirung auf 12 kr. iſt auch hier nicht zu fürchten, da eine Zunahme der Correſpondenz um ſo mehr zu gewärtigen iſt, als gerade hierher die meiſten Briefe gehören, welche des hohen Portos wegen unterdrückt wurden.

Würde das Porto auf die erörterten 4 Sätze zurückgeführt, ſo glaube ich annehmen zu können, daß man den Durchſchnittsſatz von 5 kr. treffen würde, denn annäherungsweiſe möchten unter 100 Briefen folgende Verhältniſſe gelten (wobei jedoch das Landporto außer Berechnung bleibt):

10 Briefe,	das Stück	1 kr.	(Ortsbriefe)	10 kr.
38 „	„ „	2 „	. . . . .	76 „
35 „	„ „	6 „	. . . . .	210 „
17 „	„ „	12 „	. . . . .	204 „
100 Briefe,	das Stück	5 kr.	. . . . .	500 kr.

Ein dieſer Tabelle in der Hauptſache gleiches Reſultat darf man dreiſt aus einer ſo graduirten Taxe abſtrahiren.

Will man übrigens den ſehr weſentlichen Vortheil des Hill'ſchen Syſtems ſich zu eigen machen, nämlich das Frankiren möglichſt erleichtern und dadurch eine Zeiterſparniß bei der Briefbeſtellung erzielen, ſo verkaufe man auf allen Poſtbureaus vierfach graduirte Couverte, deren Betrag dann auf irgend eine Weiſe neben den unfrankirten oder auf gewöhnliche Art bezahlten Briefen berechnet werden könnte. Für Viele würde dies eine ſolche Bequemlichkeit gewähren, daß ſie ſich dieſer Couverte häufig bedienen würden, während man den läſtigen Frankozwang vermeidet.

Es entſteht nun die Frage, wie das vorgeſchlagene Prinzip im ganzen deutſchen Poſtgebiete eingeführt werden kann. Denn wollte es der eine oder der andere Staat einführen, ſo würde

von einem österreichischen und sächsischen, nicht von einem deutschen Porto die Rede seyn können. Aber selbst den Correspondenten in jenen Ländern, welche das neue Porto einführen wollten, käme es nur stückweise zu Gute, denn bei dem häufigen Uebergange der Gränzen müßten die Correspondenten ihre Briefe halb billig, halb theuer, in Summa theuer bezahlen; ja selbst lauter billige Taxen, wenn sie sich durch Abbrechung der Progressionen häufen, bringen ein theures Porto zu Wege.

Wäre ein ungleichmäßiges Portosystem in den verschiedenen deutschen Staaten eingeführt, so müßte der eine Staat dem andern mehr zahlen als er zu erwarten hat, eine billige und gerechte Reciprocität fände nicht Statt, oder die Gränzen müßten wieder gesperrt werden, oder es müßte für ausländische und inländische Briefe zwei Tarife geben.

Soll aber ein Portosystem, welches, wie wir nachgewiesen zu haben vermeinen, so sehr zur Beförderung des allgemeinen Wohls beiträgt, dem ganzen deutschen Volke zu Gute kommen, so muß für den Briefverkehr aus den vierzehn Postgebieten deutscher Staaten ein einziges geschaffen werden.

Es ist bereits in diesen Blättern von der Idee eines deutschen Postvereins die Rede gewesen, allein so groß und schön diese Idee ist, so weit möchte sie, was die allgemeine Postadministration angeht, von ihrer Ausführung seyn, da sich die Schwierigkeiten nicht so leicht überwinden lassen möchten, die sich einer solchen Vereinigung entgegen stellen. Eine Vereinigung indeß, vorläufig nur hinsichtlich des *Briefverkehrs*, ist sicher viel leichter auszuführen als viele Dinge, welche in neuerer Zeit in Deutschland ausgeführt sind.

Zu dem Ende wäre ein freier Verein aller Staaten erforderlich, welche die Sache zur Ausführung bringen wollten.

Innerhalb des Vereinsgebiets müßten keine Gränzen den Fortgang der Progressionen hemmen.

So lange nicht alle, müßten diese Staaten ihre Postgebiete für den Briefverkehr wie *ein* Gebiet betrachten und das ganze Porto in *eine* Kasse berechnen, wozu zwar eine Sonderung der Brief- und Fahrkarten wieder nöthig werden möchte; freilich ein Nachtheil, aber ein ganz unwesentlicher in Betracht des Vortheils des ganzen Unternehmens.

Die rohe Einnahme ſämmtlicher Briefpoſten müßte ſodann nach einem auszumittelnden Verhältniß unter die contrahirenden Staaten vertheilt werden, und könnte es dieſen überlaſſen bleiben ihre Briefpoſten auf eine Weiſe zu befördern, wie es ihnen am vortheilhafteſten iſt; wobei natürlich über das „wie oft" und „wie raſch" die bündigſten Verpflichtungen zu übernehmen zu ſeyn würden.

Es kann übrigens nicht unſere Abſicht ſeyn, hier ein förmliches Statut zu entwerfen, wie ein derartiger Verein einzurichten wäre, noch alle Schwierigkeiten anzudeuten und zu beſeitigen, welche ſich der Sache entgegen zu ſtemmen ſcheinen. Daß die Sache ſchwierig, iſt natürlich, iſt ſie doch groß! Daß ſie aber nicht ausführbar, wenn ſie für heilſam, für nothwendig erachtet iſt, welcher Deutſche möchte das behaupten? »Impossible« ſoll kein franzöſiſches Wort ſeyn, „unmöglich" wäre ein deutſches?

Z.

Die Majeſtät

gegenüber dem deutſchen Volke.

Das Erſparungsſyſtem, welches in letzter Zeit der Hof zu Windſor eingeführt haben ſoll, hat John Bull nicht gefallen. Das Mißbehagen darüber hat ſich vielſeitig in Ernſt und Scherz kund gegeben. John Bull will ſeinen König oder ſeine Königin im Glanze ſehen; er will goldglänzende Prachtkaroſſen, Hellebarden, Treſſen und Puder, kurz einen Staat, der Staat macht, weil eine Macht ohne Schein für ihn keine Macht iſt. Es iſt nicht eitle, neugeborne Luſt bei ihm nach blendenden Schauſpielen, es iſt die brittiſche Ehrfurcht vor der Tradition, vor dem Althergebrachten, welches er ſo lange conſervirt wiſſen will, als es nicht ſchädlich wirkt. Darum müſſen auch ſeine Sprecher, Lords, Kanzler, Richter und Advokaten unter der Laſt ihrer Perücken ſchwitzen, bis vielleicht ein Committee vor beiden Häuſern durch Zeugen ermittelt, daß Perücken der phyſiſchen Conſtitution des freien Britten nachtheilig ſind. Auch dann, glaube ich, wird der Antrag vorerſt ein oder zweimal in beiden Häuſern durchfallen. John Bull hat eingebornen Reſpekt vor dem Reichthum. **How much is he worth?** Es klingt uns übel ins Ohr, aber die Phraſe iſt echt engliſch, und doch iſt der Sinn ein beſſerer als beim Amerikaner. Wer gelten will, muß Mittel haben; aber er gilt nur, indem er dieſe Mittel entfaltet, zeigt, in der Art, wie es der Britte will. Sie ſollen vermittelſt des koſtſpieligen Scheines und Glanzes wieder ins Volk zurück, circuliren, und dadurch Andern zu Mitteln werden, entweder zu leben oder

zu sammeln, um auch einst glänzen zu können, für sich und andere.

Eine Aristokratie, welche geizte, um Schätze zu sammeln, würde bald ihr Ansehn in England verloren haben, mehr als die Absentees in Irland. Sie soll verschwenden, wetten, sich zeigen, wo es ist, bei Gastgelagen, Wettrennen, Meetings, Wahlakten, mit glänzenden Equipagen, Wappen, Pferden und gold- und silberfunkelndem Livreyentroß. Selbst ein rein ökonomisches Ministerium, welches sich auf das Ersparungssystem vorzugsweise legte, würde in der Nation keinen durchgreifenden Nachhalt haben. Ein solcher Vorwurf wurde dem letzten Whigministerium, vielleicht mit Unrecht, gemacht, und in der sehr liberalen City regte sich die erste populäre Opposition, welche von den Torys in geschickter Weise genährt wurde, bis unter Zutritt anderer Umstände und Schwankungen die Whigs entschieden unterlagen.

Wenn der Engländer seinen Adel und seine Regierung mit Glanz und Formen will umgeben sehen, so ist es natürlich, daß er an das Königthum dieselbe Forderung stellt. Doch mag, außer der Ehrfurcht vor dem Hergebrachten, hier noch eine andere Rücksicht mitsprechen, eine der Klugheit und Politik. Das Königthum, welches zwar mit festen Füßen, aber mit schwachen Armen dasteht, könnte zu leicht von dem Glanz der hohen Aristokratie verdunkelt werden, wenn es nicht streng an den überkommenen Ceremoniellgesetzen festhielte. Der freie Engländer ist eifersüchtig, und hat Ursache es zu seyn, auf das Ansehen der Krone, von der er heut keine Beeinträchtigung seiner alten Freiheit mehr befürchtet, die aber beeinträchtigt werden könnte durch den Reichthum, die Macht und den Einfluß der großen Familien. Er hat gelernt sie auch als Schutzwehr gegen den Uebermuth des Adels für die Bürgerrechte zu betrachten, — das vergangene Jahrhundert, wie das gegenwärtige lieferte davon mehrere Beispiele — also soll das Königthum auch in äußern Dingen den Kopf aufrecht tragen. Zu einem König, der mit dem Regenschirm unterm Arme ginge, der eine blaue Mütze mit rothen Streifen auf dem Kopfe sich auf der Straße zeigte, würde John Bull den Kopf schütteln. Sein König soll in der goldenen, altmodischen Staatskarosse, mit so und so viel Pferden,

Stallmeiſtern, Vorreitern und Kutſchern mit Perücken und dreieckigen Hüten ins Parlament fahren; ſonſt iſt die Sache nicht im Geleiſe.

Und John Bull hat von ſeinem Standpunkte aus Recht. Nur iſt es eine andere Frage, ob ſein Standpunkt auch der allein rechte iſt? Eine Frage, die wir, in der Geſchichte uns umblickend, verneinen müſſen. So wenig die engliſche Verfaſſung, mag ſie auch relativ die vorzüglichſte ſeyn, ſich für alle Völker und Länder ſchickt, können wir die Aufrechthaltung des alten monarchiſchen Glanzes als weſentlich und nothwendig für die Erhaltung der königlichen Würde auch außerhalb England halten. Die ganz beſondern Bedingungen, welche auf der Inſel, die wir noch immer die glückliche nennen mögen, die Perücken in unſerer nach dem möglichſt natürlichen Ausdruck der Wahrheit ſtrebenden Zeit in Ehren erhält, walten bei uns nicht ob. Ohne zu verlangen, daß die Könige mit Regenſchirmen umhergehen ſollen, erfreut es uns doch, wenn wir ſehen, daß ſie nicht meinen, nur mit dem Reichsapfel und dem Scepter in der Hand laſſe ſich vor dem Volke ihre Würde bewahren. Wir freuen uns, wenn ihr Bewußtſeyn unſerem Gefühle begegnet, daß die Grundfeſten ihrer Macht und unſeres Vertrauens andere ſind, als jene Symbole aus einer Kinderzeit der Völker, welche jetzt die zu Männern gereiften Nationen nur noch im Nimbus der Mährchenwelt, oder auf dem Theater mit Luſt anſehen; daß die Schale abfallen kann, um den Kern des ächten Königthums zu zeigen, und daß Völker und Fürſten in ſeiner Weſenheit ihn verſtehen.

Vertrauen und Hoffnung unter den germaniſchen Völkern des Continents hält ſich nicht ſo feſt an die Vergangenheit, ſie rankt ſich an die Zukunft. Wir wollen die Erinnerungen nicht mit Stumpf und Styl ausrotten, wie es einmal die Franzoſen in ihrem Freiheitsrauſch gethan, wir ehren ſie, wir gönnen ihnen gern ein behagliches Altertheil, auch bauen wir ihnen wohl Kapellen ſeitswärts am Wege; aber ſie ſollen uns nicht im Wege ſtehen, wie die abgeſtorbenen Bäume in den Parks der Engländer, daß ſie uns am Weitergehen hindern. Dieſe engliſchen Rückſichten, nicht der Pietät, aber der Tradition, welche Ariſtokratie und Thron mit Glanz und Schein umwoben wiſſen wollen,

fallen ganz bei uns hinweg. Nicht unbedingt als Störung des Vertrauens, der gegenseitigen Liebe zwischen Fürsten und Völkern erscheint uns der festgehaltene Feudalluſtre um den Thron, aber doch als eine Hemmung, wo die Herzen zu einander schlagen, wo Hand in Hand gern einschlagen möchte.

Von Seiten der Fürsten selbſt wird dies vielleicht lebhafter gefühlt, als von der der Völker. Den geistreichsten, kühnsten, wohlwollendsten unter ihnen ward das Ceremoniell oft ebenso ein Hemmschuh, eine spanische Jacke, die ihre Gefühle und Bewegungen fesselte, wie sie den andern eine schwere Laſt dünkte, welche im vorigen, philosophischen Jahrhundert im Fürstseyn nur die Berechtigung und Befähigung sahen, ungestört ihren Lüſten zu leben. Der Fürst in Jean Pauls Titan, ein Abbild leider vieler wirklichen Fürsten jener Zeit, überläßt die Repräsentation seinem Miniſter, und unterwirft sich nur mit Seufzen den unvermeidlichſten Staatsaktionen, die seine persönliche Gegenwart fordern. Andere, in welchen edlere Impulse thätig waren, meinten bisweilen den Fürsten vom Menschen trennen zu müſſen, und erholten sich dann in einem modificirten Harun Al Raschidspiel.

Daß der Fürst Mensch seyn darf, auch wenn er sich als Fürst zeigt, war nur eine Gefühlswahrheit, welche noch keine Aussprache gefunden hatte. Gerade unter den Regenten aus dem Hause Hannover zeigte sich in England vielfach diese Gemüthsseite, welche sie gern dem Volke genähert hätte; aber die Gesetze und mehr noch die Volksmeinung verbot es ihnen. Georg III. und Wilhelm IV. waren Könige, die bei allem Gefühl ihrer Würde, und allem Eigensinn ihres Charakters, die Luſt, Bürger zu seyn, nicht unterdrücken konnten. Jener zog die bürgerlichen Dramen, die wir Iffland'sche nennen, allen theatralischen Schauſtücken vor, und manches Stück, in welchem die Hausmannstugenden allen andern vorangesetzt, und die Böſewichter immer in den vornehmen Ständen gefunden werden, erfreuten sich sogar seiner thätigen Theilnahme dermaßen, daß er sie gegen seine aristokratischen Miniſter, welche Gefahr in ihrer Darſtellung sahen, weil sie das Volk gegen den Adel aufregten, speziell in Schutz nahm. Bei aller ihrer Luſt und ihrem Geschick, die Königin von Britannien zu repräsentiren, spricht sich auch in der Königin Victoria unverkennbar die Neigung zu

dem gemüthlichen Familienleben aus, welches ihre Vorfahren charakterisirt.

Bei allen Segnungen, welche ausgesprochene, festgestellte Verfassungen den Völkern für ihren Rechtsstand gebracht, und, wir hoffen, noch mehr bringen werden, haben sie doch eben durch die Fiction der Heiligkeit, d. h. durch den Grundsatz, daß der König keinen Fehl begehen kann, eine neue Klüftung in den Verhältnissen hervorgebracht. Ein König, der nicht irren und sündigen kann, ist ein anderes Wesen als sein Volk. Ihn umgibt ein legaler Nimbus, der die gemüthliche Annäherung aufs Neue zu erschweren scheint. Nur durch Vermittelungen spricht er zum Volke, nur durch Vermittelungen redet der Mensch zum Regenten. — Dennoch wird diese Klüftung nur ein Schein seyn; wo auf beiden Seiten ein Herz, wo das Bedürfniß da ist, sich menschlich zu nähern, werden viele tausend Brücken über die fingirte Kluft führen, und am wenigsten ist dadurch ausgesprochen, daß die königliche Unverletzlichkeit durch Umgebung von alterthümlichem Pomp und Ceremoniell in die Erscheinung übergehen müsse.

Wo das Wesen durch die Erscheinung bedingt wird, was aus mancherlei Gründen geschehen mag, da freilich ist es nöthig. Es drückt aber immer mehr und minder eine innere Ungewißheit aus, ob das Königthum auch wirklich so fest sey, wie man wünscht und annimmt. Der Nimbus um die Majestät stammt aus dem Orient. Wo sie den morgenländischen Begriffen noch nahe steht, wird die Entfaltung unerläßlich seyn. Es ist möglich, daß König Ottos Thron fester stünde, wenn er, umhüllt von orientalischem Strahlenglanz, vor seinem Volk erschienen wäre. Denn trotz der wilden Klephtenfreiheitsgefühle, trotz der unverdauten Constitutionsgedanken, soll er ein Volk regieren, in dessen Blut die orientalischen Einflüsse noch mächtig sind. Es ist möglich, denkbar wenigstens, daß auch Polen seine Unabhängigkeit gerettet hätte, wenn sein Königthum einen Glanz entfaltet, welches dem ungestümen despotischen Freiheitssinn seiner Großen imponirt hätte. Auch bei den romanischen Nationen war eine Vorliebe da für den aus dem Morgenland, aus Byzanz, zu ihnen gekommenen Pomp. Die germanischen Eroberer mußten, um vor ihnen zu gelten, sich in den Purpur hüllen, der wenig zu ihren

Hinter allem dieſem noch der Hintergrund perſönlicher Unabhängigkeiten, das Beiſpiel einer durchgeführten Unterbrechung des Rechtszuſtandes, und man wird geſtehen müſſen, daß die Aufgabe nicht leicht ſeye, die Geſammtheit dieſer Zuſtände klar zu erkennen, billig zu beurtheilen, kalt zu berechnen. Was in Einem Lande vorgeht, wird in dem andern gefühlt, und doch was Jedes angeht, in jedem anders aufgenommen und angeeignet. Der Kreis des Wiſſens muß demnach ins Unendliche erweitert, und dem Einzelnen dennoch die genaueſte Erforſchung werden. Mit geringeren Mitteln ſoll größeres geleiſtet, bei geſteigerter Thätigkeit äußere Ruhe und Unbefangenheit erhalten werden.

Um nichts weniger ſchwierig iſt die Stellung der Diplomaten zum geſelligen Leben geworden. Dieſes iſt das Element der Diplomatie. Sonſt ſuchte der Diplomat einzudringen in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Orts, in welchen er geſendet war. Ueberall wurde er als Gaſt empfangen. Jetzt muß Er Geſellſchaften geben, wenn er Leute ſehen will, muß den Wirth machen, wo er früher Gaſt war, oder doch wenigſtens eben ſo viel empfing als er gab.

Dieſen geſteigerten Anforderungen, bei verminderten Hülfsmitteln ſtehen keine anderweitigen Vortheile gegen ehemals entgegen, wenn man nicht die Leichtigkeit darunter rechnen will, auf gewiſſen Poſten durch Börſenſpekulationen auf Koſten Anderer (ſpäter und minder ſicher Unterrichteter) zu gewinnen.

Es erhellt hieraus, wie ſehr auch die ſo beneidete und geläſterte Diplomatie etwas Anderes, eine ſchwierigere Aufgabe bei geſchmälertem Vortheil geworden ſeye, und daß diejenigen, welche dieſe Aufgaben nicht löſen, und dennoch im Amte bleiben, als Penſionäre, Verwieſene oder als Werkzeuge anzuſehen ſind, mittelſt welcher man eine Bewegung verbirgt, deren Ausführung Männern von Kopf ohne öffentliche Beglaubigung anvertraut iſt.

Die Frage liegt unſerer alles umſchaffenden Zeit ſehr nahe: **was wird in Zukunft an der Geſtalt und dem Weſen der Diplomaten geändert werden?** Einige Beiträge zur Löſung dieſer Frage dürften hier um ſo mehr am Platze ſeyn, als man in neueren Schriften die Stellung der Diplomaten zur Zeit nur leicht berührt findet. Es ſcheint, als ob viele Männer vom Fach eine Scheu trügen, die Frage ſcharf anzuſehen, offen zu beantworten. Zwei der ausgezeichnetſten Staatsmänner unſerer Zeit ſollen

Büffelwämsern und Bärenmänteln paßte, und um ihr bärtiges Haupt einen Schein weben lassen, der zu ihrer Thatkraft so wenig sich schickte, als zu dem Heldenkönig die müßige Rolle der Majestas, welche die Sage Karl dem Großen inmitten seiner Paladine anwies.

Wie weit heute noch der Romane von diesem Glanz geblendet wird, oder ob er ihn nicht vielmehr nur als ein Schauspiel fordert, das seinen Sinnen eine angenehme Unterhaltung, seiner Eitelkeit Nahrung darbietet, bleibe auf sich beruhen. Dem Halbromanen, dem Franzosen, imponirte der Feudalglanz des Thrones schon längst nicht mehr. Er war gewohnt das, was er bewundern sollte, auf seinen Theatern in größerer Vollkommenheit zu sehen, die Wirklichkeit bot ihm nur Stoff zum Spotte, und wenn ihm etwas imponirte, und vielleicht heute noch diese Wirkung ausübt, ist es, wenn die Majestät unter klingendem Spiel in militärischer Glorie auftritt. Die Oriflamme und das heilige Oel von Rheims sind vor dem kleinen dreieckigen Hute und den gespornten Stiefeln verschwunden. Freilich, als Hut und Stiefel ohne den Geist darin einmal erscheinen wollten, wurden sie bitter ausgelacht. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß der Julithron in Frankreich schon jetzt fester stünde, wenn er einen Nimbus gefunden hätte, welcher von der Nation verstanden und anerkannt würde. Ohne allen Schein, durch das Wesen allein die königliche Würde aufrecht zu erhalten, ist eine schwierige Aufgabe für jede neue Dynastie, eine doppelt schwierige aber vor einem Volke, das in zwei Revolutionen sich von allen Illusionen emancipirte, und alles lernte, nur nicht den Respekt vor dem stillen Werthe.

Die Herzöge der freien Germanen wurden in den eroberten Ländern der Romanen Könige, sogar später Kaiser. Sie mußten sich in die abgelegten Flitter und Purpurlumpen der fortgejagten Herrscher hüllen, damit die neuen Unterthanen, die an den Staat gewöhnt waren, auch sie als Herren und Könige anerkannten. Wie unbequem und unwürdig mag den Herren der Wälder und Gebirge anfänglich die weibische Orientalentracht vorgekommen seyn, wie lächerlich ihren freien Kriegern, ihre selbstgewählten Herzöge in solchem Aufzuge auf dem Throne sitzen zu sehen! Aber die Macht der Gewohnheit ist furchtbar;

sie zehrt wie der Rost das edelste Eisen, und auch die deutsche Kraft ist nicht stark genug, ihr zu widerstehen. Als der große Karl sich zu der großen Komödie in Rom hergegeben, war das Werk vollendet. Die freie Würde der Kraft, der Tüchtigkeit und des Charakters war hingeopfert für eine Illusion. Seine theure eigene Errungenschaft, der erste König aller Deutschen zu seyn, hatte Karl hingegeben für die blendende, unfruchtbare Erbschaft einer alten Tradition. Die Könige von Deutschland waren römische Kaiser geworden. Ihren Völkern standen sie dadurch nicht näher; was der klingende Titel dem deutschen Volke gekostet, davon sprechen die vielen verwüsteten Blätter unserer Geschichte. Im unverstandenen Streben nach einer Weltherrschaft, im Ringen nach einem Luftbilde, das niemals eine gesetzliche Wirklichkeit war, scheiterte die Aufgabe, um deren Lösung wir uns heute umsonst abmühen. Deutschland wäre einig, seine Flotte herrschte auf den Meeren, es wäre das Herz Europas. Die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Um einen Schein gab es seine Wahrheit hin. Daß durch seine Zersplitterung etwas anderes gerettet wurde, ein Rest der alten Naturfreiheit, der Individuen, der Stämme, daß eine mannigfaltige Bildung, durch die Reibung der Kräfte begünstigt, andere Resultate für die geistige Entwicklung Europas hervorbrachte, wollen wir nicht verkennen, denn der Weltgeist arbeitet nirgends umsonst; diese Betrachtung gehört aber nicht hierher.

Daß die deutsche Nationalgeschichte eine Geschichte der Staatsaktionen wurde, ist oft beklagt worden. Wie sollte es anders seyn, bei der fremden Richtung, die ihr von vorn herein gegeben war! Die Könige der Deutschen hatten sich in ein fremdes Kaiserkleid gehüllt. Wie sie auch das alternde Byzanz haßten und verachteten, von dorther kam die Anweisung, wie sich die Majestät in den steifen, bauschigten Gewändern zu benehmen habe. Ganz wurde indeß der deutsche Geist nicht erdrückt. Wie er sich durch Jahrhunderte in der unbequemen Hülle selbstthätig regte, aus diesem Gesichtspunkte eine deutsche Geschichte zu schreiben, wäre eine lohnende Aufgabe. Die freien Deutschen erhoben ihre Besten auf ihren Schilden; dort leuchteten sie in ihrer Kraft vor dem Volke, das sie erwählt; das war ihre Majestas. Deutschland blieb dem Namen nach ein Wahlreich;

so hielt man in der Theorie fest an dem deutschen Grundsatz. In der Praxis machte es sich freilich anders. Aber auch da, wie viel leuchtende Momente, wo die eingeborne Kraft sich mehr oder minder zum Bewußtseyn herausarbeitete, daß der deutsche König es durch That und Sinn vor seinem Volke, nicht durch den geliehenen Nimbus seyn müsse!

In den sächsischen Ottonen spricht sich dieses Ringen der eigenen, im Volke und in der vaterländischen Erde ruhenden und daraus hervorwachsenden Kraft am deutlichsten aus. Trotz ihrer Römerzüge waren sie schildgetragene deutsche Fürsten. Der Purpurmantel war nur ein Ueberwurf über ihr Eisenkleid. Wenn sie sich schüttelten, flog er zurück. Ihre innere Geschichte erschiene im Lichte der heutigen Publicistik als ein fortgesetzter Kampf der Majestät mit Hochverräthern. Sie selbst sahen es anders an, es war ein Gigantenkampf Gleichberechtigter, oft naher Verwandten, oft zwischen Bruder und Bruder, zwischen Vater und Sohn. Der Legitimitätsbegriff war noch nicht erfunden. Die Sieger unterdrückten oder tödteten die Besiegten, oder ließen christliche Milde walten, aber es kam ihnen nicht in den Sinn, Proklamata über unerhörte Verbrechen zu erlassen, zu klagen über Verirrungen der Natur.

In dem gemüthlichen Bilde von dem Finkler Heinrich, der am Vogelherde die Abgesandten des Reichs empfängt, liegt ein Symbol des deutschen Verhältnisses zwischen Fürst und Volk. Aus der großen Familie, aus demselben Blute, das in ihren Adern floß, aus den Edlen, die den heimischen Herd pflegten, wie sie selbst, erwählten die Deutschen sich ihren König. Anders schon gestalteten sich die Verhältnisse unter den salischen und den schwäbischen Kaisern. Die große Kraft der Hohenstaufen wandte sich auf eine höhere Weltaufgabe; dort im Kampf mit dem Papst und den italienischen Freistaaten bedurften sie des fremden Nimbus, und sie fanden kaum Augenblicke, sich in ihrer deutschen Wahrheit dem deutschen Volke zu zeigen. Nach der wüsten Zeit, welche ihr gigantisches Anstreben in dem blutenden Vaterlande zurückließ, erhebt sich noch eine vaterländische Größe. Aus dem Schooß des deutschen Familienheiligthums hervor stieg Rudolf von Habsburg auf den Thron. Seine Wahl war das letzte Zeichen des alten Geistes. Unter den fremden Fürsten und

ihren eigenen Grosten, die schon von majestätischen Traditionen umhüllt waren, hatten sie nicht den Mann gefunden, der das Vaterland retten konnte. Darum suchten sie im Volke, und fanden den rechten Mann in dem freien Grafen in den Schweizer Bergen, nicht zwar am Vogelherd, aber in der glücklichen Häuslichkeit seiner Familie, und auch seine Bedeutung charakterisirt eine alte Sage. Nicht weil seine Stirn von geborner Majestät strahlte, sondern weil er in Demuth einen Priester auf sein Roß hob und durch den Waldbach führte, ward er der höchsten Würde werth erfunden. Das Legitimitätsprinzip fand unter seinen Nachfolgern noch mehr Anfechtung, der Nimbus aber blieb nun schon als unentbehrlich in der wüsten, zerfahrenen Zeit, und die Luxemburger suchten ihn im Gefühl der eigenen Schwäche systematisch festzustellen. Eine letzte Kraftanstrengung des deutschen Geistes, ein letzter Vergleich, die männliche Tüchtigkeit der fingirten Würde gegenüber zu stellen, erstickte im Keim. An Gift verkam der deutsche Günther von Schwarzburg. Karl des Vierten größte That ist nicht seine goldene Bulle, nicht seine gute Verwaltung und seine Politik, es ist, daß er die Wahl seines Gegners, die Willensäußerung der Nation, dadurch anerkannte, daß er, nach Günthers Tode, sich von Neuem wählen ließ.

In demselben Maße als die Vasallen selbstständige Fürsten wurden, ging ihr Streben dahin, auch ihr Haupt mit einem Schein zu umhüllen, welcher sich wenig mit ihrer Stellung zum Reiche und dessen Oberhaupt vertrug. Aber der Prozeß war ein ganz natürlicher, auch abgesehen von dem Nachahmungstrieb, der uns nun einmal eigen ist. Die Majestas, ursprünglich beim römischen Volke, als Gesammtheit, ging auf seine Cäsaren über, welche die Symbole dafür aus Medien und Persien, freilich auf dem Wege griechischer Erbschaften, überkamen. Die deutschen Eroberer hatten sie wieder übernommen, wie jeder erobernde Staat in alle fiscalischen Rechte des Besiegten tritt, selbst in die gehässigen, um deren willen, weil sie ihn kränkten, er den Krieg begann. Er geht in die Person des Ueberwundenen über, und findet dann oft schön, was ihm vorhin häßlich dünkte. Dies läugnen wollen, hieße die ganze Weltgeschichte abläugnen. Die Kaiser putzten das Diadem der Cäsaren auf ihrem Haupte, damit der fremde Schein ihre neidigen Vasallen blende, vielleicht

sie vergessen mache, daß sie nur Kaiser geworden durch ihre Wahl. Was Wunder, daß nun auch die Vasallen anfingen, um ihre Grafenkronen und Kurhüte etwas von dem Schein zu verbreiten, der Ehrfurcht erwecken sollte, nach unten wie nach oben! Ja bei den Glücklichern gelang es, diesen Schein so zu verstärken, daß der Sonnenstrahl allmählig verblich vor dem Glanz der Trabanten.

Dieser Prozeß ging langsam. Schon im Titel der großen Vasallen, der Herzöge und Markgrafen und Pfalzgrafen lag eine Andeutung und Hinweisung auf ihr Amt. Sie waren berufen zu richten und zu schlichten, zu vertheidigen und anzugreifen. In der Thätigkeit lag ihre Würde, mitten im Volke und mit ihm lebendig zu seyn, nicht auf isolirter Höhe sich huldigen zu lassen. Diese Bedeutung ward auch von den Fürsten bis in das späte Mittelalter erkannt. Man verfolge die Geschichte ihrer Verhandlungen mit ihren Ständen, und man wird einen andern Begriff von derselben erhalten, als das Bild ist, welches die feudalistischen Dichter der jüngsten Vergangenheit davon in die Luft malten; einen ganz andern, als diejenigen davon entwarfen, welche uns in die gottselige Zeit so gern zurück versetzten, wo jeder Stand gewußt haben soll, wo er stehen müsse, und sich in Unterwürfigkeit dem fügte, was Gott so verhängt. Trotzige Geschlechter und Stände standen sich gegenüber, zahneknirschend und rüttelnd und bebrend jeder an der Macht des andern; eine fortgesetzte Revolution ist das Mittelalter, nur darum zu keinem Resultate gelangend, weil das Gefühl, das den Einzelnen belebte, nicht zur gemeinsamen Idee wurde. Furchtbare Gerichte des Zorns verhängten die Fürsten über Adel, Städte, Landschaften, welche sich an ihrem Rechte vergriffen hatten. Aber es geschah nach dem alten Naturgesetze. Sie opferten ihrer Rache oder übten das Recht der Nothwehr oft furchtbar grausam; aber sie riefen nicht zum Himmel über verletzte Heiligkeit. Wie denn auch im umgekehrten Falle, wenn die Fürsten unterlagen und sich, nach unserm Sinne, zu schimpflichen Verträgen verstehen mußten, darum ihr Ansehen nicht untergraben, ihre Ehre nicht gekränkt war.

Die Weltgeschichte ließ zu ihrem großen Zwecke, wie im übrigen Europa, auch in Deutschland die Fürstenmacht steigen

über die berechtigten Individuen. Die alte Freiheit der Einzelnen wurde gebrochen, um auf langsamerem, aber sicherem Wege eine allgemeine Freiheit anzubahnen. Thöricht über dies Gericht zu murren, wie viele Schmerzen es auch verursacht, wie vieles Edle verbluten mußte, wie manches Große und Schöne auch in den Staub getreten ward! Es war ein vollkommener Sieg, es ward eine vollendete Besitzergreifung, über deren Titel zu streiten jetzt so unnütz ist, als, wie der Besitz nun geworden, übertragen und verrückt ist, das ehemalige Eigenthumsrecht herausfinden und vindiciren zu wollen. Wer bestreitet, daß viele Tüchtigkeit unter den deutschen Fürsten war, daß sie mit Roß und Speer ihre Aemter und Würden verdienten? Erst als der Ursprung ihres Besitzstandes sich immer mehr in die graue Vorzeit verlor, und derselbe, unangefochten, allmählig in Eigenthum überging, umgaben sie auch ihre Scheitel mit dem Hoheitsglanz, der, wie gesagt, in dem Maße zunahm, als im Verlauf der Zeiten das Recht der kaiserlichen Majestas immer matter strahlte. Wunderlich mochte es anfangs so manchem freien Edlen vorkommen, daß der ihm gleich war an Geburt, oft an Macht, einen Nimbus um das Haupt wand, von dem er an seiner Wiege nichts bemerkt. Aber über das große Gemälde des Mittelalters mit seinen malerischen Unebenheiten und seinen feingeäderten Zügen fuhr mit raubem Pinsel ein Schlachtenmaler, die feinen Blutäderungen verwischend, die Unebenheiten um so greller hervortreten lassend. Da ward das Bild ein ganz anderes; es war noch dieselbe Zeichnung in den Hauptzügen, aber man erkannte es kaum wieder, so anders waren Farbe, Duft, Beleuchtung geworden.

Dieser Schlachtenmaler war der dreißigjährige Krieg. Umgewandelt erstand aus den Schutthaufen und aus dem branstigen Rauch das deutsche Vaterland. Duft, Poesie und Schönheit waren entschwunden; allüberall hatte man nur für das Nächste zu sorgen. Für das Erhabene und das Zarte fehlte in der nüchternen, gepreßten Zeit der Sinn. Statt des zerstörten Wesens der alten Herrlichkeit hielt man sich an die Form. Keine Aussicht auf Fortschritt, auf Weiterbildung, das Bestehende in den Reichsformen verknöcherte, während wieder eine fremde Sitte, ein fremder Schein erobernd aus Frankreich in Deutschland einbrach. Die französische Sitte! In ihrem Gefolge alles das, was

die Bildung in ganz Europa unter eine Feile, unter ein Scheermeſſer brachte, und, die Eigenthümlichkeiten verſchmelzend, vernichtend, ein und denſelben glatten Firniß über das ſociale Leben ausgoß.

An der Spitze dieſer Bildung ſtand ein König, welcher Richelieus großes, aber nur angefangenes Werk vollendete. Zertreten hatte er die morſchen Feudalformen, unter denen ſich kümmerlich die alte Freiheit der Individuen gerettet, um den erſten Staat im modernen Sinne zu bilden. Eines Nimbus bedurfte es für den neuen abſoluten Herrn des neuen Staates, und Ludwig verſtand es der Krone auf ſeinem ſtolzen Haupte einen blendenden Schein zu verleihen. Der Heiligenſchein des Orients, die Majestas populi Romani ward mit der Perücke vereint. Es war eine traurige Erfindung. Was hatte dieſe neue abſolute Hoheit und Majeſtät mit der kindlichen, religiöſen Verehrung vor der patriarchaliſchen Würde des aus Götterblut entſprungenen Königs gemein! was mit dem Diadem der Cäſaren, was mit der Würde des gewählten Königs der freien Germanen? was mit der Majeſtas des römiſchen Volkes? Es war ein buntes Gemiſch, ein Gemachtes, eine Fiction, die nur Gültigkeit gewann durch die allgemeine Abſpannung, durch die Blaſirtheit der Zeit und die Willenskraft Ludwigs. Wie der Olympier ſein Lockenhaupt, ſchüttelte der König ſeine Alongeperücke, und die Wirkung war dieſelbe. Aber die Götter in der alten Welt ſtiegen doch bisweilen zu den Menſchen herab; Ludwig gab ſeinen Nachfolgern und Nachahmern das Beiſpiel und die Weiſung, daß ſie nie ihren Wolkenſitz verlaſſen dürften, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten ihren Nimbus zu verlieren.

Da war eine neue Kluft aufgeriſſen zwiſchen Volk und Fürſten. Er hatte ſich zum Gott gemacht. Die alten Verbindungsglieder, die Stände, die einmal faktiſch das Volk am Throne vertreten hatten, mußten verſtummen; ihre neue Ehre war: als Prieſter des neuen Gottes an den Stufen ſeines Thrones zu räuchern. Das Volk büßte freilich in Wahrheit dadurch nicht viel ein, denn ſeine Vertreter hatten nur ſich vertreten; es gewann ſogar, denn vor dem Gotte ſind alle gleich, und ſein Auge, ſo lange es ſcharf blieb, ſuchte das Elend und die Ungerechtigkeit in den Hütten wie in den Paläſten. Aber auf dieſer

Annahme beruhte die ganze Hoffnung. Der Gott konnte alt, ſein Geſicht ſchwach werden, er konnte durch gefärbte Brillen ſehen, die ſeine Prieſter ihm reichten. Zum Gott konnte das Volk nur beten, höchſtens ſeufzen, ehrerbietig klagen; es durfte nicht ſeine Stimme erheben und dem Gott widerſprechen. Aber der Gott war nur eine willkürliche Fiction und die Zeit des Glaubens vorüber. Kein Jahrhundert lang erhielt ſich der neue Nimbus, und das hohle Machwerk der Willkür, der Laune und des Verſtandes brach, ſeiner natürlichen Stützen beraubt, furchtbar zuſammen; um ſo furchtbarer, entſetzlicher von kannibaliſchem Hohne bis auf das Blutgerüſt verfolgt, als die Chimäre vorhin ſich ſtolz in die Wolken erhoben hatte.

Aber ſo viel Lockendes hatte die neue Majeſtät des abſoluten Herrſchers, daß alle Herrſcher mit Wohlgefallen und Neid auf ſeinen ſelbſtgewobenen Nimbus hinblickten. Wer war nicht, der nicht Ludwig dem Vierzehnten gern nachahmen wollte, wer hatte nicht auch Luſt zu ſagen: l'État c'est moi, wem gefiel nicht das ſtrahlende Diadem der göttlichen Unantaſtbarkeit, der halben Unfehlbarkeit um ſeine Stirn! Auch in Deutſchland. Wie viele kleine Ludwig der Vierzehnte haben wir geſehen! auch wie mancher größerer Charakter ließ ſich von dem falſchen Lichte blenden! Der altgermaniſche Begriff von Fürſt und Volk war dahin. In der Abgeſtumpftheit, in der geiſtigen Zerriſſenheit, die dem dreißigjährigen Kriege folgte, verlangte der Sinn nach irgend etwas Feſtem, woher es auch kam. Es konnte ja ſo nicht mehr dauern, wie es war. Bis auf die Wurzeln waren die alten Bande zerriſſen, und ohne allzuheftiges Widerſtreben übergaben ſich und ihre Freiheit die germaniſchen Stämme dem, was ihre Fürſten als Rechtsprinzip hinſtellten. Sie gewannen Schutz; was konnte der Friedliebende mehr verlangen nach einem dreißigjährigen Kriege? Sie übergaben ihre eigenen verblaßten Vorſtellungen von dem, was ein König ſey und wie er ſeinem Volke erſcheinen müſſe — ſie hatten ja nur noch Traditionen davon! — dem beſſern Ermeſſen ihrer Regenten, die in der Mehrzahl gütig waren und liebevoll. Wie wohlthätig war der milde Glanz um ihre Kronen gegen den blutroſtigen Stahlglanz, der um die Pickelhauben jener kühnen Abentheurer, jener Parteigänger und Kriegsfürſten wie ein kaltes Nordlicht geflimmert! Die Zeit war müde der Meteore,

ſie ſehnte ſich nach dem erwärmenden Lichte der Sonne, die täglich unterging, um täglich wieder aufzugehen.

Die traurige Aufgabe, wie der Perückennimbus, umgeben von den immer höher ſich thürmenden Mauern des Kanzleiwuſtes, das Menſchliche in den Fürſten mehr und mehr vom Menſchlichen im Volke trennte; wie beide ſich zwangen, in einer beiden fremden, unverſtändlichen Sprache, dem geſpreizten Kanzleiſtyl ſich zu verſtändigen; wie das Volk als Unterthan genöthigt war „in Devotion zu erſtarren," wenn es zu ſeinem Fürſten redete; wie, als nothwendiger Gegenſatz, der Fürſt, auch der beſte, dann wieder im abſoluten Hoheitsgefühl erſtarren mußte und ſeine freundlichſten, liebevollſten Geſinnungen nur als „wohlaffectionirter" dem Unterthan ausdrücken konnte, dieſe ganze traurige Geſchichte der Verſteinerung des Lebendigen zu ſchreiben, iſt hier nicht unſere Aufgabe. Im Gegentheil wollen wir daran erinnern, wie dieſe Mißgeburt einer abgeſtorbenen Zeit, wie dieſe üble Miſchung fremder Begriffe, dieſe Wiedererweckung erloſchener Traditionen in unſerm Vaterlande das Gefühl, die Ahnung des wahren germaniſchen Naturzuſtandes nicht ſo ganz todtdrücken konnte, als es anderwärts geſchah; wie gerade in deutſchen Fürſten, mehr als im Volke, die Ahnung fruchtbringend aufblitzte, daß das nicht die Wahrheit ſey, was galt; wie ſie den Puderſtaub von ihrer Glorie abſchüttelten und hier ritterlich, dort in edler Humanität ihr Perſönliches gelten ließen; wie ſie ſich unter das Volk miſchten, hier vorne in der Schlacht, dort in dem Kahn, um Ertrinkende zu retten, in die Feuersbrunſt, an die Lager der Siechenden; wie ſie zu ihm redeten, Menſch zu Menſchen, ſich verbrüderten, ſey es als Freimaurer oder in Wohlthätigkeitsvereinen, in induſtriellen Geſellſchaften; wie ſie mit dem Volke ſich freuten und mit ihm weinten, und ohne Furcht, daß dieſe nahe Berührung beflecke, daß ihre Würde darunter leide. Es hat ſich bewieſen in der furchtbaren Kataſtrophe, welche das alte Europa umgeſtaltet hat. Der Thron, der in Frankreich zerbrach und zerſplitterte, hat in ſeinem Sturz die deutſchen Fürſtenthrone nicht mit ſich umgeriſſen. Sie wankten nur etwas von der Erſchütterung, aber noch mitten im Unwetter erhoben ſie ſich wieder, weil ſie auf feſteren Säulen, auf etwas noch Lebendigem ruhten. Wenn anderwärts die Reſtauration nur vermöge

des Begriffes, vermöge eines Rechnungsexempels, deſſen Facit den Ruheliebenden klar war, die Throne wieder herſtellte, war es hier die Liebe, die gegenſeitige Anhänglichkeit, die germaniſchen Familienbande, welche mitthätig waren.

Aus dem Urzuſtande der germaniſchen Freiheit, die Tacitus beſchreibt, war nach der Karolingiſchen Herrſchaft das Wahlreich wieder hervorgegangen. Das: Reges ex nobilitate, Duces ex virtute sumunt war, da die reges und duces daſſelbe geworden, ebenfalls verſchmolzen. Die Wahl galt dem Würdigſten und Tüchtigſten, aber der Adel, die Abkunft von Würdigen und Tüchtigen, ward dabei in die Wagſchale gethan und gab den Ausſchlag. Die Fiction, daß der Abkomme von Edeln ſelbſt edel ſeyn müſſe, das Erbrecht, die Legitimität, machte zum Wohl des Gemeinweſens ſich auch in Deutſchland mit der Zeit mehr und mehr geltend, und bewahrte uns vor dem Schickſal, welches Polen vernichtet hat. Aber der Anſpruch auf der einen, und das Pflichtbewußtſeyn auf der andern Seite, daß die reges und duces nicht allein edel, ſondern auch würdig ſeyn müßten, behielt in den deutſchen Völkern mehr oder minder ſeine ſtille Geltung. Die deutſchen Stände ſagten freilich nicht wie die ſtolzen Stände von Arragon zu ihren Königen: si no no; aber das Wort des Tacitus: Nec Regibus infinita aut libera potestas et Duces exemplo potius quam imperio, behielt durch das ganze Mittelalter ſeine Bedeutung. Bei dem Würdigſten war das Anſehen, bei dem Kräftigſten die Macht. Wir ſehen, wie das germaniſche Prinzip ſich nach langer Einſchläferung immer wieder erholte, bei der Wahl Heinrich des Finklers, Konrad des Saliers, der Hohenſtaufen, bei Rudolf von Habsburg, bei Günther von Schwarzburg, bis es vor dem Geburtsrecht und dem großen Beſitz endlich ganz zurückwich. Ganz doch nicht. Die Schätzung in der Nation blieb, und ſie wirkte auf die öffentlichen Verhältniſſe zurück. Stand doch im dreißigjährigen Kriege daraus beinahe ein Rückſchlag zu befürchten, daß die Kriegsfürſten über die Erbfürſten die Oberhand gewännen.

Auch in der Zeit nachher, die aus Feudalländern Staaten bildete, hatte jenes Prinzip ſeine Geltung. Nicht die Fürſten, welche in müßigem Dünkel den franzöſiſchen Ludwig imitirend, auf Kothurnen gingen und ſich mit Flitterſtaat, der Fremde

ihre Denkwürdigkeiten verfaßt haben, enthalten ſie aber dem Publikum noch vor, was höchlich zu bedauern iſt, denn wenn irgend Jemand, ſo können ſie die Vorurtheile des Publikums berichtigen, den Schleier der Zukunft lüften; wir glauben gerne und hoffen, daß ſie den Muth haben werden, die Wahrheit, nichts als Wahrheit, aber die Wahrheit auch ganz zu ſagen.

Die internationalen Verhältniſſe müſſen ihre Geſtalt nothwendig ändern, denn während ſie früher dem Hofe, dem Cabinet, der Perſönlichkeit des Herrſchers zugewendet waren, ſo wird das Intereſſe ihrer Sendungen täglich mehr dinglich, und dieſe müſſen ihre Staaten in den Richtungen darſtellen, welche überall die Mächtigeren werden, die Gemeinſamkeit ſo vieler Lebensfragen aller Staaten, der Friedenszuſtand, welcher ſich zugleich vorwärts wie rückwärts verlängern zu wollen ſcheint, die von dringenden Umſtänden gebotene Entäußerung alles Unweſentlichen geben dem Diplomaten immer mehr die Stellung eines Commiſſärs, welcher verpflichtet iſt, ſich zu unterrichten, mitzuſprechen, und eher freundliche Theilnahme zu zeigen, als zu erſpähen, mit dämoniſcher Freude das Einſchlagen eines falſchen Wegs zu loben. Die frühere Koſtſpieligkeit der feierlich einreitenden Botſchaften wird anſtändiger Beſoldung eines Geſandten, wo der Poſten wirklich wichtig iſt, Platz machen. Geſchäftsträger werden hingeſendet werden, wo ſeither Geſandte. Congreſſe für beſondere Zwecke, wie Handels-, Münz- und Sanitäts-Angelegenheiten, zeitweiſe Abſendung von Fachmänner zu Ergründung ausgezeichnet guter Eigenthümlichkeiten des Nachbarſtaats, ſchnelle Reiſen der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an andere Höfe, um wichtige Fragen perſönlich abzuthun, werden immer mehr in Uebung kommen, und die Conſulate ungleich wichtiger und bedeutender werden, als ſie ſeither, wenigſtens in der Meinung mancher Cabinette waren.

Somit wird zwar der Diplomat kommender Zeiten weder angenehmer Formen noch ſchmiegſamen Benehmens entbehren, aber unerſchütterliche Rechtlichkeit, klaren durchſichtigen Charakter in ſeinen Amtsverrichtungen bewahren können, mit mehr Anerkennung und mit weniger Anfechtung als ſeither. Er wird geſellig minder glänzen, politiſch mehr wiegen. Die Verhältniſſe ſeines Landes, ſeine amtliche Stellung, der Rang, welchen er anzuſprechen, der Zweck, welchen er vorgeſetzt hat, Alles wird gegebener, ſchärfer und einfacher umriſſen vor ihm ſtehen. Die Regierungen werden häufiger

entliehen, umhängten, wirkten ein auf den Lauf der Zeit, und bewahrten bei ihren Völkern eine erhebende Erinnerung. Im Gegentheil, je größer ihr Glanz in jener Zeit, um so kleiner ihr Licht in der Geschichte. Der Nimbus ging sehr bald ins Lächerliche über, gleichwie die Alongeperücken, welche einst, um die glänzenden Gesichter strahlend, Ehrfurcht und Staunen einflößten, in den Raritätenkammern aufgehängt, uns wie alberner Plunder vorkommen.

Aber zur Würde gehört auch der Schein, hört man sagen; ein Königthum kann nicht ohne Glanz bestehen. Wir sahen ein lehrreiches Beispiel jüngst noch an der Seine. Dort wollte oder sollte das neue Bürgerkönigthum glanzlos dastehen, eine Sonne, die nicht strahlt, nur wärmt, in der Mitte des Volkes; aber es vergingen nicht Jahre, kaum Monde, so hatte man erkannt, daß es so nicht ging. Da bildete sich statt des alten ein neuer Hof, dem es an Glanz nicht fehlt; da sind Antichambres, Garden, Schweizer, wenn nicht dem Namen, doch der That nach; der schlichte Spaziergänger durch die Pariser Straßen fährt jetzt in verschlossenen Staatswagen, von Adjutanten und militärischem Gefolge umringt; das Louvre und die Tuilerien wurden zur Festung, von Baionetten starrend, von Gräben umschlossen; ja ganz Paris wird umheckt von Mauern, Thürmen und Castellen. Ja was noch mehr, und wenn der König einfach leben wollte, so will das Pariser Volk es nicht, er soll nicht sparen, er soll ausgeben, Pracht machen, er soll verschwenden; kurz er soll glänzen, will das Volk selbst. Nicht das französische Volk, der Pariser Bürger will es. Warum? Nicht um des Königthums selbst willen, nicht um die Anarchie zurückzuhalten, — dafür gibt es in der Association der Besitzenden, in der Verfassung andere Mittel — er will es um seiner selbst willen, um Handel und Verkehr zu fördern. Der heutige Franzos, d. h. der konservative Mittelstand, der sich vom Parteiwesen weniger berühren läßt, sieht in seinem Könige keine geheiligte Tradition, er erblickt in ihm nur den Vertreter der nothwendigen Ordnung, das letzte Siegel auf den verfassungsmäßigen Zustand, der ihm Freiheit und Sicherheit vor den entsetzlichen Schwankungen des letzten halben Jahrhunderts gewährt. Ihm ist es eigentlich gleichgültig, ob das heilige Salböl seine Stirne berührt, ob er

Krone und Scepter trägt, oder Sporn und Federhut, oder Ueberrock und Regenschirm. Nur was das Gefühl verletzt und an eine böse Vergangenheit zu sehr erinnert, liebt er nicht. Darum auch nicht den Schein der Tradition, welcher Ansprüche auf eine Wirklichkeit des Vergangenen hervorlocken könnte. Der König ist ihm gleichgültig, aber er hält und unterstützt ihn, weil er ihn braucht. Der Franzos ist aber auch eitel; er will nach außen würdig vertreten seyn. Wenn er seinen Regenten mit Glanz umgeben sehen will, ist es, damit er vor dem Auslande Parade macht.

Paßt dies auf deutsche Verhältnisse? Wie oft sagt man uns, daß das romanische und romanisirte Völkerleben auf ganz andern Elementen beruhe, als das germanische. Warum will man es nicht auch in dieser Anwendung gelten lassen? Wir Alle sind, mehr oder minder, untertban dem Scheine, aber nur der, welcher aus einer wirklichen Lichtentwicklung ausgeht, wird auf die Dauer eine Macht ausüben. Was ist der Schein des Königthums unter den deutschen Völkern? Die Geschichte lehrt es uns klar, in hundert und aber hundert Beispielen. Thatkraft, Gesinnung, unerschütterliche Rechtlichkeit, ein redliches Eingehen auf die Bedürfnisse, auf die Gefühle des Volkes, das hat die zu Größen, zu Sternen am Himmel erhoben, die in ihrer Zeit, wenn nicht unscheinbar wirkten, doch nicht nach dem Scheine strebten.

Das ist gut, wird man einwenden, aber nicht jedem Fürsten ist eine Entwicklung großer Thatkraft gestattet. Die Umstände verbieten ihm oft die persönlichen Eigenschaften zu entwickeln, welche Verehrung und Liebe erwecken. Und wer diese Eigenschaften nun nicht besäße, was hat er denn, um seine Würde vor der Menge sichtbar zu machen? denn heute wird Niemand dem Unsinn huldigen, daß ein Fürst, der sich unwerth fühle, abtreten solle. Gerade zu Gunsten der Schwäche, und im Interesse der Allgemeinheit, ist der Nimbus. Das Volk muß eine sichtbare Hoheit haben, weil das Volk nicht aus idealen Wesen besteht, welche das Gute wollen, thun und erkennen, auch ohne Weisung, ohne Zeichen. Das Volk sind Menschen, mit allen Gebrechen behaftet, untertban ihren Sinnen und deren Täuschung. Die strafende Gerechtigkeit ist da, um vom Bösen abzuschrecken

— wenn sie es auch nicht immer thut — sie muß sichtbar seyn, wenn nicht mehr in den Galgen, die vor den Thoren stehen, so in den Gesetzen. Der Geist bedarf noch des Buchstabens, um von den Schwachen verstanden zu werden, und diese Schwachen sind die weit überwiegende Mehrzahl. So muß auch die Würde, die Würde des Regenten, gleichviel ob in einem Königthum oder einer Republik, äußerlich sichtbar, durch Zeichen gehoben seyn, die jeder versteht, die Ehrfurcht gebieten, die einer gefährlichen Annäherung unübersteigliche Schranken entgegensetzen.

Gegen die Zeichen der Hoheit und Würde wird kein Verständiger etwas einwenden. Auch das Gesetz bedarf des Buchstabens; zu jenem idealen Zustande, wo der Geist durch sich selbst jedem verständlich spricht und jeder im rechten Sinne handelt, sind wir noch nicht gelangt und werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, nie gelangen. Aber der Geist hat viel Rechte über den Buchstaben davon getragen. Was vor fünfhundert, was vor tausend Jahren nur durch Symbole begreiflich gemacht werden konnte und begriffen wurde, versteht sich heute von selbst, gleich wie man ja auch die alten Galgen abgebrochen, die Rabensteine geschleift hat, und der Sicherheitszustand ward um deßwillen nicht schlimmer; nein, er hat sich im Ganzen so gebessert, daß das Mittelalter darin den Vergleich mit unserer Zeit nicht mehr aushalten kann. Wie wir ohne stehende Galgen bestehen, und darum nicht schlimmer daran sind, braucht auch die Würde nicht mehr die Symbole, die einer Vergangenheit entsprungen, wenn nicht unseren Gefühlen geradezu widerstreben, doch nicht mit ihnen im Einklang sind, und darum durch den Schein eine Wesenheit uns entfremden, die uns nahe stehen sollte.

Nicht gegen Hoheit und Würde, nicht daß sie nicht stiftlich bestehen soll, nicht sittlich gegen ihre Zeichen, die auf unsere Sinnen wohlthätig einwirken, geht unser Wort; nur gegen die falschen Zeichen, falsch weil sie aus einer Vorzeit stammen, die abgelebt ist, falsch, weil man sie aus der Fremde geborgt und unrichtig angewandt hat, und falsch, weil sie, unsern Gefühlen widerstrebend, aus einer lebendigen Würde ein todtes Schaustück zu machen drohten. Zaudert noch heute Jemand den Titel des römischen Kaisers, die unselige Uebersetzung des semper augustus in „allzeit Mehrer des Reiches" als eine falsche Einpfropfung

eines falschen Strahlenreifes in die Krone der deutschen Hoheit zu verwerfen? Es ist nur ein Beispiel aus den vielen Mißverständnissen, durch welche vermittelst römischer Ueberkommenschaft orientalische Satzungen und Begriffe dem germanischen Leben eingeimpft wurden, und nicht das ärgste; denn am verderblichsten war die juridische Auslegung des Pandektenrechtes, welche den deutschen Königen alles Recht und alle Glorie der römischen Cäsarn zusprach. Es waren nicht deutsche, es waren italienische Juristen, welche diese trostlose Erbschaft zuerst für unsere Kaiser in Anspruch nahmen.

Deutsche Fürsten, sagten wir, waren es, die zuerst die schiefe Stellung der Wahrheit zum Scheine erkannten, die sich bemühten den Puderstaub der Glorie abzuschütteln und menschlich persönlich ihren Völkern näher zu treten. Der Orientale streckt sich in den Staub vor der Majestät, vor dem irdischen Vertreter Gottes; die römischen Kaiser, obgleich ihr Thron auf Usurpation und Blut gegründet, nichts von göttlichem Rechte aufzuweisen hatte, nahmen diese Huldigung der zu Sklaven gewordenen Freien gern hin, noch lieber die byzantinischen. Dem großen Ludwig machte es ein großes Vergnügen, wenn ein Schauspieler seines Hofes geschickt genug die Erschütterung vor seiner Größe spielte, um sich aufs Knie zu stürzen. Aber seine Eitelkeit ließ es doch lieber als persönliche Huldigung gelten, wie als Devotion vor der königlichen Würde. Wir wissen nicht, wenn das auf die Knie sinken in Deutschland aufkam, ursprünglich vielleicht nur von Unterworfenen und Gefangenen gegen ihre Sieger, ein Flehen um Gnade; dann möglicherweise durch die Berührungen mit Byzanz, durch die Römerzüge in schlechter Nachahmung des Schlechten angewandt; endlich als eine leere Form bei der Investitur der Lehen eingeführt. Denn der Vasall, der vor seinem Lehensherrn kniete, scheute sich nicht, ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen, wenn er wieder aufstand. Aber daß der Freie vor seinem Fürsten kniee, ist nie ein deutsches Sittenrecht gewesen, und mit Entschiedenheit und Entrüstung haben edle deutsche Fürsten diese Ehre von sich abgewandt, als eine, die Gott allein gebühre. Damit zugleich wiesen sie von sich den theokratischen Nimbus ihrer Würde, denn das „von Gottes Gnaden" war ein Zeichen der christlichen Demuth, nicht

eine Weisung an die Völker, in dem Fürsten ein anderes Wesen, ein anderes Blut, eine neue Incarnation Gottes zu erblicken. Von diesem Hochmuth, der erst in glaubensleeren Zeiten als ein müßiges Gedankenspiel aufkam, waren die deutschen Fürsten im Mittelalter weit entfernt. Wie hätte sich das mit dem Wahlreich vertragen, wie mit der Stellung der Fürsten, die ihr Fürstenthum als Amt von Kaiser und Reich empfangen? Das Priesterthum war schon bei den Germanen des Tacitus ganz gesondert von der Würde der reges. duces und proceres und so ist es der Idee nach geblieben, und auch in der Wirklichkeit, wie die langen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst bewiesen, bis nach der Reformation einige protestantische Fürsten das supremum jus circa sacra als ein herrenlos gewordenes Gut aufgriffen.

So lehrt uns recht eigentlich der Kern der deutschen Geschichte, wie die Macht der deutschen Kaiser und Fürsten auf reelleren Grundlagen ruhte, als auf der Fiction eines göttlichen Rechts. Denn die anerkannten Vertreter dieses Rechtes vermochten mit ihren von Rom geschleuderten Blitzen nicht die deutsche Treue wankend zu machen. Es gehörten ungeheure Versehen, tiefe Kränkungen dazu, welche die Kaiser dem deutschen Gefühl anthaten, wenn ihre Völker von ihnen ließen. Das numen divinum blieb schwach, wo ihm gegenüber die Treue, die Liebe und Zuneigung und gleiche Gefühle den Fürsten mit seinem Volke verbanden. Jener Gedanke, daß die Fürsten Vertreter Gottes wären, daß ihre Scheitel ein Schein der Himmelsmacht umschwebe, und ein Vergehen gegen sie eine Versündigung gegen Gott sey, ist, soviel uns bekannt, auch nie vor der Reformation in legaler Weise ausgesprochen worden. Das biblische: „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat, denn alle Obrigkeit ist von Gott," hat einen so rationellen Sinn, daß daraus jene mystische Fiction nicht hergenommen werden konnte, am wenigsten zur katholischen Zeit, wo das: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist," zu einer ganz andern Deutung benutzt wurde. Erst in den Vorwehen, die den modernen Legitimitätsbegriff ins Leben riefen und an die Spitze der neuesten Staatsweisheit stellten, erwuchs auch jener dunkle Gedanke zu einer unsichtbaren Macht, wildfremd dem

Seyn und Sinn des Urgermanen. Seine Helden und Zwerge hatten wohl etwas dämonisch göttliches, auch seine Frauen; daß es aber auch seinen Königen beigewohnt, davon schweigen die heidnischen und christlichen Mythen, ja sie besagen gerade das Gegentheil. Siegfried war halb göttlich, aber König Günther ein sehr gewöhnlicher Mensch. Luther in seinem blind übersprudelnden Eifer gegen den Bauernaufstand mag seiner Zeit auch zu jener Fiction beigetragen haben. Er, der gegen die Mystik der Tradition so unerbittlich gestritten, legte in seinen Schriften gegen die armen Bauern dem: „Seyd unterthan der Obrigkeit, und alle Obrigkeit ist von Gott" wieder einen mystischen Sinn unter. In der Hitze des Gefechtes ward er, wider Willen, zum heftigsten conservativen Streiter, der, um alles zu erhalten, was bestand, ihm den Nimbus des Göttlichen umwarf, nur dem nicht, was er selbst umgerissen hatte.

Man wird heute am wenigsten aus dem Schatz der kirchlichen Tradition eine Anleihe machen dürfen, um die Throne mit dem Duft einer göttlichen Abkunft zu umgeben. Dieser Schatz ist so angegriffen, daß man eher alles thut, ihn wieder zu füllen, als noch davon zu nehmen. Aber es gab ein anderes Verfahren, um der Ostentation der Würde, wo sie mißlich schien, ohne Schaden überboben zu seyn. Der populäre Ausdruck des „sich rar machen" ist vielleicht der bezeichnendste dafür. Ein Fürst sollte sich wenig zeigen. Aus seiner ungesehenen geheimnißvollen Nähe sollten die Befehle ausströmen. Dadurch sollten sie an Ehrfurcht gewinnen, daß man den Quell nicht sah. Aber das führt immer auf den Jehova, auf den Sinai, auf die Bundeslade, auf die Druidensprüche oder auf den Dalai Lamismus zurück. Ohne theokratische Fiction des Königthums läßt es sich nicht halten, und ist überdem durch und durch undeutsch. Der deutsche Fürst, der deutsche Kaiser ist es nur inmitten seines Volks, wie die Könige der Mythenkreise es nur mitten unter ihren Paladinen waren; einen König, der sich hätte in Nebel hüllen und wie das pythische Orakel sprechen wollen, oder gar Lust gespürt hätte, als Harun Alraschid durch sein Volk zu wandern, erkennt die deutsche Sage nicht an. Der Kaiser durchzieht sein weites Reich, um zum Rechten zu sehen und zu richten, er läßt sich pflegen und bewirthen, und zieht dann weiter. Er sitzt auf dem schönst geschmückten Rosse, auf

erhöhtem Sitze, ihm werden die besten Schüsseln, die Pokale mit edelstem Weine zuerst gereicht, aber immer geschieht es unter demselben Himmelsdach, in derselben festlichen Halle, wo seine Getreuen mit ihm sitzen und froh und traurig mit ihm sind. Die erste einsame versteckte Majestät war Tiberius. Sie hat im ganzen Abendlande keinen Nachfolger gefunden, wenn nicht etwa Ludwig XI. Ausgesprochen lesen wir diese falsche Weisheit zuerst in der Ermahnung, welche Heinrich IV. auf dem Todtenbette seinem Sohne in Shakspeares Drama ertheilt. Dieser kaltherzige König, dessen Thron auf Blut, Trug und Usurpation beruhte, bedurfte der Kunst, sich nicht zu zeigen. Sein lebensfroher Sohn, gestützt auf rechte Geburt, Talente und Muth, kann sie verwerfen. Er war der Mann seines Volkes unter seinem Volke.

Verfolge man die Geschichte aller deutschen Staaten und Stämme, welche Fürstenhäupter strahlen da hervor, welche Namen werden gesungen und leben in der Erinnerung der Völker? Es sind die, welche den persönlichen Werth für höher hielten als den Purpurmantel, welche durch Züge, die aus dem Herzen stammten, zum Herz ihrer Völker sprachen. Wie reich an solchen gemüthlichen Zügen ist unsere ganze Geschichte, und wie eigen, daß unsere Historiker gerade sie aufbewahrt haben, und in Zeiten, wo man kaum die nackte That der Aufzeichnung werth hielt! Die ganze französische Geschichte, die so reich ist an weit zurückgehenden chronikalischen Mittheilungen und Memoiren, enthält unseres Wissens keinen einzigen, wo der König rein als Mensch zum Unterthanen als Menschen spräche; viel freilich an großartigen Zügen von edlem Stolz, von ritterlichem Sinn, wie das berühmte: tout perdu hors l'honneur; aber selbst jenes wohlwollende Bonmot des vierten Heinrich von dem Huhn im Topfe ist doch mit gascognischem Sprudelgeist gefärbt. Heinrich wußte, indem er es sprach, daß er den Zustand nicht herbeiführen werde, während Ludwigs des Bayern: Jeder Mann ein Ei, dem braven Schweppermann zwei! keine Redesart, sondern eine That war. Die Franzosen haben für das Gemüth, wie keinen Ausdruck, so keinen Begriff. Ludwig XVI. hatte vielleicht einen Sinn dafür, er war sein Verderben; Louis Philipp hätte sichtlich Lust dazu, aber er ist zu klug, diese Lust merken zu lassen, es könnte den Respekt vor seiner Klugheit beeinträchtigen. Schelten wir unsere Nachbarn

nicht deßhalb, daß sie etwas nicht besitzen, was wir besitzen. Aber hüten wir uns, aus Verdruß und falschem Eifer eine Eigenschaft unserer Nation zu verunglimpfen, die ihr ins Blut gewachsen ist und schöne, edle Früchte zu allen Zeiten zeitigte. Ihre Ankläger sagen: die Gemüthlichkeit hat uns zu Sklaven gemacht; wir weisen die Klage zurück: sie hat uns frei erhalten, als andere Völker die Knie vor ihren Königen beugen lernten. Sie sahen in ihnen Wesen anderer Art, wir hinter ihrer unangetasteten Würde Menschen wie wir, unseres Gleichen an Blut, Herz, Gesinnung.

Verfolge man die Geschichte des Hauses Habsburg in Oesterreich, gehe man Schritt für Schritt der des preußischen Königthums nach, und man wird auf jedem Blatte unsere Annahme bestätigt finden. — In Oesterreich hatte sich mehr vom bunten mittelalterlichen Kaisernimbus erhalten, die kalte Perückenglorie Ludwigs des Vierzehnten fand daher hier weniger Eingang; das menschlich Gemüthliche vertrug sich und spielte Versteck in den Falten der alten Staatskleider. Maria Theresia konnte vom Fenster aus beim Römerzuge über ihren Gatten auflachen, wie seine magere Gestalt sich in der faltenreichen Tunika, in den ungeheuren Handschuhen und unter der ausgestopften Krone so ungeschickt ausnahm, laut auflachen durfte sie über das veraltete Spiel, ohne befürchten zu müssen, daß sie seiner oder ihrer Würde damit etwas vergab. Sie kannte ihr Volk. Diese alten goldverbrämten Fetzen waren es nicht, welche die Bande der Ehrfurcht und Liebe für das Kaiserhaus schlangen. Die Bande waren fester, sie waren innere, unsichtbare. In Italien, Frankreich, Spanien hätte dies Lachen gefährlich werden können. Es ist viel Pracht, viel Glanz in der Kaiserburg, wenn es große Staatsactionen gilt; man ist daran gewöhnt und will ein Schauspiel sehen; mehr ist es nicht. Die Schauspiele wechseln; wenn sie vorüber sind, sind sie vergessen, das Heiligthum der Familienbande bleibt. Die stillen Züge von Herzensgüte, von Theilnahme, von Gleichstellung des Menschen zum Menschen leben in dem Oesterreicher fort, selbst dann noch fort, wenn er später etwa zur Ueberzeugung käme, daß er sich getäuscht hätte. Es sind dann Elegien, die, auch ohne Gegenstand, um ihrer selbst willen ihm werth bleiben.

In Preußen war es anders. Das neue Königreich glaubte neue Kleider anlegen zu müssen, Staatskleider von strahlendem Glanz, um die neue Würde dem Volke verständlich zu machen. Es borgte den Nimbus aus Ludwig des Vierzehnten Hofhalt. Ward Friedrich I. dadurch ein König, groß unter seinen Zeitgenossen, groß in der Erinnerung seines Volkes? Das Volk hat ihn beinahe vergessen, in der Geschichte verschwindet er. Trotz des Glanzes seiner Krönung, trotz der Purpur- und Hermelinenpracht, trotz der Wolkenperücke, welche unter der Krone auf seine Schultern niederwallte, und der Ritter und der Orden, die er gestiftet, weiß das Volk kaum seiner sich zu entsinnen, und wenn man seine Erinnerung erweckt, so ruft es wohl: „Ach den kleinen bucklichten König meinen Sie!" Das die Frucht so außerordentlicher Anstrengungen zu glänzen! Friedrichs Nachfolger kehrten auf den Weg ihrer Ahnen zurück. Sie ließen entweder den heraufbeschwornen Glanz bestehen, als etwas Unwesentliches, nebenher, oder sie vermieden ihn geflissentlich, im bewußten oder unbewußten Gefühl, daß ihr Königthum dadurch vor ihrem Volke zu keiner festern und höhern Bedeutung gedeihe, daß die Aufgabe sey, andere, innigere, heiligere Bande sorgsam zu pflegen. Friedrich Wilhelm I., trotz seiner rauhen Seiten einer ursprünglich wilden Natur, die er fortwährend zu dämpfen hatte und mit Riesenkraft mit großer Selbstaufopferung dämpfte, Friedrich Wilhelm I. war der Mann des Volkes, wie ihn auch Memoiristen und Geschichtschreiber verschrieen haben. Er fühlte sich eines Blutes mit ihm, er sprach es laut aus, und seine Preußen erkannten es. Er war der Kernmann einer rauhen, sittlichen Zeit, die in Zucht und Ordnung den Grundstein zu Preußens Größe legte. Seine Spielereien sind ihm vergeben; große Soldaten zu haben stand wohl an dem Könige eines kriegerischen Staates; auch über die einzelnen rohen Willkürakte sah das Volk hinweg, sie gehörten der Zeit an. „Es war doch ein Herr, wie er seyn muß." Er hatte ja den goldbrokatenen Schlafrock, der seine Glieder königlich umwallen sollte, verbrannt, die üppigen Livreyen abgeschafft; einfach, häuslich, bürgerlich ging es bei ihm zu. In des Bauern und des Bürgers Haus trat er, ohne das Diadem, wie ein Freund, er setzte sich an ihren Tisch, holte ihren Rath ein und gab ihnen Rath. Er

rauchte Tabak und liebte den frohen, derben Scherz. Und dieſer Scherz hat ſeiner Würde nichts geſchadet, ſeine Erinnerung nicht beeinträchtigt. Er lebt in ſeinem Volke in höherer Glorie als in den Geſchichtsbüchern. So liebt der Deutſche ſeinen Fürſten, und Friedrich Wilhelm I. war weder der einzige Regent ſeiner Zeit — nur beiläufig an Leopold von Deſſau zu erinnern — noch ſeit ſeiner Zeit, der durch dies bürgerlich derbe Auftreten, durch den Hausmannsrock, der aus dem Purpur zum Vorſchein kam, das Herz ſeines Volkes gewann. Noch lebt der Herzog von Braunſchweig weniger durch ſeine Heldenthaten und ſeinen Heldentod bei Quatrebras, als durch ſein bürgerliches Weſen in ſeinem Volke fort.

Friedrich II. hat unter allen Umſtänden auch unter ſeinen Preußen Anſprüche auf ewigen Ruhm. Zu der populären Geſtalt des alten Fritze ward er aber nicht durch ſeine dreizehn Schlachten, nicht durch ſeine Königsbauten, nicht durch ſeine Manövers und Paraden, die Fürſten und Könige beſuchten, und freilich noch weniger durch ſeine Philoſophie. Sein kleiner Hut, ſein abgetragener Rock, ſeine Krücke und Tabaksdoſe, ſein alter Schimmel, die erhoben ihn dazu. Wäre er nur in goldglänzenden Karoſſen einhergefahren, wäre er nur erſchienen umſtrahlt von einem glänzenden Hofe, von Haiducken und Laquaien, er wäre zwar derſelbe große König, aber nicht der alte Fritz des Volkes.

Nach ihm glaubte man, der große Mann habe freilich ſich ſelbſt genug gethan, aber der Würde des Thrones vergeben. Man wollte es wieder gut machen, und räucherte mit Weihrauch um den Thron. Das beſte, was man dieſer Zeit anthut, iſt, daß man von ihr nicht ſpricht. Das Volk hat ſie vergeſſen.

Der Thron ſtand nicht würdiger, die Krone glänzte nicht heller, als Friedrich Wilhelm III. jenen beſtieg, und dieſe, zu ſchweren Verhängniſſen, auf ſeinen Scheitel drückte. Hat je ein König mehr die Herzen ſeines Volkes gewonnen? Nicht durch ſeine wunderbaren, faſt tragiſchen Schickſale, nicht durch ſein Unglück und die große Kataſtrophe, aus der er als Sieger hervorging, nicht dadurch, daß er das Gefühl der Majeſtät in gewiſſen Momenten auch durch die That hervortreten ließ. Nein, durch ſtille Bürgertugend, durch Familienglück, durch die tauſend

als früher in den Fall kommen, rechtlich handeln zu müſſen, und weiſe handeln zu wollen. Die Verſchiedenheiten der Culturgrade, der Nationalitäten, der Stände verſchwinden immer mehr, und mit ihnen die Verſchiedenheit der Intereſſen und Phyſiognomien der einzelnen Diplomatien. Deßhalb kann man der Folgezeit Diplomaten von Kopf, Herz und Benehmen eines geachteten Bankiers mit der Richtung nach den großen materiellen Intereſſen ſeines Landes von guter, aber nicht nothwendig vornehmer Erziehung, und von einer Darſtellung mehr ſeines Volks als der großen Welt im Allgemeinen — mit einiger Wahrſcheinlichkeit vorherſagen. Sie werden vermögen, die ſonderbaren Vorurtheile ſchneller zu widerlegen, als dieſes einzelnen, ſehr ehrenwerthen und wenigſtens von ihren näheren Bekannten hochgeſchätzten Perſönlichkeiten unſerer Zeit möglich geweſen iſt.

Der Organismus der Miniſterien des Auswärtigen wird eben ſo merklich abgeändert werden. Die Hauptfragen werden immer mehr dem Miniſterrath anheimfallen, und das eigentliche Geſchäft wird ſich auf Einnahme und Ausgabe der Mittheilungen, auf Repräſentation beſchränken. Die untergeordneten Stellen wird man lieber mit jungen Generalſtaabs-Offizieren beſetzen, als mit Söhnen vornehmer Häuſer, welche entweder nur auf einige Zeit eine angenehme Stellung in der großen Welt annehmen, oder die Diplomatie ſcheinbar zum Lebensberufe, eigentlich aber doch nur zur Zuthat ihrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe machen wollen. Sowohl bei den Geſchäften, als bei denen, welche ſie betreiben werden, wird man mehr auf den Kern als auf die Schale zu ſehen haben, denn die realiſtiſche Seite zeigt ſich gegenwärtig bei allen Verrichtungen vorzüglich.

Eben dieſes Vorherrſchen der Intereſſen des Handels und der Gewerbe, die übertrieben vermehrte Hervorbringung, welche zwingt, jeden möglichen Handelsweg aufzuſuchen, werden die Wichtigkeit der Conſulate in demſelben Maaße erhöhen, in welchem der repräſentirende und unterhandelnde Beruf des Diplomaten weniger in Anſpruch genommen werden wird. Es werden Conſulatsposten wichtig werden, an deren Beſetzung man nun kaum denkt.

Die bezahlten, hingeſendeten Conſuln haben in Ausübung ihres Amts und in Behauptung ihrer Stellung vor dem Diplomaten im engeren Sinne Manches voraus. Kein Hof zwingt ſie zu Ausgaben, kein Miniſterium zu ängſtlichen Rückſichten. Es fällt auf, daß ſo wenige Diplomaten ſich um dergleichen Stellen bewerben,

Züge von Herzensgüte, die von Mund zu Mund gingen, erwarb er ſich eine Liebe, die mehr gefühlt ward als ausgeſprochen, die Allen erſt recht deutlich wurde, als er nicht mehr war. Er konnte ſich ſtolz aufrichten und als König um ſich ſchauen; das ward erkannt, Bewunderung erregte es, aber nicht Liebe. Aber daß er, freiwillig, aus Herzensbedürfniß, dem Glanz entſagte, bürgerlich erſchien, bürgerlich ſprach, daß er über die großen Geſchicke die kleinen Schickſale der Einzelnen nicht vergaß, mit ihnen fühlte, half, wo er konnte, tröſtete, daß er über den König nie den Menſchen vergaß, das hat ihm in einer Zeit den Ruhm eines großen Königs gelaſſen, welche in raſchem Gedankenfluge den Kreis ſeiner Gedanken weit überflügelte und ſtärkere als er niedergeworfen hätte. Nicht die Tradition, nicht der Nimbus hielt ihn unangetaſtet, es war der Charakter, es war die Würde der Perſönlichkeit, vor der der Deutſche ſich in Ehrfurcht beugt.

W. A.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Univerſitäten.

Bonn. Nach dem amtlichen Verzeichniß der Univerſität beläuft ſich die Zahl der Studirenden auf 671.

Breslau. Der bisherige Privatdocent Dr. **Aries** iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

Erlangen. Der ordentliche Profeſſor Dr. **Engelhardt** iſt für das Studienjahr $1841/_{42}$ zum Prorector der Univerſität ernannt worden und ſeine Wahl hat die königliche Beſtätigung erhalten.

Gießen. Dem amtlichen Verzeichniß der Univerſität zufolge zählt ſie 402 Studirende, von denen katholiſche Theologie 38, proteſtantiſche Theologie 62, Jurisprudenz 108, Medicin 57, Chirurgie 5, Thierarzneikunde 9, Kameralwiſſenſchaften 50, Architectur 16, Forſtwiſſenſchaft 46, Philoſophie und Philologie 23, Pharmacie und Chemie 62 ſtudiren.

Der ordentliche Profeſſor der Medicin und Phyſiologie Dr. **Biſchoff** iſt zugleich zum ordentlichen Profeſſor der Anatomie und zum Director des phyſiologiſchen und anatomiſchen Inſtituts ernannt worden.

Göttingen. Dem Perſonal-Verzeichniß der Univerſität gemäß betrug in dieſem Winterſemeſter die Zahl der Studirenden 637 (436 Inländer und 201 Ausländer), von denen 132 Theologie, 203 Jurisprudenz, 206 Medicin und 91 Philologie, Philoſophie und allgemeine Wiſſenſchaften ſtudiren.

Greifswald. Der bisherige Privatdocent bei der Univerſität zu Halle, Dr. Med. **Litzmann**, iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät an dieſe Univerſität berufen worden.

Halle. Der Privatdocent Dr. **Wippermann** in Göttingen iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der juridiſchen Facultät an dieſe Univerſität berufen worden.

Heidelberg. Das amtliche Verzeichniß der Studirenden giebt für das abgelaufene Winterſemeſter die Geſammtzahl der immatriculirten Studenten auf 759 an, außerdem beſuchten noch 85 Perſonen reiferen Alters und 15 candidirende Chirurgen und Pharmaceuten die Vorleſungen. Von den 759 eigentlichen Academikern ſind 516 Ausländer und 243 Inländer; dem Studium der Rechte lagen 176, dem der Medicin, Chirurgie und Pharmacie 141, dem der Kameralwiſſenſchaften und Mineralogie 64, der Philoſophie und Philologie 29, der Theologie 49 ob.

Jena. Die Geſammtzahl der Studirenden beträgt, dem amtlichen Verzeichniſſe zufolge, 441, von denen 79 (33 Ausländer) Theologie, 137 (95 Ausländer) Jurisprudenz, 47 (15 Ausländer) Medicin, 123 (71 Ausländer) Philoſophie ſtudiren; außerdem nahmen noch 16 nicht matriculirte Perſonen an den Vorleſungen Theil.

Der Profeſſor Dr. **Frei** in Zürich hat einen Ruf an die hieſige Univerſität erhalten und angenommen.

Königsberg. Nach dem amtlichen Verzeichniß der Universität betrug die Gesammtzahl der Studirenden 353 (335 Inländer und 18 Ausländer); von ihnen studirten 75 Theologie, 87 Jurisprudenz, 73 Medicin, 118 Philosophie und Philologie; außerdem waren noch 12 Ohrenärzte unter der Leitung des Directors des medicinisch-chirurgischen Studiums zum Besuche der Vorlesungen berechtigt.

Marburg. Der außerordentliche Professor Dr Vanderbeffer ist zum ordentlichen Professor der Philosophie, und die Privatdocenten Dr med. C. Zwenger, Dr. Fr. L. Steinmann und Dr Fr. Dietrich, der Erstere zum außerordentlichen Professor der Medicin, die beiden Letztern zu außerordentlichen Professoren der Philosophie ernannt worden.

München. Die Zahl der Studirenden betrug nach Ausweis der Matrikel 1560 (1118 Inländer), Theologie studirten 97, Jurisprudenz 118, Kameralwissenschaften 9, Medicin und Chirurgie 76, Philosophie und Philologie 500, Pharmacie 10, Forstwissenschaft 66, Architektur 27, Industrie 1, Bergwerkskunde 5.

Tübingen. Dem amtlichen Verzeichniß zufolge studirten in verflossenem Wintersemester an dieser Universität 452 und zwar evangelische Theologie 157 (150 Ausländer), katholische Theologie 118 (111 Ausländer), Jurisprudenz 108 (8 Ausländer), Medicin 59 (6 Ausländer), Philosophie 106 (8 Ausländer), Kameral- und Forstwissenschaften 112 (5 Ausländer), Pharmacie und Chirurgie 51 (3 Ausländer).

Die Vorlesungen hatten 39 ordentliche, 10 außerordentliche Professoren, 12 Privatdocenten, 5 Lehrer der Künste.

Der außerordentliche Professor Dr Keller ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden, und der Privatdocent Schiemer hat an der katholisch-theologischen Facultät Titel und Rang eines außerordentlichen Professors erhalten.

Der Professor Arnold in Freiburg ist als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie an diese Universität berufen.

Kirche.

Während unserer gegenwärtigen Zeit von verschiedenen Seiten der Vorwurf der Lauheit und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen wiederholt gemacht worden, hat plötzlich ein Ereigniß gezeigt, wie lebendig der religiöse Sinn im Volke lebt. Zwar kann man eben nicht sagen, daß die Massregeln, welche in einem großen protestantischen Staate höheren Orts zur Belebung des rein kirchlichen Sinnes genommen wurden, besondern Anklang gefunden hätten; es waren Formen wie jede andere, für die unsere Zeit den Sinn verloren zu haben scheint; um so größer ist der Eindruck gewesen, den der Aufruf des Priesters Ronge in Breslau veranlaßt hat, eine deutsch-katholische Kirche zu gründen. Er ist bereits in Schneidemühl, in Berlin, in Breslau selbst zur theilweisen Ausführung gekommen, er findet in andern Städten, wie Leipzig, den allgemeinsten Anklang, und dürfte leicht von sehr erheblichen Folgen für die Zukunft werden. Nur eine Frage kann der ruhige Beobachter bei dieser interessanten Erscheinung nicht von der Hand weisen: ob nicht unbewußt das politische Interesse einen großen Antheil an der allgemeinen Wirkung von Ronge's zweitem Briefe habe als das kirchliche? Es scheint fast so, wenigstens wenn man manche Umstände erwägt, die sich schon jetzt bei diesen Bewegungen zu Tage legen. In den verschiedenen schon gebildeten deutsch-katholischen Gemeinden schwankt man bei der Annahme einzelner Punkte; in der einen erkennen die Führer nur zwei, in einer andern noch sieben Sakramente an, doch wollen diese letztern auch in diesem Punkt den andern beitreten, sobald sie erst sicher sind, die größere Menge nicht dadurch zurückzuschrecken. Solche Aussichten zeigen wenigstens bei den Führern keinen echten reformatorischen Geist und verrathen nur allzusehr das überwiegende politische Element. Auch als politisches Ereigniß könnte nun diese Bewegung von großem Einfluß für Deutschlands festere einheitliche Gestaltung seyn, nur darf sie dann nicht mehr blos Sache des Volkes bleiben, da dieses in der Politik selten den Ausschlag giebt, sondern sie muß Sache der Fürsten werden. Ob dies geschieht, muß die Zukunft lehren. Aber dann hatten doch diejenigen recht, die unserer Zeit religiöse Begeisterung absprechen.

Literatur.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, wohl nicht unserer Zeit allein, daß der Augenblick herrscht, die flüchtigen Ereignisse, Anforderungen und Bedürfnisse des schnell verschwindenden Moments allein Rechte haben, wie sie andere tiefer gehende Ereignisse, die für eine

lange Zukunft Wurzel zu fassen haben, nie erreichen können. Es ist dies eine nur billig zu nennende Ausgleichung der verschiedenen Ansprüche in dem Reiche der Natur, die auf dem tiefsten Rechtsprinzip beruht. Was mit dem Augenblick entsteht und veraeht, erhält auch von ihm allein seine Anerkennung. Es möchte dies aber auch der Prüfstein der verschiedenen Erscheinige des geistigen und bürgerlichen Lebens seyn. Das Neue wird stets mit rauschendem Beifall oder höhnender Verwerfung begrüßt, je nachdem die Gemüther auf sein Erscheinen vorbereitet sind; seine Träger sind die Helden des Tages im guten oder bösen Sinn, bis sie wieder von andern neuen Erscheinungen abgelöst und in das Reich der Vergessenheit hinabgezogen werden. Wurzelt die Idee, die diese Erscheinungen hervorgerufen, auf tieferem Grunde, so macht sie sich jetzt erst und dauernd Bahn, im entgegengesetzten Fall bleibt sie verschollen.

Im Reiche der Literatur kann man die Wahrheit dieses Satzes alle Tage sehen. Alle Tage sah werden neue Heroen der Literatur ausgerufen, und jeder Tag sieht neue Sterne dieser Art erbleichen. Niraends hat sich aber die trügerische Art der Tagesberühmtheit lebendiger gezeigt, als in den schleswigschen Arretierunruhen und bei deren Wortführer Prutz. In allen Zeitungen hallt sein Name wieder, täglich, in jedem Blatt und Blättchen war nur von ihm und seiner Angelegenheit die Rede. Da trat Ronge und die deutsch-katholische Gemeinde auf und die Angelegenheit der schlesischen Weber blieb unbeachtet, als wenn sie nie da gewesen wäre. Jetzt hört man nur von Ronge und den Deutsch-Katholiken, vor ihnen verstummt sogar die Stimme der preußischen Radicalen und Freunde der Constitution, die durchaus von dem Traum nicht abstehen wollen, als werde der König von Preußen in diesem Frühjahre noch eine Verfassung geben. Und wie lange wird es mit dieser Tagesberühmtheit Ronges dauern?

Man würde uns Unrecht thun, wenn man aus vorstehenden Worten den Schluß ziehen wollte, als seien wir dem Neuen an sich feindlich gesinnt. Wir sind nur mißtrauisch, wie es Jeder seyn muß, der die sogenannte Vox populi kennt: mißtrauisch gegen die tiefere geistige Natur des Neuen unserer Zeit, besonders deßwegen, weil es, kaum geboren, auch schon die Massen der Journale bewegt, denn eine andere Vox populi haben wir noch nicht und die Journalstimme ist die trügerischste, die man sich möglicher Weise denken kann.

Es versteht sich von selbst, daß in einer Zeit, die von solchen Parteiinteressen gewaltig ergriffen wird, die Zahl der Anschriften bis ins Unglaubliche sich steigern muß. Die Beschwerden über Ronge, Czerski und ihre Anhänger und Gegner sind zahllos und werden täglich größer. Es soll ein guter Handelsartikel für den Buchhandel seyn, so wie die politischen Beschwerden in diesem Augenblicke ohne Beachtung bleiben und fast, wenn man so sagen darf, todt geboren werden.

Das ist aber das Bild unserer gesammten Literatur der Gegenwart. Sie buhlt nur dem Augenblick, und wenn wir auch nicht von dem Gedanken lassen können, daß selbst in den fruchtlosen Kindern des Augenblicks die Bürgschaft einer bessern Zukunft verborgen liegt, so müssen wir doch bekennen, daß die Erzeugnisse der Gegenwart ein ziemlich treuloses Bild von dem zerfahrenen, sich selbst unklaren, fast nur in rohen Skizzen imprevisirenden Geist der Zeit geben. Von künstlerischer Durchdringung des Stoffs, von Durchbildung des Gedankens ist keine Spur vorhanden, in den Erscheinungen unserer Zeit zeigt sich nichts als nur das Jagen nach Effect, der natürlich eben in diesem Ueberstürzen, in dem übereilten Eifer, etwas fertig zu machen, ebenfalls verloren geht.

Als eine solche übereilte und deßhalb verfehlte Production müssen wir den neuen Roman Ludwig Storch's „Max von Sigl" nennen. Der Verfasser, früher ein beliebter Erzähler, hat nach jahrelanger Ruhe das Publikum damit wieder an sich erinnert — wir fürchten sehr zu seinem Nachtheil. Vergeblich suchen wir in dieser neuen Dichtung die seinbewußte Ruhe und Klarheit der Darstellung, die seine frühern Romane auszeichnete, besonders den „Freiknecht" und die „Heidelchenke"; statt dessen tritt uns ein Bestreben entgegen, durch ungewöhnliche Charaktere oder vielmehr Figuren das Interesse des Lesers zu fesseln, die durch das Abnorme ihrer Erscheinung eher das Gegentheil bewirken. Zugleich überladet der Verfasser das Gedächtniß des Lesers mit einer ganzen Masse von Personen, die an sich völlig unbedeutend, für den eigentlichen Roman ohne wirksames Eingreifen, ihn mit ihrer ausführlichen Lebensgeschichte, die mit langweiliger Breite erzählt wird, eher ermüden als unterhalten und den Roman zu einem Amalgam kleinlicher Verhältnisse machen, die ohne den bindenden Halt einer allgemeinen bewegenden Idee völlig auseinanderfallen.

So sehen wir Einen nach dem Andern der Berühmtheiten unserer Zeit nach kurzem Lauf, nach glänzendem, himmelstürmendem Anlauf in das todte Meer der Alltäglichkeit, der ohnmächtigen Kraftlosigkeit versinken. Woher kommt das? Doch wohl, weil sie das Ziel, das sie sich vorgesteckt, dem sie nachgestrebt haben, nicht in der Sonnenhöhe der Kunst, sondern in dem leicht zu erwerbenden, aber eben so schnell vorüberfliegenden Meteor

der Volksgunst setzen. Verehrten sie die Kunst, wie es die wahren, die alten Meister gethan, sie würden sie strenger über sich wachen, nicht blos schreiben, was ihnen der Augenblick gebietet, ehe der Gedanke schöpferisch durchgebildet, fruchtbringend gezeitigt ist. Sie würden ernstere Anforderungen an sich selbst machen und dadurch von selbst erreichen, wonach sie jetzt vergeblich sich außer Athem laufen — die Gunst der Menge; denn das wahrhaft Edle und Schöne findet immer auch den ihm gebührenden Anklang in der Brust der leichtbegeisterten Menge.

Diese Bemerkungen, die sich dem Freunde der Literatur immer wiederholen, sich unwillkürlich, wider seinen Willen ihm aufdrängen, drängen nothwendig das Resultat hervor, daß er sich fast mit Widerwillen von den neuern Erscheinungen der Literatur abwendet. Es ist ja ewig nur das Jagen nach augenblicklichem Gewinn, nach dem leeren, nichtssagenden Beifall der gedankenleeren Menge, aber lobhudelnder Freunde, was ihm hier entgegentritt, kein ernstes, bewußtes Streben nach dem Höchsten, was der Geist zu leisten im Stande ist.

Die Masse von unbedeutenden Erzeugnissen häuft sich dabei zum Erschrecken an; die Leihbibliotheken füllen sich mit grauenhaften Zerrbildern der Phantasie, oder aufgewaschenen, wässerigen Nebelbildern, die charakterlos verschwimmen und in dem Leser den Eindruck eines sinnlosen, verworrenen Traumbildes zurücklassen; die Literatur hat keinen Nutzen davon. Sollen wir sie nennen, diese Legionen von Pigmäen, die den deutschen Büchermarkt mit ihren zahllosen Subjecten überschwemmen? Es wäre Schade um das Papier, das dadurch nutzlos verschwendet würde. Schade um die Zeit, die man dadurch nutzlos veranlaßt und ein Nachtheil für die Literatur und ihre echten Vertreter, zu denen doch noch ein kleiner Kreis gehört und die sich durch ein solches Register entehrt fühlen müssen; denn nur das Bessere hat das Recht, genannt zu werden.

Wenden wir uns lieber zu andern Zweigen der Literatur, die aber einen befriedigenden Anblick gewähren.

Während, wenigstens in der jüngsten Zeit, eine Stagnation in der schönwissenschaftlichen Literatur eingetreten zu sein scheint, ist man in andern Fächern der Wissenschaft in rühmlicher Weise thätig. Es ist freilich auch kein eigentliches Schaffen, von dem wir hier zu reden gesonnen sind; aber auch schon das Herbeischaffen der Bausteine zu künftigen, wichtigen Bauten ist dankenswerth. Wir meinen nämlich die Vorarbeiten zu tiefern geschichtlichen Studien, die schon seit längerer Zeit sich auch in Deutschland immer mehr bemerklich machen. Von allen Seiten ist man mit Eifer bedacht, die seit Jahrhunderten verschlossenen, in unserer Zeit aber von einem freisinnigeren Geist geöffneten Archive zu durchsuchen und ihre so lange vergrabenen Schätze ans Licht zu ziehen.

So hat Dr. Karl Lanz im vorigen Jahr angefangen die Correspondenz Kaiser Karls V. herauszugeben, die in dem königlichen Archiv und der Bibliotheque de Bourgogne zu Brüssel aufbewahrt wird. Der erschienene erste Band umfaßt die Jahre 1513 bis 1532 und enthält 781 meist noch ganz unbekannte Aktenstücke, die ein eigenthümliches, freilich nicht sehr schmeichelhaftes Bild von dem Kaiser geben, der in einer so vielbewegten merkwürdigen Zeit die mächtigsten Throne Europa's in Besitz hatte und doch nicht wußte, was er mit seiner Macht, mit seiner Zeit anfangen sollte.

Eine ähnliche Sammlung von Dokumenten, wenn auch von weit höherem unmittelbaren Werth für unsere Zeit, enthält der vierte Theil des von dem Freiherrn von Gagern herausgegebenen Werkes: „Mein Antheil an der Politik." Der zweite Pariser Friede und die dabei stattgefundenen diplomatischen Verhandlungen werden hier, wie schon in Schaumanns und Hormayrs Sammlungen, in Briefen und Dokumenten der dabei mitwirkenden Staatsmänner auf eine Weise ans Licht gestellt, die für das arme Deutschland nichts weniger als erfreulich ist. Dieses Reich, das damals so herrlich wieder zu neuem Leben gelangen konnte, wurde auf unverantwortliche Weise zurückgesetzt und Alles gethan, was sein Wiederaufblühen als ein starkes einiges Reich verhindern mußte, die deutschen Verhältnisse verwirrt und durcheinander gewerfen, indem man es zu einem Staatenbund machte, der eben durch seine Vielförmigkeit nie zu einem gemeinsamen Leben gedeihen kann. Es sind in unsern jüngsten Tagen bei Besprechung dieser Werke vielfache Ansichten zur Sprache gekommen, wie der deutsche Bund eine würdigere Stellung zum Auslande gewinnen könne. Schaumann räth z. B. auch den kleinern deutschen Staaten eine dritte Großmacht neben Preußen und Oesterreich zu bilden; ein Aufsatz in dem neuesten Heft von Wigands Vierteljahrsschrift wünscht und hofft vom deutschen Bundestage eine innere Verschmelzung aller deutschen Provinzen, den Anschluß Böhmens und den Zutritt Ost- und Westpreußens zum deutschen Bunde und diplomatische Vertretung des Bundes beim Auslande. Das Alles scheint uns sehr schön und gut, wir sind aber doch der Meinung, daß ohne eine Hegemonie ein solches selbstständiges Leben dem Bunde nicht eingehaucht, sein Interesse nicht gehörig wahrgenommen werden könne.

Kunſt.

Es iſt eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die Kunſtvereine ſich immer allgemeiner verbreiten. Zur Anregung der Künſtler, in immer neuen Schöpfungen ihr Talent zu üben und weiter auszubilden, ſo wie zur Bildung des Geſchmacks des größern Publikums, möchte leicht keine Einrichtung geſchickter ſeyn, als ſolche Vereine. Ja, wir möchten faſt ſagen, daß dieſe theilweiſen Ausſtellungen noch weit wohlthätiger wirken für beide Theile, als die größern Ausſtellungen, wo nur zu oft das Mittelmäßige an Zahl überwiegt. Dieſe theilweiſen Ausſtellungen, wie ſie die Kunſtvereine ihrer Natur nach bedingen, haben namentlich für die Künſtler den Vortheil, daß ihre Kunſtwerke leichter Käufer finden, und die Anerkennung ihres Talents, die ſtets in dem ſchnellen Abſatz nothwendig bedingt iſt, ihren Eifer erhöht, für das Publikum, daß es fortwährend Gelegenheit findet, ſich an Beſtrebungen der neuern Kunſt zu erfreuen.

München, als einer der Hauptmittelpunkte der neuen Kunſt Deutſchlands, muß natürlich in dieſer Beziehung zuerſt genannt werden, und wir freuen uns immer, in den Zeitungsberichten zu leſen, wie dahin von allen Theilen Deutſchlands Kunſtwerke geſchickt werden, um Anerkennung zu erhalten, wie hier junge Künſtler ſich bilden und im Vereine der dort lebenden anerkannten Meiſter und im Studium der daſelbſt aufgeſtellten zahlreichen Kunſtſammlungen in ihrem Berufe ſich weiter ausbilden. Dieſe Bemerkungen kamen uns in den Sinn, als wir einen Bericht der Allg. Zeitung aus München laſen, wo wieder mehrere treffliche im Kunſtvereine ausgeſtellte Gemälde erwähnt wurden, deren Meiſter den verſchiedenſten Provinzen Deutſchlands und dem Auslande angehören. Es wurden nämlich namhaft gemacht ein Thierſtück von dem belgiſchen Maler Eugen Verboeckhoven, eine Familienſcene von dem ſchon oft gerühmten Ainmiller, ein Taufſchmaus von Beyer in Augsburg, die Reue eines Raubmörders von dem Maler Hamle in Dresden, und das Maifeſt der Eifen von Auguſt Kreling aus Osnabrück.

In Trieſt hat im verfloſſenen Jahre eine Kunſtausſtellung ſtattgefunden, veranlaßt durch den dort beſtehenden Kunſtverein, auf welchem viel Gediegenes vereinigt geweſen ſeyn ſoll, namentlich in Landſchaften, Seeſtücken und Genrebildern. Aus der Lage Trieſts geht ſchon hervor, daß deutſche und italieniſche Kunſtwerke ſich hier zuſammen fanden.

Se. Maj. der König von Bayern hat der Univerſität Göttingen ein Exemplar des großen lithographiſchen Werks über die Pinakothek, ſo wie der zu Schleißheim befindlichen Sammlung von Gemälden neuerer Meiſter zum Geſchenk gemacht.

Zu den intereſſanteſten Erfindungen unſerer Zeit gehört unſtreitig die ſogenannte „Glyptographie" oder die Kunſt auf galvaniſchem Wege erhabene Kupferplatten, nach jeder beliebigen Zeichnung, anſtatt der Holzſchnitte zum Druck für die typographiſche Preſſe zu erzeugen. Der Profeſſor von Kobell in München legte am 13. Juli 1843 ſein desfallſiges Verfahren der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften vor und der Schriftſteller Poltmar Ebner in Leipzig hat ſchon mehrere ſehr gelungene Verſuche, wie es ſcheint, unabhängig von Herrn von Kobell, mit dieſer neuen Kunſt angeſtellt, die die Holzſchnitte bald ganz entbehrlich zu machen verſpricht.

Noch müſſen wir hier der Herausgabe der großen Karte von Kleinaſien gedenken, welche nach den zuverläſſigſten Quellen, namentlich nach den in den Jahren 1838 und 1839 von den königlichen preußiſchen Majors Freih. von Vincke, Fiſcher und Freih. von Moltke, und in den Jahren 1841–1843 von den Profeſſoren Kiepert und Koch und Herrn Schönborn ausgeführten Verzeichnungen im Maßſtab von 1/1000000 ausgeführt, im Verlag der Schropp'ſchen Buch- und Kunſthandlung in Berlin erſcheint. Bereits ſind die erſten vier Blätter erſchienen.

Vereine.

Ein Hauptzeugniß für das allgemein empfundene Bedürfniß unſerer Zeit, ſich neu zu organiſiren, liegt unſtreitig in dem Eifer, durch Vereine der verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaften diejenigen Lücken auszufüllen, die der Regierung theils zu fern ſtehen, theils noch nicht ausgeſprochen genug ſind, um ſie unmittelbar zu berühren. Dieſe Vereine bilden auf dieſe Weiſe die vermittelnden Glieder zwiſchen der Staatsregierung und den Regierten, und werden nach und nach von ſelbſt die Härten ausgleichen, welche nothwendig aus dem ſchroffen Gegenüberſtehen der Bureaukratie und der Staatsbürger, ſo wie der einzelnen Stände unter ſich entſtehen, ſo lange ſie durch kein verſöhnendes Band umſchlungen und ſich gegenſeitig genähert werden. Daher iſt es aber auch um ſo intereſſanter, die Verbreitung und die vielfache Gliederung dieſer Vereine zu verfolgen.

Der größte Uebelſtand in unſern civiliſirten Staaten entſtand und entſteht immer noch

hauptsächlich aus dem Allgemeinleiden, zu dem sich völlig Uebersättigenen der arbeitenden Klassen, das viele den verderblichen Einflüssen preisgab, die sich theils an sich aus ihrer gänzlichen Hülflosigkeit und dem daraus entstehenden Haß und Neid gegen die privilegirten Klassen, theils aus zu ihnen übergetretenen verdorbenen Elementen höherer Klassen erzeugten. Der Pauperismus unserer Zeit und der dem Bestehen der einmal gegebenen Gesellschaftsklassen so verderbliche Nationalismus sind die nächsten Ursachen eines solchen Abschließens der einzelnen Gesellschaftsklassen. Ihnen entgegen zu wirken, liegt zunächst unserer Zeit ob, und dieses Gefühl spricht sich auch in den entstehenden Vereinen am lebendigsten aus. Vielleicht sind sie noch nicht so einmüthig, um diesem wuchernden Krebsschaden kräftig entgegen zu wirken, jedenfalls ist aber schon in ihrem Bestehen der wirksamste Versuch gemacht, nach und nach das Ziel zu erreichen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnen die in Folgendem zu nennenden Vereine eine hohe Bedeutung für unsere Zeit. Am repräsentativsten dürfte wohl für die Zukunft der „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" sein, der sich zu Ende vorigen Jahres in Berlin gebildet und sehr schnell einen bedeutenden Anhang unter der Bevölkerung dieser Stadt und selbst das Vertrauen des Staats gewonnen hat, indem Se. Majestät der König ihm zu dem unmittelbaren Zwecke 15,000 Thaler zuwiesen. Der Präsident des Oberconsistoriums, Oberconsistorialrath Bormemann, ist zum Präsidenten des Vereins ernannt worden. Hinwirken soll sich der Verein mit der Errichtung von Prämien-Sparkassen, mit der Bildung von Kranken- und Pensionskassen und mit Ausbreitung des Unterrichts der der arbeitenden Klasse angehörenden Jugend beschäftigen.

An diesen Verein anlehnend hat sich bereits in Köln ein Zweigverein für das Wohl der arbeitenden Klassen gebildet. Leider scheint nicht nur dieser Verein, sondern auch der in gleicher Absicht in Berlin zusammengetretene Centralverein über seine besondere Wirksamkeit noch nicht ganz klar.

Der schon vor mehreren Jahren in Köln gestiftete Gesängnißverein scheint eine sehr weite Verzweigung erlangt zu haben, indem er nach seinem vorjährigen Jahresbericht bereits 16 Töchter- und Hülfsvereine zählt.

Die Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse durch gemeinfaßliche Schriften, unter Patronat und Verstandschaft Sr. k. Hoheit des Kronprinzen von Bayern, erfreut sich einer immer wachsenden Theilnahme. Schon im ersten Jahr hat sie ein verfügbares Kapital von 14,000 fl. und wird nun theils durch Preisfragen, theils durch bekannte Honorare für die zu liefernden Schriften dafür sorgen, die ausgezeichnetsten Männer zur Bearbeitung der Gegenstände seines Wirkungskreises zu gewinnen. Wie wohlthätig ein solcher Zweck zur Bildung der untern Volksklassen auch ist, so sollte man doch nicht vergessen daß die Sicherstellung der materiellen Existenz der verarmten Klassen ein noch weit wichtigerer und dringenderer Gegenstand ist, und ohne dessen Erledigung die geistige Bildung nicht erwartet werden kann.

In Nürnberg hat sich ein Verein zur Belebung und Förderung des dasigen Gewerbewesens gebildet, der die möglichst gründliche Ausbildung der heranwachsenden Generation des Gewerbestandes, die Verbesserung der Gewerbstechnik, Emporhebung und Befestigung gegenwärtig schwunghafter und Einführung neuer Industriezweige ꝛc. bezweckt.

In Köln ist unter dem Namen „Karl Borromäus-Verein" mit Genehmigung der Regierung ein Verein zur Verbreitung guter Bücher zusammen getreten, und hat namentlich die Geistlichkeit aufgefordert, ihm fördernd an die Hand zu gehen.

Auch in Prag hat sich der daselbst bestehende Gewerbeverein entschlossen, sich durch Beförderung der Kenntnisse in technischen Hülfswissenschaften und allgemeiner industrieller Bildung praktisch wirksamer zu machen.

Stiftungen.

Se. königl. Hoheit der Großherzog von Baden hat bei Gelegenheit der Enthüllung des Karl-Friedrich-Denkmals dem Bürgermeister von Karlsruhe die Summe von 5000 fl. als Beitrag zur Errichtung eines Waisenhauses zugesichert.

Der Erzbischof von München-Freising hat an die Pfarrei der acht städtischen und nächstgelegenen Kuratpfarreien die Summe von 6000 fl. gleichmäßig vertheilen lassen, um sie an die Dürftigen ihrer Pfarreien auszutheilen.

In Zweibrücken hat Frau von Koch, eine Katholikin, eine Stiftung von 2050 fl. in das dortige Bürgerspital gemacht, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß der dadurch erworbene Platz im Spital abwechselnd einer Person katholischer und protestantischer Confession zu Theil werden solle.

Der Graf Pocci in München hat dem Paulinen-Hospital in Heilbronn, in Folge des Ablebens seiner Mutter, der Geheimeräthin Freifrau von Pübler, die ſich vierzig Jahre lang in dieſer Stadt aufhielt, die Summe von 1000 fl. zufließen laſſen.

Der Domcapitular und geiſtl. Rath Dr. J. A. Hartig hat dem erzbiſchöflichen Knabenſeminar in Freiſing ein Capital von 5000 fl. und der Emeriten-Anſtalt der Erzdiöceſe München-Freiſing ein Capital von gleicher Größe zugewendet. Beide Schenkungen haben die landesherrliche Beſtätigung erhalten.

Der verſtorbene Freiherr Fr. v. Stengel zu Eisenberg in der Pfalz hat außer einer Stiftung von 25,000 fl. ein weiteres Vermächtniß von 5000 fl. zu dem Zweck gemacht, daß das Capital in Beträgen von 100 bis 500 fl. an die Local-Armenfonds von 18 Gemeinden und für Arme und Kranke verwendet werden ſoll.

Preisaufgaben.

Die furſtlich Jablonowskiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig hat ſich durch ihren Wunſch, daß folgende zwei in ihrem vorjährigen Programm für das Jahr 1845 aufgegebene Preisfragen

I. Aus der Geſchichte: „hiſtoriſch-geographiſche Erörterung, was für Wohnſitze die ſlaviſchen Völker im achten Jahrhundert n. Chr. an der Elbe und Saale gehabt haben, darauf Nachweiſung, wie in den folgenden Jahrhunderten das Chriſtenthum und die Herrſchaft der Deutſchen über Elbe und Oder hinaus ſich erweitert haben, endlich Nachweiſung, welches das Gebiet beider am Ende des 12. Jahrhunderts bei den ſlaviſchen Völkern nach Oſten zu geweſen ſey?“

II. Aus der Phyſik und Mathematik: „Es ſind noch einige Bruchſtücke einer von Leibnitz erfundenen geometriſchen Charakteriſtik übrig (cf. Christ: Hugenii aliorumque seculi XVII. virorum celebrium exercitationibus mathematicae et philosophicae. Ed. Uylenbroek. Hagae com. 1833 fasc. II p. 6.), in welcher die algebraiſchen Lagen der Orte, ohne die Größe von Linien und Winkeln zu Hülfe zu ziehen, unmittelbar durch einfache Symbole bezeichnet und durch deren Verbindung beſtimmt werden, und die daher von unſerer algebraiſchen und analytiſchen Geometrie gänzlich verſchieden iſt. Es fragt ſich, ob nicht dieſer Calcul wieder hergeſtellt und weiter ausgebildet oder ein ihm ähnlicher angegeben werden kann, was keineswegs unmöglich zu ſeyn ſcheint (vergl. Göttinger gelehrte Anzeigen 1831 S. 1910) — mit Bezugnahme auf das wiſſenſchaftliche Verdienſt des unſterblichen Leibnitz, eines geborenen Leipzigers, deſſen hundertjährige Gedächtnißfeier in die letzte Woche des Monats Juni 1846 fallen wird, abgefaßt werden möchten, bewogen gefunden:

die in ihrem Programm beſtimmte Einſendungsfriſt der unter I. und II. bezeichneten Preisfragen vom Ende des Monats November 1845 bis zum Ende des Monats März 1846 zu verlängern und den dort angegebenen Preis von 25 Dukaten zu verdoppeln; ihn alſo auf 50 Dukaten Gold zu erhöhen.

Der Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe durch gemeinfaßliche Schriften in München hat folgende Preisaufgabe geſtellt: „Es ſoll die Lehre von der Wärme in einer Schrift, nicht über 18 Druckbogen ſtark, entwickelt werden. Dieſe iſt beſtimmt möglichſt große Verbreitung unter dem Volke und in den Schulen zu erlangen. Ihre Sprache muß daher klar, auch einem nicht wiſſenſchaftlich Gebildeten verſtändlich, beſchreibend, kalkul leer ſeyn für den Mann des Fachs angemeſſen gehalten ſeyn. Was die Anerkennung betrifft, ſo kann man etwa mit der ſubjectiven Wahrnehmung verſchiedener Arten von Wärme beginnend, auf die objectiven Quellen derſelben kommen, den Einfluß der Wärme auf die geſammte Körperwelt nach den drei Aggregatformen durchführen, ihre Vertheilung in der Welt und ſpeciell auf der Erdoberfläche aufnehmen, die engen Grenzen bezeichnen, welche durch dieſe Vertheilung für das organiſche und animaliſche Leben, wie für den Menſchen gegeben iſt; ſodann zeigen, wie der Menſch um Sicherung dieſes Maaßes von Wärme in den verſchiedenſten Formen bemüht iſt, und wie nicht nur das Leben ſelbſt von der Wärme abhängt, ſondern auch die geſammte Entwickelung der Lebensverhältniſſe durch ihre Kenntniß und Handhabung beſtimmt wird. Hierbei iſt ihr Einfluß und ihre Verwendung in der Landwirthſchaft, den Gewerben und dem Haushalte nachzuweiſen. Man wünſcht in dieſer Entwickelung durch öfteres Zurückgehen zu dem erſt allgemein Angedeuteten die Vollſtändigkeit der Kenntniſſe nur allmählig herbeigeführt zu ſehen, wobei in dem Maaße als die Nebenverhältniſſen reicher werden, auch der Hauptgegenſtand überſichtlicher und vollſtändiger hervortreten wird.“ — Es iſt jedoch nicht nothwendig den hier entwickelten Gang ſtreng einzuhalten. Die Beurtheilung der Preisſchriften wird ſich vorzüglich richten: nach Klarheit und Gemeinfaßlichkeit der Sprache, Geiſt in der Auffaſſung und Durchführung, thatſächliche Begründung und Vollſtändigkeit der allmählig erzielten Belehrung über Erzeugung, Wirkung und Anwendung der

Wärme. Zur eine dieser Aufforderung entsprechende, von dem engern Ausschusse des Vereins für preiswürdig erkannte Schrift in deutscher Sprache, welche mit verschlossenem Namen, auf dessen Umschlag das dazu gehörige Manuscript genau zu bezeichnen ist, und zwar vor 1. Juli 1845 an den unterzeichneten Ausschuß portofrei einzusenden wird, ist der Preis von 1200 fl. ausgesetzt, wogegen das Manuscript zufolge der Satzungen des §. 18 in das Eigenthum des Vereins übergeht.

In Gemäßheit des von der Versammlung deutscher Gewerbetreibenden vom 7. Oktober v. J. in Leipzig gefaßten Beschlusses wird ein Preis von 100 Dukaten für die beste schriftliche Lösung der Frage ausgesetzt: „Bei welchem Gewerbe im deutschen Zollverbande finden sich vorzugsweise Hülfsbedürftige unter der arbeitenden Klasse und welches sind die geeignetsten Mittel, ihrer Noth sicher und andauernd abzuhelfen?" Termin vor 31. August 1845. Adresse: An den Schriftführer der Versammlungen, J. Georg Gunther in Leipzig, Mitherausgeber der deutschen Gewerbezeitung.

Der verstorbene Prinz Ludwig Christian August zu Hohenlohe-Langenburg, k. württ. General-Major, hat in seinem Entwurf einer letzten Willensverordnung einen Preis von 600 fl. ausgesetzt für die innerhalb der nächsten zehn Jahre zu bewerkstelligende Vollendung eines von ihm bearbeiteten Wörterbuchs aller lebenden europäischen Sprachen.

Die schwedische Akademie der Wissenschaften hat für das nächste Jahr einen Preis von 100 Dukaten für das beste Gedicht über Karl XIV. Johann ausgesetzt.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften hat für das nächste Jahr folgende wissenschaftliche Preisaufgaben ausgeschrieben und für die beste Lösung derselben einen Preis von je 50 Dukaten ausgesetzt. 1) eine sprachwissenschaftliche: Die Entwickelungsgeschichte der ungarischen Sprache. 2) eine historische: Die Geschichte, Topographie und Statistik irgend eines größern Gebiets des Königreichs Ungarn; 3) eine mathematische: Ueber die Natur und geometrische Bedeutung der imaginären Wurzeln; 4) eine rechtswissenschaftliche: Ueber die Formen der civilgerichtlichen Procedur überhaupt, und besonders der in Ungarn üblichen, deren Mängel und Vorzüge u.

Schweiz.

Kirche. Der Kampf in den einzelnen Cantonen gegen die Jesuiten nimmt einen sehr bestigen Charakter an. In mehreren Cantonen verlangt das Volk die Entfernung dieses Ordens mit großer Stimmenmehrheit und in Freiburg fühlen sich die Jesuiten bereits so unsicher, daß sie, den Zeitungen zufolge, auf ihre Entfernung denken.

Auch in Chur hat die bischöfliche Curie in dem bekannten Schulstreit den Kürzern gezogen, indem es ihr freigestellt worden ist, sich in der katholischen confessionellen Section des Erziehungsraths durch zwei Geistliche vertreten zu lassen, welche Berechtigung auch der evangelischen Geistlichkeit zusteht.

Belgien.

Literatur. Eine sehr wichtige Quelle für die Geschichte der belgischen Revolution bildet das im vorigen Jahr erschienene Werk: «Discussions du Congrès national de Belgique, 1830—1831, mises en ordre et publiées par le Chevalier Emile Hayttens, greffier de la Chambre des Représentant, précédée d'une introduction et suivies de plusieurs actes relatifs au gouvernement provisoire et au Congrès, des projets de décrets, des rapports, des documents diplomatiques imprimés par ordre de l'assemblée et de pièces inédites. Es sind bereits vier Bände erschienen, der fünfte und sechste werden im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Der Reichsarchivar Gachard hat von seiner auf Kosten der Regierung unternommenen Reise nach Spanien einen reichen Schatz an historischen Urkunden für die Geschichte Belgiens, besonders die bürgerlichen und kirchlichen Unruhen des 16. Jahrhunderts betreffend, aus den Madrider Archiven mitgebracht, deren Herausgabe die Regierung übernehmen wird.

In Brüssel bestehen jetzt vier Theater und auf den kleineren derselben, wie dem der flämischen redenden Kammer, der kleinen flämischen Gesellschaft Rhetorika und andern Liebhabertheatern werden meist Stücke in flämischer Sprache und aus dem Volksleben entnommen aufgeführt.

Herr Willems, der verdienstvolle, noch immer jugendfrische Nestor der flämischen Literatur, hat seine Sammlung altflämischer Lieder vollendet und sie in Druck gegeben. Die

erſte Lieferung enthält hiſtoriſche Geſänge und Lieder von mehreren belgiſchen Fürſten, z. B. drei von Heinrich III. von Brabant, neun von Johann I. dem Siegreichen, ein Kriegslied von Johann III., verſchiedene von Philipp dem Guten, Margarethe von Oeſterreich u. A.

Die mit Anfang dieſes Jahres in andere Hände übergegangene Zeitſchrift: De Vlaemsche Belgen, hat ſich gegen Ende des vorigen Jahres ſehr entſchieden gegen die Ueberſetzungen franzöſiſcher unſittlicher Romane in das Vlamiſche ausgeſprochen, indem ſie ſehr richtig bemerkt, daß dieſe Ueberſetzungen nur dazu dienen ſollen, die Zahl der Anhänger der franzöſiſch-politiſchen Partei zu vergrößern, das ſittliche, religiöſe Volksgefühl zu verderben.

Demungeachtet iſt eine vom Obſervateur eröffnete Unterzeichnung zu einer Ehrenmünze für Eugen Sue ſo reichlich ausgefallen, obgleich die Namen dabei verſchwiegen blieben, daß man nicht allein die Medaille auf's Koſtbarſte anfertigen und eine Ueberſetzung von dem ewigen Juden in flämiſcher Sprache in ſtarker Auflage veranſtalten, ſondern auch eine anſehnliche Summe zu wohlthätigen Werken beſtimmen konnte.

Holland.

Die Zahl der Studirenden betrug im vorigen Jahr auf der Univerſität Utrecht 542, an der Univerſität Leyden 597; von den Letztern ſtudiren 178 Medicin, 230 Jurisprudenz, 71 Theologie, 51 Philoſophie.

Schweden.

Literatur. Bei Aufnahme des Inventariums über einige Kiſten, die ſeit 30 Jahren uneröffnet in dem ſogenannten heimlichen Gewölbe des Ritterhauſes lagen, hat der Ausſchuß einige Urkunden und Documente von nicht geringem hiſtoriſchen Werth gefunden, z. B. die Originalurkunden der Verfaſſungsentwürfe von 1719 und 1772, die Ritterhausordnungen von Guſtav Adolph II. 1627 und von Guſtav III. 1778, die Wahlakten der Reichsſtände für Eleonore Ulrike, Friedrich I. und Adolph Friedrich, den Entlaſſungsbrief der Königin Chriſtine und das Schreiben des Reichsraths, worin der Königin die Gründe gegen die Abdankung vorgehalten werden ꝛc. Man hofft, daß dieſe Schätze wie die ſonſt aufgefundenen dem Profeſſor Geijer zur Benutzung und Veröffentlichung übergeben werden.

Der genannte gelehrte Hiſtoriker hat die erſte Abtheilung des dritten Bandes der „Guſtavianiſchen Papiere“ im Druck erſcheinen laſſen.

Im vorigen Jahre erſchienen in Schweden im Ganzen 89 Zeitungen, davon 11 in Stockholm, 78 in den Provinzen, und 30 Zeitſchriften, davon 15 in der Hauptſtadt.

Ein Aufſatz in der Allg. Zeitung (Nro. 27 d. J. Beilage) macht ein großes Verzeichniß deutſcher Schriften namhaft, die in ſchwediſcher Ueberſetzung ſeit Januar bis September v. J. erſchienen ſind, worunter ſich neben manchen belletriſtiſchen eine bedeutende Anzahl wiſſenſchaftliche, beſonders theologiſche Werke befinden.

England.

Univerſitäten. An der kleinen Univerſität Durham iſt ein Lehrſtuhl für deutſche Sprache und Literatur errichtet und ein Herr Löwenberg für denſelben ernannt.

Literatur. Unter dem Vorſitz der Biſchöfe von Lincoln, Salisbury, Exeter, Norwich, Bangor und St. Davids, hat ſich eine Geſellſchaft zur Herausgabe von Quellenſchriften über engliſche mittelalterliche Theologie und Kirchengeſchichte gebildet, welche die Veröffentlichung folgender Werke beabſichtigt: 1) Die vollſtändigen Werke des Giraldus Cambrenſis; 2) die Briefe Eadmer's, des Freundes und Vertrauten des Biſchofs Anſelm, nach dem einzigen vorhandenen Manuſcript; 3) das theologiſche Wörterbuch des 1567 verſtorbenen Kanzlers der Univerſität Oxford, eines Wickleften und einzigen kirchengeſchichtlichen Schriftſtellers jener Zeit; 4) das Leben, die Briefe und die Regel des heiligen Columbanus († 625); 5) die Briefe Alcuins, mit einigen noch ungedruckten Briefen vermehrt; 6) das Leben, die Briefe und die Regel des Erzbiſchofs Lanfranc; 7) eine Sammlung von Chroniken und Urkunden, die ſich auf die Geſchichte des Erzbisthums Canterbury beziehen.

Für die Geſchichte des engliſchen Miſſionsweſens iſt ſehr wichtig: The History of the London Missionary Society, comprising an Account of the Origin of the Society: Biogra-

wenn es ihnen nicht gelingen will, in der gesandtschaftlichen oder ministeriellen Laufbahn selbst aufzurücken und versorgt zu werden. Denn diese Consulate sind nicht nur meist angenehm durch ihre Lage und die Aufmerksamkeiten, welche der Handelsstand überall der allgemeineren Bildung bezeigt, sie sind auch wichtig als politische Beobachtungsposten, weil die neue Zeit vom Meeresstrand her gegen die alte vorrückt.

Die Kaufmanns-Consuln werden von vielen Diplomaten nicht geliebt. Man wirft jenen vor, sie suchen die Stelle nur der Mauth und des Prunkens in Uniformen wegen, und ihre Berichte seyen meist das Briefporto nicht werth. An diesen Ausstellungen mag Vieles wahr seyn, es ist aber bei Leuten, welche unentgeltlich dienen, und noch manche unvermeidliche Ausgaben der Ehre wegen tragen, — es ist bei solchen nicht so gar genau zu nehmen, sondern zu berechnen, ob es besser seye, gar keinen Agenten auf gegebenem Platze zu haben, oder einen, welcher durch unvorgesehene Vorfälle schnell wichtig, durch Ertheilung einer Nachricht nützlich werden kann, und doch stets den Landesangehörigen Ansprache und Auskunft ertheilen, sich für sie verwenden muß, und dennoch ohne Besoldung dient. Die Bedeutung dieser Art Consuln steigt im umgekehrten Verhältniß zur Civilisation des Landes. Man wird bei näherer Nachforschung finden, daß ihre Zahl bedeutend und überall steigt.

Es wird durch diese Kaufmanns-Consuln zugleich einem Uebelstande abgeholfen, welchen die Diplomatie wahrscheinlich noch lange nachschleppen würde, nämlich dem, daß die Ansichten der Gesandtschaft zu merklich vom Hofe und den Centralbehörden, von der herrschenden Meinung der Hauptstadt ihre Färbung erhalten. Die See- und Handelsstädte sind hier gewöhnlich die altera pars, welche auch gehört werden soll.

Der ruhige Beobachter wird zum Behufe eines billigen Urtheils über die Diplomatie Vergangenheit von Gegenwart, Wirklichkeit von Schein, Nothwendigkeit von Freiwilligkeit zu sondern wissen. Ein Blick auf die Karte Europas wird ihm die Antwort auf die Frage bringen, warum die Diplomatie der Bewegung und Entwicklung der übrigen Organe des Staats nicht so schnell habe folgen können. Er wird die Ueberzeugung gewinnen, daß sie weder den Haß noch den Neid verdiene, mit welchen sie seither umstellt war, daß aber ihre Umgestaltung naturgemäß und nothwendig seye, also

phical Notices on some of its Founders and Missionaries, with a Record of its Progress at home and its Operations abroad. Copied from the Original Documents in the possession of the Society. By William Ellis, Late Foreign Secretary of the Society and Author of »Polynesian Researches« etc. Der erſte Band iſt bereits erſchienen, ein zweiter, der das ganze Werk ſchließt, wird bald folgen.

Von dem bekannten Reiſenden Ainsworth iſt unter dem Titel: »Travels in the track of the ten thousand Greeks« eine Schrift erſchienen, welche wohl der unmittelbare Gefährte von Xenophons Anabaſis werden möchte. Der Verfaſſer hat ziemlich fünf Sechstheile des von den zehntauſend Griechen auf ihrem Hin- und Rückmarſch durchzogenen Landes bereiſt, und kannte daher manche geographiſche Schwierigkeit zu löſen; er führt den Leſer des Xenophontiſchen Werkes Schritt für Schritt über den Boden, den jener Griechenzug für alle Zeit merkwürdig gemacht hat.

Ein wichtiges Seitenſtück zu den „Depeſchen des Herzogs von Wellington" ſind: »The Despatches and Letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson with Notes by Sir Harris Nicolas,« von denen im vorigen Jahre der erſte Band bei Colburn in London erſchienen iſt. Er umfaßt die Periode von 1777, wo der achtzehnjährige Nelſon als Lieutenant auf der Fregatte Loweſtoffe angeſtellt wurde, bis zum Jahre 1793, wo Corſica in engliſche Gewalt fiel und erzählt alſo ſeine Dienſte während des amerikaniſchen Kriegs auf der weſtindiſchen Station und bei den Belagerungen von Toulon und Calvi.

Der Secretär des Handelsraths, Herr Macgregor, hat unter dem Titel: »Commercial Statistics« ein intereſſantes Werk herauszugeben begonnen, von dem bereits zwei Bände erſchienen ſind, und das auf drei Bände berechnet iſt. Es iſt eine Sammlung aller Handelsgeſetze der fremden Nationen, wie eine ſolche bereits auf Veranlaſſung des amerikaniſchen Congreſſes von J. Ewer Smith unter dem Titel: »Digest of commercial regulations« in vier Octavbänden erſchienen iſt. Das engliſche Werk iſt umfaſſender und reichhaltiger als das amerikaniſche und handelt zugleich von der Ausdehnung, Volkszahl, dem Budget, dem Ackerbau, Fabriken, Handel, Handelsverträgen, Zöllen, Schifffahrt, Münze und Gewicht und andern beſonders wichtigen Verhältniſſen eines jeden der betreffenden Länder. Die bis jetzt erſchienenen Abſchnitte verbreiten ſich über Oeſterreich, Belgien, Dänemark, Frankreich, Zollverein, Holland, Italien, Turkei, Griechenland, afrikaniſche Staaten, Arabien, Perſien, Rußland, Spanien, Portugal.

In der Bodleianiſchen Bibliothek zu Oxford ſoll eine handſchriftliche arabiſche Ueberſetzung der fehlenden ſechs Bücher des großen anatomiſchen Werkes von Galen aufgefunden worden ſeyn.

Für die ſo ſehr verwickelte engliſche Jurisprudenz ſind die »New Commentaries on the Laws of England partly founded on Blackstone« by Henry John Stephen, Sergeant-at-Law,« ein Handbuch, das, wie das Chronicle ſagt, Blackſtone's claſſiſches Werk zwar nicht überflüſſig machen, es aber beim Unterricht großentheils erſetzen wird.

In den Archiven einer Adelsfamilie im öſtlichen England ſoll eine aus Shakſpeare's Zeit herrührende Handſchrift ſeines „Heinrich IV." aufgefunden worden ſeyn, die, im Vergleich mit dem Text der jetzt vorhandenen Ausgaben, zahlreiche und ſehr wichtige Varianten enthalten ſoll. Das Manuſcript befindet ſich in den Händen des Herrn Halliwell, der es demnächſt herauszugeben gedenkt.

Ein neues Werkchen des vielgeleſenen Charles Dickens iſt ſeine Weihnachtsgabe »The Chimes, a goblin story,« in welcher ſich der Verfaſſer zum Anwalt der Armen macht und, wie die Times ſagt, die Anmaßungen der Lumpenphilanthropen, die bloß leuchte Redensarten im Munde führen, wie den kalt calculirenden Geiſt der modernen Nationalökonomen mit ſcharfer Strafrede geißelt." Nicht mit Unrecht tadelt daſſelbe Blatt den communiſtiſchen Anſtrich der Dichtung inſofern, als es gar zu allgemein der aprioriſchen Anſicht huldige, daß der Arme ein guter, der Reiche aber ein ſchlechter Menſch ſey.

Die allzeitfertige Induſtrie hat ſich ſchon des Werkchens bemächtigt und es für die Bühne zurecht geſchnitten.

Sophocles „Antigone" iſt bekanntlich auch in London im Covent-garden-Theater mit den Mendelsſohnſchen Chorcompoſitionen aufgeführt worden. Seltſam genug iſt die engliſche Ueberſetzung dieſer antiken Tragödie von einem Herrn Racine.

Vereine. Neben der größern »Asiatic Society« hat ſich in London eine „ſyriſch-ägyptiſche Geſellſchaft" gebildet, welche ſolche Gebiete umfaſſen ſoll, die Aegypten, Nubien, Abyſſinien, Arabien, Paläſtina, Syrien, Meſopotamien und Kleinaſien, und zwar zunächſt behufs archäologiſcher Forſchungen bereiſt haben.

Frankreich.

Schulen. Die Universität hat die Stellung der Studienmeister (maître d'études) in so weit verbessert, daß sie ihre Zahl vermehrt und ihren Gehalt erhöht hat; auch die mit dem Collège verbundene École de commerce oder Realschule hat eine vernünftigere Einrichtung erhalten, um der Concurrenz mit den Bürgerschulen in den Pensionaten der frères de la doctrine chrétienne zu begegnen. Nach den Zeitungsberichten ist dies aber nicht gut ausführbar, da das in Paris befindliche Pensionat dieser Brüder bereits einen festbegründeten Ruf besitzt und auf das Zweckmäßigste eingerichtet ist. Die frères denken jetzt daran, auch eine Landwirthschaftsschule damit zu verbinden und haben deßhalb mit der schon bestehenden Anstalt bei la Saulsaie, der Besitzung Rivière's, Unterhandlungen begonnen.

Nach dem Bericht des Unterrichtsministers wurden in dem Schuljahr von 18$^{61}_{62}$ die königlichen Collegien von 21,490, die Communalcollegien von 16,588 Zöglingen besucht, woraus sich im Vergleich zu dem vorigen Jahr eine um 541 Zöglinge gesteigerte Frequenz dieser Anstalten ergeben wurde.

Literatur. Es wird sehr viel geschrieben und gedruckt in Frankreich, und bald wird es nicht im Stande sein, Deutschland seine Schreibseligkeit und seine vielseitigen Mittheilungen vorzuwerfen. Dieses gesteigerte in Anspruchnehmen der Druckpresse ist aber auch ganz natürlich, da so viele Parteien wenigstens einigermaßen ihre Stellung in der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, zu sichern, zu erhalten haben und daneben noch immer die Bedürfnisse der Wissenschaft, Kunst und Speculation ihre Befriedigung erheischen. Wir heben aus der großen Masse nur folgendes Wenige heraus, wie es zu unserer Bekanntschaft gekommen ist. Vieles erfahren wir ja gar nicht im Auslande.

Die Geschichte und Länderkunde besitzt in Frankreich zahlreiche Verehrer und Bearbeiter und erfreut sich oft sehr glücklicher Bearbeitungen. So ist die »Histoire des États européens depuis le congrès de Vienne« vom Vicomte Beaumont de Vesin ein sehr interessantes Werk. Das Ganze ist auf zehn Theile berechnet, von denen bis jetzt zwei erschienen sind. Beide zeugen von großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des Verfassers, dem ein reichhaltiges Material von wichtigen Documenten zu Gebote stehen muß. Die vorliegenden Bände enthalten Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Preußen.

»Trois magistrats français du sizième siècle« von C. Jeune de Vois ist eine recht gute Schilderung dreier französischer Rechtsgelehrten, des A. Duprat, Kanzlers von Franz I. Guy du Faur, Sieur de Pibrac, und Jacques Faye, Sieur d'Espeisses, beide Parlamentspräsidenten, die alle drei gemeinschaftlich, aber deßhalb nicht weniger nachdrucksvoll das von Ludwig XI. angefangene Werk der Centralisation fortsetzten und so Richelieu's Vorarbeiter wurden. Durch lebendige Charakterisirung ihrer Zeit erhebt sich der Verfasser über den gewöhnlichen Biographen. Sein Standpunkt ist katholisch-legitimistisch.

Ebenfalls auf legitimistischem Standpunkt stehen die »Souvenirs de Belgrave-Square, dédiés à tous les fidèles et à tous ceux qui regrettent de ne pas l'être.« Es ist eine sehr wichtige Parteischrift der noch immer sehr thätigen Carlistenpartei, wie der furchtbar vernichtende Prozeß gegen den Ausschuß von Montmorency, Rivera, den Herzog von Escars, Charronier de la Guimerie u. A. erwiesen hat.

Von der Histoire de l'Espagne depuis Philippe II. von Weiß ist der zweite Theil erschienen und rechtfertigt die günstigen Erwartungen, die der erste Theil erregt hat.

Baron Henrion hat ein großes illustrirtes Werk über die katholischen Missionen (Histoire générale des missions catholiques depuis le 13me siècle jusqu'à nos jours) in Lieferungen herauszugeben begonnen, das auf zwei Bände berechnet ist.

Die Akademie der Inschriften hat mit der Herausgabe des 21. Bandes der »Ordonnances des rois de France«, mit welchem die Regierung von Ludwig XI. geschlossen wird, das dieser Sammlung ursprünglich gesetzte Ziel, die Veröffentlichung der dritten französischen Dynastie bekannt zu machen, erreicht, aber zugleich beschlossen, die Sammlung weiter fortzusetzen, zuvor aber einen Supplementband mit allen nicht die ernstlichen Acten der Könige, die irgend von historischem Interesse sind und in den frühern Bänden ausgelassen worden, zu liefern.

Der am Schluß des vorigen Jahres erschienene erste Band der »Introduction à l'histoire du Buddhisme indien« von E. Bournouf verspricht endlich die lang schwebende Frage über das Alter des Buddhismus und Bramanismus zu entscheiden. Es ist eine systematische und kritische Prüfung der von Oberst Holgien aus Nepal an die asiatische Gesellschaft zu Paris gesendeten Sammlung nepalesischer Religionsschriften; der folgende zweite Band wird eine ähnliche Prüfung der singalesischen Religionsschriften geben und auf diese Weise, gestützt

auf dieſe authentiſchen Quellen des Buchhandels, eine auch für die Geſchichte ſehr wichtige Frage zur Entſcheidung bringen.

Der Marquis de la Grange hat durch Herausgabe der Memoiren des Herzogs de la Force und der seiner Söhne, des Marquis von Montpouillant und von Caſtelnau ſich um die Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts ein ſehr großes Verdienſt erworben. Die blutigen Zeiten der Bartholomäusnacht, die Ermordung des Königs Heinrich IV., der dreißigjährige Krieg finden hier neue Zeugniſſe eines Augenzeugen.

Ueber die Forſchungsreiſe der Corvette la Recherche in Scandinavien, Lappland, Spitzbergen und den Polarmeeren iſt der erſte Band erſchienen, der die eigentliche Reiſebeſchreibung enthält und aus der Feder des Herrn L. Marmier iſt.

Bei Gelegenheit der franzöſiſchen Expedition gegen Marocco erſchienen eine Menge Schriften über dieſes Land. Das Werk des Herrn Roy über Marocco iſt die Frucht mehrjährigen Aufenthalts in Afrika und hat daher Anſpruch auf Anerkennung; es iſt recht gut geſchrieben. Auch die »Histoire de Maroc« von Petitot iſt empfehlenswerth; ſo wie ein anderes Werk über denſelben Gegenſtand: »Une promenade à Maroc« von Charles Didier.

Das Buch des Deputirten A. Desjobert »l'Algérie en 1844« iſt ziemlich gründlich abgefaßt.

Durch das ſchöne Darſtellungstalent der Verfaſſerin, womit ſie ihren ganz perſönlichen Reiſeerinnerungen und Eindrücken ein allgemeines Intereſſe zu geben weiß, nimmt die Schrift der bekannten Gräfin Merlin »La Havane« (3 Bände) eine ſehr geachtete Stelle in der Reiſeliteratur ein. Die beigefügten Pièces justificatives ſichern ihr einen bleibenden hiſtoriſchen Werth.

Von der »Voyage en Italie« des Deputirten Jaubert iſt eine zweite vermehrte Auflage erſchienen. Ihr Werth iſt bereits anerkannt.

Von franzöſiſchen Kritikern wird eine neue Ueberſetzung des Plautus (»Théâtre de Plaute, traduit de Mr. Alphonse François, accompagné d'une notice sur la vie et les ouvrages de Plaute, de l'analyse de chaque comédie et des imitations de notre théâtre«) ſehr gerühmt, ein deutſcher Kritiker tadelt jedoch die gereizte Sentimentalität des Ueberſetzers, welche die Naivetät des Plautus ganz verloren gehen laſſe.

Eine Ueberſetzung des Horaz nennt der Ueberſetzer, Herr Delort, Generallieutenant, Adjutant des Königs und Pair von Frankreich, eine zum Theil ſcharfe Kritik der franzöſiſchen Politik, und gegen Guizot laut werden zu laſſen.

Wir können es nicht unterlaſſen, bei Gelegenheit dieſer Revue der franzöſiſchen Literatur, auch einige ſtraßburgiſche Gelehrte zu erwähnen, die mit anerkennungswerthem Eifer ſich des Anbaus der deutſchen Sprache befleißigen.

Der noch immer rüſtige Dichter Auguſt Lamey iſt abermals mit einer ſehr werthvollen Gabe unter dem Titel: „Ekkehard der Elſäßer in Bildern und Gemälden" erſchienen, die ſich durch glücklich gewählte Stoffe aus der Geſchichte des Elſaßes, ſo wie durch eine gelungene Anlage des Ganzen auszeichnet.

Der gelehrte Archivar des Departements Niederrhein, Herr Ludwig Spach, ſetzt ſeine verdienſtvollen Arbeiten in der Durchſicht und Prüfung der verſchiedenen Gemeindearchive fort, und die von ihm zum Druck beförderten Berichte an die Präfectur enthalten äußerſt intereſſante Angaben in Bezug auf die Zuſtände des Elſaßes im Mittelalter, und bilden überhaupt ſehr werthvolle Materialien zur Geſchichte.

Vereine. Die Fabrikarbeiter in Colmar bilden unter ſich gegenſeitige Hülfs- und Unterſtützungsvereine, die von den Fabrikherren verwaltet und von der Regierung überwacht werden. Die Beiträge ſind gering und werden von den Lohnherren, die ſie den Arbeitern in Abzug bringen, entrichtet.

Spanien.

Literatur. Der greiſe General Evariſto San Miguel wird in Kurzem eine Geſchichte Philipps II. zur Charakteriſirung der Perſönlichkeit und der Politik dieſes Monarchen erſcheinen laſſen, an der er ſchon ſeit mehreren Jahren gearbeitet hat.

Mehrere Häupter der Progreſſiſtenpartei befinden ſich jetzt in Paris, wo ſie zum Theil wiſſenſchaftliche Studien treiben. Herr Cortina iſt mit einer Geſchichte der Ereigniſſe auf der Halbinſel ſeit 1840, d. h. ſeit dem Frieden von Bergara, Herr Mendez mit der Herausgabe eines hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſchen Lexikons beſchäftigt.

Italien.

Kirche. Während in anderen Ländern Europa's sich der Kampf gegen die Einführung der Mönche und namentlich der Jesuiten immer mehr erhitzt, wetteifern in Italien Regierungen und Gemeinden der verschiedensten italienischen Staaten in der Zurückerstattung secularisirter Güter an deren ehemalige Herren, in der Gründung neuer geistlicher Stifte und besonders in der Wiedereinberufung des Jesuitenordens.

Schule. In Rom ist unlängst, übereinstimmend mit den Anforderungen der Gegenwart, eine Anstalt für philosophische Propädeutik gegründet worden, in welcher Mathematik, Logik, Ethik und Metaphysik gelehrt werden.

Literatur. Von den literarischen Erscheinungen Italiens in der jüngsten Zeit geben öffentliche Blätter folgende an:

G. de Lavère, Verfasser der gelehrten „Geschichte Manfreds", giebt jetzt ein neues Buch »Considerazioni sulla storia« heraus. — Der Arzt Luigi Ferranese zu Aversa ein medicinisch-juridisches Werk: »Malattie della mente.« — Der Marchese di Villarmo, P. Montalbere, früher Redacteur des »Giornale di Scienze, Lettere ed Arti in Palermo«, giebt seine gelehrten Schriften gesammelt in 5 Bänden heraus.

In den Provinzen Neapels tauchen mehrere Journale auf; aufgezeichnet verdienen darunter zu sind: Pata Morgana und il Calabrese für Calabrien, das Giornale Economico Letterario für die Basilica ta; die Società Economica der Provinz Principato Ulteriore giebt ihr Journal in Avellino, die der Provinz Abbruzzo Ulteriore II. ihre Atti in Aquila heraus. Beide enthalten werthvolle Aufsätze.

Die Akademie von Udine veröffentlicht im Jahre 1851 einen Codice diplomatico Friulano, von dem jetzt unter dem Titel: »Collegione di documenti per la Storia del Friuli dal 1017—1332 del Abbate G. Bianchi.« ein kleiner, aber wichtiger Theil erschienen, der ein neues Licht über die Geschichte des Patriarchats von Aquileja verbreitet.

Auf Befehl des Bischofs von Avellino, Joseph Maria von Arezzandria, P. General des Franciscanerordens, hat P. Melchiorri de Gervato die Fortsetzung der Annalen dieses Ordens, die bis zum Jahre 1579 gediehen sind, unternommen.

Der bekannte Arzt und Naturforscher Otto Ehrejo gab seine Descrizione degli animali invertebrati della Sicilia citeriore heraus, von denen jetzt fünf Bände 6. mit 575 Kupfertafeln erschienen sind. Die zootomischen und zoologischen Schilderungen sind sehr genau, die beigegebene Literatur reich, die Tafeln mit großer Sorgfalt ausgeführt.

Diesem Werke reihen wir die »Lucubrazioni sulla Fauna e Flora dell' Etna e sopra l'origine delle spelonche nelle lave di questo Vulcano« des Dr. A. Sarn zu Catania an, die jüngst in Mailand gedruckt wurde.

In Lucca ist ein Naturdichter in dem Handwerker Ferdinand Aurelio Angeloni aufgetreten, der seine Mußestunden mit dem Lesen belehrender Schriften und mit dem Niederschreiben von Versen ausfüllt, die kunstlos, aber aus einem reichen Herzen fließen.

Ungarn.

Literatur. Ein Artikel in der Allg. Zeitung über die „Verhandlungen der ungarischen Akademie" macht ein ziemlich reichhaltiges Verzeichniß von Schriftstellernamen bekannt, die als Verfasser von Werken der Kunst oder Wissenschaft in ungarischer Sprache und von anerkanntem Werth, bei der vorjährigen Preisvertheilung als vorzüglich geeignet zur Erhaltung der verschiedenen Preise der Akademie vorgeschlagen wurden. Wir bedauern den ungarischen Sprache nicht mächtig zu sein, um wenigstens an einzelnen der daselbst genannten Werke durch eigene Erfahrung uns von ihrer Trefflichkeit zu überzeugen. Was wir bisher von der magyarischen schönen Literatur in Uebersetzungen lasen, brachte uns eben keinen hohen Begriff von der künstlerischen Bildung der Magyaren bei.

Vereine. In Pesth hat sich ein Verein zur Beförderung der Fabriken in Ungarn gebildet, der sich den Zweck gesetzt hat, durch Aufbringung bedeutender Capitalien mittelst Aktien Fabriken und Manufacturen im Lande auf jede Weise zu unterstützen. Es haben hochgestellte Personen und hohe Staatsbeamte daran Theil genommen. Zum Präsidenten wurde erwählt Graf Gabriel Keglevich, zum Vicepräsidenten Graf Stefan Szechenyi.

Polen.

Literatur. Der große polnische Geschichtschreiber Narutewicz ließ, wie umständende Geschichtswerk unvollendet, die Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften entschloß sich bald nach ihrer Entstehung zur Herausgabe dieses Werkes und der verewigte Bischof Albertrandy machte vielfältige Sammlungen zur Geschichte der Jagellonen, wurde aber an Ausführung seines Unternehmens vom Tode verhindert. Schon früher gab der Professor Czacewicz nach seinen Materialien die Geschichte der Jagellonen Kasimir, Johann Albert und Alexander, so wie die der Könige Heinrich und Stephan Bathori heraus. Jetzt hat ebenfalls aus Albertrandy's Nachlaß Graf Eduard Raczynski eine Geschichte der Regierung Wladislaw Jagello's veröffentlicht.

Die von Nikolaus Pawlikowski, Mitglied der polnischen Ordnungsstaates, verfaßte polnische Geschichte »Dzieje Polski« (Warschau 1841) scheint aus russischem Standpunkte geschrieben zu sein und ist daher von dem polnischen Publikum mit großem Mißtrauen aufgenommen, von der Regierung aber mit dem für die reine polnische Geschichte ausgesetzten Preis beehrt und in Polen als Lehrbuch eingeführt worden.

Ein anderes polnisches Geschichtswerk verdient von einer andern Seite der Empfehlung, nämlich Lelewel's »Polska odradzająca się« (das sich erneuernde Polen), welches in Brüssel eine neue Auflage erlebt hat. Es ist die Geschichte Polens von der letzten Theilung bis zum Ende der letzten Revolution, und muß, da Lelewel die Revolution selbst mitmachte, und also als Augenzeuge erzählt, als eine Quelle der Revolutionsgeschichte gelten, obgleich als die Quelle eines Parteimannes.

Eine der beliebtesten neueren Schriftstellerinnen Polens, die Baronesse Rautenstrauch, gibt in »Miasta gory i doliny« (Städte, Berge und Thäler) Reiseeindrücke über Italien, Frankreich, Deutschland und die romanischen Völker, vermischt mit größern und kleinern Erzählungen, theils aus dem Leben der Verfasserin, theils aus dem anderer Personen, mit denen sie zusammentraf, entnommen.

Der fruchtbare und gewandte Korzewski und der durch mehrere satyrische Schriften bekannte pseudonyme Schriftsteller John of Docaly haben sich zu Fertigung eines Romans gemeinsam verbunden, der den Titel führt »Powieść składana« (Wilna 1843) und nicht übel gelungen sein soll.

Von den Bildern aus Litthauen »Obrazy Litewskie« des Juncz Ejdrzko, Darstellungen polnischen Lebens enthaltend, ist bereits die dritte Serie erschienen.

In der Buchhandlung Zamajzko in Wilna erscheint ein sehr verdienstliches Werk der neueren polnischen Literatur, nämlich ein mit ungewöhnlichem Fleiß, großer Sorgfalt und Genauigkeit und umfassender Kenntniß der polnischen Literatur angefertigter Katalog aller seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1830 in Polen erschienenen Werke, sowohl polnischer als nichtpolnischer und solcher, die von Polen im Auslande herausgegeben worden sind, mit vielen sehr schätzbaren bibliographischen und literarhistorischen Anmerkungen nebst interessanten Auszügen aus seltenen Werken. Herausgeber ist der Bibliothekar Adam Jocher in Wilna. Bis jetzt sind 2 Bände erschienen.

Ebendaselbst erscheint eine Sammlung der auserlesensten dramatischen Meisterwerke in Uebersetzungen von Karpinski und dem Professor Walicki in Chatow. Der erste Theil enthält Göthes „Faust" von Walicki übersetzt, mit Beifügung der Musik des Fürsten Radziwill und der Stanislaus nach Ziarmann.

Der Dichter Odyniec hat Byron's „Mazeppa" und Schiller's „Jungfrau von Orleans" in einer Uebersetzung herausgegeben.

Rußland.

Kirche. Die russisch-griechische Kirche zählte zu Ende des Jahres 1843 51 Exarchien in drei verschiedenen Klassen abgetheilt. Die höhere erz- und bischöfliche russische Geistlichkeit zählt 75 Individuen, nämlich 7 Metropoliten, 29 Erz- und 38 Bischöfe. Geistliche Verwaltungstribunale bestehen 2542, unter ihnen 47 Consistorien, 283 Districtsgerichte und 1212 Polizeiämter. Die griechische Kirche zählt 574 männliche und weibliche Klöster, 35,315 griechische Kirchen und 9059 Bethäuser und Kapellen. Dem Mönchsstande gehörten 15,480 Personen an, und jährlich treten 800—1000 Personen aus dem weltlichen in den Mönchsstand über. Weltgeistliche zählt die Landeskirche 117,515; demungeachtet gibt es im Reiche noch viele Bezirke, die entweder zu wenige oder gar keine Geistliche besitzen.

Die ruſſiſch-griechiſche Kirche zählt 55,107,195 Bekenner, doch iſt ſie von großen Spaltungen zerriſſen; man zählt in ihr mehr als 30 verſchiedene Sekten, mit deren Wiederbekehrung die Synode unabläſſig bemüht iſt. Im Jahre 1858 betrug die Zahl der wiederbekehrten Sektirer 48,711; von andern chriſtlichen Kirchen traten 1985, von nichtchriſtlichen und heidniſchen Confeſſionen 2775 zu ihr über.

Für den Elementarunterricht der Bauernjugend entſtehen allmählig auf dem Lande Kirchen- und Kirchſpielſchulen, von denen man jetzt ſchon über 2752 zählt, freilich für den großen Umfang des Reichs noch immer zu wenig.

Griechenland.

Verein. Es hat ſich in Athen ein Verein der ſchönen Künſte gebildet, als deren Mitglieder ſich die Miniſter und viele der Angeſehenſten eingeſchrieben haben.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1845.

Bibliothek des
Philosophisch. Seminars
der Universität Leipzig
Inventar-Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

'42. D 173

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Die deutsch-katholische Kirche	1
Ueber Cretinismus und das Hospiz auf dem Abendberg	21
Das literarische Eigenthum und seine Fortbildung in Deutschland durch Gesetzgebung und Praxis, nachgewiesen an dem Schelling-Paulusschen Rechtsstreite (Zweiter Artikel)	64
Die Selbstverwaltung der Gemeinden und Distrikte	131
Die Encyclopädien, ein literarhistorischer Rückblick	179
Die Reform der deutschen Rechtswissenschaft und der Beruf der Gesetzgebung	211
Die militärische Benutzung der Eisenbahnen	225
Die dänischen Ständeverhandlungen über die Staatseinheit	260
Kurze Notizen	329

erfolgen werde, weil ſie der Ausdruck aller Friedensthätigkeiten eines Staats iſt, in ihrer Anwendung auf die übrigen Staaten, alſo durch jene nothwendig bedingt und modificirt wird.

Wem es aber ſcheinen möchte, daß Vorſtehendes mit ſo manchem Geleſenen, Gehörten und Erlebten in Widerſpruch ſtehe, dem antwortet der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, daß er das Ergebniß vieljähriger Erfahrung, vielfacher Beobachtung auf verſchiedenen Poſten in Kriegs- und Friedenszeiten getroſt den erwähnten Anſichten entgegengeſetzt habe, und die Ueberzeugung nicht verbergen wollte, daß die Zeit der Innungs-Geheimniſſe auch für die Diplomatie vorüber ſeye.

F. K.

Anmerkung. Der Verfaſſer nimmt ſich die Freiheit, den Leſer zu bitten, Vorſtehendes zugleich als ein Programm anzuſehen, um eine ausführlichere Darſtellung deſſelben Gegenſtandes in 386 Paragraphen (Betrachtungen über Diplomatie. Stuttgart. J. G. Cottaſche Buchhandlung. 1838) bei denen einzuführen, welche dieſer Gegenſtand beſonders intereſſirt.

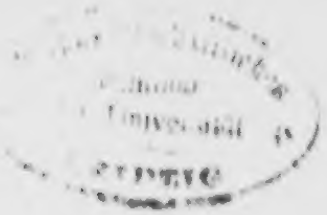

Die deutsch-katholische Kirche.*)

Es kann von dieser Zeitschrift mit Recht gefordert werden, daß sie eine Bewegung bespreche, welche auf jeden Fall höchst bedeutend, für unser deutsches Vaterland bezeichnend, und an mannigfachen Folgen reich ist.

So vielfach diese Bewegung in Zeit- und Flugschriften besprochen ist, so schnell sie zu einer eigenen Ronge-Schneidemühler Literatur Veranlassung gegeben hat, so wenig scheint es, daß dieselbe in ihrem Verhältnisse zu der Zeit und dem Volke objektiv bis jetzt aufgefaßt worden sey. Wir dürfen daher hoffen, daß ein Versuch in dieser Richtung, und in der ruhigen Betonung, welcher diese Blätter sich stets befleißigen, unserem Publikum nicht unwillkommen seyn werde.

Diese Bewegung gehört so ganz der Richtung unserer Zeit an, entwickelt sich so vollständig aus derselben in zahllosen Flugschriften und Zeitungsartikeln, in Aufrufen, Subscriptionen und Zweckessen, in schneller Festsetzung der Grundlagen, demokratischem Prinzipe, aber auch in halber Duldung von Seite der Regierungen, daß selbst der herbste Widersacher wird eingestehen müssen, es liege eine innere Nothwendigkeit, eine organische Krisis eines langen, unbestimmbaren Uebelbefindens hier zu Grunde, sonst würde die Bewegung nicht so allgemein, so

*) Eine Behandlung dieser wichtigen Fragen von rein konservativem Standpunkte aus werden wir willig in eines der späteren Hefte aufnehmen. A. d. d. Vierteljahrsschrift.

gleichförmig, so schnell durch alle Stände verbreitet, so lebenskräftig seyn. Vorzeichen fehlten seit Beendigung der Kriege keineswegs. Sie waren vereinzelt, machten wenig Eindruck, wurden theilweise unterdrückt, und schienen vergessen. Es war verzeiblich, wenn eine aufsteigende Bewegung der römisch-katholischen Kirche hier gehofft, dort gefürchtet wurde, als in ruhiger Zeit, aus kaum bemerkten Anfängen, an den äußersten Grenzen deutscher Zunge geschah, was man weder so frühe, noch so weit ausgreifend erwartet hätte, und einen Anklang fand, welcher selbst die in Erstaunen setzt, deren ganzes Leben im Kampfe wider die Hierarchie verbracht wurde.

Ein Blick auf die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts wird vielleicht dazu dienen, uns über die kirchlichen Wirren der Gegenwart zu verständigen.

Es wurde von der Mehrzahl der Geschichtschreiber nur zu lange der Fehler nachgeschleppt, die Persönlichkeit der Reformatoren voranzustellen, und von dieser den Ausgangspunkt der Bewegung anzunehmen. Besonders sind katholische Geschichtschreiber in diesem Falle, P. Sarpi allenfalls ausgenommen, welcher aber doch den Ordensgeistlichen darin zeigt, daß er den Ursprung im alten Zwiste der Augustiner und Dominikaner sucht. So wenig man den gewaltigen Einfluß der Talente und Charaktere der Reformatoren läugnen kann, so liegt dennoch klar am Tage, daß ihr erstes Auftreten ungleich beschränktere Verbesserungen bezweckte, als ihr späteres Wirken. Sie gaben den Tropfen in das übervolle Gefäß, durch welchen die Ueberfluthung herbeigeführt wurde. In Kurzem waren sie mehr die Getriebenen, die vorwärts Gestoßenen, als die Anführer, und mußten Uebertreibungen bedauern und bekämpfen. Was früher vielfach versucht und mißlungen war, das gelang nun, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden, Amerika entdeckt und Deutschland in Gefahr war, von einer Weltmonarchie aufgesogen zu werden. Luther mußte die Fürstengewalt dem Kaiser gegenüber erweitern und befestigen, Zwingli eine durch neuen Reichthum unglaublich zuchtlose Zeit zum Ernst des Lebens zurückführen. Hätte seine Lehre sich nach Innen und nach Außen vollständig entwickeln können, sie wäre zu einem republikanischen Islam geworden.

Eben so offenkundig, obgleich oft abgeläugnet und bemäntelt,

iſt es, daß die römiſche Kirche alles, was ſie iſt, der Reformation verdankt, und der durch dieſe herbeigeführten Nothwendigkeit, ſich zuſammenzunehmen und wieder zu gebären. Die Männer der Reſtauration, ein Phil. Neri, ein Carl Borromee, ein Ign. Loyola vermochten und vollbrachten viel, aber ſie löſten die Aufgabe nicht, ihr Werk gegen alle Strömungen der Zeiten zu ſichern, den Grundſatz der Unveränderlichkeit mit dem des Vorſchritts zu vermitteln.

Daher zeugt es nicht gerade von einer vollſtändigen Kenntniß der Vergangenheit und Gegenwart, wenn man von einer Reform im Innern der katholiſchen Kirche überraſcht wird. Die allſeitige Verbreitung allgemeiner Bildung, das erwachte Selbſtgefühl des deutſchen Volks, die durch proteſtantiſche Regierungen, durch Eiſenbahnen und Landſtraßen vermehrten Berührungspunkte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten wären allein ſchon genügend, eine derartige Bewegung zu erzeugen. Nun kam aber noch die offenſive Stellung des römiſchen Hofs ſeit der Regierung des jetzigen Papſtes hinzu, und zwar in Gegenden, wo die proteſtantiſche Religion die deutſche, die katholiſche die polniſche, die griechiſche die ruſſiſche gewöhnlich genannt wird. Es mag das Streben, der gebildeteren, der ſlaviſchen überlegenen Volksthümlichkeit anzugehören, in Schneidemühl und Breslau mitgewirkt haben. Auch Wittenberg liegt an der Grenzmark des damaligen Slaventhums, und ſein Einfluß blieb bis in die Karpathen hinein der herrſchende unter den ſlaviſchen Stämmen, während die Magyaren ſich dem Kalviniſmus zuwendeten.

Wer die Erſcheinung in Verbindung mit dem allgemeinen Zuſtand der Staaten, Kirchen und der bürgerlichen Geſellſchaft erwägt, dem wird es ſehr gleichgültig vorkommen, daß Czersky etwas eilig der Ehe ſich zugewendet, daß Ronge im Seminar lange Haare getragen hat, daß gegen Manchen, welcher bei dieſen Bewegungen ſich voranſtellte, oder noch voranſtellen wird, ſich Erhebliches mit Grund wird einwenden laſſen. Werkzeuge einer waltenden Macht ſind auch ſie, mehr nicht, vielleicht verirrt an eine Kluft, welche zu überſpringen iſt, und gegen welche ſie hingedrängt werden. Die Vorſehung — wir wünſchen nicht, daß dieſes Wort ausgemerzt werde, — die Vorſehung läßt

jenseits jener Kluft eine reife Frucht vom Baume fallen; der erste, welcher den Sprung glücklich vollbracht hat, erhält sie.

Persönlichkeiten, auch die bedeutendsten, vermögen nichts **wider** den allgemeinen Weltgang, aber Unglaubliches, wenn sie ihn **nützen** und **errathen**. Was jenen gelingt, ist diesem genehm, darum ist es jenen gelungen, aber nicht umgekehrt.

Also ist nicht **die** Frage wichtig, **wer** die Männer an der Spitze der Bewegung sind, sondern **das** ist es, **daß** ihre Stimme überall geneigtes Gehör findet, **daß** ganze Gemeinden ihr so willig folgen. Wo auch kein lauter Beifall jenen entgegenschallt, betrachtet man sie dennoch mit dem stillen Gefühle, daß eine zweite Reformation herankommen könne, und derselbe Stoff jetzt aufgähre und strebe, sich vollständig durchzubilden, welcher bei der ersten es nur bis zu einer unvollständigen Krisis gebracht habe.

Wenn Luthers Bewegung ausging von einer jungen aufstrebenden Hochschule und den erneuten humanistischen Studien, und **die** Zwingli's von republikanischem Selbstbewußtseyn, bürgerlicher Sparsamkeit und Kenntniß des benachbarten, sittlich so tief gesunkenen Italiens, so ist der Ursprung der jetzigen Reformversuche ein ganz anderer. Diese gehen aus von Städten, wo Katholiken mit Evangelischen gemischt wohnen, und in ihnen ist die meist dem Mittelstande angehörige Laienschaft vorzugsweise thätig. In Organisation, Einigung über abweichende Ansichten, wissenschaftlicher Begründung und Bearbeitung des Publikums in Flugschriften ist in sechs Monaten ein weiterer Weg zurückgelegt worden, als die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts in eben so vielen Jahren kaum zurückzulegen vermocht haben. Wenn es erlaubt wäre, Heiliges mit Gemeinem zu vergleichen, so müßte man an industrielle Oppositionsanstalten (Dampfbootlinien, Eilwagen ꝛc.) mahnen, wo die Vorzüge der älteren benutzt, neue Entdeckungen hinzugefügt, Fehler vermieden, und die Neugierigen, Unbefriedigten und Gegner des Bestehenden den wirklichen Freunden des Vorschritts beigesellt werden.

Wenn vor 300 Jahren der Anstoß von literarischen und politischen Größen ausging, so geht er jetzt aus von dem auch in anderen Beziehungen stets bedeutender werdenden Mittelstand. Es scheint, daß vorzüglich Schaamgefühl wegen der Rückfahrt,

Controverspredigten, und Unwille wegen der auf Einmal gesteigerten Schwierigkeiten bei Mischehen dazu beigetragen haben, daß Katholiken, welche in protestantischen Städten (meist in bedeutender Minderzahl) wohnen, jenen lange schon gehegten Wunsch verwirklichten, den nämlich, sich in freier Geistesbewegung und Vorschritt ihren evangelischen Mitbürgern gleichzustellen, ohne damit ihren längst feststehenden Glauben förmlich zu ändern. Sie konnten früher es sich gefallen lassen, für römisch-katholisch zu gelten, nun aber schien ihnen der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich erklären mußten, um nicht für Heuchler gehalten zu werden. Sie wollten nicht zu einer Kirche übergehen, welche sie nicht gerade in jeder Beziehung anmuthen konnte. Bevogtung durch die Regierungen, inneres Zerwürfniß, Hegelei und Muckerthum, besonders aber die innerliche, wie äußerliche Entfremdung der Mehrzahl der befugtesten Beurtheiler von der Kirche, mögen nicht gerade angezogen haben. Wenn gleich diese Bewegung im Ganzen ein elektrischer, vom Protestantismus auf die Neukatholiken überspringender Funke genannt werden kann, wie es auch der Jansenismus ursprünglich war und theilweise noch ist, so ist die Wirkung dieses Funkens dennoch eine ganz eigenthümliche, bedingt durch die Bedürfnisse und den Gang der Zeit, welche bei der maßlosesten Bewegung im Innern dennoch die äußere Ruhe und Muße gewährt, nach großen Erschütterungen die Grundlagen zu untersuchen und zu befestigen, nach allgemeiner Auflösung sich neu zu krystallisiren, und die Verhältnisse zur Welt, zum Volke, zur Gemeinde klarer aufzufassen und zu bestimmen.

Demnach scheint die Leipziger Versammlung von der Ueberzeugung ausgegangen zu seyn, daß in der Zahl der denkenden und gebildeten Bekenner der christlichen Kirchenformen sich kaum zwei Menschen finden werden, welche in allen Theilen des festgesetzten Glaubensbekenntnisses gänzlich und aufrichtig einerlei Meinung wären, daß also nur das Allgemeinste als allgemein gültig aufzustellen seye. Sie läßt ferner dem Nationalgefühle sein Recht wiederfahren, indem sie statt des Latein's die Landessprache einführt; sie hebt das demüthigende Verbot des Bibellesens auf, behält vom seitherigen Kultus alles Schöne und Erhabene bei, und entfernt das Ungehörige. Besonders aber

erlaubt sie den Geistlichen, in der Ehe zu leben. Diese werden durch die Aufhebung des Cölibats vollständige Bürger des Staats, in welchem sie lehren. Den Söhnen wohlhabender Familien eröffnet sich eine seither verschmähte Laufbahn, den Töchtern die Aussicht auf die Hand eines Pfarrers oder gar Bischofs.

Die neuen Gemeinden erreichen somit Alles, was die Protestanten sich erkämpft haben, und mehr noch, denn Bewegung und Organisation geht von der Gesammtheit aus, die ganze Gestaltung ist so demokratisch, als nur immer möglich.

Wenn die Bevollmächtigten der Gemeinden einen gelehrten und vorwurfsfreien Vertreter ihrer Ansichten (etwa einen H. Schreiber) zum Bischof werden gewählt haben, wenn dieser in Utrecht oder London, in Stockholm oder Kopenhagen die apostolische Weihe empfangen haben wird, so ist wahrlich nicht abzusehen, wie weit der entstandene Riß auseinanderklaffen und wie eine Wiedervereinigung mit der päpstlichen Obergewalt ermöglicht werden wird.

Rom begreift das eigentliche innerste Wesen der Deutschen auch jetzt noch so wenig, als in den Zeiten Leo des Zehnten, so viele und wohlüberdachte Berichte es über Deutschland von verschiedenen Seiten her immerfort erhält. Es erfreute bis vor Kurzem sich der Ueberzeugung, der Protestantismus seye seiner Auflösung nahe und für glaubensbedürftige Seelen gebe es in ihm kein Heil mehr, diese müssen in Kurzem dem Katholicismus zufallen. Daher wurde eine allgemeine Angriffsbewegung beschlossen wider den in Puseyismus, Altlutherthum, Pietisterei und Strauß-Literatur verwickelten Gegner. Viele Gründe berechtigten zur Hoffnung, einige Regierungen werden als Verbündete kräftigst mitwirken. Uebergetretene versicherten, die glänzendsten Erfolge können nicht ausbleiben, und stellten sich als rüstige Verkämpfer auf. Es war ein willkommener Glücksfall, daß die preußische Regierung gleich bei dem Beginne der Zerwürfnisse über die Mischehen Unvorsichtigkeit mit Ungerechtigkeit paarte.

Vielleicht aber wird ein Geschichtschreiber des 21. Jahrhunderts behaupten, die Wegführung des Erzbischofs Droste und die Gestattung der Trierer Rockfahrt seyen Ausflüsse einer

tief durchdachten machiavellistischen Staatskunst gewesen, und die preußische Regierung habe hiedurch zu den Unvorsichtigkeiten reizen wollen, welche nicht nur die evangelische Kirche zu Selbstbewußtseyn und gesteigerter Thätigkeit aufgeregt, sondern den bedenklichen Abfall von Städtebewohnern, eine Fluth reformatorischer Schriften und einen Rückzug der Hierarchie veranlaßt habe, noch rückwärts jener Stellung, welche sie vor ihren Angriffsbewegungen eingenommen hatte.

Diese Angriffsbewegungen galten aber der gesammten katholischen Welt. Ihre Folgen liegen vor unsern Augen. In Ungarn gab die Regierung den Klagen des Landtags Gehör, und die Verordnungen wegen Mischehen und Uebertritt zum Protestantismus wurden modificirt. In Wien selbst wurde endlich die Erbauung eines evangelischen Bethauses gestattet. In Bayern mußte der Monarch einen übereifrigen Bischof zu Mäßigung und Sanftmuth in eigenhändigem Schreiben ermahnen. Die großen und gewaltsamen Ungerechtigkeiten wider die katholische Kirche Polens wurden von der russischen Regierung zwar schwach beschönigt, aber sie hätte auch dieses nicht vermocht, wenn sie nicht Vertheidigungsmaßregeln wider Eingriffe hätte vorschützen können. Der Streit zwischen der Kirche und der Universität in Frankreich setzte jene trotz des Zusammenhaltens der Bischöfe in auffallenden Nachtheil, gegenüber den Kammern, der öffentlichen Meinung, und besonders der Presse. Dupin's Buch, Thiers' Rede wider die Jesuiten und E. Sue's ewiger Jude haben, verbunden mit dem Prozesse Affnaers, eine Wirkung im Publikum hervorgebracht, welche lange dauern und schwer zu verwinden seyn wird. Sogar in Spanien und Portugal wird nur die größte Vorsicht und Mäßigung das theilweise Zurückerstattete der Geistlichkeit sichern können. Was in der Schweiz geschehen ist, wird ebenfalls nicht für einen Erfolg gelten können. Es giebt Siege, welche verderblicher sind als Niederlagen. Es erhellt aus diesem Allem, daß die Leiter der Angriffsbewegung die Richtung der Zeit irrig aufgefaßt, und die Kräfte falsch berechnet hatten, welche beide Theile in Thätigkeit zu setzen vermögen. Das maßlose Schimpfen im neuen Sion und der Zeitschrift von Görres und Philipps beweist nichts Anderes, als wie tief es die Stimmführer schmerze, daß trotz ihrer eifrigen

Bemühungen und glänzenden Voraussagungen, denn doch unerwartet schnell und kraftvoll sich ausbreitend, eingetroffen sey, was nicht nur Gegner, sondern auch wohlmeinende Freunde ihnen längst vorausgesagt hatten. Jene werden ihrer Sache durch Verunglimpfung des Gegenüberstehenden so wenig nützen, als die Sendlinge, welche die Versammlungen der neuen Gemeinden zu stören versuchten.

Der römische Hof hat zur Ueberwindung dieser seiner neuen Gegner nur Eine Waffe, kalte, würdige Widerlegung, und zu künftiger Sicherung der ihm treu Bleibenden noch ein, gewiß sehr wirksames Vertheidigungsmittel, Hinwegräumung der auffallendsten Mißbräuche. Wir wissen sehr wohl, daß diese Mittel leichter angerathen werden als ausgeführt, können aber bereits bemerken, daß die Befehlshaber an das Einstellen des Feuers denken, welches in der Vorpostenlinie noch fortdauert, sey es, weil der Gegenbefehl noch nicht eingetroffen ist, oder die Kampflust demselben nicht sogleich zu gehorchen vermag. Man könnte wähnen, die Wirkung jener Schmähungen sey nur auf die untersten Schichten der Volksbildung berechnet, und man habe die mittleren und oberen bereits für verloren gegeben. Denn wenn man so großen weltgeschichtlichen Wahrheiten gegenübersteht, wie der Verrückung des politischen Uebergewichts von katholisch-romanischen Völkern auf protestantisch-germanische, wie den Folgen der reaktionären Maßregeln Philipps des Zweiten, oder der ausschließlichen Entstehung der Revolutionen in der Mitte katholischer Völker, da sollte man doch wahrlich andere Fäden im Gebinde aufsuchen, als Bibelgesellschaften oder gar den Freimaurerorden.

Der Katholicismus, als er sich durch und wider die Reformationen neu und thatkräftiger zu gestalten hatte, war genöthigt, sich an möglichste Isolirung der Völker und an den Grundsatz unbeschränkter Monarchien anzulehnen. Unsere Zeit dagegen verlangt gebieterisch freie, gemeinschaftliche Entwicklung, und gesetzliche Gewähr. Wer heutzutage nicht vorangeht, mit Anstrengung aller Kräfte, welche ihm zu Gebote stehen, ist dem Untergang verfallen. Wer jetzt wagt, von sich zu sagen: sint ut sunt aut non sint. mag zusehen, wie er sein Schifflein durch die Wirbel steuere!

Die Grundsätze napoleonischer Kriegführung scheinen in alle Thätigkeiten des europäischen Völkerlebens eingedrungen zu seyn, schnelle Bewegung, Herausfinden des strategischen Schlüssels, und Vorgehen in Massen. Rücksichten, welche sonst genommen wurden, und jede rasche That lähmten, werden jetzt mit der größten Gefügigkeit beseitigt, und während die revolutionären Bewegungen, Wiedertäufer und Bauernkrieg im sechzehnten Jahrhundert auf die religiöse Bewegung *gefolgt* sind, hat die jetzige diese bereits *hinter sich*, ist also um eine bedeutende Erfahrung reicher, als jenes.

Aber nicht nur im Innern des Katholicismus bemerken wir diese Bewegung. Sie offenbart sich zu gleicher Zeit in der anglikanischen Kirche, wie in der presbyterianischen, in dem Judenthume sogar, so weit dieses von europäischer Bildung durchdrungen werden konnte. Alle diese tief gehenden Bewegungen deuten auf einen organischen Gang, auf ein nothwendiges Hinstreben nach einem Punkte, welcher vielleicht Einer ist. Daher geht durch alle Glaubensformen ohne Unterschied die allgemeine Abneigung gegen die äußerste Durchführung der Grundsätze Roms, weil diese jeder weiteren Entwicklung feindlich entgegentreten müssen. Sie müssen streben, für immer abzuschließen, was jetzt mehr als jemals als etwas Lebendes, folglich von Entwicklung zu Entwicklung Vorschreitendes sich darstellt. Hier ist nicht von *dem* Katholicismus die Rede, wie er bis in die neuesten Zeiten sich dargestellt hatte, sondern von dem, wie er seit wenigen Jahren in der Weise vordrängt, welche den Zeitraum vor dem dreißigjährigen Kriege bezeichnete. Hätten die Luzerner Piaristen — gewiß keine minder geübten echt katholischen Erzieher und Lehrer als die Jesuiten — berufen, so wäre kein Bürgerblut geflossen, und anderweitigen, mit der Jesuitenfrage vermischten und durch sie verdeckten Zwisten wenigstens ein willkommener Vorwand entzogen worden.

Nehmen wir an, die neukatholischen Kirchen machen vor der Hand keinen weiteren Vorschritt, ja, sie geben völlig im Protestantismus auf, so ist schon das Beispiel, der Vorgang eines Abfalls in Masse so bedeutend, daß es sich der Mühe lohnen würde, die Folgen zu besprechen, welche sie auf evangelische Regierungen, Kirchen und Völker üben werden, in welche Lage durch

Deutsche

Viertel-Jahrsschrift.

Zweites Heft.

1838.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

sie die römisch-katholischen kommen werden, und endlich unter welchen Bedingungen man der neuen Erscheinung lebenskräftige Dauer versprechen könne.

Bis jetzt hat die neukatholische Bewegung sich nur in Orten zum Daseyn durchgerungen, welche protestantischen Regierungen unterthan sind. Nur allein die badische scheint etwas unfreundlich gegen sie aufzutreten, alle übrigen, die preußische voran, verhalten sich gänzlich leidend, so sehr sie von gewissen Seiten her in entgegengesetztem Sinne bearbeitet werden mögen. Sie können ruhig den Ausgang des Zwistes erwarten, welcher im Lager des Feindes ausgebrochen ist, haben einstweilen Ruhe vor seinen, in den letzten Jahren so heftigen Angriffen, und dürfen bei Unterhandlungen mit Rom geneigteren Gehörs und billigerer Bedingungen gewärtig seyn. Aber auch den Landeskirchen gegenüber entsteht durch diese Bewegung die Räthlichkeit, Forderungen und Grundsätze aufzugeben, welche mit der Bildung nicht mehr im Einklange sind, deren unsere Zeit sich erfreut. Sie werden wohl thun, als freiwillige Gabe ihren Kirchen zu *schenken*, was die Neukatholiken sich *genommen* haben. Als Rom's Ansprüche anfingen, zu laut und übergreifend zu werden, da begannen die evangelischen Regierungen bereits sich zusammenzunehmen, und den Wünschen Gehör zu geben, welche überall nach freier und organischer Gestaltung der evangelischen Kirche laut wurden. Der Verein zu Unterstützung hülfebedürftiger Glaubensgenossen hat unter ihrem Schutze sich schnell und kräftig entwickelt. Die Furcht, daß man unserer evangelischen Kirche eine anglikanische Zwangsjacke über's Meer holen wolle, war zwar leider nicht ganz ungegründet, ist aber nun gänzlich beseitigt und verschwunden.

Die evangelischen Kirchen verdanken den Drohworten und Gefährdungen von Seite der übereifrigen Katholiken eben so viel, als der deutsche Staatenbund dem Ministerium Thiers. Aber wie hier, so ist auch dort die Gefahr noch keineswegs vorüber, und vor Allem zu fürchten, daß man in stolzer Selbstzufriedenheit wieder einschlafe. Die neu sich gestaltende Kirche muß für Viele mehr Anziehendes haben, als die alte zu geben vermag, und es darf Niemand befremden, wenn viele evangelische Christen sich an sie anschließen. Sie benützt in freier

Gestaltung die günstigen sowohl, als die ungünstigen Erfahrungen der Kirche, von welcher sie sich entfernt, und der, welcher sie sich nähert. Ihre Ablehnung alles dessen, was an Symbolenzwang und ausschließliche Beherrschung der Laienschaft durch die Geistlichkeit mahnen könnte, sind auch für die evangelischen Kirchen so gebieterische Forderungen der Zeit, daß aus ihnen Lebensfragen entspringen könnten. Alle Institutionen ohne Ausnahme scheinen jetzt genöthigt, mit einander gleichen Schritt im Vorwärtsgehen halten zu müssen, wenn sie fortbestehen wollen. Wenn man nicht mehr vermag, sich an die Spitze zu stellen, die Begebenheiten herbeizuführen und zu leiten, sondern kaum noch sie vollständig zu benützen, so vermag man noch weit weniger wider dieselben.

Die evangelische Geistlichkeit scheint beinahe überall die Nothwendigkeit einer Presbyterial- und Synodalverfassung begriffen zu haben. Sie wird sich wohl entschließen, den zufällig gewählten Namen: Gustav Adolfs-Verein durch einen zweckmäßigeren zu ersetzen, um den Anfeindungen, welche einen ganz andern Grund hatten, einen willkommenen Vorwand zu entziehen. Die geistlich-staatliche Gewalt der Consistorien wird sich bestreben müssen, eine bescheidene Grenzlinie einzuhalten. Staat, Kirche und Schriftsteller evangelischen Bekenntnisses können nichts Klügeres thun, als der Bewegung der neuen Kirche mit Theilnahme und Aufmerksamkeit stille zuzusehen, aber jeder Einschreitung jenseits der Linie des allgemeinen christlichen Interesses sich strenge zu enthalten. Laissez faire et laissez passer ist auch hier der ehrlichste Rath, welchen man ihnen geben kann. Schon sind einige höchst unkluge Aeußerungen übereifriger protestantischer Schriftsteller sehr zu bedauern, und wenn irgendwo Censur gerechtfertigt erscheinen könnte, so wäre es hier der Fall, und zwar geübt von den geistlichen Behörden, um unpraktische Controversen zu vermeiden, um das, was noch im Werden begriffen ist, nicht zu „berufen."

Evangelische Regierungen werden freilich durch die neukatholische Kirche keines der Vortheile theilhaftig, welcher ihre Vorfahren bei der Reformation des 16. Jahrhunderts sich erfreut hatten. Die Fürstengewalt wird durch jene nicht ausgedehnt, Klostergüter können nicht eingezogen, Kirchengüter nicht strenger

beaufsichtigt werden. Im Gegentheile werden wenigstens für die ersten Jahre die Geschäfte vermehrt werden, vielleicht auch die Ausgaben. Die innere Thätigkeit der neuen Gemeinden, das demokratische Prinzip der ganzen Bewegung wird keiner andern Ueberwachung sich fügen, als nur der allernothwendigsten, und die Rückwirkung auf die evangelischen Kirchen wird bald fühlbar werden. Was den Neukatholiken gestattet wird, eine von den Gemeinden zu Bezirken, von diesen zu Provinzen aufsteigende Vertretung wird nicht länger mehr abgewiesen werden können. Der Befreiung des staatlichen und gewerblichen Lebens muß die des kirchlichen naturnothwendig folgen, wie umgekehrt möglichste Isolirung der Zielpunkt entgegengesetzter Strebungen für alle Zeiten und Lande war und seyn muß. Es wird also in den evangelischen Kirchen manches Stockende in gesunde Bewegung gebracht, die Laienschaft wieder zu Thätigkeit berufen, und wegen des heilsamen Prinzips der Mitbewerbung viel Vernünftiges vollführt, viel Unzweckmäßiges unterlassen werden. Bereits gehen evangelische Christen zur erneuten Kirche, vielleicht gehen bald ganze Gemeinden dieser zur evangelischen über, möglich, daß ein Drittes entstehe, welches beide vereinigt. Möchten beiderseits die vielen Fehler vermieden werden, welche wir der Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts anhängen sehen, und möchte Ranke seine treffliche Reformationsgeschichte nicht vergebens für die geschrieben haben, in deren Händen die Macht liegt, die so oft vernachlässigten Lehren der Geschichte endlich einmal kräftig zu benützen!

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie in den evangelischen, nur theilweise von Katholiken bewohnten Ländern die Bewegung im umgekehrten Verhältniß der Ueberwachung stattfindet, und wie da, wo die Katholiken nicht nöthig haben, über das Betragen ihrer Geistlichkeit zu erröthen, die Bildung neukatholischer Gemeinden weniger rasch vorangeht, als in Norddeutschland.

Wird auch diese kirchliche Bewegung sich von Deutschland auf andere Länder fortpflanzen? Diese Frage zu beantworten, dürfte jetzt schon schwierig seyn; einige Beiträge zur Lösung mögen aber immerhin hier ihre Stelle finden.

Die anglikanische Kirche wurde seit langer Zeit, und nicht

mit Unrecht ein für den Papst gesatteltes Pferd genannt. Sie hat den Drang der vielbewegten Zeit abgewartet, ohne die ihr gegönnte Muße zu der nöthigen Vervollständigung, Durchbildung und Abschaffung von Mißbräuchen zu benützen. Nun wird ohne Dank angenommen, was sie — nur nothgedrungen — gestattet. Ein ganz eigenes, aber nichts weniger als überraschendes Zusammentreffen ist das des Puseyismus mit der unabhängigen schottischen Kirche und andern Reformversuchen. Pusey treibt die Folgerungen und Grundsätze der anglikanischen Kirche auf die Spitze, und muß sich daher Rom in demselben Maße nähern, als die neukatholische Kirche in dem Rückgriffe auf die gemeinschaftlichen Urformen sich von jenem entfernt. Auch er war berufen, eine verkommene, vielfach mißbrauchte Anstalt, deren Entstehung schon an und für sich ein gesundes Daseyn auszuschließen scheint, zu einiger Lebensäußerung und zu heilsamer Selbsterkenntniß aufzustacheln. Irren wir nicht, so müssen die antievangelischen Elemente der anglikanischen Kirche durch die im Puseyismus eingetretene Krisis ausgestoßen werden. In England und in den Niederlanden ist wegen der Innigkeit der religiösen Ueberzeugung wohl das bereiteste Feld für einen, von störenden Zuthaten befreiten katholischen Glauben. Pusey ist der Polignac der halb durchgeführten religiösen Umbildung. Aber die bedächtigen, politisch so sorgfältig durchgebildeten Engländer werden Jahre bedürfen, um ihre kirchliche Juliuswoche auszufechten.

Rußland scheint die an seinen jetzigen Grenzen entstandene Bewegung nicht unwillkommen zu seyn. Einmal gibt sie eine Waffe gegen den mit der nationalen Opposition der Polen verschwisterten Katholicismus, und dann kann es hoffen, die Neukatholiken leichter dem orthodoxen Glauben zuzuführen. Ueber einen Erfolg in dieser Richtung würde Europa sich nicht freuen dürfen. Religiöse Bildung wird unmöglich, wo das Dogma in den Händen von Mönchen unbeweglich ist, die Pfarrgeistlichkeit dagegen als verheirathet einerseits von der Regierung abhängiger, andererseits gegen jede höhere Strebung gleichgültig seyn muß, weil sie jeder Hoffnung zum Aufrücken beraubt ist. Die morgenländisch-russische Kirche ist das Erzeugniß des ausgebildetsten Despotismus, eines Despotismus, wie allein Byzanz ihn

vervollständigen konnte. Er vereint in seiner Kirche, was Katholiken den Evangelischen, Evangelische den Katholiken nur immer vorwerfen können, ohne daß er die löblichen Seiten des einen und des anderen Bekenntnisses sich eigen gemacht hat. Hier ist natürlich nicht von schönen uralten in ihm enthaltenen Riten, noch von der malerischen Tracht seiner Geistlichen die Rede, sondern lediglich von seiner Stellung zu Staat, Gesellschaft und Wissenschaft.

Frankreich hat bis jetzt in seiner Tagespresse sehr wenig Theilnahme für die neue Kirche gezeigt. Sollte es wegen eines dunkeln Vorgefühls seyn, daß diese Bewegung eigentlich eine nationale sey, daß sie Deutschland in eben dem Maße stärken könne, als die Reformation des 16. Jahrhunderts es geschwächt hat? Bei der Widersetzlichkeit des Episkopats, und bei der geringen Zahl der Anhänger, welche die gallikanische Kirche noch zählen mag, wäre eine wärmere Theilnahme von Seite der Regierung vielleicht politisch. Die große Anzahl der Nichts-Glaubenden kann dort sich leichter als irgendwo mit der Partei der Jansenisten wider Rom vereinigen. Freilich waren die Vorgänge der Abbés Châtel und Anzou nicht geeignet, ein günstiges Vorurtheil für eine ähnliche Erscheinung in Deutschland zu erzeugen. Die bekannte Strenge der Grundsätze des französischen Klerus und die Gleichgültigkeit, mit welcher der Mittelstand alles katholisch Kirchliche ansieht, lassen kaum ahnen, auf welche Weise zwischen beiden Aeußersten ein vermittelndes Drittes außer dem kalvinischen Kultus entstehen und bestehen könnte.

Obschon in der pyrenäischen Halbinsel die Geistlichkeit weder so anhänglich an Rom war, noch so unterthänig demselben, als man auswärts wähnte, so mag sich das Verhältniß seit Einziehung der Kirchengüter dennoch etwas zu Gunsten Roms geändert haben. Ueberdies kommen die Schwingungen der europäischen Bewegungen am spätesten in der pyrenäischen Halbinsel an. Vielleicht führten diese zu einer Nationalkirche.

Nur allein in Belgien steht der Katholicismus noch mit altem Reichthum, mit voller Berechtigung da, ohne an der Staatsgewalt einen eifersüchtigen Aufseher, oder einen gezwungenen Bundesgenossen fürchten zu müssen. Hier ist er unverändert, unberaubt, ungekränkt, und hier kann man sein Verhältniß

zu der Zeit und ihren Strebungen am vollſtändigſten kennen lernen. Er iſt auch dort eine politiſche Waffe, einestheils gegen das nichts-glaubende Frankreich, anderntheils gegen das evangeliſche Niederland. Merkwürdig iſt der Einfluß dieſer Stellung auf das preußiſche Rheinland. Auch dort iſt der Katholicismus ein treuer Verbündeter des Anti-Berlinismus, daher der geringe Anklang, welchen bis jetzt die erneute Kirche, wenigſtens äußerlich, dort fand, während das rechte Rheinufer bereits mehrere Gemeinden zählt. Die Kölner Zeitung macht es ſich zum Geſetze, vollſtändig alles hieher Gehörige zu ignoriren, während ſie ſonſt allen Bewegungen der Zeit mit Aufmerkſamkeit folgt. Dieſe Rolle iſt für Eigenthümer und Abonnenten bezeichnend. Der Rheinländer will nun einmal nicht politiſch und geiſtig zugleich von Berlin beherrſcht werden. Wer den Mittelſtand Rheinpreußens für fanatiſch und verfolgungsſüchtig hält, irrt gewaltig. Aber an der provinziellen Oppoſition und ihren Handhaben hält er eben ſo feſt, als der Poſener an den nationalen. Daher würden Köln und Poſen auch alsdann noch feſt an Rom halten, wenn die Bewegung noch viel allgemeiner verbreitet werden ſollte.

Weniger leicht iſt vorauszuberechnen, in welcher Weiſe die deutſchen katholiſchen Regierungen ſich der umgeſtalteten Kirche gegenüber benehmen werden. Die Vorfälle in Dresden laſſen auf den Willen ſchließen, möglichſt hindernd einzutreten, aber auch auf ziemlich deutliches Bewußtſeyn, dieſes nicht vollſtändig durchführen zu können. Den, bei andern Umſtänden gewiß willkommenen Anlaß einer Annäherung der regierenden Familie an das Volk wird jene beſtimmt vor der Hand nicht ergreifen. Die königl. bayriſche Regierung iſt den Verſammlungen zu Neuſtadt an der Hardt wo möglich mit noch größerer Mißbilligung entgegen getreten, als früher der Errichtung von Vereinen zu Unterſtützung hülfsbedürftiger evangeliſcher Gemeinden. Ob der Vorwurf gegründet ſey, welchen ſie den neu ſich bildenden Gemeinden macht, daß ihrem Beſtreben radikale und kommuniſtiſche Richtungen zu Grunde liegen, mag der geſunde Sinn des deutſchen Volks beurtheilen. Auch in Oeſterreich wird alles Mögliche angewendet werden, um Bildung neuer Gemeinden zu hindern, und deren Conſtituirung zu verſagen. Wahrſcheinlich wird dieſes gelingen, wenigſtens vorläufig; ob für immer, ſteht dahin.

denn unzählige Wahrnehmungen beweisen, daß im Volke der protestantischen Elemente sehr viele, trotz der äußeren Besiegung des Protestantismus vor zwei Jahrhunderten, zurückgeblieben sind. Vorläufig werden den evangelischen Gemeinden einige billige Zugestehungen gemacht, den römisch-katholischen Bischöfen Milde, Vorsicht und Pflichtmäßigkeit eingeschärft, und der Staub weggewischt werden, welcher auf manche Verordnung Josephs II. sich seither gelegt haben mag.

Denn wahrlich, die kirchliche Gewalt muß befürchten, in der halben Reform dieses so häufig verkannten Kaisers, und in der von ihm angeordneten strengen Ueberwachung des Klerus noch die bewährtesten Schutzmittel gegen die Forderungen der Zeit verehren zu müssen. Jedenfalls bedarf die kirchliche Gewalt gar sehr des Beistands der weltlichen. Es wird sich in veränderter Gestalt wiederholen, was zwischen 1517 und dem Schlusse der Trienter Kirchenversammlung zwischen den katholisch gebliebenen Höfen und Rom vertragen wurde.

Rom verdankte seine Größe im Mittelalter der Herrschaft des Talents über die Geburt bei allseitigem Vorschritt. Wäre es dem Grundsatze treu geblieben, welchem es seine Größe verdankt hatte, so hätte kein Hof an Reformen, kein genialer Schriftsteller an Anfeindungen, keine Gemeinde an Losreißung gedacht. Wie die Sachen jetzt stehen, würde auch eine allgemeine Kirchenversammlung schwerlich im Stande seyn, in den alten Weg aus der Spur einzulenken, in welcher seit der Reformation von der Centralgewalt gefahren wird.

Die unabweisliche Nothwendigkeit, dem Vorschritt sein Recht angedeihen zu lassen, ohne Hader mit Andersdenkenden zusammenzuwohnen, überhaupt sich ins Gleichgewicht zu setzen mit dem, was die Weltlage gebieterisch verlangt, alles das ist einer Macht schwer begreiflich zu machen, welche sich für unveränderlich, folglich für unverbesserlich, für berufen zur Alleinherrschaft, für erhaben über Zeit und Ort hält.

Jedenfalls ist den katholischen deutschen Höfen jetzt ein bereites Mittel an der Hand, den römischen Hof schnell zu wichtigen Zugestehungen zu bewegen. Sie dürfen nur den Bitten um Reform der Mißbräuche einiges Gehör schenken, und erklären, sie glauben nicht länger den lauten Wünschen der Völker

um Abhülfe widerſtehen zu können. Vorwand oder Wirklichkeit, Rom wird genöthigt ſeyn, ſich zum Aeußerſten zu bequemen. Die Bewegungen, welche von Deutſchland ausgehen, ſind nicht mehr zu gewältigen. Wo Herz und Gemüth angeregt iſt, geht der Deutſche nie leichtſinnig voran, aber auch nie mehr zurück. Er war nie Katholike quand même, und ſcheint nicht auf dem Wege, gerade jetzt es zu werden. Was er lange mit Geduld und ſcheinbarer Gleichgültigkeit ertragen mag, wirft er auf Einmal mit unglaublicher Gewaltſamkeit ab, wenn er aufs Aeußerſte getrieben wird. So wenig der italieniſche Kopf das deutſche Herz verſtehen mag, dieſe Erfahrung dürfte doch von Rom beherzigt werden.

Die neue Kirche hat begreiflich ſehr viele literariſche Verunglimpfungen, perſönliche Unbilden, und auch bereits halblaute politiſche Verfolgungen erfahren. Warme Freunde ihrer Sache müſſen ihr die Weihe der Bluttaufe wünſchen. Hiezu aber iſt unſere Zeit zu aufgeregt, ſind die Regierungen aus genügenden Gründen zu vorſichtig.

Wenn die erſten unvermeidlichen Schwankungen und Schwierigkeiten überſtanden ſeyn werden, wenn für Betſäle, Confeſſionsſchulen, Biſchof und Prieſter geſorgt ſeyn wird, dann erſt wird man mit einiger Wahrſcheinlichkeit vorherſagen können, welche Geſtalt die neue Gemeinde annehmen, welche Stellung ſie zwiſchen Evangeliſchen und Römiſch-Katholiſchen einnehmen werde. Alsdann erſt wird ſich ausweiſen, ob ganze ländliche Gemeinden mit ihren Seelſorgern hinzutreten, ob evangeliſche Regierungen ihnen alsdann Pfarrwiddum, Kirche und Schule überlaſſen werden. Alsdann erſt wird ſich zeigen, ob unter den mehr verneinenden, als gläubigen Jüngern ein tüchtiger, aus allgemeiner Wahl hervorgegangener Biſchof wird ausführen können, was der gute Biſchof von Mainz den Offenbacher Abgeordneten nicht gewähren *konnte*, ob die umgeſtaltete Kirche es vermöge, bei einem ſo einfachen Dogma, wie ihres iſt, *die* Sittenſtrenge, *das* brüderliche Zuſammenhalten, *die* Hingebung für Gemeinde-Zwecke zu erzeugen, welche kleine, gedrückte, zerſtreut lebende Glaubensgemeinſchaften ſo löblich darſtellen.

Wie man dieſe Erſcheinung betrachten mag, verdammend oder lobend, vom politiſchen oder von dogmatiſchem Standpunkte

aus, so wird sie als weltgeschichtlich wichtig, als ein in der Folgezeit gewiß willkommenes précédent sich darstellen. Man muß von ihr sagen, was Polonius von Hamlets Wahnsinn bemerkt: Wenn es Tollheit ist, so ist wenigstens Methode drin.

Und Methode, oft unbewußte, ist in allen geistigen Bewegungen der Deutschen. Sie protestiren wider Rom, jetzt wie vor 300 Jahren, und die Verschiedenheit beider Reformationen ist bedingt durch die Verschiedenheit der politischen und socialen Verhältnisse. Man kann jetzt, ohne sein anerzogenes Glaubensbekenntniß förmlich durch feierlichen Akt zu verlassen, den Vorschritt in seine Rechte einsetzen, ohne Hader mit Andern beisammen wohnen, überhaupt sich ins Gleichgewicht stellen mit dem, was die Weltlage gebieterisch verlangt; das verdanken wir der Befreiung Nordamerika's, daß ein Zufluchtsort gesichert ist für alle, welche das Unerträgliche des verwesenden Mittelalters fühlen und für Erneuerung der politischen und religiösen Zustände arbeiten. Wer den Rücken frei weiß, geht unverzagter vorwärts.

Es wird vielleicht längere Zeit anstehen, die neuen Gemeinden zu den Staatsgewalten, zu den durch die auftauchenden staats- und kirchenrechtlichen Fragen in ein klares richtiges Verhältniß zu bringen, als es brauchen wird, die ersten unvermeidlichen Schwankungen und Verlegenheiten zu überwinden, in Beschaffung von Priestern, Betsälen und Schulen. Die Erscheinung ist zu ungewöhnlich, als daß die liebe deutsche Ausführlichkeit sie behende in das Bestehende einreihen könnte, und gerade diese Neuheit wird von den strenggläubigen Gegnern, protestantischen sowohl, als katholischen, vielfach ausgebeutet, um der Entstehung neuer Gemeinden, und der schnellen Ausbildung der bereits entstandenen entgegenzutreten.

Wir wollen voraussetzen, daß der neuen Kirche der Eifer und die Ueberzeugungstreue innewohne, ohne welche keine neue Glaubensform gestiftet, keine bestehende in gesundem Leben erhalten werden kann. Wir wollen glauben, daß auch sie durch Widerstand, Verfolgung, Anfeindung sich stets mehr kräftigen werde. Darin liegt die ganze Zukunft der neuen Kirche.

Alle Kirchen sind in unseren Tagen verweltlicht, mehr als

sie es seyn sollten. Die römisch-katholische Kirche hat dieses unlängst zur Genüge bewiesen, bei den politischen Bewegungen Griechenlands, Polens und Belgiens, und anderwärts. Die Unterwerfung der evangelischen Kirchen unter die Staatsgewalt ist beinahe sprüchwörtlich geworden. Aber unser Jahrhundert macht Ansprüche, wie sie noch nie dagewesen sind, es will organisch ausbilden, was die französische Revolution erstrebte. Die Gefahr liegt darin, daß wir oft nur zu verneinen, nicht aber das Zerstörte durch neue dauerhafte Werke zu ersetzen verstehen. Darum beginnen jetzt sogar die lutherischen Consistorien, etwas Anderes werden zu wollen, als reine Polizei-Anstalten. Regierungen und Kirchen werden von der öffentlichen Meinung gewaltig vorangetrieben. Beide werden es schwer empfinden, daß sie es versäumt haben, sich an die Spitze jener zu stellen, wohin sie gehören, jede in ihrem Bereiche ausschließlich.

Die neu sich bildende Kirche handelt daher sehr weise, wenn sie ihren Bereich über Katholicismus und Protestantismus zugleich ausdehnt, in ihrem Dogma der Subjektivität die möglichste Anerkennung angedeihen läßt, und sich daher in ihrem Glaubensbekenntnisse lediglich an das hält, was Allen gemeinsam ist, und das unberührt läßt, was Einzelne weit häufiger trennt, als man gewöhnlich aus geheim gehaltenen Gründen annimmt. Hätte man im fünfzehnten Jahrhundert verstanden, nach solchen Grundsätzen zu handeln, so hätte man gewiß Konstantinopel nicht in die Hände von Barbaren fallen lassen, welche zur Schmach Europa's dort noch herrschen. — Stets hat sich der Uebergriff einer Kirche in staatliche Verhältnisse mit der Entartung jener bestraft, und bevor das Christenthum zu seinen reinen Urquellen zurückkehren wird, kann es seine Bestimmung nie vollkommen erfüllen. Diese Urquellen sehen wir in Liebe, Duldung, Selbstaufopferung. Es soll erkannt werden an seinen Früchten, wie sein erhabener Stifter ausspricht.

Wir setzen demnach die praktische Seite des Christenthums als Grundlage der neuen Kirche voraus, und wünschen, daß die Kirchenverfassung und Liturgie in diesem Sinne sich ausbilde. Die alten Formen des christlichen Gottesdienstes mögen neu belebt, es möge eklektisch in ihrer Aneignung verfahren

Universitäts-Bibliothek
Leipzig

werden. Die Gemeinde nehme den thätigsten Antheil an ihnen in der Kirche, an allen äußern Angelegenheiten außerhalb dieser. Nicht Pracht, aber sinnlich verständliche Symbole, Gleichgewicht von Verstand und Gemüth sey das Ziel des Bestrebens. Wir stehen nicht an, auch wegen der Tracht der Priester eine äußere Annäherung an die morgenländische Kirche anzurathen. Wenn die Bewegung auch außerhalb Deutschlands sich fortpflanzen sollte, so wäre der Name frei-katholische Kirche dem seitherigen vielleicht vorzuziehen.

Wir dürfen voraussetzen, daß der Mehrzahl unserer Leser die uralte Eintheilung christlicher Kirchen in Presbyterium, Schiff und Vorhalle bekannt ist. Zum Ueberflusse verweisen wir auf die Darstellung derselben in den Kölner Domblättern und auf die Abhandlung des in kirchlichen Alterthümern so wohl erfahrenen Professors Kreuser in Köln. In diesem Style, mit Ambonen, und wo möglich einem fließenden Brunnen in der Vorhalle, wünschen wir die Kirchen erbaut.

Hätten wir noch Augurn von Profession, so würde das Herabfallen des Crucifixes vom stromabwärts stehenden Pfeiler der Dresdener Brücke vielerlei Deutungen erfahren. Möge es aus den Fluthen auferstehen, und den Sieg über das Böse in der Welt den Gläubigen aller Kulte andeuten, selbst denen, welche vielleicht lieber einen Johann von Nepomuk an dieser Stelle sehen möchten!

B. L.

Ueber Cretinismus

und

das Hospiz auf dem Abendberg.

Ihnen Allen, die hier aus den verſchiedenen Gauen verſammelt ſind, insbeſondere meinen verehrten Collegen, den Aerzten, die vorzüglich berufen ſind, Werke der Menſchenliebe zu üben und zu fördern, Ihnen Allen, den Freunden der Wiſſenſchaft, von nah und ferne, möchte ich es ans Herz legen, und dazu wünſchte ich mir die Rede eines Demoſthenes, die Kunde von dem herrlichen, ſegensreichen Unternehmen der ſchweizeriſchen Philanthropen in Ihren Kreiſen zu verbreiten, demſelben Freunde und Theilnehmer zu erwerben, und durch Wort und That, ſo viel Sie vermögen, beizutragen, daß es blühe und gedeihe, ein Denkmal erſter Größe wahrer Civiliſation des 19. Jahrhunderts. Möge der Hilferuf unſerer Brüder in der Schweiz, wenn er in dem größeren oder kleineren Kreiſe wiederhallt, dem ein Jeder unter Ihnen angehört und in dem er zu wirken berufen iſt, und durch Sie vorbereitet, eine freundliche Aufnahme finden und nicht vergeblich erſchallen. Möchte es mir gelungen ſeyn, in den Worten, die ich hier zu Gunſten der Unglücklichſten unſeres Geſchlechtes zu ſprechen gewagt habe, wenn ihnen auch gänzlich der Schmuck der Rede fehlte, den Ton angeſchlagen zu haben, der bei vielen harmoniſch wiederklingt, möchte ich mir ſchmeicheln dürfen, daß der Augenblick, in welchem mir vergönnt war, zu einer Verſammlung zu reden, die der Edelſten Viele des deutſchen Volkes umſchließt, nachhaltig ſeyn und reiche Früchte tragen werde, für die Elendeſten, Unglücklichſten des Menſchengeſchlechtes, für die armen Cretinen.

Dr. H. W. Lueck, Vortrag über den Cretinismus und die Möglichkeit demſelben vorzubeugen ꝛc. Hamburg bei Meſſter und Melle. 1842. 8.

Einleitung.

Die allwaltende Vorſehung hat in unſern Tagen das Mitgefühl edler Gemüther und die Theilnahme erleuchteter Staatsmänner, ausgezeichneter Naturforſcher, Aerzte und Philanthropen

auf eine Erſcheinung hingelenkt, welche als Entartung, als Transſubſtantiation unſerer Gattung hervortritt, auf die Erſcheinung des endemiſchen Cretinismus. Wo dieſer mit ſeiner Doppelgewalt den Boden des Lebens durchzieht, da welkt des Körpers Blüthe und verdorrt das Mark des geiſtigen Seyns, es entweicht die phyſiſche Kraft und die intellektuellen und moraliſchen Fähigkeiten werden gebunden, verdunkelt; die menſchliche Natur wird an den entgegengeſetzten Pol ihres Adels verſetzt, und das unglückliche Individuum, welches von dieſer jeder Lebensäußerung feindlichen Schlingpflanze umrankt wird, iſt unglücklicher als ein Heimathloſer, denn es iſt ſich ſelbſt ein Fremdling, troſtloſer als ein Sklave, denn es iſt an Leib und Seele gefeſſelt. Die höchſte Entwicklungsblüthe des Cretinismus ſtellt eine rohe, menſchlich geformte Maſſe dar, welche vielleicht in der unendlichen Reihenfolge und mannigfaltigen Abſtufung der Lebendigen einen ephemeren Uebergang vermittelt; eine Maſſe ohne Vernunft und Verſtand, ohne Gefühl und Willen, ohne Gemüth und Antrieb; denn wie der Körper, ſo unterliegt auch die Seele der cretiniſchen Entartung. Die Materie iſt verwaltend, doch kann auch ſie nicht zur Herrſchaft gelangen, ihre Elemente ſind taub und ohnmächtig, verkümmert vegetirt ſie, iſt ſeyend und doch nicht lebend und auch nicht ſterbend.

Aber es iſt der Wille und Befehl Gottes, daß auch dieſen Menſchen geholfen werden ſoll durch des Menſchen Liebe, Fleiß und Aufopferung, und es kann die Möglichkeit der Hilfe in der erfolgten angeſtrebten Erneuerung des Lebens mancher dieſer Unglücklichen nachgewieſen werden. Das ſey uns genug zu wiſſen, daß ſie perfektionirt werden können, um dieſen verlaſſenen Waiſen der Natur zur Erlangung des Menſchlichen zu verhelfen, ſie wenigſtens der Grenze der Menſchheit näher zu führen. Denn auch der Cretin ſoll, vermöge ſeiner menſchlichen Abſtammung und der in ihm verſchloſſenen geiſtigen Keime, vermöge ſeiner Beſtimmung, die auch er als Menſch hat, auf einem naturgemäßen Wege zur Erreichung dieſer Beſtimmung angeleitet werden. Mit Recht kann er dieſen Anſpruch an ſeine glücklicheren Mitbrüder machen, und ſo erſcheint auch ſeine Heilung und Bildung nicht nur als ein Werk der Barmherzigkeit, ſondern als ein Akt der Gerechtigkeit, deren Erfüllung Angelegenheit der geſammten

beſſern Menſchheit ſeyn muß. Wie das Ziel dieſes Aktes aber zu erſtreben ſey, dazu ſoll die vorliegende Abhandlung Andeutungen geben.

Unſere Zeit hat auch den Cretinen gegenüber ihre Aufgabe erkannt und begriffen. Das vereinte Streben edler Männer forſcht durch vielſeitige Beobachtungen den zahlreichen und tiefgehenden Einzelheiten dieſes Uebels nach, und was man früher nur gelegentlich und thatlos anſtaunte, das iſt jetzt Gegenſtand reger Theilnahme, die ſich thatkräftig in Verhütung, Verminderung und Hebung dieſes Zerrüttungszuſtandes der Organiſation offenbart, und ſo hat ſich in unſern Tagen die Angelegenheit der Cretinen zu einer Angelegenheit der Menſchheit erhoben, deren Löſung dem guten, wohlthätigen Genius des 19. Jahrhunderts vorbehalten war.

Die erſte Leuchte zur Erhellung der tiefen Nacht der Cretinen iſt auf dem Abendberg, im Berner Oberland aufgegangen. Dort iſt durch die hochherzigen, raſtloſen, liebevollen Beſtrebungen des ſchweizeriſchen Arztes Dr. Guggenbühl, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hat, durch Wort und That für dieſe Unglücklichen zu wirken, die erſte Colonie gegründet worden, um ſie phyſiſch und pſychiſch auf die Stufe der Menſchheit zu erheben; hier iſt, was zuvor nur frommer Wunſch und vorübergehende Aufregung des Mitgefühls war, zur That, zur Wahrheit und zum Leben geworden.

Literatur.

Felix Plater, observat. in hominis affectibus plerisque. Lib. 3. Pas. 1614.

Josias Simler, Valesiae et Alpium descriptio. Lugd. Batav. 1633. L. 1. p. 19.

Wagner, Naturgeſchichte der Schweiz. 1680.

v. Haller, Comment. de vento Rupensi in Nov. comment. societ. reg. scient. Gott. Tom. I. 1771. p. 43.

Th. White, über Scropheln und Kröpfe. Aus dem Engl. Offenburg Weiß und Brede. 1784.

S. J. F. Ackermann, M. D., über die Cretinen, eine beſondere Menſchenabart in den Alpen. Gotha 1790. 8.

K. Maffei, Diss. de Fexismo, specie Cretinismi. Landsh. 1813. 8.

Joseph Gautieri, M. D. Tyrolensium, Carynthiorum, Styriorumque Struma. Vindob. 1794. 8.

Vinc. Malacarne, Vincenzo de Saluzzese della anatomia chirurgia spettanti al Capo al Collo. Padova 1801. p. 101.

Lettres de Vinc. Malacarne au Professeur Frank à Pavia sur l'état des Cretins, in Franks Delectus opusculorum. T. I. p. 241.

Karl und Joſeph Wenzel, Abhand. über den Cretinismus. Wien 1802.

Bj. Smith Barton, Abhandlungen über den Kropf, wie er in verſchiedenen Theilen von Nordamerika ſich häufig findet. Aus dem Engl. mit Anmerk. von W. Liebſch. Gött. Dietr. 1807. 8.

Fr. E. Foderé, über den Kropf und Cretinismus. Aus dem Franzöſ. von Dr. W. Lindemann. Berlin 1796. 8.

A. E. Iphofen de cretinismo. Diss. inaug. Viteberg 1801. 4.

Dr. A. Andreae, quaedam de cretinismo. Diss. inaug. Berol. 1814. 4.

A. E. Iphofen, der Cretinismus philoſophiſch und mediziniſch unterſucht. Dresden 1817. 2. Thl. 8.

Dr. L. Formey, Bemerkungen über den Kropf. Berlin. Rückert 1820. 8.

Nik. Thd. Mühlbach, der Kropf nach ſeinen Urſachen, Verhältniſſen und Heilung, aus dem naturl. Verhältniß der Schilddrüſenorgane dargeſtellt. Wien. Marſchner und Jaſper. 1822. 8.

Dr. A. W. Hedenus: Tract. de glandula thyrioid. tam sana quam morbosa, inprimis de struma ejusdem causis atque medela. Mit 4 K. Leipzig. Weidmann 1822. 8.

Dr. F. Sensburg, der Cretinismus mit beſonderer Rückſicht auf deſſen Erſcheinung im Untermain- und Rezatkreis des Königreichs Bayern. Inaug. Diss. Würzb. 1825. 4.

Dr. Häusler, über die in Iphofen bei Würzburg vorkommenden Cretinen. Inaug. Diss. Würzb. 1826.

Dr. Wunderlich, Verſuch einer mediz. Topographie der Stadt Sulz a. Neckar.

Dr. Wilke, de Cretinismo. Diss. inaug. Berol. 1828.

Dr. J. Donoti, Diss. de Cretinismo. Ticin. 1832. 8.

Dr. Trorler, der Cretinismus und ſeine Formen, als endemiſche Menſchenentartung in der Schweiz. Zürich 1836. 4.

Dr. Groß, über die Urſachen des endemiſchen Kropfes und des Cretinismus. Tübingen 1837.

Dr. Michaelis, über die im Salzburgiſchen lebenden Cretinen. In J. F. Blumenbachs mediz. Bibliothek 3. Bd. S. 13.

H. Zſchokke, Abhandlung über die Urſachen des Cretinismus im Canton Aarau und in der Schweiz überhaupt. Ausgew. Schriften X. Thl. S. 256.

Dr. v. Veſt, über die Entſtehungsurſachen des Cretinismus. Corinthia 1812. Nr. 11—14.

Dr. Trorler, Abhandlung über den Cretinismus, im Archiv für Medizin, Chirurgie und Pharmacie. Aarau 1817. 3. u. 4. Hft.

Dr. Fiſcher, der Cretinismus in Salzburg. Mediz. Jahrb. des k. k. öſtreichiſchen Staates. X. 1. 86.

Dr. Schiffner, Regelwidrigkeit der Nerven bei Cretinen; daſ. IV. B. S. 77.

Dr. Knolz, über Cretinismus, daselbst, neueste Folge I. Bd. 1. 2. Stück.
Dr. v. Gugger, zu Ems, Versuch über die Ursachen und Verhütung des Cretinismus; daselbst Bd. XIX. S. 85.
Dr. Voisin, über die Idioten, in Froriepś Notizen für Natur- und Heilkunde. Bd. XXV. Nr. 977.
Dr. Evans, von dem endemischen Vorkommen der Kröpfe in Tirrhoot. Med. phys. Transact of Calcutta. Tom IV. 1829.
Dr. Richardson, Kropf und Cretinismus in den Pelzländern Nordamerika's. Froriepś Notizen. 1824. Bd. VIII. Nr. 156.
Alex. v. Humboldt, der Kropf und Cretinismus unter den Tropen in den Ebenen und auf den Hochebenen der Anden. Froriepś Notizen 1824. Bd. VIII. 176.
John M'Clelland, Versuch über das Wesen und die Ursachen des Kropfes. (Geology of Kemaon, Calcutta 1835. Doubl. Journ. Mai 1837.)
A. Wood, über Cretinismus und Kröpfe in England. Froriepś Notizen 1838. Bd. VIII. Nr. 161.
Peter Schmidtmeyer, Travels into Chile over the Andes, in the years 1820 and 1821. Lond. 1824. 4.
Roulin, Brief von Santa Fe de Bogota; in Froriepś Notizen. Bd. XII. Nr. 256.
Dr. Friedreich, über die äußern Geschlechtsorgane der Cretinen in Ipbofen. Tiedemann und Treviranus Zeitschr. für Physiologie. Bd. IV. S. 119.
Dr. Jahn, Notizen über das Vorkommen der Taubstummheit und Cretinismus im Herzogthum Meiningen. Häser's Archiv für die gesammte Medizin Bd. III. 13.
Dr. Müller, der Cretinismus im hessischen Neckarthale und die Möglichkeit seiner Verminderung. Heidelberger mediz. Annalen. Bd. V. Hft. 1.
Dr. Dürr, Bemerkungen über das Vorkommen des Cretinismus im Oberamte Hall. Württemb. mediz. Correspondenzbl. Bd. X. Nr. 4.
Dr. Damerow, über Cretinismus in anthropologischer Hinsicht. Mediz. Zeitung vom Verein für Heilkunde in Preußen 1834. Nr. 9.
Dr. Dubois, sur l'Idiotisme. Mémoires de l'Académie royale de Médecine à Paris.
Dr. d'Alton, Cretinismus im encyklopäd. Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften von Busch, Gräfe, Hufeland, Rudolphi und Link. Berlin 1832. VIII. Bd.
Dr. Jäger, merkwürdiger Fall von Cretinismus. Harles's rheinische Jahrb. für Medizin und Chirurgie. V. Bd. 6. Stück S. 124.
Dr. Jüngken, Beschreibung eines Cretins. Gräfe's und Walthers Journal der Chirurgie und Augenheilkunde. Bd. II. S. 352.
Dr. Th. Zschokke, über den Cretinismus im Bezirke Aarau. In den Annalen der Staatsarzneikunde von Schürmeyer und Hergt. Bd. V Hft. 3.

Dr. Michaelis, Bemerkungen über Cretinen und Kakerlaken, auf einer Harzreise gesammelt. Blumenbachs mediz. Bibliothek III. Bd. Nr. 4.
Dr. C. Rösch, Vortrag über Cretinismus und angebornen Blödsinn in der Naturforschergesellschaft zu Erlangen. Stuttg. 1841. 9.

Notizen in Reisebeschreibungen.

Ramond de Carbonières, Reisen durch die höchsten spanischen und französischen Pyrenaen. Aus dem Französ. Straßburg 1789. Bd. I. S. 235.
v. Sauſſure, Reisen durch die Alpen. Aus dem Französ. Leipzig 1787. Th. 4. Cap. 47.
C. Ulysses v. Salis Marschlins, Streifereien durch den französ. Jura 1800.
Haquet, physikal. und politische Reisen durch die dacischen und sarmatischen Karpathen.
G. Staunton Baronet. An authentic Account of an Embassy from the King of Great Britain to the Emperor of China. Lond. 1797. Tom II. p. 392.
Pallas, Reise im russischen Reiche, im J. 1773. Th. I. S. 38.
O. Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827—32. Leipzig 1835. Bd. I. S. 205.
Marsden, Beschreibung der Insel Sumatra. Aus dem Engl. Leipzig 1785. S. 65.
Turners Gesandtschaftsreise nach Tibet vom J. 1800. S. 86.
Mungo Parks Reisen in das Innere von Afrika.
Emmanuel v. Fellenberg, geschichtl. und staatswirthschaftl. Blätter von Hofwyl 1. Hft. Bern 1841. S. 31.

Literatur seit Gründung der Anstalt auf dem Abendberg.

Dr. Guggenbuhl, Europa's erste Colonie für Heilung des Cretinismus auf dem Abendberg, im Berner Oberland, und die Versammlung schweiz. Aerzte und Naturforscher zu Freiburg im August 1840. Häser's Archiv für die gesammte Medizin. Bd. I. XII.
Dr. Demme, über endemischen Cretinismus. Eigenthum der Rettungsanstalt für Cretinen auf dem Abendberg. Bern bei Fischer 1840. 8.
Dr. Buek, Vortrag über den Cretinismus und die Möglichkeit, demselben vorzubeugen. Gehalten in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig 1842. Hamburg bei Nestler und Melle. 8.
Dr. Otto Thieme, der Cretinismus. Eine Monographie. Weimar 1842. 4.
Dr. Rösch, die Stiftung für Cretinenkinder auf dem Abendberg bei Interlachen in der Schweiz. Stuttg. bei Ebner und Seubert 1842. 8.
Dr. A. W. F. Heyckenrath, Het Gesticht voor behoeftige Cretinenkinder, opergit door Dr. Guggenbühl op den Abendberg by Interlachen in Switersland. Amsterdam ten Brinks et Vries 1842. 8.

Gräfin Ida Hahn Hahn. Die Kinder auf dem Abendberg. Berlin Alexander Dunker 1843. 8.

Dr. Twining, Some account of Cretinism and the institution for its cure, on the Abendberg, in Switzerland, by William Twining. Med. Dr. London John W. Parker. 1843.

Verhandlungen der schweiz. naturforschenden Gesellschaft über Cretinismus zu Freiburg, Zürich, Lausanne und Chur 1840—44.

l'Abendberg, Etablissement pour l'éducation et la guerison des enfants cretins à Interlachen, Canton de Berne. Premier rapport de M. le Dr. Guggenbühl, membre et correspondent de la Société helvetique des sciences naturelles etc. Traduit de l'allemand par le Dr. Berchtold-Beaupré. Frybourg en Suisse 1844. 8.

Neue Untersuchungen über Cretinismus von Dr. Maffei und Dr. Rösch. 2. Bd. Erlangen bei Enke 1844 8.

M. D. A. Chavannes, des Cretins à l'Abendberg. Journal de la Société Vaudoise d'utilité publique. Nro. 145. Lausanne 1844. 8.

Begriff des Cretinismus.

Obgleich die verschiedenen Formen des Cretinismus unterschieden werden müssen, so dürfen sie doch bei der Aufstellung eines allgemeineren Begriffes, dem sie untergeordnet sind, nicht getrennt werden. Die Grundidee und die Momente des Verlaufs dieser Formen sind identisch und ihre mannigfaltigen Schattirungen haben die nächste Entstehungsursache mit einander gemein, sie vegetiren auf einem und demselben Boden, durch welchen die ganze Bildung des leiblichen Lebens und alle Wirksamkeit des Seelenwesens bedingt wird. Das Charakteristische des Cretinismus beruht in einer allgemeinen Ohnmacht der Entwicklung und einer lähmungsartigen Schwäche der gesammten physischen und psychischen Fähigkeiten und Kräfte. Das ewige Menschliche, das psychische Prinzip ist unentwickelt und gestaltet die leibliche Bildung nicht dem menschlichen Gattungsbegriff gemäß, sondern in abweichender Richtung, als Zerrbild, und hebt die Naturbestimmung auf.

Der Cretinismus kann in einem Orte, in einem größeren oder kleineren Landstrich, als eine Stufenleiter von mehr als hundert Graden angetroffen werden; bald ergreift er den Körper ganz topisch, wie beim Kropf, der als einer seiner ersten

Vorboten zu betrachten ist, und die Seele entwickelt sich dabei, bald umzieht er die Psyche und das Materielle kommt zur Entfaltung, bald durchdringt und vergiftet er Leib und Seele zugleich. Ist er rein psychisch, so gestaltet er sich als Idiotismus. Er zeigt sich entweder als eine ursprüngliche Entartung des organischen Lebens, oder er wird erst während der Entwicklungszeit des Individuums bei größerer oder geringerer Anlage dazu durch gewaltig eingreifende, das organisirende Lebensprinzip überwältigende, störende und unterbrechende Einflüsse begründet und ausgebildet; und so stellt er sich dar als Folge einer stehengebliebenen, unreifen, mangelhaften Ausbildung, oder als ein Zurücksinken und tiefe innere Verletzung des organisirenden Prinzipes.

Nach diesen Vordersätzen stimmen wir der Definition bei, welche Dr. Rösch vom Cretinismus gibt, der ihn auffaßt als mangelhafte, unter der Norm stehengebliebene oder frühzeitig auf eine niedrigere Stufe der Entwicklung bleibend zurückgesunkene und sofort nach Idee und Stoff weiter ausgeartete menschliche Organisation. So viel es Cretinen gibt, ebenso viele Abstufungen und Schattirungen der cretinischen Entwicklung und Ausbildung sind vorhanden. Die einzelnen Faktoren des Cretinenlebens werden nie streng isolirt angetroffen, sondern sie vergesellschaften sich, haben oft unmerkliche Uebergänge, durch welche die Grenzlinien kaum angedeutet werden, und ihr gemeinsames Produkt repräsentirt den vollendeten Cretinismus.

Entwicklung der Cretinen.

In einzelnen seltenen Fällen beginnt die Anlage zum Cretinismus schon mit dem Akte der fruchtbaren Zeugung; bei andern tritt die vom Gattungsbegriff abweichende Entwicklung nach der Geburt ein.

Obwohl es wahr ist, daß in den Gebieten des Lebens, des Werdens und Entstehens nichts auftritt, dessen Existenz nicht zuvor durch Grundlinien und Ideen eines schon verwandten Seyns vorbereitet oder vorbildlich angedeutet wäre, so ist es doch eine noch wenig beleuchtete Seite in der Geschichte des Menschen, wenn es sich um Nachweisung handelt, wie weit sich der Einfluß

der Erzeugenden auf das Erzeugte erſtrecke; es iſt eine Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, die nur vom bleichen Schimmer trügeriſcher Hypotheſen durchzogen wird. Bekannt iſt, wie auch von geſunden Eltern Cretinen, von ausgezeichnet intelligenten Menſchen blödſinnige Kinder geboren werden. Wo bleibt hier der Grad der Verwandtſchaft und das Geſetz der Analogie?

Die Erſcheinungen der Wechſelwirkung und der verſchiedenen Zuſtände in der erſten Zeit des Lebens bilden eine der weſentlichſten Aufgaben für die höhere Forſchung. Der Verſuch, ſie zu löſen, erhebt den Forſcher auf einen Standpunkt, von welchem aus es ihm gelingt, das Allgemeine und das Beſondere mit ſchärferem Blick zu durchdringen und ſeiner Wiſſenſchaft die Bahn zu ihrem äußerſten Ziele zu brechen. Wem es gelingt, den Schleier der geheimnißvollen Bildungsſtätte des Lebens zu lüften und die Sympathie deſſelben nachzuweiſen, der erhebt ſich über den Kreis des alltäglichen Wirkens, der dringt mit tieferer Einſicht in das Weſen der Dinge und überſchaut mit lichtem Blick den Zuſammenhang und die Anordnung des Ganzen, die Stellung und den Antheil des Einzelnen.

In den meiſten Fällen wird nicht der Cretinismus ſelbſt, ſondern nur die Anlage zu ihm angeboren, und die Kinder mit dieſer zeigen nichts Abweichendes in ihrer erſten Entwicklung; der Verlauf ihres Lebens geht anſcheinend parallel mit dem geſunder Kinder. Macht aber zu ſeiner Zeit, am häufigſten zwiſchen dem erſten und ſechsten Jahre, das cretiniſche Element ſeine Herrſchaft geltend, ſo erleidet der ganze Prozeß des Lebens einen Stillſtand, das leibliche Leben verkümmert, die Kräfte ſchwinden, das Gehen wird beſchwerlich, zuletzt unmöglich; die Arme ſind wie gelähmt, allgemeine Schwäche verbreitet ſich durch den Körper; es zeigt ſich Aufgedunſenheit und Schlaffheit und das Empfindungsvermögen vermindert ſich; der Kopf verliert das Gleichgewicht und neigt ſich von einer Seite zur andern; das Auge wird matt und todt; oft ändert ſich auch die Geſichtsfarbe; der Unterkiefer ſenkt ſich ſchlaff herunter, ſo daß der Speichel ausfließt; der Hergang der Verdauung wird geſtört; der Appetit unregelmäßig, am häufigſten übermäßig; die Haut iſt ſchlaff, kalt, unempfindlich; die Muskeln verlieren ihre Spannkraft und natürliche Reizbarkeit; hat das Kind ſchon geſprochen, ſo verlernt

Inhalt.

Seite

Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von Creuzer 1

Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland, von A. M. 28

Die Cholera, von H. 53

Die Romane, von W. M. 93

Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von L. A. Warnkönig 138

Die Menschenracen, von H. H. 170

Die Gesangbuchsreform, von G. 249

Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von Fr. Nebenius 319

Uebersicht der Leistungen der konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von Hammer-Purgstall 360

es nach und nach die Sprache wieder, verliert seinen jugendlichen Frohsinn, hat keine Freude mehr am Spielen, schläft viel und seine einzige Reaction gegen die Außenwelt bleibt das Weinen. Die Wirksamkeit des Seelenlebens erlischt: zunächst vermindert sich die Beobachtungsgabe; die Sinne werden unempfänglich für die äußeren Eindrücke, die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß treten zurück und bald stellen auch die übrigen Richtungen des Seelischen ihre Funktionen ein.

Hochwichtig ist das Ergebniß der offiziellen Forschungen in Oesterreich, welche das sechste Heft der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien 1844, erster Jahrgang, veröffentlicht hat. „Protokoll wegen Erhebung der Thatumstände und Ursachen des in der Gegend Sprnitz, Amt Klagenfurt, häufiger anzutreffenden Cretinismus dortiger Bewohner."

„Joseph Willegger sagt aus: Mein Vater hat in den ersten Jahren seines Besitzes, also vor etwa 30 Jahren, die Bemerkung gemacht, daß zugewanderte, frische und gesunde Dienstleute an dieser Hube dickhälsig, und von Zeit zu Zeit, je länger sie sich da aufhielten, kröpfiger wurden; zugleich wachsen die Knie merklich an und die Füße werden steif und immer schwächer; die Leute verspüren Stichschmerzen in den Füßen und athmen schwerer in dem aufgelaufenen Halse. Beim Vieh, besonders beim Hornvieh, hat mein Vater die gleiche widrige Bemerkungen gemacht. Die Jugend wurde schon im ersten Jahre unzewächsig, zwergartig, hatte häufig Bauchweh und Durchführen, mußte auch früh abgenommen werden, überhaupt hat man kein eigenes Zügelvieh aufgebracht, jedes mußte schon im ersten Jahre abgenommen und dafür fremdes Zugvieh angekauft werden. Bei dem angekauften, meist schon erwachsenen Rindvieh hat man weniger Uebel verspürt, doch zeigte sich da auch im Vergleich mit andern Huben etwas Ungewächsigkeit. Auf der Herrschaft Albeckschen Hube hat es gleiche Beschaffenheit und gleiche Ursache. Der gegenwärtige Besitzer, vormals Militärmann, hat die Hube angekauft, kam darauf mit seinem ersten Weibe ganz frisch und gesund. Letztere ist dickhälsig und als Halbcretine gestorben, und der Besitzer sammt seinem nunmehrigen zweiten Eheweib sind jetzt ebenfalls Halbcretinen. Die fünf Kinder erster Ehe sind vollständig dickhälsig und am Körper

grämig. Die Kinder zweiter Ehe sind zwar dato noch frisch und gesund, haben aber in folgenden Jahren das gleiche Schicksal mit jenen der ersten zu erwarten, weil auch diese in den ersten Jahren der Kindheit gesund gewesen waren."

„Noch bemerkte ich, daß sich der Steifheit der Füße und einer gewissen Stumpfheit des ganzen Körpers, der Blödigkeit der Verstandeskräfte, auch Mängel des Gehörs und der Sprachorgane, Großhörigkeit, Stottern beigesellen, die mit dem Alter zunehmen; daß hingegen mit diesem Uebel behaftete Menschen durch Wechslung des Aufenthaltes und Trinkwassers auffallende Minderung und Verbesserung ihres Zustandes erzielen; daß weiters neugeborne Kinder ohne Mängel zur Welt und frisch und gesund von der Mutterbrust kommen und nur erst in den letzten Jahren der Kindheit sich die Anfänge des Uebels äußern, mit den Jahren des Wachsthums immer mehr zunehmen, so daß 17—20jährige Menschen zu vollkommenen Cretinen ausgeartet sind."

Zwar selten, aber doch bisweilen, erscheint der Cretinismus auch in den vorgerückteren Jahren, bis zur Zeit der Pubertät hin. Ein solcher spät sich entwickelnder Cretinismus scheint indeß häufiger als analoge Krankheitsform, in Folge einer andern Krankheit, namentlich der Epilepsie, sich auszubilden. Der Cretinismus hat überhaupt das Eigenthümliche, daß man am selben Ort gleichzeitig alle Abstufungen, von der vollkommenen Gesundheit bis zum höchsten Grad des Verderbnisses bei verschiedenen Personen vorfindet, doch so, daß allmählig mehr und mehr der Unglücklichen entstehen.

Die cretinische Entwickelung kann durch angemessene ärztliche Pflege, eine weise Erziehung und unter günstigen Verhältnissen verhütet und aufgehalten werden. Unter entgegengesetzten Verhältnissen aber schreitet sie gleichmäßig fort. Vollendete Cretinen sind nicht mehr bildungsfähig. Bei der Unthätigkeit des Seelenorgans hat die Erziehung keinen Anknüpfepunkt. Sie sind keiner Aufmerksamkeit fähig: selbst wenn sie sehen, fassen sie nicht auf; selbst wenn sie hören, vernehmen sie nicht.

Während ihres Lebens sind die Cretinen vielen Gebrechen und Krankheiten unterworfen. Ihre Krankheiten zeichnen sich durch große Einförmigkeit aus, indem sie theils weitere Folgen

des cretinischen Zustandes selbst sind, theils Nebenfolgen der seine Entwicklung bedingenden äußern Verhältnisse, als: Lähmungen, Brüche, Vorfälle, Contrakturen, Convulsionen, Hautausschläge, Wassersuchten, Scropheln, Rhachitis. Ihre Lebensdauer ist im Allgemeinen kurz; doch gibt es nicht selten auch solche, die ein hohes Alter erreichen.

Wichtig und folgenreich ist auch das Verhältniß des in Gebirgsländern endemischen Cretinismus zu dem Völker verwüstenden Uebel der Scropheisucht oder Drüsenkrankheit, welche vorzüglich in Städten wuchert.

Trefflich sagt Professor Alibert hinsichtlich der letzteren: „Die Behandlung der Scrophelkrankheiten ist mit dem öffentlichen Wohle in einem wesentlichen Zusammenhange. Alle Akademien und alle Schulen sollten allgemein für ihre Erforschung wetteifern. Unter den zahllosen Plagen des Menschengeschlechts bietet in der That keine eine so verzweifelnde Hartnäckigkeit unserer Kunst als diese." „Soll die Zerstörung des Gepräges der gesunden Menschennatur verhindert, soll die Menschheit überhaupt auf einen bessern Gesundheitszustand zurückgeführt werden, sagt Dr. v. Vering [1], so wird man auf keine andere Weise zu diesem Zwecke gelangen, als daß man jede Spur einer Scrophelanlage schon im kindlichen Alter verfolge, die Scrophelkrankheit selbst bei den damit Behafteten, mag sie sich zeigen, unter welcher Form oder Verflechtung wie immer, jedesmal vollkommen zu heilen suche, und solcher Weise auf eine allmählige Ausrottung dieser Sucht hinarbeite."

Kinder mit der Scrophelanlage haben nach Hufeland: 1) einen kurzen und dicken Hals; 2) etwas stärkere und breitere Kinnladen als gewöhnlich; 3) überhaupt einen verhältnißmäßig zu großen Kopf, besonders ist das Hinterhaupt größer als gewöhnlich; 4) das ganze Gesicht etwas aufgedunsen, mit einer überaus zarten, feinen, durchsichtigen Haut, die Farbe weiß, mit angenehm untermischter Röthe, die Haare blond; 5) mehrentheils blaue Augen und der Augenstern weit und groß; dies letztere verräth sehr oft schon den verborgenen Feind im Gekröse (die Anschwellungen); 6) eine etwas dicke und angelaufene

[1] Heilart der Scrophelkrankheit. Wien 1829. 8.

Oberlippe; ein Hauptkennzeichen, welches nicht trügt. Zuweilen ist sie nur periodisch dick; 7) auch die Nase fängt an anzuschwellen, wobei die Haut derselben röthlich und glänzend wird; und oft bleibt sie anhaltend dick; 8) der ganze Körper hat ein fettes, wohlgenährtes Ansehen, aber bei genauerer Untersuchung findet man, daß es kein derbes und elastisches Muskelfleisch, sondern mehr aufgedunsene, schwammichte Masse ist; 9) der Unterleib ist immer etwas dicker als gewöhnlich, wenn gleich noch nicht hart, was er erst in der Folge wird. Oft entstehen beträchtliche Auftreibungen durch die geringsten Veranlassungen."

„Die Entwicklung der Zähne, der Knochenausbildung, der Muskularfunktion, der Fähigkeit zu gehen, der Sprache wird erschwert, verspätet oder irregulär in ihren Successionen. Dagegen ist die Entwicklung der Seelenkräfte und die der Zeugungskraft oft widernatürlich beschleunigt. Häufig zeichnen sich Kinder mit Scrophelanlage durch frühzeitigen Verstand aus (bei den torpiden Scrophuln ist jedoch das Gegentheil der Fall), aber immer auch durch einen frühreifen Geschlechtstrieb, und ich habe, was kaum glaublich scheint, Subjekte der Art gesehen, die schon im siebenten, achten Jahre auf die Onanie verfielen. Ein wichtiger Wink für den Erzieher, den frühzeitigen Verstand nicht immer für Vorzug, so wie die Onanie nicht immer für Laster zu halten. Hinsichtlich der intellektuellen Entwicklung freut man sich gewöhnlich über das frühkluge und außerordentliche Kind, sucht diese glücklichen Anlagen, die meist schon Krankheit sind und nach allen Kräften gehindert werden sollten, auf's möglichste zu befördern und durch Aufmunterung, Geistesübung und Unterricht ein rechtes Monstrum von Gelehrsamkeit herauszubringen; und alles dies hat geradezu die Wirkung, daß jene Scrophelanlage, die vielleicht durch eine entgegengesetzte mehr körperlichthätige Erziehung noch zu verbessern gewesen wäre, nun vollends bestätigt und entwickelt wird."

In ähnlicher Weise schildert Dr. Tott den habitus scrophulosus: „Feine, glatte, weiße, durchsichtige Haut, meistens schöne, rosige, aber umschriebene Farbe des Gesichts, welches oft geschabt, zuweilen aber auch mehr aufgedunsen ist, gewöhnlich blonde Haare, blaue, große, schön gewölbte Augen; dicke, wulstige,

jedoch eben nicht ſtärker geröthete Augenliedränder, welche bisweilen vielen Schleim abſondern, erweiterte Pupillen, etwas wulſtige, aufgeworfene Oberlippe und Naſenflügel, erſtere mit auffallend tiefem Philtrum, ſchlanker Hals, oft aber, bei ſchon übermäßig entwickelter Vegetation, mehr ein kurzer, dicker Hals; dicke, leicht anſchwellende Naſe, deren innere Haut ſich öfters röthet; hervorſtehende Kiefer, ein im Verhältniß zu den übrigen Theilen großer Kopf, zumal wenn das Gehirn übermäßig entwickelt wurde, beſonders ein ſtarker Hinterkopf mit eingedrückten Schläfen und platter, kleiner Stirn, wie bei Rhachitis; ſpongiöſe, ſchwache Knochen mit breiten und dicken Fortſätzen, eine zu Diſtorſionen inclinirende Wirbelſäule; ein im Allgemeinen reichlich genährter Körper, aber aufgedunſene, ſchwammige, nicht hinlänglich elaſtiſche Muskeln; ungewöhnlich dicker, wenn gleich nicht immer harter Unterleib; Neigung zu Schnupfen, zu abnormer Schleimabſonderung, z. B. Ohrencatarrh. Ferner conſenſuell große Reizbarkeit des Blutgefäßſyſtems, daher öfteres Naſenbluten; trüber, milchiger Urin, bald Leibesverſtopfung, bald Diarrhoe, gewöhnlich grünliche, ſchleimige, ſelten normale oder bemegene Excremente, oft Abgang von Würmern, von Wurmſchleim, zuweilen periodiſch Kolik, Flatulenz, tympanitiſche Auftreibung des Unterleibes; häufig Neigung zu Säurebildung im Digeſtionsapparat, knoblauchartiger Geruch aus dem Munde, periodiſch Appetitloſigkeit, ſchnell kommendes und ſchnell verſchwindendes Oedem der Füße, des Geſichts, wobei aber der Fingereindruck keine Gruben hinterläßt, Näßen des äußeren Ohres, Neigung zu chroniſchen Hautausſchlägen, leichte Fieberanfälle, ſcheinbar catarrhaliſchen Charakters, wobei Röcheln auf der Bruſt, Schleimhuſten; frühe Entwicklung der äußern Sinne und des Geſichts auf Koſten des Körpers, der in der Ausbildung, im Wachsthum zurückbleibt, daher auch Anlage zu Hirnentzündungen, zuweilen aber auch, wenn die Vegetation abnorm wird, Stumpfheit der Seelenkräfte, Annäherung zu Blödſinn, frühe Entwicklung des Geſchlechtstriebes, daher große Neigung zu Onanie; ſpätes Hervorbrechen der Zähne, ſpätere und unvollkommene Ausbildung der Knochen, daher ſpätes Gehenlernen, aber wegen der frühen Geiſtesentwicklung zeitiges Sprechenlernen."

Wichtig, weil in der Natur vielfach begründet, ist die genauere Unterscheidung der von Hufeland und Tott so schön geschilderten irritablen Scrophel-Anlage mit frühreifer intellektueller Entwicklung, von der torpiden Scropelsucht, welche den Uebergang zum Cretinismus bildet.

Diese Kinder sind schwammig, aufgedunsen, besonders um die Augen, das Gesicht ist schmutzig blaß, die Extremitäten sind dünn, schwach, hängend. Die Kinder sind sehr träge, bewegen sich schwer, schlafen viel, sind zum Essen immer aufgelegt, mit auffallender Begierde nach mehligen Speisen und Kartoffeln. Ihre geistige Entwicklung scheint aufgehalten, sie sprechen spät, sind dumm und lernen schwer. Und dennoch ist öfters das Geschick dieser Kinder viel günstiger, als das der ersten Klasse, indem bei zweckmäßiger Behandlung ihre Seelen- und Körperkräfte nach der Pubertät in schöne Harmonie treten.

Einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Naturwissenschaften war in seiner Jugend, wie sein Vater uns oft versicherte, der ungelehrigste und ungeschickteste von allen seinen Brüdern. Bei dem geringen Erfolg, welchen der Elementarunterricht bei ihm hatte, überließ man ihn seiner Neigung, tägliche Excursionen auf die Alpen zu machen, wobei ihn sein Wohnort in einem schönen schweizerischen Alpenthale sehr begünstigte. Dadurch erstarkte der Knabe allmählig und verlor die Schlaffheit seiner Muskeln. Die schöne Flora der Alpen weckte seine Aufmerksamkeit und pflanzte die Liebe für die Naturwissenschaften in seine jugendliche Seele. Als er später Theologie studiren sollte, ging er immer in die Vorlesungen über Naturwissenschaften, leistete auf diesem Gebiete bald Vorzügliches und wirkt nun als ein begeisterter Lehrer der Naturkunde an einer schweizerischen Hochschule mit großem Segen.

Traurig und scheußlich ist aber das Bild, welches die heillose Vernachlässigung dieser krankhaften Zustände, theils aus Unkenntniß der Sache, theils aus Gleichgiltigkeit, uns täglich vor Augen stellt. Hören wir darüber die Commission der k. Akademie der Wissenschaften zu Paris, bestehend aus den Professoren Serres, Magendie und Dumeril. „Wir bemerken zunächst," sagt der Bericht dieser ausgezeichneten Aerzte, „daß die Scropheln, welche man lange Zeit hindurch mit dem Namen kalte Säfte,

oder kalte Geschwülste, oder Drüsengeschwülste (humeurs ou tumeurs froides, oder Ecrouelles) bezeichnet hatte, eine von jenen langwierigen, hartnäckigen, oft erblichen Krankheiten sind, die so manche Familie zur Verzweiflung bringen, weil man sie nur selten heilt und selbst gegenwärtig die meisten Aerzte und folglich auch die Verwaltungsbehörden der Hospitäler dieselben als eine unheilbare Krankheit betrachten, sobald sie einen gewissen Grad erreicht hat. Darin liegt vielleicht auch der Grund, warum die von dieser Krankheit heimgesuchten Kranken sich trügerischen, von dem Aberglauben eingegebenen Verfahrungsweisen unterwerfen."

„Die Scrophelsucht ist entweder äußerlich sichtbar, wo sie dann unter der Haut durch Auftreibungen und Geschwülste sich offenbart, welche sich langsam entwickeln und weich werden, sich dann nach außen öffnen, lange Zeit hindurch in Form von Geschwüren sich darstellen und auf diese Weise jene schwieligen und unvertilgbaren Narben hervorbringen, oder das Uebel setzt sich wohl gar im Innern der Integumente selbst fest und gibt dann den von ihm befallenen Theilen eine unförmliche und widrige Gestalt, indem es nämlich die Ohren, Augenlieder, Nasenlöcher und Lippen ergreift, welche Theile dann bis ins Unförmliche anschwellen, oder wohl gar so zerfressen werden, daß sie das Gesicht gänzlich verunstalten. Wo das scrophulöse Leiden tiefer verborgen ist, greift es die Knochen und Gelenke an, verstopft die Lymphe und Chylus führenden Kanäle, bringt in den Lungen und in den wichtigsten Organen jene Tuberkeln hervor, welche gleichsam zerfließen, nachher in Eiterberde ausarten und auf diese Weise zu jenen Störungen und großen normwidrigen Veränderungen im Organismus Veranlassung geben, die zuletzt mit dem Tode des Kranken endigen."

Wir haben den Ruf nicht überhört, diesem großen Verderben einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Bei der innigen Verwandtschaft zwischen Cretinismus und Scrophelsucht lag es nahe, die Methode des ursprünglichen Liebeswerkes des Abendberges auch auf diese Gebrechen auszudehnen, und es ist gewiß, daß ein unaussprechlicher Segen daraus hervorgeht, indem manches Kind, das für sein ganzes Leben ein Krüppel würde, bei einer speziellen Pflege und Erziehung, in der wohlthätigen Bergluft und unter Mitwirkung einer consequenten ärztlichen Behandlung gerettet werden

kann. Nur in einer wohlgeordneten Anstalt ist es aber möglich, diese strenge Diät und medicinische Behandlung durchzusetzen, wozu, so wie zur vielfach eigenthümlichen Pädagogik solcher Kinder ein Kreis tüchtiger, ihre Aufgabe mit Leib und Seele erfassender Personen gehört.

Dem christlichen Impulse folgend, welchem eine Menschenseele retten mehr gilt, als alle Schätze dieser Erde gewinnen, eröffnete das Hospiz auf dem Abendberg seine Heilanstalt. Das Unternehmen ist inzwischen zum Mittelpunkte der grosartigen Bestrebungen der schweizerischen naturforschenden und gemeinnützigen Gesellschaften geworden, welche die allseitige Erforschung der Ursachen und Anbahnung der Mittel und Wege zur Linderung oder möglichen Zerstörung des Uebels zum Ziele haben.

Wesen und Eintheilung des Cretinismus.

Das Wesentliche des Cretinismus beruht in einer allgemeinen Ohnmacht der Gestaltung der Lebenskraft, in einer unvollkommenen Entwicklung und Wechselwirkung der beiden Potenzen von Seele und Leib, der animalen und vegetativen Lebensthätigkeit. Woher aber diese lähmungsartige Schwäche des gesammten physischen und psychischen Lebens, dieses allgemeine Leiden aller intellectuellen und moralischen Kräfte? So lange das Lebensprinzip uns eine Kraft ist, die wir nur in ihren Erzeugnissen, nicht in ihrer Innerlichkeit schauen, wird uns die Beantwortung dieser Frage unmöglich bleiben; denn in's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.

Die cretinische Bildung charakterisirt sich durch Schwäche, Ohnmacht und Unthätigkeit, ist als Entartung Abweichung vom menschlichen Gattungstypus und macht den Zweck des menschlichen Daseyns unerreichbar; denn der sich selbst überlassene Cretin erhebt sich nicht zum Selbstbewußtseyn, nicht zu einer deutlichen objektiven und subjektiven Auffassung oder Erkenntniß eines Gegenstandes; er durchlebt ein Nacht- und Traumleben; das Auge ist wie in sich selbst gesunken; die Sinne haben sich zurückgezogen und sind verschlossen; es ist bei ihm Dämmerung in den innern und äußern Gebilden der Seele.

Die Entwicklung zum Cretinismus muß von dem ausgebildeten und gewordenen Uebel unterschieden werden, wie einst das mosaische

Geſetz bei dem ſcheuſslichen Ausſatze es that, und auf ſeine frühzeitige Erkenntniß und Behandlung drang.

Unter den höchſt mannigfaltigen cretiniſchen Gebrechen ſind vorzüglich bemerkenswerth und häufig die rhachitiſche und atrophiſche Form des Uebels, und die angeborne entwicklungsſchwache Conſtitution.

Der rhachitiſche Cretinismus befällt Kinder, welche ſich die erſten Jahre ihres Lebens gut entwickelt und ein blühendes Ausſehen haben, gewöhnlich um die Zeit des erſten Zahnens. Das erſte Anzeichen des werdenden Uebels iſt Schwäche. Wenn die Kinder ſchon ſtehen und gehen konnten, ſo verlernen ſie es wieder und die Beine werden oft ganz wie gelähmt. Während die Phyſiognomie noch alle natürlichen Züge hat und die Wangen ein blühendes Roth bedeckt, verliert der Kopf allmählig das Gleichgewicht und hängt herunter wie beim Neugebornen. Die Kinder werden traurig, wollen nicht mehr ſpielen und hören wieder auf zu ſprechen. Unterſucht man den Körper ſolcher armer Kleinen genauer, ſo finden ſich die Knochen an verſchiedenen Stellen aufgetrieben und erweicht. In den Fällen, wo die Beine ſo lähmungsartig ergriffen ſind, leiden gewöhnlich die Wirbelknochen in der Kreuz- und Lendengegend; nebſtdem ſind die Epiphyſen des Handgelenkes am häufigſten befallen. Der Kopf nimmt eine eckige Geſtalt an, die Stirne iſt hoch und die Stirnhöcker ragen häufig übermäßig hervor. Die große Fontanelle, welche ſich beim geſunden Kinde im zweiten Jahre ſchließt, bleibt hier bis zum vierten und ſechsten Jahre geöffnet. Der Bauch iſt aufgetrieben, der Appetit unregelmäßig, der Leib hartnäckig verſtopft. Die Haut fühlt ſich welk und ſchlaff an, iſt häufig mit rothen Punkten bedeckt und ſchwitzt des Nachts ganz übermäßig. Mit der Lebhaftigkeit nehmen auch die geiſtigen Kräfte ab; die Glieder verkrümmen ſich ganz klauenartig, und die Unglücklichen fallen, wenn nicht frühzeitig genug die paſſendſte Hilfe eintritt, dem Cretinismus mit aller ſeiner phyſiſchen und pſychiſchen Verkrüpplung anheim. Das größte Monſtrum dieſer Art beſchreibt Matthiſſon auf einer ſeiner Reiſen im Jura, und eine gute Abbildung befindet ſich auf der V. Tafel der Monographie des Cretinismus von Dr. Thieme. Weimar 1842. 8.

Die atrophiſche Form befällt die Kinder in der Regel ſchon in den erſten Monaten des Lebens. Mitunter geht ein Huſten

u. dgl. voran. Die Kleinen magern nun ganz bis zum Skelet ab, besonders die Beine, die wie Spindeln sich ausnehmen. Das Rückenmark scheint hier am meisten zu leiden; die Seelenkräfte erhalten sich noch häufig bis auf einen gewissen Grad. Die körperliche Verkrüpplung setzt alsdann auch der geistigen Ausbildung große Hindernisse entgegen und die Elenden schleppen ein langes sieches Leben dahin.

Eine der häufigsten Entwicklungen zum Cretinismus ist in der angebornen entwicklungsschwachen Constitution begründet. Die Kinder sind von Geburt an klein und schwach und haben meistens eine blasse Hautfarbe. Die Kopfnähte bleiben länger verschiebbar und klaffend, ihre hinteren und seitlichen Fontanellen sind einige Monate lang offen; die große Fontanelle ist von Geburt an größer, die Knochen des Kopfes wie der übrigen Theile sind dünner und schwächer. Die Kinder haben wenig und kurzes, feines Kopfhaar; sie fangen später an zu lachen, mit Augen und Ohren aufzumerken, mit Andern zu scherzen, ihre Hände zum Greifen und Halten zu gebrauchen, allein zu sitzen, selbstständig zu spielen; sie bekommen ihre Zähne später, begreifen schwerer und haben, wenn sich die Sprache entwickelt, große Mühe, die Hauchlaute und Gutturalbuchstaben hervorzubringen. Sie sind zu Convulsionen und Gehirnkrankheiten besonders geneigt, und sind die eigentlichsten Candidaten für den Cretinismus.

Bis jetzt versuchte man den Cretinismus am häufigsten einzutheilen nach den verschiedenen Schattirungen, wie er sich im Körperlichen und Geistigen als gemischt ausprägt. Da aber die einzelnen Grade des Uebels nie isolirt vorkommen, so suchte man durch künstliche Trennung seiner Faktoren eine Eintheilung herzustellen, wodurch nur eine unfruchtbare Zersplitterung entstand, die weder die Uebersicht erleichterte, noch in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung Werth hatte. Soll ein Anhaltpunkt gewonnen werden, so muß als Hauptmoment der Seelenzustand und die Ausbildungsstufe der Sprache zu Grunde gelegt werden, wie zuerst Professor Demme in Bern es gethan hat. In dieser Rücksicht lassen sich alle Cretinen unter vier Klassen bringen.

I. Klasse. Diese Klasse begreift die in jeder Hinsicht vollkommen heilbaren Cretinen, bei denen das Uebel in der frühesten Kindheit acquirirt ist. Die Integrität des Seelenlebens kann

dermaßen hergestellt werden, daß sich das Uebel spurlos verwischt und die Genesenen für bürgerliche und wissenschaftliche Funktionen vollkommen tüchtig werden.

II. Klasse. Diese haben die Fähigkeit, durch deutliche Worte und verständliche Geberden sich mitzutheilen; sie lernen kürzere und längere Sätze aussprechen, vollziehen die Bildung von Begriffen, haben Capacität für die verschiedensten Sinneseindrücke, können in den gewöhnlichsten Schulfächern mit Erfolg unterrichtet werden, und haben die Fähigkeit zu jeder Berufsthätigkeit, erheben sich überhaupt zur bürgerlichen Brauchbarkeit.

III. Klasse. Spuren von größerer oder geringerer Seelenthätigkeit; die Sprache ist stammelnd und undeutlich, oder fehlt ganz, kann aber entwickelt und perfektionirt werden; die Geberdensprache ist unvollkommen. Obgleich die höheren Seelenthätigkeiten weniger und unvollkommener zur Erscheinung kommen, so ist doch geistige Anregung und Unterweisung zu einer einfachen, leichten, mechanischen Fertigkeit möglich. Das Gedächtniß läßt sich durch Uebung merklich vervollkommnen.

IV. Klasse. Die Glieder dieser Klasse können in der Regel nur körperlich gebessert werden, sind ohne Mittheilungsvermögen (geben höchstens bisweilen unartikulirte Töne von sich), sind keiner geistigen Erziehung fähig, und können meistens nur unter den mangelhaften Einfluß einer mechanischen Dressur, eines reinen Abrichtens gestellt werden. Diese Klasse umfaßt die Idioten. Die neueren Untersuchungen haben den Cretinismus vom Idiotismus unterscheiden gelehrt, und gezeigt, daß ersterer hauptsächlich in der körperlichen Sphäre wurzelt und in vielen Fällen heilbar, letzterer dagegen in dem Psychischen seinen Grund hat und seine Besiegung problematisch ist. Die Anstalt auf dem Abendberg weiht ihre Bestrebungen dem Heile der Cretinen. Für Verbesserung des traurigen Zustandes der unglücklichen Idioten ist durch die französische Regierung und das edle Streben des Herrn E. Seguin in Paris eine Anstalt gegründet worden.

Geographische Verbreitung des Cretinismus.

Der Cretinismus scheint über die ganze Erde verbreitet zu seyn; sporadisch d. h. vereinzelt und zerstreut kommt er überall,

endemiſch, d. h. allgemeiner unter den Bewohnern verbreitet, nur in gewiſſen Orten und Gegenden vor, und ſein Vorkommen iſt an eine gewiſſe Höhe über die Meeresfläche gebunden; im ſüdlichen Deutſchland und in der Schweiz iſt die Grenze des Cretinismus 2000—3000 Fuß über dem Meer. Am häufigſten kommt er vor in feuchten, ſumpfigen und gebirgigen Gegenden, beſonders in tiefen Gebirgsthälern, in der Nähe von Gewäſſern. Die Cretinen findet man hauptſächlich in der Schweiz, namentlich in Wallis, Graubündten, Aargau [1], Freiburg, Chur u. ſ. w.; ferner in Savoyen, Piemont, Salzburg, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in den Karpathen und Pyrenäen; in Frankreich, in der Bretagne, den Thälern der Pyrenäen, an der Rhone und am Jura; in den Apenninen, im Erzgebirge, am Harz, in Württemberg, Bayern, Thüringen, Heſſen, England. Auch außer Europa: in der Tartarei, im Ural, in Butan, Tibet und Bengalen, auf der Inſel Sumatra, in den Cordilleren; ſelbſt in Afrika, in einigen Gegenden des Bambarra, längs dem Fluß Niger und wahrſcheinlich auf der Inſel Madagaskar. Auſtralien hat noch keinen Reiſenden gefunden, der daſelbſt Cretinen entdeckt hätte.

Der Cretinismus kommt weit häufiger im Süden, als im Norden vor, und ſein hauptſächlichſtes Vorkommen bezieht ſich vorzüglich auf die Gebirgswelt des mittleren Europa's und zwar namentlich auf deſſen ſüdliche und weſtliche Gegenden.

Urſachen des Cretinismus.

Hinſichtlich der Urſachen des Cretinismus iſt der Naturforſchung noch ein weites Feld geöffnet, ſchon aus dem Grunde, weil das Uebel durch eine Vereinigung vieler Umſtände erzeugt wird, die in verſchiedenen Ländern ſich verſchieden geſtalten. In allem Irdiſchen muß indeß ein Anfang ſeyn, und es ſchien am zweckmäßigſten, anſtatt leerer Streitigkeiten das Uebel praktiſch anzugreifen, wie man es bei den Blinden, Tauben und jeder andern Krankheit überhaupt thut, wenn auch die Urſachen

[1] S. Skizzen von der Verbreitung des Cretinismus im K. Aargau, entworfen von C. F. Michaelis. Aarau 1843. Folio. Ausgezeichnet.

derselben nicht immer klar am Tage liegen. Der Abendberg hat sich daher zum Mittelpunkte der ganzen Unternehmung und aller Forschungen erhoben, und sein Standpunkt wird der allein bleibende seyn.

Wir sehen täglich von geistig entwickelten Eltern und neben gesunden Kindern cretinische entstehen, ohne in der Lebensweise, Erziehung und Lokalität die geringste Ursache auffinden zu können. Hier liegt der Grund unstreitig in abnormen Verhältnissen der Zeugung und Schwangerschaft, auf deren Enthüllung zunächst das Augenmerk gerichtet seyn muß. Alles reducirt sich nach den bisherigen Beobachtungen auf einen Zustand momentaner Schwäche, Furcht, Kränklichkeit, Trunkenheit, Schreck, Gram, während Zeugung und Schwangerschaft. Sehr häufig findet man auch in diesen Familien das eine Kind rhachitisch, das andere scrophulös, das dritte cretinisch, was nebst andern Umständen die Verwandtschaft dieser Gebrechen andeutet. In obiger Beziehung scheint uns auch eine Thatsache lehrreich, welche der russische Arzt Dr. Bredow in seiner Monographie der Scrophelsucht veröffentlicht hat. „Die jetzt zwölfjährige Tochter des Herrn M. leidet seit ihrem ersten Lebensjahre fast ununterbrochen an Scrophelsymptomen mannigfacher Art. Sie hat noch fünf Geschwister, von denen zwei älter, drei jünger als sie sind. Alle diese Geschwister sind vollkommen gesund, haben nie an Scropheln gelitten und zeigen auch keine Spur eines scrophulösen Habitus. Alle Kinder werden ganz gleichmäßig erzogen, wohnen und schlafen in Einem Hause, fast in Einem Zimmer; sie wurden alle von der Mutter selbst gestillt und haben später immer gleichmäßige Kost genossen. Weder der Vater noch die Mutter waren je scrophulös oder syphilitisch gewesen. Dagegen erinnern sich beide Eltern ganz genau, daß die Erzeugung ihrer kranken Tochter in eine Zeit fiel, wo der Vater sich in der Convalescenz nach einem Wechselfieber und darauf folgender Wassersucht befand und noch sehr schwach und abgemagert war."

Die zweite Beobachtung betrifft die Familie eines Mannes, dessen Geschäfte in den ersten Jahren nach seiner im 25. Lebensjahre stattgehabten Verheirathung mehrmalige, immerhin 5—8 Monate dauernde weite Reisen und Entfernungen von seiner Frau nothwendig machten. Er gestand mir, daß er während dieser

Entfernungen sehr unregelmäßig und besonders in geschlechtlicher Beziehung sehr ausschweifend gelebt habe, doch sey er so glücklich, nie syphilitisch angesteckt und überhaupt nie bedeutend krank gewesen zu seyn. Die erwähnten Reisen und die Lebensart während derselben hätten ihn aber außerordentlich heruntergebracht, so daß er nach der Rückkehr von denselben immer mehrere Monate bedurfte, um sich zu erholen. Erst seitdem er diese Reisen aufgegeben und ununterbrochen mit seiner Familie gelebt habe, sey er der starke, robuste Mann geworden, als welchen ich ihn jetzt kenne. Während der Jahre des Herumschwärmens hatte ihm die Frau drei Kinder geboren, von denen das älteste — bald nach der Rückkehr von seiner ersten Reise erzeugte — schon im ersten Lebensjahre atrophisch gestorben, die beiden andern noch jetzt lebenden aber im höchsten Grade scrophulös sind. Alle übrigen, später erzeugten Kinder der zahlreichen Familie zeigen keine Spur von dieser Krankheit. Daß diese früher geborenen Kinder wegen der öfteren Abwesenheit des Vaters in ihrer frühesten Kindheit vielleicht weniger zweckmäßig diätetisch gehalten waren, läßt sich nicht wohl annehmen, da von diesen Eltern die Mutter ganz unstreitig die vernünftigere Erzieherin ist und die äußern Verhältnisse derselben damals auch besser beschaffen waren, als später. Alle Kinder wurden von der immer gesunden Mutter selbst gestillt.

Aehnliche Verhältnisse sind auch beim Cretinismus vielfach vorhanden, und sie sind in seiner Aetiologie jedenfalls viel wichtiger, als die angeklagte niedrige Culturstufe der Bevölkerung in den Cretinenthälern mit ihren Gefolgen von Unwissenheit, Trägheit u. s. f., welchen jedenfalls nur ein secundärer Einfluß zugestanden werden kann, da der Cretinismus überall ein endemisches Uebel ist in allen Thälern, welche von hohen Gebirgen umgeben sind, nicht aber bei den wilden und halbwilden Völkerstämmen, wo die Unkultur sich so zu sagen personificirt.

Wichtiger sind die *tellurischen*, *atmosphärischen* und *solarischen* Schädlichkeiten.

Sumpfboden mit eingeschlossener, feuchter, warmer Luft, mit mehr oder weniger großem und schnellem Wechsel der Temperatur in Thälern und Vertiefungen bis zu einer gewissen Höhe über das Meer. Nach den neuesten Untersuchungen

besonders Erdausdünstungen, die es veranlassen, daß ein Ort oft viele Cretinen besitzt, während ein benachbarter gar keine hat; ferner: stockende Luft, durch Abhaltung reinigender Luftströmungen, verbunden mit Mangel an belebender atmosphärischer Elektricität; Schwächung nach Ueberreizung durch Uebermaß von Lichtreiz und Hitze, verstärkt durch einseitiges Vorherrschen des Südwindes, oder auch direkte Schwächung durch Beraubung des zu allem Gedeihen erforderlichen Grades von Licht und Wärme, durch kühle, schattige Lage und permanentes Vorherrschen kalter Nord- und Ostwinde. Schlechtes, unreines, mit fremden Bestandtheilen, namentlich mit Gyps geschwängertes, oder wohlthätiger Bestandtheile, namentlich der Kohlensäure beraubtes Trinkwasser.

Die Einwirkung der verschiedenartigen Luftbeschaffenheit ist aber als Hauptursache bei der Erzeugung der cretinischen Gebrechen nicht zu verkennen. Steigt man vom Rhonegletscher durch das Walliser Thal hinunter, so findet sich in den hochgelegenen Dörfern Unterwasser, Obergestelen bis Münster ein kräftiger, gesunder, von Cretinismus und Scrophelsucht durchaus verschonter Menschenschlag. Ausgezeichnete Männer sind diesen Hirtendörfern entsprossen, welche jetzt noch keine Schulen besitzen, daher die Kenntniß des Schreibens und Lesens eine große Seltenheit ist. So ist Ulrichen der Geburtsort Weger's, des Lehrers Kaiser Josephs II., und das armselige Dörfchen Mühlebach weist noch jetzt die Hütte auf, wo der berühmte Cardinal Schinner das Licht der Erde erblickte, welcher zur Zeit der Reformation eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Die ersten Fälle von Cretinismus findet man zu Ernen, bei den Nachkommen des berühmten Cardinals; schon stärker zeigt sich das Uebel zu Mörell, und je tiefer man hinunter steigt ins Thal, um so mehr. Naters hat eine sehr degenerirte Population; in Bremis hat Felix Plater schon im sechzehnten Jahrhundert die Häufigkeit des jammervollen Zustandes beschrieben, und in Fülly, im Grund des Thales, hat die Krankheit so zugenommen, daß sich auch Cretinen unter einander verheirathen, um noch unglücklichere Wesen zur Welt zu fördern. Man sieht da deutlich eine Progression des Uebels mit der Zunahme der miasmatischen Beschaffenheit der Luft.

Höchst interessant und wichtig sind aber auch die Untersuchungen des Herrn Staatsraths Dr. Med. Schneider zu Bern, nach welchen auch die geognostische Beschaffenheit des Bodens auf die Genesis des Cretinismus und Idiotismus wie der Taubstummheit und Blindheit Einfluß hat. Nach den statistischen Zusammenstellungen dieses menschenfreundlichen Staatsmannes ist das Verhältniß der cretinischen Gebrechen zur gesunden Bevölkerung im Kanton Bern

auf der Juraformation	1 : 164.
Molasseformation	1 : 271.
Alpenformation	1 : 361.

Die Taubstummen verhalten sich:

Juraformation	1 : 1524.
Molasseformation	1 : 166.
Alpenformation	1 : 247.

Die Blinden

Juraformation	1 : 1239.
Molasseformation	1 : 681.
Alpenformation	1 : 1759.

In so fern die Taubstummen den Cretinen am nächsten stehen, ist es auffallend, daß auf die Molasseformation auch die größte Zahl der Taubstummen zu stehen kommt, woraus mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluß gefolgert werden könnte: daß die Molasseformation die Ausbildung solcher Geistes- und Sinneskrankheiten begünstige. Diese Beobachtungen sind der Aufmerksamkeit der Aerzte und Naturforscher im höchsten Grade würdig. (S. Statistik der Irren im Kanton Bern. In der Berner'schen Vierteljahrsschrift. Zweiter Band, 3. Hft. 1840. S. 59 ff.) Aus allen bisherigen Beobachtungen geht jedoch hervor, daß diese geognostischen Verhältnisse in verschiedenen Ländern verschieden sind. Nach Dr. v. Vest zu Klagenfurt kömmt z. B. in Oesterreich der Cretinismus nicht in Kalkländern vor, dagegen in Thälern, wo man Trapp, Porphyr oder Thonschiefer antrifft. Hacquet leitet die Ursache in seiner „physikalisch-politischen Reise aus den dinarischen in die norischen Alpen" von dem Trinken der mit Thon und Kieselerde überfüllten Wassern her, und behauptet ebenfalls, daß diese Gebrechen an das Felsschiefergebirg gebunden seyen.

Pädagogiſche Auffaſſung und Behandlung des Cretiniſmus.

Allgemeines.

Wie in dem ganzen unendlichen Gebiete der Schöpfung nichts vorhanden iſt ohne Endzweck, ſo haben auch die Unglücklichen unſeres Geſchlechtes, deren phyſiſches und pſychiſches Seyn und Leben vom allgemeinen Gattungstypus abweicht, und als Entartung und Zerrbild erſcheint, ihre Beſtimmung, obgleich dieſelbe dem kurzſichtigen Geiſte des Menſchen meiſtens ganz dunkel und räthſelhaft bleibt und nur in wenigen Fällen klar erkannt und begriffen wird.

Der geſchaffene Geiſt, vom irdiſchen Körper als ſeinem Gefäß umſchloſſen, ahnet ſeine Beſtimmung, entfaltet ſich unaufhaltſam, verwandelt ſich, ſteigt von Stufe zu Stufe, emporſtrebend zum höchſten Gute, das allein ſein Sehnen und Ringen befriedigt, und ihn zum klaren Schauen deſſen führt, was die göttliche Weisheit bienieden mit undurchdringlichem Schleier verhüllte. In jenem großen uns aufgeſchloſſenen Geſetze der Metamorphoſe liegt, als innere Nothwendigkeit, die Unvollkommenheit eingeſchloſſen, und dieſe zeigt ſich in ihrem Offenbarwerden als eine Abnorm, eine Abweichung vom urſprünglichen, regelmäßigen Zuſtande; ſie begründet eine Formverſchiedenheit der einzelnen Theile, bedingt durch ein Zuviel und ein Zuwenig. Einer ſolchen Formverſchiedenheit begegnen wir im Leben der Cretinen, deren Zuſtand bis jetzt als ein unüberſteigliches Hinderniß ihrer körperlichen und geiſtigen Bildung betrachtet und ihr ganzes Daſeyn als beſtimmungslos angeſehen wurde. Wie aber überall neben dem Mangel die Fülle, neben dem Bedürfniß die Befriedigung gefunden wird, ſo gab die Weisheit des Schöpfers auch die Fähigkeit, Unregelmäßigkeiten der Bildung in einem beſtimmten Grade auszugleichen, theils ſelbſtſtändig, theils durch künſtliche Mittel unterſtützt. Wo dieſes der innern Conſtruktion nach nicht möglich iſt, da wirken verwandte Organe, die abnormen zu ergänzen ſtrebend, wenn gleich dieſe nicht völlig erſetzend.

Wenn aber krankhafte Zuſtände die Entwicklung der körperlichen und geiſtigen Kraft erſchweren, oder auf einen geringern Umfang beſchränken, ſo gibt dies noch kein Recht, dem Cretinen Menſchenwürde und Menſchenbeſtimmung abzuſprechen, und ihn,

wie schon vielfach geschehen ist, in den Kreis der Thiere zurückzustellen und ihm thierische Pflege und Behandlung zuzuwenden. Vielmehr soll es uns heilige Pflicht seyn, die hemmenden Fesseln, welche der Mangel an Thätigkeit der einzelnen Organe der Entwicklung des gesammten Organismus und seiner Funktionen anlegt, und die das Leben mitunter auf einer fast unglaublich niedrigen Stufe verharren lassen, zu lösen, und ihm Mittel zu seiner Bildung an die Hand zu geben. Ihm Ersatz zu verschaffen für das Fehlende, ihn seiner Isolirung, seinem vegetirenden Dahindämmern und der öden, ununterbrochenen Lebensstille zu entreißen, und dagegen mit der Außenwelt, mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, ihn empfänglich zu machen für die Freuden des Lebens und der Natur, und seinen Geist, sein Herz und Gemüth aufzuschließen den Segnungen und Gnadenwohlthaten der Religion, die auch ihn mit der Hoffnung tröstet, daß dieser sein beschränkter Zustand ein zeitlicher, vorübergehender ist, und ein künftiger, besserer vollkommener Lebensstand seiner harrt, — das ist die große Aufgabe, welche im Zusammenhange zu lösen, unserer Zeit vorbehalten war.

Im freudigen Hinblick auf das, was schon für diese Unglücklichen gethan wurde, und im Vertrauen auf die noch immer vorhandene schaffende Lebenskraft des Christenthums und eines durch sie geheiligten Lebens der Fürsten und Völker, dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß das so lange gehegte Vorurtheil gegen ihre Bildungsfähigkeit immer mehr verschwinden, und ihnen die Aussicht eröffnet werden wird, ihren vollsinnigen Brüdern näher zu rücken durch dargebotene Gelegenheit, körperliche, geistige und sittliche Bildung zu erlangen und durch Thätigkeit und Fleiß sich und Andern nützlich zu werden. Und so werden die Cretinenanstalten einst dastehen als ein Produkt einer rein christlichen Gesinnung, als ein Denkmal des edelsten Wohlthätigkeitssinnes, der den schönsten Beweis fortschreitender Humanität vor Augen legt, und auch den Kleinmüthigen überzeugen muß, daß dem ernstlichen, anhaltenden Streben so manches früher Bezweifelte erreichbar sey.

Bildungsfähigkeit der Cretinen.

Bis auf unsere Zeit wurden die Cretinen für absolut bildungsunfähig gehalten. Als aber in den jüngst verflossenen Jahren

durch die glücklich gelungene Veredlung mehrerer derselben die Grundlosigkeit dieser Annahme nachgewiesen und dagegen dargethan wurde, daß auch in ihnen geistige Keime, Anlagen und Kräfte vorhanden sind, eine Quelle von mancherlei Leben, obgleich in tief verborgener Hülle ruhend, so mußte, weil die Thatsachen selbst sprachen, die Ueberzeugung von ihrer Bildungsfähigkeit allmählig Raum gewinnen. Wahr ist es, die Ueberwindung der Hindernisse, welche ihrer Bildung entgegenstehen, kostet unsäglich viel Fleiß, Mühe, Geduld und Beharrlichkeit; denn es handelt sich darum, der gegebenen todten, geistlos scheinenden Substanz zum Leben, zu geistigem Seyn und Werden, zu einer Auferstehung aus dem Seelenschlafe durchzuhelfen. Wenn aber Glaube, Liebe, Geduld und Erziehungsweisheit mit einander in Bund treten, so wird das durch Jahrtausende hindurch für unmöglich Gehaltene möglich gemacht, nämlich: die physische, intellektuelle und religiöse Ausbildung der Cretinen und deren Brauchbarkeit für das bürgerliche Leben.

Es ist eine grundlose unverständige Ansicht, wenn man wähnt, der Cretine müsse unrettbar als Thier in verkümmerter Menschengestalt in seinem elenden Zustande verharren; wenn man glaubt, es fehle ihm ganz und gar an Verstand, er könne nicht unterrichtet und zu keiner Art von Arbeit angeleitet werden. Man beobachte ihn nur einmal genauer, dringe, frei von Vorurtheilen, in die Werkstatt seines Lebens tiefer ein, lasse sich nicht blenden von dem Irrlicht spekulativer Sätze und hypothetischer Construktionen, die im Leben keinen Bestand haben, sondern schaue das Leben im Leben selbst an, und frage die Erfahrung, was bis jetzt erstrebt werden konnte, so wird man sich überzeugen, daß nicht der Verstand fehlt, sondern nur die Werkzeuge zur Aeußerung des Verstandes mehr oder minder gehemmt sind und das Geistige vom starren Bann der Leiblichkeit niedergehalten wird. Eben deßhalb, weil der Zustand des Cretinen ein ganz eigener ist, erfordert er auch eine eigenthümliche Behandlung, und es leuchtet von selbst ein, daß Erziehung und Bildung bei ihm nicht in allen Stücken demselben Gange wie bei Vollsinnigen, noch wie bei Taubstummen folgen und nicht jede Schule für ihn von reellem Erfolge seyn kann. Der Unterricht und der ganze Bildungsgang soll auch keine gelehrte Bildung bezwecken,

sondern darauf gerichtet seyn, sie zu verständigen, für das bürgerliche Leben brauchbaren Menschen heranzuziehen, wozu indeß sowohl eine mechanische, als auch, und ganz besonders eine rationelle, das geistige Leben und die Selbstthätigkeit der Schüler erweckende Behandlung erforderlich ist. Freilich sind die Erwartungen vieler Leute sehr überspannt; der Zustand der Cretinen wird von Wenigen recht erkannt, und der Unverstand stellt an einen Cretinenlehrer oft Forderungen, die man an keinen Lehrer der Vollsinnigen richten würde. Der Verfasser dieser Abhandlung hat Cretinen der verschiedensten Grade und Formen mit Erfolg unterrichtet in der Religion, dem Anschauungsunterrichte, Rechnen, Lesen, Schreiben und Singen und vielfache Gelegenheit gefunden, von ihrer Bildungsfähigkeit sich zu überzeugen.

Wie schwierig die Erziehung gesunder Kinder ist, wie schwer es oft hält, ihnen die unentbehrlichsten Kenntnisse beizubringen, welch eine schwierige Aufgabe die zweckmäßige Organisirung einer Erziehungsanstalt für Vollsinnige ist, und wie die Verschiedenartigkeit der Charaktere, der Anlagen und Verhältnisse es fast wünschbar macht, daß jeder Einzelne sich einer nach eigenen Bedürfnissen ihm besonders angepaßten Erziehung erfreuen könnte, weiß jedermann, und jeder sieht sofort ein, daß die Erziehung der Cretinenkinder eine ungleich schwierigere und zusammengesetztere Aufgabe seyn müsse. Aber man wähne nur ja nicht, der Erfolg dieses Unterrichtes sey undankbar und lohne die Mühe und Aufopferung nicht. Die Erfahrung beweist vielmehr, daß die ausharrenden Bemühungen mit dem schönsten Erfolg gekrönt werden, und wenn der Erfolg bisweilen nicht der erwünschte ist, so rührt es entweder von der übeln Wahl der Zöglinge her (sind ja auch nicht alle Blinden, Taubstummen und Vollsinnigen gleich perfektibel!), oder vom Mangel der nöthigen Fähigkeiten, Kenntnisse und Lehrgewandtheit der Lehrer.

Wie bei den Vollsinnigen das Maaß der Intelligenz ungleich ist, so wird dieses auch bei den Cretinen angetroffen, daher auch bei ihnen die Stufen der erreichbaren Bildung sehr verschieden sind. Wenn daher auch manche unter den Cretinen nicht das Maaß von körperlichen und geistigen Erfordernissen erlangen, durch welches die individuelle Selbstständigkeit bedingt wird, so ist dieses dem allgemeinen Verlauf des Lebens analog.

Rückblick auf praktiſche Seiten des antiken Münzweſens.

Der eben jetzt zu Stand gekommene Verein deutſcher Regierungen über das Münzweſen veranlaßte einen Alterthumsfreund, auf die monetalen Zuſtände und Verhältniſſe der Griechen und Römer zurückzublicken. Es ſey ihm geſtattet, einige Ergebniſſe ſeiner Betrachtungen ohne viele gelehrte Beiwerke ganz anſpruchlos hier mitzutheilen. Die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten werden dem Kenner von ſelbſt einleuchten.

Das Geld hatte bei den Chineſen im Laufe der Zeit ſehr verſchiedene Namen. Es hieß: Metall, Quelle, Zeug (Kleidungsſtoff) und Schwert. Wir neuern Europäer könnten es auch Intelligenz nennen, und überhaupt, um ſeine Beziehungen zu erſchöpfen, noch manche andere Benennungen erſinnen, obſchon jene chineſiſchen für den Nachdenkenden beziehungsreich genug ſind. Wir haben hauptſächlich griechiſche und römiſche Zuſtände zu erwägen vorgenommen, und, weil bei den kloſſiſchen Völkern die Münzſtücke das einzige und allgemeine Vorſtellungszeichen alles Werthes waren, was ſie in neuerer Zeit in ſo ausgedehntem Sinne keineswegs ſind, ſo unterſcheiden wir zuvörderſt zwiſchen Geld und Münze. Jenes iſt jedes Vorſtellungszeichen des Werthes der Dinge; letztere repräſentirt den Sachenwerth nur unter drei Eigenſchaften: als Metall, unter öffentlicher Autorität, und mit beſtimmten Schrot und Korn. Jene Scarabäen (Käferſteine), wie man ſie aus einheimiſchen Felsarten oder aus Steingut in den

Denn vielen Vollsinnigen ergeht es ja auf ähnliche, nur minder auffallende Weise; viele Unterrichtete müssen beständig unter der Vormundschaft Klügerer bleiben und erreichen nie eine völlig selbstständige bürgerliche Stellung; viele der Vollsinnigen versinken, trotz des besten Schulunterrichtes, in Laster und werden für die Gesellschaft eine lastende Bürde. Alle genossen aber in ihrer Jugend des Schulunterrichtes; es wurden ihnen Mittel und Wege gezeigt, zum erwünschten Ziele zu gelangen, das durch eigene Ohnmacht oder der Umgebung Schuld nicht erreicht wurde.

Aber auch dann noch ist viel gewonnen, wenn dem tiefer stehenden Cretinen wenigstens zu einiger Geistesbildung geholfen und dadurch seine Lage erleichtert werden kann. Indessen haben wir uns sehr zu hüten, um ja nicht vorschnell über seine Bildsamkeit abzusprechen; denn kein Irrthum der Justiz kann in seinen Folgen trauriger seyn, als eine solche Irrung, durch die ein Cretinenkind verurtheilt wird, ohne Gott zu leben und ohne Hoffnung zu sterben.

Das Seelenleben der Cretinen.

A. Die Außenwerke der Seele.

Treten wir ein in die verschiedenen Provinzen des Seelenlebens der Cretinen und betrachten deren Beschaffenheit und Verhalten gegen das Einwirken der bildenden Prinzipien, so wird uns deren Perfektibilität klarer und begreiflicher werden und zugleich erhalten wir durch die Erkenntniß derselben das Fundament für die Art und Weise ihrer Cultur. Wir werden durch eine solche Untersuchung von dem Wahne geheilt, als sey der Cretin blos ein menschlich geformtes, vegetirendes, seelenloses Wesen, dessen mechanisches Leben die Kraft seines ohnmächtigen Getriebes ursprünglich nur in der Materie finde. Oder wie, sollten wir gar wähnen, die Natur habe in diesen untersten Menschen hin und hergeschwankt, scheinbar nicht gewußt, ob sie noch Thiere oder schon Menschen bilden wolle und könne? Das sey ferne!

Wir haben für das Geistige kein Mikroskop und die schärfste

Anatomie und die kühnste Physiologie verlassen uns hier mit allen ihren Syllogismen. Aber wir wissen, daß überall Seele ist, wo ein Mittelpunkt eines Theilsystems gefunden wird. Jedes Organ ist ein System und hat einen Mittelpunkt, der unterscheidet, und was zu ihm gehört, in zweckmäßige Bewegung setzen kann. Im Organ ist ein Ausdruck einer Kraft, Thätigkeit und Geschicklichkeit; von dem Grad der Entwicklung oder Hemmung der Activität dieser Kraft hängt die jedesmalige Potenz der entsprechenden Ausbildung ab.

Der Cretin hat, wie jeder Mensch, einen innern Sinn und äußere Sinne. Unter Sinn, ganz allgemein genommen, verstehen wir die Fähigkeit, irgend etwas Objektives oder Subjektives, Aeußeres oder Inneres, Fremdes oder Selbstisches, Gegenständliches oder Zuständliches, An- oder auch Abwesendes, mit einem dazu passenden Werkzeuge wahrzunehmen. In den Sinnen ist eine aufnehmende, active Empfänglichkeit, die mit der Außenwelt in Verbindung tritt, eine physiologisch-psychologische Wahlverwandtschaft. So lange der Cretin sich selbst überlassen bleibt, ist die Empfänglichkeit und Activität der Sinnen äußerst beschränkt, bisweilen todt, begründet in einer außerordentlichen Schwäche; der Verkehr mit der innern und äußern Welt ist unterbrochen, und es ist daher die erste und wesentliche Aufgabe der Erziehung, diesen Verkehr herzustellen. Vom Gelingen dieser Operation wird der ganze Erfolg der Bildung bedingt.

Die Sinnlichkeit oder das Vermögen, von Gegenständen Eindrücke zu empfangen, ist im Cretinen zwar vorhanden, aber wie in einen tiefen Schlaf versenkt. Dieses Vermögen zu wecken, beleben, üben und stärken, ist von außerordentlicher Wichtigkeit; denn auch hier sind die Sinnorgane die Gehilfen, die Berichtholer und Berichterstatter, die Thore, durch welche die Welt in die Seele einzieht. Sind diese Thore geschlossen, so hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung an; erwachen dagegen die Organempfindungen, so eröffnen sie den Weg zur Erkenntniß und liefern Materialien zum innern geistigen Aufbau.

Der äußere Sinn wird in fünf Strahlen gespalten: Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch, Geschmack.

Der Gesichtssinn ist bei den Cretinen in der Regel am besten vorhanden. Das Gesicht ist besonders in die Ferne oft

von ausgezeichneter Güte und Schärfe. Dagegen scheinen viele Cretinen einzelne, ihnen sehr nahe liegende kleine Gegenstände wie zu übersehen, sie beobachten sie nicht. Ueberhaupt erscheint ihnen die objektive Welt als ein völlig Unbestimmtes, wie ein in eine Einheit zusammengefaßtes Ruhendes, nicht als etwas nach verschiedenen Richtungen Sependes und Wirkendes. In ihrem Naturstande ist ihr Sehen kein bestimmtes Hinsehen auf Etwas, kein Fixiren und Auffassen des Einzelnen, sondern nur ein leidendes Verhalten gegen den Lichtreiz im Allgemeinen. Sie sehen blos in den Glanz des Lichtes, gleichsam wie in ein Lichtmeer. Allmählig aber erweitert sich das Sehefeld des Cretinenauges, daß es statt des ersten, zusammengeflossenen Lichtpunktes nun Lichtflecken sieht.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Cretin den Theil vom Ganzen, das Besondere vom Allgemeinen unterscheiden und auffassen lerne. Dies geschieht, wenn er angeleitet wird, die ihn zunächst umgebenden Dinge, welche nicht zusammengehören, auch gehörig zu trennen, das Gleiche zu verbinden, Bewegliches und Unbewegliches, Wesentliches und Zufälliges, einfach und mehr Vorhandenes, Thätiges und Leidendes zu unterscheiden. Den nächsten Stoff zu dieser Uebung gibt das Zimmer mit dem was es enthält. Hierauf führe man das Kind auf einen freien Platz und lasse es Einzelnes bemerken, als: Erhöhungen und Vertiefungen, Gesträuche, Bäume, Wege, Steine, Gräben, Wasser u. dgl. und mache es zugleich aufmerksam auf die verschiedenen Entfernungen dieser Gegenstände. Ebenso werden der menschliche Körper, das Haus, der Baum, die Blume, die Hausthiere u. s. f. nach ihren Theilen vorgeführt und angeschaut. Auf diese Weise erhebt sich der Gesichtsinn zu einer Kreithätigkeit, die das Auge immer mehr in ihre Gewalt bekommt und nach und nach Einzelnes gegen Einzelnes abgrenzen und Umrisse erkennen lernt. Am ehesten vermag der Cretin die Farben zu unterscheiden. — Blinde Cretinen sind äußerst selten.

Der Sinn des Gehörs, edel, weit hinaus wirksam, ist der eigentliche Seelensinn, der uns mit der moralischen Welt und dem großen, mannigfaltigen Gebiete der Töne in Verbindung setzt. Das Wort, das die Welt trägt, alles Gefühlvolle, ja fast alle höhere Veredlung des Menschen zieht durch dieses

Pförtchen ein, und dieſes Pförtchen iſt auch bei den Cretinen geöffnet; denn Taubheit wird ſelten unter ihnen getroffen, und das Stummſeyn, welches häufig vorkommt, hat nicht in der Taubheit, ſondern in der Abnormität und allzugroßen Schwäche der Sprachwerkzeuge, der Lethargie der Sinnen und dem daher rührenden Mangel an Begriffen und Vorſtellungen ſeinen Grund. Auch dieſer Sinn, deſſen Thätigkeit vorerſt nur ein dunkles Auffaſſen des Schallreizes iſt, kann perfektionirt werden. Würde man ihm nicht ſchon frühe eine zweckmäßige Pflege zuwenden, ſo bliebe er weit hinter ſeiner möglichen Vervollkommnung zurück und es entſtünde eine Leere in der Seele des Kindes, die durch nichts erſetzt werden könnte. Darum bedarf auch das Ohr, wie das Auge einer beſtimmten Anregung. Ein natürliches Mittel zu dieſer Anregung liegt aber in der Menſchenſtimme ſelbſt; daher iſt nichts natürlicher, als daß man mit dem Kinde ſpreche, damit es verſtändliche, artikulirte Töne vernimmt und zugleich nachahmen lernt. Da die Cretinen in der Regel zwar hören, aber zuweilen nicht ſprechen können, und viele ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, weil Niemand mit ihnen in Verbindung tritt, ſo kommt es, daß die Welt der Töne, die auch ihnen aufgeſchloſſen iſt, an ihnen nur als ein einförmiges, unbeſtimmtes Schallen vorüberzieht. Darum muß das Kind angeleitet werden, die verſchiedenen Arten der Töne, ob ſie nahe oder ferne, von Menſchen, Thieren oder andern Gegenſtänden herkommen, zu vernehmen und zu unterſcheiden. Der Klang muſikaliſcher Inſtrumente, das Tönen der Glocken, das Rollen des Donners, das Rauſchen des Fluſſes u. ſ. w. gehören in den Kreis dieſer Uebung. Starke und ſchwache Töne müſſen unterſchieden werden. Muſik und Geſang ergötzen und erheben auch den Cretinen; ſogar die innern Saiten des tiefer ſtehenden Idioten werden von der geheimnißvollen Macht ihrer Schwingungen wohlthuend und fördernd berührt. Freilich das Unterſcheiden der Töneharmonie oder aber ihres Widerſpruchs iſt eine andere Sache, und gehört nicht nur dem Ohr, ſondern der Seele ſelbſt an. Vollſinnige Kinder hören gut und dennoch haben ſie noch keinen Sinn für die feineren Unterſchiede der Harmonien, denn dieſe ſind nicht ſinnlicher, ſondern äſthetiſcher Natur, deren Erkenntniß nicht Jedermanns Sache iſt.

Der Tastsinn liefert dem Cretinen zwar Empfindungen, aber sein Wirkungskreis ist sehr eingeschränkt; er wirkt nicht fern hinaus und ist unter den Sinnen der am wenigsten entwickelte, weßhalb er auch ganz besonders in Anspruch genommen und geübt werden muß im Erkennen und Unterscheiden von Grobem und Feinem, Rauhheit, Glätte, Schärfe, Härte, Weiche, Trockenheit, Feuchtigkeit, Wärme, Kälte, Gewicht, Stoß, Druck u. s. w. Der Tastsinn ist beim Cretinen vielen Täuschungen unterworfen, kann aber bei ausharrendem Fleiß in seinen Funktionen erhöht werden.

Der Geruch- und Geschmacksinn, beide nahe verwandt, und meistens mit einander wirksam, sind mehr passive, minder selbstständig schaffende Sinne. Beide gehören zu den weniger ausgebildeten Sinnen der Cretinen; doch vermögen die meisten wohlriechende und übelriechende Gegenstände von einander zu unterscheiden. Die Speisen werden von ihnen am liebsten lau genossen. Auf den Geschmacksinn wird durch unschädliche chemische Agentien, welche die hauptsächlichsten Geschmacksarten darstellen, eingewirkt; hernach wendet man zu weiterer Unterscheidung verschiedene eßbare Stoffe an. Ebenso wird die Thätigkeit des Geruchssinnes auf die verschiedenen Arten und Abstufungen der Gerüche hingelenkt, wobei immer die stärksten voranzustellen sind.

Die Sprache, dieses göttliche Vorrecht des Menschen, fehlt vielen Cretinen, und auch da, wo bei diesen ihre Spuren getroffen werden, sind sie schwach und unvollkommen. Wie sie überhaupt als der Wiederschein der gesammten geistigen Cultur eines Menschen betrachtet werden muß, so ist der Grad ihrer Entwicklung beim Cretinen als richtiger Maßstab für seine Bildung anzulegen; sie ist die Grundlinie im Gange seines Geistes, das Kriterium in der Geschichte seiner Entwicklung. Hier soll alles Innere zugleich ein Aeußeres werden, damit es eben dadurch, daß es ein Aeußeres wird, zu einem deutlichen Innern sich erhebe. Erst in der Sprache tritt das in sich verschlossene geistige Prinzip als lebendige, concrete Gestaltung hervor. Vielen der stummen Cretinen kann zur Erlangung der Sprachfertigkeit verholfen werden, besonders wenn frühzeitig genug damit begonnen wird. Manche lernen bald sprechen, und das Qualitative ihrer

Sprache ist von dem anderer Kinder entweder gar nicht oder nur wenig verschieden; bei andern währt es länger und ihre Ausdrucksweise ist unvollkommener, aber immerhin noch verständlicher und freier, als bei vielen der unterrichteten Taubstummen. Wenn irgendwo, so gilt es hier, auszuharren in Glauben, Liebe und Hoffnung, nicht läßig zu werden im edeln Werk, bis das erwachende Wort die innere Thätigkeit personificirt und hiedurch die Freuden der geistigen Morgenröthe verkündigt. Denn ist einmal dieses Schwierigste gethan, so ist die Bahn gebrochen und der Entwicklungsgang schreitet alsdann nicht immer nach dem Gesetz der Stetigkeit fort, wie beim gesunden Kinde, sondern hier wird sehr oft ein auffallend rasches Fortschreiten, das über manche verbindende Mittelstufe wegeilt, bemerkbar. Die innere chaotische Welt wird bewegt, es beginnen zu ringen die noch ohnmächtigen Kräfte, die Wege des Gemüthes öffnen sich und es webet und wirket die Seele ihr lebendiges Kleid.

Nach dem Bisherigen erkannten wir, wie bei dem Cretinen die Sinnorgane vorhanden, wie dieselben anfangs zwar verschlossen und unthätig, aber perfektibel sind. Auch bei ihm erweisen sich die Sinnesthätigkeiten als die Mittler zwischen Seele und Welt und ihre Entwicklung als der gemeinschaftliche Keim zu allem Werdenden; ihre ersten Empfindungen erscheinen als zarte, empfindsame Blüthe, deren Cultur und Reife nur unter der sorgfältigsten Pflege gedeiht. Aber dennoch drücken sie schon den innern Zusammenhang des Körperlichen und Geistigen aus, entziffern einander durch stete Wechselwirkung und ersetzen sich gewissermaßen gegenseitig, so daß, wenn ein Sinn mangelt, die Wirksamkeit eines andern erhöht wird. Geschwächt wird das Wirken der sinnlichen Erkenntniß durch die Menge der zugleich stattfindenden Eindrücke, besonders wenn sie von verschiedener Art sind, so wie durch ihre zu schnelle Aufeinanderfolge; denn durch beides wird der Geist gehindert, seine Aufmerksamkeit gehörig auf die Eindrücke zu richten, was um so nachtheiliger wirkt, je schwächer das Leben und Wirken der Organe ist. Werden aber die Sinne auf eine naturgemäße Weise angeregt und geübt, so erweitert sich der Kreis ihrer Thätigkeit, die Kraft

gewinnt einen ausgedehnteren Spielraum und steigert sich zu höhern Graden des Lebens und Wirkens, bis sie unter der Gestaltung der Sprache durchgreifend und als wahrhaft humanisirend hervortritt.

Somit finden wir in den Außenwerken des Seelenlebens der Cretinen das Vorhandenseyn der Bedingungen, welche erforderlich sind zur Begründung einer Bildung und zur Repräsentation der Gebilde der innern Zeugstätte des Lebens. Wie könnten und sollten wir also mit sehenden Augen diese Fingerzeige der Natur übersehen! Wie sollten wir ferner fleißiger Thiere zur Nachahmung menschlicher Sprachlaute und Fertigkeiten abrichten, Finken und Stiglitze Buchstaben zu Wörtern zusammensetzen, Papageien und Staare Wörter und Sätze aussprechen lehren, Hunde und Pferde dreſſiren, sorgfältiger den Bau eines Vogelnestes, das Wesen der Erdarten, das Leben der Schnecken und die Construktion ihrer Gehäuse erforschen, als den Zustand von Wesen, die unaussprechlich unglücklich sind, weil jeder an ihnen vorübergeht und sie hilflos am Wege liegen läßt, obgleich eine perfektible Psyche ihnen einwohnt und sie mit uns den Namen Menschen tragen.

B. Das innere Leben der Seele.

Die irrigen Ansichten von dem geistigen Zustande der Cretinen bildeten den Hauptgrund, warum bis in die neueste Zeit nichts Erhebliches für Verbesserung ihrer traurigen Lage gethan wurde. Man behauptete nämlich allgemein: es mangle ihnen das Denkvermögen, sie seyen des Vernunftgebrauches nicht fähig, und betrachtete sie als Bastarde der Natur, in welchen nur Eine Sphäre des Sinnenlebens, und zwar die der äußeren Sinnen, und auch diese nur partiell zur Erscheinung komme, während die Regionen des inneren Sinnes völlig unfruchtbar, öde und für alle Operationen des Denkens unzugänglich, der Entwicklung des Selbstbewußtseyns entfremdet seyen, da doch die Erfahrung diese willkührliche Annahme Lügen strafte, indem zweckmäßig behandelte Cretinen selbst im Gebiet der Wissenschaft sich auszeichneten, wie Dr. Odet und Domherr Stockalper im Wallis. Ueber die stummen Cretinen wurde durch die so oft nachgesprochene, abgelebte Hypothese der Stab

gebrochen: „wer keine Sprache hat, hat auch kein Gedankenbild; wo das Wort, der verkörperte Gedanke, nicht lebendig tönt, da ist auch die Bildungsstätte des Gedankens ausgestorben und dessen materiell vorhandenes Organ in geistiger Bedeutung nur ein Leichnam." Allein man vergaß, daß das Denken, diese eigenthümliche Lebensthätigkeit des Geistes überall vorkommt, wo Geist ist, und daß die Elemente dieser Thätigkeit so innig mit dem menschlichen Daseyn verflochten sind, daß dieses ohne jene gar nicht in Wahrheit gedacht werden kann. Diese Keime des Denkens sind und bleiben aber mehr oder weniger gebunden, so lange sie nicht durch die zweckmäßigste Pflege frei gemacht werden; sie werden aber frei, wenn nicht das ganze Nervensystem zerrüttet und der Bau des Gehirns durchaus fehlerhaft ist.

Immer hat wohl alle menschliche Bildung eine Lücke, wenn die früheren Lebensjahre für die Entwicklung der Sinne und Geisteskräfte verloren gehen; dies geschieht aber leider bei den allermeisten Cretinen, und eben diese Vernachlässigung rächt sich um ihrer ganzen körperlichen und geistigen Verfassung willen am nachdrücklichsten. Das Ergebniß aller Thätigkeit sinnlicher Wahrnehmung ist das Erwachen des geistigen Bewußtseyns, und eben dieses Bewußtseyn muß zu einem möglichst hohen Grade von Deutlichkeit erhoben und dadurch zum Fundament vielseitiger Erkenntniß gemacht werden. Aus dieser Grundlage entfalten sich die verschiedenen Gestaltungen des Seelenlebens, aus ihr müssen die Entwicklungsgesetze und Regeln des methodischen Verfahrens abgeleitet werden.

Wie jeder Mensch, so hat auch der Cretin einen innern Sinn, ein Vermögen, seine geistigen Zustände unmittelbar inne zu werden. Dieses Innewerden ist individuell, und hängt mit der ganzen geistigen Verfassung aufs genaueste zusammen; es ist die Blüthe der Cultur des seelischen Lebens. Der innere Sinn oder das Selbstbewußtseyn ist auch hier die Grundlage und Bedingung der Gesammtheit geistiger Thätigkeit, ohne welche keine Sinnenempfindung, kein Vergleichen der Vorstellungen und Bilden von Begriffen, kein Urtheil und keine Erinnerung Statt findet. Soll der innere Sinn sich äußern, so bedarf es der Einwirkung der Objekte der Sinnenwelt; wo diese Statt findet, und beim Cretinen findet sie ja Statt, hat sie als nothwendige Folge

das Denken bei ſich. Daß aber die meiſten Sinneneindrücke bei ihm ſubjektiv als nicht vorhanden anzuſehen ſind, rührt daher, weil ſeine Seele ihre Aufmerkſamkeit nicht auf ſie richtet und ſie im Bewußtſeyn nicht auffaßt. Dieſes zu bewerkſtelligen, iſt der große Endzweck bei der Cretinenbildung, und daß das Streben nach ſeiner Realiſirung kein blos eitler, philanthropiſcher Traum, ſondern eine lösbare Aufgabe ſey, das hat die Erfahrung laut und deutlich bewieſen.

Die Auffaſſung eines Eindrucks iſt die ſinnliche Wahrnehmung eines Gegenſtandes; das Bild aber, das durch die Wahrnehmung in der Seele erzeugt wird, heißt Anſchauung oder Vorſtellung. Der Cretin kann zum Vollzug der erſtern Operation angeleitet werden, und iſt dieſes geſchehen, ſieht er den Gegenſtand nicht nur im äußern Bilde, ſondern das Objekt wird durch das Bild auf den Grund der Seele gebracht und zur innern Anſchauung, zur Vorſtellung erhoben. Bei einer jeden Wahrnehmung und Vorſtellung wird das wahrnehmende Subjekt zugleich ſich ſelbſt und ſeine Thätigkeit unmittelbar inne, wird ſich ſeiner als eines von dem Objekte verſchiedenen Weſens bewußt und findet unmittelbar ſein Inneres auf irgend eine Art beſtimmt. Wie beim Vollſinnigen, ſo beim Cretinen; nur bei jedem in ſeiner Art. Allerdings ſind die Produkte der Denkkraft des vollſinnigen, zumal gebildeten Menſchen von jenen des auf den eng gezogenen Kreis ſeiner eigenen Wahrnehmungen, Erkenntniſſe, Abſtraktionen und Erfahrungen beſchränkten Cretinen ſowohl in Anſehung der Quantität als der Qualität ſehr verſchieden; allerdings führen bei vollſinnigen Menſchen die Worte in vielen Fällen zur deutlicheren Erkenntniß der Dinge und die Gedanken werden dadurch leichter und freier in beliebiger Ordnung dargeſtellt, geordnet und feſtgehalten, während die der ſich ſelbſt überlaſſenen Seele des Cretinen zugeführten Bilder ſich zerſtreuen, und viele, von minder lebhaftem Eindruck, undeutlich oder ganz verwiſcht werden, wodurch das Denken allerdings an Umfang und Gehalt verliert, aber nicht als abweſend bezeichnet werden kann und darf. Wer dem Cretinen die Möglichkeit der Funktionen des inneren Sinnes abſpricht, erlaubt ſich einen Trugſchluß, der einerſeits Mangel an vielſeitigen, tiefer gehenden Erfahrungen, Unkunde des pſychiſchen Zuſtandes, andererſeits

Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen diese Unglücklichen zu seinen Prämissen hat. Nur dann, wenn der Cretin dem Einfluß der Erziehung und des Unterrichts ganz entzogen ist und in seinem isolirten Seyn vegetirt, kommen die höheren Seelenvermögen nicht zur Aeußerung, ähnlich wie beim Vollsinnigen, der ohne wahre Geistes- und Herzenskultur verwildert, und mit dem erzogenen Menschen nichts mehr gemein hat, als den — Namen.

Wohl ist es wahr, daß der vollendete Cretinismus das Menschliche in seiner scheußlichsten Karrikatur darstellt; allein was berechtigt uns denn, immer nur an das Aeußerste, Vollendete der Entartung zu denken? Vergleicht man auf diese Weise die großen intellektuellen Gegensätze, wie sie im Leben gefunden werden, stellt man z. B. einen tief denkenden Kant neben einen erdfressenden Ottomaken; einen Kopernikus, der den Lauf der Gestirne ergründete, neben einen Lappen, der dumm den Himmel anstiert; einen Franklin, der dem Himmel den Blitz entwandte, neben einen Wilden, der, einer Bestie gleich, scheu und furchtsam vor Blitz und Donner in seine Höhle sich verkriecht; einen Newton, den des Apfels Fall auf die Entdeckung so wichtiger Wahrheiten leitete, neben einen Pescheräh, der nicht einmal seine Finger zu zählen vermag; einen Herder, als Muster der Humanität, neben einen menschenfressenden Karaiben; einen Voltaire neben einen Troglodyten; einen gewöhnlichen Alltagsmenschen neben einen gebildeten Mann, so zeigt sich ein so ungeheurer Contrast, daß man an dem Menschlichen so vieler Menschen zweifeln möchte, ob sie gleich keine Cretinen sind.

Grundlage des geistigen Lebens und seiner Entwicklungsfähigkeit.

Entwicklung und Bildung können keinem Menschen gegeben werden, wenn ihm nicht Erregbarkeit, Empfänglichkeit für Eindrücke, Reize, Impulse anerschaffen sind. Der Grund der Möglichkeit zu einer Fähigkeit oder Thätigkeit in einem Menschen heißt seine Anlage. Eine Anlage ist der gegebene Keim zur Entwicklung eines Vermögens oder einer Kraft; sie selbst ist keine Wirkung, kein Akt, sondern der tiefste, letzte Grund einer Thätigkeit, oder ein Agens, aber ein solches, dessen Wirksamkeit

ägyptischen Grabstätten zu vielen Tausenden findet, können unter den Pharaonen Geld gewesen seyn, da Münzen jener Periode nicht gefunden werden, und jene in den Mumienkästen vorkommenden Goldplättchen nicht als Münze betrachtet werden können; eben so wie die Cowris (Kauris), d. h. jene Muschelarten, in ganzen Schiffsladungen eingeführt, in Guinea und unter Negerstämmen die Stelle der Scheidemünze vertreten, eben so wie Zeuge ehemals in China, und Baumwollenzeug in gewissen Provinzen von Peru, und Theeballen in der Mongolei. Ich verweile dabei eben so wenig, wie bei dem ältesten Tauschhandel in Naturalien, besonders in Vieh, wovon das A. T. wie Homer, so wie die griechische und italische Sprache so manche Spuren aufbehalten haben; noch bei jenem Zuwägen der Metalle, womit civilisirte und Verkehr treibende Völker der alten Welt sich viele Jahrhunderte beholfen haben, und berühre nur jenen Uebergangspunkt, nämlich die von phönizischen Kaufleuten eingeführte Gewohnheit, Metallstücke mit eingeprägten Zeichen ihres Werthes im Handel zu gebrauchen. Von der spätern Menge phönizischer Münzen gibt eine neue Schrift des Cavaliere della Marmora über die auf den Balearen gefundenen Geldstücke dieses Volkes, auf zwei Tafeln, und von der Ausbreitung seines westlichen Handels die beigefügte, die Küstenländer von Tarsus in Cilicien bis nach Cadix in Spanien darstellende Karte eine anschauliche Vorstellung; und die punischen Charaktere auf den edelsten Münzgepräge der griechischen Städte Siciliens sind sprechende Denkmale der langen Dauer der Herrschaft ihrer Colonien, besonders der karthagischen, über die schönsten Länder des süd- und westlichen Europa.

Die ältesten Geld- und auch wohl Silbermünzen scheinen bei den Lydern geprägt werden zu seyn, und zwar zu einer Zeit, als Griechenland an Gold noch sehr arm war. Den hohen Werth, den man auf die nach dem König Krösus genannten Goldstücke legte, beweist der Vers eines griechischen Dichters, der, um einen Mann von ächtem Schrot und Korn, wie wir sagen, zu bezeichnen, ihn mit den Croesii, d. h. mit den Goldstateren des Krösus vergleicht. Zunächst darauf ließ der Perserkönig Darius, des Hystaspes Sohn, aus feinstem Gelde Dariken schlagen, deren Gewicht von griechischen Königen, Philipp, Alexander und Lysimachus, beibehalten wurde, wie man sich noch heute überzeugen kann. Daß

nicht blos an ſeine Natur, ſondern zugleich an Bedingungen geknüpft iſt, welche nicht von ihm ſelbſt abhangen. Die Anlagen ſind Grundlagen, Möglichkeiten, Bedingungen, Keime der Entwicklung und Bildung. Sollen die letzteren durch die erſteren dargeſtellt und realiſirt werden, ſo muß ein Anderes hinzukommen, eine Hilfe, eine Erregung erfolgen. Dies Andere liegt außerhalb der Anlage. Wir denken uns zwar die Anlage nicht als einen todten, ſondern als einen lebendigen Keim, dem ein Trieb inwohnt zu einer beſtimmten Entfaltung; aber dennoch iſt der Keim für ſich nicht im Stande, ohne Hilfe von anderwärts her ſich zu entwickeln; ſeine Entwicklung iſt aber um ſo ſchwieriger, wenn die Organismen, Leib und Seele, in denen er verborgen ruht, krank und ohnmächtig ſind, und die Pflege ſeiner Entfaltung erfordert um ſo mehr Sorgfalt, Fleiß und Geduld, wenn ſein Embryoleben nicht ſtille ſtehe, verwiſcht oder zur todten Mißgeburt werden ſoll. Man vergeſſe nicht, daß ſelbſt in der Natur die lebendigen Reſultate eines organiſchen Prozeſſes augenblicklich aufhören zu beſtehen, und ein bloßes Produkt, ein todtes Reſiduum hinterlaſſen, ſobald die tiefſten und oft verborgenſten Impulſe verſchwinden; wie vielmehr im Leben des Geiſtes, deſſen innere Geſchloſſenheit eine ſo feſte iſt, daß ſelbſt der Ausdruck „Organismus" dafür nur den Werth eines Bildes hat.

Nur wo Anlagen ſind, iſt alſo Entwicklungsfähigkeit, d. h. Möglichkeit, aber noch nicht Wirklichkeit der Entwicklung. Daß aber bei vielen der Cretinen Entwicklungsfähigkeit und deren Grundlage, die Anlage, vorhanden ſind, das hat die Erfahrung bewieſen, und jeder kann ſich davon überzeugen, der die Mühe nicht ſcheut, ſie zu unterrichten; er wird finden, daß auch hier der ſchaffende allgütige Gottesgeiſt in ſeinen Geſchöpfen waltet, nur verborgener, daß auch hier die bildende Natur nicht zur Stümperin wurde, ſondern ihr Bildungsgeſchäft nur geheimer treibt und tiefer verhüllt, um den ſtrebenden Geiſt des Menſchen zu ernſterem, vielſeitigem Forſchen, zu lebendigerer Thatkraft, zu erhöhterem Lieben und Hoffen zu bewegen, damit das Weſen der Individualität dieſer Anlagen und die Geſetze ihrer Entwicklung, die in und mit einer jeden gegeben ſind, aufgefunden werden, auf daß auch für die Cretinenſeele, die bis jetzt nur im Dämmerlicht eines unter dem Horizonte weilenden Taggeſtirnes

erschien, allmählig das geistige Morgenroth heraufsteige und seinen Schimmer über die Oberfläche des Lebens ergieße.

Die Anlage ist kein Mannigfaltiges, sie muß als Einheit betrachtet werden, die aber die Möglichkeit der Entwicklung zu einer Mannigfaltigkeit in sich enthält. Darum ist es Unsinn, wenn man dem Cretinen nur Theile des geistigen Lebens, und zwar bald diese, bald jene zutheilen, oder gar das innere, höhere Seyn ganz absprechen möchte. Der Geist ist eine immaterielle Einheit, die im Leben und Sterben nicht zertrümmert werden kann, und wo die Natur geistiges Leben schafft, da bringt sie keine abgesprungenen Funken und Splitter, sondern eine Einheit hervor. Kommt diese Einheit auch nicht zur Entfaltung, zur Erscheinung im Leben, so kann ihr ursprüngliches Daseyn und Wesen doch nicht aufgehoben und wegdemonstrirt werden.

Die weitere vollständige Ausführung des vorliegenden Gegenstandes ist einer künftigen Abhandlung vorbehalten.

Die erste Cretinenanstalt Europa's ist auf dem Abendberg im Berner Oberland gegründet. Mitten im Kranze der Hochalpen, wo die schneebedeckten Häupter der Jungfrau, des Mönchs und Eigers in den Wolkenzug hineinschauen, umgürtet von zwei Seen, dem Thuner und Brienzer See, hier, wo die Natur die ganze Fülle ihrer majestätischen, herrlichen Schöpfungen ausbreitet, wo sie das Große und Schöne, das Erhabene und Liebliche in gleichem Maaße vereint, erhebt sich der Abendberg 5000 und die Anstalt auf ihm 3400 über die Meeresfläche. Am Fuße des Berges liegt das Städtchen Unterseen und das im Sommer von Fremden so zahlreich besuchte Interlacken. Von hier aus gelangt man auf einem guten Saumweg binnen 1½ Stunden in die Anstalt, wo Natur und Kunst alle Bedingungen erfüllen, an welche die Erneuerung des Cretinenlebens geknüpft ist. Die Luft, von vorherrschend positiv elektrischer Beschaffenheit, ist ausgezeichnet und wirkt entschieden wohlthätig auf das Gedeihen der Cretinenkinder; die Witterung ist durchschnittlich äußerst milde, rein und hell, und wenn auf den Auen des Thales im Herbst und Frühling ein dichtes Nebelmeer wogt, erfreut sich die Anstalt des lieblichsten Sonnenscheines; zwei Brunnen versorgen sie

mit trefflichem Quellwasser; ein beträchtliches Gut liefert die gewöhnlichen Gartengewächse, Frucht, Kartoffeln und Gras zum Unterhalt des nöthigen Viehstandes. Der der Anstalt gehörige Wald gibt das erforderliche Holz. Die Behandlung ist eine ärztlich-pädagogische. Das Baden, besonders elektrisch-magnetische, dann auch Staub-, Dousch- und gewöhnliche Bäder werden mit gutem Erfolg angewendet; eine zweckmäßige, regulirte Wahl der Nahrungsmittel, Sorge für Reinlichkeit, innerliche und äußerliche Anwendung der entsprechenden Medicamente, gymnastische Uebungen zur Beförderung der Stärkung und Gewandtheit der Muskulatur, eine zweckmäßige pädagogische Pflege zur Entfaltung des Intellektuellen, Religiösen und Moralischen sind vereint, um die Ebenbürtigkeit dieser verlassenen Waisen der Natur mit ihren glücklicheren, aber oft gefühllosen Mitbrüdern zu beweisen, und sie körperlich und geistig in den Kreis bürgerlicher Brauchbarkeit einzuführen. Wohl erkennt und fühlt die Anstalt die Schwierigkeit der Lösung ihrer Aufgabe, aber sie findet Trost und Ermunterung darin, daß ihr durch Gottes Segen in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon die Freude zu Theil geworden ist, mehrere Kinder, die körperlich und geistig sehr verkrüppelt waren und als hoffnungslos betrachtet wurden, vollständig geheilt und zu jedem Berufe tüchtig entlassen zu können. Alle Zöglinge aber, die bis jetzt in die Anstalt aufgenommen wurden, durften in größerem oder geringerem Maaße die wohlthätigen, segensvollen Wirkungen derselben erfahren. Immer umfassender und durchgreifender werden dieselben hervortreten, wenn ein erweiterter Kreis von Kräften, eine längere Reihe von Jahren, wenn Wissenschaft und Christenthum, Manneskraft und Edelsinn mit einander in Bund treten gegen die Macht dieses Uebels, das im Finstern schleicht und am Mittag verderbet.

Wir schließen diese Abhandlung mit den Worten, welche einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Schweiz, Dr. Johann Trümpy, Präsident des Criminalgerichts zu Glarus, vor der medizinischen Gesellschaft daselbst aussprach:

„Das Unternehmen auf dem Abendberge ist ein eben so verdienstvolles, als menschheitlich wichtiges. Manches Neue, das im Anfang von Unkundigen unrichtig aufgefaßt wurde, hat durch die Zeitentwicklung gute Früchte getragen, wie die Anstalten

Pestalozzi's und des Abbé de l'Epée. Die Cretinensache ist eine Angelegenheit der Menschheit, und es liegt in der heiligen Pflicht sämmtlicher Fachgenossen, den Quellen dieses Uebels nachzuspüren und zu erforschen, ob und auf welche Art dieser Krebsschaden der Menschheit gelindert werden könne. Dazu sind aber die Kräfte eines Einzelnen oder auch nur Weniger unzulänglich, der Zeitraum von einem Jahr oder einem Decennium zu beschränkt. Die ganze wissenschaftlich gebildete Welt, namentlich Naturforscher und Aerzte, müssen sich dazu vereinigen, und vielleicht ist ein Jahrhundert erforderlich, um zu einem abgeschlossenen Resultate zu gelangen, wie bei der Abschaffung der Sklaverei."

Das literariſche Eigenthum

und ſeine

Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis

nachgewieſen

an dem Schelling-Paulusſchen Rechtsſtreite.

(Zweiter Artikel. Siehe das erſte Heft dieſes Jahres.)

Der Prozeß in Leipzig.

Da Leipzig bei der eigenthümlichen Geſtaltung des deutſchen Buchhandels für den Vertrieb eines Werkes beinahe in ganz Deutſchland der wichtigſte Ort iſt, war von dem günſtigen Ausgange eines hier gegen den Commiſſionär des Verlegers wegen Verbreitung der Nachdruckexemplare begonnenen Prozeſſes guter Erfolg zu erwarten, und die Hoffnung auf einen ſolchen wurde durch die bisherige Bereitwilligkeit der ſächſiſchen Behörden, das literariſche Eigenthum kräftigſt gegen Nachdruck zu ſchützen, bedeutend geſteigert. Allein auch dieſe Hoffnung verwirklichte ſich nicht, und nur einmal — aber auch blos vorübergehend — war dem Kläger die Freude vergönnt, ſein Recht von einer Behörde anerkannt zu ſehen, und zwar diesmal mit einer Entſchiedenheit und Klarheit, die den übrigen Urtelsverfaſſern füglich zum Muſter dienen konnte. Es geſchah dies in der Verfügung der königlich ſächſiſchen Kreisdirektion zu Leipzig, welche dem Magiſtrate Beſchlagnahme der ſich vorfindenden Exemplare und Vertriebsverbot gegen das Paulusſche Werk anbefahl und damit eine günſtigere Wendung des unglücklichen Prozeſſes in Ausſicht ſtellte.

Bevor jedoch dies Erkenntniß mitgetheilt wird, iſt es nothwendig die Geſchichte des Prozeſſes von Anfang an zu verfolgen und insbeſondere auf ein Aktenſtück aufmerkſam zu machen, welches nicht ohne Einfluß geblieben iſt, ſo wenig es auch zu einer Einwirkung auf die Rechtsfrage geeignet erſcheinen konnte: das Gutachten der Deputirten des Buchhändlervereins zu Leipzig.

Auf den am 15. September 1843 bei dem Rathe der Stadt Leipzig eingereichten Antrag: „die bei Herrn J. G. Mittler als dem Commiſſionär von Leske oder ſonſt hierſelbſt lagernden Exemplare des obgenannten, von Dr. Paulus herausgegebenen Werkes als Nachdruck proviſoriſch mit Beſchlag zu belegen, auch wegen des fernern Vertriebs dieſes Werkes an ſämmtliche hieſige Buchhändler und Antiquare unter Androhung der geſetzlichen Strafe Verbot zu erlaſſen," wurde der Bevollmächtigte des Herrn von Schelling mit ſeinem Antrage wegen entgegenſtehender Bedenken am 18. Sept. zurück und an das Civilgericht verwieſen. Gegen dieſen lakoniſchen Beſcheid ward ſchon am 21. Sept. Recurs eingewendet, und in dem Berichte, welchen hierauf der Stadtrath an die Kreisdirektion erſtattete, ſprach er die erwähnten Bedenken dahin aus, daß der Antrag wohl nicht ſtatthaft ſeyn dürfe: „da ſchon die auf dem Titel beigefügte nähere Bezeichnung zu erkennen gebe, daß in dieſem Werke kein bloßer Abdruck der Schellingſchen Vorleſungen, ſondern eine Beurtheilung und Berichtigung des darin vorgetragenen Syſtems enthalten und die Aufnahme des Inhalts der Vorleſungen ſelbſt nur zum Zweck der Berichtigung und Widerlegung erfolgt ſey. Es beſtehe mithin ein ſehr großer Theil des Werkes in der Darlegung der Grundſätze des Herausgebers, und ſelbſt diejenigen Stellen deſſelben, welche den wirklichen Abdruck der Schellingſchen Vorleſungen enthalten, ſeyen von fortlaufenden Berichtigungen und widerlegenden Anmerkungen begleitet."

Wie ſchwach dieſe Gründe ſind, braucht nicht erſt erörtert zu werden, da ſchon früher nachgewieſen wurde, daß der Zweck die Mittel nicht entſchuldigen und die Hinzufügung eigener Zuthaten nicht zum Abdruck fremder Erzeugniſſe berechtigen kann. Die Kreisdirektion aber ſah ſich wenigſtens zu einer gewiſſenhaften Prüfung dieſer Bedenken veranlaßt und ließ deßhalb eine

Verordnung an den Stadtrath ergehen, in welcher sie denselben beauftragte, darüber,

„ob die fragliche Schrift, ihrer Form und ihrem Inhalte nach, als Nachdruck zu betrachten sey?"

zuvörderst das Gutachten der Deputirten des Buchhändlervereins einzuholen.

Auf hiervon erhaltene Kunde wendete Herrn v. Schellings Anwalt sofort auch dagegen Recurs ein, daß ein Gutachten der Deputirten des Buchhändlervereins gefordert werde. Denn es ergebe sich, daß die hohe Kreisdirektion über einen nach den Gesetzen völlig klar entschiedenen Fall Zweifel hege, während doch die Verwaltungsbehörden nur in Fällen, wo ihnen überwiegende Zweifel beigehen, nach §. XIX. der Verordnung vom 20. December 1838 zur Einholung eines Gutachtens berechtigt seyen; auch sey es beschwerlich, daß die in dem Gesetze nachgelassene summarische Erörterung durch Sachverständige den Buchhändlern übergeben werde, die über die vorliegende Frage ein gültiges Urtheil nicht haben könnten, während der Vorschrift des Gesetzes gemäß nach Verschiedenheit der Fälle Buch-, Kunst- und Musikalienhändler, oder auch Literateren, Componisten und Künstler vom Fache als Sachverständige anzusehen seyen. Darüber, daß die Vorlesungen des Herrn v. Schelling ein literarisches Erzeugniß seyen, könne wohl kein Zweifel vorwalten, am wenigsten könnten Buchhändler bei Entscheidung dieser Frage ein Urtheil haben. Ebenso wenig könnten diese wissen, ob der Abdruck ohne Zustimmung des Urhebers veranstaltet worden sey, und was die Vervielfältigung auf mechanischem Wege betreffe, so habe darüber das mit voller Zurechnungsfähigkeit abgelegte Geständniß des Herausgebers, daß er das Werk wörtlich und vollständig wiedergebe, genügend entschieden. Insbesondere habe auch die Nachdruckseigenschaft des fraglichen Werkes dem Verleger nicht fremd seyn können, der doch jedenfalls von dem Titel des von ihm verlegten Werkes Kenntniß nehmen und wissen mußte, daß die v. Schellingschen Vorlesungen ihm nicht ohne Hinzutritt besonderer Umstände von Paulus rechtlich in Verlag gegeben werden konnten. Hiezu komme, daß nach dem darmstädtischen Gesetze jede Vervielfältigung, die ohne Zustimmung des Urhebers geschieht, als verbotener, strafbarer Nachdruck

bezeichnet werde, dem dortigen Verleger alſo nicht einmal ein Zweifel über den Ausdruck „mechaniſche" Vervielfältigung habe beikommen können. Auch ſtehe hier dem Einwande, es liege keine „mechaniſche" Vervielfältigung vor, die ausdrückliche Erklärung des Herausgebers entgegen, daß er den wörtlichen und vollſtändigen Text, alſo keinen Auszug, keine Bearbeitung, keine Reproduktion, dem Publikum darbiete; daß aber ein wörtlicher Abdruck nur auf mechaniſchem Wege erfolgen könne, brauche bei einem gedruckten Werke gar nicht erſt bewieſen zu werden. Wenn nun feſtſtehe, daß literariſche Erzeugniſſe „*aller Art*," ſowie Werke der Kunſt, „ſie mögen bereits veröffentlicht ſeyn oder nicht," ohne Zuſtimmung des Autors nicht vervielfältigt werden dürften, wenn ferner als ausgemacht zu betrachten ſey, daß Vorleſungen ein literariſches Erzeugniß irgend einer Art ſeyen, würde er unbeſcheiden ſeyn, wenn Herr v. Schelling es für nöthig hielte, der hohen Behörde erſt auseinanderzuſetzen, daß die Beſtimmung des Bundesbeſchluſſes vom 9. Nov. 1837 auch die von Dr. Paulus gegen den Willen des Urhebers veröffentlichten bisher noch ungedruckten Vorleſungen treffen müſſe. Möge man unter dem Ausdrucke „*veröffentlicht*" verſtehen, was man wolle; immer werde der vorliegende Fall vom Geſetze getroffen: werde er in ſeiner weiteſten, allgemeinſten Bezeichnung aufgefaßt, ſo müßten unſtreitig auch Vorleſungen hieher gehören, ſolle er aber in einer engern Bedeutung ſich nur auf den Druck beziehen, ſo werde in den hinzugefügten zwei Worten: „*oder nicht*" eine ganze Welt entgegenſtehender Möglichkeiten eröffnet, ſo daß auch jede andere Denkbarkeit in den Kreis des Geſetzes falle. Bedürfe ſonach die Nachdruckseigenſchaft des Werkes, ſoweit daſſelbe Herrn v. Schellings Vorleſungen enthalte, als gänzlich zweifellos und nach allen Seiten vom Geſetze getroffen, durchaus keiner weitern Erörterung und müſſe dieſelbe vielmehr, ſo lange die Bundesbeſchlüſſe noch Gültigkeit haben, als ausgemacht angeſehen werden, ſo ſey auch jede Veranlaſſung ausgeſchloſſen, das Gutachten von Sachverſtändigen und namentlich von Buchhändlern zu hören; denn die Beurtheilung derſelben könne ſich höchſtens auf die Frage beziehen, ob Vervielfältigung auf *mechaniſchem* Wege vorliege, während alle andern Requiſite des Nachdrucks juridiſche ſeyen, deren

Beurtheilung nach der heutigen Gestaltung des bürgerlichen Lebens und der entscheidenden Behörden ausschließlich den Rechtsgelehrten zustehe. Wäre aber Bedenken getragen worden, dem Antrage nachzugeben, weil der Herausgeber das Werk mit Noten und eigenen Zuthaten versehen, so stehe dieser Ansicht der Rechtsgrundsatz entgegen, daß Jemand, der nicht Eigenthum an einer Sache erwirbt, die Befugnisse eines Eigenthümers auch nicht dadurch erlangt, daß er eine andere Sache blos äußerlich mit der fremden Sache verbindet, wie denn auch das Handels-, das Appellations- und das Oberappellationsgericht in einem ähnlichen Falle den Verleger nicht wegen der Verbindung eigener Zuthaten mit einem fremden Werke von den Folgen des verbotenen Nachdrucks losgesprochen hätten. Gelte dies nun schon, wenn der Handelnde in gutem Glauben sey, so müsse es hier noch mehr gelten, wo Artikel 6 des darmstädtischen Gesetzes den Verleger unzweifelhaft in malam fidem versetze. Sollte ferner gezweifelt werden, ob Herrn v. Schellings Vorlesungen und nicht etwa die Noten von Dr. Paulus als Hauptsache zu betrachten seyen, so könne die hohe Verordnung ebenfalls nicht als haltbar betrachtet werden, da hierüber zu entscheiden die Buchhändler nicht als competent und nicht als Sachverständige gelten könnten, indem Anmerkungen zu Büchern schreiben nicht berufsmäßige Thätigkeit der Buchhändler sey. Durch die vom Herausgeber dazu gelieferten Anmerkungen könne der Nachdruck ebenso wenig entschuldigt oder gerechtfertigt werden, als ein Dieb dadurch schuldlos werde, daß er auf den gestohlenen Mantel einen Kragen von seinem Tuche setzt. Endlich wurde in dem Recurse nachgewiesen, daß die in der Vertheidigungsschrift des Dr. Paulus aufgestellten Rechtfertigungsversuche nur darauf hinauskommen, das Mittel durch den Zweck gerecht zu machen, und daß selbst eine Rücksicht auf das neue sächsische Gesetz bei dem Vorzug der größten Allgemeinheit, den dieses mit dem Bundesbeschlusse theilt, den gegenwärtigen Fall nicht vertheidigen könne, und zwar um so weniger, da es am Tage liege, daß die Meisten das Buch nur um der Schellingschen Vorlesungen willen kaufen, und den Urheber der Vorlesungen somit auch materielle Beeinträchtigung treffe. Wenn überhaupt eine Rücksichtnahme auf das neue noch nicht publizirte Gesetz als zulässig erkannt

werden dürfe, müſſe wenigſtens darauf angetragen werden, daß ein Gutachten von Schriftſtellern als Sachverſtändigen auch darüber eingeholt werde: „ob der Inhalt der Schellingſchen Vorleſungen über die Philoſophie der Offenbarung aus dem in Frage ſtehenden Werke ſo vollſtändig erſehen werden könne, daß der Käufer des letztern des etwa künftig erſcheinenden Originalwerkes entbehren könne.“ Hierauf wurde gegen die Competenz der Buchhändler als Sachverſtändiger und gegen die aus deren Spruche hervorgehenden Nachtheile Verwahrung eingelegt und mit dem Antrage geſchloſſen: das Werk in Gemäßheit des Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837 für Nachdruck zu erklären und demgemäß mit proviſoriſchem Beſchlag zu belegen.

Dieſer Recurs war, wie ſchon bemerkt, auf die bloße Kunde von dem Vorhaben der Kreisdirektion eingewendet worden; hätte jedoch die Verordnung ſelbſt ſchon vorgelegen, ſo würde gegen die Fragſtellung ſelbſt noch manches Bedenken erhoben worden ſeyn. Die Buchhändler ſollten begutachten:

„ob die fragliche Schrift ihrer *Form* und ihrem *Inhalte* nach als *Nachdruck* zu betrachten ſey?“

Zum Thatbeſtande des Nachdrucks gehört aber nach Art. 1 des Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837 dreierlei:

1) irgend ein literariſches Erzeugniß,
2) Mangel an Zuſtimmung des Urhebers,
3) Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß über den Ausdruck „*literariſche Erzeugniſſe*“ inſofern Zweifel entſtanden ſind, als gefragt wurde, ob dieſer Ausdruck auch *mündliche Lehrvorträge* in ſich enthalte. Aber wenn auch die Bundesprotokolle eine authentiſche Erklärung hierüber nicht gegeben hätten, würde doch jedenfalls ſoviel unbeſtritten ſeyn, daß die Interpretation dieſer Geſetzſtelle ausſchließlich Sache der Juriſten ſey und von den Buchhändlern ebenſowenig gegeben werden könne, als eine Entſcheidung darüber, ob die Zuſtimmung des Urhebers gefehlt habe. Sache der Buchhändler blieb nur die Beantwortung der *techniſchen* Frage, über *Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege*. Da jedoch, ſelbſt wenn dieſe letzte Frage bejaht werden mußte, ohne Hinzutritt der *juridiſchen* Erforderniſſe der Thatbeſtand des Nachdrucks noch gar nicht feſtgeſtellt war,

der perſiſche Statthalter von Aegypten Aryandes ſie in ſeinem Silber nachprägen ließ, koſtete ihm, auf des Darius Befehl, das Leben. Der jetzige Statthalter deſſelben Landes, Mehemed Ali, prägt dagegen ſchon lange ungeſtraft Münzen in allen drei Metallen. Dürfen wir obigen chineſiſchen Namen unſere Bedeutungen unterlegen, ſo war dieſes Perſergeld recht eigentlich ein Schwert. Mit Anſpielung auf das den Dariken eingeprägte Bild eines Bogenſchützen ſagte der Spartaner Ageſilaus: er werde durch dreißigtauſend Bogenſchützen vom Perſerkönig aus Aſien vertrieben, weil die damit beſtochenen Volksführer ihn nöthigten, von ſeiner aſiatiſchen Siegesbahn nach Europa zurückzukehren. — Dieſe Dariusd'or waren damals auch der Sold der Truppen; dann wurden ſie auch zuweilen in Cyzicenern bezahlt. Dieſe Goldſtateren, von der kleinmyſiſchen Stadt Cyzikus genannt, und oft ſehr alterthümlichen Gepräges in den Sammlungen vorkommend (einerſeits ein Löwenkopf mit aufgeſperrtem Maule, andrerſeits ein eingeprägtes Quadrat — quadratum incusum —), waren eine der gangbarſten Geldſorten in Griechenland, Kleinaſien und im Pontus, und haben ſich lange im Cours erhalten; daß Einige ſogar den venetianiſchen Zecchino davon haben herleiten wollen. Daß Geld eine Waffe ſey, hat ſich übrigens in Griechenland wiederholt erwieſen. So beſoldeten z. B. die Arkadier ihre Truppen aus den Tempelſchätzen von Olympia, über welchen Ort ſie eine Zeitlang herrſchten; und wozu die Phocier das Gold des Tempels zu Delphi angewendet haben, daran brauche ich nicht erſt zu erinnern.

Stempelten die Phönizier ihre Metallmaſſen, ſo bedienten ſich auch die älteren Griechen in Silber, Erz und Eiſen eines ſogenannten Stabgeldes, woher der Obolus ſeinen Namen erhielt. Erſt kurz vor der erſten Olympiade (vor Chr. Geb. 895) ſoll Phidon, König von Argos, auf der Inſel Aegina Münzſtücke in Silber haben ſchlagen laſſen. Die Römer erhielten ihre erſte Münze mit dem Schatzungs- und Steuerweſen unter Servius Tullius, ſchwere Erzſtücke, deren Maſſe allmählig verringert ward. Ganz ſchwere Erzſtücke waren auch bei den Etruskern in Gebrauch geweſen, wie z. B. die ſogenannten Dupondien von Volaterra in unſern Sammlungen. Silber ward erſt vor Chr. 269 in Rom geſchlagen und Gold im Laufe des zweiten puniſchen Krieges 207 vor Chr. Geb., weil die Römer jetzt den Sold der Truppen oft in größern

so leuchtet hervor, daß die Buchhändler nicht entscheiden konnten, ob das Werk als „Nachdruck" zu betrachten sey, sondern nur, ob es als eine „auf mechanischem Wege bewirkte Vervielfältigung" erkannt werden müsse. Also war mit dem Worte Nachdruck die Frage für Buchhändler zu weit gestellt.

Ein fernerer Mangel der Frage liegt in den Ausdrücken: „ihrer Form und ihrem Inhalte nach." Denn von dem wissenschaftlichen Inhalte kann nicht die Rede seyn, wo es sich um Nachdruck handelt, sondern blos von dem Inhalte an Worten, weil die Zusammenstellung der Worte als die eigenthümliche Form des Gedankens, als die eigene Schöpfung des Urhebers Gegenstand des schriftstellerischen Eigenthums ist und nicht der bloße Gedanke selbst. Nur die getreue Wiederholung des Zusammenhangs der Worte, wie dieser vom Urheber hergestellt wurde, begründet den Nachdruck und nur dieser Zusammenhang, nicht der Gedanke selbst kann überhaupt möglicherweise mechanisch vervielfältigt werden. Wenn also der Ausdruck „Inhalt" nichts anderes bedeutet, als die in dem ganzen Werke Satz für Satz enthaltenen, in einer bestimmten Reihenfolge zusammengestellten Worte, welche in dieser Zusammenstellung die sinnlich wahrnehmbare Form der Gedanken und darum Gegenstand des Eigenthums und des Nachdrucks sind, so müssen offenbar Form und Inhalt, wo es sich um Nachdruck handelt, gleichbedeutend seyn, wenn nicht unter „Form" das Format verstanden wird. Dieser letztern Annahme steht indeß entgegen theils der Mangel eines gedruckten Originalwerkes, das heißt folglich: der Mangel eines Originalformats, theils der Umstand, daß nach klarer Vorschrift unserer Gesetze die bloße Veränderung des Formats den Nachdrucker nun und nimmermehr entschuldigen kann. Es bleibt also nichts übrig, als die Worte: „ihrer Form und ihrem Inhalte nach" für einen Pleonasmus anzunehmen. Aber mit dieser Annahme taucht sofort das neue Bedenken auf: sind die Deputirten des Buchhändlervereins möglicherweise im Stande, diese Frage zu beantworten? denn dazu gehört Vergleichung des Originals mit dem Nachdrucke, und diese kann von ihnen nicht angestellt werden, weil sie weder in den v. Schellingschen Vorlesungen anwesend waren, noch die Urschrift der Vorlesungen besitzen.

Daß der Druck Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege ſey, mußte der Behörde klar ſeyn, daß dieſe Frage die einzige war, welche von Buchhändlern als Sachverſtändigen erörtert werden konnte, iſt oben gezeigt worden; wenn nun die Vorlegung einer andern Frage zu einem auffallenden Uebelſtande führte, ſo iſt dieſer nur ein Beweis für die Richtigkeit der Behauptung, daß im vorliegenden Falle ein Gutachten der Buchhändler zu keinem Ergebniſſe förderlich ſeyn konnte.

Doch wurde es verlangt; die Deputation der Buchhändler hielt ſich von ihrem Standpunkte aus für befähigt und berechtigt, die geſtellte Frage zu beantworten, und ſo gingen denn am 14. Oktober 1843 zwei Schriften beim Rathe ein, deren erſte, das Ueberreichungsſchreiben, die ausdrückliche Bemerkung enthielt, daß die Deputation ſich bei Beantwortung der Frage blos auf dem buchhändleriſchen Standpunkte bewege, mit einem Worte blos das ausſprechen könne, was nach der übereinſtimmenden Ueberzeugung des Collegiums für die Anſicht gehalten werde, welche, wenn die Sache unter Buchhändlern zur Sprache käme, wohl unbezweifelt die vorherrſchende ſeyn würde.

Die zweite Schrift, das Gutachten, beantwortete die geſtellte Frage dahin: „daß man im Buchhandel, vorausgeſetzt das Werk enthalte wirklich die ſämmtlichen von Herrn v. Schelling zu der angegebenen Zeit gehaltenen Vorträge und deren Abdruck ſey ohne alles Mitwiſſen deſſelben geſchehen, daſſelbe jedenfalls wohl als einen unbefugten Nachdruck betrachten würde. Dagegen werde nicht geglaubt, daß das Erſcheinen des fraglichen Werkes in ſeiner gegenwärtigen Form den Abſatz der Schellingſchen Vorleſungen, falls der Autor die Abſicht habe, dieſelben ſelbſt im Druck herauszugeben, irgend einen ſehr erheblichen Eintrag thun werde."

Dies Gutachten ruhte auf folgenden Gründen. Zur erſten Anſicht habe die Ueberzeugung beſtimmt, daß wohl Niemand befugt ſeyn könne, das Geiſtesprodukt eines Andern, zumal wenn daſſelbe ein zuſammenhängendes Ganze bildet, ohne deſſen ausdrückliche Genehmigung zu veröffentlichen, weil eine ſolche Gewährung zu den gefährlichſten Conſequenzen und Benachtheiligungen für jeden, in einem öffentliche Vorträge erfordernden Amte ſtehenden Mann führen könnte. Dagegen würde die

Anführung einzelner, aus dem Ganzen gehobener Stellen, welche zum Verständniß dessen, was der Verfasser eines Buches, wie das des Dr. Paulus, zu sagen beabsichtigt, als unentbehrlich sich darstellen, als ganz unbedenklich und durchaus nicht in die Kategorie des Nachdrucks gehörend erscheinen. Die zweite Ansicht motivire sich dadurch, daß, wenn Herr v. Schelling diese Vorlesungen dem Drucke übergeben würde, er jedenfalls dieselben noch einer genauen Durcharbeitung unterwerfen werde, und es ganz unmöglich sey, daß ein flüchtig nachgeschriebenes Manuscript damit völlig übereinstimmend seyn könne. Wer also v. Schellings Vorlesungen so, wie sie ihr Urheber dem großen Publikum geben will, zu besitzen wünsche, könne keineswegs diese Ausgabe entbehren; ja, es dürfe fast angenommen werden, daß eben durch das jetzt in Rede stehende Werk die sich für Schelling Interessirenden erst recht veranlaßt würden, sich nun mit der wirklichen vom Verfasser besorgten Ausgabe bekannt zu machen, eine empfindliche Schmälerung der pekuniären Interessen des Herrn v. Schelling hier also wohl kaum denkbar sey.

Das Ueberreichungsschreiben ist insofern nicht bedeutungslos, als aus ihm hervorgeht, daß die Deputirten selbst bei Beantwortung der Frage einiges Bedenken fühlten und es für nothwendig erachteten, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß sie nur als Buchhändler und nur vom buchhändlerischen Standpunkte aus die Frage beantwortet hätten. Aus diesem Grunde kann bei Beurtheilung der gegebenen Antwort nach juristischen Grundsätzen ein strenger Maßstab nicht angelegt werden, soweit die Antwort der gestellten Frage entspricht; noch weniger kann bei dieser Beurtheilung die dermaligen Sachverständigen ein Tadel treffen. Gleichwohl hält es der Verfasser für nothwendig, von dem strengen juristischen Standpunkte aus das Gutachten mit seinen Gründen zu beleuchten, weil in neuester Zeit die Zuziehung Sachverständiger in literarisch-rechtlichen Streitigkeiten immer häufiger wird und dadurch die Gutachten derselben einen Einfluß auf die Ausbildung des literarischen Rechts gewinnen, welcher sehr nachtheilig werden kann, wenn nicht fortwährend ernstlich darauf hingewiesen wird, in wieweit auch das Gutachten Sachverständiger an die bestehenden Gesetze gebunden seyn muß.

Bei Betrachtung des vorliegenden Gutachtens drängt ſich zuerſt die Bemerkung auf, daß in einigen Punkten mit mehr Genauigkeit hätte geantwortet werden können und ſollen. Denn die Vorausſetzung, das Werk enthalte wirklich die von Herrn v. Schelling zu der angegebenen Zeit gehaltenen Vorleſungen, iſt zwar ganz unbeſtritten, allein jeder Geſetzkundige — und auch der Buchhändler ſoll in ſeinem Fache ein ſolcher ſeyn — wird zugeben müſſen, daß gar nichts darauf ankommen konnte, ob das Werk die ſämmtlichen Vorleſungen oder nur einige wenige davon enthielt, wenn nur eine jede in ſo ununterbrochenem Zuſammenhange abgedruckt wurde, wie dies in dem Pauluſchen Werke mit Ausnahme einer einzigen wirklich geſchehen iſt.

Auch kann die Vorausſetzung, der Abdruck ſey „ohne alles Mitwiſſen" des Herrn v. Schelling geſchehen, in dieſer Faſſung nicht gutgeheißen werden, da der Bundesbeſchluß den Abdruck nicht deßhalb, weil er heimlich, ſondern vielmehr, weil er „ohne Einwilligung" des Urhebers veranſtaltet wurde, für Nachdruck erklärt. Denn es iſt ebenſowohl denkbar, daß ein Urheber ſeine Einwilligung im Voraus gibt und der ohne Zweifel rechtmäßige Abdruck vollendet wird, bevor der Urheber ein Wort davon erfährt, daß er nur angefangen ſey; wie im entgegengeſetzten Falle der Urheber wiſſen kann, daß ſein Werk gedruckt werden ſoll, aber ſeine Einwilligung dazu weder gegeben hat, noch jemals geben will, ſo daß dieſer Druck unerachtet der Mitwiſſenſchaft des Urhebers als Nachdruck betrachtet werden müßte.

Der zweite Theil des Gutachtens muß aber für formell und materiell unzuläſſig erkannt werden. Denn offenbar erſtreckte ſich die Competenz der Sachverſtändigen nicht weiter, als die an ſie geſtellte Frage; und kein Sachverſtändiger, welcher in einem Prozeſſe zur Begutachtung eines genau bezeichneten Punktes zugezogen wurde, iſt ermächtigt, dem Urtheile des Richters vorzugreifen und ungefragt lediglich zum eigenen Ergötzen in der Begutachtung anderer Punkte ſich zu ergehen.

Die materielle Unzuläſſigkeit dieſes Theils liegt in der Geſetzwidrigkeit deſſelben, indem weder die ſächſiſchen Geſetze zu jener Zeit auf Verletzung von Vermögensrechten Bezug nahmen,

noch der Bundesbeſchluß vom 9. November 1837 dergleichen Rückſichten rechtfertigt. Die Folgen dieſes Fehlgriffes zeigten ſich bald genug ſowohl in den Widerſprüchen der Sachverſtändigen gegen ſich ſelbſt, als beſonders in einem höchſt nachtheiligen Einfluſſe des Gutachtens auf die Anſichten der Richter.

Zuerſt wird von Herrn v. Schelling verlangt, daß er ſeine Vorleſungen, wenn er ſie ſelbſt herauszugeben beabſichtige, vorher einer genauen Durcharbeitung unterwerfe.[1] Daß aber dann Herr v. Schelling nicht die Vorleſungen ſelbſt, ſondern eine Bearbeitung derſelben, alſo ein ganz anderes Werk herausgebe, wird ebenſowenig beachtet, als daß der Abdruck der wirklich gehaltenen Vorleſungen nicht Nachdruck eines erſt ſpäter entſtandenen, von den Vorleſungen verſchiedenen Werkes ſeyn kann. Die Bemerkung, es ſey ganz unmöglich, daß ein in den Vorleſungen nachgeſchriebenes Manuſcript mit der ſpätern Durcharbeitung der Vorleſungen völlig übereinſtimmen könne, iſt gewiß unbeſtritten, aber eben ſo gewiß auch überflüſſig, da es hier um Nachdruck der Vorleſungen — nicht eines erſt künftig entſtehenden Werkes — zu thun iſt: lauter Widerſprüche, durch welche recht offenbar die Willkür geſtraft wird, welche ſich in den Vorausſetzungen der Sachverſtändigen ausſpricht.

---

[1] Auch Herr Profeſſor Biedermann iſt im Februarhefte der deutſchen Monatſchrift (S. 132) der Anſicht, daß Herrn v. Schelling nicht bedeutender Schaden entſtehen könne, da die „begründete Muthmaßung," daß v. Schelling ſeine Vorträge „vor ihrer Veröffentlichung noch vielfach verbeſſert und vervollſtändigt haben werde," der Originalausgabe einen bedeutenden Vorzug vor dem fremden Abdruck verleihen würde. Nur wäre hier, wenn die Richtigkeit des Satzes zugegeben würde, zu unterſuchen, ob Herr von Schelling zu dieſer Verbeſſerung und Vervollſtändigung, die er vor der Veröffentlichung noch veranſtalten ſoll, nicht erſt durch den fremden Abdruck gezwungen wurde. Und ſelbſt wenn wir die materielle Rechtstheorie Biedermanns gelten ließen, nach welcher in dem Grundſatze (S. 129), daß jeder Kraftaufwendung ein entſprechendes Maß von Gütern zu Theil werde, das oberſte Prinzip aller Rechtsbegriffe zu erkennen ſey, würde ſich eine Beeinträchtigung nicht ableugnen laſſen. Denn da Herr v. Schelling für ſeine Vorleſungen nur einmal Honorar fordern kann, aber zweimal arbeiten mußte, geht der Lohn für eine Thatigkeit, die erſte Hervorbringung oder die ſpatere Vervollſtandigung, verloren.

Es iſt ferner ganz gewiß, daß Derjenige, welcher Herrn v. Schellings Vorleſungen ſo zu beſitzen wünſcht, wie ſie ihr Urheber dem großen Publikum geben will, die Ausgabe des Herrn v. Schelling nicht entbehren kann; aber es kann auch unmöglich weniger als dies geſagt werden, um zu beweiſen, daß durch den gegenwärtigen Nachdruck Herr v. Schelling nicht materiell beeinträchtigt werde. Denn die Sachverſtändigen bringen gar nicht in Anſchlag, daß die Mühe der erſten Bearbeitung und der gerechte Lohn dafür verloren iſt, wenn ſich der Herausgeber zu einer Umarbeitung entſchließen muß; und liegt nicht, abgeſehen von dem blos pekuniären Intereſſe, das Zugeſtändniß einer ganz andern Verletzung darin, wenn durch die Nothwendigkeit einer Umarbeitung zugegeben wird, daß ein noch nicht vollendetes, noch nicht fürs große Publikum bearbeitetes Werk in unvollkommenem Zuſtande unter des Verfaſſers Namen durch den Druck verbreitet worden iſt? Kann dieſe anderweitige Verletzung erlaubt oder auch nur ſtraflos ſeyn, oder lag die Rückſicht darauf, einmal angedeutet, nicht nahe genug, um Erwägung zu finden? Auch handelt es ſich nicht darum, ob Alle, denen es um Authenticität zu thun iſt, das Originalwerk kaufen, ſondern ob daſſelbe auch von allen Denen angeſchafft werden wird, welche das Pauluſſche Werk gekauft haben, und Niemand wird zu behaupten wagen, daß das letztere mit dem erſtern bewieſen ſey. Die Verlagshandlung ſelbſt hat öffentlich bekannt, 2000 Exemplare des Pauluſſchen Werkes abgeſetzt zu haben. Von den zweitauſend Abnehmern gehört gewiß der kleinſte Theil zu den wahren Freunden des Herrn v. Schelling; ein eben ſo kleiner Theil gehört zu Denjenigen, welche um der ſeit 30 Jahren geoffenbarten Pauluſſchen Entdeckungen willen das Buch kauften; wohl aber haben ſich faſt zweitauſend Neugierige gefunden, welche, durch das Geſchrei der Gegner aufmerkſam gemacht, Herrn v. Schellings Lehre kennen lernen wollten, und welche ebenſogewiß als ſie mit der Ausgabe von Paulus befriedigt ſind, Käufer der Originalausgabe geworden ſeyn würden, wenn dieſe eher als der Nachdruck erſchienen wäre. Da nun Diejenigen, denen es um Authenticität zu thun iſt, den Nachdruck höchſt wahrſcheinlich gar nicht gekauft haben, iſt auch nicht erwieſen, daß Herr v. Schelling keine empfindliche pekuniäre Beeinträch-

tigung erlitten habe. Vielmehr, hätten die Sachverſtändigen zu Rechtfertigung ihrer Anſicht beweiſen müſſen, daß es außer den Anhängern des Herrn v. Schelling noch zweitauſend Freunde der Philoſophie gebe, die ſich ein Werk, welches einer andern Schule angehört als ſie ſelbſt, in doppelten Ausgaben kaufen und nicht etwa die ſpäter erſcheinende Originalausgabe aus einer Bibliothek entlehnen werden, um danach in ihrer Ausgabe die wichtigſten Abweichungen an dem Rande zu bemerken; mit einem Worte: daß die zweitauſend Abnehmer des Pauluſſchen Werkes ſämmtlich auch das Originalwerk kaufen werden. Und das iſt nicht bewieſen worden, wird auch niemals bewieſen werden können.

Dennoch baut das Gutachten feſt auf dieſe Annahme, und es wird ſogar weiter behauptet, „daß die ſich für Schelling Intereſſirenden durch das in Rede ſtehende Werk erſt recht veranlaßt werden dürften, ſich nun mit der wirklichen vom Verfaſſer beſorgten Ausgabe bekannt zu machen.“ Aber abgeſehen davon, daß es zweierlei iſt, ſich mit einer Ausgabe bekannt machen und ſie kaufen, gerathen hier die Sachverſtändigen auf eine längſt widerlegte Ausrede, deren ſich früher nur die ſchamloſeſten Nachdrucker zur Entſchuldigung ihres Treibens bedienten, und ſie mögen dies ſelbſt gefühlt haben, als ſie plötzlich wieder dahin zurücklenkten, daß wenigſtens eine „empfindliche“ Schmälerung der pekuniären Intereſſen des Herrn v. Schelling „wohl kaum“ denkbar ſey. Der hierin liegende Widerſpruch braucht nicht erſt aufgedeckt zu werden. Doch ſind die Ausdrücke „ſehr erheblicher Eintrag“ und „empfindliche Schmälerung“ wenigſtens ſo relativ, daß Keiner der Sachverſtändigen im Stande ſeyn dürfte, anzugeben, bis zu welcher Höhe eine pekuniäre Verletzung für Herrn v. Schelling nicht „erheblich“ oder „wohl kaum empfindlich“ ſey.

Endlich bleiben die Sachverſtändigen eine Erklärung darüber ſchuldig, wie es möglich iſt, daß die Gewährung, nachgeſchriebene Vorträge ohne ausdrückliche Zuſtimmung des Verfaſſers zu veröffentlichen, „zu den gefährlichſten Conſequenzen und Benachtheiligungen für jeden in einem öffentliche Vorträge erfordernden Amte ſtehenden Mann führen könnte,“ wenn 1) der Verfaſſer ſeine Vorträge jedenfalls noch einer

genauen Durcharbeitung unterwirft, ehe er ſie ſelbſt herausgibt, und 2) der vorgängige unbefugte Abdruck die ſich für den Verfaſſer Intereſſirenden erſt recht veranlaſſen wird, ſich mit der Originalausgabe bekannt zu machen.

Dieſe wenigen Worte werden genügen, um den zweiten Theil des Gutachtens zu würdigen und zu ermeſſen, welche Berückſichtigung derſelbe bei dem Richter finden durfte: der Verlauf des Prozeſſes wird zeigen, welche Berückſichtigung er gefunden hat.

Der Magiſtrat zu Leipzig überſendete die von den Deputirten des Buchhändlervereins eingereichten Schriften an die Kreisdirektion und hielt es für zweckmäßig, denſelben noch einen Bericht hinzuzufügen, in welchem die der Reſolution ſelbſt fehlenden Entſcheidungsgründe mit folgenden Erörterungen nachgeholt werden. Es habe nämlich unzweifelhaft geſchienen, daß die fragliche Schrift als ein formeller Nachdruck nicht betrachtet werden könne, da nur der Nachdruck ein ſolcher ſey, welcher das Originalwerk in ſeiner ganzen Beſchaffenheit dergeſtalt reproducire, daß er für jeden Beſitzer die Stelle des Originals vollkommen vertreten könne, mithin den Ankauf deſſelben entbehrlich mache und bei unkundigen Acquirenten ſelbſt eine Täuſchung zulaſſe. Daß dieſes hier nicht der Fall ſey, zeige ſchon der Titel der fraglichen Schrift, welcher ſie nicht als einen Abdruck der Schellingſchen Vorleſungen, ſondern als eine Kritik derſelben zu erkennen gebe. Auch der Umſtand, daß die Schellingſchen Vorleſungen für ſich allein noch nicht im Drucke erſchienen ſind, ſondern deren Inhalt, ſoweit er in der Schrift des Dr. Paulus aufgenommen iſt, wahrſcheinlich bei deren mündlichem Vortrage nachgeſchrieben worden ſey, habe nicht beſtimmen können, das letztere Werk als einen Nachdruck anzuſehen. Das Verbot, nachgeſchriebene Vorträge Anderer durch den Druck zu veröffentlichen, ſey in Sachſen noch nicht ausdrücklich feſtgeſtellt, ſondern erſt zufolge der ſtändiſchen Verhandlungen des letzten Landtags von der neuen Geſetzgebung zu erwarten. Wollte man aber auch den Art. 1 des unter dem 4. Januar 1838 in Sachſen publicirten Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837, wonach literariſche Erzeugniſſe aller Art, ſie mögen bereits veröffentlicht ſeyn oder nicht, ohne Einwilligung des Urhebers auf mechaniſchem

Wege nicht vervielfältigt werden dürfen, unbedingt auf nachgeschriebene Vorträge anwenden, so könne doch wohl der Abdruck derselben nur unter den nämlichen Voraussetzungen für strafbar erachtet werden, unter welchen dieses bei den bereits durch den Druck veröffentlichten Werken der Fall ist. Nun würde, wenn auch die Vorlesungen des Dr. v. Schelling bereits im Druck erschienen wären, das Werk des Dr. Paulus weder der Form noch dem Inhalte nach als ein Nachdruck derselben zu betrachten seyn, da es, wie schon erwähnt, der Form nach nicht als das gleiche Werk erscheine, materiell aber zum großen Theil eine Darlegung der von dem Schellingschen Systeme abweichenden Grundsätze des Herausgebers enthalte und die darin abgedruckten Schellingschen Vorlesungen von fortwährenden berichtigenden und widerlegenden Anmerkungen begleitet seyen. Es habe daher diese Schrift noch weniger für einen unzweifelhaften Nachdruck angesehen werden können, als der Abdruck der von B..... mit einem erläuternden Commentar herausgegebenen Sch.....schen Gedichte, in Ansehung deren im vorigen Jahre ebenfalls die beantragte provisorische Beschlagnahme abgelehnt und der Impetrant auf den Rechtsweg verwiesen worden sey, welches Verfahren in beiden obern Instanzen genehmigt wurde. Die Bestätigung dieser Ansicht durch ein Gutachten Sachverständiger sey aber überflüssig erschienen, da hier eine Frage vorliege, zu deren Beantwortung nicht technische oder mercantile Kenntnisse erforderlich wären, sondern deren Entscheidung allein von der richtigen Anwendung bestehender gesetzlicher Vorschriften abhänge, und es würde deßhalb, selbst wenn der Impetrant ein seinen Behauptungen entsprechendes Gutachten von Sachverständigen des Buchhandels beigebracht hätte, doch der richterlichen Pflicht gemäß erachtet worden seyn, der hierin gefaßten Ueberzeugung zu folgen.

Mit der Bemerkung über die Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit eines Gutachtens Sachverständiger vollkommen einverstanden, erlauben wir uns auf den übrigen Inhalt dieses Berichts nur wenige Worte zur Entgegnung.

Ein *formeller* und ein *materieller* Nachdruck wird in der sächsischen Gesetzgebung nirgends erwähnt; diese Unterscheidung ist eine ganz neue, der Sache selbst jedoch widerstreitende, wie schon oben bei der Fragstellung an die Sachverständigen zu

den Worten: „ihrer Form und ihrem Inhalte nach" gezeigt wurde. Zwar soll sich diese Unterscheidung an den Wortlaut jener Frage anschließen, weil der Magistrat in der Einholung des Gutachtens, welche von der Kreisdirektion angeordnet wurde, eine Mißbilligung seines Verfahrens zu erkennen glaubte; allein durch diese Rücksicht werden nicht Behauptungen gerechtfertigt, denen jede gesetzliche Grundlage abgeht. Insbesondere ist bei dem sogenannten formellen Nachdrucke zweierlei vergessen worden: ein Beweis und ein Gesetz.

Denn die Behauptung, der Titel und insbesondere der Ausdruck: „wörtlicher Text" kündige nicht einen Abdruck der v. Schellingschen Vorlesungen, sondern blos eine Kritik derselben an, ist zu gewagt, als daß sie auf eine unbescheinigte Versicherung hin geglaubt werden könnte; wenigstens sind mit dem Buche viele nicht ganz „unkundige" Acquirenten so „getäuscht" worden, daß sie geglaubt haben, die wahren Vorlesungen des Herrn v. Schelling zu besitzen, und in dieser Ueberzeugung rüstig gegen ihn zu Felde gezogen sind; sogar der Herausgeber hatte sich so „getäuscht," daß er diesen Abdruck für ächt hielt und die Mühe nicht scheute, ihn Wort für Wort zu widerlegen. Den Beweis für die Wahrheit dieses Satzes gibt das Daseyn des Buches selbst; den Gegenbeweis, daß diese „Täuschung" nicht stattgefunden habe, ist der Magistrat schuldig geblieben und noch einen zweiten dazu. Mit einer Sicherheit, die befremdet, wird nämlich gesagt: „das Werk erscheine der Form nach nicht als das gleiche." Verlangt nun der Magistrat nicht geradezu ein Facsimile der Handschrift, welche Herr v. Schelling nach Angabe des Dr. Paulus in jenen Vorlesungen abgelesen hat, so zeigt schon das Wörtchen: „gleiche" an, daß eine Vergleichung des Originals mit dem Abdrucke vorhergegangen seyn muß, ehe behauptet werden kann: der Abdruck enthalte nicht das gleiche Werk. Daß nun der Magistrat das Manuscript des Herrn v. Schelling bei der Hand gehabt, oder daß eines seiner Mitglieder den Vorlesungen beigewohnt und dieselben Wort für Wort im Gedächtniß behalten, oder endlich, daß kein geschickter Schreiber und ganz gewiß kein Stenograph die Vorlesungen nachgeschrieben habe, wird nicht einmal angeführt, viel weniger bewiesen.

Summen und weitern Entfernungen zu verſenden hatten. Daneben waren eiſerne Münzen bei einigen griechiſchen Völkern im Gebrauch aus verſchiedenen Urſachen; bei den Spartanern, aus alter, ſtrenger doriſcher Sitte, während der Staat alleiniger Beſitzer der edlen Metalle blieb; bei den Byzantiern aus Noth und bloß zum innern Verkehr (Silber ward zum Handel auswärts und zum Krieg verwendet) und bei den Klazomeniern ſtatt der Schuldſcheine; ſo daß bei ihnen das Eiſen unſer Papiergeld vertrat.

Ueberblicken wir nun jene Maſſen der griechiſchen Münzen von ihrem Urſprung bis zum Erlöſchen, ſo haben wir von jenem Phiden bis auf den Kaiſer Gallienus, unter deſſen Regierung das griechiſche Gepräge zu verſchwinden anfängt, eine Zeitperiode von mehr als tauſend Jahren. Sämmtliche antike Münzen aber, in welch verſchiedenen Größen ſtellen ſie ſich nicht dem Auge dar, von jenen ſchalengroßen, ſchweren Pfunderzen der etruriſchen und römiſchen Fabriken und den großen Medaillons aus verſchiedenen Zeiten durch alle Stufen herab bis zu jenen niedlichen Quinaren der römiſchen Geſchlechter und zuletzt bis zu den nur erbſengroßen Silber- und Goldſtückchen von Thaſos und Cyrene? Und welche Abſtufung in künſtleriſchem Betracht! Von Incunabel-Stücken anzufangen, ſo zeigen ſie auf ihrem flachen Revers eine Vertiefung, d. h. den Eindruck eines die Münze beim Prägen auf dem Amboß oder in der Zange feſthaltenden Vorſprungs (das ſogenannte quadratum incusum, das aber ſehr verſchiedene Veränderungen zeigt, und z. B. windmühlenflügelförmig wird); auf der converen Vorderſeite mehrentheils Thierbilder mehr oder minder roh, jedoch kräftig gezeichnet, wie die Land- und Seeſchildkröte auf den Silbermünzen von Aegina, der Delphin auf denen von Meſſana, nicht zu gedenken der rohen Karikaturbilder des Satyrs und der Nymphe auf denen von Thaſos, die gleichwohl in barbariſchen Fabriken nördlicher Nachbarländer Nachahmung fanden. Schreiten wir von da fort zum Großſilber von Akanthos, mit dem einen Stier niederwerfenden Löwen und mit andern Thierſtücken, z. B. auf den Münzen von Mende, ſo fällt die großartige charaktervolle Zeichnung der Typen auf, mit einer gewiſſen Härte verbunden; bis ſie im Verfolg neben dem Alterthümlichen das Zierliche erreichen. Es folgen die trefflichen Arbeiten der italiſch-griechiſchen, beſonders der ſiciliſchen Münzgraveurs. Ich nenne nur die Großſilbermünze von

Das Gesetz, welches vergessen wurde, ist das Mandat vom 10. August 1812, §. IV. Der Bericht sagt: ein formeller Nachdruck sey nur der, welcher das Originalwerk in seiner ganzen Beschaffenheit so reproducire, „daß er für jeden Besitzer die Stelle des Originals vollkommen vertreten könne;" im angeführten Mandate aber wird verordnet, daß „Auszüge," welche als verkappter Nachdruck „mit Hinweglassung einiger gleichgültigen Stellen sich erweisen, den Strafen des Nachdrucks unterliegen. Der Magistrat verlangt demnach mehr als das Gesetz.

Aus der Erklärung über das Wort „materiell" ergibt sich ferner, daß der Magistrat hierbei nicht etwa an die v. Schellingschen Vorlesungen, sondern an den übrigen Inhalt des Werkes gedacht hat, den noch Niemand für Nachdruck erklärt hat, dessen Hinzufügung zu einem wirklichen Nachdruck aber den letztern nicht entschuldigen kann. Wir können diese Ausführung um so mehr auf sich beruhen lassen, da der Magistrat selbst gesteht, daß die v. Schellingschen Vorlesungen von den Anmerkungen nur „begleitet" sind, folglich der Zusammhang nicht gestört, der Text nicht verändert wird.[1] Die beste Entgegnung auf diesen Bericht ist

die Verordnung der Kreisdirektion zu Leipzig,

welche, die Hauptsache anlangend, Folgendes verfügt:

„Da nach Art. 1 des unterm 4. Januar 1838 publicirten Bundesbeschlusses vom 9. November 1837 literarische Erzeugnisse aller Art, sie mögen bereits veröffentlicht seyn oder nicht, ohne Einwilligung des Urhebers auf mechanischem Wege nicht vervielfältigt werden dürfen, nun aber außer allem Zweifel beruht, daß die von Dr. v. Schelling über die Philosophie der Offenbarung gehaltenen Vorlesungen als ein literarisches Erzeugniß, dessen Urheber Dr. v. Schelling ist, betrachtet werden müssen, somit aber der vom Dr. Paulus bewirkte, seiner eigenen Behauptung nach wörtliche Abdruck derselben jedenfalls als eine, ohne Einwilligung des Urhebers vorgenommene Vervielfältigung auf mechanischem Wege eines, wenn auch noch nicht im Druck

[1] Daher soll nur auf das Obige und auf Dr. W. A. Kramer, die Rechte der Schriftsteller und Verleger. Heidelberg 1827, S. 101 verwiesen werden.

erſchienenen literariſchen Erzeugniſſes angeſehen werden muß, wofür ihn auch die deßhalb befragten Deputirten des hieſigen Buchhändlervereins erklärt haben; da ferner darauf, daß Dr. Paulus die fraglichen Vorleſungen mit eigenen kritiſchen Bemerkungen verſehen hat, ebenſowenig als auf den, in dem Gutachten der Buchhandelsdeputirten hervorgehobenen Umſtand, daß das Erſcheinen der gedachten, von Dr. Paulus herausgegebenen Schrift dem Abſatze der v. Schellingſchen Vorleſungen, im Fall deren Autor ſie in Druck zu geben gemeint ſeyn ſollte, einen ſehr erheblichen Eintrag nicht thun werde, etwas Weſentliches ankommen kann, indem in erſterer Hinſicht der Umſtand, daß Dr. Paulus die gedachten Vorleſungen als ein zuſammenhängendes und vollſtändiges Ganze, und zwar, ſeinem eigenen Anführen zu Folge, wörtlich abgedruckt hat, dieſen Abdruck, ungeachtet jener beigefügten kritiſchen Bemerkungen, als unerlaubte Vervielfältigung charakteriſirt, in der letztern Beziehung aber, wenn man überhaupt auf dieſen pecuniären Geſichtspunkt ein Gewicht legen will, in der obigen gutachtlichen Erklärung der Buchhandelsdeputirten wenigſtens ſoviel klar vorliegt, daß der fragliche Nachdruck dem Abſatze der v. Schellingſchen Vorleſungen, wenn ihr Autor ſie herausgeben wollte, wenn auch nicht einen ſehr erheblichen, doch wenigſtens einigen Eintrag thun und mithin den von der Herausgabe derſelben zu erwartenden Erwerb des Autors ſchmälern würde, ſo hat die königliche Kreisdirektion befunden, daß die Reſolution des Stadtraths dahin abzuändern iſt, daß das fragliche Werk des Dr. Paulus als eine unerlaubte Vervielfältigung im Sinne des Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837 allerdings zu betrachten und daher proviſoriſch mit Beſchlag zu belegen ſey."

Daß dieſe Verfügung, welche wir nur ſoweit mitgetheilt haben, als ſie das Materielle des Prozeſſes betrifft, und die hierauf erfolgte Beſchlagnahme des Werkes der Verlagshandlung nicht gefielen, war zu erwarten; dieſe wendete Recurs an das Miniſterium des Innern ein und zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen wurde dem Anwalte des Herrn v. Schelling eine zweite Verordnung der Leipziger Kreisdirektion eröffnet, in welcher auf Befehl des Miniſteriums des Innern Wiederaufhebung der proviſoriſchen Beſchlagnahme verfügt wurde.

„Diese Entscheidung," heißt es in der Verordnung wörtlich, „beruhe darauf, daß die dem Antrage des Dr. v. Schelling zu Grunde liegende Voraussetzung, die Schrift des Dr. Paulus sey als ein seine Rechte benachtheiligender Nachdruck anzusehen und daher die gesetzlichen Bestimmungen über den Nachdruck darauf anzuwenden, zur Zeit wenigstens noch so manchen und so erheblichen Zweifeln unterliege, daß die Verfügung einer provisorischen Beschlagnahme auf dem Verwaltungswege in dem nach §. XIX. der Verordnung vom 20. December 1838 erforderlichen Grade nicht als gerechtfertigt erscheine. Die bisherigen sächsischen Landesgesetze enthielten über die Frage, ob die Veröffentlichung noch nicht gedruckter, sondern von dritten Personen nachgeschriebener Vorlesungen durch den Druck dem Vorlesenden gegenüber als Nachdruck anzusehen sey, gar keine Bestimmung. Darüber aber, ob eine solche Bestimmung aus dem Bundesbeschlusse vom 9. November 1837 herzuleiten sey, ließen sich wenigstens nicht ganz unerhebliche Zweifel aufstellen, wie schon daraus hervorgehe, daß nach dem zum Theil durch unwidersprochene Nachrichten in öffentlichen Blättern bestätigten Anführen der Recurrenten die Gerichte mehrerer anderer deutscher Bundesstaaten und selbst das vereinigte Criminalamt zu Leipzig ähnliche Anträge des Dr. v. Schelling bereits aberkannt haben und daher der Fall nach der oben angezogenen Verordnung allerdings geeignet sey, einen bei der Verwaltungsbehörde angebrachten Antrag an die Gerichte zu verweisen, welches um so mehr dann anzunehmen seyn würde, wenn, was jedoch zur Zeit nicht aktenkundig gemacht sey, diese Angelegenheit wirklich schon zur Cognition hierländischer Justizbehörden gelangt wäre; wiewohl schon der wirklich vorliegende Grad von Zweifelhaftigkeit hinreiche, obige Entscheidung zu rechtfertigen."

Diese Verfügung läßt in ihren auffallend schwachen Gründen eine zweifache Behandlung des Gegenstandes erkennen, eine formelle und eine materielle.

Der formelle Theil stützt sich auf §. XIX. der Verordnung vom 20. Dezember 1838, wo bestimmt wird, daß die Verwaltungsbehörden das Recht und sogar die Verpflichtung haben, gegen Werke, die als Nachdrücke sich herausstellen, mit Beschlagnahme zu verfahren, zu welcher weiter nichts erfordert wird,

als eine ſummariſche Erörterung des Sachverhältniſſes unter Zuziehung von Sachverſtändigen. Hingegen ſollen die Verwaltungsbehörden von der proviſoriſchen Beſchlagnahme eines Werkes dann abſtehen, wenn gegen die Anträge der Betheiligten überwiegende Zweifel beigehen. Dieſe letztere Beſtimmung muß offenbar Platz greifen, wenn es ſich um die erſte Anlegung der Beſchlagnahme handelt. Sie würde natürlich auch dann beachtet werden müſſen, wenn die Geſetze den Fall, wo die Beſchlagnahme bereits vollzogen und zur Wiederaufhebung derſelben Recurs eingewendet wurde, nicht vorgeſehen hätten. Allein über dieſen Fall, zu welchem der vorliegende gehört, enthält dieſelbe Geſetzſtelle, mit welcher das Miniſterium die Wiederaufhebung der angelegten Beſchlagnahme zu rechtfertigen vermeint, eine ganz eigenthümliche Beſtimmung. In dem angezogenen §. XIX heißt es nämlich:

„Auf Recurſe gegen proviſoriſche Beſchlagnahme angeblicher Nachdrucke haben die Kreisdirektionen einer Anordnung der Wiederaufhebung derſelben ſich dann zu enthalten, vielmehr den Recurrenten mit ſeinen Einwendungen an die Juſtizbehörde zu verweiſen, wenn die Sache bereits zur Cognition der Juſtizbehörden gediehen iſt."

Daß dieſes Geſetz nicht den Kreisdirektionen, als Behörde, eine beſondere Beſchränkung ihrer Thätigkeit auflegen, vielmehr ganz allgemein den Fall beſtimmen ſoll, in welchem eine bereits angelegte Beſchlagnahme nicht wieder aufgehoben werden darf, leuchtet gewiß Jedem ein; auch kann es nicht befremden, daß gerade die Kreisdirektionen genannt werden; denn dieſe ſind, wenn die Unterbehörde ſofort dem Antrage auf Beſchlagnahme ſich gefügt hat, die nächſte Behörde, welche über den eingewendeten Recurs entſcheidet. Steht es aber feſt, daß dieſe Geſetzſtelle nicht um der Kreisdirektionen, ſondern um der Beſchlagnahme willen erlaſſen wurde, dann mußte auch derſelbe Grund, aus welchem den Kreisdirektionen die Wiederaufhebung der Beſchlagnahme verboten wird, das Miniſterium von einer derartigen Verfügung abhalten. Denn es iſt unbedingt unzuläſſig, daß die höhere Behörde nach andern Grundſätzen verfahre, als die Unterbehörden, weil, ſobald die genannte Verfügung des §. XIX. der Verordnung vom 20. December 1838 für das Miniſterium nicht

verbindlich ſeyn ſollte, das Geſetz thatſächlich aufgehoben wäre, dafern der Betheiligte es nur verſteht, die Sache bis an das Miniſterium zu bringen. Das Miniſterium war gegenwärtig um ſo mehr an dieſe von ihm ſelbſt ausgegangene Verfügung gebunden, als ihm, wenn auch nicht aus den Akten, doch auf andern Wegen zur Kenntniß gekommen war, daß die Angelegenheit in Sachſen bereits rechtshängig geworden ſey, wie aus der Beziehung auf die Reſolution des Criminalgerichts deutlich hervorgeht. Und wenn dem Miniſterium die Kunde von dieſer Reſolution zuverläſſig genug war, um die Entſcheidungsgründe des Criminalamtes ohne Weiteres zu adoptiren, was doch geſchehen iſt, indem das Miniſterium erklärte, es halte die Beſchlagnahme für unzuläſſig, weil auch das Criminalgericht aberkannt habe, dann mußte dieſe Kunde dem Miniſterium nicht minder genügen, um danach ſein eigenes Geſetz aufrecht zu halten. Wenigſtens bedarf es einer Auslegungskunſt, von der die Wiſſenſchaft auf ihrem jetzigen Standpunkte noch keine Ahnung hat, um aus obigem Geſetze zu folgern, der gegenwärtige Fall ſey *dann um ſo mehr* dazu geeignet, den Antrag — das Geſetz ſagt: den Recurrenten — an die Gerichte zu verweiſen, d. h. die bereits verhängte Beſchlagnahme *aufzuheben*! — wenn dieſe Angelegenheit wirklich ſchon zur Cognition hierländiſcher Juſtizbehörden gelangt wäre.

Nicht haltbarer iſt der materielle Theil der Verordnung, nach welchem die Vorausſetzung, „die Schrift des Dr. Paulus ſey als ein Herrn v. Schellings Rechte benachtheiligender Nachdruck anzuſehen und daher die geſetzlichen Beſtimmungen über den Nachdruck darauf anzuwenden, zur Zeit wenigſtens noch ſo manchen und ſo erheblichen Zweifeln unterliegen ſoll, daß die Verfügung einer proviſoriſchen Beſchlagnahme nicht als gerechtfertigt erſcheine.“ Legen wir zwar kein Gewicht auf den Ausdruck: „zur Zeit,“ welcher vermuthen läßt, daß dieſe erheblichen Zweifel möglicher Weiſe über Nacht vergehen könnten; laſſen wir auch dahin geſtellt ſeyn, daß die Verwaltungsbehörden *zunächſt* nicht die geſetzlichen Beſtimmungen über den *Nachdruck*, ſondern die über *Anlegung der proviſoriſchen Beſchlagnahme* anzuwenden haben: ſo viel konnte wenigſtens verlangt werden, daß die zweifelhaften Punkte ſelbſt genannt und Gründe

für die Zweifel aufgeführt wurden; aber beides wird vergebens gesucht, obschon die nach §. XIX. der Verordnung vom 20. December 1838 von der Kreisdirektion angestellte summarische Untersuchung ein ganz anderes Ergebniß geliefert hatte, und auch das Gutachten der in diesem Gesetze erwähnten Sachverständigen — einerlei übrigens, ob sie diesmal competent waren oder nicht — in ganz entgegengesetztem Sinne ausgefallen war, mithin die Begründung einer entgegengesetzten Meinung für die Betheiligten wie für jeden Rechtsfreund von größter Wichtigkeit seyn mußte. Denn die Sachverständigen hatten erklärt, das Werk sey *jedenfalls* wohl als unbefugter Nachdruck zu betrachten, und nach der Verordnung der Leipziger Kreisdirektion beruht es *außer allem Zweifel*, daß der von Dr. Paulus bewirkte, seiner eigenen Behauptung nach wörtliche Abdruck der v. Schellingschen Vorlesungen jedenfalls als eine ohne Einwilligung des Urhebers vorgenommene Vervielfältigung eines, wenn auch noch nicht im Drucke erschienenen literarischen Erzeugnisses angesehen werden *muß*.

Mag es auch zugegeben werden, daß die „bisherige" — zur Zeit der Ministerialverfügung war sie noch die „*jetzige*" — sächsische Gesetzgebung über die Veröffentlichung nachgeschriebener Vorlesungen gar keine Bestimmung enthält, so durfte doch dem Ministerium der Bundesbeschluß und die demselben ebenfalls durch Bundesbeschluß gegebene Auslegung nicht so fremd seyn, daß es bei Anwendung desselben auf unsern Fall noch erhebliche — obschon abermals verschwiegene — Zweifel hegen und pflegen konnte. Denn theils läßt sich die Kenntniß von der authentischen Interpretation des Bundesbeschlusses wohl erwarten bei dem Ministerium eines Landes, dessen Gesandter zu dem Beschlusse und zu der Interpretation mitgewirkt hatte, theils war die Interpretation selbst dem Ministerium in den Protokollen der hohen Bundesversammlung nicht unzugänglich und verdiente um so mehr Beachtung, da sie auch in andern Staaten Deutschlands für so verbindlich angesehen wird, daß z. B. in Württemberg, welches sich am längsten gegen diese Interpretation gesträubt hatte, der Geheimerath v. Schlayer in seinem Begleitungsvortrage zu dem betreffenden Gesetzentwurfe die Ständeversammlung ausdrücklich davon in Kenntniß setzte. Zu erfahren, warum die

Interpretation von dem sächsischen Ministerium übergangen wurde, wäre wenigstens nicht ohne wissenschaftliches Interesse gewesen, abgesehen von der persönlichen Betheiligung des Antragstellers bei einer seine bundesgesetzlichen Rechte aufhebenden Verfügung.

Nur einmal wird eine Quelle der Bedenklichkeiten angedeutet, aber diese gibt leider keinen Aufschluß. Diese Quelle besteht nämlich in unwidersprochenen Zeitungsnachrichten darüber, daß die Gerichte mehrerer anderer deutscher Bundesstaaten und selbst das vereinigte Criminalamt zu Leipzig ähnliche Anträge bereits aberkannt hätten. Zwar läßt sich bezweifeln, ob jede unwidersprochene Zeitungsnachricht so unbestritten sey, daß sie als Entscheidungsgrund im Prozesse benutzt werden kann; ebensowenig ist ausgemacht, ob jeder falschen Nachricht widersprochen wird und ob die Berichtigungsartikel das non plus ultra historischer Wahrheit enthalten;[1] aber soviel steht fest, daß in Sachsen kein Gesetz den Richter an unwidersprochene Zeitungsnachrichten bindet, und daß es besser ist, wenn die Behörden ihre Zweifel aus dem Gesetze selbst, statt aus Zeitungsartikeln beweisen. Das erstere war hier um so mehr zu wünschen, weil den in andern Bundesstaaten gefällten Entscheidungen, der Darmstädter und der Berliner, die partikularen Landesgesetzgebungen zum Grunde lagen, eine sächsische Behörde aber nicht nach hessischem oder preußischem Rechte sprechen soll. Hiergegen kann auch nicht geltend gemacht werden, daß der Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 in diesen Staaten ebenfalls publicirt sey. Denn in Hessen-Darmstadt und Preußen konnte kein Zweifel darüber entstehen, ob unter literarischen Erzeugnissen auch mündliche Vorträge zu verstehen seyen, weil in den Gesetzen dieser Länder ausdrücklich der unbefugte Abdruck nachgeschriebener Vorlesungen für Nachdruck erklärt wird. Da es sich nun gerade um diesen Punkt in Sachsen handelte, konnte eine sächsische Behörde mit den ausländischen Entscheidungen nicht füglich ihre Zweifel über die Auslegung des Bundesbeschlusses rechtfertigen.

Selbst die Resolution des vereinigten Criminalamtes zu

[1] Vergl. jedoch die Anekdote, welche ein Berliner Correspondent in Nr. 167 der deutschen Allgemeinen Zeitung vom 15. Juni 1844, S. 1359, Sp. 1 erzählt.

Leipzig war nicht geeignet dem Miniſterium zur Aushülfe zu dienen, da hier eine ganz andere Frage zur Entſcheidung vorlag. Denn bei dem Criminalamte war der Leipziger Commiſſionär des Verlegers wegen Verbreitung des Nachdrucks angeſchuldigt worden, es handelte ſich alſo nicht ſowohl um die Strafbarkeit des Nachdrucks ſelbſt, als vielmehr um die des Commiſſionärs, wenigſtens iſt auch nur in ſo weit die Entſcheidung des Criminalgerichts in höherer Inſtanz aufrecht erhalten worden.

Dafern alſo der eingewendete Recurs formell ſtatthaft war, was oben aus guten Gründen verneint wurde, wäre das Miniſterium mit Begründung ſeiner Zweifel lediglich an das Geſetz ſelbſt gebunden geweſen, und da es bei derartigen proviſoriſchen Verfügungen der Verwaltungsbehörde nicht, wie in Criminalgerichten, auf die ſtrengſte Auslegung der Geſetze ankommt, ſondern eine ſummariſche Unterſuchung, bei welcher blos *überwiegende* Zweifel beachtet werden ſollen, genügt, da ferner der Bundesbeſchluß nicht zwiſchen gedruckten, ungedruckten oder mündlich vorgetragenen Erzeugniſſen unterſcheidet, beruht die Verfügung des Miniſteriums, deſſen Bedenklichkeiten nur aus einer derartigen Unterſcheidung zwiſchen den verſchiedenen Arten der literariſchen Erzeugniſſe hervorgehen, offenbar auf einem Irrthum; denn wo der Geſetzgeber nicht unterſcheidet, ſoll auch der Richter nicht unterſcheiden.

Der Anwalt des Herrn v. Schelling wendete auf die erſte Kunde von dem Inhalte dieſer Miniſterialverordnung Proteſtation gegen die Wiederaufhebung der angelegten Beſchlagnahme ein, indem er ſich beſonders auf die oben mitgetheilte Stelle aus §. XIX. der Verordnung vom 20. December 1838 berief, wurde aber abfällig beſchieden. Weil jedoch die zweite Miniſterialverordnung rein prozeſſualiſchen Inhalts iſt, fürchten wir, zuweit von unſerm Ziele abzuſchweifen, wollten wir auch dieſes Actenſtück mittheilen und beſprechen. Wir wenden uns alſo, da auf eine bei dem Könige eingereichte Immediatbeſchwerde noch keine Entſchließung erfolgt iſt, von den Verwaltungsbehörden hinweg und betrachten den

Criminalprozeß in Leipzig.

Am 30. Okt. 1843 wurde nämlich bei dem vereinigten Criminalamte zu Leipzig der Antrag geſtellt: gegen den Buchhändler

Herrn J. G. Mittler, als Commissionär der Leskeschen Buchhandlung, wegen verbotenen und strafbaren Vertriebes des bei Leske in Darmstadt erschienenen Nachdrucks nach Maßgabe des Mandates vom 18. December 1773 und des Bundesbeschlusses vom 9. November 1837 mit Eröffnung der Untersuchung und mit Confiscation der sich vorfindenden Exemplare des Nachdrucks zu verfahren, auch denselben zu Erstattung des Werthes der bereits abgesetzten Exemplare, ingleichen zu fünfzig Thaler Strafe, welche zur Hälfte dem Fiskus und zur Hälfte dem Kläger zufallen würde, sowie zu Erstattung der gesammten verursachten gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten zu verurtheilen.

Dieser Strafantrag ist aus §. IV. des Mandates vom 18. December 1773 entnommen; bei seiner Begründung aber war ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Bundesbeschluß eine authentische Interpretation erhalten habe. Da nun die Publikationsverordnung zum Bundesbeschlusse verfügt, daß alle frühern sächsischen Gesetze in Kraft bleiben, „insofern sie dem Eigenthum und Verlagsrecht an Büchern und an andern Geisteswerken in Beziehung auf die Zeitfrist oder sonst einen noch ausgedehntern Rechtsschutz gewähren," war zu hoffen, daß die Beurtheilung der Nachdruckseigenschaft nach dem Bundesbeschlusse und die Bestrafung nach dem genannten Mandate erfolgen werde. Diese Hoffnung wurde aber getäuscht durch

die Resolution des Criminalamtes.

Die Verfügungen der Verwaltungsbehörde haben gewöhnlich die formelle Seite zum Hauptgegenstand: diese Entscheidung aber geht auf eine Erörterung der materiellen Frage ein, erscheint also für unsern Zweck ungleich wichtiger, als die bisher mitgetheilten Entschließungen der Verwaltungsbehörden. Diese Rücksicht und das gänzliche Stillschweigen der frühern sächsischen Gesetzgebung über den widerrechtlichen Abdruck mündlicher Vorträge mag zur Rechtfertigung dienen, wenn wir bei dem Erkenntnisse des Criminalamtes länger als bei andern Aktenstücken verweilen und uns auf eine sorgfältige Prüfung der im Erkenntnisse angeführten Beweisstellen einlassen; die Frage wird um so anziehender, je mehr Schwierigkeiten sie bietet.

Die Resolution lautet:

„Das in der Anzeige bezeichnete Werk von Paulus ist nach

den dermalen im Königreiche Sachſen gültigen Geſetzen als ein ſtrafbarer Nachdruck aus folgenden Gründen nicht anzuſehen:

1) weil weder angeführt und nachgewieſen, noch zu vermuthen iſt, daß die mündlichen Vorträge des Denuncianten, welche nach der eigenen Angabe des Erſtern darin allerdings wörtlich, aber dieſes doch, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur inſoweit, als überhaupt möglich geweſen, wiedergegeben worden ſind, bereits in entſprechender Weiſe als ein von ihm verfaßtes Manuſcript exiſtiren und darnach abgedruckt worden; indem zwar der unter dem 4. Januar 1838 bekannt gemachte Bundesbeſchluß vom 9. November 1837 den Schutz gegen Nachdruck auch auf noch nicht veröffentlichte literariſche Erzeugniſſe ausgedehnt hat, unter literariſchen Erzeugniſſen aber überhaupt, dem gewöhnlichen Wortbegriffe nach, mündliche Vorträge — welche auch an ſich nicht einmal als Objekte geeignet zur Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege anzuſehen ſeyn dürften — nicht verſtanden werden, daher, wie von Seiten der königl. ſächſiſchen Staatsregierung in dem, beim letzten Landtage berathenen Entwurfe zu einem den Schutz der Rechte an literariſchen Erzeugniſſen und Werken der Kunſt betreffenden Geſetze und deſſen Motiven, ingleichen bei den ſtändiſchen Verhandlungen über dieſen Entwurf,

vergl. Landtagsmittheilungen, zweite Kammer. Bd. I, S. 1081 und 1086.

ausdrücklich anerkannt worden iſt, welchem Anerkenntniſſe gegenüber die in der Denunciation angeführte Erklärung eines fremden Staatsminiſters rechtliche Beachtung offenbar nicht finden kann, die Anwendung auch des beſagten Bundesbeſchluſſes, wie er bekannt gemacht worden iſt, auf dergleichen Vorträge ohne Weiteres nicht zuläſſig erſcheint;

2) weil das fragliche Werk ſeiner Tendenz, ſeinem Inhalte und ſeinem Umfange nach als eine umfaſſende kritiſche Beleuchtung und Widerlegung der von Denuncianten mündlich vorgetragenen Lehren, mithin als ein eigenes neues Geiſtesprodukt ſich darſtellt, auf welches den Begriff des Nachdrucks lediglich um deßwillen, weil darin dieſe Lehren zugleich möglichſt wortgetreu mitgetheilt worden ſind, anzuwenden, um ſo weniger als ſachgemäß ſich darſtellt, als deſſen angegebener ſelbſtſtändiger

Agrigent mit den auf einem Hafen ſitzenden zwei Adlern, mit der Heuſchrecke, dem Seekrebs und andern Nebenbildchen. Kann wohl das thieriſche Leben in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen geiſtreicher aufgefaßt, ausdrucksvoller und ſchöner zugleich dargeſtellt werden? Ferner die Silbermünze von Catana mit dem ſprechenden Haupt des unmuthsvollen Apollo, die von Velia mit dem Pallaskopf und ſchreitenden Löwen, die von Thurium mit dem kräftig-ſchönen Minervenhaupt. Welch ein Abſtand von jenem ſeelenloſen ſeltſamen Pallaskopfe der altfränkiſchen Tetradrachmen von Athen! Nun aber vollends jenes wundervolle ſchilfbekränzte Haupt auf den Großſilberſtücken von Syrakus, mag dieſe Jungfrau nun Arethuſa Artemis, Perſephone oder Sikelia ſelbſt genannt werden. In letzterem Falle würde dieſe Geſtalt zu jenen glücklichen Perſonificationen von Ländern und Oertern gehören, wovon die Münzkunde ſo herrliche Beiſpiele zeigt, wie in den Figuren der Aetolia, Aſia, Afrika, Bithynia und Hiſpania. Jene ſiciliſchen und italiſch-griechiſchen Münzſtempel-Künſtler waren hinter ihren Vorarbeitern, den Steinſchneidern, in keinem Stücke zurückgeblieben, weder in der Auffaſſung der Natur und in treffender Behandlung des Symboliſchen, noch in Verfeinerung der Technik, und ſo waren denn auch Männer wie Kimon, Eukleides, Euänetos und Andere von Syrakus, Kleudoros von Velia und Andere von andern italiſchen Städten eben ſo wohl berechtigt, ihre Namen den von ihnen gearbeiteten Münzſtempeln einzugraben, wie die Lithoglyphen Solon, Pyrgoteles und Dioskurides ihren Gemmen oder Cameen. Daß aber auch die Künſtler anderer griechiſchen Länder den eben genannten nahe gekommen, oder ſie erreicht haben, beweiſen unter andern die herrlichen Münzen von Theſſalien, Lesbos, Kos und Kreta. Auf den Silbermünzen von Opus in Lokrien beurkundet das edle Haupt der Ceres auf der Vorderſeite und noch mehr auf der Rückſeite die jugendliche Geſtalt des mit Schild und Schwert in den Kampf ſtürzenden Heros das Werk eines Künſtlers erſten Ranges — ein Werk, das an die lebendige und geiſtreiche Schilderung erinnert, die uns ein alter Autor von einem ähnlichen Gemälde des Theon gelieſert; ein Werk endlich, das dem Marmorbilde des borgheſiſchen Helden an die Seite geſtellt werden kann. Dieſen Arbeiten reihen ſich an die Silberdenare Philipps von Macedonien mit dem zierlichen Haupte des Apollo und mehrere Münzen

Zweck eine möglichst genaue Kenntniß der kritisirten Lehren bei den Lesern der Kritik bedingt und diese in nöthiger Aechtheit nur dadurch verschafft werden konnte, die berührten Vorträge übrigens formell nicht einmal in unterbrochenem Zusammenhange, sondern, wenigstens theilweise, durchwebt von den Bemerkungen des Verfassers der Kritik wiedergegeben werden sind, indem die königl. sächsische Gesetzgebung allenthalben und insonderheit durch die Bestimmungen des Reskripts vom 25. Mai 1781, §. 3, des Mandates vom 10. August 1812, §. IV. und des Erläuterungsmandates vom 17. Mai 1831 §. 2. deutlich zu erkennen gegeben hat, daß sie auf solche Reproduktionen, welche als eigene neue literarische Produkte wirklich zu erkennen sind, die Nachdrucksverbote nicht angewendet wissen wolle;

3) weil es, selbst nach dem Bl. 19 ff. in beglaubigter Abschrift ersichtlichen Gutachten der Deputirten des hiesigen Buchhändlervereins — worin sogar für wahrscheinlich erachtet worden ist, daß durch das fragliche Werk der Absatz jener Vorträge, wenn diese von Denuncianten selbst im Drucke herausgegeben werden sollten, befördert werden dürfte — mindestens sehr problematisch erscheint, ob dieses Werk geeignet sey, den Gewinn zu schmälern, welchen Denunciant aus seinem Geisteserzeugnisse, den mehrerwähnten Vorträgen, selbst zu ziehen berechtigt ist; indem alle Gesetze gegen Nachdruck nur den Schutz gegen Beeinträchtigung von Vermögensrechten zum Zwecke haben,

vgl. die Motiven des erwähnten Gesetzentwurfs im Eingange und zu §. 2 und 15,

ein strafrechtliches Verfahren aber die Gewißheit einer solchen Beeinträchtigung voraussetzt.

Es ist daher Denunciant mit der angebrachten Denunciation cum expensis abzuweisen."

Zwar muß ganz besonders darauf geachtet werden, daß Entscheidungen der Criminalgerichte auf dem Grundsatze der strengsten Gesetzauslegung beruhen; auch ist nicht zu verkennen, daß ein ehrenwerthes Streben nach Unparteilichkeit den Spruch des Leipziger Criminalamtes auszeichnet, und daß wenigstens nach Ueberzeugung gesprochen wurde, ohne Rücksicht auf Personen, ohne Bezugnahme auf Verhältnisse, die ganz außer dem Gesichtspunkte des Richters liegen und die namentlich im

Darmſtädter Erkenntniß ſo beſchwerlich hervortraten; aber dem ungeachtet läßt ſich nachweiſen, daß auch dieſes Erkenntniß nicht auf feſtem Boden ſteht. Sey es, daß die Rückſicht auf das von den Ständen berathene, aber noch nicht publicirte Geſetz den erkennenden Richter zu weit geführt; ſey es, daß die laute Stimme der öffentlichen Blätter und der Vorgang des Erkenntniſſes zu Darmſtadt ſeine Ruhe und Unbefangenheit getrübt oder das oben beſprochene Gutachten der Deputirten des Leipziger Buchhändlervereins den Geſichtspunkt verſchoben habe: auffallend iſt, wie unerachtet der Verſicherung: „nach den *dermalen* im Königreiche Sachſen gültigen Geſetzen," zum groſſen Theil eben dieſen Geſetzen widerſprechend geurtheilt, ja ſogar auf ein Geſetz Bezug genommen wird, welches damals rechtlich noch gar nicht exiſtirte; denn am 10. November 1843 wurde dieſe Reſolution bekannt gemacht, das neue Geſetz aber iſt erſt am 22. Februar 1844 vollzogen worden und am 1. Mai, alſo beinahe ein halbes Jahr *nach* Publikation des Erkenntniſſes in Kraft getreten.

Der erſte Grund der Reſolution ſelbſt beſteht nun darin, daß der im Bundesbeſchluſſe vom 9. November 1837 gebrauchte Ausdruck „*literariſche* Erzeugniſſe" ſo erklärt wird, als könnten darunter mündliche Vorträge nicht mit verſtanden werden, dafern nicht angeführt und nachgewieſen worden ſey, daß die mündlichen Vorträge bereits in entſprechender Weiſe wenigſtens als ein vom Urheber verfaßtes „*Manuſcript*" exiſtiren und *danach* abgedruckt worden ſind. Dieſe Erklärung, welche mit der authentiſchen Erklärung der Bundesprotokolle, mit den Anſichten aller Rechtslehrer und mit dem allgemeinen Rechtsgrunde, aus welchem Vorleſungen nicht weniger geſchützt werden ſollen, als gedruckte Bücher, in Widerſpruch ſteht, wird durch drei Behauptungen unterſtützt.

Mündliche Vorträge, heißt es nämlich, dürften ſchon an ſich nicht als Objekt geeignet zur Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege anzuſehen ſeyn. Dieſe erſte Behauptung muß jedoch entſchieden zurückgewieſen werden.

Um tiefer auf den Gegenſtand einzugehen und namentlich den Begriff „Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege" richtig zu erörtern, erſcheint es nothwendig, das Objekt des Rechtsſchutzes ſeinem Weſen nach genau zu bezeichnen, weil nur auf

dieſem Wege der Begriff der Vervielfältigung an der Wurzel gefaßt werden kann. Der Rechtsſchutz, welchen die Urheber geiſtiger Erzeugniſſe genieſſen, gilt nämlich nicht dem Gedanken als ſolchem; denn die Mittheilung und Verbreitung deſſelben zu hindern iſt geradezu unmöglich: er gilt vielmehr der ſinnlich wahrnehmbaren Form, in welche der ſchöpferiſche Geiſt die Gedanken eingekleidet, ſomit zu etwas Körperlichem, ſinnlich Wahrnehmbarem und deßhalb auch Eigenthumsfähigem gemacht hat. Nicht der Gedanke als ſolcher iſt die Schöpfung des Menſchen, weil der Gedanke ſchon lange vorher war, ehe der Menſch wurde, ſondern blos die Form, in welcher wir denſelben mittheilen und den Mitmenſchen wahrnehmbar machen; nur dieſe kann unſer eigenes Erzeugniß, unſere Schöpfung ſeyn, und daß wir dieſe geſchaffen, iſt ja eben der Grund des geiſtigen Eigenthums, alſo auch der Grund des Rechtsſchutzes. Welche Form dies ſey, das iſt ganz und gar gleichgültig, wenn es nur eine Form iſt, d. h. mit den Sinnen wahrgenommen werden kann. Jedenfalls iſt die Anſicht, von welcher auch das erkennende Gericht auszugehen ſcheint, daß nämlich die Schrift, der Buchſtabe, die einzige Form literariſcher Erzeugniſſe ſey, irrig; vielmehr können ſolche Erzeugniſſe nicht blos dem Auge, ſondern auch andern Sinnen, namentlich dem Gehör in gewiſſer Form wahrnehmbar gemacht werden. Wir erinnern nur an die Sprache und die Muſik, als Formen, die ganz denſelben Gedanken, welcher auch geſchrieben werden kann, für das Gehör darſtellen. Ueberhaupt kann ein Gedanke für alle Sinne, mit denen es nur möglich iſt, Aeußeres wahrzunehmen, bemerkbar werden; namentlich für das Gefühl, z. B. durch Blindenbücher, und auf anderm Wege ſelbſt für den Geſchmack und den Geruch. Die Möglichkeit an ſich wird bewieſen durch die Patentirung von Erfindungen gewiſſer Parfümerien, wo nicht an den Stoffen, wie etwa dem Spiritus, den ätheriſchen Oelen, den Blumendüften u. ſ. w. dem Erfinder Eigenthum zuerkannt wird, ſondern lediglich die Miſchung derſelben in der von ihm zuerſt aufgefundenen Weiſe, d. h. das Eigenthum an der Form, in welcher ſein erfindender Gedanke dem Geruchsſinne bemerkbar wird, gegen unerlaubte Vervielfältigung Schutz findet. So hat der Schriftſteller auch nicht Eigenthum an den einzelnen Worten ſelbſt,

vielmehr nur an der *Verbindung*, in welcher er diese Worte zusammengestellt und zur Form eines Gedankens gemacht hat, an dem von ihm zuerst hervorgebrachten *Zusammenhange* und *gegenseitigen Verhältnisse* derselben.

Nun ist es aber möglich, daß eine Form je nach dem *Stoffe*, welcher dazu benutzt wurde, für *verschiedene* Sinne wahrnehmbar ist und doch *dieselbe* Form bleibt. Denken wir nur an ein Musikstück. Dies wird bei der Aufführung durch die Schwingungen der Luft dem Gehöre wahrnehmlich; aber ganz dieselben Gedanken liest der Musiker, ohne einen Ton zu hören, von der Partitur, welche blos dem Auge bemerkbar ist. Und doch hat der Lesende wie der Hörende denselben Eindruck von der Zusammensetzung und Aufeinanderfolge der verschiedenen Töne; *ein und dieselbe* Form ist durch verschiedenen Stoff verschiedenen Sinnen wahrnehmbar gemacht. Derselbe Fall zeigt sich bei gesprochenen und geschriebenen Worten. Daraus ergibt sich aber die unendlich wichtige Folge, daß eine Nachbildung, eine Vervielfältigung solcher Formen nicht nothwendig aus demselben Stoffe, für dieselben Sinne wahrnehmbar gemacht seyn müsse, wie die erste Hervorbringung. Vielmehr kann der Gedanke auf ganz andere Weise wieder dargestellt werden und wird doch immer als derselbe Gedanke sinnlich wahrnehmbar bleiben, sobald nur die Hauptsache: die originelle Art und Weise der Zusammenstellung des benutzten Materials wieder sinnlich bemerkbar wird. Dieser Satz ist die Grundlage des Bundesbeschlusses vom 22. April 1841, wo die Aufführung dramatischer Werke und musikalischer Compositionen, die ohne Zustimmung des Urhebers geschieht, verboten wird, obschon ein Jeder zugeben muß, daß die auf der Bühne gesprochenen Worte und die Buchstaben auf dem Papiere unmöglich gegenseitig Nachbildung von einander seyn können, wenn der Ausdruck „Nachbildung" oder „Vervielfältigung" dem Materiale und nicht der Form gelten sollte.

Da nun durch *Nachschreiben* der *gesprochenen* Worte ebenso wie durch das *Drucken* der *geschriebenen* diese Form der Gedanken — die eigenthümliche Bearbeitung des Sprachmaterials — jedenfalls wiederholt, d. h. abermals in sinnlich wahrnehmbarer Form dargestellt wird, so leuchtet ein, daß es als eine Vervielfältigung des ursprünglichen Erzeugnisses betrachtet

werden muß, wenn gesprochene Worte nachgeschrieben werden. Denn nicht auf den Stoff selbst, sondern auf die dem Stoffe gegebene Form kommt es an; diese und nur diese ist das Hervorgebrachte, das Erzeugniß; könnte dieselbe Form, wenn auch mit anderem Stoffe, wiederholt werden und ist sie wirklich wiederholt worden, so ist ja die Form, also das wirkliche eigene Erzeugniß des Urhebers nachgebildet.

Auch Werke der Kunst werden von unsern Rechten geschützt, und hier tritt es besonders klar hervor, daß nur die Form und nicht der Stoff das geschützte Erzeugniß ist. Denn wer eine in Stein gehauene Statue in Erz nachgießt, wer einen Kupferstich durch die Lithographie nachbildet, wird in ganz Deutschland wegen widerrechtlicher Vervielfältigung gestraft werden, wenn er die Einwilligung des Urhebers nicht nachweisen kann. Daß also, ganz der Natur der Sache gemäß, Nachschreiben und Abdrucken gesprochener Worte als Vervielfältigung zu betrachten sind, ist hiermit erwiesen; dadurch aber ist zugleich festgestellt, daß Vorlesungen als „Objecte geeignet zur Vervielfältigung" zu betrachten sind, so wie, daß der in Frage stehende Abdruck eine Vervielfältigung der v. Schellingschen Vorlesungen wirklich ist, nachdem eingestanden wurde, daß dieselben wörtlich so abgedruckt seyen, wie sie gehalten worden sind.

Es wäre daher nur noch zu untersuchen: ist dieser Abdruck Vervielfältigung „auf mechanischem Wege?" Und diese Frage muß bejaht werden. Bei Erklärung des Begriffes Vervielfältigung „auf mechanischem Wege" ist nämlich streng nach dem Laute des Bundesbeschlusses zu verfahren, dem dieser Begriff entnommen ist. In diesem ist aber der Ausdruck: „auf mechanischem Wege" blos auf das Wort „vervielfältigen" bezogen, und wir haben keinen Grund ein anderes in dem Gesetze nicht mit enthaltenes Wort aufzusuchen, auf welches derselbe Ausdruck ebenfalls bezogen werden soll. Vervielfältigen heißt eine Form mehrmals wiederholen, in mehreren Exemplaren hervorbringen, und das Wort selbst zeigt schon an, daß mehrere oder richtiger „viele" Wiederholungen derselben Form erforderlich sind, damit von Vervielfältigung gesprochen werden könne. Diese vielen Wiederholungen, das Vervielfältigen und nichts anderes soll nach dem Wortlaute des Gesetzes auf mechanischem Wege bewirkt

werden, d. h. wie eben ſchon dargelegt wurde, vermittelſt einer bleibenden Vorrichtung, die zum Hervorbringen derſelben Form in mehrfachen Exemplaren blos Anwendung phyſiſcher Kräfte erfordert. Was vermittelſt einer ſolchen Vorrichtung in mehreren Exemplaren hervorgebracht wird, heißt: auf mechaniſchem Wege vervielfältigt.

Dieſer Erklärung könnte vielleicht der Vorwurf gemacht werden, daß ſie zu engherzig an den Wortlaut ſich anklammere, und das Criminalamt ſelbſt iſt, wie ſogleich gezeigt werden wird, der Anſicht, daß von Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege nicht die Rede ſeyn könne, wenn bei Herſtellung der Vorrichtung, mit welcher die Vervielfältigung bewirkt wird, ſelbſtſtändige Geiſtesthätigkeit concurrirt. Denn das Vervielfältigen in der Druckerpreſſe, an und für ſich betrachtet, iſt unbeſtritten ein blos mechaniſches Verfahren und bleibt ein ſolches, der Inhalt deſſen, was auf dieſe Weiſe gedruckt wird, mag aus mündlichen Vorträgen oder aus gedruckten Büchern genommen ſeyn. Wenn nun gegenwärtig *gedruckte Exemplare*, welche mündlich gehaltene Vorträge enthalten, vorliegen, alſo in unſerm ſtrengen Sinne: auf mechaniſchem Wege bewirkte Vervielfältigungen, das Criminalamt jedoch trotzdem behauptet, daß mündliche Vorträge *gar nicht* geeignet wären, auf mechaniſchem Wege vervielfältigt zu werden, ſo geht daraus hervor, daß das Criminalamt den Begriff der *mechaniſchen* Vervielfältigung nicht auf die Vervielfältigung *allein* bezieht, ſondern auch auf die dazu erforderlichen Vorbereitungen ausdehnt. Dieſe Ausdehnung iſt jedoch irrig und unhaltbar: einmal, weil ſie nicht aus dem Geſetze folgt, und ſodann, weil jede Beziehung des Wortes „mechaniſch" auf etwas Mehreres, als blos auf das Vervielfältigen dahin führt, daß von *keiner* Vervielfältigung mehr behauptet werden kann, ſie ſey eine mechaniſche. Denn es iſt nicht denkbar, daß die Vorrichtung, welche zur Vervielfältigung erfordert wird, hervorgebracht, oder nur deren Anwendung vorbereitet werde ohne Mitwirkung einer ſelbſtſtändigen geiſtigen Thätigkeit; ja dieſe Vorrichtungen erfordern oft einen weit größern Aufwand von Geiſt und Nachdenken als die Originale, zu deren Vervielfältigung ſie erdacht worden ſind, ſo daß Vervielfältigung auf *mechaniſchem* Wege eine Unmöglichkeit und der Begriff ſelbſt eine contradictio in adjecto ſeyn würde. Denn wenn z. B.

Jemand dieselbe Platte, auf welche der Urheber einen Kupferstich gravirt hat, in eine Druckerpresse legte, welche anders gebaut ist, als die, in welcher die ersten Abdrücke gemacht wurden, könnten die in der neuen Presse abgezogenen Abdrücke dieser Platte nicht mehr Vervielfältigung auf mechanischem Wege genannt werden, weil zum Abdruck eine Vorrichtung angewendet wurde, die nicht selbst mechanisch hervorgebracht ist. Auch würde der Abdruck eines Buches niemals mechanische Vervielfältigung seyn, weil das Gießen der Lettern und das Schriftsetzen selbst als eine eigene Kunst betrachtet werden muß, und noch viel weniger wäre die mechanische Vervielfältigung einer Zeichnung oder eines plastischen Kunstwerkes möglich, weil das Nachstechen oder das Hervorbringen der Gußform eine neue künstlerische Thätigkeit erfordert. Wir müssen uns daher streng an den Wortlaut halten und das Wort „mechanisch" nur auf die Vervielfältigung beziehen, nicht auf die Vorbereitungen, die zu Ermöglichung der letztern erforderlich waren. Mechanische Vervielfältigung ist also stets vorhanden, wenn die mehreren Exemplare durch eine und dieselbe Vorrichtung mittelst Anwendung physischer Kräfte erzeugt werden, also z. B. durch Abziehen mehrerer Druckbogen von demselben Satze oder durch das Gießen mehrerer Exemplare einer Statue in derselben Form oder nach demselben Modelle; und es muß ganz gleichgültig seyn, welche geistige Thätigkeit aufgewendet wurde, um die Druckerpresse, den Schriftsatz oder das Modell herzustellen. Denn es genügt, wenn durch die Vorrichtung, sobald sie einmal fertig ist, das geistige Erzeugniß eines Andern in mehreren Exemplaren nachgebildet werden kann, ohne daß es nunmehr eines Andern bedürfte, als der Anwendung physischer Kräfte. Wollten wir daher auch soweit gehen, daß wir das Nachschreiben gesprochener Worte als eine eigene Geistesthätigkeit betrachteten, so würde diese Thätigkeit hier doch nicht in Betracht kommen dürfen, weil sie nur als ein Mittel zu Hervorbringung der Vorrichtung erscheint, durch welche die mechanische Vervielfältigung des in Frage stehenden Werkes bewirkt wird. Die Frage über Vervielfältigung „auf mechanischem Wege" ist also schon damit entschieden, daß die Vorlesungen des Herrn v. Schelling gedruckt vorliegen.

Diese Grundsätze über Vervielfältigung geistiger Erzeugnisse

auf mechaniſchem Wege liegen in der Natur der Sache, bilden die Grundlage unſerer poſitiven Geſetzgebung und werden von dieſer ausdrücklich anerkannt; nach ihnen muß die Behauptung des Criminalamts, daß mündliche Vorträge zu einer Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege ſchon an ſich nicht geeignet ſeyen, beurtheilt werden, und dieſe Behauptung wird gewiß als irrthümlich erſcheinen, zumal wenn in Betracht gezogen wird, daß Schreiben eine rein mechaniſche Thätigkeit iſt und daß ebenſogut wie ein Schreiber ſein eigenes Todesurtheil abſchreiben konnte, ohne die entfernteſte Wiſſenſchaft von deſſen Inhalt zu erlangen, auch ein Menſch, der gut hört und ſchnell ſchreibt, eine v. Schellingſche Vorleſung vollkommen richtig nachſchreiben kann, ohne das Mindeſte davon zu verſtehen; wie ja viele Schriftſteller die Gewohnheit haben, ihre Werke zu dictiren, ohne dadurch ihre Nachſchreiber zu Miturhebern zu machen.

Zwar könnte gegen dieſe Darlegung der Einwand gemacht werden, und iſt wirklich gemacht worden, daß darin nur von *geiſtigen* Erzeugniſſen gehandelt werde, während der Bundesbeſchluß blos von *literariſchen* ſpricht; allein hierauf läßt ſich entgegnen, daß literariſche Erzeugniſſe eine Unterart der geiſtigen ſind, daß was von dem ganzen Geſchlechte gilt, auch von der einzelnen Gattung gelten muß, ſowie daß die Berückſichtigung der *geiſtigen* Erzeugniſſe — namentlich ungeſchriebener im Gegenſatz der geſchriebenen oder gedruckten — der deutſchen Geſetzgebung gar nicht fremd iſt, indem das preußiſche, weimarſche, heſſen-darmſtädtiſche, bayerſche und andere Geſetze ausdrücklich die *mechaniſche Vervielfältigung mündlich gehaltener* Lehr- und Kanzelvorträge als Nachdruck beſtrafen, und daß endlich die *ſächſiſche Geſetzgebung* ſogar ausdrücklich die „*Geiſteswerke*“ gegen Nachdruck in Schutz nimmt, namentlich in der Publikationsverordnung zum Bundesbeſchluſſe vom 9. November 1837, welche den vom Bunde verheißenen Schutz weiter ausdehnt und durch das Wort „*Geiſteswerke*“ dem Ausdruck: „literariſche Erzeugniſſe“ eine unzweifelhafte Deutung gibt, wenn derſelbe überhaupt einer Deutung bedarf.

Indem übrigens der Verfaſſer des Urtels behauptet, es ſey nicht zu vermuthen, daß Herrn v. Schellings mündliche Vorträge wenigſtens als ein von demſelben verfaßtes *Manuſcript* exiſtirt

hätten und danach abgedruckt worden wären, ſcheint er ganz überſehen zu haben, daß Herrn v. Schelling in dem Buche ſelbſt namentlich S. 46 in gehäſſigem Tone vorgeworfen wird, er habe ſeine Vorleſungen aus einem Hefte abgeleſen; auch ſcheint nicht bedacht worden zu ſeyn, daß viele akademiſche Lehrer, um das Nachſchreiben zu erleichtern, die wichtigſten Sätze, die ſie gewöhnlich auch aufgeſchrieben haben, ſehr langſam und mit Wiederholungen vorzutragen, zwiſchen dieſen Hauptſätzen aber im freien Vortrage minder weſentliche Erörterungen einzuſchalten pflegen, und daß es bei dieſer gar nicht ſeltenen Art des Vortrages ſehr leicht möglich iſt, die Vorleſung genau ſo nachzuſchreiben, wie ſie der Profeſſor in ſeinem Hefte hat.

Soviel zu Widerlegung des Satzes, daß mündliche Vorträge nicht zur Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege geeignet ſeyen.

Ein anderer Stützpunkt für den erſten Theil des Erkenntniſſes ſollen die Verhandlungen der ſächſiſchen Kammern ſeyn, und zwar werden die Motive, der Geſetzentwurf und die Aeußerungen der Kammermitglieder bei Berathung des neuen Geſetzes zum Schutze literariſcher Erzeugniſſe als Belege angeführt.

Das erſte Citat enthält eine Stelle aus den Verhandlungen der zweiten Kammer und befindet ſich S. 1081, Sp. 2 der Landtagsmittheilungen. Hier wird nämlich in §. 1 des Geſetzentwurfes eine Beſtimmung aufgeſtellt, welche dem erſten Artikel des Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837 faſt wörtlich entnommen iſt, und außer einer beſondern, die Kunſtwerke betreffenden Verfügung noch folgenden Zuſatz enthält: „Derſelben Beſtimmung unterliegen auch die vom Urheber ſelbſt nicht handſchriftlich mitgetheilten, ſondern von einer andern Perſon nachgeſchriebenen mündlichen Vorträge.“ Nun ſagen die Motive hierzu: „An die Spitze des Geſetzes war derſelbe oberſte Grundſatz zu ſtellen, welchen der Bundesbeſchluß vom 9. Nov. 1837 für alle Bundesſtaaten verbindlich aufgeſtellt hat. Der die mündlichen Vorträge betreffende Zuſatz u. ſ. w.“ und aus dem Worte „Zuſatz“ ſoll nun hervorgehen,[1] daß das Verbot des

[1] Wenigſtens findet ſich auf dieſer Seite kein anderer Satz, welchen der Richter zu ſeinen Gunſten hätte anführen können.

unbefugten Abdrucks mündlicher Vorträge nicht im Bundesbeſchluſſe enthalten ſey, weil es hier als Zuſatz zum Bundesbeſchluſſe bezeichnet werde. Allein es iſt fürs Erſte noch gar nicht ausgemacht, ob mit dem bloßen Worte „Zuſatz" eine Erweiterung des Bundesbeſchluſſes oder aber des ſächſiſchen Geſetzentwurfes, deſſen erſter Paragraph nicht ganz mit dem Bundesbeſchluſſe übereinſtimmt, gemeint ſey. Ferner würde vor allen Dingen zu erweiſen ſeyn, daß mit dem Worte „Zuſatz" die Hinzufügung einer ganz neuen Beſtimmung und nicht — nach einer ſehr gebräuchlichen Bedeutung des Wortes — eine Erläuterung des Vorhergehenden bezeichnet werde. Selbſt wenn aus der Faſſung des Zuſatzes gefolgert werden könnte, daß eine ganz neue Beſtimmung darin enthalten ſeyn ſollte, würde dieſe Anſicht immer nur die der Verfaſſer des Geſetzentwurfes ſeyn, deren Anſichten und Meinungen keineswegs Geſetzeskraft beſitzen, die bei Abfaſſung gerade dieſes Geſetzes nicht tief in den Gegenſtand eingedrungen ſind, deren Meinung über den Bundesbeſchluß aber jedenfalls weniger gilt, als die in der Bundesverſammlung ausgeſprochene, durch Stimmeneinheit von ſämmtlichen Bundesgliedern zum Beſchluß erhobene Erklärung des Bundespräſidialgeſandten, daß unter literariſchen Erzeugniſſen auch mündliche Katheder- und Kanzelvorträge verſtanden werden ſollen; ein Beſchluß, welcher zugleich beweiſt, daß es nicht ſo hart gegen den Sprachgebrauch verſtößt, als der Verfaſſer des Erkenntniſſes meint, wenn mündliche Vorträge mit unter literariſchen Erzeugniſſen begriffen werden.

Das zweite Citat auf S. 1086 kann ſich möglicherweiſe auf zwei Stellen beziehen, die in den Worten des königl. Commiſſär Dr. Schaarſchmidt enthalten ſind. Auf Sp. 1 bezweifelt derſelbe, ob das Wort „Nachdruck" nach der jetzigen Lage der Sache, „wo die neuen Geſetzgebungen, nicht blos die ſächſiſche, auch unerlaubte Vervielfältigungen in Fällen, wo ein Druck nicht vorhergegangen iſt, anzunehmen anfangen," paſſend ſeyn würde, namentlich bei Manuſcripten und ungedruckten Zeichnungen, die auch von dieſem Geſetz getroffen werden. Allein dieſe Stelle beweiſt nur, daß der Herr Regierungscommiſſär, wenn er die Geſetzgebungen erſt jetzt anfangen läßt, anſtatt zu ſagen, daß ſie ſchon lange angefangen haben, ganz überſieht,

Alexanders des Großen und seiner Nachfolger, namentlich die des Lysimachus, welche letztere den ausdrucksvollen Kopf jenes Königs in geistreichster Auffassung darstellen.

Mit dieser Erwähnung von Götter- und Heroengestalten befinden wir uns auf dem mythologischen Gebiet. So wichtig nun aber die antiken Münzen als Denkmale der Götterlehren und der Culte sind, so will ich doch diese Seite vor jetzt unberührt lassen, und den deutschen Leser nur erinnern, daß Herr Thomas Burgon im Septemberheft des Numismatic Journal (London 1836) über die auf antiken Münzen erscheinenden Symbole, Gottheiten, heilige Oertlichkeiten, Stiftungsscenen und Cultushandlungen Bemerkungen angefangen hat, welche große Aufmerksamkeit verdienen. Ich hebe nur aus, daß die Münzen auch auf diesem Gebiete von verhältnißmäßig größester Bedeutung sind, indem sie den Rang öffentlicher, unter Staatsaufsicht ausgegebener Documente behaupten, mithin die Bürgschaft mit sich bringen, daß die ihnen aufgeprägten religiösen Personen und Gegenstände nicht Ausgeburten individueller Vorstellungen oder abergläubischer Idiosynkrasien sind, sondern daß sie nur das Allgemeine zeigen, d. h. was im religiösen Bewußtseyn eines ganzen Volkes oder doch einer Gemeinde lebte und wirksam war.

Aber besondere Erwähnung verdienen die Cultusorte, d. h. diejenigen Oertlichkeiten oder Städte, die einen berühmten, vielbesuchten Tempel hatten. Seitdem die alte Welt geprägte Münze hatte, sind solche Orte als Depositäre von Schätzen aller Art, insbesondere aber auch von baaren Geldsummen zu betrachten. In griechischen Landen müssen hier besonders genannt werden: Samos, Ephesus, Delphi und Delos. Ueber das Vermögen dieser Heiligthümer geben uns theils die alten Schriftsteller Notizen, theils liefern uns die Inschriften mehr oder minder vollständige Inventarien. So besitzen wir z. B. eine von Böckh (dem wir überhaupt die meisten Belehrungen über das Geldwesen theils schon schulden, theils noch schulden werden) erläuterte Inschrift über das Vermögen des Apolliniſchen Heiligthums auf Delos. Auch wurden Schuldverschreibungen in Tempeln niederlegt, wenn heilige Kassen Gläubiger waren. Ob aber solche Heiligthümer ordentliche Banken nach heutiger Einrichtung gewesen, wie neuerlich der französische Schriftsteller Hr. Blanqui hat behaupten wollen, überlasse ich billig den

wie das darmstädtische Gesetz vom 23. Sept. 1830, das königl. preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 und alle seitdem erschienenen Gesetze den unbefugten Druck *mündlicher* Vorträge und Predigten, und der Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 den unberechtigt veranstalteten Abdruck noch nicht veröffentlichter literarischer Erzeugnisse aller Art „*als Nachdruck*" bei Strafe verbieten.

Die zweite Stelle, welche etwa gemeint seyn könnte, befindet sich auf Sp. 2, wo ebenderselbe Sprecher behauptet, daß neuerlich gegen das Wort „Nachdruck" Bedenken erwachen müssen, „weil," fährt er fort, „der Begriff einer unerlaubten Nachbildung, oder was man bisher Nachdruck nannte, merklich dadurch erweitert worden ist, daß man auch die Vervielfältigung ungedruckter Manuscripte und nachgeschriebener Vorträge in den Kreis der Gesetzgebung zieht." Der einzige Grund, den aus dieser Stelle die erkennende Behörde nehmen konnte, ist der, daß hier von einer *Erweiterung* des Begriffes Nachdruck die Rede ist und durch das Präsens „*zieht*" angedeutet werden soll, diese Erweiterung geschehe in Sachsen erst jetzt durch das neuerlich berathene Gesetz. Allein da auch das Verbot gegen widerrechtliche Vervielfältigung ungedruckter Manuscripte unter dieser Erweiterung ausdrücklich mit genannt, dieses Verbot aber schon in dem Bundesbeschlusse von 1837 wörtlich enthalten und der Bundesbeschluß durch Verordnung vom 4. Januar 1838 auch *sächsisches* Gesetz geworden ist, löst sich der ganze Gegengrund nur in eine Ungenauigkeit des Ausdrucks auf, die sich der Sprecher zu Schulden kommen ließ, indem sein Präsens auf mindestens sechs Jahre zurückdatirt werden muß. Auch könnte diese Stelle, die Ungenauigkeit des Ausdrucks abgerechnet, noch immer nichts beweisen; denn sie enthält nur die Meinung eines einzelnen Kammermitgliedes, welcher von andern Seiten lebhaft widersprochen wurde, und es läßt sich kein Grund denken, warum die auf derselben Seite befindlichen Aeußerungen Todts, welcher anderer Meinung ist, als der königl. Commissär, nicht ebensoviel Beweiskraft haben sollten, wie die Aeußerungen eines Mannes, der in offenem Widerspruch gegen Artikel 1, 2 und 3 des Bundesbeschlusses behaupten konnte, es habe sich noch keine Praxis darüber festgestellt, daß man Vervielfältigung ungedruckter Manuscripte auch Nachdruck nenne.

Nach dem Bisherigen kann der Behauptung nicht beigepflichtet werden, daß nach dem Inhalte der Citate die in der Denunciation angeführte Erklärung eines fremden Staatsminiſters rechtliche Beachtung nicht finden könne. Denn die Stelle aus den Motiven beweist theils nicht ſoviel, als ſie beweiſen ſollte, um wirkſam zu ſeyn, theils geht ſie von Männern aus, deren Anſichten nicht der authentiſchen Erklärung der Bundesverſammlung vorausgehen; die andern Behauptungen aber beruhen entweder auf Irrthum oder auf Ungenauigkeit und der betreffende Sprecher hat, wie ſchon in der Preßzeitung von 1843 mehrfach nachgewieſen worden iſt, bei Berathung des Geſetzes wiederholt gezeigt, daß ihm die Sätze des natürlichen wie des poſitiven Rechts auf dieſem Felde, wenn auch nicht fremd, doch mindeſtens nicht geläufig ſind.

Allein auch von einem andern Geſichtspunkte aus betrachtet, mußte die Erklärung eines Staatsminiſters, welche *hier* in Rede ſteht, ſchlechterdings beachtet werden, gleichviel ob dieſer Miniſter ein inländiſcher oder ein fremder war.

Der württembergiſche Miniſter, geh. Rath v. Schlayer ſprach nämlich in der württembergiſchen Ständeverſammlung, und zwar in dem Begleitungsvortrage zu dem Geſetzentwurf, das Verbot des Nachdrucks betreffend, ausdrücklich:[1] „Ich habe nur noch zu bemerken, daß dieſe Bezeichnung der Gegenſtände, welchen der Schutz gegen Nachdruck und ſonſtige mechaniſche Vervielfältigung zu ſtatten kommen ſoll, mit der Beſtimmung des Artikel 1 des Bundesbeſchluſſes übereinkommt, nach welchem

> litterariſche Erzeugniſſe aller Art, ſowie Werke der Kunſt, ſie mögen bereits veröffentlicht ſeyn oder nicht,

den Schutz des Nachdrucksverbotes genießen ſollen, und daß die abgegebenen Bundesſtimmen den Worten „litterariſche Erzeugniſſe“ ausdrücklich den Sinn beilegten, daß ſie auch Katheder- und Kanzelvorträge umfaſſen.“

Dieſe Erklärung war in der Denunciation wörtlich angeführt worden. Daß zwiſchen ihr und den auf dem ſächſiſchen Landtage abgegebenen Erklärungen ein bedeutender Unterſchied ſey, ſpringt in die Augen. Denn hier wird nicht, wie auf dem

[1] Vergl. Allgemeine Preßzeitung, 2r Jahrgang, 1841 Nr. 93.

sächsischen Landtage die individuelle Ansicht irgend Jemandes über den Sinn des Bundesbeschlusses ausgesprochen, eine Ansicht, die immer von zweifelhaftem Gewicht und je nach der geistigen Befähigung des Sprechers mehr oder minder beachtenswerth ist; nein, ein Staatsminister berichtet der Ständeversammlung seines Landes über das, was der Bundestag selbst zur Erläuterung seines Gesetzes durch Abstimmung beschlossen hat, und soviel wenigstens steht fest, daß dieser Bericht als ein amtlicher zu betrachten und keine Behörde in ganz Deutschland berechtigt ist, die Wahrheit seines Inhalts zu bezweifeln. Es würde sich also blos darum handeln, ob ein Richter gehalten sey, diesen Ausspruch bei seinen Entscheidungen zu beachten.

Bei Interpretation zweifelhafter Gesetzstellen — und eine zweifelhafte Stelle liegt vor, wenigstens insofern der Richter anderer Meinung ist, als viele Gelehrte — muß vor allen Dingen nach der Ansicht des Gesetzgebers geforscht werden, weil die authentische Erklärung eines Gesetzes verbindliche Kraft hat, während jede doctrinelle nur als Privatansicht gilt. Sowie daher der Richter Kenntniß von dem Vorhandenseyn einer authentischen Interpretation erhält, hat er unbedingt derselben nachzugeben und ihrem Ausspruche seine persönliche Ansicht unterzuordnen. Hierzu war der Richter gegenwärtig um so mehr verpflichtet, als die Interpretation durch einen Beschluß gegeben wurde, der mit Stimmeneinheit gefaßt, als auf demselben Wege, wie das Gesetz, ja sogar in derselben Sitzung zu Stande gekommen war.

Auch hatte der Richter die Kunde von dem Daseyn dieser Interpretation auf glaubwürdigem Wege erhalten; denn die Mittheilung in der Preßzeitung ist den württembergischen Landtagsakten entnommen, und da nach dem Bundesbeschlusse vom 5. Februar 1824 und vom 21. Juni 1838 den Zeitungsberichten über Verhandlungen der Bundesversammlung nur offizielle Mittheilungen zum Grunde gelegt werden dürfen, mußte dem Richter schon die Genehmigung zum Abdruck des Berichtes in der Preßzeitung für die Authenticität bürgen.

Gleichwohl blieb die Erklärung unbeachtet, weil sie in Sachsen nicht publicirt ist, mithin nicht Gesetzeskraft hat; das geht wenigstens aus dem Satze hervor: „daher die Anwendung auch des besagten Bundesbeschlusses, *wie er bekannt gemacht*

worden iſt, auf dergleichen Vorträge ohne Weiteres nicht zuläſſig erſcheint." Allein auch dieſer Grund entſchuldigt nicht. Wurde doch die Anwendbarkeit des Bundesbeſchluſſes nicht unbedingt in Abrede geſtellt, ſondern blos bemerkt, daß ſie ohne Weiteres nicht zuläſſig ſcheine; und ſicher mußte ein anderes Ergebniß gewonnen werden, wenn geforſcht wurde, ob dieſes „Weitere" nicht wirklich vorhanden ſey. Das Weitere liegt nämlich in der Zweifelhaftigkeit des Ausdruckes „literariſche Erzeugniſſe," der nicht ſo unbeſtritten, wie dem Richter ſcheint, auf Geſchriebenes und Gedrucktes zu beſchränken iſt, und diesmal wenigſtens einer Interpretation bedurfte. War aber das Bedürfniß der letztern dem Richter klar geworden, dann mußte ſich derſelbe auch geſtehen, daß hier, wo es materielle Wahrheit gilt, der Ausſpruch des Geſetzgebers, der in ſo gültiger Form geſchah, daß er noch jeden Tag publicirt werden kann, mehr Gewicht hat, als die perſönliche Anſicht des Richters, die niemals Anſpruch darauf machen darf, als Geſetz zu gelten. Denn ſelbſt eine ſolche Erklärung des Geſetzgebers, die nicht als Geſetz bekannt gemacht worden iſt, verdient, wenn nur ſonſt an ihrem Daſeyn, ihrer Authenticität und ihrem Inhalte nicht gezweifelt werden kann, und ſie nicht gegen unbeſtrittene Rechte verſtößt, vor allen andern Erklärungen den Vorzug; weil jede Erklärung nur Erſatzmittel für die Anſicht des Geſetzgebers ſeyn ſoll und die ſicherſte Quelle der letztern jedenfalls in den eigenen Worten deſſelben zu ſuchen iſt.

Das Ergebniß der bisherigen Unterſuchungen läßt ſich nun kurz in Folgendem zuſammenfaſſen:

Bei Interpretation des Ausdruckes „literariſche Erzeugniſſe" verdient der Ausſpruch der Bundesverſammlung als das beſte Interpretationsmittel rechtliche Beachtung, obgleich er nicht publicirt iſt; nun aber ſind nach dieſem Ausſpruche unter literariſchen Erzeugniſſen auch mündlich gehaltene Lehr- und Kanzelvorträge zu verſtehen, und das Drucken ſolcher Vorträge iſt Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege, einerlei ob das Manuſcript, nach welchem gedruckt wird, vom Urheber ſelbſt oder von einem Dritten geſchrieben iſt; folglich kann dem erſten Entſcheidungsgrunde in keiner Beziehung beigepflichtet werden.

Der zweite Entſcheidungsgrund iſt aus mehrfachen Momenten

zusammengesetzt, indem darin gesagt wird: das fragliche Werk von Paulus sey eine „umfassende kritische Beleuchtung und Widerlegung," stelle mithin „als ein eigenes neues Geistesprodukt" sich dar, dessen „selbstständiger Zweck eine möglichst genaue Kenntniß der kritisirten Lehren bei den Lesern der Kritik bedingte;" die Vorträge seyen übrigens „formell nicht einmal in ununterbrochenem Zusammenhange" wiedergegeben, sondern, wenigstens zum Theil, von eigenen Bemerkungen des Herausgebers durchwebt und die sächsische Gesetzgebung wolle die Nachdrucksverbote nicht auf dergleichen „Reproduktionen" angewendet wissen.

Hier zeigt sich aber in der Vermengung der verschiedenartigsten Gründe einige Unklarheit und es läßt sich nicht einmal ein zuverlässiger Standpunkt erkennen, von welchem aus die Erörterung unternommen worden ist. Während der erste und der dritte Grund wenigstens einen Plan haben — der erste bestreitet den Thatbestand der mechanischen Vervielfältigung, der dritte den angeblich nothwendigen Erfolg einer Vermögensbeeinträchtigung — fehlt dem zweiten jeder leitende Gedanke; eine Widerlegung desselben im Zusammenhange ist daher unthunlich. Uebrigens ist bereits nachgewiesen worden, in wieweit der Abdruck eines fremden Erzeugnisses zum Zwecke der Kritik erlaubt seyn könne, daß Nachdruck durch keinerlei Zwecke gerechtfertigt werde und daß die Kritik nicht so nothwendig seyn konnte, wenn der Kritiker seinen Lesern erst die Kenntniß von dem beurtheilten Werke verschaffen mußte. Gleichwohl ist noch mancherlei gegen diesen Theil des Erkenntnisses zu erinnern. Namentlich fehlt es darin nicht an Widersprüchen und schwer zu erklärenden Behauptungen. Denn wenn das Werk seiner Tendenz, seinem Inhalte und seinem Umfange nach als eine umfassende kritische Beleuchtung und Widerlegung, „mithin (?) als ein eigenes neues Geistesprodukt" sich darstellen soll, so ist in der That nicht zu ersehen, in welcher Beziehung der Umfang zur Kritik, zur Beleuchtung und Widerlegung steht, so lange nicht der Zweck und die Autorschaft eines Werkes mit dem Zollstabe gemessen wird; der Richter selbst, welcher zugibt, daß Herrn v. Schellings Lehre möglichst wortgetreu mitgetheilt worden sey, dürfte schwerlich erklären können, wie durch eine hinzugefügte Beurtheilung der möglichst wortgetreue Abdruck eines fremden

Werkes, welches schon anderthalb Jahre vorher von seinem Urheber aus einem Collegienhefte öffentlich abgelesen worden seyn soll, zu einem eigenen neuen Geistesprodukte des Herausgebers werden kann. Auch bleibt es unerörtert, wie Paulus eine „Reproduktion" bewerkstelligen konnte, wenn er weiter nichts that, als die kritisirte Lehre den Lesern in nöthiger Aechtheit mittheilte. Denn daß die Paulusschen Anmerkungen ein Nachdruck der v. Schellingschen Vorlesungen seyn sollten, war nicht behauptet worden; die Denunciation ging nur gegen den Theil des Buches, welcher in der That die v. Schellingschen Vorlesungen enthält, und daß der Richter angibt, die Vorträge seyen theilweise durchwebt von den Bemerkungen des Verfassers der Kritik, kann nicht in Betracht kommen, weil sämmtliche Vorlesungen bis auf eine einzige, S. 232 — 239 enthaltene in ununterbrochenem Zusammenhange mitgetheilt worden sind, und der Nachdruck schon constatirt seyn würde, wenn auch nur eine einzige Vorlesung in dieser Weise abgedruckt worden wäre. Durch die physische Verbindung der Bemerkungen mit dem abgedruckten Werke erhält weder Paulus noch die Leskesche Buchhandlung ein Recht auf das fremde Geisteserzeugniß, und es fehlt jede gesetzliche Begründung für die Annahme, daß der Begriff des Nachdrucks schon deßwegen nicht mehr anwendbar seyn soll, weil die Vorlesungen nur der Kritik halber dem Leser mitgetheilt worden seyen. Gesetzt der geheime Kirchenrath Paulus hätte statt des einen zwei Bücher herausgegeben, von denen das eine die Bemerkungen zu den Vorlesungen, das andere die Vorlesungen selbst enthielt, gesetzt sogar, er hätte das zweite auf mehrfache Aufforderung herausgeben müssen, weil das Publikum das erste nicht ohne das zweite habe verstehen können: dann würden ganz in derselben Weise, wie gegenwärtig, die Voraussetzungen des Richters vorhanden seyn; das erste Buch würde ein selbstständiges Geisteserzeugniß genannt werden müssen, und das zweite nur den Zweck haben, den Lesern das Verständniß der Kritik zu verschaffen; aber Niemand würde bezweifeln, daß das zweite, welches blos die Vorlesungen enthält, Nachdruck sey. Soll die bloße Zufälligkeit, das reine Ungefähr einer körperlichen Verbindung des Nachdrucks mit eigener Arbeit den Nachdruck straflos machen? Kann die willkührliche Vornahme einer solchen körperlichen

Vereinigung den Mangel an Einwilligung des Urhebers — das gesetzliche Kennzeichen des Nachdrucks — plötzlich aufheben? Gewiß nicht.

Auch durch die gegebenen Citate werden wir nicht widerlegt. Denn diese beweisen zwar, daß die sächsische Gesetzgebung auf solche Reproduktionen, *welche als eigene neue literarische Produkte wirklich zu erkennen sind*, die Nachdrucksverbote nicht angewendet wissen wolle; allein die Betrachtung dieser Stellen ergibt, daß ihnen ein Fall, wie der vorliegende, wo eine ganze Lehre „möglichst wortgetreu," „in nöthiger Aechtheit" mitgetheilt wird, schlechterdings nicht untergestellt werden darf.

Die erste Stelle aus dem Rescript vom 25. Mai 1781, §. 3 lautet:

> „Hiernächst ist für das Künftige, ad 3) wenn ein *Auszug* aus einem *größern* Werke sich von diesem nur im Format oder in einigen nicht wichtigen Noten oder *Veränderungen* unterscheidet, dessen Druck nicht zu erlauben, auch überhaupt ohne Vorwissen des Autors und Verlegers des *größern* Werkes nicht zu privilegiren noch zu protocolliren."

Das Gesetz spricht also von Auszügen *aus größern Werken*; Paulus aber hat nicht einen Auszug, sondern das ganze Werk gegeben, und deutlich genug ist das schon auf dem Titel des Buches eingestanden: also hätte schon eine Vergleichung des Titels mit dieser Gesetzstelle die Nutzlosigkeit des Citats erweisen können.

Das zweite Citat ist dem Mandate vom 10. August 1812, §. IV. entnommen; hier ist jedoch, außer von Uebersetzungen, abermals nur von *Auszügen* die Rede, namentlich von Auszügen aus Hauptwerken. Diese sollen gestattet seyn und nicht mehr wie nach dem Rescript von 1781 das Vorwissen des Verfassers und Verlegers erfordern, doch wird ausdrücklich verboten, unter dem Vorgeben eines Auszugs betrüglichen Nachdruck zu verbreiten. Demgemäß sollen *Auszüge*, welche als verkappter Nachdruck mit Hinweglassung einiger gleichgültiger Stellen erkannt werden, den Strafen des Nachdrucks unterliegen, und es leuchtet von selbst ein, daß diese Stelle nicht so erklärt werden

kann, als ob der wörtliche Abdruck eines ganzen Werkes, bei welchem der Nachdrucker ſich nicht einmal die leichte Mühe genommen hat, „wenige gleichgültige Stellen wegzulaſſen," ſtraflos ausgehen ſolle. Beiläufig ſey bemerkt, daß in beiden Stellen von „Reproduktionen" im Sinne des Erkenntniſſes noch gar nicht die Rede war.

Die dritte Stelle, Erläuterungsmandat vom 17. Mai 1831 §. 2 verfügt:

> „als unerlaubter Nachdruck iſt jede ſolche Vervielfältigung dann anzuſehen, wenn dieſelbe blos mechaniſche Fertigkeit erforderte, und die Schaffung einer veränderten Form nicht ſelbſt als Geiſtesprodukt anzuſehen iſt."

In dieſem Geſetze, welches ſich als Erläuterungsmandat zu dem Mandate vom 18. December 1773 ankündigt, wird als Grundbedingung einer erlaubten Vervielfältigung, theils in §. 1 ausdrücklich, theils durch Beziehung auf das Mandat vom 18. Dec. 1773 die Einwilligung der Urheber und Derer, welche von ihnen das Recht der öffentlichen Bekanntmachung und Veräußerung erlangt haben, ſomit der rechtmäßige Erwerb des Verlagsrechtes vom Autor anerkannt und dann hinzugefügt, daß jede ohne Einwilligung des Autors und ſeiner Rechtsnachfolger bewirkte[1] Vervielfältigung als unerlaubter Nachdruck dann angeſehen werden ſoll, wenn ſie blos mechaniſche Fertigkeiten erforderte, und nicht die Schaffung einer veränderten Form ſelbſt als Geiſtesprodukt anzuſehen ſeyn würde. Nun kann es aber unmöglich als „Schaffung" einer veränderten Form oder als eigenes Geiſtesprodukt von Paulus angeſehen werden, wenn dieſer einen Schreiber, oder wer ſich als ſolchen gebrauchen läßt, in die Vorleſungen ſchickt, die langſam und deutlich geſprochenen Vorträge möglichſt wörtlich nachſchreiben und das Nachgeſchriebene treulichſt abdrucken läßt; auch iſt ſchon oben nachgewieſen worden, daß das Nachſchreiben und Drucken mündlicher Vorträge nur mechaniſche Fertigkeiten erfordert, mithin leidet die im Erläuterungsmandate zugelaſſene Ausnahme keine Anwendung auf das Werk von Paulus, ſoweit dieſes die v. Schellingſchen Vorleſungen enthält. Paulus ſelbſt hat die

[1] Dies liegt in dem Worte: „ſolche."

abgedruckten Vorlesungen nicht für sein eigenes Geistesprodukt ausgegeben und kein anderer Mensch ist berechtigt, ihm die Urheberschaft derselben aufzudringen.

Der Kern des dritten Entscheidungsgrundes liegt in dem Satze: „daß alle Gesetze gegen Nachdruck nur den Schutz gegen Beeinträchtigung von Vermögensrechten zum Zwecke haben, ein strafrechtliches Verfahren aber die Gewißheit einer solchen Beeinträchtigung voraussetze."

Die Unrichtigkeit dieser Behauptung ist leicht zu erweisen. Denn wir haben schon gezeigt, daß das hessen-darmstädtische Gesetz vom 23. September 1830 in Artikel 11 den Nachdruck auch dann bestraft, wenn der Nachdrucker zu erweisen vermag, daß durch den Nachdruck dem Berechtigten kein Schade gestiftet worden ist; ebenso ist in dem preußischen Gesetze vom 11. Juni 1837 nirgends die Strafbarkeit des Nachdrucks an die erwiesene Beeinträchtigung von Vermögensrechten geknüpft, vielmehr erklären sich §. 1, 2 und 14 in ganz entgegengesetzter Weise über den Begriff und den Thatbestand des Nachdrucks, und damit stimmen die Verfügungen des weimarschen Gesetzes vom 11. Jan. 1839 des bayerischen Gesetzes vom 15. April 1840 und des braunschweigischen Gesetzes vom 10. Februar 1842 ganz unverkennbar überein. Nun wäre es wohl denkbar, daß der erkennende Richter nur die sächsische Gesetzgebung im Sinne gehabt und in Bezug auf diese behauptet hätte, alle Gesetze gegen den Nachdruck sollten nur Vermögensrechte schützen; allein die Prüfung der sächsischen Gesetze rechtfertigt auch diese Annahme nicht.

Das Rescript vom 13. Mai 1620 spricht von confiscirten Büchern und committirten Strafen, aber kein Wort von Entschädigung beim Nachdrucke. §. 81 der Erledigung der Landesgebrechen von 1661 kann hier nicht füglich Bezug haben, da sie nur von Buchhändlern spricht, die allerdings jedesmal durch den Nachdruck „theuer erkaufter Bücher" Beeinträchtigung erleiden, während hier von Rechtsverletzung gegen den Urheber die Rede ist. Ebenso spricht das Mandat vom 27. Februar 1686 nur von Denen, „welche Bücher von denen Autoribus redlicher Weise an sich gebracht," und diesem Mandate schließen sich das Mandat vom 18. December 1773, die Rescripte vom 25. Mai 1781 und 4. Juli 1798, wie das Mandat vom 10. August 1812

eng an, die sich sämmtlich zunächst blos mit dem Verlagsrechte beschäftigen, jedoch zugleich als alleinige Basis desselben einstimmig den rechtmäßigen Erwerb vom Autor anerkennen und in verschiedenen Stellen demselben ein Eigenthum an seinem Geisteserzeugnisse zusprechen. Nun aber unterscheidet das sächsische Recht ausdrücklich zwischen Eigenthum des Urhebers und Verlagsrecht des Verlegers, namentlich wird in der Publikationsverordnung vom 4. Januar 1838, in der Preßpolizeiverordnung vom 13. Oktober 1836, §. 54 und 55 und im Gesetze C. über privilegirte Gerichtsstände vom 28. Januar 1835, §. 23 sub 1 jedesmal ausdrücklich „Eigenthum und Verlagsrecht" gesagt, und hierin liegt, da die Partikel „und" blos grammatisch verbindet, aber logisch trennt, ein ausdrückliches Anerkenntniß, daß das Eigenthum etwas vom Verlagsrechte Verschiedenes sey. Je sicherer also dem Eigenthume Rechte ankleben, die nicht abschätzbar sind, je sicherer es ist, daß die sächsische Gesetzgebung insbesondere die erste Veräußerung eines literarischen Erzeugnisses unbedingt der Willkür des Urhebers anheim gibt, um so unzulässiger ist die Folgerung, daß das sächsische Recht blos ein Vermögensrecht anerkenne und schütze, weil die sächsischen Gesetze sich am meisten mit dem Vermögensrechte beschäftigen, dessen Verletzung durch den Nachdruck allerdings dem oberflächlichen Beschauer am ersten sich aufdrängt. Auch würde es der Natur der Sache nach sehr gewagt seyn, wenn unter den Worten der sächsischen Gesetzgebung: „Eigenthum und Verlagsrecht" ein und dasselbe Recht, nämlich blos das Verlagsrecht verstanden werden sollte, da dieses nichts weniger ist als ein Eigenthum. Eine kurze Betrachtung der Rechte des Schriftstellers und Verlegers wird dies beweisen.

Daß des Urhebers Recht an seinem geistigen Erzeugnisse wahres Eigenthum sey, ist in der Einleitung bewiesen worden; jetzt werden wir aber sehen, daß es gar kein besseres Eigenthum gibt als dieses. Betrachten wir zuerst die Erwerbung und den Besitz. Für das beste Eigenthum wird gewöhnlich das Grundeigenthum angesehen. Aber wie bin ich zum Grundeigenthum gekommen? Ist es mein Erzeugniß, habe ich es hervorgebracht? Oder gibt das willkürliche Spiel des Schicksals, das Erbthum, das bloße Belieben der Mitmenschen durch Kauf, Tausch und

Gelehrten vom Fach zu entſcheiden; bemerke jedoch, daß man ſich hüten muß, die antiken Einrichtungen und Verhältniſſe den unſrigen allzuſehr analog vorzuſtellen; wie denn z. B. die alten Griechen auch keine Wechſel hatten, weßwegen auch Verbote der Geldausfuhr bei ihnen nicht wohl ſtatt finden konnten. Daß ungeheure Geldmaſſen in manchen Tempelorten Vorder- und Mittelaſiens zuſammengeſtrömt ſeyn mögen, läßt ſich aus Erzählungen der Geſchichtſchreiber ſchließen; wie zu Sardes in Lydien, zu Babylon, zu Zela im Pontus beim Tempel der Anaïtis. Hierarchiſche Reichthümer und Würden, verbunden mit anſehnlichem Grundbeſitz und mit Schaaren von Tempelknechten, zeigen ſich in den beiden Komana in Kappadocien und im Pontus. Daß in dem fernen Abendlande ähnliche koloſſale Verhältniſſe vorkommen, darf uns bei den notoriſchen Niederlaſſungen der Phönizier auf Europa's Süd- und Weſtküſten nicht Wunder nehmen. Namentlich hatte das Eryciniſche Heiligthum der Venus auf Sicilien nicht bloß bedeutende Schätze und Grundſtücke, ingleichen Tempel-Sklaven und Sklavinnen, die ſehr oft durch Erlegung von Geld ſich aus ihrem Dienſte löſeten, ſondern auch freie, oft ſehr begüterte Perſonen beider Geſchlechter, die der Göttin dienſtpflichtig durch Bezahlung einer Geldſumme ſich ein für allemal von den mitunter beträchtlichen Koſten des Cultus loskauften, und von da an Freigelaſſene jener Gottheit genannt wurden. Man kann ſich vorſtellen, welche Münzmaſſen ſich auf dieſe Weiſe in ſolchen Tempeln anhäufen mußten.

Das pontiſche Komana hatte daneben noch den Vortheil, ein Mittelpunkt des Handels nach Armenien zu ſeyn; womit ſich unſerer Betrachtung eine neue Ausſicht öffnet. Die Stadt Mazaka in Kappadocien hatte auch einen namhaften Cultus, einen heiligen Berg, welcher, nach dem Ausdruck eines griechiſchen Autors, den Einwohnern Gott, Eid und Bild war (ſie pflegten bei ihm zu ſchwören und ſtellten den Genius des Berges bildlich dar); das ſehen wir auf einigen griechiſchen Münzen dieſer Stadt, auf denen ſie den Namen Euſebia (die Fromme) führt; weit mehrere hat ſie aus der Kaiſerzeit geliefert von Tiberius an bis auf den Trebonianus, unter ihrem damaligen Namen Cäſarea. Aber daß aus dieſer Periode ſich nicht nur eine ganze Maſſe von Silbermünzen, ſondern auch Geldmünzen vorfinden, was bei griechiſchen Städten,

Geſchenk mir beſſeres Recht als die eigene Hervorbringung? Der Staat kann mich nach dem Expropriationsrechte zwingen, Grundbeſitz und Vermögen dem allgemeinen Wohle aufzuopfern, aber Niemand auf der Welt hat ein Recht, mich zur Aufgabe meines Eigenthums an meinen geiſtigen Erzeugniſſen zu nöthigen. Keine andere körperliche Sache, welche ſie auch ſey, kann ich ihrem Stoffe nach vernichten, ich habe blos die Macht, ſie zu verwandeln, ihre Form zu ändern: mein geiſtiges Erzeugniß kann ich vernichten, kann es der Welt für alle Ewigkeit entziehen; ja ich kann daſſelbe Werk, welches ich geſtern vernichtet, heute von Neuem hervorbringen. Der Erwerb jeder andern körperlichen Sache iſt inſofern unſicher, als entweder die Sache ſelbſt oder der Stoff dazu ſchon vor mir da war, derſelben alſo noch Rechte und Anſprüche früherer Eigenthümer oder Beſitzer ankleben können: mein geiſtiges Erzeugniß aber iſt vor mir nicht vorhanden geweſen, folglich iſt auch kein Recht eines frühern Beſitzers an demſelben denkbar. Niemand hat es vor mir gehabt; ich kann ſeine Form, ſeinen Inhalt, ſeinen Umfang, ſein ganzes Weſen verändern und Niemand darf mich hindern; denn ſein Daſeyn iſt *mein* Werk, ſein Fortbeſtehen *mein* Wille. Und dieſes Eigenthum ſollte identiſch ſeyn mit Verlagsrecht?

Ein Ausfluß der unzähligen Verfügungsrechte, die in dem literariſchen Eigenthume enthalten ſind, iſt das Recht, durch Vervielfältigung des geiſtigen Erzeugniſſes und Verkauf der einzelnen Vervielfältigungen Gewinn zu ziehen. Dieſes einzelne Recht kann der Eigenthümer wie jedes andere, nicht höchſt perſönliche — z. B. die Ehre der Autorſchaft — auf Andere übertragen, und gewöhnlich wird das Recht auch auf Andere übertragen, weil der Urheber ſich ſelten mit der techniſchen Herſtellung der Vervielfältigungen befaßt. Das Recht nun, ein geiſtiges Erzeugniß durch den Druck zu vervielfältigen, und aus dem Verkaufe der einzelnen Abdrücke Gewinn zu ziehen, wird *Verlagsrecht* genannt, und auf den erſten Blick zeigt ſich, daß das Verlagsrecht nur eine höchſt ſinguläre Befugniß, keineswegs aber alle übrigen Arten des Verfügungsrechtes an dem literariſchen Erzeugniſſe enthält, mithin auch kein Eigenthum ſeyn kann. Am deutlichſten beweiſen die Verpflichtungen, welche der Verleger gegen den Urheber mit dem Verlagsrechte übernimmt, daß

dieſer letztere ſich durch Uebertragung des Verlagsrechtes nicht ſeines Eigenthums, ſondern nur eines ganz ſpeziellen Rechtes begeben habe, nämlich des Rechtes, das Werk entweder ſelbſt oder durch einen Dritten zu veröffentlichen, ſo lange der erſte Verleger das Recht der Veröffentlichung hat. Dagegen iſt der Verleger auch verpflichtet, das Werk abzudrucken und zu verkaufen, ſein Recht iſt alſo zugleich ſeine Pflicht und er kann mit dem Werke nicht beliebig, wie mit ſeinem Eigenthume, ſchalten und gebaren: er darf es nicht zerſtören, unterdrücken oder daheim behalten, ohne es zu veröffentlichen, er darf den Zuſammenhang deſſelben nicht zerreißen, weder das Werk noch den Titel ändern, ihm nicht ſeinen Namen geben, wie er vielleicht an ſein Haus ſeinen Namen ſchreiben, daſſelbe einreißen, umbauen, ausputzen oder ſonſt wie beliebig verändern darf; er hat blos die Pflicht, das Geiſteserzeugniß zu veröffentlichen, und blos das Recht, aus dieſer Veröffentlichung Gewinn zu ziehen.

Sicher wird alſo die ſächſiſche Geſetzgebung mit den Worten „Eigenthum und Verlagsrecht" nicht ein und daſſelbe Recht und zwar blos des Verlegers haben bezeichnen wollen. Auch iſt ganz beſtimmt nicht blos an Vermögensrechte gedacht worden, wenn es in dem Bundesbeſchluſſe vom 6. September 1832, d. d. 1. Juni 1833 heißt: „Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller, Herausgeber und Verleger gegen den Nachdruck," zumal da durch das Recht, welches für den Richter exiſtirte — das frühere ſächſiſche vor Rechtskraft des neuen Geſetzes — noch ſogenanntes ewiges Eigenthum der Urheber geſchützt wurde und der Bundesbeſchluß vom 9. November 1837, auch ein ſächſiſches Geſetz, die Vermögensbeeinträchtigung nicht als Bedingung des Nachdrucks aufführt.

Zu bemerken iſt noch, daß das Gutachten der Deputirten des Buchhändlervereins, auf welches eigentlich der ganze dritte Grund gebaut iſt, die materielle Beeinträchtigung nicht einmal unbedingt in Abrede ſtellt, ſondern nur ſagt, daß die Buchhändler nicht glauben, Herr v. Schelling werde durch das fragliche Werk irgend einen „ſehr erheblichen Eintrag" erleiden. Wenn nun der Richter mit Bezug hierauf den Angeklagten freiſpricht, weil er den Kläger materiell nicht beeinträchtigt habe — denn ein Minimum der Beeinträchtigung, nach welchem,

mit Nichtachtung geringerer Verletzungen, erst von einer gewissen Höhe des erlittenen Schadens an die richterliche Hülfe gewährt würde, kennen unsere Gesetze nicht, erlaubt er sich folgenden Schluß: Die Sachverständigen begutachten, Paulus habe Herrn v. Schelling nicht gerade einen sehr erheblichen Eintrag gethan; ein nicht sehr erheblicher Schaden ist gar kein Schaden; folglich wird der Angeklagte freigesprochen, weil er gar keinen Schaden gestiftet hat.

Endlich ist noch der Citate zu gedenken. Diese beziehen sich nämlich abermals auf das noch gar nicht in Kraft getretene Gesetz vom 22. Februar 1844, ja nicht einmal auf das Gesetz selbst, sondern auf die Motive desselben, und es ist auffallend, daß der Richter mit den Motiven zu einem neuen, abändernden Gesetze die Zustände des ältern Rechts beweisen will. Zwar wäre gedenkbar, daß in diesen Motiven vergleichungsweise des ältern Rechts gedacht würde, und das ist auch geschehen, allein jedenfalls würden die ältern Gesetze selbst eine viel nähere und reinere Quelle gewesen seyn, als die bisweilen in offenem Mißverständnisse der betreffenden Verhältnisse geschriebenen Motive, und hierzu kommt, daß diese Motive entweder geradezu *gegen* die Ansicht des Richters sprechen, oder, wo sie ihm beizustimmen scheinen, unverkennbar, es bleibe unentschieden, ob Irrthum oder Unwissenheit ihres Verfassers beurkunden.

Zu bedauern ist, daß der Richter die Stelle aus dem Eingange der Motiven, welche ihm vorschwebte, nicht genau bezeichnet hat; denn der Eingang der Motiven erwähnt nur an *einer einzigen* Stelle[1] die frühere Gesetzgebung mit Bezug auf die Entschädigungsfrage. Dort heißt es aber, nach Erwähnung des Mandates vom 27. Februar 1686:

> „Diesem Gesetze folgten späterhin das Mandat vom 18. Dec. 1773 (C. A. C. II. Bd. I. S. 39) mit seinen Erläuterungen, dem Rescripte vom 25. Mai 1781 (ebendas. S. 49) und dem Rescripte vom 4. Juli 1798 (ebendas. S. 98), wodurch auf den Nachdruck und Nachdrucksvertrieb selbst der nicht privilegirten Bücher Strafe und Confiscation der Exemplare des Nachdrucks gesetzt, *ja sogar in gewisser Weise*

[1] S. Landtags-Mittheilungen, 2. Kammer, 1. Bd. S. 1075, Sp. 2.

dem Beeinträchtigten ein Recht auf Entſchädigung zugeſprochen ward."

Schon die Verbindung des letzten Satzes mit dem vorhergehenden durch „ja ſogar" zeigt an, daß die Entſchädigungsfrage nicht als unbedingt weſentlicher Theil der Geſetze gegen Nachdruck betrachtet wurde, vielmehr die Strafe als Hauptſache erſchien. Daß die Entſchädigung erwähnt wird, liegt in der Natur der Sache; denn nach allgemeinen Rechtsgrundſätzen muß der Thäter einer verbotenen Handlung allen Schaden erſetzen, welcher durch dieſe Handlung mit oder ohne ſein beſonderes Verſchulden entſtanden iſt. Wenn aber dem ungeachtet dem Beeinträchtigten nicht unbedingt, ſondern nur „in gewiſſer Weiſe" ein Recht auf Entſchädigung zugeſprochen wurde, kann nicht gefolgert werden, daß nach ſächſiſchem Rechte die Beſtrafung des Nachdrucks von dem Erweiſe der Vermögensbeeinträchtigung abhängig geweſen ſey.

Die ebenfalls angeführten Motive zu §. 2 des Geſetzentwurfes[1] ſagen:

„Der 4. Artikel des Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837 des Inhalts:

dem Urheber, Verleger und Herausgeber der Originalien nachgedruckter oder nachgebildeter Werke ſteht der Anſpruch auf volle Entſchädigung zu,

deutet darauf hin, daß das Verbot im erſten Artikel, ſowie alle Geſetze gegen Nachdruck, nur auf den Schutz von Vermögensrechten berechnet iſt, ungeachtet auch andere Arten der Rechtsverletzungen bei der Vervielfältigung eines Geiſteserzeugniſſes gegen den Willen ſeines Urhebers gedenkbar ſind."

Gleichwohl wurde im Eingange zugegeben (S. 1075, Sp. 1) daß der Bundesbeſchluß das Recht des Urhebers geradezu ein Eigenthum nenne, und der Verfaſſer der Motiven iſt nicht im Stande, außer der mangelnden Einwilligung des Urhebers noch ein anderes juriſtiſches Erforderniß des Nachdrucks aus dem Bundesbeſchluſſe nachzuweiſen. So gewiß es nun iſt, daß der Urheber mehr Rechte hat, wenn ihm ein Eigenthum zugeſprochen

[1] S. Landtags-Mittheilungen, 2. Kammer, 1. Bd. S. 1087.

und jede mechanische Vervielfältigung seines Erzeugnisses ohne seine Genehmigung verboten wird, als wenn blos seine Vermögensrechte geschützt werden sollten: ebensogewiß werden die in Artikel 1 des Bundesbeschlusses dem Urheber verheißenen Rechte nicht dadurch wieder aufgehoben, daß in Artikel 4 bestimmt wird, der Nachdrucker, welcher Schaden anrichtet, sey zum Ersatz desselben verbunden; denn sonst müßte jedes Strafgesetz, in welchem auf Schadenersatz Rücksicht genommen wird, nur zum Schutze von Vermögensrechten bestimmt seyn, die Ehre und die persönliche Freiheit des Menschen wäre jeden Augenblick gefährdet, wenn der Verletzende eine Vermögensbeeinträchtigung geschickt zu umgehen wüßte, und es müßte andererseits Jedem unverwehrt seyn, den Andern halb todt zu schlagen, wenn er ihn nur schadlos hielte.

Die Gründe, warum der Bundesbeschluß in den Motiven so gewaltsam gedeutet wurde, werden glücklicher Weise in den Motiven selbst mitgetheilt, und dienen wesentlich zur Beurtheilung des innern Werthes dieser Arbeit. Es heißt nämlich an derselben Stelle:

> „Wie weiter unten zu §. 15 ausgeführt werden wird, gewährt es aber besondere Vortheile,[1] wenn dieser engere Begriff scharf hervorgehoben und als Gegenstand des Gesetzes ausdrücklich nur diejenigen Vervielfältigungen von Geisteswerken gegen den Willen ihrer Urheber bezeichnet werden, wodurch ein für ihn wenigstens möglicher Geldgewinn geschmälert wird. Insonderheit werden durch diesen allgemeinen Grundsatz manche näbere, schwierige und schwerlich ganz erschöpfend zu fassende Bestimmungen entbehrlich."

Sapienti sat! Nur sollten wir meinen, es sey immer besser, wenn blos einzelne Bestimmungen nicht ganz erschöpfend sind, als wenn das ganze Gesetz ein großes Loch bekommt. Wenigstens haben andere oben angeführte Gesetzgebungen sich nicht vor der Mühe gefürchtet, auf die „näheren schwierigen" Bestimmungen einzugehen. Nun wird es auch erklärlich, warum in den gleichfalls citirten Motiven zu §. 15 die Bestimmung der Gränzen

[1] Für den Urheber gewiß nicht.

des Nachdrucks „eine bei der großen Mannigfaltigkeit der gedenkbaren Fälle unlösbare Aufgabe" genannt wird. Denn da man in dem ganzen Geſetze ſich nicht die Mühe genommen hat, einen leitenden Grundſatz über den Umfang des Autorrechts aufzuſtellen, — welcher zugleich deſſen Gränzen beſtimmt haben würde — war es natürlich bequemer, daß man ſtatt in Caſuiſtik ſich einzulaſſen, oder die guten Geſetze anderer Länder zu ſtudiren, nach der auf der Oberfläche ſchwimmenden Beeinträchtigung von Vermögensrechten griff.

Ob es aber angemeſſen und zuläſſig war, dieſe Motiven zu dem neuen Geſetze anzuführen, um damit eine angebliche Beſtimmung des ältern Rechts zu beweiſen, das bleibe nunmehr der Beurtheilung des Leſers überlaſſen. Der Verfaſſer wenigſtens glaubt bewieſen zu haben und iſt ſeinerſeits der feſten Ueberzeugung, daß eine ſo engherzige Rückſicht auf die Vermögensrechte, mit Ausſchluß aller andern Rechte eines Urhebers, der damaligen ſächſiſchen Geſetzgebung fremd war, ſo wie daß keiner der beſprochenen drei Entſcheidungsgründe genügt, die Entſcheidung des Criminalgerichts zu rechtfertigen.

Auf die Appellation, welche Herr v. Schelling gegen dieſe Reſolution einwendete, entſchied das Appellationsgericht zu Leipzig, die Hauptſache anlangend, folgendermaßen:

„Dem königlichen Appellationsgericht zu Leipzig iſt der Bericht vorgetragen worden, den das vereinigte Criminalamt der Stadt Leipzig unter dem 23. December vorigen Jahres auf die Appellation erſtattet hat, welche von dem wirklichen geheimen Oberregierungsrathe Dr. Friedrich Wilhelm Joſeph v. Schelling gegen die abfällige Entſchließung des gedachten Amts auf den von ihm geſtellten Antrag, gegen Johann Georg Mittler, als Commiſſionär der zu Darmſtadt beſtehenden Leskeſchen Buchhandlung wegen Vertriebs des vom Dr. Paulus herausgegebenen Werks und ſonſt mit der Unterſuchung zu verfahren, eingewendet worden iſt.

Wenn nun aber, auch abgeſehen von der Frage, ob das Bl. 1 ſeinem Titel und Inhalte nach näher bezeichnete Werk als eine unerlaubte Vervielfältigung deſſelben im Sinne des Bundesbeſchluſſes vom 9. November 1837 anzuſehen ſey, und dadurch der Antrag auf Confiskation der vorhandenen Exemplare

gerechtfertigt werde, doch wenigstens die auf den Nachdruck und den Vertrieb dergleichen Schriften nach dem Mandat vom 18. Dec. 1773 und dem angezogenen Bundesbeschlusse gesetzten Strafen auf den Commissionär, in welcher Eigenschaft Mittler von Appellanten selbst bezeichnet worden, oder überhaupt denjenigen, welcher nach den erhaltenen Instruktionen seines Committenten für die Verbreitung von dergleichen Schriften thätig gewesen, so lange keine Anwendung finden können, als nicht behauptet oder nach den Umständen anzunehmen, daß der Commissionär von dem Verbote Kenntniß gehabt und dessen ungeachtet den Verkauf der Schrift befördert habe; mithin wider Mittler, da keine dieser Voraussetzungen vorhanden, zur Zeit ein untersuchungsmäßiges Verfahren in keiner Weise gerechtfertigt erscheinen könnte; auch die beantragte Confiskation nur im privatrechtlichen Interesse des Verlegers verfügt werden kann; im Uebrigen aber das Verhältniß Appellanten zu genanntem Mittler lediglich aus dem Gesichtspunkte eines im ordentlichen Rechtswege auszuführenden Civilanspruchs zu betrachten seyn würde; so hat das königliche Appellationsgericht die eingewendete Appellation verworfen und verordnet, den Appellanten mit dem ergriffenen Rechtsmittel abzuweisen und zu Abstattung der dadurch entstandenen Unkosten anzuhalten."

Hier wird also behauptet, die auf den Vertrieb des Nachdrucks gesetzten Strafen sollten so lange gegen den Commmissionär keine Anwendung finden, als nicht behauptet oder nach den Umständen anzunehmen, daß der Commissionär von dem Verbote Kenntniß gehabt und dessen ungeachtet den Verkauf der Schrift befördert habe; gegenwärtig sey keine dieser Voraussetzungen vorhanden. Da jedoch unmöglich angenommen werden kann, daß unter dem Verbote, von dessen Kenntniß die Rede ist, jenes in §. 1 und 4 des Mandates von 1773 enthaltene zu verstehen sey, weil damit etwas ganz Neues: rechtliche Vermuthung für Unkenntniß der Gesetze bei den Unterthanen eines Staates eingeführt würde, verlangt das Appellationsgericht offenbar, daß ein ausdrückliches Verbot jedes einzelnen Nachdruckwerkes erfolgt seyn müsse, ehe der Commissionär strafbar werde. Ein solches Verbot kann nur Folge eines Richterspruches seyn und diesem muß nothwendig ein Prozeß vorangehen. Wäre

dieser Weg durch das Mandat vom 18. December 1773 vorgeschrieben, dann würde der Vertrieb auswärts gefertigter Nachdrücke in Sachsen nicht verboten, sondern geschützt seyn.

Denn das Verbot des Nachdrucks kann nur gegen den Verleger selbst erfolgen, weil jeder Andere nicht eher in Untersuchung kommen soll, als ihm die Kenntniß dieses Verbots nachgewiesen werden kann. Aber abgesehen davon, daß es vor 1837 deutsche Staaten gab, in welchen der Nachdruck gesetzlich nicht verboten war, in welchen also ein Verbot des Nachdrucks gar nicht erlangt werden konnte, wird doch fast niemals ein Prozeß unter einem Jahre beendigt, mithin kann auch das Verbot im günstigsten Falle erst ein Jahr nach dem Erscheinen des Nachdrucks erlangt werden. So lange ist der Commissionär in Leipzig — wie das Appellationsgericht will — gegen Confiskation der Exemplare und Untersuchung geschützt; aber dieser Zeitraum genügt, um das Werk abzusetzen. Denn die Nachdrucker fallen immer nur über solche Werke her, welche einen schnellen und sichern Abgang haben; und wie viel in einem Jahre geschehen kann, hat der gegenwärtige Fall gelehrt, wo der Verleger in kaum neun Monaten die ganze Auflage abgesetzt hat. Ein auswärtiger Verleger könnte daher nichts Besseres thun, als seine ganzen Nachdrücke in Leipzig unterbringen. Dadurch entgeht er der vorläufigen Beschlagnahme; erfolgt aber endlich nach einem mühseligen Prozesse das Verbot, so kann die Confiskation auch nicht vollzogen werden, indem die ganzen Vorräthe nach Leipzig geschafft wurden. Hier wurde anfangs die Beschlagnahme verweigert, weil das Ministerium in den Zeitungen gelesen hat, daß in andern Ländern gegen die Nachdrucksqualität Zweifel entstanden sind, und wenn zuletzt nach verlangtem Verbote in Leipzig gegen das Einbringen und den Vertrieb des Nachdrucks „schleunigste Justiz administriret" werden soll, wie das Mandat von 1773 sagt, zeigt sich, daß der Commissionär in gutem Glauben vor dem Verbote Alles verkauft hat und straflos ist. Die Kosten des Prozesses gegen den Verleger werden natürlich mit verdient, soweit sie nicht gar compensirt worden sind; dem Verletzten aber bleibt blos ein Civilanspruch gegen den Commissionär und den Verleger, ein Anspruch der je nach den Gesetzen des betreffenden Landes mehr

oder minder zweifelhaft, in einigen Ländern aber noch immer so gut wie gar keiner ist.

So schlimm war es aber um die frühern sächsischen Gesetze nicht bestellt, wenn gleich die Praxis im gegenwärtigen Falle obige Schilderung fast buchstäblich bestätigt hat. Vielmehr soll nach §. 4 des angezogenen Mandates „das Einbringen, Verkaufen, Vertauschen, Verrechnen derer auswärts gefertigten Nachdrücke in und außerhalb denen Messen" *nicht weniger als der Nachdruck selbst* verboten seyn und §. 1 verfügt, daß auf Imploration der ordentlichen Obrigkeit des Ortes, wo solches geschiehet, *schleunigste* Justiz administriret werden soll. Daß in diesem Mandate nur den rechtmäßigen *Verlegern* Schutz versprochen wird, ändert die Sache nicht; denn der Bundesbeschluß vom 9. November 1837 gewährt auch den *Urhebern* solchen Schutz und die Publikationsverordnung vom 4. Januar 1838 erhält die frühern sächsischen Gesetze ausdrücklich in Kraft, „insoweit sie dem Eigenthum und Verlagsrecht an Büchern und andern Geisteswerken in Beziehung auf die Zeitfrist oder sonst *einen noch ausgedehntern Rechtsschutz* gewähren." Sonach kommt auch dem Urheber das Mandat von 1773 zu Gute, und wer in Leipzig in oder außerhalb der Messen Nachdrücke verkauft, vertauscht oder verrechnet hat, kann den Strafen des Mandates nicht entgehen.

Im vorliegenden Falle konnte daher nur über zweierlei geurtheilt werden, nämlich ob das Werk nach sächsischen, nicht nach hessischen, Gesetzen Nachdruck sey, und ob der Commissionär wissen konnte, daß er Nachdrücke verkaufe. Die erste Frage ist schon bejaht; zur Antwort auf die zweite geben wir eine Stelle der Anklage:

„Da somit nach dieser glaubwürdigen Erklärung, des Ministers v. Schlayer, über den Sinn und die Auslegung des Bundesbeschlusses kaum noch einige Ungewißheit stattfinden kann, auch darüber, daß der Vertrieb dieses Nachdrucks *wissentlich* geschehen ist, um so weniger ein Zweifel obwalten kann, da sich die Vorlesungen schon auf dem Titel als *meine* Vorlesungen ankündigen, die von Dr. Paulus nicht verkauft werden konnten, und ebensowenig die Hinzufügung von Noten und Excursen unerlaubten Abdruckes mir zugehörigen Textes rechtfertigen kann, so glaube ich" u. s. w.

Es wird hiernach nicht nöthig seyn, über das Erkenntniß weiter zu sprechen; nur gegen den Satz: daß das Verhältniß des Appellanten zum Commissionär lediglich aus dem Gesichtspunkte eines im ordentlichen Rechtswege auszuführenden Civilanspruchs zu betrachten sey, genüge die kurze Bemerkung, daß bisher in allen Fällen, wo der Commissionär bei dem Criminalgerichte belangt worden ist, das Untersuchungsverfahren an sich für statthaft gehalten wurde.

Doch war Appellation gegen dieses ungenügende Erkenntniß nicht mehr zulässig, und eine dagegen vorbehaltene Beschwerde wurde nicht ausgeführt, weil unterdessen gegen die Leskesche Verlagshandlung Civilklage angestellt worden war, deren Entscheidung in der Sache den Ausschlag geben muß, bis jetzt aber noch nicht erfolgt ist. Deßhalb können wir aber den Prozeß in Sachsen nicht ganz ohne Hoffnung verlassen; denn wenn auch die Entscheidungen des Ministeriums und des Appellationsgerichts wissenschaftlich, juridisch und gesetzlich, nur wenig Befriedigung bieten, so steht auf dem Civilwege gewiß ein besserer Erfolg bevor, weil hier eine Behörde, die in der Sache noch nicht gesprochen hat, die aber das Vertrauen und die ungetheilte Hochachtung aller Rechtsfreunde genießt, das Oberappellationsgericht zu Dresden, in letzter Instanz erkennen wird, und weil unterdessen auch die Wendung, welche der Prozeß in Berlin erhalten hat, einen neuen gesetzlichen Grund dafür abgibt, daß endlich auch in Leipzig auf Nachdruck erkannt werden müsse.

Das geheime Obertribunal zu Berlin hat nämlich auf Veranlassung des Herrn Justizministers Mühler ein Gutachten über die Frage: „ob das Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Thatbestand des Nachdrucks und der ihm gleichzuachtenden Handlungen eine eigennützige Absicht erfordere?" dahin abgegeben, „daß das Gesetz vom 11. Juni 1837 zur Anwendung der in demselben vorgeschriebenen Strafen sowohl beim Nachdrucke selbst, als auch bei einem demselben nach §. 3 gleichzuachtenden Abdrucke nachgeschriebener mündlicher Lehrvorträge eine eigennützige Absicht nicht erfordert. Durch dieses Gutachten ist erklärt, daß die Paulussche Schrift wie ein nach preußischem Rechte verbotener strafbarer Nachdruck zu betrachten sey. Nun wurde aber zwischen den Kronen Sachsen und Preußen unter dem 28. Oktober und

zumal der Binnenländer, sehr selten, ja in Betreff der goldenen beispiellos ist, — diese auffallende Erscheinung läßt sich nicht aus dem Cultus, sondern einzig daraus erklären, daß Cäsarea (wie Hr. v. Steinbüchel sagt) so in der Mitte aller Handelszüge von ganz Hinterasien und Indien mit Vorderasien und Europa gelegen war, daß es der Fluthen des Meeres nicht bedurfte, um hier die Masse des Reichthums aufzuhäufen, welcher sich in diesen Münzen ausspricht, und das nothwendige Ergebniß eines so unermeßlichen Verkehrs seyn mußte. Dies hängt mit einem Hauptsatze Neumann's zusammen, den uns dessen hochverdienter Schüler, der ebengenannte Archäolog, mit folgenden Worten berichtet: „Silbermünzen habe man in der Regel nur von jenen alten griechischen Städten, die am Meere lagen. Was das heiße, ein Stapelplatz für Waaren, die ganze Wichtigkeit eines Seehafens mit den herrlichen Früchten vermehrten Handelsverkehrs, wie so viel sicherer und schneller als auf die mühevollen Arbeiten des Bergmanns die edlen Metalle überall auf den Ruf des wahren Kaufherrn hervorquellen — das Alles wird in dieser einen Bemerkung ersichtlich. Die Küstenschifffahrt der Alten erklärt, wie es so viele, zum Theil ganz nahe gelegene Seehäfen geben konnte, die sich gleichzeitig eines zahlreichen Zuspruchs erfreuten, im Gegensatze zu dem, was in unsern Tagen der Fall ist, wo, bei der Vervollkommnung der Schifffahrt einzelne Hauptpunkte, die andern übervortheilend, in sich alle Richtungen des Handels vereinigen, und die Schiffe nur diesen in möglichst geraden Linien zustreben.“ Doch traten auch in der alten Welt einzelne Handelsplätze vor allen andern hervor, wie z. B. Athen, dessen Münzen, namentlich die silbernen, in Griechenland, Kleinasien und besonders in den Küstenländern des schwarzen Meeres Jahrhunderte lang im Umlauf waren, und eine allgemein beliebte Währung bildeten. Daraus lassen sich mit Wahrscheinlichkeit zwei sonderbare Erscheinungen erklären: zuvörderst, warum mehrere kretische Städte, wie Cydonia, Gortyna, Hierapytna, Silbermünzen genau auf das Gepräge der Großmünzen Athens aus demselben Metalle prägten, nämlich damit ihr eignes Geld in dem weiten Umfang des atheniſchen Handelsgebietes Aufnahme und gleiche Geltung gewinnen sollte; worin sie sich auch keineswegs verrechnet hatten. Sodann erhält die sonst unerklärbare Sonderbarkeit dadurch Aufschluß, daß die

3. Nov. 1827 eine Vereinbarung getroffen, in welcher beide Staaten ſich hinſichtlich des Schutzes ihrer Unterthanen gegen Nachdruck vollkommene Gegenſeitigkeit verſprechen, und nach welcher die in Sachſen beſtehenden geſetzlichen Vorſchriften wider den Büchernachdruck und deſſen Verbreitung in ganz gleichem Maße zum Schutze der Schriftſteller und Verleger der königlich preußiſchen Staaten zur Anwendung gebracht werden ſollen, als wäre von betheiligten königlich ſächſiſchen Unterthanen die Rede. Sollte bei Ausführung dieſes Vertrags die Berechtigung des Urhebers oder Verlegers, mithin auch die Nachdruckeigenſchaft eines Werkes nicht nach den Geſetzen des Landes beurtheilt werden, in welchem das Verlagsrecht erworben wurde, oder — bei ungedruckten Werken — welchem der Berechtigte angehört, ſondern nach den Geſetzen des Landes, in welchem Schutz geſucht wird, ſo müßte dieſer Schutz ſchon an ſich ein ſehr zweifelhafter ſeyn; denn die Geſetze des einen Landes betrachten Manches als Nachdruck, was in dem andern Lande kein ſolcher iſt, und der Verletzte würde dann den verſprochenen Schutz in dem jenſeitigen Gebiete gar nicht erlangen können. Allein nicht blos die Natur der Sache, ſondern auch ein geſetzlicher Grund ſpricht für die Annahme, daß die Nachdruckseigenſchaft eines Werkes, gegen welches Schutz geſucht wird, nach den Geſetzen des Landes, in welchem das Recht erworben wurde, beurtheilt werden müſſe.

In dem Mandate vom 18. December 1773 wird nämlich von den Buchhändlern, welche gegen Nachdruck Schutz ſuchen, der Beweis verlangt, daß ſie das Werk von dem Schriftſteller redlicher Weiſe an ſich gebracht haben. In Erwägung jedoch, daß ein ſolcher Beweis theils öfters verſchiedenen Schwierigkeiten unterworfen, theils auch in manchen Fällen unmöglich ſeyn könne, wurde den Verlegern freigeſtellt, entweder ein Privilegium für ihre Werke auszubringen, oder ihre Verlagsbücher in ein Protokoll einzeichnen zu laſſen, welches bei der Büchercommiſſion zu Leipzig nach einem beſondern Regulativ gehalten wurde. Dieſer Einzeichnung, die aber auch nicht ohne alle Beſcheinigung des rechtlichen Erwerbs erlangt werden konnte, legte das Mandat in §. 3 die Kraft und Wirkung eines ausdrücklich erlangten Privilegiums bei, ſo daß ſie, wenn Niemand

ein besseres Recht bescheinigen konnte, den Beweis des rechtmäßig erworbenen Verlagsrechtes vertrat und Anspruch auf den schleunigsten Rechtsschutz gewährte. Hiermit war in Sachsen eine ganz eigenthümliche Legitimation für den rechtmäßigen Verleger eingeführt; aber eben diese erhielt durch die genannte Vereinbarung auch in Preußen Wirksamkeit und durch die Bekanntmachung vom 25. Januar 1828 ist für Sachsen ausdrücklich vorgesehen worden, daß der Beweis durch Eintragung eines Verlagswerkes in das Protokoll der Büchercommission zu Leipzig als Beweis des rechtmäßig erworbenen Verlagsrechtes *auch in Preußen* anerkannt werden solle. Also kann jeder sächsische Verleger auf Grund der Eintragung in das Bücherverzeichniß auch dann in Preußen Schutz verlangen, wenn er nach dortigen Gesetzen gar nicht zum Verlagsrechte legitimirt wäre. Ebenso kann ein preußischer Verleger in Fällen Schutz bekommen, wo ihm seine Landesgesetze einen solchen nicht gewähren, wenn er nämlich das Werk, zu dessen Verlagsrecht er in Preußen nicht genug Beweis schaffen kann, in das Protocoll der Leipziger Büchercommission einträgen läßt; denn alsdann ist er auch in Preußen legitimirt. Sollte nun rücksichtlich der unter *preußischen* Gesetzen entstandenen Rechte den Berechtigten in *Sachsen* nicht gleicher Schutz gewährt werden, als ihnen bei allen nach *sächsischen* Gesetzen erworbenen Rechten in *Preußen* gesichert ist, dann würde die in dem Vertrage von 1827 versprochene vollkommene Gegenseitigkeit des Schutzes auf das Empfindlichste verletzt werden. Sobald daher ein königl. preußischer Unterthan bei den sächsischen Gerichten Schutz gegen Nachdruck sucht, ist ihm derselbe auch dann zu gewähren, wenn er blos nach preußischen Gesetzen und nicht auch nach sächsischen Anspruch auf diesen Schutz erworben hätte.

Hierauf gründet sich das Recht des Herrn v. Schelling, in Sachsen Schutz gegen den Nachdruck zu verlangen, nachdem sein in Preußen erworbenes Eigenthum an den Vorlesungen durch das geheime Obertribunal für ein so ausgedehntes Recht erklärt worden ist, daß selbst der Abdruck, welcher ohne eigennützige Absicht veranstaltet wurde, als strafbare Verletzung dieses Eigenthums erscheint, sobald nur die Einwilligung des Urhebers fehlt. Mit gutem Grunde dürfen wir also erwärten, daß die sächsischen

Gerichte Herrn v. Schelling auch dann nicht schutzlos lassen werden, wenn ihnen nach der bisherigen sächsischen Gesetzgebung sein Recht zweifelhaft scheinen könnte. Mit dieser Hoffnung schließen wir die Betrachtung des Prozesses in Leipzig und wenden uns zu dem

Prozeß in Berlin,

aus welchem wir zuerst die denkwürdige Verfügung des Criminalgerichts mittheilen.

„Die von Ew. Hochwohlgeboren am 14. v. Mts. wider den hiesigen Buchhändler E. S. Mittler angebrachte Denunciation wegen Feilhaltens des von C. W. Leske zu Darmstadt verlegten Werkes „„die endlich offenbar gewordene Philosophie der Offenbarung u. s. w. der allgemeinen Prüfung vorgelegt von Dr. H. E. G. Paulus"" ist in dem Plene unsers Collegiums erörtert, von demselben aber zu Eröffnung eines Strafverfahrens nicht angethan gefunden."

„Die von uns eingesehenen Akten des königlichen Polizeipräsidii betreffend die Beschlagnahme der in Rede stehenden Schrift bei den hiesigen Buchhändlern ergeben zuvörderst nichts darüber, daß und in welcher Art festgestellt worden, ob die von Euer Hochwohlgeboren im Wintersemester 1841 — 42 über Philosophie der Offenbarung gehaltenen Vorlesungen in der That in der Paulusschen Schrift abgedruckt sind. Sie berufen sich zwar in dieser Beziehung auf das eigene Geständniß des Dr. Paulus, indem er auf dem Titelblatte versichere, daß sein Buch den wörtlichen Text Ihrer Vorlesungen enthalte, und in der Vorrede S. 15 ausdrücklich bemerke, daß er keinen bloßen Auszug, sondern den glaubhaft wörtlichen Zusammenhang Ihrer Philosophie gebe. Der Dr. Paulus hat aber den Vorlesungen Euer Hochwohlgeboren nicht selbst beigewohnt, sie vielmehr durch einen Andern nachschreiben lassen, sein Bekenntniß beruht also nicht auf eigener Sinneswahrnehmung und kann daher den zur Einleitung der Untersuchung erforderlichen Nachweis, daß seine Schrift einen Abdruck Ihrer Vorlesungen enthalte, nicht ersetzen."

„Es kömmt indessen auf die Führung eines solchen Nachweises in dem vorliegenden Falle überhaupt nicht an."

„Der Nachdruck oder unerlaubte Abdruck ist seinem Wesen nach ein fremde Vermögensrechte beeinträchtigendes Vergehen;

das allgemeine Landrecht handelt denſelben in dem 15. Abſchnitte des II. Theils, 20. Titels ab, welcher die Beſchädigungen des Vermögens durch ſtrafbaren Eigennutz und Betrug betrifft. Das Geſetz vom 11. Juni 1837 hat nach ſeinem Eingange die darüber beſtehenden Geſetze nur zum beſſern Schutze des Eigenthums an Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt gegen Nachdruck und Nachbildung einer Abänderung und Ergänzung unterworfen, den Begriff des Vergehens aber unverändert gelaſſen. Mehrere Beſtimmungen dieſes Geſetzes z. B. §. 10, 11 seq. erwähnen die Entſchädigung des durch den Nachdruck oder die Nachbildung Beeinträchtigten und beſtätigten ſomit ſelbſtredend die Vorausſetzung, daß durch den Nachdruck fremde Vermögensrechte gekränkt ſeyn müſſen. Jeder Zweifel hierüber wird aber durch die Stellung beſeitigt, welche der Entwurf des preußiſchen Strafgeſetzbuches den Strafbeſtimmungen über Nachdruck gegeben hat, indem ſolche in dem §. 486 in dem die Ueberſchrift: „Strafbarer Eigennutz" führenden 23 Titel erwähnt ſind."

„Zum Thatbeſtande des Nachdrucks, oder unerlaubten Abdrucks iſt ſomit weſentlich erforderlich, daß:

1) ein unerlaubter Gewinn beabſichtigt, und

2) eine Beeinträchtigung fremder Vermögensrechte herbeigeführt ſey."

„Beide Erforderniſſe ſind in dem vorliegenden Falle nicht vorhanden."

„Zu 1. Euer Hochwohlgeboren haben beſondere Thatumſtände nicht angeführt, aus denen ſich entnehmen ließe, daß der Dr. Paulus nur des Gewinnes wegen Ihre Vorleſungen habe abdrucken laſſen. Sie bemerken zwar, daß ſeine Verſicherung, blos im Intereſſe der Wiſſenſchaft den Abdruck veranſtaltet zu haben, als ein leerer Einwand um ſo weniger Berückſichtigung verdiene, als ein Buch für 4½ Thaler verkauft werde und als er von ſeinem Verleger ſich ebenſogut für die Bogen, welche fremdes Eigenthum enthalten, als die übrigen Honorar habe zahlen laſſen. Dieſe letztere Angabe entbehrt indeß jeder nähern Begründung. Schon das quantitative Verhältniß, in welchem der Abdruck Ihrer Vorleſungen zu der Schrift des Dr. Paulus ſteht, widerſpricht der Annahme, daß es dabei auf Erlangung eines Gewinnes für dieſen abgeſehen worden. Sodann aber ergibt der

Inhalt der Schrift ganz unzweideutig, daß der Dr. Paulus sich nur als Vertreter der Wissenschaft überhaupt und seiner eigenen Ansichten insbesondere, die er in den Vorträgen Euer Hochwohlgeboren sogar mit Verletzung seiner Persönlichkeit angegriffen gefunden berufen gefühlt hat, öffentlich aufzutreten. Dazu mußte ihm aber eine nach seiner Ansicht möglichst authentische Darstellung des Angriffs unentbehrlich scheinen, um bei der Widerlegung gründlich und gewissenhaft verfahren zu können. Seine Versicherung, daß er nur zu seiner Vertheidigung den Abdruck der den Angriff enthaltenden Vorträge seinem Werke beigefügt habe, verdient daher vollen Glauben, wenn man auch ganz absieht von der äußern Stellung und dem literarischen Rufe des Dr. Paulus als akademischen Lehrers."

„Zu 2. Collegienhefte, wenn sie auch noch so sorgfältig nachgeschrieben werden, leisten keine Gewähr dafür, daß nicht Vieles anders aufgefaßt und wiedergegeben werden, als es von dem Vortragenden verstanden und mitgetheilt worden. Es kommt ferner wesentlich darauf an, auf welcher Bildungs-Stufe sich der Nachschreibende befand. Der Abdruck der von einem Zuhörer nachgeschriebenen Lehrvorträge Euer Hochwohlgeboren wird deshalb schwerlich fernere Beachtung finden, sobald Sie selbst Ihre Vorlesungen in authentischer Weise und Gestalt zur Publicität gelangen lassen. Durch jenen Abdruck ist daher auch nicht einmal eine Schmälerung der materiellen Vortheile für Sie als Verfasser der ohne Ihre Genehmigung publicirten Geisteswerke herbeigeführt."

„Ist nun nach dem Vorstehenden der Abdruck Ihrer Vorlesungen für strafbar nicht zu erachten, so erscheint das Feilhalten der Dr. Paulusschen Schrift als straflos."

„Aus diesen Gründen müssen wir Euer Hochwohlgeboren Antrag auf Einleitung der Untersuchung wider den Buchhändler Mittler ablehnen. Das eingereichte Exemplar der Paulusschen Schrift erfolgt anbei zurück."

So weit dieses Erkenntniß den Grundsätzen des philosophischen Rechts widerspricht, ist es schon in der Einleitung unserer Abhandlung widerlegt, wir haben daher die Leser nur auf den Standpunkt des preußischen Rechts zu versetzen, um ihnen auch von dieser Seite aus die Würdigung solch eines Bescheides

zu ermöglichen, den wir unumwunden zu den ſchwächſten Richterſprüchen zählen, die in dieſer Angelegenheit erſchienen ſind.

Wenn das Criminalgericht materielle Beeinträchtigung des Urhebers als nothwendiges Merkmal des ſtrafbaren Nachdrucks aus dem Geſetze vom 11. Juni 1837 herzuleiten ſucht, war zu bedenken, daß es zu ſolchen Annahmen beſſerer, als der beigebrachten Beweiſe bedarf. Denn §. 1. dieſes Geſetzes ſagt:

„Das Recht, eine bereits herausgegebene Schrift, ganz oder theilweiſe, von neuem abdrucken oder auf irgend einem mechaniſchen Wege vervielfältigen zu laſſen, ſteht nur dem Autor derſelben oder denjenigen zu, welche ihre Befugniß von ihm herleiten."

und wenn nun §. 2. fortfährt:

„Jede ſolche neue Vervielfältigung, wenn ſie ohne Genehmigung des dazu ausſchließlich Berechtigten (§. 1.) geſchieht, heißt Nachdruck und iſt verboten."

wird mit Recht gefragt, inwiefern hierdurch Beeinträchtigung von Vermögensrechten zur Bedingung geſtellt ſey. Wenigſtens iſt eine Veranlaſſung zu der Vorausſetzung des Criminalgerichts ebenſowenig in §. 3. erkennbar, welche beſtimmt:

„Dem Nachdrucke wird gleichgeachtet und iſt daher ebenfalls verboten, der ohne Genehmigung des Autors oder ſeiner Rechtsnachfolger bewirkte Abdruck

a) von Manuſcripten aller Art;

b) von nachgeſchriebenen Predigten und mündlichen Lehrvorträgen, gleichviel, ob dieſelben unter dem wahren Namen des Autors herausgegeben werden oder nicht."

Was hiergegen aus dem allgemeinen Landrechte, aus der Einleitung und einigen ſpätern Paragraphen des Geſetzes vom 11. Juni 1837 angeführt wird, reicht ſchlechterdings nicht aus, um die Abänderung der klaren Worte in §. 2. zu rechtfertigen. Denn in der Einleitung des letztgenannten Geſetzes wird nicht blos von Ergänzung der frühern Geſetze, ſondern auch von Abänderung derſelben geſprochen, und da ſogar in §. 37. alle dieſem neuern Geſetze entgegenſtehende oder von ihm abweichende frühere Vorſchriften außer Kraft geſetzt werden, hätte es ſich wohl der Mühe verlohnt, genau zu erwägen, welche von den frühern Vorſchriften hiernach aufgehoben worden ſind. Aber

dies würde sich aus einer einfachen Betrachtung derer, welche den Bestimmungen des neuen Gesetzes widersprechen, ergeben haben, und bei dieser Vergleichung der ältern Gesetze mit den neuern dürfte der wichtigste Unterschied zwischen beiden dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Das allgemeine Landrecht Thl. I. Tit. 11. §. 1034. und Thl. II., Tit. 20. §. 1294. schützt nur den Verleger gegen Nachdruck, das Gesetz vom 11. Juni 1837 aber schützt den Urheber und zwar diesen nicht blos gegen Nachdruck eines bereits veröffentlichten Werkes, sondern auch gegen viele andere Verletzungen des ausdrücklich anerkannten Eigenthums, welches ihm an seinem Werke zusteht; Verletzungen, die oft bei einem Verleger gar nicht gedenkbar sind. Wenn nun das allgemeine Landrecht nichts weiter ausspricht, als daß, wer Bücher und Werke, deren Nachdruck unerlaubt ist, dennoch nachdruckt, den rechtmäßigen Verleger entschädigen muß, so ist das gewiß der damaligen Auffassung eben so angemessen, als für die Rechte des Verlegers genügend. Denn diese letztern sind nur materielle, sogar abschätzbare, wie die Verschiedenheit der Honorare, welche von den Verlegern nach Verhältniß der Schwierigkeit eines Werkes gezahlt werden, beweist, und da die Summe der Rechte des Verlegers an dem fremden Werke höchstens bis zu einer Art von Nießbrauch steigt, ist dem Schaden, welchen er durch Nachdruck erleidet, immer noch mit Entschädigung beizukommen. Anders bei dem Urheber. Niemals läßt sich das geistige Erzeugniß so ganz von ihm lostrennen, daß ihm gar kein Recht mehr daran bliebe. Er genießt von seinem Werke noch Vortheile, die er mit dem besten Willen nicht auf Andere übertragen kann; aber auch Vortheile, für die wir keine Taxe haben. Er hat Rechte, die außer ihm Niemand auf der ganzen Erde besitzt, die er aber mit zu Grabe nehmen muß, weil, was er seinen Erben hinterläßt, nichts Anderes ist, als ein Recht auf die materiellen Früchte seines Fleißes. Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß Gesetze, welche nur den Verleger hinreichend schützen, den Urheber bei Weitem in den meisten Fällen rechtlos lassen; denn daß der materielle Gewinn, welcher aus der Veröffentlichung eines Werkes gezogen wird, das kleinste Theilchen der Autorrechte bildet, ist oben wiederholt bewiesen worden. Wenn nun ein Gesetz, welches ankündigt,

daß mit ihm die frühern Geſetze einer Ergänzung und Abänderung unterworfen werden, ſchon im Titel und in den erſten Paragraphen die höchſt wichtige Abänderung trifft, das Object ſtatt des engern Rechts — Verlagsrecht — das weitere — Eigenthum an Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt, — als Subject ſtatt des minder Berechtigten — Verleger — den Vollberechtigten — Urheber — an die Spitze zu ſtellen, wie ſollte da nicht unwillkührlich der Gedanke ſich aufdrängen, daß die Ergänzung der frühern Geſetze in Erweiterung des gegen Nachdruck und Nachbildung verheißenen Schutzes und die „Abänderung" in Aufhebung derjenigen Geſetze beſtehen müſſe, welche, zu eng gefaßt, mit der neuen Erweiterung unvereinbar ſind? War es alſo nicht nothwendig, alle diejenigen Geſetze aufzuheben, in denen nur von einem Rechte des Verlegers geſprochen wird? Dahin gehören nebſt mehreren andern die oben angeführten in Thl. I. Tit. 11. §. 1034. und Thl. II. Tit. 20. §. 1294. des allgemeinen Landrechts enthaltenen; und daß dieſe in §. 37. des neuen Geſetzes wirklich aufgehoben worden ſind, ergibt ſich nicht blos aus der Natur der Sache, ſondern auch aus den Erläuterungen zu dieſem Geſetze, welche Herr Criminaldirector Dr. Hitzig aus amtlichen Quellen herausgegeben hat. Wenn nun dieſer wichtigſten Veränderung ungeachtet von dem Criminalgericht behauptet wird, der Begriff des Vergehens ſei unverändert gelaſſen worden, ſo gehört dieſe Behauptung zu denjenigen, welche ohne Beweis nicht geglaubt werden. Denn daß in §. 10. 11. folgd. des Geſetzes von Entſchädigung die Rede iſt, beſtätigt nicht „ſelbſtredend" die Vorausſetzung, daß durch den Nachdruck fremde Vermögensrechte gekränkt ſein „müſſen", ſondern nur, daß ſie gekränkt werden können, und höchſtens die weitere Vorausſetzung, daß ſie gekränkt ſein müſſen, wenn der Verletzte Entſchädigung verlangt. Da überdies §. 14. deſſelben Geſetzes ſagt:

> „Das Vergehen des Nachdrucks iſt vollendet, wenn Exemplare eines Buches vorgefunden werden, welche den gegenwärtigen Vorſchriften zuwider angefertigt worden ſind."

ſo ergibt ſich aus dieſer Stelle, verglichen mit §. 1. und 2. ganz deutlich, daß die Vermögensbeeinträchtigung zur Vollendung des Vergehens ſchlechterdings nicht nothwendig iſt, indem

der Berechtigte offenbar noch gar keinen Schaden erlitten hat, wenn die widerrechtlich angefertigten Exemplare aufgefunden werden, noch ehe eines derselben verkauft wurde. Dies ist das Ergebniß einer strengen Auslegung der bestehenden Gesetze und unbezweifelt müssen diese Gesetzstellen für den Richter, welchem das Bestehende heilig ist, ein besserer Grund sein, als der Entwurf eines Strafgesetzbuches, welches zur Zeit noch der Gesetzeskraft entbehrt.

Es liegt also mindestens ein Mißverständniß und vielleicht noch mehr als das, zugleich aber gänzliches Uebersehen der §. 14. vor, wenn das Criminalgericht zum Thatbestande des Nachdrucks verlangt, daß ein unerlaubter Gewinn beabsichtigt und eine Beeinträchtigung fremder Vermögensrechte herbeigeführt sei.

Könnten nun auch die übrigen Ausführungen des schon in der Grundlage verfehlten Bescheids ihrem Schicksale überlassen werden, so ist es doch bezeichnend für die Art und Weise, mit welcher das literarische Recht gehandhabt wird, daß selbst der Standpunkt, von welchem die erkennenden Richter ausgegangen sind, dem Ergebnisse ihres Bescheides nicht entspricht. Denn sie verwechseln gleich dem Stadtgerichte zu Darmstadt dessen Erkenntniß sogar bis auf wörtliche Anklänge benutzt wurde, den Verfasser der Noten und Excurse mit dem Verleger des Nachdrucks, eine Verwechslung, welche dem Gesetze schnurstracks zuwiderläuft. Bei der Bestrafung des Nachdrucks handelt es sich nämlich nach §. 10. nur um Denjenigen, welcher das in §. 9. erwähnte ausschließende Recht der Autoren, ihrer Erben oder Rechtsnachfolger zur Veröffentlichung und Verbreitung von Schriften dadurch beeinträchtigt, daß er ohne deren Genehmigung von demselben Gebrauch macht. Fragen wir nun, wer hier von diesem Rechte der Veröffentlichung und Verbreitung Gebrauch gemacht und ob Paulus selbst das Buch veröffentlicht und verbreitet habe, so lautet die Antwort: nicht Paulus, sondern Leske hat dies gethan, während jener blos dazu behülflich war; es ist also falsch, wenn in der Ausführung zu 1. statt auf die C. W. Leskesche Verlagshandlung nur auf Paulus Rücksicht genommen wird, und dies um so mehr, da derselbe nicht einmal der Verklagte gewesen ist.

Zugegeben also, daß Paulus kein Honorar für den fremden Abdruck erhalten; zugegeben, daß er keinen Gewinn beabsichtigt;

zugegeben, daß er ſich als Vertreter der Wiſſenſchaft berufen gefühlt, öffentlich aufzutreten; zugegeben ſelbſt, daß er, perſönlich angegriffen, den Abdruck der Vorträge nur zu ſeiner Vertheidigung beigefügt; — mit alle Dem iſt noch nicht erwieſen, daß der Verleger keinen Gewinn beabſichtigt habe, und doch iſt es gerade dieſer, und nur er allein, der das Werk veröffentlicht und verbreitet hat. Denn Paulus kann den Verleger zu dem ohne Genehmigung des Urhebers veranſtalteten Abdrucke veranlaßt haben; das von ihm herausgegebene Werk kann ein unbezweifelter Nachdruck ſein; er kann unbeſtritten Eingriffe in fremdes Eigenthum verſchuldet haben; aber der Nachdrucker iſt er nicht und ſein Vergehen iſt, obſchon ebenfalls Verletzung des Autorrechts, doch ein vom Nachdruck ganz verſchiedenes. Darum darf die Strafbarkeit des Nachdrucks nicht nach der Schuld des Dr. Paulus bemeſſen werden.

Anlangend jedoch die zu 2. gegebenen Ausführungen, iſt es eine ganz wunderbare Erſcheinung, daß der Richter den unbefugten Abdruck von nachgeſchriebenen Vorleſungen aus demſelben Grunde für ſtraflos erklärt, aus welchem ihn der Geſetzgeber bei Strafe verboten hat. Das Gericht ſtützt ſich nämlich darauf: Collegienhefte leiſteten, wenn ſie auch noch ſo ſorgfältig nachgeſchrieben werden, keine Gewähr dafür, daß nicht Vieles anders aufgefaßt und wiedergegeben worden, als es der Vortragende verſtanden und mitgetheilt habe. Nach den von Herrn Criminaldirector Hitzig herausgegebenen Motiven aber war die Meinung des Geſetzgebers — S. 51: „Hinſichtlich der Vorträge öffentlicher Lehrer träten noch die Rückſichten hinzu, daß gute Vorleſungen oft ſchlechte Bücher ſeyn könnten, weil ſie auf die Auffaſſung eines Kreiſes von noch unkundigen Lehrlingen berechnet wären und ſeyn ſollten; darum ſey es auch höchſt ſelten, daß Univerſitätslehrer ihre Vorleſungen als ſolche herausgäben; es geſchehe alſo dem Vortragenden durch die Herausgabe nachgeſchriebener Vorleſungen, indem möglicher Weiſe dabei ſein wiſſenſchaftlicher Standpunkt und ſeine Lehren ganz entſtellt aufgefaßt werden könnten, nicht geringes Unrecht. Ein ſolches geſchehe ihm auch dadurch, daß eine unbefugte Bekanntmachung ſeiner Vorleſungen ihm die Bearbeitung ſeines Gegenſtandes in Buchform erſchwere, vielleicht unmöglich mache,

atheniſchen Münzen unverrückt auch in jenen Perioden, worin Athen allen andern helleniſchen Städten es in allen bildenden Künſten zuvorthat, ihr herkömmliches, altväteriſches Gepräge beibehielten, während andere und geringere griechiſche Orte ſchöneres Geld ſchlugen; nämlich weil die ganze Handelswelt an jene altbewährten Münztypen gewöhnt war, und in ihrer Unveränderlichkeit eine Bürgſchaft des ungeſchmälerten innern Gehalts erblickte. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit dem ſogenannten Korinthiſchen Silber, d. h. mit jenen Silbermünzen, die auf der Vorderſeite das mit hohem Korinthiſchem Helm bedeckte Haupt der Pallas, auf der Kehrſeite den Pegaſus oder das bekannte Flügelroß zeigen; weßwegen man dieſe Münze auch Roſſe nannte. Des vielen derſelben auf der Rückſeite eingegrabenen altväteriſchen Kappa (ſtatt des nachherigen K) wegen, wurden ſolche Münzen ehemals ſämmtlich der Stadt Korinth zugeſchrieben, während Andere ſie nach Syrakus verwieſen. Da aber auf vielen ſtatt jenes K andere Charaktere ſichtbar ſind, ſo mögen ſie verſchiedenen Korinthiſchen Kolonialſtädten angehören. Jetzt gleichen ſich dieſe Differenzen durch folgende Sätze aus: „Sie waren nämlich (bemerkt Herr v. Steinbüchel im 62ten Bande der Wiener Jahrbücher d. Lit.) die allgemein geltende Währung der Küſten- und Handelsſtädte des adriatiſchen Meeres (größtentheils Kolonien Korinths und der dahin handelnden Städte Siciliens und Unteritaliens), von allen dieſen Städten eben ſo gleichmäßig in derſelben allgemein angenommenen Art geprägt, wie in Aſien das Gepräge Alexanders (des Großen), das allgemein angenommen war;* und wo in derſelben Art die einzelnen Münzſtädte kaum noch durch einzelne kleine Beizeichen ſich zu erkennen gaben.“ Es wurde, füge ich hinzu, bei dieſen allgemein curſirenden Geprägen weniger auf Schönheit geſehen. Ihr Werth ſcheint den ebenfalls ſehr zahlreichen Silbermünzen von Tarent gleich geweſen zu ſeyn, ſo daß alſo der

* Ich erinnere, als an ein Beiſpiel, an die Goldmünzen, welche die Griechen zu Ehren des Titus Quintius Flamininus haben ſchlagen laſſen (auf der Vorderſeite ſein Haupt, auf der Rückſeite die Victoria mit Palmzweig und Kranz und Quineti). Sie iſt ohngeachtet der römiſchen Inſchrift, griechiſches Gepräge, und an Gewicht und Typus den Goldmünzen Alexanders nachgebildet. (S. die Tafel bei Mionnet, Suppl. Vol. III. p. 260.)

in jedem Falle die Neuheit und Unbefangenheit des Eindrucks im Voraus aufhebe."

Gewiß, wenn jemals einem Richter die Anwendung des Gesetzes an die Hand gegeben wurde, so war dies hier der Fall, und doch ist das Gesetz nicht angewendet worden. Zwar sind die Motiven des Gesetzes nicht selbst Gesetz, aber reichen die Worte des Gesetzes nicht mehr aus, ist der Richter genöthigt, zur Interpretation zu schreiten, dann müssen ihm die Gründe des Gesetzgebers höher stehen, als seine persönliche Ansicht, am wenigsten darf er willkürlich Dinge in das Gesetz hinein interpretiren, die der ihm bekannten Ansicht des Gesetzgebers so augenscheinlich widersprechen.

Daß die Unbefangenheit des Eindrucks für das künftige Originalwerk des Herrn v. Schelling im Voraus aufgehoben sei, wird Niemand bestreiten; daß die Vorlesungen nicht treu aufgefaßt und wiedergegeben seien, hat das Gericht angenommen, wenn auch ohne Beweis; daß die Bearbeitung des Gegenstandes in Buchform mindestens erschwert sei, hätte das Gericht besonders beachten müssen, indem hierin, namentlich wegen des größern Aufwandes von Zeit, die sonst vortheilhafter verwerthet werden konnte, sogar materielle Beeinträchtigung liegt; aber dennoch wurde die Untersuchung verweigert und der Angeklagte, — im Bescheide kaum mit Namen genannt — freigesprochen; dies Verfahren richtet sich selbst.

Der Rückblick auf den allgemeinen Theil dieser Abhandlung zeigt, wie weit die Gesetzgebung noch von Verwirklichung des literarischen Rechts entfernt ist; die in dem dargelegten Rechtsstreite gefällten Entscheidungen aber beweisen, wie wenig die Praxis auch nur mit den bestehenden Gesetzen, welche in diesem Falle ausreichend gewesen wären, sich vertraut gemacht hat; beide, Gesetzgebung und Praxis, lassen Vieles zu wünschen übrig. Wäre indessen der gegenwärtige Rechtsstreit und seine vielfache öffentliche Besprechung geeignet gewesen, die Aufmerksamkeit der Schriftsteller sowohl, als der Rechtsgelehrten, auf diesen Zweig des vaterländischen Rechtes mehr, als bisher, hinzulenken, dann wird mit diesem Kampfe, wenn auch vielleicht für keinen der streitenden Theile, desto gewisser für Wissenschaft und Recht ein Sieg erfochten werden.

Die Selbſtverwaltung der Gemeinden und Diſtrikte.

Der Gegenſatz von Organiſirung, Gliederung, und Atomiſirung, Vereinzelung hat nicht blos beim Volk, ſondern auch beim Staat eine große, bisher nicht genug erkannte Bedeutung. Ein jeder Staat muß zwar in einem gewiſſen Grade wenigſtens organiſirt ſeyn, kann nicht blos nach atomiſtiſchen Grundſätzen eingerichtet werden. Aber es gibt verſchiedene Stufen der Organiſirung, der einigenden Gewalt, der Gliederung. Je geringer dieſe Stufen ſind, deſto mehr tritt die Vereinzelung, Atomiſirung hervor, während bei höhern Stufen das Vereinzelte, Atomiſtiſche von der Einheit mehr durchdrungen, zum Gliede eines lebendigen Ganzen erhoben wird. Von dieſer Seite betrachtet erhalten die ſocialen Fragen, welche jetzt die Völker bewegen, eine neue Beleuchtung, welche zu verſuchen die nachfolgenden Linien beſtimmt ſind.

Die niederſte Stufe der Gliederung, den vorzugsweiſe atomiſtiſch gebildeten Staat finden wir da, wo die einigende Gewalt vollſtändig nur in dem Regenten, dem Inhaber der Staatsgewalt vorhanden iſt, von welchem wie von dem Mittelpunkt eines Kreiſes dieſelbe zwar ausſtrömt, aber deſto mehr auseinander gehend ſich zertheilt, je weiter ſie ſich vom Mittelpunkt entfernt, je entfernter die Ableitung iſt, alſo in der vollkommenen Alleinherrſchaft, dem vollendeten Büreaukratismus, dem Abſolutismus. Hier theilt ſich ſchon bei den oberſten Beamten, den Miniſtern, die Gewalt nach den verſchiedenen Geſchäftszweigen. Noch mehr tritt die Zertheilung bei den Centralſtellen hervor. Während die Miniſter noch öfters wenigſtens unter den Augen des Regenten gemeinſchaftlich arbeiten, iſt die Gemeinſchaftlichkeit zwiſchen den Centralſtellen verſchiedener

Geſchäftszweige ganz ungewöhnlich. Aber in noch höherem Grad zeigt ſich die Zertheilung bei den dieſen Centralſtellen untergeordneten Diſtriktsbeamten. Während die Centralſtellen häufig noch, wenn gleich auf einzelne Geſchäftszweige beſchränkt, doch noch ein Collegium und ſo im engern Kreiſe eine Einheit bilden, ſtehen die Diſtriktsbeamten in der Regel allein. Noch viel mehr vereinzelt ſtehen die in den einzelnen Orten vertheilten Unterbeamten, die Unterrichter, Unterſteuereinnehmer. Die vollkommene Atomiſirung wird jedoch bei dem Volk bemerkt, das nur noch als ein verworrener Haufen erſcheint, bei dem jede Verbindung verboten oder doch nur unter beſonderer Aufſicht des Staats geſtattet iſt. Einheit, Leben und Bewegung ſoll hier der Staat nur von einem Punkt aus erhalten. Der Staat erſcheint daher als eine Maſchine, er wird auch häufig mit dieſem Bild bezeichnet. Je mehr aber die einigende Gewalt hier nur äußerlich iſt, von außen hinzukommt, deſto ſchwächer iſt ſie, ſo wie ein Büſchel Pfeile leichter gelöst werden kann, wenn er nur durch ein äußeres Band zuſammen gehalten iſt, als wenn das Band in vielfachen Windungen alle einzelnen Theile umſchlingt.

Es hat daher wohl nie einen Staat gegeben, der ſich lange Zeit ganz auf dieſer niederſten Stufe der Gliederung, bei der reinen Form einer Maſchine erhalten konnte. Immer bemerkt man, wie durch die Kirche oder den Adel, oder auf andere Art der Anfang gemacht wurde, der einigenden Gewalt einen größern Wirkungskreis, eine breitere Grundlage zu verſchaffen, die Gegenſätze zwiſchen Vereinigung und Vertheilung, Syntheſe und Analyſe beſſer in Einklang zu bringen. Als im vorigen Jahrhundert die Herrſchaft des Verſtandes über das Gemüth, eine atomiſtiſche Richtung in allen Zweigen des Wiſſens, den Staat in Deutſchland auf dik ſchon von den Vorältern verlaſſene Stufe der Alleinherrſchaft zurückführte, erhielten ſich noch überall einzelne einigende Elemente, wenn gleich meiſtens verkannt oder unbemerkt. Als durch die atomiſtiſche Anſicht aber die Alleinherrſchaft das höchſte Anſehen erlangt hatte, trat auch bald eine Rückwirkung ein, welche an die Stelle der Vertheilung des Volks deſſen Vereinigung, an die Stelle der Unterwerfung deſſelben unter einen fremden Willen deſſen Befreiung durch Vereinigung zu ſetzen ſich bemühte, trat das Verlangen nach

geſetzgebenden Verſammlungen und den verſchiedenen liberalen Inſtitutionen ein. Um das Verhältniß zu zeigen, in welchem dieſe Inſtitutionen zu der verlangten höhern Stufe der Gliederung, zu einer höhern Ausgleichung von Syntheſe und Analyſe ſtehen, wollen wir hier zunächſt diejenigen ins Auge faſſen, welche in den untern, dem Volke näher liegenden Theilen des Staats, bei den Gemeindebeamten, den Diſtriktsbeamten und den niedern Centralbehörden in Deutſchland verlangt werden oder in Ausführung gebracht werden ſind.

§. 1.

Gemeindeverfaſſungen.

In einem ganz nach atomiſtiſchen Grundſätzen eingerichteten Staat, in der vollkommenen Büreaukratie erſcheinen die Ortsbeamten als die abhängigſten niederſten Diener der Staatsgewalt; ſie ſind als am meiſten von dem Oberhaupt des Staats, deſſen Einheit entfernt, am nächſten dem verworrenen Haufen des Volks ſtehend, am wenigſten befugt und im Stande, eine Gemeinſchaftlichkeit unter ſich zu bilden, am meiſten angewieſen, in der Vereinzelung ihre Geſchäfte zu beſorgen. Gegen dieſe folgerechte Durchführung der Büreaukratie hat ſich nun in Deutſchland, wo von jeher der ſynthetiſche Geiſt im Volk herrſchte, faſt überall, ſelbſt in der ſonſt ungünſtigſten Zeit eine entgegengeſetzte Einrichtung erhalten oder es wurde eine Rückwirkung begonnen, der Anfang zu einer entgegengeſetzten Bewegung gemacht in den Gemeindeverfaſſungen, den Städteordnungen. Denn durch dieſelben finden wir wieder da, wo nach der atomiſtiſchen, büreaukratiſchen Anſicht die meiſte Vereinzelung ſeyn ſollte, ein Collegium, wo die meiſte Abhängigkeit vom Staatsoberhaupt anzunehmen war, eine von der Regierung der Ernennungsart nach unabhängige Magiſtratur. Aber es ſind dieſe Gemeindeverfaſſungen, beſonders die, welche die meiſte Ausbildung erhalten hatten, denen die Freunde des Volks, die Liberalen vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit zuwenden, doch nur der Anfang einer entgegengeſetzten Richtung, doch nur eine einzelne Form derſelben, welche von entgegengeſetzten Einrichtungen umgeben, in ihrer Vereinzelung zu erſtarren droht, zur bloßen Form zu werden Gefahr läuft. Denn die Gemeinde-

magiſtrate bilden zwar vermöge jener Verfaſſungen ein Collegium, eine Gemeinſchaftlichkeit; aber es ſind ihre Befugniſſe nur auf einen einzelnen Theil der im Ort vorkommenden öffentlichen Geſchäfte, in der Regel auf die Verwaltung des Gemeindevermögens beſchränkt; es ſind ihnen nur als Ausnahme, als geliehen, vergünſtigungsweiſe einzelne Theile der übrigen Staatsthätigkeit, etwas von der Rechtspflege, der Polizei, dem Finanzweſen, meiſtens auf ein Wenigſtes beſchränkt, beigegeben. Alle übrigen Geſchäfte werden aber von beſondern Dienern des Staats, von den abhängigſten Beamten der Staatsgewalt beſorgt, oder wenn auch von dem Vorſtand oder einzelnen Mitgliedern des Magiſtrats, doch von dieſen in ganz büreaukratiſcher Weiſe, in der Entfernung vom Collegium, in der vollendetſten Unterordnung unter die Befehle der höhern Behörden. Die Gemeindemagiſtrate werden zwar in der Regel von der Gemeinde ganz unabhängig gewählt. Selbſt die Zeit, innerhalb welcher die Gewählten im Amt bleiben dürfen, hängt häufig blos von der Gunſt des Volks ab. Ebenſo iſt ihre Stellung ſonſt der Regierung gegenüber in der Regel ſelbſtſtändig, indem ſie oft ohne Beſoldung der Gemeinde zu dienen haben, von ihrem Vermögen oder Gewerbe leben. Aber gerade dieſe ſtark hervortretende demokratiſche Form ſteht in Wechſelwirkung mit der Beſchränkung der den Magiſtraten verwilligten Befugniſſe. Je mehr die Wahlen blos von der Gunſt der unkundigen Volksmenge abhängen, deſto weniger kann den Gewählten von den höhern Staatsgeſchäften anvertraut werden, deſto mehr iſt ihre Zurückführung auf das jedem Hausvater am meiſten bekannte, die Verwaltung des Gemeindevermögens gerechtfertigt, deſto mehr erſcheint auch die ſorgfältige Ueberwachung dieſer geringen Befugniſſe durch die höhern Staatsbeamten nothwendig. Je mehr die Mitglieder der Magiſtrate die Belohnung für ihre Dienſte blos in der Liebe und Achtung ihrer Mitbürger zu ſuchen angewieſen ſind, deſto weniger treten wiſſenſchaftlich gebildete, mit Aufwand von Vermögen für die Staatsgeſchäfte vorbereitete Männer in ihre Reihen ein, deſto weniger ſind ſie im Stande, den in allen Zweigen des Wiſſens unterrichteten, erfahrenen Männern des Staats ſich gegenüberzuſtellen, und der großen geiſtigen Ueberlegenheit derſelben das Gleichgewicht zu halten. Je mehr endlich die Freiheit

der Wahlform hervortritt, deſto mehr werden die Staatsbehörden veranlaßt ſeyn, ungeachtet aller Ueberwachung und Beſchränkung die Magiſtrate als die Gelegenheit zu umkehrenden gefährlichen Bewegungen in unruhigen ſtürmiſchen Zeiten anzuſehen, deſto weniger werden ſie daher geneigt ſeyn, ihre innigere Verbindung mit der Gemeinde durch Aufſtellung verbindender Mittelglieder zwiſchen den Ortsmagiſtraten und den Einzelnen, durch die Organiſirung der Gemeinden herzuſtellen, wie wir gerade faſt überall zugleich mit der Entſtehung der neuern Gemeindeverfaſſungen die letzten Reſte dieſer Mittelglieder, die politiſchen Rechte der Innungen verſchwinden ſehen, ohne daß an Erſatzmittel für dieſelben gedacht wurde.

So erſcheinen die Gemeindeverfaſſungen wegen der Beſchränkung ihrer Befugniſſe, wegen der vereinzelten Form ihrer Ausbildung den Anhängern der Büreaukratie nur als eine den Volkswünſchen zwar gebrachte, aber den übrigen Einrichtungen widerſtrebende Anomalie, als ein in möglichſt enge Schranken einzuſchließender Gegenſtand der Beſorgniß. So ſind ſie gerade wegen der einzelnen Form, in der ſie verwirklicht werden, an der Entwicklung des in ihnen enthaltenen Höhern gehindert. Dieſes in ihnen verborgene Allgemeinere, den Kern, welcher hier in der Schaale eingeſchloſſen iſt, müſſen wir aber in der collegialen Behandlung der in einem Ort vorkommenden öffentlichen Geſchäfte, in der Verbindung aller öffentlichen Diener zu einer Einheit finden, in der Befugniß der Ortsbeamten, alle wichtigen Geſchäfte, nicht blos die das Vermögen der Gemeinde betreffenden, ſondern auch die Rechtspflege, Polizei, das Finanzweſen gemeinſchaftlich zu behandeln.

Wenn zu dieſem Zweck die Verbindung der wechſelnden, unbeſoldeten, unwiſſenſchaftlichen Mitglieder der Magiſtrate mit länger bleibenden, beſoldeten, wiſſenſchaftlichen nothwendig erſcheint, ſo wird zwar die rein demokratiſche Wahlform in Betreff der letztern eine Beſchränkung erhalten, etwa einem Nominationsrecht der Gemeinden weichen müſſen; dagegen können alsdann auch die ſo zuſammengeſetzten Magiſtrate eine Pflanzſchule der Staatsbeamten, der Weg zu einer volksthümlichen Ausbildung derſelben, ein Mittel zur Verbindung der Wiſſenſchaft und des Lebens, der Freiheit und der Ordnung, volksthümlicher und ſtaatlicher

Elemente, zu einer festen Grundlage der Staaten werden, dadurch aber auch statt als widerwärtige Anomalie, Stein des Anstoßes, ein Gegenstand der Besorgniß, vielmehr als ein fruchtbringender Keim zu einer bessern Ordnung, zu einer höhern Stufe der Gliederung des Staats erscheinen.

§. 2.

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege.

Betrachten wir nun die den Gemeindebeamten zunächst vorgesetzten Stellen, die Distriktsbeamten, so finden wir hier in den meisten deutschen Ländern die atomistische Ansicht noch mehr ausgesprochen, noch mehr vorherrschend.

Wir finden daher in den meisten Ländern für jeden einzelnen Zweig der Staatsthätigkeit einen Beamten, der ohne geordnete regelmäßige Verbindung mit den andern Beamten, mit besondern Akten und Gehülfen die ihm anvertrauten Geschäfte besorgt, von besondern höhern Stellen Befehle erhält und wieder besondern Unterbeamten solche ertheilt, also einen Beamten für die Rechtspflege, einen für die Polizei, einen für die Finanzen, öfters auch einen für die Waldungen, für Bauangelegenheiten. Betrachten wir nun noch die Stellung dieser Oberbeamten den Ortsbeamten und Magistraten gegenüber, von denen sie durch die Art der Ernennung, durch Rang und Bildung häufig so weit geschieden sind, daß ein Uebergang, ein Vorrücken von den letztern Stellen auf die ersteren ganz ungewöhnlich ist, ferner wieder die abgesonderte Stellung der den Distriktsbeamten vorgesetzten höhern Centralstellen, der Justiz-, Regierungs-, Finanz-, Forst-, Kriegsrathscollegien von einander und von den Distriktsbeamten, so können wir von hier aus besonders gut die atomistische Richtung und ihre Folgen beurtheilen.

Die erste unvermeidliche Folge derselben ist die Herrschaft des schriftlichen Worts über das mündliche, nicht blos bei der Rechtspflege, sondern bei allen Zweigen der Staatsthätigkeit. Denn die getrennte, vereinzelte Stellung der Distriktsbeamten von einander gestattet nicht, einem derselben allein die Untersuchung und Entscheidung zu überlassen, sondern nöthigt, um Einseitigkeiten und Willkührlichkeiten zu verhüten, Beides zu

trennen, so daß der untersuchende Beamte die Entscheidung in wichtigern Sachen einem entfernten höhern Collegium überlassen, zu diesem Zweck aber seine Untersuchung schriftlich diesem vorlegen muß.

Die entfernte Stellung der Distriktsbeamten von einander und von den Ortsbeamten macht aus gleichem Grund auch bei dem Verkehr dieser Behörden unter einander den Gebrauch des schriftlichen Worts statt des mündlichen zur Regel. Wenn hier auch noch oft mündliche Mittheilungen möglich sind und vorkommen, so ist doch die alsbaldige Verwandlung alles Gesprochenen in Geschriebenes schon deßwegen nothwendig, weil es nöthigenfalls höhern entfernten Stellen muß mitgetheilt, einberichtet werden können, diese aber von dem mündlichen Wort keine Kenntniß nehmen, für diese nur das in Akten und Berichten eingeschlossene Wort vorhanden ist. Fassen wir nun noch ins Auge, wie der Mangel verbindender Mittelglieder zwischen der Gemeinde und deren Vorstehern nur noch in den kleinsten Gemeinden und bei den kleinsten oder einzelnen Sachen den Vorstehern den mündlichen Verkehr mit der Gemeinde gestattet, wie auch hier diese Vorsteher auf Anheften schriftlicher Befehle an Rathhäusern oder Verbreitung durch die Presse in der Regel beschränkt sind, so erkennen wir, wie die atomistische Bildung des Staats die Mitglieder einer Gemeinde, eines Distrikts, einer Provinz bei den wichtigsten Angelegenheiten vorzugsweise zu der Art von Mittheilung nöthigt, welcher sich sonst nahe wohnende Freunde und Verwandte nur bedienen, wenn Mißtrauen und Haß ihre frühern innigern Verhältnisse aufgelöst haben.

Die zweite nahe verwandte Folge der atomistischen Bildung ist die Herrschaft des nicht öffentlichen Verfahrens über das öffentliche bei allen Verhandlungen in diesen Regionen der Staatsthätigkeit. Die den untersuchenden Beamten gebotene Verwandlung aller mündlichen Worte in schriftliche würde die nicht Betheiligten aus den Kanzleien forttreiben, selbst wenn ihnen der Zutritt gestattet wäre. Denn in der Regel kann eine solche durch Schreiben unterbrochene Verhandlung Niemand anziehen, da sie selbst auf die gebotenen Zeugen häufig nur eine einschläfernde Wirkung ausübt. Jedenfalls könnten die Wenigen etwa bei Abfassung

der Protokolle Anwesenden denselben nicht folgen zu den entfernten Stellen, wohin sie zur Entscheidung gesendet werden.

Die zweite nahe damit verwandte Folge der atomistischen Richtung und zunächst der Trennung der untersuchenden und entscheidenden Beamten ist die Verdunklung der Wahrheit für den Letzteren, der, statt selbst zu sehen und zu hören, nur durch den Bericht eines Andern über seine Wahrnehmungen Kenntniß von der Sache bekommt, und insofern ein Kollegium, nicht ein Einzelner entscheidet, noch dazu nur durch den Bericht des Referenten über den Bericht des Untersuchenden, der also statt der Sache nur ein Bild des Bilds sieht, diese viel bekannte Veranlassung zu absichtlichen und unabsichtlichen Entstellungen, Irrthümern und Täuschungen. Eine vierte Wirkung dieser Einrichtung, welche in dem nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebenden Sinn des deutschen Volks bei der Festhaltung einer solchen unvollkommenen Art von Mittheilung in jetziger Zeit besonders stark hervortritt, ist eine ungemessene Anhäufung von Geschäften, welcher die angestrengte erschöpfende Thätigkeit der Beamten unterliegt und welche durch die gebotene Vermehrung der Besoldeten, durch die Heere von Beamten das Mark der Länder verzehrt. Wenn in einer Gemeinde, durch Zwietracht und Mißtrauen getrieben, die Bürger ihren meisten, wichtigsten Verkehr nur durch Briefe und schriftliche Verträge vermitteln wollten, so hätten alle mit Schreiben fast den ganzen Tag zu thun und würden doch nicht vorwärts kommen, sondern nur die Quellen ihres Wohlstands zerstören.

Eine weitere Folge jener Richtung ist die Langsamkeit der Geschäfte ungeachtet alles Fleißes, der größten Anstrengungen, die jetzt besonders stark fühlbar ist. Wenn die Concession zu Errichtung einer Fabrik von der höhern Stelle eingeholt wird, wenn ein einfaches Bürgerrechtsgesuch, von der Gemeinde beanstandet, der höhern Stelle vorzulegen ist, wenn eine Bitte um Anbergung einer Forderung des Fiskus, eines Steuerrests eingereicht wird, wie viel Menschen sind nöthig, wie viel Federn müssen in Bewegung gesetzt werden, wie viel Zeit vergeht, bis eine Entscheidung erfolgt! Zuerst kommt das Gesuch vor den Gemeinderath, der ein schriftliches Gutachten abfaßt, das zehn bis fünfzehn Personen unterzeichnen. Dann ist ein Bericht des Bezirksbeamten erforderlich, der

bis zur Expedition wieder mehrere Menſchen in Anſpruch nimmt. Kommt nun das Geſuch an das entſcheidende Collegium, ſo iſt wieder die Thätigkeit einer Reihe Menſchen, des Expeditors, Dirigenten, Referenten, Secretärs und Kanzliſten nöthig, bis eine Entſcheidung zurückkommen kann. Im günſtigſten Falle verfließen mehrere Wochen, in der Regel mehrere Monate, wenn mehrere Entſcheidungen durch Beſchwerden an höhere Stellen nöthig ſind, auch oft mehrere Jahre. In acht Tagen kann man jetzt von einem Ende Deutſchlands zum andern reiſen, in wenigen Tagen ſchließen Kaufleute und Gewerbtreibende Geſchäfte über tauſende von Thalern ab. Aber eine Antwort von einer höhern Stelle in den einfachſten Fällen erfordert drei- bis viermal, in andern fünfzig und hundertmal mehr Zeit. Ein Mann hat vielleicht noch 25 Jahre zu leben und muß oft ein Jahr zuwarten, bis er weiß, ob er in einem Ort ſich niederlaſſen, heirathen, ein neues Gewerbe errichten darf.

Noch iſt als Folge der atomiſtiſchen Behandlung das Bemühen der Betheiligten zu erwähnen, durch welches ſie den bisher erwähnten Nachtheilen, dem Mangel an Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, der Langſamkeit der Verhandlungen begegnen wollen. Jeder Betheiligte hat das Gefühl, daß die ſchriftlichen Mittheilungen nicht genügen, und das Bedürfniß, ſie durch mündliche zu unterſtützen. Er drängt ſich daher zuerſt zu dem berichtenden Beamten, ſucht dieſen zu einem günſtigen Bericht zu bewegen und verengt ihm dadurch die Zeit. Bei wichtigern Sachen aber bemüht er ſich, im Gefühl, daß auch dieſes nicht hinreiche, um den Zutritt zu den Mitgliedern des entfernten entſcheidenden Collegiums. Weil jedoch hier in der Regel dieſer Zutritt nicht geſtattet iſt und der Name des vortragenden Raths als Geheimniß behandelt wird, ſo ſucht er durch Liſt oder gelegenheitlich, durch Bitten und Geſchenke von untergeordneten Dienern und Beamten dieſen Namen zu erfahren, oder macht aufs Gerathewohl Beſuche bei den vortragenden Räthen und benutzt dazu Empfehlungen, Bekanntſchaften, Verwandtſchaften, ſo viel er in Bewegung ſetzen kann, empfiehlt auch wohl, wenn er nicht ſogleich Zutritt erlangen kann, Frauen und Angehörigen des Beamten ſeine Bitte. Iſt es ihm dann endlich gelungen, ſeine Bitte mündlich vorzutragen und eine allgemeine Zuſicherung zu erlangen,

Geldverkehr aller dieser Handelsorte nirgends erschwert war. Was Asien betrifft, so ist von den Dariken in Silber und Gold, so wie von den Cycicener-Münzen schon oben die Rede gewesen. Nach dem dort üblichen Gepräge Alexanders des Gr. scheinen die sogenannten Cistopheren (nach einem auf denselben geprägten mystischen Korbe des Bacchus genannt) sich als Lieblingswährung der asiatischen Städte ausgebildet zu haben. Ueber das System der Währungen äußert sich derselbe Gelehrte (a. a. O. S. 66) in folgenden Worten: „Es ist sonderbar, wie in Ermangelung aller ausdrücklichen Belehrung durch die alten Schriftsteller die alten Münzen selbst, unabhängig für sich, zur Enthüllung der tiefer liegenden Verhältnisse des Geldmarktes bei den Alten führen. So ist das System der Währungen, wonach z. B. österreichische Theresien- und spanische Säulenthaler, venetianische Zecchinen und Holländer-Dukaten in einzelnen Theilen der europäischen Handelswelt fast die ausschließende Münze, für den Kaufmann wenigstens, bilden, in unsern Tagen ein Geheimniß, das offen dalicat, dessen kluge und wohlberechnete Beobachtung aber noch immer reichlichen Gewinn befördert; und eben so ergibt sich das Daseyn eines ähnlichen Verhältnisses für die alte Welt, wo eine allgemeiner anerkannte Währung ein um so größeres Bedürfniß seyn mußte, als alle diese kleinen Städtestaaten ganz unabhängig ihre Münze prägten."

Es war im Vorhergehenden von den Handelsstraßen nach Oberasien über Mazaka-Cäsarea die Rede. Dies war die mittlere der drei Straßen, die von den europäischen Küstenländern durch Kleinasien führte; eine südliche lief über den persischen und arabischen Meerbusen, Phönizien u. s. w.; die nördliche ging von den Donauländern über den Pontus Eurinus, Kolchis, Armenien und Medien. Wenn diese letztere in ihrem westlichen Theile in Taurien und dem Flußgebiete der südlich ausmündenden russischen Ströme, wo früher griechische Kolonien und Handelsplätze lagen, unter anderm antiken Vorrath auch viele griechische Münzen geliefert haben, so muß man dagegen erstaunen über die ungeheuren Münzschätze, die seit wenigen Jahren am östlichen Ziele dieser Handelsstraße, besonders in Baktrien und in den Flußgebieten des Indus aus dem Schooße der Erde oder aus alten Bauwerken hervorgegangen sind. Noch Eckhel konnte nur vier bis fünf baktrische Könige in Münzen nachweisen von jenem Theodotos

so reist er mit ungewissen Hoffnungen in die entfernte Heimath zurück. Oft sind diese Hoffnungen auf die Wirkung der mündlichen Vorstellung ganz trügerisch, oft vergißt der von vielen Bittenden belagerte Beamte den Eindruck des mündlichen Worts, ehe das Gesuch zum Vortrag kommt, oft schon in den nächsten Stunden, und ist dann alle Mühe, sind alle Kosten umsonst aufgewendet. Oft geht aber der Eindruck der mündlichen Vorstellungen auch nicht verloren, wenn diese mit der nöthigen Beharrlichkeit, Feinheit und Klugheit vorgetragen werden. Dieser Eindruck kann Einfluß auf die Entscheidung haben, ohne daß dieselbe aktenwidrig ist, weil oft so viel Gründe für und gegen das Gesuch in den Akten liegen, daß sie sich beinahe aufheben und die mündlich unterstützten dann den Ausschlag geben, auch weil eine Besprechung mit dem vortragenden Rath den Bittenden auf Mängel der Berichte aufmerksam macht und ihm Gelegenheit zu Verbesserung derselben gibt. Aber auch in diesen Fällen liegt in der erschlichenen Mündlichkeit und Oeffentlichkeit ein großes Unrecht Weniger gegen die übrige größere Menge. Denn diesen Zutritt zu den Beamten, diesen Nachdruck, diese Feinheit und Beharrlichkeit, mit welcher sie Einfluß auf die Entscheidungen erhalten, können nur die Wohlhabenden, die Freunde der Beamten, die höher Gestellten anwenden, nicht die Mittellosen, die Fremden, die Geringen, die durch Unglück Gebeugten. Große Summen, an Bedeutung manche Steuer überwiegend, werden von den Tausenden jährlich zu den Centralstädten reisender Bittsteller verwendet, nutzlos oder doch mit Kränkung des Rechts der Geringen, welche diesen Aufwand nicht bestreiten können, um durch eine erbettelte oder erschlichene Oeffentlichkeit und Mündlichkeit die Mängel der atomistischen Staatseinrichtungen für ihre Angelegenheiten zu verbessern.

Alle diese Nachtheile sind auch in neuerer Zeit vielfach erkannt und erörtert worden, jedoch nur in Betreff eines einzelnen Zweigs der Staatsgeschäfte, der Rechtspflege, insbesondere der in Strafsachen. Aber es sind dieselben bei allen andern Geschäften, in Regiminal-, Polizei-, Finanz- und Cultus-Angelegenheiten ebenso und noch mehr sichtbar. Denn die Mittel, welche die Rechtspflege anbietet, um die Nachtheile zu beseitigen, die Akteneinsicht und die Vertheidigung zu den Akten, finden hier viel

weniger ſtatt, ſind auch weniger zuläſſig. Berichte haben hier großen entſcheidenden Einfluß, deren Verfaſſer dem Bittſteller ſelten bekannt und die auch ſelten dieſem vollſtändig mitgetheilt werden. Auch treffen höhere Straffälle ſelten die größere Zahl der geordneten Bürger, meiſtens nur die Minderzahl der Zerrütteten, Ausgearteten, Ausgeſtoßenen.

Selbſt Civilſtreitigkeiten berühren häufig nur eine Minderzahl der Bürger; viele Tauſende der beſten Bürger, oft ganze Gemeinden und Klaſſen wiſſen ſich von denſelben durch Nachgeben und Vergleichen ferne zu halten, während kein Bürger, auch nicht der geordnetſte, der am meiſten friedliebende die unausgeſetzte Berührung mit den Staatsbehörden wegen Regiminal-, Polizei- und Finanzſachen, wegen Angelegenheiten der Kirche und Schule vermeiden kann. Daß die öffentliche Meinung bis jetzt nur in Betreff eines einzelnen Zweigs der Staatsgeſchäfte, der Rechtspflege, und auch hier meiſtens zunächſt nur in Betreff der ſeltenern ſchweren Straffälle dieſe Mängel erkennt und mit Eifer Abhülfe verlangt, geſchieht wohl aus demſelben Grund, aus dem ſie auch ſonſt oft nur durch einzelne Veranlaſſung, durch beſondere Vorfälle für die Menge vernehmliche Worte bekommt, aus dem man in dem Ablaßkram den Anfang der Reformation, in dem Betrug wegen eines Halsbands den der Revolution erkennen kann, aus dem jede lange vorbereitete Krankheit durch eine kleine Unordnung in der gewöhnlichen Lebensweiſe ihren Anfang nimmt.

Aber es iſt Aufgabe der Wiſſenſchaft, vom Einzelnen zum Ganzen ſich zu erheben, in dem laut ausgeſprochenen Verlangen nach Aenderung eines beſondern Uebels das bedeutungsvolle Zeichen einer größern allgemeinern Bewegung zu erkennen. Bei dem allgemeinen Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege iſt aber um ſo mehr Aufgabe der Wiſſenſchaft, das Höhere, Allgemeine, das darin verborgen iſt, zu erkennen, als dieſes Begehren in ſeiner Beſonderheit den meiſten Widerſpruch hervorruft, die meiſten Schwierigkeiten in der Ausführung zeigt, wenn es aber dennoch ausgeführt wird, viel leichter von den ihm entgegengeſetzten Elementen umgeben, zur Erſtarrung gebracht wird, zur bloßen Form, zu einem Scheinbild herunterſinkt, als daß es mit dem in ihm enthaltenen Anfang zu einer neuen Bewegung die Umgebung durchdringen,

erwärmen, beleben könnte. Denn die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, blos auf die Rechtspflege angewendet, erſcheint den Freunden der folgerecht durchgeführten büreaukratiſchen Einrichtungen nur wie ein Riß in dieſe Ordnung, wie eine widerwärtige Anomalie der beſtehenden Einrichtungen. Inſofern ferner dieſe Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nur durch periodiſche Wiedervereinigung der getrennten unterſuchenden und entſcheidenden Richter, alſo durch Reiſen der Richter oder der Betheiligten und Zeugen ausführbar iſt, ſo entſteht aus ihr, in dieſer Beſonderheit ausgeführt, beſonders die Einrede großer Koſtſpieligkeit, die ſelbſt ihre wärmſte Vertheidiger nicht in Abrede ziehen können. Weil endlich wegen der Koſten, welche entſtehen, wenn man nicht wie bisher blos Akten, nun Menſchen, Richter, Partien und Zeugen hin- und herſendet, die Fälle, in welchen Letzteres geſchiebt, möglichſt beſchränkt werden müſſen, ſo iſt viel eher wahrſcheinlich, daß ſie nur vereinzelte Ausnahmen bleiben, als daß ihr Grund zur beherrſchenden Regel wird. Die Wiſſenſchaft wird aber ihre Aufgabe löſen, wird das in jenem Verlangen liegende Höhere, Allgemeine wahrnehmen und ſich vom Einzelnen zum Ganzen erheben, wenn ſie erkennt, daß die Rechtspflege nur ein Theil der Staatsthätigkeit iſt, der bei höhern Culturgraden noch mehr als ein geringer erſcheinen wird; wenn ſie erkennt, wie die Vereinigung der unterſuchenden und erkennenden Richter durch Reiſen nur eine Art derſelben und noch dazu eine unvollkommene und koſtſpielige iſt; wenn ſie ferner ins Auge faßt, wie überall, wo dieſem Verlangen durch Aufſtellung von Gerichten in der Nähe des Volks entſprochen worden iſt, man ſich mit einer Zuſammenſetzung begnügte, welche die verſchiedenſten Bildungsgrade der Mitglieder in ſich vereinigte. Von dieſen Gründen ausgehend, wird man die volle Erfüllung jenes Verlangens, die Verwirklichung des in demſelben verborgenen Höhern, Allgemeinen in der Wiederherſtellung der bei der atomiſtiſchen Geſtaltung zerriſſenen Einheit der Bezirksverwaltung finden, in der Vereinigung deſſen, was die nach Begriffen der ſtaatsrechtlichen Compendien zerſpaltene Büreaukratie getrennt, dem Leben entfremdet hat, in einer höhern Stufe der Gliederung des Staats.

Ein Anfang, wenn auch nicht die Vollendung dieſer höhern

Einheit wäre, wenn alle höhern Beamte eines Diſtrikts in einem Diſtriktsmagiſtrat vereinigt würden, jeder Beamte zwar ſeine beſondern Geſchäfte, Kanzlei und Gehülfen hätte, aber in den wichtigern Fällen ſtatt zunächſt an ein entferntes Juſtizkollegium oder an eine entfernte Finanzbehörde u. ſ. f. an die Verſammlung der erſten Beamten des Diſtrikts zu berichten, wenn auch der Beſchwerdeführende zunächſt an dieſes Collegium ſich zu wenden hätte.

Dieſe nächſte Centralſtelle wäre den bisher bekannten entfernten untergeordnet, ſo wie es jetzt die einzelnen Beamten ſind. Ebenſo hätten ihr alle einzelne Lokalbeamte und Magiſtrate zu gehorchen, ſo wie ſie jetzt den einzelnen Bezirksbeamten Gehorſam ſchuldig ſind. Sie wäre eine Mittelbehörde zwiſchen den Ortsbeamten und den entfernten Centralſtellen, die höhere Potenz eines Gemeindemagiſtrats, in welcher eine Reihe von Gemeinden als ein Ganzes erſcheint und zur Einheit gelangt, ein entſcheidendes Centralcollegium, das den Betheiligten, auch den entfernteſten, bis auf die Entfernung weniger Meilen nahe gerückt iſt.

Durch dieſe Einrichtung kann nicht blos bei Rechtsſachen, ſondern bei allen Staatsgeſchäften, der Betheiligte, auch der Geringſte und Aermſte ſelbſt vor das entſcheidende Collegium treten, ſeine ſchriftliche Bitte durch mündliche unterſtützen. Sie ſichert gegen die Uebel der geheimen Berichte und verſchafft den Weg zur Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in allen Zweigen der Staatsthätigkeit, und nicht blos zu einer erſchlichenen, ſondern zu einer jedem offenſtehenden. Sie verſchafft auch dem vortragenden Beamten das Mittel, ſeinen ſchriftlichen Bericht durch einen mündlichen ergänzen oder erſetzen, dadurch aber einen großen Theil der jetzt mit Berichterſtattungen verſchwendeten Zeit beſſer verwenden zu können. Sie vermindert die Geſchäfte, beſchleunigt die Entſcheidungen; ſie bringt Licht und Wahrheit, Bewegung und Leben nicht blos in die Behandlung der Civil- und Criminalfälle, ſondern in alle täglich den geordnetſten Bürger, das innerſte Volksleben berührenden öffentlichen Angelegenheiten. Durch ſie wird die größte Schwierigkeit bei Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, der vermehrte Koſtenaufwand bei der Vereinigung der unterſuchenden und entſcheidenden Beamten, beſeitigt. Indem ſie die Entſcheidung der

Untersuchung näher rückt, nicht blos bei einem Zweige der Staatsthätigkeit, sondern bei allen, so wird auch der Kostenaufwand vermieden, welchen der Versuch einer einseitigen Abhülfe haben müßte. Durch sie erscheint zugleich die verlangte Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nicht blos als ein Riß in der bisherigen Ordnung, sondern als Theil einer neuern bessern.

In diesem Collegium, dem die nächste höhere Entscheidung überlassen ist, sitzen nicht blos Richter, nicht blos Finanzbeamte, Regiminalisten, sondern alle diese Arten von Beamten zusammen; es ist dieses Collegium nicht blos Gerichtshof, sondern auch Finanzcollegium, Regierungsbehörde, Steuercollegium. Eine solche Zusammensetzung wäre selbst in den jetzigen Staatseinrichtungen nicht ohne Beispiel, indem dieselbe bereits bei den untersten Behörden, den Gemeindemagistraten sich vorfindet, bei welchen auch viele Zweige der Staatsthätigkeit zusammenkommen und bei den höchsten, den Staatsministerien, den Staatsräthen, wo auch Beamte eines besondern Fachs Sitz und Stimme haben bei Entscheidungen, die nicht zu ihrem Fach gehören, noch mehr bei den Ständeversammlungen und den volksthümlich gebildeten Gerichten, wo wissenschaftliche Männer neben einfachen Bürgern gleiches Stimmrecht ausüben. Es würde noch dazu jene Zusammensetzung des Bezirksmagistrats noch viel weniger fremdartige Elemente in sich vereinigen, als die meisten der hier angeführten Beispiele. Denn alle Mitglieder wären doch wissenschaftlich gebildete Männer, müßten, wenn sie auch einem besondern Zweig der Staatswissenschaft vorzugsweise sich gewidmet haben, in einigen Zweigen, z. B. in dem Staatsrecht, den Anfängen des Civil- und Criminalrechts unterrichtet und geprüft seyn, müßten wenigstens die Fähigkeit haben, in wichtigern ihnen fremden Fällen durch Nachschlagen in den Handbüchern sich zu unterrichten, besonders aber müßten sie alle vollständig fähig seyn, die wenigen Regeln über den Beweis in Civil- und Criminalfällen, Administrativ- und Finanzsachen genau zu kennen und zweckmäßig anzuwenden, gerade dadurch aber die wichtigste Bestimmung dieses Collegiums, die Erhebung der Thatsachen vollständig zu erfüllen. Die Erhebung der Thatsachen ist bei allen Staatsgeschäften der schwierigste Theil, vermehrt am meisten die Anhäufung der Akten und wird um so schwieriger, je mehr die

Erledigung der Sache von ihrem Ursprung, ihrer Heimath entfernt, an die entfernten höheren Collegien hinaufgezogen, je mehr über dieselbe geschrieben wird. Diesen schwersten Theil aller Verhandlungen, die Erforschung der Thatsachen, wird aber ein solches Collegium am besten besorgen können, das aus wissenschaftlich gebildeten Männern besteht, die zugleich dem Gegenstand der Untersuchung so nahe sind, daß sie zu jeder Zeit Augenschein einnehmen, die Betheiligten und Zeugen selbst hören können, aus Männern, die Wissenschaft und Leben, Kenntniß der Gesetze und der Thatsachen verbinden. Besser wird diese Aufgabe so gelöst werden, als durch ein entferntes, der unmittelbaren Wahrnehmung entbehrendes Collegium, besser aber auch als durch ein volksthümlich eingerichtetes Gericht, dessen Mehrzahl zwar mit dem Leben, aber nicht mit der Wissenschaft vertraut ist, besser endlich sogar als durch ein Gericht, dessen Mitgliedern blos vorübergehend durch Reisen ein Theil der Gegenstände nahe gebracht wird.

Die Entscheidung mag endlich das Gesetz oder die Thatsachen betreffen, so wird gerade das Zusammenwirken von Unterrichteten in allen Zweigen der Staatsthätigkeit eine bessere Entscheidung sichern, als wenn der einzelne Beamte eines besondern Fachs zunächst an das höhere besondere Collegium sich zu wenden hätte, oder wenn von seiner Entscheidung an dieses zu rekurriren wäre.

In der Regel liegt der Grund, aus dem die Verfügung des einzelnen Richters, des einzelnen Finanzbeamten mangelhaft ist, darin, daß er den Gegenstand nur von seinem besondern Standpunkt aus betrachtet, nicht darin, daß er ihn zuviel als Theil des Ganzen auffaßt. Während jeder Gegenstand der Staatsthätigkeit nicht blos eine rechtliche, sondern auch eine finanzielle, regiminelle, religiöse Seite hat, ist bei dem Beamten eines besondern Fachs am meisten zu besorgen, daß er über der besondern Seite seines Fachs die übrigen ganz aus den Augen läßt. Wenn bei einem Rechtsstreit die Glaubwürdigkeit von Zeugen geprüft werden solle, so kommt es nicht blos darauf an, ob der Zeuge schon eine Criminalstrafe erstanden hat oder nicht, ob er durch ein Vertragsverhältniß oder durch Verwandtschaft ein Interesse am Ausgang des Streits hat oder nicht, also auf solche Verhältnisse, welche der Richter zu beurtheilen im Stande und angewiesen ist, sondern auch auf andere Umstände, welche die Beamten der andern

Geſchäftszweige beſſer beurtheilen können. Es kann ein Zeuge eine hohe Criminalſtrafe noch nicht erſtanden haben, welche ihn in den Augen des Richters unglaubwürdig macht, und er kann doch durch ſeinen ganzen Lebenswandel, durch ſeine ſittliche Verwilderung, durch viele Polizeivergehen ganz unfähig zum Zeugen ſeyn, alſo durch Verhältniſſe, welche der Regiminalbeamte und der Geiſtliche am beſten beurtheilen können. Es kann ein Zeuge bei dem Ausgang eines Rechtsſtreits in dem rechtlichen Sinn nicht betheiligt ſeyn und doch durch kirchliche und geſellige Verhältniſſe mit der Partie in einem engen Verhältniß ſtehen, das ihn verdächtig macht. Wenn über Tod und Leben eines angeſchuldigten Verbrechers entſchieden werden ſoll, ſo gibt die Entſcheidung eines ſo zuſammengeſetzten Collegiums die meiſte Bürgſchaft für eine gute Entſcheidung. Denn jedes einzelne Mitglied des Collegiums hat von dem Angeſchuldigten und vom den Zeugen beſondere Kenntniß über das Leben deſſelben, von ſeinem beſondern Standpunkt aus. Der erſte Geiſtliche weiß, wie der Angeſchuldigte Kirche und Schule beſucht hat, der Polizeibeamte kennt ſein Verhalten gegen die Polizeigeſetze, der Finanzbeamte kennt die Vermögensverhältniſſe.

Wenn ein Gewerbsmann die Conceſſion zu einer Fabrik nachſucht und um Unterſtützung aus öffentlichen Mitteln bittet, ſo iſt es von großem Werth zu wiſſen, nicht blos, welche Einwendungen die andern Gewerbsgenoſſen machen, ſondern auch vom Vorſtand der Kirche und Schule, wie er ſich dort verhalten habe; vom Finanzbeamten, ob die andern Gewerbsgenoſſen dieſes beſondern Gewerbszweigs beim Zahlen der Steuern Wohlſtand oder Verarmung anzeigen; von dem Forſtbeamten, ob die vermehrte Holzconſumtion wünſchenswerth ſeye. Wenn der Finanzbeamte auf Nachlaß eines Steuerrückſtands anträgt, ſo iſt von großem Werth vom Richter zu wiſſen, ob der Bittende nicht durch Prozeſſe ſein Vermögen verbraucht; vom Forſtmann, ob er nicht Holzdiebſtähle begeht; vom Polizeibeamten, ob er nicht Nachtſchwärmer iſt, und wenn dieſe Notizen nicht erſt erhalten werden durch weitläuftige ſchriftliche Communikationen, ſondern mündlich, ſogleich. Weil jedes einzelne Geſuch einen Menſchen angeht, der nicht blos Unterthan der Rechtsgeſetze, ſondern auch der Polizei- und Finanzgeſetze, der Vorſchriften der Kirche und Schule iſt, weil jeder

Menſch ein Ganzes iſt, nicht blos ein nach Gedankenabſtraktion zerſchnittener Schatten, ſo iſt auch nöthig, die Entſcheidung in allen beſondern Angelegenheiten zunächſt einer Diſtriktsbehörde zu überlaſſen, welche alle Zweige der Staatsverwaltung in ſich faßt und durch welche die Rückkehr von der Herrſchaft der Analyſe, von der Behandlung des einzelnen Beamten zur Syntheſe, zur Beurtheilung aller Beamten eingeleitet iſt.

Es iſt dadurch nicht verhindert, von den Entſcheidungen dieſer Diſtriktsverwaltung an die weitere Inſtanz einer noch höhern Stelle ſich zu wenden, eines abgeſonderten Caſſationsgerichtshofs, höhern Finanzcollegiums, einer höhern Regierungsbehörde, durch welche noch einmal die Frage ſchärfer zergliedert, nochmals von der Syntheſe zu der Analyſe umgewendet wird. Es wird ein ſolcher Rhythmus zwiſchen Syntheſe und Analyſe, zwiſchen Vereinigung und Vertheilung bei höherer Entwicklung des Staatslebens ſogar nöthig ſeyn. Aber an dieſe höhere entfernte Behörde werden dann doch nur die wenigſten, ſchwerſten Fälle kommen, nur ein geringer Theil derer, mit welchen jetzt die höhern Behörden überhäuft ſind, und auch dieſe wenige nur, nachdem ſie durch die Entſcheidung und Begutachtung der Diſtriktsverwaltung auf ſynthetiſchem Wege hinlänglich ſchon beleuchtet ſind. Ein zum Tod verurtheilter Verbrecher wird noch an ein höheres Collegium, das die erſten Juriſten des Lands in ſich faßt, als Caſſationsgericht ſich vielleicht wenden, damit die, welche die Geſetze noch beſſer kennen als der einzelne Diſtriktsrichter, noch genauer unterſuchen, ob in keiner Weiſe die Geſetze zum Schutz des Angeſchuldigten verletzt worden ſind. Aber die hergeſtellten Beweiſe ſeiner Schuld wird er dadurch in der Regel nicht ändern können, ſondern nur die Anwendung der Geſetze auf ihn. So kann auch ein höheres Finanzkollegium, das aus den erſten Finanzkundigen eines Landes beſteht, noch eine den Caſſationshöfen ähnliche Befugniß ausüben bei Beſchwerden über Ueberlaſtung einer Gemeinde, wenn zunächſt von genauer Unterſcheidung der betreffenden Geſetze, nicht von den Thatſachen der Ueberlaſtung die Rede iſt. Ebenſo kann man bei Verhandlungen über ein Bürgeraufnahmsgeſuch die Frage über die Thatſache von der über das Geſetz gut unterſcheiden. Das Geſetz verlangt zum Beiſpiel in Württemberg, daß einem Staatsbürger die Aufnahme in einem beſondern Ort nicht verweigert

werden kann, wenn derſelbe eine beſtimmte Vermögensſumme nachweiſt, auch darthut, daß er noch nicht eine Strafe von beſtimmter Höhe erſtanden hat, daß er nicht wegen Diebſtahls, Betrugs, Verſchwendung u. ſ. w. beſtraft worden oder unter Curatel geſtellt oder als ſchlechter Haushälter bekannt ſey. Nun kann der verſammelte Diſtriktsmagiſtrat ganz gut über die hier zur Sprache kommenden Thatſachen verhandeln, und zwar öffentlich und in Gegenwart des Betheiligten. Es wird auf dieſem Weg viel eher die Wahrheit an das Licht kommen, als beim Verſenden der Akten an ein entferntes Regierungscollegium. Es wird Mancher dann gar nicht wagen, ſich durch falſche Nachweiſungen in die Gemeinde einzuſchleichen, wie es jetzt häufig der Fall iſt. Eine weitere Appellation über den thatſächlichen Theil der Frage wird daher nicht wohl zuläſſig ſeyn oder als zwecklos ſich darſtellen. Aber eine Berufung an ein entferntes höheres Collegium über die Anwendung der erhobenen Thatſachen auf das Geſetz ließe ſich wohl denken, wenn z. B. die Gemeinde, welche die Aufnahme verweigert, eine analoge Anwendung der beſtimmten Fälle auf andere unternimmt.

Dieſe Beſchränkung der höhern entfernten Collegien auf Fälle, welche mit denen vor den Caſſationshöfen zu verhandelnden Aehnlichkeit haben, hätte nicht blos die Folge, daß die Behörden nicht mit ſo vielen kleinen Geſchäften überhäuft würden, ſondern auch die, daß ihnen näher vor die Augen, beſſer vor das Bewußtſeyn treten könnte, welche Geſetze eine Aenderung oder Erläuterung bedürfen, welche Anträge deßwegen den geſetzgebenden Stellen zu machen ſeyen. Denn die bedeutendſten Caſſationsgeſuche in allen Zweigen der Staatsthätigkeit, ebenſo die meiſten Anfragen, welche Bezirksbeamte an ſie machen könnten, werden aus dem Ungenügenden eines Geſetzes entſtehen, werden eine Aufforderung an das Collegium enthalten, das beſtehende Geſetz mit der Anforderung der Gegenwart in Einklang zu bringen.

§ 3.

Provinzial- oder Kreisſtände.

Die Bildung eines Diſtriktsmagiſtrats in der angegebenen Weiſe wäre jedoch nur der Anfang einer höhern Stufe der

Gliederung des Staats, nicht ſeine Vollendung. Es könnten auf dieſe Art die Geſchäfte ungemein erleichtert werden, es würde für die Geſetzmäßigkeit und Beſchleunigung der Entſcheidungen außerordentlich viel auf dieſe Weiſe zu erreichen ſeyn. Wahrſcheinlich werden auch die Staaten, gedrängt, überhäuft von den Geſchäften, dieſes einfache, die wenigſten Störungen und Koſten verurſachende Auskunftsmittel zu ergreifen in nicht entfernter Zeit ſich veranlaßt ſehen. Aber die höhere Aufgabe eines Staats iſt nicht, daß die Rechtsſtreitigkeiten ſchnell, wohlfeil, geſetzmäßig entſchieden werden, daß Colliſionen über Gewerb- und Heimathverhältniſſe, Anſtände im Finanzweſen ſchnell und gut zur Erledigung kommen, ſondern die, daß ſo wenig als möglich Rechtsſtreitigkeiten, Anklagen wegen Verbrechen oder Vergehen, Beſchwerden in Steuerſachen zu entſcheiden ſind, daß die Gerechtigkeit im Volk herrſche ſtatt der Geſetzmäßigkeit, das innere Sittengeſetz ſtatt der äußern Polizeivorſchrift, allgemeine Zufriedenheit, allgemeiner Wohlſtand ſtatt der Anhäufung des Reichthums in den Händen Einzelner und der Sorge für die Befriedigung der äußerſten Bedürfniſſe der Uebrigen. Inſofern aber jene Bezirksverwaltung dazu nicht eingerichtet wäre, um darauf hinzuwirken, könnte ſie zwar die nächſte dringende, aber nicht die entferntere, höhere Aufgabe erfüllen.

Der Regiminalbeamte eines Diſtrikts, der fleißig und fähig iſt, kann bei der jetzigen atomiſtiſchen Einrichtung zwar jährlich eine Menge Streitigkeiten über Gewerbverhältniſſe, über Eingriffe eines Gewerbsmanns in die Befugniſſe eines andern, der Fabrikanten in die Rechte der zünftigen Gewerbe, über Bürgerannahmsgeſuche, Wohnrechte entſcheiden, und iſt dazu noch viel beſſer in den Stand geſetzt, wenn er bei der angedeuteten Einrichtung ſtatt ſchriftlicher Berichte an ein entferntes Collegium mündlich an die Mitglieder des Diſtriktsmagiſtrats ſeine Anträge bringen kann. Aber die meiſten dieſer Streitigkeiten entſtehen aus der Sorge der Zunftgenoſſen, bei der Mitwerbung Anderer in ihrem Nahrungsſtand in Nachtheil zu kommen, die meiſten Streitigkeiten über die Aufnahme von neuen Bürgern, über die Erlaubniß zu heirathen, aus der Sorge, der Bittende möchte ſpäter der Gemeinde, den Armenanſtalten zur Laſt fallen. Werden aber die Urſachen zu dieſen oft wohl begründeten Beſorgniſſen durch Einführung neuer Induſtriezweige, Oeffnung neuer Nahrungsquellen beſeitigt,

dem Erſten an, der ſich zuerſt in dieſen Ländern von der Herrſchaft der Seleuciden losgeriſſen (vor Chr. Geb. 256); und doch hörte man bei den Schriftſtellern von einer ausgebreiteten Herrſchaft der Griechen über oberaſiatiſche Länder ſeit der Eroberung Alexanders des Gr.; man hörte von 62 Kolonien dieſes Königs in jenen Gebieten, und, wenn auch vielleicht mit Uebertreibung, von 1000 Städten eines ſeiner dortigen Nachfolger Eukratides. Jetzt verdanken wir es einem Zuſammentreffen glücklicher Umſtände, daß Engländer und Franzoſen europäiſche Cabinette mit Münzen jener Länder bereichert haben, worauf die Forſchungen unſerer Archäologen, Geographen und Geſchichtsforſcher, beſonders Heeren's, K. O. Müllers, Raoul-Rochette's und Karl Ritters ſich ſtützen konnten. War Baktrien ſchon in grauer Vorzeit der Mittelpunkt einer großen Handelsſtraße des fernern Orients, und war Gold und Silber durch Handel vermuthlich aus Turkeſtan dorten im Umlauf, ſo tritt uns nun eine ganze Reihe vorher unbekannter griechiſcher Könige in erſt neulich aufgefundenen Münzen entgegen; wir ſehen, wie in dieſen Wohnſitzen vorweltlicher Civiliſation ſich griechiſche Cultur verbreitet und Jahrhunderte lang erhalten hatte; wir erhalten in dieſen Münzen ſprechende Beweiſe für die welthiſtoriſche Wichtigkeit der Eroberungen Alexanders. Beſonders ſind aber die in Peſchawer, in den Khyberbergen um Jellalabad, um Kabul und auf der Ebene von Begram gelegenen Tope's an Münzen ergiebig geweſen. Unter dieſen Tope's haben wir, nach Wilh. v. Humboldt, uns öffnungsloſe, zur Aufbewahrung oder Verbergung eines Heiligthums beſtimmte Maſſen zu denken, nicht innerlich zu Lebenszwecken beſtimmte Gebäude, ſondern für Jahrtauſende geſchloſſene Denkmäler. Es gränzt ans Fabelhafte, was uns Hr. Karl Ritter nach Maſſon berichtet, daß allein zu Kabul in der Münze und von Kupferſchmieden auf 30,000 in den Umgegenden gefundene Münzen jährlich eingeſchmolzen werden. Es ſind im Allgemeinen Geldſtücke aus allen drei Metallen, und zerfallen in indo-griechiſche, indo-ſkythiſche, römiſche, perſiſche (ſaſſanidiſche) und mohamedaniſche. — „Welche angeführte zahlreiche Münzen (ſagt der angeführte Geograph in ſeiner Abhandlung über die Stupa's = Tope's) in unendlicher Mannichfaltigkeit von Gepräge, Legenden und Typen, die Uebergänge der griechiſch-baktriſchen Herrſchaft bis in das indiſche Mittelalter herab, bis in die Periode des Mohamedaner

so müßten auch viele dieser Streitigkeiten sich aufheben. Doch hat dazu der Regiminalbeamte in seiner vereinzelten Stellung keine Befugniß, kein Mittel, keine Gelegenheit oder sehr geringe. Auch könnte er selbst dann nicht viel dafür thun, wenn er nur mit den andern Distriktsbeamten ein Collegium bildete und dieser Stelle die wichtigeren Fälle vorzutragen hätte. Denn auch diese schwereren Fälle wären doch nur einzelne, die mit Maßregeln gegen die Entstehung derselben in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Der Polizeibeamte kann bei der jetzigen Einrichtung viele hundert Polizeivergehen untersuchen, bestrafen, oder zur Bestrafung einberichten. Auch wird er diese Geschäfte noch besser zu besorgen im Stande seyn, wenn er die wichtigern dem Distriktscollegium mündlich zur Entscheidung vortragen darf, statt schriftlich einer entferntern Behörde. Aber um die Veranlassungen zu diesen Vergehen zu vermindern, etwa durch Beschränkung sittenverderbender, kostspieliger Volksbelustigungen, Einführung einfacherer, edlerer Unterhaltungen, hat der Beamte in der Vereinzelung keine Veranlassung und Gelegenheit, und selbst in der Vereinigung mit den andern nur eine sehr beschränkte. Der Forstbeamte wird eine große Menge Holzdiebstähle anzeigen und bestrafen, und hat doch fast keine Mittel, um die Zahl derselben zu vermindern, den Ursachen derselben zu begegnen, etwa durch Einführung holzersparender Oefen u. s. f. Der Richter kann jährlich viele hundert Processe erledigen und doch nicht die Ursachen derselben vermindern; er kann fort und fort eine Menge Straferkenntnisse vorbereiten und aussprechen, und wird doch nicht im Stande seyn zur Verstopfung der Quellen dieser Verbrechen wesentlich beizutragen. Etwas mehr wird er zwar dafür thun können, wenn er ein Collegium bildet mit den Regiminal- und Polizeibeamten, den Finanzmännern, den ersten Geistlichen. Hier kann er auf die Herbergen des Lasters die übrigen Beamten aufmerksam machen; hier kann er auch seine Wahrnehmungen über die Wurzeln vieler Civilstreitigkeiten mittheilen, warnende Bekanntmachungen darüber verbreiten, und sogar die Geistlichen und Lehrer bitten, ihre Belehrungen und Ermahnungen bestimmten in der Gegend herrschenden Fehlern und Irrthümern zuzuwenden. Aber im Ganzen würde das doch bei weitem nicht genügen, um die Gesetzmäßigkeit der einzelnen Entscheidungen durch die Herrschaft der

Gerechtigkeit beim Volk zu ergänzen oder zu ersetzen. Oft wird der Richter bei seinen Forschungen über die Ursachen der Verbrechen finden, daß die meisten Verletzungen des Gesetzes von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl entarteter Familien herkommen, die viel besser als durch wiederholte Bestrafungen, Warnungen und Belehrungen, auf bessere Wege gebracht würden durch zweckmäßige Beschäftigung oder Veranlassung zur Auswanderung. Oft wird er auch die Quelle vieler Verbrechen in der allzu reichlich dargebotenen Gelegenheit zum Genuß, in der Menge der Wirthshäuser, der Vergnügungsorte erkennen, die aber ohne große Ungerechtigkeit gegen die Unternehmer nur mit bedeutenden Geldmitteln wirksam beschränkt werden können. Oft wird der Richter auch örtliche Ursachen vieler Rechtsstreitigkeiten erkennen, denen wirksam nicht durch allgemeine Gesetze, auch nicht durch bloße Belehrung und Verwarnung, sondern nur durch die Unterstützung und Ergänzung der allgemeinen Gesetze mittelst besonderer, den vorliegenden Verhältnissen angemessener begegnet werden kann. Wenn zum Beispiel in einen Distrikt, bewohnt von einfachen Landleuten, listige Güter- oder Viehhändler sich eindrängen, welche mit allen Formen der Gesetze wohl vertraut, die wenigen allgemeinen Vorschriften derselben zum Schutz der Unkundigen gegen Uebervortheilung unwirksam zu machen verstehen, durch bedungene Verzichte auf die Wohlthaten derselben, oder durch blos formelle Befolgung, so werden alle Belehrungen hunderte von Familien nicht vor Betrug, Armuth und Elend schützen, wird die Arglist sich immer in neue Kleider der Redlichkeit zu hüllen wissen, bis den Distriktsmagistraten die Befugniß eingeräumt wird, wenigstens vorübergehend, auf eine bestimmte Zeit das allgemeine Gesetz zu verstärken durch die Vorschrift, daß zur Gültigkeit der besondern Verträge einige Zeugen gehören, und daß diese sachkundig seyn oder obrigkeitliche Befugniß haben müssen. Aber eine solche Befugniß, Lokalgesetze zu geben, kann man einem einzelnen Distriktsbeamten nicht geben, auch nicht einem Collegium von Distriktsbeamten. Ebenso wenig kann ein solches Collegium von bloßen Staatsbeamten mit der Befugniß versehen werden, über die Geldmittel des Distrikts zu den angedeuteten Zwecken, zu Beförderung der Auswanderung entarteter Familien, zu Einführung neuer Industriezweige, zu

Bekämpfung verderblicher Volksbelustigungen zu verfügen. Dazu würde nöthig seyn, daß diese Beamten enger mit den Bürgern des Distrikts verbunden wären, dazu reicht die collegiale Stellung einzelner von der Regierung abgesendeter Beamten nicht hin, dazu ist eine tiefer eindringende Gliederung der Staatsthätigkeit nöthig.

Hier finden wir nun einen bedeutungsvollen Anfang zu dem, was in dieser Beziehung nöthig erscheint, in einer von dem Liberalismus mit Eifer verlangten, oft auch mit Liebe und Sorgfalt gepflegten Institution, in den Provinzialständen, Kreisständen, Bezirksversammlungen und ähnlichen verwandten Einrichtungen, die sich zum Theil aus alter Zeit gegen die atomisirenden Staatsansichten erhalten, die aber auch in neuerer Zeit als eine Concession, den Wünschen des Volks gemacht, errichtet worden sind. Denn diese Einrichtungen bilden ein größeres Collegium, in welchem die Bedürfnisse und Wünsche eines Distrikts, eines Kreises vertreten seyn und ausgesprochen werden sollen. Durch diese Einrichtungen sind die angesehensten Bürger eines Landestheils als Abgeordnete der Uebrigen versammelt und in der Lage, befugt, auch befähigt, über die Mittel zu Verwirklichung dieser Wünsche zu verfügen. Aber auch hier ist die vereinzelte Stellung und die einseitige Zusammensetzung ein Hinderniß für ihre vollständige Entwicklung und die genügende Erreichung ihrer Bestimmung. Denn allerdings ist in ihnen das Volksthümliche durch die Art der Wahl und durch ihre Herkunft hinreichend vertreten. Sie sind Bürger, sind von Bürgern gewählt, sind beim Wohl und Wehe ihrer Mitbürger betheiligt, sind mit dem Leben, den Wünschen und Bedürfnissen derselben genau bekannt.

Dagegen ist auch bei ihnen gerade dieses starke Hervortreten der volksthümlichen, demokratischen Richtung ein Hinderniß, daß sie mit der Wissenschaft vom Staat nicht ebenso vertraut seyn können, als mit dem Leben, daß die Staatsinteressen durch sie nicht ebenso gut vertreten sind, als die Volksinteressen. Je mehr ihre Wahl nur von der Gunst der am mindesten unterrichteten Mehrzahl abhängt, desto weniger kann ihre wissenschaftliche Bildung ein entscheidendes Moment für die Wähler seyn. Ihnen fehlt also gerade, was die Bezirksbeamten vorzugsweise besitzen, die Wissenschaft, die genaue Bekanntschaft mit den Staatsgeschäften, wogegen sie sich durch das, was jenen fehlt, auszeichnen,

durch die volksthümliche Stellung. In dem Verhältniß aber, als jene Einſeitigkeit, die demokratiſche Stellung und Richtung mehr hervortritt, ſind auch die Staatsregierungen veranlaßt, die Provinzialſtände als bloße den Wünſchen der Menge verwilligte Ausnahmen von der allgemeinen Behandlung der Geſchäfte anzuſehen und ſie als in möglichſt enge Gränzen einzuſchließende Einrichtungen zu behandeln. Faſt überall finden wir ſie daher als bloße Anſtalten zur Vorlegung der beſondern Wünſche des Kreiſes an die höhern Regierungsbehörden nur geduldet, meiſtens zu einem einzigen Theil der Verwaltung, dem der Vertheilung und Umlegung von Steuern zu den beſondern Bedürfniſſen des Landestheils, befugt, alſo zu dem Theil, welcher den Regierungsbehörden am ſchwierigſten und beſchwerlichſten iſt, und der am wenigſten geeignet iſt, die Provinzialſtände bei der Menge beliebt zu machen und derſelben Anhang zu verſchaffen.

Es erſcheint nun auch hier als Aufgabe der Wiſſenſchaft und als Bedürfniß der Gegenwart, das in dieſen Inſtitutionen verborgene Allgemeine wahrzunehmen und zur Entwicklung vorzubereiten. Man wird nur auf dieſem Weg ſie vor der Erſtarrung in der vereinzelten Form bewahren und den in ihnen enthaltenen Anfang zu einem lebendigen Fortſchritt bringen. Der in ihnen enthaltene, zur Entwicklung beſtimmte, in der Schaale eingeſchloſſene Kern iſt die collegiale Berathung der Wünſche und Bedürfniſſe eines Landestheils und die Befugniß der Stände, über die Mittel deſſelben zur Erfüllung zu verfügen. Dieſem Kern kann nun freies vollſtändiges Gedeihen verſchafft werden, ohne Beſorgniß für die Regierung zu erregen und Beſchränkungen nöthig zu machen, wenn die Stände nur in Verbindung mit den Bezirksbeamten zu handeln, Antheil an der Verwaltung zu nehmen befugt ſind, wenn ſie mit der Verſammlung der Bezirksbeamten zur Entſchließung über alle wichtigeren Dinge ein Collegium zu bilden verpflichtet ſind, und wenn durch dieſe Beamten und dieſe Stände ein angemeſſenes Gleichgewicht der ſtaatlichen und volksthümlichen Intereſſen hergeſtellt wird.

Durch dieſe Verbindung erhalten die Bezirksbeamten, was ihnen ſonſt fehlte, die enge Verbindung und Bekanntſchaft mit dem Volk; die Stände erhalten aber auch, was ihnen mangelte, die genaue Kenntniß der Geſetze und der Staatsgeſchäfte. Dann

ist nicht nöthig, die Stände blos auf einen einzigen Theil der Verwaltung, die Steuerausgleichung und Erhebung, zu beschränken, sondern man kann ihnen auch Stimmrecht gestatten bei allen wichtigern Geschäften des Distrikts, bei richterlichen und polizeilichen Verfügungen. Dann ist auch keine Veranlassung, ihnen blos die Erlassung von Lokalsteuergesetzen zu erlauben, sondern es kann auch die Entschließung wegen Lokalpolizei- und Civilgesetzen, jedoch mit Unterordnung unter die allgemeinen Gesetze, von ihrer Abstimmung abhängig gemacht werden. Dann können sie nicht blos wie bisher bestimmt seyn, von ihrem besondern Standpunkt aus die Abfassung allgemeiner Gesetze zu beantragen, ein Spiegel für die Ansicht der Mehrzahl über neue Gesetzesanträge zu seyn, sondern auch dazu, das Besondere als solches mit Unterordnung unter das Allgemeine ins Leben einzuführen. Dann erhält das Besondere nicht blos eine Sprache, um seine Wünsche auszudrücken, sondern auch eine sichtbare Gestalt, einen Leib, um dem Staat, dem Zeugen und Vertreter des Allgemeinen, zu dienen, und den Dank für das gestattete eigenthümliche Leben, in Freud und Leid, durch Worte und Thaten zu beweisen. Dann sind aber auch die Bezirksbeamten nicht blos darauf beschränkt, unausgesetzt das ganze Jahr hindurch nur Streitigkeiten zu entscheiden, zu strafen, Anstände zu erledigen, zu befehlen, anzuordnen, ohne jemals eine Aussicht zu haben, daß die Last der immer sich wiederholenden Arbeiten geringer werde; denn sie können nun auch darauf mit Erfolg hinarbeiten, daß der Sinn für das Gerechte die Menge der Entscheidungen vermindere, die Herrschaft der Sitte den Gebrauch der Polizeigesetze, der Gemeinsinn den Streit der Bürger um Gewerbsbefugnisse, das allgemeine Wohlbefinden den Kampf der Armen und Reichen seltener mache.

Dann kann der Richter durch den Antrag auf bessere Beschäftigung oder Uebersiedlung entarteter Familien eine Menge von Criminalunterſuchungen auf einmal abschneiden, ebenso auch durch den Antrag auf Lokalstatuten, den Bedürfnissen des Bezirks gemäß und mit Unterordnung unter die allgemeinen Gesetze, ganze Reihen von Rechtsstreitigkeiten im Keim ersticken. Dadurch wäre auch die Möglichkeit zu Einführung allgemeiner, das ganze Volk bindender Gesetzbücher und zu Abschaffung der Gesetze besonderer

einzelner Staaten erleichtert. Denn die Partikular-Gesetzgebungen könnten alsdann die Sorge für das Besondere mehr den Lokalgesetzen überlassen, wodurch die größte Schwierigkeit, welche sich der Verschmelzung der Gesetze verschiedener Länder entgegenstellt, beseitigt würde. Statt der partikularen allgemeinen Gesetzgebungen, die zu besondere sind, um allgemeine seyn zu können, und zu allgemein, um dem Besondern Entwicklung zu gestatten, würden beide in ihrem vollen Werth sich entfalten können. Dadurch wäre zugleich der allzureichen Entstehung der geheimen besondern Gesetze, der Gerichtsobservanzen, die, den Betheiligten fremd, in der Ansicht der Richter sich bilden, und die dem Zufall, der Willkühr so großen Spielraum gestatten, ein Damm entgegengesetzt. Denn der Richter, der ein Bedürfniß fühlt, ein Gesetz zu ergänzen und den Verhältnissen anzupassen, wäre angewiesen, solches öffentlich zu thun, unter Zustimmung der Einsichtvollern des Distrikts und der vorgesetzten Stellen, und der stillen, heimlichen, gelegenheitlichen Einführung von Aenderungen sich zu enthalten. Er müßte sein neues Gesetz, wie einst der Prätor in Rom, öffentlich verkündigen, statt die Betheiligten im einzelnen Fall damit zu überraschen. Dann kann der Polizeibeamte durch Maßregeln zu Beschränkung sittengefährlicher, verschwenderischer Volksvergnügungen und durch Begünstigung edlerer, einfacherer viele der von ihm bis jetzt geführten Polizeiuntersuchungen entbehrlich machen. Dann eröffnet sich auch dem Finanzbeamten ein neuer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit. Während er jetzt, durch Eintreibung der Steuern, Einklagung, Erledigung von Frist- und Nachlaßgesuchen, Untersuchung von Unterschlagungen überlastet, niemals eine Aussicht hat fertig zu werden oder auch nur einige Erleichterung zu erzielen, kann er durch die Befugniß, Lokalsteuergesetze mit Unterordnung unter die allgemeinen Steuergesetze und mit Zustimmung der höhern Stelle beim Bezirksmagistrat zu beantragen, hunderte von Geschäften auf einmal durch einen einzigen Antrag zu beseitigen. Er würde diejenigen Steuern, welche in dem Distrikt besonders schwer zu erheben sind, welche die meisten Anstände und Klagen verursachen, zu vermindern oder aufzuheben antragen, dagegen andere Arten von Abgaben vorschlagen. Die höhern Stellen würden aber nicht veranlaßt, noch befugt seyn, den vom Bezirksrath genehmigten Anträgen sich entgegenzusetzen, wenn

der Zweck der Abgabe, der Ertrag einer bestimmten, an die allgemeine Landeskasse abzuliefernden Steuersumme, dabei eben so gut erreicht ist, und wenn dieselben den allgemeinen Steuergesetzen gegen die Einführung nachtheiliger Abgaben, z. B. der Binnenzölle, nicht entgegenstünden.

Aber der Finanzbeamte kann in dieser Stellung noch eine höhere Aufgabe erfüllen, als blos auf die leichteste Art Steuern zu erheben. Er kann mit der Steuererhebung polizeiliche und national-ökonomische Zwecke erfüllen, kann dadurch, statt blos Lasten aufzubürden, der Wohlthäter seiner Umgebung werden. Das Steuergesetz, das einer atomistischen Staatseinrichtung gemäß, ganz von allen andern Staatszwecken absieht, gar nichts will, als Steuern, auf die möglichst gleiche Art vertheilt, zu erheben, muß, je mehr es in der Abstraktion fortschreitet, nothwendig hart und lästig seyn, kann selbst, je mehr es den Bürger, abgesehen von allen seinen andern Eigenschaften, nur als Steuerpflichtigen, von der Zahlungsfähigkeit und Zahlungspflicht, von der Geldseite aus betrachtet, nicht einmal eine innere Gleichheit in der Besteurung erzielen. Es muß z. B. selbst bei der Besteurung, durch welche die Gleichheit am besten erreicht werden soll, bei der des Einkommens, den wenig Bemittelten, der durch seinen Fleiß den geringen Besitz zehnmal umtreibt, so hoch besteuern, als den zehnmal Reichern, der den Besitz aus Trägheit nur einmal umsetzt, muß also den Fleiß strafen, den Unfleiß belohnen.

Wenn aber das Steuergesetz bei einer höhern Gliederung des Staats mit den andern Zwecken desselben in nähere Verbindung gebracht wird, so kann der Finanzbeamte eines Distriktsraths auf Einführung solcher Besteurungsarten antragen, durch welche der Fleiß aufgemuntert, der Unfleiß zur Thätigkeit angetrieben und allgemeiner Wohlstand verbreitet wird. Er wird in einer Gegend, welche des erhöheten Gewerbfleißes sehr bedarf, die Abgaben auf die Gewerbe zu vermindern rathen, bis durch den vermehrten Umtrieb und die aus andern Gegenden herbeigezogenen Gewerbe diese Erwerbsmittel sich befestigt haben; er wird dagegen den Ausfall in dem öffentlichen Einkommen durch höhere Belastung anderer Beschäftigungen und andern Besitzes, welche der Aufmunterung nicht bedürfen oder die sogar wegen

der von ihnen veranlaßten Verſuchung zur Verſchwendung Beſchränkungen nöthig machen, zu decken empfehlen. Er wird in Gegenden, wo viele halbkultivirte Weideplätze in den Händen Weniger ſich befinden, durch Belaſtung derſelben in dieſem Zuſtand zur Benutzung und Vertheilung antreiben, in andern Gegenden, wo die Bodenzerſplitterung zu weit getrieben wird, durch höhere Abgaben bei der Vertheilung dieſem Verderben zu begegnen ſuchen. Er wird Gewerbe, welche Luxusgegenſtände feilbieten, Schenken zum Genuß geiſtiger Getränke höher zu beſteuern anrathen, als Gewerbe, welche Lebensbedürfniſſe verwerthen, die unmittelbare Bedingungen des Gewerbfleißes ſind und zur Verbreitung nützlicher Fähigkeiten dienen. Der Finanzbeamte kann dann auf die gleichere Vertheilung des Vermögens, ſtatt auf eine bloße formelle Gleichheit der Steuererhebung hinarbeiten; er kann im engern Kreiſe ſeines Bezirks das bezwecken, was durch Schutzzölle im Verkehr der Nationen gegen einander beabſichtigt wird, kann der Schwerkraft des Gelds in den Händen weniger Beſitzer die Schwungkraft des perſönlichen Werths der Uebrigen entgegenſetzen.

Selbſt den Dienern der Kirche wäre dann ein größerer Wirkungskreis geöffnet. Dieſe in der Entfernung von den Beamten des Staats arbeiten ohne genügenden Erfolg, ſo lang die letztern ihnen nicht zur Stütze dienen, ſogar durch Geſetze und Einrichtungen entgegen ſtehen, durch Geſetze, welche alle vom äußern Recht nicht verpönte Willkühr billigen, durch Einrichtungen, welche der Menge den Sinnengenuß als höchſtes Ziel bezeichnen. Die Diener der Kirche ſäen jeden Sonntag, was die Gedanken und Arbeiten der andern Tage wieder zerſtören, ſie ſäen fort und fort, ohne Aufhören, ſchon ſeit Jahrhunderten, ohne jemals zu einer Ernte zu gelangen. Ihre Saaten könnten aber gedeihen, feſte Wurzeln treiben, reiche Früchte bringen, wenn ſie in den Bezirks- und Gemeindemagiſtraten mitſprechen dürften, um verderbliche Richtungen zu bekämpfen und gute Einrichtungen, wohlthätige, gemeinnützige Anſtalten zu befördern, wenn ſie mit ihren jetzt auf wenige Stunden in der Woche beſchränkten Worten das ganze Leben des Volks zu durchdringen Gelegenheit hätten.

So werden bei dieſer höhern Stufe der Staatsbildung die

äußern Thätigkeiten der Beamten sich vermindern, während ihre innere Wirksamkeit zunimmt. Die Prozesse werden seltener werden, während die Gerechtigkeit gedeiht. Die Polizeistrafen werden sich vermindern, während das Sittengesetz Gewalt bekommt; die Steuerrückstände werden abnehmen, während das allgemeine Wohlbefinden wächst. Die großen Aktenstöße, welche bald niemand mehr übersehen kann, deren Ueberwältigung die Lebenskraft der Beamten und das Mark der Länder verzehrt, werden dünner werden und mit ihnen wird auch die Masse der Arbeiten sich verkleinern. Der Staat, jetzt einem überfüllten, der Lähmung nahe gebrachten Leib ähnlich, wird an Umfang und Masse verlieren, aber auch an Schwerfälligkeit und Unförmlichkeit, er wird aber auch gewinnen an Kraft, Leben und Fähigkeit, des höhern Geistes Bote und Diener zu seyn.

§. 4.

Geschwornengerichte.

Indessen würde der Bezirksmagistrat, auch in der Verbindung mit den Ständen, nicht allen Aufgaben genügend entsprechen; die Gliederung des Staats in der bezeichneten Region wäre noch nicht vollendet. Jener Magistrat, bestimmt die Lücke auszufüllen zwischen der Willkühr des Einzelnen und den allgemeinen Gesetzen, bestimmt den großen Spielraum, den die letztern dem Einzelnen gestatten, in engere Gränzen einzuschließen, hätte noch mehr Schwierigkeiten zu überwinden, um sich Gehorsam gegen seine besondern Vorschriften zu verschaffen, als die der Befolgung der allgemeinen Gesetze entgegenstehen. Auch sind seine Entscheidungen in einzelnen Angelegenheiten dem Urtheil der Menge, dem Tadel der Betheiligten um so mehr ausgesetzt, je näher hier die entscheidende Stelle dem Volke gerückt, je mehr demselben der Blick in die Entstehung der Beschlüsse geöffnet ist. Sich Achtung zu verschaffen oder willige Befolgung seiner Befehle wird ihm in dieser Beziehung manchmal schwerer seyn, als einem entfernten, unsichtbaren Collegium, das den Vorstellungen der Unzufriedenen schwerer zugänglich ist, dessen einzelne Mitglieder weniger bekannt sind, das bei seinen Anordnungen mehr als eine Einheit den Untergebenen gegenübersteht. Der Bezirksmagistrat hat deßwegen erhöhete

Bürgſchaften des Gehorſams und der Achtung nöthig, die ein entferntes Collegium vielleicht entbehren kann, er bedarf eines weitern Fortſchritts in der Gliederung des Staats.

Er würde nämlich ungeachtet ſeiner Verbindung mit volksthümlichen Elementen bei ſeinen Beſchlüſſen und Entſcheidungen den Bürgern des Diſtrikts ganz im ſcharfen Gegenſatz eines Befehlenden dem Gehorchenden gegenüber ſtehen. Er würde eine ſtreng geſchiedene Stufe den Magiſtraten der einzelnen Gemeinden und den höhern Collegien gegenüber einnehmen, würde aber dadurch von rein büreaukratiſchen Staaten ſich nicht weſentlich unterſcheiden, bei denen auch das ſcharfe Hervortreten der Gegenſätze von Befehlen und Gehorchen und die genaue Abſonderung der Staatsdiener auf höherer und niederer Stufe von einander ein bezeichnendes, nothwendiges Merkmal ihrer Einrichtungen iſt. Der ſcharfe Gegenſatz von Befehlen und Gehorchen, von Vorgeſetzten und Untergeordneten, die vollkommene Trennung von Recht und Pflicht erſcheint aber um ſo bedenklicher, nachtheiliger, unnatürlicher, je näher die Gegenſätze einander gerückt ſind. Er mag ſich auf der niedern Stufe der Gliederung, in der reinen Büreaukratie, bei weit aus einander gehaltenen Gliedern feſthalten laſſen, aber nicht in einem Staat, welcher dem höhern Bedürfniß entſprechend, ſchon die Glieder genähert hat. Hier müßte dieſer Gegenſatz das Gehorchen eben ſo erſchweren als das Befehlen, die Achtung der Untergebenen vermindern, ſo wie den Sinn, der Achtung erzeugt, gefährden. Es muß daher bei höherem Fortſchritt der Gliederung dieſer Gegenſatz vermittelt und der Gehorſam, die Achtung der Untergebenen auf andere Art geſichert werden.

Es hat nun zwar die Verbindung volksthümlicher Elemente, der Stände mit dem Bezirksmagiſtrat, die Beſtimmung, den Gegenſatz zu mildern. Es ſoll durch die Abordnung der Einſichtsvollſten des Diſtrikts, durch die Bedingung ihrer Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen, die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit derſelben eine allgemeine werden. Der Unterſchied zwiſchen Befehlen und Gehorchen ſoll durch dieſe Ueberzeugung zurücktreten und mit einem freiwilligen Handeln Aehnlichkeit erhalten. Es wäre das in dieſer Region der Staatsthätigkeit verlangte Auskunftsmittel von derſelben Art, von der die größeren repräſentativen Einrichtungen ſind; es hätte auch denſelben Zweck, den

Einfalls belegen. Wir übergehen hier die vielen merkwürdigen Folgerungen, welche ſich über die Gleichzeitigkeit des verſchiedenſten Religionscultus in dieſen Oertlichkeiten, der Griechen, Zoroaſterdiener, Mithrasverehrer, Buddhiſten und Brachmanen und über die Nachwirkung griechiſch-baktriſcher Cultur und Kunſt in den Gebieten ſo vieler indo-ſkythiſcher Dynaſtien für jene Periode vom Norden her eingewanderter getiſcher oder dakiſcher Herrſcher, an der ganzen Weſtſeite des Induſtroms von Kelat über Kabul und Bamiyan bis in die Gebirgslandſchaften aus alle dieſem ergeben.“

Dies erinnert andrerſeits an die ſonderbare Thatſache, daß nicht nur phöniziſche und römiſche Münzen, ſondern auch kufiſche in germaniſchen und ſlaviſchen Gräbern des nördlichen Europa bis nach Polen, Preußen und Schweden hin ſich vorgefunden, auf welche Hr. v. Minutoli ganz neuerlich die Aufmerkſamkeit der Gelehrten gelenkt hat, weil man hierdurch mit der Zeit nähere Aufſchlüſſe über die Handelsverbindungen und Handelswege der jene Nordländer bewohnenden Völker mit denen des Südens und beſonders des Morgenlandes erhalten möchte. Gerade aus der ſüdlichen Weltgegend kommen eben jetzt arabiſche Goldmünzen, von Bugia eingeſendet, zum Vorſchein, deren Erklärung der größeſte Kenner des Arabiſchen uns gegeben hat, und da ein Gelehrtenverein aus der Mitte des franzöſiſchen Inſtituts mit der älteren Geſchichte des Gebietes von Algier beſchäftigt iſt (ſ. Journal des Savants 1837, Septembre et Octobre, und daſelbſt Sylvestre de Sacy, Dureau de la Malle und Letronne), ſo ſteht zu erwarten, daß auch die antiken Münzen aus dieſen Erdſtrichen großen Zuwachs und erwünſchte Erläuterung erhalten werden. Daß der erſtere ſehr reichlich ausfallen werde, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da es dem königl. dän. Conſul Hrn. Falbe ſchon vor mehreren Jahren möglich war, in ſeinem Werke über Karthago (man leſe meinen Bericht darüber in den Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1836 Nr. 23) eine Reihe von mauretaniſchen, römiſchen, vandaliſchen und byzantiniſchen Münzen mitzutheilen und zu erläutern. Was aber in meinem Bericht unerwähnt geblieben, will ich jetzt nach der glorreichen Eroberung von Conſtantine nachträglich bemerken. Derſelbe gelehrte Freund hatte mir ſchon 1828, alſo zwei Jahre vor der franzöſiſchen Beſetzung von Algier, eine Erzmünze bekannt gemacht, deren

unfreiwilligen Gehorſam dem freiwilligen zu nähern, den Unterſchied zwiſchen Befehlen und Gehorchen zu vermindern.

Aber genügen kann das nicht, beſonders bei der beſondern Einrichtung, die wir hier zunächſt ins Auge faſſen. Es würde nur den Unterſchied mildern, nicht vermitteln, den Schein der Freiwilligkeit geben, nicht dieſelbe in Wahrheit herbeiführen. Wenn man nämlich den Untergebenen geſtattet, durch Abordnung einiger ihrer Einſichtsvollſten die Ueberzeugung derſelben mit den Anſichten der Bezirksbeamten zu vereinigen, ſo iſt ſchon in der Regel gar nicht anzunehmen und ſehr zweifelhaft, daß die Ueberzeugung dieſer Wenigen dadurch eine allgemeine wird, daß deßwegen ein Gedanke Herrſcher und Beherrſchte durchdringt. Aber ſelbſt wenn das der Fall wäre, ſo würde dadurch doch nur der Unterſchied in Betreff der Gedanken, der Ueberzeugung, alſo in Betreff einer einzelnen Thätigkeit des Geiſtes, nämlich der des Verſtandes, aufgehoben. Wenn gleich ein Mann, durch alle Gründe des Verſtandes überwunden, die Einwilligung in die Veräußerung eines ihm lieb gewordenen Eigenthums durch einen Vertrag ausgeſprochen hat, ſo iſt damit doch nicht erreicht, daß er gerne und mit Freuden ſeinen Beſitz hingibt, daß er mehr thut, als wozu er durch die Gerichte nach den Beſtimmungen des Vertrags genöthigt werden kann. Der Unterſchied zwiſchen Vorgeſetzten und Untergeordneten, zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden erſtreckt ſich auf mehr als das durch den Verſtand Ergreifbare, auf das Ganze der Menſchen, auf alle ihre Kräfte.

Es gibt aber auch noch andere Mittel, auf die Handlungen der Mitmenſchen einzuwirken, als die Berechnung der Nachtheile der Strafen, welche der Mächtige über den Ungehorſamen verfügen kann, und auch noch ein anderes als die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des Befohlenen. Dieſe Mittel ſind die Macht des Beiſpiels, das ein Höherer gibt, und das perſönliche Zutrauen, welches der Befehlende genießt. Während jene Mittel nur eine einzelne Kraft des Geiſtes in Anſpruch nehmen, ergreifen die letztern viele, beſonders die tiefſten, mächtigſten, das Gefühl, den Willen, unmittelbar. Wenn ein Feldherr mit ſeinem Heere, vom Feind eingeſchloſſen, durch eine Anrede den Kriegern begreiflich macht, daß ſie einen Paß erſtürmen müſſen oder alle verloren ſind, ſo iſt das beſſer, als wenn er nur mit Strafen die

Weichenden vorwärts treibt oder durch Schießen auf die Fliehenden, dieſe zum Vordringen nöthigt. Aber noch beſſer iſt, wenn er ſich ſelbſt den Kugeln preisgibt und im entſcheidenden Augenblick ſelbſt mit der Fahne vorangeht. Wenn im Heere Mangel eintritt, ſo helfen mehr als alle Belehrungen, wenn die Erſten in der Ausdauer und in Entbehrungen den Uebrigen ein Beiſpiel geben.

Dieſe Erfahrungen haben ſogar bei der Eintheilung der Heere häufig einen Ausdruck bekommen, wo oft der Feldherr der beſondere Führer einer beſondern Heeresabtheilung, ein General Inhaber eines beſondern Regiments, und der Befehlende eines Regiments zugleich Hauptmann der erſten Unterabtheilung iſt.

In geiſtlichen und kirchlichen Verhältniſſen iſt dieſe Macht des Beiſpiels, des perſönlichen Vertrauens nicht minder anerkannt. Beſonders verlangen die Vorſchriften der chriſtlichen Kirchen, daß ihre Diener, die Geiſtlichen, einem heiligen Vorbild folgend, nicht blos der Gemeinden Lehrer, ſondern auch Beiſpiel ſeyen. Selbſt in den Kirchenorganiſationen hat dieſe Ueberzeugung eine Form erhalten, indem der Vorgeſetzte der Geiſtlichen eines Diſtrikts häufig zugleich der Geiſtliche einer beſondern Gemeinde iſt und ſelbſt der höchſte Geiſtliche der katholiſchen Kirche, als Vorſteher engerer und engſter Bezirke, oft die Pflichten eines Erzbiſchofs, Biſchofs und Hirten ſeines Reſidenzortes zugleich verrichtet.

Eine ähnliche Einrichtung hatte ſich in Deutſchland viele Jahrhunderte hindurch in den Staatenbildungen erprobt. In der Regel waren hier die erſten Glieder einer niedern Stufe, zugleich die Beſtandtheile der höhern, mußte der Vorgeſetzte den beſondern Standpunkt behaupten, von dem er aufgeſtiegen war, durfte er nur befehlen, indem er Befehle auch auf ſich anwendete, war er nur ein Höherer als Erſter unter Gleichen, nicht als ein der Art nach verſchiedener. Der Fürſt mußte zugleich als Beſitzer eines Stammguts Edelmann, Bürger und Hausvater ſeyn, ſelbſt der Kaiſer mußte alle niederen Stufen bis zum Edelmann und Hausvater feſthalten. Als die Territorialherrſchaften entſtanden, waren die erſten Bürger der Gemeinden zugleich in der Regel die Vorſteher derſelben, als ſolche aber

zugleich auch Mitglieder der Landgerichte, der Landtage, die Beauftragten zu den Centralcollegien, ſelbſt zu den Miniſterien der Fürſten; ſie traten aber in den Standpunkt des Bürgers, des Ortsbeamten zurück, nachdem der höhere Auftrag erfüllt war. Alles Beamtenthum war nur die höhere Blüthe des Bürgerthums, jeder Bürger, jemehr er dieſes war, hatte zugleich den Beruf, für ſeine Mitbürger zu ſorgen. Der Staat erſchien als ein Garten, in welchem alle Gewächſe, das Gras und die Eiche aus einem Boden, aus einer Luft die Lebensſäfte ziehen, nach einem Licht ſich hinwenden; ſelbſt der Thron des Kaiſers war nur die höchſte Krone des größten Baums, die ihren Lebensſaft erhielt nicht durch andere, ſondern durch die eigenen Wurzeln, durch die Blüthen der eigenen Aeſte.

Erſt ſpäter entſtanden mit den ſtehenden Heeren jene vom Bürgerthum losgerennte auf demſelben laſtende Beamtencollegien, die nur Beruf für das Allgemeine haben ſollen, ohne zugleich gegen das Beſondere Pflichten erfüllen zu müſſen, die nur befehlen, ohne zugleich Vorbilder bei der Ausführung ihrer Befehle zu ſeyn. Erſt ſpäter bildeten ſich die jetzt gewöhnlichen Einrichtungen, wo ein Stand über dem andern, eine Behörde über der andern ruht, wo nur noch die unterſten in unmittelbarer Berührung mit dem Leben ſtehen, die Laſt aller höhern auf ihnen ruhenden tragen, die größten Opfer zu Erhaltung derſelben bringen müſſen. Jene nähere Verbindung der höhern und niedern Beamten, jenes Hereinragen der erſten Glieder einer niederen Stufe in eine höhere kann noch heute eine fruchtbringende Anwendung finden, kann ein Mittel ſeyn, die großen Aufgaben des Staats noch vollſtändiger zu erfüllen, den Gehorſam gegen die Geſetze aus Furcht nicht blos durch die Kraft der Ueberzeugung, ſondern auch durch die Gewalt des Gemüths, der Liebe zu ergänzen.

Wir finden auch eine vom Liberalismus in der neuen Zeit verlangte Einrichtung, welche beſtimmt iſt, in einer einzelnen Form jene Verbindung der höhern und niedern Glieder herzuſtellen und damit den Weg zu einer höheren Gliederung zu öffnen, die Geſchwornengerichte. Das Weſentliche, Eigenthümliche derſelben iſt, daß durch ſie das Gericht, über den Parthien ſtehend, doch durch ſeine Zuſammenſetzung dieſen gleiche Beſtandtheile enthält, daß es ein Band des perſönlichen Vertrauens zwiſchen

dem vorgesetzten Gericht und dem Einzelnen bildet, daß es seiner Grundeinrichtung nach ein Gericht des Höhern untern Gleichen ist.

Dieses zeigt sich noch mehr, wenn wir die Geschwornengerichte in ihrer ursprünglichen Gestalt, wenigstens in der in England erhaltenen, näher ins Auge fassen. Bei den englischen Geschwornengerichten ist nämlich eine wesentliche Eigenthümlichkeit die Unterscheidung zwischen großer und kleiner Jury, zwischen Voruntersuchung, Versetzung in den Anklagestand und Hauptuntersuchung, Schlußentscheidung. Die erste Untersuchung, das Urtheil über die Versetzung in den Anklagestand, ist Sache der großen Jury, das Uebrige Aufgabe der kleinen. Nun besteht aber die große Jury aus den angesehensten Männern der Grafschaft, die meistens Friedensrichter sind oder waren. Die große Jury muß auch bei den Quartalsitzungen der Friedensrichter gehört werden. Sie ist daher gleichsam eine größere Versammlung der Friedensrichter, steht den königlichen Richtern durch Stellung und Bildung am nächsten, ist eine Obrigkeit, durch welche die Vermittlung zwischen dem Gericht und dem Einzelnen eingeleitet ist. Die kleine Jury, welcher die Hauptentscheidung über die Thatsachen obliegt, ist aber aus andern Bestandtheilen zusammengesetzt. Die höhere Stellung, die Uebung in obrigkeitlichen Verrichtungen ist hier nicht mehr gewöhnlich, noch weniger Bedingung. Desto mehr finden wir hier in der Art der Wahl eine Form, welche für die genaue Bekanntschaft der Mitglieder mit den Verhältnissen des Angeschuldigten Bürgschaft gibt. Das Recht des Angeschuldigten, aus der Liste der zu Geschwornen tauglichen Bürger eine bestimmte Anzahl ohne Angabe der Gründe wegzustreichen, setzte ihn früher um so mehr in den Stand, darauf hinzuwirken, daß mehrere von seinen Vertrauten als Geschworne übrig blieben, je geringer ursprünglich die Zahl der Mitglieder einer Gemeinde bei noch dünnerer Bevölkerung war. Wenn nun auch der Ankläger als Sachwalter der Regierung aus der Zahl der übrigen Mitglieder noch mehrere entfernen durfte, so war er auch veranlaßt, dabei dafür zu sorgen, daß solche zurückblieben, die mit den Verhältnissen des Angeschuldigten genau bekannt waren. Diese Art der Zusammensetzung mußte daher bei noch geringerer Ausdehnung der Gemeinden den Angeschuldigten so wie den Ankläger veranlassen, auf die

Zusammensetzung der kleinen Jury aus Bekannten des ersteren, aus günstigen oder ungünstigen, die ihn von der schlimmsten oder besten Seite kannten, also vorzugsweise aus Nachbarn hinzuarbeiten. Die kleine Jury, auf solche Art zusammengesetzt, bildete eine Stufe zwischen dem Gericht und dem Einzelnen, durch welche dasselbe diesem noch näher kam, der Weg des persönlichen Vertrauens zwischen dem Richter und dem zu Richtenden noch besser gebahnt wurde. Die kleine Jury war eine Behörde, die nur noch uneigentlich eine Obrigkeit, ein Gericht genannt wird, wie sie denn auch noch jetzt in dem englischen Rechtssystem nur als ein Collegium von Sachkundigen oder Zeugen neben sechs andern Beweismitteln aufgeführt ist. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Einrichtung der kleinen Jury, welche mit der ersten im engen Zusammenhang steht, ist die verlangte Einstimmigkeit ihrer Entscheidungen. Das Vorherrschen der Eigenschaft ihrer Mitglieder als Zeugen vor der als Richter macht schon ein Abzählen nach Stimmen, ein Ueberstimmen weniger zulässig, erfordert schon mehr ein Uebereinstimmen durch Ueberzeugung. Diese geforderte Ueberzeugung nöthigt aber auch den Sachwalter der Regierung noch mehr, nicht blos etwa ihr ergebene oder dem Richter dienstbare, sonst der Sache fremde Bürger auszusuchen, sondern solche, die den Angeschuldigten ebenso genau kennen, als die von diesem ausgesuchten, aber weniger von der günstigen als der ungünstigen Seite, die wenigstens in keinem ihre Unparteilichkeit gefährdenden Verhältniß zu ihm stehen. Denn die blos dem Richter ergebenen, sonst der Sache fremden Bürger könnten am wenigsten auf die Ueberzeugung der andern einwirken, wie die unbefangenen Bekannten auf die Ansicht der befangenen. Auch ist der Richter durch diese Rücksicht auf die Bekanntschaft der Geschwornen mit den Verhältnissen an willkürlicher Auswahl hinreichend gehindert. Es gewährt auf diese Art auch die geforderte Einstimmigkeit der Entscheidung die meiste Sicherheit dafür, daß der Kreis der nähern guten und nicht guten Bekannten so ziemlich erschöpft und aus denselben vorzugsweise die kleine Jury zusammengesetzt, daher auch dem gelehrten Richter der Weg zum genauen Eingehen in die Verhältnisse am besten geebnet wird.

Aber auch hier ist nöthig, von der einzelnen Form weg auf den Grund derselben zu sehen und das in der Form

eingeschlossene Allgemeine zu erkennen. Auch hier erscheint sonst diese Form nur als ein Widerspruch mit dem Bestehenden, als ein Riß in die bestehende Ordnung, wird deßwegen so ungern verwilligt oder in so enge Schranken eingeschlossen. Das in jener Form enthaltene Allgemeine ist nun das Band, welches zwischen dem gelehrten Richter und dem Angeschuldigten, mittelst der großen und kleinen Jury, zum Zweck des persönlichen Bekanntwerdens zwischen beiden geschlungen ist. Zum Wesen der Einrichtung gehören Bürgschaften für die möglichst genaue Bekanntschaft des Richters mit den Verhältnissen des Betheiligten und die Abstufung zwischen großer und kleiner Jury, zwischen engern und allgemeinern Bekannten. Das Bedürfniß nach einer solchen Verbindung ist aber auch nicht blos bei der Entscheidung in Rechtsangelegenheiten, sondern bei allen Polizei-, Finanz- und Regiminalsachen vorhanden, und nicht blos bei Entscheidungen einzelner Geschäfte, sondern auch bei der Ausführung allgemeiner Befehle. Es spricht sich bei einzelnen Angelegenheiten durch das oft mit so vieler Mühe befriedigte Verlangen des Bittstellers aus, durch Bekanntschaft und Besprechung mit einem Mitglied des entscheidenden Collegiums einen Fürsprecher zu haben, dem er sein Herz aufschließen kann, durch den seinem Innersten der Weg zur Obrigkeit in der Stunde der Entscheidung geöffnet ist. Auch der redliche Bittsteller will bei dem Bemühen um Zutritt zu dem Referenten oder einem Mitglied des Collegiums noch mehr, als was ihm vergönnt wäre, wenn er vor die Versammlung treten und sein Anliegen dort mündlich vortragen dürfte. Er will dem Rath, an den er empfohlen ist, seine besondern Verhältnisse darlegen, er will denselben zeigen, wie bei der eigenthümlichen Lage, in der er sich befinde, eine abschlägliche Entscheidung ihn besonders schmerzhaft treffen würde, wie bei seinen Gewohnheiten die ihm zur Last gelegte Handlung nicht so übel auszulegen sey, er sucht durch die Empfehlung nicht blos einen unterrichteten Referenten, sondern auch einen mit seiner besondern Lage vertrauten Fürsprecher sich zu erwerben. Es spricht sich dieses Bedürfniß aber auch bei einem entscheidenden Collegium aus, durch die Art, auf welche es Kenntniß von den besondern Verhältnissen des Bittstellers zu erlangen sucht. Dasselbe verlangt zunächst Bericht von dem Ortsmagistrat, welcher aber wieder die

mit der Sache vertrauteſten Bürger zur Aeußerung auffordert. Die Behörden befolgen alſo auch, wenn gleich auf unvollkommene Art, die nämliche Stufenfolge, welche bei den Geſchwornengerichten durch die Unterſcheidung der großen und kleinen Jury angedeutet iſt. Dieſes Verlangen nach einer perſönlichen Verbindung zwiſchen der Obrigkeit und dem Einzelnen zeigt ſich aber auch bei dem Erſcheinen allgemeiner Befehle und ihrer Ausführung. Wenn ein allgemeiner Befehl erlaſſen iſt, an untergebene Beamte oder an alle Bürger, ſo richtet die Mehrzahl ihre Augen auf die erſten der zur Befolgung des Befehls Verpflichteten, die Ausgezeichneten durch Kenntniß, Uebung, Willenskraft oder äußere Stellung, und beobachtet, wie dieſe den Befehl befolgen und ahmt dann dieſen nach. Dieſe Aufmerkſamkeit auf das Benehmen der Andern, dieſes Verlangen nach Vorbildern iſt aber um ſo mehr zu bemerken, je ſchwieriger die Ausführung iſt und je mehr Kenntniß, Uebung oder Selbſtüberwindung dazu gehört. Bei einzelnen Angelegenheiten will daher der Untergebene durch den Weg des perſönlichen Bekanntſeyns, des Vertrauens zu der Obrigkeit aufſteigen können, bei allgemeinen Befehlen verlangt er aber, daß die Obrigkeit zu ihm herunterſteige. Dort will er im Augenblick der Entſcheidung einen Fürſprecher, hier auf dem ſchweren Weg des Gehorſams ein Vorbild.

Dieſem Verlangen könnte nun in der Organiſirung des Staats eine entſprechende Form gegeben werden; das in den engliſchen Geſchwornengerichten nur für einen einzelnen Zweig der Staatsthätigkeit Angedeutete könnte eine allgemeinere Anwendung erhalten, wenn die erſten Vorſteher der Gemeindemagiſtrate zugleich nothwendige Mitglieder des Bezirksmagiſtrats wären, ſo daß derſelbe zwar nicht ganz aus ſolchen Vorſtehern beſtünde, daß aber doch in ihm bei jeder wichtigen Entſcheidung wenigſtens ein Mitglied eines jeden Gemeindemagiſtrats Sitz und Stimme hätte, und wenn dann wieder in dem Gemeindemagiſtrat auf gleiche Weiſe die Vorſteher der Nachbarſchaften, der Unterabtheilungen der Gemeinden ſich befänden. Am meiſten würde aber dieſer Zweck erreicht werden, wenn die wiſſenſchaftlich gebildeten Mitglieder des Bezirksmagiſtrats, die Bezirksrichter, Polizeibeamte, die Steuereinnehmer des Diſtrikts, zugleich die Lokalbeamten ihres Wohnorts, meiſtens wohl der

Hauptſtadt des Diſtrikts, wären, hingegen die übrigen Beiſitzer des Bezirksmagiſtrats, die keinen beſonderen Auftrag haben, zugleich die Stelle als Vorſteher der kleineren Gemeinden begleiten würden.

Dann hat der Bürger bei jedem Anliegen, nicht blos bei Rechtsſachen, einen geordneten Weg, um mit ſeinen beſonderſten Verhältniſſen die entſcheidenden Behörden bekannt zu machen. Dann iſt die Stufenfolge der groſſen und kleinen Jury nicht blos bei der Aeuſſerung einer einzelnen Staatsthätigkeit, ſondern bei allen angebahnt. So oft nämlich über ein Geſuch in nicht gerichtlichen Sachen, im Reginiinal-, Polizei- und Finanzfach zu entſcheiden iſt, ſo hat ſich der Bittſteller mit den allgemeinen, oft oberflächlichen, oft parteiiſchen Erklärungen der Gemeindeobrigkeit nicht zu begnügen, ſondern er kann die Niederſetzung einer beſondern, aus ſeinen Bekannten beſtehenden Jury und den mündlichen Bericht durch einen Lokalbeamten über das auf dieſem Weg in Erfahrung Gebrachte verlangen. Die entſcheidende Behörde ſteigt dann bei ihren Unterſuchungen nicht blos zur Anſicht der Gemeindeobrigkeit, ſondern noch weiter, noch näher zu dem Betheiligten herab. Der Gemeindevorſtand bildet dann nur eine Mittelſtufe, von deren Ausſpruch, ähnlich dem einer groſſen Jury, der Betheiligte an den einer noch nähern, noch beſſer unterrichteten Stelle ſich wenden kann, ſobald ihm der erſtere nicht genügt. Statt daß in der atomiſirten Staatseinrichtung der Bittſteller, dem ein allgemeines oder ungünſtiges Zeugniß des Gemeindemagiſtrats entgegenſteht, genöthigt iſt, ſich im Wege der Beſchwerde an immer weniger unterrichtete, entferntere, höhere Collegien zu wenden und meiſtens nuzlos viele Zeit und Mühe auf dieſe Art zu verbrauchen, wäre ihm ſo ein Mittel gegeben, Hülfe bei einer ihm noch näher ſtehenden, ihn ganz durchſchauenden Stelle zu ſuchen. Für das Bedürfniß, das ein wegen ungünſtigen Berichts der Ortsobrigkeit von der entſcheidenden Stelle abgewieſener Bittſteller fühlt, durch Zeugniſſe von Bekannten, der höhern Stelle im Wege der Beſchwerde vorgelegt, die Anſicht der Ortsbeamten zu entkräften, wäre ein geſezlicher, jedem offen ſtehender Weg geöffnet. Der Betheiligte, welcher ſich nicht getrauen würde oder nicht Hoffnung hätte, durch eine kleine Jury aus nähern Bekannten die Anſicht der Ortsobrigkeit zu widerlegen, würde ſchon dadurch die Wahrheit

dieses Berichts zugeben und sich für überwunden erklären. Die Gemeindeobrigkeit aber, welche diesen Rückhalt eines Bittstellers durch Berufung auf eine kleine Jury im Auge hätte, würde sich schon bei Abfassung ihrer Gutachten hüten, nicht die Ergreifung dieser Maßregel nöthig zu machen. Diese Einrichtung würde daher selten ins Leben treten, während doch die Aussicht auf dieselbe großen Vortheil bringen müßte. Durch dieselbe wären die Vortheile erst genügend gesichert, welche dem Betheiligten durch die Befugniß, vor das entscheidende Collegium treten und sein Anliegen mündlich empfehlen zu können, durch die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit entsteht. Denn der beredteste, rührendste Vortrag des Bittstellers muß bei einem gewissenhaften Collegium nur von geringer Wirkung seyn, wenn ihm der Beweis fehlt, wenn ihm das Gutachten der Ortsobrigkeit entgegen ist. Wenn aber die Befugniß, auf eine kleine Jury sich zu berufen, eine allgemeine wäre, so würde auch die Anwendung derselben in höhern Straffällen nicht als eine widerwärtige Ausnahme, sondern als die nothwendige Folge einer durchgreifenden Ordnung erscheinen.

Bei dieser Stellung der Bezirksbeamten zu den Ortsmagistraten wäre zudem noch jenen das wirksamste Mittel gegeben, sich den freudigen pünktlichen Gehorsam gegen allgemeine Vorschriften zu verschaffen und dadurch ihre Berufsgeschäfte noch mehr zu erleichtern.

Ungemein gefördert in ihren Geschäften schon dadurch, daß sie die meisten Anträge, statt schriftlich einem entfernten Collegium, mündlich der Versammlung der Bezirksbeamten mitzutheilen hätten, noch mehr dadurch, daß sie durch Abfassung von Lokalstatuten, durch Einleitung von durchgreifenden Bestimmungen ganze Massen von Streitigkeiten, Anständen und Anfragen auf einmal abzuschneiden befugt sind, würden sie durch die scheinbare Vermehrung ihrer Geschäfte bei der Uebernahme der Obliegenheiten eines Ortsbeamten noch mehr zur Abkürzung derselben beitragen können und in den Früchten des Zuwachses durch die Lokalgeschäfte zugleich eine Entschädigung für dieselben zu erwarten haben. Denn alsdann kann der so häufige Tadel der Untergeordneten über die Unausführbarkeit oder Unzweckmäßigkeit der erhaltenen Befehle, die eigenthümliche Uebung dieser Beamten, solche

Anordnungen zu umgehen, viel weniger vorkommen, würde auch viel weniger zu entſchuldigen ſeyn.

Inſofern dann die Anträge zu neuen Vorſchriften aus der unmittelbaren Erfahrung und Anſchauung hervorgehen, werden ſchon viel weniger Fälle vorkommen, in denen die Befehle zu gegründetem Tadel Veranlaſſung geben. Noch dazu hätte aber der Beamte dann die beſte Gelegenheit, die genaue, pünktliche Befolgung der Befehle zu ſichern, nämlich durch die Hinweiſung auf die Art, wie er ſelbſt ſie ausführt. Wenn der Bezirksrichter eine neue Ordnung wegen öffentlicher Bücher zur allgemeinen Vorſchrift erhoben hat, ſo kann er für die genaue Befolgung am meiſten thun, wenn er alle einzelnen Ortsrichter auf die bei ihm eingeführten verweiſt, wenn er alle zur Beſichtigung einladet.

Auf gleiche Weiſe kann der Finanzbeamte für die Vollziehung neuer Vorſchriften über Steuererhebung durch ſein Beiſpiel am beſten wirken. Beſonders kann aber der Regiminalbeamte des Diſtrikts ſeine Thätigkeit erhöhen und ſeine Wirkſamkeit vervielfachen, wenn er zugleich der Regiminalbeamte des Hauptorts iſt. Wenn ſeine höhere wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Bekanntſchaft mit allen Schriften über das ihm anvertraute Fach in unmittelbare Verbindung geſetzt iſt mit den reichern Mitteln der Hauptgemeinde, die in der Regel ſein Wohnort ſeyn wird, ſo kann er durch Einführung neuer Induſtrieanſtalten, durch Einrichtung von Muſterinſtituten der Wohlthäter einer ganzen Umgegend werden und gewiß viel mehr bewirken, als durch bloßes Aufmuntern, durch Anempfehlen und Verbreiten von neuen Vorſchlägen. Dieſe Gelegenheit, ſelbſt thätig ſeyn zu können, wird für ihn auch die beſte Aufmunterung ſeyn, ſein Wiſſen zu erweitern und ſich beim Empfehlen des Neuen auf das wahrhaft Gute, Ausführbare zu beſchränken.

Alle oben angegebenen Vortheile der Vereinfachung der Geſchäfte, der Beſchleunigung der Entſcheidungen, der Herrſchaft des mündlichen Worts über das ſchriftliche, würden alsdann noch mehr, in erhöhetem Grade hervortreten. Wenn die mündliche Mittheilung eines Beſchluſſes kürzer, einfacher, auch vollſtändiger iſt als die ſchriftliche, ſo erhöht ſich noch dieſer Vortheil, wenn derjenige, durch den die Mittheilung geſchehen ſoll, ſelbſt bei der Abfaſſung und Entſtehung deſſelben war oder ſogar mitgewirkt

Abbildung mit mehreren andern vor mir liegt, mit folgender Notiz: „Médaille de Carthage ou des colonies de Carthage en Sicile, trouvée à Constantina Royaume d'Alger. Je ne crois pas qu'elle soit connue avec la lettre punique“ (die Hauptſeite zeigt ein mit Aehre oder Schilf bekränztes Frauenhaupt, die Rückſeite einen Pflug oder das Vordertheil eines Schiffs, denn das Gepräge hat gelitten; daneben einen puniſchen Buchſtaben). Wir dürfen uns demnach der Hoffnung hingeben, daß aus dieſer Reſidenz der numidiſchen Könige, erſt Cirta (d. h. Stadt vorzugsweiſe), nachher, dem Kaiſer Conſtantinus zu Ehren, Constantina genannt, und nachher Hauptſtadt des öſtlichen Theiles des Reichs Algier — demnächſt der Münzwiſſenſchaft manche antike Stücke zuſtrömen werden.

Kriege und Heereszüge äußern auf Prägung und Verbreitung der Metalle den allergrößeſten Einfluß. Es iſt bekannt, welche Maſſen von Gold die macedoniſchen Könige aus den Bergwerken ihres Reiches und der Nachbarländer alljährlich gewannen, und wie viel Goldſtücke, insbeſondere ſeit Philipps, des Amyntas Sohn, Regierung, in den Münzſtätten ausgeprägt wurden. Seit dem kamen die nach ſeinem Namen genannten Philippei in Umlauf, und blieben mit demſelben darin auch unter ſeinen Nachfolgern. Wenn wir nun beim Livius leſen, daß in Folge der römiſchen Siege und endlichen Eroberungen von Macedonien Quintius 14,514 ſolcher Philippsd'or nach Rom als Kriegsbeute brachte, Scipio Aſiaticus 140,000, M. Fulvius 12,432 und Cn. Manlius 16,320, ungerechnet die vielen Umſchmelzungen und Verarbeitungen dieſer Münzſorte, — ſo kann man ſich von der unzählbaren Menge dieſer Philippeer leicht eine Vorſtellung machen, und wird ſich nicht wundern, da der Sold der Heere noch lange in ſolchen Goldmünzen ausbezahlt wurde, daß einzelne Stücke davon noch heute in Gegenden gefunden werden, wo römiſche Standquartiere geweſen, bis in unſern rheiniſchen Donnersberg hin. Stoff zu einer andern Beobachtung bietet das an Macedonien gränzende Thracien dar. In altgriechiſcher Periode kommen nur Münzen der Handel und Verkehr treibenden Seeſtädte vor, von den Binnenorten keine; dagegen zeigen in der römiſchen Zeit gerade dieſe letzteren, wie Serdica, Philippopolis, Trajanopolis und Hadrianopolis einen überſtrömenden Münzreichthum, weil ſeit Trajan

hat. Denn nun ist die Mittheilung an ihn gar nicht nöthig, da er den Gegenstand bereits kennt. Auf diesem Wege läßt sich eine Schnelligkeit, Pünktlichkeit, auch Treue in Befolgung allgemeiner Befehle erreichen, wie es sonst auf keine andere Weise möglich ist. Wenn in dem Bezirksmagistrat die ersten Beamten der Ortsmagistrate sitzen, in diesen Ortsmagistraten wieder die Vorsteher der Nachbarschaften, der Sprengel, so kann ein allgemeiner Befehl oder Beschluß in wenigen Stunden auf die vollständigste, genaueste und eingreifendste Weise, und noch dazu ohne das mindeste Aufsehen allen Bürgern mitgetheilt werden. Denn der Bezirksrath eröffnet den Beschluß in der Versammlung den Vorstehern der Ortsmagistrate, diese theilen denselben den Magistraten nach wenigen Stunden mit. Wenn nun noch die Vorsteher der Nachbarschaften nothwendige Mitglieder der Magistrate sind, so kann der Befehl unmittelbar nachher mündlich zur Kenntniß aller Bürger gebracht werden, selbst ohne öffentliche Verkündigungen, ohne Mittheilung durch den Druck. In bedenklichen Zeiten, wenn äußere Feinde in der Nähe sind oder vor innern Feinden, Flüchtlingen, Verbrechern, Aufhetzern, Unruhestiftern gewarnt werden soll, wäre diese Einrichtung von unberechenbarem Werth. Hier rufen die sonst gewöhnlichen Mittel, die gedruckten Proklamationen, oft die Gefahr hervor, die man verhindern will; hier dienen die gedruckten Steckbriefe den Verbrechern als Warnung, als Belehrung, unter welchen Formen und Kleidern sie unbemerkt seyn können.

Bei dieser Einrichtung kann auch die Regierung mit allen ihren Bürgern sprechen, mit jedem nach seiner Fassungs- und Denkungsweise, die wenigen scharf abzuwägenden Worte eines geschriebenen Gesetzes, einer Proklamation mit mündlichen Mittheilungen unterstützen, erläutern, bekräftigen. Auf diesem Weg kann aber ebenso das Volk seine Stimme zur Kenntniß der Regierung bringen, eindringender, freier, mit minderer Gefahr als durch Petitionen und Druckschriften, in denen jedes Wort sorgfältig zu prüfen ist und manches noch so fein abgewogene, noch so gut eingekleidete doch oft Gegenstand der Untersuchung wird; es können jedenfalls die gedruckten und geschriebenen Worte des Volks auf dem angegebenen Weg eine mächtige Unterstützung und Ergänzung erhalten.

Auch eine große Ersparniß an Zeit und Geld ließe sich auf diese Art erzielen: denn es würden alle Communikationen der Bezirksbeamten mit den Beamten der gleichen Art in dem Wohnort derselben wegfallen, weil der Bezirksrichter zugleich Richter seines Wohnorts, der Finanzbeamte zugleich Ortssteuereinnehmer ist. Insofern aber die Wohnorte der Bezirksbeamten zugleich in der Regel die Hauptorte sind, welche oft so viel Geschäft verursachen, als alle kleinern Gemeinden zusammen, so würde die Vereinfachung viel größer seyn, als sie auf den ersten Anblick erscheinen möchte. Ebenso wäre auf diesem Weg eine große Geldersparniß zu erzielen, indem nicht neben den wissenschaftlich gebildeten, besoldeten Bezirksbeamten noch besondere Beamte dieser Art für die Hauptorte anzustellen wären, sondern der Distriktsrichter, der Distriktsbeamte zugleich gegen eine bloße Zulage die Geschäfte eines Ortsrichters, eines Ortsbeamten versehen könnte.

Die Distriktsbeamten können nun zwar nur Lokalbeamte einer einzigen Gemeinde seyn, jene Vortheile können daher nur einer Gemeinde zukommen, und insofern der Wohnort der Bezirksbeamten in der Regel der Hauptort, die Stadt des Distrikts ist, meistens nur dieser. Aber die kleinern Gemeinden, welche diesen Vortheil entbehren müssen, bei denen die höhere und niedere Magistratur nicht in derselben Person vereinigt werden kann, wo daher besondere Communikationen zwischen diesen und besondere Besoldungen vorkommen, hätten dagegen den Vortheil, daß, je kleiner sie sind, desto mehr die verschiedenen Lokalgeschäfte in einer Person oder in wenigen sich vereinigen, diese aber, wenn sie auch anfragen, berichten müssen, mit einem Gang, mit einer Reise die Berichte und Anfragen für verschiedene Geschäftszweige erledigen können, daß sich desto mehr die Communikationen der Lokalbeamten unter sich vermindern und der Besoldungsaufwand für dieselben auf wenige Personen, oft nur auf eine einzige sich beschränkt. In der größern Gemeinde, in der Stadt des Bezirks, wo wegen der größern Bedeutung und Ausdehnung der Geschäfte solche in verschiedene Zweige, unter Männer verschiedener Geschäftsbildung, Juristen, Kriminalisten, Finanzmänner vertheilt sind, tritt daher die Vereinfachung ein durch die Vereinigung dieser Aemter mit den Aemtern für den Distrikt. In den kleinen Gemeinden aber, wo dieses nicht möglich ist,

wird das Gleiche erreicht durch die Vereinigung verschiedener Lokalämter in wenigen Personen oder in einer einzigen. Die innere Vertheilung der Geschäfte wird auf diese Art verbessert durch eine äußere Vereinigung, die äußere Vertheilung aber durch eine innere Einheit.

Bei dieser Einrichtung ist auch nicht zu besorgen, es möchte durch die Eigenschaft der ersten Vorsteher der Ortsmagistrate als nothwendiger Mitglieder der zunächst vorgesetzten Stelle des Bezirksmagistrats eine Beschwerde gegen Verfügungen derselben nicht durchzusetzen und in der Regel erfolglos seyn. Denn es wären zwar die ersten Vorsteher der Magistrate zugleich nothwendige Mitglieder des Bezirksmagistrats, aber nicht die ausschließenden; es müßten neben diesen auch von der Regierung und vom Volk Ernannte Sitz und Stimme haben, besonders müßte der Vorstand, der die Leitung des Ganzen hat, vom Staat abgesendet, mit den besondern Interessen des Distrikts nicht so verwachsen seyn, wie die übrigen Mitglieder. Dann wäre aber gerade die Zusammensetzung des Bezirksmagistrats aus verschiedenartigen Bestandtheilen eine Bürgschaft für die Unparteilichkeit der Entscheidungen bei Beschwerden gegen einen einzelnen Beamten. Wenn eine Beschwerde gegen einen Juristen blos bei Juristen eingegeben werden darf, so ist ein Parteinehmen für denselben viel eher zu besorgen, als wenn die Beschwerde an Staatsmänner von verschiedenen Fächern gebracht wird. Noch mehr wird der Unterschied zwischen den Beamten und Abgesendeten des Hauptorts, der Stadt, und den der kleinern Gemeinden des Landes die Gerechtigkeit der Entscheidungen verbürgen. Denn es ist in demselben der noch größere zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Gewerbsindustrie und Landwirthschaft vertreten. Wenn auch alle wissenschaftlich gebildeten Beamten des Hauptorts als derselben Bildungsstufe angehörend, als Bürger und Bewohner derselben Gemeinde, zu viel Rücksicht gegen einander nehmen wollten, so werden sie durch die Stimmen derer vom Land daran gehindert seyn. Scheu die Scheu des Beamten der Stadt, bei einer Beschwerde dem Urtheil derer vom Land ausgesetzt zu werden, wird ihn abhalten, zu Beschwerden Veranlassung zu geben. Gleiche Scheu wird stattfinden und gleiche Wirkung wird diese Scheu haben bei den Beamten des Landes, die ebensowenig dem Tadel der

Städter sich preisgeben wollen. Besonders aber ist zu berücksichtigen, daß bei dieser Einrichtung die Beschwerden von dem Betheiligten öffentlich und mündlich vorgetragen werden können, daß dieser genau erfährt, was gegen die Beschwerde zur Rechtfertigung gesagt wird; daß ihm vielfache, leichte, wohlfeile Gelegenheit gegeben ist, die einzelnen Mitglieder des Bezirksmagistrats zu sprechen, ihnen sein Anliegen zu empfehlen; daß daher ein Zudecken der Wahrheit, auf deren Erforschung es bei solchen Beschwerden meistens ankommt, kaum denkbar ist. Daß ein Bezirksbeamter eine Beschwerde, auf diese Weise gegen ihn vorgebracht und zur Untersuchung angezeigt, viel mehr fürchten wird, als eine schriftliche Beschwerde, bei einem entfernten Collegium vorgetragen, gegen welche er sich in der Stille durch schriftliche Rechtfertigungen zu vertheidigen hat, wird kein Sachkundiger in Abrede stellen. Sollte aber die Untersuchung nicht blos Kenntniß der Thatsachen, sondern überdies genaues Wissen der Gesetze erfordern, so werden in der Regel in der Versammlung immer mehrere Männer eines Fachs seyn; wenn jedoch dieses auch nicht der Fall seyn sollte, so wird die Beiziehung eines Sachkundigen keine Schwierigkeit haben, oder es ist dann der Recurs an die entfernte höhere Stelle dieses besondern Zweigs der Staatsthätigkeit, des höhern Gerichtshofs, Finanzcollegiums noch übrig, als das geeignete Mittel zur Abhülfe.

§. 5.

Verantwortlichkeit der Staatsdiener.

Auch damit wäre aber die Organisirung, die Gliederung des Staats noch nicht vollendet. Es könnten auch auf diesem Wege die höchsten Aufgaben des Staats noch nicht vollständig erfüllt werden. Es wäre nur ein bedeutender Fortschritt, bei dem sich die Völker wohl eine Zeit lang, aber nicht für immer befriedigt fühlen können.

Wir haben nämlich bisher angenommen, daß in dem Bezirksmagistrat staatliche und volksthümliche Bestandtheile, von der Regierung und von dem Volk ernannte Mitglieder in collegialer Berathung die Angelegenheiten des Distrikts gemeinschaftlich besorgen, und haben ferner gleiche Zusammensetzung bei den

Gemeindemagiſtraten angenommen. Eine ſolche Geſtaltung hätte nun auch gewiß Vorzüge vor der, welche Volk und Staat als verſchiedene Theile behandelt, welche ihren Vertretern abgeſonderte Stellen ohne geordnete Verbindung anweiſt, welche alſo in den bezeichneten Regionen des Staatslebens durch die Bezirksbeamten des Staats, entfernt und getrennt von den Bezirksräthen, den Kreisſtänden, die Geſchäfte beſorgen läßt. Es hat immer unberechenbare Vortheile, wenn die entgegengeſetzten Vertreter ſich zu beſprechen und dadurch wenigſtens vorübergehend in einzelnen Punkten eine Einheit zu bilden angewieſen ſind, als wenn ſie ſich blos gegenüberſtehen oder anfeinden und bekämpfen.

Aber damit jene Vereinigungen der Gegenſätze möglich ſind, damit ſie möglichſt oft ſtattfinden, möglichſt viele Früchte bringen, iſt nöthig, daß die Gegenſätze in jedem einzelnen der Vertreter von beiden Seiten vorhanden und ausgebildet ſind, daß die Beamten des Staats von dem Gedanken durchdrungen ſind, nicht blos Pflichten gegen die ihnen vorgeſetzten Stellen, die Regierung, den Regenten zu haben, ſondern auch gegen das Volk; daß aber auch die Männer des Volks von dem Eifer für das allgemeine Beſte ebenſo beſeelt ſind, als von dem Eifer für den Staat und den Fürſten. Damit die höhere Aufgabe des Staats recht erfüllt werden kann, muß der Kampf der Parteien von einem äußern mehr und mehr zu einem innern ſich umändern, müſſen die Beamten des Fürſten auch Beamte des Volks und die Vertreter des Volks die treuen Räthe der Regierung werden.

Der Liberalismus hat nun für dieſes zweifache Verhältniß der Beamten, für dieſe Verwandlung des äußern Streits in einen innern längſt einen Ausdruck, eine Form gefunden, in der von ihm verlangten Verantwortlichkeit der Miniſter und der Beamten überhaupt. Denn er verlangt damit, daß die Beamten nicht blos dem Fürſten, ſondern auch dem Volk verpflichtet, verantwortlich ſeyn ſollen.

Aber es verhält ſich mit dieſer Form, wie mit den meiſten dieſer Art, wie mit allen bis jetzt von uns beleuchteten. Sie iſt in ihrer Vereinzelung für die Freunde der bisherigen atomiſtiſchen Einrichtung ein Grund des Aergerniſſes, iſt, von entgegengeſetzten Bildungen umgeben, kaum ausführbar, faſt ein Begriff ohne

Leben, ein Name ohne Inhalt geworden. Es ist Aufgabe der Wissenschaft, den in ihr enthaltenen Grund zu erkennen, sie nur als eine einzelne von vielen möglichen zu betrachten, durch welche der Grund äußere Gestalt annehmen, ins Leben treten kann. Das in ihr verborgene Allgemeine ist nun, daß für die doppelseitige Berufstreue der Beamten und der Volksvertreter gegen die Fürsten und das Volk äußere Bürgschaften und Einrichtungen im Staat vorhanden seyn sollen. Unter diesen ist nun das Recht, diejenigen, welche zu auffallend auf die eine Seite sich neigen, vor einem Gericht zur Strafe zu ziehen, nur ein äußerstes, selten, bei den gröbsten Vergehen anwendbares. Bessere, durchgreifende Mittel gegen die einseitige Pflichterfüllung würden aber darin liegen, wenn Fürst und Volk nicht blos auf die Bestrafung oder Entlassung, sondern auch auf Belohnung und Anstellung der Beamten einen getheilten Einfluß auszuüben hätten.

Wenn in der bisher angedeuteten höhern Gliederung des Staats die Unterabtheilungen der Gemeinden zu den Gemeinderathsstellen vorzuschlagen, die Gemeinderäthe hingegen theilweise auch die höhern Stellen aus den vorgeschlagenen auszuwählen hätten, wenn dann wieder die Gemeinderäthe zu den meisten Bezirksstellen vorzuschlagen, die Regierung aber aus den ihnen bezeichneten zu ernennen angewiesen wäre, so müßte in einem so ausgedehnten Nominationsrecht eine bessere Bürgschaft der zweiseitigen Pflichttreue liegen, als in jenem Strafrecht. Die Beamten, durch Herkunft und Berufung dem Bürgerthum angehörend, würden doch niemals wegen der Aussicht auf Beförderung die Rücksicht gegen die Regierung aus den Augen zu verlieren veranlaßt seyn, würden schon durch äußere Verhältnisse sich gedrungen fühlen, Fürsten- und Volksbeamte zugleich zu seyn. Statt daß in den Bezirks- und Gemeindemagistraten nur Volks- und Fürstenbeamte neben einander säßen, würde bei den meisten Mitgliedern der Gegensatz zwischen Fürst und Volk in ihnen selbst vertreten, ausgebildet, zur Ausgleichung vorbereitet seyn. Die Fürsten würden bei dieser Einrichtung nichts von ihrem Ansehen und Einfluß verlieren; denn die Beamten üben jetzt den meisten Einfluß bei der Aemterbesetzung aus, nicht die Fürsten; die Fürsten geben in der Regel nur den Namen dazu. In den

meisten Fällen müssen sich die Fürsten wegen Unbekanntschaft mit den zu Ernennenden ganz auf die Vorschläge ihrer Beamten verlassen. Selbst der besondere Einfluß, den die Fürsten in seltenern Fällen bei ihnen persönlich bekannten Personen geltend machen, ist nicht so hoch anzuschlagen. Wenn sie einen Mann nicht ernennen wollen, der den Behörden angenehm ist, so können sie meistens die Bedienstung nur aufhalten, nicht hindern. Der Mann wird von den vorschlagenden Stellen zwar zurückgestellt, wenn eine höhere Ansicht gegen ihn ausgesprochen ist; aber er kommt, wenn er sich nur bei diesen Stellen zu empfehlen weiß, dann unter anderem Vorwand und bei anderer Veranlassung wieder und wieder in Vorschlag, bis der Grund der Ungunst vergessen und bis eine Anstellung verwilligt ist. Wenn der Fürst einem Mann gewogen ist und diesem einen Dienst verschaffen will, so ist er zwar daran nicht gehindert, aber dieser Begünstigte kann doch nur vorrücken im Dienst, eine gehörige Wirksamkeit erhalten, wenn er den Ansichten der ihn umgebenden Behörden sich unterzuordnen, den Beamtengeist sich anzueignen weiß. Durch das unbedingte Recht der Aemterbesetzung genährt, stellt sich der Geist des Beamtenthums zwischen Fürst und Volk, gegen den die Fürsten vergeblich sich bemühen, unter dem das Volk, sein Geist, sein wahrer Vortheil nicht gedeihen kann. Gegen dieses Beamtenthum wäre aber ein allgemeineres Nominationsrecht des Volks bei der Besetzung der meisten untergeordneten Stellen ein durchgreifendes Hülfsmittel für die Fürsten. Statt immer nur die Vorschläge der Beamten bei den Besetzungen zu hören, würden sie neben diesen auch die Wünsche des Volks erfahren. Sie könnten entscheiden, während sie sonst nur zu unterzeichnen haben. Doch ist auch die Ausdehnung der Nominationsrechte nicht das einzige Mittel, um die Pflichttreue der Beamten gegen Fürst und Volk zur Wahrheit zu machen und ihre Verantwortlichkeit zu sichern. Wir finden in England, daß dort die Regierung ein unbedingtes Ernennungsrecht bei den meisten hieher gehörigen Bezirksstellen, insbesondere bei denen der Friedensrichter und Lordlieutenants ausübt, und sehen doch, wie diese Beamte in der Regel eine der Regierung gegenüber selbstständige Stellung einnehmen und wie sie wegen der Regierung das Volk nicht aus den Augen verlieren. Wir sehen insbesondere, wie

diese Stellen häufig die Vorbereitungsstufen und den Weg zum Eintritt in das Unterhaus bilden. Aber in diesem Land ist die unbesoldete Dienstleistung und der damit in Verbindung stehende größere Vermögensbesitz der Bediensteten ein Gegengewicht gegen die Regierung und ihr unbedingtes Ernennungsrecht, das in andern Ländern nicht wohl Anwendung finden möchte. Es lassen sich jedoch noch verschiedene andere Formen, Aenderungen und Verbindungen derselben denken, durch welche der staatliche und volksthümliche Einfluß auf die Beamten im Gleichgewicht erhalten werden kann, durch welche einem Lande statt der Diener des Staats und der Vertreter des Volks Beamte für Beide gesichert würden und die Lösung der höchsten Aufgabe des Staats, die Einheit von Fürst und Volk, eine äußere Gestalt annehmen und ins Leben treten könnte.

Ueberseben wir nun noch einmal die fünf angedeuteten Stufen zu einer höhern Organisirung des Staats. Die zwei ersten, die Erhebung der Gemeindemagistrate zu einer Einheit für alle öffentlichen Geschäfte eines Orts, und die Verbindung der Bezirksbeamten zu einem Collegium, liegen der Ausführung am wenigsten ferne. Die Regierungen werden bald darauf hingedrängt werden, haben sogar die Ausführung theilweise schon begonnen. Die dritte Stufe, die Verbindung der Bezirksbeamten mit Distriktsständen liegt etwas entfernter, wird aber, wenn jene Stufen erstiegen sind, alsbald als nothwendig sich darstellen. Die zwei letzten Stufen, die Verbindung höherer und niederer Stellen in einer Person und die verstärkten Bürgschaften für die Verantwortlichkeit der Beamten, liegen den Ansichten der Staatsmänner noch am fernsten. Aber auch sie müssen durch die ersten hervorgerufen werden; denn sie bilden den ergänzenden Gegensatz derselben. Die drei ersten Stufen nämlich, die Verbindung der Ortsbeamten zu einem Collegium, die Verbindung der Bezirksbeamten zu einer solchen Einheit, ebenso die Verbindung der Bezirksbeamten mit Bezirksständen, haben das Gemeinschaftliche, daß durch sie wieder verbunden wird, was eine atomistische, analysirende Staatsansicht zerrissen hat. Dagegen tritt in den zwei letzten neben der Verbindung eine entgegengesetzte Richtung hervor. Durch die Berufung der Beamten zu einer höhern und niedern Stelle zugleich wird von ihnen verlangt,

daß der Gegenſatz von Hoch und Nieder, Oben und Unten in ihnen ſelbſt ausgebildet werde. Durch die erhöheten Bürgſchaften für die Verantwortlichkeit der Beamten ſoll aber noch dazu die Ausbildung des größten Gegenſatzes von Fürſt und Volk, Einheit und Allheit in ihnen erreicht werden. Durch die drei erſten Stufen ſoll alles zur Einheit werden, durch die zwei letzten ſoll das Eine zur Allheit ſich erheben. Die erſtern ſind durch die letztern bedingt, die letztern aber auch durch jene. Denn die Vereinigung des Einzelnen, ohne deſſen Zerſtörung, iſt nur möglich, wenn in dem Einzelnen auch das Verſchiedene der andern Einzelnen ausgebildet iſt.

Durch dieſe fünf Stufen zuſammen und die Wechſelwirkung derſelben auf einander wird aber der Staat von der Form einer Maſchine in einen lebendigen Leib verwandelt, zu einem rechten Werkzeug des Gottesgeiſts erhoben.

Betrachten wir noch die vom Liberalismus verlangten Einrichtungen im Verhältniß zu dieſer Gliederung des Staats. Die Gemeindeverfaſſungen, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, die Bezirksſtände, die Geſchwornengerichte, die Verantwortlichkeit der Beamten, ſind vereinzelte Formen, meiſtens aus dem engliſchen Staatsbau genommen und nach Frankreich, franzöſiſchen Begriffen gemäß, übertragen, die nun in dieſer Uebertragung nach Deutſchland gebracht werden ſollen. Sie ſind in dieſer Vereinzelung und Geſtaltung von den Freunden der alten Ordnung gefürchtet und angefeindet, und haben deßwegen nur unvollkommene Ausführung erhalten; ſie würden auch das Bisherige verneinen und aufheben. Aber dieſe Inſtitutionen ſind zugleich die bedeutungsvollen Anfänge einer neuern beſſern Ordnung, einer innigeren Verbindung von Fürſt und Volk, wenn man neben ihrer Schaale auch den eingeſchloſſenen Kern und Keim ſieht, und vom Zufälligen, Einzelnen zu dem verborgenen Allgemeinen ſich wendet. Es iſt Aufgabe der deutſchen Wiſſenſchaft und dringendes Bedürfniß der Gegenwart in Deutſchland, von der Verneinung zur Bejahung überzugehen, zum Fortſchritt zu bringen und der Vollendung entgegenzuführen, was andere Völker nur begonnen haben.

S.

Die Encyclopädien,

ein literarhiſtoriſcher Rückblick.

Wenn wir den Bildungsgang der Deutſchen ſeit dem Wiedererwachen des deutſchen Geiſtes, nämlich ſeit Friedrich dem Großen und Klopſtock bis auf die Gegenwart herab, überblicken, ſo läßt ſich etwa eine dreifache Abſtufung und Entfaltung dabei wahrnehmen, welche ich der Kürze wegen die poetiſche, die philoſophiſche und die hiſtoriſche nennen möchte, oder auch die Phaſe vorherrſchender Sentimentalität, ferner die der philoſophiſchen Begeiſterung und endlich die auf das konkrete Leben vorherrſchend gehende Verſtandesrichtung. Die erſte dieſer Perioden iſt die, welche man die Morgenröthe des goldenen Zeitalters deutſcher Sprache und Poeſie zu nennen pflegt, und die den Grund zu unſerer heutigen Bildung und einem höheren Nationalbewußtſeyn gelegt hat. Ich nenne ſie die Periode der Sentimentalität, weil ſich die geiſtige Theilnahme der Nation mit Hingebung ihren Dichtern zuwandte, ihre Werke leſend, wiederleſend oder ſingend, und Kränze für jedes aufſteigende Talent freudig und neidlos bereit hielt. Die Unmittelbarkeit des religiöſen, die Beſchränktheit des politiſchen Lebens kam dieſer glücklichen Stimmung zu Hülfe. Bald folgte aber die Wiedergeburt der Philoſophie mit Kant, ſeinen Schülern, Auslegern und Nachfolgern, eine gewiß merkwürdige Zeit, in welcher die Philoſophie, nicht etwa ein oberflächliches Räſonniren, ſondern die ernſte Beſchäftigung mit den höchſten Fragen der Spekulation, aus dem Kreiſe der Schule in den der Gebildeten unter den

auf den durch das Innere dieſes Landes führenden großen Heerſtraßen römiſche Armeen nach Aſien hinüber und von dort nach Europa zurückzuziehen pflegten. Ganz neulich hat Hr. Fr. von Streber in den Abhandl. der Münchner Akademie noch auf eine bemerkenswerthe Thatſache aufmerkſam gemacht, nämlich, daß wir erſt jetzt aus Münzen allein das Daſeyn macedoniſcher Binnenſtädte, wie z. B. von Trälium und Trinris, erfahren, von denen die alten Schriftſteller keine Sylbe berichten. Das Gebirge Panäus, zwiſchen den Flüſſen Strymon und Neſtos, war reich an Silber und Gold, wovon eine Menge ausgeprägt wurde. Die Küſte war herrlich für den Handel gelegen; reiche und mächtige Städte erhoben ſich im Innern, warum die Küſtenfahrer ſich wenig bekümmerten, welche aber durch ihre Münzen ins Gebiet der Erd- und Länderkunde eintreten, deren Menge uns täglich aufs Neue in Verwunderung ſetzt.

Die nahe gelegene thraciſche, nachher macedoniſche Landſchaft Chalcidice, von der wir eine Reihe der ſchönſten Gold- und hauptſächlich Silbermünzen haben (Vorderſeite: das wunderſchöne belorbeerte Haupt des Apollo; Rückſeite: die Lyra), von den Griechen früh beſetzt, und wegen ihrer vortheilhaften Handelslage am ſtrymoniſchen und thermäiſchen Meerbuſen ſowohl als wegen ihres Metallreichthums lange behauptet, eben deßwegen aber auch von dem Macedonier Philipp, des Amyntas Sohn, mit großen Anſtrengungen und Opfern endlich erworben, — dieſes wichtige Küſtenland erinnert uns an ſeine und ſo vieler andern Kolonien Mutterſtadt, an die euböiſche Chalcis. Dieſe durch ihre Lage an Mittel-Griechenlands Geſtade, ſowie durch Klima und Fruchtbarkeit von Anfang an hochbegünſtigte Stadt behauptete nicht nur in den nachherigen Römerkriegen ihre militäriſche Wichtigkeit, ſondern, als Negroponte, noch in den Zeiten der Venetianer und der Osmanen. Aber, was uns hier angeht, in althelleniſcher Vorzeit haben dieſe Chalcidier von Euböa den Griechen zuerſt neue See- und Handelsſtraßen eröffnet, zuerſt Italien beſucht, und an der Küſte beſetzt; Städte gegründet, wie Kumä; von wo wiederum Neapolis, Zankle (nachher Meſſana), Himera und Mylä ausgegangen. Ferner waren chalcidiſchen Urſprungs in Sicilien Naxos, Leontini, Katana, Tauromenium und andere Orte. Auch hatten die Chalcidier, wie zuvor gemeldet, Thracien koloniſirt. Wir laſſen es jetzt auf ſich

höheren und mittleren Ständen, unter Männern und Frauen überging', und Niemand für gebildet galt, der nicht mit Kantiſchen Ideen und ſelbſt ſeiner Terminologie Bekanntſchaft zeigte. Mit dieſer Begeiſterung für philoſophiſche Ideen und Intereſſen trat in Verbindung die nicht minder lebendige für die politiſchen Ideen von der Wiedergeburt des Staats und der menſchlichen Geſellſchaft, hervorgerufen durch die franzöſiſche Revolution. Dieſe Begeiſterung für Ideen ward und blieb das heilige Feuer während der verhängnißvollen Zeit der franzöſiſchen Univerſalmonarchie; aus ihm ſchöpften Deutſchlands Söhne ſpäter die Kraft, das Vaterland vom fremden Joche zu befreien. Nun aber tritt die Reſtauration ein und damit jene dritte Bildungsſtufe, welche ich vorhin im Gegenſatz gegen die poetiſche und philoſophiſche die hiſtoriſche oder realiſtiſche genannt wiſſen wollte. Die hohe Poeſie war mit Schiller zu Grabe gegangen. Die Philoſophie ihrerſeits war allmählig in das enge Bett der Schule zurückgefloſſen. Der berühmte Denker, welcher in dieſer Zeit das Haupt einer in Deutſchland blühenden Schule wurde, Hegel ſelbſt errichtete eine Scheidewand zwiſchen der Schule und der Kategorie der Gebildeten, auf die er in ſeinen Vorträgen und Schriften nicht ſelten ſtichelte; in demſelben Maße aber entfernte ſich auch von ſelbſt das Leben von der Schule, und die poſitiven, realiſtiſchen, materiellen Intereſſen fangen an maßgebend zu werden. In der bürgerlichen Welt wird die Nützlichkeit, die Induſtrie als Prinzip des Völkerlebens ausgeſprochen. Im intellektuellen Geiſtesleben legt man es nicht ſowohl auf *Wiſſenſchaft* (was einen Unterſchied macht), als auf *Kenntniſſe* an. Man will nicht, wie früher, gerührt, auch nicht gehoben und begeiſtert — man will vor Allem *unterrichtet* werden. Man ſcheut die Mühe, die Goldſtufe der Wahrheit und Wiſſenſchaft aus der Tiefe des Geiſtes heraufzuholen, und zieht es vor, ſie in Münzen ausgeprägt, bequem einzuſtreichen und zu ſammeln. Alle ſolche Bildung und Kenntniß nennt man aber, im Gegenſatz gegen die philoſophiſche, eine hiſtoriſche. Was hingegen dieſe Bildung an Schwung und an Tiefe verlor, das gewinnt ſie an Breite und Umfang. Hiemit hätte ich diejenige Geiſtesrichtung der neueſten Zeit charakteriſirt, welche man den *Encyclopädismus* unſers Zeitalters nennt, und welche literariſch in dem Reichthum

und dem Gebrauche der Encyclopädien ſich kund gibt. Encyclopädien hat es, beſonders ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt, immer und ſehr mannigfaltiger Art gegeben; ſie würden für ſich eine ganze Bibliothek in allen Formaten ausmachen; allein als eine literariſche Macht von überwiegender Wirkung und Autorität haben ſie ſich erſt in unſerem Zeitalter eine Stelle gegeben. So betrachtet, als eine Macht der Civiliſation und Bildung, ſind ſie nun wiederum, ſelbſt von dem höheren, welthiſtoriſchen Standpunkte anzuerkennen. Der Lebende hat Recht — dieſes Wort des Dichters hat hier, wenn irgend, ſeine Wahrheit. Einem Jeden von Ihnen ſtellt ſich hier ſchon von ſelbſt das Converſations-Lexikon vor, von dem man gewiſſermaßen ſagen kann, daß es den Platz auf dem Tiſche, wo früher Klopſtocks Meſſiade oder Kants Kritik der reinen Vernunft lag, eingenommen hat. Kein Werk dieſes Umfangs aus neuerer Zeit kann ſich eines ähnlichen Erfolges rühmen. Schon bei der ſechsten Auflage des Converſations-Lexikons konnte der Verleger ſagen, daß ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ein ſo reißender Verbrauch in der kürzeſten Zeit nicht ſtattgefunden. Ueber 100,000 Exemplare ſind ſchon längere Zeit in den öffentlichen und Privat-Bibliotheken verbreitet, und in dieſem Augenblicke erſcheint eine neue Auflage dieſer Encyclopädie, von 15,000 Exemplaren, wie ich höre. Hiebei ſind die vielen Nachdrücke und Nachbildungen, ſowie Ueberſetzungen in mehrere Sprachen des civiliſirten Europas nicht mitgerechnet. Worin liegt dieſer beiſpielloſe Erfolg? Bei aller Gerechtigkeit, welche man dem Talente, dem Takt und vor Allem dem Geſchmack ſeines erſten Herausgebers, F. A. Brockhaus, widerfahren laſſen kann und muß, darf man doch ſagen, daß ſeine individuellen Vorzüge allein zur Erklärung dieſes literariſchen Phänomens nicht ausreichen, ſo wenig als ſeine Mängel dieſem Erfolge haben hinderlich ſeyn können: dieſer Erfolg gehört zuletzt dem Geiſte der Gattung für ſich an, der Trägerin eines kulturhiſtoriſchen Prinzips unſeres Zeitalters. Ein großer, wohl der größte Theil des Publikums huldigt dieſem Prinzipe unbewußt. Wie Wenige faſſen ein Werk dieſer Art als ein Ganzes, als ein Literaturwerk im eigentlichen Sinne auf! Den Meiſten dient es ganz äußerlich eben nur als Wörterbuch, das ſie in den Stand ſetze, ſchnell und bequem aus dem Bereiche der Encyclopädie

ſich ſelbſt Belehrung zu verſchaffen. Ich glaube daher Ihre Theilnahme für eine Stunde in Anſpruch nehmen zu dürfen, wenn ich jenes allgemeinere Prinzip, welches in den Encyclopädien nicht bloß unſerer, ſondern der verſchiedenſten Zeiten und der verſchiedenſten Formen ſich ausſpricht, am Faden der Geſchichte, der Literatur und des menſchlichen Geiſtes, freilich nur in den allgemeinſten Umriſſen, und oft nur mit Hindeutungen näher entwickele; denn es ergibt ſich von ſelbſt, daß hier der reichhaltigſte Stoff zu einer ganzen Reihe von Vorleſungen vorhanden iſt.

Gehen wir auf den hiſtoriſchen Anfang der Encyclopädien zurück, ſo findet ſich hier, wie auf ſo vielen andern Gebieten, daß die Sache älter iſt, als der Name; hier kommt aber noch dies dazu, daß dieſer Name, wie er das Erſtemal in der Literatur auftritt, dem Begriffe, welchen wir jetzt mit dieſem Worte verbinden, nicht, wenigſtens nicht ganz entſpricht. Die urſprüngliche Bedeutung dieſes Wortes iſt ſelbſt von Gelehrtem nicht immer klar und beſtimmt genug gedacht worden. Das Wort ἐγκυκλοπαιδεια haben die Griechen, aus deren Sprache es ſtammt, niemals als Ein Wort und konkretes Subſtantiv gekannt, ſondern mit deſſen zwei Hauptbeſtandtheilen, als eben ſo viel geſonderten Worten, einen abſtrakten Begriff verbunden, welche Worte urſprünglich nichts weniger und mehr ſagten, als: gemeinſame öffentliche Bildung oder Erziehung, auf die Jugend in den Schulen bezogen. Der Nachdruck des Begriffs ruht hier auf παιδεια, Erziehung, Unterricht. Das Wort ἐγκύκλιος iſt gleichbedeutend mit κοινος, gemeinſchaftlich, wie hinreichende Sprachanalogien darthun. Es war dieſer Begriff der Collektivname für diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten, welche den freigebornen Griechen ſowohl zur Erwerbung einer höheren und zwar der philoſophiſchen Bildung, als auch zur Theilnahme an dem öffentlichen Leben, deſſen Mittelpunkt die lebendige Rede war, geſchickt machten. Der Begriff eines Cyklus aller Wiſſenſchaften und ihrer Verkettung und Totalität liegt alſo in der ἐγκύκλιος παιδεια urſprünglich gar nicht, ſondern er iſt erſt ſpäter hineingetragen worden. Eine Geſchichte der Encyclopädie in dieſem relativen und bedingten Sinne gehört alſo allerdings zunächſt und hauptſächlich in die Geſchichte der Pädagogik; aber auch ſo bietet ſie bereits eine allgemeine, welthiſtoriſche Seite dar. Zu

allen Zeiten war die Schul-Encyclopädie ein Spiegel des Zuſtandes der vorhandenen wiſſenſchaftlichen und religiöſen Cultur, wie der ganzen geſellſchaftlichen Verfaſſung; ſie nimmt an allen ihren Wandlungen und Schickſalen Theil; ſie erweitert ſich oder verengt ſich, muß ſich bald dieſem, bald jenem Prinzipe, bald dem geiſtigen, bald dem weltlichen, dem idealen oder materiellen unterordnen; ſie blüht oder verfällt, je nach der Auffaſſung des pädagogiſchen Problems und der Methode. Berühmt iſt aus dem Alterthume und während des ganzen Mittelalters der in dem alexandriniſchen Zeitalter feſtgeſtellte Typus der ſieben freien Künſte oder das Trivium und Quadrivium, an welche man zuerſt und lange allein dachte, wenn von Encyclopädie die Rede war. Das bekannteſte Lehrbuch hierüber war länger als tauſend Jahre das von Martianus Capella, welches ſich genau an den Cyklus der freien Künſte hielt, wie man ſie noch bei dem Unterrichte in den Kloſter- und Domſchulen zu Grunde legte. Wie jedoch Lehrkunſt und Gelehrſamkeit beſtändig in einander überzugehen die Neigung zeigen, ſo waren in den höhern Kloſterſchulen und nachmals auf den Univerſitäten Encyclopädien im Gebrauch mit der deutlichen Tendenz nach Univerſalität der Kenntniſſe, aus welchen man ſehen kann, wie ſich die Encyclopädien im weiteren Sinne hiſtoriſch aus den Schulbüchern des Mittelalters entwickelt haben. Eine ſolche verfaßte ſchon im ſiebenten Jahrhundert der ſpaniſche Biſchof Iſidor von Sevilla, welche auch wirklich nachmals zur Grundlage der berühmteſten Encyclopädie des dreizehnten Jahrhunderts, nämlich der von Vincenz von Beauvais gedient hat. Einen eigenthümlichen Weg nahm in dieſer Beziehung im Zeitalter Karls des Großen Rhabanus Maurus in ſeinem Werke „de Universo." Eine höhere wiſſenſchaftliche Methode und Ableitung darf man freilich hier noch nicht ſuchen. Dies Werk und ähnliche dieſer Art laſſen eben nur den Uebergang wahrnehmen. Auf dem Boden der Schule oder vielmehr der Schulen haben die Encyclopädien niemals zu derjenigen Erweiterung und Tiefe gelangen können, welche nur in der Idee der freien und auf ſich ſelbſt gegründeten Wiſſenſchaft, mit einem Wort, mit der Philoſophie gegeben wird.

Man kann wohl, das gebe ich zu, die etymologiſch-hiſtoriſche Bedeutung des Wortes feſthaltend, ſie zum Maßſtabe für die

Bestimmung und den Gebrauch der Encyclopädien überhaupt festsetzen und sie durchgänglich nur auf die Bildung und Cultur, wie dort der Jugend, so hier der Erwachsenen beziehen; denn παιδεια bedeutet Beides, und Bildung ist gewissermaßen nur die fortgesetzte Erziehung jedes Menschen durch Kunst, Literatur und Welt, welcher der Erwachsene frei sich unterwirft. So will es unter Andern die Encyclopédie des gens du monde. Allein anders ist der abgegränzte Standpunkt des Encyclopädisten, welcher mit einem besonderen Plane und für einen bestimmten Leserkreis ans Werk geht; anders ist der allgemeine Standpunkt der Menschheit, in ihrer Entwickelung zu dem höchsten Ziele ihrer Anlagen und ihrer Bestimmung, mit einem Wort, der welthistorische Standpunkt, den wir hierin angenommen haben. Die Wissenschaft, als ein mit selbstständigem Leben ausgestattetes Ganzes gedacht, ist der allgemeine Schatz des menschlichen Geschlechts, welchen eine jede Generation der folgenden, so rein und so vermehrt als möglich, zu überliefern hat. Die Generationen sind gewissermaßen selbst wieder Individuen, mit Pflichten und Rechten gegen die nachfolgenden, wie gegen die vorangegangenen Geschlechter. Der Mensch und die Wissenschaft stehen sich nicht fremd einander gegenüber, so daß jeder Theil seinen Weg für sich ginge; sondern beide sind vollkommen, was sie sind, dadurch, daß sie für einander sind, indem sie sich gegenseitig tragen und heben. Daraus folgt aber von selbst der höhere und vollkommenere Begriff der Encyclopädie. Die Universalität, Einheit und Totalität der Wissenschaften, oder das System und die Encyclopädie derselben, ist nur der Ausdruck der ihr entsprechenden Fähigkeiten und Thätigkeiten des menschlichen Geistes auf einer gegebenen Stufe seiner Entwickelung. Sie ist also nichts Abstraktes oder gar Chimärisches. Nicht bloß der Dichter, auch der Gelehrte, der Mann der Wissenschaft und Weisheit wandelt auf den Höhen der Menschheit; auf dieser Höhe entwickelt sich uns erst ganz die Idee der Encyclopädie, in ihrer Beziehung zur Humanität.

Habe ich vorhin von den Encyclopädien bemerkt, daß die Sache älter sey als der Name, so dachte ich dabei an diese ihre höhere und allgemeinere Natur, wiewohl sie der verschiedensten Formen fähig ist, von den höchsten Schöpfungen des Genies bis herab zu der handwerksmäßigen Arbeit des Compilaters. Der

Titel Encyclopädie für der Art Werke iſt, wie geſagt, ziemlich neu und erſt in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts eingeführt, zuerſt von Paul à Scala (Skalich) aus Agram mit ſeiner 1559 zu Baſel herausgegebenen: Encyclopaedia seu orbis disciplinarum etc. und vor ihm gab ſchon Ringelberg 1541 eben daſelbſt ſeine Cyclopaedia heraus. Letzteres Wort, welches ſpäterhin noch bei den Engländern ein üblicher Titel wurde, läßt uns bemerken, wie man darauf kam, das Wort Encyclopädie in dem höheren ſtreng wiſſenſchaftlichen, gelehrten oder philoſophiſchen Sinne zu gebrauchen. Es kommt allem Anſehen nach von der unrichtigen Ableitung des Wortes, welche noch heute nicht überall verdrängt iſt, indem man annahm, es ſey das Wort aus den drei Beſtandtheilen: ἐν, κύκλος und παιδεία zuſammengeſetzt. Man legte ſo den Hauptaccent auf κύκλος als den Inbegriff aller Wiſſenſchaften, in ſofern ſie ſich in einer Kette von ſtetigen in einander eingreifenden Gliedern abſchlöſſen. Im Mittelalter, welches an Encyclopädien nicht arm war, waren dafür die Titel: Summa, speculum, receptaculum, Bienenkorb und andere üblich. Der Name speculum, welcher auch im Beſondern auf Rechts-Encyclopädien angewandt wurde, iſt noch im Sachſenſpiegel und Schwabenſpiegel enthalten. Auch in neuerer Zeit wechſeln die Namen. Hier findet man bibliotheca, theatrum, polymathia, pantologia, polyhistor u. ſ. w.; am häufigſten jedoch Lexikon oder Wörterbuch, weil die alphabetiſche Anordnung für den Gebrauch ſich als die zweckmäßigſte empfiehlt. Man pflegt den letzteren, den ſogenannten alphabetiſchen Encyclopädien, die ſyſtematiſchen entgegen zu ſetzen, in welchen die Gegenſtände nach einem beſtimmten Eintheilungsgrunde der Wiſſenſchaften geordnet ſind. Indeß iſt damit noch kein Vorzug vor erſteren ausgeſprochen. Es kann in einer alphabetiſchen Encyclopädie weit mehr ſyſtematiſcher, philoſophiſcher Geiſt und Gehalt walten, als in einer ſogenannten ſyſtematiſchen, worin die Gegenſtände nach einem äußerlichen Schema eingeſchachtelt werden. Denn einerſeits iſt es die Idee, der Geiſt, welcher das Detail zu einer innern und höheren Einheit verbinden ſoll; andrerſeits gehört die rechte Claſſifikation der Wiſſenſchaften und Künſte zu den ſchwierigſten Problemen der Philoſophie und hängt mit dem Fortſchritt in der Geſchichte der Philoſophie auf's Innigſte

zuſammen. Wir würden daher, wenn wir von der äußern Form abſehen und uns lediglich an den Geiſt, an die Wahrheit der Sache halten, jenen Gegenſatz unter den Encyclopädien allgemeiner faſſen, und zwar nach der eigenthümlichen Bedeutung und Stellung, welche den beiden Gattungen in der Geſchichte der Civiliſation angewieſen iſt. Als ſolche würde ich ſie zunächſt in philoſophiſche und gelehrte Encyclopädien theilen, welche ſich dem Geiſte nach in einem ähnlichen Gegenſatz verhalten, wie Philoſophie und Erudition. Beide ſtreben das Ganze der Wiſſenſchaften zu umfaſſen, aber in verſchiedenem Geiſte. Die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft in ihrem ununterbrochenen und lebendigen Zuſammenhange mit ihrer Quelle, dem menſchlichen Geiſte, als einem Spiegel ſeiner ſelbſt und des Univerſums, deſſen lebendiges Glied er ausmacht; es kommt bei ihr eben ſo viel auf das Wiſſen, als auf das Gewuſte an. Die Erudition als ſolche hingegen iſt mehr das Wiſſen des Gewußten, d. h. der Reſultate der Wiſſenſchaft, gewiſſermaßen die Schatzkammer derſelben. Sie tritt daher auch erſt ein, wenn die Wiſſenſchaft ſelbſt, in ſpekulativer, wie in empiriſcher Richtung ſich in einem gewiſſen Reichthume auseinander gelegt hat. Sie erntet, was Andere geſäet. Wenn die Philoſophie das gewonnene Material zu einem immer noch höheren zu verarbeiten und gleichſam zu vergeiſtigen ſucht, um es zu einem möglichſt durchſichtigen Leibe des Gedankens zu machen, ſo kennt die Erudition kein höheres Bedürfniß, als das der äußerlichen Anordnung, Vertheilung, und wenn es hoch geht, kritiſcher Sichtung des gegebenen Stoffes. Den Philoſophen treibt es hin zur Encyclopädie, um Einheit in ſein Wiſſen zu bringen, aber auch zugleich, um die Lücken zu entdecken und aufzuzeigen, welche noch ausgefüllt werden müſſen; — den bloßen Gelehrten, um mit ſich fertig zu werden und abzuſchließen. Und was das Wichtigſte iſt, der Philoſoph hat ſtets das Ganze der Menſchheit im Auge; Popularität im edlern Sinne wird ſein letztes und höchſtes Streben ſeyn, da hingegen der Gelehrte nur für ſeinen eigenen Stand arbeitet. Kurz, der rechten und wahren allgemeinen und National-Encyclopädie wird immer ein Philoſoph vorſtehen müſſen. Der vollkommene Begriff der Encyclopädie verlangt allerdings die Durchdringung und Einheit der beiden Richtungen, und wenn er ſich in irgend einem Individuum

verleiblicht, ſo bringt dieſes wie durch eine göttliche Macht die Menſchheit in Kurzem auf eine Höhe, nach welcher ganze Geſchlechter in Jahrhunderten hinanklimmten. Aber die Ariſtoteles, die Leibnitze, dieſe Encyclopädiſten der Menſchheit, wandeln ſpärlich über die Erde. In den gewöhnlichen Zeiten ſehen wir daher bald die philoſophiſche, bald die gelehrte Richtung verwalten, und jedesmal ſcheint ſie ein beſtimmter naturhiſtoriſcher Zuſtand hervorzurufen. Es kommen Zeiten, in welchen der bloße encyclopädiſche Epitomater den Wohlthätern der Menſchen ſich beigeſellt, nämlich Zeiten von Revolutionen, in welchen er mit den Schätzen der Vergangenheit vor ihrer Zerſtörung flüchtet. Solche Zeiten waren die der Völkerwanderung, das byzantiniſche Reich in ſeinem Verfall, in gewiſſer Hinſicht auch die Epoche der franzöſiſchen Revolution, außerdem aber auch die Zeiten der Urberkultur, weil jedes Extrem das andere heraufbeſchwört; und vor dieſer Gefahr iſt unſre eigene Zukunft nicht ſicher. Geſichtspunkte dieſer höhern Art waren es, welche die oſtrömiſchen Kaiſer, einen Juſtinian, Baſil den Macedonier, Leo den Philoſophen, Conſtantin Porphyrogeneta beſtimmten, Auszüge und Sammlungen anfertigen zu laſſen, welche zum Theil noch erhalten ſind, wie namentlich die des Patriarchen Photius im neunten Jahrhundert, mit dem Titel: Bibliothek oder Myriobiblion, Auszüge aus 270 Schriften, darunter 80, die ſeitdem verloren gegangen ſind. Hat doch ſogar im ſiebzehnten Jahrhundert Leibnitz den König Ludwig XIV. in einer uns erhaltenen Denkſchrift aufgefordert, das Beiſpiel jener Fürſten, ſo wie einiger andern unter den Arabern, nur auf eine vollkommenere, dem Wachsthum der Wiſſenſchaften entſprechende Art nachzuahmen. Das furchtbare Ueberhandnehmen der Bücher ließ ſchon damals den großen Weiſen eine immer ſteigende Verwirrung, zuletzt einen Ueberdruß an aller Literatur und damit den Eintritt einer neuen Barbarei unter den Menſchen befürchten. Zur Vorkehr dagegen ſollte der mächtigſte Monarch Europas das Gebäude einer allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften durch einen Verein der größten Gelehrten ſeines Reichs, einen Bau, welcher auch künftig eintretenden Revolutionen Trotz bieten könnte, aufführen laſſen. Ohne von dieſer Idee Leibnitzen's zu wiſſen, hat im darauffolgenden Jahrhundert Diderot einen ganz ähnlichen

Gedanken in ſeiner Encyclopädie (im Artikel encyclopédie) mit einer wahren Begeiſterung ausgeſprochen. „Der ruhmvollſte Augenblick, heißt es, für ein Werk dieſer Natur wäre der, welcher unmittelbar auf eine groſſe Revolution folgte, welche die Fortſchritte der Wiſſenſchaften aufgehalten, die Arbeiten der Künſte unterbrochen und einen Theil dieſer Hemiſphäre in die Finſterniß verſenkt hätte. Welche Erkenntlichkeit würde die auf dieſe Zeiten der Verwirrung folgende Generation gegen die Männer hegen, welche ſie von weitem mit Schrecken vorhergeſehen und ihren Verwüſtungen zuvorgekommen wären, indem ſie die Kenntniſſe der vergangenen Jahrhunderte in Sicherheit brachten! Dann würde man bei dieſem groſſen Werke den Namen des Monarchen nennen, unter welchem es unternommen, die Miniſter, welchen es gewidmet ward, die Groſſen, welche ſeine Ausführung befördert, die Schriftſteller, welche ſich ihm gewidmet, endlich alle Literaten, welche dazu ihren Beitrag geliefert u. ſ. w.“ Merkwürdige Worte, wenn man erwägt, daß ſie am Vorabend einer der gröſten Revolutionen niedergeſchrieben wurden, welche die civiliſirte Menſchheit erfahren hat.

Unverſehens hat uns der Weg der Betrachtungen in die neueſten Zeiten hinabgeführt. Aber die Form der Encyclopädien, welche aus einer entwickelteren Stufe der Civiliſation hervorgegangen ſind, kann nicht die nämliche ſeyn, welche dem Anfange der Civiliſation in der Geſchichte unſeres Erdtheils (um mich auf dieſen zu beſchränken) entſpricht. Allen Wiſſenſchaften geht überall die Poeſie voran, oder vielmehr in den Anfängen der Literatur iſt Poeſie und Philoſophie eins. Die Poeſie iſt die früheſte und unmittelbarſte Manifeſtation des menſchlichen Geiſtes, begleitet ihn aber durch alle Stufen ſeiner Entwickelung, denn ſie iſt ſelbſt, wenigſtens der Form nach und als Kunſt, einer immer höheren und reicheren Entfaltung fähig. Die älteſte Form der Poeſie aber nach ihrer gröſten Vollkommenheit iſt das Epos; in den groſſen Epopöen der Völker ſind die Keime ihrer politiſchen Verfaſſung, ſowie ihrer Geſchichte, Theologie und Phyſik enthalten. Mit einem Wort, die Poeſie iſt hier encyclopädiſcher Natur. Beides iſt in ihr vereinigt, die Einheit in der Kunſt-Idee und die reichſte Mannigfaltigkeit in der Darſtellung des Lebens, des inneren, wie des äuſſeren, des allgemeinen, wie

des individuellen Lebens. Nicht wir, nein, die Völker selbst haben in ihren epischen Nationalgedichten ihre ersten und vollkommensten Encyclopädien anerkannt. Jeder weiß, daß die Griechen in ihrem Homer nicht nur den ersten ihrer Dichter, sondern auch den Vater aller Künste und Wissenschaften zu sehen liebten und ihn nach dieser Voraussetzung nicht selten gewaltsam auslegten. Der geistreiche französische Literator, gegenwärtig Minister des öffentlichen Unterrichts, Villemain, hat es sogar bei Gelegenheit von Dante's göttlicher Komödie als ein Axiom geltend machen wollen, daß die wahre Epopöe die Encyclopädie ihres Jahrhunderts darstelle. In der That, wenn irgend ein großes dichterisches Kunstwerk, so kann Dante's divina comedia, welche freilich in keinem der gebräuchlichen Fächer der Poetik ganz aufgeht, als eine Encyclopädie gelten, nämlich als die des Mittelalters; Philosophie, Theologie, Physik, Astronomie, besonders aber die Geschichte und Politik seines Jahrhunderts ist hineinverwebt. Dante wie Homer haben daher auch beide die meisten Ausleger beschäftigt, und wie bekannt, hat die Republik Florenz nach Dante's Tode einen eigenen Lehrstuhl für die Auslegung der göttlichen Komödie gegründet. Doch darf diese Analogie nicht zu weit getrieben werden, man läuft sonst Gefahr, über den Encyclopädisten den Dichter zu vergessen. Noch weniger aber ließe sich der Satz des französischen Kritikers als ein allgemeines Kriterium des Epos aller Zeiten festhalten. Unter den modernen Dichtern z. B. zeigten zwei die größte Universalität und eine encyclopädische Anlage ihres Genies, nämlich Voltaire und Goethe; doch keiner von beiden hat eine Ilias oder eine göttliche Komödie schaffen können. Der erstere gehört einer Nation und einer Zeit an, welcher für das Epos die Begeisterung fehlt und die selbst bei dem Erhabenen den Standpunkt des Alltäglichen und Wirklichen nicht aufgibt, es daher so leicht entweder in das Nüchterne oder in das Lächerliche herabzieht. Die beiden Pucelles. von Chapelain, dem französischen Gottsched, im Zeitalter Ludwigs XIV., und von Voltaire, jene sprüchwörtlich wegen ihrer Pedanterie und Langweiligkeit, diese als Carrikatur der edelsten epischen Gestalt in der französischen Geschichte, geben zu Beidem den Beleg. Die Henriade aber ist mehr ein Lehrgedicht als ein Epos. Aber auch Goethe hat keine Epopöe schaffen können,

beruhen, ob auch jene Töpfer- und Vaſenmaler-Fabriken, deren Kunſtarbeiten in neueſter Zeit aus dem Schooße etruriſcher Grabesſtätten ſo überraſchend und zahlreich hervorgegangen ſind, aus den chalcidiſchen Kolonialſtädten Campaniens ihren Urſprung herleiten. Uns genügt zu bemerken, daß ſchon von grauer Vorzeit an bis in die römiſche Periode herab das chalcidiſche Geld einen ausgebreiteten Umlauf hatte, in Oſten, Norden und Weſten, unter verſchiedenen Typen (in der euböiſchen Mutterſtadt ſelbſt, in Silber, mit dem Junokopf und mit dem eine Schlange oder einen Haſen zerreißenden Adler; unter den römiſchen Kaiſern, in Erz, mit der ſitzenden Juno und mit der griechiſchen Beiſchrift ihres Namens; in Thracien, mit den oben bemerkten Bildern); es war der Repräſentant eines großen Bundes- und weitverbreiteten Handelsvereins. Daher auch die mächtigſte aller griechiſchen Kolonien an der Südküſte Thraciens, Olynthos, ſeitdem ſie (Olymp. 100) der chalcidiſchen Conföderation vorſtand, dieſes Geld bei ſich einführte; deſſen Maſſen zwei und dreißig Jahre ſpäter, nebſt anderer Kriegsbeute, dem Eroberer Philipp ungeheure Mittel zu weiteren Unternehmungen in die Hand gaben.

So haben wir arkadiſche Bundesmünzen mit dem Kopfe des Jupiter und mit dem Pan als den von Alters her verehrten Gottheiten des Landes. Denn alle dieſe Bünde waren auf gemeinſame Stammculte gegründet. Ein geiſtreicher griechiſcher Autor * erklärt ſich bei Erwähnung der pythiſchen Verſammlungen über die Entſtehung und Natur ſolcher Vereine auf folgende Weiſe: „Denn die Menſchen pflegten nach Stämmen und Städten zuſammenzukommen, theils weil ſie von Natur zur Geſelligkeit geneigt waren, theils ihres gegenſeitigen Vortheils wegen; und aus denſelben Urſachen fanden ſie ſich zu gemeinſamen Opfern, zu Feſttagen und feierlichen Verſammlungen zuſammen. Denn Alles dergleichen, was von Tiſch- und Trinkgenoſſenſchaft, ſo wie von Beiſammenſeyn unter Einem Dach ausgehet, iſt zum Anknüpfen der Freundſchaft geeignet. Je größer aber eine ſolche Zuſammenkunft, und aus je mehreren Gliedern ſie an einem Orte ſich beiſammenfindet, für deſto größer wird auch ihr Nutzen gehalten.“ Es gab manche Amphiktyonien in griechiſchen Ländern, keine aber war bedeutender

* Strabo IX. 3, p. 593. Tzsch.

es sey denn, daß man den Faust eine göttliche Komödie nach Dante nennen wollte. Denn Herrmann und Dorothea bleibt bei aller innerlichen Vollendung und Meisterschaft gewissermaßen nur eine Novelle, wie Voßens Louise eine Idylle ist. Vielleicht konnte die christlich-nationale Epopöe, wenn anders eine solche wirklich existirt, nur einmal und im Mittelalter geboren werden. Wie dem auch sey, so wird Villemains Satz nur auf solche Epopöen passen, welche in die Kindheit oder das Jünglingsalter einer Nation fielen, wie bei Homer, als die Welt des Geistes noch in den allgemeinen Duft der Poesie gehüllt, und noch nicht durch Reflexion in sich zerspalten war. Bei einem Dichter wie Dante treten diejenigen Elemente, welche wir das encyclopädische Material nennen möchten, oft schon in zu schneidenden Contrast mit den heutigen Fortschritten. Vielleicht ließe sich jener Satz auf diejenige der modernen Welt eigenthümliche Gattung anwenden, welche dem Epos auf der einen Seite eben so verwandt, als andrerseits sein Gegenstück ist, ich meine den Roman, wozu sich historische Belege leicht darbieten können. Philarèthe Chasles hat in dieser Hinsicht schon auf den zweiten Theil des berühmtesten Romans des dreizehnten Jahrhunderts, nämlich den allegorischen Roman von der Rose, von Wilhelm von Lorris hingewiesen. Freilich erscheint uns jenes so berühmte Lesebuch als Dichtung nur allzu kühl und nüchtern. Ueberall, wo das Didaktische zu sehr vordringt, wird das Poetische zurücktreten. Diejenige Universalität, welche sich allein mit der ächten Poesie verträgt, welche von dieser nicht ausgeschlossen, sondern sogar gefördert wird, ist die, welche sich zu dem Ganzen der Menschheit erhebt, und als ein unverfälschter Spiegel des innern Menschen, wie der Natur überhaupt für alle Zeiten lesbar wiederstrahlt. Es ist dies die Seite, wo die Poesie und die Philosophie sich berühren. Unter den Romanen haben alle Nationen ohne Eifersucht dem Don Quixote des Cervantes den ersten Platz eingeräumt. Sonst aber ist diejenige Gattung, in welcher der moderne Dichter seine Objektivität und Universalität am siegreichsten zeigt, anerkannt das Drama. Sogar die Lyrik ist unter Neueren einer viel größeren Objektivität fähig, als es auf den ersten Anblick scheint; wenigstens steht ihr der größte, um nicht zu sagen encyclopädische Reichthum zu Gebot, da sie

aus den drei Quellen ſchöpft: der Religion, der Natur und der Geſchichte. Das Epos der modernen Völker lebt in ihren älteſten Liedern, wie die Spanier das ihrige in den Liedern vom Cid beſitzen. So iſt die Glaubenslehre der Proteſtanten in dem Reichthum ihrer klaſſiſchen Kirchengeſänge ausgeprägt. Was aber die Natur betrifft, welche nur für eine ſentimentale Lyrik Stoff und Reiz liefern zu können ſcheint, ſo begnüge ich mich, auf das Wort des großen Leibnitz hinzuweiſen: das letzte und höchſte Ziel aller Naturforſchung ſey dies, immer neuen Stoff zu Hymnen an die Gottheit zu liefern. — Wie aber, hält man mir vielleicht entgegen, hat die Literatur der chriſtlichen Völker kein Werk, kein Buch aufzuweiſen, welches den Schwung der Epopöe und die Erhabenheit des Gedankens mit einer wahrhaft encyclopädiſchen Vollſtändigkeit und Fülle des geſammten menſchlichen Lebens vereinigt? Dieſes Buch, dieſes Epos, wenn man will, dieſe Encyclopädie der chriſtlichen Völker iſt die Bibel, das Buch ſchlechthin, das Buch der Bücher. Jenen encyclopädiſchen Charakter hat vorzugsweiſe das alte Teſtament; von dem Hymnus an den Schöpfer bis herab zu den minutiöſeſten Erörterungen über Künſte, Gewerbe und Verhältniſſe des bürgerlichen und Familienlebens iſt hier alles durch das Band der Religion verbunden; Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Künſte, alle Fakultäten, um unſere Sprache zu reden, ſind in dieſem Buche vertreten, wenn es anders der heilige Charakter dieſes Buches geſtattet, die Kategorien der Literatur und Wiſſenſchaft darauf anzuwenden. Hätte man doch im Laufe der Jahrhunderte den heiligen Charakter dieſes Buches als den Grund und die Quelle unſeres Glaubens und unſerer ſittlichen Führung feſtgehalten, und es nicht, wie der Moslem ſeinen Koran, auch als abſoluten Maaßſtab für wiſſenſchaftliche Forſchung angelegt, beſonders der Naturforſchung, als wenn es wirklich und buchſtäblich eine bleibende Encyclopädie der Wiſſenſchaften bedeutete! Die Gegner Galilei's und aller unabhängigen Naturforſchung haben dem Anſehen der Bibel mehr Eintrag gethan, als alle wahre Wiſſenſchaft ihm jemals ſchaden wird; andrerſeits hat wohl kein chriſtlicher Denker alle vergangenen oder künftigen Angriffe auf die Bibel gründlicher und treffender abgewandt, als Leſſing, indem er es das Erziehungsbuch des Menſchengeſchlechts genannt hat.

Laſſen Sie uns nun auf das Feld der profanen Literatur, der Proſa und der Wiſſenſchaft zurückkehren. Hat der Orient uns die Religion geboren, ſo verdanken wir die Wiſſenſchaft den Griechen. Als Vater der Wiſſenſchaft, als Syſtem, nach ihrer gemeinſamen Wurzel und ihren verſchiedenen Verzweigungen, nicht blos für das Alterthum, ſondern für die geſammte neuere Welt ſteht die rieſenhafte Geſtalt des Ariſtoteles vor uns. Man könnte ihn einen König in den Wiſſenſchaften nennen, die er alle beherrſchte und regierte, und reich vermehrt und eng verbunden ſeinen Nachfolgern hinterließ. Wie einen König und Souverain behandelte ihn ſein Zeitgenoſſe König Philipp von Macedonien, als er ihm in einem Schreiben die Geburt ſeines Sohnes Alexander anzeigte mit dieſen denkwürdigen Worten: „Ich danke der Gottheit, nicht daß ſie mir dieſen Sohn gegeben, ſondern daß ſie ihn in der Zeit des Ariſtoteles geboren werden ließ.“ Als Erzieher, Lehrer und Rathgeber Alexanders des Großen hat Ariſtoteles auch ſeinen Theil an den Ideen weltbiſtoriſcher Kultur, wodurch Alexander griechiſche Sprache und Bildung im Orient einheimiſch machte und dadurch lange vorher dem Chriſtenthum und dadurch einer allgemeinen Civiliſation die Wiege bereitete. Auch iſt der Name des Ariſtoteles im Laufe der Zeiten von der Geſchichte der chriſtlichen Civiliſation und Wiſſenſchaft unabtrennbar geworden, und mehr als heilſam war. Nächſt der Bibel hat das chriſtliche Mittelalter kein Buch ſo hoch geſtellt, wie die Werke des Stagiriten, ja alle Wiſſenſchaft hatte ſich von der Erforſchung der Bibel ab- und dem Ariſtoteles zugewandt. Ariſtoteles war die wahre Encyclopädie der Wiſſenſchaften für das Mittelalter, und Wenige haben dieſen Platz ausgefüllt, wie er. Er war nicht nur Schöpfer eines neuen philoſophiſchen Syſtems, beſonders der Logik als Organon und Methodik der Wiſſenſchaft, damit zugleich auch der philoſophiſchen Terminologie, ſondern auch Schöpfer der auf Erfahrung und Beobachtung gegründeten Naturgeſchichte und ebenſo der Politik und Rhetorik. Dabei war er der erſte Literator im großen Styl, und begründete die hiſtoriſch-kritiſche Forſchung und Methode. Der Stoß, welchen er den Wiſſenſchaften gab, wirkte von Anfang an ununterbrochen fort, jedoch ſeinen Geiſt konnte er auf ſeine Nachfolger nicht vererben. Wir ſehen daher in dem darauf

folgenden Zeitraum der alten Welt jenen Gegenſatz von Philoſophie und Erudition ſich bilden, deſſen wir vorhin gedacht haben. Ueberdies hatten die philoſophiſchen Schulen der Stoiker und Epikuräer eine vorherrſchend praktiſche Tendenz, ſie vertraten bei den Gebildeten die Stelle der Religion, wiewohl die epikuräiſche Schule auf Phyſik, ſo wie die ſtoiſche auf Ausbildung der Logik und Grammatik, und wie man früher, doch nicht ganz mit Recht glaubte, auf die des römiſchen Rechts Einfluß übte. Dagegen nahm die eigentliche Erudition in Alexandria ihren Sitz in dem Pallaſte des Muſeum und in den Hallen der erſten großen von den Ptolemäern gegründeten Bibliotheken, im Bruchium und Serapeum. Hier berühren wir einen unſer Thema ganz nahe betreffenden Punkt. Mag der Geiſt der Encyclopädie von den Philoſophen ausgegangen ſeyn, ſo iſt die literariſche Form und Ausführung derſelben, ſo iſt das Bedürfniß darnach durch die erſte große Bibliothek an die Hand gegeben, wenigſtens allgemein geworden. Wer ſieht nicht, daß die Schöpfung und Anordnung einer großen und möglichſt vollſtändigen Bücherſammlung von dem Schema einer Encyclopädie ausgehen wird, wenn ſchon die Bücher ſich nicht immer ſo ſyſtematiſch ordnen laſſen, wie die Begriffe? und daß eine vollſtändige und richtig geordnete Bibliothek von ſelbſt eine Encyclopädie repräſentirt, wie umgekehrt eine Encyclopädie, gleichviel ob in alphabetiſcher oder ſyſtematiſcher Form, eine wahre Bibliothek ausmachen ſoll? So Manches auch, was ſich über Vortheil oder Nachtheil des Gebrauchs und der Macht der Bibliotheken oder der Encyclopädien ſagen läßt, ließe ſich gegenſeitig von dem einen auf das andere anwenden. Jene überwiegende Richtung encyclopädiſcher und bibliothekenmäßiger Erudition, gewöhnlich Polyhiſtorie genannt, hat in der That ſich dem wahren Fortſchritt des Geiſtes nicht ſelten hindernd erwieſen. Die Wiſſenſchaft und Literatur nahm dadurch immer mehr in extenſiver Richtung zu, ohne immer intenſiv zu wachſen. Es entſtand indeß innerhalb dieſes intereſſanten Kreiſes eine früher nicht gekannte Wiſſenſchaft, die Literatur, „Wiſſenſchaft oder Philologie," den Alten gleichbedeutend mit Grammatik; die großen Grammatiker waren immer auch Polyhiſtoren, und ihre Thätigkeit an ſich ſelbſt ſehr reich und mannigfaltig. Es entſtanden jetzt auch jene encyclopädiſchen Auszüge, wie ſpäter in Rom

von den Vielwiſſern Varro, dem älteren Plinius, Aulus Gellius, wiewohl ohne höheres philoſophiſches Band. Anziehender und mit der Zeit immer fruchtbarer wird die in derſelben Weltperiode erwachte Neigung, Gedanken oder Meinungen berühmter Schriftſteller und Philoſophen zu ſammeln, eine Neigung, welche, wiewohl häufig ſelbſt gedankenlos und ohne Prinzip betrieben, dadurch wichtig wurde, weil hier die Anfänge zu der Geſchichte der Philoſophie zu erkennen ſind. Dergleichen Sammler waren Diogenes Laertius, Eunapius, Stobäus u. A. Solcher Gedankenſammler hat es ſeitdem ſtets gegeben und dieſe haben in neueſter Zeit ihren Compilationen den ſtolzen Namen „Geiſt" gegeben, gewiſſermaßen Encyclopädien der Gedankenblüthen groſſer Schriftſteller oder ganzer Literaturperioden. Man gönne auch dieſem Fleiße ſeinen Spielraum. Mancher gute Gedanke aus verloren gegangenen Büchern iſt uns dadurch erhalten worden. Hier denken wir an das bekannte, wiewohl nicht ausgeführte Vorhaben von Leſſing, das Beſte aus ſchlechten Büchern auszuheben, mit dem Spruche des heiligen Ambroſius als Motto: Legimus aliqua, ne legantur. — Höherer wiſſenſchaftlicher Geiſt bekundete ſich bei den Grammatikern des Alexandriniſchen Zeitalters durch die Schöpfung von Grammatiken und Wörterbüchern, dieſes allgemeinen und Elementarſchlüſſels aller literariſchen Cultur. Die enge Verwandtſchaft und Analogie des Wörterbuchs mit den Encyclopädien dringt ſich hier von ſelbſt auf. Läßt ſich eine gute und vollſtändige Encyclopädie als der allgemeine Schlüſſel aller Wiſſenſchaften betrachten, ſo kann man das eigentliche Sprachwörterbuch als die erſte, ja den Typus aller Encyclopädien nicht blos der Form, ſondern auch der Sache nach rühmen. Die Sprache iſt unter allen Erzeugniſſen des Geiſtes das unmittelbarſte und durchſichtigſte, wie das univerſellſte und daher ein unerſchöpfliches Material zu Studien für alle Fächer der Gelehrſamkeit. Die Sprache iſt aber auch für jede Nation und jedes Zeitalter der treueſte Spiegel und vollkommenſte Maßſtab ihrer geiſtigen Cultur. Ein vollkommenes Wörterbuch bleibt für jede Sprache ein Ideal; der wahre Lexikograph müßte univerſeller und gelehrter ſeyn, als Ariſtoteles oder Leibnitz, und nicht Eine Akademie, ſondern alle Akademien eines Landes würden erſt das vollſtändige Wörterbuch ihrer

Mutterſprache begründen. Wegen dieſer der Sprache eigenthümlichen abſoluten Univerſalität in Bezug auf den menſchlichen Geiſt haben einige der größten Denker und Gelehrten die Idee einer allgemeinen Sprache und Charakteriſtik gefaßt, namentlich Leibnitz, der uns bei dieſem Thema immer vorſchweben wird, und in jüngſter Zeit der berühmte franzöſiſche Phyſiker Marie André Ampère. Letzterer iſt hier um ſo mehr anzuführen, als dieſer geniale und encyclopädiſche Kopf damit auch den Gedanken einer durchaus originellen Claſſifikation aller Wiſſenſchaften verband, den er in ſeiner 1834 erſchienenen Philosophie des sciences ausgeführt hat. Ganz neue Wiſſenſchaften werden hier vermittelſt der neuen Sprachſymbole combinirt, wie: coenolbologie, cybernetique, terpognosie ꝛc. Nirgends wohl iſt die Symmetrie im Schematiſiren höher getrieben und in ein logiſches Kunſtwerk gebracht worden; ob es aber dadurch geeignet ſey, auf den Organismus der concreten Wiſſenſchaften fruchtbar einzuwirken, iſt eine andere Frage. — In älteren Zeiten war es die Lieblings-, aber noch weniger ausführbare Idee der wirklichen und vorgeblichen Kabbaliſten und Myſtiker, wie im Mittelalter der Raymund Lullius, in ſpäterer Zeit Jakob Böhme's, welcher die Sprache Adam's oder die Naturſprache gefunden haben wollte, des Jeſuiten Athanaſius Kircher u. A. Um jedoch auf die Alexandriniſche Periode zurückzukommen, ſo ſey hier noch bemerkt, daß die Wörterbücher aus dieſer, ſowie aus der römiſchen und byzantiniſchen Periode unſern heutigen hiſtoriſchen Encyclopädien inſofern ſchon ſich nähern, als ſie bei den Worten, beſonders bei Eigennamen geſchichtliche Erörterungen beifügten, was den Wörterbüchern eines Julius Pollux, Heſychius, Photius, Suidas eine hiſtoriſche Bedeutung verleiht. Ein ſolches Realwörterbuch für Inſtitutionen des Mittelalters verdankt man dem großartigen Fleiße Du Fresne's im Zeitalter Ludwigs XIV., des Verfaſſers des Glossarium latinitatis medii ævi; und eigentlich hat jedes Jahrhundert die Pflicht, der Nachwelt ein Wörterbuch, und ſomit die gründlichſte Encyclopädie aller von ihm gemachten und ererbten Erfindungen und Entdeckungen zu überliefern.

Ich habe mich bei dieſen Betrachtungen über die hiſtoriſchen Bedingungen zur Entſtehung der Encyclopädien im Alterthum vielleicht zu lange aufgehalten; denn gewöhnlich datirt man das

Aufkommen der Encyclopädien im modernen Sinne erst seit dem Mittelalter und zwar dem dreizehnten Jahrhundert. Dies ist in mancher Hinsicht auch richtig, aber es vollständig aus den allgemeinen und historischen Verhältnissen jener Zeit zu entwickeln, dies würde einen eigenen Vortrag erfordern. Ich muß mich begnügen, auf sie hinzudeuten, und nenne also kurz die unter Karl dem Großen nach den Zeiten der Völkerwanderung und dem Umsturze des weströmischen Reichs neu angeknüpfte Tradition und Verbindung mit der altrömischen Civilisation, ferner die Berührung der Christenheit mit der arabisch-orientalischen Bildung und Wissenschaft, die im zwölften Jahrhundert erwachte Morgenröthe der modernen Nationalpoesie in Europa und endlich die gleichzeitig erfolgte Concentration und Fixirung eines neuen Standes und gewissermaßen eines neuen Ordens, nämlich des der Gelehrten in den Universitäten. Die Universitäten sind von jeher als eine Art lebendiger Encyclopädien betrachtet worden. Hätte das Mittelalter auch nichts weiter gegründet und der neuen Zeit hinterlassen, als diese in ihrer wahren Eigenthümlichkeit den Alten noch unbekannten Institute, so müßten wir ihm schon, wie verschieden auch sonst die Ansichten ausfallen, aufrichtig dankbar seyn. Ebenso kann man heute über die Verfassung der Universitäten, ihre Fortdauer oder Veränderung, sehr verschiedenartige Urtheile fällen hören; aber gewiß ist, wie diese Körperschaften einmal organisirt sind, mit ihren Vorzügen, wie mit ihren Mängeln haben sie nur im Mittelalter entstehen können, und werden wohl noch längere Zeit, als die letzten Zeugen des Mittelalters, wenigstens dem allgemeinen Typus nach vorhanden seyn. Weder Schriftthum, noch Buchdruckerkunst, noch Literatur überhaupt hat eine so durchgreifende und mit den Zeiten immer wachsende Wirkung auf Denkart und Sitten nicht blos der Gelehrten, sondern auch des Volkes ausgeübt; und letztere wird bleiben, so lange wenigstens noch Prediger und Aerzte auf den Universitäten gebildet und die akademischen Würden ausgetheilt werden. Obschon die Wortbedeutung des Namens universitas auf nichts Höheres und Allgemeineres geht, als auf den Begriff einer mit verfassungsmäßigen Rechten und Privilegien ausgestatteten Körperschaft (communitas), so waren es eben diese Körperschaften, in deren Mitte die Idee der Wissenschaft als eines

organiſch gegliederten Ganzen mit der Zeit zu immer allgemeinerem Bewußtſeyn gebracht wurde. Und wie ſelbſt bei dem gemeinen Manne ſtudiren und Univerſität correlative Begriffe ſind, ſo hat ſich auch für den Inſtinkt des Volksſinnes eine Idee der innern Verbindung von Univerſalität und Wiſſen gebildet. Wie aber die Univerſitäten ihrer Idee nach lebendige Encyclopädien vorſtellen, ſo ſind ſie auch, wie die leztern, recht eigentlich für die wahre und größte Popularität beſtimmt. Denn ſie waren es, welche die Feſſeln der Kaſte, durch welche die wiſſenſchaftliche Cultur in den Schulen der Geiſtlichen gelähmt war, ſprengten und ſie zum Gemeingut Aller machten. Gegenüber dem Ritter auf den Schlöſſern und dem Edelmann an den Höfen gab es jezt die Ritter der Wiſſenſchaft, die Doctoren, welche die Stüzen des modernen Staates für Regierung und Verwaltung werden ſollten; ein Adel, der zu gleicher Zeit der allgemeinſte und der individuellſte, recht eigentlich ein geborner war, weil er ſich auf das angeborne Talent gründete. Indeß erforderte es längere Zeit, ehe ſich die Univerſitäten in Bezug auf Wiſſenſchaft und Leben, nach innen und nach außen ihrer eigenen Idee und Macht ganz bewußt wurden; denn nicht von innen nach außen, ſondern umgekehrt von außen nach innen war der Gang, welchen die Univerſitäten in ihrer Entwickelung genommen haben. Deßhalb entſpricht die im Mittelalter entſtandene äußere Architektur der vier Fakultäten längſt nicht mehr der innern Organiſation der Wiſſenſchaften. Dieſe Architektur kann uns daher nicht mehr, wie ehedem vielfach geſchehen, als Typus der Encyclopädie der Wiſſenſchaften ſelbſt gelten. Dieſes näher zu erörtern, wäre hier der paſſende Ort nicht. Genug, daß deſſen ungeachtet das allgemeinere Bedürfniß von Encyclopädien ſchon in den frühern Jahrhunderten von den Univerſitäten ausging. Im dreizehnten Jahrhundert war die Univerſität von Paris die erſte in der Welt, der Sammelplaz der größten Köpfe von Europa, beſonders aus England, Deutſchland und Italien. Doch war es ein Franzoſe, welcher in Paris, umringt von den größten Celebritäten am Hofe des Königs Ludwig des Heiligen, auf deſſen Befehl die berühmteſte Encyclopädie jener Zeit theils ſelbſt verfaßte, theils redigirte. Dies war der vorhin im Vorbeigehen genannte Vincenz von Beauvais, welchem Ludwig der Heilige wegen

seiner bewährten Wissenschaft und hohen Frömmigkeit die Erziehung seines Thronfolgers anvertraute. Sein Werk führt den Titel: Speculum majus oder quadruplex, weil es aus vier Abtheilungen besteht, welche alle Fachwissenschaften umfassen sollten: speculum naturale für Physik, speculum doctrinale für Theologie und Philosophie, speculum historiale für Geschichte und Geographie; das speculum morale ist erst im vierzehnten Jahrhundert zugefügt und von viel schlechterem Inhalt. Für einzelne Fächer, besonders Philologie, Geschichte und Geographie, ist dieses Werk noch heute und zwar eine noch nicht hinlänglich benutzte Quelle; die Physik darin freilich steht noch ganz im Kindesalter dieser Wissenschaft, so naiv durch ihre Leichtgläubigkeit und wieder so absprechend durch den Mißbrauch der scholastischen Dialektik. Als Muster wurden dem Verfasser die Encyclopädien und Büchersammlungen arabischer Gelehrten vorgehalten, mit welchen Ludwig der Heilige auf seinem Kreuzzuge im Morgenlande Bekanntschaft gemacht hatte. Von der Popularität dieser Encyclopädie zu ihrer Zeit zeugt, daß sie ins Französische übersetzt und von einem Niederländer sogar in Verse gebracht wurde. Man wird auch hierin den eigenthümlichen Antheil Frankreichs an der Beförderung europäischer Civilisation wiederfinden. So verfaßte Wilhelm Durantis aus Pumisson bei Beziers zur selben Zeit eine Encyclopädie beider Rechte, das speculum judiciale, das bürgerliche und kanonische Recht umfassend, welches sehr berühmt wurde und ihrem Verfasser den ehrenden Beinamen „der Speculator" verschaffte. Wir werden einen noch älteren berühmten Encyclopädisten französischer Geburt zu nennen haben, und dies ist um so bemerkenswerther, weil auch in neuerer Zeit diese geistreiche, aber bewegliche und rasch combinirende Nation, welche es überall so gern auf die Wirkung in die Weite anlegt, in dieser Sphäre mit dem meisten und glänzendsten Erfolge gearbeitet hat. Jener Vorgänger des Vincenz von Beauvais ist zu merkwürdig und wichtig, als daß ich ihn hier mit Stillschweigen übergehen sollte. Es ist Gerbert, in der Kirchengeschichte unter dem Namen Sylvester II. um das Jahr 1000 nach Christus bekannt. Dieser große Mann von dunkler Herkunft, dem aber sein Genie den ersten Platz als Staatsmann, Kirchenfürst und Gelehrter seiner Zeit verschaffte, ein Schüler arabischer Weisheit,

welche er in Spanien geschöpft hatte, hat unter andern schon den Plan zu einer philosophischen Classification der Wissenschaften entworfen, für seine Zeit ein Werk von eben so großer Originalität als Kühnheit. Dieser Entwurf führt den Titel: Figura de philosophiae partibus. Die Philosophie bildet den Gattungsbegriff für alle Wissenschaften, welche in theoretische und praktische zerfallen. Jede von ihnen zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen; die Praxis in die dispensative, distributive und bürgerliche, welche etwa der Moral, dem Naturrecht und dem positiven Recht entsprechen. Die Theorie begreift nach Gerbert die Mathematik, die Physik und die Theologie, oder die Wissenschaften der Natur, des Intelligiblen und Intellectuellen. Diese Nebeneinanderstellung der Theologie auf einer Linie mit Physik und Mathematik als Theile der Philosophie ist für den obersten Kirchenfürsten aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts gewiß kühn genug. Allerdings war Gerbert für seine Zeitgenossen viel zu weit vorgeschritten, und die spätere Mythe oder Legende dichtete ihm, wie dem Doctor Faust, ein Bündniß mit dem Teufel an, welchem er seine Wissenschaft und irdische Erhebung mit Leben und Seele gebüßt hätte.

Wir verlassen das Mittelalter und erwähnen bloß noch derjenigen Encyclopädie, welche der Lehrer Dante's, Brunetto Latini, ein Schüler der Universität von Paris, unter dem Titel: „der Schatz", il tresoretto, verfaßt, und dann auch noch derjenigen Encyclopädie, welche Dominicus Bandinus, der Freund des Dichters Petrarca, unter dem Titel: fons mirabilium universi geschrieben hat. Was die neuere Zeit anlangt, welcher wir selbst angehören und deren Anfang man in die Epoche der Wiedergeburt der klassischen Literatur, der Entdeckung von Amerika, der Erfindung des Buchdrucks und vor allem der Kirchenreformation zu setzen pflegt, so läßt sich diese selbst in zwei ziemlich scharf gesonderte Perioden abtheilen, nämlich in die Periode vorherrschender Reproduktion und die der wahren erfindenden Produktion auf dem Gebiete der Wissenschaften. Durch diesen eigenthümlichen Gang unterscheidet sich die moderne Cultur zu ihrem wesentlichen Vortheil von dem der alten Welt; sie verhalten sich wie aufsteigende und absteigende Bewegung, und durch diese aufsteigende Bewegung scheint uns der Fortschritt im Gebiete des Geistes auf eine noch

und in ältern Zeiten wichtiger als die vorzugsweiſe ſogenannte, die das delphiſche Heiligthum zum Mittelpunkt hatte. Von dieſer pyläiſchen Amphiktyonie, deren Abgeordnete ſich bei Thermopylä in der Nähe des Fleckens Anthele verſammelten, um der pyläiſchen oder amphiktyoniſchen Ceres ein Opfer zu bringen, und ſich von da nach Delphi begaben, ſind uns erſt neulich einige ſchöne Silbermünzen der beſten Kunſtperiode vor Augen gekommen. Sie zeigen auf ihrer Hauptſeite den ährenbekränzten beſchleierten Kopf der Ceres; auf der Rückſeite den pythiſchen Apollo, oder, richtiger erklärt, die erſte pythiſche Prieſterin Phemonöe, bekränzt mit Lorbeern, auf einem Felſen ſitzend, den gebogenen rechten Arm auf eine Leier ſtützend, in der linken Hand einen Lorbeerzweig haltend. Vor der Figur im Felde ſteht ein kleiner Dreifuß. Daß dieſe Münzen, ſo wie die anderer Conföderationen des alten freien Griechenlands, wahres Bundesgeld geweſen, darf nach allen Analogien nicht bezweifelt werden. Dies gilt hingegen nicht von allen denen, welche die Aufſchrift „das Gemeinſame“ (τὸ κοινόν), mit dem Beiſatz eines Stammes, Landes oder eines Stadtgebietes, wie: der Jonier, der Thracier, der Lesbier, oder von Bithynia, haben. Sie gehören größtentheils der römiſchen Zeit an, ſind nach den großen Medaillons der Kaiſerzeit geprägt, und da in den Beiſchriften oft Feſte, Spiele und dergleichen erwähnt werden, ſo müſſen dieſe Münzen, wenn auch ſolche Verſammlungen ſelbſt mit gemeinſamen Berathungen verbunden waren, dennoch als Schau- und Denkmünzen betrachtet werden, die nicht als Geld in den Umlauf kamen. Der Freundſchaftsbund von Städten wird auch zuweilen durch die Aufſchrift Eintracht (ὁμόνοια, concordia) bezeichnet, wie z. B. der Bund der Stadt Aſia in Lydien mit Smyrna in Aeolien, wo die erſtere, als Lanzen ſchwingende Frau, letzterer, als Amazone mit der Streitart vorgeſtellt, die Hand reicht; wogegen Aſien als Proconſular-Provinz auf einem Silberdenar des Kaiſers Hadrian mit dem Steuerruder in der Hand, auf dem Vordertheil eines Schiffes ſtehend, abgebildet iſt, weil es hier galt, die Bedeutung dieſer Provinz für die römiſche Marine und den Seehandel hervorzuheben; zum Beweiſe, wie glücklich in den beſſern Römerzeiten die Stempelſchneider in Perſonificationen waren. Ueberhaupt bekunden die römiſchen Familien- und die früheren Kaiſermünzen das Fortleben des Geiſtes und Geſchmacks,

lange und nicht zu übersehende Zukunft hinaus verbürgt. Was man vordem mit übertriebenem Enthusiasmus die Wiederherstellung der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert genannt hat, wird immer mehr als ein bloßer Durchgangspunkt sich herausstellen. In dem Verhältnisse nun, wie die neuere Zeit von der Erudition zur Philosophie überging, gestaltete sich der Charakter der dahin gehörigen Encyclopädien. Ich habe schon erwähnt, daß im sechzehnten Jahrhundert der Name Encyclopædia für die ihm entsprechenden Werke eingeführt und seitdem stehend wurde; aber der Charakter fast aller dieser in groß Folio erschienenen voluminösen Werke war ein überwiegend historischer, der Stoff mehr massenhaft, als gegliedert und durchgeistigt, daher schwerfällig und nur für die Gelehrten tauglich. Aus dieser reproduktiven encyclopädischen Arbeit der Gelehrten ging im selben Jahrhundert die Literaturgeschichte im Großen und Ganzen als eine Disciplin für sich hervor, während die Alten sie mehr gelegentlich und vereinzelt behandelt hatten. Die Gründer derselben waren in Frankreich Heinrich Stephanus und in der Schweiz Konrad Geßner. Doch blieb Deutschland für dieses Fach lange der Anführer. Aus dem siebzehnten Jahrhundert wurde Morhofs Polyhistor das Lehrbuch für Europa, wie im achtzehnten Jahrhundert, nach weit höheren Ansprüchen, Johann Albert Fabricius. Was aber die eigentlichen Encyclopädien vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts anlangt, so haben sie der gerechten Vergessenheit nicht entgehen können. Am längsten hielten sich die Encyclopädie von Altstadt von 1630, obschon im Grunde nur eine Compilation fremder Arbeiten, und die Piazza universale des italienischen Canonicus Garzoni. Noch selten machte sich, in Deutschland wenigstens, unter diesen schweren Kolianten eine Encyclopädie in Taschenformat und für einen größern Lesekreis Platz, wie das kleine Buch des in Breslau geborenen und in Kiel als Professor der Medicin verstorbenen Georg Daniel Major, in deutscher Sprache mit dem allegorischen Titel: „Seefahrt nach der neuen Welt ohne Schiff und Segel mit besonderer Beziehung auf die Naturwissenschaften," und mit Hinblick auf eine bekannte Allegorie des Baco von Verulam. Der Verfasser hat sich seiner Zeit auch durch deutsche Gedichte in Opitzens Form und Geschmack bekannt gemacht, und so beschließt er auch sein

kleines Buch mit Denksprüchen für die Naturforscher, welche zum Theil an die besseren Epigrammatisten jener Zeit erinnern, z. B.

Glaub Alles, glaub auch nichts, sey schnell und träg zu fassen,
Was dir vorher geträumt, das mußt du schlafen lassen.
Alsdann im Fall das Licht dir zeiget seine Spur,
So halt es hoch und werth und lobe die Natur.
Fällt dir ein Zweifel bei, so dient's, ihn wohl erwogen,
Wer bald auf einmal glaubt, der wird auch bald betrogen.
Doch zweifle nicht zu viel, fang auch zu klügeln an,
Hiermit man weiß nach dir, was Gott durch dich gethan.
Doch besser wirst du gehn, hast du das Band der Künste,
Ein Kopf, der ohne Witz, der ist ein Topf voll Dünste u. s. w.

Um das, was in Deutschland Erhebliches in dieser Richtung später noch geleistet wurde, hier zusammenzufassen, nenne ich noch aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das große encyclopädische Wörterbuch in deutscher Sprache, welches man gewöhnlich das Zedlersche von seinem Verleger nennt, und das von wenigen deutschen Gelehrten und unter der obersten Leitung des Kanzlers Ludewig in Halle von 1735 — 1751 in 64 Bänden in Folio erschien, ein Werk deutschen Fleißes, welches selbst einem Diderot imponirte, der ihm eine ehrenvolle Erwähnung in seiner Encyclopädie widmete, und das man auch heute noch bei vielen Artikeln, besonders für Genealogie, mit Nutzen aufschlägt. Indeß war es hauptsächlich für die Gelehrten bestimmt, so wie späterhin die große französische Encyclopädie in 166 Bänden unter dem Titel: encyclopédie méthodique, deren Verfertigung gerade ein halbes Jahrhundert (1782 — 1832) gebraucht hat, oder wie in unsern Tagen das umfangreiche encyclopädische Wörterbuch unter der Leitung von Ersch und Gruber, dessen Vollendung sich noch nicht absehen läßt. Fast alle diese großen, gelehrten encyclopädischen Wörterbücher (unter welchen auch noch die respektable ökonomisch-technologische Encyclopädie von Krünitz eine Erwähnung verdient) hatten das Schicksal, entweder gar nicht oder in einem unverhältnißmäßig langen Zeitraume sich abzuschließen, und im letzteren Falle oft mitten auf dem Wege zu veralten und von dem Fortschritt der Wissenschaft überholt zu werden. Daher hat sich schon früher das Bedürfniß herausgestellt, aus der systematischen Kette der allgemeinen Encyclopädie einzelne Glieder herauszunehmen,

und in encyclopädiſche Form zu bringen, kurz Special-Encyclopädien zu bearbeiten für die einzelnen Fächer und Fakultäten, was namentlich auch in unſern Tagen und zum Theil mit glänzendem Erfolge vorzüglich in Deutſchland geſchieht.

Für die allgemeine Bildung wurden aber wieder am wichtigſten die Encyclopädien für Geſchichte oder die ſogenannten hiſtoriſchen Wörterbücher. Dieſe höhere Beziehung liegt ſchon im Begriffe der Geſchichte in ſeinem ganzen Umfange, welcher die Menſchheit, die Humanität einſchließt. Ja, es nähern ſich die hiſtoriſchen Encyclopädien den allgemeinen, wenigſtens indirekt, ſobald die Geſchichte der Gelehrten und Schriftſteller hineingezogen wird, da es unmöglich iſt, von Ariſtoteles, Archimedes, Newton zu ſprechen, ohne von Philoſophie, Mathematik, Phyſik u. ſ. w. zu handeln. Auch hier wurde zuerſt für das Bedürfniß des bloßen Gelehrten geſorgt; ſo in dem lateiniſch verfaßten Lexicon universale von Hoffmann (Baſel 1677). Für das größere Publikum war es wieder ein Franzoſe, welcher die Bahn brach, nämlich Moreri, deſſen hiſtoriſches Wörterbuch, obſchon voll Irrthümern und Ungenauigkeiten, von 1674 an nicht lange nach einander 20 Auflagen erlebte. Sein größtes Verdienſt war vielleicht, daß es das berühmte hiſtoriſche Wörterbuch von Bayle gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts veranlaßte. Dieſes Werk tritt freilich durch den Geiſt ſeines Verfaſſers und ſeine unermeßliche Wirkſamkeit aus der Reihe gewöhnlicher ähnlicher Unternehmungen. Obſchon die Erudition und die Kritik den Grund davon bilden, obſchon es durch eine auffallend nachläſſige und ſchlotterige Schreibart von der Eleganz und Durchbildung der klaſſiſchen Schriftſteller ſeiner Nation in dieſem Zeitalter bedeutend abſticht, ſo machte es denn doch am meiſten Glück in den höheren und höchſten Ständen der Geſellſchaft. Es kam, wie man weiß, nicht von dem Tiſche der geiſtreichen Königin Sophie Charlotte, welche ſich ſogar auf der Reiſe von dieſen Folianten nicht trennte, und durch die Zweifel, welche mehrere Artikel in die Seele jener philoſophiſchen Fürſtin geſtreut hatten, gab ſie Leibnitzen die Anregung zu ſeiner Theodicee. Hat doch noch ihr großer Enkel Friedrich II. als König in der Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege den Bayle in einem Auszuge herausgegeben. Eine viel beſcheidenere Stellung nahm in Deutſchland freilich das

Hübnerſche Zeitungslexikon, das Converſationslexikon des achtzehnten Jahrhunderts, ein. In unſern Tagen erfreut ſich wohl kein Werk dieſer Art einer allgemeineren Anerkennung, als die von den Brüdern Michaud herausgegebene Biographie universelle, von welcher jetzt eine neue Auflage erſcheint. Indeß iſt ihr Werth ſehr ungleich, und einen gewiſſen Geiſt der Reaktion gegen die Prinzipien der modernen Staatsgeſellſchaft und insbeſondere der Revolution hat man ihr nicht mit Unrecht vorgeworfen. Hoffentlich werden dieſe Tendenzen einer vorübergegangenen Periode in Frankreich bei der neuen Ausgabe einem freieren Geiſte weichen.

Die hier zuletzt genannten Werke bilden gewiſſermaßen den Uebergang von der gelehrten zu der philoſophiſchen Encyclopädie, d. h. zu Werken, welche, wo ſie nicht ſelbſt eine Reform der Wiſſenſchaften zum Zweck haben, doch aus einem beſtimmten philoſophiſchen Bewußtſeyn hervorgehen, welches die Seele des Ganzen wird. Sie ſind, wie ich vorhin ſchon andeutete, von jüngerem Alter und zugleich an Zahl die minderen. Ja es ſcheint ſchon viel, wenn auf jedes Jahrhundert wenigſtens Eine Encyclopädie dieſer Art kommt. Oben an ſteht hier Baco von Verulam. Mit ihm beginnt, wie bekannt, die moderne Naturwiſſenſchaft und Philoſophie nach ihrer Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der Autorität der alten und mittleren Zeiten, mit ihm alſo die wahre Wiedergeburt der Wiſſenſchaften. Sein progreſſiver Standpunkt iſt in dem berühmten Worte enthalten: Wir ſind die wahren Alten! Ueber dieſes Losreißen von aller Tradition, über dieſen Bruch mit der Vergangenheit iſt Baco von Goethe mit Tadel belegt worden. Aber ſeine Rechtfertigung liegt in ſeiner Zeit. Es ſcheint, als wenn die Menſchheit, um eine höhere Region zu erſteigen, zuweilen mit der Geſchichte brechen und ſich zwingen müßte, zu vergeſſen, um einen neuen Anfang zu finden. Nichts deſto weniger beſaß Baco eine große Gelehrſamkeit und die reichſte Beleſenheit; zu ſeinem Plan einer Reform der Wiſſenſchaften brachte er einen wahrhaft encyclopädiſchen Geiſt hinzu, und dieſem verdanken wir unter andern ſeine berühmte und klaſſiſche Encyclopädie unter dem Titel: de dignitate et augmentis scientiarum. Alle Wiſſenſchaften und Künſte werden hier, und zwar nach den angenommenen drei Seelenvermögen: Gedächtniß, Einbildungskraft und Vernunft, eingetheilt, und dieſe

Methode, welche man ihm oft als eine Originalität nachrühmt, die späterhin auch von d'Alembert in der Einleitung zu seiner Encyclopädie beibehalten worden ist, ist gerade nicht das Beste an diesem Buche. Sie hat Baco mehrmals zu bizarren Zusammenstellungen veranlaßt, und was mehr ist, das Wesen des Geistes und seiner Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft wird nie mit einer Eintheilung zusammenstimmen, welche eigentlich nur das Physiologische des menschlichen Geistes ausspricht. Wir finden denselben psychologischen Eintheilungsgrund der Wissenschaften bei zwei Schriftstellern, welche kurz vor Baco als Encyclopädisten aufgetreten sind. Der eine von ihnen ist ziemlich bekannt, es ist der Spanier Johann Huarte, Verfasser des Buches von der Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, von G. E. Lessing ins Deutsche übersetzt. Ueber das encyclopädische Werk des Andern, welches mit Unrecht bisher übersehen wurde, habe ich in vorigem Jahre in einem andern Kreise eine nähere Entwickelung gegeben. Es ist die Anatomia ingeniorum et scientiarum (Venedig 1615) von dem 1620 verstorbenen Bischof von Viben, Antonius Jara, welcher in mehrerer Beziehung nicht unwerth war, ein Zeitgenosse des englischen Reformators der Wissenschaften zu seyn, in der Hauptsache aber freilich von diesem weit überstrahlt wurde.[1] Sein Blick war nicht, wie der der andern Encyclopädisten auf das Vergangene und Fertige, sondern auf die Zukunft gerichtet. Es war ihm mehr darum zu thun, die Lücken in der Kette der Wissenschaften anzudeuten, als sie unter dem Scheine systematischer Anordnung zu verstecken. Wie Baco für die Physik den Anstoß gab, hat gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Locke das Prinzip der Erfahrung und der Gesetzmäßigkeit auf die innere Welt des Geistes oder das Selbstbewußtseyn angewandt. Während aber diese Männer in Religion und Theologie als fromme Christen die Offenbarung als höchste und unerschütterliche Norm bestehen ließen und lediglich auf dem Gebiete der inneren und äußeren Erfahrung eine Reform beabsichtigten, haben sie umgekehrt, ohne es vorauszusehen, auf dem Gebiete der Moral und Religion eine Revolution zu Wege bringen

[1] Mein hierüber gelesener Aufsatz unter dem Titel: „Antonius Jara, ein österreichischer Polyhistor zur Zeit Baco's von Verulam," erscheint im nächsten Hefte der Wiener Jahrbücher für Literatur.

helfen, indem durch die empirische und sensualistische Psychologie die spiritualistische und idealistische Grundlage des christlichen Bewußtseyns untergraben wurde. Die vorzugsweise sogenannten Encyclopädisten (damit wir zu diesen jetzt übergehen) waren nur das Organ ihres Zeitalters, und so kam es, daß das Hauptgewicht bei der französischen Encyclopädie sich nach der Seite der Religion und Moral hinsenkte, während sie in Bezug auf Naturwissenschaft über Nacht veraltete, im Angesicht der vollständigen Umwälzung, welche die Naturwissenschaften seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts erfahren haben. Was übrigens zu dem unermeßlichen Erfolge dieser Encyclopädie, als einer europäischen, wesentlich beigetragen hat, war der literarische Glanz, welcher von ihren Hauptmitarbeitern, namentlich Voltaire, Diderot, d'Alembert, den Freunden und Vertrauten der ersten Fürsten ihrer Zeit, ausging, war endlich die literarische Vollendung einer Reihe von Artikeln aus ihrer Feder, welche auch das minder Bedeutende und Mittelmäßige hob und trug. Dadurch erhob sich ihr Werk in den Kreis einer edleren Literatur und machte sogar für die Geschichte der französischen Prosa Epoche, indem, wie auch Wachler bemerkt, durch die Encyclopädisten der Nationalgeschmack der Franzosen für Einfachheit, Helligkeit und Angemessenheit bestimmt, und die Grenzen zwischen Poesie und Prosa mehr festgestellt wurden. Den Discours préliminaire von d'Alembert über die Classifikation der Wissenschaften hat man immer als ein Meisterstück des Styls bewundert und wird man wegen seines Reichthums an Ideen noch lange mit Genuß lesen. Bei aller ihrer Opposition gegen das bestehende System sollten aber die Encyclopädisten den Männern der bald darauf ausgebrochenen französischen Revolution noch als Sklaven verjährter Vorurtheile erscheinen: denn diese wollten in ihrem Zerstörungseifer auch die bisherige Eintheilung der Wissenschaften über den Haufen werfen, und aus der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften vor allem und um jeden Preis die Theologie ausmerzen und, wäre es möglich gewesen, ganz vertilgen, was sie zu lächerlichen Anstrengungen verleitete. Mit der fieberhaften Aufregung der Geister verloren sich diese Einfälle von selbst. Ja, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bereitete sich auf diesem Boden anfangs eine stille, dann eine immer lautere Reaktion

gegen den Materialismus und Sensualismus in Religion, Moral und Philosophie vor, wobei die Philosophen von Profession weniger im Großen und in die Weite wirkten als Schriftsteller wie Chateaubriand und die Frau von Staël. Endlich gelang es in neuerer Zeit dem Spiritualismus unter den Franzosen Schule zu machen. Dieses Verdienst war eine Frucht des Eifers und der Talente Viktor Cousins, eines Schülers von Royer-Collard, zugleich aber auch eines Schülers deutscher Philosophie, mit deren Ideen er sich bei den Meistern derselben, bei Schelling, Hegel und Schleiermacher, an Ort und Stelle inspirirt hat. Jedoch hat es weder Cousin noch einer seiner Schüler zu einem großen literarischen Monumente, und ebenso wenig zu einem Einfluß auf die Gesammtheit oder die Encyclopädie der Wissenschaften bei seiner Nation bringen können; schwerlich wird sich auch die gegenwärtig unter seiner Leitung bearbeitete Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften länger gegen Vergessenheit halten, als das ähnliche, selten mehr genannte philosophische Wörterbuch von Krug. Cousin scheint mir hauptsächlich als Stylist am ersten Platze, übrigens aber als Eklektiker mehr zum Geschichtschreiber der Philosophie und Literatur, als zum eigenen Philosophiren berufen. Wenigstens ist es jener Kreis fast noch allein, der seine Feder in Thätigkeit setzt. Eine um so größere Beachtung verdient Cousins eifrigster Rival und glühendster Gegner auf dem Gebiete der Philosophie, welcher gleichzeitig der erste Herausgeber und Redakteur der Encyclopédie nouvelle ist; ich meine Pierre Leroux, früher Redakteur des Globe, eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen unserer Zeit. Von einem simpeln Buchdruckergehülfen hat sich Leroux in kurzer Zeit zu einem Schriftsteller von Ansehen und zu dem philosophischen Organe, wenn nicht zum Haupte der socialen Partei und Schule in Frankreich erhoben, nachdem er eine Zeitlang die Verirrungen des Saint-Simonismus getheilt hatte. An Tiefe philosophischer Conception und Wärme der Darstellung erreicht ihn vielleicht kein heutiger französischer Schriftsteller, und seine Aufsätze überraschen durch Originalität und Combination der Ideen. Während er durch seine spiritualistische, ja bisweilen mystische Doktrin sich von den Encyclopädisten des achtzehnten Jahrhunderts ganz und gar trennt, knüpft er doch wieder in social-humanistischer Richtung an die

Traditionen deſſelben Jahrhunderts an, und wäre dadurch ſchon viel geeigneter als Couſin, die Mehrheit ſeiner Nation nach ſich zu ziehen, wenn er ſich nicht allzu ſchroff dem beſtehenden Syſteme in Kirche und Staat entgegenſtellte. Aber er und ſeine Anhänger rechnen auf die Zukunft. Dies Alles macht die Encyclopédie nouvelle, abgerechnet von ihrem literariſchen Verdienſte, zu einer nicht zu überſehenden Erſcheinung unſerer Zeit.

Noch eine franzöſiſche Encyclopädie werde ich ſchließlich erwähnen, obſchon ſie Fragment geblieben iſt. Ich meine die von einem Geiſte des erſten Ranges als Denker, Schriftſteller und Staatsmann, nämlich von Guizot im Jahre 1826 herausgegebene und durch einige Lieferungen geführte Encyclopédie progressive. Der große und ächt philoſophiſche Blick dieſes Schriftſtellers zeigt ſich in dem für dieſe Unternehmung geſchriebenen Artikel über die Encyclopädie ſelbſt. Wie überall bezieht Guizot auch hier die letzten Zwecke auf die Civiliſation, in einem Sinne und Umfang freilich, der ihm eigenthümlich iſt und ſelbſt zu einem encyclopädiſchen Begriffe geworden iſt. An die Bedürfniſſe ſeiner Zeit anknüpfend, geht er von dem Satze aus, daß die ſocialen Fortſchritte Europa's ſeit der Revolution den intellectuellen Fortſchritt bei der großen Mehrheit überholt haben, und es ſey eine Beſtimmung der Encyclopädie, dieſes Mißverhältniß auszugleichen. Einige der hier entwickelten Grundideen haben den Herausgebern der Encyclopédie des gens du monde zu Ähnern gedient, was anfangs Mehrere zu der irrigen Meinung verleitete, als ſey dieſelbe von der Mitwirkung Guizots abhängig.

Nachdem wir ſo von England und deſſen Baco auf Frankreich und deſſen Encyclopädiſten übergegangen, gelangen wir endlich auf dem großen weltbiſtoriſchen Wege zu Deutſchland zurück; denn was England dem wiſſenſchaftlichen Europa im ſiebzehnten und Frankreich im achtzehnten Jahrhundert war, das iſt im neunzehnten — wer wird es läugnen? — Deutſchland. Von keinem der übrigen Völker könnte man dies in demſelben Maße ausſagen. Und hier drängt ſich uns die Frage auf: Haben wir Deutſche eine allgemeine Encyclopädie, welche die Nation auf der Höhe ihrer Intelligenz, der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur repräſentirt und dadurch geeignet iſt, auf die ganze gebildete Welt als eine Macht zu wirken? — Ich ſtelle hier ein Ideal auf,

ohne es als einen Maßstab für das Vorhandene anwenden zu wollen. Ich rede nicht von einer Encyclopädie, welche dem Gange der Wissenschaft nachzieht, ihre Früchte auflieset und sie in Nahrung für die Menge verwandelt, bei welcher der Stoff über die Form das Uebergewicht hat; sondern an eine Encyclopädie denke ich, welche durch Stoff, Form und Idee sich an die Spitze des Zeitalters stellt; wo Neuheit des Gehalts mit Originalität der Gedanken und Schönheit der Form sich verbindet. Die Herausgeber einer solchen Encyclopädie werden nicht das Geheimniß irgend eines literarischen Kreises seyn, sondern in großen Zügen auf dem Titel glänzen. Die Großen in Wissenschaft und Literatur, fern von jener zünftigen Zurückhaltung, welche man dem deutschen Gelehrten oft vorwirft, werden in einen Verein zusammentreten und, wie Friedrich der Große von den Königen sagt, sich als die ersten Diener der Nation ansehen. Der Stempel der Individualität wird sich bei dieser Encyclopädie mit der Idee des Ganzen in Einklang setzen, und wenige große Namen werden wie Sonnen ganze Systeme von Sternen zweiten Ranges nach sich ziehen und lenken. Stellen wir uns etwa eine deutsche Encyclopädie von Lessing und Herder, oder von Goethe und Alexander von Humboldt vor. Diese Zusammenstellung dürfte in Deutschland überraschen, nicht so in Frankreich, wie uns zu bemerken schon Gelegenheit gegeben war. Eine Encyclopädie auf dieser höchsten Stufe würde das geistige Uebergewicht, welches das wissenschaftliche und literarische Deutschland immer mehr erlangt, nur vergrößern, und im neunzehnten Jahrhunderte das Nämliche, nur in ganz anderem Geiste ausrichten, was die französischen Encyclopädisten im vorigen Jahrhundert wirkten. Welcher Deutsche wird nicht bei einem solchen Gedanken von germanischem Nationalstolze sich gehoben fühlen? — Doch lassen wir uns nicht länger von dem Gedanken eines Ideals schmeicheln, dessen Verwirklichung vielleicht nicht in dem Charakter und der Bestimmung des deutschen Geistes liegt, und was mehr ist, von dem Genius unsers Jahrhunderts nicht gefordert wird. Ist es wahr, was man auf beiden Seiten des Rheins sagt, daß Frankreich und Deutschland nach ihrer weltgeschichtlichen Bestimmung einander zu ergänzen haben, so liegt darin schon, daß sie nicht einander nachahmen sollen. Frankreich, sahen wir, war

bereits seit dem dreizehnten Jahrhundert als die Propaganda der Civilisation Europa's, mit seiner unruhigen Tendenz in die Weite und Breite, mehr auf der Peripherie als im Centrum, woher uns auch sein Beruf und Erfolg im Fache der Encyclopädie sich erklärt; wogegen der deutsche Geist mehr von der Natur dazu gemacht scheint, sich in das Centrum zu stellen, und hier zu graben und zu bauen. Die speculative Philosophie mit einem Wort ist in der neuesten Zeit den Deutschen seit Kant als Loos zugefallen. Die Schöpfer in der Philosophie haben bei uns tiefer als anderswo nach der Wurzel der Erkenntniß gegraben und hier eine zwar stille, aber um so nachhaltigere Revolution zu Wege gebracht. Doch hat keiner unserer Philosophen von Kant bis Hegel daran gedacht, sich an die Spitze einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften zu stellen, wenn gleich die Hegelsche Philosophie in allen Fakultäten und Gebieten des Wissens Schüler gezogen, welche sich nur zu vereinigen brauchten oder gebraucht hätten, um eine Encyclopädie im großen Style und aus Einem Geiste zu schaffen. Wenn aber, wie es den Anschein hat, der Cyclus der deutschen Philosophie der letzten fünfzig Jahre sich abgeschlossen hat, und im Laufe der Zeit durch einen neuen Cyklus ersetzt zu werden bestimmt ist, so steht zu erwarten, ob der Urheber dieses neuen Cyclus der Philosophie und der Wissenschaft Centrum und Peripherie auf eine bisher nur noch gedachte Weise mit einander verbinden und beherrschen wird. Ein solcher Geist wird uns sogar von allen Seiten verkündigt, als der Auserwählte, welcher zu der „ins Unendliche nach allen Seiten gehenden" Analysis der Natur und Geschichte in Theorie und Anwendung das Band, die Synthese bringen wird: ein Aristoteles höherer Potenz. Mit dem Auftreten dieses wahrhaft universell encyclopädischen Genius wird hoffentlich die Menschheit wie durch einen Schlag von einer Menge wissenschaftlichen und kritischen Materials, von einer Unzahl von Schriften, wie von einem drückenden Ballast befreit und erleichtert, neu aufathmen. Hundert philosophische Systeme, hundert medicinische und physikalische Hypothesen, hundert Commentare über die heilige Schrift werden, wie Laub im Herbste, von selbst fallen, weil das Kennzeichen des Wahren in Größe, Einfachheit und Klarheit besteht. Nicht Encyclopädien, sondern encyclopädische

den die römiſchen Graveurs ſich von den Griechen angeeignet hatten. Auf den erſteren ſind die Urſprünge der Geſchlechter (Familien) und ihre Schickſale, die Perſonalien der großen Männer, die ihnen angehörten, deren Kriegsthaten, Staatshandlungen und ſonſtige Merkwürdigkeiten aufs Treffendſte und oft aufs Schönſte zugleich dem Anblick der Mit- und Nachwelt übergeben. Ich erinnere hier nur aus dem Gedächtniß an die Münze der gens Plautia mit dem ſchönen Kopfe der Cybele und mit der knienden Figur neben einem Kameel, mit der Inſchrift Bacchius Judaeus, an die Silberdenare der gens Cassia mit dem Täfelchen und dem beigeſchriebenen Libertas, weil der Tribun L. Caſſius Longinus durch ſein Geſetz des ſchriftlichen Abſtimmens in Staatsprozeſſen der Freiheit des Volks Hülfe geleiſtet; an die gens Acilia mit den Bildniſſen der Heilgöttinnen und der Beiſchrift Valetudo, zur Erinnerung an die Verdienſte der Acilier um die Anſtellung eines griechiſchen Arztes in Rom und die Gründung des Medicinalweſens. In einem andern Sinn erſcheint die Göttin Salus auf Goldmünzen des Kaiſers Nero, ſitzend auf einem Throne mit einer Schale in der rechten Hand, darunter: Salus. Ein ſchönes Exemplar in Gold, ohnweit des Doms zu Speier gefunden, befindet ſich in einer Heidelberger Sammlung. Desgleichen eine andere deſſelben Metalls von demſelben Kaiſer mit der in demſelben Sinne gewählten (Tac. Ann. XV, 74) Aufſchrift: Juppiter custos, eine Schreibart dieſes Namens, die man neulich hat verwerflich finden wollen. Solche Münzen eröffnen einen wahren hiſtoriſchen Bilderſaal. Aus demſelben können wir uns auch von der ungeheuren Menge von Matrizen der römiſchen Münzſtätte einen Begriff machen. Ich beſchränke mich auf den einzigen Beleg mit den Silberdenaren der gens Papia. Die Münzen dieſes einzigen Geſchlechts liegen vor mir mit nicht weniger als drei und ſechzig Varietäten der artigſten bildlichen Beiwerke.

Ich kehre nach Griechenland zurück, wo der achäiſche Bund als eine welthiſtoriſche Erſcheinung unſre Aufmerkſamkeit fordert. Entſtanden Olympiade 124 — 4, vor Chriſti Geburt 281, behauptete er ſich, obwohl unter wechſelvollen Umſtänden und keineswegs in gleicher Blüthe 136 Jahre (bis 146 vor Chriſti Geburt). Er hatte ſeine Geſchichtſchreiber, die in verſchiedenem Geiſt ſeine Schickſale erzählten. Wie alle ſolche Bünde

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21360 / 036

Geiſter thun unſerer Wiſſenſchaft Noth. Schon prophezeien uns fromme Theologen die nahe Ankunft des Herrn. Aber ich kehre zu unſrer Frage zurück und eile dem Schluſſe unſrer Betrachtungen zu. Das wollte ich andeuten, daß die Idee einer Encyclopädie, als einer Macht zur Wirkung auf die öffentliche Meinung in Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht in der Aufgabe des deutſchen Geiſtes zu liegen ſcheint. Selbſt in Frankreich, glaube ich, würde eine Erſcheinung, wie die der Encyclopädie von Diderot, ſich heute nicht wiederholen. Damals war das Buch noch eine Macht, oder wie Kaiſer Friedrich III. zu ſagen pflegte, das Buch regierte die Welt; heute dagegen, bei der unendlich geſteigerten Bewegung im Geiſtigen wie im Materiellen, zeigen ſich die Bücher, mithin auch die Encyclopädien, als zu ſchwerfällig. Die Stelle der Bücher nehmen mehr und mehr die Zeitſchriften ein, in welchen die Idee von Guttenberg's Erfindung ſich erſt recht zu verwirklichen ſcheint. Eine neue und jüngſte Epoche der Geſchichte der Encyclopädien iſt eingetreten: die Journale ſelbſt werden encyclopädiſch. Der Journalismus, welcher ſich ehemals in einzelnen Richtungen und gewiſſermaßen in den Außenwerken der Staatsgeſellſchaft bewegte, hat ſich von den Gliedern in das Herz der Geſellſchaft erhoben. Von hier aus zieht die Preſſe alle Fragen über göttliche und menſchliche Dinge, heute Theologie, morgen Induſtrie in ihren Bereich, oder vielmehr ſie werden ihr aufgedrungen. „Durch die Macht der Dinge ſelbſt," ſo drückt ſich das Journal des Débats in einer ſeiner letztern Nummern aus, in welcher es die Nothwendigkeit auseinanderſetzt, im neuen Jahre in vergrößertem Formate zu erſcheinen, „durch die Macht der Dinge ſelbſt werden die Journale eine Art täglicher Encyclopädien, oder ſtreben darnach, es zu werden." Hier ſehen wir den Ausdruck mit klarem Bewußtſeyn von der welthiſtoriſchen Bedeutung des Journalismus gebraucht, und ohne beſondere prophetiſche Gabe kann man ſagen, daß, wenn die Encyclopädien des achtzehnten Jahrhunderts zur Beſchleunigung der Revolution das Ihrige beigetragen haben, die Journaliſten des neunzehnten Jahrhunderts zur Herbeiführung einer neuen Aera das Meiſte thun werden.

G. E. G.

Die Reform

der deutschen Rechtswissenschaft

und der Beruf der Gesetzgebung.

Es ist die Behauptung eines Theils der historischen Schule, daß die Reform des Rechts in Deutschland vornehmlich durch die Wissenschaft vollbracht werden müsse, und daß unsere Zeit zu einem großartigen Werk der Civilgesetzgebung nicht berufen sey. Die glänzende Darstellung, in welcher Savigny diese Ansicht begründet hat, ist leider weniger als die Ansicht selbst bekannt geworden. Die Begründung ist im Wesentlichen folgende:

In den jugendlichen Zeiten der Völker entwickele sich das Recht in und mit dem Volksbewußtseyn durch Sitte und Gewohnheit und werde durch eine reiche Symbolik festgehalten. In vorgerückten Culturzuständen empfange dieses Volksrecht seine weitere Ausbildung und die Entwicklung des Details durch den Stand der Rechtsgelehrten. Einer Thätigkeit der Gesetzgebung bedürfe es hiebei hauptsächlich nur dann, wenn aus politischen Gründen einzelne Aenderungen nöthig werden. Im Allgemeinen sey daher ein vollständiges Gesetzbuch nicht für ein Bedürfniß zu halten. Solle dennoch ein gutes Gesetzbuch gemacht werden, so gehöre dazu eine Zeit, welche den Stoff zu beherrschen, d. h. die leitenden Grundsätze aufzufinden verstehe und der Darstellung des Gefundenen mächtig sey. Die Rechtswissenschaft unserer Zeit

liege aber noch in den Banden des römischen Rechts, und anstatt wie die römischen Juristen Meister ihres Stoffes zu seyn, werde sie von dem Stoffe beherrscht. Unserer Sprache mangle es an Kraft und Bestimmtheit und an jener ächten Popularität, welche dem Hohen wie dem Niedern gleich würdevoll und verständlich sey. Unsere Begriffe und Ansichten seyen noch nicht gehörig geläutert und befestigt, sondern erst mitten in ihrem Läuterungsproceß begriffen. Darum möge man nicht unsern Zustand des Uebergangs und einer unvollendeten Entwicklung für kommende Jahrhunderte befestigen, und nicht für ein goldnes Kalb die wahren Gesetzestafeln zerschlagen. Unsere Aufgabe sey jetzt, auf wissenschaftlichem Wege den historischen Stoff des Rechts zu durchdringen und zu überwältigen und die leitenden Grundsätze aufzufinden.

Sehen wir nun, wie die deutsche Rechtswissenschaft unter dessen ihre Aufgabe gelöst hat.

Die Fortschritte, welche die deutsche Rechtswissenschaft seit dem Anfang dieses Jahrhunderts und vorzüglich in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat, sind Früchte einer tieferen philosophischen und historischen Erkenntniß. Die Philosophie des Rechts hat tiefere Prinzipien und einen reichern Inhalt gewonnen; das deutsche Recht ist vollständiger ermittelt und in seinem eigenthümlichen Wesen und seinem Zusammenhang gründlicher erkannt und gewürdigt worden, und was das römische Recht betrifft, so haben die Gründe seiner Gültigkeit und die Bedingungen und Gränzen seiner Anwendung eine neue und gründliche Untersuchung erfahren, welche zu neuen und zum Theil zu überraschenden Ansichten geführt hat. Allerdings bedeutende Ergebnisse, aber doch nur Schritte zum Ziel, nur Fortschritte, mit welchen die deutsche Rechtswissenschaft gerade vor der letzten großen Entwicklungsstufe angekommen ist, nach welcher eine neue Periode anhebt. Noch fehlt es an der Ueberwältigung des römischen Rechts, welches noch immer wie ein roher, fremder Stoff auf uns lastet. Noch ist die Wissenschaft viel römischer als selbst die Praxis der Gerichte, und Vieles steht als heutiges römisches Recht in den Lehrbüchern, was in den Gerichten gar niemals zur Anwendung gekommen ist, weil in Folge des entgegenstehenden deutschen Rechtsbewußtseyns niemals Veranlassung dazu gegeben wurde.

Die glücklichen Zeiten, in welchen wir das römische Recht so werden überwunden haben, daß wir den allgemeinen, europäischen Gehalt desselben als unser Eigenthum besitzen, das Römische aber der Geschichte übergeben können, scheinen daher noch nicht so nahe zu seyn, als die Freunde der Reform des vaterländischen Rechtswesens in ihren vorfliegenden Wünschen voraussetzen. So hat auch Savigny in seinem „System" sich genöthigt gesehen, den Inhalt des „heutigen" römischen Rechts erst historisch zu entwickeln und viele Untersuchungen anzustellen, welche am Ende nur darauf hinauslaufen, daß das römische Recht in diesen Stücken nicht anwendbar sey. Der neueste Versuch, die Prinzipien eines heutigen Civilrechts mittelst einer freien wissenschaftlichen Entwicklung darzustellen, das Werk von Kierulf, welcher über die Gültigkeit des römischen Rechts die kühnsten Ansichten aufgestellt hat, ist noch unvollendet.[1]

Erst wenn durch solche Werke das römische Recht vollständig wird überwältigt seyn, wird das römische und das deutsche Recht organisch zu einem Ganzen verbunden werden. Diesen letzten Schritt, mit welchem die deutsche Rechtswissenschaft erst Einheit und Zusammenhang ihrer Elemente gewinnen kann, haben unsere Rechtsgelehrten bis jetzt für so unmöglich gehalten, daß sie einmüthig von jedem Versuch dieser Art abgestanden sind, und Reyscher ist wohl der Einzige, welcher wenigstens das gesammte Privatrecht eines einzelnen deutschen Staats vollständig in solcher Verbindung darzustellen unternommen hat. Gleichwohl ist die Verschmelzung des deutschen und des römischen Rechts in der wissenschaftlichen Darstellung deste unerläßlicher, je weniger der Begriff des „heutigen römischen Rechts" sich abrunden will. Die Trennung ist die Ursache, daß so viele wichtige Rechtsfragen entweder gar nicht, oder höchst ungenügend erörtert worden sind, indem die zunächst berufenen Romanisten mit Stillschweigen darüber hinweggingen, oder auch die Romanisten und die Germanisten

[1] Auf das neue, ebenfalls noch unvollendete Werk von Sintenis, welches sich zur Aufgabe macht, das gemeine Civilrecht praktischer darzustellen, hat bei der Ausarbeitung dieses Aufsatzes keine Rücksicht genommen werden können.

dieſelben wechſelſeitig ſich zuſchoben, und hätten nicht am Ende die Germaniſten ſich der Sachen angenommen, ſo wäre gar nichts darin geſchehen, da die Romaniſten viel zu einſeitig und mit dem andern Rechtstheil viel zu wenig vertraut waren, als daß ſie die Lücken hätten wahrnehmen, geſchweige denn ausfüllen mögen. Die ſchlimmſte Folge der bisherigen Trennung iſt aber dieſe, daß in der einſeitigen romaniſtiſchen Richtung des Rechtsſtudiums alles Maaß überſchritten worden, daß die Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts gleich einer Wucherpflanze emporgeſchoſſen iſt, welche unſer ganzes Rechtsſtudium und unſer ganzes Rechtsſyſtem überwuchert hat. Und in dieſer Beziehung iſt denn auch der akademiſche Rechtsunterricht ein Abbild unſerer Verirrungen.. Der Unterricht beginnt mit den Inſtitutionen und der Geſchichte des römiſchen Rechts, und wird mit den Pandekten fortgeſetzt, welche das zweite Semeſter faſt ausſchließlich in Anſpruch nehmen und häufig erſt am Ende des dritten geſchloſſen werden. So erhält die juriſtiſche Bildung des Studirenden eine römiſche Grundfarbe, welche durch die ſpätern Collegia über deutſches Recht und Rechtsphiloſophie nicht wieder verwiſcht werden kann. Nur Wenigen gelingt es in der Folge, durch ſelbſtſtändige vielſeitige Studien ſich aus der Gefangenſchaft des römiſchen Rechts zu befreien und die widerſtrebenden Elemente ihrer Wiſſenſchaft, welche der akademiſche Unterricht nicht zu beherrſchen vermochte, in einen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu bringen. Die Meiſten bleiben entweder in den Banden des römiſchen Rechts oder geben ſich ohne weitere Studien den Eindrücken des Lebens hin, in beiden Fällen gewiß oft genug in Verlegenheit geſetzt durch einen Beruf, der ſie nöthigt, ein Recht auszutheilen, das ſie nicht beſitzen. Wie viele weit über den Kreis der Juriſten hinaus wirkende Irrthümer, z. B. über ſtändiſche Verfaſſung, über fürſtliche Gewalt und ſtändiſche Rechte, über Domanialgut ꝛc. ſind aber in Folge der Zurückſetzung der deutſchen Rechtsſtudien verbreitet worden! Und hätten die Zeitereigniſſe den abſtrakten Staatstheorien eine ſolche Gewalt über einen großen Theil der Studirenden verleihen können, wenn die jungen Gemüther mit tieferen und reicheren Studien der Geſchichte und der Rechtsphiloſophie genährt worden wären?

Der akademiſche Lehrer, welcher das Studium des römiſchen

Rechts zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat und durch seine sonstigen Berufsgeschäfte nur selten diesen Kreis zu überschreiten sich genöthigt findet, vergißt gar zu leicht, daß die Lage des Praktikers, auf welchen das Leben mit seinen unabweisbaren Ansprüchen von allen Seiten eindringt, eine ganz andere ist, eine Lage, welche nicht nur die Mußestunden in ganz anderer Weise beschränkt, sondern auch eine weit umfassendere theoretische Bildung erfordert. Wie mancher berühmte Romanist würde in Verlegenheit kommen, wenn er auf Fragen des deutschen Staats- oder Privatrechts, des Criminalprocesses oder des Kirchenrechts antworten sollte! Dem Praktiker aber wird das Alles nicht erlassen; er muß dabei das Partikularrecht seines Landes kennen, und wenn gleich ein historisch-kritisches Quellenstudium ihm nicht zugemuthet wird, so wird doch übrigens eine wissenschaftliche Erkenntniß von ihm gefordert, gleichwie er selbst sie von sich fordern muß. Daher empfindet der Praktiker weit lebhafter als der Lehrer den Mangel an wissenschaftlicher Einheit des Materials, welches durch den akademischen Unterricht überliefert wird. Aber der romanistisch befangenen Darstellung des heutigen römischen Rechts ist der Stab schon gebrochen; auch die abgesonderte Darstellung desselben wird aufhören, und die antiquarisch-geschichtliche Behandlung des römischen Rechts wird auf dasjenige Maaß, welches das Bedürfniß des Unterrichts und der Zusammenhang der deutschen Rechtswissenschaft fordert, zurückgeführt werden. Das ist ja das Wesen aller organisch-geschichtlichen Entwicklung, daß die Hülle abgestreift wird, sobald die Entwicklungsstufe, welcher sie gedient hat, überschritten ist. Und wir sollten die abgestorbene Hülle durch alle höheren Stufen der Entwicklung mit uns tragen? Oder soll etwa, nachdem die Gymnasialjahre der formalen Geistesbildung gewidmet gewesen sind, auch die Universitätszeit der formalen Bildung gewidmet und das Studium des römischen Rechts zur formalen juristischen Bildung beibehalten werden?[1] Und bedarf es dazu gerade einer so ausgedehnten historischen Behandlung desselben? Unter den Rechts-

[1] Eine Bekanntschaft mit den klassischen römischen Juristen hat Savigny zu diesem Behuf allerdings verlangt.

Lehrern hat auch bereits Kierulf gegen die historische Behandlung des römischen Rechts sich erklärt.

Während Männer wie Savigny, Puchta, Kierulf sich bemühen, unser bisheriges römisches Recht in ein allgemein gültiges deutsches oder europäisches Recht umzugestalten, und während Germanisten wie Reyscher, Wilda, Duncker, Beseler, Brackenhöft sich bemühen, das deutsche Recht weiter zu entwickeln und zu begründen, wird zugleich die Frage nach den Prinzipien der Anwendung des römischen Rechts auf das lebhafteste erörtert, und der Gegenstand bis zu den Quellen alles positiven Rechts hinauf verfolgt. Auf der einen Seite — von Beseler — wird behauptet: die organische Rechtsbildung nehme ihren Ausgang von der Ansicht und der Ueberzeugung des Volks und äußere sich als volksmäßige Sitte und Gewohnheit oder Satzung. In Zeiten des sinkenden Volksgeistes aber gebe es auch eine mehr oder weniger anomalische Rechtsbildung, insofern nämlich der Juristenstand seine Ansicht an die Stelle der Volksansicht setze und durch seinen Einfluß auf die Rechtspflege zum Gewohnheitsrecht mache. Hier sey die Gewohnheit nicht die Offenbarung, sondern die Quelle des Rechts. Auf diesem Wege sey das römische Recht bei uns in Aufnahme gekommen, nicht durch den Volksgeist, sondern vielfach in Widerstreit mit demselben. Das römische Recht gelte also nur durch die Macht der Gewohnheit, welche auch den Mißbrauch zum Recht mache; es sey nicht Volks-, sondern Juristen-Recht.

Dagegen hat nun Puchta erinnert: alles positive Recht beruhe seinem letzten Grunde nach in der Ueberzeugung und dem Willen des Volks, der in der Sitte und der Gewohnheit sich offenbare. Eine selbstständige rechtliche Bedeutung habe die Gewohnheit nicht, und die lange Dauer allein könne niemals einem Herkommen die rechtliche Autorität verleihen. Allerdings aber brauche nicht die ganze Nation an der Rechtsbildung Theil zu nehmen, sondern nur derjenige Theil oder Stand, welcher unter den besondern Umständen vorzugsweise dazu berufen sey. Das s. g. Juristenrecht sey daher wohl berechtigt als Ausdruck oder Repräsentation der Nationalüberzeugung. Eine Gewohnheit aber, welche im Widerstreit mit der nationalen Ueberzeugung eingeführt werden sey, entbehre jedes Grundes der rechtlichen

Autorität. Daß aber die Aufnahme des römischen Rechts einem tiefern nationalen Bedürfniß entsprochen, habe die Geschichte bewiesen; die Nation hätte ja sonst dasselbe nicht aufgenommen. Von dem Juristenrecht könne allerdings der Einzelne wegen abweichender wissenschaftlicher Ansicht sich nicht lossagen. Wo aber die Berechtigung des Juristenrechts aufhöre, da beginne das Recht der freien Wissenschaft und der freien wissenschaftlichen Ansicht jedes Einzelnen.

Ohne Zweifel hätten beide Männer, welche hierüber in einen heftigen Streit gerathen sind, über das Prinzip: daß nämlich alles positive Recht seinem letzten Grunde nach in der Ueberzeugung und dem Willen des Volkes ruhe, sich leicht vereinigt, und eben so leicht über die wahre Berechtigung des Juristenrechts sich verständigt, wenn nicht die unläugbare Thatsache der Geltung des römischen Rechts in einem Umfang, welcher mit jenem Prinzip schlechterdings nicht in Einklang gebracht werden kann, eine eigenthümliche Verlegenheit verursachte. Daher entstand die Versuchung, einen Mißbrauch wenigstens als „anomalische" Rechtsbildung anzuerkennen und den Rechtsgrund der Gewohnheit, welche ohne die Grundlage der Volksüberzeugung bestand, in die Thatsache der Gewohnheit selbst zu setzen, wobei denn doch, sollte dieses Gewohnheitsrecht nicht zu einem unbeweglichen gemacht werden, die Fortbildung desselben von der Veränderung der Ansichten des Juristenstandes abhängig gemacht werden mußte.

So ist Beseler zu einer Ansicht hingeführt worden, welche der mißbräuchlichen Anwendung des römischen Rechts einen gewissen Rechtsboden verleiht und welche ihn nöthigt, das Mittel der Abhülfe in der Gesetzgebung zu suchen. Puchta dagegen hat den Mißbrauch des römischen Rechts dem Prinzip nach in keiner Weise als berechtigt anerkannt, und erwartet daher, daß die Läuterung unseres römischen Rechts auf wissenschaftlichem Wege und mit der geschichtlichen Entwicklung der Ansichten des Juristenstandes sich vollenden werde.

Ueber das Prinzip: daß nämlich das Juristenrecht nur als Repräsentation des Volksgeistes rechtliche Geltung habe und daher nicht im Widerstreit mit dem wahren Volksgeist rechtlich bestehen könne, oder — was hier dasselbe heißt — daß von dem römischen Recht alles dasjenige unanwendbar sey, was deutschen

Sitten, Zuständen und Ansichten widerstreite, ist eigentlich niemals Streit gewesen. Die ganze Untersuchung gilt eigentlich nur den Consequenzen dieses Prinzips, und hier hat Beseler richtig gefühlt, daß dieses Prinzip in vollständiger Entwicklung zu Ergebnissen führt, welche in den Rechtszustand Deutschlands eingreifen und die bisherigen Systeme des heutigen römischen Rechts in der durchgreifendsten Weise verändern müssen, zu Ergebnissen, welche auch die kühnsten und unbefangensten unter unsern Romanisten vollständig und auf Einmal anzunehmen Bedenken tragen möchten. Es würde sich dann bestätigen, daß mit der Aufnahme des römischen Rechts nicht etwa bloß dem Bedürfniß der wissenschaftlichen Ausbildung des vorhandenen Rechts entsprochen worden sey, daß man sich nicht darauf beschränkt habe, allgemeine Prinzipien für die Beurtheilung der gegebenen Rechtsinstitute zu gewinnen, sondern daß der Juristenstand sich angemaßt habe, römische Rechtsinstitute unter uns einzuführen und unsere Rechtsinstitute nach römischen Instituten zu beurtheilen, und daß an dieser Anmaßung noch bis auf den heutigen Tag, und ohne daß dieselbe inzwischen einen Rechtsboden gewonnen hätte, festgehalten werde. Oder wird man in Ernst behaupten wollen, daß Institute wie die römischen Testamente unter der Hand bei uns volksmäßig geworden seyen, während die Juristen selbst über die „Kunst ein Testament zu machen" zu scherzen pflegen? Will man uns einreden, daß die Ansichten, welche den römischen Instituten der Erbeinsetzung und der verschiedenen Arten der Enterbung, der Pupillar-Substitution, der Universal-Fideicommisse ꝛc. zu Grunde liegen, in die Ansichten der deutschen Nation übergegangen seyen? Und was soll man von den Instituten des römischen Familien- und Sachen-Rechts und der römischen Intestat-Erbfolge sagen, welche, obgleich von den Juristen vielfach in Uebung und den Rechtsvorstellungen des Volks näher gebracht, dennoch nicht entschieden in das Rechtsbewußtseyn der Nation übergegangen sind, vielmehr die deutschen Rechtsansichten vielfach verwirrt und getrübt haben? Bereits sind durch die ersten Bände von Savigny's System bedeutende Stücke des römischen Rechts, an deren Anwendbarkeit bis dahin Niemand gezweifelt hatte, gefallen. Auch die bisher allgemein angenommene Ansicht, daß das römische Recht, so weit es den deutschen

des Alterthums auf Gemeinſchaft des Cultus gegründet, ſtand er unter dem Schutze des Zeus Homorios (des die Bundesgrenzen beſchützenden Jupiter, auch Homagnrios genannt) und der panachäiſchen Demeter (Ceres), woneben noch eine und andere Gottheit genannt wird, z. B. zu Paträ eine panachäiſche Pallas. Die Verſammlungen wurden jährlich zweimal gehalten, im Frühling und gegen den Herbſt. Die älteſten Verſammlungsorte waren Helike, ſodann Aegion in der Landſchaft Achaia; ſpäterhin aber auch andere, namentlich Sikyon, Korinth, Argos, ja ſelbſt Tegea in Arkadien. Auf den richtigen Standpunkt, den wir hier zu nehmen haben, verſetzt uns Polybius. * Nachdem er der Entſtehung des Bundes gedacht, fährt er fort: „Einen ſolchen und ſo großen Zuwachs gewann dieſe Sache zu unſern Zeiten, daß unter den Achäern nicht allein kriegsgenoſſenſchaftlicher und freundſchaftlicher Verein der Geſchäfte ſich gebildet hat, ſondern daß ſie ſich auch derſelben Geſetze und Gewichte und Maaße und Münzen bedienen, außerdem aber dieſelben Obrigkeiten, Rathsherren und Richter haben. Mit Einem Wort, der ganze Peloponneſos würde das Anſehn einer einzigen Stadt haben, träte nicht der Unterſchied ein, daß ſeine Einwohner ſich nicht im Umfang einer und derſelben Ringmauer befinden. Alles übrige iſt ſowohl insgemein als auch ſtädteweis bei Allen und Jeden Daſſelbige und Gleichartige.“

Was nun dieſen Achäiſchen Münzverein betrifft, ſo muß vorerſt unterſchieden werden unter den Münzen der Landſchaft Achaia, und denen des achäiſchen Bundes; ſodann iſt zu bemerken, daß die Städte des eigentlichen Achaia ſich auf ihrem Gelde des Orts- und nicht des allgemeinen Namens Achäer bedienen. Wenn eine Korinthiſche Münze davon durch die Inſchrift: „der Korinthier, der Achäer“, eine Ausnahme zu machen ſcheint, ſo beſtätigt ſie vielmehr die Regel, indem jener Zuſatz den öffentlichen Ausdruck erhält, daß ſie, die Korinthier, (durch den Aratos) vom macedoniſchen Joche befreit, dem Bunde der Achäer beigetreten ſeyen; denn Regel war es, daß alle außerhalb Achaia gelegenen Städte ſich auf ihren ſtädtiſchen Münzen Achäer nannten, ſo wie ſie nämlich in den Bund aufgenommen waren, um damit das

* II. 37, p. 306 sq. Schweighaeus.

Verhältnissen nicht widerstreite, im Ganzen aufgenommen sey, ist in Zweifel gezogen worden; ja Kierulf hat dem römischen Recht auch die Autorität eines Juristenrechts entzogen und hat geradezu behauptet, daß dasselbe nur nach seinem wissenschaftlichen Werth in Betracht komme, insofern es nämlich die Principien eines allgemeinen Civilrechts enthalte, welche die Wissenschaft zu entwickeln habe.

So ist der Boden des römischen Rechts in Deutschland von allen Seiten unterwühlt; die bisherigen, so vollständig und groß aufgebauten Systeme des „heutigen römischen Rechts" schwanken auf allen Punkten und Niemand kann sagen, daß nicht ein großer Theil der Institute und Bestimmungen des römischen Rechts, welche bisher allgemein für anwendbar galten, nach einigen Jahren werden außer Curs gesetzt werden. Die Schwankungen werden mehr die Wissenschaft als die Rechtspflege berühren; insbesondere wird die große Masse desjenigen, was, wie z. B. die römische General-Hypothek in Bezug auf die Abforderung veräußerter Mobilien, nur in den Lehrbüchern steht, ohne weitere Nachwirkung aus den Systemen verschwinden. Indessen kann die Rechtspflege von dem Einfluß des Wechsels der Ansichten nicht verschont bleiben, und es fragt sich, was hier von Seiten der Gesetzgebung zu thun sey.

Die Schrift, in welcher Savigny sich gegen ein deutsches bürgerliches Gesetzbuch aussprach, erschien zuerst im Jahr 1814. Jetzt, da wir die Reihe der Umgestaltungen und Erschütterungen übersehen, welche die deutsche Rechtswissenschaft seitdem erfahren hat, müssen wir die Warnung Savigny's wenigstens für jene Zeit als vollkommen gegründet anerkennen. In den letzten dreißig Jahren hat sich allerdings die Lage der Sache bedeutend verändert, und während Savigny sein Buch mit der Vorrede vom Jahr 1828, worin er seine früher ausgesprochenen Ansichten in allen wesentlichen Stücken wiederholen zu müssen erklärte, im Jahr 1840 unverändert hat abdrucken lassen, haben sich fast alle andere Stimmführer dahin vereinigt, daß die Reform des deutschen Rechtswesens nicht lediglich den langsamen und unsichern Erfolgen wissenschaftlicher Bemühungen zu überlassen sey, sondern daß durch eine neue, umfassende Civilgesetzgebung geholfen werden müsse.

Die Alten haben ein vollständiges systematisches Gesetzbuch gar niemals unternommen, und mit Recht hat Savigny erinnert, daß es gefährlich sey, über alles und auch über dasjenige zu sprechen, wovon man keine klare Anschauung und Erfahrung besitzt. So wird denn auch gegenwärtig nicht mehr von allen Seiten verlangt, daß das Gesetzbuch das gesammte geltende Recht vollständig enthalten solle, und was die Vollständigkeit in der Behandlung des aufzunehmenden Stoffes betrifft, so ist ziemlich allgemein anerkannt, daß dazu nicht mehr gehöre als Feststellung der leitenden Prinzipien.

Von Anfang an war es nicht nur das Bedürfniß der Rechtspflege, sondern es war zugleich die Macht eines großen vaterländischen Gedankens, was die Gemüther so lebhaft für die Idee eines gemeinsamen deutschen Gesetzbuchs einnahm. Vom politischen Gesichtspunkt hat auch Savigny die Wichtigkeit eines solchen Werkes anerkannt. In der neuesten Zeit indessen ist man von dieser Forderung meistens abgestanden und hat sich damit begnügt, neue Civilgesetzbücher für die einzelnen deutschen Staaten zu fordern. Höchstens verlangt man noch ein gemeinsames Wechsel- und Handelsgesetzbuch für den Zollverein.

Unter den Männern, welche sich in neuester Zeit für eine mehr oder weniger umfassende neue Civilgesetzgebung in Deutschland ausgesprochen haben, finden wir eine ansehnliche Anzahl der namhaftesten Rechtsgelehrten: Warnkönig, Beseler, Zöpfl, Reyscher, Kierulf, Maier, Stahl ꝛc. ꝛc. Maier hat noch das Verlangen nach einem allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuch vertreten. Beseler findet sich darein, daß ein solches Werk bei der gegenwärtigen politischen Verfassung Deutschlands nicht möglich sey; daher sey es nun Aufgabe der einzelnen deutschen Staaten, neue vollständige Gesetzbücher abzufassen und darin die allgemeinen Rechtsgrundsätze und die einzelnen Rechtsinstitute in ihren leitenden Prinzipien klar und bestimmt hinzustellen. Die erforderliche Energie zu einem solchen Werk sey zwar in Deutschland kaum vorauszusetzen; dennoch sey es männlich, sich daran zu wagen. Die kleinen deutschen Staaten, welchen es zu einem solchen Werk an den erforderlichen Kräften mangelt, möchten sich dann mit neuen Gesetzen über einzelne Gegenstände behelfen. — So wie Beseler, ist auch Zöpfl

der Ansicht, daß die Ueberwältigung des römischen Rechts durch eine neue Gesetzgebung vollbracht werden müsse. Die Zeit verlange nach Prinzipien, wie dieselben der heutigen Rechtsphilosophie und unsern Zuständen entsprechen; diese seyen in neuen Gesetzbüchern aufzustellen. — So erklärt sich auch Kierulf für die Abfassung neuer Gesetzbücher, welche nur die Grundwahrheiten des Rechts enthalten sollen, woraus die Jurisprudenz mittels Auslegung den Willen des Gesetzgebers für das Detail der vorkommenden Rechtsverhältnisse zu folgern habe. — Stahl hat in seiner Rechtsphilosophie (welche im Anfang des vorigen Jahrzehents erschienen ist) die Ansicht ausgesprochen, die Abfassung systematischer Gesetzbücher, welche übrigens die vorhandenen Rechtsbegriffe als geltend und bekannt voraussetzen, sey Bedürfniß und Beruf unserer Zeit und unsere Befähigung dazu vielleicht nicht mehr ferne. — Reyscher dagegen hat sich für die Abfassung provinzieller Landrechtsbücher, nicht aber eigentlicher Civilrechtsbücher erklärt, weil das deutsche Recht noch nicht hinlänglich ergründet sey.

So gewinnt die Ansicht immer mehr Anhänger, daß die Gesetzgebung in Deutschland eine umfassende und eingreifende Thätigkeit zur Reinigung und Feststellung des Privatrechts entwickeln müsse. Die historische Schule bildet keine geschlossene Opposition gegen diese Ansicht. Die geschichtliche Ansicht des Rechts und des Staats ist ja frei genug, um auch die Berechtigung der freien selbstbewußten Thätigkeit des menschlichen Geistes anzuerkennen. Und was hier die wahre Natur und das Ziel unserer Aufgabe seyen, darüber haben sich die Ansichten gar sehr geläutert. Kein Verständiger denkt mehr daran, daß ein Gesetzbuch alle Rechtsfragen entscheiden und der Rechtspflege eine mechanische Sicherheit geben solle, sondern man verlangt Feststellung der Prinzipien und Ausscheidung des römischen Rechts. Von dieser Seite hat die Sache der Gesetzbücher die öffentliche Meinung für sich gewonnen, und in der That, es ist der Nation nicht zu verargen, wenn sie ungeduldig wird und das Vertrauen zu den Erfolgen einer Rechtswissenschaft verliert, welche, nachdem sie vor dreißig Jahren so nachdrücklich an ihre Aufgabe erinnert worden, erst in den letzten zehn Jahren dieselbe zu begreifen und zu lösen begonnen hat. Es ist auch nicht zu läugnen, daß

für einen großen Theil des gesammten deutschen Civil- und Privatrechts die Wissenschaft dasjenige, was wir von der Gesetzgebung fordern, niemals zu leisten vermag. Dies gilt in Beziehung auf alle diejenigen Rechtsinstitute, welche, dem römischen Recht entlehnt oder mit römischen Instituten versetzt, durch die Juristen in Uebung gebracht und in den Gerichten so lange geltend gemacht worden sind, bis das Volk sich daran so gut als möglich gewöhnt, auch Einiges davon in seine Vorstellungen aufgenommen hat, ohne jedoch das Fremde sich vollständig aneignen und seinen Ansichten gänzlich einverleiben zu können. Insbesondere gehören dahin das Institut des Eigenthums in seiner römischen Beimischung, z. B. in Ansehung der Formen der Veräußerung unbeweglicher Güter, ferner das römische Hypothekenwesen, die Emphyteuse, die Peculien, das persönliche Verhältniß der Ehegatten nach römischem Recht und das römische Dotalsystem mit seinen Anhängseln, gegenüber dem Mundium oder der ehelichen Vormundschaft und dem Nießbrauch des Ehemannes nach deutschem Recht; die väterliche Gewalt, die römische Intestat-Erbfolge, gegenüber den deutschen Vorstellungen, z. B. von dem Fallrecht, dem Erbrecht der Ehegatten; die Universalität der römischen Erbfolge, die römischen Testamente in Rücksicht auf Form und Inhalt, insofern davon überhaupt etwas in die Vorstellungen des Volks übergegangen ist. In allen diesen Beziehungen sind die nationalen Rechtsansichten nur erschüttert, verwirrt und getrübt, ohne gänzlich verdrängt worden zu seyn; es ist ein Zustand des Schwankens und der Halbheit, welchen keine Wissenschaft uns zur klaren Erkenntniß bringen wird. Und vermöchte sie das auch, wie wollte sie aus diesen unklaren, schwankenden Vorstellungen feste Prinzipien gewinnen oder wie könnte sie einen positiven Ersatz geben für dasjenige, was die Rechtsanschauung des Volks, was das volksmäßige Leben der Rechtsinstitute selbst verloren hat? Die eigene rechtserzeugende Kraft des Volks reicht nicht mehr aus, in allen diesen Kreisen ein neues Volksrecht zu bilden. Hier kann daher allein die Gesetzgebung helfen. Hier gilt es aber freilich vor allem, den Nationalzustand, die Ansichten und Vorstellungen des Volks von dem was Rechtens sey oder von dem was Rechtens seyn sollte, wenigstens in ihrem Totalcharakter zu erkennen, damit ein Werk

geliefert werde, an welchem die Nation wiederum zu einem sichern Rechtsbewußtseyn sich stärken möge.[1] Daß unserer Zeit an der vollen Kraft und Ausrüstung zu einem großen Werk der Gesetzgebung noch vieles mangele, wird von Allen eingeräumt, und gewiß ist ohne eine höhere Vollendung der deutschen Rechtswissenschaft eine gutes Gesetzbuch nicht möglich. Aber es könnte ja auch — und dies muß allerdings in einem gewissen Grade verlangt werden — der wissenschaftliche Prozeß, welchen die deutsche Rechtswissenschaft noch zu bestehen hat, in einem genialen gesetzgeberischen Kopf sich vollenden, welcher zur Abfassung eines Gesetzbuches berufen würde. Soviel ist ferner gewiß und bereits von Savigny erinnert, daß eine gute und schnelle Rechtspflege weit mehr von einer zweckmäßigen Organisation des Gerichtswesens und von einer guten Prozeßordnung, als von einem Gesetzbuch abhangt, und es ist daher allerdings daran zu mahnen, daß die Nation vor Allem den so rühmlich begonnenen Kampf für ein öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren und für Geschwornengerichte mit allem Nachdruck fortsetzen möge, um so mehr, da ohne diese Institutionen auch unsere Rechtswissenschaft niemals dahin kommen wird, ein wahrer Ausdruck unseres Rechtslebens zu seyn. Die Reform des Gerichtsverfahrens und die Wiedereinführung volksmäßiger Elemente in das Gerichtswesen ist auch von der Ausstoßung des römischen Rechts nicht so unbedingt abhängig, als man vielleicht glauben möchte. So wäre z. B. schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen recht gut möglich, daß man den Grundbesitzern, den Bauern, den Kaufleuten in Sachen, welche ihren besondern Lebenskreisen angehören, eine Stimme einräumte, so daß sie über die Thatfrage zu entscheiden und über das in ihrem Bewußtseyn lebende Recht Zeugniß zu geben (das Recht zu weisen) hätten; Einrichtungen, welchen auch Puchta das Wort redet. Die allgemeine Einführung von Geschwornengerichten auch für Civilsachen mag der Zukunft überlassen bleiben.

Allen Anzeichen nach wird der Kampf gegen das römische Recht nicht lediglich in und mit der Wissenschaft ausgefochten

[1] Herder, Praludien 2te Abth., Nr. 114.

werden und wird die zur Hülfe gerufene Gesetzgebung sich der ergangenen Aufforderung nicht lange mehr entziehen können. Die großherzoglich hessische Regierung hat mit der That den Anfang gemacht. Der Ausgang dieses muthigen Unternehmens wird für viele andere deutsche Staaten entscheidend seyn. Denn das ist nicht zu befürchten, daß am Ende jeder deutsche Staat ein eigenthümliches Gesetzbuch werde haben wollen. Vielmehr wird die Einheit des deutschen Rechts sich dadurch vollständiger herstellen, daß die Gesetzgebung eines Staats den andern zum Muster dient. Desto mehr ist zu wünschen, daß zu jenem ersten Versuch die besten Kräfte sich vereinigen.

E. B.

Die militärische
Benutzung der Eisenbahnen.

Keine große Erfindung oder Entdeckung ist ohne Einwirkung auf den Krieg und die Kriegführung überhaupt geblieben.

Nächst der Erfindung des Schießpulvers hat selbst die der Buchdruckerkunst, dadurch, daß sie den Austausch der nationalen Eigenthümlichkeiten und Bildungen beförderte, eine solche Einwirkung geäußert, indem sie die ziemlich gleichmäßige Ausbildung der Heere der civilisirten Welt herbeigeführt hat.

Auch die nützliche Anwendung der Dampfkraft, eine Erfindung, welche in der Gegenwart den entschiedensten Einfluß auf die Staatsgesellschaft äußert, und die Industrie in den verschiedensten Richtungen auf eine noch nie gekannte Weise belebt, kann nicht ohne Einfluß auf die Industrie des Krieges bleiben. Kräfte, personelle und materielle, sind es vorzugsweise, die sich im Kriege geltend machen, und eine gewissermaßen neu erfundene Kraft, welche die Kräfte von vielen Millionen Menschen in den verschiedensten Richtungen repräsentirt, kann nicht ohne Einfluß auf den Krieg bleiben, weil es in der Natur desselben liegt, alles Erreichbare für seine Zwecke zu benutzen und heranzuziehen. Die erste Einwirkung dieser Art hat sich auf den Seekrieg geäußert, indem alle größern maritimen Mächte bemüht sind, diese Kraft im ausgedehnten Maaße als Bewegungsmittel zu benutzen.

Die Versuche, die Dampfkraft selbst als Waffe, oder vielmehr als Triebkraft in einer Waffe zu benutzen, sind zwar erfolg-

los geblieben; auf die Vervollkommnung der Waffen hat die Dampfkraft aber dennoch einen Einfluß geübt, indem sie wesentlich auf die Vervollkommnung aller Industrien, und auch der Manufakturen eingewirkt hat.

Seit Stephenson durch die Erfindung der Locomotive die Dampfkraft selbst beweglich und durch Vermittelung der Eisenbahnen deren Benutzung als Triebkraft auch auf dem Erdboden möglich machte, sehen wir dies System von Communikationen sich durch die civilisirte Welt verbreiten. Die möglich gewordene Schnelligkeit der Bewegung, welche Alles, was man bis dahin zu wünschen wagte, weit hinter sich läßt, verbunden mit der Wohlfeilheit des neuen Transportsystems, haben in dem kurzen Zeitraum von 17 Jahren Tausende von Meilen solcher Communikationen, die bereits wirklich im Betriebe sind, hervorgerufen. Schon jetzt läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß in 5 bis 6 Jahren Europa vom Kanal bis zum mittelländischen Meere, zwischen der Ostsee und dem adriatischen Meere, und zwischen der Weichsel und der Garonne mehrfach von diesen Communikationen durchschnitten seyn wird, weil in allen diesen Richtungen und in unzähligen anderen, zusammenhängende Eisenbahnen entweder fertig, oder in der Ausführung begriffen, oder doch so fest vorbereitet sind, daß deren Herstellung in dieser Zeit sicher ist, wenn nicht eine große Katastrophe die gegenwärtige Richtung der Welt auf eine Zeitlang unterbricht.

Communikationen von solchem Umfange können aber nicht ohne Einfluß auf den Krieg bleiben, der von jeher sich in der Richtung der großen Straßen bewegte, weil die Heere hier am leichtesten bestehen, weil sie hier den bequemsten Zugang zum Ziel ihrer Bewegungen fanden, oder ihn dem Feinde verwehrten. Es ist daher wohl an der Zeit, diese neue Art der Verbindungen ins Auge zu fassen, um zu untersuchen: zu welcher Benutzung für den Krieg die Dampfkraft auf Eisenbahnen am meisten geeignet seyn möchte, und welchen Einfluß sie demgemäß auf den Krieg äußern dürfte.

Der Krieg bedarf aller Arten von Communikation, sowohl Land- als Wasserstraßen, um seine Bedürfnisse heranzuziehen, und um die Bewegung der Truppen selbst zu erleichtern und zu beschleunigen. Daß die Eisenbahnen für den ersteren Zweck

benutzbar sind, ist außer Zweifel, und da auf ihnen Menschen, Pferde und Fahrzeuge fortgeschafft werden können, eine Truppe aber aus diesen verschiedenen Elementen besteht, so werden sie auch dem zweiten Zweck, die Bewegungen der Truppen selbst zu erleichtern und zu beschleunigen, entsprechen können. Es fragt sich nur, in welcher Ausdehnung, und unter welchen Umständen dies Letztere geschehen könne. Erfahrungen im großen Maßstabe liegen hierfür nicht vor, und die Erfahrungen über Transporte kleiner Truppen-Abtheilungen sind so sparsam, daß hieraus direkt auf den Transport größerer Truppenmassen in weite Entfernungen nicht geschlossen werden kann. Es könnte dies überhaupt eben so wenig geschehen, als man z. B. daraus, daß das 1ste Garde-Regiment in der Regel in 6 Stunden den 3¾ Meilen langen Marsch von Berlin nach Potsdam zurücklegt, folgert, dies Regiment werde den Weg von Berlin nach Brandenburg demnach in 14½ Stunden zurücklegen; — oder ein Armeekorps bedürfe, auf ein und derselben Straße hinziehend, zu demselben Marsche nicht mehr Zeit, als ein Regiment, oder es könne, den Marsch nach Potsdam als einen Tagemarsch angenommen, in 14 Tagen vollzählig nach Köln gelangen. In allen diesen Fällen weiß man vielmehr aus der Erfahrung, daß ohne außerordentliche Hülfsmittel dazu viel mehr, und wie viel Zeit dazu gehört. Man kann daher für den Marsch größerer Truppenmassen in beträchtlichen Entfernungen mit einem gewissen Takt Annahmen machen, auf deren Richtigkeit zu bauen ist, die also in den militärischen Calkül aufgenommen werden können, ohne daß man dabei nöthig hätte, sich speziell zu vergegenwärtigen, warum größere Colonnen längere Zeit auf dem Marsche zubringen als kleine Abtheilungen, und warum auf langen Märschen verhältnißmäßig mehr Zeit erforderlich ist als auf kurzen, und dergleichen mehr.

Ganz verschieden ist dies, wenn es darauf ankommt, für die militärische Benutzung der Eisenbahnen Größen zu gewinnen, welche mit einiger Zuverlässigkeit in den militärischen Calkül aufgenommen werden sollen.

Die Einwirkungen, welche die Bewegung einer großen Menge von Locomotivzügen in weiten Entfernungen erschweren und verzögern werden, sind, wie schon bemerkt worden, nicht bekannt.

Der gewöhnliche für die Bedürfnisse des Friedens eingerichtete Eisenbahnbetrieb gewährt hiefür keine direkt zu benutzenden Erfahrungen. Es nimmt derselbe nur vorübergehend das ganze vorhandene gehende Zeug auf den Bahnen, oder das Maximum des von den Locomotiven zu äußernden Zugvermögens in Anspruch. Aus diesem Betriebe läßt sich also ohne Weiteres ebenfalls nicht bestimmen, welche Einflüsse auf den Transport großer Massen in weiten Entfernungen verzögend und erschwerend einwirken, und in wie weit dies geschehen möchte. Dessenungeachtet ist es vor allen Dingen nothwendig, diesen Betrieb und die ganze Natur des Eisenbahnwesens genau ins Auge zu fassen, um daraus einigermaßen zuverlässige Annahmen abzuleiten, welche in den militärischen Calkül aufgenommen werden können. Das auf diese Weise gewonnene Resultat wird allerdings nur annähernd richtig seyn, weil ihm eben direkte Erfahrungen aus großen Kriegstransporten nicht zur Seite stehen. Höchst wahrscheinlich wird durch letztere dies Resultat dereinst modificirt werden. Zur Zeit giebt es aber keinen anderen Weg, um jene Größen für den militärischen Calkül zu gewinnen, als den bezeichneten, da derselbe wenigstens die Willkühr ausschließt, und die schrankenlose Phantasie in Zaum hält, welche zu leicht erreichbar findet, was sie wünscht. Um sich vor solchem Irrthum zu bewahren, ist es ferner nothwendig, sich bei dieser Untersuchung dem gegenwärtigen Stande des Eisenbahnwesens anzuschließen, und keine vortheilhafteren Einrichtungen der Bahnen, der Locomotiven und der Wagen anzunehmen, als solche, wie sie gegenwärtig in der Mehrzahl vorhanden sind, oder doch bereits angewendet werden, daher dereinst auch bei der militärischen Benutzung angewendet werden müssen, die sämmtliches vorhandene Material in Anspruch nehmen wird, und eine Auswahl des Vorzüglichsten daraus für ihre Zwecke nicht gestattet.[1]

[1] Wollte man z. B. Locomotiven von 20 Tonnen (400 Centner) und Wagen, die jeder 10 Personen fassen, und die Anzahl der letztern im Verhältniß zu jenen Locomotiven annehmen, so würde das ein ganz verkehrtes Verfahren seyn, wenn es auch durchaus angemessen erscheint, daß z. B. für die Strecke Ulm-Geißlingen der württembergischen Bahn nur solche Locomotiven angewendet werden sollen, und Personenwagen von der gedachten

Bekenntniß abzulegen, daß das allgemeine Bundesgeſetz von nun an die Norm für alle ihre innern Angelegenheiten ſey. Ferner, jede dieſer Städte lieferte in beſtimmten Friſten (nach dem ſogenannten Achäerjahr) ihre Geldbeiträge in die allgemeine Bundescaſſe; wo ſie für eintretende Kriegsbedürfniſſe aufbewahrt wurden. In den Verſammlungen bei den Heiligthümern der Ceres und Pallas wurden nicht nur Opfer und andere Cultushandlungen verrichtet, ſondern auch Märkte und Meſſen gehalten. Die Bundesmünzen liegen in Silber und Erz vor. Die erſteren haben auf der Vorderſeite den Kopf des Jupiter, auf der Rückſeite das achäiſche Monogramm mit verſchiedenen Nebenzeichen, zum Theil auf die einzelnen Bundesſtädte bezüglich; die letzteren: den ſtehenden Jupiter mit dem Namen einer Magiſtratsperſon, oder die ſitzende Ceres mit dem Namen der einzelnen Bundesſtadt. *

Was aber die Hauptſache iſt, die achäiſchen Bundesmünzen waren ſämmtlich in gleicher Größe und in gleichem Schrot und Korn geprägt. Hierdurch wurde einem großen Unweſen geſteuert. Es war nämlich der Mißbrauch eingeriſſen, daß jede griechiſche Stadt ſich nur ihrer eigenen Münzen bediente, und die der andern Städte mehrentheils (nämlich wenn ſie nicht beſonders gehaltvoll waren, ſo daß man durch Umtauſch und Umſchmelzen daran gewinnen konnte), als zu geringhaltig zurückwies, wodurch dem Handel und Verkehr die größten Hemmungen angelegt, und dem Wucher und der Agiotage Thür und Thor geöffnet wurden. Jene durchgreifende Maßregel leiſtete nunmehr große Hülfe. Das neue

* Hr. Karl Friedr. Merleker in der ſehr fleißig gearbeiteten Schrift: Achaicorum libri tres, Darmstad. 1837, pag. 473, vermuthet, dieſe Drachmen mit jenem Monogramm ſeyen ſämmtlich zu Aegion geſchlagen; welche Vermuthung ich auf ſich beruhen laſſe, wie dann der verdienſtvolle Verfaſſer die Münzen zu ſpät und faſt nur im Nachtrag berückſichtigt hat; ſonſt würde er auch wohl die Silbermünzen mit der Schildkröte nicht noch jetzt der Stadt Aegion zugeſchrieben haben. Hätte er die von Eckhel nachgelaſſenen Addenda zur Doctrina Num. Vet. pag. 27 nachgeleſen, ſo würde er gefunden haben, daß der große Numismatiker dieſe Meinung ſchon ſelbſt bald zurückgenommen hatte. Sie muß aber ganz zurückgenommen werden, denn dieſe Münzen gehören nach Aegina.

Wenn zunächst der Transport von Kriegsmaterial und Verpflegungsgegenständen noch unberücksichtigt bleibt, so wird es darauf ankommen, zu bestimmen:

Wie viel Mannschaften, Pferde, Geschütze und Fahrzeuge durch eine Locomotive durchschnittlich auf deutschen Bahnen transportirt werden können?

Wie die Transporte für Kriegszwecke auf den verschiedenen Bahnen einzurichten seyen, um mit Sicherheit die größtmögliche Menge von Truppen in der kürzesten Zeit durch weite Entfernungen zu schaffen?

Auf wie viel vorhandene Locomotiven und Transportwagen auf den verschiedenen Bahnen etwa für die militärische Benutzung gerechnet werden könne?

Endlich welcher Leistung einspurige, und welcher Leistung zweispurige Eisenbahnen für Truppen-Transporte im Maximum fähig seyen, wenn so viel Locomotiven und Wagen vorhanden angenommen werden, als mit Nutzen verwendet werden können?

Um diese Fragen erschöpfend zu beantworten, wäre es nothwendig — wie schon erwähnt — in die Technik des Eisenbahnbetriebes einzugehen. Da indeß hier die Zeit dazu gebricht, so werde ich mich begnügen, nur die Resultate einer spezielleren Untersuchung vorzuführen, die der Prüfung technischer Autoritäten unterlegt, und von diesen anerkannt worden ist.[1]

Größe sich hin und wieder auch in Deutschland finden; — es würde das etwa so viel heißen, wie: Brabanter Frachtwagen und Geschirr in Ungarn requiriren wollen.

[1] Für den mündlichen Vortrag erschien die Mittheilung der Resultate aus dem angeführten Grunde ausreichend. Nachdem der Vortrag aber zum Druck bestimmt worden, möchte es dem Leser wünschenswerth erscheinen, die Motive entwickelt zu sehen, welche zu den im Text angegebenen Resultaten geführt haben. Es sind daher hier und auch weiterhin diese Motive in Anmerkungen ausgeführt worden, ohne gleichwohl den Gegenstand vollständig zu erschöpfen, was nicht ohne ganz spezielle technische Entwicklungen hatte geschehen können.

Was zunächst die Leistungsfähigkeit der Locomotive anbetrifft, so ist dieselbe einerseits durch ihre eigenen Einrichtungen, und andererseits durch die Beschaffenheit der Bahn, auf welcher sie wirksam werden soll, bedingt.

Für die Leistungsfähigkeit der Locomotiven ist eine solche von 240 Centner Schwere zum Grunde gelegt, die auf Bahnen, wie

---

Abgesehen von den Einrichtungen zur Dampferzeugung, die fast immer mehr als ausreichend sind, wird diese Leistungsfähigkeit durch die Last bedingt, welche auf den direkt von der Dampfkraft umgedrehten Triebrädern der Locomotive ruht. Man hat deßhalb in neuerer Zeit die Locomotiven schwerer gebaut als früher, und es soll daher hier eine Locomotive, welche gefüllt 12 Tonnen oder 240 Centner wiegt, von denen 9 bis 10 Tonnen auf den Triebrädern ruhen, als normal angenommen werden. Auf Bahnen, welche, wie die meisten in Deutschland, auf 200 Fuß nur 1 Fuß fallen oder steigen, und außerdem keine sehr jähen Krümmungen haben, zieht eine solche Locomotive die Last von 1800 Centnern, einschließlich der Transportwagen, mit einer Geschwindigkeit von 4 Meilen in der Stunde. Wird die Geschwindigkeit vermehrt, so vermindert sich die fortzuschaffende Last, wird sie dagegen vermindert, so kann eine größere Last fortgeschafft werden. Da indeß bei vermehrter Geschwindigkeit die fortzuschaffende Last bedeutend abnimmt, die Zeit zur Fortschaffung großer Truppenmassen aber — wie dies später noch ausgeführt werden soll — keineswegs allein von der Geschwindigkeit der eigentlichen Bewegung, sondern von der Dauer und häufigen Wiederkehr der dieselbe unterbrechenden Halte abhängig ist, so würde der durch eine vermehrte Geschwindigkeit zu erzielende Zeitgewinn ganz außer Verhältniß mit der dadurch bedingten Verminderung der Transportmasse stehen. Es ist daher hier eine größere Geschwindigkeit als die gedachte nicht angenommen worden. Da ferner die Möglichkeit, eine gewisse Masse von Reisenden oder Gütern auf der Eisenbahn zu transportiren, von der Menge der vorhandenen Transportwagen abhängig ist, und auf den frequentesten Bahnen der Welt gegenwärtig, im Verhältniß zu den vorhandenen Locomotiven, kaum Transportwagen genug aufzutreiben sind, um die der angegebenen Bruttolast von 1800 Centnern entsprechende nutzbare Last zu transportiren, so würde es auch ohne Nutzen seyn, eine geringere Geschwindigkeit als die von 4 Meilen in der Stunde anzuwenden, weil die gedachte Transportmasse, wegen Mangel der benöthigten Wagen, dadurch nicht vergrößert werden könnte.

Bei der Einrichtung der großen Mehrzahl der vorhandenen älteren und neuesten Transportwagen, beträgt deren Gewicht ferner etwa eben so viel, wie das der darauf zu transportirenden Reisenden. Es bleiben daher von den 1800 Centnern, welche durch die in Rede stehende Locomotive transportirt werden können, nur 900 Centner wirklich nutzbar fortzuschaffende Last übrig. Der völlig ausgerüstete Mann im Durchschnitt zu 2 Centner Gewicht angenommen, kommen daher auf den Locomotivenzug 450 Mann, oder 8 bis 15 Personenwagen.

Dasselbe Verhältniß findet etwa zwischen dem Gewicht eines gewöhnlichen Lastwagens und dem von 3 bis 4 darauf zu transportirenden Pferden

sie in Deutschland gewöhnlich sind, 1800 Centner Bruttogewicht mit der Geschwindigkeit von 4 Meilen in der Stunde, die Aufenthalte ungerechnet, fortschafft. Von diesen 1800 Centnern muß indeß durchschnittlich die Hälfte für das Gewicht der Transportwagen in Abzug kommen, so daß für den Locomotivzug nur 900 Centner nutzbare Last verbleiben. Dies gibt entweder:

den völlig ausgerüsteten Mann zu 2 Centner angeschlagen — 450 Mann; oder Pferd und Mann zu 12 Centner, etwa 70 Mann Cavallerie; oder 20 Geschütze oder Fahrzeuge und 80 Mann.

Sollen nun Truppentheile transportirt werden, so würden nach den vorstehenden Einheitssätzen, sämmtliche Truppen auf dem completen Kriegsfuß gerechnet, und mit Einschluß der Knechte, Pferde, Wagen ꝛc.

1. ein Infanterie-Regiment in 9 Locomotivzügen;
2. ein Cavallerie-Regiment in 10 Zügen;
3. eine sechspfündige Fußbatterie bequem in 3 Locomotivzügen;
4. eine zwölfpfündige Fuß- oder eine Haubitzbatterie in 4 Locomotivzügen;
5. eine reitende Batterie in 5 Locomotivzügen, und

mit ihren Reitern statt, so daß auch hier die nutzbare Last nur zu 900 Centnern anzuschlagen ist, und dem Gewicht von etwa 70 Pferden mit ihren Reitern entspricht. Auf den Locomotivzug sind also 70 Pferde zu rechnen, für welche etwa 20 gewöhnliche Güterwagen erforderlich seyn würden, weil speziell für den Pferdetransport eingerichtete Wagen überall nur in geringer Anzahl vorhanden sind, die gewöhnlichen Lastwagen also zu diesem Transport benutzt werden müßten.

Das Gewicht der Feldgeschütze, Kartatsch-, Granat- oder Trainwagen beträgt zwischen 34 und 50, im Durchschnitt also etwa 42 Centner. Da neben einem solchen Fahrzeuge noch ganz gut 4 Mann auf einem gewöhnlichen Eisenbahn-Transportwagen Platz finden können, so beträgt die Ladung desselben mithin durchschnittlich 50 Centner, während der Wagen selbst nur 40 Centner wiegt. Es sind daher in einem Locomotivzuge 20 Geschütze oder Fahrzeuge und 80 Mann auf 20 Eisenbahnwagen fortzuschaffen.

Nach diesen Einheitssätzen ist das Transportbedürfniß der verschiedenen Truppentheile nach einem angenommenen Etat im Text berechnet. Wird ein anderer Etat zum Grunde gelegt, so wird das Bedürfniß für die einzelnen Bataillone ꝛc. sich etwas anders stellen; im Ganzen werden aber z. B. für eine Inf.-Brigade von 6000 Feuergewehren ꝛc. immer nahebei so viel Locomotivzugen erforderlich seyn, wie im Text angegeben.

6. ein Pontontrain in 6 Locomotivzügen Platz finden.

Ein Cavallerie-Regiment wird daher mehr Locomotivzüge in Anspruch nehmen als ein Infanterie-Regiment, und eine reitende Batterie fast doppelt so viel als eine Fußbatterie. Da nun überdies der Transport einer großen Menge daran nicht gewöhnter Pferde, auf dazu in der Eile und unvollkommen eingerichteten Bahnwagen, Schwierigkeiten findet, die nicht so leicht zu besiegen seyn dürften; da das Auf- und Abbringen der Pferde auf und von den Wagen, wenigstens zweimal täglich, eine Menge Zeit fortnehmen und die ganzen Transporte aufhalten möchte, so wird man annehmen dürfen, daß für die Praxis die durch Dampfkraft beschleunigte Bewegung der Cavallerie in keinem Verhältniß zu den Vortheilen stehe, welche davon für die Infanterie erwartet werden können, und auf den Transport von Cavallerie ganz verzichten, oder ihn vorläufig doch auf seltene Ausnahmen beschränken.

Von größeren combinirten Truppen-Abtheilungen würden:

eine Infanterie-Brigade mit ihrer Brigade-Batterie 21 Locomotivzüge;

eine Infanterie-Division von 2 solchen Brigaden und eine zwölfpfündige Batterie 46 Locomotivzüge;

die Infanterie eines Armeecorps danach 92 Locomotivzüge, und mit noch 4 Reserve-Batterien des Corps 108 Locomotivzüge in Anspruch nehmen.

Die Cavallerie des Corps mit 2 reitenden Batterien würde, wenn die oben angegebenen Schwierigkeiten ihres Transports zu beseitigen wären, 90 weitere Züge und die zum Corps gehörenden Trains und Bagagen noch andere 150 bis 180 Züge in Anspruch nehmen.

Wenn es nun darauf ankommt, eine Colonne von mehreren Zügen in Bewegung zu setzen, so darf ein Zug nicht eher von der Station abgehen, als nachdem der vorausgehende bereits eine Viertelstunde die Station verlassen hat.[1] Außer diesen

[1] Bei dem gewöhnlichen Betriebe hält man es für nothwendig, daß ein Zug dem vorangegangenen in keiner kürzeren Zeit als in 10 Minuten folgt, daß indeß, nachdem 2 bis 3 Züge auf diese Weise befördert worden, ein längerer Zeitraum vergehen müsse, um in demselben die Bahn revidiren

regelmäßigen Distanzen zwischen den Zügen ist es aber noch nothwendig, daß von Zeit zu Zeit längere Intervallen der Ruhe auf der Bahn eintreten, um dieselbe revidiren, und durch kleine Reparaturen am Geleise das Eintreten größerer Beschädigungen, und dadurch die Hemmung des ganzen Bahnbetriebs zu verhüten.

Sodann fragt es sich, ob es vortheilhafter sey, die ganze Masse der für den Transport eines gewissen Truppentheils erforderlichen Locomotivzüge an ein und demselben Ort zu concentriren, und dieselben Locomotiven und Wagen die ganze Bahn durchlaufen zu lassen, oder ob es angemessener sey, die Bahn in eine Anzahl von Stationen zu zerlegen, auf einer jeden solchen Station eine entsprechende Anzahl von Locomotiven und Wagen als Relais aufzustellen, welche ein Echelon der zu transportirenden Truppen durch die Station schaffen, leer zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren, um ein zweites Echelon aufzunehmen, und denselben Weg täglich so vielmal zurücklegen, als es im übrigen ausführbar ist.

Bei oberflächlicher Anschauung erscheint der erstere Modus als der einfachere und darum der vorzuziehende, weil die ganze Masse der Locomotivzüge mit den nothwendigen Distanzen sich nach und nach gleichmäßig in Bewegung setzen, und am Endpunkte am schnellsten concentrirt eintreffen könnte. Bei näherer Betrachtung des Betriebes der Eisenbahnen, wie solcher zur Sicherung des Dienstes und zur Verhütung von Unglücksfällen nothwendig

---

zu können. Da aber selbst die vorzüglichsten Locomotiven, unter sonst gleichen äußern Umständen, nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit fahren können, und überdies 5 bis 10 Minuten, ja zuweilen noch mehr beim Wassereinnehmen auf den Zwischenstationen vergehen, so dürfte es bei mehr als 2 oder 3 auf einander folgenden Zügen nothwendig seyn, die Zeit-Intervalle zwischen je 2 und 2 derselben auf eine Viertelstunde anzunehmen, und dagegen die Bahnrevisionen seltener stattfinden zu lassen. Diese Zeit-Intervalle beträgt bei der Geschwindigkeit von 4 Meilen in der Stunde bereits eine Meile Distanz im Raum, und dürfte daher am hellen Tage und bei einiger Aufmerksamkeit genügen, um Auffahren u. dergl. Unglücksfälle zu verhüten. Während der Nacht, bei Nebel, starkem Regen oder Schneegestöber wird es dennoch einer außerordentlichen Aufmerksamkeit Seitens der Locomotivführer bedürfen, wenn solche Fälle nicht eintreten sollen.

ist, und der Vorkehrungen, welche getroffen werden müssen, um einen solchen Transport in Massen vorzubereiten, stellen sich der Anwendung dieses Transportmodus indeß wesentliche Bedenken entgegen.

Es würden nämlich die von Zeit zu Zeit unerläßlichen Revisionen und Reparaturen der Bahn während eines solchen Betriebes nicht vorgenommen werden können, Unglücksfälle und Störungen des Betriebes daher auch nicht ausbleiben. Um so mehr wäre dies zu besorgen, als der größte Theil der Locomotivenführer dabei auf fremde Bahnstrecken versetzt werden müßte, bei der militärischen Benutzung an sich aber nur ein Theil dieser Führer so geübt seyn kann, wie dies beim gewöhnlichen Betriebe stattfindet. Denn da die militärische Benutzung sämmtliche dienstfähige Locomotiven in Anspruch nehmen muß, für die gewöhnlichen Betriebsverhältnisse aber nie so viel Führer gehalten werden, als Locomotiven vorhanden sind, so würde bei der militärischen Benutzung auch allemal der Fall eintreten, daß man sich theilweise unerfahrener Führer bedienen müßte, und daß diese, so wie die erfahrenen anhaltender angestrengt würden als bei dem gewöhnlichen Betriebe.[1]

[1] Zur Verhütung von Unglücksfällen wird es bei jedem Eisenbahnbetriebe für unerläßlich erachtet, daß die Bahn während des Betriebes revidirt und kleinere oder größere Reparaturen daran vorgenommen werden, die aus Unregelmäßigkeiten der Bahn entstehen und sich nur zu leicht einstellen. Solche Revisionen sollen bei dem gewöhnlichen Verkehr nach einem jeden Zuge oder doch wenigstens mehrere Male täglich stattfinden, was nicht möglich wäre, wenn eine große Anzahl von Zügen sich mit der angegebenen Distanz folgen sollte. Sowohl das Personal als das Material der Bahnen wird bei der militärischen Benutzung überdies nicht nur sammtlich, sondern auch noch in kürzerem Zeitabschnitt dauernder, mithin mehr angestrengt, als bei dem gewöhnlichen Bahnbetriebe. Während das Material dadurch leichter schadhaft werden muß als bei letzterem, wird von dem vermehrten, also theilweise weniger eingeübten Personal ein höherer Grad von Aufmerksamkeit und Umsicht in Anspruch genommen, als gewöhnlich, der sich aber häufig bei den Leuten nicht finden dürfte. Die Wahrscheinlichkeit von Unglücksfällen wird bei der militärischen Benutzung dadurch schon an sich vermehrt, und muß es um deste mehr werden, je länger die auf den Bahnen sich bewegenden Colonnen sind. Dazu würde auch noch die Concentrirung des gesammten Materials auf einem Punkte beitragen, weil es nur wenige Bahnhöfe gibt, welche 10 bis 15 Locomotivzüge fassen, während eine

Störungen des Betriebes oder Unglücksfälle würden aber am empfindlichsten gerade auf eine Benutzungsart der Bahn wie

Infanterie-Division nach den gegebenen Einheitssätzen 46 Züge ohne die Reserven in Anspruch nehmen würde. Bei Aufstellung einer großen Anzahl von Zügen an einem Punkte muß durch das Auf- oder Abladen von Wagen und Pferden ꝛc. auf dazu nicht gehörig vorbereiteten Stellen, aber schon an sich die Gewinnung der Uebersicht und die Erhaltung der Ordnung schwierig werden, während sie gerade hier durchaus nothwendig ist; — will man nicht Gefahr laufen, die bei jeder bedeutenden Anhäufung von Communikationsmitteln an einem Punkt unvermeidlichen Unglücksfälle noch erheblich zu vermehren, und dadurch von Hause aus die ganze militärische Benutzung der Eisenbahnen in Mißkredit zu bringen.

Da ferner bei einer sehr großen Menge von Locomotiven und Wagen, die alle voll angestrengt werden, darauf gerechnet werden muß, daß ein Theil davon während des Dienstes unbrauchbar wird, so müßten in der Colonne leere Reservezüge mit fortgeschafft und dadurch die Tiefe der Colonne noch vermehrt werden. Die auf dem Wege unbrauchbar werdenden Locomotiven und Wagen würden nach Umständen entweder auf der nächsten Station stehen bleiben, oder, wo es nothwendig ist, um die Bahn frei zu machen, von derselben abgeworfen werden müssen. In beiden Fällen würde die Reparatur des vorübergehend unbrauchbar gewordenen Materials verzögert werden, dasselbe daher für längere Zeit aus dem Dienst scheiden. Es müßte dies um so nachtheiliger einwirken, als bei der militärischen Benutzung das Material überhaupt durch die ungewöhnliche Anstrengung schneller reparaturbedürftig werden möchte, die gewöhnlichen Werkstätten zur Reparatur der Locomotiven und Wagen aber gemeinhin nur für die Instandhaltung des geringer angestrengten Materials eingerichtet und mit Arbeitern versehen sind. Die Werkstätten würden daher nicht mehr für die Instandhaltung des häufiger und mehr reparaturbedürftigen Materials ausreichen, welches durch die unreparirt bleibenden Locomotiven und Wagen täglich vermindert, also auch in seinem militärischen Effekt geschwächt werden würde, während es auf andere Weise nützlich verwendet werden könnte. In den Hauptrichtungen des Landes würden ferner durch Wegführung des Materials alle Communikationen in der, der Colonnenrichtung entgegengesetzten, unterbrochen werden, weil zu erwarten steht, daß später alle Posten da, wo Eisenbahnen vorhanden sind, auf diese übergehen. Selbst Couriere würden dann auf den verlassenen Straßen nur langsam fortkommen, und alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze oder den Gränzen nach dem Innern des Landes verzögert werden. Endlich würde bei Concentrirung der Betriebsmittel die Benutzung der Eisenbahnen zur Herbeischaffung von Verpflegungsgegenständen, Armee-Material, Ersatzmannschaften ꝛc. sehr beschränkt werden, worin — wie das weiterhin ausgeführt ist — ein fernerer, sehr erheblicher Nachtheil einer solchen, ohne

die in Rede stehende einwirken, weil in dem engen Defilee, welches jede Eisenbahn bildet, ein Ausweichen oder Vorbeifahren auf demselben Geleise unausführbar ist, und ein Unfall, der auch nur einen Punkt der Bahn trifft, leicht die ganze Colonne auf lange Zeit hin aufhalten kann.

Da nun überdies die Unglücksfälle schon bei jeder Anhäufung von Transportmitteln, mindestens in gleichem Verhältniß mit der Masse wachsen, so scheint es um so gerathener, von einem Transport, wobei sämmtliche Locomotivzüge und ihre Reserven die ganze Bahn durchlaufen müßten, abzustehen, als dadurch nicht einmal an Zeit gewonnen werden kann,[1] weil schon

---

Rücksicht auf Erhaltung des Transportmaterials zu wählenden Benutzungsart der Eisenbahnen bestehen würde.

[1] Diese Ansicht wird vollständig begründet, wenn man mit Rücksicht auf die Praxis des Eisenbahnbetriebes überhaupt den Betrieb einer Bahn für große Truppentransporte etwas genauer ins Auge faßt, daraus die erforderliche Zeit für die Transporte ableitet, wenn sämmtliche in Bewegung zu setzende Locomotivzüge mit ihren nöthigen Reserven die ganze zu benutzende Bahn durchlaufen sollen, und diese Zeit mit derjenigen vergleicht, welche erforderlich werden würde, wenn man auch für große Truppentransporte den Betrieb so viel als möglich dem gewöhnlichen Bahnbetriebe anzunähern sucht. Da ein bedeutender Unterschied in den Leistungen einer Eisenbahn dadurch bedingt wird, ob sie einspurig oder zweispurig ist, ein großer Theil der deutschen Eisenbahnen aber noch einspurig ist, so erscheint es für den vorliegenden Zweck hinreichend, hier nur die Benutzung der letzteren zu erörtern, indem sich danach und aus dem weiter Folgenden ergeben wird, daß bei zweispurigen Bahnen durch ein Zusammenziehen der Transportmittel an einem Punkt ein noch weniger günstiges Resultat für große Truppentransporte erzielt werden könne.

Wenn man also annähme, daß die vorhin angeführten Ursachen, welche der Concentrirung einer großen Menge von Locomotivzügen an einem Punkt und der gleichmäßigen Instradirung einer starken Colonne entgegentreten, nicht ganz so nachtheilig auf die Sicherheit der Transporte einwirkten, wie vorausgesetzt worden, so würde die mit gleichen Distanzen in Bewegung zu setzende Colonne doch nothwendig durch die Zeit zu den unumgänglich vorzunehmenden Revisionen und kleinen Reparaturen der Bahn unterbrochen werden müssen, und dadurch die Stärke dieser Colonne eine Gränze finden.

Noch nie sind 20 Züge über eine Bahn gegangen, ohne daß dieselbe revidirt worden wäre, und wenn wir daher annehmen, daß deren 30 sich ununterbrochen folgen sollten, so ist das gewiß schon eine sehr günstige Annahme. Mit den erforderlichen Distanzen von einer Viertelstunde zwischen

für das Zuſammenziehen einer großen Anzahl von Locomotiven und Wagen ſtets mehrere Tage vergehen würden.

---

den einzelnen Zügen, gibt dies bereits 7½ Stunden continuirlicher Benutzung der Bahn. Während derſelben würde alſo die geſpannte Aufmerkſamkeit von Seiten der Bahnwärter und übrigen Bahn-Unterhaltungsbeamten ꝛc. in Anſpruch genommen werden, und da dieſer Zeit nothwendig noch einige Stunden für die Reviſion der Bahn und die erforderlichen kleinen Inſtandſetzungen hinzutreten müßten, ſo möchte darüber der Tag ziemlich hingehen. Denn wenn auch nicht längs der ganzen Bahn Reparaturen vorgenommen werden, und dies nur an einer Stelle geſchähe, ſo genügt das ſchon, um die nachfolgenden Züge anzuhalten. Für die bei der ſtärkeren und dauernderen Benutzung der Bahn nothwendigen Inſtandſetzungen müßten daher nothwendig mehrere Stunden angenommen werden.

Je ſtärker die Colonnen werden, deſto mehr Zeit wird für die Diſtanzen im Verhältniß zur eigentlichen Fahrzeit in Anſpruch genommen, und es wäre daher in dieſer Beziehung wünſchenswerth, die einmal inſtradirten 30 Züge, ſo weit als es im Uebrigen ausführbar iſt, continuirlich fahren zu laſſen.

Nimmt man an, daß ein Locomotivzug täglich 24 Meilen zurücklegt, ſo iſt dies ſchon als eine bedeutende Leiſtung anzuſehen, indem die Locomotiven längere Zeit hindurch nur ſelten ſo viele Meilen täglich zurücklegten; 36 Meilen täglich zurückzulegen würde aber bereits eine Anſtrengung ſeyn, welche die Mehrzahl nur wenige Tage hinter einander zu leiſten im Stande ſeyn dürfte, und nach welcher ſie jedenfalls alltäglich gehörig revidirt und dazu vorher ausgelöſcht werden müßten. Sollten 36 Meilen zurückgelegt werden, ſo würde die eigentliche Fahrzeit, mit Einſchluß der Aufenthalte auf den Stationen, bis zur Ankunft am Endpunkt 11 Stunden, bei 24 Meilen nur 7½ Stunden dauern. Da zwiſchen der Ankunft des 1ſten und des 30ſten Locomotivzuges aber 7½ Stunden vergehen, ſo würde die ganze Bewegung danach täglich resp. 18½ oder 15 Stunden währen. Demnächſt müßten ſodann noch die Locomotiven am Ende einer ſolchen Fahrt gründlich unterſucht und, wie erwähnt, dazu ausgelöſcht werden. Da eine 30 Locomotivzüge ſtarke Colonne ferner, auf der Bahn ſtehend, faſt eine Meile Tiefe einnehmen würde, wenn zwiſchen den ſtehenden Zügen nur 200 Schritt Diſtanz bleiben, das Auslöſchen, Reinigen und Revidiren der Locomotiven mithin nicht an dazu vorbereiteten Orten, ſondern mitten auf der Bahn, alſo mit vermehrter Sorgfalt und größerem Zeitaufwande geſchehen müßte, als beim gewöhnlichen Betriebe, ſo würde das Aufſichts- und Fahrperſonal der Bahn durch alle dieſe Umſtände noch einige Stunden mehr in Anſpruch genommen werden. Die Locomotivführer würden alſo entweder 21 oder 18 Stunden unausgeſetzt im Dienſt ſeyn, je nachdem die Züge 36 oder nur 24 Meilen täglich zurücklegen ſollten. Eine ſolche Anſtrengung kann aber nicht einmal 2 Tage hinter einander geleiſtet werden.

Ein günstigeres Resultat würde mit einem größeren Grade von Zuverlässigkeit zu erlangen sein, wenn man, wie schon früher erwähnt, die Bahn in eine gewisse Anzahl von Stationen

---

Selbst wenn es im Uebrigen ausführbar wäre, 30 beladene und mit den Reserven etwa 36 Locomotivzüge hinter einander die Bahn durchlaufen zu lassen, so müßte die Absicht, dies durchzuführen, schon allein an der Uebermüdung der Locomotivführer und des sonstigen Eisenbahnpersonals scheitern. Mit der Vermehrung der Anzahl von Locomotivzügen nehmen diese Schwierigkeiten natürlich noch zu. Dreißig Locomotivzüge, welche in gleichen Distanzen 24 Meilen zurücklegen, sind daher schon mehr als das Maximum der täglichen Leistung auf einer einspurigen Bahn, selbst wenn alle Uebelstände, welche im Uebrigen dem Concentriren einer großen Menge von Zügen an einem Punkte und deren Instradirung durch eine lange Bahn sich entgegenstellen, nur von geringer Bedeutung waren.

Diese 30 Locomotivzüge dürfen aber noch nicht einmal sämmtlich als beladen angenommen werden, weil sonst gar kein Mittel vorhanden wäre, auf dem Wege unbrauchbar werdende Locomotiven oder zerbrochene Wagen auszuwechseln. Für gewöhnlich rechnet man auf 5 Locomotiven eine 6te in Reserve, und es könnten mithin nur $^5/_6$ der angegebenen Züge, das sind 25, als beladen angenommen werden.

Käme es nun darauf an, 4 Infanterie-Brigaden mit ihrer Artillerie z. B. von Berlin nach Köln zu schaffen, so würden dieselben — nach der früheren Annahme — in 92 Locomotivzügen Unterkommen finden, und da täglich nur 25 dergleichen beladen über die Bahn geben können, so würden mithin 4 Abtheilungen dazu erforderlich seyn, und die vierte drei Tage nach der ersten am Bestimmungsort anlangen. Der Weg von Berlin bis Köln wird auf der Eisenbahn etwa 90 Meilen betragen, so daß die erste Abtheilung also am vierten, und die vierte am siebenten Tage nach der Abfahrt von Berlin in Köln eintreffen könnte. Ehe die Abfahrt von Berlin beginnen kann, müßten für die sämmtlichen Abtheilungen die erforderlichen Locomotivzüge, das sind mit Einschluß der Reserven etwas über 100 Locomotivzüge, daselbst concentrirt seyn. Um dies zu bewirken, vergehen indeß gewiß 3 bis 4 Tage, und es möchten daher von dem Augenblick ab, wo man beschließt, die gedachten 4 Brigaden nach Köln auf der Eisenbahn zu instradiren, bis zu ihrer Ankunft bei diesem Platz mindestens 10 bis 11 Tage vergehen, wenn auch nicht der mindeste Zufall auf der Bahn einträte, und wenn die Locomotivenführer ꝛc. wirklich täglich 18 Stunden von 24 unausgesetzt angestrengt im Dienst verharren könnten. Da das Eine aber nicht wahrscheinlich und das Andere nicht ausführbar ist, so ist auch das hier gegebene Maximum der Leistung schon viel zu hoch gegriffen und, wie aus dem Nachfolgenden hervorgeht, dennoch geringer als das wahrscheinlich zu erzielende, wenn man auch für große Truppentransporte den Betrieb so viel als möglich dem gewöhnlichen Bahnbetriebe anzunähern sucht.

achäiſche Geld konnte im ganzen Umfang der Conföderation ungehindert circuliren.

Die ſogenannten Contre-marques hat man ſehr verſchieden erklärt, d. h. jene Gegenzeichen, die oft ſehr ſchonungslos auf die Typen geſchlagener Münzen aufgeprägt wurden. Man betrachtet ſie nämlich theils als Zeichen erhöheten Werthes, oder der Erlaubniß ihres Curſes in einem fremden Gebiet oder Stadt, als Zeichen für die öffentlichen Arbeiter, als Marken zum Einlaß in die Schauſpiele u. ſ. w. Nach der ſkeptiſchen Zurückhaltung, womit Eckhel ſich darüber erklärt hatte (Prolegg. pag. CXII.), muß ich mich wundern, daß neuerdings ein brittiſcher Schriftſteller (im Num. Journal, June 1836) ſich alſo darüber ausdrückt: „The countermark on this coin (auf der Vorderſeite einer bithyniſchen Münze mit dem Kopfe der Julia, Donna und griechiſcher Schrift) was doubtless intended to alter its original value, or to give it currency in other cities, as in the case of the Spanish dollars, which circulated in this country with the stamp of the head of George the Third, during the late war.“

Das Verhältniß des Goldes zum Silber war bei den Griechen und ſpäter auch bei den Römern wie 1 zu 10. In gewiſſem Sinne könnte man ſagen, die Münzen ſeyen bei beiden Völkern heilig geweſen; denn die Götterbilder, die ihnen häufig aufgeprägt wurden, waren nicht bloß als Denkmale der Localculte zu betrachten, ſondern die Münzen ſollten dadurch auch als den Göttern geweiht und unter ihren Schutz geſtellt bezeichnet ſeyn. In Athen befand ſich die Münzſtätte auch bei der Kapelle eines Heros, wie zu Rom beim Tempel der Juno Moneta. Sie wurde auch Juno Monetalis genannt, wie Apollo Monetalis. Perſonificirt erſcheint die Moneta auf Münzen des Diocletian und Maximian, mit der Wage in der rechten und dem Füllhorn in der linken Hand, zu ihren Füßen eine Metallmaſſe. Der Münze wurden die Beinamen heilig (sacra) und göttlich (divina) gegeben; wer ſie verfälſchte oder ihr Gewicht verringerte, verfiel in Strafe, wie der, welcher ſich an der geheiligten Perſon eines Volkstribunen vergriffen hatte.

Alles dieſes konnte mannichfaltige Verfälſchungen und Betrügereien nicht hindern. Daß Polykrates von Samos durch mit

von 6 bis 10 Meilen Länge zerlegte, auf einer jeden Station eine Anzahl von Locomotivzügen als Relais aufstellte, durch welche allemal ein Truppen-Echelon, dessen Stärke durch den Raum in den aufgestellten Locomotivzügen bedingt ist, durch die Station geschafft würde. Diese Einrichtung hätte den Vorzug, daß die gesammten Locomotivführer nur immer eine ihnen bekannte Bahn passirten; daß die Aufsicht über den ganzen Betrieb und die Revision der Bahn sehr erleichtert, Unglücksfälle und Verzögerungen dadurch aber möglichst vermieden würden; daß selbst dann, wenn die Bahn durch einen unvorherzusehenden Zufall an einer Stelle so zerstört wäre, daß sie in mehreren Tagen nicht hergestellt werden könnte, die Benutzung des übrigen Theils derselben noch ausführbar bliebe, indem die Truppen dann absteigen, und bis zum nächsten Relais marschiren könnten.[1]

Die Stärke der stationsweise aufzustellenden Relais wird sich nach der Anzahl der auf der Bahn vorhandenen, oder von anderen Bahnen dahin zu schaffenden Locomotiven und Wagen richten, und daher sehr verschieden seyn können. Auf der Mehrzahl der deutschen Eisenbahnen sind etwa für jede Bahnmeile 1¼ bis 1½ Locomotiven, und eine entsprechende Anzahl von Personen- und Lastwagen vorhanden; letztere zwar im Verhältniß zu den Locomotiven jetzt noch nicht in solcher Anzahl, wie sie

[1] Träte ein solcher Zufall bei dem ersten Transportmodus ein, während sämmtliche Betriebsmittel an einem Ende der Bahn concentrirt sind, so wäre die ganze jenseits der Unterbrechung gelegene Bahnstrecke in diesem Falle gar nicht mehr zu benutzen, was um so nachtheiliger werden kann, wenn man seinen Calcül auf eine solche Benutzung gestützt hat.

Die Locomotiven und Wagen, welche unbrauchbar werden, können bei dem Relais-Transport ferner sogleich in den gewöhnlichen Werkstätten reparirt werden, die Reserve-Locomotiven und Wagen dürfen auch nicht unnütz die Tour mitmachen, sondern würden wie gewöhnlich auf den Stationen bereit stehen und erst in Bewegung gesetzt werden, wenn es erforderlich ist. Während diese also einerseits weniger der Reparatur bedürftig werden, und die übrigen im Gebrauch fehlerhaft werdenden leichter zur Reparatur kommen, bleibt das gesammte Material vollzähliger, der Effekt der Bahn wird also auch auf die Dauer mehr erhalten. Es ist Letzteres um so wichtiger, als ein großer Vorzug der Eisenbahnen darin besteht, daß sie für längere Zeit als vortreffliche Zufuhrlinien für alle Arten von Armeebedürfnissen zu benutzen sind.

eigentlich für die vorhin angenommene Ladung erforderlich wäre. Während ihre Zahl indeß einerseits fortwährend wächst, werden sie andererseits nicht so leicht reparaturbedürftig, wie die Locomotiven; es dürfen ihrer daher verhältnißmäßig weniger, als in Reparatur befindlich oder zur Reserve bestimmt, in Abrechnung gebracht werden. Solches ist nämlich für Locomotiven und Wagen nothwendig, weil nie der ganze Stand gleichzeitig dienstfähig ist, sondern gemeinhin etwa ¼ der Locomotiven sich in Reparatur befindet. Es kann daher nur etwa 1 Locomotive auf die Bahnmeile als dienstfähig angenommen werden. Wenn man die Stationen von 6 zu 6 Meilen annimmt, so kommen mithin 6 Locomotivzüge auf eine solche, und da auf jeder Station einer in Reserve gehalten werden muß, so bleibt jedes Relais noch 5 Locomotivzüge stark. Es darf dasselbe bei einspurigen Bahnen auch nicht stärker seyn, weil nur auf sehr wenigen Bahnhöfen zehn, und nur an einzelnen Hauptorten mehr als zehn Locomotivzüge gleichzeitig aufzustellen sind. Dies müßte aber stattfinden können, wenn 2 solcher Relais, nämlich 1 ankommendes und 1 abgehendes von je 5 Locomotivzügen, darauf Platz finden sollen.[1]

Nimmt man nun an, daß ein Locomotivzug die gedachte Station zweimal hin und her durchläuft, so gibt dies eine Leistung von 24 Meilen täglich, was schon als eine bedeutende anzusehen ist, wenn dieselbe wochenlang hinter einander stattfinden soll, indem die Locomotiven bisher längere Zeit hindurch nur selten so viele Meilen täglich zurücklegten. Kommt es indeß nur darauf an, den Locomotiven wenige Tage hinter einander eine Anstrengung abzufordern, so wird man annehmen dürfen, daß sie 36 Meilen täglich zurücklegen, nämlich dreimal die gedachte Station hin und zurück. Da vorhin 5 Locomotiven pr. Relais angenommen wurden, so gibt dies, wenn dieselben die

[1] Es darf hier nicht außer Acht gelassen werden, daß die Annahme, wonach 10 Locomotivzüge auf einem Bahnhofe Platz finden sollen, schon sehr günstig für den Transport-Effekt gegriffen worden ist. Wahrscheinlich wird man aus dieser Ursache in der nächsten Zeit die Größe der Relais, also auch der Truppen-Echelons, noch von geringerer Stärke einrichten müssen, wonach sich natürlich das zu ermittelnde Maximum der täglich durch die Bahn zu schaffenden Truppenmasse verringern würde.

Bahn dreimal durchlaufen, 15 Locomotivladungen, als die an demselben Tage über die Bahn zu schaffende größte Leistung.

Die Zeit, während welcher 2 oder 3 Echelons durch die Bahn geschafft werden können, richtet sich danach, ob die Bahn nur ein Geleise oder ob sie deren durchgehend zwei hat, ein Unterschied der für die militärische Benutzung von der äußersten Wichtigkeit ist. Bei einer einspurigen Bahn muß der erste Locomotivzug, welcher am Ende der Station angekommen ist, daselbst den letzten Zug des Relais abwarten, ehe er zurückkehren kann, weil er bei früherer Abfahrt den ihm entgegenkommenden Zügen auf demselben Geleise nicht ausweichen kann. Da nun, wie früher bemerkt, die einzelnen Locomotivzüge sich in Distanzen von Viertelstunde zu Viertelstunde folgen, und 5 zu einem Relais gehören, so muß der erste Zug eine Stunde auf die Ankunft des fünften warten. Ehe dieser entweder seine Ladung ganz an den auf der Station bereit stehenden leeren Zug abgibt, oder ehe die alte Locomotive den Wagenzug an die neue abgegeben, dafür die leeren Wagen angehängt und Wasser eingenommen hat, um demnächst als erster Zug leer zurückgehen zu können, dürfte abermals eine halbe Stunde vergehen, so daß der Aufenthalt zwischen Ankunft und Abfahrt auf jeder Station etwa 1½ Stunden betragen wird. Die Zeit, in welcher ein Zug beladen die Station zurücklegt, beträgt ferner mit Einschluß des Wassereinnehmens 1¾ Stunden. Ehe der erste Zug leer zurückkehren kann, müssen mithin etwas mehr als 3 Stunden vergehen.

Beinahe eben so viel Zeit wird vergehen von da ab, wo die leeren Züge sich zur Rückkehr in Bewegung setzen, bis dahin, wo sie wieder beladen die Fahrt mit dem zweiten Truppen-Echelon beginnen können. Bis zu diesem Augenblick sind daher 6 Stunden voll vergangen. Eben soviel müssen abermals verlaufen, ehe das Echelon zum drittenmal die Bahn passiren kann, und noch 5 weitere Stunden, also im Ganzen 17 Arbeitsstunden, ehe das Relais zum drittenmale, und dann zur Ruhe auf die erste Station zurückkehrt. Die Locomotivführer müßten daher während dieser ganzen Zeit, und außerdem noch, während des Revidirens, Auslöschens und Reinigens der Locomotiven, 2 Stunden länger, im Ganzen also 19 Stunden ziemlich unausgesetzt im

Dienste seyn, eine Anstrengung, die ihnen wohl nur für einen Tag zugemuthet werden kann. Soll diese mehrere Tage hindurch währen, so wird allein aus diesem Grunde die Station nur zweimal täglich von den Relais zurückgelegt werden dürfen, indem die Locomotivführer dabei, die Nebendienste ungerechnet, schon 13 bis 14 Stunden täglich im Dienste seyn müßten, ein Mehreres aber auf die Dauer nicht zu verlangen ist, wenn sie noch die nöthige Aufmerksamkeit und Spannkraft behalten sollen.

Wäre ein zahlreicheres Material als 1 diensthuender Locomotivzug auf jede Bahnmeile vorhanden, so würde die größte Leistung bedeutender werden können, bei einspurigen Bahnen die Zunahme der Leistung indeß bald eine Grenze finden. Denn da die Relais, wegen Mangel an Raum auf den Bahnhöfen nicht stärker angenommen werden dürfen, als zu 5 Locomotivzügen, 12 Stunden des Tages aber bereits ausgefüllt sind, ehe das 3te Echelon abgehen kann, so können, selbst unter Zuhilfenahme der Nacht, in den übrigen 12 Stunden nur höchstens noch zwei Echelons die Bahn durchlaufen. Zwanzig Locomotivzüge in 24 Stunden sind daher die größte Leistung, deren eine einspurige Bahn überhaupt fähig ist. Es sind dabei, wenn das Aufsichtspersonal der Bahn verdoppelt werden kann, zwar noch öftere Revisionen der Bahn, und selbst kleinere Reparaturen an derselben möglich. Die gesammte Zeit ist aber im Uebrigen so genau berechnet, daß nur im günstigsten Falle, und wenn keine Station viel länger als 6 Meilen gemacht werden darf, es möglich ist, 4 Echelons alle 24 Stunden abgehen zu lassen. Denn, wenn eine Station nur 7 Meilen lang ist, so beträgt die Zeit, welche bei dem viermaligen Hin- und Zurückfahren mehr vergeht, bereits 2 Stunden, und es ist in diesem Falle mithin das hier gegebene Maximum auf allen übrigen Stationen ebenfalls nicht mehr zu erreichen, weil bei dem nothwendigen Ineinandergreifen der vollen und leeren Züge auf den Stationen, die eine längere für alle übrigen kürzeren maßgebend wird. Da nun eine Infanterie-Brigade mit ihrer Brigade-Batterie in 21 Zügen Platz findet, dieselbe aber gemeinhin einiges Manquement haben dürfte, so ist im glücklichsten Falle täglich 1 solche Brigade durch die Bahn zu schaffen; unter den meisten Umständen aber nur darauf zu rechnen,

daß täglich die Hälfte einer Brigade und der Batterie die Bahn passiren kann.[1]

Auch durch die Anordnung von Doppelzügen kann dies Resultat für die einspurige Bahn nicht erhöht oder gesichert werden, weil, wie gesagt, auf den wenigsten Bahnhöfen auch nur 10 Züge gleichzeitig Platz finden.

Was nun die Entfernung betrifft, durch welche eine Truppe täglich auf diese Weise fortgeschafft werden kann, so wird man dafür 30 Meilen veranschlagen dürfen. Die eigentliche Fahrzeit beträgt nur $7\frac{1}{2}$ Stunden. Dazu muß aber noch die erforderliche Zeit für Wasser-Einnahme, und das Umspannen auf den 4 Stationen hinzutreten, wofür etwa $4\frac{1}{2}$ Stunden ausreichen möchten, so daß die Truppen 12 bis 13 Stunden auf der Bahn verharren. Es würden ihnen dann noch 11 bis 12 Stunden Zeit bleiben, um im Quartier zu essen und zu ruhen; für die Pferde und ihre Wärter noch eine Stunde weniger, indem so viel zum Auf- und Abladen der Pferde mindestens erforderlich seyn möchte.

Eine Infanterie-Division wird daher mit dem ersten Echelon von 5 Locomotivzügen schon am dritten Tage von Berlin aus in Köln eintreffen können, und demselben an jedem folgenden Tage, bei den gewöhnlichen Mitteln einspuriger Eisenbahnen, 2 Echelons oder 10 Locomotivzüge, das ist etwa ein Infanterie-Regiment und eine halbe Batterie, folgen können, so daß die ganze Division am siebenten Tage, und wenn derselben eine

[1] Diese Leistung würde auch noch zu erreichen seyn, wenn die Relais nur zu 3 Zügen angenommen werden und einzelne Stationen bis 8 Meilen lang sind. Es würde nämlich in diesem Falle die durch die geringere Anzahl von Distanzen zwischen den einzelnen Zügen eines Relais zu gewinnende Zeit eben hinreichen, um die verlängerte Fahrzeit bei 8 Meilen Stationslänge gegen die ursprünglich zu 6 Meilen angenommene aufzuwiegen. Andererseits können aber, je nachdem die Relais drei- oder viermal die Station durchlaufen sollen, dennoch noch resp. 9 oder 12 Züge täglich durch die Bahn geschafft werden.

Ist ein vollzähligeres Material, als das angenommene von 1 Locomotivzuge auf jede Bahnmeile, nicht vorhanden, so würde es wahrscheinlich überhaupt am angemessensten seyn, nur 9 Züge, in 3 Relais, mit etwas verminderter Geschwindigkeit und vermehrter Last täglich passiren zu lassen, und dadurch denselben Effekt wie bei 10 Zügen mit 4 Meilen in der Stunde zu erlangen.

zweite folgen sollte, diese am eilften Tage nach der Abfahrt aus Berlin in Köln angekommen seyn könnte. Es ist dies ein schon sehr erhebliches Resultat, wenn erwogen wird, daß diese beiden Divisionen auf dem gewöhnlichen Marsch daselbst erst in einem Monate, und in keinem Falle so vollzählig, wenn gleich vorbereiteter für den Krieg, anlangen können. Zu bemerken bleibt hier noch, daß für *größere Truppen-Abtheilungen* der Zeitgewinn beim Eisenbahn-Transport, gegenüber dem gewöhnlichen Reisemarsch, mit der Länge der zu durchlaufenden Strecke über das Verhältniß zunimmt, mit der Verkürzung dieser Strecke aber eben so abnimmt, und zuletzt verschwindet, weil die Anzahl der Echelons nicht von der zu durchlaufenden Entfernung, sondern von der Stärke der zu bewegenden Truppe abhängt. So würde z. B. im vorliegenden Falle das Infanterie-Corps, wenn dasselbe von Königsberg aus in Bewegung gesetzt würde, *bereits am vierzehnten* Tage in Köln eintreffen können, obgleich die Entfernung sich verdoppelt hat. Würde das Corps dagegen von Bielefeld aus in Bewegung gesetzt, so würde es dennoch *erst am neunten Tage* in Köln eintreffen, eine Leistung, die auch durch einen gewöhnlichen Marsch erreicht werden kann, so daß hier der Zeitgewinn durch die Eisenbahn-Beförderung für ein Corps von der gedachten Stärke schon ganz aufhört. Wäre indeß nur *eine Infanterie-Division* zu transportiren, so würde sich auch zwischen Bielefeld und Köln noch ein Zeitgewinn von 4 Tagen, und handelte es sich nur um den Transport *einer Infanterie-Brigade*, ein solcher von 6 Tagen durch den Eisenbahn-Transport herausstellen.

Wird angenommen, daß das doppelte Betriebsmaterial sich auf der Bahn befände, oder dorthin geschafft wäre, und daß die übrigen Umstände die Erreichung des Maximums der Leistung gestatteten, so könnte das erste Echelon ebenfalls am dritten Tage von Berlin aus in Köln ankommen, demselben aber an jedem folgenden Tage 4 Echelons oder eine Infanterie-Brigade folgen, so daß die erste Division bereits am 5ten, und die zweite am 7ten in Köln einträfe, wobei aber in aller Beziehung die günstigsten Umstände vorausgesetzt werden müßten. Da dies als Regel indeß nicht angenommen werden darf, so dürften hier wenigstens noch einige Tage zugegeben werden müssen, wenn

man auf diese Zeitbestimmung irgend einen militärischen Calkül basiren wollte.

Ist dagegen eine Bahn zweispurig, so sind starke Truppen-Transporte viel leichter zu bewirken, weil dort ein großer Theil der Uebelstände nicht eintreten würde, welche die Bewegung bedeutender Massen auf einer einspurigen Bahn dadurch beschweren, daß man sich nicht ausweichen kann, daß daher die zeitweilige Anhäufung einer Menge von Locomotivzügen an den Stationspunkten nicht zu umgehen ist. Indem auf der zweispurigen Bahn die voll ankommenden Züge nach der Ankunft auf den Stationen, so wie sie ihre Ladung abgegeben, nach kurzer Frist auf dem zweiten Geleise zurückkehren können, geht gar keine Zeit mit dem Warten auf die nachkommenden Züge verloren, und eben so wenig wirkt die größere Länge einer Station auf die Verzögerung der Transporte ein, weil der Unterschied in der Zeit bei dem Zurücklegen der längeren oder kürzeren Stationen durch die größere oder geringere Anzahl der den Stationen zuzutheilenden Locomotivzüge ausgeglichen werden kann.[1] Es könnten dieselben daher, wenn die Zahl der vorhandenen Locomotiven und Wagen unbeschränkt wäre, und keine Rücksicht auf die Revision und Instandhaltung der Bahn, und auf die Leistungsmöglichkeit des Aufsichtspersonals genommen werden dürfte, in jeder Stunde 4, mithin 96 einfache oder gar eben so viel Züge von je zwei und

[1] Wenn z. B. von den Stationen einer Bahn einige 5, andere 6 und noch andere 8 Meilen lang waren, so würden den ersten Relais von 5 Zügen, den zweiten von 6 und den dritten von 8 Zügen zugetheilt werden. Da nun die Züge von den ersteren 10 Meilen — wovon 5 beladen und 5 leer — zurücklegen müssen, ehe sie zum zweiten Mal voll durch die Station gehen können, so wird der erste Zug des Relais von 5 Zügen dadurch nicht aufgehalten, daß der erste Zug der correspondirenden 8 Meilen langen Station noch nicht zum zweiten Male seine Station beladen durchlaufen hat, denn jener erste Zug trifft nun mit dem sechsten beladenen Zuge dieses Relais zusammen ꝛc. Die Locomotivzüge aller Stationen legen ferner bei dieser Vertheilung durchschnittlich dieselbe Meilenzahl täglich zurück, indem die Züge der ersten Relais den Weg von 5 Meilen achtmal, die Züge der dritten Relais aber ihren 8 Meilen langen Weg fünfmal in derselben Zeit durchlaufen.

zwei Locomotiven in 24 Stunden über die Bahn gehen. Nimmt man zur Ruhe für das Aufſichtsperſonal, und zur erforderlichen Reviſion oder Inſtandſetzung indeß in 24 Stunden 2 Ruhezeiten, von je 6 Stunden an, ſo können täglich noch immer 50 Züge über die Bahn gehen, wozu bei einfachen Zügen auf die Bahnmeile 3½ dienſtthuende Locomotivzüge, außer den Reſerven, und bei doppelten Zügen, deren 7 auf jede Bahnmeile vorhanden ſeyn, oder nach der Bahn hingeſchafft werden müßten. Wo zweiſpurige Bahnen indeß ſchon längere Zeit benutzt werden, wie z. B. in Frankreich und Belgien, ſind höchſtens nur zwei dienſtthuende Locomotivzüge für jede Bahnmeile auf den Bahnen befindlich. In dieſem Falle können deßhalb nur 20 Züge täglich über die Bahn gehen, wenn die tägliche Leiſtung der Locomotiven zu 24 Meilen, oder 30 Züge, wenn ſolche zu 36 Meilen angenommen wird. Unter dieſer Vorausſetzung können daher eine, und ſelbſt 1½ Infanterie-Brigaden täglich transportirt werden, während die wahrſcheinliche gewöhnliche Leiſtung einſpuriger Bahnen nur ½ Brigade täglich beträgt. Wenn aber auf der zweiſpurigen Bahn ſelbſt 30 Züge täglich über die Bahn gehen, ſo würde das Aufſichtsperſonal auf derſelben, ohne die Reviſionen zu rechnen, nur 7½ Stunden, und die Locomotivführer nur 13 Stunden im Dienſt ſeyn. Es kann dieſe Leiſtung daher noch ohne übergroße Anſtrengung des Perſonals erreicht werden; ein Vorzug, welcher weſentlich auf die Sicherheit der Transporte und die Leiſtungsfähigkeit der Bahnen auch für kriegeriſche Zwecke einwirken muß. Außerdem wird auf der zweiſpurigen Bahn der gewöhnliche Verkehr in beiderlei Richtung nicht weſentlich geſtört, und da die eigentliche Fahrzeit nur etwa 7 Stunden täglich beträgt, ſo bleibt noch ein weiter Spielraum, um ſelbſt dann die Transporte nicht zu unterbrechen, wenn etwas erheblichere Reparaturen am Bahngeleiſe vorkommen, während ein ſolcher Zufall auf der einſpurigen Bahn die ganzen Transporte aufhalten würde, was nicht unwahrſcheinlich öfter vorkommen möchte.

Käme es darauf an, ein Maximum der Leiſtung für zweiſpurige Bahnen zu gewinnen, wenn man das Material nach Belieben von andern Bahnen her verſtärken kann, ſo würde man in den vorerwähnten 50 Doppelzügen 5 Infanterie-

Brigaden mit der nothdürftigſten Artillerie, das iſt täglich gegen 30,000 Mann Infanterie transportiren können.

Auf der zweiſpurigen Bahn wird aber auch die täglich zurückzulegende Entfernung größer als auf der einſpurigen, und etwa zu 40 Meilen anzunehmen ſeyn, weil das Umſpannen auf den Stationen viel geringere Zeit erfordert, und bequem in 3 Stunden auf 6 Stationen bewirkt werden kann, während die eigentliche Fahrzeit nur 10 Stunden beträgt. Die Truppen bleiben mithin nur eine Stunde länger auf der Bahn als bei Zurücklegung von 30 Meilen auf der einſpurigen. Der Weg nach Köln wird daher von dem erſten Echelon etwa in 2 Tagen zurückgelegt, und da demſelben täglich, bei gewöhnlichen Betriebsmitteln, mindeſtens eine Infanterie-Brigade folgen könnte, ſo würde die 1ſte Diviſion ſchon am 4ten und die 2te Diviſion am 6ten, ſelbſt dann noch in Köln eintreffen können, wenn durch kleine Zufälle die Bahn an einigen Punkten zeitweilig geſperrt geweſen wäre.

Als Maximum der Leiſtung auf der zweiſpurigen Bahn träfe der 1ſte Zug am 2ten Tage ſpät Abends nach der Abfahrt von Berlin in Köln ein, und 24 Stunden ſpäter, alſo überhaupt in 3 Tagen könnten demſelben 100 andere gefolgt, das ſind 5 Infanterie-Brigaden daſelbſt vereint ſeyn.

Die zweiſpurigen Eiſenbahnen ſind daher für große Truppen-Transporte den einſpurigen bedeutend überlegen, weil ſie nicht nur einen viel größeren Zeitgewinn gewähren als jene, ſondern denſelben überhaupt mit einem höheren Grade von Zuverläſſigkeit in Ausſicht ſtellen. Daneben geſtatten ſie es, den gewöhnlichen Verkehr auf den Bahnen weniger beeinträchtigen zu dürfen, da der letztere häufig auch noch während der militäriſchen Benutzung wird ſtattfinden können.

Nächſt der Beſchleunigung der Truppenbewegung auf Eiſenbahnen gewähren aber dieſelben für den Krieg noch andere Vorzüge, welche nicht von minderer Bedeutung ſind, wie den leichtern und ſchnellern Transport von Armee-Material aller Art und von Verpflegungsgegenſtänden. Denn ſchon durch eine einſpurige Bahn mit gewöhnlichen Transportmitteln

können täglich entweder 4- bis 5000 Rekruten, — oder 100,000 Gewehre, — oder die gesammte Ausrüstung und Bekleidung für 30,000 Mann Infanterie, — oder für 14,000 Mann Cavallerie und eben soviel Pferde, — oder der fünfte Theil eines Belagerungstrains von 100 Geschützen mit allem Zubehör, — oder endlich die Gesammtverpflegung für eine Armee von 100,000 Combattanten, das sind etwa 120,000 Portionen und 36,000 Rationen, über die Bahn gehen, und in 4 Tagen von Berlin nach Köln, in 7 Tagen von Königsberg nach Köln gelangen. Es können ferner täglich 3- bis 4000 Kranke oder Gefangene auf 30 Meilen weit hinter die Armee geschafft, und auch dadurch die Schwierigkeit der Verpflegung auf dem Kriegsschauplatz selbst, und die Uebelstände, welche mit der Unterbringung von Kranken und der Bewachung von Gefangenen in der Nähe des Heeres verknüpft sind, sehr vermindert werden. Bei einer Verstärkung des Betriebsmaterials auf der einspurigen Bahn können diese Effekte nach Analogie des für die Truppen-Transporte Gesagten nöthigenfalls noch etwas verstärkt werden. Auf der zweispurigen werden sie sich als Regel für den gewöhnlichen Betrieb verdreifachen, und als Maximum auf das zehnfache der einfachen Leistungen der einspurigen Bahnen bringen lassen.

Außer den bis dahin bezeichneten Vortheilen wird aber ein zweckmäßiges Eisenbahnnetz dem eigenen Lande noch während eines Krieges nützlich werden, indem es durch Mobilisirung aller Kriegsbedürfnisse leichter wird, die Kriegslast unter den verschiedenen angegriffenen und nicht angegriffenen Provinzen gleichmäßig zu vertheilen, und durch die Dampftransporte ihnen sämmtlich eine unermeßliche Vorspannlast zu ersparen.[1]

---

[1] Es ist im Vorhergehenden allein die Benutzung der Dampfkraft auf Eisenbahnen für Kriegstransporte einer nähern Untersuchung unterworfen und die Benutzung des Pferdetransports für denselben Zweck nicht berücksichtigt worden, weil nach des Verfassers Ueberzeugung aus letzterer keine Resultate für den Krieg zu erwarten stehen, welche denen an die Seite gestellt werden könnten, die sich dafür aus dem Locomotivenbetrieb höchst wahrscheinlich ergeben werden.

Dieser Ansicht völlig entgegengesetzte wurden später gegen ihn aus-

Goldſchaum überzogenes Blei die Spartaner betrogen, will zwar der treuherzige Vater der Geſchichte nicht glauben; * aber ein ſolches Gerücht ſetzt doch ſchon Thatſachen voraus; und ſie laſſen ſich auch nicht lange ſuchen, da der Piſiſtratide Hippias ſich betrügeriſche Zwangsmaßregeln mit dem atheniſchen Silbergeld erlaubt hatte; und der ältere Dionyſius von Syracus den Staatsgläubigern Zinngeld, 4 Drachmen geltend und nur 1 Drachme werth, aufgenöthigt, und ein andermal bei Todesſtrafe alles Silbergeld ſich ausliefern und in dem halben Werth hatte ausprägen laſſen. Auch fanden ſchon Verſchlechterungen der Münze durch Zuſatz von Blei und Kupfer vor Solon in den griechiſchen Orten ſtatt, und in den folgenden Zeiten werden ähnliche Klagen bei griechiſchen Schriftſtellern gehört.

In Rom zeigen ſich Münzfälſchungen ſchon während des Freiſtaats. Wir kennen zwar die Mittel nicht, welche die Behörden bei dem Münzprobiren angewendet; wiſſen jedoch, daß es Sache der Volkstribunen im Verein mit den Prätoren war, ſchlechte Münzen von Zeit zu Zeit auszuſcheiden. Bemerkenswerth iſt eine Thatſache aus dem Jahr d. St. 667; vor Chr. 87, die uns Cicero ** unter den ſittlichen Würdigungen mit der merkwürdigen Aeußerung erzählt: „Damals ſey ſolches Geld im Umlauf geweſen, daß Niemand habe wiſſen können, was er in Händen habe.“ Da man nun damals ein Mittel ausgefunden, die Silberdenare zu probiren, ſo hatten die Prätoren den Beſchluß gefaßt, das Geldweſen im Namen des ganzen Collegium zu reguliren. Es wird weiter erzählt, wie der Prätor Marius Gratidianus durch Ueberliſtung ſeiner Amtsgenoſſen die Ehre dieſes Münzgeſetzes und die große Popularität in Folge deſſelben ſich allein zuzueignen gewußt, und wie ihm das Volk in allen Stadtquartieren Bildſäulen errichtet, und dabei Fackeln und Rauchwerk angezündet habe. Nach der Meinung des Grafen von Clarac haben wir in der Statue im Louvre (Nr. 712, gewöhnlich Germanicus genannt), die einen als Mercur coſtümirten Redner vorſtellt, noch eine derſelben

* Herodot III. 56, p. 100 ed. Baehr, wo in der Note die Stellen der Alten und Neuern zuſammengeſtellt ſind, und wo ich ſelbſt auf Böckh u. ſ. w. verwieſen habe; — vergl. meine Anmerk. zu Cic. de N. D. III. 18, p. 369, ed. Moser in Cic. de divin I. 45, p. 221.

** de offic. III. 20: — „Jactabatur enim temporibus illis nummus ita, ut nemo posset scire, quid haberet.“

Dieser Nutzen der Eisenbahnen für die Kriegführung ist unbestritten vorhanden, und wird daher auch jedenfalls zur

gesprochen. Er fühlt sich deshalb verflichtet, im Nachstehenden die Gründe hinzuzufügen, welche seine Ueberzeugung geleitet haben.

Eisenbahnen für den Pferdebetrieb sind zum Transport von Gütern, namentlich von Bergwerksprodukten, schon seit einem Jahrhundert in England und auch in Deutschland angewendet worden. Wenn deren Leistungen für spezielle Zwecke auch die der gewöhnlichen, gebauten Landstraßen übertrafen, so gewannen sie dennoch als große Landeskommunikationen niemals eine Geltung. Erst mit dem Schnellbetrieb durch Locomotiven, erst seit dem Jahre 1828 beginnt die Zeitrechnung der Eisenbahnen als Mittel für den großen Verkehr. Nur allein durch die Schnelligkeit der Beförderung, verbunden mit der größern Wohlfeilheit der Transporte, nur durch die Anwendung der Dampfkraft stehen sie im Begriff, Hauptstraßen, Pulsadern des Staatsverkehrs auch in unserm Vaterlande zu werden.

In Amerika versuchte man anfänglich, um die großen Anlagekosten für dieselben möglichst zu vermindern, denselben Zweck durch Eisenbahnen für den Pferdebetrieb zu ersetzen. Die alljährlich sich mehr entwickelnde Vervollkommnung der Locomotive hat es indeß möglich gemacht, auch weniger sanft geneigte und flach gekrümmte Eisenbahnen noch mit Vortheil durch die Dampfkraft zu betreiben, als man anfänglich für zulässig erachtete, und man hat darum in Amerika eine Anzahl großer, ursprünglich für den Pferdebetrieb eingerichteter Eisenbahnen, großentheils mit nicht unerheblichen Kosten, für den Betrieb mit Locomotiven umgebaut, oder steht noch im Begriff dies zu thun. Auch in Europa sind Alle, denen eine genauere Kenntniß vom Eisenbahnwesen beiwohnt, in dieser Hinsicht einverstanden, und es ist seit 15 Jahren keine zur großen Landeskommunikation bestimmte oder dazu dienende Eisenbahn für den Betrieb durch Pferde eingerichtet worden. Wenn hin und wieder noch Stimmen laut werden, welche die Pferdekraft für jene großen Landeskommunikationen in Anspruch nehmen, so sind es solche, welche, mit der Geschichte der Entwicklung der Eisenbahnen nicht vertraut, Verbesserungen des Systems vorschlagen, die längst aufgehört haben, solche zu seyn. Die Dampfkraft ist der gewaltige Hebel, welcher auf die Verkehrs- und sozialen Verhältnisse zu wirken beginnt, und die Eisenbahnen sind für selbe nur das Mittel, wodurch er sich auch in dieser Richtung geltend macht. Eine Rückkehr zum Pferdebetrieb würde schon heute einem Rückschritt aus dem jetzigen zum vorigen Jahrhundert gleichkommen und darum nicht ausführbar seyn. Bei der vorschreitenden Vervollkommnung der Locomotive wird aber in Zukunft noch weniger Veranlassung hiezu eintreten können als bisher.

Es fragt sich für unsern Zweck daher hier nur:

ob die vorhandenen, für den Betrieb durch die Locomotive eingerich-

Anwendung kommen. Indeß nur dort kann es geschehen, wo die Bahnen gegen den unmittelbaren Zutritt des Feindes durch

---

teten und als große Landeskommunikationen dienenden Eisenbahnen bei ihrer gegenwärtigen Einrichtung auch durch Pferde betrieben werden können, und daraus für die militärische Benutzung ein günstigeres Resultat zu erwarten steht, als das im Vorstehenden aus dem Locomotivbetrieb der Bahnen für diesen Zweck ermittelte? Oder ob ihnen künftig im Großen eine Einrichtung gegeben werden könne, wonach sie ohne wesentlichen Nachtheil neben dem gewöhnlichen Betriebe durch die Dampfkraft noch für einen außerordentlichen Betrieb durch Pferde in einer solchen Ausdehnung brauchbar sind, daß durch letzteren ein eben so bedeutendes oder noch bedeutenderes Resultat als durch den Betrieb der Dampfkraft erzielt werden könne?

Was nun die erstere Frage betrifft, so sind zur Zeit fast alle Eisenbahnen so construirt, daß sie auf 8 Fuß langen hölzernen Querschwellen entweder unmittelbar ruhen oder auf Langschwellen befestigt sind, denen jene Querschwellen zur Unterlage dienen. Letztere sind ferner sowohl auf einer Grundlage von Kies gebettet, als damit leicht überdeckt, um die eindringende Nasse schnell abzuführen und das Holz der unmittelbaren Einwirkung der Witterung zu entziehen. Wollte man nun die für Fußgänger ganz ebenen Steige zwischen den Schienen oder zu beiden Seiten derselben als Bahn für die Pferde bestimmen, welche die Eisenbahnwagen ziehen sollen, so würde die dünne Kiesschicht dieser Bahn sehr schnell durchgetreten werden, weil die Pferde sich auf einem nur schmalen Raum bewegen und deßhalb mit den Hufeisen den Boden sehr bald auflockern müssen. So wie dies geschehen ist, wird aber der Steig für die Pferde schon bei trockenem Wetter außerordentlich uneben, indem alle 3 Fuß eine feste hölzerne Schwelle quer unter der Bahn liegt und der Boden zwischen je zwei solcher Schwellen locker ist. Beim Eintritt schlechter Witterung würden diese Steige aber nicht nur sehr bald außerordentlich schlecht werden, indem Löcher entstehen müßten, zwischen welchen die Pferde bei jedem Schritt eine Schwelle zu überschreiten und dabei die Füße höher als gewöhnlich zu heben genöthigt wären, sondern es würde auch dadurch neben dem Ruin der Pferde und der durch jeden Fehltritt eines Pferdes auf die Schwelle erschütterten Bahn diese für den Locomotivbetrieb bald unbrauchbar und die ganze Bewegung höchst wahrscheinlich bis auf $^1/_2$ Meile in der Stunde oder noch weniger verzögert werden.

Daß dem so seyn müsse, davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man einige Zeit den Betrieb von Eisenbahngeleisen durch Pferde beim Bau der Bahnen an solchen Stellen beobachtet, wo die Schienen auf Querschwellen befestigt sind. Die Pferde überwinden hier zwar die vorhin bezeichnete Schwierigkeit des Weges, es sind dies aber meist Pferde, welche an eine langsame Bewegung bei schwerer Arbeit gewöhnt sind und bei welchen es wenig

mächtige Terrainabschnitte, oder durch weite Entfernungen gedeckt sind. Auf dem Kriegsschauplatz selbst aber ist jede Benutzung

darauf ankommt, ob sie dadurch struirt werden, indem sie meist schon steif sind. Sollten aber unter solchen Umständen zum Zug Pferde benutzt werden, die nicht an diese Art der Arbeit gewöhnt sind, wie es geschehen müßte, wenn Eisenbahnen für die militairische Benutzung im großen Maaßstabe vorübergehend durch Pferde betrieben werden sollten, so würden aus der Unbekanntschaft der Führer und der Ungewohntheit der Pferde bei diesem Betriebe, wie z. B. beim rechtzeitigen Gebrauch der Bremse im Hinabfahren ꝛc., noch eine Menge anderer Uebelstände eintreten und Unglücksfälle nicht ausbleiben können.

Auch die Zahl der erforderlichen Pferde würde nicht unbedeutend seyn, indem zur Fortschaffung derselben Last durch dieselbe Entfernung, wie sie täglich durch eine 12 Tonnen schwere Locomotive mit 4 Meilen Geschwindigkeit bewirkt wird, etwa 120 Pferde erforderlich sind. Dabei könnte aber diese Last nicht mit 4 Meilen, sondern nur mit einer halben Meile Geschwindigkeit in der Stunde fortgeschafft werden. Wenn aber die Geschwindigkeit beim Locomotiventransport von 4 Meilen auf 2 Meilen in der Stunde vermindert wird, so würde die nun mit verminderter Geschwindigkeit fortzuschaffende Last auf das Dreifache wachsen können, wenn die Locomotive von Hause aus auf diesen langsamen Gang eingerichtet wäre. Wenn dies bei der Mehrzahl der Locomotiven nicht der Fall ist, so wird sie doch wenigstens auf das Doppelte oder zwei ein halbfache der zum Vergleich gewählten Last gebracht werden können. Die Anzahl der erforderlichen Pferde, um dieselbe Arbeit wie die Locomotive in einem Tage verrichten zu können, wächst daher in demselben Verhältniß, nämlich auf resp. 240 bis 300, während die verminderte Locomotivgeschwindigkeit noch immer viermal so groß bleibt als beim Pferdetransport. Da nun angenommen werden kann, daß auf den meisten Bahnen wenigstens eine Locomotive für jede Bahnmeile vorhanden ist, so würden, wenn die Pferde dieselbe Arbeit wie die Locomotive verrichten sollen, auf eine jede Meile Bahnlänge auch 240 bis 300 Pferde aufgestellt werden müssen, wenn nämlich für eine und die andere Zugkraft eine genügende Anzahl von Eisenbahnwagen wirklich vorhanden wäre. Wie bereits bei Ermittlung des auf den vorhandenen Bahnen sich wahrscheinlich vorfindenden Materials erwähnt wurde, ist aber in diesem Augenblick noch nicht darauf zu rechnen, daß sich ganz so viel Eisenbahnwagen vorfinden, als erforderlich sind, um mit allen vorhandenen Locomotiven, bei 4 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde, die entsprechende Last von 1800 Centnern Brutto oder 900 Centnern Netto zu transportiren. Es ist also noch viel weniger anzunehmen, daß sich eine hinreichende Wagenmenge vorfinden werde, um das Doppelte oder zwei und ein halbfache jener Last fortzuschaffen. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so kann auch durch den Pferdetransport ein größeres Resultat als durch den Lokomotivenbetrieb

der Eisenbahnen zu unzuverlässig, zu leicht durch eine, wenn auch nur vorübergehende Berührung des Feindes aufzuheben, und auf lange hin zu stören, als daß man es wagen dürfte

---

überhaupt nicht erreicht werden, selbst wenn alle die Schwierigkeiten und Umstände nicht stattfanden, die — wie Eingangs erwähnt — der zeitweiligen Benutzung einer für den Locomotivenbetrieb eingerichteten Bahn durch Pferde entgegentreten.

Auch bei Erörterung der zweiten Frage, nämlich: ob den Eisenbahnen im Großen eine Einrichtung gegeben werden könne, wonach sie ohne wesentlichen Nachtheil neben dem gewöhnlichen Betrieb durch Locomotiven noch für den außergewöhnlichen Betrieb durch Pferde in einer solchen Ausdehnung brauchbar sind, daß durch letzteren ein eben so bedeutendes oder noch bedeutenderes Resultat für die militärische Benutzung, als durch den Betrieb der Dampfkraft erzielt werden könne, würde die erste Bedingung die seyn, daß an Eisenbahnwegen ein viel zahlreicheres Material beschafft werden müßte, als das vorhandene. Wenn aber dasselbe sogar verdoppelt würde, so wäre noch kein größeres Resultat als durch den Dampfbetrieb erreichbar, da, wie erwähnt, die Locomotiven, wenn sie nur 2 Meilen in der Stunde zurücklegen dürfen, das $2^1/_2$fache der Last fortzuschaffen vermögen, die sie mit 4 Meilen Geschwindigkeit transportiren können. Es würde demnach wohl schwerlich ein Grund aufzufinden seyn, um für die militärische Benutzung den Locomotivenbetrieb auszuschließen und den durch Pferde einzuführen. Sollte dies dennoch geschehen, so müßten vor Allem die Zugsteige zwischen oder neben den Schienen chaussirt oder gepflastert werden, um zu verhüten, daß diese Steige, wie vorhin erwähnt, so schlecht werden, daß sie die Wirksamkeit der Pferde verringern. Die sorgfältige Unterhaltung der Bahn und die Befestigung des Weges zwischen und neben den Schienen wirken aber gegenseitig nachtheilig auf einander ein, weil die geringste Nachrichtung des Bahngestänges einen immer viel Zeit und Arbeit erfordernden Aufbruch und die Wiederherstellung des Ziehweges nothwendig macht, welcher bei diesen häufig vorkommenden Arbeiten jedesmal durchbrochen wird und nicht zu gehöriger Consistenz kommt, während bei der unbefestigten Auffüllung des Grundes der Dampfeisenbahnen das Nachrichten des Gestänges schnell und ohne alle Störung des Betriebes geschehen kann. Es wird Letzteres aber vorzugsweise bei der militärischen Benutzung der Eisenbahnen nothwendig seyn, weil diese die Bahnen verhältnißmäßig stärker benutzt als der gewöhnliche Verkehr, darum auch mehr angreift als dieser, und sie daher auch öfter beschädigen wird.

Wenn dessen ungeachtet Eisenbahnen, die gewöhnlich durch Locomotiven betrieben werden, dazu eingerichtet werden sollten, ausnahmsweise der militärischen Benutzung durch den Pferdebetrieb zu dienen, so bliebe nur übrig, den Pferdesteig auf die gedachte Weise zu chaussiren oder zu pflastern.

darauf zu rechnen. In noch höherem Maße findet dies für Truppen-Transporte statt, indem hier noch der Uebelstand eintritt, daß eine stärkere Abtheilung sich auf eine weite Strecke auseinander gezogen befindet — (ein Infanterie-Regiment schon auf 8 Meilen weit) — und daher in Gefahr kommt, gesprengt, oder theilweise angegriffen und geschlagen zu werden. Ueberdies ist der Zeitgewinn, wie schon früher bemerkt, für geringere Entfernungen nur unbedeutend.

Die militärische Benutzung der Eisenbahnen ist daher

Es würde sich in diesem Falle fragen: ob dies schon lange vorher oder erst in dem Augenblick des Bedarfs geschehen solle?

Das Erstere dürfte nicht zweckmäßig seyn, weil man den Gesellschaften eine Last durch eine Einrichtung auflegen müßte, welche nicht nur kostspielig an sich ist, sondern auch die Unterhaltung der Bahn erschwert und vertheuert. Sie würden sich den Opfern für eine Sache, die ihnen fremd ist, und die überhaupt erst in ungewisser Ferne vielleicht nutzbar werden kann, auf alle Weise zu entziehen suchen, und es möchte kaum ausführbar seyn, sie zwangsweise daran während eines längeren Friedens zu verhindern. Doch die in Rede stehende Einrichtung könnte vielleicht erst im Augenblick des Bedarfs zur Ausführung zu bringen seyn, um den Zweck wirksamer zu fördern, also beim Ausbruch oder während eines Krieges? In einem solchen Zeitpunkt werden die Bahnen aber schon für den militärischen Zweck durch Beförderung von Truppen, Kriegsmaterial, Verpflegungsgegenständen ꝛc. mittelst der Locomotivkraft benutzt seyn, und diese, so wie jede andere Benutzung müßte aufhören bis dahin, wo die gedachte Einrichtung ausgeführt ist, also bei langen Bahnen wahrscheinlich doch mindestens während vierzehn Tagen. Schwerlich dürfte man sich aber hiezu in einer Zeit verstehen, wo man jeden Tag vielleicht einen nützlichen Gebrauch von der Bahn verliert, und wo man schon mit zu vielen andern Dingen alle Hände voll zu thun hat, um seine Aufmerksamkeit auch noch einem Gegenstand von mindestens problematischem Nutzen zuzuwenden.

Alle diese Gründe haben den Verfasser veranlaßt, die Erörterung eines Gegenstandes nicht noch weiter auszuführen, von welchem er außer Stande ist, abzusehen, daß daraus ein reeller Nutzen im großen Maßstabe, nämlich ein Resultat zu erreichen sey, welches auch nur entfernt dem aus der Benutzung der durch Locomotiven betriebenen großen Eisenbahnen für Kriegszwecke nahe kommen oder dasselbe gar übertreffen könnte. Daß im speziellen Falle der Pferdebetrieb die Stelle des Locomotivenbetriebs als Aushülfe vertreten könne, wenn Locomotiven aus irgend einer Ursache nicht vorhanden sind, ist unzweifelhaft. Diese Aushülfe wird aber immer nur eine unvollkommene und für den vorliegenden Zweck niemals geeignet seyn, den Locomotivbetrieb wirksam zu ersetzen.

nur entfernt vom Feinde von Bedeutung; also entweder aus dem Innern nach dem Kriegsschauplatz, oder, wenn derselbe sehr ausgedehnt ist, von einem Theile desselben nach dem andern durch das Innere. Ob sie überhaupt angewendet werden soll, hängt in jedem einzelnen Fall von besonderen Umständen ab. Für die Bewegung von Truppen, die von einem Cadresystem, aus der Garnison, unmittelbar nach dem Kriegsschauplatz ziehen, wird man — wenn die Zeit nicht außerordentlich drängt — vielleicht darauf verzichten und den Marsch vorziehen. Denn für diese, so viel Dienstbildung und guten Willen jeder Einzelne auch mitbringen möge, wird stets einige Zeit erforderlich seyn, um eine in ihren Elementen eben zusammentretende Truppe in sich zu verschmelzen, und in die härteren, für den Krieg unerläßlichen, Dienstformen einzuführen. Hierzu gibt es kein besser und kürzer zum Ziele führendes Mittel als den Marsch, und die darauf verwendete Zeit wird unter solchen Umständen für die zu gewinnende Disziplin und Kriegsbrauchbarkeit, und insbesondere für Gewöhnung an Märsche vor dem Feinde nicht besser benutzt werden können. Wenn solche Truppen auf dem Marsch nicht allein später, sondern selbst etwas schwächer bei der Armee anlangen als auf Eisenbahnen, so ist Letzteres ohne Bedeutung, indem sich die Elemente, welche den Strapazen überhaupt nicht gewachsen sind, auf dem Wege schon ausgeschieden haben, die Truppen in der Gesammtmasse tüchtiger auftreten können, und jedenfalls mehr Zutrauen einflößen werden, als eine etwas größere, aber weniger zuverlässige Zahl. Sind die Entfernungen indeß sehr bedeutend, so werden sich oft beide Vortheile vereinen lassen, indem die Truppen, nachdem sie einige Wochen auf dem Marsche gewesen sind, auf die Eisenbahn übergehen. Indeß darf auch hier nicht unberücksichtigt bleiben, daß große Cavalleriemassen, die gesammte Artillerie und vollends die Trains und Bagagen, selbst wenn man sie durch die Dampfkraft fortschaffen wollte, nur selten früher als auf dem gewöhnlichen Marsch bei der Armee eintreffen können. In der Defensive wird es aber oft von großem Belang seyn, eine bedeutende Infanteriemasse mit einer angemessenen Artillerie schon früher auf dem Kriegsschauplatz concentrirt zu haben, als die Cavallerie, während dies in der Offensive seltener der Fall seyn wird.

Die Defenſive wird überhaupt von den Eiſenbahnen einen verhältnißmäßig größeren Gewinn ziehen können, weil ſie beſonders bei Eröffnung des Feldzuges gegen den unvermutheten Angriff ſich ſchneller concentriren kann, und der ihr anklebende Nachtheil, leichter überraſcht werden zu können, dadurch einigermaßen vermindert wird. Selbſt wenn ſie Terrain verliert, bleibt ſie ferner noch in direkter Verbindung mit ihren Bahnen, während ſie die Bahnen in dem verlaſſenen Terrain zerſtört, der Feind ſich ihrer alſo nicht mehr bedienen kann, und ſich von denen ſeines Landes entfernt hat. Die Aufgabe der Defenſive beſteht indeß darin, ſo wenig als möglich Terrain zu verlieren; ſie muß ſich daher häufig auf einem nur kleinen Raum bewegen, wo die Verpflegung aus dem Lande ſelbſt für größere Maſſen bald ſchwierig, und auf die Länge oft unmöglich wird. Eine Eiſenbahn kann hier von unſchätzbarem Werthe werden, als alleinige ernährende Quelle ſelbſt für 100,000 Mann, indem ſie die Armee mit Erſatz und Nachſchub aller Art erfriſchen, und ſie von dem, was ihr zur Laſt iſt, wie Kranke und Gefangene, ſchnell befreien kann.

Dieſe Vorzüge werden noch wachſen, wenn die Bahnen mit den Waffenplätzen des Kriegstheaters verbunden ſind, und wenn ſie gleiche Verbindungen mit den Waffenplätzen und Hauptorten des entfernteſten Inlandes haben, in welchen die Depots des Heeres etablirt werden können. Wenn man jetzt Reſerve-Magazine und Lazarethe für eine Armee am Niederrhein in Münſter oder Lippſtadt anlegen würde, wird man nach hergeſtellter Eiſenbahn ohne Nachtheil Minden, Magdeburg und ſelbſt Berlin dazu benutzen können. Denn der Landtransport von bedeutenden Vorräthen von Münſter bis Köln würde länger währen und dem Lande mehr koſten, als auf der Eiſenbahn von Minden oder von Hannover bis Köln; Kranke oder Verwundete aber würden auf der Eiſenbahn von Köln bis Berlin kürzere Zeit und weniger angeſtrengt werden, als auf der Landſtraße von Köln nach Dortmund. Weſentlich wird es dieſe Verbindungen erleichtern, wenn die Bahnen in das Innere der Hauptorte oder Waffenplätze, die häufig zuſammenfallen, geführt werden, wohin der ſtaatswirthſchaftliche Vortheil ſowohl, als das Intereſſe der Eiſenbahnen, in Hinſicht auf ihre Rente, ebenfalls drängt.

Ueberhaupt widerstreben die bedeutenden Interessen, welche auf Hervorrufung und Richtung der Eisenbahnen hinwirken, im Großen sich nur wenig. Der Krieg hat zu allen Zeiten die großen Städte, die reichen Landstriche, die schiffbaren Ströme und lebhaften Meeresküsten gesucht, weil er hier am leichtesten seine Bedürfnisse befriedigen konnte. In der Zeit vom dreißigjährigen bis nach dem siebenjährigen Kriege trat dies weniger scharf hervor, weil die Heere ihren selbstständigen Haushalt, in gewisser Beziehung unabhängig vom Lande hatten.

Nachdem die Heere in den neuen Kriegen zu einer seit den Kreuzzügen nicht gekannten Stärke angewachsen sind, hat diese Nothwendigkeit sich aber mehr denn je fühlbar gemacht, und das Land, worin sich die Heere befinden, ist wieder die unmittelbare Quelle ihrer Verpflegung geworden, die nur unter besondern Umständen durch Nachschub aus andern Gegenden ergänzt wird. Taktische Rücksichten auf die Sicherheit einer Richtung treten daher selbst in militärischer Beziehung vor dieser großen Nothwendigkeit, besonders dann zurück, wenn die Richtung dadurch aus jenen Gegenden, die der gewerbliche Verkehr und der Krieg aus denselben Rücksichten aufsuchen, — nämlich weil sie daraus leben wollen, — verdrängt wird. Eben in diesen Richtungen, die der Krieg sucht, wird auch für seine Zwecke das an sich bedeutendste Resultat aus der Benutzung der Eisenbahn zu erlangen seyn; denn wie wir früher sahen, ist ein solches abhängig von der Menge des auf den Bahnen befindlichen Betriebsmaterials an Locomotiven und Wagen, und von der Einrichtung der Bahnen, indem allein zweispurige für den Truppentransport großer Leistungen fähig sind. Je mehr Verkehr und besonders innerer Verkehr sich in einer Gegend findet, eine desto stärkere Frequenz wird die Bahn haben, eine desto größere Anzahl von Locomotiven und Wagen wird sich auf derselben finden, und desto eher wird sich das Bedürfniß geltend machen, zur Errichtung eines zweiten Geleises zu schreiten, desto vollständiger wird daher auch das Bedürfniß der militärischen Benutzung befriedigt werden, während in Gegenden, wo ein solcher Verkehr nicht zu erwarten steht, dies Alles nicht stattfinden kann.

Daß nach dem Gesagten die militärische Benutzung der Eisenbahnen der Kriegführung plötzlich eine andere Gestalt geben, oder gar ein Universalmittel zum Siege werden könnte, ist wenig wahrscheinlich. Hierfür hat zu allen Zeiten nur ein kriegstüchtiges Heer und eine ebenso entschlossene als intelligente Kriegführung gegolten. Die Intelligenz der letzteren hat aber stets darin bestanden, daß sie, keinem System, keinem Universalmittel huldigend, die schöpferische Kraft in sich fand, für jedes Verhältniß, in dem sie sich bewegen mußte, das leitende Prinzip zu erfinden, und unter den Mitteln, die ihr geboten waren, den einfachen, aus den gewöhnlichen Verhältnissen hervorgehenden den Vorzug vor den ungewöhnlichen und complicirten zu geben, weil letztere durch den geringsten Zufall nur zu oft gerade in dem Augenblicke versagen, wo man am sichersten auf sie rechnet. Zu diesen Mitteln werden fortan auch die Eisenbahnen zu zählen seyn, und auch bei diesen wird es vorgezogen werden müssen, unter den verschiedenen möglichen Arten ihrer Benutzung für Kriegszwecke derjenigen den Vorzug zu geben, welche sich so viel als thunlich dem gewöhnlichen Betriebe derselben anschließt, und darum die sichersten und zuverlässigsten Leistungen gewährt, wenn dieselben auch geringer wären, als man geneigt ist es zu wünschen.

Aber auch diese geringeren Leistungen geben noch immer ein sehr wichtiges Resultat, nämlich die Möglichkeit, Infanteriemassen mit einer angemessenen Artillerie schneller concentriren zu können, als dies ohne Eisenbahnen ausführbar ist; sodann die Möglichkeit, schon bedeutende Heere leichter zu verpflegen und mit allem Nöthigen zu versehen, Vorrathshäuser und Lazarethe aber in weiterer Entfernung vom Heere als bisher zu etabliren, und dabei die Last des Krieges gleichmäßiger auf das ganze Land zu vertheilen, mithin dasselbe mehr zu schonen.

Die leichtere Verpflegung großer Heere verbunden mit der Schonung des Landes, dürften aber insofern einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Kriegführung im Allgemeinen äußern, als sie eher auf Verstärkung der Heeresmassen als auf deren Verminderung wirken und die schnelle Erschöpfung des Landes

verzögern werden, welche ohne die leichtere Mobilisirung der gesammten Kriegsmittel eines Landes bei stärkeren Heeren eintreten müßte. Die Eisenbahnen dürften mithin auch nicht auf Abkürzung der Kriege in sich wirken. Daß sie, wie Manche hoffen, darauf hinwirken sollten, daß der Krieg ganz aufhört, ist wenig wahrscheinlich. Die industrielle Richtung der Zeit bildet mehr als jede andere die Neigung aus, erlangen zu wollen was wünschenswerth erscheint. Daß diese Neigung sich aber darauf beschränken sollte, nur auf friedliche Weise, durch die Industrie erlangen zu wollen was man begehrt, ist um so weniger zu erwarten, als die Geschichte lehrt, wie selbst die religiösen Tendenzen, die im Prinzip diesem Begehren entgegentraten, sogar in ihrer kräftigsten und frischesten Zeit fast immer ohne Einfluß in dieser Beziehung geblieben sind, und gar häufig dem Kriege für das Interesse nur eine religiöse Färbung gaben. Auch widerspricht dem die Geschichte der letzten Jahrhunderte. Denn seit dem 30jährigen Kriege, wo in dem größten Theile von Europa die stets wachsende Industrie von oben herab begünstigt wurde, um daraus einen regelmäßigen Zuschuß zur Vermehrung der Staatseinnahmen zu ziehen, haben sich die Heere aller europäischen Mächte vergrößert, und die Massen, welche im Kriege gegen einander geführt wurden, sind seitdem stets im Zunehmen geblieben. Noch ist durch kein großes Ereigniß auf Abnahme dieser Tendenz zu schließen, wenn gleich durch ein seltenes Zusammentreffen von Umständen und einflußreichen Persönlichkeiten der größere Theil des civilisirten Europas seit 30 Jahren den Frieden genießt. Ein solcher Zustand kann aber nicht immer währen, und dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Eisenbahnen aus den vorangeführten Gründen dereinst ebenfalls auf Zunahme der Heere, und wenigstens nicht auf Abkürzung der Kriege hinwirken. Indem vermittelst der Eisenbahnen der Reichthum eines Landes während des Friedens erhöht, und während des Krieges seine Kräfte mehr geschont werden, wird auch der Zeitpunkt, wo man sich äußersten Falls zum Frieden gezwungen sieht, weil man keine hinreichenden Mittel zur Führung des Krieges mehr hat, weiter hinausgeschoben. In diesem Einfluß großer Eisenbahnnetze auf Verstärkung der Heere und einer möglichen Verlängerung der Kriege wird aber

übrig; eine Deutung, welche an Wahrſcheinlichkeit ſehr gewinnen würde, wenn, wie der Erklärer glaubt, was der Redner in der Hand hat, ein Schrötling, oder vielleicht eine ganz kleine Kapelle wäre, womit man Metalle zu probiren pflegte. Durchgreifender war das Corneliſche Münzgeſetz (lex nummaria) des Sulla. Es bildete die Grundlage aller nachherigen Münzverordnungen, wird von Ulpian und andern claſſiſchen Juriſten beſprochen und noch im Coder Theodoſianus angeführt. Zwar verbanden in der Kaiſerzeit die Römer und römiſchen Unterthanen mit der curſirenden Münze den Begriff der Heiligkeit, welche durch das aufgeprägte Bild des Kaiſers unter den Schutz des Monarchen geſtellt und unverletzlich und deren Verfälſchung mithin ein Majeſtätsverbrechen ſey; Vorſtellungen, die ſich unter den chriſtlichen Fürſten der ſpätern Periode erhielten, und wovon wir noch ſehr charakteriſtiſche Aeußerungen des Königs der Oſtgothen, Theodorich, in den amtlichen Schreiben ſeines Miniſters Caſſiodorus übrig haben, worin es unter Anderm heißt: * „Die Fürſten laſſen ihr Bildniß auf die Münzen prägen, zum Zeichen, daß es ihren Unterthanen durch den Handel Nahrung gewähre. Dem Gelde muß man ſeine Aechtheit zu erhalten ſuchen; denn ihm iſt einestheils unſer Bildniß aufgedrückt, anderntheils wird dadurch der allgemeine Nutzen befördert. Was in der Welt wird noch ſicher ſeyn, wenn man auf unſerm Antlitz ſündigen darf, und wenn der Unterthan den, welchen er von Herzen zu verehren ſchuldig iſt, mit unheilig frevelnder Hand zu verletzen ſich beeilt? — Wer wird es daher geſtatten, daß eines Einzigen Vortheil in ſündhafte Verluſte Aller ausſchlage? — Rein ſey, was mit den Geſichtszügen unſerer Durchlauchtigkeit ſich vermählet. Die königliche Klarheit leidet nichts durch Färbung Getrübtes. — Des Goldes Flamme ſtrahle hell ohne ſchnöde Beimiſchung; des Silbers Farbe lache uns an in lieblichem Weiß; des Erzes Röthe erhalte ſich in ſeiner natürlichen Eigenſchaft.“ — Solche Ermahnungen ſind eben ſo viele Belege für wiederholt vorgekommene Uebertretungen unter kaiſerlicher und königlicher Autorität gegebener Geſetze; und wirklich hatten ſich in ſpäterer Kaiſerzeit erſchreckliche Dinge ereignet. So hatten z. B. unter Aurelianus die Münzmeiſter (monetarii) ſelbſt ihren Oberen

* Cassiodori Variar. VI. 7. VII. 32.

die größte Einwirkung auf die Kriegführung zu suchen seyn, deren Eisenbahnen überhaupt fähig sind, und wenn dieselbe einträte, so müßten sich dereinst unzählige andere Einwirkungen im Speziellen von ihr ableiten, welche gegenwärtig noch gar nicht zu übersehen sind.

Im März 1845.

Die däniſchen Ständeverhandlungen

über

die Staatseinheit.

Ein kleines Volk, das von ſeiner Kleinheit zu reden liebt, und das, nächſt den Spuren einer großen Vorzeit, am häufigſten mit bewegtem Gemüth bei der Erinnerung ſpäterer Einbußen und Unglücksfälle verweilt — das däniſche Volk wirft dem deutſchen den Fehdehandſchuh hin. Vielmehr es ringt nach einer Staatseinheit, in der es die Lebensbedingung ſeiner politiſchen Fortdauer zu erkennen behauptet; es will ſie haben um jeden Preis; um ſie zu erhalten, ſtachelt es ſeine Regierung, durch einen Machtſpruch Rechtsverhältniſſe abzuthun, welche, ſobald ſich Streit erhebt, nur durch das Urtheil des deutſchen Bundes ihre Entſcheidung finden können. Denn der Machtſpruch ſoll unter Anderem einen deutſchen Bundesſtaat an den däniſchen Thron feſſeln, zu ewigen Tagen und unzertrennlich. Die Dänen, indem ſie durch den Mund ihrer Vertreter Solches begehren, verlangen ſchwerlich, daß man ihren Muth bewundern ſoll (unerachtet auch das Zuſammenhalten der enggeſchloſſenen Reihen alle Anerkennung verdient); ſondern ſie ſpeculiren auf die Mangelhaftigkeit unſerer politiſchen Inſtitutionen.

Es war eine Zeit, da mußten unſere Kaiſer ſchwören (und

Karl V. beschwor es zuerst), „daß sie nicht allein vom Reich, ohne Einwilligung der Kurfürsten, Nichts veräußern, sondern auch sich aufs höchste bearbeiten und allen möglichsten Fleiß und Ernst anwenden wollten, dasjenige, so davon kommen, zum förderlichsten wieder darzubringen." War's mehr das Bewußtseyn deutscher Einheit oder die Ahnung künftiger Dinge, was den Kurfürsten diese Stelle der Wahlcapitulation eingab? Bei den Ausländern hat sich doch die Meinung von einer großen Stärke der Reichsverfassung ziemlich lang erhalten. Redende Beweise vom Gegentheil mußten geführt seyn, ehe man sie aufgab. Thuanus fand noch bewundernswerth, daß so viele Völkerschaften, nicht etwa aus Furcht vor den Nachbarn, nicht durch irgendwelche Noth gedrängt, diese Verfassung einmüthig gewählt und Jahrhunderte hindurch so beständig beibehalten; so daß die Geschichte keines stärkeren Staatskörpers gedenke, der zugleich, wenn man sie einzeln betrachte, aus so schwachen Gliedern zusammengefügt sey. Thuanus war noch keine sechzig Jahre todt, als auf unerhörte Weise Straßburg über Bord ging. Wieder drei Jahre später, während zugleich die dringendste Türkengefahr drohte — womit beschäftigte sich der Reichstag? Nun, die kurfürstlichen Gesandten begehrten den Titel Excellenz, der ihnen von den Uebrigen versagt ward. Der Kaiser klagte, über diesen nichtigen Zänkereien sey die öffentliche Berathschlagung länger als ein halbes Jahr unverantwortlich gehemmt, so daß die Ausländer die Handlungen der jetzt lebenden Deutschen verhöhnen und verspotten. Und doch war das noch lange nicht Alles. Dazu kam die große Controvers von den rothen und den grünen Stühlen, die endlich dahin geschlichtet ward, daß bei den Mahlzeiten, die der Prinzipalcommissär gab, alle Welt nur auf grünen Stühlen sitzen sollte; was indessen einen kurfürstlichen Gesandten nicht verhinderte, sich zu rühmen, er habe seinen rothen Mantel über den grünen Stuhl fallen lassen: es habe accurat ausgesehen, als säße er, wie ihm eigentlich zukäme, auf einem roth ausgeschlagenen; folglich sey die Gerechtsame des Kurhauses gewahrt.

Was eine Nation sich bieten läßt, das gehört (sofern ihr, wie den Deutschen, Muth und Tapferkeit nicht abzusprechen sind) ganz wesentlich zu ihrer Verfassungsgeschichte. Darum, wer die Reichsverfassung studiren will, der hat sich besonders umzusehen,

was aus Liefland und Holland, aus Elſaß und Lothringen geworden.

Das Reich iſt zerbrochen, und wir haben die Bundesakte. Für die letztere iſts ein Zeichen von übler Vorbedeutung, daß ſie in der Zwiſchenzeit vom erſten und zweiten Pariſer Frieden zu Stande gekommen; ſo wenig iſt in beiden Friedensſchlüſſen an die avulsa Imperii gedacht worden. Die Wiener Schlußakte hat verſucht, für die Wahrung deutſcher Intereſſen, dem Auslande gegenüber, geeignete Einrichtungen zu treffen. Eine dreißigjährige Erfahrung liegt vor.

Das Jahr 1840 hat uns wehrhaft gemacht: es war in der Stunde der augenſcheinlichen Kriegsgefahr. Was die Auseinanderſetzung zwiſchen Holland und Belgien anlangt, bei welcher das Bundesgebiet betheiligt war, ſo weiß man, daß ſie allerdings noch weiter durch den Umſtand verzögert wurde, daß auch dem deutſchen Bund ein Genüge geſchehen ſollte. Zufällig erfuhr man im Publikum, daß Bayern ſich ſehr entſchieden gegen den Vorſchlag erklärte, den Bund für den nicht wieder auszugleichenden Gebietstheil durch einen Geldzuſchuß abzufinden. Niemand wird behaupten, daß jene Angelegenheit als Nationalſache betrachtet worden ſey, oder daß Deutſchland in der Haltung ſich befunden habe, um von vorne herein die Holländer und Belgier von dem Verſuch abzuſchrecken, ihre Händel auf Koſten Deutſchlands abzumachen. Was der Bund damals that, das geſchah aus eignem Antrieb der Regierungen. Wenn es aus irgendwelchen Rückſichten unterblieb, ſo beſaß die Nation kein Mittel, ein Opfer, das ihr angeſonnen wäre, abzuwenden. Und die Wahrheit zu ſagen, als Alles vorüber war und das Ergebniß bekannt wurde, ward ſehr wenig Notiz davon genommen. Sobald eine eigentliche Kriegsgefahr nicht zu beſorgen ſtand, ward die ganze Angelegenheit als eine fremde mit einer Art von müßiger Neugier angeſehen. Dieſer Mangel an Theilnahme erklärt ſich aus der allgemeinen Ueberzeugung, daß es doch nichts helfen würde, wenn man ſich für die Sache intereſſiren wollte. Durch die Heimlichkeit der Bundestagsverhandlungen wird das noch weit ſchlimmer. Dieſe Heimlichkeit ſelbſt wird kaum mehr bedauert, ſeitdem der Bund darauf verzichtet hat, mit den vorgezogenen Intereſſen des Tages, mit einer nationalen

Handelspolitik, sich zu befassen. In dieser Beziehung kann jeder fremde Staat den Deutschen bieten, was er mit seinen eigenen Interessen vereinbar hält; abseiten der einzigen Behörde, welche berufen ist, die Interessen des gesammten Deutschlands zu vertreten, hat er keine Art von Erwiederung zu besorgen.

Das Alles ist kein Geheimniß. Es ist den Ausländern sehr wohl bekannt, auch den Dänen. Ists ihnen denn groß zu verdenken, wenn sie darauf speculiren? Sie scheinen sich aber in dieser Art die Sache gedacht zu haben: da es nicht eigentlich die Absicht ist, ein deutsches Land mit Krieg zu überziehen, so wird auch der deutsche Bund sich nicht in Bewegung setzen; und wenn etwa die öffentliche Meinung aufgeregt werden sollte (so weit nämlich in einem Lande der Censur die Regierungen es zulassen werden), so entbehrt die Stimme der Nation jeglichen Organes, um direkt in dem hohen Rathe deutscher Regierungen (der einzigen Behörde, auf die es ankömmt) sich geltend zu machen.

Einigermaßen betroffen waren die Dänen doch, als in Deutschland nicht Alles so sachte ablief. Daß die Kammern sich um die Angelegenheit bekümmern würden, das hatte man nicht voraussehen können. Nachdem aber der Anfang in Braunschweig gemacht war, ist es Ehrensache für jede Ständeversammlung geworden, nicht allein in dieser, sondern in jeder nationalen Angelegenheit ihre Stimme zu erheben. Soll die Volksvertretung in den einzelnen Staaten einen Werth in den Augen des deutschen Publikums behaupten, so muß sie bei solchen Anlässen den Beweis liefern, daß sie nicht allein die provinziellen, sondern auch die nationalen Interessen erkannt hat. Sie ist um so mehr auf diese Richtung hingewiesen, je mehr der Bund der Regierungen als eine Anstalt vorzugsweise zur „Sicherung der landesherrlichen Autorität und der öffentlichen Ordnung und Ruhe in den einzelnen Bundesstaaten" auftritt. Wer als das erste unserer öffentlichen Bedürfnisse die Entwicklung der Institutionen des deutschen Bundes durch eine Nationalrepräsentation begriffen hat, der darf nicht versäumen, bei solchen Anlässen auch dem Bundestag ins Gedächtniß zu rufen, daß bei seiner ersten Eröffnung aus dem Munde des Präsidialgesandten die Worte vernommen worden: „Unser Bestreben wird es seyn, gerechter

Erwartung der öffentlichen Meinung zu huldigen, ihr zu entſprechen."

Wenn bei den Anträgen in deutſchen Kammern die Dänen ſtutzig wurden, ſo haben ſie ſich inzwiſchen wieder gefaßt. Daß ihnen ein neuer Hoffnungsſtern aufgegangen, wird auch in deutſchen Zeitungen geſchäftig verbreitet. Sie ſagen, man hoffe der König von Preußen werde aus perſönlicher Gefälligkeit ſeine Zuſtimmung zu den däniſchen Wünſchen ertheilen, und ſomit werde eine Einſprache des deutſchen Bundes um ſo weniger zu beſorgen ſeyn.

Es iſt immer intereſſant zu erfahren, wie man im Ausland unſere öffentlichen Zuſtände beurtheilt. Hat die Erfahrung etwas Demüthigendes, ſo iſt es doch eine Erfahrung mehr; um ſo weniger muß ſie für uns verloren gehen.

Zugleich iſt es der Mühe werth, auf einen ſcheinbaren Widerſpruch aufmerkſam zu machen, der beſonders in den Rothſchilder Debatten hervortritt. Während die Dänen ihrer Sache ſo gewiß ſind, daß man auf den deutſchen Bund keine Rückſicht zu nehmen brauche, finden ſie nicht Worte genug, ihre Achtung, ja ihre unverhüllte Beſorgniß auszudrücken, ſobald von dem Geiſte der Einheit die Rede wird, der in der deutſchen Nation erwacht ſey. Einzelne gehen ſo weit, daß ſie beſorgen, ganz Dänemark, die Inſeln mit eingeſchloſſen, werde dereinſt verdeutſcht und zum deutſchen Bunde gezogen werden, wenn nicht bei Zeiten eine ſo gründliche Abwehr, wie die vorgeſchlagene, dem deutſchen Weſen entgegentrete. Sie haben gar kein Hehl, ſie fürchten „die Anziehungskraft, die das große Nachbarvolk übt." Und doch glauben ſie, das große Nachbarvolk werde ihre Maßregeln ſich in aller Ruhe gefallen laſſen. Offenbar unterſcheiden ſie zwiſchen dem Geiſt der Nation und zwiſchen der Politik der Regierungen. Sie finden uns gelähmt in unſerer Entwicklung durch unſere Verfaſſung, ſo wie ſie jetzt iſt. Darum ſind ſie auch ſo eilig; ſie wollen die Zeit wahrnehmen; denn ſie wiſſen, daß das deutſche Volk ihre Beſchlüſſe ganz anders hinnehmen würde, wenn es ſein Rechtsgefühl geltend machen könnte.

Wir haben im Vorſtehenden den Hauptgeſichtspunkt angegeben, unter welchem die däniſchen Verhandlungen uns beachtenswerth erſcheinen. Vielleicht gewinnt der Leſer denſelben auch noch ein

anderes Intereſſe ab. Uns hat es angezogen, das Inſtitut berathender Provinzialſtände hier in dieſen Debatten ſeine Sporen ſich verdienen zu ſehen — und zwar bei einem Volke, das über anderthalb Jahrhunderte abſolut regiert geweſen. An Freimüthigkeit und Gewandtheit der Rede dürften dieſe Verſammlungen nicht leicht einer andern nachſtehen.

Was im Uebrigen die Phyſiognomie dieſer Debatten betrifft, ſo tritt darin der Volkscharakter hervor, und auch die Nachwirkung der unter dem Königsgeſetz verlebten Jahre iſt nicht ausgeblieben. Wir haben keinen Beruf, die Schwächen der Dänen zu verdecken oder ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln. Aber wir können auch nicht in den Ton einſtimmen, der hier und dort (solito inter accolas odio) gegen ſie geführt worden. Niemand kann bereitwilliger als wir anerkennen, daß das däniſche Volk (auch abgeſehen von ſeiner Nationalliteratur) zu dem Geſammtſchatz der europäiſchen Völkerfamilie in Wiſſenſchaft und Kunſt ſein treffliches Maß beigeſteuert; daß in den ſchwerſten Prüfungen ſeine Vaterlandsliebe bewährt iſt; endlich daß es in wiederholten Kämpfen gegen die Uebermacht, in fruchtloſen Anſtrengungen für die Freiheit der Meere ſelbſt die Achtung des ungroßmüthigen Siegers ſich erworben.

Der Uſſing'ſche Antrag bietet keine Seite, die Rothſchilder Verhandlungen bieten kaum eine dem Gegenſtand verwandte Materie dar, welche nicht im Ständeſaal zu Wiborg ſchon früher zur Sprache gekommen wäre. Selbſt die Aufhebung der Zollgränze zwiſchen dem Königreich und den Herzogthümern, welche David zum Gegenſtand eines förmlichen Antrages machte, war von Larſen, im Vorbeigehen wenigſtens, als Mittel zur Aufrechthaltung der Staatseinheit empfohlen. Dennoch würde man irren, wollte man die Wiborger Verhandlungen als das müßige Vorſpiel der ſpäteren von Rothſchild betrachten, ohne die erſteren einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen. Wenn Zwei daſſelbe thun, iſts nicht daſſelbe.

Man könnte den Unterſchied in der Art und Weiſe ſuchen, wie die Sache angefaßt werden, alſo in dem eigenthümlichen Charakter der einen und der andern Verſammlung. Einige

Redner von Rothschild haben die Gefälligkeit gehabt, das Publikum mit einer Anleitung zu versehen, um darüber sich ein Urtheil zu bilden. „Als den Grundzug", sagte Stenfeldt[1] am 20. Nov. 1844, „als den Grundzug in der jütischen Versammlung betrachte ich eine kräftige, nordische Geradheit — in der Rothschilder eine höhere Intelligenz, verbunden mit berechnender Klugheit." Diese Elemente, fuhr er fort, vereint in einer Repräsentation, würden derselben bedeutende Kraft und das Gepräge einer ächt nationalen Genialität verleihen. Wenn er von höherer Intelligenz rede, so dürfe er hoffen, daß weder bei den Brüdern in Jütland noch anderwärts diese Aeußerung möge mißdeutet werden: es zähle die Rothschilder Versammlung in ihrer Mitte mehrere Männer, welche in besonderer Lebensstellung und in größerem Wirkungskreise Gelegenheit gefunden, vor Andern sich zu entwickeln, auch in Verhältnisse eingeweiht zu werden, denen Andere (die Bescheidenheit des Redners läßt ihn in der ersten Person der Mehrzahl sprechen) ferne stehen. Auch Orla Lehmann[2] würde mit dem Etatsrath Stenfeldt eine würdige Repräsentation darin erblicken, wenn die männliche, ehrliche Offenheit der Jüten und ihr Vaterlandssinn vereint wäre mit der höheren Intelligenz und berechnenden Klugheit, welche die gegenwärtige Versammlung auszeichnen solle. Wir hoffen, deutsche Kammern werden ein Exempel daran nehmen, wie hier immer ein Redner den andern an Anspruchlosigkeit überbietet. Das geht so weit, daß ein Dritter (Drewsen[3]) geradezu erklärt, er traue sich selber nicht $^1/_{10}$ der hohen Intelligenz und berechnenden Klugheit zu, welche diese Versammlung, zufolge der Rede von Etatsrath Stenfeldt, besitzen solle.

Was aber bei der Vergleichung der Verhandlungen in Wiborg und Rothschild einem Jeden ins Auge springt, das ist die gar verschiedene Aufnahme, welche sie bei der Regierung gefunden. Es steht geschrieben: „wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig." Ob nun die Ungnade gegen Wiborg, die Gnade für Rothschild lediglich in der abweichenden Eigenthümlichkeit der beiden

[1] Roeskilde Stænder-Tidende 1844. S. 1975.
[2] Daselbst 2032.
[3] Daselbst 2082.

Verſammlungen ihren zureichenden Grund finde, das mögen tiefere Kenner des nordiſchen Weſens entſcheiden. Wir haben es zunächſt mit der Thatſache zu thun; und ſie wird nicht eben weniger auffallend durch den Umſtand, daß ein und derſelbe Mann — der geprüfte, um die junge Inſtitution der Provinzialſtände vielfach verdiente Oerſted — als Organ der Regierung in beiden Verſammlungen auftrat.

Oerſted galt in Wiborg als der Verfechter einer in Bezug auf die Herzogthümer durchaus gemäßigten Politik. Man hatte ihm nicht vergeben können, daß er auf einem früheren Landtag erklärt, das Königreich gehe bis an die Königsaue und nicht weiter. In ſeiner erſten Rede am 9. Juli ſprach er von dem Unwillen einer Partei, den er eben ſo leicht ertragen, als ihn ſich erklären könne.

Die erſte Aeußerung, welche die Regierung dem kommenden Sturm entgegenſetzte, hatte nur die Folge, den Ausbruch zu beſchleunigen. Die königliche Eröffnung (datirt vom 3. Juli 1844) nahm Bezug auf die Adreſſe der vorigen Diät, welche auf wirkſame Maßregeln zur Wahrung der däniſchen Nationalität in Schleswig angetragen. Ohne die patriotiſche Geſinnung zu verkennen, ward der Verſammlung ihr angewieſener Wirkungskreis und das Unzuläſſige jeder Ueberſchreitung der Gränzen deſſelben vorgehalten. Die Zurechtweiſung ſchloß mit den Worten: „wir erwarten auch, daß unſere getreuen Stände finden werden, daß es keiner ſolchen Einmiſchung (Mellemkomst. Dazwiſchenkunft) bedurfte, um verſichert zu ſeyn, daß unſererſeits Alles geſchehen werde, was nach Erwägung aller Verhältniſſe für erforderlich und dienlich ſich erweiſe, um die Einheit des Staates und die Rechte aller unſerer Unterthanen zu wahren."

Es fehlte viel, daß die hier ausgeſprochene Erwartung in Erfüllung gegangen wäre. Der Oelmüller Schytte benutzte die Adreß-Debatte, um einen jener weitgreifenden Verträge zu halten, wie ſie im Parlament wohl bei ähnlicher Veranlaſſung, mit der gleichen Schärfe aber nur dann vorzukommen pflegen, wenn ein Antrag auf Erwägung „des Zuſtandes der Nation" geſtellt wird. Man ſtehe über einem Abgrund auf ſchwankendem Boden; das Vertrauen zu den Rathgebern ſeiner Majeſtät verliere ſich mehr und mehr; unter dieſen Rathgebern ſcheine ein Zweifel

über die Erbfolge vorzuwalten; sey man wirklich, wie es verlaute, im Besitz unbestreitbarer Beweise, so hätte man sie kennen und benutzen müssen; offiziell aber sey zur Beruhigung nichts geschehen, während in den Herzogthümern auf eine Trennung hingearbeitet werde, und der Staatskörper zufälligen Ereignissen — denn wer bürge für des Königs Leben? — preisgegeben sey. Noch immer sey ein Fürst, der Dänemark für ein fremdes Land erklärt habe (der Prinz Statthalter), im Besitz der obersten Civil- und Militärgewalt in den Herzogthümern; Schleswig, ein halb dänisches Land, werde von Deutschen verwaltet und durch die Verbindung mit Holstein zum deutschen Bunde hingezogen. Nachdem ein langes Register von Unterlassungs- und Begehungssünden der Regierung vorgeworfen worden, rief der Redner endlich aus: „Unser König muß uns vorwärts führen wollen — Anderes ist nicht denkbar — er will es aber vielleicht nicht, ohne überzeugt zu seyn, daß wir dessen würdig sind. Davon müssen wir ihm den Beweis liefern. Wir wollen uns an den König schließen, und der Mann, der in seiner Jugend Glanz auf den Felsen von Eidsvold das Banner der Freiheit pflanzte, das unsere norwegischen Brüder als ihr bestes Glück, das wir als das Ziel unserer Sehnsucht und unsern Trost betrachten — er wird nicht unterlassen, in unserem Vaterlande sich ein Denkmal zu errichten, das die Nachwelt nicht vergessen wird."

Der königliche Commissär bemühte sich vergebens, den Anflug von constitutioneller Sprache niederzuhalten, welche den König von den Ministern trennt. Diese Sprache fand ihren Nachhall selbst in der Adresse, welche die Ueberzeugung von des Königs landesväterlichen Absichten, zugleich aber die Ansprüche des dänischen Volks ausdrückte, an die Spitze der Verwaltung solche Männer gestellt zu sehen, welche erprobte Ergebenheit für die bestehende Staatseinheit und einen reinen, kräftigen Willen besitzen, um staatsauflösenden Bestrebungen entgegenzuwirken. Was blieb nun übrig, als in der Antwort des Königs (23. Juli 1844) die ungegründeten Aeußerungen der Adresse mit Mißfallen zurückzuweisen, und den „rathgebenden Provinzialständen für Nordjütland" alles Uebel vorzuhalten, was aus ihrer fortgesetzten, unbefugten Einmischung in schleswigsche Angelegenheiten entstehen könne?

erſchlagen, die Münzen verfälſcht, und einen Bürgerkrieg erregt, der ſiebentauſend Soldaten das Leben koſtete. Aus den Verordnungen ergeben ſich folgende Hauptklaſſen von Unterſchleifen: das Beſchneiden der Münzen und Abfeilen (corrodere) ihrer Ränder; das Verfälſchen durch Zuſätze, wie Silbers zum Gold, Kupfers zum Silber, des Bleies zum Kupfer (adulterare, nummi tincti); — das Ausſcheiden. Dies traf beſonders die ſogenannte pecunia maiorina, d. h. die groben Münzſorten, die eine Beimiſchung von Silber hatten. Letzteres ſchieden die Fälſcher aus (stagnabant) und prägten neue deſſelben Stempels aus bloßem Kupfer; — endlich das Ueberzieben eines geringhaltigen Kornes (anima) mit einer Bekleidung aus edlerem Metall (nummi pelliculati).

Es iſt im Eingange von Münztypen, beſonders griechiſcher Städte, welche die getreueſte und glücklichſte Auffaſſung und Darſtellung von Naturkörpern, beſonders des Thier- und Pflanzenreichs, beurkunden, die Rede geweſen. Hier möchte ich die Aufmerkſamkeit der Leſer ſchließlich noch dem Materiellen zuwenden, d. h. den Naturprodukten und zum Theil Handelsartikeln, welche in ſo großer Anzahl auf den Münzen abgebildet ſind. Ich beſchränke mich auf wenige Andeutungen. Welch eine Mannichfaltigkeit ſchon an Landthieren, von den Haſen und Büffeln auf ſiciliſchen und griechiſch-italiſchen Münzen bis auf das Kameel auf denen von Arabien und den Elephanten auf ſyriſchen * und jetzt auch auf indiſchen Münzen griechiſcher Könige! An Thiergruppen iſt ſchon oben erinnert worden; und wer kennt nicht die ſäugende Kuh auf den Drachmen von Epidamnus? Auch Handlungen zeigen ſich auf dieſem materiellen Gebiet. Auf dem vor mir liegenden Abdruck einer ſeltenen Silbermünze von Tarent in der Sammlung des Herrn Falbe erblicken wir den Taras, wie er mit einem Dreizack einen Seepolypen ſticht. Eine ähnliche hat neulich Hr. Raoul-Rochette in ſeiner Lettre à Mr. le Duc de Luynes bekannt gemacht. — Auf andern Münzen derſelben Stadt erſcheint die Kammmuſchel. Aus den Stechmuſcheln derſelben Küſte hat der

* Auch numidiſchen; wie denn neuerlich Hr. Pinder eine Münze des Königs Juba des Erſten mit dem Bilde eines Elephanten und mit numidiſchen Charakteren, im königlichen Muſeum zu Berlin, zuerſt edirt hat.

In der Zwiſchenzeit hatte der Gegenſatz zwiſchen den Ständen und der Regierung bei mehr als einem Anlaß immer ſchroffer ſich herausgeſtellt. Larſen hatte ſeinen Antrag entwickelt, dem König die Nothwendigkeit von Maßregeln zum Schutze der däniſchen Nationalität in Schleswig vorzuſtellen. Trotz der wiederholten Behauptung des königlichen Commiſſärs, daß die Verſammlung in dieſer Sache nicht competent ſey, ward der Antrag einſtimmig angenommen. Keineswegs aber war es nur dieſe, die formelle Seite, ſondern geradezu der materielle Inhalt des Antrags, wodurch dieſer Beſchluß als einſtimmige Oppoſition erſchien. Die Frage über den Gebrauch der däniſchen Sprache hatte ihren ſeltſamen Verlauf genommen. Seit dem 4. Mai circulirte in Kopenhagen der Entwurf einer Petition zu Gunſten der däniſchen Sprache „gegen das überſprudelnde und Alles überſtrömende Deutſchthum.“ Da urplötzlich ward am 11. Mai ein vom 29. März datirtes Patent publizirt — das ſeitdem ſo viel beſprochene Sprachpatent, welches zwar keine Partei befriedigt, aber doch in ſeinem Gefolge Erklärungen herbeiführte, die, nächſt der Verlegenheit der Regierung in einem unzweifelhaft mißlichen Fall, eine verſöhnende Abſicht an den Tag legten. Als nämlich die Rieſenpetition mit 20,069 Unterſchriften[1] am 17. Juli überreicht ward, erwiederte der König der Deputation unter Anderem: „Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen übrigens zu erkennen geben, daß patriotiſch geſinnte Männer eher verſöhnend zwiſchen den ſtreitenden Parteien auftreten müſſen, als einſeitig, und daß es leichter iſt, die Gemüther zu beunruhigen, als ſie zu beruhigen; Erſteres geſchieht durch Einſammeln von Unterſchriften zu Adreſſen ringsum im Lande; das Andere überlaſſen Sie dem Könige — doch ich will hoffen, es werde mir die Kraft nicht fehlen, daß dieſes gelinge.“

Nach ſolchen Aeußerungen war es nicht ganz leicht, die Fiction noch länger beizubehalten, welche den Willen des Königs vom Syſtem der Regierung trennt. Dies zeigte ſich beſonders

---

[1] Darunter 4020 aus Kopenhagen, 6240 aus Jütland; aus den Herzogthümern nicht mehr als 7; die übrigen aus andern Gegenden des Königreichs. — Altonaiſcher Merkur 23. Juli 1844.

deutlich bei dem Antrag von Larſen (1. Auguſt), den König um eine Erläuterung der von ſeinem Commiſſar in der ſchleswigſchen Ständeverſammlung abgegebenen Erklärungen zu bitten. Der Commiſſar hatte nämlich in Schleswig am 14. Dec. 1842 geäußert: „er ſey autoriſirt zu erklären, daß Se. Majeſtät eben ſo wenig darauf bedacht ſey, das Herzogthum Schleswig oder Theile deſſelben mit Dänemark zu vereinigen, als es durch den Beitritt zum deutſchen Bunde in eine ſtaatsrechtliche Verbindung mit Deutſchland zu ſetzen; der Wille Sr. Majeſtät ſey demnach, das Herzogthum Schleswig weder deutſch noch däniſch zu machen, ſondern es als ſolches zu erhalten." Am 21. Dec. 1842 hatte der Commiſſar ebendaſelbſt hinzugefügt: „auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs habe ich die ſchon einmal abgegebene Erklärung zu wiederholen, daß Se. Majeſtät die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, auf denen die Selbſtſtändigkeit des Herzogthums Schleswig begründet iſt, ſowie deſſen bisherige Verbindung mit dem Herzogthum Holſtein erhalten werden." Die von Larſen gewünſchte Erläuterung nun ſollte Mißdeutungen abwehren, welche in den Herzogthümern vorgekommen ſeyen, ſie ſollte kundthun, „daß es keineswegs die Meinung geweſen ſey, etwas zum Präjudiz der beſtehenden däniſchen Staatseinheit einzuräumen, und namentlich das Recht der däniſchen Krone auf die ſtets unzertrennliche Verbindung des Herzogthums Schleswig mit derſelben aufzugeben." Oerſted ſprach vor allen Dingen der Verſammlung die Befugniß ab, auf den Antrag einzugehen. Es iſt nicht unſere Sache zu unterſuchen, ob er nicht beſſer gethan haben würde, dabei ſtehen zu bleiben, und ob er der Würde der Krone nicht etwas zu vergeben ſchien, wenn er, der königliche Commiſſar, ſeine Privatmeinung geltend machte, „daß nicht die geringſte Veranlaſſung ſey, die Grundſätze und Anſichten des Königs in beſagter Hinſicht in Zweifel zu ziehen"; wenn er ſpäter (22. Auguſt) ſogar andeutete, von einer ſolchen Erklärung, wie die beantragte, verſpreche er ſich nicht viel, ſofern es die Beſeitigung ſeparatiſtiſcher Tendenzen betreffe (das heißt alſo, das Königswort, wenn es geſprochen ſey, werde wirkungslos bleiben). Mindeſtens mußten dieſe Bemerkungen dienen, den Eindruck noch greller zu machen, wenn dennoch der Antrag faſt einſtimmig angenommen ward. Und

so geschah es;[1] selbst das stärkste Argument, das der Commissar anführte, fand keine Beachtung — daß nämlich eine einseitige Erklärung in Bezug auf Schleswig als eine stillschweigende Verzichtleistung auf Holstein gedeutet werden dürfte.

Nicht uninteressant sind die Schicksale, welche ein anderer, auf die Staatseinheit abzweckender Antrag in der Wiborger Versammlung erfahren hat. Schon am 11. Juli war derselbe vom Oelmüller Schytte angemeldet, dahin gehend: „daß die Stände Se. Majestät ersuchen möchten, vermittelst einer kräftigen, volksthümlichen und patriotisch gesinnten Staatsverwaltung diejenigen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Staatseinheit zu treffen, welche unumgänglich nothwendig sind, wenn die dem Vaterlande drohende Gefahr abgewendet werden soll, und daß Se. Majestät in Verbindung damit allergnädigst den durch die Stände ausgesprochenen Wunsch seines treuen Volkes, hinsichtlich einer den Zeitbedürfnissen entsprechenden freieren Entwicklung unserer bürgerlichen Verhältnisse erfüllen wolle." Der Commissar rieth sofort der Versammlung ab, sich auf den Antrag einzulassen, es sey denn, daß sie glaube im Stande zu seyn, mit einem bestimmten Vorschlag hinsichtlich der Mittel hervorzutreten, mit deren Hülfe es gelingen könne, die minder günstigen Verhältnisse zu ebnen, die sich im Staate finden möchten. Könne man irgend ein dienliches Mittel angeben, um für die Staatseinheit insbesondere zu sorgen, so werde solches natürlicherweise willkommen seyn; aber daß man blos im Allgemeinen darum petitionire, könne nicht helfen.

Und doch war der Antrag keineswegs so ganz unbestimmt. Schytte ist von Anfang an mit der Entschiedenheit aufgetreten, welche sich Achtung erwirbt, auch wo sie keine Nachfolge findet; wie denn auch er selbst derjenigen Entschiedenheit, mit welcher Tendenzen verfolgt werden, die ihm als staatsauflösend erscheinen, seine Anerkennung nicht versagt hat. Der cimbrische Demosthenes hielt unverwandt auf den Felsen von Eidsvold das Auge geheftet. Es war wenigstens der gesundeste Gedanke, der in Verbindung mit dieser Sache hier und später von Einzelnen in Rothschild geäußert worden, daß jede Maßregel zu Gunsten der Staatseinheit ganz vergeblich seyn werde, wenn sie nicht auf der

[1] Mit 46 Stimmen gegen 1; am 29. Aug. 1844.

Grundlage eines verbeſſerten öffentlichen Rechtszuſtandes erwachſen ſey.

Der Antrag in ſeiner urſprünglichen Geſtalt ward nur mit 29 Stimmen gegen 21 an eine Commiſſion verwieſen. Aus deren Händen ging er, ſcheinbar beſtimmter gefaßt, aber ſo, daß das Eigenthümliche weggeglättet war, wieder hervor. Die Petition ſollte dahin gehen: daß der König die vier Ständeverſammlungen zu einer außerordentlichen Seſſion zu Anfang 1845 einberufen wolle, behufs Ernennung von Delegirten, die in Verbindung mit einigen von der Regierung zu dieſem Zwecke Gewählten auf näheren Befehl in der Abſicht zuſammenzutreten haben, theils zur Regulirung der ſtaatsrechtlichen und internationalen Verhältniſſe zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Staates mitzuwirken, und theils um Vorſchläge zu einer die Staatseinheit wahrenden und das Wohl aller Unterthanen Sr. Majeſtät ſichernden Entwicklung der Stände-Inſtitution, zur ſpäteren Vorlegung an die einzelnen Ständeverſammlungen, auszuarbeiten.

In dieſer Form, mit einer ferneren leichten[1] Abänderung, gewann der Antrag 45 Stimmen gegen 3. Das Amendement von Rée, daß die gewünſchte Entwicklung als eine „volksthümliche" bezeichnet werde, ward mit 29 Stimmen gegen 19 verworfen. Gleichfalls verworfen (mit 26 gegen 22) ward Schytte's Amendement, der wenigſtens in den Prämiſſen ausgeſprochen zu ſehen wünſchte, daß im Volke der Drang nach einer freieren Staatsform herrſche, und daß bei mancher Verſchiedenheit der Anſichten alle doch in dem Wunſche einer beſchließenden Mitwirkung bei Finanzangelegenheiten zuſammentreffen. Dagegen ward einſtimmig Larſens Vorſchlag angenommen, „daß in den Motiven zum allerunterthänigſten Antrag die Nothwendigkeit auseinandergeſetzt werde, daß Se. Majeſtät vor Allem und hauptſächlich zweckmäßige Veranſtaltungen zur Aufrechthaltung der Staatseinheit treffen möge, namentlich durch Anordnung wirkſamer Maßregeln gegen die ſtaatsauflöſenden Beſtrebungen, welche die Unterthanen Sr. Majeſtät ſo lange in Unruhe und

[1] Statt „ſtaatsrechtliche und internationale" hieß es nun „innere" Verhältniſſe. Freilich die Staatseinheit hat einen weiten Weg zu laufen, wenn es noch gilt, „internationale" Verhältniſſe zu ordnen.

Spannung gehalten haben." Schon bei einer andern Gelegenheit hatte der Oberst Brock geäußert: wenn nur erst eine königliche Erklärung vorliege, so werde auch Anlaß gegeben seyn zu bestimmen, „daß Jeder, der entweder mündlich oder schriftlich die Staatseinheit anzugreifen oder staatsauflösende Bestrebungen zu unterstützen wage, als muthwilliger Uebertreter der königlichen Mandate bestraft werde." Diese schöne Idee ist bekanntlich unter der sorgsamen Pflege der Rothschilder Versammlung bis zum Antrag auf ein Verbot aller Discussion emporgeblüht.

Man sieht, welche Wendung die Sache in Wiborg genommen. Die Mehrzahl will, trotz allem Abmahnen des Commissars, die Regierung bestürmen, damit irgend etwas für die Staatseinheit geschehe. Eine solche Maßregel (es ist freilich nicht allzu klar, welcher Art; doch möchte sich auf etwas Heroisches schließen lassen) — genug, man will sie haben; dafür will man sich denn auch zusammennehmen, will leichter über Anderes hinweggehen, oder es gar verschweigen, was die Regierung unangenehm berühren könnte.

Im Lauf der Debatte war ein Vorschlag zur Sprache gekommen, der an ein merkwürdiges Blatt der dänischen Geschichte erinnert. Estrup hatte bemerkt, die Stände der Herzogthümer würden entweder gar keine oder solche Delegirte wählen, deren Ansichten von einer dem Zweck so durchaus widerstreitenden Art wären, daß eine Ausgleichung der Verhältnisse unmöglich, ja daß die Spannung noch vermehrt würde: es würde daher besser seyn, die Wahl der Delegirten der Regierung zu überlassen. Auch Oersted war der Meinung, die Delegirten (wenn solche berufen werden sollten) müßten von der Regierung ernannt werden: es würde sonst in den Herzogthümern die Wahl auf solche Individuen fallen, bei welchen die Richtung am meisten hervortrete, durch die man mit den übrigen Staatstheilen in Widerspruch geriethe. So war's am 13. Oktober 1660, als das Wahlreich abgeschafft, aber das Werk nur halb gethan war, und es sich darum handelte, durch einen Ausschuß aus allen Ständen eine neue Verfassung für das Erbreich Dänemark zu entwerfen. Nicht der Reichstag selbst, sondern der König[1]

[1] Die Urkunde bei Suhm Nye Samlinger II. 2, 130. Diese

ernannte die „Delegirten.“ Leicht war die Wahl nicht, wenn man zum Zweck kommen wollte: „man nahm wohl die Geſchmeidigſten; nur mußten's doch auch ſolche Männer ſeyn, die Credit und Anſehen genug hatten, das was im Comité ausgemacht worden war, bei ihrem eigenen Corps gültig werden zu laſſen.“[1] Freilich, ſelbſt die Geſchmeidigſten konnten ſich ſo wenig einigen, daß am Ende kein Ausweg aus dem Labyrinth blieb, als dem König allein Alles zu überlaſſen; aber wer weiß, ob man auch nur zu dieſem, ob man überall zu irgend einem Reſultat gelangt wäre, wenn jeder Stand ſelber und die Hartnäckigſten aus ſeiner Mitte gewählt hätte! Die Parallele mit den Geſchichten von 1660 iſt nun einmal nicht abzuweiſen. Damals galt es, den Widerſtand eines berechtigten Standes, jetzt gilt es, den Widerſtand berechtigter Volksſtämme zu überwinden. In beiden Fällen empfiehlt ſich als Hebel die Macht der Krone. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen. Es fehlt nicht an Symptomen, daß man in Wiborg wie in Rothſchild dieſe Lehre begriffen.

Ueber die Erbfolgefrage hat ſich der königliche Commiſſar zweimal geäußert. Das erſte Mal gegen Schytte, der der Regierung ihre Unthätigkeit vorgeworfen. Wenn der geehrte Deputirte im Stande wäre, darzuthun, daß alle dahin gehörenden Fragen durchaus klar ſeyen, ſo würde er dem Vaterlande einen großen Dienſt erweiſen. Beim Durchgehen ſolcher Blätter indeſſen, auf welche er vermuthlich großen Werth lege, werde er finden, daß dieſe, namentlich eins derſelben (Fædrelandet) annehmen, daß Holſtein, im Fall eines Ausſterbens des Mannsſtammes, verloren gehen würde. Dies erkenne er, der Commiſſar, keineswegs für richtig an; im Gegentheil, es ſpreche Vieles dafür, daß der ganze Staat zuſammenbleiben müſſe. Natürlicher Weiſe ſey dies auch der Wunſch des Königs — ein Wunſch, für welchen der König allerdings gethan habe, was nur in ſeiner Macht ſtehe. Es helfe aber zu nichts, daß man nach Begriffen Einzelner die Succeſſionsfragen für abgemacht erkläre, wenn dies nicht zur allgemeinen Anerkennung gebracht werden könne.

Mittheilung, ſagt Suhm, füllt eine Lücke aus (stopper et Hul) in der Souveränitätshiſtorie.

[1] Spittler, Geſch. d. dän. Revolution im Jahr 1660. S. 145.

Es handle sich hier nicht blos um eine innere Frage, sondern um eine Sache, die auch diejenigen Fürstenhäuser angehe, welche glauben dürften, Ansprüche auf Holstein oder doch auf einen Theil davon, ja selbst auf Schleswig zu haben, im Fall der königliche Mannsstamm ausstürbe. Dagegen sey es wohl möglich, daß bei einer weiteren Untersuchung diese Fragen sich auf eine für Dänemark vortheilhaftere Weise aufklären können, als man früher geglaubt; überzeugt könne man seyn, daß der König in dieser Hinsicht nichts unterlassen werde, was in seiner Macht stehe; die Verhandlungen aber, welche dieserhalb können stattgefunden haben, eignen sich natürlicher Weise nicht zur Veröffentlichung. — Die Schlußberathung über Schyttes Antrag gab dem Commissar Anlaß, auf die Sache in folgender Weise zurückzukommen: „Was mit Hinsicht auf die Staatseinheit als Desideratum bezeichnet werden kann, ist eine Sicherung in Betreff der Fragen, die in Zukunft über die Erbfolge entstehen könnten, wenn der königliche Mannsstamm aussterben sollte; da es aber nicht in der Macht des Königs steht, einseitig zu erklären, wie es in dieser Hinsicht gehalten werden soll, indem der uneingeschränkteste Monarch die Succession nicht einseitig verändern kann, und die Frage theilweise auch andern Fürstenhäusern beikommend ist, so läßt sich diese Sache nicht leicht ins Reine bringen. Der König wird inzwischen aufmerksam darauf seyn, daß Alles geschehe, was geschehen kann; aber die dahin gehörenden Verhältnisse sind so beschaffen, daß es den Ständen nicht möglich seyn wird, die Regulirung derselben zu fördern."

Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß die dänische Regierung noch keine feste Ansicht in der Erbfolgefrage hat — daß sie noch im August 1844 die Untersuchung nicht für abgeschlossen hält — daß sie, ohne eigene Ueberzeugung, bei Wünschen und Möglichkeiten eines vortheilhafteren Resultates fernerer Untersuchungen verweilt. Ists nicht, als ob man scheute, der Sache ins Auge zu sehen, aus Furcht, daß das Ergebniß mit den „Wünschen" nicht im Einklang stehen möchte?

Um so entschiedener allerdings leuchtet aus den Reden des Commissars die Ueberzeugung hervor, daß die Sache durch einen Machtspruch nicht abgemacht werden könne. Aber nachdem das

Bekenntniß des Schwankens und der Unklarheit in der Hauptſache einmal abgelegt iſt, wer bürgt dafür, daß die Regierung in der andern Hinſicht bei der ausgeſprochenen Entſchließung beharren, daß ſie der Verſuchung widerſtehen werde, wenn ſolche ihr recht nahe gelegt wird, durch einen den Wünſchen angepaßten Machtſpruch Alles abzuthun? Die Partei, welche die Staatseinheit halten will, iſt einig und ungeſtüm. Die Wiborger Stände mindeſtens haben durch die Aeußerungen des Commiſſars keinen Augenblick ſich irre machen laſſen in ihrer Anſicht, daß es ihnen recht ſehr möglich ſeyn werde, die Regulirung der Erbfolgeverhältniſſe zu fördern.

So war denn eine Reihe von wichtigen Beſchlüſſen gefaßt, im offenen Widerſpruch mit der Regierung. Man kann nicht ſagen, die Oppoſition ſey ſtärker geweſen, als die Regierungspartei: denn ſobald dieſe Intereſſen berührt wurden, gab es gar keine Regierungspartei, ſondern der Commiſſar hatte die wenig dankbare Aufgabe, von ſeinem Standpunkt aus eine vereinzelte Oppoſition gegen die Verſammlung zu machen. Am Schluß der Verſammlung ſprach er verſöhnende Worte. Das Gefühl, das im Augenblick des Scheidens ſeine Seele erfülle, ſey weit entfernt von Allem, was man als perſönlichen Unwillen gegen irgend Jemanden bezeichnen könnte. Er wiſſe ſehr wohl, daß Mißverſtändniſſe in Bezug auf wichtige Staatsverhältniſſe, Mißdeutungen in Bezug auf die Abſichten der Regierung, die einem Theil der Verhandlungen eine beklagenswerthe Richtung gegeben, nur unter dem Einfluß aufrichtiger Vaterlandsliebe bei Manchen Eingang gefunden; dauernd aber können bei redlich geſinnten, verſtändigen Mitbürgern ſolche Mißverſtändniſſe nicht ſeyn; er könne die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Wahre bald ſeine Anerkennung finden werde.

Die feierliche Eröffnung der Rothſchilder Verſammlung fand ſtatt am 15. Oktober 1844. Die Adreß-Debatte läßt einen Augenblick das Mißverſtändniß zu, als ob lediglich die vertagte Discuſſion von Wiborg hier wieder aufgenommen werden und nach kurzer Pauſe von Neuem beginnen ſollte.

Der Rathmann Hansen[1] beantragt eine allerunterthänigste Adresse, um die in der Nation herrschende Stimmung, mit Hinsicht auf die gegenwärtige Lage der wichtigsten politischen und nationalen Staatsverhältnisse, auszudrücken. Diese Stimmung sey eine unerfreuliche; es herrsche Unruhe und Bekümmerniß um die Art, wie die großen Zeitfragen ihre Lösung finden sollen, Trauer darüber, daß das Band des Vertrauens und der Anhänglichkeit zwischen Fürst und Volk mit jedem Tage schlaffer und schlaffer werde. Frage man weiter, was die Gemüther bewege, was jeden Vaterlandsfreund zum ernsten Nachdenken auffordere, so brauche er nur darauf hinzuweisen, wie die Tage schwinden und die Jahre gehen, ohne daß die Staatserbfolge geordnet sey; wie die Staatseinheit und Nationalität den leidenschaftlichsten Angriffen ausgesetzt sey, so daß man drohe, das Reich des alten Dänemark zu zersplittern, die dänische Muttersprache zu unterdrücken und zu verdrängen. Der Kammerrath Drewsen findet es ganz natürlich, wenn das Volk auf die Meinung verfällt, daß des Königs Rathgeber ihren Platz nicht ausfüllen, wie sichs gebührt; er erinnert an die getäuschten Erwartungen, an die Mißgriffe; er fragt, ob wohl von Seiten der Regierung irgend ein Schritt hätte geschehen können, der die schleswig-holsteinische Partei mehr verstärkt haben würde, als die Ernennung des Prinzen von Augustenburg zum Statthalter?

Glaubt man bei solchen und ähnlichen Reden noch in Wiborg zu seyn, so wird man doch bald genug enttäuscht. Etatsrath Bang eröffnet die Opposition gegen eine Adresse, die im Sinn der obigen Sprecher gefaßt wäre. Die Beschwerden sollen nicht geleugnet, aber sie sollen Punkt für Punkt und nicht im Tone des vollendeten Mißtrauens vorgetragen werden. Die Verstimmung ist vorhanden; aber sie ist zum Theil nur künstlich hervorgebracht auf dem Wege einer Agitation, die sich an die Massen wendet. Nicht auf diesem Wege geziemt es dieser Versammlung zu wandern; vielmehr soll sie sich an den König schließen, seine Regierung zu stärken, nicht sie zu untergraben suchen. Die Herzogthümer sind gegen uns; sollen wir so auftreten, als wenn uns darum zu thun wäre, auch den König gegen uns zu haben?

[1] Roeskilde Stænder-Tidende 188.

Dies ist nicht etwa eine vereinzelte Stimme; eine Reihe von Rednern, unter welchen man auch den Justizrath Ussing bemerkt (der seinen Antrag bereits angemeldet hat), erklärt sich gegen eine Adresse, die Alles umfassen und Alles im Tone des heftigen Vorwurfs ausdrücken sollte. Diese Partei ist, wenn nicht ihres Sieges, so doch ihrer imponirenden Stellung, ziemlich gewiß: herausfordernd[1] fragt sie, was wohl eine Adresse bedeuten würde, die nur mit geringer Mehrzahl — mit der Mehrzahl vielleicht von einer einzigen Stimme — votirt wäre?

Erst in der fünften Verhandlung kam es zu dieser Adreß-Debatte. So lange hatte der Commissar sie aufzuhalten gewußt, indem er für andere Sachen die Priorität in Anspruch nahm. Dieser allerdings sehr ungewöhnliche Aufschub gab einem Theil der Presse Gelegenheit zu sehr ungehaltenen Bemerkungen: zu einer Adresse werde es überall nicht kommen, weil die Regierung sie zu hintertreiben wünsche. Höchstens 26 Mitglieder, rechnete die Kjöbenhavnspost heraus, dürften sich finden, um eine rückhaltlose Adresse, nach der Art der Wiborgischen, zu votiren. Sie hatte nahe genug hinzugetroffen; die Niedersetzung einer Adreß-Commission ward mit 36 Stimmen gegen 29 verworfen.

War dies nun eine Majorität für die Regierung? Allerdings: sofern nämlich die Regierung auch ihrerseits den Wünschen der Majorität ein geneigtes Ohr leihen wollte. Es war mit einem Wort ein Compromiß. In den Akten pflegt dergleichen nicht verzeichnet zu werden; folgt man aber dem Gang der Verhandlungen mit einiger Aufmerksamkeit, so wird man auch bemerken, daß Eins und das Andere zwischen den Zeilen der Ständezeitung geschrieben ist.

Es ist aber gewiß der Mühe werth, aufmerksamer den Verhandlungen einer Versammlung zu folgen, der von Rednern aus ihrer eignen Mitte das Zeugniß der „höhern Intelligenz" geworden ist. Wir haben unsrerseits uns die Mühe nicht verdrießen lassen; aber die Anordnung des gewonnenen Stoffes hat uns in einige Verlegenheit versetzt. Es kömmt nicht allein die Motion von Algren Ussing in Betracht, sondern auch die von Larsen auf Veranstaltungen in Schleswig zur Aufrechthaltung und Ent-

[1] Roeskilde Stænder-Tidende 315 (Bang); 361 (Moltke).

Biſchof von Tarent, Capece-Latro, nach dem Vorgange der Alten, Seide gewonnen, nämlich aus den ſeidenen Fäden, womit dieſe Muſchel ſich im Grunde des Meeres befeſtigt. Auf einer prächtigen böotiſchen Münze in Silber erſcheint auf der Vorderſeite das edle Haupt des Jupiter, auf der Rückſeite Neptun, mit der ausgeſtreckten Rechte einen Delphin darreichend, gleichſam um den Einwohnern dieſen ſo nutzbaren Fiſch anzubieten. Der Delphin, die Lamprete und der Thunfiſch erſcheinen im Meeresgrunde, als die drei vorzüglichſten Bewohner der mittelländiſchen See, auf griechiſchen Vaſenbildern, aber in freierer, mehr phantaſtiſcher Zeichnung. Die Darſtellung von Seethieren auf den Münzen ſind nicht nur getreuer, ſondern auch unendlich reicher. Sie enthalten die ganze bunte Waſſerwelt und das bewegte Seeleben des Mittelmeeres wie der pontiſchen Küſten. Da ſieht man auf den Münzen der italiſchen Seeſtädte, bis auf denen von Olbia im europäiſchen Sarmatien, Seekälber, Rochen, Polypen, Lampreten, Seekrebſe, Thunfiſche u. ſ. w. Dieſe letzteren auf den Münzen von Byzanz hatte ſchon Ez. Spanheim richtig auf den in dörtigen Gewäſſern ſehr einträglichen Fang dieſer Fiſche bezogen; wovon uns ganz kürzlich die öffentlichen Blätter aus Konſtantinopel eine auffallende Thatſache berichtet haben. Aber es war einem berühmten Archäologen, dem Herrn v. Köhler in Petersburg, vorbehalten, die häufige Erſcheinung von Fiſchen, Fiſchergeräthen, Muſcheln und andern Seethieren auf ſo vielen Münzen griechiſcher Städte aller Perioden in ihrem Zuſammenhang darzuſtellen, und mit Hülfe dieſer bildlichen Denkmale und der Zeugniſſe der Alten höchſt belehrende Aufſchlüſſe über den Fiſchfang im Alterthum, über die Arten der Fiſche und ihre verſchiedene Bereitungs- und Aufbewahrungsart, die Speiſen und Brühen, die daraus zubereitet wurden, ſo wie endlich über den ausgebreiteten Handel, der mit dieſen Artikeln in verſchiedenen Ländern getrieben worden, auf eine Weiſe zu erklären, die ſelbſt für die heutigen Küſten- und Uferbewohner von praktiſchem Nutzen ſeyn wird. Auch haben wir in der oben erwähnten Inſchrift von Delos Angaben von Verpachtung der Fiſchereien an den Küſten dieſer Inſel, ſo wie der Ausbeutung des Seeſalzes. Die Abbildungen von Pflanzen zeigen ſich nicht weniger häufig und mannichfaltig auf den griechiſchen Städtemünzen längſt der Küſtenſtriche ums Mittelmeer, von jenen alten Incuſen von

wickelung der däniſchen Nationalität; die von David, betreffend die Aufhebung der Zollgränze; und auch andere Anträge haben den Rednern mehrfache Gelegenheit gegeben, über die Hauptſache — die große nationale Angelegenheit — ſich auszuſprechen. Weß das Herz voll iſt, deß gehet der Mund über. Jeder Antrag unterliegt, falls er nicht eher beſeitigt wird, einer dreimaligen Behandlung: der einleitenden (bei der Motionsbegründung), der vorläufigen (beim Commiſſionsbericht) und der Schlußverhandlung. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einer Analyſe nach der Reihenfolge der einzelnen Sitzungen ermüdende Wiederholungen gar nicht zu vermeiden ſeyn würden. Wir haben uns deßhalb, wenn gleich ungern, entſchloſſen, eine andere Anordnung zu verſuchen, und zuſammenzuſtellen, was zur Motivirung der Vorſchläge durch die Beſchwerden und Bedürfniſſe des Landes, was zur Entwickelung der vorgeſchlagenen Mittel, und was zur Unterſuchung ihrer Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit gehört. Möge es uns gelingen, von den Anſichten und Abſichten, die in Rothſchild lautgeworden, deutſchen Leſern ein entſprechenderes Bild zu geben, als ſie es aus deutſchen Zeitungsblättern entnehmen mochten. Um indeſſen Denjenigen das Geſchäft zu erleichtern, welche etwa, mit dem Originaltext in der Hand, die Treue unſerer Darſtellung zu prüfen wünſchen, werden wir bei jeder Aeußerung gleich nach dem Namen des Redners die Seitenzahl der Ständezeitung in Klammern beifügen. Wem die Zahlen im Wege ſind, der mag ſie überſehen und entſchuldigen, da wir ſie nicht zu unſerem Vergnügen herſetzen.

Alſo: bedarf es überhaupt einer Befeſtigung der Staatseinheit? Gewiß, denn es ſind ſtaatsauflöſende Tendenzen im Werk. Drewſen (492) fragt, ob es nicht allbekannt ſey, daß das Augenmerk der ſchleswig-holſteiniſchen Partei auf die Zerſtückelung (Sönderlemmelse) des Reiches gehe, und ob nicht jeder Däne, folglich auch des Königs Rath, die Schleswig-Holſteiner als Feinde betrachten müſſe. Wo aber, fährt er fort in Bezug auf die Ernennung des Prinzen Statthalters, wo in der Welt hat man geſehen, daß Jemand ſeinen Feinden einen tüchtigen General zuſendet? Als der Kammerherr Graf Moltke (535) gegen die Phraſe proteſtirt, erläutert Drewſen (560), er habe keineswegs geſagt, die Schleswiger und Holſteiner,

sondern die Schleswig-Holsteiner seyen Feinde der Dänen, und das sey und werde beständig seine Meinung bleiben, so lange Jene darauf hinarbeiten, das Reich zu splittern; übrigens könne er natürlicher Weise nichts dagegen haben, wenn Andere sie als Freunde betrachten wollen. Auch Lehmann (764) fand Anlaß, sich zu verwahren, er habe nicht die Schleswiger im Allgemeinen als Feinde der Dänen, sondern nur Diejenigen, welche die dänische Sprache aus Schleswig vollends verdrängen wollen, als Feinde der dänischen Sprache bezeichnen wollen. Die unselige Tendenz der Trennung, klagt Ussing (620), sey in stetem Zunehmen. Oersted (2010) bemerkt, erst in den späteren Jahren habe die unselige Agitation ein so bedauerliches Uebergewicht erhalten; der Grund liege großentheils in Bewegungen, welche im Königreich vorgegangen und welche mindestens ausgedeutet worden seyen als Bestrebungen, die Herzogthümer ihrer Selbstständigkeit zu berauben. Wenn er deßhalb eine versöhnliche Denkart empfiehlt, so hat er bereits bei einer früheren Gelegenheit (685) erinnert, nicht Alles, was der Einzelne aussprechе, sey die allgemeine Meinung, Mancher sage auch in der Hitze des Streites mehr, als er eigentlich selbst meine; dazu komme, daß auch in Dänemark staatsauflösende Bestrebungen sich gezeigt haben; die Theorie nämlich, daß Holstein mit der Zeit werde getrennt werden, daß es gewissermaßen schon getrennt sey, und demgemäß mit einer eigenen Organisation versehen werden müsse. Diese Theorie (die scandinavische) habe nicht wenig dazu beigetragen, Gährung und Bitterkeit in den Herzogthümern zu wecken; man habe daraus auf die Absicht geschlossen, Schleswig aus seinem bisherigen Verhältniß herauszureißen und es den dänischen Einrichtungen zu unterwerfen. Daß es im Königreich eine Partei gebe, welche Holstein aufgeben wolle, stellt Meinert (3783) auf eine, für Holstein ungemein schmeichelhafte Weise in Abrede. „Dies — bald hätt' ich gesagt unglückliche — Herzogthum Holstein hat Dänemark mehr gekostet als es werth ist, und es ist keine ganze Uebertreibung, wenn man behauptet, jeder Flecken in Holstein hat Dänemark eine Provinz im Norden gekostet; denn die falsche Stellung, in welche Dänemark mittelst dieser deutschen Provinz gekommen ist, ist die erste, vielleicht die einzige Ursache aller unserer politischen und

nationalen Unglücksfälle." — Unsere Nachbaren in Holstein denken vielleicht bei dieser Klage: dem Manne kann geholfen werden. Aber nicht doch, er meint es ganz anders. „Somit ist Holstein wirklich ein kostbarer Erwerb, und er ist zu theuer erkauft, um ihn fahren zu lassen (at gives Slip paa). Es geht Dänemark in dieser Hinsicht, wie einer Mutter mit ihren Kindern; sie liebt oft dasjenige am meisten, für welches sie am meisten aufgeopfert." Wir erinnern uns, daß einmal in der württembergischen Kammer ein Minister ein ähnliches Bild auf den Neckar angewendet; freilich ging der Vergleich noch etwas weiter, und wenn wir nicht irren, so hieß der Neckar ein ungerathener Sohn, auf welchen der Vater doch nicht aufhöre große Summen wieder und wieder zu verwenden; denn es war von der Correction des Flußbettes die Rede. Es war nun wohl recht häßlich von dem alten Fluß, daß er sich nicht zur Ordnung fügte; wie viel häßlicher aber von der „deutschen Provinz", die Opfer sorgsamer Mutterliebe so zu verkennen! — Ein anderes schönes Bild gebraucht Neergaard (2022): es werde bestig geklagt, daß man die Herzogthümer betrachte wie eine milchende Kuh, die man ausmergeln könne bis auf's Aeußerste, daß Alles nach der Hauptstadt hinfließe, Nichts von dort zurückkehre; bei diesen übertriebenen Beschwerden müsse man an die betrübte Fabel des Aesop denken, von den Händen und Füßen, die mit dem Magen Prozeß führen wollen, und was der Ausgang davon gewesen. So ist es denn in der That tröstlich, von Ussing (2097) zu vernehmen, was er mit Aeußerungen erhärtet, die im Itzehoer Ständesaal gefallen, daß es ein allgemeiner Wunsch bei der Mehrzahl (hos Mangden) in den Herzogthümern ist, daß diese in Verbindung mit Dänemark bleiben mögen, auch wenn der königliche Mannsstamm ausstirbt. Wenn der Proponent des so berühmten Antrags dieses Glaubens lebt, wenn auch der königliche Commissar (637) im Wesentlichen diese Ueberzeugung theilt, so möchte man fragen: wozu bedarf es denn des ganzen Apparates zur Befestigung der Staatseinheit? Vermuthlich um die große Mehrzahl darüber zu beruhigen, daß ihr Wunsch wirklich in Erfüllung gehen soll.

Die dänische Sprache, die dänische Nationalität sind gefährdet und bedroht. Dies Thema ist mit einer Wärme behandelt,

die Einen faſt mit den Uebertreibungen ſelber ausſöhnt. Der Präſident der Verſammlung, Prof. Clauſen (765): „Das kleine Dänemark iſt an das große Deutſchland geknüpft; es iſt ſeit Menſchengedenken deutſchen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt geweſen, die nicht allein ein Stück däniſchen Landes nach dem andern weggeſpült, ſondern auch manche fremde Elemente in die Nation eingedrängt haben.“ Derſelbe Redner, an einer andern Stelle (1958) über die Nothwendigkeit, Schleswig als das Vorland des Dänenthums zu ſchützen: „Es iſt hier nicht die Rede von Jahren oder Jahrzehenden, ſondern von einer ferner liegenden Zukunft; und ſende ich den Blick in dieſe hinaus, ſo glaube ich — falls Schleswig wirklich dem Deutſchthum preisgegeben werden ſollte — daß die Weiſſagung nicht von Wahrheit iſt, die man ſo oft von deutſcher Seite mit Wohlbehagen aufnimmt: daß die Zeit kommen wird, wo die ganze däniſche Halbinſel kaum eine Spur aufzuweiſen haben wird von einer verſchwundenen däniſchen Nationalität, eben wie es jetzt der Fall mit Angeln iſt. Ich weiß nun nicht, ob Jemand vielleicht ſagen oder meinen wird, es habe das ſo viel nicht zu bedeuten, wenn nur der Staat in ſeiner Ganzheit zuſammen bleibe. Ich darf es nicht als ganz unmöglich betrachten, daß hin und wieder eine ſolche Antwort von däniſchen Männern mir werde; denn — wir müſſen uns das nicht bergen — ein Nationalgeiſt, wie man ihn in Schweden und Norwegen, in England und in Frankreich findet, ein Geiſt, der in der Kindheit gepflanzt, in den Jugendjahren genährt wird, der den Höchſten wie den Niedrigſten durchdringt, und den Mann ſtolz ſeyn läßt auf ſein Vaterland, auf ſeines Vaterlandes Geſchichte und Sprache — einen ſolchen Geiſt findet man nicht — wenigſtens jetzt noch nicht, in Dänemark. Ich aber für meinen Theil, ich finde, daß jegliches Gefühl in meinem Innern, das mich an meiner Väter Land knüpft, ſich bei dem Gedanken empört — es iſt ein Gedanke, ſo kalt und öde, ſo troſtlos, wie der Gedanke an eine Fortdauer, bei welcher das perſönliche Leben, das Leben des Individuums, erliſcht — und mir ſcheint, daß man keinen Augenblick ſich bedenken müßte, die Marken der däniſchen Monarchie lieber einzuſchränken auf die Lande, wo däniſche Zunge und däniſche Sitte ihre Heimath haben und behaupten mag, als daß ihre Ganzheit vom Skagen bis zur Elbe

erkauft werden sollte mit des Volksthums und der Muttersprache stufenweisem Untergang."

Wir ehren die Empfindung und ehren den Mann, der sie ausspricht. Aber das müssen wir auch gestehen, wir glauben an die Erfüllung jener Weissagung; denn wir glauben an ein Deutschland nicht allein bis an den Belt, sondern (auf Jahre und Jahrzehende soll's uns auch nicht ankommen) bis an Skagensborn. Wir betrachten dies als eine naturgemäße und darum unausbleibliche Entwickelung. Demungeachtet begreifen wir den Eindruck, den die Wahrnehmung bei den Dänen hervorbringt. „Ein Gefühl", sagt Clausen (3087), „von unsäglicher Bitterkeit erfüllt des Dänen Brust, wenn er die Bauern in Angeln, in einer Mischsprache von dänisch und deutsch, muß sagen hören: wir sind vormals Dänen gewesen, aber jetzt sind wir Deutsche geworden." Ein Sprachgemeng, für ein deutsches Ohr nicht minder beleidigend als für ein dänisches, hat immer in den Gegenden stattgefunden, „wo der dänische Pflüger den deutschen, dieser Jenen versteht." Aber wer in aller Welt zwingt denn jene Bauern, so uncrquickliche Reden zu führen? Die despotische Majerität im Schleswiger Ständesaal, die keine dänischen Reden anhören will, wird doch nicht etwa auch gegen den Gebrauch der rein dänischen Zunge beim Ackerwerke gewüthet haben? Thun sie es aber aus freier Wahl, nun, se zweifeln wir sehr, daß ein Machtspruch von oben es ihnen abgewöhnen wird. Freilich die Dänen wissen ihre Regierung nicht genug zu bestürmen mit Vorwürfen, daß sie still sitze und das Dänenthum zu Grunde gehen lasse. Ueberhaupt ist das Bild des stillen Dulders dasjenige, in welchem das Dänenthum sich besonders zu gefallen scheint. So heißt es (3099): Spannung und Streit sey freilich nicht gewesen, so lange der eine Part allein geredet und gehandelt, der andere nur geduldet und geschwiegen habe. Also die alte Distinction:

si rixa est, ubi tu pulsas, ego vapulo tantum.

Da müssen wir doch der dänischen Regierung das Wort reden. Der Vorwurf, daß sie die Deutschen habe drauf losschlagen lassen, während sie sich selber schweigend und duldend verhalten — diesen Vorwurf scheint sie uns nicht verdient zu haben. Wir meinen sogar, daß die Regierung eine und die andere ziemlich

ſtarke Demonſtration im däniſchen Sinne gemacht, bevor es den deutſchen Schleswigern eingefallen, angriffsweiſe gegen das Dänenthum zu Werke zu gehen. Mit welchen Gefühlen meint der Redner wohl, daß ein Deutſcher das däniſche Commando in einer Abtheilung des deutſchen Bundesheeres vernimmt? Oder das »dansk Eiendom« auf den Schiffen der ſchleswig'ſchen Rheder, oder jener Pfahl, der ganz vorn in Wandsbeck,[1] die Inſchrift »dansk Territorium« dem Wanderer entgegenreckte; waren es etwa Nothſignale der bedrängten däniſchen Nationalität? Uns will bedünken, daß es ſo viele Herausforderungen waren, zu welchen die Deutſchen in den Herzogthümern und außerhalb derſelben lange genug, und zu lange, geſchwiegen haben. Und da der Redner einmal geglaubt hat, von Gefühlen unſäglicher Bitterkeit ſprechen zu ſollen, hält er das Wort etwa für weniger angemeſſen im Munde eines Deutſchen, wenn vor ſeinen Augen ein ſolches Schauſpiel zum Beneſiz des Dänenthums aufgeführt wird?

Vielleicht iſt hier der Ort, zu zeigen, wie weit die Furcht vor der überwiegenden Anziehungskraft des deutſchen Weſens ſich erſtreckt. Und wir bitten den Leſer ſich zu erinnern, daß die nachfolgenden Aeußerungen nicht etwa von einem deutſchen Phantaſten herrühren, der ſein Schlachtroß beſteigt, um die Welt zu erobern, ſondern von däniſchen Rednern, beſonnenen Männern, die, wie ſie ſagen, auf der Defenſive ſtehen. Clauſen (1959) entwickelt die Folgen, die eine Vereinigung der ſchleswigſchen und der holſteiniſchen Stände nach ſich ziehen würde. „Der deutſche Einfluß würde Dänemark aus ſeiner natürlichen Stellung, als Glied der nordiſchen Reiche verrücken, es immer tiefer und tiefer in die deutſchen Bundes-Intereſſen hineinziehen, bis endlich Dänemark, direkt oder indirekt, dem deutſchen Staatskörper angefügt (annecteret) würde. Sollte es dazu kommen, ſo zweifle ich nicht, daß bei Manchen noch ein Vaterlandsſinn ſich fände, der eine ſolche Kataſtrophe als eine tiefe Erniedrigung betrachten und Alles aufbieten würde, um ſie abzuwenden. Wohin hätte man ſich dann zu werfen, um Hülfe zu ſuchen?

[1] Als bei der Thronbeſteigung des jetzigen Königs der Namenszug verändert werden mußte, ward die Inſchrift beſeitigt.

Die Antwort iſt nicht ſchwer, ich will ſie einem unſerer edelſten Vaterlandsfreunde und gründlichſten Geſchichtsforſcher entlehnen, den dieſe Verſammlung das vorige Mal eine Zeit lang in ihrer Mitte beſaß. „Sollte es jemals", das ſind Etatsraths Estrups Worte (dansk Ugeskrift. 2 R., S. 258), „ſollte es jemals gelingen, das Herzogthum Schleswig von ſeiner gegenwärtigen Verbindung mit dem Königreich Dänemark loszureißen, ſo würde für das däniſche Volk Nichts übrig bleiben, als ſich inniger mit dem übrigen Scandinavien zu vereinigen, auf die Zeichen der Zeit zu achten, mit eigener neubegründender Anſtrengung und mit Hülfe des Brudervolkes die alte Reichsgränze wieder zu erſtreben, und Dannevirke als Bruſtwehr für Staat und Volk, für altnordiſche Sprache und Nationalität wiederum aufzurichten."

Lehmann (741) ſpricht von einer Suprematie, welche Holſtein ſtets über Schleswig ausgeübt, von welcher indeſſen der königliche Commiſſar (770) bekennt, daß er nicht wiſſe, worin ſie beſtehe. Das iſt aber noch das Wenigſte. In ſeinem Separatvotum bei dem Commiſſionsbedenken über Uſſings Antrag erklärt Lehmann (1942) aufs entſchiedenſte ſich gegen eine wirkliche Staatseinheit zwiſchen ſeinem Vaterland, dem ſouveränen Dänemark, und den deutſchen Bundeslanden, Holſtein und Lauenburg. Und zwar aus dem Grunde, weil die Folgen einer ſolchen Verbindung tiefer eingreifend, unabweislicher werden würden, jemehr das deutſche Volk in dem auch von den Regierungen beförderten Streben nach politiſcher und nationaler Einheit fortſchreite. Da es aber undenkbar ſey, Holſtein und Lauenburg vom deutſchen Bunde zu trennen, ſo würde Dänemark, wenn es mit dieſen Landen eine wirkliche Staatseinheit bildete (wenn ſie nicht allein durch das gleiche Erbfolgegeſetz an die däniſche Krone geknüpft wären) — es würde nothwendig in die ganze deutſche Politik und die übrige deutſche Entwickelung hineingezogen werden, ſo daß es zuletzt dem deutſchen Bunde anheimfallen müßte. Einbüßen würde es ſomit nicht blos ſeine unter harten Schickſalsſchlägen bis jetzt gerettete Selbſtſtändigkeit, ſondern auch jegliche Hoffnung auf eine höhere nationale Entwickelung und hiſtoriſche Bedeutung, namentlich mittelſt einer näheren geiſtigen und politiſchen Verbindung mit dem übrigen ſcandinaviſchen Norden. Im Lauf der Debatte ſagte derſelbe Redner

(2026): „Holſtein in Dänemark einverleiben, heiße eben ſoviel, als Dänemark in Holſtein, und in der letzten Conſequenz, Dänemark in Deutſchland einverleiben wollen."

Gegen dieſe ſo weit getriebenen Beſorgniſſe hat es an Einſprache nicht gefehlt. Rye (2052): „ſollte (was er aber nicht einſehe) eine Verdeutſchung oder Einverleibung Dänemarks in den deutſchen Bund zu befürchten ſeyn, ſo müſſe er geſtehen, daß er mit dem Präſidenten viel eher dafür ſich erklären würde, die Gränze des Reiches an der Königsaue zu ſetzen; aber er wolle nicht auf der andern Seite der ſcandinaviſchen Idee — einer Idee, die vielleicht niemals einige Wirklichkeit erhalten werde — das Herzogthum Holſtein zum Opfer bringen." Noch ſtärker erklärt David (2076) ſich, doch ohne die ſcandinaviſche Idee zu berühren: „die Idee, daß Schleswig ſollte ein deutſcher Bundesſtaat werden können, die urſprünglich in einem oder dem andern ſchleswig-holſteiniſchen Gehirn möge entſprungen ſeyn, dieſe Idee habe er von jeher für nichts Anderes angeſehen, als für eine reine Abſurdität; eben ſo abſurd komme es ihm vor, anzunehmen, daß Holſtein mit einer ihm, dem Redner, unbekannten Attractionskraft, mittelſt Schleswigs ganz Dänemark nach Deutſchland hinüberziehen ſollte. Oerſted endlich (2022) bemüht ſich zu beweiſen, daß das deutſche Element in Dänemark abgenommen habe; er ſehe überall nicht die mindeſte Spur einer überhandnehmenden Verdeutſchung, noch daß irgend Grund wäre zu der Befürchtung, das Dänenthum werde ſich nicht behaupten können. Wenn das diſſentirende Ausſchußmitglied (Lehmann) von einer politiſchen Verbindung mit Scandinavien, als von dem Wege geſprochen habe, auf welchem Dänemark ſein Heil ſuchen ſollte, ſo glaube er, der Commiſſar, daß dieſer ganze Gedanke ein ſehr unglücklicher ſey; hier aber ſey nicht der Ort, um näher auf die Sache einzugehen.

Wir haben geglaubt, dieſe Reden und Gegenreden deutſchen Leſern nicht vorenthalten zu dürfen. Es iſt das laute und heftig bewegte, von wechſelnden Gedanken und Bildern erfüllte Selbſtgeſpräch einer Nation, die über ihre eigene Zukunft in einem der Augenblicke nachſinnt, wo man „eine Frage frei hat an das Schickſal." Intereſſant ſind beſonders die Schattirungen der Anſicht über das Verhältniß Dänemarks zu Deutſchland einerſeits

und andrerſeits zu Scandinavien. Der eine Redner will das däniſche Element in Schleswig ſchützen, damit nicht Dänemark durch die fortgehende Verdeutſchung zu dem Entſchluß gedrängt werde, ſich dem übrigen Scandinavien in die Arme zu werfen. Der Andere will gleichfalls das Dänenthum in Schleswig um jeden Preis behaupten, damit nicht Dänemark durch die unglückliche Verdeutſchung außer Stand geſetzt werde, ſeinen ſcandinaviſchen Beruf zu erfüllen. Beide Redner treffen in der gleichen Furcht vor dem deutſchen Element und in dem Streben zuſammen, Schleswig als das däniſche Vorwerk möglichſt zu verſchanzen. Was uns Deutſche betrifft, ſo mögen wir immerhin die Vorbedeutung annehmen, die in jener ſo ſtark betonten Beſorgniß liegt. Kann Schleswig nicht anders als durch einen Machtſpruch für Dänemark gerettet werden, nun, ſo wird es unfehlbar zu Deutſchland gehen. Eine Verdeutſchung Dänemarks aber können wir dadurch keineswegs indicirt finden, ſo wenig als eine Aufnahme Dänemarks in den deutſchen Bund uns wünſchenswerth erſcheint. Vielmehr ſcheint uns Dänemark beſtimmt, ſeinen Schwerpunkt und die Bürgſchaft ſeiner politiſchen Fortdauer in Scandinavien zu finden. Wir betrachten das keineswegs, mit Clauſen und Eſtrup, als ein pis-aller. Wir wiſſen überhaupt nichts Demüthigendes darin zu finden. Soll von einer Demüthigung überall die Rede ſeyn, ſo glauben wir, daß die Dänen einer ſolchen, und einer recht bittern, ſich auszuſetzen eben jetzt auf gutem Wege ſind, wenn ſie nämlich durch einen vergeblichen Machtſpruch ihre Staatseinheit bis an die Elbe zu tragen ſuchen. Das däniſche Volk hat Proben genug von ausdauerndem Muth gegeben, um ſich verſichert zu halten, daß man den Werth ſeines Bündniſſes nicht nach den Quadratmeilen bemißt, welche ſeine Staatseinheit umſpannt. Unſere ehrliche Ueberzeugung iſt, daß Dänemark, ſelbſt ohne Jütland, in der Wagſchale des europäiſchen Gleichgewichts ſich geltend machen wird, wenn es, im achtunggebietenden Bunde mit den Brudervölkern, dem Traum einer ewigen Herrſchaft über Deutſche und zugleich dem Geſetz einer ewigen Abhängigkeit von Rußland entſagt. Wir ſagen, Dänemark ſelbſt ohne Jütland, weil wir unſere Zweifel haben, ob Jütland einem ſcandinaviſchen Bunde leichtlich folgen, weil wir vermuthen, daß es durch die

Intereſſen des Verkehrs, durch die Bewegung der Bevölkerung, durch die gegenſeitige Beziehungen der Familien- und Gaſtfreundſchaft, endlich durch den Zuſammenhang mit demſelben Continent ſich mehr zu Schleswig, und durch Schleswig zu Deutſchland hingezogen finden wird. Die Möglichkeit einer Verdeutſchung der ganzen Halbinſel, die der verehrte Präſident der Rothſchilder Verſammlung die däniſche nennt, und die wir einſtweilen mit Ptolemäus (der doch wohl parteilos zwiſchen Dänen und Deutſchen ſteht) die cimbriſche nennen wollen, dieſe Möglichkeit haben wir bereits oben angedeutet. Verſetzen wir uns denn in die „ferne, ferne Zeit", in welcher Deutſchland Skagensborn als ſeinen nördlichſten Endpunkt erreicht haben wird. Wiborg wird, in der rollenden Jahre Vollendung, eine deutſche Stadt und der Oelmüller Schytte wird eine mythiſche Perſon geworden ſeyn, wie der König Arthur. Denn ſein Name wird fortleben; dem männlichen Kampf, auch wenn er, in täuſchender Siegesahnung, einem ſinkenden Geſtirn vertraut hätte, bleibt ſein voller Kranz; wenn ſelber die Dänen ſeiner vergeſſen könnten, ſo würden die Deutſchen ihn im Liede feiern. Hat doch Milton, trotz allem ſächſiſchen Blut in ſeinen Adern, für den dichteriſchen Ehrgeiz ſeiner Jugend die Aufgabe [1] auserſehen, dem Kampf um ein zurückgedrängtes Volksthum ein Denkmal aufzurichten. — Ob unter ſolchen Verhältniſſen die Inſeln allein, politiſch iſolirt, der däniſchen Nationalität eine ſichere Stätte gewähren würden, das müſſen wir allerdings, mit jenen ängſtlich beſorgten Rednern, bezweifeln. Ganz anders geſtaltet ſich die Sache, unter der Vorausſetzung einer ſcandinaviſchen Union, und ſobald man erwägt, daß die Sprache der Dänen, als Schriftſprache für zwei Fünftheile mindeſtens der geſammten ſcandinaviſchen Bevölkerung, dem geiſtigen und Staatsleben zweier verbündeter Reiche Worte geben, und durch dieſen Beruf über allen Zweifel hinaus fortdauernde Geltung behaupten wird. Wir ſehen in der That nicht, wie man jemals die Verdeutſchung der Inſeln in Ausſicht

[1] In der Epiſtel an Manſi, den Freund des Taſſo:
Si quando indigenas revocabo in carmina reges
Arturumque etiam sub terris bella movente:
. . . . . .
Frangam Saxonicas Britonum sub Marte phalangas.

Metapont an, oder denen mit ährenbekränztem Kopfe der Ceres von derſelben Stadt, worauf die italiſche Kornähre mit gröſteſter Naturwahrheit abgebildet iſt, bis auf die Roſen auf den Silbermünzen von Rhodus neben dem Kopfe des Sonnengottes, die Trauben auf denen von Maronea in Thracien und die Orangen auf den Silberſtücken aus Cyrenaika.

Hat der kundige Leſer bemerkt, daß ich bei dieſen Betrachtungen gröſtentheils antike Münzexemplare vor mir liegen hatte, aus deren Anſchauung jene entſtanden ſind, ſo wird er, denke ich, nicht ungern ſehen, wenn ich am Schluſſe derſelben einige Bemerkungen über eine unedirte Münze niederlege, bei welcher Erſcheinungen des Thier- und Pflanzenreichs mit einem berühmten Handelsartikel zuſammentreffen.

Dieſelbe iſt von dem jetzigen königl. franz. Conſul in Tunis, Herrn Schwebel, nebſt mehreren andern jener Länder vor zwei Jahren in einer Heidelberger Sammlung niedergelegt worden. — Vorderſeite: das mit einem Diadem umgebene bärtige Haupt des Jupiter-Ammon, von vornen dargeſtellt, darunter die Charaktere KV; Rückſeite: eine Silphium-Staude, an deren Früchten rechts eine aufwärtsſpringende Antelope nagt; links: APIΣTOM. Silber; Größe $7\frac{1}{2}$. — Ueber dieſe Silbermünze haben auf mein Erſuchen die Herren v. Minutoli, Raoul-Rochette, Karl Ritter und v. Steinbüchel ihre Stimmen abgegeben, letztere beide aus eigener Anſicht. — Daß ſie nach Cyrenaika gehöre, würde auch ohne die Anfangsbuchſtaben auf der Vorderſeite entſchieden ſeyn. Der Magiſtratsname Aristomachos oder Aristomenes kommt hier auf einer cyrenaiſchen Münze zum erſten Mal vor; und einen Jupiter-Ammonskopf en face hat erſt ganz kürzlich Mionnet in ſeinem letzten Supplementbande nach einer Münze von Barce abbilden laſſen. Die Pflanze auf der Rückſeite iſt das weltberühmte, aber eben ſo räthſelhafte Silphion der Alten, worüber ältere und neuere Pflanzenkenner ſeit Saumaiſe bis auf della Cella, Pacho, Beechen, Sprengel, Böttticher, Link und Decandolle die verſchiedenſten Urtheile gefällt haben. Ich übergehe ſie hier, ſo wie die andere Frage, ob dieſe Pflanze gänzlich ausgegangen ſey, oder ob ſie ſich hie oder dort in jenem afrikaniſchen Küſtenlande noch vorfinde. Wir haben nur zu bemerken, daß dieſer Strauch, der in Cyrenaika oft die Höhe von drei Fuß erreichte, auch in einem Grenzlande

ſtellen könnte. Dazu kommt noch die geographiſche Lage und die hochwichtigen oſtſeeiſchen Intereſſen, die zunächſt den Inſelbewohnern vertraut ſind; ein Umſtand, der für ſich allein ſchon die Möglichkeit entfernt, die däniſchen Inſeln jemals als einen untergeordneten Theil eines größeren Ganzen zu betrachten. Rußlands oſtſeeiſches Uebergewicht iſt dahin, ſobald die ſcandinaviſchen Völker ſich enger an einander ſchließen und zugleich (was nicht ausbleiben kann) in Deutſchland ihren natürlichen Verbündeten erkennen werden. Dänemark wird in einer falſchen und gefährlichen Stellung ſeyn, ſo lange es in aufreibenden Beſtrebungen ſich abmüht, ein deutſches Element innerhalb ſeines eignen Gebietes niederzuhalten oder zu aſſimiliren. Dänemarks Selbſtſtändigkeit wird nur eine ſcheinbare ſeyn, ſo lange dieſe innere Fehde die volle Entwickelung ſeiner Staatskräfte lähmt, während das Mißtrauen gegen die ſcandinaviſchen Nachbaren einen Stützpunkt bei irgend einer fremden Macht ſucht, und denſelben in der ruſſiſchen findet. Dänemark wird im Innern kräftiger, nach außen würdiger auftreten können; es wird peinliche und demüthigende Rückſichten nicht mehr zu nehmen brauchen, wenn es nur vom heimiſchen Norden die Pflege und Wahrung einer Nationalität erwartet, deren weiter ſtrebende Wurzeln in der deutſchen Erde kein Gedeihen fanden.

Haben wir denn auch unſererſeits auf das unſichere Gebiet der künftigen Dinge uns verlocken laſſen? So iſt doch den Dänen ſo gut als uns bekannt, daß im Rothſchilder Ständeſaal eben dieſe Saiten zuerſt berührt worden; daß durch Phantaſien die Kataſtrophe ſo wenig beſchleunigt als verzögert werden kann; daß es aber immer doch beſſer iſt, einen Gedanken ganz auszuſprechen, als nur halb.

Kehren wir zu den Anführungen zurück, durch welche die Dänen ihr Drängen nach Staatseinheit motiviren. Die Ungewißheit über das Erbfolgeverhältniß, behauptet Uſſing (623), der Mangel an einer Erklärung über die Anſicht und den Willen der Regierung, in Bezug auf dieſe Lebensfrage, biete dem ſeparatiſtiſchen Geiſt die bedenklichſte Nahrung. Noch entſchiedener ſagt Graf Knuth (1980): „Man hat von Agitation von ſchleswig-holſteinſcher Seite geſprochen; aber ich geſtehe, wär' ich Holſteiner und müßt' es als ausgemacht betrachten, daß eine

Abtrennung von Dänemark im Lauf der Zeit stattfinden sollte, so würd' ich jetzt schon alle mögliche Kraft aufbieten, soweit ich unter dem gegenwärtigen Verhältniß vermöchte, um jedes Band mit Dänemark entzweizuschneiden (overskære). Ich würde so handeln, ohne dabei von Liebe für Dänemark, noch von der entgegengesetzten Empfindung geleitet zu seyn; denn diese Sache geht ja überall die Empfindung nicht an. Aber ich würde eine solche Handlungsweise als übereinstimmend ansehen mit Pflicht und Ehre, wenn jene Voraussetzung gegeben wäre." Stärker konnte doch wohl von dänischer Seite nicht ausgesprochen werden, daß durch eine gewisse Ueberzeugung, in Bezug auf die Staatserbfolge, selbst eine jetzt schon beginnende, unverhüllte Repeal-Bewegung gerechtfertigt seyn würde. Beschwichtigend, und als ob er beim Wiederhall seiner eignen Worte erschrocken wäre, fügt der Redner bei: „inzwischen ist ja diese Voraussetzung nicht gegeben, und sie wird es nie und nimmer seyn." Vielleicht irren wir nicht, wenn wir in der etwas kühnen Redefigur nur einen auf die Regierung berechneten Schreckschuß erblicken, um ihr die Folgen vor Augen zu stellen, die es haben müßte, wenn die Sache der Staatseinheit wieder aufgegeben würde, nachdem sie einmal angeregt worden. Eine Besorgniß dieser Art spricht sich bei der vorläufigen Behandlung von Uffings Antrag in mehreren Reden aus, und man muß gestehen, daß die Aeußerungen des königlichen Commissars bei diesem Anlaß nicht geeignet waren, sie zu zerstreuen, sondern eher auf ein erneuertes Schwanken schließen ließen. Wie dem auch seyn mag, ein wahres Wort hat Christensen (1968) gesprochen, wenn er die Ursache der Bewegungen und der „staatsauflösenden" Bestrebungen in Schleswig-Holstein anderswo sucht, als in der Ungewißheit, die über der Staatserbfolge schwebt. Der weitverbreitete Zweifel über die Erbfolge sey gewiß mehr Folge als Ursache der schleswig-holsteinischen Tendenz; und es heiße die Sache am unrechten Ende anfassen, wenn man hoffe, den Schleswig-Holsteinismus abzuthun (at knuse Sleswig-Holsteinismen), indem man den Zweifel über die Erbfolge beseitige.

Wenn das Volk nach den Ergebnissen gelehrter Untersuchungen über die Staatserbfolge überall hinhört, wenn es sie begierig erwartet und von Mund zu Munde trägt, wie es in

Schleswig-Holſtein geſchieht, ſo kann man in der That verſichert ſeyn, daß dieſe lebhafte Theilnahme einer tief empfundenen Ueberzeugung von der Unzuträglichkeit des beſtehenden Zuſtandes entſprungen iſt. Dieſe Ueberzeugung iſt in den Herzogthümern nicht von geſtern her. Denkende Männer mochten ſich längſt darüber Rechenſchaft gegeben haben, inwiefern den Landen die Verbindung mit der Krone Dänemark zum Heil gereicht habe. Es bedarf keines langen Verzeichniſſes einzelner Beſchwerden; dem einfachſten Verſtande leuchtet die Betrachtung ein, mit welcher Dahlmann[1] jüngſt die Geſchichte von 1460 begleitet hat: „man opferte den altgewohnten Segen eines ſichtbaren Fürſten gegen einen ſeltenen Beſucher auf, der mit leeren Taſchen kam, um mit vollen davonzugehen, verwandelte einen ſich genügenden unabhängigen Boden, den Günſtling zweier Meere und eines aus dem Herzen von Deutſchland dringenden Stromes, in ein Nebenland, in ein Opfer fremdartiger Strebungen.“ Da liegt die Frage ſehr nahe: ſoll es denn, muß es denn immer ſo bleiben? So lange aber kein Weg ſich blicken läßt, wie es anders werden könnte ohne Erſchütterung des Rechtszuſtandes, ſo lange ergibt ein treues, in der heilſamen Achtung für die Rechtsordnung aufgenährtes, durch Gewaltthaten nicht gereiztes Volk ſich in ſein Schickſal. Treten dagegen Ereigniſſe in den Kreis der Wahrſcheinlichkeit, durch deren Eintreffen der rechtliche Fortbeſtand des Beſtehenden in Frage geſtellt wird, ſo heften ſich Tauſende von Blicken auf dieſe Frage, ſo taucht hier eine Hoffnung auf und dort ein Wunſch, mehr oder weniger ſelbſtbewußt. Demungeachtet war eine Zeit, wo die Frage bereits angeregt war, und wo ſie durch eine pragmatiſche Sanction ſich ohne vielen Widerſtand hätte beſeitigen laſſen. Wir tragen kein Bedenken, die letzten Regierungsjahre Friedrichs VI. als eine Zeit zu bezeichnen, in welcher der däniſchen Krone der ungetheilte Beſitz aller jetzt noch verbundenen Gebietstheile, mittelſt einer pragmatiſchen Sanction ſich hätte ſichern laſſen, mindeſtens wenn man gleichzeitig dem Volk im Königreich und in den Herzogthümern durch die erſehnte Entwickelung des ſtändiſchen Prinzips eine politiſche Bürgſchaft

[1] Geſch. v. Dänemark 3, 209.

gewährt hätte. Jene Zeit ist vorüber; sie wird nicht wiederkehren. Sie gehört in das Capitel der versäumten günstigen Gelegenheiten. Am allerwenigsten ist, was damals versäumt worden, durch einen Machtspruch jetzt oder in Zukunft wieder gut zu machen; denn ein anderer Geist ist in den Herzogthümern erwacht. Das ist das unabweisbar Wahre in Christensens Andeutungen, daß der Volksgeist in den Herzogthümern nicht das Produkt einer schwebenden Erbfolgefrage, sondern daß die Erbfolgefrage der Hebel ist, an welchen der Volksgeist seine Hoffnungen und Wünsche knüpft. Dennoch wird auch der Däne eingestehen müssen, die Repealbewegung ist in den Herzogthümern zur Zeit noch nicht im Gange, welche der Graf Knuth, mit seltner Offenherzigkeit, vom schleswig-holsteinischen Gesichtspunkt aus, unter gewissen Voraussetzungen, für gerechtfertigt zu halten scheint. Nur möge man nicht argumentiren, daß der Wunsch einer Trennung nirgendwo vorhanden sey, weil er in öffentlichen Verhandlungen und Aktenstücken sich nicht kundgegeben hat. Die Männer, denen das Volk vertraut, werden ihre Verantwortung zu wohl begriffen haben, um nicht durch die strengste Gesetzlichkeit ihre gute Sache zu verstärken. Uebrigens prüfe man doch die Aktenstücke, die in Folge der Rothschilder Dinge von den Herzogthümern ausgegangen, ob etwa darin die Stimmung waltet, daß es für ein Unglück zu halten wäre, wenn im Lauf der Zeit und in Folge der Rechtsordnung die Herzogthümer von der Krone Dänemark getrennt werden sollten. Auch dies aber wird zuzugeben seyn, und es liegt in der Natur der Sache, daß ältere Männer im Durchschnitt die Gewöhnung festhalten, und die Herzogthümer sich nur im gesicherten Bestand des bisherigen Verhältnisses denken mögen. Und dies ist ohne Zweifel auch bei Solchen der Fall, welche jeden Eingriff in die bisherige Selbstständigkeit der Lande mit aller Energie des männlichen Rechtsbewußtseyns zurückweisen würden.

Fragt man nun, woher denn, nach Christensens eigner Ansicht, diese gefährliche Tendenz entsprungen sey, so ergibt sich, daß die Regierung selbst des Schleswig-Holsteinismus schuldig, oder doch dringend verdächtig erkannt wird. Derselbe ist (1969) allerdings zuerst als staatsrechtliche Theorie von der Kieler Universität ausgegangen, hat aber in Veranstaltungen, die höheren

Ortes getroffen sind, in der einen und derselben Regierung, die für die Herzogthümer angeordnet ist, seine rechte Heimath, Quelle und Wurzel gefunden. Darum, will man das Krebsübel mit der Wurzel ausrotten, so muß man anstreben gegen die schleswig-holsteinische Kanzlei, gegen den schleswig-holsteinischen Prinzen Statthalter, gegen den schleswig-holsteinischen Minister des Auswärtigen, gegen die schleswig-holsteinische Diplomatie — vor Allem aber muß man seine Hoffnung darauf setzen, daß der König neue und volksmäßige und dänische Minister wählen werde, die durch Tüchtigkeit und offne Entfaltung des Paniers der Freiheit sammeln und ordnen mögen, was die neueste Zeit unverkennbar erstrebt — ein freies Dänemark bis an die Eider, als Reichsgränze gegen Deutschland.

In vielen Variationen ist dies Thema abgewandelt. Clausen (1952) klagt über Aergernisse, die man geduldet, und die doch stark an einen anarchischen Charakter gestreift; ohne Scheu sey selbst von Beamten, selbst im Beisein der Regierung, auf die „Prätendenten" hingewiesen; bei den Schleswiger Ständen 1842 habe der Referent in der Adreßsache einen Glückwunsch angestimmt in Bezug auf den neulich ernannten Statthalter, als „entsprossen einem Fürstenhause, um welches die Wünsche der Herzogthümer sich schaaren." Er wisse nicht, ob Viele nun noch der Regierung die Willensfestigkeit zutrauen werden, die thatkräftige Energie, welche erforderlich sey, um dergleichen zurückzuweisen. — Der Prinz Statthalter, so berichtet Lehmann (738) zürnend, habe erklärt, mit der Muttermilch schon werde Jedem klar, daß die Vereinigung beider Herzogthümer rechtlich und faktisch untrennbar sey; derselbe Mann habe geäußert, seine Mutter sey eine Dänin gewesen, und Kopenhagen sey unbedingt als eine ausländische Stadt anzusehen; er habe sich gerühmt, daß er beständig gegen die Einführung der dänischen als der Gerichtssprache im dänischredenden Theil von Schleswig gekämpft. Der königliche Commissar (771) begnügte sich, zu erwiedern, er kenne jenen Mann (den Statthalter) besser, als der Redner ihn kenne; Verachtung der dänischen Sprache gehe auch noch nicht daraus hervor, wenn man bei den Untergerichten nicht eine andere als die bei den Obergerichten angenommene Sprache einzuführen für dienlich halte. Lehmann (2031) fährt fort, seine

Angriffe gegen das Syſtem der Regierung zu führen; denn die Gerechtigkeit wird ihm jeder ruhige Leſer widerfahren laſſen, daß er die Perſonen angreift, nicht um ſie als Individuen anzugreifen, ſondern weil von ſeinem Standpunkt aus in der Wahl und in der Wirkſamkeit dieſer Perſonen das Syſtem der Regierung ſich charakteriſirt. Es ſey kundbar, daß man im Jahr 1806 beabſichtigt, das Patent in Bezug auf Holſtein auch auf die Erbfolge auszudehnen, aber der deutſche Director des auswärtigen Departements habe ſich dem widerſetzt. Er wolle nicht weiter darauf eingehen, aber in der Zukunft werde es vielleicht klar zu Tage liegen, welche Rolle der gegenwärtige deutſche Miniſter des Auswärtigen bei der erneuten Verhandlung der Sache einnehme, und ohne die Tüchtigkeit und den ehrenfeſten Charakter des Mannes in Frage zu ſtellen, könne er doch nicht anders als mit Unruhe unter gegenwärtigen Umſtänden das auswärtige Porteſeuille in den Händen eines Mannes ſehen, deſſen Sympathien und ſtaatsrechtliches Syſtem nicht eben ihn geſchickt zu machen ſcheinen, um die däniſchen Intereſſen wahrzunehmen, wo ſie in Conflict mit den ſchleswig-holſteiniſchen Tendenzen treten. Der königliche Commiſſar (2036) ließ einen Zweifel laut werden, ob ſolche Aeußerungen füglich in die Ständezeitung könnten aufgenommen werden; den Angriff auf den Chef der auswärtigen Angelegenheiten ſuchte er ex cathedra niederzuſchlagen; dieſen Mann zu beurtheilen ſey der Deputirte ganz und gar incompetent; derſelbe ſey beides über des Deputirten Lob und über ſeinen Tadel weit erhaben. Der Präſident (2036) fand ſich veranlaßt, zu bemerken, daß die Aeußerungen des Deputirten, denen er genau gefolgt, wohl mehrmals bis an die äußerſte Gränze geſtreift, dieſelbe aber doch nicht überſchritten haben, weßhalb er keinen Beruf gehabt, ihn zur Ordnung zu rufen. Andere verſuchten von einer andern Seite her, die Wirkung jener Aeußerungen zu entkräften. Sebeſtedt-Juel (2088): der höchſte Gerichtsadvocat Lehmann habe den Miniſter des Auswärtigen angegriffen; das ſey wohl nichts Anderes als eine Nachahmung der Gewohnheit in Verfaſſungsſtaaten, woſelbſt die Aſpiranten des Porteſeuille Denjenigen angreifen, der es in Händen habe.' Lehmann hoffte doch, man werde ihm zutrauen, daß er nicht ſo ſehr alles geſunden Urtheils ermangele, um aus

ſolchem Beweggrund aufzutreten. Ganz zuletzt noch fand Baron Zeuthen (3786) ſich gemüßigt, auf die Sache zurückzukommen, und für das Andenken des Grafen Joachim Bernſtorff eine Lanze einzulegen. Auch der geheime Conferenzrath Graf Moltke (3790) glaubte der Wahrheit und der Freundſchaft die Erklärung ſchuldig zu ſeyn, wenn der geehrte Deputirte oder er ſelbſt 1806 an Bernſtorffs Stelle ſich befunden hätten, ſo vertraue er, ſie würden gehandelt haben, wie Bernſtorff that.

Dieſe letzte Debatte ſchien eine peinlich perſönliche Wendung nehmen zu wollen, und doch läßt ſie den Eindruck zurück, daß es beim erſten Angriff keineswegs um Perſönlichkeiten ſich handelte, ſondern um ein Prinzip.

Man könnte einen Augenblick verſucht ſeyn, an diejenige Reaction gegen den deutſchen Einfluß und das deutſche Weſen zu denken, welche der Revolution von 1660 voranging. „Der Nationaleifer der Dänen," ſagt Spittler,[2] „der gegen alle Ausländer und namentlich gegen die Deutſchen ging, war ſo ſeltſam und ſo ungerecht, daß ſich die Kopenhagenſchen Studenten nach der ſchwediſchen Belagerung, in der auch ſie ganz tapfer ſich gehalten hatten, durch den Reichshofmeiſter von Gersdorf, deſſen Großvater erſt ſelbſt aus Deutſchland nach Dänemark gekommen war, vom König die Gnade ausbaten, keinem im Lande ſollte erlaubt ſeyn, einen Deutſchen zum Lehrer oder Hofmeiſter ſeiner Kinder zu nehmen." Wir glauben es aber gerne den Dänen aufs Wort, daß es nicht Haß gegen die Deutſchen iſt, der ſie umtreibt. Wir nehmen ohne alle weitere Frage die Erklärung hin, welche der Präſident der Rothſchilder Stände bei einer andern Gelegenheit gab. Es war beim Beſuch der Greifswalder Studenten,[3] daß Profeſſor Clauſen unter großem Jubelruf ein Hoch für die ungeſtörte wiſſenſchaftliche Verbindung zwiſchen Deutſchen und Dänen ausbrachte, und ſich dahin ausſprach: „es ſeyen nicht

[1] Schon früher (699) hatte Lehmann gelegentlich bemerkt, er ſey darauf gefaßt, daß es ſein Lebensberuf ſeyn werde, auf den Oppoſitionsbänken zu leben und zu ſterben, woraus Bang (706) den Schluß zog, das Miniſterium müſſe demnach doch ziemlich feſt ſtehen.

[2] Geſch. d. dän. Revol. 44.

[3] 22. Aug. 1844. Alten. Mercur. No. 201.

die Deutſchen im Allgemeinen (ein hochherziges Volk, das mit Worten und mit der That gezeigt habe, daß es wiſſe, was Nationalität ſey), für welche man hier keine Sympathie fühlen könne, ſondern nur die kleine Partei, die ſich Schleswig-Holſteiner nenne, welche, was jedem Volke theuer ſeyn müſſe, nämlich die Nationalität, hinſichtlich der Dänen verletzt haben und noch beſtändig verletzen." Daß übrigens auch die Führer der ſchleswig-holſteiniſchen Bewegung perſönlich ihnen alle Achtung abzwingen, das glauben wir den Dänen ohne alle Verſicherung, ſie würden ſonſt nicht gegen die „kleine Partei" ſo ſchweres Geſchütz auffühven.

Der Eindruck, den jene Debatten einem Unbetheiligten geben, möchten wir im Folgenden zuſammenfaſſen. Die national-däniſche und die ſchleswig-holſteinſche Tendenz ſtehen ſich einander in allweg feindlich gegenüber. Zwiſchen beiden iſt eine große Kluft befeſtiget; dem Dänen iſt nicht gegeben, in des Schleswig-Holſteiners, und dieſem nicht, in die Anſchauung des Dänen ſich zu verſetzen, ohne daß dem Einen wie dem Andern das Blut zu wallen beginnt. Es iſt ganz in der Ordnung, daß der Däne bei dem Gedanken ſich entrüſtet, daß die Regierung unter dem Einfluß von Männern ſtehe, denen er eine ſchleswig-holſteinſche Anſchauungsweiſe glaubt zuſchreiben zu müſſen, und denen er niemals ſein Vertrauen wird ſchenken können. Bei der ehrenhafteſten Perſönlichkeit — das weiß der Däne aus Erfahrung — iſt es doch eine ſittliche Unmöglichkeit, ſich der eignen Anſchauungsweiſe zu entziehen. Der Ehrenmann wird es am allerwenigſten über ſich gewinnen können, ja, es wäre Beleidigung, ihm zuzutrauen, daß er anders als nach eigner Ueberzeugung handle. Das iſt der Sinn von jenen Angriffen auf die Miniſter, welche den Herzogthümern durch ihre Herkunft angehören. Nichts natürlicher, als daß die Dänen für Dänemark nur däniſche Miniſter haben wollen. Auch das iſt ihnen nicht zu verdenken, daß ſie es müde ſind, ihre eigne Regierung Rückſichten nehmen zu ſehen auf die Wünſche der Herzogthümer — daß ſie es müde ſind, in Erwiederung auf ihre eigenen Wünſche immer wieder die Frage zu vernehmen: was wird man in den Herzogthümern dazu ſagen? Es iſt unverkennbar, die Regierung iſt durch dieſe Rückſichten vielfach gehemmt; die Dänen verdenken es ihr gar ſehr, daß ſie

solche Rücksichten überall nimmt; dabei noch fehlt viel, daß sie es den Schleswig-Holsteinern zu Dank machen könnte. Gibt es nun ein einfacheres Mittel, aus allen diesen Verwickelungen und Unzuträglichkeiten zu kommen, als wenn man die Herzogthümer ihrem Schicksal überläßt, und mindestens Nichts in den Weg legt, sofern der Lauf der Dinge und eine zur Zeit noch unwiderlegte Theorie eine Trennung im Frieden, in allen Ehren, herbeiführt? Die Dänen aber wollen eine Staatseinheit erzwingen!

Was ist nun diese Staatseinheit? Was soll sie bedeuten? Wo hat man sie zu suchen? Es scheint sich damit zu verhalten, wie mit dem Vogel Phönix —

che vi sia, ciascun lo dice;
ma dove sia, nessun lo sa.

Tutein (1992), als Referent über Ussings Antrag, erklärt im Namen der Prüfungs-Commission, auf eine Untersuchung des Begriffs der Staatseinheit werde die Commission nicht eingehen. Der Kammerherr Graf Moltke (1989) hätte wohl gewünscht, daß das Wort ganz vermieden wäre, um jeder Mißdeutung vorzubeugen; der Referent aber (1995) meint, ein so ängstliches Umgehen des Wortes möchte andeuten, daß man annehme, es finde gar keine Staatseinheit statt. Also sie ist wirklich da; man wird sich nur hüten, sie zu definiren. Neergaard (2021) kann nicht läugnen, daß auch ihm das Wort Staatseinheit einen weniger klaren Begriff zu enthalten schien. Und seltsam, daß die geübtesten Redner eine Schwierigkeit in der Wahl ihrer Ausdrücke zu finden scheinen, sobald sie auf das Staatsganze zu sprechen kommen. So Larsen (2044): „ich nehme an, daß es überall unläugbar und klar ist, daß ein Gesammtstaat besteht, ein dänischer Staat, eine dänische Monarchie, oder wie man es nennen will." So verwickelt sich Clausen (2013), indem er zu distinguiren sucht: es komme wesentlich darauf an, ob man die Aufgabe dahin stelle, daß sie nur der Erhaltung des Reiches gelte, mit denselben Gränzen, welche der dänische Staat gegenwärtig

habe, oder dahin, daß ſie der Erhaltung der däniſchen Monarchie gelte — er meine, fügt er hinzu, des Reiches, ſo daß man auf Sicherung der Selbſtſtändigkeit des däniſchen Staates, dem deutſchen Bunde gegenüber, bedacht ſey.

Eine vollkommene Staatseinheit nimmt indeſſen auch Clauſen nicht an. Hat er doch bei einem früheren Anlaß (764) es ein beneidenswerthes Loos genannt, wenn die Gränzen der Nationalität und die des Staates zuſammenfallen; denn nur in den Staaten, wo dies der Fall, gebe es eine auf die Natur gegründete, allem Wechſel trotzende Einheit; „ein anderes Loos ward unſerm Vaterland zu Theil.“ Aehnlich David (2074): eine innigere (inderligere) Staatseinheit, wie man ſie in einzelnen Staaten von glücklichem Entwickelungsgang finde, und die unter glücklicheren Bedingungen entſtanden als die däniſche Monarchie, eine Staatseinheit, welche Gleichheit im ſtaatsrechtlichen Verhältniß, Gleichheit im ganzen Entwickelungsgang vorausſetze, eine ſolche Staatseinheit finde nicht unter allen Landestheilen ſtatt, und könne nicht ſtattfinden.

Der königliche Commiſſar (1996) zweifelt nicht, daß es mit gutem Bedacht geſchehen, wenn die Commiſſion es aufgegeben habe, die Frage nach der Staatseinheit näher zu unterſuchen. Er ſelbſt gibt indeſſen einige Beiträge zur Begriffsbeſtimmung. Auch ohne daß man an eine Gleichſtellung in der geſetzgebenden, der gerichtlichen und adminiſtrativen Verfaſſung zu denken brauche, können die Herzogthümer recht gut mit dem Königreich einen Staat ausmachen, und zwar nicht blos einen Unionsſtaat, der wohl denſelben Fürſten und dieſelben Feinde, im Uebrigen aber keine Solidarität mit Dänemark hätte. Da die Verbindung zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern (die zunächſt auf die Verbindung unter demſelben Oberhaupt begründet ſey) zugleich Theilhaftigkeit an allen Gütern der Staatsverbindung, und gleiche verhältnißmäßige Verpflichtung zur Uebernahme der Staatslaſten mit ſich bringe, ſo finde unſtreitig eine Staatseinheit ſtatt, welche ſehr verſchieden ſey von bloßer Union. Wer im einen Theil des Staates zu Hauſe gehöre, der gelte als Inländer im andern; in dem Indigenatsgeſetz von 1776 ſey auch der Ausdruck Vaterland von der ganzen Monarchie gebraucht. So ſey auch noch immer die Rede von der Wehrverfaſſung des Staates, und von

des perſiſchen Reichs in Baktriana, aber wie es ſcheint, in einer Varietät und geringerer Qualität ſich vorfand; wo die Begleiter Alexanders des Großen ihn antrafen. „In dieſem (dem indiſchen Kaukaſus, ſagt Arrian III. 28) wachſen nur Terebinthen und das Silphion, wie Ariſtoteles bemerkt.“ Von dieſem Gebirgspaß über den Hindukuſch hat neulich ein großer Geograph dieſe Notiz nicht unbenutzt gelaſſen, indem er ſagt: „Die trefflichen Weiden, zumal das Lieblingsfutter für die Alpenheerden, das Silphium, wird hier gerühmt;“ und der neueſte Reiſebeſchreiber berichtet aus jener Gegend: „Wir trafen hier die Aſſafötida-Pflanze im Uebermaaß an, und unſere Reiſegefährten genoſſen dieſelbe mit großem Behagen. Die Pflanze iſt, wie ich glaube, das Silphium der Geſchichtſchreiber Alexanders; denn die Schafe freſſen ſie ſehr begierig, und die Landeseinwohner betrachteten ſie als eine nahrhafte Speiſe.“ * Das, wie es ſcheint, weit edlere cyrenaiſche Silphion war ſchon in der Vorzeit hochberühmt und als Handelsartikel Monopol des Staats. Der dicke Saft, der aus den Einſchnitten in Stängel und Wurzel floß, wurde von den Cyrenäern mit Kleien vermiſcht, als theure Handelswaare verſendet und in Rom mit Silber aufgewogen. Auf einer Vaſe aus Etrurien mit altdoriſchen Inſchriften iſt auf bizarre Weiſe eine Handelsſcene abgebildet, wobei unter Aufſicht eines Magiſtrats Ballen gewogen werden. Man hat an Verkauf von Wolle gedacht. Nach dem zuletzt Angeführten ſcheint eine andere Meinung mehr für ſich zu haben, daß es Klumpen von Kleien ſeyen, worin der Silphiumſaft eingeknetet worden. Bei Griechen und Römern war das Silphium ein koſtbares Gewürz und ein theures Arzneimittel. Apicius, der Kochkünſtler, kannte beide Arten des Silphium, die aſiatiſche und die afrikaniſche, brauchte den Saft der Wurzel (Laseris radix) als Gewürz zu vielen Speiſen, löste ihn in warmem Eſſig auf, und vermiſchte ihn mit Sardellenbrühe; wußte aber auch die Maſſe dieſes theuren Gewürzes zu vermehren, nämlich durch beigemiſchte Piniolen, welche, mit dem Silphiumſaft geſättigt, den

* K. Ritter über Alexanders des Großen Feldzug am indiſchen Kaukaſus, S. 18; und Burnes Reiſe nach und in Bokhara, S. 196 der deutſchen Ueberſetzung.

den Staatsfinanzen. Die Staatsschuld sey verbindend für die ganze Monarchie, wie dies auch im 6. Artikel des Vertrags mit Schweden vom 14. Januar 1814 ausgesprochen sey. Ein anderes Moment, das die Einheit bezeichne, sey die gemeinsame Flagge. Ausgemacht sey gleichfalls, daß in allen diplomatischen Verhältnissen die ganze Monarchie als ein Staat betrachtet werde. Der Handelsvertrag mit Preußen (17. Juni 1818) nenne beständig Dänemark, dänische Häfen, dänische Unterthanen. Der Vertrag mit Oesterreich (12. Febr. 1834) nenne blos den König von Dänemark, und Dänemark; der Kaiser von Oesterreich werde aber zugleich König von Ungarn und Böhmen genannt. Im Vertrag von 1826 mit Schweden und Norwegen sey auch bloß von Dänemark und dänischen Häfen die Rede, während Schweden und Norwegen beständig unterschieden werden. Könnte die Partei, die von einer abweichenden Ansicht ausgehe, es dahin bringen, daß die Bestimmungen dieser Verträge den Herzogthümern nicht zu Gute kämen, so würde sie diesen Staatstheilen eben keinen Dienst erweisen.

Man kann diese letzte Bemerkung bei ihrem Werthe beruhen lassen, aber sie thut auch ganz und gar nichts zur Sache. Ueberhaupt müssen wir bekennen, daß eine schwächere Beweisführung uns lange nicht vorgekommen ist, als diese letztere. Sie fing so vielversprechend an mit dem Heimathsrecht, und endet so kahl mit den Curialien. Desinit in piscem. Wenn dieser Staatseinheit eine Geltung untergelegt werden soll, die mit den Rechten der Herzogthümer im geringsten Widerspruch steht, so wird der Commissar selbst über die Schwäche des (auch von andern Rednern sofort gerügten) Arguments erschrecken. Und wenn alle gekrönten Häupter der Christenheit Verträge mit Dänemark geschlossen hätten, in welchen Kiel ein dänischer Hafen hieße, so wäre Kiel darum doch kein dänischer Hafen, sondern ein deutscher. Der königliche Commissar selbst kann nicht anders urtheilen, ohne mit sich selbst in schreienden Widerspruch zu treten. Warum denn mit Gründen beweisen wollen, welche zu viel, und also nichts beweisen? Weniger als Nichts beweiset die Hervorhebung des Umstandes, daß Oesterreich und Preußen, also zwei der ebengenannten contrahirenden Mächte, gleichfalls deutsche Bundesstaaten seyen. Sollten Oesterreich und Preußen etwa mäkeln an der Titulatur,

die aus der Kopenhagener Kanzlei hervortrat? Die Zeiten ſind vorbei, wo man ſich nicht König von Jeruſalem ſchreiben konnte, ohne in Streit mit einem Andern zu gerathen, der ſeinerſeits eben ſo wenig König von Jeruſalem war. Von welchem Gedanken auch die öſterreichiſche oder die preußiſche Diplomatie mag geleitet geweſen ſey, ſoviel iſt ausgemacht, den Rechten des deutſchen Bundes, den Rechten irgend eines dritten Bundesſtaates, konnte ſie nichts vergeben, und nichts vergeben wollen.

Lehmann (2025) findet in den obigen Aeußerungen des Commiſſars, verglichen mit denen des Commiſſars in der Itzehoer Verſammlung, einen neuen und ſchlagenden Beweis, wie unklar die Anſchauung der Regierung in Bezug auf die Auffaſſung der Staatseinheit ſey. Dieſelbe Unklarheit ſcheint bei mehreren Rednern obzuwalten, vollends ſobald das Bundesverhältniß zur Sprache kommt. Uſſing (626) legt Werth darauf, daß nicht Holſtein als beſonderer Staat, ſondern der König von Dänemark für Holſtein in den Bund getreten. Das iſt allerdings die Sprache der deutſchen Bundesakte; dagegen aber heißt es im Eingang der Wiener Schlußakte: „Seine Majeſtät der König von Dänemark, Herzog von Holſtein und Lauenburg" habe den Grafen Bernſtorff zu ſeinem Bevollmächtigten ernannt. Ganz und gar nicht deutlich iſt uns geworden, was eigentlich David (2077) beweiſen will, wenn er zu bemerken bittet, daß die Grafen Bernſtorff auf dem Wiener Congreß immer als königlich däniſche Geſandte aufgetreten ſeyen. Unſerm verehrten Freund (wenn er uns erlauben will, ihn ſo zu nennen — und es wird nicht das erſte Mal ſeyn, daß er es uns zu gute hält, wenn wir die Dinge nicht aus dem däniſchen, ſondern aus dem deutſchen Geſichtspunkt betrachten), unſerm verehrten und gelehrten Freund iſt gewiß eben ſo gut als uns bekannt, daß in den Conferenz-Protocollen über die Feſtſtellung des deutſchen Bundes die Abſtimmung der „däniſchen" Bevollmächtigten bald als „Dänemark" allein, bald als „Dänemark für Holſtein", auch als „Dänemark qua Holſtein", am häufigſten aber als „Holſtein" allein aufgeführt iſt, wie denn auch ſelbſt in der Bundesakte (Art. 6) bei der Stimmenvertheilung im Plenum Holſtein allein, ohne irgend eine Anſpielung auf Dänemark, erſcheint; ebenſo, daß in der erſten Sitzung des Bundestages der Freiherr von Eyben die

Bundesverſammlung erſucht, die von ihm zu führende Stimme „die holſteiniſche und ſachſenlauenburgiſche zu benennen.“ Wenn es aber gar als „nicht unwichtig“ hervorgehoben werden will, daß die Unterſchriften der beiden Bernſtorff unter der Bundesakte ſtracks nach den öſterreichiſchen und preußiſchen Geſandten folgen, „während ſie einen ganz andern Platz erhalten haben würden, hätte man ſie als herzoglich holſteiniſche Geſandte betrachtet,“ ſo hätten wir in der That gewünſcht, die Erinnerung an das „Stellezanken“ auf dem Wiener Congreß wäre nach dreißig Jahren nicht wieder hervorgeſucht worden. Muß aber einmal davon die Rede ſeyn, nun, ſo monirte Heſſen-Darmſtadt[1] in Bezug auf einen Entwurf der Stimmenreihe, der bloße auswärtige Königstitel könne Dänemark und Niederland (für Holſtein und Luxemburg) nicht zum Vorſitz vor den beiden heſſiſchen Häuſern berechtigen. Darauf verwahrten die „däniſchen“ Bevollmächtigten das Intereſſe ihres allerhöchſten Hofes gegen jede Beeinträchtigung.[2] Der niederländiſche Geſandte aber, Freiherr von Gagern, that nicht etwa desgleichen, ſondern er drückte ſich aus, wie folgt: „Der König hat den natürlichen Anſpruch auf den Platz von Burgund. Wenn aber Se. Majeſtät damit bewähren können, daß wir uns mit erheblicheren Dingen als dem Rang zu beſchäftigen haben, und wenn ſie damit ihren Mitſtänden, dem hohen heſſiſchen Haus, einen weſentlichen Gefallen erzeigen, ſo erklären ſie ihre Gleichgültigkeit, folglich ihre Nachgiebigkeit.“[3] Etwas von dieſem Geiſt waltete noch in dem Beſchluß, daß, ſo lange die Bundesverſammlung mit Abfaſſung der organiſchen Geſetze beſchäftiget ſey, die zufällig ſich fügende Ordnung der Abſtimmung keinem der Mitglieder zum Nachtheil gereichen, noch eine Regel begründen ſolle. Nach dieſem, im achten Artikel der Bundesakte ausgeſprochenen Grundſatz mag man bemeſſen, wie viel die Unterſchrift der „däniſchen“ Bevollmächtigten ſtracks

---

[1] Klüber, Akten d. W. C. 2. 391. (26. Mai 1815).

[2] A. a. O. 414.

[3] A. a. O. — Am 26. Okt. 1815 ſchrieb der Freiherr v. Gagern an den Miniſter im Haag: „je voudrais que le roi me permette de montrer la plus grande indifférence sur ces niaiseries.“ Der zweite Pariſer Frieden 1, 341.

nach den preußiſchen bedeutet, während das Schema im vierten Artikel bekanntlich Dänemark „wegen Holſtein" als die zehnte Stimme, nach Baden und den beiden heſſiſchen Häuſern aufführt. Sollte es, nach dieſer betrübenden Wahrnehmung, irgend Jemanden in Rothſchild zum Vergnügen gereichen, ſo können wir auch den Entwurf wenigſtens einer „verbeſſerten Redaction des erſten Artikels der Bundesakte"[1] nachweiſen, wo „der König von Dänemark für Holſtein" gleich nach Oeſterreich, und noch vor Preußen genannt wird.

In der Sache ſelbſt wird es dabei bleiben, was Lehmann (2025) in kurzen Worten ausſpricht: „Dasjenige, was in den deutſchen Bund aufgenommen worden, iſt offenbar nicht Dänemark, ſondern Holſtein." Wenn Larſen (2047) behauptet, ungeachtet des Bundes beſtehe eine wahre und wirkliche Staatseinheit zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern Holſtein und Lauenburg, ſo iſt das eine der Behauptungen, die bei aller Emphaſe des Ausdrucks nicht das Geringſte beſagen, da in demſelben Ständeſaal von David (2073) anerkannt worden, daß in dem Begriff der Staatseinheit Etwas liege, was nach Belieben mehr oder minder erweitert und ausgedeutet werden könne. Vor Allem aber ſtimmen wir Hanſen (2061) bei: man hätte offen und frei herausſagen müſſen, was man eigentlich meine. Und, fügen wir hinzu: wehe den Herzogthümern, wenn ſie ſich in das Netz eines politiſchen Begriffs verſtricken laſſen, deſſen Elaſticität man nicht in Abrede ſtellen kann, deſſen Definition man aber von vorne herein verweigert!

Beſchwichtigend hat ein Redner nach dem andern erklärt, man wolle mit der Staatseinheit den Herzogthümern nicht zu nahe treten. Tutein, als Referent (1935): man müſſe die Einheit verſtärken, ſoweit man nicht in Streit gerathe mit der Nationalität und den übrigen unantaſtbaren (uforkrænkelige) Verhältniſſen der einzelnen Landestheile. Uſſing (1951) verwahrt ſich gegen jede Auffaſſung ſeines Antrags, als hätte er eine Incorporation von Holſtein und Lauenburg, oder überhaupt eine Veränderung in deren Stellung zum Königreich beabſichtigt;

[1] Klüber, Acten d. W. C. 2, 429.

es mögen wohl Wenige in Dänemark seyn, die in so hohem Grade wie er die Selbstständigkeit der Herzogthümer respectiren. Neergaard (2020): in Dänemark sey überhaupt keine Begierde (Attraa) vorhanden, die Herzogthümer als Provinzen einverleibt zu sehen. David (2078): er beabsichtige weder, noch wünsche er eine Einverleibung Holsteins. Bang (2055): ein solches Unternehmen würde eine Absurdität seyn; der Antrag gehe gewiß nicht dahin; übrigens müsse er bitten, zu bemerken, daß die von einzelnen Mitgliedern geäußerte Ansicht über das Verhältniß der Herzogthümer nicht die Ansicht der Versammlung sey. Dieser Redner selbst gehört zu Denjenigen, welche bei einem früheren Anlaß (731) den Muth hatten, sich gegen eine Kränkung der Rechte von Schleswig auszusprechen; bei demselben Anlaß, als der Commissar (771) äußerte: er wisse wohl, daß neulich in einem Blatt gesagt worden, es sey möglich, daß man in Schleswig nicht wünsche, daß Etwas für die dänische Sprache geschehe, das komme aber so wenig in Betracht, als wenn die Spittelleute nicht wünschen, daß man sie wasche; so schamlose Aeußerungen aber können gewiß in dieser Versammlung keinen Eingang finden. Die Bemerkung von Bang veranlaßt aber doch die Frage: wie steht es mit der Staatseinheit in Bezug auf Schleswig? Lehmann, der mit unverbrüchlicher Consequenz gegen jeden Gedanken an eine Einverleibung Holsteins sich erklärt, sagt an einer andern Stelle (2026): es ist auch gar nicht davon die Rede, Schleswig in den dänischen Staat einzugliedern (indlemme), denn das ist vor mehr als hundert Jahren schon geschehen. Christensen (1971) will die Declaration in solcher Weise ausgefertigt wissen, damit die in unserer Zeit höchst benöthigte Wahrheit eingeschärft werde, daß Schleswig Dänemark ist, Holstein aber und Lauenburg Deutschland. Meinert (3784) versichert noch ganz zuletzt, das Herzogthum Schleswig sey ein dänisches Land — es gehöre zu Dänemark ebensogut als der Grund, auf welchem der Rothschilder Ständesaal und die Domkirche mit den Königsgräbern sich erhebe. — Uns scheint es doch ein kleiner Mißton in der Rothschilder Symphonie, daß die Herren unter einander nicht ganz einig sind, ob das Königreich bis an die Eider gehe, oder nur bis an die Königsaue.

Aber die Frage, sofern die Staatseinheit damit zusammenhängt,

iſt wohl müßig. Die Prüfungs-Commiſſion verlangt gar keine Staatseinheit. In der That, die Staatseinheit ſteht nicht im Antrag ſelbſt, nur in den Motionen iſt davon die Rede. Was iſt denn daraus geworden? Man könnte vermuthen, ſie ſey auf dem Wege vom Ständeſaal nach dem Sitzungszimmer der Commiſſion verloren gegangen. Denn der Referent (1937) erklärt, der Gegenſtand des gegenwärtigen Antrags ſey nur, die Nothwendigkeit der Unantaſtbarkeit und vollen Anerkennung der gemeinſchaftlichen Erbfolgeordnung herzuſtellen. Uſſing (1951) aber, der es am beſten wiſſen muß, verſichert, nur dieſe Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie ſey es, die er vor Augen gehabt. Der Präſident (1953) inzwiſchen ſagt, die Committee habe die Einheit beſchränkt auf diejenige Verbindung, die ihren Grund hat in den Beſtimmungen des Königsgeſetzes über die Erbfolge. Lehmann (2023) meint, nach ſeiner Erklärung habe es kein beſonderes Intereſſe, zu unterſuchen, wiefern der urſprüngliche Antrag, mit ſeiner Motivirung, mehr oder minder Grund dargeboten, demſelben eine weitergehende Tendenz beizulegen. Doch wird es ihm ſchwer, ſeine Vernunft ganz gefangen zu geben unter den Gehorſam des neuen Glaubens; er meint (2025), man ſehe nicht deutlich, ob von der Staatseinheit auf die Erbfolge, oder von der Erbfolge auf die Staatseinheit argumentirt werde; man ſcheine ſich in einem Cirkel zu bewegen. Bei der Schlußverhandlung indeſſen wiederholt er (3793): wovon hier die Rede, das iſt einzig und ausſchließlich nur die Erbfolge. — Mögen denn die Herzogthümer ſich beruhigen; die Sache iſt ſo verfänglich nicht, als ſie ausſieht; es handelt ſich nur um die Erbfolge, um nichts weiter. Die Bagatelle, durch einen Federzug die Ausſicht hergeſtellt zu ſehen, daß man unter allem Wechſel der Ereigniſſe, zu allen ewigen Tagen, von Kopenhagen aus wird regiert werden. Dagegen können die Herzogthümer doch Nichts einzuwenden haben. Vielmehr muß es ihnen gerade erwünſcht ſeyn. Denn, ſagt Uſſing (624) und der Referent (1938) wiederholt es: auf dieſe Weiſe wird der Wunſch, daß Schleswig und Holſtein ewig ſollen zuſammen bleiben, ſeine natürliche Erfüllung finden! In Rothſchild hat man eine ſo gute Meinung von der politiſchen Unſchuld der Herzogthümer, daß man ihnen auch Dieſes bietet.

Ohne ein bischen Königsgesetz freilich wird es nicht abgehen. Graf Schulin (2086) hätte gewünscht, daß das Königsgesetz lieber nicht genannt wäre; man müsse keine Gelegenheit zu Verdrehungen geben. Der Referent (3796) berichtigt: eine solche Aengstlichkeit, den Einwohnern der Herzogthümer Anlaß zu Mißverständnissen zu geben, werde zu nichts führen. Hat doch auch der Commissar (2000) schon begütigend versichert, gewiß habe weder der Antragsteller, noch die Committee behaupten wollen, das ganze Königsgesetz sey anwendbar in den Herzogthümern. Wie verträgt es sich mit dieser (so großmüthig gedachten) Beschränkung auf die Erbfolgebestimmungen,[1] wenn gleich darauf David (2069) auf das Verhältniß Holsteins zu Dänemark Schlüsse ziehen will aus einem Artikel (dem 19.) des Königsgesetzes, der mit der Erbfolge gar nichts zu thun hat — wenn er behauptet, der Beitritt Holsteins zum deutschen Bunde könne dem Inhalt des Patents von 1806 deßhalb keinen Eintrag thun, weil das Königsgesetz vorschreibt, daß die Provinzen und Länder, die hernach von dem König oder seinen Nachkommen durch Schwert oder Erbschaft oder sonst andere rechtmäßige Weise ans Reich gebracht werden mögen, sollen unverändert und unzertrennt unter dem souveränen Erbkönig von Dänemark und Norwegen seyn und bleiben. Eine Bestimmung (um hier von nichts Anderem zu reden), die auf Norwegen anwendbar war und in Bezug auf Norwegen nicht aufrecht gehalten ward, die soll nun mit einem Mal auf die Herzogthümer angewandt werden, auf welche man sie früher nicht auszudeuten gewagt oder

[1] Beiläufig gesagt, der Theil der Verhandlungen von 1660, auf welchem die Erbbestimmungen des Königsgesetzes beruhen, ist derjenige, der am schwersten zu Stande kam. Noch am 12. Oktober hatten die Reichsräthe sich zu Mehrerem nicht entschließen können, als dem König für seine männlichen Descendenten das Erbreich anzubieten. Der König gab die Erklärung zurück. Im Lauf des Tages, an welchem seit früh Morgens die Thore der Hauptstadt verschlossen waren, gab der Reichsrath und der Adel nach. Als aber Tags darauf der Reichsrath Niels Trolle dem König verkündigen sollte, daß das Erbreich auch für die weibliche Descendenz bewilligt sey, versprach er sich noch, und sagte: für die männliche. Der König sah ihn hart an. — Tagebuch des Ryborgischen Deputirten, bei Spittler a. a. O. 132.

auch nur gedacht hätte. Und weiß man denn in Rothschild gar nichts von dem unüberwindlichen, angebornen Widerwillen der Herzogthümer gegen den Namen des Königsgesetzes? Gewiß, wenn man Denjenigen in den Herzogthümern, die nie an eine Trennung von Dänemark gedacht, geschweige denn sie gewünscht hatten, wenn man diesen den Wunsch und das Streben nach der Trennung recht nahe legen wollte, so konnte man nicht besser thun, als aussprechen, daß sie vermittelst des Königsgesetzes an Dänemark gefesselt werden sollten!

Und doch — man ist sich bewußt, was man beginnt, sonst würde man nicht die Discussion verbieten wollen. Dies ist nun die größte, die eigentliche Merkwürdigkeit der Rothschilder Debatten.

Bei der Entwickelung seines Antrages bemerkte Ussing (626), nachdem der König seinen bestimmten und deutlichen Willen über des Reiches unverletzbare Einheit und Untheilbarkeit ausgesprochen haben werde, so dürfe keinem Unterthan verstattet seyn, irgend einen Schritt vorzunehmen, der darauf ausginge, die Wirkung dieses Königswortes zu schwächen. Der königliche Commissar übernimmt es, den Commentar zu dieser Bemerkung zu liefern. Der Vorschlag, sagt er (639), daß der König für die Untheilbarkeit der Monarchie sich erkläre, würde nur Bedeutung haben in Verbindung mit einem Verbot, dieselbe zum Gegenstand der Discussion zu machen. Er sey nicht befugt, für eine solche Maßregel sich zu erklären; aber er werde nichts dagegen einwenden, daß die Versammlung darauf eingehe, dem König ihre Wünsche und Ansichten in dieser Beziehung vorzulegen, welche der König unbezweifelt auch gerne entgegennehmen werde.

Es ist dies aber ein solches Hauptstück, daß der königliche Commissar es noch einmal recht deutlich glaubt vor Augen stellen zu müssen. In der Debatte über Tuteins Antrag auf eine Abänderung der Organisation des Staatsraths kommt der Commissar (684) darauf zurück. Die bloße Erklärung darüber, welche Erbfolge als die richtige anzusehen sey, würde keine Wirkung haben; dagegen könnte sie wohl eine Bedeutung erhalten, wenn sie von einer so energischen Maßregel begleitet wäre, wie dieselbe in der Versammlung vorgeschlagen worden, nämlich von

einem Verbot aller Aeußerungen in der entgegengesetzten Richtung. Natürlich sey das eine Maßregel, zu der man nicht leicht schreiten würde, wenn nicht die Nothwendigkeit sie erheischte — und es würde in dieser Hinsicht ein gewichtiges Motiv für die Regierung seyn, wenn die Stände sich dafür aussprächen. Ist's nicht, als ob der königliche Commissar es entweder für unmöglich hielte, daß eine Ständeversammlung sich dafür aussprechen werde, wenn sie sich klar bewußt sey, was sie thue — oder als ob er wenigstens die Verantwortlichkeit für eine solche Maßregel ganz und gar, und allerseits wohlverstanden, der Versammlung zuschieben wollte? Denn er kommt noch ein drittes Mal (2090) darauf zurück, und erinnert die Dänen daran, daß sie nicht allein den Herzogthümern ein Schloß an den Mund legen, sondern daß sie dem Verbot auch ihrerseits sich würden unterwerfen müssen. Duntzfeldt (1981) meint zwar, Vorsicht thue Noth, wenn man der Regierung einen Machtspruch gegen die Redefreiheit anempfehle; vom Standpunkt einer Ständeversammlung aus sey das nicht aus dem Auge zu verlieren; er scheint aber zu glauben, aller Vorsicht sey Genüge gethan, wenn man sich auf das Erbfolgeverhältniß beschränke und in Bezug auf die übrige Stellung der Herzogthümer der Rede freien Lauf lasse. Drewsen (2083) bezweifelt, daß das Verbot durchzuführen sey; wie man denn verhindern wolle, daß Schriften über die Erbfolge im Ausland gedruckt, und in den Herzogthümern als verbotene Bücher mit besonderer Begierde gelesen werden? Neergaard (2023) wünscht eine Maßregel, nach welcher leichtfertige Worte und Reden über die Theilung des Landes inskünftige nicht blos als extravagante Meinungen und als Indiscretion betrachtet, sondern als Verbrechen gestempelt werden mögen.

Die classische Stelle über das Maß der erlaubten Redefreiheit findet sich in der Rede von Bang (2060). Man habe behauptet, der Vorschlag laufe auf eine Tyrannei hinaus; der einzelne Bürger solle nicht sich aussprechen dürfen über Dasjenige, was ihm so am Herzen liegen möge, wie das Rechtsverhältniß der Erbfolge. Das sey entweder ein Mißverständniß oder wissentliche Entstellung. Also (hört, hört!): „Wir haben nicht gemeint, wir konnten nicht meinen, daß die Einwohner der

Herzogthümer nicht über Dasjenige ſollten reden dürfen, was dieſen unſern Mitbürgern am Herzen liegt. Das würde wahrlich eine Unfreiheit ſeyn, die man nicht anrathen könnte, ſelbſt wo es der Erreichung eines ſo wichtigen Augenmerkes gilt, wie das vorliegende. Sondern unſere Meinung iſt, daß nicht in Tagblättern, nicht in großen Verſammlungen, nicht von öffentlichen Lehrern[1], nicht in den Lehrbüchern, die man der Jugend in die Hände gibt, ausgebreitet werden ſoll, was die Regierung für unrichtig anſieht, und was in ſeinen Folgen dem Lande verderblich werden kann, wenn das Volk mit ſothaner Lehre irregeleitet wird. Man ſagt endlich — um auf einen ſpezielleren Punkt einzugehen, der ſich doch nicht abweiſen läßt — ſoll der König den Staatsrechtslehrer in Kiel vornehmen, und ihm vorſchreiben, was er lehren ſoll, ſo daß er, wenn er an die Erbfolgefrage kömmt, nicht lehren könnte, was er für Recht anſieht, ſondern was der König vorgeſchrieben? Ich meine, die Folge der Declaration wird nur ſeyn, daß der Staatsrechtslehrer, der früher das Entgegengeſetzte gelehrt haben möchte, wohl als ein ehrliebender Mann von dieſer Disciplin zurücktreten wird, daß die Regierung ihm nicht verdenken, nicht verargen wird, wenn er nun nicht auf eine andere Anſicht eingehen, nicht ſeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung verläugnen kann; aber daß die Regierung dann neue Lehrer wird zu wählen wiſſen, und daß ſie Rechtsgelehrte finden wird, welche — ſo ungegründet iſt wahrlich unſere Behauptung nicht, daß das nicht ſollte geſchehen können — welche die Gründe für und wider den Anſpruch vorlegen, und nach ihrer Ueberzeugung jenen das Uebergewicht geben. Darin liegt keine Unrechtfertigkeit von Seite der Regierung." Ebenſowenig, heißt es weiter, ſoll die Regierung die Beamten entfernen, welche ihre Anſicht nicht theilen, zumal nachdem bis jetzt verſtattet geweſen, daß Beamte ſich ſo äußern durften; aber das ſoll man in Zukunft verlangen,

[1] Als Johann Wandalin ſein abſolutes Königsrecht ſchrieb (1663 bis 1672), war für ihn ein Hauptaugenmerk „ut constet inter omnes ..... quem doctrinae typum sequi oporteat illos, qui docendi munere in academiis, ecclesiis et scholis funguntur. Er unternahm, ſagt Spittler, die Belehrung der Lehrer, weil es doch vorerſt darauf am meiſten ankam.

Speiſen den Geſchmack jener edlen Wurzel mittheilten.* — Hiernach wird man es ſehr natürlich finden, daß die Cyrenäer dieſe Pflanze auf ihre Münzen in verſchiedenen Metallen ausprägten. Auf einigen derſelben ſitzt der morgenländiſche Haſe (Jerboa oder la gerboise genannt) an der Seite oder an der Wurzel dieſes Strauchs; unſere Münze hat das Beſondere, daß eine gehörnte Antelope in kräftigem Aufſchwung oben an den Früchten nagt, und uns alſo das von den Reiſebeſchreibern bemerkte Gelüſten der Schafe und Ziegen nach dem Genuſſe derſelben vor Augen ſtellt.

Man hat die Numismatik die Leuchte der Alterthumswiſſenſchaften genannt. Auf dieſem praktiſchen Standpunkt dürfen wir die Maſſe der antiken Münzen wohl als einen Metallſpiegel der geſammten alten Welt bezeichnen. Sie reflektiren die Natur in ihren drei Reichen; ſie kopiren deren Erzeugniſſe und die daraus verfertigten Artefacte; ſie bezeichnen die Fortſchritte der Künſte; ſie begleiten die bürgerliche Geſellſchaft durch alle Zuſtände, das Städteleben, die Geſetze und Anſtalten, die Kriege, Eroberungen und Friedensſchlüſſe, die Regierungswechſel, den Handel, die Kolonien und die Völkerbünde; ſie verewigen die Schickſale erlauchter Geſchlechter, und erhalten im lebendigen Andenken die Perſönlichkeiten großer Männer.

Friedrich Creuzer.

* Monumenti dell' Instituto archeologico, I. nr. 47; J. H. Dierbach Flora Apiciana, p. 74 f.

daß Beamte nicht Ansichten ausbreiten sollen, die als unrichtig oder schädlich gestempelt werden; verbleiben sie aber dabei, so sollen sie nicht Beamte bleiben können.

Man sieht, die Versammlung von 1844 träumt den Traum von 1660 noch einmal. Ueber die Stirn der Träumenden aber fliegt ein leichtes Erröthen hin. Der Referent (3781) macht bei der Schlußverhandlung aufmerksam, daß die Commission den Antrag in etwas verändert — man habe den Theil ausgelassen, wo die Rede davon gewesen, daß Se. Majestät aufgefordert werden solle, Veranstaltungen zu treffen, um in Zukunft solche Handlungen zu verhindern, die mit dem Inhalt der Declaration im Widerspruch stehen — man habe diesen Punkt in die Prämissen (die Motive) einfließen lassen.

In der Gestalt, in welcher Ussings Antrag aus den wiederholten Umbildungen hervorging, und in welcher er mit 59 Stimmen gegen 2 angenommen ward, lautet derselbe wie folgt: „daß die Versammlung allerunterthänigst darauf anträge, daß Se. Majestät auf feierliche Weise zur Kunde der Unterthanen bringen wolle, daß die dänische Monarchie: das Königreich Dänemark, die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, nach den Bestimmungen des Königsgesetzes über die Erbfolge, in untheilbares Erbe gehen."

Wir können desto kürzer seyn in Bezug auf die übrigen Mittel, die zur Sicherung und Entwickelung der Staatseinheit in Antrag gebracht waren. Ussing hatte ursprünglich deren zwei hinzugethan. Das eine — die Bitte um Vereinigung der beiden dänischen Ständeversammlungen — ließ man fallen; aus keinem anderen ersichtlichen Grunde, als weil man sonst gar keinen Vorwand mehr zu ersinnen wüßte, um den Wunsch der Herzogthümer nach einer Vereinigung ihrer beiden Versammlungen zu beseitigen. Duntzfeldt (1983) hat vollkommen Recht: es ist beklagenswerth, daß die Verhältnisse in den Herzogthümern stets einen negirenden und lähmenden Einfluß auf die politische Entwickelung im Königreich ausgeübt haben. Warum zieht er nicht daraus den Schluß, daß es für das Königreich wie für die Herzogthümer besser seyn würde, wenn die letzteren vom ersteren getrennt wären? — Das andere Mittel, das Ussings Antrag umfaßte: die Einrichtung einer Finanzcommittee, bestehend aus

Delegirten der verſchiedenen Ständeverſammlungen, zur Berathung eines zweijährigen Budgets und zur Prüfung der Staatsrechnungen, ward endlich mit 47 Stimmen gegen 13 angenommen. Mehrere Redner verhehlten nicht, wie wenig ſie ſich davon verſprechen. Drewſen (2084) befürchtet geradezu, man werde die Committee gar nicht zuſammen bekommen; weder die Holſteiner noch die Schleswiger werden ſich einſtellen; oder ſie werden ſo ächte Schleswig-Holſteiner herüberſenden, daß der erſte Vorſchlag von deutſcher Seite dahin gehen dürfte, daß man däniſch nur unter der Vorausſetzung reden möge, wenn man nicht deutſch reden könne.

Es iſt noch Erwähnung zu thun des Antrages von David, betreffend die Aufhebung der Zollgränze. Der Antragſteller (810) hebt die politiſche Bedeutung der Sache in einer Weiſe hervor, daß man ihm nur vollſtändig Recht geben kann, ſobald man vom däniſchen Standpunkt aus die Staatseinheit als durchführbar und wünſchenswerth betrachtet. Die Zollgränze zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern ſey die Incarnation der Entgliederung des Staates; ſie gebe den abſondernden Beſtrebungen einen Stützpunkt; ihre Aufrechthaltung ſtehe auch in beſonderem Widerſpruch mit der Tendenz, welche Deutſchlands verſchiedene Staaten zu einem Zollgebiet zu vereinen verſtanden habe — was man als eine der wichtigſten, folgereichſten Erſcheinungen der neueren Zeit betrachten müſſe. Die Schwierigkeiten der Ausführung verkenne er nicht; aber ihnen aus dem Wege gehen, das ſey nicht das Mittel, ſie zu überwinden. Weisheit, Kraft und Muth ſey erforderlich, um die Sache ins Werk zu ſetzen: die Zeit aber habe überhaupt der jetzigen Regierung eine große Aufgabe geſtellt. Meinert (818) ſtimmte lebhaft bei; es gebe wenige Dinge, die beſſer geeignet wären, die beiden Theile des Staates unter einander zu verbinden. Der Commiſſar meinte, ein dahin zielender Geſetzentwurf müßte nothwendig den Ständen der Herzogthümer vorgelegt werden: wie man aber wohl bei der gegenwärtigen Stimmung Anderes erwarten könne, als daß ſie aufs Inſtändigſte abrathen würden? Da würde es denn eine ziemlich bedenkliche Sache ſeyn, die Veränderung einzuführen. Auch die berüchtigte Prägravationsfrage konnte bei dieſem Anlaß nicht unerwähnt bleiben. Schwerlich dürften die Herzogthümer

bei der Erklärung des Antragstellers (821), daß er keinem Landestheil eine neue Last aufzuwälzen gedenke, sich gänzlich beruhigen: denn, wie aufrichtig die Versicherung auch ohne allen Zweifel gemeint ist, so handelt es sich doch nicht sowohl um die Abwehrung neuer, als um die Ausgleichung alter Mißverhältnisse. Mit einigen Modifikationen, welche durch die technischen Schwierigkeiten der Sache bedingt erschienen, ward der Antrag einstimmig angenommen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob dieser Antrag, falls er ins Leben treten sollte, das Streben der deutschen Nation nach einer gemeinsamen Handelspolitik zu hemmen vermögen würde? Wir glauben, nein. Wenn der deutsche Zollverein in seiner Verfassung für die consequente Durchführung eines nationalen Systems diejenigen Bürgschaften darbieten wird, welche nicht allein die im Süden so eben lautgewordenen Trennungsgedanken zu überwinden, sondern auch die Bevölkerungen der norddeutschen Küstenstaaten anzuziehen geeignet sind, so wird kein dänisches Zollsystem, kein dänisches Interesse die merkantile Einigung Deutschlands aufhalten können. Dann wird sich auch zeigen, ob Schleswig von Holstein sich trennen läßt — und ob es deutsch oder dänisch ist. Das Einfachste wäre (und jede Betrachtung führt uns auf diesen Punkt zurück), wenn der 19. Artikel der Bundesakte eine Wahrheit, wenn eine nationale Handelspolitik endlich noch, zur eilften Stunde, eine Bundessache würde. Aber was am Eingang gesagt ist, müssen wir hier wiederholen: die Dänen spekuliren auf die Unvollkommenheit unserer politischen Institutionen.

Wenn Ussings Hauptantrag am Ende so ziemlich nackt und blos auf den Strand gesetzt wurde, so war es, um für den Ueberrest die möglichste Einstimmigkeit zu erzielen, das ist, um eine Coalition der verschiedenen Parteien herbeizuführen. Im Lauf der Debatte sind vieler Herzen Gedanken offenbar worden. Gar sehr abweichende Meinungen waren geäußert, über die Zweckmäßigkeit des vorgeschlagenen Mittels nicht minder als über dessen Rechtmäßigkeit. Versuchen wir denn zum Schluß eine Zusammenstellung der verschiedenen Schattirungen.

Nachdem der königliche Commiſſar (642), ſogleich nach Uſſings Motionsbegründung, das Lob ihres patriotiſchen Inhalts, ihrer trefflich verſöhnenden Tendenz verkündigt hatte, trat Chriſtenſen (643) auf, bezweifelte nicht, daß der Antragſteller aus perſönlicher Ueberzeugung geſprochen, meinte aber, das ſey ein Antrag, wie der ſchleswig-holſteiniſche Miniſter des Auswärtigen ſelbſt ihn nicht dienlicher hätte ſtellen können, um die ſtaatsauflöſenden, ſchleswig-holſteiniſchen Tendenzen zu fördern; dazu noch ſey er ganz dazu angethan, die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen, von dem Einen, was Noth thue, ſie abzulenken, nämlich von einer conſtitutionellen Verfaſſung. Dunzfeldt hielt dafür (1983), das wichtigſte, das einzige Mittel vielleicht, den gefürchteten Tendenzen zu begegnen, wäre eine Entwickelung der politiſchen Inſtitutionen — der Wunſch danach ſey in den Herzogthümern weit früher ausgeſprochen als im Königreich. Er glaube, die Staatseinheit ſey ſicher zu ſtellen, nicht durch mühſame Forſchungen im geheimen Archiv, nicht indem man Pergament gegen Pergament halte, ſondern wenn die Regierung den Herzogthümern die Ausſicht eröffne, an politiſchen Gütern Theil zu nehmen, deren ſie jetzt entbehren. Auch Lehmann, der übrigens den Antrag billigt, meint (747), mit einer Declaration ſey es nicht gethan; gegen Proteſte allerdings könne man Gegenproteſte ſetzen, gegen jeden praktiſchen Verſuch, den Proteſten im Lande Geltung zu verſchaffen, im mildeſten Fall die Verbannung, im ſchlimmſten eine Kugel; aber die Declaration ſey doch kein ausreichendes Mittel für die fernere Folgezeit, zumal nicht bei der Möglichkeit einer allgemeinen Erſchütterung in dem europäiſchen Staatenſyſtem. Ein ſolches Mittel, um das beabſichtigte Augenmerk zu ſichern, ſey nur zu finden in feſtgegründeten Inſtitutionen. Solchen Reden hatte der Commiſſar (711) bereits trocken genug erwiedert: wenn der König gefunden hätte, daß man eine Verfaſſung geben müſſe, ſo ſey es ganz richtig, daß es die Sache der Regierung geweſen wäre, die Initiative zu ergreifen; aber der König habe das bis jetzt nicht gefunden. Durch dieſe Bemerkung ließen indeſſen Andere ſich nicht irre machen. Sager (2014): es ſey, dem 13. Artikel der deutſchen Bundesakte gemäß, die Pflicht des däniſchen Königs geweſen, ſeinen deutſchen Herzogthümern eine freie Verfaſſung

zu geben; das ſey nicht geſchehen; man ſey nicht ernſtlich darauf eingegangen, habe es im Grunde nie recht gewollt, und hauptſächlich wohl deßhalb nicht, weil man dann nicht umhin gekonnt hätte, für das Königreich und für Schleswig daſſelbe zu thun wie für Holſtein; das aber habe man eben nicht gewollt. Welches Glück für die däniſche Monarchie, wenn Holſtein und Lauenburg eine freie Verfaſſung, und wenn die andern Staatstheile daſſelbe erhalten hätten! Dann hätte der Holſteiner als Bürger in einer größeren, in einer wirklichen, conſtitutionellen Staatseinheit ſich gefühlt ..... Ebenſo Drewſen (2083): hätte man Holſtein eine freie Verfaſſung gegeben, wie der König, der nun im Grabe ruht, es verſprochen, dann wären alle Verwickelungen unmöglich geweſen.

Das Verhältniß, in welches der königliche Commiſſar zu dem Antrage trat, iſt der Gegenſtand vielfacher Beleuchtung und heftigen Tadels geworden. Wenn er gleich Anfangs (642) bemerkt, er werde gegen die Competenz der Verſammlung Nichts einwenden, ſo können wir an und für ſich darin nichts Tadelnswerthes finden. Er führt, wie es uns ſcheint, mit vollem Recht an, daß die Motion zwar außerhalb derjenigen Materien liege, die der Geſetzgeber bei Anordnung der Provinzialſtände vor Augen gehabt, daß ſie aber ein Intereſſe des geſammten Reiches berühre. Wenn eine Regierung bei einer obſchwebenden Frage, welche den ganzen Complex von Staaten betrifft, die unter einem Fürſten vereiniget ſind, wenn bei einer ſolchen Frage eine Regierung ſich unthätig verhält, ſollten dann Provinzialſtände aus dem Grunde, weil ſie nicht Reichsſtände ſind, die Angelegenheit nicht in Erinnerung bringen dürfen? Oder ſollten Rathſtände, eben weil ſie nur Rathſtände ſind, über die wichtigſten Angelegenheiten ſchweigen müſſen? Dann wäre doch wohl, bei vollendeter Unmündigkeit des Volkes, ein ſolches Inſtitut eine gar klägliche Komödie. Daß Provincialſtände in ihren Anträgen ſowenig als die Regierung in ihren Entſchließungen, den Rechten einzelner Landestheile, überhaupt den Rechten Dritter zu nahe treten dürfen, das verſteht ſich von ſelbſt. Wenn nun aber die Herzogthümer gerne der däniſchen Staatseinheit theilhaftig werden möchten — wir ſind ganz bereit, ihnen die Vorausſetzung abzubitten, aber wenn ſie nun gegeben wäre:

würden die Herzogthümer dann es den Rothschilder Ständen ebenmäßig verdenken, daß sie die Initiative ergriffen hätten?

Eine andere Frage ist, ob der Commissar *consequenter Weise* in diesem Fall die Befugniß der Stände anerkennen konnte — er, der die Wiborger Versammlung jeden Augenblick und bei jedem Anlaß erinnert hatte, daß sie ihre Competenz überschreite. Es scheint ihm nicht ganz leicht geworden zu seyn, in dieser Beziehung sein Verfahren zu rechtfertigen. Dem Professor *Larsen* (647) gegenüber läugnet er nicht, daß er sich gegen einen Antrag in Wiborg erklärt, der mit dem gegenwärtigen „gewissermaßen übereinstimmend" gewesen, doch habe jener, weil Schleswig speziell darin berührt worden, einen bedenklichen Charakter gehabt. Zwischen seinen verschiedenen Aeußerungen, sagt er an einer andern Stelle (2006), sey durchaus nichts Unübereinstimmendes, sondern nur eine verschiedene Nüancirung. Wie die Sache bei der ersten Anregung in Wiborg im Jahr 1842 gestanden, habe er es wünschenswerth finden müssen, daß sie ohne Impuls von Seiten der Stände abgemacht werde. In der jüngsten Wiborger Versammlung habe er die Regierung gegen Beschwerden zu rechtfertigen gehabt. Unter der Agitation, die in allen Staatstheilen in Bezug auf die Erbfolgefrage erhoben worden, habe mittlerweile die Sache eine solche Wendung gewonnen, daß er es *richtiger gefunden*, dem gestellten Vorschlag (der außerdem eine so patriotische Tendenz gehabt) mit Wohlwollen (Velvillie) zu begegnen, als sich demselben zu widersetzen.

Keine Frage ist, daß die Regierung die *moralische Verantwortlichkeit* für Ussings Antrag nicht hat ablehnen wollen. Der Commissar hat ausdrücklich (639, 642) erklärt, er nehme an, er zweifle nicht, daß der König denselben gerne entgegennehmen werde. Allerdings fügte er hinzu, er habe keine Befugniß (Competenz), sich über die Sache selbst zu erklären. Aber kein Mensch wird dieser Bemerkung, wenn es sich um die moralische Verantwortlichkeit der Regierung handelt, die geringste Bedeutung mehr beilegen, nachdem der Commissar bis zum Schluß der Versammlung als solcher beibehalten, und nachdem, selbst *nach der Itzehoer Adresse*, kein Zeichen des Mißfallens über sein Verfahren kund geworden.

Somit liegt in seinen obigen Aeußerungen das Bekenntniß,

daß die Regierung ihre Politik in Bezug auf die von Uſſing wieder angeregte Sache verändert habe. Man hat verſucht, die Motive dieſer Aenderung zu ergründen. Man hat den Tod des geheimen Cabinetsſecretärs, Kammerherrn Chriſtian Ludwig von Tilliſch (er ſtarb am 13. Sept. v. J.) als das einzige Ereigniß bezeichnen wollen, das in der Zeit zwiſchen dem Schluß der Wiborger und dem Beginn der Rothſchilder Verſammlung eine ſolche Aenderung hätte veranlaſſen können. Tilliſch war ein Däne von Geburt. Dem Andenken des Mannes wird es zur ſteten Ehre gereichen, daß die Ueberzeugung der Herzogthümer in ſeinem ſtrengen Rechtsſinn ein Bollwerk gegen die ſeitdem eingeſchlagene Richtung erblickt. Aber wir mögen der Regierung die Schwäche nicht zuſchreiben, daß der Tod eines einzigen Mannes, der nicht einmal die Stellung eines dirigirenden Miniſters inne gehabt, einen Wechſel des Syſtems hätte zur Folge haben können. Wir ſehen auch nicht ein, weßhalb man nicht die von dem Commiſſar (2066) angedeuteten Urſachen als die wirklichen annehmen ſollte. Alſo die Stimmung und die Agitation. Das Geſchrei gegen Oerſted, wegen ſeines Verfahrens in Wiborg, ward immer heftiger. Hatte er doch die „patriotiſchen" Beſtrebungen der dortigen Stände gar nicht wollen aufkommen laſſen. Was ſollte daraus werden? Wie ſollte man es den kämpfenden Parteien Recht machen? Die wiborgiſchen Anträge hatten in den Herzogthümern ebenſo große Aufregung hervorgebracht, als das Benehmen des Commiſſars im Königreiche. War die Regierung denn im Stande, die in entgegengeſetztem Sinne anſtürmende Aufregung niederzuhalten? Wie wenn man einmal den Verſuch machte, der einen Partei, innerhalb gewiſſer Gränzen wenigſtens, freien Lauf zu laſſen?

Es iſt gar nicht möglich, ſich der Erinnerungen von 1660 zu erwehren. Im September 1660 war die Aufregung nicht minder groß, als im September 1844. Zwei Parteien ſtanden ſich gegenüber, beide mit dem öffentlichen Zuſtand gleich unzufrieden. Was that die Regierung? Suchte ſie gebieteriſch zwiſchen beide zu treten? Nein — ſie ließ die eine Partei ſo ziemlich gewähren.[1] Die Intereſſen der einen Partei haben die Bahn

[1] Holberg dän. Reichshiſt. 3, 487 ſagt von Friedrich III.: „Alle fremde Scribenten ſchreiben es entweder ſeiner natürlichen Sanftmuth, oder ſeiner

zurechtgewühlt, in welcher nachher der Strom des Königsgeſetzes ſich ergoß.

Sehr angeſehene, ſehr tüchtige Männer traten voran. War es 1844 nicht ebenſo? Algreen Uſſing, Bürgermeiſter von Kopenhagen, iſt, wie Chriſtenſen ihn einmal zürnend bezeichnet, der erſte Deputirte der erſten Commune. Im Jahr 1660 ſtand neben dem Biſchof Svane der Bürgermeiſter Hans Nanſen, gleichfalls der erſte Mann bei der erſten Municipalität des Reiches. Die bedeutende Rolle iſt bekannt genug, welche Nanſen bei den Ereigniſſen geſpielt. Sein Name iſt der erſte, der unter der Einherrſchaft- und Erbregierungsakte in dem vom Bürgerſtand ausgefertigten Exemplare[1] ſteht. Friedrich Gabel (freilich eine üble Autorität) behauptet ſogar,[2] ſein Vater, der Faiſeur des Hofes, habe mit Nanſen noch eher geſprochen als mit Svane: durch Nanſen erſt ſey der Biſchof in die Sache eingeweiht worden. Die Souverainetät iſt auch nicht auf einen Wurf zu Stande gekommen. Man fing mit der Erbherrſchaft an. Die Erbherrſchaft, für die männliche und weibliche Descendenz, war das Erſte, was man dem Könige zu Füßen legte. Gabel[3] will ſogar wiſſen, man habe mit dem Wort Souverainetät inne gehalten, weil unter den Hochgelehrten (Höilærde) der Abſcheu dagegen ſo groß geweſen, und deßhalb zuerſt nur die Erbherrſchaft, die etwas milder klinge, ausgeſprochen. Langebek[4] weiſet zwar nach, daß die Worte Souverainetät und abſolute Regierung auch ziemlich frühe ſchon gefallen. Aber wahr bleibt es doch, daß in der erſten[5] Eingabe der Geiſtlichkeit und des Bürgerſtandes an

Bedachtſamkeit zu, daß er den ſichern Weg gehen wollen, damit, wenn die Sache einen widrigen Ausgang gewönne, er keiner Beurtheilung unterworfen, ſondern nur als ein Zuſchauer dieſer Bewegungen anzuſehen ſeyn möchte, woran er keinen Antheil gehabt hätte..... Das Feuer, welches lange unter der Aſche gelegen, brach von ſelbſt hervor, und die verdorbenen Säfte, womit das Reich lange behaftet geweſen, brachten das Reich in eine ſtarke Gährung, welcher der König ihren natürlichen Lauf ließ, um zu ſehen, was daraus werden würde, und was der Himmel damit im Sinne hätte."

[1] Suhm, nye Samlinger 1, 267.

[2] Bei Suhm 3, 3.

[3] Suhm 1, 230.

[4] Suhm 237.

[5] Vom 8. Okt. 1660. Bei Holberg dän. Reichshiſtorie 3, 491.

die Reichsräthe nur vom erblichen Beſitz des Reiches, und daß daneben ſogar noch von dem unterthänigſten Begehren die Rede iſt, der König wolle einen jeglichen Stand bei ſeinen Privilegien zu erhalten geruhen. Hat man nicht auch mit der Staatseinheit inne gehalten, und nur die gleiche Erbfolge hervorgehoben? Man wird uns nicht auferlegen, auch den „Abſcheu der Hochgelehrten" in der Parallele bemerklich zu machen, da in der That ſo viele gelehrte Männer in Rothſchild für die Staatseinheit das Wort genommen haben. Wir müßten ſonſt daran erinnern, daß der Schleswig-Holſteinismus urſprünglich eine „ſtaatsrechtliche Theorie" iſt, und es würde am Ende darauf hinauslaufen, daß die Schleswig-Holſteiner die Hochgelehrten von 1844 ſind.

Kehren wir zu den Aeußerungen des Commiſſars in Rothſchild zurück. Wir haben ſchon oben gezeigt, die Regierung hat die moraliſche Verantwortlichkeit für den Uſſingſchen Antrag nicht ablehnen wollen. Dennoch iſt in dem Auftreten des Commiſſars eine gemeſſene Vorſicht unverkennbar. Er hat zwar geſagt, er ſympathiſire mit dem Antrag, und zweifle nicht, daß der König denſelben gern entgegennehmen werde; aber er hat nicht ein einziges Mal geſagt, er zweifle nicht, daß der König thun werde, was die Stände wünſchen. Vielmehr hat er die Schwierigkeiten bald mehr, bald weniger, immer aber ſtark genug betont, um ſagen zu können (2005), er habe weder jetzt noch früher ſich mit vollkommener Sicherheit über die Sache erklären können, da er wiſſe, daß ſie ihre zweifelhafte Seite habe. Dieſe Zurückhaltung, die nicht eben geringer wird in dem Maße, wie die Aufregung in den Herzogthümern ſteigt, ſcheint die Verſammlung ſehr wenig befriedigt zu haben. Mehr als ein Redner ſagte, er ſtimme für die Sache, in der Hoffnung, daß die Regierung handeln werde. Dieſe Hoffnung war durch kein direktes Verſprechen veranlaßt. Jeder Verſuch, den Commiſſar zu bewegen, daß er ſich mit dem Antrag geradezu identificire, iſt fehlgeſchlagen. Zuletzt noch ſagt der Referent (3797): ohne Zweifel habe durch die Art, wie der Commiſſar erſtmals den Antrag aufgenommen, die Verſammlung ſich beſtimmen laſſen, denſelben in Erwägung zu ziehen; nach einer ferneren Erklärung des Commiſſars habe in ihm die Verſammlung

die beste Stütze, den eifrigen Beförderer der Sache gesehen. Der Commissar (3797) erwidert: er habe wiederholt aufmerksam gemacht, daß möglicher Weise Schwierigkeiten im Wege seyn könnten, die er übrigens, auch wenn sie ihm alle bekannt wären, hier auszudrücken nicht passend finden würde; inzwischen hoffe er, daß Mittel sich finden werden, um die unauflösliche Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen der Monarchie zu befestigen. Dies Zwiegespräch zwischen dem Referenten und dem Commissar, kurz vor der Abstimmung, soll einen etwas unbehaglichen Eindruck und geringe Aussicht auf den erstrebten Erfolg in und außer der Versammlung zurückgelassen haben.

Das Räthselhafteste von Allem, was der Commissar gesagt hat, ist für unsern Begriff, daß er dem Antrag eine versöhnende Tendenz (642) beilegt. Der Unterschied zwischen Tendenz und Wirkung ist dann wenigstens gar zu grell. Drewsen (2082) prophezeite freilich zum Theil schon nach dem Erfolg, auch trägt er stark auf, aber um ein Großes näher trifft er hinzu, wenn er sagt: die allergrößte Wirkung werde seyn eine rasende Erbitterung bei der schleswig-holsteinischen Partei. Originell ist die Ansicht von Meinert (1965): ein weitverbreitetes Mißvergnügen werde die Folge seyn; dadurch werde die Regierung gezwungen seyn, die Herzogthümer anderweitig zu vergnügen; sie werde in der engen Verbindung derselben unter einander, in der Sprachenfrage nachgeben — man werde es erleben müssen, daß beide Herzogthümer verdeutscht werden. Sollte der Commissar etwa schon den Gedanken im Sinn gehabt haben, welchem David (2071) Worte gab: es sey im Staat, wie im Privatleben: in Verhältnissen, welche Jedem Rücksichten und Pflichten auferlegen, die nicht immer gleich leicht zu erfüllen, gleich billig in ihrer Art seyen, da würde man oftmals Mühe haben, der Mißstimmung vorzubeugen und sie auszugleichen, man würde oft das Lästige des Verhältnisses empfinden, wenn man nicht einsähe, daß dessen Unauflöslichkeit die Nothwendigkeit mit sich brächte, das gute Verständniß zu bewahren, und sich Einer nach dem Andern zu richten. — Wohl; aber die politische Verbindung zwischen Holland und Belgien galt auch für unauflöslich; alle europäischen Mächte waren Trauzeugen auf dem Wiener Congreß; sie ist doch gelöset, und einige jener Mächte haben sogar einen kleinen Rest Pulver

Wöhnlichkeit und Lebensgenuß

in

Deutſchland.

I tedeschi son ricchi, perché sanno vivere da poveri.

Dieſer Ausſpruch Machiavelli's iſt noch heute eben ſo tief und wahr, als er es vor 300 Jahren geweſen iſt. Die Herrſchaft einer Idee, etwas vom Traumleben oder der Verzückung ins wirkliche Leben Eingedrungenes, hilft uns Deutſchen über ſo manches Unbequeme hinüber, ſchützt uns vor vielen Verlockungen! Wenn in romaniſchen Landen die Kunſt, arm zu ſeyn, ohne es zu ſcheinen, in unerreichter Vollkommenheit geübt wird, ſo ſtellt der Deutſche oft arm ſich dar, auch wenn er es nicht iſt, und behilft ſich mit Wenigem, wo er es ſich bequem machen könnte. Sogar mitten unter den Anglo-Amerikanern hält er noch an dieſer Weiſe feſt, ſo ſehr das unbändige Jagen nach Reichthum und das perſönliche Hervordrängen Jener ihn verlocken mögen, und ſo unzertrennlich dieſe Richtungen von vollkommener geſetzlicher und geſellſchaftlicher Gleichheit ſind.

Es iſt ſehr heilſam für Selbſtkenntniß und Buße, wenn man erfährt, was der Nachbar von uns ſagt. Wir ſind uns bewußt, ein treues deutſches Herz im Buſen zu tragen, das Bedürfniß der Beſſerung zu fühlen, und dieſer nach Kräften nachzuſtreben. Daher berühren wir getroſt und furchtlos dieſe Saite, wenn ſchon Frau von Staël uns Deutſche die empfindlichſte Nation der Erde nennt, und vielleicht nicht mit Unrecht in ſittlichen und geiſtigen Beziehungen.

dran gewendet, um dem Spruch der Scheidung Respekt zu verschaffen.

Desto eher begreifen wir, wenn der Commissar (638) sagt: das Einzige, was der Erfüllung des Wunsches im Wege stehen könnte, wären die rechtlichen Zweifel, die man aufwerfen könnte. Diese rechtlichen Bedenken nun sind vielfach erörtert worden. Ist der König berechtigt, die gewünschte Erklärung zu erlassen?

Ussing (624): daß der König, als souveräner Herrscher der ganzen Monarchie, Machtvollkommenheit hat, im Verhältniß zu den Unterthanen in den verschiedenen Landestheilen und in einer für sie bindenden Weise sich über des Reiches untrennbare Einheit und Untheilbarkeit auszusprechen; daß er im Besitz zureichender Mittel ist, um diesem seinem königlichen Willen Nachlebung zu schaffen und jeden Widerstand niederzuhalten, der innerhalb der Gränzen des seiner souveränen Macht untergebenen Reiches sich zeigen möchte, darüber wird wohl Niemand sich erlauben einen Zweifel zu erheben. Der Kammerherr Graf Moltke (1988) ist damit einig und trägt keinen Zweifel, der König, im Bewußtseyn, daß die Macht ihm um des Wohls der Lande und Unterthanen willen gegeben, der König werde Jeden zu dämpfen wissen, wer wider Vermuthen es wagen möchte, seinem Gebot zu trotzen — ob nun seine Stellung in der Gesammtheit hoch sey oder niedrig, ob er dem Throne ferner oder näher stehen möge. Im Vorbeigehen möchten wir auf die Schattirung der staatsrechtlichen Ansicht aufmerksam machen, die, wenn sie auch unentschieden läßt, ob die unumschränkte Gewalt durch göttliches Recht oder durch das Volk verliehen sey, doch jedenfalls das öffentliche Wohl als den letzten Grund der Berechtigung hervorhebt. Bang (2058) spricht dem Unterthan geradezu das Recht ab, seiner eigenen Ueberzeugung im Fall einer bestrittenen Erbfolge nachzuleben — sonst könnte der Unterthan möglicher Weise dem Regenten, der im Besitz der Regierungsmacht ist, die Huldigung verweigern, ja gegen ihn die Waffen ergreifen und der Fahne eines Prätendenten folgen. Ein solcher rechtlicher Bürgerkrieg sey ein reiner Widerspruch. Trete ein Regierungswechsel ein, so sey jeder Staatsbürger verpflichtet, Demjenigen zu gehorchen, der faktisch der Herrscher sey,

und es den beikommenden Fürſtenhäuſern, welche Erbanſpruch auf die Herzogthümer zu haben meinen, überlaſſen, ihren Anſpruch auf diplomatiſchem Wege geltend zu machen. Das begreife ſich: wo, wenn nicht im Lande des Königsgeſetzes, wäre Gehorſam die erſte Bürgerpflicht? Aber es kömmt noch beſſer. Sehe-ſtedt-Juel (2087): „ich nehme an, daß Jedermann Herr iſt in ſeinem eigenen Hauſe, und daß er darin ſeine Meinung muß geltend machen können. Des Königs Haus ſteht, nach meinem Begriff, vom Oreſund bis zur Elbe; in dieſem ſeinem Hauſe muß er ſagen können: ich will Friede haben, ich will Ruhe haben; und als Herr des Hauſes iſt er in ſeinem vollen Recht, wenn er dieſen Willen handhabt, wenn er den Bewohnern des Hauſes Friede zu ſchaffen ſucht."

So unverblümt iſt nun wohl in den Begriffen, mindeſtens in den Worten, anderer Redner die Anwendung des Königsgeſetzes auf alles Land vom Oreſund bis zur Elbe nicht vollzogen. Aber es läuft, bei weniger Aufrichtigkeit des Ausdrucks, ziemlich auf daſſelbe hinaus, ſobald der König von Dänemark, als ſolcher, nach eigner Anſicht und etwa nach angehörtem Rath der Rothſchilder Stände, über die Erbfolge in den Herzogthümern zu entſcheiden aufgefordert wird.

Die Behauptung, welche Lehmann (2028) für das Verdienſtvollſte in dem Antrag erklärt, daß die Erbfolgefrage nur binnen Landes ihre Abmachung finden könne, daß ſie ein rein inländiſches Anliegen ſey — dieſe Behauptung herrſcht in der Debatte vor.

Uſſing (624): gegen Proteſte von Außen her, die möglicher Weiſe kommen könnten, gebe es ein ſehr einfaches Mittel, nämlich Gegenproteſte, welche ebenſo viel gelten als jene. Das Uebrige möge man der Zukunft, möge man dem König überlaſſen, welcher dereinſt mit kräftiger Hand des Reiches Scepter halten, und wiſſen werde, das Recht des Staates, ein im Beſtehen begründetes, von den königlichen Vorvätern ſanctionirtes Recht, das Recht des Zuſammenbleibens, wider alle auf längſt verſchwundene Lehnsverhältniſſe ſich ſtützende Erbanſprüche zu vertreten. Meinert (1964): Was werden die vermeintlichen Prätendenten dazu ſagen, wie werden ſie eine ſolche Erklärung Sr. Majeſtät aufnehmen? Möglich, daß ſie dagegen proteſtiren,

möglich, daß ſie, wie es in der Motionsbegründung heißt, ihre Rechte ſich vorbehalten. Ich glaube nicht, daß das von großer Bedeutung ſeyn wird; ich glaube nicht, daß man einen Augenblick um die Prätendenten ſich groß zu kümmern braucht. Stenfeldt (1973) wünſcht nur, daß die Proteſte ankommen mögen, ſo lange ein König vom jetzigen Mannsſtamm noch auf dem Throne ſitzt, und daß ſie zur ſelben Zeit abgemacht werden; ſonſt könnte einmal „Holſteins Krone" als vacant betrachtet werden, und ein König von Dänemark „aus einem neuen Mannsſtamm" könnte mit ſeinen Anſprüchen unter andern Prätendenten ſich zu melden haben. — Wir glauben, daß die Herzogthümer dieſen Rednern den größten Dank ſchuldig ſind. Es iſt viel werth, zu wiſſen, woran man iſt, und es bei Zeiten zu wiſſen. Wer aber kann zweifeln, wenn ſo deutlich articulirt von Rothſchild die Lehre herübertönt: ſey im Beſitze, und Du biſt im Recht!

Der Graf Schulin (2086) ſagt: inländiſche Prätenſionen laſſen ſich ſo gut als gar nicht denken, und was die ausländiſchen Prätendenten angeht, da hilft nichts, als daß wir Alle, Holſteiner, Dänen und Schleswiger, ihnen auf dieſelbe Weiſe entgegentreten, wie man es mit allen ausländiſchen Prätenſionen machen muß.

In dieſer Beziehung iſt's dem königlichen Commiſſar doch etwas peinlicher zu Sinn. Auf die Schwierigkeiten, deren er oftmals erwähnt, ſich hier näher einzulaſſen, findet er (2003) nicht paſſend. Die Sache iſt zu delicat, um in einer großen Verſammlung verhandelt zu werden; daher hat er auch der Wiborgiſchen Verſammlung zu Gemüthe führen müſſen, daß ſie ſich nicht zur Verhandlung mit Delegirten eigne. Es wird die Sache der Regierung ſeyn, zu erwägen, und zu urtheilen, wiefern ſie ſich im Stande ſieht, mit einer Erklärung, wie die begehrte, hervorzutreten. Der Kammerherr Graf Moltke (1988): die einzige Seite, von welcher er irgend eine Bedenklichkeit habe, ſey mit Bezug auf das Ausland; er denke ſich die Möglichkeit, daß eine einzige große Macht könnte Erbanſprüche geltend machen wollen, die, wenn auch unbegründet, doch nicht ohne Weiteres könnten abgewieſen werden. Wenn der König ſeinen Willen zu erkennen gebe, ſo ſey der doch nur bindend für

die Unterthanen. Uneingeweiht in die Stellung der Sache, unbekannt damit, wiefern jene Großmacht auf ihre Erbansprüche verzichtet habe, oder zu verzichten bereit seyn möge, könne er nicht für unmöglich ansehen, daß die Regierung ihre Bedenken haben möchte, auf den Wunsch der Versammlung einzugehen. Tutein (1994) findet es beklagenswerth, daß hochstehende Mitglieder der Regierung auf den Weg der diplomatischen Unterhandlung hingedeutet. Lehmann (2029) erklärt sich unumwunden gegen das Forum der Diplomatie. Wie gefährlich es sey, in einheimischen Angelegenheiten fremde Intervention anzurufen, fremde Entscheidung (Voldgift) anzuerkennen, das lehre das Schicksal Polens, und auch so mancher Beweis aus der eigenen Landesgeschichte. Selbst der Commissar — als wär' es, um die Lehre noch besser einzuschärfen — habe Rücksichten anempfohlen. In der vorigen Wiborger Session habe der Commissar gesagt, die Unterhandlungen über die Erbfrage mit fremden, zum Theil mächtigen Staaten würden leiden unter Allem, was den Schein eines volksmäßigen Anstoßes zu freierer Verfassung habe; in der letzten Session habe der Commissar die Unterdrückung censurfreier Blätter — nach seiner, des Redners, Meinung eine gesetzwidrige Maßregel — in Verbindung gebracht mit Verhältnissen, welche Rußlands mögliche Erbansprüche berühren. Solche Aeußerungen von einem Minister der Krone, von dem größten Juristen des Landes, seyen weit gefährlicher für die Interessen des Reiches als die unterdrückten Artikel allezusammen. Rußlands ungültige Erbansprüche sollen also ein Hinderniß seyn für die freiere Entwickelung der dänischen Staatsverhältnisse! Die letztere Anführung einer Aeußerung seinerseits, bei Gelegenheit der unterdrückten Blätter, erklärt der Commissar (2035) für unbegründet. Die erstere (in Wiborg geschehene) scheint er nicht in Abrede zu stellen. Der Unwille des Redners erscheint demnach wohl gerechtfertigt; gerechtfertigt aber auch der Schluß, daß Dänemark sich schwach fühlen, daß es sich nicht frei bewegen wird, solange es die deutschen Herzogthümer um jeden Preis, bei jedem Wechsel der Ereignisse, festzuhalten trachtet. Wenn man das Verhältniß Dänemarks zu Rußland seit dem entscheidenden Jahr 1773 betrachtet, die Stellungen, in welche Dänemark von Rußland hineingeführt und in welchen es seinem Schicksal überlassen worden,

so hat man eins der lehrreichsten Blätter der neueren Geschichte vor sich. Wir sind übrigens weit entfernt zu glauben, daß Rußland nach dem Besitz der Herzogthümer strebt. Was Rußland will, was es braucht, um auf der Ostsee zu herrschen, das ist fortwährender Einfluß auf Dänemark, und dazu gibt es kein geeigneteres Mittel, als dasjenige, welches die fortwährende Besorgniß Dänemarks in Bezug auf die Herzogthümer darbietet. In dieser Beziehung kann auch die von David (2070) berührte Garantie Rußlands für die dänischen Staaten — im Frieden von Hannover 8. Februar 1814 — von Bedeutung seyn. Könnte es aber jemals sich darum handeln, die Herzogthümer vor russischer Herrschaft zu bewahren, so bedarf es dazu nicht des dänischen Königsgesetzes. Sondern das Vertrauen steht, unter der waltenden Vorsehung, auf deutsches Recht und auf deutschen Sinn.

Soviel vom Ausland im Allgemeinen. Aber die Rücksicht auf den deutschen Bund? Christensen (644) ist, soviel wir finden, der Einzige in der Versammlung, der den Zweifel aufwirft, ob nicht eine einseitige Erklärung des Dänenkönigs, sofern sie nicht vom deutschen Bunde anerkannt sey, an einem Nullitätsgebrechen laboriren würde. David (645) nimmt den Zweifel gewaltig übel. Da könne man sehen, wie wenig Vertrauen auf die Betrachtungen zu setzen sey, die von einer gewissen Seite über den Nationalstolz und über Dasjenige angestellt werden, was eine Nation sich selber schuldig — wenn wirklich darauf bestanden werde, daß eine Erklärung, wie die vorgeschlagene, nicht thunlich oder doch mit vielen Bedenken verbunden seyn solle, sofern sie nicht zuvor vom deutschen Bunde anerkannt worden. Er sey überzeugt, wenn ein solcher Schritt früher angerathen wäre, und wenn man annähme, daß die Regierung denselben an eine gewisse Bedingung knüpfen wollte, so würde lauter Tadel von derselben Seite her vernommen seyn, von welcher jetzt Bedenklichkeiten erhoben werden. Es sey betrübend, wenn in Zweifel gezogen werde, daß das Recht der Krone Dänemark auf Holstein ebenso festbegründet sey, als deren Recht auf Schleswig. Sollte ein solcher Zweifel sich geltend machen, so müßte es doch nicht von Seiten der dänischen Ständeversammlungen geschehen. — Lehmann (2027) berichtigt, die

Erbfolgefrage ſey keine inländiſche Frage, das ſtreite aber nicht gegen die von Chriſtenſen geäußerte Meinung, daß die Sache mit Bezug auf Holſtein und Lauenburg an den Bund gelangen könnte. Es folge dies daraus, daß Deutſchland für Holſtein (doch wohl Holſtein für Deutſchland?) Inland ſey, daß die Staatsſouverainität in Holſtein nicht ungetheilt dem Landesfürſten zukomme, ſondern in einzelnen Beziehungen dem Hoheitsrecht des deutſchen Bundes untergeordnet ſey. Er müſſe indeſſen doch bemerken, daß die Austrägaljurisdiction nur für die Streitigkeiten der Bundesfürſten untereinander gelte. Sollte alſo der Herzog von Auguſtenburg Prätenſionen an Holſtein machen und ſeine Sache an den Bund bringen wollen, ſo würde es ihm gehen, wie es dem Grafen Rantzau erging mit ſeinen, nach des Redners Ueberzeugung, weit beſſer begründeten Anſprüchen auf einen Theil von Holſtein, er würde unfehlbar abgewieſen werden als nicht zur Klage legitimirt (som incompetent Sagsöger). — Wie aber, wenn ein Bundesfürſt Anſprüche erheben ſollte? Es wäre doch gut, wenn auch für dieſen Fall die Bundesverſammlung, und eventuell das Austrägalgericht, von Rothſchild aus mit einer Inſtruction verſehen würde. Hier iſt ſie. Lehmann (2028) beſinnt ſich auf den Großherzog von Oldenburg, den Einzigen, der wirklich ein Urtheil impetriren könnte. Abgeſehen davon, daß dieſer Fürſt ſchwerlich den Rechtsgrund anfechten würde, auf welchem zugleich der Beſitz ſeines eigenen Landes beruht (nämlich die ruſſiſche Verzichtleiſtung), ſpricht der Redner ſeine Ueberzeugung aus, „ſelbſt wenn die Frage in dem erzjuriſtiſchen Deutſchland, als rein privatrechtliche Frage nach deutſchem Lehnsrecht abgeurtheilt werden ſollte, ſo würde ſein Anſpruch nicht für gültig erkannt werden.“ „Ich glaube demnach,“ fährt er fort, „daß auch dieſer Recurs an den deutſchen Bund nicht groß zu bedeuten hat.“ Daß die Bürger deutſcher Bundesſtaaten über einen Machtſpruch, der ſie dem däniſchen Königsgeſetz unterwerfen will, bei der Bundesverſammlung Klage führen könnten; daß die Bundesverſammlung die innere Ruhe des Landes bedroht halten, und dadurch zum Einſchreiten ſich berufen halten möchte, dieſe Fälle hat man ſich, wie es ſcheint, gar nicht als möglich gedacht, oder man hält ſich einer Aufrechthaltung des däniſchen Königsgeſetzes abſeiten des Bundestags unbedingt

versichert. Somit wäre die Rücksicht auf den deutschen Bund — um den Lieblingsausdruck der Rothschilder Debatte zu gebrauchen — „abgemacht".

Wir kommen zu einem andern Argument, das vielstimmigen Wiederhall im Ständesaal gefunden hat. Bang (2057): nach der gegenwärtigen, eben so natürlichen als allgemein anerkannten Staatspolitik in Europa, darf ein Reich nicht zerstückt werden, wie ein Privateigenthum, selbst wenn Erbansprüche auf einzelne Theile desselben, privatrechtlich betrachtet, historisch-juridische Gültigkeit hätten. Der Staat, sagt Lehmann (2028), darf, wie der königliche Commissar erinnert hat, nicht als ein Fideicommiß betrachtet werden, und der Grund liegt darin, daß die Erbfolge nicht dazu da ist, um den Mitgliedern einer Familie der Reihe nach die Nutzung gewisser Einkünfte und Herrlichkeiten, sondern um dem Volke Frieden und Ordnung und eine ruhige Entwickelung zu sichern. Larsen (2045) thut Einsprache gegen die rein privatrechtliche Methode, nach welcher von den „schleswig-holsteinischen Juristen" staatsrechtliche Verhältnisse behandelt werden, eine Methode, nach welcher man leichtlich jeden Staat Europas auflösen könnte. Schon der Referent (1995) hat das Beispiel von Baden angeführt, das seine Integrität durch einen energischen Entschluß seines Fürsten bewahrt habe: konnte das in Baden geschehen, so muß die Gefahr einer Absonderung Holsteins geringer erscheinen, wenn nur die Regierung sie nicht selbst hervorruft. Sager (2016) begnügt sich nicht mit dem Satze: „das Reich ist kein Fideicommiß, das Volk ist Niemands Eigenthum", sondern (vermuthlich um den Boden, auf welchem er steht, nicht zu verläugnen) er fügt hinzu: „Alles was das Volk angeht, geht auf im Souverain des Staates, und außer diesem existirt keine höhere irdische Macht." Darauf erzählt er ansprechend und treu, wie der Großherzog Karl durch das Familienstatut und durch eine freie Verfassung die Untheilbarkeit des Großherzogthums den Ansprüchen einer überlegenen Macht gegenüber — Ansprüchen, welche selbst auf die Zusagen der Großmächte sich gestützt — gerettet habe. David (2068) führt noch ein anderes Beispiel an, wie in neuerer Zeit ein Souverain, als Repräsentant des Staatswillens und mit Hinsicht auf das Staatswohl, seinen Willen über die Erbfolge in einem Fall geltend gemacht,

wo die Befugniß zu ſolchem Ausſpruch im hiſtoriſchen Recht keine Stütze gefunden. Es iſt die Aufhebung des ſaliſchen Geſetzes durch Ferdinand VII. von Spanien. Das Beiſpiel ſcheint mir nicht ganz glücklich gewählt. Oder ſollten die Herzogthümer wirklich geneigt ſeyn, die Wohlthaten des Königsgeſetzes um den Preis einer Parallele mit den ſpaniſchen Zuſtänden ſeit 1830 zu erkaufen? Doch vielleicht iſt das Beiſpiel nicht auf die Herzogthümer berechnet. Denn ein weiterer, ein europäiſcher Geſichtskreis erſchließt ſich. In der holſteiniſchen Ständeverſammlung hat man die Worte vernommen: es ſey politiſch zweckmäßig erkannt worden, einer kleinen Macht den Schlüſſel zur Oſtſee anzuvertrauen, aber dieſe kleine Macht um die Hälfte zu ſchwächen, das würde gewiß im hohen Rath der Diplomatie niemals zugegeben werden. Wir bekennen unſere Ungewißheit in Bezug auf dasjenige, was im hohen Rath der Diplomatie vorgehen mag. Die Geſchichte lehrt freilich, daß eine Macht nach der andern, und endlich alle Mächte zuſammen, die Abtretung Norwegens erzwungen oder gutgeheißen haben. Ob es juſt aus dem Grunde, ob es in der Ueberzeugung geſchehen, daß Dänemark nach dem Verluſt Norwegens eben die rechte Größe haben werde, das wiſſen wir nicht. Noch weniger verlangen wir den Beweis, daß es zweckmäßig ſey, einer kleinen Macht jenen Schlüſſel zu vertrauen. Er dürfte eben ſo ſchwer zu führen ſeyn für die Dardanellen des Norden als für die des Süden, man müßte denn die Zwecke derjenigen großen Macht im Auge haben, welche den beiden mit der Schlüſſelgewalt betrauten, kleineren Mächten jederzeit imponiren kann. Wir glauben, daß, abgeſehen von allen europäiſchen Geſichtspunkten und trotz allen bis jetzt erſchienenen ſchleswig-holſteiniſchen Deductionen, wir glauben, daß die Herzogthümer von Dänemark nicht werden getrennt werden, wenn es wirklich dem Staatswohl, alſo nicht allein dem Gelüſte der Dänen, ſondern auch dem Wohl der Herzogthümer entſpricht, daß das däniſche Königsgeſetz auch diesſeits der Königsaue in Kraft trete. Alſo bringe man es dahin — hic Rhodus, hic salta! — daß alles Volk in den deutſchen Herzogthümern um das däniſche Königsgeſetz ſich ſchaare, wie alles Volk im Großherzogthum Baden einſt um das badiſche Hausgeſetz und um die badiſche Verfaſſung ſich geſchaart hat!

Einſtweilen, und bis dies ſich zutragen wird, wenden wir uns zu einem andern Argument, zu dem letzten, das man verräthig hat. Es iſt ein ſolches, daß, wenn es ſich als begründet ausweiſet, gar viele Reden dadurch hätten erſpart werden können. Wie, wenn man auch das hiſtoriſche Recht für ſich hätte? Der Kammerherr Graf Moltke (1987) ſpricht es aus: „die Meinung des Antrages ſey nicht, der Regierung anzumuthen, daß ſie eine Veränderung in der Erbfolgeordnung in den Herzogthümern einführe.“ Benzon (2038): manche und gewichtige Gründe würden gegen das Eingehen auf den Antrag ſprechen, ſofern die Verſammlung den mindeſten Zweifel darüber nährte, ob die Erbfolge im Königreich auch in den Herzogthümern ſtattfinde, denn in einer Verſammlung wie dieſe müſſe man ſicherlich ſich wohl hüten, auf Etwas anzutragen, wäre es auch noch ſo nützlich oder wünſchenswerth, was mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit nicht ſtimmte. Der Graf Holck-Winterfeldt erklärt daher (2037): da er zu einer ſo klaren Anſicht über die Erbfolge nicht gekommen, wie der Commiſſar, ſo gedenke er gegen den erſten Punkt des Antrags zu ſtimmen.

Der königliche Commiſſar hat gegen den Antrag Nichts eingewendet. Iſt er vielleicht zu einer ſo klaren Anſchauung gekommen, daß ihm nicht der geringſte Zweifel blieb? Hören wir ihn ſelbſt (2089): „Die Unterſuchungen, die auf gelehrten Studien beruhen, in welche man nicht verlangen kann, daß das Regierungsperſonal ſich hätte einlaſſen ſollen, haben erſt in der letzten Zeit eine ſolche Richtung genommen, daß ſie die Meinung bekräftigt, welche auf die ungetheilte Erbfolge hinausläuft..... Der Satz, welchen der geehrte Vicepräſident entwickelt hat und der erſt vor nicht langer Zeit mir bekannt geworden, mußte natürlicher Weiſe meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; aber ich bin nicht in Beſitze aller der Data geweſen, die zu deſſen voller Würdigung erfordert werden. Es iſt mir deßhalb lieb, dieſe Meinung von dem geehrten Vicepräſidenten bekräftigt zu hören, deſſen Studien ihn darauf führen mußten, tief in die hiebergehörigen Unterſuchungen einzugehen.“

Sind alle Mitglieder, die für den Antrag geſtimmt haben, zu der klaren Ueberzeugung gekommen, die keinen Zweifel übrig

läßt? Der Commiſſar (4047) ſagt in der Schlußrede: Einige [illegible] Männer, auf deren Einſicht die Verſammlung beſonderes Vertrauen ſetze, ſeyen zu der Ueberzeugung gelangt, daß der „innige Wunſch aller braven und verſtändigen Staatsbürger" die geltende Rechtsordnung nicht gegen ſich habe, ſondern daß dieſe damit übereinſtimme, daß dieſe Lande unter allen Umſtänden in untheilbares Erbe gehen ſollen.

Dieſe Ueberzeugung muß doch wohl auf Gründen beruhen. Wo ſind dieſe Gründe? Kein Mitglied der Rothſchilder Verſammlung, am allerwenigſten der gelehrte Vicepräſident, wird verlangen, daß die „ſchleswig-holſteiniſchen Juriſten" ihre Deductionen widerlegt halten ſollten durch Dasjenige, was in den Rothſchilder Debatten vorgebracht werden.

Aber dies iſt nicht eine ſchleswig-holſteiniſche, es iſt eine deutſche Sache. Die Rechtsverwahrung der Itzeboer Stände, der Zuruf in deutſchen Volkskammern, gilt nicht den Rechten der Herzogthümer allein, ſondern der Ehre des deutſchen Namens. Worauf denn ſtützt ſich die allgemeine Ueberzeugung, daß die Dänen im Unrecht ſind? Auf die einfachſten Schlüſſe von der Welt.

Der Referent (1994) hat der Oſtwald'ſchen Unterſuchungen „der bisher verſchloſſenen Archive" Erwähnung gethan. Es iſt auch ſonſt davon die Rede geweſen.

Warum treten dieſe Unterſuchungen nicht ans Licht? So lange man ſie nicht herausgibt, ſo lange wird kein Deutſcher und kein Däne glauben, daß man ſie ſelbſt in Kopenhagen für unwiderlegbar hält.

Ferner: ſo lange die Welt ſteht, hat noch Niemand geglaubt, daß Derjenige im Rechte ſey, der die Discuſſion verbieten will.

Endlich, um zuſammen zu faſſen, was eine däniſche Ständeverſammlung den Deutſchen gegenüber glaubt unternehmen zu dürfen: man behauptet Beweiſe zu haben, man behält die Beweiſe in der Taſche, man provocirt einen Machtſpruch und zugleich ein Verbot der Discuſſion.

C. F. W.

Somit bemerken wir, daß der Ruſſe uns Schmerz, der Pole Schuſter, der Franzoſe Lourdaud etc., der Ungar Schwab (nach dem deutſcheſten Deutſchen), ſogar der Holländer Muff, der Däne Draussen bey mir nennt. Der Engländer hat ſeine unvergeſſene Karrikatur, wo Einer der Unſern im Bette liegt, beſtiefelt und beſpornt, die Füße hinausſtreckend über das zu kurze Bette, und behaglich in der unliebſichſten Umgebung ſeine Pfeife dampfend, und ſo Friedrich des Großen Bild beräuchernd. Man ſieht, die Mehrheit unſerer werthen Nachbarn wirft uns Aermlichkeit und Unbehilflichkeit vor.

Nur die Italiener, welche doch ſonſt manche Urſache haben, ſich über uns zu beklagen, haben keinen allgemein umlaufenden Spottnamen für uns. Dagegen fehlt ihnen ein deutlicher Begriff unſerer Nationalität ſo ſehr, daß ſie alle Oeſterreicher Tedeschi nennen und zwar oft mit Ausſchluß aller nicht öſterreichiſchen Deutſchen, welche ſich alsdann mit Prussiani etc. zu begnügen haben.

Wenn die Rede iſt von Wöhnlichkeit und materiellem Lebensgenuſſe, ſo ſind die Engländer gewiß am meiſten befugt, über uns ein Wort mitzuſprechen; denn der Grund-Charakter ihres Weſens und Lebens iſt deutſch. Wer von den Unſern den Fuß auf engliſche Erde ſetzt, wird an jene alten deutſchen Städte gemahnt, welche weder der Krieg bis zu Zerſtörung der alten Ueberlieferungen heimgeſucht, noch die hin und herſchwankende Modernität der Höfe verquickt hat. Wohnung, Geräthe, die ganze Intonation des täglichen Lebens Englands ſtammen von Sachſen; Dänen und Normannen wurden vielleicht in früheren Jahrhunderten nach dem Vorbilde der ſchneller vorgeſchrittenen Flamingen vervollkommnet, ſind aber im Grunde urnatürlich entſtanden und ſelbſtſtändig ausgebildet. Zudem reist der Engländer vorzugsweiſe vor allen andern Europäern, und dennoch ſind und bleiben ſeine Eigenthümlichkeiten ſo feſt mit ihm verwachſen, ſo in ſeinem ganzen Weſen gegründet, daß er kein Opfer ſcheut, um überall ſo leben zu können, wie es ihm naturnothwendig ſcheint, eben weil ſeine Lebensweiſe aus Einem Stücke iſt.

Das Alles können wir Deutſche von uns nicht rühmen, wohl aber behaupten, daß wir uns den Engländern beſtimmt ſehr verähnlicht haben würden, wenn auch uns ein freundlich umgärtendes

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Berlin. Die königliche Akademie der Wissenschaften wählte in ihrer Sitzung am 27. Februar 1845 folgende Gelehrte zu Correspondenten: C. C. Rafn in Kopenhagen, L. Uhland in Tübingen, W. H. Prescott in Boston, J. W. Ritschl in Bonn, J. Palacky in Prag, J. J. Böhmer in Frankfurt a. M., L. Bergk in Marburg, J. Sparks in Cambridge bei Boston, C. Molbech in Kopenhagen, J. J. A. M. de Witte in Paris, G. G. Gervinus in Heidelberg, F. Diez in Bonn, G. Bancroft in Boston, B. E. Hildebrand in Stockholm, T. Phillipps in Middlehill, J. M. Lappenberg in Hamburg, J. C. Dahlmann in Bonn, A. Lehrs in Königsberg, J. M. Kemble in London, B. Guérard in Paris, C. Cavedoni in Modena, C. Lenormant in Paris, G. A. H. Stenzel in Breslau.

Die königliche Akademie der Künste in Berlin hat zu ordentlichen Mitgliedern gewählt: den Landschaftsmaler C. Völker, den Historien- und Genremaler A. Eybel, den Baumeister C. Knoblauch und den Musikdirektor Fr. Sommer, sämmtlich in Berlin; ferner von Auswärtigen: die Historienmaler Fr. Overbeck, gegenwärtig in Rom, und J. Fuhrich, Professor an der kaiserl. Akademie der Künste zu Wien; die Genremaler J. Becker, Professor am Städel'schen Institut in Frankfurt a. M. und A. Riedel, gegenwärtig in Rom; den Baumeister J. Zanth in Stuttgart, die Componisten Fetis zu Brüssel, H. Marschner in Hannover und H. Berlioz in Paris. Zu Ehrenmitgliedern: die Stiftsdame Fräul. Eveline v. Waldenburg in Berlin, den Ober-Consistorialrath v. Grüneisen in Stuttgart. Zu außerordentlichen Mitgliedern: den Lithographen Hanfstängl in Dresden und den Musikdirektor J. Th. Mosevius bei der Universität Breslau.

Universitäten.

Berlin. Die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr. Dove und Dr. Magnus sind zu ordentlichen Professoren, und der Privatdocent Dr. A. Schmidt zum außerordentlichen Professor in der philosophischen, der bisherige Privatdocent Kammergerichts-Assessor Dr. Gneist, zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät an der Universität ernannt worden.

Breslau. Der bisherige Privatdocent Licentiat J. H. Friedlieb zu Bonn wurde zum außerordentlichen Professor in der katholisch-theologischen Facultät, der bisherige Professor an dem theologischen Seminar zu Schönthal in Württemberg Dr. Oehler zum ordentlichen Professor in der evangelisch-theologischen Facultät der Universität ernannt, und der Wiedereintritt des Domherrn Dr. Ritter in der katholisch-theologischen Facultät als ordentlicher Professor für das Fach der Kirchengeschichte ist genehmigt worden.

Erlangen. Der bisherige Privatdocent und Lehrer an der Handelsschule zu Leipzig Dr. Weinlig wurde zu der Stelle eines ordentlichen Professors der Staatswirthschaft, der Polizei- und Finanzwissenschaft an diese Universität berufen.

Gießen. Der Advocat Dr. Dernburg wurde zum Profeſſor des deutſchen Civilproceſſes und des franzöſiſchen Rechts ernannt.

Göttingen. Die bisherigen Privatdocenten Dr Waitz, Dr. Müller und Dr. Goldſchmidt ſind zu außerordentlichen Profeſſoren in der philoſophiſchen Facultät ernannt, der bisherige Profeſſor Briegleb in Erlangen an die Stelle des Geheimen-Juſtizraths Bergmann berufen worden und hat den Ruf angenommen.

Heidelberg. Der Hofrath Dr. von Wangerow wurde zum Prorector der Univerſität erwählt und dieſe Wahl landesherrlich beſtätigt.

Jena. Der bisherige Privatdocent Dr. A. W. Stoa iſt zum außerordentlichen Profeſſor der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

Königsberg. Das Prorectorat der hieſigen Univerſität für das beginnende Studienjahr wurde am 2. April dem Profeſſor Rosenkranz übertragen.

Marburg. Der außerordentliche Profeſſor Dr. A. Th. Vanhoffer wurde zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie und der Privatdocent Dr. Fr. L. Stegmann zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie an hieſiger Univerſität ernannt, der Privatdocent Dr. G. W. Wetzell erhielt eine außerordentliche Profeſſur der Rechtswiſſenſchaft und Dr. A. Hinkel zu Kaſſel wurde zum außerordentlichen Profeſſor der abendländiſchen Sprachen an dieſer Univerſität beſtellt.

Tübingen. Das erledigte Lehrfach der Land- und Forſtwirthſchaft an hieſiger Univerſität iſt dem ſeitherigen Profeſſor an dem Inſtitut zu Hohenheim, Göritz, in der Eigenſchaft eines ordentlichen Profeſſors übertragen; der ordentliche Profeſſor der Philoſophie Dr. Viſcher iſt für zwei Jahre von ſeinem Amte ſuspendirt worden.

Kirche.

Für die Erzdiöceſe Gnesen und Poſen iſt der bisherige Domprobſt, Herr von Przyluski zum Erzbiſchof, für die Diöceſe Breslau der bisherige Domherr von Diepenbrock in Regensburg zum Fürſtbiſchof ernannt worden, und zwar hat Letzterer ſich erſt durch die Annahme des Papſtes ſich zur Annahme des Bisthums bewegen laſſen.

Doch während wir dieſer neuen Ernennungen gedenken, müſſen wir auch erwähnen, wie die Spaltung in der römiſch-katholiſchen Kirche immer weiter um ſich greift, immer größer wird. Dieſe Spaltung iſt nicht das Werk eines einzigen Reformators, der mit gewaltigem Geiſt die Gemüther mit ſich fortreißt, ſondern die Laien ſind es, die Gemeinden, welche ſelbſtſtändig es unternommen haben, für ihr Seelenheil zu ſorgen, eine neue Kirche ſich zu erbauen; und die Geiſtlichen, die Theologen ſchließen ſich ihnen nur an.

Es iſt in der That eine ſeltſame Erſcheinung in unſerer als glaubensarm genannten Zeit, dieſe Verſammlungen von ſchlichten Bürgern zu ſehen, welche zuſammentreten, um über die Glaubensnormen zu berathen, die Symbole des Glaubens neu zu ordnen und die geiſtigen Intereſſen der neuen Gemeinden zu vertreten. Der Unbefangene weiß noch nicht, ein Urtheil über dieſe jüngſt ins Leben getretene deutſch- oder alt-katholiſche Kirche, über dieſe Laienconcilien zu fällen. Das Ereigniß iſt noch zu neu, zu wenig getrennt vom Leben, als daß man den leeren Schein vom tief begründeten Wahren unterſcheiden könnte; doch merkwürdig iſt dieſe Erſcheinung auf jeden Fall, merkwürdig um ſo mehr, da theils dieſe neu entſtehenden Gemeinden ſich gewaltig mehren (man zählt jetzt ſchon mehr als 70 derſelben), theils weil dieſe vereinfachten Glaubensnormen, eben ihrer Einfachheit wegen, bei Bekennern der verſchiedenſten Religionen Anklang finden. Haben ſich doch ſchon, außer Proteſtanten, ſelbſt Juden ihnen freiwillig angeſchloſſen! Sollte hier wirklich der Mittelpunkt gefunden ſeyn, in dem alle Glaubensſchattirungen ſich friedlich zuſammenfinden?

Dem ſcheint freilich eine neue Trennung zu widerſprechen, die unter den Proteſtanten immer deutlicher zu Tage tritt. Die ſogenannten proteſtantiſchen Freunde haben jüngſt bei Köthen eine große Verſammlung gehalten (Zeitungsberichte ſprechen von mehreren Tauſenden, die dabei gegenwärtig waren), in denen ihre Beſchwerden und Vorſchläge zu deren Abhülfe berathen wurden.

Literatur.

Es verräth ſich von ſelbſt, daß in Gegenwart ſolcher Ereigniſſe der geiſtigen Welt, die, man mag ſie anſehen wie man will, immer die Aufmerkſamkeit in einem höhern Grade

auf ſich ziehen, die eigentlich ſogenannte Literatur an Intereſſe verlieren muß. In der Maſſe von Pamphleten und Flugſchriften, die über dieſe neuen und ſeltſam geſtalteten Religionsreformen erſcheinen, geht das Wenige, was die Literatur hervorbringt, faſt ſpurlos vorüber. Auch iſt das nicht zu verwundern; denn ſelbſt in einer weniger bewegten Zeit, als die unſere iſt, würde es nicht ſehr beachtet werden.

Demungeachtet ſcheint ſich auch hier ein neues Leben zu regen, und wenn es auch vor der Hand nur fromme Wünſche und ſehr ſchwache Verſuche ſind, den Literatenſtand zu heben, ſo ſind ſie doch als augenblickliche Regungen des Zeitgeiſtes nicht zu vergeſſen.

Schon ſeit einiger Zeit regt ſich unter den deutſchen Schriftſtellern das Beſtreben, durch innigeres Zuſammenſtehen und gemeinſames Vertreten der gemeinſamen Intereſſen ihren Stand mehr zu heben und ihm eine feſtere bürgerliche Stellung zu verſchaffen. Der vor einigen Jahren in Leipzig gegründete Literaten-Verein hat keine andere Tendenz, und wenn er auch in der Wirklichkeit noch lange nicht das leiſtet, was er leiſten könnte und ſollte, ſo iſt doch ſein Beſtreben ſelbſt ſehr beachtenswerth und verdient allen Dank.

Ein weiterer Schritt zur Begründung einer beſſeren Zukunft des deutſchen Schriftſtellerthums geſchah in dieſem Jahre, indem abermals von Leipzig aus der Aufforderung, eine Verſammlung deutſcher Schriftſteller in der Hauptſtadt des deutſchen Buchhandels zu veranſtalten. Sie hat auch ſtattgefunden: es ſind, den Zeitungsberichten zufolge, Sitzungen gehalten worden, man hat ein feſtliches Bankett angeſtellt und dabei Trinkſprüche aller Art ausgebracht, welche den Wunſch für dauernde Einheit des deutſchen Landes und Weſens ausſprachen. Das Alles iſt gewiß recht gut und ehrenwerth; doch darf man davon keine beſondere Frucht erwarten. Namentlich iſt es dieſe Verſammlung, welche beweiſt, wie fern wir noch von dem geſetzten Ziele ſind. In ihr fanden ſich wenig oder gar keine auswärtigen Mitglieder des weitverzweigten Schriftſtellerbundes ein, es waren meiſt nur in Leipzig wohnhafte Literaten und auch von dieſen nur ein ſehr kleiner Theil. Ferner gehörten, ſo viel wir vernommen haben, ſämmtliche bei der Verſammlung Anweſende der Belletriſtik an, zu welcher Ordnung ja bekanntlich auch das ſo verfolgte Häuflein der Ueberſetzer gerechnet werden muß. Soll aber das deutſche Schriftſtellerweſen allein von dieſen vertreten werden? Was haben die Ueberſetzer, was haben die meiſten unſerer Romanſchriftſteller, die nur für Leihbibliotheken ſchreiben, mit dem Verlagsrecht zu thun? Es ſind Tagesfliegen, die heute entſtehen und morgen ſchon nirgends zu finden ſind. Sie ſind gerade die am mindeſten Betheiligten an der Ehre und Würde des Schriftſtellerthums, wenn ſie auch die Laſten deſſelben am ſchwerſten tragen. Wo waren die Großwürdenträger deutſcher Schriftſtellerei, die ernſten Geſchichtſchreiber, Philoſophen, Staats- und Rechtskundigen, die begabteren Dichter und Romanſchriftſteller; nur von den Letztern hatten ſich einige Wenige und auch dieſe nur zufällig verſammelt. Und doch ſind ſie alle dabei betheiligt, und doch ſollte ihnen allen an der Ehre des deutſchen Geiſtes, die durch das Schriftſtellerthum vertreten wird, liegen.

Wir bemerken hier einen ſehr vielliegenden Stein des Anſtoßes. Literat, Schriftſteller iſt noch immer nicht ein an ſich ehrendes Beiwort. Viele ſchämen ſich ſeiner, und doch kann erſt, wenn Alle für Einen, Einer für Alle einſteht, etwas Gutes hervorkeimen. Dieſer Stein wird durch partielle Vereine und Verſammlungen nicht hinweggeräumt; dazu gehören andere Kräfte, vor Allem das wachſende Ehrgefühl des Einzelnen ſelbſt. Wenn erſt Jeder dahin ſtrebt, in ſich ſelbſt würdig das Amt eines Schriftſtellers zu vertreten, wenn die Zeitſchriften aufhören, der Kameraderie zu fröhnen, und oft nur zu loben, was und weil es von einem Freunde, von einer befreundeten Buchhandlung kommt, dann wird es auch beſſer mit unſerer geſammten Schriftſtellerei ausſehen. Ob das ſobald geſchehen werde, iſt eine Frage, die wir wenigſtens nicht zu beantworten wagen.

Das theilweiſe Elend deutſcher Schriftſteller iſt in jüngſter Zeit von mehreren Seiten ſehr warm und lebendig beſprochen und dabei darauf hingewieſen worden, daß der Ehrenſold von den Buchhändlern vielfach den Schriftſtellern verkümmert werde. Wir wollen dieſer Thatſache nicht geradezu widerſprechen, da wir ſelbſt Gelegenheit fanden, manche dieſen Punkt berührende Anekdoten zu vernehmen. Nur glauben wir, daß dieſe Anekdoten oft nur auf ziemlich unverbürgten Gerüchten beruhen, oft auch ihnen völlig entſtellte Thatſachen zum Grunde liegen.

So erinnern wir uns in einem Aufſatze der Dresdner Abend-Zeitung geleſen zu haben, wie Bernikowski, dieſer ſeiner Zeit ſehr beſuchte Romanſchriftſteller, trotz ſeiner ſehr thätigen Feder in Dürftigkeit und faſt in Verſchollenheit geſtorben ſei. Der Bernikowski wäre bekannt bei, weil, daß er ein ſehr [illegible] Honorar nicht eher zahlte, bis es in [illegible] Weinen und ſpäteſten Leſereien verſoffen war. Dies war zu ſeiner Zeit in Dresden, wo er bis zu ſeinem Tode lebte, ziemlich allgemein bekannt; man wußte, daß er durch ſein ungeregeltes Leben ſeine Geſundheit ſehr untergraben

Der Intendant des Oldenburger Hoftheaters, Freiherr v. Gall hat in seinem Werke: „Paris und seine Salons" ein sehr interessantes Bild von dem höhern Gesellschaftsleben der französischen Hauptstadt gegeben, das sich eben so sehr durch die schlichte, entsprechende Darstellung, als durch die unabhängige Auffassung des Pariser Lebens auszeichnet.

Endlich giebt Heinrich Szeglitz in seinem „Istrien und Dalmatien; Briefe und Erinnerungen," eine sehr umständliche und fleißig gesammelte Kunde von dem weniger häufig besuchten österreichischen Küstenlande.

Zu dieser Klasse der Literatur möchte auch Dr. Müller's, Kreisphysikus in Prag, früher Sanitätscommissär in Albanien und Rum-Ili, kleine Schrift gehören, in welcher er eine gedrängte Beschreibung der genannten Provinzen giebt, die sich durch Genauigkeit der Angaben, Erschöpfung der Thatsachen und eine Treue auszeichnet, wie sie nur Selbstbeobachtung geben kann. Der Verfasser hat eine Karte beigefügt, die ebenfalls das Resultat der Selbstanschauung des Landes ist.

Die historische Literatur hat Dr. Ludwig Häusser in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz" mit einer sehr werthvollen Gabe beschenkt. Es ist eine Entwicklung des ersten deutschen Kurfürstenthums bis zur Ausbildung landesfürstlicher Souveränität, und zeichnet sich durch ernste Forschung und Gründlichkeit aus.

Rudolf Wagner hat eine schätzenswerthe Biographie des berühmten Naturforschers Sömmering gegeben, unter dem Titel: „Samuel Thomas von Sömmering's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen," Leipzig 1844. Die Aufgabe die sich der Verfasser gesetzt hat, ist auf würdige Weise gelöst und das Werk erhält noch einen höheren Werth durch eine Auswahl aus dem Briefwechsel, den der berühmte Gelehrte mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit unterhielt.

Vereine.

In Darmstadt hat sich ein naturhistorischer Verein für das Großherzogthum Hessen gebildet. Vorstände sind: Ministerialrath Freiherr von Schenk, Dr. Moldenhauer und Major Klingelhöfer. Für jede der drei Sectionen, die zoologische, die botanische und die mineralogische, sind drei Mitglieder und zwei Ersatzmänner gewählt.

In Hamburg ist ein Verein zusammengetreten zur Bildung der Handwerker und hat sich durch den Literaten Herrn Schirges an die patriotische Gesellschaft gewendet, um die Erlaubniß zur Benutzung der Bibliothek der Gesellschaft zu erhalten, die ihn in seiner Wirksamkeit sehr unterstützen würde.

Auch in Berlin hat sich ein Verein zur Beförderung der Auswanderung gebildet. Zwei von den Herren, welche auf Kosten des Prinzen Karl die Moskitoküste bereisten, waren anwesend und man nahm bereits einen Statutenentwurf an, der dem von dem Düsseldorfer (jetzt kölnischen) Vereine angenommenen nachgebildet war. Vor der Hand will der Verein das Gesellschaftscapital zu 200,000 Thaler feststellen, und zwar in Actien à 100 Thaler zahlbar in vier Terminen, mit mindestens drei Monat Zwischenraum.

Stiftungen.

Ihre königliche Hoheit die verwittwete Kurfürstin Leopoldine von Bayern hat dem zweiten Bürgermeister von München 1400 fl., so wie jedem der dasigen Pfarrer 200 fl. zur Vertheilung an die Armen übersandt, auch jede der daselbst bestehenden Kinder-Bewahr-Anstalten und das heilige Geistspital mit gleichen Summen bedacht.

Se. Hoheit der Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen hat zur Feier seines sechzigsten Geburtstags der Waisen-Erziehungs-Anstalt zu Habthal die Summe von 5000 fl. an die Spar- und Leihcasse zu Sigmaringen einzahlen lassen, mit dem Vorbehalt, die näheren Bestimmungen über die Verwendung dieses Geldes noch zu verfügen und dabei vorzüglich eine geeignete Fürsorge zum Besten dieser Waisenkinder bei ihrem Austritt aus der Anstalt in Erwägung zu nehmen.

Der Bürgermeister und Professor honorarius Dr. Martius zu Erlangen hat eine Stipendienstiftung für an der Universität Erlangen studirende inländische Pharmaceuten unter dem Namen: „Stahl'sche Stiftung" durch freiwillige Beiträge mit einem Kapital von 1000 fl. begründet. Diese Stiftung hat die königliche Genehmigung erhalten.

Der kürzlich in Stuttgart verstorbene Advokat Dr. Griesinger hat der Universität

Tübingen seine große Bibliothek vermacht, welche sehr werthvolle und seltene Werke enthalten soll.

Nach dem Bericht der schlesischen Zeitung hat der Breslauer Arzt Dr. Lindner den dortigen Erziehungsanstalten für Taubstumme und Blinde 3000 Thaler zu gleichen Theilen geschenkt.

Der am 25. December 1841 in Donaueschingen verstorbene fürstl. Fürstenbergische pensionirte Hofrath A. Burkhammer hat für die dortigen Stiftungsfonds im Ganzen 21,700 fl. 30 kr. an wohlthätigen Legaten vermacht, darunter dem neuerrichteten Armen- und Arbeitshaus 12,100 fl. 30 kr., dem Karlskrankenhaus 3000 fl. u.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris hat folgende Preisaufgaben ausgeschrieben: Für 1846. »Perfectionner, dans quelque point essentiel, la théorie des fonctions abéliennes, ou, plus généralement, des transcendantes que résultent de la considération des intégrales de quantités algébriques.« Preis: eine Goldmedaille im Werth von 3000 Francs, Termin: vor dem 1. Oktober 1846, Adresse: „An das Secretariat des Institut.“ — Perfectionner, dans quelque point essentiel, la théorie des perturbations planétaires.“ Preis: eine Goldmedaille im Werth von 3000 Francs, Termin: 1. März 1846. — Die Akademie verlängert die zur Bewerbung festgesetzte Zeit für folgende, bereits für das Jahr 1845 ausgeschriebene Preisfragen: »Déterminer, par des expériences précises, les changements qui ont lieu dans l'oeuf pendant le développement du foetus chez les oiseaux et les batraciens.« Termin: 1 April 1846. — Derselbe Termin ist für Einsendung derjenigen Abhandlungen festgesetzt, welche sich um den Preis der Menin'schen Preisfrage „über die Sehnerven und die besten Mittel, diesem Uebel vorzubeugen“ bewerben wollen. Preis: 1500 Franken.

Für 1847. 1. »Etablir les équations des mouvements généraux de l'atmosphère terrestre, en ayant égard à la rotation de la terre, à l'action calorifique du soleil et aux forces attractives du soleil et de la lune.« Diese Aufgabe wurde schon für den Concurs von 1843 ausgeschrieben; die Akademie wiederholt sie jetzt und ist entschlossen, den Preis auch dann zu gewähren, wenn die Frage nicht vollständig gelöst wäre, aber der Verfasser einer Denkschrift einen wichtigen Schritt zur Lösung gethan hätte. Termin: 1. März 1847. 2) »L'étude des mouvements des corps reproducteurs ou spores des algues zoosporées et des corps renfermés dans les anthéridies des cryptogames, telles que chara, mousses, hépatiques et fucacées.“ Les concurrents devront étudier, sur le plus grand nombre possible d'espèces différentes, ces deux sortes de corps, d'abord dans l'intérieur du végétal aux diverses époques de leur formation, puis à l'état de liberté après leur sortie de la plante qui les a produits, jusqu'à leur germination pour les premiers, et jusqu'à leur destruction pour les seconds. Ils devront constater, par tous les moyens que fournit le microscope, joint à l'emploi de divers réactifs, la structure de ces corps, la disposition des cils qu'ils présentent, la nature de leurs mouvements, et les changements qu'ils éprouvent aux diverses périodes indiquées ci-dessus. Ils rechercheront si diverses circonstances, telles que la nature et l'intensité de la lumière, la température et quelques agents chimiques, modifient ces phénomènes. Les concurrents devront aussi examiner si beaucoup de corps considérés jusqu'ici comme des animalcules infusoires, surtout ceux colorés en vert, et agissant sur l'air atmosphérique, comme les parties vertes des végétaux, ne seraient pas, soit des végétaux parfaits, soit des parties de végétaux douées temporairement d'une mobilité analogue à celle des animalcules infusoires proprement dits. Quant aux corps contenus dans les anthéridies, on invite les concurrents à déterminer par des expériences directes, si le rôle d'organes fécondateurs qu'on leur a attribué est réel. Les espèces de chara, de mousses, d'hépatiques et d'algues, dans lesquelles ces corps sont portés sur des individus différents de ceux qui produisent des spores ou véritables séminules, pourraient conduire à des résultats positifs. Enfin on les invite à diriger également leurs recherches sur les autres familles de cryptogames, telles que les fougeres, les lycopodes, les lichens, les champignons et les autres familles de la classe des algues, dans lesquelles jusqu'à ce jour de véritables anthéridies n'ont pas été observés, afin de tâcher d'y découvrir ces organes dont l'analogie semble annoncer l'existence. Auch hier verlangt die Akademie nicht unbedingt eine in allen Punkten genügende Lösung der Frage, sondern wird derjenigen Abhandlung den Preis zuerkennen, welche auch nur einige Punkte genügend beantwortet hat. Termin: 1. April 1847.

Außerdem erinnert die Akademie, daß die von Herrn von Lalande gestiftete Medaille für die interessanteste Beobachtung, das nützlichste Memoire oder die nützlichste Arbeit zur

Vervollkommnung der Aſtronomie, im Werth von 635 Franken; die von Herrn v. Montyon ausgeſetzten Preiſe für Erfindung oder Vervollkommnung der zur Verbeſſerung des Ackerbaus, der Mechanik nützlichen Inſtrumente (500 Frcs.), für Werke, die am meiſten zur Vervollkommnung der Experimental-Phyſiologie beitragen (895 Frcs.), für Werke und Entdeckungen zur Vervollkommnung der Heilkunde, ſowie ſolche, welche die Mittel angeben, eine Kunſt oder ein Handwerk weniger ungeſund zu machen, noch immer jedes Jahr der Akademie zur Vertheilung überlaſſen ſind.

Auch wird die Akademie unter den Werken über die Statiſtik Frankreichs, welche ihr entweder im Manuſcript oder bereits gedruckt zugeſchickt worden, demjenigen einen Preis von 500 Franken zuerkennen, das, ihrem Urtheile gemäß, über einen oder mehrere Punkte dieſes Gegenſtandes die nützlichſten Unterſuchungen enthält.

Der Dresdner Verein zum Schutz der Thiere hat einen Preis von 20 Ducaten auf die Beantwortung der Fragen geſetzt: „Welches iſt die zweckmäßigſte Weiſe Vieh aller Art zur Schlachtbank zu führen, und welches iſt die zweckmäßigſte Art des Tötens?“ Termin: Oſtern 1846. Adreſſe an das Directorium des Vereins.

Se. Durchlaucht der regierende Fürſt von Hohenzollern-Hechingen hat eine Summe zur Verwendung für Preisaufgaben in der muſikaliſchen Compoſition jährlich ausgeworfen und das dafür ernannte Comité hat für dieſes Jahr: eine Concert-Arie für Mezzo-Sopran mit Orcheſterbegleitung zur erſten Aufgabe gemacht. Der erſte Preis iſt auf 20, der zweite auf 10 Ducaten, und als dritter eine öffentliche Belobung beſtimmt; doch ſoll nicht den Werken der Preis zuerkannt werden, welche unter den eingeſandten Arbeiten die beſten ſind, ſondern die den künſtleriſchen Anforderungen vollkommen entſprechen. Preisrichter ſind die Hofcapellmeiſter Kalliwoda, Fr. Lachner, P. von Lindpaintner, Dr. L. Spohr und Th. Täglichsbeck. Termin der diesjährigen Aufgabe: 1. December.

Schweiz.

Literatur. Faſt die ganze neue Literatur der Schweiz beſchäftigt ſich mit der Jeſuitenfrage. Ueber die Ereigniſſe in Wallis geben Aufſchluß: „Bericht des eidgenöſſiſchen Commiſſariats im Canton Wallis an den eidgenöſſiſchen Vorort,“ von Altlandammann Schmidt von Uri und Staatsſchreiber B. Meyer. Luzern, 1844, eine Schrift, die zwar ein offizielles Gepräge trägt, aber doch nichts mehr als eine Parteiſchrift iſt. Unparteiiſcher, weil die Hauptmomente der geſchilderten Ereigniſſe mit Urkunden belegt ſind, iſt eine zweite: „Die Ereigniſſe im Canton Wallis.“ Es iſt eine Ueberſetzung der Schrift von Moritz Bärmann »La contre-révolution en Valais, au mois de mai 1844,« mit Noten; ihr Werth wird beſonders durch die der Ueberſetzung beigefügte ſehr gründliche geſchichtliche Einleitung des bekannten Publiciſten und genauen Kenners des ſchweizeriſchen Staatsrechts, Ludwig Snell, erhöht.

Der von dem aargauiſchen Seminardirector A. Keller als Geſandter bei der Tagſatzung im Sommer 1843 geſtellte Antrag für Aufhebung und Ausweiſung des Jeſuitenordens iſt in einer beſondern Flugſchrift erſchienen, unter dem Titel: „Ueber Aufhebung und Ausweiſung des Jeſuitenordens in der Schweiz. Vortrag der aargauiſchen Ehrengeſandtſchaft auf der eidgenöſſiſchen Tagſatzung zu Luzern am 18. Auguſt 1843,“ von Auguſtin Keller. Aarau, 1844. Der Verfaſſer hat beſonders das Verdienſt die ſchweizeriſche Bevölkerung auf den ganzen Umfang der ſie bedrohenden Gefahr aufmerkſam gemacht zu haben und ſeine Schrift verdient auch die Aufmerkſamkeit des deutſchen Publikums in hohem Grade.

Eine ähnliche Tendenz wie die eben genannte Schrift hat eine andere: „Die Jeſuitenfrage vor dem Luzerner Volk und der Eidgenoſſenſchaft.“ Bern 1844. Verfaſſer iſt der bekannte Troxler.

Ueber den vergeblichen Verſuch eines Theils des Luzerner Volks, ſich der Jeſuiten zu erwehren, gibt folgendes Schriftchen näheren Aufſchluß: „Die Ereigniſſe im Canton Luzern vom Chriſtmonat 1844. Eine Appellation an die Eidgenoſſenſchaft im Namen der freiſinnigen Partei des Cantons Luzern.“ Baden, 1845. Die Schrift ſteht zwar auf einem Parteiſtandpunkte, weiſt aber ziemlich gründlich nach, daß die Berufung der Jeſuiten nach Luzern auf einer Verletzung der Verfaſſung beruht.

Die im Auslande herrſchende irrige Meinung, daß es ſich weniger um Vertreibung der Jeſuiten als vielmehr um einen Umſturz des Bundes handle, welche beſonders von den Jeſuiten verbreitet wurde und die ſich beſonders in den diplomatiſchen Noten ausſprach, gab dem Schultheiß Neuhaus von Bern Veranlaſſung, in der Tagſatzung vom 19. März ein

Votum abzugeben, das jetzt als beſondere Ausgabe in franzöſiſcher Sprache herausgekommen iſt, unter dem Titel: „Discours sur les dépêches diplomatiques de l'Angleterre et de la France.“ Zürich, 1845.

Endlich erwähnen wir noch eine vom ſchweizeriſchen Anti-Jeſuitenverein herausgegebene Schrift: „Die Jeſuiten in ihrer Wirkſamkeit von ihrer Entſtehung bis auf unſere Tage, beſonders in der Schweiz, aus den Quellen geſchildert.“ Eine Volksſchrift. Bern, 1843.

Auch eine Ueberſetzung der Schrift: „Die Jeſuiten und die Univerſität,“ von J. Génin, hat in der Schweiz eine weitere Verbreitung gefunden.

Belgien.

Literatur. Bei der Aufhebung der belgiſchen Klöſter wurden die reichen Schätze derſelben an Büchern und koſtbaren Handſchriften Staatseigenthum und ſollten mit der alten burgundiſchen Bibliothek vereinigt werden; die meiſten wurden aber zerſtreut und unverantwortlich verſchleudert. Jetzt iſt die Regierung bemüht, die Trümmer dieſer Schätze wieder aufzuſuchen und zu ſammeln, und ſeit acht Jahren ſoll die königliche Bibliothek ſchon eine Menge koſtbarer Handſchriften aus den alten Kloſterſchätzen wieder erworben haben.

Holland.

Literatur. Auch in Holland ſcheint ſich ein neues literariſches Leben zu regen. Nach den Zeitungsberichten erſcheinen mehrere Monatsſchriften für „Geſchmack und angenehme Unterhaltung“, unter denen ſich beſonders der in Dortrecht erſcheinende „Europa“ und die in Haag herauskommende „Tyd“ auszeichnen ſollen. Beide ſollen eine Ehre darein ſetzen, die Ueberſetzungen aus fremden Sprachen durch originale Arbeiten niederländiſcher Schriftſteller zu erſetzen. In der letzteren Zeit enthielt die „Tyd“ unter Anderem eine ziemlich umfaſſende Erzählung von J. v. Lennep, die zu dem Beſten gehören ſoll, was dieſer fähige Schriftſteller geleiſtet hat.

Denkmale. Graf de Nieuwerkerke hat ein koloſſales Standbild zu Pferd von Prinz Wilhelm I. verfertigt, das nächſtens von Paris, wo es gegoſſen worden iſt, gehoben werden ſoll. Derſelbe Graf hat auch ein Standbild des berühmten Philoſophen Descartes verfertigt, das ſehr gerühmt wird.

Vereine. In Amſterdam hat ſich eine Geſellſchaft zur beſſern Einrichtung und moraliſchen Erhebung des dienenden Standes gebildet. Die Geſellſchaft überwacht die Dienſtboten und jedes Mitglied verpflichtet ſich, Niemand als die von ihr eingeſchriebenen in Dienſt zu nehmen, auch jedesmal aufrichtig die Gründe anzugeben, warum es Jemand aus dem Dienſte entläßt. Diebe, Trunkenbolde, Unſittliche ꝛc. werden nach ſtrenger Unterſuchung von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen, oder ihnen noch einmal eine Probezeit vergönnt. Ehrenwerthe Dienſtboten ſollen im Alter oder bei Unglücksfällen Unterſtützung bei dem Vereine finden, wozu ein Fonds angelegt wird. Jedes Mitglied zahlt jährlich 1 fl., wenn es mehr als zwei Dienſtboten hat, 2 fl. und 50 Cent. für die Statuten.

Dänemark.

Kirche. Aus einem königlichen Reſkript, das die verbeſſerte Regulirung des ſogenannten Miſſionsweſens in Grönland betrifft, erſehen wir, daß die Zahl der Miſſionäre von 6 auf 8 erhöht wurde. Die zum Miſſionsamte in Kopenhagen vorbereiteten Kandidaten der Theologie werden ordinirt, dann 1—2 Jahr vor der Anſtellung als Miſſionäre nach Grönland geſandt und ſo lange aus der Communitätskaſſe ſalarirt, mit Zulage von 100 und 150 Thlr. aus der Staatskaſſe. Zu den Miſſionsreiſen im Innern ſind jährlich 1300 Thlr., zur Beſoldung der Katecheten, wozu in Grönland geborene Knaben im Lande ſelbſt erzogen und herangebildet werden, 2000 Thlr. beſtimmt; 1500 Thlr. ſind zu Bauten und Schulleherzulagen, 1300 zu Kirchenbauten jährlich bewilligt worden. Ferner werden 500 Thlr. als Gehalt des auf ſechs Jahre angeſtellten grönländiſchen Sprachlehrers und des Miſſionsſecretärs und 700 Thlr. für Anſchaffung von Büchern ꝛc. verwendet.

Schweden.

Literatur. Von Professor Geijer's Auszügen aus dem Nachlaß Gustav's III. ist der zweite und der dritten Theiles erste Abtheilung erschienen. Jener geht bis zum Tode der Königin Wittwe Louise Ulrike im Jahr 1782, diese bis zur Rückkehr Gustav's III. von seinen ausländischen Reisen im Jahre 1789. Das Werk ist keine Aktensammlung, eben so wenig eine zusammenhängende Geschichte. Der Herausgeber giebt die Briefe und sonstigen Aufzeichnungen, die den Nachlaß ausmachen, nicht in genauen Abdrücken, sondern in übersichtlichen Auszügen, die er mit den Nachrichten aus andern Quellen über Gustav's III. Geschichte zusammenstellt. Daher kommt es, daß man nur wenig Neues von Erheblichkeit findet, und es scheint als wolle der Herausgeber die Dürftigkeit der aus den Papieren geschöpften Mittheilungen durch seine anderweit hergeholten Notizen verbergen. Interessant ist ein Auszug aus einem Aufsatze der Kaiserin Katharina II. von Rußland, worin sie eine ausführliche Beschreibung der Art und Weise giebt, wie sie ihren Enkel Alexander erziehe. Die erste Abtheilung des dritten Bandes enthält fast nur die ziemlich unerhebliche Correspondenz des Königs während seiner Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich in den Jahren 1783 und 1784.

England.

Kirche. Das königliche Collegium von St. Patrick in dem irischen Städtchen Maynooth, um dessen bessere Dotirung vor kurzem ein so heftiger Kampf in England entbrannte, wurde 1795 von dem damaligen irischen Parlamente gegründet, in der Absicht, den römisch-katholischen Theologen des Landes, die bis dahin die Seminarien des Festlandes besuchen mußten, eine einheimische Erziehung zu geben. Das Collegium faßt 450 Studenten, von denen 250, welche die Bischöfe der verschiedenen Sprengel bei den jährlichen Provinzialprüfungen auswählen, Freiplätze haben; nur beim Eintritt zahlt jeder 8 Guineen. Die übrigen Studenten sind Pensionäre oder Halbpensionäre, von denen jeder jährlich 21 oder 10½ Guineen bezahlt. Der Lehrcursus dauert gesetzlich fünf Jahre, von denen die zwei ersteren den allgemeinen Studien: Philosophie, alte Sprachen, Mathematik, Rhetorik ꝛc., die drei andern dem theologischen Fachstudium gewidmet sind. Das Lehrerpersonal besteht aus 11 Professoren und 2 Lectoren. Bisher betrug die Geldbewilligung von Seiten des Parlaments für das Collegium 8928 Pf. St., sie soll jetzt auf 26,316 Pf. St. erhöht werden.

Der Münster von York, der bekanntlich in neuerer Zeit zweimal durch Feuer großen Schaden erlitten hat, indem 1830 ein Fanatiker Feuer im Chor anlegte, dessen Inneres fast ganz ausbrannte, und später ein im Glockenthurm zufällig aufgekommenes Feuer das Schiff zerstörte, ist jetzt durch Sidney Smirke in seiner vorigen Schönheit wiederhergestellt worden. Die Kosten, die durch Subscription aufgebracht wurden, beliefen sich auf 70,000 Pfund Sterling.

Literatur. Es erscheint jetzt in England ein Journal, das ausschließlich von Geisteskranken geschrieben, redigirt und gedruckt wird und den bezeichneten Titel: »The new moon« (Der Neumond) führt. Der Gouverneur des Irrenhauses in Brighton ist nämlich auf den Einfall gekommen, durch diese Beschäftigung die Denkkraft und Bildung seiner Kranken zu sammeln und so zu ihrer Heilung beizutragen.

Die Shakspeare Gesellschaft in London fährt in ihrer lobenswerthen antiquarischen und literarhistorischen Thätigkeit in Bezug auf Shakspeare und seine Zeit fort. Im letzten Jahre gab sie einen Abdruck von einer merkwürdigen Ausgabe Heinrichs IV. nach aus Shakspeares Zeit, die in der Bibliothek Sir Edw. Derings aufgefunden worden ist; ferner erschienen: »Illustrations of the Fairy Mythologie of Shakspeare,« eine fleißige Sammlung Herrn Halliwells zur Erklärung der Shakspearischen Dämonologie, besonders im Sommernachtstraum; und für den Druck werden noch 23 weitere Werke vorbereitet, darunter ein psychologisches von Dr. med. J. Winslow: „ein Versuch über den Wahnsinn in Shakspeare's Dramen;" eine Sammlung von Balladen, die auf alle Dramen gegründet sind und umgekehrt, meist aus der Roxburgh-Collection im britischen Museum.

Englische Journale nennen das Buch: »Revelations of Spain in 1845. By an English Resident. 2 vol. London« die beste Beschreibung Spaniens, nur leidet es an dem gewöhnlichen Uebelstande der neueren englischen Reise- und Länderbeschreibungen, einer nachlässigen Redaction. Es schildert den Verfall des schönen Landes in staatlicher und national-ökonomischer

Beziehung in den düſterſten Farben und erkennt darin ein Strafgericht des Himmels für die alten Sünden der Spanier an Europa wie an Mexico und Peru, enthält aber dabei werthvolle Beiträge zur Kenntniß Spaniens und ſeiner neueſten Geſchichte.

In den „Tagebücher und Briefwechſel des Grafen Malmesbury," von denen jüngſt der dritte und vierte Theil erſchienen ſind, befindet ſich neben andern Schilderungen berühmter Fürſten des vorigen Jahrhunderts auch ein merkwürdiges Charakteraemälde der unglücklichen Caroline, der Gemahlin Georg IV. von England. Man ſieht daraus, daß das Schickſal der bedauernswerthen Prinzeſſin ſchon im Voraus feſtgeſtellt war und daß ſie von ihrem erſten Schritt auf Engländs Boden höchſt unwürdig behandelt wurde. Das Gemälde des edlen Lords von dem Charakter und der Erziehung der Prinzeſſin iſt ſchlagend übertrieben.

Die engliſchen Ueberſetzungen deutſcher Werke der Gelehrſamkeit ſowohl als des Geſchmacks häufen ſich zuſehends. Miß Sara Austin hat Felix Ranke's Geſchichte der Reformation in Deutſchland, wie deſſen Geſchichte der Päpſte überſetzt. Daſſelbe iſt mit Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts durch D. Davison unter unmittelbarer Aufſicht des Verfaſſers geſchehen. Ueberſetzt iſt ebenfalls J. G. Kohl's „Land und Leute der britiſchen Inſeln", der Gräfin Hahn-Hahn „Orientaliſche Briefe"; von „Aegypten und Mehemed Ali" des Fürſten Pückler werden zwei Ueberſetzungen zugleich angekündigt; auch Herrn von Orlich's „Reiſen in Indien" ſind in's Engliſche übertragen: eine Mrs. Burrette hat Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" überſetzt und die „Foreign Library" bringt eine Reihe Erzählungen von Richter, Heſſmann, v. Alein, Oedenſchlager, Aſchoffe und Hauff, überſetzt von Crowford und Jelling.

Frankreich.

Literatur. Man kann die hiſtoriſche Literatur als die am meiſten und am glücklichſten angebaute Seite des franzöſiſchen Geiſteslebens nennen; und wenn man auch unter den hiſtoriſchen Schriften gerade nicht lauter tiefgehende Forſchungen antrifft, ſo zeichnen ſie ſich doch meiſtentheils durch geſchickte Benutzung des Gegebenen, durch gewandte, meiſt geiſtreiche Darſtellung und eine Anmuth aus, die ſelbſt den feſſelt, der in ſolchen Werken nur Unterhaltung ſucht. Wir geben nachſtehend eine Zuſammenſtellung einiger hiſtoriſchen Werke und Schriften, wie ſie uns eben zu Geſicht gekommen.

Von Armand Lefèbvre iſt eine »Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire« erſchienen, die auf Aktenſtücke des diplomatiſchen Archivs begründet iſt. Die vorliegenden zwei erſten Bände, die bis 1806 gehen, enthalten manche neue Darſtellung jener denkwürdigen Zeit.

Thiers hat endlich drei Bände ſeiner vielbeſprochenen und langerwarteten »Histoire du consulat et de l'empire« erſcheinen laſſen und dadurch den Zeitungen, groß und klein, Gelegenheit zu endloſen Beſprechungen gegeben. Sollten wir ein Urtheil darüber fällen, ſo würden wir ſagen, daß nur der Umſtand, daß der Verfaſſer zwei Mal an der Spitze des franzöſiſchen Miniſteriums ſtand, dieſem Werk einen ſo großen Ruf verſchafft.

Zu den neueſten hiſtoriſchen Schriften gehören ferner: »Gregoire VII. St. François d'Aſſiſe, St. Thomas d'Aquin von Delécluze. Es bildet den Anfang eines größeren Werkes, welches der Verfaſſer unter dem Titel „Renaiſſance" herauszugeben will und das er ſchon durch einzelne in Pariſer Journalen erſchienene Artikel vorbereitet hat, die Biographien anderer hervorragender Perſönlichkeiten des Mittelalters, wie: Roger Bacon, Raymund Lulli, Rutebeuf, Marco Polo, F. de Barberino, Petrarca, Chaucer, Brunelleſco, Leonard da Vinci, Arioſt, Rabelais, Bernard Paliſſy ꝛc. enthalten. Die obengenannten drei Biographien ſind ganz in der Art von Journalartikeln gearbeitet, d. h. flüchtig, etwas trocken und ungenügend.

Der vielſchreibende Capefigue hat abermals ein vierhändiges Werk: „François I. et la renaissance" von Stapel laufen laſſen. Es iſt ſeinen früheren Werken gleich, ſteht auf royaliſtiſchem Standpunkte, zeigt große Vorliebe für das Mittelalter und iſt mit ziemlich faden Bemerkungen und Reflexionen durchſpickt.

Von großem Intereſſe iſt dagegen die »Révolution d'Angleterre« von Philarète Chaſles. Es iſt für ein größeres Publikum berechnet, lebendig und geiſtreich im Vortrag. Ein deutſcher Kritiker ſagt darüber: „Er erzählt hier die Geſchichte Karls I. als treuer Hiſtoriker, die ſeines Hofes als ſeiner Hofmann, die ſeines Volkes als biederer Volksmann, die ſeines Parlamentes als ſchlauer Politiker."

Intereſſant iſt auch die »Dissertation historique sur Jean I., roi de France et de

Meer geſchützt und von dem Feſtlande abgeſchieden hätte. Nähert ſich doch bereits ſchon der Anglo-Amerikaner auffallend — als Feſtländer — dem deutſchen Weſen. Wenn aber der Deutſche einige Zeit unter Engländern gelebt hat, ſo will es ihm weniger ſcheinen, er habe ſich *geändert*, als vielmehr, er habe ſeine uranfängliche Eigenthümlichkeit *gekräftigt*, *bereinigt* und ſich *ſelbſt klar gemacht*.

Nachdem alle europäiſchen Kriege auf unſerem Boden ausgefochten wurden, nachdem auch innere, von unvermeidlichen Nachbarn ſorgfältig genährte Zwietracht uns Jahrhunderte hindurch heimgeſucht hatte, iſt Armuth keine Schande für uns! Wir begannen jedes Mal, ſobald das Unglück der Zeiten uns einige Ruhe gönnen mochte, uns auf unſere Weiſe wieder einzurichten, und zwar mit erfreulicher Standhaftigkeit und bewunderungswürdiger Zuverſicht auf die Zukunft. Wir begannen jedes Mal mit *größerer Reinlichkeit*. Aus den erſten Zeiten, in welchen unſer Vaterland ſich einiger Sicherheit und eines ſteigenden Wohlſtands erfreute, aus der Zeit der Kirchenverſammlungen zu Conſtanz und Baſel, haben wir die merkwürdigen Zeugniſſe eines Porgio Braccilini und eines Aeneas Sylvius Piccolomini. Machiavelli ſtellt mit politiſchem Scharfblicke die Häuslichkeit und Wehrbarkeit unſerer Städte dem genußreichen, aber verweichlichten Leben der Südländer gegenüber.

Bis zum dreißigjährigen Kriege findet man überall in Deutſchland einen bedeutenden Aufwand. Aber auch dieſer bezieht ſich mehr auf das Haus als auf öffentliches Erſcheinen, mehr auf Feſte, wie man ſie Einmal im Leben gibt, Einmal im Jahre genießt, als auf tägliches Wohlleben. Warme Gemache, zwar reichliche, aber meiſt dem heimiſchen Boden entnommene Nahrung, Vorräthe für den Winter und nachhaltiger Luxus führten jenen herbei. Nur der Trunk wurde mit Ueppigkeit und Ueberfluß gereicht, wie auch noch vor kurzer Zeit in England.

Nach dem dreißigjährigen Kriege vermochte Deutſchland nicht, den alten Faden ſogleich wieder aufzufaſſen, denn es hatte *zugleich* ſich aus tiefſter Armuth empor zu arbeiten, ſich des ausländiſchen Einfluſſes zu erwehren, und den Druck der eigenen, meiſt entarteten Regierungen zu dulden. Das war zu viel auf einmal! Es entbehrte eines politiſchen, geſelligen und geiſtigen

Navarre« von Montmerqué, die merkwürdige Aktenstücke und das Facsimile einer von Rienzi ausgestellten Charte, das Verhältniß des Königs zu Ungarn betreffend, enthält.

Von gleichem Interesse ist die »Notice sur Charles d'Este, duc de Brunswick« von Amédée Baudin.

Rühmliche Erwähnung verdient ferner die „Histoire de l'empire ottoman" vom Baron Jucherreau de St. Denis. Sie besteht aus vier Bänden und umfaßt die Geschichte der Türkei von 1792—1844. Da der Verfasser Director des türkischen Genieforps und 1829 französischer bevollmächtigter Minister in Griechenland und also im Stande war, die Verhältnisse, die er beschreibt, genau kennen zu lernen, so gewinnt das Werk einen um so höheren Werth.

Der Baron Barchou de Penhoen hat eine Fortsetzung seiner Histoire de la conquête de l'Inde par l'Angleterre gegeben unter dem Titel: »L'Inde sous la domination anglaise.« Die Aufgabe, die der Verfasser sich hier gestellt hat, war für einen Franzosen besonders schwer zu lösen. Wo er einfach die geschichtlichen Data erzählt, ist er treu und ruhig, bei seinen Reflexionen zeigt sich so zu sehr der französische Antianglicanismus.

Von großem Interesse ist Hrn. Tanski's L'Espagne en 1843 et 1844. Es sind Briefe, die der Verfasser auf seiner Reise in den genannten Jahren durch Spanien über den politischen und unpolitischen Zustand dieses Landes geschrieben. Sie können gewissermaßen als eine Geschichte der letzten spanischen Revolution gelten, ohne daß sie deshalb Ansprüche auf ein gründliches Geschichtswerk machten.

Speziell französischen Interesses sind L. Guérin's „Les marins illustres de la France," eine Reihenfolge hübsch geschriebener Biographien französischer Seehelden; August Benet's »Observations sur la marine militaire et commerciale en France,« die den politisch gebildeten und literarisch begabten Seemann verrathen.

Louis Blanc's »Histoire de dix ans,« die jetzt mit dem fünften Bande beendet ist, ist zu bekannt, als daß wir ein Wort über ihren Werth sagen dürften.

Lebhaftes Interesse haben auch die »Etudes historiques, politiques et morales sur l'état de la société européenne vers le milieu du XIX siècle« erregt. Der Verfasser, Fürst von Polignac, gibt darin sehr interessante Aufschlüsse über die Ursachen, die die Julirevolution herbeiführten.

In Lyon scheint sich eine unabhängige Provinzialliteratur bilden und Geltung verschaffen zu wollen. Zeitungsberichte sprechen mit großer Anerkennung von der dortigen periodischen Presse. Die »Revue du Lyonnais« hat mit diesem Jahre angefangen, als Beilage die Annalen der dasigen Akademie herauszugeben, welche einen literarischen und scientifischen Theil haben und manche werthvolle Beiträge bringen sollen; die Gesellschaft der Aerzte in Lyon gibt medicinische Jahrbücher, die Gesellschaft des Ackerbaues und der Gewerbe, sowie die Gesellschaft für Erziehung Jahresberichte heraus, die nicht ohne Interesse seyn sollen.

Eine Correspondenz der Allg. Zeitung spricht sehr rühmend von zwei Werken der jüngsten dramatischen Muse Frankreichs, nämlich von August Robert's dramatischem Gedicht „Die Reformation in Deutschland" und Ponsard's neuester Schöpfung „Agnès de Méranie".

Der noch ziemlich unbekannte Literat Mirecourt hat in einem Schriftchen dem Publikum Aufschluß gegeben über die wahren Verfasser der Alexander Dumas'schen Romane und über so manche Geheimnisse des französischen Schriftstellerwesens, über welche die Betroffenen so gern einen dichten Schleier breiten möchten, nämlich wie es kommt, daß mancher Ignorant mit tiefer Weisheit und ausgebreiteter Sprachkenntniß prunken kann.

Der französische Buchhandel scheint jetzt ein Mittel gefunden zu haben und auch anwenden zu wollen, sich gegen den belgischen Nachdruck zu sichern. Der Miteigenthümer und Redacteur der „Presse", Hr. Girardin, hat mit mehreren der beliebtesten Romanschriftsteller Verlagsverträge abgeschlossen, die ihn in den Stand setzen, die betreffenden Werke zunächst als Feuilletons und dann mit demselben Satz als besondere Bücher zu drucken, deren Preis er für den enggedruckten Band auf 3 Frcs. 50 Cent. festsetzt, was dem Verleger erlaubt, den ausländischen Buchhändlern 50 Proc. Rabatt zu geben. Dadurch werden diese in Stand gesetzt, die Pariser Ausgaben um den Pariser Preis und noch billiger zu verkaufen.

Portugal.

Industrie. Seit Kurzem sind zwei Sparkassengesellschaften errichtet worden, die nach den Zeitungsnachrichten immer mehr das Vertrauen des Publikums gewinnen.

Wir würden dieſes Factum hier nicht erwähnen, wenn wir nicht darin einen ſchwachen Lichtblick für eine beſſere Zukunft zu erblicken glaubten, die Dieſem ſo zerrütteten und an gänzlicher Apathie des Volks darniederliegenden Lande zu wünſchen ſtehen.

Spanien.

Kirche. Nach langen, fruchtloſen Unterhandlungen iſt endlich die Ausſöhnung Spaniens mit dem römiſchen Stuhle erfolgt; die nächſte Wirkung wird freilich ſeyn die Zurückführung und Reintegrirung der zahlloſen Geiſtlichen und Mönche, denen ſchon die noch unverkauften Kirchengüter zurückgegeben werden.

Vereine. In Madrid hat ſich unter dem Protectorat Maria Chriſtina's ein Frauenverein gebildet zur häuslichen Unterſtützung der Dürftigen und Kranken. Bereits ſollen 300 Damen beigetreten ſeyn.

Italien.

Schule. Nach einer vor Kurzem in Mailand erſchienenen Flugſchrift Giuſeppe Sacchi's, über den Elementarunterricht in der Lombardei im Vergleich zu andern italieniſchen Staaten, erfahren wir, daß es in Rom 391 Volksſchulen, nämlich 187 für Kinder beiderlei Geſchlechts, 96 für Knaben und 116 für Mädchen gibt, an denen 513 Lehrer und Lehrerinnen arbeiten. Die Kleinkinderſchulen werden im Ganzen von 11,824, die Armenſchulen von 5711 Kindern beſucht.

Literatur. Das 1835 begonnene große und koſtſpielige Werk des Hrn. Attilio Zuccagni-Orlandini, «Corografia Fisica, Storica e Statistica dell' Italia e delle sue Isole» iſt jetzt beendet. Es beſteht aus 12 Bänden gr. 8. Text mit vielen Supplementen und einem Atlas in Großfolio von 114 Karten und 260 Erläuterungskupfern und Tabellen. Die Koſten der Unternehmung betragen für die Kupfer allein 250,000 Liv., für das Ganze 750,000 Liv. Tſtr.

Ein fernerer Beitrag zur ſtatiſtiſchen Literatur iſt „Algeria," von Vincenzo Salza. Als päpſtlicher Conſul in Algerien kannte der Verfaſſer das Land durch langjährigen Aufenthalt und beſpricht ausführlich und gründlich die religiöſen, ſittlichen, ethnographiſchen, archäologiſchen und allgemeinen ſocialen Zuſtände des Landes.

Unter den Auſpizien der verwittweten Prinzeſſin Luiſe Charlotte von Sachſen iſt ein inhaltreiches naturhiſtoriſches Werk erſchienen: «Descrizione istorico-filosofica delle più rinomate conchiglie, che allignano nel seno Tarentino e della fumigerata tarantola di Puglie etc. da Solito.»

Als vortrefflich wird das hiſtoriſche Werk des Erzbiſchofs von Camerina geſchildert: «L'America un tempo Spagnuola sotto l'aspetto religioso dall epoca del suo discoprimento sino al 1813 di Monsignor Gaetano Baluffi.» Der Verfaſſer, von 1837 — 1843 apoſtoliſcher Nuntius in Neugranada, hatte durch ſeine Stellung Zutritt zu den ſchätzbarſten Documenten und ſoll die Culturgeſchichte Amerika's, namentlich die Geſchichte der Miſſionen und der politiſchen Entwicklung unter einem ganz neuen Lichte dargeſtellt haben.

Kunſt. Se. Majeſtät der König von Bayern hat die Veranlaſſung zu Errichtung eines Kunſtvereins in Modena gegeben, der ſeit Anfang dieſes Jahres, unter dem Schutze des Erbprinzen von Modena, ins Leben getreten iſt. Bereits zählt er hundert beiſteuernde Mitglieder. Sein Zweck geht dahin, eine je dreijährige Ausſtellung von in- und ausländiſchen Kunſtwerken zu veranſtalten und durch Ankauf des Beſſern talentvolle arme Künſtler zu unterſtützen.

Serbien.

Literatur. Paul Karano Twrtkowitſch hat ein in ſerbiſcher Sprache abgefaßtes Buch über Bosnien und ſeine Nebenländer geſchrieben (Srbskii Spomenizy, ſerbiſche Urkunden), das 180 Aktenſtücke aus dem 12 — 16 Jahrhundert aus verſchiedenen Theilen Illyriens enthält, und deßhalb in ſprachlicher wie hiſtoriſcher Hinſicht von großem Intereſſe iſt. Zu bedauern iſt nur, daß der Herausgeber nicht mit aller wünſchenswerthen diplomatiſchen Genauigkeit verfahren iſt.

Ungarn.

Kirche. Die proteſtantiſche Kirche zählt in Ungarn und Siebenbürgen im Allgemeinen 10 Superintendenzen, 93 Decanate, 2934 Pfarreien und 3,818,700 Seelen.

Sie zerfällt in die Augsburger Confeſſion und die helvetiſche Confeſſion, von denen jede in 5 Superintendenzen getheilt iſt (5 in Ungarn und 1 in Siebenbürgen). Die Proteſtanten helvetiſcher Confeſſion zählen 2,619,190 Seelen und ſind in 49 Decanate und 2030 Pfarreien getheilt; die Proteſtanten Augsburger Confeſſion zählen 1,167,600 Seelen in 45 Decanaten und 804 Pfarreien. Zu den Bekennern proteſtantiſchen Glaubens werden jetzt auch die Unitarier gerechnet, die in Ungarn ſeit dem letztverfloſſenen Reichstage gleiche ſtaatsbürgerliche Berechtigung mit den Proteſtanten genießen; in Siebenbürgen war dieß von jeher der Fall.

Polen.

Schulen. Nach amtlichen Berichten befanden ſich 1844 in Warſchau 3 Gymnaſien, 4 Kreisſchulen, 1 pädagogiſches Inſtitut, 1 Rechtsinſtitut, 9 kaiſerliche Elementarſchulen für Knaben, 28 Privatſchulen für Knaben, 6 Induſtrieſchulen, 4 jüdiſche Schulen, 6 kaiſerliche Mädchenſchulen, 66 Privatſchulen für Mädchen und 1 kaiſerliche Rabbinatſchule, an denen ſämmtlich 131 Lehrer, 6 Lehrerinnen, 34 Gouverneurs und 34 Gouvernanten arbeiteten.

Die Gymnaſien wurden von 1720, die Kreisſchule von 450 Schülern beſucht, das pädagogiſche Inſtitut zählt 12, das juriſtiſche 170, die Elementarſchulen 919 Schüler.

Literatur. Als ein werthvoller Beitrag zur polniſchen Landesgeſchichte wird die neu erſchienene „Chronik der Stadt Lemberg" von Dionyſius Zubrzycki, Lemberg 1844, gerühmt. Der Verfaſſer, Archivar des Lemberger Magiſtrats, hat viele ſeltene und bisher noch ganz unbenützte Documente aus dem Lemberger Magiſtratsarchive hier zum erſten Mal ans Licht gezogen.

Ein anderes Werk für die Städtegeſchichte Polens iſt »Pamiętnik Krakowa« (Andenken an Krakau); der Verfaſſer, Joſeph Maczyński, gibt darin nicht nur eine ziemlich gut gearbeitete Chronik der Stadt Krakau von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1825, ſondern auch eine Zuſammenſtellung der neueſten ſtatiſtiſchen Notizen über dieſen Freiſtaat.

Als ſehr intereſſant wird das neulich erſchienene Werk Wojcicki's genannt »Niewasty polskie« (die polniſchen Frauen), Warſchau 1844, worin der Verfaſſer in hiſtoriſchen Skizzen das hiſtoriſche Leben der polniſchen Frauen, ihre Bedeutung in der Familie, ihre Sitten, Tugenden, Gewohnheiten ꝛc. vom 15. bis ins 19. Jahrhundert zeigt.

In Polen ſind Czacki's Werke in drei ſtarken Quartbänden geſammelt erſchienen. Manches iſt noch nie gedruckt geweſen, manches bereits Gedrucktes jetzt meiſt ſehr ſelten geworden; daher verdienen die Herausgeber um ſo größeren Dank, da dieſe Schriften wegen der tiefen Forſchungen und umfaſſender Gelehrſamkeit des Verfaſſers, beſonders für die Geſchichte und Rechtsverfaſſung Polens von großer Wichtigkeit ſind.

Rußland.

Kirche. Ein Artikel in der Allg. Zeitung gibt ein ſehr trauriges Bild von dem jetzigen Zuſtande der katholiſchen Kirche in Rußland. Vor ungefähr fünf Monaten, heißt es daſelbſt, wurden die Seminarien zu Olmütz, Krasław, Białyſtock, Zwinogrod, Mohilew und das Hülfsſeminar der Miſſionäre zu Wilna aufgehoben. Das Bisthum Mohilew, das das ganze aſiatiſche Reich, einen Theil der polniſchen Provinzen, und ganz Sibirien umfaßt, hat keinen Biſchof. In der ganzen ruſſiſchen Monarchie gibt es nur noch einen Diözeſanbiſchof, den von Luck-Zytomir, und drei Biſchöfe in partibus etc.

Der Orden der barmherzigen Schweſtern iſt in Rußland eingeführt worden.

Literatur. Die ruſſiſche periodiſche Preſſe zählt in gegenwärtigem Jahre 934 Tagesblätter und Monatsſchriften in verſchiedenen Sprachen, von denen 57 in Petersburg, 10 in Moskau, 18 in den Oſtſeeprovinzen, 51 in den übrigen Provinzialſtädten des Reichs erſcheinen.

Griechenland.

Literatur. Im vorigen Jahre iſt eine verbeſſerte Ausgabe der Ueberſetzung des Auszugs von Goldſmiths griechiſcher Geſchichte von A. R. Rangawis erſchienen.

Der gelehrte Kyprianos Dukas hat zwei neue Bände „Ἐπιστολαὶ πρὸς τινας ἐν διαφόροις περιστάσεσιν“ herausgegeben. Sie reihen ſich den 1939 herausgegebenen erſten beiden Bänden einer ähnlichen Briefſammlung an und ſind literariſchen und politiſchen Inhalts.

Von dem Griechen Sterhanos erſchien im vorigen Jahre eine neugriechiſche Ueberſetzung von Jemelons Schrift „Schickſale des Ariſtonos.“

Von dem obengenannten A. R. Rangawis, Dichter, Archäolog und Lexikograph, ſo wie als Ueberſetzer deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Werke bekannt, iſt uns vor Kurzem die erſte Lieferung eines Werkes: »Antiquités helléniques ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce« (Athen 1842) zugekommen. Der Verfaſſer iſt der Secretär der archäologiſchen Geſellſchaft in Athen. Er giebt die Inſchriften und übrigen Antiquitäten der Skulptur und Architektur in Abbildungen und dabei einen erklärenden Text.

Türkei.

Ein großherrlicher Hattiſcherif vom 21. Januar d. J. beſteht die Errichtung von Volksſchulen und eines Civilhoſpitals; ein anderer verordnet, daß keine ungeprüfte Hebamme mehr ihr Geſchäft betreiben ſoll.

Aegypten.

In Cairo iſt der Proſpectus einer neuen Ausgabe des berühmten arabiſchen Lexikons von Firuzabadi, bekannt unter dem Titel des Kamus, erſchienen, das vor ungefähr zwanzig Jahren zum erſten Mal in Calcutta von Achmed Schirazi in 4 Bänden gedruckt wurde. Dieſe Ausgabe iſt längſt verſchwunden. Die Idee jener neuen Ausgabe ging von den Engländern Walmos aus. Dr. Perron, Director der mediciniſchen Schule in Cairo, wird die Ausgabe beſorgen, der Scheich Al Tunſi, früher Secretär Dr. Perron's, die Correctur übernehmen. Das Werk erſcheint in 4 Lieferungen und ſoll 300 Piaſter (20½ Rthlr.) koſten.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1845.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Iſt die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umſtänden den agrariſchen Zuſtänden förderlich? Mit beſonderer Beziehung auf Württemberg. 1

Betrachtungen über Militärverfaſſungen in dem Zeitalter der Induſtrie. 43

Der Verbrauch der menſchlichen Lebensbedürfniſſe in diätetiſcher, ſtatiſtiſcher und politiſcher Betrachtung. 59

Das Volksſchriftenweſen und der allgemeine deutſche Volksſchriftenverein. 149

Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Schafzucht und Wollkunde in Deutſchland. 171

Die Erdare. 209

Die Vereine für wiſſenſchaftliche Vorträge. 226

Das Eingreifen der Regierung in die Bewirthſchaftung der Privatwaldungen. 239

Thee und Kakao. 259

Die Mittelpunkte. 275

Das Corpus juris und die Idee des gemeinen deutſchen Rechts 293

Kurze Notizen 345

Iſt die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umſtänden den agrariſchen Zuſtänden förderlich?

Mit beſonderer Beziehung auf Württemberg.

(Eine nachgelaſſene Erörterung des verſtorbenen Profeſſors Dr. Knaus zu Tübingen.)

Die Geſetzgebung faſt aller Staaten hat an dem Lehens-Inſtitute mehr oder weniger gerüttelt. Man hielt daſſelbe in der Regel mit den Zeitbegriffen von Freiheit des Grundeigenthums nicht mehr vereinbar.

Indeſſen zeigt ſich immer mehr, daß der Begriff von Freiheit des Grundeigenthums einer verſchiedenen Auslegung fähig iſt und auch wirklich von verſchiedenen Geſichtspunkten aufgefaßt zu werden pflegt.

Die Einen mögen wohl darunter überhaupt eine völlige Unbeſchränktheit in jeder Art von Verfügung verſtehen, ſowohl in Bezug auf den Beſitz ſelbſt, als die wirthſchaftliche Benützung; die Andern verſtehen auch wohl darunter ein Recht des Gutsbeſitzers, eine völlige Freiheit von privatrechtlichen Grundbelaſtungen und Servituten, oder vom Miteigenthum in Anſpruch zu nehmen; Andere endlich beziehen dieſe Freiheit zunächſt nur auf eine völlige Unbeſchränktheit in der Bebauung und wirthſchaftlichen Benützung des Grundeigenthums, ſo weit nämlich eine ſolche überhaupt mit den Beziehungen zur Geſellſchaft vereinbar erſcheint.

So möchte es z. B. sehr zweifelhaft erscheinen, wie der §. 24 der württembergischen Verfassungsurkunde, welcher „Freiheit des Eigenthums", somit auch Freiheit des Grundeigenthums und Miteigenthums zusichert, wirklich in der Praxis zu deuten sey.

Wir bekennen, daß wir den Begriff von Freiheit des Grundeigenthums nur im zuletzt angegebenen Sinne auffassen vermögen. Die erstere Begriffsansicht können wir nämlich nicht theilen, weil, wie wir schon an andern Orten auseinandergesetzt haben, die unter der völlig freien Verfügung auch mitbegriffene unbedingte Verkehrsfreiheit hinsichtlich des unbeweglichen Grundes und Bodens uns gefährlich und unzulässig scheint;[1] die zweite Ansicht nicht, weil absolut nicht bewiesen werden kann, daß jedwede Grundbelastung die wirkliche Freiheit des Grundeigenthums zu stören geeignet sey, vielmehr selbst bei dem Bestehen gemäßigter, gemessener, die Industrie nicht besteuernder, an keine lästigen Abgabeformen gebundener Grundlasten eine volle freie Disposition über das Grundeigenthum gedacht werden kann; Grundlasten und Servituten aber, welche in die freie wirthschaftliche Benützung des Eigenthums eingreifen, vom Standpunkte der höhern Staatspolitik im Interesse der ganzen Gesellschaft und ganz abgesehen von dem Standpunkte des einzelnen Privaten im Expropriationswege zu beseitigen sind; endlich weil, was das Miteigenthum an Grund und Boden betrifft, zwar unter Umständen wohl die Trennung der Gemeinschaft durch Naturaltheilung, nicht aber eine den einen Theil der Gemeinschaft aus dem Besitz von Grund und Boden verdrängende Abfindungsart rechtlich begründet und durch die Staatszwecke geheiligt werden kann.

Zu der letztern Ansicht aber, daß unter der Freiheit des Grundeigenthums eine, mit den Beziehungen zur Gesellschaft nur immer verträgliche, Unbeschränktheit in der Bebauung und wirthschaftlichen Benützung des Grundeigenthums zu verstehen sey, sehen wir uns aus dem Grunde hingezogen, weil

[1] Vergl. Knaus über die Mobilisirung des Grundeigenthums in den Verhandlungen der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart, amtlicher Bericht, Stuttgart 1843, S. 91 u. f.

Mittelpunkts, welcher zwar viele Nachtheile haben, aber eine Reorganiſation, wie ſie damals erfordert wurde, ſehr erleichtern würde. Die alten ehrwürdigen Reichsſtädte verkümmerten zugleich mit Handel und Gewerben, und die Reſidenzſtädte erlangten ein Uebergewicht, welches ſie früher nie gehabt hatten. Hierdurch wurde die Betonung des Lebens höchſt verſchieden, wechſelte nach den Perſönlichkeiten der Herrſcher und dem politiſchen oder ſocialen Uebergewichte des Auslandes. Das norddeutſche Leben näherte ſich ſonſt mehr England, das weſtdeutſche Frankreich, das ſüdöſtliche Italien. In Thüringen und Oberſachſen ſcheinen dieſe Impulſe ſich indifferentiirt zu haben.

Die norddeutſche Weiſe, ſo wie die der Niederländer, hatte außer der Namensverwandtſchaft mit den Engländern noch daſſelbe Klima, dieſelbe Nähe der See, dieſelbe Richtung der Glaubensformen, dieſelbe im Ganzen mehr hügelige und ebene als gebirgige Geſtalt des Bodens zur Grundlage. Somit ſetzte ſich der Branntwein leicht an die Stelle des theuern Weins und des für ſeine Güte zu theuern Biers; der Thee an die Stelle der Suppe, welche bereits dem Butterbrode das Feld hatte überlaſſen müſſen. Der Verkehr des Theehandels ging vorzüglich nach England, und überdies hatte ein Theil des nordiſchen Deutſchlands mit England denſelben Beherrſcher, und war unter den durchſichtigen Schlacken einer abgeſonderten Regierung in den Haupt-Bezügen eigentlich eine engliſche Provinz. Die Folgen dieſer Stellung für einen Theil Norddeutſchlands waren von bedeutenderem Einfluß auf das Leben, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte.

Das weſtliche Deutſchland war ſo zerſtückelt, daß es nur das nahe kompaktere, von einem Alles beherrſchenden Mittelpunkte aus geleitete Frankreich ſich zum Muſter nehmen konnte. Ueberdies hatte es den ſelbſtgekelterten Wein, das leichtere Blut, eine größere Selbſtbehäbligkeit und Schnellkraft mit den Nachbarn gemein. Der Bürgerſtand war hier älter, feſter gegründet, und bei der Zerſtückelung der Gebiete herrſchte er vor, und gab den Ton hier eben ſo mächtig an, als der Adel im ſächſiſchen und ſlaviſchen Norden. Das Vermögen war vertheilter, Reichthum ſeltener, Wohlhabenheit häufiger zu finden als dort.

Das ſüdöſtliche Deutſchland war in größern Maſſen vereinigt, ſonderte ſich mehr vom übrigen Lande deutſcher Nation

sie unter keinerlei Umständen eine Rechtsverletzung gegen Dritte involvirt, weil unerachtet dessen dabei der Private alles findet, was er zum ungestörten Umtriebe seines Grundbesitzes nur immer zu erwarten berechtigt ist; weil also, wenn diese Begriffsbestimmung aufrecht erhalten und in der Gesellschaft vollzogen wird, die schönsten Garantien für ein wesentliches staatsbürgerliches Recht des Grundbesitzers gegeben sind.

Wenden wir nun unsere Begriffsbestimmung auf das Lehenverhältniß an, auf ein getheiltes Eigenthum, so wird sich ergeben, daß der eine Theil, der Obereigenthümer (dominus directus), die Freiheit seines Eigenthums allein dadurch gesichert erhält, daß ihn Niemand an der Benützung der daraus fließenden Rechte, insofern sie auf einem lautern Privatrechtsverhältnisse beruhen und dem Staatszwecke nicht zuwiderlaufen, stören oder daß eine Aufhebung dieser Gemeinschaft ohne seinen Willen anders nicht als durch Naturaltheilung vor sich gehen könne; der Nutzeigenthümer aber wird in seinem Antheile am Eigenthume gesichert, indem weder der Obereigenthümer, noch Dritte ihn in der ihm vertragsmäßig verliehenen ungestörten wirthschaftlichen Benützung seines Nutzungseigenthums bis zu der etwa beredeten Zeit des Heimfalls zu stören vermögen.

Wesentlich verschieden in ihrer rechtlichen Natur sind bekanntlich von den eigentlichen Lehen (den Erblehen, Erbbeständen rc.) die sogenannten Fall- oder Schupflehen, die Leibrechtsgüter, zwei oder vier Augengüter, die Generations-Erbbestände, da es sich bei allen diesen letztern in Bezug auf den Lehenholden nicht sowohl um eine wirkliche Theilung des Eigenthums, sondern zunächst nur um einen auf gewisse Zeit überlassenen Nießbrauch handelt. (Vergl. badisches Landrecht, 1831, aa—ah.)

Man wird wohl annehmen dürfen, daß diese verschiedenen Betheiligungsarten beim Grundeigenthum in der Regel ihre Entstehung den sich hier zu gegenseitiger Zufriedenheit zusammenfindenden Interessen beider Theile, der Grundeigenthümer und der Nutznießer, verdankten. Insofern erstere entweder durch Ueberlassung des Nutzeigenthums, beziehungsweise der Nutznießung, an dazu geeignete Personen und Familien des Ackerbau treibenden Standes sich der Mühe oder der Unthunlichkeit der Selbstbebauung überhoben, ein solid geregeltes Zeitpachtsystem aber

noch nicht gekannt und organisirt war, sahen sich die Obereigenthums- oder die Falllehenherrn durch den Bezug einer mäßigen, mit wenig kostspieliger Verwaltung verknüpften Rente aus ihrem Boden oder ihrem Antheile an demselben zufrieden gestellt, und glaubten sich dabei zugleich für alle Zukunft einen politischen Halt in einer dankbaren Klasse von Colonen zu sichern. Diejenigen Ackerbauer aber, die entweder keinen, oder keinen vollbeschäftigenden Grundbesitz mit ganzem Eigenthume besaßen, hielten für räthlicher, ihr gewöhnlich nicht sehr bedeutendes Vermögen nicht in den sich gering verzinsenden Grund und Boden, sondern vielmehr in das sich höher rentirende landwirthschaftliche Betriebs-Capital zu verwenden; oder aber, wenn sie auch ursprünglich freien und genügenden Grund und Boden besaßen, hielten sie in Zeiten langwieriger Kriege, oder der wilden Fehde- und Eroberungssucht der frühern Jahrhunderte für zweckmäßiger, sich freiwillig als Lehensleute unter den Fittig eines Stärkern zu begeben, oder sich in frommer Andacht geistlicher Obhut zu überlassen.

Ehe wir indessen in unsern Betrachtungen weiter gehen, müssen wir noch einige Worte über die obenerwähnten sogenannten Generations-Erbbestände sagen, welche als etwas ungewöhnliches sich, so viel wir wissen, blos in der ehemaligen Kurpfalz ausgebildet haben. Die Kurfürsten von der Pfalz hatten nämlich, vielleicht gar in der Voraussicht, welchen Angriffen und Inconvenienzen das Erblehenssystem in der Folge noch unterworfen seyn könnte, ihre Kammergüter nicht in förmlichen, auf Erben und Erbnehmer lautenden Erbbestand, sondern in sogenannten Generations-Erbbestand begeben, d. h. sie hatten die Güter unter den damals beliebten Lehensformen auf drei Generationen, den Vater, Sohn und Enkel verpachtet.

Nach dem Tode des Enkels waren die Güter wieder völliges, unbestrittenes Eigenthum der pfälzischen Kammer, und zwar (und dies ist die harte Seite daran, die aber durch die Praxis sehr gemildert ward) ohne alle Verbindlichkeiten eines Rückersatzes für vom Pächter (sogenannten Erbbeständer) geleistete Verbesserungen. Sogar die vollausstehende Ernte stand der Erbbestand-Herrschaft zu, wo der letzte Erbe der Nutznießung vor Einheimsung derselben starb.

Wo der dominus directus bei Erblehen das Nutzeigenthum ganz von sich gegeben, die Rückerlangung desselben vertragsmäßig nur von einzelnen eintretenden Fällen abhängig gemacht hat, die nicht in seiner Macht standen, z. B. beim Aussterben der Descendenz oder Ascendenz der Familie des Nutznießers, oder bei offenbarem Treubruch gegen die Vertragsbestimmung (Caducität), gehörte der Heimfall des Nutzeigenthums zu den wahren Seltenheiten und die Familien der Nutzeigenthümer gewöhnten sich von Generation zu Generation mehr daran, sich als volle Eigenthümer des Guts anzusehen. Das Schupflehensystem und sogar der sogenannte Generations-Erbbestand näherten sich aber in der Praxis dem Erbleben, oder den wirklichen auf Kinder und Kindeskinder ausgedehnten Erbbeständen um so mehr, je mehr man bei dieser Güterbenützungsweise von Seiten der Grundeigenthümer (General-Erbbestandsherrn, Fallehenherrn ꝛc.) das Prinzip verfolgte, die Familien, die einmal auf den Gütern waren, sofern sie sich klaglos betrugen, auf denselben durch neue Verleihung zu belassen, und so schien das Fallehensystem von dem Erblehensystem, wenn auch der Rechtsnatur nach sehr verschieden, doch der Form und Wirkung der Benützung nach und namentlich in Bezug auf die nutznießenden Familien im Laufe der Zeiten fast wie in einander verschmolzen.[1]

Der einzige Unterschied trat auffallend hervor, daß bei dem fort und fort wachsenden Werthe und Ertrag der Güter es demjenigen Gutseigenthümer, dessen Gut auf zwei bis vier Augen oder auf einige Generationen hinausgegeben, wo also nach Ablauf dieser zuvor verabredeten Zeitfrist das Gut jedesmal wieder zur Verfügung gestellt war, leichter wurde, selbst wenn er die seither nutznießende Familie nicht verdrängen wollte, den Pacht für die neu verliehene Nutznießung, den Zeit- und Culturverhältnissen nach neu zu regeln, oder doch durch die Auswahl des ihm am

[1] Nach Nachrichten, die wir der Gefälligkeit der fürstlich fürstenbergischen Verwaltungsbehörde verdanken, ist der Fall nie vorgekommen, daß fürstenbergische Schupf- oder Fallehen wirklich nach dem Ableben des Schupflehenbauers zurückgenommen worden sind, sondern diese Güter wurden stets an die Kinder, Wittwen, ja sogar an Seitenverwandte wieder verliehen.

tüchtigſten ſcheinenden Familienglieds zum Nachfolger in der Nutznießung für den Gutsumtrieb und die ſolide Nutzung und Erhaltung des Gutes ſichere Vorkehr zu treffen. Dem Obereigenthümer bei Erbleben aber war dies benommen, er hatte nur ſeinen beſtimmten Canon und bei Gutsveräußerungen oder Verpfändungen ꝛc. eine gewiſſe beredete Abgabe zu erhalten; über die Perſon des Gutsnutznießers kam ihm in der Regel gar keine Entſcheidung zu, wenn gleich ein neuer Transſirbrief gelöst werden mußte.

In die immer lauter gewordenen und jedenfalls zum Theil begründeten Klagen über die Läſtigkeit, Unerträglichkeit oder National-Unwirthſchaftlichkeit der eigentlichen Grundlaſten und Servitutenbelaſtungen, ſowie in die gerechte Entrüſtung über die perſönliche Leibeigenſchaft, welche ſich aus früheren Jahrhunderten bis auf unſere Zeit übertragen hatten, miſchten ſich gar bald auch die Klagen über den Druck des Lehenweſens und der Lehensabgaben, und es mögen die frühern Lehenherrn einen Theil der Schuld tragen, weil ſie das Lehneinſtitut nicht rein als ein reales gewahrt, ſondern die Unbill des perſönlichen Leibeigenſchaftsnexus mit demſelben zu verweben bemüht geweſen waren.

So geſchah es, daß, während im Intereſſe der höhern Civiliſation die Schmach und die Laſten der perſönlichen Leibeigenſchaft abgewälzt werden mußten, die Verſuchung nahe gelegt war, auch an das reale Gebäude des Lehenweſens die Hand zu legen.

Während man ſich früher glücklich geſchätzt hatte, Lehensbauer zu ſeyn, während in der Lehensnutznießung die Familien der Lehensbauern Wohlſtand oder gar Reichthum geſammelt hatten, während namentlich nach den eingetretenen Veränderungen im Werth der Dinge die Gegenleiſtungen, die ſie für ihren Canon zu empfangen hatten, an Bau- und Brennholz, Pferch-, Weiderechten, Streubezügen ꝛc. häufig mehr betrugen als ihre Lehensabgaben, ſchenkten ſie dem allgemeinen Geſchrei über Druck des Feudalweſens theils gleich von Anbeginn an, theils erſt ſpäter Gehör, weil man nicht nachließ, ihr Ohr von allen Seiten damit zu beſtürmen, oder ſelbſt, weil einzelne Lehensherren, oder ihre Verwalter Wucher und Mißbrauch mit den Befugniſſen

der Lehenherrſchaft trieben, und in manchen Gegenden und Fällen erſchienen ſie zum Theil als höchſt undankbare Gegner ihrer Obereigenthumsherrſchaft, verweigerten ihre Erbbeſtandsgefälle, wollten keine Conſenſe mehr annehmen; ja ſie ſchämten ſich in einzelnen Gegenden nicht, die Erbbeſtands-Reverſe, mit ihrer oder ihrer Eltern Unterſchrift verſehen, die man ihnen zum einfachen und klaren Beweis der Lehensqualität ihrer Güter vorhalten wollte, rein abzuläugnen.[1]

Namentlich aber traten und treten ſie vielfach als die hartnäckigen Gegner aller Verſuche auf, die ihnen aus früherer Zeit mitverliehenen Nutzungen von erblehenherrlichen Servitutberechtigungen auf auswärtigen Gemarkungen, namentlich Weiderechten, gegen gleichwohl billige Entſchädigung abzutreten. Von einer Menge Beiſpielen, die wir namentlich von ehemals Mainziſchen und Würzburgiſchen Erbbeſtandsverhältniſſen ſelbſt kennen gelernt haben, und von denen wohl einzelne verdienen würden, in der Agrargeſchichte aufbewahrt zu werden, ſey nur eines hier berichtet.

Die Erbbeſtänder zu G.....en, großh. bad. Bezirksamts B.....g hatten in ihrem Erbbeſtandsbriefe unter andern weſentlichen Nutzungen den freien Bezug des Pferchs einer nicht mit in den Erbbeſtand begebenen, freieigen gebliebenen herrſchaftlichen Schäfereiberechtigung auf den benachbarten Gemarkungen. Als die Aufrechthaltung des Waiderechtes ihrer Obereigenthumsherrſchaft die unverhältnißmäßigſten Opfer verurſachte, und man in Uebereinſtimmung mit den Grundſätzen, die man von Seiten der Lehensherrſchaft ſonſt allenthalben beobachtete, die Ablöſung mit den Weidebelaſteten unterhandelte, waren es nur die pferchberechtigten Erbbeſtänder, welche jede gütliche Vermittlung ſtörten.

---

[1] Ueber dieſe Thatſache enthalten z. B. die Gerichtsakten der großh. bad. Bezirksämter Walldürn, Adelsheim ꝛc. im Odenwalde aus den 1830er Jahren die merkwürdigſten Belege in Sachen fürſtlich Leiningiſcher, vormals Mainziſcher und Würzburgiſcher Erbbeſtänder gegen ihre Lehensherrſchaft.

Auch die Regiſtratur des k. württemb. Gerichtshofs für den Donaukreis enthält viele Beiſpiele muthwilliger, bis ins Lächerliche übertriebener Rechtsſtreitigkeiten von Lehenleuten gegen ihre Lehensherrſchaften. Vrgl. Sarwey's Monatſchrift für die Juſtizpflege in Württemberg. VI. Band. Seite 307.

Die bedeutendsten Anerbietungen, z. B. die Naturalentschädigung durch eine in ihr Erbbestandsgut inclavirende bedeutende Wiesenfläche, durch deren Nutzung und Verfütterung sie viel mehr Dünger als durch das Pferchrecht erzeugen konnten, wurden zurückgewiesen.

So bildete sich allerdings mitunter ein höchst verdrießliches Verhältniß zwischen dem Ober- und Nutzeigenthümer aus, geeignet, die frühere gute Meinung vom Lehensinstitute sehr zu schwächen. Mit der Macht der Presse und der Rede, mit dem Einfluß der Katheder vereinigte sich endlich auch die legitime Gewalt.

In letzterer Beziehung gibt uns namentlich die Agrargeschichte Württembergs denkwürdige Daten an die Hand, die wir nun kurz durchgehen wollen.

Nachdem man nämlich in den altwürttembergischen Landen von jeher den Staat und das Kirchengut als die bedeutendsten Grundherrn anzusehen hatte, diese aber die Kleinwirthschaft zins- und gültbelasteter Eigengüter als Grundlage des landwirthschaftlichen Betriebs begünstigt hatten, so konnte man sich in Altwürttemberg nach der Besitznahme der durch die Mediatisation der Krone Württemberg unterworfenen Landestheile nicht in die Lebensverhältnisse finden, die in dem Neuwürttembergischen vorherrschten.

Man glaubte also den neuwürttembergischen Landestheilen vor allem zu ihrem Glück dadurch helfen zu müssen, daß man das Lebensverhältniß möglichst rasch beseitigte, und freie, d. h. zinseigene Ackerbauern zu schaffen sich anschickte.

Es sind die k. Mandate vom 16. März 1808, Reg. Bl. Nro. 11; vom 6. Juli 1812, Reg. Bl. Nro. 29; und vom 18. November 1817, Reg. Bl. Nro. 70, Beil. III., welche in dieser Richtung vorzugsweise wirksam seyn sollten.

Alle drei Gesetze gehören der Zeitperiode an, wo keine Verfassung bestand, wo die Absicht und Handlung des Landesherrn in keiner Theilung der gesetzgebenden Gewalt eine Hemmung erfuhr. Das erste genannte Mandat richtete sich zunächst gegen die Fallehen. Die k. Verordnung vom März 1808 zeigt die allerhöchste Intention des Königs Friederich:

„die Fallehen zur Beförderung des Wohlstandes der gegenwärtigen Inhaber und ihrer Nachkommen entweder in Erb-

leben oder in Zinsgüter unter erleichterten Bedingungen verwandeln zu lassen."

Ja sie befiehlt sogar:

„dieſe königliche Abſicht von den Kanzeln herab zur Kunde des Volkes zu bringen."

Demnach ſcheint dieſe Verordnung, „vollzogen vom landwirthſchaftlichen Departement der k. Oberfinanzkammer," lediglich zunächſt und ausſchließlich für die Bauernlehen des Staats erlaſſen worden zu ſeyn. Obgleich dieſes Mandat den Falllehenholden des Staats große Wohlthaten zuſicherte, ſo ſcheint es einen ſehr geringen Anklang gefunden zu haben, ſey es aus Mangel an Vertrauen zum neuen Regiment, oder weil die Falllehenbauern ſich bei ihrem Lebensverhältniß wohl befanden, oder aus Hang zum Hergebrachten.

Dieſe geringe Wirkung ſcheint das zweite Mandat vom Juli 1812 hervorgerufen zu haben; der König Friederich erließ ein unmittelbares Dekret, worin er

„im Hinblick, daß die Erleichterung und allmählige Auflöſung des Lebensverbandes der Bauerngüter der allgemeinen Wohlfahrt und Landeskultur verträglich erachtet wurde und in der Lebensverbindung zum Theil ein Hinderniß liege, welches der Theilnahme aller Gemeindeglieder an den Gemeinheitsrechten inſofern entgegenſtehe, als dieſe Rechte bisher Zugehörungen von geſchloſſenen Lehengütern ſeyen"

verfügt:

1) Die Allodificirung der Bauernlehen, ſo wie die Verwandlung der Falllehen und Erblehen in freie Zinsgüter ſolle auf alle mögliche Weiſe begünſtigt werden.

2) Dieſer Grundſatz beziehe ſich gleichfalls auf die von fürſtlichen, gräflichen, adelichen und anderen Gutsbeſitzern als Lehensherrn abhängige Bauernlehen.

3) Die freiwillige Uebereinkunft zwiſchen den Privatlehensherrn und ihren Lehensleuten ſoll zwar maßgebend ſeyn, jedoch dürfe kein Gutsbeſitzer (Privatlehensherr) die von einem Fallbauern nachgeſuchte Verwandlung oder Allodification aus bloßem Eigenwillen und ohne Anführung wichtiger

Gründe zurückweisen, widrigenfalls dem Könige unmittelbar Anzeige geschehen solle.

4) Es wurde den Privatlehenherrn zugestanden, ihre Lehen nach dem Heimfall, oder auf Nachsuchen der Lehensleute zu zertrennen, oder auch nur einen Theil in Erbleben oder Eigenthum verwandeln zu lassen.

5) Die nicht fallbaren Bauerngüter (wie es scheint, waren hier die freieigenen Bauernhöfe gemeint), so wie Erblehenhöfe, in wessen Obereigenthum sie auch seyen, dürfen auf alle Weise nach vorheriger Anzeige bei dem betreffenden Lehensherrn zertrennt werden.

Dieses Gesetz ging nun offenbar schon viel weiter als das vorige. Es sprach definitiv aus:

1) Die Begünstigung und Erlaubniß zur Zertrennung der Bauerngüter überhaupt und der sämmtlichen Bauernleben insbesondere (die Anzeige bei dem Lehensherrn schien im letztern Fall nur angeordnet wegen der Vormerkung und Vertheilung der Lehenslasten auf die neuen Besitzer).

2) Es nahm die Privatlehenherrn speziell in Anspruch, auch in Bezug auf die Zumuthung der Falllehensalledification, oder Umwandlung dieser Leben in Erbleben und Zinsgüter.

So energisch dieser k. Erlaß auch in die Privatrechte der Lehensherrn eingreift, so zeigen andere Bestimmungen desselben doch, daß man entweder eine Rechtsverletzung selbst fühlte und durch einzelne mildernde oder passive Ausdrücke dieser wieder Schranken anlegen wollte, oder aber, daß man mit sich über den besten Weg, den man verfolgen sollte, noch nicht völlig im Klaren war.

So will der passus 1 die Verwandlung der Fallleben in Erbleben und Zinsgüter auf alle mögliche Weise begünstiget wissen.

Der passus 3 anerkennt die freie Vereinbarung unter den Betheilten als maßgebend an, er schreibt zwar eventuell eine Vorlage beim Könige vor, ohne aber irgend ein Präjudiz anzudrohen oder gar festzusetzen.

Noch weiter ging das kurz nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm erschienene Edikt vom November 1817.

Dieses Edikt verordnete nämlich, indem es unter andern

den Lehensverband als einen Druck für den Ackerbauer erklärte, durch welchen Druck derselbe an der freien Verfügung, Benützung und Vertheilung seines Eigenthums gehindert sey:

A. in Bezug auf die Falllehen.

1) Daß diese nicht mehr auf zwei bis vier Augen verliehen werden können, vielmehr ohne eine Erhöhung der jetzigen Abgaben den dermalig nutznießenden Familien verbleiben sollen.

2) Daß die Falllehen des Staats, der Gemeinden und Stiftungen in freieigene Zinsgüter verwandelt würden, ohne für das werthvolle Heimfallsrecht das mindeste anzufordern.[1]

3) Daß auch die Privat-Falllehenherrn, jedoch gegen eine später noch (vom Könige) zu bestimmende Entschädigung sich die Umwandlung in zinseigene Güter gefallen lassen müssen.

4) Daß die Verwandlung der Falllehen einzig nur in zins- oder freieigene Güter, nie in Erblehen geschehen könne.

B. in Bezug auf Erblehen

bestimmte das k. Edikt:

a) daß alle Erblehen (auch die der Privatbesitzer) ohne

---

[1] Merkwürdig ist und bleibt, von welch verschiedenen Gesichtspunkten man in Bezug auf die Lehensverhältnisse in den einzelnen deutschen Staaten ausging. So hat man in dem Großherzogthum Baden, in welchem sich eine große Rührigkeit in der agrarischen Gesetzgebung, namentlich in der Erleichterung des Bodens von drückenden Lasten beurkundet, erst im Jahr 1833 (Gesetz vom 15. November 1833, Regbl. S. 261) auch die Privatlehensherrn bedingt in Anspruch genommen, insofern man denen, deren Leben bei mehrfachen letzten Heimfällen stets wieder an die Familienglieder des letzten Falllehenmannes hingegeben wurden, die Verpflichtung auflegte, solche Lehengüter (jedoch nach eigener Wahl) einem der Erben zu überlassen.

Dabei wurde aber dem Lehensherrn gestattet, die Leistungen des Lehenmanns, wenn solche nach Abzug seiner Gegenleistungen noch nicht volle ⅓ vom Pachtwerth des Lehens betrage, bis auf dieses Maß (jedoch ein für allemal) zu erhöhen.

Eine Verordnung vom Jahr 1826 (Regbl. Nro. XV. S. 99) erließ Bestimmungen über die Allodification der Staats- (nicht der Privat-)Lehen, wobei für Falllehengüter nach dem Alter des Falllehenbauern 16 — 78% vom reinen Gutswerth gefordert werden, eine Verordnung, welche die Falllehen ganz im Sinne des oben angerufenen Landrechtsatzes 1831 beurtheilt.

irgend eine Entschädigung aufhören, beziehungsweise in beliebig theilbare Zinsgüter verwandelt seyn sollen;[1]

b) daß das Lösungsrecht der Lehensherrn aufgehoben sey.

Es ist wahrhaft schmerzlich für einen Bewunderer der großartigen Fürstengesinnung, welche sich in den verschiedenen denkwürdigen Edikten vom 18. November 1817 gegen das württembergische Volk ausspricht und die immer eines der schönsten Merkmale der edelsten landesväterlichen Absichten eines sein Volk mit Liebe umfassenden Fürsten seyn und bleiben wird,[2] zugeben

[1] In Baden besteht nach der oben angerufenen Verordnung von 1826 je nach der Verschiedenheit der Rechtsnatur des Erblehens oder Erbbestands für den Heimfall der Staatslehen eine Ablösung von 3 — 6% vom reinen Gutswerth.

[2] Für denjenigen Kreis unserer Leser, welchen dieses k. Edict von 1817 nicht näher bekannt ist, geben wir zur Begründung dieses unseres Urtheils in Bezug auf die edlen Fürstengesinnungen, die sich darin kund thun, folgenden Auszug aus demselben:

„Wir Wilhelm ꝛc. In der Ueberzeugung, daß in einem Staate, dessen vorzüglichster Reichthum in dem Grundeigenthum und in der zweckmäßigen Benutzung desselben besteht, der Wohlstand des Volkes auf die Grundlage einer dem Rechte und dem Zeitgeiste entsprechenden Freiheit des Grundeigenthümers und des Bauern gebaut werden müsse, haben Wir Uns seit dem Antritte Unserer Regierung mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigt. Wir haben gefunden, daß, so sehr auch der Geist der früheren Gesetzgebung in dem Mutterstaate die Fesseln der persönlichen Leibeigenschaft zu erleichtern gestrebt hat, dennoch auf einem großen und besonders dem ärmeren Theile Unserer Unterthanen noch eine drückende Last mannichfaltiger Abgaben lastet, welche, je weniger ein zureichender Rechtsgrund für die Fortdauer derselben angeführt werden kann, desto verderblicher jedem Emporstreben zu höherem Wohlstande im Wege stehen. Mit diesen Lasten ist in Unsern ältern und neuern Provinzen ein Druck anderer Art für die Grundeigenthümer verbunden, welchen der Lehensverband erzeugt. Beschränkt in der Benutzung des lehenbaren Grundes, in seiner Erwerbung, so wie in seiner Veräußerung, hat bisher der Landmann werde durch Verkauf sich helfen, noch selbst der Vater durch Vertheilung seine eigenen Kinder unter sich gleichstellen können. Abgaben, bald an sich unverhältnißmäßig, bald durch ihre Natur, bald durch die Zeit, in welcher dieselben gefordert werden, bald durch die Kosten und Plackereien der Erhebung drückend, haben der Industrie den Muth und die Mittel, sich zu heben, entziehen, die Kultur hemmen, die Armuth vermehren, und durch alles dieses, so wie

aus, als daß es sich diesem anschloß, obgleich das Reich von Wien aus dem Namen, aber nicht der That nach beherrscht wurde. Fremde Zuthaten kamen durch undeutsche Völker in das Leben, welche gleichfalls dem Scepter der Habsburger gehorchten. Durch die zum Theil gewaltsame Wiederherstellung der römischen Glaubensform im siebenzehnten Jahrhundert, wandten sich diese Lande ungleich mehr gegen Italien, als gegen das übrige protestantisch gebliebene Deutschland. Diese Richtung war eben so bedeutend für den Fürstenpalast als für die Bauernhütte. Die untern und mittlern Klassen der Gesellschaft blieben zwar dem alten Provinziellen getreu, aber gegen das übrige Deutschland zurück. Dagegen sprangen die Höhern in der ganzen Lebensweise weit mehr ins Italienisch-Spanische über, als daß sie gestrebt hätten, sich volksthümlich und von innen heraus auszubilden.

So verschieden sich diese Hauptmassen gestalten mußten, so auffallend wurden weiter die Abschattungen von Stand zu Stand und von einer Glaubensform zur andern in derselben Provinz.

Durch ganz Deutschland, ohne Unterschied, herrschte das verderbliche Beispiel des Hofs Ludwigs XIV. vor, an geistlichen wie an weltlichen Höfen. Die Fürsten und der Adel suchten überall wie in Sprache, Kleidung und Sitten, so auch in Wohnung, Küche und Vergnügungen, möglichst vom Volke sich abzusondern. Die Reichen und Gebildeten des Bürgerstandes mußten es sich zur großen Ehre rechnen, wenn sie in den Prunkzimmern des Adels zugelassen wurden, um dort eine sehr untergeordnete Rolle spielen zu dürfen. Nur in einigen Handelsstädten herrschte der Geldadel ausschließlich, ahmte aber trotz alles gegenseitigen Spottes dem Geburts- und Hofadel nach Kräften nach.

Handel und Verkehr bewegten in jenen Zeiten sich in ungleich engeren Kreisen als seither. Gereist wurde wenig; daher sah man oft wackere kräftige Männer ihren letzten Willen hinterlegen, ehe sie das Wagniß unternahmen, eine Reise von 50 Meilen anzutreten. Freilich waren auch Wege, Gasthöfe und besonders Postwagen so beschaffen, daß es wohl begreiflich war, wie der an sein Ende denken mochte, welcher fortan ihnen überantwortet war. Bei kleineren Reisen wurde möglichst viel Gepäcke mitgenommen, besonders behängten sich die Ehefrauen der ehrlichen Philister gewiß mit dem Besten, was sie besaßen, um ja auswärts eine reputirliche

zu müſſen, daß, während das Edikt die Entfeſſelung und Freiheit des Eigenthums obenanſtellen wollte, dieſe Freiheit auf Koſten der Freiheit erreicht werden ſollte. Denn man glaubte, um der bedrohten öffentlichen Wohlfahrt willen, die Freiheit des Erblehenherrn, über ſein Eigenthum zu verfügen, ja ſeine ganzen Anſprüche an weſentliche Theile des Obereigenthums ohne Entſchädigung annulliren, die Eigenthumsanſprüche des Falllehenherrn mehr oder weniger opfern zu ſollen dem Geſchenke, das man dem Falllehensmann, dem derzeitigen Nutznießer, beſtimmt hatte.

Die Gemeinden und Stiftungen, ſo wie die Staatslehensbeſitzungen mußten dieſem k. Edikte Folge geben. Es wird nachher reiflicher Unterſuchung unterſtellt werden, in wie weit die Opfer, die hier von dem Staate, den Gemeinden und Stiftungen gebracht werden mußten, im Verhältniſſe ſtehen mit dem von der königlichen Maßregel beabſichtigten Erfolge für die öffentliche Wohlfahrt.

Der Adel, der ſehr bedeutend betheiligt war, remonſtrirte gegen das k. Edikt. Die Beſchwerden des Adels, die am königlichen Throne niedergelegt wurden, verſuchte man zwar in zwei Flugſchriften zu widerlegen (Ueber Aufhebung des Falllehensverbands und über die willkürliche Zertrennung der Bauerngüter in Württemberg, vom 1. u. 20. März 1818, Stuttg., Mäntler.),

durch verminderte Produktion und Bevölkerung dem Staate, auf welchen dieſelbe zugleich eine koſtbare Verwaltungslaſt gewälzt hat, immer tiefere Wunden ſchlagen müſſen. Dieſe Gebrechen haben Unſere Aufmerkſamkeit um ſo mehr auf ſich ziehen und Uns zu entſcheidenden Maßregeln beſtimmen müſſen, je härter die Folgen langer Kriegsjahre und mehrjährigen Mißwachſes noch auf dem größten Theil der Grundbeſitzer laſten. Wir haben daher bereits in Unſerem Verfaſſungs-Entwurfe mehrere hierauf ſich beziehende Beſtimmungen gegeben und um Unſere liebe und getreue Unterthanen nun in den Genuß der ihnen zugedachten Wohlthaten zu ſetzen, verordnen Wir nach Anhörung Unſeres Geh. Raths wie folgt ꝛc."

Wen erinnern dieſe königlichen Worte nicht unwillkürlich an die edle Sprache, welche in dem denkwürdigen Kulturedikte König Wilhelms III. von Preußen vom 9. Oktober 1807 ſich äußert; Worte, gleich werth, dieſem letztgenannten Fürſten einen unvergänglichen Denkſtein in der Agrargeſchichte Preußens und Deutſchlands zu ſetzen!

allein wahrlich mit wenig Glück, so daß eine darauf erfolgte Antwort (das Grundeigenthum des Adels und die Maximen der Umwälzung, Deutschland 1818), wenn gleich sie den Charakter der Parteischrift nicht verläugnet, die Kränkung der Rechte des einen Theils so scharf bezeichnete, daß diese Schrift vielleicht viel dazu beigetragen haben mag, den gerechten König zur Sistirung seiner Maßregel in Bezug auf das Eigenthum des Adels zu bestimmen, oder vielmehr die Wirkungen des Edikts auf den völkerrechtlich geschützten Adel der Entscheidung des Bundestags anheimzustellen.

Daher noch bestehen die Fall- und Erblehen des Adels in den [illegible] abergischen Landen und die im Jahr 1818 (Verordnung vom 17. September 1818, Reg. Bl. Nro. 54, Seite 503 ꝛc.) verheißene, für die Privatlehenherrn verbindliche Norm zur Allodification ist heute noch nicht erschienen; ebensowenig als andernseits der Bundesbeschluß, an den appellirt worden ist.[1]

Daß es nicht in unserer Absicht liegen könne, dem Lehninstitut in seinen veralteten Formen ein unbedingtes Loblied zu singen, werden wir im Verlaufe dieser Abhandlung näher begründen. Noch weniger kann es in unserer Tendenz liegen, den Schutzredner der Privatlehensherrn zu machen, wozu wir keinen Beruf haben und in uns fühlen.

Allein wir durften die geschichtlichen Thatsachen nicht umgehen, die sich innig mit unserer Betrachtung verweben, und

---

[1] Wie dringend indessen eine definitive endliche Entscheidung dieser Streitfrage durch den Bundestag ist, das mag unter anderen der Umstand beweisen, daß die obersten Gerichte des Landes das Edict von 1817 als vollgültiges Gesetz vollziehen, im Conflicte mit der k. Staatsregierung, die sich neuerdings auf den Art. 14 der deutschen Bundesakte beruft, sich und der deutschen Bundesversammlung eine diesfallsige Entscheidung vindicirt, und auch in einzelnen Declarationen über die Rechte der Standesherrn eine Suspension des Vollzugs bis zum Austrag beim Bundestag zugestanden, sowie in der Ständekammer die offizielle Erklärung abgegeben hat, daß die Staatsregierung die Frage wegen der Lehen dem Ausspruch des Bundestags unterstellt habe. (Urtheil des Obertribunals in Sachen der Standesherrschaften Hohenloh-Neuenstein-Kirchberg und Schäsberg-Thannheim gegen Martin Leitenmaier zu Thannheim, Anerkennung des Obereigenthums an Erblehen betreffend, vom 16. Januar 1844.)

dürfen, ſogar auf die Gefahr hin, mißdeutet und mißverſtanden zu werden, treu der Verpflichtung eines Lehrers und Verfechters der ungeſchminkten Wiſſenſchaft, nicht zurückhalten mit dem Reſultate, das ſich unſerer unparteiiſchen Forſchung aufdringen muß.

In dieſem Sinne haben wir drei Fragen zu betrachten:

I. ob die Freigebung der bäuerlichen Lehen **unter allen Umſtänden** den agrariſchen Zuſtänden und Fortſchritten ſo wie den ſocialen Bedürfniſſen ſo dringend entſpreche, daß ſie im Sinne einer öffentlichen Expropriation im Zwangswege allgemein durchzuführen ſey?

II. ob namentlich nicht und bejahenden Falls durch welche Mittel und Wege das Lehensinſtitut aus ſich ſelbſt heraus zu veredeln und den heutigen Zeitforderungen anzupaſſen ſey?

III. ob und auf welche Weiſe eine auf freie Vereinbarung geſtützte Freigebung vollſtändig genüge, auf welchen Grundlagen dieſe eventuell beruhen dürfte und wie ſie etwa von Staatswegen zu fördern und zu begünſtigen ſey?

ad I. Wir müſſen die erſte Frage gleich von vorne herein **verneinen.**

Ehe wir auf die Gründe eingehen, welche den Gegnern unſerer Behauptung zu der Annahme von der Verwerflichkeit des Lehensverhältniſſes Veranlaſſung geben, wollen wir für diesmal den Beweis für unſere Anſicht auf die Weiſe anzutreten verſuchen, daß wir uns zuvörderſt auf dem Boden gegebener Verhältniſſe zu halten ſuchen, welche letztere öfters durch ihre gewaltigen und unumſtößlichen Zahlen hart ans Ohr der Ungläubigen ſchlagen, gewaltiger als Dutzende von Folianten es vermöchten, gegen welche, wenn es blos um gelehrten Streit zu thun wäre, man wieder eben ſo dickleibige Abhandlungen zu ſchleudern im Stande wäre. Dieſe nackte Wirklichkeit gibt uns nun zu erkennen, daß alsbald nach der Erlaſſung des oben erwähnten k. Edikts vom November 1817 die Lehen des Staats, der Stiftungen und Communen mit großen Opfern für die Staats- und die Corporations-Kaſſen, wie wir noch ſpäter nachweiſen werden, zwar vielfach der Allodification unterſtellt wurden, weniger aber, damit dadurch der Beſitzer oder deſſen Familie nach der wohlgemeinten

königlichen Absicht ein freies, glückliches Besitzthum erlange, und, wie sich das Edikt ausdrückt, „die Früchte des Fleißes nun voll ernte," sondern daß vielmehr in sehr vielen Fällen unter der Vermittlung und dem schlauen Deckmantel der sogleich ins Leben getretenen Güterhändler, von dem Hasse des Volks „Hofmezger" genannt, mit der königl. Gnade Mißbrauch getrieben wurde. Denn nicht selten wurden schon die Tage der Allodification durch die Handlung des Gutsverkaufs an diese handwerksmäßigen Wucherer und mittelst jammervoller, in agrarischer Hinsicht planloser, vielmehr blos nach dem Privatvortheil des Händlers geleiteter Zerstücklung unter wüstem Saufgelage und allerlei betrügerischen, oder doch wenigstens sitten- und polizeiwidrigen Vorgängen gefeiert.

Neben vielen offiziellen und nicht offiziellen Daten aus neuerer Zeit, die vor uns liegen, welch erstere wir der hochgefälligen Mittheilung des hohen k. Ministeriums des Innern zu Stuttgart verdanken, wollen wir uns für diesmal der Kürze halber an einige wenige schlagende Momente halten,[1] und zwar an den aktenmäßigen Beleg, daß schon wenige Monate nach der Publikation des Edikts (im Januar 1818) die k. Aufsichtsbehörde über die Staatslehen von Oberschwaben gegen solche wucherischen Schritte mit der Einziehung der Lehen zu drohen gezwungen ward (vgl. das Grundeigenthum in Schwaben. Deutschl. 1818, Beil. XI. S. 260); und weiter liegt unter andern ein offizieller Bericht aus Oberschwaben an die dortige k. Kreisregierung vor uns, aus dem wir mit höherer Erlaubniß folgende Stelle entnehmen:

> „Seitdem das Edikt von 1817 die Allodification der Fallleben den Inhabern derselben (den Fallehenleuten) durch die der Staats-Finanzverwaltung und den Gemeinden und Stiftungen auferlegte Pflicht der Zulassung der Allodification möglich gemacht hat, begannen in ganz Oberschwaben die Juden den Güterhandel und prellten dabei manchen einfältigen Christen auf so enorme Art, daß es

[1] Weitere Nachweise in einem besonderen späteren Aufsatz über Hofhandel.

höchſt nöthig war, denſelben dieſen Handel unter Strafandrohung zu verbieten." (Siehe Geſetz über die Verhältniſſe der Iſraeliten vom 25. April 1828, Art. 28.)

„Seitdem nun die Juden den Güterhandel (wenigſtens öffentlich) nicht mehr treiben dürfen, ſind Chriſten an ihre Stelle getreten und treiben denſelben meiſtens unter heimlicher, zum Theil auch offener Mitwirkung von Juden auf eine gleich jüdiſche Weiſe."

(Folgt hierauf die Darſtellung der betrügeriſchen und verführeriſchen Weiſe, womit man die Bauern zum Verkauf ihrer Güter beſtimmt und verleitet ꝛc.)

Wir wünſchten widerlegt zu werden, wenn wir behaupten, was wir nebenbei durch Erkundigungen höchſt achtbarer, erfahrner Perſonen in Oberſchwaben beſtätigt gefunden haben, daß während ſicher $^7/_8$ aller bis jetzt vorgekommenen Gutsallodificationen zum Behuf der Zertrennung der Güter vollzogen worden ſind, hievon die *größere Hälfte* unter direkter oder indirekter Vermittlung und aus Veranlaſſung und im einſeitigen Intereſſe der Hofmezgerei, nicht aber zum wahren allgemeinen Wohle des Grundeigenthums und namentlich zu richtiger Vertheilung allodificirt worden iſt.[1]

Wir wünſchen ferner Unrecht zu haben in der Anſicht, die ſich uns auf einer Reiſe durch Oberſchwaben aufgedrungen hat und uns von verſtändigen, ſachkundigen, unbefangenen Männern vom Fache beſtätigt worden iſt, daß viele Orte, die allodificirt haben, in ihrem Wohlſtande zurückgehen,[2] in weit größerem

[1] Weit entfernt eine vernünftige Theilung zu großer Güter und Bauernhöfe nicht auf alle zuläſſige Weiſe gefördert zu wünſchen, wollen wir gern einräumen, daß ſelbſt die lediglich in dem einſeitigſten Intereſſe geleitete Hofmezgerei auch da und dort zu beſſerer Vertheilung des Grundeigenthums unwillkührlich mitgewirkt habe. Wir beklagen blos, daß die Gütervertheilung ſich auf die Hofmezgerei ſtützt, von deren *einſeitiger* Richtung abhängig ſeyn ſoll, ſtatt daß Gegentheils der gewerbliche Güterhandel lediglich im Dienſte eines genau überwachten Güterverkehrs ſtehen ſollte.

[2] Nach einem uns zu Handen gekommenen amtlichen Auszug aus dem Pfandbuch der Gemeinde Sch.....ck, Oberamts R.....g, beſtehen daſelbſt, während vor 1812 kein Kreuzer Hypothekſchulden, ſomit auch gar kein Hypothekenbuch exiſtirt hatte, nach Abzug aller der Poſten, welche bloß im Pfandbuche vorgemerkt ſind, nur an wirklichen Pfandſchulden 124,000 fl. —

Maße an dem Uebel armer Gemeindeglieder immer mehr laboriren, daß das Pfandweſen, die Polizei erſchwert ſey, Prozeſſe aller Art gefördert worden ſeyen; daß dagegen in den Bezirken des Adels ſich zum Wohle der betheiligten Lehenbauern das Unheil des wucheriſchen, planloſen Güterhandels mit allen ſeinen unſeligen Folgen nicht habe einniſten können.

Wir wünſchen Unrecht zu haben in der Wahrnehmung, daß häufig an der ehemaligen Hofſtatt einer wohlhabenden Bauernfamilie jetzt 5—6 mitunter ſehr verkümmerte Familien dürftig und die Sicherheit gefährdend, jedenfalls nicht zur Freude der Nachbarn Platz gefunden haben.

Wir haben gereifte ehrenwerthe Männer aus allen Ständen, geiſtliche und weltliche Beamte, Lehrer, wie andererſeits ehemalige und jetzige anerkannt tüchtige Ortsvorſteher den neuen Zuſtand der Dinge in ſeiner maßloſen Ausdehnung ernſtlich und wehmüthig beklagen hören.[1]

Wir haben uns vergebens nach den vermehrten Wohlſtandsquellen umgeſehen, welche etwa einen ſo ausgebreiteten Kredit hätten erklärlich machen können; wir haben dagegen vernommen, daß im Vergleich mit den allgemeinen Fortſchritten, welche der Landbau gemacht, und den allgemein geſteigerten Güterpreiſen dieſe Gemeinde in keiner Weiſe in einem dieſen großen Schuldenſtand rechtfertigenden Maßſtabe ſich gehoben habe.

[1] Es fehlt ſich nicht, daß einzelne Individuen, welche aus dieſem vermehrten Güterverkehr Nutzen zieben und gezogen haben, ſowie diejenigen Lehenholden, welche die königliche Gnade der Allodification zum bleibenden Wohl ihrer Güter und Familien auf Koſten der Geſammtheit der Staatsgeſellſchaft oder der Corporationen, welche die Opfer der Allodification zu tragen hatten, zu benützen gewußt haben, mit dem Zuſtande (für ſich) zufrieden ſind.

Auch gibt es eine nicht unmächtige Partei, welche die Allodification begünſtigt, in der Hoffnung, daß auch die Privatlehenherren zu ſolch niedrigem Kauf, wie der Staat und die Corporationen, ihre Lehen abzutreten bewogen werden können, und welche den üblen Folgen, die im Gefolge der ſeitherigen Allodificationen waren, durch die geſammelten Erfahrungen zu entgehen hofft, das Edikt von 1817, ſo weit es in ihre Rechnung paßt, täglich preist und deſſen Anwendung auf alle Lehenszuſtände dringend begehrt. Wer aber die Sache ganz unbetheiligt und ruhig im Allgemeinen zu betrachten, ſich über ſein Ich zu ſtellen, oder eine vorgefaßte Meinung zu berichtigen im Stande iſt, der wird ſich in der Regel dem Urtheile beigeſellen, das wir ſo eben erwähnt haben.

Wir haben gehört und uns leicht abstrahiren können, daß die wirklich höchst bedeutende Summe derjenigen Gelder, die für Kaufkosten, Saufgelage, für las et nelas seit den letzten 20—25 Jahren allein in Oberschwaben beim handwerksmäßigen Güterhandel verschleudert worden ist, in Folge dessen ein und derselbe Besitz seither oft schon an den fünften, sechsten Eigenthümer gekommen ist (darunter die Hälfte lüderliche oder verarmte Besitzer), Zerrüttung in viele Verhältnisse gebracht und wahrlich den Flor Oberschwabens nicht gefördert hat; daß eine ganze Sippschaft schlechter Gesellen erzeugt worden sey, die von Wirthshaus zu Wirthshaus laufend, ihre Familien und ihren ehrlichen frühern Nahrungserwerb im Stiche lassend, blos diesem schändlichen Hofmezgen häufig zu ihrem wie zu ihrer Nächsten Ruin und zum täglichen übeln Beispiel und zu Verbreitung der Immoralität nachlaufen, denen die Verwünschungen ihrer Angehörigen, wie der von ihnen Betrogenen ins Grab nachfolgen.

Wir haben sogar die aktenmäßige Behauptung eines sehr achtungswerthen oberschwäbischen Kameralbeamten vernommen, daß an einem gegebenen Orte seit der planlosen Zerreißung der allodificirten Lehengüter und der daraus entstandenen Nahrungslosigkeit und des schlechten Ackerbaues der Besitzer der Zehntertrag alle Jahre im Abnehmen sey, wodurch der Satz bitter widerlegt wird, den man in den Studirstuben für unwiderleglich hielt, daß unter allen Umständen bei der Vertheilung mehr Produkte erzeugt, folglich nothwendig auch mehr Zehnten gewonnen werde.

Wir sind ferner der Aeußerung näher auf den Grund gegangen, welche in der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart geschehen ist (amtlicher Bericht über diese Versammlung, Stuttgart 1843, S. 160): daß die Verhältnisse der früher als lehenspflichtig wohlhabenden Gemeinde Erisdorf in Folge der Lehenallodification sich so schlecht gestaltet haben, gegenüber von denen des anstoßenden, heute noch im strengen Lehensverbande befindlichen Ortes Neufra bei Riedlingen. Die Resultate, an Ort und Stelle durch ehrenwerthe Sachkundige erhoben, denen wir hier unsern aufrichtigen Dank zu zollen für Pflicht halten, sind in der Beilage enthalten und mögen als die beste und einfachste Widerlegung dessen dienen, was ein, wie es scheint, mit den agrarischen Zuständen und Bedürfnissen des

Landbaues des deutschen Binnenlandes wenig bekannter Schriftsteller (Kolb, über die Theilbarkeit des Grundeigenthums in Rau's Archiv der politischen Oekonomie, Neue Folge 1. Bds 1s Heft, S. 111, namentlich S. 115 ꝛc.) zur Entkräftung der in genannter Versammlung über Bodenbesitz begonnenen Verhandlungen zu sagen beliebte.

Wir haben bisher von Thatsachen geredet, die wir nach dem Maß unserer Kräfte und Mittel mit größter Gewissenhaftigkeit im Interesse einer so hochwichtigen Frage an Ort und Stelle zu sammeln bemüht waren, und die in uns nicht geschwächt, sondern vielmehr bestärkt worden sind durch die offiziellen Notizen, welche das königl. württembergische Ministerium des Innern aus dem ganzen Lande erheben ließ und uns auf unsere Bitte zur Einsicht überlassen hat.

Unsere Notizen sowohl, wie diese eben berührten, aus Veranlassung einer Motion in der Ständeversammlung über die gesetzliche Bekämpfung des wucherischen Hofhandels erhobenen offiziellen Materialien entbehren aber noch immer derjenigen Sicherheit und Gründlichkeit, welche über alle Zweifel erhebt, und wir führten sie hier blos einmal als Beleg für unsere Behauptung auf, daß die Allodification nicht unbedingt und unter allen Umständen heilbringend sey, und in der Hoffnung, die für das Wohl ihrer Angehörigen so aufrichtig besorgte württembergische Regierung werde im Hinblick auf die außerordentliche Bedeutung der Lösung dieser Zweifel sich veranlaßt sehen, die gründlichsten, unbefangenen, vergleichenden Recherchen durch eigens dazu beauftragte tüchtige Sachverständige öffentlich anstellen zu lassen. Denn es ist wohl kein Land, welches mehr geeignet ist, in diesem wissenschaftlichen Streite mehr Aufschluß zu geben, als gerade Württemberg und namentlich das neuwürttembergische Oberschwaben, wo alte und neue Zustände neben einander liegen und die Erörterung mit Benützung öffentlicher Hülfsquellen, wenn gleich mühevoll und zeitraubend, doch nichts weniger als unausführbar ist.

Wenden wir uns nun aber auch noch zu den allgemeinen Betrachtungen des Einflusses der bäuerlichen Lehensverhältnisse auf die agrarischen Zustände.

Wir beanſtanden, wie geſagt, keinen Augenblick, daß nicht das Lehenweſen in ſeinen zum Theil veralteten Formen ſeine Schattenſeiten habe und manchem Mißbrauch Thür und Thor öffne. Wir würden darum gerne in den Tadel deſſelben einſtimmen, ſofern ſich uns nicht auch in den freien Verkehrsverhältniſſen des Grundeigenthums ſo bedenkliche Schattenſeiten zeigten, deren Beſeitigung wir am Ende viel ſchwieriger finden, als die Beſeitigung der Schattenſeiten des Lehenweſens. Die Gegner der bäuerlichen Leben, welche ſolche zuvörderſt vom Standpunkte des abſolut erforderlichen freien bäuerlichen Grundeigenthums angreifen, ſagen bekanntlich:

a) das Lehninſtitut hat ſich überlebt, iſt mit dem Geiſte neuerer Inſtitutionen, des modernen öffentlichen und Privatrechts gar nicht mehr verträglich, es iſt eine für Repräſentativverfaſſungen möglicherweiſe gefährliche Anomalie.[1]

Wenn wir dieſen Satz auch in Bezug auf Ritterlehen theilweiſe zugeben müßten, ſo iſt er jedoch auf Bauernleben nicht anwendbar, wenn ſie nach den im zweiten Abſchnitt enthaltenen Beſtimmungen veredelt werden. Wir behalten uns alſo bevor, dieſen Satz dort näher zu entkräften.

b) Der freie Gutsbeſitz, ſagen ſie ferner, ſteht jedenfalls am höchſten und der Bauernſtand kann namentlich nicht aufkommen, nicht zu ſeiner Selbſtſtändigkeit gelangen, ſo lange er mit dem Lehenweſen beſtrickt iſt.

In dem freien Beſitz, ſagt man, vereinigt ſich alles, was zur höchſtmöglichen Induſtrie auffordern kann. Das Bewußtſeyn, daß alles erſparte, alles in Grund und Boden hinein Verbeſſerte und Angelegte der Familie eigen ſey, muntert auf zum höchſten Fleiß, zur größtmöglichen Capitalverwendung in den Grund und Boden. Ein Lehenbauer aber, der weiß, oder doch entfernt fürchten muß, daß der mögliche Heimfall ſeine Nachkommen außer Beſitz ſetzen werde, oder gar vollends ein Falllehenmann, mit deſſen Tode das Gut an den Lehenseigenthümer zurückfällt, hat in vielen Fällen Abhaltung, eine Guts-

[1] Vergl. unter anderem mit beſonderem Bezug auf württembergiſche und oberſchwabiſche Lehenverhältniſſe die Anträge des Abgeordneten der zweiten württembergiſchen Kammer, Oberjuſtiz-Prokurator Wieſt.

verbeſſerung zu unternehmen; ja er hat ſogar die Pflicht, nicht unverhältnißmäßig viel Capital in ſein Lehengut zu ſtecken, weil jemehr er bleibende Verbeſſerungen vornimmt, welche nicht vor dem Heimfall jedenfalls ſich ihm voll vergüten, er um ſo mehr entweder den Nachfolger im Lehen gegenüber von den Miterben, die blos das Allodium zu theilen haben, oder im Falle des Heimfalls den Lehenherrn begünſtigt.

Man belegt den erſten Satz mit Beiſpielen, daß in Gegenden, wo das Lehenſyſtem herrſche, viele uncultivirte Stellen ſich vorfinden; daß der Ackerbau im Allgemeinen nicht auf der Stufe ſorgfältiger Cultur ſtehe, wie in Gegenden freien getheilten Beſitzes.[1]

Wir haben unſere Anſichten von der hohen Wichtigkeit und Erwünſchtheit des freien Grundbeſitzes ſchon im erſten Hefte der Zeitſchrift für die geſammten Staatswiſſenſchaften, Tübingen 1844, S. 52 niedergelegt, aber eben dort die Verhältniſſe auseinandergeſetzt, welche es in der Praxis nicht denkbar machen, daß allen Individuen dieſes Glück des vollen freien Beſitzes zu Theil werden könne. Dieſe unbeſtreitbare Thatſache führt uns zu der Nothwendigkeit, andere ſoziale Auskunftsmittel zu ſuchen, welche das Glück eines möglichſt frei ſich bewegenden Betriebs auch dieſer weniger begünſtigten Klaſſe von Staatsgenoſſen ſicher ſtellen.

Daß wir unter gewiſſen Bedingungen, die wir ſpäter beſprechen werden, das Leheninſtitut jedenfalls unter die Auskunftsmittel zählen, wie den gut organiſirten Zeitpacht, daß alſo das Leheninſtitut unter dieſen Vorausſetzungen, untermiſcht mit frei eigenem Beſitz, ſogar einen glücklichen agrariſchen Zuſtand begründen könne, haben wir ſchon am angeführten Orte S. 82 gleichfalls anerkannt.

Wir haben oben ſchon darauf hingewieſen, daß Wohlſtand häufig unter den Lehenbauern zu finden ſey. Dieſen Satz wird Niemand beſtreiten, der je die Gegenden kennen gelernt hat, in welchen das Lehenweſen heimiſch iſt. Es wird niemand ſchwer

[1] Vergl. z. B. Schnitzer über freizugebende Zerſtücklung der Bauerngüter ꝛc. Tübingen 1833.

Figur zu machen. Fußreiſen zum Vergnügen zu machen, zeigte ſtarke Richtung gegen das Irrenhaus, und ein Mann, welcher ſich ſelbſt raſirte, galt für einen halben Freigeiſt. Man bedurfte damals weniger, um ſich in einem Gewerbe zu bereichern, als man jetzt an Geſchicklichkeit, Thätigkeit und Glück beſitzen muß, um ſich oben ſchwimmend zu erhalten. Wer Eine neue Idee in ſeinem Leben gehabt hatte, konnte an dieſe getroſt ſeine ganze Exiſtenz anlehnen. Nachahmer und Mitbewerber folgten langſam und in weiter Entfernung dem, welcher es gewagt hatte, ſich einen neuen Weg zu bahnen.

Somit war überall die örtliche Phyſiognomie ſehr ſcharf ausgeprägt. Der Wohlſtand hielt ſich mehr durch wenig ausgeben, als durch viel einnehmen. Alle Anſchaffungen von Geräthe, Geſchmeide ꝛc. wurde auf Einmal für ein ganzes Leben abgethan. Ein ordentlicher alter Herr war an ſeinem dritten Rocke, denn der erſte hatte ihm von der Confirmation zur Copulation, der zweite von da bis zur Taufe des erſten Enkels gedient.

Eben ſo charakteriſtiſch umriſſen ſich die Weiſen der katholiſchen und der evangeliſchen Lande in Gegenſätzen, am ſchärfſten da, wo beide Glaubensformen mit gleicher Berechtigung neben einander ſtanden, oder ein kleines Gebiet von Bekennern des andern Glaubens in breitem Gürtel umgeben war. Bunte Kleidung und Luſtigkeit, gebundene Wirthſchaft, aber weder rationeller noch ſehr thätiger Betrieb bezeichneten das katholiſche Landvolk. Das proteſtantiſche dagegen ging ſchwarz gekleidet und ernſt, oft trübſinnig einher, baute ſeine walzenden Güter fleißig und näherte ſich in Bildung und Gewerbſamkeit dem Städter.

An dieſem bemerkte man die Anziehungskraft Hollands im geſammten evangeliſchen Deutſchland, und in den reformirten Kantonen der deutſchen Schweiz, was ſowohl von der Handelsverbindung im Allgemeinen, als von dem hieraus entſpringenden Reiſelaufen, Wandern der Handwerksgenoſſen und der Kaufmannsſöhne herrühren mag. Zudem erblickte man in den Vereinigten Niederlanden ein proteſtantiſch-häusliches, nordiſch-deutſches, bürgerlich-reinliches Leben, wie in Modellen oder Muſterwirthſchaften. Auch die Gartenkunſt, die bürgerliche Baukunſt, unzählige Bezeichnungen des täglichen Lebens mahnten im äußerlichen Beſtande des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands vorzüglich an Holland. Man

seyn, der z. B. Neu- und Alt-Württemberg näher kennt, zu entscheiden, wo sich mehr Wohlstand vorfinde. Offenbar da, wo das verschriene Lehenwesen zu Hause ist, unerachtet Boden und klimatische Verhältnisse das württembergische Unterland entschieden begünstigen.[1] Daß sich in lehenbaren Gegenden da und dort noch uncultivirte Strecken befinden, man die ängstliche Sorge, jeden Fleck Landes anzubauen, dort nicht treffe, ist allerdings in Bezug auf einzelne Oertlichkeiten nicht zu widersprechen, trifft aber mehr oder weniger fast alle Gegenden, wo überhaupt noch größerer, ja selbst nur mittlerer Besitz bei einer noch nicht übermäßigen Bevölkerung — selbst außer dem Lehensverbande — vorherrscht. Wo findet man indessen einen gebildeteren, wohlhabenderen Bauernstand, wo eine reellere Cultur des Bodens, als in dem lehenpflichtigen Altenburg?

Eben dieses Altenburg und seine agrarischen Zustände haben aus Veranlassung der dort im Spätjahr 1843 abgehaltenen Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu mancher Reflexion Veranlassung gegeben und auch solche gründliche und humane Forscher agrarischer Zustände stutzig gemacht, welche sonst der Freiheit des Bodens ernstlich das Wort reden und in ihrem ganzen Wirken dieses bethätigt haben. So sagt z. B. der geheime Regierungsrath Albrecht aus Wiesbaden in einem Berichte über die von ihm besuchten Altenburger Bauernwirthschaften (Nassau'sches landw. Wochenblatt v. 1844, Nr. 8):

„Wer eine solche Bauernfamilie in ihrer würdigen Unabhängigkeit betrachtet, wer sich ihrer freien, geistigen Entwicklung erfreut und in allen Höfen und Häusern nur Spuren des gesicherten altherkömmlichen Wohlstands begegnet, der kann leicht zu dem Schluß verleitet werden, daß sie durch ein sehr mildes Abgabesystem und eine möglichst freie

---

[1] Ein das Lehensinstitut mit eiserner Consequenz und Bitterkeit verwerfendes oberschwäbisches Volksblatt, der Donaubote, sagt in seiner 42. Nummer von 1843, überschrieben „Erfordernisse eines kräftigen Bauernstandes" mit Recht:

„Gewiß ist, daß die Lehenbauern von Oberschwaben nicht mit den freien Kleinbegüterten des Unterlandes (Alt-Württembergs) tauschen würden."

Verfaſſung begünſtigt, zu dieſem ſchönen Ziele gelangt ſeyen. Aber ſo iſt es nicht. Ihre Höfe ſind noch bis auf den heutigen Tag mit allem belaſtet, was z. B. die naſſauiſchen Landleute kaum noch dem Namen nach kennen."

Ferner fährt er unter anderm fort:

„Ein ſolches Gut iſt kein wahres Eigenthum, es iſt ein Lehengut; es iſt von Ablöſung der Lehengelder ꝛc. die Rede. Vielleicht geht aus dieſer Erleichterung ein höherer Werth der Güter, daraus Mißgunſt unter den Geſchwiſtern und, wenn auch kein Lehenverband mehr hindernd entgegentritt, von ſelbſt die Theilung der (bis jetzt untheilbaren) Beſitzungen hervor, ob zum Glück oder zum Verderben dieſer wackern Familien?"

Wollten wir nun aber den Einwurf, daß in Gegenden, wo mit dem Lehenbeſitz und durch denſelben ſich geſchloſſene Güter als Regel finden, ſich noch manche uncultivirte Stellen vorfinden, zu Gunſten derer, die ihn geltend machen, auch wirklich als begründet einräumen, ſo erklären wir dieſe Erſcheinung allerdings großentheils aus dem behaglichen Zuſtand der Lehensbauern, welche nicht jede Scholle mühſam umzubrechen, nicht Tag und Nacht ſich abzuſorgen und abzukümmern haben, ſondern allerdings in einer behaglichen Ruhe ihr Geſchäft zu betreiben vermögen, doch zu leben haben, wenn auch da und dort noch eine Spanne Landes uncultivirt da liegt, oder blos zur Weide dient, während vielleicht dieſe umgebrochen und ſorgfältig beſtellt, wenigſtens einen größern Rohertrag abwerfen könnte, nach welchem oft mit Recht, oft mit Unrecht der Culturſtand und die Wohlfahrt des Ackerbaues und der ackerbauenden Klaſſen beurtheilt wird.

Der Lehensherr aber, wenn er nicht zugleich Zehentherr iſt, hat keinen beſondern Grund und auch kein Recht, direkt ſeinen Lehensholden zu einer allzuängſtlichen Bodencultur anzutreiben, ſo lange der letztere im Allgemeinen das Gut nicht verwahrloſt und ſeine Leiſtungen pünktlich entrichtet.

Diejenigen finden alſo vorzugsweiſe darin einen Anſtoß, welche, obwohl ſie Freiheit des Eigenthums obenanſtellen, glauben, daß, damit ja recht viel und möglichſt viel Nationalproduktion erfolge, der einzelne nicht mehr, wenn und ſo lange es ihm gefällt, das Recht haben ſolle, auch einmal ein Stück Feld

liegen zu laſſen, nicht anzubauen, ſein Weidevieh darauf zu treiben, ſondern welche jeden Boden, gleichviel wer deſſen Eigenthümer ſey, nur darnach bemeſſen, wie viele Spatenarbeiter auf demſelben Herberge und Arbeit (wenn auch am Ende ohne vollen Lohn) zu finden vermöchten, und welche, wenn ſie dies meiſt auf dem Papier ausgerechnet haben, nun verlangen möchten, daß ihrem Rechnungsexempel alle Eigenthumsverhältniſſe weichen ſollen; welche mit einem Worte die ganze Lebensaufgabe der ackerbautreibenden Bevölkerung um ſo mehr erfüllt anſehen, je mehr materielle Werthe hervorgebracht werden, es ſey auch mit Verkümmerung mancher anderer Intereſſen, die doch auch einen mehr oder weniger hohen Werth für Staat und Leben haben.

Den Uebelſtand aber, wenn es einer iſt, daß in Folge der Behaglichkeit der Nutznießer des Bodens der gartenmäßige Anbau des Feldes nicht in der Art vor ſich gehe, wie in andern Gegenden, wo der Boden von einer übermäßigen Bevölkerung mit dem Spaten umwühlt wird, wo die Noth zur Ergreifung des letzten Mittels und der äußerſten Kraft antreibt, können wir ſo gewaltig nicht in die Wagſchale legen; denn wo Behaglichkeit iſt, iſt in der Regel auch Wohlſtand; Wohlſtand erzeugt leichter Empfänglichkeit für beſſere Lehren, und ſind ſie einmal anerkannt, ſo faſſen ſie auch gründlichere Wurzeln, halten dauernder an, und werden ſomit zum nachhaltigen Segen. Wo aber der Menſch über den Sorgen des alltäglichen Lebens, über dem Ringen nach dem täglichen Brode niedergedrückt iſt, da iſt er entmuthigt beſſere Lehren auf- und anzunehmen, oder es fehlt ihm, wenn er ſie auch aufnehmen wollte, an Mittel und Gelegenheit, ſie erfolgreich anzuwenden.

Was ferner die Abhaltung zu Verbeſſerung ihrer Güter betrifft, welche man bei den Lehensbauern in Folge der Heimfallſorge vorausſetzen möchte, wodurch ſie das Gut ſchlechter bewirthſchaften ſollen, ſo zeigt ſich dieſe in der Praxis, wenigſtens bei den Erblehen, nicht, höchſtens da, wo das Gut bereits auf dem Heimfall ſteht, und im Durchſchnitt in einem weit geringeren Grade als bei kurzen Temporalpachten, in deren Regulirung ſich doch Niemand, außer etwa die Wiſſenſchaft, zwiſchen den Pachtherrn und den Pächter einzudringen für befugt erachtet.

Ein Lehensbauer, der mit Nachkommen geſegnet, namentlich ſchon viele Generationen hindurch ſeine Familie auf dem Hofe weiß, denkt ſo wenig an den Heimfall, daß er ſich nur zu gerne als den vollen zinsbaren Eigenthümer anſieht. Eher denkt er ſich des Himmels Einfall, als den Heimfall ſeines Hofs. Wir kennen aus eigenen Erfahrungen Erblehensbauern und können darüber aktenmäßige Belege ſtellen, daß ſelbſt die billigſten Allodifications-Anträge, mit denen man ihnen von Seiten der Erblehenherrſchaft entgegenkommen wollte, zurückgewieſen wurden, weil die Lehenholden angeblich keinen Grund hatten, für etwas, das ſie ſelbſt nicht wünſchten, noch Geld auszugeben, oder weil ſie ſich den Heimfall ſo unmöglich dachten, daß ſie dafür nicht einen Pfennig ſich anrechnen zu laſſen für gut erachtet hätten.

Der Hauptwerth der Umwandlung der Lehengüter in frei theilbare unveräußerliche Zinsgüter ergibt ſich unſers Ermeſſens lediglich aus der Anſicht über die Theilbarkeit der Güter. Eine bäuerliche Familie, welche erkannt hat, daß der Beſitz, wie er jetzt das Lehengut ausmacht, nicht geſchwächt werden dürfe, ohne der Familie ihren materiellen und politiſchen Halt zu nehmen, wird, namentlich wenn der Hof Gegenbezüge von Werth zu empfangen hat, welche im Falle der Umwandlung oder Allodification, wie billig, compensando wegfallen würden, wenig Luſt zur Veränderung haben.

Dieſe Familie weiß z. B., welchen Werth es hat, ſich theils jährlich, theils bei gewiſſen Veranlaſſungen aus dem Walde des Lehenherrn beholzigen zu dürfen, und rückſichtlich ſolcher wichtigen Lebens- und Wirthſchaftsbedürfniſſe für alle Zeit und Zukunft einen Haltpunkt an einem Stärkeren zu haben.

Wir kommen nun an einen der Haupteinwürfe, welche gegen das Lehenweſen gemacht werden, daß es nämlich

c) die Ausdehnung der Bevölkerung verkümmere und eine Ungerechtigkeit der Erbtheilungen bewirke, daß alſo der oben angerufene Wohlſtand auf Koſten einer beſitzloſen, zum lebenslänglichen ehcloſen Daſeyn und zum Dienen verdammten Menſchenklaſſe zu Gunſten Einzelner vorhanden ſey ꝛc.

Was nun den Einwurf betrifft, daß das Lehenweſen die Ausbreitung der Bevölkerung beſchränke, ſo hat das Lehenweſen

dieſen Einwurf mit jeder Untheilbarkeit des Bodens, ſelbſt des freieigenen gemein.

Wir können aber nicht umhin, uns hier auf dieſe Materie einzulaſſen, weil die Erfahrung beſteht, daß, wo das Lehenweſen nicht, oder nicht mehr beſteht, die Theilung des Beſitzes und die Anhäufung der Bevölkerung gewöhnlich in höherem Grade Statt findet.

Wir unſererſeits, ſo ſehr wir die Ehe als eine der wichtigſten Grundlagen des ſittlichen Staats anſehen', können uns aber nur derjenigen Anſicht anſchließen, welche die faſt ungemeſſene Begünſtigung der Ehe, wie ſie einige Anſäßigkeitsgeſetze in der humanſten Abſicht durchgeführt haben, andererſeits für die Quelle vieler ſozialer Uebelſtände erkennen. Armuth, Nahrungsloſigkeit, oder doch Nahrungsſorgen ſind üble Begleiter der Ehen, und nach kurzem Taumel verwandelt der verkümmerte Nahrungsſtand das vermeinte Glück der Ehe in einen Zuſtand des nie abreißenden Haders. Schlechte Kinderzucht iſt die häufige Folge davon.

Wo alſo ein Land nicht durch Colonien, oder durch eine auf nachhaltigen Gewerbsbetrieb baſirte Induſtrie eine nie unterbrochene Gelegenheit zur Unterbringung der Bevölkerung hat, da möchte es gerathen ſeyn, vorzuſorgen, d. h. die Erzeugung eines Uebermaßes von Menſchen, ſoweit natürlich die Grundſätze der Moralität dies rechtfertigen, durch zweckmäßige Inſtitutionen abzuſchneiden, damit nicht, wenn ſie da ſind, man von einer unnatürlichen Maßregel zur andern geführt werde, um die herbeigezogenen Proletarier zu erziehen, zu beſchäftigen, ihren Vergehen zu ſteuern.

Die Untheilbarkeit des Grundbeſitzes, wenn ſie ſich in vernünftigen Gränzen bewegt, d. h. die Theilung bis zur Gränze der Familiennahrung nicht hintertreibt, kann eine der paſſendſten Einrichtungen werden, welche ſehr oft ohne alle geſetzliche Anſtalt durch den richtigen Takt der landwirthſchaftlichen Bevölkerung die Gefahr der Uebervölkerung beſeitigt. Wir begrüßen ſie alſo, natürlich immer unter Vorausſetzung vernünftiger Gränzen, als eine ſolche wohlthätige Maßregel und haben alſo nur den weitern Einwurf zu prüfen, der in der Untheilbarkeit ein hartes Loos derjenigen Familienglieder prognoſticirt, welchen das dem einen Erben überwieſene Gut nicht zufallen kann, welche

also nicht Naturalbeſitzer oder Nutznießer des Familiengutes ſeyn und werden können.

Die Untheilbarkeit des Beſitzes, wie ſie beim Grundadel längſt beſteht, und ganz allein deſſen Flor zu erhalten vermag, beruht auf der Anſicht, daß das Gut der Familie, alſo nicht einer einzelnen — der jetzt lebenden — Generation gehöre. Wie beim Grundadel muß es diesfalls auch beim Bauernſtand ſeyn, wenn und wo er dauernd gedeihen will.

Mag es eine noch ſo angenehme Empfindung für Eltern ſeyn, alle ihre Hinterlaſſenſchaft in beweglichen Dingen unter ihre mit gleicher Liebe umfaßten Kinder und gleich berechtigten Erben getheilt zu wiſſen, ſo verhält es ſich anders mit dem unbeweglichen Gute.

Der Gedanke, der Baum, den ich pflanze, wird meinen Enkeln und Urenkeln Früchte bringen; in dem Haus, das ich baue, werden ſpätere Geſchlechter der Familie leben; die Verbeſſerung, die ich vornehme, wird ihnen noch in ſpäteſten Zeiten zu gut kommen, iſt gewiß erhebender, als der, daß alles, was der Vater pflanzt und baut, ſeinen Kindern im glücklichen Verſteigerungsfalle etwa durch ein erhöhtes Kaufſchillingsgebot zu Gut kommen werde, daß der nächſte beſte Geldwerthsbeſitzer — ein verhaßter Nachbar, ein ſchmutziger Wucherer — ſich deſſelben durch ſeinen Mammon bemächtigen könne. Darum hat ſich auch in Gegenden, in welchen der Begriff von bäuerlichem Familiengut beſteht, eine gewiſſe Pietät an daſſelbe geknüpft. Selbſt die Kinder, welche wiſſen, daß nicht ſie, ſondern ein anderes der Geſchwiſter das Gut überkommen werde, achten die Scholle des Familiengutes nicht als etwas geſtern vielleicht zuſammengeſcharrtes und morgen wieder zu verſchacherndes, ſondern als den Stammſitz der Vorväter und der kommenden Geſchlechter. Sie ſelbſt ſehen das Familiengut als Zuflucht an im unverhofften Falle einer mangelnden anderweitigen Verſorgung, und fügen ſich dann gerne dem durch die Hausordnung nothwendig begründeten Regiment des jeweiligen Hofbeſitzers, welch letzterer in der Regel durch die Verordnungen der Eltern und durch den bei ihm ſtehenden Vermögenstheil der Geſchwiſter, wenn es auch nicht durch geſchwiſterliche Liebe wäre, die gute Behandlung derſelben ſich zur Pflicht macht; die Familienglieder theilen ſich

mit den Dienſtleuten in die verſchiedenen landwirthſchaftlichen Arbeiten; jedes Geſchäft iſt zu Ehren gebracht durch die Hand, die es verrichtet; auch die fremden Dienſtboten fühlen ſich gehoben, indem ſie in Mitte der Familienglieder ein und dieſelben Verrichtungen wie dieſe beſorgen, an einem Tiſch mit der Familie leben, oftmals ſich kaum in der Kleidung von ihnen unterſcheiden.

Es iſt wahr, daß die Glieder ſolcher Familien ihre perſönlichen Neigungen gewöhnlich von Jugend auf dieſen Familienrückſichten mehr oder weniger zum Opfer bringen, daß nicht jedes nach ſeinen eigenen Launen und Gelüſten handelt; auch wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß daraus da und dort eine Unnatürlichkeit hervorgehen mag. Aber verbürgt uns denn der frei theilbare und frei getheilte Beſitz die Beſeitigung aller Unnatürlichkeiten? Wenn dies wäre, wie gerne wollten wir ihm unbedingt huldigen! Es war ſeit 20 Jahren unſer ernſtes Beſtreben, die Verſorgung, die Behandlung und Abfindung der Nachgebornen, oder beim Minorate der Vorgebornen in den Gegenden Deutſchlands, in welchen die Hofverfaſſung zu Hauſe iſt, zum Gegenſtand unſerer Beobachtungen zu machen, und wir geſtehen, daß wir lange Zeit gebraucht haben, um mit uns — gegenüber von der innern Stimme, welche hier eine grelle Ungleichheit und mit vielem ſcheinbarem Rechte geltend macht — ins Reine zu kommen.

Namentlich in Bezug auf Altenburg haben wir ſchon vor 20 Jahren, als wir dieſes glückliche Ländchen durchwanderten, nachgeforſcht und nun ganz neuerdings eine Recherche veranlaßt, welche jetzt in dem amtlichen Bericht über die Altenburger Verſammlung deutſcher Landwirthe, Altenburg 1844, S. 255 u. f. abgedruckt iſt. In dieſer Recherche beſtätigt ſich im Allgemeinen die vielſeitigſte Sorgfalt von Seiten der Eltern hinſichtlich einer guten Verſorgung ihrer Kinder, die nicht in den Beſitz des Familienguts kommen können; die Sicherung der etwa unverſorgten Kinder; die geſchwiſterliche Verſtändigung hinſichtlich der Beſchäftigung und des Auskommens der ledigen oder kränklichen Geſchwiſter und die rückſichtsvolle Weiſe, wie ſelbſt die Leibgedinge gereicht und in Anſpruch genommen werden. Eine der Recherchen ſagt über das Verhältniß der Geſchwiſter zum Hofübernehmer S. 264:

„Nur da, wo eine gute Erziehung nicht Statt gehabt hat, gibt es etwa Unannehmlichkeiten. In den meisten Fällen behandeln einander die Geschwister mit Achtung und Nachsicht, daher verrichten die noch unverheiratheten Geschwister bei ihrem Bruder oder ihrer Schwester häusliche Geschäfte sehr gerne und versehen in der Regel die Stellen von Knechten oder Mägden."

S. 276. „Wenn die vorgebornen, unversorgten Geschwister (in Altenburg herrscht bekanntlich das Minorat) so alt werden, daß sie schwere Arbeit nicht mehr verrichten können, dann führen sie die Aufsicht über die Kinder, oder übernehmen die leichteren Arbeiten im Hof und Garten und verdienen durch sie wenigstens noch ihr Brod. Werden auch diese kleinen Arbeiten mit den wachsenden Jahren ihnen zu schwer, so sorgt der Hofbesitzer für gute Abwartung und Pflege, was ihm später dadurch reichlich vergolten wird, daß er in der Regel das im Gute stehen gebliebene Vermögen derselben vermacht erhält."

S. 263, wo nachgewiesen wird, daß bei weitem die meisten vorgebornen Geschwister auser dem Hofe versorgt werden, heißt es endlich: „der ganze Nachtheil, welcher die Vorgebornen in ungünstigen Verhältnissen trifft, ist, daß sie ungefähr 8 bis 10 Jahre älter werden müssen, bis sie sich verheirathen können, als der Gutsübernehmer (nicht das größte Unglück für sie, den Staat und die Gemeinde)."

Damit stimmt auch die neueste Beschreibung der Altenburger Landwirthschaft von W. Löbe, Leipzig 1843, S. 329 überein.

Wo wir diese Verhältnisse beobachtet haben, haben wir, wie in allen menschlichen Dingen, Schatten und Lichtseiten gefunden; so viel aber ist uns zur festen Ueberzeugung geworden, daß die schreienden Ungerechtigkeiten, von denen man Vieles hört und liest, die empörende Knechtschaft der übrigen Geschwister gegenüber von ihrem das Gut übernehmenden Bruder um so weniger in der Wirklichkeit bestehen, je fester gute Sitten und Erziehung heimisch sind und je mehr Geistes- und Gemüthsbildung auch unter dem Bauernstande wurzelt und hoffentlich immer mehr wurzeln wird.[1]

---

[1] Sorge man nur recht ernstlich für die Bildung des Bauernstandes, so werden die Folgen davon sich sicher in einer Weise beurkunden, welche

Man kann aber, wie gesagt, das ganze Verhältniß nicht auffassen, wenn man nicht die Ueberzeugung in sich aufgenommen hat, daß eine solch unbegränzte Theilung des Grundeigenthums, wie sie aus dem Prinzip der Mobilisirung nothwendig hervorgeht, entweder nur für geographisch oder klimatisch höchst günstig gelegene, oder durch nachhaltige Gewerbe gehobene Landstriche, bei vollkommener Freiheit von beschwerenden Lasten und Servituten im Einzelnen durchführbar seyn mag, wie z. B. für den Ueberrhein behauptet wird (vergl. Kolb a. a. O.), daß sie aber fürs Binnenland ein Unheil ist.[1]

Darum haben selbst die freisinnigsten Männer den Kampf mit sich selbst bestanden, einen krankhaften Kosmopolitismus hier bei Seite zu setzen und ein Institut (die Hofverfassung) mit ungleichen Erbrechten für politisch begründet zu erklären, das, wenn gleich unter den in Mißkredit gekommenen aristokratischen Formen auftretend, dennoch für die agrarischen Zustände höchst bedeutungsvoll und unentbehrlich ist,[2] und unentbehrlich gefunden werden muß, sobald man überhaupt die Agrarverfassung als das wohlthätig stabile Moment in der Gesellschaft auffassen gelernt hat, das durch täglichen Wechsel der Conjuncturen in seinen Grundfesten nicht erschüttert werden soll. Daß aber im Durchschnitt das Schicksal der Nachgebornen bei der Hofverfassung keineswegs übler ist, als bei der Mobilisirung, weil das Familiengut in jedem Lebensverhältniß allen Familiengliedern einen bleibenden Halt verleiht und verleihen kann, während im andern Fall die sehr häufig in Unfrieden und Unsegen in gleiche Theile zerstäubte älterliche Verlassenschaft keinen der Erben auf die Beine zu bringen vermag, selten ein Geschwister das andere erleichtern und unterstützen kann, bei dem kleinsten Unfall die politische Gemeinde mit Armenunterstützung und Versorgung belästigt werden muß, das ist unter anderem nachgewiesen in M.

---

auch in Bezug auf die Veredlung der Hofverfassung von dem höchsten sozialen Werthe ist.

[1] Kosegarten, Beobachtungen über Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes. Bonn 1842.

[2] Vergl. Rotteck und Welker, Staatslexicon, Leipzig 1835. Thl. II. S. 264.

v. Lavergne Pequilhen, die Landgemeinde in Preußen, Königsberg 1841, S. 65 u. f., und könnte für diejenigen, welche das eben genannte Werk als eine Parteischrift und somit für befangen ansehen, leicht aus südwest-deutschen Verhältnissen von jedem Amts- oder Gerichtsnotar bestätigt werden, der mehr als fünfundzwanzig Erbtheilungen in Landgemeinden vollzogen hat.

Wir werden in dem zweiten Abschnitt noch Vorschläge begründen, welche die gleiche Erbtheilung unter den sämmtlichen Erbberechtigten, wenn auch nicht dem Namen, doch der Wirkung nach, surrogiren.

Wenn nun diese Hofverfassung, diese Untheilbarkeit sich schon für Verhältnisse des freien Besitzes empfehlen muß, so erscheint ihre nahe Verwandtschaft mit dem Lebeninstitut dadurch begründet, daß die in dieser Untheilbarkeit nothwendig enthaltene Bevorzugung (Vortheilsberechtigung) des Gutsübernehmers um so weniger schroff und den Nachgebornen nachtheilig erscheint, je weniger von dem Gesammtcapital oder Vermögen der Familie für den in eine untheilbare Masse zu constituirenden Besitz in Anspruch genommen, je mehr also unbeschadet des Umfangs, der Substanz und Benützung des Familienbesitzes als frei theilbares Allodialvermögen vorbehalten werden kann.

Indem nun an dem Grundcapitalwerthe des Lehens der Lehensherr einen mehr oder minder großen Antheil auf sich nimmt, hat die Familie des Lehenholden ihr Vermögen vorzugsweise auf das Betriebscapital zu verwenden Gelegenheit. Sie kann sich, wie der Zeitpächter, mit einem kleinern Capitalaufwand in die Nutznießung, oder das Nutzeigenthum eines ihren Arbeitskräften oder Bedürfnissen entsprechenden Areals versetzen, oder aber, selbst wenn genügendes Capital vorhanden, solches zu höhern Zinsen im Betriebe selbst anlegen, als dies bei der Aufwendung des vollen Grundcapitals zu erwarten stünde. Dadurch aber wird die richtige Verwendung und Ausnützung der landwirthschaftlichen Capitale gefördert. Der Lehensherr begnügt sich mit geringen Zinsen aus seinem Antheil am Grundcapital, weil er nicht selbst eine Landwirthschaft unternehmen kann oder will, demnach aber sein Capital in Grund und Boden nachhaltig niederzulegen, aus vielfachen, selbst politischen Rücksichten veranlaßt ist. Der Lehenholde aber, wenn nur immer die

sonderte sich mit Scheu von allem ab, was entfernt an Katholicismus mahnte; sogar gewisse Speisen blieben von protestantischen Küchen ausgeschlossen, z. B. Schnecken und andere die Fastenzeit erquickende Schüsseln. Man pflegte sie „katholisches Essen“ zu nennen.

In katholischen Städten dagegen hatte man manche alterthümliche Sitte festgehalten im Geiste des stationären Prinzips, mit auszeichnender Kleidung der verschiedenen Zünfte, mit örtlichen oder allgemeinen Festen, besonders dem Fasching. Wie sich unter den Handelsleuten dieser Städte viele Italiener befanden, so war auch manche Kunstübung, manche Eigenthümlichkeit des täglichen Lebens mehr Italien entnommen, als dem germanischen Norden. Der Wohlstand war mehr persönlich, als erblich. Betriebskapitale und Erwerbsfleiß waren beschränkter, der Lebensgenuß erschien fröhlicher, ja zuweilen sorglos bis zum Leichtsinne. Die Klöster waren nicht nur Versorgungsanstalten für beide Geschlechter, sie waren auch angenehme gesellige Mittelpunkte, und zuweilen Schule für die Bereitung von Leckerbissen. Der Menschenschlag der katholischen Städte war schöner als der der protestantischen, besonders im weiblichen Geschlechte. Er konnte sich reichlicher nähren, hatte weniger erschöpfende Arbeit. Dagegen nahm die Bevölkerung nicht zu. —

Uebrigens lebten beide Theile friedsam neben einander, wo nicht unduldsame Geistliche aufhetzten oder Regierungen einen Theil durch ungerechte Bevorzugung des andern reizten. Ja es lebte sich in Städten gemischter Bevölkerung auffallend angenehm. Protestantische Bildung und katholischer Lebensgenuß wirkten vortheilhaft auf die Gegenüberstehenden ein. Mannheim und Breslau, Erfurt und Augsburg waren hiefür bekannt, und wurden von unabhängigen wohlhabenden Familien gern und vorzugsweise zum Aufenthalte erkohren. Doch lebten beide Theile treulich im Geiste der Perücken- und Zopfzeit.

Wohl möchte es den Kindern unserer Zeit beinahe fabelhaft klingen, wenn Greise ihnen erzählen, wie damals, als sie jung waren, eine solche Genügsamkeit geherrscht habe, daß Gellerts „Schwedische Gräfin“ und „Sophiens Reisen“ die ganze Romanen-Lectüre einer Frau waren, daß man Knigge's Romane schon für gefährlich gehalten habe, daß Männern nur mit ehrerbietiger Scheu

Hinderniſſe weggeräumt ſeyn werden, welche ſeinen Unternehmungsgeiſt und Fleiß ſchwächen könnten, oder ſeither zum Theil geſchwächt haben, kann, wie geſagt, ſein Capital mehr flüſſig erhalten, kann durch höhere Betriebszinſen größere Erübrigungen machen, welche als Allodium allen ſeinen Erben gleich zufallen, namentlich aber wenn er, wie wir im zweiten Abſchnitt vorſchlagen werden, für die nachhaltigen Lehensverbeſſerungen billiger Weiſe ſchadlos gehalten wird, mithin Gutsverbeſſerung als eine wahre Capitalanlage für ſeine geſammte Familie anzuſehen iſt, ſtatt daß ſie jetzt mehr oder weniger einſeitig blos dem Gutsübernehmer, oder beim Heimfall dem Lehensherrn zufällt.

Es kann nur dem, dem die Idee von feudaliſtiſchen Uebelſtänden, die mit dem Lehenweſen unter allen Umſtänden verbunden ſeyen, zur fixen Idee geworden iſt, oder der ſich gefällt ins Blaue hinein über die Freiheit des Beſitzes zu peroriren, ohne die Mittel hiezu zu kennen oder zu beachten — nur dem kann entgehen, daß geregelte Abgaben aus einem Lehensnexus und ein durch gleiche Intereſſen feſt und auf die mögliche Dauer geſchloſſenes Band der Gemeinſamkeit zwiſchen Lehensherrn und Lehenholden dem Letztern ein freundlicheres Loos ſichern, als die Abhängigkeit vom nächſten beſten Capitaliſten oder gar Wucherer, der auf das freieigene Grundeigenthum ſo lange zu möglichſt hohen Zinſen ausleiht, als er ſich doppelt und dreifach gedeckt weiß, der aber in dem Augenblicke, wo er ſein Capital anderweitig rentirlicher anzubringen hofft, oder wo er durch Mißgeſchick niederer Preiſe oder andere Calamitäten die Landwirthſchaft im Gedränge findet, rückſichtslos daſſelbe aus dem Grundeigenthum und deſſen Betrieb zurückzieht, ohne zu fragen was aus dem ſeitherigen Schuldner werde; während der Lehenherr, der für immer ſein Capital in Grund und Boden niederzulegen beabſichtigt, vielmehr in der Blüthe des Guts und im Wohlſtande des Lehenholden ſeine eigene Bürgſchaft findet und daher durch ſein eigenes gemeinſtes Intereſſe ſich ſchon aufgefordert findet, dem Lehenholden in widrigen Zufällen direkt oder indirekt beizuſpringen.

Wir ſind weit entfernt, patriarchaliſche Verhältniſſe zwiſchen Lehenherrn und Lehenholden heraufbeſchwören zu wollen, wo ſie

nicht mehr Platz greifen können; aber dieses innige, durch beiderseitige bleibende Interessen bestehende Band so ganz für nichts zu achten, will uns eine große Thorheit scheinen. Möchte es ein ähnliches Band zwischen Fabrikherrn und Fabrikarbeitern geben, dann wären manche Uebelstände beseitigt, die wir täglich vor uns sehen und die vielleicht, wird die Aufgabe einer tüchtigen Organisation der Arbeit nicht rechtzeitig gelöst, Europa noch vieles zu schaffen machen werden. Dem Lehenbesitzer werden aber noch weiter einige Vorwürfe gemacht, die wir noch zum Schlusse dieses Abschnitts zu erwähnen haben.

d) Man klagt, wie über Mangel an freier Theilung, so auch über Mangel an willkürlicher Verpfändung, und sagt daher, die Lehen vermindern den Credit.

Es ist sehr natürlich, daß derjenige, welcher kein volles Eigenthum an einer Sache besitzt, dieselbe auch nicht ohne weiteres mit Pfandlasten beschweren dürfe, am wenigsten dann, wenn der Antheil am Nutzeigenthum auf dem Heimfalle steht. Indem aber das Lehensinstitut dadurch, daß ein so beträchtlicher Theil des Grundkapitals, das des Obereigenthums, von dem Lehensherrn bestritten wird, verhältnißmäßig weit geringere Capitale von Seiten der das Lehen betreibenden Familien in Anspruch nimmt, ist in der Regel auch weniger Veranlassung zur Verpfändung, zur Geldaufnahme vorhanden.

Vielleicht mit zu großer Aengstlichkeit will der Lehenherr verhindern, daß nicht sein Lehenholde außer ihm auch noch dem Capitalisten tributbar werde; namentlich pflegt er sich häufig hinsichtlich des Heimfalls gegen die Uebernahme der Schulden zu verwahren, was allerdings die Capitalanlage auf Lehenhöfe weniger sicher macht und daher nicht selten durch höhere Zinse, die der Lehenmann entrichten soll, gebüßt werden muß.

Wir mißkennen nicht, daß das Lehensinstitut nicht geeignet ist, die allerdings bei jedem Unternehmen und Betrieb wünschenswerthe höchst mögliche Ausbeutung des Credits gegen die niedersten Zinsen zu begünstigen, und wenn dieses als eine Schattenseite bezeichnet werden will, wollen wir dagegen nichts einwenden, wollen aber im zweiten Abschnitte versuchen, einen Weg anzudeuten, wodurch auch dieser Uebelstand nach Möglichkeit beseitigt werden dürfte.

c) Endlich macht man den Lehen den Vorwurf vielfach ungeeigneter, namentlich den Fleiß des Lehenholden besteuernder, das Capital desselben schwächender, oder die Abfindung der Nachgebornen störender **Abgaben**.

Insoweit die einzelnen Arten von Lehenabgaben diesen Vorwurf wirklich verdienen, der übrigens auch bei freieigenem zehent- ꝛc. pflichtigem Gute gemacht werden kann, sind sie gemeinschädlich, und wir werden daher im zweiten Abschnitt Vorschläge zu Beseitigung dieser Uebelstände machen.

ad **II**. Wir können nun auf diesen zweiten Abschnitt wirklich übergehen, welcher die Frage abhandeln soll: „**ob nicht und eventuell durch welche Mittel und Wege das Lehensinstitut aus sich selbst heraus zu veredeln und den heutigen Zeitforderungen anzupassen sey.**

Betrachten wir zunächst die **Fallehen** in der Eigenschaft als Lehenspachtgüter, so ist es allerdings, wenn diese Art von Leben über einen gewissen Landstrich allgemein verbreitet ist, etwas ängstlich, ob nicht ein unbehaglicher Abhängigkeitszustand von Seiten der die Fallehen übernehmenden Familien eintrete, sofern man sich die Willkühr des Fallehenherrn dazu denkt, über sein Gut, so oft der Lehenholde stirbt, jedesmal als voller Eigenthümer frei zu verfügen, und die zurückgelassene Familie des Lehenholden mehr oder weniger dem Schicksal Preis zu geben. Man darf aber immer nicht vergessen, daß die Erfahrung gänzlich gegen eine solche, blos im Einzelnen denkbare Annahme spricht, wie denn oben schon berührt wurde, daß früher die Lehenherrn keinen oder wenig Gebrauch von diesem Rechte gemacht, redliche Familien gerne auf viele Generationen hinaus auf den Fallehengütern behalten haben, ja daß dieses ihr eigenes wohlverstandenes Interesse gefordert habe. Wenn dieses in neuerer Zeit nicht mehr in dem Maße geschehen ist, so mögen hiezu die Anfechtungen viel beigetragen haben, mit denen man den Lehenherrn gegenüber getreten ist, und die Rechtsanwendung, die man davon, daß sie früher so nachsichtig gewesen sind, gesetzlich gegen sie geltend gemacht hat, indem man aus dem zeitweisen Nichtgebrauch ihres Aufkündigungsrechts ein Recht für die Familie, auf dem Fallehen für immer zu bleiben, ableiten wollte, und zum Theil abgeleitet hat.

Man hat in England, namentlich aber in Schottland einen wohlhabenden Stand von Zeitpächtern bei nur 19 bis 21 Jahre dauernden Zeitpachtverhältnissen entstehen sehen. Nach der Ausbildung unserer deutschen Bodenbesitzverhältnisse aber würde es gleichwohl schwer werden, einem Zeitpachtinstitute, als der fast alleinigen Benützungsart des Bodens, in Deutschland Eingang zu verschaffen. Auf dem Boden, den wir uns vor Augen zu stellen und auf dem wir uns zu bewegen haben, kann daher nur ein solches gemischtes Verhältniß erwünscht seyn, welches neben Zeitpächtern und freien selbstbauenden Grundeigenthümern auch noch andere Institutionen begünstigt, also eine Mannigfaltigkeit von Zuständen ins Leben führt, die jedem die Auswahl gestatten, dasjenige, was seinen Talenten, Kräften und Capitalen am entsprechendsten ist, auszuwählen.

Wie wir also früher dargelegt haben, daß das Institut der Zeitpächter und die Bildung eines tüchtigen Zeitpächterstandes in einem gemessenen Umfang sich für Deutschlands Verhältnisse für alle Zeit sehr empfehlen werde,[1] so kann es schon nach dem Sinne unserer frühern eben angerufenen Abhandlung, welche den Zeitpacht nur als ein nützliches Ergänzungsmittel und Zwischenglied der verschiedenen Arten von Bodennutzung erkennt, nicht in unserer Absicht liegen, das Leheninstitut ganz auszuschließen.

Wir haben aber gegen das Institut der Erblehen die wesentlichen Bedenken — namentlich wenn man sich in den Standpunkt des Erblehenherrn denkt — geäußert, daß ein auf so viele Generationen, und wenn kein Heimfall erfolgt, sogar auf alle Zeit und Zukunft hinaus contrahirtes Rechtsverhältniß durch die Wandelbarkeit und den wechselnden Werth aller Dinge zu schwierig werde, und also keine dauernd richtig bemessene, oder ruhig gesicherte und behauptete Nutzung für beide Theile verbürge. Wir könnten darum nicht wünschen, daß die Fallehen durch ihre Verwandlung in Erblehen in ein jedenfalls derzeit nicht mehr angemessenes Rechtsverhältniß umgestempelt werden möchten. Es ist darum zur Veredlung des Instituts der Fallehen

[1] Vergl. Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften. Tübingen 1844, 1s Heft: „sozialer Werth des Zeitpächterstandes."

das von der Kurpfalz eingeführte Erbpachtverhältniß auf mehrere Generationen gewiß ein sehr empfehlungswerthes Auskunftsmittel, alle Interessen zu vereinen, zumal wenn der Grundsatz obenangestellt wird, die Familien auch dabei nicht ohne Noth und Ursache zu verdrängen, sondern sie nach Ablauf der Generationen aufs Neue in das Nutzeigenthum einzuweisen, sie aber im Abzugsfalle für alle nachhaltigen Meliorationen schadlos zu halten. Auf drei bis vier Generationen hinaus kann jeder Theil die Rechtsverhältnisse, die er eingeht, leicht übersehen; in einer auf den Vater, Sohn und Enkel, eventuell Urenkel hinaus berechneten Zeit können alle diejenigen durchgreifenden Veranstaltungen getroffen werden, welche das Unternehmen nur immer zu seinem durchgreifenden Betriebe erheischen mag. Sollte sich aber auch ein Theil durch irgend ein in ihm selbst liegendes oder von außen gegebenes Verhältniß in seinen Erwartungen und Berechnungen getäuscht sehen, so ist die Zeit keine ewige; es kann dem bei der nächsten Begebung oder Uebernahme Rechnung getragen werden.

Sind wir nun außer allem Zweifel, daß die Gesetzgebung selbst im Expropriationswege nicht berechtigt ist, den Falllehenherrn, so wünschenswerth es auch immer im Interesse der Falllehenholden seyn möchte, zu zwingen, seitherige Falllehen in Erblehen, oder gar in freieigene Zinsgüter umwandeln zu lassen, so wenig als eine Gesetzgebung dem Eigenthümer eines Guts zumuthen kann, solches seinem dermaligen Zeitpächter als Zinsgut zu überlassen; dürfen wir ferner nicht zweifeln, daß doch endlich einmal ein Bundesbeschluß auf die Beschwerde des württembergischen Adels hinsichtlich der auf die Lehenverhältnisse Bezug habenden Bestimmungen des Edikts von 1817 erfolgen werde, und daß, wie er auch ausfalle, er einem Theile, möglicherweise selbst der Regierung höchst ungelegen komme; ist aber unbestritten für die Regierung und alle Betheiligte viel Grund vorhanden, eine gütliche Verständigung in dieser Angelegenheit zu Stande zu bringen: so hoffen wir im Sinne aller Theile zu handeln, wenn wir uns ganz unbefangen und unparteiisch bemühen, auf die Grundlage einer wissenschaftlichen Fortbildung des Leheninstituts Vergleichsvorschläge aufzufinden, durch welche einerseits das Streben der Gesetzgebung, dem Falllehenholden eine mehr gesicherte

Existenz zu verschaffen, wenn auch nicht in dem beabsichtigten Umfange erreicht, andererseits aber den Lehenherrn ein Weg angedeutet werden soll, auf dem sie ohne empfindliche, vielleicht ohne irgend Nachtheile und Opfer diesen Wünschen der Gesetzgebung und ihrer Lehenholden auf billige Weise entgegen zu kommen in der Lage wären.

Wir machen also den Vorschlag, es möge auf dem achtbaren Weg der freien Uebereinkunft, wo nöthig unter kostenfreier Vermittlung der Staatsregierung:

1) die Umwandlung der seitherigen Fallehen in Generationserbbestände auf drei bis vier Generationen ausgesprochen werden;

2) dabei die Entschädigung für die mit Vorwissen des Lehenherrn unternommenen Bauten und nachhaltigen Gutsmeliorationen, oder die beim Heimfall noch ausstehende Ernte nach unparteiischer compromissorischer Schätzung den vom Generationserbbestand jeweils abziehenden Familien gehoben werden;

3) ebenso die Erneuerung des Erbbestands auf weitere drei bis vier Generationen in dem Falle vertragsmäßig zugestanden seyn, wenn sie sich als gute friedliche Wirthe benehmen, vollständige Sicherheit für gute Behandlung des Guts und richtige Abgabenentrichtung verschaffen, und die Regulirung des neuen Erbbestandsgefälls, wo diese nicht durch freie Vereinbarung mit dem Lehenherrn zu Stande kommen kann, auf dem Wege der compromissorischen Ermittlung sich gefallen lassen wollen.

4) Alle seither unständigen Gefälle, welche der Lehensherr zu beziehen hat, wie sie Namen haben mögen, sollen beim Generationserbbestand gänzlich aufhören; der Erbbeständer soll bei der Uebernahme seines Erbbestands für drei bis vier Generationen ein für allemal einen fixirten Ehrschatz (Handlohn) und jedes Jahr einen zu $^2/_3$ in Naturalien und zu $^1/_3$ in Geld festgesetzten Canon reichen, von welchem in außerordentlichen und unverschuldeten Unglücksfällen, bei allgemeinem Mißwachs oder Insekten- und Mäusefraß, bei feindlicher Fouragirung (nicht aber bei Hagel) ein billiger Nachlaß eintritt.

5) Beim Uebergang des Erbbestandes von einer Generation zur andern soll bloße legale Anzeige bei der Erbleihherrschaft nöthig seyn, ohne jedoch eine Taxe dafür entrichten zu müssen.

6) Das Nutzeigenthum kann von der erbbeständerschen Familie ohne Verwilligung des Lehenherrn mit keiner für ihn im Fall des Heimfalls verbindlichen Schuld belastet werden, es müßte denn ein erwiesen dringender Fall eintreten, wo zum Nutzen des Guts der Erbherr zum Consens auf $^1/_6$ des Nutzungswerths nöthigenfalls gerichtlich und mit Verbindlichkeit zur Uebernahme beim Heimfall soll gezwungen werden können. An diesem $^1/_6$ soll er aber jedenfalls das abrechnen dürfen, was die abtretende Familie für Melierationen und Bauten nach §. 2 fordern könnte. Auf eine beim Heimfall nicht für den Lehensherrn verbindliche Consentirung des halben Nutzungswerths soll er in erster Generation, auf $^1/_3$ des Nutzungswerths in zweiter Generation gleichfalls eventuell verpflichtet seyn.

7) Eine Theilung des Generationserbbestands im Laufe der drei bis vier Generationen kann nie ohne Verwilligung des Erbherrn geschehen; im Fall der Zustimmung jedoch findet sie ohne Taxen Statt.

8) Der Generationserbbeständer macht sich vertragsmäßig verbindlich, für den Fall eines frühern Todes zu Gunsten seiner Wittwe, überhaupt zu Versorgung derjenigen seiner Erben, welche in das Nutzeigenthum des Lehens nicht succediren, sich bei einer Lebensversicherungs- oder Rentenanstalt urkundlich dann zu betheiligen, wenn derselbe nicht in Folge eigenen hinreichenden reinen Vermögens von dem Erbbestandsherrn selbst hievon entbunden werden will. Dafür erlangt dasjenige Kind, welches in das Nutzeigenthum des Lehens eintritt, eine Vortheilsberechtigung hinsichtlich des Anschlags der erbbeständerischen Lehennutzung nach der freien Bestimmung des jeweiligen Gutsübergebers.

9) Es ist Regel, daß in die Erbbestandsnutzung der jüngste Sohn, und wenn kein Sohn vorhanden ist, die älteste Tochter succedire. Doch bleibt hierüber eine Abänderung dem Ermessen der jeweils nutznießenden Eheleute oder auf Ableben des einen dem überlebenden Theile anheimgestellt. [1]

[1] Die Minorate haben entschiedenen Vorzug vor den Majoraten; die Eltern bleiben länger auf dem Gute, können für Erziehung und Versorgung ihrer vorgebornen Kinder viel mehr thun; in Fällen der Minderjährigkeit wird das Gut von der Wittwe oder einem der ältern Kinder für Rechnung der Masse noch verwaltet ꝛc.

10) Dabei bleiben freie Uebereinkünfte über gänzliche Allodification oder Zutheilung der Erbbestände als Zinsgüter an die seither lehenpflichtigen Familien nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern der Staat soll sie, wie im dritten Abschnitt vorgeschlagen werden wird, durch verschiedene Aufmunterungsmittel sogar fördern.

Auf diese Weise sehen wir die seitherigen Fallleben in solche Privatrechtsgeschäfte sich umwandeln, welche, wenn man die Durchschnittsdauer einer Generation nur auf 20 Jahre ansetzt, einem 60 bis 80jährigen Pachte gleich zu achten sind, oder aber, wenn im Durchschnitt nach Ablauf der Generationen auch nur einmal der Vertrag erneuert werden könnte (was sicher zu gering angenommen ist), die Familien der Lehenleute 120 bis 160 Jahr lang durchschnittlich auf einem Gute belassen. Wir sehen die Thätigkeit der Lehenholden in keiner Weise gehemmt, sie für ihren Fleiß vollkommen entschädigt, und eine Menge Familien, die nicht von Haus aus freies Eigenthum erwerben können, in einen behaglichen Zustand versetzt, der dem Eigenthum so nahe kommt, als nur immer thunlich, und der jeden befriedigen dürfte, welchen billige und bescheidene Ansprüche leiten.

Was nun die Erblehen betrifft, so würden wir gleichfalls wünschen, daß es möglich würde, sie in Erbbestände von vier bis sechs Generationen im Wege der freien Uebereinkunft umwandeln zu können. Wenn damit die Erblehenleute in Hinsicht der durchschnittlichen Dauer des Genusses wahrscheinlich verkürzt würden, indem der Heimfall bei wirklichen Erblehen im größern Durchschnitt kaum in der siebenten und achten Generation zu erwarten stehen dürfte, und indem ihr seither ständiger Erblehencanon bei jeder neuen Belehnung auf die benannte Anzahl Generationen einer eventuellen Aenderung unterworfen wäre, so könnten sie dafür von Seiten der Erbbestandsherrn dadurch voll entschädigt werden, daß die seitherige unständige, theilweise den Fleiß besteuernde, theilweise aber den Gutsantritt und die Abfindung der Nachgebornen störende Abgabenreichung im Sinne der oben schon bei den Fallleben gemachten Vorschläge in ein geordnetes Verhältniß gebracht würde. Die Erneuerungspflicht von Seiten des Erblehenherrn könnte hier sogar (gegen 3) oben) noch so ausgedehnt werden, daß, so lange in der ganzen Familie des

Erblehenmanns, Descendenz wie Ascendenz, irgend ein zur Gutsübernahme fähiges Glied männlicher oder weiblicher Abstammung sich vorfinden würde, der Erbleihherr das Gut an keinen Dritten zu begeben berechtigt sey, vorbehältlich der Feststellung der jeweiligen Reichnisse durch einen eventuell compromissorischen Ausspruch.

Ebenso dürfte hier die Consentirung von Schulden (ad 6) oben) so weit ausgedehnt werden, daß zwar der Lehenherr unter keinen Umständen verpflichtet werden könne, über die Hälfte des Nutzeigenthumswerths, unverbindlich für ihn auf den Fall des Heimfalls, zu consentiren, daß er aber in erweislichen Nothfällen und zu Gutszwecken rechtsverbindlich erklärt werden könne, zu allen Zeiten, wo das Nutzeigenthum nicht auf dem wirklichen Heimfall steht, bis zu ¾ des jeweiligen Nutzeigenthumswerths, verbindlich für sich selbst im Falle des Heimfalls, zu consentiren, daran aber natürlich jede liquide Entschädigungsforderung der abtretenden Familie in Abzug zu bringen.

Was nun die Theilung des Lehenguts betrifft, so soll diese zwar in der Regel auch nicht ohne Wissen und Willen des Obereigenthümers von Statten gehen können, jedoch soll der letztere gebunden seyn, falls ein Compromiß von Sachverständigen erkennt, daß das Lehengut mehr als eine Familie bei mittlerem Fleiß hinreichend und ohne Rücksicht auf auswärtigen Verdienst ernähre, bis auf dieses Minimum einer ausreichenden Familiennahrung theilen zu lassen, resp. die von dem Nutzeigenthümer beabsichtigte Theilung nicht zu verhindern, unter der Bedingung, daß bündige Vorsorge für die unverkümmerte Ableistung der jedenfalls fixirten Gefälle getroffen werde, und daß er solchen Aufwand an Gebäuden und Einrichtungen, welche eine gegen sein unbedingtes Zugeständniß vollzogene Theilung veranlassen möchte, später unter den Gutsmelierationen nicht zu vergüten habe; Divisionsgebühren sollen in solchen Fällen keine gefordert werden können, die Kosten der Theilung aber lediglich auf die theilenden Nutznießer fallen.

Auf solche Weise sehen wir auch im Erblehensverhältnisse alle Schwierigkeiten beseitigt, die irgend dasselbe in ein gehässiges Licht zu setzen vermöchten. Da der Heimfall hier sehr selten eintreten dürfte, so ist dieses Verhältniß ein dem wahren und vollen zinspflichtigen Eigenthum sehr nahe kommendes.

Bei dieser Art von Lehen dürfte aber noch mehr Grund seyn, eine gütliche Trennung des getheilten Eigenthums von Seiten der Gesetzgebung zu begünstigen, worüber wir uns im nächsten Abschnitte aussprechen werden.

Ist auf diese Weise nachgewiesen, wie die bedeutendsten Uebelstände sowohl der Fallehen als Erbleben ohne Expropriation, oder gar eine ohne Entschädigung und gleichsam gewaltsam durchgeführte Einmischung der Gesetzgebung beseitigt werden können, so haben wir nun im dritten Hauptabschnitte noch den Weg anzudeuten, auf welchem theils die Staatsgesellschaft helfend und vermittelnd einwirken könne, daß da, wo die Umstände hiefür sich eignen, auf dem Wege gütlicher Verständigung die vielfach höchst wünschenswerthe Freimachung der Leben bewirkt, oder doch wesentlich begünstigt werde; theils haben wir die Grundzüge selbst geltend zu machen, nach denen die Privatverständigung unter den Betheiligten bewerkstelligt werden könnte.

Wir behalten uns vor, diese wichtige Materie im nächsten Hefte näher zu beleuchten.[1]

[1] Leider hat der allzufrühe Tod des Verfassers die Erfüllung dieser Zusage unmöglich gemacht.

genaht worden ſey, welche drei lebende Sprachen verſtanden, gereiſt waren bis nach Philadelphia, oder gar etwas hatten drucken laſſen. Und dennoch können ſie aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ und ſo vielen andern werthvollen Werken, einer Periode, wo Wiſſenſchaft und Kunſt noch mit prieſterlicher Ehrfurcht behandelt wurden, einzelne Züge dieſes ſelbſt durch ſeine Beſchränktheit jetzt intereſſanten Zuſtandes entnehmen, und ihre Großväter um den Genuß beneiden, als dieſe in der Hungerzeit der ſiebziger Jahre die Kartoffel gegen bedeutende Küchenoppoſition auf die Liſte der gewöhnlichen Speiſen brachten, oder ſich die Zähne erkälteten mit dem erſten Becher Eis, welcher ihnen auf einer Landpartie des Hofs ſervirt wurde.

Die Revolutionskriege unterbrachen jenen langen, aber in keiner Hinſicht gehörig genützten Friedenszuſtand. Die politiſche Geſtaltung unſers Vaterlandes mußte ſich überall, die religiöſe in vielen Landen gewaltſamen Aenderungen unterwerfen, und ſowohl die geſellſchaftliche als die ökonomiſche jenen folgen.

Eine (mit Ausnahme Thüringens) ungleich minder bunte Landkarte, Aufhebung der Klöſter, Stifte und geiſtlichen Fürſtenthümer, ſchnelles Aufſchießen der Reſidenzen der neuen Souveränitäten, dagegen Verkümmern der ehemaligen Hauptſtädte, welche nun zu Provinzialſtädten herabgeſunken waren, ungleich größere Miſchung der Stämme, der Glaubensformen und der Stände, Zerrüttung des alten Reichthums durch Staatsbankerutte, neue Namen und Wappen, vermehrte Abgaben, allſeitig geſteigerte Anſprüche, — das ſind ungefähr die Hauptmomente, welche wir zu beachten haben, wenn wir den Zuſtand unſers Vaterlands billig beurtheilen wollen, indem es ſich erſt ſehr langſam, dann mit zunehmender Schnelligkeit von den Wunden erholt, welche ihm nicht nur das ſtets feindſelige Ausland, welche es auch ſich ſelbſt geſchlagen hatte. Hierbei darf nicht vergeſſen werden, daß ungleich mehr Katholiken proteſtantiſchen Regierungen unterworfen wurden, als umgekehrt, daß alſo das Prinzip des Vorſchritts ſchon deßhalb zu vollſtändigerer Herrſchaft gelangte, als früher der Fall war, und daß alle Impulſe daher ungleich mehr von Preußen ausgingen als von dem, fortan gegen Oſten und Süden gerichteten, von Deutſchland ſich ausſondernden Oeſterreich.

Betrachtungen

über

Militärverfassungen in dem Zeitalter der Industrie.

Nachstehende Betrachtungen wurden eines Theils dadurch veranlaßt, daß sich zur Zeit mehrere Staaten mit der Landwehrfrage beschäftigen, theils durch das Erscheinen einer Broschüre: „Preußen, der Beamtenstand, in seiner politischen Entwickelung und seinen sozial-ökonomischen Zuständen." Die darin einer starken Kritik unterzogene preußische Militärverfassung, mancherlei Unrichtigkeiten und mitunter falsche Schlüsse fordern um so mehr dazu auf, tiefere Betrachtungen über die Militärverfassungen in dem gegenwärtigen Zeitalter der Industrie anzustellen, da dieselben von verschiedenen Seiten Untersuchungen unterworfen werden, da in einigen Staaten die Anlage von Festungen Aenderungen bedingt, und weil überhaupt die Erhaltung eines angemessenen Heeres, ohne bedeutende Erhöhung des Etats, zu den Zeitfragen gehört. Wir werden bei dieser Veranlassung uns aber nicht allein mit der preußischen Militärverfassung beschäftigen, sondern, um nicht einseitig zu seyn, anderer Staaten auch gedenken und vor Allem eine Mittheilung machen über das gegenwärtige

Aufbringen der Heere.

Auf dem ganzen Continente hat sich das von den Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführte Conscriptionssystem einheimisch gemacht. Nur in England besteht noch die Werbung. — Die Modificationen, unter welchen die Conscription in den verschiedenen Staaten zur Zeit besteht, mögen hier folgen:

Oesterreich debut seine Conscription nicht auf alle männlichen Individuen des Staates (mit Ausnahme der italienischen, ungarischen und siebenbürgen'schen Provinzen) aus. Die Adeligen, Geistlichen, Staatsdiener und die Söhne der Offiziere sind vom Militärdienst befreit. — Diejenigen Individuen, welche dem Kriegsdienste obliegen müssen, dienen 15 Jahre in der Linie und 5 Jahre in der Landwehr, so daß sie mit dem 38sten Jahre verabschiedet werden. Diese Dienstzeit wird durch Beurlaubung bedeutend erleichtert. In den italienischen Provinzen und in Tyrol ist die Dienstzeit 8 Jahre; Befreiungen sind selten. In Ungarn und Siebenbürgen ist die Aushebung und Stellung der auf eine Gemeinde repartirten Rekruten Sache der Gemeindevorsteher. Die Dienstzeit ist hier 10 Jahre.

Preußen verlangt von allen Unterthanen Militärdienste, nur die Standesherren und früheren Reichsunmittelbaren sind befreit. Der Pflichtige dient 5 Jahre in der Linie (3 unter den Fahnen und 2 in der Reserve), 7 Jahre in der Landwehr 1sten Aufgebots, 7 Jahre im 2ten, und dann ist er noch bis zum 50sten Jahre in den Landsturm eingeschrieben, welcher jedoch mehr zur Erhaltung im Innern, als zur äußeren Sicherheit verwendet werden soll. Die einjährigen Freiwilligen, d. h. diejenigen jungen Leute, welche sich auf eigene Kosten equipiren und keinen Sold erhalten, haben den Vortheil, ihre sonst dreijährige Dienstzeit im stehenden Heere auf ein Jahr reducirt zu sehen.

Bayern befreit den geistlichen Stand, sowie die Standesherren vom Militärdienste; alle übrigen Jünglinge vom 21—27sten Jahre sind pflichtig und werden durch das Loos einberufen. Nach Beendigung des Dienstes in der Linie wird ein Theil der Ercapitulanten in die Reserve eingetheilt, wo sie bis zum

40sten Jahre pflichtig sind. Alle sonstige Jünglinge, die nicht, wie angegeben, eingereiht wurden, zählen zur Landwehr, welche demnach *nicht* exerzirt ist.

In den übrigen deutschen Staaten ist die Conscription durchschnittlich darauf basirt, daß von je 100 Seelen *ein* Mann ausgehoben wird. Befreit sind die Standesherren. Mit Ausnahme Württembergs finden wir keine Landwehr, und es ist somit die Angabe der Eingangs erwähnten Broschüre unrichtig, daß die Wohlfeilheit des preußischen Instituts die meisten kleineren Staaten vermocht habe, dem Beispiele Preußens zu folgen.

Aber auch *Württemberg* hat keine preußische Landwehr. Hier ist jeder Unterthan (nur wenige Befreiungen finden statt) verbunden, bis zum 32sten Lebensjahre theils im aktiven Heere, theils in der Landwehr zu dienen. Diese soll aber nicht ein taktisch formirter Körper, sondern eine Reserve zur Ergänzung des Heeres seyn.

Frankreich ergänzt die Armee durch allgemeine Aushebung und freiwilligen Eintritt. Stellvertretung findet, wie auch in den deutschen Armeen, welche keine wirkliche Landwehr haben, statt, doch steht sie im Mißkredit, worüber weiter unten gesprochen werden soll. — Befreiungen finden nur bei Dienstuntüchtigen und solchen statt, von welchen die Subsistenz der Familie abhängt. Die Dienstzeit ist auf 7 Jahre (nicht auf 8, wie die Broschüre angibt) festgesetzt. Von den älteren Soldaten werden jährlich so viele, als es der Dienst erlaubt, in die Reserve versetzt, wodurch eine Armee-Reserve erlangt wird.

Belgien hat allgemeine Militärpflicht eingeführt. Zur Zeit der Revolution und noch kurz darauf war der 30ste Theil der Bevölkerung unter den Waffen oder nach einer mäßigen Berechnung beiläufig von 10 waffenfähigen Männern *einer*. Gegenwärtig kommt *ein* Soldat auf 37 Einwohner.

Rußland nimmt im Frieden *einen* Soldaten von 500 männlichen Seelen. In Kriegszeiten oder bei besonderen Veranlassungen erhebt man 2 Rekruten und im Nothfalle 4 oder noch mehrere von derselben Zahl. Im Jahre 1843 z. B. wurden von 1000 männlichen Seelen 5 ausgehoben. Bei Verordnung solcher Aushebungen fußt die Regierung immer auf die Resultate der letzten allgemeinen Zählung, die oft 8—9 Jahre früher

stattfand. — Die Kosacken sind der Rekrutirung nicht unterworfen; sie stellen auf Requisition des Kaisers die Truppen, welche sie geben müssen, ins Feld. — Die polnischen Juden waren bisher gegen ein Rekrutengeld frei, was nun aufhört. — Die Dienstzeit ist 20 Jahre, doch wird ein Theil schon nach 10 Jahren entlassen.

England wirbt seine Soldaten; jedes Regiment betreibt die Werbung selbst. Das Handgeld steigt von 40 bis 50, ja sogar auf 100 Guineen, je nachdem das Regiment weiter im Auslande stationirt oder je gefährlicher der Dienst ist. Jeder hat seinen freien Willen zu geben, wohin er will; von Zwang ist keine Rede. Es wird keinem übel genommen, wenn er das Nachweisungs-Comptoir ohne Dienste zu nehmen verläßt, falls ihm die Bedingungen nicht gefallen. Bleibt er bei seinem Entschlusse, so schwört er Treue auf das Evangelium, welches vom Schwörenden geküßt wird. Er widmet sich nun mit Leib und Seele auf 7 Jahre dem Dienste des Königs (der Königin).

Eine Art Landwehr bildet hier die Miliz, welche aus den Personen des männlichen Geschlechts vom 17ten bis 45sten Jahre besteht. Sie bildet 5 Klassen und wird klassenweise aufgeboten. Endlich existiren noch Freiwillige (fencibles), welche bei einem feindlichen Einfalle auf Kosten reicher Privatleute aufgebracht werden und deren Dienst mit Rückkehr des Friedens aufhört.

Schweden hat eine eigenthümliche Militäreinrichtung. Seine Truppen zerfallen in Geworbene (värfade), Eingetheilte (indelte) und Landwehr (Bewaering). Die erstere Klasse umfaßt 5000, die zweite 27,000 Mann; die dritte wird auf 95,000 Mann berechnet, ist jedoch nicht hinreichend geübt. Je nachdem die verschiedenen Theile des Landes kultivirt und bevölkert sind, trifft es sich, daß die Militärlast minder schwer auf den Einwohnern liegt. In Stockholms Län ist jeder 38ste waffenfähige Mann Soldat, in Östergiunds Län dagegen der 9te.

Dänemark hebt nur im Bauernstande aus, doch sind auch unter gewissen Bedingungen die Söhne der Müller, Pächter, Holzvögte und Polizeibedienten auf den Kanzleigütern vom Militairdienste befreit. Einstellung ist gestattet, doch muß der Einsteller demungeachtet in die Verstärkungs-Bataillone eintreten. Die Dienstzeit ist 8 Jahre.

Hiezu wird bemerkt, daß wenn der Pflichtige dieſe 8 Jahre im ſtehenden Heere gedient hat, er ſodann in das Verſtärkungs-Bataillon ſeines Regiments eintritt, hier wieder 8 Jahre verbleibt und ſodann noch bis zum 45ſten Jahre zu der allgemeinen Reſerveklaſſe gehört. In die Verſtärkungs-Bataillone müſſen auch alle jene eintreten, welche durch Freiloose dem ſtehenden Heere entgangen ſind, ſo wie jene, welche bis zum 24ſten Jahre wegen mangelnden Maßes übergangen wurden. Die Mannſchaft der Verſtärkungs-Bataillone macht während des Friedens ein- für allemal eine Exerzirzeit von 70 Tagen durch.

Spanien hat die Dienſtzeit in der Armee auf 5, in der Provinzial-Miliz auf 2 Jahre feſtgeſetzt. Letztere iſt eine Art Armee-Reſerve, welche nur in außerordentlichen Fällen einberufen wird.

Die Schweiz verpflichtet jeden Eidgenoſſen zum Militärdienſt; aber Dienſtalter ſowohl, als Dienſtzeit der Milizpflichtigen ſind in den einzelnen Cantonen ſehr verſchieden. Der Bundesvertrag hat die Contingente der Cantone auf 2 Procent der Bevölkerung feſtgeſetzt. Das ganze Bundesheer beſteht: 1) aus dem Auszug; 2) aus der Reſerve, welche die Dienſtzeit im Auszug ſchon beendigt hat; 3) aus der Landwehr oder jener Mannſchaft, welche im eigentlichen Heere ausgedient, aber ihre Milizpflicht noch nicht ganz erfüllt hat.

In der Türkei wurde im Jahre 1843 eine neue Organiſation feſtgeſetzt. Die früher auf Lebenszeit eingereihten Pflichtigen müſſen nunmehr nur fünf Jahre in der Armee dienen, nach welcher Zeit ſie entlaſſen werden. Die beſtandene Retif (Landmiliz) wurde aufgehoben und dieſelbe mit der Armee vereinigt. Die aus der Armee austretenden Soldaten bilden eine Armee-Reſerve.

Alle Muhamedaner ſind zwar zum Kriegsdienſte verpflichtet, doch ſind über die Conſcription wenig beſtimmte Geſetze vorhanden, ſo daß ſie nur auf der ärmſten Klaſſe des Volkes ruht. Der Bedarf wird durch die Paſchas ausgehoben und, ſo zu ſagen, herbeigeſchleppt.

Hiemit haben wir die Militärverfaſſungen kennen gelernt, wie ſolche in den verſchiedenen Staaten exiſtiren, und es dürfte nun zu unterſuchen ſeyn, welche für die Verhältniſſe, wie ſie in

den meisten deutschen Staaten bestehen, die beste sey. Daß wir, weil wir hier vorzugsweise die deutschen Staaten im Auge haben, die Einrichtungen der nichtdeutschen weniger in Betracht ziehen, liegt zu nahe, um einer Rechtfertigung zu bedürfen. — Die Aufgabe Deutschlands ist die, gegen Außen gerüstet zu seyn, die Streitkräfte zu besitzen, um Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können; die Aufgabe ist ferner, jederzeit und besonders an den Gränzen Armeen zu haben, welche, wenn das politische Gleichgewicht oder die von uns garantirten Verträge bedroht oder gestört werden sollten, plötzlich zu Demonstrationen benützt werden können. Negotiationen, welche mehr oder minder allen derartigen Ereignissen voraus geben, pflegen für den Theil immer eine schlimme Wendung zu nehmen, welcher der Unterstützung einer Armee entbehrt. Endlich aber ist es nöthig, jenen deutschen Gränzlanden, welche durch die kleineren Staaten gebildet werden, die gehörige Stärke zu geben, um sie vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen. Ein Schritt zur Verstärkung dieser Länder ist durch die Anlage der neuen Festungen schon geschehen; aber diese ohne Armee, hindern sie den mächtigen Feind, das Land zu plündern?

Die Absicht, die Armeen zu verstärken, ohne den Staaten zu viele Kosten aufzubürden, die Idee der Neueren, Nationalheere zu bilden, führt zu der

Landwehr.

Bereits haben wir gesehen, wo Landwehren oder ähnliche Institute bestehen; die preußische verdient aber sicher zunächst unsere Beachtung. Sie ist, wie sich ein gediegenes Werk ausdrückt, eines der Mustercorps Europas und ihre äußere und innere Organisation verdient die Aufmerksamkeit Aller.

Im Jahr 1819 erfolgte eine Organisations-Veränderung, welche wir als eine der wichtigsten bezeichnen möchten. Die bis dahin bestandenen Landwehr-Inspektionen wurden nämlich aufgelöst und die Landwehr in den Armee-Divisionsverband, als ein integrirender Theil desselben aufgenommen. Dieser Veränderung schloß sich die an, daß fortan die Uebungen des zweiten Aufgebots gänzlich aufgehoben, die des ersten aber vermindert wurden.

Als in Folge der 1830 stattgefundenen Ereignisse ein Theil des preußischen Heeres auf den Kriegsfuß gesetzt wurde und somit

das Inſtitut der Landwehr ſich praktiſch bewähren ſollte, traf man allerdings auf Schwierigkeiten mancherlei Art. Von denſelben berühren wir nur die Entfernung der Civilbeamten von ihren Dienſtpoſten, um ihren Platz in der Landwehr einzunehmen, endlich die Remontirung derſelben. Die Beſtimmungen zu Beſiegung dieſer Schwierigkeiten werden wir nicht weiter verfolgen, es genügt, ſagen zu können, daß ſie beſeitigt wurden.

Ein ſo conſequent durchgeführtes Landwehrſyſtem, wie in Preußen, finden wir nicht wieder. Oeſterreich hat auch eine Landwehr, aber nicht alle Provinzen ſind hiezu verpflichtet. Bayern hat Reſerven und Landwehren; jedes Infanterie- und Artillerie-Regiment hat zwei Reſerve-Bataillone, jedes Jäger-Bataillon und jedes Cavallerie-Regiment eine Reſerve-Diviſion, welche aus den Beabſchiedeten gebildet werden. Die Landwehr iſt aber nicht exerzirt.

Württemberg hat in der neueſten Zeit die waffenfähigen Männer vom 20ſten bis zum 32ſten Jahre zum Dienſt im aktiven Heere und in der Landwehr verpflichtet. Da aber nicht alle waffenfähigen Jünglinge alljährlich in die Linie eingereiht und exerzirt werden, ſo ergibt ſich hieraus einfach, daß jene nicht eingereihten, weil die Landwehr kein taktiſch formirtes Inſtitut iſt, nie in den Waffen geübt werden. Somit beſteht die Landwehr aus Exerzirten (jenen, welche in der Linie gedient haben und dann noch bis zum 32ſten Jahre in der Landwehr ſind) und Nichtexerzirten (welche das Loos vom Liniendienſt befreite). Bricht nun heute ein Krieg aus, ſo wird man ſich nur der gedienten Landwehrmänner bedienen können, die übrigen figuriren auf dem Papier.

Sollen wir uns nun für ein Landwehr-Inſtitut entſcheiden, ſo wäre es ein modificirtes preußiſch-bayriſches. Ehe wir aber hiezu ſchreiten, wollen wir die Angriffe näher beleuchten, welche die mehrerwähnte Broſchüre gegen die preußiſche Landwehr richtet.

Eine Anklage lautet: Es (das Landwehrſyſtem) iſt die ausſaugendſte Abgabe, die von der Induſtrie eines Volkes erhoben wird, eine Verſchleuderung an Eigenthum und Kraft, an Zeit und Arbeit, welche Eigenthum ſchaffen, eine Verſchwendung der Mittel und der arbeitenden Kräfte, die ein Volk auf immer in Arbeit erhalten muß.

So lange kein ewiger Frieden in Aussicht gestellt ist, und welcher Vernünftige wird an einen solchen glauben? so lange ist an Abschaffung des Militärs nicht zu denken, und die Obliegenheit eines Theils der Staatsbürger, den Militärdienst zu versehen, ist darum keine Verschleuderung an Eigenthum und Kraft. Wenn der Verfasser der angeführten Broschüre die oben mitgetheilten Angaben darauf gründet, daß ein Preuße eine dreijährige Militärpflicht in der Linie zu leisten und während ferneren 23 Jahren jährlich 14 Tage Dienst in der Reserve zu thun habe, ihm somit 10 Procent von seinem arbeitsfähigen Lebensalter genommen würden, so irrt er sehr, wie dieses unsere frühern Angaben belegen, nach welchen die Mannschaft des ersten Aufgebots, die allein Uebungen hat, 7 Jahre bei demselben verbleibt und nie complet bei den Uebungen erscheint. Erwägt man, daß der größte Theil des Heeres, die Infanterie, nur 2 Jahre präsent ist, so reducirt sich die ganze Dienstzeit auf etwa 800 Tage.

Die Broschüre legt ein großes Gewicht darauf, daß die preußische Militärverfassung der Industrie hinderlich sey, indem sie sagt: „Dieses System ist mit einer fortschreitenden Entwickelung des Volkes, mit dem Wachsthum des Nationalreichthums, mit der steigenden Industrie ganz unvereinbar."

Um dieses noch mehr zu belegen, wird beigefügt, daß in Rußland unter 57 Mann immer einer als Soldat, in Preußen einer unter 80, in Oesterreich einer unter 118, in Frankreich einer unter 112 und in England ein Mann unter 320 diene. Es wird beigefügt, daß dieser Eine in England ein ganzes Menschenalter oder eine Generation vertritt.

Demnach muß England in der fortschreitenden Entwickelung des Volks den ersten Platz einnehmen und den größten Nationalreichthum haben. Wo ist aber mehr Armuth als in England zu finden? Diese Armuth, wo sie überhaupt getroffen wird, hat nicht ihren Grund in den Militärverfassungen, so wenig als, wie oft behauptet wird, in den Staatsabgaben, sondern in der Ungleichheit der Vertheilung der Geldmittel, und diese Ungleichheit ist jetzt größer als je, und alle Mittel, welche dagegen versucht wurden, sind ohne Wirkung geblieben.

Der Grund dieser Erscheinung, sagt eine sehr gediegene Schrift, ist kein Geheimniß mehr, derselbe liegt in unsern

geselligen und äußeren Verhältnissen; die wachsende Ausdehnung des Handels, die Anschwellung der Fabrikthätigkeit, die Vervollkommnung der Maschinen, endlich der Associationsgeist der Reichen und Unternehmenden sind Gegenstände, welche den ungeheuern Reichthum der Einzelnen und die Armuth der Proletarier hinlänglich erklären. Diese Macht der Industrie hat also ihre sehr traurige und bedenkliche Seite; es gibt Gegenden in Europa, wo man wünscht, dieselbe nie gekannt zu haben, und die Herren Hume und Attwood könnten das in ihrem Vaterlande herrschende Elend vielleicht mehr aus den Erfindungen und Fortschritten der modernen Civilisation, sowie aus den dem Pauperismus eigenthümlichen Lastern erklären, als aus den Ausgaben für Heer und Flotte.

So wie die neuere Zeit den Behauptungen der Broschüre widerstreitet, ebenso thut es die ältere. Um welche Zeit war Rom am größten? Seine Glanzperiode war die Zeit, in welcher die Vertheidigung der Interessen des Vaterlandes, das Recht Waffen zu tragen, nur den Bürgern anvertraut war, es war jene Zeit, in welcher, was die Broschüre als Schattenseite des preußischen Systems anführt, das ganze Land ein großes Lager, die ganze Bevölkerung eine Armee, jeder Bürger in jeder Lage des Lebens Soldat war. Und die so zusammengesetzte Armee, war sie (was die Broschüre der preußischen absprechen möchte) nicht mobil, machte sie keine größeren Züge, hat sie die Politik Roms nicht unterstützen können?

Genug dieser Andeutungen, welche Jeder selbst weiter verfolgen wolle. — Weitere Mängel, und welche menschliche Einrichtung hat deren keine? welche die Broschüre aufzudecken wähnt, haben die Militärverfassungen fast aller Staaten im selben Grade, und um nur von dem Alter der Offiziere zu reden, so sind die Subaltern-Offiziere in Frankreich durchschnittlich älter als in der preußischen Armee.

Ehe wir uns übrigens erlauben, eine andere Frage zu besprechen, welche so eng mit der Landwehr verbunden ist, müssen wir der Idee erwähnen, welche in einigen deutschen Ständeversammlungen bereits laut wurde. Es ist dieses die Idee, die stehenden Heere gänzlich aufzulösen und sie durch Landwehren zu ersetzen. Man hegt dabei die schmeichelhafte Hoffnung, das viele

Geld, welches die stehenden Heere kosten, zu ersparen, die Abgaben erleichtern oder große gemeinnützige Anstalten u. dgl. gründen zu können.

Was den ersten Satz anbelangt, so muß man aufmerksam machen, daß außer bei den Großmächten heutzutage keine stehenden Heere gefunden werden; denn die Corps der kleineren Staaten können bei ihrem Beurlaubungssystem stehende Heere nicht genannt werden. Wollte man diese kleinen Cadres noch mehr verringern, so würde man eine große politische Sünde begehen, da andere Staaten sich durch ein stehendes Heer eine Ueberlegenheit sichern, in der militärischen Ausbildung stets vorwärts schreiten. Aus diesem Grunde wird auch allgemein anerkannt, daß an eine Verminderung der stehenden Heere nur dann gedacht werden kann, wenn diese auch von den Nachbarn vollzogen wird. So oft sich übrigens auch seither die Zeitungen erlaubten, ihre Leser mit der Armee-Reduktion dieses und jenes Staates zu unterhalten, so war doch immer daran wenig Wahres. Wie sollte dieses auch möglich gewesen seyn bei den Streitfragen unter den Staaten? Man denke nur an die sich ewig bekämpfenden Grundprinzipe der englischen und französischen Politik, man erinnere sich der Rhein- und der belgischen Frage, man denke an die Mißverhältnisse zwischen England und Rußland.

Kriege wird es daher immerhin geben, und, wie sich, auf geschichtliche Thatsachen gegründet, behaupten läßt, heftigere. Denn die Erfahrung hat bis jetzt gelehrt und die Geschichte liefert hiezu die Details, daß nach langem Frieden sich die heftigsten Kriege entzündeten.

Den andern Punkt, die Gelderſparung anbelangend, so muß vor Allem bemerkt werden, daß wir es nicht der Mühe werth halten, auf das in den Ständeversammlungen vorgebrachte Thema, „die zur Zeit bestehenden Heere hätten für die vielen Millionen nichts genützt," einzugehen. Es wäre leicht nachzuweisen, daß gerade nur das Vorhandenseyn der Armeen den Frieden sicherte; es ist zu bekannt, welch günstigen Einfluß die Einreihung der jungen Männer in das Heer auf die Intelligenz und das Selbstgefühl des Volkes äußerte.

Wir wollen hiezu nur noch beifügen, daß die andere Idee vieler Staatsverbesserer, mit dem für das Militär seither

Während jener trüben Uebergangszeit konnte man sich nicht klar werden, auch wenn man es gewollt hätte, konnte das Leben nicht genießen, auch wenn man sonst gewohnt war, es so leicht und herzhaft als möglich anzufassen; denn Berufe, Aufenthalt, Ansichten und Verbindungen wechselten wie im Fiebertraume, man kam in gezwungene Berührung mit seither enge abgeschlossenen Existenzen, dann pochte die Noth an jede Thüre, Alle hatten gesündigt, Alle gebüßt, Alle strebten redlich, sich der Wiedergeburt würdig zu machen.

Nehmen wir das Jahr 1816 als Ausgangspunkt der neuen Zeit an. Hunger, Krankheiten und jene Ermattung, welche außerordentlichen Anstrengungen zu folgen pflegt, bezeichnen ihn.

Man war endlich in der Lage, die übergebliebene Habe und den erlittenen Verlust, Bedürfniß und Deckungsmittel berechnen zu können, sich wieder auf einen bleibenden Zustand einzurichten, und die Blicke auf entferntere Gegenstände zu werfen, welche seither von dem Nothstande der nächsten Umgebung in Anspruch genommen worden waren. Zwar hatten jene Kriege Deutschland nicht so durchweg mit Trümmern bedeckt, wie der dreißigjährige Krieg gethan hatte, aber sie hatten dagegen eine noch gründlichere Zerrüttung der vorigen Zustände zurückgelassen, die Grundlagen aller Existenzen noch tiefer unterwühlt, eine krankhafte Reizbarkeit zurückgelassen, mit unklarem und mit den Kräften in keinem Verhältnisse stehenden Streben nach Verbesserungen und Aenderungen. Wir finden Unbehaglichkeit, Unruhe und übeln Humor in allen Klassen der Gesellschaft durch alle deutschen Gaue.

Das neu eröffnete England trat in vieler Rücksicht in eine ganz andere, weit bedeutendere Beziehung zum Festlande, als früher der Fall gewesen war. Es war politisch und social wichtig und vorherrschend geworden. Seine reiselustigen Kinder holten in desto größerer Anzahl das Entbehrte nach, als zugleich Reisen außerhalb England viel wohlfeiler für sie war, als Stillesitzen mit standesmäßigem Leben in England. Zugleich dehnte dieses seine alten Handelsverbindungen mit beispielloser Kraft und Behendigkeit aus, schuf mit unermüdeter Umsicht neue.

Frankreich dagegen war im Kampfe mächtiger Parteien über Lebensfragen befangen, und die Beschäftigung mit der Politik hinderte es, seinen frühern Einfluß auf Europa, was Mode betrifft,

verwendeten Geld gemeinnützige Anſtalten und Einrichtungen ins Leben zu rufen, oder mit anderen Worten, die Einrichtungen Nord-Amerikas zu adoptiren, von dem traurigen Geiſte zeugt, welcher ſie beſeelt. Dort gibt es keine öffentliche Gewalt, welche die entfeſſelte Menge in Ordnung zu halten vermag, dort gibt es aber auch keine Regierung mit ſtarker und ſicherer Kraft wie in Europa.

Doch genug hievon, und berühren wir nun die mit dem Landwehrſyſtem eng verbundene Frage der

Stellvertretung.

Zu vielen Erörterungen hat dieſelbe bis jetzt Veranlaſſung gegeben, iſt aber ihrer Löſung um Weniges näher gerückt. Erfahrene Militärs ſind gegen das Inſtitut der Stellvertretung, als dem Intereſſe des ganzen Standes nachtheilig, aufgetreten; andere haben es unterſtützt und darin Vortheile gefunden, weil es der ärmeren Klaſſe Geld bringe; andere wollten ſogar theilweiſe die Mittel darin finden, gediente Unteroffiziere dem Dienſt zu erhalten.

Wenn einerſeits nicht zu läugnen iſt, welchen ſtörenden Einfluß die Einberufung eines Conſcribirten äußert, der ſich den Studien widmet, welche nun unterbrochen werden, ſo läßt ſich eben ſo wenig verkennen, daß dieſer Uebelſtand auch bei Vertretung exiſtirt, hier aber allerdings nur den Armen trifft. Aber gerade deßhalb, meinen die Gegner der Stellvertretung, müſſe es dem Anſehen des Kriegerſtandes ſchaden, wenn ſich der Begüterte mit mehr oder weniger Leichtigkeit der Kriegsdienſtpflicht entziehe, jener Pflicht, welcher treu nachzukommen die höchſte Ehre für den Unterthan ſeyn ſoll. Andere finden es ſogar gefahrvoll, dem beſſeren und bemittelten Theile zu geſtatten, ſich von der erſten und heiligſten Pflicht, der Vertheidigung ſeines Fürſten und Vaterlandes, loskaufen zu können. Was endlich den letzten Punkt betrifft, daß die Stellvertretung Gelegenheit gebe, brave und qualificirte Unteroffiziere und Soldaten, nach Vollendung ihrer eigenen Dienſtpflicht, den Regimentern zu erhalten, ſo daß ſie, bei dem ſteten Wechſel der andern, einen tüchtigen Stamm gedienter Leute bilden, welche nach ihrem endlichen Austritt durch ihr erworbenes Capital die fernere Exiſtenz

sich sichern, so ist derselbe allerdings von hoher Wichtigkeit und nur allzu leicht nimmt Mancher den Austritt der älteren Soldaten. Die Gegner greifen aber die Wahrheit dieses Satzes dadurch an, indem sie behaupten, es ließe sich nachweisen, daß ungeachtet des Einstandskapitals jeder ältere Militär auf solches verzichte, resp. wieder einstehe, wenn er nur einen Civildienst erhalten könne, welcher so viel abwerfe, um damit nothdürftig leben zu können. Die Aussichten, durch lange Militärdienste Versorgungen zu bekommen, seyen überall seltener geworden und im Verhältniß habe die Lust abgenommen, die Kräfte über die gesetzliche Zeit dem Militärstande zu widmen.

In Preußen besteht keine Stellvertretung, in Württemberg kann man sich der Verpflichtung, in der Landwehr zu dienen, nicht entziehen, und in Frankreich endlich gibt man sich alle Mühe, die Stellvertretung abzuschaffen. Der erfahrene und würdige Marschall Soult sagt über die Ausdehnung der Stellvertretung in Frankreich Folgendes:

„In der persönlichen Erfüllung der Dienstpflicht ist das Prinzip der Stärke enthalten, welches dem Gesetze über die Rekrutirung zu Grunde liegen muß. Im Jahre 1789 erklärte die constituirende Versammlung den persönlichen Dienst für eine allgemeine Pflicht der Bürger, und nur der Monarch und der präsumtive Thronerbe sollten davon befreit seyn. Im Jahre 1793 durfte sich Niemand vertreten lassen. Im Jahre VI wurde gesetzlich ausgesprochen, daß jeder französische Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes berechtigt und verpflichtet sey, und daß sich kein Conscribirter vertreten lassen könne."

„Jourdan sagte damals: „Wenn es gefährlich wäre, die Nation allzu militärisch zu machen, so würde es nicht weniger gefährlich seyn, ihre Vertheidigung einer Anzahl gedungener Menschen anzuvertrauen." Im Jahre VIII wurde denjenigen, welche die Strapazen des Kriegs zu ertragen unfähig waren und durch Fortsetzung ihrer Arbeiten oder Studien dem Staate nützlicher seyn konnten, gestattet, sich durch einen Ersatzmann vertreten zu lassen. Damals war also die Stellvertretung nur eine Ausnahme zu Gunsten derjenigen, welche die heutige Gesetzgebung gänzlich vom Dienst dispensirt wissen will. Der Vertheidiger des Gesetzes vom Jahre VIII (Jourdan) äußerte

gegen jene, welche für eine ausgedehntere Befugniß waren: „Diese Leute bedenken nicht, daß sie durch unbeschränkte Gestattung der Stellvertretung den trefflichen Geist, welcher unsere Truppen erfüllt, vernichten würden.“ Das ganze fiskalische Gesetz vom Jahre X gestattete nur das Einstehen eines Conscribirten für einen andern derselben Klasse. Im Jahre XI wurde die Stellvertretung unter der Bedingung gestattet, daß der Einsteher im Umfange des Arrondissements geboren und domicilirt sey. „Wenn man, sagte der Redner, der Regierung einen größeren Spielraum gestattete, so würde man unzähligen Mißbräuchen Thür und Thore öffnen, man würde die Armeen derjenigen berauben, welche am fähigsten sind ihren Ruhm zu erhalten und zu vermehren.“

„Im Jahre 1804 konnten sich die Conscribirten nur durch Leute desselben Cantons vertreten lassen. 1805 dehnte der Kaiser die Befugniß dahin aus, daß es genügte, wenn die Stellvertreter aus demselben Departement waren. Als aber das Glück unsere Fahnen verlassen hatte, als die Zuflußquellen der Rekrutirung beinahe erschöpft waren, da beachtete das gebieterische Gesetz der Noth nicht länger die zur Erhaltung der Moralität und Disciplin gegebenen Vorschriften; die Conscribirten wurden ermächtigt, sich durch Leute aus allen Departements vertreten zu lassen.“

Dieses wurde von Soult in der Kammer niedergelegt, welche demungeachtet die Stellvertretung beibehielt; sie ist jedoch, wie schon bemerkt, im Mißkredit und wird von der Regierung angefeindet. So darf z. B. ein Einsteher nicht Gensdarm werden und wird von den Conscribirten als ein Söldling angesehen. Somit stehen wir an der Besprechung des Systems, welches wir den kleinern deutschen Staaten, namentlich den Gränzstaaten empfehlen möchten und dem wir den Namen geben:

Modificirtes preußisch-bayrisches System.

1) Sämmtliche Staatsunterthanen sind zum Kriegsdienste verbunden und nur jene sind befreit, welche an Uebeln leiden, welche sogar deren Einreihung als Militärbäcker, Schmiede u. s. f. hindern.

2) Jeder Pflichtige dient 3 Jahre in der Linie, 3 Jahre in der Reserve (Landwehr).

3) Der Pflichtige kann auch schon früher in die Reserve versetzt werden, wenn die Linie complet ist.

4) Jedes Bataillon, jedes Cavallerie-Regiment hat seine entsprechende Reserve-Abtheilung, ebenso die Artillerie-Regimenter.

5) Stellvertretung ist nicht gestattet.

6) Conscribirte, welchen das Maß mangelt, stellen sich die folgenden 4 Jahre zu jedem Zug und können erst dann, wenn sie auch jetzt noch unter dem Maße sind, ihre völlige Freisprechung erhalten.

7) Dasselbe Verfahren findet bei zweifelhaft Kranken statt, welche jedoch unter der Zeit und auf überraschende Art vor die ärztliche Rekrutirungs-Commission gezogen werden müssen.

8) Ein später zugetheilter Pflichtige (ad 6 und 7) dient nicht länger als die Kameraden seiner Altersklasse.

Dieses System, durch ein Beispiel erläutert, liefert folgendes Resultat:

Hessen hat gegenwärtig

7250 Mann Infanterie,
1347 „ Cavallerie,
866 „ Artillerie und Pionniere.

Bei Einführung obiger Paragraphen kann man annehmen, daß jährlich 3500—4000 waffenfähige Jünglinge zur Einreihung vorhanden sind. Wir wollen 4000 annehmen. Diese geben, bei 6jähriger Pflichtigkeit, 24,000 Mann. Um nun die jährliche Quote à 4000 Mann in die in Hessen bestehenden 4 Infanterie-Regimenter, in das Cavallerie-Regiment und das Artillerie- und Pionnier-Corps einzuverleiben, könnte folgende Eintheilung Platz finden:

Infanterie 3200 Mann,
Cavallerie 400 „
Artillerie 400 „

Summa 4000 Mann.

Somit wäre (bei 6jähriger Dienstzeit) die Stärke wie folgt:

Infanterie 19,200 Mann,
Cavallerie 2,400 „
Artillerie 2,400 „

Summa 24,000 Mann.

Es ist einfach zu berechnen, in welchem Maße die Corps anderer Staaten sich vermehren würden.

Oder:	Linie,		Reserve,	
7,250	Mann	Inf.,	11,950	Mann Inf.,
1,347	„	Cav.,	1,053	„ Cav.,
800	„	Art.,	1,534	„ Reserve.

Gäbe man nun jedem Infanterie-Regiment 3 Reserve-Bataillons, so würde jedes 994 Mann erhalten, eine Stärke, wobei ein Theil beim Ausmarsch als Depot zurückgelassen werden könnte.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß diese Reserve-Infanterie, welche also jenen Theil einschließt, der in den meisten kleinen Staaten doch nie mehr in den aktiven Dienst gekommen wäre, so gut gebildet ist, um allen Ansprüchen zu entsprechen. Die Berittenmachung der Reserve-Cavallerie scheint ein Gegenstand zu seyn, welcher einigen Schwierigkeiten unterliegen dürfte. Im Frieden wird es aber nicht nöthig seyn, Pferde für dieselbe zu unterhalten. Denn bei den jetzigen Einrichtungen kommen die Reiter nach 3jährigen Uebungen auch nicht mehr in Dienst, reiten also auch nicht mehr. Somit dürfte hinreichend seyn, im Frieden stets ein genaues Verzeichniß der im Lande befindlichen tauglichen Pferde zu haben, um beim ausbrechenden Krieg solche requiriren zu können. Jedenfalls hat die vorgeschlagene Einrichtung das Gute, daß man gebildete Reiter besitzt, welche zum Ersatz der Verwundeten u. s. f., zum Besteigen etwaiger erbeuteten Pferde verwendet werden können.

Die Reserve-Artillerie endlich wird in den Staaten, welche Festungen haben, hier eines Theils vorzugsweise zu verwenden seyn; die für ihre Mobilmachung nöthigen Pferde werden ähnlich wie bei der Cavallerie aufgebracht.

Ein Hauptanstand ist endlich, Anführer für die Reserve zu finden. Den Theil, welcher in feste Plätze kommt, mag man wohl mit den minder feldtauglichen Offizieren der Linie besetzen können, aber, wie anderseitige Vorschläge meinen, Pensionärs dabei anzustellen, geht durchaus nicht, und namentlich müssen die Commandeurs in jeder Beziehung tüchtige Männer seyn.

Aus diesem Allem geht aber einfach hervor, daß die Ansicht Vieler, durch Errichtung von Landwehren, oder wie man

es nun heißen will, große Ersparungen zu erzwecken, durchaus falsch ist. Denn soll sie etwas leisten, so muß sie eine solche Organisation haben, um sich würdig der Linie anschließen zu können. Es haben sich aber Stimmen wahrer Patrioten vernehmen lassen, welche sagen, der jetzige Militär-Etat sey zu hoch für den Zweck, welcher durch die jetzigen Organisationen erzielt werde; gerne, sagen jene, würden wir mehr bewilligen, um eine Organisation zu erlangen, welche uns im Verein mit den nächsten Nachbarlanden vor den überraschenden, kühnen und plündernden Einfällen eines übermüthigen Gegners schützt. Es ist in die Augen fallend, daß die kleineren Staaten am Rheine diese Frage viel strenger als die mittleren Lande zu nehmen haben, und ein und derselbe Maßstab für beide Theile nicht angewandt werden kann.

Es ist nicht zu läugnen, wir leben in einer Zeit, welche mancherlei Veränderungen schon gebracht hat, und, wie es den Anschein hat, noch mehrere mit sich führt. Aber man hüte sich, die sogenannten Zeitfragen allzu hitzig lösen zu wollen, man bemühe sich immer, das Bessere zu finden; aber dieses muß vom hohen Standpunkte geschehen, man höre alle Vorschläge, prüfe sie, woher sie auch kommen sollten, doch behandle man derartige Fragen nie als Parteiangelegenheiten. Ein edler Gedanke muß uns dabei immer leiten, der, dem Fürsten und Vaterland würdig zu dienen.

Der Verbrauch
der menschlichen Lebensbedürfnisse
in diätetischer, statistischer und politischer Betrachtung.

Es wird von Interesse seyn, das vorräthige statistische Material über den Verbrauch der Lebensmittel von diätetischem und politischem Standpunkte zu beleuchten und so von der statistischen Thatsache des Verbrauchs, von der Massenerfahrung eines ganzen Volkes zurückzuschließen auf den diätetischen Werth, auf das Bedürfniß und die Zuträglichkeit derselben, auf die Bedingungen und Fluktuationen des Verbrauchs, auf den Einfluß, welchen diese massenhafte Consumtion auf die Gesundheit, den Charakter und die Geschichte eines Volkes übt. Was für den Einzelnen gilt, daß das eigene Wohlbefinden, die individuelle Körperkonstitution, die speziellen Lebensverhältnisse, zuletzt und unabhängig von ärztlichen Lehren entscheiden über die Wahl und die Zuträglichkeit der Nahrungsmittel, das macht sich auch im Collectivum der Einzelnen, beim Volke geltend. Theoretische Lehren und Moden verschwinden hier gegen die Macht des Volksinstinkts. — Es ist ein Vorzug der Statistik, daß ihre Ziffern sich ganz unabhängig von jeder Theorie darstellen, und daß ihre Argumente, wenn richtig und umsichtig angewandt, mathematische Beweiskraft haben, die besten Stützen für die Thatsachen der Erfahrung sind. Die Vortheile einer solchen Statistik, die möglichen Folgerungen daraus, sind sehr ausgedehnt, weit über den

blos diätetischen Zweck hinaus. — Wie im individuellen Leben des Einzelnen macht sich auch im nationellen Leben der Völker und Staaten der Einfluß ihrer Lebensart, der Wechsel ihrer Lebensbedürfnisse geltend. Der Thee entnervte die Chinesen, wie der Kaffee die Türken entmannte. Die wachsende Popularität des Kaffees und Thees in Europa lähmt auch hier allmählig die Thatkraft seiner Bevölkerung, und ihre Wirkung ist in der zögernden, hinhaltenden Politik unserer Zeit nur zu sehr durchzuerkennen. Die Allgemeinheit der baumwollenen Bekleidung verweichlicht den Körper und damit auch den Geist. Die Kartoffel machte eine schnelle Vermehrung des Menschengeschlechtes möglich und durch das alle Muskel- und Willenskraft lähmende Gift des Branntweins als Volkstrank wird jede energische Volksäußerung, jede politische Thatkraft und Selbstständigkeit des Volkes geradezu unmöglich. Die Wiederholung der griechischen und römischen Republiken, die großartigen Volksdemonstrationen der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, der Reformation werden unter den gegenwärtigen Lebensverhältnissen der Völker ganz undenkbar. Die Nationalitäten und Individualitäten verflachen und verwischen sich bei den gleichmäßig modernen Lebensverhältnissen durch den Verbrauch der Colonialartikel in allen Ständen und ihre so distinkte Einwirkung auf den Körper und Charakter der Consumenten. Die politische Physiognomie dieses Jahrhunderts wird mehr als in allen vorhergegangenen bestimmt durch Handel und Industrie, welche beide in ihrem letzten Grunde basiren auf den Lebensbedürfnissen der Einzelnen und der Nationen. — Die Sanitätspolizei kann wichtige Lehren daraus schöpfen, und überzeugende Argumente und Aufforderung für ihre Thätigkeit, welche ohne diesen Ziffernachweis der sorgfältigsten Gelehrsamkeit und der ausgedehntesten Erfahrung des Einzelnen entgangen wären, wie sich im Verlaufe mehrmal ergeben wird, namentlich bei den Artikeln Salz, Branntwein, Bier, Kaffee, Zucker. — Die Staatswirthschaftslehre dürfte auf diese statistischen Thatsachen hin ihre Grundsätze über Besteuerung der Lebensmittel, die theoretischen Lehren über Produktion und Consumtion, über den Zusammenhang und die Abhängigkeit des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft von den Fluktuationen des Verbrauches mannigfach corrigiren. Selbst die jetzt so viel bewegte Proletariatsfrage

möchte auf diesem Wege einige Aufklärung und Förderung erfahren. — Die Verbrauchsziffer gibt den Maßstab für den Wohlstand und die Cultur einer Bevölkerung, da für die nationale Betrachtung der Massen Wohlhabenheit und Bildungsstufe zusammenfallen. Mit steigender Cultur mehren sich die Bedürfnisse der Bevölkerung und sie gibt die Mittel, sie zu befriedigen. So parador es lauten mag, so ist doch das bewußte und unbewußte Ziel jedes Fortschrittes, der Zweck und das Resultat jeder Cultur, Vermehrung der Bedürfnisse. Das Hereinziehen der ganzen Schöpfung in unser Erkenntniß-, Empfindungs- und Begehrungsvermögen, die Dienstbarmachung der ganzen organischen und unorganischen Welt für unsere Zwecke, das sich Bewußtwerden und Genießen aller Herrlichkeiten und Freuden des Lebens ist die Aufgabe jedes Einzelnen und des ganzen Menschengeschlechtes. Je mehr Bedürfnisse, je mehr Beziehungen das Leben hat, desto genußreicher, desto werthvoller dasselbe. Nicht die Vermehrung der Bedürfnisse als solche gebiert Unzufriedenheit und Unglück, sondern die Hervorrufung und Angewöhnung solcher, welche voraussichtlich nicht befriedigt werden können, und welche störend auf das eigene oder das Gesellschaftsleben einwirken. Die Philosophie und Kunst des Lebens besteht darin, nur solche Bedürfnisse und Genüsse zu suchen und sich anzugewöhnen, welche unbeschadet immer befriedigt werden können; und solche sind vor allen die Bedürfnisse des Wahren, Schönen und Guten, welche die Wissenschaft und die Kunst und unser Sinnengenuß an der Natur und ihren Gaben am reichhaltigsten bieten.

In dem Selbsterhaltungstriebe, in der Existenzbedingung liegt der letzte Grund aller Arbeit und Thätigkeit, wenigstens der Masse. Die Arbeit und der Verdienst sind Mittel zum Zwecke des Lebensunterhaltes. Der Lebensbedarf ist aber, abgesehen von den klimatischen Verhältnissen, durchaus relativ. Selbst der ärmste Mensch des neunzehnten Jahrhunderts kann nicht mehr ohne Hemd und präparirte Nahrung leben, was vor einem Jahrtausend in Europa der Mehrzahl noch kein Bedürfniß war. Wird nun diese Anforderung an das Leben, wird die Existenzbedingung höher gestellt, wird in den niedersten Ständen der Sinn und das Bedürfniß für bessere Genüsse und für die edleren Zwecke der Menschheit allgemein, so wird die

ganze menschliche Gesellschaft von ihrer untersten Stufe, von ihrer breitesten Unterlage gehoben. Es hört dann jene unglückliche Menschenklasse auf, welche nur der niedersten Handarbeit lebt und zufrieden ist, sich mit Kartoffeln zu nähren, auf feuchtem schmutzigem Boden zu liegen und die Familie dem Zufalle des Elends anheim zu geben, in welchem sie aufgewachsen ist. Für diese geht der höhere Menschheits- und Gesellschaftszweck ganz ungeahnt verloren. Will man die Proletariatsfrage lösen, so ist der einzig sichere naturgemäße Weg, den Sinn für eine bessere Existenz bei ihnen zu wecken, sie an die Bedürfnisse eines veredelten Familienlebens, an die Interessen des geselligen Fortschrittes zu gewöhnen. Mit der gesteigerten Anforderung an das Leben muß dann auch nothwendig der Werth der Arbeit, der Verdienst sich steigern, da der letzte Grund der Arbeit die Existenzbedingung ist, da die Arbeit, der Verdienst nur Mittel zum Zwecke sind, und für große Zwecke auch ausreichende Mittel genehmigt werden müssen. Die Ausführung dieses Prinzips mag Schwierigkeiten finden, die Anerkennung ihrer Richtigkeit sollte aber nicht ausbleiben und die Grundlage aller philantropischen Vorschläge werden. Die Civilisation bewährt sich auch hier wieder als die Panacee aller Wunden und Gebrechen der Zeit.

In den nordamerikanischen Freistaaten, wo sich ein neues, frisches Gesellschaftsleben aufthun kann, ohne die Fesseln verjährter Mißgriffe, gibt es keine eigens zur Dienstbarkeit geborene und erzogene Menschenklasse, und in den wohlhabenden nördlichen Provinzen verdient der bloße Handarbeiter, bei wohlfeilern Lebensmitteln als in Europa, täglich einen Dollar (2 fl. 31 kr. oder 1 Thlr. 13 Gr.). In den ärmeren südlichen Provinzen erscheinen die Negersklaven deßhalb unentbehrlich, weil eingeborne Freie sich nicht mehr zur Uebernahme von Taglöhnerarbeiten verstehen. In England finden sich keine Handarbeiter mehr für niederen Lohn. Die schweren und ekelhaften Arbeiten, welche durch thierische und elementare Kräfte dem Menschen nicht abgenommen werden können, übernehmen die Irländer, deren Existenzbedingung mit dem Verdienste für einen Topf Kartoffeln erfüllt ist. Gelänge es, dem Irländer vermehrte und kostbarere Bedürfnisse des Lebens beizubringen,

ſogleich wieder einzunehmen. Im Gegentheil fing es an, England nachzuahmen, deſſen Anziehungskraft ſich nun noch auffallender äußerte, als in den Jahren, welche der Revolution vorhergegangen waren.

Das arme Italien war in einem eben ſo, ja noch mehr zerrütteten Zuſtande wie Deutſchland, und Oeſterreich übte dort nunmehr daſſelbe Uebergewicht, welches ſeither von Frankreich aus gehandhabt worden war.

Somit war von äußern Impulſen nur der engliſche mächtig. Ehe wir ihn näher beleuchten, wollen wir verſuchen, darzuſtellen, was er vorfand. Es iſt nicht überflüſſig, an die Zuſtände jener Zeit zu erinnern, um die Schwachen im Glauben zu kräftigen, die Tadler dagegen zu billigem Schweigen zu bewegen. Beginnen wir mit den Wohnungen.

Freilich war die Zeit der Kriege ſo geartet, daß oft angenehmer geweſen wäre, ein Zelt zu beſitzen, als ein feſtgemauertes Haus, oder ein Streitroß ſtatt einer Hausfrau. Dennoch wurde in jenem Zeitraume gebaut meiſt in den Hauptſtädten der neuvergrößerten Staaten. Wer ſehen will, wie man nicht bauen ſoll, betrachte nur die ſchnell zuſammengeſetzten, zum Theile aus andern Orten her verſetzten Holzgebäude Stuttgarts, die barocken Schöpfungen Weinbrenners in Karlsruhe, die zwar ſoliderten, aber durch Einförmigkeit und kleinliche Verhältniſſe beleidigenden Bauten Münchens aus jener Periode (vor dem Karls- und Marthor). Man trachtete nur, die neu ausgeſteckten Straßen bald mit Häuſern beſetzt zu ſehen, gleichſam um ſich über die Verarmung der Länder zu täuſchen. Die öffentlichen Gebäude thaten es den Privatwohnungen an Unſcheinbarkeit, Zweckwidrigkeit und Unfeſtigkeit wenigſtens gleich. Der franzöſiſche, alles Charakteriſtiſche verſchmähende Bauſtyl der Kaiſerzeit verband ſich mit der Aermlichkeit der Zeit, und mit einer noch nicht ganz abgelegten Sünde der Deutſchen. Viele unter uns ärgern ſich durch dreißig Jahre über eine knarrende Thüre, laſſen ſie aber nie ſchmieren, laſſen den Baumeiſter walten, und bedauern nachher recht ſehr, einen Schandfleck für Jahrhunderte hingeſtellt zu haben, und daß ſie nicht ſogleich den rechten Mann herausgegriffen hatten, welcher ihnen auf die rechte Weiſe und auf die rechte Stelle hingebaut hätte, was ſie haben wollten. Glücklicherweiſe iſt ein Theil jener ſchnellen, durch

ihn mehr für das Wohlbefinden seiner Familie zu interessiren, ihn von leichtsinnigen Ehen zurückzuhalten, so würde sich nach und nach sein Zustand von selbst verbessern. Die englische Nation als Volksmasse ist die wohlhabendste und civilisirteste. Dieses ergibt sich aus der Consumtions- und Sparkassenstatistik; die Engländer verbrauchen die meisten und besten Lebensmittel, und das Capital ihrer Sparkassen war 1842 25,319,336 Pfund Sterling = 303,828,000 Gulden und die Zahl der Einleger 874,415, also durchschnittlicher Werth des Guthabens per Kopf 346 fl. In den letzten 12 Jahren hat das Capital um 112 pCt., die Zahl der Einleger um 87 pCt. zugenommen. (Org. f. Handel und Gewerbe vom 6. Febr. 1845). Gegenüber solchen Thatsachen müssen die Uebertreibungen der Noth bei den englischen Fabrikarbeitern verstummen. In den letzten drei Jahren ist der Lohn der Arbeit in allen industriellen Branchen um 10 bis 30 pCt. gestiegen und das 4pfündige Weizenbrod, welches 1838 bis 1842 8 bis 10 Pence (24 bis 30 kr.) kostete, kostet seit drei Jahren nur 4 bis 6 Pence (12 bis 18 kr.). Alle andern Lebensbedürfnisse sind, wenn auch nicht in diesem Verhältnisse, doch billiger als früher (allg. Org. f. Handel vom 26. April 1845). Es ist dieses die tröstlichste Thatsache! Die besorgliche Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Capitalisten und Arbeitern, das Mißverhältniß zwischen dem Werthe des Geldkapitals und des Arbeitkapitals ebnet sich somit auf die natürlichste Weise, unterstützt von einer weisen Gesetzgebung, welche die Lebensmittel immer wohlfeiler zu machen strebt, und dagegen das Capital besteuert.

Frankreich hatte in demselben Jahre nur eine Kapitalanlage der Sparkasse von 497 Mill. Francs = 185 Mill. Gulden (Allg. Zeitung vom 24. Juni 1845) und ebenso durchschnittlich nur die halbe Consumtionsziffer für die kostbaren Colonialartikel. Im Zollvereine ist der Wohlstand in rascher Zunahme nach der Consumtionsziffer; die Zolleinnahmen haben sich seit 1834 bis 1844 um 82½ pCt. vermehrt, während der Bevölkerungszuwachs nur 9½ pCt. war. — Der Stand der Sparkassen im Königreiche Bayern war am 1. Oktober 1839 11½ Mill. Gulden und die Zahl der Einleger 98,119, und ist dieses Institut seitdem in rascher Zunahme.

Um die Ausdehnungsfähigkeit einer solchen Statistik nachzuweisen, und wie auch die elementaren Einflüsse unter statistische Ziffern zu bringen sind, beginnen wir mit den allgemeinsten. Vielleicht daß sie Anregung geben zu weitern Versuchen in größern Kreisen.

Die Luft.

Sie ist das allgemeinste und wichtigste äußere Lebensmittel, welches wir nicht die kürzeste Zeit entbehren können. Durch ihre unausgesetzte Unentbehrlichkeit und durch ihre mannigfachen und wechselnden Qualitäten übt sie unter allen äußern Lebensbedingungen bei weitem den größten und wichtigsten Einfluß auf unsere Existenz und ihre speziellste Daseynsform.

Die Luft übt nicht blos einen steten mechanischen Druck auf den menschlichen Körper (33,893 preußische Pfund für den mittlern Menschen), ist der Träger von Licht, Wärme und Elektricität, von Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, als den unentbehrlichen, das Wesen der Luft constituirenden Qualitäten und Elemente, sondern sie enthält immer noch andere ganz zufällige und stets wechselnde Bestandtheile, welche noch mehr als die wesentlichen Qualitäten der Luft die Gesundheit des Menschen modificiren. Dahin gehören die verschiedenen Mengen Wassergas und Wasserdunst, die verschiedenen Gase und Dämpfe, welche aus der Oberfläche der Erde und vulkanischen Herden aufsteigen, ferner die Dünste der sich bei gewöhnlicher Temperatur verflüchtigenden Körper, wie der Mineralien und Metalle, des Kalks, Thons, Kupfers, Bleis, Quecksilbers, dann die Exhalationen von lebenden und faulenden organischen Körpern, sowie endlich die vielen in Auflösung mit den Wasserdämpfen oder für sich in feinzertheiltem Zustande mechanisch aufgenommenen Körpertheile der salzsauren Salze, Staub, Kalk u. s. w. — Und alle diese Qualitäten erleiden unter sich den mannigfaltigsten Wechsel und alteriren sich gegenseitig. Mit dem Ausdrucke Luft ist daher am wenigsten ein bestimmtes, circumscriptes Agens gegeben; ihre Consumtion ist nicht so gleichmäßig als man von vorneherein glauben möchte, und sie differirt überall und immer nach Lokalität und Zeit.

Es gehören hierher die umfänglichen Betrachtungen über die Atmosphäre und ihre Bestandtheile, über Barometer, Thermometer, Hygrometer, Elektrometer, Anemometer, über die Variationen des Klima durch Luftverschiedenheit, durch Meteore, Bodenbeschaffenheit ꝛc., von denen jedes einzelne Agens wieder unendliche Consequenzen für das Leben zuläßt. Dr Ferd. Gobbi hat eines der gelehrtesten Werke der neuesten Zeit geschrieben: „Ueber die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur mit besonderer Rücksicht auf die Bevölkerungsstatistik von Belgien“ 1842, worin er die Wasserdampfsäule einer Terrainparzelle als den Hauptregulator der Populationskräfte in weitester Beziehung an einer gegebenen und wohlbekannten Bevölkerung mit mathematischer Schärfe nachweist. Alle andere topographische und anthropologische Momente sind diesem hydrographischen untergeordnet. — J. Minding erforschte den Einfluß der Schwere und Wärme der Luft auf den menschlichen Körper. — Liebig erklärte den großen Einfluß, welchen der absolut geringere oder stärkere Sauerstoffgehalt der tropischen oder arktischen Atmosphäre auf die Respiration und den ganzen Lebensprozeß hat. — Buzorini bewies durch ausgedehnte magnetische Beobachtungen und Vergleiche, daß das Auftreten der epidemischen Cholera immer vergesellschaftet war mit einer gleichzeitigen und gleichförmig anomalen Luftelektricität. — Alle Weltpesten kamen von Osten nach Westen, den natürlichen Bewegungen der Luft folgend; sie waren vorbereitet und begleitet durch besondere Veränderungen der Luft. Die Ausdünstungen faulender Vegetabilien bei Sümpfen, Brakwasser, Reisfeldern, Deltas erzeugen Wechselfieber, Gallenfieber, gelbes Fieber; die Ausdünstungen der thierischen Materien, die Effluvien von Kranken den Typhus. Ein imponderables Luftmiasma bedingt Epidemien und Krankheitsconstitutionen. — Der Cretinismus in seiner scheußlichsten Entstellung und größter lokaler Frequenz, so daß er in allen Familien sein Contingent vertheilt hat, und jedes Familienglied einzelne Züge dieser betrübenden Entstellung adoptirt, findet sich nur in tiefen, feuchten, schattigen Thälern. Und wo ein niederer Grad des Cretinismus und geringe lokale Frequenz in einzelnen Gemeinden in relativ flachen und gesegneten

Gegenden endemisch vorkommt, dort findet sich, wenigstens theilweise, Lichtprivation durch Verlagerung eines Berges gegen Osten, welcher das Morgenlicht verkümmert. Die Ruhr kommt häufig und epidemisch nur auf feuchten Territorien vor, vorzugsweise längs den Flußthälern, und scheint somit an eine besondere Qualität der Atmosphäre durch Wasserreichthum gebunden zu seyn. — Auf Hochebenen ist Neigung zur Fettleibigkeit, Rheumatismus, Gicht, geröthete Haut, spärliche Menstruation sehr gewöhnlich; die geringere absolute Sauerstoffmenge der Atmosphäre veranlaßt auch geringere Kohlensäureexcretion durch die Lunge und die dünnere bewegliche Luft regt den Hauptpol der peripherischen Hautthätigkeit, der Quelle der Kohlenstofferzeugung im Blute, mehr an, deßhalb der überschüssige Kohlenstoff als Fett abgelagert wird, und die Störungen der sehr thätigen Haut leicht Rheumatismen erzeugen.

Von diesen Gesichtspunkten muß man die Luft und ihre Qualitäten beurtheilen, und eine reiche Quelle der Belehrung wird uns dadurch zugehen. Es gibt zwar noch keine statistische Ziffer für diese Consumtion, aber sie kann durch die bezüglichen Instrumente wenigstens versucht werden, wie es Gobbi und Buzorini schon gethan haben. Dieses wurde nur erwähnt, um zu solchen Darstellungen anzuregen.

Der zweite allgemeinste Regulator der Luftconsumtion ist die Individualität.

Die Schwankungen der Quantität der Luftaufnahme bei ruhigem Athmen von erwachsenen Personen betragen das Sechsfache des Minimum, sie bestehen zwischen 12 und 79 Cubikzoll, im Medium 33 Cubikzoll in Einem Athemzuge (Valentin), und wechseln nach der Individualität, nach Ruhe und Bewegung, nach Zeit, Menge und Art der Nahrung. Es ist eine durch die vergleichende Anatomie und Physiologie festgestellte Thatsache, daß der Prozeß mit der äußern Luft durch zwei Organe, durch die Lunge und das Hautorgan vermittelt wird, und daß beide in ihrer gegenseitigen Ausbildung in polarem Verhältnisse stehen. Wo die Lungen- oder Kiemenathmung sehr ausgesprochen ist, zeigt sich geminderte Hautathmung, und alle Leute, welche eine geröthete, sehr thätige Haut, Neigung zur Fettleibigkeit haben,

beurkunden in dieſen Symptomen geſteigerte Hautthätigkeit und relativen Defekt der Lungenathmung.

Doch nicht blos quantitative Differenzen nach Individualität und Lebensverhältniſſen ergeben ſich für die Luftkonſumtion, ſondern auch qualitative nach verſchiedenen Körperzuſtänden bei denſelben Individuen. In der ausgeathmeten Luft hat man einen Maßſtab des Verbrauches der eingeathmeten. Die Schwankungen in der Qualität der ausgeathmeten Luft ſind zwiſchen 8 und 4 Gewichtsprozente Kohlenſäure, 18 und 16% Sauerſtoff und 77 bis 75% Stickſtoff, wobei übrigens alle pathologiſchen Abweichungen ausgeſchloſſen ſind. Die ausgeathmete Kohlenſäuremenge wechſelt beſtändig nach ganz individuellen und zufälligen Umſtänden, und iſt durch die Größe der Lungenathmung bedingt. In ihren phyſiologiſchen Schwankungen wechſeln die Unterſchiede um 33% ihres Mediums auf und ab, und in einzelnen pathologiſchen Zuſtänden kann ihre Menge 100% ihres mittlern Werthes überſchreiten. Die Kohlenſäure iſt Umſatzprodukt, Nebenprodukt, Excretionsſtoff der Stoffmetamorphoſe, und alles, was den organiſchen Stoffwechſel regulirt, beſtimmt auch die Kohlenſäurenmenge.

Das Waſſer

iſt nächſt der Luft das allgemeinſte und wichtigſte Lebensmittel. Kein organiſcher Beſtand, kein thieriſches Leben ohne Durchtränkung und Zuführung von Waſſer. Im Durchſchnitte dürfte man annehmen, daß 80% aller organiſchen Körper Waſſerbeſtandtheile ſind. Es wird uns zugeführt durch die Luft als meteoriſches Waſſer, durch den Boden als telluriſches Quell- oder Flußwaſſer, und durch jede Nahrung als inhärirend allen Salzen, allen vegetabiliſchen und thieriſchen Nahrungsſtoffen. Wir benutzen es als Lebens- und Nahrungsmittel in Form von Trinkwaſſer und Reinigungsmittel. Seine medikamentöſe Eigenſchaft als Mineralwaſſer übergehen wir hier.

Die Conſumtion des Waſſers und das diätetiſche Intereſſe daran ließe ſich darſtellen:

1) bezüglich des Geſammtverbrauchs des Waſſers, und

2) bezüglich der Qualität des verbrauchten Waſſers.

Ad. 1. Wie wichtig ein ergiebiger Vorrath von Waſſer für das

Leben des Menschen ist, bedarf kaum erwähnt zu werden. Es hängt davon nicht blos die Zuführung des zum organischen Leben nothwendigen Wassers ab, sondern mehr noch die Reinigung des Körpers, der Wäsche, der Wohnung, der Utensilien und selbst der Luft. Als Nahrungsmittel findet sich leicht Wasser genug, aber weit seltner wird es in seiner möglichsten Ausdehnung als Reinigungsmittel benutzt, und hierbei ist nicht blos der Vorrath des Wassers, sondern auch die bequeme Zufuhr und Benutzung zum häuslichen Gebrauche von Wichtigkeit. In dieser Beziehung sind die großartigen Wasserversorgungsanstalten der englischen und amerikanischen Städte die besten Muster. Meist Flußwasser wird oft 40 englische Meilen weit hergeleitet und nach geschehener Reinigung durch Sand und Kohlensinter in großen Reservoirs aufbewahrt, von wo es durch Dampfmaschinen in jede beliebige Höhe gebracht und durch eine Verzweigung von großen und kleinen Röhren in jede Straße, in jedes Haus, in jedes Stockwerk und in jede Familie geleitet werden kann. Zu gewissen Tagesstunden wird der Krahnen geöffnet und es läuft nach der Stärke der Röhre ½ oder 1 Stunde das Wasser aus, so viel das verlangte und akkordirte Tagesbedürfniß ist. Es wird auf diese Weise nicht blos das häusliche, sondern auch das gewerbliche Bedürfniß befriedigt, und zwar auf die bequemste und billigste Weise. In Glasgow bezahlt z. B. der Bäcker für seinen häuslichen und gewerblichen Wasserbedarf das Jahr nur 5 Schill. (1⅔ Thaler) und kein Gewerbe über 8 Sch.; in London bezahlt ein Haus durchschnittlich für die jährliche Zufuhr von 265,000 Litres oder 721 Litres täglich 1 Pfund St. 7 Sch. (circa 9⅙ Thaler, oder circa 15 preuß. Eimer oder 10½ bayer. Eimer für 1 Silbergroschen). Das Quellwasser Londons ist spärlich und schlecht, die Zuführung von anderem Wasser nothwendig. Die Themse wird dazu benutzt und 20 englische Meilen oberhalb London durch einen 40 Meilen langen Kanal in die Stadt geleitet, wo es 84 Fuß über dem Themsespiegel und durch eine eigene Reinigungsanstalt von seinen mechanischen Beimengungen gereinigt, ankommt. Die chemische Verunreinigung durch kohlensauren Kalk besteht aber noch fort, so daß nach Prof. Aberdeen in dem täglichen Verbrauch von 40 Millionen Gallonen Wasser auch täglich 24 Tonnen (à 2000

Pfund) feſter Kalkniederſchlag conſumirt werden. Die älteſte Waſſerverſorgungsgeſellſchaft (the New River Company) beſteht ſchon ſeit 1619 und ihre erſten Aktien zu 500 Pfd. St. ſind bis jetzt auf 15,600 Pfd. St. oder um das 31fache geſtiegen.[1]

Noch ſieben Geſellſchaften haben ſich daneben etablirt, welche alle zuſammen täglich 129,533,000 Litres abgeben, d. i. auf jedes Haus 721 Litres und für jede Perſon 90 Litres täglich. Es iſt dieſes eine ungeheuere Waſſermaſſe. Die Einnahme zuſammen beläuft ſich jährlich auf 6,051,350 Francs, die Ausgaben auf 3,176,375 Francs und der reine Gewinn jährlich über 3 Mill. Francs.

Es beſtehen ſolche Waſſerverſorgungsanſtalten außer London in Glasgow, Liverpool, Manchester, Edinburg und den meiſten großen Städten Großbritanniens. Ein Capital von 20 Millionen Pfd. St. iſt in Großbritannien auf ſolche Waſſerleitungen angelegt. — Vergleichen wir dagegen Paris, wo bekanntlich auch ſo ſchlechtes Waſſer wie in London, und deßhalb längſt eine Waſſerverſorgungsanſtalt wie in London projektirt iſt. Bis 1834 ward nur eine Fläche von 1000 Meter (Paris hat 400 Kilometer Fläche) mit Waſſer aus der Seine verſorgt, und dieſes wird aus der Mitte der Stadt geſchöpft. Das übrige Waſſer kommt aus 115 Fontaines publiques, 364 Fontaines bornes und 14 Fontaines marchandes, wo nur die Waſſerträger gegen eine beſtimmte Contribution Waſſer holen dürfen, 2224 baignoires fixes und 1015 baignoires domiciles. Die Seine gab täglich 404 Cub. Zoll Waſſer, der Kanal de l'Ourcq 700, das Waſſer d'Arcueil 18, l'eau des Près-Saint-Germain, de Belleville etc., alles zuſammen 1200 Cub. Zoll Röhrendurchmeſſer täglich, was 24 Millionen Litres entſpricht. London bekommt dagegen täglich 129 Millionen Litres, und zwar gereinigtes Waſſer. Und obgleich in Paris Mangel an Waſſer vorhanden und ſchlechtes Waſſer mit Beſchwerlichkeit zu erhalten iſt, ſind doch die Ausgaben außerordentlich und außer allem Verhältniſſe mit London. In dem Verhältniſſe der Ausgaben der Pariſer Einwohner für ihr ſchlechtes Waſſer bis 1834, müßte ein Haus, um ſoviel zu erhalten,

[1] Mac-Culloch, Handbuch für Kaufleute, II. S. 940.

als jedes Haus in London gereinigtes Wasser erhält, jährlich 253 Francs bezahlen, während man in London für gereinigtes Wasser, das in der Küche ausläuft, nur 35 Francs jährlich bezahlt. In London ist der Wasserverbrauch so groß, daß für eine Person täglich 90 Litres gerechnet werden können, während in Paris auf den Kopf nur 7 Litres kommen. Seit 1834 haben sich die Anstalten zur Wasserversorgung der Stadt Paris bedeutend vermehrt und verbessert, besonders durch die Compagnie des eaux de Paris. Zu den frühern Wasserleitungen kommen jetzt die zwei großen durch Dampfmaschinen getriebenen Pumpwerke von Chaillot und Gros Caillou, und die 2 Mill. Litres täglich durch den artesischen Brunnen von Grenelle. (Ausland 1842, S. 1379.)

Wien, auch an absolutem Mangel und schlechtem Trinkwasser leidend, hat seit einigen Jahren die Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung, welche Donauwasser in einem gegrabenen Bassin sammelt, durch Dampfkraft 170 Fuß hebt, dann 2270 Klafter weit in die Vorstädte leitet, wo täglich 100,000 Eimer (= 90,000 preuß. Eimer) auslaufen.

Die Vortheile dieser Wasserversorgungsanstalten sind so groß und augenfällig, daß sie aller Orten erstrebt und nachgemacht werden, auch wo die Lokalität keine Wasser- und Quellenarmuth nachweist, wie leider in London und Paris. Die Erfahrung, daß Flußwasser durchschnittlich chemisch reiner ist, als Quellwasser, und mehr noch die außerordentliche Bequemlichkeit für jede Haushaltung machen diese Anstalten so wünschenswerth.

New-York besitzt seit 1843 eine Wasserleitung, welche selbst die größten der alten Römer übertrifft. Sie ist vierzig Meilen lang und der Kanal, worin das Wasser fließt, 6½ Fuß breit und 9 Fuß hoch. Die Wasserleitung beginnt vom Crotonflusse, der durch eine 70 Fuß dicke Mauer gestaut ist. Der Kanal geht durch 16 Tunnels, deren Länge zwischen 160 und 1263 Fuß wechselt, und die eine Gesammtlänge von 6841 Fuß haben. Den Harlemfluß durchschneidet er an einer Stelle, wo derselbe 620 Fuß breit ist, auf einer Brücke von 1450 Fuß Länge mit 14 Jochen. Ueber viele Flüsse, Thäler und Schlünde geht der Kanal mittelst Leitung weg. Der große Behälter zu Yorkville enthält auf 35 Acres 160 Millionen Gallonen Wasser (1 Gallon = 4¹/₄ preuß. Quart = 5 Litres).

der Vertheilungsbehälter am Murrayhügel in der Stadt hat 5 Acres und hält 40 Mill. Gallonen Wasser. Die Kosten dafür waren so groß, daß die jährlichen Zinse nahe an 1 Mill. Dollars betragen. (Ausland vom 28. Nov. 1842.)

Ebenso projektirt Marseille wegen absolut mangelnden und schlechten Wassers in der Stadt und der ganzen Umgegend aus Rücksicht der Gesundheit und der Industrie eine Kanalleitung der Durance 20½ Lieues lang, welche Aquäducte (über das Thal des Arc 240 Fuß hoch, und 1116 Fuß lang) und Tunnel (38 an der Zahl und in der Gesammtlänge von 4 Lieues, etwa 2½ deutsche Meilen) nothwendig macht, und wozu man 10 Mill. Francs Anlehen gemacht hat.[1]

Für Berlin wurde ebenfalls eine großartige Wasserleitung wenigstens in Vorschlag gebracht, und zwar in Verbindung mit den Eisenbahnen, wobei Viaducte und Aquäducte nebeneinander über die Häuser weg geführt und alle Eisenbahnen im Centrum der Stadt vereinigt werden sollten.[2]

Hamburg beginnt jetzt die Anlegung einer Wasserleitung von Staatswegen, welche 9700 Häuser mit Wasser versorgen, und 1,677,220 Marc Banco (circa 840,000 Thlr.) kosten soll.[3]

Amsterdam hat eine offene Süßwasserleitung vom Leydener Rhein bei Breukelen beschlossen und die Kosten der Anlage auf 3 Millionen Francs angeschlagen.[4]

Ad. 2. Noch wichtiger als die Quantität des Wasserverbrauches ist seine Qualität. Das Wasser ist nicht blos Lebensmittel, sondern auch Nahrungsmittel. Der Organismus kann lange Zeit vom Wasser allein leben und den Hungertod entfernt halten, während der Stoffwechsel und Stoffansatz nie und unter keiner Bedingung während des Lebens Unterbrechung erleidet. Auch bestimmte Krankheiten und Krankheitsdispositionen werden durch gewisse Qualitäten des Wassers bedingt. So behauptet man, Wasser mit reichlichem Kalkgehalte erzeuge den endemischen Kropf; aber es findet sich derselbe auch endemisch an Orten, wo

[1] Allg. Zeitung vom 1. April 1844.
[2] Allg. Org. für Handel und Gewerbe vom 30. Jan. 1841.
[3] Allg. Zeitung vom 26. Juni 1844.
[4] Allg. Zeitung vom 25. August 1844.

das möglichst reine Quellwasser aus Granitboden entspringt, und er fehlt als endemische Krankheit an Orten, wo der überschüssige Gehalt an Kalk sich an einem weißen Ringe bei jedem Glas Wasser erkennen läßt, auf der Juraformation der schwäbischen Alp, im Kreidegebiete der Champagne und des östlichen Englands, in London, Paris und Wien, welche Städte alle sehr kalkreiche Trinkwasser haben. — Aehnliches behauptet man von dem Einflusse des Wassers auf die Beschaffenheit der Zähne. Wo die Trinkwasser sehr reich an Kalksalzen, dort meist gute, starke Zähne; das Gegentheil bei dem Gebrauche von Trinkwassern mit wenig Kalksalzen, weil es hier an dem vorzüglichsten Elemente der Skelett- und Zahnbildung, dem Kalke, fehlt. Die Meinung des Volkes, welche der Beschaffenheit des Wassers gewisser Orte die häufigen schlechten Zähne zuschreibt, hat daher einen physiologischen Grund.

Die Qualitäten des Wassers und ihr Wechsel sind so mannigfach und häufig, daß auch von dem Wasser, wie von der Luft behauptet werden kann, daß es überall und immer ein anderes sey. Sein Absorptions- und Solutionsvermögen ist so groß und unabänderlich, daß es keiner chemischen und mechanischen Operation gelingen kann, ein absolut reines Wasser, welches nur aus 33⅓ pCt. Sauerstoff, 66⅔ pCt. Wasserstoff besteht, darzustellen. Immer hat es wenigstens Gase absorbirt, und will selbst Gas werden. Seine Qualitäten sind auch nicht blos durch die Physik und Chemie erschließbar, es gibt noch weitere, auf welche nur der thierische, in specie der menschliche Organismus reagirt, ohne eine weitere Prüfung und Definition zuzulassen. Quellwasser ist immer zuträglicher als Pump-, Fluß- oder Meteorwasser, auch wenn die physikalischen und chemischen Eigenschaften diese Behauptung nicht rechtfertigen. Nur einzelne ganz spezielle Lokalitäten machen eine erklärliche Ausnahme. Aerzte, welche sich nur an die Erfahrung halten, und sich nicht imponiren lassen durch chemische Analysen, werden dieses gerne zugestehen, wie auch zu allen Zeiten diese Annahme, bis vielleicht in die neueste Zeit, Geltung gehabt hat.

Hippokrates in dem Buche de aere, aquis et locis hat vor 2000 Jahren das Meiste und Beste über das Wasser gesagt. Abgesehen von einigen irrigen Sätzen, gefolgert aus falschen theoretischen

Herrſcherlaunen hervorgerufenen Schöpfungen bereits dergeſtalt aus dem Lothe, daß man bald von ihrem unlieblichen Anblicke befreit ſeyn wird.

Waren die Wohnungen ohne innere Bequemlichkeit, ohne Vorzimmer, ohne Rückſicht auf ein inneres, ſich abſchließendes Familienleben, ohne äußere Charakteriſtik, und theilweiſe auch ohne Solidität gebaut, ſo waren die Geräthe ihnen angemeſſen; denn die Kaiſerzeit gefiel ſich in Vergoldung falſch antiker Formen, in unbequemer Pracht, in Vermählung des Haarbeutels mit dem Backenbart.

Eine Seite des deutſchen Lebens hatte ſich jedoch in jenen bedrängten Zeiten ausgebildet: die Leſezirkel, Caſino's ꝛc. wurden in demſelben Verhältniſſe aufgeſucht, in welchem man aufhörte (aus Armuth oder Furcht vor der Polizei), zu Hauſe Geſellſchaft zu ſehen, in welcher man aber dennoch das Bedürfniß fühlte, über ſo Vieles, was drückte, über Hoffnungen und Furcht, ſich mit Gleichgeſinnten zu unterhalten. Häuslichkeit und guter Ton mögen durch derlei Vereine nicht gerade gewonnen haben, dennoch ſcheint ihre ſchnelle und allgemeine Verbreitung auf ein wahres Bedürfniß für jene Zeiten hinzuweiſen.

Man ſollte glauben, daß in einer Zeit, wo vom Tag zu Tage vom Grundſtock mehr als von den Zinſen in ſteter Erwartung des Aeußerſten gelebt wurde, man ſollte glauben, daß in ſolcher Zeit die Küche und der Keller die einzigen Mittel dargeboten hätten, um den Schmerz über die Gegenwart wenigſtens zu übertäuben. Dem iſt aber nicht alſo! Denn die gute alte Schule war mit den guten alten Häuſern, mit den Stifts- und Ordenspräbenden verſchwunden, die anbefohlenen amtlichen Eſſen waren ohne Fröhlichkeit, und die Kontinentalſperre entzog an täglichen Genüſſen zu viele und zu weſentliche, als daß außerordentliche hätten dafür entſchädigen können. Ueberdies dienen Kriege mehr dazu, neue Ideen zum Behufe zukünftigen Lebensgenuſſes zu geben, alte zu erweitern, als denſelben in der Gegenwart darzuſtellen. Denn es kömmt eine Haſtigkeit, eine Rückkehr zum Wilden in das Leben, welche alle Behaglichkeit ausſchließt, und wenn man im beſtändigen Wechſel des Aufenthalts manches treffliche Eigenthümliche kennen lernt, ſo hat man vorerſt dennoch keine Zeit, ſich dieſes anzueignen, es für ſich zurecht zu legen, obſchon man Ruhe und

Ansichten, sind seine Erfahrungssätze heute noch die vollständigsten und richtigsten, aber leider fast gänzlich vergessen, selbst in der Fluth von Wasserschriften dieses Jahrzehnts. Er bevorzugt überall das Quellwasser, verwirft das gemischte Wasser und das Flußwasser, und die atmosphärischen Wasser, und gibt für alle erfahrungsgemäß die Nachtheile an. Er distinguirt viel vollständiger und sachgemäßer als alle spätern Aerzte, und steht überall auf dem einzig richtigen Standpunkte des empirischen Arztes. Dabei ist er nicht exklusiv und einseitig, sondern sagt geradezu, wer gesund und bei Kräften sey, mache keinen Unterschied und trinke allemal das Wasser, welches er vorfindet. Für Kranke und zu Krankheiten Disponirte gibt er aber die diätetische Regel: für trockene, magere Constitutionen die leichtesten, süßesten, hellsten Wasser zu gebrauchen, für schwammige Constitutionen die härtesten salzigen Wasser. Seit Hippokrates wurde solche bündige und richtige Regel nicht wieder gegeben.

Die Römer mit den ausgedehntesten und ausgebildetsten Wasserversorgungsanstalten unterschieden streng zwischen dem zugeleiteten Fluß- und Quellwasser. Nur die Aquae Marciae waren zu Trinkwasser bestimmt.

Peter Frank sagt: „Nur erinnere ich noch einmal, daß man es auf chemische Untersuchung nicht allein ankommen lassen muß, wenn die Frage von den Eigenschaften eines Wassers ist, welches einem allgemeinen Gebrauche gewidmet werden soll, sondern daß die Aerzte ihr Augenmerk auf die sonstigen Wirkungen jeder stark gebrauchten Quelle richten müssen.“ Leider, daß für solche Annahmen und Erfahrungen jetzt kein günstiges Zeitalter ist, wo kein Dogma über Lebenserscheinungen geglaubt, oder doch wenigstens das verdächtigt wird, welches den physikalischen Theorien nicht entspricht.

Noch entscheidender für die Annahme von Qualitäten der Quellen, für welche die Physik und Chemie keine Prüfung hat, ist die hippokratische Unterscheidung der Quellen nach ihrer Situation zu den Himmelsgegenden. Hippokrates lehrt darüber: am besten sind diejenigen, welche gegen Osten schauen, dann die, welche gegen Norden; drittens die, welche gegen Westen, endlich jene, welche gegen Süden schauen; besser sind die, welche auf Hügeln oder halben Bergeshöhen entspringen,

als jene am Fuße der Berge. — Es bedarf nur einer wiederholten und fleißigen Untersuchung, und man wird diese Regel auffallend bestätigt und mit dem unbefangenen Urtheile des Volks über die Quellwasser zusammenfallend finden; selbst der verschiedene Gesundheitszustand einzelner Gemeinden scheint davon abhängig zu seyn. Es muß nichts mit so großer Bewunderung für Hippokrates erfüllen, als die Bestätigung dieser rein empirischen Regel, auf der andern Seite aber auch nichts so sehr von dem Abwege der spätern und insbesondere der heutigen Medicin überzeugen, als daß man solche Erfahrungssätze vergessen, ja in neuester Zeit sogar verketzern konnte. In der Kritik der hippokratischen Lehren liegt aber die Kritik des medicinischen Zeitalters.

Das Salz.

Nächst Luft und Wasser ist Salz das wichtigste und allgemeinste Lebensmittel. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern fand sich der Gebrauch des Salzes, und wo es bei wilden, isolirten Völkerschaften Amerikas nicht bekannt war, dort verzehrten die Menschen ihre Nahrung roh, die Thiere lebendig, und sicherten sich dadurch das den rohen Speisen angehörige Salz. Die Alten verehrten das Salz so sehr, daß sie es statt Weihrauch den Göttern opferten.

Das Salz ist schlechthin die ursprüngliche Mutter alles Seyns; es ist lebenerzeugend und lebenbefördernd. Aus der salzigen Flüssigkeit hat sich die feste Erde niedergeschlagen; das Salz charakterisirt und bedingt die Existenz der Meere, es befördert und konstituirt jedes organische Leben, und ist somit schlechthin die allgemeine Existenzbedingung, der verbreitetste Stoff auf unserem Planeten.[1]

Die hervorstechendste Eigenschaft des Salzes ist, Wasser an

[1] Die Betrachtung der Salzbilder Chlor, Brom, Jod und Fluor wäre ein interessanter naturphilosophischer Gegenstand. Sie sind ursprünglich gasförmig, haben sehr ausgezeichnete, differente Farben, werden nur dichter in Verbindung mit dichten Körpern, ändern diese mehr um als alle andern Verbindungen, geben ganz neue differente Eigenschaften, und finden sich doch ursprünglich nur im Meerwasser.

sich zu ziehen, zu verflüssigen. Auch in Verbindung mit organischen Körpern entzieht es diesen ihr adhärirendes, organisches Wasser. Unsere Speisen bestehen nun größtentheils — wenigstens zu 80 pCt. — aus Wasser. Der Verdauungsprozeß im Magen ist ein Verflüssigungsprozeß, die Verähnlichung des Genossenen zu einem Speisebrei. Zum organischen Lebensprozesse, zu seiner materiellen Unterlage ist aber Wasser das Nöthigste, denn 80 pCt. der thierischen Gebilde sind auch Wasser. Allein nicht das äußere elementare Wasser verbraucht der Organismus, sondern er will sich selbst sein organisches Wasser erzeugen aus den Speisen. Das Salz erklärt sich nun in seiner Wichtigkeit durch seine Eigenschaft, das organische Wasser an sich zu ziehen. Es ist das organische Werden, Anbilden, Festwerden eine Nachahmung der ersten ursprünglichen, planetaren Festbildung, ein Niederschlag, ein Hervortreten aus der salzigen Flüssigkeit des Organismus.

Es ist gleichgültig, ob man das Salz als Nahrungs- oder Reizmittel darstellen will; gewiß ist seine Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit für die Regelung der Verdauung und Ernährung. Es gibt kein anderes so sicheres und erprobtes Mittel, die Ernährung zu befördern, als richtiger Zusatz von Salz. Die Zuträglichkeit des Salzes steigert sich noch in dem Maße als Pflanzennahrung genossen wird, und in heißen Gegenden und Jahreszeiten. Die thierische Nahrung enthält immer schon mehr Salze in sich, und in heißer Luft bei gesteigerter Verdunstung ist auch der Bedarf des organischen Wassers größer.

Beweise für die Vortheile des Salzgenusses geben unsere Viehzüchter, welche versichern, daß ein Drittel bis zur Hälfte der Nahrungsmenge durch reichlichen Zusatz von Salz erspart werde, und was noch wichtiger ist, daß schlechte, verdorbene, an Nährstoffen arme Nahrungsmittel durch reichliche Salzbeimischung zuträglich und nahrhaft gemacht werden. Außerdem wird das Vieh dadurch viel kräftiger, munterer, die Milch reichlicher, das Fleisch fester und nahrhafter, und Krankheiten, sowohl sporadische als epizootische, werden fern gehalten. Kurz das Salz gilt als die Panacee der Viehzucht; es verbürgt mehr als alles andere die Gesundheit, Brauchbarkeit und Stärke des Thieres. Wo die Viehzucht am blühendsten, ist auch der Verbrauch des Viehsalzes

enorm. Engliſche Landwirthe geben den Pferden täglich 6½ bis 9¾ Loth (jährlich 96 Pfund), Maſtvieh bekommt denſelben Zuſatz, Milchkühe täglich 6½ Loth (jährlich 74 Pfund), Kälber täglich 1½ Loth, Schafe 3¾ bis 6½ Loth wöchentlich (10 Pfd. jährlich); während deutſche Landwirthe kaum die Hälfte, für ein Stück Rind nur 20 Pfd. jährlich, für ein Schaf und eine Ziege nur 4 Pfd. jährlich vorſchlagen und verlangen, in der That aber, ſtatt dieſer ermäßigten Menge, kaum den ſechsten Theil und noch weniger verbrauchen. In Bayern werden ſtatt 300,000 Centner Viehſalz nach der ermäßigten Norm für die Maſſe von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen des Königreichs, mit Ausſchluß der Pferde, durchſchnittlich jährlich nur 29,500 Ctnr. verbraucht, alſo kaum der zehnte Theil.[1]

Die Beobachtungen und Erfahrungen über den Verdauungs- und Ernährungsprozeß der Hausthiere, namentlich in Beziehung der Salzbeimiſchung, erleiden volle Anwendung auf die analogen Vorgänge im menſchlichen Organismus. Es iſt ein altes, ererbtes, ungeprüftes Vorurtheil, daß reichlicher Salzgenuß Diſſolution des Blutes, Skorbut, erzeuge, weil man den früher ſo häufig beobachteten Seeſkorbut dem eingeſalzenen Fleiſche zuſchrieb; derſelbe iſt jetzt ſelten geworden, obwohl das eingeſalzene Fleiſch noch immer ſo häufig auf den Schiffen genoſſen wird wie früher. In der That iſt vielmehr Salzentziehung Skorbut erzeugend (W. Stark) und gegenwärtig die furchtbarſte und grauſamſte Waffe der Ruſſen gegen die Tſcherkeſſen.

Die Zuträglichkeit des Salzes für alle Conſtitutionen, Alter und Geſchlechter iſt eine Regel ohne Ausnahme; es macht die magern, trocknen Conſtitutionen beleibter, feuchter, und die feuchten Conſtitutionen mager und trocken. Seine Vorzüge beurkundet es insbeſondere dadurch, daß es die wichtigſte organiſche Funktion, die Fortpflanzung, wofür das Leben ſeine ſchönſte Blüthe, ſeine größte Herrlichkeit und Thätigkeit bei Pflanzen und Thieren offenbart, mehr als alles andere regulirt und fördert. Kein probateres Mittel, die weibliche Unfruchtbarkeit zu heben, als Salz; und Zuchtſtiere und Hengſte werden am

[1] Dr. Ziegl im Centralblatt des landwirthſch. Vereins für Bayern 1841, S. 27.

tüchtigsten zu ihrem Geschäfte durch reichlichen Salzgenuß. — Die Alten ließen daher die Venus aus dem salzigen Meere geboren seyn und die ägyptischen Priester, welche Keuschheit gelobt hatten, enthielten sich des Salzes und aßen ungesalzenes Brod.

Der Mißbrauch und das Uebermaß des Salzes findet seine Gränze in dem Widerwillen und Ekel gegen den Salzgeschmack, welcher so groß und unüberwindlich ist, daß Schiffbrüchige eher verdursten, als das Salzwasser trinken. Auch Aerzte an den Kochsalzquellen erkennen kein anders Maß für das Ende der Trinkkur, als den Widerwillen und das absolute Unvermögen der Kranken, mehr zu trinken. Es gibt also keine Gegenanzeige gegen das Salz und seine Menge als das subjektive Gefühl des Widerwillens. Bei keinem andern Genußmittel hat die Natur eine so allgemeine und energische Schutzwehr gegen das Uebermaß und den Mißbrauch gezogen, als beim Genusse des Salzes.

Auf diese Thatsachen gestützt, sollte der Salzgenuß viel größer seyn als bisher, und der gleiche Effekt besserer Ernährung, gesteigerter Lebenskraft und eine Schutzwehr gegen viele Krankheiten wäre die Folge, wie dieses bei den Thieren erprobt ist. Und welchen Vorurtheilen begegnet man in dieser Beziehung! Unsere gerühmtesten Heilquellen (Ems, Wiesbaden, Kissingen, Karlsbad) enthalten als vorherrschenden Bestandtheil Kochsalz; sehnsüchtig wird auf die Saison und das Wasser gewartet, aber das wohlfeilste und sicherste Surrogat dafür in der eigenen Küche wird vergessen und verkannt. Hufeland sagt, daß der Gebrauch der Salzquellen allen Constitutionen entspreche, und sie allein keine Gegenanzeige haben. Während man jetzt die spezifischen Heilkräfte der Salzsoolen gegen Skrophelsucht und viele andere Krankheiten anerkennt, verbietet man zu Hause alle stark gesalzenen Speisen. Die Skropheln würden in den niedern Ständen nicht solche in- und extensive Ausdehnung gewinnen können, wenn der Salzgenuß bei ihrer vorzugsweisen Pflanzennahrung reichlicher wäre. Die Wurmzufälle bei den Kindern wären nicht so häufig, wie auch nicht bei Negersklaven Amerikas, wenn nicht bei beiden diese Salzwürze gespart würde. Schon der Instinkt macht die Kinder verlangen nach purem Salze. Die allgemeine und entschiedene Vorliebe in Mittel- und

Norddeutſchland für Sauerkraut und geſalzenes Fleiſch wurzelt ebenſo in dem Volksinſtinkte für ſtarkgeſalzene Speiſen, da auf dieſen Territorien die Skrophelanlage vorherrſchend iſt, während auf den ausgedehnten Tertiärgebieten in Deutſchland ſüdlich der Donau, und in Frankreich und England, wo eine andere Körperconſtitution begünſtigt iſt, dieſe Koſt bei weitem nicht ſo allgemein und beliebt iſt. So bis ins Kleinſte dringt der Volksinſtinkt durch und findet das Richtige. Es iſt keine Erfahrung begründeter, keine Erklärung einfacher, keine Thatſache folgenreicher als die Zuträglichkeit reichlichen Salzgenuſſes, und doch ſo wenig Anerkenntniß und ſo viele Hemmniſſe.

Ein allgemeines und bedeutendes Hinderniß findet die Salzconſumtion in ihrer Koſtſpieligkeit, reſp. dem Salzaccife. Der gütige Schöpfer hat das Salz ſo allgemein in der Natur verbreitet, hat es zur Lebensbedingung aller Organismen gemacht, gibt uns im Meerwaſſer, den ſalzigen Binnenſeen, den Salzquellen, und den mächtigen die Continente durchziehenden Steinſalzlagern die unerſchöpflichen und bequemen Niederlagen des Salzes, und der Menſch verkümmert dem Nebenmenſchen dieſe Nothdurft, dieſe Wohlthat des Lebens.

Das Leben hat ein unbedingtes Recht ſeines Daſeyns, hinlänglich vertheidigt, gerechtfertigt und unabweislich durch den Selbſterhaltungstrieb. Nur wo neben der phyſiſchen Exiſtenz noch andere Zwecke, Geſellſchaft, Staat, Kultur, Ordnung ꝛc. gewollt werden, dort erſt beginnt für dieſe neuen, beſondern Zwecke ein neues Recht, neue Pflichten, beſondere Mittel, welche aber innerhalb dieſer neuen Rechtsverhältniſſe ihre Befriedigung finden müſſen, welche wechſeln und ſich ändern können, wie dieſe geſellſchaftlichen Zwecke. Nie aber darf die phyſiſche Exiſtenz oder ihre nächſte Bedingung unmittelbar dadurch berührt werden. Hierin liegt die Verwerflichkeit aller Steuern auf unentbehrliche Lebensmittel.

Die Allgemeinheit und Bequemlichkeit dieſer Beſteuerungsweiſen hat die Regierungen hiezu veranlaßt, und ſie halten feſt daran, weil ſie die Nachtheile dieſer Salzſteuer nicht kennen, und ſie den Ausfall nicht entbehren wollen. Aber wie jede falſche Maßregel, jede Beleidigung der natürlichen Geſetze und

Rechte, rächt ſie ſich furchtbar. Während die Salzſteuern alljährlich einige Millionen eintragen, erleidet der Staat den Verluſt der unſchätzbarſten Capitalien: Geſundheit und Wohlfahrt des Volkes wird durch die Salzbeſteuerung verkümmert. Es iſt Sache der Aerzte, dieſes nachzuweiſen.

Wenn in den höhern und mittlern Ständen die Salzconſumtion durch die mäßige Salzſteuer wenig oder gar nicht gemindert wird, ſo iſt dieſes um ſo mehr bei den untern Ständen, bei der progreſſiv zunehmenden Klaſſe der Proletarier der Fall; gerade bei jener Klaſſe der Bevölkerung, wo ein vermehrter Salzgenuß dringend geboten und allein ausgleichend iſt für die ſchlechtere, vorzugsweiſe Pflanzennahrung; durch vermehrte Salzbeimiſchung wird dieſelbe ſchmackhaft, verdaulich und ernährend gemacht. Da die Salzabgaben nur gegen Baarzahlungen geſchehen, dieſe kleinen Baarſchaften aber dieſen Leuten oft fehlen, oder für andere dringende Lebensbedürfniſſe lange vorausberechnet ſind, die Einſicht in die Vortheile dieſer Salzwürze ihnen auch am meiſten fehlt, ſo ſind ſie ſelbſt bei mäßigen Preiſen gezwungen, an dieſem unentbehrlichen Lebensmittel wenigſtens zu ſparen. Ein Proletarier ſollte in ſeinen ärmlichen Verhältniſſen das Doppelte des durchſchnittlichen Quantums für einen Kopf genießen, alſo jährlich ungefähr 40 Pfund; da aber dieſes für die durchſchnittliche Familienzahl von fünf Perſonen jährlich 200 Pfund und bei dem durchſchnittlichen Preiſe von 5 Thlr. per Centner im Kleinverkaufe, eine Jahresausgabe von zehn Thalern machen würde, wird es ihm ſchwer halten, neben den andern dringenden Lebensbedürfniſſen dieſe Summe zu erübrigen. Körperliche Schwäche, Krankheiten und Siechthum mit allen ſeinen politiſchen und moraliſchen Nachtheilen ſind die Folge davon. Der Staat iſt gezwungen, das Vielfache der Salzrevenüe unter andern Titeln zu verausgaben, und entbehrt eine geſunde, kräftige, zufriedene Bevölkerung. Wer es anders darzuſtellen und zu betrachten weiß, der verſuche es. Natürliches Recht, politiſche und finanzielle Rückſicht gebieten dringend die Abſchaffung des Salzaccciſes als ungerecht, unpolitiſch und unökonomiſch. Durchſchnittlich ſind 70 pCt. der Salzpreiſe reine Steuern und mit 30 pCt. ſind die Gewinnungs- und Verwaltungskoſten gedeckt.

Großbritannien hat ſeit 1823 das Salzmonopol aufgegeben und der Centner Salz koſtet jetzt 22½ kr. oder 6½ Sgr. (die Tonne zu 2000 Pfund 14 bis 16 Schilling). Der Salzverbrauch hat ſich ſeitdem um das ſechs- bis achtfache geſteigert, kann aber jetzt nicht leicht kontrolirt und geſchätzt werden. Mac-Culloch (II. S. 594) glaubt den Jahresconſumo für den Kopf auf 22 Pfund anſchlagen zu dürfen. Gewiß iſt, daß die beiſpielloſen Erfolge der Viehzucht in England und die hohen Ziffern der wahrſcheinlichen und mittlern Lebensdauer der Menſchen, höher als in irgend einem andern Lande Europas, durch dieſen Mehrverbrauch des Salzes größtentheils veranlaßt werden.

Der große franzöſiſche Gelehrte, Staatsmann und Landwirth, Graf Chaptal, ſagt: „die Salzauflage iſt ein wahres Unglück für den Ackerbau, ſie hat die Quelle ſeines Gedeihens verſtopft, und koſtet ihn unendlich mehr als ſie dem Staatsſchatze einträgt. Die Abgabe, welche dem Staate 10 Millionen einträgt, kann die Nation um 50 Millionen verarmen; eine ſolche Abgabe iſt eine Geißel für Alle.“

Eine Ueberſicht der Salzpreiſe und des Salzconſumos, ſoweit beides ermittelt werden konnte, und ihr umgekehrtes Zifferverhältniß mag noch weiter belehren über die Unzweckmäßigkeit der Salzſteuer auch von finanziellem Standpunkte. Die Notizen über die Salzpreiſe ſind aus den Berichten des Abgeordneten Fikentſcher bei der bayeriſchen Ständeverſammlung vom Jahre 1831, über das Conſumo vorzugsweiſe aus C. H. Rau's Grundſätzen der Finanzwiſſenſchaft, für Preußen aus Prittnitz Theorie der Zölle und Steuern, 1842, für Oeſterreich aus Tengoborsky's öſterreichiſchem Finanzſyſtem, für Großbritannien aus Mac-Culloch's Handbuch für Kaufleute. Nur der Salzverbrauch durch Menſchen iſt hier verſtanden. Die Gewichte und Preiſe ſind auf den bayeriſchen Centner (¹/₄ ſchwerer als der preußiſche) und auf den rheiniſchen Gulden reducirt. Es ſind dieſes nur die Salinenpreiſe, welchen die Koſten der Verpackung und Transportirung noch zugeſchlagen werden, und welche wohl durchſchnittlich den Salinenpreis noch um 20 pCt. ſteigern.

Es kostet in

	der bayer. Centner	Consumtion per Kopf
Frankreich . . .	13 fl. 6 kr.	13½ Pfund.
Schweiz	8 „ 30 „	— —
Hallein für Oesterreich	8 „ — „	8 Pfund.
Preußen	7 „ 45 „	13 „
Hessen-Darmstadt	7 „ 24 „	14 „
Baden	6 „ 32 „	16½ „
Sachsen	6 „ 15 „	— —
Bayern	5 „ 34 „	16 Pfund.
Kurhessen . . .	5 „ 12 „	— —
Württemberg . .	5 „ — „	— —
Sachsen-Meiningen	2 „ 31 „	— —
Großbritannien .	„ „ 22½ kr. . . .	20 Pfund.

Diese Statistik bedarf vielleicht vielfacher Correkturen, welche besser Unterrichtete vornehmen mögen. — In Württemberg ist der Salzpreis seit einigen Jahren aller Orten ohne Rücksicht der Nähe der Saline 3 kr. das Pfund und das Viehsalz im Centner 2 fl. 14 kr. oder 1½ kr. das Pfund. Die Consumtionsziffer wurde nicht bekannt, aber gewiß ist das Gedeihen der Viehzucht nur durch die wohlfeilen Viehsalzpreise möglich geworden. Allwöchentlich werden gegen 2000 Stück Mastochsen in die benachbarten Staaten ausgeführt, im durchschnittlichen Ankaufspreise von 250 fl. das Paar, was sich für das Jahr auf 13 Mill. Gulden berechnet. Welch ein Gewinn für ein Königreich von 1½ Millionen Bevölkerung! Welche Vortheile durch die Moderirung der Salzrevenüe!

Pflanzennahrung.

Sie ist geschichtlich die erste und wichtigste für den Menschen. Es liegt sehr nahe zu glauben, daß die ersten Menschen von den genießbaren Pflanzen, Früchten, Wurzeln und Kräutern lebten, noch ehe sie die Benutzung des Feuers kannten oder in den blutigen Kampf mit der Thierwelt traten. Der Mensch kann vollkommen gesund und bis in das höchste Alter bei einziger Pflanzennahrung bestehen. Die gleichzeitige Organisation für Thiernahrung sichert dem Menschen nur die Möglichkeit, sich auch an andere Verhältnisse und Nahrung zu gewöhnen.

— Die Traditionen aller Völker ſprechen von einem früheſten paradieſiſchen Naturzuſtande des Menſchen, von einem innigern Zuſammenhange mit der Natur, von einem inſtinktiven Naturverſtändniſſe, wo der Menſch ohne künſtliche Zubereitung und ohne blutigen Kampf fand, was er bedurfte, und die Erde ihm alles fertig und reichlich darbot. Mit dem Verluſte des Paradieſes ging auch dieſer harmloſe Zuſtand, dieſes inſtinktive Naturverſtändniß für alle Zeiten verloren, und dieſes iſt die Erbſünde aller ſpäter Gebornen. Als Vermächtniß, als Zeugniß dieſes goldenen Zeitalters gelten die Erkenntniß und Benutzung der Pflanzen als Nahrungsmittel. Alle unſere Nutzpflanzen, alle ohne Ausnahme, ihre Bekanntſchaft und Benutzung datiren aus jener vorhiſtoriſchen Zeit (Zuccarini), ſie ſind uns durch Tradition überkommen, ihre urſprüngliche Heimath, ihr wilder unkultivirter Zuſtand iſt von keiner bekannt. So weit die Forſchung reicht, waren ſie ſtets in vertraulicher Pflege und Begleitung des Menſchen. Der hiſtoriſche, kultivirte Menſch hat noch keine einzige Nutzpflanze entdeckt oder nur um eine Spezies vermehrt, er hat dieſelben nur mehr verbreitet und vermannigfacht. Das vollgültigſte und nach allen Details beglaubigte Faktum dieſer Art iſt, daß auf dem großen Continente Amerikas bei ſeiner Entdeckung alle dort eigenthümlichen Nutzpflanzen auch ſchon bis in das graueſte Alterthum den Eingebornen bekannt waren, und die Weisheit und Kultur der alten Welt keine neue Nutzpflanze dort entdecken konnte. Daſſelbe gilt von den Entdeckungen in der ſüdlichen Hemiſphäre bis in die neueſte Zeit.

Es iſt dieſes eine überraſchende, jedoch unzweifelhafte Thatſache, und führt mit unabweislicher Nothwendigkeit von naturhiſtoriſchem Standpunkte aus zu der Annahme von einem frühern innigen Zuſammenleben des Menſchen mit der Natur, von einem paradieſiſchen Zuſtande der erſten Menſchen.

Es iſt deßhalb eitle Hoffnung, daß künftige Jahrhunderte uns neue nutzbare Pflanzen bringen würden, wie den Mais, die Kartoffeln, den Tabak ꝛc. durch die Entdeckung von Amerika. Nur durch Auffindung bisher unbekannter Urvölker wäre dieſes möglich. Durch die ſoziale Kultur entfernt ſich der Menſch immer mehr von dem einfachen Naturzuſtande, und ſein inſtinktives Naturverſtändniß erliſcht. Dagegen vermag der kultivirte

Häuslichkeit gerade zwiſchen Entbehrungen und Rohheit zugleich als Angewöhnung der Kindeszeit und als reizend durch Neuheit ſchätzen muß.

Nun waren wir zwar in der erwähnten Epoche ſo ermüdet, daß wir gewiß der Ruhe uns recht ſehr erfreuen konnten; der Lebensgenuß aber wollte aus vielen Gründen nicht ſogleich ſich einfinden. Die Klaſſen der Geſellſchaft, welche vorzüglich berufen waren, die Zierden des täglichen Lebens zu pflegen, ſtanden nun an politiſcher und ökonomiſcher Geltung hinter denen zurück, welche der Krieg bereichert, welchen der verſchwenderiſch zugeſchriebene Zins der neuen Renten-Emiſſionen ungewöhnlichen Aufwand möglich gemacht hatte. Ueberhaupt erholt der Handelsſtand ſich ſchneller von allgemeinen Landesleiden als der Stand der Grundbeſitzer, und dieſen trifft nicht nur der Uebergang vom Kriegs- zum Friedenszuſtande am Härteſten, ſondern es ſind auch in ihm die Schwingungen am Längſten fühlbar, welche jeder großen Bewegung als Uebergang zur Ruhe folgen.

Somit herrſchte der Geldreichthum vor, während die Höfe ſparen wollten und der Adel ſparen mußte. Was Wunders daher, daß die Betonung des Lebens vorzüglich von England ausging, da dieſes ſelbſt auf Frankreich, und durch dieſes auf die deutſchen Grenzprovinzen zu wirken begann! Es kam hierdurch ein gewiſſer Hang zum Reellen, eine mit vollſtändiger Ausfüllung des Beibehaltenen verbundene Selbſtbeſchränkung, eine äußere Gleichſtellung an die Tagesordnung. Die politiſchen Fragen waren zu ernſt, als daß die alte frivole Weiſe noch länger anſtändig geweſen wäre. Man konnte ſogleich bemerken, als man ſich einigermaßen auf Friede und bleibenden Zuſtand wieder eingerichtet hatte, daß nunmehr der Schein der materiellen Wirklichkeit, kurz, das romaniſche Prinzip dem germaniſch-engliſchen auch in den Beziehungen des täglichen Lebens werde weichen müſſen.

Man fing an, ſich zu Hauſe heimiſch zu fühlen. Die Wohnung war klein, aber rein. Tauſend kleine Bequemlichkeiten bot der wetteifernde Kunſtfleiß nicht vergebens an. Vielleicht erinnert ſich hier mancher Leſer mit Freuden an die Empfindung von Wohlbehagen und Ueberraſchung, mit welcher er eine ihm ſeither unbekannte Zuthat zum Schmucke des täglichen Lebens, die Verbeſſerung eines nothwendigen Werkzeugs betrachtete, welche ſo ſinnreich

Menſch durch die Macht ſeines Geiſtes und der ſozialen Hülfsmittel der Verbreitung, Vermehrung, Vermannigfaltigung und Benutzung dieſer anfänglich örtlich beſchränkten Nutzpflanzen eine unendliche Ausdehnung zu geben. Die Verbreitung des Kaffees und Thees, die Benutzung der Baumwollenpflanze, die mannigfache Anwendung der ſtärkmehlhaltigen Pflanzengattungen, die Vermannigfaltigung der Getreide-, Obſt-, Kohlarten durch die Kultur ſind groſsartige Beiſpiele davon. Es compenſirt dieſes Verſtandesvermögen der kultivirten Menſchen einigermaßen jenen verloren gegangenen natürlichen Inſtinkt für die Beziehungen der Pflanzenwelt zur Menſchennatur. — Wie auch heute noch im Conflikte kultivirter Völker mit unkultivirten das Uebergewicht in Beurtheilung und Benutzung der Heilkräfte der Pflanzen zu Gunſten der letzteren ſpricht, beweist das Zugeſtändniß der ruſſiſchen Aerzte, und aller jener, welche im kaukaſiſchen Kriege gefochten, daß die Wundärzte der Tſcherkeſſen in Behandlung der gefährlichſten Wunden durch Verbände, welche mit Aufgüſſen, Abkochungen u. ſ. w. der nur ihnen bekannten Gebirgskräuter befeuchtet ſind, ein unläugbares Uebergewicht über die ruſſiſchen Aerzte haben, und daß Wunden ohne bedeutende Operationen heilen, an welchen ruſſiſche Aerzte verzweifelten.[1] Die moderne Chirurgie des gebildeten Europas lehrt wenig von den Heilkräften der Kräuter.

Von dieſem Geſichtspunkte aus hat der unauslöſchliche Glaube des Volkes an die Wunderkraft der Kräuter und an das Heilvermögen der Schäfer und Jäger, welchen es beſondere Vertrautheit mit der Natur zutraut, einen natürlichen Grund. Die Heilkunde in ihrer Anwendung iſt mehr Kunſt als Wiſſenſchaft, ſie wird mehr gefördert durch vertraulichen Umgang mit der Natur, durch den Glauben an das Spezifiſche des Organismus und der Heilwirkungen, durch praktiſche Kunſtregeln und Kunſtübung, als durch die ſkeptiſche, raiſonnirende, alles generaliſirende Wiſſenſchaft. Naturwiſſenſchaftliche Einſicht, Naturforſchung iſt nicht Zweck, ſondern nur Mittel zur Uebung der Heilkunde, welche die reinen Kunſtelemente, das Kunſtgefühl und die Kunſtfertigkeit nie wird entbehren können. Die überwiegend wiſſenſchaftliche

[1] Beilage zur Allg. Zeitung vom 2. Juni 1844.

Behandlung iſt der Grund, warum die gelehrte Medizin immer mehr die Volksmedizin verläßt, die Tugenden der rohen organiſchen Naturkörper verkennt und in den künſtlichen Präparaten vorzugsweiſe ihre Heilkräfte concentrirt. Man gehe nur einige Jahrhunderte zurück, oder nur einige Jahrzehnte, und vergleiche ein Kräuterbuch von Dr. Jakob Theod. Tabernämontanus von 1625 mit einem heutigen, oder vergleiche die Materia medica eines van Swieten vor 60 Jahren mit der eines gegenwärtigen Klinikers, und man wird den enormen Unterſchied, dieſes plötzliche Umbeugen und Vergeſſen der älteren Kräuter und rohen Naturkörper erſt recht gewahr; man wird die Ueberzeugung gewinnen, daß wir viel Beſſeres und Geprüfteres aufgegeben, als durch die chemiſchen Präparate gewonnen haben. Auch hier wieder ein Beweis, daß die neuere Richtung der modernen Medizin ſelbſt in dem praktiſchſten Theile, in dem Gebrauche der Heilmittel, eine ganz verſchiedene von der älteren iſt. Ob ein Fortſchritt?

Als Repräſentanten aus dem Pflanzenreiche müſſen gelten die mehlhaltigen Früchte, als da ſind: Weizen, Roggen, Dinkel, Gerſte, Hafer, Mais, Reis, Kartoffeln ꝛc. Ihre Kultur und Benutzung iſt bedingt durch den Ackerbau. Der Ackerbau iſt deßhalb ſo wichtig, weil er die Grundlage der phyſiſchen Exiſtenz des Menſchengeſchlechtes bildet. Nach Liebig könnte wohl kaum der zwanzigſte Theil der Menſchen leben ohne die durch den Ackerbau gewonnenen mehlhaltigen Früchte. Dieſe geben unſer tägliches Brod, um welches wir in jedem Gebete bitten, und keine Hungersnoth iſt denkbar, wenn nicht durch den Mangel dieſer erſten Nahrungsbedürfniſſe. In ſeiner hervorragenden Wichtigkeit kann das Brod den Mangel aller andern Nahrungsmittel durch ſeine Reichhaltigkeit erſetzen.

Unſere Nahrungsmittel beſtehen in durchſchnittlichem Betrachte aus 80 pCt. Waſſer. Neben dieſem Waſſer bildet der Kohlenſtoff bei weitem das überwiegende Nährelement, ſo daß außer dieſen Waſſerelementen und dem Kohlenſtoff nur wenige Prozente übrig bleiben für den Stickſtoff und die übrigen verbrennlichen und unverbrennlichen Beſtandtheile der Nährſtoffe. Die Nahrungsmenge iſt vorzugsweiſe bedingt durch die Reſpiration zur Sättigung des mit jedem Athemzuge eindringenden Sauerſtoffes

der Luft. Ueber zwei Pfund Sauerſtoff athmet der erwachſene Menſch täglich ein, welcher als ſolcher nicht wieder ausgeathmet wird. Der Sauerſtoff iſt ausgezeichnet durch ſein energiſches Beſtreben ſich mit andern Stoffen zu verbinden; er iſt der einzige Stoff, welcher im elektrochemiſchen Syſteme ſich gegen alle andern Stoffe niemals poſitiv, ſondern immer negativ verhält, welcher mit allen Körpern ſich verbindet. Das großartige Experiment der Elementaranalyſe der eingenommenen Nahrung und der Entleerung durch die Fäces während vier Wochen bei 860 einkaſernirten Soldaten durch Liebig gibt wenigſtens einen ungefähren Begriff und Anhaltspunkt zur Beurtheilung. Im Durchſchnitt verzehrte ein erwachſener Mann täglich 28 Loth Kohlenſtoff, nur 1½ Loth Kohlenſtoff ging täglich durch die Fäces ab; dagegen athmet er in 24 Stunden ſo viel Kohlenſäure aus, als durch Verbrennung von 24 Loth Kohlenſtoff ſich gebildet haben würden und wozu 64 Loth Sauerſtoff nothwendig waren. Dieſes ausgeathmete Kohlenſäuregas nimmt aber wegen größerer Dichtigkeit keinen größern Raum ein, als das Volumen des verſchwundenen Sauerſtoffgaſes, ſo daß, abgeſehen vom Waſſerdampfe beim Athmen und einem kleinen Ueberſchuſſe von mehr eingeathmetem Sauerſtoff, nur ein Umtauſch der Gaſe ſtattfindet: ſtatt des eingeathmeten Sauerſtoffs wird daſſelbe Volumen Kohlenſäure ausgeathmet, worin aber die ganze Menge des eingeathmeten Sauerſtoffes enthalten iſt. In dem dichtern kohlenſauren Gaſe der ausgeathmeten Luft verliert daher der Menſch täglich 24 Loth Kohlenſtoff, welcher ihm auf andern Wegen zugeführt werden muß; die übrige Kohlenſtoffmenge (3½ Loth) ging durch den Urin und die Ausdünſtung weg. Alſo ⅞ der Kohlenſtoffmenge iſt durch die Reſpiration bedingt und ſie entwickelt dabei eine abſolute Wärme nach Duflos von 5500° C., welche bei dem langſamen Verbrennen innerhalb 24 Stunden eine Temperatur des Körpers von 30° C. unterhält.

Durch vorherrſchenden Amylumgehalt (15 bis 85 pCt.) der mehlhaltigen Früchte und durch den reichlichen Kohlenſtoffgehalt des Amylums (45 pCt. des Gewichts) ſind das Getreide, der Reis und die Kartoffeln vorzugsweiſe zu Reſpirationsmitteln geeignet, ſo wie ſie durch ihren Kleber und ihre Salze noch weitere Nährmittel ſind. Mehlhaltige Früchte können daher

neben Wasser als einzige Nahrung, wenn auch nur nothdürftig genügen.

In einem Pfund Reis, als der stärkmehlhaltigsten Frucht mit 85 pCt. Stärkmehl, genießt der Mensch daher 12,16 Loth Kohlenstoff und in einem Pfund Kartoffeln mit dem geringsten Stärkmehlgehalt von 15 pCt. nur 2,21 Loth Kohlenstoff; das Getreide schwankt zwischen beiden.

So wie der Ackerbau die Grundlage der physischen Existenz des Menschengeschlechtes ist, und durch ihn allein die Möglichkeit der Ausdehnung und Vermehrung desselben gegeben ist, so ist er auch das Fundament der sozialen Ordnung, des moralischen Fortschrittes. Keine Gesellschaft, kein Staat, keine Gesittung, keine Veredlung ohne gesichertes bleibendes Eigenthum, und ohne eine gewisse Freiheit von der Sorge für die physische Existenz, welches beides durch den Ackerbau gegeben wird. Mit dem Grade der Ausdehnung und Kultur des Ackerbaues hängt auch der Wohlstand der Bevölkerung mit all seinen förderlichen Hülfsmitteln für soziale und moralische Fortschritte zusammen.

Getreide.

Eine Statistik des Consumos von Getreide ist bis jetzt noch nicht vorhanden, und sie hat ihre besonderen Schwierigkeiten, weil es zu sehr verschiedenen Zwecken, in verschiedenen Zuständen, nach verschiedenen Präparationen benutzt und auf verschiedenen Wegen bezogen wird. So wird es benutzt zu Brod, Mehlspeisen aller Art, zu Bier, Branntwein, zu Sago, Stärke, Puder ꝛc., theils roh, theils als Kleie, oder als Mehl, oder gekeimt und geschroten, oder gegohren, theils ist es Handelsartikel, theils kommt es vom Feld nur in das Haus. Fernere Schwierigkeiten sind, daß bei gleichen Quantitäten die Qualitäten, somit die Ernährungseffekte sehr verschieden seyn können, daß das Consumo nach dem Ernteerträgniß und dem Preise sehr wechselt, daß mögliche Zu- und Abfuhr des Getreides, die Wohlhabenheit der Bevölkerung, die Reichhaltigkeit und Zugänglichkeit anderer Nahrungsmittel hier alternirend einwirken.

Es liegt in der Natur der Sache und kann den Werth der Statistik nicht verkümmern, daß sie nur Durchschnittsberechnungen gibt und auf eine concrete Einzelheit keine stichhaltige

Anwendung erlaubt. Der Werth aller übrigen Influenzen soll dabei nicht verkannt, und soll bei jeder speziellen Betrachtung mit in Berechnung gezogen werden. Von den allgemeinsten Verhältnissen, von den generellsten Kategorien der Berechnung auf den Kopf muß ausgegangen werden, und von diesen kann man auf spezielle weiter gehen.

Robert Peel berechnete in seiner Rede im Unterhause am 9. Febr. 1842 — Aenderung der Kornbill betreffend — den Verbrauch für 24 Millionen Einwohner des brittischen Reichs nach dem Census vom Jahre 1831 auf 45 Millionen Quarter und für Preußen bei 14 Millionen Einwohner auf 13 Millionen Quarter, wonach auf den Kopf in Großbritannien circa 10 preuß. Scheffel, und zwar meist Weizen, = 850 Pfund, und auf den Kopf in Preußen circa 5 preuß. Scheffel, und zwar meist Roggen, = 400 Pfund kommen. In seiner Nahrungsgüte aber übertrifft der Weizen den Roggen um ein Drittel. Mac-Culloch (l. c. II. S. 99) stimmt mit diesem Consumo für Großbritannien überein. Wahrscheinlich ist in dieses Verbrauchsquantum für Großbritannien und Preußen auch das Getreide für Bier und Branntwein und der Hafer mit eingeschlossen, welche bei den folgenden Angaben ausgeschlossen sind. In den statistischen Briefen (Beil. zur Allg. Zeitung vom 1. Mai 1845) ist die Getreidenahrung für England auf ein Quarter Weizen für den Kopf festgesetzt, d. i. 5½ preuß. Scheffel = 451 preuß. Pfund.

Der Chef der statistischen Spezialabtheilung im französischen Ministerium des Handels und des Ackerbaues hat ein Werk über die Produktion und Kultur des Weizens in Frankreich herausgegeben, worin über den Verbrauch des Weizens in den verschiedenen europäischen Staaten folgende Zahlen angegeben sind. In Frankreich kann man auf den Kopf 210 Litres, auf den brittischen Inseln 160 Litres, in Spanien 121, in Holland 57, in Preußen 36, in Polen 26, in Schweden 3 Litres anschlagen; es ist hier nur die Weizenfrucht berechnet. 100 Litres oder ein Hectolitre ist = 1,81 preuß. Scheffel = 153 preuß. Pfd. Die Weizenproduktion hat sich in Frankreich seit 1760 verdoppelt.[1] Die Getreideproduktion kommt jedoch der Consumtion nicht gleich,

[1] Allg. Organ für Handel und Gewerbe vom 29. März 1843.

in 27 Jahren von 1815 bis 1841 bedurfte Frankreich bei siebenzehn Ernten fremde Zufuhr und mußte in dieser Zeit 464 Mill. Francs oder jährlich 17½ Mill. Francs dafür ausgeben.[1]

Legoyt in dem 1843 erschienenen Werk „La France statistique" berechnet die durchschnittliche Verzehrung auf den Kopf für ganz Frankreich bei den Cerealien auf 3,5 Hectolitre = 6,30 preuß. Scheffel, und alles für Weizen gerechnet = 538 preuß. Pfund (Beil. zur Allg. Zeitung vom 1. Mai 1845).

Die Getreideconsumtion in Rußland ist nach einem Aufsatze im Journale des Ministeriums der kaiserlichen Güter von Protopopoff, mit umsichtiger Erwägung der Arealverhältnisse, der Bedürfnisse der Aussaat, der Aus- und Einfuhr und nach Abzug des Getreideverbrauchs für Branntweinbrennereien, für die Einwohner Rußlands mit Ausschluß Finnlands, Polens und der transkaukasischen Provinzen auf 160 Mill. Tschewerts berechnet[2] (1 Tschewert = 3⅛ preuß. Scheffel), was auf den Kopf der Bevölkerung zu 55 Mill. 9⅞ preuß. Scheffel = 800 Pfd. beträgt. Diese günstige Ziffer erklärt sich vielleicht dadurch, daß Rußland überhaupt sehr fruchtbar und getreidereich ist, das Nahrungsbedürfniß, namentlich was Respirationsmittel betrifft, in diesem kalten Klima groß, der Kartoffelverbrauch dort noch geringer ist, und die Fleischconsumtion noch geringer. — Rothe in Rau's Archiv der politischen Oekonomie, neue Folge, Bd. II. S. 6 (1844) schlägt die durchschnittliche Jahresconsumtion im dänischem Staate auf den Kopf zu 7½ preuß. Scheffel, und zwar meist Gerste und Roggen, = 600 preuß. Pfund an.

Siegfried Becher[3] berechnet das Consumo des Getreides für den Kopf in der österreichischen Monarchie, mit Ausschluß von Ungarn und seinen Nebenländern, auf den Grund der Erträgnisse, der Ein- und Ausfuhr auf 243 Pfund österreichisch oder 291 Pfund preußisch, wovon nahezu die Hälfte Weizen ist. Eine nähere Beurtheilung des Consumo nach den Provinzen findet der Verfasser für jetzt noch nicht möglich.

---

[1] Landwirthschaftliches Centralblatt für Bayern, 1844, S. 274.

[2] Beil. zur Allg. Zeitung vom 20. Febr. 1843.

[3] Beiträge zur österreichischen Handels- und Zollstatistik von 1831 bis 1842, Stuttgart 1844, S. 211.

In Ungarn[1] beträgt die mittlere jährliche Produktion an Getreide 90 Mill. Preßburger Metzen, welches Maaß einem preußischen Scheffel ganz nahe gleich ist. Nach ⅓ Abzug für die Aussaat berechnet sich dieses für die Bevölkerung von 13 Mill. Seelen auf den Kopf zu 6 preuß. Scheffeln, und der preuß. Scheffel im Durchschnitte für Roggen, Weizen zu 82 Pfund geschätzt, zu 492 preuß. Pfd. auf den Kopf. Wahrscheinlich macht aber eine bedeutende Ausfuhr die Consumtionsziffer kleiner.

Für den Zollverein gibt der Verfasser der statistischen Briefe in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 1. Mai 1845 eine Berechnung der Getreidenahrung auf den Kopf nach oberflächlichen Ertragsschätzungen in preuß. Scheffeln: Preußen 4 Scheffel (der Scheffel ohne weitere Unterscheidung von Weizen und Roggen zu 82 preuß. Pfund berechnet) = 328 Pfund; Bayern 5½ Scheffel = 451 Pfund; Württemberg 6 Scheffel = 492 Pfund; Sachsen 4 Scheffel = 328 Pfund; Baden 5¾ Sch. = 471 Pfund; Großherzogthum Hessen 4 Sch. = 328 Pfund; Thüringen 5 Sch. = 410 Pfund; die kleineren Staaten mit Frankfurt a. M. 5 Sch. = 410 Pfund. Als allgemeinstes Resultat kann gelten, daß im nördlichen, tiefer gelegenen, feuchteren Theile des Zollvereins meist nur 4 Scheffel, im südlichen, höher gelegenen Theile 5½ bis 6 Sch. auf den Kopf verzehrt werden.

Dieterici[2] gibt eine Statistik des Verbrauches von Getreide aller mahl- und steuerpflichtigen Ortschaften, resp. Städte der preußischen Monarchie, wobei sich als durchschnittlicher Verbrauch herausstellen 83 Pfund 24 Loth Weizen, 232 Pfund 21 Loth Roggen, zusammen 316 Pfund 13 Loth oder 290 Zollpfund, davon aber nur ¼ Weizen. Uebrigens ist dabei wohl zu merken, daß hier nur das Consumo von Städten, den Concentrationspunkten von Wohlhabenheit und Wohlleben, zu Grunde liegt, und daß alles, was als Gerste, Hafer, Buchweizen ꝛc. zur menschlichen Nahrung vermahlen wird, in den oben angegebenen Durchschnittssummen enthalten ist. — Im Allgemeinen bestätigt diese Statistik von Dieterici die Thatsache, daß auf niedern, feuchten und flachen

---

[1] Landwirthschaftliches Centralblatt für Bayern, 1844, S. 274.

[2] Statistische Uebersicht des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staate von 1837 bis 1839, Berlin 1842, S. 193.

Territorien das Nahrungsbedürfniß geringer ist als unter entgegengesetzten örtlichen Verhältnissen. Bei der Zusammenstellung der Getreidestatistik der Städte für die Provinzen Preußens bietet das feuchte, niedere Ostpreußen das Minimum mit einer durchschnittlichen Consumtion von 287 Pfund auf den Kopf und die höchst gelegene gebirgige Provinz der Monarchie, Sachsen, das Maximum mit 361 Pfund.

Ueberzeugender wird das noch durch einen Vergleich der Consumtion der drei größten Residenzen Deutschlands, Wien, Berlin, München, wo die topographischen Verhältnisse allbekannt und sehr verschieden sind.

Wien verzehrte 1830 nach der offiziellen Liste der Verzehrungssteuergebühren[1] an Brod und Backerwaaren 42,579 Ctr.; an Brodfrüchten 61,301 Ctr.; an Mehl 814,267 Ctr.; also in Summa 918,149 Ctr.; was sich bei der damaligen Bevölkerung von 320,000 Seelen mit Einschluß der Garnison und Fremden auf 287 Pfund österr. oder 344 Pfund preuß. berechnet; gewiß drei Viertheile und mehr davon ist Weizenfrucht.

Berlin consumirte nach Dieterici durchschnittlich in den Jahren 1837 bis 1839 289 preuß. Pfund Getreide auf den Kopf; nur zwei Fünftheile davon sind Weizen.

München verzehrte nach den offiziellen Angaben aus dem Tagebuche des Mehlaufschlags vom 1. Oktober 1837 bis dahin 1838[2] 68,540 Sch. Weizen, 29,079 Sch. Korn und 1282 Sch. Gerste, in Summa 98,901 Sch. Getreide. Den bayer. Scheffel Weizen zu 345 preuß. Pfund und denselben Scheffel Korn und Gerste zu 320 preuß. Pfund gerechnet, gibt es eine Summe von 33,249,840 preuß. Pfund, was bei der damaligen Bevölkerung von 79,971 Einwohner oder 90,000 Seelen mit Einschluß der Garnison und der Fremden auf den Kopf 369 Pfund ausmacht, wovon drei Viertheile Weizen.

Die niederste Consumtionsziffer von 289 Pfund als 100 angenommen, verhält sich die Getreideconsumtion von Berlin,

---

[1] Wien, wie es ist, nach authentischen Quellen von A. Schmidl, 1833, S. 19.

[2] Jahrbuch der königl. Sternwarte bei München für 1839 von Lamondt, S. 172.

Wien und München wie 100 — 119 — 127; mehr als ein Viertheil wird durchſchnittlich in München an Getreide mehr conſumirt als in Berlin.[1]

Es ſind dieſes überraſchende Ziffern, an welche man vor ihrer Zuſammenſtellung nicht geglaubt hätte. Man wird ſie auch jetzt beanſtanden wollen, des Reſultats halber. Wer dieſelben corrigiren kann, der hat hiermit Aufforderung. Die Quellen und die Berechnungsarten ſind angegeben; der Gegenſtand iſt einer ungefähren Berechnung fähig. Das Intereſſe daran iſt allgemein, und auch wichtig für die Phyſiologie und Diätetik.

München hat die höchſte Ziffer des Verbrauches an Getreide, und zwar der beſten Sorte. Die hohe Lage Münchens (1565 bayr. Fuß über dem mittelländiſchen Meere) und dadurch die reinere, an Waſſergas ärmere, vielbewegte Luft, die intenſivere Einwirkung des Lichts durch die ſüdlichere Lage und die flache Hochebene, der raſchere Temperaturwechſel und dadurch auch die lebhaftere Transſpiration machen ſtärkeren Angriff und ſchnellere Wärmeentziehung des Körpers, raſchere Verdunſtung, größere peripheriſche Thätigkeit, leichtere Reſpiration phyſikaliſch nothwendig, daher auch für dort eben ſo nothwendig vermehrte Zuführung von Verbrennungs-, Erwärmungs- und Verdunſtungsmaterial. Dieſes bieten nun die Reſpirationsmittel nach Liebig,

---

[1] Die neueſten offiziellen Notizen über die Getreideconſumtion in München beweiſen eine erſtaunliche Zunahme dieſer Verzehrung ſeit 1837. Der erſte Bürgermeiſter Dr. Bauer in ſeiner Schrift: „Grundzüge der Verfaſſung und Vermögensverwaltung der Stadtgemeinde München, 1845" gibt die Conſumtion an Getreide jährlich an auf 115,000 Scheffel Weizen, 36,000 Sch. Roggen, 115,000 Sch. Gerſte, 52,000 Sch. Haſer, zuſammen 318,000 Sch. 106,000 Sch. Gerſte werden jährlich zum Bier verſotten. Es bleiben dann noch für die menſchliche Nahrung als Mehlnahrung 115,000 Sch. Weizen, 36,000 Sch. Roggen, 9000 Sch. Gerſte, was, nach obigem Maßſtabe der Gewichtsſchätzung zu 85 preuß. Pfund den preuß. Scheffel Weizen und 80 preuß. Pfund den preuß. Scheffel Roggen und Gerſte — was wohl unter der Wirklichkeit für das ſchwerere Getreide Altbayerns iſt — die Summe von 53,500,000 preuß. Pfund ausmacht, die ſich nach der neueſten (1844) Schätzung der Bevölkerung Münchens zu 94,000 Seelen und Zugabe von 16,000 Seelen für Garniſon und Fremde, alſo zuſammen auf 110,000 Seelen vertheilt, was für den Kopf 488 preuß. Pfund beträgt.

wobei die stärkmehlhaltige Nahrung obenan steht. Hieher gehört auch das Bier, in welcher Form in München noch mehr Getreide consumirt wird ($18^{2}/_{33}$ 112,064 bayr. Scheffel Malz) als in Mehlform. Der reichlichere Biergenuß, die fetten Mehlspeisen in München sind daher dort klimatisch begründet, und werden von den Fremden auch leicht ertragen und angewöhnt. Ueberall unter gleichen Verhältnissen auf Hochebenen und Gebirgen bei bewegter, reiner, wasserarmer Luft wird man erhöhtes Nahrungsbedürfniß finden, namentlich nach den sogenannten Respirationsmitteln, wie der Branntwein der Hochschotten, das Fett und die Butter der Aelpler.

Wien hat durch seine freie Lage nach Osten gegen Ungarn und Mähren und durch die sprichwörtlich gewordene Häufigkeit und Heftigkeit der Winde, wie vielleicht außer Madrid keine andere Stadt Europas, dieselben Nachtheile oder vielmehr Vortheile einer vielbewegten trocknen Luft, und daher das erhöhte Nahrungsbedürfniß, namentlich nach Kohlenstoffmitteln. Jeder kann es an sich erproben, welchen Einfluß trockene Winde auf seinen Appetit haben. Die gegen München tiefere Lage (552 Fuß über der Meeresfläche) beschränkt übrigens sehr die Verdunstung, daher auch in Wien weit weniger und nicht so regelmäßig getrunken wird, als in München. Das Fettconsumo, ein so ausgezeichnetes Respirationsmittel, regulirt sich auch in beiden Städten nach diesen klimatischen Momenten, und beträgt in den oben angeführten Viktualienstatistiken für München (pro $18^{2}/_{33}$) an Schmalz und Butter 14 Pfd. bayr. auf den Kopf, oder 12 Pfd. preuß., und für Wien 7 Pfd. österr. oder $8^{1}/_{4}$ Pf. preußisch.

In Berlin, in einem flachen, tiefen, wasserreichen Marschlande (99 Pariser Fuß über der Ostsee), bei ruhiger schwerdrückender Atmosphäre, wäre die Nahrungsweise wie in Wien und München geradezu ungesund, daher auch die niedrige Consumtionsziffer des Getreides, das geringere Nahrungsbedürfniß. Uebrigens compensiren auch die Kartoffeln für Berlin diesen Minderbedarf von Getreide. Nach Wollheim[1] sind die Kartoffeln das täglich mehrmalige Gericht der Berliner, während

[1] Medizinische Topographie und Statistik der Stadt Berlin 1844.

und zugleich ſo einfach war, daß man darüber erſtaunte, warum man nicht ſchon vor Jahrhunderten auf ſie geſtoßen worden ſeye. Meiſt kamen dieſe Gegenſtände aus England, und ſelbſt der Theergeruch des Packpapiers machte einen ganz eigenen wohlthuenden Eindruck. Es war, als käme man durch dieſe umgearbeiteten Schiffstaue in Verbindung mit dem großen Weltverkehr; denn bekanntlich erregen Gerüche am Lebhafteſten Erinnerungen und dunkle Ahnungen. —

Somit war der Gegenſatz gegeben von Ront und kleiner Geſellſchaft um den Theetiſch, von Suchen und Meiden, je nach politiſcher Färbung, von einem beſchränkten, aber zierlich ausgeſtatten Innern, wo nur wenige Freunde Zutritt hatten, und allumfaſſenden Prunkgemächern oder Clubb-Sälen. Während die äußere Erſcheinung der Männer auffallend farblos und einfach, das Weſen ernſt und rückſichtsvoll wurde, wußten die Damen kaum mehr eine andere Mode zu erſinnen, als eine, welche an die Zeiten Ludwigs XIII. oder die Jugendjahre Ludwigs XIV. mahnte. Sie fühlten das Epigramm nicht, welches ſie dadurch auf ſich ſelbſt machten, oder wollten es nicht fühlen. Aber ſie vermochten nicht, den unvermeidlichen Gang der Dinge aufzuhalten. Alle Verſuche, Haarpuder, geſtickte Kleider und überhaupt die Zeichen des vorſündfluthigen Zuſtandes zurückzuführen, mißlangen eben ſo wiederholt, als die fälſchlich ſogenannte altdeutſche Kleidung als anderes Extrem bald in die Trödelbude wanderte. Sogar Tänzer begannen zu mangeln im Vaterlande des Walzers. Der reife und überreife Mann aber bemühte ſich, durch gefärbtes Haupthaar und nicht eingeſtandene Perücke Jugendkraft zu heucheln. Tolle Verſchwendung und Liederlichkeit hatten aufgehört, Mode zu ſeyn und guter Ton. Dagegen guckte das Einmaleins zu Vielen und zu grell aus den Augen heraus. Bankiers und Diplomaten blieben bald die Einzigen, welche ein Haus machten.

Dieſelbe Durchkreuzung alter und neuer Einflüſſe, daher dieſelbe Anarchie wie in der Geſellſchaft, fand ſich auch in Küche und Keller, ſobald die Zeiten wieder geſtatteten, hier an etwas anderes zu denken, als an die Befriedigung des nächſten dringenden Bedürfniſſes. Die europäiſche Normalküche, die franzöſiſche, hatte ſich merklich vergröbert, ohne die Trefflichkeit des erſten Stoffes, das Grundprinzip der engliſchen, als oberſten Grundſatz unbedingt

in Wien nur wenig Kartoffeln, in München noch weniger consumirt werden.

Der Reis.

Unter den stärkmehlhaltigen Nahrungsfrüchten steht der Reis oben an; er hat 85 pCt. Stärke und 3 pCt. stickstoffhaltige Bestandtheile, während der beste Weizen nur 72 pCt., mittlere und schlechte Qualität nur 55 pCt. Stärke und 9 bis 15 pCt. Stickstoffbestandtheile hat. Seine Verbreitung und Benutzung ist auch weit ausgedehnter als die des Weizens und Roggens, seine Produktion und Consumtion größer als jene aller andern Körnerfrüchte. Die Bewohner von Ostindien, China, Japan, Persien, Aegypten, Süd-Carolina, Italien, Spanien, Portugal haben in dem Reis ihre oft ausschließliche vegetabilische Nahrung. Er dient in vielen Gegenden Asiens als ein Surrogat des Brods, kann ohne Vorbereitung transportirt und roh genossen werden. Die Indianer und Amerikaner bereiten daraus ein sehr beliebtes, dem Biere ähnliches Getränke, welches durch weitere Destillation in Branntwein und Rum verwandelt wird. Sein größter Verbrauch ist in den tropischen Gegenden, in den beiden Indien, in Asien, Afrika und Amerika und in Südeuropa; er kann aber dort nicht statistisch geschätzt werden.

Die entschiedene Vorliebe der Bewohner der Tropenländer für diese stärkmehlhaltigste Nahrung mag ihre Erklärung darin finden, daß wenn auch der Respirationsprozeß in der leichteren, wärmeren und sauerstoffärmeren Luft zwischen den Wendekreisen gemindert ist, dagegen die Uebertbätigkeit und Gallenbereitung dort eben so ausgezeichnet vermehrt ist, und daß mit der verminderten Lungenathmung die Hautathmung sehr gesteigert, die Kohlenstoffablagerung und Kohlensäureausscheidung mehr auf die Haut concentrirt ist. Die Hautathmung variirt aber in ihrer Größe und Qualität noch mehr als die Lungenathmung nach Klima, Kleidung und individuellen Körperzuständen, und wird besonders vermehrt durch gleichzeitige Schweißbildung.

Alle kohlenstoffige Nahrung wird zunächst verlangt und verwendet zur Gallenbereitung; der Ueberschuß des aufgenommenen Kohlenstoffes und die Galle, erst nach ihrer Aktion beim Verdauungsprozesse, werden zur Kohlensäuregasbildung bei der

Athmung durch Lunge und Haut verwendet. Iſt demnach die Leberthätigkeit und Gallenbereitung durch klimatiſche Verhältniſſe vermehrt und ebenſo auch der Kohlenſtoffbedarf für die Pigmentbildung und Hautathmung groß, ſo muß auch inſtinktartig die Kohlenſtoffnahrung vorzugsweiſe geſucht werden. Von der letzten Veränderung dieſer Kohlenſtoffnahrung durch den organiſchen Prozeß in unſerem Klima wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß wenigſtens $^{4}/_{5}$ des Kohlenſtoffes in Form von kohlenſaurem Gaſe durch die unmerkliche Perſpiration der Lungen- und Hautathmung austreten. Das beinahe dreifache Gewicht Sauerſtoff, um einen Theil Kohlenſtoff zu Kohlenſäuregas von dem gleichen Volumen des dazu verwendeten Sauerſtoffgaſes umzuwandeln, muß aus der Atmoſphäre genommen werden, da im Organismus dieſe freie Sauerſtoffmenge fehlt. Es entwickelt ſich bei der chemiſchen Verbindung und Verdichtung der Gaſe eine bedeutende Wärme, welche ſich dahin berechnet, daß 1 Loth Kohlenſtoff zur Verbrennung mit Sauerſtoff zu Kohlenſäure Einem Lothe Waſſer 7226 Wärmegrade nach Celſius mittheilt (Lavoiſier und Laplace). Ebenſo wiſſen wir faſt mit derſelben Beſtimmtheit, daß bei allen Nahrungsſtoffen, welche durch die organiſche Zerſetzung im Verdauungs- und Aſſimilationsakte freien Waſſerſtoff darſtellen, dieſer Waſſerſtoff bei ſeiner überwiegenden Verwandtſchaft zum Sauerſtoffe ſich mit dieſem zu Waſſer verbindet, dabei aber für dieſelben Gewichtstheile wie beim Kohlenſtoffe eine mehr als dreifache Wärme entwickelt, daß nämlich 1 Loth Waſſerſtoff dieſelbe Waſſermenge um 23,400 Wärmegrade erhöht.

Der Vorzug des Stärkmehls als kohlenſtoffige Nahrung beſteht nun darin, daß die Stärke aus 45 pCt. Kohlenſtoff und 55 pCt. Waſſerelementen (2 Atome Waſſerſtoff und 1 Atom Sauerſtoff oder 1 Gewichtstheil Waſſerſtoff und 8 Gewichtstheile Sauerſtoff) beſteht, und letztere genau in demſelben relativen Verhältniß, worin ſie Waſſer bilden. Bei der organiſchen Zerſetzung des Stärkmehls wird daher nur ſo viel Sauerſtoff nöthig und nur ſo viel Wärme entwickelt, als dieſes einzige Kohlenſtoffelement bei ſeiner neuen Verbindung bedarf, während die Waſſerelemente keinen neuen Sauerſtoff, kein Mehr der Wärmeentwicklung verlangen. In dem Stärkmehl iſt ſomit dem Körper eine reichliche Menge Kohlenſtoff gegeben, welche den organiſchen Lebensprozeß

mit dem Minimum von Wärmeentwicklung ohne gleichzeitig nothwendige Wasserstoffverbindungen möglich macht. In heißen Klimaten muß daher eine Nahrung sehr willkommen seyn, welche für die vermehrte Gallenbildung und die Hautathmung die ergiebige Menge Kohlenstoff gibt, ohne viel zu erwärmen, während in den Polargegenden diese nur kohlenstoffigen Zersetzungsprozesse im Organismus zu wenig Wärme entwickeln würden. Die Nordländer lieben daher mehr die Fette und den Alkohol, welche für sich noch mehr Prozente Kohlenstoff enthalten und die Wasserelemente in einem solchen Verhältnisse, daß der Wasserstoff bei weitem überwiegt, in dem Alkohol das sechsfache Atomgewicht des Sauerstoffes, in den Fetten und Oelen das achtzehn- bis vierundzwanzigfache, während nur 2 Atome Wasserstoff mit 1 Atom Sauerstoff Wasser bilden. Der überschüssige Wasserstoff verbindet sich mit großer Energie mit dem Sauerstoff zu Wasser, wodurch denn der Effekt der Wärmeentwicklung bedeutend gesteigert ist. Ein Indianer kann daher mehrere Pfunde Reis verzehren, ohne sich viel zu erhitzen, während der Nordländer mit einer viel kleinern Menge Alkohol viel größeren Effekt der Wärmeentwicklung erzielt. Der Reis kann den Südländern durch nichts ersetzt werden, weil diese Frucht das bei weitem meiste Stärkmehl (85 Gewichtsprozente) besitzt mit dem Minimum von Stickstoffbestandtheilen (3 pCt. Albumin), und weil das Stärkmehl gerade alles gibt, was nothwendig ist, den Kohlenstoff (45 pCt.) für die Galle und Hautathmung, und das Wasser (55 pCt.) für die Transpiration, ohne für diese Wasserbildung neuen Sauerstoff aufzunehmen oder noch mehr Wärme zu entwickeln. Es scheint, daß der Organismus seinen Wasserbedarf nicht durch Zuführung des äußeren elementaren Wassers deckt, sondern daß er durch organische Zersetzung sein Wasser sich selbst schaffen will, wie es hier geschieht, als Edukt bei der Zersetzung des Kohlenstoffes im Stärkmehl zur Galle und zur Kohlensäure. Dem Reis am nächsten kommt der Mais, welcher auch 80 pCt. Stärkmehl und 3 pCt. Stickstoffbestandtheile hat. In der That ist die Kultur und Consumtion des Maises vorherrschend in den an die Tropen angrenzenden Gegenden, in Kleinasien, der Türkei, Italien. Getreide und Hülsenfrüchte können aber nie den Reis ersetzen, weil dieselben relativ zu wenig Stärkmehl und zu viel Stickstoffbestandtheile

haben; die Stickstoffbestandtheile befördern aber den plastischen Ernährungsprozeß, den organischen Stoffwechsel, welcher immer mit gesteigerter Wärmebildung verbunden ist. Der Zucker kommt zwar in seiner elementaren Verbindung dem Stärkmehl ganz gleich, besteht auch aus 45 pCt. Kohlenstoff und 55 pCt. Wasser, aber er entbehrt ganz der nothwendigen Stickstoffbestandtheile des Reises und kann als ein kostspieliges Präparat nie Volksnahrung werden. Auch an Zucker wird in den Tropenländern mehr als doppelt so viel consumirt als in den nördlichen Ländern. Humboldt rechnet für einen Negersclaven in den Plantagen 52 Pfund jährlich. Von den allgemein verbreiteten stickstofflosen Nahrungsmitteln, welche Liebig Respirationsmittel nennt, Stärke, Zucker, Alkohol und Fett, werden die beiden ersteren, weniger erwärmenden in den heißen Zonen, die beiden letzteren in den kälteren nördlichen Regionen consumirt. Diese geschichtlichen Thatsachen unterstützen daher die organisch-chemische Theorie über Verdauung und Wärmeentwicklung.

In Großbritannien betrug das Consumo von Reis (nach Mac-Culloch) 1830 342,901 Ctr. und 1831 nur 191,288 Ctr., was sich immer nach der Menge und dem Preise der Getreidefrüchte regulirt, da der Reis einen Ausfall derselben zu decken am meisten geeignet ist. Für 1830 betrug das Consumo auf den Kopf bei der damaligen Bevölkerung von 24 Mill. 1,42 engl. Pfund oder 1,27 Zollpfund. Erwägt man, daß dieses ausländische Produkt wohl vorzugsweise in England und Wales verzehrt wird, in dem ärmeren Schottland und Irland die Kartoffeln den Ausfall decken, so kann man bei der damaligen Bevölkerung von 13 Mill. Seelen für England und Wales das durchschnittliche Consumo auf 2,63 engl. Pfd. oder 2,58 preuß. Pfd. berechnen.

In Frankreich war der Verbrauch an Reis 1837 6,311,564 Kilogr., was sich bei 35 Mill. Einwohner auf 0,37 preuß. Pfd. berechnet.

Im Zollvereine betrug die Reiseinfuhr 1840 161,137 Ctr., 1841 147,900 Ctr., 1842 212,315 Ctr., 1843 205,310 Ctr., was als mittlerer Durchschnitt 181,665 Ctr. und für den Kopf 0,70 Pfd. beträgt. In Hannover wird nahezu 1 Pfd. für den Kopf consumirt.

Durch die neuerlichen liberalen Zollreformen Großbritanniens von Robert Peel ist der Reis in Hülsen zollfrei und 1 Pfd. Reis kostet in London jetzt schon nicht mehr als 1 Pfd. des besten Bäckermehles. Die aufgeklärte britische Gesetzgebung arbeitet allmählig aber sicher darauf hin, alle Consumtibilien von dem Drucke der Besteuerung zu befreien. Die Getreidepreise sind in den letzten 30 Jahren stetig und bis jetzt um 55 pCt. gefallen. Noch ist eine weitere Preisminderung in sicherer Aussicht und darin die beste Bürgschaft für die Wohlhabenheit der Nation und die Zukunft ihrer industriellen Weltherrschaft. In dem Entwicklungsgange dieser gebildetsten Nation, in der Geschichte der Staatsgrundsätze dieser erleuchtetsten Regierung ist die Entwicklung der continentalen Politik vorgezeichnet. Durch Schutzzölle und Ausnahmsgesetze wurden Ackerbau, Handel und Industrie herangebildet und erstarkt, dadurch haben sich die Engländer die vornehmste Stellung der Welt errungen, so daß sie jetzt unbeschadet die allgemeine Handelsfreiheit proklamiren können. Die Steuern auf Lebensmittel und die Zölle werden sich immer mehr mindern und die Eigenthums- und Einkommensteuer, die idealste in thesi. besteht bereits in praxi. obgleich die Ausführung derselben bei den verwickelten Lebenszuständen in England auf mehr Schwierigkeiten stoßen muß', als in jedem andern Staate.

Die Kartoffel.

Die Geschichte kennt kein Beispiel, daß eine ausländische Pflanze so schnelle Verbreitung, so allgemeinen Beifall, so mannigfaltige Anwendung und Benutzung fand, in kurzer Zeit so wichtig und unentbehrlich wurde, als die Kartoffel. Sie stammt aus Peru, wo sie bei der Entdeckung von Amerika auf einen kleinen Kreis beschränkt, aber dort schon seit den ältesten Zeiten als Nahrungspflanze bekannt und kultivirt war. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts kam sie nach Irland, gegen Ende dieses Jahrhunderts nach Holland, zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach Oesterreich, gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Baden, gegen Anfang des 18. Jahrhunderts nach Mecklenburg, Württemberg, Sachsen, Schwaben, Franken, der Schweiz und den Rheingegenden.

Bis Ende vorigen Jahrhunderts blieb jedoch die Kartoffel eine Seltenheit und die allgemeine Einführung mußte selbst durch energische Polizeimaßregeln bewirkt werden. Friedrich der Große ließ durch Landdragoner vigiliren, daß die Bauern Kartoffel pflanzten. Erst seitdem in Deutschland ihr großer Vorzug, den Getreidemangel reichlich zu ersetzen, bekannt wurde, verbreitete sich ihr Anbau immer mehr, so daß Dr. Ferd. Gobbi (l. c. p. 21) die Masse der jährlich in Europa gebauten Kartoffeln „nach genauen Forschungen" auf mehr als 300 Mill. Hectaren anschlägt, wovon übrigens $^{2}/_{3}$ für Westeuropa zu rechnen sind. 300 Mill. Hectaren entsprechen nahezu 1200 Mill. preußische Morgen; das Jahreserträgniß für den preußischen Morgen zu 50 preußischen Scheffeln berechnet, beträgt die europäische Kartoffelernte die ungeheure Ziffer von 60,000 Mill. preuß. Scheffel, und den Scheffel zu 100 Pfd. Gewicht berechnet, vermehrt sich dem Gewichte nach diese Ziffer noch um weitere zwei Nullen. Es ist dieses aber eine weit übertriebene Schätzung.

Der große ökonomische Vorzug der Kartoffelpflanzung ist, daß die Erträgnisse und die Nahrungseffekte viel größer sind als vom Getreide und daß sie fast überall gepflanzt werden kann, auf Bodenarten und Höhen, wo lange kein Getreide mehr wächst. Die Kartoffeln geben das zwölf- bis zwanzigfache der Aussaat, während das Getreide nur das drei- bis zwölffache wieder gibt, und auf einem gleichen Areal wird die Kartoffelernte das elffache Gewicht von dem des gewonnenen Getreides geben, während das Getreide bei gleichem Gewichte nach der chemischen Analyse nur das vier- bis fünffache mehr Nährstoff enthält. Hundert Gewichtstheile Kartoffeln haben 15 bis 18 pCt. Stärkmehl und 4 bis 5 pCt. Stickstoffbestandtheile, während bei den Getreidearten der Stärkmehlgehalt in 100 Gewichtstheilen von 45—70 pCt. und der Klebergehalt von 9 bis 24 pCt. wechselt. Das Stärkmehl der Kartoffel ist aber das grobkörnigste unter dem Mikroskope und das spezifisch schwerste auf der Wage (Weizenstärke mit dem spezifischen Gewichte von 0,67 und Kartoffelstärke von 0,75 [Duflos]).

Diese günstige physikalische Beschaffenheit erhöht vielleicht auch den Nahrungseffekt. Jedenfalls sind die Kartoffeln am meisten geeignet, den Ausfall oder Mangel an Getreide zu

ersetzen, ja haben allein die schnelle Vermehrung des Menschengeschlechtes, wenigstens in Irland, möglich gemacht. Ihr Verbrauch ist auch dort am größten, wo der Getreidebau beschränkt oder weniger lohnend ist, in Irland, in der Schweiz, in Norddeutschland, Holland; dagegen sehr beschränkt, wo viel Getreidebau, in Ober- und Niederbayern, in Rußland. Nach offiziellen statistischen Berichten aus dem Königreich Bayern vom Jahr 1833 nahm der Anbau der Kartoffeln von der Feldflur ein im Allgemeinen 9,2 pCt., im Kreise Oberbayern und Schwaben aber nur 3,5 pCt. und 3,0 pCt., in Ober- und Unterfranken 14 und 12 pCt., in der Rheinpfalz 22 pCt. (Dr. Zierl).

Die Kartoffel gewährt eine durchaus gesunde und zuträgliche Nahrung und erlaubt viel mannigfaltigere Zubereitung als andere Mehlfrüchte, nur darf, wie bei allen Mehlspeisen, Salz und Schmalz nicht fehlen; es soll nicht die einzige, ausschließliche Nahrung seyn, und es bedarf zur Verdauung angeregter Respirationsthätigkeit, das ist Muskelbewegung. Die Kartoffeln erhöhen den Geschlechtsreiz und das Geschlechtsvermögen, besonders wenn sie Abends genossen werden. Die beispiellos schnelle Zunahme der irischen Bevölkerung (Bernoulli), ungeachtet der alljährlichen massenhaften Auswanderung, wie in keinem andern Lande mehr, und die Fruchtbarkeit unserer ärmeren, auf den Kartoffelgenuß vorzugsweise angewiesenen Bevölkerung gibt Belege für diese Behauptung. Aerzte auf dem Lande mit gemischter Bevölkerung können es beobachten, daß in den ärmeren Gemeinden mit Taglöhnern und vorherrschendem Kartoffelgenuß die Fruchtbarkeit viel größer ist, als in Gemeinden, wo der Getreidebau bedeutend ist, und statt der Taglöhner Bauern die einzige Bevölkerung ausmachen.

Es ist dieses gerade die Schattenseite der Kartoffelpflanze, daß sie die Bevölkerung ungewöhnlich mehrt, daß sie wegen ihrer Wohlfeilheit und ausreichenden Nahrhaftigkeit den Lebensbedarf, somit den Werth der Menschenarbeit, den Taglohn auf das Minimum herunterbringt, die jährliche Kartoffelernte aber größere Schwankungen hat, als die des Getreides, eine Aufspeicherung und Handelstransport für diesen Artikel nicht zulässig ist, und ein Ausfall dieser Ernte daher eine größere Calamität, Noth und Elend erzeugt, als je bei Getreidemangel möglich ist. Das wohlfeilste

Nahrungsmittel kann in Mißjahren für diese Proletarier-Bevölkerung durch nichts ersetzt werden. Die Geschichte Irlands gibt Beispiele dieser betrübenden Zustände.

Das Bier.

Das älteste und verbreitetste Fabrikat von Getreide ist Bier. Schon in den ältesten Zeiten unter den frühesten Völkern ist der Gebrauch des Gerstentrankes bekannt. Osiris habe es die Aegypter gelehrt, und die Griechen kannten schon den *ὄινος κριθινος*. Bei den alten Sachsen und Germanen gehörte der ungeschmälerte Genuß eines vorzüglichen Bieres zu den höchsten Genüssen, welche Odins Helden in Walhalla einst zu erwarten hätten. Auch heute noch ist das Bier ein in Deutschland vorzugsweis kultivirtes und sehr beliebtes Getränk. Die Vorliebe der Engländer für das Bier ist wahrscheinlich ein Erbtheil ihrer deutschen Abstammung; wenigstens nur bei dem englisch-sächsischen Stamme ist das Consume groß, während der celtische Stamm der Schotten und Irländer viel weniger davon consumirt.

Das Bier in seiner guten Zubereitung ist ein tadelloses Getränk, welches als diätetisches Lebens- und Nahrungsmittel für alle Constitutionen und Alter bei mäßigem Gebrauche dienen kann, was von keinem andern künstlichen Getränke, selbst nicht vom unvermischten Weine gesagt werden kann. Sein regelmäßiger, individuell angepaßter Genuß schadet Niemanden und unter gewissen äußeren Umständen kann es Bedürfniß werden. Die Statistik des Biereonsumes gibt einige Anhaltspunkte hiefür. Der größte Verbrauch findet in Bayern Statt, wo einige Ziffern zur Beurtheilung gegeben sind.[1] Die Brutto-Einnahme des Malzaufschlages gab im jährlichen Durchschnitte von $18^{35}/_{36}$ 5,627,000 fl., was 964,630 bayr. Scheffel trocknen Malzes entspricht, und im Durchschnitt der Jahre $18^{36}/_{37}$ wurden jährlich 1,126,870 Scheffel Malz versotten. Jeder Scheffel trocknen Malzes sollte 6 Eimer Sommer- und 7 Eimer Winterbier geben, also durchschnittlich $6^1/_2$ Eimer oder 116 Maas; es werden aber aus Gewinnsucht der

[1] Rivet über den Malzaufschlag in Bayern, in Rau's Archiv der politischen Oekonomie, Bd. V. S. 77.

Brauer und bei Mangel an geſetzlichem Verbote und Controle im Keller durchſchnittlich 8 Eimer aus 1 Scheffel oder 512 Maas gebraut, wobei man ſicherlich unter der Wahrheit bleibt, was ſich aus dem jährlichen Malzverbrauch von $18^{30}/_{32}$ zu einer Summe multiplicirt von 566,956,440 bayr. Maas des jährlichen Conſumos, und ſich bei der Bevölkerung der ſieben Kreiſe dieſſeits des Rheins von 3,791,850 auf den Kopf zu 149 bayr. Maas oder 138 preuß. Quart vertheilt.

Dieſe Ziffer wird noch auffallender, wenn wir die Sache detaillirter betrachten. Das Hauptconſumo des Bieres, wenigſtens zu $^2/_3$, kommt auf die älteren Kreiſe Bayerns, namentlich auf das Hochland ſüdlich der Donau; die Reſidenzſtadt München allein nimmt für ſich $^1/_{10}$ und mehr dieſes Verbrauches weg, während es kaum $^1/_{30}$ der obigen Bevölkerung hat. Nach Mittheilungen von Lamont im Jahrbuch der Sternwarte bei München für 1839, S. 172, wurden im Verwaltungsjahre $18^{37}/_{38}$ von den Münchnern Brauern verbraut an Malz 95,993 Scheffel. Bei einer damaligen Bevölkerung mit Militär und Fremden von 90,000 Seelen berechnet ſich nach obigem Calcul das Conſumo in München für den Kopf auf 546 bayr. Maas oder 510 preuß. Quart, d. i. $1^1/_2$ bayr. Maas oder nahezu $1^1/_2$ Quart für den Tag auf den Kopf. So überraſchend dieſe Ziffer ſeyn mag, ſo iſt ſie doch wahr[1] und eher unter der Wirklichkeit als dieſe überſchreitend, da alle Malzdefraudationen hierbei unbeachtet blieben. — Im Verwaltungsjahre $18^{37}/_{38}$ wurden in München 112,064 Scheffel Malz verſotten, was ſich, die damalige Bevölkerung mit Garniſon und Fremden zu 110,000 gerechnet, auf den Kopf zu 537 bayr. Maas oder 500 preuß. Quart vertheilt.

Vergleichen wir dagegen Preußen, wo nach Dieterici (l. c. p. 214) das jährliche Conſumo ſich berechnet auf 13,48 Quart, oder Berlin mit einem Conſumo von jährlich 26 Quart auf den Kopf; ferner Wien nach Schmidl (l. c. p. 17), wo

---

[1] Die Ausfuhr von Bier aus München iſt unbedeutend, da es ringsumher gutes ausreichendes Bier gibt. Jedenfalls wird die etwaige Ausfuhr durch die Einfuhr fremden Bieres aus dem bayerischen Gebirge reichlich überwogen.

ſich das Bierconſumo für den Kopf, auf bayr. Maas reducirt, zu 70 Maas oder 65 preuß. Quart jährlich berechnet.

Dieſe ſo ungewöhnlich hohe Ziffer für das Conſumo des Bieres in Altbayern und namentlich in München muß eine eben ſo ungewöhnliche und auffallende Urſache haben. Die hohe Lage jener Hochebene, die reine, waſſerarme, ſtets bewegte Luft, der ſchnellere Temperaturwechſel ſind es, welche die ſtarke Verdunſtung des Körpers, die Entziehung der Wärme, den lebhafteren peripheriſchen Prozeß, die vermehrte Thätigkeit der Hautathmung nothwendig machen, daher auch nothwendig vermehrte Zuführung von Flüſſigkeit, von Brennmaterial für die verſtärkte Reſpiration, und dieſes liefert das Waſſer, der Kohlenſtoff und Waſſerſtoff des Biers. So wie wir uns von der Hochebene entfernen, nimmt das Conſumo, das Bedürfniß des Bieres ab. Alle Fremde vertragen auch dort das Bier leicht, gewöhnen ſich ſchnell daran, weil es Bedürfniß, Geſundheit erhaltend iſt. Die natürlich-klimatiſchen Verhältniſſe ſind gewaltiger als alle Moden und Meinungen. So weit die bayriſche Geſchichte reicht, beſtand dieſes Bedürfniß des Bieres, es iſt dort Lebensbedürfniß, Geſundheitselement. Ein Aufſtand wegen Verkümmerung dieſes Lebensbedürfniſſes iſt für München eben ſo gut motivirt und gerechtfertigt, als anderwärts wegen Hungersnoth und Brodmangel.[1]

Nächſt Bayern hat Württemberg die ſtärkſte Bierconſumtion; es hat ſich dieſelbe in den letzten 10 Jahren um 266 pCt.

[1] Es verdient recht bekannt zu werden, welche Mängel die ſonſt muſterhaften Vorſchriften des Malzaufſchlags und der Biertaxe im Königreiche Bayern haben. Der königl. bayr. Regierungsrath Richet in Bayreuth gibt in Rau's Archiv der polit. Oekonomie, Bd. V. S. 78 nähere Aufklärung. Während die umfaſſendſten Inſtruktionen gegeben ſind, daß keine Malzdefraudation beim Schroten deſſelben geſchehen kann, und dabei dieſer ſtärkſte Einnahmsposten des bayeriſchen Budgets im Betrage von 5½ Mill. Gulden nur 3 pCt. Perceptionskoſten veranlaßt, fehlt alle Controle über die Verwendung des Malzes zu tarifmäßigem Biere. Der Bierſatz wird von der Regierung regulirt nach den wechſelnden Preiſen des Getreides und des Hopfens und mit unveränderlicher Annahme, daß von einem Scheffel Malz ſechs Eimer Sommer- und ſieben Eimer Winterbier gebraut werden ſollen. Ob und was aber die Brauer mehr brauen, darf nicht controlirt werden, gilt ihnen vielmehr als Prämie dieſer Alterirung neben dem ſchon billigen Bierſatz. In den Debatten der Standeverſammlung

anzuerkennen. Auch von der beſcheidenen Nachahmerin, der deutſchen Küche, war nichts zu melden, was einer Verbeſſerung ähnlich geſehen hätte. Die alte derbe einfache, aber wohlſchmeckende Hausmannskoſt war nicht mehr wie ſonſt. Ihre beiden Hauptbedingungen, Güte des Urſtoffs und anhaltende Aufmerkſamkeit der Behandlung, konnten durch Kriege, Unhäuslichkeit und Kontinentalſperre nur leiden. Ja wir ſind die damals aufgekommenen Surrogate noch heute nicht losgeworden, wollen aber dennoch dankbar anerkennen, daß wenigſtens die Schule der guten bürgerlichen Küche nicht untergegangen iſt. Die Gaſthöfe verſchlimmerten ſich durch die Menge und Eiligkeit der Verzehrer. Sie verloren den Charakter bequemer häuslicher Abſteigquartiere und wurden im eigentlichen Sinne Heerbergen. Sie lernten ſich auf lange Brühen verlegen, deren Fadheit ſie durch Gewürze zu übertäuben ſuchten.

Vor allen aber litt der Keller. Nicht nur legte man weniger und geringeren Wein in Privatkeller, und trank den alten ſchneller weg, man fing auch an, den Weinbau an ſeiner Wurzel anzugreifen; denn man beſtockte fortan die Weinberge vorzugsweiſe mit ſolchen Rebenſorten, welche vielen, ſchnell trinkbaren, aber geringeren Wein liefern. Auch die Kunſt der Weinverfälſchung wurde möglichſt vervollkommnet, beſonders als ſo viele Fehljahre ſich unmittelbar einander folgten, nachdem die Vorräthe durch die Kriege aufgezehrt worden waren. Wir wollen an dieſer Stelle anmerken, daß gleich damals eine auffallende Hinneigung zu neuem Weine, und eine beinahe ausſchließliche Vorliebe für Champagner bemerkbar wurde, Letzteres wohl in Erinnerung an die Feldzüge. Dieſem vorherrſchenden Geſchmack iſt es zuzuſchreiben, daß die Bereitung ſchäumender Rhein-, Moſel- und Neckarweine verſucht, und ſeit den erhöhten Eingangszöllen ſchnell vervollkommnet wurde. Da aber nun auf guten franzöſiſchen Tafeln nur Champagne sec oder höchſtens crémant erſcheint, welche aller Nachahmung zu trotzen vermögen, ſo könnte leicht geſchehen, daß die auf ihren Vortheil ſo ausſichtigen Franzoſen die Nebenbuhler bald verdrängen, was wir, als in Sachen des Sinnengenuſſes keinem Patriotismus huldigend, ruhig abwarten wollen.

Die wieder errungene Ruhe ſchlug zwar den Deutſchen mehr an als den Franzoſen, hatte aber dennoch die Aufgabe, eine

vermehrt, alſo beinahe verdreifacht. Sie beträgt jetzt 500,000 württemb. Eimer, was ſich bei der Bevölkerung von 1½ Mill. Seelen nach bayriſchem Maaſe auf 97 Maas jährlich auf den Kopf oder 92 preuß. Quart berechnet.[1] Württemberg iſt aber ein Hochland; ſeine mittlere Höhe iſt im Durchſchnitt 1476 Fuß über dem Meere. Das Südland hat die mittlere Höhe von 1920 Par. Fuß, das Nordland die mittlere Höhe von 1050 Fuß (Memminger). Es participirt ſomit an den klimatiſchen Eigenthümlichkeiten der bayriſchen Hochebene. In Baden berechnen ſich nach der Bierſteuer auf den Kopf 0,135 preuß. Centner Braumalz oder 14 Quart Bier; in Heſſen-Darmſtadt nach den Malzſteuern von 18% 12 Quart auf den Kopf; im Thüringer Vereine jährlich 36 Quart auf den Kopf; in der Stadt Frankfurt a. M. 46 Quart auf den Kopf.

Nach Balling producirte Böhmen jährlich 4 Mill. öſterr. Eimer Bier, und auf den Kopf kommen jährlich 0,94 Eimer, was 48,6 preuß. Quart entſpricht. Nach demſelben Statiſtiker erzeugte Sachſen 1838 1,529,205 öſterr. Eimer Bier, was ſich bei der Seelenzahl von 1,650,000 Seelen auf 0,92 Eimer den Kopf oder 49,2 preuß. Quart berechnet. In Frankreich iſt in dem nördlichen an Belgien angrenzenden Theile der Biergenuß häufig, und Legoyt gibt an, daß 3,885,365 Hectolitres Bier in Frankreich jährlich producirt werden, welches für ganz Frankreich bei 35 Mill. Menſchen 9,7 Quart auf den Kopf gibt.

des Königreichs Bayern 1828 (Bd. III, S. 205, 308, 353) wurde nachgewieſen, daß neun Eimer Bier von einem Scheffel nichts Seltenes ſey, ja daß ſelbſt in einem Aerarialbrauhauſe vom Scheffel neun Eimer, in einem andern 1500 Eimer über das zuläſſige Quantum gebraut worden ſind. Bei dem niedrigſten Bierſatze zu 4½ kr. die Maas und bei der geringſten Annahme der Alterirung des Biers, daß ſtatt durchſchnittlich 6 ⅞ Eimer 8 von einem Scheffel gebraut werden, beträgt die jährliche Prämie für die Brauer 8,231,510 fl., welche neben dem ſchon billigen Bierſatze für das tarifmäßige Quantum in ihren Säckel allein fließen. Bei dieſem Ziffernachweis und der Notorität dieſer Verhältniſſe darf der künſtliche Beweis durch Vergleich der Menge des Gebraues und des verbrauchten Malzes nicht angenommen werden. Dieſen Artikel des Geſetzentwurfes haben die Stände des Jahres 1828 mit allem Eifer zu unterdrücken gewußt.

[1] Allg. Zeitung vom 13. Oktober 1844.

In Großbritannien und Irland wurde nach Mac-Culloch (l. c. III. p. 115) im Jahre 1832 an Malz verbraucht 28,418,000 Buſhel, und da nach einer königl. Verordnung vom 30. Oktober 1831 auf jedes Barrel Bier 2 Buſhel (1 Buſhel = 0,64 preuß. Scheffel = 0,15 bayr. Scheffel) Malz genommen werden ſollen und 1 Barrel gleich iſt 2½ bayr. Eimern, ſo entſpricht dieſes 35,475,600 bayr. Eimern oder 9,260,400,000 bayr. Maas, was ſich bei der damaligen Bevölkerung von 24 Mill. auf den Kopf jährlich zu 80 Maas bayr. oder 75 preuß. Quart vertheilt. Dagegen werden hiervon in England und Wales bei einer Bevölkerung von 14 Mill. mehr als ⅘ dieſer Geſammtſumme verbraucht, 25,884,335 Buſhel Malz oder etwa 32,255,000 bayr. Eimer, oder 2,048,610,000 bayr. Maas, d. i. 146 bayr. Maas oder 136 preuß. Quart auf den Kopf. Die Stärke des Bieres entſpricht nach dem Maße des Malzes von 2 Buſhel auf 1 Barrel Bier, d. i. ⅗ bayr. Scheffel auf 2½ Eimer, nicht ganz dem tarifmäßigen Satze des bayriſchen Biers, wo 2½ Eimer auf ⅗ Scheffel gerechnet werden ſollen. — Nach neueren Angaben berechnet Porter die Conſumtion des Bieres für ganz England, Schottland und Irland auf 36,164,285 Buſhel Malz, was nach obigem Maßſtabe entſpricht 18,082,142 Barrel Bier = 45,205,356 bayr. Eimer = 44,117,277 preuß. Eimer = 2,647,036,620 preuß. Quart, oder auf den Kopf bei 28½ Mill. Seelen 93 Quart. Wenn ⅘ dieſes Quantums ſich wieder allein auf die 16 Mill. Engländer vertheilen, ſo kommen auf den Kopf 132 preuß. Quart.

In London wurden 1834 2 Mill. Fäſſer zu 36 Gallons, oder 238 Mill. Quart verbraucht, was ſich bei 1½ Mill. Einwohner auf 180 Quart den Kopf berechnet. Im Jahre 1837 wurden an Malz verbraucht 44,387,720 Buſhel (Porter); der Malzverbrauch iſt ſomit in der Zunahme, und zwar um 14 pCt. — Als Curioſum und Beiſpiel, wie in England alles ins Große getrieben wird, gelte die Thatſache, daß eine einzige Brauerei, die von Barclay in London, in Einem Jahre 400,000 Pfd. Sterl. (?) Trankſteuer bezahlte, und daß am 14. Okt. 1814 ein ungeheures durch 3 Etagen gehendes Vierfaß, mit 3555 Barrel oder 568,000 preuß. Quart Bier gefüllt, zerſprang und eine ſolche Ueberſchwemmung verurſachte, daß 8 Menſchen im Biere ertranken. Und doch hat die Brauerei von Reid und Compagnie noch ein

dreimal größeres Faß von 7500 Orhoft oder etwa 1,800,000 preuß. Quart, welches 5000 Pfd. Sterl. oder 35,000 preuß. Thaler koſtete.[1]

Der Branntwein.

Er iſt eine Erfindung dieſes Jahrtauſends. Die Araber ſollen zuerſt aus Reis durch Deſtillationsgeräthſchaften den Weingeiſt gewonnen haben. Aber bis in das 16. Jahrhundert blieb die Sache ziemlich ein Geheimniß, der Branntwein fand ſich dann nur in Apotheken, bis er durch die übertriebenen Lobeserhebungen der Aerzte als Aqua vitae (Lebenswaſſer) eine größere Bekanntſchaft und Verbreitung fand. In dieſem Jahrhundert aber erfuhr die Branntweinbereitung ſchnell eine immer wachſende Ausdehnung, und hat die jährliche Produktion im mittleren Europa jetzt um das Dreifache von jener im Anfange des Jahrhunderts zugenommen. Und noch ſteht eine immer wachſende Steigerung dieſer Produktion in Ausſicht durch die vervollkommnete Bereitungsart, durch die Fortſchritte der Chemie, durch die Benutzung der Kartoffeln und Obſtfrüchte. Es gibt dieſes eine ſchlimme Perſpektive für die Zukunft, denn kein Genuß reizt mehr zur Angewöhnung und Unmäßigkeit, als der Branntwein. Die Nachtheile dieſes Mißbrauches auf Sitten, Geſundheit und Geiſteskraft zeigt aber die tägliche Beobachtung. „Die deſtillirten Getränke würgen mehr als das Schwert, und ergreifen beide Geſchlechter. Sie freſſen die Güter durch Unordnung, und verderben den moraliſchen Charakter. Kurz, ſie füllen die Kirchhöfe mit vorzeitigen Leichen, die Blutgerüſte, die Gefängniſſe und die Hölle. Ein Volk, welches ſtarke Getränke liebt, kann nicht lange ein freies bleiben (Benj. Rush)."

Die Wirkungen des häufigen und übermäßigen Branntweingenuſſes ſind im kürzeſten Ausdrucke: allmählige Lähmung der Geiſtes-, Willens- und Muskelkraft. — Hallucinationen des Vorſtellungsvermögens, Schwanken, Unſicherheit der

[1] Weber über Produktion und Conſumtion in Rau's Archiv der politiſchen Oekonomie, Bd. V. S. 519.

Willensbeſtimmung, Lähmung, Zittern der Muskeln und Glieder ſind die charakteriſtiſchen, nie fehlenden Symptome des unmäßigen Branntweingenuſſes (Säuferwahnſinn, Gliederzittern, Delirium tremens). Was von der Wirkung beim Einzelnen gilt, wiederholt ſich in vervielfältigtem Maßſtabe bei dem Mißbrauche des Branntweins als Volkstrank. Die Völker des Alterthums und des Mittelalters hätten keine ſolche Thatkraft entwickeln können, die Geſchichte Griechenlands und Roms wäre eine andere geweſen, die Thaten der Kreuzfahrer wären unmöglich geworden, die Reformation wäre nicht mit ſolcher Energie aufgetreten, wenn dieſer lähmende Volkstrank bekannt geweſen wäre. Einzelne perſönliche Tüchtigkeiten können keine Geſchichte machen, keine Großthaten ausführen, wenn der Anklang, der Nachdruck im Volke fehlt. — Ein trauriges Beiſpiel von der Wirkung des Branntweines auf ein ganzes Volk berichtet Th. Mügge in ſeiner Schrift: Schweden im Jahre 1843. „Was die unterſten Stände betrifft, ſo verkommt das Volk an der Branntweinpeſt, und überall zeigen ſich die Symptome fortſchreitender Entſittlichung. Die Criminalfälle und Verurtheilungen haben ſich nach der Schrift des Kronprinzen Oskar mit jedem Jahre vermehrt und ein erſchreckendes Verhältniß angenommen, beſonders in der Hauptſtadt, wo im Jahre 1835 2611 Verhaftungen ſtattfanden, oder 1 auf 31 Köpfe, 1838 dagegen 5404, alſo 1 auf 15 Köpfe. Karl Johann hat während ſeiner Regierung meiſt nur bei qualificirten Morden die Hinrichtung vollziehen laſſen, und jährlich ſind dennoch 20 Menſchen auf dem Schaffote geſtorben, d. i. 1 unter 150,000. In Preußen kommt durchſchnittlich eine Hinrichtung auf 2 Millionen Bevölkerung. Schon 1825 war in Schweden die fünfte Perſon ein Bedürftiger, der nicht ohne Unterſtützung leben konnte. Jetzt wird dieſes Verhältniß noch trauriger ſeyn."

Und doch kann die Thatſache der Zuträglichkeit und des Bedürfniſſes dieſes Getränkes nicht abgeläugnet werden. Im kleinſten Raume und in concentrirteſter Form und zu den billigſten Preiſen bietet er aller Orten die wohlthätigen Effekte des Weines und anderer geiſtiger Getränke. Der Branntwein übt einen belebenden Reiz auf alle Lebensfunktionen, erwärmt, nährt und ermuthigt bei körperlichen und geiſtigen Erſchöpfungen. In kalten

Klimaten und Jahreszeiten dient er als ausgezeichnetes kohlenſtoff- und waſſerſtoffhaltiges Erwärmungsmittel, die Wirkung des Sauerſtoffes der verdichteten Polaratmoſphäre mäßigend, ebenſo bei geſteigerter Reſpirationsthätigkeit durch ſchwere Arbeit, ſtarke Märſche, Strapazen.

Der Branntwein beſteht aus ½ bis ⅝ Alkohol; das Uebrige iſt Waſſer; der irländiſche Whisky hat 73 pCt. Alkohol, der holländiſche Genever 55 pCt., der gemeine Branntwein 51 pCt. (Lewis, C. Beck). Der Alkohol beſteht aus 52 pCt. Kohlenſtoff, 13 pCt. Waſſerſtoff und 34 pCt. Sauerſtoff. Ein preuß. Quart Whisky zu 70 preußiſche Loth enthält ſomit 24 Loth Kohlenſtoff und ſechs Loth freien Waſſerſtoff. Dieſe 24 Loth Kohlenſtoff entwickeln bei ihrer Verbrennung zu Kohlenſäure ſoviel Wärme, daß 1 Loth Waſſer um 173,424 Wärmegrade nach Celſ. erhitzt würde, und die 6 Loth Waſſerſtoff würden dieſelbe Waſſermenge um 140,400 Wärmegrade weiter ſteigern, alſo beide zuſammen das Waſſer um 313,824 Wärmegrade erhöhen. Den mittleren Menſchen zu 5000 preuß. Lothen (156 preuß. Pfd.) dem Gewichte nach geſchätzt und die Wärmecapacität des menſchlichen Leibes jener des Waſſers gleichgeſtellt, ſo theilt dieſes Quart Branntwein dem menſchlichen Körper eine Wärme von 62,7° C. mit. Die Wärmecapacität des Waſſers verhält ſich aber bei oberflächlicher Schätzung zu der Wärmecapacität des menſchlichen Körpers wie 1 : 0,85 (Valentin), und es berechnet ſich demnach die Größe der mitgetheilten Wärme für den menſchlichen Körper durch 1 Quart Branntwein auf 78,8°. Vergleichen wir dagegen die Wärmemittheilung durch 1 Pfd. Reis, der ſtärkmehlhaltigſten Frucht, welches 12 Loth Kohlenſtoff enthält und dadurch einem Lothe Waſſer bei ſeiner Verbrennung 86,712 Wärmegrade mittheilt, was ſich auf 5000 Loth Körpergewicht zu 17,3° vertheilt, und bei der Reduktion der geringeren Wärmecapacität des menſchlichen Leibes auf 21,4° berechnet, oder die Wärmemittheilung durch 1 Pfd. Kartoffel mit 2 Loth verbrennlichem Kohlenſtoffmateriale, welches nach obigem Beiſpiele dem menſchlichen Körper nur eine Wärme von 3,8° mittheilen kann, ſo finden wir, daß erſt 3¾ Pfd. Reis und 20 Pfd. Kartoffeln ein Aequivalent für die Erwärmungseffekte von 1 Quart Branntwein abgeben können. Es ſind dieſe Darſtellungen nur Beiſpiele,

wie man verſuchen kann, bei dem organiſch-chemiſchen Prozeſſe die Wärmeentwicklungsgrade zu berechnen.

Die ſtärkſte Conſumtion des Branntweins findet ſich im Norden, in Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Holland, ferner in dem mittleren Europa bei den niederen Volksklaſſen, wo bei der ſchlechten Nahrung und Kleidung und bei ſchwerer Arbeit der Branntwein den Mangel und die Güte der Bekleidungs- und Nahrungsmittel einigermaßen erſetzt. — So werden die gewöhnlichſten Erſcheinungen des Lebens mehr, als wir glauben, durch die einfachſten Naturgeſetze regulirt.

Doch außer dieſem phyſikaliſch nothwendigen Momente gibt es auch ein ſozial zufälliges, welches dem Branntweinverbrauch Vorſchub leiſtet. Die nächſte Wirkung ſeines Genuſſes iſt ſo allgemein belebend und wohlthuend, daß er unter allen Völkern und Zonen ſeine Verehrer gefunden hat, und hier vorzugsweiſe bei den unkultivirten Völkern (den Indianern Amerikas) und Ständen, welche anderer belebender und genußreicher Momente entbehren. In der Leidenſchaft dieſer ungebildeten Leute für den Branntwein bricht die Sehnſucht durch, der angeborene Trieb aller Menſchen nach dem beſeligendſten Genuſſe der inneren Selbſtbeſchauung, des innerlichſten Lebensaktes, des ſich Selbſtbewußtwerdens in verſtändiger, gemüthlicher oder träumeriſcher Meditation, je nach der individuellen Bildungsſtufe. Die Ungunſt des Schickſals vergönnt dieſen verwahrloſten Menſchenklaſſen in der belebenden und berauſchenden Wirkung des Branntweins die einzige Gelegenheit, das überall parate, ſichere und wohlfeile Mittel, äußere Sorgen und Druck zu vergeſſen, die Langeweile des Müßigganges zu würzen und das Wohlbehagen innerer Selbſtbeſchauung zu genießen. Alles Raiſonnement und alle Palliative erkennen die Wurzel des Uebels nicht, wenn nicht auf beſſere Volkserziehung, auf Gewährung und Anerziehung edlerer Genüſſe, und auf Herbeiſchaffung ebenſo zugänglicher und wohlfeiler Surrogate gedrungen wird, welche dieſen Reiz der Unmäßigkeit und die nachtheiligen Wirkungen auf Körper und Geiſt nicht haben. Polizeiliche Verordnungen und Verbote, um Mäßigkeit und Nüchternheit zu fördern, haben das Uebel ſtets vermehrt. Die unterſten Volksklaſſen haben ſich dadurch in ihren Rechten beleidigt gefunden und ſind angeregt worden, was ihnen

gefiel, nur um ſo mehr zu treiben, und ein nach ihrer Meinung ungerechtes Verbot zu übertreten.

Das Conſume des Branntweins berührt zum größten Theile, wenigſtens zu 90 pCt., die ärmere Bevölkerung und die Steuer darauf laſtet demnach mit dem Gewichte von 90 pCt. auf den armen Volksklaſſen. Es beträgt dieſe für Großbritannien 5½ Mill. Pfd. Sterling = 38 Mill. Thlr. (Mac-Culloch), für Preußen durchſchnittlich 5½ Mill. Thlr. (Prittwitz) und in Rußland etwa 100 Mill. Rubel = 110 Mill. Thlr. — Auch hier ein Beiſpiel der ungleichen Belaſtung durch Conſumtionsſteuern, und zwar zum Vortheile der wohlhabenden Klaſſen, welche gerade die meiſte Verpflichtung zum Tragen der Steuern haben. Der letzte Grund aller Staatseinnahmen iſt aber, durch Abgabe eines Theils des Vermögens ſich den ruhigen Beſitz und Genuß des übrigen zu ſichern (Montesquieu). Die Steuerquote regulirt ſich demnach nach der Größe des durch die Staatseinrichtungen geſicherten Vermögens. In der Branntweinſteuer iſt aber dieſes Prinzip nicht im entfernteſten wieder zu erkennen. Will man die Conſumtionsſteuer als Aufwandſteuer rechtfertigen, ſo ſieht man hier, mit welchem Glücke dieſes geſchieht.

Die große Schädlichkeit des Branntweins liegt im Reiz zur Angewöhnung und Unmäßigkeit, was durch die Wohlfeilheit und häufige Gelegenheit unterſtützt wird. Bei dem einmal beſtehenden Bedürfniſſe helfen Verbote, Beſteuerungen und Vereine nicht, ſondern nur billige, wohlſchmeckende, überall vorräthige Surrogate, welche die wohlthätigen Wirkungen des Branntweins ohne ſeine Nachtheile in ſich vereinigen; ein ſolches iſt das Bier.

Der Wein kann wegen mangelnder Billigkeit nie hier concurriren. Wo das Bierconſume bedeutend iſt, zeigt ſich das Branntweinconſume gering. Und wo das Bierconſume abnimmt, dort ſteigt der Branntweingenuß, wie in Preußen, wo 1831 der Durchſchnittverbrauch des Biers auf den Kopf 15,18 Quart und 1839 nur 13,48 Quart war, des Branntweins 1831 10,9 Quart und 1839 13,2 Quart. (Dieterici l. c. 214.)

Für die Conſumtion des Branntweins in Großbritannien und Irland gibt es einige brauchbare Ziffern in Mac-Culloch (I. p. 693 und III. p. 413). Auch hier hat ſich das Conſume in dieſem Jahrhundert und zwar allein ſchon vom Jahre 1820

bis 1834 im Ganzen um 100 pCt. vermehrt, in spec. in England um 95 pCt., in Schottland um 280 pCt., in Irland um 320 pCt., alſo mehr als verdreifacht; während die Bevölkerung von 1821 bis 1841 ſich kaum um 16 pCt. vermehrt hat (Bernoulli). Die frühern Conſumtionsziffern mögen unvollſtändig geweſen ſeyn, wegen übermäßiger Auflage; jedenfalls aber iſt die Thatſache zweifellos, daß in enormen Progreſſionen der Branntweingenuß dort zunimmt.

In England wurden 1834 conſumirt 12,382,131 Gallonen, was ſich bei 14 Mill. Bevölkerung auf den Kopf zu 0,884 Gallon oder etwa 3⅗ Quart berechnet.

In Schottland iſt pro 1834 die Verzehrungsziffer 6,159,611 Gallonen, was ſich auf die Bevölkerung von 2½ Mill. für den Kopf berechnet zu 2,46 Gallons oder 10 preuß. Quart.

In Irland wurden verzehrt pro 1834 8,212,746 Gallons, was bei 8 Mill. Seelen ſich vertheilt auf 1,21 Gallons oder 5 Quart auf den Kopf. Es iſt nun leicht, nach obigen Prozentangaben der Steigerung des Verbrauchs von 1820 bis 1834 zu berechnen, wie viel 1820 verbraucht wurde.

Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 25. Mai 1843 gibt eine neue Notiz über den Verbrauch von Branntwein für 1840 nach den Acciſeerträgniſſen. In England ging dafür ein 2,628,280 Pf. St.; in Schottland 1,541,000 Pf. St.; in Irland 1,032,000 Pf. St. Die 2½ Millionen Schotten verzehrten alſo 1½ ſoviel Branntwein als 8 Millionen Irländer, und nur die Hälfte weniger als 14 Millionen Engländer. Die ungewöhnlich hohe Conſumtionsziffer für Schottland erklärt ſich aus der nördlichen Lage und gebirgigen Beſchaffenheit des Landes, unter welchen Umſtänden das Verlangen nach Erwärmungsmitteln, nach Brennmaterial immer ſehr geſteigert iſt. Für das Jahr 1841 gibt Porter die Verzehrungsziffer an Branntwein für das vereinigte Königreich auf 0,904 Gallon oder 3,6 Quart an; 1838 war ſie noch 1,185 Gallon oder 4,7 Quart, welche Minderung in den letzten Jahren nur den Mäßigkeitsvereinen zuzuſchreiben iſt.

Erfreulich und ſtaunenerregend iſt das Wirken des Pater Matbew, eines Franziskanermonches und ſeiner thee total abstinence society in Irland. Das Wirken des Vereins begann am 10. April 1838 und 1840 zählte er bereits eine Million und 1842

fünf Millionen Mitglieder. Die ſtatiſtiſchen Vergleiche des Verbrauchs lieferten auch ſchon die Beweiſe für die Wirkung dieſes Vereins.

Von 1836 bis 1840 ſank der Verbrauch des Malzes von 2,511,000 auf 1,600,000 Buſhel, alſo faſt die Hälfte, die Conſumtion des Branntweins um ein Drittheil, die des Weines der höhern Klaſſe um ein Sechstheil, der feinern Liqueure um ein Viertheil, während dieſe Artikel in Schottland und England alljährlich vermehrten Verbrauch nachwieſen. Von 1838 bis 1841 iſt nach Porter der durchſchnittliche Branntweinverbrauch in Irland von 1,52 auf 0,80 Gallon oder von 6 auf 3 Quart den Kopf geſunken.

Wie Pater Mathew in Irland hat auch ein Franziskanermönch in Schleſien die Mäßigkeitsmiſſion übernommen und in wenigen Wochen und Monaten in dieſem Lande vor dem Altare das Gelübde gänzlicher Enthaltſamkeit von Branntwein faſt ſo vielen Menſchen, als Communikanten in der Gemeinde waren, abgenommen. Dieſe religiöſe Aufregung hat ſich von dem polniſchen Schleſien dem öſterreichiſchen und preußiſchen Schleſien mitgetheilt mit einer Schnelligkeit und Entſchiedenheit, welche einem Wunder gleicht und ſein Vorſpiel in Irland hat. (Dr. Lorinſer, der Sieg über die Branntweinpeſt in Oberſchleſien, 1845.) — Nur Männern von ſolchem Gottvertrauen, nur Mönchen mit ihrer Freiheit von allen ſozialen Verhältniſſen bei unausgeſetzt frommem asceticſchem Leben iſt eine ſolche Macht über das Volk gegeben, wie ſie Pater Mathew in Irland und Pater Stephan in Schleſien üben.

Für Frankreich gibt Legoyt das jährliche Conſumtionsquantum von Branntwein auf 700,113 Hectolitres an, oder 1,75 Quart auf den Kopf.

In Preußen iſt die Branntweinconſumtion in fortwährender und bedeutender Steigerung, 1831 10,9 Quart auf den Kopf, 1839 ſchon 13,2 (Dieterici l. c. p. 223).

In Hannover berechnet ſich der Jahresverbrauch an Branntwein 1837 bei 1,688,000 Bevölkerung auf 19 Quartiers, etwa 16 preuß. Quart auf den Kopf.

Im Königreiche Dänemark berechnet ſich der Jahresverbrauch von Branntwein auf den Kopf zu 14 Pott oder 12 Quart (Rothe).

Die Gesammtproduktion von Branntwein im Zollvereine wird auf 270 Millionen Quart veranschlagt; nach ungefährer Schätzung vertheilt sich die Consumtion auf den Kopf so: in Preußen 14 Quart, in Sachsen 6, in Baden 4, in Kurhessen 11, im Großherzogthum Hessen 5, Thüringen 6, Bayern 5, Württemberg 2, Nassau 5 Quart. Nach Weber (Rau's Arch. der politischen Oekon. IV, S. 288) berechnet sich die Consumtion in einzelnen Städten so: In London zu 11 Mill. Gallonen oder 44 Mill. preuß. Quart im Jahr 1834, und bei 1½ Mill. Bevölkerung auf nahe 30 preuß. Quart auf den Kopf.

In Paris 1835 bei 800,000 Einwohnern und 28,573 Hectolitres Verbrauch 3½ Litre oder 3 Quart preuß. auf den Kopf.

In Wien nach Schmidl bei dem Jahresverbrauche von 4221 österr. Eimern 1835 und bei 350,000 Einwohnern auf nahe ein preuß. Quart auf den Kopf.

In Berlin (nach Weber) wurden 1827 bei einer damaligen Bevölkerung von 210,000 Seelen 4,581,781 Quart Branntwein verbraucht, was sich auf nahe 22 Quart der Kopf berechnet. Der Verbrauch hat aber in Berlin seit 1827 gewiß sehr zugenommen. Nach Wollheim ist jedes vierte oder fünfte Haus eine Branntweinschenke und auf 109 Seelen kommt eine Branntweinbude.[1]

Der Wein.

Die Geschichte des Weines ist so alt als die Menschengeschichte. Schon der älteste Mensch, von der Sündfluth an, baute und liebte den Wein. Seine Cultur ist auf das gemäßigte Clima beschränkt zwischen 35 bis 51° nördlicher Breite. Der Weinbau bedarf verständiger, sorgfältiger Pflege sowohl der Rebe, als ihres Produktes. Europa ist deßhalb fast ausschließlich sein Erzeugungsland.

Der Wein wurde von den Völkern aller Zeiten und Zonen als die edelste Gottesgabe gepriesen. Seinem erhebenden Einflusse verdanken wir oft die fröhlichsten und poetischsten Stunden des Lebens, die heitersten Gesellschaften, die muthigsten Entschließungen des Herzens. Der Wein gibt Einsicht und Muth in den schwierigsten Momenten des Lebens. Unter seinen Eingebungen

[1] Topographie und Statistik von Berlin, 1844, S. 101.

gänzlich veränderte Stellung der Stände gegen einander ins Gleichgewicht zu bringen. Die veränderte Gestalt, der umgebildete Organismus der Staaten hatte die vergrößerten Residenzen mit vielen fremdartigen Zuthaten beschenkt. Der Adel war durch die Kriege am meisten zurück, die Juden waren überall und gar sehr emporgekommen. Es erforderte einige Zeit, ehe die neuen Elemente sich gegen die alten ins Gleichgewicht setzten. Anfangs herrschte eine Unruhe, wie Binnenländer sie an Bord eines Schiffes empfinden. Man war zugleich unruhig und unbeschäftigt. Doch griff die jüngere Generation das Leben herzhaft an. Gereist konnte man beinahe Jeden nennen; die Meisten hatten die Feldzüge in ferne Fremde geführt. Da mußten sich nun die Kreise der Kenntnisse und Begriffe erweitern, und auch dem Beschränktesten mußte der Unterschied der gelben Kutsche Sachsens oder der Postkarrette Hannovers und Holsteins mit außerdeutschen Lokomotiven auffallen. Der Oertlichkeits-, Provinzial- und Innungsgeist, die Sucht, Alles auf eigene Weise haben und machen zu wollen, mußte somit nothwendig wie im Felde der Politik, so auch in den Beziehungen, von welchen wir hier reden, einem allgemeinern Sinne, einer dem Vorschritte der rationellen Nachahmung und Nachbildung zugewendeten Weise weichen.

Es ist auch hier erfreulich, die bedächtig langsame, aber im Grunde dennoch rastlose, die mit organischer Folgerichtigkeit nach Vervollkommnung strebende Beharrlichkeit der Deutschen zu beobachten. Sie hat die Friedensjahre diesmal besser genützt als je. Die Deutschen sind in den meisten Beziehungen gar sehr vorwärts gekommen, und dennoch *sie selbst* geblieben. Während sie sich für Gegenwart und Zukunft zurecht setzten, haben sie unterscheiden gelernt, *was* und *wie* sie nachzuahmen haben, wie die älteren, von großen Mittelpunkten ausgehenden Culturen zu benützen seyen für ihr von jeher vielgestaltetes Leben, wie wenig ihnen im Mittelpunkte Europa's einseitige Abschließung zieme, wie sie vielmehr den Gesammterwerb des Westens und Südens zu verarbeiten, und dem Osten und Norden mitzutheilen berufen seyen.

Hat doch weder das abgeschlossene England, noch das auf seine Eigenthümlichkeiten so eitle Frankreich, ja haben doch weder die italienische noch die pyrenäische Halbinsel es versagen dürfen.

wurden oft die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse beschlossen und ausgeführt. Diese Vermehrung unserer Bedürfnisse ist mehr eine Quelle der Freude und des Fortschritts als des Siechthums und Unglücks. Wie für den Einzelnen, gibt es auch für das Volk keinen wahren, gedeiblichen Fortschritt, wenn sie nicht zuweilen der sinnlichen Freude und der Erheiterung huldigen können. Die Geschichte jedes Einzelnen und jedes Volkes gibt Beweise hiefür. Der Wein und die geistigen Getränke sind die bequemen Elemente hiezu, so groß und nahe auch der Mißbrauch ist.

Doch abgesehen von dieser Bedeutung des Weines für Lebenslust und Lebensmuth, ist er auch zum diätetischen Gebrauche unentbehrlich. Es ist nur Vorurtheil der Aerzte und Consequenz einer irrigen Theorie, wenn man den täglichen und regelmäßigen Genuß des Weines unter allen Umständen widerrathen will. Führten wir alle ein Leben wie im Naturzustande, äßen wir also nur sehr wenige und leicht verdauliche Speisen und machten uns starke Bewegung, so würde das bloße Wasser ein schickliches Getränke seyn. Allein bei unserer gegenwärtigen Lebensart und besonders bei dem Mangel körperlicher Bewegung, der in höhern Ständen stattfindet, sind durchaus mehr reizende und nährende Getränke nothwendig. Sie geben nicht so leicht als das Wasser durch die Ausscheidungsorgane davon, sie reizen und stärken den Magen und befördern die Verdauung schwerer, besonders thierischer Speisen. Junge Leute zwar, welche dem Naturzustande immer näher sind, den sozialen Einflüssen entfernter, auch mehr Bewegung haben, bedürfen freilich des Weins nicht, aber ältere Personen und solche, die eine kränkliche Anlage haben, müssen statt des bloßen Wassers sich durchaus gegohrener und geistiger Getränke bedienen. Vinum lac senum.

Es gibt Personen, welche bei bloßem Wassergebrauch versiechen würden, und bei denen bei sonst relativer Gesundheit der Wein nicht consumirend, sondern conservirend wirkt. Selbst für Kinder, welche an Verschleimung, Würmern, Skropheln leiden, ist täglich mäßiger Weingenuß, mit Wasser vermischt, zuträglich. Will man überhaupt den Wein als diätetisches Lebensmittel täglich genießen, so benütze man ihn, wie es in Weinländern überall geschieht, nicht pur und unvermischt, sondern mit der Hälfte Wasser verdünnt. Der Wein hat 7 bis

25 pCt. Alkohol, Gummi, Zucker, Ferment, Säure, Salze und ätheriſche Oele; der Weingeiſt iſt der mächtigſte Beſtandtheil.

Das Conſumo des Weines regulirt ſich nach dem Vorrathe, nach dem Klima, nach der Jahresernte, nach den Handelsverbindungen und dem Wohlſtande. Wo und wann viel Wein wächst, dort auch viel Verzehrung, ebenſo wo auf bequemen und wohlfeilen Wegen viel hingebracht werden kann, und viel Wohlſtand zum Austauſche dieſes Produktes vorhanden iſt, zumal wenn andere geiſtige Surrogate fehlen. Die bebaute Fläche zur Weinkultur iſt in Frankreich 389 QM., in der öſterreichiſchen Monarchie 403 QM., im Zollvereine 18½ QM., in Spanien 55 QM. im übrigen Europa und andern Welttheilen 39 QM., ſo daß kaum 1000 QM. oder der zweitauſendſte Theil der feſten Erde zur Weinkultur benutzt ſind. (Beilage zur Allg. Zeitung vom 9. Mai 1845.)

Das Hauptweinland Europas iſt Frankreich, wo 3,8 pCt. des ganzen Territoriums dem Weinbau beſtimmt ſind, im Zollverein dagegen nur 0,2 pCt. (Dieterici l. c. p. 133). Die jährliche Weinproduktion in Frankreich iſt 44 Mill. Hectolitres oder 3820 Mill. preuß. Quart. Von dieſen 44 Mill. Hectolitres werden 6 Mill. gebrannt, 1 Mill. ausgeführt und 37 Mill. conſumirt von 35 Mill. Menſchen;[1] ſomit iſt auf den Kopf das Jahresconſumo 105 Litres oder 90 Quart. Legoyt (France physique) ſchätzt die Geſammtproduktion von Wein auf 36½ Mill. Hectolitres, und was zur innern Conſumtion kommt, auf 23½ Mill. Hectolitres, d. i. 60 Quart auf den Kopf. Im Jahre 1834 wurden über 14 Mill. Flaſchen mouſſirende Weine in der Champagne verfertigt.[2] Der aufbrauſende, bewegliche, muthige Charakter der Franzoſen ſtellt im Großen bei einem Volke die Wirkungen des Weins bei jedem Einzelnen dar.

Die Weinproduktion im Zollvereine iſt nach Dieterici durchſchnittlich im Jahre 4,266,400 preuß. Eimer, die Einfuhr 126,230 Eimer; die Ausfuhr 77,380 Eimer, die mittlere Jahresconſumtion 4,315,250 Eimer oder 258,915,000 preuß. Quart; bemerkt muß

---

[1] Allg. Zeitung vom 18. April 1843.

[2] Weber, über Produktion und Conſumtion in Rau's Archiv der politiſchen Oekonomie V, S. 520.

aber dabei werden, daß bei der ungleichen Vertheilung der Weinproduktion viel mehr auf Baden, Heſſen und Rheinbayern, nämlich 12 bis 15 Quart, in den preußiſchen Staaten höchſtens vier Quart (1831 bis 1836 und 1837 bis 1839 nicht zwei Quart) auf den Kopf zu rechnen iſt, und hier wieder in den weſtlichen Provinzen Preußens vielleicht ſechs bis acht Quart, und in den öſtlichen kaum ein Quart auf den Kopf. Die Weinconſumtion hat ſomit in Preußen, wie die Bierconſumtion, im letzten Jahrzehnt, erſtere um 50 pCt., letztere um 30 pCt. abgenommen, dagegen die Branntweinconſumtion um 30 pCt. zugenommen. Ein ſehr bedenkliches ſtatiſtiſches Ergebniß!

Für Großbritannien berechnet ſich die Weinconſumtion im Ganzen 1832 auf 5,965,000 Gallonen (worunter nur 38,170 Gallonen deutſche Weine); bei der damaligen Bevölkerung von 24 Mill. ¼ Gallon auf den Kopf oder ein Quart. Die einzelnen Theile des Königreichs ſind aber bei dieſem Conſumo ſehr verſchieden betheiligt. Irland bezog nämlich in dieſem Jahre davon 766,300 Gallonen, was ſich bei der Bevölkerung von 7,767,000 Seelen vertheilt auf 0,089 Gallonen oder 0,40 Quart; ohne nähere Angabe dürfen wir für die damaligen 2½ Mill. Schottländer ein gleiches abſolutes Verzehrungsquantum als nicht zu viel annehmen, wonach dann für England und Wales allein verblieben 4,468,000 Gallonen, was ſich auf die damalige Bevölkerung von 14 Mill. auf den Kopf berechnet zu 0,31 Gallonen oder 1,2 Quart. — Die Weinconſumtion in Großbritannien iſt im Zunehmen und betrug 1842 ſchon 7,216,113 Gallons.

Paris verbrauchte nach den Oktroiliſten und mit Berückſichtigung der jedesmaligen Bevölkerung im Jahre 1808, 173 Litres auf den Kopf oder 152 preuß. Quart, 1841 106 Litr. oder 93 Quart, und 1842 nur 90 Litr. oder 79 Quart.[1] Dieſe Verminderung ſteht in nächſter Verbindung mit dem unmäßig ſteigenden Oktroi. Es iſt bekannt, daß nebenbei noch 100 Mill. Litres jährlich aus anderen Subſtanzen als Trauben in Paris fabricirt und conſumirt werden. Dieſes fatale Oktroi auf die Lebensmittel der Stadt Paris, anfänglich zur Unterſtützung der Spitäler eingeführt, hat dieſe beiſpielloſe Weinverfälſchung in dem

[1] Allg. Zeitung vom 2. Januar 1843.

weinreichſten Lande auferzogen, den zehnten Theil der Bevölkerung auf die offizielle Armenliſte gebracht, und die Hälfte aller Sterbfälle für die Spitäler reſervirt; dagegen wurde von dieſen Erträgniſſen (30 Mill. Francs jährlich, das iſt nahezu die Hälfte des Budgets der Einnahmen des Königreichs Bayern) ein Palaſt für die Präfektur gebaut, der 10 Mill. Francs koſtet. Hier die Licht- und Schattenſeite der Lebensmittelbeſteuerung.

Wien verzehrte 1831 bei 335,000 Einwohnern 349,000 Ctr. Wein, was auf den Einwohner 104 Pfd. beträgt und 44 preuß. Quart entſpricht; 1835 wurden in Wien verzehrt 428,300 Ctr. Wein und Weinmoſt, was ſich bei der damaligen Geſammtbevölkerung von 345,000 Seelen auf 126 Pfd. oder etwa 50 preuß. Quart berechnet.

Der Thee.

Die Theepflanze wird im Hügellande von China gebaut. Sie gedeiht nur, wie bei uns der Weinſtock, bei geſchickter ſorgfältiger Pflege, weßhalb die Chineſen das Monopol dieſes ausgedehnten Handelsartikels ſo lange unverkümmert beſitzen werden, als wir, abgeſehen von dem auch anderwärts tauglichen Klima, die Geſchicklichkeit und die wohlfeilen Arbeiter in jenem übervölkerten Lande entbehren. In ihrer Heimath, China und Japan, verliert ſich die Benutzung der Theepflanze bis in das fabelhafte Alterthum.

Weſteuropa wurde zuerſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Holländer mit dem heißen Aufguſſe des chineſiſchen und japaniſchen Thees bekannt. In Europa waren es, wie beim Branntwein, wieder Aerzte, welche der Verbreitung und Conſumtion des Theetrankes Vorſchub leiſteten. Von der holländiſchen Compagnie beſtochene, oder durch eine falſche Theorie befangene holländiſche Aerzte (Bontekoe, Waldſchmidt) behaupteten, daß in Verdickung und Säuerung des Blutes der Grund aller Krankheiten liege. Jener Theorie kam das holländiſche feuchte Klima und die damals häufige Völlerei zu Hülfe, unter welchen Verhältniſſen der Theegenuß wirklich zuträglich iſt, poſitiv, weil der Thee die Lungen-, Haut- und Harnausſcheidung anregt, die in dem feuchten Deltalande immer gehemmt iſt, und weil der Theeaufguß den Genuß von mehr und unſchädlichen Flüſſigkeiten

möglich macht, da in dem quellenloſen Lande das Ciſternenwaſſer ſpärlich und leicht verderbt iſt; negativ aber, weil der Theegenuß der Völlerei vorbeugt, indem er direkt das Hungergefühl mäßigt, und indirekt die Mode des Thees jene der geiſtigen Getränke verdrängte. Von allen eingeſtanden iſt, daß die früheren häufigen Steinkrankheiten und das Podagra in Holland ſeitdem abgenommen haben[1], daß dagegen jetzt weißer Fluß, Hämorrhoiden, Nervenkrankheiten an der Tagesordnung ſind.

Ueberall, wo dieſe klimatiſchen Verhältniſſe ſind, finden wir den Theegenuß häufig, ſo vor allen in den feuchten Niederungen, Küſtenländern und Deltas des chineſiſchen und japaniſchen Reiches, während in den höher gelegenen nördlichen Theilen dieſer Trank viel weniger bekannt und beliebt iſt; ferner in dem indiſchen Archipel, in Europa vorzugsweiſe in den holländiſchen Niederungen und dem feuchten England, ferner in dem nördlichen ſumpfreichen Rußland. Dagegen konnte, wenn auch als Mode in höheren Ständen, der Thee als Volkstrank nie Geltung finden in dem hochgelegenen luftigen Spanien, nicht in dem trockenen Frankreich und niemals in dem höher gelegenen Süddeutſchland. In der trocknen leichteren Atmoſphäre dieſer Länder iſt die Transſpiration immer ſehr geſteigert, bedarf deßhalb keiner künſtlichen Nachhülfe. Ganz unabhängig von der Mode der alten Welt und ohne alle Bekanntſchaft mit dem chineſiſchen Thee findet ſich ſeit undenklichen Zeiten auch in andern Welttheilen, wo ſich dieſelben klimatiſchen Verhältniſſe wiederholen, das Bedürfniß und die Sitte der warmen aromatiſchen Getränke, wie in den Pampasniederungen Südamerikas am Paraguay und im Innern von Braſilien, wo die Blätter einer Art Stechpalme (Ilex paraguaiensis St. Hilaire, Ilex gongonha Martius) zum Aufguſſe benutzt werden (Virey).' Die Conſumtionsſtatiſtik klärt auch hier den diätetiſchen Werth des Thees mehr auf, als alle theoretiſchen Suppoſitionen, und gibt die Lehre, daß Mode und Laune der Menſchen nicht im Stande ſind, ſolche großartige Erſcheinungen, wie jetzt der Theehandel iſt, ins Leben zu rufen.

Wenn auch für die feuchten Niederungen der Theegenuß zuträglich erſcheint, ſo gilt dies doch nicht vom Uebermaß und nicht

[1] Tiedemann, Phyſiologie des Menſchen, Bd. III. S. 228.

vom ſchwachen Aufguß deſſelben, welcher der wohlthätigen Wirkungen des Gerbeſtoffes und des Aromas entbehrt; ferner nachtheilig muß er ſeyn, wo er nüchtern und ohne gleichzeitige conſiſtente Nahrung genoſſen wird, weil er die Verdauungs- und Nerventhätigkeit überhaupt aufregt, die dann auch ein Objekt ihrer Funktionsanregung verlangt. Am ſchädlichſten muß der Thee aber wirken, wenn er mit Vernachläſſigung dieſer Cautelen genoſſen wird, unter entgegengeſetzten topographiſchen und individuellen Verhältniſſen. Daher auch die verſchiedenen, einander ganz widerſprechenden Urtheile der berühmteſten Aerzte über die diätetiſche Zuläſſigkeit des Thees und der warmen Getränke. Zimmermann[1] und Tiſſot,[2] die Schweizer Aerzte, verdammen eben ſo laut und unbedingt den Thee als diätetiſches Getränk, als der Engländer Baco von Verulam[3] den warmen Getränken das Wort ſprach. Auch Sydenham empfiehlt Theegetränke vielfach als diätetiſches Mittel. Boerhave, van Swieten, Hufeland ſtehen in der Mitte zwiſchen beiden Extremen und verdammen nur den unmäßigen Gebrauch.

In allen Fällen iſt der Theegenuß angezeigt, wo nach Erkältung, Durchnäſſung, Ermüdung eine vermehrte Hautausdünſtung und leichte Anregung des Nervenſyſtems gewünſcht wird. Die Tugenden des chineſiſchen Thees beſtehen in der glücklichen Verbindung eines zuſammenziehenden, toniſirenden Stoffes (nach Mulder flüchtige Oele 0,60 bis 0,98 pCt., Apfelſäure 18 bis 23 pCt,, Gerbſäure 12 bis 18 pCt., Thein 0,43 bis 0,65 pCt.). Die erſchlaffende Wirkung des warmen Waſſers wird hier durch die toniſirende Gerbſäure und die nervenbelebenden ätheriſchen Oele ausgeglichen. Das ſtickſtoffhaltige Thein iſt hier von untergeordneter Wirkung, welche bei der kleinen Menge des trockenen Krautes zum Aufguſſe und neben den intenſiven Wirkungen des Aromas und Gerbeſtoffes auf ein Minimum verſchwindet.

Am zuträglichſten und mildeſten iſt der ſchwarze Thee, welcher vorzugsweiſe in China, Rußland und Nordamerika getrunken wird; überhaupt ⅞ des ausgeführten Thees iſt ſchwarzer.

---

[1] Von der Erfahrung, IV. Buch S. 439.
[2] Nervenkrankheiten, Bd. III. S. 48.
[3] Ueber die Lebensverlängerung, überſetzt von Struve 1799, S. 210.

Meyen[1] ſchätzt die geſammte Theeproduktion auf der ganzen Erde auf 529 Mill. Pfd.; nach Europa werden hiervon ausgeführt auf dem Seewege von Canton aus 55 Mill. Pfd., auf dem Landwege durch Rußland 8 Mill. Pfd. Nach den neueſten Berichten über den Handel Chinas werden jährlich 350,000 Pecul = 44½ Mill. preuß. Pfd. auf dem Seewege ausgeführt. In China ſollen jährlich 400 Mill. Pfd. conſumirt werden (Schiebe, Univerſallexikon der Handelswiſſenſchaft, Bd. III. S. 308), was bei 200 Mill. Bevölkerung ſich auf 2 Pfd. den Kopf berechnet. In der Geſchichte Chinas, bei der allgemeinen Entnervung des Volkes, ſpielt der unmäßige Genuß des Thees eine bedeutende Rolle. Was wir bei uns in diminutivo und vereinzelt bei dem häufigen Gebrauche des Thees beobachten, wiederholt ſich dort im großartigſten Maßſtabe durch mehr als ein Jahrtauſend fortwirkend.

In den vereinigten Staaten Nordamerikas ſoll die jährliche Theeconſumtion 8 Mill. Pfd. betragen, was bei 17 Mill. Bevölkerung ſich auf nahe ½ Pfd. den Kopf berechnet.

In Holland iſt nach Mac-Culloch der Jahresverbrauch an Thee 2,800,000 Pfd., was ſich bei 2½ Mill. Bevölkerung auf 1,10 Pfd. den Kopf vertheilt.

In Großbritannien und Irland ſtieg die Conſumtion ſeit 1834, wo das Monopol der oſtindiſchen Geſellſchaft für den Theehandel aufhörte, von 33 Mill. Pfd. im Jahre 1833 auf 37 Mill. Pfd. im Jahre 1836, und 1843 auf 40 Mill. Pfd., was ſich bei 28 Mill. Bevölkerung auf 1,41 Pfd. den Kopf vertheilt.

In Rußland ſoll der Jahresverbrauch 8 Mill. Pfd. ſeyn; bei dieſer ausgedehnten Monarchie iſt aber eine Vertheilung auf den Kopf unnütz, weil es bekannt, daß dieſer Handelsartikel vorzugsweiſe in den Städten von den höheren Ständen conſumirt wird.

In Frankreich war die Theeconſumtion 1836 nach Dieterici 143,352 Kilogr., was ſich bei 35 Mill. Seelen auf 0,082 Pfd. oder 0,28 Loth preuß. berechnet.

Im däniſchen Staate iſt die jährliche Theeconſumtion auf den Kopf 0,25 Pfd. (Rothe).

---

[1] Berghaus, Länder- und Völkerkunde, III. S. 217.

Im Zollvereine iſt die Jahresconſumtion durchſchnittlich 300,000 Pfd., was ſich auf 0,013 Pfd. oder 0,30 Loth für den Kopf entziffert (Dieterici). Jeder weiß aber, daß das ſtärkſte Conſumo dem nördlichen Niederdeutſchland zufällt. In Bayern berechnet ſich das Conſumo auf 7140 Pfd. im jährlichen Durchſchnitte oder 0,0017 Pfd. auf den Kopf (Rudhart); in Sachſen durchſchnittlich 20,000 Pfd. oder 0,013 Pfd.; in Baden durchſchnittlich 5000 Pfd. oder 0,004 Pfd.; in Württemberg durchſchnittlich 3000 Pfd. oder 0,0018 Pfd.; in Preußen durchſchnittlich 230,000 Pfd. oder 0,18 Pfd.; in der öſterreichiſchen Monarchie 219 Ctr. jährlich; das iſt 0,010 Pfd. oder 0,16 Loth auf den Kopf (Becher, l. c. p. 286).

Der Kaffee.

Noch neuer, gewaltiger und ſteigender iſt die Conſumtion des Kaffees, welcher erſt zu Ende des 16. Jahrhunderts den Europäern bekannt wurde. Die Geſchichte ſeiner Entdeckung und Benutzung in ſeiner Heimath, dem nordöſtlichen Afrika, in Habeſch, verliert ſich in das mythiſche Alterthum. Deſto bekannter iſt die Geſchichte ſeiner Verbreitung im 15. Jahrhundert nach Arabien, im 18. Jahrhundert nach Java, im 18. Jahrhundert nach Weſtindien und Braſilien, welches letztere Land ſchon ein ganzes Drittheil alles in den Handel kommenden Kaffees producirt.

Noch überraſchender iſt die Geſchichte der beiſpiellos raſchen Zunahme des europäiſchen Verbrauches: 1750 66 Mill. Pd., 1811 113 Mill. Pfd., 1815 192 Mill., 1822 222 Mill., 1835 235 Mill., 1839 295 Mill. Pfd., und jetzt gewiß über 300 Mill. Pfund. In Nordamerika hat ſich der Kaffeeverbrauch von 1821 bis 1838 verdreifacht, in Großbritannien von 1790 bis 1832 um das 24fache vermehrt, in Preußen ſeit 60 Jahren ſich verzehnfacht, in der öſterreichiſchen Monarchie von 1820 bis 1840 beinahe verdreifacht. Die gegenwärtige Geſammtproduktion von Kaffee auf der Erde wird nach Handelsberichten auf 480 Mill. Pfd. geſchätzt, wovon 70 pCt. auf Amerika fallen; ⅞ dieſer Produktion wird in Europa verzehrt. Bei der übermäßigen Produktion von Kaffee und bei der ſeitherigen raſchen Verbrauchszunahme läßt ſich eine immer ſteigende Conſumtion vorausſagen. Aus den holländiſchen Colonien, namentlich aus Java,

iſt die Ausfuhr des Kaffees geſtiegen von 1829 bis 1840 von 29½ Mill. Pfd. auf 150½ Mill. Pfd.

Dieſe beiſpielloſe raſche Verbrauchszunahme muß neben den begünſtigenden Produktions- und Handelsbedingungen vorzugsweiſe durch diätetiſche Vorzüge veranlaßt ſeyn. Man weiß nicht, daß Aerzte ihn empfohlen haben, vielmehr lieſt man allerwärts ärztliche Warnungen und Verbote gegen den Kaffee. Ja während Zimmermann[1] und Peter Frank[2] ſelbſt zugeſtehen, daß ſie ſich bei täglich vier Taſſen Kaffee wohl befinden, widerrathen ſie auf derſelben Seite den täglichen Gebrauch dieſes Getränkes. Genug, ungeachtet aller Warnungen, iſt der Kaffee uns Deutſchen wenigſtens Volksgetränk geworden, wie ſo allgemein kein anderes mehr.

Nicht die Mode und die Empfehlung der höheren Stände leiteten ſeinen Gebrauch ein, wie den Thee, ſondern gerade die niedern und verachtetſten Stände, die Proletarier und die Juden bemächtigten ſich dieſes Getränkes vorzugsweiſe. Bei allen andern Entbehrungen halten ſie ſich durch dieſen braunen Trank neben den Kartoffeln für entſchädigt. Dieſe ſo allgemeine und energiſche Vorliebe kann nicht geläugnet, ſie muß erklärt werden.

Nach der chemiſchen Analyſe beſteht der gebrannte Kaffee aus Gummi, Extraktivſtoff, Fetten und Oelen, aus Gerbeſtoff, aromatiſcher Kaffeeſäure, Holzfaſer, verſchiedenen Kalk-, Magneſia- und Alaunſalzen, und als wirkſamſtem Beſtandtheil aus einem eigenthümlichen Stoff, dem Coffeïn, welcher der ſtickſtoffreichſte vegetabiliſche Stoff iſt und 29 pCt. Stickſtoff neben 48 pCt. Kohlenſtoff enthält.

Auch im Thee iſt als Theïn derſelbe ſtickſtoffreiche Körper, aber in ſo unbedeutender Menge enthalten, daß er neben andern wirkſameren Beſtandtheilen in ſeinem phyſiologiſchen Werthe verſchwindet. Es liegt nun ſehr nahe zu glauben, daß dieſes Getränk beſonders da willkommen iſt, wo dem Körper in den übrigen Nahrungsmitteln wenig Stickſtoff zugeführt wird, d. i. bei vorzugsweiſe vegetabiliſcher Nahrung, noch mehr, wo die

---

[1] Von der Erfahrung, Zürich 1794, S. 445.
[2] Medic. Polizei, Bd. VIII., S. 279.

Hauptnahrung aus Kartoffeln beſteht, welche unter allen Vegetabilien die wenigſten Stickſtoffverbindungen enthalten. Das Coffeïn ſupplirt den Kleber und Eiweiß der Getreidefrüchte und den Faſerſtoff und Eiweißſtoff der thieriſchen Nahrung. Wenn dieſes Coffeïn auch keine Proteïnverbindung iſt, ſo geſteht doch ſelbſt Liebig zu, daß auch Nicht-Proteïnkörper zur Gallenbereitung und zu proteïnhaltigen thieriſchen Beſtandtheilen verwendet werden können. Jedenfalls kann dieſes zur phyſiologiſchen Erklärung dieſes Volksinſtinktes dienen.

Der Aufguß iſt am wirkſamſten, wenn die ſchwach geröſteten Kaffeebohnen zu feinem Mehle vermahlen und mit kochendem Waſſer übergoſſen werden, in welchem eine kleine Menge von kohlenſaurem Natron (1 Gr. auf Eine Taſſe) gelöst iſt. Die Türken mahlen ihren Kaffee zu feinem Staube, und die Holländer wiſſen ſchon lange, daß mit ihrem Ciſternenwaſſer kein guter Kaffee bereitet werden kann, daß dagegen derſelbe mit Selterſer Waſſer bereitet am ſtärkſten wird. Das kohlenſaure Gas dieſes Mineralwaſſers verſchwindet bei der Siedhitze, dagegen bewirkt das lösliche, nicht verflüchtigende kohlenſaure Natron einen kräftigeren Auszug und vielleicht eine Löſung und Bindung der aromatiſchen Kaffeeſäure. Jedenfalls iſt der ſo präparirte Kaffee viel dunkler, im Geruche viel ſtärker und angenehmer. Was hier das Selterſer Waſſer thut durch ſein kohlenſaures Natron, vermag auch die Beimiſchung der kleinen Menge von käuflicher kryſtalliſirter Soda (kohlenſaurem Natron); nur überſchreite man jenes Verhältniß nicht, ſonſt ſchmeckt der Kaffee laugenartig und wird ungenießbar. Ein Stückchen Soda ſo groß als eine Erbſe (6 Gran) genügt für 6 Taſſen oder 1½ Loth Kaffee. Ein Pfund kryſtalliſirter Soda kann man in den Kaufläden für 9 bis 10 kr. haben, das bayriſche Pfund hat 8960 Grane und 1 Pfd. genügt ſomit für 8960 Taſſen; von dem verwitterten unkryſtalliſirten kohlenſauren Natron bedarf es nur halb ſoviel. Die Natronſalze ſind auch durchaus unſchädlich für den Organismus, vielmehr ſehr zuträglich. Es bedarf nur des einmaligen Verſuches, um dieſe Bereitungsart für immer beizubehalten. Durch die aromatiſchen Oele, die toniſirenden Beſtandtheile und Salze wirkt der Kaffee auch als Magenmittel. Es iſt die glückliche Verbindung von nährenden, anregenden und erwärmenden Eigenſchaften im

der Zeit, dem erneuten gemeinschaftlichen Leben ähnliche und nicht unwichtige Zugeständnisse zu machen!

Denn unverkennbar ist die gegenseitige Annäherung der Völker, ihrer Stämme und der verschiedenen Klassen. Zwar liegt es in der Menschennatur, daß jedes Volk, ja jede Ortschaft, jedes Geschlecht sich eigenthümlich zu gestalten hat, nur sollen die Besonderheiten nicht zu Mißtönen gesteigert werden, wie dieses nur zu oft der Fall in den früheren deutschen Zuständen gewesen ist. Aber die alte Einseitigkeit wurde verdrängt durch das willkührliche Zusammenwerfen und Trennen der Volksstämme, die beständige Versetzung der Staatsbeamten und die Mischung aller Klassen der Gesellschaft durch die Conscription. Seitdem haben sich die Berührungspunkte unendlich vermehrt; man erkennt sich wechselsweise an, und ahmt das Gute nach. Die allgemeine deutsche Bildung hat durch sorgfältigere Erziehung ihre Rechte bereits so sehr geltend gemacht, daß Viele anfangen, zu fürchten, es möge zu große Gleichmachung eintreten, das Oertliche zu tief verwischt werden.

Wie weit eine Provinz in Ansichten und Lebensweise sich vom Allgemeinen aussondere, ist wohl am Sichersten aus dem Vorherrschen ihres Dialekts im Gegensatze gegen die Bücherſprache zu beurtheilen. Es ist noch gar nicht lange her, daß sogar Fürsten die krassesten Provinzialismen affektirten. Mit allgemein deutschem Sinne und allgemein deutscher Bildung dringt auch die Sprache mit jedem Jahre mehr in Gegenden, und abwärts in die Kleinsten der Gesellschaft ein, welche noch vor 50 Jahren ihnen völlig unzugänglich waren.

Der gewaltigste Anstoß zu diesen durchgreifenden Veränderungen kömmt vom Strande der Meere und den Ufern unſers Rheins; deßhalb wird Rheinpreußen bedeutend kräftiger auf Berlin wirken als umgekehrt. Sogar in den österreichischen Staaten, welche ein so gewaltiges Ganzes bilden, und in so vieler Beziehung sich aussondern von allgemein deutschen, ist der Einfluß Schlesiens, Sachsens, ja Bayerns unverkennbar, nicht nur an den Grenzen, sondern tief ins Land hinein. So moderniſiren sich die alten Reichsstädte sichtlich (und vielleicht nur zu viel), während in Karlsruhe byzantinisch, in München pisanisch und in Berlin attisch gebaut wird. Sogar die Hauptabscheidung Deutschlands in ein Wein-, ein Bier- und Schnapps-

Milchkaffee, welche dieſes Frühſtück ſo allgemein und unentbehrlich gemacht hat. In der ganzen Schöpfung gibt es kein Surrogat, welches nur einigermaßen dieſe Tugenden in ſich vereinigt, und welches je nach der Gebrauchsweiſe ſo verſchiedene und ausgezeichnete Wirkungen äußerte. Mehr concentrirt, ohne Zuſatz von Milch und Zucker, wirkt der Kaffee belebend und erregend auf die Geiſtesthätigkeiten, erhöht das Wahrnehmungsvermögen, belebt das Gedächtniß und weckt beſonders zum Nachdenken, dagegen aber lähmt er die Muskelthätigkeit, macht zu körperlichen Bewegungen abgeneigt und ſchwächt eben ſo das pſychiſche Correlat der Muskelthätigkeit, die Willensthätigkeit und die Energie des Charakters. Der Kaffee wirkt hier ganz entgegengeſetzt dem Weine, welcher das Reflexionsvermögen lähmt, aber die Phantaſie erhitzt und die Muskelthätigkeit anregt, zu lebhaften Bewegungen, zum Reden und Singen geneigt macht. Im Uebermaße betäubt der Wein und macht Schlaf, der Kaffee dagegen weckt die Geiſtesthätigkeit und verſcheucht den Schlaf. Daher iſt der Kaffee ſtets Lieblingsgetränk der Gelehrten, Denker, der Mathematiker, Diplomaten und Kaufleute, der ruhigen und der Meditation ergebenen Leute, des weiblichen Geſchlechts, des Alters; der Wein dagegen wird mehr geliebt von der thatenluſtigen Jugend, von den Kriegern, von Künſtlern, Dichtern und Muſikern. Man vergleiche nur die ganz entgegengeſetzten herrſchenden Stimmungen in den Kaffee- und Weinſchenken. Dort Stille, Anſtand, Ernſt und Beſchäftigung mit Leſen oder das Nachdenken in Anſpruch nehmenden Spielen; hier dagegen Geräuſch, lebhaftes Reden und Ausbrüche heftiger Affekte. Menſchen und Völker, die dem Kaffeetrinken ergeben ſind, haben einen ganz andern Charakter als die, welche den Wein lieben. Jene ſind ruhig, beſonnen, abgemeſſen, bedenklich bis zur Apathie gegen alle andern Sinneseindrücke, ſelbſt gegen Geſchlechtsgenüſſe, dieſe dagegen ſind unruhig, beweglich, unbedacht, offen, vorlaut, empfindſam, leicht erregbar zum Enthuſiasmus bis zum Fanatismus. Der Nationalcharakter der Türken und der Franzoſen mag unter den verſchiedenen Einflüſſen dieſen Extremen am nächſten kommen.

Gegen das Uebermaß des Weingenuſſes, ſo wie gegen die überhandnehmende Vorliebe für geiſtige Getränke gibt es kein

beſſeres Gegengift als die Popularität des Kaffees. Als vor zwei Jahren eine Commiſſion des engliſchen Parlaments niedergeſetzt wurde zur Herabſetzung der Zölle, ſchickten die Londoner Kaffeehausbeſitzer eine Deputation an ſie, welche gehört wurde, und zum Erſtaunen der Commiſſion und Nation die unglaubliche Zunahme der Kaffeehäuſer für die niedrigſte Klaſſe, und den wohlthätigen Einfluß derſelben auseinanderſetzte, indem ſie ſich den Branntweinſchenken ſubſtituirten. Dieſes Verhör war der Hauptgrund der Herabſetzung der Zölle auf Kaffee, wie ſpäter der Miniſter erklärte. Der Berichterſtatter ſetzt weiter hinzu: die überaus wichtigen Fakta, welche dieſe Wirthe vorbrachten, wären der ſorgfältigſten Kanzleigelehrſamkeit entgangen, und es wäre weder den Zöllnern noch dem Parlamente eingefallen, daß ſie bei Gelegenheit des Kaffeezolles ein Geſetz gegen die Trunkenheit geben.[1]

Der zu häufige und allgemeine Gebrauch des Kaffees hat auch ſeine Nachtheile, nationelle und individuelle; er lähmt die Muskelkraft, die Thatenluſtigkeit und Rührigkeit des Volkes, mindert die Sorgen und Mühen für das Nahrungsbedürfniß auf den wohlfeilſten Erſatz für andere ſtickſtoffige Nahrung und vermehrt unſere Abhängigkeit vom Auslande. Gewiß iſt, daß Thee und Kaffee einen großen Einfluß auf die europäiſche Staatengeſchichte üben, und vielleicht ſpäter noch mehr derſelben alle Poeſie und Romantik rauben werden.

Ein großartiges Beiſpiel vom Einfluß des Kaffees auf den Charakter und die Geſchichte eines Volkes geben die Türken. Vor drei Jahrhunderten noch die Helden und Vorkämpfer der Zeitgeſchichte, der Schrecken der Chriſtenheit, voll Muth und Thatkraft, ſind ſie jetzt ohnmächtig, gelähmt an Körper und Geiſteskraft, ohne alle Hoffnung auf einen ſpäteren Aufſchwung, durch den Mißbrauch des Kaffees. Dieſes Siechthum endet bald mit unrettbarer Auflöſung, indem die türkiſche Bevölkerung neben der griechiſchen im Orient immer mehr abnimmt und ſich ſelbſt nicht genügend fortpflanzen kann. Auf eine türkiſche Ehe kommen im Durchſchnitte nur zwei Kinder (Thiers). Bekannt iſt die Anekdote der Sultanin, welche unkundig der Urſache, warum ein Hengſt zum Wallachen gemacht würde, gerathen hat,

[1] Beil. z. Allg. Ztg. v. 15. Nov. 1842.

daß man lieber dem guten Thiere Kaffee zu trinken geben sollte, von welchem sie wisse, daß er Männer unvermögend mache (P. Frank). — Dasselbe geschichtliche Horoscop der Rückwirkung des Kaffees auf den Volkscharakter muß man der europäischen Bevölkerung stellen unter den gegenwärtigen Auspicien der schnellen Zunahme des Kaffeeverbrauches.

In der That schon jetzt ist die Wahrnehmung allgemein, daß wohl große Intelligenzen auftauchen, aber keine großen gebieterischen Charaktere mehr, keine energischen, imponirenden Persönlichkeiten, welche unbeugsam in ihren Grundsätzen und Ansichten, in bewußter Selbstständigkeit nach dem selbstgesteckten Ziele verschreiten, zur Bewunderung und Nacheiferung die Mitlebenden hinreißen. Daher die Allgemeinheit und das Bedürfniß der Associationen, wo man durch eine größere Gemeinschaft das ergänzen will, was dem Einzelnen fehlt, die Thatkraft, die Entschiedenheit und Bestimmtheit. In der Masse aber verschwindet die Individualität; der Einzelne ist nicht mehr solidär für seine Handlungen und so verflachen sich die Begriffe von Tugend und Ehre, von Pflicht und Eid, welche mehr der Gesellschaft, als dem Individuum imputirt werden. Es ist dies eine sehr ernste Betrachtung. Des Menschen größter Vorzug ist seine Freiheit, die Selbstständigkeit und Entschiedenheit seiner Willensbestimmung. Die Glorie der Geschichte, den moralischen Fortschritt verdanken wir einzelnen energischen Persönlichkeiten und der Thatkraft des Volkes. Einsicht, wissenschaftlicher Fortschritt wirken nicht auf die Massen.

Der individuelle Nachtheil des zu häufigen Kaffeeverbrauches ist Schwächung der Gesundheit. Er gibt Dispositionen zu Krankheiten und macht wirklich krank. Alle Aerzte sind einig darüber, daß er der Kindheit und Jugend schadet, daß er Unterleibsleiden begünstigt und Nervenschwäche veranlaßt. Es sind dieses die pathologischen Corollarien der oben genannten physiologischen Wirkungen auf Körper- und Geistesstimmung. An den jetzt so häufigen Hämorrhoidalleiden in mannigfachster Form, an Hypochondrie, Hysterie, Krämpfen, Fluor albus, Bleichsucht, hat der Mißbrauch des Kaffees große Schuld.

Die Kaffeeconsumtion vertheilt sich in den einzelnen Staaten nach Mac-Culloch, Dieterici und Becher so: in Großbritannien und Irland für 1840 28½ Mill. Pfd., bei 28 Mill. Bevölkerung, auf

den Kopf 1,02 Pfd.;[1] in Frankreich 1843 12,954,116 Kilogr. oder bei 35 Mill. Menſchen $^4/_5$ Pfd. auf den Kopf = 0,79 Pfd.; für Holland und Belgien 70 Mill. Pfd., bei 7 Mill. Einwohnern alſo 10 Pfd. auf den Kopf, was aber ſicher unrichtig iſt, weil bei dieſer Angabe des Verbrauches wohl die Einfuhr zu Grunde gelegt, von dieſer Einfuhr aber mehr als die Hälfte in andere Länder verkauft wurde; für den däniſchen Staat 4 Pfd. auf den Kopf nach Rothe.

Spanien und Portugal 8 Mill. Pfd. auf 15 Mill. Einwohner, alſo 0,53 Pfd.; in Nordamerika 40 Mill. Pfd. auf 17 Mill. Seelen, alſo $2^1/_2$ Pfd. auf den Kopf; in der öſterreichiſchen Monarchie (1840) 11 Mill. Pfd. verzollte und 6 Mill. Pfd. eingeſchmuggelte (Tengoborsky) auf 35 Mill. Seelen, alſo 0,51 Pfd. auf den Kopf. Rußland hatte 1843 nach den von dem Departement des äußeren Handels bekannt gemachten Tabellen eine Einfuhr von 60,000 Ctr. Kaffee.

Im Zollvereine hat die Kaffeeconſumtion ſchnell zugenommen, ſo daß auf den Kopf 1834 1,91 Pfd. kamen, 1835 2,09 Pfd.; 1839 2,18 Pfd.; 1843 2,55 Pfd. oder 2,26 preuß. Pfd. Im Ganzen vertheilt ſich die Conſumtion der Zollvereinsſtaaten für 1843 mit Berückſichtigung der Ausfuhr wie folgt:

Verzehrungsland.	Bevölkerung	Verbrauch Pfd.	auf den Kopf	
			Zoll-Pfd.	preuß. Pfd.
Zollverein	27,711,000	70,678,400	2,55	2,76
Preußen	15,273,582	45,845,900	3,01	3,26
Bayern	4,375,586	4,744,300	1,08	1,17
Sachſen	1,706,276	3,840,200	2,25	2,43
Württemberg . . .	1,703,250	1,936,900	1,13	1,24
Baden	1,294,131	1,627,400	1,26	1,37
Kurheſſen	702,598	2,463,900	3,50	3,80
Großh. Heſſen . .	820,907	2,305,700	2,81	3,05
Thüringen	952,214	3,042,200	3,19	3,46
Die andern kl. Staaten mit Frankfurt	828,448	4,811,600	4,45	4,83

[1] Nach den dem Hauſe der Gemeinen vorgelegten Papieren hat ſich das Kaffeeconſumo in Großbritannien von 1801 bis 1838 auf den Kopf um das 22fache vermehrt und betrug 1838 22 Unzen (allg. Org. f. d. H. u. G. v. 11. März 1841).

Dieſe detaillirte Statiſtik hat aber nur annähernde Richtigkeit für die größern Monarchien des Zollvereins, weil ſie baſirt auf den Verzollungen an den größern Handelsplätzen, von wo die Umgebung weiter verſorgt wird. Naſſau hat keinen einzigen bedeutenden Handelsplatz, Frankfurt a. M. dagegen verzollt weit über ſeinen Bedarf für eine große Umgebung in beiden Heſſen und Naſſau.

Der Zucker.

Der Zucker war den Alten nicht bekannt. Nach C. Ritters gelehrter Abhandlung über die geographiſche Verbreitung des Zuckerrohrs iſt ſeine primitive Heimath im ſüdöſtlichen Indien und Bengalen. Aus monumentalen Ueberreſten und aus dem blühenden Zuſtande der Naturwiſſenſchaften im achten Jahrhundert unter Harun al Raſchid folgerte C. Ritter, daß Ahwaz am Kuran, ſüdöſtlich von Bagdad und Babylon, der Sitz der merkwürdigen Erfindung des Zuckerraffinirens ſey. Im achten und neunten Jahrhundert brachten die Sarazenen auf ihren Eroberungszügen dieſe Pflanze an das mittelländiſche Meer, nach Sicilien, nach Südſpanien und den kanariſchen Inſeln. Die Spanier brachten dieſe Pflanze dann nach Amerika und lehrten die Zuckerbereitung. Amerika iſt jetzt das Haupterzeugungsland des Zuckers.

Die Benutzung und der Verbrauch des Zuckers in Europa war lange Zeit ſpärlich, nur auf die Wohlhabenden und die Apotheken beſchränkt, bis durch die Popularität des Thees und Kaffees auch der Zucker in das Conſumo der Maſſen überging. Daſſelbe hat nun enorm zugenommen, und iſt noch in fortwährender Steigerung. Noch raſcher aber als die Conſumtion hat die Produktion zugenommen; die holländiſchen Einfuhren von Zucker aus Java allein haben ſich von 1828 bis 1839 verdreifacht, von 62 Mill. Pfd. auf 168 Mill. Pfd. Die Geſammtproduktion aller Zucker erzeugenden Länder ſchätzt Dieterici auf 17 bis 18 Mill. Ctr., wovon 10 Mill. oder 1 Milliarde Pfunde allein nach Europa gehen. Die Bedeutſamkeit des Zuckers erhellt daraus, wenn man erfährt, daß die ganze Hälfte des Colonialhandels dem Zucker angehört. Zu dieſem Colonialzucker ſind für den Gebrauch auf dem europäiſchen Continent noch 1½ Mill. Ctr.

Rübenzucker zu addiren, und man hat die enorme Summe von 1150 Mill. Pfund auf die europäiſche Bevölkerung zu vertheilen. Doch wird in den Erzeugungsländern noch mehr Zucker conſumirt im rohen Zuſtande. A. v. Humboldt berechnet dieſes zu 52 Pfd. auf den Kopf der Bewohner der Inſel Cuba (Berghaus).

Der Zucker iſt ein Nahrungsmittel. Kinder und Greiſe können bei reichlichem Zucker und Waſſer neben einem Minimum von Stickſtoffnahrung lange und geſund leben. Die erſte Nahrung des Menſchen, die Frauenmilch, enthält unter allen Milcharten bei weitem den meiſten Zucker. Es iſt eitel Vorurtheil, gegen den Zucker als diätetiſches Nahrungsmittel zu eifern, wogegen ſchon Boerhave, Zimmermann und Hufeland laut ſich ausſprachen. Selbſt der Mißbrauch durch Uebermaß iſt hier nicht ſo ſchädlich, ja nicht leicht möglich, weil wie beim Salze die Natur dagegen durch einen unüberwindlichen Widerwillen gewaffnet hat. Der Zucker iſt das vegetabiliſche Salz; er wirkt wie dieſes erregend auf die Sekretionsthätigkeit der Verdauungsorgane, befördert daher die Verdauung; außerdem kann er zur Galle-, Blut- und Fettbereitung dienen, und durch ſeinen Kohlenſtoffgehalt (45 pCt. des Gewichts) als Reſpirationsmittel gelten, ohne viel Wärme zu entwickeln. Nur wo andere ſehr kohlenſtoffhaltige Reſpirationsmittel genoſſen werden, namentlich geiſtige Getränke, Fette und Fleiſch, und wo mit den Nahrungsmitteln größere Erwärmungseffekte erzielt werden, dort iſt das Verlangen und Befinden auf Zucker nicht entſprechend. Weintrinker verketzern den Zucker, und im Norden fand der Zucker nur Aufnahme und Verbrauch bei dem Volke durch den Thee und Kaffee. Die tropiſchen Gegenden dagegen ſind ſein Haupterzeugungs- und Verzehrungsland, wie ſchon bei dem Artikel Reis erwähnt wurde. — In dem geſteigerten Zuckerverbrauch wäre eine Gegenwehr gegen die Unſitte des Uebermaßes der geiſtigen Getränke und der nachtheiligen phyſiſchen Wirkungen des Thees und Kaffees gegeben. Zucker wirkt kühlend, beſänftigend auf Gefäß- und Nervenaufregung, ſomit geradezu den aufregenden geiſtigen und warmen Getränken entgegengeſetzt. Während Kaffee und Thee im Uebermaße genoſſen Magerkeit und Abzehrung veranlaſſen, macht reichlicher Zuckergenuß beleibt, fett. Zucker befördert die Darmausleerungen, welche bei den erhitzenden und

gerbestoffhaltigen Thee- und Kaffeeaufgüssen zurückgehalten werden. Wer viel Zucker genießt, verliert den Geschmack für geistige Getränke.

Auch hier wieder hat der Volksinstinkt das Gegengift gefunden, ohne es sich nur selbst bewußt zu werden. Der theoretische Erklärungsversuch hinkt noch. Der Instinkt in seinen Aeußerungen ist unfehlbar und gesetzgebend, während die Theorie in ihrer Anwendung auf Lebensfragen immer unsicher, nur analytisch, erklärend, niemals gesetzgebend ist. Die Gefahren, welche durch den Fortschritt der Kultur auf der einen Seite drohen, werden durch dieselbe Kultur auch gemindert. Nicht aber daß sich die Gefahren und Schutzmittel vollständig decken, sich gleichmäßig begegnen, vielmehr bleibt noch eine große Breite für freiwillige und unfreiwillige Uebertretung der Naturgesetze. Wie sich mit fortschreitender Civilisation die Zahl der Bedürfnisse und Freuden des Lebens steigert, so auch das Maß des Elends und der Uebel. Es ist dieses eine nothwendige und unabweisliche Folge der Freiheit und des Fortschrittes. Die Türken trinken den Kaffee ohne Zucker und Milch, würzen ihn vielmehr mit Ambra-Essenz, Gewürznelken und Cardamomen, und übertreten dadurch freiwillig das Naturgebot, die aufregende Wirkung dieses erhitzenden Getränkes zu mäßigen. Bei uns wird durch hohe Preise des Zuckers die niedere Volksklasse unfreiwillig gezwungen, diese kalmirende Wirkung des Zuckers bei dem täglich mehrmaligen Kaffeegenuß zu entbehren.

Das vermehrte Consumo von Zucker erleidet daher keinerlei ärztliche Bedenken. Es sollte diese Wahrheit überall geltend gemacht werden. Wir hätten einen sehr vorzüglichen Nahrungsstoff mehr und ein Gegengift gegen die schädlichen Wirkungen des Weingeistes, des Thees und Kaffees.

Die Staatsökonomie betrachtet das Zuckerconsumo als eine unbedenkliche und ergiebige Quelle der Staatsrevenüen. Der Colonialzucker ist durch Zölle um 100 pCt. des Ankaufswerthes besteuert, und dadurch wird für die niedern Klassen bei dem enorm progressiven Kaffeeverbrauch die wohlthätige Wirkung der Zuckerbeimischung verkümmert. Die Kaffeeconsumtion ist in Deutschland seit 1834 um ½ gestiegen, die Zuckerconsumtion kaum um ⅕. Es ist auch hier wieder Sache der Aerzte, diese Nachtheile

darzuſtellen und eine Aenderung dieſes Staatsgrundſatzes in der Zollgeſetzgebung zu beantragen, auf daß nicht ferner der Zucker als ein Luxusartikel, als eine unbedenkliche Revenüenquelle angeſehen werde.

Die beſte Zuſammenſtellung über den Verbrauch des Zuckers in den europäiſchen Staaten, übereinſtimmend mit den ſtatiſtiſchen Werken von Mac-Culloch, Dieterici und Becker, findet ſich in Dinglers polytechniſchem Journal, Bd. 67, Heft 4. von Neumann eine Vergleichung der Zuckerconſumtion nach Wiener Pfunden, welches 1/5 ſchwerer als das preußiſche und 1/4 ſchwerer als das Zollpfund iſt. Es iſt dabei für Frankreich und den Zollverein der Rübenzuckerverbrauch mit eingeſchloſſen.

Darnach berechnet ſich der Verbrauch auf den Kopf:

in England und Schottland	20	Pfund,
„ Irland	4	„
„ Frankreich	5¾	„
„ Preußen	5	„
„ Bayern	2½	„
„ der Schweiz	6	„
„ Belgien	15	„
„ Holland	14	„
„ Dänemark	5	„
„ Schweden und Norwegen	3	„
„ Spanien	6	„
„ Portugal	5	„
„ den übrigen Zollvereinsſtaaten	5	„
„ Italien	2	„
„ Oeſterreich im Zollverbande	2	„
außer demſelben	1⅔	„
in Rußland	1	„
„ Hannover nach Reden	2½	„
„ Sardinien nach Schubert	1	„

Im Betriebsjahre 18⁵⁵/₅₆ wurden im Zollvereine 145,368,761 Pfund Zucker conſumirt von 27,711,000 Bewohnern, alſo 5,24 Zollpfund oder 5,59 preuß. Pfund auf den Kopf. Ein Sechstheil davon war Rübenzucker.

Es können hieraus keine weitern phyſiologiſchen Folgerungen

gezogen werden, weil hier das Conſumo ſich augenſcheinlich nach dem Wohlſtande des Volkes, nach den Handels- und Zollverhältniſſen und nach dem Conſumo von Thee und Kaffee richtet.

Der Tabak.

Der Tabak gehört zu den Lebensbedürfniſſen des Jahrhunderts. Das Wohlbehagen und die Geſundheit Vieler wäre gefährdet durch das Entbehren dieſer gewohnten Tabakfabrikate.

Das Maß und der Grad der Bedürfniſſe des Menſchen iſt kein abſoluter, ſondern wechſelnd progreſſiv wie ſeine Entwicklung im individuellen und Geſellſchaftsleben. Der Fortſchritt, die Kultur iſt ihm Bedürfniß und hiermit auch alles, was die Kultur bringt.

Die Tabakspflanze iſt in ganz Amerika heimiſch und wurde von den Indiern ſeit undenklichen Zeiten benutzt, das Kraut als Heilmittel bei vielen Krankheiten, zum Rauchen von den Prieſtern um ſich zu begeiſtern oder zu berauſchen, vom Volke um Ermüdung und Hungern leichter ertragen zu können. 1559 kam das erſte Kraut und der Samen nach Liſſabon. 1560 ſchickte der franzöſiſche Geſandte Jean Nicot das erſte Kraut und den Samen nach Paris unter Anpreiſungen ſeiner Heilkräfte. Es kam als Heilmittel in die Mode und erhielt zur Empfehlung die verſchiedenſten Namen nach ihren Begünſtigern, Herba nicoliana, Herba legati, Herbe de la reine mère, Herbe du grand Prieur, Herbe de St. Croix. — Dr. Jakob Theod. Tabernämontanus in ſeinem Kräuterbuche vom Jahr 1625, Th. II. S. 281, erwähnt dieſer Pflanze und ihrer heilkräftigen Wirkung zum innerlichen und äußerlichen Gebrauche als Saft, Syrup, Waſſer, Salbe und Oel, aber noch nichts von ihrer Anwendung zum Rauchen; nur als eine Sage erwähnt er, daß die Schiffleute, welche aus Indien kommen, das Blatt anzünden und den Rauch trinken. 40 Jahre ſpäter in dem populären Werke des Dr. v. Beverwick's Schatz der Geſundheit vom Jahre 1672, S. 528, iſt das Tabaktrinken (wie man anfangs das Tabakrauchen nannte) ſchon ſehr bekannt, von den Aerzten als diätetiſches Mittel empfohlen, für kalte, feuchte Naturen, und vor Allem als eine Schutzwehr gegen die Peſt und alle peſtilenzialiſchen Krankheiten.

So groß nun die Furcht jener Jahrhunderte war vor pestilenzialischen Krankheiten, so schnell und allgemein war die Verbreitung dieser bisher unbekannten Gewohnheit. Päpstliche Excommunikationsbullen, Geldstrafen und eine eigene Schrift des Königs Jakob I. von England, „Misocapnos", die Exekution des Nasenabschneidens in Rußland, die öffentliche Ausstellung in Konstantinopel, die polizeilichen Verbote aller Orten konnten keinen Einhalt mehr thun (Schiebe).

Mehr noch als in Europa wird im Orient, in Persien und China geraucht, und das Bedürfniß besteht dort für beide Geschlechter.

Die Allgemeinheit des Tabaksgebrauches unter allen Zonen, Klimaten, Kultur- und Geschlechtsverhältnissen, die notorische Zuträglichkeit und der Geschmack dafür, welcher diese Gewohnheit unüberwindlich macht, muß eine physiologische Begründung haben.

Der Tabak, als Rauch-, Kau- und Schnupftabak, wirkt in mäßigem Grade betäubend, Congestion gegen das Hirn bedingend, namentlich die Verstandesthätigkeit anregend, zu unthätiger Beschaulichkeit stimmend, dagegen die niedern Sinnen- und vegetativen Nerventhätigkeiten (die Ganglien) beruhigend, die Muskel-, Verdauungs-, Assimilations- und Respirationsthätigkeit schwächend, daher das Gefühl der Ermüdung und des Hungers aufhebend. Der örtliche Reiz des Tabakrauches oder Staubes vermehrt die Sekretion der berührten Schleimhaut, daher er auch ableitend für überflüssige und stockende Säfte nach den Colatorien wirkt. Durch consensuellen Reiz des obern Nahrungskanals und durch Verschluckung des mit den reizenden Stoffen des Tabaks imprägnirten Mundschleims wirkt der Tabakrauch die peristaltische Bewegung des Darmkanals beschleunigend und die Stuhlausleerung befördernd. Er muß deßhalb diätetisch besonders angezeigt seyn, wo jene unthätige Beschaulichkeit gewünscht wird, und wo bei Vollsäftigkeit, namentlich Verschleimung die Eröffnung und Anregung natürlicher Sekretionen zuträglich ist.

Im großen Ganzen findet der Tabak auch seine größten Verehrer und Verbraucher bei der mongolisch-malayischen Menschenrace, wo ein mehr breiter, gedrungener, vollsaftiger Körper charakteristische Raceneigenthümlichkeit, die Anregung und

trinkendes verschwindet täglich mehr, und wird hoffentlich bald nur noch in den untersten Klassen der Gesellschaft kenntlich seyn.

Auf gleiche Weise verähnlichen sich die verschiedenen Religionsparteien; denn die Mischung wird durch die Toleranz in einigen, die vollkommene Rechtsgleichheit in den meisten Landen und durch den erweiterten Handel befördert, welcher seinem Wesen nach der Duldung zugewendet ist. Aeltere Leser haben wohl das Bild Münchens, Kölns, Paderborns oder des lutherischen Spaniens, wie man Würtemberg zu nennen pflegte, bewahrt, und werden bezeugen, wie in wechselseitiger Annäherung seit 40 — 50 Jahren dort das Unglaubliche geschehen sey. Wenn auch noch nicht so gut deutsch als man es wünschen möchte, doch ungleich deutscher als früher, sind selbst die Israeliten geworden. Wie im Glauben, so im Leben suchen die verschiedenen Abschattungen jetzt eher sich einander durch das Gemeinsame zu nähern, als durch das Verschiedene auszuscheiden.

Vorzüglich aber haben die sonst so strenge abgestuften Klassen der Gesellschaft die Einwirkung der Zeit erfahren. Die höheren sind bedeutend populärer, gemäßigter und industrieller geworden. Die Mittelklasse — im ganzen Abendlande der thätigste Träger der Cultur — hat sich ungemein gekräftigt, in Lebensweise und Ansichten den höhern Ständen genähert. Die gesellschaftliche Geltung ist vollkommen dynamisch geworden. Auch der Mann wird nach seinem Börsengewichte geehrt, welcher sich ganz von unten zu bedeutendem Reichthum hervorgearbeitet hat. Wenn er nur nichts Ungehöriges sich zu Schulden kommen läßt, so ehrt man selbst seine Beschränktheit. Vereine aller Art ersetzen dem Deutschen (welcher durch alle Zeiten eine vorherrschende Neigung zu corporativer Aussonderung und Einschachtelung hatte) die zu leichtsinnig vernichteten Zünfte und Herrenstuben, und in Kurzem wird die englische Bezeichnung von Gentleman und Nicht-Gentleman im praktischen Leben alle die Unterordnungen ersetzen, mit welchen wir uns noch aus früheren Zeiten her zu schleppen pflegen; denn ehe die jetzt so häufige Vermischung des Bluts ohne Rücksicht auf Stände und Confessionen vor sich gehen konnte, mußte bereits die Ansicht der neuern Zeit im Innern der Familien zur Herrschaft gelangt seyn.

Eröffnung natürlicher Colatorien und die Beſchränkung des Vegetationsprozeſſes zuträglich iſt. Unter den Völkern kaukaſiſcher Abſtammung haben die meiſte Vorliebe dafür die zur Vollſaftigkeit, zur Skropheldiatheſe mehr hinneigenden Deutſchen, weniger die Engländer, Franzoſen und Italiener, welche im Durchſchnitt einen mehr ſchlanken, magern Körperbau haben, ein lebhafteres Temperament. Bei Spaniern und Portugieſen hingegen wird, trotz allen Wohlthaten eines ſüdlichen Himmels und eines geſunden Klimas, durch das ruhigere Temperament, durch die Anlage zur Vollſaftigkeit, zu Wohlbeleibtheit und Skropheln der größere Bedarf und allgemeinere Gebrauch des Tabaks auch bei dem weiblichen Geſchlecht begründet.

Außerdem regulirt ſich das Tabaksconſumo nach der Lebensart. Die leichte Anregung der Verſtandesthätigkeit und nebenbei die Abſtumpfung der die Meditation oft ſtörenden Sinnes- und Ganglienthätigkeit iſt Denkern, Spekulanten und allen, welche gerne ein ruhiges und beſchauliches Leben führen, ſehr willkommen; daher auch nichts gewöhnlicher, als daß man ſich zu ſchweren Geiſtesarbeiten durch eine Priſe oder Pfeife Tabak waffnet. Ebenſo iſt auch der Tabak willkommen bei niedern Ständen, um die Empfindung des Hungers und Durſtes zu mäßigen, und die Langeweile des Müſſiggangs erträglich zu machen. — Die Wirkungen des Tabaks ſind ähnlich denen des Kaffees, nur mehr vorübergehend, ohne nachhaltige und materielle Aenderung der Körperconſtitution und der Charakterſtimmung.

Die Conſumtion dieſes Artikels muß nach dem ausgedehnten und allgemeinen Gebrauche enorm ſeyn. Sie iſt ſchwer zu ſchätzen, weil der Tabak nicht einzig Colonialpflanze iſt, in einigen Ländern der Verkauf und Handel ein Regal iſt, die Verbrauchsziffern nicht bekannt gemacht werden; auch iſt der Schleichhandel groß. Nordamerika allein führt jährlich über 100 Mill. Pfund aus (Mac-Culloch).

Für Großbritannien, wo aller Tabak eingeführt wird, betrug die Conſumtion nach Mac-Culloch (l. c. III. p. 1144) 1833 16,214,000 Pfund, was ſich bei einer etwa gleichen Bevölkerungszahl auf ein Pfund auf den Kopf berechnet; in Irland in demſelben Jahre bei 7 Mill. Bevölkerung 4,556,000 oder 0,63 Pfund auf den Kopf. Dabei iſt zu bedenken, daß dieſe

Ziffer weit unter dem wirklichen Verbrauch ist, weil der Tabak je nach den Sorten von 600 bis 1440 pCt. des Ankaufwerthes besteuert ist, also eine große Prämie für den Schleichhandel. — Im Jahre 1843 wurden 23,160,000 Pfund Blätter und Fabrikate des Tabaks für den innern Verbrauch im ganzen Königreiche verzollt, also 0,82 Pfund auf den Kopf.[1]

Für Preußen berechnet Dieterici (l. c. p. 148) den Verbrauch des Tabaks einschließlich des vereinsländischen auf drei Pfund den Kopf, was wohl auch für den ganzen Zollverein gelten kann. Die Tabakscensumtion ist für Deutschland in Zunahme.

Tengoborsky berechnet die Bruttoeinnahme des Tabakregals der österreichischen Monarchie mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen auf 18 Mill. Gulden Conv.M., was sich bei der Bevölkerung dieses größten Theiles der Monarchie von 21½ Mill. Seelen auf den Kopf berechnet mit 0,83 fl. oder 51 kr. Conv.M. oder 1 fl. 2 kr. rhein., was wohl 2 Pfund entsprechen mag. Auch hier ist zu bemerken, daß die wirkliche Ziffer viel größer, weil der Schleichhandel von Ungarn und Deutschland aus sehr bedeutend ist.

In Frankreich war der Tabakverbrauch 1843 16,990,000 Kilogramm. (Die Bruttoeinnahme dafür 104,368,000 Francs, der Nettogewinn 77,368,000 Francs, 1842 nur 73,804,000 Francs.) Es vertheilt sich dieses auf den Kopf bei 35 Mill. Seelen zu 0,97 Zollpfund oder 1,06 preuß. Pfund; ein Drittheil davon war Schnupftabak.[2]

In Rußland wurde 1839 nach den Angaben der Tabakshändler und Fabrikanten verkauft: 3⅞ Mill. Pfd. (= 4,300,000 preuß. Pfd.) Rauch- und 2⅛ Mill. Pfd. (= 2,500,000 preuß. Pfd.) Schnupftabak, 65½ Mill. Cigarren, welche sich (1000 Cigarren = 10 preuß. Pfd.) berechnen zu 6,525,000 Pfund, also zusammen: 13,325,000 Pfund.[3] Die Bevölkerung Rußlands zu 50 Mill. geschätzt, wäre es für den Kopf 0,26 preuß. Pfund.

---

[1] Allg. Organ für Handel und Gewerbe vom 19. März 1844.
[2] Allg. Zeitung vom 16. Febr. 1845.
[3] Allg. Org. für Handel und Gewerbe vom 4. August 1840.

Die ganze Staatseinnahme dafür war 2,670,374 Rubel = 2,800,000 Thlr.

In Dänemark beträgt das durchſchnittliche Jahresconſumo des Tabaks für den Kopf 1,87 preuß. Pfund (Rothe).

Es iſt der Phyſiologie noch ein ungelöstes Räthſel, warum der Menſch mit ſolcher Begierde nach narkotiſch berauſchenden Mitteln haſcht, ihren Genuß ſich ſo leicht angewöhnt und mit ſolcher Leidenſchaft feſthält. Der tägliche Genuß des Opiums, des Tabaks, der geiſtigen Getränke und ſelbſt des Kaffees gehört hierher. Solche Erſcheinungen in dieſer Großartigkeit und Allgemeinheit können nicht überſehen, ſie müſſen erklärt werden. Die Vorſtellungen des großen Baco[1] von der Verdichtung der Lebensgeiſter, ſo materiell auch dieſer Ausdruck iſt, gibt doch die beſte Erklärung und einen Anknüpfungspunkt zu einer neuen Anſicht hierüber.

Alle dieſe berauſchenden, betäubenden Mittel haben die gemeinſchaftliche Wirkung, daß ſie bei diätetiſchem, mäßigem Genuſſe das Selbſtbewußtſeyn ſteigern, daß ſie die Lebensgeiſter mehr im Hirne concentriren, verdichten, und daß ſie die die Lebensgeiſter verdünnenden oder ihre freie Wirkſamkeit beſchränkenden Dünſte verflüchtigen, die peripheriſche Nerventhätigkeit herabſtimmen. Sie ſetzen alle eine mäßige Congeſtion gegen das Hirn, beleben die Geiſtesthätigkeiten, und halten nieder die vegetativen Prozeſſe des thieriſchen Lebens, welche ſo gerne ſtörend und das Geiſtesleben überwältigend einwirken. Alle dieſe Funktionen der Reſpiration, der Nahrungsaufnahme, ihrer Aſſimilation und Ausleerung, der Nieren- und Hautſekretionen und Excretionen, der Sinnenthätigkeit, ja der Geſchlechtsthätigkeit haben nicht ſowohl Beziehung zum Individuum, ſondern vielmehr zur Außenwelt, ſie ſtören oft durch die Lebhaftigkeit ihrer Prozeſſe die Entwicklung und Energie des Sichſelbſtbewußtwerdens, und hindern die behagliche Selbſtbeſchauung, welche gar keine Beziehung zur Außenwelt hat. Innerhalb des menſchlichen Organismus laſſen ſich nämlich zwei Lebensrichtungen unterſcheiden, welche in ihrer relativen Stärke ſich antagoniſtiſch verhalten: die univerſelle Lebens-

[1] Baco von Verulam über die Lebensverlängerung, überſetzt von Struve, 1799, S. 156.

richtung, welche durch die Beziehungen zur Außenwelt, zum Univerſum nothwendig wird, phyſiologiſch durch die Reſpiration, Aſſimilation, Secretionen und Excretionen und die Sinnenthätigkeit ausgedrückt, anatomiſch durch die Muskeln, Drüſen, Membranen, Sinnorgane und Nerven dargeſtellt wird; und die individuelle Lebensrichtung, welche die Beziehungen zur Außenwelt ignorirt, ſich davon abſchließt, und nur das individuelle geiſtige Selbſtbewußtſeyn, die Selbſtbeſchauung vermittelt, anatomiſch durch das Hirn- und Skelettſyſtem dargeſtellt. Ueberall iſt das Hirn und Rückenmark das Erſte, Innerſte und Sichſelbſtconſtituirende, und im ganzen Thierreiche hat das Skelettſyſtem die Beſtimmung der Abſchließung, Begränzung, Iſolirung von der Außenwelt, ſey es als Hautſkelett (Epidermis. Nägel, Haare, Federn, Schuppen, Schalen), oder als Eingeweideſkelett (Epithelium. Zähne, Kehlkopf, die hornigen und knorpeligen Ueberzüge des Nahrungs- und Luftkanals an ſeiner äußern Gränze), oder als Nervenſkelett in den verſchiedenen Variationen des Wirbels zur Einſchließung und Sicherung des Rückenmarkes, Hirnes und edlerer Eingeweide.

Die narkotiſchen Mittel wirken belebend auf dieſe individuelle Lebensrichtung und lähmend auf die Funktionen der univerſellen Lebensrichtung. Jedermann ſtrebt aber nach dem Vollgenuſſe des Sichſelbſtbewußtwerdens in verſtändiger, gemüthlicher oder träumeriſcher Meditation, je nach der individuellen Bildungsſtufe, nach dem Wohlbehagen träumeriſcher Ruhe, nach dem ungeſtörten Sichſelbſthingeben ohne alle Zerſtreuung durch die Außenwelt. Daher die Sehnſucht und Leidenſchaft dafür ſo allgemein und unauslöſchlich. Paco ſchrieb dieſen die Lebensgeiſter verdichtenden Mitteln lebenerhaltende Wirkung zu, und wahr iſt, daß ſelbſt der Mißbrauch des täglichen Genuſſes von Opium und Tabak noch niemand das Leben verkürzt, wenn auch verkümmert hat. Die Türken werden bei unmäßigem Gebrauche von Opium, Kaffee und Tabak doch alt.

Die Baumwolle.

Aus dem Pflanzenreiche ziehen wir noch zu den Lebensmitteln die Kleidungsſtoffe. Kleider ſind den Menſchen unentbehrlich. Sie

ſind in ihrer Wirkung, die thieriſche Wärme zuſammenzuhalten, die ſchnelle Abkühlung bei niederer Temperatur und die zu ſtarke Erhitzung bei höherer zu verhüten, Aequivalente der Nahrungsmittel. Wie ſchon gezeigt, iſt das Quantum der Nahrungsſtoffe am meiſten nothwendig zur Erzeugung der thieriſchen Wärme, welche bei der Verbindung des eingeathmeten Sauerſtoffes mit dem Kohlenſtoffe und Waſſerſtoffe der Nahrungsmittel ſich vorzugsweiſe entwickelt. Je ſchneller durch Ausſtrahlung bei mangelnder Kleidung die thieriſche Wärme auf den Grad der äußern Temperatur geſetzt wird, deſto nothwendiger baldige und ergiebige Zuführung von Brennmaterial, resp. Nahrungsmittel, wenn nicht die eigenen Gewebe angegriffen werden ſollen. In der That iſt auch das Nahrungsbedürfniß im Winter größer, und ein wohlgeſättigter Körper friert nicht ſo leicht als ein hungernder. Durch gute Bekleidung kann man ſonach das Quantum des Nahrungsbedarfes einigermaßen vermindern. Es hat alſo auch in dieſer Beziehung Intereſſe, den Verbrauch von Kleidungsſtoffen zu beleuchten.

Die größte Ausdehnung und Wichtigkeit hat in dieſem Jahrhundert als Kleidungsſtoff die Baumwolle gewonnen. Die Baumwollenpflanze als einjähriges Kraut, Strauch und Baum iſt urſprünglich in Indien heimiſch und es ſoll ſchon Herodot dieſer Baumwollengewebe in Indien erwähnt haben. Erſt im vorigen Jahrhundert wurde die Pflanze in Europa bekannt, und da ſie leicht innerhalb 43 Grad nördlicher und ſüdlicher Breite vom Aequator gedeiht, auch nach Aegypten, der Levante und Amerika verpflanzt, wo ihre Produktion ſo ſchnell und beiſpiellos zunahm, daß die Ausfuhr von Baumwolle aus Amerika von 1790 bis 1840, alſo in 50 Jahren, ſich um das Viertauſendfache vermehrt hat, und jetzt nahe an 400 Millionen Pfund beträgt (Mac-Culloch). Die mechaniſchen Erfindungen zum Reinigen, Spinnen und Weben der Baumwolle, neben dem erweiterten Handel, haben die ſehr billige Produktion der Baumwollenwaaren möglich gemacht, und damit die Nachfrage und den Bedarf in gleichem Verhältniſſe vermehrt, zumal die Baumwollenwaaren noch mannigfaltigere, bequemere und allgemeinere Anwendung erlauben, als Wolle-, Leinen- und Seidenwaaren. Der Reichthum Englands, die ungeheuren Mittel zu den koſtſpieligen Kriegen mit

Napoleon, der immer ſteigende Handelswohlſtand dieſer Nation, das enorme Privatvermögen Einzelner baſiren faſt einzig oder doch zur größten Hälfte auf dem Gewinn der Baumwollenmanufaktur, wovon ſie durch ihre techniſchen Erfindungen lange das Monopol genoß, und durch ihre induſtrielle Traditionen theilweiſe heute noch genießt. (Mac-Culloch).

Bergbaus ſchätzt die Geſammtproduktion der Baumwollenmanufaktur auf 2000 Mill. Pfd. Die bevölkertſten Länder der Erde, Oſtindien, China, Japan haben einen ungeheuren Verbrauch, und bei weitem die meiſten Menſchen tragen baumwollene Kleidungsſtoffe. — Dieterici ſchätzt die europäiſche Einfuhr von 1839 auf 2 Mill. Ballen oder 600 Mill. Pfd.; 85 pCt. davon liefert Amerika, 75 pCt. Nordamerika allein. 1844 war der ganze Import der rohen Baumwolle in Europa 673½ Mill. Pfund; 70 pCt. davon oder 505 Millionen verbrauchte allein England, welches wöchentlich 103,000 Pfd. Baumwolle verarbeitete,[1] oder in einer Woche ſo viel, als verarbeitet wurden, nach dem Maßſtabe des Rohſtoffverbrauches zur Fabrikation, in demſelben Jahre 1844 während 6 Wochen in Frankreich, oder während 17 Wochen in der Schweiz, den Niederlanden und Belgien zuſammengenommen, oder während 6 Wochen in Oeſterreich, Deutſchland und Rußland zuſammengenommen, oder während 5 Wochen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Die Zahl der Spindeln zur Fabrikation von Twiſten beläuft ſich Ende 1844 auf 23,800,000; davon hat Großbritannien 14 Mill., Frankreich 3½ Mill., die Vereinigten Staaten 2⅓ Mill., Oeſterreich 1½ Mill., der Zollverein 800,000, Rußland 600,000, Belgien 420,000.[2]

Mac-Culloch ſchätzte für das Jahr 1838 den Kapitalwerth, welcher dieſer einzigen Manufaktur zugewendet iſt, auf 56 Mill. Pfd. Sterl. und den Geſammtwerth der jährlichen Manufakturwaaren auf 36 Mill. Pfd. Sterl.; davon koſtete die rohe Baumwolle 5½ Mill. Pfd. Sterl.; 833,000 Menſchen mit einer durchſchnittlichen Jahreseinnahme von 24 Pfd. Sterl. à Perſon (etwa 168 Thlr. oder 288 fl.) wurden unmittelbar und 111,000 Perſonen à 30 Pfd. Sterl. (210 Thlr. oder 360 fl.) mittelbar

[1] Allg. Organ für Handel und Gewerbe vom 15. Febr. 1845.
[2] Allg. Organ für Handel und Gewerbe vom 26. Febr. 1845.

durch die Fabrikation beſchäftigt und 6½ Mill. Pfd. Sterl. blieben Reingewinn für Brennmaterial und Reparatur der Maſchinen. Ueber 1½ Mill. Menſchen ſind durch dieſe einzige Manufaktur unterhalten, und nebenbei die Waſſer- und Dampfkraft von 45,000 Pferden und 9 Mill. Spindeln. Die Bevölkerung der Städte und Grafſchaften Englands, welche dieſe Manufaktur vorzugsweiſe kultivirten, hat in den letzten 60 Jahren ſich vervierfacht.

So großartig und beiſpiellos dieſe einzige Baumwollenmanufaktur nach dieſen ſtatiſtiſchen Thatſachen damals ſchon daſtand, ſo hat ſie ſich doch ſeit 1839 bis 1844 wieder verdoppelt. Die Einfuhr von roher Baumwolle war 1839, nach Abzug der wieder ausgeführten, 240 Mill. Pfd., und 1844 ſchon 486,708,550 Pfd. Der Werth der fabricirten Waaren 1844 war 65 Mill. Pfd. Sterl., wovon die Hälfte ins Ausland ging.[1] — Es iſt nicht abzuſehen, mit welchen Ziffern dieſe ungeheure Fabrikation noch weiter vorwärts ſchreiten wird, zumal durch die neuerlichſten Zollreformen von Robert Peel dieſe Fabrikation neue Begünſtigungen durch zollfreie Einfuhr des Rohſtoffes erfahren und ſich der Markt durch Oſtindien und China erweitert hat. Bei all dieſem vermeintlichen Uebermaße ſteigen gegenwärtig die Preiſe der Fabrikate und in raſchen Progreſſionen hebt ſich auch die Baumwollenmanufaktur des Continents und Nordamerikas. Es iſt dies ein großartiges Beiſpiel der Unzulänglichkeit aller Berechnungen über das Maß der menſchlichen Bedürfniſſe und über die ungeheure Ausdehnungsfähigkeit induſtrieller Unternehmungen.

Frankreich hat 3½ Mill. Spindeln und beſchäftigt 300,000 Menſchen in ſeinen Baumwollenmanufakturen. Die Einfuhr von Baumwolle ſtieg von 1816 bis 1841 um 457 pCt. und betrug im letzten Jahre 73,691,000 Kilogr. (Becher, S. 336).

Im Zollverein war die Geſammtproduktion an Baumwollenwaaren 1834 36,017,700 Pfd. und 1843 65,237,800 Pfd., hat alſo in 10 Jahren um 80 pCt. zugenommen (Dieterici).

In Oeſterreich dagegen hat ſich die Baumwollenmanufaktur von 1834 bis 1838, alſo in vier Jahren, ſchon um 84 pCt. geſteigert, und betrug im letzten Jahre 33 Millionen Zollpfund (Becher, l. c. 337).

[1] Allg. Zeitung vom 16. März 1845.

Der inländiſche Verbrauch richtet ſich nach Klima, Wohlſtand, nach Handels- und Gewerbsverhältniſſen des Landes. Nach Porter berechnet ſich der Jahresverbrauch an Baumwollenwaaren für das ganze Königreich Großbritannien und Irland auf 7—10 Pfd. auf den Kopf, wovon wir das mittlere Maß, 8,5 engl. oder 8,16 preuß. Pfd., feſthalten wollen. Dieſem entſprechen nach Dieterici's Annahme, daß 40 Ellen ⅞ breit 4½ Pfd. wiegen, 71 Ellen.

Für Frankreich belief ſich der eigene Verbrauch 1841 auf 1,117,389 Ctr., oder bei 35 Mill. 3,19 Pfd. auf den Kopf, was ſich etwa auf 27 Ellen berechnet (Becher, l. c. 334).

Für den Zollverein betrug nach Dieterici der Verbrauch von 18³⁄₃₃ 0,72 Pfd. oder 7 Ellen, für 18³⁄₃₉ 1,14 Pfd. oder 10⅞ Ellen und 1843 war der vaterländiſche Verbrauch 857,821 Ctr.,[1] was ſich für 26½ Mill. Seelen auf 2,21 Pfd. oder 21 Ellen berechnet, alſo in den letzten 10 Jahren eine Steigerung des Verbrauches von 300 pCt.

Becher berechnet den durchſchnittlichen eigentlichen Verbrauch von Baumwollenfabrikaten für die öſterreichiſche Monarchie mit Ausſchluß der ungariſchen Provinzen auf 0,65 Pfd., was etwa 0,73 preuß. Pfd. entſpricht oder 7 Ellen; für die ungariſchen Provinzen aber nur auf 0,42 Pfd. oder 0,47 preuß. Pfd. oder nahe 5 Ellen.

Der diätetiſche Werth der baumwollenen Bekleidung auf bloßer Haut ſteht in der Mitte zwiſchen der wollenen und leinenen. Das baumwollene Zeug hat die Tugenden beider, ohne ihre Fehler.

Die thieriſche Wolle reizt die Haut, veranlaßt verſtärkte und flüſſige Ausdünſtung, ſaugt den Schweiß und die Ausdünſtung ein, verhütet Näſſe und Erkältung der Haut, hält aber auch länger dieſe Exkretionsſtoffe in ſeinem Gewebe zurück und läßt ſich ſchwer reinigen; außerdem häuft die Wolle als ſchlechter Elektricitätsleiter die Elektricität auf der Haut an. Der leinene Stoff dagegen reizt nicht die Haut, hält nur die Wärme zuſammen durch das dichtere Gewebe und die ſtraffere Faſer, kältet leicht bei ſchwitzender Haut, und hindert nicht die Ausſtrömung der thieriſchen Elektricität. Leinenzeug läßt ſich leicht reinigen und iſt ſehr dauerhaft. Der baumwollene Stoff reizt und wärmt

[1] Allg. Zeitung vom 24. Okt. 1844.

nicht so sehr als die Wolle, unterstützt aber doch mehr die Hautausdünstung, saugt mehr ein, und kältet nicht so sehr als Leinen, außerdem läßt es sich leicht reinigen.

Speziell richtet sich die Zuträglichkeit der baumwollenen Bekleidung nach dem Klima und der individuellen Hautbeschaffenheit. In kalten Klimaten bei sehr wechselnder Witterung wärmt sie nicht genug, weil die Baumwollengewebe immer sehr dünn, wenig dicht sind. Eben so wenig taugt sie als unmittelbare Hautbedeckung auf Hochebenen, in gebirgigen Gegenden, wo die Hauttranspiration und die Verdunstung immer gesteigert und die Baumwollenstoffe zu reizend sind. Dagegen ist der Gebrauch der baumwollenen Bekleidung angezeigt unter den entgegengesetzten topographischen Verhältnissen der gemäßigten Zonen, in feuchten, flachen Niederungen, bei Insel- oder Küstenklima.

Diese theoretische Ansicht wird durch die statistischen Erfahrungen gestützt. Die älteste und heute noch ausgedehnteste Benutzung findet die Baumwolle in Ostindien, China, Japan, in Europa, in England, Holland und im südlichen Frankreich, wo sich die begünstigenden Lokalverhältnisse am ausgezeichnetsten finden. Im Norden und auf Hochebenen wird die Baumwolle nie diese Popularität gewinnen. Ferner ist die baumwollene Hautbedeckung nicht zuträglich in der Kindheit, Jugend und dem kräftigen Mannesalter, überhaupt da, wo die Thätigkeit der Haut durch Alter, Hautbeschaffenheit oder Körperbewegung noch mit gehöriger oder zu großer Energie vor sich geht, wo dann die leinene Bekleidung zuträglich ist. Dagegen in späterem Alter oder bei tonloser unthätiger Haut oder weniger Körperbewegung ist ein baumwollenes oder flanellenes Hemd räthlich, wenigstens sollten ältere Leute oder schwer schwitzende Personen Hemden von Baumwolle und Leinen gemischt tragen.

Die Leinwand.

Die Leinwandfabrikation ist seit den ältesten Zeiten heimisch in Deutschland, war vor einigen Jahrzehnten noch in allen Häusern die Hauptbeschäftigung der ganzen Familie in den langen Winterabenden und bildete einen bedeutenden Erwerbszweig für die Bevölkerung. Mit dieser Beschäftigung gewann auch das Familienleben in den Wintertagen einen bestimmten

Zuſammenhalt und einen eigenen Reiz in den Spinnſtuben. Die wohlthätigen Folgen waren Verträglichkeit und Gemüthlichkeit, was noch höher anzuſchlagen war als der ökonomiſche Nutzen. In den letzten Jahrhunderten aber und mehr noch im letzten Jahrzehent hat dieſer ſo regelmäßige Erwerb bedeutende Erſchütterungen erlitten durch die Ausdehnung der baumwollenen Waaren und durch die Vervollkommnung der mechaniſchen Flachsſpinnereien.

Großbritannien beſaß auch hier wieder durch ſeine gewerbliche Geſchicklichkeit und ſeine Handelsthätigkeit bis in die jüngſte Zeit faſt das Monopol der mechaniſchen Flachsſpinnereien und gab in ſeinen Städten Leeds, Dundee und Belfaſt ein eben ſo überraſchendes Beiſpiel von raſchem Aufblühen und von Zunahme des Wohlſtandes durch die Leinenmanufaktur, wie Mancheſter und Liverpool durch die Baumwolle.

Und dieſer Aufſchwung der Leinenmanufaktur iſt noch neuer und raſcher. Abgeſehen vom geſteigerten eigenen Verbrauch hat der deklarirte Werth der Ausfuhr von Leinenfabrikaten von 1831 bis 1843 um 150 pCt. zugenommen und betrug im letzten Jahre 3,690,271 Pfd. Sterl. In Großbritannien allein ſind über 3½ Mill. Spindeln nach dem ſeit 5 Jahren erfundenen Spiralſyſtem im Betriebe. Wie ſehr die Ausfuhr des Leinengarns geſtiegen iſt, beweiſt Frankreich, das 1832 84,068 Kilogr. einführte und 1840 ſchon 14½ Mill. Kilogr.; alſo in Frankreich allein eine Steigerung in 8 Jahren um das 172fache (Becher l. c. p. 311). England, das 1798 von Deutſchland noch Garne von über 4 Mill. Thlr. und Leinen über 5 Mill. Thlr. bezog, konnte 1844 nicht blos ſeinen ganzen Bedarf decken, ſondern führte 1844 noch etwa für 7 Mill. Thlr. Garne und für 21 Mill. Thlr. Leinen aus.

Der ungeheure Gewinn durch dieſe Spinnmaſchinen reizte zu ähnlichen Unternehmungen auf dem Continente und jetzt beſitzen Frankreich 60,000 Spindeln, Belgien 60,000, Preußen 10,444, Oeſterreich 11,000 Spindeln. Durch dieſe techniſche Vervollkommnung der Flachsſpinnerei hebt ſich die Leinenfabrikation wieder. — Nach neueren ſtatiſtiſchen Angaben iſt für die geſammte öſterreichiſche Monarchie die Flachsernte auf 1½ Mill. Ctr. und die Hanfernte auf 800,000 Ctr. angeſchlagen. In 8 Flachs- und Wergmaſchinenſpinnereien arbeiten 20,800 Spindeln, die Leinwandproduktion der ganzen Monarchie wird

Somit brauchten unnatürliche Hemmniſſe und Scheidungen auch nur theilweiſe hinweggeräumt zu werden, und das deutſche Leben entwickelte ſich ſogleich auf ſeine eigenthümliche Weiſe, wie man es bei einem lebenskräftigen und auf die längſte Rolle in der europäiſchen Geſchichte angewieſenen Volke erwarten darf. Die Aenderungen, welche wir andeuteten, ſind mehr eine Rückkehr zu natürlichen uranfänglichen Zuſtänden, als etwas Neues, mehr eine Wiedergeburt, als eine Geburt. Wenn Drangſale, allgemeine Wehrpflicht und erweiterter Verkehr uns ungleich praktiſcher gemacht haben, ſo wird es dennoch, wills Gott! nie bei uns zur atomiſtiſchen Vereinzelung kommen, welche der Fluch der romaniſchen Völker iſt, denn dieſe iſt unſerm innerſten Weſen entgegen.

Die Folgen der erwähnten Anſtöße entwickeln ſich nun organiſch, vorzüglich in den Landen, welche durch den Zollverein verbunden ſind.

Der verſchnellerte und erleichterte Verkehr hat theils neue Genüſſe möglich gemacht, theils durch vermehrtes Reiſen neue Anſichten und Bedürfniſſe erzeugt, in Gegenden, welche ſeither abgeſchloſſen waren, und in Klaſſen der Geſellſchaft, welche früher aus Noth, Trägheit oder Gewohnheit beſchränkt gelebt hatten.

Die Reiſen ſind zuerſt zu nennen, wenn von neuen Genüſſen, Kenntniß verbeſſerter Werkzeuge, gereinigten Begriffen, von zweckmäßiger Aneignung fremder Weiſen, wenn überhaupt von Vorſchritt die Rede iſt. Es wird jeder Unbefangene anerkennen, daß er neben den Forſchungen von Berufs wegen unendlich vielen geiſtigen Erwerb zufälliger Begegnungen, hingeworfenen Aeußerungen verdanke, welche ihm auf ſeinen Wanderungen zu Theil wurden.

Um die Macht des Verkehrs mit andern Menſchen annähernd ſchätzen zu können, vergleiche man nur Bewohner entlegener Dörfer mit Landleuten, in deren Nähe Handelsſtraßen oder ſchiffbare Flüſſe ſich befinden. Nun ſind aber nicht nur in ganz Deutſchland die Landſtraßen unglaublich gegen früher vermehrt und verbeſſert worden, ſondern es iſt auch durch die allgemeine Wehrpflicht ein großer Theil der männlichen Bevölkerung auch der entlegenſten Thalzinken in eine ſehr wirkſame Schule, meiſt in Städte, geſendet worden, und zwar in einem Lebensalter, wo man das Löbliche bereits unterſcheiden, aber ſich noch aneignen kann, und in einem

durchſchnittlich auf 1380 Mill. Ellen zu 27 Mill. Gulden C.-M. Werth und die Zwirnerzeugung zu 4 Mill. Gulden C.-M. Werth geſchätzt. (Beil. z. Allg. Zeitg. v. 12. Juli 1845.)

Der eigene Verbrauch der Leinwand als Kleidungsſtoff kann durch die ſtatiſtiſchen Zollregiſter nicht leicht ermittelt werden, weil in allen Fabrikationsländern neben dem großartigen Fabrikbetriebe auch noch die Handſpinnerei einen großen Theil des Bedarfs deckt, dieſe Quantitäten in den Handel nicht kommen und der Rohſtoff in Europa überall heimiſch iſt, ſomit auch keine ſtatiſtiſchen Anhaltspunkte gegeben ſind.

Im Zollverein wird der vereinsländiſche Verbrauch von Leinenfabrikaten pro 1843 ungefähr auf 704,240 Centner geſchätzt, was ſich unter 26½ Mill. Bevölkerung auf 2,65 Pfd. für den Kopf vertheilt.[1]

Ueber den diätetiſchen Werth der leinenen Körperbedeckung wurde oben ſchon geſprochen. Der leinene Stoff hat den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit und leichter Reinigung vor allen voraus. Er iſt als Hautbedeckung überall empfehlungswerth, wo die Hautthätigkeit normal iſt, daher in der Kindheit, der Jugend, dem kräftigen Mannesalter; ſie verweichlicht nicht ſo ſehr die Haut als baumwollene und wollene Bedeckung.

Die Wolle.

Der älteſte, gebräuchlichſte und nothwendigſte Kleidungsſtoff iſt die Wolle. So alt die Geſchichte der Menſchheit, ſo alt iſt die Benutzung derſelben, anfangs als Thierhaut, dann präparirt als Filztuch, dann gewoben als Tuch und Zeug. Den Römern war die Spinnerei und Weberei ſchon bekannt; dieſe Kunſt ging aber in Europa wieder verloren und tauchte erſt im 10. Jahrhundert wieder auf, zuerſt in dem gewerbthätigen Flandern. England kultivirte bald dieſes Gewerbe, ſchützte es durch Wollausfuhrverbote und Gebote der wollenen Bekleidung, und eroberte bald den erſten Rang. Vermehrung und Veredlung der Heerden durch ſpaniſche Racen begründete die Ausdehnung der Wollenmanufakturen in Europa.

Die Ueberproduktion und die Billigkeit der baumwollenen Waaren beſchränkte einige Zeit den Verbrauch der Wollenſtoffe,

[1] Allg. Zeitg. v. 14. Okt. 1844.

bis in neuester Zeit durch technische Fortschritte diese Fabrikation ihre alte Thätigkeit wieder erhielt.

Nach einer ganz oberflächlichen Schätzung kann man die europäische Wollproduktion bei 250 Mill. Schafen und bei durchschnittlichem Jahresertrag von 2 Pfd. für ein Schaf auf 500 Mill. Pfd. anschlagen (Schiebe).

Obenan steht wieder Großbritannien; es producirt nach Porter im Jahre Rohwolle 136 Mill. Pfd., importirte 47 Mill. Pfd., exportirte 14 Mill. Pfd., verbrauchte zur Fabrikation 170 Mill. Pfd., exportirte an Wollenfabrikaten 20 Mill. Pfd. und consumirte zum eigenen Verbrauche 150 Mill. Pfd. (List). Es beschäftigt über ½ Mill. Menschen mit dieser Manufaktur. Die Wolleneinfuhr stieg von 1789 bis 1839 um das 22fache und war im letzten Jahre 585,000 Ctr.

Der Zollverein erzeugt bei 26 Mill. Schafen zu 2⅛ Pfd. Wolle Jahresertrag 57 Mill. Pfd. Wolle, exportirte mehr 2 Mill. Pfd., verbrauchte zur Fabrikation 55 Mill. Pfd., führte mehr aus an Fabrikaten 4½ Mill. Pfd., verbleibt zum eigenen Verbrauch 50 Mill. Pfd. (List und Dieterici).

Der eigene Verbrauch an Wollstoffen in Großbritannien berechnet sich nach Becher auf 4 Pfd. und nach obiger Ziffer von 150 Mill. für eigenen Verbrauch bei 27 Mill. Bevölkerung auf 5½ Pfund.

Im Zollverein berechnete sich 1834 der eigene Verbrauch auf 1,67 Zollpfund; 1839 auf 1,90 Pfd., und 1843 bei 535,243 Ctr. vereinsländischen Verbrauchs auf 2,02 Pfd., was 2,5 Ellen beträgt, wenn 25 Pfd. Stoff 32 Ellen Fabrikat entsprechen.[1]

Für die österreichische Monarchie berechnet Becher den innern Verbrauch auf 0,52 Pfd. auf den Kopf.[2]

In Frankreich berechnet sich der eigene Verbrauch bei 35 Mill.

---

[1] Allg. Zeitung vom 14. Oktober 1844.

[2] Neuere Angaben (nach Czoernig) schätzten die Wollproduktion der ganzen österreichischen Monarchie auf 70 Mill. Pfund, dazu Einfuhr fünf Mill. Pfund. Vier Fünftheile davon, also etwa 53 Mill. Pfund werden im Inlande verarbeitet. Die Ein- und Ausfuhr der verarbeiteten Wollstoffe gleich geschätzt, oder unbeachtet gelassen, kommt auf den Kopf in der Monarchie bei 36 Mill. Seelen 1,47 österr. Pfund oder 1,76 preuß. Pfund (Beil. zur Allg. Zeitung vom 18. Juli 1845).

Bevölkerung und 10,200,000 Kilogr. Fabrikaten auf 0,57 Pfd. auf den Kopf (Becher).

Der Werth der Wolle als Kleidungsſtoff iſt allbekannt. Als ſchlechter Wärme- und Elektricitätsleiter hält das Tuchgewebe die Wärme und Elektricität lange zurück und geſtattet doch wegen der Poroſität der unebenen Fläche mit vielen Spitzen eine langſame Ausſtrahlung und Ausdünſtung. Auf nackter Haut wirkt die Wolle zu reizend, erregt Schweiß, verweichlicht die Haut, iſt deßhalb nur bei torpider Haut, zu methodiſcher Schweißerregung, bei gewünſchter ſchneller Einſaugung des Schweißes angezeigt. Zur Fußbekleidung iſt es in den meiſten Fällen der paſſendſte Stoff. Als Ueberkleid hat die Wolle ihre häufigſte und nützlichſte Anwendung. Klimatiſch iſt die wollene Bekleidung beſonders bedingt durch den Grad der äußern Kälte, individuell durch den Grad der eigenen Wärmeerzeugung und die Gewohnheit. Im Norden, bei bejahrten, unthätigen, ſchwächlichen Perſonen iſt der Bedarf größer.

Wie die Viehzüchter eine Durchſchnittsformel aufſuchen zur Berechnung, wie viel Pfund Heu die Maſtung um 1 Pfd. ſteigere, ſo könnte man auch eine Formel verſuchen, wie viel Pfunde Wollebekleidung durch Verhinderung der Wärmeausſtrahlung 1 Pfd. Nahrung compenſiren.

Das Fleiſch.

Ein wichtiger Nahrungsſtoff iſt das Fleiſch. Es iſt der Repräſentant der Thiernahrung. Je mehr wir uns von dem einfachen Naturzuſtande entfernen, Bewegung und Anſtrengung des Körpers meiden, deſto nothwendiger wird uns die leichter verdauliche, condenſirte Fleiſchnahrung. In derſelben werden uns die Nährſtoffe in der reichhaltigſten Menge und in der löslichſten, gleichartigſten und vorbereitetſten Form dargeboten. In den Städten, den Centralpunkten der Kultur, iſt auch durchgängig das Fleiſchconſumo am größten. — Außerdem wirken auch noch klimatiſche und lokale Zuſtände ein. In kälteren Zonen und, was theilweiſe dem entſprechend iſt, auf Hochebenen iſt wegen geſteigerter Wärmeentziehung und Verdunſtung der organiſche Umſatz beſchleunigt, und damit auch der Bedarf der Nahrung und des Fleiſches.

Die Thiernahrung hat das Ausgezeichnete, daß ſie nicht blos ſehr ergiebig für Wärmeentwickelung iſt, ſondern daß dadurch auch der Stoffumſatz, der plaſtiſche Prozeß wegen der reichlichen Stickſtoffbeſtandtheile in derſelben Zuſammenſetzung, wie im menſchlichen Blute und Leibe, ſehr beſchleunigt wird. In dem plaſtiſchen Ernährungsprozeß, in der Stoffmetamorphoſe iſt aber die meiſte Garantie nachhaltiger Wärmeentwickelung gegeben. In der Kälte der arktiſchen Zone kann das organiſche Leben nur beſtehen bei höchſter Steigerung der Lebensprozeſſe und der Wärmeentwickelung. Dieſe werden aber durch Thiernahrung am meiſten befördert. Der Menſch kann daher allein im höchſten Norden leben, wo kein anderes organiſches Leben mehr fortkommt, weil der menſchliche Organismus ſolche Accomodation an das Klima verträgt, eine ſolche Breite der Lebensmöglichkeit hat.

Dieterici (l. c. p. 152) gibt eine ziemlich umfängliche, möglichſt genaue Statiſtik des Fleiſchverbrauches nach Ländern, Provinzen und Städten. Die ziemliche Uebereinſtimmung der durchſchnittlichen Ziffern erhöht das Vertrauen auf den Werth dieſer Statiſtik. Es iſt nur die Verzehrung des Schlachtfleiſches vom Rind, Schaf und Schwein, als allein der Berechnung mit einiger Zuverläſſigkeit fähig, in dieſe Statiſtik aufgenommen und die jedesmalige Viehgattung nach dem erfahrungsgemäß lokalen durchſchnittlichen Gewichte berechnet.

Für England, Wales und Schottland gibt er das durchſchnittliche Verzehrungsquantum des Jahres an Fleiſch auf den Kopf zu 60—70 preuß. Pfd. an, für Frankreich 30 Pfd., für Preußen 35 Pfd., für Bayern 45 Pfd., für Württemberg 38 Pfd., für Sachſen 28 Pfd., für Kurheſſen 35 Pfd., für das Großherzogthum Heſſen 35 Pfd., für Baden 33 Pfd., für Naſſau 45 Pfd. In den ökonomiſchen Neuigkeiten und Verhandlungen iſt die Fleiſchconſumtion für die öſterreichiſche Monarchie im Jahre 1837 auf 8,537,378 Ctr. berechnet oder auf den Kopf 24 Pfd., d. i. 29 preuß. Pfd.

Für die Städte gibt Dieterici eine umfaſſende und ſehr detaillirte Statiſtik des Fleiſchverbrauches aller mahl- und ſchlachtſteuerpflichtigen Städte der preußiſchen Monarchie und daraus auch Zuſammenſtellungen für die Provinzen. Das Minimum und Maximum ſchwankt zwiſchen 30 und 124 Pfd., für die

Provinzen zwiſchen 58 und 100 Pfd. auf den Kopf. — London hatte im Jahre 1835 eine Fleiſchverzehrung auf den Kopf von 163 preuß. Pfd. und Paris 1835 von 98 preuß. Pfd. Die Fleiſchconſumtion in Paris hat von 1812 nur um ein Sechstel zugenommen, während die Bevölkerung ſich faſt verdoppelte. Hier wieder die Wirkung des immer ſteigenden Octroi! Siechthum der Menſchen und Prämie auf Defraudation, phyſiſche und moraliſche Verſchlechterung ſind die Folge dieſer Steuern. (Allg. Zeitg. Nro. 205, 1841).

Ein Vergleich des Fleiſchverbrauches zwiſchen den drei größten Reſidenzen von Deutſchland, Wien, Berlin und München, wie es oben gelegentlich der Getreideſtatiſtik geſchah, wird noch auffallendere Differenzen ergeben, als bei dem Mehlverbrauche.

Wien verzehrte nach den offiziellen Conſumtions-Tabellen vom Jahre 1835:[1] Ochſen 89,893 St. zu 600 Pfd. (da ſie dort nur ſchweres Maſtvieh aus Ungarn und Gallizien haben) oder 53,937,000 Pfd., ferner Kälber 123,979 zu 50 Pfd. gerechnet = 6,188,950 Pfd., Schafe, Hämmel und Ziegen 43,135 zu 50 Pfd. = 2,156,750 Pfd. und Schweine etwa 70,000 St. zu 50 Pfd. = 3,500,000 Pfd., zuſammen 65,792,700 Pfd., was ſich bei 345,000 damaliger Bevölkerung mit Garniſon auf 190,8 Pfd. öſterr. oder 217 preuß. Pfd. auf den Kopf für das Jahr berechnet oder 0,59 Pfd. auf den Tag.

München verzehrte nach Dr. Zierl[2] 1841 auf 1000 Einwohner 220 Stück Ochſen und Kühe, 1024 Kälber, 209 Schafe und 566 Schweine, was bei Annahme von 600 Pfd. für die Maſtochſen und 300 für die Kühe oder Stiere, 55 Pfd. für das Kalb, 40 Pfd. für das Schaf und 50 Pfd. für das Schwein ſich auf den Kopf berechnet zu 199 bayer. Pfd. oder 236 preuß. Pfd. oder 0,63 Pfd. auf den Tag.

Berlin verzehrte 1839 nach Dieterici 109 Pfd. auf den Kopf oder 0,32 Pfd. auf den Tag.

Auch hier wieder, wie oben beim Getreide, der raſche Abfall

[1] Schmidl, Wien, wie es iſt. 1840, S. 17.

[2] Centralblatt des landwirthſchaftlichen Vereines für Bayern. Jahrgang 1842, S. 298.

und der gleichförmige Mehrverbrauch der Städte Wien und München gegen Berlin. Es mag in Norddeutschland dieser unverhältnißmäßige Fleischverbrauch auffallend und unglaublich erscheinen, zumal wenn man erfährt, daß in demselben Jahre in Wien noch verzehrt wurden: 81,152 St. wildes Federvieh, 1,780,855 St. zahmes Geflügel, 91,749 Hasen und 1365 Hirsche; in München 1837:[1] 58,956 Hühner, 5600 Indianen, 5374 Kapaunen, 112,746 Gänse, 46,029 Enten, 21,715 Tauben; aber wer einige Monate selbst in diesen Städten gelebt und beobachtet hat, wird diese Ziffern nicht mehr bezweifeln, die zudem aus offiziellen Listen geschöpft sind. Es gibt dieses eine neue Stütze für die Annahme, daß das Nahrungsbedürfniß und der Verbrauch für München am größten ist, wohl nur wegen der vorgetragenen lokal-klimatischen Eigenthümlichkeiten.

Auch in der Zusammenstellung des Fleischverbrauches der Zollvereinsstaaten steht Bayern oben an und Dr. Zierl kam auf ganz anderem Wege zu derselben Ziffer des Fleischverbrauches für Bayern.[2]

Die bayerischen Provinzen Franken, Schwaben, die Pfalz, Ober- und Niederbayern sind aber die höchstgelegenen des Zollvereins und participiren deßhalb an denselben klimatischen Eigenthümlichkeiten, wovon München — die höchste Stadt Deutschlands — ein so überraschendes Beispiel in der Consumtionsstatistik darstellt.

Als Resumé dieser vorgängigen Betrachtungen gelte die nachfolgende übersichtliche Darstellung der Consumtionsziffern auf den Kopf, so weit sie detaillirt aufgefunden werden konnten. Statistische Thatsachen und Ziffern erfahren erst ihre rechte Würdigung durch nahegelegten Vergleich. Alle Gewichts- und Maaßverhältnisse sind auf preußische Pfunde und Quarte reducirt.

[1] Jahrbuch der Sternwarte bei München von Lamont 1839, S. 371.
[2] Centralblatt d. landw. Vereines für Bayern 1842, S. 296.

Zu Seite 148.

Uebersicht der Schätzungen

des Jahresverbrauchs von Lebensmitteln auf den Kopf in preußischen Pfunden und Quarten berechnet.

Verzehrungsland.	Salz	Getreide	Bier	Branntwein	Wein	Thee	Kaffee	Zucker	Tabak	Baumwolle	Wolle	Fleisch.
	Pfund.	Pfund.	Quart.	Quart.	Quart.	Lth.	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Pfund.
Großbritannien und Irland	23	451	93,0	3,60	1,00	45,00	1,02	17,0	0,82	8,16	5,63	—
England und Wales	—	—	132,0	3,7	13,00	—	1,37	24,0	1,00	—	—	65
Schottland	—	—	—	10,0	0,80	—	1,37	24,0	1,00	—	—	65
Irland	—	—	—	5,0	0,40	—	—	5,0	0,63	—	—	—
Rußland	—	800	—	—	—	—	—	1,5	0,26	—	—	—
Frankreich	16	—	9,7	1,7	90,0	2,56	1,29	7,0	1,06	3,19	0,62	30
Holland	—	—	—	—	—	35,10	—	17,0	—	—	—	—
Dänischer Staat	—	600	—	12,0	—	8,00	4,00	5,5	1,32	—	—	—
Zollverein	—	—	—	—	10,0	0,32	2,76	—	3,00	2,21	2,02	—
Preußen	15½	328	14,0	14,0	2,0	6,40	3,26	6,0	3,00	—	—	35
Bayern	19½	451	138,0	5,0	—	0,05	1,17	3,0	—	—	—	45
Sachsen	—	328	49,0	6,0	—	0,32	2,43	—	—	—	—	28
Württemberg	—	492	92,0	2,0	—	0,05	1,24	—	—	—	—	38
Baden	20	471	14,0	4,0	—	0,12	1,37	—	—	—	—	31
Großherzogthum Hessen	—	328	12,0	5,0	—	—	3,05	—	—	—	—	35
Kurhessen	—	328	—	11,0	—	—	3,80	—	—	—	—	35
Thüringen	—	410	36,0	6,0	—	—	3,46	—	—	—	—	—
Die kleinern Staaten mit Frankfurt a. M.		410	—	—	—	—	4,83	—	—	—	—	—
Hannover	—	—	—	16	—	—	—	3,0	—	—	—	—
Oesterr. Monarchie a. innerhalb des Zollverbands	9½	291	—	—	—	3,31	—	2,5	—	0,73	0,56	29
b. außerhalb d. Zollverbands	—	492	—	—	—	—	—	2,0	—	0,47	—	29
London	—	—	180,0	30,0	20,0	—	—	—	—	—	—	163
Paris	—	—	—	3,0	70,0	—	—	—	—	—	—	98
Wien	—	344	65,0	1,0	50,0	—	—	—	—	—	—	217
Berlin	—	280	26,0	22,0	—	—	—	—	—	—	—	169
München	—	369	510,0	—	—	—	—	—	—	—	—	236

Das Volksſchriftenweſen

und der

allgemeine deutſche Volksſchriftenverein.

Eine gewiſſe Doſis ächten oder erkünſtelten Gefühls war einſt die nothwendige Beigabe, welche jedes gutgemeinte Wort ſchmackhaft, jede gute Abſicht erfolgreich machen mußte. Die heutige Welt iſt dagegen aus lauter an ſich vortrefflichem Streben nach innerer und äußerer Wahrheit ſo mißtrauiſch geworden, daß ſie durchgehends meint, wenn ihr irgend eine Sache mit etwas zu viel Geſchrei und zu warmen Geſtikulationen in den Weg geſtellt wird, man wolle die Blicke Aller nur deßhalb auf die Sache ziehen, damit man den bemerke, der ſie herbeibrachte und anprieſ. Ein ſolches Mißtrauen reicht aber ſchon hin, um auf dem beſtbeſtellten Acker Diſteln wachſen zu laſſen. Dieſe Bemerkung gehört mit zu den erſten Erfahrungen, die man auf dem dornigen Pfade des öffentlichen Lebens zu machen ſich gegenwärtig gemüßigt ſieht. Weil nun Referent mit ſeiner Rede nicht nur Intereſſe für ſeine Angelegenheit wecken, ſondern (durch das jetzt übliche Wiederholen derſelben Sentenz an recht vielen Stellen immer mit andern Worten) ſogar eine praktiſche Wirkung hervorbringen möchte, ſo wagt er nur mit anſtändigem Enthuſiasmus, wie Goethe ſagt, die Aeußerung, daß er die Volksſchriftenſache für eine der allerwichtigſten für unſer gegenwärtiges Streben nach innerem Fortſchritte unſeres nationalen Lebens hält. Er wird am wenigſten die Vortrefflichkeit der

Berufe, in welchem Reinlichkeit, Ordnung und Aufmerksamkeit auf sich selbst befohlen und gehandhabt wird. Die Zahl derer hat auffallend zugenommen, welche sich nicht mehr in die bäuerliche Landestracht kleiden, oder diese wenigstens sich bequemer und zweckmäßiger zuschneiden. Sogar die Bauermädchen ändern, moderniſiren und verschönern die altmütterlichen Kleidungen vielfältig, und thun wohl daran; wogegen die Städterinnen des Mittelstandes ihr Intereſſe mißverstehen, wenn ſie da und dort ſich zu viel von der altherkömmlichen charakteriſtiſchen Tracht entfernen. Denn dieſe kleidet ſie durch geſchmackvolle Beſchränkung auf wohlhabende Mittelmäßigkeit beſonders gut, wofür die Riegelhauben zu München und Linz und die Filzhüte von Inſpruck angeführt werden können.

Zu den erfreulichen Folgen des Zollvereins möchte ebenfalls zu rechnen ſeyn, daß durch Verſendung des bayriſchen Biers in weite Ferne die ſo unverantwortlich vernachläſſigte Brauerei des nördlichen Deutſchlands endlich ſich ernſtlich verbeſſern muß, daß der in Bremen verfertigte Franzwein dem ächten Rebenſafte vom Rhein und von der Moſel wird weichen müſſen. Wir erwarten mehr vom vermehrten Verkehre als von allen Mäßigkeitsvereinen das Verſchwinden des Uebelſtandes, daß der Fuſel das tägliche und gewöhnliche Getränke des gemeinen Volks in Norddeutſchland iſt. Vielleicht wird in Zukunft nicht weniger Zeit in den Schenken vergeudet werden, aber Geſundheit und Sittlichkeit werden minder darunter leiden.

Bereits haben ſich die Gaſthöfe in Gegenden, wo man ſie ſonſt am Wenigſten loben konnte, auffallend gebeſſert; bereits befleißigen ſie ſich größerer Reinlichkeit, geräumigerer Betten, und wenn nicht reichlicherer, doch geſunderer und wohlſchmeckenderer Tafel. Der Reiſende tritt reinlicher und geſchonter auf, nun, da er mit kleinem Felleiſen, Nachtſack und Hutſchachtel quer durch Europa reist, als ſonſt, da er wie ein Nomade eine halbe Haushaltung mit ſich führen mußte, um die gewohnten Bedürfniſſe nur einigermaßen befriedigen, das unterwegs Verdorbene wieder erſetzen zu können. Kurz, das Verkehrsleben verhält ſich jetzt gegen das vormalige ungefähr wie eine Cigarre zu einer Pfeife.

Neben den bequemeren, daher häufigeren und beſſer benützten Reiſen ſind hier die Bäder zu nennen, deren Beſuch von Jahr zu Jahr zunimmt. Wenn es ſehr erfreulich iſt, den alten guten

Repräsentations-, Colonisations-, Zoll-, Schul-, Ackerbau- und Industrie-, Gemeinde-, und Kirchenwesens-Verbesserungen, mit denen sich jetzt alle Welt trägt, in Abrede stellen. Allein das Schiboleth, an dem sich die Besseren (so zu nennen wegen ihrer größeren theoretischen Tiefe und praktischen Anstelligkeit; im Mittelalter sagte man nur: gute Leute) erkennen, ist doch unstreitig, daß sie, so verschiedenartig sie bessern und helfen möchten, doch darin übereinstimmen, die bessere Zukunft müßte nicht eine par ordre du roi gemachte, sondern durch innere Heranbildung und eigene Ueberzeugung der betreffenden Personen sich selbst machende seyn. Wenn Ref. nun den Begriff des Volksschriftenthums so erweitert zu sehen wünscht, daß alles, welches dem eben genannten Zwecke dient, dahin gehört, so darf er die Sache, zu deren Advokaten er sich aufwirft, gewiß einen Augenblick ganz in den Vordergrund stellen. Eine wie schöne Wirksamkeit der Volksschriftsteller bei allen Verbesserungen dadurch erlangen könnte, wenn er sich auch nur die Aufgabe stellte, die über den Erfolg der Sache oft am meisten entscheidenden ersten Vermittelungs- und Uebergangsglieder zu liefern, davon ist das nächstliegende Beispiel das Volksschulwesen. Man wird hier nimmer ein bedeutendes Ziel erreichen (welches sich nicht in statistischen Notizen ausdrücken läßt, wie so und so viele Schulmeister sind im Lande, so und so viel Soldaten können lesen und so viel haben niedere Dienstprüfungen bestanden), wenn man nicht anfängt, durch eine ausgedehnte, nur hierauf gerichtete Literatur dahin zu arbeiten, daß auch denen, welche schon der Schule entwachsen sind, zunächst etwas von der neuen Bildung zukommt, und somit ein inneres, sonst auf keine Weise zu erzweckendes Interesse für dieselbe erwächst; denn sie müssen sich zu mancher materiellen Aufopferung an Geld, an Arbeitszeit ihrer Kinder und Dienstleute verstehen. Zweitens müßten Volksschriften bewirken, daß der beim besten Willen anfänglich natürlich mangelhafte höhere Volksunterricht in den Schülern, nachdem sie die Schule verlassen haben, erhalten und erweitert würde, damit ein offenbar schlechter Erfolg nicht gleich anfangs die Sache in Mißkredit bringt.

Aber auch mancher grundgelehrte Pfarrer und Seminardirektor — deren anhaltendes Mitwirken ja natürlich die Hauptsache

ist — müßte durch Volksschriften erst erfahren, daß ein guter Volksunterricht weder allein in einer möglichst großen Fertigkeit im Rechnen, Lesen, Schreiben u. s. w., aber noch weniger darin besteht, daß man einzelne Brocken aus höheren Wissenschaften, welche theils gar nicht, theils nicht in diesem Zusammenhange hierher gehören, den Leuten einprägt, damit sie im Examen glänzen können.

So haben wir zugleich mit diesem Beispiele auch schon angedeutet, wie wir das Volksschriftenthum über das ganze Volk verbreitet und wie wir Repräsentanten aller Stände bei einer für alle Stände bestimmten, aber neben höchst mannigfacher Form nur durch die gemeinsame Tendenz übereinstimmenden Literatur beschäftigt sehen möchten. Es gibt einen letzten Kern auch der höchsten, der speziellsten, der abstraktesten Wissenschaften, welcher, überall nur in der rechten Form verbreitet, die gesundeste, ja für ein inneres Wachsthum eigentlich unentbehrliche geistige Speise in allen Ständen ist. Die Erwerbung einer unendlich reichen und gediegenen Masse von diesem Kerne geistiger Bildung ist der Nationalschatz des deutschen Volkes, um dessen willen wir weder dem Engländer sein Geld, noch dem Franzosen seinen Ruhm, noch dem Amerikaner seine Freiheit beneiden dürfen. Die höchste industrielle Aufgabe der Gegenwart ist nun, dieses köstliche Bergwerk auf die rechte Weise zu bearbeiten, ehe es durch das eindringende Wasser einer geistlosen, rein materiellen, nur Wissens-Aufklärerei ersäuft —, das lautere Gold an's Tageslicht zu schaffen und droben zu überall vollgültiger Münze umzuformen. Durch die richtige Vertheilung unseres Nationalschatzes sollen die Leute aller Stände (und die höchsten können diese Art von Bildung fast am meisten brauchen) hochwüchsiger und zugleich freier in ihrer Bewegung werden, indem ihr Geist im ganzen Stück, ihre Persönlichkeit höher, edler ausgebildet wird, durch Klarheit über sich selbst, wie über die einfachen religiösen Grundlagen ihres Wesens, wie über den weiten nationalen Wirkungskreis, den jeder hat, der Dorfschulze, wie der Minister; denn es kostet gleichviel Zeit und Mühe in Amerika Einen Morgen Landes zuerst urbar zu machen und in Europa 40 Morgen alten Landes zu bebauen.

Die Wirkungen, welche die Volksschriften in den höheren Regionen der Gesellschaft haben sollen, sind äußerlich aber sehr verschieden von ihrer Wirksamkeit nach unten, trotz jener durchgehenden Tendenz. Früher waren die theoretischen und praktischen Wissenschaften eng mit einander verbunden, dann waren sie lange Zeit überall noch in Einer Hand; jetzt sind sie nicht nur getrennt, sondern für immer speziellere Richtungen finden sich immer mehr besondere Repräsentanten. Dieses eben sowohl, wie die immer feinere Zerspaltung der Geschäfte des öffentlichen Lebens muß die Glieder der höheren Stände, wie ihre Wissenschaften und Betriebe immer mehr dem Nationalleben entfremden. So sehr aber Jemand auch von der Richtigkeit des heutigen Geschäfts- und Wissenschaftsprinzips überzeugt seyn mag: daß ein Mensch es desto weiter brächte, je mehr Besonderem er seine ganze Kraft widmet, so ist doch nicht zu verkennen, welcher chinesisch-abstrakten Verknöcherung hier Wissenschaft und Kunst, Staats-, Rechts- und Religionsleben ausgesetzt sind, und daß in der nothwendig bald nachfolgenden praktischen Unbehelfenheit ein Hauptgrund des Mangels an warmer Thatkraft unserer sonst so maximenreichen Zeit liegt. Ganz ähnliche Wirkungen hat auch der Umstand, daß die Eisenbahnen, die Industrie, das Centralisationsstreben der immer umfangreicher werdenden Staaten die Entstehung und das Anwachsen großer Städte, als fast alleinigen Sammelplatz aller Gebildeten, aller Repräsentanten des Zeitgeistes begünstigen. Die Volksschriften sollen daher zunächst für die höheren Stände durch wahre, warme, poetische und wissenschaftliche Darstellungen das Verständniß, wie das Interesse für das Leben der unteren Stände wach erhalten. Hierin läge eine Hauptgarantie für die Bewahrung des Nationalcharakters in diesen Regionen, so bliebe am ersten das politische Leben national, die Kirche undogmatisch, das Recht billig und anerkannt, die Geschichte praktisch, die Philosophie historisch und Kunst und Realwissenschaften voll unmittelbarster Wirksamkeit auf das geistige und materielle Leben des Volkes. Die Chinesen würden viel bessere Bilder malen, wenn ihr Kaiser nicht auch ein Examen machen müßte, und sie hätten den Frieden von Nanking nicht zu unterzeichnen brauchen, wenn sie statt der Lehre von den 32 Kuw, oder bedeutungsvollen Strichen auf dem Rücken

der heiligen Schildkröte die wissenschaftlichen Prinzipien der Pulverbereitung und des Festungsbaues weiter verfolgt hätten. Sie sind aber so öde wissenschaftlich, weil sie nur wissenschaftlich sind, und hierzu mußten sie kommen, weil das vom geistigen Leben des Volks isolirte und unbeachtete untere Volksleben ganz erstarb (wie wir dasselbe auch in Europa in Starrheit, den Vorboten des Todes, übergehen sehen, wo die höheren Stände einer fremden Nationalität angehören, wie z. B. in Irland, im Elsaß). Dies führt uns auf die Wirkungen des Volksschriftenwesens nach unten, auf die Früchte der so gewonnenen Theilnahme der höheren Stände für die unteren, der so erzielten Lebendigkeit und praktischen Brauchbarkeit der Wissenschaften. Aber es läßt sich, wo wie hier eine so weitläuftige Deduktion nicht gestattet ist, fast nur an Beispielen darthun, welcher Kern von Philosophie und Geschichte, Jurisprudenz und Medicin, Politik und Dogmatik für das niedere Volk passend und in welcher Form es für dasselbe eine eben so willkommene, als nahrsame geistige Speise seyn würde.

Wir behalten uns daher vor, einige Winke hierüber bei Beurtheilung der bisherigen Volksschriften zu geben. Die Quintessenz der geistigen Bildung jener Stände, welche in ihrem Leben die innere Entwickelung des Volksgeistes am reinsten, aber auch am abstraktesten darstellen (oder wenigstens darstellen sollen), sie wird am einfachsten und natürlichsten in Lehre und Beispiel durch einen gesunden Mittelstand den unteren Ständen mitgetheilt, sobald die höchsten Stände dafür sorgen, daß die approbirten Resultate ihres geistigen Strebens hier alsbald in Fleisch und Blut der Nation übergehen, und der Versuch, ob sie sogleich diese praktischen Früchte tragen können, ist meist die sicherste und unparteiischste Probe, ob jene Erwerbungen wirklich Werth haben. Neben den schon erwähnten Volksschriften für die höchsten Stände und für die untersten Stände, müssen wir demnach auch drittens welche für den Mittelstand fordern; denn wenn auch hier das Beste zur Verdrängung der jetzt namentlich in diesen Regionen so weit verbreiteten seichten Aufklärung durch eine gesündere Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse im Gemeinde-, Gewerbs- und Ackerbau-Wesen geschehen müßte, so ist auch hier die selbstständige Bewegung, innerhalb der neuen

Institutionen, die Hinwegräumung der bedeutendsten Hindernisse, welche denselben entgegenstehen, wie die Garantie ihrer lebendigen Fortdauer in der Zukunft nur durch Volksschriften zu erreichen.

Auf den Grund dieser ziemlich weitläuftigen und doch für die Wichtigkeit der Sache viel zu kurzen Auseinandersetzung, fordern wir nun alle unsere Compatrioten aller Lebenssphären, welche Kraft und Neigung dazu in sich fühlen, zur allmähligen Anbahnung eines allgemeinen deutschen Volksschriftenvereines auf. Die Wirksamkeit desselben würde sich nach Obigem in drei verschiedenen Richtungen auf das ganze Volk ausdehnen. Alle die vielen, welche heutzutage tüchtige volksthümliche Verbesserungen unseres Staats-, Kirchen-, Schul-, Privatlebens zu befördern, als einen Hauptzweck ihres Lebens ansehen, alle diese müßten zunächst den Verein unterstützen, denn er könnte wiederum auch all ihren Bestrebungen behülflich seyn. Außerdem wäre ein Hauptgesichtspunkt, daß man sich nach dem Muster der Engländer nicht nur Ausarbeitung und Druck guter Volksbücher, sondern auch eine möglichst ausgedehnte und zweckdienliche Verbreitung derselben zur Aufgabe machte. Endlich müßte eine Reihe von Koryphäen des Volks an der Spitze des Vereins für Volk und Fürsten die Gewähr leisten, daß wirklich Gediegenes so verbreitet und auch hinreichende materielle Mittel ganz uneigennützig in Bewegung gesetzt würden. Jetzt ein paar Worte über das sogenannte Populariſiren der Wissenschaft und über die Auswahl der Männer, welche wir uns so als Erzieher und Lehrer ihres ganzen Volkes denken, und dann eine kurze Uebersicht des in neuester Zeit für Volksschriftstellerei Geleisteten und dessen, was davon als schon brauchbare Elemente für eine neue Organisation dieser Art von Volksbildung verwendbar seyn dürfte.

Bisher waren es besonders drei Ursachen, welche das Volksschriftenthum ins Leben riefen und zum Theil bis zu der gegenwärtigen ansehnlichen quantitativen Ausdehnung brachten. Erstens der Streit der philosophisch gebildeten Philanthropen aus Kants und Pestalozzi's Schule mit den Pietisten aller Schattirungen um die Seelen, namentlich der Landbewohner. Hier schrieben anfangs Pfarrer, Schulmeister u. s. w. moralische

Geschichten voll Langerweile und meist dem Missionsleben entnommener Beispiele frommen Lebenswandels voll Rührung und affektirter Kindlichkeit. Einen weit größeren Aufschwung nahm aber die Sache später, als der Anlauf zur Volksbildung, den man seit der Revolution nahm, so weit geführt hatte, daß z. B. selbst der künftige Handwerker ein paar Klassen in eigentlichen höheren Schulen, oder doch wenigstens die Sonntagsschule besuchte. Wenn die weitere Verbreitung der Fertigkeit im Rechnen, Lesen, Schreiben gewiß sehr ersprießlich war und überhaupt die Leute weckte, so war das Ganze doch noch so wenig in sich organisirt und mit dem Leben selbst in rechten Zusammenhang gebracht, daß in Bezug auf die anderen Wissensfächer von der geistigen Nahrung zu viel zum Verhungern und zu wenig zum Leben ausgetheilt und leider fast gar nicht auf Heranbildung einer gesunden religiös-politischen Gesinnung, wie auf solche Verbreitung solcher naturwissenschaftlicher Kenntnisse Rücksicht genommen wurde, welche unmittelbar zu einem künftigen praktischen Verständnisse der mechanischen Erfindungen, der neuen Gewerbsbetriebe u. s. w., unserer Zeit geführt hätten. So entstand in allen Regionen des Mittelstandes ein großer Hunger nach Wissen, aber eigentlich nur nach demjenigen Wissen, mit welchem man vor Standesgenossen glänzen, ja höher Gebildeten sich scheinbar durch ein paar in das Gespräch verflochtene Brocken gleichstellen konnte. Als nun buchhändlerischer Spekulationsgeist anfing diese reiche Fundgrube auszubeuten, fand er sich gleich sehr von der Buchdruck- und Holzschneide-Kunst, wie von der Menge arbeitsuchender Hände unterstützt, welche ihm die in neuerer Zeit aus den bekannten mannigfachen Gründen zu dieser ungewöhnlichen Ausdehnung angewachsene Zunft der Literaten entgegenstreckte. Lange Zeit wurde nun viel Geld verdient und wenig wahre Bildung und Kenntnisse verbreitet durch die populären Schriften über Geographie und Thierarzneikunde, Geschichte, Astronomie und wer weiß was alles. Möglichst leichtfertig wurden aus den betreffenden Werken oder aus Encyclopädien Auszüge gemacht, die, ohne eine Ahnung von dem innern Leben dieser Wissenschaften und ihrer Wirksamkeit im großen Ganzen der Wissenschaft und des Lebens zu geben, eine Fülle von Kunstausdrücken, Namen, statistischen Notizen u. s. w. zeigten, welche

meist die Verfasser dieser Schriften eben so wenig verstanden, als die Leser. Waren vielversprechende Titel und saubere Bilder doch die Hauptsache, denn allerlei Kunstgriffe, die man dabei anwandte, zeigten von vornherein, daß die Buchhändler darauf rechneten, ihr Buch könne und werde nur so lange gut gehen, als es noch nicht in Jedermanns Hand nach seinem wahren Werthe beurtheilt werden konnte. Die Leser waren hiermit noch am ersten zufrieden, da sie, wie gesagt, nur Notizchen und Miscellen begehrten, wenigstens auch beim besten Willen zum Lernen nicht beurtheilen konnten, wie viel und wie leicht die Wissenschaft ihnen gründlich nützen könnte, wenn sie gewollt hätte. Daher war es weniger das ausgesprochene Verlangen des betreffenden Publikums nach besserer Kost, welches allmählig ein bedeutenderes geistiges Element in die Volksschriften brachte. Einzelne Buchhändler versuchten vielmehr endlich, was sie längst gesollt hätten, ob sich nicht durch größere Gediegenheit der Schriften der höchst bedenklichen Concurrenz steuern ließe, und die Einträglichkeit dieser Pfennigsliteratur mit den Riesenauflagen machte möglich, daß man den exclusiven deutschen Gelehrtenstolz mit der einzigen Waffe bestürmen konnte, vor der sich diese Festung ergibt, nämlich mit unerhört großen Honoraren. Während die gelehrtesten Werke nur 2 bis 4 Louisdor für den Druckbogen brachten, honorirte man hier gute Namen für Arbeiten, die sich in Feierstunden oder durch Schülerhand machen ließen, mit 10 bis 12 Louisdor. Womit wir durchaus nicht in Abrede gestellt haben wollen, daß das im Zeitgeist liegende allgemeine Interesse für das Volk auch das seinige that, wie denn das Leben des letztern als Abbild ursprünglicher Menschlichkeit und später als reinster Typus des Volksthümlichen auch von den Künstlern mehr als je zum Suiet ihrer malerischen, rednerischen u. s. w. Produktionen gewählt wurde. Mehr noch als diese Werke, welche trotz des nicht seltenen Prunkens mit „Popularität und Zeitgemäßheit" doch im Durchschnitte nur den Speculationsgeist zum Vater und eine Ahnung von einem längst gefühlten Bedürfnisse zur Mutter hatten, verdanken die täglich sich mehrenden Volksschriften-Vereine jener Sympathie für das Volk ihre Entstehung und die Einsicht, daß eine gründliche Bildung desselben, als

Gegengewicht der immer mehr hierher sich ziehenden Halbbildung (Tegnèr und Geyer über die Bauern der skandinavischen Königreiche), eine Hauptaufgabe jedes Volksfreundes sey.

Trotz des mannigfachsten Mißbrauches von Seiten aller Betheiligten wird nun alles das Genannte zu herrlichen Bausteinen für einen deutschen Nationaltempel, der größer und wichtiger und schöner ist, als der Kölner Dom, wenn man dem Ganzen durch eine richtige Organisation den rechten Geist einhauchen und zugleich die ausgedehnteste Wirksamkeit desselben möglich machen könnte. Das Haupterforderniß für ein glückliches Gelingen dieses Planes wäre aber, daß die ersten Männer in Wissenschaft und Kunst es nicht unter ihrer Würde fänden, hier mitzuwirken, denn nur sie könnten wahre populäre Darstellungen ihrer Wissenschaften geben, wenn sie nämlich, außerdem daß sie ihre besondere Wissenschaft ganz beherrschen, zugleich auch Klarheit behalten haben über den Punkt, wo diese Wissenschaft aus dem allgemeinen Leben hervorsprießt und wo ihre letzten Wirkungen wieder in dasselbe zurückfließen, wie sich auch in dieser besonderen menschlichen Geistesthätigkeit der allgemeine Fortschritt abspiegelt u. dgl. m. Außerdem müssen sie das Volk und insbesondere die Klasse desselben, für welche sie schreiben wollen, aus Erfahrung nach allen seinen Bedürfnissen kennen und zugleich die Gabe haben, für diesen Leserkreis nicht nur verständlich, sondern auch interessant zu bleiben. Da nun die Vereinigung aller dieser Eigenschaften in einer Person für den Anfang gewiß nicht sehr häufig seyn würde, so müßten theils oft bei einzelnen Arbeiten mehrere uneigennützig zusammenwirken, theils müßte man bei manchen, denen die Hauptsache zu Gebote steht, das andere nach und nach wecken. Deßhalb haben wir eben auch von Volksschriften selbst für manche Glieder der höchsten Stände gesprochen, etwa ähnlich den mit Recht vielgelesenen Auerbach'schen Dorfgeschichten; nur müßten sie noch mehr das innere Leben, die eigenthümliche Denk- und Fühlweise, die gegenwärtigen Mängel und Vorzüge des Volkes in den einzelnen Distrikten enthüllen.

Auf die richtige Weise behandelt, müßte dieses Populariſiren der Wissenschaft, statt sie zu verflachen und ihre innere Entwicklung zu hemmen, vielmehr die Behandlung derselben auf eine höchst

ersprießliche Weise lebendiger, praktischer machen und zugleich namentlich für jüngere Gelehrte eine nicht unbedeutende Quelle äußerer Hülfsmittel werden. Für den Mittelstand müßte diese Volksbildung so weit reichen, daß er mit einem durch historische Darstellungen gesund gestimmten Sinne die religiös-politischen Lebensbewegungen, die ihn immer mehr umgeben und gerade ihn vor allen andern in eine immer schiefere Stellung bringen, verstehen und zu ihrer besseren Gestaltung von seinem Standpunkte aus selbstthätig mitwirken könnte. Nicht minder wichtig und demselben Zwecke dienlich ist aber auch, daß er so viel von den Realkenntnissen habe, um die mechanischen Mächte, welche jetzt die Grundfesten des geselligen und gewerblichen Lebens erschüttern, im Allgemeinen zu verstehen, und das, was davon dem Lebensbetriebe des Einzelnen besonders nahe läge, so gründlich begriffe, daß z. B. Jeder, welchen industriellen Zweig er betreiben mag, die wissenschaftlichen Principien der dabei zunächst ins Spiel kommenden Naturkräfte durchschaute. Für die untersten Volksklassen muß alles Wissen nur durch seinen letzten Zweck, die Bildung der Gesinnung, bedingt und nach demselben geformt seyn. Für sie werden nur die Begabtesten, Tiefsten schreiben können, und eigentlich nur solche, denen, weil sie ähnlichen Lebenssphären entstammt sind, das Wesen dieses Theiles der menschlichen Gesellschaft in dem poetischen Lichte einer Jugenderinnerung vorschwebt. Was und wie man für die untersten Stände schreiben soll, läßt sich am besten aus den Büchern abnehmen, die vor Jahrhunderten für diese Leute geschrieben, auch jetzt noch ihre Lieblingslektüre sind: phantasievolle, dem Leben der höheren Stände entnommene Schilderungen, in denen ihre Genossen nur als glückliche Provenus vorkommen, mit starken, aber nicht raffinirten Leidenschaften und mit einer harten, oft grausamen, aber unbeugsamen Gerechtigkeit am Schlusse. Es gibt nichts Langweiligeres für den Bauer, als die Geschichte von Hans und Grethe, wie sie unter der Linde tanzen und voll Sparsamkeit darben, und sich endlich ein Schwein kaufen, und nicht ins Wirthshaus gehen, und überhaupt eben so tugendhaft als arm sind und bleiben. Der Bauer, der Taglöhner lebt in ganz Deutschland von Speck, Kartoffeln und Hoffnung.

Ein Hauptaugenmerk wäre für unsern Leserkreis auch darauf

zu richten, daß den Leuten, welche wegen zu großer Entfernung von der Stadt oder aus leicht erklärlicher Scheu vor den Buchhandlungen (wie denn noch sehr wenige von ihnen wissen, daß man in jeder Buchhandlung jedes Buch zu festen Preisen und solche Volksbücher meist sogar billiger als von den Jahrmarktsantiquaren kaufen kann), bis jetzt namentlich von den durch buchhändlerische Spekulation erzeugten Volksbüchern sehr wenig zu sehen kriegten, künftig durch Vermittlung der Dorfschulzen, Obermeister und Unteroffiziere Volksbücher in rechter Auswahl und zu billigsten Preisen zugeführt würden.

Wenn wir nun die hauptsächlichsten der im verflossenen Jahre durch den Buchhandel verbreiteten Volksschriften die Revue passiren lassen und dabei, wie gesagt, uns umschauen wollen, was sich etwa schon an tüchtigem Material für eine künftige Organisation des Volksschriftenwesens nach einer der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Idee vorfinden möchte, so darf uns doch natürlich dieser Gesichtspunkt nicht bei der Beurtheilung im Allgemeinen bestimmen. Die Buchhändler konnten nicht auf das gefahrvolle Experiment ausgehen, sich ihr Publikum erst zu erziehen, und andererseits würde man es als Schacherei verschrieen haben, wenn sie etwa durch Colporteure in Stadt und Land nach Absatz bei den untersten Volksklassen gestrebt hätten. Sie mußten sich daher dem im Ganzen schlechten Geschmacke ihres Publikums, nämlich des leselustigsten, d. i. des verbildetsten Theils der Mittelstände, fügen, und die Schriftsteller mußten sich den Buchhändlern fügen, namentlich auch, weil bei dem schlechten Exterieur, welches dieser Literaturzweig so behalten mußte, Schriftsteller von höherer Stellung, Bildung und Talent, welche, durch ihren Namen anziehend, dasselbe allmählig an eine bessere Kost hätten gewöhnen können, sich bis jetzt nur sehr ausnahmsweise in den Reihen der Volksschriftsteller sehen ließen. Schöne Bilder, illustrirte Belehrungen in meist sehr kurzen, den alten Realencyklopädien entnommenen Notizen über die Wunder der Natur, des menschlichen Körpers und der Mechanik, dann wieder über radikale Declamationen von religiöser und politischer Freiheit, nüchterne Moral mit Beispielen aus der Weltgeschichte, dergleichen „Zog" bis jetzt am besten. Wenn wir daher auch jeden noch so verstohlen mit durchschleichenden Keim des Besseren

Gebrauch der Waſchbäder mit dem alten Wohlſtande zugleich wieder aufleben zu ſehen, ſo iſt dagegen der Beſuch der Bäder und Geſundbrunnen in der Ausdehnung, in welcher wir ihn jetzt erblicken, vollkommen neu. Er paßt trefflich zu der in Deutſchland ſo häufigen mäßigen Wohlhabenheit, welche es noch nicht bis zu Erwerbung eines eigenthümlichen Landſitzes gebracht hat, und für die Abneigung, im eigenen Hauſe den Gaſtwirth zu machen, während man doch gerne der Freiheit des Landlebens genießen, andere Geſichter ſehen, Bergluft athmen, und überhaupt den Sommer genießen möchte, welcher im Norden ſo kurz iſt und ſo ſchnell vorübereilt. Die Villeggiatura des Italieners iſt hier durch gebotene Sparſamkeit, und Modifikation durch klimatiſche Verhältniſſe, abgeſchattet wiedergegeben. So weit in die Mittelmäßigkeit der Lage herab, als bei Jenen es zum Landaufenthalt reicht, treibt es den Deutſchen in Bäder und Geſundbrunnen. Dieſe verdankten ihren Ruf der Heilung der Kranken; Sieche folgten bald, und wegen dieſer wurde erweitert, verſchönert und an einige Ergötzlichkeit gedacht, wodurch denn die Luxusgäſte herbeigezogen wurden, durch deren Vorherrſchen das Badeleben vorzugsweiſe anmuthig wird. Gewöhnlich beſtehen in kleinen Kurorten Rahmen von alteingewohnten Beſuchern und Badkönigen, welche dem Leben der übrigen Badegäſte, ihren Beluſtigungen und dem geſellſchaftlichen Beiſammenſeyn eine gar angenehme Poſitivität verleihen. Durch dieſe wird ſogar angewohnte Philiſterei mit großweltlichen vorübergehenden Verhältniſſen vermittelt. An dieſe Badefahrt knüpft ſich ſo manche erheiternde Epiſode des ernſten Altaglebens, als Eheſtiftungen, Wiederſehen alter Bekannten, wohl auch Vollendung literariſcher Arbeiten, welche den Berufsarbeiten ewig hätten nachſtehen müſſen, wenn man ſich nicht losgeriſſen hätte von dem täglich neu belaſtenden Schreibtiſche.

Ihrem Weſen nach ſind jedoch Brunnen ungleich geſelliger als Bäder. Jene vereinigen durch die obligate Morgenpromenade, dieſe ſondern in enge (oft nur zu enge) Badezellen; beide aber haben ihre goldene Mittelzahl der Beſuchenden, die, welche Auswahl des näheren Umgangs möglich, kaſtenweiſe Abſonderung dagegen unmöglich macht.

Zu den herkömmlichen Beluſtigungen der Gäſte, wenn dieſe ſehr zahlreich zu ſeyn pflegen, gehört häufig das öffentliche

hervorheben werden, so sind für die wahre Zukunft der Volksschriftstellerei eigentlich bis jetzt doch nur äußerliche Hülfsmittel vorhanden. Die Hoffnung, daß bei einer Nobilitirung des ganzen Literaturzweiges, wenn diese Art von Volkserziehung erst praktisch allgemein als eine höchst wichtige Nationalsache anerkannt ist, auch der Geist nicht ausbleiben werde, um dieses reiche Material gehörig zu durchdringen und zu formen, diese Hoffnung stützt sich bei uns namentlich auf die Richtung, welche unser Gelehrtenwesen in neuerer Zeit genommen hat. Die Thatsache, wie sehr die falsche Ostentation mit der Erudition, kurz das ganze Magisterwesen in Mißkredit gerathen ist, wie gerade der höhere geistige Impuls seit Anfang des Jahrhunderts dahin geführt hat, die Wissenschaft selbst in ihren sublimsten Erscheinungen praktischer, volksthümlicher und in der Form naiver, ja meist auch schöner zu machen, das alles ist zu bekannt, als daß wir noch besonders an die Vorlesungen vor einem gemischten Publikum, an die vom Citatenwust gereinigten, oft direkt für ein größeres Publikum geschriebenen Werke unserer ersten Gelehrten, ja an das Vorherrschen der historischen und Realwissenschaften und an das Ueberwiegen der historischen und realen Seite auch der abstraktesten Wissenschaften besonders zu erinnern brauchten. Darauf beruhen die schönsten Hoffnungen für die Wissenschaft, wie für das Leben, daß es nicht mehr so gar viel weiterer Heranbildung des Publikums und Entgegenkommens von Seiten der Gelehrten bedürfe, damit z. B. dieselben Leute, welche bis jetzt Van der Velde's und Tromlitz' sogenannte historische Romane mit Begier verschlungen haben, anfangs mit gleichem und zuletzt natürlich mit tausendmal mehr Behagen Ranke's und Dahlmanns historische Schriften lesen, und daß die Verehrer von Bulwers letzten Tagen von Pompeji durch eine Bearbeitung des reichen Materials in Becker's Charikles und Gallus von der gewandten Hand eines zeitgemäßen Barthelemy zu der Einsicht kommen werden, ein Besuch in Herkulanum bedinge noch lange nicht eine wahre Anschauung des antiken Lebens. Was andererseits die Realwissenschaften betrifft, so haben die vielen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gemachten neuen Erfindungen so sehr die Aufmerksamkeit erregt und Real-, Gewerbs- und Sonntagsschulen so viel allgemeines Verständniß verbreitet, daß namentlich die

Leute, denen durch ihr Geschäft manche Prinzipien besonders interessant oder gar als Experiment anschaulich wurden, recht gut und gern Schriften eines Liebig, Littrow, ja selbst des Physiologen J. Müller lesen würden, wenn man sie ihnen mit kleinen Ausbülfen und namentlich praktischen Anweisungen in wohlfeilen Ausgaben zugänglich machte. Man braucht nur einmal einen etwas geweckten Kopf aus der Zahl der Seeleute mit den an scharfe Beobachtungen gewöhnten Augen und der regen und doch nicht überreizten Phantasie haben erzählen hören von der Ferne, um einzusehen, wie viel die Geographie selbst gerade jetzt auf dem Ritter'schen, nicht mehr nur statistischen Standpunkte durch die Berichte einigermaßen im Allgemeinen orientirter Seefahrer an charakteristischen Schilderungen bereichert werden könnte. Doch wir wollen die ausführlichen Erörterungen dieser Pläne und Aussichten für einen passendern Ort aufsparen und hier, nachdem wir nochmals die ungebührlich lange Einleitung mit unserm anständigen Enthusiasmus für die gute Sache entschuldigt haben, zu der Jahresübersicht der Volksschriften übergehen.

Den ersten Platz nehmen hier noch immer durch ihre größere Verbreitung und deßhalb durchschnittlich auch reichere Ausstattung die Volkskalender ein; doch verlieren sie größtentheils immer mehr ihren Charakter als Kalender, und wird ihnen deßhalb die glückliche Concurrenz der periodischen Volksschriften und sonstigen Volksbücher mit jedem Jahr gefährlicher. Doch muß gerade durch den Untergang der Unternehmungen, welche die Sachlage nicht richtig beurtheilen wollen und können, mit der Zeit jedes Element an seinem gebührenden Platze sich sammeln. Sobald wir so weit sind, daß bei den Kalendern die Güte der Illustrationen nicht mehr fast allein den Grad des Absatzes bestimmt, wird man auch anfangen, dem Texte die gebührende Sorgfalt zuzuwenden. Ein Buch, welches der größere Theil des Volks das ganze Jahr fast täglich durch die Hand gehen läßt, und welches für eine heut zu Tage nur zu wichtige Menschenklasse oft das einzige Buch ist, das sie sich anschaffen, wie gediegen, wie reiflich erwogen müßte jedes Wort seines Inhalts nach allen seinen möglich guten und schlechten Wirkungen, wie sorgfältig müßten von den Illustrationen die erklärenden ausgearbeitet, die nur schmückenden künstlerisch ausgestattet und an

Leihbibl. d. Börs. Leipzig

die Stellen vertheilt seyn, wohin man die Aufmerksamkeit besonders intensiv und häufig zu lenken wünschte! Doch das kommt alles von selbst, sobald nicht mehr die Aussicht auf Absatz und demzufolge Gewinn der Unternehmer, sondern die Erweckung eines positiven Patriotismus und gesunden religiösen Sinnes in möglichst weiten Kreisen der Hauptzweck bei ihrer Herstellung ist. Gelegentlich bemerken wir, daß bei den mancherlei Kalendermonopolen in einzelnen Ländern, Provinzen, ja Städten sich künftig am meisten durch eine wohlfeile, allgemein deutsche Kalenderbeilage erreichen ließe, welche nach Uebereinkunft mit den verschiedenen privilegirten Unternehmern überall einer Anzahl der gewöhnlichen Marktkalender beigeheftet würde.

Die Volkskalender theilen sich im Ganzen in drei Hauptgruppen: die Berlin-Leipziger für den größern Theil von Norddeutschland, die Karlsruher-Stuttgarter für den westlichen Theil von Süddeutschland, und drittens die österreichischen; im übrigen Deutschland hat man nur auf einzelnen Punkten den Versuch einer reicheren Gestaltung der Kalender gemacht, und wegen der genannten Privilegien machen können. Den ersten Platz nimmt noch immer der, wie man sagt, auf drei verschiedenen Stellen zu 50 bis 60,000 Exemplaren gedruckte **Gubitz'sche Kalender** ein. Nur wegen dieser großen Auflage, wegen der Ausdehnung des Gubitz'schen Ateliers, wo der fleißige Regenerator der Holzschneidekunst viele Hände unter seiner Leitung nach tüchtigen Zeichnungen schneiden läßt, und manches für den Kalender Gearbeitete in Clichés späterhin auch anderweitig verwendet, und umgekehrt Stöcke, die schon andere Bücher haben schmücken helfen, hier wiederum verwendet — nur durch das Zusammentreffen aller dieser Umstände ist es möglich, für etwas mehr als einen halben Gulden eine so große Masse so überaus fein gearbeiteter, trotz der großen Auflage so sorgfältig zum Theil in Farben gedruckter Holzschnitte zu liefern. Dadurch macht aber auch das Büchelchen sein Glück, daß dem Beschauer fast aus jeder Seite ein Bild entgegenlacht. Die Frage, ob Gubitz seine erstaunliche Fertigkeit mißbraucht und seine zahlreichen Nachahmer auf Abwege und zur Vernachlässigung der eigenthümlichen Vortheile dieses Kunstzweigs veranlaßt, indem er den Holzschnitt der Radirung ähnlich zu machen sucht, das fällt der Kunstkritik zur Entscheidung anheim. Zugleich wird viel

Text über viele Gegenstände gegeben, und namentlich in früheren Zeiten Einzelnes, wie Brentano's Geschichte vom schönen Kasper und braunen Annerl, welches in gewisser Weise Epoche in diesem Literaturzweig gemacht hat. Im Ganzen predigt der Text aber bei vielem gutem Willen doch nur einen nüchternen, unklaren Nationalismus, welcher in sehr allgemeinen und deßhalb wohl überall wirkungslosen Ausdrücken zum Patriotismus, zur Religiosität und Moralität auffordert, und dabei in ähnlicher Weise gegen Verschwendung, Faulheit, Tabakrauchen, Operngucker, Branntweintrinken, Pietismus, Absolutismus u. s. w. eifert. Hübsch, wenn auch wegen ihrer zu kurzen Fassung für die Erweckung eines nationalen Bewußtseyns ziemlich bedeutungslos, sind die zahlreichen historischen und biographischen Aufsätze; von illustrirten Berichten über neue Erfindungen, über allgemein interessante Parthien der Naturwissenschaften u. dgl. wurde früher mehr als in neuerer Zeit gegeben. Die Erstgebornen des Gubitzschen Kalenders sind der in Leipzig erscheinende sächsische Volkskalender von Gustav Nieritz und der von M. Simion in Berlin verlegte Kalender, als dessen Herausgeber sich Karl Steffens nennt. In Ausstattung, Preis u. s. w. gleichen sie sehr dem Gubitz'schen Volksbuche, nur daß halb so viel Text und Holzschnitte und zum Ersatz dafür, namentlich bei Steffens, eine Reihe zum Theil schon bekannter Stahlstiche gegeben ist. Nieritz, neben dem Verfasser der Ostereier gegenwärtig wohl der beliebteste Kinderschriftsteller Deutschlands, hat namentlich bei Erzählungen aus dem Leben der Mittelstände und der guten alten Zeit eine überaus freundliche, fein charakterisirende Darstellungsweise (S. die Erzählung: Wie Gott will, oder die Batzennoth), nur daß er mitunter etwas zu sächsisch-sentimental wird. Das deutsche Volk von Eduard Duller im heurigen Jahrgange stellt sich die Aufgabe, auf fünf Seiten den inneren Entwicklungsgang unseres Volks zu charakterisiren, eine gute Absicht, welche aber schon darum ihren Zweck verfehlen mußte, weil es nicht einmal möglich war, auf dem kleinen Raume die Hauptbegriffe, wie Lehenwesen und Bürgerthum, deutsches und römisches Recht u. s. w. ausführlicher zu definiren. Genügend für diesen Ort erschien uns dagegen der deutsche Zollverein von Karl Biedermann, die Wehrverfassung des deutschen Bundes

von Generalmajor v. Decker und ein ärztliches Wort über Kindererziehung von Dr. Schreber. Der Simion'sche Kalender enthält außer einer Reihe ansprechender, aber tendenzloser Unterhaltungsaufsätze von bekannten Berliner Novellisten, namentlich politische Aufklärung des Volks bezweckende Abhandlungen. Unter diesen ist recht witzig der Weissagungskalender für das Jahr 1845, und recht fleißig zusammengestellt ist die Uebersicht der Verfassungen der gesammten europäischen Staaten; im vorigen Jahrgang waren die der deutschen Bundesstaaten besprochen. Der Rückblick auf die Zeitereignisse des Jahrs 1843 läßt zwar keine wichtigere Begebenheit unberührt und ist so freisinnig geschrieben, als es nur in Deutschland möglich ist; doch möchten wir die Idee des Mottos, die Weltgeschichte ist das Weltgericht, im Ganzen etwas tiefer durchgeführt und bei Hauptereignissen durch eine Darstellung der historischen Antecedenzien veranschaulicht sehen. — Der von der Redaktion der Illustrirten Zeitung verheißene Kalender ist nicht erschienen und nach den Ankündigungen muß man vermuthen, daß die ungewöhnliche Sorgfalt, welche man auf die Ausstattung desselben verwendet, der Grund ist, warum man erst im künftigen Jahre mit ihm debütiren wird. Diese norddeutschen Kalender sind im Durchschnitt sauberer ausgestattet als die süddeutschen, über die wir jetzt gleich ein paar Worte sagen werden; der Grund wird in der größeren Verbreitung der erstern liegen, denn während die norddeutschen Kalender fast ganz ungehindert nach den süddeutschen Ländern gehen, müssen die an letztern Orten gedruckten Kalender in manchen Staaten Norddeutschlands eine Stempelgebühr erlegen, welche ihrem ursprünglichen Preise fast gleich kommt und ist ihnen in andern Staaten durch privilegirte Kalender der Debit ganz unmöglich gemacht. Da man bei den großen Auflagen die norddeutschen Kalender wohl schwerlich mit der Handpresse drucken kann, so muß es doch auch wohl an einer sorgfältigern Behandlung des Maschinendrucks liegen, daß die Holzschnitte in derselben, selbst in den zuletzt abgezogenen Exemplaren viel weniger abgenutzt und verklert erschienen als in den süddeutschen. Als Aequivalent für die minder guten Illustrationen bemühten sich die letzteren einen möglichst reichen und guten Text zu geben. Unter den vielen österreichischen örtlichen Kalendern

heben wir hier besonders nur Jurendes vaterländischen Pilger hervor, welcher für drei Gulden auf 53 Quartbogen Stoff von allen Gattungen, die man nur in einem Volkskalender zu finden hoffen kann, aus alten und neuen statistischen, geographischen, geschichtlichen, belletristischen Werken zusammenstellt. Solche beim größten Fleiß und Takt stets charakterlosen Sammelwerke haben seit je in Deutschland besonders Glück gemacht. Der ehemalige mährische Wanderer hat dieses Jahr seinen 31sten (34sten) Jahrgang erlebt.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz so reich an Material war der namentlich auch auf Oesterreich berechnete deutsche Pilger durch die Welt (Stuttgart, Hallberger) so lange ihn A. Lewald redigirte. In den letzten beiden Jahren zählte er durch F. Röse's Redaktion eine Anzahl Dichter und Schriftsteller ersten Ranges unter seinen Mitarbeitern. Die auch in diesen Blättern schon früher rühmlichst erwähnte Tendenz des Unternehmens war, durch möglichst gediegene historische, geographische, philosophische und poetische Aufsätze für die Verbreitung einer positiven religiös-politischen Gesinnung zu wirken. Ein Aufsatz im vorigen Jahrgange über altdeutsche Rechtsgewohnheiten und die diesjährigen Gespräche über das Christenthum dürften z. B. selbst für manchen deutschen Alterthumsforscher, Philosophen und Theologen nicht ohne die gründlichste Belehrung seyn. Doch macht das Ganze den Eindruck eines an sich tüchtigen, aber wegen ungünstiger äußerer Umstände nur in Einzelnheiten sein Ziel erreichenden Strebens. Die Buchhandlung hat jetzt nach der auch sonst in Süddeutschland immer mehr aufkommenden Weise selbst die Redaktion übernommen und wird besonders wegen des Absatzes nach Oesterreich wohl wieder vorzugsweise ihr Augenmerk auf sogenannte Lesefrüchte gerichtet. Die aus der Offizin von Gnauth, Nisle und Mathé hervorgegangenen, sehr zahlreichen Illustrationen lassen oft wegen der originellhumoristischen Zeichnung bedauern, daß sie beim Abdruck fast unkenntlich geworden sind. Wohl den größten Erfolg unter den süddeutschen Volksschriften hat das mit ungewöhnlichen Aufopferungen für Text und Illustrationen hergestellte Stuttgarter Vergißmeinnicht gehabt. Spindler hat hier wieder eben so sehr, wie im Vogelhändler von Imst, gezeigt, daß er gegen-

wärtig der erste Meister in der Schilderung deutschen Volkslebens ist, und dieses ist so allgemein anerkannt, daß es wahrlich von Seiten der Verlagshandlung weder der albernen Widmung (der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volks), noch der marktschreierischen Zeitungsannoncen bedurft hätte, welche letztere viele Freunde des Buchs indignirten. Große Verbreitung soll auch der vom Verfasser der Dorfgeschichten herausgegebene Karlsruher Volkskalender gefunden haben. Im Gegensatz zu manchen derartigen Unternehmen, welche in ihrem Eifer, die Concurrenz zu überbieten, sowohl in Bezug auf den Text, wie auf die Ausstattung für ein Volksbuch eigentlich zu elegant wurden, hat sich der letzt erwähnte Kalender die Aufgabe gestellt, mit Beibehaltung der alten Kalenderform ein Seitenstück zu Hebels Schatzkästlein zu liefern. Gute alte, aber meist nur zu bekannte Geschichten sind recht hübsch wieder erzählt, aber die überall hineingezwängte, rein negirende Tendenz läßt sich am Ende nur mit dem Druckorte entschuldigen. Viel unbedeutender, wenn auch mit schönen Stahlstichen geschmückt, ist z. B. Honecks Buch für Winterabende und der bei Hoffmann in Stuttgart erscheinende Volksbote, welcher alle Jahre neue Beispiele von deutschem Heldensinne, Menschenliebe, Vaterlandsliebe und die Lebensgeschichten von Mäusen, Giraffen, Steinadlern, Pfauen und Eideren bringt. Außerdem hätten wir nur noch des westphälisch-rheinischen Volkskalenders von Smets und des bostcinischen Volksbuchs von Biernazki (einem jüngern Bruder des Verfassers vom braunen Knaben, von der Hallig u. s. w.) zu erwähnen. Jener vertritt im Gebiet der Volksschriften den Katholicismus, dieser den Protestantismus, beide mit gleichviel Wärme wie Mäßigung, nur daß mitunter namentlich in Bezug auf das Missionswesen u. dgl. ein fast zu ascetischer Ton angeschlagen wird.

Den Uebergang von den Volkskalendern zu den sonstigen von Tage zu Tage sich mehrenden Volksbüchern und Volkszeitungen bilden die Volks-, Vierteljahrs- und Monatschriften. Von erstern wollen wir nur den quartalweise erscheinenden Schwabenkalender und von letztern das Buch der Welt und den Berliner Hausfreund in Hütten und Palästen nennen. Ersterem, wenn er auch von den Directoren des württembergischen Volksschriftenvereins

ausgeht, möchten wir doch kein gar langes Leben prophezeien, da er uns etwas zu weitschichtig angelegt scheint und bei der besten Absicht, sowohl in Bezug auf Illustrirung, wie auf Text gar zu wenig Anziehendes auf den ersten Blick und zu wenig Fesselndes bei näherer Bekanntschaft hat. Der von Karl Steffens herausgegebene Hausfreund bestand Anfangs nur aus Stahlstichen mit Text (12 oft sehr hübsche Blätter in klein Quart für etwas mehr als einen Thaler!); später ließ der Verleger die Stahlstiche weg und vermehrte und verbesserte den Text in der Weise, daß er mit dem des Steffensschen Volkskalenders übereinkommt. Ein noch triftigerer Beleg, um wie geringen Preis sich heut zu Tage selbst größere artistische Beilagen und farbige Illustrationen herstellen lassen, ist das in Stuttgart bei Hoffmann erscheinende Buch der Welt; sozusagen eine neue zeitgemäße Auflage des allbekannten Bertuch'schen Bilderbuchs. Die zeitgemäße Verbesserung des sonst gutgeschriebenen Textes bestand namentlich in den frühern Heften darin, daß ein Mondbewohner, dem dieses Buch in die Hand käme, glauben müßte, auf der Welt gäbe es nichts als Thiere und etliche Pflanzen zur Nahrung für dieselben. Wir wissen nicht, ob hieran der Umstand schuld ist, daß der Verleger von Oken vorzugsweise Thier- und Pflanzenbilder vorräthig hatte, rathen aber doch dem umsichtigen Unternehmer, in seinem eigenen Interesse künftig uns arme Menschlein und unsere Werke auch etwas mehr zu berücksichtigen, damit das Buch seinen Hauptzweck erfüllen und namentlich in Landschulen zur Veranschaulichung der Lehrgegenstände dienen kann. Diese periodischen Schriften werden auch alle bandweise verkauft, wie es fast unumgänglich nothwendig ist für ein Volksbuch, und wir glauben, daß eigentliche Volkszeitschriften, wie die von den Pfarrern von Tippelskirch und Haas, schon durch ihre Form unmöglich gemacht sind und höchstens bei etlichen Pfarrern und Landschulmeistern Absatz finden werden, wenn sie sich nicht gleich der Illustrirten Zeitung von vornherein darüber klar sind, daß sie sich nicht an die Masse des Volks, sondern an die gebildeteren Mittelstände wenden wollen. Wir müssen bekennen, daß uns das rasche Emporkommen der Illustrirten Zeitung sehr gefreut hat, nicht etwa, weil wir sie so, wie sie ist, für schon ganz vollkommen ihrem Zwecke entsprechend halten, sondern weil

sie noch einmal ein Werk vom allergrößten Nutzen für einen ansehnlichen Theil des Publikums werden kann, sobald die Theilnahme sich in dem Grade wie bisher von Quartal zu Quartal steigert und dem Verleger hierdurch möglich gemacht wird, wie bisher, größere Summen an die Herstellung des Textes und der Illustrationen zu wenden, als bis jetzt für irgend ein ähnliches Unternehmen aufs Spiel gesetzt sind; denn wissenschaftliche Prachtwerke, wie z. B. Boisserée's Kölner Dom, kommen hier natürlich nicht in Betracht. Wenn auch immer noch viele englische und französische Holzschnitte benutzt werden müssen, welch ein Fortschritt ist doch von dem ehemaligen Pfennigmagazin bis zur Illustrirten Zeitung, die durch ihre schönen Bilder den indifferenten Praktiker so geschickt und erfolgreich zur Theilnahme an in- und ausländischer Politik zu verleiten weiß und namentlich recht tüchtige leitende Artikel bringt, während die Pfennigliteratur das geradezu schädliche Miscellenwissen und das Renommiren mit statistischen Notizen begünstigte, durch welches die Leute zwar erfahren, wie viel Fuß die Wunder der Natur und der Kunst lang und breit sind, aber darüber unbeachtet lassen, wenn ihre Nationalehre gekränkt und die heiligsten Güter ihres öffentlichen und Privatlebens durch Schlaffheit zu Grunde gehen oder doch gemißbraucht werden. Gerade weil uns aber so viel an dem immer höheren, inneren und äußeren Gedeihen der illustrirten Zeitung liegt, müssen wir ihr ein paar Rathschläge ertheilen. So gut die Tendenz der Redaktion seyn mag, so möchten wir sie doch etwas schärfer und umfangreicher ausgesprochen und bei allen wichtigeren Gelegenheiten bald angriffsbald vertheidigungsweise durchgeführt sehen. Es müßten die politischen und religiösen Zeitbewegungen nie irgend einen bedeutenden Umschwung nehmen, ohne daß der Punkt, um den sichs zunächst handelt, von kundiger Hand ruhig und gründlich nach seiner vollständigen geschichtlichen Entwickelung dargestellt würde. Ferner möchten wir an die Stelle der zu zahlreichen Berichte und Abbildungen von neuen Theaterstücken noch mehr gediegene, allgemein verständliche und doch selbst für den Mann von Fach nutzenbringende Referate treten sehen über neue Erfindungen, Entdeckungen, kurz alle wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der Gewerbe, des Handels, Ackerbaues und

der Naturwissenschaften; letztere, namentlich insofern sie praktisch auch für ein größeres Publikum Interesse haben; ein guter Anfang ist im Jahre 1844 gemacht durch den Wiel'schen Bericht über die Pariser Industrieausstellung. (Supplement zum ersten Bande dieses Jahrganges.) Endlich können wir nur loben, daß man reinen Unterhaltungsaufsätzen späterhin nicht mehr so viel Raum wie anfangs gestattet hat; doch vermissen wir ungern namentlich einen humoristisch unterhaltenden Theil, welcher auf diese Weise, gegen die sich auch der Hartnäckigste nicht verschließen kann, die Tendenz- und Gesinnungsrichtung des Blattes unter den Leuten verbreitete und manches Entgegenstehende mit dieser schärfsten aller Waffen angriffe, welche ihrer Natur nach in jeder ernstlichen Fehde hieb- und kugelfest ist. Als Muster hiefür empfehlen wir das deutsche Charivari, die Münchner fliegenden Blätter. Wir hoffen, daß das letztgenannte humoristische Blatt nicht aus Mangel an Theilnahme von Seiten des Publikums wird eingehen müssen, denn unter allem, was wir bis jetzt erwähnt haben, hat es dieses Schicksal am wenigsten verdient. Es übertrifft nämlich so weit, trotz der engen Gränzen, innerhalb welcher sich natürlich das deutsche Blatt bewegen muß, selbst das vielberühmte Pariser Charivari und den ausgelassenen englischen Punch, daß es eine Ehrensache ist, dieses schöne Denkmal deutschen Humors nicht zu Grunde gehen zu lassen. Diese deutschen Carrikaturen sind eben so witzig und charaktervoll, wie jene fremden, und dabei ohne alle Uebertreibung bis ins Kleinste so nett ausgeführt und durchdacht, daß man sie gern immer wieder zur Hand nimmt, während die englischen und namentlich die französischen Fratzen, wenn man die Pointe errathen hat, in ihrer Verzerrtheit anekeln. Aber man muß sie selbst ansehen die Illustrationen von Rinaldo Rinaldini und: Guter Mond du gehst so stille; die Bilder mit den Unterschriften, wie z. B. Progressist: Nur zugehauen frisch! wie lange werd ich knieen soll'n? — Moderado: Sie sind ja schon gelöpft, wenn Sie nur gütigst schütteln woll'n; und die Communisten: „Ja, du redest immer von Gleichheit und Gütertheilen, allein ich setze den Fall, wir haben getheilt und ich, ich spare meinen Theil, doch du verschwendest den deinigen, was dann?" — „Ganz einfach! dann theilen wir wieder!" — und die Götter Griechenlands,

Glücksſpiel. Ob es ſittlich zu entſchuldigen ſey, ob es nicht an den heil. Crispinus mahne, wenn ſeine Pacht zu Verſchönerungen und Armenbädern verwendet wird, wollen wir hier nicht unterſuchen. Gewiß iſt, daß es wegen der Leidenſchaften, welche es erregt, mediciniſch nicht indicirt, daß es kein Beförderungsmittel ſchöner und erhöhter Geſelligkeit ſey.

Bereits verſammeln ſich die Beſucher deutſcher Geſundbrunnen und Bäder je nach ihren beſondern Zwecken da oder dort. Wer ein europäiſches Stelldichein ſucht, geht anderwärts hin, als der, welcher ein phyſiſches Leiden heilen oder lindern will. Wer ſich nur verpuſten, ſeine durch Stadtleben und Arbeit am Schreibtiſch entwöhnten Beine durch Bergſteigen wieder gelenkiger machen will, geht vorzugsweiſe dahin, wo jene Beiden nicht ſind.

Ueber zu großen Luxus, welcher an den Tafeln der Bäder und Brunnen herrſchen ſoll, ſind vielfach Stimmen laut geworden. Hier möchte gerathen ſeyn, zu unterſcheiden, welcher von den erwähnten Abſchattungen die Mehrzahl der Beſuchenden angehöre. Daß z. B. in Karlsbad von der Regierung ſtrenge darauf gehalten wird, daß keine der Wirkung des Waſſers zuwiderlaufende Ueppigkeit der Tafel einreiße, iſt löblich und klug; dagegen wäre in Baden bei Raſtadt eine ähnliche Verordnung überflüſſig und ſchädlich. Ueberall, wo die Mehrzahl der Gäſte nur Erholung und Zerſtreuung ſucht, genügt es, wenn wirklich Leidende auf eine Weiſe leben können, welche ein mit den Wirkungen des Waſſers wohlbekannter Arzt vorſchreibt, und welche ihren Umſtänden am Angemeſſenſten iſt. Bergluft, Bewegung, angenehmer Müßiggang und große Geſellſchaft ſtimmen ohnehin für die Freuden der Tafel, und der Wirthstiſch wird ſich trotz allen Verboten ſtets nach den Wünſchen und Geldkräften der Gäſte zu richten haben. Wo alſo die Luxusgäſte in der Mehrzahl ſind, genügen ein Krankentiſch und Verbote jeder Störung der Nachtruhe.

Nach Hauſe zurückkehrend von Reiſen und Badefahrten, haben wir im Vorübergehen ſchon außerhalb der Städte Begräbnißplätze mit Leichenhäuſern und öffentliche Spaziergänge zu loben. In letzteren mag Frankreich uns noch übertreffen, jedoch geſchieht überall in Deutſchland viel für ſie, obgleich nicht immer mit dem Kunſtſinne, welchen man hätte fordern können. Die Thorthürme ſind verſchwunden, zu großem Nachtheile der Phyſiognomie der

wo Mars und Venus von deutschen Gassenbuben geschneeballt werden u. s. w.

Gerne ließen wir nun eine Statistik der vielfachen provinziellen Volksschriften- und Lesevereine, ihrer Leistungen und Tendenzen sich anschließen; wir können aber hier nur noch einmal dringend auffordern, daß die Vorsteher aller solcher Vereine die Freundlichkeit haben möchten, uns recht bald mit dem nöthigen Material vollständig zu versehen. Ein solches Wirken vor allem kann nur durch Oeffentlichkeit und gegenseitige Unterstützung gedeihen. Die obige Jahresübersicht zeigt klar, daß das Interesse des Publikums für diese Angelegenheit hinreichend groß ist, während es andererseits auch nicht an begabten Schriftstellern fehlt, kurz, daß alle geistigen und materiellen Mittel vorhanden sind. Der allgemeine Volksschriftenverein kann mithin jeden Augenblick in's Leben treten dadurch, das er allen jenen Einzelheiten ein klares gemeinsames Ziel, einen praktischen Mittelpunkt gibt, und es muß ein freundliches Ereigniß für das ganze Volk seyn, wenn es nicht mehr eines der heiligsten Interessen der Nation: die Heranbildung des Volkes zur wahren, inneren Freiheit, zum Gegenstand der Geldspekulation und literarischen Industrie dienen sieht. Wie viel hätte dieser Verein aber dadurch gewonnen, wenn ihm gleich bei seiner Entstehung die praktischen Erfahrungen seiner örtlichen Vorgänger zu gute kämen und er gleich wüßte, welche Hülfe er von ihnen zu erwarten hätte und wie er am besten, ohne ihre eigenthümlichen Tendenzen und Einrichtungen zu beeinträchtigen, ihnen förderlich seyn könnte.

Die wissenschaftliche

Ausbildung der Schafzucht

und Wollkunde in Deutschland.

Der gebildete Landwirth der jetzigen Zeit ist von seinem Vorgänger wesentlich verschieden. Durch unablässiges Streben verdienstvoller Männer, unter denen vorzüglich der leider zu früh verstorbene Thaer[1] zu Möglin, dem man den ehrenvollen Namen des Hauptbeförderers der deutschen Landwirthschaft geben kann, hervorzuheben ist, trat in unserem Jahrhundert an die Stelle der rohen Praxis, die bis dahin allgemein gewaltet hatte, ein wirklich rationelles Verfahren. Der Ertrag der Landwirthschaft und mit ihm natürlich der Werth des Grundes und Bodens, hob sich dadurch ungemein, und wir möchten hiebei als schlagendes Beispiel namentlich Meklenburg, ein Land, das in landwirthschaftlicher Beziehung sehr viel leistet, anführen. Hier hat sich der Werth des Bodens, obgleich die Bevölkerung lange nicht in gleichem Maßstabe zugenommen hat, in den letzten 40 Jahren geradezu verdoppelt, und trotz mancher ungünstigen Conjunkturen wissen die Käufer durch umsichtige Bewirthschaftung immer ihre Zinsen zu decken.

---

[1] Auf der Versammlung der Land- und Forstwirthe zu Altenburg 1843 wurde Thaer ein Standbild gewidmet, dessen Kosten durch zahlreiche Beiträge der Landwirthe gedeckt wurden.

Es ist aber von allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit vielleicht keiner so sehr geeignet, durch wissenschaftliche Ausbildung, verbunden mit erfahrungsreicher Praxis, — denn diese darf dem Landmann nie fehlen — mehr gehoben zu werden, als gerade die Landwirthschaft; Chemie, Geognosie, Botanik und Zoologie sind mehr oder weniger Hülfswissenschaften derselben und tragen viel zu ihrer Hebung bei. Wenn auch kein tiefeingehendes Studium derselben von jedem gebildeten Landmanne gefordert werden kann, so muß er sich doch, um den jetzigen Anforderungen zu genügen, nothgedrungen mit den gewonnenen Ergebnissen derselben für den Landbau bekannt machen. Landwirthschaftliche Akademien, deren Deutschland jetzt mehrere ausgezeichnete zählt (Möglin, Eldena, Tharand, Hohenheim u. s. w.), erleichtern dem Jünger, landwirthschaftliche Versammlungen (Potsdam, Brünn, Dobberan, Stuttgart, Altenburg, München, in den letzten 6 Jahren) dem Meister dies Studium ungemein. Beide Einrichtungen waren im Anfange unseres Jahrhunderts noch gänzlich unbekannt, und hier wie überall finden wir, daß die Mittel zur Erlangung von Kenntnissen mit dem Bedürfnisse derselben in gleichem Maße steigen.

Unter die verschiedenen Zweige, welche früher die Landwirthschaft kaum kannte, oder wenigstens auf alle Weise hintansetzte, und von denen sie jetzt mit eine ihrer Haupteinnahmen bezieht, gehört nun auch die Schafzucht. Man zog auch wohl früher Schafe in Deutschland, schenkte ihnen aber eben so wenig Sorgfalt und dachte so wenig an eine wissenschaftliche Feststellung der bei ihrer Züchtung zu befolgenden Prinzipien, wie man es bei allen übrigen Hausthieren, Pferde etwa ausgenommen, that. Kleine unansehnliche Thiere mit grober, zotteliger Wolle, die man nur zu gewöhnlichen Geweben benützen konnte, waren in früheren Zeiten die deutschen Landschafe, von denen man in den unveredelten Racen mancher Gegenden noch getreue Urbilder sehen kann. Mehr des Fleisches als der Wolle wegen wurden sie gehalten, auf die schlechteste Weide gejagt, und im Winter, wenn allzuhoher Schnee dies verhinderte, kärglich mit Stroh oder Abfall in der Wirthschaft vor dem Hungertode geschützt. So war die Schafzucht noch vor einigen 80 Jahren in Deutschland beschaffen, bis man allmählig begann, an ihrer Förderung zu arbeiten, und

sie durch unausgesetzte Bemühungen endlich die hohe Stufe erreichte, welche sie jetzt so ziemlich allgemein behauptet. Feine Tücher, damals wo Seide und Sammt so viel mehr als gegenwärtig zu den Kleidungsstücken der höheren Stände benutzt wurden, viel weniger wie jetzt gebraucht, wurden in Deutschland in sehr geringer Quantität fabricirt, und man bezog den Bedarf davon aus England und Belgien, wo die Wolle der spanischen Merinoschafe dazu verarbeitet wurde.

Gegenwärtig aber ist die Wollenweberei mit ihren vielen Unterabtheilungen und Nebengewerben entschieden derjenige Zweig der industriellen Thätigkeit Deutschlands, welcher für unsern Nationalwohlstand von der größten Bedeutung ist. Sowohl die Menge von Arbeitern, welche dabei Beschäftigung und Unterhalt finden, als auch die Größe des Kapitals, das sowohl in den Betriebsanlagen steckt, als auch jährlich dabei umgesetzt wird, und die völlige Unabhängigkeit vom Auslande, welche wir darin behaupten, weisen derselben diesen Rang an.

Um unseren Lesern diese Wichtigkeit der Wollenmanufakturen, und dadurch wieder der Schafzucht und Wollkunde, noch näher zu veranschaulichen, wollen wir, bevor wir zu der näheren Entwickelung der Fortschritte der letzteren übergehen, hier erst einige statistische Angaben über diese Gewerbe in Deutschland und einigen fremden Ländern, die wir aus v. Redens trefflicher Handelsstatistik und aus einigen anderen uns zugänglichen glaubwürdigen Quellen entnehmen, anzuführen uns erlauben.

Im österreichischen Kaiserstaate beschäftigt das Verspinnen und Verweben der Schafwolle, in Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich eine große Menge von Arbeitern. Für die Weberei ist Mähren am wichtigsten (Brünn, Prosnitz), dann folgen Böhmen (Reichenberg, Pilsen, Budweis), dann die Grafschaft Troppau und Niederösterreich (Linz). Der Werth sämmtlicher Wollfabrikate Mährens wird auf 18,000,000 Rthlr., Böhmens auf 15,000,000 Rthlr. angegeben. Die Gesammtzahl der selbstständigen Tuchmacher in den deutschen Provinzen betrug 1840 35,109 Meister. Mechanische Spindeln besitzen Böhmen und Mähren mehr als 35,000 Stück. Die ausgeführten Wollenwaaren haben einen Werth von 22,000,000 Rthlr., die eingeführten hingegen nur von 10,000 Rthlr.

In Preußen sind über 4000 Wollspinnereien mit ungefähr 50,000 Spindeln in Thätigkeit. Vorherrschend ist dies Gewerbe in Brandenburg, der Rheinprovinz und Sachsen. Die Tuchmanufakturen, welche ungefähr 550 bis 600,000 Stück zu 30 Ellen durchschnittlich und 30 bis 40,000,000 Rthlr. Werth jährlich liefern, sind vorzugsweise in der Rheinprovinz (Malmedy, Burscheid, Montjoie, Eupen, Düren, Lennep); in Schlesien (Görlitz, Grünberg, Goldberg, Liegnitz, Breslau, Hainau, Lüben); in Sachsen (Burg, Magdeburg, Langensalza, Naumburg, Zeitz, Wittenberg), und der Mark Brandenburg (Crossen, Guben, Cottbus, Neu-Ruppin). In Posen werden mehr mittlere und grobe, in Preußen und Pommern fast nur grobe Tücher verfertigt. Die Weberei anderer Wollenzeuge ist ausgebreitet in Sachsen, Schlesien und Brandenburg, die der wollenen Bänder überwiegend in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Arnsberg, dann in Sachsen und Schlesien.

Bayern besitzt eine für seinen Bedarf im Allgemeinen genügende Menge von Wollenmanufakturen, (Pirmasenz, St. Lambrecht, München). In Württemberg nimmt die Wollfabrikation einen ziemlich bedeutenden Standpunkt ein und beschäftigt eine Menge von Menschen. Die bedeutendsten derartigen Anlagen sind zu Calw, Nagold, Stuttgart, Ludwigsburg, Eßlingen, Aalen, Göppingen; zusammen über 1000 Tuch- und Zeugmacher. Das Großherzogthum Baden hat 14 Wollfabriken bedeutenden Umfangs, namentlich in Pforzheim. Das in jeder Art von industriellen Thätigkeit so blühende Sachsen hat den Wollmanufakturen auch den bedeutenden Rang eingeräumt, den sie verdienen. Es zählt über 4000 Tuchwebereien, welche ungefähr 160,000 bis 180,000 Stück Tuch zum ungefähren Werthe von 6 bis 6½ Millionen Rthlr. anfertigen; ferner 130 Spinnereien mit 72,000 Spindeln für Streichgarn, und 20 Spinnereien mit 38,500 Spindeln für Kammgarn. Das Kurfürstenthum Hessen hat bedeutende Spinnereien zu Wanfried, Hanau und Hersfeld; Webereien zu Kassel, Eschwege und Hanau. Im Großherzogthum Hessen blüht dieser Zweig vorzüglich in dem Odenwalde und zu Biedenkopf und Offenbach.

In Nassau sind vier mechanische Spinnereien und einige größere Manufakturen. Die sächsischen Herzogthümer besitzen

Wollenwebereien zu Eisenach, Apolda, Neustadt, Gotha, Ohrdruf, Schmölln und Ronneburg, die reußischen Lande zu Greiz, Schleiz und Gera. Ueberhaupt betrug die Ausfuhr des Zollvereins vor einigen Jahren an wollenem Garn 3360 Centner, an wollenen Geweben 65,159 Centner, an Teppichen 756 Ctr.; die Einfuhr hingegen an wollenem Garn 4395 Centner, an wollenen Zeugen 21,134 Ctr., an Teppichen 282 Ctr.; also ein ziemlich günstiges Verhältniß. Das Königreich Hannover besitzt nahe an 17,000 Spindeln und 1200 Webestühle und verfertigt etwa für 800,000 Rthlr. Wollenzeuge. Hauptsitze dieser Thätigkeit sind die Städte Hameln, Göttingen, Osnabrück und Lingen. In Oldenburg ist, soviel uns bekannt, nur die Fabrikation grober Tücher gebräuchlich. In Meklenburg hat sich dieser Industriezweig in neuerer Zeit sehr gehoben, und ist der einzige im ganzen Lande, welcher der Rede werth ist. Es beschäftigen sich namentlich in den Städten Plau, Malchow, Parchim und Rostock nahe an 2000 Menschen hiemit, und beträgt der Werth der verfertigten Waaren etwa 500,000 Rthlr.

Man kann im Allgemeinen den Werth der Wollenfabrikation Deutschlands auf 125 — 130,000,000 Rthlr. jährlich veranschlagen. Die Zahl der Feinspindeln mag 1,100,000 Stück seyn (v. Reden). Es steht unsere Wollenindustrie jezt schon auf einem so hohen Standpunkte der Ausbildung, daß wir vom Auslande darin nicht allein ganz unabhängig sind, sondern noch bedeutend ausführen, und jeder fremden Concurrenz dabei begegnen können.[1]

---

[1] Wir wollen hier, damit man Vergleichungen darüber anzustellen vermag, auch statistische Angaben über die Wollenindustrie der übrigen Staaten Europas, nach den besten Quellen zusammengezogen, geben.

Der Werth der Wollmanufaktur der britischen Reiche wird wie folgt berechnet.

Für das Rohmaterial	51,000,000 Rthlr.
„ Oel, Seife, Färbestoffe	10,800,000 „
„ Kapitalabnutzung und Gewinn	31,600,000 „
„ Arbeitslohn	39,500,000 „
zusammen	153,000,000 Rthlr.

Die Zahl der bei diesem Gewerbe beschäftigten Personen beläuft sich auf etwa 340 — 350,000. Hauptsitze der Tuchmanufakturen sind Yorkshire,

Außer dieser Fabrikthätigkeit beschäftigt die Verarbeitung der Wolle in den meisten Gegenden Deutschlands eine ungeheure Menge von Händen, namentlich vom weiblichen Geschlechte, als

---

Gloucester, Sommerset, der Wollenzeugmanufakturen Halifax, Leeds und Bradford. Der Gesammtausfuhrwerth der englischen Wollenmanufakturen ist 1841 zu ungefähr 5,199,243 Pf. Sterling berechnet worden. Deutschland erhielt hiervon für 884,541 Pf. Sterling. Größtentheils sind dies Garne, Teppiche und einige Arten von Wollenzeugen. Nach den nicht zum Zollverein gehörigen norddeutschen Küstenstaaten wird auch Tuch aus England eingeführt und seiner dauerhaften Beschaffenheit wegen sehr geschätzt.

In Frankreich hat die gesammte jährliche Produktion der Wollenmanufakturen einen Werth von circa 108,000,000 Rthlr.; davon wurden 1840 für fast 16,000,000 Rthlr. Waaren ausgeführt. Die bedeutendsten Wollspinnereien sind zu Rheims, Paris, Amiens, die bedeutendsten Webereien zu Lunéville, Metz, Lyon, Straßburg, Carcassonne und Paris. Die französischen Merinos, Bombassins und ähnliche leichte wollene Stoffe haben weit und breit einen ausgezeichneten Ruf.

Belgien behauptet in seinen Wollenmanufakturen, namentlich in der Fabrikation ausgezeichneter Tücher, einen bewährten Ruf von alten Zeiten her, den es auch jetzt nicht zu Schanden werden läßt. Vorzugsweise ist dieser Erwerbszweig in der Provinz Lüttich heimisch. Das Anlagekapital der dortigen Manufakturen wird zu 500,000,000 Rthlr. berechnet, die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter beträgt über 16,000. Die Durchschnittsausfuhr an Tüchern wird zu 40—45,000 Stück angegeben, welche 3 bis 3½ Millionen Rthlr. Werth haben sollen. Davon gehen 15,000 Stück nach Italien, 10,000 Stück nach der Levante, 5000 St. nach Holland, 5000 St. in die Schweiz, 4000 St. über See, namentlich nach Nordamerika, und 1000 St. nach Deutschland. Der Gesammtwerth aller Wollenwaaren Belgiens beläuft sich auf 12 bis 13,000,000 Rthlr.

In den Niederlanden hat die Wollenweberei keine besonderen Fortschritte gemacht, und genügt nur dem Bedarf an grober Waare.

Die Fabrikation in Dänemark befriedigt nicht den einheimischen Bedarf und dies Land führt noch zwischen 6—7000 Centner Wollengewebe ein. Die meisten derartigen Manufakturen sind im holsteinischen Flecken Neumünster, wo nahe an 1000 Arbeiter sich mit diesem Gewerbe beschäftigen. Von den dänischen Inseln werden viele grobe wollene Strumpfwaaren, namentlich Jacken und Hemden für Seefahrer, ausgeführt.

Schweden bedarf einer Zufuhr an Wollenwaaren, obgleich die einheimischen derartigen Manufakturen zu Stockholm und Norköping nicht ganz unbedeutend sind und an 4000 Arbeiter beschäftigen. Im Norwegen verfertigen die Landleute sich ihren Bedarf an grober Waare selbst, feine wird aber vom Auslande eingeführt.

In Rußland sind in den Gouvernements Kasan, Witepsk, Moskau,

Nebengewerbe. Bedeutende Quantitäten werden in den langen Winterabenden am häuslichen Herde verſponnen und mit der

Petersburg und in den Oſtſeeprovinzen ziemlich beträchtliche Wollenmanufakturen, die an 79,000 Arbeiter beſchäftigen und für 19,000,000 Rthlr. Gewebe verfertigen.

Im vormaligen Königreich Polen wird ungefähr für 3,000,000 Rthlr. Waare verfertigt. Im Allgemeinen bedarf dies Land noch eine beträchtliche Zufuhr, die ihm namentlich von Deutſchland aus wird.

Die Wollenmanufakturen der Schweiz ſind nur unbedeutend und die Zufuhr dahin von Deutſchland und Frankreich iſt betrachtlich.

Portugal hat zwar zu Fundao, Porto, Liſſabon einige Wollmanufakturen, muß jedoch ſeine beſſeren Waaren vom Auslande, namentlich von England beziehen.

In Spanien ſind ziemlich bedeutende derartige Anlagen, namentlich in den Provinzen Valencia, Katalonien und Aragon. Feine Stoffe werden noch zum Betrage von 7–800,000 Rthlr. eingeführt.

Italien vermag den eigenen Bedarf nicht zu liefern und empfangt eine anſehnliche Zufuhr aus England und Deutſchland. Im Königreich Sardinien iſt unter den italieniſchen Staaten die Wollenweberei am blühendſten, nächſtdem in Neapel.

Die Joniſchen Inſeln beziehen ihre feinen Tücher aus England.

Griechenland empfängt viele Stoffe aus England und Oeſterreich, doch ſind in neuerer Zeit durch die Unterſtützung der Regierung mehrere Wollenmanufakturen errichtet worden.

Die Türkei beſitzt in Macedonien und Theſſalien bedeutende Manufakturen von Wollzeugen für die Landesbedürfniſſe. Berühmte Teppiche werden zu Salonichi verarbeitet. Oeſterreich ſetzt über 6000 Ballen Tuche dahin ab und auch andere deutſche Fabrikate finden einen guten Markt daſelbſt.

v. Reden ſchätzt den Geſammtwerth der für den Verkauf beſtimmten Wollenwaaren Europas, auf 450,000,000 Rthlr., wozu beitragen England 34%, deutſche Staaten 28%, Frankreich 23%, Rußland 4%, Belgien 2%.

Nach Aſien wird engliſche Waare im Betrag von 3,400,000 Rthlr. eingeführt, auch gehen deutſche Tuche durch Rußland nach China und den Küſten des ſchwarzen Meeres.

In Afrika findet namentlich in der Berberei eine Einfuhr deutſcher Fabrikate Statt.

Amerika erhält eine beträchtliche Zufuhr aus Europa, namentlich aus England und Deutſchland. In den vereinigten Staaten ſind einige 20,000 Arbeiter in dieſem Gewerbe beſchäftigt und doch bedürfen dieſelben noch einer Zufuhr von circa 9,000,000 Rthlr. jährlich, wovon Deutſchland nur einen geringen Theil liefert.

Auſtralien empfängt ſeine Waare vom Mutterlande, verfertigt aber den groben Bedarf ſelbſt.

geschäftigen Stricknadel zu Strümpfen, Handschuhen und erwärmenden Unterjacken verarbeitet, ohne jemals in den Handel zu kommen. In den meisten Gegenden Mecklenburgs z. B. ist es üblich, daß der „Großknecht" bei dem Bauern jährlich 2 Pfund Wolle mit als Lohn erhält, die seine Braut ihm zu Strümpfen und mächtigen Fausthandschuhen verarbeiten muß.

Nach diesen statistischen Angaben über die Wollenmanufakturen, welche die Wichtigkeit der Schafzucht, die allein diesen Gewerben den nöthigen Rohstoff liefern, veranschaulichen, wollen wir nun zu einer kurzen Geschichte derselben und ihrer allmähligen Fortschritte bis zu ihrer jetzigen Ausbildung in Deutschland übergehen. Wir wollen uns dabei nach Kräften bemühen, weder so umständlich zu werden, daß diese Zeilen nur den Schafzüchter vom Fach interessiren können, noch in eine allzuseichte Oberflächlichkeit zu verfallen. Bevor wir aber zur deutschen Schafzucht übergehen, müssen wir mit wenigen Worten ihrer Stammmutter, der spanischen, gedenken.

Das afrikanische Landschaf ist das einzige unveredelte Schaf, welches, ohne besondere Pflege zu genießen, in seiner Wolle Sanftheit und Milde, und eine Hinneigung zu feineren Wellungen des Wollhaares zeigt. Mit vielen andern nützlichen Dingen und Erfindungen, wofür wir ihnen noch heute dankbar seyn müssen, brachten die Mauren bei ihrer Occupation Spaniens dies Hausthier mit nach der neuen Heimath herüber. Dort wurde bei dem milderen, gleichmäßigeren Klima und der schönen Bergweide mit aromatischen kurzen Kräutern, die Wolle desselben bedeutend feiner, jene Wellungen des Wollhaares gingen in eine regelmäßige Kräuselung über, und aus dem afrikanischen Landschaf bildete sich das spanische Merino. Nachdem die Mauren aus Spanien vertrieben waren, wurde die Schafzucht daselbst allgemeiner verbreitet, und derselben von den Königen, die ihre Wichtigkeit zu schätzen wußten, besondere Weidegerechtigkeiten verliehen. Diese bestanden vorzüglich in der Erlaubniß, große Heerden von 10 — 40,000 Stück von einer Provinz in die andere auf die Weide treiben zu dürfen, z. B. im Sommer in Leon, im Winter in Estremadura. Dies Recht war jedoch kein allgemeines, sondern wurde nur einzelnen Schäfereibesitzern verliehen, theilweise auch verpachtet, und konnte durch Kauf auch

übertragen werden. Wer es nicht besaß, mußte seine Heerden auf seine Privatbesitzungen beschränken.

Auf diese Weise bildeten sich aus dem erst entstandenen Merinoschaf schon in kurzer Zeit verschiedene von einander abweichende Stämme und zwar:

1) die bleibenden Schafe (estantes), welche solchen Züchtern gehörten, die kein besonderes Weiderecht besaßen, daher in deren Besitzungen blieben, im Sommer dort weideten, im Winter aber in Ställen gehalten wurden;

2) die wandernden Schafe (transumos), welche in Leon und Alt-Castilien zu Hause gehörten, und nach Estremadura und Neu-Castilien wanderten.

3) Aus beiden verschiedenen Stämmen bildeten sich nun Abweichungen, je nachdem einzelne Heerden durch bessere Haltung, Fütterung, Weide und aufmerksame Paarung sich mehr oder weniger vortheilhaft auszeichneten.

Hier zeigte sich nun recht klar der Einfluß, den Haltung und Fütterung auf die Merinos ausübte, in der Verschiedenheit, welche die Nachkommen in Körper- und Wollformen annahmen. Das bleibende Merinoschaf, welches im Winter im Stall gehalten wurde und im Sommer in der Nähe desselben weidete, auf dessen regelmäßige Ernährung und zweckmäßige Paarung also mehr gesehen werden konnte, bekam einen gedrungenen Rumpf, kurzen Hals mit Halsfalten, starken bewachsenen Kopf, kurze bis an die Klauen bewachsene Füße und eine dichtgewachsene, kräftige und kernige Wolle, mit einem klebrigen, sich leicht verdickenden Fett.

Durch das Wandern im Gebirge und Gestrüpp, und das Hüten auf hohen Bergweiden erhielt das Wanderschaf allmählig hohe kahle Beine, einen langen vorgestreckten Hals ohne Hautfalten, kleinen kahlen Kopf, schmächtigen Rumpf und eine kurze feine Wolle mit leichtem, öligem Wollfette. Diese Körper- und Wolleigenschaften beider, nur durch die verschiedene Behandlung getrennten Stämme einer Race bildeten sich in der Nachzucht immer mehr aus und wurden so constant, d. h. sie vererbten ihre Eigenthümlichkeiten so dauernd, daß sie bald als zwei ganz verschiedene Racen betrachtet wurden.

Von diesen beiden Racen zeichneten sich einzelne Heerden

Stadt, aber zum Heile bei Feuer-, Feindes- und Seuchen-Gefahr. Die aſiatiſche Brechruhr, oder Furcht vor derſelben, hat wohlthätig auf größere Reinlichkeit der Städte gewirkt. Die erſten Ergebniſſe der allgemein angeordneten Baulinien ſind bereits ſichtbar. Die neuen Schulgebäude gewähren der Jugend wenigſtens gewiß den Vortheil reinerer Luft. Für reines Trinkwaſſer und reinliche Brunnen wird unverkennbar größere Sorge getragen als früher. Die Erneuerung alter Bauwerke zeigt das löbliche Streben, die Weiſe der Väter, den geſchichtlichen Grund zu ehren und möglichſt rein wieder darzuſtellen. Ererbtes altes Geräthe wird nicht nur nicht mehr verſchmäht, ſondern als wohlanſtändig für Prunkzimmer anerkannt; denn ſeine breiten Formen, ſein vergoldetes Schnitzwerk paſſen trefflich zu Familienbildern und der Stuccatur des wenig gebrauchten, daher lange in derſelben Form beſtehenden Gemachs. Ja, wenn eine Dame vor 70 oder mehr Jahren ſich modiſch eingerichtet, und den alten Trödel ſeither ſorgfältig erhalten hätte, ſo könnte ſie nun ihr hohes Alter durch die Betrachtung erheitern, wie ſehr ſie um jenen von den elegenteſten Tonangeberinnen des Tags beneidet würde. Das Rococo, d. h. die Nachäffung des ſchlechteſten Geſchmacks der Pompadour-Zeit, deutet auf das Streben, den Reichthum als einen ererbten, den ſchnell Emporgekommenen als Glied einer ſeit Langem in Wohlſtand lebenden Familie darzuſtellen. Es wird aber vorübergehen; denn nur das Wahre, Zweckmäßige, folglich Schöne erhält ſich lange, und verliert ſeine Herrſchaft ſelten ganz und nie für immer.

So beengt die neueren Einrichtungen bürgerlicher Wohnungen ſind gegen ehemals, ſo fehlt ihnen dennoch ein ſichtlicher Zug nach Bequemlichkeit nicht. Die Bänke ſind dem Sofa gewichen, aber der bequeme Großvaterſtuhl lebt noch. Den ungeheuern Ofen der Vorzeit erſetzt eine kleinere, zweckmäßige, elegante Feuerung, ja zuweilen ein freundliches Kamin. Fußteppiche werden von Winter zu Winter gewöhnlicher. Spiegel und Fenſterſcheiben haben eine Klarheit und eine Größe erreicht, welche man früher kaum in Paläſten finden konnte.

Man hat auch in Deutſchland gelernt, mit weniger Umſtänden zu leben als früher, man ſtapelt zweniger Vorräthe von Leinwand und Geſchirre auf als ehemals; aber das Wenige, was man hat,

durch vorzügliche Eigenschaften besonders aus, z. B. die Einen durch schöne und große Körperformen, durch einen längeren Wollstapel, durch Dichtigkeit und Kernhaftigkeit der Wolle, die Andern durch höhere Feinheit, Sanftheit und Ausgeglichenheit der Wolle, kürzeren Stapel und leichteres oder schwereres Wollfett, je nachdem die Züchter mehr oder minder Aufmerksamkeit auf die Züchtung verwendet und dabei diese oder jene Eigenschaft besonders ausgebildet hatten. So wie nun solche Heerden die Aufmerksamkeit der Züchter oder Wollhändler erregten, wurden sie zur besondern Bezeichnung nach dem Namen ihrer Besitzer oder deren Stammsitze benannt, und man unterschied dadurch die verschiedenen, zu einem constanten Typus ausgebildeten Eigenschaften. So entstanden die Namen Escurial, Negretti, Infantado, Gondeloups u. s. w. Die Escurials hatten die Körperform und feine Wolle der Wanderschafe, die Negrettis dagegen die oben genannten Eigenschaften der estantes. Die Heerden beider Stämme weichen jedoch in Körper- und Wollformen wieder unter sich ab, je nachdem die Züchter die einen oder die andern Eigenschaften für besser und zweckmäßiger gehalten, oder durch die Verschiedenheit des Bodens und der Weide sich Eigenthümlichkeiten gebildet hatten.

In Deutschland existirte zu jener Zeit nur das gewöhnliche Landschaf, ein Thier mit kahlen Beinen und Kopf und einer groben langen Wolle mit Ober- und Unterhaaren, ähnlich wie bei den Ziegen. Es wurde zwar der Zucht dieser Thiere wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, indeß bestand doch schon bei ihnen nach Verschiedenheit der Weide und des Winterfutters ein bedeutender Unterschied in der Güte ihrer Wolle.

Der Ruf der feinen spanischen Wolle fing nun allmählig an sich zu verbreiten, die dafür bezahlten hohen Preise reizten zur Nachahmung und mehrere Fürsten in Deutschland suchten sich Merinozuchtthiere zu verschaffen; allein die Ausfuhr derselben war strenge verboten und konnte nur ausnahmsweise durch besondere Gunst der Könige von Spanien erlangt werden. Oesterreich und Sachsen waren die ersten deutschen Länder, denen es gelang Merinos zu erhalten, und es kam nach ersterem Lande eine kleine Heerde vom Negrettistamme, nach letzterem von den Escurials. Beide kleine Heerden, welche später noch einigen

Zuſchuß aus Spanien erhielten, wurden nun rein fortgezüchtet und blieben im Beſitz der Landesherren. Da dieſe Heerden damals einen außerordentlich hohen Werth hatten, ſo wurden ſie auch mit beſonderer Sorgfalt behandelt, in ihrer Conſtanz erhalten und in ihren Wolleigenſchaften bedeutend verbeſſert.

Bald hatten dieſe Heerden ſich nun ſo vermehrt, daß davon an Privatbeſitzer abgelaſſen werden konnte. Da dies jedoch nur einzelne Zuchtthiere, beſonders Böcke waren, ſo begann nun eine Kreuzung mit inländiſchen Racen, die ins Unendliche ging, und bei den verſchiedenſten Reſultaten eine Menge Varietäten hervorbrachte.

Die den Fürſten gehörenden Heerden züchteten dagegen in Oeſterreich und Sachſen immer in reiner Inzucht fort, und man ſuchte ihren Stamm ſtets rein zu bewahren. Inzwiſchen gelang es nun auch mehreren andern Fürſten und Privatperſonen, aus erſter, zweiter, ja ſogar dritter Hand Merinos aus Spanien zu kaufen, ſo daß nach und nach in Sachſen, Mähren und Schleſien, auch bei andern Gutsbeſitzern unvermiſchte Stammheerden entſtanden, die nun immer mehr Zuchtthiere verbreiteten.

Das Negrettiſchaf wurde durch unausgeſetzte Sorgfalt in Oeſterreich viel edler, von beſſerer Stapelbildung und feiner als ſein Vorbild in Spanien. Inzwiſchen hörte man, daß in Sachſen das Escurialſchaf zu einer noch höheren Vollkommenheit gediehen ſey, beſonders zu einer bewunderungswürdigen Feinheit der Wolle. Da man nun dieſe Eigenſchaften ſehr ſchätzte, auch die Kader und Halsfalten des Negretti zu entfernen wünſchte, ſo ließen ſich viele Schäfereibeſitzer in Schleſien, Mähren und Ungarn ſächſiſche Escurialböcke kommen und kreuzten damit ihre Heerden.

Das Escurialſchaf war indeß in Sachſen bei Erhaltung der urſprünglichen Körperform zu der höchſten Wollfeinheit, die man nur finden konnte, herangebildet worden. Hiebei ſtellte ſich jedoch ein Mangel an Dichtigkeit der Wolle ein, der in vielen Fällen zur Wollarmuth führte. Man fing daher auch hier an, ſie mit Negrettiböcken zu kreuzen, die ſich durch Dichtigkeit der Wolle (Wollreichthum) auszeichneten. Oft wurden die mit dieſen verſchiedenen Kreuzungen beabſichtigten Zwecke erreicht,

oft aber auch nicht. Wo die Paarung zu heterogen betrieben wurde, entstand eine große Unausgeglichenheit der Wolle und eine Menge der verschiedensten Abarten in Körper- und Wollformen, die sich mit der Zeit wieder zu constanten Heerden ausbildeten. Andere Heerden beider Stämme züchteten dagegen in reiner Inzucht fort und fanden unter sich selbst das Material, um sowohl dem zu sehr ausgeprägten Negrettícharakter, als auch der Wollarmuth der Escurials zu steuern. Es fand sich dabei, daß der Züchter durch Auswahl der Thiere bei der Paarung, so wie durch die regelmäßige Haltung, gute Fütterung und geeignete Ställe aus seiner Heerde einen eigenen Stamm herauszüchten kann, z. B. aus dem reinen Escurialstamm, mit Beibehaltung der Feinheit und Sanftheit der Wolle, ein Thier mit gedrungenem Körper, ganz bewachsenen Füßen und Kopf, dabei sehr dichtem, reichwolligem Vließe u. s. w., oder aus dem Negrettistamm mit Beibehaltung der Körperform, jedoch ohne starke Falten, ein Thier mit feiner, hochedler, sanfter Wolle.

Viele Heerden gingen bei der reinen Inzucht unter, da man es für ein Verbrechen hielt, mit andern Stämmen zu kreuzen, und sich doch der Armwolligkeit nicht erwehren konnte. Andere dagegen überwanden dies Vorurtheil und regenerirten ihre Heerden durch kräftige Zuchtböcke anderer Racen.

Es scheint keinen Zweifel zu leiden, daß in Deutschland das afrikanische, ja das eigene Landschaf eben so gut hätte veredelt und zu derselben Höhe hätte emporgezüchtet werden können als das spanische, höchstens würde dies mehr Zeit und Aufmerksamkeit gekostet haben. Allein das Ausländische reizt immer und der große Gewinn, der mit der Züchtung der Merinos verbunden war, wurde eine mächtige Triebfeder, diese Veredlung zu beschleunigen. Der Deutsche wäre vielleicht noch lange nicht dahinter gekommen, daß aus dem verachteten Landschafe ein edles Thier gebildet werden könnte, auch ging es allerdings schneller mit dem bereits in der Veredlung weit vorgeschrittenen Merino, welches, wenn es auch lange nicht so edel und fein war, wie seine Abkömmlinge in Deutschland, doch in Spanien eine große Constanz erreicht hatte, oder, wie man sich lieber ausdrückte, „von reinem Blute" war. Seit Einführung der ersten spanischen Merinos nach Deutschland ist ein Zeitraum von etwas

über 80 Jahren verſtrichen, und ſchon iſt die Zahl ihrer verſchiedenen Abarten Legion geworden.[1] Daher paßt die Claſſifikation der deutſchen edlen Schafe in die ſpaniſchen Urſtämme durchaus nicht mehr und es können damit höchſtens nur die Körper- und Wollformen derſelben angedeutet werden. Dennoch brachte man in einer Berathung, die 1823 in Leipzig darüber gehalten wurde, die deutſchen Edelſchafe nur in zwei Rubriken: man taufte die Escurials zu Electorals und die Negrettis in Infantados um und nannte, was in dieſelben nicht paßte, Meſtizen. Statt eigene deutſche Klaſſen zuzugeſtehen und ſie mit den Namen ihrer Züchter zu bezeichnen, wie es früher die Spanier thaten, wollte man den Ruhm der ächten ſpaniſchen Merinos nicht ſchmälern, weil dieſer durch die ganze Welt verbreitete Ruf Millionen einbrachte, was dem deutſchen Namen vielleicht nicht gelungen wäre. Auch war die Rivalität zwiſchen den einzelnen Heerdenbeſitzern, namentlich denjenigen, welche durch den Verkauf von Zuchtthieren bedeutende Summen erworben, viel zu groß, als daß man ſich hätte einigen können, und es würden unendlich viele Concurrenten für beſondere Namen aufgetreten ſeyn. Unter dieſen Umſtänden und während in Spanien ſelbſt die Schafzucht bei den fortwährenden Bürgerkriegen ſehr heruntergekommen iſt, kann man mit Recht an „reinem ſpaniſchen Blute“ zweifeln, wenigſtens deſſen Annahme ſehr gewagt finden. Gleichwohl gibt es immer noch genug Heerdenbeſitzer, die ſich deſſen rühmen und „reines Blut“ zur erſten Bedingung einer conſtanten Heerde machen. Sie ſtellen demnach reines Blut viel höher als Conſtanz, indem ſie behaupten, Conſtanz oder das Vermögen eines Zuchtthieres, die Eigenſchaften, die es ſelbſt beſitzt, auf ſeine Nachkommen zu vererben, ſichere nicht vor Rückſchlägen in der Zucht, wogegen „reines Blut“ nicht allein davor bewahre, ſondern ſelbſt ein

[1] Aus einer der reinſten und ſtets unvermiſcht gehaltenen Electoral- oder Escurialheerden züchtete ein ſehr intelligenter ſächſiſcher Schafzüchter, binnen 30 Jahren, ohne je eine Kreuzung vorzunehmen, einen ausgezeichneten Schafſtamm, der immer mehr der Körperform, der Bewachſenheit und den Hautfalten nach entſchieden der Negrettirace angehört, dabei aber die Feinheit und Sanftheit der Electorals behielt, daher mit Recht als ein eigener Stamm betrachtet werden kann.

fehlerhaftes Zuchtthier von reinem Blut die edelsten Nachkommen erzeugen werde. Hierin liegt aber ein Widerspruch. Bei reinem Blute soll die höchste Potenz der Constanz vorhanden seyn, Constanz ist dagegen noch nicht da, wo Rückschläge vorkommen. Wenn reines Blut vor Rückschlägen sichert, so kann es keine fehlerhaften Zuchtthiere von reinem Blute geben, einzelne wenige Fälle, die nie ausbleiben, ausgenommen, und es gibt sonst kein Gewähr für die Nachkommenschaft derselben.

Ein durch Kreuzungen aus gemischtem Blute entstandener Stamm wird durch jahrelange strenge Befolgung ein und desselben Prinzips bei Zucht und Haltung constant. Die dazu erforderliche Zeit läßt sich nicht bestimmen. Je aufmerksamer und richtiger die Paarung geschieht, um so früher wird die Constanz oder das reine Blut dieses Stammes eintreten und sich aus der Familienähnlichkeit der Thiere von dem verschiedensten Alter, aus der steten, treuen Wiederholung ihrer Körper- und Wollformen bei ihrer Nachkommenschaft erkennen lassen. Ein so constant gewordener Stamm wird dann eben so dauernd werden, wie der vom reinsten spanischen Blute, vorausgesetzt, daß die Aufmerksamkeit bei der Paarung und Haltung sich gleich bleibt.

Daß in dem reinen Blute die Constanz allein nicht liegt, sehen wir an den vielen Herden reinster spanischer Abstammung, die unvermischt fortgezüchtet wurden, dabei aber so herunter gekommen sind, daß sie den traurigsten Anblick darbieten. Wir sehen dagegen andere Herden, welche durch eine richtige Blutmischung den höchsten Standpunkt der edlen Schafzucht erstiegen haben.

Einige Schafzüchter halten Blut und Schweiß für gleichbedeutend, indem sie mit Schweiß das Wollfett meinen, welches das Wollhaar umgibt, und die Beschaffenheit desselben, ob schwer oder leicht, pechicht, wachsartig, talgartig oder ölig, gelb oder weiß, blos den Racen zuschreiben wollen. Dies ist aber unserer Ansicht nach unrichtig. Die vorhin erwähnten spanischen Racen hatten allerdings ein verschiedenes Wollfett und unterschieden sich auch dadurch, allein man hat später gefunden, daß sich das Wollfett nach der Haltung, Fütterung und Weide der Thiere verändert.

Während sie die Schafzucht nach den verschiedensten Prin-

zipien betrieben wurde, gaben die wechselnden Conjunkturen im Wollhandel und die vielen neuen Erfindungen bei der Fabrikation der Wollenwaaren neue Veranlassung, die Verwirrung zu mehren. Bei den hohen Wollpreisen besonders der feinen Wolle, dem Begehr nach derselben und nach hochfeinen Zuchtthieren rentirten die sehr feinen Schäfereien ungemein. Nun fielen aber die Preise und durch die Decatirungsmaschine kam man dahin, auch aus mittelfeinen und mittlern Wollen gute Fabrikate zu liefern. Eine Menge neuerfundener Wollenzeuge, die vielen Beifall fanden, erforderten eine langgewachsene Wolle (Kammwolle). Es wurden kräftige, starke Wollen gesucht, theils zu Bukskins, Dockskins und ähnlichen Zeugen, theils aber auch um zur Kette zu dienen, und die mürben australischen Wollen dabei als Einschlag verarbeiten zu können. Daher wurden solche Wollen bald viel höher bezahlt als die hochfeinen, aber minder kräftigen. Diese Veränderungen in der Fabrikation und besonders die vielen feinen wollenen Stoffe für Damen, welche Luxus und Mode noch über die seidenen stellten, bewirkten große Veränderungen in der Schafzucht; diejenigen Schafzüchter, welche noch keine Zuchtschäfereien von Ruf hatten, fingen sogleich an ihre Heerden zu vergröbern, und selbst jene von bewährter Feinheit räumten dem Wollreichthum mehr Einfluß ein. Dabei wurde ein längerer Stapel als bisher gesucht, man züchtete mit Gewalt darauf hin und verlor dabei oft die Dichtigkeit des Wollwuchses, bei der Vergröberung aber die bisherige Ausgeglichenheit der Vließe. Hatte man früher häufig die Feinheit bis zu einer unnatürlichen Ueberbildung getrieben, so überschritt man jetzt die Gränzen des Wollreichthums und verlangte hierin oft Unmögliches. Die Vereinigung des höchsten Wollreichthumes mit der höchsten Feinheit ist nicht zu erreichen; es gibt aber natürlich viele Punkte, wo sich beide Eigenschaften vereinigen lassen, je nachdem man von der einen zu Gunsten der andern nachgibt. Die Mittelstraße mag auch hier die beste seyn, da es scheint, als lasse sich die höchste Dichtigkeit des Wollwuchses nur bei einer gewissen höheren Feinheit und schönem Stapelbau erreichen, während ein langer Stapel lose auf der Haut steht und eher bei niedrigern Sortimenten zu erreichen ist. Dies alles suchte man nun durch unzählige Züchtungen und Kreuzungsversuche auszumitteln. Da

man aber von dem reinen Wollgewichte der Thiere keinen Begriff hatte, sondern das bei der gewöhnlichen Waſſerwäſche in der Wolle zurückbleibende Wollfett mitwog, dieſes aber ſehr verſchieden iſt, und die Entfernung deſſelben auch von der Waſchfähigkeit des Waſſers abhängt, ſo konnten dieſe Verſuche keine richtigen Reſultate geben, führten vielmehr oft zu den gröſten Irrungen und vermehrten die Verſchiedenheit der Anſichten. Erwägt man nun noch die außerordentliche Verſchiedenheit des Futters, der Weide, der Haltung der Heerden und der Lokalverhältniſſe und den Einfluß, den Geheimnißkrämerei und Eigennutz überall hiebei gewinnen mußten, ſo wird es erklärlich, daß bei der in Deutſchland ſo allgemein verbreiteten Schafzucht und den glänzenden Erfolgen derſelben, noch ſo wenig übereinſtimmende Kenntniß herrſcht, und man namentlich in der neueſten Zeit wieder ganz andern Prinzipien huldigt.

Man nimmt jezt an, daß, ſo wie man in jeder conſtanten Heerde auf dicht gedrängten Stapel, auf Wollreichthum hinzüchtet, die Ringe, Falten und Kader wieder erſcheinen und die Körperform ſich dem Negrettiſtamme wieder nähert; züchtet man dagegen mehr auf Feinheit, ſo erhält man mehr den Electoralcharakter. Wahrſcheinlich wird das Lamm, welches Falten über den ganzen Körper hat, bei ſpäterer Ausdehnung der Haut als Schaf drangwolliges Vließ behalten, das glatte Lamm dagegen dünnwollig werden, erſteres daher den Vorzug behalten. Die Ausartung der Falten und Kader in grobes Haar läßt ſich in der Züchtung vermeiden. Befolgt man dieſe Hauptgrundſätze nur immer mehr und mehr, ſo wird eine auf feſten, rationellen Prinzipien baſirte Züchtung an die Stelle der frühern treten, welche ſich lediglich auf Racen und reines Blut gründete.

Inzwiſchen iſt man keineswegs allgemein zur Erkenntniß einer ſolchen rationellen Züchtung gekommen; im Gegentheil wird die Richtigkeit derſelben vielfach beſtritten und zwar aus folgenden verſchiedenen Gründen:

1) Aus Ueberzeugung derjenigen, welche nach ihrem Glauben ſtets rein mit ächt ſpaniſchen Stammthieren, alſo reinem ſpaniſchem Blute fortgezüchtet haben, und den hohen Standpunkt ihrer Heerden mehr dieſem Umſtande, als der unausgeſetzten

großen Aufmerksamkeit zuschreiben, welche stets ihrer Heerde geschenkt wurde.

2) Aus dem Unglauben an eine Züchtung, welche die Begründung einer constanten Heerde einfach auf die genaueste Beobachtung der Naturgesetze gründet; also auf die höchste Aufmerksamkeit bei der Paarung, die richtige Wahl der Zuchtthiere, und eine stets gleiche und zweckmäßige Haltung, Fütterung und Weide der Thiere.

3) Aus Eigennutz, weil der Ruf jener so hoch gestellten Stammschäfereien, die ihre Abstammung aus dem reinsten spanischen Blut, aus original-spanischen Stämmen herleiten, und dabei natürlich weniger Concurrenz zu fürchten haben, darunter leiden würde, wenn sie diesen Nimbus hingeben und den Heerden dunkler oder gar entschieden gemischter Abstammung gleich gestellt werden sollten.

4) Endlich aus einer oberflächlich theoretischen und dem alten Schlendrian anhängenden Kenntniß der Schafzucht, also aus Ignoranz.

Wir glauben die Unhaltbarkeit dieser Gründe in dem Vorhergehenden hinlänglich dargethan zu haben.

Dies wäre, in möglichst gedrängter Kürze und Klarheit angegeben, die Entstehung, allmählige Fortschreitung und jetziger Standpunkt der edlen Schafzucht in Deutschland. Bevor wir uns nun zu dem zweiten Theil unserer Arbeit, der Wollkunde wenden, wollen wir erst einige aus den besten Quellen gezogene statistische Angaben über die Schafzucht hier folgen lassen.

Der österreichische Kaiserstaat besitzt 25,000,000 Stück, vorzüglich in Ungarn, Böhmen, Mähren. Die Wollproduktion beträgt jetzt im Durchschnitt 55,000,000 Pfund, wovon ungefähr 100,000 Centner unverarbeitet ausgeführt werden. Das Königreich Preußen hat etwa 16,000,000 Stück, wovon die besten in den östlichen Provinzen, namentlich Schlesien sind. Die jährliche Wollproduktion ist 35,000,000 Pfund mit 28,000 Ctr. Ausfuhr.

Bayern hat 1,500,000 Schafe, Württemberg 600,000, Baden 200,000, Sachsen 1,300,000, Kurhessen 600,000, Großh. Hessen 250,000, Nassau 180,000, Braunschweig 260,000, die Anhaltschen Länder 300,000, Meklenburg 1,300,000, Hannover 1,620,000

Oldenburg 260,000 St. Sämmtlich zuſammen nahe an 9,000,000 Schafe.

In England ſind 26,300,000, in Schottland 3,500,000 und in Irland 2,000,000 Schafe, die zuſammen 125,000,000 Pfd. Wolle geben. Die Einfuhr fremder Wolle beträgt demungeachtet noch 50,000,000 Pfd. durchſchnittlich.

Frankreich beſitzt ungefähr 33,000,000 Schafe, die ungefähr 82,000,000 Pfund Wolle geben, die fremde Einfuhr beträgt 24,000,000 Pfd.

Belgien ungefähr 1,000,000 Schafe mit 2,300,000 Pfund Wolle. Es bedarf für ſeine Tuchmanufakturen noch 7,300,000 Pfd. fremde Wolle.

Holland 800,000 mit 1,750,000 Pfd. Ertrag.

Dänemark 1,200,000 Schafe mit 2,800,000 Pfd. Wollertrag, wovon 1,800,000 Pfd. roh ausgeführt werden.

Schweden 1,500,000 Schafe mit 3,000,000 Pfd. Wollertrag. Wolleinfuhr 1,000,000 Pfd.

Norwegen 1,200,000 Schafe mit 2,500,000 Pfd. Wollertrag.

Rußland ungefähr 40,000,000 Schafe mit 88,000,000 Pfd. Ertrag, wovon 1,200,000 Pfd. ausgeführt werden.

Spanien 12,000,000 Schafe mit 26,400,000 Pfd. Wollertrag, wovon 1,000,000 Pfd. ausgeführt werden.

Portugal 3,000,000 Schafe mit 6,200,000 Pfd. Wollertrag, wovon Ausfuhr 100,000 Pfd.

Italieniſche Staaten 5,000,000 Schafe mit 12,000,000 Pfd. Ertrag, wovon 3,000,000 Pfd. Ausfuhr.

Schweiz 400,000 Stück mit 1,000,000 Pfd. Ertrag.

Griechenland 1,000,000 Schafe mit 2,100,000 Pfd. Ertrag.

Türkei 3,000,000 Stück Schafe, Wollausfuhr unbedeutend.

Nach ſtatiſtiſchen Berechnungen nimmt v. Reden 195,000,000 Schafe in Europa an, die 484,000,000 Pfd. Wolle geben ſollen. Aus Oſtindien werden jetzt ſchon über 3,000,000 Pfd. Wolle nach England ausgeführt.

Aus Afrika wird von der Capkolonie und aus der Berberei Wolle nach Europa ausgeführt.

Oceanien führt nahe an 13,000,000 Pfd. Wolle nach England aus und kann mit der Zeit ein gefährlicher Concurrent der deutſchen Schäfereien werden.

Wir geben nun zu dem Standpunkt der Wollkunde in Deutschland über, und wollen uns auch hierbei eben so sehr vor allzugroßer Gründlichkeit und Umständlichkeit, als vor Oberflächlichkeit zu bewahren suchen.

Die Wollkunde steht mit der Kenntniß der Schafzucht zwar in der genauesten Verbindung, umfaßt aber noch außerdem die Kenntniß des Handels- und Fabrikationswerthes der Wolle. Der einzelne Schafzüchter wird bei dem Bestreben, einen constanten Stamm mit gleichen Körper- und Welleigenschaften zu bilden, hauptsächlich nur die eine Wollsorte, die er producirt, genauer kennen lernen und gar zu leicht geneigt seyn, dieselbe gegen das Produkt anderer zu überschätzen; dadurch verliert er aber die unparteiische Beurtheilung. Ferner gibt der Begehr, welcher temporär diese oder jene Wollsorte hebt, eben so wenig einen richtigen Maßstab darüber, als das Urtheil des Käufers, der natürlich nie lobt, was er kaufen will.

Die vielen vorhin erwähnten Kreuzungen in der Schafzucht haben die Wollsorten und Welleigenschaften bis ins Unendliche vermehrt. Schlägt man die Zahl auch nur gering an, so kommen doch wenigstens 150 verschiedene Eigenschaften heraus, die einige Theoretiker sogar bis auf 800 vermehrt haben wollen. In der Unterscheidung und Benennung dieser verschiedenen Sorten, für Züchter wie Verkäufer von so großer Wichtigkeit, entstand nun eine große Verwirrung und dadurch mancherlei Uebelstände. Jeder Züchter nannte eine ihm neu erscheinende Eigenschaft der von ihm producirten Wolle mit einem beliebigen Namen, gleichviel ob dieser bezeichnend oder nicht bezeichnend war. Die Masse von Schriften, die über Schafzucht und Wollkunde erschienen, vermehrten diese Verwirrung noch mehr, da ihre Verfasser größtentheils sich verschiedener Bezeichnungen für eine und dieselbe Gattung bedienten, und oft, um recht gelehrt zu erscheinen, förmlich darnach strebten, sich einer Unmasse der buntzusammengesetztesten und unverständlichsten Namen zu bedienen.

Da dies Unwesen aber so zunahm, daß endlich selbst die erfahrensten Schafzüchter und Wollhändler sich nicht mehr herausfinden konnten, so wurde der Wunsch, daß eine gemeinsame, für ganz Deutschland gültige Woll-Terminologie ausgearbeitet und herausgegeben werden möchte, immer lauter

iſt elegant und zweckmäßig, obgleich oft noch nicht von der gehörigen Solidität.

Die ſo oft erprobte Schnellkraft des deutſchen Volks berechtigt uns, auch für die Zukunft der bürgerlichen Küche das Beſte zu hoffen, nämlich eine Vermählung des guten Alten mit erfreulichem Vorſchreiten und Verbeſſern. Rumohr hat in ſeinem „Geiſt der Kochkunſt“ goldene Worte über den Einfluß guter Hausküche auf die Sittlichkeit geſagt, und hoffentlich nicht vergebens.

Eine andere Seite des deutſchen Lebens, die Abendunterhaltungen, haben ſich durch das Allgemeinerwerden des Theetrinkens bedeutend geändert, und was Häuslichkeit und Nüchternheit der Männer betrifft, gebeſſert. Wenn die Kriege das Tabakrauchen zu einer früher unerhörten Allgemeinheit gebracht haben, ſo befördert dieſes wiederum den Gebrauch des Biers, und wir können mit Vergnügen bemerken, daß das Laſter der Völlerei weit ſeltener als früher gerügt zu werden braucht, obgleich nicht weniger, ja vielleicht mehr Zeit als früher in Wirthshäuſern vergeudet wird. Seine Pfeife oder Cigarre läßt ſich der Deutſche nicht gerne verbieten; denn der magiſche Kreis ihres Rauches vermittelt das angeborne contemplative Träumen mit der Außenwelt. Kein Zweig der öffentlichen Einnahmen war zur Zeit der franzöſiſchen Zwingherrſchaft verhaßter in Deutſchland, als die Tabaksregien.

Zu der Zierde des täglichen Lebens in Deutſchland, wie es jetzt iſt, gehören auch die Tagblätter. Wenn ſchon aus guten Gründen nicht ſo koloſſal wie in England, gehören ſie dennoch bereits beinahe überall zur obligaten Begleitung des Frühſtücks ſowohl als des abendlichen Trunkes. Wir wollen Manches hier verſchweigen, was ſich über ſie ſagen ließe, und nur bemerken, daß ſie wenigſtens, ſo weit als es ihnen geſtattet iſt, das lebhaft gefühlte Bedürfniß einer geiſtigen Beigabe zu ſinnlichem Genuſſe zu befriedigen ſtreben. Den zahlreichen Lokalblättern möchten wir zur Beachtung empfehlen, daß ihnen vorzüglich die Vermittelung des allgemein Wünſchenswerthen mit dem örtlich Beſtehenden obliege, und daß es nicht nur in ihrer Pflicht liege, ſondern auch in ihrem Intereſſe, auf Mängel und Uebelſtände aufmerkſam zu machen, Vorſchläge zu Verbeſſerungen mit Umſicht zu geben, und dem unvermeidlichen Geklatſche höhere und großartigere Anſichten unterzuſtellen.

und verbreiteter. Die Sache selbst ist aber nicht so leicht, wie dies vielleicht beim ersten Anblick hätte erscheinen können. Bloß durch erläuternde Worte diese Verwirrung zu heben, ist unmöglich; es bleibt daher nichts anderes übrig, als die Wolle artig in natura in allen ihren verschiedenen Eigenschaften vorzulegen und die von bewährten Schriftstellern und Schafzüchtern angenommenen classischen und scharfbezeichnenden Ausdrücke für die betreffenden Eigenschaften, nebst weiteren erklärenden Erörterungen, darüber beizufügen. Auf mehrseitigen Wunsch der Betreffenden wurde bei der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Altenburg 1843 eine eigene Commission zur Prüfung dieser Angelegenheit ernannt und beschlossen, daß diese einen Convent von Schafzüchtern und Wollkennern zusammenberufen sollte, um durch vorzustellende lebendige Schafe, welche einzeln alle die verschiedenen Eigenschaften besitzen sollten, solche zu repräsentiren, sodann die Benennungen derselben zu besprechen und für immer festzustellen. Die Sache, so nützlich sie auch sonst seyn würde, bietet jedoch so unendlich viele Schwierigkeiten dar, daß man mit Recht an ihrem Zustandekommen zweifeln kann. Es liegt beinahe die Unmöglichkeit vor, für jede der zu besprechenden Eigenschaften, die sich, wie gesagt, mindestens auf 100 belaufen würden, lebende Thiere herbeizuschaffen. Namentlich würde es unendlich schwer, ja fast unmöglich seyn, die Thiere mit fehlerhafter Wollbildung zu bekommen. Welchem Heerdenbesitzer würde man es zumuthen können, solche Schafe aus seiner Heerde freiwillig zu stellen, der öffentlichen Beurtheilung preiszugeben, und so den Ruf seiner Heerden zu schmälern? Auch würde es eine ungeheure, schwer zu beseitigende Rivalität unter allen Ausstellern geben, da die Anerkennung, welche ihre Thiere dabei finden würden, wesentlich auf den Ruf ihrer Heerden zurückwirken könnte.

Es scheint, man hat die Unmöglichkeit, durch solchen Schafzüchter-Convent die herrschende Verwirrung beseitigen und eine geeignete Woll-Terminologie anfertigen zu können, eingesehen, wenigstens wurde auf der letzten Versammlung zu München 1844 die Sache nur sehr obenhin erwähnt und weiter nichts Bestimmtes darüber beschlossen. An der Unmöglichkeit eines solchen Woll-Conventes schon im Voraus zweifelnd, entschloß sich der Vorsteher der

mecklenburgschen Wollniederlage zu Rostock, Hr. Jeppe, ein eigenes Wollkabinet herauszugeben, um dadurch die herrschende Verwirrung möglichst lösen zu helfen.

Jeppe, schon seit einer langen Reihe von Jahren im Wollfach thätig, hatte bereits 1829 eine Wollkarte, welche 100 Proben verschiedener Wollen enthielt, zur allgemeinen Zufriedenheit herausgegeben, und sich durch mancherlei ähnliche Arbeiten und durch vielseitige Kenntniß im Wollfache hierin einen so rühmlichen Namen erworben, daß er von den landwirthschaftlichen Versammlungen zu Dobberan, Stuttgart, Altenburg und München stets mit der Oberleitung der damit vereinten Ausstellung von Wollproben, Wollvließen und Wollfabrikaten, und mit der Redaktion des darüber erscheinenden amtlichen Berichtes beauftragt wurde. Hierdurch und durch vielfältige Aufträge, die er zum Ankauf edler Schafe, namentlich von den Kronen Rußland und Württemberg erhielt, kam er in eine so weit verzweigte Verbindung mit den Heerdenbesitzern Deutschlands und des Auslandes, daß er hoffen durfte, alle zur Anfertigung eines solchen vollständigen Wollkabinets erforderlichen Wollen herbeizuschaffen. Mit unermüdlicher Thätigkeit machte er sich nun an die Arbeit, und brachte 1844 einige solche Sammlungen zu Stande, von denen die eine in München allgemeine Anerkennung fand und als für den Zweck passend erklärt wurde. Das Wollkabinet enthält ungefähr 140 Proben der verschiedensten Wollen und es sind darin alle Eigenschaften sowohl der edelsten Wollbildung, als auch der durch falsche Haltung und Züchtung entstandenen Fehler berücksichtigt. Die Proben an und für sich besitzen diejenigen Eigenschaften, auf welche in der beigefügten Erläuterung Bezug genommen ist, in einem so stark in die Augen fallenden Grade, als das Wesen der Eigenschaft, die Unverkennbarkeit derselben zuläßt. Auch ist stets die Vereinigung mehrerer fehlerhaften Eigenschaften in einer und derselben Probe vermieden, damit der Beschauer nicht dadurch verwirrt wird, und jede Probe ist bis auf den Fehler, den sie zeigen soll, so edel, als dieser es nur gestattet. Die technische Einrichtung eines solchen Jeppe'schen Wollkabinets ist zweckmäßig und elegant. Jede Probe ist in dem ungefähren Umfange eines Thalers dicht an der Haut abgeschnitten, und liegt zur besseren Bewahrung sowohl gegen Motten,

Staub und Feuchtigkeit als auch gegen die beständige Einwirkung der äußeren Luft, welche die Proben vergilbt und trocknet, in einem gläsernen Cylinder mit metallenen Deckeln, die auf beiden Seiten geöffnet werden können. Das Ganze ist in vier mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Kästchen arrangirt. Als Benennung der verschiedenen Welleigenschaften hat Hr. Jeppe diejenigen Namen gebraucht, welche sowohl er selbst, als auch die übrigen Herren bei den erwähnten landwirthschaftlichen Versammlungen allgemein benutzten und die dadurch in Deutschland bereits eine große Verbreitung und Geltung gefunden haben. Diese Wollkabinette sind landwirthschaftlichen Instituten, Akademien und Bibliotheken besonders zu empfehlen, da sie eine anschauliche Uebersicht aller Wollarten enthalten, und dadurch dem Schüler die Kenntniß derselben ungemein erleichtern. Die Ausbildung einer festen Woll-Terminologie in Deutschland hat dadurch aber einen großen Fortschritt gemacht, und es ist ein festes Fundament zu ihrer weiteren Ausbildung gelegt.

Es würde nun unsere Leser, die wir nicht allein unter Schafzüchtern und Wollhändlern oder Fabrikanten voraussetzen, nur ermüden, wollten wir hier umständlich alle die verschiedenartigen Eigenschaften der Wolle, welche die Wollkunde uns kennen lehrt, anführen, und von „elegant gewachsen", „Stichelhaar", „knöterig", „stumpfer Nagel", „Blumenkohl-Stapel", welches alles Wollnamen sind, reden. So wichtig auch diese Kenntniß für den Mann vom Fach ist, so unwichtig und langweilig ist sie für den Laien.

Die Wolle im Allgemeinen zerfällt in Tuchwolle, Kammwolle und Kluftwolle,[1] je nach ihrem Gebrauche. Eine gute Tuchwolle muß kurz, gekräuselt und fein seyn, dabei große Ela-

---

[1] Seit kurzer Zeit erregt die Alpaka-Wolle in Deutschland viel Aufsehen. Sie zeichnet sich durch große Weichheit und seidenartigen Glanz vorzüglich aus, und ist namentlich zu Damenstoffen sehr brauchbar. Das Alpaka-Schaf lebt in Südamerika und hat mit dem Lama viel Aehnlichkeit. Ein Kaufmann Behm in Bothenburg a. d. Elbe beschäftigt sich seit einiger Zeit damit, durch unausgesetzte Maulbeerlaub-Fütterung bei Schafen, es dahin zu bringen, daß ihre Wolle der Seide ähnlich wird. Ob ihm dies geglückt, vermögen wir nicht genau anzugeben, glauben es aber nicht.

Elaſticität, Krimpkraft und Walkfähigkeit beſitzen, und iſt daher zur Bereitung dichter, feſter und feiner Tücher unentbehrlich.

Kammwolle wird zur Verfertigung der leinwandartigen, glatten wollenen Stoffe verwandt, wie ſie namentlich das weibliche Geſchlecht in ſo groſser Quantität verbraucht. Gute Kammwolle muß mindeſtens zwei Zoll Länge haben und von ſchlichtem Wuchs und kräftigem Haar ſeyn.

Kluftwolle und Landwolle nennt man die geringe oder gar nicht veredelte Wolle aller Länder, die meiſtentheils zu Strumpfwaaren verarbeitet wird.

Die Benennung der Feinheit der Wolle geſchieht nach Graden und man bedient ſich zur Ermittelung derſelben der Möhlerſchen und Dollond'ſchen Wollmeſſer. Beide Inſtrumente mitteln den Durchmeſſer des Wollhaares aus. Der Möhler'ſche Wollmeſſer bewerkſtelligt dies vermittelſt eines Gewichtes, welches auf 100 genau abgezählte Wollhaare niedergelaſſen wird, und ſolche, unbeſchadet des hohlen Wollhaares, ſo zuſammendrückt, daß der Durchmeſſer oder die Feinheit dadurch beſtimmt werden kann. Der Dollond'ſche iſt ein optiſches Inſtrument, deſſen zwei ſchiebbare Objektivgläſer ein einzelnes davor ausgeſpanntes Wollhaar verdoppeln. Die beiden ſo hervorgebrachten Bilder des Wollhaares können hinter und neben einander geſchoben werden, und geben dadurch den Durchmeſſer oder die Feinheit an. Obgleich es ſehr mühſelig iſt, immer 100 einzelne Fäden genau abzuzählen, ſo verdient doch der Möhler'ſche Wollmeſſer den Vorzug und wird deßhalb auch faſt allgemein gebraucht. Selbſt bei der feinſten ausgeglichenſten Wolle ſind die Fäden in der Feinheit außerordentlich verſchieden; während dies nun bei dem Möhlerſchen Wollmeſſer durch die 100 verſchiedenen Fäden wieder ausgeglichen wird, muß man beim Dollond'ſchen mehrere Fäden von anſcheinend verſchiedener Stärke meſſen und den Durchſchnitt davon nehmen.

Obgleich man ſeit der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der Schafzucht möglichſt darauf hinzüchtet, alle Theile des Vließes von gleicher Feinheit zu erlangen, ſo hat man dies doch bisher noch immer nicht ganz vollſtändig erreichen können, und die Wolle iſt an den verſchiedenen Stellen deſſelben hinſichtlich der Feinheit ſehr verſchieden. Am Blatt findet man in der Regel

die feinste, auf der Seite eine weniger feine, aber regelmäßiger gebaute, und dicht neben dem Schwanze die gröbste Wolle. Man nimmt, wenn man nur einen Theil der Wolle messen will, diesen gewöhnlich von der Mitte der Seite, welche deßhalb in der Wollterminologie auch die „Normalstelle" genannt wird, sonst aber von mehreren, oft von neun verschiedenen Stellen.

Eine Abtheilung der Wollkunde ist die Schätzung des Werthes der Wolle und auch der Thiere selbst.[1] Die Wollpreise hängen wie die jeder andern Waare so von Handelsconjunkturen ab, daß sich keine bestimmten Prinzipien über den Geldwerth einer Wolle angeben lassen.

Das Vließ eines Schafes muß aber um so höher geschätzt werden, je mehr es die edelsten Wolleigenschaften in sich vereinigt. Sehr viel trägt zum Marktwerthe der Wolle auch ihre mehr oder weniger gute Wäsche bei, und es sind uns Beispiele bekannt, daß ein und dieselbe Wolle bei ungleicher Wäsche mit ein, ja selbst zwei Sortimentspreisen verschieden bezahlt wurde. Aber auch die Ausgeglichenheit einer Heerde kann unendlich viel dazu beitragen, daß ihre Wolle höher bezahlt wird, als es sonst ihren Feinheitsgraden nach geschehen würde. Der Fabrikant kann die Wolle einer hochedlen Stammheerde, deren Schafe sowohl unter einander, wie auch in jedem einzelnen Vließ ausgeglichen in Feinheit, Elasticität, Stapelbau, Kraft und Sanftheit sind, über alles Verhältniß der gewöhnlichen Preise hinaus höher bezahlen, als wenn er sich seinen Bedarf aus den verschiedenen Partien Marktwolle durch Sortirung zusammensuchen muß. Wie sehr ihn seine Wollkenntniß auch bei der Sortirung unterstützen mag, so wird doch selten aus derselben ein so

---

[1] Die Commission zur Prüfung der Wollvließe in Altenburg 1843 setzte nach folgenden Sortimenten die Preise fest:

I	Super Electa von	160	—	180	Rthlr.	Pr. Courant	für den Centner.	
II	Super Electa	„	120	„	„	„	„	„
I	Electa	„	95	„	„	„	„	„
II	Electa	„	80	„	„	„	„	„
I	Prima	„	60	„	„	„	„	„
II	Prima	„	50	„	„	„	„	„
	Secunda . .	„	45	„	„	„	„	„
	Tertia	„	40	„	„	„	„	„

vollkommenes Sortiment und aus diesem ein so schönes Fabrikat hervorgehen, als ein einziger, hochedler und ausgeglichener Stamm ihm liefert.

Zu einem Stück des feinsten, und dabei festen, kurzgeschorenen Tuches, welches einen Werth von 350—400 Gulden hat, und welches nur von der edelsten Wolle gefertigt werden kann, gehören vielleicht zwischen 30—40 Pfund Wolle; es kann dabei also auf 30—40 Gulden höheren Preis per Centner nicht ankommen, wenn nur das Fabrikat dafür um so schöner wird.

Noch schwieriger ist der Zuchtwerth eines Schafes zu bestimmen. Hier bedingt constante Race, ausgezeichneter Ruf der Heerde, Ausgeglichenheit des Vließes, oft aber auch bloße Liebhaberei oder Mode, den Preis so sehr, daß jede Berechnung aufhört.[1]

Allein die Wollkunde begnügte sich nicht allein mit dieser praktischen Ausbildung, sondern erhob sich durch eifrige Bemühungen ausgezeichneter Gelehrter und Naturforscher immer mehr zur Wissenschaft, wie dies bei der Neigung der Deutschen, jede Sache so gründlich und wissenschaftlich wie möglich zu behandeln, in einem so wichtigen Zweig unserer Nationalökonomie auch nicht anders seyn konnte. Da es für unsere Leser von Interesse seyn dürfte, so wollen wir in möglichster Kürze die wichtigsten Untersuchungen hierüber und die erlangten Resultate derselben hier angeben. Hauptsächlich richteten sich die Bemühungen darauf, gewisse Regeln wissenschaftlich zu begründen, nach denen man Schafe mit möglichst dichtem und ausgeglichenem Wollstapel züchten konnte.

Die ersten Untersuchungen hiebei betrafen die Haut der Schafe, und durch vielfältige Erfahrungen erlangte man das Resultat, daß feine Haut bei Schafen auch feine Wolle, und eben so umgekehrt grobe Haut auch grobe Wolle erzeuge. Hiebei ist zu erwähnen, daß die Dicke der Haut bei Schafen sehr von der Jahreszeit abhängig ist, und daß jedes Thier in gesundem

[1] Den theuersten Preis für einen Zuchtbock, den wir kennen, bezahlte 1842 Hr. von Heidebrand auf Naſſadel in Niederschlesien, der ein solches Thier aus der Heerde des Fürsten Lichnowsky zu Ruchelna, für 2500 Rthlr. Pr. Courant kaufte.

Zuſtande allemal vier Wochen nach der Schur die ſtärkſte, hingegen kurz vor derſelben die dünnſte Haut hat. Aus dieſen Unterſuchungen, wobei ſich beſonders Thaer zu Möglin, Dr. Eble, der vorhin erwähnte Jeppe, und der Engländer Jonatt auszeichneten, ergibt ſich, daß die Ernährung der Wollhaare unmittelbar aus der Haut geſchiebt. Dieſe Haut, deren Kenntniß alſo von großer Wichtigkeit iſt, zerfällt 1) in die Oberhaut, welche dünn, zähe, ohne Gefühl und mit unzähligen kleinen Löchern verſehen iſt, durch welche die Wollfäden und die unmerklichen Ausdünſtungen durchgehen; 2) das Schleimnetz, ein zartes Gewebe, deſſen Fibern kaum mehr Conſiſtenz haben als Schleim, welches zur Einhüllung der Blutgefäße und Hautnerven zu dienen ſcheint. Die Farbe der Haut, und wahrſcheinlich auch der Wolle, iſt von dieſem Schleimnetze abhängig; 3) die wahre Haut (cutis). welche von unzähligen kleinen Faſern, Blutgefäßen und Nerven in jeder Richtung durchkreuzt, höchſt elaſtiſch, dicht und feſt iſt. Größtentheils oder faſt gänzlich beſteht ſie aus einer conſiſtenten Gallert, und läßt ſich durch ſehr langes Kochen darein auflöſen; 4) in einer fetten und zellenförmigen Subſtanz unmittelbar unter dieſer cutis. Die Haarkeime oder Haarzwiebeln liegen nun neben, unter und übereinander in der fetten, zellenförmigen Subſtanz unmittelbar unter der cutis. und dringen von dort aus in dieſelbe ein. Dieſe Haarzwiebeln beſtehen aus einer doppelten Membran, von denen die äußere an der Pore oder kleinen Oeffnung in der Haut bleibt. Aus dem Centrum der inneren Membran entſteht aber eine kleine Erhöhung, welche ſich durch die wahre Haut vorſchiebt, und mit der ſich zahlreiche kleine Faſern verbinden und gleichſam eine ſcheinbare Verlängerung derſelben bilden. So durchdringen ſie nach und nach die verſchiedenen Hautlagen und erſcheinen unter dem Charakter und der Form des Wollhaares. Jonatt gibt nach vielfältigen Unterſuchungen an, daß die Ernahrung der Wolle durch eine fette zellenförmige Subſtanz und durch das Wollfett geſchiebt. Er ſagt darüber Folgendes: „der Wollfaden hat ſich kaum durch die Pore der Haut durchgeſchoben, als er ſich noch durch eine andere und ſonderbare Subſtanz zu drängen hat, welche nach der Klebkraft und Farbe „Eigelb" genannt wird. Man findet es in größter Menge um Bruſt und Schultern,

gerade den Theilen, welche die beste, kräftigste und meiste Wolle hervorbringen, und die Wolle ist im Verhältniß in demselben Grade besser, als sich das Wollfett über die verschiedenen Körpertheile verbreitet. Es ist bei verschiedenen Racen auch an Menge verschieden, vorzüglich viel findet man bei den Merinos. Wo ein Mangel an Wollfett ist, da ist der Wollfaden trocken, spröde und matt, und das ganze Vließ wird dünn und haarig; wo man hingegen die natürliche Quantität desselben findet, ist die Wolle sanft und ölig in Masse, und kräftig. Dieses Eigelb ist nicht etwa die verdickte Ausdünstung des Thieres, es ist keine Materie, die zufälliger Weise aufgenommen ist und sich in die Wolle festgesetzt hat, sondern es ist eine eigene Absonderung der Hautdrüsen, bestimmt, um eines der Haupterfordernisse zur Ernährung der Wolle zu seyn, und zugleich durch seine Klebkraft die Wolle zu verbinden, um einen sichern Schutz gegen Nässe und Kälte zu bilden."

Da das Wollfett eine Art in Wasser auflöslicher Seife ist, so läßt sich die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit welcher die Schafe, welche die normale Quantität davon haben, in fließendem Wasser zu waschen sind, sehr leicht erklären. Es bleibt jedoch immer eine kleine Quantität einer fettigen Materie in dem Vließe zurück, welche ohne Verbindung mit dem Alkali ist, und die, indem sie mit der Wolle verbunden bleibt, solche ungeachtet des sorgfältigsten Waschens ein wenig kleberig erhält.

Nach den neuesten Untersuchungen der Naturforscher besteht jedes Haar, also auch das Wollhaar, aus einer äußeren harten Röhre mit einem innern Mark. Der unterscheidende Charakter der Wolle dem Haar gegenüber besteht in der sägenartig gezackten äußerlichen Bildung des Wollfadens, worin auch zugleich die Filzbarkeit der Wolle begründet ist.

Wenn man ein Wollhaar durch ein Mikroskop von großer Stärke als durchsichtigen Gegenstand betrachtet, so hat es ganz die Form eines Bandes mit ausgezackten Kanten. Betrachtet man es jedoch als dunklen Gegenstand, so findet man, daß diese Zacken oder Zähne von einer Reihe verkehrter Kegel gebildet werden, wovon die Spitze des einen in die kelchförmige Basis des andern eingefügt ist, und daß jeder kelchförmige Kegel vorragende und ausgezackte Kanten von der Wurzel des Fadens

bis zum Gipfel hat. Diese koniſchen oder vielmehr kelchförmigen Ringe zeigen ſich deutlich als Schuppen oder Blätter, die regelmäßig um einen Stamm herumgeſetzt und in Anzahl, Größe und mehr oder minderem Hervorragen an der Wolle verſchiedener Thiere abweichend ſind.

Obgleich Haar ebenfalls mit Schuppen bedeckt iſt, ſo haben dieſelben hier doch mehr das Anſehen von Runzeln. So iſt z. B. das Haar des Menſchen nach Dr. Gill cylinderförmig und mit Schuppen oder Runzeln bedeckt, aber ohne Auszackungen. Dieſe Unterſuchungen weiter zu verfolgen, dürfte es jedoch hier am Raum mangeln, und auch für die Mehrzahl unſerer Leſer zu ſpeziell werden. Hat auch die eigentliche praktiſche Schafzucht bisher noch wenigen Nutzen davon gehabt, ſo ſind ſie demungeachtet von großem Werthe und werden mit der Zeit ſicherlich nicht wenig dazu beitragen, die rationelle Ausbildung derſelben zu ſteigern.

Um nun aber eine in jeder Beziehung vollſtändige Ueberſicht der Beſtrebungen, welche für die Fortſchritte der Schafzucht in Deutſchland gemacht worden ſind, hier zu geben, wollen wir zum Schluſſe unſerer Arbeit eine kurze, zuſammengedrängte Geſchichte der Ausſtellungen der Wollvließe, Wollproben und Wollfabrikate, welche mit den jährlichen Verſammlungen der deutſchen Land- und Forſtwirthe verbunden ſind, verſuchen. Der Nutzen, den die Schafzucht aus denſelben gezogen hat, iſt eben ſo groß als vielſeitig. Wollproben und Vließe aus allen Theilen der Welt liegen zur Anſicht ausgeſtellt, und bieten dem Kenner Gelegenheit zur Vergleichung dar, wie ſie ſonſt ihm nie hätte werden können. Hier kann er durch eigene Anſchauung — gerade bei dieſem Zweige der Landwirthſchaft von ſo großem Nutzen und durch kein bloß theoretiſches Studium zu erſetzen — die verſchiedenen Wollen erkennen und beurtheilen lernen, er kann Vergleichungen mit dem Produkte ſeiner Heerden anſtellen, und lernt die Mängel deſſelben kennen, aber auch die etwa ſchon vorhandenen Anlagen zur Verbeſſerung, oder den ſchon errungenen hohen Standpunkt. Dadurch wird er vor Selbſtüberſchätzung, die hier wie überall ſo leicht eintritt, geſchützt, zum Fortſchritt angeregt, in der einmal betretenen Bahn befeſtigt, vor Täuſchung geſichert, je nachdem die Ergebniſſe nun ſind,

welche ihm diese Vergleichungen liefern. Der Zusammenfluß ausgezeichneter Männer von Fach führt zu einem Austausch der Ideen und Kenntnisse, und regt ungemein zum eigenen weiteren Nachdenken an. Vorurtheile, die vielleicht noch ihre schädliche Macht lange ausgeübt hätten, werden hier berichtigt, Erfahrungen mitgetheilt, Entdeckungen veröffentlicht und so der Förderung der Schafzucht und Wollkunde ungemein genützt. Diese vielseitigen Vortheile solcher Ausstellungen sind auch allgemein in Deutschland anerkannt, was am besten die rege Theilnahme, welche sie allenthalben einflößen, und der zahlreiche Besuch, der ihnen oft aus den entferntesten Gauen zu Theil wird, beweisen.

Schon bei der ersten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Dresden 1837 wurde in dem amtlichen Berichte vorgeschlagen: „sorgfältig abgeschorene Vließe, nach den Umständen entweder gewaschen oder ungewaschen, zum Behuf der Nachweisung gewisser Wollbildungen, bei der nächsten Versammlung zu Karlsruhe vorzuzeigen." Dieser Aufforderung hatte jedoch nur ein einziger Schafzüchter von Ruf genügt und schöne Vließe nach Karlsruhe eingesandt, welche dort den verdienten Anklang fanden. Bei dieser Versammlung in Karlsruhe beantragte nun ein in allen Zweigen der Landwirthschaft ausgezeichneter Mann, Gutsbesitzer Pogge aus Meklenburg,[3] aufs Neue, daß zu der dritten Versammlung in Potsdam eine besondere Aufforderung erlassen werden sollte, Vließe und Widder aller Schafracen, und insbesondere der ausgezeichneten Schafstämme der wichtigsten Racen aller Länder, unter genauer Angabe der Ernährung, des Gewichts der geschorenen Thiere, des Gewichts des Vließes, des Preises der Wolle u. s. w. nach Potsdam einzusenden. Zu den Kosten, welche hieraus entstehen würden, erbot er sich aus eigenen Mitteln 250 Rthlr. herzugeben.

[3] Pogge's Andenken wird in den Herzen seiner dankbaren Landsleute noch in langen Zeiten nicht erlöschen, denn die Verdienste, welche er sich um das Land erworben, sind eben so mannigfach wie bedeutend. Er führte das Mergeln ein, wodurch sich der meklenburgische Landbau so sehr hob, und verbesserte die Schaf-, Rindvieh-, Schweine- und Pferdezucht auf glänzende Weise. Seine verdienstlichste Schöpfung ist aber die Errichtung der Bauernversammlungen, die Nachdenken und Bildung unter diesem wichtigen Zweig der Bevölkerung verbreiten.

Wenn wir mit Freuden bemerkten, wie das deutſche Leben ſich ſtets freundlicher geſtalte, und zu verſchönern ſtrebe, ſo dürfen wir dagegen einige Schattenſeiten nicht verſchweigen, welche durch die kräftige Färbung anderer Stellen deſto greller hervortreten, und theils Ueberbleibſel der früheren bedrängten Zuſtände ſind, theils Ergebniſſe falſcher Richtungen im allgemeinen Streben nach Verbeſſerung der äußern Lage. Zu jenen rechnen wir vorzüglich den Drang der untern Klaſſen nach Oben, nicht durch Vervollkommnung der eigenen Gewerbe, ſondern durch Zudrang zu gelehrter Bildung und zum Staatsdienſte, und den Genuß des Branntweins, zu dieſen die Genußſucht und Schwindelei, das Money-making durch alle Stufen der Geſellſchaft.

Der Drang der untern Klaſſen nach Oben war leicht begreiflich in Zeiten, in welchen man weder die Möglichkeit einſah, durch Händearbeit zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, noch andere Gewähr ſeiner Stellung hatte, als Macht. Bereits verliert dieſe Sucht ſich merklich, die Zahl der Studirenden ſtellt ſich auf die Höhe des wirklichen Bedürfniſſes; vernünftig erweiterte Gewerbefreiheit, Sparkaſſen und beſonders Nachfrage nach techniſchen Notabilitäten werden bald das Uebrige thun.

Die Branntweinpeſt, auf welche wir nothgedrungen zurückkommen, ward erzeugt durch das Bedürfniß, ſich über einen troſtloſen Zuſtand zu betäuben, und die Verdauung fader Speiſen zu befördern, welche mehr den Magen beläſtigen als den Leib kräftigen. Um die ſo ſchauervollen phyſiſchen und ſittlichen Uebel zu beſeitigen, welche aus dem Mißbrauche und ſelbſt aus dem Gebrauche des Branntweins entſpringen, darf eine weiſe, ja eine nur kluge Regierung keine Opfer ſcheuen; denn es handelt ſich um Erhalten oder Verlieren der ſo ſehr gefährdeten alten Kraft des norddeutſchen Landvolks. Nur ſind die Uebergänge zur Verbeſſerung ſchwer zu ermitteln. Vielleicht würde öffentlicher Verkauf warmer, wohlſchmeckender und wohlfeiler Getränke während kalter und naſſer Witterung ſchon bedeutend den Mißbrauch vermindern. Zugleich müßte die vor Alters ſo berühmte, jetzt ſo geſunkene Brauerei des nördlichen Deutſchland wieder erweckt werden. In jedem Falle ſind Vorſchläge zu Abhülfe der würdigſte Gegenſtand reichlich lohnender Preisaufgaben. Bis dieſe gelöst ſeyn werden, wollen

Die Aufforderung fand den lebhaften Anklang, den sie verdiente, und mit der Versammlung in Potsdam 1839 war eine, und zwar die erste Ausstellung von Vließen und Wollproben verbunden. Neunzig Wollvließe und 15 große Vließproben waren dazu aus allen Gegenden Deutschlands hingesandt und in einem besondern Lokale öffentlich zur Schau ausgestellt. Eine genaue Untersuchung der Vließe kam indeß dabei nicht zu Stande, obgleich sowohl viele Einsender, als auch die Vorstände damit einverstanden waren.

Bei der vierten Versammlung in Brünn 1840 hoffte man allgemein, daß diese Ausstellung recht glänzend und mannigfaltig seyn würde, indem die nahe gelegenen, sich eines so ausgezeichneten Rufes erfreuenden Schäfereien in Mähren und Schlesien so vielfältigen Stoff dazu hätten liefern können. Leider wurde — aus uns unbekannten Gründen — aus der ganzen Sache dabei gar nichts, indem der Vorstand der Gesellschaft keine Aufforderung dazu erließ.

Bei der fünften Versammlung zu Dobberan 1841 ward eine in jeder Hinsicht gut ausgestattete derartige Ausstellung eingerichtet, und erschien auch der erste öffentliche Bericht über die Prüfung derselben. Es waren im Ganzen 181 Vließe dazu eingesandt, von denen 10 aus Ungarn und 11 aus Rußland. Das Verfahren der zur Prüfung derselben niedergesetzten Commission, die aus den Herren Domänenrath v. Weckherlin, Professor Schweizer, Wirthschafterath Wanieck, Kaufmann E. Runitz und Jeppe bestand, war im Wesentlichen folgendes und bewies sich so zweckmäßig, daß es späterhin bei allen andern Ausstellungen wieder angewandt wurde.

Es wurden von jedem Vließe 100 Gran ungewaschene Wolle in einem Gazebeutel mit russischer Seife und sehr warmem Wasser ganz sorgfältig und rein gewaschen und hernach mehrere Tage an der freien Luft getrocknet. Jeder alsdann an den zuvor abgewogenen 100 Gran fehlende Gran gab 1% Gewichtverlust und wurde hienach das Gewicht des ungewaschenen Vließes zur Reinwäsche berechnet. Die Untersuchung der Feinheit geschah vermittelst des Möbler'schen Wollmessers an drei verschiedenen Stellen des Vließes, Blatt, Seite und Kreuz. Nachdem dies sorgfältig und genau geschehen war, wurden die Vließe in hölzernen,

flachen Kasten dergestalt ausgebreitet, daß alle ihre verschiedenen Theile zur Ansicht und Beurtheilung vorlagen, mit einer laufenden Nummer versehen und so, ohne daß der Name der Besitzer bekannt war, von der Commission nach dem Fabrikwerthe sortirt und taxirt. Nachdem dies geschehen, wurden die sämmtlichen Resultate dieser Untersuchungen auf Tafeln übertragen, von welchen zu jedem Vließe eine angefertigt war und folgende Auskunft enthielt:

1) laufende Nummer;
2) Schäferei-Nummer;
3) Geschlecht;
4) Alter des Thieres;
5) Alter des Vließes;
6) Sortiment desselben;
7) Werth des Sortiments;
8) Werth des Vließes auf 365 Tage;
9) Namen der Schäferei;
10) Abstammung des Thieres;
11) Höhe, Länge und Umfang;
12) Körpergewicht;
13) Gewicht des ungewaschenen Vließes;
14) Gewicht des reingewaschenen Vließes;
15) Gewicht des zur Pelzwäsche berechneten Vließes;
16) Feinheitsgrade vom Blatt, Seite und Kreuz;
17) Gewichtsverlust in der Beutelwäsche von den 3 Beuteln à 100 Gran, nämlich
    a. von dem 1sten Beutel von allen Theilen des Vließes,
    b. von dem 2ten Beutel, um den ersten damit zu controliren,
    c. von dem 3ten Beutel, von der Seite des Vließes abgenommen und mit Erhaltung des Stapels gewaschen, um die Wolle besser beurtheilen zu können.
18) Wollproben von 3 verschiedenen Körperstellen des Schafes, sowohl gewaschen wie ungewaschen;
19) die Wolle der 3 gewaschenen Beutel selbst.

Die Tafel jedes Vließes wurde sodann bei demselben angehängt und sämmtliche Vließe in einem eigends dazu erbauten geräumigen Zelt ausgestellt.

Der Besuch, den sie fanden, war sowohl von Kennern wie Nichtkennern sehr zahlreich und bewies die lebhafte Theilnahme, welche diese Ausstellung allgemein erregte.

Außer diesen Vließen waren aber noch eine Menge werthvoller Arbeiten und Untersuchungen in der Wollkunde zur Ausstellung eingesandt worden. Da es hier zu weitläuftig seyn würde, sie alle anzuführen, so wollen wir dies nur mit den wichtigsten oder schwierigsten derselben thun.

Ein Tableau von 25 großen Vließproben ausgezeichneter Qualität aus den berühmtesten Stammheerden Mährens, Sachsens und Schlesiens, von Hrn. Runitz in Dresden, dann auch Proben von Tuch von den feinsten Heerden Mährens.

Ein Tableau mit Wollproben von ausgezeichneten sächsischen Electoral- und Negrettistämmen.

Ein Tableau von neun Wollproben aus dem Gouvernement Jekaterinoslaw in Rußland.

Fünfzig Wollproben und Verkaufswollen aus England, Spanien, Australien, Ost- und Westindien, Afrika und Amerika, von Hrn. Jeppe gesammelt.

Tuchproben von Muflon-, Lama- und Alpacawolle.

Achthundert Wollproben in einer großen Wollprobenkarte.

Sorte der Wolle aller Länder, mit den Feinheitsgraden, dem Gewichtsverlust in der Wäsche und den Londoner Preisen versehen, von Jeppe.

Zwei große Vließproben von Schafen aus dem östlichen Sibirien. Außerdem noch eine Menge anderer interessanter Wollsorten und Wollproben, wie auch Instrumente, welche zur Ermittlung der Wollfeinheit dienen, und die hier alle anzuführen uns der Raum nicht gestattet. So gab diese Ausstellung zu Dobberan allen Theilnehmern und Besuchern viele Gelegenheit, ihre Kenntnisse in diesem Fache durch eigene Anschauung und Vergleichung immer mehr und mehr auszubilden, und erfüllte dadurch ihren Zweck der Förderung der Schafzucht und der Wollkunde vollkommen.

Die folgende Ausstellung in Stuttgart 1842 befriedigte in nicht minder hohem Grade. Wie auf der Ausstellung zu Dobberan vorzüglich Vließe aus Norddeutschland vorherrschend waren, so hier aus Süddeutschland, und es bot sich daher eine treffliche

Gelegenheit, Vergleichungen über das Verhältniß der Schafzucht in dieſen verſchiedenen Gegenden unſeres gemeinſamen Vaterlandes anzuſtellen. Zur Ausſtellung waren 110 Vließe geſandt, von denen 27 aus Ungarn, 6 aus dem öſterreichiſchen Theil von Schleſien, 3 aus Mähren, 12 aus dem Königreich Preußen, 17 aus Meklenburg und 44 aus Würtemberg[1] waren.

---

[1] Ueber die Vließe aus Württemberg urtheilt der amtliche Bericht der zur Prüfung niedergeſetzten Commiſſion folgendermaßen: „Die Vließe der königl. Domaine Achalm und der königl. Lehranſtalt Hohenheim, welche ſich durch hohe Feinheit und Ausgeglichenheit bei kurzem, gedrungenem Stapel- und Kreppwollbau auszeichnen, zeugen von einer höchſt intelligenten Züchtung, bei welcher die Tendenz vorherrſchend iſt, dem Lande, bei der allgemeinen und zeitgemäßen Hinneigung zu einer längern und kräftigern Kammwolle, dennoch einen Stamm zu erhalten, der alle hochedlen Eigenſchaften mit hoher Conſtanz verbindet, und aus welchem die Schafzüchter des Landes ſich mit Zuchtthieren verſehen können, um ihre Heerden ſtets auf einem den Anforderungen der Zeit entſprechenden Standpunkte zu erhalten.“

„Während dieſe Vließe ſich dazu qualificirten, mit den edelſten des Auslandes zu wetteifern, waren die übrigen Württemberger Vließe mehr dazu beſtimmt, dem Fremden eine Ueberſicht der allgemeinen Wollproduktion des Landes zu geben, und zu dieſem Zwecke gewäſchen, ſowie in den verſchiedenen Abſtufungen vorgelegt, wie ſolche auf den württembergiſchen Wollmärkten im Handel vorkommen. Den übrigen Schauvließen gegenüber, welche als die beſten ihrer Heerden ausgewählt ſind, möchte es alſo ohne dieſe beſondere Andeutung eine unrichtige Beurtheilung geben. Dieſe gewaſchenen Württemberger Vließe beweiſen eine gemeinſame Richtung der Züchtung, nämlich das Beſtreben, eine kräftige, gute Kammwolle von mittlerer Feinheit zu erzielen, wie ſie jetzt im Handel ſehr begehrt iſt. Sodann müſſen wir auf die ſchöne leichte Wäſche beſonders aufmerkſam machen. Wir thun dieß nicht allein, um den höhern Werth dieſer Wollen für den Verbrauch hervorzuheben, ſondern auch den Beſchauer daran zu erinnern, daß die Sturzwäſchen, deren man ſich in Württemberg häufig bedient, indem ſie die Wolle fettlos, trocken und etwas rauh machen, diejenigen Schönheiten und Eigenſchaften, alſo die Merkmale zerſtören, an welche wir uns bei Beurtheilung der Wolle am meiſten halten, daß wir alſo, wenn wir dichten Stapel und regelmäßige Kräuſelung bei ſolchen Wollen vermiſſen, dieß nicht immer der Züchtung, ſondern mehr jenen Sturzwäſchen zuſchreiben müſſen. Auch die Spritzwäſche, die übrigens in Württemberg nicht angewendet wird, zerſtört den Stapel und gibt der Wolle ein flüchtiges, rauhes, kraftloſes Anfühlen, ſo daß der Wollhändler, wie ſehr er auch die Leichtigkeit einer gewaſchenen Wolle ſchätzt, dennoch nicht gerne die Spritzwäſche kauft, wenn er nicht den Stamm genau kennt.“

Das Verfahren beim Waschen, Reinigen, Sortiren, Tariren und Ausstellen der eingesandten Wollvließe war im Wesentlichen ganz demjenigen gleich, welches wir bei der Dobberaner Ausstellung in der Kürze angegeben haben, da sich dessen Zweckmäßigkeit gut bewährt hatte. Auch in Stuttgart war eine werthvolle Auswahl verschiedener Wollarten und Wollproben ausgestellt, von denen wir einige besonderes Interesse erregende hier anführen. Eilf große Sortimentsproben verschiedener italienischer Wollen; acht große Proben verschiedener Wollen aus Peru; beides von Hrn. Commerzienrath v. Jobst in Stuttgart. Eilf große Vließproben aus verschiedenen russischen Gouvernements. Acht und siebenzig Proben der verschiedensten Originalstämme Englands, vom Präsidenten Henry Hundley. Zwei mit der Wolle gegerbte Schafvließe zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Haut und Wolle von Hrn. Jeppe. Ein Tableau von 9 mit der Wolle gegerbten Hautproben, jede von ¼ Zoll im Quadrat, zur Ausmittlung der verschiedenen Dichtigkeit der Wolle auf der Haut. Vier Tableaus unter Rahmen mit 32 Proben von australischen, Kap- und Odessawollen, in gewaschenem und ungewaschenem Zustande, nebst den Ermittlungen von deren Feinheit und Gewichtsverlust; letztere Arbeiten von Hrn. Jeppe. Außerdem noch eine Menge anderer Zusammenstellungen von demselben Verfasser und den Herren Runitz, Pogge und Graf v. Lerche, die wir aus Mangel an Raum hier nicht alle namentlich aufführen können. Die ganze Ausstellung, welcher ein schönes Lokal im königl. Orangeriegebäude eingeräumt war, ward zahlreich von Personen aus allen Ständen besucht und erregte allgemeines Interesse.

Im nächsten Jahre 1843 war zum Versammlungsorte der deutschen Land- und Forstwirthe Altenburg erwählt. Man

---

„Die Vließe der königl. Domäne Seegut repräsentiren die dort angewandten Kreuzungen von langwolligen englischen Böcken mit Merino, Bergamo- und Landschafmüttern. Neben der Reichwolligkeit dieser Vließe, welche eine begehrte Wolle liefern, ist das Hauptmoment, die Mastfähigkeit der Thiere und deren Nachkommen, wie die ausgestellten Schautbiere beweisen, im höchsten Grade erreicht, was zur vollen Würdigung dieser Vließe besonders zu berücksichtigen ist."

durfte daher mit Recht hoffen, daß hier, wo edle Schäfereien in groſser Menge und Auswahl nicht sehr weit entfernt lagen, auch die Ausstellung der Vließe und Wollproben sehr reichhaltig und von besonderem Interesse seyn würde. Diese Hoffnung wurde denn auch nicht getäuscht, und die Altenburger Ausstellung brauchte den Vergleich mit den beiden ersteren nicht zu scheuen. Zur Ausstellung und Prüfung waren 140 Vließe gesandt, von denen 15 aus Ungarn, 2 aus Mähren, 2 aus Portugal, 38 aus dem Königreich Preußen, 18 aus Meklenburg und 60 aus Sachsen waren.

Auch in Altenburg fand das vorhin schon angegebene Verfahren beim Waschen, Sortiren und Tariren der eingesandten Vließe Statt, daher wir es hier übergehen können. Ebenso wie früher war auch daselbst eine vielseitige Ausstellung ausgezeichneter Wollproben und Wollsorten ausgestellt, worunter sich namentlich die Arbeiten der Herren Jeppe, Runitz und Pogge auszeichneten, die allgemeines Interesse erregten. Ueberhaupt war die Theilnahme an dieser Ausstellung sehr rege und bewies von Neuem den Nutzen und Einfluß, den diese Einrichtung auf die Förderung der Schafzucht und der damit engverbundenen Wollkunde ausübt.

Ueber die Ausstellung in München 1844 fehlt uns noch der noch nicht darüber herausgekommene Bericht der zur Prüfung derselben ernannten Commission, daher wir keine näheren Angaben hier anführen können. Dieselbe soll übrigens in mancher Beziehung reich ausgestattet gewesen seyn, und namentlich eine bedeutende Auswahl von bayerischen und österreichischen Vließen enthalten haben. Eine vorzügliche Reichhaltigkeit hofft man mit Recht von der in diesem Jahre in Breslau stattfindenden Ausstellung, da Schlesien unter den Gauen Deutschlands so sehr reich an edlen Schafheerden aller Art ist.

Dies wäre in wenigen Worten eine Beschreibung der gemeinsamen deutschen Ausstellungen von Vließen, Wollproben und Wollfabrikaten. Man erkennt daraus, welche rege Theilnahme sie überall gefunden haben, und welch groſse Zahl von Schafzüchtern durch Hinsendung ausgezeichneter Vließe ihrer Heerden sich bestrebten, sowohl die Reichhaltigkeit derselben zu vermehren, als auch durch die Beurtheilung des gewonnenen

Produktes von Seiten ausgezeichneter Männer vom Fach sich selbst zu belehren. Dennoch haben manche Schafzüchter von Ruf sich bisher immer noch von diesen Ausstellungen ferne gehalten und dadurch deren Wirksamkeit vermindert. Die Gründe, warum dies geschehen, entspringen gewöhnlich aus einer Art von Vorurtheil gegen das bei der Untersuchung befolgte Prinzip, wobei namentlich die Meinung häufig auftaucht, daß ohne Stellung lebender Thiere in voller Wolle und mit ihren Nachkommen mehrerer Generationen, überhaupt kein richtiges Urtheil gefällt werden könne. Manche scheuen auch eine solche Prüfung aus Furcht, den Ruf ihrer Stammschäfereien zu gefährden, wenn etwa durch Rivalität, Einseitigkeit, Unkenntniß oder durch Absichtlichkeit nicht günstige Urtheile über die von ihnen gestellten Vließe gefällt werden möchten; andere fürchten einer Selbsttäuschung durch das erlangte Resultat überführt zu werden, noch andere sind jeder Neuerung, möge sie Namen haben wie sie wolle, und jedem wissenschaftlichen Fortschritt zu sehr abhold, als daß sie diese Ausstellungen nicht als eine unnöthige Spielerei betrachten sollten. Alle diese Meinungen sind nichtig und mit leichter Mühe zu widerlegen. Hat eine Schäferei einen ehrenvollen verdienten Ruf, so braucht sie das Urtheil von Sachkennern nicht zu scheuen. Es ist die höchste Ungerechtigkeit, gegen die Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Fähigkeit der zur Prüfung und Schätzung erwählten Männer auch nur den leisesten Verdacht zu hegen, und zu meinen, andere Rücksichten als ihre innere Ueberzeugung könnten sie bei ihrem Ausspruche leiten. Und müssen sie diesen Ausspruch nicht der freiesten Kritik der ganzen wissenschaftlich gebildeten Versammlung aller Landwirthe unterwerfen? können sie dabei wohl sorglos oder gar parteiisch verfahren, ohne für alle Zeiten den wohlerworbenen Ruf von ihrer Wissenschaft kundigen und rechtlichen Männern zu verlieren? Wird das zur Prüfung abgesandte Vließ stets — wie so dringend ersucht wird — mit ausführlichen, richtigen Notizen über die Eigenthümlichkeit der Thiere, Körperbau, Natur, Bewachsenheit, Haltung, Fütterung und Weide derselben, sowie über ihre Benutzung als Zuchtthiere versehen, so wird es auch sicherlich eine richtige und vorurtheilsfreie Beurtheilung finden. Sollte dann wirklich Tadel ausgesprochen werden, so ist dieser

gerecht und begründet, und kann dem Aussteller nur zur Belehrung dienen, da er erkennen lernt, worin er bisher bei seiner Züchtung gefehlt, was er nachzuholen hat, und welche Wege er dazu einschlagen muß.

Der Zweck der Schafzucht ist höchstmögliche Verwerthung der Weide und des Futters, und zwar im Allgemeinen und hauptsächlich durch Wollertrag. Um hiernach den Geldwerth eines Vließes zu ermitteln, ist das beste und am leichtesten zum Ziele führende Verfahren, wenn man 1) ein richtiges Wollgewicht der Vließe, 2) ein richtiges Verhältniß derselben zu der Körpergröße der Thiere und dem dadurch veränderten Futterbedarf, und 3) eine richtige Schätzung der Wolle, ihrer Sortimente und Preise, unter Berücksichtigung der Vließeigenschaften und der bestehenden Wollpreise zu erhalten sucht. Dies wird aber durch die Art und Weise, wie diese Schätzungen der zur Ausstellung gesandten Vließe betrieben werden, möglichst erreicht, und daher mit der große Nutzen, den sie allen Betheiligten gewähren.

Wir hoffen nun ein klares und ziemlich umfassendes Bild der Entstehung, Fortschreitung und jetzigen Ausbildung der deutschen Schafzucht und Wollkunde, der mannigfachen ihr dazu gebotenen Hülfsmittel und der großen Wichtigkeit, welche sie für unsern Nationalwohlstand hat, gegeben zu haben. In den Jahren 1840—1843 waren die Conjunkturen im Wollhandel schwankend und nicht besonders ermuthigend für weitere Fortschritte in der Schafzucht, in der letzten Zeit aber hat sich dies Verhältniß wieder günstig umgestaltet, wozu namentlich die näheren Verbindungen mit China, das einen lebhaften Absatz an Wollenwaaren verspricht, viel beigetragen haben.

Möge dies günstige Verhältniß auch für die Zukunft bestehen und Schafzucht, Wollhandel und Wollfabrikation nach wie vor Tausenden von fleißigen Menschen in unserem Vaterlande Beschäftigung und Verdienst verleihen.

Auch hiebei haben wir durch die gemeinsamen Ausstellungen das erfreuliche Schauspiel, daß immer mehr und mehr eine enge Vereinigung aller verschiedenen deutschen Staaten an die Stelle des frühern verderblichen Absonderungssystems getreten ist, und die Folgen davon wohlthätig und ihrem Ursprunge entsprechend sind. Möge dieser Geist, der erfreulichste, der jemals Deutschland

erleuchtete, das hin und wieder noch herrschende dunkle Gewölk der Absonderung bald gänzlich verscheuchen und wir stets bei allen Handlungen bedenken, daß nur Einigkeit Deutschland mächtig nach Außen und glücklich im Innern machen kann. Mit diesem unserm innigsten, aufrichtigsten Wunsch schließen wir unsere Arbeit.

J. v. W.

Die Erdaxe.

Von jeher sahen sich die Astronomen, wie ungern sie sich auch dazu entschließen mochten, genöthigt, gegen Vorurtheile anzukämpfen, die von Halbgelehrten mit allerlei verführerischen Scheingründen unterstützt, bei der Menge viel leichter Eingang fanden, als die meistens trocken und einfach erscheinenden Wahrheiten, welche die Wissenschaft darzubieten vermochte. Zwar haben die beiden letzten Jahrhunderte hierin eine große Veränderung bewirkt. Wenn sonst der Wahn, auch da, wo er mit religiösen Glaubenssätzen Nichts gemein hatte, sich doch den Anschein von Heiligkeit zu geben und die alleinseligmachende Kirche für sich zu interessiren wußte, so hat er jetzt auf diese Hülfe, stillschweigend wenigstens, verzichtet, und Rom wird auch wohl auf seiner Hut seyn und sich nicht ein zweitesmal so arg compromittiren als vor zweihundert Jahren mit Galiläi. Und so haben denn auch die, welche der Wissenschaft zu dienen und ihre Würde und Selbstständigkeit zu wahren berufen sind, nichts mehr für ihre eigenen Personen zu fürchten: ein Vortheil den wir nicht gering anschlagen.

Die Zweifel am Kopernikanischen Weltsystem, durch die Auffindung der Fixsternparallaxen aus ihrem letzten Schlupfwinkel vertrieben, sind allmählig ganz verstummt und mußten verstummen, und selbst die ausschweifendste Paradoxiensucht wird dies Thema wohl nicht wieder aufnehmen. Eine Axe, um welche nicht der Himmel, sondern die Erde sich dreht, ist nun allgemein

wir uns tröſten mit der Hoffnung, daß die erhöhte Gewerbethätigkeit es den untern Volksklaſſen möglich machen werde, mehr warme und kräftige Nahrung zu genießen, den Wein wohlfeiler, das Bier gehörig gehopft und gemalzt zu erhalten, als ſeither. Im ſüdlichen Deutſchland hatte in den Jahren von 1812—18 das Branntweintrinken durch die beiſpiellos hohen Preiſe des Weins und Biers bedeutend eingeriſſen, wich aber bald wieder den vorigen Getränken, ſobald beſſere Jahre billigere Preiſe derſelben brachten. Beſſere Erziehung, Mäßigkeitsvereine und zugleich und vorzüglich möglichſt geſteigerter Blaſenzins werden den eben berührten Momenten kräftig zu Hülfe kommen, und die Rückkehr zum lobenswerthen Alten auch hier befördern. Dann wird auch die Verweichlichung, welche allgemein beklagt wird, während die mittlere Lebensdauer bedeutend hinausgerückt iſt, ein wirkſames Gegengewicht an vernünftiger, kräftigender Ausbildung der Körper bei beiden Geſchlechtern finden.

Die einreißende Schwindelei aber zehrt ſich ſelbſt auf, und der jähe Fall Einzelner wird von Zeit zu Zeit den baaren, geſunden Hausverſtand wieder zu Ehren bringen, welcher langſam erwerben, dauernd beſitzen, und vor Allem ſeine Ehre wahren will.

Man vernimmt zuweilen Klagen über Abnahme der alten Zutraulichkeit und Gaſtfreundſchaft. Jene ſchränkt ſich begreiflicherweiſe bei vermehrtem Verkehre auf würdige, erprobte Freunde ein, und dieſe ſteht überall in umgekehrtem Verhältniſſe zu der Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Zuſtände. Sie hat da nicht aufgehört, wo ſie am Platze iſt; aber, Gottlob, beinahe überall aufgehört am Platze zu ſeyn.

Somit berechtigt uns die Zukunft zu ſchönen Hoffnungen. Die Regierungen haben überall die materiellen Intereſſen im Auge, mehr als je. Der Zuſtand des Friedens wird hiedurch, je länger er dauert, deſto geſicherter. Bereits beginnt eine ſorgfältiger herangebildete, auf Vorſchritt und allſeitige Ausbildung geſtellte Generation im praktiſchen Leben Platz einzunehmen. Verſtändige und verſtändliche Volksſchriften, der reiche Gewinn der Forſchungen der Gelehrten, welche nachgerade auch in Deutſchland anfangen, dem täglichen Leben ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, beſonders aber die durch Mitbewerbung ſo ſehr geſteigerte Thätigkeit aller Kräfte müſſen vereint die Abglättung der noch vorhandenen rauhen Stellen vollenden.

anerkannt und man hat sich an die damit nothwendig verbundenen Vorstellungen vom Sonnensystem allmählig gewöhnt. Nur Newtons Attraktionstheorie, die um hundert Jahre jünger als das Kopernikanische System, überdies auch nicht so gar leicht zu verstehen ist, findet noch immer Ritter, die eine Lanze daran zu brechen versuchen.

Wie aber auch auf andern Erkenntnißgebieten der Mensch nur zu geneigt ist, von einem Extrem ins andere zu fallen, so auch hier. Die Alten hielten fest an der Vorstellung von der Ruhe der Erde, und es war gefährlich an ihr zu rütteln. Als nun aber endlich der Punkt ausser der Erde, von wo aus sie bewegt wurde, und den Archimedes sich vergebens gewünscht, nachgewiesen war und man sich an ihre beiden Bewegungen gewöhnt hatte, da rüttelte man, nicht zufrieden mit der Rotation und Revolution, nun auch an der Axe selbst. Sie sollte in ferner Vorzeit anders als jetzt gestanden haben, sich auch wohl noch jetzt bewegen, und in diesen Veränderungen glaubte man die vollständige Erklärung aller der räthselhaften Erscheinungen, welche die Reste der vorgeschichtlichen Welt uns bieten, gefunden zu haben.

Gar Manche, die von diesen Axenveränderungen im zuversichtlichsten Tone und wie von einer längst ausgemachten Sache gesprochen haben, geben deutlich zu erkennen, daß sie mit ihren Begriffen über das, was sich eigentlich verändert haben soll, nicht im Klaren sind; und vielleicht ist es nicht unpassend, im Folgenden einen kleinen Beitrag zur Feststellung dieser Begriffe zu geben.

Eine vollkommene Kugel, wenn sie zugleich homogen (gleich dicht) wenigstens in ihren einzelnen concentrischen Schichten ist, kann um jeden ihrer Durchmesser rotiren, und schon ein sehr geringer Anstoß wird hinreichend seyn, die Rotationsaxe der Lage nach zu verändern. Wäre die Erde eine solche Kugel, so ließe sich gegen die Hypothese, daß sie einst um eine ganz andere als die jetzige Polaraxe sich drehte, nichts Begründetes einwenden.

Allein die Erde ist nicht allein keine solche Kugel, sondern sie war dieß auch nie, mindestens seitdem sie um eine Axe rotirte. In der einfachen Thatsache der Rotation, verbunden mit

dem Umſtande, daß wenigſtens ein großer Theil der Erde flüſſig iſt und dies gewiß ſtets war, liegt die Nothwendigkeit einer Abweichung von der Kugelform. Jede nicht durchaus feſte Maſſe wird, wenn ſie raſch um eine Axe gedreht wird, den praktiſchen Beweis für dieſe Behauptung liefern, wie Newton den theoretiſchen geliefert hat, ſchon damals, als man noch aus den Meſſungen das ganz entgegengeſetzte Reſultat gefolgert hatte. Man nehme eine Kugel von noch weichem Thon, ſtecke eine Axe hindurch und drehe ſie nun um dieſe herum — natürlich ohne ſie gleichzeitig zu drücken — ſo wird man nach einiger Zeit finden, daß die Durchmeſſer verſchieden geworden ſind, und zwar länger im Verhältniß ihrer Entfernung von der Drehungsaxe, welche ſelbſt den kürzeſten Durchmeſſer bildet.

Dies iſt nun die Form, welche ſowohl unſere Erde als auch — ſo weit unſere Meſſungen dies darthun können — alle andern Planeten angenommen haben. Zwei verſchiedene Hauptaxen, die kürzeſte (welche nur durch Eine Linie repräſentirt iſt) und die längſte (welche man ſo oft hat als man Punkte des Aequators gedenken kann) werden die Figur des Rotationsſphäroids beſtimmen.

In einzelnen Fällen können auch drei verſchiedene Hauptaxen vorkommen, wenn nicht allein die Meridiane, ſondern der Aequator und ſeine Parallelen ebenfalls Ellipſen ſind. Dieſe drei Hauptaxen werden ſodann rechtwinklicht aufeinanderſtehen und ſich im Mittelpunkte ſymmetriſch durchſchneiden. Unſer Mond — und wahrſcheinlich auch die übrigen Monde — befindet ſich in dieſem Falle.

Nach den Geſetzen der Mechanik hat jede dieſer Axen ein Beharrungsvermögen (Trägheitsmoment, moment d'inertie), nämlich das Beſtreben, in ſeiner einmal angenommenen Lage ſich zu behaupten. Bei Axen von verſchiedener Länge iſt aber dies Trägheitsmoment verſchieden. Denkt man ſich nämlich alle Axen in gleichgroße Theile (Elemente) zerlegt, ſo wird das Trägheitsmoment eines jeden dieſer Theile proportional der Schicht ſeyn, welche rings um ihn herum nach allen Seiten liegt, und hier haben wir offenbar um die größte Axe herum die kleinſten, ſo wie um die kleinſte herum die größten Schichten.

Die kleinſte der Axen wird demnach vermöge ihres über-

wiegenden Trägheitsmoments Rotationsaxe bleiben müssen; ja, wäre es denkbar, daß ursprünglich dennoch eine andere existirt hätte, so würde die kleine Axe, und zwar in kürzester Frist, deren Stelle einnehmen und Rotationsaxe geworden seyn, gleich nachdem überhaupt eine Umdrehung begonnen hatte.

Man verfertige sich ein Sphäroid von irgend einer beliebigen Masse, und zwar zweiaxig oder dreiaxig, wie man es will, versetze sie etwa auf einem Tische in Rotation und versuche es nach und nach mit allen Axen, so wird man bald sehen, daß keine derselben das Gleichgewicht bleibend zu erhalten im Stande ist, als allein die kürzeste, weßhalb denn schon nach wenigen Umdrehungen die Rotation um diese sich herstellen und fortan bleibend erhalten wird. Etwaige Störungen derselben durch einen schräg von der Seite kommenden Stoß u. dgl. würden nur zur Folge haben, daß eine momentane Abweichung einträte, die sich aber sofort wieder restituirte.

Ueber diese Schwierigkeit haben sich indeß die frühern Autoren, welche eine Axenänderung statuirten, sehr wenig Kummer gemacht und sie gewöhnlich ganz ignorirt. Nachdem einmal Whiston und Buffon mit Hülfe der Kometen — an denen ja im Weltenraume nirgends Mangel war — die unglaublichsten Dinge verrichtet und die Planeten nicht etwa nur aus ihren Axen gehoben, sondern sogar neue Planeten fabricirt hatten,[1] konnte ja eine solche Kleinigkeit, wie etwa eine Transposition der Erdpole, keine Schwierigkeit machen. In einer Zeit, wo man so eifrig darauf bedacht war, jedem Weltkörper sein ihm angemessenes Stück Arbeit zuzutheilen, konnte dies kein Befremden erregen, ja man war ordentlich froh, für die Kometen, in denen man nachgerade aufgehört hatte göttliche Zornesruthen zu erblicken, doch nun auch etwas gefunden zu haben, wodurch ihre Existenz gerechtfertigt werden konnte, in einem System, wo jedes Ding schlechterdings zu etwas nützen sollte.

Als nun aber einerseits die obigen Bedenken eine Verück-

[1] Bei Buffon stößt ein unbescheidener Komet an die Sonne an, und zwar so heftig, daß ein Stück Sonne herausfliegt, im Weltenraume zerbröckelt und so sich in Planeten verwandelt. Risum teneatis.

schtigung zu gebieterisch forderten, andererseits die doch gar zu auffallende Massenlosigkeit, resp. Ohnmacht der Kometen nicht mehr geleugnet werden konnte, hätte man glauben sollen, die Erklärer der geologischen Phänomene würden auf andere Erklärungen bedacht seyn, um so mehr, als doch auch die entschiedensten Vertheidiger jener Meinung nicht umhin konnten zuzugeben, daß eine Axenänderung allein, bei der übrigens das kosmische Verhältniß des Planeten ungeändert blieb und die verschiedenen Gegenden unserer Erde nur ihre Rolle gegeneinander austauschten, in keiner Weise zur Erklärung genügte. Jene großen sibirischen und nordamerikanischen Thiere, jene riesigen Farrenkräuter u. a. m. existiren jetzt auf der Erde nirgends, und können nicht existiren. Sie setzen nicht blos ein anderes Temperaturverhältniß, sondern auch ganz andere tellurisch-atmosphärische Zustände voraus, die mit der Axenänderung in gar keinem nothwendigen Zusammenhange stehen. Unter solchen Umständen schien es ja doch weit natürlicher, alle wahrgenommenen Erscheinungen dieser Gattung als Denkmäler einer großen chemischen Revolutionsepoche zu betrachten; als Zeugen einer Zeit, in welcher die jetzt ins Innere zurückgewichene eigenthümliche Erdwärme auch noch der obern Rinde sich mittheilte, und wo die von der Sonne erzeugte Wärme — wenn anders diese damals im Stande war, bis zum Boden durchzudringen — nur mehr als ein Accidentielles, im Verhältniß zum Ganzen wenig Bedeutsames erschien. Uns will es bedünken, als deuteten die bis jetzt bekannten vorweltlichen Formen mindestens eben so sehr auf geringeres Licht als auf größere Wärme, und eben so auf ein bei weitem größeres Maaß von Feuchtigkeit. Trügt uns nicht alles, so haben wir es hier mit einem Zustande zu thun, in welchem der Jahreszeitenunterschied eben so wenig als der Breitenunterschied von sonderlicher Bedeutung war.[1]

[1] Noch gegenwärtig gelten unsere auf die meteorologischen Beobachtungen gegründeten Temperaturtabellen nur für die Oberfläche. Schon in 80 Fuß Tiefe hört aller Jahreszeitenunterschied auf, und in höchstens 2000 Fuß auch der von der Breite abhängige. Aehnliche Verhältnisse zeigen uns die höhern Gegenden der Atmosphäre, denn schon auf den höchsten Bergspitzen ist der Jahreszeitenunterschied sehr gering. Mindestens $^{999}/_{1000}$ unseres Erdkörpers und eben so der dem Raume nach größte Theil seiner

Gleichwohl haben zwei neuere Schriftſteller, **Klee** und **Boucheporn**, aufs Neue an der Erdaxe zu rühren verſucht. Beide erkennen offen die Schwierigkeiten an, welche die Mechanik des Himmels ihrer Hypotheſe entgegenſtellt, ſie verſuchen aber trotz dieſer Schwierigkeiten dennoch den alten Weg einzuſchlagen. Klee verzichtet darauf, eine kosmiſche Veranlaſſung beſtimmt nachzuweiſen; er glaubt die Geſtalt der Erde habe ſich mit der Veränderung der Rotationsaxe gleichzeitig verändert, und der Durchmeſſer, welcher früher der kürzere war, ſey dies jetzt nicht mehr. Nun iſt aber die Abplattung der Erde, wenn auch nur $^1/_{289}$ des Ganzen, doch abſolut genommen ſehr bedeutend, es handelt ſich darum, mehrere Millionen Kubikmeilen Erdmaſſe um ſo viele Grade, als die Axenänderung beträgt, von ihrer Stelle zu transponiren. Dieſe nicht ausgefüllte Lücke in Klee's Darſtellung iſt demnach eine ſehr ſchlimme, und wenn der Verfaſſer über dieſen Cardinalpunkt mit wenigen Worten hinweggeht, während doch ſeine Folgerungen aus dieſer unbewieſenen Prämiſſe einen ziemlich ſtarken Band füllen, ſo kann man ſich nicht ſehr befriedigt fühlen.

Anders Hr. Boucheporn. Auch er gibt bereitwillig das Gewicht der aſtronomiſchen Einwürfe gegen eine Axenänderung zu; er verzichtet darauf einen Kometen zu finden, deſſen Maſſe oder Dichtigkeit in irgend eine Vergleichung mit der unſerer Erde geſtellt werden könnte. Er erkennt es an, daß ſie viele tauſendmal dünner als unſere verdünnteſte Luft ſind, ja daß am 26. Juni 1819 die Erde durch den Schweif eines Kometen hindurchging, ohne weder damals noch nachher das Geringſte davon zu ſpüren, wie denn das ganze Faktum erſt durch die nachträglich angeſtellten Rechnungen der Aſtronomen bekannt geworden iſt. Und dennoch kann er ſich nicht entſchließen ſie aufzugeben. Man iſt in der That in geſpannter Erwartung, wie der Verfaſſer den Knoten löſen werde, und ſiehe da, die **Geſchwindigkeit** der Kometen ſoll erſetzen, was ihnen an Maſſe

---

atmoſphäriſchen Umhüllung befinden ſich alſo **noch jetzt** in einem Zuſtande, wie wir ihn näherungsweiſe für das Ganze angenommen haben in einer Zeit, wo Luft, Waſſer und Erde, wo Inneres und Aeußeres noch nicht ſo geſchieden ſeyn konnten, als jetzt.

abgeht. Auch der dünnste Hauch, „wenn er mit einer Geschwindigkeit von 40,000 Meilen in der Minute" auf die Erdkugel losschösse, ist nach des Verfassers Meinung im Stande, mehr als Berge zu versetzen. Er soll nämlich die Gestalt des flüssigen Erdinnern verändern, dabei natürlich die gesammte Erdrinde überall zersprengen, verschieben und in die neue Form bringen, welche die Axenänderung fordert, wobei man schwer begreift, wie auch nur irgend etwas an seiner Stelle oder überhaupt in seinem Bestande bleiben könne, während doch die thatsächlich aufgefundenen Ueberreste zwar wohl Veränderungen, Ueberfluthungen, Eruptionen u. dgl., aber kein so totales Zertrümmern und Vernichten alles Bestehenden andeuten. Doch der Verfasser, stolz auf seine glückliche Lösung des Knotens, baut nun sein System weiter, und stellt bei jedem neuen Kometen die Fortdauer der gegenwärtig bestehenden Ordnung der Dinge in Frage. Ueber kurz oder lang wird ein Komet kommen, auf die Erde mit jener enormen Geschwindigkeit losschießen und die geschilderten Wirkungen hervorbringen, nebenbei auch unserm ganzen Geschlechte und allen seinen kosmogenetischen Systemen das Garaus machen.

Lieber Leser, verliere den Muth nicht und erinnere dich, daß Geschwindigkeit keine Hexerei ist. Die Aetherwellen pflanzen sich noch sechzigmal schneller fort als die Kometen des Hrn. Boucheporn, sie treffen fortwährend die Erde unter den verschiedensten Richtungswinkeln, und haben dennoch weder der Axe, noch sonst irgend einem Theile des Erdkörpers das Mindeste anhaben können. Zudem würde ein geschwind vorüberstreifender Körper sogar weniger Störung für die Erde ausüben als ein langsamer, denn er bleibt um so kürzere Zeit in ihrer Nähe. Die am langsamsten sich bewegenden Planeten vom Jupiter an aufwärts haben auch die größte gegenseitige Wirkung aufeinander, da die Störungen sich eine lange Reihe von Jahren hindurch in gleichem Sinne summiren.

Doch der Verfasser wird entgegnen, daß er keinen Vorübergang, sondern ein direktes Zusammentreffen meine, wo dann allerdings der augenblickliche Stoß um so heftiger ist, je schneller die Bewegung erfolgt. Dies zugegeben, haben wir nur noch die Frage zu untersuchen: „Gibt es wirklich Kometen,

die mit der angegebenen oder einer ähnlichen Geschwindigkeit sich fortbewegen?"

Die Geschwindigkeit eines jeden zum System der Sonne gehörenden Körpers, und folglich auch der Kometen, ist durch die Masse der Sonne und durch die Elemente der Bahn genau bestimmt und jede anderweitige Willkühr hierin gänzlich ausgeschlossen. Nun sind die Kometenbahnen langgestreckte Ellipsen, die größtentheils nicht viel von der Parabel abweichen. Die Bewegung ist in der Parabel unter übrigens gleichen Umständen schneller als in der Ellipse; wir wollen demnach Parabeln setzen, um sicher keine zu geringe Geschwindigkeit zu finden. Liegt das Perihelium des Kometen in einer dem Erdbahnhalbmesser gleichen Distanz von der Sonne, so ist die Geschwindigkeit 5½ Meilen in der Sekunde und verhält sich zur mittlern Geschwindigkeit der Erde wie $\sqrt{2}:1$. Nehmen wir aber noch einen günstigern Fall, und lassen das Perihelium in größerer Nähe stattfinden. Näher als an der Sonnenoberfläche kann es nicht liegen; in diesem Falle wird seine Geschwindigkeit im Perihel 58 Meilen, die sich aber, bevor er in die Nähe der Erde gekommen ist, bis auf acht Meilen (beiläufig die doppelte Erdgeschwindigkeit) verringert hat. Um indeß das Maß der Concessionen nach Möglichkeit zu erschöpfen, so wollen wir annehmen, daß es nicht allein parabolische, sondern selbst hyperbolische Kometenbahnen gebe, in denen die Bewegung noch etwas schneller seyn müßte. So höchst unwahrscheinlich auch die Existenz hyperbolischer (also nichtgeschlossener) Bahnen ist, so haben doch in einzelnen Fällen die Rechnungen auf eine solche geführt, freilich stets mit einer so geringen Abweichung von der Parabel, daß man über die wahre Gattung des Kegelschnitts in Ungewißheit bleibt. In einer solchen Bahn würde die Geschwindigkeit noch einen Bruchtheil über acht Meilen geben können, in keinem Falle aber erheblich mehr betragen. Die Erde bewegt sich 4½ Meilen in der Sekunde; die doppelte Erdgeschwindigkeit (der achtzigste Theil derjenigen, welche unser Verf. verlangt) ist also das Höchste, was einem Kometen, der auf die Erde trifft, zugeschrieben werden kann.

Schon bei einer frühern Gelegenheit habe ich gezeigt, daß auch außerhalb des Sonnensystems ähnliche Geschwindigkeiten

(wie sie z. B. auch Doppler für seine Hypothese zur Erklärung der Sternfarben postulirte) gar keine Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß vielmehr die Bewegungen leuchtender Körper, soweit wir sie kennen, noch geringer im Durchschnitt angenommen werden müssen, als die der Planeten und Kometen. Wir haben es hier indeß nur mit letzteren zu thun, denn nur von ihnen ist bisher die Rede gewesen, wenn man auf ein Zusammentreffen der Weltkörper recurriren zu müssen glaubte.

Einer weitern Kritik der in Rede stehenden Theorie können wir also füglich überhoben seyn, da wir ihren gänzlichen Ungrund nachgewiesen haben. Wir bedauern aufrichtig die viele Mühe, die er sich mit ihrem weitern Ausbau gegeben hat, wollen uns aber freuen, wenn es uns gelungen seyn sollte, ihn von seiner Furcht zu befreien.

Die Axenänderung kann aber noch in einem andern Sinne aufgefaßt werden, und ist vielfach anders aufgefaßt worden, wo es sich um Erklärung vorweltlicher Erscheinungen handelte. Sie könnte nämlich in Beziehung auf den Erdkörper selbst an ihrer Stelle bleiben und Pole und Aequator constant seyn, gleichwohl aber ihre Lage gegen den Himmel ändern, an welcher Aenderung dann natürlich die ganze Erde Theil nähme, was ohne alle Umwälzung möglich ist. Durch eine solche Aenderung wird aber ihre Lage gegen die Ekliptik geändert, möglicherweise also auch die Schiefe der letztern, und da von dieser Schiefe der Jahreszeitenwechsel abhängt, auch dieser selbst. Er würde z. B. völlig aufhören, wenn die Axe der Erde aus irgend welcher Veranlassung sich gegen die Ekliptik senkrecht stellte.

Oder es könnte sich auch, ganz abgesehen von den Veränderungen der Axenstellung, die Ebene der Ekliptik selbst verändern und ihre Lage im Universum zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene seyn, was gleichfalls auf den Jahreszeitencyklus Einfluß haben müßte.

Beide Arten von Aenderungen sind nun thatsächlich vorhanden. Die Erdaxe hat eine Bewegung, wobei ihre Pole innerhalb 26,000 Jahren einen Kreis um einen mittlern Pol beschrieben und wodurch sich der Durchschnittspunkt des Aequators und der Ekliptik verschiebt (Präcession).

Wir werden diesen Gegenstand, der in allen Lehrbüchern

zur Genüge dargeſtellt iſt, hier nicht genetiſch, ſondern nur nach ſeinen Reſultaten betrachten. Dieſe beſtehen in einer Verkürzung des Jahrs um 20½ Minuten etwa. Ohne die Präceſſion würden wir nämlich ein Jahr von 365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Sekunden haben, und genöthigt ſeyn, nicht wie jetzt von Zeit zu Zeit einen Schalttag wegzulaſſen, ſondern extraordinär hinzuzufügen, und zwar nach je 157 Jahren. Die Pflanzen würden alſo in jedem Sommer einige Minuten Zeit mehr zum Reifen haben und die Gehalte um etwa zwei Kreuzer für jede 1000 Gulden erhöht werden müſſen, um eben ſo gut als jetzt damit auszukommen. Nun aber beſteht die Präceſſion, und beſtand von jeher, nur ihre Größe iſt geringen Veränderungen im Laufe der Jahrtauſende unterworfen. Ein Jahr von der oben angegebenen Dauer hat es alſo in der Wirklichkeit nie gegeben. Die größte Präceſſion, verglichen mit der geringſten, kann nur einen Unterſchied von 38 Sekunden in der Jahreslänge hervorbringen. So iſt das jetzige Jahr, verglichen mit dem wirklich mittleren, noch um 4 Sekunden zu lang, und nach beiläufig 7000 Jahren wird es 23 Sekunden kürzer als das gegenwärtige geworden ſeyn, und von da ab wieder langſam zunehmen. Zur Zeit der alten Griechen war das Jahr etwa 10 Sekunden länger als jetzt.

Wir mußten auf dieſe Minutien eingehen, um nicht den Schein zu erregen als leugneten wir abſolut jede Wirkung dieſer Präceſſionsänderung. Hierauf aber beſchränkt ſich auch Alles, denn die Präceſſion verändert den Winkel ſelbſt nicht, ſondern verſchiebt nur die Durchſchnittspunkte.

Jetzt bliebe uns nur noch die Veränderung in der Lage der Erdbahn zu betrachten übrig. Dieſe beſteht gleichfalls in einer Schwankung um eine mittlere Ebene, und ſie geht in ähnlichen ungeheuren Perioden wie die vorhin betrachtete vor ſich. Da aber die Durchſchnittspunkte zwiſchen jener mittlern Ebene und der veränderlichen Ekliptik nicht mit denen des Erdäquators zuſammenfallen, noch ſonſt eine fixe Lage gegen dieſelben haben, ſo iſt mit dieſer Veränderung der Ebene der Erdbahn auch eine Veränderung in der Schiefe der Ekliptik ſelbſt nothwendig verbunden; Theorie und Beobachtung haben dieſe Veränderung dargethan und ſie beträgt gegenwärtig jährlich etwa eine halbe

Sekunde (im Jahrhundert 47 Sekunden). Ihre äußersten Gränzen genau zu bestimmen hat jetzt noch große Schwierigkeiten, denn die veranlassenden Ursachen sind die übrigen Planeten des Sonnensystems, und wir können nur in dem Maße, wie wir die Massen dieser Planeten kennen lernen, auf die Größe jener Veränderung schließen. Indeß kann man schon jetzt sich hinreichend versichern, daß die Schiefe der Ekliptik für unsere Erde nie unter 21° herabsinken und nie über 27½° steigen werde. Seit dem Anfang unserer Zeitrechnung hat sie etwa um 15 Minuten abgenommen, seit 6000 Jahren beinahe einen Grad.

Hier also verändert sich die Axe selbst gar nicht, wohl aber ihr Winkel mit der Ebene der Erdbahn. Die Pole bleiben wo sie sind, der Aequator gleichfalls, nur die Polar- und Wendekreise rücken, die erstern näher gegen die Pole, die letztern um eben so viel näher zum Aequator hin. Kein Ort der Erde außerhalb der Pole und des Aequators kann also dieselben Tags- und Nachtlängen für immer beibehalten. Der nördliche Polarkreis wird einst durch den Enarasee und die nördlichsten Punkte des heutigen schwedischen Lapplands ziehen und große Strecken Nordsibiriens und Nordamerikas, die jetzt der Polarzone angehören, werden in die gemäßigte fallen. Umgekehrt gab es einst eine Zeit und wird wieder eine solche erscheinen, wo derselbe Polarkreis ganz Island, ferner Drontheim, Wasa, Archangel und Beresow einschließen, und etwa 40 Meilen nördlich von der Newamündung vorüberziehen wird, während er jetzt 100 Meilen von ihr entfernt bleibt. Jener tiefe Brunnenschacht in Syene, in den zu Eratosthenes Zeiten die Sonne am Solstitialtage senkrecht hinabschien, würde, wenn er noch bestände, heute nicht mehr im Stande seyn, diese Erscheinung zu gewähren, sondern der Schatten der senkrechten Wand gegenwärtig $^1/_{50}$ ihrer Höhe betragen und jener Punkt, den die Sonne um diese Zeit senkrecht bescheint, 4 Meilen südlich von Syene aufgesucht werden müssen.

Da gegenwärtig und noch eine Reihe von Jahrtausenden hindurch die Schiefe der Ekliptik im Abnehmen begriffen ist, so werden die Grenzen der gemäßigten Zonen sich erweitern (jährlich um 45 Fuß auf jeder Seite) und die der heißen und der kalten in gleichem Maße abnehmen. Hiermit wird eine

Vor Allem aber wird der Zollverein verfeinerten Lebensgenuß herbeiführen. Nicht nur hat er den Markt erweitert und bringt den Gewerbtreibenden größeren Wohlſtand, ſondern durch ihn allein wird es der Mehrzahl der Deutſchen möglich, ſich gegenſeitig kennen zu lernen, ſich an einander heranzubilden, und mit den Preiſen der Waaren zugleich Anſichten, Lebensweiſe und Lebensgenuß in das äußerſt mögliche Gleichgewicht zu ſetzen.

Bereits ſind die Erfolge des Zollvereins Staunen erregend; was ſie in Zukunft bringen können, vermag kaum die lebhafteſte Einbildungskraft zu erfaſſen. Um zu begreifen, wie ſehr ſich der Zuſtand des Landvolks verbeſſert habe, bleibe man nur bei den einfachſten Wahrnehmungen ſtehen. Man betrachte nur auf dem Lande die jährlich vorſchreitende Blumenzucht, denn dieſe iſt, nach vieljährigen Erfahrungen das ſicherſte Zeichen häuslichen Wohlbehagens.

Der deutſche Volksſtamm geht aber auch in dieſem höchſt bedächtlich vorwärts. Wenn wir daher bemerken, daß er ſich äußerlich ſtets mehr der Weiſe des deutſch-ſchweizeriſchen und niederländiſchen Lebens nähere, ſo dürfen wir auch annehmen, daß unſer Volk ſich zugleich von dem Theile ſeines Traumlebens getrennt habe, welchen die Noth ihm aufgedrungen hatte, daß es anfange, proſaiſcher, aber praktiſch tüchtiger zu werden, daß ſein Streben nun nach perſönlicher Unabhängigkeit gehen, daß es aber ſeinem Weſen nach bei allem dem dennoch die Fähigkeit erhalten müſſe, ſich erreichbare Genüſſe da zu verſagen, wo Ueberzeugung und ſittliches Gefühl entgegenſtehen.

Und ſo wollen wir an den Lobſpruch Macchiavellis am Eingange zum Schluſſe die Worte Goethe's über uns knüpfen, und dieſe Worte ebenfalls für ehrende Anerkennung hinnehmen:

Weiß Brod und ſchwarz Brod ſind das Schiboleth zwiſchen Franzoſen und Deutſchen!

A. M.

Abnahme des Unterschiedes der Tageslängen im Sommer und Winter verbunden seyn. Nürnberg z. B. wird, zur Zeit der geringsten Schiefe der Ekliptik, beiläufig die heutigen Tageslängen von München haben und Rom die von Neapel. Die Sonne wird einigen Orten am kürzesten Tage aufgehen, denen sie jetzt verborgen bleibt. Der Thurm in Tornea, den man jetzt am längsten Tage besteigt um das Schauspiel der Mitternachtssonne zu genießen, wird unsern späten Nachkommen diesen Anblick nicht mehr gewähren können und weiter nach Norden verlegt werden müssen. Die Schauer der langen Polarnacht werden sich auf einen kleineren Raum beschränken und ihre Dauer kürzer seyn als jetzt.

Natürlich kann dies nicht ohne allen Einfluß auf die Temperaturverhältnisse des Erdkörpers bleiben. Mit der abnehmenden Schiefe müssen die Differenzen der Jahrstemperatur geringer werden: die Winter etwas milder, die Sommer dagegen kühler, wie umgekehrt in ferner Vorzeit aus demselben Grunde die Winter etwas kälter, die Sommer etwas heißer waren als jetzt. Nach Jahrtausenden werden die Züge der Vögel, um dem Winter zu entgehen, nicht mehr so weit nach Süden sich erstrecken als jetzt, sie werden aber auch umgekehrt im Sommer nicht mehr so weit nach Norden hin sich entfernen. Einjährige Gewächse werden etwas Terrain verlieren, perennirende dagegen gewinnen. Der Wiesenwachs wird etwas üppiger werden, die Getreidefelder dagegen nicht mehr so weit als jetzt nach Norden hin sich erstrecken, gegen Süden hin aber zunehmen. Man wird weniger Pelze und mehr Mäntel verbrauchen als jetzt, und auch die Schlitten werden in vielen Gegenden in Abnahme kommen. Alles dieß kann man nun umgekehrt auf die ferne Vorzeit anwenden, dabei aber nie vergessen, daß keine einzige dieser Veränderungen bedeutend genug ist, um den Namen Umwälzung zu rechtfertigen, daß alle Verhältnisse im Großen und Ganzen dieselben bleiben und daß namentlich in der Mitteltemperatur eines Orts sich gar nichts ändert. Ja selbst wenn die oben angegebenen Grenzen der Veränderungen in der Lage der Erdbahn noch weit überschritten werden könnten und z. B. der Winkel auf die Hälfte seines bisherigen Bestandes herabsänke, oder auf das Doppelte stiege, so wäre noch immer für die

Erklärung der in Rede stehenden Thatsachen so viel als Nichts gewonnen, da im jährlichen Durchschnitt jedes Land dieselbe Temperatur behält, die es gegenwärtig hat, und kein einziges, das jetzt kalt genannt werden muß, dadurch in die Rubrik der gemäßigten oder gar der heißen gestellt wird.

Fassen wir also alles Bisherige übersichtlich zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Die im Sonnensystem wirksamen Kräfte vermögen nicht eine Aenderung der Lage der Erdaxe hervorzubringen in dem Sinne, wie die erwähnte Hypothese sie verlangt. Ihre wirklich vorkommenden und konstatirten Veränderungen sind von ganz anderer Art und können in keinem möglichen Falle dienen, das Vorkommen von Pflanzen und Thieren in Gegenden, wo sie jetzt unmöglich leben können, zu erklären. Vollends aber können die Kometen auch selbst an diesen letztern Veränderungen, wegen ihrer fast gänzlichen Massenlosigkeit und da sie auch weder erheblich schneller noch langsamer als die auf ihrem Wege befindlichen Planeten fortrücken, ganz und gar keinen Antheil ansprechen.

Es ist immer schon viel gewonnen, wenn man mit Bestimmtheit nachweisen kann, wo die Ursachen einer Erscheinung nicht zu suchen sind. Wenn die Astronomie die ganze Frage vollständig aus ihrem Gebiete verweisen muß und nicht weiter dafür in Anspruch genommen werden kann, die Thatsachen selbst aber gleichwohl nicht weggeleugnet werden können, so werden die Geologen desto eifriger auf anderweitige Erklärungsgründe bedacht seyn. Sie werden entweder versuchen, die Räthsel ohne Annahme einer Axenänderung aufzulösen, oder wenn sie diese nicht entbehren zu können glauben, ihre Ursachen im Innern der Erde aufsuchen.

Nun ist aber das Innere unserer Erde ein verschlossenes Buch, und auch die wenigen Blätter desselben, in die wir allenfalls noch blicken können, verstehen wir nur sehr unvollkommen. A priori läßt sich hier viel vermuthen, aber nichts beweisen. Nur soviel scheint mit Entschiedenheit hervorzugehen, daß eine Aenderung der Erdaxe nicht gedacht werden kann, ohne eine entsprechende des Schwerpunkts der Erde, diese aber wiederum nur dann eintreten kann, wenn die Vertheilung der Massen nach den verschiedenen Richtungen hin eine andere wird als gegenwärtig.

Adhémar hat es vor einigen Jahren versucht, eine solche Veränderung der Massenvertheilung nachzuweisen. Da nämlich in Folge der Veränderung des Erdperihels gegenwärtig die südliche Halbkugel längere Winter und kürzere Sommer hat als die nördliche, und nach 10,500 Jahren dieses Verhältniß sich umkehrt, so ziehe er hieraus den Schluß, daß das Verhältniß zwischen Verdunstung und Niederschlag in den einzelnen Jahreszeiten im Laufe der Zeit ein anderes werden müsse. Es würden sich an beiden Polen feste Eismassen bilden, die auf dem Grunde aufsitzen, und diese Massen müßten in Zunahme begriffen seyn auf derjenigen Halbkugel, deren Winter die längeren sind.

Hieraus würde dann eine Verschiebung des Schwerpunktes nach der Seite der größten Eismasse hin hervorgehen müssen. Eine Veränderung der Axe folgert Adhémar eigentlich nicht direkt, doch könnte sie gedacht werden in dem Falle, daß eine der beiden Eismassen oder auch beide nicht concentrisch um den Pol sich erstreckten.

Der ganze Schluß — wenigstens in der von Adhémar ihm gegebenen Ausdehnung — ist theoretisch wie praktisch unhaltbar. Erstens ist der gegenwärtige Sommer des Südpols allerdings um 7 Tage kürzer als der des Nordpols, dafür aber auch wärmer, und während die Verkürzung nur von der einfachen Potenz der verminderten Sonnenentfernung abhängt, wächst die Intensität der Wärme mit dem Quadrate derselben. Erzeugt also auch der Winter mehr Niederschlag, so wird der Sommer auch mehr zu schmelzen im Stande seyn und die etwanige Zunahme sich auf ein unbedeutendes Minimum, wo nicht auf Null, reduciren. Dann aber ist der ganze Unterschied doch bei unserer Erde in der That zu gering, so daß auch ohne Rücksicht auf die stärkere Abschmelzung im Sommer, doch immer nur ein geringer Bruchtheil des jährlichen Niederschlages als Ueberschuß für die betreffende Halbkugel angesetzt werden kann, und überdies wird sich dieses feste Grundeis nur über einen geringen Theil der Halbkugel, nämlich über die äußersten polaren Gegenden derselben, erstrecken können. Alles dies zusammen genommen, dürfte sich die Veränderung des Schwerpunkts aus dieser Ursache auf wenige Fuße und Zolle, wo nicht gar auf Null, reduciren.

Zweitens aber ist der uns historisch bekannte Zeitraum ein

zu bedeutender Theil der Adhémar'schen Periode, als daß nicht Veränderungen, wie er sie annimmt, innerhalb desselben nachweisbar seyn müßten. Veränderungen des Niveaus mehrerer Küstenpunkte sind nun allerdings bemerkt worden, aber nicht allein in sehr geringem Belange, sondern auch, was hier entscheidend ist, nicht in gleichartigem Sinne. Auf der ganzen nördlichen Halbkugel müßten nämlich gegenwärtig alle Küsten emporsteigen, und alle Meere seichter werden, auf der südlichen umgekehrt. Dies ist nun ganz bestimmt nicht der Fall, denn während Skandinavien emporsteigt, sinken die dalmatischen Küsten herab und noch andere sind unverändert geblieben. Der Schluß liegt nahe, daß hier nicht ein allgemeines Zurückziehen des Meeres Statt findet, und da ein bloß partielles, wegen des nothwendigen Gleichgewichts der mit einander in Verbindung stehenden Meere, nicht gedenkbar ist, so müssen einzelne bloß lokale Erhebungen und Senkungen der Landmassen in Folge von Kräften, die im Innern der Erde wirksam sind, angenommen werden.

Es ist nun allerdings von höchster Wichtigkeit, den Ursachen dieser Lokalveränderungen nachzuspüren, ein Ziel, dem man sich vor der Hand nur durch Vervielfältigung und möglichste Genauigkeit der betreffenden Beobachtungen wird nähern können. Kann man erst für jede Erdgegend ein empirisch abgeleitetes Gesetz der successiven Veränderungen aufstellen, so wird man auch versuchen können weiter zu gehen, und es ist nicht absolut unmöglich, daß hierbei auch kleine Veränderungen in der Lage der Erdare zum Vorschein kommen.

Aber gewiß auch nur sehr kleine und in sehr langen Perioden allmählig erfolgende, in keinem Falle aber solche, die auf die Naturökonomie unseres Erdkörpers den geringsten Einfluß üben können. Zu größern, zumal plötzlich erfolgenden und über 20, 30 und mehrere Grade sich erstreckenden scheint auch auf diesem Wege keine Aussicht vorhanden zu seyn.

Schließlich könnte man noch, von allen theoretischen Discussionen absehend, die Beobachtungen der Astronomen direkt befragen. Aendern auf der Erde, es sey aus welcher Ursache es wolle, die Pole ihren Ort, so ändern auch die einzelnen Orte ihren Abstand von den Polen, mithin ihre Breite. Nun

sind glücklicherweise gerade die Breiten auf guten Sternwarten in einer Genauigkeit zu erhalten, wie kaum irgend ein anderes Element. Auf allen festen seit längerer Zeit in Thätigkeit befindlichen Sternwarten ist man jetzt der Zehntelsekunde (10 Fuß) gewiß; auf einigen vorzüglich ausgerüsteten ist man noch weiter gelangt und wird in nächster Zukunft dies auf noch mehreren seyn. Freilich datirt eine solche Genauigkeit noch nicht seit Jahrhunderten, allein auch bei denen des 17. und 18. Sekulums, mindestens was Paris und Greenwich betrifft, finden sich nur sehr wenige Sekunden Ungewißheit, und eben so gelangte man schon im Alterthum in Marseille, Byzanz, Alexandrien zu Bestimmungen, die gehörig reducirt, sich sehr gut bewähren. In allen diesen ältern und neuern Breitenbeobachtungen zeigt sich aber nichts, woraus die strenge Untersuchung eine Veränderung der Breite ableiten könnte. Sind gleichwohl sehr geringe Aenderungen von irgend wahrnehmbarem Betrage bisher verborgen geblieben, so werden die neuen Repsold'schen Vertikalkreise und Meridianinstrumente in Pulkowa und Königsberg sie uns kennen lehren. Die neuesten Polarsternbetrachtungen haben Dr. Peters in Pulkowa auf die Spur einer Veränderung geleitet, die nach den bisherigen Ermittlungen eine Periode von 10 Monaten und eine Größe von $\frac{1}{10}$ Sekunde (7 Fuß) zu haben scheint, über die aber erst nach einigen Jahren eine sichere Entscheidung möglich seyn wird. Wir führen dieß Faktum hier nur an, um einen Begriff von der jetzt erreichbaren Genauigkeit zu geben und das Problem den Lesern unter einem Gesichtspunkte vorzustellen, der den meisten von ihnen vielleicht neu seyn dürfte.

Es wird also wohl dabei bleiben, daß man auf eine Aenderung behufs der Erklärung der geologischen Phänomene gänzlich und auf immer wird verzichten und die Frage in ein ganz anderes Gebiet wird verweisen müssen. Nur einige kurze Andeutungen mögen uns hier erlaubt seyn.

Die ersten Geologen sind gegenwärtig wenigstens darüber einig, daß unser Erdkörper mehrere Stadien der Entwickelung durchlebt hat, und daß jedem einzelnen Stadium ein anderer Zustand des Unorganischen und andere Lebensformen und Lebensbedingungen des Organischen zugeschrieben werden müssen. Ob der Uebergang aus einem Stadium in das nächstfolgende

plötzlich oder allmählig, gewaltsam oder ruhig erfolgt, ob chaotische Zustände zwischen ihnen lagen oder die verschiedenen Bildungen in ununterbrochener Folge einander ablösten — dies mag noch zweifelhaft seyn und künftigen Forschern zur Aufgabe dienen. Aber so viel steht fest, daß diese Verschiedenheiten höchst wesentliche waren, und daß bei ihnen von ganz etwas Anderem die Rede ist, als von bloß quantitativen Differenzen, die allenfalls allein durch mathematische Relationen erklärbar wären. In der jüngsten, der unsrigen nächst vorhergehenden Periode kommen nun, wie es ganz natürlich zu erwarten war, Bildungen vor, deren einige den jetzt vorhandenen Formen näher stehen und einer Ansicht Raum lassen, als könnten sie wohl auch bei dem gegenwärtigen Verhältniß zwischen Festem und Flüssigem, nur unter andern Temperaturbedingungen, als ihre Lagerstätte jetzt gewährt, gelebt haben. Von einer solchen Ansicht ausgehend, glaubte man in einer Arenänderung die Lösung des Räthsels zu finden, und die Leichtigkeit, mit der sich eine solche zu bieten schien, übte ihre verführerische Wirkung. Aber wenn man gegenwärtig, nach allseitig gewonnener besserer Einsicht, noch fest halten will an einer Hypothese, die zur Zeit ihrer ersten Entstehung verzeihlich war, so kann ein solches Verfahren nicht streng genug gerügt werden und wir nehmen keinen Anstand, es zu bezeichnen als eine gänzliche Verkennung der ewigen Naturgesetze nicht minder als der geschichtlichen Thatsachen.

Mädler.

Die Vereine
für
wissenschaftliche Vorträge.

Seit dem Aufhören der Napoleonischen Kriege — hoffentlich der letzten Weltkriege, welche diese Erde gesehen — haben in allen civilisirten Ländern die Wissenschaften einen neuen freudigen Aufschwung genommen, und daß Deutschland hierin in keiner Beziehung zurückgeblieben sey, ist zu allgemein anerkannt, als daß es eines besondern Nachweises bedürfte.

Auch ist die Tüchtigkeit der wissenschaftlichen Forschung, der Scharfsinn der Combinationen, der Reichthum an neuen Erfindungen bei den Deutschen von andern Völkern, in neuern Zeiten wenigstens, nicht leicht ernstlich bezweifelt worden. Wohl aber haben sich gewichtige Stimmen in und außerhalb Deutschland dahin ausgesprochen, daß unser Vaterland es nicht verstehe der Weltgeschichte den Puls zu fühlen, daß es oft noch lange in alten Erinnerungen fortlebe, wenn Britten und Franzosen längst in ein neues Stadium gesellschaftlicher Entwicklung eingetreten seyen, und daß wir hauptsächlich aus diesem Grunde viel geringere Früchte von unsern Bemühungen ernten, als unsere leichter beweglichen und weniger bedenklichen Nachbarn.

Um so erfreulicher ist es, auf zwei Erscheinungen hinweisen zu können, welche ausschließlich der neuern Zeit angehören und die den Beweis liefern dürften, daß der Deutsche, wenn er jemals den oben ausgesprochenen Vorwurf verdiente, doch jetzt auf dem besten Wege ist ihn durch die That zu widerlegen;

ich meine die Versammlungen der Naturforscher und Aerzte — und die ähnlichen nach ihrem Muster gebildeten der Philologen, Agronomen u. a. m. — und die Vereine für wissenschaftliche Vorträge.

Was die ersten betrifft, so zweifelt heute wohl Niemand mehr an ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, und wenn es eines Beweises dafür bedürfte, so hätte man nur auf den Wetteifer hinzuweisen, mit welchem Britten, Franzosen, Schweizer, Skandinavier und Italiener dem Beispiele gefolgt sind. Doch soll von ihnen hier nicht weiter die Rede seyn; sie sind schon vielfältig und nach allen Seiten hin beleuchtet worden. Wir wenden uns vielmehr zu der zweiten, nicht minder beachtenswerthen Erscheinung, in Beziehung auf welche Berlin die Priorität ansprechen kann.

Zwölf namhafte Gelehrte waren es, welche im Winter 1841 bis 1842 in Berlin zusammen traten, um in öffentlichen Vorträgen, jeder nur von einer Stunde Dauer und ein in sich abgeschlossenes Ganze bildend, zwölf verschiedene Gegenstände des Wissens zu behandeln, und zwar mit demjenigen Grade von Popularität, der für ein gebildetes Publikum gegenwärtiger Zeit der angemessenste ist.

So wenige Jahre auch seit der ersten Stiftung verflossen sind, so besteht sie doch schon lange genug um sicher zu seyn, daß der ungemeine Beifall, den sie in Berlin und an andern Orten gefunden, nicht dem bloßen Reize der Neuheit zugeschrieben werden kann.

Dem Beispiele von Berlin sind andere deutsche Universitäten rasch gefolgt und der Winter von 1843 bis 1844 hat eine ähnliche Vereinigung auch in Dorpat hervorgerufen, von fünfzehn Universitätslehrern zu diesem Zwecke und zugleich zum Besten des allgemeinen Hülfsvereins gegründet, welcher letztere dadurch eine Einnahme von mehr als 300 Rubel Silber hatte in einer Stadt, die wohl kaum 5000 deutsche Bewohner zählt.

Somit dürfen wir nicht länger zweifeln, daß auch diese Vereine nicht allein zeitgemäß, sondern daß sie ein wahres und selbst dringendes Zeitbedürfniß sind. Man hat die Kraft des lebendigen Wortes vielleicht schon zu lange verkannt oder ihm doch nur in einzelnen Beziehungen und in beschränkteren

Kreiſen Raum gegeben. Man las zu viel und hörte zu wenig, und was noch ſchlimmer iſt, weder das Leſen noch das Hören war in der Regel von rechter Art. Soll beides beſſer und fruchtbringender werden, ſo gibt es kein wirkſameres Mittel als eine möglichſt allgemeine Verbreitung derjenigen Art von Belehrung, welche die genannten Vereine ſich zum Ziele geſetzt haben.

Der Wiſſensdurſt, der ſich jetzt ſo unverkennbar im deutſchem Volke regt, iſt zwar keineswegs eine neue Erſcheinung, er hat ſich, ſo oft das Kriegsgetümmel ſchwieg und die Spuren der Verwüſtung nur einigermaßen verwiſcht waren, noch überall gezeigt, nur freilich in verſchiedener Geſtalt. Es wäre eine intereſſante Aufgabe, die mannigfaltigen Richtungen deſſelben geſchichtlich zu verfolgen und ſeinen Einfluß auf die jedesmalige Geſtaltung des Volkslebens nachzuweiſen, ſo wie die Art und Weiſe zu erörtern, wie man dieſem Bedürfniß von Seiten der Wiſſenden entgegenkam. In dieſe Kategorie würden unter andern die Faſtnachts- und Paſſionsſpiele des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts fallen, bei denen es keineswegs, wie man wohl gemeint hat, auf bloßen Augen- und Ohrenkitzel abgeſehen war. Wir würden ferner die außerordentliche Verbreitung, welche bis auf Gellert hinab die Fabeldichter fanden, uns dadurch erklären, daß jene alten, jetzt wohl größtentheils vergeſſenen Poeten es verſtanden, dem Wiſſenstriebe wie er zu ihrer Zeit im Volke ſich geſtaltet hatte, in angemeſſener Form zu genügen. Jetzt würde weder das eine noch das andere mehr an ſeiner Stelle ſeyn; und eben ſo wenig würde der Verſuch gelingen, von der Kanzel herab noch in anderer als der eigentlich religiöſen Richtung zu wirken, wie man dies wohl in der ſogenannten Aufklärungsperiode hin und wieder thun zu müſſen geglaubt hat. Alles dies liegt hinter uns: wir ſind weit entfernt nur Verirrungen des Zeitalters darin zu erblicken, glauben vielmehr, daß es als weſentlich nothwendiges Entwicklungsmoment unſers Volkes gedient hat, würden aber an eine etwaige Wiederbelebung deſſelben keine Hoffnungen für die deutſche Nation knüpfen können.

In den Zeiten, welche den Befreiungskriegen vorangingen, und faſt mehr noch während derſelben war man auf mehrfache Weiſe bemüht, das Volksbewußtſeyn rege zu erhalten und auf

die kommenden Ereignisse vorzubereiten; und öffentliche populäre Vorträge über das Nibelungenlied, über deutsche Sprache und Geschichte, über Volkstracht u. dgl. waren an der Tagesordnung. Was ein Jeune, Jahn, Fichte u. a. m. in dieser Beziehung gewirkt haben, ist dem Andenken der lebenden Generation noch nicht entrückt; und daß es von hoher Bedeutung für jene thatenreichen Jahre gewesen, hat selbst die Mißgunst anerkennen müssen.

Allein auch jene Jahre liegen hinter uns, und wenn es damals nöthig war, zunächst nur das eine Hauptziel — Deutschlands Befreiung von seinen Drängern — im Auge zu haben und alle Bestrebungen darin wie in einen Brennpunkt zu vereinigen, so gestattet und fordert die Gegenwart, die Aufgabe zu verallgemeinern. In den meisten größern und Mittelstädten Deutschlands, besonders im protestantischen Theile desselben, wurden öffentliche Curse über verschiedene Zweige des Wissens gehalten: theils direkt von den Regierungen veranstaltet, theils — und zwar in überwiegender Mehrzahl — aus eigenem freien Antriebe derjenigen unter den Gelehrten, die den Beruf dazu in sich fühlten; denn der Geldpunkt kam bei nicht wenigen dieser öffentlichen Vorträge entweder gar nicht, oder doch nur so weit in Betracht, als er unabweislich war.

Die Frequenz bei diesen Vorträgen, wenn der Docent es nur einigermaßen verstand den Ton anzuschlagen, der seinem Publikum zusagte, war überall eine sehr zufriedenstellende; freilich war dies nicht gerade leicht: mancher tüchtige Katheder-gelehrte, ja selbst mancher praktische Schulmann mußte sich gestehen, daß er, wenn gleich des Stoffes Meister, doch noch nicht hinreichend vertraut sey mit dem hier zu betretenden Wege. Man mußte sich, wie dies in neuen und ungewohnten Verhältnissen stets der Fall seyn wird, erst von beiden Seiten her verständigen und sich mit einander einleben. Mancher machte und macht noch heut die niederschlagende Erfahrung, daß er statt eines vollen Auditoriums, das sich zum Anfange seines Cursus eingefunden, am Ende desselben leere Bänke vor sich sieht. Wenigen nur gelang es, die rechte Popularität in ihre Vorträge zu bringen. Mit dem Weglassen gelehrter Citate, mit dem Verdeutschen griechischer und lateinischer Kunstwörter und ähnlichen Aeußerlichkeiten ist nicht Alles gethan. Man muß sich herabzulassen verstehen,

Die Cholera.

Wenn die Forderung, die geweihten Hallen wissenschaftlicher Doctrinen den Augen eines größern Kreises gebildeter Laien aufzuschließen, überhaupt in den Tendenzen des Jahrhunderts liegt, so ist wohl insbesondere nirgends der Zudrang zahlreicher und ungestümer, als zu Aeskulaps Tempel. Kein Wunder! die Güter, deren Pflege dieser Priesterkaste anvertraut ist, enthalten ja die Bedingungen zum Genuß aller übrigen, und gewiß verzeihlich ist die Begierde, auch nur ein Eckchen von dem Schleier einer Wissenschaft zu lüpfen, deren Objekt der Neugierige in jedem Augenblick selbst werden kann. Dieses so nahe liegende Interesse, die vermeintliche Leichtigkeit, in seinem nächsten Kreise selber wissenschaftliche Beobachtungen anstellen zu können, endlich die Spaltungen unter den Eingeweihten selbst, besonders das neueste große Schisma, bei welchem beide Parteien die Wissenschaft vor das Appellationsforum eines unwissenden Laienpublikums zu ziehen nicht errötheten, alles dies mußte nur zu sehr den medicinischen Dilettantismus fördern, ja ihn in vielen Fällen zur unerträglichen Anmaßung steigern. Und doch ist es keiner Doctrin weniger möglich, den esoterischen Kreis ihres Wissens aufzuschließen, als der Medicin, und in keiner ist das theilweise Eindringen in diesen Kreis für den Laien so verwirrend, ja positiv schädlich. Damit ist nicht gesagt, daß dem wirklich Gebildeten die innerhalb dieses Kreises gefundenen Resultate vorenthalten bleiben sollen; aber eben der Begriff wahrer Bildung setzt die Ueberzeugung voraus, daß dem Laien, dem die unübersehliche Masse der nöthigen Vorkenntnisse fehlt, nicht gestattet

von allen Voraussetzungen absehen, muß die Beispiele zu seinen Erläuterungen so wählen, daß sie nicht für die Zuhörer selbst wieder einer Erläuterung bedürfen. Selbst die Modulation der Stimme muß zu Hülfe kommen. Das accentuirte Hervorheben einzelner Wörter ist gerade bei solchen Vorträgen von größter Wichtigkeit. Eben so muß auch das Experimentiren vereinfacht werden; ein Umstand, der in manchen Fällen sehr schwierig ist, da das Werkzeug, dessen sich der Gelehrte zu seinen wissenschaftlichen Forschungen bedient, nur selten eine so einfache und Jedem verständliche Behandlung verstattet, und der Vortragende sich genöthigt sieht, eine Menge von Nebenerklärungen zu geben, deren er überhoben seyn könnte, wenn nicht die künstliche Einrichtung seines Werkzeuges ihn dazu nöthigte — und ein einfacheres, blos für elementare Erläuterungen bestimmtes, hat er nicht stets zur Hand.[1] — Doch alle diese Inconvenienzen werden verschwinden und sind es schon großentheils; denn man wird mehr und mehr die Vortheile würdigen lernen, welche für die Gesammtheit wie für jeden Einzelnen aus diesem neuen Element der Vollsbildung hervorgehen.

Man glaube auch nicht, daß sich diese Vorträge als überflüssig darstellen werden, wenn es dahin gekommen seyn wird, daß jeder Erwachsene in seiner Jugend eine tüchtige, seinem Beruf angemessene Schulbildung erhalten hat. Jetzt freilich muß der Docent darauf bedacht seyn, in sehr vielen Fällen die Lücken nachträglich auszufüllen, welche die mangelhafte Schulbildung gelassen hat, und er sieht sich sogar vielfach dadurch in seiner Wirksamkeit gehemmt. Muß man nicht in der Astronomie z. B.

---

[1] Ueberhaupt hat man noch zu wenig daran gedacht, einem Nachtheile vorzubeugen, den die jetzt ins Leben tretenden Einrichtungen fast nothwendig herbeiführen müssen. Jedermann ist vertraut mit dem Mechanismus einer Windmühle, eines Wagens, eines Ruder- und Segelschiffes. Wenn aber unsere Dampf-, elektrischen, magnetischen, galvanischen und andere Maschinen jene einfachen aber weniger lukrativen Vorrichtungen mehr und mehr verdrängt haben werden, wie viele — selbst von denen, die sie handhaben sollen — werden mit ihrer gesammten Einrichtung und Wirkung vertraut seyn? Ist die Besorgniß eitel, daß auf diese Weise die Masse der Menschen, mit Ausnahme einiger Auserwählten, zu todten Maschinentheilen herabsinken werde?

nicht Weniges ganz übergehen, weil man ſich die Vorausſetzung nicht geſtatten darf, daß auch nur die elementarſten mathematiſchen Sätze der Maſſe der Zuhörer geläufig ſind? Wenn einſt die Verbeſſerung und allgemeine Ausbreitung des Schulunterrichts von 30 bis 40 Jahren her datiren kann, wenn wir dahin gekommen ſind Sonntags- und Nachhülfeſchulen, die ſtets nur als Palliative wirken, ganz entbehren zu können, wird freilich der Bildungszuſtand der Maſſe ein anderer und beſſerer ſeyn. Allein weit entfernt, in jenen öffentlichen Vorträgen, wie ſie ſich unter uns geſtaltet haben, einen bloßen Nothbehelf zu ſehen, glaube ich, daß gerade im Gegentheil, wenn die Maſſe eine tüchtige Schulbildung erhalten haben wird, der Sinn für Erweiterung ſeiner Kenntniſſe auch bei jedem Einzelnen reger als jetzt ſeyn werde. Nach der Anſicht, die zu unſerer Väter Zeit herrſchte, hatte der zwölf- bis vierzehnjährige Knabe, wenn er mit einem leidlichen Schulzeugniß entlaſſen war, „genug“ gelernt, bis etwa auf den in möglichſter Eile noch abzumachenden Confirmandenunterricht; und noch viel nachſichtiger war man in Betreff der Schulbildung der Mädchen. Wer nicht ſtudirte — bei welchem Wort es Niemanden einfiel, an etwas anders als an die auf der Univerſität zu abſolvirenden Fachſtudien zu denken — der hatte mit dem Wiſſen abgeſchloſſen und begnügte ſich für den Reſt ſeines Lebens mit dem, was von der Schule her etwa haften geblieben war.

Wenn es jetzt allmählig anders geworden iſt, wenn wir ſehen, daß nicht allein die ſogenannten „gebildeten Stände“ beſtrebt ſind, dieſe Benennung zu einer Wahrheit zu machen, ſondern ſelbſt der Gewerbtreibende, der einfache Handwerker, ja der Landmann anfängt weiter zu ſtreben, ſein Wiſſen als ungenügend zu erkennen und das allgemeine Zeitbedürfniß auch für ſeine Perſon zu empfinden, ſo wird dieſes Sehnen nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſicher noch zunehmen, wenn Jeder in der Schule eine gründliche Vorbildung erhalten hat. Wiſſen wir ja doch Alle, daß je weiter wir ſtreben, wir nur deſto mehr zu der Einſicht gelangen, wie vieles wir noch nicht wiſſen! Und in dem Maße, wie dieſes Bewußtſeyn im Volke ſich mehr und mehr ſteigert, wird auch die Art und Weiſe der Befriedigung deſſelben ſich mehr befeſtigen. Man wird dahin gelangen, in dieſen Vorträgen, denen

jetzt nur hin und wieder einige Aufmerksamkeit von Seiten der Regierungen geschenkt wird — eine Aufmerksamkeit, die vielleicht mehr auf Ueberwachung als auf Beförderung hinausgeht — ein eben so wesentliches Moment der Volksbildung anzuerkennen als im Schulunterrichte selbst; nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß man sie nie zu Zwangsinstituten machen wird, was nur bei gänzlicher Verkennung ihres wesentlichsten Prinzips denkbar und ausführbar wäre und wodurch sie tief herabsinken müßten. Das allmählige Zusammenschwinden der Entfernungen wird es zuletzt fast Jedem möglich machen, an solchen Vorträgen Theil nehmen zu können.[1] Lesevereine und ähnliche Institute, wie sie schon jetzt in vielen, selbst kleineren Städten, ja in Landgemeinden bestehen, werden hülfreich eingreifen, und so wird eine stets zeitgemäße Bildung sich bis in die untersten Kreise verbreiten. So wird unsere Nation — wir hoffen dieß zuversichtlich — dem Vorwurfe entgegen treten, der ihr bereits hin und wieder gemacht worden ist, als beschäftige sie sich viel zu angelegentlich mit den bloß materiellen Interessen, um nicht die geistigen mehr und mehr in den Hintergrund treten zu lassen. Geschähe Letzteres wirklich, so würde sich bald genug herausstellen, daß es auch mit den materiellen Interessen allmählig wieder rückwärts ginge.

Die meisten der cursorischen Vorträge, welche in unsere Kategorie gerechnet werden können, wurden bis jetzt halbjährlich, in einer oder mehreren wöchentlichen Stunden, zuweilen auch Doppelstunden, gehalten. Auf einen längeren Zeitraum sie auszudehnen, war nicht allein gegen den herkömmlichen Gebrauch der Schulen und Universitäten, sondern es würde auch den Plänschen und äußeren Verhältnissen des Publikums, auf welches gerechnet werden mußte, wenig zugesagt haben. Meistens wurde der Winter zu diesen Vorträgen gewählt, wo nicht ganz besondere Lokalverhältnisse eine andere Wahl treffen ließen, und so theilte man lieber den Gegenstand, der sich in einem Halbjahr

[1] Der Verfasser dieses Aufsatzes zählte bereits 1840 bei seinen in Berlin gehaltenen öffentlichen Vorträgen sechs in Potsdam wohnhafte Zuhörer, welche sich während der ganzen Dauer derselben sehr regelmäßig einfanden.

nicht zu Ende bringen ließ, in zwei möglichst selbstständige Abschnitte. Doch sah man auch schon früher solche Vereinigungen für kürzere Zeit, für 16, 12, 8, 6 Stunden, wenn der Gegenstand spezieller Natur und weniger umfassend war, oder wenn eine äußere dringende Nothwendigkeit vorlag, ihn auf diese Stundenzahl zu beschränken. Bei ganz besonderen, durch die Zeitereignisse herbeigeführten Veranlassungen wurden auch wohl Vorträge gegeben, die sich auf Eine Stunde beschränkten.

Es ist in der That zu verwundern, daß man nicht früher und nicht häufiger auf dieses Letztere verfallen ist. Der Einwurf, daß auf diese Weise nichts Ganzes gegeben und alles in Fragmente zerfallen werde, würde nur dann einige Bedeutung haben, wenn man die curſoriſchen Vorträge ganz beseitigen wollte. Hat man ja doch in religiöser Beziehung sich überall mit Kanzelvorträgen begnügt, deren jeder mit seiner Besonderheit ein Ganzes ausmachte, sich weder auf frühere Vorträge beziehen, noch auf spätere verweisen durfte. Es wird doch stets unmöglich bleiben, alle Zweige des menschlichen Forschens und Wissens curſorisch in populären Vorträgen zu behandeln, und selbst in denen, die man auswählen kann und darf, wird sehr vieles Einzelne zurückbleiben müssen, nicht weil es das allgemeine Interesse weniger in Anspruch nimmt oder einer populären Behandlung weniger fähig ist, sondern weil es an Zeit und Raum fehlt. Wie ist es jemals möglich, in der Physik, in der Naturgeschichte, in der Erd- und Himmelsbeschreibung alles Wichtige zu umfassen? Man darf den Zusammenhang des Ganzen nicht aus dem Auge verlieren, nichts zum weitern Verständniß Nöthige überspringen und doch rückt unerbittlich die Schlußstunde heran. — Aber mehr noch stellt sich das Bedürfniß einzelner Vorträge bei solchen Fächern heraus, die in ihrer Gesammtheit dem größern Publikum zu entfernt stehen, für welche es augenscheinlich zu längeren Curſen an Zeit gebricht und ganz gewiß auch in Zukunft stets gebrechen wird. Wie könnte man jemals daran denken, Exegese, Kirchengeschichte, Criminalrecht, Anatomie, Numismatik, Heraldik, Oryktognosie, Fortifikationslehre — ich stelle hier ganz absichtlich eine möglichst bunte Musterkarte zusammen — in dieser Weise curſorisch zu behandeln? Und gleichwohl möchte unter allen hier genannten und nicht genannten

ſpeziellen Gebieten des Wiſſens kaum ein einziges ſich finden, das gar kein Objekt für populäre Belehrung, keinen Punkt von allgemeinerem Intereſſe darböte; zu geſchweigen ſo manches ganz iſolirt ſtehenden Gegenſtandes, der ſich in keine der gangbaren Kategorien einreihen läßt, und gleichwohl die allgemeine Theilnahme, wenn auch vielleicht nur vorübergehend, in Anſpruch nimmt. Man durchmuſtere die Verzeichniſſe dieſer — großentheils ſpäter im Druck erſchienenen — Vorträge und man wird ſich bei den meiſten geſtehen müſſen, daß ſie auf andere Weiſe nie Gegenſtand einer öffentlichen Belehrung geworden wären. Wenn man nun gleichwohl auf der andern Seite zugeben muß, daß ſie dies in hohem Grade zu ſeyn verdienten, ſo iſt auch die volle Berechtigung, ja Nothwendigkeit dieſer Einzelvorträge dargethan.

Daß jedem Vortragenden in dieſen Vereinen die völlig freie Wahl ſeines Gegenſtandes anheimgeſtellt bleibt, daß er auch in der Behandlung deſſelben durch keinerlei äußere, nicht durch die Sache ſelbſt gebotene Rückſichten gebunden iſt — dies iſt gewiß ein großer und weſentlicher Vortheil. Wir müßten es tief beklagen, wenn hier beſchränkende Beſtimmungen in irgend einer Weiſe für nöthig erachtet würden; ſie könnten nur den Verfall des Ganzen herbeiführen.

Die Beſorgniß, daß ein oberflächliches Vielwiſſen durch dieſe Vereinsvorträge befördert und alle Gründlichkeit, alles tiefere Eingehen untergraben werden dürfte, können wir keineswegs theilen. Wenn freilich dieſe Weiſe der Belehrung jemals in Unterrichtsanſtalten Raum gewänne, dann wehe uns und unſern Kindern! Allein davon iſt nie und nirgends die Rede geweſen und wird es hoffentlich nie ſeyn. Wir könnten ſogar nicht einmal wünſchen, daß es mit den curſoriſchen Vorträgen zu Ende gehen und nur die Form der Einzelvorträge ſich erhalten möchte; wir müßten das entſchieden für einen Rückſchritt, für ein Verkennen des Zweckes betrachten. Nur ergänzen und vervollſtändigen ſollen ſie, was jene nicht gewähren können; nur ſolchen Gegenſtänden ſollen ſie gewidmet ſeyn, für die es in anderer Weiſe an angemeſſenem Raume gebricht.

Manche beſorgen, daß das ſucceſſive Anhören ſo vieler Docenten von Seiten des größeren Publikums zu unerwünſchten

Vergleichungen, zu einer unverſtändigen und anmaßenden Kritik führen würde, und ſcheuen ſich für ihre Perſon, ſich einem Gerede auszuſetzen und vielleicht in der Meinung des Publikums einem Collegen nachgeſetzt zu werden, dem ſie doch gleich zu ſtehen oder gar ihn zu übertreffen ſich innerlich bewußt ſind. Dem Verfaſſer iſt wenigſtens dieſer Einwurf mehrfach gemacht worden und er liegt allerdings nahe. Indeß iſt nicht wohl abzuſehen, weßhalb dieſe den Docenten ſo unbequeme Kritik hier mehr und ſchärfer geübt werden ſollte, als dies bei jedem öffentlichen Auftreten der Fall iſt, mehr z. B. als bei den verſchiedenen Predigern eines Ortes, die doch auch Jeder nach Belieben allſonntäglich wechſeln kann und gewiß häufig genug wechſelt, um wo möglich den beſten und ihm zuſagendſten kennen zu lernen. Gleichwohl iſt mir nicht bewußt, daß von Seiten der Geiſtlichen darüber Klage geführt worden wäre oder irgend einer derſelben ſich in ſeiner Amtswürde verletzt geglaubt hätte. Wie viele der Höchſtgeſtellten müſſen ſich — und zwar vor einem weit größeren und gemiſchteren Publikum — öffentlich vernehmen laſſen, und welchem Souverain oder welchem Miniſter hat ein Auftreten dieſer Art je Nachtheil gebracht oder ſeiner Autorität Abbruch gethan? — Geſtehen wir es uns nur, es iſt dies weit weniger eine auf das Privatverhältniß ſich beziehende Befürchtung, als eine leider noch ſehr verbreitete Scheu vor der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit überhaupt. Es macht ſich Vieles gar zu bequem, wenn es geheim abgemacht werden kann und möglichſt wenige das Zuſehen haben. Auf ſeinem gewohnten Katheder, die gewohnten Studenten Tag für Tag vor ſich, bis das Collegium zu Ende geht — da freilich machen ſich die Wiſſenſchaften ohne ſonderliche Mühe. Und wenn man vollends einmal es bis zum ordentlichen Profeſſor gebracht hat, was bedarf man da weiter des Publikums? Es iſt bequemer ſich in ſeinen gelehrten Nimbus zu hüllen und da zu ſchweigen, wo man nicht von Amtswegen reden muß, als ſich auf dieſe Weiſe dem allgemeinen Urtheile Preis zu geben.

Statt alſo dieſe Bedenklichkeit im Mindeſten zu theilen oder gut zu heißen, möchten wir im Gegentheil es als ſehr wünſchenswerth hervorheben, daß auch das nichtakademiſche Publikum Gelegenheit hat, die Univerſitäts- und Gymnaſiallehrer ſeines

Wohnorts von Seiten ihrer praktischen Wirksamkeit kennen zu lernen. Daß dies bisher theils gar nicht, theils nur in geringem Maße der Fall gewesen, war sicher ein Nachtheil für beide Theile. Zu cursorischen öffentlichen Vorträgen kann sich nicht Jeder hergeben; manchem vielbeschäftigten Docenten, zumal wenn ihn auch noch eigene wissenschaftliche Forschungen in Anspruch nehmen, würde beim besten Willen die Zeit mangeln. Einmal im Jahre aber findet wohl Jeder Zeit und Muße, über einen freigewählten Gegenstand sich vernehmen zu lassen, und so dürfte für den öffentlichen Lehrer kaum irgend ein haltbarer Grund gefunden werden, der ihn bestimmen könnte, sich von einer solchen Wirksamkeit auszuschließen.

Wenn wir im Bisherigen hauptsächlich Universitätsstädte im Auge hatten, so ist es keineswegs unsere Meinung, daß nicht auch in andern solche Vereine sich bilden und wesentlichen Nutzen stiften könnten. Die Universitätsstädte müssen allerdings überall mit ihrem Beispiele vorangehen, da sich in ihnen die erforderlichen Elemente im reichlichsten Maße vereinigen; aber es ist durchaus kein Grund vorhanden, weßhalb man sich auf diese beschränken sollte. An einem empfänglichen Publikum wird es in unserm Vaterland wohl nirgends fehlen. Aber auch die Vortragenden werden sich finden, sobald nur einer derselben die Sache zur rechten Zeit anregt und mit eigenem Beispiele vorangeht. Wo ein Gymnasium oder auch nur überhaupt ein gut geordnetes Schulwesen besteht, werden sich auch die geeigneten Männer finden, und willig finden.

Der Kostenpunkt aber dürfte noch weniger Schwierigkeit machen. Von einem Honorar für die einzelnen Theilnehmer ist bisher nirgends die Rede gewesen und zu wünschen, daß es dabei bleibe. Auch ein Lokal von angemessener Größe dürfte sich überall finden; die etwa nöthigen Einrichtungen desselben, sowie Beheizung, Beleuchtung und zufällige Nebenkosten wären demnach Alles, was durch die Beiträge der Zuhörer gedeckt werden müßte, und diese können also auch selbst kleinen und wenig bemittelten Orten nicht schwer fallen; und man wird sogar häufig Gelegenheit haben wohlthätigen Anstalten eine namhafte Unterstützung zufließen zu lassen.

Deutschland und seine ihm sprachlich verwandten Nachbar-

länder zählen gegenwärtig gegen 200 Orte von 10,000 Einwohnern und darüber, gegen 18,000 lebende Schriftsteller, von denen vielleicht die Hälfte irgend ein öffentliches Lehramt bekleidet, und mehrere Hunderte von öffentlichen Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen. Kein Land vermag in so reichem Maße die Mittel aufzuweisen, durch die solche Vereine allgemein und dauernd ins Leben gerufen werden können. Unsere brittischen Nachbarn haben einen andern Weg eingeschlagen: dort ist das Lesen der Zeitungen so allgemein verbreitet, und diese verbreiten sich so sehr über alles, was die volksthümliche Intelligenz berührt, daß man selbst den Schulunterricht, verglichen mit dem in Deutschland ertheilten, bedeutend abkürzen zu können glaubt. Dennoch scheint man auch dort seit einiger Zeit es zu fühlen, daß die Journalistik auch bei ihrer möglichst allgemeinen Verbreitung, und ungeachtet ihres nicht zu verkennenden bedeutenden Einflusses dennoch in vieler Beziehung als ungenügend bezeichnet werden muß, und wir sehen auch die dortigen Gelehrten aus ihren Studirzimmern heraustreten und — zunächst freilich nur in geschlossenen Vereinen — sich den Nichtgelehrten mittheilen.

Von unsern transrhenanischen Nachbarn hegen wir keine so erfreulichen Hoffnungen. Sehen wir nicht aufs Neue eine fanatische Kaste, von jeher die geschworne Feindin jedes Fortschritts und jeder Volksbildung, die sich nicht blindlings den Ultramontanen in die Arme wirft, unter heuchlerischen Vorwänden und mit einem wahren Wuthgeschrei sich erheben, um zu zerstören was eine wohlwollende Regierung unter harten Kämpfen mühsam geschaffen hat? Mögen sie auch dießmal den Kürzern ziehen — wir hoffen es wenigstens — ihr Groll wird sich dadurch nur verstärken, und sie werden im Geheimen versuchen, was ihnen öffentlich nicht gelang. — In einem Lande, wo auch das geringste Ereigniß zur Parteisache wird, wo Spione alles überwachen müssen, wo jeder Schriftsteller, mag er auch über die chinesische Sprache schreiben, eine politische Farbe tragen muß, würde unter den gegenwärtigen Umständen, wenn Vereine dieser Art sich bildeten, die eine Partei sich ihrer bemächtigen, um sie für ihre Zwecke zu benutzen, die andere dagegen sie anfeinden und sie denunziren, und so würden sie schon im ersten Entstehen ihrem Zwecke entfremdet werden. — Gott besser's!

So wollen wir denn hoffen und wünſchen, daß das von preußiſchen Gelehrten zuerſt aufgeſtellte Beiſpiel in allen Ländern deutſcher Zunge und deutſchen Geiſtes nachgeahmt und daß es überall den freudigen Anklang finden möge, den wir nach den bisher gemachten Erfahrungen zu erwarten berechtigt ſind. Gar Manches iſt ſchon bei uns geſchehen, um mehr und mehr die Kluft auszufüllen, die den Gelehrtenſtand vom Volke trennte. Eine ſolche Trennung ohne Vermittelung iſt ſtets ein öffentliches Unglück, bei dem zwar die Wiſſenſchaften intenſiv gewinnen können, das allgemeine Beſte aber leer ausgeht. Zeigen wir alſo der Welt, daß eine Scheidung in dieſem Sinne bei uns nicht mehr beſtehe, daß unſere wiſſenſchaftlichen Männer, wie ſie aus der Maſſe des Volks hervorgegangen ſind, es nicht verſchmähen auf ihrem eigenen Wiſſensgebiete mit dieſer Maſſe zu verkehren, und daß die groſſe Erfindung, die vor vier Jahrhunderten von Deutſchland ausging und die Welt erleuchtete, uns zwar mit gerechtem Stolze erfüllt und bis in die entfernteſten Zeiten erfüllen wird, daß ſie aber nicht im Stande iſt uns in Selbſtgenügſamkeit einzuwiegen und uns verkennen zu laſſen die Kraft des lebendigen geſprochenen Wortes.

M.

Das Eingreifen der Regierung

in die

Bewirthschaftung der Privatwaldungen.

Die Beantwortung der Frage: „Wie weit geht die Berechtigung und die Verpflichtung des Staates in Beaufsichtigung der Benutzung und Bewirthschaftung der Privatwaldungen?“ beschäftigt die Versammlungen der Forst- und Landwirthe, ist Gegenstand einer Preisaufgabe geworden, und auch die Gesetzgebung der neuesten Zeit sucht ihre Lösung. Die Aufgabe ist nicht neu; denn schon die Gesetzgebung vom 15ten Jahrhundert an enthält deßhalb Bestimmungen und man sollte daher meinen, die Sache wäre bereits abgethan. Dieses ist aber nicht der Fall; denn diese Gesetze wurden nicht vollzogen, kamen ganz außer Uebung, und der Versuch, sie jetzt wieder in Anwendung zu bringen, findet den größten Widerstand bei allen Privaten, welche Waldungen besitzen. Diese Frage kann in der Art, wie sie gestellt ist, auch so aufgefaßt werden, daß der Nachdruck auf Berechtigung gelegt wird, aus welcher sodann die Pflicht folgt. Die Regierung hat das Recht, die Bewirthschaftung jener Privatwaldungen zu beaufsichtigen, in welchen der Staat Miteigenthümer ist, z. B. in Lehenwaldungen, in so ferne der Staat Lehenherr ist, in Waldungen, in Bezug auf welche der Staat Grundherr ist. Hier stehen ihm alle Rechte zu, welche überhaupt Lehenherrn, Grundherrn nach den Bestimmungen des Privatrechts zukommen, und die Regierung hat die Pflicht diese Rechte auszuüben, damit das Staatsgut von den Nutznießern in guten Zustand

ſeyn könne, mit eigenem Urtheil und noch weniger mit praktiſcher Anwendung dieſes Urtheils ſich auf dieſem Felde zu ergehen, ſondern daß er, wenn er einem ihn wirklich fördernden Intereſſe für den Gegenſtand nicht ganz entſagen will, ſich geſtimmt fühlen müſſe, vertrauensvoll aufzunehmen, was ihm mit Vertrauen und Offenheit geboten wird. Wahrlich, der Arzt bedarf keiner geringen Selbſtverläugnung, um von einem Gegenſtand, wie der dieſes Aufſatzes, dem Laien gegenüber mit der Offenheit zu ſprechen, die er ſeinem Vertrauen ſchuldig iſt, aber eben die Offenheit der Erklärung, daß große Irrthümer begangen worden ſeyen, und daß nach redlicher, unermüdeter Forſchung die Wiſſenſchaft hier vor einem in vielen Punkten noch ungelöſten Problem ſtehe, muß ihn überzeugen, daß eine Wiſſenſchaft, die eine ſolche Erklärung zu machen wagt, ſich ſtark fühlen müſſe, und zwar nicht allein darum ſich ſtark fühlen müſſe, weil ja auch die geiſtreichſten Verächter der Heilwiſſenſchaft ſich der Heilkunſt nur um ſo demüthiger unterwerfen, ſobald ſie ihrer bedürfen.

Als Einleitung zu dem eigentlichen Gegenſtand des gegenwärtigen Aufſatzes, einer dem Laien verſtändlichen gedrängten Darſtellung des jetzigen Standpunkts der Wiſſenſchaft über ſämmtliche Verhältniſſe der aſiatiſchen Cholera, und der Wirkungen, die ſie auf die Heilkunde, die mediciniſche Polizei und das Leben überhaupt ausgeübt hat, wird eine flüchtige Skizze ihrer, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, politiſchen Geſchichte, dem Gedächtniß der Leſer nicht unwillkommen ſeyn.

Zwölf Jahre ſchon hatte die den Sümpfen des Ganges-Delta entfliegene Hyder Aſien verheerend durchzogen, Vorder- und Hinter-Indien, Siam, China, die Inſeln Java und Ceylon, Perſien und Syrien heimgeſucht, ja ſie war (im Jahr 1823) an der Südoſtſpitze Europa's, in Aſtrachan, flüchtig aufgetaucht, ohne ein allgemeineres europäiſches Intereſſe zu erregen, als die ſich faſt jährlich wiederholenden Peſtepidemien des Orients oder die des amerikaniſchen gelben Fiebers. Die Gelehrten und Aerzte beſchäftigten ſich mit ihr, aber mehr als mit einem ſeltſamen ausländiſchen Ungeheuer, denn als mit einem Feind, der bald in der Nähe zu erforſchen und zu bekämpfen ſeyn würde; das zeitungsleſende Publikum legte bedauernd die Blätter aus der Hand, welche die Decimirung der aſiatiſchen Völkerſchaften berichteten, aber mit dem behaglichen,

gebracht und darin erhalten werde. Die Art, wie die Beantwortung dieser Frage versucht wurde, zeigt, daß ihr Ziel ein anderes ist, und bei einer andern Fassung würde dieses deutlicher hervorgetreten seyn. Hat die Regierung die Pflicht, in die Bewirthschaftung der Privatwaldungen einzugreifen, und im Bejahungsfalle, zu welchen Handlungen ist sie in Folge dieser Pflicht berechtigt? In dieser Fassung erscheint die Frage bestimmter gestellt, was vielleicht auch die Antwort etwas erleichtert. Die Aufgabe des Volkes ist, sich zu einem geordneten lebendigen Ganzen, zu einem Organismus zu entwickeln. Die Pflicht der Regierung ist, den Gang dieser Entwickelung stets zu beobachten und so zu leiten, daß er nicht nur nicht gehemmt, nicht gestört werde, sondern kräftig fortzuschreiten vermöge. Aus dieser Pflicht folgt für die Regierung das Recht zu allen jenen Handlungen, welche zur Erfüllung derselben nothwendig sind; aus der Aufgabe des Volkslebens folgt für jedes Glied des Volkes die Pflicht, sich jenen Anordnungen der Regierung zu unterwerfen, welche sie eben der Erfüllung dieser Pflicht wegen für nothwendig erachtet. Damit das Volk zu einem lebendigen, geordneten Ganzen sich heranbilde, sich als solches erhalte, ist unerläßlich, daß jede Richtung des Lebens desselben nicht nur nicht störend, sondern fördernd eingreife; zu den verschiedenen Richtungen dieses Lebens gehört aber auch die wirthschaftliche, durch welche Güter, es sey unmittelbar oder mittelbar, für das Volk gewonnen werden sollen; und ein Zweig der wirthschaftlichen Richtung ist die Holzwirthschaft. Sie greift in das Leben des Volkes ein durch ihren Einfluß auf die Witterung des vom Volke bewohnten Landes; dadurch daß nur durch sie manchem Theile desselben ein Erzeugniß nachhaltig dauernd abgewonnen werden kann; dadurch daß nur durch sie die Nutzbarkeit so mancher anderer Flächen, welche ihr nicht gewidmet sind, für das Volk erhalten werden kann; dadurch endlich, daß die Erzeugnisse, welche sie liefert, zur Befriedigung des Bedarfs des Volkes im Ganzen, wie der einzelnen Glieder, aus welchen dasselbe besteht, beitragen. Dieses Eingreifen in das Volksleben in den einzelnen angeführten Beziehungen hier ausführlich nachzuweisen, wird nicht nothwendig seyn, auch würde es zu weit führen, daher in der Folge nur einzelne Beispiele angeführt

werden. Da die Holzwirthſchaft in das Volksleben ſo verſchiedenartig eingreift, ſo fragt ſich: Iſt dieſelbe in jedem dieſer Verhältniſſe überall von gleicher Wichtigkeit, ſo daß alſo alle Privatwaldungen, in welches jener Verhältniſſe ſie auch eingreifen, gleichen Werth für das Volksleben haben, oder müſſen hierin Unterſchiede gemacht werden? Dieſe Frage ſoll in dem folgenden zu beantworten verſucht werden.

Aus einer Holzwirthſchaft können verſchiedene Gegenſtände zur Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe gezogen werden. Der Hauptgegenſtand iſt immer das Holz; dann können aber auch von den Holzpflanzen noch einzelne Theile, nämlich Säfte, Blätter, Blüthen und Früchte bezogen werden; dann kommen in Waldungen noch andere Pflanzen, auch Thiere vor, welche nutzbar ſind; ſelbſt der Boden der dieſer Wirthſchaft beſtimmten Fläche kann noch verſchiedene nutzbare Theile enthalten.

Von dem Holze wird, abgeſehen von dem Handel mit Ländern außer Deutſchland, der größte Theil zur Feuerung verwendet, etwa $^9/_{10}$ der ganzen jährlich aus den Waldungen zu beziehenden Maſſe, und nur $^1/_{10}$ als Nutzholz. Daß Mittel zur Feuerung in Deutſchland eben ſo, wie in andern, ſelbſt in den wärmſten Ländern unentbehrlich ſind, wird niemand verkennen; eben ſo wenig wird verkannt werden, daß ihr Bedarf in kalten Ländern noch größer iſt, als in warmen. Wer hat für die Hervorbringung dieſer Mittel zu ſorgen? Als einfache Antwort könnte ſcheinen: Jeder bringe das ihm Nothwendige hervor. Es liegt aber in der Entwicklung des Volkslebens nothwendig eine Theilung der verſchiedenen zum Beſtehen des Ganzen nothwendigen Arbeiten; auch die Holzwirthſchaft entging dieſer Theilung ſo wenig als anderer Grund und Boden, und ein Theil der Waldfläche kam auch in verſchiedenartiger Weiſe in das Eigenthum einzelner Glieder des Volks oder der Privaten, und wird jetzt gewöhnlich als Privatwald bezeichnet. Dieſen Privaten war es dadurch möglich, für die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe zu ſorgen, wenn ihre Waldfläche die entſprechende Größe hatte, wenn ſie geeignet war, die verſchiedenen Holzſortimente, welche der Bedarf fordert, darauf zu ziehen, wenn ihr Wohnſitz ſo gelegen war, daß ſie die Gegenſtände aus ihren Waldungen beziehen konnten. Ihr Vortheil war es und iſt es noch, die

Bedürfniſſe anderer zu befriedigen, ſo weit es nur immer möglich iſt, indem ſie dagegen andere Gegenſtände ihres Bedarfs von dieſen um ſo reichlicher eintauſchen, oder die Mittel ſich erwerben können, dieſe Gegenſtände von wem immer zu erwerben. Können aber dieſe die Holzwirthſchaft treibenden Privaten gezwungen werden, dieſe Wirthſchaft ferner fortzuſetzen; können ſie gezwungen werden, jene Wirthſchaft ſo zu betreiben, daß andere in Befriedigung ihres Bedarfs nicht gefährdet werden; kann der Private gezwungen werden, ein Grundſtück, welches zu dieſer Wirthſchaft geeignet iſt, derſelben zu widmen; kann derſelbe angehalten werden, ein ſolches andern, welche es zu dieſer Wirthſchaft verwenden wollen, abzutreten? Dieſe Fragen in Bezug auf die Befriedigung des Bedarfs durch die aus der Holzwirthſchaft möglicherweiſe zu gewinnenden Gegenſtände zu beantworten, ſtellt ſich ſonach als die nächſte Aufgabe dar.

Um dieſelbe zu vereinfachen, und weil denn doch der größte Theil des Holzes zur Feuerung verwendet wird, und immerhin auch bei der Erziehung des Holzes zu dieſer Beſtimmung manches Nutzholz gewonnen werden kann, ſoll in der Folge blos auf Brennholz Rückſicht genommen werden. Bekannt iſt, daß früher viel mehr Fläche dem Holzwuchſe eingeräumt war, als jetzt. Die Regierungen veräußerten manche Staatswaldungen, um den Feldbau, den Wieswachs dadurch zu erweitern; es ſey hier gar nicht die Rede von denen, welche veräußert wurden, weil ſie ſo ungünſtig gelegen waren, daß der Verwaltungsaufwand dadurch ſehr erhöht wurde. Gemeinden rodeten ihre Waldungen, oder verdarben auch blos dieſelben durch übermäßigen Angriff, durch übermäßige Streunutzung; Privaten verdarben ihre Waldungen in ähnlicher Weiſe, oder ſie rodeten dieſelben und erweiterten ihren Feldbau, ihre Wieſen auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe für ſich. Steile mit Holz bewachſene Abhänge wurden in geeigneten Gegenden zum Weinbau verwendet. Wenn Privaten ihre Waldungen fortwährend erhielten, ſo geſchah es weniger aus beſonderer Beachtung dieſes Wirthſchaftszweiges, ſondern der Bedarf zur Erweiterung ihrer Felder oder ihrer Wieſen war für ſie noch nicht da, die Wälder waren ihnen zu entfernt gelegen, die Bevölkerung war noch nicht ſo gewachſen, daß eine Nothwendigkeit zur Erweiterung der Feldgemarkungen, zu neuen Anſiedelungen vorhanden

geweſen wäre, oder die Flächen waren dazu gar nicht, und nur zur Benutzung durch Hochwuchs geeignet. Die Beſitzer dieſer Waldungen ſollen nun gehindert werden, ſich durch Rodung derſelben gleiche Vortheile zu verſchaffen, welche ſich Andere, wegen welcher ſie jetzt zum Theil beſchränkt werden ſollen, früher verſchafft haben. Solche Rodungen erhöhen die Noth der Gegenwart nicht, ſondern ſie lindern ſie im Gegentheile, indem dadurch verhältnißmäßig in der Zeit, in welcher ſie vorgenommen werden, mehr Holzmaſſe gewonnen wird, als bei fortgeſetzter nachhaltiger Behandlung der Beſtände wäre gewonnen worden; wohl aber können dadurch die kommenden Generationen, und damit das Volk ſelbſt in ſeinem Beſtehen gefährdet werden. Auf welchen Grund hin können die Andern dieſe Beſchränkung ohne Erſatz fordern? Schwer wird ein ſolcher aufzufinden ſeyn. Das einfachſte ſcheint wohl zu ſeyn, daß der, welcher Grundbeſitz hat, durch Verwendung eines entſprechenden Theils deſſelben zur Holzzucht für ſeine Nachkommen ſorge; dann werden die Staats-, die Gemeinde- und die Stiftungswaldungen für die übrigen ausreichen; oder die keinen Grundbeſitz haben, mögen ſich ſolchen zu dieſem Zwecke erwerben. Dieſes Mittel ſcheint indeß nur einfach; ſeine Anwendung würde der Volkswirthſchaft und damit dem Volksleben viel mehr Nachtheil bringen als Vortheil. Häufig müßten Flächen zur Holzzucht verwendet werden, deren dermalige Beſtimmung der Volkswirthſchaft viel vortheilhafter iſt; die Holzzucht würde mit dem Feldbau ſo vermiſcht, daß durch zu vielfache Beſchattung, durch Begünſtigung des Fortkommens mancher ſchädlichen Thiere die an dieſe Waldparcellen angränzenden Felder ſehr leiden würden. Wegen dieſes Nachtheils räumt ein neues Forſtreglement für das Juradepartement im Kanton Bern dem Eigenthümer von urbarem Lande das Recht ein, ſich der Anzucht jeder neuen Waldung oder jedes neuen Waldſtreifens zu widerſetzen, welcher weniger als 15 Fuß vom urbaren Lande entfernt iſt. Manche ſtädtiſche Gemarkung müßte ganz Wald werden, wenn jede Familie für ſich in dieſer Weiſe ſorgen ſollte. Die alten Forſtordnungen und ſelbſt noch neuere enthalten dahin zielende Vorſchriften; wären ſie aber befolgt worden, ſo würde der Feldbau ſo ſehr, beſonders auf ſchwerem, feuchten Boden gelitten haben, daß man das Vertilgen

der Bäume wieder hätte begünstigen oder gar befehlen müssen. Daher muß auf dahin zielende Gesetze verzichtet werden, auch darauf, daß die Familien aus freiem Willen sorgen. Man muntere sie eher zu Einrichtungen für Sparsamkeit, zu Einrichtungen für Gebrauch von Torf und Steinkohlen auf; hier kann jede einzelne Familie zunächst vortheilhaft für sich und eben dadurch auch, indem nun mehr Holz für andere, welche dasselbe nicht entbehren können, übrig bleibt, vortheilhaft für andere Glieder des Volks wirken. Aber die Familie steht im geordneten Volksleben zunächst in Verbindung mit andern Familien in der Gemeinde, und diese kann als eine große Familie betrachtet werden, welche zunächst für sich und also auch in Angelegenheiten, in welchen die einzelnen Familien, aus denen sie besteht, nicht selbst für sich sorgen können, zu sorgen hat. Gelänge es, unter den Gemeindegliedern diese Ansicht mehr zu verbreiten, sie lebhaft zu erhalten: den Gliedern vieler Gemeinden ginge es besser, die Regierung hätte der Geschäfte und der Sorgen weniger. Hiernach wäre es zunächst Sorge der Gemeinde, da wo es Noth thut, oder wegen Rodung der Privatwaldungen die kommenden Generationen der Gemeinde gefährdet werden, die ihr noch als Ganzes zugehörigen Flächen der Holzzucht zuzuwenden, die in ihrer Gemarkung gelegenen Flächen, welche andern zugehören, so weit sie dazu nothwendig sind, zu erwerben. Könnte dieses auch nur mit einigem Opfer erfolgen, so brächte sie dieses nur sich, sie sorgte zunächst nur für sich. Sey die Fläche auch klein, sey der Beitrag zur Befriedigung des Bedarfs der Gemeinde auch noch so unscheinbar, sie hat das geleistet, was sie vermochte, und mehr kann von ihr nicht gefordert werden. Würde dieser Gemeindegeist in den Gliedern einer Gemeinde recht lebendig, so würde ihr von denselben die Erwerbung der geeigneten Grundstücke sehr erleichtert werden, sie könnte vielleicht manches unentgeldlich erhalten, wie denn auch zu andern minder wichtigen, oft nur leeren Zwecken manches geschenkt oder vermacht, oder als freiwilliger Beitrag gesammelt wird; manches Gemeindeglied würde durch freiwillige persönliche Hülfe bei Bearbeitung des Bodens, durch Sammlung des Samens den Aufwand für die Gemeinde und damit das Opfer mindern. Den Gemeindegeist gehörig zu wecken, dafür kann

und soll die Regierung sorgen; wenig ist hier durch Befehle, viel durch Belehrung und Ermunterung zu wirken. Alle Lehrer des Volks können und sollen hier zum Wohle der Gemeinden mitwirken; selbst das auf dem Lande vielfach vertheilte, daher mit dem Volke vielfach in Berührung kommende Forstpersonal, welches die örtlichen Verhältnisse genau kennt und nach seiner Bildung für dieses Fach am ersten beurtheilen kann, wo Vorsorge nothwendig ist und wie die Noth oder auch nur die Gefahr derselben beseitigt werden kann, muß hier in jeder möglichen Weise belehrend und mit Rath und That unterstützend zu wirken suchen. Zu weit würde es hier führen, Beispiele solcher wohlthätigen Wirkungen aufzuzählen, wie sie schon hie und da, jedoch im Verhältnisse zu dem, was Noth thut, nur zu selten bekannt wurden. Wollten indeß alle Gemeinden so für sich sorgen, so würde dieses selbst nur zum Nachtheil der Volkswirthschaft geschehen können, weil manche Fläche der dermaligen Verwendung, bei welcher sie mehr nutzt, entzogen würde; sorgen die Gemeinden, welche es können, und deren sind Viele, nur zunächst für sich, so sorgen sie dadurch auch für andere, indem sie im allgemeinen den Vorrath vermehren, indem sie nicht mehr als Käufer, oder wenigstens nicht in dem Umfange wie früher, in andern Waldungen auftreten. Wäre es der Gemeinde wegen der Armuth der Gemeindeglieder unmöglich, die vorhandenen nöthigen Gründe zu erwerben, so bliebe allerdings nichts anders übrig, als eine entsprechende Unterstützung von Seite der Regierung in dieser Beziehung; denn wo die Kraft der Gemeinde nicht mehr ausreicht, und diese doch bestehen soll, da muß das Ganze, zu dem sie als Glied gehört, helfen. Wollte man den Privatwaldbesitzer zwingen, zum Vortheil des Ganzen seine Fläche der Holzzucht ferner zu widmen, so müßte ihm offenbar ein Ersatz für den Nachtheil, welcher ihm dadurch zugeht, für den Vortheil, welcher ihm dadurch entgeht, gegeben werden, wie in allen andern Fällen, in welchen von dem Einzelnen ein Opfer für das Ganze verlangt wird, welches nicht alle übrigen Glieder des Volks gleichmäßig trifft, Gesetz ist.

Aus dem, was in Bezug auf Befriedigung des Bedarfs an Holz gesagt wurde, wird wohl schon zu entnehmen seyn, daß wegen der übrigen Gegenstände, welche sonst noch aus einer

Holzwirthschaft bezogen werden können, eine Beschränkung des Privatwaldeigenthümers eben so wenig gerechtfertigt erscheine. Daß in den übrigbleibenden Waldungen selbst so viele Früchte oder Samen gezogen werden, als zur Nachzucht von Holzpflanzen nothwendig sind, versteht sich von selbst; wegen anderer Verwendungen der Samen wird eine Beschränkung nicht nothwendig seyn. Die Mast z. B., früher eine der geschätztesten Nutzungen, hat jetzt viel weniger Werth und ist in keiner Beziehung so nothwendig wie Holz. Die sehr beschränkte Benutzung der Blüthen von Holzpflanzen, kann ganz übergangen werden; für wichtiger wird wieder die der Blätter und insbesondere für Streu gehalten. Es stellt sich jedoch mehr und mehr heraus, daß, wenn die Holzwirthschaft fortbestehen soll, diese Nutzung beseitigt, oder wenigstens sehr beschränkt werden muß; daß die meisten der Landwirthe, welche sie suchen, dieselbe entbehren können, wenn sie ihre Wiesen verbessern, den Futterbau erweitern und dadurch das Stroh nicht in dem Maße zur Fütterung bedürfen wie jetzt, wenn sie andere Streumaterialien, Erde, Torf gebrauchen, wenn sie den gewonnenen Dünger besser zusammenhalten, so daß nur in den vorkommenden Jahren des Mißrathens des Futters und Strohs eine Aushülfe an Waldstreu nothwendig wird, wozu die übrigbleibenden Waldungen zureichen, oder wenige Gemeinden in gebirgigen Gegenden übrig bleiben, deren Bedarf an Waldstreu ein stetiger ist, weil ihr Feldbau nach den örtlichen Verhältnissen nicht die Richtung erhalten kann, daß daraus Streumaterial in zureichender Menge bezogen werden könnte. Dort sind aber auch so ausgedehnte Waldungen, und kann der größte Theil der Fläche zu nichts anderm verwendet werden, als zur Holzzucht, daß an eine Rodung nicht wird gedacht werden, daß bei gehörigem Wechsel mit dieser Nutzung über die ganze Waldfläche hin, bei fleißiger Benutzung der bei den Fällungen abfallenden Nadelholzzweige der Bedarf befriedigt werden kann, ohne daß der Holzwuchs leidet. Die Anwendungen, welche durch die Mittel zur Erhaltung der Ertragskraft des Bodens in Folge von Liebigs Bestrebungen veranlaßt werden können, wollen wir noch gar nicht in Anschlag bringen. Auch der Streunutzung wegen wird daher eine Beschränkung der Rodung von Privatwaldungen nicht als nothwendig erscheinen.

Zu den wichtigeren Nutzungen der Säfte gehören das Harzreißen und die Gewinnung des Gerbstoffes. In den übrigbleibenden Walddungen wird davon auch in zureichendem Maße gewonnen werden können, wenn beide so bezahlt werden, daß der nachtheilige Einfluß, welchen sie auf die Holzwirthschaft haben, dem Waldeigenthümer wenigstens ersetzt wird. Das Harz oder vielmehr die daraus bereiteten Gegenstände werden dermalen wenigstens viel billiger vom Auslande bezogen, als in vielen Waldungen Deutschlands unmittelbar gewonnen. In Waldungen kommen außer den Holzpflanzen nutzbare Pflanzen und Thiere vor; aber auch hier wird theils der Bedarf aus den übrigbleibenden Waldungen zureichend befriedigt werden können, theils sind es Gegenstände, welche nicht als unentbehrlich betrachtet werden können. Wegen der jagdbaren Thiere wurden zwar in ältern Zeiten vielfach Rodungen verboten, aber die Humanität der Zeit ist denn doch dahin gekommen, solchen alten gesetzlichen Bestimmungen keine Folge mehr zu geben, so daß sie ganz außer Uebung gekommen sind, auch gebot die Noth bei zunehmender Bevölkerung solche Bestimmungen nicht mehr zu beachten. Die in Waldungen vorkommenden Pflanzen werden auch durch Gräserei oder Weide für die Viehzucht benutzt. Aber einmal tritt hier ein ähnliches Verhältniß ein, wie bei der Streunutzung; dazu kommt noch, daß je mehr die Landwirthschaft fortschreitet, sie um so mehr diese Nutzung, besonders die Waldweide verschmähen wird. Der Dünger geht dabei verloren, das Waldgras ist ein wenig nährendes, in feuchten Jahren sogar ungesundes Futter. Das Wild selbst geht bei dem reichlichsten Graswuchse im Walde auf die freien sonnigen Wiesen und Felder und nimmt nur in der Noth das Waldgras an, oder im Frühjahr, wenn die noch zarten Spitzen aus dem Boden hervorkommen, in welcher Zeit es aber für das weidende Vieh noch zu wenig ist. Auf die Waldweide werden die Landwirthe, so wie unter ihnen das Nachdenken mehr geweckt wird, selbst verzichten. Was etwa bei der Holzwirthschaft Nutzbares aus den Bodenbestandtheilen selbst bezogen werden kann, z. B. Lehm, Sand, Steine u. s. w. kann auch bei einer andern Verwendung der Fläche noch bezogen werden.

Daß daher wegen der Gegenstände, welche bei der Holz-

wirthſchaft zur Befriedigung des Bedarfs gewonnen werden, eine Beſchränkung des Privatwaldeigenthümers in der Verwendung ſeiner Waldfläche gerechtfertigt ſey, wird ſchwer nachzuweiſen ſeyn; ebenſowenig möchte es auch gerechtfertigt erſcheinen, ihn deßhalb zu einer beſondern Behandlung ſeiner Wirthſchaft zu nöthigen, einem Grundeigenthümer zu befehlen, daß er ſeinen Grund der Holzwirthſchaft widme. Ob dieſer genöthigt werden könne und ſolle, einen ſolchen Grund andern, beſonders der Gemeinde, welche ihn zur Holzwirthſchaft verwenden will, gegen Erſatz abzutreten, iſt eine andere Frage. Verwendet der Eigenthümer des Grundſtücks daſſelbe ſelbſt zur Holzzucht, ſo arbeitet er ſchon auf das Ziel hin, welches durch die Abtretung erreicht werden ſoll, und es iſt kein Grund da, ihn zur Abtretung zu nöthigen. Geſetzt aber die Fläche läge völlig unbenutzt als Oedung da. Im Intereſſe des Volks, beſonders jemehr die Bevölkerung wächst, liegt es, daß keine Fläche des Landes, welche noch irgend ein Erzeugniß für die Volkswirthſchaft liefern kann, öde liegen bleibe. Der Eigenthümer der Fläche kann ſie wegen Unvermögens nicht anbauen, oder unterläßt den Anbau aus Unkenntniß der Wichtigkeit deſſelben für die Volkswirthſchaft, oder, was auch hie und da vorkommen kann, aus Geiz, Eigenſinn; die Bevölkerung dieſer Gegend leidet aber Mangel an Holz; kann da nicht ein Zwang zur Abtretung gegen Erſatz eintreten, und zwar vor allem zur Abtretung an die Gemeinde, in deren Gemarkung das Grundſtück gelegen iſt, um hier Holz zu bauen, oder wenn dieſe daſſelbe nicht erwerben will oder kann, an den Waldeigenthümer, an deſſen Wald das Grundſtück etwa angränzt? Die Frage möchte wohl vom volkswirthſchaftlichen Standpunkte aus zu bejahen ſeyn; ob aber deßhalb geſetzliche Beſtimmungen nothwendig ſeyen, iſt immer noch eine andere Frage. Einmal bleibt es immer eine ſchwere Aufgabe zu beſtimmen, ob Mangel vorhanden ſey. Klagen über Mangel werden gehört bei hohen wie bei niedern Holzpreiſen; über Holzmangel wird geklagt, wo man das Holz aus den nächſten Umgebungen beziehen kann; an andern Orten, wo es aus großer Entfernung herbeigeſchafft werden muß, wird nicht geklagt. Wird die Anſicht in den Gemeinden geweckt, ſich als eine große Familie zu betrachten, welche zunächſt für ſich zu ſorgen hat, ſo wird ſolcher

Zwang als unnöthig erscheinen; die Gemeindeglieder werden zu solcher Abtretung gegen billigen Ersatz gerne geneigt seyn, oder geneigt gemacht werden; gerade Zwang veranlaßt oft einen hartnäckigen Widerspruch. In neuern Zeiten sind Beispiele bekannt geworden, daß Gemeinden zur Herstellung von Eisenbahnen, welche ihnen besondere Vortheile versprachen, die nöthigen Gründe unentgeldlich oder wenigstens um Preise, die etwa den gewöhnlichen Kaufspreisen entsprachen, überließen, und es zeugt dieses für die Möglichkeit, durch Belehrung zu wirken, wenn auch vielleicht viel mehr Beispiele entgegengestellt werden können, daß offenbar übertriebene Preise gefordert wurden, und auch gezahlt werden mußten. Daß in Beziehung auf Verwendung von Privatgründen zur Holzzucht ein solcher Gemeindegeist geweckt werden könne, beweist das, was bei der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe 1844 in München aus dem Herzogthume Nassau und besonders aus dem Westerwalde mitgetheilt wurde.[1]

Eine andere Bedeutung erhält die Holzwirthschaft für das Volksleben auf Flächen, welchen nur durch Holzwuchs ein Erzeugniß abgewonnen, deren Erzeugungsfähigkeit nur durch Erhaltung des bereits vorhandenen Holzwuchses erhalten werden kann. Als Beispiel kann hier angeführt werden, daß man von manchen Gebirgsrücken, welche jetzt ganz kahl und unfruchtbar sind, weiß, daß sie ehemals bewaldet waren, noch in Stöcken und Wurzeln Spuren davon findet, während jetzt alle Versuche des Anbaues, weil die jungen Pflanzen allen Witterungseinflüssen zu sehr ausgesetzt sind, nicht gelingen wollen. Ferner dienen als Beispiele steile, besonders trockene Abhänge, welche ehemals bewaldet waren, wo jetzt aber, nachdem der urbare Boden nicht mehr durch die Wurzeln der Holzpflanzen an den felsigen Untergrund gebunden und kein Schatten mehr vorhanden ist, wodurch der Boden kühl und feucht erhalten wird, kein Schutz für die jungen Holzpflanzen gegen die Witterung mehr da ist, auch keine mehr aufkommen können, solche Flächen daher für die Volkswirthschaft ganz verloren sind. Als Beispiele können dienen trockene Sandflächen, deren Ertragskraft nur durch Holzwuchs erhalten werden kann. Man nennt dergleichen Flächen unbedingten, auch absoluten Waldboden im Gegensatze zum

[1] S. 142 des Berichts.

der eignen Sicherheit bewußten Bedauern des Bürgers im Faust, dem nichts besser gefällt, als

„Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.“

Der Weitsichtigste glaubte sich im schlimmsten Fall hinter einem russischen Cordon vor der neuen Krankheit so sicher, als seit zwei Jahrhunderten hinter den österreichischen Contumazanstalten vor der Pest. Das Jahr 1829 war erschienen, der russisch-türkische Krieg, die mögliche Besetzung Konstantinopels, die Pest in Odessa beschäftigten alle Gemüther, da überschritt die fast verschollene Cholera im August zum zweiten Mal die europäische Grenze und setzte sich im russischen Gouvernement Orenburg fest. Im Oktober kam die Nachricht nach Petersburg, und den 24. Januar 1830 gab die allgemeine Zeitung Deutschland die erste Kunde von diesem im Anfang nicht weiter beachteten Ereignisse. Der Befehl zur gänzlichen Absperrung der Provinz Kasan von allen übrigen angrenzenden Gouvernements wirkte beruhigend auf das in contagionistischen Ideen befangene Europa; auch ließ sich die fast allgemein verbreitete Meinung, die Krankheit könne nur in asiatischem Boden wurzeln, durch ihr Erscheinen in einem zwar zum europäischen Rußland gerechneten, aber den Kirgisensteppen so nahe gelegenen Landstrich noch nicht erschüttern. Von weiterer Verbreitung hörte man den Frühling und Sommer über nichts. So war es denn nicht zu verwundern, daß die welterschütternden Ereignisse in Paris und ihr Widerhall in Brüssel die öffentliche Aufmerksamkeit wieder von einem Gegenstande abzogen, der sie bald so ausschließlich beschäftigen sollte. Denn als der Donner der Kanonen in Paris und Brüssel verhallt war, vernahm man mit Schrecken, daß trotz aller wiederholten Absperrungsmaßregeln die Cholera während des Sommers sich in viele russische Gouvernements verbreitet, und daß sie Ende Septembers den doppelten Militärcordon, der die alte Czaarenhauptstadt schützen sollte, durchbrochen habe und in Moskau erschienen sey.

Jetzt erkannte sich wenigstens das östliche Europa für bedroht. Kaiser Nikolaus erschien mit hochherziger Selbstverläugnung in Moskau, um seinem erschrockenen Volke zu zeigen, daß Furchtlosigkeit die beste Waffe gegen den tückischen Feind sey. Oesterreich

bedingten oder relativen, auf welchem, wenn auch der Holzwuchs vernichtet iſt, immer wieder ein anderer hergeſtellt werden, oder die Fläche auch zu andern Verwendungen vortheilhaft dienen kann, daher die Ertragskraft nie verloren geht. Sollen jene Flächen nutzbar für die Volkswirthſchaft erhalten bleiben, ſo dürfen ſie nicht gerodet werden. Eine Verordnung im Herzogthum Sachſen-Altenburg verbietet dieſe Handlung in Privatwaldungen, wenn der Boden ſich vorzugsweiſe zum Waldbaue eignet.[1] Das Forſtgeſetz vom 12. Juni 1835 im Kanton Waadt verordnet im Artikel 170 für Privatwaldungen, daß die Ausrodung und ſelbſt der kahle Abtrieb in allen Waldungen durchaus verboten ſey, deren Standort zu keinen andern Erzeugniſſen als zu Holz ſich eignet.[2] Dieſe Verbote ſind aber hier noch nicht zureichend, ſondern der Holzbeſtand auf ſolchen Flächen muß überhaupt ſo bewirthſchaftet werden, daß, wenn er benutzt wird, ein anderer bereits wieder da iſt, oder deſſen Entſtehung möglich bleibt. Die Ertragskraft ſolcher Flächen kann aber nicht allein durch Fehler in der Benutzung der Holzpflanzen ſelbſt, ſondern auch durch andere Handlungen, z. B. durch Streunutzung vernichtet werden. Hier muß alſo alles vermieden werden, was dieſe Folgen haben könnte. Darnach zu handeln kann im Intereſſe des Eigenthümers ſolcher Flächen liegen; dieſer kann aber auch oft durch Handlungen gewinnen, welche die Verödung zur Folge haben, indem er z. B. durch ſchleunige Benutzung des ganzen Holzvorraths ſich ein Kapital verſchafft, welches ihm aus der Noth hilft, oder wodurch er ſchnell Mittel zu Unternehmungen, welche ihm augenblicklich großen Gewinn abwerfen können, erhält. Bei ſolchen Waldflächen muß jede Handlung abgehalten werden, welche zur Verödung führen kann; dieſe iſt aber nur möglich, wenn die Regierung von jeder wirthſchaftlichen Handlung, welche der Eigenthümer vornehmen will, Kenntniß erhält, und daher zur rechten Zeit die vernichtenden hindern kann. Auch hier muß dem Waldeigenthümer ein Erſatz werden für den Schaden, welchen er dadurch erleidet, für den Gewinn, welcher ihm dadurch entgeht oder die Fläche, welche mit ſolcher Rückſicht auf das Volkswohl behandelt werden muß, iſt ihm um

[1] Archiv d. Forſt- u. Jagdgeſetzgeb. XII. 2. 1842, S. 26.
[2] Wedekind, neue Jahrb. d. Forſtk. XIV. Hft. 1838, S. 153.

einen entsprechenden Preis abzukaufen. Auch hier muß ferner die Gemeinde, in deren Bezirk eine solche Waldung liegt, als Käufer allen andern vorgehen, und das Ziel, Befriedigung des Bedarfs, kann dadurch zugleich erreicht werden; daher jede Gemeinde zunächst ihr Augenmerk auf jene den Privaten gehörigen Flächen zu wenden hat, deren Ertragskraft nur durch Holzwuchs erhalten werden kann. Reicht diese Fläche zur Befriedigung des Bedarfs nicht zu, so kann dann die Erwerbung weiter ausgedehnt werden.

Der Einfluß des Holzwuchses und seiner Behandlung dehnt sich aber über weitere Flächen aus, als über die, auf welcher er sich befindet. Gränzen Waldflächen an einander, werden sie nach den Regeln des Holzwaldbetriebs, der Stammholzzucht im geschlossenen Stande behandelt, bilden insbesondere immergrüne Nadelhölzer den Bestand, so kann, wenn die an einander gränzenden Bestände bisher im vollkommenen Schlusse erwachsen waren, sich also gegenseitig gegen Stürme schützten, der größte Nachtheil für eine der Waldflächen entstehen, wenn auf der andern eine Fällung vorgenommen wird, wodurch jene den Einflüssen der Stürme preisgegeben wird, woraus dann noch weitere Beschädigungen über große Waldstrecken hin durch Insekten entstehen können, welche leicht nicht nur den einzelnen Waldeigenthümern, sondern auch der Volkswirthschaft Nachtheil bringen. Das schon erwähnte Forstgesetz des Kantons Waadt vom 12. Juni 1835 sagt im §. 171: „In Gebirgsweißtannen-Beständen, welche aus Parzellen verschiedener Eigenthümer zusammengesetzt sind, darf ohne Zustimmung aller betheiligten Eigenthümer keine Ausrottung stattfinden, vorbehältlich des Rekurses an den Staatsrath, welcher im streitigen Falle entscheidet." Aber nicht die Rodung allein, sondern jede Haunng in den einzelnen Parzellen kann für die übrigen höchst nachtheilige Folgen haben, daher diese Bestimmung nicht zureicht, dieselben abzuwenden. Diese gegenseitige Abhängigkeit fällt aber hinweg, wenn, wie oben in anderer Beziehung angeführt wurde, gesetzlich bestimmt wurde, daß dergleichen aneinander gränzende Waldungen verschiedener Eigenthümer durch einen holzleeren Streifen von 15 Fuß Breite auf jeder Seite geschieden erhalten werden müssen. Hiebei könnte für den Wald eines jeden ein Saum-

beſtand heranwachſen, welcher, wann auch immer eine Fällung auf der angränzenden Fläche vorgenommen wurde, den andern Eigenthümer gegen ſolche nachtheiligen Folgen ſchützen würde; auch würde dadurch ein Zwiſchenraum gewonnen, bei welchem es leicht wäre zu verhüten, daß nicht bei der Fällung in einem Beſtande Stämme in den des andern Eigenthümers hinüberfallen und denſelben beſchädigen. Dieſe Maßregel wird bei groſſen Waldungen leicht durchzuführen ſeyn. Die holzleeren Streifen ſind für den Holzwuchs nicht ganz verloren, indem ſich die Kronen und Wurzeln darüber hin verbreiten; auch können ſie zu Wegen, zum Aufſetzen des Holzes u. ſ. w. dienen; aber ſchwer durchzuführen iſt dieſelbe, wenn, wie bei kleinen Bauerhölzern, die Waldflächen verſchiedener Waldbeſitzer in ſchmalen Streifen, ähnlich wie bei Feldern neben und durch einander liegen, daher durch ſo breite Zwiſchenräume ein verhältnißmäßig ſehr groſſer Theil der Fläche unangebaut bleiben müßte. Hier thut mehr noch als wie beim Feldbau eine Art flurlicher Behandlung ſolcher Waldflächen Noth. Kein Beſitzer darf eine Fällung vornehmen, ohne längere Zeit vorher ſeine Nachbarn davon in Kenntniß geſetzt zu haben, und Sachverſtändige müſſen bei ſich erhebenden Anſtänden beſtimmen, wann für ſolche ſich begränzenden Flächen die zweckmäßigſte Zeit der Nutzung eintritt, und wie ſie, um Schaden abzuwenden, vorzunehmen iſt. Solche zuſammenhängende Parzellen zu einem ungetheilten Eigenthum zu vereinigen, wäre wohl auch hier das beſte Mittel, und auch dies könnte am beſten durch die Gemeinden ausgeführt werden. Will der Eigenthümer eine ſolche Fällung aus Noth vornehmen, ſo wird es ihm auch gleich ſeyn, ob er ſich durch dieſelbe oder durch den Verkauf des Grundes mit dem Holze hilft, ſobald er dafür nur den entſprechenden Preis erhält; außerdem wird er in ſolchen Fällen angehalten werden können, ſeine Parzelle ſo zu behandeln, daß die angränzenden nicht darunter leiden.

Von noch höherer Bedeutung iſt der Einfluß des Holzwuchſes für die Volkswirthſchaft auf manchen Flächen. Durch denſelben wird in Gebirgen Schutz gegen Lawinen, gegen Erdſtürze erhalten, ſo weit überhaupt noch einiger Schutz gegen ſolche Naturereigniſſe möglich iſt. Die Waldflächen, welche denſelben gewähren, müſſen aber zum Theil ſo behandelt werden,

daß beinahe aller Nutzen, welcher Zweck der Holzwirthschaft ist, davon hinwegfällt, ja sogar ein besonderer Aufwand, der sich durch keine Rente lohnt, gemacht werden muß, um sie in dem Zustande zu erhalten, in welchem sie, um zu schützen, stets bleiben müssen. Wo der Boden aus leicht beweglichem Sande (Flugsand, Wehsand) besteht, wird nicht blos durch den Holzwuchs allein dessen Ertragskraft, die Möglichkeit einen Vortheil davon für die Volkswirthschaft zu ziehen, erhalten, sondern auch die angränzenden Flächen werden gegen Ueberwehen mit Flugsand und dadurch gegen Verlust ihrer Ertragsfähigkeit geschützt. Die weiteren Folgen dieses Schutzes sind: Lawinen, besonders aber Erdstürze legen sich mitunter über Bäche und hindern deren Abfluß, wodurch Wasseransammlungen, wenn auch im erstern Falle nur vorübergehend erfolgen, die den Flächen, über welche sie sich verbreiten, nachtheilig werden. Indem der Boden an den steilen Abhängen der Gebirge durch den Holzwuchs gebunden wird, werden wenige und keine groben Bestandtheile desselben in die Betten der Bäche und Flüsse durch Regen- und Schneewasser geführt; diese bleiben für Flößerei und Schifffahrt tauglich. Wird das Bett durch solches Material ausgefüllt, so verändern die Gewässer ihren Lauf, werden seichter, treten daher bei jedem größern Zufluß von Wasser leicht über, bewirken Ueberschüttung der an denselben liegenden urbaren Flächen mit Steingerölle und Sand, oder versumpfen auch diese Flächen. Die Bewaldung solcher Flächen bewirkt auch, daß Regen- und Schneewasser nicht so rasch und in solcher Menge abfließt, sondern, indem Wurzeln und Stöcke überall kleine Dämme bilden, welche das Abfließen der im Anfang angesammelten kleinen Wassermassen hemmen, in den Boden versiegt, wodurch die Gewässer weniger plötzlich anschwellen und eine große Wassermasse verläuft, ehe eine andere nachkommt, so daß die Ueberschwemmungen weniger verwüstend sind. Nach einem alten Sprichworte trat die Saone in Frankreich erst aus, wenn sie neun Tage lang gewachsen war; seit einigen Jahren aber tritt sie gleich am zweiten und dritten Tage aus.[1] Das Versinken eines großen Theils des Wassers im Boden hat die Folge, daß dasselbe an andern Orten als Quelle hervorbricht, welche das ganze Jahr hindurch nachhaltig

[1] Allg. Zeitung 1843, Nro. 321.

fließt, wodurch in den Bächen und Flüssen eine gleichförmigere Wassermasse erhalten wird; da aber, wo nicht so viel Wasser versinkt, verschwinden die Quellen im Sommer, des Wassers in Bächen und Flüssen ist so wenig, daß die auf ihre Triebkraft gegründeten Gewerbe still stehen, daß die Schifffahrt auf den Flüssen unmöglich wird. In einigen Gegenden des Schwarzwaldes wird wegen Entwaldung seit 50 Jahren die Wasserabnahme auf 25% angeschlagen. Eine ehemals bestandene Mühle ist als solche deßhalb eingegangen und muß das Wasser jetzt in einer Entfernung von zwei Stunden holen. Diese Erscheinung wurde in der landwirthschaftlichen Sektion der Versammlung der Naturforscher v. J. 1838 angeführt. In Thiersch's Schrift „sur l'état actuel de la Grèce" sind Belege zu dem Gesagten zu finden, so wie häufig in Zeitungen Nachrichten vorkommen, welche die Wahrheit desselben beweisen. Liegen Flugsandflächen in solcher Richtung zu Gewässern, daß der aufgewehte Sand dahin getrieben werden kann, so treten bei diesen Gewässern ähnliche Folgen ein, vielleicht nur minder schnell. Wegen dieses Einflusses des Holzwuchses finden sich bereits in mehreren Gesetzen Bestimmungen, welche anzeigen, daß dessen Wichtigkeit anerkannt ist. Das Forstgesetz im Kanton Waadt vom 12. Juni 1835 verordnet über Privatwaldungen im Art. 170: „Die Ausrodung und selbst der kahle Abtrieb ist in allen Waldungen durchaus verboten, deren rücksichtslose Ausrodung für die benachbarten Grundstücke Beschädigungen herbeiführen kann, sey es, indem hiedurch Erdstürze oder Lawinen veranlaßt, oder die Verwüstungen durch Gewässer begünstigt werden."[1] Der große Rath des Kantons Graubünten beschloß 1836 die Wälder des Kantons in zwei Klassen zu theilen; in die erste gehören diejenigen, deren ungeregelte Benutzung oder vollständiger Abtrieb jetzt oder später irgend eine Gefahr für die Straßen, Dämme, jede Art von Gemeinde- oder Privateigenthum herbeiführen könnte. Diese Wälder können nur auf eine Bevollmächtigung des kleinen Rathes hin und nach einer Spezialbesichtigung bewirthschaftet werden.[2] Vollständiger noch spricht sich hierüber die

[1] Wedekind, Jahrb. d. Forstk. XXIV. Hft. S. 128.
[2] Wedekind, neue Jahrb. d. Forstk. XIV. Hft. 1838, S. 153.

proviſoriſche Waldordnung für Tyrol und Vorarlberg von 1830 aus.[1] Der §. 34 beſtimmt: „In jenen Gegenden, wo aus der unvorſichtigen oder ungeregelten Behandlung der Wälder Erdabſitzungen, Bergſtürze, Anſchwellungen der Wildbäche oder andere nachtheilige Ereigniſſe entſtehen können, müſſen in allen, folglich auch in Privat- und Staatswaldungen die den Eigenthümern ſonſt zuſtändigen Rechte auf einen unſchädlichen Gebrauch beſchränkt werden.“ Das hiebei ſtattfindende Verfahren wird die Bannlegung genannt. In den folgenden Paragraphen wird dann beſtimmt, daß die politiſchen Behörden zu beurtheilen haben, ob ſolche nothwendig ſey: daß nämlich keine Fällung, Nebennutzung, insbeſondere keine Weide ohne kreisamtliche Bewilligung und forſtmäßige Auszeichnung ſtattfinden dürfe, daß Bäume, welche zum Waldmantel, zur Waldkrone gehören, zur Schutzwehr gegen Sturmwinde, Froſt und andere Elementarereigniſſe dienen, oder als Samenbäume erklärt werden, ſo lange dieſe Beſtimmung dauert, nicht gefällt werden dürfen. In dieſen Beſtimmungen iſt, darf man ſagen, ſchon ausgeſprochen, daß dergleichen Waldungen ſich für den Privatbeſitz gar nicht eignen, und nur in Zeiten in dieſen gekommen ſind, in welchen man eben auf ſolche Einflüſſe, auf die Möglichkeit, ſie durch den Holzwuchs zu mäßigen, noch nicht aufmerkſam war. Der Schaden trifft zwar auch hier zunächſt die an ſolchen Waldungen gelegenen Gemeinden, aber er verbreitet ſich auch weit hin über das ganze Gebiet, durch welches die Gewäſſer, welche aus dieſen Gebirgen kommen, ſtrömen. Die Kräfte der Gemeinden ſind oft zu ſchwach, um dieſe Flächen zu erwerben, um ſie ſo zu behandeln, daß ſie, um den Schutz zu erhalten, wenig oder gar keine Rente abwerfen, im Gegentheil nur Aufwand veranlaſſen. Die Vorſchriften, welche der Bergrath Zötl in Tyrol über Behandlung der Bannwaldungen in Hochgebirgen vorgeſchlagen hat,[2] werden jeden von dem Geſagten überzeugen; ſie ſind nur eine Ausführung des in der erwähnten Waldordnung Angedeuteten. Ein ſolches Verhältniß tritt allerdings weniger ein bei Waldungen, welche den Sandboden binden, deren ſchützender Einfluß auch durch eine Behandlung erzielt werden kann, welche die Rente vielleicht

[1] Archiv d. Forſt- und Jagdgeſetzgebung XV. Bd. 1s Hft. S. 82.
[2] Wedekind, neue Jahrb. d. Forſtk. XXVI. 1843.

gar nicht mindert. Dieſe können ſich daher noch für Gemeinden eignen, wogegen jene Waldungen in Hochgebirgen vorzugsweiſe dem Staate gehören und von der Regierung mit Rückſicht auf ihren Einfluß auf die Volkswirthſchaft, forderte dieſe auch einen Aufwand, welcher durch die Rente vom Holzwuchſe nicht erſetzt wird, behandelt werden müſſen. Sind ſie in früheren Zeiten in Hände von Privaten gekommen, weigern ſich dieſe dieſelben entſprechend zu bewirthſchaften, ſo iſt hier gewiß, wie nur in irgend einem andern Falle im Staate, der Anlaß zur Zwangsabtretung gegen entſprechenden Erſatz vorhanden; meiſt aber werden dergleichen Flächen von Privaten durch gütliche Uebereinkunft von der Regierung für den Staat erworben werden können, weil ihr Ertrag meiſt ſchon für ſich ſehr gering, dagegen ihr Werth für die Volkswirthſchaft unberechenbar iſt.

Der Holzwuchs hat einen groſſen Einfluß auf die Witterung und damit wieder auf das ganze Volksleben. Derſelbe wird im Uebermaße nachtheilig, aber auch eben ſo nachtheilig iſt ſein Mangel, und es iſt noch eine Aufgabe, durch ſorgfältiges Beobachten jenes Verhältniß für die einzelnen Oertlichkeiten zu finden, bei welchem ſein Einfluß der vortheilhafteſte iſt. Dabei darf derſelbe nicht ſo, wie er ſich in Bezug auf einzelne kleine Flächen zeigt, aufgefaßt werden, ſondern er kann für die in und an den Waldungen gelegenen ein nachtheiliger ſeyn, indeß er für weit größere, entfernte Theile eines Landes ein höchſt vortheilhafter, ein unentbehrlicher iſt. Dieſes Verhältniß des Holzwuchſes zum Volksleben iſt von der höchſten Bedeutung und beſtimmt die Bewohnbarkeit groſſer Landſtrecken. Dies wird durch einige Beiſpiele für den hier vorliegenden Zweck zureichend nachgewieſen werden. Die Inſel Bombay, ehemals durch Ausdünſtung von Moräſten ungeſund, iſt jetzt ſehr geſund; die den Boden bedeckenden groſſen Wälder ſind gelichtet, alles überflüſſige Gehölz iſt weggeſchlagen, der Boden iſt höher gelegt, die Moräſte ſind ausgetrocknet, und der Seewind mäßigt durch ſeine Kühle die Gluth der Sonne. Die Engländer begannen auf der Inſel Aſcenſion im Jahre 1815 den Lavaboden, wo er verwittert war, anzubauen. Die größere Maſſe der Vegetation zog bald die Feuchtigkeit an, der Regen vermehrte ſich, die Lava verwitterte mehr, der Anbau konnte ausgedehnter werden, die

Brunnen wurden wasserreicher. Jetzt ist diese Insel die Station für die englische Kapflotte; diese kann sich aus dem Hafen mit dem nöthigen Trinkwasser versehen; ehemals mußte das Wasser herbeigefahren werden.[1] Was der Herzog von Ragusa über Veränderung des Klimas in Aegypten erzählt,[2] daß nämlich durch Holzzucht daselbst die Regentage vermehrt, durch Entwaldung vermindert wurden, kann als Beispiel des Einflusses des Holzwuchses insbesondere dienen. In Odessa ist ein botanischer Garten, aus welchem jährlich den Steppenbewohnern 30—40,000 Pflanzen abgegeben werden. Am besten gedeihen die Akazien. Man sieht freilich den Bäumen selbst im botanischen Garten an, daß sie Fremdlinge sind. Der Niederschlag vom 1. Jänner bis 15. Juli 1842 betrug in der Umgegend von Odessa nur 4″, und trotz der sorgfältigsten Pflege der Bäume war das Laub vieler dürr und welk. Gewöhnlich sterben dieselben, bevor sie das zwanzigste Jahr erreicht haben; indeß gewähren sie den Steppenbewohnern doch einigen Schatten, später Brennmaterial, und wenn sich die Pflanzen fortwährend in gleichem Grade vermehren, werden dereinst auch reichlichere Niederschläge nicht ausbleiben.[3] Weitere Beispiele von Mäßigung der Gewalt der Stürme, von Abhaltung rauher, kalter Winde, von der Möglichkeit deßhalb zärtlichere Pflanzen zu erhalten, von der Mäßigung der Kälte, wie der Hitze, von Bewirkung minder großer Unterschiede könnten angeführt werden, aber die bereits angeführten werden zureichen. Die oben erwähnte Nachricht aus dem Nassauischen[4] ist in dieser Beziehung sehr belehrend. Und doch wird nur in seltenen Fällen die Regierung viel damit zu thun haben, wenn ein Holzwuchs auf den früher bezeichneten Flächen hergestellt, erhalten und entsprechend behandelt wird. In dem Maße als dieses nicht der Fall ist, muß dieselbe allerdings auch diesem Verhältnisse ihre Thätigkeit zuwenden, und vorzüglich möchte dieses nothwendig seyn, wo ausgedehnte trockene oder allen Winden zugängliche Ebenen sind. Auch hier, in so ferne sich der Besitzer

[1] Allg. Zeitung 1838, außerordentliche Beilage 104 bis 105.

[2] Dieselbe 1836, außerordentliche Beilage 150 bis 151.

[3] Allg. Zeitung 1843, Nro. 322.

[4] Bericht über die achte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. München 1845, S. 142.

der geeigneten Flächen nicht zum Anbau, zur Erhaltung, zur entsprechenden Behandlung freiwillig versteht, kann von ihm eine Abtretung der zur Erreichung eines vortheilhaften Einflusses nothwendigen Fläche gegen Ersatz verlangt werden, zunächst von den nahe gelegenen Gemeinden, oder wenn diesen die Mittel dazu fehlen, von dem Staate. Warum die Gemeinden in allen Fällen vorangestellt wurden, ergibt sich zum Theil schon aus den angeführten Gründen; dazu kommt aber noch der allgemeine, daß dadurch dem Zwange der Abtretung aller Schein der sogenannten Fiskalität genommen und derselbe weniger gehässig ist, wenn es anders nothwendig wäre, daß derselbe einträte. Nur wo die Gemeinde nicht zu handeln vermag, wo die Folgen der Verwendung der Flächen zum Holzwuchs weit über den Gemeindebezirk hinausreichen und derselbe deßhalb so behandelt werden müßte, daß die Gemeinde große Opfer für das Volksleben zu bringen hätte, erwerbe die Regierung für den Staat. Will der Private nicht freiwillig selbst anbauen, nicht den Holzwuchs auf seiner Fläche erhalten, ihn nicht so behandeln, wie es Noth thut, will er zu diesem Zwecke seine Fläche nicht freiwillig gegen Ersatz abtreten, so ist eine Zwangsabtretung eben so gerechtfertigt, wie zu Straßen, Eisenbahnen, Kanälen, Flußkorrectionen und andern ähnlichen zur Förderung des Wohles einer Gemeinde, eines Bezirkes oder des ganzen Volkes nothwendigen Anstalten. Aus allem bisher Gesagten wird sich ergeben, daß das Verhältniß jedes einzelnen Privatwaldes zum ganzen Volksleben sorgfältig geprüft werden müsse, ehe vom forstpolizeilichen Standpunkte aus eine Beschränkung der Benutzungsrechte, oder wenn der Eigenthümer auf diese auch gegen Ersatz des deßhalb ihm zugehenden Nachtheils oder entgehenden Vortheils nicht eingeht, eine Abtretung seines Eigenthums erzwungen werden kann; die Größe der Waldfläche allein entscheidet hier nicht. Werden unsere Brüder, welche nebst andern Leiden auch die Holznoth mit allen ihren Folgen bewegt, über dem Meere Wohnsitze aufzusuchen, dessen, was sie zu diesem folgenschweren Entschluße vermochte, stets gedenken, und so handeln, daß sie ihren Nachkommen nicht gleiche Noth bereiten?

Papius.

Thee und Kakao.

Es iſt vielleicht von einigem Intereſſe, dem im 4ten Heft der deutſchen Vierteljahrsſchrift für 1844 abgedruckten Aufſatz über Kaffee und Zucker eine kurze Darſtellung des Thees und Kakaos folgen zu laſſen. Neben dem Kaffee ſind Thee und Chokolade die in Europa am meiſten verbreiteten warmen Getränke, und die Pflanzen, von denen ſie bereitet werden, müſſen von den Europäern, gleich dem Kaffee, aus fernen Gegenden bezogen werden.

Der Thee, über den wir eine 1844 erſchienene, in der hier folgenden Darſtellung mehrfach benutzte Monographie von J. G. Houſſaye beſitzen, iſt bekanntlich der heiße Aufguß auf die getrockneten oder vielmehr geröſteten Blätter einer durch beſonderes Aroma ſich auszeichnenden, in China einheimiſchen Pflanze, des Theeſtrauchs, der thea viridis. thea bohea. stricta. Es gibt mehrere Arten oder doch Varietäten des Theeſtrauchs; indeſſen iſt es nach neueren Ermittelungen nicht richtig, daß es, wie man früher glaubte, zwei verſchiedene Pflanzenarten ſeyen, die thea viridis und die thea bohea, von welchen die beiden Hauptarten des Thees, der grüne und der ſchwarze Thee kämen. Der ſchwarze und grüne Thee entſtehen vielmehr als verſchiedene Waare vorzüglich durch die Behandlung der Blätter des Theeſtrauchs; womit indeſſen nicht geſagt ſeyn ſoll, daß nicht Varietäten der Pflanze vorkämen, von denen eine mehr zum grünen, die andere mehr zum ſchwarzen Thee gewählt würde.

Der Theeſtrauch wird hauptſächlich in ſeinem Heimathlande,

ernannte eine Commission zur Begutachtung der zweckmäßigsten Schutzmaßregeln und suchte die galizische Grenze durch einen Cordon zu schützen; Preußen schickte Aerzte nach Moskau zu Erforschung der Krankheit, und in Deutschland setzten sich zahllose Federn in Bewegung, um gelehrte Abhandlungen über eine Krankheit zu schreiben, die man noch nie gesehen hatte. Die russische Preisfrage wirkte als neuer literarischer Zunder. Man sah manchen Orts in Hauptstädten und Universitäten Deutschlands mitleidig auf das Unglück der russischen Aerzte in der Heilung der Kranken und auf das Unvermögen der russischen Regierung, die Weiterverbreitung der Seuche zu hemmen, herab: an deutscher Sanitätspolizei, so hoffte man, sollte die Epidemie, an deutscher medicinischer Gelehrsamkeit die Krankheit des Einzelnen scheitern; ein Professor versicherte in der Vorrede zu einem gelehrten Buche über die Cholera auf das Bestimmteste, Preußens höhere Intelligenz werde das übrige Europa vor der Seuche bewahren; Andere wollten beweisen, nur der slavische Stamm sey der Krankheit unterworfen, der germanische darüber erhaben; — wie bald sollte der Sturm daher brausen und die stolzesten Hoffnungen, die gelehrtesten Conjecturen wie Spreu vor sich her blasen. Trotz der militärischen Umzinglung Moskaus, trotz der Absperrung jedes einzelnen ergriffenen Bezirks breitete sich die Seuche immer weiter aus und erschien im April 1831 unter den kriegführenden Armeen auf polnischem Boden und Ende desselben Monats in Warschau. Jetzt erhob sich Preußen mit der ganzen Energie, die ihm die concentrirte Kraft seiner Regierungsform und sein gewaltiger, schnell beweglicher Militärorganismus möglich machte: ein Militärcordon sperrte die polnische Grenze ab, und als die Krankheit im Mai auch in Litthauen und Kurland erschien, wurde er auch auf die litthauische Grenze ausgedehnt. Ebenso suchte Oesterreich Gallizien zu schützen. Umsonst! Schon im April war Gallizien angesteckt, Ende Mai's war die Seuche in Lemberg, und zu gleicher Zeit hatte sie den preußischen Cordon durchbrochen und war in Danzig erschienen. Jetzt verbreitete sich ein panischer Schrecken durch Deutschland; man fing an zu zweifeln, ob die preußischen und österreichischen Cordons im Stande seyn würden, das westliche Europa zu schützen; man prüfte sich, ob man auch in der Verfassung sey, den gefürchteten Gast zu empfangen, ernannte Immediatcommissionen

in China, angebaut und wächst hier in den meisten Provinzen; außerdem wird er viel in Japan kultivirt, auch in Java und einigen andern Inseln. Neuerlich haben die Engländer in Indien, besonders in Assam, den Thee angebaut; seit 1816 wird er auch in Brasilien kultivirt. Das bei weitem wichtigste Produktionsland bleibt aber immer China. — Der Theestrauch pflegt eine Höhe von 3 bis 6 Fuß zu erreichen; er hat große Aehnlichkeit mit den Camellien, besonders mit der Camellia sesanqua. deren Blätter in einigen Gegenden von China auch statt der Theeblätter benutzt werden. Die Theepflanze hat eine weiße Blüthe mit gelben Staubfäden, von der Größe ungefähr einer kleinen wilden Rose. Der Stamm hat viele blätterreiche Zweige; die länglichen, beinahe runden Blätter stehen wechselsweise an kurzen, dicken Stielen, sie gehören zu den immer grünen, haben eine stumpfe Spitze und sind etwas gezähnt. Diese Blätter geben der Pflanze ihren Werth. Sie enthalten ein eigenthümliches Aroma. — Die Camellien gehören bei uns zu den schönsten Zierpflanzen. Es muß allerdings in China ein reizender Eindruck seyn, die Theestaude, als werthvolle Handelspflanze in Gärten und Feldern, jedenfalls in großer Verbreitung und den Anblick der Gegend beherrschend, weithin angebaut zu sehen.

Der Theestrauch liebt sonnige Abhänge; in der Provinz Fokien in China, woselbst der meiste Thee gebaut wird, sind große Hügel und Striche mit ihm besetzt. Viele Schriftsteller vergleichen die Theekultur in Asien mit der Kultur des Weins in Europa.

Auf nach Süden abfallenden Bergen gedeiht er am besten und liefert die schönsten und meisten Blätter. Doch findet er sich viel angebaut auch in der Ebene. Mit großer Sorgfalt pflegen die kleineren Landbewohner (es ist in China viel kleiner Landbesitz) den Thee in ihren Gärten. In Japan umgränzt man die Reiß- und Getreidefelder mit dem Theestrauch und sorgt dafür, indem man den Baum nicht zu hoch werden läßt und ihn in Zwischenräumen ansäet, daß der Schatten der Theestauden dem Getreide nicht schade. Von Zwischenraum zu Zwischenraum von etwa 3 — 4 oder auch mehr Fuß, wobei man nach der Lokalität ohne bestimmte Regel sich richtet, macht man bei dem Säen kleine Löcher, in welche 6 — 8 Saamenkörner gelegt werden.

Nicht alle geben auf; doch erzählt ein Reisender: „oft ereignet es sich, daß 2 oder 3 Bäumchen neben einander aufwachsen und sich so dicht an einander drängen, daß man bei dem ersten Anblick glauben sollte, sie wären demselben Stamme entsprossen.“ — Der Theestrauch wird 20 bis 30 Jahr alt und kann in so langer Zeit fortdauernd Ernten geben. Vom dritten Jahre an sind die Blätter zum Einsammeln gut und dann im Ueberfluß und in ihrer ganzen Schönheit vorhanden. Nach sieben Jahren hat der Strauch Manneshöhe erreicht und wächst von dieser Zeit an sehr wenig und langsam. Man pflegt den Theestrauch, wenn er 10 Jahre alt ist, tief abzuschneiden, da er in Folge dieser Behandlung dann kräftigere Schösse treibt und in größerer Anzahl schöne Blätter liefert.

In den größern Theepflanzungen in China und auch in Japan nehmen die Besitzer zum Abpflücken der Theeblätter Arbeiter in Tagelohn, die sich mit diesem Geschäfte besonders befassen und darin sehr geschickt sind. Sie rupfen die Blätter, besonders diejenigen, die als grüner Thee verkauft werden sollen, nicht händeweis ab, sondern eins nach dem andern, und vermeiden sorgfältig jede Verletzung der Zweige und Knospen. So verfährt auch jeder chinesische kleine Landwirth, der Thee anbaut. So lang und kleinlich die Arbeit scheinen mag, so sammelt doch jeder Arbeiter in einem Tag 10 bis 15 Pfund Blätter. „Bei dem Einsammeln der Blätter zum schwarzen Thee ist man weniger sorgfältig und pflückt mit beiden Händen, nicht ängstlich, ob man nicht Blattstiele mit ergreife. Man macht im Jahr drei oder vier Ernten vom Thee; die erste im März und April, die zweite im Mai, die dritte im Juni, die vierte, welche aber nur schlechtern Thee liefert, bisweilen noch im August. Die jüngern Bäume geben die besten Theeblätter. Regen ist der Lese nachtheilig. Man wählt bei allen Theesorten am liebsten einen schönen, sonnenhellen Morgen, wenn die Thauperle auf dem Blatte noch funkelt. Geübte Schmecker in China unterscheiden sogar, ob irgend eine Qualität bei schönem Wetter oder während des Regens eingesammelt ist.

Der wichtigste Theil bei der Bearbeitung der Theeblätter, um sie zum Genuß im Inlande und als verkäufliche Waare vorzubereiten, ist das Trocknen oder Rösten der Blätter.

Unmittelbar nach dem Abpflücken werden die Blätter des Thees in offenen Körben und Gefässen der Sonne zwei Stunden lang ausgesetzt, sodann werden sie, nachdem sie nach ihrer verschiedenen Güte sorgfältig sortirt worden, in das zum Trocknen oder vielmehr Röſten eigens bestimmte Lokal gebracht. In diesem befinden sich gemauerte Oefen von runder Gestalt und halber Mannshöhe, auf jedem derselben steht eine Pfanne oder vielmehr ein gußeisernes Becken, das mit dem Ofen verbunden ist, ebenfalls von runder Gestalt, sehr weit und vorn übergeneigt, so daß die Blätter, die man nun in diese Becken thut, beim Umrühren und Behandeln derselben immer nach vorn fallen, wo der Arbeiter steht.

Die Behandlung des schwarzen Thees ist von dem des grünen Thees hauptsächlich darin unterschieden, daß

1) bei dem schwarzen Thee meist stärkere Blätter und diese mit den Blattstielen verarbeitet werden, während man bei dem grünen Thee die Blätter sauber und besonders pflückt, auch sorgfältig junge, frische Bäume auswählt.

2) daß der schwarze Thee mehr und stärker geröstet wird, als der grüne, bei welchem man mehr die Sonne wirken läßt. Geröstet aber wird auch der grüne Thee.

Wenn das oben beschriebene Becken, unter dem ein helles Bambusfeuer brennt, bis zum Rothglühen erhitzt ist (chauffée au rouge), so wirft der Röster bei dem schwarzen Thee etwa zwei Pfund Blätter bei dem grünen drei Pfund hinein. Diese in das Becken geworfenen Blätter werden — eine bei dieser Temperatur höchst angreifende Arbeit — mit Stäbchen und mit den Händen umgerührt, bis sie selbst so heiß werden, daß der Röster ihre Berührung mit den Fingern nicht mehr aushalten kann. Dieses Röſten der Blätter dauert ganz kurze Zeit, kaum eine Minute. Dann werden die so von der größten Saftmenge befreiten Blätter in Körbe gethan, wenn sie kühl geworden, bei dem schwarzen Thee gewöhnlich zu Kugeln gerollt, bei dem grünen Thee in Kegelform gebildet, da die Blätter noch immer so viel Feuchtigkeit haben, daß sie die gewünschten Formen annehmen können. Man unterwirft den Thee, besonders den schwarzen, mehrmals der Röſtung. Zuletzt werden die Kugeln oder der grüne Thee in kleinen Kegeln und länglicher Form in den

Trockenkorb gethan, der zwei auf einandergesetzten abgestumpften Kegeln gleicht, und unter dem sich ein gelindes Feuer befindet. Hier erreichen die Blätter den höchsten Grad der Trockenheit, so daß sie vollkommen gekräuselt und aufgerollt sind, und bei dem geringsten Druck mit den Fingern zerbrechen.

Dies sind jedoch im großen Umriß nur die Hauptoperationen, welche bei Zubereitung der Theeblätter vorkommen. Vielfach werden noch andere kleinere Verrichtungen vorgenommen. Man hat künstlich geformte Schwingen, auf denen man die besseren Sorten geschickt umherschwenkt, um fremdartige leichte Stoffe vom Theeblatte zu trennen; der grüne Thee, welcher nicht so stark geröstet und häufiger der Sonne ausgesetzt wird, wird auch wohl gesiebt und mancherlei feinere, aber unschädliche Stoffe zur Erhaltung der Farbe, wie etwa eine höchst geringe Quantität Indigo, außerdem wohl Blüthen aromatischer Pflanzen, der Camellia sesanqua. olea fragrans und anderer hinzugethan. Es ist eine außerordentlich weit getriebene Industrie, und die Chinesen denken dabei jeden möglichen Vortheil aus.

Daher und nach der Beschaffenheit der Pflanze entstehen auch sehr viele verschiedene Sorten des Thees. Der schwarze Thee, den die Russen und Nordamerikaner mehr lieben, hält sich länger, sein Aroma vervollkommnet und verfeinert sich mit dem Alter; die grünen, weniger gerösteten Sorten behalten mehr ihre ursprüngliche Kraft, widerstehen aber auch viel weniger den Einwirkungen der Zeit.

Man unterscheidet im Theehandel mehr als 20 verschiedene Sorten, von dem schwarzen Thee 12 bis 13, vom grünen Thee 7 oder 8. Der feinste schwarze Thee ist der Pecco, der beste grüne Thee der Kaiserthee und nach ihm der Hayfanthee. Bei der Versendung wird außer der Sorte noch meist die Provinz, der Distrikt, woher der Thee kommt, angemerkt; wie ähnliches bei uns mit den Weinen geschieht. Die Preise des Thees schwanken nach der verschiedenen Güte desselben selbst in Canton von 14 bis 60, d. h. 7:30 oder 1:4 bis 1:5; wie auch bei uns der gewöhnliche Tischwein vom Champagner mindestens in ähnlicher Art verschieden ist.

Man hat in medicinischer und diätetischer Hinsicht dem Thee vorgeworfen, daß er die Gesundheit schwäche, dem Nervensystem

nachtheilig ſey, Magerkeit herbeiführe und dergleichen mehr. Allerdings ſind auch wohl nachtheilige Wirkungen in einzelnen Fällen bei Perſonen, die an Thee gar nicht gewöhnt waren, vorgekommen, und gewiß wird Thee im großen Uebermaß genoſſen, wie alles Uebermaß ſchädlich ſeyn können; — iſt aber dies nicht der Fall, ſo ſind die Meinungen der Aerzte darüber wohl kaum noch getheilt, daß der Thee in der Regel angenehm erwärmend und wohlthätig aufregend auf den menſchlichen Körper wirkt. Die Engländer, Ruſſen und Holländer genießen in Europa am meiſten Thee; und ſchwerlich wird man nachweiſen können, daß die körperlichen Conſtitutionen dieſer Völker ſchwächer ſeyen, als die der übrigen Nationen Europas. — Die Chemiker haben im Thee ein eigenes ſtickſtoffhaltiges Prinzip, das Thein gefunden, ſehr ähnlich und faſt gleich dem im Kaffee gefundenen Kaffein. Der Paraguaythee, der in Südamerika in ähnlicher Art als warmes Getränk genoſſen wird, kommt von einer ganz andern Pflanze Ilex paraguaiensis, enthält aber nach der chemiſchen Analyſe, als charakteriſtiſchen Stoff, gleichfalls das Thein. Wenn gleich dieſer Stoff nur in ſehr geringer Quantität im Kaffee und Thee enthalten iſt, und die Wirkungen dieſer Getränke noch von vielen andern Dingen herrühren, ſo ſcheint derſelbe doch nicht ohne Einfluß zu ſeyn in Bezug auf die Pflanzen, welche die Menſchen zu ihrem gewöhnlichen erwärmenden Getränke erwählen. Wir finden bei uns in Deutſchland freilich nicht die entfernteſte Aehnlichkeit im Geſchmack zwiſchen Thee und Kaffee. Wir bereiten jedoch in der Regel den Thee nur ſchwach, und nehmen zur Kräftigung Rothwein oder Rum hinzu. Das thun die Engländer niemals, die den Thee viel ſtärker und ähnlich wie in China genießen. Das Aroma der Pflanze iſt ſo fein und zart, daß auch die unmittelbare Bereitung mit Sorgfalt und Vorſicht geſchehen muß. Das Waſſer, welches aufgegoſſen wird, muß rein und ſiedend ſeyn, das Theegefäß ſehr rein, der Aufguß nicht zu lang, wie man zu ſagen pflegt, ziehen, und für die Taſſe etwa ein guter Theelöffel voll Thee beſtimmt ſeyn. So getrunken, iſt der Geſchmack des Thees, wenn auch von dem des Kaffees immer in vieler Beziehung verſchieden, doch demſelben nicht ſo unähnlich, als wir gewöhnlich annehmen. — Einige Aerzte behaupten, daß der Thee auch nährende Stoffe

enthalte. Dies mag dahingeſtellt bleiben; jedenfalls iſt der gut bereitete Thee wohlthätig erwärmend und angenehm aufregend; und nährend wird er auch bei uns durch den Zucker, der in den Thee kommt, durch die Milch und durch die Speiſen, die wir dazu genießen, welches noch mehr in England der Fall iſt, woſelbſt man die Gewohnheit hat, zum Thee, außer dem Zucker und der Milch, die in das Getränk ſelbſt kommen, Eier, geräuchertes Fleiſch aller Art, Butter und Brod und dergleichen mehr zu genießen.

Den Alten, den Griechen und Römern, war der Thee völlig unbekannt. In China und Japan ſcheint es, nach allem was wir darüber wiſſen, daß der Gebrauch des Thees ſeit unvordenklichen Zeiten bekannt war; auch hat er ſich von dort aus früh nach Indien und Perſien verbreitet.

In Europa iſt der Thee bis zum 17ten Jahrhundert unbekannt geblieben. Nach Houſſaye brachte eine Speculation der indiſch-holländiſchen Compagnie, die ſich 1602 gebildet hatte, den Thee zuerſt nach Europa; doch knüpfte ſich an dieſe erſte Sendung noch keine weitere Verbreitung. Entfernt damit bekannt, daß die Chineſen und Japaneſen, mit denen ſie Handelsverbindungen unterhielten, ihr gewöhnliches Getränk aus einem Gewächs ihres Landes zögen, wollten, ſo erzählt Houſſaye, die holländiſchen Rheder den Verſuch machen, ob die Chineſen ein europäiſches Gewächs, Salvei, welches damals für beſonders heilbringend galt, als gegen viele Uebel wirkende Medizin annehmen würden. Es zerſchlug ſich jedoch dieſe Unternehmung eines großartigen Tauſches. Doch war der Thee in Europa ſo weit als Arznei bekannt geworden, daß mehr davon hieher befördert wurde. 1652 ward in dem erſten Kaffeehauſe zu London auch etwas Thee geſchenkt. Doch ſind es in der ganzen zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von 1652 bis 1700, immer nur ſehr kleine Transporte und Sendungen, welche einzeln größeren Kaufleuten aus Aſien zukamen, Sendungen von 100, 200, 300 Pfund. Selten trank auch in England ein Vornehmer aus Wohlgeſchmack die Taſſe Thee. Man verſtand zum Theil nicht den Thee zu bereiten, und es iſt noch 1685 vorgekommen, daß im Hauſe des Herzogs von Monmouth der Koch den Thee, wie Kohl zubereitet, auf die Tafel brachte. Niemand konnte das Gericht genießen. Hie und da ward er indeß,

ordentlich bereitet, als warmes Getränk, nach und nach eingeführt; jedoch hat man berechnet, daß in der ganzen Zeit von 1652 bis 1700 nur etwa 200,000 Pfd. nach England gekommen seyen, d. h. der 150ste bis 200ste Theil von dem Thee, der in England jetzt alljährlich verzehrt wird. Etwas stärker wird die Consumtion im vereinigten Königreich Großbritannien im 18ten Jahrhundert, doch ist das Steigen langsam; 1700—1710 hat man eine jährliche Einfuhr von 120—130,000 Pfd.; — 1710—1720 von 150—200,000 Pfd.; — 1720—1730 von 200—500,000 Pfd.; bis 1740 steigt sie über eine Million; bis 1750 über 2 Millionen; bis 1760 auf 3 Millionen. Von da an bis 1780 wächst die Theeconsumtion rascher, sie ist 1765 auf 5 Millionen, geht dann auf 6 und 7 Millionen Pfund. — Wie in England, war auch in Englands Colonien, namentlich in Nordamerika, der Genuß des Thees immer größeres Bedürfniß geworden; und als das englische Parlament auf den Thee, der nach Nordamerika ging, eine hohe Auflage legte, ward das Volk so erbittert, daß man am 26. Dezember 1773 in Boston 342 Kisten ostindischen Thees in das Meer warf. Diese Gewaltthätigkeit war die Losung zum wirklichen Ausbruch des schon anderweit vorbereiteten nordamerikanischen Freiheitskrieges.

In England selbst stieg die Consumtion von Thee bis 1790 auf 15 Millionen und wuchs von zehn zu zehn Jahren um mehr als 4 und 5 Millionen, stieg besonders seit 1815 und beträgt jetzt mehr als 30 Millionen, so daß auf den Kopf in dem vereinigten Königreich jetzt vollkommen 1 ½ Pfd. jährlich gerechnet werden kann. — Nach dem „Public Ledger" (Allg. Preuß. Zeitung Nro. 11 von 1845) sollen 1844 41 Mill. Pfd. Thee consumirt seyn, welches für etwa 27 Mill. Menschen 1 $^{11}/_{27}$ oder rund 1 ½ Pfd. auf den Kopf gäbe. — Die Consumtion scheint jedenfalls im Steigen zu seyn.

Rußland unterhält seit dem 16ten und 17ten Jahrhundert freundschaftliche Verbindung mit China; der russische Gesandte Starkoff in Peking soll 1639 dort zuerst den Thee näher kennen gelernt haben. Er verbreitete sich von dieser Zeit an nach und nach auf dem Landwege über Kiachta nach Rußland; es kommen auf diesem Wege jetzt 7 bis 10 Mill. Pfd. Thee in das Land; Nischnei-Nowgorod ist der Hauptmeßplatz für den russischen

Thee. Nimmt man 10 Mill. Pfd., wie von den mehrſten ſtatiſtiſchen Schriftſtellern angenommen wird, als Verzehrungsquantum für Rußland, ſo gibt das auf den Kopf nur ⅛ bis ⅐ Pfd. oder etwa 5 Loth; freilich viel weniger als in England, aber doch viel mehr als in den meiſten übrigen Staaten des europäiſchen Continents. Wenn man aber erwägt, daß unter den 60 bis 70 Mill. Menſchen, welche das weite ruſſiſche Reich bewohnen mögen, viele noch ganz unkultivirte Volksſtämme ſich befinden, daß weite Landſtriche ſeyn mögen, in denen von nomadiſirenden und anderen Völkern nie Thee getrunken wird, ſo muß das Conſumtionsquantum für die übrigen civiliſirten Einwohner ſteigen; und wirklich ſoll in Rußland in vielen Städten und Ortſchaften die Conſumtion von Thee auch für den niedern Mann ſehr bedeutend ſeyn.

Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten haben ſogleich nach ihrer Erhebung zum beſondern Staate unmittelbar mit China Seeverkehr und Handelsverbindung angeknüpft. Es iſt dort jetzt eine Verzehrung von 18 bis 20 Mill. Pfd.; d. h. ähnlich wie in England, etwas über ein Pfund oder wenigſtens ein volles Pfund auf den Kopf jährlich.

In Holland, das durch ſeine aſiatiſchen Beſitzungen immer in Verkehr mit China geblieben iſt und von woher eigentlich der Thee zuerſt nach Europa gekommen iſt, iſt zwar eine weit ſtärkere Verzehrung von Thee als in den übrigen Theilen des europäiſchen Continents, als namentlich auch in Belgien; doch iſt die Conſumtion bei weitem nicht ſo bedeutend als in England; zum Theil hat die ſtarke Kaffeeconſumtion dem Genuß von Thee entgegengewirkt. Houſſaye führt an, daß nach einer ihm gewordenen amtlichen Mittheilung des holländiſchen Finanzminiſters die Verzehrung von Thee in den Niederlanden 1840 ſich auf 450,000 Kilogr. belief, d. h. 960,000 Pfd.; auf den Kopf der Bevölkerung 10 bis 11 Loth.

In Belgien werden etwa nur 70,000 Kilogr., d. h. auf den Kopf etwa 0,04 Loth verzehrt.

Auch in Frankreich iſt die Verzehrung von Thee ſehr gering. Es ſind nach Houſſaye nicht volle 115,000 Kilogr. (genauer 113,674 im Jahr 1838), die in den letzten Jahren in Frankreich verblieben, das iſt nicht voll ⅛ Loth auf den Kopf.

Im preußischen Staat war, als derselbe sich noch nicht mit dem größern Zollverein verbunden hatte, eine Einfuhr von etwa 2000 Ctr., d. h. etwas über ½ Loth für den Kopf. Die Ausfuhr war damals 80 bis 100 Ctr. und ergibt sich hiernach auf den Kopf für den preußischen Staat etwa ½ Loth.

Im deutschen Zollverein stellt sich die Theeeinfuhr in den letzten Jahren auf etwas über 3000 Ctr.; es sind aber dabei durchschnittlich fast 1000 Ctr. Ausfuhr; das Consumtionsquantum wird im Zollverein auch jetzt nicht viel über 2000 Ctr. seyn, d. h. auf den Kopf etwa ¼ Loth. Man kann aber rechnen, daß im preußischen Staat, in den Ostseehäfen, in den größern Städten wie Berlin, Magdeburg ꝛc. die viel größere Verzehrung von ½ Loth stattfindet, während im südlichen Deutschland die Verzehrung von Thee außerordentlich geringfügig ist. Man gebraucht in Bayern, Baden, Württemberg den Thee fast nur als Luxusgetränk oder Arznei. Nach Rudhardt werden in Bayern nur etwa 70 Ctr., nach Memminger in Württemberg nur etwa 30 Ctr. Thee verbraucht. Das ist etwa der siebente Theil für den Kopf von dem, was durchschnittlich im preußischen Staat verzehrt wird, etwa 0,07 Loth auf den Kopf.

Stellt man die Theeverzehrung in ganz Europa zusammen, so erhält man in runden Summen

in England	32	Millionen	Pfund,
„ Rußland	10	„	„
„ Holland	1	„	„
im zollvereinten Deutschland, Belgien, Frankreich und den übrigen Ländern .	2	„	„
	45	Millionen	Pfund,

von denen fast 72 pCt. auf England, 22 auf Rußland und 6 pCt. nur auf die übrigen Staaten, und unter diesen 2 pCt. auf das kleine Holland fallen.

Die Totaleinfuhr von Kaffee in Europa kann jetzt auf jährlich etwa 400 Mill. Pfd. angenommen werden, ist also neunmal so stark. Indessen gibt allerdings auch 1 Pfd. Thee mehr Tassen warmes Getränk als 1 Pfd. Kaffee. In England kommt auf den Kopf 1½ Pfd. Thee und 1 Pfd. Kaffee; im nördlichen Deutschland kann man rechnen 2½ Pfd. Kaffee und ½ Loth Thee.

An warmen Getränken genießt der Engländer unbedenklich

mehr als der Norddeutsche; denn da der Engländer im großen Durchschnitt 1 Pfd. Kaffee und etwas mehr sogar als 1¼ Pfd. Thee, in runder Summe 40 Loth Thee, der Norddeutsche 2¼ Pfd. Kaffee und nur etwa ½ Loth Thee im großen Durchschnitt jährlich genießt, so verzehrt der Engländer 39 Loth Thee mehr als der Norddeutsche, dieser aber 1½ Pfund (48 Loth) Kaffee jährlich mehr als der Engländer. Offenbar geben aber 39 Loth Thee viel mehr Tassen warmes Getränk als 48 Loth Kaffee.

Kakao.

Der Kakaobaum, Theobroma cacao. Theobroma bicolor. ist ein in Südamerika einheimischer Baum, der in manchen Gegenden ohne Kultur wächst, meistens aber in Plantagen angebaut wird. Er wächst sehr schnell, trägt schon im dritten Jahre Früchte, und liefert dann 40 bis 50 Jahre hindurch reichliche Ernten. Er verlangt einen feuchten und fetten Boden, Schutz gegen die Nordwinde und gegen die unmittelbaren Sonnenstrahlen, weßhalb man wohl Pisang und andere Schatten gebende Pflanzen zwischen die Kakaobäume pflanzt. Der Stamm wird etwa 40 Fuß hoch und hat ½ Fuß im Durchmesser; seine Rinde ist braun und rauh, das Holz weiß und leicht; die Blätter gleichen denen des Kirschbaums, die gelben Blüthen treiben unmittelbar aus dem Holze; die reife Frucht hat die Gestalt einer länglichen Melone, 6 Zoll lang, 3 bis 4 Zoll dick. Die reife Frucht sieht röthlich aus, unter der obern Fruchtrinde hat sie eine dicke, gelbe und im Innersten eine weiße zarte Schale. In dieser liegen fünf Reihen Kakaobohnen, jede Reihe zu 5 bis 6 Bohnen von Mandelgröße, nur dicker und voller. Diese werden von dem sie umgebenden Fleische sauber gereinigt, man läßt sie zunächst an einem schattigen Ort, mit Matten bedeckt, etwas gähren, um den Keim zu zerstören, und trocknet sie dann auf Hürden an der Sonne. — So sind sie Handelswaare.

Humboldt erzählt, daß zur Zeit des Montezuma der Anbau des Kakaobaums in Mexico sehr verbreitet gewesen sey, die Spanier hätten ihn dort kennen gelernt und nach den canarischen Inseln und den Philippinen verpflanzt. Die Mexicaner hätten aus den Kakaobohnen, vermischt mit etwas Mehl von Mais, mit Vanille und einer Art Piment, ein Getränk bereitet, das

mit beſondern Vollmachten zur Ergreifung der nöthigen Maßregeln, ſchickte Aerzte zur näheren Beobachtung des Uebels aus, und horchte ängſtlich auf jede Nachricht von ſeiner weiteren Verbreitung. Dieſe ließen auch nicht lange auf ſich warten: ungeachtet Danzig militäriſch abgeſperrt, alle Oſtſeehäfen mit Contumazanſtalten verſehen waren, und der Cordon gegen alle angeſteckten Orte mit größter Strenge gehandhabt wurde; ungeachtet die Straße von dem angeſteckten Riga nach Petersburg ſo mit Contumazen geſpickt war, daß man 60 Tage zur Reiſe brauchte, erſchien die Seuche doch im Juni in Petersburg, im Juli in Königsberg und Poſen und am 3. Auguſt, den an die Oder zurückgegangenen Cordon zum dritten Mal überſpringend, in Berlin. In Oeſterreich war man indeſſen nicht glücklicher geweſen; auf allen Seiten überflügelt, zogen ſich die Cordons in immer neue Stellungen zurück, um wieder andere, noch rein gebliebene Provinzen zu ſchützen, und vor Ablauf des Herbſtes waren Ungarn, Mähren, Böhmen, das Erzherzogthum ſelbſt und Wien von der Krankheit heimgeſucht. Man erlebte das Unerhörte einer türkiſchen Quarantäne in Belgrad gegen Ungarn.

Eine ſo raſche und vielfach ausſtrahlende Verbreitung hatte man noch nie geſehen; denn in demſelben Jahr erſchien der Feind noch in Breslau, Magdeburg, Hamburg, Lüneburg, in der Moldau und Wallachei, in Konſtantinopel und Kairo, und in Sunderland und Newcaſtle in der engliſchen Grafſchaft Northumberland. Durch das Erſcheinen der Krankheit in Magdeburg war die letzte Stellung des preußiſchen Cordons, die noch haltbar erſchienen war, an der Elbe umgangen, und Preußen entſagte jetzt ſeinem Cordonsſyſtem und milderte auch ſein Contumazſyſtem bedeutend, ohne daß dieſe große Lehre auf die Sperrmaßregeln kleinerer Staaten Einfluß gehabt hätte. Es gab einen ſächſiſchen Cordon gegen Preußen, einen bayriſchen gegen Böhmen und Oeſterreich, einen hannövriſchen gegen Preußen, einen däniſchen gegen Hamburg u. ſ. w.

Den Winter über ſchlief die Hyder, wie gewöhnlich, faſt überall; aber ſchon im Februar 1832 zeigte ſie ſich, jedoch unerwartet milde, in London, ungeachtet keine Sperranſtalten getroffen wurden; im April machte ſie den gewaltigen Sprung nach Paris, wo ſie weit mörderiſcher auftrat, und verbreitete ſich dann im Verlauf des Jahrs über den größten Theil von Frankreich,

ſie Chocolatl nannten. Sie verſtanden auch die Kunſt Chocolatl in Täfelchen zu formen. Nach einem Bericht von Cortez haben ſich die frühern Einwohner Mexicos auch der Kakaobohnen als Münze bedient, und Humboldt führt an, daß zur Zeit ſeiner Anweſenheit in Amerika im gemeinen Leben bei dem Austauſch ſehr kleiner Werthe damals noch das Volk ſich wohl der Kakaobohnen bedient habe.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der Anbau des Kakao aus Mexico ganz verſchwunden. Die Mexicaner bezogen ihr Bedürfniß ganz aus Südamerika. So iſt es noch. Es kommt einiger Kakao aus der Inſel Bourbon, mehr aus den weſtindiſchen Inſeln Cuba, Jamaika, Hayti, Guadeloupe, Martinique ꝛc. nach Europa. In Mittelamerika wächst Kakao und in Guatemala wird in Soconusco der beſte gewonnen, der aber faſt gar nicht nach Europa kommt. Das Hauptproduktionsland des Kakao aber und zugleich dasjenige Land, welches den allermeiſten Kakao in weit überwiegender Quantität nach Europa liefert, iſt das urſprüngliche Heimathland des Kakaobaums, die jetzige Republik Venezuela in Südamerika.

Venezuela, ein Land, von dem uns Dr. Wappaeus im Jahre 1843 eine ſehr gründliche und intereſſante geographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung geliefert hat, iſt beinahe 36,000 Q.M. groß, alſo mehr als dreimal, faſt viermal ſo groß als Frankreich. Durchſtrömt vom mächtigen Orinoco, bewäſſert durch viele Flüſſe und Seen, mit weit ausgedehnter Meeresküſte, iſt das Land von hohen Bergen durchzogen; und eben deßhalb, wenn gleich ganz der tropiſchen Zone angehörig, unterſcheidet man ein heißes, mittleres, ſelbſt kaltes Klima. Venezuela iſt noch ſehr dünn bevölkert. Im ganzen Lande wohnt nach allen Ermittlungen kaum eine Million Menſchen, d. h. wenn man den Durchſchnitt berechnet, nicht voll dreißig auf der Quadratmeile. Aber viele große, höchſt fruchtbare Striche liegen ganz unbebaut; hier ſind Urwälder, hier iſt üppige ſüdamerikaniſche Vegetation; an den Ufern der Flüſſe in den Urwäldern, im fetten Boden und in feuchter, ſchwüler Luft wächst der Kakaobaum wild. Aber in den bewohnteren Gegenden, bei Caracas und Carabobo, den Küſten entlang, am Fluſſe Unare, in Maracaybo, im Innern in den bewohnten Thälern des Landes wird er fleißig angebaut und macht den Haupterportartikel Venezuelas aus.

In dem menſchenleeren Lande empfiehlt ſich die Kultur des Kakaos, außerdem, daß die natürliche Beſchaffenheit des Bodens und Klimas dazu auffordert, auch dadurch, daß die Pflanze nicht vieler Hände zur Bearbeitung bedarf. Ein Mann reicht aus zur Wartung von 1000 Bäumen. — Humboldt berechnete für die Zeit von 1800 bis 1806 die jährliche Ernte in dem heutigen Venezuela auf jährlich 21 Mill. Pfd.; und dieſe Angaben wurden für jene Zeit von ſpäteren Forſchern beſtätigt. Aber die politiſche Umwälzung nach dem Abfall von Spanien und die Entwickelung ſelbſtſtändiger Staaten im ſüdlichen Amerika thaten der Kakaokultur Schaden. Die Produktion hat in Venezuela von 1820 bis 1836 nicht die Quantität von 6 bis 7 Mill. Pfd. Kakao jährlich überſtiegen. Seit 1837, von welcher Zeit an dort ein ruhigerer politiſcher Zuſtand einzutreten begann, iſt ſie andauernd geſtiegen, und wird jetzt auf 13 Mill. Pfd. jährlich angegeben.

Ein ſehr bedeutender Theil des Kakao, der auf der Erde wächst, wird in Amerika ſelbſt verzehrt. Doch iſt derſelbe auch wichtig als Austauſchmittel für Europa.

Wie aber in Amerika die Produktion fiel wegen der politiſchen Umwälzungen in dieſen Erzeugungsländern, ſo fiel der Export auch, weil das Land, welches in Europa Hauptabnehmer des Kakao iſt, Spanien, wegen der politiſchen Stürme, die ſeit Jahren das ſchöne Land verwüſteten, weniger Kakao verbraucht hat, in Folge der ſich nicht mehrenden Bevölkerung und des zurückgehenden Wohlſtandes.

Humboldt ſchätzt die Verzehrung von Kakao auf 9 bis 10 Mill. Pfd. in Spanien in der Zeit bis 1806. Jetzt iſt ſie nicht höher als auf etwa 7, höchſtens 8 Mill. Pfd. anzunehmen, d. h. etwa ¾ Pfd. auf den Kopf.

Chocolade iſt in Spanien, was in den übrigen Theilen Europas Thee oder Kaffee iſt. Sie iſt dort das gewöhnliche warme Getränke. Hat ihr Verbrauch unter den jetzigen Verhältniſſen dort auch etwas abgenommen, ſo iſt er doch immer noch ſehr bedeutend im Vergleich zu den Conſumtionen der andern Länder Europas.

England conſumirt durchſchnittlich jetzt 1,500,000 Pfd., d. h. 1,92 Loth auf den Kopf.

Frankreich consumirt 2,400,000 Pfd., d. h. 2,24 Loth auf den Kopf.

Der Zollverein consumirt 880,000 Pfd., d. h. 0,96 Loth (sehr nahe ein Loth) auf den Kopf.

Allerdings tritt das zollvereinte Deutschland hiernach zurück selbst noch gegen Frankreich und England. Indessen ist andererseits nicht zu verkennen, daß auch bei uns die Consumtion im Steigen ist. Die Einfuhr von Kakao in den Zollverein betrug 1836 nicht voll 6000 Ctr., und ist in den letzten Jahren gestiegen auf vollkommen 9000 Ctr. (die Ausfuhr ist ganz unerheblich, beträgt kaum 100 Ctr. und ist bei den Summen von 6000 und 9000 schon berücksichtigt.) Die Consumtion von Chocolade ist darnach in acht Jahren im deutschen Zollverein von 2 : 3 gestiegen, welches sehr erheblich ist und auch in diesem kleinen Object zum Zeichen sich mehrenden Wohlstandes wird. — Die Chocoladen-Fabrikanten machen, wie es scheint, gute Geschäfte, und wir mögen hervorheben, daß die Industrie, das Geschick in der Bereitung der Chocolade, an dem vermehrten Absatz auch ihren guten Antheil habe.

Ganz Europa empfängt von Amerika gewiß höchstens 15 bis 18 Mill. Pfd. Kakao: Spanien mit 8 Mill.; England mit 1½; Frankreich mit 2,4; der Zollverein mit etwa 900,000 Ctr., gibt im Ganzen 12,800,000 Pfd. Wahrscheinlich genügen für die übrigen Länder 3 Mill. Pfd.; um voll zu rechnen, mögen 18 Millionen angenommen werden, welches freilich viel geringer ist, als 45 Mill. Pfd. Thee und 400 Mill. Pfd. Kaffee.

Wenn man die Quantitäten der Hauptobjecte, welche Europa aus den Tropenländern und heißen Klimaten jährlich erhält, Zucker, Baumwolle, Thee, Kaffee, Indigo, Kakao, Gewürze, nach Mittelpreisen berechnet, so ergibt sich ungefähr Folgendes:

1,115	Mill.	Pfund	Zucker zu 5 Sgr. . .	186	Mill. Rthlr.
700	„	„	Baumwolle zu 5 Sgr. .	117	„ „
45	„	„	Thee zu 50 Sgr. . .	73	„ „
400	„	„	Kaffee zu 6 Sgr. . .	80	„ „
10	„	„	Indigo zu 48 Sgr. . .	16	„ „
18	„	„	Kakao zu 5 Sgr. . .	3	„ „
20	„	„	Pfeffer zu 5 Sgr. . .	3	„ „
				480	Mill. Rthlr.

Für Zimmt, Vanille und andere Gewürze, für Farbehölzer ꝛc. mögen noch 20 Millionen hinzugerechnet werden können. Wie unsicher und nur für ganz allgemeine Schätzung genügend, obige Zahlen seyn mögen, so wird doch so viel daraus zu entnehmen seyn, daß man, mit Einrechnung der Abgaben, die auf jenen Objekten ruhen, etwa 500 Mill. Thaler annehmen kann, welche die Europäer mehr als früher erwerben müssen, um die oben bezeichneten Quantitäten tropischer Erzeugnisse zur Verzehrung und zum Verbrauch sich zu verschaffen.

Im preußischen Staat verzehrt der Kopf jährlich 4 Scheffel Getreide, in vielen andern Ländern mehr. Die 240 Millionen Menschen, welche Europa etwa bewohnen, verbrauchen nach Geld geschätzt hiernach 960 oder 1000 Millionen Thaler für Brod. — Was das Inland schaffen muß für das tägliche Bedürfniß, was wir an Brod, Fleisch, Bier, Wein u. s. w. verbrauchen, ist bei weitem mehr, als was wir an ausländischen Produkten verzehren und gebrauchen. Aber sehr bedeutend ist dies doch auch. Es ist die volle Hälfte des ersten Nahrungsmittels, des Getreides! Es sind gewiß 500 Mill. Thaler; und es sind erst 150 oder 200 Jahre, seitdem Europa die Mehrzahl dieser Genüsse kennt; es ist die neueste Zeit, in welcher sie zu einer so bedeutenden Höhe angestiegen sind.

Offenbar ist es ein Zeichen von sehr gestiegenem Wohlstand, von wohlbehaglichem Zustand, daß Europa diese vielen feineren Genüsse denjenigen hinzusetzen kann, welche der eigene Naturfonds ihm gewährt.

Aber wie macht es das kleine Europa möglich, aus den gesegneten Ländern der heißen Zone diese Erzeugnisse sich zu verschaffen? Es kann dies im freien Verkehr nur durch Gegenleistung, und diese kann es durch seine Naturprodukte, durch Getreide, Vieh, Holz, selbst durch Wein nur zu einem ganz unbedeutenden Theile beschaffen. Es gibt als Austauschmittel Baumwollenwaaren, Seidenzeug, Leinwand, Tuch, Maschinen, Instrumente, Metallwaaren, Fabrikate. Und was ist denn das Mehr im Fabrikat gegen den rohen Stoff? — Es ist menschliche Arbeit, Industrie, Erfindung, Fleiß und Anwendung des geistigen Kapitals in uns. Wie hat sich das Reich der Erfindungen, seitdem die Naturwissenschaften den Schleier gelüftet und die freie Forschung in

allen Gebieten vorangegangen iſt, ſeit hundert Jahren in einem früher ungeahneten Grade erweitert! Des Menſchen Geiſt iſt ſein Höchſtes, und die Völker, wie die Einzelnen werden am meiſten Herrn der Verhältniſſe, kommen am meiſten vorwärts, die am meiſten geiſtige Kraft, Verſtand und Erfindung, Willenskraft, wackern Charakter und Fleiß einſetzen. Das beweist die Weltgeſchichte, das beweist die Statiſtik in allen großen Umriſſen der Zuſtände der heutigen Zeit, das beweiſen auch die Schickſale der Einzelnen im Leben.

D.

Die Mittelpunkte.

Geſetzt zwei Deutſche begegnen ſich zufällig in Chiwa, Amoy oder Adelaide und erkennen ſich zuerſt wechſelſeitig als Landsleute an Geſicht, Körperbau, überhaupt am ganzen Weſen, und der Eine iſt ein Hamburger, der Andere ein Zürcher, ſo werden ſie ſich gewiß innig der Landsmannſchaft erfreuen und bei einem Glaſe des beſten Weins, welchen ſie nach Befund der Börſen bezahlen können, über die traurigen Zerſtückelungen des gemeinſchaftlichen Vaterlands, über das Brachliegen ſeiner beſten Kräfte, über Mangel an Geltung und Hülfe im Ausland, über Uneinigkeit ſeiner Regierungen, über Itzſtein und Hecker, über Jordan und den Freiſchaarenzug ſprechen, aber am Ende mit Freudigkeit die Gläſer ergreifen und anſtoßen auf die Einheit der Geſinnung und des Strebens, welche ſich offenbart in allen deutſchen Gauen, und auf die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens in guten wie in böſen Tagen, auf den Vorſchritt, welcher mit der Nachhaltigkeit einer Naturkraft zu möglichſter Einigung treiben müſſe.

Wenn das deutſche Gemüth in ſolcher Weiſe ſich aufzuthun pflegt, ferne von der Heimath, ſo wird es uns, welche im Lande geblieben ſind, wohl vergönnt ſeyn zu behaupten, daß wir nur deßhalb in innerſtem Herzen verſchloſſen dieſelbe Geſinnung, dieſelben Wünſche hegen, weil wir uns mitten in den Zuſtänden befinden, welche jene bejammerten, und weil wir durch tägliche Beobachtung der Zeitſtrömungen Hoffnung, ja Ueberzeugung erlangt haben, daß eine beſſere Zukunft heraufdämmern müſſe.

Wir fühlen ſtündlich die Uebelſtände der Zerſtückelung Deutſchlands, ſehen mit Neid auf die für uns unerreichbaren Ergebniſſe der Centraliſation, welche wir vor Augen haben in unſern Nachbarſtaaten, auf deren Kolonien und Seehandel, auf Poſten und Akademien, auf Gleichförmigkeit in ſo Vielem, was in täglichem Leben und Handeln uns ſchmerzlich an den Mangel an Einheit mahnt, und mit tiefem Bedauern auf ſo manchen wunden Fleck unſerer öffentlichen Zuſtände, welcher ſo leicht geheilt werden könnte, der Vielherrigkeit und der vollſtändigen Unabhängigkeit eines Staates von den andern unbeſchadet.

Wohl können wir damit uns tröſten, daß es ungleich mißlicher in den deutſchen Landen ausgeſehen habe, noch in Zeiten, welche innerhalb der Erinnerung der jetzt Lebenden liegen. Wie lang auch der Weg vor uns ſich dehnen mag, welchen wir noch zurückzulegen haben bis zum Ziele billiger Wünſche, ſo iſt dennoch die Strecke, welche bereits hinter uns iſt, bedeutend genug, um unſere Hoffnungen zu beleben, unſere Vorſätze zu ſtärken.

Wären wir nicht die, welche wir ſind, und wie bereits Tacitus uns ſchildert, ſo würde weder dieſe unerquickliche Vergangenheit hinter uns, noch eine Zukunft vor uns liegen, wie ſie vielleicht keinem andern europäiſchen Volke verheißen iſt, und wie wir ſie wohl verdienen, nach ſo langen unverſchuldeten Leiden und Mißhandlungen, nach ſo traurigen inneren Zwiſten, welche von außen erregt, genährt und verlängert worden ſind. Bis die Erfüllung der Zeiten eintritt, müſſen wir uns damit tröſten, daß unſer Volk die zwei größten Hebel angeſetzt hat, durch welche die Welt in Bewegung gebracht, die neue Zeit herbeigeführt wurde. Die Buchdruckerkunſt (und wahrſcheinlich auch die Erfindung des Lumpenpapiers, durch welche allein jene ſo fruchtbringend wurde) ging von uns aus, und nach dreihundert Jahren bevormundet uns noch die Cenſur. Die kirchliche Reformation hat alle Völker gekräftigt, welche ſie durchgeführt haben, wir aber haben nicht vermocht ſie durchzuführen. So iſt unſer Geſchick in noch vielen andern Beziehungen, aber es wird gemildert, theils durch die freiwillige oder durch die Zeiten aufgedrungene Mäßigung unſerer Regierungen, theils durch die Möglichkeit, nach Zurücklegung weniger Meilenſteine freiere Luft zu genießen, und im Orte unſerer Wahl die Zeitung unſerer

Heimath noch feucht zu empfangen. Denn die Verähnlichung der durch staatliche und religiöse Verschiedenheit auseinander gehaltenen Gebiete und Städte hat seit Menschengedenken so unglaubliche Vorschritte in Deutschland gemacht, daß die Abschattungen gerade noch so merklich geblieben sind, um unsere Aufmerksamkeit zu reizen, aber aufgehört haben so schroff zu seyn, um unangenehme Empfindungen hervorzubringen. Das Volk ist ungleich einiger, gleichartiger, annähernder geworden, als die Regierungen es bis jetzt noch sind. Von diesen vorzüglich gehen die Erscheinungen der Zerrissenheit aus, und ihre Hauptstädte dienen hierin zu Mittelpunkten der Strahlungen. Dieser Einfluß der Regierungen und ihrer Residenzen geht bei weitem nicht so tief, und schillert meist nur auf der Oberfläche. Unser deutsches Vaterland ist überall schön und in den Hauptbeziehungen des Lebens so gleich gestaltet als irgend ein Land unter einer Centralregierung, ja vielleicht noch gleicher als die pyrenäische Halbinsel, oder vielmehr Spanien ohne Portugal.

Dem Reisenden treten aber sogleich nach Ueberschreitung eines Grenzpfahls dennoch die Einflüsse der verschiedenen Mittelpunkte merklich genug entgegen, oft erfreulich, oft Mißbehagen erregend. Schon die Art, wie sein Reisepaß ihm abverlangt, sein Gepäcke durchsucht wird, ist meist charakteristisch. Post, Mauth und Polizei spiegeln an der äußersten Grenze die Betonung der Regierung ab. Hier herablassende, aber selbstbewußte Höflichkeit, dort militärische Bestimmtheit, hier mißtrauisches Wichtigthun, dort zutrauliche, um die Formen sich zu wenig kümmernde Derbheit, hier ängstliches Einhalten der Verordnungen, dort eine Läßlichkeit, welcher eine kleine Gabe nicht unwillkommen ist, wenn sie auf gute Weise gereicht wird, überhaupt die große Verschiedenheit der Ansicht der Beamten von ihrer Amtsthätigkeit, wie sie entweder *unter*, oder *in*, oder aber *über* derselben sich dünken, alle diese Momente werden dem Wanderer vielfach entgegentreten. Begreiflich gibt es der Ausnahmen viele, aber die Zusammenstellung des Betragens der Behörden und die Unterhaltung junger Beamten an der Wirthstafel werden gewiß mit Sicherheit die Frage beantworten: welcher Geist in diesem Lande in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten walte.

Wie kräftig aber dieſer Geiſt in die einzelnen Theile des Gebiets, in die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft eindringe, wie er von Gegenſtrebungen gelähmt oder umgebildet werde, das erklärt uns allein die Landkarte.

Wenn nämlich die Hauptſtadt nicht im Mittelpunkte ihres Landes gelegen iſt, wenn ſie nicht zugleich eine für Entwickelung des Handels und der Gewerbe vorzugsweiſe geeignete Lage hat, ſo wird ſie ihren Einfluß mit andern Städten deſſelben Gebiets theilen müſſen, und dieſe werden nothwendigerweiſe ſich zu Herden der Unzufriedenheit und des Widerſtrebens ſteigern. Beide Uebelſtände ſind in unſerem deutſchen Vaterlande leider ſehr häufig zu finden, der Zufall hat bei Geſtaltung unſerer Gebiete nur zu mächtig gewaltet. Die weltlichen Reſidenzen ſind minder glücklich gewählt, als die der alten Hochſtifte; die dem Handel und den Handwerken günſtigſten Punkte wurden frühe von freien Bürgerſchaften und Gemeinweſen beſetzt und dieſe alten Reichsſtädte ſind durch die Unbill der Zeiten meiſt zu Provinzialſtädten herabgeſunken. Hiezu kommen noch die ehemaligen Reſidenzſtädte, verlaſſen durch Ausſterben oder Sekulariſirung, Aufenthalt der Unzufriedenen, Penſionirten oder zur Strafe Verſetzten, jene nur gerade vor dem Verfalle bewahrten Städte, in deren begraſten Straßen und verwilderten Hofgärten die vergangene Zeit mit grollendem Antlitze und fadenſcheinigem Flausrocke umherſchleicht und die Langeweile mit Schimpfen auf alles Beſtehende ſich vertreibt.

Die bedeutendſte von dem leitenden Geiſte hervorgebrachte Abſchattung iſt die der wiſſenſchaftlichen und der geſelligen Bildung des Beamtenſtandes. Jene wird in unſerer Zeit von den Landesuniverſitäten gegeben, ſeit der freie wechſelſeitige Beſuch ſo ſehr eingeſchränkt worden iſt, und die Hauptſtadt wirkt auf die Hochſchule durch ſorgfaltige, oft ängſtliche Ueberwachung. Die geſellige Bildung dagegen erhalten die Beamten unmittelbar oder mittelbar durch die Reſidenz, obgleich die herbe Grundfarbe bei jüngeren und untergeordneten Angeſtellten, beſonders in kleinen Städten und in größerer Entfernung von der Hauptſtadt, gewaltig durchſchimmert. Es iſt höchſt ergötzlich für den Beobachter, wenn ſolche Leute von einem kurzen Beſuche der Reſidenz zurückkehren, wie ſie einen Anflug freierer, weiterer Anſichten,

feinerer Sitten, reinerer Sprache, modiſcher Witze den beneidenden, minder glücklichen Biergartengenoſſen zum Beſten geben, und in kurzer Friſt wieder in den örtlichen Grundton herabſinken. Oder der Beobachter reist der Hauptſtadt zu im Eilwagen und hat einen jungen Angeſtellten ſich gegenüber, welcher ſich um Beförderung melden, oder gar prüfen laſſen ſoll. Von Meile zu Meile wird dieſer beſcheidener, aufmerkſamer auf ſich ſelbſt, ja etwas kleinlaut werden, wird beim erſten Anblicke der Hauptſtadt die Pfeife einſtecken, den Hemdkragen zurechtzupfen, alle Nachweiſungen dankbarlichſt hinnehmen und bedauern, daß er nicht im erſten Gaſthofe abſteigen könne, indem ein Verwandter ihn in einen beſchieden habe, welcher nur zweiten Ranges iſt.

Aber nicht nur an Ton, Bärten und Mützen der Träger der Staatsgewalt vermag man die Verſchiedenheiten der Triebkräfte zu erkennen. Die Lokalblätter weiſen eben ſo merkbar auf die verſchiedenen Mittelpunkte hin und liefern die ſicherſten Elemente zur Berechnung der Kräfte der Strebungen, welche von der Centralgewalt nach der Umgrenzung ausgehen, und trotz des ſichtlichen Strebens nach Einheit, dennoch die Farben der Oertlichkeit nicht verläugnen können, in welche ſie fallen. Man kann hier wie überall bemerken, daß wir Deutſchen nun einmal nicht für eine Einheit und Einförmigkeit, für eine unbedingte Unterordnung unter eine, alles verſchlingende und beherrſchende Hauptſtadt geartet ſind.

Ferner erſcheint in Staats-, Kirchen- und Gemeindebauten, in ſorgfältigem Erhalten des Alterthümlichen oder in der feindſeligen Zerſtörung deſſelben die Verſchiedenheit der Anſichten der Regierungen in ihren Gebieten. Wenn gleich der ſogenannte neudeutſche, aus dem byzantiniſchen und alttoskaniſchen zuſammengeſetzte Styl jetzt überall in deutſchen Landen zur Mode geworden iſt, ſo kann man doch eine bedeutende Verſchiedenheit der Anſichten, Geldkräfte und Ueberwachung der verſchiedenen höchſten Baubehörden je nach den verſchiedenen Gebieten bemerken.

In Speiſe und Trank iſt in den neueſten Zeiten eine merkliche Verähnlichung vorgegangen, ſo daß kaum ein anderer Einfluß der Hauptſtadt auf die Provinzen übergeblieben iſt, als

Belgien, Holland, England und Irland, erſchien auch wieder einmal mitten in Deutſchland, in Erfurt, Töplitz, ſpäter in Aachen und Kaſſel und in demſelben Jahre hatte ſie die Reiſe über den Ocean gemacht und wüthete in Kanada und den Vereinigten Staaten. Im Jahr 1833 wurden Portugal und Spanien, und in der andern Hemiſphäre Meriko heimgeſucht; und obgleich Andaluſien, das zuerſt von der Seuche befallen war, abgeſperrt und in Belagerungsſtand erklärt ward, breitete ſich die Krankheit doch im Jahr 1834 faſt über ganz Spanien aus; ſeltſamer Weiſe wurden in demſelben Jahre auch die ſkandinaviſchen Länder, Schweden, Norwegen und Finnland befallen. In Jönköping ſtarb der vierte Theil der Bewohner, auch in Stockholm war die Sterblichkeit ſehr groß. In Spanien und Schweden wurden Sperren verſucht, bald aber wieder aufgegeben. Das Jahr 1835 ſah die Krankheit im ſüdlichen Frankreich, beſonders in Marſeille; ferner im nördlichen Afrika, in Marokko und Algier; im Königreich Sardinien, namentlich in Genua, in der Lombardei, in Toskana und Venedig. Eine ſehr große Verbreitung gewann die Krankheit im Jahr 1836. Im Mai brach ſie in Trieſt aus, im Juni zum zweiten Mal in Wien; dieſes Mal wurden keinerlei anticontagioniſtiſchen Maßregeln getroffen. Die Anweſenheit des Königs von Neapel während der Epidemie vermochte ihn indeſſen nicht, dieſem Beiſpiel bei dem ſpäter erfolgten Ausbruch in ſeinen eigenen Staaten zu folgen. In demſelben Monat zeigte ſich die Seuche in Mailand, Como, Brescia, in Veltlin, in Friaul; ſonderbarer Weiſe blieb das mitten in Sümpfen gelegene Mantua verſchont. Modena, der Kirchenſtaat und Neapel ſperrten; allein im Herzogthum Modena brach die Krankheit aus, während die Herzogin, die von einer Reiſe zurückkehrte, in der Quarantäne ſaß; ſpäter zeigte ſie ſich in dem neapolitaniſchen Städtchen Trani und in Ancona, und nun ſtanden ſich, lächerlich genug, an der römiſch-neapolitaniſchen Grenze zwei Cordons einander im Angeſicht gegenüber. Am Saum der ſchweizeriſchen Alpen ſchlich die Seuche hin, ohne einzudringen, zog ſich aber das Etſchthal hinauf nach Botzen, Meran, Briren bis Glurns und Mals. Im Auguſt waren außer Oeſterreich unter der Ens und Salzburg alle Provinzen des Kaiſerſtaats, die meiſten zum zweiten Mal, befallen. Im September ſetzte der Ausbruch der Epidemie in den bayeriſchen Marktflecken Mittenwald und

die Eichungen und der durch die Auflagen bedingte Preis der Lebensmittel. Auf Landstraßen, im Eilwagen und an der Wirthstafel gehört man bereits bei uns so ziemlich vollständig dem gesammten europäischen Festlande an.

Die Zeitungen der Hauptstadt üben eine sehr merkliche, jedoch bereits nicht mehr wesentliche Wirkung auf die Staatsgebiete aus. Eher ist das Verbot ausländischer Blätter von Bedeutung, wenigstens für Beurtheilung der Ansichten der Regierung. In gleicher Weise ist die von den Staatsgewalten ausgehende Organisation der kirchlichen und gewerblichen Verhältnisse durch die Veränderung beinahe aller Landesgrenzen seit den Revolutionskriegen minder schroff abgeschieden, mit alleiniger Ausnahme des österreichischen Kaiserstaats, dessen Grenzen so ziemlich dieselben geblieben sind, und des alten Herzogthums Bayern. Neben dem katholischen Bekenntnisse wurde nämlich dort Bauernmajorat, Realberechtigung der Gewerbe, Patrimonial-Jurisdiction und vieles andere von der Vorzeit Ererbte beibehalten und dadurch dem gesammten Leben eine auffallend eigenthümliche Gestaltung erhalten, den Ländern gegenüber, in welchen die Zeit fortbilden konnte ohne zurückstauende Gewalten, oder gar denen, in welchen die französische Revolution alles geschichtlich Bestehende rücksichtslos niedergerissen hatte. Die gewaltigen und oft gewaltsamen Reformen Josephs II. und Maximilians I. haben zwar Manches in dieser Hinsicht für das Verschwinden der Unterschiede gethan, aber die, den bedeutendsten Lebensverhältnissen inwohnende Verschiedenheit ist dennoch im Ganzen ungefähr dieselbe geblieben, ja noch jetzt in den ehemals österreichischen Gebieten in Schwaben, dem aufmerksamen Beobachter auf den ersten Blick bemerkbar, nach beinahe vierzigjähriger Dauer protestantischer Impulse.

Denn keine der Hauptstädte deutscher Lande vereinigt so viele, so mächtige und so alte Mittel, auf die Provinzen, bis an deren äußerste Grenzen zu wirken, als gerade Wien. Nicht als ob es dieser alten Kaiserstadt an vielfältigen außerdeutschen, besonders italienischen und slavischen Elementen fehlte, aber ihre Lage am schiffbaren Flusse erhob sie bei Zeiten zu einem bedeutenden Handelsplatze, die Nachbarschaft Ungarns und der Türkei, in welchen bekanntlich wenige und nur unvollkommene Fabrikation

gefunden wird, zu einem groſsartigen gewerblichen Mittelpunkte, besonders aber prägte ihr die Anwesenheit eines zahlreichen, reich begüterten Adels und eines ganz eigenthümlich gegliederten Beamtenstandes eine Physiognomie auf, welche sich in allen Landstädten mehr oder minder abspiegelt. Sogar Paris wirkt nicht in demselben Maſsstabe auf das Leben der Provinzialstädte, es saugt dieses eher auf, als daſs es dasselbe bestimmte, Moden ausgenommen. Wien dagegen läſst jeder Hauptstadt der verschiedenen Provinzen ihr eigenthümliches Leben, wie das Kaiserreich der Provinz; aber Bauart, gesellschaftliche Gliederung, Theater und Kaffeehaus, Hauptwache und Polizeihaus, Gasthof wie Spaziergänge, Alles mahnt unwillkürlich an Wien. Es mahnt den Reisenden an die Kolonieen der alten Roma, in welchen überall Kapitol, Forum, ja Straſsennamen der Mutterstadt nachgebildet waren. Und dieses ist, alles nationalen Widerstrebens ungeachtet, in Lemberg wie Mailand, in Ofen wie in Prag bemerklich. Selbst Breslau ist noch nicht *entwient*, ungeachtet ein Jahrhundert verflossen ist, seit es unter Preuſsens Scepter kam. Nur einer seit Langem durchgebildeten Schule, welche folgerecht und zugleich sanft und kräftig wirkt, konnte es gelingen, diese Einheit bei Schonung aller Verschiedenheit ohne merklichen Zwang ins Leben zu rufen.

Ungleich weniger als Wien ist *Berlin* befähigt die Gestaltung des Lebens der weitgedehnten preuſsischen Provinzen zu bestimmen. Wie der Staat selbst als Weltmacht neu ist, so ist es Berlin als groſse Stadt. Rathhaus und Kirchen, öffentliche Anstalten, so weit sie von der Gemeinde ausgehen, und viele Zeichen im täglichen Leben deuten auf längeres Daseyn als kleine Residenz, auf schnelles und vor nicht langer Zeit eingetretenes Anwachsen. Ueberdem ist Berlin nicht nur meist eine Kolonie oder vielmehr eine Gruppe von Kolonieen, sondern das alte Werbsystem Preuſsens hat hier besonders einen nicht sehr erfreulichen Niederschlag zurückgelassen. Daher ist Berlin mehr eine *gemachte* Stadt, als eine *gewordene*, und entbehrt wegen Unfruchtbarkeit der Umgegend, wegen minderen Reichthums des Adels, wegen Abwesenheit naher Abnehmer der Hervorbringungen des Kunstfleiſses, besonders aber wegen der verhältniſsmäſsig bedeutenderen Provinzialmittelpunkte des Königreichs

des direkten und mächtigen Einflusses, welchen Wien ausübt. Von diesen Provinzialmittelpunkten später. Die so trefflich ausgestattete Hochschule, verbunden mit so vielen anderen Förderungsmitteln der Geistesbildung, wäre allerdings geeignet, überwiegenden Einfluß auf alle deutschen Gaue zu üben; aber so viel Großes und Löbliches von ihr gemeldet werden kann, so fehlt ihr bis jetzt noch die innere Einheit der geistigen Anregungen, weil sie hier zu umbildend, dort zu erhaltend, hier zu nüchtern, dort überschwenglich erscheinen. Wittenberg, Leyden, selbst Göttingen wirkten weit gleichartiger während ihrer Blüthenzeit. Wir dürfen uns jedoch der Hoffnung hingeben, daß diese in ihrer Art einzig dastehende Hochschule mit ihrem Schwabenalter zu innerer Einheit gedeihen werde, und dieses um so wahrscheinlicher, als bis dahin die Entwickelung der Knoten wohl vor sich gegangen seyn wird, welche sich in beinahe jeder Beziehung in dem Staate geschürzt haben, welchen diese großartige Anstalt geistig zu vertreten berufen wurde.

Mit ähnlichen, aber ganz nicht gleichen Schwierigkeiten hat München zu kämpfen. Auch sein Königreich ist neu gebildet, aus zum Theil ungleichartigen Theilen, deren widerstrebende Richtungen bis jetzt noch nicht zu Gleichgewicht und Ruhe gedeihen konnten. Aber darin unterscheidet es sich wesentlich von Berlin, daß es ein altgegründetes, ausgerundetes und eigenthümliches städtisches Leben, eine mit der Umgebung gleichartige Bevölkerung besitzt, in welche die zahlreichen Einwanderer sich schnell einleben. Man kann alle Eigenthümlichkeiten Münchens aus seiner ungewöhnlich großen Erhebung über die Meeresfläche erklären. Die vielen großen, bedeutenden und schönen Provinzialstädte haben ihren Einfluß auf ihre Kreise erhalten, aber in Einer Beziehung, in der Pflege der bildenden Künste, wirkt diese Hauptstadt weit jenseits der Reichsgrenzen hinaus, und hiemit hängt die liebevolle Pflege vorhandener Bau- und Kunstwerke, die Zweckmäßigkeit und Großartigkeit der neuen Staats- und Gemeindebauten zusammen. In dieser Richtung wird München noch in späten Jahren mächtig auf Deutschland wirken, denn die deutschen Residenzstädte erhalten lange die von oben angegebenen Richtungen, wenn diese löblich sind und ihnen gemäß, wie man an Mannheim bemerken kann, in welchem die wohl-

thätigen Einflüsse des Hofs Karl Theodors noch jetzt nach so vielen Wechseln und Trübsalen sehr merkbar nachwirken. So wirkt in Weimar noch die Zeit nach, in welcher Wohlwollen und freundliche Anerkennung ausgezeichneter Fürsten einen Kreis von geistig hochstehenden Männern um sich sammelten, um welchen die mächtigsten Herrscher sie beneiden mußten.

Dresden, in welchem so viele geistiger Entwickelung günstigen Umstände zusammenfallen, hat seither ungleich weniger anregend gewirkt, als man hätte voraussetzen sollen. Ob die frühere Entfernung des Hofs von der städtischen Bevölkerung und der zu konservative Geist der Verwaltung daran schuld waren, daß es mehr verständig aufnahm als kräftig anregte, mögen Andere entscheiden. Nun bei der, durch die Eisenbahn bewirkten Verbindung mit Leipzig, bei der freisinnigen und bereits mit dem Volke verwachsenen Verfassung, bei der Hinwegräumung so mancher Schranken, welche die Herrscherfamilie vom Volke getrennt hatte, sollte doch wohl Dresdens geistige Einwirkung auf Deutschland in aufsteigende Bewegung kommen.

Die Bedeutsamkeit Stuttgarts in dieser Beziehung ist durch den Geist, welcher die jetzige Regierung Württembergs beseelt, und durch die tüchtige Schulbildung, deren dieses Land sich seit Langem erfreut, entstanden. Durch Gestattung der größten, in Deutschland möglichen Preßfreiheit, durch Entfernung aller Willkür, durch Anfügung zeitgemäßer Lehranstalten, besonders der landwirthschaftlichen zu Hohenheim, durch Beförderung der Vereine für die verschiedenartigsten lobenswerthen Zwecke ist zu der allbekannten gelehrten Bildung der Württemberger eine vielgestaltete praktische Thätigkeit getreten, es hat die Ausdehnung des Stuttgarter Buchhandels viele ausländische Literaten herbeigezogen, weit ausgreifende buchhändlerische Unternehmungen möglich gemacht, wie die größten deutschen Städte sie nicht aufzuweisen haben. Wären die wissenschaftlichen Hülfsmittel nicht durch die Zersplitterung zwischen Stuttgart und Tübingen geschwächt, so könnte hier leichter als anderswo und durch eigene Kraft ein geistiges Leben sich entwickeln, welches auf das gesammte deutsche Vaterland in noch nie dagewesener Weise wirken müßte.

Die Bedeutung der provinziellen und gewerblichen Gegenpole

Wiens wird durch die Eisenbahnen sehr vermindert und würde durch einen Anschluß an den deutschen Zollverein noch mehr verkleinert werden. Anders verhält es sich mit Berlin, dessen Einfluß von den Hauptstädten des Königreichs, Schlesiens und Posens nicht nur gelähmt, sondern zuweilen offen angefeindet wird, und welchem noch dazu das schnell aufstrebende Köln mit der alten und durch französische Institutionen noch gekräftigten Entwicklung des dritten Standes, mit der den Niederdeutschen eigenen Derbheit und Zähigkeit, mit verschiedener Glaubensform und köstlichem Humor entgegensteht. Wir wagen es zu behaupten, daß der Einfluß der Rheinlande auf die östlichen Provinzen des preußischen Staats in Kurzem den der Hauptstadt auf die westlichen überwiegen müsse. München läßt Speyer und Augsburg, Nürnberg und Regensburg um so mehr ihr eigenthümliches Leben und eigenthümlichen Einfluß, als das protestantische Element in diesen Städten in demselben Grade vorherrschend ist, als das katholische in der Hauptstadt. Schon durch das neue Reichswappen scheint die Berechtigung der verschiedenen Theile des Reichs zu selbständigem Leben anerkannt zu seyn. Auch Stuttgart wird Ulm, Karlsruhe Mannheim, Darmstadt Mainz die alte Berechtigung auf eigenthümliches Leben und auf Einwirkung auf die Umgebung weder verkümmern wollen, noch verkümmern können. Je bedeutender die Rolle der materiellen Interessen täglich wird, je selbständiger die Bevölkerungen sich bewegen, deste geringer muß der Einfluß der Hauptstädte werden, welche nicht natürliche Straßenknoten und Stapelplätze dabei sind.

Dagegen haben die Handelsplätze für ihr althergebrachtes, kräftiges Einwirken auf weitere Umkreise nichts zu fürchten, gleichviel ob sie Theile monarchischer Staaten geworden, oder unabhängig geblieben sind. In dieser Beziehung haben wir bereits die bedeutende Stellung Kölns hervorgehoben. Leipzig mit seinen Messen und seinem Buchhandel, Nürnberg mit uraltem und neubelebtem Kunstfleiße, Prag mit seiner ausgedehnten Fabrikation gehören ebenfalls hieher, und wenn für den Handel Deutschlands mit Italien wieder günstige Sterne leuchten werden, so wird Augsburg schnell seine alte Stellung wieder einzunehmen wissen, als Vermittlerin zwischen beiden Ländern in vielfacher Beziehung.

Vor allen aber haben die Städte der Hanse und hat Frankfurt a. M. einen weiten Bereich der Wirksamkeit, und wenn die Bewohner der Residenzstädte sich darin gefallen, die Kaufleute der Handelsstädte als Menschen darzustellen, welche für nichts Sinn haben als für Geld, und nur in dieses ihren Stolz setzen, so möchten wir ihnen die Namen Büsch und Voght, Senkenberg und Städel nennen, und sie bitten, uns ähnliche Namen entgegenzuhalten, welche für alle Zeiten mit Dank und Hochachtung auszusprechen sind, und Residenz- oder Universitätstädten angehören. Ausgedehnter Handel fordert und fördert stets Geistesbildung, allgemeiner Reichthum aber großartige Wohlthätigkeit, und Freiheit endlich Sinn fürs Oeffentliche und Gemeinnützige. Nicht als ob den Bewohnern der Residenzen der beste Wille zu allem diesem fehlte, es fehlt ihnen aber theils der Nerv, theils das Vertrauen in die überwachenden und zuweilen eigenmächtig eingreifenden Regierungen. Ohne die Reichsfreiheit wären die deutschen Städte nicht die Träger der Kirchenverbesserung geworden. Auch jetzt scheint die Zukunft unseres Vaterlands vorzüglich von den Geldmärkten bestimmt zu werden.

Neben den Wirkungen der erwähnten bedeutendern Straßenknoten im Innern Deutschlands übt auch noch das umgebende Ausland bis tief hinter die Gränze einen meist nicht sehr erfreulichen Einfluß. Hier soll von den russischen Ostseeprovinzen, von Elsaß und Deutsch-Lothringen nicht die Rede seyn, wohl aber wie England durch Hannover, Dänemark durch Schleswig-Holstein die fröhliche Entwicklung des deutschen Lebens auf jede Weise zu verkümmern strebt. Auch diesseits des Rheins ist Einfluß französischen Treibens und französischer Ideen vielfach bemerkbar, wie denn auch die deutsche Schweiz auf das benachbarte Deutschland sehr kräftig und minder unerfreulich einwirkt, nicht nur durch die Kapitale Basels, sondern durch Mittheilung des trocken-praktischen Sinns und des Strebens nach individueller Unabhängigkeit. Wie die Schweiz so haben auch Holland und das flämisch sprechende Belgien so viele Urformen deutschen Lebens erhalten, daß sie mehr bewahrend und beharrend, als umbildend auf die benachbarten deutschen Lande wirken.

Man könnte versucht seyn, die von so vielerlei Mittelpunkten

bedingte Gestaltung des deutschen Wesens mit einem Panzerhemde zu vergleichen, dessen Ringe sich in zahllosen Durchkreuzungen verschlingen, wenn nicht die Vergleichung wegen der sehr verschiedenen Größe der Ringe in den besprochenen Bezügen hinken würde. So vielgestaltet aber das deutsche Volk ist, so ist es dennoch kein modernes, d. h. kein aus einem siegenden und einem besiegten zusammengesetztes, und hat daher mehr innere Einheit, größere Kraft zu organischer Entwicklung, längere Zukunft und größere passive Kraft als die romanischen Völker, welche abwechselnd die Weltherrschaft errungen und wieder verloren haben, die Gegenwart nie ertragen, die Zukunft nie sichern, und ihre Vergangenheit nie vergessen können.

Während in den mittlern Schichten der deutschen Völkerstämme die Mannigfaltigkeit der Einflüsse sich offenbart, und die einzelnen Gruppen ungefähr wie die Glieder eines Collegiums mit einander berathen und beschließen, wobei jedoch jedes seine Eigenthümlichkeit festhält, bleiben die untersten und die obersten Schichten von den Ausstrahlungen der Mittelpunkte wenig oder gar nicht berührt, ja die untersten sind in Deutschland gleichartiger als in Ländern, welche seit mehr als 300 Jahren centralisirt sind, wie Frankreich und Spanien. Die nothwendigen und wohlthätigen Verschiedenheiten von Gau zu Gau werden ungleich mehr durch Hervorbringungen des Bodens, Flußgebiete, Wein-, Bier- oder Branntweinverbrauch im gewöhnlichen Leben, als durch Einwirkung der Staatsgewalt und der Hauptstädte hervorgebracht. Nur kirchliche Verschiedenheiten, Heerwesen und einige wenige Zweige der Verwaltung vermögen merkbare Verschiedenheiten den Massen aufzudrücken. Der vermehrte Verkehr wirkt bei diesen mehr, weil er mehr Stoff zu durchbilden findet, er wirkt aber auch verähnlichend auf die Mittelklasse, weil diese den höhern nachstrebt, und durch Abschleifung wenigstens äußerlich die nähert, welche der allgemeinen Civilisation angehören wollen, folglich über örtliche Einflüsse sich erhaben wähnen müssen. — Wenn die Massen meist unter der Wirkung der Mittelpunkte geblieben sind, so erheben sich über diese der Adel, die Kirchen, die Literatur, der Handelsstand und die Wandervereine.

Der Adel ſieht ſich für eine über die ganze abendländiſche Welt verbreitete Familie an und ſucht ſich in Deutſchland mehr weltmänniſch als volksthümlich, und wenn Letzteres der Fall iſt, mehr dem geſammten Vaterlande, als dem einzelnen Gebiete angehörend, darzuſtellen. Je unabhängiger ſeine äußere Stellung iſt, deſto weniger wird er örtlichem Einfluſſe ſich unterwerfen. Schon die Redensart: die groſſe Welt bezeichnet genau dieſe Richtung.

Eben ſo haben die Kirchen ſich ſtets der möglichſten Allgemeinheit und Unabhängigkeit befliſſen, obgleich es ihnen nicht überall hat gelingen wollen. Beſonders in neueſter Zeit offenbart ſich dieſe Richtung aller Orten auffallend, und man möchte keiner Regierung in unſern Zeiten rathen, den Satz „Cujus est regio illius est religio" mit den Mitteln durchführen zu wollen, welche noch vor einem Jahrhundert in Salzburg und in andern Gebieten angewendet worden ſind. Sichtlich ſtreben jetzt alle Glaubensformen nach Befreiung von außerkirchlichen Gewalten, und ſtatt der früheren Uebel der Monopole und Regieen hat man nun auch im Kirchlichen eher die Uebel einer zu ſehr vermehrten Conkurrenz zu beklagen, und das, was man für das bürgerliche Leben bis jetzt noch nicht hat erreichen können, ſucht man vorläufig auf dem Felde der Kirchen, als einem bereiten Probefelde zu pflanzen.

Wenn man die Gewalt der Literatur und ihre Unabhängigkeit von maſsgebenden Mittelpunkten nach der Zahl der Literaten von Profeſſion beurtheilen wollte, ſo wäre dieſe unabhängige Macht gewaltig im Wachſen begriffen. Dieſer Maſsſtab iſt jedoch der minder richtige. Die Literatur dehnt ſich in die Breite, weil mit dem verbeſſerten Schulunterrichte und den dringenderen Intereſſen der Völker die Zahl der Leſer ſowohl als der dieſelben intereſſirenden Gegenſtände bedeutend wachſen muſs. Ueberdies wird die Literatur täglich ſelbſtſtändiger; wo noch Maſs gehalten wird, tritt wenigſtens das Bewuſstſeyn voller Berechtigung deutlich hervor. Gegenſtände, an welche man ſich früher nie gewagt hätte, ſind in den Kreis der Beſprechung gezogen, und keine Regierung iſt ſo mächtig, keine Polizei ſo gefürchtet, kein Monarch ſo hoch geſtellt, daſs ſie auſser dem Bereiche dieſer ſtill, aber dauernd wirkenden Macht wären. Dieſe Macht verbreitet ſich

über alle Lande deutscher Zunge, Bücherverbote und Postsperrungen für Tagblätter haben nie eine Bevölkerung einer Regierung ergebener gemacht, wohl aber vorsichtiger in Aeußerung der Ueberzeugung, welche durch diesen Zwang nur inniger, lebhafter und unter Umständen gefahrdrohender wurde. Es verdient bemerkt zu werden, wie die gesammte deutsche Literatur auf der protestantischen Seite hervorgequellen ist, nachdem man sie auf der katholischen mit aller Macht eingedämmt hatte. Auf ähnliche Weise hat es nie gelingen wollen, die Literatur in einzelnen großen Städten zu concentriren und dadurch einen überwiegenden Einfluß sich zu verschaffen, sey es durch Akademien oder Unterstützung von Zeitschriften. In diesem Felde sind die Deutschen eins, einig und frei, wie in keinem andern, aller Censuren ungeachtet!

Der Handelsstand gehört ebenfalls keinem begrenzten Kreise besonders an. Auch er erweitert täglich sein Feld, gehorcht selbstgemachten Gesetzen, und wo Mautordnungen ihm entgegenstehen, nimmt er es mit Haltung derselben gerade so genau, als nothwendig ist, um der Strafe zu entgehen. Er hat stets der weiten Welt angehört und er gehört gegenwärtig ihr mehr an als jemals, so weit die Geschichte uns Kunde gibt.

Die Wandervereine tragen mächtig dazu bei, daß die von den verschiedenen Mittelpunkten ausgehenden Kreise in einander verschwimmen. Sie widmen sich den verschiedensten Zwecken, aber ihre Ergebnisse sind in Einer Hinsicht dieselben, sie bringen die Menschen einander näher, schleifen die Ecken der Fachmänner ab und lehren vom Besonderen die Ansicht auf das Allgemeine erweitern. Diese Vereine und die alljährig mehr besuchten Bäder und Gesundbrunnen machen es dem geistig strebsamen Deutschen möglich, über die schöne Jahreszeit ein improvisirtes großstädtisches Leben zu führen, dessen Folgen in Betonung der Schriften, und im Aufhören der früher so ekelhaften literarischen Zänkereien bereits sehr merkbar geworden sind.

Der Einfluß der einzelnen Mittelpunkte ist demnach bedeutend in Abnahme, gegenüber den Wirkungen, welche wir von allgemeinen Bestrebungen ausgehen sehen. Die Thätigkeit der verschiedenen Staaten tritt zurück vor der Thätigkeit des Einen Volkes. Jede Eisenbahn, jede Landstraße erweitert die Beziehungen

jenſeits der ſeither geſetzten Grenze und die Iſolirung, nach welcher der Grundſatz des Stilleſtehens unabläſſig ſtreben muß, wird mit jedem Tage unmöglicher, denn weder Paßreglement noch Tabaksregie, weder Büchercenſur noch mauthliche Abſperrung werden der Vermehrung, Verſchnellerung und Wohlfeilheit des perſönlichen Verkehrs in weiteſter Ausſtrahlung in die Länge widerſtehen können.

Wenn wir uns in das uns Deutſchen ſo oft vom Auslande vorgerückte Traumleben verſenken und uns das deutſche Geſammtvolk in Einen Staat verbunden denken wollen, ſo wird wohl das erſte ſeyn, daß wir verſuchen uns den Mittelpunkt dieſes idealen Ganzen, die Hauptſtadt, aus dem Nebelgebilde herauszufinden und ſie uns auch als geographiſchen Mittelpunkt — allenfalls in das öſtliche Franken oder Thüringen — zu denken, eine gewaltige Kryſtalliſation um einen verhältnißmäßig kleinen, aber bereits vorhandenen Kern. Auf die Geſtaltung dieſer neuen, auf Koſten der ſeitherigen Reſidenzen ſich ſchnell ausdehnenden Hauptſtadt, würden die alten Mittelpunkte der europäiſchen Großſtaaten mächtig einwirken, wir würden auch hier nachahmen müſſen, wie dieſes leider ſeit Jahrhunderten in jeder Beziehung der Fall war, in welchen centraliſirte Staaten uns den Rang hatten ablaufen können. Die Bürgerlichkeit Londons, die Hallen, Märkte und Paſſagen Paris', die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude Roms, würden der geradlinigen ſtreng monarchiſchen Anlage St. Petersburgs ſich anſchmiegen, und wenn man hier an das jetzige Wien, dort an Berlin oder Hamburg, an München, Köln, den Haag oder Bern gemahnt werden würde, ſo wäre dennoch die neue Hauptſtadt im Ganzen mit einer eigenen Phyſiognomie begabt, in welcher ſich die gleichförmige Vertheilung mäßiger Geldmittel und die freiwillige Selbſtbeſchränkung der Deutſchen, der uns eigene Drang Aufſehen zu vermeiden, um dem Neide aus dem Wege zu gehen, eine gewiſſe Gleichheit, ja Einförmigkeit, eine reinliche Bürgerlichkeit herausſtellen würden.

Wenn wir aber zurückkehren von den Träumen zur Wirklichkeit, und die Veränderungen erwägen, welche die fortſchaffende Mechanik in das Leben zu bringen beginnt und deren Ausdehnung kein menſchlicher Geiſt voraus zu berechnen vermag, ſo

Altenötting, und im Oktober in München das bisher freigebliebene ſüdweſtliche Deutſchland in Schrecken. Zu Ende des Jahrs zeigte ſich die Krankheit in Neapel, bildete jedoch nur das Vorſpiel zu der fürchterlichen Epidemie, die im Sommer 1837 Neapel, Rom und beſonders Sicilien verheerte. In dieſen Ländern, beſonders im Kirchenſtaat, wo jede einzelne Gemeinde ihre Maßregeln unabhängig von der Staatsregierung für ſich nahm und ſich gleichſam in Kriegszuſtand mit allen Nachbargemeinden verſetzte, da jede die reinſte ſeyn wollte, wenn auch die Cholera längſt in ihr ausgebrochen war, erreichte das Unweſen der Sperren, Contumazen und Desinfectionen den höchſten Grad der Verkehrtheit und artete in förmliche Tollheit aus.

Jetzt, zu Anfang des Jahrs 1838 iſt die Cholera in Europa ganz verſchollen, nachdem ſie im Herbſt 1837 Berlin und einen großen Theil von Schleſien wieder hart heimgeſucht hat, und es ſteht dahin, wo ſie im nächſten Sommer wieder auftauchen wird. Die diesfallſigen Befürchtungen und Hoffnungen führen natürlich auf die Frage: wird die Cholera in Europa eine ſtationäre Krankheit bleiben, und ihre Epidemien in beſtimmten Zwiſchenräumen wiederholen, wie die Peſt im Orient? Es läßt ſich dieſe Frage mit Beſtimmtheit weder bejahen noch verneinen, da man in der Geſchichte der Seuchen Analogien für beide Fälle findet. Die Pocken, die auch aus dem Orient zu uns kamen, ſind uns geblieben, der ſogenannte ſchwarze Tod, der von 1346 bis 1350 den größten Theil der damals bekannten Welt verheerte, iſt nicht wieder erſchienen, und allerdings iſt die Analogie zwiſchen der Cholera und dem ſchwarzen Tod weit größer (beſonders begründet das fixe Contagium bei den Pocken einen Hauptunterſchied im Seuchen-Charakter), und ſo groß, daß man ſogar vielfältig, aber fälſchlich, eine Identität beider Krankheiten angenommen hat. Allerdings bieten gleich die ungeheure Verbreitung beider Krankheiten und die Hauptrichtung ihres geographiſchen Zugs, von Südoſt nach Nordweſt, frappante Aehnlichkeiten dar. Beide entſtanden im ſüdlichen Aſien: der ſchwarze Tod in China, die Cholera in Indien. Beide durchzogen in der angegebenen Richtung in wenigen Jahren ganz Aſien und Europa. Beide Krankheiten beſuchten vorzüglich zuerſt die großen und volkreichen Städte und breiteten ſich von da weiter aus. Der ſchwarze Tod zeigte ſich, wie die Cholera, von Klima, Temperatur

ſtellt ſich vor Allem die Thatſache uns vor Augen, daß auch in dieſem Felde Deutſchland und Frankreich verſchiedene Wege gehen. Bei uns wird die Wichtigkeit der einzelnen Mittelpunkte abnehmen, weil durch die Eiſenbahnen die Einflüſſe ſich durchkreuzen, aufheben oder modificiren werden; Anſichten und Preiſe, Genüſſe und äußere Erſcheinung müſſen ſich nothwendigerweiſe ausgleichen, je weiter ausgreifend die Schienenwege wirken werden. In Frankreich dagegen wird die Centraliſation, die vollkommene Oberherrſchaft der Hauptſtadt über alle Provinzen ſich täglich mehr offenbaren. Man kann ſich hiebei des Gedankens nicht erwehren, daß das alte Rom zum Glücke der Menſchheit die Kräfte des Dampfes unbenützt gelaſſen habe!

Diejenigen Vortheile, welche die Einheit des Anſtoßes bringt, und welche ſich erreichen laſſen der Vielherrigkeit unbeſchadet, dieſe hat die Noth zum Theil gebracht und wird ſie ferner uns bringen, denn die Eiferſüchtelei der Regierungen, ſogar das Andenken an nachbarliches Uebelwollen werden nichts vermögen wider den Drang zu Annäherung und Wiederherſtellung der alten Vereinigung. Geiſtige, religiöſe, politiſche Iſolirung iſt bei Auflagen, Schulden und Mitbewerbung, wie man ſie jetzt überall bei uns findet, rein unmöglich.

Es iſt nicht nur möglich, es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß in Verwaltungsformen, Heerverfaſſung und in Behandlung kirchlicher Angelegenheiten die Verähnlichung ſtets mehr zunehmen, ja daß in Geſetzgebung, Münzfuß, Maaß, Meß und Gewicht, in dem Poſtweſen und der Vertretung gegen außen Einheit erreicht werden werde. Größere, tiefer eingehende Einheit wäre wohl jetzt kaum wünſchenswerth, beſonders wenn die alten Reichsgerichte zu einem geſunderen Leben erſtehen ſollten, getragen und angetrieben von der öffentlichen Meinung. Freilich müßte hier ſowohl als in dem von Bülow-Cummerow (die europäiſchen Staaten II. S. 385 u. ff.) vorgeſchlagenen europäiſchen Obergerichte vorausgeſetzt werden können, daß die Regierungen von der Nothwendigkeit durchdrungen ſeyen, das Recht zu ehren, vermöge deſſen auch ſie allein beſtehen, und daß ſie einſehen würden, daß jedem Aeußerſten ein entgegengeſetztes Aeußerſtes drohend gegenüber ſtehe. Wenn wir uns die deutſche Vielherrigkeit auf dieſe Weiſe geſtaltet denken, ſo dürfen wir

bekennen, daß uns dieſelbe der deutſchen Artung angemeſſener, dem Vorſchritte und der freien naturgemäßen Entwicklung des deutſchen Weſens günſtiger ſcheine, als eine Centraliſation franzöſiſcher, oder gar als eine Uniformität ruſſiſcher Art. Kleine Gebiete haben im numeriſchen Verhältniſſe bei weitem mehr bedeutende Männer in allen Fächern geliefert, als die größern Maſſen, und Frankreich kann an dem kleinen Genf erſehen, was ein räumlich und numeriſch unbedeutender Mittelpunkt vermag, der möglichſt großen Centraliſation gegenüber.

Aber auch alsdann, wenn unwahrſcheinliche und unberechenbare Geſchicke alle innern Gränzen in Deutſchland vernichtet haben würden, könnten ſie dennoch weder die theilweiſe Fortdauer der frühern geiſtigen Beherrſchung vernichten, noch das Entſtehen neuer Mittelpunkte durch geiſtige Faktoren verhindern. Wien würde wohl ſtets der Sitz einer reichen Ariſtokratie, Berlin die erſte Hochſchule, München der Lieblingsaufenthalt der bildenden Künſte bleiben, Hamburg und Rotterdam würden unſern Welthandel vermitteln, und jede dieſer Großſtädte würde fortfahren, in ihrer Weiſe zu wirken auf weite Umkreiſe, und auf ganze Klaſſen der Geſellſchaft des Geſammtvaterlands, indem ſie an ihrer alten Weiſe feſthalten, ja dieſe dadurch noch lieber gewinnen würden, daß ſie der Gefahr der Gleichmachung und Verallgemeinerung ihre liebe alte Beſonderheit zu entziehen trachten würden, wie das nun einmal in dem Weſen der Deutſchen liegt. Vielleicht würden nebenbei neue religiöſe Mittelpunkte entſtehen, durch neue Glaubensformen, und eben ſo kräftig und in weite Ferne hinaus auf ihre Anhänger wirken, wie Herrnhut bereits wirkt. Kurz der Deutſche iſt nun einmal nicht fähig nach Einem Typus, Einer Formel geknetet zu werden. Er erkennt geſellſchaftliche Uebereinanderſtellungen willig an, aber er fordert auch mit der größten Hartnäckigkeit, daß man ſein Recht auf nationale, örtliche, Familien- und auf perſönliche Eigenthümlichkeit gelten laſſe. Freiwillig gibt er alle, oft nur zu ſehr auf, aber mit Anordnungen von Oben ſcheint man ihm in dieſen Beziehungen nicht mit Erfolg kommen zu dürfen.

Die nothwendige Einheit und unter dieſer die möglichſt große Mannigfaltigkeit, ein Stamm, aber aus dieſem viele Zweige und unzählige Blätter, deren jedes die Umriſſe des

Ganzen im Kleinen und in freier Nachahmung wiederholt, ſo denken wir uns das deutſche Volk in ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung. Es hat die geiſtigen Bewegungen der Menſchheit zu verarbeiten, wie Frankreich die politiſchen, Großbritannien die merkantilen.

Wir wollen daher gutes Muthes bleiben einer dunkeln Zukunft gegenüber. Es haben ſchwere Zeiten auf uns gelaſtet, und wir haben weniger geſündigt, aber ſchwerer gebüßt als andere Völker. Das gräuliche Philiſterthum, die engherzige Spießbürgerei, das kleinſtaatliche Wichtigthun, die vielen philoſophiſchen Syſteme mit ihrer erträumten Alleingeltung, wir haben ſie glücklich überwunden, zwar mehr durch Gottes Hülfe und unſere gute Natur, als durch unſer Verdienſt, aber der Feierabend nach unſerer Tagesarbeit iſt noch nicht herangekommen. Wir müſſen noch weit mehr als bisher geſchehen, auch im äußern Leben und Verkehr zeigen, weſſen wir innerlich uns bewußt ſind, daß wir Ein Volk ſeyen.

Wahrſcheinlich aber wird es wieder unſere wohlbekannte alte Lehrmeiſterin, die Noth ſeyn, welche uns dahin führen wird, wohin wir auf geebnetem Wege und ungetrieben hätten gelangen können, und ein Druck von Oſten und Weſten zugleich wird dem aufgelockerten Stoffe die Dichtigkeit zu geben haben, welche naturgemäß eigentlich durch Anſchießen von innen heraus hätte entſtehen ſollen!

P. S. M.

Das Corpus Juris

und die

Idee des gemeinen deutſchen Rechts.

II.

Wir haben verſucht in einem frühern Hefte dieſer Zeitſchrift[1] das eigenthümliche Verhältniß nachzuweiſen, in welchem im Allgemeinen das Corpus Juris zur deutſchen Rechtsentwicklung ſteht. Es iſt gezeigt worden, daß dieſes römiſche Recht und ſeine Herrſchaft im deutſchen Rechtsleben nicht blos der Wiſſenſchaft des Rechts und ihrer innern Vollendung in Begriff und Syſtem entgegenſteht, ſondern daß dieſelbe zugleich die Entwicklung eines deutſchen volksthümlichen Rechts hemmt, und endlich die Volksgerichte und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens unter allen Dingen am meiſten verhindert, weil es das Werden derſelben auf dem Punkte lähmt, wo es doch am wichtigſten ſeyn würde, in dem Bedürfniß nach demſelben unter dem eigenen Stande der Juriſten. Wir haben daher die innige und entſchiedene Ueberzeugung ausgeſprochen, daß das gegenwärtige Verhältniß des römiſchen Rechts zur Rechtswiſſenſchaft und zum Rechtsbewußtſeyn Deutſchlands kein dauerndes ſeyn könne, ſondern daß wir die Pflicht und die Berechtigung haben, auf eine höhere Entwicklung zu hoffen, und für dieſelbe mitzuarbeiten, jeder nach ſeiner Kraft und Stellung. Und dafür mag denn auch das Folgende in ſeinem Kreiſe das Seinige beitragen.

[1] Deutſche Vierteljahrsſchrift, Nro. XXX, S. 145 ff.

Die Frage, vor welcher wir jetzt stehen, hat eine andere Seite desselben Verhältnisses zum Gegenstande. Wenn dem so ist, wenn das römische Recht, sein Studium in der Wissenschaft und seine Anwendung in der Praxis gleichsam den Kern unsers deutschen Rechtslebens emanationalisirt haben, wenn wir durch dasselbe die Volksthümlichkeit der erstern und die Volksmäßigkeit der letztern einbüßten, ist denn dieses römische Recht wirklich nichts als eine schwere Last, die das deutsche Volk zu so manchen andern Lasten auf seinen Schultern friedlich durch die Jahrhunderte dahin trägt, in nichts gewinnend als in der größern Kraft, fremder Macht und undeutschem Einfluß sich hinzugeben? Sind wir, wenn wir den heutigen Zustand des Rechtslebens einen halben und verkehrten nennen, damit berechtigt, das Erscheinen des römischen Rechts überhaupt auf deutschem Grund und Boden zu verurtheilen? Hat denn für uns die Reception jener Rechtsmasse keine andere Bedeutung als jene negative, uns die, aller freien Selbstbestimmung und allem freudigen Selbstvertrauen eines Volks tödtliche Auflösung des eigenen, angestammten Rechts gebracht zu haben?

Oder vielmehr, damit wir den höhern und allein richtigen Standpunkt für die Beurtheilung dieses Verhältnisses gewinnen, erkennen wir lieber sogleich, daß es gänzlich resultatlos bleibt, mit solchen einzelnen Gründen und Fragen das Wesen eines so allgemeinen Verhältnisses untersuchen zu wollen. Jene Reception des römischen Rechts und alles was sich an dieselbe anschließt, ist nicht eine einfache, durch den Willen eines Einzelnen vermittelte Thatsache der deutschen Rechtsgeschichte, sondern sie ist selbst eine langsame, durch Jahrhunderte sich hindurch ziehende Entwicklung. Sie ist nicht vorbereitet auf deutschem Boden; schrittweise ist sie, von Italien ausgehend, durch Frankreich und sein Rechtsleben hindurchgewandert, und hat endlich den Rhein überschritten, ohne daß ihr jemand gerufen und ohne daß jemand sie zu hindern vermocht. Allmählig hat sich das römische Recht in den deutschen Gerichten ausgebreitet; zuerst als Aufgabe für die Arbeit des einzelnen Juristen dastehend, ist sie von ihr in seine rechtliche Thätigkeit übergegangen, bald im Vortrage der Anwälte, bald in den Entscheidungen der Richter zur Erscheinung kommend. Noch im sechzehnten Jahrhundert war das Studium

des römischen Rechts nur im kleinen Kreise der eigentlich gelehrten Juristen gültig; kein Fürst hat seine Aufnahme zum Gebot erhoben; keine äußere Gewalt hat jene wenigen Civilisten unterstützt; und ward das fremde Rechtsbuch von der einen Seite hoch geachtet und gepriesen, so haben andere Stimmen schon damals mit hartem und entschiedenem Gegensatz sich seiner Einführung entgegengestellt. Dennoch ist es zu dem geworden, was es jetzt ist, zu der Grundlage des deutschen Rechtslebens. Mit all seinen Vorzügen und Mängeln steht es jetzt mitten unter uns als die allgemeine Aufgabe unseres juristischen Standes; seine Lehrsätze, seine Begriffe, ja seine Worte herrschen in unserer juristischen Erziehung wie in unserer Praxis; es ist wirklich das einzige Recht, das gegenwärtig den Namen eines gemeinen Rechts in Deutschland verdienen kann.

Eine solche Entwicklung aber ist mehr als eine einfache rechtsgeschichtliche Thatsache. Wo sich Jahrhunderte hindurch eine Umgestaltung Bahn bricht, und der Kampf derselben von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, in demselben Sinne geführt, auf demselben Wege fortschreitend, durch dieselben Ueberzeugungen getragen, mit demselben Geiste in jedem Einzelnen wirkend und stets demselben Ziele entgegenarbeitend, da ist es unmöglich zu verkennen, daß ein solcher Gang der Dinge eine höhere Bedeutung haben muß. Ueber der subjektiven Willkühr liegt alsdann die Macht, die diese Gemeinsamkeit des Wollens und Wirkens hervorruft; und die innige und feste Ueberzeugung von der Wahrheit der Bewegung, in welcher der Einzelne steht und arbeitet, wird ihm nicht durch seine persönliche Einsicht gewonnen. Nur wo sich eine wahrhaft geschichtliche Idee ihre Wirklichkeit erringen will, geschieht es, daß sich die Menschen und die Menschenalter ihr mit jenem unmittelbaren Glauben an ihre Berechtigung hingeben, aus dem die Kraft zur Arbeit und der Muth der Selbstaufopferung entspringen; nur sie ist im Stande, das Vereinzelte zusammen zu fassen, den Widerstreit zu versöhnen und die Bestrebungen an sich und ihren Dienst als an ihren gemeinsamen Mittelpunkt zu ketten. Und wahrlich! wer jene mächtige Arbeit der Geschichte überblickt, mit der sie nun seit acht Jahrhunderten immer dasselbe Ziel verfolgt, und das römische Recht und sein Studium durch das geistige

Leben der edelſten Völker des Abendlandes hindurchgetragen hat, wer die innere Kraft erringen mag, die dazu gehört, ſo viele und ſo große Männer in dem Dienſte dieſer einen Aufgabe leben und wirken zu laſſen — wer es ſehen mag, wie noch in dieſem Augenblick das hochgebildetſte Volk der Welt ſich an jenes Recht anſchließt, als an dem Grundſtein ſeines ganzen rechtlichen Lebens — der wird es ſchwerlich läugnen wollen, daß hier etwas anderes vor ſich geht, als die einfache Bewegung einer Reihe von Kenntniſſen und Rechtsſätzen, die wie ein ſachliches Gut aus einer Hand in die andere gehen, bis ſie dem letzten als Eigenthum verbleiben. Wir geſtehen es gerne, unſere Rechtsgeſchichtſchreibung iſt bis jetzt nichts als ein Aneinanderreihen von Thatſachen, deren Band die dunkle Vorſtellung von der Selbſtſtändigkeit eines Volks auch auf dieſem Gebiete des Lebens iſt; noch mangelt ihr der Gedanke, daß auch ſie die Aufgabe hat, nach der Geſchichte einer Idee, die ſich in ihr verwirklicht, als nach ihrem höchſten Inhalt zu ſuchen. Und gewiß iſt das der Grund, weßhalb ſie noch immer aller andern Geſchichte ſo fern ſteht, wie etwas, das ſeinem Weſen nach keine Heimath verlangen könne in dem Gebiete der eigentlichen Geſchichtſchreibung. Aber dieſe Zeit naht ſich ihrem Ende. Denn nirgends mehr als in der Geſchichte des römiſchen Rechts im Abendlande iſt das Erfaſſen der Ueberzeugung nothwendig, daß auch im Recht und ſeinem Fortſchritte ſich das Leben des ewigen Geiſtes in ſeiner Weiſe offenbart. Allenthalben hat das römiſche Recht den härteſten Kampf und die ſchärfſten Widerſprüche hervorgerufen; allenthalben hat es, wie heutigen Tages in Deutſchland, die Einheit des alten nationalen Rechts gebrochen, und mit ihm iſt allen Völkern und nicht blos uns, der ſcheinbar ſo wunderbare Zweifel gekommen, ob ſie denn wirklich ein Volksrecht haben oder nicht. Dieſe Erſcheinung in jener Geſchichte des römiſchen Rechts iſt ſich immer gleich ſeit der erſten Zeit, in der der Geiſt des römiſchen Rechtslebens der germaniſchen Welt als Erbtheil zufiel — ſoll denn nicht auch das Weſen derſelben das gleiche ſeyn? Und wo in dieſem Weſen jene mächtige Erſcheinung ſich immer gleich geblieben, ſoll da nicht jenes Ganze erkannt werden als einer von jenen Gedanken in dem Leben deſſen, der unter den wechſelnden Geſchlechtern der

Sterblichen allein das Ewige ist und das Dauernde erzeugt? Die Geschichte jenes Rechts *ist* die Geschichte der *Idee des Rechts*, wenn es überhaupt im höhern Sinne des Worts noch eine Geschichte des Rechts über der Geschichte der Rechtssätze geben soll; und wenn wir daher in Deutschland als den eigentlichsten und tiefsten Charakter unsers Rechtslebens den eigenthümlichen Widerspruch zwischen Volksrecht und fremdem Recht anerkennen, so ist das *nicht* ein einfacher Zustand, gegeben wie der Zustand der natürlichen Verhältnisse durch äußere Gewalt und zufälliges Bestimmtwerden dieser und jener Dinge, sondern er will erkannt seyn als eine Stufe in der Entwicklung eines Gedankens, der vor mehr als tausend Jahren den ersten Keim seiner Zukunft in ein Volk legte, das jetzt untergegangen ist, und das im Rechte wie in so vielen andern Dingen wie bestimmt war, die Grundlage zu bilden für die nachkommende höchste Stufe der Entwicklung. Wir *müssen*, wollen wir anders nicht mit Gleichgültigkeit und als todte Werkzeuge dieser Idee dienen, für uns und unsere Stellung in jener höhern Anschauung Maß und Werth finden; wir müssen — und immer näher rückt dem Stande der Juristen diese Pflicht, und immer bestimmter zeigen sich die ersten Spuren des tiefen Verständnisses dieser seiner edelsten Aufgabe — wir müssen es denen, die im deutschen Volke Sinn und Geist für seine wahrhaft geschichtliche Bedeutung haben, klar machen und darlegen, wie in der That gerade Deutschland, und gerade das heutige, scheinbar in seinem Rechtsleben so zerrissene und mittelpunktslose Deutschland mit seinem Volke ohne ein Recht und seinem Recht ohne ein Volk nicht *unter* den andern Völkern der germanischen Geschichte, sondern *über* ihnen steht, und wie es ihm geworden ist, in der anscheinenden Vernichtung aller eigenen und mächtigen Selbstständigkeit gerade das Höchste in allem Rechtsleben als *sein* Gebiet und sein Eigenthum sich vorzubereiten. Das ist es, wofür das Folgende gesagt seyn möchte; und man irre sich nicht über die Bedeutung und die Wichtigkeit einer solchen Ueberzeugung, wenn sie einmal Platz gegriffen in dem allgemeinen Bewußtseyn, und sich dem Einzelnen auf den tausend Wegen, die ihr zu Gebote stehen, mitgetheilt und in seinem täglichen Leben ihre Stelle eingenommen hat. Denn die Mühe und die Langeweile der täglichen

Beſchäftigung innerhalb deſſelben Kreiſes und derſelben Aufgaben liegt nicht in der einzelnen Sache als ſolche, um die es ſich jeden Augenblick aufs neue handelt, und nicht deßhalb hat man die Beſchäftigung der Rechtskundigen ein Handwerk genannt, weil ſich ſeine Thätigkeit ſo oft wiederholt, daß faſt die Hände ſie ohne den Gedanken vollbringen könnten. Sondern es iſt das Tödtende in dem Einerlei, daß die Ueberzeugung ermangelt, man ſtehe mit der einzelnen Sache und Arbeit in einem höhern und größern Ganzen, dem man dient und deſſen Idee den Redlichen lohnt, wenn er das erkennt, was auch in ſeiner täglichen Beſchäftigung über ihn hinausgeht. Dieſe Ueberzeugung zu wecken, der einzelnen Aufgabe den Schwung und das innere Sichgenügen der allgemeinen zu geben, das Bewußtſeyn des höhern Lebens des Rechts in die engen Kreiſe ſeiner täglichen Bewegung hinab zu führen, das iſt, wenn man das erſtere die ideelle Seite eines ſolchen Verſuchs nennen mag, die zweite und praktiſche Seite deſſelben. Beide ſtehen zuſammen und was die eine an ſich iſt, das wird ſie für die andere. Und darum geht die Erkenntniß der hohen Bedeutung unſers deutſchen Rechtslebens weit hinaus über die Theorie und die Wiſſenſchaft, und es iſt unmöglich, daß die Zeit ſo unerreichbar ferne ſeyn könnte, in welcher der junge Rechtskundige gerade ſie als ſeinen liebſten Beſitz, als das Leben in der geſammelten Maſſe ſeiner Kenntniſſe von den Hochſchulen des Vaterlandes in die ſo oft verklagte Praxis hinüber nehmen wird!

Iſt dem nun aber ſo, ſo kann es nicht genügen, dieſe Ueberzeugungen ſo im Allgemeinen hinzuſtellen. Wir müſſen verſuchen ſie zu *beweiſen* und das, was noch als unmittelbare Gewißheit daſteht, durch die einzelnen Punkte und Fragen hindurch zu führen, mit denen ſie ſich zuletzt doch in die conkreten Gebiete und Aufgaben hinein zu verzweigen beſtimmt iſt. Und ſo wollen wir denn dafür bei dem einfachſten und am nächſten liegenden beginnen.

Das nun iſt der gerade in der neueſten Zeit vielfach beſtrittene Begriff des *gemeinen* Rechts, deſſen Entwicklung und Bedeutung, lange vernachläſſigt über andern Fragen, jetzt mehr und mehr in Vordergrund tritt. An ihn wollen wir als an den faßlichſten Ausgangspunkt das Folgende anſchließen; denn

auf ihm wird doch zuletzt die Hauptſache ſelber beruhen müſſen. — Ganz bekannt wird es auch wohl dem Nichtjuriſten ſeyn, daß der Complex von Rechtsſätzen, der am häufigſten zur Anwendung kommt und der weſentlich das römiſche Recht enthält, mit dem Namen des gemeinen Rechts in Deutſchland bezeichnet wird. Es iſt dieſer Ausdruck um ſo gewöhnlicher und alltäglicher, daß man bis zur neueſten Zeit denſelben ohne Bedenken fortgebraucht hat, obwohl er ſelber die allergrößte Unklarheit enthält, und niemand ihn, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, ſo recht verſtanden und aufgelöst hat. Dieſes Verhältniß erklärt ſich zunächſt einfach durch den geſchichtlichen Verlauf des Rechtslebens in Deutſchland, das wir daher in der Kürze ſo weit es hierher gehört, bezeichnen wollen.

In der Zeit nämlich, wo noch das heilige römiſche Reich ſeine Schatten und ſeinen Glanz über die einzelnen Theile und ſouveränen Landesgebiete Deutſchlands warf, fiel es, ſo ſchwach auch jenes Band des Kaiſerthums ſeyn mochte, dennoch niemanden ein zu denken, daß nicht das deutſche Volk wirklich eine Einheit bilde. Es war, in ſich zerriſſen, ein Volk. Undenkbar aber iſt ein Volk, das als ſolches eine ſtaatliche Form ſeiner Einheit hat, ohne ſein Recht — dasjenige, was ihm auch im Rechtsleben ſeine Perſönlichkeit gibt. Undenkbar ferner iſt ein ſolches Recht eines Volks ohne ein Organ zur Verwirklichung dieſes Rechts — nicht des Rechts überhaupt, denn dafür hat jeder Theil wieder ſein Organ, ſondern gerade des allgemeinen Rechts desjenigen, was in jedem Theile und ſeinem lokalen Recht aber das allgemeine Recht des Volks iſt.

Nun aber hatte das heilige römiſche Reich deutſcher Nation nicht die innere Kraft, ein ſolches deutſches Recht ſelber zu erſchaffen. Um das zu können hätte es nothwendig den Willen jedes einzelnen Theils und den jedes Landesherrn in dem höchſten perſönlichen Willen des Reichsoberhaupts zuſammenfaſſen, und das Beſondere und ſeine Selbſtſtändigkeit dem Allgemeinen unterordnen müſſen. Das widerſtrebte dem deutſchen Sinn, der ſchon zur Zeit des Tacitus in der Vereinzelung und der Abgeſchloſſenheit allein ſich ſo recht zu genügen verſtand. Man wollte nur ſich ſelber ſich unterwerfen, und jeder glaubte dem andern unterworfen zu ſeyn, wenn er ſich dem Ganzen unterordne.

und Lokalität unabhängig; ebenſo, wie dieſe, verſchonte er, ohne daß ein beſtimmter, für alle Fälle paſſender Grund angegeben werden könnte, gewiſſe Gegenden und Länder, während er rings umher wüthete. Allein andrerſeits ſcheint der ſchwarze Tod weit anſteckender geweſen zu ſeyn; er ergriff weit mehr alle Klaſſen der Geſellſchaft; ein beſtimmtes diätetiſches Verhalten ſchützte nicht vor ihm, wie vor der Cholera; überhaupt waren ſeine Verheerungen viel ungeheurer, da er an manchen Orten zwei Drittel der Bevölkerung wegraffte, während ein Achtel bei der Cholera ſchon zu den ſchlimmſten Fällen gehört, und nur in wenigen Ausnahmen die Sterblichkeit noch höher geſtiegen iſt, und in Europa im Durchſchnitt kaum ein Hundertſtel der Bevölkerung beträgt. Noch größere Unterſchiede finden ſich im Verlauf der Krankheit bei einzelnen Individuen. Eine Auseinanderſetzung derſelben würde hier zu weit führen; es genüge, zu bemerken, daß an eine pathologiſche Identität beider Krankheiten nicht zu denken iſt. Die große Analogie ihres epidemiſchen Auftretens aber (denn die Verſchiedenheiten beruhen im Ganzen in dieſer Beziehung doch nur auf der größern Intenſität des ſchwarzen Todes) berechtigt zu der Hoffnung, daß uns die Cholera, wie der ſchwarze Tod, nach einer Reihe von Jahren ganz verlaſſen werde. Der Umſtand, daß die Cholera ſich an vielen Orten in Europa zum zweiten und dritten Male zeigte, kann nicht als Einwendung gelten, da daſſelbe auch bei dem ſchwarzen Tode der Fall war. Vielleicht ſind gerade die fürchterlichen Verheerungen, welche die Krankheit 1837 in Sicilien anrichtete, und durch welche die Hoffnung niedergeſchlagen wurde, ſie werde allmählig an Bösartigkeit verlieren, als das letzte Aufflammen der Weltſeuche anzuſehen, ſo daß ſich hier im Großen wiederholte, was in jeder einzelnen Epidemie beobachtet wurde, daß nämlich die Krankheit, nachdem ſie eine Zeitlang milder geworden war, in den letzten Tagen vor dem völligen Erlöſchen ſich jedesmal wieder zur höchſten Intenſität ſteigerte.

Eine eigenthümliche, leider blutige Epiſode in der Geſchichte der Cholera bilden die Volksaufſtände, die ſie an ſo vielen Orten, von der Newa bis zum Tajo, von der Oſtſee bis zum Fuße des Aetna hervorgerufen hat. Sie entſtanden theils aus dem Widerwillen des Volks gegen die Sperrmaßregeln und beſonders gegen das gezwungene Transportiren der Kranken in die Hoſpitäler,

Dazu kamen eine Menge ſonſtiger Verhältniſſe, die von allen Seiten die Trennung und Theilnahmloſigkeit an der Gemeinſchaft vorbereiteten und hervorriefen. Alles zuſammen machte eine deutſche Rechtsſchöpfung unmöglich. So kam es, daß jenes, durch die Einheit des Volks bedingte deutſche *Recht* nirgends eine deutſche *Geſetzgebung* fand, durch welche es ſich als ein Rechtsganzes dem Leben der einzelnen Theile Deutſchlands hätte manifeſtiren können. Nur einmal ward ein ſolcher Verſuch gemacht, der im großartigen Maßſtabe auftretend, gleichſam von ferne andeutete, was das Kaiſerthum für die Rechtsgeſchichte eigentlich bedeuten ſoll. Als Karl V. die Ideen Heinrichs III. wieder aus ihrem Grabe heraufrief und die centrale Gewalt der kaiſerlichen Krone zur Herrin über die Landeshoheit der Reichsfürſten einzuſetzen verſuchte, trat er mit der bekannten Reichsſtrafgeſetzgebung hervor, die als Carolina noch gegenwärtig in der Lehre des deutſchen Strafrechts ein Schattenleben fortführt, und derſelben eine Einheit gibt, die nur in der Theorie exiſtirt. Aber ſchon damals, in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts blieb eine Reichsgeſetzgebung auch dem mächtigſten der deutſchen Kaiſer unmöglich; die Spaltung des Glaubens zerriß ſpäter den Staat, und die gebrochene Einheit des Staatslebens ließ niemanden ferner auf ein *geſetzliches Reichsrecht* hoffen. — Dennoch war das deutſche Volk als Ein Volk da, und als ſolches *mußte* es, ſeinem Weſen nach, nach *ſeinem*, ihm gemeinſamen Recht ſuchen. Und dieſes Bedürfniß wurde nun der Punkt, auf dem das römiſche Recht und ſein Studium zum erſtenmale eine mehr als blos juriſtiſche Bedeutung erhalten hat.

Allerdings nämlich *galt* damals in allen Theilen Deutſchlands weſentlich daſſelbe Recht. Allein dieſe Geltung der deutſchen und urſprünglichen Rechtsſätze war eine *lokale*. Es iſt nothwendig ſich dieſen Ausdruck aufzulöſen, um den Zuſtand jener Zeit und zum Theil auch den unſerigen klar zu verſtehen. Die Geltung eines Rechts geht von der höchſten Gewalt in dem Kreiſe aus, in welchem ein Rechtsſatz Anwendung findet. Dieſe höchſte Gewalt für das Recht war die Landeshoheit. Obwohl daher die Rechtsſätze in den meiſten Gebieten gleich waren, ſo galten ſie in den einzelnen doch nur als Ausfluß des Willens der *örtlichen Landeshoheit*. Sie bildeten daher für die

verschiedenen Gebiete des deutschen Reiches zwar ein, den einzelnen gemeinsames Recht, wie man sich am richtigsten ausdrücken wird, aber sie waren kein gemeines Recht, das heißt sie hatten trotz ihrer Uebereinstimmung in Inhalt und Wesen keine, durch eine und dieselbe höchste Gewalt gegebene Geltung. Gerade in dieser Geltung suchte man das Moment der Einheit; die bloße Uebereinstimmung war das Unwesentliche, in ihr fand man nicht den Ausdruck der Identität des Rechtslebens und der Rechtsbildung des deutschen Volkes in seinen einzelnen Stammesstaaten; und so ergab sich denn der erste Grundzug in der Rechtsgeschichte des deutschen Volkes, daß es trotz des Daseyns eines gemeinsamen Rechtes in diesem gemeinsamen Recht kein gemeines deutsches Recht zu besitzen glaubte.

Was nun der Inhalt jenes gemeinsamen Rechts gewesen ist und noch ist, brauchen wir nur kurz zu berühren. Es ist derselbe eben dasjenige, was wir noch jetzt als das deutsche Privatrecht bezeichnen. Das deutsche Privatrecht in seiner gegenwärtigen Gestalt ist der Versuch, alle die Rechtssätze, welche abgesehen von dem römischen Recht in allen Theilen Deutschlands sich als ein gemeinsames Recht der einzelnen Staaten wieder finden, in ein Ganzes als ein System zusammen zu stellen. Es enthält daher wirklich ein Recht des deutschen Volkes und zwar ein Recht, das ihm als Volk eigenthümlich und gemein ist; und in der That haben seine wichtigsten Bestimmungen eine sogar ausgedehntere Geltung, wie manche Sätze des römischen Rechts. Dennoch ist es niemals einem Juristen eingefallen, dieses Recht ein gemeinsames deutsches Recht zu nennen. Der Grund dieser Stellung des deutschen Privatrechts liegt einfach in dem obigen Verhältniß, daß man die Gemeinheit des Rechts an der Gewalt bestimmte, durch welche dasselbe seine Geltung in Deutschland erhalten hatte; und jene Geltung des deutschen Privatrechts war durch keine gemeine Gewalt für Deutschland eingeführt.

Auf diese Weise ist es gekommen, daß trotz des deutschen Privatrechts das deutsche Rechtsleben sich nach einem anderen gemeinen Recht umsah; wir haben aber jenes Verhältniß besonders hervorgehoben, weil nur aus ihm sich die spätere eigen-

thümliche Stellung dieſes Rechtsgebiets zum römiſchen Recht erklären läßt.

In derſelben Zeit nun, als das Kaiſerthum mit Karl V. und beſonders mit den Religionskriegen für immer die Möglichkeit verlor, durch eine kaiſerliche Geſetzgebung dem deutſchen Volke jenes gemeine Recht zu erſchaffen, geſchah es, daß das Studium des römiſchen Rechts in Deutſchland entſchieden ſeine Heimath zu finden begann. Das ſechzehnte Jahrhundert iſt für die Geſchichte der Wanderung dieſes Rechts durch die Völker des Abendlandes ein hochwichtiges in mehr als einer Hinſicht. Schon im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts nämlich, wo nur noch eine ſagenhafte Bekanntſchaft mit demſelben in Deutſchland exiſtirt, zieht es, theils durch die Geiſtlichkeit und das kanoniſche Recht getragen, theils durch die Eroberung des ſüdlichen Frankreichs durch die Könige des nördlichen herbeigerufen, in Frankreich hinein. Hier kamen ihm die Juriſten mit Leben und Bereitwilligkeit entgegen. Faſt ohne Widerſpruch verbreitet es ſich während des 13ten Jahrhunderts über alle Gerichte und Lehrſtühle, und wird zum Mittelpunkte der eigentlichen Rechtswiſſenſchaft Frankreichs und ſeiner jungen juriſtiſchen Literatur. Die beſten Kräfte des Landes wenden ſich ihm zu; die Nacheiferung gibt der Arbeit ihren Schwung, die praktiſche Wichtigkeit des Rechts ſelber in den Gerichten und beſonders den Parlamenten verleiht ihr und denen, die ſich ihr widmen große Bedeutung; das Zuſammenwirken der Kräfte auf einem und demſelben Gebiet erzeugt eine Gleichheit und Gemeinſamkeit der Beſtrebungen, und ſo entſteht die franzöſiſche Schule des römiſchen Rechts, als deren Haupt unbeſtritten Cujacius (Cujas) gilt; nebem ihm kennt der Juriſt noch viele andere Namen, von denen wir nur den bedeutendſten, Donellus (Doneau), herausheben. Dieſe franzöſiſche Schule iſt nicht blos eine Fortſetzung, ſondern ſie iſt ein Fortſchritt vor der älteren italieniſchen, die man als die Schule der Gloſſatoren bezeichnet. Während dieſe ſich über die reine Interpretation der einzelnen Stellen des Corp. jur. civ. nirgends erhebt, beginnt die franzöſiſche den Inhalt der einzelnen Titel und Bücher des Rechtsbuches zu ſelbſtſtändigen Darſtellungen zu verarbeiten, und auf dieſe Weiſe gleichſam ein zweites Corpus juris an die Seite des erſten zu ſtellen. Der erſte Vertreter dieſer

Richtung iſt Johannes Faber, dem die ſpäteren in derſelben Art, wenn auch mit entſchieden größerem Geiſte gefolgt ſind. Verbunden mit der ererbten gemeinen Interpretation vermochte dieſe franzöſiſche Behandlungsweiſe es zuerſt die eigentliche Herrſchaft über den Stoff der römiſchen Rechtsmaſſe zu gewinnen, um ſo mehr, da ſie zugleich der römiſchen Rechtsgeſchichte Bahn brach. Sie ward daher mit Freuden begrüßt und wie ſie ſelber ihren Gegenſtand beherrſchte, ſo vermochte ſie es auch, wiederum die ganze Geſtalt des römiſchen Rechtsſtudiums anderer ſich zu unterwerfen. Ihr Glanzpunkt iſt nun das 16te Jahrhundert, dieſelbe Zeit, in der ſich die innere Auflöſung des deutſchen Reiches entſchied.

Immer nun zeigt es ſich in allen Dingen, daß wenn eine Richtung den Keim, der in ihr liegt, zur höchſten Entwickelung gebracht hat, die Kraft und die Luſt, in dieſer Richtung fortzufahren, raſch zu verſchwinden beginnen. So erging es auch der franzöſiſchen Schule. Mit Cujaz ſchließt ſie eigentlich ab in der alten Weiſe; das römiſche Recht beginnt, ſich mit dem franzöſiſchen Landrecht zu verſchmelzen; eine neue Epoche ſeines Lebens beginnt in Frankreich und das rein römiſche Studium verläßt den Boden dieſes Landes, um über Belgien nach Deutſchland zu wandern.

Hier nun traf es den Zuſtand der Dinge und der Bedürfniſſe in der Weiſe an, wie oben beſchrieben; Auflöſung der Reichsgewalt, ſelbſtſtändige Hoheit der einzelnen Territorien, Abgeſchloſſenheit ihres Rechts und ihrer Entwickelung; daneben aber dennoch das Bewußtſeyn, daß alle dieſe Landesgebiete von Einem Volke bewohnt, ja noch ſogar von Einer Staatsform umſchloſſen ſeyen, ohne daß jedoch dieſes Volk ein ihm eigenes allgemeines Recht anerkannt und ohne daß jene Staatsform die Macht gehabt hätte, ein ſolches Recht zu erzeugen. Wenn ſich das römiſche Recht und ſeine beginnende Geltung an irgend eines dieſer Verhältniſſe angeſchloſſen, und ſeine Einführung unmittelbar durch die lokale oder durch die allgemeine Staatsgewalt bewirkt, oder ſich für das eigentliche Recht des Volkes ausgegeben hätte, ſo wäre die Geſchichte deſſelben in Deutſchland eine andere geworden. Das that es nicht, und hätte es das gewollt, es würde es nicht vermocht haben. Gerade das war in Deutſchland, wie früher in Frankreich, das Eigenthümliche ſeiner Entwicklung

daß es ganz unabhängig von allen äußeren Mitteln auftrat und sich einfach und ohne weitere äußere Veranlassung mitten in das Rechtsleben der Nation hinstellte, ein Recht, das niemand positiv anerkannte, das in Sprache wie in Begriffen dem freien Volke für das es nun gelten sollte, gänzlich unbekannt war, und das dennoch diese Geltung in Anspruch nahm, ohne dafür einen Rechtstitel zu fordern, ja ohne sich auf irgend einen Widerspruch dagegen einzulassen. Die Lehrer lehrten es, die Zuhörer nahmen die Lehre von der Hochschule mit ins praktische Leben hinüber; von allen Punkten Deutschlands kamen sie herbei, und durchdrungen von der Bedeutung und der Gewalt jener imposanten Rechtsmasse kehrten sie in den engen Kreis ihrer Lebens- und Berufsthätigkeit zurück, um in Anwendung zu bringen, was sie sich mit der ersten wissenschaftlichen Thätigkeit ihres Geistes zu eigen gemacht; ehe ein Jahrhundert verfloß, finden wir das römische Recht in allen Theilen Deutschlands an der Spitze des Rechtslebens, und die Vorstellung von der allgemeinen Anwendung desselben gab der Anwendung im Einzelnen den letzten und entscheidenden Nachdruck. So kam es und so war es da, ohne daß man sich über sein Anrecht auf eine solche Stellung eigentlich Rechenschaft abgelegt hätte; mit seiner eigenen ihm inwohnenden Gewalt hat es schweigend vollzogen, was weder Kaiser noch Reich damals vermochten, die Anerkennung eines Rechts, das als ein gemeingültiges für Deutschland dastand. Dies ist die eigenthümliche Bewegung des römischen Rechts, die man als die Reception desselben zu bezeichen pflegt.

Als man nun begann in Deutschland zu der Erkenntniß zu kommen, daß man, gleich viel auf welche Weise und mit welcher Berechtigung, wirklich in jenem römischen Recht ein gemeingültiges Recht für das deutsche Volk besitze, da erhob sich natürlich die Frage, wer es denn eigentlich als deutsches Recht eingeführt habe? Die erste Antwort lag nahe, niemand hatte seine Anwendung geboten und niemand das Corpus juris als gemeines Rechtsbuch hingestellt. Das war aber doch undenkbar, daß ein Recht gelten solle ohne gesetzliche Einführung. Es mußte daher irgend eine solche gesetzliche Gewalt in irgend einer Weise hinzugedacht werden, deren Willen man gleichsam als die Basis der Geltung dieses Machtkörpers, seiner Anwendung

unterlegen könne. Nun galt das Corpus juris für das ganze Deutſchland; welche andere als die kaiſerliche Macht hätte ihm dieſe Geltung geben können? Jedermann wußte, daß das freilich nicht geſchehen ſey; niemals hatten die Kaiſer über Recht und Gültigkeit des Corpus juris irgendwie ſich ausgeſprochen. Aber dennoch, ſo eigenthümlich iſt dieſe Geſchichte des römiſchen Rechts im Abendlande, ſtand Niemand an dieſes römiſche Recht als das durch das Kaiſerthum gültige anzuerkennen. Denn freilich mußte es, indem es eben das allgemeine Recht war, durch den allgemeinen Willen des Volkes eingeführt ſcheinen; der Träger dieſes allgemeinen Willens war der Kaiſer; was lag näher, als die Uebertragung jener Einführung auf den Willen deſſen, der, wenn er ſie auch nicht beſchloſſen, doch dieſelbe allein hätte beſchließen können? Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß die unmittelbare und rein hiſtoriſche Reception des römiſchen Rechts ſich an die Idee des Kaiſerthums anſchloß; das römiſche Recht als das allgemeine deutſche Recht, ward das kaiſerliche Recht; und ſo fand die älteſte Idee im ſtaatlichen Bewußtſeyn des deutſchen Volkes, daß ſein Kaiſer der Nachfolger der alten weltbeherrſchenden römiſchen Kaiſer geworden, ihre Vertretung und ihren Platz auch in dem Leben ſeiner eigentlich rechtlichen Entwickelung.

Gewiß iſt dieſes Verhältniß in mehr als einer Beziehung ein eigenthümliches und verdient die höchſte Beachtung für alle geſchichtliche Darſtellung, die über der Bewegung des äußeren ſtaatlichen Lebens die Geſchichte der Ideen eines Volkes anzuerkennen weiß. Allerdings ſind die obigen Vorſtellungen trotz ihres beſtimmten Inhalts und ihrer anerkannten Allgemeinheit in ihren Gränzen und ihrer Form höchſt unklar und unentſchieden geweſen, und es dürfte ſchwer, wenn nicht geradezu unmöglich ſeyn, ſie genau ſo wiederzugeben, wie ſie ſeit dem 16ten Jahrhundert in Deutſchland ſich geſtaltet. Allein dennoch haben ſie eine große Bedeutung gerade für das Gebiet der ſtaatlichen Ideen, das wir oben berührten. Daß Deutſchland ein Volk bildete, daß dieſes eine Volk kein gemeines Recht hatte und daß dieſer Mangel auf dem Mangel eines gemeinſamen Willens beruhte, iſt geſagt worden. Es galt nun, den Widerſpruch zu heben, der in dieſem Verhältniß lag. Und hier zum erſtenmale

tritt uns nun das entgegen, was zum Unglück Deutschlands uns seit Jahrtausend gefehlt hat. Der Wille des Volkes und das Leben desselben gibt und erzeugt sich durch seine eigene, von keiner staatlichen Gewalt gestützte That, was die Fürsten ihm nicht geben konnten oder wollten, das gemeine Recht für dieses Volk. Das römische Recht gilt, weil das Volk es an- und aufnimmt; es gilt als das gemeine Recht, weil das ganze deutsche Volk es in sich verarbeitet; es ist dasselbe diesem Volk sein Recht, weil es durch gemeinsame, von allen Theilen zugleich und in gleicher Weise übernommene Arbeit sich die Kenntniß und die Anwendung desselben in allen Gebieten seines Landes errungen hat. Und deßhalb nun ist dieses Recht für das deutsche Volk schon damals kein eigentlich fremdes Recht gewesen, mochte auch Sprache und Begriff unter Tausenden kaum Einem verständlich seyn. Denn verständlich war das einem jeden, daß man dies Recht nicht aus der Hand eines fremden Herrschers angenommen, sondern selbst mit eigenem freien Willen ihm eine Heimath in dem deutschen Vaterlande angewiesen und daß es jetzt nur auf die Arbeit desselben eignen Willens ankomme, sich davon so viel zuzueignen, als man selber wolle. Nirgends mehr als gerade in diesem Gebiete der Rechtsentwickelung ist die Freiheit des Rechtslebens der deutschen Nation eine lebende und energische gewesen. Und eben jener Gedanke, daß es ein kaiserliches Recht sey, obwohl kein Kaiser es eingeführt, beweist mehr wie alles andere, daß sich dieses Volk gerade in dem Besitze dieses Rechts und seiner Anwendung zum erstenmale als wirkliche Einheit gefühlt hat.

Das ist nun der Gesichtspunkt, von dem aus jene Reception des Corpus juris und die Geltung des römischen Rechts in Deutschland ihre höhere geschichtliche Bedeutung erhalten. In dieses römische Recht und seine Anwendung hat sich die Idee der einheitlichen Bestimmung und des gemeinsamen Lebens unseres Volkes gleichsam als in ihre letzte Heimath zurückgeflüchtet, nachdem die Verfassung zersplittert, das Kaiserthum ohnmächtig, die Reichstage eine leere Form, die Gesetzgebung inhaltslos geworden. An der Geltung des Corpus juris pflanzt sich der Gedanke fort, daß Deutschland, trotz seiner Zerrissenheit, dennoch ein Ganzes bilde; das Festhalten an diesem Prinzip ist

nicht einfach ein Festhalten an einem geltenden Recht, sondern es ist der letzte Punkt, auf dem sich die Gemeinsamkeit des Willens jenes Volkes noch zu manifestiren vermag, und die Thatsache des Daseyns des römischen gemeinen Rechts in Deutschland ist einer der ersten und vielleicht der erste unter allen Beweisen, daß auch in der Zeit der größten Verlorenheit unserer Zustände der Keim eines starken und einheitlichen Volkslebens uns nicht untergegangen ist.

An diese erste und leider in der deutschen Geschichte zu wenig beachtete Thatsache des deutschen Volkslebens schließt sich die zweite, die gleichfalls, weil äußerlich ihre Wirkung wenig zur Erscheinung kam, fast immer übersehen und vernachlässigt wird, das Daseyn und die Thätigkeit des Reichskammergerichts. In derselben Zeit nämlich, wo die Auflösung der Reichseinheit in Landessouverainetäten aus einer blos faktischen zu einer gesetzlichen wurde, dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, tritt uns dieses Institut als das Organ des gemeinsamen Rechts in Deutschland entgegen. Das Reichskammergericht soll das oberste Gericht für alle höchsten Gerichte der einzelnen Lande Deutschlands seyn; es soll mithin das Recht aussprechen, welches als das für alle diese Lande geltende angesehen werden mußte. Lassen wir nun die übrigen Aufgaben und Thätigkeiten dieses Gerichts zur Seite, so bleibt doch Eins, durch die Natur der Verhältnisse gegeben, als der wichtigste Punkt unter allen übrig. Welches war denn dieses, nicht mehr an lokale Geltung gebundene allgemeine Recht in Deutschland, für das jenes Gericht das dauernde und allgemeine Organ seyn sollte? Wo waren die Prinzipien zu finden, deren Anwendung durch das Reichsgericht nirgends in dem ganzen Deutschland Widerspruch erwarten durften? Entschieden nur Ein Recht konnte diesem Gericht und seiner schweren Stellung genügen, dasjenige, das durch Lehre und Praxis wirklich schon das gemeine Recht war, jenes römische Recht selber, dem die tägliche Arbeit des Rechtslebens die Bahn zur Geltung in dem Gerichtssysteme jedes einzelnen Landes zu öffnen begann. So wie daher das Reichsgericht auftrat, entschied sich Stellung und Verhältniß desselben zum römischen Recht fast unmittelbar; das römische Recht ward das Recht des Reichskammergerichts, und das Reichskammergericht ward das

Organ des römiſchen Rechts in Deutſchland. Beide ſchloſſen ſich in enger Wechſelwirkung zuſammen; die Idee der gemeinen Geltung des römiſchen Rechts und ſeiner Prinzipien fand ihre Verwirklichung in den Urtheilen des oberſten, eigentlich deutſchen Gerichts; die Urtheile dieſes höchſten Gerichts erhielten ihre innere Gültigkeit durch die Aufnahme der Prinzipien, die im ganzen Reiche als das gemeine kaiſerliche Recht wirklich ſchon anerkannt waren. Beides, zugleich erſcheinend und zugleich thätig, bildet von da einen eigenen und faſt allein ſtehenden Theil der Geſchichte des deutſchen Rechts und Rechtslebens.

Es iſt nun natürlich, daß wir in dieſem kurzen Abriß Vieles und Wichtiges gar nicht einmal haben berühren, viel weniger entwickeln können. Man wird ſich aber auch ohne beſondere Hinweiſung nicht jene Stellung des römiſchen Rechts und des Reichsgerichts als ein von den übrigen Verhältniſſen abgeſondertes, von ihnen nicht beſtimmtes und betroffenes denken. An allem was verderblich, wie an allem was groß und gut war in jener Zeit, hat auch dieſe Seite des Lebens ihren Theil gehabt; und die Erfüllung jener Umriſſe gibt erſt das Bild der ganzen Geſchichte der deutſchen Einheit in ihrer traurigſten Zeit. Allein das war es auch nicht, worauf es uns zunächſt ankam. Wir gingen von der Frage aus, in welchem Sinne man von einem *gemeinen Recht* in Deutſchland, als dem über jede lokale Beſonderheit erhabenen eigentlich *deutſchen* Recht reden könne. Und dieſe Frage iſt es zunächſt, die uns das Obige beantwortet. Der Gedanke, der ganz ohne Bezweiflung bis auf die letzten Jahrzehnte herab angenommen ward, daß eben *nur* das *römiſche* Recht das *gemeine deutſche* Recht ſey, hat für die Zeit des Reiches in der That nicht blos eine ideelle, ſondern eine vollkommene praktiſche Bedeutung; denn obwohl jenes Recht ein fremdes, dem Volke unverſtändlich und nicht aus dem Leben deſſelben erzeugt, ſo hatte dieſes Volk dennoch *kein anderes* Recht, das für daſſelbe ein *gemeines* geweſen wäre, als das römiſche des Corpus juris.

Und hier können wir im Kurzen, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf eine Erſcheinung werfen, die ſich nicht blos in Deutſchland bei der Reception der römiſchen Rechtsmaſſe gezeigt hat. Als dieſes Recht begann von den Lehrſtühlen allmählig in

die Gerichte, die Parteivorträge und die Urtheile hinüber zu treten und wirklich praktische Geltung erhielt, da konnte es nicht fehlen, daß das richtige Gefühl des Volkes bei aller Anerkennung der Wichtigkeit jener Bewegung dem Eindringen eines solchen ganz fremden Elementes gleichgültig geblieben wäre. Man begriff, daß die Reception des römischen Rechts keineswegs bei der einfachen Annahme einer Reihe von Rechtssätzen stehen bleiben werde; es ward klar, daß dieses Recht, ein förmliches Studium und eine wissenschaftliche Bildung bedingend, zugleich eine wesentliche Umgestaltung der ganzen Gerichtsverfassung durch die Umgestaltung der Rechtsbegriffe erzeugen werde. Damals galt nun an den meisten Orten, wenn auch vielfach schon durchbrochen und in leere Form ausgeartet, noch das eigentliche Volksgericht der Schöffen als die allgemeine Grundform des deutschen Gerichts. Fast unvermeidlich war es, daß durch die Aufnahme des römischen Rechts der schon schwindenden Theilnahme des Volkes an seinem Gerichtsleben nicht der letzte Stoß gegeben wurde. Mit Trauer und Unmuth sahen viele diese unvermeidliche Entwicklung herannahen; und zu nahe lag es, dem römischen Recht die Schuld zu geben, daß das alte deutsche Gericht dem neuen Beamtengericht seine Stelle einräumen müsse. Von dieser Zeit an haben daher viele nicht aufgehört, das Daseyn und die Gültigkeit des römischen Rechts als dasjenige zu verklagen, das allein den Verlust dieses Palladiums eines starken Volkslebens über Deutschland gebracht. Entschieden nun freilich hat das römische Recht diesen Gang der Dinge; aber erzeugt hat es ihn nicht. Der Untergang der Volksfreiheit lag auf einem ganz anderen Gebiete; der Untergang der Volksgerichte ist nur die Erscheinung jener allgemeineren Entwicklung in einem besondern Theile des Rechtslebens und nur die neue Gestalt der Dinge, nicht der Untergang des alten Rechts und Gerichts selber ward bedingt durch das römische Recht. Dennoch ist es für viele das gewöhnliche geworden, die Reception des römischen Rechts nur von diesem Gesichtspunkte aus zu beurtheilen. Wir nun meinen, daß sich die Einseitigkeit dieser Auffassung nicht besser widerlegt, als gerade durch die Entwicklung jenes Begriffes des gemeinen deutschen Rechts. Denn wie vieles und großes wir dem römischen Recht verdanken und

theils entsprangen sie bekanntlich aus der seltsamen Idee, die Cholera existire gar nicht, sie sey eine Erfindung der Regierungen und der mit ihnen verschworenen höheren Stände, um unter diesem Vorwande durch die Aerzte die armen Leute vergiften zu lassen, und sich so eines lästigen Theils der Bevölkerung auf eine bequeme Weise zu entledigen. Wunderbar bleibt die Uebereinstimmung, womit sich diese entsetzliche Verrücktheit an so verschiedenen Orten wiederfindet; denn daß sie durch Zeitungsnachrichten oder Tradition irgend einer Art von dem Petersburger Pöbel unter die Bauern des platten Landes von Ungarn und von da nach Paris und Madrid gekommen sey, ist theils wegen der Kürze der Zeit (in Petersburg war der Aufstand am 8. Juli, in Pest am 25. Juli), theils wegen des für auswärtige Nachrichten isolirenden Bildungsgrades der hiebei betheiligten Volksklasse unwahrscheinlich. Jedenfalls wirft diese Erscheinung, wo sie vorkam, ein trübes Licht auf den Culturzustand der untern Volksklassen und auf den Grad ihres Vertrauens zu den in der socialen Hierarchie höher stehenden, ein Mißtrauen, das in der Geschichte der Cholera durch die kein Opfer scheuende Humanität der Regierungen und die beispiellose Wohlthätigkeit der wohlhabenderen Klassen eine glänzende Widerlegung erhielt. St. Petersburg war der erste Schauplatz dieser rasenden Thorheit; mehrere Aerzte fielen hier als Opfer der verblendeten Wuth des Pöbels, die nur die großartige Persönlichkeit des furchtlosen Monarchen zu bändigen vermochte. In Pesth sollen sich auch Studenten unter die „Nints Cholera“ rufenden Haufen gemischt haben; hier, so wie in Königsberg, Stettin, Breslau sehen die Behörden sich genöthigt, auf die Empörer feuern zu lassen. Die gräßlichsten Auftritte (nur vielleicht von den Schandscenen in Palermo überboten, über deren wahre Beweggründe aber sichere Nachrichten noch fehlen) ereigneten sich im Zipser und Zempliner Comitat des Königreichs Ungarn. Die schauderhafte, mit raffinirter Grausamkeit verübte Ermordung der Edelleute und Aerzte, ihrer Frauen und Kinder mußte durch militärische Exekutionen blutig gerächt werden. Hier gab die unglückselige Empfehlung des Chlors als Präservativ- und Desinfections-Mittels die nächste Veranlassung zu der wahnsinnigen Idee einer systematischen Vergiftung. Bei wem Chlorkalk gefunden wurde, der galt für einen Vergifter und war rettungslos verloren, denn die Bauern

was es uns geweſen iſt, das wird erſt klar, wenn wir es in ſeiner ganzen Bedeutung mit in die Geſchichte der Auflöſung des deutſchen Reiches und Volkes hinſtellen.

Das iſt nun im kürzeſten Ueberblick das Verhältniß des römiſchen Rechts und insbeſondre des Corpus juris zu der Idee des deutſchen Rechtslebens, und ſo hat daſſelbe ſich den Namen und die Bedeutung des gemeinen deutſchen Rechts gewonnen für die Zeit, in welcher das alte Reich noch fortbeſtand. Es iſt aber das Obige nicht anzuſehen als eine Reihe von Sätzen, die in jener erſten Epoche des Begriffes von einem gemeinen deutſchen Recht den Einzelnen im Volk und im Juriſtenſtande erſt nach genauerer Unterſuchung klar geworden wäre. Sondern, wie jene ganze Stellung des römiſchen Rechts ſich aus der Natur der Sache ohne erhebliches Zuthun des Einzelnen gebildet hatte, ſo war es denſelben auch unmittelbar gewiß; das römiſche Recht war das gemeine deutſche, das kaiſerliche Recht; Niemand brauchte zu behaupten, was Niemand beſtritt und bezweifelte; alle Fragen nach dem Daſeyn eines gemeinen Rechts, nach der Gültigkeit deſſelben, nach ſeinem Umfange und nach ſeinem Namen waren jener Zeit vollkommen fremd; alles was hier zur Sprache gekommen iſt, gehört erſt unſerer Zeit; und gerade jene zweifelloſe Entſchiedenheit über dieſe doch ſo tiefgreifende Frage iſt der ſchlagendſte Beweis, daß das römiſche Recht wirklich die Stellung im deutſchen Rechtsleben gehabt, die wir ihm nachgewieſen.

Allerdings nun iſt die Bedeutung des römiſchen Rechts auch ſchon in dieſer erſten Periode mit jener Stellung nicht ganz erfüllt. Neben ſeiner Aufgabe, das eigentlich gemeine Recht des deutſchen Volkes zu ſeyn, hatte es eine zweite, nicht minder wichtige, an der dieſe ganze erſte Epoche unbewußt fortgearbeitet hat; was dieſe war, und ſollte, kommt erſt in der gegenwärtigen zur Erſcheinung und wird hier ſeinen Platz finden. Gehen wir indeß zunächſt über zur zweiten Epoche in der Geſchichte des Begriffs eines gemeinen deutſchen Rechts in Deutſchland.

Zwar war das heilige römiſche Reich im vorigen Jahrhundert zu einem bloßen Schattenbilde ſeiner alten Größe herabgeſunken; die Einigkeit im Innern war gebrochen, die Macht nach Außen nichtig und ein Spott der anderen Staaten, und der Glaube an das alte Deutſchland in dem Bewußtſeyn unter-

gegangen, daß dem Volke und ſeiner inneren Noth nur durch ein neues Leben geholfen werden könne. Dennoch war die Form des Reiches noch da, und die Form iſt mächtig. Es gab einen Kaiſer, es gab ein Reich, einen Reichstag, ein Reichsgericht, und an dieſe Erſcheinungen knüpfte alles, was als gemeines deutſches Leben ſich erhalten oder entwickeln wollte, ſeine Berechtigung. Nicht an ſich hatten jene Reſte der alten Zeit ihre Bedeutung, ſondern vielmehr an dem, was auf ihnen erbaut war und was durch ſie zur Gültigkeit kam; und nicht das Geringſte unter dieſem war jener Begriff des gemeinen, deutſch-römiſchen Rechts, den wir dargeſtellt.

Nun kam das neunzehnte Jahrhundert; in ihm ſtehen wir. Der Sturm aus Weſten fand noch die alte Eiche, aber der Boden ward unterhöhlt, die Wurzeln todt oder zerriſſen; ein Stoß und ſie ſank hin. Die Klage über den Fall des alten lieben Genoſſen ſo mancher Leiden ward übertönt durch das laute Gewoge größerer Entſcheidungen und durch die Hoffnung einer neuen und beſſeren Zukunft. Dieſe nun mußte ſchwer erkauft werden; die Freiheitskriege waren es, die nach einem halben Jahrtauſend die Idee des deutſchen Volkes wieder erweckten. Auf dem Boden dieſer Idee entſtand die neue Verfaſſung des alten Reiches, der deutſche Bund.

Und jetzt, nachdem dieſes Volk als Einheit zum erſtenmal ſich der Geſchichte aufs neue gezeigt und ſich als ein ſelbſtſtändiges Ganze den anderen Völkern der Welt gegenüber manifeſtirt hatte, konnte es da, in dieſer erſten Jugendlichkeit ſeines Selbſtbewußtſeyns fehlen, daß es nicht auch nach einem eigenen, ihm als ſolchem gehörigen Recht gegriffen hätte? Das iſt der rechte Beweis für die Wahrheit der Prinzipien der geſchichtlichen Entwicklung, daß ſie ſich in ihrer Wirkung zeigen, ohne daß der Einzelne mit weitgreifender Deduktion erſt nöthig hätte, ſie ſich zu beweiſen. So gewiß es iſt, daß kein Volk ohne ſein Recht gedacht werden kann, ſo unausbleiblich war jene Bewegung, die der Genius unſeres deutſchen Rechtslebens im Jahre 1814 hervorrief, und die noch gegenwärtig in den Ideen der Beſſern unverloren nachhallt. Kaum hatte die Kraft des Volks die Fremdenherrſchaft gebrochen, und kaum traten die Fürſten zum erſtenmal wieder zuſammen, um die Trümmer der alten Verhält-

niſſe aus dem Schutte der Umwälzung wieder herauszuleſen, als auch ſchon des edlen Thibauts Stimme ſich erhob, man müſſe dem deutſchen Volke ſein deutſches Recht, ein einheitliches, durch es ſelber geſetztes, ein Recht ſeines eigenen Willens, eine deutſche Geſetzgebung geben; jetzt ſey die Zeit, zu den Reſten der fremden Herrſchaft auch die der fremden Rechtsherrſchaft hinzuwerfen, und hier wie auf anderem Gebiet das nationale Bewußtſeyn und die eigene Selbſtbeſtimmung an die Spitze zu ſtellen. Wenig Abhandlungen im ganzen Gebiet der Rechtsliteratur ſind kürzer und wortärmer geweſen, als jener berühmte Thibautſche Aufſatz; keine einzige hat ſolche geſchichtliche, inhaltsreiche Bedeutung gehabt. Denn dieſe Abhandlung bewies nichts, entwickelte nichts, lehrte nichts; ſie war nichts als der einfache Ausdruck der in der Natur des Volkes unabweislich gegebenen Forderungen; ſie ſprach aus, was die Sache ſelbſt enthielt, und wie dieſe ſelber unmittelbar gewiß dem Einzelnen vorſchwebte, ſo überzeugte jenes Wort unmittelbar die ganze Maſſe derer, die in ihren Erwartungen weiter gingen als die Verhältniſſe. Jenes Auftreten Thibauts gehört darum nicht blos der Rechtsgeſchichte; es iſt ſelber und mit ihm der Streit der ſogenannten philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schule, ein Akt des Volkslebens und ſeiner Geſchichte, und wenig kennen diejenigen die Bedeutung dieſes Gedankens, die jener glänzenden Erſcheinung nicht ihren Platz unter den wichtigſten Dokumenten unſerer innern Bewegungen einräumen.

Oft, und immer aufs neue und immer mit Recht wird das zweite und das dritte Jahrzehent unſeres Jahrhunderts zuſammengeſtellt und verglichen mit den letzten Zeiten des vergangenen; und immer aufs neue findet der Forſcher neue Punkte, die den unendlichen Fortſchritt beurkunden, den dieſe ernſten Jahre uns gebracht. Wenig beachtet, darum nicht der Beachtung weniger werth iſt der Umſchwung, den die Idee des gemeinen Rechts mit dem andern zugleich erlebt hat. Denn in der That, betrachten wir den Gedanken Thibauts, das Bild einer deutſchen Geſetzgebung genauer, ſo iſt daſſelbe nichts anders, als die Geſtalt, die jenes frühere Schattenweſen des gemeinen Rechts unter dem römiſchen Reich deutſcher Nation in der neuern Form des deutſchen Volks annahm. Auch die deutſche Geſetzgebung wäre ein

deutsches gemeines Recht geworden, ein gemeines Recht durch den Willen des Volks, die Wirklichkeit und die formelle Erfüllung desjenigen, wofür die alte Idee des gemeinen Rechts ein schlechter und nothgedrungener Behelf gewesen. So weit war man gekommen in einem halben Menschenalter, und so tief ging die Idee der deutschen Einheit schon damals hinein in das Bewußtseyn des Einzelnen, daß man sie in der Gestalt eines deutschen Gesetzbuches zur Herrscherin auch über die einzelnsten Angelegenheiten und Streitigkeiten des Einzelnen erheben wollte.

Daß sich damals jene Ideen nicht erfüllt haben, warum nicht und wie nicht, das wollen wir füglich Andern darzustellen überlassen. Mit der Form einer kaiserlichen Herrschaft ging auch der Plan einer deutschen Gesetzgebung zu Grabe. Der deutsche Bund entstand. Das deutsche Reich der neuen Zeit vollendete der Form nach, was in der Sache schon das Reich der alten Epoche vollzogen, die Souveränetät der einzelnen Territorien, die dem Bunde angehörten. Vorüber zogen jene Gebilde und Hoffnungen der phantasiereichen Gemüther; die Wirklichkeit blieb, der heutige deutsche Bund und seine Verfassung.

Und hier nun kehren wir zu unserem Begriffe zurück. Als die Grundzüge der alten Verfassung zur Basis der neuen wurden, konnte es nicht fehlen, daß nicht auch der Zustand des frühern Rechtslebens sich in unsere Zeit herübergesiedelt hatte. Das erste daher, was uns hier entgegentritt, ist der alte Begriff und der alte Umfang des gemeinen deutschen Rechts. Derselbe Name steht an der Spitze der Hauptlehre des Privatrechts in Deutschland; derselbe Umfang wird von diesem Namen befaßt; dieselbe Ausschließung des deutschen Privatrechts ist Prinzip, dieselbe Rücksichtslosigkeit auf Gültigkeit oder Ungültigkeit, praktische oder unpraktische Stellung der Doctrin; kurz, so viel auch sonst umgestaltet seyn mag, das gemeine Recht hat scheinbar keinen Theil genommen an den Bewegungen der Zeit, die fast spurlos über dasselbe dahingegangen scheinen.

Nahe liegt es, und manche haben sich dem hingegeben, diesen Zustand der Dinge mit sentimentaler Klage zu bedauern. Das mag gut seyn als Zeichen der innern Theilnahme, im wirklichen praktischen Leben reicht es nicht aus. Denn trotz jener

alten Form kann es auch der oberflächlichen Beobachtung nicht entgehen, daß eine wesentliche, und immer wachsende Umgestaltung dieses Verhältnisses sich vorbereitet. Wir haben es als ein charakteristisches Merkmal der vergangenen Epoche hervorgehoben, daß die Gültigkeit und die Existenz des römischen Rechts als des gemeinen Rechts für Deutschland nirgends bezweifelt worden ist. Ein Blick auf die juristische Literatur unserer Gegenwart lehrt uns, daß gerade dieses anders zu werden beginnt. Es ist umsonst sich es zu verhehlen, was sich an hundert Orten zeigt; jener alte selbstgewisse Glaube, daß das Corpus juris die absolute Quelle des gemeinen Rechts sey, jene Abgeschlossenheit der Ueberzeugung, daß die Lehre des gemeinen Rechts Gränze und Ziel in der Lehre des römischen Rechts habe, jenes Sichgenügenlassen an System und Interpretation desselben ist gebrochen. Man ahnt, daß eine neue Aufgabe sich uns naht; man fühlt, daß das alte System und die alte Gestalt der Dinge nicht mehr ausreichen; man arbeitet und sucht nach der neuen, ohne sie zu haben; der Zweifel an der Berechtigung des römischen Rechts ist vorhanden und allgemein; und obwohl noch niemand dem Kommenden seinen Namen und seinen Inhalt zu geben versteht, so ist doch jeder überzeugt, daß das Gegenwärtige nur noch da ist als Ersatz für das, was sich vorbereitet.

Gerade dies ist, unserer Ansicht nach, der Charakter unserer Gegenwart in Beziehung auf unser Rechtsleben im Allgemeinen und unser gemeines Recht im Besondern. Noch hält man das Bestehende fest; aber das Drängen und Treiben in den neuern Bewegungen wendet sich von ihm ab; es soll die neue Welt entdeckt werden, und doch ist Weg und Ziel Niemanden klar. Viele gehen unter in dem Versuch; andern schwindet der Muth; andern gibt das ruhig Bestehende zuletzt den Glauben an seine ewige Dauer; andere fürchten die neue Arbeit, die mit der neuen Aufgabe kommen muß; noch andere sind gewohnt, sich die Befürchtungen als Gegengründe auszumalen; dennoch ist die Zeit mächtiger wie sie alle. Wir haben nicht blos kein gemeines deutsches Recht, sondern wir haben auch nicht den Glauben mehr, daß wir ein solches besitzen. Und dieser Verlust, unserer Zeit zehörig, ist der Anfang der neuen großen Epoche, deren erst unsere Nachkommen in ihrer ganzen Größe genießen werden.

Um dieſe nun und ihren Inhalt ganz zu verſtehen, müſſen wir auf der Grundlage unſerer obigen Darſtellung die einzelnen Punkte entwickeln, an denen jener Zweifel entſtanden iſt und die derſelbe enthält. Denn nicht mehr blos ein dunkles Gefühl des Volks, ſondern ſelbſt ausgezeichnete Juriſten, wie *Wächter*, haben geradezu behauptet, es gebe gegenwärtig kein gemeines deutſches Recht in Deutſchland. Andere ſind dagegen aufgeſtanden; der Streit ſelber iſt aus dem Kreiſe der Juriſten in das allgemeinere Publikum hinüber gegangen. Woher kommt dieſe Frage? Was will ſie eigentlich? An wen richtet ſie ſich? Für wen wird ſie erhoben? Das ſind die Punkte, die wir zu betrachten haben.

Wir haben oben den Satz dargelegt, daß dem römiſchen Recht der Begriff des gemeinen Rechts nicht zugeſchrieben ſey durch die Allgemeinheit ſeiner Grundſätze, eben ſo wenig durch die Volksthümlichkeit derſelben, ſondern daß vielmehr die Vorſtellung von einer deutſchen, gemeinen *Geltung* deſſelben als *kaiſerliches* Recht ihm Namen und Stellung des gemeinen deutſchen Rechts, verwirklicht in der Praxis des Reichskammergerichts, gegeben habe. Dieſe Auffaſſung nun hat ſich auf das innigſte mit der Idee eines gemeinen Rechts verſchmolzen, und mit manchen andern Reſten der alten Zeit iſt — und das muß vor allem bei dem Verſtändniß unſerer Frage feſtgehalten und klar gedacht werden — auch der Gedanke auf uns vererbt, daß man von einem *gemeinen deutſchen* Rechte nur *inſofern* ſprechen kann, als ein ſolches Recht ſeine *Geltung* durch den gemeinen deutſchen Willen habe — alſo durch das Organ, welches der Träger dieſes, über jedem einzelnen Staate ſtehenden Willens ſey.

Nun aber iſt die alte, wenn auch nur formelle *ſtaatliche* Einheit Deutſchlands aufgelöst, an ihre Stelle iſt der Bund getreten. Innerhalb des Bundes iſt jeder Staat *ſouverän*. Es *gilt* daher alles, was für den einzelnen Staat gültig iſt, nur durch den *Willen* dieſes *einzelnen* Staates. Das *Recht* daher, was in dieſem Staate zur Anwendung kommt, iſt in dieſem Staate nur ſein *eigenes* Recht. Allerdings *könnte* der deutſche Bund eine Geſetzgebung erlaſſen, allein er hat es nicht gethan. So iſt es dann gekommen, daß mit der Auflöſung

des deutschen Reiches das gemeine deutsche Recht in dem Sinne, in welchem es die frühere Epoche aufgenommen hat, geradezu untergegangen ist. Es gibt, mit wenigen staatspolizeilichen Ausnahmen — kein, durch den gemeinsamen und einheitlichen Willen Deutschlands zu gemeiner Geltung erhobenes Recht.

Natürlich nun hat aus demselben Grunde auch dasjenige Recht, was bis zu dieser Katastrophe wirklich gemeines Recht war, diesen Charakter verloren. Das römische Recht und das Corpus juris. bis dahin wirklich gemeines Recht, sind von diesem Augenblicke an kein gemeines Recht in ihrer frühern Bedeutung. Man muß sich nicht durch den Namen desselben, den es fortwährend trägt, hierüber täuschen lassen. Es ist nicht mehr das, durch die Reichsgewalt gemeinsam geltende Recht, was es einst gewesen.

Nun aber haben die beiden Grundlagen aller Rechtsbildung: die geschichtliche Entwicklung und die Nationalität des Volkes es dennoch bedingt, daß in jedem einzelnen Theile Deutschlands das früher gemein geltende Recht sich als Landesrecht dieses einzelnen Theils festgestellt hat. Daraus nun entspringt der Satz, der die meisten Unklarheiten in dieser ganzen Frage erzeugt hat. Es gilt nämlich in allen Territorien Deutschlands gegenwärtig im Wesentlichen dasselbe Recht, was im vorigen Jahrhundert galt; das römische Recht hat daher für die Einzelnen dieselbe Bedeutung, die es einst gehabt, nur für das Ganze des Reichs ist es anders geworden. Obwohl daher die Geltung dieses Rechts nicht mehr von der Reichsgewalt ausgehend gedacht wird, so ist doch der Inhalt des jetzt durch die territoriale Souveränetät geltenden Rechts derselbe wie früher.

Auf diese Weise tritt zum erstenmal in der deutschen Rechtsgeschichte ein reiner Begriff hervor. Dadurch, daß es keine Geltung eines Rechts für Deutschland als Einheit gibt, ist der Begriff des gemeinen Rechts verloren gegangen. Dadurch aber, daß dasselbe Recht in den einzelnen Staaten Deutschlands wirklich noch vorhanden, entsteht der Begriff eines gemeinsamen Rechts für die deutschen Staaten.

Es ist leicht, sich den innern und wesentlichen Unterschied dieser beiden Begriffe zu veranschaulichen, so wie man den Satz festhält, daß man bei dem gemeinen Recht stets an die Gewalt

denkt, durch welche ein Recht *gilt*, bei dem gemeinſamen Recht an den *Inhalt* des Rechts, welches, *gleichviel auf welche Weiſe*, in verſchiedenen Staaten Gültigkeit hat. Und in Anwendung auf das römiſche Recht kann man nun ſagen, daß daſſelbe, dem Laufe der Entwicklung folgend, aus einem gemeinen deutſchen Recht zum *gemeinſamen Recht Deutſchlands* geworden iſt.

Am deutlichſten wird dieſe Unterſcheidung, auf welche uns alles ankommen muß, wenn man einen Blick auf das *Strafrecht* Deutſchlands wirft. Vor der neuen Epoche galt die peinliche Geſetzgebung Karls V. als das gemeine Strafrecht. In der neuern Zeit haben mit ſehr geringen Ausnahmen, alle einzelnen Staaten Deutſchlands ſelbſtändige Strafgeſetzbücher erlaſſen. Dieſe Geſetzbücher gelten nur für ihren Staat, ſie haben natürlich die Geltung jedes andern und damit auch die des alten gemeinen Strafrechts ausgeſchloſſen. Es gibt daher für alle dieſe Staaten kein *gemeines* Recht. Stellte man aber alle die Sätze, in denen der Inhalt dieſer Strafrechte übereinſtimmt, zuſammen, ſo würde dadurch ein Recht entſtehen, das allen dieſen Staaten als Einzelnen *gemein*, und das daher ein *gemeinſames* Recht Deutſchlands wäre, ohne ein gemeines zu ſeyn. Das bedarf keiner weitern Ausführung.

Betrachtet man nun dieſen Zuſtand des deutſchen Rechts in unſerer Gegenwart, ſo iſt derſelbe in der That bis hierher ein höchſt einfacher. Jeder Staat hat ſein Recht, ſeine Geſetzgebung, ſein Gericht, ſein ganzes Rechtsleben eben für ſich, er greift in das Recht keines anderen hinüber und kein anderer in das ſeinige. Es kann zwar der Fall ſeyn, daß viele, daß die meiſten, ja daß gar *alle* ſeine Rechtsbeſtimmungen nicht blos in ſeinen Gränzen, ſondern auch im Nachbarſtaate gelten; aber das iſt für ihn gänzlich gleichgültig; ob in Württemberg und Preußen daſſelbe Rechtens iſt, iſt eben ſo wenig von Einfluß, als wenn in Württemberg und Dänemark daſſelbe Rechtens wäre. *Gemeinſam* iſt vielen vieles im deutſchen Rechtsleben; *gemein* iſt nichts, ſeit das Reich unterging.

Hier nun aber, nachdem man ſich über dieſe ganz unabweisliche Conſequenz verſtändigt hat, erſcheint der eigentliche Hauptpunkt, der zur weiteren Unterſuchung auffordert. Eine ſo

einfache Sache kann doch unmöglich dem ganzen Juriſtenſtande eines ganzen Volkes unklar bleiben. Wenn dem nun ſo iſt, wie doch iſt es möglich, daß man ſich dann darüber ſtreitet? Läßt es ſich denn wirklich irgendwie läugnen, daß wir kein gemeines Recht in dem obigen Sinne haben? Wo die Thatſachen ſo offen reden, wie geht es zu, daß man ihre Conſequenz in Frage ſtellt? Warum doch, wo man die Sache nicht abweiſen kann, erwehrt man ſich des Gedankens, daß Deutſchland in ſeinem Rechtsleben bei vielem Gemeinſamen nichts Gemeines beſitze? Läßt es ſich denken, daß der Kampf um dieſe Thatſache auf bloßer Unklarheit oder Unwiſſenheit beruhte? Oder liegt ihm nicht vielmehr ein weit Tieferes zum Grunde, das in ihm nur das Organ findet, in welchem es ſein Daſeyn beurkundet?

Gewiß iſt dem ſo. Und wer einen Schritt weiter gehen mag, dem öffnet ſich gerade auf dieſem Punkte die hohe, nicht genug zu achtende Bedeutung unſerer Gegenwart für Deutſchlands Rechtsleben.

Aller Streit nämlich über jene Sätze iſt ganz undenkbar, ſo lange man nicht trotz der Thatſache der territorialen Souveränetät dennoch die Frage erhebt: iſt es denn wirklich wahr, daß wir nichts als ein *gemeinſames* Recht in den Territorien Deutſchlands haben, oder lebt nicht vielmehr *trotz* der formalen und geſetzlichen Abgeſchloſſenheit der einzelnen Staaten dennoch die Einheit des deutſchen Rechtslebens in Deutſchland fort, ſo daß wir ſie nur zu verſtehen brauchen, um ſie anzuerkennen? Wenn uns der Gedanke, daß es keine deutſche Geſetzgebung und keine Geltung durch dieſelbe gibt, allerdings zwingen muß, das Daſeyn eines gemeinen Rechts in dem früheren Sinne zu läugnen, gibt es denn nicht einen anderen und höheren Geſichtspunkt, von welchem aus die Idee eines gemeinen deutſchen Rechts geſetzt werden könnte? Und gibt es einen ſolchen, auf welche Weiſe ſollen wir ihn finden und ausſprechen? Das iſt der Grund, auf welchem alle Oppoſition gegen den ſonſt ſo einfachen Gedanken ruht, daß Deutſchland kein gemeines Recht mehr beſitzt. Und um dieſen zu erklären, müſſen wir vor allem uns über den Grund klar werden, *weßhalb die Gewißheit uns nicht genügt*, daß wir in den deutſchen Territorien ein blos *gemeinſames* Recht und kein *gemeines* beſitzen.

Der Begriff und der Inhalt eines gemeinsamen Rechts für verschiedene Staaten entsteht nämlich, wie schon erwähnt, dadurch, daß man die Rechtssätze, welche in der selbstständigen Rechtsmasse eines Volksrechts mit den Rechtssätzen eines anderen Volksrechts übereinstimmen, zusammenstellt. Dieses einfache Zusammenstellen oder Sammeln ist aber als bloße Compilation von gar keinem Werthe, und es würde, wenn nicht die Gemeinsamkeit auf einem Höheren beruhte, schwerlich jemanden anders als den sehr untergeordneten Theilnehmern der wissenschaftlichen Thätigkeit einfallen, dieselbe zu übernehmen. Dennoch sehen wir diese Art der Arbeit von Tage zu Tage sich weiter verbreiten. Wenn Männer wie Mittermaier ihr halbes Leben einer solchen Aufgabe widmen, so darf man schon überzeugt seyn, daß eine tiefere Bedeutung darin verborgen liegt. Und ist das wiederum der Fall, so erklärt es sich, weßhalb auch schon die Gemeinsamkeit des deutschen Rechts eine wichtige rechtliche Thatsache ist.

Alles Recht nämlich hat zu seinem Grundquell die Idee der freien Persönlichkeit. Nur das Persönliche ist berechtigt, und das Berechtigtseyn ist die Bejahung der persönlichen Freiheit der anderen Persönlichkeit gegenüber. Ist nun dies das selbstbestimmte Wesen des Rechts, so muß es als solches immer wieder erscheinen, bei allen Völkern und zu allen Zeiten; es ist dasselbe das absolut Gleiche in dem Leben aller Rechte.

Indem ich mithin das Uebereinstimmende in dem Recht der verschiednen Nationen finde, habe ich in der That etwas anderes gefunden als eine bloße Masse von Rechtssätzen, die zufällig bei diesen Völkern gleiche Bestimmungen enthalten. Ihre Gleichheit ist die in ihnen zur Erscheinung kommende Gleichheit der Grundlage alles Rechts überhaupt, der Idee der freien Persönlichkeit; in dieser Gleichheit, in dieser Gemeinsamkeit finde ich mehr als diese bloße Uebereinstimmung; sie ist vielmehr der concrete Beweis, daß das Recht der Persönlichkeit unter allen Verhältnissen inwohnend, von ihr untrennbar, durch sie selbst absolut gesetzt ist; das Resultat, das jene Arbeit gewinnt, enthält die geschichtlich zur Thatsache gewordene Idee, daß die Persönlichkeit, das wodurch der Mensch zum wahren Menschen wird, von ihrer niedersten bis zur höchsten Stufe ein

glaubten, der Chlorkalk ſey beſtimmt, innerlich gegeben zu werden und hatten ſeine ſchädlichen Wirkungen durch Verſuche an Hunden erprobt. In Paris war die Vergiftungsidee am meiſten verbreitet, und ein franzöſiſches Journal geſteht euphemiſtiſch, die Pariſer hätten ſich vorurtheilsvoller betragen, als die Bewohner irgend einer europäiſchen Hauptſtadt. Ein paniſcher Schrecken herrſchte in der ganzen Stadt: der Pöbel zitterte vor der Vergiftung, die Bürger vor dem Pöbel; mehrere der angeblichen Vergifter wurden in die Seine geworfen; die Unvorſichtigkeit des Präfekten, der, um das Volk zu beruhigen, in einer öffentlichen Bekanntmachung verſicherte, man ſey den Vergiftern auf der Spur, nährte den Wahn, ſtatt ihn zu bekämpfen. Höchſt unwahrſcheinlich iſt die Angabe, es ſeyen auf Anſtiften politiſcher Fanatiker wirklich Leute vergiftet worden, um den Pöbel zum Aufruhr zu entflammen. Eine große Rolle bei den Cholera-Emeuten in Paris ſpielten auch die Chiffonniers, deren auf den Unrath der Pariſer Straßen baſirtes Gewerbe durch die neuen umfaſſenden Reinigungsanſtalten bedroht wurde. Charakteriſch für den verſchiedenen Volkscharakter war im Gegenſatz zu dieſen Auftritten die Ruhe Londons, und beſonders ſchneidend der Contraſt zwiſchen der franzöſiſchen Deputirtenkammer, die beim Erſcheinen der Cholera unaufhaltſam auseinanderſtäubte, und dem brittiſchen Parlament, das zur Zeit der Epidemie mit würdevoller Haltung die Reformbill debattirte. In Madrid ſuchte der Pöbel die Vergifter in den Klöſtern, und Mönche fielen hier als Opfer der von ihnen ſeit Jahrhunderten genährten Ignoranz und Rohheit der untern ſpaniſchen Volksklaſſen.

Um die verſchiedenen Meinungen der Aerzte über das Weſen unſerer räthſelhaften Krankheit und über die ihr in den pathologiſchen und noſologiſchen Syſtemen anzuweiſende Stelle richtig auffaſſen und würdigen zu können, bedarf der Leſer einer etwas ſpecielleren Auseinanderſetzung der Symptome, welche die ausgebildete Cholera im Leben hervorbringt, und der Spuren, die ſie im Leichnam zurückläßt. Wiederum aber ſind zur Verſtändlichung einer ſolchen Skizze einige anatomiſche und phyſiologiſche Elementarnotizen nöthig, die, wenn ſie einem Theil der Leſer dieſer Zeitſchrift als bekannt vorausgeſetzt werden können, und alſo trivial erſcheinen müſſen, dem größern Theil nicht unwillkommen ſeyn dürften.

Moment in sich trägt und demselben Anerkennung verschafft, in welchem alle sich gleich sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt nun das bisher gänzlich unüberwundene und als bloße Thatsache angenommene Gebiet der Verschiedenheit des Rechts sein eigenthümliches Leben. Setze ich das Recht der Persönlichkeit als das Gleiche und das Absolute unter allen Entwicklungspunkten der Geschichte, so kann auch jene Verschiedenheit nicht mehr ein absolut und einfach Verschiedenes seyn. Es muß dieselbe von jetzt an erkannt werden als die Verschiedenheit des gleichen Rechts; es muß aller Unterschied der Nationen in ihrem Recht, indem er das Gleiche zur absoluten Grundlage hat, nicht mehr ein nur diesen einzelnen und besonderen Nationen Eigenthümliches seyn, sondern er wird sich nur entfalten als die verschiedene Gestalt desselben Grundwesens; Ein Gedanke, Eine Auffassung wird die Völker und die Zeiten mit einem Blicke umfassen; und nur innerhalb dieses mächtigen Bildes wird der Besonderheit des individuellen Volkes ihre Stelle, und wo die Anschauung noch um einen Schritt weiter geht, ihre Aufgabe angewiesen seyn.

Das ist die tiefere Grundlage, die in allem Suchen nach einem gemeinsamen Rechte der Völker mehr oder weniger klar gefühlt, sich Bahn bricht. Aber damit ist sie keineswegs erschöpft. Ist jenes gleiche Recht da und ist mit und neben dieser Gleichheit auch die Ungleichheit gegeben, so muß der weiteren Forschung es klar werden, daß die Entwicklung des ungleichen Rechts aus dem gleichen, der verschiedenen Gestalt der geltenden Rechtsmasse bei den verschiedenen Völkern, aus dem identischen Grundprinzip für alle keine rein zufällige seyn kann. Erkennen wir, daß es selbst in den Bewegungen der materiellen Existenzen keine Willkür, sondern ewige und unwandelbare Gesetze gibt; soll dann in dem Höchsten was die Erde besitzt, nicht eine gleiche Herrschaft göttlicher Ordnung vorhanden seyn? Wenn sich die Nationen folgen und in ihrer Reihenfolge sich der Fortschritt dem menschlichen Blicke klar darlegt, soll dann nicht auch in der Verschiedenheit und dem geschichtlichen Stufengange der nationalen Rechtsmassen ein Gesetz des Fortschritts sich offenbaren? Wer wird es wagen, das zu bezweifeln? Wenn dem aber so ist, so öffnet sich hier dem Gedanken eine neue u[nd]

großartige Laufbahn. Jetzt gilt es nicht mehr blos das Gleiche als nothwendig und das Verſchiedene im Recht als Thatſache anzuerkennen, ſondern das wird jetzt die Aufgabe ſeyn, das *Geſetz* zu finden, nach welchem ſich aus jenem Gleichen dieſe Beſonderheit ſelber entwickelt, und den Schleier zu lüften, nach welchem der naiven Anſchauung das erſtere als ſtarre Unabänderlichkeit, das letztere als zufälliges Faktum erſcheint. Auch in der Totalität der Rechtsgeſchichte lebt eine jener ewigen Ideen der Gottheit; auch ſie will verſtanden und in ihrer Größe bewundert ſeyn; und ſie iſt es, die den höchſten Ausgangspunkt für die ganze Bewegung bildet, die wir angedeutet haben. Freilich iſt ſie noch nicht in das Fleiſch und Blut unſerer Wiſſenſchaft hineingetreten; dennoch beginnt ſie ſchon jetzt ihre Bedeutung zu entfalten und der Name, mit dem wir ihre erſten Anfänge begrüßen, iſt der der *vergleichenden Rechtswiſſenſchaft*.

Und nun kehren wir zu unſerem Gegenſtande zurück. Wenn wirklich jene Idee der vergleichenden Rechtswiſſenſchaft den Ausgangspunkt für das Streben bilden muß, das oben charakteriſirte *gemeinſame* Recht zu finden, warum doch begnügt ſich denn auch damit nicht das deutſche Rechtsleben, da es doch einmal kein *gemeines* Recht hat? Was iſt es denn, was man *mehr* fordert von der Vergleichung der territorialen Rechte der ſouverainen Staaten Deutſchlands?

Betrachten wir jene Idee der vergleichenden Rechtswiſſenſchaft genauer, ſo ergibt es ſich, daß ihre Baſis nicht blos das abſolute Prinzip des Rechts, ſondern auch die *Individualität der einzelnen Volksrechte* iſt. Iſt die Rechtsgeſchichte der Welt ein Ganzes, ſo iſt ſie das als Organismus, denn ſie iſt das Ganze eines einheitlichen Lebens. In dieſem Organismus hat jedes Glied *ſeine* Beſtimmung; in der vergleichenden Rechtswiſſenſchaft hat jedes Volk *ſeine* Stellung. Diejenigen Völker und Rechte mithin, die in dieſe Vergleichung und alſo auch in die Vorarbeit für dieſelbe, das Suchen nach dem Gemeinſamen im Recht, aufgenommen werden, ſind eben damit als *abſolut ſelbſtſtändige* Volks- und Rechtsindividuen geſetzt. *Wenn* daher von einem *blos* gemeinſamen Recht Deutſchlands die Rede wäre, ſo würde demnach folgen, daß die einzelnen Staaten

Deutſchlands unter einander kein weiteres gemeinſames Band hätten, als die übrigen Staaten überhaupt; ſie würden als ſelbſtſtändige Glieder in die allgemeine Rechtsgeſchichte hineintreten, ganz auf dieſelbe Weiſe wie Frankreich, England, Rußland: ſie würden keine Einheit haben als die Idee der Weltgeſchichte; kurz, es würde, wenn es nur ein gemeinſames Recht derſelben gäbe, kein Deutſchland, ſondern nur ein Preußen, Sachſen, Württemberg, Baden u. ſ. w. geben.

Iſt das nun möglich und wahr? Iſt es denkbar, daß die Einheit des Rechtslebens Deutſchlands durch den Fall des Kaiſerthums ſo gänzlich vernichtet ſeyn ſollte, daß nun dieſe einzelne Staaten losgetrennt und abſolut ſelbſtſtändig für ſich daſtehen in der Geſchichte des Rechts? Iſt das zu denken, wo doch noch in allen Theilen des großen Ganzen die alten Bande fortdauern, ja wo jedes Jahr uns neue und ſtärkere entſtehen läßt? Nein. Es iſt falſch, an dem zu zweifeln, was jeder Tag neu beſtätigt, an der Einheit des deutſchen Lebens: es iſt falſch, einen Weg einzuſchlagen, der von dieſem Zweifel ausgeht: es iſt falſch, ihn zur Grundlage einer ganzen wiſſenſchaftlichen Richtung zu machen; es iſt darum falſch, von einem blos gemeinſamen Recht Deutſchlands zu reden und die Rechte ſeiner Staaten in die vergleichende Rechtswiſſenſchaft aufzunehmen. Denn das vielmehr iſt der Grundſatz, der dieſe ganze Auffaſſung beherrſchen muß, daß man nicht jene einzelne Staaten Deutſchlands, ſondern eben dieſes ganze Deutſchland und ſein Recht als den Rechtskörper betrachten muß, der in dem Suchen nach einem gemeinſamen Recht in Betracht kommt und daß daher in der Idee der vergleichenden Rechtswiſſenſchaft, in der die obige Richtung zuletzt culminiren muß, nicht Preußen, Sachſen, Württemberg, Bayern und andere mit Frankreich, England und andern Staaten, ſondern daß Deutſchland als Ganzes, als innere und lebendige Einheit mit den letzteren in der europäiſchen Rechtsgeſchichte aufzutreten allein berechtigt iſt. Denn alle deutſche Staaten enthalten wirklich nicht ſelbſtſtändige, auf einer ihnen beſonders zukommenden Nationalität beruhende Rechtsbildungen, ſondern alle Beſonderheiten der Rechtsmaſſen deutſcher Staaten ſind ſelber wieder nur Individualitäten innerhalb der rechtlichen Individualität des deutſchen Volkes als Ganzes; die Gleichheit ihres

Rechts iſt *nicht* die Gleichheit des *abſoluten* Rechts der Perſönlichkeit, ſondern die des *deutſchen* Rechts; die Verſchiedenheit iſt *nicht* eine eigens durch ſie und für ſie erworbene, ſondern ſie iſt eine verſchiedene Geſtalt des deutſchen Rechtslebens; und wer deßhalb innerhalb Deutſchlands von einem blos gemeinſamen Recht redet, der hat Deutſchland, das Deutſchland, das doch in ſeinem Bunde, ſeiner Verfaſſung, ſeinen Univerſitäten, ſeinem Zollverein ein ſelbſtſtändiges Leben entſchieden genug beurkundet, verloren und aufgegeben an die formelle Vorſtellung von der Gültigkeit des Rechts durch die territoriale Souverainetät.

Das iſt der Standpunkt, von welchem aus der Kampf gegen jenes Prinzip Wächters und Anderer erhoben iſt, daß Deutſchland ſeit dem Untergange des deutſchen Reiches wirklich kein *gemeines* Recht mehr habe, ſondern daß man von jetzt an nur nach der *Gemeinſamkeit* dieſes Rechts ſuchen müſſe. Kaum bedarf es hier der Hinweiſung auf die hiſtoriſche Grundlage dieſer Anſicht. Gerade mit demſelben Jahrzehent, in welchem die Form des deutſchen Reiches ſich auflöste, iſt die Wirklichkeit des Volkes Deutſchlands uns entſtanden. Das Recht, welches die Einheit dieſes Volkes als *ſein* Volksrecht fordert, iſt es, was in jenen Ideen, in jenem Kampfe gegen das formale Prinzip zur Erſcheinung kommt. Diejenigen, die dafür arbeiten, ſtreiten daher in der That nicht ſo ſehr für einen bloßen Grundſatz in der Doctrin, ſondern ſie ſtreiten für das lebendige Bewußtſeyn, daß jenes deutſche Volk wirklich da ſey, und daß es, da ſeyend, auch in der Einheit des deutſchen Rechts ſich manifeſtiren müſſe. Und deßhalb denn iſt, ſeit dem Kampf der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schule, kein Punkt in unſerem Rechtsleben aufgetreten, der ſo eng und innig mit der Entwicklung der Idee des Volkes ſelber zuſammengehangen, ſo entſchieden eine Sache dieſes Volkes zur Aufgabe gehabt hätte. Das iſt es, was uns berechtigt, genauer auf den Gegenſatz ſelber einzugehen.

Entſchieden das Beſte, was bisher über dieſe ganze Frage nach der Exiſtenz eines gemeinen Rechts in unſerer Zeit geſagt iſt, iſt in einem Aufſatze von Herrman, in der Hall. Allg. Lit. Zeitung, Nro. 118 ff. (Mai 1845), niedergelegt. Der Aufſatz enthält eine Anzeige des Werkes von Wächter: Gemeines Recht Deutſchlands, insbeſondere deutſches Strafrecht

(1844), in welchem der bekannte Verfasser sich an die Spitze derjenigen stellt, welche das Daseyn eines gemeinen Rechts und insbesondere eines gemeinen deutschen Strafrechts aus den Gesichtspunkten läugnen, die wir oben angeführt haben. Herrman hat mit richtigem Blick erkannt, daß das Wichtigste in dem Wächter'schen Werke nicht so sehr die Darstellung der Geschichte der Carolina trotz ihrer Trefflichkeit sey, sondern daß es in gegenwärtiger Zeit wesentlich darauf ankomme, die Ueberzeugung von der Einheit und von der Bedeutung des deutschen Rechtslebens, die keinen gefährlicheren Gegner hat, als jene formale Negation des gemeinen Rechts, nicht untergehen zu lassen. Er hat deßhalb zunächst in seiner Anzeige, so viel wir sehen der Erste, die Ansichten über dieses gemeine Recht zusammengestellt und charakterisirt. „Als den gemeinsamen Charakter dieser Versuche," sagt er, „dürfen wir bezeichnen, daß sie an der Stelle der wesentlich formellen und von äußerer Geltung abstrahirten Merkmale des früheren Begriffes einen solchen setzen, der das Moment der Gemeinsamkeit als ein mehr inneres und ideales fasse. Solchergestalt kehrt bei dieser Frage nur wieder, was die deutsche Entwicklung der letzten Zeit in so vielen anderen Gebieten gezeigt hat, nämlich ein kräftiges Erfassen der idealen Einheit bei geschwächter formeller Einheit in der äußeren Organisation." Dann stellt der Verfasser drei Richtungen zusammen. Die erste ist vertreten von Stein; ihr Wesen ist es, das Daseyn und die Entwicklung jenes gemeinen Rechts der Rechtsphilosophie als Aufgabe zuzutheilen. Die zweite wird hauptsächlich von Reyscher vertreten, und enthält schon ein mehr „geschichtlich individuelles Moment", indem hier das gemeine Recht die Natur der Rechtsinstitute, wie sie dem Rechte verwandter Staaten zu Grunde liegt, zum Inhalt hat. An der Spitze der dritten steht Kierulff; nach ihm soll die Theorie des gemeinen Rechts von Prinzipien ausgehen, welche, gleichviel ob ihre ursprüngliche Quelle das justinianische oder kanonische Gesetzbuch, deutsche Gesetzgebung oder deutsche Praxis ist, in der Gegenwart eine allgemeine Anerkennung genießen, welche ihrer Natur nach universell, die äußersten Einigungspunkte des sonst in den deutschen Territorien mannigfach divergirenden Rechts ausmachen. Die Auffassung des Verfassers selber dagegen

hat einen höheren Standpunkt. Als Grundlage derselben spricht er den Satz aus, auf dem auch unsere ganze Darstellung beruht. Er stellt an die Spitze seines Gedankens „die Voraussetzung, daß es ein deutsches Volk als zur Rechtsproduktion fähige Monas gibt.“ Dieses deutsche Volk als Rechtsmonas hat nun seine Individualität der Rechtsbildung wesentlich in seinem geschichtlichen Berufe. „Der Verlauf der Geschichte zeichnet ihn in leicht erkennbaren Zügen dahin, daß der deutsche Rechtsgeist aus den vollständig verarbeiteten, in den verschiedenen Rechtstheilen verschieden eingreifenden Faktoren der großen römischen Rechtshinterlassenschaft, der Rechtsbildung in der Kirche, und des eigenthümlich Germanischen eine höhere Einheit zu bilden habe.“ Hier nun stehen wir wieder auf dem Boden einer allgemeineren Idee des deutschen Rechtslebens. Es ist dasselbe durch diesen Gedanken in der That aus den, der Weltgeschichte gegenüber engen Gränzen Deutschlands herausgehoben; Deutschland und sein Recht ist ein Ganzes und Selbstständiges nicht mehr blos den einzelnen deutschen Staaten, sondern den Staaten der Gegenwart überhaupt, ja selbst denen der Vergangenheit gegenüber; es hat seine Selbstständigkeit nicht in der einfachen Abgeschlossenheit von den übrigen, sondern eben in der Aufgabe, ihre Besonderheiten zu vermitteln und aus dem Besten und Größten der verschiedenen Zeiten und Völker sich das Beste und Größte als sein Eigenthum zu erarbeiten. Hier ist von keinem gemeinsamen Recht, von keiner vergleichenden Rechtswissenschaft mehr die Rede. Das deutsche Volk ist selber ein Lebendiges; es hat in sich, trotz seiner Zerrissenheit in die Masse von Souveränetäten, einen festen, schöpferischen Kern, der in ihm zu erzeugen und zu setzen bestimmt ist, was in andern Staaten die Gesetzgebung thut; es ist als Ganzes eine rechtsbildende Monas, unter den Völkern selber wieder eine Persönlichkeit geworden.

In der That ist dieses die einzige würdige Anschauung von dem Rechtsleben eines Volks, dem auch in dieser Beziehung wenige gleich stehen, keins vorbeigeschritten ist. Dasjenige, was sich in der Gemeinsamkeit des juristischen Lebens auf unsern gemeinen deutschen Universitäten, in unserer gemeinsamen Literatur, in der innigen Verbindung aller dem Rechtsstande Angehörigen

zeigt, kann nur auf diesem Wege seine wahre und der Thatsache unseres eigentlich deutschen Rechtslebens angemessene Bezeichnung finden. Allein betrachten wir diesen Begriff nun genauer, so läßt er uns doch auf dem Punkte zweifelhaft, auf den es ankommt, so wie einmal das deutsche Volk, und damit auch ein deutsches Recht als daseyend anerkannt ist. Ist dieses Volk eine rechtsproducirende Monas, hat es aber in dieser Einheit seines schöpferischen Rechtslebens seine Individualität, welches ist dann das Recht, das auf diese Weise als das gemeine deutsche Recht angesehen werden soll? Wo finden wir den Inhalt dieses Rechts? Wie gelangen wir von der gesetzten Nothwendigkeit, daß es ein solches Recht geben müsse, zu demjenigen, was eben dieses Recht ist? Das ist die Frage, die Herrman nicht entschieden, nicht einmal ernstlich berührt hat.

Seine Antwort, und gewiß die vieler andern, ist so weit sie reicht in dem Obigen angedeutet. Deutschlands gemeines Recht ist die höhere Einheit aus den großen Rechtsmassen des römischen, kanonischen und deutschen Rechts. Die nächste Forderung aber wird nun die bleiben, daß nun auch der Inhalt dieser Einheit gezeigt werde, und daß in der Entwicklung dieses Inhalts jene an sich großartige Idee des gemeinen deutschen Rechts zugleich ihren Körper erhalte. Entschieden und gewiß unbestritten bleibt der Gedanke, daß dieses Volk als selbstständiges da ist, was es aber ist und bedeutet mit seinem Recht, was es in ihm besitzt, was es soll in der Idee der Rechtsgeschichte, kurz was die gegenwärtige Epoche des gemeinen deutschen Rechts für die Entwicklung Deutschlands ist, das bleibt zu sagen übrig.

Und hier nun müssen wir auf den Gedanken zurückkommen, den wir im Eingange ausgesprochen haben. Ganz entschieden bildet Deutschland den Schlußpunkt der Bewegung in der Geschichte der Rechtsbildungen, die bei Rom beginnen und in einheitlichem Fortschritt Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang sich folgend, immer in gleicher Entwicklung sich wiedererzeugt haben, stets das Bisherige dem Nachkommenden übergebend, und in jeder Stufe den ganzen Inhalt des Gewonnenen verarbeitend. In Deutschlands Rechtsgeschichte wiederum folgen sich in gleicher Weise die Zeiten, und Niemand wird wagen zu behaupten, daß

nicht jede folgende ein Fortſchritt vor der vorhergehenden ſey. Das, was Herrman und auch wir als den Charakter der Rechtsbildung auf deutſchem Boden betrachten, die Verarbeitung der drei großen Rechtsmaſſen der Weltgeſchichte, des römiſchen, kanoniſchen und germaniſchen — nicht blos deutſchen Rechts, wie man einſeitig gewöhnlich zu ſagen pflegt, iſt nicht blos die Aufgabe der Gegenwart des deutſchen Rechtslebens geweſen, ſondern es iſt vielmehr die Aufgabe des deutſchen Rechts überhaupt. Dennoch unterſcheidet ſich die Gegenwart von der frühern Zeit. Sie hat ihre Eigenthümlichkeit demnach gerade darin, daß das, was ſie erreicht, nicht blos mehr die höchſte Aufgabe der Rechtsgeſchichte, ſondern auch die höchſte Form der Erreichung derſelben iſt. Iſt das aber der Fall, ſo wird dieſelbe ſich nicht mit einem einfachen Wort ausſprechen laſſen. Sie will als ſolche begriffen ſeyn. Das wieder fordert die Entwicklung des Grundgedankens ſelber; und mag daher auch die Anſchauung des vollendeten Bildes mit einem Blicke und in einem Gefühle ſich concentriren laſſen, ſo wird der Entwurf und die Erfüllung deſſelben ſich doch zuerſt zu einem organiſchen Ganzen entfalten müſſen. Und das iſt es, was wir jetzt verſuchen wollen. Die Frage oder Aufgabe, von der wir bei dieſer Darſtellung des deutſchen gemeinen Rechtslebens der Gegenwart ausgehen, iſt folgende. Wenn es uns, der idealſten Anſchauung in uns die wir zu erreichen vermögen, aufgegeben würde, ein Rechtsleben in ſeiner edelſten, geiſtigſten; wahrſten Form zu entwerfen und herzuſtellen, welche Form würden wir als die höchſte betrachten müſſen? Und wenn wir eine ſolche fänden, in welchem Verhältniß ſtände alsdann die Bewegung im deutſchen Rechtsleben zu dieſer höchſten, idealen Form deſſelben?

Alle diejenigen, welche verſucht haben eine abſolute Geſtalt irgend eines menſchlichen Verhältniſſes zu entwerfen, wiſſen, daß man eine ſolche niemals, wenn ſie Werth haben ſoll, unmittelbar findet, ſondern daß ſie ſtets das Reſultat eines feſten Prinzips iſt, dem die Ausführung Leib und Leben gibt. Ein ſolches Prinzip ſtellen auch wir voran. Es ſoll Gradmeſſer der Richtigkeit und Beweis des Einzelnen ſeyn.

Die einfachſte Auffaſſung wird ſagen, daß das beſte Geſetz die beſte Grundlage alles Rechtslebens ſeyn müſſe. Allein das

Geſetz iſt nur Form, in welcher das Recht zur Geltung kommt. Das beſte Geſetz iſt daher das beſte Recht als geltendes. Das Geſetz muß daher das Recht wollen; um es zu wollen, muß es daſſelbe wiſſen. Wer ein Geſetz fordert, fordert daher kein Recht, ſondern nur die Geltung eines Rechts. Die Wahrheit des Rechts iſt die Wahrheit des Geſetzes. Die Frage bleibt daher: Welches iſt die Form und Geſtalt des Rechtslebens, die nicht blos das beſte Geſetz, ſondern die eben das beſte Recht, oder das an ſich wahre Recht erzeugt und zum Wiſſen bringt, ſo daß es nie, nachdem man es gefunden, zur Geltung gelangen könne? Dieſe Frage iſt es demnach, welche ihre Antwort ſucht.

Man muß uns erlauben, hier eine Bemerkung einzuſchalten. Sehr gerne entbehrten wir in dem Folgenden der philoſophiſchen Darſtellung, wenn der Gegenſtand ſelber der Philoſophie — des bewußten Geiſtes entbehren könnte. Aber wir ſtehen wirklich nicht mehr auf dem reinen Boden des Thatſächlichen; ſo möge denn der Gedanke die Form annehmen, in der er allein als Selbſtſtändiges erſcheinen kann.

Wir theilen das Folgende in zwei Aufgaben, die Darſtellung des Weſens der höchſten Form und des Weſens des höchſten Inhalts eines Rechtslebens.

Setzen wir die Perſönlichkeit als dasjenige, was allein Recht hat, ſo muß das Recht, als dieſer Perſönlichkeit immanent oder ſelbſtbedingt inwohnend, nothwendig daſſelbe Weſen mit der Perſönlichkeit haben. Das Weſen der Perſönlichkeit aber iſt die Freiheit, die dann andern gegenüber als Selbſtbeſtimmung erſcheint. Das Recht muß demnach, wenn es für die Perſönlichkeit da iſt, ein für dieſelbe freies, das iſt, durch ſie ſelber für ſie beſtimmtes, eine nothwendig mit dem Weſen der Perſönlichkeit gegebene Conſequenz deſſelben ſeyn. Was als Recht erſcheint und nicht durch dieſes Weſen gegeben iſt, das iſt ein unfreies Recht und damit kein Recht mehr; ein Widerſpruch mit dem Weſen des Rechts, ein Unrecht gegen die Perſönlichkeit.

Daraus folgt nun nothwendig, daß es für das Finden des wahren Rechts, das iſt des Rechts überhaupt, nur einen Weg gibt. Es muß das Weſen der Perſönlichkeit, oder der in der Perſönlichkeit zur Wirklichkeit erhobenen Idee der Freiheit gefunden, und an dieſem Weſen das Recht erkannt werden.

Die Arbeit, welche in diese Tiefe der Idee der Freiheit hinabsteigt und in ihr den Kern alles Ewigen zu suchen weiß, ist die *Philosophie*. Die Philosophie ist die Grundlage alles absoluten Rechts; nur sie *kann* dieses Recht finden; und was dieses Recht daher sucht, mag es Namen haben wie es wolle, das ist eben Philosophie des Rechts.

Setzen wir nun aber zweitens, daß diese Persönlichkeit, für welche und in welcher das Recht gefunden werden soll, nicht ein einfacher Begriff ist, sondern daß sie in dem Kreise ihrer Verwirklichung die mannigfachsten Formen des Lebens erzeugt, so wird auch das Recht derselben kein einfaches bleiben, sondern gleichfalls in vielgestaltiger Weise zur Erscheinung kommen. Mit dem Leben und Verkehr der Persönlichkeit erzeugen sich daher zugleich die verschiedenartigsten Rechtsverhältnisse und Rechtsinstitute, die sich wie um ihren Mittelpunkt, um den Begriff der freien Persönlichkeit gruppiren.

Indem nun die Philosophie des Rechts dieses concrete Leben der Persönlichkeit in sich aufnimmt, und aus ihrem Grundbegriffe heraus die jetzt entwickelte Gestalt des Rechts, als das durch das Wesen der Persönlichkeit absolut gegebene, darlegt, wird sie zur *Wissenschaft des Rechts*. Philosophie des Rechts und Wissenschaft des Rechts verhalten sich daher wie Prinzip und Consequenz. In unserer deutschen Rechtslehre sind bis jetzt allerdings das Prinzip noch zu sehr ohne die Consequenzen, die Consequenzen zu sehr ohne das Prinzip geblieben; daher hat man selten oder nie jene beiden Begriffe gehörig geschieden; das darf uns aber an der Sache selber nicht irre machen.

Betrachten wir nun das Verhältniß dieser Wissenschaft des Rechts zu der Idee der freien und selbstbestimmten Persönlichkeit, so folgt zuerst, daß der Inhalt dieser Wissenschaft für die Persönlichkeit keine *gesetzliche Geltung* braucht. Denn sie entwickelt, ihrem eignen Begriff nach, selber ja nur das, was schon durch das Wesen der letzteren gegeben ist. Das Recht der Wissenschaft ist kein Recht, was *neben* der Persönlichkeit steht, wie ein Gebot, dem sie sich *unterwerfen* soll, sondern es ist das unmittelbare Recht der Persönlichkeit selber; es ist dasselbe gleichsam die Persönlichkeit selbst, nur auf einem besonderen Gebiete zu ihrem Inhalt entwickelt; ja es wäre ein Unding, das Recht der

Drei organiſche Syſteme ſind es hauptſächlich, die bei der Conſtruction des pathologiſchen Begriffs der Cholera in Betracht kommen, und auf deren primärem Ergriffenſeyn die drei Hauptanſichten von dem Weſen der Cholera beruhen, das Syſtem des ſympathiſchen Nerven oder Ganglienſyſtem, das Blutgefäßſyſtem oder vielmehr das Blut ſelbſt und die Schleimhaut des Nahrungskanals. Es iſt zwar unter den Laien, beſonders ſeit der thieriſche Magnetismus wieder mehr Aufſehen erregt hat, viel vom Ganglienſyſtem die Rede; indeß fehlt es ſo häufig an einem klaren Begriff von dieſen Organen, daß eine kurze Notiz darüber nicht überflüſſig erſcheint. Das Ganglienſyſtem liegt auf und zu beiden Seiten der Wirbelſäule im Hals, in der Bruſt und im Unterleib, und beſteht aus einer zahlreichen Menge von Nervenknoten und Nervenäſten, die theils dieſe Knoten untereinander verbinden und vielfach verſchlungene Geflechte bilden, theils von ihnen aus ſich an die Organe des vegetativen Lebens vertheilen. Was uns zunächſt hier intereſſirt, iſt, daß die Nerven des Herzens und die feinen Nervenzweige, welche die aus dem Herzen entſpringenden Blutgefäße bis in ihre feinſten Veräſtelungen begleiten, ſo wie die Nerven der Unterleibseingeweide, des Magens, Darmkanals, der Leber, der Nieren u. ſ. w. aus dieſen Knoten entſpringen. Es geht aus dieſer Anordnung hervor, daß die beiden Haupthebel des vegetativen Lebens, die Aſſimilation der Nahrungsſtoffe nebſt der Ausſcheidung des Unbrauchbaren, und die in den Lungen vor ſich gehende Verwandlung des venöſen in arterielles Blut mit der davon abhängenden Erzeugung der thieriſchen Wärme unter dem Einfluß dieſes Nervenſyſtems ſtehen, das man daher auch im Gegenſatz zu dem Gehirn und Rückenmark und dem aus ihnen entſpringenden Nervenſyſtem, das die animaliſchen Funktionen des Organismus, willkührliche Bewegung, Empfindung und Thätigkeit der Sinne vermittelt, das vegetative genannt hat. Erinnert man ſich bei Betrachtung des ſogleich zu ſchildernden Krankheitsbilds der Cholera an die mächtige und ausgebreitete Wirkſamkeit des Ganglienſyſtems, erwägt man ferner den Zuſtand des Bluts und ſeiner Circulation, endlich die ſo veränderten Funktionen der Darmſchleimhaut, ſo wird klar, daß dieſe drei Provinzen am auffallendſten bei der Seuche ergriffen ſind, und in dieſer dreifachen Richtung

Wissenschaft zum Gesetze erheben zu wollen; es wäre als ob man der Persönlichkeit befehlen wollte, Persönlichkeit zu seyn. Was daher zum Gesetze erhoben werden kann, ist eben entweder keine Wissenschaft mehr oder es ist es noch nicht geworden.

Daraus nun folgt, daß in dem Augenblick, wo die wahre Wissenschaft des Rechts anfängt, auch der Begriff der *Geltung* des Rechts sich umzugestalten beginnt. Die Geltung eines *gesetzlichen* Rechts ist für den Einzelnen da durch einen Willen, der nicht mehr sein *persönlicher* ist, durch den Willen des Staats oder der allgemeinen Persönlichkeit; die Geltung des Rechts der Wissenschaft ist für ihn da durch sein eigenes Wesen; in ihm ist er es selber, der sich sein Recht gibt und erzeugt, er ist, durch seinen eignen Begriff, seine eigne Rechtsquelle, sein eigner Gesetzgeber.

Setzen wir nun, daß die absolute Selbstbestimmung das Wesen der Freiheit ist, so ist diesem Begriffe nach diejenige Geltung die höchste, welche, indem sie selber zur Quelle die Persönlichkeit hat, die Persönlichkeit in ihrem Wesen, der Freiheit, am reinsten erhält. Diese nun kann nur durch die Wissenschaft des Rechts gegeben werden. Indem daher die letztere auftritt, thut auch der Begriff der Geltung des Rechts seinen letzten und höchsten Schritt vorwärts; sie ist in der Wissenschaft des Rechts in der That nur die, in ihrem Recht an sich selber bestimmende und vollziehende Idee der freien Persönlichkeit. So ist die Geltung des wissenschaftlichen Rechts die *freie* Geltung.

Fassen wir nun diese Punkte zusammen, so ergibt sich als nothwendige Consequenz die Antwort auf die obige Frage. Dasjenige Rechtsleben wird das höchste und idealste seyn, in welchem die Wissenschaft des Rechts durch die Philosophie des Rechts gesetzt, und durch die Praxis zur freien Geltung kommt.

Und nun kehren wir zurück zu dem wirklichen concreten Rechtszustande, der uns in Deutschland umgibt, und zu der Stellung desjenigen, was wir das gemeine Recht nennen, sey es nun, daß wir von einem gemeinen Privat- oder Civilrecht, oder von einem gemeinen Prozeß- oder von einem Strafrecht reden. Auf allen Universitäten wird dieses Recht gelehrt als das *gemein gültige*, das gemeine Recht Deutschlands. Es

wird von den Lehrern hingegeben, ohne dem Zweifel Raum zu lassen, ob es wirkliche Geltung habe, in dem unmittelbar gewissen Bewußtseyn, daß es seine Berechtigung zur Anwendung habe, wenn auch keiner so recht zu sagen weiß, wie und woher dieselbe gekommen sey. Von den Universitäten geht diese Lehre ins praktische Leben über, durch die Hefte, Vorträge, Uebungen, mehr noch durch den allen Einzelnen gemeinsam mitgetheilten Anstoß und die Richtung der juristischen Auffassung. Die Lehrer wiederum, alle in gleicher Weise erzogen, erhalten sich jene Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit der Lehre durch Schriften, und so weit sie Platz findet, durch praktische Arbeit. Diese Form der juristischen Bildung ist nicht einem einzelnen Lande gehörig, sondern sie gehört als Ganzes eben dem ganzen Deutschland. Hat diese Doctrin zur Grundlage auch jetzt noch, wie zur Zeit des alten Reichs, die Darstellung eines kaiserlichen, durch den Reichswillen gegebenen und geltenden Rechts? Nein; der Begriff des gemeinen Rechts, im alten Sinne des Wortes, ist nicht mehr vorhanden. Hat sie zum Gegenstande ein Recht, das durch die übereinstimmende territoriale Gesetzgebung ein *gemeinsames* wäre? Nein; auch dagegen ist sie gänzlich gleichgültig. Hat sie eine fest vorgeschriebene Form, oder einen gesetzlich bestimmten Inhalt, den sie lehren muß? Auch das nicht; dem Einzelnen ist die freie, uncontrolirte Wahl gegeben, was er lehren will und wie er lehrt. Wessen denn ist jenes Recht, das auf diese Weise sich auf unsern Hochschulen erzeugt? Von wem ist es hergerufen und wer gibt ihm seine Gültigkeit? In der That, die Antwort auf diese Frage kann keine zweifelhafte seyn. *Das* Leben des Rechts, das wir hier bezeichnen, ist das reine Leben der *Wissenschaft des Rechts*; sie hat kein Gesetz zum Gegenstand, kein Gesetz zum Führer ihrer Arbeit; sie gibt ihren Inhalt nicht als einen objektiv, durch einen staatlichen Willen gültigen dem Unterthan des einzelnen Staats in sein Amt und seine Thätigkeit mit, sondern sie gibt ihn als einen Inhalt, dessen Gültigkeit und Anwendung auf ihm selber beruht und durch ihn selber bedingt wird; *das* Recht, was allen Juristen aller Staaten auf allen Rechtsschulen mitgetheilt wird, das *gemeine deutsche Recht*, hat die frühere Form der kaiserlichen Gültigkeit abgestreift; als das Reich verschwand, da hat dieses Recht gezeigt,

was es eigentlich seinem innersten Wesen nach sey; es hat sich als dasselbe erhalten, was es gewesen, obgleich die äußere Gewalt es jetzt auch nicht einmal scheinbar mehr trug; seine höhere Natur hat die schwere Prüfung überstanden, und so ist gekommen, daß das gemeine Recht Deutschlands die höchste Form alles Rechtslebens angenommen hat, ein Recht der Wissenschaft, und als Recht der Wissenschaft ein gültiges zu seyn. Deutschland ist das einzige Land der Welt, wo die Idee des Rechts und seiner Geschichte zum erstenmale den Gedanken einer freien Geltung zur Wirklichkeit gebracht hat; das ist das erste Moment, durch welches Deutschland eine, und zwar die höchste Individualität in der Rechtsgeschichte erreicht hat, das Moment, an dem es uns zuerst als eine „rechtsproducirende Monas" erscheint; denn es ist das erste Moment, welches über jeden einzelnen Staat hinausgeht, in keinem einzelnen sich erfüllend, sondern nur dem Ganzen gehörend.

Auf diese Weise bestimmt sich das Verhältniß des gemeinen Rechts zur Idee der Wissenschaft des Rechts. Allein betrachten wir dasselbe genauer, so ist dasselbe nur noch ein Verhältniß der Form des Rechtslebens; das zweite, nicht minder wichtige mangelt, der Inhalt desselben. Auch diese erhält erst seine Bedeutung durch tieferes Eingehen auf die Sache selber.

Allerdings ist das Recht seinem Begriffe nach der Persönlichkeit inwohnend, und nur durch diese gegeben. Allein die Persönlichkeit selber ist, eben weil sie ihrem Begriffe nach unendlich ist, in ihrer Wirklichkeit nicht vollendet, sondern sie ist im Werden begriffen. Das wahre Werden wiederum ist nicht das einfache Uebergehen aus einem Zustande in den andern, sondern es ist vielmehr das Erheben des niedern Zustandes in den höhern, das Aufnehmen der untern Stufe als Grundlage der folgenden in die Entwicklung des Ganzen. Dieses Ganze als Einheit des Werdens in den verschiedenen Stadien betrachtet, ist die Geschichte. Die Vollendung der Persönlichkeit ist daher die Vollendung derselben durch die Geschichte. Ist nun das Recht der Persönlichkeit inwohnend, so hat auch das Recht sein Werden und seine Geschichte. Und es wird demnach dasjenige Recht das höchste seyn, und den höchsten Inhalt gewinnen, welches, alle frühern Stufen der Rechtsgeschichte in sich

aufnehmend und verarbeitend, sie alle zusammenflicht und durch sie sich zum selbstständigen und letzten Punkt in der Entwicklung des Rechts emporhebt.

Wie nun verhält sich, wenn wir um uns blicken, unser deutsches gemeines Recht zu der Rechtsgeschichte? Ist dies gemeine Recht eine einfache Entwicklung oder ein einfaches Suchen des wissenschaftlichen Rechts? Enthält es nichts als die Rechtssätze, die, aus dem Prinzip des Rechts folgend, die reine Wissenschaft des Rechts bilden?

In der That, der Mangel an Bewußtseyn, ja an Stolz auf unser gemeines deutsches Rechtsleben beruht auf nichts anderem so sehr, als auf dem Mangel an Vergleichung desselben mit dem anderer Nationen. Kein Volk hat das vermocht, was wir in Deutschland täglich thun und thun lassen, und was für uns ein so gewöhnliches geworden ist, daß wir seine eigentliche Bedeutung kaum noch zu erkennen vermögen. Wir sind die Einzigen und mit sicherem Selbstbewußtseyn dürfen wir das von uns sagen, denen die Kenntniß des geltenden Rechts, ja denen das Wissen des absoluten Rechts nicht genügt. Wir sind das einzige unter allen Völkern, die von vorne herein und ohne nach der Schwierigkeit oder nach der Größe der Arbeit zu fragen, für unser Rechtsleben das Prinzip aufgestellt und verwirklicht haben, daß jeder Theil unseres Rechtsbewußtseyns von Kenntniß und Bewußtseyn über die Rechtsgeschichte durchdrungen seyn soll. Wir sind die Einzigen, die diese Rechtsgeschichte über die Sphäre der einzelnen Nation emporgehoben, und die sie da begonnen haben, wo sie selber begonnen hat, in den Mauern des alten Roms. Wir sind es, die die Idee einer Rechtsgeschichte der Menschheit nicht blos geahnt, sondern mit ernster Mühe und unverdrossenem Streben den kommenden Zeiten erarbeiten, und ihnen als ein unschätzbares Erbtheil überliefern. Doch das ist nicht das Letzte, was wir von uns sagen dürfen. Nicht darin liegt die ganze Bedeutung dieser Gestalt unseres Rechtslebens, daß wir diese Aufgabe einzelnen und ausgezeichneten Geistern übertragen. Sondern gerade das ist unsere deutsche Individualität, daß wir ihre Lösung von jedem Einzelnen, der sich dem Rechte widmet, zu fordern wissen. Bei uns soll keiner das enge Gebiet des praktischen Lebens betreten,

der nicht vorher die Gebiete der Rechtsentwicklung in ihrem ganzen Umfange durchschritten, und nicht seinen Blick zur Erkenntniß des großen Ganzen erweitert hätte, in dem er jetzt seine eigene Stellung einnimmt. Uns ist die Rechtsgeschichte nicht ein Eigenthum der Historiker, nicht eine Aufgabe der Schule, sondern sie gehört dem Volke und seinem Rechtsleben, und keiner steht in demselben, der nicht, so gering er seyn mag, den innigen Zusammenhang seines persönlichen Lebens und seiner individuellen Thätigkeit mit dem des ganzen Ganges der Rechtsgeschichte verkennen könnte. Wir sind das Volk der Geschichte, denn die Geschichte gehört unserem Volke!

Wird man uns schelten, daß wir endlich zu dem Muthe gelangen, uns selber anzuerkennen? Aber haben wir die schwerste von allen Aufgaben, so ist unsere Pflicht, an dem Bewußtseyn der eigenen Bedeutung den Muth zum Fortschreiten zu erwärmen und zu stählen!

Doch mag dem so seyn, was hat denn jene rechtsgeschichtliche Thätigkeit des deutschen Rechtslebens mit dem gemeinen Recht zu thun? Ist jene rechtsgeschichtliche Arbeit blos eine Richtung des ersteren, oder erhält sie selber nicht vielmehr das letztere, in dem Begriffe dieses gemeinen Rechts gleichsam culminirend, und durch denselben den Weg aus der Erkenntniß vergangener Zeit zur praktischen Anwendung in der Gegenwart machend?

Hier nun müssen wir eine Reihe von Sätzen aufnehmen, deren weitere Nachweisung nicht hierher gehören kann. Die drei großen Rechtsgestaltungen der ganzen bisherigen Geschichte sind das römische Recht, das kanonische Recht und das germanische Recht. Alle diese drei Rechtsformationen sind auf dem Boden Deutschlands zusammengeflossen. Hier haben sie in gemeinsamer Bewegung ihre letzte und entschiedenste Heimath gefunden, und, wenn man das Ideelle in der Geschichte im allgemeinsten Gewande des Concreten bezeichnen will, die Nationalität Deutschlands, deren Charakter eine eigenthümliche große Receptivität ist, und eine Reihe von einzelnen Umständen haben es bewirkt, daß der Inhalt jener drei Rechtsmassen jedes einzelne Territorial- und Stammesrecht so innerlich durchdrungen hat, daß keines der letzteren ohne dieselben, alle zusammen eben nur innerhalb derselben ihre ganze Entwicklung gefunden haben.

Gerade dadurch sind jene Rechte die allgemeinen Rechte in Deutschland geworden, wenn auch unter ihnen nur das römische Recht den Namen des gemeinen Rechts durch seine ihm eigenthümliche Stellung zum früheren Reiche erhalten hat, und dadurch wiederum ward es nothwendig, gerade den Inhalt jener drei Rechtsmassen zum Inhalt des gemeinen Rechts zu machen. Auf diese Weise ward — man verzeihe den Ausdruck — die Substanz der ganzen Rechtsgeschichte der Welt, zur Substanz des gemeinen Rechts. Allein das war nun die Eigenthümlichkeit dieses Stoffes, daß derselbe nicht einfach, wie etwa der Inhalt eines Gesetzes, zum Inhalt des gemeinen Rechts werden konnte. Denn er war eben selber nichts anders, als die ganze bisherige Rechtsgeschichte der Welt. Das war es, was dem gemeinen Recht seine Gestalt gab. Denn indem der Inhalt dieser Rechtsgeschichte mit dem noch Gültigen in Deutschland so zur Einheit verschmolz, daß man das zweite nur durch das erste verstand, so geschah es natürlich, daß auch das Studium und die Doctrin des gemeinen Rechts die Kenntniß der Rechtsgeschichte in sich aufnahm und als ihre nothwendige Grundlage voraussetzte. Und auf diese Weise ist es gekommen, daß das gemeine deutsche Recht seinem Inhalt nach nothwendig zugleich die Rechtsgeschichte Roms, der Kirche und der germanischen Völker enthält und ist. Und dieses nun ist der zweite Punkt, in dem uns die hohe Bedeutung des gemeinen deutschen Rechts unserer Gegenwart liegen muß. Durch dieses gemeine Recht, in ihm, haben wir die Nothwendigkeit, das rechtsgeschichtliche Bewußtseyn mit dem praktischen Rechte zu verschmelzen; es ist seinem Wesen nach, als die Einheit der drei großen Rechtsformationen, zugleich der Träger der rechtsgeschichtlichen Bildung des deutschen Volkes; und das ist der tiefere Sinn jener Gemeinsamkeit des Bedürfnisses in allen deutschen Staaten, die Lehre der Rechtsgeschichte der Lehre des gemeinen Rechts als Grundlage vorauszusenden, die nicht von der Willkür des Einzelnen, ja nicht einmal von der Einsicht und Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Gestalt der Erziehung unseres juristischen Standes abhängt, sondern die vielmehr, unabweislich gegeben durch das Wesen des gemeinen deutschen Rechts, demselben nothwendig inwohnt und ihm bleiben muß.

Damit nun ſtellt ſich die Individualität desjenigen heraus, was wir mit dem Begriff und Namen des gemeinen Rechts in Deutſchland umfaſſen. Es iſt das Recht der Wiſſenſchaft, das das Recht der Geſchichte zur Grundlage hat; das Recht an ſich, das ſich aus dem hiſtoriſchen Recht durch die Entwicklung der Wiſſenſchaft emporarbeitet; die freie Geltung, die aus der geſchichtlichen Geltung als ihre höhere Stufe heraustritt und für ſich und durch ſich dazuſeyn beginnt. Mag nun hier das Einzelne wenig übereinſtimmen mit dieſem allgemeinen Charakter, und Unverſtand in Anwendung und Auffaſſung oft das Verkehrte ſtatt des Richtigen treffen. Das Ganze dieſes Rechtslebens, der eigentliche Charakter deſſelben iſt dennoch eben jene innige Verſchmelzung und Durchdringung von Wiſſenſchaft und Geſchichte und der erſte Verſuch in der Entwicklung des Rechtslebens der Welt, dieſe höchſte Form alles Daſeyns der Rechtsidee in dem deutſchen gemeinen Recht zur Verwirklichung zu bringen.

Nun wird man vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und fordern, daß wir, nachdem wir das Weſen der Form und des Inhalts des gemeinen Rechts dargelegt haben, nun auch Form und Inhalt ſelber ausſprechen ſollen. Das aber würde heißen, das gemeine Recht ſelbſt darſtellen. Unſere Aufgabe ſchließt hier ab; wir hatten es nur zu bezeichnen; die Rechtswiſſenſchaft ſelber aber kann die Rechtswiſſenſchaft oder jenes gemeine Recht allein darſtellen.

Allein hier iſt nun der Punkt, auf das Verhältniß des gemeinen Rechts unſerer Gegenwart zu der vorangegangenen Epoche des deutſchen Reichs einen Blick zurückzuwerfen. Wir haben für unſere Zeit und ihr gemeines Recht eine Selbſtſtändigkeit dem frühern gegenüber in Anſpruch genommen, die uns jetzt vielleicht von manchen Stimmen beſtritten werden wird. Und allerdings muß man ſich hier vor einer Illuſion am meiſten hüten. Leicht könnte es ſcheinen, als ob geſagt ſeyn ſollte, daß jener eigenthümliche Inhalt des deutſchen gemeinen Rechts erſt in unſerer Gegenwart überall entſtanden ſey, und als ob die frühere Zeit des deutſchen Reichs ſich mit Geſchichte und Wiſſenſchaft des Rechts wenig oder gar nicht, ſondern ausſchließlich mit dem Geltenden beſchäftigt hätte. Wer aber den Zuſtand

der Doctrin des gemeinen Rechts im vorigen Jahrhundert auch nur oberflächlich kennt, der wird wissen, daß wir eine solche Meinung gar nicht haben können. Es ist im Gegentheil alles, was wir gegenwärtig unter dem Begriffe des gemeinen Rechts zusammen fassen, schon im vorigen Jahrhundert da; derselbe Inhalt, dieselbe Behandlungsweise, derselbe Charakter der Lehre und der Praxis, und der graduelle Unterschied, den wir hier finden, läßt die innere Gleichheit nur um so schärfer hervortreten. Und so ist jenes Wesen des gemeinen Rechts das Wesen der ganzen deutschen Rechtsgeschichte. Wenn aber dem so ist, worein dann sollen wir das wesentlich Unterscheidende unserer Epoche setzen? Wo ist der Punkt, auf dem unser Begriff des gemeinen Rechts seinen, ihm heute eigenthümlichen Fortschritt gethan hat? Das ist die letzte Frage, über die wir uns klar werden müssen. Ihre Beantwortung aber liegt nahe.

War nämlich früher das gemeine Recht das Recht des Reiches und des Kaisers, so hatte dieses Recht ein Leben und eine Geltung außerhalb jener Wissenschaft; es war da als ein unabhängiges von derselben, und es folgte daher, daß diese Wissenschaft, um die Geltung ihres Inhalts fordern zu können, sich auf eine ihr fremde Gewalt berufen mußte. Die Wissenschaft enthielt daher das System dieses unabhängig von ihr geltenden Rechts; es gab kein Recht durch sie selber, keine Gültigkeit eines Rechts durch den Begriff des Rechts. So war die Wissenschaft da, aber sie war nicht frei; sie war im Dienste des gesetzlichen Rechts, und dieses gesetzliche Recht war es, was dem gemeinen Recht Umfang und Inhalt vorschrieb. In gleicher Weise war die Geltung da, aber auch sie war noch keine freie Geltung. — Das nun gerade ist es, was in unserer Zeit anders ist.

Allerdings müssen wir gestehen, daß bis jetzt noch das Bewußtseyn des juristischen Standes hierüber wenig klar ist. Man nimmt jenes gemeine Recht hin ohne viel zu fragen, wendet es an ohne genau nachzusehen woher seine Gültigkeit, nennt das Corpus juris bald ein Gesetzbuch, bald ein Rechtsbuch, ohne daß man sich über diese Unklarheit Rechenschaft ablegte oder sie forderte, behilft sich mit der wunderlichen Bezeichnung einer „subsidiären Anwendung" ohne doch das Wesen, und ohne die Gränze derselben nachweisen zu können. Es ist eine solche Unbestimmtheit

eine ganz natürliche Erſcheinung in allen den Zeiten, wo ſich ein altes Verhältniß aufgelöst und ein neues noch nicht entſchieden hat. Allein täuſchen wir uns doch auch nicht über das zweite, daß dieſer Zuſtand nicht zu einem dauernden erhoben werden kann. Wir müſſen es endlich doch ausſprechen, was in der Wirklichkeit ſchon vorhanden iſt: jene Zeit, in welcher man ſich, wenn auch nur formell, noch auf die formelle Gültigkeit des gemeinen Rechts berufen konnte, iſt vorbei. Jenes gemeine Recht, Civilrecht, Prozeß- und Strafrecht hat gar keinen Werth und gar keine Gültigkeit, wenn es nicht die des wiſſenſchaftlichen Rechts hat; wir müſſen es anerkennen, daß wir Stellung und Geltung des gemeinen Rechts nicht länger auf etwas anderes begründen wollen und können, als eben damit, daß es das Recht an ſich enthält oder doch zu finden ſtrebt; wir müſſen es gradezu unſerem Rechtsleben vorlegen, daß dieſes gemeine Recht in Deutſchland eben ſelber nichts anderes iſt, als das Recht ſeinem Begriffe nach, das abſolute Recht, das durch dieſe Wiſſenſchaft ſich als das gemeine in den Territorialrechten hinſtellt und als ſolches ſich zu verwirklichen weiß. Wir werden das langſam thun, aber wir werden es thun. Denn es läßt ſich der Gedanke, daß das Recht an ſich oder jene Wiſſenſchaft des Rechts da iſt als das alle beſondere Rechte durchdringende, nicht ſo unmittelbar vom Baume der Erkenntniß abbrechen; er will, wie alles wahrhaft Bedeutende, erarbeitet ſeyn, und man kann nicht an ihn glauben, ſondern muß von ihm überzeugt werden. Es läßt ſich ferner die Beobachtung, ſo nahe ſie ſcheinbar liegt, doch nicht mit einemmale machen, daß der Inhalt unſerer Lehre des gemeinen Rechts ſchon jetzt nichts anderes iſt, als ein Verſuch, das Syſtem des Rechts an ſich darzuſtellen und dieſem Recht ſeine wiſſenſchaftliche Entwicklung zu geben, wenn auch noch die alte Vorſtellung, daß das Corpus juris allein die Baſis des gemeinen Civilrechts bilden müſſe, in dieſem Gebiete die gänzlich verkehrte Scheidung zwiſchen römiſchem und ſog. deutſchem Privatrecht aufrecht hält. — Aber es braucht in der That ſich der vorurtheilsfreie und unbefangene Blick nur Einmal nach dieſer Seite, und wohlgerüſtet mit den beſtimmten Angaben, hinzuwenden, um das Geſtändniß auch von dem weniger Betheiligten zu gewinnen, daß

wir gegenwärtig in der That für das Gemeine nur die Geltung und Anerkennung fordern können, die daſſelbe durch ſeine innere rechtliche Nothwendigkeit, durch die Unabweisbarkeit und abſolute Allgemeinheit ſeines Inhalts, kurz dadurch in Anſpruch nimmt, daß es eben ſelber ſich als das Recht der Wiſſenſchaft hinſtellt.

Auf dieſem letzten Punkte angelangt, können wir uns jetzt einer Vorſtellung zuwenden, deren Aufhebung wir als den eigentlichen Gipfel der wahren Idee des gemeinen deutſchen Rechts bezeichnen müſſen, und die gerade deßhalb nicht mit Einem Schlage zu erreichen iſt. Die frühere Geſchichte des gemeinen Rechts hat es mit ſich gebracht, daß man nur eine beſtimmte Reihe von Rechtsſätzen als ſeinen Inhalt anerkannte. Man ſetzte als das gemeine Civilrecht den Inhalt des Corpus juris, als das gemeine Strafrecht den Inhalt der Carolina, als den gemeinen Prozeß die Beſtimmungen der betreffenden Rechtsgeſetze, des römiſchen und des canoniſchen Rechts. Man dachte ſich daher das gemeine Recht als eine feſte geſchloſſene Rechtsmaſſe, ganz in der Weiſe, wie man ein Geſetzbuch ſich denkt. Dieſe Vorſtellung hatte ihren Grund in der formalen Geltung des gemeinen Rechts; es iſt ſchon angegeben, wie dadurch das deutſche Privatrecht von demſelben ausgeſchloſſen ward. Jetzt aber iſt dieſe Zeit, wenigſtens der Sache nach, vergangen. Und jetzt, nachdem dieſe formale Geltung nicht mehr dem gemeinen Recht Inhalt und Grenze vorſchreibt, nachdem daſſelbe auf den Punkt gelangt iſt, wo es ſich nothwendig als die Wiſſenſchaft des Rechts anerkennen muß, iſt daher der Zeitpunkt gekommen, wo wir nach einem ganz neuen Prinzip für die Aufſtellung eines ſelbſtſtändigen Inhalts und Umfangs unſers gemeinen Rechts ſuchen müſſen, um von ihm aus die Form deſſelben ſich entwickeln zu laſſen.

Es iſt klar, daß wir hier vor einer Reihe von Entwicklungen ſtehen, die ganz unmöglich an dieſem Orte ausgeführt werden können. Doch möge das Weſentlichſte der Sache hier ſeinen Platz finden, nicht um die Frage zu erledigen, ſondern um ihr nur überhaupt erſt ihre Anerkennung zu verſchaffen.

Iſt das gemeine Recht das Recht der Wiſſenſchaft, ſo iſt ſeine erſte Forderung und Grundlage, daß es nicht mehr in jenen drei Körpern, die wir bezeichnet, als in drei verſchiedenen Feldlagern ein dreifach getrenntes Leben führe. Sondern es muß

ſpalten ſich auch die Meinungen der Aerzte über das eigentliche Weſen der Krankheit.

Da es für den Zweck dieſes Aufſatzes zu weit führen würde, die verſchiedenen Stufen und durch mancherlei Einflüſſe erzeugten Abarten des Uebels zu beſchreiben, ſo möge hier die eigener Anſchauung entnommene kurze Darſtellung der Krankheit genügen, wie ſie ſich in Fällen zeigt, welche die Aerzte exquiſite nennen. Der Ausbruch iſt bald plötzlich, beſonders am Anfang und Ende einer Epidemie, ohne alle Vorboten, bald geben ihm Mattigkeit, Verſtimmung, mancherlei Verdauungsbeſchwerden, beſonders aber eine gewöhnliche wäſſrige Diarrhöe, die aber noch nicht die eigenthümlichen Choleraſtoffe zeigt, voran. Bricht die Krankheit wirklich aus, ſo entſteht Diarrhöe und Erbrechen von einer weißgrauen flockigen, faſt geruchloſen, höchſtens wie Fleiſchwaſſer riechenden Flüſſigkeit. Sobald dieſe eigenthümlichen Ausleerungen erſcheinen, iſt die Cholera ausgebildet, ſind ſie anders beſchaffen, ſo verdient die Krankheit, wären die übrige Zufälle auch noch ſo heftig, nicht den Namen der orientaliſchen Cholera. Während dieſer Ausleerungen, die leicht, ohne Würgen und Zwang und meiſtens ganz ſchmerzlos vor ſich gehen, ſtellen ſich Druck in der Magengegend, große Abgeſchlagenheit und Angſt ein, heftige Krämpfe in den Waden quälen den Kranken, der ſich unruhig umherwirft; die Temperatur der Extremitäten nimmt immer mehr ab, ſie werden endlich marmorkalt und ſtellenweiſe dunkelblau gefärbt, die Haut iſt welk und trocken, die Fingerſpitzen runzeln ſich, die Nägel ſind blau, auch das Geſicht, beſonders Kinn, Lippen und Zunge werden kalt. Der Puls wird immer kleiner, ohne ſchneller zu werden, und verſchwindet auf der Höhe der Krankheit ganz. Die Stimme iſt lautlos und heiſer, das Geſicht entſtellt ſich, die Augen ſind tief in ihre Höhlen zurückgeſunken, von breiten blauen Ringen umgeben; der Augapfel etwas nach oben gerichtet, halb von dem obern Anglied bedeckt; eine ſtumpfe Gleichgültigkeit in dem ſtieren, glanzloſen Blick, die Geſichtsfarbe erdfahl, die Wangen eingeſunken, die Backenknochen hervortretend. Phyſiognomien, die nach einem Typus gebildet, aber ſonſt in geſunden Tagen ſehr verſchieden ſind, bekommen eine auffallende Aehnlichkeit mit einander, was Ref. beſonders bei Kranken ſlaviſchen Stammes auffiel. Die Urin-Excretion hört ganz auf, ſelbſt bei mehrtägiger Dauer der Krankheit,

das Prinzip ausgesprochen und durchgeführt werden, daß es selber alle Rechtsgebiete zugleich enthalte, in ihnen allen als der verbindende Gedanke und die höhere Einheit sey, und dieselben nur als Glieder seines eigenen Lebens anerkenne. Gerne möchten wir hier das philosophische Element vermeiden; es ist umsonst. Gibt es eine Idee des gemeinen Rechts, die in den einzelnen Gebieten und concreten Entwicklungen des gemeinen Civil-, Straf- und Prozeßrechts noch als ein selbstständigeres sich erhält — das gemeine Recht an sich — so kann dasselbe, wenn jene concreten Gebiete die Wissenschaft des Rechts enthalten, selber nur der Begriff des Rechts seyn, aus dem jene wie aus der gemeinsamen Quelle ihren Ursprung nehmen. Daher kommt man nothwendig zu der Consequenz, daß das abstrakte gemeine Recht, das Recht, was noch nicht Civil-, Straf- oder Prozeßrecht geworden, und mithin noch keine Wissenschaft des Rechts ist, nur die Philosophie des Rechts seyn kann. Auf diese Weise nehmen wir einen schon früher von uns ausgesprochenen Gedanken wieder auf. Es ist nicht zufällig, daß Deutschland die Heimath der Philosophie des Rechts ist. Insofern man von einem gemeinen Recht Deutschlands redet, das über den concreten Ausführungen der besonderen Gebiete steht, und das doch nicht blos eine vage Vorstellung, sondern einen bestimmten Inhalt erhalten soll, insofern ist nur die Philosophie des Rechts fähig, diesen Inhalt des gemeinen Rechts zu bilden. Wir wissen wohl, daß auch dieses jetzt noch nicht zu seiner vollen Anerkennung herangereift ist; und auch reden wir mehr von dem Wege als von dem Ziele. Dennoch ist kein anderes denkbar; und es wäre wohl nachzuweisen, wie gerade unsre Gegenwart beginnt, jenen Begriff des Rechts an die Spitze jeder einzelnen Doctrin schon jetzt hinzustellen. Was anders in der That sind jene „Einleitungen", die wir in jedem Lehrbuch der Pandekten finden, und die mit mehr oder weniger Glück den Begriff des Rechts definiren, als die stillschweigende Anerkennung, daß es in jedem „gemeinen Civilrecht" etwas gebe, das noch allgemeiner sey wie dieser besondere Inhalt? Wer anders heißt Mühlenbruch, Kierulff, Christiansen und Andere, nach dem Begriffe des Rechts in solchen Werken suchen, die diesen Begriff doch voraussetzen müßten, als eben jenes unabweisbare Bedürfniß,

das Allgemeine für ihre beſondere Wiſſenſchaft, das Allgemeinere als ihr gemeines Recht, jenes abſtrakte gemeine Recht als Baſis ihrer ſpeziellen Darſtellung zu beſitzen? Man wird entgegnen, daß der Begriff des Rechts der reinen Wiſſenſchaft, nicht dem geltenden Recht eines Volkes gehöre. Nein, das iſt gerade die Bedeutung des deutſchen Volkes, daß in ſeinem Recht der Begriff an die Spitze der Geltung zu treten beginnt. Hier iſt der Platz, wo zuerſt die Idee ihren Fuß auf die Erde geſetzt, und in die Wirklichkeit hinabgeſtiegen iſt. Entbehrt doch, wenn ihr könnt, jenes Begriffs! Könnt ihr aber nicht, ſo laßt uns geſtehen, daß das abſtrakte gemeine Recht nichts anderes iſt, als die Herrſchaft des an ſich wahren Begriffes über ſeine eigenen Entwicklungen, die Einheit der Wiſſenſchaften in der Philoſophie!

Doch es kann wenig nützen, von ſo wichtigen Gegenſtänden mit wenig Worten zu reden. Wir wollen nur die Folgerungen an den obigen Gedanken anſchließen.

Es ergibt ſich zunächſt, daß, wenn die einzelnen Rechtsgebiete des gemeinen Rechts die Wiſſenſchaft des Rechts enthalten, nun auch die Begründung in ihrer Ausführung eine andere werden muß. Bisher hat die alte Form geherrſcht; man hat mit Stellen aus dem Corpus juris, dem canoniſchen Recht und etwa den Reichsgeſetzen beweiſen wollen, daß z. B. ein Irrthum die und die Momente habe, daß ein Kauf der und der Vertrag ſey, daß ein Beweis dieſes, eine Einrede jenes ſey, daß ein Urheber ein ſolcher, ein Gehülfe ein anderer, und ſo ferner. Iſt aber, fragen wir, ein Irrthum nicht eine pſychologiſche Erſcheinung, die ihre Natur ganz unabhängig vom Corpus juris hat? Iſt der Beweis erſt ein Beweis, weil eine Stelle des canoniſchen Rechts es ſagt? Iſt die Urheberſchaft nicht eine ſolche, wenn auch niemals die Carolina daran gedacht hatte, von Urhebern zu reden? Und ſoll die Aufführung und Entwicklung dieſer Begriffe von dem Vorkommen derſelben in jenen alten Rechtsbüchern abhängig gemacht werden, da ſie doch in Wirklichkeit alle Tage neu ſind? Das Syſtem dieſer Doctrinen entwirft die Wiſſenſchaft ja doch ſelber, und begründet es durch ihre eigne Kraft, was denn ſollen die Citate, die ſo oft nichts beweiſen, ſo oft das Bewieſene nur wieder unklar machen? Wir müſſen dieſe Bücher der Geſchichte des Rechts überliefern; denn haben die Darſtellungen der Lehrbücher

nicht ihre Wahrheit durch die eigne Auffassung, so werden sie dieselbe durch Stellen aus fremden Schriften nimmer erhalten. Sind wirklich jene Gebiete des gemeinen Rechts die Wissenschaft des Rechts, so müssen sie sich frei machen von der Herrschaft der traditionell überlieferten Form der Darstellung, und es wagen, sich geradezu auf die innere Richtigkeit, und nicht mehr auf ein äußerliches Zusammentreffen mit den früheren Gesetzen für die Geltung und Anerkennung ihres Inhalts zu berufen. Der Punkt, wo der alte, noch fortvegetirende Zustand der früheren Doctrin den schreiendsten Widerspruch in der Erhaltung der Formen des vorigen Jahrhunderts begeht, ist die noch immer nicht abgeänderte Scheidung des römischen von dem deutschen Privatrecht. Wir brauchen hier den innern Widerspruch dieses Verhältnisses nicht aufs neue darzulegen; allein allerdings weist grade diese Scheidung auf das Wesen des gemeinen Rechts der nächsten Zukunft hin. Man wird anerkennen, daß beide Privatrechte, so sehr sie sich ausschließen, doch ein Gemeinsames haben, das Moment, ein Privatrecht zu seyn. Welches ist nun dies Privatrecht, das weder römisch noch deutsch, sondern eben beides zugleich ist? Entschieden kein anderes, als das begriffliche, in seiner Entwicklung das wissenschaftliche Privatrecht. Setzen wir daher die Forderung, jene beiden Privatrechte in Eins zu verschmelzen, so setzen wir in der That dieses letztere als die Wissenschaft des Privatrechts. Und sie ist es, der die Zukunft gehört.

Auch hier müssen wir abbrechen, denn das Einzelne gehört unserer Aufgabe nicht an. Das Obige aber möge genügen, um die Gesichtspunkte darzulegen, von denen aus wir zur Idee des gemeinen Rechts Deutschlands gelangt sind. Das Recht, das von jetzt an, als das dem deutschen Volke eigenthümliche besteht, das nicht von seinen Bundesstaaten als einzelnen, sondern von der inneren Bewegung des Volkslebens auf seiner höchsten geistigen Stufe ausgeht, das sich erzeugt und vollzieht eben in dieser, über jeden Staat erhabenen Einheit und Gemeinsamkeit des Volks, das gemeine deutsche Recht unserer Zeit und mehr noch der Zukunft ist nichts anderes, als die Wissenschaft des Rechts selber, die auf der Philosophie des Rechts beruht und durch die Geschichte des Rechts ihre Erfüllung erhält. Das gemeine deutsche Recht kann daher keiner Codifikation unter-

worfen werden, denn das Wissen läßt sich nicht dem Wollen unterthan machen; dasselbe braucht keine Codifikation, denn die Idee der Selbstständigkeit des deutschen Rechtslebens wird nie einen höheren Standpunkt und Ausdruck finden als den, den es durch dieses sein Wesen erreicht. Es kann dasselbe ferner nicht als eine feste, ihrem Umfang und ihrem Inhalt nach scharf begränzte Rechtsmasse gesetzt werden, sondern als Wissenschaft des Rechts ist es ein Lebendiges, seine Natur ist es, in der beständigen Arbeit und Bewegung zu seyn, und nur diese Bewegung gibt ihm die Berechtigung zu seiner wahrhaft erhabenen Stellung. Das gemeine deutsche Recht will deßhalb endlich nicht gelernt, sondern es will begriffen seyn; und zwar nicht allein sein Wesen und seine Bedeutung als Ganzes, sondern auch sein besonderer Inhalt will als Wissenschaft erkannt seyn. Die Arbeit, die es fordert, ist die freie Arbeit des erkennenden Geistes; die Geltung, die es hat, ist die freie Geltung des an sich wahren Rechts; und das Leben, das es verbreitet, ist das frische, nimmermüde, ewig allein sich selber genügende, schaffende Leben der Idee des Rechts. Und mag denn nun auch noch mancher Schritt zu thun seyn, ehe wir diesen Gipfel alles Rechtslebens wirklich erreichen, mögen die einen verzweifeln, die andern Verkehrtes versuchen und noch andere diesem Gedanken wie der Freiheit selber feindlich entgegentreten, dennoch wird es sich vollenden; denn wir alle sind, jeder nach dem Maße seiner Kraft, berufen an dieser größten Erscheinung des Rechtslebens der Welt Theil zu nehmen.

Und jetzt, ehe wir uns trennen, die letzte Bemerkung, die den Uebergang zu einem andern Gebiete enthält. Möge das Obige nämlich richtig seyn oder nicht, unbedingt wird der Praktiker ihm mit dem Satze entgegentreten, den seine Aufgabe ihm immer am nächsten rückt. Die praktische Seite des Rechts, das Gericht, kann nicht blos mit der Wissenschaft ihren Anforderungen genügen. Das Gericht als Organ des Staats, will den Willen des Staats, das Gesetz. Es muß und wird daher ein Gesetz zur Grundlage seiner Thätigkeit fordern, um den absoluten Feind seiner eigenen Bedeutung, die individuelle Willkür und selbst den Schein derselben sich fern zu halten. Ist nun das

Weſen des gemeinen Rechts die Wiſſenſchaft, ſo kann daſſelbe dem Gericht nicht genügen. Wir brauchen ein Geſetz, weil wir ein Gericht brauchen.

Allerdings. Und ſtatt uns mit weiteren Entwicklungen zu ergehen, laſſen wir die Geſchichte ſelber beantworten, wie ſie dieſe Frage gedacht und gelöst hat. In demſelben Maße, in welchem die Einheit Deutſchlands verſchwand, ſind die territorialen Geſetzgebungen fortgeſchritten, während zu gleicher Zeit das Studium des gemeinen Rechts ein immer allgemeineres und eine immer beſtimmtere Grundlage des Studiums der lokalen Rechte geworden iſt. In der That bedarf es kaum einer genaueren Entwicklung des Sinnes, der in dieſer Thatſache liegt. Die Bedingung des Daſeyns jenes gemeinen Rechts iſt eben das lokale Geſetz; wo dieſes nicht iſt, wie in Frankreich, da entſteht ſtatt des gemeinen Rechts ein gemeines Geſetz, eine Codifikation und die Wiſſenſchaft tritt in ihren Dienſt. Die Idee des Rechtslebens Deutſchlands iſt daher nicht erfüllt mit der Idee des gemeinen Rechts; ſie iſt nur der Höhepunkt, der Geiſt der Geſetze in Deutſchland, das, wodurch die geſetzliche Abgeſchloſſenheit der Territorien innerhalb Deutſchlands wieder gebrochen wird, und die Einheit des Volks als eines Ganzen und Selbſtſtändigen wieder ihre Verwirklichung erhält. Das Rechtsleben Deutſchlands iſt demnach, in ſeiner Totalität angeſchaut, jetzt nicht mehr allein jene Wiſſenſchaft des Rechts, ſondern es iſt die lebendige Wechſelwirkung zwiſchen Wiſſenſchaft und poſitivem Recht, die gegenſeitige Durchdringung von Gedanken und Willen, die dennoch ihren ſelbſtſtändigen Körper im gemeinem Recht und lokalen Geſetz haben, die Läuterung des Gegebenen durch die Erkenntniß des Seynſollenden, die Kryſtalliſirung des Abſtrakten durch die Feſtſetzung des Concreten. Das iſt das Leben des deutſchen Rechts und dieſem Leben dienen, in dieſem Leben ſtehen wir. Und wie und mit welchem Erfolge die Wiſſenſchaft des Rechts oder des gemeinen Rechts ſich dieſem poſitiven Recht, das poſitive Recht ſich der Wiſſenſchaft des gemeinen Rechts zugewendet hat, das iſt als letzter Theil, die Erfüllung des Bildes, das unſer Volk in der Rechtsgeſchichte der Welt darbietet.

L. S.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Berlin. Der außerordentliche Professor und Director des poliklinischen Instituts, Dr. **Romberg**, ist zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden.

Freiburg. Nach dem amtlich veröffentlichten Verzeichniß studiren in diesem Sommerhalbjahre an dieser Universität 213 Studenten, und zwar 162 Inländer und 51 Ausländer. Davon gehören 81 der Theologie, 53 der Jurisprudenz, 63 der Medicin und 35 der Philosophie und den cameralistischen Studien.

Gießen. Das amtliche Verzeichniß des Personalbestandes dieser Universität nennt 312 Studenten, von denen 173 Ausländer. Von ihnen widmen sich 90 der evangelischen, 39 der katholischen Theologie, 97 der Rechtswissenschaft, 69 der Medicin, 9 der Chirurgie, 12 der Thierarzneikunde, 48 der Cameralwissenschaft, 21 der Philologie und Philosophie, 18 der Architektur, 44 der Forstwissenschaft, 58 der Pharmacie und Chemie.

Der Dr. phil. **Will** aus Weinheim ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden.

Göttingen. Dem amtlichen Verzeichniß zufolge beträgt die Zahl der Studirenden in diesem Sommersemester 633 (431 In- und 202 Ausländer). Davon studiren Theologie 141 (75 Ausländer), 201 Jurisprudenz (68 Ausländer), 195 Medicin (73 Ausländer), 101 Philosophie und Philologie.

Vorträge werden gehalten von 36 ordentlichen, 20 außerordentlichen Professoren und 14 Privatdocenten und Lektoren.

Halle. Nach dem amtlichen Verzeichniß betrug die Zahl der Studirenden auf dieser Universität von Michaelis 1843 bis Ostern 1844 721; davon gingen 174 ab; bis zum 31. Mai war aber die Zahl wieder auf 728 gestiegen. Von diesen widmeten sich der Theologie 214 (171 In- und 123 Ausländer), der Jurisprudenz 103 (95 In- und 8 Ausländer), der Medicin 165 (71 In- und 37 Ausländer), der Philosophie 66 (57 In- und 9 Ausländer). Außerdem besuchten noch 15 nicht immatriculirte Chirurgen und 9 nicht immatriculirte Pharmaceuten die Vorlesungen.

Heidelberg. Die Zahl der Studirenden an dieser Universität beträgt nach dem neuesten amtlichen Personenverzeichnisse 911, von denen 659 Ausländer. Theologie studiren 90, Jurisprudenz 559, Medicin, Chirurgie und Pharmacie 153, Philosophie und Philologie 33, Cameralwissenschaften und Mineralogie 38. Außerdem besuchen noch 48 Personen reiferen Alters und 21 conditionirende Chirurgen und Pharmaceuten die Vorlesungen.

Das Lehrerpersonal besteht aus 5 Professoren der Theologie, 7 der Jurisprudenz, 9 der Medicin, 19—20 der Philosophie, so wie aus 7 juristischen, 9 medicinischen und 9 philosophischen Privatdocenten. Geschichte tragen 5, Chemie und Pharmacie 4 Lehrer vor, 1 Lehrer die Cameralwissenschaft, 5 Physik, 3 orientalische und 1 die altdeutsche Sprache.

Dem außerordentlichen Professor Dr. **Zachariä von Lingenthal** ist die nachgesuchte Entlassung aus dem badenschen Staatsdienste ertheilt worden, und die bisherigen Privatdocenten

für Geſchichte und hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften Dr. Hagen und Dr. Häuſſer haben den Charakter eines außerordentlichen Profeſſors erhalten.

Jena. Dem Hof- und Juſtizrath Dr. jur. A. L. J. Michelſen, ordentlichem Profeſſor der Rechte, iſt der Charakter eines Geheimen Juſtizraths verliehen, der ordentliche Profeſſor der Rechte, Dr. H. Luden, zum fünften akademiſchen Rathe bei dem, den ſächſiſchen Herzogthümern gemeinſchaftlichen Appellationsgerichte ernannt worden.

Königsberg. Der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. Lehrs iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

München. Inſcribirt wurden in dieſem Sommerſemeſter an dieſer Univerſität 1329 Studirende, nämlich 1213 In- und 116 Ausländer. Von ihnen ſtudirten 467 Philoſophie, 439 Jurisprudenz, 191 Theologie, 71 Medicin, 16 Cameralwiſſenſchaft, 10 Philologie, 6 Pharmacie, 21 Architektur, 63 Forſtwiſſenſchaft.

Prag. Das Lehramt der Phyſiologie und höhern Anatomie an der Univerſität iſt dem Profeſſor Dr. A. von Patruban in Innsbruck übertragen.

Tübingen. Dem zum Oberamts-Wundarzt beſtellten Privatdocenten Dr. Frank iſt die nachgeſuchte Entlaſſung von der Stelle eines zweiten Lehrers der Chirurgie und Geburtshülfe an der Univerſität gewährt, mit dem Vorbehalt der Befugniß Vorleſungen über jene Fächer halten zu dürfen.

Wien. Nach ſtatiſtiſchen Berichten über die Wiener Hochſchule waren für das Jahr 1843 eingetragen in der philoſophiſchen Studienabtheilung 2823, in der mediciniſch-chirurgiſchen 1051, in der juriſtiſch-politiſchen 1156, in der theologiſchen 228, zuſammen 5258 Studirende.

Würzburg. Der Hofrath Dr. med. J. C. Textor iſt der Function eines Mitglieds des Medicinal-Ausſchuſſes für Unterfranken und Aſchaffenburg enthoben, und dieſe Stelle dem Privatdocenten daſelbſt, Med. Dr. K. Textor, übertragen worden.

Kirche.

Der Miniſterrath des Königreichs Sachſen hat ſich gegen die ſogenannten „proteſtantiſchen Lichtfreunde" erklärt und öffentlich ſeinen Willen kundgegeben, ſich der weitern Verbreitung dieſer neuen proteſtantiſchen Sekte in Sachſen nach Kräften zu widerſetzen.

Auch die neue Diſſentergemeinde in der katholiſchen Kirche, die ſogenannten Chriſtkatholiſchen oder Deutſchkatholiken, finden, je mehr ihr Anhang wächſt, immer mehr Oppoſition. In Bayern ſind ſtrenge Maßregeln getroffen, um ſelbſt jede Nachricht von dem weitern Umſichgreifen der neuen Sekte von den Gränzen des Landes fernzuhalten; die Regierungen in Sachſen, Preußen und Wirtemberg widerſetzen ſich der Einräumung von Kirchen zum Abhalten des neuen lektireriſchen Gottesdienſtes; in Hannover iſt dieſe Sekte völlig verboten. Demungeachtet kann man nicht ſagen, daß die öffentliche Theilnahme an dieſem kirchlichen Streite geringer oder kälter geworden wäre. Noch immer ſteigt die Zahl der Gemeinden, welche ganz oder auch theilweiſe die alten römiſch-katholiſchen Glaubensformen verlaſſen, und theils proteſtantiſche, theils katholiſche Predigtamts-Candidaten erleichtern durch ihren Uebertritt die nothwendige Organiſation der neuen Sekte.

Schule.

Die preußiſche Regierung geht mit dem Plane um, für den öffentlichen Unterricht beſonders approbirte Schulbücher einzuführen, um dadurch ſchon von früher Jugend die heranwachſende Generation in eine geiſtige Form zu gewöhnen, die das Regierungsgeſchäft weniger mühſelig macht als es jetzt durch die freiere Denkform geworden iſt. Zunächſt ſollen Lehrbücher für Religion und Geſchichte zu dieſem Zwecke ausgearbeitet werden. Die Ausarbeitung der Lehrbücher für Religion und Geſchichte iſt dem Profeſſor Gelzer in Berlin übertragen.

Literatur.

Die ſchöne Literatur Deutſchlands hat nach kurzer Ruhe eine Menge Blüthen wieder getrieben. Die gerühmteſten Namen haben dem Publikum ihre Spenden gebracht und die Leihbibliotheken ſind wieder beſuchter als je, um nach ihnen zu fahnden. Ob dieſe Dichtungen,

die uns das Frühjahr gebracht hat, alle dem Ruf entsprechen, der ihren Verfassern vorausgeht, ist freilich eine andere Frage, die aber die Neugier nicht verringert, welche jede neue Erscheinung erregt. Doch beachtenswerth sind sie wirklich fast alle, und zwar schon deßwegen, weil namentlich die jüngst erschienenen Romane sämmtlich, ein jeder auf seine Weise, den herrschenden Ideen der Zeit huldigen.

A. von Sternberg führt in seiner neuesten Dichtung „Paul" den Communismus ein, und versucht eine Lösung der Wirren, die möglicher Weise von dieser Seite her der bestehenden gesellschaftlichen Stellung drohen. Der Held der Novelle, der Abkömmling eines alten, reichbegüterten, adeligen Geschlechts, legt seinen Adel ab, entäußert sich seines Reichthums und beweist durch eine Reihe selbstübernommener Prüfungen, indem er erst Gärtner, dann Handlungsdiener, dann Handlanger in einem literarischen Institut und endlich Unterbeamter im Staatsdienst ist, daß keine noch so niedere und gedrückte Stellung den wahren Werth des Mannes erdrücken könne. So lobenswerth und anerkennungswürdig auch die Absicht des Verfassers ist, so bezweifeln wir doch, daß er durch seine schöne Dichtung seinen besondern Zweck, Ausgleichung der immer schroffer werdenden Stellung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, erreichen werde, da es uns scheint, als wenn das Wesen des Communismus tiefer liege, als in dem bloß äußern Druck der Verhältnisse. Obgleich wir somit die Tendenz des Verfassers nicht zu der unsrigen machen, müssen wir doch gestehen, daß die Novelle zu den schönsten gehört, die aus der Feder Sternbergs hervorgegangen sind. Sie ist voll Poesie; namentlich einige Phantasien, die der Verfasser schon im Morgenblatte mittheilte, sind tiefsinnig gedacht und vollendet in der Darstellung zu nennen.

Als communistischer Roman stellt sich auch die neueste Dichtung A. Spindlers dar: „Fridolin Schwertberger"; nur bewegt er sich in einer ganz entgegengesetzten Sphäre. „Paul" gehört dem höchsten Adel, „Fridolin Schwertberger" dagegen dem Handwerkerstande an, Paul bewegt sich zum Theil in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, und das Leben des preußischen Adels in Berlin, das Treiben der Handelswelt in Augsburg, das literarische Wesen Leipzigs treten abwechselnd, wenn auch nicht immer in ganz naturgetreuen Bildern, sondern sehr übertrieben und karrikirt vor das innere Auge des Lesers. Spindler dagegen sucht das Kleinbürgerthum einer kleinen Stadt Süddeutschlands, Constanz am Bodensee, zu schildern, und konnte dies um so eher, da er sich längere Zeit daselbst aufgehalten hat. Wir nannten Spindlers Roman einen communistischen; doch müssen wir zugleich hinzusetzen, daß diese Bezeichnung nicht die richtige ist. Der Communismus spukt hier nur als das dämonische Prinzip, welches in der Gestalt eines ältern Bruders Fridolins vom Dichter berufen ist, den Helden zu quälen und sein Leben genugsam romanhaft zu machen, um daraus die Elemente eines Romans zu destilliren. Wie schön auch manche einzelne Scenen und Stellen sind, so können wir doch kein günstiges Urtheil über das Ganze abgeben, da es fast stets an einer ungehörigen Breite leidet und der eigentliche Gedanke des Romans, die Grundlage, aus der sich die Dichtung entfaltet, nicht interessant und bedeutend genug ist, um die Phantasie des Lesers dauernd zu fesseln. Spindler zeigt durch diesen Roman aufs Neue, daß die neuere Zeit und ihre geistigen Bestrebungen und Verwicklungen kein Feld für ihn sind, auf dem sich sein Dichtergenius mit Erfolg ergehen kann; in Schilderungen des Mittelalters ist er glücklicher.

Willkomm entwickelt in seiner neuesten Dichtung: „Weiße Sklaven" ein Gemälde aus der Feudalzeit, die in Frankreich mit der ersten Revolution zu Grabe getragen wurde, in Deutschland erst nach und nach, und meist später erlosch. Er hat die Erzählung in seine Geburtsgegend, die wendische Lausitz verlegt, und dieser Umstand, der sich vielfach in manchen Einzelheiten kund gibt, trägt nicht wenig zur Erhöhung des Interesses bei. Die Darstellung ist gedrungen, klar und gerundet, die verschiedenen Gestalten und Bilder verschlingen sich geschickt zum großartigen Gemälde. Nur eines thut der Schönheit des Ganzen Eintrag: daß es dem Dichter gefallen hat, die Erzählung in zwei scharfgetrennte Hälften zu zerschneiden. Der Roman beginnt nämlich in der neuesten Zeit, zeigt uns den frühern adeligen Feudalherrn als Fabrikbesitzer, der diejenigen, die als Hörige unter dem Druck seiner Vorfahren schmachteten, jetzt als Fabrikarbeiter tyrannisirt, und wendet sich dann plötzlich in die Vergangenheit zurück, gibt eine Episode jener furchtbaren Zeit und kehrt erst später in die Neuzeit zurück.

Unter denjenigen Romanen, welche das Frühjahr uns gebracht hat, dürfen wir auch den neuesten der Gräfin von Hahn-Hahn nicht vergessen. Man hat diese Schriftstellerin oft, ja wiederholt mit der französischen, mit Recht so hoch gefeierten Dichterin George Sand verglichen, sie die deutsche Sand genannt; aber gewiß stets mit Unrecht. Gräfin Hahn hat weder die mächtige Poesie, noch die tiefe geistige Bildung, welche Frau von Dudevant auszeichnen. In allen ihren bisherigen Romanen trauert sie über den Verfall der Aristokratie, schildert das aristokratische Leben mit besonderer Vorliebe und findet selbst in den monströsesten Auswüchsen desselben, man möchte fast sagen, die Bestimmung des Menschen.

Dabei bediente ſie ſich einer Sprache, die eben nur in jenen feinſten der feinen Cirkel an der Tagesordnung ſeyn mag, die weder franzöſiſch, noch deutſch, ein Ragout aller möglichen Sprachabgänge iſt. Das war die Gräfin Hahn bisher. Sie ſcheint eine neue Epoche ihres Schriftſtellerlebens beginnen zu wollen. Ihre neueſte Dichtung: „Zwei Frauen" ſpielt zwar noch immer in den vornehmen Kreiſen, doch iſt es jetzt weniger das ariſtokratiſche Leben, ſondern das innere Gemüthsleben des Weibes in ſeinen Anſprüchen auf die Anerkennung der Außenwelt, was die Haupttendenz des Romans bildet. Die Verfaſſerin ſchildert in zwei Schweſtern zwei weibliche Naturen mit tief eindringender Charakteriſtik, indem ſie ſie in die verſchiedenen Situationen ihres Lebens begleitet; und wenn ſie auch in der Staffage etwas zu willkürlich und karrikirend verfahren, ſo müſſen wir doch geſtehen, nicht leicht von einem Roman der Verfaſſerin ſo befriedigt worden zu ſeyn als von dieſem.

Dies ſind zwar nur vier Romane, und doch glauben wir, daß wir uns Glück wünſchen können, in einer unüberſehbaren Reihe von ſogenannten romantiſchen Dichtungen auch nur ſo viel als des Leſens werth, als nicht unwürdig des deutſchen Genius bezeichnen zu dürfen. In einer Zeit, wo Parteiung immer finſterer in alle Fugen des geiſtigen Lebens einkringt und es ganz zu verſtrengen droht, iſt die heitere, ungetrübte Ruhe des Dichtergenius doppelt hoch zu ſchätzen.

In Bezug auf die belletriſtiſche Literatur haben wir noch von einigen dramatiſchen Erſcheinungen zu berichten, indem Gutzkow die Herausgabe ſeiner Dramen fortgeſetzt, H. Laube dieſelbe begonnen und Rückert wieder mit einer neuen großartigen Dichtung in den Kampfplatz getreten iſt.

Gutzkows dritter Band dramatiſcher Dichtungen enthält: „Ein weißes Blatt" und „Zopf und Schwert." Beide Dramen ſind ſchon zur Zeit ihres erſten Erſcheinens auf den vaterländiſchen Bühnen vielfach beſprochen worden und bedürfen alſo hier, wo keine motivirte Kritik gegeben werden kann, nur einer einfachen Erwähnung.

Auch H. Laube hat begonnen, ſeine dramatiſchen Dichtungen herauszugeben. Der erſte Band enthält „Monaldeſchi" und eine ziemlich umfangreiche Einleitung über die jetzige Bühne Deutſchlands und ſeine perſönliche dramatiſche Bildung.

Rückerts neueſtes dramatiſches Gedicht: „Criſtoforo Colombo oder die Entdeckung der neuen Welt", Geſchichtstrauma in drei Theilen, wird von vielen Seiten ſehr gerühmt. Es ſtellt ein umfaſſendes Gemälde der ſpaniſchen Welt dar, welcher Columbus die Entdeckung eines neuen Erdtheils gewiſſermaßen aufdrang; doch möchte wohl die Einmiſchung moderner Ideen über Philoſophie und Religion nicht ganz zu loben ſeyn. Der Dichter verläugnet ſeine urſprüngliche lyriſche Bildung nicht, er zeigt ſeine Gewandtheit in den mannigfachſten Versmaßen und Rhythmen, doch trifft man auch viele ſehr proſaiſche und nüchterne Stellen.

Karl von Holtei hat ſeine dramatiſchen Arbeiten geſammelt herausgegeben. Ein ſeltſames Gefühl hat uns beim Durchleſen dieſes engedruckten, ſtarken Quartbandes ergriffen. Ein ganzes Zeitalter ging hier mit ſeinen Beſtrebungen, Irrthümern, Leidenſchaften, Tugenden und Schwächen an uns vorüber; und ein Vergleich, der ſich unwillkürlich mit dem ſogenannten neuen Aufſchwung der dramatiſchen Dichtkunſt uns aufdrang, iſt wahrlich dieſem jetzigen nicht ſehr günſtig. Erwägt man, was die neuere Zeit will und erſtrebt, ſo iſt es doch immer nur, was auch die Vergangenheit erſtrebte und erſtrebte, das Leben in ſeinen Einzelnheiten in mehr oder weniger poetiſchen Bildern zu erfaſſen. Sie vermag es nur ſelten, doch auch unſere Neuzeit iſt noch weit von ihrem Ziele entfernt.

Neben dieſen die Nationalliteratur betreffenden Schriften verdienen manche andere, vermiſchten Inhalts, eine Erwähnung.

Varnhagen von Enſe ſtellt in ſeiner neueſten Schrift: „Hans von Held" ein intereſſantes Zeitbild auf, das in vielfacher Beziehung zu unſerer neueſten Tagesgeſchichte ſteht. Held war bekanntlich der Verfaſſer des berüchtigten ſchwarzen Buchs, worin er zwei preußiſche Miniſter vor dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung anklagte und deßhalb vielfache Drangſale erlitt. Man ſieht aus dieſer Schrift, daß zu Anfang unſeres Jahrhunderts die öffentliche Meinung eben ſo ihre Vertreter hatte, wie jetzt, und erfährt, daß die Regierung damals wie jetzt jeden Verſuch ſtreng rügte, den Schleier zu lüften, der ihre verborgenen Wege umhüllte; doch war ſchon damals die preußiſche Regierung loyal genug, die Strenge wieder auszugleichen, wenn die Veranlaſſung aufhörte, die ſie nothwendig zu machen ſchien. Nach langer, ſchwerer Haft wurde Held ſpäter doch wieder in den preußiſchen Staatsdienſt gezogen.

E. M. Arndt hat „Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen" herausgegeben. In dieſen drei Bänden ſind manche Aufſätze enthalten, die zum Theil ſchon früher bekannt

waren; unter den noch unbekannten befinden ſich einzelne Aufſätze ſeines Bruders, Friedrich Arndt. Die bisher noch ungedruckten Blätter von ſeiner Hand enthalten wichtige Worte auch für unſere Zeit, beſonders diejenigen hiſtoriſchen Inhalts. Intereſſant ſind die Artikel „Gneiſenau", „Talleyrand" ꝛc. Der Aufſatz über die gegenwärtige Lage des Proteſtantismus zeigt den Verfaſſer noch unklar über dieſe Lebensfrage unſerer Zeit. Er will Geiſt und Freiheit, verwirft den kalten Indifferentismus und ſehnt doch auch den alten einfachen, ſich ſelbſt verläugnenden Glauben der Väter zurück.

Friedrich v. Raumers Schrift „Ueber die Vereinigten Staaten Nordamerikas" enthält viel des Intereſſanten. Raumer iſt ein vorzugsweiſe aufnehmender Charakter; er will die Gegenſtände, die er ſchildert, nicht anders darſtellen, als ſie ihm erſchienen ſind, und dadurch bekommt ſein Buch eine Bedeutung, die andere Werke ähnlichen Inhalts nicht haben.

Die kleine Schrift „Ueber die Mittel zur Abhülfe der Arbeitsnoth" beſpricht, wie es ſcheint, mit Sachkenntniß einen hochwichtigen Gegenſtand unſerer Zeit, und wäre daher der Aufmerkſamkeit unſerer Regierungen dringend zu empfehlen. Geſtützt auf ſtatiſtiſche Materialien ſucht ſie nachzuweiſen, daß in Baumwollen-, Linnen-, Seiden- und Wollenwaaren allein jährlich 21 Millionen Thlr. Arbeitslohn an das Ausland gegeben werden, die der Arbeitsnoth mit einem Schlage ein Ende machen müßten, wenn ſie für Deutſchland gewonnen würden.

Die Freiberger Bergakademiker Benſt, Nicker und Ortigoſa haben über die bekannte Streitſache zwiſchen den Akademikern und dem Freiberger Offizierkorps eine Rechtfertigungsſchrift in Straßburg drucken laſſen, die in ſehr ruhigem Tone gehalten und von allen Originaldocumenten begleitet, die Angelegenheit der Kenntnißnahme des großen Publikums vorlegt.

Ein gewiſſer Herr von Gumpach weiſt in ſeiner Schrift „Erläuterungen und Berichtigungen zu Dahlmanns Geſchichte der engliſchen Revolution" zahlreiche Entſtellungen der Geſchichte in dem vielfach gerühmten Buche Dahlmanns nach und ſucht den Beweis zu führen, „Profeſſor Dahlmann habe das deutſche Publikum irre leiten wollen." Soll das nicht vielleicht blos ein Verſuch von Seiten des Hrn. von Gumpach ſeyn, ſelbſt ſchnell berühmt zu werden?

Die neueſte Schrift des Freiherrn v. Hormayr, „Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgersmannes", enthält Beiträge zur Geſchichte deutſcher Politik vom 30jährigen bis zum 7jährigen Kriege.

Profeſſor Wurm hat in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Hanſeſtädte in den Jahren 1806—1811" dem Gedächtniß des edlen Karl von Villers ein Denkmal geſetzt. Aus den auf der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen nachgelaſſenen Papieren, namentlich aus der darin enthaltenen Correſpondenz dieſes ganz zum Deutſchen gewordenen Franzoſen hat er ein Bild von dieſem Mann gegeben, das eben ſo intereſſant als für manche Ereigniſe damaliger Zeit Aufſchluß gebend iſt.

Alexander v. Humboldt läßt unter ſeinen Augen eine franzöſiſche Ueberſetzung ſeines neueſten Werks „Kosmos" fertigen. Die einzelnen Theile ſind einzelnen Fachgelehrten übertragen, damit die Ueberſetzung ganz den Werth des Originals erhalte.

Einen ſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Kirche liefert der Privatdocent an der Univerſität Erlangen, Dr. Rudolf v. Raumer, in ſeiner Schrift: „Die Einwirkung des Chriſtenthums auf die althochdeutſche Sprache." Der Verfaſſer gibt mit philologiſcher Gründlichkeit ein vollſtändiges Verzeichniß der althochdeutſchen Sprachdenkmäler und zeigt, welchen Einfluß das Chriſtenthum auf unſere Sprache gehabt hat.

Der württembergiſche Alterthumsverein hat ſeinen erſten Rechenſchaftsbericht veröffentlicht. Er enthält eine genaue Darſtellung des berühmten Hochaltars der Heroldskirche zu Ereatingen, die Vorderſeite der alten Kirche zu Komburg und illuminirte Proben eines merkwürdigen Kartenſpiels aus dem 15. Jahrhundert. Um den techniſchen Theil haben ſich Dr. Jettner und Profeſſor Mauch, um den beſchreibenden Theil Dr. W. Menzel und Profeſſor Schott verdient gemacht.

Kunſt.

Schwanthaler hat den Auftrag erhalten, das koloſſale Standbild des jüngſt verſtorbenen Königs von Schweden Bernadotte für Norkjöping zu fertigen. Es wird 12 Fuß hoch werden, in Erz gegoſſen und ſoll bis zum nächſten Herbſt vollendet ſeyn.

ohne daß Blaſenbeſchwerden entſtehen, denn es wird, wie die Sektionen zeigen, gar kein Urin in den Nieren abgeſondert. Der Appetit iſt völlig verſchwunden; kein Cholerakranker verlangt zu eſſen, aber alle haben ein unbändiges Verlangen nach kaltem Getränk. Das Bewußtſeyn iſt nicht geſtört, der Cholerakranke behält es bis zum Tode, er verfällt wohl in eine Art von ſtupider Apathie, aus der er aber immer leicht zu erwecken iſt. Nur beim Uebergang in den Cholera-Typhus ſtellen ſich Delirien ein. Das Gefühl von Schwäche und Mattigkeit iſt ſehr groß, indeſſen gibt es doch Kranke, die wenige Minuten vor dem Tode ſich noch aufzurichten vermögen. Läßt man bei völlig ausgebildeter Krankheit zur Ader, ſo erhält man nur mit großer Mühe durch Herausſtreichen eine geringe Menge ſchwarzen, dicken, kühlen Blutes. Die Dauer dieſes Höhezuſtandes der Krankheit iſt von zwei Stunden bis zu zwei Tagen, ſelten länger. Geht ſie in Geneſung über, ſo wird die Haut warm, weich; nicht immer zeigt ſich Schweiß; die Ausleerungen werden mit Galle gefärbt, die Urinabſonderung tritt wieder ein, der Puls hebt ſich, die Augen werden lebhafter, treten aus ihren Höhlen hervor; die Stimme wird natürlich, die Krämpfe hören auf, der Kranke bekommt Appetit und erholt ſich häufig äußerſt raſch. Die hier angegebenen guten Zeichen begründen natürlich eine günſtige Prognoſe. Letztere iſt auch im Anfang der Krankheit, wenn Verboten da ſind, und der Arzt zeitig gerufen wird, immer günſtig. Bei wirklich ausgebrochener Krankheit iſt ſie immer höchſt zweifelhaft, aber faſt unter keinen Umſtänden abſolut letal zu ſtellen. Werden in den erſten paar Stunden nach angefangener Behandlung die Kranken nicht ſchlechter, ſo werden ſie meiſtens gerettet. Schlimme Zeichen ſind ganz verſchwundener Puls, kalte Zunge, ſehr gerunzelte Finger, Mangel an Durſt, Gefühl von Wohlbefinden. Sehr häufige Ausleerungen und ſtarke Wadenkrämpfe ſind nicht ſo gefährliche Zeichen, als man vielleicht denken möchte. Naht der Tod, ſo iſt der Uebergang meiſt ſo unmerklich, daß der Moment, in welchem das Leben erliſcht, nicht beſtimmt werden kann; die Phyſiognomie des Opfers verändert ſich nicht im geringſten, und Marmorkälte und Pulsloſigkeit ſind ja ſchon längſt eingetreten. Es iſt dem Schreiber dieſes im Hoſpitale öfters wiederfahren, während er mit andern Kranken beſchäftigt geweſen war, an ein kaum verlaſſenes Bett zurückzukehren und

Der Bildhauer Schöpf aus München iſt vom König von Preußen mit der Fertigung des Standbildes von Conradin von Hohenſtaufen beauftragt worden, das auf ſeinem Grabmal in Neapel aufgeſtellt werden ſoll.

Der Maler Frei aus Baſel wird wegen ſeiner Wüſtenbilder, Erinnerungen von ſeiner Reiſe in Afrika, ſehr gerühmt.

Preßangelegenheiten.

Der deutſche Bundestag hat durch die Frankfurter Blätter ein Geſetz gegen den Nachdruck erlaſſen, das den Schutz des literariſchen Eigenthums auf die Lebensdauer und bis 10 Jahre nach dem Tode des Schriftſtellers feſtſetzt.

Vereine.

In Bayreuth hat ſich ein Gewerbeverein gebildet und ſeine Statuten zur königlichen Beanſtandung eingereicht.

Dem Induſtrie- und Gewerbeverein in Furth hat der König die Summe von 1675 fl. zur Anſchaffung neuer Maſchinen bewilligt.

Der ſeit zwei Jahren begründete württembergiſche Alterthumsverein in Stuttgart, der vom König und dem Kronprinzen ſehr begünſtigt und von ſeinem Vorſtand, Hr. Erlaucht dem Grafen Wilhelm von Württemberg zweckmäßig geleitet wird, hat ſich ſchon ſehr thätig erwieſen. Bereits iſt für Wiederherſtellung der Regilswindiskapelle zu Lauffen am Neckar, für Fortſetzung der Nachgrabungen auf römiſche Alterthümer bei Oehringen, für Erneuerung der ſchönen Brückenkapelle zu Calw Fürſorge getroffen und die Wechſelwirkung des Vereins auf die Bevölkerung und umgekehrt iſt in ſteigem Wachſen. Die Regierung hat den Sammlungen des Vereins von Bildern, Münzen, Büchern, Zeichnungen und Anticaglien ein Nebengebäude der ehemaligen Legionskaſerne eingeräumt. Der Procurator Abel iſt als Conſervator dieſer Sammlungen angeſtellt.

Stiftungen.

Der ehemalige Franciscaner-Bruder M. Bühl in München hat in ſeiner letztwilligen Verfügung für Stiftungen von München folgende Legate gemacht: 1000 fl. für das allgemeine Krankenhaus, 700 fl. für das Blinden-Inſtitut, 600 fl. für das Taubſtummen-Inſtitut, 500 fl. für die Beſchäftigungsanſtalt krüppelhafter Kinder, 1000 fl. für das Waiſenhaus, 1000 fl. für den ſtädtiſchen Armenfonds; überdies beſtimmte er noch 1200 fl. zur ſofortigen Vertheilung an Arme in München.

Der Freiherr v. Lombeck-Hudenau, Domherr alter Stiftung zu Trier und Hildesheim, hat ſeine reichhaltige, aus vorzüglichen Werken der Theologie und Geſchichte beſtehende Bibliothek dem Hildesheimer Clerical-Seminar geſchenkt, und zur Beſchaffung einer neuen Orgel in der Kirche deſſelben Seminars einen Beitrag von 100 Rthlr. überwieſen.

Preisaufgaben.

Das Institut royal de France macht bekannt, daß es auch 1846 dem beſten Werke über vergleichende Philologie, das ihm gedruckt oder ungedruckt zugeſchickt wird, eine goldene Medaille im Werth von 1200 Franken zuerkennen wird. Die concurrirenden Manuſcripte müſſen vor dem 1. März 1846 eingeſandt werden, die betreffenden Werke ſeit dem 1. Januar 1845 gedruckt ſeyn.

Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften hat folgende Preisaufgaben aufgeſchrieben:

Die Section der Philoſophie: Für das Jahr 1846 bringt ſie die bereits gegebene Aufgabe in Erinnerung: »La théorie de la certitude.« Für das Jahr 1848: »Examen critique de la philosophie scolastique.« Bei Beantwortung der Aufgabe wünſcht ſie, daß die Concurrenten ſich auf das Studium der ſcholaſtiſchen Philoſophie in Frankreich im Mittelalter und beſonders auf die Univerſität Paris beſchränken; ferner, daß ſie vornehmlich die claſſiſche Epoche der ſcholaſtiſchen Philoſophie des 13. und 14. Jahrhunderts ins Auge faſſen, welche

mit Einführung der ariſtoteliſchen Metaphyſik und Phyſik und der alten Commentatoren dieſer beiden Werke durch lateiniſche Ueberſetzungen in Frankreich beginnt und mit dem Concil zu Florenz und der Einnahme von Konſtantinopel oder der Einführung anderer Syſteme der griechiſchen Philoſophie in Europa endigt; bei der Beſprechung der verſchiedenen Schulen des 13. und 14. Jahrhunderts mögen die Concurrenten beſondere Aufmerkſamkeit auf den Streit des Realismus, des Conceptualismus und Nominalismus verwenden; ſie dürfen nicht blos eine einfache Geſchichte der Schulen und ihrer Syſteme geben, ſondern ſollen auch den Irrthum und die Wahrheit, die in dieſen Syſtemen und Schulen enthalten ſeyn könnte, aufſuchen, und werden dasjenige hervorſuchen und ans Licht ziehen, was theils in den Prinzipien, theils in dem Verfahren oder den Reſultaten der ſcholaſtiſchen Philoſophie noch jetzt unſerer Philoſophie von Nutzen ſeyn könnte; endlich wünſcht die Akademie, daß die Konkurrenten ſich nur auf die eigentliche Philoſophie beſchränken und ſich ſo viel als möglich von der Theologie fern halten, ſo weit das bei der innigen Verbindung dieſer beiden Wiſſenſchaften im Mittelalter thunlich iſt. Termin: 31. Auguſt 1847.

Section der Moral. Da keine genügende Beantwortung eingegangen iſt, dehnt die Akademie den Concurstermin für die Frage: »Rechercher quelle influence les progrès et le génie du bien-être matériel exercent sur la morale d'un peuple,« bis zum 31. Oktober 1846 aus.

Section der Geſetzgebung, des öffentlichen Rechts und der Jurisprudenz. Für 1847: »De l'origine des actions possessoires et de leur effet pour la défense et la protection de la propriété.« Preis: 1500 Franken. — Termin: 31. Oktober 1846.

Section der politiſchen Oekonomie und Statiſtik. Für 1846: »Déterminer, d'après les principes de la science et les données de l'expérience, les lois qui doivent regler le rapport proportionnel de la circulation en billets avec la circulation métallique afin que l'état jouisse de tous les avantages du crédit sans en avoir à redouter l'abus.« Für 1847: »Rechercher, par l'analyse comparative des doctrines et par l'étude des faits historiques, quelle a été l'influence de l'école des physiocrates sur la marche et le développement de la science économique, ainsi que sur l'administration générale des états en ce qui touche les finances, l'industrie et le commerce.« Für daſſelbe Jahr: »Déterminer les faits généraux qui règlent les rapports des profits avec les salaires, et en expliquer les oscillations respectives.«

Section d'histoire générale et philosophique. Für 1847: »Faire connaître la formation de l'administration monarchique depuis Philippe-Auguste jusqu'à Louis XIV, inclusivement; marquer ses progrès; montrer ce qu'elle a emprunté au régime féodal, en quoi elle s'en est separée, comment elle l'a remplacé.« — Termin: 31. Oktober 1846. — Für 1848: »Démontrer comment les progrès de la justice criminelle, dans la poursuite et la punition des attentats contre les personnes et les propriétés, suivent et marquent les âges de la civilisation, depuis l'état sauvage jusqu'à l'état des peuples les mieux policés.« Die Akademie wünſcht, daß die Concurrenten ſich bei Löſung dieſer Frage ſo viel als möglich bei der Schilderung des Lebens der Urvölker von allen abſtrakten und hypothetiſchen Speculationen fern halten und nur auf die von den Berichten des Alterthums und neuerer Reiſenden gegebenen Thatſachen ſich beziehen. — Preis: 1500 Franken. — Termin: 31. Oktober 1847. Ferner für den vom Baron Felix de Beaujour geſtifteten Preis von 5000 Franken gibt die Akademie folgende Aufgabe: »Examen critique du système d'instruction et d'éducation de Pestalozzi, considéré principalement dans ses rapports avec le bien-être et la moralité des classes pauvres.« — Termin: 31. Oktober 1847.

Der hiſtoriſche Congreß in Paris, der am 10. Juni ſeine elfte Jahresſitzung geſchloſſen, hat für das Jahr 1845 bis 1846 folgende neue Preisaufgaben geſtellt: 1) Welches ſind die Verhältniſſe der europäiſchen Staaten mit China ſeit dem Mittelalter bis jetzt geweſen? 2) Den Charakter der italieniſchen Literatur im 13. und 14. Jahrhundert zu beſtimmen; 3) Vergleichung (in moraliſcher Hinſicht) des Theaters in England und Frankreich während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts; 4) Vergleichung der verſchiedenen Begräbnißarten bei den Alten.

Die päpſtliche Akademie der Archäologie ladet die Gelehrten jedweder Nation zur Löſung folgender Preisfrage ein: »Quale e quanta sia la fede degli antichi scrittori greci, che narrano l'istoria d'Italia e de' suoi popoli.« Nur die wirklichen und Ehrenmitglieder der Akademie ſind von der Concurrenz ausgeſchloſſen. Die reſpectiven Abhandlungen über den Gegenſtand können in franzöſiſcher, italieniſcher oder lateiniſcher Sprache abgefaßt ſeyn und müſſen bis zum Oktober künftigen Jahrs (1846) dem Secretär der Akademie, Cavaliere Pietro Ercole Visconti, eingeſandt werden. Der Preis für die anerkannt beſte Arbeit, die in den Annalen der Akademie gedruckt wird, ſind 60 Goldzechinen.

Schweiz.

Literatur. Der Stiftsarchivar von St. Gallen, A. Wegelin, hat in seinen „Neuen Beiträgen zur Geschichte des sogenannten Appenzeller Kriegs vom Jahre 1405—1408" eine dankenswerthe Arbeit geliefert, welche Zellwegers Geschichte von Appenzell zum Theil ergänzt, zum Theil berichtigt. Das Werk ist auf gleichzeitige und meistentheils noch ungedruckte Urkunden der Stadt St. Gallen, namentlich die Seckelamtsbücher aus den genannten Jahren gegründet und enthält manche bisher unbekannte oder unrichtig gegebene Züge aus dem Culturleben des Mittelalters.

Für die Sammlung historischer Werke von Heeren und Ukert ist für die Bearbeitung der Schweizer Geschichte der Obristlieutenant Rüscheler berufen worden, dessen erster Band der Geschichte des Schweizerlandes vor einigen Jahren (1842) erschienen ist. Er geht bis 1516 und man muß erst die Bearbeitung der spätern Geschichte abwarten, ehe man ein Urtheil sich bilden kann, ob der Verfasser auch wirklich der übernommenen Aufgabe gewachsen und nicht zu sehr von dem neuern Actionsgeist beherrscht ist, um ein richtiges Gesammtbild der Historie seines Vaterlands liefern zu können.

Herr von Rodt, „vormals des souveränen Raths und des Appellations-Gerichts der Stadt und Republik Bern," benutzt ebenfalls seine Muße zu geschichtlichen Studien. Schon früher erschien von ihm, wenn wir nicht irren, eine „Geschichte des bernerischen Kriegswesens." Jetzt hat er es übernommen, die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, und seiner Erben zu schreiben, mit besonderm Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. Das Werk, von dem der erste Band vorliegt, ist durchgehends nach den Quellen und zum Theil nach handschriftlichen, bearbeitet. Er macht kein Hehl daraus, daß die Schweizer, die man gewöhnlich als den von Karl dem Kühnen angegriffenen Theil darzustellen gewohnt war, die Herausforderer waren, indem sie von Ludwig XI. von Frankreich als Mittel gebraucht wurden, den Burgunder zu stürzen. Die Arbeit des Herrn von Rodt zeichnet sich durch Anmuth der Darstellung und anschauliche Genauigkeit aus.

Für die neuere Geschichte der Schweiz ist nicht ohne Interesse die „Geschichte der helvetischen Republik" des Landammann Anton von Tillier. Sie schildert die neuern Ereignisse vor und seit der französischen Revolution und ist besonders für das größere Publikum der Schweiz berechnet, aber auch für den deutschen Leser anziehend und interessant.

Die neuesten Verhältnisse bespricht die Schrift des Dr. Kasimir Pfyffer: „Dr. Jacob Robert Steiger und dessen Staatsproceß in Luzern." Sie ist namentlich für Deutschland berechnet und enthält eine Lebensgeschichte Steigers, eine Erzählung der Luzerner Ereignisse vom 8. December 1841 bis zum 1. April 1845, sie gibt einen Auszug aus dem gegen Steiger geführten Proceß und einen Bericht, was sich seit seiner Verurtheilung mit ihm begeben hat.

Belgien.

Vereine. In Antwerpen hat sich ein Handels- und Industrieverein gebildet, der sich die Aufgabe stellt, alle Zweige des Gewerbfleißes und Verkehrs gegen die Nachtheile der Gesetze und die Angriffe des Fiskus zu vertheidigen. In der ersten constituirenden Versammlung waren 150—200 Personen, darunter der Kern des Antwerpener Handelsstandes gegenwärtig. Zum Präsidenten wählte man den Baron Cin.

Holland.

Vereine. In Leuwarden hat sich ein Predigerverein gebildet, zu dem Zwecke, die Bande kirchlicher Gemeinschaft fester zu ziehen und das aus- und inwendige Wohlsein der reformirten Kirche wirksamer zu fördern. Ueber sechzig friesische Prediger wohnten der Versammlung bei.

England.

Kunst. Die diesjährige Kunstausstellung in London hat in den öffentlichen Blättern verschiedene und sehr widersprechende Urtheile hervorgerufen. Darin stimmen alle überein,

daß ſie reicher an Nummern geweſen ſey als die vorjährige, doch während deutſche Beurtheiler von dem Kunſtwerth der darin aufgeſtellten Gemälde ſehr weggwerfend ſprechen, behaupten engliſche Blätter, ſie habe auch an Intereſſe und künſtleriſchem Werthe die vorjährige übertroffen. Die bedeutendſten Mitglieder der königlichen Akademie ſollen faſt gar nichts beigeſteuert haben, um ſo mehr aber junge aufſtrebende Talente; woraus ſich denn der Schluß ziehen ließe, daß das Lob der engliſchen Journale nur ein relatives ſey. Auch unter den Werken der Bildhauerkunſt ſoll manches Vortreffliche ſeyn.

Literatur. Die ſchöne Literatur Englands wird immer noch ſo fleißig angebaut als früher und wenn wir von ihr in dieſen unſern flüchtigen Bemerkungen nicht immer ſprechen, ſo geſchieht es nur, weil die neuen Blüthen, die ſie treibt, ſich durch keinen neuen Glanz auszeichnen, welcher es nothwendig machte, auf ſie beſonders hinzuweiſen. Das geiſtige Leben, das ſich in ihnen regt, iſt ſo gering, die Englands eigenthümliche Richtung, das Leben, wie es ſich dem gewöhnlichen Auge täglich zeigt, in groben, ſchroffen Zügen abzuſchildern, wird ſo ſtreng feſtgehalten und gewinnt durch die unkünſtleriſche Beimiſchung des gemeinſten Romangeſchmacks ſo wenig wahrhaftes poetiſches Leben, daß es ſich faſt nicht der Mühe verlohnt, von der neueſten Romanenliteratur Englands zu ſprechen.

Daneben zeigt ſich ein anderes, unſerer Meinung nach, dem wahren Kunſtleben ſehr feindliches Streben, wodurch die engliſche Poeſie iſt immer mehr an Bedeutung verlieren muß. Diejenigen Romanſchriftſteller der Gegenwart, welche auf eine höhere Geltung Anſpruch machen, miſchen Politik und Geſchichte auf eine ganz verwerfliche Weiſe in ihre romantiſchen Dichtungen, indem ſie beide Elemente, Geſchichte und Poeſie, ſo ſchroff und verbindungslos neben einander hinſtellen, daß man ſie eher zu den politiſchen Pamphletiſten rechnen muß, als zu den wahrhaften Dichtern.

Dahin gehören beſonders die romantiſchen Dichtungen D'Iſraeli's. Iſraeli gehört der Partei des ſogenannten „jungen Englands“ an, die eine politiſche Wiedergeburt ihres Landes in einem völligen Zurückgehen in das von ihr ſo hochgeprieſene Mittelalter ſucht. Sie läugnet, daß England durch die politiſchen Entwicklungen ſeiner neueſten Geſchichte irgend einen wahren Vortheil errungen habe, und glaubt nur in der Wiedereinführung der ſogenannten patriarchaliſchen Verfaſſung zwiſchen Adel und Bürger- und Bauernſtand die Löſung der wichtigſten Fragen der Gegenwart zu finden. Sie wollen einen Ariſtokratismus wieder zurückführen, den die Zeit ſelbſt vernichtet hat, und kämpfen für dieſe Idee mit allen Waffen, die ihnen zu Gebote ſtehen. Iſraeli kann für einen der Hauptkämpfer dieſer Partei angeſehen werden. Er iſt ihr Sprecher im Parlamente, und ſucht ſeine Ideen auch unter dem reizenden Gewande der Poeſie populär zu machen. Ob es ihm gelingen wird, möchten wir ſehr bezweifeln, da ſeine Romane nicht kunſtvoll genug abgerundet und vollendet ſind, um die praktiſche Wahrheit ſeiner Ideen ſiegreich nachzuweiſen. Sein früherer Roman „Coningsby“ iſt wenigſtens weit davon entfernt und verdankt ſeinen glänzenden Erfolg mehr der Art und Weiſe, wie darin die Ereigniſſe und bedeutendſten Perſonen der Gegenwart der Skandalſucht des Leſepublikums preisgegeben werden, als dem Sieg der darin niedergelegten politiſchen Ideen und Diſcuſſionen.

Auch ſein neueſter Roman »Sybil, or the two nations« hält ſich, nach dem Zeugniß engliſcher Kritiker, auf dieſem Standpunkte. Er gibt ſcharfe Charakteriſtiken politiſcher Dinge und Menſchen und iſt mit politiſchen Parteidiatriben angefüllt.

Während Romane, wie die eben genannten, durch die Träume der Dichtung geſtaltend und reformirend in das Räderwerk der noch werdenden Politik eingreifen wollen, huldigen andere dem hiſtoriſchen Prinzip auf eine eben ſo tadelnswerthe Weiſe, wie uns dünkt. In dem dreibändigen hiſtoriſchen Romane »The Prime-minister« (Der Premierminiſter) ſchildert der Verfaſſer, W. H. J. Kingſton, das Leben des berühmten portugieſiſchen Staatsmanns Pombal, namentlich ſeinen Kampf gegen die Jeſuiten. Aber ſtatt die denkwürdigen Ereigniſſe jener Zeit als ſelbſtändiges Kunſtwerk dem Auge der Gegenwart vorzuführen, hat ſich der Verfaſſer begnügt, durch Einreihung hiſtoriſcher Berichte die poetiſche Wahrheit ſeiner Dichtung der hiſtoriſchen Wahrheit aufzuopfern. So hat er, wie er ſelbſt verſichert, ſeiner Erzählung die Ueberſetzung eines gleichzeitigen Berichts von den Martern eingereiht, mit welchen jener mächtige Mann, dem ſeine Zeitgenoſſen ſeine dunkle Herkunft nicht verzeihen konnten, ſeine Feinde hinrichten ließ. Wir müſſen ein ſolches Verfahren tadeln, um ſo mehr, da beide Dichter, Kingſton wie Iſraeli, durch höchſtgelungene Scenen und Details zeigen, daß ihnen poetiſche Kraft genug beiwohnt, um mit gehöriger Mäßigung Vollkommeneres zu leiſten.

Die ſeit einiger Zeit immer ſtärker anwachſende Memoirenliteratur Englands iſt wieder durch zwei ſehr intereſſante Beiträge bereichert worden, nämlich durch die Memoiren der Gemahlin Georgs I., der unglücklichen Sophie Dorothea (»Memoirs of Sophia Dorothea, consort of George I., King of England and Elector of Hanover«), die einen merkwürdigen

Beiträge zur Kenntniß des Holzbaues und der Maßregelnwirthſchaft im vorigen Jahrhundert bieten; und die Memoiren der Lady Heſter Stanhope, wahrſcheinlich von ihrem Leibarzt herausgegeben.

Als werthvolle Hulfsmittel zur Geſchichtsforſchung der neueſten Zeit können gelten: die Schrift von G. H. Francis »The Duke of Wellington's maxims and opinions,« ſo wie G. Gleig's »The Life of Lord Hill, G. C. B., late commander of the forces.« In der erſtgenannten Schrift iſt Alles geſammelt, was der große Feldherr und Staatsmann während ſeiner langen öffentlichen Laufbahn geſchrieben und geſprochen hat. Angehängt iſt eine biographiſche Notiz des Herzogs. Es heißt eine der beſten Schriften ſeyn, die über den Herzog von Wellington veröffentlicht worden ſind. Die zweite genannte Schrift iſt ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte des Kriegs in der Halbinſel. Verfaßt iſt ſie von dem Kaplan Lord Hills.

In das hiſtoriſche Fach ſchlägt auch Lord Brougham's neueſtes Werk ein: „Ueber die Männer der Literatur und Wiſſenſchaft, die in der Zeit Georgs III. blühten.“ Es enthält Biographien der namhafteſten Gelehrten, Staatsmänner und Dichter Frankreichs und Englands in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Kritik iſt mit der Arbeit des edlen vielbeſchäftigten Lords nicht ſehr zufrieden und wirft ihm namentlich große Nachläſſigkeit bei Beurtheilung der Biographien franzöſiſcher Dichter und Gelehrten vor. Sein Aufſatz über Rouſſeau und Voltaire, ſagt man, ſeine daß ihm das Verſtändniß dieſer großen Geiſter völlig abgehe. Namentlich bedauert der edle Lord ferner in der Einleitung zu Voltaire's Biographie, daß noch gar keine Biographie beſtehen exiſtire, die dieſen Namen verdiene, und wirft Condorcet vor, er habe Voltaire's Lebensumſtänden gar nicht benützt. Die engliſche Kritik weiſt aber nun nach, daß Brougham ſelbſt nur einen kurzen Auszug aus Condorcet's Biographie geliefert habe und weder Voltaire's Briefwechſel, noch ſeine Schriften wahrhaft kenne. Die Biographien engliſcher Gelehrten und Dichter ſollen beſſer gearbeitet ſeyn, beſonders derjenigen Männer, die Brougham entweder ſelbſt noch kannte oder von deren Leben und Wirken er durch Zeitgenoſſen genauer unterrichtet werden konnte.

Einen ſtehenden Artikel in der engliſchen Literatur bilden die Reiſen und Reiſetagebücher, welche von den zahlloſen Reiſenden über alle Länder herausgegeben werden. Von den neueſten Beiträgen zu dieſem Literaturzweig iſt nicht viel Gutes zu ſagen. Ein Ungenannter hat Spanien bereiſt und ſeine Bemerkungen dem großern Publikum unter dem Titel vorgelegt: »Spain, Tangier etc. visited in 1840 and 1841. By X. Y. Z.« Die ſpaniſchen Angelegenheiten und Spaniens Zukunft werden hier ſehr ungünſtig beurtheilt und der Verfaſſer, der durch eine ſehr ſchwarze Brille ſieht, weiſſagt dem Lande keine glänzende Zukunft.

Auch die Reiſe durch Georgien, Tſcherkeſſien und Rußland von G. P. Cameron (Personal adventures and excursions in Georgia, Circassia, and Russia) enthält wenig Intereſſantes. Nur das iſt bemerkenswerth, daß der Verfaſſer, der in offiziellem Auftrage reiſete, für Rußland ſich günſtig geſtimmt zeigt und enthuſiaſtiſcher Bewunderer des Kaiſers iſt.

Die »Travels in France and Spain in 1841. By the Rev. F. French« nehmen vorzugsweiſe nur auf den religiöſen Zuſtand Südfrankreichs und Spaniens Rückſicht.

Wichtig für die Kenntniß der intellectuellen Zuſtände Braſiliens ſind Daniel Kidder's »Sketches of residence and travels in Brazil.« Der Verfaſſer, der ſich 2½ Jahr in Braſilien aufhielt, kennt das Land genau und findet in ſeinem Buche mannigfache Gelegenheit langherrſchende Irrthümer in den vorhandenen geographiſchen Handbüchern zu berichtigen. Der erſte Band, welcher vorliegt, gibt ſehr ausführliche Nachrichten über die religiöſen Zuſtände des Landes.

Unter den Ueberſetzungen deutſcher Werke, die jetzt häufiger vorkommen als ſonſt, erfuhr eine Ueberſetzung oder vielmehr ein Auszug aus Juſtinus Kerners „Seherin von Prevorſt“, welchen eine Mrs. Crowe unter dem Titel herausgab: »The Seeress of Prevorst, communicated by Justinus Kerner, Chief-Physician at Weinsberg,« eine ſehr unfreundliche Aufnahme von Seiten der engliſchen Kritik. Günſtiger wurde eine Ueberſetzung von Lappenbergs Geſchichte Englands aufgenommen, verfaßt von Benjamin Thorpe.

Ein ſehr brauchbares Werk iſt W. Knighton's »History of Ceylon, from the earliest period to the present time.« Der Verfaſſer gibt hier einestheils eine umſtändliche Ueberſicht der Geſchichte Ceylons ſeit den älteſten Zeiten, er ſchildert nach den vorhandenen Quellen, namentlich nach den trefflichen Vorarbeiten Turnour's und Upham's, deren Lücken er geſchickt auszufüllen weiß, und in klarer, verſtändlicher Darſtellung die Einfälle der Malabaren, die Ankunft der Portugieſen, die Einführung des Chriſtenthums, die Einmiſchung der Holländer in die Angelegenheiten des Landes, bis zur Abſetzung des Sultans Wikrama vor dreißig Jahren durch die Engländer; anderntheils enthält ſeine Schilderung des jetzigen

Andenken der Zukunft, die er nach eigner Anschauung und Erfahrung gezeichnet hat, ein sehr interessantes Bild, das dem Europäer eine tiefere Kenntniß dieses Landes eröffnet.

Vereine. Bekanntlich besteht in London ein „irischer Verein," der den Zweck hat, religiöse Bildung unter den Irländern mittelst ihrer alten celtischen Sprache zu verbreiten. Nach dem neuesten Jahresberichte wurden im vorigen Jahre 700 celtische Vereine, 4333 neue Irlandmale, 3000 Auszüge aus der Bibel (für katholische Schulen), 173 Exemplare des nordirischen Gebetbuchs (book of common prayer), 65 Grammatiken u. vertheilt.

Am Tage der Waterlooschlacht wurde unter dem Vorsitz des Herzogs von Cambridge in London ein Verein organisirt zur Errichtung eines neuen deutschen Krankenhauses, in welchem alle bedürftige Deutsche, ohne Unterschied des Glaubens und der Regierung, Aufnahme finden sollen. Zu Vicepräsidenten des Vereins wurden Lord Aldeu und Geheimerath Bunsen erwählt.

Frankreich.

Akademie. Die französische Akademie hat die durch den Tod der Herren Etienne und Pommier erledigten Lehnstühle wieder besetzt, und für den Herren A. de Vigny und Viet eingeräumt.

Kirche. Nach dem Jahresbericht der katholischen Missionen in Frankreich vom Jahre 1833 betrug die Einnahme des gedachten Jahres 1,510,901 Franken, ungefähr 21,000 Franken weniger als 1832. Es ist das erste Mal seit ihrer Gründung, daß die Einnahme nicht zugenommen hat. Die Ausgaben betrugen 1,241,000 Franken.

Schule. Der Vicekönig von Aegypten hat seit Kurzem in Paris eine ägyptische Militärschule errichtet, für junge Aegyptier, die sich dem Militärstande, der Diplomatie und andern hohen Aemtern widmen wollen. Sie wird durch den Obristen Poinsot und Herrn Jomard, von der Akademie, geleitet. Außer den geographischen und historischen Wissenschaften, der Mathematik u. werden auch die lebenden Sprachen, namentlich die englische und französische gelehrt.

Kunst. Unter den vielen Gemälden, die der diesjährige Pariser Salon zur öffentlichen Kenntnißnahme bringt, werden von den Zeitungsberichten besonders hervorgehoben: Horace Vernets „Smala," ein Bild von ungeheurem Umfange, entlehnt aus der neuern Kriegsgeschichte Algiers, voller Leben und Wahrheit; mehrere kleine Bilder Meissonnier's, mit anerkannter Meisterhand gefertigt; ein Bild von Delacroix, eine Revue des Kaisers von Marocco über sein Kriegsheer darstellend; Flanderins Heiligenbilder, besonders eine Mater Dolorosa, und Decamps Aquarellzeichnungen zum Leben Simsons.

Literatur. Aus dem Jahresbericht des französischen Geschichtsvereins ersieht man, daß diese Gesellschaft seit ihrem Bestehen eine große literarische Thätigkeit entwickelt hat. Außer den vollständigen Ausgaben der Geschichten und Chroniken von Villehardouin, Gregor von Tours, Orderic Vital, Commines, lieferte sie eine Reihe noch ungedruckter Documente, wie Mazarins Briefe, die Correspondenz des Kaisers Max, die Akten des Prozesses der Johanna von Arc, die Briefe der Margareta von Valois, die Denkwürdigkeiten des Grafen von Coligny-Saligny und des Marquis von Villette. In dem gegenwärtigen Jahre gab sie die Chronik von Richer heraus und hat für die nächste Zeit die Herausgabe der Chronik von Thomas Bazin, Bischofs von Lizieux, wichtig für die Regierungszeit Königs Ludwig XI., so wie die eines Tagebuchs eines Advocaten, als Beitrag zur Geschichte der Parlamente von Paris, versprochen.

Unter dem Titel: „Chûte de l'empire, histoire des deux Restaurations, précédée d'un précis historique sur les Bourbons et le parti royaliste depuis la mort de Louis XVI." ist ein Geschichtswerk erschienen, das von neuem die Zeit bespricht, welche gegenwärtig Frankreich am meisten beschäftigt. Die beiden ersten Bände, welche bis jetzt dem Publikum vorliegen, gehen bis zur Schlacht von Waterloo. Das Werk, dessen Verfasser sich Achill von Baulabelle nennt, ist im radicalen Sinn geschrieben und sucht nachzuweisen, daß Napoleon seine Stellung gänzlich verkannt habe.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der ersten Revolution sind die Memoiren des ehemaligen Conventsmitgliedes Courtois. Sie geben namentlich über die Rolle, welche die Familie Orleans in jener Zeit spielte, und über den Antheil des Herzogs von Orleans (Egalité) an der Verurtheilung Ludwigs XVI. sehr beachtenswerthe Aufklärungen.

Die diplomatische Correspondenz des Grafen von St. Priest, welche Barante mit einer Biographie des Briefstellers herausgegeben hat, enthält manchen interessanten Beitrag

zur Geſchichte von Rußland und der Türkei in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo der Graf vieljähriger Geſandter in Konſtantinopel und ſpäter Emigrant in Rußland war.

Mignet hat in ſeiner Schrift »Antonio Perez et Philippe II.« eine intereſſante Epiſode aus dem Leben dieſes ſpaniſchen Juriſten mit ſeiner gewohnten Meiſterſchaft nach franzöſiſchen Quellen bearbeitet. Antonio Perez war lange Zeit die rechte Hand des Königs, bis der Prieſterpartei es gelang, den gewandten Staatsmann, welcher ihr nicht eben günſtig war, zu verdrängen und den König zu bewegen, ihn der Inquiſition zu überliefern.

Oeffentliche Blätter erwähnen nicht ohne Beifall die »Histoire générale des missions catholiques depuis le XVIme siecle jusqu'à nos jours« vom Baron Henrion. Es iſt eine jener Circulationen, mit denen die Buchhändler die wegen des Intereſſen der Zeit zu ihrem Vortheil auszubeuten ſuchen, doch ſoll die Ausführung auch vor ähnlichen Erſcheinungen in ihrem Vortheil auszeichnen. Der Verfaſſer hat ſich ſchon früher durch eine »Histoire générale de l'eglise« bekannt gemacht. Sein neues Werk hat er dem Cardinal von Bonald gewidmet, der vier Geiſtliche und den Erzbiſchof von Paris mit der Prüfung deſſelben und Genius des Werks beauftragt hat. Es wird in zwei ſtarken Bänden mit 100 Stahlſtichen von Marco, Gautier, Geiſt, Maſſen, nach den Zeichnungen von Freeman, Penguet und Gerlanden erſcheinen.

Ein faſt unentbehrliches Hilfsmittel zum Studium der franzöſiſchen Geſchichte wird von Kritikern die Schrift »Géographie historique de la France, ou l'histoire de la formation du territoire français« von V. Duruy, genannt. Sie ſoll auf ſehr gründlichen Studien beruhen. Zur leichtern Ueberſicht iſt ihr ein Atlas mit 35 kleinen Karten beigegeben.

Eine literariſche Curioſität iſt das Buch »Histoire des sciences de l'organisation et de leurs progrès, comme base de la philosophie, par de Blainville et Manpied, prêtre.« Herr Blainville erklärt hier die Zoologie als Inbegriff aller Wiſſenſchaften, die auf die Thiere und den Menſchen Bezug haben, die Erziehung und die Regierung mit inbegriffen. Philoſophie iſt ihm die Kenntniß der göttlichen und menſchlichen Dinge, und chriſtliche Religion oder vielmehr Katholicismus und Philoſophie ſind ihm eins und daſſelbe. Wiſſenſchaft iſt »die Erkenntniß der Exiſtenz Gottes a posteriori durch ſeine Werke, zum Zwecke, Principien und Grundſätze für die menſchliche Geſellſchaft aufzuſtellen, die auf die Natur des Menſchen begründet ſind, was eben ſeine Pflichten ſind.« Mit einem Worte, nach dieſem Werke iſt der Katholicismus der Inbegriff aller Wiſſenſchaft, außer ihm braucht und darf der Menſch nichts kennen lernen, jeder freie Fortſchritt hört auf.

Spanien.

Literatur. Der ehemalige Deputirte Don Paſcual Madoz beſchäftigt ſich gegenwärtig mit der Vollendung und Herausgabe ſeines großen Diccionario geografico-estatistico.

Als Mittelpunkt des geiſtigen Lebens der Spanier ſtellt ſich immer mehr das Athenäum in Madrid heraus, eine wiſſenſchaftliche Anſtalt oder vielmehr Geſellſchaft von ungefähr 500 Mitgliedern, die 1821 gegründet wurde, nach der franzöſiſchen Intervention verödete, endlich ganz geſchloſſen ward und erſt nach dem Tode Ferdinands VII. wieder eröffnet worden iſt. Die Mitglieder ſind faſt ſämmtlich theils graduirte in der Wiſſenſchaft, theils hochgeſtellt und angeſehen in der Geſellſchaft. Sie bezahlen die Koſten der Anſtalt durch freiwillige Geldbeiträge und halten unentgeldliche Vorträge über die claſſiſchen und neuern Sprachen, über Literatur, Geſchichte, Philoſophie der Geſchichte, Jurisprudenz und Rechtsphiloſophie, Metaphyſik, Anatomie, Chemie, Mathematik, chriſtliche und arabiſche Alterthümer ꝛc.

Die Hauptorgane der Anſtalt ſind die Revista de Madrid, redigirt von Don Francisco Cardenas, worin Alcala, Galiano, Donoſo, Cortes u. A. ihre hiſtoriſchen, politiſchen und nationalökonomiſchen Aufſätze niederlegen; und die Revista de España y del Estranjero, gegründet von Moron, das faſt alle ſpaniſchen Dichter, Kritiker, Hiſtoriker und Publiciſten von Ruf zu Mitarbeitern zählt. Sie gibt ein treues Bild von der geiſtigen Bewegung Spaniens, weniger genau iſt ihre Kenntniß des Auslandes.

Das Studium der Geſchichte bildet einen Hauptcharakterzug des neuern Spaniens. Wir erwähnen beſonders folgende hiſtoriſche Werke:

»Historia de la civilizacion de la España« von Tapia. Es iſt keine eigentliche Geſchichte, ſondern eher eine Philoſophie der Geſchichte Spaniens, und zwar die erſte, die Spanien beſitzt. Tadelnswerth und ſtörend iſt, daß der Verfaſſer den Einfluß der Völker mißkennt, die nach und nach Spanien beherrſcht haben.

Livorno hat ein ähnliches Werk geliefert, das ſich beſonders durch den ſchärfen Blick aufzeichnet, mit welchem der Verfaſſer die Urſachen nachweiſt, die von Anfang an den Grund zu einer Trennung unter den Mauren legten.

Ein treffliches Gemälde von dem Zuſtande Spaniens im ſechzehnten Jahrhundert enthält das Werk von Bermudez de Pedraza: »Estudios historicos sobre Antonio Perez.«

Lafuente y Alcantara arbeitet an einer Geſchichte Granada's. Der bis jetzt erſchienene erſte Theil ſchildert die Begebenheiten zur Zeit der römiſchen Herrſchaft und gibt ein kräftig gezeichnetes Gemälde von dem Einbruche der Vandalen und Weſtgothen.

Pacheco's Historia de la regencia de la reina Maria Cristina, von welcher der erſte einleitende Theil erſchienen iſt, welcher ſich über die Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft verbreitet, iſt nicht weniger rühmenswerth. Der Verfaſſer gibt die Thatſachen in getreuer Zuſammenſtellung, er dringt tief in die wirkenden Urſachen ein und beobachtet große Unparteilichkeit. Beſonders gelungen iſt die Schilderung der Politik der großgeſinnten Cortes von Cadix.

Italien.

Schulen. In Rom ſoll eine durchgreifende Reform der Schulangelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts bevorſtehen, namentlich hofft man durch die Uebernahme der oberſten Leitung des öffentlichen Unterrichts von Cardinal Mezzofanti, daß die Univerſitäten des Kirchenſtaates aus ihrer bisherigen Stellung, wo ſie nur den zweiten Rang einnehmen, in den erſten Rang erhoben werden werden. Bereits haben ſich Freunde und Gönner der Wiſſenſchaft bereit erklärt, durch freiwillige Beiträge die nothwendige Ergänzung ihrer finanziellen Ausſtener zu bewirken, und mehrere verdiente Männer, unter ihnen auch einige Deutſche, ſind als Räthe und Aufſeher in die Congregazione degli Studj berufen worden.

In Livorno iſt eine Scuola speciale preparatoria al commercio gegründet worden. Sie ſteht unter der Leitung von C. A. Armand und Enrico Bastogi.

Kunſt. Auf dem Capitol zu Rom ſoll ein Protomoteca gegründet werden, ähnlich der Walhalla des Königs von Baiern, ein nationaler Ehrentempel, der alle berühmten geſchichtlichen Namen von ganz Italien in ſeinen Hallen vereinigen ſoll. Als Anfänge dieſes ſind zu betrachten die koloſſale Büſte Paleſtrina's, die der König von Preußen durch den Bildhauer Emil Weiß fertigen ließ. Sie iſt nach einem Originalmodelle der Galerie Barberini gefertigt; ferner die Marmorbüſte des florentiniſchen Bildhauers und Goldarbeiters Benvenuto Cellini, gearbeitet und geſchenkt von dem römiſchen Künſtler Gajaſſi.

In Florenz iſt ein ſehr dankenswerthes Unternehmen ins Leben getreten. Eine Geſellſchaft daſelbſt veröffentlicht nämlich unter dem Titel: »La Galleria di Firenze con incisione in rame sotto la direzione di Lorenzo Bartolini, G. Bezzuoli e L. Pezi ed illustrata da P. Ranalli.« Abdrücke der florentiner Gemäldegallerie. Da der Großherzog eine beſondere Commiſſion ernannt hat, um die Ausführung zu leiten, und dieſe ſelbſt geſchickten Künſtern anvertraut iſt, ſo kann man ein Werk erwarten, das ähnliche vorhandene Werke, wie das Mailer Vorhaben, übertrifft. Die Gemälde der älteſten Meiſter werden nur durch charakteriſtiſche Contoure, die der ſpätern im vollen Stich der Zeichnung ſtehen. Der erklärende Text iſt nicht Gelehrten, ſondern wiſſenſchaftlich gebildeten Künſtern übertragen. Das Werk iſt auf 150 Hefte berechnet und ſoll in zehn Jahren beendigt werden.

Literatur. Die neuere italieniſche Literatur iſt weniger als eine ſogenannte Nationalliteratur zu beachten, ſie verdient nur in wiſſenſchaftlicher Hinſicht einige Berückſichtigung. Von ſelbſtthätigem Schaffen in dem heitern Reiche der Dichtung, von Durchbildung des nationalen Charakters iſt keine Rede. Statiſtik, Geographie, Medicin, Geſchichte, noch mehr in Bezug auf Alterthumskunde, und Theologie ſind daher auch die einzigen Fächer, die von italieniſchen Schriftſtellern bearbeitet werden.

Der Bericht des Präſidenten der oberſten Steuerbehörde in Rom, Monſignor Graſſelini, über die Reviſion des agrariſchen Kataſters der Provinzen von Ancona und Macerata, enthält eine vollſtändige Statiſtik dieſer beiden Provinzen, wie ſie noch nicht vorhanden war. Die erſte Abtheilung verbreitet ſich über die agrariſche Geographie und Statiſtik der genannten Provinzen, bezeichnet die Oberfläche des Landes, die Schätzung ſeiner agrariſchen Producte, die Bevölkerung im Jahre 1845, verglichen mit der des Jahres 1831, die Höhe der vorzüglichſten Berge, die Lage der vorzüglichſten Gemeinden, die Claſſification der Wohnungen je nach ihrer Größe und ihrem Werthe, den Beſtand der Viehzucht, die Straßen, welche die Provinzen durchſchneiden, ihre Länge und Breite, enthält ferner zwei meteorologiſche Tabellen der Städte Ancona und Macerata, eine klare Darſtellung von der geologiſchen

Bildung dieses Theils des mittleren Italiens und zwei schöne Chorographien der beiden Provinzen.

Professor Sacchi, von der Gesellschaft Jesu, hat eine gelehrte Abhandlung geschrieben, worin er von Neuem das Dasein einer Päpstin Johanna zu widerlegen sucht. Die Abhandlung führt den Titel: «Nuova difesa de' Romani Pontefici Benedetto III e Giovanni VIII. ovvero infamati con la favola della papessa Giovanna dei nemici della Chiesa Cattolica.» Er stützt sich dabei besonders auf die schon früher vom Cardinal Garampi gesammelten Originaldocumente, auf das Chronikalische Papstverzeichniß und andere schon von deutschen Kirchenhistorikern hervorgehobene Gründe.

Eine interessante medicinische Denkschrift ist die Monographie «Sulla origine delle febbri intermittenti in Roma e sua Campagna» vom Professor Folchi. Sie behandelt mit tiefer Sachkenntniß eine Lebensfrage des römischen Klimas.

Der bekannte Professor der Beredtsamkeit an der Universität zu Rom, Mai, hat eine Sammlung noch ungedruckter italienischer Dichtungen aus dem 11. bis 14. Jahrhundert zusammengestellt, die unter dem Titel: «Poeti Italiani inediti del XIII — XIV secolo. Fior di rime cavate dai codici Vaticani ed illustrate da Francesco Massi,» nächstens im Druck erscheinen sollen.

Der vor Kurzem verstorbene Cardinal Cavpacini hat, dem Vernehmen nach, drei wichtige Memoiren hinterlassen, in denen er die Ereignisse seiner vielbewegten Lebenszeit beschreibt. Man hofft, daß sie dem Druck werden übergeben werden.

In Neapel berichtet, nach der Versicherung eines Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" große literarische Dürre. Heiligenlegenden, Gebetbücher, Gomezdien und Uebersetzungen sind das Einzige, was ans Tageslicht tritt. Ein Schweizer Officier, Köhler, hat unter Revision des Professors der Chemie, Guarini, Liebigs „Chemische Briefe" nach der neuesten deutschen Auflage ins Italienische übertragen.

Graf Carlo Morbio hat schon seit längerer Zeit, unterstützt von einem sehr reichhaltigen Archive, höchst schätzbare Arbeiten über die Geschichte Italiens geliefert. Seine «Proposta d'un novissimo comento sopra la divina comedia di Dante per ciò che riguarda la storia novarese» gibt interessante Aufschlüsse über die von Dolcino und seinen fanatischen Anhängern in Oberitalien erregten religiösen Wirren, über den König Manfred von Sicilien und über Petrus Lombardus; die «Lettere storiche ed artistiche pubblicate con note» enthalten die schätzbarsten Beiträge zur Biographie von Künstlern und Staatsmännern bis in die neueste Zeit, und seine «Storia dei Municipii Italiani, illustrata con documenti inediti» ist für die neuere Historiographie Italiens fast unentbehrlich geworden.

Morbio's Archiv, das gegenwärtig in Mailand ist, umfaßt über 20,000 Nummern einzelner historischer Quellen, die der gelehrte Graf durch vierjähriges Suchen und große Opfer als Eigenthum erwarb. Es sind Originalbriefe, Autographen, Pergamentcodices, alte Drucke und Kupferstiche, seltene Broschüren ꝛc.

In Neapel ist unter dem Titel «Tradizioni popolari» eine Sammlung italienischer Volkssagen erschienen, die theils durch die blühende Darstellung, welche der Herausgeber dieses Werks, Carlo Dalbono, ihnen gegeben hat, theils durch ihren innern Gehalt die Aufmerksamkeit aller Freunde dieses Zweiges der Poesie verdienen. Es sind meist höchst dramatische Erzählungen und merkwürdige Chroniken aus der neapolitanischen Geschichte.

Ungarn.

Vereine. Der Fabrikverein hat durch Deáks Bemühungen wieder einen neuen Aufschwung gewonnen. Es hat sich ein neuer Ausschuß gebildet, und Graf Joh. Pejachevich ist zum Director gewählt worden. In seinem Bericht an den leitenden Ausschuß rieth er besonders solche Fabriken ins Leben zu rufen, die den einzelnen Unternehmern gleichsam in die Hände arbeiten, indem sie ihnen theils Halbfabrikate, theils Werkzeuge, die sie sonst vom Auslande beziehen müßten, liefern, theils das Zersplittern ihrer Zeit und Arbeitskräfte verhindern; z. B. eine großartige Schafwollspinnerei, eine Fabrik zum Färben und Appretiren der Tücher, eine chemische und eine Eisenmaschinenfabrik. Der Ausschuß hat diese Vorschläge gebilligt, und bei der Errichtung einer Schafwollspinnerei für den ersten Anfang mit 50,000 fl., bei der chemischen Fabrik mit 50,000 fl., bei der Maschinenfabrik mit 30,000 fl., bei der Färbe- und Appretirfabrik mit 20,000 fl. sich betheiligt. — Seit dem Bestehen des Vereins sind bereits 92 Gesuche um Unterstützung neu entstehender industrieller Etablissements an denselben eingegangen. Der Verein will einen Bazar für inländische Waaren errichten.

Stiftungen. Der vor etwa 10 Jahren verſtorbene Geheimerath Stephan Marezi-Bánul hat einen Fonds gegründet, aus welchem jährlich dem beſten ungariſchen Werke ein Preis von 500 fl. ertheilt werden ſollte. Die Stiftungsurkunde übertrug die Vertheilung des Preiſes dem Peſther Comitat, weil damals die Akademie noch nicht beſtand. Die Familie des Stifters hat jetzt dieſe Function der Akademie übertragen.

Rußland.

Schulen. Im Königreich Polen werden in jeder Kreisſtadt Realſchulen angelegt, die aus drei Claſſen beſtehen und nur von Bürgerlichen beſucht werden ſollen. Wer nach Beendigung des Lehrcurſus in dieſen Schulen in ein Gymnaſium übergehen will, bedarf hierzu der beſonderen Erlaubniß des Kaiſers und muß dafür 45 Silberrubel bezahlen. Die Gymnaſien, die aus ſechs Claſſen beſtehen, ſind ausſchließlich für den Adel beſtimmt. Wer von hier aus eine Univerſität, oder was daſſelbe iſt, die 5. und 6. Gymnaſialclaſſe beſuchen will, welche die Univerſität vertreten, braucht dazu ebenfalls die kaiſerliche Erlaubniß und muß dafür 45 Silberrubel bezahlen. Auf dem Lande gibt es einzelne Parochialſchulen. Privatlehrern iſt es verboten, dergleichen anzulegen.

Literatur. Die früher verbotenen „Stunden der Andacht" werden jetzt mit höherer Erlaubniß ins Ruſſiſche überſetzt, und finden leichten Abſatz, daß die erſten ſechs Bände bereits in drei Auflagen zu 10,000 Exemplaren vergriffen ſind.

Ein intereſſantes Werk iſt die „Reiſe in den Altai," welche der Baron von Tſchaiſchew in franzöſiſcher Sprache zu Paris herausgegeben hat. Sie beſteht aus einem großen Quartband Text, mit einem geographiſchen Atlas in Folio und einem kleinen Atlas, der in lorgnettenartig aufgeſtellten Lithographien eine Reihe von ſchönen Anſichten umfaßt.

Griechenland.

Literatur. Rangawis hat eine Geſchichte Griechenlands verfaßt, die aber von ſehr geringem Werthe iſt, indem der Verfaſſer Gelehrſamkeit Geſchichte zum Grunde gelegt hat und die eigenen Forſchungen, die er beigefügt, unzureichend und von wenigem Gehalte ſind.

Dagegen hat Schinas eine „Geſchichte der alten Völker" begonnen, die das Gepräge tiefer, neuer und oft glücklicher Unterſuchungen iſt und ein ausgezeichnetes Werk zu werden verſpricht.

Die hiſtoriſche Chronologie hat Conſtantin Paparrigopulos durch ſeine Abhandlung „das letzte Jahr der griechiſchen Freiheit" bereichert. Er unterſucht darin die Frage, in welchem Jahre Corinth durch die Römer zerſtört worden ſey und entſcheidet ſich für das Jahr 145, nicht 146.

Türkei.

Schulen. Die für Einrichtung des Schulweſens niedergeſetzte Commiſſion hat einen Plan vorgelegt, wornach zunächſt Elementarſchulen hergeſtellt, dann eine Univerſität für höhere allgemeine Wiſſenſchaft und endlich Specialſchulen, nämlich eine Militärſchule, eine Marineſchule, eine mediciniſche Schule, eine Schule für Bildung von Pferdeärzten und endlich für Theologie und Jurisprudenz errichtet werden ſollen. In allen dieſen Schulen ſollen die Zöglinge die franzöſiſche Sprache erlernen.

Aegypten.

Vereine. Es beſtehen in Aegypten zwei literariſche Geſellſchaften, einmal die «Société égyptienne du Caire», die ſich vor 6—8 Jahren gebildet hat, mit dem Zwecke, Reiſenden zum Mittelpunkte zu dienen, eine Bibliothek über Aegypten und die umliegenden Länder zu bilden und ihre Nachrichten herauszugeben. Sie ſcheint aber noch nichts herausgegeben zu haben. Im Jahre 1847 trennten ſich einige Mitglieder von ihr und ſtifteten unter dem Titel: «Association littéraire d'Egypte» eine eigene Geſellſchaft mit gleichem Zweck wie die erſte. Sie hat jetzt den erſten Band ihrer Werke herausgegeben, «Miscellanea aegyptiaca,» die die Jahresberichte der Geſellſchaft und Aufſätze in engliſcher und franzöſiſcher Sprache

ſeine Frage — an eine Leiche zu richten. Die Leichen gehen raſch in eine ungewöhnlich ſtarke und lang anhaltende Erſtarrung über, behalten meiſtens die oft ſeltſame Stellung, die der Kranke im Augenblick des Sterbens gehabt; ſie zeigen, wie geſagt, noch immer die eigenthümliche Phyſiognomie, die blaue Marmorirung der Extremitäten, und die runzlichen, abgeplatteten Fingerſpitzen. Nicht ſelten zeigen ſich Muskelzuckungen noch nach dem Tode; auch ſind Fälle von Scheintod nach Cholera beobachtet worden.

Der Erfund der Unterſuchung mit dem anatomiſchen Meſſer läßt ſich kurz zuſammenfaſſen, da die feineren Nüancen deſſelben theils unweſentlich, theils dem Nichtanatomen unverſtändlich ſind. Die Geringfügigkeit ſeiner Reſultate muß den Laien überraſchen, der bei einer ſo fürchterlichen Krankheit auch entſprechende innere Zerſtörungen ſich vermuthen muß. Ueberfüllung ſämmtlicher Eingeweide, des Gehirns, des Rückenmarks, des Herzens, der Lungen, der Leber u. ſ. w., beſonders in ihren größeren Gefäßen, mit dem dickflüſſigen, ſyrupartigen Cholerablut, das in einzelnen Fällen Luftblaſen enthält, ſchwächere oder ſtärkere Röthung der Magen- und Darmſchleimhaut, und ſtarke Entwickelung ihrer abſondernden Drüschen, Ueberfüllung des Magens und Darmkanals mit den eigenthümlichen Choleraſtoffen, die Gallenblaſe von vieler Galle ausgedehnt, die Harnblaſe feſt zuſammengezogen und leer, das iſt ſo ziemlich alles, was die Choleraleichen charakteriſirt. Von einer Verſchließung der Gallengänge, die man wegen der mangelnden Gallenergießung in den Darmkanal vermuthete, von krankhafter Veränderung der Ganglien keine Spur.

Dies ſind die pathologiſchen und anatomiſchen Hieroglyphen, aus welchen nun die Theorie das eigentliche Weſen der Cholera und ihre Stellung zu den bereits bekannten Krankheiten entziffern ſoll. Wie über alle Kapitel des ſeltſamen Problems, waren auch über dieſes die Meinungen um ſo getheilter, als bei dieſer ſcheinbar nur theoretiſchen Frage ſich der Spekulation ein weites Feld eröffnete; ich ſage, nur ſcheinbar theoretiſchen, weil man freilich erwarten dürfte, daß die Beſtimmung des Weſens der Krankheit auf eine rationelle Behandlung derſelben den größten Einfluß hätte üben müſſen. Indeſſen iſt dies nicht immer der Fall. Gar mancher Theoretiker vergißt am Krankenbett ſeine ſpekulativen

enthalten, z. B. eine Reise von Stuttgart nach Budapest, ein Reisejournal von Bell, eine Reise in den östlichen Theil von Niederösterreich von Pfeil, eine anonyme Reise über Grenaar und Betrachtungen über das Klima von Aegypten von Verdet.

China.

Kirche. Die Verfolgungen gegen die Bekenner der christlichen Religion in China scheinen ihrem Ende zuzugehen. Schon hat sich der Kaiser gegen die Verfolgungssucht erklärt und man erwartet ein formliches Toleranzedikt. Am meisten scheinen die Engländer und Amerikaner zu dieser Aenderung beigetragen zu haben, indem ein unter dem Namen „Medicinische Missions-gesellschaft" in Amerika und England bedeutender Verein seit einigen Jahren in jedem der offenen Häfen von China wenigstens ein Hospital errichtete, in welchen jährlich 10—11,000 Personen behandelt wurden.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Erstes Heft.

1846.

Bücherei des
[illegible]
4446.
2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

142 D 173

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Am Beginne des neunten Lebensjahres	1
Betrachtungen über die Stellung der deutschen Offiziere zu den übrigen Staatsdienern, und über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in der Offiziersbildung.	5
Zur Grundlegung der Erziehung	67
Die Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit	85
Das Schöne im Volksleben.	154
Der Deutschkatholicismus und der Protestantismus	171
Die deutsche morgenländische Gesellschaft.	234
Zur Verständigung über ein allgemeines deutsches Preßgesetz.	248
Der deutsche Gelehrte in Rußland	287
Die Zukunft des Strafverfahrens in Deutschland.	315
Kurze Notizen.	348

LEIPZIG

Am Beginne

des

neunten Lebensjahrs

dieſer Zeitſchrift wird es den Herausgebern wohl nicht übel gedeutet werden, wenn ſie einige Worte an die Leſer richten, um zu danken, zu entſchuldigen und zu bitten.

Die deutſche Vierteljahrsſchrift hat ſeither ihren Weg auf deutſche Weiſe, langſam aber nachhaltig zurückgelegt. In wie weit es den Herausgebern gelungen ſeye, ihre Aufgabe zu löſen, dieſes ziemt ihnen nicht zu beurtheilen, aber ſie ſind ſich bewußt, nach Kräften geſtrebt zu haben, ihr Verſprechen zu erfüllen und kein Heft in Inhalt und Form hinter den vorhergehenden zurückbleiben zu laſſen. Daher hat die Herausgeber eine langſame aber ſtätige Zunahme des Abſatzes und der Theilnahme erfreut. Der abgeſonderte Abdruck vieler einzelner Aufſätze wurde verlangt, und theilweiſe, wo es geſchehen konnte, bewilligt, zuweilen aber aus Rückſichten für die Verfaſſer abgeſchlagen. Daß eine Zeitſchrift in noch nicht dageweſener Form mancherlei Ungunſt bei den kritiſchen Blättern erwarten dürfe, daß ſogar einiger Verleger-Neid mit unterlaufen werde, war vorauszuſehen. Man ignorirte dort die Erſcheinung ſo lange als möglich, beſpöttelte ſie endlich mit vornehmer Anerkennung einiger Artikel, um ſich den Schein der Unparteilichkeit zu geben, wie das ſo der Gebrauch in manchen Blättern iſt. Als beſondere Ehrenzeichen verdienen die leidenſchaftlichen Angriffe der Sion und

der Blätter von Philipps und Görres erwähnt zu werden. Nur Einmal wurde auf maßloses Schimpfen eines Berliner Blattes kurz geantwortet. Auch dieses hätte füglich unterbleiben können.

Die innere Geschichte dieser Zeitschrift würde manche interessante Momente darbieten, vielleicht so interessant als die der Berliner Jahrbücher von der Feder des verewigten Eduard Gans. Die vorzüglichste Schwierigkeit lag anfänglich in der Ungewohntheit der Richtung. Man dachte sich im Schreiben gewöhnlich nur ein gelehrtes Publikum, aber man pflegte nicht mit wissenschaftlicher Behandlung sich dem allgemeinen Volksleben zuzuwenden, deutlich ohne breit, gehaltreich ohne dunkel zu seyn. Wenn in den ersten Jahrgängen Manches ungleich praktischer hätte gehalten werden können, so wird dennoch jeder unbefangene Leser, welcher sich die Mühe des Vergleichens nehmen will, nicht unbedeutenden Vorschritt in der Behandlung finden. Daß Schulgezänke und eine Sprache vermieden wurden, welche höchstens nur den Eingeweihten Eines philosophischen Systems verständlich ist, daß die Betonung das Maß der guten Lebensart nie überschritten hat, das rechnen die Herausgeber sich keineswegs als Verdienst an; aber in einer Zeit, in welcher ein so rascher Wechsel der Interessen, eine so berauschende Behendigkeit im Lesen und Vergessen stattfindet, wird es ihnen vergönnt seyn, das Bewußtseyn auszusprechen, daß sie ihr Versprechen gehalten haben, und beizufügen, daß sie manchen werthvollen Beitrag mit Schmerzen haben zurücksenden müssen, weil er in einer der oben berührten Richtungen gegen ihr Programm verstoßen hätte. Sie leben noch immer der Ueberzeugung, daß mit Mäßigung und guter Art mehr Gutes gewirkt, mehr Böses verhindert werden könne, als mit Toben und Schimpfen, mit Verneinung alles Bestehenden; und daß gelehrte und praktische Bildung nicht nur einander nicht entgegengesetzt seyen, sondern, richtig aufgefaßt, in Eins zusammenfallen.

Daß Beurtheilung einzelner literarischer Erscheinungen diesen Blättern nicht einverleibt wird, daß auch die Weise der englischen Review's vermieden wurde, Titel von Büchern über selbständige Aufsätze zu setzen, hat keinen Tadel zu erdulden gehabt, ja in drei der deutschen Vierteljahrsschrift nachgebildeten

Zeitschriften (Biedermanns deutsche Monatsschrift, Weils constitutionelle Jahrbücher, Mohls Zeitschrift für Staatswissenschaft) Nachahmung gefunden.

Einen förmlichen Rechenschaftsbericht über das seither Geleistete werden die Gönner dieser Zeitschrift ihr gerne erlassen. Da aber nur zu sehr jedes Heft einer Zeitschrift als abgethan und vergessen behandelt wird, sobald ein jüngeres ausgegeben ist, so scheint nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß in den zweiunddreißig seither erschienenen Heften die wichtigsten Fragen unsers Volkslebens behandelt wurden, so weit diese nicht direkt politisch waren, daß vielen falschen Bestrebungen entgegengetreten, manches Vorurtheil bekämpft, zahlreiche Uebelstände besprochen und Mittel vorgeschlagen wurden, ihnen abzuhelfen. Mit der steigenden Wichtigkeit der Aufgaben mußte die Behandlung derselben eindringlicher werden, und wenn diese Zeitschrift gleich bei ihrem Entstehen mit einer ernsthafteren Miene aufgetreten ist, als ihre älteren Schwestern, so wird sie vielleicht mit der Zeit eine noch ernsthaftere anzunehmen genöthigt seyn.

Wenn diese Zeitschrift das seltene Glück hatte, keinen ihrer thätigeren Mitarbeiter durch den Tod zu verlieren, so hat sie zu bedauern, daß zuweilen verheißene Beiträge über sehr interessante Gegenstände nicht eingelaufen sind, besonders über militärische und gesundheitspolizeiliche. Hiezu mag bei jenen die Schüchternheit über Dienstverhältnisse Tadel auszusprechen, bei diesen aber überhäuftes Berufsgeschäft beigetragen haben.

Zum Schlusse noch eine Bitte an eine Klasse von Lesern, auf welche die Herausgeber bei der Auswahl der zahlreich einlaufenden Beiträge vorzugsweise Rücksicht genommen haben, an gebildete Männer, welchen ein reichlich zugetheiltes Berufsgeschäft keine Zeit zum Verfassen eines Buchs läßt, oder ein bequemes äußeres Leben Ehrgeiz oder Eitelkeit zum Schweigen gebracht hat. Unter solchen Männern findet man am häufigsten Spezialitäten, wie die Franzosen zu sagen pflegen. Diese Spezialitäten sind vor Allem berufen, in gedrängter Kürze das, was sie besser verstehen und tiefer ergründet haben, als Andere, in diesen Blättern niederzulegen.

Die Herausgeber aber werden nach dieser freimüthigen

Vorausſetzungen und rettet gegen ſeine eigene theoretiſche Ueberzeugung ſeinen Kranken. Man kann die aufgeſtellten verſchiedenen pathologiſchen Anſichten über das Weſen der Cholera in zwei Abtheilungen bringen: in der erſten wird ſie als analog mit ſchon bekannten Krankheiten, und als eine nur durch beſondere Umſtände, vorzüglich ihren epidemiſchen Charakter hervorgebrachte Steigerung derſelben betrachtet, nach der andern Anſicht iſt eine ſolche Verwandtſchaft nicht nachzuweiſen, die Cholera als ein eus sui generis anzuſehen, und nur aus ſich ſelbſt zu erklären. Zwei Krankheiten hauptſächlich waren es, deren Analogie mit unſerer Seuche hervorgehoben wurde: die gewöhnliche, unter dem Namen Brechruhr bekannte, bei uns in den heißen Sommermonaten ſich ſo häufig zeigende ſporadiſche Cholera, von der die Weltſeuche ihren Namen geliehen hat, und das Wechſelfieber. Bei der erſten waren Namen und manche Erſcheinungen in intenſiven Fällen zur Vergleichung verführeriſch genug; indeſſen hätte, wenn von Namen die Rede iſt, ſchon die ſynonyme Benennung Gallenruhr aufmerkſam machen ſollen, daß ein Uebel, in welchem galligte Ausleerungen das hauptſächlichſte Leiden bilden, mit einer Krankheit nicht identiſch ſeyn könne, in der das Fehlen der Galle charakteriſtiſch iſt. Die Analogie mit dem kalten Fieber fand man begründet durch das miasmatiſche Entſtehen beider Krankheiten (wovon ſpäter), durch die Aehnlichkeit der Erſcheinungen mit der Cholera bei manchen perniciöſen Wechſelfiebern, die ſchon im erſten Anfall, und zwar im Froſtſtadium, tödten, durch das Ergriffenſeyn des Ganglienſyſtems bei beiden und durch ähnliche Ergebniſſe der Sektion bei in einem perniciöſen Wechſelfieberanfall Geſtorbenen, blaue Färbung der Haut, Ueberfüllung des Herzens und anderer Organe mit ſchwarzem Blut u. ſ. w. Allein das Entſtehen aus einer Quelle, dem mehr oder weniger intenſiven Miasma, abgeſehen davon, daß das ätiologiſche Moment hier nicht entſcheidet, kann eine Identität um ſo weniger beweiſen, als ja auch andere unter ſich verſchiedene Krankheiten aus einem und demſelben deleteren Stoff entſtehen können, wie Petechialtyphus und Hoſpitalbrand aus dem in überfüllten Hoſpitälern ſich bildenden Miasma; das Leiden der Ganglien iſt noch vielen andern Krankheiten eigen, und der Uebereinſtimmung in einzelnen Symptomen der Krankheit und des Leichenerfunds ſtehen eben ſo viele gegenüber, die eine totale

Anrede an die Gönner dieser Zeitschrift mit erfrischtem Muthe im neunten Jahre des Bestehens derselben an ihr Werk geben. Sie fühlen gar wohl, daß es noch nicht ist, was es seyn sollte und vielleicht seyn könnte, aber in der rechten Mitte zwischen Ruhmredigkeit und falscher Bescheidenheit sprechen sie das Zeugniß ehrlichen Strebens an, und bitten um ehrliche Anerkennung von Seite der Leser.

Betrachtungen

über die

Stellung der deutschen Offiziere zu den übrigen Staatsdienern, und über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in der Offiziersbildung.

Motto: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Lange haben wir Anstand genommen, dieses Thema öffentlich zu besprechen, indem sich nicht vermeiden läßt, daß dabei manchem Standesvorurtheile und mancher Eigenliebe zu nahe getreten werde, weßhalb uns vielleicht von mancher Seite zugerufen werden möchte: si tacuisses etc. Allein ein dreißigjähriger Frieden, in welchem die staatlichen und socialen Verhältnisse Deutschlands wichtige Veränderungen erfahren haben, muß in der Constitution des Staatskörpers natürlich gewisse Abnormitäten erzeugen, die auf dessen Fortbildung und Gedeihen einflußreich genug sind, um an ihre Abstellung allen Ernstes zu denken.

Es ist aber nicht die Besorgniß allein, Diesem oder Jenem eine unangenehme Wahrheit sagen zu müssen, was uns bis jetzt abgehalten hat, in dieser Angelegenheit ein freimüthiges Wort zu sprechen. Wir fühlen auch, daß es überaus schwierig sey zur Abstellung von Gebrechen, die stillschweigend eingestanden werden, Vorschläge zu machen, deren Ausführbarkeit nicht gleich von

oben herein für unmöglich erkannt wird. Der Militärstand ist nicht blos ein Eckstein des Staatsgebäudes, um dasselbe gegen Beschädigungen von Außen zu schützen; er ist zugleich ein sehr wichtiger Grundstein, dessen Verrückung auf die Festigkeit des Grundes von sehr nachtheiligen Folgen seyn kann. Die Wichtigkeit des Militärstandes kann überhaupt nicht besser dargelegt werden, als dadurch, daß jede wesentliche Reform desselben augenblicklich in dem gesammten Staatsbürgerleben fühlbar wird, mit welchem er innig verschmolzen ist. Der deutsche Offizier ist nebenbei auch Staatsdiener, und so wie der Werth eines Theilganzen erst durch das Ganze bedingt wird, durch dieses gleichsam die ihm gebührende Stellung angewiesen erhält, so muß auch zwischen Beiden jene Harmonie stattfinden, ohne welche weder das Ganze noch ein Theil desselben das gleichgewichtige Spiel ihrer Kräfte entfalten können. Sind nun die organischen Verhältnisse des großen Ganzen andere geworden als sie früher waren, so kann das natürlich nicht ohne Einfluß auf die einzelnen Theile seyn, und wo eine Störung des Gleichgewichts wahrgenommen wird, muß man dasselbe auch wieder herzustellen suchen. Daß der Offizierstand sich gegenwärtig in einer unbehaglichen Stellung befindet, wird gewiß kein Mitglied desselben läugnen. Mit dem gewöhnlichen Einwurfe: „das sey eine Folge des langen Friedens und mithin nicht zu ändern," ist aber dem Uebel nicht abgeholfen. Ein so banaler Trostgrund hat schon aus dem Grunde nichts Tröstliches, weil er die Frage unbeantwortet läßt: was aus diesem unbehaglichen Zustande werden soll, wenn der Friede zufällig noch dreißig Jahre oder sogar noch länger dauert; muß er dann nicht ganz unerträglich werden, sobald nichts geschieht dem Offizierstande eine andere und seiner würdigere Stellung anzuweisen? Wenn es in einzelnen Momenten des Lebens gut seyn mag, den Schleier der Zukunft nicht zu lüften und sich nur für die Gegenwart einzurichten, so können wir ein solches Verfahren doch nicht billigen, sobald es sich um nichts Geringeres handelt, als um das ehrenvolle Daseyn eines ganzen sehr achtbaren Standes, der einer unvermeidlichen Verkümmerung entgegen geht, wenn er nicht den Muth und die Kraft hat aus sich herauszutreten, sich gleichsam ein neues ehrenvolleres Daseyn zu gründen, und wenn ihm dazu nicht die

Mittel dargeboten werden. Diese Hervorhebung eines faktischen Verhältnisses wird uns hoffentlich gegen den Vorwurf schützen, daß wir von Neuerungssucht ergriffen seyen, das Langbestandene muthwillig umstoßen und an dessen Stelle Etwas setzen wollen, dessen Nutzen nur in unserer Einbildung bestehe. Auf welche Weise wir dem drohenden Uebel zu begegnen gedenken, wird der Inhalt dieser Betrachtungen darthun, wobei wir zuerst einen Blick in die Vergangenheit thun werden.

Im vorigen Jahrhundert bildete der Militärstand gleichsam einen Staat im Staate. Die Mannschaft wurde geworben oder nach ziemlich willkürlich gehandhabten Grundsätzen ausgehoben. Bekleidung und Verpflegung waren ärmlich; die Behandlung konnte tyrannisch genannt werden. Die geworbenen Rekruten vermietheten sich auf eine Anzahl Jahre zum Militärdienst, wie Knechte eines Herrn; die ausgehobenen Rekruten dienten auf Lebenszeit. Die Soldaten hatten nur Pflichten, aber keine Rechte, sie waren der Willkür ihrer Vorgesetzten verfallen, bestanden deßhalb auch meistens aus den allerunterſten Klassen des Volks. Die Offiziere, mit einigen bevorzugten und gutgewählten Ausnahmen aus Edelleuten bestehend, ernannte, beförderte und entließ der Monarch nach Gutdünken, oder nach den Vorschlägen Anderer, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte. Die Willkür herrschte auch über sie, ohne daß man sie zur Gesetzgeberin erhob. Berühmte oder historische Namen, verwandtschaftliche Bande oder äußere Vorzüge, von ausreichenden Vermögensumständen unterstützt, galten als Empfehlung. Nach guten Sitten oder wissenschaftlicher Bildung wurde im Allgemeinen nicht gefragt. Das Anciennetätsrecht der Offiziere sicherte zwar scheinbar ihre Zukunft; doch führten Intriken mancherlei Art zu Beförderungen außer der Reihe, weßhalb der pflichtgetreue, aber anspruchlose Offizier auch manche Zurücksetzung erdulden mußte. Waren seine Kräfte im Dienste erschlafft, die Vermögensumstände zerrüttet, so hatte er noch von Glück zu sagen, wenn ihm nach langen und oft sehr demüthigenden Bitten ein Gnadengehalt zu Theil wurde, der ihn wenigstens vor dem Hungertode bewahrte. In dieser Beziehung war das Loos der Offiziere so wenig beneidenswerth, daß man es gemeinhin „das glänzende Elend" nannte. Was die sociale Stellung der Offiziere in jener Zeit betrifft, so

war ſie, inſoweit ſich das jetzt noch ermitteln läßt, ungleich beſſer als jetzt. Die erſte Hälfte des Jahrhunderts verſtrich unter Kriegen mit ſehr geringen Friedenspauſen. Tapferkeit und Kriegsruhm, mit feiner ritterlicher Sitte und allgemeiner Weltbildung gepaart, haben zu allen Zeiten als die beſten Empfehlungsbriefe gegolten, nicht nur bei Damen, ſondern auch bei Männern aller Stände, ſelbſt bei Gelehrten von Ruf, die den Umgang mit ſolchen Offizieren vorzugsweiſe ſuchten, weil ſie von ihnen manches lernen konnten, was nicht in ihren Büchern ſtand. Dieſe Anerkennung zwiſchen der Elite des Offiziers- und Gelehrtenſtandes war aber gegenſeitig und hatte zur Folge, daß mancher junge Offizier die Univerſitäten beſuchte, um ſich einen höheren Bildungsgrad zu erwerben, obſchon derſelbe nicht gefordert wurde. Mit Unrecht giebt man dem Adel ſchuld, daß er wiſſenſchaftliche Bildung gering geachtet, ihr wohl gar entgegen gearbeitet habe. Aber es hat allerdings Edelleute und Offiziere genug gegeben, die ſich über das veraltete Landjunkerthum nicht zu erheben vermochten, und ſich entweder in ihrer Weiſe gehen ließen, oder mit der Scheinbildung begnügten, welche unſere Altvordern vom Hofe Ludwigs XIV. entlehnten. Berückſichtigt man nebenbei, daß das Offiziercorps eines jeden Regiments eine in ſich abgeſchloſſene Geſellſchaft bildete, die bald von einem beſſeren, bald von einem ſchlechteren Geiſte beſeelt wurde, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, daß die Stellung der Offiziere zu den übrigen Ständen nicht überall dieſelbe geweſen ſeyn kann. Der nach dem ſiebenjährigen Kriege eintretende längere Frieden erzeugte deßhalb manche bedauerliche Auswüchſe. An die Stelle ächten kriegeriſchen Stolzes, der ſich auf vollbrachte ruhmvolle Thaten berufen und dadurch entſchuldigt werden konnte, daß er die edelſten Güter des Menſchen unzählige Male ſeiner Dienſtpflicht hochherzig zum Opfer gebracht hatte, trat die Arroganz des Edelmanns oder Offiziers, der, ſtatt mit Heldenthaten, ſich nur mit ſeinen „Kornettenſtreichen" und mit den Prügeln zu brüſten wußte, welche er auf dem Exerzierplatze verordnet oder in höchſt eigener Perſon ausgetheilt hatte. Dieſes rohe Gebahren mußte nothwendig die gebildeteren Stände von einem Stande immer mehr entfernen, der ſeine beſſere Beſtimmung gänzlich verkennen zu wollen ſchien und immer mehr zur Excluſivität ſich neigte. Die Zahl der-

jenigen Offiziere, welche sich außer ihren Berufspflichten den Studien auf Universitäten widmeten, wurde immer kleiner; doch wer von ihnen den Muth hatte sich von der schlechten Clique loszusagen, hat nicht Ursache gehabt das zu bereuen, denn aus dieser Selecta sind später die vielen Generale hervorgegangen, deren Namen die neueste Geschichte auf ehrenvolle Weise in ihre Tafeln verzeichnet hat.

Es ist nicht unsere Absicht eine Parallele zu ziehen zwischen den Verhältnissen und der Stellung der Offiziere von sonst und jetzt. Die französische Revolution mit den auf sie folgenden blutigen Kriegen hat viel wieder verwischt und in Vergessenheit gebracht, was wir nicht gern wieder in Erinnerung bringen möchten. Wir müssen deßhalb der Frage, die uns hier beschäftigt, auf andere Weise näher rücken. — Ungeachtet der vielen Gebrechen, welche dem Militärstande im vorigen Jahrhunderte anklebten, hat derselbe doch viele Glanzpunkte aufzuweisen. Ein Friedrich II. vermochte mit einer zum großen Theil durch Ausländer rekrutirten Armee sieben Jahre lang den kräftigsten Vertheidigungskrieg gegen Oestreich, Frankreich, Rußland, Schweden und die süddeutschen Reichsfürsten zu führen und glücklich zu beendigen. Und jetzt, wo die Deutschen eine Bundesmacht bilden, wo ihre Offiziere und Truppen ungleich unterrichteter sind, nur von Vaterlandsliebe angetrieben in den Kampf zu gehen brauchen, wo wir mit vereinter Macht gegen Frankreich oder Rußland, im Nothfall auch gegen Beide zugleich auftreten können, jetzt sollte eine Reform in der Bildung der Offiziere nothwendig seyn? Diese Frage wird vielleicht Mancher an uns richten, wir müssen sie aber gleichwohl mit Ja beantworten, und fügen hinzu, daß wir diese Reform sogar für sehr dringlich halten, eine Behauptung, die wir im Folgenden zu begründen gedenken.

Bei der ganz entschieden ausgesprochenen industriellen und kommerziellen Richtung unseres Zeitalters, wird jede europäische Macht den Ausbruch eines Krieges möglichst zu verhüten suchen, ihn aber auch, sobald die Ehre oder das Interesse des Staates auf dem Spiele stehen, mit Aufbietung aller Kräfte möglichst schnell und mit gutem Erfolg zu beendigen trachten. Der wirkliche Ausbruch des Krieges kann indeß auch vermieden werden;

durch diplomatische Verhandlungen allein zwar nicht, wohl aber durch schnelle Entwickelung einer imposanten Streitmacht, deren Gegenwart den diplomatischen Noten erst den Nachdruck gibt, deren Abwesenheit aber den Aggressor nur zu noch übermüthigeren Forderungen verleiten würde. Dies Alles liegt so ganz in der Natur der Sache, daß man mit voller Zuversicht behaupten kann: wir werden bei gehöriger Kriegsbereitschaft in diesem und vielleicht auch im nächsten Jahrhundert nur in sehr großen Zwischenräumen einen Krieg erleben, dieser Krieg wird aber mit gegenseitiger Erbitterung geführt werden, weil es sich dabei um die Wahrung hochwichtiger Interessen handelt. Diese Behauptung wird weder von uns, noch überhaupt zum ersten Male ausgesprochen, sie stützt sich auf eine genaue Würdigung aller Verhältnisse, und man hat gegen ihre Richtigkeit bis jetzt noch keinen Zweifel erhoben. Soll nun Deutschland in einem solchen Kampfe nicht den Kürzeren ziehen, wohl gar unterliegen, so muß unserer Wehrverfassung eine den Verhältnissen der Gegenwart und Zukunft mehr als bisher entsprechende intellektuelle und moralische Kraft verliehen werden, was mit der Bildung und Stellung der Offiziere in engster Beziehung steht.

Wer seine Beweisgründe nur auf der Oberfläche der Ereignisse und Erscheinungen zu holen gewohnt ist, wird uns hierauf erwiedern: „daß im französischen Revolutionskriege und im deutschen Befreiungskriege der Enthusiasmus des Volks, d. h. der Nationalgarden und Landwehren, ganz allein den Ausschlag gegeben habe; daß die alten wohl disciplinirten und kriegsgeübten Banden fast überall der ungestümen Kampfbegierde nothdürftig eingeübter und noch unerfahrner Schaaren hätten weichen müssen; daß aus Männern, die sich vorher ganz anderen Künsten und Wissenschaften oder anderen als kriegerischen Beschäftigungen gewidmet, in sehr kurzer Zeit ganz tüchtige Anführer, selbst der höheren und höchsten Grade hervorgegangen seyen, daß man also nur eine allgemeine Volksbewaffnung zu organisiren brauche, mit welcher man, wie die Geschichte lehre, auch dem mächtigsten Feinde die Spitze bieten könne." Aeußerungen solcher Art sind vielfach gethan worden, auf der Rednerbühne und in Büchern, man braucht sie also nicht zu improvisiren. Aber sind diese Ansichten auch richtig?

Der Enthusiasmus kann große Dinge bewirken, er treibt das Heer wie ein Kriegsschiff mit gefüllten Segeln durch die brausenden Wogen der Gefahr; wer ihn auf dem Schlachtfelde hat wirken sehen, wird seine magische Kraft niemals läugnen. Aber der Anführer kann dem Enthusiasmus seiner Untergebenen eben so wenig gebieten als der Schiffer dem Winde. Eine solche Gemüthsstimmung ist überhaupt zu veränderlich, zu wenig ausdauernd, als daß man im Augenblicke der Gefahr auf sie bauen dürfte. Wir könnten eine Menge Stellen anführen aus Schriften französischer Generale, welche mit dem launischen Wesen des Enthusiasmus in ihrem Revolutionskriege nähere Bekanntschaft gemacht haben. Wir appelliren ferner an das Zeugniß unserer deutschen Waffengefährten im Befreiungskriege. Was hätten überhaupt die französischen Nationalgarden oder die deutschen Landwehren damals leisten können, wenn ihnen jener vielfach erprobte und tüchtig eingeschulte Kern der damaligen stehenden Heere nicht zur Seite gestanden? Nachhaltiger als der Enthusiasmus ist zwar die Vaterlandsliebe; aber das Vaterland der Deutschen ist erst seit wenig Jahren entdeckt worden, und noch zu neu, um auf seine etwas eifersüchtigen Kinder eine große moralische Kraft zu äußern. Nächstdem dürfte die Zahl derer, welche dem Vaterlande Gut und Leben zum Opfer zu bringen geneigt sind, im Verhältniß zum Ganzen immer sehr gering seyn und bleiben. Mit den aus dem Stegreife gebildeten Anführern verhält es sich ungefähr wie mit manchen angehenden Aerzten. Nachdem sie im Laufe ihrer praktischen Versuche „die Gräber bevölkert" haben, weiß man erst wie man mit ihnen daran ist. Die Geopferten stehen aber nicht wieder auf, und ein verfehlter Zweck im Leben oder im Kriege bleibt immer ein großer Uebelstand. Ueberdies bedarf heutiges Tages der Anführer jedes Ranges gar vieler positiver und relativer Kenntnisse, die man sich nur zum kleinsten Theile auf dem Marsche nach dem Kriegsschauplatze oder im Feldlager erwerben kann, die aber im Angesicht des Feindes bereits zur Anwendung kommen sollen. Hierzu sind also gründliche und umfängliche Studien und Vorbereitungen erforderlich, denn der Krieg ist eines der complicirtesten Geschäfte. Das Uebelste dabei ist, daß die Franzosen und Russen mit ihren afrikanischen und asiatischen Nachbarn unausgesetzte Kriegshändel

haben; daß sie diese Gelegenheit benutzen, ihre Truppen theilweise durch die praktische Kriegsschule gehen zu lassen, mithin in dieser Beziehung über die friedlichen Deutschen stets im Vortheil bleiben werden.

Der letztgenannte Umstand ist schon ganz allein von solcher Wichtigkeit, daß Deutschlands Fürsten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel aufbieten müssen, sich eine Achtung gebietende Kriegsmacht zu schaffen, eine Macht, die, ohne unsere materiellen Hülfsquellen zu erschöpfen, doch hinreichend stark ist den Vertheidigungskrieg so lange mit Erfolg zu führen, bis das periodische Anschwellen unserer Streitkräfte uns gestattet selbst zum Angriffe überzugehen. Daß bereits seit Jahren nach diesem Ziele gestrebt wird, wollen wir nicht verkennen; es bleibt aber noch viel zu wünschen, bevor dieses Ziel erreicht seyn dürfte, und gerade das was noch fehlt steht mit dem Gegenstande unserer Abhandlung in so genauem Zusammenhange, daß wir uns umständlicher darüber aussprechen müssen.

Wenn Deutschlands Heere nicht schon im ersten Feldzuge große Verluste an Menschen, Terrain und Kriegsmaterial erleiden sollen, Verluste, die nicht nur unsere materielle Widerstandsfähigkeit vermindern, sondern auch einen Grad von Entmuthigung herbeiführen können, dessen Folgen gar nicht zu ermessen sind, so müssen wir im Stande seyn zwei Prozent der Bevölkerung in das Feld zu stellen, und diese mit Offizieren zu versehen, wovon wenigstens der größere Theil zu guten Hoffnungen berechtigt. Preußens Wehrverfassung gestattet die Stellung von etwas über drei Prozent seiner Bevölkerung, wobei der sogenannte Landsturm noch nicht gerechnet ist. Oesterreichs Heeresmacht kann mit Einschluß der Landwehren dasselbe Streiterverhältniß aufstellen. Doch darf man sich nicht durch Zahlen blenden lassen, die Organisation der Landwehren bleibt die Hauptsache, und darin hat die preußische Landwehr entschieden anerkannte Vorzüge. Auch wir sind der Meinung, daß ohne allgemeine Volksbewaffnung im nächsten Kriege kein Sieg von Belang zu erringen sey; diese Volksbewaffnung soll aber nicht bloß auf dem Papiere stehen, sondern als ein wohlgegliedertes Ganze von innerer Tüchtigkeit erscheinen. So sehen es auch die Fürsten und ihre Rathgeber an, und unser ganzes deutsches

Militärwesen ist im Grunde nichts anderes als ein Cadresystem, zur Aufnahme der Volksbewaffnung berechnet. Die Art und Weise dieser Verschmelzung kann verschieden seyn, ist aber kein wesentlicher Gegenstand unserer Betrachtungen, weßhalb wir darüber nur im Allgemeinen sprechen werden.

Die bewaffnete Macht Deutschlands zerfällt in folgende vier Klassen:

1) Die im wirklichen Militärdienste stehende (präsente) Mannschaft; sie bildet die Cadres für das Ganze.
2) Die nach erfolgter nothdürftiger Ausbildung den größten Theil des Jahres von den Regimentern beurlaubte Mannschaft.
3) Die nach vollendeter Dienstzeit von den Regimentern zwar entlassene, aber für den Fall eines Krieges zum Wiedereintritt verpflichtete Mannschaft (Kriegsreserve). Die beiden letztgenannten Klassen gehören zu den Stämmen der bewaffneten Macht.
4) Die Landwehr, mit oder ohne vorangegangene Dienst- und Waffenübung, welche sich den Cadres und Stämmen in geeignetster Weise anzuschließen hat.

Wir wünschen zwar, daß der deutsche Bund jeden Angriff auf einen Einzelstaat als einen Angriff auf den ganzen Staatenbund betrachte, und bei der ersten Kriegserklärung sein ganzes Gewicht in die Wagschaale lege, um faktisch zu beweisen, daß er sich nicht bloß auf dem Papiere zu einer Hauptmacht Europa's constituirt habe. Es ist aber doch der Fall denkbar, daß Oesterreich oder Preußen durch besondere Umstände in einen Separatkrieg mit unseren Nachbarn verwickelt werden können, bei welchem der deutsche Bund als solcher nur als bewaffneter Vermittler auftritt. Wir bemerken dies nur, weil sich hieraus die Folgerung ableiten läßt, daß die Organisation der Landwehr für die Bundesstaaten zweiten und dritten Ranges nach dem Fuße der preußischen nicht als eine unbedingte Nothwendigkeit erscheint. Angemessener für diese Staaten dürfte es seyn, größeren Werth auf eine ergiebige Kriegsreserve zu legen, und die Landwehr nur in einzelnen Bataillonen und Schwadronen auftreten zu lassen, welche den Regimentern der Linientruppen ohne erhebliche Störung der organischen Verhältnisse einverleibt werden könnten. Welches nun aber auch der Modus seyn möge, den ein Staaten-

Verſchiedenheit beurkunden. Beide hier angeführte Meinungen, deren letztere indeſſen manche bedeutende Namen unter ihren Anhängern zählte, ſind ſo ziemlich verlaſſen. Entſagt man dieſen Analogien und ſucht die Cholera als eine eigenthümliche Erſcheinung aus ihren Symptomen zu erklären, ſo nehmen vorzugsweiſe zwei Reihen von Erſcheinungen die Reflexion in Anſpruch, nämlich einestheils die Veränderungen im Blutſyſtem, die mangelnde Oxydation, d. h. die gehinderte Verwandlung des venöſen Bluts in arterielles, alſo das Vorhandenſeyn ſchwarzen Bluts auch in den Arterien und die daher rührende Kälte und Lebloſigkeit der Haut, das durch den Collapſus des Zellgewebs hervorgebrachte Verſchwinden des Lebensturgors und das Aufhören des Pulſes in den peripheriſchen Arterien, anderntheils die Ausſonderung der eigenthümlichen Choleraſtoffe auf der Magen- und Darmſchleimhaut mit Aufhören ihrer gewöhnlichen Secretionen und der Nierenſecretion und Zurückhaltung der Galle in der Gallenblaſe. Die Oxydation des Bluts und die davon abhängige Erzeugung der thieriſchen Wärme, ſo wie die Secretionen der thieriſchen Stoffe ſtehen, wie oben bemerkt, unter der Herrſchaft des Ganglienſyſtems, und der Gedanke lag daher ſehr nahe, das die Cholera erzeugende Princip, das Miasma, wirke als lähmendes oder alterirendes Gift auf dieſes Syſtem, und das primäre Erkranken der Ganglien bringe dann conſecutiv die übrigen Erſcheinungen hervor, und in der That hat dieſe Anſicht geiſtreiche und gewichtige Anhänger gefunden. Indeſſen findet ſich hier die Schwierigkeit, daß der höchſt active Prozeß der Ausſcheidung der krankhaften Produkte auf die Darmſchleimhaut durch bloßes Aufheben des Nerveneinfluſſes unerklärt bleibt, man müßte denn annehmen, daß die eigenthümliche Verſtimmung der Nerven in verſchiedenen Theilen eine verſchiedene ſey. Ueberdies müßten einzelne Theile des ſympathiſchen Nervens weniger afficirt ſeyn, als andere; denn die Galle wird unſtreitig während der Krankheit immerfort abgeſondert; ſie ergießt ſich nur nicht in den Darmkanal, weil der die Endigungen der Gallengänge zu dieſer Ergießung reizende Speiſenbrei fehlt. Man glaubte daher der Wahrheit näher zu kommen, wenn man die primäre Erkrankung im Blute ſuchte, von dem unbeſtrittenen Satz ausgehend, daß ohne die belebende Einwirkung eines normal beſchaffenen Bluts eine Nervenwirkſamkeit nicht denkbar, das Leiden des Nervenſyſtems

bund für die Begründung und Entwickelung seiner gesammten Heeresmacht adoptirt, so führt uns das immer wieder auf die Frage zurück: „Wie ist die Heranbildung tüchtiger Offiziere zu bewirken, um bei Aufbietung einer Heeresmacht von 1½ bis 2 Prozent der Bevölkerung wenigstens die Stellen der Rittmeister und Hauptleute, ihrer nächsten Stellvertreter, desgleichen auch den Generalstab und die Adjutantur, mit möglichst diensterfahrenen und gründlich gebildeten Offizieren besetzen zu können?"

Fragen dieser Art gehören gegenwärtig nicht mehr ausschließlich vor das Forum der Militärpartei. In constitutionellen Staaten erfolgt die Bewilligung des Militärbudgets durch die Landstände, und das Kriegsministerium hat über die Verwendung der ihm überwiesenen Geldsummen Rechenschaft abzulegen. In nichtconstitutionellen Staaten ist ein Kriegsminister zwar nur seinem Landesherrn verantwortlich, doch hat die Regierung nicht minder ein großes Interesse, daß das Vertrauen des Volkes zu ihr ein fest begründetes sey. Aber selbst die offenste Darlegung der Motive für die Verwendung so beträchtlicher Geldsummen würde wenig nützen, so lange die gesetzlichen Fürsprecher der Steuerpflichtigen nicht Kenntniß nehmen von den Bedingungen, unter welchen der staatliche Zweck der bewaffneten Macht zu erreichen sey. Mancher zwar hat sich darüber in wohlklingender Rede vernehmen lassen, hat aus der Geschichte der Griechen, Römer, Schweizer, Niederländer, Neufranken und Neudeutschen (man verzeihe den Ausdruck) Beispiele über Beispiele angeführt, um zu beweisen, daß man keinen Feind zu fürchten habe, wenn das Volk im Augenblicke der Gefahr sich wie Ein Mann erhebe, daß man also die kostspieligen Vorbereitungen auf den Krieg, die vielen Cadres mit ihren Generalen, Obersten, Adjutanten ꝛc. ersparen könne, daß sich zur rechten Zeit auch schon die geeigneten Männer finden würden u. s. w. Aber Phrasen sind keine Bataillone, mit welchen man den Feind schlägt; Rhetoren sind noch keine Generale, die des Feindes Blößen schnell zu erkennen und geschickt zu benutzen verstehen, deren „wörtersparende Rede" die bewaffneten Massen in regelrechte Thätigkeit setzen, bald ihren Ungestüm zügeln, bald die Säumigen antreiben soll. Selbst Herr Thiers, der so schön über Kriegsoperationen schreibt, würde an der Spitze einer Brigade eine bedeutend weniger glänzende

Rolle spielen als auf dem Präsidentenstuhl. Im Ernste des Lebens sind Worte oft nur eine Beute des Sturmes. Ein verständiges und kräftiges Wort zur rechten Zeit vermag zwar Herzen zu entflammen, die sich bereits im rascheren Pulsschlage befinden; was aber nur ein Produkt langer Gewöhnung oder vielfacher Uebung seyn kann, läßt sich nicht improvisiren, es ist lediglich Sache der Erziehung und des Unterrichts. Wenn wir nun erwägen, daß die Aufgabe der Befehlshaber aller Grade keine geringere sey als die: ihre Untergebenen so zu erziehen und zu unterrichten, daß dieselben befähigt werden jeden erhaltenen Befehl, der oft nur durch Winke oder Zeichen (Signale) angedeutet wird, nicht blos zu verstehen, sondern auch mit gänzlicher Nichtbeachtung der für sie hieraus entspringenden Gefahr auf die möglichst beste Weise in Vollzug zu bringen; so läßt sich doch wohl nicht in Abrede stellen, daß zur Erreichung eines solchen Bildungszieles umfangreichere Mittel dargeboten werden müssen, als sie die nothdürftigste Belehrung in den Kadettenanstalten, die kurze Waffenübung auf den Exerzirplätzen, oder ein kurzes Beisammenseyn vor dem Abmarsche ins Feld gewähren können.

Wir haben schon früher einmal in einer Abhandlung über die Nothwendigkeit der „Begründung wissenschaftlicher Centralpunkte für das deutsche Bundesheer“[1] zu erkennen gegeben, daß alle Zwecke im Kriege nur durch den Gebrauch und Verbrauch von Menschen erreicht werden können, daß also den Befehlshabern und ihren Gehülfen das kostbarste Material, der Mensch selbst, zur Verfügung gestellt werden muß, daß sie nach Umständen gleichsam über Gesundheit und Leben ihrer Untergebenen zu gebieten haben. Man wolle nicht glauben, daß hier nur von seltenen Ausnahmsfällen die Rede sey; einige Beispiele werden sogleich das Gegentheil beweisen. Eine Brigade erhält Befehl schnell und in bezeichneter Frist auf einen Punkt des Operationsfeldes zu marschiren, durch dessen Besetzung ein sehr nachtheiliges Verhältniß vermieden werden soll. Auf dem Marsche dahin erfährt man, daß auch der Gegner in den Besitz dieses Punktes zu gelangen sucht. Die Hitze ist groß, mehrere Soldaten

[1] Deutsche Vierteljahrsschrift 1844, zweites und viertes Heft.

sind bereits halb verschmachtet am Wege liegen geblieben, weßhalb Befehl zu einem kurzen Halte gegeben war. Durch eine von den vorausgeeilten Reitertrupps eingehende Meldung zu größerer Eile aufgefordert, befiehlt der General den beiden die Vorhut bildenden Bataillonen, ohne Verzug fortzumarschiren, sich des genannten Punktes zu bemächtigen und denselben bis zur Ankunft der übrigen Truppen zu behaupten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Bataillone schon durch die übergroße Anstrengung viel Leute verlieren werden, die weitere Vollziehung des Befehls setzt sie viel größeren Gefahren aus, aber sie müssen gehorchen. — Eine Batterie des Feindes belästigt uns auf sehr nachtheilige Weise, so daß wir sie entweder vertreiben oder unsere Stellung verlassen müssen. Das letztere würde mit noch größeren Verlusten verknüpft seyn. Der Commandeur eines in der Nähe haltenden Reiterregiments erhält deßhalb Befehl, die Bedeckung der feindlichen Batterie anzugreifen und letztere zum Abfahren zu zwingen. Daß das nicht ohne erheblichen Verlust an Menschen bewirkt werden kann, ist gewiß, aber es muß Gehorsam geleistet werden. — Eine Batterie erhält Befehl, durch ihr Feuer das überlegene Feuer des Feindes so lange auf sich zu ziehen, bis die nachfolgenden Truppen eine Bewegung ausgeführt haben, durch welche dem Gefecht eine für uns günstigere Wendung gegeben werden soll. Kann diese Batterie den Gehorsam verweigern, weil sie dabei augenscheinlich starken Verlust haben wird? — Eine Division ist im Rückzuge und hat mehrere kleine Gewässer zu überschreiten. Der Feind weiß, daß die Brücken zum Theil zerstört sind, und folgt mit Lebhaftigkeit nach. Unsere Nachhut muß sich mehrmals zur Vertheidigung aufstellen, aber natürlich von Stellung zu Stellung zurückweichen. Die Division stößt auf ihrem Rückwege auf unerwartete Hindernisse; der Feind rückt näher. Sie hat die schlimme Alternative, entweder sich in ein allgemeines Gefecht einzulassen, dessen unglücklichen Ausgang man vor Augen sieht, oder einen Theil der Nachhut zu opfern und mit dem Ganzen den Rückzug fortzusetzen. Das letzte Bataillon erhält deßhalb Befehl, die Brücke bei N. eine Stunde lang zu vertheidigen, dann deckt Dunkelheit den weiteren Rückzug. In dieser Stunde verliert das Bataillon vielleicht die Hälfte seiner Mannschaft, gibt es aber den Posten früher auf, so ist

der Verlust des Ganzen vielleicht viermal so groß. Darf der Commandeur dieses Bataillons sich weigern, ein solches Opfer zu bringen? Hängt nicht das Schicksal der ganzen Division (und vielleicht noch mehr) von dem Gehorsam und der treuen Hingebung seiner Offiziere und Mannschaft ab?

Diese Beispiele ließen sich bis ins Unendliche vervielfältigen, ohne daß wir genöthigt wären sehr verwickelte Verhältnisse anzuführen. Dieselben Verhältnisse zeigen sich in jedem Maßstabe der Befehlsführung, man kann also die Benennung der Truppentheile ganz nach Gefallen ändern, und schon mancher Subalternoffizier hat ähnliche Befehle empfangen und ertheilt. Was würde man aber wohl von einer Truppe halten müssen, wenn auf dergleichen Befehle die Antwort erfolgte: „das thue ich nicht, dabei würde meine Gesundheit leiden, ich könnte gefangen, verwundet, verstümmelt, oder wohl gar todt geschossen werden, ich bin Familienvater, muß mich meinen Kindern zu erhalten suchen ꝛc." Ist überhaupt Jemand vor solchen Calamitäten im Kriege sicher? Das Kriegführen ist also nicht möglich, ohne Gesundheit und Leben seiner Untergebenen fast jeden Augenblick zu gefährden, und der Offizier muß seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, die dabei unvermeidlichen Verluste möglichst zu vermindern. Wieviel allgemeiner Ueberblick, wieviel Menschen- und Sachkenntniß, Geistesgegenwart, Takt im Handeln, Muth und Entschlossenheit dazu gehören, wenn zugleich auch der Zweck erreicht werden soll, davon haben wohl Diejenigen keinen Begriff, welche nur von Volksbewaffnungen träumen, in dem Offiziersstande nur eine bevorzugte Klasse erblicken, dessen Werth nur nach seinen Leistungen auf dem Exerzir- und Paradeplatze schätzen und sich einbilden, daß sie selbst, ohne weitere Vorbereitung, mindestens eben so gut im Kriege den Befehl über ein Bataillon, eine Compagnie oder einen Zug führen würden, daß mithin der Offizierstand das äußerliche Ansehn, welches er überall usurpire, keineswegs auf den Grund seiner Vorbildung zu den Leistungen im Kriege zu beanspruchen habe.

So oder wenigstens in sehr ähnlicher Weise hat sich in den letzten zehn Jahren die Ansicht über den Offiziersstand, selbst im gebildeteren Publikum fast überall festgestellt, und wenn sich diese Ansicht nur in engeren Kreisen ausgesprochen, oder höchstens in

gemischter Gesellschaft bemerklich gemacht hat, so verdanken das die Offiziere vorzugsweise denjenigen ihrer älteren und jüngeren Kameraden, welche sich durch Kriegserfahrung, durch höhere geistige Bildung, durch edle Gesittung, durch eine schon den Rittern (natürlich vor ihrer Entartung) nachgerühmte Bescheidenheit auszeichnen, die dem thatkräftigen und gebildeten Militär, anderen Ständen gegenüber, so wohl steht. Daß diese übel verhehlte Geringschätzung, welche dem Offizierstande namentlich von sogenannten studirten Staatsdienern ꝛc. häufig widerfährt, ihre Quelle in gegenseitiger Ueberschätzung des eigenen Werthes habe, ist gar nicht zu verkennen. Wollten wir hier Parallelen ziehen zwischen dem, was mancher Rath, Referendär, Secretär, Advokat, Arzt ꝛc. im Vergleiche mit einem Offizier des entsprechenden Ranges, auf ihrem täglichen oder wöchentlichen Berufswege dem Staate oder der Menschheit genützt haben, so würden mitunter sehr seltsame Geschichten an den Tag kommen, welche den Dünkel manches studirten Herrn noch lächerlicher erscheinen lassen, als den Dünkel manches Offiziers; es würde sich sogar nachweisen lassen, daß der Eine zwar im Allgemeinen wenig genützt, der Andere hingegen viel geschadet habe. Dergleichen Scandalosa wollen wir aber nicht zur Sprache bringen, das wäre ganz gegen unsere Absicht, die dahin geht eine höhere gegenseitige Achtung, eine mehr geistige Verschmelzung der verschiedenen Stände zu bewirken, und die wahrgenommenen Dissonanzen wo möglich in Harmonien aufzulösen. Haben wir nun als Offizier den Anwalt unseres Standes gemacht gegen die Anfeindungen Anderer, haben wir der unseren Stand geringschätzenden Partei zu verstehen gegeben, daß ihr Spinnrocken ebenfalls nicht ohne Werg, daß ihre Ueberhebung nicht unbedingt in der Natur ihrer Leistungen begründet sey, daß jede Art von Dünkel sich lächerlich mache; — so glauben wir dadurch auch ein Recht erlangt zu haben, unseren eigenen Standesgenossen einen Spiegel vorzuhalten, zu denjenigen die sich getroffen fühlen ein freimüthiges Wort zu sprechen. Ohne Selbsterkenntniß ist in der moralischen Welt kein Fortschritt denkbar. Wie der Weg zur Besserung aufzufinden und zu verfolgen sey, wird sich nachher von selbst ergeben; vorher müssen wir aber uns klar bewußt seyn, was und wohin wir wollen.

Faſſen wir das Vorausgeſchickte nochmals in gedrängter Kürze zuſammen, ſo laſſen ſich daraus folgende Säze bilden. 1) Nach den Erfahrungen in den lezten Kriegen, die auch für die Zukunft maßgebend ſeyn dürften, vermag ein Heer nichts ohne das Volk, ein Volk nichts ohne das Heer; beide Theile müſſen folglich in beſter Eintracht leben und handeln. 2) Die nächſten Kriege ſind ohne kräftige Mitwirkung gut organiſirter und zweckmäßig eingeübter Landwehren mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg nicht zu führen, nur die Aufbietung aller verwendbaren Kräfte kann uns vor Schmach und großen Verluſten bewahren. 3) Je größer die Heeresmaſſen ſind, welche den Kriegsſchauplatz betreten, deſto mehr Ordnung und Uebereinſtimmung muß in ihrer ganzen Thätigkeitsweiſe vorherrſchen. 4) Je größer dieſe Ordnung und Uebereinſtimmung iſt, deſto ſicherer iſt auch die Geſammtwirkung der Thätigkeit eines Heeres. 5) Der genialſte Heerführer vermag nichts, oder wenigſtens nichts Großes durchzuführen, ohne den Beiſtand tüchtiger Gehülfen, ohne die treue Hingebung ſeiner Untergebenen. 6) Das Kriegführen iſt keine einſeitige, auf mathematiſchen oder wohl gar nur auf mechaniſchen Grundſäzen beruhende Thätigkeit; es nimmt den ganzen Menſchen in Anſpruch, es iſt die höchſte Kunſt, wenn man die Natur der Mittel und Zwecke betrachtet, und die große Schwierigkeit der Berechnung ſo vieler, durch wenig zahlreiche und ſehr einfache Mittel hervorzubringenden Wirkungen. 7) Die Kenntniſſe, welche das Kriegführen in Anſpruch nimmt, ſind ſo mannigfach, daß kein Einzelner von ſich rühmen kann, er ſey im Beſiz aller. Selbſt Friedrich der Große und Napoleon haben von vielen Zweigen des Waffendienſtes nur ſehr unvollſtändige Kenntniſſe beſeſſen, obſchon ſie ihr halbes Leben auf dem Kriegsſchauplaze zugebracht hatten. Die Erfahrung lehrt ſehr viel, aber nicht Alles, gewöhnlich ſehr ſpät, oft zu ſpät, und immer nur für einen unverhältnißmäßig hohen Preis, der in Menſchenblut entrichtet werden muß. 8) Die Offiziere aller Grade ſind die Hebel, durch welche alle Kräfte im Kriege in die vorgeſchriebene Thätigkeit geſezt werden. Man kann ſie nur dann mit dem Räderwerk einer Maſchine vergleichen, ſobald von den Wirkungen einer ausſchließlich nur zum Gefecht vereinigten Truppenmaſſe die Rede iſt. In jedem andern Verhältniſſe müſſen die

Offiziere als die edelsten Organe eines künstlichen Organismus betrachtet werden, in vielen Fällen bis zu den untersten Graden herab sich als einsichtsvolle Männer von Kenntniß, Takt und Entschlossenheit bewähren, welche durch Anwendung der bloßen Dienstpraktik den an sie zu stellenden Forderungen nicht zu entsprechen vermögen.

Wollten die Offiziere irgend eines deutschen Bundesstaates sich die Frage vorlegen: ob sie, als Corporation betrachtet, vorbereitet genug sind, um mit freudiger Zuversicht des Erfolgs an die Erfüllung ihrer kriegerischen Verpflichtungen gehen zu können? so würden sie gewiß Anstand nehmen, diese Frage ganz unbedingt mit Ja zu beantworten. Die Individuen eines jeden größeren Offiziercorps werden wohl überall in folgende vier Klassen zerfallen: 1) die auf ihren Adelstitel allzustolzen und deßhalb mit der Zeit nicht fortgegangenen Offiziere, worunter es übrigens höchst achtbare Männer gibt, welche den ritterlichen Geist aufrecht zu erhalten streben. 2) Die modernen Dandys, welchen ein netter Ballanzug im Pariser Geschmack mehr gilt, als das Ehrenkleid des Soldaten und ein schöner Waffenschmuck, oder welche mehr Gefallen an einer Parade im schönsten Sonnenlicht unter den Balkonen ihrer Huldinnen, als an einer Kriegsübung bei rauher Witterung finden. 3) Die Arbeitsamen und Pflichtgetreuen ohne elegante Formen. 4) Die Arbeitscheuen und Indolenten in allen Formen.

Wir wollen damit ganz und gar nicht gesagt haben, daß in den andern Staatsdienerkategorien dergleichen Abstufungen nicht auch wahrzunehmen wären. Es ist aber nicht unsere Absicht die Gebrechen anderer Stände aufzudecken. Doch möchten wir von unserem Stande den Vorwurf ablenken, daß die Sprecher für denselben blind gegen die eigenen Fehler seyen. Wir *sind* zur Selbsterkenntniß gelangt, das ist der *erste* wichtige Fortschritt zur Besserung; möge er bald Nachahmung finden. Wir haben unser Ziel erkannt und werden mit Beharrlichkeit darnach streben, man wolle uns dabei nur freundlich die Hand bieten, uns auf den rechten Weg zurückleiten, wenn wir irre gegangen seyn sollten.

Haben wir die Schattirungen in den Offiziercorps richtig bezeichnet, so würde daraus zu folgern seyn, daß sie weder in

ſich ein ſo harmoniſches Ganze bilden, wie das Beſte des Dienſtes erfordert, noch mit andern Ständen in erſprießlicher Weiſe harmoniren können. Zu betrübenden Spaltungen wird dieſer Mangel an Harmonie deßhalb noch nicht führen, denn die Stände, von welchen hier geſprochen wird, gehören zu den gebildeten, und die momentan ausbrechende Rohheit Einzelner, wie ſie in neueſter Zeit in einigen Ländern wahrzunehmen geweſen, kann den betreffenden Offizierscorps nur inſofern zur Laſt gelegt werden, daß ſie dergleichen rohe Subjekte in ihrer Mitte überhaupt geduldet haben. Aber das Vorhandenſeyn ſo heterogener Beſtandtheile iſt ein großes Hinderniß ihrer Verſchmelzung, mithin ein Uebelſtand, der beſeitigt werden muß. Vor Allem vermeide man alſo jede gefliſſentliche Abſonderung. Der adelſtolze Offizier gehe auf den Urſprung des Adels zurück und überzeuge ſich, daß die Geburt allein noch keinen Maßſtab für den Werth eines Menſchen abgeben könne; daß der Menſch in der ganzen weiten Welt (die Salons der excluſiven Geſellſchaft ausgenommen), insbeſondere aber im Kriege, nur ſo viel gilt, als er gerade werth iſt; daß alſo edle Geſittung, Charakterfeſtigkeit und praktiſche Tüchtigkeit weit beſſere Empfehlungen ſind, als der älteſte Adelsbrief ohne ſolche Eigenſchaften. Zum Ruhme unſeres deutſchen Adels kann indeß geſagt werden, daß er die unbeſtreitbaren Vorzüge des Realen vor dem Idealen ſchon längſt eingeſehen, und ſich deßhalb bemüht hat, den geſellſchaftlichen Vorzügen der Geburt auch die Vorzüge wiſſenſchaftlicher Bildung, innerer und äußerer Tüchtigkeit beizufügen, was ihm theilweiſe ſehr gut gelungen iſt, und dann auch große Vortheile gebracht hat. Es iſt überhaupt ganz irrig anzunehmen, daß der Adel in Deutſchland ſich gehaßt ſehe; nur das dünkelhafte Weſen verdienſtloſer Edelleute findet Anſtoß. Der Edelmann von Verdienſt und Würdigkeit hat ſich überall großer Achtung zu erfreuen. — Der Dandy möge ſich erinnern, daß man den Feind mit eiſerner Fauſt und nicht mit glacirten Handſchuhen angreifen ſoll, und daß die Zeit, welche er zur oft wechſelnden Toilette braucht oder im Boudoir ſchmachtender Schönen zubringt, viel nützlicher angewendet werden könne; er möge bedenken, daß es jetzt nicht an der Zeit ſey, den girrenden Troubadour zu ſpielen; daß der Ernſt des Lebens unſerm Stande auch ernſtere Pflichten auferlege;

daß die Zieräfferei geraden Wegs zur Verweichlichung führt, selbst in den Augen des schönen Geschlechts keineswegs zur Empfehlung dient, und daß man sich dadurch nur lächerlich mache. — Den arbeitsamen und pflichtgetreuen Offizier können wir nur aufmuntern, auf dem betretenen Pfade fortzuwandeln, doch aber an den Rosen, die an seinem Wege blühen, nicht gefühllos vorüber zu gehen. Wer das Leben und seinen Beruf von einer so ernsten Seite ansieht, daß er sich keinen Augenblick abmüßigen zu dürfen glaubt, um einmal sich der geselligen Heiterkeit hinzugeben, der wird entweder seine Kräfte vor der Zeit abnutzen, oder sehr bald zum Murrkopf werden. Das dynamische Gesetz der Spannung und Ruhe ist nicht blos für das physische Leben gegeben, es macht sich im ganzen Weltall bemerklich, und trägt zur Erhaltung und Steigerung der Geistes- und Gemüthskräfte wesentlich bei. Seine Untergebenen zur Thätigkeit durch Zwangsmittel nöthigen, ist etwas, ihnen aber diese Thätigkeit zum angenehmen Geschäft machen, ist ungleich mehr. Fehlt diesen nimmer ruhenden Triebrädern der Militärhierarchie obendrein noch die höhere Ansicht vom Zwecke ihrer Thätigkeit, so gehen sie nicht selten in leidigem Pedantismus unter, der Militärdienst wird zur Tretmühle herabgewürdigt, jeder edle Aufschwung wird schon im Keime erstickt. Arbeit und Ruhe, Ernst und Heiterkeit müssen also in angemessene Wechselwirkung treten, wenn etwas Gutes dabei herauskommen soll. Nebenbei wird diese Abwechselung auch dazu beitragen, in dem Wesen der in Rede stehenden Offiziere die spitzen Ecken und scharfen Kanten abzuschleifen, womit sie ihre Umgebung oft empfindlich verletzen, ohne davon nur eine Ahnung zu haben.

An die Arbeitscheuen und Indolenten eine Mahnung ergehen zu lassen, ist fast eben so undankbar als nutzlos. Sie bilden die mehr oder weniger laut werdende Opposition der Trägheit. Ein Theil davon lebt gedankenlos in den Tag hinein, eingedenk des biblischen Spruchs: „man soll nicht für den andern Morgen sorgen.“ Zufrieden ihr militärisches Tagewerk nothdürftig abgehaspelt zu haben, stören diese Herren doch wenigstens nicht die Pflichtgetreuen in ihrem unermüdlichen Streben und sind nur für sich selbst eine Null, wofür sie auch von dem besseren Theil ihrer Kameraden angesehen werden. Gefährlicher ist der

andere Theil, bestehend aus denjenigen, welche ihren ganzen Scharfsinn aufbieten, die Nutzlosigkeit jeder anbefohlenen Uebung oder dienstlichen Anordnung anschaulich zu machen, durch welche sie in ihren Privatbelustigungen gestört, oder zu etwas mehr geistiger Betriebsamkeit angespornt werden. Sie betrachten nämlich ihr Offizierspatent als einen Freibrief zu legitimer Faullenzerei, suchen unter allerhand nichtigen Vorwänden sich den etwas mühsameren Dienstobliegenheiten zu entziehen, untergraben das Fundament der höheren Disciplin, legen den pflichtgetreuen Offizieren viel Hindernisse in den Weg, und geben den Charakterschwachen ein böses Beispiel. Wer sie nach ihren Worten beurtheilt, ohne sie näher zu kennen, wird manchmal geneigt seyn, sie zu den Besseren zu zählen, denn sie sind schlau genug, ihre wahre Gesinnung zu verbergen; aber ihre Thaten zeugen gegen sie und das entscheidet über ihren Werth.

Von dem Mischungsverhältniß der hier näher bezeichneten Bestandtheile hängt die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit eines Offizierscorps ab, bekommt der Geist desselben sein besonderes Gepräge. Aber man wolle ja nicht glauben, daß dergleichen Wahrnehmungen nur im Militärstande gemacht werden. Die Civilhierarchie mit ihren büreaukratischen Formen hat nicht minder ihre Gebrechen, doch fühlen wir uns nicht berufen, dieselben aufzudecken; ein Jeder möge in seinen eigenen Busen greifen. Bei unbefangener und ganz parteiloser Untersuchung dürfte sich indeß ergeben, daß es in manchem Offizierscorps nicht schlimmer bestellt sey, als in manchem Dikasterium; daß der Stand der Geistlichkeit, der Advokaten, Aerzte, Kaufleute u. s. w. nicht minder seine räudigen Schafe habe als der Offizierstand, und daß, wenn in letzterem das Anzahlverhältniß sich ungünstiger zu gestalten scheine, dadurch insofern noch nichts bewiesen sey, weil die meisten Dienstgeschäfte des Offiziers gleichsam auf offener Straße betrieben werden, weßhalb Jeder sich befähigt hält darüber abzusprechen, während der Civilstand seine Geschäfte nicht vor Jedermanns Augen und Ohren abzutun pflegt, Nachlässigkeiten und Verkehrtheiten in der Pflichterfüllung mithin weniger bekannt werden.

Bei einer Angelegenheit, die so ganz individuell ist, wie die Erfüllung der übernommenen Pflichten im Dienste des Staates oder der Menschheit, wird es gewiß sehr schwer den Beweis zu

alſo von dem des Bluts herzuleiten ſey. Nach dieſer Anſicht wirkt das Choleramiasma in der Art zerſetzend auf das Blut ein, daß ein Theil deſſelben in den bekannten Choleraausleerungen ausgeſtoßen werde, ein anderer in den Gefäßen zurückbleibe, aber durch dieſe Scheidung nicht mehr fähig ſey, als Lebensprinzip zu wirken. Dieſe Annahme ſcheint Ref. die wahrſcheinlichſte; man kann den Einwurf machen, warum ein ſo beſchaffenes Blut nicht ebenſo depotenzirend auf das animaliſche Nervenſyſtem, Gehirn und Rükkenmark wirke; allein da es hier an Analogien mangelt, ſo iſt eine ſolche gleichartige Wirkung wenigſtens kein phyſiologiſches Poſtulat. Eine dritte Meinung iſt, daß das Choleraagens direkt auf Magen und Darmkanal wirke, und dieſe dadurch in einen Reizungszuſtand gerathen, in Folge deſſen ſie das bekannte Krankheitsprodukt abſondern. Es iſt aber nicht klar, wie dieſe krankhafte Abſonderung die faſt gleichzeitig mit ihr auftretende Veränderung im Blute herbeiführen ſolle. Die neufranzöſiſche Schule ſah in der Cholera, wie überall, Entzündung, wogegen ſich nichts einwenden läßt, da ſie mit dieſem Wort einen viel vageren Begriff verbindet, als die deutſchen Pathologen. Endlich die ſchon von den engliſchen Aerzten in Oſtindien aufgeſtellte Behauptung, der Hauptgrund aller krankhaften Erſcheinungen in der Cholera liege in der mangelnden Gallenabſonderung, wodurch ſchädliche Stoffe im Blut zurückgehalten werden, iſt nicht haltbar, da, wie ſchon bemerkt, nicht die Gallenabſonderung, ſondern nur die Ergießung derſelben in den Darmkanal aufgehoben iſt.

Dies ſind in flüchtigen Umriſſen, wie ſie dem gebildeten Nichtarzt verſtändlich ſeyn können, die Hauptverſuche der Wiſſenſchaft, ſich die Natur dieſer räthſelhaften Krankheit zu erklären, und es iſt um ſo weniger zu verwundern, wenn ihr Reſultat nicht befriedigend iſt, als die Theorie ſo vieler anderer, beſonders epidemiſcher, Krankheiten bis jetzt eben ſo dunkel geblieben iſt, ohne daß jedoch die Wiſſenſchaft, die homöopathiſche Schule ausgenommen, die überhaupt vom Weſen der Krankheiten nichts wiſſen will, der Hoffnung entſagt hätte, der Löſung des Problems näher zu kommen.

Jetzt, da die Erſcheinungen der Krankheit im einzelnen Organismus erörtert ſind, iſt die nächſte ſo natürliche und doch ſo ſchwer zu beantwortende Frage, woher entſteht aber dieſe Seuche? welches ſind die urſächlichen Bedingungen ihrer Verbreitung? pflanzt ſie ſich

führen, daß dieser oder jener Stand einen Vorzug vor andern Ständen verdiene. Ein Geistlicher, der salbungsreiche Predigten hält, dabei aber einen immoralischen Lebenswandel führt, ein gewissenloser Beamter, ein bestechlicher Richter, ein rabulistischer Advokat, ein leichtsinniger Arzt, ein betrügerischer Kaufmann — sind sie wohl *besser* als ein schlechter Offizier? Sie gereichen ihrem Stande eben so sehr zur Unehre. Aber welcher Stand hat mehr Mittel dergleichen schlechte Subjekte auszumerzen, und welcher wendet sie mit solcher Strenge an als gerade der *Offiziers*stand? Sollte sich daraus für das Mischungsverhältniß der besseren und schlechteren Bestandtheile *nicht auch* eine Folgerung ableiten lassen? — Wir bitten den gutgesinnten Leser, das nicht als einen Angriff auf andere Stände, sondern nur als einen Akt der Nothwehr anzusehen, und dabei an das bekannte Gleichniß mit dem Splitter und dem Balken im Auge zu denken. Offiziere von edler Denkungsart begnügen sich nicht damit, daß ihnen, ihrer vorzüglichen persönlichen Eigenschaften wegen, eine rühmliche Anerkennung von Personen anderer Stände zu Theil werde, sie fordern diese Anerkennung im richtigen Verhältniß auch für ihre andern Standesgenossen, und fühlen sich schwer verletzt, wenn dieselbe auf eine oft sehr augenfällige Art versagt wird, ohne daß hierzu ein hinreichender Grund vorliegt.

Diese Gerechtigkeit, welche von der einen Seite in Anspruch genommen wird, muß von der andern Seite ebenfalls gewährt werden. Es finde also keine gegenseitige Ueberhebung mehr statt; dadurch wird die hochmüthige Absonderung vermieden, die freundliche Annäherung erleichtert, die geistige Verschmelzung aller höhern Stände vorbereitet.

Gegenseitige freundliche Annäherung und *geistige Verschmelzung*, das ist *das Ziel*, nach welchem vorläufig gestrebt werden muß. Die bisher mehr oder minder wahrzunehmen gewesene Absonderung des Militärstandes vom Civilstande, insofern es namentlich die Offiziere betrifft, hatte zum großen Theil ihren Grund in den ganz abgesonderten Bildungswege der letzteren, der sie schon im Knabenalter von den Söhnen der gebildeteren Stände schied, und diese Richtung auch später beibehielt. Es ist möglich daß man in frühern Zeiten eine solche Trennung gern sah, ja gestissentlich herbeiführte. Solche

machiavellistische Ideen finden aber gegenwärtig in dem Kopfe keines deutschen Fürsten Eingang. „Eintracht gibt Macht!" Das ist jetzt Deutschlands politische Losung und sie wird es so lange bleiben, als wir unser Verhältniß zum Auslande richtig zu würdigen verstehen. Zwietracht im Innern und Eintracht nach Außen sind aber zwei Gegensätze, die sich nicht sogleich durch das Dazwischentreten der Gefahr eines feindlichen Angriffs vermitteln lassen. Die Angriffe, welche die Niederländer, Franzosen, Spanier, Italiener und in neuester Zeit die Polen während ihrer revolutionären Bestrebungen von ihren äußern Feinden zu erleiden hatten, sind nicht vermögend gewesen, die Parteien im Innern zu versöhnen, der Streit wurde nur vertagt, um später mit neuer Erbitterung fortgesetzt zu werden. Welche Erscheinungen unser deutsches Vaterland in dieser Beziehung dargeboten hat, lehrt die Geschichte der letzten Jahrhunderte zur Genüge. Die Eintracht der Stände muß also systematisch befördert werden, sie muß ihre Wurzeln tief in den Boden treiben, damit unser Lebensbaum den politischen Stürmen einst um so kräftiger widerstehen könne. Sind wir einmal von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Zweck des Staates und dessen Einheit ohne eine Verschiedenheit der Stände nicht zu erreichen sey, so werden künftig auch die Reibungen unter den Ständen seltener vorkommen. Man wird nicht mehr mit Gehässigkeit vorbringen, daß der eine Stand producire, der andere nur consumire, sondern jeden Stand für gleich wichtig halten, je nach Zeit und Umständen.

Das sicherste Mittel, diese Annäherung und geistige Verschmelzung der Staatsdiener vom Civil- und Militärstande vorzubereiten und zu befördern, ist die Annahme eines möglichst gemeinsamen Bildungsweges. Einer der berühmtesten deutschen Volkslehrer, Herr Hofrath und Professor Thiersch in München, hat diesem Gegenstande in der vorjährigen Zusammenkunft der deutschen Philologen und Schulmänner einen besondern Vortrag gewidmet, und darin Wünsche ausgesprochen, die um so mehr Beachtung verdienen, da gegenwärtig in Preußen die Militärschulen auf ähnliche Weise reformirt werden sollen. Dieser Vortrag ist in der Allgemeinen Zeitung mitgetheilt worden, weßhalb wir dessen Inhalt als bekannt voraussetzen, doch aber

dabei verweilen werden, um einige Vorschläge schärfer in das Auge zu fassen.

Der Redner geht von der Grundidee aus, daß bei Knaben bis zum 15. Altersjahre von der Wahl des künftigen Berufs und einer Vorbereitung dazu noch nicht die Rede seyn könne, weßhalb ihre wissenschaftliche Erziehung hauptsächlich nur die Schärfung des Urtheils, die Gewandtheit der Auffassung und Darstellung zu bezwecken habe, wozu nächst dem Elementarunterrichte in der Mathematik, Geographie und Geschichte, das Studium der alten Sprachen anerkannter Maßen am meisten beitrage. Bei Jünglingen von 15 bis 18 Jahren sey die Grundlegung zu den künftigen Berufswissenschaften nicht mehr zu verwerfen, obschon auch ihnen noch die geistige Reife fehle, um das Wesen derselben richtig zu erfassen. Für alle jungen Leute, deren künftiger Beruf eine wissenschaftliche Bildung zur Bedingung mache, würden also dreierlei Gymnasien vollkommen ausreichen, und zwar Realgymnasien für die höheren Klassen der Gewerbtreibenden, Militärgymnasien für künftige Offiziere, humanistische Gymnasien für die andern Staatsdiener der studierten Klasse u. s. w. In den Militärgymnasien würden aber die eigentlichen Militarwissenschaften ebensogut ausgeschlossen bleiben, wie auf den bisherigen Gymnasien die theologischen, juristischen und medizinischen Wissenschaften ausgeschlossen werden sind. Das Studium der Berufswissenschaften verlegt der Redner auf die Zeit vom 18. bis 21. oder 22. Lebensjahre, und es soll dasselbe auf Universitäten erfolgen, welche zu diesem Zwecke mit einer Militärfakultät bereichert werden müßten. Daß bei Verzeichnung dieser verschiedenen Bildungswege auch die sorgsamste Körpererziehung durch gymnastische und selbst militärische Uebungen erzielt werden soll, versteht sich von selbst, so wie überhaupt im Allgemeinen gegen verstehende Bildungswege nichts zu sagen seyn dürfte, insofern man nur die wissenschaftliche Erziehung im Auge hat. Dem Einwurfe: daß die mathematischen Studien durch die philologischen Studien in den Hintergrund gedrängt würden, können wir zwar nicht entgegen treten, erblicken aber darin auch keinen Uebelstand. Wer freilich in den philologischen Bestrebungen nichts als „Sylbenstecherei und Wortklauberei" erblickt, wird nicht begreifen können, worin der Nutzen

derselben bestehe, indem, wenn es sich nur um den stofflichen Inhalt der altklassischen Literatur handle, die Benutzung guter Uebersetzungen dem Zwecke ebenfalls entspreche. Der sprachliche Stoff kommt aber bei solchen Uebungen viel weniger in Betracht, als der Geist und die vollendete Klarheit des Autors, die abgerundete Einfachheit seiner Ausdrucksweise, die erhabene Denkungsart großer Männer einer großartigen Zeit. Das Eindringen in den Geist der alten Klassiker ist deßhalb viel bildender für den Geist, als die abstrakten mathematischen Studien. Auf bestimmte wissenschaftliche Zwecke angewendet, haben letztere allerdings entschiedene Vorzüge, und wo das Bedürfniß umfänglicher und gründlicher mathematischer Kenntnisse sich fühlbar macht, wird es auch nicht an innerer oder äußerer Aufmunterung dazu fehlen. Aber als rein geistiges Bildungsmittel betrachtet, behaupten die philologischen Uebungen und Studien jedenfalls den Vorrang, was man auch dagegen sagen wolle. Mit der vom Hofrath Thiersch vorgeschlagenen Grundbildung für das Knaben- und Jünglingsalter sind wir also vollkommen einverstanden.

Die Militärgymnasien würden nach obigem Vorschlage an die Stelle derjenigen Kadettenanstalten treten, welche ihre Zöglinge bisher schon nach vollendetem 14. Lebensjahre aufgenommen, und nach einem vierjährigen Kursus als Offiziersubjekte entlassen haben. Der Umstand, daß in den meisten und besten solcher Anstalten der militärisch-wissenschaftliche Unterricht nicht auf alle vier, meist nur auf die letzten zwei Jahre ausgedehnt wird, scheint stillschweigend anzudeuten, daß man den jungen Leuten noch nicht genug geistige Reife zutraut, um sie mit Erfolg in ihre Berufswissenschaften einzuführen, und so verhält es sich auch in der That. Beschränkt man sich nach dem Vorschlage auf die mathematischen, physikalischen und chemischen Militärhülfswissenschaften, so wird die Anzahl der Lehrgegenstände wesentlich vermindert, die jugendliche Geisteskraft nicht so zersplittert, Zeit gewonnen zur Fortsetzung der philologischen Uebungen nach einem erweiterten Plane, überhaupt ein solidarer allgemeinwissenschaftlicher Grund gelegt, auf welchem sich später um so besser fortbauen läßt. Ein viel größerer Vortheil dieser Einrichtung besteht darin, daß die Zöglinge der Militärgymnasien

befähigt bleiben, ſich jedem andern Lebensberufe zu widmen, ohne ihre wiſſenſchaftliche Vorbereitung dazu von Grund aus ändern zu müſſen, und dadurch einige koſtbare Jahre zu verlieren. Bei den bisherigen Kadettenanſtalten war ein ſolcher Wechſel des Standes, wozu es manche unvorhergeſehene Motive geben kann, mit ſo vielen Schwierigkeiten und Nachtheilen verbunden, daß mancher junge Mann die militäriſche Laufbahn mit ſehr ſchwacher Neigung betrat, ſich darin unglücklich fühlte und ein wenig brauchbares Mitglied des Offizierſtandes wurde. Eben ſo leicht kann aber auch der Zögling eines andern Gymnaſiums in das Militärgymnaſium übertreten, wenn er für den Militärſtand eine entſchiedene Neigung faſſen ſollte. Dieſe minder ſcharfe Abſonderung der Bildungswege iſt mithin als eine Annäherung zur Verſchmelzung der geiſtigen Intereſſen zu betrachten, und gewährt nebenbei entſchiedene Vorzüge. Der Aufwand des Staates dürfte dadurch ebenfalls nicht vermehrt werden, doch iſt dieſer Bildungsweg etwas koſtſpieliger für die Betheiligten.

Haben wir bis jetzt den Vorſchlägen des genannten Redners ungetheilten Beifall gezollt, ſo iſt das nicht ganz derſelbe Fall mit der Univerſitätsbildung der Offiziere. Es wird von ihm zwar nicht gefordert, daß alle Offiziere dieſes Studium durchlaufen ſollen, und es ſcheint daſſelbe vorzugsweiſe nur für diejenigen beſtimmt zu ſeyn, welche ſich entweder den ſogenannten „gelehrten Waffen" — beiläufig bemerkt einer von den vielen Auswüchſen der Militärſprache — widmen, oder den Weg zu höhern Stellen bahnen wollen, während die übrigen Aſpiranten aus den Militärgymnaſien ſogleich zum Dienſte bei den Regimentern eintreten, und die Befähigung zum Offizier auf praktiſchem Wege erwerben könnten. Das letztere Mittel würde aber nur einſeitige Routiniers und Empiriker hervorbringen, und mit dem erſteren können wir uns aus andern Gründen nicht befreunden.

So nothwendig und wünſchenswerth es iſt, daß wenigſtens den vornehmſten Univerſitäten eine militäriſche Fakultät beigeſellt werde, weil ein großer Theil der Civilbeamten im Frieden und mehr noch im Kriege mit den Militärbehörden oft ſehr einflußreiche amtliche Berührungen hat; weil ferner in den ſtändiſchen Verhandlungen militäriſche Gegenſtände und Verhältniſſe zur

Sprache kommen, über welche debattirt und Beſchluß gefaßt werden ſoll; — ſo wünſchenswerth es überdies iſt, daß talentvollen Offizieren Gelegenheit gegeben werde, auf Univerſitäten ihre Kenntniſſe zu erweitern, namentlich juriſtiſche und kameraliſtiſche Vorträge anzuhören: ſo finden wir doch die Univerſität für die höhere Berufsbildung der Offiziere durchaus unzureichend, und es kann dieſe Bildung nur auf einer beſonderen Militärhochſchule erworben werden. Ohne uns hier in eine wiſſenſchaftliche Beweisführung einzulaſſen, wollen wir nur einiger Umſtände gedenken, deren bloße Andeutung hinreichen wird zu zeigen, daß der Durchführung obiger Idee faſt unüberſteigliche Hinderniſſe ſich entgegenſtellen.

Nach dem Vorſchlage des Hofrath Thierſch würde ein Offiziersaſpirant mit vollendetem 18. oder 19. Jahre die Univerſität beſuchen, dort drei bis vier Jahre verweilen, und alſo mit dem 22. Jahre zum Offiziersgrade gelangen. Es gehört heutiges Tages ſchon einiges Glück dazu, um in achtzehn Friedensjahren bis zum Hauptmann vorzurücken, welcher Grad alſo durchſchnittlich mit dem 40. Jahre erreicht wird. Dann iſt wiederum eine mindeſtens zwölfjährige Hauptmannſchaft erforderlich, um den Majorsgrad zu erwerben, und mit dem 60. Jahre könnte man es allenfalls bis zum Regimentscommandeur gebracht haben. Allerdings wird Mancher hierauf erwiedern: „daß auch die Civilbeamten nicht ſehr ſchnell aufrücken, daß ſie vieler Jahre bedürfen, um überhaupt eine beſoldete Stelle zu erhalten, daß die Offiziere in dieſer Hinſicht ſehr zu beneiden wären, und durch die möglichſte Berückſichtigung der Anciennetätsverhältniſſe mehr Anwartſchaft auf höhere und einträgliche Stellen hätten, als die Mehrzahl der Civilbeamten.“ Wir wollen dem gar nicht widerſprechen; aber wir müſſen doch zu bedenken geben, daß der Militärdienſt ſelbſt im Frieden einen höhern Grad körperlicher Rüſtigkeit fordert, als der Civildienſt. Ein Rath kann an Krücken gehen oder ſich in den Seſſionsſaal tragen laſſen, und dabei ein ganz vortrefflicher Rath ſeyn, Präſident oder Miniſter werden. Wenn aber die Infirmität an der Spitze der Regimenter und Brigaden ſteht, wenn die Bataillone und Schwadronen von Männern befehligt werden, die dem Culminationspunkt des Lebens ſehr nahe ſind, ihn vielleicht ſchon erreicht oder

wohl gar überschritten haben, woher soll dann noch jener frische Lebensmuth, jenes kriegerische Feuer kommen, welche allen Uebungen erst den wahren Impuls geben? Waffenübungen jeder Art ohne jenen edlen Wetteifer, der es Andern vorzuthun strebt, arten nur zu leicht in ein geistloses Abarbeiten aus, das keinen erheblichen Nutzen hat und selbst die edlern Keime in den jüngern Offizieren unterdrückt. Hierzu bedarf es also eines nachhaltig wirkenden innern Antriebes, den nicht der Dienſteifer allein hervorzurufen und rege zu erhalten vermag. In Armeen, wo man diese jugendliche Körper- und Geistesfrische unter den obern Befehlshabern zu erhalten strebt, bleibt daher kein anderes Mittel übrig als die nicht mehr ganz rüstigen Offiziere zu pensioniren, wodurch dem Staate eine große Last aufgebürdet wird. Der Unterschied von einigen Jahren scheint zwar kaum ein erheblicher Umstand zu seyn, er ist es aber aus dem Grunde, weil in dem Alter zwischen 50 und 60 Jahren ein einziges in Krankheit hingebrachtes Lebensjahr *mehr* oft niederbeugend wird, und weil auf die Thätigkeit der Stabsoffiziere und Generale natürlich ein um so größerer Werth gelegt werden muß, da sie die Bewahrer der strengen Dienstordnung und des frischen kriegerischen Geistes seyn sollen.

Ein zweiter viel größerer Uebelstand ist der, daß die durch die Universität gegangenen Offiziere bis zum 23. Jahre von dem, was ihr nächster Wirkungskreis fordert, auch nicht die geringste *praktische* Kenntniß haben können. In den verschiedenen Dienstordnungen und Waffenübungen einige Sicherheit als Befehlführender zu erlangen, ist wirklich nicht die Sache einiger Wochen oder Monate, dazu werden im Frieden schon Jahre erfordert, man möge 18 oder 24 Jahre alt seyn. Der Offizier soll und muß aber sogleich als Lehrer und Führer seiner Untergebenen auftreten, und bei der sehr verkürzten Uebungszeit müssen an seine Befähigung zum Unterrichten und Einüben schon ziemlich große Forderungen gemacht werden. Es ist deßhalb ganz unerläßlich, daß der Offizier vorher ein Jahr als Unteroffizier gedient habe, um sich mit seinen Obliegenheiten auf praktischem Wege bekannt zu machen. Hierzu bietet nun der Aufenthalt auf einer Universität wenig oder gar keine Gelegenheit. Man kann zwar mit Erfolg Vormittags studiren und Nachmittags exerziren.

Aber abgesehen davon, daß dadurch ein so untergeordneter Zweck erreicht werden würde, daß es sich kaum der Mühe verlohnt davon zu sprechen, müssen wir uns doch ganz entschieden gegen eine höhere Bildungsmethode für Offiziersubjekte aussprechen, bei welcher gründliche und sehr mannigfaltige *wissenschaftliche* Studien mit *praktischen* Dienstbetreibungen und Uebungen in täglicher Aufeinanderfolge abwechseln sollen. Eine Universität ist etwas Höheres als eine Kadettenanstalt; der Militärstudent muß sich also seinen Studien *ausschließlich* widmen können, und es muß ihm überlassen bleiben, durch welche Körperübungen er sich nebenbei auch physisch vervollkommnen will. In welcher Art die Theorie und Praxis des Militärwesens auf der von uns vorgeschlagenen Militärhochschule zu verbinden sey oder abzuwechseln habe, werden wir später andeuten.

Ein dritter Grund gegen die Erwerbung höherer Militärbildung auf Universitäten ist der, daß ein mehrjähriges Zusammenleben mit der studierenden Jugend *den Geist* nicht zu entwickeln vermag, der das wichtigste Element des Militärstandes bildet, diesen Geist sogar im Keime ersticken könnte. Wir kommen hier auf ein sehr delikates Thema, dessen Behandlung uns leicht schiefer Beurtheilung aussetzen kann, aber es muß hier nothwendig zur Sprache gebracht werden. Möge es uns gelingen die rechten Worte zu finden, um die Sache deutlich zu machen. — Es ist von uns schon früher angedeutet worden, daß der glückliche Erfolg einer kriegerischen Unternehmung, wenn nicht ausschließlich, doch wenigstens hauptsächlich von dem harmonischen Zusammenwirken aller dazu in Bewegung gesetzten Kräfte abhängig ist. Es treten zwar zuweilen Fälle ein, wo der Gegner so grobe Fehler begeht, daß es nur eines schnellen Entschlusses zum Angriffe bedarf, um ohne Aufwand vieler Kräfte und auf sehr einfache Weise glänzende Erfolge über ihn zu erringen. Kein verständiger Mensch würde es aber billigen können, wenn unsere Mittel nur eben gut genug wären, um mit *solchen* Gegnern fertig zu werden; die Klugheit gebietet vielmehr bei allen Vorkehrungen zum Kriege einen Gegner vorauszusetzen, der nur durch kunstgerechten und hartnäckigen Kampf zu überwinden sey. Jenes harmonische und präcise Ineinandergreifen aller Handlungen, die zum erwünschten Ziele führen sollen, kann

aber nur erreicht werden durch den unbedingtesten Gehorsam im ausgedehntesten Sinne des Worts. Aber man wolle ja nicht glauben, daß dieser Gehorsam, welcher die Hauptstärke des Kriegerstandes ausmacht und dessen wesentlichstes Unterscheidungszeichen ist, eine Knechtung des Geistes sey. Im Gegentheil! Der Geist eines jeden Befehlshabers, vom höchsten bis zum niedrigsten herab, soll sich bei jeder Handlung von Wichtigkeit frei entwickeln, weil die besten Mittel zur Vollziehung der erhaltenen Befehle im Geiste der Handelnden verborgen und meist nur da zu finden sind. Man hat zwar viel von blindem Gehorsam und von Gehorsam aus Ueberzeugung gesprochen, und letzterem, wie billig, den Vorzug gegeben. Solche Unterscheidungen bilden aber nur schroffe Gegensätze, die mehr in Büchern als im wirklichen Leben vorkommen. Unter „Gehorsam aus Ueberzeugung" ist keineswegs zu verstehen, daß der Untergebene mit allen Ansichten und Anordnungen seines Vorgesetzten einverstanden sey. Zwei Freunde von gleichem Bildungsgrade werden über das, was zu thun oder zu unterlassen, oder wie es am besten auszuführen sey, sehr selten einerlei Ansichten haben, weil der Krieg die ganze Individualität des Menschen in Anspruch nimmt, der Feind bei allen Unternehmungen gegen ihn auch eine Stimme und zwar eine sehr wichtige hat, und alle Berechnungen des Erfolgs sich auf Voraussetzungen, auf sehr unsichere Data stützen, unsere Verhältnisse zum Feinde mithin manchen unerwarteten Aenderungen unterliegen. Wenn nun schon zwischen zwei sehr befreundeten, einander untergeordneten Befehlshabern von gleichem Bildungsgrade oft ganz verschiedene Ansichten obwalten, so muß zwischen andern diese Verschiedenheit der Ansichten noch häufiger vorkommen. Der Gehorsam aus Ueberzeugung im gewöhnlichen Sinne ist also nichts als eine Redensart. Im wirklichen Leben pflegen die Verhältnisse der Untergebenen zu den Vorgesetzten sich anders zu gestalten, und der Gehorsam aus Ueberzeugung kann nichts anderes seyn, als die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Gehorsams gegen erhaltene Befehle. Diese Befehle werden in den meisten Fällen nur die Natur der kriegerischen Zwecke bezeichnen können, welche erreicht werden sollen, und dem Ausführenden die Wahl und Anwendung der Mittel selbst überlassen

müssen. Der Geist der Ausführenden oder Gehorchenden darf also nicht geknechtet seyn, er muß sich frei zum Wesen der Idee erheben können. Im Allgemeinen wird zwar der Gehorsam nach unten zu immer bedingter, und es hat den Anschein als brauche ein Lieutenant, ein Unteroffizier, ein gemeiner Soldat nur blind zu gehorchen, sich nach Commandoworten mechanisch zu bewegen. Es gibt aber eine beträchtliche Anzahl dienstlicher Verhältnisse und Lagen im Kriege, in welchen selbst der gemeine Soldat mit dem blinden Gehorsam nicht weit kommen würde, und die heutige Kriegführung nimmt die Intelligenz der Krieger aller Grade mehr als ehedem in Anspruch.

Was wir hier von der Wichtigkeit des Gehorsams im Kriegerstande gesagt haben, ließe sich vielleicht auch auf andere Stände anwenden. Indeß darf man nicht vergessen, daß der Krieg mit Menschen geführt wird, daß kriegerische Zwecke nur durch den Gebrauch und Verbrauch von Menschen erreicht werden, daß aber unglückliche Erfolge im Kriege für das Wohl oder Wehe des ganzen Staates unübersehbare Folgen haben können. Das ist ein ganz besonderer Fall, der keinen Vergleich aushält, und da man um große Zwecke zu erreichen auch kräftiger Mittel bedarf, müssen auch andere Hebel in Bewegung gesetzt werden als in anderen Berufsverhältnissen. Der wichtigste Hebel aber ist der unbedingte Gehorsam.

Ohne uns hier in pädagogische Erörterungen einzulassen, ob bei der Jugenderziehung der Zwang (die Disciplin unter den Schülern) als ein wichtiges moralisches Erziehungsmittel, oder nur als ein nothwendiges Uebel zur Erhaltung der Ordnung anzusehen sey, worin er bestehen, wie weit er ausgedehnt, wie lange er beibehalten werden solle, müssen wir doch bemerklich machen, daß die Universitätsstudien der sogenannten akademischen Freiheit nothwendig zu bedürfen scheinen. Des früheren Schulzwangs in den Gymnasien bar und ledig, sollen die studirenden Jünglinge wie flügge gewordene junge Adler mit immer kräftigerem Flügelschlage sich erheben, nach Licht und Wahrheit streben, den Geist in freier Forschung sich ergehen lassen. Eine solche geistige Freiheit kehrt im Leben des künftigen Staatsdieners niemals wieder, man muß sie also der Jugend nicht verkümmern, sollte sie auch zuweilen mißbraucht werden. Selbst

von einem Land, von einem Ort, von einem Organismus auf den andern fort? oder entsteht sie in jedem immer wieder aufs Neue? Dies sind die Lebensfragen, die der Arzt jetzt nicht mehr allein sich selber stellt; er tritt hier aus dem Kreise seiner persönlichen wissenschaftlichen Verantwortlichkeit heraus; die Staatsgewalt richtet diese Fragen an ihn, um nach ihrer Beantwortung über Maßregeln zu entscheiden, die in das Wohl der Völker aufs Tiefste eingreifen. Um den über die Art und Weise der Fortpflanzung der Cholera mit Erbitterung geführten Streit richtig aufzufassen, ist es nothwendig, sich einige pathologische Begriffe, die dabei von wesentlichem Einfluß sind, klar zu machen. Ein Contagium, Ansteckungsstoff, ist das Produkt eines erkrankten Körpers, das in einem andern Körper dieselbe Krankheit erzeugt, sich damit selbst reproducirt und wieder auf einen Dritten übergetragen werden kann, und so fort in einer unendlichen Reihe. Die Contagien zerfallen in fixe, die an einen palpabeln Stoff gebunden sind, wie der Pockeneiter bei den Menschenblattern, und in flüchtige, die gasförmig sind, wie beim ansteckenden Nervenfieber. Miasmen dagegen nennt man eigenthümliche, meist durch Zersetzung organischer Körper erzeugte Stoffe in der Atmosphäre oder wenigstens Veränderungen der atmosphärischen Mischungsverhältnisse, welche Krankheiten erzeugen, ohne sich selbst in dem erkrankten Organismus zu reproduciren, wiewohl sie ihm die Fähigkeit mittheilen können, ein Contagium zu erzeugen. Z. B. das Sumpfmiasma erzeugt Wechselfieber, die sich dann weiter nicht von einem Körper auf den andern fortpflanzen. Das Miasma des in den untern Schiffsräumen faulenden Wassers erzeugt das gelbe Fieber, das sich auch nicht weiter von einem Kranken zum andern überträgt; die verdorbene Luft in Hospitälern erzeugt den Petechialtyphus; hier bildet sich aber ein Contagium, das die Krankheit auch auf solche Individuen, die der ursprünglichen Einwirkung des Hospitalmiasmas entrückt sind, übertragen kann. Es ist von selbst klar, daß bei der contagiösen Verbreitung einer Krankheit die Entfernung von dem Herd der Ansteckung, d. h. den erkrankten Körpern vor der Mittheilung des Krankheitsstoffes schützen müsse, daß dagegen bei der miasmatischen Erzeugung ein größerer oder kleinerer Bezirk der Atmosphäre den Ansteckungsherd bilde, und hier die Vermeidung der Berührung mit demselben um so schwieriger seyn müsse,

die daraus entspringenden Versäumnisse sind nicht sehr nachtheilig, denn die Studirenden haben später so viele praktisch bildende Studien zu durchlaufen, daß ihnen Zeit und Gelegenheit genug bleibt das Versäumte nachzuholen. Der Offiziersaspirant befindet sich in ganz anderer Lage. Könnte ihm Jemand die Gewißheit geben, daß vor Ablauf seiner ersten fünf Dienstjahre kein Krieg ausbräche, so würde diese Zeit schon ausreichen seine militärische Vorbildung dergestalt zu beendigen, daß er bei Ausbruch eines Krieges den wesentlichsten Forderungen entsprechen könne. Aber wir können von einem Jahre zum andern Krieg haben, und müssen immer darauf vorbereitet seyn. Schon der festwurzelnde Glaube an einen noch lange fortdauernden Frieden wirkt erschlaffend auf den Militärstand, wovon man sich täglich überzeugen kann. Wer sich also mit Erfolg zum Offizier bilden will, muß die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs immer lebhaft vor Augen haben, sich allen Ernstes auf seinen künftigen und sehr schwierigen Beruf vorbereiten; denn er kann nicht wissen in welche verwickelte Lagen ihn, unbeschadet seiner subalternen Stellung, schon das erste Kriegsjahr versetzen dürfte, wobei wir nur an die schwierigen Obliegenheiten der vielen Etappencommandanten erinnern wollen.

Erwägt man nun, daß die Universität das Gebiet freier Forschung seyn soll, daß der studierende Jüngling nur der eigenen Ueberzeugung Raum und Gehör zu geben hat, während der Offiziersaspirant bei aller freien Forschung die Herrschaft über sich selbst so fest zu begründen suchen muß, daß er die eigene (individuell betrachtet, also auch die für die bessere gehaltene) Ueberzeugung dem Willen seines Vorgesetzten gern und willig zum Opfer bringen könne, damit er ganz in dessen Sinne zu handeln vermöge; — so will es uns bedünken, daß das mehrjährige Zusammenleben der Offiziersaspiranten mit den anderen Studenten, insbesondere die gemeinschaftlichen Forschungen, dem Zwecke eher schaden als nützen werde. Die gebieterische Nothwendigkeit der Unterordnung des eigenen Willens, der eigenen Ueberzeugung, bei allen Handlungen die ein präcises Zusammenwirken der Kräfte zur Bedingung des Erfolgs machen, läßt sich zwar demonstriren. Da aber die Militärstudenten noch ohne Dienstkenntniß und Erfahrung sind, welche im Frieden erst

durch mehrmalige Theilnahme an den größeren, zusammengesetzteren Truppenübungen erworben werden können, so steht allerdings zu befürchten, daß sie den philosophischen Wahrheiten ein viel größeres Gewicht beilegen würden, als den praktischen Kriegswahrheiten, die noch als Nebelbilder vor ihren Augen schweben, bis die eigene praktische Erfahrung sie zum klaren Bewußtseyn gebracht hat.

Wenn der Leser sich gefälligst erinnern will, daß wir die Annahme eines möglichst gemeinsamen Bildungsweges für alle Zweige des Staatsdienstes als das einflußreichste Beförderungsmittel der geistigen Annäherung aller Staatsdiener anerkannt haben, worauf wir sehr großen Werth legen, so wird er sich unser stilles Bedauern erklären können, gerade im Stadium der höheren Ausbildung für den Offizierstand einen anderen Bildungsweg in Anspruch nehmen zu müssen. Aber das geistige Element eines jeden Standes fordert sorgfältige Beachtung, und so fehlerhaft es nach unserer Ansicht seyn würde, die Studierenden der Militärdisciplin zu unterwerfen, so fehlerhaft würde es auch seyn, den Offiziersaspiranten die volle akademische Freiheit zu gestatten. Haben einzelne studirende Jünglinge ohne anderweite Vorbereitung, als die rein pädagogische und wissenschaftliche der alten Gymnasien und der Universitäten, die militärische Laufbahn mit Glück betreten und sich schnell in das neue völlig verschiedene Verhältniß zu finden gewußt, so wird die Richtigkeit unserer Ansicht dadurch keineswegs widerlegt. Der Einzelne muß als Neuling sich vor dem in einer Corporation herrschenden Geiste ohne Widerrede beugen, oder wieder austreten. Sobald aber der Geist der akademischen oft in Zügellosigkeit ausartenden Freiheit haufenweise in den Offizierstand eindringt, wird er schon nach wenigen Jahren tongebend. Dadurch würden wir im Laufe eines langen Friedens vielleicht ein sehr vielseitig unterrichtetes, alle Fragen des Militär- und Kriegsdienstes mit dialektischer Gewandtheit diskutirendes Offiziercorps bekommen, aber keines das die erhaltenen Befehle mit energischer Präcision zu vollziehen verstünde. Wer mit den inneren Verhältnissen der französischen Armee zur Zeit des Revolutionskrieges ein wenig bekannt ist, wird begreifen, wie wenig der „Gehorsam aus Ueberzeugung" nach dem gewöhnlichen

Sprachgebrauche zu bedeuten hat. Damals wollte Jeder seine Ansicht geltend machen. Die energischen Generale aus der alten Zeit opponirten sich zwar dagegen, wurden aber deßhalb verläumdet, angeklagt und guillotinirt. Die Klügeren hüteten sich ein Gleiches zu thun, ließen Jedermann volle Freiheit, billigten die verkehrtesten Maßregeln, und appellirten in dringenden oder wichtigen Fällen an die Entscheidung der anwesenden Volkstribunen (Conventscommissarien ꝛc.), welche mit fast diktatorischer Gewalt bekleidet waren und einen Despotismus geltend machten, von dem nur Wenige einen Begriff haben werden. Solche und ähnliche Zustände auch in Deutschlands Heeren herbeiführen wollen, können wir in keinem Falle billigen, es wäre das stiller Hochverrath am Vaterlande.

Nichtsdestoweniger wird man darnach trachten müssen dem Offizierstande eine Stellung zu geben, welche den Verhältnissen unseres friedlichen Jahrhunderts mehr als bisher entspricht, und wir werden uns bemühen von den Vorschlägen des Hofrath Thiersch soviel zu adoptiren, als nach unserem Dafürhalten ohne Nachtheil für den staatlichen Zweck des Militärstandes zulässig ist.

Für die Knaben finde also bis zum 15ten Jahre eine allgemeine wissenschaftliche Erziehung statt, ohne auf die Bildung für einen besonderen Stand Rücksicht zu nehmen. Dann trete die Gymnasialbildung in der dreifachen Gliederung ein, welche bereits angegeben wurde und bis zum 18ten Jahre fortgesetzt wird. Der Gymnasialunterricht muß jedoch so eingerichtet seyn, daß der Uebertritt von dem Real-Gymnasium in das humanistische und militärische Gymnasium, oder umgekehrt, ohne Schwierigkeit geschehen könne; eben so muß jeder Gymnasialschüler befähigt seyn die Universitätsstudien zu beginnen. Durch Stiftung von Stipendien kann den Söhnen unbemittelter Offiziere geholfen werden. Auf größere pekuniäre Begünstigungen in den Gymnasien würde aber zu verzichten seyn, weil sich den Offizieren durch Annahme der Vorschläge, die wir uns hier im Interesse derselben erlauben, bessere Aussichten für die Zukunft eröffnen dürften.

Was die Einrichtung und den Unterrichtsgang in den **Militärgymnasien** betrifft, so begnügen wir uns mit folgenden

Andeutungen. Die Gymnasialschüler sind militärisch organisirt, uniformirt und disciplinirt, ohne damit irgend eine Soldatenspielerei zu verbinden, und stehen unter Befehl von Offizieren. In Bezug auf die Handhabung der Disciplin stellen wir als pädagogischen Grundsatz auf, daß durch Anwendung von Strenge und Zwangsmitteln die natürliche Wildheit gezähmt, der Uebermuth gezügelt, das jugendliche Feuer aber nicht gedämpft werden soll. Eine Schaar eingeschüchterter, lammfrommer Knaben oder Jünglinge dieses Alters macht keinen guten Eindruck, sie werden entweder willenlose Schwächlinge, oder Heuchler, oder noch etwas Schlimmeres. Der Militärzögling soll einen Willen haben und zu moralischer Selbstständigkeit herangebildet werden; er soll aber auch frühzeitig lernen seinen Willen einem höheren Willen unterzuordnen, denn wer einst mit Erfolg befehlen will, muß damit anfangen, sich im freiwilligen Gehorsam zu üben. Wir verabscheuen jede knechtische Unterwürfigkeit, aber wir legen großen Werth auf freie Unterordnung des eigenen Willens, ohne welche der Gehorsam nicht denkbar ist. Der *Gehorsam* ist aber die Grundbedingung für die innere Ordnung im Staatsleben, ohne welche der Staat selbst seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen gehen würde. Wir verwerfen mithin jedes Erziehungssystem, in welchem der Gehorsam nicht als *erste* und *wesentlichste Pflicht* angesehen wird, aber dieser Gehorsam soll nicht aus knechtischer Furcht entspringen, sondern aus Ueberzeugung von dessen unabweisbarer Nothwendigkeit für die Erreichung staatlicher und besonders militärischer Zwecke. Wiederholter Ungehorsam muß also die Ausschließung von einem Stande zur Folge haben, der sich aus Gehorsam selbst dem Tode weihen soll.

Ein vorzügliches Bildungsmittel für diesen wichtigen Zweck sind alle militärgymnastischen Uebungen, insbesondere Waffenübungen in Reih und Glied (das Exerziren). Halbe Tage lang in sorgsam vorgeschriebener Haltung auf der Schulbank sitzen, ist ermüdend, macht schläfrig und erzeugt Träumer. In der Uebergangsperiode vom Knaben- zum Jünglingsalter hat der Geist noch nicht jene Spannkraft erlangt, die zur rastlosen Geistesthätigkeit erforderlich ist, und das Bedürfniß der Körperthätigkeit macht sich gebieterisch geltend. Aber mehrere Stunden des

Tages den Körper kräftig und nach Vorschrift bewegen, sich während dieser Uebungen in stetem Wechsel zwischen Spannung und Ruhe befinden, das wirkt befruchtend wie Sonnenschein und Regen. Fehlerhaft wäre es jedoch, damit eine „militärische Dressur" verbinden zu wollen, wodurch dergleichen Uebungen nur zu leicht in ein geistloses Formenwesen ausarten. Es kommt wenig darauf an, ob die Zöglinge eines Militärgymnasiums alle reglementarischen Gewehrgriffe und Bewegungen mit derselben Richtigkeit ausführen wie eine Compagnie Soldaten. Aber es ist von hoher Wichtigkeit, daß sie sich im freien Gebrauche ihrer Kräfte üben, sich einander darin zu übertreffen suchen, und bei den geregelteren Uebungen in Reihe und Glied jene gespannte Aufmerksamkeit sich aneignen, die nur des leisesten Winkes bedarf um augenblicklich nach Vorschrift und in Uebereinstimmung zu handeln. Ob diesen Uebungen ein chinesisches oder ein anderes Reglement zum Grunde gelegt wird, ist völlig gleich, wenn nur der pädagogische (der physisch-moralische) Zweck dadurch erreicht wird, denn, wir wiederholen es, es sollen diese Uebungen zu einer praktischen Schule des Gehorsams werden.

Eine Stufe höher steht der Gehorsam in eifriger Betreibung solcher wissenschaftlicher Uebungen, zu welchen man keine Neigung fühlt. Wollte man einem Knaben oder angehenden Jünglinge gestatten, nur das zu lernen oder zu betreiben wozu er Lust hat, so möchte dabei wenig herauskommen und eine solche Erziehungsmethode würde gewiß Jedermann fehlerhaft nennen. Bei der Erziehung für den Militärdienst darf der Abneigung gegen einzelne Wissenschaften, die oft nur aus Mangel an Arbeitslust entspringt, noch weniger Gehör gegeben werden; denn man muß doch wohl voraussetzen, daß der Unterrichtsplan reiflich erwogen und darin kein Gegenstand aufgenommen worden sey, von dessen unabweisbarer Nothwendigkeit man nicht volle Ueberzeugung habe. In jedem dienstlichen Verhältnisse des Staatslebens gibt es Geschäfte und Verrichtungen, die mehr oder weniger unangenehm, gleichwohl aber wesentlich nothwendig sind. Die indolenten Charaktere fangen gewöhnlich damit an, die Nützlichkeit solcher Verrichtungen und Uebungen zu bezweifeln oder wohl gar zu bestreiten, um ihre Vernachlässigung gegen die Mißbilligung des inneren Richters zu entschuldigen. Wer

hingegen von dem Grundsatze durchdrungen ist: „was angeordnet ist, muß auch vollzogen werden, weil man dessen Nothwendigkeit erkannt hat," der wird der Sache gewiß bald einigen Reiz abgewinnen und sie mit weniger Unlust, also auch mit besserem Erfolge betreiben. Ein pflichtgetreuer Charakter wird überhaupt seinen Verstand lieber anstrengen, um die aus einer Uebung entspringenden Vortheile zu ergründen, als Scheingründe für deren Entbehrlichkeit aufsuchen. Aus solchen Jünglingen gehen die zuverlässigen Untergebenen hervor, und daß *Zuverlässigkeit im Dienst* bei mittelmäßigem Talent noch mehr Werth hat, als Genialität mit Unzuverlässigkeit gepaart, wird jeder mit dem Geschäftsleben vertraute Leser gewiß zugestehen müssen. Die genialen Köpfe nehmen in der Regel einen zu hohen Anlauf, wollen jedes Ziel im Sprunge erreichen, ermüden aber vor der Zeit und gerathen dann leicht auf Abwege. Die arbeitsame und zuverlässige Mittelmäßigkeit bringt es daher oft viel weiter, wenn es auch im Anfange langsamer geht. Aus dem militärisch-pädagogischen Gesichtspunkte betrachtet, würde also auffälliger *Unfleiß* mit dem *Ungehorsam* auf ziemlich gleicher Stufe der Vernachlässigung stehen, und demgemäß zu bestrafen seyn; dagegen würden wir leichte Disciplinarvergehen minder streng ahnden, da sie oft nur aus Temperamentsfehlern entspringen, welche augenblicklich abzulegen nicht Jeder in seiner Gewalt hat. Auf der Militärhochschule kann von anderen Grundsätzen ausgegangen werden, für das Gedeihen der Gymnasien dünkt uns aber ihre Befolgung unerläßlich.

Alle militärischen Wissenschaften bleiben vom Unterrichtsplane der Militärgymnasien ausgeschlossen. Den *militärischen Hilfswissenschaften* ist aber um so größerer Fleiß zu widmen, damit auf der Militärhochschule die Zeit nicht mehr mit Erwerbung von Vorkenntnissen verbracht werde. Zu diesen Hilfswissenschaften zählen wir hauptsächlich Mathematik, Physik, Chemie, Geschichte, Geographie mit besonderer Berücksichtigung dessen, was für den Militär von Nutzen ist, Anfertigung von Fortificationszeichnungen, Aufnahme und Darstellung des Terrains. Wir glauben, daß ein dreijähriger Cursus hinreichend sey, in dieser wissenschaftlichen Vorbildung einen soliden Grund zu legen. Da indeß aus der Militärhochschule Offiziere für alle Waffengattungen

hervorgehen sollen, und das wissenschaftliche Bedürfniß nicht ganz dasselbe ist, würde für diejenigen Gymnasialschüler, welche sich dem Dienste in der Artillerie oder im Geniecorps widmen wollen, im letzten Unterrichtsjahre ein höherer Cursus in der Mathematik, Physik und Chemie anzusetzen seyn, und der philologische Cursus für sie zu Ende gehen. Dadurch schließen sich solche Zöglinge zwar faktisch vom Fakultätsstudium auf Universitäten aus, indeß darf man wohl auch die Annahme gelten lassen, daß diese jungen Männer, wenn sie den Militärdienst nicht zu ihrem Lebensberufe machen wollen, sich vorzugsweise der höheren technischen Gewerbsindustrie zuwenden, und auf andere wissenschaftliche Laufbahnen freiwillig verzichten werden.

Mit den Zeugnissen der Reife und des sittlichen Wohlverhaltens versehen, tritt der Gymnasialschüler mit dem beginnenden 18ten oder 19ten Lebensjahre in die Militärhochschule, welche ihm die Stelle der Universität ersetzen soll, aber eine wesentlich verschiedene Einrichtung hat, weßhalb wir nicht vermeiden können die Grundzüge derselben etwas umständlicher anzugeben.

Die **Militärhochschule**, welche unserer Idee vorschwebt, bildet eine geschlossene auf militärischen Fuß eingerichtete Anstalt. An ihrer Spitze steht ein General, unter ihm eine Studien- und Disciplinar-Commission, zusammengesetzt aus den bei der Militärhochschule angestellten Professoren und auf Zeit commandirten Offizieren, wozu man Männer zu wählen hat, die sich nicht bloß durch gründliches Wissen auszeichnen, sondern auch auf Geist und Charakter der Militärstudenten vortheilhaft zu wirken verstehen. Ohne auf die administrativen Verhältnisse näher einzugehen, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß die Militärstudenten in der Anstalt wohnen, speisen und schlafen, daß sie unter sich Kameradschaften (Brigaden) bilden, welche theils von den älteren Studenten mit Offiziersrang, theils von den commandirten Offizieren disciplinarisch überwacht werden. In Betreff des wissenschaftlichen Unterrichts und der militärisch-praktischen Uebungen, zu welchen die Militärstudenten jährlich 3 bis 4 Monate hintereinander gezogen werden, zerfallen dieselben in drei Klassen, mit zeitweiligen Unterabtheilungen für die Artilleristen und Ingenieure. Der ganze Cursus ist auf drei Jahre berechnet. Wir halten uns weder befähigt noch dürfte hier der

Ort seyn einen vollständigen Studien- und Beschäftigungsplan aufzustellen, wie er uns für die Militärhochschule angemessen dünkt; da aber dergleichen Anstalten in Deutschland noch nicht bestehen, bitten wir um Erlaubniß unsere Idee weiter ausführen zu dürfen.

Der Studienplan tritt mit Beginn des Neujahrs in Wirksamkeit. In jedem Jahre sind die Monate Juli, August, September und Oktober zu praktischen Uebungen bestimmt; diese Uebungszeit kann jedoch nach Umständen um einige Wochen gekürzt werden. Wenn praktische Uebungen wahrhaften Nutzen bringen sollen, muß man sich ihnen eben so mit ganzer Seele widmen als den wissenschaftlichen Studien. Aus der häufigen Abwechselung zwischen beiderlei Thätigkeiten entspringt nur jene Halbheit und Oberflächlichkeit, die noch nie etwas Gutes zu Tage gefördert hat. Der Grundsatz, daß man die Theorie mit der Praxis in stete Verbindung zu bringen suchen müsse, wird sehr oft mißverstanden und falsch angewendet. Eine Verbindung der Praxis mit der Theorie findet bei jeder praktischen Uebung statt und kann ohne dieselbe gar nicht gedacht werden, weil vernunft- und zweckgemäßes Handeln auch ein solches Denken voraussetzt, und ohne das Bewußtwerden der Gründe für das zu beobachtende Verfahren zu einer ganz gedankenlosen (mechanischen) oder höchstens instinktartigen Thätigkeit herabsinken würde. Umgekehrt ist es aber weder nothwendig noch ersprießlich, auf die Theorie sogleich die Praxis folgen zu lassen, sobald diese Theorie mehr als eine ganz einfache Unterweisung ist, wie sie ungefähr beim Unterrichte der gemeinen Mannschaft vorkommt. Die Theorie muß erst in den Geist übergehen, sich ihres schematischen Fachwerks entledigen und nur noch als leitender Gedanke vorhanden seyn, bevor sie sich nutzbar zeigen kann, außerdem würde die unmittelbar darauf folgende Praxis nur ein geistloses Experimentiren werden, das sehr geeignet ist verkehrte Ansichten zu begründen. Auch die Oekonomie mit Zeit und Kräften gebietet eine solche Trennung, und man muß rein körperliche Uebungen, die nur zur Entwickelung der physischen Kräfte oder zur Abwechselung mit geistigen Anstrengungen dienen sollen, nicht mit militärisch-praktischen Uebungen verwechseln, bei welchen die Phantasie nicht minder thätig ist und die volle Geistesfrische in Anspruch genommen wird.

Erstes Studienjahr. In den ersten sechs Monaten bleiben die Militärstudenten ungefähr in dem Verhältnisse von Gymnasialschülern der obersten Klasse. Die militärischen Unterrichtsgegenstände beschränken sich auf niedere Waffenkunde; niedere (formelle) Taktik aller Waffengattungen; Marsch- und Lagerordnung einzelner Bataillone, Regimenter, Brigaden; Vorpostendienst; Straßenbesserung und Landbrückenbau; Feldbefestigung. Der Unterricht in der Physik, Chemie und in den mathematischen Hilfswissenschaften wird auf das beschränkt, was mit den genannten Lehrgegenständen im praktischen Zusammenhange steht. Die Uebungen in der lateinischen, französischen, englischen und deutschen Sprache werden fortgesetzt. Die politische Geschichte und Geographie fallen dem Selbststudium anheim. Zur Erholung finden Leibesübungen statt, wobei vorzugsweise auf Entwickelung der Körperkraft und Gewandtheit zu sehen ist. Als allgemeiner Grundsatz wird festgestellt, daß an einem Vormittage nicht mehr als zwei wissenschaftliche Unterrichtsfächer zum Vortrage kommen dürfen, worauf vier Stunden gerechnet werden. Die übrigen Stunden verbleiben dem Selbststudium, wovon eine zu körperlichen Uebungen verwendet wird. Der Nachmittag ist zur Anfertigung von Zeichnungen, zu schriftlichen Arbeiten, Sprachübungen ꝛc. bestimmt. Diejenigen Studenten, welche sich für den Dienst in der Cavalerie ausbilden wollen, erhalten Reitunterricht gegen ein billiges Honorar. (Der vorgeschriebene Unterricht wird gratis ertheilt.)

Mit dem 1. Juli beginnt die eigentlich militärische Laufbahn der Studenten; sie erhalten eine entsprechende Uniform (Waffenrock), einen kurzen Säbel, den Sold des Gemeinen, leisten den Militärdiensteid, werden aber keinem Regimente zugetheilt. Wer sich dem Waffendienste nicht widmen will, verläßt die Hochschule und kann jetzt noch ein Fakultätsstudium ohne erheblichen Zeitverlust beginnen, oder sich einem anderen Stande widmen. Tritt die politische Nothwendigkeit der Aufstellung einer großen Heeresmacht ein, so ist auf diese Letzteren besondere Rücksicht zu nehmen, wenn es an geeigneten Subjekten zur Besetzung der untern Offizierstellen fehlen sollte.

Der Juli und ein Theil des Augusts sind zu folgenden praktischen Uebungen bestimmt: Größere Terrainaufnahmen,

Abstecken von Feldschanzen, Anfertigung von Pionierarbeiten zum Schanzen-, Straßen- und Landbrückenbau; Anfertigung von Munition und Feuerwerkskörpern; Exerziren mit Geschütz, Waffenübungen in Reih und Glied. Zur Erholung von den körperlichen Anstrengungen werden einzelne Tage (oder halbe Tage) mit Fertigung von Zeichnungen und schriftlichen Arbeiten zugebracht; nach Umständen können auch Abschnitte aus dem Dienst- und Exerzir-Reglement vorgetragen werden. Andere wissenschaftliche Studien oder Beschäftigungen fallen in dieser Zeit ganz aus, denn die Studenten müssen so weit ausgebildet werden, daß sie an den größeren Uebungen der Regimenter im Spätsommer und Herbste als Unteroffiziere oder Gemeine Theil nehmen können, wobei aber nicht die seltsame Forderung an sie gestellt werden darf, daß sie als Neulinge die Sicherheit routinirter Unteroffiziere haben sollen; man muß sie als *Einzuübende* und nicht als *Ausübende* betrachten. Nach Beendigung der Truppenübungen wird den Militärstudenten die Zeit bis zum Anfang Novembers zur freien Beschäftigung überlassen.

Im November und Dezember wird der wissenschaftliche Cursus in obenbeschriebener Weise fortgesezt, doch mehr erläuternd oder repetirend als docirend, um sich von dem Auffassungsvermögen und der geistigen Befähigung der Studenten zu überzeugen. Eigentliche Prüfungen finden am Schlusse des ersten Jahres nicht statt, Fleiß und Talent müssen sich schon aus den laufenden Arbeiten mit Sicherheit beurtheilen lassen, während einseitige Prüfungsresultate, bei welchen mancherlei Nebenumstände günstig oder ungünstig eingewirkt haben können, gar leicht zu unrichtiger Beurtheilung der Fähigkeiten führen. Auffälliger Mangel an genügenden Fortschritten hat das Verbleiben eines Militärstudenten in derselben Klasse für das nächste Jahr, anhaltender Unfleiß mit anderen groben Vernachlässigungen verbunden, die Entlassung zur Folge. Die übrigen Studenten werden mittelst Conferenzbeschlusses nach ihren Fähigkeiten classificirt, rücken in die zweite Klasse auf, erhalten die Abzeichnung der Offizierskandidaten (im militärischen Kauderwelsch „Portepéefähndriche ꝛc." genannt), und zugleich auch eine Solderhöhung.

Zweites Studienjahr. Die ersten sechs Monate werden mit folgenden *militärischen* Studien ausgefüllt: Höhere

je größer dieser Kreis ist und je weniger sich seine Ausdehnung bemessen läßt. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Ansteckungstheorien zu erörtern, noch alle verschiedene Modificationen der Contagien aufzuzählen, es kommt hier nur noch in Betracht, daß einige derselben, wie z. B. das Pestcontagium, notorisch die Eigenschaft besitzen, an leblosen Körpern zu haften, so daß sie mit ihnen von einem Ort zum andern getragen werden und nach längerer oder kürzerer Zeit, mit einem lebenden Organismus in Berührung gebracht, in ihm keimen und sich reproduciren können. Man nennt sie verschleppbare Contagien.

Daß die Cholera sich in Indien ursprünglich aus den sumpfigen Dünsten des Gangesthals miasmatisch entwickelt habe, läugnen auch die eifrigsten Contagionisten nicht (denn einmal muß freilich jedes Contagium durch spontane Zeugung entstanden seyn), nur behaupten sie, in ihrer fernern Verbreitung durch Asien und nach Europa habe sie sich durch ein Contagium fortgepflanzt. Der Streit fing schon unter den englischen Aerzten der ostindischen Compagnie an; während die Aerzte des Generalgouvernements Bombay und Madras mehr für die Contagiosität waren, stimmten die des Gouvernements Bengalen, namentlich der ausgezeichnete Annesley dagegen. Die Contagionisten führten für ihre Meinung folgende Gründe an: Erkranken von Aerzten und Krankenwärtern, Erkranken mehrerer Glieder einer Familie, den Ausbruch der Cholera unter Truppenabtheilungen, nachdem kurz zuvor Detachements von andern Regimentern, unter welchen die Krankheit vorher geherrscht hatte, angekommen waren; die Erscheinung der Krankheit auf der Insel Mauritius (Isle de France) nach der Ankunft eines Schiffes von Ceylon, wo die Cholera herrschte. Dagegen wendeten die Nichtcontagionisten die verhältnißmäßig wirklich äußerst geringe Anzahl von befallenen Aerzten und Krankenwärtern ein, ungeachtet sie vermöge ihres beschwerlichen, sie besonders nächtlichen Erkältungen aussetzenden Dienstes für die Einwirkung des Miasmas besonders empfänglich seyn mußten, woraus sich die wenigen vorgekommenen Fälle hinreichend erklären lassen; beim Befallen mehrerer Familienmitglieder geschah dies gewöhnlich zugleich oder beinahe zugleich, so daß an eine gegenseitige Ansteckung nicht zu denken war, und auch bei successiven Erkrankungen mußte man die für die Aufnahme des Miasmas notorisch günstigen deprimirenden

Waffenkunde, hauptsächlich das Geschützwesen betreffend; höhere Taktik (intellektueller Theil) in Verbindung mit den nöthigen Terrainkenntnissen; Wasserbrückenbau nebst anderen Zweigen des Pionier- und Pontonnierdienstes; Festungsbaukunst, höhere Feldbefestigungskunst, Minenbau; Grundzüge der Strategie, des Nachrichtenwesens und des Kundschaftsdienstes, in Verbindung mit zusammenhängenden Vorträgen aus der Kriegsgeschichte der beiden letzten Jahrhunderte. Von den mathematischen und physikalischen Hilfswissenschaften wird nur gelehrt, was zum Verstehen der Militärwissenschaften erforderlich ist. Ueberhaupt muß ganz davon abgesehen werden, Mathematiker, Physiker und Chemiker bilden zu wollen. Wer inneren Beruf dazu fühlt, wird es darin so weit bringen, als seine Kräfte es gestatten, und es steht nicht zu befürchten, daß diese Wissenschaften dadurch vernachlässigt werden würden. Wollte man aber alle Hilfswissenschaften mit demselben Eifer wie die militärischen Hauptwissenschaften betreiben, so würde man sich in keinem Fache über die flache Mittelmäßigkeit erheben können, oder ein Universalgenie seyn müssen. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit manchen Militärwissenschaften. Wir haben nichts einzuwenden gegen das Bestehen einer besonderen Ingenieur- Artillerie- Pionier- Pontonnier- Generalstabs-Wissenschaft u. s. w. obschon man mit gleichem Rechte von einer „Infanterie- Cavalerie- Adjutantur- Intendantur- Kriegsministerial-Wissenschaft" sprechen könnte, und wissenschaftlichen Stoffs genug finden würde in gleicher Weise ein thurmhohes Lehrgebäude darauf zu gründen. Ausnahmsweise mag es sogar ersprießlich seyn, wenn einmal ein eminenter praktischer Kopf alle die besonderen Kenntnisse, welche der vielseitig gebildete Ingenieur, Artillerist, Generalstabsoffizier zur Ausübung seiner Berufspflichten bedarf, im Zusammenhange überblickt, einander bei- und unterordnet. Aber bei Entwurf eines Studienplanes, der militärisch-praktische Zwecke befördern soll, können wir die Behandlung so vieler Gegenstände als abgesonderte Wissenschaften schon aus dem Grunde nicht gut heißen, weil es uns geradezu unmöglich scheint, die einzelnen Vorträge so zu ordnen, daß sie zu einander in praktisch-wissenschaftliche Beziehung treten, sich gegenseitig ergänzen und vervollständigen. Aus gleichem Grunde haben wir weder die Terrainlehre, noch

die Strategie als besondere Wissenschaften in den Studienplan aufgenommen, und eben so wenig der Kriegsgeschichte eine solche Stelle angewiesen, obschon diese drei Unterrichtsgegenstände so viel belehrenden Stoffs enthalten, daß man mit ihnen allein den ganzen dreijährigen Cursus ausfüllen könnte, ohne sie nur halbwegs zu erschöpfen. Der dienstliche Wirkungskreis eines Offiziers ist (wenigstens im Kriege) nicht so scharf begrenzt, als eine Wissenschaft, und bei der Verschiedenartigkeit der Aufträge, in welchen Offiziere mit und ohne Truppen entsendet werden, ist die Zahl der dienenden Kenntnisse so groß, daß das höchste Menschenalter nicht ausreichen würde dieselben in ihrer wissenschaftlichen Vollständigkeit sich anzueignen. Wir bringen also Militärwissenschaften in Verbindung, die in der Kriegspraxis meist Hand in Hand zu gehen pflegen, ohne eine jede derselben deßhalb erschöpfen zu wollen. Dadurch wird nicht nur an Zeit gewonnen, sondern auch das Verständniß des Zusammenhanges der Wissenschaften wesentlich erleichtert. Diesen Zusammenhang selbst aufzufinden, würde die geistigen Kräfte der meisten Militärstudenten übersteigen; ihn aber praktisch anschaulich zu machen, ist für einen akademischen Lehrer minder schwer, und bewahrt ihn zugleich selbst vor wissenschaftlicher Einseitigkeit.

Die obengenannten Militär- und Hülfswissenschaften nehmen schon so viel Zeit und Kräfte in Anspruch, daß die Studien in der Geschichte, Geographie, Statistik immer mehr beschränkt werden müssen; so ist es auch mit den Sprachstudien und Uebungen. Man wird deßhalb hinsichtlich des Anhörens der darauf bezüglichen Vorträge der Militärstudenten, die nunmehr schon an den künftigen speziellen Beruf denken müssen, einige akademische Freiheit gewähren können. Wo es angemessen erscheint, erhalten die für den Ingenieur- und Artilleriedienst sich bestimmenden Studenten besondere Vorträge, desgleichen auch die Infanteristen und Cavalleristen. Daß Gelegenheit zu körperlichen Uebungen gegeben seyn muß, versteht sich von selbst.

In den Monaten Juli und August finden wieder praktische Uebungen statt. Diese bestehen in Aufnahme und Crequirung von Colonnenwegen, mit Angabe der Mittel zu ihrer Herstellung für diese oder jene Waffengattung; in Aufnahme von schmalen Thälern, von Flußstrecken die als Vertheidigungslinien dienen sollen;

in Tracirung der dabei erforderlichen Befestigungen, in Anlegung von Schanzen ꝛc. Mit diesen Uebungen kann zugleich die Theorie der Terrainrecognoscirung aus taktischen Gesichtspunkten in Verbindung gebracht werden, wozu die vorausgegangenen taktischen Vorträge bereits einige Anleitung gegeben haben dürften. Die Uebungen im Schießen und Werfen aus Kanonen, Haubitzen und Mörsern fallen ebenmäßig in diese Zeit. Später, und zwar bis gegen Ende Oktober, nehmen die Studenten an den praktischen Uebungen der Truppen Theil, wobei sie Regimentern der von ihnen zu wählenden Waffengattungen überwiesen werden.

Die Monate November und Dezember sind wieder erläuternden Vorträgen gewidmet, wozu der Cyclus der durchgemachten praktischen Uebungen die besten Anlässe geben wird. Gleichzeitig finden aber auch schriftliche Prüfungen statt, welche mit mündlichen Prüfungen, die jedoch mehr den Charakter von sogenannten Disputationen haben, abwechseln. Die Resultate dieser Prüfungen entscheiden über die Befähigung zum Offiziersgrad, welcher den Studenten mit Beginn des dritten Studienjahres verliehen wird. Wer sich diese Auszeichnung nicht zu erwerben vermag, bleibt noch ein halbes oder ganzes Jahr in der zweiten Klasse und in seinem bisherigen Verhältniß.

Die Offizierstudenten behalten die Uniform der Militärhochschule bis zu ihrem Eintritte zum Dienst bei den Regimentern, tragen aber die Abzeichnung der jüngsten Subalternoffiziere, und genießen auch eine Gehaltszulage.

Drittes Studienjahr. Die ersten sechs Monate sind ausschließlich den Wissenschaften gewidmet, doch räumen wir den Studenten nunmehr die volle akademische Freiheit ein, mit Ausnahme in ihren persönlichen Verhältnissen zur Militärhochschule, wo sie als Repetenten zu fungiren und ihre jüngeren Kameraden, unter Leitung der zum Dienst commandirten Offiziere, disciplinarisch zu überwachen haben.

Die militärischen Vorträge bleiben im Wesentlichen dieselben wie im zweiten Jahre; sie beginnen gleichsam von vorn, gehen aber bald mehr in die Tiefe um die Festigkeit des Grundes der aufgestellten Lehrsätze zu beweisen, bald mehr in die Breite um die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Militärwissenschaften nachzuweisen, oder sind nach Umständen nur cursorisch

zu behandeln. Bei der großen Verschiedenheit des Auffassungsvermögens und der speziellen Talente, wird auch das wissenschaftliche Bedürfniß der Studenten ein verschiedenes seyn, weßhalb ihnen im letzten Studienjahr auch bei den Militärwissenschaften die Wahl der anzuhörenden Vorträge frei zu stellen seyn dürfte. Es handelt sich bei einer Geistesbildung von mehr praktischer Tendenz, wie bekannt, nicht darum, daß der Kopf mit einer Masse wissenschaftlicher Gegenstände angefüllt werde, die man wie in einer großen Vorrathskammer aufspeichert um sich ihrer nach Gelegenheit vorschriftsgemäß zu bedienen (zuweilen auch um sie daselbst vermodern zu lassen), sondern es kommt vielmehr auf ihre geistige Assimilirung an. Nur den Vorträgen über Kriegsgeschichte würde von Allen gleiche Aufmerksamkeit zu widmen seyn, weil dieselben das einzige Mittel sind den Mangel an Kriegserfahrung einigermaßen zu ersetzen, die wichtigsten militärischen Lehren in ihrer praktischen Verknüpfung und Anwendung, mit allen durch die Umstände gebotenen Modificationen, zur übersichtlichen Anschauung zu bringen und dadurch vor den Klippen spekulativer Weisheit zu warnen. Außerdem sind Vorträge über einige Zweige des Generalstabsdienstes einzuschalten, wovon wir vorzugsweise die Schätzung von Unterhaltsmitteln in besetzten Provinzen (militärisch-statistische Recognoscirungen), den Einfluß von Raum und Zeit und deren Schätzung bei kriegerischen Operationen, die diätetischen Lehren bei Führung der Truppen zur Schonung ihrer Gesundheit und Erhaltung ihrer Kräfte auf Märschen, in Lagern und Erholungsquartieren bezeichnen wollen.

Die Vorträge über alle andern Wissenschaften sind in ähnlichem Geiste zu behandeln, müssen aber von den Professoren für das ganze Halbjahr speziell angezeigt werden, damit jeder Student nach Bedürfniß wählen und seine Zeit eintheilen könne. Auch die Fertigung von Zeichnungen und schriftlichen Arbeiten muß dem freien Willen anheim gestellt werden, denn wer vielerlei gleichzeitig betreiben soll, zersplittert Zeit und Kräfte.

Das letzte Halbjahr ist zu Prüfungen der verschiedensten Art bestimmt. Zuerst kommen die Prüfungen in allen praktischen Fertigkeiten an die Reihe, z. B. Terrain-Recognoscirungen mit Aufnahme à coup d'oeil; Pionier- und Pontonnierarbeiten in Bezug auf Verschanzungen und Ueberbrückungen; Laboriren,

Anwendung der verschiedenen Hilfsmittel bei den sogenannten manoeuvres de force der Artillerie, Schießen und Werfen u. s. w. Die Prüfungen der Offiziersstudenten finden waffenweise statt, theils allein theils in Verbindung mit den praktischen Uebungen der Artillerie, des Pionier- und Pontonniercorps. Dieselben werden von dazu bestimmten Offizieren genau überwacht, die Resultate zu Protokoll genommen. Die Monate Juli und August dürften dazu ausreichen. Im September und Oktober nehmen die Offizierstudenten wie gewöhnlich an den größeren taktischen und felddienstlichen Uebungen der Truppen Theil, und fungiren dabei als Lieutenants. Die Regiments- oder Bataillonscommandeure haben die ihrer besonderen Obhut anvertrauten Studenten im Laufe dieser Uebungen möglichst vielseitig zu verwenden; eine Commission von Offizieren aller Grade der betreffenden Regimenter spricht sich über die praktische Befähigung derselben aus und die Commandeure erstatten hierüber Bericht.

Den Beschluß machen die wissenschaftlichen Prüfungen. Man wird das vielleicht unzweckmäßig finden, aber erstens stellen wir die praktische Befähigung eines Offiziers eben so hoch als seine wissenschaftliche Vorbildung, weil zu jener eine gewisse Anstelligkeit, schneller Ueberblick, Entschlossenheit und Takt gehören, Eigenschaften die sehr schätzbar aber nicht Gemeingut sind; zweitens abstrahiren wir bei der Militärhochschule ganz von den gewöhnlichen Schulprüfungen, und halten deßhalb bei den wissenschaftlichen Prüfungen das Vorherrschen der praktischen Tendenz für wesentlich nothwendig; drittens soll diese Schlußprüfung sich weder über alle vorgetragene Lehrfächer erstrecken, noch ein bloßes Wiedervonsichgeben des Erlernten seyn. Es soll daraus vorzugsweise ersichtlich seyn, was von dem Erlernten geistiges Eigenthum geworden ist, es soll gleichsam der Kubikextrakt des Wissens angedeutet werden, welcher sich nach einer viermonatlichen Unterbrechung durch Uebungen, bei denen dieses Wissen zum größeren Theil in Anwendung gekommen ist, nicht wesentlich vermindert haben kann. Die Aufgaben zu diesen (schriftlichen) Prüfungen würden mithin zum größern Theil allgemein-militärischer Natur und so beschaffen seyn müssen, daß bei deren befriedigender Lösung die Bekanntschaft mit mehreren Hilfswissenschaften unerläßlich ist. Umständlicher darauf einzugehen

ist hier nicht der Ort, und es genügt für den Zweck dieser Abhandlung nur die Natur dieser Schlußprüfungen zu bezeichnen.

Um die Befähigung der Offizierstudenten zum Eintritte in die Armee als dienstleistende Offiziere beurtheilen zu können, liegen also die Resultate von dreierlei Prüfungen vor: 1) der praktisch-wissenschaftlichen im Juli und August; 2) der reinpraktischen im September und October; 3) der reinwissenschaftlichen Prüfungen im November und Dezember, was nach unserer Ansicht einen genügenden Maßstab zur Beurtheilung gibt, und nebenbei die geistige Entwickelung zur praktischen Brauchbarkeit in ein richtiges Verhältniß stellen dürfte. Man wird uns zwar vielleicht zu verstehen geben, daß der ganze wissenschaftliche Unterricht in der Militärbochschule sich sonach auf 18 bis 20 Monate beschränke, in welcher Zeit eine möglichst umfängliche und gründliche militärisch-wissenschaftliche Bildung nicht erworben werden könne. Allein wir berufen uns in dieser Hinsicht auf die Erfahrung auf Universitäten. Der angehende Theolog, Jurist, Mediziner ꝛc. bedürfen mindestens ein eben so großes Maß wissenschaftlicher Vorkenntnisse, als der angehende Ingenieur- und Artillerieoffizier, um von den wissenschaftlichsten zu sprechen. Sämmtliche Studenten haben sich vor Beginn ihrer Fakultätsstudien auf völlig gleiche Weise darauf vorbereitet, wenn auch die Unterrichtsgegenstände nicht bei Allen dieselben gewesen sind. Wie werden aber die Universitätsstudien von der Mehrzahl betrieben? Im ersten Jahr pflegt man nicht viel, im zweiten ein wenig mehr, und erst im dritten Jahre mit Eifer zu studiren, wobei die Repetitoren in der Regel die Hauptpersonen sind, und ihre Commilitonen auf das Examen vorbereiten. Von dieser Zeit sind noch die häufigen und langen Universitätsferien abzuziehen. Wir glauben deßhalb, daß die Militärstudenten bei ungleich geregelteren Studien in den drei Jahren nicht nur eben so viel, sondern vergleichsweise sogar noch mehr Kenntnisse sich erwerben werden, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die nachtheiligen Folgen grober Vernachlässigungen ungleich schneller fühlbar werden, während die anderen Studenten sich bewußt sind, daß sie noch mehrere Jahre warten müssen, ehe sie zu einer besoldeten Stelle gelangen, und deßhalb das Versäumte leichter nachholen zu können glauben.

Hat nun ein Militärstudent seine Zeit gut benützt und sich keine Zurücksetzungen zugezogen, so tritt er im 21. Lebensjahre in seinen dienstlichen Wirkungskreis als Offizier, ausgerüstet mit einer tüchtigen theoretisch-praktischen Vorbildung, welche ihn befähigt bei plötzlich ausbrechendem Kriege allen Anforderungen ungleich besser zu entsprechen, als das bei der bisherigen Bildungsmethode der Fall seyn dürfte. Was ihm noch an dienstlicher Routine abgeht, wird er sich bei gehöriger Aufmerksamkeit sehr bald aneignen; er theilt diese Unvollkommenheit mit jedem Staatsdiener, denn der amtliche Wirkungskreis ist ein Element, in welchem man sich nicht eher frei bewegen lernt, bis man darin etwas heimisch geworden ist. Wir behaupten keineswegs, daß diese Offiziere bereits eine gründlich wissenschaftliche Bildung besitzen, welche man sich nur nach vieljährigen ernsten Studien, von mancher neuen Lebensanschauung unterstützt, und auch dann nur in einigen wissenschaftlichen Richtungen erwerben kann. Aber der Sinn für Wissenschaftlichkeit ist bei ihnen geweckt, der Grund zur Fortbildung gelegt, und zugleich auch die Richtung des geistigen Strebens bezeichnet, eine Richtung die durchaus praktisch seyn muß, was nur durch fortwährende Hinweisung auf den kriegerischen Zweck der einzelnen geistigen Thätigkeiten zu erzielen ist. Um nach größerer Vollkommenheit zu streben, die nur das Ziel des edlen Ehrgeizes Einzelner seyn kann und nicht von der Mehrzahl zu fordern ist, fehlt nichts weiter als Zeit und Gelegenheit, doch hat es damit weniger Eile.

Indeß müssen wir hier einen Uebelstand zur Sprache bringen, der sich in mehrfacher Hinsicht nachtheilig erweist. Man hat häufig die Wahrnehmung gemacht, daß junge Offiziere, die sich in den Kadettenanstalten durch wissenschaftliches Streben rühmlichst auszeichneten, später allen Sinn für Wissenschaftlichkeit verloren und auf mancherlei Abwege geriethen. Einige wollen das der wissenschaftlichen Ueberfüllung in den Militärinstituten zuschreiben, wodurch solche Offiziere eine Art Ekel vor wissenschaftlichen Beschäftigungen bekommen haben sollen; Andere behaupten, daß die dienstliche Beschäftigung der meisten Subalternoffiziere von der Art sey, daß ihnen zu wissenschaftlicher Beschäftigung keine Zeit übrig bleibe oder die Lust dazu verleidet werde. Der erste Vorwurf dürfte nicht unbegründet seyn,

wenn die Zöglinge mit zu geringen Schulkenntnissen in die Kadettenanstalten treten und diese letzteren sich ein zu hohes Ziel stecken müssen, was auf andere Mängel in der obersten Heeresleitung schließen läßt. Der letzte Vorwurf erscheint begründet, sobald die Truppencommandanten auf wissenschaftliche Bildung überhaupt wenig Werth legen, auf keinerlei Weise zu derselben aufmuntern, und die Subalternoffiziere in fortwährender dienstlicher Bewegung zu erhalten suchen, was zwar in sehr löblicher Absicht geschieht, oft aber den Zweck ganz verfehlt. Es würde unnütz seyn hier auf Spezialitäten einzugehen, denn die Verhältnisse sind zu verschieden, und was sich vielleicht auf eine Bildungsanstalt oder auf eine Armee ꝛc. anwenden ließe, paßt nicht auf die andere. Aber es dünkt uns, daß die Stellung der Subalternoffiziere und zugleich auch der Unteroffiziere eine viel bessere seyn würde, wenn man die Zahl der ersteren verminderte, und einen Theil ihrer Berufsgeschäfte auf die höhere Klasse der Unteroffiziere übergehen ließe, wie das z. B. in der englischen Armee der Fall ist.

In keinem Stande ist die strenge Gliederung und Sonderung der ausübenden Gewalten von so hoher Wichtigkeit als im Militärstande. Der einfache Befehl eines Offiziers im Kriege führt seine Untergebenen dem Verderben entgegen; er übernimmt dadurch eine viel größere Verantwortlichkeit als der Richter, der Monate lang die Akten studirt und mit seinen Kollegen berathet, ob ein Uebelthäter, von dessen Schlechtigkeit Jedermann überzeugt ist, gehangen oder blos eingesperrt werden solle, während ein Anführer oft den besten Menschen Tod oder Gefangenschaft bereitet, und über das Warum nicht viel Zeit zur Ueberlegung hat. Diese große Verantwortlichkeit ist es, welche eine größere Selbstständigkeit der Befehlshaber zur Bedingung macht, weßhalb Eingriffe in ihren Wirkungskreis so sorgfältig als möglich vermieden werden müssen, selbst im Frieden auf den Uebungsplätzen. Es macht immer einen nachtheiligen Eindruck, wenn höhere Befehlshaber aus übel verstandenem Diensteifer sich in die Dienstangelegenheiten ihrer Untergebenen selbst anordnend mischen, vielleicht sogar ohne zuvor nach den Gründen des von letzteren beobachteten Verfahrens gefragt zu haben. Selbst bei Manövern mit größern zusammengesetzten Truppenkörpern können wir

dergleichen Einmischungen nicht billigen, weil hieraus jene Unsicherheit der Ausführenden entspringt, die stets im Gefolge einer zweifelhaften Autorität ist. Eine abweichende Ansicht ist deßhalb noch nicht eine bessere oder schlechtere, weil jede Handlung von Folgen begleitet wird, die unter sich natürlich im Zusammenhange stehen müssen. Ist keine Zeit zu Fragen oder Erörterungen, und kann ein Befehlshaber die Handlungsweise eines Unterbefehlshabers nicht billigen, weil das Zusammenwirken des Ganzen dadurch gestört werden würde, so suche er den zu befürchtenden Nachtheilen durch einfache und bestimmte Dienstbefehle vorzubeugen, enthalte sich aber dabei jedes Tadels. Der Unterbefehlshaber hat vielleicht nur aus Mangel an Uebersicht gefehlt, die in seiner Stellung nicht genügend zu erlangen war, und kann sich durch einen Dienstbefehl in seiner Autorität nie verletzt fühlen, da die Ertheilung desselben durch den Hinzutritt neuer Umstände nothwendig geworden seyn kann. Aber durch Einmischungen anderer Art, namentlich was die Dienstdetails betrifft, wird die Selbstständigkeit der Unterbefehlshaber und deren Ansehen sehr beeinträchtigt, das Vertrauen der Untergebenen zu ihnen geschwächt, die Verantwortlichkeit faktisch aufgehoben; denn Niemand kann für Handlungen verantwortlich gemacht werden, wozu die speziellen Anordnungen nicht von ihm selbst ausgegangen sind. Man schreibt die nautische Ueberlegenheit der Engländer hauptsächlich dem Umstande zu, daß sie bei ihren Schiffsmanövern mit allen Veränderungen in der Takelage am schnellsten fertig werden, weil jedem Einzelnen, vom geringsten Matrosen bis zum obersten Offizier, sein Wirkungskreis genau vorgeschrieben ist und von Niemand beeinträchtigt wird, was Jeden in Stand setzt und zugleich auch antreibt die übernommenen Pflichten mit größerer Präcision zu erfüllen. Die Schweigsamkeit, Ruhe und Aufmerksamkeit der englischen Schiffsmannschaft soll musterhaft seyn. Die beweglichern und redseligen Franzosen werden es trotz aller persönlichen Geschicklichkeit ihrer Seeleute, die nicht minder gut eingeschult seyn sollen, niemals dahin bringen, das unnütze Geschwätz zu unterlassen, welches durch stetes Hineinreden entsteht und die vielen kleinen Verzögerungen verursacht, die sie nicht so schnell fertig werden lassen, wie ihre schweigsamen Nebenbuhler.

Wenden wir das von der Selbstständigkeit so eben Gesagte auf den Wirkungskreis der Subalternoffiziere im Frieden an, so ließe sich unstreitig mancher Vortheil erzielen, mancher Uebelstand beseitigen, wenn dem obersten Viertel oder Drittel der Unteroffiziere jeder Compagnie oder Schwadron das persönliche Ansehen und die Dienstgewalt der englischen Sergeanten verliehen würde, welche zwischen den Subalternoffizieren und der Mannschaft ein starkes Mittelglied bilden. Dieser Unteroffiziersklasse, der eine etwas glänzendere Abzeichnung zu geben wäre, könnte der größere Theil der vielen zeitraubenden und geisttödtenden Details des Friedensdienstes überlassen werden, die zwar an sich ganz nothwendig sind, aber deßhalb noch nicht die unausgesetzte Gegenwart oder thätige Theilnahme der Subalternoffiziere erheischen. Die Zahl der Letztern ließe sich dann ohne Nachtheil vermindern, wodurch das Aufrücken derselben zum Hauptmann oder Rittmeister einige Jahre früher erfolgen würde. Aus jener Unteroffiziersklasse könnten bei ausbrechendem Kriege die fehlenden Lieutenantsstellen augenblicklich und zwar mit Männern besetzt werden die im vollständigen Besitze aller Dienstkenntnisse sind, was zur Erhaltung des kampftüchtigen Zustandes junger Truppen auf Märschen und in Lagern von großer Wichtigkeit ist. Zur Belohnung ausgezeichneter Befähigung zum Friedensdienste, der sich meist auf die Ausbildung der jungen Mannschaft beschränkt, würden wir jährlich eine kleine Anzahl der vorzüglichsten dieser „Unteroffiziere" (beiläufig bemerkt, für sie die beste Gradbezeichnung) zu Offizieren befördern, ohne sie einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen. Auch würden wir ihnen bei Besetzung mancher Stellen im Civilstaatsdienst besondere Vorrechte einräumen. Für alle übrigen Offiziere bleibe im Frieden der erfolgreiche Besuch der Militärbechschule unerläßliche Bedingung für die Anstellung in der Armee. Man befürchte nicht, daß dieser etwas langsamere und mühsamere Bildungsweg einen Mangel an Offiziersubjekten herbeiführen werde. Wer zum Militärstande innern Beruf fühlt, wird diesen Stand unter solchen Bedingungen eben so gern und vielleicht noch lieber wählen, weil ein schwerer zu erringendes Ziel auch größeren Werth hat. Wer aber keinen wahren Beruf in sich spürt, oder nur mit halber Neigung in den ehrenvollen Stand der Offiziere tritt, der bleibe

Gemüthsaffekte bei dem Tode geliebter Angehörigen berücksichtigen; besonders beweisend schien ihnen das Aufhören der Krankheit bei Truppen, sobald sie eine höher gelegene Stellung einnahmen, oder eingeschifft und also dem Bereich des Miasmas entrückt wurden; die Thatsache der Einschleppung der Krankheit auf der Insel Mauritius wurde in Zweifel gezogen, und wirklich hatten sich nach den wahrscheinlichsten Angaben schon mehrere Wochen vor der Ankunft des Schiffes Cholerafälle auf der Insel gezeigt. Endlich galten den Miasmatikern als Hauptargumente für ihre Meinung die launenhaften Sprünge der Krankheit von oft sehr entfernten Orten zu andern, während die dazwischen liegenden, in eben so großem Verkehr mit den befallenen stehenden Distrikte frei blieben; eine Thatsache, die sich in Europa so vielfach wiederholt hat, und die große Anzahl von Individuen, die in verschiedenen Theilen einer Stadt plötzlich und zu gleicher Zeit befallen wurden, so wie die oft unbegreiflich schnelle Abnahme der Krankheit, nachdem sie in wenigen Tagen große Verheerungen angerichtet hatte. In den ostindischen Hospitälern wurden die Cholerakranken von den andern Kranken nicht getrennt, und doch wurden wenige Fälle bekannt, daß diese von der Cholera befallen worden wären.

Ungefähr dieselben Gründe für und gegen die Ansteckung wurden in Rußland und später von den Aerzten aller übrigen europäischen Länder angeführt. Angebliche Einschleppungen von einem Ort zum andern wurden zwar in zahlreichen Fällen erzählt, waren aber bei näherer Untersuchung nie bestimmt zu beweisen, wie z. B. bei der neuesten Münchner Epidemie nach den officiellen Berichten durchaus keine Einschleppung nachzuweisen war. In Europa kam aber den Nichtcontagionisten ein sehr bedeutender Umstand zu statten, nämlich die Thatsache, daß die sorgfältigsten, gegen die Ansteckung gerichteten Anstalten, Häusersperren, Umzingelung befallener Orte, Quarantänen und Militärcordons durchaus nichts gegen die Verbreitung der Krankheit vermochten. Es war der neuesten Zeit vorbehalten, durch einen unzweifelhaften Fall die Möglichkeit der Contagion zu beweisen, ein Fall, der in seiner Unbestreitbarkeit vielleicht einzig in der Geschichte der Cholera dasteht. Der griechische General Miaulis verließ München zur Zeit der dort herrschenden Epidemie, die wenige Tage zuvor auch seinen Landsmann Mauromichalis weggerafft hatte. Schon bei seiner

lieber fern davon, der Stand selbst kann dabei nur gewinnen. Die ziemlich verbreitete Ansicht, „daß es einem Offizierscorps erwünscht seyn müsse, wenn es viel junge reiche Leute aus den ersten Familien in seinen Reihen zählt, die nur einige Jahre als militärische Gentlemen leben, aber den Waffendienst nicht zu ihrem Lebenszweck machen wollen," haben wir niemals theilen können und müssen sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen als fehlerhaft bezeichnen. Diese jungen Herren haben den kostspieligen Comfort an die Stelle einfacher militärischer Sitte, den Dandyismus an die Stelle soldatischen Geistes, die Exclusivität an die Stelle ächter Kameradschaftlichkeit gesetzt, wobei der Offizierstand *nicht* gewinnen kann, so liebenswürdig und achtbar dergleichen Offiziere in anderer Beziehung auch immerhin seyn mögen.

Allgemeine Fortbildung ist das Losungswort unsers Jahrhunderts! Wir wollen damit nicht sagen, daß man zu andern Zeiten nicht auch hieran gedacht habe, das wäre Unsinn; denn weder in der Körper- noch in der Geisterwelt findet ein wirklicher Stillstand statt, Alles strebt naturgemäß seiner Entwicklung entgegen. Aber in der *Richtung* dieses Strebens kann ein merklicher Unterschied seyn, und es lohnt schon die Mühe dieses Unterschiedes sich bewußt zu werden, weil man sonst leicht das Hauptziel verfehlen könnte. Verfolgt man nun den Gang der allgemeinen Fortbildung mit aufmerksamen Blicken, so ergibt sich, daß das Streben nach höherer geistiger Bildung bisher meist nur *den einzelnen Stand* im Auge gehabt hat, gleichsam als bilde derselbe eine Welt für sich oder könne für sich allein bestehen. Hieraus ist jene wissenschaftliche Absonderung unter den gebildeten Ständen entsprungen, die zwar ursprünglich nothwendig gewesen, aber doch nur eine Uebergangsperiode bezeichnen kann, welche jetzt sich ihrer Endschaft nähern dürfte. Am auffälligsten war diese Absonderung bei den Theologen, Juristen, Medizinern und Militärs; ihnen folgten die Oekonomen, Kaufleute und Techniker. Die erstgenannten drei Klassen hatten in den gelehrten oder humanistischen Gymnasien wenigstens eine gemeinsame Vorbildung. Die Oekonomen (Land- und Forstwirthe), Kaufleute und Techniker, welche das Bedürfniß einer höhern Berufsbildung fühlten, mußten sich, bis zur Gründung

der sogenannten Realgymnasien, polytechnischen oder höhern Gewerbschulen, mit den höhern Bürgerschulen begnügen, wenn sie nicht Lust hatten bei den Griechen und Römern in die Schule zu gehen. Die Militärs schwankten zwischen beiden Parteien; Einige huldigten dem Classicismus, Andere dem Realismus. Die Mehrzahl schlug einen besondern Weg ein und sonderte sich dadurch von den Uebrigen ab. Da aber die Schule noch nicht das Leben ist, das Leben jedoch eben so wenig immer eine (wissenschaftliche) Schule bleiben kann, so absolvirte man seine militärischen Studien in möglichster Kürze, woraus jene Oberflächlichkeit entstanden ist, die den Offizierstand in eine wissenschaftlich untergeordnete Stellung gebracht hat, welche mit der Bedeutsamkeit seines Berufes sich nicht vertragen will, und am allerwenigsten in der Natur dieses Berufes liegt. Ein Blick auf die vielen Hilfs- und Hauptwissenschaften des Militärstandes, denen kein gebildeter Offizier ganz fremd bleiben darf, würde allein hinreichend seyn, die Parität der Wissenschaftlichkeit mit andern Fakultäten darzulegen. Aber unser Streben ist von jeher mehr auf Vereinfachung und Verschmelzung der verschiedenen Militärwissenschaften gerichtet gewesen, wir wollen also hier keine solche Musterkarte vorlegen.

Zur Kultur der Fachwissenschaften ist die bis zu einem gewissen Grade gehende Absonderung ihrer Jünger unstreitig sehr dienlich, denn das rücksichtslose Streben nach Universalität erzeugt nur Oberflächlichkeit und Absprecherei. Das einseitige Streben nach Fortbildung führt hingegen auf andere Abwege. Nur im Vorbeigehen wollen wir an die lächerlichen Prätensionen mancher Philosophen und Mathematiker erinnern, die mit ihrer Wissenschaft alle andern Wissenschaften durchdringen zu können glauben, und in dünkelhafter Weisheit auf diejenigen mit Geringschätzung herabblicken, welche den Unterschied zwischen Schule und Leben von einer praktisch-richtigeren Seite aufgefaßt haben. Lächerlich sind aber diese Prätensionen auch insofern, weil beide exclusive Parteien sich gegenseitig vorwerfen: daß die Philosophie ihre Beweise auf mathematische Lehrsätze stützen müsse, während der Mathematik nachgesagt wird, daß sie nicht im Stande sey die Lage des Punktes, auf welchen ihr ganzes Lehrgebäude sich stütze, mit mathematischer Bestimmtheit nachzu-

weisen. Die Lebenspraxis sagt uns ganz einfach, daß man sowohl philosophischer als mathematischer Wahrheiten bedarf, um andere Wahrheiten zu ergründen; aber es soll der Beweis noch geführt werden, daß eine einzige Wissenschaft der Hauptschlüssel zu allen andern Wissenschaften seyn könne. Eine solche Exclusivität ist mit ächter Wissenschaftlichkeit unverträglich. — Das einseitige wissenschaftliche Streben besonderer Fakultäten in ihren Fachwissenschaften ist, wie gesagt, zum innern Ausbaue derselben nothwendig. Es soll zwar das Einzelne dem Ganzen dienen, das Ganze wird aber nur gedeihen, wenn das Einzelne gedeiht; mit Letzterem muß also natürlich der Anfang gemacht werden. Eine tüchtige Geistesbildung erwächst nur da, wo jeder Bestandtheil eine seiner Beschaffenheit entsprechende Pflege findet. Aber so wie Gegensätze nicht durch ihre Trennung, sondern nur durch ihre Verschmelzung ein neues Daseyn erzeugen, so soll auch die Geistesbildung einer allmäligen Verschmelzung entgegen reifen, und von der früheren Absonderung sich nach und nach losreißen, den fließenden Gewässern ähnlich, die durch die allmälige Vereinigung zahlloser Bäche zu großen schiffbaren Flüssen werden. Der Nutzen der Wissenschaftlichkeit für das thätige Berufsleben nimmt ab, sobald die Wissenschaft aufhört das Mittel zu seyn und selbst zum Zwecke wird.

Es leuchtet demnach ein, daß der Classicismus und der Realismus gegenseitig sich etwas nachgiebiger erweisen müssen, wenn sie mehr förderlich als hinderlich werden wollen, und Beide dürften in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht lange mehr Bestand haben. „Es wird eine Zeit kommen — sagt ein in das Wesen geistiger Bildung tief eingedrungener Schriftsteller — wo die alten Sprachen auf die Universitäten verwiesen werden, wohin sie gehören, und wo die Mediziner, die Juristen, die Männer des Lebens sagen werden: „Hätten wir nicht besser gethan, für die alten Sprachen die neuen zu lernen?" Aber auch die Männer des Handels, der Fabriken, des Landbaues werden alsdann wünschen, daß ihr Verstand in ernsthaften und strengen Disciplinen geschult und geübt werde; sie werden es nicht zugeben wollen, daß man die Realschulen ferner Seminarien der Oberflächlichkeit nenne; sie werden es einsehen, daß der Werth des Studiums mehr in der Gründlichkeit der Behandlung als in

einigem so flüchtigen Gedächtnißkram bestehe. Alsdann wird der Unterschied zwischen Classicismus und Realismus verschwinden, beide werden sich versöhnen und die ganze gebildete Gesellschaft wird nach Gleichheit der vorbereitenden (Gymnasial-) und der höheren (Universitäts-) Bildung verlangen. Man wird einsehen, daß die moderne Gesellschaft ein gewisses Niveau der Instruction, eine gewisse Gleichheit der Fundamental-Anschauungen und Vorstellungen erheische. Das System der Isolirung, der Geist der Clique und des Zunftwesens wird dann verschwinden; man wird nicht mehr von jener Suprematie der Advokaten hören, die in einigen Ländern so lästig seyn soll, die gebildete Gesellschaft wird ihre getrennten Glieder vereinigt haben und der Gemeinsinn und die Nationalität werden alle verbinden. — Wenn dies Resultat aber durch die Schulen mit herbeigeführt werden soll, so müssen 1) die vorbereitenden Schulen (Gymnasien) für alle gebildete Stände dieselben seyn; und man muß auf denselben nur allgemein bildende Disciplinen vortragen; 2) die Hochschulen (seyen es nun Akademien des Handels, der Oekonomie, des Krieges, oder die jetzt sogenannten Universitäten mit ihren vier Fakultäten) müssen eine gemeinsame Organisation und einen gemeinsamen Verband erhalten. Vielleicht wird man diese Akademien mit den jetzigen Universitäten ganz vereinigen können, vielleicht wird man sie auch besonders bestehen lassen, und sie nur nach denselben Grundsätzen verwalten und leiten wie die Universitäten. Es ist nicht einzusehen, warum nicht an einer kommerziellen, landwirthschaftlichen oder militärischen Akademie dieselbe Wissenschaftlichkeit und ein ähnlicher Umfang der Vorträge sollte bewahrt werden können, wie an den Hochschulen der Theologie und Jurisprudenz. Dies ist es, was wir unter Gleichheit der Organisation und des Verbandes verstehen."[1]

Wir sind also nicht der Erste, der dergleichen Vorschläge macht, und befürchten auch nicht der Letzte zu seyn, denn was sich als ein Bedürfniß der Zeiten und Verhältnisse kund gibt, kann zwar einige Zeit aufgehalten aber nicht zurückgewiesen

[1] Wehrverfassungen, Kriegslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Industrie, von C. v. P. Verlag von E. S. Mittler in Berlin, 1843. [S. 182].

werden, während bloße Hirngespinnste müßiger Spekulanten ohne fremdes Zuthun in ihr Nichts zerfallen.

Bei den Vorschlägen zur Begründung kriegswissenschaftlicher Vereine (Akademien) für das deutsche Bundesheer sind wir von der Ansicht ausgegangen, daß sowohl Oesterreich als Preußen jedes für sich einen solchen Verein gründen werde, daß aber den übrigen deutschen Bundesstaaten, deren Kontingente ungefähr den dritten Theil der gesammten Bundestruppen ausmachen, ein solcher wissenschaftlicher Centralpunkt noch viel nöthiger sey.[1] In Betreff der Militärhochschulen tritt ein ähnliches Verhältniß ein, nur mit dem Unterschiede, daß zur kriegswissenschaftlichen Bildung der Offiziere für jedes Armeecorps eine solche Militärhochschule erforderlich seyn dürfte, während die einzelnen Staaten oder Provinzen ihre besonderen Militärgymnasien haben könnten. Es dürfte jedoch in mancher Hinsicht von großem Nutzen seyn, wenn man es nicht zur Bedingung machte, daß die Offizierskandidaten eines Armeecorps ausschließlich nur in der Militärschule ihres Armeecorps gebildet werden, obschon das als allgemeine Norm anzunehmen wäre. Man gestatte uns hierüber noch eine Bemerkung.

Die Fürsten und Völker Deutschlands können nur wünschen und wünschen unbezweifelt in der That, daß Deutschland als Gesammtmacht unter den übrigen Mächten Europas den hohen Rang einnehme, der ihm vermöge seiner centralen Lage, seiner intellektuellen und materiellen Bedeutsamkeit, mit allem Rechte gebührt. So lange Deutschland diesen Rang nicht einzunehmen oder zu behaupten vermag, wird es noch manchen schweren Anfechtungen von Außen bloßgestellt seyn. Dieses Ziel ist indeß nur zu erreichen durch eine größere Einigung der deutschen Fürsten und Völker, wofür sie aber einen Theil ihrer individuellen Selbstständigkeit zum Opfer bringen müssen, was ihnen natürlich schwer fällt. Diese altgermanische Vorliebe für selbstständiges Eigenleben ist fast zu allen Zeiten mächtiger gewesen als der Sinn für nationale Einigung, und eine der Hauptursachen alles Unglücks das unser Gesammtvaterland im Laufe der letzten drei Jahrhunderte betroffen hat; sie ist es, welche die langjährigen

[1] Deutsche Vierteljahrschrift, 1844. IV. Heft.

Kämpfe zwischen Kaiser und Reich veranlaßt, die Schweden und Franzosen wiederholt in das Land gezogen hat. Doch gebührt dieser in der Natur des germanischen Volks tief begründeten Freiheitsliebe auch der Ruhm, daß unser Vaterland noch niemals auf die Dauer hat unterjocht werden können von Fürsten eines nichtdeutschen Stammes. Was im Charakter eines großen freiheitliebenden und aufgeklärten Volkes so tiefe Wurzeln geschlagen hat, würde man vergeblich auszurotten versuchen. Die Verschmelzung aller deutschen Staaten in einen einzigen, wovon Mancher sich so große Vortheile verspricht, erscheint deßhalb nicht nur unmöglich, sondern sie ist auch ganz unnöthig, weil Deutschland zu der ihm gebührenden innern und äußern Würde, Macht und Freiheit sich emporschwingen kann, ohne die Selbstständigkeit der Einzelstaaten aufzuheben.

Dieses Thema, welches im ersten Hefte dieses Jahrganges (1845) der deutschen Vierteljahrsschrift in dem Aufsatze „Zur deutschen Einigung" vortrefflich abgehandelt worden ist, nicht weiter verfolgend, begnügen wir uns den Leser aufmerksam zu machen: daß es kein wirksameres Mittel gibt, die gewünschte Einigung herbei zu führen, als die möglichste Verschmelzung der materiellen und intellektuellen Interessen aller deutschen Staaten. Für die materiellen Interessen hat der sich immer weiter ausbreitende Zollverband bereits tüchtig vorgearbeitet, und das seiner Vollendung mit raschen Schritten entgegen gehende deutsche Eisenbahnnetz wird den gegenseitigen Austausch der Bedürfnisse wesentlich erleichtern. Zur Verschmelzung der intellektuellen Interessen sind ebenfalls wichtige Vorschritte gethan worden, wobei wir nur an die vielen wissenschaftlichen Vereine zu erinnern brauchen, die sich jährlich bald an diesem bald an jenem Orte versammeln, der deutschen Universitäten nicht einmal zu erwähnen. Aber damit ist diesem wichtigen Zwecke noch keineswegs Genüge gethan, es sind das eben nur Fingerzeige, daß der Deutsche entschlossen ist, das eigensinnige Abschließungssystem seiner Verfahren aufzugeben, seinen Landsleuten sich inniger anzuschließen und dadurch die Vortheile zu erndten, welche mit jedem gemeinsamen Streben verbunden sind. Eines der wichtigsten Hindernisse für deutsche Einigung scheint also verschwinden zu wollen, so wie überhaupt dergleichen

Hindernisse vielleicht mehr in den Kammern der Volksvertreter als in den Kabinetten der Fürsten und ihrer Minister zu suchen seyn dürften; der Gang mancher Verhandlungen über den Anschluß der Eisenbahnen scheint das zu bestätigen.

Bei diesem sichtbaren Streben nach gegenseitiger Annäherung, das fast in allen gebildeten Ständen Deutschlands wahrgenommen wird, darf der Militärstand nicht länger einen müßigen Zuschauer abgeben, oder sich mit dem begnügen, was bereits darin geschehen ist. Durch den gegenwärtigen Grad seiner Bildung ist er befähigt auf die öffentliche Meinung zu wirken. Die geistigen Potenzen desselben, die Offiziere, dürfen mithin ihre Bestimmung nicht mehr ausschließlich darin suchen, die Truppen für den Krieg auszubilden, sie sollen auch auf die Masse der Gebildeten im Volke einen moralischen Einfluß üben, wozu sie durch ihre Stellung im Staate und in der Gesellschaft eben so berechtigt als verpflichtet sind. Die Humanität ist im Militärstande bereits eingedrungen; es dringe dafür nun auch der militärische Geist — den nur der Unverstand „einen verfeinerten Korporalsgeist" nennen kann — in die übrigen Stände, damit die Harmonie der Seelen gefördert werde:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

So lange jedoch die geistigen Potenzen eines Standes, der in den Augenblicken der Gefahr berufen ist, an die Spitze des Volks zu treten, vom Geiste der Zeit sich in das Schlepptau nehmen lassen, sprechen sie sich selbst das Urtheil, und geben dadurch zu erkennen, daß sie zu sehr untergeordneten Potenzen geworden sind. Allgemeine Fortbildung ist die Losung unseres Jahrhunderts. Auch der Offizierstand muß nach diesem Ziele streben und zwar durch eigene Willenskraft, durch die richtige Würdigung seiner Stellung im Staatsdienste. Er wird durch die Theilnahme an dieser allgemeinen geistigen Bewegung jenes Vorurtheil gegen seinen Stand entfernen, welches der Uebermuth und die selbstgefällige Absonderung in früheren Zeiten erweckt haben, sich selbst aber in mehr als einer Beziehung den wichtigsten Dienst leisten, ohne die besonderen Eigenschaften, die gleichsam das Wesen seines Standes ausmachen, deshalb zum Opfer

zu bringen. **Der erste Schritt nach diesem Ziele ist eine größere geistige Annäherung der militärischen Körperschaften Deutschlands.**

Das Bundesheer hat nichts gemein mit dem ehemaligen Reichsheere. Seine organische Gliederung ist ganz im Geiste der Bundesverfassung, welche Selbstständigkeit mit freier Unterordnung geschickt zu vereinen wußte. Aber diese freie Unterordnung der Einzelmächte muß zur Wahrheit werden, der Egoismus muß dem Humanismus Platz machen, sonst ist die Selbstständigkeit der Gesammtmacht ein Trugbild. „Die einzelnen Theile" — sagt der Verfasser des erwähnten Aufsatzes über Deutschlands Einigung — „sollen den selbstständig belebten Gliedern eines lebendigen Organismus ähnlich seyn, aber nicht den Stücken eines zerrissenen Leichnams. Ueber alle Spaltungen triumphirend, hat der deutsche Geist die geistige Einheit in der Vielheit längst zu Stande gebracht; mit Hilfe und auf der Grundlage dieser geistigen Gesammtmacht wird die Herstellung der politischen (und militärischen) leicht seyn. Man wecke durch ehrliches Insichgehen und Sichaussprechen allseitiges Vertrauen, und die Befreiung Deutschlands von innerer Furcht und äußerer Ohnmacht wird zur Wahrheit werden."

Die Hauptglieder im deutschen Bundesheere sind die Armeecorps. Von ihrer Beschaffenheit hängt die Beschaffenheit der ganzen Streitmacht ab. Der Geist der Einigung muß also in jedem einzelnen Armeecorps zuerst Wurzel fassen. Das kann keine Schwierigkeiten haben in Oesterreich, Preußen und Bayern; wohl aber gibt es mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden im 8., 9. und 10. Armeecorps, welche aus verschiedenen Bundescontingenten zusammengesetzt sind. Das achte Armeecorps, aus württembergischen, badischen und hessendarmstädtischen Truppen gebildet, hat die Wichtigkeit der militärischen Einigung in allen wesentlichen Dingen bereits erkannt, und strebt seit mehreren Jahren darnach diese Einigung herbeizuführen, ohne deßhalb die Individualität aufheben zu wollen. Dieses Armeecorps hat allerdings den Vortheil, daß erleuchtete Prinzen an der Spitze der Contingente stehen, vor deren Ansehen und Einfluß manches Vorurtheil sich beugen, mancher Einwurf verstummen muß. Das aus königlich sächsischen, kurhessischen und nassauischen Truppen

zusammengesetzte neunte Armeecorps wird zwar durch die Territorialverhältnisse weniger begünstigt, es hat aber aus diesem Grunde um so wichtigere Anlässe zu einer innigern geistigen Verschmelzung, welche durch Begründung einer gemeinschaftlichen Militärhochschule für alle Offizierskandidaten am sichersten zu bewirken ist. Das zehnte Armeecorps wird und kann in diesem Streben nicht zurückbleiben. Bei dem siebenten Armeecorps (Bayern) bedarf es nur eines königlichen Befehls.

Ist jedes dieser vier Armeecorps in Besitz einer Militärhochschule; wird außerdem noch von den betreffenden Bundesstaaten ein kriegswissenschaftlicher Centralpunkt nach unserem Vorschlage begründet, womit zugleich eine Pflanzschule für tüchtige Lehrer der Kriegswissenschaften verbunden werden kann, die nothwendig mit jedem Jahre schwerer heranzubilden sind; werden auch in Oesterreich und Preußen dergleichen Centralpunkte ins Leben gerufen, und treten diese drei Akademien der militärischen Wissenschaften, oder wie man sie sonst nennen will, in eine geistige Verbindung; dann wird das ganze Bundesheer von einem geistigen Bande umschlungen, die intellektuellen Interessen der einzelnen Corps werden sich immer inniger verschmelzen. Der Offizierstand, humanistisch und militärisch gebildet, wird alsdann wieder den ihm gebührenden Rang einnehmen. Diejenigen Offiziere, welche außer ihren Berufswissenschaften sich noch andere Kenntnisse erworben haben, werden befähigt seyn auch in andern Zweigen des Staatsdienstes mit Nutzen verwendet zu werden, sobald sich ihnen Gelegenheit darbietet, oder die Abnahme der körperlichen Rüstigkeit die Wahl eines andern Berufs nothwendig machen sollte. Sie werden in diesem neuen Wirkungskreise die guten Eigenschaften fortzupflanzen suchen, welche ihrem frühern Stande eigenthümlich waren, und so die Bande gegenseitiger Achtung und Liebe immer fester knüpfen.

Der Nutzen höherer geistiger und allgemein wissenschaftlicher Bildung besteht jedoch nicht allein in der hieraus entspringenden größern geistigen Befähigung zum einsichtsvollen Handeln; er zeigt sich auch in anderer Weise, indem die geistige Thätigkeit den Menschen über die Erbärmlichkeiten des Alltagslebens erhebt, und das Bedürfniß nach solcher Thätigkeit fast immer ein sicheres Zeichen von geistiger Kraft und Frische ist. Die Kraft des Geistes

steht aber mit der Stärke des Willens in steter Beziehung, und so unrichtig es seyn würde zu behaupten: „daß die Energie eines Menschen durch den Grad seiner Wissenschaftlichkeit bedingt werde," so läßt sich doch mit vielem Rechte sagen: daß derjenige, welcher das Bedürfniß nach Uebung seiner geistigen Kräfte fühlt, auch bereits eine größere Herrschaft über sich selbst erlangt habe. Es ist also nicht das Maaß des Wissens, sondern das Verlangen nach dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, welches hierbei in Betracht kommt; auch behaupten wir mit aller Zuversicht, daß geistige Thätigkeit ein gutes Schutzmittel gegen die vielen psychischen Unbehaglichkeiten sey, die oft nur aus einem gestörten Gleichgewicht zwischen der Thätigkeit des Geistes und des Körpers entspringen. — Den Einwurf „daß ein höherer Grad wissenschaftlicher Bildung die Subalternoffiziere noch weniger geneigt machen werde, sich mancher unangenehmen Berufspflichten mit dem gebührenden Eifer zu widmen; daß der Besitz von Kenntnissen, zu deren Anwendung jede Gelegenheit fehle, nur niederschlagend wirke, Mißmuth erzeuge," können wir nicht gelten lassen. Man wolle nur die Subalternoffiziere von Dienstverrichtungen und Beschäftigungen befreien, die füglich den Unteroffizieren der höhern Klasse übertragen werden können, und ihnen einen ihrer Stellung würdigern Wirkungskreis anweisen. Daß die meisten Uebungen und Unterweisungen von Offizieren besser geleitet und ertheilt werden als von Unteroffizieren, ist noch kein Grund die Ersteren damit zu beauftragen und die Letzteren dabei als Zuschauer figuriren zu lassen. Der Hauptmann, zum Beispiel, muß nothwendig Vieles besser verstehen als seine Lieutenants, der Major Vieles besser als seine Hauptleute. Daraus hat aber noch Niemand den Schluß gezogen, daß die höheren Offiziere die Functionen der zunächst unter ihnen stehenden Offiziere übernehmen müßten, weil sie dieselben besser zu vollziehen verständen. Umgekehrt tritt in der Wirklichkeit nur zu oft der Fall ein, daß Offiziere die Functionen ihrer nächsten Vorgesetzten auf längere oder kürzere Zeit übernehmen müssen. Auf ehrliebende Charaktere wirkt überhaupt nichts so vortheilhaft als die Uebertragung höherer Dienstleistungen, sie fühlen sich durch ein solches Vertrauen geehrt und aufgemuntert, sie finden Gelegenheit ihre Befähigung an den Tag zu legen, oder die

Abreiſe hatte er an Diarrhöe gelitten, in dem fränkiſchen Städtchen Uffenheim bei Würzburg wurde er von der heftigſten Form der Cholera befallen und erlag ihr in kurzer Zeit. Zwiſchen München und Uffenheim war nirgends die Cholera herrſchend; dennoch ſtarb kurze Zeit nachher einer der Wärter des Generals und nach ihm noch zwei Perſonen in Uffenheim an der Cholera, ohne daß ſich die Seuche weiter verbreitete. Hier iſt eine ſo iſolirte, ſich auf ſo wenige Perſonen beſchränkende, mit der Anweſenheit des kranken Miaulis nur zufällig zuſammentreffende miasmatiſche Entwicklung der Krankheit zwar denkbar, aber doch im höchſten Grade unwahrſcheinlich. Dieſe Thatſache überzeugte auch Ref., der bis dahin nach ſeinen eigenen Beobachtungen und nach unparteiiſcher Erwägung fremder Erfahrungen nicht an die Contagioſität der Cholera geglaubt hatte, wenigſtens von der Möglichkeit der Anſteckung in einzelnen ſeltenen Fällen. Aber eben, daß die Seuche im angegebenen Fall nicht weiter ſchritt, beweist, zuſammengenommen mit den früher angeführten Thatſachen, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe im Großen nicht verbreiten könne, daß alſo dieſe Thatſache in Beziehung auf zu treffende Anſtalten durchaus keinen praktiſchen Werth habe, ſondern für eine in wiſſenſchaftlicher Beziehung allerdings höchſt intereſſante Ausnahme gelten müſſe.

Der Leſer wird Ref. nach Anführung der Uffenheimer Geſchichte wohl erlaſſen, ihn mit den ſcharfſinnigen Reflexionen zu unterhalten, womit man die Unmöglichkeit der Entwickelung eines Choleracontagiums theoretiſch aus der Natur der Krankheit beweiſen wollte; eben ſo wenig würden den der mediciniſchen Literatur Unkundigen die Namen der Contagioniſten und Anticontagioniſten intereſſiren; merkwürdig aber und in ihrer Art beweiſend iſt die Erſcheinung, daß die meiſten Aerzte, ehe ſie Krankheit ſahen, Contagioniſten waren, wenn ſie aber eine Epidemie beobachtet hatten, Anticontagioniſten geworden ſind; ſo wie auch die vox populi vor dem Ausbruch der Cholera überall für, nach demſelben gegen die Contagioſität war. Freilich hatte eine Bevölkerung, unter der die Cholera ausgebrochen war, zu ihrem eigenen Schaden die beſte Gelegenheit, ſich von den unermeßlichen Nachtheilen der anticontagioniſtiſchen Anſtalten und ihrer völligen Nutzloſigkeit zu überzeugen. Als Endreſultat aus den bis jetzt bekannt gewordenen

Mängel der eigenen Bildung zu erkennen, was sie veranlaßt das noch Fehlende zu ergänzen. Durch ein solches Verfahren werden Offiziere und Unteroffiziere zu größerer Thätigkeit und Selbstständigkeit gewöhnt, während die erzwungene Uebernahme geringerer Functionen recht eigentlich dazu gemacht ist den Untergebenen, die dadurch gleichsam aus ihrer Stellung verdrängt werden, die Lust am Dienste zu verleiden.

Soll indeß der neue Bildungsweg für deutsche Offiziere, den wir hier nur in großen Umrissen vorgezeichnet haben, auch wirklich zum erwünschten Ziele führen, so hüte man sich sorgfältig vor halben Maßregeln. Einseitige Verbesserungen in den Militärschulen können das nicht bewirken, was sich als ein dringendes Bedürfniß des Offizierstandes herausstellt. Einige Unterrichtsstunden oder Lehrfächer mehr oder weniger, bringen weder merklichen Gewinn noch Verlust und sind keineswegs mit den Geldstücken zu vergleichen, die in eine Sparkasse gelegt oder herausgenommen werden. Es ist eben so wenig logisch als pädagogisch richtig, Berufswissenschaften in einem Alter zu lehren, in welchem die Neigung zu einem Berufe nur durch Aeußerlichkeiten bestimmt wird, und eine Wahl des Berufes vernünftiger Weise noch nicht eintreten kann. In Bezug auf den Militärstand ist dieses Verfahren aber um so verwerflicher, weil die Aeußerlichkeiten desselben für das Knabenalter zuviel Reiz haben, sein eigenthümliches Wesen hingegen nur kräftigen Naturen und willensstarken Charakteren zusagt. Deßhalb hauptsächlich haben wir der Einführung oder Beibehaltung von Militärgymnasien das Wort geredet, und die Handhabung militärischer Disciplin darin für nothwendig erkannt. Durch diese Erziehungsmethode erhält man einen Prüfstein für das Vorhandenseyn militärischen Sinnes und Geistes, der sich zuweilen schon im Knabenalter sehr bemerkbar macht und dann um so Besseres erwarten läßt. Auch können in solchen Gymnasien ohne Nachtheil manche militärische Hülfswissenschaften Aufnahme finden, da sie zugleich auch Hülfswissenschaften für andere Studien sind. Von einem Unterrichte in den militärischen Berufswissenschaften vor dem 18. Jahre darf man aber schon deßhalb keine erheblichen Resultate erwarten, weil der Geist noch nicht die erforderliche Reife erlangt hat, um sich das Hauptobjekt des militärischen

Wissens, den Krieg selbst, hinreichend versinnlichen zu können. Es kommt nämlich dabei viel weniger auf ein formelles Wissen an, als auf ein Eindringen in Verhältnisse der verwickeltsten Art, nach deren Würdigung das anzuwendende Verfahren sich erst wissenschaftlich feststellen läßt. Wer auf rein spekulative Weise dabei zu Werke gehen wollte, würde zwar scheinbar zu sehr wissenschaftlichen Resultaten gelangen — wie man das so häufig bei den vielfach empfohlenen Widerstandsarten der Infanterie gegen Cavalerie wahrnimmt — mit den Erfahrungen im Kriege aber in starken Widerspruch gerathen. Schließlich wolle man nicht verkennen, daß kriegerische Studien schwieriger sind als die meisten andern Studien, und daß das oft beliebte Auskunftmittel: „das Wissen solle sich nach der Stelle richten," genau betrachtet eben soviel heißen würde als: „ein Jüngling von 21 Jahren, der in die Welt tritt, braucht nicht die Grundsätze, Welt- und Menschenkenntniß eines Mannes von 30 Jahren zu besitzen." Das Leben und der Krieg bringen Verhältnisse hervor, in welchen man sich bald mehr bald weniger leicht zurechtfinden kann; diese Verhältnisse berühren Jünglinge und Männer, jüngere und ältere Offiziere ohne Unterschied des Ranges, nöthigen sie zur Ergreifung außerordentlicher Maßregeln, und setzen ihre Welt-, Menschen- und Kriegskenntniß auf manche harte Probe. Viele Jünglinge haben sich in verwickelteren Lagen befunden als mancher alt gewordene Mann, und das bewegte kriegerische Leben eines einzigen Subalternoffiziers der leichten Truppen ist vollkommen hinreichend, jene beschränkte Ansicht von dem erforderlichen Maße des kriegerischen Wissens „nach der Stelle" vollständig zu widerlegen.

Die Ansichten und Vorschläge, welche wir hier niedergeschrieben haben, sind die langsam gereiften Früchte vieljähriger Beobachtungen, eigener und fremder Erfahrungen, und dürften schon deßhalb einige Beachtung verdienen. Aber man säume nicht sie einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, denn Anordnungen und Reformen, deren Wirkungen und Folgen ihrer Natur gemäß erst nach einer Reihe von Jahren sichtbar werden können, darf man nicht bis zum letzten Augenblicke verschieben. Die im Offizierstande gegenwärtig wahrzunehmenden Uebelstände scheinen zur Zeit noch von geringer Bedeutung zu seyn; aber

noch dreißig Jahre Frieden und man wird den Offizieren im glücklichsten Falle nur nachsagen können: daß sie die Schul- und Exerzirmeister eines Theiles der männlichen Bevölkerung sind, während sie jetzt eine weit ehrenvollere Stellung zu erringen und, einmal darin festgesetzt, auf lange Zeiten zu behaupten vermögen.

Jeder Stand, jeder Mann von Bedeutung, wird einmal vor den Richterstuhl der Geschichte treten müssen, um Rechenschaft zu geben über das, was er zur Fortbildung des Ganzen beigetragen oder unterlassen hat. Hoffen wir, daß am Schlusse dieses Jahrhunderts Niemand auftreten und sagen könne: „Der Offizierstand hat seine Zeit nicht begriffen; der Geist des Fortschritts, der die Masse des Volks durchdrungen, erschien ihm als ein Gespenst, dem er lange verächtlich den Rücken zukehrte, bis es zu spät war den Irrthum zu verbessern."

Zur Grundlegung der Erziehung.

Die hier gestellte Frage vom Standpunkte der bloßen Theorie erörtern zu wollen, kann nicht unsere Absicht seyn. Wir dürfen voraussetzen, daß es unsern Lesern nicht unbekannt ist, wie auch in diesem wichtigen Gebiete von jeher die verschiedensten Ansichten geherrscht, und die verschiedenartigsten Versuche gemacht worden sind, die Frage bald auf formellem, bald auf materiellem Wege zu lösen, daß sie aber eben noch keineswegs befriedigend gelöst und abgemacht ist. Wenn jedoch unsere Zeit, und zwar mit Recht, immer entschiedener verlangt, daß die Wissenschaft ihre Ergebnisse ins Leben eintreten, praktisch werden lasse, so ist dies gewiß vor andern bei der Erziehungswissenschaft der Fall, welche überall nur durch ihre Anwendung Werth und Bedeutung erhält: denn es handelt sich ja am Ende um nichts Geringeres, als um Begründung des Familienglücks und Völkerwohls. Sobald es uns einmal gelingt, unsere Jugend gut zu erziehen, und ein nach Leib und Seele gesundes, in Kunst und Wissenschaft wahr und ernst durchgebildetes, in Gesinnung und That tüchtiges und im ganzen Umfange der Pflichterfüllung festes und gewissenhaftes Geschlecht heranzubilden, dann werden von selbst auch die Familien, es wird die aus ihnen erwachsende Gemeinde und endlich der große Complex derselben, die Staatsgemeinde, ihre Aufgabe lösen. Daß dies aber gerade gegenwärtig von ganz besonderer, daß es von der höchsten Wichtigkeit ist, wo in allen Gebieten des Geistes und Lebens ein so gewaltiger Kampf entbrennt, wo die Gegensätze immer schroffer

hervortreten, wo die Frage: was iſt Wahrheit? immer ernſter und bedeutungsvoller wird, wo die äußeren Intereſſen des materiellen Wohles wie die innerlichſten und höchſten des Geiſtes und Glaubens die Gemüther bewegen und in der bedenklichſten Aufregung und Spannung erhalten, wo der Boden des ſittlichen Lebens immer gefährlicher unterhöhlt und das Gebäude des häuslichen und öffentlichen Wohls in allen ſeinen Fugen erſchüttert wird, das bedarf doch wohl kaum einer Verſicherung.

Die Frage: was hat die Erziehung gegenwärtig zu thun, um ihre große und ſchwere Aufgabe zu löſen? iſt deßwegen gewiß auch in ihrer vollen Berechtigung, und es mag uns deßhalb erlaubt ſeyn, mit all dem Ernſte, den die Sache verlangt, auf das Fundament hinzuweiſen, auf welches das Gebäude, ſoll es feſt und ſicher werden, allein gegründet werden darf und muß. Wir werden übrigens, wie ſchon bemerkt, die Frage, als durchaus praktiſch, auch praktiſch faſſen.

Freilich, je nachdem man die Sache anſieht, könnte die ganze Unterſuchung überflüſſig erſcheinen, denn die Aufgabe, um die es ſich handelt, die Kunſt der Erziehung und des Unterrichts iſt, wenn man gewiſſen Stimmen glauben wollte, eine der leichteſten, die es gibt, und muß es wohl ſeyn, denn Jedermann verſteht ſie ja beſſer als die Lehrer und Erzieher ſelbſt. Man höre nur ſämmtliche Eltern, alle Betheiligten und Unbetheiligten, das ganze Publikum, wie ſie tadeln, meiſtern, alles beſſer wiſſen. Doch die Erziehung theilt dieſes Schickſal mit einer Leidensgenoſſin, der ſie ſich nicht zu ſchämen hat, der Staatsverwaltung und Regierungskunſt. — Das Regieren verſteht auch Jedermann.

Da ſollte es denn ja vortrefflich ſtehen! Und in der That, auch ohne Scherz: unſere Anſtalten ſind wirklich vielfach ſo gut eingerichtet, unſere Erziehungsgrundſätze ſo vernünftig, unſere Jugend lernt mehr als je, der Staat ſorgt auf alle mögliche Weiſe für Schule und Unterricht — (ob er es freilich auch für die Erziehung kann?) — und dennoch, ſobald die Frage ſcharf gefaßt wird, wird ſie beinahe zur allgemeinen Klage. Und zwar iſt es nicht blos die Klage der Mißſüchtigen und Rigoriſten, o nein, auch die Beſonnenen und Billigen, die Lehrer, die Obrigkeiten, die Eltern ſelbſt, die ganze Geſammtheit des Volks, Alle

ſtimmen darin überein, und es iſt nur Ein langer Klageruf über Jugend und Erziehung, der durch alle Zeiten und Jahrhunderte hindurch tönt, und den das hoffnungsloſe Wort eines Horaz: aetas parentum pejor avis .... ſo gut beſtätigt, als die ſchwere Klage des Gottesmannes Luther über die zuchtloſe Jugend ſeiner Zeit. — Oder, um die Behauptung wenigſtens andeutend zu begründen, und bei dem Phyſiſchen anzufangen, klagt man nicht über Verweichlichung und Schwächlichkeit auf der einen, über Ueberſpannung und die dadurch bedingte Abſpannung auf der andern Seite, und eben damit über ein Verſchwinden der alten Kraft und Tüchtigkeit, über Anlage zu Krankheiten und Gebrechen aller Art, und um das düſtere Bild voll zu machen, über jenen furchtbaren Jugendkrebs, der immer drohender und zerſtörender im Geheimen ſchleicht und nur zu oft auch der äußerlich und ſcheinbar noch fröhlich ſproſſenden Saat bereits die Wurzel abgefreſſen hat? — Gehen wir aber auf das Geiſtige über, ſo werden mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes auch die Klagen immer ſchwerer und allgemeiner. Wir wollen nicht bei den Klagen verweilen, welche unſere Zeit mit jeder andern theilt, ich mache nur auf die gerade unſerer Zeit zum beſondern Vorwurf gemachten Gebrechen aufmerkſam: die Genußſucht und Anmaßlichkeit auf der einen, und die damit in Wechſelwirkung ſtehende auch ſittliche Schwäche und Kraftloſigkeit auf der andern Seite, die als eine immer zunehmende, immer bedenklicher ſich herausſtellende Krankheit unſerer Jugend zu betrachten ſind.

Dieſer Stand der Dinge iſt doch gewiß ernſthaft genug, und nicht geeignet, eine weitere Beſprechung überflüſſig erſcheinen zu laſſen.

Allein, fragen wir uns erſtaunt: wie iſt dieſer Zuſtand eigentlich auch nur möglich bei der unläugbaren Trefflichkeit und dem Adel der menſchlichen Natur, wie iſt er möglich, da der Menſch von Natur aus gut iſt? Iſt dies doch eine alte unbeſtreitbare Wahrheit, ein Satz, der ſchon in der älteſten Kirche ausgeſprochen worden iſt, und den unſere größten Pädagogen aufgeſtellt haben. Das ſagt Rouſſeau und ihm nach die ganze philanthropiniſtiſche Schule, das ſagt der edle Peſtalozzi und ſeine Nachfolger, das der geniale Menſchenkenner Jean Paul, das der ſcharfblickende

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21361 / 037

Beneke, damit ſtimmt jeder wohlwollende Jugendfreund, damit das Elternherz überein, davon überzeugt uns ſchon der bloße Anblick der harmloſen Kinderwelt ſelbſt, und das, ſetzen wir endlich hinzu, das weiß und verkündigt auch diejenige Wiſſenſchaft, welche dieſen Namen für ſich allein anſpricht, unſere neueſte Philoſophie, und ſchon darum muß es ja wahr ſeyn.

Hier wären wir denn an dem unendlich praktiſchen Entſcheidungspunkte unſerer Frage angekommen; und weil wir ſie ja praktiſch faſſen wollen, ſo verſuchen wir einmal, uns über die nothwendig ebenfalls praktiſchen Conſequenzen klar zu machen, welche darin liegen, und es dürfte eben nicht ſonderlich ſchwer ſeyn, darzuthun, wie das Ausgehen von dieſer Vorausſetzung und ein conſequentes Verfolgen derſelben in der Erziehung zu innern Widerſprüchen und den unheilvollſten Ergebniſſen führt und führen muß. Verſuchen wir denn, es nachzuweiſen.

Das Kind wird für urſprünglich gut genommen. Wollen wir ihm dies bei unſerer erziehenden Einwirkung vielleicht verbergen, dadurch aber gegen einen der erſten Grundſätze der Erziehung, die Wahrheit, ſündigen und ſchon damit einen Unſegen wahrhaft herausfordern? — Nein, wir dürfen und wollen es nicht, aber — wir können es auch nicht; denn das Kind hat weit feinere Fühlfaden dafür, als wir es meiſt meinen. Alſo wir treten offen und unbefangen mit unſerem Grundſatze, oder wenigſtens ſeiner Anwendung auf. Die unmittelbare Folge wird und muß ſeyn, daß das Kind unſere Vorausſetzung, die dem natürlichen Menſchen ohnedies ſogar ſanft eingeht, adoptirt und ſich ſelbſt ebenfalls für gut hält. Und wenn dann die Sünde in ihren mannigfaltigen Geſtaltungen und Schattirungen vom zweifelhaften Adiaphoron bis zum entſchiedenſten Unrecht denn doch erſcheint — und ſie erſcheint ja täglich und ſtündlich, — iſt ſie dann nicht nach unſerer Vorausſetzung und ſomit auch nach der daraus ſich ergebenden Anſicht des Kindes etwas blos von Außen her, durch Reizung und Verführung, durch unverſchuldete Schwäche, durch ein bloßes Unterliegen unter der Macht der Sinnlichkeit an das Kind Hingekommenes? Wo aber bleibt dann die Schuld, wo das Recht zur Strafe? Der Menſch iſt ohnedies zur Selbſtentſchuldigung, zu jeder Art von Selbſttäuſchung ſo geneigt: wird nicht dadurch dem fehlenden

Kinde dies recht eigentlich in die Hand gegeben, wird es nicht wie absichtlich darauf hingewiesen, seine Fehler als entschuldbare Schwächen zu betrachten, für welche es Nachsicht und Verzeihung nicht blos hofft, sondern erwartet, nicht blos erwartet, sondern *fordert*? Wird nicht dadurch alle ernste Selbstprüfung, alle wahre Selbsterkenntniß vernichtet, der innerliche Maßstab für Gutes und Böses, diese Grundbedingung aller Sittlichkeit, mehr und mehr alterirt und der Begriff der Schuld verkehrt? Wohl läßt sich bekanntlich die innere Stimme nie ganz betäuben, aber wer die Macht der frühesten Vorstellungen, die schmeichelnde Gewalt des Bösen und die arge Sophistik des menschlichen Herzens kennt, der weiß auch, wie tief die bezeichneten Wirkungen gehen, wie innerlich zerstörend sie eingreifen müssen, wenn sie auch aus vielen naheliegenden Gründen selten offen genug hervortreten.

Aber verfolgen wir den Gang der Sache nun weiter. Womit soll dann diese wie absichtlich genährte Macht des Bösen im Kinde bekämpft werden? Etwa mit Vernunftgründen? Das war der Gedanke der Philanthropinisten. Als ob Vernunftgründe überhaupt gegen die Macht der Sünde viel vermöchten! Greife doch Jeder in seine eigene Brust und frage sich mit strenger Wahrheit, wie oft und mit welchem Erfolge er das in ihm aufsteigende Böse mit diesen Waffen bekämpft, niedergekämpft habe? — Und nun vollends die Gründe der unentwickelten schwachen Kindervernunft! Müssen sie nicht höchstens zu was noch Schlimmerem, zu selbstsüchtigem Raisonniren, führen? — Oder gar durch äußern Zwang? und dieses rohe, unvernünftige Mittel will anwenden, wer von der sittlichen Reinheit und dem Adel der Kindernatur einen so hohen Begriff hat? Gewiß, dieses Prinzip untergräbt sich schon von dieser Seite, wir könnten sie die negative heißen, vollständig, noch weit mehr aber, wenn wir nun auch die *positive* ins Auge fassen. Also noch einmal:

Das Kind fühlt, daß man es ursprünglich für gut hält. Natürlich, daß ihm diese einschmeichelnde Voraussetzung zusagt, daß es sich, wenn auch nur in seinem geheimsten Innern, selbst darin gefällt, sich *fühlen lernt*. Also *Selbstgefälligkeit, Selbstgefühl* ist es, womit wir, sey es auch noch so unabsichtlich und unbewußt, die Erziehung beginnen,

und welches wir somit gewissermaßen zur Atmosphäre machen, in der das Kind athmet, welche der Ton wird, der, so frühe im Innern angeschlagen, forthin und vielleicht für immer nachklingt. Edles Selbstgefühl ist freilich ein schönes, imponirendes Wort, und man betrachtet es gerne als Bedingung der rechten Mannestüchtigkeit, freilich ohne den Wurm zu ahnen, der insgeheim daran frißt. Aber Selbstgefühl bei der Jugend, nein, davor erschrickt jeder Erzieher! Fühlen wir denn nicht, wie nahe mit diesen Elementen die Selbstsucht und der Stolz und der Hochmuth, diese Krebsschäden unseres ganzen Wesens, diese Feinde aller Liebe und Sittlichkeit verwandt, wie sie nichts anders sind als eine folgerichtige Entwicklung derselben, wie sie die Frucht sind, die dann freiwillig vom Baume fällt? Wo sollen dann noch die schönsten und liebenswürdigsten Eigenschaften der Jugend, die Liebe und die Bescheidenheit und die Demuth Raum finden, wenn der, ohnedies von so vielen und mächtigen Alliirten unterstützte Feind so frühe das ganze Terrain eingenommen hat? woher soll der Gehorsam kommen, wenn das Kind in die Vorstellung hineingeräth, daß es nicht fehle, also auch dem Gebote des Erziehers nicht zu gehorchen brauche, oder daß es wenigstens keine Schuld habe, also auch seine Verweise und Strafen nicht verdiene? wie soll überhaupt der Gehorsam mit Hochmuth bestehen? Und doch gibt es ohne Gehorsam gar keine Erziehung, und der Weg auch zur Freiheit geht nur durch Gehorsam! Freilich erzwingt man sich am Ende den Gehorsam und muß ihn sich wohl erzwingen; aber fühlt man denn nicht, daß man dadurch in Widerspruch mit sich selbst geräth? Ueberdies ist es ja nicht der erzwungene, sondern nur der schöne freiwillige Gehorsam, welcher gesunde und edle Früchte trägt. Und ist es nicht umgekehrt natürlich und nothwendig, daß diese Grundansicht im Kinde gegen die unvermeidlichen, täglich wiederkehrenden Mahnungen, Rügen, Verweise und sogar Strafen, gegen welche sich der natürliche Mensch ohnedies sträubt, eine wenigstens innerliche Opposition erzeugt, welche solche Erziehungsmaßregeln als Unrecht, als Willkühr und Gewalt erscheinen läßt, und welche leicht unmerklich in, wenn auch nicht offenen, so doch geheimen Trotz übergeht. Denn allerdings, alle diese Ergebnisse werden selten ganz offen und nackt hervortreten. Das

Thatsachen für und wider die Contagiosität möchten wohl folgende Sätze feststehen: Die Cholera kann ein Contagium erzeugen, das auf Gesunde übergetragen, in ihnen dieselbe Krankheit erzeugt, ist also einer persönlichen Mittheilung fähig, dieses findet aber nur in den seltensten Fällen statt, und geschieht nur unter bis jetzt unbekannten, besonders begünstigenden Umständen. Bedenkt man die unzähligen Fälle, in welchen bei genauester, vielfältigster Berührung, bei ununterbrochenem Athmen derselben Luft, die mit den Cholerakranken beschäftigten Personen nicht angesteckt wurden, ja daß selbst Theilen des Bettes, Einimpfen der Krankheitsstoffe sich unschädlich erwies, so muß man sich überzeugen, daß von allen bekannten ansteckend-epidemischen Krankheiten die Cholera die geringste ansteckende Kraft besitze. Sie pflanzt sich aber durch ein Miasma fort, von dessen Entstehung nachher die Rede seyn wird, und ist daher nicht absperrbar. Daß man diese Entstehungsart noch außer der seltenen Fortpflanzung durch ein Contagium annehmen müsse, dafür sprechen die wunderbaren Sprünge der Krankheit, ihr launenhaftes Wählen einzelner Orte mit Uebergehung anderer ohne Rücksicht auf größere oder geringere Communication mit bereits befallenen. So sprang sie von Berlin nach Magdeburg, von Wien nach Wels, von Sunderland nach Monate langer Dauer nach London, von London nach Paris, ohne die zwischenliegenden Orte zu befallen. Dafür sprechen ferner die schon oben berührten Erfahrungen, daß in den wenigsten Fällen Einschleppung nachweisbar ist, daß viele Personen, und solche, die erweislich mit keinen Kranken in Berührung gekommen sind, zu gleicher Zeit erkranken, daß sich die ganze Bevölkerung mehr oder weniger unwohl fühlt, was sich auch auf die Hausthiere erstreckt, endlich, daß an keinem Ort, wo die früher angeordnete Häusersperre aufgehoben wurde, sich deßwegen die Krankheit weiter verbreitet hat. Im Gegentheil sah Ref. im Jahr 1831 in einem Städtchen in preußisch Polen, wo die Häusersperre aufgehoben wurde, die viele Familien in die äußerste Noth versetzt hatte, unmittelbar nach Aufhebung derselben eine auffallende Abnahme der Epidemie. Die Cholera kann folglich zwar in einzelnen Fällen anstecken, verbreitet sich aber im Großen nicht durch Ansteckung und ist daher durch Sperrmaßregeln nicht aufzuhalten. Das Contagium scheint höchst flüchtiger Natur zu seyn, und die Ansicht, daß es an todten-

Machtwort des Erziehers, das trotz aller selbstischen Sophistik doch immer wieder auftauchende Bewußtseyn der Schuld, die Liebe zu den Eltern, ja auch die Klugheit werden hemmend, beschränkend entgegenstehen, und die Ausbrüche in das geheime Innere zurückdrängen. Aber den Grundton der Stimmung wird es angeben, in die Gesinnung wird es mehr oder weniger übergehen, und dort seine gefährlichen Früchte tragen.

Doch wir wollen die weitere Entwicklung von hier aus nicht verfolgen; es dürfte aus dem Bisherigen stark genug hervorgehen, daß die Voraussetzung, von der wir ausgegangen sind, mit den einfachsten Grundsätzen und Forderungen einer gesunden Pädagogik im Widerspruche steht, und gerade zu dem Gegentheile von dem führen muß, was man erstrebt.

Allein es hätte streng genommen dieser Beweisführung gar nicht bedurft, um die Unhaltbarkeit eines Satzes darzuthun, der zum Voraus aller objektiven Wahrheit entbehrt, und ein Ergebniß entweder befangener Elternliebe, oder sentimentaler Selbsttäuschung, oder verirrter philosophischer Forschung, oder bei manchen gar einer gottentfremdeten Gesinnung ist. Denn wenn auch nicht das Wort der ewigen Wahrheit, das Wort Gottes, es aussprächе, schon die tägliche Erfahrung und eine unbestochene, nur strenge Wahrheit suchende Prüfung beweisen uns nur zu schlagend das Daseyn eines ursprünglichen Bösen im Menschen, und zwar schon im zarten Kindergemüthe. Oder soll ich erst noch an die tausend Symptome erinnern, welche dasselbe so überraschend und unwiderleglich darthun, daran erinnern, wie schwer dem Kinde der Gehorsam wird, und wie das nitimur in vetitum sich täglich und stündlich im kindlichen Eigensinn und Trotz bewahrheitet? soll ich daran erinnern, wie neben aller Offenheit und Naivetät des kindlichen Gemüthes doch oft so unerwartet eine Neigung zur Unwahrheit, ja nicht selten eine Gabe der Verstellung sich kund thut, wie bei aller oft hingebenden Liebe des Kindes das eigene Ich plötzlich wieder in seiner selbstischen Nacktheit hervortritt, wie Gefallsucht und Eitelkeit und Ehrgeiz sich regen, wo man es am wenigsten erwartet, wie Neid und Schadenfreude manchmal so frühe und plötzlich auftauchen, ja nicht selten sogar eine Freude an Grausamkeit gegen Menschen und Thiere durchblickt, welche wahrhaft

erſchrecken kann, und wie dies alles, und das iſt die Hauptſache, nicht etwa blos bei verwahrloſten und nachtheiligen Einflüſſen preisgegebenen Kindern der Fall iſt, ſondern auch bei wohl verwahrten, durch die gewiſſenhafteſte Elternliebe ſorgfältig gehüteten Kindern, oft im zarteſten Alter ſchon, ſo daß man ſich erſtaunt fragt, woher denn in aller Welt ſolche Erſcheinungen nur kommen können?

Es wäre leicht, die Sache noch weiter zu begründen, doch es mag an dieſem genug ſeyn. Aber ich habe ſchon manche Väter, nüchterne und durch dogmatiſche Anſichten nichts weniger als gebundene Väter darüber gehört, und das Endergebniß war immer: ja, es exiſtirt ein Böſes im Menſchen, das außer dem Bereiche menſchlicher Einwirkung liegt, und vor jeder Anſteckung ſchon da iſt, das urſprünglich iſt. Ob wir es Erbſünde heißen, oder dieſes anſtößige Wort mit einem andern gefälligeren vertauſchen, das ändert nichts; die Thatſache ſteht feſt, und eben ſo feſt ſteht, daß aus dieſem urſprünglich Böſen dann die Sünde in ihren tauſendfach zerſtörenden Erſcheinungen aufſchießt und ſtatt Leben Tod erzeugt, und endlich, daß im Kampfe mit dieſer dämoniſchen Gewalt die ſich ſelbſt überlaſſene Kraft des gefallenen Menſchengeiſtes nicht ausreicht.

Iſt dies aber Thatſache, ſo bedürfen wir auch einer Befreiung von dieſer furchtbaren Macht, wir bedürfen eines Erlöſers und kommen denn ebendamit auch für unſere Erziehung auf den feſten poſitiven Boden der chriſtlichen Heilslehre: der Erlöſung durch Chriſtum, wie ſie uns das geoffenbarte Wort Gottes in ihrer wundervollen, auch pſychologiſch ſo tiefwahren Begründung und Entwicklung als das Werk ewigen Erbarmens darbietet. Und eben in dieſer nämlichen Lehre, ſobald ſie nicht in hohle Formeln aufgelöst und ihres Inhalts beraubt, oder gar durch die unſelige Sophiſtik der Tagesphiloſophie zum Ausdruck der Selbſterlöſung und Selbſtapotheoſe gemacht, ſondern mit demüthiger Ehrfurcht und mit der ganzen Energie des Glaubens aufgefaßt wird, in dieſer nämlichen Lehre liegt auch die Gotteskraft, die Menſchen ſelig zu machen, und alle Zuſtände und Gebiete des menſchlichen Lebens und ſomit auch die Erziehung und Heranbildung des Menſchen zu durchdringen, zu verklären und zu heiligen.

Suchen wir uns auch hier nun den psychologischen Entwicklungsgang der Sache zu vergegenwärtigen.

Schon dem Kinde die Thatsache der Sünde und damit das Gefühl der Verschuldung, aus Beidem aber zugleich auch das Bedürfniß der Vergebung zum Bewußtseyn zu bringen, ist fürwahr leicht genug, und es bedarf keineswegs dazu einer künstlichen Steigerung, oder gar, wie man etwa meint, einer unnatürlichen Verfrühung. Die täglich wiederkehrenden Begehungs- und Unterlassungssünden, bei deren manchen das Kind sich einer Absicht gar wohl bewußt ist, sind eben so viele entschiedene Thatsachen für dasselbe, und es handelt sich für den Erzieher nur darum, dabei wahr zu seyn, und ohne weichliche Schwäche, mit sittlichem Ernste das Unrecht auch wirklich Unrecht und die Sünde Sünde zu nennen. Dieser frühe sittliche Ernst führt dann in folgerichtiger Entwicklung nothwendig zu einer immer ernsteren und tieferen Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, führt zum Bewußtseyn der Sünde und des eigenen Unvermögens zum Guten, und führt eben damit zur rechten innerlichen Demuth, dieser edlen, scheinbar blos negativen und doch so unendlich positiven Tugend, die allen Vorzügen des Geistes und Herzens erst den wahren Werth verleiht und vor allen die liebenswürdigste Eigenschaft der Jugend ist. Aber sie führt zugleich auch zur tiefsten dankbarsten Liebe und weckt eben damit neue Lebenskräfte. Denn welcher Erwachsene sollte es nicht aus seinen eigenen frühesten Erinnerungen an sich selbst schon erfahren haben, wenn er als fehlendes reuiges Kind im schmerzlichen Gefühle irgend einer größeren Verschuldung von den gekränkten Eltern Verzeihung, die volle Verzeihung des Elternherzens, erhielt, wie ergriffen, wie weich, wie dankbar er da war, welch beseligendes Gefühl einer neuen, weit innigern Liebe als nie zuvor ihn da durchströmte, welchen Ernst, welche Kraft zum Guten er da in sich fühlte! Und findet dies nicht gegenüber von unserer unendlich größeren Schuld gegen Gott und dem unvergleichbar höheren Erbarmen durch Christum nothwendig auch in eben soviel höherem Maße statt? Ja, keine noch so große positive Wohlthat erzeugt ein so tiefes Gefühl der Dankbarkeit, der Liebe, der Hingebung, weckt so sehr neue ungeahnte Lebenskräfte als die innerliche Erfahrung der

Sündenvergebung. Da erst fühlt man die hohe Bedeutung des Worts des Herrn: „wem viel vergeben wird, der liebet viel."

Gewiß, es liegt eine weit tiefere auch psychologische Wahrheit in der ganzen christlichen Heilsordnung, als die oberflächliche rationalistische Auffassung des Christenthums, welche gerade zum Kern desselben nicht durchdringt, nur ahnen läßt.

Wie aber aus dieser Demuth und dankbaren Liebe auch der freie Gehorsam von selbst hervorgeht und in natürlicher Entwicklung hervorgehen muß, bedarf gewiß nicht erst der Nachweisung.

Aber, sagt man vielleicht, diese immerhin schönen, aber doch mehr passiven Resultate auch zugegeben, wenn auf diese Weise das Kind jenes drückende Gefühl seines Unvermögens zum Guten erhält, wenn es zu jener tiefgebrochenen Demuth herabgekommen ist, wie wird es da mit der zum Leben und zum Handeln so unerläßlichen Willensenergie stehen, mit der wir es ja doch für den schweren Ernst und die Anstrengungen des Lebens ausrüsten müssen, wie mit der edlen männlichen Kraft und dem Muthe, für Recht, Pflicht und Wahrheit zu sprechen und zu handeln? Muß nicht mit jener Zerknirschung, jener Selbstvernichtung aller Aufschwung erlahmen, alle männliche Kraft, aller freie Muth zusammenbrechen? Die Antwort ist schon gewissermaßen gegeben.

Wann wird das Kind mehr Muth und Kraft zum Guten, zum Gehorsam haben, in dem selbstischen Trotze seiner Fehler, oder in dem gebrochenen, aber zugleich so erhebenden Gefühle der Vergebung? Selbstsucht ist in ihrem innersten Kerne immer feig. Trotzig kann sie wohl seyn, und im selbstsüchtigen Trotze auch eine Zeitlang thatkräftig. Aber sie sucht nur das Ihre, und da ihr dieses das Höchste ist, so muß sie für dieses auch fürchten und eben damit ist sie ja wenigstens innerlich feig. Den wahren, zu jedem Opfer und gegen jede Gefahr freudigen Muth kann auch nur die wahre, nicht das Ihre suchende, sich selbst verläugnende demüthige Liebe geben. Und vergessen wir ja nicht, daß mit dem Gefühle der Sündenvergebung nicht blos nach dem natürlichen Entwicklungsgesetze des menschlichen Gemüthes die bereits bezeichnete sittliche Erhebung und Kräftigung von selbst sich verbindet, sondern daß dasselbe Wort, das die Sünden vergibt, daran

auch die gnadenvolle Ertheilung einer neuen und höhern geistigen Lebenskraft knüpft. Es ist dies dieselbe Kraft, welche von Anfang an in dem stillen und geheimen Leben unzähliger Christen den Sieg über Sünde und Tod gewährt, aber eben so auch die hohen Gestalten jener Gottesmänner erzeugt hat, welche der Weltgeschichte angehören, dieselbe Kraft, welche im Laufe der Geschichte tausend Einzelne in Noth und Verfolgung ihrem Glauben treu erhalten, welche aber auch die Welt umgestaltet hat: es ist die Kraft eines einfältigen demüthigen Glaubens.

Wenn wir denn nun in nothwendiger Entwicklung aus unserer Prämisse so edle Ergebnisse gewonnen haben: Selbsterkenntniß und Demuth, Liebe und Gehorsam, Muth und höhere Lebenskräfte zur Pflichterfüllung, so dürfen wir es gewiß mit der höchsten Zuversicht aussprechen: nur auf die Voraussetzung von der sündigen Natur des Menschen, und darum nur auf das Evangelium von Christo dem Erlöser und den Glauben an ihn kann die Erziehung folgerichtig und fruchtbar gegründet werden.

Wir haben dies bis jetzt nur an dem zu erziehenden Kinde dargethan; es läßt sich aber leicht auch von dem Erzieher nachweisen, es läßt sich zeigen: wie nur ein durch Sündenerkenntniß und Sündenvergebung gedemüthigtes und wieder gehobenes, von Liebe zu Gott und dem Heilande und darum auch zu den Miterlösten erfülltes und durch die Kraft des Glaubens getragenes Gemüth dem Erzieher die so schwere Selbsterkenntniß und die noch schwerere Selbstverläugnung, deren er täglich bedarf, wie sie ihm die rechte Demuth und Geduld und doch auch die nie ermüdende Thatkraft, wie sie ihm, statt der natürlichen und allerdings schönen, aber auch so leicht verfliegenden poetischen Begeisterung des ersten Anlaufes, die tiefere nachhaltige Treue und Ausdauer, wie sie ihm vor allem Andern endlich jene hohe, alles hoffende und alles tragende, auch unter tausendfachem Mißlingen und den oft schmerzlichen Erfahrungen des Erzieherlebens dennoch treu ausharrende Liebe zu geben vermag, und wie demnach unser Prinzip sich nach beiden Seiten rechtfertigt. Doch dies liegt so nahe, daß es einer ausführlichen ins Einzelne gehenden Nachweisung nicht erst bedarf. Wir wiederholen deßwegen mit der

vollſten Zuverſicht die ſo eben ausgeſprochene Behauptung: daß nur auf das Fundament eines glaubigen Chriſtenthums eine geſunde, in ſich conſequente und lebenskräftige Erziehung gebaut werden kann, und der Verfaſſer gedenkt, ſo ihm Gott Kraft und Geſundheit dazu verleibt, dieſe Wahrheit als das Endergebniß ſeines langen Erzieherlebens ſpäter in ausführlicherer ſelbſtſtändiger Entwicklung darzuſtellen.

Dagegen dürfte es am Orte ſeyn, auf einige ſehr wichtige weitere Ergebniſſe dieſer Behauptung hier noch aufmerkſam zu machen.

Wir behaupten nämlich: das Chriſtenthum in glaubiger Auffaſſung ſeiner Grundwahrheiten iſt das ſicherſte Mittel, Charaktere zu bilden.

Schon im Allgemeinen darf geſagt werden, daß gerade die höchſten, geiſtigſten, und darum auch freieſten Bildungselemente — und dieſe liegen ja im Chriſtenthume — auch die intenſivſte Bildungs- und Lebenskraft enthalten, und daß deßwegen eben durch ſie die eigenthümlichen Kräfte und Seiten des perſönlichen Individuums (und eben ſo auch der Völkerindividuen) am meiſten angeregt, am entſchiedenſten und kräftigſten ausgeprägt werden. Sodann aber ſind ja eben mit dem, was wir oben ausgeſprochen haben, noch im Einzelnen die Bedingungen zur Herſtellung der edelſten männlichen Eigenſchaften und ſomit zur Ausprägung eines Charakters auf das ſchönſte gegeben. Und endlich erinnern wir daran, daß das wahre Chriſtenthum alles Wiſſen, alles Glauben und alles Handeln auf das geoffenbarte, untrüglich und überall feſtentſcheidende Wort Gottes gründet, daß es eben damit eine Klarheit und Beſtimmtheit des Wiſſens und Glaubens, eine über alles Schwanken erhabene Einheit des Bewußtſeyns und vor allem eine Sicherheit und Entſchiedenheit des Wollens und Handelns verſchafft, welche die Bedingung und zugleich die ſchönſte Zierde des männlichen Charakters ſind, und daß es dieſe nicht etwa auf Koſten einer freien geiſtigen Entwicklung verſchafft, ſondern daß es zugleich eine Freiheit der individuellſten geiſtigen und ſittlichen Entfaltung und Geſtaltung geſtattet, wie keine Philoſophie. Denn die Wahrheit, ſagt der Herr ſelbſt, wird euch frei machen. Wenn aber je, ſo verlangt unſere Zeit ſolche Charaktere, verlangt Männer, ganze, entſchiedene Männer. Weniger als je erträgt

ſie Halbheit, Schwanken und Unentſchiedenheit. In allen Gebieten des Geiſtes und des Lebens weiſen die Zeichen der Zeit auf große Kämpfe und große Entſcheidungen hin. Hier gilt es, nach innen und außen feſt zu ſtehen, und dieſe Entſchiedenheit ſind denn die Lehrer und Erzieher der Jugend zu geben ſchuldig, als die edelſte Ausſtattung für die ſchweren Zeiten, denen ſie entgegen geht, damit, wenn dereinſt die Gewäſſer heranwogen und die Stürme brauſen, das Haus nicht falle, weil es feſt ſteht, als auf Felſen gegründet.

Ebenſo aber, behaupten wir zweitens, iſt das Chriſtenthum in gläubiger Erfaſſung ſeiner Grundwahrheiten das ſicherſte Mittel, das ächte Nationalgefühl zu erzeugen. Denn dieſelbe Kraft, welche die chriſtliche Wahrheit in der Ausbildung kräftiger, lebensvoller Individualitäten beweist, dieſe hat ſie auch von jeher in der charakteriſtiſchen Geſtaltung der Völker, als höherer Individuen bewährt. Das Chriſtenthum iſt es, das namentlich dem deutſchen Volke ſein eigenthümliches Gepräge gegeben hat, der Glaube iſt die edle Blüthe, welche der lebenweckende Geiſterfrühling des Evangeliums vor anderthalb Jahrtauſenden in dem deutſchen Gemüthe hervorgerufen, welcher als innere Lebenskraft das ganze Seyn und Weſen unſeres Volkes durchdrungen, und welcher endlich unter den mannigfachſten Entwicklungen und Schwankungen unſerer Geſchichte immer wieder ſeine neu verjüngende Kraft bewieſen hat.

Dieſes Kleinod unſerer deutſchen Nationalität wollen wir gewiſſenhaft und eiferſüchtig wahren und feſthalten, und um es auch unſerer Jugend treu und unverfälſcht überliefern zu können, wollen wir — und ſo kehrt denn unſere bisherige Forderung in einer neuen Begründung zurück — unſere Erziehung auf den lauteren chriſtlichen Glaubensgrund bauen. Je mehr wir dieſen als die, alle übrigen Unterrichts- und Erziehungsfaktoren durchziehende, regelnde, befruchtende Lebenskraft behandeln, je mehr wir deßwegen namentlich die Bibel, als Trägerin derſelben, in unſern Schulen und in der ganzen Erziehung einheimiſch machen — (und der ungemeine Einfluß ſchon der lutheriſchen Bibelüberſetzung in unſeren Schulen auf deutſche Nationalität hat ſich bekanntlich dem fein beobachtenden Blicke Couſins bei ſeiner berühmten pädagogiſchen Reiſe durch Deutſchland ſogleich

aufgedrängt) — beste mehr erfüllen wir schon damit eine weitere wichtige, wenn gleich nur zu oft versäumte Pflicht der Schule, die Pflicht: unsere Jugend zum Bewußtseyn ihrer Nationalität, zum rechten Nationalgefühl und zur Vaterlandsliebe zu erziehen.

Und endlich drittens behaupten wir, das Christenthum in seiner vollen glaubigen Erfassung vermag es allein, nicht blos der Erziehung im Allgemeinen, sondern im Besondern auch dem Unterrichte seine entschiedene Richtung und Haltung und diejenige höhere Einheit zu geben, welche ihm so oft entgeht, und welche doch gegenwärtig als immer dringenderes Bedürfniß hervortritt.

Der gesammte höhere Unterricht, mit Ausschluß des akademischen, ist seit einigen Jahrzehnten in die zwei Richtungen der gelehrten und der Realschule auseinander gegangen, und es ist bekannt genug, durch welche Schwankungen sich beide während dieser Zeit hindurcharbeiten, welche Anfechtungen sie erleiden, welche Kämpfe sie bestehen mußten. Der Realunterricht, ein Kind der Zeit, hatte auch die Sympathien der Zeit für sich; allein in eben dem Maße hatte er auch mit dem Mißtrauen seiner geistig vielfach höher stehenden Gegner zu kämpfen. Und wer wollte läugnen, daß in der Richtung, die er bis jetzt zum Theil genommen, allerdings bedenkliche Elemente liegen, daß er nicht selten, wenn auch unabsichtlich, den utilitarischen Zwecken, der materiellen Richtung der Zeit zu sehr Vorschub leistet, dadurch das ideale Streben, dessen die Jugend, den höheren humanen Standpunkt, dessen die Nation bedarf, gar zu frühe schon zu unedlem selbstischem Treiben herabzuziehen und zu verkümmern, und so das geistige und sittliche Leben des Volkes allmählig in seinen tiefsten Wurzeln zu gefährden droht. Deßwegen handelt es sich alles Ernstes darum, und die Realschule sucht in ihren tüchtigsten Vorkämpfern mehr und mehr die wichtige Aufgabe zu lösen, diesem ihrer fruchtbaren Wirksamkeit drohenden Geiste oder vielmehr Ungeiste ein möglichst geistiges, ideelles Moment entgegenzustellen, und ihn durch dasselbe mit Erfolg zu bekämpfen. Wo aber fände sie dieses besser, idealer, potenzirter, als abermals in der biblischen Lehre des Christenthums? So wie dieses überhaupt eine Gotteskraft ist, die überall Geist und Leben zu

erzeugen vermag, so ist im eigentlich doktrinellen Gebiete auch der biblisch-christliche Religionsunterricht gewiß das ideellste, am meisten vergeistigende Element. Weder die Muttersprache, wie man es versucht hat, noch die moderne Philologie, weder die Mathematik noch der naturwissenschaftliche Unterricht, so sehr auch jedes dieser Fächer eine theils materielle, theils formelle Bedeutung hat, wird so gewiß einen Ersatz für das geben, was ein gründlicher klassischer Unterricht bisher in der gelehrten Schule geleistet hat, als ein ernster, gründlicher auf die Bibel basirter Religionsunterricht. Was die klassischen Studien geben, Geschichte und Sprache, Verstandes- und Geschmacksbildung, Poesie und Ideen, das gibt der biblische Unterricht auch. Er bietet dem zarteren Jugendalter die köstlichste Geschichte in einer so ansprechenden und doch so tiefeingehenden Fassung und Gestaltung dar, wie keine Profangeschichte, er bildet durch diese in ihrem tiefen Zusammenhange mit der eben so einfachen als erhabenen Lehre Verstand und Urtheil gleich scharf und gründlich, er gibt durch die edle Einfalt und Schönheit der biblischen Sprache, so wie noch mehr durch die erhabene Poesie der Psalmen dem Geschmack die ernsteste und gediegenste Nahrung, er befruchtet Geist und Gemüth mit den höchsten Ideen und erhebt endlich den Blick von den engen Schranken des gewöhnlichen Lebens und eines kleinlichen Partikularismus zu den allgemeinsten und höchsten Interessen der Menschheit, zur Anschauung des Reiches Gottes im großen Gange der Weltgeschichte; und diese seine geistig erhebende und bildende Kraft wird denn noch außerdem, und dies ist nicht der kleinste Gewinn, nothwendig und ungesucht auch auf den übrigen Unterricht anregend und geistig befruchtend einwirken. Alles dieses aber ist nur der formelle Gewinn. Der materielle, die sittlich-religiöse Wirkung, die Erhebung, Veredlung und Heiligung des Gemüthes kommt ohnedies um so gewisser als freiwillige Zugabe mit. Ueberdies bedarf es dazu nicht einmal eines großen Zeitaufwandes. Mit einer verhältnißmäßig kleinen Stundenzahl, welche den übrigen Hauptfächern der Realschule keineswegs Eintrag thut, kann der Zweck erreicht werden. Aber das allerdings müssen wir als Bedingung wiederholen, der Unterricht muß ein biblischer seyn, d. h. die Bibel muß als das geoffenbarte Wort Gottes, und deßwegen

als die höchste und entscheidende Quelle aller Religionserkenntniß in ihrem wunderbaren Zusammenhange zugleich mit der wachsenden Kraft des Schülers auch immer tiefer erforscht und erfaßt werden, und der Lehrer selbst muß in Erkenntniß, Gesinnung und Leben ein Christ seyn. Denn nur das, was ihn selbst lebenskräftig bewegt, kann auch auf die Schüler lebenskräftig überwirken.

Was wir aber so von dem Verhältniß des christlichen Elementes zur Realschule gesagt haben, das gilt eben so entschieden auch von der Stellung der gelehrten Schule. Gewiß werden die meisten unserer Leser die Ueberzeugung mit uns theilen, daß der klassische Unterricht, zumal in der Läuterung, welche er durch die jüngst bestandenen Kämpfe gewonnen hat, eine so vielseitige und dennoch so intensive Bildungskraft enthält, wie sie, außer dem eben bezeichneten Religionsunterricht, gar kein anderer Unterrichtsgegenstand gewähren kann, daß auf ihn deßwegen fortwährend die geistige Bildung des Volkes zum größten Theile gegründet werden muß, und daß in ihm eines der Palladien wahrer geistiger Freiheit zu suchen ist. Aber man hat, neben andern Anklagen, diesem Unterrichte von Zeit zu Zeit auch den Vorwurf gemacht, daß er ein unchristlicher sey, indem er gar zu leicht zu einer Apotheose blos menschlicher Größe, zu einem Cultus des Genius führe, dadurch von Gott und einem glaubig demüthigen Leben in Gott abwende und zu eitler Selbstbespiegelung verleite. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit dieß wahr war und etwa noch ist. Es kommt wohl, wie überall, vorzüglich auf die Gesinnung an, mit welcher die klassischen Studien getrieben wurden, und wenn und so weit die Anklage wahr ist, trifft sie gewiß nicht sowohl die klassischen Studien selbst, als die Art und Weise ihrer Auffassung. Wir behaupten vielmehr, daß der klassische Unterricht einem glaubigen Christenthum nicht nur nicht entgegensteht, sondern vielmehr als einer der edelsten und kräftigsten Bundesgenossen desselben zu betrachten ist, sobald er sich bewußt wird, daß auch er seine wahren Lebenskräfte, seine Richtung und Bedeutung aus der christlichen Wahrheit zu erhalten, und dafür selbst hinwiederum in den Dienst des großen Herrn seiner Gemeine zu treten hat.

Körpern haſte, und alſo durch Waaren verſchleppt werde, iſt auch von den eifrigſten Contagioniſten längſt aufgegeben. Was iſt nun aber dieſer die Cholera erzeugende Stoff, dieſes Miasma, wie entſteht es und wie ſind ſeine Wanderungen zu erklären? Hier gelangen wir in die dunkelſte Region unſeres Gegenſtandes, und hier ſchwärmt auch im Finſtern eine Schaar der ſonderbarſten Hypotheſen gleich ſeltſam geſtalteten Fledermäuſen umher. Man hatte die Erfahrung gemacht, die freilich ſpäter manche Ausnahme erleiden mußte, daß die Cholera ſich längs der Flußgebiete verzweige und am Waſſer ſtehende Wohnungen derſelben mehr ausgeſetzt ſeyen, und man ſuchte daher die Entwicklungsſtelle des Miasmas theils in den Flüſſen, theils in ihrer Umgegend. Im Jahr 1832 ſuchte man ſich die Entſtehung der Seuche durch die häufigen Ueberſchwemmungen der Jahre 1829, 1830 und 1831 zu erklären, in Folge welcher in den Flußthälern eine ungewöhnliche Menge von Sumpfmiasma entwickelt worden ſey, das dann in Verbindung mit der ſeit Jahren vorherrſchenden gaſtriſch-nervöſen Krankheits-Conſtitution die Cholera erzeugt habe. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſe ſogenannte Krankheits-Conſtitution, d. h. die ſeit bald zwei Jahrzehnten beſtehende große Verbreitung der unter dem Namen Schleimfieber oder gaſtriſche Nervenfieber bekannten bösartigen Fieber mit Darmgeſchwüren und die Neigung anderer Krankheiten, ſich mit dieſen Fiebern zu compliciren, eine Prädiſpoſition für die Cholera begründet habe; allein wenn das durch die Ueberſchwemmungen erzeugte Sumpfmiasma die Krankheit hervorgebracht hätte, ſo hätten die ſo trockenen Jahrgänge 1834 und 1835 ihrer Verbreitung Einhalt thun müſſen, während ſie im Gegentheil im Jahr 1836 wieder eine ungeheure Ausdehnung gewann. Man ging nun vom Naſſen zum Trocknen über, die Erde ſelbſt ſollte erkrankt ſeyn, und dieſe Krankheit ſich nach unbekannten Geſetzen an ihrer Oberfläche verbreiten, überall, wo ein Theil des Erdkörpers erkranke, ſoll ſich das Choleramiasma aus ihm entwickeln, und dies nannte man die telluriſche Anſicht. Solche, denen ein ſelbſtſtändiges Erkranken des Erdkörpers nicht annehmbar ſchien, ſuchten den Grund deſſelben in einer eigenthümlichen Störung ſeiner Verhältniſſe zu den andern großen Weltkörpern, und dies nannte man die kosmiſche oder ſideriſche Anſicht. Ueberſeine Beobachter wollten an verſchiedenen Orten vor dem Ausbruch der Cholera Schaaren mikroſkopiſch-kleiner Inſekten

Man hat vor wenigen Jahren einmal in einer öffentlichen Verſammlung von Philologen das Wort gehört: „die Philologen ſeyen geborne Rationaliſten.“ Nein, ſagen wir, der ächte Philolog muß nicht nur durch ſeinen verantwortungsvollen Beruf: an den Seelen der Jugend zu arbeiten, ſondern ſchon durch ſeine Studien ſelbſt zu der Erkenntniß und zu einem gläubigen Erfaſſen des in Chriſto, als dem Sohne Gottes, geoffenbarten Heiles mit innerlicher Nothwendigkeit hingetrieben werden. Die klaſſiſche Welt, darf man ſagen, hatte die hohe Beſtimmung, zu zeigen, was der Menſchengeiſt für ſich ſelbſt und allein zu leiſten vermöge. Unter allem, was die eigene Kraft des Menſchen hervorzubringen vermag, haben die Griechen und Römer, von Gott mit den herrlichſten Gaben ausgerüſtet, auch das Höchſte und Herrlichſte erreicht. Aber wenn es nun ihre weitere Beſtimmung war, zu zeigen, daß durch dieſe, wenn auch noch ſo herrlichen Schöpfungen, eben weil ſie blos Schöpfungen des ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchengeiſtes ſind, das höchſte Ziel der Wahrheit nicht erreicht, das unabweisliche Bedürfniß des Herzens nach Verſöhnung und Friede mit Gott nicht geſtillt werden konnte, wenn deßwegen durch die ganze klaſſiſche Welt ein ſo tiefes ungeſtilltes Sehnen und Ringen darnach ſich hinzieht, und gerade in ihren edelſten Geiſtern am ſtärkſten hervortritt, ſo muß es ja den Freund und Forſcher jener klaſſiſchen Welt, welcher in der Vertiefung in ſie gerade auch dieſes — dem ungeübten Sinne freilich nicht erkennbare — Suchen und Sehnen um ſo mehr durchfühlen muß, dieſen, ſage ich, muß es nur um ſo nothwendiger und entſchiedener zu der Urquelle ſelbſt hindrängen, welche uns jetzt in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit ſich erſchloſſen hat. Oder wie wollten wir es vor den hohen edlen Geſtalten jener Zeit, die wir unſerer nach Idealen ſtrebenden Jugend als Muſterbilder zu lebenskräftiger Anſchauung vorzuhalten haben, wie wollten wir es vor dieſen verantworten, wenn wir unſere Jünglinge zuſehen ließen, wie jene Heroen mit der ganzen Kraft eines reichen Geiſtes, mit dem ganzen Ernſte der tiefſten Forſchung, mit der ganzen Innigkeit frommer Gemüther vergebens in das Heiligthum ſelbſt einzudringen verſucht haben, während wir dieſelben Jünglinge, die Zöglinge chriſtlicher Weisheit, in den Vorhöfen ſtehen ließen?

Nein, gerade durch dieſe Baſirung auf die poſitive chriſtliche Wahrheit erhalten die klaſſiſchen Studien für ſo manche in ihnen noch unbeantwortete Fragen eben erſt ihre rechte Löſung, für all die Lücken, die ſie nicht ſelbſt auszufüllen vermochten, ihre Ergänzung, für ſo manche Dunkelheiten ihr Licht, und für die noch vorhandenen ſittlichen Bedenken das Correktiv heiligender Wahrheit.

Und dies auch unſerer Jugend in vollem Maße zu bieten, gebietet uns die Pflicht gegen uns ſelbſt, gegen das uns anvertraute nachwachſende Geſchlecht und gegen das Vaterland.

F. W. K.

Die Unionsverſuche

ſeit der

Reformation bis auf unſere Zeit.

Videmus quoque, tunicam Salvatoris inconsutilem extitisse; Vestem autem Ecclesiae versicolorem.

Baco de Verulam de dign. et augm. scient. IX. 1, 2.

Haben die Unionsverſuche zwiſchen den verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen ſeit der Reformation für die heutige Zeit ein lebendiges Intereſſe und hat die Idee derſelben für uns einen praktiſchen Werth? Dieſe Frage drängt ſich uns auf, wenn wir auf die religiös-kirchliche Bewegung unſerer Tage, namentlich im deutſchen Vaterlande, einen prüfenden Blick werfen. Beim erſten Blicke nun könnte man verſucht ſeyn, die ganze Frage als nicht zeitgemäß und überflüſſig von der Hand zu weiſen. Welches Intereſſe (ich ſpreche nicht von den Theologen) könnte die Rückerinnerung an eine lange Kette zwar oft und immer von Neuem wiederholter, aber größtentheils fruchtloſer Verſuche darbieten, deren ganzes Reſultat eben darin zu beſtehen ſcheint, daß ſie nie hätten unternommen werden ſollen? Dann aber auch, welches Unionsprojekt könnte heute noch aufgeſtellt werden, das nicht irgend ſchon einmal zur Sprache gebracht und verſucht worden wäre? Und überdies iſt es in neueſter Zeit bei verſchiedenen Gelegenheiten, von proteſtantiſcher Seite wenigſtens, mit aller Entſchiedenheit ausgeſprochen worden, daß eine Union mit der katholiſchen Kirche für den Proteſtantismus einen Widerſpruch

enthalte. Was aber die Union innerhalb der evangelischen Kirchen in den verflossenen dreißig Jahren, seit sie gestiftet ist, Großes und Wesentliches erzielt habe, wird zu den schwierigsten Problemen der hier so tief aufgeregten Gegenwart gerechnet.

Aber eben darum und bei einiger genauern Beobachtung der Zeitrichtungen ergibt sich bald, daß die Unionsideen dem Sinne, wie dem Namen nach doch nicht so als antiquirt zu betrachten, daß sie im Gegentheil als geheime oder öffentliche Motive und Hebel der großen kirchlichen Bewegungen der Gegenwart ihre Wirkung äußern, sich in bestimmten Formen zu realisiren streben und deßhalb immer noch als eine Macht in den Gemüthern anzuerkennen sind. Daß hierbei die rechte Klarheit über Ziel und Weg der eingeschlagenen Richtung, über das wahre Verhältniß der hierbei sich berührenden oder durchkreuzenden Sphären noch vermißt wird, geben wir gerne zu, und bekennen, daß wir die Absicht und den Wunsch hegen, zur Aufklärung und richtigen Würdigung dieser wichtigen Frage durch eine Vergleichung heutiger mit ältern Zuständen einiges beizutragen. Was nämlich den Ueberblick zur Orientirung für das Verständniß unserer Zeit so sehr erschwert, das ist, daß diese Zeit gewissermaßen die Auferstehung der meisten und verschiedensten Tendenzen, Ideen, Prinzipien längst vergangner Jahrhunderte feiert, indem sie zur gleichen Zeit mit einer ganz neuen, und vielleicht sehr originellen Zukunft schwanger geht und ihre Wehen empfindet. Gewiß hängt diese verwirrte Vielheit durch irgend ein, wenn noch geheimes, doch starkes Band zusammen; für die Erscheinung aber bildet es ein Labyrinth von Widersprüchen, von Gegensätzen, welche nur darauf ausgehen sich gegenseitig, wo nicht aufzuheben, doch zu entkräften. Daher ist es so schwer, irgend einem allgemeinen objektiven Prinzipe eine allgemeine Geltung zu verschaffen, oder auch nur den Glauben an ein solches lebendig zu erhalten; die Maximen der Meisten sind exclusiver als jemals. Sie fassen fast immer nur eine Seite, eine oder einige Beziehungen der Sache ins Auge und läugnen das Ganze, weil ihnen gerade die Beziehung, die Phase entgeht, nach welcher die Sache sich unserem Auge zuwendet. Es ist dies auch der Fall in Absicht der Union und die von ihr vorausgesetzten Begriffe von Religion, von Christenthum und Kirche. So lange man

daher ſich über das Weſen, ſo wie über die Art und Grade der Union nicht ins Klare geſetzt hat, wird man aus den verſchiedenen Geſichtspunkten bald das Ganze, bald die eine oder die andere Seite der wichtigen Frage mißkennen, und eben daher auch die Geſchichte der darauf bezüglichen Entwürfe und Verſuche, die dabei waltenden Prinzipien, die mithandelnden Perſonen und ihre Motive einſeitig und unrichtig beurtheilen. Daß wir in der Geſchichte dieſer merkwürdigen Verhandlungen ſelbſt und der darüber vorhandenen reichen Literatur jene Klarheit über das Weſen und die Arten der Union ſehr ſelten antreffen, darf uns nicht eben wundern. Nicht nach theoretiſchen ſpekulativen Prinzipien, nicht nach logiſchen Begriffen und Eintheilungen, nicht nach Methoden, mit einem Worte, handeln und ſtreben die Völker und Menſchen in der Geſchichte. Das vorhandene Bedürfniß, die Noth der allgemeinen Verhältniſſe, ein gewiſſer hiſtoriſcher Inſtinkt, der Wille der Mächtigen, vor Allem aber der Stand der Civiliſation, der theologiſchen und allgemeinen Bildung ſind es, welche im Vereine jedesmal eine ſo oder ſo beſtimmte Wirkung hervorbrachten und ſelbſt die größten Geiſter jederzeit beherrſchten. In der Hinſicht ſind ſchon die verſchiedenen Namen für unſern Gegenſtand charakteriſtiſch, wie z. B. während des 17ten Jahrhunderts der vorherrſchende Gebrauch von: Kirchenfriede, pax ecclesiæ. die beſtimmte Vorſtellung ausdrückt, welche ſpäterhin immer mehr in den Hintergrund rückte, die nämlich: daß die Trennung der Kirchen nur ein Familienzwiſt, mithin auch die Reformation und der Proteſtantismus nur proviſoriſch, mithin eine weder dem Begriffe noch der That nach abgeſchloſſene werthhiſtoriſche Thatſache — mit einem Wort als etwas Nothwendiges und Gutes zu betrachten ſey. Die Einheit, der Friede, wurde als ein ſchlechthin Gutes vorausgeſetzt, die Trennung und der Streit dagegen als ein Schlechtes, durch den Frieden, d. h. durch die Union Aufzuhebendes. Selbſt ein Leibnitz, welcher uns das 17te Jahrhundert in ſeinem Glanz und in ſeiner Univerſalität im Uebergange zum 18ten Jahrhundert repräſentirt, er, welcher aus der Union, erſt der Proteſtanten mit den Katholiken, dann der Proteſtanten unter einander, eine der erſten Lebensaufgaben gemacht hatte, er hat die Union ihrem Weſen und Prinzipe nach hin doch eigentlich

nirgends vor das Forum des philosophischen Denkens gezogen, sondern sie fast nur praktisch und nach dem Wechsel der Umstände und Personen, kurz sie mehr als Staatsmann denn als Philosoph behandelt, wie wir im Verfolge es näher kennen lernen werden. Doch findet sich bei ihm wenigstens ein Versuch zur äußerlichen Eintheilung und Orientirung über Union. Er nimmt nämlich drei Grade derselben an, von denen zwar der höchste die beiden früheren in sich einschließe, diese aber von jenem unabhängig seyen. Diese drei Stufen nennt er: bürgerliche Union, kirchliche und Glaubensunion (unio civilis, ecclesiastica et fidei). Der erste Grad ist rein bürgerlicher Natur und betrifft die allgemeine Duldung der Kirchen untereinander, wie sie in Deutschland durch den westphälischen Frieden sanctionirt wurde. Der zweite Grad ist die kirchliche Duldung, welche darin besteht, daß keine Kirche die andere ihres Glaubens wegen verdammt, ohne daß sie im Glauben selbst sich vereinigen. Die Vereinigung im Glauben, und die Verschmelzung der getrennten Kirchen in Eine, wäre der dritte Grad.[1] Wir sehen bald, daß über das eigentliche Wesen der Sache hiemit wenig gewonnen ist, da die beiden sogenannten ersten Grade der Union noch gar keine eigentliche Union, sondern die von ihr noch ganz unabhängige bürgerliche und kirchliche Toleranz begreift, welche in jene Zeiten freilich ohne eine wahre Kirchenunion unmöglich schien, und es größtentheils auch war. Somit kommt man immer wieder auf letztere nothwendig zurück, über deren innere Nothwendigkeit und Methode der Philosoph uns im Stiche läßt. Dieses überließ er den Theologen.

In der That finden wir einen interessanten Versuch zur innern Bestimmung des Wesens der Union bei einem Theologen und Zeitgenossen Leibnitzens, mit welchem dieser selbst Briefe wechselte. Es war dies der Professor der Theologie und Kanzler an der Universität Tübingen, Christoph Matthias Pfaff, welcher sich in dem, beim zweiten Jubiläum der Reformation 1717 unter den Protestanten erwachten Unionseifer zum Vorkämpfer machte. Nach so vielen bis dahin schon aufgeworfenen

---

[1] Leibnitz, eine Biographie von G. E. Guhrauer, II. 165.

Projekten und bei der darüber angeſchwollenen Literatur[1] war es ein ſehr fühlbares Bedürfniß, ſich auf dieſem Felde einigermaßen zu orientiren. Pfaff nun theilte alle hierher gehörigen und möglichen Unionsentwürfe in drei Gruppen, für welche er eigene Kunſtausdrücke erfand, welche ſpäter angenommen wurden. Auch Pfaff alſo nimmt drei Arten der Union an, aber der Union im engern Sinne, und nennt dieſe: unio absorptiva — temperativa — conservativa; d. h. (wir bedienen uns hier der Worte G. J. Plancks[2]) „entweder muß die eine Religionspartei der andern völlig nachgeben, indem ſie allen ihren eigenthümlichen Meinungen und Einrichtungen entſagt und die Meinungen und Einrichtungen der andern wieder zu den ihrigen macht; oder beide müſſen ſich durch wechſelſeitiges Nachgeben einander nähern, indem jede von ihrem Eigenthümlichen ſo viel nachläßt, und von dem Eigenthümlichen der andern ſo viel annimmt, daß ſie zuletzt in einem Punkte zuſammen treffen; oder endlich ſie müſſen ſich darüber einverſtehen, daß jede der andern ihr Eigenthümliches laſſen, aber kein weiteres Hinderniß des Friedens und der ſonſtigen Glaubensgemeinſchaft mehr darin ſehen wolle.“ Indem Planck ganz auf dieſe Eintheilung eingeht, weiß er durch Gründe der Reflexion und am Faden ſeiner weitgreifenden kirchenhiſtoriſchen Kenntniſſe das Mißliche und Schwierige jeder der drei Arten nachzuweiſen. Indeſſen ſind faſt alle ſeine Einwürfe aus dem Geſichtspunkte der Ausführbarkeit hergeleitet: nach einem höhern umfaſſenden Prinzipe zur Löſung der Unionsfrage überhaupt ſucht man in Plancks ſonſt ſehr verſtändigen und gut gemeinten, nur überall zu breiten und weitſchweifigen Raiſonnements vergeblich. Statt die Eintheilung Pfaffs kritiſch durchzugehen, ſie alſo auf dieſe Weiſe, wenn auch indirekt zu adoptiren, hätte ſich der Theolog des 19ten Jahrhunderts vor allen Dingen ſagen ſollen, daß der Zwiſchenraum von beinahe einem Jahrhundert (und welch einem Jahrhundert!) auf unſerem Gebiete

---

[1] Schon im Jahre 1723 kam ein „Catalogus der Unionsſchriften,“ blos die proteſtantiſche Union betreffend, heraus, der 24 Seiten in 4. füllt, ſ. G. J. Planck, über die Trennung und Wiedervereinigung u. ſ. w. Tübingen 1803. S. 219.

[2] In der angeführten Schrift S. 74.

eine totale Veränderung hervorgerufen habe, auf welche Pfaffs Kategorien sich überhaupt nicht mehr anwenden ließen. Diese Kategorien sind nur in dem Falle brauchbar, wenn man sich die Größen, auf welche sie angewendet werden sollen, als constante, fertige, ein für allemal abgeschlossene denkt; nicht aber, wenn wir auf beiden Seiten oder wenigstens auf einer der beiden Seiten, oder in mehreren der sie bedingenden Sphären eine lebendige Entwicklung wahrnehmen und anerkennen. Dadurch werden neue Kategorien bedingt, wie denn z. B., um dies hier zu anticipiren, die neuere Zeit für die evangelischen Kirchen den Begriff einer reformatorischen Union hingestellt. Sonst geben wir zu, daß uns die von Pfaff eingeführten Kunstnamen zur Orientirung in den älteren Zeiten sehr brauchbar werden, nur daß man auch da mit den einzelnen Kategorien nicht überall schlechthin auskommt, sondern zur Combination der einzelnen seine Zuflucht nehmen muß, woraus sich denn eine ziemlich längere Reihe herausstellen würde. Es war ein nützlicher Fingerzeig für den künftigen Geschichtschreiber der Unionsversuche, der indeß nicht einmal die rechte Würdigung und Anwendung gefunden hat.

Wenden wir uns zu den vorhandenen Geschichtswerken über unsern Gegenstand, so finden wir, was die Prinzipienfrage betrifft, sehr wenig Befriedigung.[1] Lange hatten nur die Theologen diesem Gegenstande ihre Studien zugewendet, und auch diese fingen es im Zusammenhange erst ziemlich spät an, und was mehr ist, anfangs nur aus einem praktischen Interesse. So

[1] Eine Probe von der roben Art, womit noch im 19ten Jahrhundert unser Thema behandelt wurde, gibt die im Uebrigen an literarischen Nachweisungen reiche Abhandlung: „Die Vereinigung oder vielmehr das beste Religions-Annaherungsmittel für alle christlichen Confessionen, empfohlen von dem Dellmetscher der neutestamentlichen Bibel Ch. F. Preiß, Stettin und Leipzig 1811. Hier sind 1) alle christlichen Sekten vom 1sten bis 19ten Jahrhundert; 2) alle Einigungsversuche seit Luther bis zum Verfasser, nicht weniger als 65 aufgezählt (wobei jedoch dadurch eins zuviel herauskam, daß Spinola und der Bischof von Tina als zwei verschiedene Personen genommen werden), und endlich 3) 39 Einigungsmittel nach Art eines Recepts, welchen der Verfasser zum vierzigsten sein Religions-Annäherungsmittel, die Verbreitung der Bibel anreiht, nachdem er unter 4) in der nämlichen Weise die Unmöglichkeit einer vollkommenen Religionsvereinigung dargethan zu haben glaubt.

forderte der reformirte Prediger von Alpen[1] im Anfange des 19ten Jahrhunderts zu einer Geſchichte der bis dahin gemachten Vereinigungsverſuche auf, denn es wäre „lehrreich, nöthig und wichtig, geſchichtlich zu unterſuchen, warum dieſe edlen Verſuche ſcheiterten, und was man zu vermeiden habe, wenn ſolche Bemühungen nicht mißlingen ſollten." Man ſieht leicht, daß eine jede in praktiſchem Intereſſe abgefaßte Geſchichte den Stempel der Partei und Confeſſion, vielleicht noch anderer Intereſſen des Geſchichtſchreibers annehmen wird, wogegen die höheren Forderungen der Philoſophie und Kritik und ſelbſt der gewöhnlichen hiſtoriſchen Unparteilichkeit zurückſtehen werden. Dies iſt das Urtheil, welches wir über das Werk eines gelehrten franzöſiſchen Prieſters aus der Napoleoniſchen Zeit fällen müſſen, dem man übrigens das Verdienſt zuſprechen muß, das erſte vollſtändigere Werk der Art geliefert zu haben. Tabaraud's Buch[2] iſt gegen die in jener Zeit aufgeworfenen Unionsentwürfe auf Koſten der katholiſchen Kirche gerichtet, ſein Werk iſt daher eben ſo ſehr polemiſch, als ireniſch, und ſeine ireniſchen Tendenzen geben zuletzt auf nichts anderes aus, als den Proteſtanten die Rückkehr in die katholiſche Kirche vorzuzeichnen. Alſo eine unio absorptiva der Proteſtanten mit den Katholiken; irgend eine andere kann er von ſeinem Standpunkte aus nicht gelten laſſen. Dieſer Standpunkt iſt weder ein philoſophiſcher, noch ein kritiſch-hiſtoriſcher, ſondern der ſtreng dogmatiſche ſeiner Kirche. Daß er ſich zu den Grundſätzen der gallikaniſchen Kirche bekennt, und den Ultramontanismus als ein weſentliches Hinderniß der Union mit den Proteſtanten beurtheilt, ändert im Weſentlichen nichts. Dieſer ſein excluſiver Standpunkt könnte ſeinen Beruf zum Geſchichtſchreiber der Unionsverſuche überhaupt in Frage ſtellen. Wenigſtens hat man Urſache im Einzelnen, wo der Sieg ſeiner Sache ins Spiel kommt, bei ihm auf der Hut zu ſeyn. Selten erhält man bei ihm einen reinen objectiven Eindruck der Sache, weil er meiſtens ſeine Reflexionen hineinmiſcht. Das Werk iſt

---

[1] Patriotiſcher Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religionen. 1800. S. 58, bei Hering, Geſchichte der kirchlichen Unionsverſuche, II, 432.

[2] Histoire critique des projets formés depuis trois cents ans pour la réunion des communions chrétiennes, par Tabaraud, ancien prêtre de l'Oratoire. Paris 1825.

sonst sehr lehrreich und lesbar, und der Standpunkt des Verfassers verleiht ihm Einheit und Leben.

Eine Geschichte der Unionsversuche aus einem höhern und freiern Gesichtspunkte ließ sich von einem protestantischen Schriftsteller, und zwar in Deutschland, der Wiege und dem Hauptschauplatze der Reformation, erwarten. Als eine solche gibt sich die erst in neuester Zeit erschienene „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit," von C. W. Hering, Superintendenten zu Großenhayn (Leipzig 1836 — 38, 2 Bände). Doch wie viel fehlt diesem Werke, um die vorhandene Lücke in unserer historischen Literatur auch nur von einer Seite vollkommen auszufüllen! Nicht weniger in der That, als jede wahre philosophische und historische Basis. Statt seinen Standpunkt in der Idee der christlichen Kirche und Religion überhaupt, mithin in der Kirchengeschichte vor der Reformation zu nehmen, um die Berechtigung der Union nach den Begriffen, die er sich davon gebildet, in der Vergangenheit nachzuweisen, beginnt der Verfasser mit einem Fragment aus der Reformationsgeschichte, als einer Einleitung. Ob Union, und was Union seyn soll? dies sich und dem Leser deutlich zu machen, unterläßt er ganz, und benützt nicht einmal die schon vorhandenen Fingerzeige zu einer solchen Entwicklung oder kennt sie gar nicht, wie namentlich die lange vorher von Marheineke über diese Frage gelieferte neue und ideenreiche Abhandlung in Briefen an Planck, von der bald näher die Rede seyn wird. So läßt er sich durchgehends von seinem individuellen rationalistisch-theologischen Standpunkte die Dinge vorführen, und verfällt dadurch nicht selten in eine ganz unhistorische Einseitigkeit und Parteilichkeit. Hatte schon Pfaff jene besprochenen drei Arten der Union, die absorptive, temperative und conservative unterschieden und in der Geschichte nachgewiesen, so hat sich unser Historiker, ohne auf jene Gliederung Rücksicht zu nehmen, aus der ihm eigenthümlichen Gesinnung für die eine dieser drei Arten der Union, nämlich die temperative, entschieden, welche ihm allein die wahre Union ist. „Sobald wir darüber einverstanden sind, heißt es bei ihm (I. 119), daß als eigentliche Versuche einer Vereinigung der getrennten Kirchen nur diejenigen gelten können, wo man einen neuen Reformweg eingeschlagen, wo man also

in der Luft bemerkt haben, eine Art von malaria animata, und ſtatt der unermeßlichen Weltkörper wurde dieſen winzigen Thierchen die Schuld der Erzeugung der Seuche aufgebürdet; man könnte dieſe Anſicht die animaliſche oder die infuſoriſche nennen. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieſe zum Theil ſpaßhaft klingenden Hypotheſen alle verlaſſen ſind, und daß man bei der einfachen Annahme einer progreſſiven, nach unbekannten Geſetzen ſich fortpflanzenden Luftverderbniß ſtehen geblieben iſt. Eine Analogie hiefür findet ſich in der Verbreitungsart des unter dem Namen der Grippe in den letzten Jahren allgemein bekannt gewordenen epidemiſchen Catarrhs, nur daß dieſer ſich durch die reißende Schnelligkeit ſeiner Verbreitung auszeichnet. Leider iſt es aber bis jetzt den Bemühungen der analytiſchen Chemie und der Phyſik nicht gelungen, nachzuweiſen, in was dieſe Veränderung der Miſchung oder der phyſikaliſchen Verhältniſſe der Atmoſphäre beſtehe, kein Wunder! haben ja bis jetzt die Chemiker auch in der den Sinnen fühlbar verdorbenen Luft eines mit Kranken vollgepfropften Hoſpitals oder eines überfüllten Theaters dieſelbe normale Miſchung von Sauerſtoff, Stickſtoff und kohlenſaurem Gas gefunden, wie in der 18,000 Fuß hoch über der Erde im Aëroſtat aufgefaßten Luft! Meteorologiſche Verhältniſſe, der Stand des Barometers, Thermometers, Hygrometers, der Zuſtand der Luft-Elektricität, die Winde haben nach Vergleichung der zahlreich angeſtellten Beobachtungen keinen Einfluß auf den Stand der Krankheit, und glaubte man auch von Zeit zu Zeit ein Geſetz aufgefunden zu haben, ſo wurde es durch neuere Erfahrungen immer bald wieder umgeſtoßen. Eben ſo wenig kümmert ſich die Cholera um klimatiſche Verhältniſſe, Rußland und Oſtindien, Norwegen und Sicilien boten ihren Keimen einen gleich fruchtbaren Boden, indeſſen ſcheint ſie tiefere Lagen und Flußthäler vorzugsweiſe zu lieben, und ſich im Sommer wenigſtens raſcher zu verbreiten, als im Winter.

Es wären nun zunächſt die Erfahrungen anzugeben, die man über die zur Aufnahme des Choleraagens, welchen Urſprungs es auch ſeyn möge, geneigt machenden Momente gemacht hat. Vor allem ſind als prädisponirend zu nennen: Störungen in der Verdauung, Neigung zu Durchfällen, Störungen in den Funktionen der Leber, daher Säufer, bei welchen die Leber ſo häufig leidet, vorzugsweiſe befallen werden, alle depotenzirende Einflüſſe, Ermattung,

einen Mittelweg zu finden und zu betreten ſuchte, auf welchem beide Parteien ſich zuſammen fänden, und dann vereint nach einem Ziele vorwärts ſchritten" u. ſ. w. Von dieſem Standpunkte aus geſtaltete er nicht nur ſeinen Stoff, ſondern vertheilte auch Lob und Tadel. Ueberall werden diejenigen gerühmt, welche ſich zu einer ſolchen Temperatur des Glaubens und der Meinungen geneigt finden, als die Mäßigen, die Friedlichen, die Andern aber, welche ein ſolches Verfahren gegen ihr Gewiſſen halten, mit dem ſchärfſten Beinamen belegt. Gewiß ſind Mäßigung, Milde, Friedensliebe, am rechten Orte angewandt, chriſtliche Tugenden. Allein dieſe Gemüthstugenden, welche oft nur aus dem Temperamente fließen, bei der Geſchichte der heiligſten und wichtigſten Angelegenheiten gewiſſermaßen zur Subſtanz zu erheben, während ſie in Wahrheit nur ein Accidenz ſind, und die Sache allein zur Norm ihrer Anwendung genommen werden muß, iſt doch wohl, mindeſtens geſagt, unhiſtoriſch. Darüber ſind wir eins, daß es gerechte und heilige Kriege, und dagegen ſchimpflichen Frieden geben kann. Man kann ja ſogar, wie die Erfahrung lehrt, vor lauter Mäßigung und Friedensliebe intolerant bis zur Verfolgung werden: intolerant nämlich gegen die unveräußerlichen Rechte der Individualität und Gewiſſensfreiheit. Dies hängt endlich mit einem Grundirrthume zuſammen, in welchem der Verfaſſer von Anfang bis zu Ende befangen iſt, und der ihm ſein Thema von vorne herein verſchoben hat. Er verwechſelt nämlich die beiden, zwar verwandten, doch wieder ſehr unterſchiedenen, Begriffe: Union und Katholicität. Es ſchwebt ihm das Ideal einer Kirche und eines Chriſtenthums vor, welches als die wahre allgemeine Kirche die beſtehenden, auf eigenthümlichen ſymboliſchen Schriften und Verfaſſungen ruhenden Kirchen aufheben und Katholiken und Proteſtanten in einer neuen Kirche vereinigen wird, etwa nach den Grundſätzen von Röhr und ihm Gleichgeſinnten (II. 464). Mit dieſer Selbſttäuſchung tritt der Verfaſſer unvermerkt von dem hiſtoriſchen Boden, von dem Boden der Wirklichkeit ab. Es heißt die Tiefe des religiöſen Gemüths und die unzähligen Schattirungen und Stufen zwiſchen Glauben und Nichtglauben ſchlecht kennen, um an ein Ideal einer allgemeinen Kirche im Sinne des Rationalismus zu glauben. Ich nenne es eine Selbſttäuſchung; denn

denken wir uns diejenige Kirche, welche dem Verfasser die wahre katholische seyn wird, durch Millionen Christen unter Protestanten und Katholiken ins Leben gerufen — wir werden dann nur neben den vorhandenen Kirchen eine neue haben, es wird noch länger Katholiken, Protestanten u. s. w. geben, und die Aufgabe, welche der Verfasser gelöst zu haben meint, beginnt von neuem und immer von neuem ins Unendliche fort. Man wird nämlich neue Unionsversuche anstellen, und zwar, wenn der Verfasser sich consequent bleibt, nicht absorptive, welche auf den Untergang der übrigen Kirchen berechnet sind, noch auch conservative, in welchen jede Kirche ihr Eigenthümliches behält, sondern wieder nur temperative, wo die bestehenden Kirchen in einem Mittelwege zusammentreffen u. s. w. und wo natürlich die Kirche des Verfassers auf das Prädikat der katholischen Verzicht leistet. In einen solchen Zirkel, in solche Widersprüche mußte der Verfasser verfallen aus Mangel an bestimmten klaren Prinzipien und Begriffen der Union. — Aber auch auf die Form seines Werkes hat dieser Mangel sehr nachtheiligen Einfluß geäußert. Indem der Verfasser sich in den engen Kreis der Arbeiten der Theologen und der bloßen literarischen und urkundlichen Materialien und Hülfsmittel einschließt, dagegen die Geschichte im Großen und Ganzen, wie im Einzelnen, besonders aber die Geschichte der Philosophie und höheren Kultur vernachlässigt, fehlen ihm die eigentlichen Mittelglieder zu einer anschaulichen historischen Entwicklung. Endlich muß man auch keine strengeren Ansprüche historischer, wie literarischer Forschung und Kritik an unsern Verfasser machen; zuweilen zeigt er bei ganz bekannten Dingen eine leicht zu berichtigende Unkenntniß, und so soll uns dieser Versuch als eine fleißige, obschon gar nicht vollständige äußere Zusammenstellung von Aktenstücken und Auszügen aus zum Theil seltenen Büchern hier dankbar genannt seyn, aber auch nicht mehr. Sind wir vielleicht in unserem Urtheil zu streng oder halten wir uns für den Werth des Werkes vielleicht zu lange dabei auf, so sey es, um anzudeuten, daß hier noch eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen ist, was für unsere Zeit von besonders wohlthätiger Wirkung seyn könnte.

Wir wissen nicht, ob ein Denker in der gegenwärtigen Zeit über Wesen, Begriff und Prinzipien der Union sich öffentlich

ausgeſprochen hat, ſo häufig auch aus praktiſchem Geſichtspunkte hierüber verhandelt worden iſt und noch verhandelt wird. Was der große franzöſiſche Staatsmann und Denker, der Miniſter Guizot vor mehreren Jahren über dieſes Thema in der Revue des deux mondes hingeworfen hat,[1] iſt wenig erheblich, da ſein kurzer Aufſatz nicht frei von dem Tageskampfe der politiſchen Parteien ſich hielt, und wie man ſich erinnert, nur dazu diente, die Pariſer Preſſe einige Tage zu beſchäftigen und ein paar Gegenſchriften von Theologen hervorzurufen. Man hält Guizot Indifferentismus in Bezug auf Kirchenthum vor, dies iſt aber nur nach der dogmatiſch-kirchlichen Seite wahr. Denn in ſeinen übrigen Schriften, namentlich in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der europäiſchen Civiliſation, weiſt er, obſchon Proteſtant, der katholiſchen Kirche in ihren Inſtitutionen einen ſehr hohen, wenn auch gleichzeitig relativen und bedingten Werth an. Wie Guizot, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, den politiſchen Traditionen ſeines Landes gemäß, das Intereſſe der katholiſchen Kirche und ihre Miſſionen, ſelbſt gegen den Proteſtantismus, welcher an England ſich lehnt, beſchützt, iſt bekannt.

Hier ſey es uns nun geſtattet, auf die oben im Vorbeigehen erwähnten Briefe Marheineke's an Planck[2] einen Blick zurückzuwerfen, da ſie vor den übrigen Schriften des berühmten Theologen und Philoſophen faſt in den Hintergrund gerückt ſind. Hervorgerufen wurden ſie durch Plancks Schrift: „Worte des Friedens an die katholiſche Kirche" u. ſ. w. (1809), wo Letzterer, wiewohl aus Geſinnungen des reinſten Wohlwollens, gegen die Union mit den Katholiken überhaupt, und insbeſondere gegen die erwähnten, dem franzöſiſchen Kaiſer mit Zudringlichkeit von mehreren Seiten nahegebrachten Unionsprojekte ſich ausſpricht. Marheineke iſt wie Planck vollkommen gegen dieſe Projekte, blos die Ausführung und Erörterung der Gründe bei Planck iſt ihm ungenügend. Dieſe will er ergänzen und ihm ſowohl wie den

[1] Ich citire aus der Erinnerung, da mir das Buch nicht zur Hand iſt.

[2] „Ueber das wahre Verhältniß des Katholicismus und Proteſtantismus und die projektirte Kirchenvereinigung. Nathanaels Briefe an Hrn. Conſiſtorialrath Planck zu Göttingen." In den von Daub und Kreuzer herausgegebenen Studien. Bd. V. Heidelberg 1809. Dieſe Briefe ſind das Jahr darauf unter dem wahren Namen des Verfaſſers beſonders erſchienen.

künftigen Geſchichtſchreibern der Unionsverſuche die wiſſenſchaftliche philoſophiſche Baſis geben. Er theilt mit Planck und andern unbefangenen Proteſtanten der Neuzeit die Anerkennung für die katholiſche Kirche, wie er denn in derſelben Zeit ſeine bekannte Symbolik der katholiſchen Kirche bearbeitete und herausgab, welche als Werk eines proteſtantiſchen Theologen wegen ihrer Unparteilichkeit die Bewunderung aller Parteien erregte. Ihn leitete, außer dem rein wiſſenſchaftlichen Intereſſe, das ireniſche Motiv, die richtige Kenntniß des Katholicismus unter den Proteſtanten zu verbreiten, „wiewohl es auf der andern Seite unter den Katholiken mit der Erkenntniß des Proteſtantismus ebenſo und wo möglich noch ſchlimmer wäre.“ Dennoch, oder vielmehr eben deßhalb erklärt er ſich gegen die Union. Seine Prinzipien tragen aber noch das Gepräge der damaligen Naturphiloſophie. Schelling hatte in der Weltgeſchichte eine Seite des Abſoluten erſchaut und ausgeſprochen, und damit, wie in der Naturwiſſenſchaft, ſo auch in der Geſchichte und Philoſophie der Geſchichte ein allgemeineres tieferes Intereſſe erregt und eine neue Bahn gebrochen. In Bezug auf das katholiſche Mittelalter ward gleichzeitig auch von andern Seiten, namentlich durch die romantiſche Schule und Poeſie dieſer Umſchwung vorbereitet. Bei dem proteſtantiſchen Theologen trat nun das Problem ein, dieſe hiſtoriſche Anerkennung mit ſeinem confeſſionellen Standpunkte zu vereinigen. Unſer Theolog löst dieſe Frage, indem er das Schema der Identität polariſcher Gegenſätze in der Einheit der Idee auf das Thema von der Kirche anwendet, und kommt zu dem Reſultat, daß die Union mit den Katholiken unausführbar, was mehr iſt, überflüſſig ſey — weil dieſe Union, d. h. vielmehr die durch die Union zu bewirkende Einheit ja ſchon vorhanden ſey, nämlich in der Idee der allgemeinen Kirche, gegen welche Katholicismus und Proteſtantismus die einander ergänzenden relativen Glieder bedeuten. „Um das wahre äußere Verhältniß des Katholicismus und Proteſtantismus zu erkennen,“ drückt er ſich aus, „muß man durchaus, ſich erhebend über die beiden Gegenſätze, wie ſie vor uns ſtehen, und hinauf ſteigend ſelbſt über die hiſtoriſche Erſcheinung beider zu demjenigen, was beiden ideel in der Hiſtorie zu Grunde liegt, ſich zuvor auf einen Standpunkt geſtellt haben, von wo ihr inneres Verhältniß

einleuchtet, und man ihr beiderſeitiges Leben aus dem gemeinſamen Quell einer höheren Einheit ausfließen ſieht. — Alle erſcheinende Einheit, fährt der Verfaſſer fort, kann nur die Einheit und Erſcheinung zweier Gegenſätze ſeyn: als wahrhaft lebendig ſich darſtellend in der Welt kann die Einheit nur die Vereinigung zweier Getrennter ſeyn, die eine innere und nothwendige Beziehung auf einander haben, und ohne jemals ganz und vollkommen Eins zu werden, doch wiederum nicht wahrhaft getrennt und ſich entgegengeſetzt ſeyn könnten, wären ſie nicht innerlich Eins... So wie die Einheit in ihren Gegenſätzen ſich ausbreitet, ſo ſtrebt die Trennung zugleich ewig zurück in die Einheit, aus der ſie erwachſen iſt, gleichwie der magnetiſche Gegenſatz zweier ſich entgegengeſetzter Pole ſich auflöst in eine höhere Einheit... Wie im Verhältniß der Geſchlechter, ſo im Haß und der Liebe, in denen ſich das Leben bewegt und bewährt... Auf einem tieferen Grunde ruhet alſo, was von einer innern und ewigen Einheit des Katholicismus und Proteſtantismus zu ſagen iſt, und wie möchten auch die, welche, wenn gleich noch ſo verkehrt, ewig ſprechen von einer möglichen Vereinigung, ſo ganz Unrecht haben, da dieſes Verhältniß, welches ſie freilich erſt ſuchen, aber nicht ſehen, längſt vorhanden iſt, und zwar nicht in der Vereinigung, ſondern in etwas ungleich Höherem, nämlich in der Einheit, ſchon wirklich beſtehet. Aber was für eine Einheit iſt dieſes gegen die verkehrte Vereinigung, welche ſie wollen? Eine Einheit, die ſich nur in der Trennung beweiſet, als ſo lange lebendig, als die Gegenſätze ſcharf und getrennt einander gegenüber ſtehen... Die nothwendige Erſcheinung des Chriſtenthums tritt daher weder im einſeitigen Beſtehen des Katholicismus, noch in dem einſeitigen Beſtehen des Proteſtantismus hervor, ſondern in dem gleichmäßigen Beſtehen und dem Gegenſatze beider." Um dieſen Gegenſatz, wie es nun weiter heißt, noch etwas mehr ins Große und ins Einzelne zu verfolgen, geht der Verfaſſer in die allgemeine Kirchengeſchichte vor der Reformation zurück, und dieſe Erörterungen ſind für unſern Zweck um ſo lehrreicher und wichtiger, als wir, wenn auch von andern Prämiſſen ausgehend, in dem Punkte mit dem Verfaſſer völlig übereintreffen, daß in der endlichen Trennung und Freiwerdung einer evange-

lischen Kirche aus der mittelalterlich katholischen die, so zu sagen prästabilirte Nothwendigkeit einer bestimmten Entwicklung liegt, was auch die Ansicht über die Unionsfrage wesentlich bedingt. Marheineke also faßt jenen Gegensatz als im Wesen aller Religion begründet, ja sogar in der vorchristlichen Welt sieht er an dem Auftauchen dieses Gegensatzes den Wiederschein eines ewigen Christenthums. Schon Friedrich Schlegel hatte in der heiligen Geschichte der Religion des Heidenthums auf diese Anlage zu der Trennung in Gegensätzen bei den Griechen hingewiesen. Noch mehr, dieser Gegensatz reiche mit seiner Wurzel „psychisch und religiös" in die Tiefen der Entwicklung des Menschen und der Menschheit. Wie der Verstand, die besonnene Erkenntniß, die Ruhe, Tiefe und Anstrengung des Denkens sich zur lebendigen Regsamkeit der Phantasie und schwärmerischen Empfindsamkeit verhalten, so auch der Protestantismus und Katholicismus zu einander, und gleich wie wiederum in höherer Einheit die Vernunft sich verhält einerseits zum Verstand und andererseits zur Einbildungskraft, also die Frömmigkeit und Religion selbst zum Protestantismus und Katholicismus. — Der strenge Gegensatz poetischer und spekulativer, phantastischer und kritischer Naturen herrsche durch das ganze Reich geistiger Organisation und Bildung, hie und da im Uebergewicht der Einen und im Extrem, dort wieder in sanfteren Mischungen und Annäherungen ausgedrückt. Im Protestantismus stelle sich diesem gemäß der Geist mehr dar in der Doktrin, in der Tiefe der Erkenntniß, im Uebersinnlichen selbst, im Katholicismus mehr in der Handlung des Lebens, in der Breite und Ausgedehntheit, im Sichtbaren und Sinnlichen. Dem Protestantismus sey die ernstere Wissenschaft verliehen, dem Katholicismus die heitere Kunst u. s. w. Der Verfasser ergeht sich noch länger in der Verfolgung dieser Gegensätze bis zu dem Verhältniß der Geschlechter, wo er findet, daß die Weiber mehr zum weichern Katholicismus, die Männer mehr zum determinirten Protestantismus hinneigen.[1]

[1] Der Verfasser hat sich in dieser Anschauungsweise so befestigt, daß er, obschon im Allgemeinen gegen alle Unien, zuletzt gar mit dem Vorschlage hervorkommt, den er zwar selbst den bizarren beizählt, für den aber doch „sich wahrhaftig etwas sagen läßt (S. 255): nämlich die

Vermöge dieſer Nothwendigkeit der Gegenſätze müſſen ſie ſich denn endlich in der Kirchengeſchichte vor der Reformation deutlich nachweiſen laſſen. Es ergibt ſich ſo die Idee einer Geſchichte des Proteſtantismus innerhalb der katholiſchen Kirche, philoſophiſch aufgefaßt, nicht blos dogmatiſch, wie etwa ſolche bereits zur Zeit der Reformation Joh. Matth. Flacius in ſeinem bekannten Catalogus testium veritatis verſuchte. Daß aber die ſichtbare Kirche des Katholicismus, im Gegenſatze zum Proteſtantismus, die erſte Form des Chriſtenthums geweſen, ſagt Marheineke, war nothwendig, wenn das Chriſtenthum zeitig erſcheinen ſollte. Denn obgleich dieſe nicht entſtehen konnte ohne ihren Gegenſatz, ſo konnte die Kirche mit dem Proteſtantismus nicht anfangen und früher da ſeyn als Kirche, ohne ſich ſelbſt wieder aufzuheben oder einen innern Widerſpruch zu ſetzen. Aber nichtsdeſtoweniger falle die Erſcheinung des Proteſtantismus (in der Form von Schisma und Häreſis) mit dem Katholicismus in einen Moment, wie ſchon der Name des letzteren andeute, ein Name, der ebenſo ſehr antithetiſchen, als thetiſchen Urſprungs ſey. (Valesius in adnot. ad Eusebium lib. 7. pag. 146.)[1] Katholiſch war identiſch, wenigſtens ſynonym mit orthodox. Mit der Orthodoxie war nun nothwendig die Heterodoxie gegeben. Beim erſten Schritt zu einer katholiſchen Kirche war gleich die Spaltung über den wahren Sinn der Kirche da. Jede einzelne Controverſe konnte der Mittelpunkt einer Partei, d. h. einer Kirche werden, die ſich zu einem eigenen Kirchenthum conſtituirte, entweder ſich ſelbſt abſondernd, oder von der Kirche ausgeſchloſſen, oder Beides zu gleicher Zeit und gegenſeitig, wie ſchon in den erſten Jahrhunderten geſchah, zuweilen ganzen Parteien, die durch große Frömmigkeit ſich

---

Vereinigung könne nicht leichter und inniger bewirkt werden, als wenn — alle Weiber katholiſch und alle Männer proteſtantiſch würden." Dies wird näher ausgeführt. Der Verfaſſer hat nur dabei außer Acht gelaſſen, daß auf dieſe Weiſe mit der Zeit die katholiſche Kirche keine Geiſtlichen mehr haben würde — weil alle Männer proteſtantiſch würden. Die weitern Conſequenzen kann Jedermann ziehen.

[1] — ut vera et genuina Christi ecclesia ab adulterinis haereticorum coetibus distingueretur, catholicae cognomen soli Orthodoxorum ecclesiae attributum est.

am meiſten auszeichneten. Die katholiſche Partei, ihren Namen durch die That zu bewähren bemüht, als die durch die größte Zahl der Bekenner, durch beſtimmten Cultus ſcharf markirte Rechtgläubigkeit hervorragend, unterdrückte die kleineren Sekten. Aus der Natur eines katholiſchen Kirchenvereins, ſpäterhin mit Hülfe des Staates geltend gemacht, floß der Grundſatz, daß die Ketzerei, als das abſcheulichſte Verbrechen, ein Verbrechen gegen Gott, entweder zurückzuführen oder auszurotten ſey. Daher wurde der Proteſtantismus zwar immer ſo fort vernichtet, zieht ſich jedoch immer wieder von Neuem in mannigfachen Wiederholungen und Geſtalten durch die Geſchichte der katholiſchen Kirche. Es ſind nicht immer beſtimmte, abgerundete, großartige Sekten, wie die Gnoſtiker, wie beſonders die Montaniſten, deren Prinzip die katholiſche Kirche im Fundamente zu erſchüttern drohte, und deren Frömmigkeit und rigoriſtiſche Strenge ſelbſt einen Tertullian zu ihr hinüberzog; oder die berühmte Sekte des Mani, welcher Auguſtinus anfangs anhing, deren Spuren trotz aller Verfolgung noch im zwölften Jahrhunderte neu erwachten; ſondern in der orthodoxen Kirche ſelbſt entwickelte ſich ein Proteſtantismus, in dem der Geiſt über die Form den Sieg davontrug. „Könnte man auch," ruft der Verfaſſer aus, „den Proteſtantismus für eine ſo rein äußerliche, willkürlich blos gemachte Form des chriſtlichen Glaubens halten, um der Vorzeit die Fähigkeit und die Neigung zu einer Glaubensart abzuſprechen, zu welcher ſich nach der Reformation ſo viele Tauſende bekannten?" Vom Momente der Entſtehung der katholiſchen Kirche an gehe ein gewaltiges Ringen und Streben nach dieſem Ziele durch die Geſchichte. Marheineke erinnert an Jovinianus im vierten Jahrhundert, einen römiſchen Mönch, von einer ſo durchaus proteſtantiſchen Anſicht des katholiſchen Cultus geleitet, daß er 390 auf Betrieb des Ambroſius verdammt wurde; an Vigilantius im Anfange des fünften Jahrhunderts, der nichts Geringeres als eine durchgängige Erſchütterung des ganzen großen Gebäudes verſuchte. Wenn in der nächſten Folgezeit allerdings mit dem höhern Geiſtesleben in der Religion und Kirche, wie in der literariſchen Cultur, zugleich jener proteſtantiſche Geiſt ſich zurückzieht, ſo erſteht derſelbe mit verjüngter Kraft durch das Wiederaufleben der Cultur im Zeitalter Karls

des Großen und unter der Anführung dieſes großen Mannes. Dieſer Punkt hätte wohl noch eine beſondere und noch nähere Ausführung verdient, als Marheineke darauf verwandte, da wir heute bei einer genauern Kenntniß dieſes großartigen Zeitalters für den ſpäteren Umſchwung der Geiſter in Deutſchland auch in Kirche und Religion hier anknüpfen müſſen. Dieſer Geiſt erwacht in eben derſelben Zeit, in welcher durch die Annahme der römiſchen Kaiſerkrone das früher zerriſſene Band zwiſchen Germanenthum und Römerthum wieder angeknüpft wird. Es genügt an die berühmten Capitularien Karls des Großen zur Hebung des kirchlich-religiöſen Lebens und Geiſtes, und namentlich an die zu Frankfurt gehaltene Synode zu erinnern, welche ſich gegen den orientaliſchen Gebrauch des Bilderdienſtes erklärte. Auf dieſe Synode hat ſich auch Leibnitz in ſeinem Briefwechſel mit Boſſuet ſo gern berufen; und was das in jüngſter Zeit durch Pertz herausgegebene große deutſche Geſchichtswerk Leibnitzens über das Mittelalter (Annales imperii occidentalis Brunsvicensis) für die allgemeine Cultur und Kirchengeſchichte intereſſant macht, iſt das durchgängige Beſtreben, den Kampf des katholiſchen mit dem proteſtantiſchen Elemente in der Ausbildung der Dogmen und Meinungen darzulegen. Ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller unſerer Tage[1] macht die treffende Bemerkung, daß die deutſche Kirche, recht eigentlich eine Kolonie von Rom, im Laufe der Zeit die immer entſchiedenere Neigung an den Tag legte, einen Freiheitskrieg gegen Rom zu eröffnen und ſich unabhängig zu machen, während Frankreich und Spanien, welche ſich Rom gegenüber mit Stolz einer apoſtoliſchen Gründung rühmten und mit deſſen Biſchöfen, namentlich in Frankreich, die Päpſte die lebhafteſten Kämpfe zu führen hatten, nach allen Stürmen der Reformation im Großen und Weſentlichen das Band mit dem Mittelpunkt der römiſchen Kirche bewahrten. Nachdem Marheineke in raſchen Schritten die Regungen des Proteſtantismus im ſpäteren Mittelalter, wie ſie ſich bald in Form von geheimer Verbrüderung, bald von Myſtik kund geben, durchſchritten, bis ſie in der Mitte des

[1] Ampère in ſeiner Histoire littéraire de la France avant le XII. siècle.

14ten Jahrhunderts der Reformation durch Luther in immer helleren Punkten voranleuchten, folgert er aus Luthers Idee, welche er die Idee der deutschen Nation selber nennt, die innere und äußere Rechtmäßigkeit der Reformation und der Bildung einer protestantischen Kirche. An der Rechtmäßigkeit einer gänzlichen Absonderung von der katholischen Kirche könne Niemand zweifeln, der den Gang des Protestantismus durch die katholische Kirche verfolgt, wie sie ihn niemals als ihr angehörend betrachtet, bei jeder Gelegenheit verworfen und unterdrückt, und ihn eben damit nur deste stärker gezwungen habe, endlich ein eigenes, von ihr abgesondertes und selbstständiges Leben anzunehmen. Und das sey der Grund, warum eine Union mit der katholischen Kirche einen Widerspruch enthalte, für alle Zeiten aufzugeben und auch niemals gelungen sey. Setze man auch eine solche hypothetische Union, so würde die Arbeit des Mittelalters doch nur von Neuem beginnen. „Soll noch einmal," fragt der Verfasser, „was dazumal nothwendig war, um eine historisch innere Trennung auch äußerlich zu vollenden, jetzt von Neuem beginnen, um eine Trennung zurück in Einheit aufzulösen? Kann auch ein Kind, mit Schmerzen geboren und nun herangewachsen zur Manneskraft und Stärke, zurückgehen in seiner Mutter Leib? Der Wille der Gottheit ist erfüllt mit dem einmaligen Jahrhunderte langen Kampf... Erst im friedlichen Nebeneinanderbestehen Beider kann das wahre Verhältniß entstehen und jede Ueberwiegenheit ausgeglichen und gesänftigt werden..." (S. 224.).

So weit dieser scharfsinnige und beredte Schriftsteller. Er hat durch den von ihm genommenen Gang unstreitig alle seine Vorgänger übertroffen und zuerst die Frage der Union aus dem blos praktischen und empirischen Gebiete auf den Boden der Wissenschaft gezogen. Wenn die früheren Schriftsteller, aber auch die meisten späteren, bei der Unionsfrage die zu unirenden Kirchen gewissermaßen zerlegen, um zu versuchen, wie sich aus den einzelnen Theilen ein neues Ganze zusammensetzen lasse, also ganz mechanisch verfahren, so faßt Marheineke das Problem organisch und aus dem Ganzen und erklärt sich deßhalb unter andern auch gegen Planck, wenn dieser partielle Vereinigungen als vorbereitend vorschlagen möchte. Während die übrigen

Faſten (in Delhi herrſchte die Krankheit während des Ramazzans und ergriff viel mehr Mahomedaner als Hindus), vorausgegangene Krankheiten, beſonders Wechſelfieber und gaſtriſch-nervöſe Fieber, Furcht vor der Krankheit, Aufenthalt in dumpfen, überfüllten Wohnungen und Genuß ärmlicher, vorzugsweiſe vegetabiliſcher, beſonders kalter, ungekochter Nahrung. Das ſo gelinde Auftreten der Cholera in London möchte wohl der kräftigen Nahrungsweiſe des engliſchen Volks, wo auch der Aermſte der Fleiſchnahrung nicht entbehrt, zuzuſchreiben ſeyn, während die Hindus mit ihrem Reis, die Sicilianer mit ihren Waſſermelonen, die Irländer mit ihren Kartoffeln wie die Fliegen weggerafft wurden, ja die Verſchonung des ſüdweſtlichen Deutſchlands wollen einige den hier immer rauchenden Suppentöpfen zuſchreiben, während die niedern Volksklaſſen in Norddeutſchland, den ſlaviſchen Ländern und noch mehr im Süden Europas wenigſtens Abends und Morgens nur an kalte Speiſen gewöhnt ſind, wobei im Norden der Branntwein ſtatt der Suppe das erwärmende Prinzip bildet. Aus dieſen prädisponirenden Momenten geht hervor, welche Stände der Cholera hauptſächlich unterworfen ſeyn müſſen, wiewohl ein ſo mächtiger epidemiſcher Einfluß natürlich keinen Stand ganz unberührt gelaſſen hat. Schiffer, Hoſpitaliten, Gefangene, Sträflinge, Laſtträger, Taglöhner, Fuhrleute, Dienſtboten litten überall am meiſten. Bemerkenswerth und gegen die Ultra-Contagioniſten beweiſend iſt in allen Berichten, welche die verſchiedenen Stände der Erkrankten angeben, die geringe Anzahl von Medicinalperſonen. In Beziehung auf den prädisponirenden Einfluß des Lebensalters ergibt ſich aus der Vergleichung einer großen Anzahl von Sterbeliſten, daß das Alter von 30—65 Jahren und darüber der Krankheit am meiſten unterworfen iſt, vom dreißigſten Jahr aufwärts der Kindheit zu nimmt die Anlage ab und iſt am geringſten in den erſten Lebensjahren. Das Geſchlecht bietet in Beziehung auf größere oder geringere Anlage zur Krankheit nach der Mehrzahl der Sterbetabellen keine Verſchiedenheit dar. Schwangerſchaft ſchützt vor der Cholera nicht, eben ſo wenig hat ſich die von Einigen angeblich beobachtete Schutzkraft der Krätze, der Syphilis und anderer chroniſcher Krankheiten erwieſen. Zu dieſen prädisponirenden Momenten muß aber nur in den meiſten Fällen, um die Krankheit hervorzubringen, ein den Ausbruch zunächſt veranlaſſendes occaſionelles Moment hinzutreten. Gewiß iſt

Schriftſteller und Henotiker bei ihrem Geſchäft ſich faſt nur in Motiven herumbewegen, welche außer dem Weſen der Religion und Kirche liegen, Motiven der Politik, der Nationalität, des Patriotismus oder auch der Humanität überhaupt, ſo geht Marheineke von vorne herein in den Mittelpunkt der Frage ein, auf die Natur von Religion und Kirche, ein Gang, welchen wir, was die wiſſenſchaftliche Betrachtung und die Kritik der gemachten Unionsverſuche betrifft, im Allgemeinen für den einzig richtigen und wahren halten.

Bei aller dieſer dem Verfaſſer ſchuldigen Anerkennung können wir indeß immer nicht ſagen, daß er ſein Problem gelöst habe; der eigenthümliche philoſophiſche Standpunkt, über welchen er ſelbſt ſpäter weit hinausging, hatte ihn daran gehindert, was uns hier mit einigen Bemerkungen anzudeuten geſtattet ſey. Das Mangelhafte liegt vor Allem an der ſimpeln und abſtrakten Anwendung des Identitätsbegriffs, als Einheit zweier polariſcher Gegenſätze, wie in der organiſchen Natur Männliches und Weibliches u. ſ. w. auf die großartigſten welthiſtoriſchen Erſcheinungen, auf Kirche und Religion, Chriſtenthum und Union. Das Raiſonnement iſt mehr blendend als wahr, künſtlich und zuweilen im Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Es iſt vor allem der Widerſpruch, in welchen die philoſophiſche Reflexion mit dem dogmatiſchen Gewiſſen des Theologen tritt. Während der Philoſoph zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus keinen innern Widerſpruch, ſondern nur einen relativen Gegenſatz ſetzt, vermöge deſſen unter ihnen eine gleiche Dignität ſtattfinde, und kein Theil den andern verdrängen oder überleben, eben ſo wenig aber ſie zuſammen eine äußere Einheit bilden ſollen; — ſo bricht doch nur allzu oft das Gefühl und Bewußtſeyn des ſchneidendſten Unterſchiedes, ja Widerſpruches und damit des abſoluten Vorzugs des Proteſtantismus vor dem Katholicismus durch, als daß Jemand etwa unſern Verfaſſer des Indifferentismus beſchuldigen könnte. Je weiter er ſeine Theſis in der Geſchichte durchführt, deſto mehr wird er dem Thema des polariſchen Gegenſatzes untreu; denn was beide von einander trennt, iſt ihm zuletzt doch nichts anderes als der Begriff der Wahrheit, der wahren Religion. Der Proteſtantismus im Katholicismus während des Mittelalters, das ſind ihm „die unverkennbaren

Spuren, in denen die Lehre Jesu und der Apostel sich selbst in dieser Zeit nebenher noch immer mehr oder weniger rein und unverdorben erhalten hat; — es ist der Anblick der ganzen Succession jener Heroen, in denen der Geist des Evangeliums lebte, und das Wesen des Christenthums in hellern Fulgurationen aufstrahlte, bei denen sich bewährte, was Christus von der unsichtbaren Kirche verhieß, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten; und man werde finden, daß auch in dieser dunklen Zeit, wie einst zu der Zeit des Elias, der Herr sich 7000 übrig behalten, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeuget." (S. 215.) Dies Beispiel von den 7000 übrig gebliebenen Gottesverehrern in Israel hatte nämlich Graf Stollberg in seiner Religionsgeschichte zu Gunsten der alten Kirche, und gegen die Reformation angeführt; deßhalb bemerkt Marheineke gegen ihn, daß die der Kirche verheißene allgemeine Verbreitung, eine solche angenommen, „fürwahr nicht gerade der Kirche, die sich die katholische nannte, sondern der, die, wenn auch mit wenigen Mitgliedern, es wirklich war, oder zu seyn verdiente, nämlich der, bei welcher die echte Lehre und Verfassung des Christenthums sich erhalten hatte, gegeben worden war." Kann man deutlicher seyn? Ein Katholik, welcher liberal oder tolerant genug wäre, auf dem Standpunkte des Verfassers die relativ gleiche Dignität des Protestantismus mit dem Katholicismus einzuräumen, der würde sich bald darauf in dem entschiedensten Verlust sehen und erkennen, daß er unendlich mehr einräumen müßte, nämlich den Anspruch seiner Kirche auf den Besitz der Wahrheit, der vollen Wahrheit. Es würde dem Katholiken nicht schwer werden, die ganze Argumentation zu Gunsten seiner Kirche umzuwenden, und zu schließen, daß seine Kirche, welche über 1500 Jahre den vollständigen Gegensatz in concreter Einheit bewahrt, die Fähigkeit hätte, ihn noch länger zu bewahren, und jedenfalls größern Anspruch auf Vollkommenheit habe, als eine Kirche, welche von selbst auf die Einheit des Gegensatzes Verzicht leiste. In der That rühmt sich die katholische Kirche und hat sich dessen immer gerühmt, daß sie die Religion ganz enthalte, insofern sie nicht blos eine Seite des Menschen, Vernunft oder Phantasie, Lehre oder Cultus, Wissenschaft oder Kunst, das männliche oder weibliche Prinzip u. s. w., sondern die Totalität

des Menſchen und der Menſchheit umfaßt. Andererſeits beſtrebt ſich auch das proteſtantiſche Bewußtſeyn, in neuerer Zeit wenigſtens, ſich als Totalität des menſchlichen Geiſtes und Weſens, zum Beiſpiel auch mit Bezug auf die Kunſt, zu erfaſſen, und er wird ſich ſo lange in der Entwicklung begriffen erkennen, bis er auch die Seite, in welcher der Katholicismus Vorzüge vor ihm hat, nämlich die Verfaſſung und den Cultus, in dem ihm eigenthümlichen Geiſte ausgebildet haben wird. Wenn mithin jedes der beiden einander gegenüber ſtehenden und mit einander kämpfenden Syſteme ſich nicht damit begnügt, die Ergänzung eines relativen Gegenſatzes zu bedeuten, ſondern die Idee der Religion in ihrer Wahrheit und Totalität zu ſeyn, ſo fiele, ſcheint es, die Concluſion Marheineke's von ſelbſt: daß die Union zwiſchen beiden Kirchen überflüſſig, ja unmöglich ſey, deßhalb, weil eine ſolche Union ſchon vorhanden.

Damit verbindet ſich ein anderer Einwurf, welcher namentlich die praktiſche Seite des aufgeſtellten Prinzips berührt. Dieſes Prinzip iſt offenbar zu eng und daher excluſiv. Wie werden wir nach demſelben von der Union der getrennten proteſtantiſchen Kirchen, von den verſchiedenen Sekten abgeſehen, denken? Kann man von dieſer Trennung und Spaltung abſtrahiren? Zu laut ſpricht die Geſchichte von dem Kampfe und den radikalen Gegenſätzen dieſer Kirchen und wir müſſen uns über die vielen unter den Proteſtanten aufgeſtellten Unionsverſuche, welche, ehedem vergeblich, zuletzt ſich realiſirt zu haben ſcheinen, auf Grund eines Prinzips verſtändigen. Daß den beiden Syſtemen, dem Lutherthum und dem Calvinismus, eigenthümliche Totalanſchauungen zu Grunde liegen, welche das Beſondere der Dogmenunterſchiede bedingten, dies zu zeigen, iſt das Beſtreben der jüngſten Dogmatik als Wiſſenſchaft. Wie ſteht es endlich mit dem Verhältniſſe der orientaliſch-griechiſchen Kirche zu der abendländiſchen? Die Geſchichte lehrt, daß zwiſchen dieſer und ſowohl der katholiſchen als proteſtantiſchen Kirche Unionsverſuche ſtattgefunden haben, welche in Bezug auf erſtere nicht ganz erfolglos geblieben ſind. Wer möchte die griechiſche Kirche von der Idee und Wahrheit des Chriſtenthums ausſchließen wollen, dieſe Kirche, welche in den erſten Jahrhunderten

die Mutter der abendländiſchen Kirche hinſichtlich der Fundamentalartikel des Glaubens wurde, aus welchen die Dogmatik als Wiſſenſchaft entſprungen iſt? — Wir könnten dieſe Betrachtungen noch länger verfolgen, aber dieſe werden genügen, darzuthun, daß wir mit dem Prinzipe, welches Marheineke aufgeſtellt, nicht ausreichen, indem auf der einen Seite das philoſophiſche Moment darin als das objektiv allgemeine durch das dogmatiſche zugleich beſchränkt und zum Theil aufgehoben wird, auf der andern Seite aber zu eng iſt, um als Maßſtab für die ganze Breite der Erſcheinungen und Geſtalten der Geſchichte der Unionsverſuche zu dienen. Beides müſſen wir vermeiden. Wir müſſen uns auf einen Punkt ſtellen, wo wir ohne unſerem individuellen dogmatiſchen Bewußtſeyn das Geringſte zu epfern, dabei gegen keine der vorhandenen chriſtlichen Kirchen excluſiv zu ſeyn brauchen. Unſer Prinzip muß für alle und jede mögliche Combination von Kirchen untereinander ausreichen. Dieſes Prinzip kann und ſoll daher nur ein formales ſeyn, wie die Union ſelbſt, als allgemeiner Begriff gefaßt, zunächſt nur ſelbſt als ein formaler ſich darſtellt, deſſen beſtimmter und eigenthümlicher Inhalt ſich nach den zu unirenden oder unirten Elementen beſtimmt. Es verſteht ſich, daß wir uns im Umkreiſe der chriſtlichen Kirchen, mit Abſtraktion aller nicht chriſtlichen Religionen und Kirchen, hier verhalten wollen.

Von Union kann nicht früher die Rede ſeyn, als bis eine, ein- oder vielmalige Spaltung und Bildung von mehreren und mehrfachen Kirchen aus dem Schooße der, ihrer Idee nach, Einen und allgemeinen Kirche gegeben iſt. Die conkrete Vielheit von Kirchen iſt die natürliche und nothwendige Vorausſetzung der Begriffe von Union und der darauf gegründeten Entwürfe und Verſuche. Nicht mit einer Idee und der Zergliederung, ſondern mit dem realen Faktum der, wenn auch in der Idee als Eins gedachten, Vielheit von Sonderkirchen hat es die Union zu thun. Wir brauchen mithin nur dieſes Faktum zu analyſiren. Wie iſt eine und jede der beſonderen chriſtlichen Kirchen hiſtoriſch entſtanden? Welches iſt das formale Prinzip ihrer Geneſis? Offenbar nichts Anderes als die Sonderung von einer beſtehenden älteren mehr oder weniger zahlreichen und mächtigen Kirche, dieſes Wort hier ganz allgemein, von jeder

auf den Glauben an Chriſtus gegründeten Religionsgeſellſchaft genommen. Nicht mit Vereinigung oder Union beſtehender Elemente, ſondern mit Sonderung und Befreiung von einem beſtehenden Körper hat eine jede Kirche begonnen, alſo durch Auflöſung eines alten Bandes und Anknüpfung eines neuen für eine bisher noch nicht dageweſene Religionsgeſellſchaft. Dies gilt bereits von dem apoſtoliſchen Typus einer jeden chriſtlichen Kirche; Chriſtus und die Apoſtel und die erſten Gemeinden, denen ſie verſtanden, traten auf mit einer Sonderung aus den beſtehenden Landesreligionen und Landeskirchen. Es war ein Schisma, eine Separation im beſten Sinne des Worts. Erſt mit dieſer Sonderung und der daran geknüpften Entwicklung eines neuen ſchöpferiſchen Prinzips tritt die chriſtliche Kirche in die Erſcheinung, in die Geſchichte ein. Indem wir Letzteres hervorheben, verkennen wir keineswegs den vorgeſchichtlichen idealen Charakter des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche, wie ſie der Idee nach die ewige Vorausſetzung der irdiſchen Erſcheinung Chriſti iſt, worauf ſchon die Kirchenväter, beſonders Juſtin der Märtyrer (ſein λογος σπερματικος) einen ſo großen Nachdruck legten. Wenn auch wir uns eine Analogie mit Hinblick auf das Naturleben erlauben dürfen, ſo werden wir in dem organiſchen Leben den Prototyp jedes ächten hiſtoriſchen Organismus wiederfinden, nämlich die in der Stufenfolge der Entwickelung immer deutlicher heraustretende Sonderung und Gliederung der Arten und Individuen, das Prinzip ihrer Individualität. Aber nur zu ſehr vergißt jede Kirche, wenn eine neue Sonderung aus ihrem Schooße ſich gebären will, daß ſie ſelbſt hiſteriſch durch Sonderung aus einer frühern Kirche entſtanden war, und ſie verfolgt dieſe Trennung wie ein Verbrechen der Auflehnung, was ſie freilich in ihrem Urſprunge ſelbſt zu erfahren und zu überwinden hatte. Hier iſt aber der Punkt, in welchem wir der herkömmlichen Anſicht der Unionsfreunde, ſelbſt unter den Proteſtanten entgegentreten müſſen, inſofern ſie in der Sonderung ein Schlechtes, ein Uebel ſehen, welches zu überwinden wäre, und zwar vermittelſt einer Union. Ein Proteſtant wenigſtens darf dies nicht thun, wenn er nicht das Prinzip und die Berechtigung ſeiner eigenen Kirche in Frage ſtellen will. Wenn daher der geachtete Biograph J. G. Plancks (Fr. Lücke

Dr. G. J. Planck. Göttingen 1835. S. 60) mit Bezug auf deſſen Schriften über und gegen Union den Satz voranſtellt: „Die Idee der Union liege im Weſen, gleichſam im Gewiſſen der chriſtlichen Kirche, insbeſondere der proteſtantiſchen" — ſo iſt uns dies gar nicht aus der Seele geſprochen. Wir können darin nur eine augenblickliche Verwechslung des proteſtantiſchen mit dem katholiſchen Standpunkt erkennen.[1] Es iſt hier gar nicht unſere Abſicht, aller und jeder Sektirerei und der Zerſplitterung der Kirche in eine Vielheit unabhängig von einander exiſtirender Religionsgeſellſchaften das Wort zu reden. Das aber glauben wir für unſer Problem nicht genug hervorheben zu können, daß es die Religion, daß es religiöſe Motive ſind und waren, welche von jeher die Spaltungen und Sonderungen der Kirchen mit ihren meiſt ſchrecklichen und traurigen Folgen herbeiführten, weil die Religion, ſobald ſie erſt einmal als weltgeſchichtliches Agens im Völkerleben auftritt, unbedingt auftritt, ſich über alles Andere ſtellt, während bei den Unionsverſuchen großentheils ſolche Motive vorherrſchten, welche dem religiöſen Leben fremd, oder nur indirekt zugehörig, wo nicht gar entgegen, mit einem Worte menſchliche Motive und Rückſichten waren. Ein Prinzip alſo, welches zu ſeinem Inhalt die Religion ſelbſt hat (in welchem Maße der Reinheit, Fülle und Erleuchtung, bleibe dahingeſtellt) kann unmöglich durch ſich ſelbſt ein ſchlechtes ſeyn. Bemerken wir gelegentlich, daß in den Ländern, in welchen das Sektenweſen und die öffentliche Religionsübung die meiſte Entwickelung und Freiheit hat, wie

---

[1] Ganz anders ſprach ſich bei einer neulichen Gelegenheit Auguſt Neander aus, ein Theolog, welchem man Liberalität und Humanität bei confeſſionellen und theologiſchen Gegenſätzen nicht abſprechen wird, wenn er „die Reform durch Luther eine ganz neue Schöpfung aus dem chriſtlichen Prinzipe" nennt und hinzuſetzt: „Es mußte daher, wenn dieſe Schöpfung zu Stande kommen und ſich weiter entwickeln ſollte, eine Spaltung hervortreten, da ein Theil der Menſchheit dem alten Standpunkte noch angehörte, für die neue höhere Entwicklung noch nicht reif war. Alle Unionsverſuche mußten daher mißlingen, hätten, wenn ſie gelungen waren, das glorreiche Werk der Reformation nur zerſtören oder in ſeiner Entwicklung nur hemmen können (Antwortſchreiben an Edward H. Dewar. Berlin 1845. S. 20).

England und Nord-Amerika, das kirchlichreligiöſe Leben auch äußerlich, z. B. mit Bezug auf die Sonntagsfeier, in ſeiner meiſten Stärke gefunden wird[illegible], welche wir hier nicht weiter verfolgen, da ſie zu dem zwar nicht minder großen, uns aber nicht direkt berührenden P[illegible]lem von dem Verhältniſſe zwiſchen Staat und Kirche hinüberführen.

Dieſes Sonderungsprinzip indeß würde für ſich allein nicht ausreichen, das geſchichtliche Leben der einzelnen Sonderkirchen, jeder in ſich ſelbſt und unter einander, zu erklären. Man ſieht von hier aus noch keine Nothwendigkeit, wie die Kirchen, aus der Vereinzelung heraustretend, ſey es zu einem Conflikt mit einander, ſey es zu einem Streben nach Union, geführt würden. Hier tritt nun ein zweites wichtiges Moment hinzu, welches die Kirchen in der Gleichgültigkeit der Beſonderheit einer gegen die andere ſtört und jede beſtändig über ſich hinausweist; gewiſſermaßen das Prinzip der Attraktion, entgegengeſetzt dem der Repulſion, welches in der Sonderung als ſolcher liegt. Eine jede Kirche enthält zwei ſich ſcheinbar widerſtreitende Momente: ihrem Entſtehen und Beſtehen liegt die Sonderung zu Grunde; zu gleicher Zeit aber hegt ſie, bei dem Anſpruch, die wahre Kirche Chriſti zu ſeyn, die Tendenz, die allgemeine Kirche zu werden, das Prinzip der Katholicität, zunächſt nur der innern, dann aber auch der äußern. Diejenige Kirche, welche ſich ſelbſt die katholiſche nennt, unterſcheidet ſich von den übrigen hierin nur darin, daß ſie dieſes Prinzip laut und offen bekennt und durch ihre ganze Verfaſſung und Lehre raſtlos es zu realiſiren ſtrebt; aber es verriethe große Oberflächlichkeit, anzunehmen, daß die andern Kirchen, daß namentlich die evangeliſche, auch indem ſie das Verdienſt größerer Toleranz beanſprucht, weniger als die katholiſche die wahrhaft allgemeine apoſtoliſch-katholiſche Kirche ſeyn wolle, alſo diejenige, welche dereinſt allein übrig bleiben werde, wenn ihre Ueberzeugung, als die allein wahre, ſich aller Chriſten bemächtigt haben würde. Es liegt dies in dem unbedingten Weſen und Triebe einer jeden Religion als ſolcher, beſonders in der Epoche, in welcher ſie die Energie hat, eine Kirche zu geſtalten, ſie zu durchdringen und zu beſeelen. Dieſes Bewußtſeyn der Katholicität der evangeliſchen Kirche dringt bei verſchiednen Gelegenheiten zum Vor-

ſchein, beſonders bei Unionsverſuchen.[1] Vermöge dieſer Tendenz der Katholicität, nämlich den Kreis ihrer Gläubigen immer mehr bis zur Totalität der Chriſtenheit, ja der Menſchheit zu erweitern, bringt allerdings eine jede chriſtliche Kirche von Anfang eine Beziehung zur Union mit; aber eine bloße Täuſchung wäre es, wie ſchon oben bei der Kritik des Geſchichtswerks von Hering angedeutet wurde, dieſe beiden Begriffe, bei aller innern Beziehung auf einander, für identiſch zu nehmen. Sie ſind es ſo wenig, daß vielmehr das Eine durch das Andere, nämlich die Union durch die Katholicität einer einzelnen Kirche, realiſirt gedacht, aufgehoben würde. Dagegen lernen wir einſehen, daß die Entwürfe und Verſuche zur Union eben deßhalb zum Vorſchein kommen, weil keine der chriſtlichen Sonderkirchen den Anſpruch auf Katholicität freiwillig aufgeben und ihn einer andern überlaſſen will; natürlich, ſie würde ſich ſelbſt dadurch aufgeben. So ſehen wir in unſern Tagen auf der einen Seite die Deutſch-Katholiken, auf der andern die proteſtantiſchen Lichtfreunde mit dem Anſpruch auftreten, eine Union der Katholiken und Proteſtanten und aller chriſtlichen Kirchen zu bewirken; es iſt von beiden Seiten ausdrücklich ausgeſprochen worden, auf der einen zunächſt zwar mit Beziehung auf die deutſche Kirche und Nationalität, ohne jedoch damit irgend eine Schranke der Katholicität ſetzen zu wollen;[2] auf der andern ohne alle

---

[1] So ſollte nach den Worten in einem Schreiben des Abts Molanus an den Biſchof Urſinus zu Anfange des 18ten Jahrhunderts über die Union der Proteſtanten, aus ſogenannter unterſchiedener evangeliſcher und reformirter Kirche ein ens per aggregationem unum, una nempe sancta catholica et apostolica eademque evangelica simul et reformata ecclesia gemacht werden. (Leibnitz's deutſche Schriften II. 220). So ſpricht ſich ſchon dem Titel nach die im vorigen Jahre erſchienene Schrift aus: „Der evangeliſche Katholicismus, Beitrag zur Begründung der Wahrheit, daß nur die reine Lehre des Evangeliums ſich zu einer allgemeinen Religion und Kirche eigne.“ Aarau 1844.

[2] Zur richtigen und unparteiiſchen Würdigung der deutſch-katholiſch kirchlichen Bewegungen in dem verfloſſenen Jahre iſt es intereſſant zu ſehen, daß bereits fünfzehn Jahre früher, alſo zu einer Zeit, wo die jetzige Geſtaltung der Dinge und ihre mannigfaltigen Veranlaſſungen nicht vorhergeſehen werden konnten, die Idee einer ſogenannten „reinen katholiſchen Kirche“, und zwar als Union von Proteſtanten und Katholiken gefaßt,

vorläufige nationale Beſchränkung.[1] Wer ſieht aber nicht, daß, wenn durch ein neues Religionsprinzip aus Tauſenden oder

---

von einem ungenannten Katholiken ausgeſprochen wurde, in einer Weiſe, welche gar wohl wie eine Verkündigung der heutigen Bewegungen angeſehen werden kann. Hering hat dieſe Stellen aus dem Hesperus v. J. 1828 zu Ende ſeines Werkes (II, 418) aufgenommen. Das Ganze iſt eine Entgegnung auf die Aufforderung des Profeſſors Krug an die „proteſtantiſchen Katholiken" in Deutſchland, offen Proteſtanten „" werden. „Schreiber dieſes gehört ſelbſt zu der bezeichneten Klaſſe von proteſtantiſchen Katholiken, kennt ſo ziemlich die Verhältniſſe und Anſichten dieſer Klaſſe, und kann alſo um ſo unbefangener und unumwundener ſich über den vorliegenden Gegenſtand ausſprechen. Allerdings iſt die Zahl der ſogenannten Katholiken, welche dem Geiſte nach Proteſtanten ſind, ungemein groß; ja man darf ohne Uebertreibung ſagen: in den gebildeten und höhern Bürgerſtänden, unter den Studirenden und dem Militär iſt dieſer proteſtantiſche Geiſt durchgehends mit wenigen Ausnahmen anzutreffen, und unſere ganze Jugend wird ſeinem Einfluſſe um ſo weniger entgehen, je mehr die Preſſe ungehindert wirkt, unſere erſten und beſten nationalen Claſſiker in tauſendfältigen Abdrücken und den wohlfeilſten Ausgaben allenthalben cirkuliren und faſt in Jedes Händen ſind. — Der Wunſch des aufgeklärten Katholiken iſt aber auf eine Kirche des reinen Katholicismus, im Sinne eines Kajetan Weiller, gerichtet; er will keinen halben, ſondern ganzen Schritt thun. Er wünſcht eine zweite Reformation nach Luther, und wer von euch heller denkenden Proteſtanten möchte läugnen, daß unſere Zeit eines zweiten Luther jetzt mehr als je bedürfe, welcher alſo reformirte, wie Luther es gethan haben würde, wenn er heut zu Tage lebte? Jenen reinen Katholicismus ahnen aber auch die minder Aufgeklärten unter den Katholiken, und ihm würden ſie ſich wahrſcheinlich ohne Bedenken in die Arme werfen, wenn er ſichtbarer, als bisher, ins Leben träte." Der ungenannte Verfaſſer ſchlagt dann zur Förderung einer ſolchen Union im reinen Katholicismus Folgendes vor: „Männer, welche durch Reinheit und Beſonnenheit des Charakters, Denkglaubigkeit und Aufgeklärtheit in jeder Beziehung, ferner durch Thatkraft und wahren Kosmopolitismus der Welt hinlänglich bekannt ſind, ſie mögen ſich nun Proteſtanten oder Katholiken nennen, ſollten einen Verein bilden, deſſen Zweck wäre, die Stimmen zu ſammeln, welche für eine kirchliche rein katholiſche Gemeinſchaft ſich erklärten und welche ſodann das Reſultat dieſer Stimmenſammlung durch den Druck offenkundig machten. Ein Ausſchuß beſorgte dann die Heraus-

[1] So ſpricht Uhlich in einem von der Magdeburger Zeitung vom 28. Juli 1845 mitgetheilten Schreiben: „Alle ältern Faſſungen des Chriſtenthums haben die Chriſten entweder getrennt oder auseinander gehalten: es iſt wohl endlich Zeit, daß das Evangelium ſeine einigende Kraft bei voller Freiheit an dem Menſchen erweiſe."

selbst Hunderttausenden von Christen aus verschiedenen Kirchen eine neue Kirche sich bildet, welche sich den bestehenden als die jüngste Sonderkirche entgegensetzt, von einer Union dieser ältern Kirchen unter sich nicht mehr die Rede seyn kann. Oder es käme darauf hinaus, daß eine jede Kirche, soweit sie das gemeinsame einigende Band aller ihrer Mitglieder abgibt, die Union derselben wäre, was gar zu parador klingt. Es findet also bei diesen Bestrebungen eine Verwechslung der Begriffe statt. Daß eine jede neue Kirche mit dem Prinzipe der Katholicität auftritt, wie der Deutsch-Katholicismus in unsern Tagen, darin ist sie in ihrem Rechte, aber ohne damit die vorhandenen und ältern Kirchen in dem gleichen Rechte zu schmälern. Sie, welche als Unionsprinzip aller christlichen Kirchen auftreten möchte, sieht sich ja sofort genöthigt, sich als Sonderkirche zu fassen, und unter Kämpfen und Hindernissen, deren Ausgang und Entwickelung sich noch gar nicht absehen läßt. Die Zeiten aber, in welchen eine christliche Kirche, um ihre Katholicität an die Stelle der aller übrigen zu setzen, zu Mitteln der weltlichen Macht griff und unter dem Namen der Union auf den Untergang und das Erlöschen aller übrigen christlichen Kirchen sann, sind, wir wollen es wenigstens hoffen,

---

gabe einer Zeitschrift, deren Zweck dahin ginge, sich über die bestmöglichste Organisirung der Kirche des reinen Katholicismus unter einander zu verständigen. Viel wäre schon gethan, wenn dergleichen einmal im Gange wäre. Es dürfte aber diese Kirche nicht in ihrer äußern Form das allgemein verbindende Prinzip und ihren eigentlichen Charakter erkennen, sondern blos in der Allgemeingültigkeit des wesentlichen Inhalts der reinen Religion und in der offenen Anerkennung dieses Inhalts. Die Organisation der Kirche, das Aeußere, Formelle müßte dem Geschmacke und Gutdünken einer jeden Gemeinde in so weit überlassen werden, als durch dasselbe nicht das Wesen der Religion selbst angegriffen und untergraben würde. Was aber nicht umgangen werden dürfte, ist der Grundsatz, daß jede Kirche, ihrer Natur nach, nur eine republikanische Verfassung verträgt, indem es die höchste Anmaßung wäre, im Geisterreiche an die Stelle des Unsichtbaren, Allwaltenden einen irdischen Monarchen setzen zu wollen" u. s. w. Man kann zwar die Idee einer „deutsch-katholischen" Kirche schon in frühern Jahren, namentlich in der, der Befreiung Deutschlands unmittelbar folgenden Zeit wiederfinden, mit Hinsicht auf eine allgemeine Kirchenvereinigung; allein sie ruht da noch auf Reminiscenzen älterer Zeiten.

dieſe bei keiner andern Epidemie ſo auffallende Thatſache die einzige beruhigende Seite, ich möchte ſagen, der einzige lichte Punkt in der Geſchichte der Cholera. Denn in was beſtehen dieſe Gelegenheitsurſachen, und wie leicht ſind ſie zu vermeiden! Erkältungen und grobe Diätfehler! — Erkältung bringt die Cholera ſelten für ſich allein hervor, mehr, wenn ſie ſich zu vorausgegangenen Diätfehlern geſellt, doch erzeugt Schlafen unter freiem Himmel nach Sonnenuntergang, beſonders auf durchnäßtem Boden, die Krankheit faſt gewiß, überhaupt iſt die Abendluft gefährlich; die bei weitem häufigſten Fälle aber entſtehen durch den Genuß zu fetter, ſaurer, blähender Speiſen in Verbindung mit ſchlechten, den Magen erkältenden Getränken, oder durch Schlemmerei, übermäßigen Genuß ſonſt an ſich nicht ſchädlicher Speiſen und Getränke.

Die Vorkehrungen der Medicinalpolizei gegen die Cholera zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, Maßregeln, welche gegen die Verbreitung des Contagiums, und ſolche, welche gegen die Krankheit ſelbſt gerichtet ſind. Leider hat man beſonders in den erſten Jahren des Erſcheinens der Epidemie in Europa auf die erſtere zu viel Gewicht gelegt, und die evidenteſten Beiſpiele ihrer Nutzloſigkeit und Schädlichkeit haben andere Staaten nicht abgehalten, das mißliche Experiment immer wieder auf's Neue zu verſuchen. Da die Mehrzahl der engliſchen Aerzte in Oſtindien die Krankheit für nicht contagiös erklärten, auch die Meinung des Volks gegen die Contagioſität war, ſo ſah ſich die oſtindiſche Compagnie nicht veranlaßt, Sperrmaßregeln oder andere gegen die Verſchleppung des Contagiums gerichtete Einrichtungen zu treffen, in den andern aſiatiſchen Ländern, die von der Epidemie verheert wurden, war dies ohnehin nicht der Fall. Erſt in Rußland ſiegte die Meinung der Contagioniſten bei der Regierung, die einen energiſchen, aber vergeblichen Kampf mit dem Uebel unternahm. Beim erſten Ausbruch der Seuche wurde das caſanſche Gouvernement völlig geſperrt, der Uebertritt von Menſchen, Vieh und Waaren aus demſelben bei Todesſtrafe verboten. Die Grenzen wurden zuerſt nur durch von zwei zu zwei Werſte aufgeſtellten Pikets von Soldaten und Bauern bewacht. Da ſich indeſſen die Krankheit bald in viele Gouvernements verbreitete, und eine große zuſammenhängende Cordonslinie durch das ungeheure Reich zu ziehen unmöglich war, ſo wurden immer nur einzelne Bezirke und in denſelben einzelne Wohnungen

für immer vorüber. Hätten die einzelnen Kirchen in ihren geistigen Vertretern und Verwaltern von jeher und immer die Reflexionen angestellt, welche wir hier vorführen, und die übrigens bei den Reformstimmen unserer Tage laut genug durchklingen, so würde die Kirchen- und Staatengeschichte wenig oder nichts von Religionskriegen, Unionsversuchen und Toleranzgesetzen zu berichten haben, Ereignissen, womit unter verschiedenen Formen nur Krieg bezeichnet wird, denn auch bei den meisten Unionsversuchen ist unter friedlichen Formen Krieg gemeint, ja wird unter friedlichen Formen Krieg geführt. Das goldne Zeitalter der Unionsversuche, welches sich von der Mitte des 16ten bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts erstreckt, ist zugleich das Jahrhundert der heftigsten theologischen Controversen, des politisch religiösen Fanatismus, wobei die Intoleranz als eine Tugend, ja als ein göttliches Gebot verehrt und geübt wurde. Hierin haben die ersten Jahrhunderte des Protestantismus vor dem Katholicismus nichts voraus. Die Reformatoren waren weit entfernt, die Toleranz, sey es auf dem religiösen oder politischen Gebiete, anzuerkennen. Wenn hauptsächlich durch Voltaire der Name Calvins wegen der Hinrichtung des Antitrinitariers Servet als die personificirte Intoleranz ein Gegenstand des Widerwillens wurde, so bedenke man, daß der „sanfte" Melanchthon diese That gebilligt und den Obrigkeiten förmlich und feierlich das Recht und die Pflicht vindicirt, die Gotteslästerer aus dem Wege zu schaffen. Gotteslästerer aber sind ihm alle Ketzer, welche Dogmen vertheidigen, die mit den symbolischen Schriften streiten![1] Einer der ersten Henotiker neben Melanchthon ist Martin Bucer; dieser will in seinen irenischen Verhandlungen mit dem Cardinal Pighi, daß dieser katholische Theolog und Kirchenfürst so lange als ein Feind des gemeinsamen christlichen Glaubens angesehen werde, als er nicht von dem schrecklichen Satze abginge — daß die ungetauften Kinder selig werden können! In der Ausschließung aller Nichtchristen und Ketzer (falscher Christen) von der Seligkeit sind die protestan-

[1] Melanchth: Consilia, coll. opera Pezelii, II. 224. Inter blasphemos sunt haeretici, qui dogmata contumaciter propugnant cum symbolis pugnantes... Nihil dubito, magistratus debere eos e medio tollere. Vgl. Linde, Staatskirche u. s. w. 1845. S. 46.

tischen Theologen der ersten Jahrhunderte ebenso streng, ja noch viel strenger, als die katholische Kirche, in welcher durch die Unterscheidung von haeretici materiales und formales (obwohl von der Kirche niemals feierlich anerkannt) die Strenge der kirchlichen Theorie bedeutend gemildert wurde. Gewissensfreiheit, für uns die Losung ächter Religion und Civilisation, war den Reformatoren nur ein Gegenstand von Verwünschungen. Beza, welcher in den irenischen Gesprächen seiner Zeit eine so große Rolle spielt, nennt es eine völlig teuflische Lehre, jedem zu gestatten, daß er, „wenn er will, zu Grunde gehe." Dies sey die teuflische Freiheit, welche Polen und Siebenbürgen mit so vielen pestilenzartigen Menschen angefüllt, wie keine andern Länder unter der Sonne sie dulden würden.[1] Von beiden Seiten, unter Protestanten wie Katholiken, hielt man die Unterhaltung und Sicherung der „wahren Religion" für den Endzweck des Staates. Dies führte eine trübe und unheilvolle Mischung weltlicher und geistlicher Mächte herbei, wodurch nicht selten der eine Theil zum Dienste des andern herabgewürdigt und der Zweck als Mittel gebraucht wurde. Der Reform wurde der Begriff der Gegenreform aus rein weltlichem Gesichtspunkte entgegengestellt, das große weltbistorische Mittel und Werkzeug der „Gegenreform" wurde noch im Reformationszeitalter der Jesuitenorden. Lag nun auch die Stiftung einer solchen Gesellschaft ganz außerhalb des Prinzips und Geistes des Protestantismus, so hat doch dieser seine kirchlichen Märtyrer, wie das oft angeführte Beispiel des unglücklichen sächsischen Kanzlers Nicolaus Crell von 1601 zeigt. Und dieser Geist zieht sich, wenn auch in mannigfaltigen Milderungen und Modifikationen, bis hinab in das Zeitalter von Thomasius und Le[illegible] ja, in Frankreich bis in das Greisenalter eines Voltaire. Die Unionsversuche dieses ganzen Zeitraums gehören dieser eigenthümlichen Cultur- und Geschichtsepoche als ein integrirendes Moment an.

Man wird fragen, wie bei dieser Stellung der Kirchen untereinander, so wie als Momente des Staatslebens, die Idee

[1] Linde, Staatskirche u. s. w. S. 24 bis 27. In seiner Schrift: De haereticis civili magistratu puniendis und andern beruft sich Beza auf die Autorität der übrigen Reformatoren. Dem Beza wäre das preußische Landrecht — ein teuflisches Werk.

von Union überhaupt auftauchen und zu einer langen faſt ununterbrochenen Kette von Unionsverſuchen den Anſtoß geben konnte? Wir werden dem Leſer die verſchiedenen Motive im Beſondern in dem hier zu gebenden allgemeinen Ueberblick über die Geſchichte dieſer merkwürdigen Verſuche vorführen und erlauben uns vorher einige allgemeine Betrachtungen. Wir erblickten allerdings in dem Prinzip der Sonderung und des Gegenſatzes das genetiſche Prinzip einer jeden Sonderkirche, welche als ſolche das formale Recht hat, ihre Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit rein zu erhalten, nicht ohne die jeder Kirche inhärirende Tendenz nach Katholicität. Erwägen muß man aber, daß eine ſolche Sonderung nicht auf einmal, nicht mit vollkommen klarem Bewußtſeyn des Ziels erfolgt, und daß z. B. die Geſchichte der Reformation von der erſten Exploſion der Spaltung bis zur völligen Ausbildung und Conſtituirung der Kirche einen ſich durch mancherlei Krümmungen ziehenden langen Weg nimmt. Das erſte Stadium der Reformation kann noch als eine bloße Kriſis erſcheinen. Sie entſteht nicht ganz und auf einmal, ſondern theilweiſe und allmälig. Sie ſteckt noch mit ihrer Wurzel in der alten Kirche; natürlich, Luther und die übrigen Reformatoren waren Katholiken, haben als Katholiken reformirt. So konnte die Trennung damals den Beſten nur als eine vorübergehende, proviſoriſche erſcheinen, geknüpft an die Bedingung, daß die verlangten Reformen bewilligt würden. Es treten alſo Henotiker auf, welche den noch friſchen Riß heilen wollen. Selbſt als die proteſtantiſche Kirche durch innere Conſtitution und äußere Anerkennung ſich als eigenen Körper ausgeſondert hatte, erhält ſich jene Anſicht der erſten Unionsfreunde, wie die lebendige Tradition, freilich immer weniger im Großen, ſondern meiſt bei einzelnen Individuen, darthut. Es entſteht ſo ein wahrer Prinzipienkampf, welcher höher angeſchlagen zu werden verdient, als der Widerſtreit perſönlicher Geſinnungen. Die große Mehrzahl der Theologen hält feſt an dem ſondernden Prinzip, ſie ſind gewiſſermaßen die Conſervativen, die ſymboliſchen Schriften bilden ihre Verfaſſungsurkunde. Ihnen gegenüber ſtehen die unirenden Tendenzen, welche des Vortheils einer ſo feſten Baſis, wie die Gegner, entbehren, in ſich ſelbſt auch von der verſchiedenartigſten, zuweilen entgegengeſetzter Natur ſind. Dieſer

Antagonismus gibt aber den Unionsversuchen, auch von dem Erfolge oder Nichterfolge abgesehen, ein lebendiges historisches Interesse. Die Henotiker haben für uns weit mehr Anziehendes, als die conservativen Theologen, weil sie ihrem Zeitalter in vielen Stücken voran eilen, das moderne Bewußtseyn anticipiren, wie denn diese Versuche meistentheils von wenn nicht immer hervorragenden, doch eigenthümlichen und liebenswürdigen Persönlichkeiten berrühren. Die Elasticität einzelner Geister und Charaktere bietet hier so großen Reiz. Man könnte, ist ein solches Bild erlaubt, das unirende und sondernde Prinzip dem Gegensatze des Weiblichen und Männlichen vergleichen, insofern die sanfteren Charaktere zur Union, die kräftigeren dagegen zur Vertheidigung der Eigenheit geneigter sind. Wir sehen Protestanten mit katholischen oder katholisirenden Gesinnungen, welche sich der Gegenpartei unendlich nähern, ohne jemals zu ihr übergehen zu können, wie Hugo Grotius und Leibnitz. Wir sehen auf der andern Seite Katholiken mit so entschieden freisinnigen, und wenn auch nicht antikatholischen, doch antirömischen Ansichten, daß sie zwischen beiden Parteien gewissermaßen in der Mitte stehen. Es sind darunter namentlich protestantische Convertiten im 17ten Jahrhundert, welche sich an den Unionsversuchen auch vielfach betheiligten, indem sie sich und andern den Uebertritt zur katholischen Kirche durch eine solche Mischung von Protestantismus und Katholicismus, von den Theologen jener Zeit Synkretismus genannt, zu erleichtern streben. Einer der merkwürdigsten derselben in Deuschland nach dem westphälischen Frieden war der bekannte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, der Freund Leibnitzens, welchem er mit Bekehrungsversuchen nach seinem Sinne viel Noth machte. Es war ein gelehrter und merkwürdiger Herr, der sich vorher als Kriegsmann im dreißigjährigen Kriege ausgezeichnet hatte. Seinen Unionseifer legte er an den Tag durch ein 1661 zwischen dem Kapuziner Valeriano Magni und dem Dr. Haberkorn gehaltenes Religionsgespräch, in Folge dessen er zwar katholisch wurde, nachher aber mit seiner irenischen Schrift (an welche er gleichzeitig vor dem Abbé von St. Pierre einen Entwurf zum ewigen Frieden knüpfte[1] unter

[1] Siehe Observations sur le projet d'une paix perpetuelle de Mr. l'Abbé de St. Pierre. Leibnitz opp. V. pag. 56. Merkwürdig, daß nach diesem

dem bezeichnenden Titel: discret-katholiſcher, das ihm in der katholiſchen Kirche Anſtößige mit ſolcher Freiheit und Schärfe angriff, daß er das Buch nicht in den Buchhandel gab, ſondern nur den vertrauten Freunden ſchenkte. Ein ähnlicher Charakter dieſer Art war der ebenfalls noch in Leibnitzens Zeitalter fallende Convertit, der Reußiſche Conſiſtorialrath von Räſewitz, derſelbe, welcher ſich an der Bekehrung des Herzogs Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, gleichzeitig aber auch an den damaligen Unionsverſuchen als Schriftſteller unter dem pſeudonymen Namen Zephyrinus de Pace betheiligte,[1] in Werken jedoch, welche ein ſelbſtgeſchaffenes phantaſtiſches Bild des Katholicismus entwerfen. Ueberhaupt iſt die Geſchichte des Uebertritts ſo vieler hochgeſtellten und berühmten Proteſtanten zur katholiſchen Kirche in dieſem Zeitraum für die Hand in Hand damit gehenden Unionsverſuche charakteriſtiſch. Im Beſondern haben wir den Leſer auf die in neuerer Zeit erſchienenen Werke von Höninghaus und Auguſtin Theiner, ſowie die ihrer Gegner Höck und Soldan zu verweiſen. Betrachten wir die Geſchichte der Unionsverſuche im Großen, ſo können wir allerdings ſagen, daß die beiden Parteien des ſondernden und unirenden Prinzips einander das Gleichgewicht halten, ſchon dadurch, daß ſie ſich gegenſeitig hervorrufen und im Streite nicht ſelten ihre Rollen tauſchen, größtentheils aber auch gegenſeitig ihre Wirkung paralyſiren. Je ſtärker das Kirchenthum, deſto eifriger die Unionsliebe, je ſchwächer jenes, deſto matter letzteres. So betrachtet, ſind die Unionsverſuche, wie man ſie auch ſonſt anſehen möge, wie geſagt, eines der integrirenden Momente des modernen kirchlichen Lebens ſelbſt, und der Wechſelverhältniſſe der getrennten Kirchen, nicht allein zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, ſondern auch zwiſchen Reformirten und Lutheranern. Denn daß eine Analogie des letztern Verhältniſſes in Bezug auf Union mit dem ſo eben im Allgemeinen bezeichneten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken vorhanden iſt,

---

Entwurfe der Gerichtshof der Societät der Souveräne in der Schweiz und zwar zu Luzern ſeyn ſollte.

[1] Hering (II. 398) führt ihn an als pſeudonymen Zephyrinus de Pace, ohne den wahren Namen zu wiſſen, wie es ihm ſpäterhin mit Febronius geht. Vrgl. die vor Kurzem erſchienene intereſſante Schrift: „Dreißig Jahre des Proſelytismus“ u. ſ. w. von W. G. Soldan. Leipzig. 1845. S. 68.

geht aus der Geschichte hervor. Die Unionsversuche sind auch nicht ohne Einfluß und Rückwirkung auf Leben und Literatur in Staat und Kirche geblieben, vorzüglich wichtig aber waren sie für Deutschland. Hier bilden sie zunächst eine Seite in der Reformationsgeschichte selbst, und späterhin, als die beiden Kirchen nach gegenseitiger Feststellung der Symbole und der Verfassung einander partikularistisch entgegenstanden und die Reformation auf beiden Seiten für immer abgeschlossen schien, sind es die Unionsentwürfe und Versuche, welche, wenn auch indirekt, doch deutlich genug beide Seiten an die Möglichkeit einer weiter fortschreitenden Entwicklung gemahnen.

Wenn wir nunmehr nach der hier versuchten Ausführung der allgemeinsten Grundsätze zur Feststellung des Urtheils über Union und Unionsentwürfe überhaupt die wichtigsten und interessantesten historischen Belege an einander reihen wollen, so sprechen wir damit zugleich aus, daß es in unserem Plane so wenig, als in den Gränzen dieses Aufsatzes liegt, irgend eine vollständige Geschichte der seit der Reformation gemachten Unionsversuche zu geben. Wenn wir dabei die Vorgänge im Auslande und im übrigen Europa weniger oder nur insofern berücksichtigen, als sie die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes aufzuklären dienen, so werden wir dies an diesem Orte noch weniger zu rechtfertigen haben.

Die erste Frage, welche der Geschichtschreiber der Unionsversuche sich und seinen Lesern zu beantworten haben wird, ist die, an welchem Punkte sie denn eigentlich und bestimmt hervortreten. Diese Frage hängt ab von der Art, wie man das Verhältniß zwischen Union und Reformation auffaßt. Daß diese beiden von den ersten Anfängen an gewißermäßen Hand in Hand gehen, haben wir nicht nur vorhin im Allgemeinen angedeutet, sondern auch die Geschichte lehrt es. Indessen ist denn doch hier ein wesentlicher Unterschied zu machen, um diese beiden nach verschiedenen Zielen hin sich bewegenden Tendenzen von Union und Reformation nicht zu verwirren und zu verwechseln. Die sogenannten Unionsversuche, welche sich von dem Auftreten Luthers und der übrigen Reformatoren bis zur völligen kirchlichen und staatlichen Absonderung und Constituirung der Protestanten hindurchziehen, also, um einen bestimmten Punkt anzugeben, bis

zum Augsburger Religionsfrieden (1555), haben einen ſpezifiſch verſchiedenen Charakter von den hinter dieſen Zeitpunkt fallenden Unionsverſuchen; ſie gehören weſentlich zur Reformationsgeſchichte ſelbſt, ſie haben weſentlich reformatoriſche Tendenzen, ſelbſt bei den katholiſchen Unionsfreunden, wie Caſſander und Wizelius, Schriftſtellern, welche deßhalb auch den eifrigſten Proteſtanten, beſonders ireniſch geſinnten lange werth und theuer blieben. Man könnte andererſeits die Reformatoren ſelbſt, Luther nicht ausgenommen, dann aber Melanchthon, Bucer und Andere, zu den Irenikern zählen, weil ſie das zwar zerriſſene, aber nicht ganz aufgelöste geiſtige Band und die ſonſtige innere Verwandtſchaft mit Rom lange mit ſich herumtragen. So war Luther in den ſogenannten Adiaphoris beim Cultus u. ſ. w. gar nicht ſchwierig; ſo hat Melanchthon, wie bekannt, in der Nachſchrift zu den ſchmalkaldiſchen Artikeln, in ſeinen vertrauten Briefen, ſich ſtets bereitwillig gezeigt, den Supremat des Papſtes in der Kirche anzuerkennen, und überhaupt klingt noch in den ſymboliſchen Schriften ſelbſt die Ausſicht auf künftige Vereinigung an. Noch viel weiter ging Melanchthon in ſeinen Conceſſionen an die katholiſche Kirche in den an den König von Frankreich Franz I. gerichteten Unionsvorſchlägen für die franzöſiſchen Reformirten, wie ſehr man auch das ihn und Luthern dabei leitende Mitleid mit dem Unglück der Proteſtanten in Rechnung zu bringen hat. Allein wem ſpringt nicht die Härte einer Anſicht entgegen, wonach diejenigen Männer, welche als die Urheber der Kirchenſpaltung daſtehen, als die erſten Irenifer hingeſtellt werden? Daſſelbe gilt von allen öffentlichen Handlungen, den Reichstagen, Verſammlungen, Religionsgeſprächen, den Interims — Verhandlungen, welche von Hering mit aller Breite aus der Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs wiederholt werden, welche aber mehr geeignet ſind zu zeigen, in welchem Stufengange die allmälige und völlige Losſagung der beiden Kirchen von einander erfolgt iſt. Ein analoges Verhältniß findet bei denjenigen Perſonen und Verhandlungen ſtatt, an welche ſich die allmälige Trennung und Gegnerſchaft der lutheriſchen und reformirten Kirche knüpft. Die völlige Sonderung der Kirchen beginnt katholiſcher Seits durch die Beſchlüſſe und Anatheme des tridentiniſchen Concils, deſſen dreihundertjähriges Jubiläum

in Kurzem gefeiert werden wird; damit wurde diejenige Scheidewand zwischen Protestanten und Katholiken errichtet, an der alle Unionsversuche gescheitert sind, während sie andererseits für die katholische Seite die feste, unerschütterliche Basis für die Union blieb. Dieser kirchlichen Scheidewand folgte die politische in dem schon genannten Religionsfrieden. Die völlige Scheidung der protestantischen Kirchen wird durch die Concordienformel, irenisch die »concordia discors« genannt, angegeben. Erst von dieser Zeit, dem letzten Drittheil des 17ten Jahrhunderts ab, erhalten die Unionsversuche ihre historische Basis und praktische Bedeutung. Man findet auch nicht, daß die Irenicker des 17ten Jahrhunderts, wenn sie auf ältere Autoritäten zurückgehen, sich auf die mannigfaltigen Religionsgespräche im 16ten Jahrhundert, und was sich daran knüpfte, beziehen. Die schon genannten Irenicker, Cassander und Wizelius, welche unter der Regierung Ferdinands I. schrieben, finden wir dagegen bei den meisten spätern Irenikern von Hugo Grotius an angeführt und benützt.

Bevor wir jedoch dieser beiden Männer gebührend erwähnen, müssen wir des großen Vorgängers gedenken, welchen man den ersten Irenicker nennen könnte, wenn er nicht in allem Betracht eine so unabhängige und eigenthümliche Stellung zu seiner Zeit behauptet hätte, und der, ohne Theolog zu seyn, Lehrer und Muster für die Theologen auch in Bezug auf Union wurde, namentlich durch seine Wirkung auf Wizelius. Dieser Mann ist Desiderius Erasmus, ein Name, welcher an einen weiten Kreis von Ideen anschlägt. Seinem ganzen Geiste und Charakter nach war er gleich unfähig, die neue Kirche anzuerkennen, oder gar schaffen zu helfen, als in der alten sich vollkommen heimisch zu finden. Humanist durch seine Bildung, Kosmopolit durch seinen Lebensgang und Charakter, deutschem Geiste und deutscher Sprache, die er nie verstand, von Herzen abgeneigt, mußte ihm bei der Idee der Reformation Alles fremd und unverständlich bleiben, was die Deutschen als Deutsche, besonders Luther, begeisterte. Seine Ideale, geschöpft aus den Schriften der Alten, bewegten sich innerhalb des Begriffs der Humanität, von hier aus betrachtete und beurtheilte er die Reformation. Nicht von den Stürmen und Angriffen auf die Hierarchie, sondern von der allmäligen Verbreitung wahrer Aufklärung

erwartete er das Heil. Die chriſtlichen Lehren, welche die römiſche Kirche an ſich nicht verworfen hätte, ſollten dem Volke klar und eindringlich gepredigt, die falſchen Lehren aber und abergläubiſchen Gebräuche ſollten, wie der Apoſtel Paulus mit dem Moſaismus gethan, allegoriſch behandelt, der Kampf überhaupt mehr gegen die Scholaſtik, als gegen Rom geführt werden. Die Zuſammenkünfte von Theologen hielt er für hinderlich, weil noch zu viel ſcholaſtiſcher Sauerteig in ihren Köpfen ſey, der meiſt in Wortkampf ausartete; wie er denn ſelbſt alle Theilnahme an einem Religionsgeſpräche ſtandhaft ablehnte. Doch ſchrieb er an den Papſt, die Kardinäle und Fürſten, und legte dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich einen Plan vor, 150 Abgeſandte aller Nationen zu berufen, welche für den Frieden in Religionsſachen geneigt wären, und dann die Reſultate ihrer Conferenzen beſondern Provinzialconferenzen zu weiterer Vergleichung mittheilen ſollten. Dieſen Gedanken, mehr ausgeführt, wollte Erasmus in einer beſondern Schrift entwickeln, welche in Form eines Geſprächs zwiſchen Luther, unter dem Namen Theoſymmachus, und einem katholiſchen Theologen, unter dem Namen Eubulus, erſcheinen ſollte, aber unvollendet blieb. Hering (I. 108) nennt dies des Erasmus „Unionsanſichten," richtiger werden wir ſie wohl ſeine Reformationsanſichten nennen, in der Weiſe, wie Union und Reformation in dieſer Epoche noch verbunden gedacht wurden. Eine beſondere ireniſche Schrift in dieſem Sinne gab Erasmus 1533 unter dem Titel: De amicabili ecclesiae concordia, eigentlich ein Commentar über den 83ſten Pſalm, heraus (Hering a. a. O).

Wie Erasmus an die Fürſten ſich gerichtet hatte, ſo that dies auch um dieſelbe Zeit ſein Schüler Georg Wizelius von Fulda in ſeiner 1533 zu Leipzig erſchienenen Schrift, deren Herausgabe Erasmus ſelbſt beſorgte: methodus concordiae ecclesiasticae. Wizelius war im Anfange der Reformation aus dem Kloſter gegangen, nicht lange darauf aber öffentlich zur katholiſchen Kirche zurückgetreten, ohne jedoch dem reformatoriſchen Standpunkt, welchem man ſich damals ſchwer entziehen konnte, zu entſagen. Der ireniſch geſinnte Kaiſer Ferdinand I. beauftragte ihn ſpäterhin mit der Ausarbeitung einer ſummariſchen Expoſition des katholiſchen Lehrbegriffs mit der Abſicht

auf Reunion der Protestanten. Dies that Wizelius in seiner via regia betitelten, 1564 erschienenen Schrift, welche bei beiden Parteien großes Aufsehen machte und deren Ruf nachmals Grotius durch das ihr gespendete Lob befestigte. Der Verfasser starb 1573 zu Mainz.

Einen noch größern Namen machte sich Georg Cassander, welcher seiner Kränklichkeit wegen kein öffentliches Amt annahm, und nur als Privatgelehrter lebte, was aber seinem Wirken keinen Eintrag that. Der reformatorische Standpunkt ist bei ihm noch viel entschiedener als bei Wizelius, so daß man ihn von beiden Seiten verlästerte, indem er den einen nicht genug und den andern zu viel that, und des Krypto-Lutherthums beschuldigt wurde. So spricht er sich nicht nur gegen den Mißbrauch der Reliquien und des Bilderdienstes, sondern auch gegen die Entziehung des Kelches im Abendmahle und besonders gegen die Ehelosigkeit der Priester aus, wiewohl er geneigt ist, den Bischöfen und Pfarrern, welche wirklich in einem keuschen Cölibate leben, den ersten Grad der Würdigkeit, den zweiten aber denen, welche in keuscher Ehe leben, zuzuerkennen u. s. w. (Hering I. 434). Auch an diesen Mann richtete sich kurz vor seinem Tode der Kaiser Ferdinand I. mit einer gleichen Aufforderung wie an Wizelius. Das Schreiben des Kaisers an Cassander vom 15. Juli 1564 (Hering I. 424) ehrt den Fürsten wie den Theologen. Zehn Tage darauf starb der Kaiser. Cassander übersendete das von ihm unterdessen ausgearbeitete Gutachten an den nicht minder friedlich gesinnten Sohn und Nachfolger Ferdinands, Maximilian II, ein Muster der Toleranz für seine und die spätern Zeiten, welcher den Cassander zu dem Unionswerke nach Wien berief. Wir finden bei diesem Schriftsteller unter andern schon sehr bestimmt die Ansicht ausgesprochen, welche Leibnitz bei ähnlichen Gelegenheiten so oft anführt, nämlich, daß alle, welche mit Jesus Christus verbunden bleiben, d. h. so lange sie den Glauben und die Liebe bewahren, innere Glieder der Kirche sind, selbst wenn man sie durch Excommunikation davon abzuschneiden geglaubt hätte (Tabaraud S. 300). Cassander starb 1566 zu Köln und seine Autorität wirkte noch bis über die Mitte des 17ten Jahrhunderts hinaus, da noch Hermann Conring mit Beistimmung des Baron v. Boineburg eine

abgesperrt, namentlich befallene größere Städte militärisch umzingelt. An den Grenzen der angesteckten Bezirke wurden Contumazanstalten errichtet, in welchen jeder Reisende einer strengen Quarantäne unterworfen wurde. Selbst der Kaiser Nicolaus unterwarf sich derselben bei seiner Rückkehr von Moskau. Auf der Straße von Moskau nach Petersburg wurden später sogar drei Quarantänen je von vierzehn Tagen errichtet, so daß man sechsundvierzig Tage zur Reise brauchte. Außerdem suchte man Petersburg, wie früher Moskau, durch eine zweifache, enggeschlossene Militärkette vor dem Eindringen des Contagiums zu schützen. Der Erfolg dieser Maßregeln ist bekannt:

> Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
> Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Uebrigens schritt die Krankheit nicht auf dem geraden Weg nach Petersburg fort, sie durchzog vorher die altpolnischen Provinzen und Liefland; als sie in Riga angelangt war, wurden alle Maßregeln verdoppelt, sechzig Tage sollte der Reisende von Riga nach Petersburg unterwegs in den Quarantänen verweilen, aber in dreißig Tagen war die Cholera in der Hauptstadt angelangt. Schon damals erhoben sich in Rußland gewichtige Stimmen gegen die Zweckmäßigkeit aller dieser Anstalten, allein die Contagionisten siegten, und auch die preußischen nach Rußland gesendeten Aerzte sprachen in ihren Berichten die Hoffnung aus, daß bei einer noch sorgfältigeren Durchführung derselben die Krankheit absperrbar seyn werde. Indessen wurde nach dem Petersburger Aufstand wenigstens der Hospitalzwang aufgehoben, die Kranken durften sich in ihren Wohnungen behandeln lassen, auch hatte schon im December 1830 die russische Regierung anerkannt, das Contagium hafte nicht an Waaren und die deßfallsigen Verordnungen aufgehoben, aber auch dieses Beispiel blieb unbeachtet, weil man glaubte, durch eine Steigerung aller vergeblich ergriffenen Maßregeln glücklicher zu seyn. Auch hatten natürlich gerade diese Maßregeln einen ungeheuren Schrecken verbreitet, und das ganze westliche Europa war überzeugt, die Krankheit besitze einen Grad von Contagiosität, wie keine andere. Die öffentliche Meinung war durch die ungewöhnlichen Anstrengungen, die man die Regierungen machen sah, im höchsten Grade im Sinn der contagionistischen Lehre aufgeregt, und riß hinwiederum die Regierungen zu immer strengeren Maßregeln fort.

neue Ausgabe der Schriften von Caſſander, mit einem Commentar und Verbeſſerungen (1659) beſorgte.[1]

Die Unionsverſuche durch Schriften und Colloquien ſeit dem Ende des 16ten Jahrhunderts bis in das 17te Jahrhundert hinein entfernen ſich indeß immer mehr von dem Standpunkte dieſer Claſſiker der Unionsfrage; die ireniſchen Controverſiſten ſtellen jetzt von beiden Seiten ihre Lehre als abſolute, alleingültige Wahrheit, einander ſchroff gegenüber und die Unionsverhandlungen arten in die ſchneidendſte Polemik aus, worüber beide Seiten jedesmal ungeändert ſich zurückziehen, und etwa nur einzelne Bekehrungen als ſcheinbare Wirkung bei ſolchen hinterlaſſen, deren Meinung nämlich noch vor dem Geſpräche, wo nicht entſchieden, doch der Entſcheidung nahe war. Ein ſolches Religionsgeſpräch veranſtaltete der Markgraf Jakob von Baden, auf Betrieb ſeines katholiſch gewordenen Leibarztes, Johann Piſtorius, den 18. November 1589, zwiſchen Piſtorius und den Tübinger Theologen Johann Andreä und Herbrandt. Die zur Disputation hingeſtellte Theſis lautete: „Ob die Papiſten oder die Lutheraner von der wahren katholiſch-apoſtoliſchen Kirche abgewichen wären?" (Her. I. 758). Man erhob ſich damit von dem Streite über die Dogmen zu einer Prinzipienfrage, welche auf den Boden der Geſchichte zurückführte. Es wäre überflüſſig hinzuzufügen, daß jede Seite den Sieg erfochten zu haben glaubte. Die einzige Wirkung war, daß der Markgraf von Baden 1590 öffentlich zur katholiſchen Kirche übertrat. Solche Uebertritte herbeizuführen oder zu erleichtern, war übrigens die geheime Abſicht ſo mancher, beſonders auf Antrieb der Jeſuiten herbeigeführten Religionsgeſpräche. Dies gilt namentlich auch von dem zehn Jahre ſpäter im November 1601 gehaltenen und viel berühmtern Colloquium zu Regensburg, auf Anregung des deutſchen Jeſuiten Adam Tanner, in jüngſter Zeit bei dem franzöſiſchen Jeſuitenſtreite aus der Vergeſſenheit hervorgerufen, als einer der Vertheidiger des Tyrannenmords und der Volksſouveränität. (E. Quinet, des Jésuites S. 229). Es wurde unter Veranſtaltung des Herzogs Maximilian von Bayern, mit Zuſtimmung des Pfalzgrafen Ludwig, zwiſchen einer beträchtlichen Anzahl Theologen

[1] Gruber, Anecdota Boineburgica, pag. 315.

gehalten. Proteſtantiſcherſeits waren die Hauptſprecher Jakob Heilbronner, Hofprediger zu Neuburg, und Aegidius Hunnius, Profeſſor zu Wittenberg. Der Herzog ſowie der Pfalzgraf wohnten dem Geſpräche, welches vierzehn Tage fortgeſetzt wurde, perſönlich bei. Wie bei dem Colloquium zu Baden ging man auch hier ſogleich auf die Prinzipienfrage über: „von der wahren Kirche, und ob die heilige Schrift wirklich Richterin in dem Streite ſeyn könne?“ Jakob Gretſer, Profeſſor zu Ingolſtadt, einer der fruchtbarſten Controverſiſten ſeiner Zeit, wollte die Proteſtanten ad hominem widerlegen, indem er die Bibel aufſchlagend, den heiligen Geiſt citirte, der da kommen ſollte und ſagen: „Gretſer du irreſt, Heilbronner du haſt recht.“ — dann wolle er ſich auf ihre Bank ſetzen! Die Handlung zerſchlug ſich über die Frage vom Antichriſt und ob der Papſt darunter gemeint ſey. Dieſer für die katholiſche Kirche ſo höchſt widerwärtige und intolerante Satz war nämlich von den fanatiſchen Vertheidigern des Lutherthums zum Glaubensartikel erhoben[1] und wäre für ſich allein hinreichend geweſen, jede Union mit den Katholiken während des 17ten Jahrhunderts unmöglich zu machen. Man weiß, nicht worüber man ſich mehr zu wundern hat: daß ein Hugo Grotius es für nöthig erachtete 1641 eine Abhandlung gegen dieſen neuen Glaubensartikel zu ſchreiben,[2] oder daß nach längerer Zeit als einem halben Jahrhundert ein Newton — freilich der altersſchwache Newton — in der Auslegung der Apokalypſe den Satz: daß der Papſt der Antichriſt, beweiſen wollte. (Biogr. univ. Newton. von Biot.)

Geſpräche, wie das von Regensburg, und ähnliche im Laufe des 17ten Jahrhunderts: zu Durlach 1612, zu Neuburg in der Pfalz 1615, zu Thorn 1645, zu Rheinfels 1651, dienten alle

---

[1] „Es iſt der Name Antichriſt ein Stück unſerer Lehre, ja ein pars fidei historicae, ein Stück des hiſtoriſchen Glaubens. Denn daß der Papſt der Antichriſt und Widerwärtige ſey, ſagen wir nicht für uns, ſondern es lehret ſolches Gott, der heilige Geiſt ſelbſt, ſo klärlich, ſo deutlich, ſo offenbarlich, daß es ein Blinder greifen, geſchweige ein Sehender ſehen kann u. ſ. w.“ Worte des Kurſächſiſchen Oberhofpredigers Hoe in der 1628 für ſeinen Herrn herausgegebenen Schutzſchrift: Anagriel (Hering I. 475).

[2] Loca quaedam N. T. quae de Antichristo agunt, aut agere putantur. Opp. III, 415.

nur dazu, den Bruch zwiſchen den Kirchen immer mehr zu erweitern, ſtatt ihn zu heilen. Es iſt als eine der Wirkungen des Regensburger und ähnlicher Colloquien zu bemerken, daß durch daſſelbe die proteſtantiſchen Theologen, namentlich auf den Univerſitäten, auf den Nutzen und die Nothwendigkeit der Wiedereinführung der ſcholaſtiſchen Philoſophie zum Gebrauche der Theologie und der Polemik geführt worden ſind, um ihren Gegnern, namentlich den Jeſuiten, beim Disputiren gewachſen zu ſeyn. Die Univerſitäten verfielen dadurch in einen doppelten Rückſchritt, nicht nur in Bezug auf die Philoſophie, welche eben damals nach Originalität und wahrer Selbſtſtändigkeit rang, ſondern auch in Bezug auf die Reformation, die ja in ihren Urſprüngen und auf der Höhe ihrer Entwicklung von dem Humanismus, im Kampfe gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie, getragen war. Nur wenige Univerſitäten in Deutſchland, wie Altdorf, Gießen und beſonders Helmſtädt, ſuchten ſich von dieſem Einfluſſe frei zu halten; aber es bedurfte eines gänzlichen Umſchwungs der Ideen und einer Reform des Geiſtes der Univerſitäten, wie in der 1697 geſtifteten Univerſität Halle und deren Repräſentanten, Chriſtian Thomaſius, um die proteſtantiſche Theologie und Wiſſenſchaft zu ihrem wahren Geiſte zurückzuführen. Deutſchland hatte wenigſtens das Glück, keine Sorbonne zu haben, welche, von der öffentlichen Gewalt unterſtützt, des Mittelalters Formen und Geiſt mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten ſuchte.

Dies führt uns zu Frankreich hinüber, dem Lande, deſſen Geſchichte ſeit der Reformation und durch dieſelbe mit der Entwicklung der Dinge in Deutſchland ſo innig verwebt iſt. Die an Kämpfen und blutigen Ereigniſſen ſo reiche Reformationsgeſchichte Deutſchlands ſcheint den ruhigen Gang einer allmäligen Entwicklung zu haben, wenn man ſie mit den convulſiviſchen Bewegungen vergleicht, in welche die religiöſen und politiſchen Kriege während des 16ten Jahrhunderts Frankreich geſtürzt und an den Rand des Verderbens geführt. Dieſe in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum ſich überſtürzenden Bewegungen und Kriſen hatten zur Folge, daß in dieſem Lande die Ideen einer neuern Zeit raſcher zeitigten, welche von der Kirchenreform zu einer Reform in der Civiliſation überhaupt führten. Dieſe Seite hervorzuheben iſt für uns wichtiger, als die verſchiedenen Unions-

versuche und Gespräche, an welchen die französische Kirchengeschichte reicher als jede andere ist, besonders das mit theatralischem Zuschnitt eröffnete, berühmte Religionsgespräch zu Poissy (September 1661), wo Theodor Beza glänzte, ausführlich zu erzählen, oder über die Pariser Bluthochzeit Betrachtungen anzustellen. Diese Conflikte hatten die Folge, daß mehrere ausgezeichnete Denker, um dem Fanatismus und den Religionskriegen entgegen zu arbeiten, von den Entwürfen zu einer Union entweder sich ganz abwandten, und ihren Standpunkt ganz außerhalb des Kirchenthums nahmen, oder aber Behufs der Union neue Wege einschlugen; die letztern im Gebiete der äußern Politik, die andern in dem der Philosophie und des Naturrechts, oder endlich auf der gemeinschaftlichen Grundlage des Glaubens der miteinander kämpfenden Kirchen. Wir haben in dieser dreifachen Rücksicht hier drei Namen zu nennen, welche seit dem Zeitalter Heinrichs IV. für die Folgezeit als Muster und Vorbilder galten: es sind dies der Cardinal Richelieu, vor ihm aber noch: Johann Bodin und Duplessis-Mornay.

Der Cardinal Richelieu, um mit ihm zu beginnen, hat den Typus der modernen französischen Monarchie, wie sie durch die Revolution ihre Vollendung erhalten, gegründet; dies ist die Concentration des ganzen Landes in der Einheit der Nationalität und der Regierung. Dieser nachgestrebten Einheit sollten mit der Zeit auch die durch das Edikt von Nantes sanktionirten Glaubensunterschiede sich fügen und beugen. Sowie der Cardinal durch die Eroberung von la Rochelle 1618 den Rest der politischen Macht der reformirten Partei gebrochen hatte, faßte er zugleich einen Unionsentwurf, um die Einheit des kirchlichen Bekenntnisses in Frankreich wieder herzustellen. Richelieu war Theolog und Staatsmann zu gleicher Zeit, aber wie es öfters zu geschehen pflegt, überschätzte er die schwächere Seite an ihm, weil er wußte, daß ihm der Ruhm seiner eigentlichen Macht, als ersten Staatsmanns Europas, und Regenten Frankreichs, Niemand streitig machen würde. Wäre er doch gerne noch als Rival Corneille, dem Dichter, aufgetreten. Richelieu kann nun als der Vater der politisch-diplomatischen Behandlung der Unionsversuche in Frankreich angesehen werden, von wo sie auch in dem übrigen Europa angenommen wurden. Was bisher die

meiſte und unüberwindliche Schwierigkeit gemacht, und den ganzen Stoff zu den immer vergeblichen Religionsgeſprächen gegeben hatte, nämlich der Dogmenſtreit, das nahm er am leichteſten, indem er bereits in einer Jugendſchrift[1] zur Bekehrung der Reformirten den Satz aufgeſtellt, daß dieſer Streit auf Mißverſtändniſſen und Wortſtreitigkeiten beruhe und der Unterſchied zwiſchen den getrennten chriſtlichen Confeſſionen kein fundamentaler ſey. Hiernach käme es der Minorität einfach zu, nur den Glauben der Majorität anzunehmen. Dagegen war er, den Nachrichten zufolge, zu mehreren bedeutenden Conceſſionen im Intereſſe der Union geneigt, wie in Betreff der Anrufung der Heiligen u. ſ. w., beſonders aber, und was den Schlüſſel ſeiner geheimen Entwürfe abgeben möchte, in Betreff des Primats des Papſtes. Er ſoll nämlich den Plan gehabt haben, Frankreich von Rom völlig abzureißen und den gallicaniſchen Clerus in ein franzöſiſches Patriarchat zu concentriren, das mit ihm ſelbſt beginnen ſollte. Ueber dieſe Angelegenheit völlig ins Reine zu gelangen, iſt ſchwer, weil ſie nach dem Sinne des Diplomaten ganz im Geheimen betrieben und nur durch Zufall frühzeitig verrathen und dadurch vielleicht vereitelt wurde. Am meiſten in dieſe Intriguen eingeweiht war der Helfershelfer des Cardinals, der berüchtigte Kapuziner Pater Joſeph. Dieſer gewann 80 reformirte Prediger in der Umgegend von Paris, welche in ſeine Plane eingingen und zum Theil mit Unionsentwürfen an den Cardinal entgegenkamen. Weltliche Belohnungen und Verſprechungen wurden zu Hülfe genommen, ängſtliche Gemüther durch Drohungen erſchreckt. Die Nachricht von dem projektirten Patriarchate des Cardinals rührt übrigens von Bayle her. Tabaraud ſtellt es in Zweifel und vermuthet, daß Richelieu, welcher damals mit dem römiſchen Stuhle perſönlich geſpannt war, dieſem nur habe einen Schreck beibringen wollen. In der That drohte er mit einem Nationalconcil, wo das Concordat mit Rom aufgehoben und er ſich zum Patriarchen würde ernennen laſſen. Er ließ die Schrift: Optatus Gallus de cavendo schismate von Karl Herſant, in welcher ſein Vorhaben als ein

[1] Méthode des controverses sur les principaux points de la Foi. Richelieu ſchrieb dieſe und ähnliche Schriften während ſeines Exils zu Avignon 1618.

Schisma verdammt wurde, durch den Henker verbrennen. An die Spitze der Vertheidiger des Cardinals stellte sich merkwürdig genug ein Jesuit, Rabardeau, in seinem: Optatus Gallus benigna manu sectus, worin er behauptet, daß zur Schöpfung des Patriarchats die Zustimmung Roms ebensowenig nöthig wäre, wie sie es für die Patriarchate des Orients gewesen. (Tabaraud S. 203). — Mag der Entwurf Richelieus auch nur bloße Drohung gewesen seyn, so bleibt sie nichts destoweniger interessant.[1] Sie ist nicht die einzige und letzte ihrer Art, und stammt aus der in Frankreich von jeher vorhandenen Tendenz, sich staatlich und kirchlich von Rom unabhängig zu machen, unbeschadet des Bandes mit der katholischen Kirche. Schon von diesem Gesichtspunkte aus verdient Frankreich in Betreff der Unionsfrage eine vorzügliche Beachtung. Im Zeitalter Ludwigs XIV. bietet es den lebendigsten Conflikt der Geister dar in diesem doppelten Bestreben, einerseits die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche zu befestigen, andererseits dem katholischen Glauben nach allen Seiten den Sieg über den Protestantismus zu verschaffen. Bossuet, gleichzeitig Verfasser der berühmten vier Artikel und der Controversschriften gegen die Protestanten, steht darum in dem Andenken aller Franzosen so hoch, weil er den Genius Frankreichs, als Kirche, am glänzendsten repräsentirt. In Ludwig XIV. selbst fällt diese zwiefache Tendenz auseinander; als junger Regent möchte er Rom zittern machen, aber im höhern Alter zitterte er selbst vor seinen Jesuiten. Ein Jahr, nachdem er die Zügel der Regierung selbst ergriffen hatte, verfolgte er, wenn auch nur einen Augenblick, einen Gedanken, welcher zu merkwürdig scheint, als daß wir ihn hier übergehen sollten, zumal er erst vor Kurzem ans Licht gezogen worden. In Folge seiner Streitigkeiten mit dem Papste wegen der verletzten Quartierfreiheit seines Gesandten in Rom, machte er auf einen Vorschlag des Grafen Wilhelm von Fürstenberg dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, den Antrag, in Verbindung mit ihm die Versammlung eines Con-

[1] Der Vorschlag eines französischen Patriarchats zur Herbeiführung der Union wurde sogar lange nachher, 1673, von Seiten der Reformirten wieder vorgebracht. Hering, II, 190.

Conciliums der beiden Nationen, Frankreichs und Deutſchlands, zu veranſtalten, auf welchem kräftige Entſchlüſſe gefaßt werden ſollten, um den Ungerechtigkeiten Roms gegen beide Nationen abzuwehren, ſowie viele andere Mißbräuche aufzuheben.[1] Der Kurfürſt von Mainz lehnte dieſen Antrag ab, obſchon er zugab, daß beide Nationen ein großes Intereſſe an der Sache hätten, allein die Ausführung wäre voll Schwierigkeiten und Verlegenheiten, wenn es darauf ankäme, ſo verſchiedene Geiſter und Intereſſen vorzüglich im deutſchen Reich für ein und daſſelbe Vorhaben zu vereinigen. Vielleicht beſorgte der ſo patriotiſch geſinnte und mäßige, als weiſe Reichsſtand und Kirchenfürſt, daß in einem Concilium der beiden Nationen die franzöſiſche Nation, eben wegen ihrer Concentration in dem Abſolutismus ihres Herrn, über die deutſche ein bedenkliches Uebergewicht erhalten würde. Kühn war es jedenfalls, hundert Jahre nach dem tridentiniſchen Concil von einem Concil überhaupt und einem gegen Rom insbeſondere zu ſprechen. — Eine Drohung ähnlicher Art, welche übrigens die Geſchichte der Unionsentwürfe unmittelbar angeht, war die, womit 1713, in Folge der Bulle Unigenitus gegen den Janſenismus, ein Theil des franzöſiſchen Clerus, den Erzbiſchof von Paris an der Spitze, auftrat, und für welche ſich ſogar der nachmalige Cardinal Dubois intereſſirte: nämlich eine Vereinigung der galliſaniſchen Kirche mit der engliſchen, wobei als erſter Grundſatz an die Spitze geſtellt war: daß man bei den Unionsverhandlungen jede Rückſicht auf die Beiſtimmung des Papſtes bei Seite ſetzen wolle. Dieſem ſollte nur in ſoweit eine geiſtige Jurisdiktion eingeräumt werden, als er über die Erhaltung des Glaubensdepots zu wachen habe, ohne ſich übrigens in die innern Angelegenheiten der Kirche unmittelbar miſchen zu

[1] Lettre du roi à Mr. Gravell. 28. Sept. 1662 (Gubrauers Kur-Mainz in der Epoche von 1672, II. S. 341, 344). — Je voudrais permettre, que celui de France se joignit à lui pour assembler un Concile des deux Nations qui pût prendre des résolutions vigoureuses pour se faire raison des injustices qu'on fait à Rome aux uns et aux autres. On éluda alors cette ouverture, mais si mon cousin l'Electeur était en cette disposition, il me semble que voici une conjoncture bien favorable, pour faire de concert quelque chose de bon et à l'avantage des deux Nations etc.

dürfen. Im Falle der Weigerung des Papstes wollte man die Vereinigung dennoch vornehmen und an ein Generalconcil appelliren. Aber der Erzbischof von Canterbury, Wake, bestand folgerichtiger auf einem völligen Bruch mit dem Papste; so zerschlug sich die Sache, als eine improvisirte, von selbst (Hering II. 290). Aber auch so zeugt sie von jenem, dem französischen Nationalgeiste eingeimpften Triebe, jedes äußere kirchliche Joch von sich zu halten. — Wenn in unsern Tagen von allem dem in Frankreich gerade das Gegentheil geschieht, so ist das nur zum Scheine, indem der gallikanische Geist der Unabhängigkeit aus dem Clerus sich in die Nation selbst gezogen hat, so daß, wenn Rom heute den französischen Clerus für sich, es in eben dem Maße die Nation gegen sich hat.

Die diplomatische Behandlung theologischer Controversen, deren Zweck war, die Gegensätze und Schwierigkeiten der Gegenpartei zu verstecken und zu bemänteln, wurde, wie gesagt, seit Richelieu's Zeiten zum Behufe des Proselytismus und der Union immer weiter und künstlicher ausgebildet. Die hierher gehörigen Schriftsteller sind die sogenannten katholischen Methodisten. Epoche machte die eigenthümliche Methode des französischen Exjesuiten Veron, welche nach ihm eigens benannt war (Methodus Veroniana). Seine bekanntesten Nachfolger in Deutschland waren die in Mainz lebenden Gebrüder Walenburg, welche Begriffe und Regeln der Jurisprudenz, des Privatrechts auf die Theologie bei den Controversen anwandten, aber so einseitig und sophistisch, daß Leibnitz zur Zeit als er in Mainz lebte, diese Schriften einer Widerlegung würdigte, welche jedoch nie erschienen ist.[1] Dieser Mißbrauch der Vermengung ganz verschiedenartiger Wissenschaften und Standpunkte rührte ursprünglich von den Socinianern her, welche an den Begriff der Genugthuung durch Christum den Maßstab des Privatrechts anlegten, weßhalb Hugo Grotius vom juristischen Standpunkte aus den Socinus zu widerlegen suchte. Eine veredeltere Gestalt erhielt dieser Methodismus durch Bossuet in seiner berühmten Exposition des katholischen Glaubens. Bei dieser sogenannten Exposition sollte der Gegner durch die schlichte, einfache, von aller

[1] Die Belegstelle hat W. G. Soldan, „dreißig Jahre" u. s. w. S. 31.

Polemik ſcheinbar entfernte Darſtellung der Sache gewonnen und überzeugt werden. Der große Erfolg, welchen Boſſuet mit dieſer Methode bei vielen und berühmten Convertiten davontrug, machte, daß ſie ſpäter bei den im Großen geführten Unionsverhandlungen, zu deren Betrachtung wir kommen, als Norm zu Grunde gelegt wurde. Früher noch wandte ſich ein ſolcher franzöſiſcher Methodiſt, Theophil Brachet, mit einem ireniſchen Schreiben an den König Karl I. von England, welcher an die Union der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche dachte, Entwürfe, welche mit ihm und ſeinem ebenſo unglücklichen Rathgeber, dem Erzbiſchof Laud von Canterbury, für lange, um nicht zu ſagen für immer, zu Grabe getragen wurden. Beide Länder zeigen hierin einen eigenthümlichen Contraſt. Wenn in Frankreich ein Antagonismus gegen Rom in ſeinem Clerus und viel ſpäter in der Nation ſelbſt ſich erhalten hat, ſo zeigt ſich dagegen in England weniger in der Nation, als im Clerus von Zeit zu Zeit immer wieder eine Neigung mit der alten Kirche anzuknüpfen, kurz zu einer Union mit Rom. Die Gründe dieſer nie ganz erloſchenen Sympathie ergeben ſich aus der eigenthümlichen Reformationsgeſchichte Englands. Sie iſt in neueſter Zeit merklicher als je wieder hervorgetaucht. Nachdem die Unionsvorſchläge des Vikars von St. Barthelemy in London, Samuel Wix, 1818 mit leichter Spur vorübergegangen, hat ſich ſeit 1830 die nämliche Tendenz im Puſeysmus die Stellung einer Partei gegeben, deren Einfluß auf Leben und Wiſſenſchaft im Kampfe mit dem beſtehenden Syſteme nicht ganz gering anzuſchlagen iſt.

Auch von dem berühmten engliſchen Kanzler Baco von Verulam, welcher dem Vater Karls I., dem Könige Jakob I. diente, glaubt man, daß er, wie ſpäter Leibnitz, den Entwurf zur Vereinigung der Proteſtanten mit den Katholiken gehegt habe. Deutliche und beſtimmte Zeugniſſe ſolcher Abſicht, wie ſie von ihm in Betreff der Union der proteſtantiſchen Parteien in England vorliegen, exiſtiren zwar nicht; allein die ganze Stellung, die Baco als Philoſoph und Schriftſteller einnimmt, macht ſolche Gedanken bei ihm ſehr wahrſcheinlich, mit denen offen hervorzutreten für ihn vielleicht bedenklich ſeyn mochte. Von einem Geiſte wie Baco ließ ſich erwarten, daß er auch in Kirche und

Religion auf Einheit und Vereinigung hinſah, jedoch auf eine Einheit, welche die Mannigfaltigkeit nicht ausſchloß. Wie alle ſeine Schriften vom Geiſte des Chriſtenthums tief durchdrungen ſind (was lange verkannt worden iſt, weil die franzöſiſchen Encyclopädiſten ihn gewiſſermaßen für ihre ganze Richtung uſurpirt hatten), ſo vermied er doch überall alles, was an die Gegenſätze der Kirchen erinnert. Dies iſt namentlich der Charakter ſeines Glaubensbekenntniſſes (Profeſſio fidei), welches, nach dem Urtheile eines Tabaraud, ſelbſt von einem katholiſchen Theologen unterſchrieben werden könnte. Theologen, wie Tabaraud ſelbſt und Emery, gingen darin ſogar zu weit, wenn ſie ihm, wie ſpäter auch bei Leibnitz geſchehen, eine beſtimmte verborgene Neigung zur katholiſchen Kirche zuſchreiben. Es iſt vielmehr der Geiſt ächter Toleranz, welcher ihn nur gegen abweichende Glaubensgeſellſchaften gerecht macht, eine Toleranz, welche mit den partikulariſtiſchen Anſprüchen einer jeden Kirche jedesmal in Widerſpruch tritt.[1] Selbſt die Grundſätze, die er in ſeinen Unionsſchriften zum Gebrauche für Proteſtanten entwarf,[2] gehen auf allgemeine Maximen zurück, welche für Union überhaupt berechnet ſind. In Bezug auf das Verfahren bei der Union verwirft er jede Discuſſion in Gegenwart des Volkes, als nur geeignet aufzuregen, ohne den mindeſten Vortheil hoffen zu laſſen. — Für Baco's univerſale und ireniſche Stellung ſpricht unter Anderem ſein im Jahre 1622 aufgeſetzter, wenn auch Fragment gebliebener Dialog über einen Kreuzzug zur Vertreibung der Türken aus Europa (Dialogus de bello sacro). Er iſt aus der Idee hervorgegangen, daß die Chriſtenheit, ſtatt unter einander ſelbſt zu Felde zu ziehen, für die Religion und Civiliſation gegen den gemeinſamen Feind ausziehen ſollte. Hätte man Baco's Idee ausgeführt, ſo wüßte man von keinem dreißig-

---

[1] Siehe das Motto vor dieſem Aufſatze. Baco handelt daſelbſt von dem Verhältniß der Philoſophie zur Theologie, und entwirft die Idee eines ireniſchen Werkes mit dem bezeichnenden Titel: Irenaeus, sive de gradibus unitatis in civitate Dei.

[2] Certain consideration touching the better pacification of the church of England. — An advertissement concerning the controversies of the church of England. Vergl. Tabaraud S. 240.

So wurde von Mietau aus geklagt, durch die Läſſigkeit der Behörden ſey ganz Curland angeſteckt worden; ſo klagte ſpäter der Königsberger Magiſtrat, bei der Verproviantirung der ruſſiſchen Armee in Polen werden die Sanitätsvorſchriften nicht ſtreng genug beobachtet. Kein Wunder, daß die Regierung Preußens, das von ganz Europa ängſtlich als ſchützende Vormauer betrachtet wurde, noch überdies geſtützt auf die Anſicht einer ſeiner berühmteſten ärztlichen Autoritäten, den Kampf gegen das Contagium, von Rußlands Beiſpiel nicht abgeſchreckt, von neuem unternahm. In derſelben Lage befand ſich Oeſterreich, und ihm, hoffte man, ſollte ſein durch zweihundertjährigen Erfolg erprobtes Contumazſyſtem gegen die Peſt auch gegen den neuen Feind glücken. Was die Contagioniſten auch ſagen mögen, die zur Unterſtützung ihrer Meinung immer an der Vollkommenheit der getroffenen Maßregeln zu mäkeln wiſſen, die preußiſchen anticontagioniſtiſchen Anſtalten, die Ref. aus eigener Anſchauung kennt, und als Nichtpreuße und Nichtcontagioniſt unparteiiſch würdigen konnte, waren mit großer Umſicht getroffen, und wurden wenigſtens bis zu dem Zeitpunkt, wo die Ueberzeugung von ihrer Nutzloſigkeit durch die Erfahrung Platz gewann und auch auf die Ausführung erlahmend wirkte, mit Energie und ſtrenger Conſequenz durchgeführt. Vor allem wurde den großen Gränzcordons vorgeworfen, der zu ſchützende Bezirk ſey durch ſie nicht vollſtändig und genau genug abgeſperrt worden; man kann freilich Grenzen, wie die preußiſche, von der Oſtſee bis zur Südſpitze Schleſiens nicht hermetiſch verſchließen, aber es iſt nicht abzuſehen, was in der Sache mehr gethan werden ſoll, als die preußiſchen Cordons ausgeführt haben. Längs der ganzen Linie des Cordons waren nur gewiſſe Uebergangspunkte geſtattet, an den Flüſſen (die man vorzugsweiſe zu Cordonsgrenzen wählte) nur auf den Brücken und den königlichen Fähren, dagegen an allen übrigen noch ſo unbedeutenden Uebergangswegen Poſten aufgeſtellt, um den Uebertritt zu verwehren, und an den Flüſſen die Privaten angehörigen Fahrzeuge alle auf das Ufer, auf welchem die Beobachtungslinie ſich befand, gebracht, militäriſch bewacht, und nur unter Aufſicht zum Wirthſchaftsgebrauch, unter keiner Bedingung aber zum Ueberſetzen von Reiſenden und Frachten freigegeben. So lange der Cordon nur eine Beobachtungslinie bildete, wurde der Uebergang an den bezeichneten Punkten bei Vorzeigung vorſchriftsmäßiger Geſundheitspäſſe geſtattet, verdächtige

jährigen Kriege. Der Schauplatz der Unterredung iſt Paris, die Theilnehmer derſelben, was bezeichnend iſt, bis auf einen, lauter Katholiken.

Dies führt uns wieder nach Frankreich zurück, welches bereits gegen Ende des 16ten Jahrhunderts der Brennpunkt neuer Ideen für das übrige Europa wurde. Wir haben bereits des Mannes gedacht, welcher damals vom Standpunkte der Staatsphiloſophie aus das Prinzip allgemeiner religiöſer Toleranz zu begründen unternahm. Wegen dieſer Richtung iſt Bodin lange als Naturaliſt und Atheiſt verketzert worden; wenigſtens iſt es bis auf einen gewiſſen Grad noch heute problematiſch, ob ihn mehr die katholiſche oder die proteſtantiſche Kirche ſich anzueignen hat. Mehrere haben ihn ſogar als einen geheimen Juden im Verdacht gehabt. Die Wahrheit möchte ſeyn, daß Bodin in dem Deismus die ſicherſte Zuflucht gegen die traurigen Folgen des gegenſeitigen Religionshaſſes erblickte. Sehr merkwürdig für ihn und ſeine Zeit iſt deßhalb ſein nachgelaſſenes und noch heute größtentheils ungedrucktes Werk: Heptaplomeres, auf welches in neueſter Zeit von verſchiedenen Seiten her die Aufmerkſamkeit wieder angeregt wurde. Dieſes merkwürdige Werk gehört in ſofern hierher, als es das wahre Gegenſtück zu den Religionsgeſprächen jener Zeit für die Kirchenvereinigung abgibt; denn man kann annehmen, daß die in dieſen Zeiten ſo häufig abgehaltenen Colloquien auch auf die Literatur zurückgewirkt und die dialogiſche Form bei Bodin, Baco und noch bei Leibnitz ſo beliebt gemacht haben. An dieſem Colloquium nehmen aber nicht blos die drei verſchiedenen chriſtlichen Kirchen, ſondern auch der Islam, das Judenthum und die Naturreligion Antheil, und ſtreiten über die Frage von der wahren Religion. Der Schauplatz iſt das Haus eines reichen Katholiken in Venedig, wo damals die meiſte Religionsfreiheit herrſchte. Nicht zu verkennen iſt, daß der Jude Salomo, als Vertreter des Deismus, mit beſonderer Vorliebe behandelt worden iſt. Die Wichtigkeit dieſes Werkes liegt für uns jedoch nicht in ihm, als einem Dokument von Bodins perſönlichem Glauben, als vielmehr darin, daß es einen entſchiedenen ireniſchen Zweck, obſchon gegen jede Union, in ſich trägt und den Leſer vermöge der Unauflöslichkeit der Dialektik der Religionen unter einander auf das Praktiſche, die Toleranz

und die Liebe, hinweist.[1] Wir wissen aber schon, daß diese Gesinnung damals als ein Verbrechen angesehen wurde. Nicht lange nach Bodin hat der Lord Eduard Herbert den Deismus als Grundlage einer allgemeinen christlichen Kirche wissenschaftlich zu begründen gesucht, und als dieser Geist von England aus sich auch nach Deutschland und Frankreich verbreitete, wurden seit dem 18ten Jahrhundert in mehr als einer Schrift ernsthafte allgemeine Unionsentwürfe unter allen Christen darauf gegründet.

Es standen indeß schon im 16. Jahrhundert Männer auf, welche zwischen dem partikularistischem Kircheneifer und dem Deismus einen Mittelweg suchten, und zwar in der wissenschaftlichen Begründung der gemeinschaftlichen Basis aller christlichen Religionen. Diese Wissenschaft war als Apologetik ursprünglich gegen die äußern Feinde des Christenthums, zur Vertheidigung des letztern gerichtet, gegen die Heiden, die Juden und die Türken; aber das Wiederaufleben der heidnisch-klassischen Literatur und Philosophie und die durch die Reformation geweckte Freiheit im Vernunftgebrauche hatte den Feind ins Innere des Lagers geführt und die Apologetik war jetzt zugleich von einem Theile der Christenheit gegen den andern gerichtet. Den ersten selbstständigen Versuch dieser Art machte ein italienischer Theolog, Augustinus Steuchus, meistens von seinem Geburtsorte Gubio, Eugubinus genannt, in seiner auch für die Geschichte der Philosophie bemerkenswerthen Schrift: de perenni philosophia. Er wurde jedoch übertroffen durch den französischen Präsidenten und Haupt der reformirten Partei, Duplessis-Mornay in seiner Schrift von der Wahrheit der christlichen Religion,[2] sowie dieses Werk in der nächsten Generation durch das ähnliche und noch viel berühmtere Werk des Hugo Grotius in den

---

[1] S. das Heptaplomeres von Jean Bodin. Zur Geschichte der Cultur im Jahrhundert der Reformation. Von G. E. Gubrauer. Berlin 1841.

[2] De veritate religionis christianae adversus Atheos, Epicureos, Ethnicos, Judaeos, Mahumedanos et caeteros infideles. Antverp. 1583. Das Werk war ursprünglich französisch verfaßt, aber vom Verfasser selbst ins Lateinische übersetzt. Schon 1597 erschien davon eine deutsche Uebersetzung zu Basel: „Grundfeste der wahren und unwidersprechlichen Lehre der christlichen Religion" u. s. w. von Franz Castillione.

Hintergrund gerückt ward. Die ireniſche Tendenz ſolcher Werke wird von ſelbſt deutlich, namentlich bei Mornay, welcher ſelbſt zu einem Religionsgeſpräche am 4. Mai 1600 in Gegenwart des Königs, aber wie immer ohne Erfolg veranlaßt wurde. Im Allgemeinen ſchon hat, nächſt der Philoſophie, keine Gattung der Literatur ſo verſöhnend und einigend gewirkt, als dieſe apologetiſche. Die berühmteſten Schriftſteller in derſelben von Mornay bis Leibnitz gehören den verſchiedenen und getrennten Kirchen an, und wurden überall mit derſelben Befriedigung aufgenommen. In Bezug auf die Unionsverſuche haben dieſe Schriften beſonders dahin mitgewirkt, den ſo oft angewandten Unterſchied von Fundamental- und Nichtfundamental-Artikeln zu lebendiger Anſchaulichkeit zu bringen. Schon vor Grotius und als deſſen Muſter traten einige Theologen mit Unionsvorſchlägen hervor, welche auf jenen Gegenſatz gegründet waren, wiewohl ſie zunächſt nur auf Toleranz ausgingen; ſo Jakob Acontius, welcher als Pfarrer in der Diöceſe von Trident zur reformirten Kirche übergetreten und nach England geflüchtet war, wo er der Königin Eliſabeth ſeine Schrift: de stratagematis Satanae in religionis negotio (Baſel 1564) widmete. Er erklärt das apoſtoliſche Bekenntniß als ausreichend die allgemeine chriſtliche Kirche zu ſtiften und ſieht in den ſymboliſchen Schriften der einzelnen Kirchen nur Ränke des Satans, die Chriſten untereinander zu veruneinigen. Dahin gehört des Franzoſen Martin Fullé, Herrn von Gemillé: Traité pour l'union et concorde entre ceux qui se disent chrétiens (Tours 1591), und beſonders noch das Irenicum von Franz Junius, ebenfalls einem gebornen Franzoſen, welcher als Profeſſor in Leyden 1602 ſtarb, nachdem er wegen ſeiner Beſtrebungen Gegenſtand der roheſten Angriffe, beſonders von Joſeph Scaliger, geweſen. Alle dieſe Beſtrebungen nun knüpfen ſich am dauerhafteſten und glänzendſten an den Namen von Hugo Grotius, von welchem hier freilich eine erſchöpfende Darſtellung nicht verſucht werden darf. Grotius gehört zu denjenigen, welche durch die Geſammtwirkung der Vielſeitigkeit des Geiſtes und der Höhe des Charakters ihren einzelnen Schriften ein höheres Relief verleihen, als ſie durch ſich ſelbſt vielleicht haben würden, und deren Ruhm und Autorität noch lange fortdauert, wenn auch ihre Schriften

nicht mehr gelesen werden. In der That, wie sehr dieser Name auch noch glänzt, so gibt es, seine humanistischen Leistungen ausgenommen (unter welche wir auch seine Geschichte der Befreiung der Niederlande gern setzen werden), kaum eine Schrift von ihm, welche in sich selbst eine immer frisch fließende Quelle des Genusses und anregender Belehrung wäre, wie die der großen Philosophen neben und nach ihm; und wo er Bahn gebrochen, wie in seinem Werke über das Recht des Krieges und Friedens, ist er doch längst historisch geworden. Das macht: Grotius gehört nicht zu den eigentlichen Denkern, Schöpfern eines Systems und origineller Ideen, er ist kein neuer Typus. Vielleicht war es seiner Nation, den Holländern versagt, einen solchen hervorzubringen; am meisten erinnert er an seinen Landsmann Erasmus. Bewunderungswürdige Reproduktion der Antike in Poesie, Philosophie, Geschichte und Kritik ist das Charakteristische seines Geistes. Er glänzte durch Universalität; aber es war die eklektische Universalität, welche durch kein objektives Prinzip, sondern mehr durch eine, wenn auch höchst ehrenwerthe und reiche Subjektivität zusammengehalten wird. Diesen Mangel an Philosophie wirft ihm bei aller innigen Verehrung auch Leibnitz vor, der übrigens mit ihm soviel Aehnlichkeit zeigt. Jenes geistige Band bei Grotius als Schriftsteller war die Humanität, die edle Blüthe und Frucht des Humanismus. Aus Humanität schrieb er von den Rechten des Krieges und Friedens; denn war der ewige Friede auch ein Ideal und gleichsam übermenschlich, so sollte der Krieg wenigstens menschlich werden. So war denn Grotius als Christ und Theolog, ohne mit eigentlichen Unionsentwürfen hervorzutreten, durchaus Irenik er und wirkte unendlich viel. In den Unterschieden der Kirchen sah er einen Abfall vom wahren Christenthum; aber indem er sich über die einzelnen Kirchen stellte, war er sehr geneigt, das Gute einer jeden anzuerkennen. Eigentliche Bitterkeit hegte er nur gegen die orthodoxe holländische Kirche, wie sie durch die Dortrechter Synode sich zur verfolgenden Staatskirche gemacht hatte, deren Opfer er selbst geworden war; im Uebrigen aber erkannte er keiner einzigen Kirche das Recht zu, sich für die allein wahre Kirche zu halten. Bekannt ist, wie er deßhalb von den Theologen und seinen Nebenbuhlern und Feinden angegriffen

und in einem Epigramm des Menage verſpottet wurde, wo geſagt wird, daß, wie die ſieben Städte Griechenlands ſich um die Ehre, Homer als Mitbürger zu haben, ſtreiten, ſo alle Religionen und Sekten um Grotius (bei Hering I. 494). Er war der erſte proteſtantiſche Schriftſteller, welcher, vor Johannes von Müller, eine Apologie der Päpſte und des Papſtthums im Mittelalter von hiſtoriſchem Geſichtspunkte aus abfaßte, wobei er aber noch, wie ähnlich geſinnte unparteiiſche Proteſtanten, weit entfernt war, der katholiſchen Kirche innerlich anzugehören, wie er denn, um dies Eine anzuführen, vom Abendmahle die ſtreng zwinglianiſche Anſicht beibehielt und ſeine Enthaltung vom Genuſſe deſſelben darauf begründete, daß er die Sache haben könne ohne das Zeichen (Hering I. 493). — Seine erſte ireniſche Schrift erſchien 1613, zur Vereinigung der verſchiedenen Meinungen über die Prädeſtination, welches faſt ein Jahrhundert ſpäter das Grundthema von Leibnitzens Theodicee bildete. Bei Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Conſultationen des Caſſander (1641) ſprach er ſich für das Epiſkopalſyſtem aus, verbunden mit dem weiſe zu beſchränkenden Primat des Papſtes. Gegen das Presbyterialſyſtem war er im hohen Grade eingenommen, wobei man die Vorgänge ſeiner Zeit und ſeines Landes nicht aus dem Auge laſſen muß. Er ging in dieſer Richtung ſo weit, daß er der Obrigkeit auch in Religionsſachen die richterliche Gewalt beigemeſſen haben wollte (de imperio summarum potestatum circa sacra). Das Weſen der Reformation und der Union ſelbſt ſah Grotius in der Verbeſſerung der Sitten, welche eine Vereinigung über Lehre und Gebräuche von ſelbſt herbei führen würde, fromme Wünſche, womit er ſich in einen Zirkel begeben hatte, wo jeder Theil die Vorausſetzung des andern bildete. Auch ſeine Anſicht von einem zu beſchränkenden Papſtthum, wie häufig ſie auch ſeitdem wiederholt wurde, hat ſich immer als unpraktiſch erwieſen, wofür die Geſchichte der Reformation bis auf dieſe Tage der ſprechendſte Beleg iſt. Grotius beging den Irrthum, ſich die einſtige Union als eine mechaniſche Zuſammenſetzung getrennter Theile zu einem harmoniſchen Ganzen vorzuſtellen, während doch eine jede chriſtliche Kirche, die ſich ſelbſt verſteht, ſich als ein Ganzes und nicht blos als einen Theil erfaſſen wird.

So concentrirt ſich denn die eigentliche Wirkſamkeit dieſes großen Mannes in dem leiſen und indirekten, aber um ſo ſicherern Einfluſſe ſeiner Schriften, namentlich ſeines oben genannten Werkes von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, welches eine eigene Geſchichte und Literatur hat. Obſchon im Laufe des Jahrhunderts noch mehrere Werke dieſer Art erſchienen, ſo wurde das Buch des Grotius von keinem verdrängt. Denn die ſpäter ſo berühmt gewordenen Pensées de Pascal, Trümmer eines großen mit ſich ſelbſt zerfallenen Geiſtes, haben, wie Couſin in ſeinen kritiſchen Arbeiten über dieſen Gegenſtand ausgeführt hat, bei den Zeitgenoſſen wenig oder gar keine Anerkennung gefunden, aus Gründen, welche in den perſönlichen Verhältniſſen des Verfaſſers und den Streitigkeiten der Parteien liegen. [1]

---

[1] Nur wenn Herr Couſin behauptet, daß kein berühmter Philoſoph, noch Theolog die Pensées gelobt oder ſogar citirt habe, und dabei Fénelon, Mallebranche, Boſſuet, Arnaud anführt (S. Revue de deux mondes 1843. I. livr. p. 87. Bruxelles), ſo hat er dabei zu ausſchließlich an ſeine Landsleute gedacht. Es trifft ſich aber hier wie anderswo, daß die Anerkennung einer ausgezeichneten Perſon oder Schrift von den Ausländiſchen zu den Einheimiſchen übergeht. Leibnitz, welchen Niemand mehr als Couſin den großen Philoſophen dieſes Jahrhunderts beizählt, erwähnt der Pensées in ſeiner Correſpondenz mehrmals, was eben nicht zu verwundern iſt, da er ſelbſt in ſeiner Jugend zu Paris von Pascals Verwandten mit einem Theile der Herausgabe ſeines Nachlaſſes beauftragt worden war (Leibnitz opp. VI, 34, wo es heißt: memini, ex Blasii Pascalis schedis posthumis concinnatum fuisse a defunctis amicis libellum, qui licet nexu systematico careret, mire tamen placuit titulo: Pensées de Mr. Pascal, utinam hoc fieret saepius etc. An einer andern Stelle jedoch, in einem ausführlichen Briefe an Thomas Burnet, vom Febr. 1697 (ibid. p. 245) handelt Leibnitz von der Befähigung Pascals im Allgemeinen, ein Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion würdig zu ſchaffen, und dieſe ſpricht er ihm allerdings nur ſehr bedingt zu, nicht ohne Hinblick auf die genannten Pensées, als Zeugniß eines Geiſtes: „plein de prejugés du parti de Rome.“ Außerdem ſey dem Pascal zu ſehr die Kenntniß der Geſchichte und der Jurisprudenz abgegangen, und überhaupt ſey dieſes Unternehmen zu vereinzelt bei ihm dageſtanden. Was nun Pascal gar nicht oder nur in nachgelaſſenen Fragmenten habe leiſten können, das wollte er (Leibnitz) ſich zur höchſten und letzten Aufgabe ſeines ganzen Lebens ſtellen. Obſchon der große Mann dieſes Vorhaben im ganzen Umfange ſeines Planes niemals ausgeführt, ſo iſt doch ſeine Theodicee als eine Frucht dieſes Beſtrebens authentiſch anzuſehen; und ſo zöge ſich ein

Während Hugo Grotius mehr in den Idealen einer fernen Zukunft lebte, ſtatt ſelbſtthätig in die Gegenwart einzugreifen, ſuchten Andere, wiewohl unter ganz andern Verhältniſſen, ſeine Unionsgedanken praktiſch anzuwenden, zum Theil in ganz eigenthümlicher und ſelbſtſtändiger Weiſe. Dies geſchah im Oſten und Norden namentlich in Deutſchland und Polen, vorzüglich in erſterem, wo der 30jährige Krieg eine aufrichtige Sehnſucht nach dem Frieden der Kirchen in den edlern Gemüthern erweckt hatte. Während ein Theil die Unionsverſuche im Großen, nämlich der drei chriſtlichen Kirchen untereinander feſthielt, beſchränkten ſich Andere auf eine partikuläre Union der Proteſtanten unter ſich gegen die katholiſche Kirche, ſo daß wir beide Beſtrebungen, obſchon mit einander verwandt, zunächſt aus einander halten müſſen. Auf beiden Seiten ſehen wir ausgezeichnete und merkwürdige Perſönlichkeiten an der Spitze, welche aus den Unionsverſuchen ihre Lebensaufgabe machen.

Unter denjenigen, welche das große Ziel einer allgemeinen Kirchenvereinigung, die Union der proteſtantiſchen Kirchen unter einander hiemit eingeſchloſſen, anſtrebten, leuchtet Georg Calixtus, Profeſſor der Theologie in Helmſtädt, hervor (geb. 1586, ſtarb 1656), deſſen Name ein ganzes und eigenthümliches Syſtem der Theologie und des Kirchenthums repräſentirt. Mit ihm finden wir uns auf dem deutſchen Grund und Boden, wo ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf Leſſings Zeit Toleranz und Freiſinn von den Fürſten und der Landesuniverſität in deren berühmteſten Mitgliedern muſterhaft geübt wurde. Die Ideen des Grotius und deſſen Vorgängern von der Einheit aller chriſtlichen Kirchen in den Fundamentalartikeln, wogegen die Unterſcheidungslehren nur das Unweſentliche beträfen, wurden ſeit Georg Calixtus von der Univerſität Helmſtädt dem Prinzipe nach mit aller Conſequenz und allen Waffen des Geiſtes, mit beſtändigem Schutze von oben, vertreten. Ihr gegenüber verfocht die Univerſität Wittenberg mit nicht geringerer Schärfe

---

innerer Faden von den Pensées Pascals zu der Theodicee von Leibnitz. — An einem andern Orte (VI, 305) urtheilt er, daß Pascal aus Begierde, die Religion und die Controverſen zu ergründen, bis zum Wahnſinn ängſtlich, scrupuleux jusqu'à la folie, geworden ſey.

und Feſtigkeit das conſervative Prinzip des durch die ſymboliſchen Schriften gegründeten Kirchenthums, im Gegenſatz gegen die übrigen Sonderkirchen; denn als einen Prinzipienkampf haben wir es anzuſehen und zu beurtheilen, in welchem auch diejenige Seite, welcher der Unionsfreund ſeine Sympathien verſagen muß, ihre hiſtoriſche Berechtigung hatte; nicht aber, wie ſonſt häufig geſchieht, ſollen wir gegen die Wittenberger, als Gegner der Union, einſeitig und unkritiſch Partei nehmen. Dieſer Kampf erweiterte ſich zu dem länger als ein Menſchenalter dauernden Synkretiſten-Streite. Da in den Schriften jener Zeit die Begriffe von Union und Synkretismus ſo oft mit einander genannt, ja eins für das andere genommen werden, ſo ſey hier ein Wort über den hiſtoriſchen Urſprung jener ehemals ſo gehäſſigen Kategorie geſtattet. — Die Theologen faßten Synkretismus bald in einem engern, bald in einem weitern Sinne. In erſterem Sinne verband man damit die ganz beſtimmte Vorſtellung einer äußern Allianz oder Union zweier Sonderkirchen zur Abwehr und Vertheidigung, alſo bezüglich auch zum Angriff gegen eine dritte Kirche als den gemeinſchaftlichen Feind; mit einem Worte, man dachte an eine ſolche Union, welche wir eine Coalition der proteſtantiſchen Kirchen gegen die katholiſche nennen würden. Man führte den Namen und Begriff der Sache auf die griechiſche Geſchichte zurück, namentlich auf den Gebrauch der Kretenſer, welche nach Plutarch in Zeiten der Noth ihre innern Streitigkeiten ſo lange einſtellten, bis ſie durch gemeinſame Vereinigung den äußern Feind beſiegt hätten, mit dem Vorbehalt, ſpäter den alten Zwieſpalt wieder aufzunehmen.[1] Wie nun die Kretenſer überhaupt für ein lügenhaftes und perfides Volk galten, ſo lag ſchon durch ſich ſelbſt in dem Begriffe des Synkretismus, als Coalition feindlicher Parteien zur Unterdrückung eines gemeinſchaftlichen Feindes (man denke an die Coalitionen in dem parlamentariſchen Leben Frankreichs), immer etwas Gehäſſiges und Perfides. Nichts deſtoweniger fand dieſe Form und Tendenz einer Partikular-Union der proteſtantiſchen Kirchen ſchon bei den Reformatoren

[1] Plutarch. *περὶ φιλαδελφίας; Τοῦτο ἦν ὁ καλούμενος ὑπ' αὐτῶν συγκρητισμός.* Hering II, 65. Das Wort wird von *Κρητίζω*, wie ein Kreter handeln, (Paſſow griech. Wörterbuch) hergeleitet.

17. Jahrhundert hatte Helmstädt und besonders Calixtus den Hauptsturm der synkretistischen Streitigkeiten auszuhalten, ohne sich jedoch auf seinem Wege dadurch irre machen zu lassen. Ihm schwebte allerdings eine Idee vor, zu welcher seine Gegner sich nicht erheben konnten; nämlich die Idee einer deutschen Nationalkirche, unbeschadet der Selbstständigkeit, der Katholicität anderer freier Nationalkirchen, verbunden durch die höhere Idee einer allgemeinen christlichen Kirche. Eine besondere Veranlassung, mit seinen Unionsgedanken hervorzutreten, gab ihm das vorhin erwähnte 1645 zu Thorn auf Betrieb des Königs von Polen, Wladislaw IV. gehaltene Religionsgespräch, das bedeutendste dieser Art im 17. Jahrhundert und zu welchem Calixtus, auf Empfehlung des großen Kurfürsten von Brandenburg, als einer der Vertreter der lutherischen Kirche, abgeordnet wurde. Von einem persönlichen Hervortreten Calixt's auf diesem Religionsgespräch wissen wir wenig. Was hätte er auch in einer Versammlung bewirken können, in welcher der katholische Theil im Wesentlichen auf die unbedingte Unterwerfung der Protestanten ausging, die getrennten protestantischen Theile aber mit dem bittersten Groll gegen einander zusammensaßen? Darin jedoch zeichnete sich dieses Religionsgespräch vor allen vorhergehenden aus, daß das Disputiren und Polemisiren von dem Könige im Voraus untersagt, dagegen jeder Partei aufgegeben wurde, eine einfache kurze Exposition ihres Glaubens und dadurch in gewisser Hinsicht eine Apologie desselben ohne Polemik gegen die übrigen einzureichen. Dies Verfahren wurde die Liquidation des Glaubens genannt. Die auf diese Weise entstandenen Glaubensbekenntnisse näherten sich dadurch der Bedeutung symbolischer Schriften, besonders die Declaration der Reformirten, welche, als eine vollständige Bekenntnißschrift, seitdem eine Art symbolischen Ansehens in der reformirten Kirche behielt. Es fiel auf, daß die Reformirten dieses ihr Glaubensbekenntniß Declaration der katholischen Lehre benannten, weßhalb auch die katholische Partei sie zurückwies. Im Uebrigen wurde die Versammlung, wenn auch unverrichteter Sache, von dem Präsidenten, Bischof von Samogetien, in Liebe und Hymanität entlassen (21. Novbr. 1646, Hering II. 63). — Noch vor der Eröffnung des Thorner Gesprächs aber eröffnete Calixtus in einer Sammlung

Perſonen wurden zurückgewieſen oder in die Contumazanſtalt gebracht. Verwandelte ſich die Beobachtungslinie in eine Sperrlinie, ſo mußten alle Reiſenden an den Uebergangspunkten gleich in Contumaz treten, und Contumaz und Uebertrittspunkt war alſo hier eins und daſſelbe. Eine dichte Poſtenkette bewachte dieſe wo möglich immer längs der Flüſſe aufgeſtellte Linie, und zwiſchen den Poſten waren Infanterie- und Kavallerie-Patrouillen in beſtändiger Bewegung. In den Sperrlinien hatten die Truppen ſcharf geladen und Befehl, im äußerſten Fall von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Die Contumazanſtalten wurden ſtreng gehandhabt und die detaillirteſten Vorſichtsmaßregeln zur Vermeidung der Berührung der Contumaziſten mit außerhalb der Contumazen befindlichen Perſonen getroffen. In den befallenen Ortſchaften wurden Anfangs die inficirten Wohnungen ſtreng geſperrt und bewacht, die mit den Kranken ſchon in Berührung geweſenen Perſonen als verdächtig betrachtet und in Contumaz geſetzt, die Angehörigen der Kranken von ihnen getrennt, und letztern eigens aufgeſtellte ſogenannte Schutzdiener und Wärter beigegeben. Der Schutzdiener vermittelte den Verkehr der Abgeſperrten mit der Außenwelt. Sein eigener Verkehr mit den Kranken und Wärtern ſollte nach einem eigenen Kunſtausdruck „raſtellmäßig,“ d. h. ohne unmittelbare Berührung mit denſelben geſchehen. Ein ſolches improviſirtes Raſtell (in den Contumazanſtalten waren ſie natürlich beſſer eingerichtet) beſtand in einem am Eingang des abgeſperrten Lokals angebrachten Tiſch oder einer Bank, auf welche, wenn der Schutzdiener ſeine Anweſenheit durch ein Zeichen zu erkennen gegeben hatte, von dem Wächter der Beſtellzettel gelegt wurde, das Geld ſollte er in ein mit Eſſig gefülltes Geſchirr werfen. Der Schutzdiener mußte den Beſtellzettel mit einer Zange faſſen, ihn mit Chlorgas durchräuchern und in einer verſchloſſenen Schachtel in das Lokal der Schutzcommiſſion bringen, wo er einer nochmaligen Desinfektion unterworfen wurde. Ebenſo brachte er die beſtellten Gegenſtände wieder zurück. Aerzte und Geiſtliche ſollten bei ihrer Anweſenheit über ihrer Kleidung einen Mantel von Wachstaffet tragen und ſich bei ihrem Austritt durch Eſſigwaſchungen und Chlorräucherungen desinficiren. Der Transport der Kranken in die öffentlichen Heilanſtalten geſchah in verdeckten Tragkörben von eigenen mit einer Kleidung von ſchwarzer Glanzleinwand verſehenen Perſonen, unter Vortritt eines Polizeibeamten, um jede Berührung zu verhindern;

der dahin gehörenden Aktenſtücke[1] ſeine Gedanken darüber, wo er zum Behuf der Herbeiführung einer allgemeinen Union ſich bemüht, den Unterſchied von Religion und Theologie theoretiſch und praktiſch zu entwickeln. Nicht Alles, was in die Theologie gehöre, ſey auch Gegenſtand der Religion, indem erſtere meiſtentheils die Faſſungskraft des Volks überſteige. Er bedient ſich des Gleichniſſes von einem Fürſten, welcher geböte, daß die Bauern die Probleme und Theoreme des Euklides verſtehen lernen ſollten, und denen, die gehorchten, Befreiung von allen Krankheiten und feſte Geſundheit, den Ungehorſamen aber Fieber und Podagra androhte. — Während Calixtus in Bezug auf das Dogma und die ſonſtigen Unterſchiede der Kirchen ſich im höchſten Grade milde zeigte, iſt er dagegen unerwartet ſtreng in Betreff des Papſtthums, und unterſcheidet ſich darin von den übrigen Henotikern, die einen ähnlichen Standpunkt einnahmen, wie von Melanchthon, ſo von Grotius und Leibnitz. Zwar führt er die Nachgiebigkeit der Voreltern an, welche dem römiſchen Biſchofe, um des Friedens und der Ruhe der allgemeinen Kirche willen, eine Superiorität über die Biſchöfe laſſen wollten, wenn er das Evangelium gelten und alle gegen daſſelbe ſtreitende Anſprüche in weltlichen und geiſtigen Dingen fahren laſſe. „Wenn er nun aber dieſe durchaus unzuläſſigen Dinge nicht aufgeben will, ruft er zuletzt aus (a. a. O. S. 36), was ſoll dann geſchehen? Was nur anders, als was bereits von ſo Vielen geſchehen iſt, daß man ihn fahren läßt, der ſolches nicht fahren laſſen will, und man ſich ſelbſt befreit? . . . .“ So will alſo dieſer von ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen des Synkretismus beſchuldigte und verfolgte Theolog bei ſeinem Entwurf einer allgemeinen Union zuletzt doch nur den endlichen Sieg und Triumph der evangeliſchen Sache über die katholiſche, ſofern dieſe von dem Papſte, als dem Vertreter der kirchlichen Autorität, ſich befreien ſoll. Es iſt wahr, daß Calixtus den Papſt nicht für den Antichriſt erklärt, ſondern ihn blos auf ſein italieniſches Pontifikat verweiſt,[2] er iſt aber doch nur um ſo

[1] Acta facientia ad Colloquium a Ser. et Pot. Polon. Rege Vladislavo IV. Torunii — indictum etc.: accessit Georgii Calixti consideratio et ὑπομνήματα. Helmstadii, 1645.

[2] Er ſagt: „Wie ſollen es nur die Deutſchen, Polen und alle Völker

radikaler, weil er sich von dem Standpunkte des orthodoxen Lutherthums seiner Zeit auf ein allgemeineres Gebiet erhebt. Doch ist gerade diese radikale Seite in Calixtus bisher meistens übersehen worden. — Bei dieser Neigung zu einer allgemeinen Union, wiewohl von einem vorwiegend evangelischen Standpunkte, läßt sich schon erwarten, daß Calixtus die Union der Protestanten unter einander, nicht bloß als äußern Synkretismus, sondern als eine innere Vereinigung auf den Glauben für möglich und nothwendig hielt, und diese Neigung legte er bei dem Thorner Religionsgespräch, den Wittenberger Theologen gegenüber, muthig an den Tag, wenn er auch damit allein stand. Es gibt auch von ihm eine eigene Schrift über die Union der Protestanten, welche viel später bei der Wiederaufnahme des Entwurfs am preußischen Hofe im J. 1700 von Ulrich Calixtus, seinem Sohn, auf den er seinen Sinn, wenn auch nicht seinen Geist vererbt hatte, herausgegeben wurde.[1] Ihre Bereitwilligkeit zu einer evangelischen Union hatte übrigens die Universität Helmstädt auch schon zehn Jahre vor dem Thorner Gespräch in Folge der Bemühungen des in Deutschland reisenden schottischen Geistlichen Duräus an den Tag gelegt. Von diesem merkwürdigen Henotiker und den Verhältnissen, unter denen er auftrat und wirkte, haben wir hier zu berichten.

Was die Unionsfrage der protestantischen Kirchen überhaupt betrifft, so fließt unsere Ansicht darüber aus den allgemeinen Grundsätzen über Begriff und Wesen von Union im Allgemeinen, wobei unseres Erachtens der subjektive confessionelle Standpunkt nicht entscheiden darf. Die Frage, ob die reformirte und die lutherische Kirche Recht und Grund gehabt haben, sich als verschiedene Kirchen von einander zu sondern, haben wir dogmatisch nicht zu beantworten; daß sie es gethan, beweist, daß wenn auch nicht gerade eine metaphysische, doch die Nothwendigkeit einer consequenten historischen Entwicklung sie dahin geführt habe.

---

christlichen Namens und ihre Könige und Fürsten, besonders seitdem sie wissen, daß hier ein göttliches Recht vergebens behauptet werde, länger dulden, sich so unwürdig in Hinsicht ihres Geistes und Körpers, ihres Gewissens und ihrer Wohlfahrt von einem italienischen Pontifikat (denn nur Italien gehört es jetzt noch an) unterdrücken zu lassen? Hering II. 37.

[1] Via ad pacem inter protestantes praeliminariter restaurandam. 1700.

Beide Kirchen machen gleich sehr darauf Anspruch, eine wahre christliche Kirche zu seyn; der Gegensatz liegt nicht zwischen den einzelnen Dogmen oder auch blos in der Verfassung, sondern in der verschiedenartigen Modifikation und Gestaltung des religiösen Gefühls. In Deutschland läuft man hier mehr als anderswo Gefahr, einander einseitig und irrig zu beurtheilen, weil die beiden Confessionen, bei beständiger Berührung mit einander, immer mehr geneigt sind, ihre gegenseitigen Unterschiede als das Gemeinsame und Ganze ins Auge zu fassen. Es ist der nämliche Umstand, der sich in dem Verhältnisse zwischen Protestanten und Katholiken in Deutschland im Großen wiederholt. Wenn z. B. der Lutheraner den Reformirten für rationalistischer hält, wegen seiner Vorstellung vom Abendmahl, so bedenkt er nicht, daß die Lehre von der Prädestination eine viel höhere Mystik enthält oder mit einer solchen verwandt ist, als die lutherische Abendmahlslehre, da sie an nichts Sinnliches anknüpft. Ein zweites Vorurtheil, welches die deutschen Lutheraner von den Reformirten lange gehegt, war der Verdacht des Indifferentismus, weil thatsächlich die Unionsvorschläge größtentheils entgegenkommend von den Reformirten gethan wurden, womit sich nur zu oft der Verdacht verband, als sey es bei ihnen heimlich auf Unterdrückung des Lutherthums abgesehen. Beides aber, wo und zu welchen Zeiten es in der Geschichte hervortritt, hängt vielmehr an den eigenthümlichen lokalen und territorialen Verhältnissen in Deutschland, als an dem Wesen des Calvinismus. Nur zu viel des kirchlichen Fanatismus und Verfolgungseifers finden wir bei den Reformirten, wenn wir auf ihre Geschichte und Thaten in England und Holland, während des 17. Jahrhunderts hinblicken, und bei allem Entgegenkommen gegen die Lutheraner brachten die Reformirten das Gefühl einer gewissen Superiorität über die Lutheraner von vorn herein mit. Ein besonderer Umstand in Deutschland, welcher in dieser Hinsicht zu einseitigen Urtheilen verleitete, war, daß mehrere Fürsten zur reformirten Kirche gehörten oder übertraten, wie namentlich in Kur-Brandenburg, während die Majorität des Landes zur lutherischen Kirche gehörte. Diese fühlte sich in solchem Falle nicht weniger gedrückt und geängstigt, als in Ländern, wo, wie später in Sachsen, der Regent und sein Haus

zur katholischen Kirche übertrat. Was als die ausgemachte, aber traurige Wahrheit übrig bleibt, ist, daß die Massen unter Eingebung der Theologen im Hasse und Abscheu gegen einander wetteiferten, und der bloße Versuch, diesem Fanatismus Einhalt zu thun, als ein Eingriff in die Gewissensfreiheit verschrien wurde.[1]

Daß es schon im Reformationszeitalter Stimmen gab, erst den Bruch zu hindern und späterhin ihn zu heilen, läßt sich erwarten. Wir werden auch hier, wie in dem Verhältnisse zwischen Protestanten und Katholiken, diejenigen versöhnenden Versuche, welche dem völligen Bruche vorangingen, nur uneigentlich als Unionsversuche gelten lassen, da diese Versuche vielmehr die äußere Seite der Geschichte der Bildung des Lehrbegriffs beider Kirchen darstellen. Soviel haben wir auch bereits oben im Vorbeigehen wahrgenommen, daß die henotischen Versuche der Reformatoren, eines Zwingli und Melanchthon, die Nothwendigkeit des innern Friedens zur Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind, also den Synkretismus anriefen. An lebendigen Elementen zu einer wahrhaften Vermittlung der getrennten Kirchen hat es zwar späterhin nicht gefehlt, der Arminianismus oder Universalismus ging wesentlich darauf hin, diejenige Schranke, welche die strenge Prädestinationslehre aufgerichtet, niederzureißen, so wie die calvinische Lehre vom Abendmahl sich von der lutherischen nur den Worten nach unterschied. Wir sehen in der That, wie außerhalb Deutschlands in Frankreich, England und Holland Unionsversuche zwischen den Protestanten viel glücklicher gestiftet oder wenigstens vorbereitet werden, als in Deutschland. Auf eine solche Union ging die Synode von Charenton im J. 1630, wo die Reformirten erklärten, die Lutheraner zum Altare zuzulassen, ohne daß sie vorher zu widerrufen brauchten. So hat auch die anglikanische Kirche die Beschlüsse der Dortrechter Synode nie angenommen. In Deutschland aber schien

[1] David Paräus führt in seiner: Oratio de pace et unione ecclesiae evangelicae 1616 ein ganzes Wörterbuch von Schimpfwörtern an, womit Lutheraner und Calviniſten ſich gegenſeitig beſudelten, wobei die Reformirten ſich mehr durch Spott, die Lutheraner durch bittern Grimm auszeichnen (Hering I, 295, vgl. 264). Mit Widerwillen wendet man ſich von ſolchen Ausbrüchen der Rohheit ab.

bis mitten in den dreißigjährigen Krieg jede Hoffnung auf nur irgend ein erträgliches Verhältniß der getrennten Kirchen verschwunden. Bis zu dieser Zeit waren die hierhergehörigen Versuche sämmtlich vom Süden und Südwesten Deutschlands ausgegangen, namentlich von Straßburg und Heidelberg, wobei die Namen eines Sturm, Streuber und besonders Paräus voranstehen, und von Mömpelgart, wo 1586 zwischen Valentin Andreä und Beza ein Religionsgespräch gehalten wurde. Diese Bemühungen brachen sich größtentheils an der starren Orthodoxie der Theologen zu Tübingen, deren Eifer selbst in dem wissenschaftlichen Enthusiasmus ihres größten Landsmanns, eines Kepler, Ketzerei suchte. Wie nun mit dem Uebergange zum 17. Jahrhundert eine Wanderung des deutschen kulturhistorischen Geistes in den verschiedenen Richtungen von Süden und Südwest nach Norden wahrgenommen wird, so besonders auch in Bezug auf die Entwicklung des kirchlich-religiösen und politischen Lebens. Die nähere Berührung Schwedens mit Deutschland in Folge des dreißigjährigen Krieges, die Thaten und die Regierung eines Gustav Adolphs und seiner Tochter Christine trugen viel, wenn auch vorübergehend, dazu bei; entschieden wurde jedoch jenes Uebergewicht des nördlichen Deutschland durch das Haus Brandenburg seit dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten, welchem bald das Haus Braunschweig-Lüneburg wetteifernd sich an die Seite stellte. Vorher aber schon hatte der Gang, den der dreißigjährige Krieg genommen, die protestantischen Fürsten auf die politischen Folgen des kirchlichen Zwiespaltes unter ihnen hingewiesen. Als ein Opfer dieses Zwiespaltes war selbst der unglückliche Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz anzusehen. Bei dem Fürstenconvente, welchen, und zwar auf Veranlassung des Königs Gustav Adolph,[1] der Kurfürst von Sachsen im März 1631 mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen veranstaltete, wurde denn auch die Union zur Sprache gebracht, was zu der Leipziger Conferenz führte, wo zum ersten Male lutherische und reformirte Theologen beiderseits mit Mäßigung und Versöhnlichkeit über eine Reihe von

[1] G. J. Planck, über die Trennung und Wiedervereinigung u. s. w. S. 176.

Controversen, namentlich das Abendmahl und die Gnadenwahl betreffend, sich verständigten, und zugaben, daß man sich gegenseitig nicht zu verdammen habe. Dies Religionsgespräch (S. Hering I. 330) macht daher für die Unionsgeschichte Epoche, obschon der Drang der kriegerischen Ereignisse, besonders aber der noch in demselben Jahre erfolgte Fall Gustav Adolphs bei Lützen für jetzt jede Ausführung und Anwendung der gefaßten Beschlüsse vereitelte.

Was nun die Fürsten, Staatsmänner und Theologen Deutschlands in diesen Zeitläufen für Unionsgedanken einnahm, das zog um dieselbe Zeit einen Ausländer in die deutschen Länder, wo er, abwechselnd auch in Schweden, Dänemark und Holland, drei Jahrzehnde fast ununterbrochen die Union der Protestanten mit seltener Begeisterung und Beharrlichkeit verfolgte. Es war der vorhin genannte Duräus (eigentlich John Durie), Sohn eines presbyterianischen Geistlichen in Edinburgh, wo er zu Ende des 16. Jahrhunderts als Mitglied der puritanischen Kirche geboren wurde. Er kam 1626 als Prediger der kleinen puritanischen Gemeinde nach Elbing, welches eben Gustav Adolph dem König von Polen abgenommen hatte. Im Umgange mit einem hohen schwedischen Beamten erhielt er dort den ersten Anstoß zu seinen irenischen Bestrebungen, und als 1630 der schwedische Reichskanzler Oxenstierna mit dem englischen Gesandten Thomas Roe Behufs des Friedens zwischen Polen und Schweden daselbst zusammenkam, gewann er den einen und den andern für seine Plane; aufgemuntert von ihnen kehrte er nach England zurück, um sich der Zustimmung der vornehmsten Bischöfe und Theologen zu versichern. In der That gelang es ihm, von dem Erzbischofe von Canterbury, drei Bischöfen und zwanzig Doctoren der Theologie die Unterzeichnung einer Schrift zu erlangen, worin der Plan, die Reformirten der Schweiz, Deutschlands und Hollands mit den Lutheranern und Episkopalen zu vereinigen, gebilligt wurde. Duräus betrachtete sich jetzt gewissermaßen als einen Abgeordneten der anglikanischen Kirche, obschon er ihr damals noch nicht angehörte; erst später wurde ihm von dem Nachfolger des Erzbischofs von Canterbury, William Laud, der Uebertritt zur anglikanischen Kirche als Bedingung weiterer Mitwirkung an seinen Unionsversuchen gestellt,

die er zu erfüllen nicht umhin konnte. Die Kunde von den Ergebniſſen der Leipziger Conferenz feuerte ſeine Hoffnung an, und er begab ſich nach Franken in das Lager Guſtav Adolphs, um dieſen Beſchützer der lutheriſchen Kirche für ſein Werk zu gewinnen. Guſtav Adolph (dieſe Umſtände ſind aus einem Briefe des Duräus, Hering II. 91, bekannt) las ſeine Deklaration zweimal durch, gab ſie ihm dann zurück, und unterhielt ſich zwei Stunden mit ihm, um das ganze Weſen ſeines Unionplans kennen zu lernen. „Nachdem er ſich nun befriedigt ſah, fragte er: Was wollet Ihr nun von mir in dieſer Sache gethan wiſſen? Da legte ich ihm vier Poſtulate vor, welche er alle billigte.“ [1] Der König wies ihn nun an ſeine in dem Lager befindlichen Hofprediger Fabricius und Johann Matthiä, von denen jener zwar ſich abgeneigt zeigte, Matthiä aber mit deſto größerer Begeiſterung auf dieſe Entwürfe einging und ſie ſpäter in Schweden als Biſchof von Strengnäs auch durch Schriften [2] zu verwirklichen ſuchte. Der König hatte ihm noch ein offenes Beglaubigungs- und Empfehlungsſchreiben ausfertigen zu laſſen verſprochen, was aber nicht ohne Verſchulden des Duräus in Vergeſſenheit kam, und kurz darauf blieb der König auf dem Schlachtfelde. Somit erloſch alle Hoffnung nach dieſer Seite hin. Jetzt verſuchte es Duräus nach verſchiedenen Seiten theils durch Reiſen, theils durch Briefe. Die deutſchen Univerſitäten ließ er nicht außer Acht und die aufbewahrten Antwortſchreiben der Univerſitäten von Jena, Leipzig und Helmſtädt bekunden nur den Geiſt, durch welchen jede von ihnen ſonſt ſchon bekannt war. Nach einer zweiten Rückkehr nach England begleitete er den engliſchen Geſandten 1634 an den Fürſtentag zu Frankfurt a. M., wo er

---

[1] Hering a. a. O. Gegen dieſe Bereitwilligkeit, zur Union die Hand zu bieten, ſcheint das zu ſtreiten, was Vaſor von dem Widerwillen Guſtav Adolphs gegen die Reformirten berichtet, namentlich über die Härte, womit er einen calviniſtiſchen Geiſtlichen zu Frankfurt a. d. O. angelaſſen. Siehe Hering I. 330. J. G. Planck (a. a. O. S. 175) ſtellt uns in den rechten Geſichtspunkt, um dieſe „höchſt kleinliche Anekdote“ zu beurtheilen. Er ſchreibt dem Schwedenkönig ſogar einigen Antheil an dem Leipziger Colloquium zu.

[2] Rami olivae septentrionalis. Idea boni ordinis in ecclesia christiana etc.

seinen Plan vorlegte. Die Gesandten der evangelischen Fürsten nahmen ihn so wohl auf, daß sie Duräus, doch mit Vorbehalt einzuholender Instruktion von ihren Höfen, ein schriftliches Zeugniß ihres Beifalls ausstellten. Seine eifrigen Bemühungen und Kämpfe für die Union in Schweden, wo er im Juni 1637 unter dem Schutze der Königin Christine einer Versammlung von Theologen beiwohnte, müssen wir übergehen. Sie endigten mit seiner Verbannung aus dem Königreiche. Hugo Grotius munterte ihn in seinen Briefen auf, freundlicher wurde er später in Dänemark aufgenommen, nur daß die dortigen Theologen als erste Bedingung der Union die einseitige Forderung aufstellten, daß die Reformirten vorher alle bisherige Polemik gegen die Lutheraner widerrufen sollten, ohne zu bedenken, daß diese das gleiche Recht hätten. Nach einer zehnjährigen Abwesenheit vom Continente, während welcher die Stürme des Bürgerkriegs in England und der Umsturz der Verfassung alle Entwürfe zur Union für lange Zeit zum Stillschweigen brachten, war es unerwartet genug Cromwell, welcher in geheimer Beziehung zu seinen übrigen politischen Entwürfen auch die Unionsversuche des Duräus wieder aufnahm, und ihm nicht nur eine Pension aussetzte (ungeachtet Duräus sich gegen den Königsmord erklärt hatte), sondern ihn im J. 1654 als seinen Abgesandten, mit besonderer Rücksicht auf den Unionsplan, an die helvetische Republik abschickte. Doch war die Union hier enger gefaßt, als früher, nämlich blos als die aller reformirten Kirchen in Europa unter sich, eine Beschränkung, welche das ganze Geschäft sehr zu erleichtern und zugleich dem übrigen politischen Vorhaben angepaßt zu werden schien. Außer dem Empfehlungsschreiben des Protektors nahm er zugleich Beglaubigungsschreiben der Londoner Synode und der Doctoren der Universitäten Oxford und Cambridge mit. Von der Schweiz, als dem Geburtslande der reformirten Kirchen, suchte Duräus den Faden durch die reformirten Länder Deutschlands bis nach Holland hinaufzuführen, als der Tod Cromwells 1657 diese Fäden wieder abschnitt. Der unermüdliche Henotiker nahm von Neuem seine nun wieder erweiterten Entwürfe zur Vereinigung aller Protestanten auf und setzte sich jetzt seit 1661 in Deutschland fest, wo er noch zwanzig Jahre lebte und nach neuen vergeblichen henotischen Reisen, vor-

züglich an den Hof des großen Kurfürſten zu Berlin, der jedoch jedes öffentliche Aufſehen vermeiden wollte, im Jahr 1680 hochbetagt zu Kaſſel ſein Leben endigte. Sein Andenken blieb unter den Proteſtanten noch lange in Ehren, und obſchon er das reale Ziel ſeines Strebens niemals erreicht, ja unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht erreichen konnte, ſo wird man doch nicht ſagen, daß ein Mann, der über ein halbes Jahrhundert mit eiſerner Ausdauer Einer Idee gelebt, vergeblich gelebt habe. Wir werden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Gegenſtück zu dem henotiſchen Eifer und den Reiſen des Duräus, nämlich in den henotiſchen Reiſen und Unterhandlungen des katholiſchen Biſchofs von Tina, genannt Spinola, wiederfinden, aber weder die geiſtige und perſönliche Selbſtſtändigkeit des Schotten, noch das Großartige der Verhältniſſe und Perſonen, unter denen er auftrat.

Als Schriftſteller im eigentlichen Sinne iſt Duräus wenig aufgetreten, indem er es vorzog, auf die Menſchen und Verhältniſſe direkt einzuwirken; dagegen iſt er ſelbſt mehrmals Gegenſtand hiſtoriſcher Darſtellung und Unterſuchung geworden.[1] Was den leitenden Gedanken bei ſeinen Unionsverſuchen betrifft, ſo erinnert er vielfach an Georg Calixtus und, wenn man weiter hinabſieht, an Phil. Jac. Spener, mit welchem er zuletzt in Verbindung getreten war. Wie letzterer wollte Duräus die Theologie auf das praktiſche Chriſtenthum zurückgeführt wiſſen. Darum ſchlug er auch unter Anderem die Anſtellung eines Profeſſors der damals ganz vernachläſſigten praktiſchen Theologie auf allen Univerſitäten vor. Die Superintendenten ſollten darüber wachen, daß die Pfarrer ihre Zuhörer nicht mit ſcholaſtiſchen Fragen aufregen, ſondern das predigten, was zum Leben und guten Wandel frommt. Es ſollte ſogar Niemand zu einem geiſtlichen Amte zugelaſſen werden, der nicht erſt in dem, was zur thätigen Frömmigkeit gereicht, geprüft ſey, alle Parteilichkeit abſchwören und das Bekenntniß der Wahrheit, Mäßigung und einen chriſtlichen Gleichmuth gegen Alle gelobe. Ueberhaupt möge

[1] 1716 erſchienen zu Wittenberg von Joh. Chr. Colerus und 1744 zu Helmſtädt unter Mosheim beſondere Disputationen über die Geſchichte des Duräus. Ein Landsmann, Zeitgenoſſe und Namensverwandter von ihm war der Jeſuit Johann Duräus, einer der eifrigſten katholiſchen Controverſiſten jener Zeit.

man jungen Leuten, welche nur eben dem Schulstaube entronnen sind, das Predigen noch nicht gestatten, sondern nur ernsten, erfahrenen und bescheidenen Männern; ein Vorschlag welcher auch heute seine Wahrheit und Richtigkeit mit sich führte.[1] — Was das Verfahren bei der Union anlangt, so hatte er darüber eigene Gedanken. Er unterschied Form und Materie der Unterhandlungen; nur letztere sollte den Theologen überlassen bleiben, die erstere aber Sache der weltlichen Obrigkeit seyn. Man sieht, wie dieser Theolog und Geistliche von seinen Amtsgenossen dachte, denn was er wollte, ging auf die völlige Unterordnung der Theologen, d. h. damals der Kirche, unter den Staat, d. h. damals die Fürsten und die Minister. Allein eine solche Trennung und Unterordnung von Form und Materie können wir nicht annehmen, ohne gewissermaßen die Kirche selbst als einen bloßen Schein zu erklären. Denn wie überall wird auch hier die Form über die Materie die Herrschaft führen wollen. Diesem Theologen schwebte der Begriff einer englischen Staatskirche vor. So sehr wir auch die Absichten und Gesinnungen dieses merkwürdigen Mannes achten, so zeigt sich in jener Trennung von Form und Materie der Union eine ähnliche Halbheit, wie bei der Entgegensetzung von Theorie und Praxis in Religion und Kirche. Ja, wenn wir jenes als Grundlage zu einer Union betrachten sollen, so ergibt sich leicht, daß gerade das Gegentheil dadurch bewirkt werden wird, eine Desunion, um mich so auszudrücken. Zu jeder Zeit hat die einseitige Hervorhebung irgend eines, vielleicht zu sehr vernachlässigten Momentes in dem kirchlichen Leben zum Sektenwesen und zur Zerstörung der Einheit des großen kirchlichen Lebens geführt, welches dem Begriffe nach die lebendige Einheit und Durchdringung aller Momente des religiösen Lebens zur harmonischen Gestaltung bringen soll. Die Kirchengeschichte der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird diese Bemerkung bestätigen; ich meine die trüben pietistischen Streitigkeiten, welche sich an den ehrwürdigen Namen Speners knüpfen. Der Pietismus, d. h. die einseitige Pflege des christlichen Gemüthslebens auf Kosten der Vernunft und

[1] Aus des Durán Generalis mediorum quaerendae ecclesiasticae pacis delineatio, bei Hering II, 94.

die Heilanſtalten waren mit Militärwachen cernirt, ihre Verbindung mit der Stadt raſtellmäßig eingerichtet, die Geneſenen wurden in einem eigenen Lokale einer zwanzigtägigen Contumaz unterworfen und nur nach vorausgegangener Desinfection entlaſſen. Dieſelben Vorſichtsmaßregeln, wie beim Krankentransport wurden beim Transport der Leichen und bei der Beerdigung beobachtet. Was dieſe inneren Sperrmaßregeln betrifft, ſo überzeugte man ſich indeſſen in jeder befallenen Stadt bald von ihrer Grauſamkeit, Nutzloſigkeit und Unausführbarkeit, ſie wurden zum Theil mit Recht lächerlich gemacht und nach und nach allgemein verlaſſen, und überall bemerkte man nach ihrer Aufhebung keine ſchnellere Verbreitung der Krankheit, ſondern meiſtens eine auffallende Abnahme, natürlich, da die Hemmung alles Verkehrs Elend aller Art und hiemit die Grundbedingung neuer Erkrankungen erzeugt hatte. Zuletzt erſt entſagte man den unglaublich vervielfältigten Desinfectionen von Menſchen und Waaren mit Chlor, nachdem eine Menge von Waaren durch die Räucherungen und Waſchungen verdorben waren, und die Lungen des mit dieſer Procedur beſchäftigten Perſonals und der ihr unterworfenen Contumaziſten von den Chlordämpfen ſo vieles hatten leiden müſſen. Wie nutzlos und verkehrt die meiſten dieſer ſogenannten Desinfectionen waren, davon nur ein Beiſpiel. Briefe wurden bekanntlich durchſtochen und in einem eigenen Kaſten mit Chlor durchräuchert, allein man kann ſich leicht durch den Verſuch eines in den Brief gelegten für Chlor empfindlichen Reagens überzeugen, daß auf dieſe Weiſe gar kein Chlor in das Innere des Briefs dringt, demungeachtet wurde dieſe Procedur mit Hunderttauſenden von Briefen immer wiederholt. Die dem Chlor zugeſchriebene desinficirende Kraft beruhte übrigens auf einer höchſt willkührlichen Hypotheſe, geſtützt auf die vage Analogie der Zerſtörung thieriſcher Gerüche durch dieſen Stoff; es iſt von ihm nicht erwieſen, daß er nur irgend ein Contagium, auch von den fireren, zerſtöre, viel weniger ein ſo flüchtiges, wie das der Cholera. Der ſicherſte Beweis von der Nutzloſigkeit aller dieſer anticontagioniſtiſchen Anſtalten iſt aber, daß bei den in ſpätern Jahren ſich wiederholenden Epidemieen in Städten, wo man dieſen ganzen Hokus-pokus durchgemacht hatte und jetzt alles ſeinen gewöhnlichen Gang gehen ließ, die Krankheit ſich durchaus nicht ſchneller oder weiter verbreitete als damals. Indeſſen ſchreckten die fruchtloſen ungeheuern Geldopfer,

Wiſſenſchaft, war durch die Schuld der bisherigen gemüthloſen proteſtantiſchen Orthodoxie hervorgerufen worden. Gleichzeitig wimmelte Holland und das nördliche Deutſchland von ſchwärmeriſchen und myſtiſchen Gemeinden und Sekten, wie den Labadiſten, den Anhängern des Poiret, der Demoiſelle Bourignon u. A., was ſich bis tief ins 18. Jahrhundert hineinzieht. Eine andere Bemerkung, zu welcher uns die Betrachtung des Duräus veranlaßt, iſt die: daß alle Unionsverſuche in und auf Deutſchland, welche von Ausländern, z. B. von England oder von Frankreich ausgingen, ſchon dieſes ihres Urſprungs wegen keinen rechten Erfolg haben konnten. Soll es Unionsverſuche in Deutſchland geben, ſo müſſen ſie in Deutſchland von Deutſchen ausgehen. Der deutſche kirchliche Standpunkt iſt wegen der Vertheilung und Miſchung der chriſtlichen Confeſſionen ein ebenſo eigenthümlicher als zugleich univerſeller; Beides, weil alle kirchlichen Parteien, wie ſcheinbar auch nach außen einander ſchroff entgegen, wieder durch tauſend unſichtbare und unzerreißbare Fäden verknüpft ſind, von welchen der Ausländer keine lebendige Vorſtellung oder Ahnung hat. Was aber damit zuſammenhängt, der henotiſche Standpunkt in Deutſchland muß, wenn er wahrhaft national ſeyn ſoll, durchaus univerſell ſeyn, ſich zu den höchſten kirchlichen Gegenſätzen und deren Einheit in der Idee erheben, wenigſtens ſie ſich im Geiſte verhalten, ſelbſt wenn es ſich zunächſt um eine Partikularunion handelte, weil dieſe ſonſt den vorhandenen Riß nur erweitern und verewigen würde. Wir ſehen auch, wie die thätigen Henotiker Deutſchlands im 17. Jahrhundert von Calixtus bis Leibnitz dieſen allgemeineren Standpunkt von vornherein einnehmen und ſo lange feſthalten, als es geht. Nur ein Engländer konnte über ein halbes Jahrhundert die bloße partikulare Union der Proteſtanten, und ſelbſt dieſe wieder in noch engern Kreiſen mit einſeitiger Conſequenz verfolgen. [1]

[1] Duräus hat zwar auch in einem franzöſiſch geſchriebenen Werke: „Le vrai Chrétien," die Chriſten aller Confeſſionen zur Eintracht aus Liebe und mit Rückſicht auf ihr gemeinſchaftliches Glaubensfundament eingeladen, doch ohne darauf eigentliche Unionsverſuche zu gründen. Tabarand S. 316.

(Der Schluß folgt im nächſten Heft.)

Das Schöne im Volksleben.

Wenn wir geduldig anhören müssen, wie die Lobredner vergangener Zeiten uns die Herrlichkeiten ihrer Jugendjahre ausmalen, und wenn wir ihnen nur in Gedanken erwiedern dürfen: jene Zeiten waren schön für euch, weil ihr damals jung waret, so mögen sie uns gestatten, auch einmal über Vergangenheit und Gegenwart uns auszusprechen, mit Anerkennung des Lobenswerthen nicht zu verschweigen, was uns mißfallen hat und mißfällt, und an dieses unsere frommen Wünsche anzufügen.

Betrachten wir genauer, was an den Festen und gemeinsamen Genüssen des vorigen Jahrhunderts gelobt wird, so finden wir, daß dieselben beinahe ausschließlich von den Höfen allein ausgegangen sind, und nur von diesen und den Honoratioren genossen wurden, welchen man gnädigst gestattete, die Bänke im schönsten Putze zu füllen, welche die Hofgesellschaft nicht auszufüllen vermochte. Auch schadete bei Bällen die Anwesenheit der hübschen Töchter des Mittelstandes nicht, und der Haupteffekt der Feuerwerke ist bekanntlich die Beleuchtung unzähliger Köpfe für eine Sekunde. Eben so wenig würden uns jetzt die philanthropischen höfisch-ländlichen Feste zusagen, welche in der Periode aufkamen, als die Monarchen alle den Farmer George wiederzugeben liebten, in zierlich nachgeahmten Bauerhütten Milch und Roggenbrod genoßen, und die Schäferscenen des sechzehnten Jahrhunderts in etwas veränderter Gestalt wiederholten, wobei aber an wirkliche Verbesserung der Zustände des Landvolks im Geringsten nicht gedacht wurde.

Jede Stufe der geistigen Ausbildung eines Volks hat ihre eigenthümliche Weise, in welcher dieses sich seines Daseyns freut, und jedes Volk freut sich nach seiner angeborenen unveräußerlichen Besonderheit. Wenn der Grieche noch jetzt bei seinen Festen ohne Speise und Trank mit Tanz und Gesang einen Feiertag im Freien verbringt, so würde dieses uns Nordländern wenig zusagen. Aber eben so wenig würde das jetzt lebende Deutschland eine Kaiserkrönung schön und würdig finden können, mit den abgeblaßten Ornaten, dem gebratenen Ochsen und dem hinter dem Zuge weggeschnittenen Fußteppiche.

Ueberhaupt sind wir in jeder Beziehung ungleich schwerer zu befriedigen, als unsere Voreltern es waren. Theils sind wir zu gelehrt, und haben durch Reisen unsere Ansichten und Forderungen gesteigert, theils haben wir im Streben voranzukommen, unter maßloser Mitbewerbung die Empfänglichkeit für Einfaches, die Ehrfurcht für Hergebrachtes verloren. Wir haben aufgehört, uns als Kinder zu freuen, und sind noch nicht zu der Ausbildung gelangt, in welcher wir uns *mit* den Kindern ergehen, mit dem Volke auf herzliche Weise Volk seyn könnten. Wenn also unser Leben farblos sich zwischen Wurstbäumen und Zweckessen bewegt, so ist es großentheils unsere Schuld. Bei den spärlichen Raketen unserer Weinlese beschreiben wir die Girandola, und auf dem Maskenball bekritteln wir Verstoße im Costüme. Beinahe scheint es, wir seyen *fertig*, wenn anders Vater Goethe's Prolog zum Faust die Wahrheit sagt. Daher das Lob vergangener Zeiten, dessen wir oben erwähnten. Es ist dankbares Andenken an die Tage des *Werdens*. Aber während wir wähnen fertig zu seyn und die im Werden begriffenen uns zuweilen unbequem umdrängen, scheinen wir noch weit entfernt von dem Ziele, welches unsere Voreltern erreicht hatten, in froher frischer Auffassung des Schönen, in anspruchsloser Freudigkeit des Genusses, in unmittelbarer, naturgemäßer Lösung der Aufgabe: das *Schöne* zu verbinden mit dem *Guten*. Dürfen wir spotten über die Beschränktheit, Armuth und Einfachheit der Zeiten Luthers, über spärliches Geräthe im vertäfelten Stübchen, in welches aus runden Fensterscheiben ein trübes Licht einfiel, über den kleinen Bücherschrank und den glasirten Blumentopf, welcher höchstens eine Nelke trug; über die schauerlichen Heerwege,

kaum für Reiter auf ſchweren Roſſen gangbar; über die kindliche Neugier, welche Affen und Bären als größere Seltenheiten anſtaunte, als wir die Giraffe? Erſt möge unſere allwiſſende Zeit Männer hervorbringen, wie das 16. Jahrhundert ſie aufweiſt, möge in Bauwerken, Gemälden und ſelbſt in plaſtiſchen Werken eben ſo Tüchtiges hervorbringen, möge wie jene Zeit eine kleidſame, den Jahrszeiten bequem ſich anſchmiegende Tracht erfinden, kurz möge ihre Eigenthümlichkeit den äußeren Erſcheinungen auf eine Weiſe aufprägen, welche neu, gemäß und zugleich ſchön iſt, ohne in alten Vorgängen kümmerlich um Motive ihrer Schöpfungen herum zu betteln! Die Nachwelt wird auch jene richten nach ihren Werken, das Urtheil wird hart klingen und vielleicht doch noch zu milde ſeyn.

Freilich wird es ſchwerer von Jahr zu Jahr Neues zu erſinnen, das Ererbte wieder zu beleben und zweckmäßig umzugeſtalten. Es ſcheint, daß aus allen Völkern die Jugendlichkeit gewichen ſey, in demſelben Verhältniſſe, in welchem ſie reicher geworden ſind an geiſtigem Erwerb und Erfahrungen der Vorzeit. Alles iſt ſchon dageweſen, durchprobirt und abgenützt. Nicht nur in dieſer Beziehung, ſondern beinahe in allen übrigen will keine neue organiſche Geſtaltung ſich offenbaren, und wenn hervorragende Individuen jetzt durch Vereine und Maſſen erſetzt werden, ſo wiſſen auch dieſe mehr das Vorgefundene zu nützen oder zu zerſetzen, als Neues darzuſtellen.

Damit aber der Vorwurf vermieden werde, als würde die Gegenwart herabgeſetzt zum Vortheile ferner Vorzeit, ſo wollen wir ſogleich herausſagen, daß wir, bei der jetzigen, bedeutend höheren Bildungsſtufe, welche unſer Volk erklimmt hat, bei der überall aufdämmernden politiſchen Bildung deſſelben, — es für vollkommen befähigt halten, das Schöne wieder in ſein Leben einzuführen, wenn jenes nicht gehindert, ſondern von den Verſtändigſten geleitet wird, wie dieſes ſich gebührt und ſtets hätte geſchehen ſollen.

Gehen wir zurück in die früheſten Zeiten, von welchen die Geſchichten uns Rechenſchaft geben, betrachten wir die Urſachen und die Ausbildung der Hemmniſſe, die ſchnelle Zerſtörung des Wohlſtandes, ſein langſames Wiederaufleben, beſonders aber die politiſche Niederdrückung Deutſchlands, ſo werden wir die

Gegenwart vielleicht billiger beurtheilen und Muth erwerben, eine schönere Zukunft zu hoffen.

Zugegeben, daß die meisterhafte Darstellung der griechischen Vorwelt durch selbstlobende Zeitgenossen einen zauberischen Glanz auf die schönen Tage dieses Volks werfe, stets wird dennoch Alles, was von daher bis zu uns sich erhalten hat, für eine einzig große Ausbildung des Schönheitsinnes Zeugniß ablegen. Mögen die Anfänge hellenischer Kultur hergeholt worden seyn, woher sie wollen, sie bildeten dieses Volk auf so naturgemäße harmonische Weise aus, wie wohl kein anderes auf dieser Erde ausgebildet wurde und ausgebildet werden wird. Alle Umstände scheinen hiefür günstig gewesen zu seyn, Klima, Gestaltung des Festlandes und der zahlreichen Inseln, Eigenthümlichkeit des Menschenstammes, wie er noch jetzt nach so vielen Trübsalen und Vermischungen hie und da sich darstellt, und besonders die Jugendlichkeit und Ursprünglichkeit des Lebens, der Verfassungen und des Gottesdienstes. In diesem vereinigten Opfer und Schauspiele, Gesänge und Wettkämpfe die erregbare Volksmenge in herrlich gewählten Oertlichkeiten unter dem freundlichen Himmel, Bekleidung wie Nacktheit, Ruhe wie Anstrengung bot der Kunst die schönsten, weil wahrsten und ungesuchtesten Motive, die Oeffentlichkeit des Lebens gab jedem Manne jene Würde, jene Aufmerksamkeit auf seine äußere Erscheinung, welche Tanz- und Fechtmeister unseren höheren Ständen nur unvollkommen einzulehren vermögen; der geistigen und leiblichen Bedürfnisse waren weniger und leicht wurden sie befriedigt, die Menschen waren fröhlich, weil ihre Götter es auch waren, und reicher an Allem was der Mensch aus sich selbst schöpfen kann, als wir es sind, welche trotz unseres weiten Wissens die hellenische Vorzeit als ein unerreichtes Ideal im Formellen anzustaunen genöthigt sind.

So weit die Römer unter den Griechen stehen an Vollständigkeit und Uranfänglichkeit ihrer Kultur, so sehr sie von den Ueberwundenen zu lernen und ihnen im Schönen nachzuahmen strebten, so sehr stehen sie noch über unserer Zeit. Mit Sklaven und mit Plünderung so vieler reicher Lande ließen freilich sich Bauwerke und Feste bezahlen, wie wir sie darzustellen nicht vermögen. Mode, Laune, Uebermuth spielen bereits

in die Nachahmung der schönen griechischen Zeit hinein. Nur im rein Nützlichen, in Straßen, Abzugskanälen und Befestigungen ist das alte Rom originell, in seinem Luxus ausschweifend, in seinen Fechterspielen grausam, aber dennoch im öffentlichen Leben großartig, malerisch, jede Beziehung des Lebens verschönernd, jeden Moment genießend. Man betrachte, was uns Pompeji zeigt, so weit die Leichendecke des Vesuvs weggehoben ist. Diese im Verhältniß zu Rom so kleine und arme Stadt ist vor allen Großstädten unserer Zeit ausgezeichnet durch malerische und zugleich zur Vertheidigung dienende Gruppirung öffentlicher Gebäude um eine Anhöhe, durch Geräumigkeit aller Versammlungsorte, durch Heimlichkeit des Häuslichen, durch genaue Beachtung des Klimatischen, besonders aber durch Unterordnung der Symmetrie unter die Harmonie und Zweckmäßigkeit. Nirgends in der Welt wird der gebildete Europäer sich kleiner vorkommen, sich bescheidener unterordnen als hier. Er wird fühlen, wie trübe die Firnisse geworden sind, welche Judäa, Rom und Griechenland über den etwas barbarischen Grund nach einander gelegt haben. Die Türken haben weit mehr vom Altrömischen in ihr Leben aufgenommen als wir, sie hatten größere innere Wahlverwandtschaft mit den Römern, als wir hatten.

Wenn Griechenland und Rom zuweilen von uns überschätzt worden, so ist das s. g. Mittelalter noch häufiger unterschätzt worden. Freudigkeit, volle Hingebung an den Genuß des Augenblicks, und jene jugendliche Waidlichkeit, welche vorgerückte Jahre nur in den Morgenstunden empfinden, wenn ein leichter sinkender Nebel eine Landschaft halb enthüllt, halb verdeckt, wahrlich um dieses alles haben wir jene Flegeljahre der europäischen Völker höchlich zu beneiden. Blüthe und Frucht beisammen werden nur an wenigen Baumgattungen gefunden; die Frucht bietet herrlichen Anblick, verbreitet köstlichen Duft, kühlt aber beim Genusse mächtig ab, und ihr Kern ist gewaltig bitter. So die Völker, welchen die Natur jene Bäume in die Erde gesetzt hat. Wir haben unsere Blüthen fallen lassen müssen, und unsere Frucht reift langsam heran. Vielleicht bringt ein neuer später Frühling auch unsere Blüthen wieder ans Sonnenlicht.

Es muß anerkannt werden, daß die deutschen Provinzen, in welchen die römisch-katholische Religion die herrschende geblieben

iſt, mehr Sinn für das Schöne, mehr Freudigkeit im Leben, mehr gute Laune, und wenn auch mangelhafte, doch einige mit den Maſſen verwachſene Kunſtübung erhalten haben, als die evangeliſchen Lande. Muſik und Malerei, Prozeſſionen und Mummenſchanz, maleriſche Volkstrachten und ſchön gelegene Kapuzinerklöſter mit Garten und Wäldchen findet man nur bei ihnen. Daß ſie durchgängig die herrlichſten gothiſchen Bauwerke im Jeſuitenſtyl entſtellten, oder gar niederriſſen, um einen architektoniſchen Gräuel an ihre Stelle zu ſetzen, iſt leider nur zu wahr, aber theilweiſe Erneuerung im urſprünglichen Style iſt eine bedeutendere Erſcheinung, als es auf den erſten Anblick erſcheinen mag.

Die Klagen des Freiherrn v. Hormayr (Hiſtoriſches Taſchenbuch für 1846, S. 341) ſind nur zu begründet, wenn er über Abnahme der Volksfeſte ſelbſt in katholiſchen Ländern klagt. Die gute Laune ſcheint auch dort zu verſchwinden, und das Einmaleins ſtets mehr Allen aus den Augen herauszulugen, wie Hebel von dem Kaufherrn erzählt.

Wenn aber dennoch behauptet wird, daß Anlage und Luſt zu Verſchönerung des Volkslebens ebenſo wie früher vorhanden ſeyen, und es nur auf Wegräumung ſtörender Mißſtände ankomme, um ſie neu zu beleben, ſo ſtreiten hiefür mancherlei Wahrnehmungen.

Man betrachte die nachwachſende Jugend. So ſehr ſie meiſt mit übermäßigen Schularbeiten und Prüfungen gequält wird, ſo ſehr die Polizei ihr die Luſt verkümmert, ſie ſchafft ſich einen Cyklus von Spielen, je nach der Jahrszeit, ſo zweckmäßig als kein Oberſchulkollegium es je zu erſinnen vermöchte.

Wird irgendwo ein außerordentliches Feſt gefeiert, ein Jubiläum, z. B. eines geliebten Fürſten, ſo wird man die Verzierung der Häuſer geſchmackvoll, die Inſchriften ſinnig finden, beſonders aber bemerken, wie das Volk ſich ſelbſt beherrſchen kann, wie ſchnell und ſtille jede Störung beſeitigt wird, wie ernſthaft jeder Landmann verrichtet, was ihm zugetheilt wurde, wie rein die Freude, wie gemäßigt der Genuß, wie ſelbſtbewußt die Menge iſt, ohne daß die Polizei jede Ecke beſetzt hätte, und vielleicht gerade deßhalb, weil man keine Polizei erblickt, ſelbſt beaufſichtigend und beaufſichtigt, Schauſpiel und Schauſpieler

zugleich ist. Es liegt in zahlreichen Volksversammlungen etwas Ansteckendes und Begeisterndes, aber auch Etwas, was gebietet, sich als Theil eines Ganzen anzusehen und zu betragen. Hier fühlt der Mensch in demselben Augenblicke sich groß als Bruchtheil eines sinnlich faßlichen Ganzen, und klein als Einzelnwesen, verpflichtet, die Gesammtheit würdig darzustellen.

Je gesunkener ein Volk ist, oder je mehr eine, das Volk systematisch unterdrückende Regierung sich an den Pöbel anlehnen zu müssen glaubt, desto roher werden die Feste seyn und werden. So die Spiele des Cirkus in den späteren Kaiserzeiten, die Faktionen in Konstantinopel, die Wettstreite der Nicolotti und Castellani im alten Venedig. Ehe die Reformation das päpstliche Rom wieder zur Besinnung brachte, mußten Juden, Lustdirnen und alte Weiber im Wettlauf den Fasching der Siebenhügelstadt verherrlichen. Noch bei Menschengedenken waren Geldauswerfen, Wurstvertheilung und Kletterbäume wesentliche Bestandtheile sogenannter Volksfeste.

Da aber, wo mit mosaischer Strenge die Sonntagsfeier gehandhabt, wo weder Tanz noch selbst Musik an Sonn- und Festtagen gestattet war, da offenbarte sich die Bestialität auf andere, viel minder erquickliche Weise bei den untersten Volksklassen, während in der mittleren ein noch viel gefährlicheres Uebel, die Heuchelei, im Stillen den Teufel für das ihm Entrissene vollkommen entschädigte, und die höheren Klassen zum Reize der Verborgenheit ihren verbotenen Genüssen zuweilen noch den des offenen Skandals aus Ueberdruß und Uebermuth anfügten.

Dieses Alles fängt an sich aus inneren Nothwendigkeiten zu ändern; der Kern des Volks, der Mittelstand läßt sich nicht mehr als Pöbel behandeln, die öffentliche Meinung übt ihre Macht auch über die Fürsten aus und die Erleichterung der Reisen muß die Geistlichkeit nöthigen, übertriebenen Forderungen zu entsagen, damit das Leben nicht unerträglich langweilig für ihre Schafe werde. Man wird endlich einsehen lernen, daß auch das Volksleben desto leichter und schneller entzündet werde, je trockener man es hält, gerade wie das Holz. Ein frohes Volk dagegen ist anhänglicher und lenksamer, ja es läßt sich viele Ungebühr im Hinblicke auf eine gestattete, regelmäßig wiederkehrende Freude gefallen.

Kluge Regierungen haben stets diese Festtage gegründet, ihre Feier angebahnt, ausgebildet und verschönert, was das Volk sich selbst zum Besten gab. Meister in dieser Kunst waren vorzüglich die italienischen Regierungen. Auch begünstigt bei ihnen ein milder Himmel die Vergnügungen in freier Luft, die einzigen wahren in dieser Beziehung. Wir müssen uns selbst im Hochsommer auf Regenschauer gefaßt machen, und dürfen bei derlei Veranlassungen entweder Pelz oder Regenschirm als unerläßlichen Begleiter ansehen.

Dennoch sollten die Volksfeste auch bei uns ausgebildet, vermehrt, und wo sie ganz fehlen, veranstaltet werden; denn je angestrengter die Arbeit, je farbloser das tägliche Leben wird, desto dringender wird das Bedürfniß, sich einmal recht tüchtig zu ergötzen, sich auf angemessene Weise eines Daseyns zu freuen, welches sonst nichts als Sorge, Anstrengung und Verdruß bietet.

Gehen wir durch, was unserem Volke in Freuden dieser Art übergeblieben ist, seit der dreißigjährige Krieg das Alte zerstört und ein unfertiges unerfreuliches Neues an seine Stelle gesetzt hat. Dem Himmel sey Dank, unsere gute zähe Natur hat uns besseren Zeiten erhalten, so arg wir in den früheren mißhandelt, mißleitet und zerdroschen worden sind.

Bei der Jugend anfangend, erwähnen wir zuerst der Schulfeste, welche gewöhnlich den Maimonat benützen. Sie sind seit Menschengedenken eingeschränkt, zersplittert, prosaischer gemacht worden.

Die Turnfeste hätten etwas Erfreuliches werden können, wenn sie nicht aus Verdacht, daß politisches wildes Wasser in sie eingedrungen sey, unterdrückt worden wären. Die wiederbelebten Turnübungen sind noch zu neu, als daß sie bereits Feste hätten ausbilden können.

Die Zunftfeierlichkeiten haben sich unseres Wissens in keiner größeren Stadt am Leben erhalten, ausgenommen München mit seinem Schäfflertanz und Metzgersprung. Eierlesen und Schäferlauf, Schifferstechen und andere ehrbare Zunftgebräuche sind meist überall verkommen oder wenigstens ohne die allgemeine freudige Theilnahme der alten Zeit. Vielleicht wird auch bald das Maienstecken und das Aufpflanzen des Baums auf neu

erbauten Häusern als unnütze Holzverschwendung von den Forstämtern untersagt werden.

Das reifere Alter war nicht glücklicher. Es hat sich nur die Schützenhöfe erhalten, in welche die alte Wehrbarkeit unserer Städtebürger eingeschrumpft ist. Was an Erneuerung der Ortsbehörden durch Wahlen, was an Hochzeiten und Gedächtnißtagen Poetisches, Malerisches, Alterthümliches war, ist von Philisterei, falsch auffassender Sparsamkeit, besonders aber von der Wuth, Alles zu modernisiren, wie sie vor den Zeiten der französischen Revolution geherrscht hat, weggewischt worden. Sogar Joseph II. ließ die Feier des Andenkens an die Befreiung Wiens von den Türken von 1784 an eingehen. Er sollte selbst noch erfahren, daß der alte Erbfeind noch wohl verdiene, daß man an ihn denke.

Auch von neugegründeten Volksfesten ist wenig zu rühmen. Sie mögen gestiftet worden seyn im dunkeln Gefühle, daß eine Lücke im Volksleben auszufüllen seye, aber wie sie bis jetzt sich darstellen, sind sie mehr ein Schauspiel, welches die bepreisten Landleute der zuschauenden vornehmen Welt geben, während die Mehrzahl nach genossenem Spektakel Bier trinkt und Würste ißt, theurer, aber schlechter als gewöhnlich, und um die Zeit vollends zu tödten, abscheulicher Musik, starken Männern und Wachsfiguren zuläuft.

Man könnte erwiedern, daß, wenn auch der Tadel des Uebergebliebenen und Bestehenden vollständig gegründet wäre, noch zu erweisen sey, daß bei der jetzigen Bildungsstufe unserer Massen, und bei der sich überall offenbarenden Phantasielosigkeit und Erkaltung etwas Alle Ansprechendes neu geschaffen werden könne. Wir wollen versuchen, einige für ganz Deutschland allgemeine Momente anzugeben, überzeugt, daß an diese sich nach Oertlichkeit, durch Wiedererweckung abgegangener Feste, durch Andenken an örtliche merkwürdige Begebenheiten vieles andere bequem anfügen ließe.

Nehmen wir ein Beispiel an den deutschen Gebirgsvölkern. Die Aufführung der Passion in Oberbayern ist rein religiös, hat gar keine örtliche Beziehung, und ist dennoch von nahe und ferne besucht, mit dem Landvolke verwachsen und ihm theuer und lieb. Die Stiftung Fritschi's für den Luzerner Fasching

die Rußland, Preußen und Oeſterreich dem Phantom der Abſperrbarkeit der Cholera gebracht hatten, wie oben ſchon bemerkt worden, andere Staaten nicht ab, das gleiche zu thun. Ja es fand eine Art Wettſtreit, ein gegenſeitiges Ueberbieten ſtatt; während z. B. Frankfurt im Herbſt 1831 eine dreißigtägige Contumazzeit gegen alle auf dem rechten Elbufer liegende Länder anordnete, verfügte Belgien noch eine ſtarke Quarantäne gegen Frankfurt. In Frankreich und England waren die Maßregeln gegen Außen äußerſt mild und wurden bald ganz aufgehoben, im Innern wurden keinerlei Art von Sperranſtalten getroffen, und es iſt bekannt, wie wenig ſich die Krankheit in London verbreitete. Bei den ſpätern Epidemien in Preußen und Oeſterreich, ſo wie in Bayern befolgte man daſſelbe Verfahren. Am höchſten ſtieg der Anſteckungsſchwindel in den italieniſchen Staaten; die übertriebenſten und verkehrteſten Maßregeln, Quarantänen gegen Länder, wo die Cholera längſt nicht mehr herrſchte, während man ſie ſchon im Innern hatte, eigenmächtige Abſperrungen der Gemeinden unter ſich, zahlloſe ins Lächerliche gehende Desinfectionen, bildeten die wunderlichſte Verwirrung, unter der Handel und Verkehr völlig gehemmt und das Elend der untern Volksklaſſen ſchauderhaft geſteigert wurde. Die Nachtheile dieſes völlig nutzloſen Syſtems ſpringen zu ſehr in die Augen, als daß aufgeklärte Regierungen geneigt ſeyn könnten, es noch ferner zu verfolgen, wiewohl ſich wieder einzelne Stimmen dafür vernehmen laſſen, und es hat ſich nur zu ſehr beſtätigt, was Annesley ſchon im Jahr 1829 in Oſtindien ausgeſprochen hat: es ſey für ein Unglück zu halten, daß die Meinung von der Contagioſität (wenigſtens von der Abſperrbarkeit) der Cholera je aufgeſtellt worden ſey. Wenn man auch zugeben wollte, daß durch die Sperrmaßregeln vielleicht ein paar Menſchenleben gerettet werden könnten, da in einzelnen Fällen wirklich Anſteckung Statt zu finden ſcheint, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob der Staat verpflichtet oder nur berechtigt ſey, zur Rettung weniger Individuen dem Ganzen faſt unerträgliche Uebel aufzubürden, ſonſt müßte man auch das Recht beſtreiten, aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt einen Krieg, z. B. gegen ungerechte Nachbarn, anzufangen, bei dem nothwendig auch Menſchenleben zum Opfer gebracht werden müſſen. Die militäriſchen Cordons, die Contumaz- und Sperranſtalten koſteten Staat und Gemeinden ungeheure Summen, der beſchwerliche Dienſt bei

wird hoffentlich auch noch am Leben seyn. Ein reicher lebenslustiger Bürger stiftet sein und seiner Ehefrau Andenken dadurch, daß ein Mann und eine Frau an Alter und Leibesgestalt den Stiftenden ähnlich, in der Kleidung der Zeit, des 15ten Jahrhunderts, am Fasching in den Straßen Luzerns umhergehen und den Begegnenden aus eigens dazu gestifteten Gefässen Wein anbieten und kredenzen.

Volksfeste sollten demnach möglichst dramatisch seyn, wie denn das Drama der Griechen ursprünglich zugleich religiöses und die Landesgeschichte darstellendes Fest war, und wie das neuere Schauspiel sich aus Passions- und Faschingsvorstellungen herausgebildet hat. An Gegenständen wäre kein Mangel, wenn befähigte Männer sich nur die Mühe geben wollten, sie aufzusuchen und herzurichten. Wir wollen nur an das Andenken an die alten Binnenzölle in Deutschland mahnen, als ein Gebiet gegen das andere unbarmherzig abgesperrt war. Könnte man nicht auf sehr ergötzliche Weise die alten Zollschranken auf Einen Tag wieder herstellen, Mauthner und Schmuggler ihre Pfiffigkeit üben und die Getäuschten oder Erwischten mit spaßhaften Strafen belegen lassen? Oder wo allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist oder wird, könnte man nicht Turnübungen der Jugend, Preisschießen der Erwachsenen in ein allgemeines Fest einrahmen? Jede Stadt beinahe hat Erlebnisse in ihrer Geschichte, welche auf ähnliche Weise benützt werden könnten. Weil aber bei solchen Festen zuweilen etwas über Durst getrunken wird, weil die Späße der unentbehrlichen Hanswurste öfters etwas derb sind, so widersetzt sich nur zu oft die Geistlichkeit der Fortdauer oder gar dem Entstehen dieser Freudentage. Wir verwahren uns ausdrücklich, daß wir nicht behaupten wollen, sie scheue die Mitbewerbung, glauben aber dennoch, daß sie auch den Schein meiden sollte als scheue sie dieselbe. Die römische Geistlichkeit gestattet den Fasching, und wer kann läugnen, daß die Kölner eben so gute Christen und eifrige Katholiken seyen, als andere ehrliche Deutschen, welche dieselbe Zeit mit etwas Tanzunterhaltung und Pfannkuchen zu verherrlichen streben?

Aus Veranlassung des Faschings sind auch noch die alten Narrenkönige zu erwähnen, welche in einigen katholischen Städten des südlichen Deutschlands ihr kurzes Regiment unermüdet und

trefflich verwalten. Sie sind natürlich von einem Narrenkanzler begleitet, welcher im Stillen das ganze Etatsjahr hindurch alle albernen Streiche, alle ergötzlichen Klatschereien in ein Protokoll verzeichnet, und dieses zu Fastnacht feierlich verliest. Diese Protokolle reichen weiter als die vielen Paragraphen unserer neuredigirten Strafgesetzbücher, und wenn sie nicht gar zu muthwillig übergreifen, so werden sie eben so sittigend und mäßigend als belustigend auf das Volksleben einwirken.

Auch an Johannisfeuer, Erntefest und Weinlese ließen sich leicht allgemeine Volksfeste höherer Art anknüpfen, wie die ältesten Christenboten unsere heidnischen Voreltern dadurch zu gewinnen wußten, daß sie an christliche Feste anknüpften, was früher an heidnischen Festen derselben Jahrszeit zu begehen gebräuchlich war.

Hier wäre aber vor allem nothwendig, daß weltliche und geistliche Obrigkeiten es verstehen lernten, daß ein Zusammenfluß von Volk an sich weder gefährlich noch unsittlich sey, ja daß er das sicherste Element zu Berechnung der Bildung, Gutmüthigkeit und Zufriedenheit der Massen abgebe.

Da aber in unsern Breitegraden ein allgemeines Fest nicht denkbar ist ohne reichliche Speise und reichlichen Trank, so möge die uralte Sitte auch hier wieder erstehen, mit solchen Festen eine besondere Speise, ein eigens gebrautes, für die Jahrszeit indicirtes Bier zu bereiten, wie in München das vielgerühmte Bockbier zum Antlaß (Fronleichnamsfest) aufbewahrt und vollends ausgetrunken wird. Derlei Genüsse verleihen den Festen Dauer und allgemeine Theilnahme. Nur muß das, was solche Tage ausschließlich bieten, zugleich wohlschmeckend und nahrhaft, einfach und wohlfeil seyn, damit auch der Aermere es in Gemeinschaft mit dem Reicheren genießen kann. Denn in der Gemeinschaftlichkeit beruht das Wesen jedes Festes.

Man wird stets die Erfahrung machen, daß da Alles aufs Schicklichste, Freudigste und Ruhigste begangen wird, wo die Behörden Zutrauen in das Volk zeigen, und die Polizei wenn nicht abwesend, doch unsichtbar ist.

Vielleicht könnte ein ständiger Ausschuß von Festordnern schneller die althergebrachten Feste beleben, die neuen besser in Gang bringen, als wenn jedesmal vorbereitende, dann allgemeine

Versammlung vorbergehen muß. An tüchtigen Männern zu diesem Ehrenamte wird es weniger fehlen, als zu andern, leider sehr zahlreichen.

Ein erfreulicher Beleg zu unseren Erwartungen und Hoffnungen auf eine schönere Zukunft geben bereits die Gesangvereine, welche trotz des demokratischen Elements, dessen man sie verdächtigen wollte, überall vielfach auf Gesittung und Bildung gewirkt, und sogar Gnade vor den Ohren der bemooste-sten Zeloten gefunden haben. Sie sind dem eigentlichen deutschen Wesen gemäß, wie nicht leicht eine andere ähnliche Anstalt, und welcher Deutsche wurde nicht innig ergriffen, wenn er an einem Sonntag oder blauen Montag vor den Thoren Paris' deutsche Lieder von wohleingeübten Männerchören deutscher Handwerksgesellen vortragen hörte? Bei dem dramatischen Elemente, welches wir bei Volksfesten für nothwendig halten, wären also Chor und Gegenchor bereits vorbereitet.

Bevor aber unser Volk bis zu dem Grade erstarkt ist, daß es sich von selbst auf würdige Weise seines Daseyns freuen lernt, haben die Behörden noch ein weites Feld für vorbereitende Thätigkeit.

Verkehrte Maßregeln und unnöthiger Druck haben die untersten Volksklassen hie und da tückisch gemacht. Sie gefallen sich darin zu verderben, was „die Herrn" hingestellt und gepflanzt haben. Allgemeines Mitwirken bei Errichtung von Denkmalen, bei Anlage von Spaziergängen erweckt auch bei dem Gemeinsten Liebe für dieselben. Wo Kräfte und Oertlichkeit keine Anlage und Spaziergänge gestatten — und sie gestatten sie weit häufiger als sie hiefür in Anspruch genommen werden — da pflanze man wenigstens einige Linden, besonders zum Andenken an denkwürdige Vorfälle.

Jedes Dorf sollte darnach streben sich durch etwas vor den Nachbardörfern auszuzeichnen, besonders aber sollte vor den Kirchweihen in den Straßen und an den Wegen alles Ungehörige entfernt, alles Schadhafte ausgebessert werden. So lange ohne drückende Armuth kein regerer Sinn für Reinlichkeit, Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit im Landvolke lebt, muß dieses von Einsichtigeren, von Höheren, aber mit ihm in Berührung stehenden geleitet werden. Und das Landvolk ist durch Eintritt in die

Hausdienste der Städter der erste Lehrer der Kinder, welche diese ihm anvertrauen.

Besonders wäre Wiederherstellung der alten, seit dem dreißigjährigen Kriege abgegangenen Badstuben zu wünschen, welche leicht mit den stets allgemeiner werdenden Gemeindebacköfen verbunden werden könnten. In dieser Beziehung müssen wir uns schämen, wenn wir uns mit Russen und Türken vergleichen.

Nachdem durch Jahrhunderte politische Erniedrigung, Ausländerei der höheren Stände, Erbärmlichkeit und Geschmacklosigkeit jeder Art über uns gekommen sind, wird mit dem besten Willen nicht sogleich der Sinn für das Schöne allgemein geweckt, und dieses tadellos dargestellt werden können. Daß aber das Bedürfniß wieder auftaucht, daß es sich hie und da bis zur That durchgearbeitet hat, scheint uns unbestreitbar, und in dieser Ueberzeugung legen wir unsere Wünsche jedem Freunde des Vaterlands ans Herz.

Rückgriff auf die Urform, Wiederbelebung des Uebriggebliebenen ist wie im Allgemeinen, so auch bei Volksfesten, gewiß das Zweckmäßigste. Hiefür kann besonders die Schule wirken, wenn die Ortsgeschichte durch Belehrung, Anschauung und Erklärung in der Jugend lebendig erhalten wird. Gastwirthe werden dann schon das Uebrige besorgen, sie haben für solche Tage ein besonderes Interesse und sind bekanntlich in Stadt und Dorf sehr einflußreich.

Größere Städte würden wohl thun sich die italienischen mutatis mutandis hierin zum Muster zu nehmen. Es war sehr löblich, aber sehr geringen Erfolgs, daß die Municipalität von Paris einen ihrer Angestellten eigens nach Italien gesendet hat, um die dortigen Volksfeste zu studiren. Unser Volk hat noch größere Achtung vor Gesetz und Sitte, als das französische, daher wir gewiß mehr von Erfindungen und Erfahrungen des durch gemeinsames Unglück uns verwandten Volks benützen würden.

Es ist dankbar zu erkennen wie vieles Zweckmäßige vor allem die bayrische Regierung verfügt hat, zu Erweckung des Schönheitsinns, zu Erhaltung der Volkstrachten, der schönen und zweckmäßigen Bauart der oberbayrischen Bauernhäuser, zu Beschützung und Wiederherstellung der Alterthümer u. dgl. m. Aber

alles Nothwendige vermag auch die wohlwollendste Regierung in dieser Beziehung nicht auszuführen. Hier ist den Vereinen, deren Entstehen, Wachsen und Specialisirung ein bedeutendes und erfreuliches Zeichen der Zeit ist, ein weites Feld zu angemessener Thätigkeit geöffnet.

Die Kunstvereine werden ihren Beruf am zweckmäßigsten erfüllen, wenn sie nicht nur Gegenstände der Ortsgeschichten und geschmackvolle Altarblätter in ihren Bezirken vertheilen, sondern auch, wenn sie bei Neubauten, Anlage von Spaziergängen, Denkmalen, Verzierung des Innern der Häuser mit guten Rathschlägen bereit sind, und besonders wenn sie durch Herstellung von Mustern der Gefäße des täglichen Gebrauchs das Bedürfniß des Wahren, d. h. Schönen im Volke wieder zu erwecken suchen.

Die Alterthumsvereine werden noch viele Jahre hindurch sich segensreich beschäftigen können, indem sie durch Wegnahme geschmackloser Restaurationen enthäßlichen, was eine schöne thatenkräftige Zeit uns hinterlassen hat, und indem sie die Pietät üben, welche die Vorwelt ehrt und den Nachkommen als Vorbild zu dienen hat.

Die Musikvereine mögen das alte Volkslied, die herrlichen alten Volksmelodien erhalten und wieder beleben, dem Kirchengesang seine frühere Würde, den Volksfesten eine Stimme in kraftvollen einfachen Chören verleihen.

Es haben sich hie und da, aber lange noch nicht in genügender Anzahl Vereine für Landesverschönerung gebildet. Ihre Aufgabe ist die größte und schwierigste. Nicht nur Bepflanzung kahler Höhen mit Gehölze, Besetzung der Flußufer und Wege mit Bäumen zu Zier und Nutzen zugleich, sondern vorzüglich Einführung eines besseren Styls in die ländliche Bauart erwartet das deutsche Vaterland von ihnen. Gute Vorbilder werden es dem Landmann bald einleuchtend machen, daß mit nicht mehr Auslagen ein alle Bedürfnisse seiner Wirthschaft und seines Lebens befriedigendes Haus gebaut werden könne, als ein ungesundes mit holzverschwendenden Feuerstellen, ohne Sonne und trockene Verbindung mit Scheune und Stall. Preise auf die besten Plane der Bauernhäuser, je nach Verschiedenheit des Klimas und der Wirthschaft, scheinen nothwendiger als die

Gegenstände der architektonischen Programme, welche von Akademien jährlich veröffentlicht werden. Auch ist zu rügen, daß für öffentliche Gebäude auf dem Lande nur zu oft die Plane in der Residenz verfertigt werden, ohne Oertlichkeit, Nachbarschaft, Material zu berücksichtigen, und daß alsdann die Ausführung stümperhaft wird, weil man sie den Wenigstnehmenden anvertraut. Bei der starken Zunahme der Bevölkerung haben viele Dorfkirchen erweitert oder ganz umgebaut werden müssen, und hiebei hat Aermlichkeit und Ungeschmack in herrlichem Bunde meist etwas hingestellt, was eher einem Heumagazin ähnlich sieht, als einem Gotteshause. Wie unheimlich, verfallen und verdumpft das Innere so vieler Kirchen, besonders evangelischer, ist, braucht kaum erwähnt zu werden.

Manche alte Burgen wurden in neuester Zeit wiederhergestellt, und würden die Gegenden ungemein verschönern, wenn man ihnen nicht das Gemachte statt des Gewordenen zu sehr ansehen würde. Die Baumeister unserer Zeit sind wie unsere Staatskünstler wie genestelt, sobald sie von der alleinseligmachenden Symmetrie abgehen sollen.

Die Begräbnißplätze sind beinahe ohne Ausnahme getreue Bilder der Geschmacklosigkeit und Ideenverwirrung. Könnten sie nicht in schattige Lustgärten umgewandelt, könnte nicht besonders um das Gemeinwesen verdienten Männern ein bescheidenes Denkmal an der Landstraße — wo doch Leute vorübergehen und die Inschrift lesen können — gesetzt, und dadurch eine gute schöne Sitte der alten Welt wieder belebt werden?

Es geschieht schon mehr als zuviel mit Einreißen von Stadtmauern und Thorthürmen, mit Umbau von Klöstern und Edelhöfen in den Städten, mit Vorherrschen des Nützlichen über das Anmuthige. Die Schlote der Dampfmaschinen sind unsere Obelisken, und die Mauthhallen die Gotteshäuser unserer Tage. Und nun vollends wo die Schienenbahn Dorf und Stadt umgeht, und diese nur durch das Rollen der Omnibusse und das Gerenne der Nachtsackschleppenden Kunden des dritten Platzes an ihre Verbindung mit der Ferne gemahnt werden, nun bemüht man sich noch, auch im Innern Alles so prosaisch, so farb- und formlos als möglich zu gestalten.

Ungeschmack ist von oben gekommen, in allen möglichen

falſchen Richtungen, daher konnte von unten der gemeine geſunde Menſchenverſtand mit dem natürlichen guten Geſchmacke nicht aufkommen. Mancher Schandfleck iſt für Jahrhunderte hingeſtellt, ſo vieles Schöne durch Zerſtörungswuth und Knauſerei vernichtet und für immer verloren gegangen. Das aufgedrungene Falſche iſt ſchwer zu verlernen, man hat ſich einmal mit ihm zurechtgeſetzt, ſcheut die Mühe und beſonders die Koſten, wenn Neues an ſeine Stelle geſetzt werden ſoll. Geſchmackloſigkeit und Aermlichkeit haben einen furchtbaren Verbündeten am deutſchen Sich geben laſſen; daß aber dieſe unſere bedeutende Untugend abgelegt werden kann, wenn unerträgliche Uebel uns endlich in die furia tedescha hinein getrieben haben, das haben wir gezeigt. Es wird alſo von der ferneren geſchichtlichen Entwicklung unſeres Volks abhängen, ob es die Blüthe des Schönen entfalten, ob die Geſammtheit das Bedürfniß deſſelben lebendig in ſich tragen, und zu befriedigen ſuchen wird.

Wenn wieder ein Volkskrieg mit großen Anſtrengungen und Opfern glücklich durchgeführt ſeyn wird, wenn jeder Mann ſeinen Stolz darein ſetzen kann, den Waffenrock fortzutragen im wohlerworbenen Frieden, wenn zu dem Waffenrock noch eine zweckmäßigere Kopfbedeckung, als die jetzigen ſämmtlich ſind, erfunden ſeyn wird, dann werden Frack und Vatermörder bei den Vornehmen, der leidige Dreiſpitz und die hohen an enge Lederbeinkleider angebundenen Stiefeln des Landvolks von ſelbſt verſchwinden. In manchen Gegenden Deutſchlands trägt der Landmann noch jetzt ſeine Kleider im Schnitte der Volksbewaffnung des ſiebzehnten Jahrhunderts, ohne dieſes zu ahnen, und das blaue Hemd, welches von Thüringen bis weit in Frankreich hinein die Volkstracht iſt, war aller Wahrſcheinlichkeit nach die Tracht der Deutſchen, welche Varus ſchlugen und das Römerreich ſpäter eroberten. Dergleichen kann wiederkehren, und mit ihm der Bart, welcher in unſerem rauhen Klima zweckmäßiger ſtehen bliebe als abgeſcheren würde, wogegen der Hals frei bleiben könnte. Das ſchöne Geſchlecht würde gewiß in ſeiner äußeren Erſcheinung nicht hinter dem männlichen zurückbleiben. Es iſt überall, was dieſes will daß es ſeye, ausgenommen bei geſunkenen Völkern. Dort iſt es was die Männer ſeyn ſollten.

Ein gleichförmig ausgebildetes, nach außen geſichertes, nach

innen theilnehmendes Daseyn wird es allein verstehen, das Schöne im Volksleben zur Vollkommenheit auszubilden. Wenn das Volk auch nicht mit dem Eifer und der Ausschließlichkeit der Griechen sich demselben zuwendet, so wird es dennoch diese Seite seines Lebens je nach seiner Eigenthümlichkeit hegen und pflegen. Zerrissene Zustände, verdumpfte Regierungen, Furcht die Unabhängigkeit, die Volksfreiheiten, den täglichen Erwerb zu verlieren, werden keine allgemeine Ausbildung des Schönheitssinns jemals aufkommen lassen. Einzelne Strebungen werden dann auftauchen, wie wenn die Völker dadurch ihre Berechtigung zu etwas Besserem sich selbst vorbehalten wollten. Die Massen aber werden das Geschmackwidrige ertragen und sogar lieben lernen.

Einzelne aber, oder Vereine können auch in trüben Zeiten durch That, Rath und Beispiel unglaublich viel wirken, und je verbreiteter die Bildung wird, je mehr der Einzelne auf Reisen sehen und beobachten kann, desto gewisser kann man hoffen, daß das Vorhandene erhalten, das Unvollkommene verbessert, das Neue zweckmäßig dargestellt werde.

Wer aber Zeiten und Völker zu vergleichen vermag, und seinen Geschmack nach Kräften gebildet hat, der wird von der Wissenschaftlichkeit und Vollkommenheit seiner Umgebung kein großes Wesen machen, bescheiden das Treffliche anerkennen wo er es finden mag, und bei sich und seiner nächsten Umgebung vorläufig mit Enthäßlichung und Erhaltung gesunden, frischen Sinns beginnen. Am Ende kann aus solchen einzelnen Bestrebungen doch noch eine allgemeine werden.

B. C.

Der Deutſchkatholicismus
und
der Proteſtantismus.

Der Deutſchkatholicismus hat zur Zeit noch etwas Proteusartiges in ſeinem Weſen; er ſtellt ſich dem einzelnen Betrachter unter verſchiedenen, wechſelnden Geſtalten dar, und noch mehr treten verſchiedene Beurtheiler in ihrer Anſchauungsweiſe ſchon ſo weit auseinander, ja ſo ſchroff einander entgegen, daß man Mühe hat zu glauben, es ſey eine und dieſelbe Erſcheinung, die ſie im Begriffe zu erfaſſen ſuchen. Iſt dies ein Zeichen von Unentſchiedenheit und Charakterloſigkeit, oder iſt es der Beweis einer unermeßlichen Bildſamkeit, einer keimereichen Fruchtbarkeit, einer großen, lebenskräftigen Zukunft? Noch ſo jung iſt der Deutſchkatholicismus ſchon in die Reihe der wichtigen Zeiterſcheinungen eingetreten, hat eine geſchichtliche Bedeutung erlangt, ohne daß ſein Begriff und Weſen bis jetzt feſtgeſtellt, ſeine Aufgabe und das Ziel ſeines Strebens — mag er nun eines erreichen oder nicht — auch nur mit annähernder Uebereinſtimmung erkannt wäre. Die entgegengeſetzteſten Hoffnungen und Befürchtungen knüpfen ſich, die ungleichartigſten Räthe, Zumuthungen und Anſprüche, mannigfaltige Bedürfniſſe, Wünſche und Ahnungen, auch wohl kecke Gelüſte drängen ſich an ihn, weil ſie von ihm Befriedigung erwarten, oder ihn ſich dienſtbar machen zu können glauben, und nur von einer Seite her iſt das entſchiedene Wort der Verwerfung und Verdammung über ihn ausgeſprochen worden. Die katholiſche Kirche

iſt am früheſten mit ihrem Urtheil über ihn fertig geworden; und freilich iſt auch der Abfall des Deutſchkatholicismus von ihr, ſein Gegenſatz und Kampf gegen ſie, bis jetzt ſein entſchiedenſter Charakterzug, ſein hiſtoriſcher Ausgangspunkt. Die Anſicht, daß dieſer Abfall von der katholiſchen Kirche ein indirekter Gewinn für die proteſtantiſche ſey, und daß die von jener Seite her ausgeſprochene Verdammung für dieſe ein Grund ſeyn müſſe, die neue religiöſe Bewegung zu billigen und zu unterſtützen, wäre nur dann richtig, wenn der Gegenſatz der beiden Kirchen ein abſoluter, ihr Verhältniß zu einander ein dem innerſten Weſen nach feindſeliges, und wenn ein numeriſcher Verluſt der einen geradezu ein Vortheil für die andere wäre. Aber ſo verhält es ſich keineswegs; die etwaige Schwächung der einen Kirche durch Verminderung der Zahl verſtärkt nicht unmittelbar und nothwendig die andere, und als chriſtliche Kirchen haben beide, trotz der jetzt beſtehenden ernſten Conflikte, doch ſo viel Gemeinſames, daß ein Kampf gegen die Grundſätze der einen möglicherweiſe auch für die andere mehr nachtheilig als vortheilhaft ſeyn kann. Dies hat die römiſch-katholiſche Kirche nicht verkannt; nach der Conſequenz ihres den religiöſen Glauben und den Glauben an die Kirche in Eins verſchmelzenden Syſtemes muß zwar die römiſch-katholiſche Kirche jede von ihr ſich losſagende Sekte gleicherweiſe verdammen, ſobald ſie das Dogma von der alleinſeligmachenden, ſichtbaren, römiſchen Kirche faktiſch verwirft, möchte ſie ſich übrigens in ihrem Glauben noch ſo ſehr an die Dogmen der katholiſchen Kirche halten; aber da der Deutſchkatholicismus, obwohl er mit großem Eifer auf die Kirchenverfaſſung ſich wirft, doch nicht blos, vielleicht nicht einmal vorzugsweiſe, an der römiſch-katholiſchen Kirchenverfaſſung, ſammt Allem was daran hängt, Anſtoß genommen, ſondern zugleich den Glauben der katholiſchen Kirche bei Seite geſchoben, wenn auch nicht gerade ausdrücklich und im Einzelnen bekämpft und verworfen hat; ſo gab dies der römiſch-katholiſchen Kirche Veranlaſſung, die Diſſidenten nicht blos als Empörer gegen die Autorität, das Regiment und die Verfaſſung der Kirche zu betrachten, ſondern, ſtatt einen Abfall von ihren Angehörigen zu beklagen, die neuen Lehren und Beſtrebungen vielmehr geradezu aus dem Prote-

den Cordons erzeugte Krankheiten unter den Truppen, Handel und Verkehr wurden gänzlich gelähmt, die Sperren brachten Theurung hervor, die Flucht der Reichen, die Abwesenheit der Fremden schmälerte noch den Erwerb der Armen, die Furcht vor der Ansteckung hinderte die Angehörigen, die Kranken zu pflegen, trennte Gattin von dem Gatten, Bruder von der Schwester, Kinder von ihren Eltern. Dagegen vergaß man an manchen Orten, in der Meinung, hinter den Sperrlinien vor der Krankheit geschützt zu seyn, zeitig genug, die einzig nützlichen Vorkehrungen zu treffen. Im Ganzen haben die zahlreichen Verordnungen und Bekanntmachungen, die man erließ, und die meistens den Stempel der Aengstlichkeit und Ungewißheit an sich trugen, mehr dazu beigetragen, die Furcht vor der Krankheit zu vermehren, als die Gemüther zu beruhigen, wie denn z. B. die ewige Predigt, daß Furcht vor der Krankheit zu derselben geneigt mache, nur dazu geeignet war, die Furcht zu vermehren, indem man die Angst selbst als eine Gefahr darstellte. Hätte man von Anfang an sich entschließen können, die Cholera mit nicht mehr Gepränge und Lärm zu behandeln, als andere, oft viel mörderischere epidemische Krankheiten, wie z. B. den Typhus im Jahr 1813, und wie man es jetzt in vielen Ländern mit der Cholera zu thun gelernt hat, so wäre den Völkern viele Angst und Noth erspart worden. Man hat jetzt so ziemlich überall einsehen lernen, daß die zwei einzigen Waffen, welche man der Seuche entgegensetzen kann, Unterstützung der Armen, so weit sie ihre äußere Lage zur Erkrankung disponirt, und schnellstmögliche Herbeischaffung ärztlicher Hülfe sind. Suppenanstalten, in welchen der Unvermögende statt roher, kalter und ausschließlich vegetabilischer Nahrung kräftige, warme Fleischsuppe findet, Austheilung von warmen Kleidungsstücken und wollenen Decken, Beschäftigung der Arbeitslosen, Reinlichkeit der Straßen, das sind die wahren Sperranstalten, welche die Ausbreitung der Cholera hindern. Um den Zweck schneller Herbeischaffung ärztlicher Hülfe so vollständig als möglich zu erreichen, hat man in Bayern zuerst die sogenannte ärztliche Besuchsanstalt eingeführt. Bei diesem Institut sollen alle Häuser eines von der Cholera befallenen Orts täglich von einem Arzt besucht, in jedem Haus nach etwa vorhandener Diarrhöe oder sonstigem Unwohlseyn geforscht, und im Entdeckungsfall bis zur Ankunft des Hausarztes sofort zu den nöthigsten diätetischen und medicinischen Maßregeln geschritten

stantismus abzuleiten. Es ist ihre alte Behauptung und Beschuldigung, der consequente Protestantismus führe, wie zur Anarchie in der Kirche, so zum Rationalismus, ja Naturalismus in der Lehre, und wohl auch zur Zügellosigkeit im Leben. Nicht unter lebendigen Gliedern der katholischen Kirche wäre, ihrer Behauptung zufolge, der Abfall erfolgt, sondern längst abgestorbene, gleichgültige Glieder hätten, angezogen und beherrscht von zersetzenden Elementen des Protestantismus, wie schon längst innerlich, so nun auch äußerlich von der katholischen Kirche sich abgelöst, welche durch ein solches Ausscheiden der geistig todten oder wohl gar feindseligen Genossen innerlich nur erstarken, lebenskräftiger sich zusammenschließen könne und müsse, während der über den scheinbaren Sieg zuerst erfreute Protestantismus gar bald Ursache finden werde, über die neuen Bundesgenossen zu klagen und sie wegzuwünschen. Man hat diese Auffassung sophistisch genannt; aber wohl nicht ganz mit Recht, sofern damit gesagt seyn soll: die so sprechen, glauben selbst nicht an ihre Behauptung. Eine falsche und gehässige Auffassung des Protestantismus, Verblendung über den Zustand der römisch-katholischen Kirche und die in ihr liegenden Veranlassungen zur Opposition und Verkennung der Wichtigkeit und Bedeutung des Deutschkatholicismus ist hiemit keineswegs ausgeschlossen; aber das mag man zugeben, daß der protestantische Geist mitgewirkt habe zur Hervorrufung der neuen Bewegung, so wie auch, daß der dadurch geweckte geistige Kampf zunächst für die Protestanten bedeutungsvoller ist, sie näher und tiefer berührt, als die Römischkatholischen. Dies hat seinen Grund einfach in der Wesensverschiedenheit der beiden Kirchen oder Confessionen.

Die römisch-katholische Kirche, selbst nach der Reformation, welche ihre Weltherrschaft brach, immer noch stark und mächtig als ein gediegener Bau vieler Jahrhunderte, tief wurzelnd in den Gewohnheiten und der vererbten Ehrfurcht der Völker, getragen und gestützt durch den Geist und die Interessen vieler Tausende, deren Beruf und Leben gleichsam in ihr aufging, zusammengehalten durch eine in vielen Stücken bewunderungswürdige Organisation und gelenkt durch eine Politik, welche durch vielhundertjährige Tradition gleichsam ein Erbtheil der verschiedensten Häupter und Fürsten der Kirche geworden zu seyn scheint,

betrachtet ihre Verfaſſung wie ihre Lehre als völlig abgeſchloſſen und vollendet; ſie will nur erhalten — und Verlorenes wieder erobern, ſie will ihre alten Rechte und Anſprüche im ausgedehnteſten Sinn und Umfang behaupten; aber ſie dünkt ſich darüber erhaben, jetzt noch mit neu auftretenden Lehrmeinungen und Syſtemen ſich in geiſtigen Kampf einzulaſſen, zu diſputiren, Concilien zu halten, zur Erörterung und Feſtſtellung ſtrittiger Dogmen; in wiſſenſchaftlicher Beziehung erkennt ſie nur als ihre Aufgabe, die neuen Forſchungen und Anſichten, ſo weit es ohne Gefährdung weſentlicher Elemente möglich iſt, dem kirchlichen Syſtem anzueignen und zu unterwerfen, um wenigſtens in der Form nicht hinter dem Geiſt der Zeit zurückzubleiben. Was von dem Glauben der Kirche abweicht und bei der Abweichung beharrt, was ſich der Autorität der Kirche widerſetzt, ihre Verfaſſung antaſtet, das wird nicht wiſſenſchaftlich beſtritten, ſondern nach Maßgabe des Widerſpruchs mit der Lehre und Verfaſſung der Kirche verdammt. — Ganz anders iſt die Lage und Stellung des Proteſtantismus. Er bilde. nicht in der Art, wie der Katholicismus, einen großen, zuſammenhängenden, kirchlichen Organismus, ja nicht einmal eine ſolche ſtrenge Lehreinheit; er hat nicht eine ſo mächtige, unter ſich eng zuſammenhängende, in vielen Hinſichten von der weltlichen Gewalt unabhängige Geiſtlichkeit, keine ſolche Einheit und Beharrlichkeit in ſeiner Politik, überhaupt kein ſo concentrirtes Bewußtſeyn von ſeinen Intereſſen. Grundſätzlich gibt er das Forſchen — in der heiligen Schrift — frei; er ſpricht keinem ſeiner Mitglieder, weder den Geiſtlichen und Theologen, noch auch den Laien, im Voraus die Möglichkeit ab, die Wahrheit noch vollſtändiger und reiner aufzufinden, als ſie bis jetzt in der Kirchenlehre vorliegt, und deßhalb, ſo ſehr er an dem Grund der Schrift und dem Grund des Glaubens an Jeſus Chriſtus feſthält, gibt er die Denkbarkeit eines beſtändigen Fortſchreitens, einer Entwicklung der chriſtlichen Erkenntniſſe und Lehren, ſo wie in der kirchlichen Verfaſſung zu, womit er die Verpflichtung übernimmt, mit allen neuen Anſichten und Lehren ſich geiſtig einzulaſſen, ſie geiſtig zu überwinden, während die katholiſche Kirche ſie mit Machtſprüchen niederſchlägt. Daher machen denn ſolche Erſcheinungen, welche nicht den äußern Beſtand des alten, gewaltigen Kirchen-

gebäudes umzuſtoßen oder zu erſchüttern drohen, den Römiſch-katholiſchen keine große Sorge, ſie laſſen ſich in keinen wiſſenſchaftlichen Kampf mit ihnen ein; ſie haben z. B. die Kämpfe der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Dogmatik, der Kritik, der Religionsphiloſophie, welche in der proteſtantiſchen Kirche ſo großes Aufſehen erregten, ſo viele Unruhe verurſachten, dem Anſchein nach ziemlich gleichgültig, oder wohl gar mit einem gewiſſen Triumph betrachtet, als Früchte des proteſtantiſchen Geiſtes und proteſtantiſchen Wiſſenſchaft, die wohl dieſer Kirche, aber nicht der *ihrigen* Gefahr drohten und vielmehr nur ſie an ihrer Gegnerin rächten. Und jetzt würdigen ſie den Deutſchkatholicismus, welcher freilich ſeinerſeits bis jetzt auch noch mit wiſſenſchaftlichen Angriffen, oder mit wiſſenſchaftlichen, überhaupt mit tieferen Begründungen ſeiner Beſtrebungen ſich wenig in Unkoſten geſetzt hat, keiner ruhigen, wiſſenſchaftlichen Prüfung und Widerlegung; ſie fertigen ihn mit Verdammung ſeines Abfalls, mit Verdächtigung ſeiner Beweggründe, mit perſönlichen Verunglimpfungen der Leiter und Anhänger der Bewegung ab und vertrauen, ſo ſcheint es, darauf, daß in den ganz und eigentlich katholiſchen Ländern, unter katholiſchen Regierungen namentlich, die Bewegung nicht um ſich greifen, daß ſie nur ſporadiſch einige Gemeinden ſtiften, aber im Ganzen für die katholiſche Kirche ohne weſentlichen Schaden ablaufen werde. Die Proteſtanten dagegen können, dem Geiſte ihrer Confeſſion, dem Charakter und den Lebensbedingungen ihres Beſtandes zufolge, nicht umhin, von dem innern Weſen und Gehalt, von dem Streben und Ziel dieſer neuen Bewegung Kunde zu nehmen, ſchon darum, weil ſie dem Grundſatz huldigen: Alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Mochten nun aber auch die erſten Empfindungen, womit ſie die Anfänge dieſer Bewegung betrachteten, die der Freude ſeyn über ein den Grundſätzen der Reformation verwandtes Streben in der alten Kirche, und ſich hieran manche ſchöne und große Hoffnungen von einer Annäherung und Verſöhnung beider Kirchen knüpfen, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die ernſteren, denkenden, die Zeichen neuen Strebens mit wohlwollender Theilnahme verfolgenden Proteſtanten es nachgerade ſchwieriger fanden, ſich mit dem Deutſchkatholicismus befriedigend und klar auseinanderzuſetzen,

als entschiedene, ihrer Kirche ohne rechts oder links zu sehen anhängende Katholiken, welche die Bewegung als eine Thorheit verhöhnten, oder als einen Frevel verdammten.

In der That dürfte die weitere Entwicklung und ein bedeutender Erfolg des Deutschkatholicismus großentheils von der Aufnahme abhängen, die er bei den deutschen Protestanten findet, von dem Interesse, das er bei ihnen zu erregen im Stande ist; und der Widerstand, den er etwa bei ihren wissenschaftlichen einflußreichen Stimmführern fände, wäre für ihn mindestens ebenso nachtheilig, als die Feindseligkeit katholischer Schriftsteller. Haben aber, kann man fragen, die Protestanten den Beruf und das Recht, jetzt schon in diese Angelegenheit, die doch zunächst eine katholische ist, sich zu mischen? Thäten sie nicht besser, vorerst noch zuzuwarten und zu schweigen? Die Antwort ist: die Sache ist jedenfalls eine deutsche, und somit in politischer und nationaler Beziehung keinem deutschen Protestanten fremd; — sodann aber auch nimmt sie das allgemeine religiöse und christliche Interesse, nicht blos das confessionelle in Anspruch, und daher kann es dem deutschen Protestanten nicht wohl verwehrt werden, seine Stimme in dieser hochwichtigen Angelegenheit abzugeben, sey es nun, daß er dafür oder dagegen sich erkläre. Bedeutungsvoll erscheint es, daß zwei der gewichtigsten Vota, welche bis jetzt über den Deutschkatholicismus abgegeben worden, von zwei angesehenen Mitgliedern einer protestantischen Universität, Heidelberg, ausgegangen sind. Hatte man zuvor großentheils nur vage Deklamationen, bombastische Anpreisungen und zelotische Verketzerungen gehört, so haben wir jetzt die Ansichten von zwei Männern vernommen, welche als Gelehrte, als wissenschaftliche Denker und besonders als Geschichtsforscher eines anerkannten Rufes genießen. Mehr als irgend Einer mochte der Kirchenhistoriker Ullmann, der geistvolle Biograph der Reformatoren vor der Reformation, der, wie wir hoffen, mit dieser gründlichen Vorarbeit sich den Weg zu der Darstellung der Reformation selbst und ihrer Helden gebahnt hat, den Beruf in sich fühlen, über diese angekündigte neue „Reformation" seine Ansicht offen auszusprechen, die Gegenwart an der Vergangenheit zu messen, und aus Vergleichung der Zeichen der Zeiten, der Zustände und der Charaktere ein Resultat zu ziehen, der

neuen Bewegung ein Prognoſtikon zu ſtellen, und namentlich das Verhältniß des Proteſtanten und des Proteſtantismus zu ihr zu bezeichnen. Daß das Urtheil eines ſolchen Mannes, der mit theologiſcher und kirchenhiſtoriſcher Gelehrſamkeit ein offenes Auge, ein reges Intereſſe für die mannigfaltigen Erſcheinungen und Geſtaltungen des geſchichtlichen und ſittlichen Lebens überhaupt, für die Beſtrebungen und Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes auf den verſchiedenſten Gebieten verbindet, einen bedeutenden Einfluß üben werde, dies wurde von einem andern berühmten Lehrer an derſelben Univerſität, von Gervinus, nicht verkannt, welcher neueſtens in einer kleinen Schrift: „die Miſſion der Deutſchkatholiken", jenem „Bedenken über die deutſch-katholiſche Bewegung" Ullmanns theilweiſe entgegentrat. Auch Gervinus hat auf dem Feld der Geſchichte, der profanen und der Literatur- und Culturgeſchichte, ſich einen europäiſchen Ruf begründet; er hat irgendwo geſchrieben: „er möchte nicht, daß es ihm ein Menſch auf der Welt zuvorthäte an Uebung der innern Sinne für ächte Geſchichte;" und er hat die großen Anforderungen, die er an den Hiſtoriker macht, in folgenden Worten zuſammengefaßt: „Wer heute nicht verſteht den Geiſt fremder Zeiten und Nationen wie ſeiner eigenen zu faſſen, ſich jeder Beſchränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch und des Buches Geiſt über dem Wort, wer die Geſchichte der Menſchheit verſäumt über der einzelner Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit einem Blicke überſchlagen kann, ſondern am kleinen Maß ſeiner perſönlichen oder nationellen, ſeiner gelehrten oder dogmatiſchen Beſchränktheit die Welt ausmeſſen will, der darf nicht wagen, nach der Palme in der Geſchichtſchreibung zu ringen." Als ein, einem ſolchen Ideal ächt hiſtoriſcher Bildung und Geſinnung nachſtrebender Hiſtoriker hat nun Gervinus die deutſch-katholiſche Bewegung in ihrer geſchichtlichen Bedeutung aufzufaſſen, hat er nachzuweiſen geſucht, was ſich, nach der Stimmung, den Bedürfniſſen und Beſtrebungen der Zeit, namentlich des deutſchen Volks, daraus entwickeln könnte und, unter begünſtigenden Umſtänden, bei verſtändiger Leitung und bei einſichtsvollem Benehmen aller dabei Betheiligten, ſollte und

müßte. Es wird jedoch Niemand überraschen, daß die Ansichten und Standpunkte des theologischen Historikers und des auf die Höhe der universellsten Anschauung der Menschheitsgeschichte sich stellenden Historikers bedeutend von einander abweichen, und es ist interessant, die Hauptdifferenzpunkte ihrer Anschauungsweise in einer Sache von so unmittelbarer Wichtigkeit sich klar zu machen, da sie als ausgezeichnete, gründlich gebildete und durch wissenschaftliche und sittliche Bildung vor den Extremen bewahrte Vertreter zweier Richtungen und Denkweisen auf diesem Gebiet gelten können.

Wir möchten der Geschichte den Ehrennamen der großen Lehrerin der Menschheit nicht bestreiten; aber leider ist es gewiß, daß die für die Geschichte bedeutendsten Menschen ihre Lehren sich gar selten zu Nutze machen, und daß diese Lehren den warnenden Orakeln des Alterthums gleichen, welche den Gewarnten doch nicht vor Unglück und Verderben, meist durch eigne That herbeigeführt, bewahrten; und nicht minder gewiß ist, daß die lernbegierigsten und unbefangensten Forscher, was allgemeine Wahrheiten und Gesetze betrifft, in der Geschichte häufig nur das finden, was sie in sie hineinlegen; daß die Geschichte wohl allgemein gültige Wahrheiten und Gesetze dem aufmerksamen Geist offenbart, aber daß sie den „umgekehrten Propheten" nicht leicht in den Stand setzt, aus den Ereignissen der Vergangenheit und deren Gesetzen mit derjenigen Bestimmtheit, Genauigkeit und Anschaulichkeit Schlüsse und Prophezeihungen für die Gegenwart und Zukunft zu ziehen, welche dem Urtheil und dem Rathe des Historikers eine unmittelbar praktische Bedeutung sicherte. — Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! dieser Satz ist nur die eine Hälfte der Wahrheit, als deren Ergänzung hinzugesetzt werden muß: Nichts wiederholt sich im Leben, in der Geschichte, ganz auf dieselbe Art. Der Stoff, das Material, die bewegenden und treibenden Kräfte, die waltenden Elemente und Gesetze bleiben sich gleich in der Geschichte; überall sind es wesentlich dieselben Triebe, Bedürfnisse, Leidenschaften, Strebungen der menschlichen Natur, aus welchen die Geschichte ihre Impulse bekommt, ihre Schöpfungen gestaltet; aber die Unterschiede von Zeit, Ort, Bildungsstufe, Individualität lassen aus denselben Grundelementen einen unendlichen Wechsel von Gestaltungen hervorgehen. Und das

Verhältniß nun, in welchem das Sichgleichbleibende und das Wechſelnde, das anſcheinend Zufällige, zu den Ereigniſſen der Geſchichte beitragen, zu beſtimmen — das iſt eine ſchwere Aufgabe für den Hiſtoriker; und bedenkt man, daß mit dieſer Betrachtungsweiſe, welche in der Geſchichte zunächſt nur Größen und Kräfte ſieht, ſich nothwendig auch eine philoſophiſche Anſchauungsweiſe verbinden muß, von der Beſtimmung der Menſchheit, von ihrer Entwicklung, ſey es nun daß die Idee der Autonomie der Menſchheit, oder die Idee einer göttlichen Führung zu Grunde gelegt werde: ſo überzeugt man ſich leicht, daß die Belehrungen und Antworten der Geſchichte großentheils ſchon durch den Geiſt der Fragen bedingt ſind, die man an ſie richtet. Wohl werden daher Hiſtoriker und durch die Geſchichte gründlich gebildete Männer die Erſcheinungen und Ereigniſſe der Gegenwart tiefer, umſichtiger und fruchtbarer, mehr im Zuſammenhange mit der Vergangenheit und den geſammten Zeitverhältniſſen auffaſſen, ſie werden ſich von dem anſcheinend Neuen weniger überraſchen, blenden und verwirren laſſen, als die mit der Geſchichte gänzlich Unbekannten; ſie werden oft aus der Analogie der Vergangenheit und aus allgemein gültigen Geſetzen richtige Vermuthungen über den Verlauf und Ausgang mancher Phänomene ſchöpfen, und der Ueberſchätzung wie der Unterſchätzung nicht ſelten mit richtiger Würdigung entgegentreten; aber darum ſind ſie doch keineswegs immer untrügliche Richter und Propheten. Bei allem Streben nach Unbefangenheit behält die Auffaſſung hiſtoriſcher Erſcheinungen, beſonders der Gegenwart, doch immer eine ſubjektive Färbung; die ſorgfältigſte Beachtung und Erwägung aller mitwirkenden Größen und Kräfte läßt immer noch große Verſtöße in der Berechnung des Einfluſſes der ſo zu ſagen unwägbaren Stoffe oder Agentien zu, und die Anwendung von an ſich noch ſo wahren Geſetzen und Erfahrungen hat, wenn die Bedingungen und Verhältniſſe im tieferen Kerne verſchieden ſind, oder wenn der Puls der Zeit langſamer oder beſchleunigter geht, als vorausgeſetzt wird, ebenſo den Irrthum zur Folge, wie die Anwendung von irrigen Grundſätzen. Ueber das Daß und das Weil werden uns Hiſtoriker oft treffende Urtheile und Belehrungen geben, aber in Betreff des Wann und Wie werden ſie ſich meiſt beſcheiden müſſen,

dem Gange der Wirklichkeit nicht vorgreifen zu können, und die umsichtigste und scharfsinnigste Divination, auf die reichsten Erfahrungen, die schönsten Analogien und die wahrsten und tiefsten Gedanken gegründet, kann in Folge der Ueberschätzung oder Nichtbeachtung eines einzelnen Moments in Dunst zerfließen.

Dieser Fehlbarkeit sind sich auch besonnene Historiker immer bewußt und die beiden genannten Männer, welche in der Sache des Deutschkatholicismus ihre Stimmen abgegeben, über seine Zukunft sich ausgesprochen haben, haben sich wohl gehütet, bestimmte Prophezeihungen über die nächste Entwicklung der Sache zu verkündigen; sie haben ihre Vermuthungen an Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft, deren Eintreten sie nicht mit Sicherheit zu behaupten sich getrauen, und außer dem Wesen der Sache, worüber sie sich allerdings ein bestimmteres Urtheil gebildet, auch die nicht zu berechnende Gunst oder Ungunst zufälliger Verhältnisse in Anschlag gebracht. So sehr trägt Gervinus jedem Einflusse Rechnung, daß er schon von solchen Schriften wie die Ullmanns (u. A. Haubers) eine Störung des naturgemäßen Verlaufs jener Bewegung zu befürchten scheint, und obwohl die Beweggründe dieses Mitsprechens ehrend, sich doch des Unmuths darüber nicht enthalten kann. „Das Räthlichste," sagt er, „wäre gewesen, vorerst einfach nachzugeben, die Elemente sich abstoßen und anziehen zu lassen, den Prozeß der Gährung nicht zu unterbrechen und die Abklärung in Ruhe zu erwarten. Aber . . . es war vorauszusehen, daß unter allen Menschen die Gelehrten, und unter den Gelehrten die Theologen am wenigsten geeignet und geneigt seyn würden, jenen Prozeß eine Weile ungestört seinem Verlaufe zu überlassen." Es ist wahr, wir Deutsche sind allzubedenklich und reflexiv geworden durch lange Entwöhnung vom Handeln und Leben, wir sind allzu geneigt, „der rüstigen Feuerfarbe der Entschließung des Gedankens Blässe anzukränkeln"; aber gerade wenn der in Frage stehenden Sache eine entschiedene Wichtigkeit zukommt, war es dann nicht vielmehr pflichtgemäß und männlich, als vorlaut, aus einer stillen Neutralität herauszutreten, und von einem Standpunkt aus, den man mit Ueberzeugung einnimmt, den man nicht aufgeben, sondern gegen jeden Gegner vertheidigen und behaupten will, die neue Bewegung zu würdigen? In welchem

Verhältniß ſteht, nach den Zeugniſſen und Erfahrungen der Geſchichte, die Kraft und der Einfluß einer, wenn auch noch ſo gründlichen, aber abmahnenden Stimme zu der Macht einer die Geiſter und Gemüther wirklich mit ſich fortreißenden, neue glänzende Ausſichten für die Zukunft und neue Bahnen für die Thätigkeit öffnenden Zeitbewegung? Was ſollen dem Deutſchkatholicismus, falls er wirklich die tiefe Lebenskraft beſitzt, welche man ihm zutraut, der von begeiſterten Apoſteln mit lebendiger Stimme von Land zu Land getragen und gepredigt wird, welchem ein nicht geringer Theil der Tagespreſſe fördernd zur Seite ſteht, ein paar ruhig gehaltene Aufſätze ſchaden können, welche wohl kaum für größere Kreiſe, gewiß nicht für die Maſſe des Volks berechnet ſind? wie ſollte dadurch der Prozeß der Gährung und Abklärung unterbrochen werden? Mit welcher Leichtigkeit reißt ſonſt der Strom einer aus dem tiefſten Leben eines Volkes quellenden Begeiſterung den Widerſtand der Gründe und Beweisführungen von Individuen mit ſich fort, welchen weder die äußere Macht, noch der Nimbus einer beſondern Autorität zur Seite ſteht! Nein! willkommen muß der neuen Bewegung, falls ſie eine Zukunft in ſich hat, der auf Gründe geſtützte Zweifel und Widerſpruch ſeyn, weil dadurch ſelbſt neue Kräfte in ihr geweckt werden müſſen; und ſo haben auch die beiden „Bedenken", abgeſehen von ihrem ſonſtigen Werthe, das Verdienſt, theilweiſe das Votum von Gervinus hervorgerufen zu haben, welches ſich die Aufgabe ſtellt, den von jenen eingenommenen „theologiſchen" Standpunkt durch den der neuen Bewegung, wie er glaubt, allein angemeſſenen nationalen, rein menſchlichen, hiſtoriſch-philoſophiſchen, oder wie man ihn nennen will, jedenfalls durch einen unbefangeneren, höheren, univerſelleren zu berichtigen.

Der Gegenſatz der beiden Hauptanſichten von der deutſchkatholiſchen Bewegung, welche durch die Schriften der genannten Gelehrten vertreten werden, läßt ſich vielleicht am kürzeſten und bündigſten ſo ausſprechen: der einen zufolge iſt eine Reform oder Reformation in der katholiſchen Kirche von den bis jetzt zu Tage gekommenen Elementen der neuen Bewegung, von ihrer religiöſen Richtung, ihrer Intelligenz und ihren Charakteren kaum zu erwarten; ſie mag in der katholiſchen und wohl auch in der proteſtantiſchen Kirche auf Gebrechen und Mängel

hinweisen und zu einigen Verbesserungen und Fortschritten Anlaß geben, auch wohl das religiöse und kirchliche Interesse unter einer größern Zahl wieder beleben; aber schwerlich wird sie eine selbstständige Schöpfung hinstellen; sie wird einzelne, allmählig auseinander tretende Sekten und Gemeinden stiften, oder mit dem Protestantismus zusammenfallen. Nach der andern Ansicht dagegen ist eine Revolution nicht blos in der katholischen, sondern zugleich auch in der protestantischen deutschen Kirche ebenso sehr im höchsten Grade wünschenswerth, als sich dazu in der deutsch-katholischen Bewegung die Aussicht eröffnet; die Bedingungen derselben sind vorhanden, ja sie hat innerlich schon längst begonnen, so daß die größte Gefahr nicht darin besteht, wenn sie zur äußern That und Erscheinung sich gestaltet, sondern wenn sie gehemmt, unterdrückt, auf jede Weise falsch behandelt, den Keim zu Krankheiten legt, welche am geistigen, gemüthlichen, sittlichen und politischen Leben der Nation fort und fort zehren. So gefaßt widersprächen sich zunächst die beiden Ansichten nicht; die zweite gibt die Unstatthaftigkeit einer Reformation, im Sinne der erstern, zu, und die erste hat den Gedanken einer totalen religiös-kirchlichen Revolution nicht ausführlich und ernstlich in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen; aber freilich könnte sie sich mit demselben in keiner Weise befreunden; und eine nähere Erwägung zeigt, daß die beiden Ansichten theils auf weit auseinander gehenden Auffassungen der gegebenen kirchlich-religiösen Verhältnisse und Stimmungen der Zeit, theils auf ebenso verschiedenen Begriffen und Ueberzeugungen vom Wesen der Religion und des Christenthums beruhen. Bei beiden aber ist, wie natürlich, die Anschauung der faktischen kirchlich-religiösen Zustände bedingt und influirt durch die wissenschaftliche, individuelle Denkweise in Bezug auf das Wesen und die Bedeutung von Religion und Christenthum überhaupt.

Die neue Bewegung wird keine Reformation bewirken, sie wird keine große selbstständige Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes bilden, was doch ihr ausgesprochener Zweck ist, — mit dem Beweise dieses Satzes glaubt die erste Ansicht in der Hauptsache den Beweis überhaupt geführt zu haben, daß der Deutschkatholicismus schwerlich eine Zukunft haben werde. Die hiefür geltend gemachten Hauptpunkte sind kurz gefaßt folgende: eine

werden. Wird man eine ſolche Anſtalt, die in München bei der großen Anzahl disponibler jüngerer Aerzte ins Werk geſetzt werden konnte, auch in den meiſten Ländern und Städten aus Mangel an zureichendem ärztlichem Perſonal unausführbar finden, ſo würden doch annähernde Vorkehrungen, mittelſt ſo zahlreich als möglich vertheilter Hülfsbureaus, in welchen beſtändig Aerzte, Krankenwärter und Arzneimittel zu finden ſind, an den meiſten Orten zu bewerkſtelligen ſeyn, und ſind auch in den meiſten von der Cholera befallenen Städten längſt vor den bayeriſchen Verordnungen eingeführt geweſen; ſie erfüllen den Zweck wohl eben ſo gut, denn, daß dieſe in vielen Beziehungen läſtige ärztliche Beſuchsanſtalt nicht ſo viele Choleraerkrankungen verhüte, oder, wie man ſich unlogiſch ausdrückte, prophylaktiſche Heilungen bewirke, als ſie verſpricht, geht aus der Zahl der Erkrankungen hervor, die nach dem Münchner Generalbericht ein Fünfzigſtel der Bevölkerung betrug, während ſie in den beiden Berliner Epidemien ein Achtzigſtel nicht überſtieg. — In dieſen beiden Richtungen allein auch ſind Belehrungen des größeren Publikums nöthig und zweckmäßig, man ſoll es von dem großen Nutzen ſchneller ärztlicher Hülfe bei der vorausgehenden verhängnißvollen Diarrhöe, und von der Schädlichkeit gewiſſer Speiſen und Getränke zu überzeugen ſuchen; indeſſen hatte in letzter Beziehung eine allzugroße Strenge in den vielfach bekannt gemachten Küchenzetteln oft die Folge, daß ſie von genauer Befolgung abſchreckte. Fleiſchnahrung iſt nach den an einzelnen Individuen und ganzen Völkern gemachten Erfahrungen, mit Ausnahme ſehr fetter Fleiſcharten, wie von fetten Gänſen, Schweinen und Fiſchen, am meiſten zu empfehlen; geſalzenes und geräuchertes Fleiſch erfordert ſchon eine gute Verdauung, um ohne Schaden genoſſen zu werden; ganz zu verwerfen ſind fette Mehlſpeiſen, ſchwere Gemüsarten, wie Hülſenfrüchte, wäſſerige Kartoffeln, Kohl jeder Gattung, Obſt und kalte Vegetabilien überhaupt, wie Gurken- und anderer Salat. Mäßig genoſſen ſchaden freilich bei einem guten Magen alle dieſe Dinge nichts, allein es iſt ſicherer, ſich den Genuß ganz zu verſagen, als ängſtlich auf ein Maß achten zu müſſen, das denn eben doch nicht immer eingehalten wird. Von Getränken ſind Wein und gutes Bier zu empfehlen. Uebermaß iſt natürlich zu vermeiden, da ſeine Folgen beſonders am nächſten Tag ausnehmend zur Cholera prädisponiren; Waſſertrinker brauchen ihrem Lieblingsgetränk nicht zu

Reformation des hiſtoriſchen Katholicismus, in und für Deutſchland, auf der Grundlage, welche durch das tridentiniſche Concilium gegeben iſt, iſt nicht mehr möglich, weil die Deutſchkatholiken mit dem katholiſchen Syſtem in Dogma und Kirche entſchieden gebrochen haben. Eine Reformation auf der Baſis des mittelalterlichen Katholicismus, im Sinne der großen Kirchenverſammlungen von Conſtanz und Baſel, iſt nicht denkbar, weil die hiſtoriſchen Zuſtände gänzlich verändert, und die Leiter der neuen Bewegung namentlich ohne die Macht und den Einfluß ſind, welche den Leitern der damaligen Reformbeſtrebungen zu Gebote ſtanden. Eine Reformation endlich, welche auf den vorpapiſtiſchen Katholicismus, auf den der erſten Jahrhunderte zurückginge, würde im Weſen mit dem Proteſtantismus zuſammenfallen, würde aber auch an dem Verſuche ſcheitern, die Zuſtände jener Jahrhunderte auf unſere Zeit zu übertragen. Gegen die Geſtaltung, gegen die Neubildung eines *idealen* Katholicismus werden folgende Bedenken geltend gemacht: es fehlt der neuen Bewegung, zur Zeit noch wenigſtens, an einer *Poſition* neben der Oppoſition oder Negation gegenüber vom römiſchen Katholicismus; es fehlt noch an einem Fundamente zum Neubau, an einem treibenden Keim, einem fruchtbaren Lebenskern des religiöſen, gemeinſamen Glaubens, der religiöſen Ueberzeugung. Man könnte zwar an die Möglichkeit denken, ein mehr moraliſches, als religiöſes Gemeinweſen zu gründen; und hiefür ſcheinen die Geſinnungen vieler Genoſſen und Verkündiger des Deutſchkatholicismus zu ſprechen; aber es ſprechen dagegen theils die beſtimmten, wirklich aufgeſtellten Glaubensbekenntniſſe, welche religiös und poſitiv chriſtlich ſeyn wollen, theils auch der Umſtand, daß eine gemeinſame, gleiche Moral ohne Gleichheit des religiöſen Glaubens nicht denkbar, daß die Moral ſo verſchieden als die Religion und durch dieſe bedingt iſt. Gegen die Möglichkeit der Gründung einer neuen Kirche auf *Vernunftreligion*, auf Rationalismus, ſpricht der gewichtige Zweifel, ob der bloßen Vernunftreligion eine nicht blos parteibildende, ſondern auch kirchenbildende Kraft inwohne. Indeſſen haben ſich die Deutſchkatholiken ſelbſt durch ihre Bekenntniſſe auf poſitiv-chriſtlichen Grund, auf den Grund der Schrift geſtellt — wobei jedoch vermißt wird, daß über die Schriftauslegung gar Nichts

bestimmt ist. Das Hauptbekenntniß der neuen Partei jedoch, auf welches die neue Kirche gegründet werden möchte, ist so vag, so äußerlich gemacht, so wenig aus dem innern Glauben hervorgegangen, daß man nicht lange dabei stehen bleiben kann, sondern nothwendig der allgemeine religiöse und theologische Kampf der Zeit an dasselbe herantreten und zu einer entschiedeneren Fassung zwingen, eben damit aber auch zu Spaltungen führen wird. Dadurch würde dann aber nicht Versöhnung und Einheit, sondern nur neue Confusion gewirkt. Denn man muß nicht eine Kirche machen und dann für sie nach einem Bekenntniß suchen, sondern zuerst einen bestimmten Glauben, ein Bekenntniß haben, und dann darauf eine Kirche gründen. Ein neuer Glaube, ein neues Bekenntniß wird nicht gemacht, sondern es entsteht, es wird, es wächst — und zwar in tieffrommen, geistesgewaltigen Männern voll tiefen heiligen Ernstes, voll selbsterfahrenen, lebendigen, felsenfesten Glaubens; Bewegungen, neue Schöpfungen dieser Art sind geknüpft an geistig mächtige, hervorragende Persönlichkeiten, welche das, was die Zeit im Innersten bewegt, was die Besten und Edelsten unter den Mitlebenden wollen, in ihrem Geiste und Gemüthe wie in einem Brennpunkte zusammenfassen, mit siegender Gewalt aussprechen und kräftig handelnd ins Werk setzen. Es gebricht der neuen Bewegung an einer tiefen und reichen persönlichen Quelle neuen religiösen Lebens; es fehlt ihr ein Luther, ein Zwingli, ein Calvin. Den Ernst und die Tiefe vermißt ebenso eine andere, dieselbe Ansicht vertretende Stimme, welche jedoch den Deutschkatholiken die dogmatische Unbestimmtheit ihres Bekenntnisses gerne nachsehen will, und daran erinnert, daß eine Kirche mit dem Glauben und nicht mit dem Dogma beginne, allerdings aber nur durch Oeffnung eines neuen Heilsweges entstehe, da die Heilsbegierde die menschliche Quelle jeder Religion, der falschen wie der wahren sey.

Es wird in der Abhandlung, auf welche hier hauptsächlich Bezug genommen wird, mit vieler Klarheit und großem Scharfsinn die Incongruenz der neuen Bewegung und Bestrebung mit gewissen Begriffen und Analogien, welche die theologische Wissenschaft und die Geschichte, besonders die Kirchengeschichte darbietet, und ebenso werden einzelne Widersprüche, in welche dieselbe mit

ihrem eigenen Namen oder mit ihren rasch aufgestellten, fast improvisirten Grundsätzen und Bekenntnissen entweder schon gerathen sey oder gerathen werde und müsse, überzeugend nachgewiesen. Niemand wird nach dieser lichtvollen Auseinandersetzung mehr im Zweifel seyn, daß wir weder eine Selbstreformation der katholischen Kirche überhaupt, oder in Deutschland, noch eine Wiederholung der Reformation Luthers von dem Deutschkatholicismus zu erwarten haben, daß derselbe, noch unsicher und unklar, wohl Manches wieder zurücknehmen, manches Neue aufnehmen werde, und daß er, bei physisch und politisch günstigeren, ungefährlicheren Verhältnissen, als die des sechzehnten Jahrhunderts, doch bei dem herrschenden Kampfe der Ansichten und Geister in gewisser Art eine schwierigere Aufgabe zu erfüllen habe, bei Gründung einer auf religiöser Uebereinstimmung ruhenden Kirche, als die Reformation Luthers, ohne doch Führer von dessen überlegener Geisteskraft zu besitzen. Aber der Verfasser hat es sich selbst gesagt, daß, „wenn die Geschichte vorwärts gehen soll, auch unerwartete Wendungen und neue Bildungen vorkommen müssen," und es ist ihm wohl bekannt, daß, was sich einem, wenn auch nicht abstrakten, sondern konkreten historischen Begriffe, einer geschichtlichen Analogie nicht anschmiegt, was, an bisher bekannten Erscheinungen und Gestalten gemessen, als abnorm und monströs erscheinen mag, deßhalb doch nicht unmöglich ist, und er vertraut der geschichtlichen Erfahrung und Analogie nur so weit, als ihm das innere, sich gleichbleibende Wesen der Dinge, als ihm die Natur des menschlichen Geistes und Gemüthes mit seinen Grundtrieben und Grundkräften, die Zeugnisse und die Forderungen jener zu unterstützen und zu bestätigen scheint. — Die zweite Ansicht, von ganz andern philosophischen Grundsätzen, einer ganz andern Geschichtsanschauung ausgehend, setzt sich über jene historischen Analogien, sofern sie für die Gegenwart und Zukunft maßgebend seyn sollen, leicht hinweg, sie richtet ihren Blick viel mehr auf die veränderten äußern Verhältnisse und den in der Stimmung und Bildung der Geister eingetretenen Umschwung, als auf die, unter demselben Namen zwar, aber unter wesentlich andern Lebensbedingungen, in einer andern Geistesatmosphäre fortbestehenden Mächte und Institute, wie Kirche, Religion, Christenthum, Glaube, und auf die von jener behauptete

Identität der menschlichen Natur in ihren tiefsten gemüthlichen Bedürfnissen und Trieben. Sie glaubt gern, daß der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts nicht eine spätgeborene, dürftig ausgestattete Schwester im neunzehnten Jahrhundert nachhinken werde, aber sie glaubt im Nebel der Zukunft mit scharfem Auge die dämmernden, aber riesigen Umrisse der hehren Gestalt einer großen, religiös-nationalen Revolution zu erschauen.[1]

Der Name soll Niemand erschrecken! Es handelt sich, im Sinne der Ansicht, zu deren kurzer Darlegung wir übergehen, nicht um gewaltsame Umstürzungen und Umwälzungen, wie bei einer politischen oder socialen Revolution, auch nicht von einem in die Freiheit der Geister, in die heilige Tiefe der Gemüther roh eingreifenden, die Ueberzeugungen und den Glauben unter Ein Maß zwingenden und beugenden Terrorismus, nicht von der Uebertragung der päpstlichen Infallibilität an die Mehrheit der Masse; es handelt sich davon, die Ansprüche des religiösen Gemüths im Einklang mit denen des denkenden Geistes, durch Entfernung alles Zwangs so zu befriedigen, daß Keiner weder Andere irgendwie tyrannisire, noch von ihnen tyrannisirt werde; es handelt sich davon, dem wahrhaft Lebendigen durch Wegräumung der hemmenden Masse des Scheinlebendigen, aber innerlich Todten, unverkümmerte Freiheit zum Treiben, Wachsen und Früchtebringen zu geben; dem, was in der That schon längst in Tausenden vorhanden und kräftig ist, förmliche Anerkennung, nicht blos schüchterne Duldung zu gewähren, es in eine positive Form zu fassen, es so zu stärken und zu läutern; es handelt sich nicht um Zertrümmerung, sondern um festere Knüpfung der natürlichsten und edelsten Bande, um Ausscheidung nur des Fremden und Störenden, aber um Kräftigung des Ureigenen, des Vaterländischen, des Nationalen. Für die Hoffnung und Empfehlung dieser durch den Deutschkatholicismus möglicherweise herbeizuführenden,

---

[1] Gervinus sagt zwar in seiner Schrift, „daß wir eine große nationale Reformation bedürfen, nicht eine Revolution; eine Reformation in dem großen Sinne jener Lutherischen, in der wir unsere religiöse Freiheit errungen haben;" aber die von ihm gemeinte Umgestaltung kann wohl, gegenüber dem herkömmlichen Begriffe von Reformation, als Revolution bezeichnet werden, — ein Ausdruck, dessen er sich auch selbst, auf seine eigentliche Bedeutung hinweisend, einmal bedient. S. 43.

höchſt wohlthätigen, die Geiſter befreienden, Deutſchland kräftigenden und einigenden, kein wahres Recht antaſtenden, vielmehr die heiligſten Rechte anerkennenden und verwirklichenden Revolution, wird ſich nicht auf die Zeugniſſe und Analogien der Vergangenheit berufen, ſondern auf den lebendigen ſchon erfolgten Fortſchritt der Geſchichte, auf die Entwicklung der Gegenwart ſelbſt und auf die Zeichen, welche eine neue, aber herrliche Zukunft verſprechen, oder doch deren *Möglichkeit*, die Gunſt der Umſtände und die Kraft und Weisheit der Menſchen vorausgeſetzt, dem Gedanken zeigen.

Dieſer Anſicht zufolge iſt es für die neue Bewegung unerwünſcht und gefährlich, den richtigen Geſichtspunkt verrückend, daß hauptſächlich proteſtantiſche Geiſtliche es ſind, welche ſich über die neue Kirche ausſprechen, weil ſie Alle, die beifälligen und die bedenklichen Stimmen, die Frage auf das rein religiöſe, ja auf das rein theologiſche Gebiet hinüber ziehen, während doch die Sache gerade auf einem ganz volksthümlichen, untheologiſchen Boden gewachſen ſey und der Sinn der Bewegung der zu ſeyn ſcheine, daß das Volk daran denke, ſeine religiöſen Angelegenheiten in die eignen Hände zu nehmen. Die Forderungen, die Einwendungen und Ausſtellungen dieſer Männer verfehlen, weil vom theologiſchen vielmehr noch als vom einfach religiöſen Geſichtspunkte ausgehend, das Eigenthümliche des Geiſtes, der in jener Bewegung ſich kund gibt. Das Ziel dieſer Beſtrebungen iſt nämlich nicht ſowohl das, eine neue Kirche zu gründen, als vielmehr, die beſtehenden Confeſſionen der chriſtlichen Kirche in Eine große, chriſtlich nationale Gemeinſchaft zu vereinigen, was zunächſt den Kampf gegen die ausländiſche Kirchengewalt zur Aufgabe macht. Etwas Poſitives wurde geſetzt *äußerlich* mit der Conſtituirung einer zeitgemäßen Kirchenverfaſſung, *innerlich* mit dem großen Grundſatz der Duldung. Aufgeſtellt wurde der Grundſatz, der allein in dieſer Zeit auf Erfolg hoffen konnte, der Grundſatz der geiſtigen Freiheit und Mündigkeit, der von dem Verſuche abſteht, die ganze Maſſe Einen beſtimmten Heilsweg führen zu wollen. Ein Bekenntniß wurde aufgeſtellt, welches die kleinſte Summe des Glaubens beſtimmt, aber die größte nicht ausſchließt. Oder es läßt ſich allenfalls auch das als ein neuer Heilsweg anſehen, daß einmal die chriſtliche Sittlichkeit und die werkthätige Liebe veran-

geſtellt wurde, zu deren Lehre und Predigt es überdies auch weniger einer hervorragenden Perſönlichkeit bedurfte, da dieſelbe doch allgemein bekannt und theoretiſch als unübertrefflich anerkannt iſt. Und von dieſem Standpunkt aus eröffnet ſich dann eine weitere Ausſicht, daß nämlich, während die Gründung einer neuen Kirche unter den Vorausſetzungen der Theologen nicht mehr möglich iſt, das Ziel einer Vereinigung der beſtehenden Kirchen, wenn Volksgeiſt und Volkskraft ſich bewähren ſollte, keineswegs unerreichbar ſcheint, und in dieſer Bewegung der Anfang einer allgemeinen Reform des geſammten Nationallebens liegt. Die unerwartete Kühnheit und Entſchloſſenheit, womit ein paar Gemeinden Hand ans Werk der Reform legten und ſich unter Zugrundlegung eines in hohem Grade freien, katholiſche und proteſtantiſche Orthodoxie abſtreifenden Glaubensbekenntniſſes und des urchriſtlichen Begriffs vom allgemeinen Prieſterthum conſtituirten, habe dem Deutſchkatholicismus „die Sympathien aller aufgeklärten Köpfe ... den Beifall Aller gewonnen, die nur ein Etwas von vaterländiſchem Gefühle und von politiſchem Takte in ſich trugen.“ Hieraus ſey klar geworden, daß es ſich nicht um eine blos kirchliche Reform im Kreiſe der Katholiken handle, ſondern um einen reformatoriſchen Akt, der das geſammte deutſche Leben betreffe. Nicht als ob ein Einzelner einen ſolchen Plan gefaßt, ſondern in der Entwicklung der Dinge ſelbſt, im Inſtinkt des Volkes liege die große Bedeutung und Zukunft der Bewegung. Denn heutzutage regiere die geſammte öffentliche Meinung, nicht der Geiſt Einzelner die Welt. Die Urheber oder Leiter des Deutſchkatholicismus haben ſich keine theologiſche Diktatur angemaßt; eine ſolche wäre nicht mehr möglich, am wenigſten wenn ſie eine neue Kirche auf ein Syſtem gründen wollte, das innerhalb der Sphäre der proteſtantiſchen oder katholiſchen Orthodoxie gehalten werden ſollte. Ein Luther, mit ſeiner koloſſalen Glaubenskraft wäre heutzutage nicht mehr denkbar, wenigſtens würde er nicht den Anklang finden, nicht die Wirkungen hervorbringen, wie vor drei Jahrhunderten, wo die Zeit weſentlich religiös war, Religion und Glaube das ganze Gemüthsleben des Volks ausfüllte. Der lutheriſche Glaube kann nicht wieder erſtehen; die Alleinherrſchaft der religiöſen Bedürfniſſe und Anſprüche iſt aufgehoben, und auch die philoſophiſche Orthodoxie unſerer Tage kann den Glauben der alten Zeit nicht

erſetzen. Eine Veränderung in der Kirche, in den religiöſen Zuſtänden unſeres Volkes könnte innere Lebensfülle, größere Wirkung und Dauer nur dann haben, wenn ſie im engſten Verhältniſſe zu dem zuletzt rückgelegten Leben der Nation, zu dem durchſchnittlichen Bildungszuſtand der gegenwärtigen Geſellſchaft und ihrem heutigen religiöſen Bedürfniſſe ſtünde. Kommt es dazu, ſo wird der Deutſchkatholicismus der Sauerteig ſeyn, der die wohlthätige Gährung hervorruft, durch die bald an den Tag kommen wird, was das religiöſe Element auf der gegenwärtigen Bildungshöhe in der Nation weſentlich ausmacht. In der möglicherweiſe ſich ergebenden Confuſion würde ſich als der einzige Grundgedanke, auf den ſich bauen läßt, der ausſprechen: daß ein weites Syſtem allgemeiner gegenſeitiger Duldung das Alleinige ſey, zu dem uns der Individualismus unſrer Bildung hinweist, und daß dieſe der Hebel werden könne, der den konfeſſionellen Eifer wegzuräumen und zu einer nationalkirchlichen Einigung zu führen vermöchte. Ein ſolches Syſtem der Duldung, das auch die hiſtoriſchen Verehrer des Chriſtenthums einſchlöße, würde ohne Zweifel bald ausweiſen, daß gerade dieſer geſchichtliche oder rationelle Standpunkt derjenige iſt, der eben noch ſo viel poſitiv Religiöſes und poſitiv Chriſtliches in ſich faßt, als der Geiſt heutzutage im Durchmaß erträgt. Er umfaßt in der That, mit dem Geiſte der Duldung wahrhaft durchdrungen, das Weſentliche und Unveräußerliche des Chriſtenthums nicht nur, ſondern auch alle ſeine zufälligen Geſtaltungen, überläßt aber dem Bildungszuſtande jedes Einzelnen und jeder Gemeinde die Auffaſſung der Dogmen, über die niemals Einigkeit war und ſeyn wird. Dieſer freien Religionsanſicht und zugleich dem Sinne der Duldſamkeit gegen jeden anderen und ſtrengeren Glauben neigt ſich bei uns die Sympathie der großen Ueberzahl zu, die das Volk zu repräſentiren berechtigt iſt. Dies iſt im Stillen das Glaubensbekenntniß jedes Aufgeklärten, dies würde *laut* und *ausgeſprochen* die Ueberzeugung des ganzen gebildeten Deutſchlands ſeyn, wenn jeder ſeine Meinung ungeſcheut ſagen *dürfte* und *müßte*; dies iſt die große Errungenſchaft des Geiſtes in Folge der wiſſenſchaftlichen und literariſchen Kämpfe des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland, dies der von Leſſing und Herder — den Reformatoren der heutigen Reformation — errungene hellere und freiere Standort des religiöſen Lebens; in

ihnen und Gleichgesinnten hat „der proteſtantiſche Geiſt in Luthers Sinne gegen Luthers eignes Wort ſich gewendet.“ Die größten Zeitgenoſſen haben dieſen Standort Alle getheilt, ſich Alle des dogmatiſchen Chriſtenthums entledigt, und ihrem Beiſpiel iſt in dem gebildeten Theile der Nation jeder nach Vermögen gefolgt. Nur wer auf dieſem Grunde weiter baut, baut auf des Volkes Natur und Geiſt, ſeiner Cultur und Geſchichte. Aber ſchwerlich wird ein einzelner Mann, ſondern die Ueberzeugung Vieler wird es thun.

Die Berechtigung von Zweifeln, ob eine ſo geläuterte Religion noch den Namen einer Religion verdienen, ob ſie ihren Zweck erfüllen, in ſchweren Stunden zureichen, ob ſie irgend eine Dauer haben könne, wird nicht gerade geläugnet, aber dagegen theils auf den Stand der Dinge, ſo wie ſie nun einmal ſeyen, hingewieſen, theils den Theologen die Frage zu bedenken gegeben, was es heiße, ein Kirchen- und Religionsgebäude zu beſitzen, von dem der ganze gebildete Theil des Volkes ſich gleichgültig oder ſelbſt mit Spott hinwegwende? theils an die ungeheure Kraft der religiös ſanktionirten Sitte erinnert, auf deren Boden die ganze Läuterung des Chriſtenthums in der Reformationszeit beruht habe, und deren Geringſchätzung von Seiten dogmatiſcher Prediger das Verderben der wahren Religioſität ſelbſt ſey. Es wird daran erinnert, daß nicht ein idealer, lockerer moraliſcher Begriff in der Religionslehre der Deutſchkatholiken aufgeſtellt werde, daß ſie vielmehr die chriſtliche Moral als die gemeinſame Standarte aufpflanze, und das johanneiſche Teſtament, das Gebot der Liebe, geöffnet habe. Dazu, daß Nation und Staat das neue Evangelium auf dieſer Stufe ergreifen und feſſeln, es nicht durch Oppoſition verbittern möchten, mahnen ſo viele Deutſchland bedrohende Gefahren jeder Art, — der Pietismus, der Ultramontanismus, der Jeſuitismus, — recht im Kern unſrer eignen Bildung der Naturalismus und Deismus, übergehend in Atheismus, ätzenden Menſchenhaß, brutalen Communismus und Fanatismus des dürren Verſtandes. Mitten in dieſe unheilvolle Lage tritt dieſe kirchliche Bewegung hinein, die, wenn ſie von Fürſt und Volk mit richtigem Takt ergriffen wird, uns wie ein rettender Engel vom ſichern Abgrund zurückziehen kann. Wie kann man da noch über Mangel an Poſitivem klagen? Das eigentlich Poſitivſte, das im

Keime dieſer neuen Lehre liegt, iſt die Anregung der Vereinigung der Confeſſionen. Dies große Ziel der Beſtrebungen iſt ausgeſprochen worden. In dieſem hingeworfenen Worte reicht ſich Politik und Religion die Hand zu einem vaterländiſchen Werke, das die bejahenden Kräfte innerhalb und außerhalb dieſer Bewegung in Maſſe um ſich verſammeln, und die negirenden zu Boden werfen würde. Einen allgemeinern Wunſch und einen beſſern können wir in Deutſchland nicht hegen, als den, daß ſich die getrennten Kirchen wieder in Einigkeit verſöhnen möchten. Verlangt man doch von allen Seiten nach Einigung der Nation — wo könnte der Anfang füglicher gemacht werden, als in dieſem urſprünglichſten Theile alles geiſtigen Lebens? Und nach dem, was die Deutſchkatholiken in der kurzen Zeit eines Jahres darin geleiſtet haben, darf man wohl an dieſe Erſcheinung die Hoffnung einer Wiedervereinigung knüpfen, deren Idee ſeit zwei Jahrhunderten in Deutſchland nie ganz ſchlummerte. Es iſt wohl denkbar, daß auch jetzt wieder bei der Ungunſt und dem Widerſtand ſo vieler Verhältniſſe die ganze kirchliche Bewegung ein baldiges Ziel finden, die Anregung jener Einigungsfrage zu Boden fallen, und dann allerdings eine ſolche Zeit und Gelegenheit für ein ſo wichtiges Werk ſchwerlich wieder kehren würde. Aber es iſt auch denkbar, ja es ſollte viel wahrſcheinlicher ſcheinen, bei dem Verlangen nach deutſcher Einigung und der, vollkommener Glaubensfreiheit günſtigen Stimmung, daß die allgemeinere Frage bald die anfängliche, engere römiſche verſchlänge, und das Streben geradezu auf die Gründung einer deutſch-chriſtlichen Nationalkirche ginge. Bei der Vereinigung der zwei ſtreitenden Elemente wird nun von dem „geſchichtlichen Betrachter der Dinge," im Gegenſatz freilich zu den Geiſtlichen! auf den Beiſtand des — Indifferentismus in allen Confeſſionen gerechnet; und auf dieſen negativen Verhalt werde dann als poſitive Reaktion der nationale Trieb, das überall gefühlte Bedürfniß einer weiten politiſchen Vereinigung einwirken, und die Neigung der ſeparatiſtiſchen Gewohnheit überwinden. Ueberlaſſe man die kirchliche Bewegung ganz ſich ſelbſt, ohne Hinzutritt des politiſchen, nationalen Elements, ſo bekomme man nichts als Sekten in der Kirche, ohne ſich ſtaatlich mehr zu einigen.

Eine Grundlage, auf die ſich ſo viele verſchiedene Meinungen, die doch alle geſchont werden müſſen, zurückführen ließen,

und deren Möglichkeit wohl von Vielen bezweifelt wird, könnte nur eine christliche Glaubensformel seyn von so weiter Fassung, daß sie nur diejenigen abstoßen würde, welche selbst für die geschichtliche Anerkennung des Christenthums keinen Sinn haben, ein Religionsbedürfniß überhaupt nicht anerkennen und jeder Religionsmythe wie sinnloser Mährchen spotten. Der Zustimmung der ausschließlich dogmatischen Geistlichen und Laien könnte die neue deutsch-katholische Kirche entbehren, wenn einmal nur der große Grundsatz zur Durchführung kommt, daß das gesammte Volk seine Religionsangelegenheiten selbst besorgt. Ihre Intoleranz aber darf nicht mit Gleichem vergolten werden, sondern im Schutze der allgemeinen Glaubensnorm müßte jede besondere, es müßten die engern und strengern Gesetze der einzelnen Schulen und Gruppen unangetastet bleiben. Das System ächter und aufrichtiger Duldung ist das einzig rechtliche, das würdigste und freieste Band, und zugleich das christlichste, das die Bekenner unsrer Religion umschlingen kann. Dadurch würde das Recht des Individualismus, des auszeichnenden Charakters der neuen Bildung, im weitesten Umfang gewahrt, und eine Menge Veranlassungen zur Verschrobenheit, Halbheit und Unsittlichkeit abgeschnitten; ja die Anhänger eines strengern Glaubens selbst würden dadurch in eine bessere, in eine weniger angefochtene und verdächtigte Stellung kommen. Damit jedoch der Individualismus nicht ins Aeußerste ausarte, müßte der Staat sich des Werkes der Wiedervereinigung annehmen. Die Kirche und Schule, der mächtigste Kitt volksthümlicher Freiheit und Gemeinsinnes, soll nicht dem Einfluß des Staates ganz entzogen, vielmehr durch eine Einigung Aller mit aus politischem Gesichtspunkte dem Volke die Kirche zu einer nationellen Angelegenheit gemacht werden. Auf ein Mäßigstes jedoch würde der Staat seinen Einfluß auf die Kirche überall beschränken müssen, seine einigende Gewalt mehr in einem idealen vaterländischen Bande, als in einem materiellen kirchlichen suchen, und den Gemeinden und Synoden möglichst freien Spielraum lassen; er würde nur moderiren müssen. Wenn dies Werk hinausgeführt werden sollte, so hätte die deutsch-katholische Kirche das Verdienst und den Beruf, das Vorbild und Musterbild des größern Ganzen aufzustellen, als eine Gemeinschaft von Gemeinden und Laien, nicht eine hierarchische Zunft, machtlos außer durch Geist, Freiheit

entſagen, thun aber beſſer, es mit etwas Wein zu miſchen, beſonders iſt dies nach der treffenden Bemerkung eines Freundes ſolchen räthlich, welche den Aufenthaltsort wechſeln, da ein noch nicht gewohntes Waſſer ſo häufig Diarrhöe verurſacht. Warme Getränke, Thee, Kaffee, Chocolade, ſind ebenfalls zu empfehlen, vielleicht verdanken die Londner die Gelindigkeit ihrer Epidemie neben der Fleiſchnahrung auch ihrem vielen Theetrinken. Punſch mit Citronen bereitet macht leicht Diarrhöe, unſchädlicher iſt Orangenpunſch. Branntwein kann den habituellen Trinkern nicht ganz verboten, ſondern nur Mäßigkeit empfohlen werden. Außerdem ſind beſonders heftige Gemüthsbewegungen jeder Art, Erkältungen, längerer Aufenthalt in der Abendluft, beſonders, wie oben bemerkt, Schlafen unter freiem Himmel zu vermeiden. Die Befolgung dieſer Regeln auch den ärmeren Klaſſen möglich zu machen, darauf verwenden jetzt aufgeklärte Regierungen alle Kraft und Geldopfer, die ſonſt nutzlos in vergeblichen Sperranſtalten verſchwendet wurden, und die es noch nicht thun, ſind nur durch Schaden zu belehren. Was die Einrichtung öffentlicher Heilanſtalten betrifft, ſo hat die Erfahrung vor Allem gelehrt, daß Niemand gezwungen werden ſolle, von denſelben Gebrauch zu machen, wenn nicht eine abſolute Unmöglichkeit der Verpflegung in ſeiner Wohnung ſich nachweiſen läßt. Größere, beſonders außerhalb des Orts gelegene Hoſpitäler haben ſich durchgehends wegen der Länge des Transports als unzweckmäßiger erwieſen, als kleinere in verſchiedene Quartiere vertheilte Lokale, beſonders ſind hiezu ſolche Theile auszuwählen, wo die ärmere Volksklaſſe enger beiſammen wohnt, alſo vorausſichtlich die Krankheit ihre größte Verbreitung haben wird. Hier iſt der Wohlthätigkeit der Regierungen und Privaten ein weites Feld geöffnet, denn ein Choleraſpital hat viele und vielerlei Bedürfniſſe, die Zahl der wollenen Decken, Kamiſole und Strümpfe, der Bettwäſche, der Wärmflaſchen u. ſ. w. kann nicht zu groß ſeyn. Das weſentlichſte Bedürfniß aber iſt eine gehörige Anzahl guter Krankenwärter, auf ſechs Kranke wenigſtens einer. Ein wichtiger Gegenſtand iſt der Transport der Kranken in die Hoſpitäler; er muß möglichſt ſchnell und ſchonend für den Kranken geſchehen, es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man von dem beſondern, nur abſchreckend wirkenden Koſtüm der Träger zurückgekommen iſt. In Petersburg wurde jeder aus dem Cholerahoſpital als geneſen austretende Kranke mit

und Offenheit, aus dem mittlern Standpunkt der Volksbildung hervorgegangen, ihr politiſches Element aus dem allgemeinen Geiſt nationaler Eintracht ſchöpfend. Um dieſen Beruf erfüllen zu können, iſt ihr nicht Vorſchub und Anerkennung von Seiten der Regierungen, wohl aber ungehemmtes Gewährenlaſſen zu wünſchen, daß ſie in geiſtigem Kampf ihre Kraft ſtähle, daß ſie nicht zu frühe ihre unabhängige und freie Stellung verlaſſe, daß ſie nicht über der Ausſicht der Sektenſtiftung (in unſrer Zeit ein kleiner, armſeliger Zweck!) ein viel größeres Ziel aus den Augen verliere. Zu wünſchen iſt ihr der Beitritt ernſter und würdiger Männer, und eine wahrhaft würdevolle, ſittliche Haltung der Häupter der Gemeinden und der Maſſe ſelbſt. Nur dadurch wird verhütet, daß nicht eine ſo theure und werthe Sache in die Hände des Leichtſinns und der Unruheſucht hinübergedrängt werde. Denn auch dieſe Elemente nehmen in der neuen Gemeinde ihren Sitz und werden von Manchen geſchürt. Aber man darf nur franzöſiſche Revolutionen nach Deutſchland beſchwören, ſo wird man den ſichern Ruin des Vaterlandes eingeleitet haben. — Gelingt es, auf dem kirchlichen Boden eine durchgreifende Vereinbarung zu Stande zu bringen, ſo wäre der gründlichſte Anfang zu einer vaterländiſchen Reform gemacht, die in ihrem Gefolge die großartigſte Entfaltung des Nationallebens haben müßte. Aber allerdings würde die neue Kirche nicht eine ſolche ſeyn, in der eine alleinige oder vorzugsweiſe Herrſchaft der Religionsintereſſen auch nur bei einem größern Theile des Volkes ſich ausbreiten würde; das patriotiſche und politiſche Element in der neuen Bewegung erſcheint ſogar als das weſentlichere, und auf ihr ſollte der Segen des Vaterlandes noch mehr als der der Kirche ruhen.

Dies die Grundideen einer Schrift, welche von der deutſchkatholiſchen Bewegung Veranlaſſung nimmt, in weitgreifenden, beherzigenswerthen Betrachtungen über die Gegenwart und Zukunft der deutſchen religiöſen Verhältniſſe, der Kirche oder Kirchen, der nationalen und politiſchen Entwicklung des Vaterlandes ſich zu ergehen. Dem Verfaſſer ſteht eine Fülle von Ideen, ein Reichthum von geſchichtlichen Anſchauungen und Erfahrungen, eine Gewandtheit der Combination zu Gebote, ſo daß das Intereſſe von den Hauptgedanken nicht nur, ſondern von den unterſtützenden oder gelegentlich mit hereingezogenen Reflexionen,

An- und Aussichten, von den Parallelen und Hinweisungen, auf eine fast überwältigende Weise in Anspruch genommen wird. Das aufrichtigste Streben nach schärfster Erfassung der geschichtlichen Wahrheit, und die ehrenhafteste, freieste Gesinnung, die wärmste Begeisterung für die Ehre und Größe, für die gesunde Entwicklung des deutschen Volkes, und das rühmenswerthe Bestreben, kein Element der Bildung, der Gesittung, Nichts, was irgend brauchbar, tüchtig und löblich ist, für den Fortschritt der Nation verloren geben zu lassen, treten Jedem als charakteristische Vorzüge dieser Schrift entgegen. Und so große Aussichten Gervinus für die nächste Zukunft Deutschlands eröffnet, so sehr hat er doch alle, Hemmung und Vereitlung der von ihm gehofften Entwicklung drohenden Momente berücksichtigt und anerkannt, so daß er, während ihm die Ehre eines aufmerksamen Beobachters und scharfsinnigen Deuters vieler Zeichen der Zeit unbestreitbar bleibt, doch jedenfalls gegen den Vorwurf gesichert ist, ein falscher oder voreiliger Prophet gewesen zu seyn. Er verhehlt sich weder die verhältnißmäßige Beschränkheit der bisherigen Wirkungen des Deutschkatholicismus, der die bedeutendsten Länder oder Provinzen noch gar nicht ergriffen, noch die einzelnen Mißgriffe und Unbesonnenheiten, die seinen Anhängern zur Last fallen, noch die Möglichkeit der Einmischung vergiftender Elemente, noch auch die Unwahrscheinlichkeit, daß in Deutschland, dem getheilten Deutschland, wo es bisher immer der Einsicht an Energie, und der Energie an Einsicht gefehlt habe, die Bewegung durch alle Klippen hindurch von dem Instinkt des Volkes zu dem gewünschten, segensreichen Ziele gelenkt werde; aber er hat doch wenigstens den geschichtlichen und politischen Blick und Takt bilden, die Nation durch Vorhaltung größerer politischer Conceptionen an größere Aussichten gewöhnen wollen; und schon in diesem Sinne ist der mit ebenso viel Wärme als geistiger Energie geschriebenen Schrift die aufmerksamste Beherzigung der Denkenden, der Patriotischgesinnten zu wünschen.

Dem von Gervinus ausgesprochenen Wunsch und Ziel selbst — einer innigeren, geistigen und gemüthlichen Zusammenschließung der Deutschen, einer deutschen Nationalkirche, als Bedingung und Anbahnung einer politischen Einheit — werden alle Verständigen und Wohlmeinenden Beifall geben, und auch das

Mittel zu diesem Zweck: Aussöhnung, wo nicht völlige Verschmelzung der Confessionen, wird an sich Vielen einleuchten. Aber mit jedem der Verwirklichung näher führenden Schritte wird die Zahl derer wachsen, welche entweder die Ausführung in der angesonnenen Weise für unmöglich, oder deren Widerspruch mit ihrer persönlichen Ueberzeugung erklären werden.

Zunächst nur historisch, nach den faktischen Verhältnissen die Sache betrachtet: ist es wahrscheinlich, ist es denkbar, daß die unter katholischen Regierungen stehenden Provinzen Deutschlands, und auch andere, wie Westphalen, das Rheinland, in welchen gar kein Verlangen nach Reformen, nach einer Trennung von der römisch-katholischen Kirche sich gezeigt hat, sondern vielmehr großentheils starre, oft bis zum Fanatismus gehende Anhänglichkeit an das Alte, zur Vereinigung mit der deutsch-katholischen Kirche binnen kurzer Zeit die Hand bieten sollten, da ihnen doch diese, außer dem Namen, noch viel ferner steht, als die evangelische Kirche? Und binnen kurzer Zeit müßte es doch geschehen, wie ja auch die Reformation Luthers in wenigen Jahren ihre wichtigsten Eroberungen gemacht hat. Aber es ist zwischen damals und jetzt der große Unterschied, daß damals eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern seit mehr als hundert Jahren das fast allgemeine Verlangen von Fürsten und Völkern war, und viele selbst von Luthers Gegnern eine solche, nur in anderer Weise, wünschten. In den Augen von fast ganz Deutschland war damals die Reformation ein Sieg über Rom; heute aber würde sich ebenso sehr der Stolz mancher katholischen Volksstämme als ihre religiöse Ueberzeugung gegen den Beitritt zu einer Kirche von halb protestantischem Ursprung und ultraprotestantischem Charakter sträuben. Ohne ein gleichzeitiges, oder mit Sicherheit zu erwartendes Entgegenkommen der Masse der katholischen Christen aber würden die Protestanten wenigstens keinen politisch-nationalen Grund sehen, sich der deutsch-katholischen Kirche anzuschließen, sofern nicht ihre religiösen und kirchlichen Ansichten sie zu diesem Schritte drängten. Sind nun, fragt es sich, die Verhältnisse in der protestantischen Kirche von der Art, daß dadurch Viele, oder gar die Mehrzahl, zum Austritte geneigt sind, oder ist die Gestaltung der deutsch-katholischen Kirche oder Gemeinde eine solche, daß sie auf die

Mehrzahl der Proteſtanten einen anziehenden Reiz und Einfluß ausüben müßte oder könnte? Die Antwort zunächſt auf die erſtere Frage fällt bei Gervinus offenbar genug dahin aus, daß die proteſtantiſche Kirche ihrer Verfaſſung wie ihrem Dogma nach ſich überlebt habe, daß ſie unter „dem eigentlichen Kern der Nation" keine wahre, glaubige Bekenner mehr zähle, daß ſie keine Zukunft mehr habe. Dieß wird als hiſtoriſche Thatſache, als eine augenfällige Erfahrung keck ausgeſprochen, und die etwaigen Inſtanzen dagegen werden mit der Behauptung zurückgewieſen, daß die mehr oder minder orthodoxen Proteſtanten entweder nicht aufrichtig, oder nicht aufgeklärt und gebildet ſeyen. Dieſer Behauptung jedoch, welche ſich als eine reine, treue Darſtellung des faktiſchen Standes der Dinge, des Bildungsſtandes der Geiſter und der Stimmung der Gemüther, frei von ſubjektiven Neigungen, von Wohlgefallen oder Mißfallen aufgefaßt, gibt, hat unverkennbar eine ſehr entſchiedene philoſophiſche Anſicht zu Grunde liegen, in deren Licht dem Verfaſſer die Zuſtände erſcheinen. Gewiß hat Gervinus in vielen ſeiner Angaben über den Stand der heutigen religiöſen Stimmung und Bildung in Deutſchland Recht; wir leben nicht mehr in einer Zeit des religiöſen Glaubens wie vor dreihundert Jahren; zu den ſymboliſchen Büchern bekennen ſich, ihrem ganzen Umfange nach, verhältnißmäßig ſehr Wenige unter den Gebildeten ohne Rückhalt; die Zeitbildung im Ganzen kennt nicht mehr die unmittelbare Beziehung des geſammten Lebens auf das Göttliche; die Geiſtlichen und Prediger ſind vielfach lau und ſchwankend, wo nicht innerlich zwieſpältig, die Theologie ſelbſt iſt unſicher und irre geworden oder hat mit der Philoſophie unzuverläſſige Friedens- oder Waffenſtillſtandsverträge geſchloſſen, und ſehr viele Proteſtanten haben ſich ſchon lange kirchlich ebenſo wie dogmatiſch unbehaglich und unbefriedigt gefühlt; es iſt wahr, daß der Individualismus der neuern Bildung die Folge hat, daß nicht leicht zwei Gebildetere bis ins Einzelne ihrer religiöſen oder theologiſchen Anſichten übereinſtimmen; wahr daß „die Sorge um das Heil der Seele" aus dem öffentlichen und Privatſtyl des Lebens verſchwunden iſt, wie ſie auch dem Thun und Handeln weit weniger mehr äußerlich ihren Charakter aufprägt. Aber man kann dies Alles zugeben, und doch den Stand

der religiöſen Stimmung und Bildung ganz anders anſehen als Gervinus es thut, wenn er zu dem Reſultat gelangt, „daß von dem jetzigen Kirchen- und Religionsgebäude ſich der ganze gebildete Theil des Volkes gleichgültig oder ſelbſt mit Spott hinwegwende.“ Sind wirklich die proteſtantiſchen Kirchen, auch in den Städten, von allen Gebildeten verlaſſen? oder ſoll kurzweg Jedem, der ſich nicht gleichgültig oder mit Spott wegwendet, ebendarum der Name eines Gebildeten verſagt werden, weil er nicht im Sinne eines gewiſſen Syſtems aufgeklärt iſt? Der Begriff gebildet iſt ſehr dehnbar, und noch mehr das Wort aufgeklärt; und ſo wenig der tiefgemüthliche und tiefdenkende Mann, der, nach ernſtem wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Ringen, im ſtrengeren chriſtlichen Glauben Ruhe und Befriedigung findet, z. B. ein Steffens, dem einfachen und beſchränkten Manne vom blindeſten Köhlerglauben als „Unaufgeklärter“ gleichzuſtellen iſt, ſo wenig wird man den Leichtſinnigen, den Schwachkopf, der durch einen Witz, durch eine ſeichte Argumentation, durch ein Sophisma ſich den nie lebendigen, nie tiefer begründeten Glauben niederwerfen läßt, oder den an der Frivolität und Starkgeiſterei hauptſächlich die Hoffnung auf größere Ungebundenheit in Sitte und Leben reizt und verführt, der dem Ton und der Mode des Tages folgt, und in ſeinem Unglauben ebenſo von Autoritäten abhängig iſt, als er es im Glauben ſeyn würde, als Gebildeten und Aufgeklärten dem ernſten wiſſenſchaftlichen Denker gleichſtellen wollen, der ohne Vorurtheil, ohne Vor- und Abneigung bei Reſultaten anlangt, welche dem Glauben widerſprechen. Die Zahl der Spötter, der Ungläubigen, der Gleichgültigen iſt ſehr geſtiegen gegen die Zeit der Reformation; aber man erwäge Folgendes: damals war verpönt und gefährlich auszuſprechen, was heute keine Gefahr, in manchen Kreiſen ſogar Ehre bringt; es war ein Zwang zur Kirche und zum Abendmahl zu gehen u. ſ. w. und die größere Einfachheit des bürgerlichen und öffentlichen Lebens verſchaffte den religiöſen und kirchlichen Intereſſen, die im Bereiche eines Jeden lagen, eine überwiegende, faſt ausſchließliche Herrſchaft; gewiß aber beſchäftigte ſich damals auch nicht ſelten der Verſtand mit religiöſen und dogmatiſchen Fragen, und nahm man mit Mund und Hand Partei für ein kirchliches Intereſſe, während das

Gemüth nicht eben sonderlich ergriffen, der Wille nicht eben religiös geheiligt war. Der religiöse Charakter jener Zeit ist theilweise verloren gegangen, verdrängt worden durch eine mannigfaltigere Bildung, zersplitternde Interessen, zum Theil aber hat er sich auch mehr in das Innere der Gemüther zurückgezogen, und bis auf unsre Zeit herab haben die Charaktere und Geister nie gefehlt, welche durch eine tiefe, innere, aber nicht mit Ostentation entfaltete christliche Religiosität die edelste Weihe erhalten, und in kleineren Kreisen und Schicksalen eine Glaubensstärke bewährt haben, nicht minder unüberwindlich und siegreich als die der Reformatoren. Ein Luther selbst mit seiner kolossalen Glaubenskraft, sagt man, wäre jetzt nicht mehr denkbar; er würde keine empfängliche Gemüther finden; ja gegen Luthers Wort selbst habe sich in Luthers Sinne der protestantische Geist gewendet. Das heißt wohl, Luther selbst, jetzt lebend, müßte billigen die Art, wie man (Lessing und Herder) den Protestantismus weiter geführt habe. — Lessing und Herder, „die Reformatoren der neuen Reformation," waren große um die Bildung des deutschen Volkes hochverdiente Geister, sie haben, der Erstere hauptsächlich kritisch und anregend, der Zweite begeisternd, erwärmend, sammelnd, Wissenschaft und Gelehrsamkeit dem Gemüth und dem Leben nahebringend und den engen Sinn zum Menschheitsgefühl erweiternd, Unendliches gewirkt, aber sie sind nicht, wie Luther, große Männer gewesen; dazu hat ihnen wohl nicht nur die Gelegenheit der Zeit, es hat ihnen auch jenes Positive, jene Herrschermacht und Selbstgewißheit des Geistes gefehlt, wodurch Luther sein Jahrhundert lenkte. Lessing, der gewaltige Streiter und Dialektiker, der so Vieles der Uebung wegen und aus geistiger Streitlust behauptete und verfocht, in den theologischen Streit aber wider Willen tiefer hineingezogen wurde, hat seine religiöse und theologische Ansicht und Ueberzeugung nirgends als ein zusammenhängendes Ganze ausgesprochen — am ehesten könnte man sie vielleicht in dem berühmten Mährchen von den drei unächten Ringen finden — und Herder, allerdings der entschiedene Gegner der dürren dogmatischen Spitzfindigkeit, der Begriff- und Wort-klaubenden Orthodoxie, hat mit seiner religiösen und theologischen Ansicht zwischen der poetischen, der gemüthlich sittlichen und der philosophischen

Auffaſſung des Chriſtenthums geſchwankt, oder richtiger, es in dieſer dreifachen Richtung anſprechend und fruchtbar angeſchaut und behandelt, aber ohne der Schärfe des Begriffs Rede zu ſtehen, ohne auf die Alternativen, mit welchen ſich die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeit nicht mehr abweiſen ließ, eine klare entſchiedene Antwort zu geben, und ohne das Entweder — Oder in einer höhern Einheit zu verſöhnen. Luther dagegen wußte ganz klar was er glaubte und ſprach es mit voller Zuverſicht aus, und mit dieſem ſeinem ganzen Glauben riß er, ein gewaltiger Diktator, die Geiſter mit ſich fort. Was würde er jetzt lebend glauben und bekennen? was würde er wirken? Auf eine eigentlich nicht aufzuwerfende Frage nur dies zur Antwort: man kann ſich denken, daß Luther, unter andern Zeit- und Bildungsverhältniſſen, viele ſeiner Sätze entweder hätte fallen laſſen, oder ganz anders ausſprechen können, ohne daß man ihn ſich deßwegen, ſeinem Geiſt, Gemüth oder Charakter nach, als einen Andern denken müßte; aber man hört auf, ihn ſich als Luther zu denken, ſobald man ihn der Glaubensinnigkeit, des heldenmüthigen und zugleich kindlichen Vertrauens zu dem in Chriſto der Welt gnadenvoll geoffenbarten Gott entkleidet. Die Dogmatik kann man von ihm wegdenken, aber die Inbrunſt der geiſtlichen Religioſität, den geiſtlichen Sinn nicht, und die von Freunden und Feinden bewunderte geiſtige Kraft und Größe dieſes Mannes ſchrumpfte zur bloßen Energie der Intelligenz und des Temperaments zuſammen, wenn man die Seele der Frömmigkeit aus ſeinem Weſen hinwegnähme. Luther hat allerdings uns Deutſchen die religiöſe Freiheit errungen, nur muß man in ſeinem Sinne hinzuſetzen: „die Freiheit von Chriſtenmenſchen.“ Ein Mann von ſeiner Glaubensart und Glaubenskraft würde heute, ſo wird behauptet, verhältnißmäßig geringen Anklang finden; aber hat denn nicht gerade die Erinnerung an Luther dem Hauptapoſtel des Deutſchkatholicismus zu einem guten Theile die ungemeine Aufmerkſamkeit des Volkes zugewendet, womit er an vielen Orten empfangen wurde, ſo weit auch ſeine Perſönlichkeit von dem rieſigen Maße des Reformators abſteht? und will man im Ernſte behaupten, ein glaubens- und geiſteskräftigerer, ein poſitiverer Lehrer und Prediger von Luthers Feuer und Tiefe würde weniger Eindruck machen und nicht

noch Andere anziehen, als, wie jetzt der Fall ist, großentheils die Indifferenten? Was würde ein Mann etwa von Herders Geistesreichthum und Gemüthstiefe, im Verein mit Charaktergröße, mit dem Talent zu praktischem Handeln, gehoben und gestärkt durch die Empfänglichkeit und die Kraft des Volkes, wirken? Obwohl damit nicht behauptet werden soll, daß selbst ein solcher Mann auf die Länge die verschiedenen Richtungen der Geister zusammenhalten und befriedigen würde, während er gewiß vielen Lauen und Oberflächlichen etwas mehr Wärme und Tiefe eingöße.

Aber gerade der religiöse Indifferentismus ist, nach der Ansicht von Gervinus, ein gar nicht unwillkommenes Förderungsmittel der neuen kirchlichen Bewegung und Umbildung, und selbst ein Mann wie Herder würde sich eigentlich nur nach seinen im Rationalismus am weitesten gehenden Ansichten, nach denjenigen, wo er die Humanität und den Humanitätsglauben am entschiedensten über das Christenthum setzt oder letzteres darin untergehen läßt, zum Vertreter der Gesinnung und Ueberzeugung eignen, auf welche die neue Reformation sich gründen müßte. Dem religiösen Indifferentismus und Rationalismus der Gegenwart schreibt Gervinus nicht nur eine allgemeinere Herrschaft zu, als andere Beobachter der Zeit ihm zuzuerkennen vermögen, sondern er betrachtet ihn auch sofort als vollkommen und unbestreitbar zu Rechte bestehend. Ist denn aber in der That jede Zeitstimmung und Gesinnung eben darum, weil sie einmal ist, und also geschichtlich nothwendig ist, auch an sich, innerlich, berechtigt, ist sie normal und maßgebend? Gibt es im geistigen und gemüthlichen Leben der Völker keine Schwankungen, keine Krankheiten, keine Krisen, neben der Entwicklung im Ganzen und Großen? dürften z. B. in Frankreich die dreißig, vierzig oder fünfzig Jahre vor der Revolution, wo die meisten „Gebildeten und Aufgeklärten" die Lehren der Encyklopädisten und des Atheismus offen bekannten oder heimlich begünstigten und in ihren Sitten und im Leben bethätigten, als eine Zeit der normalen Entwicklung betrachtet, dürfte auf diese Durchschnittsbildung, als die normale und berechtigte, Etwas gebaut werden? Und kann die jetzige Stimmung und Bildung in Deutschland, die eine so wesentlich andere zu seyn scheint, als sie vor zwanzig oder gar vor dreißig Jahren

war, eine Stimmung, auf welche die trüben, unbefriedigenden, verworrenen politiſchen Zuſtände, das Fieber der materiellen Intereſſen und induſtriellen Spekulationen, die ſoziale Unbehaglichkeit, die kommuniſtiſchen Beſtrebungen, die philoſophiſchen Ueberhebungen und Extravaganzen, die bunt durcheinander laufenden religiöſen und kirchlichen Mißſtände, Störungen und Strebungen einwirken, — kann eine ſolche Stimmung als eine normale und geſunde betrachtet werden, als die Grundlage, auf welcher neue Schöpfungen erwachſen können? Und noch eine Frage: mit welchem Recht hat Gervinus, indem er den Standpunkt der Zeit überhaupt zu bezeichnen ſucht, ſich zwar an die äußerſte Grenze des Rationalismus geſtellt, aber dieſe Grenze zu überſchreiten verwehrt, und die jenſeits derſelben Stehenden von der neuen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen? Wird er nicht ebenſo, wie er die auf der andern Seite ſeines Rationalismus Stehenden als Beſchränkte und Zurückgebliebene anſieht, von den Radikalen und Atheiſten als ein Beſchränkter und Zurückgebliebener, als lau und halb angeſehen werden? Wer ſteht auf der rechten Mitte zwiſchen den Extremen? Jeder glaubt es von ſich, und ſo hält auch Gervinus ſeinen Standpunkt für den Durchſchnittsſtandpunkt der „Gebildeten" unſerer Zeit, — mit größerem Recht vielleicht, was die Zahl betrifft, als es der Atheiſt oder der Strengorthodoxe thun würde, womit aber über die innere Wahrheit Nichts entſchieden iſt.

Die Wahrheit und Begründung von Gervinus' philoſophiſcher Anſicht vom Weſen und Werth der Religion und des Chriſtenthums kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Seine poſitive Meinung iſt auch mehr nur durch Ablehnungen und Einſchränkungen, als durch affirmative Sätze gegeben. Er weiſt die Spötter, die Atheiſten einerſeits zurück, diejenigen welche auch für die geſchichtliche Anerkennung des Chriſtenthums keinen Sinn, vom Religionsbedürfniß keine Ahnung haben, und andrerſeits gelten ihm als außer der Zeitbildung Stehende, als natürliche Gegner der neuen Gemeinſchaft, die jedoch in und von ihr geduldet werden ſollen, alle diejenigen, welche das Chriſtenthum nicht blos hiſtoriſch verehren und nicht als Kern und Weſen deſſelben die Moral anerkennen. Hierüber nur einige Bemerkungen. Deutet das Chriſtenthum, auch nur nach ſeinen Wirkungen geſchichtlich

betrachtet und zu seinem Entstehungspunkt an der Hand der Geschichte zurückbegleitet, — zu seinem, menschlich betrachtet, so bescheidenen und geringfügigen Ursprung, — dem Historiker, dessen Weltanschauung die Anerkennung einer providentiellen Lenkung nicht ausschließt, nicht auf ein neues, höheres, die Geschichte der Menschheit beherrschendes Prinzip hin? Sollte mit der christlichen Religion nur ein geschichtlicher Anstoß gegeben werden, und nicht vielmehr eine neue, in der Tiefe des menschlichen Gemüths angelegte, bleibende, ihrem Wesen nach ewige Kraft in die Welt eingetreten seyn? Und dies Prinzip, diese Kraft ist wohl nicht bloß die christliche Moral, sondern diese Moral in Verbindung mit und beruhend auf der lebendigen Anschauung, der geistigen und gemüthlichen Aneignung einer in menschlichem Wesen uns gleichen, in übermenschlicher Reinheit und Gottesgewißheit uns hoch überragenden Persönlichkeit, auf einem belebenden, begeisternden, nicht blos fordernden, sondern auch gebenden und verheißenden Ideal. Ja, die christliche Moral ist, wie Gervinus selbst rühmt, nicht ein lockerer moralischer Begriff; das Johanneische Testament, das Gebot der Liebe, weist auf ein ganz eigenthümliches und neues, tiefes religiöses Lebenselement zurück, und Ullmann wird bis auf einen gewissen Grad Recht haben mit der Behauptung, daß nicht eine Moral wie die andere, daß sie ebenso verschieden sey wie der religiöse Glaube; und die christliche Moral, getrennt von der historischen Wurzel des religiösen Elements, woraus sie hervorwuchs, wird sich freilich nicht in ihr Gegentheil verkehren, wohl aber an Weite des Horizontes, an heiliger Strenge, an Innigkeit und Tiefe der Verpflichtungen und Beweggründe, an Majestät und an ansprechender Allgemeinverständlichkeit so viel verlieren, daß sie aufhören wird, ein lebendigeres und innigeres Band um die Gemüther zu flechten. Sollte nicht die geschichtliche Betrachtungsweise gerade zu der Ueberzeugung führen, daß die blos rationelle Moral, die man dem Christenthum als Kern läßt, ohne den höhern, begeisternden Lebenshauch, mit welchem sie Eins ward und in welchem sie entstand, so wenig als der Wunderglaube ohne ein ihm zu Grunde liegendes Wunderbares, — worunter man weder etwas Widernatürliches noch etwas Widervernünftiges sich zu denken hat, — die geschichtlichen Wirkungen hätte haben können, die das Christenthum nun einmal gehabt hat? Der nicht bis zum

einer vollständigen Kleidung verſehen, doch hatte dieſe wohlthätige Maßregel ihren Grund in contagioniſtiſchen Ideen, da man die alte Kleidung verbrannte oder wenigſtens durch Desinficirung ruinirte. Auch in andern Städten geſchah in dieſer Beziehung vieles, in München unter anderm wurden warme Kleidungsſtücke für die Summe von 25,000 Gulden ausgetheilt. Der ſogenannten Desinficirung von Räumen, in welchen Cholerakranke gelegen ſind, möchte wenigſtens mit Chlor ganz zu entſagen und dieſelbe nur durch Lüften, und Waſchen mit Waſſer und Eſſig ins Werk zu ſetzen ſeyn. Alle beſondern Maßregeln bei der Beerdigung ſind unnütz, einzelne, wie z. B. das Beerdigen ohne Sarg und Bedecken der Leiche mit ungelöſchtem Kalk, waren für das Volk ſchaudererregend und wirkten ſo ſelbſt ſchädlich. Die Leichen ſind ſo wenig anſteckend, daß ſelbſt Verletzungen bei Sektionen, wie Ref. an ſich und Andern beobachtete, völlig unſchädlich ſind.

Führen die Meinungen der Aerzte über das Weſen der Krankheit, von welchen oben nur die hauptſächlichſten angeführt wurden, den Laien in ein Labyrinth, in dem er ſich um ſo ſchwerer zurecht findet, als der Ariadnesfaden dem Eingeweihten ſelbſt noch fehlt, ſo wird dies noch mehr der Fall ſeyn, wenn es ſich um die therapeutiſche Behandlung des Uebels handelt, denn nicht nur müſſen ſich alle jene theoretiſchen Anſichten als Grundlagen einer rationellen Behandlung hier praktiſch reproduciren, ſondern leider wird die Verwirrung noch durch die Unzahl blinder, empiriſcher Verſuche vermehrt, die man mit den verſchiedenſten Agentien angeſtellt hat. Wägbare Stoffe und Imponderabilien, Mineralkörper und Vegetabilien, reizende und beſänftigende, erhitzende und kühlende, ſtärkende und ſchwächende, ausleerende und ſtopfende Mittel wurden wechſelsweiſe empfohlen und verſucht. In der Verzweiflung am Erfolg einer rationellen Methode ſollte durchaus ein Specificum gefunden werden, und der ganze unermeßliche Arzneiſchatz wurde zu dem Ende durchprobirt. Schon als prophylaktiſche Schutzmittel empfahl man die verſchiedenſten Dinge, verſüßten Salzgeiſt (Chloräther), um durch entwickelten Sauerſtoff der übermäßigen Verkohlung des Bluts vorzubeugen, Chinin als gegen das Sumpfmiasma wirkſam, Chamillenöl, das Tragen von Magenpflaſtern, von einem Stück Kupferblech und andere Thorheiten. Bei den wirklichen Mitteln gegen die Krankheit ſelbſt wogt aber die Verwirrung erſt recht bunt durcheinander, Eispillen und heißer Thee, Blutentziehungen

Fanatismus gehende Rationalismus gibt die hiſtoriſche Ehrwürdigkeit des Chriſtenthums zu; aber mit welchem Recht perhorreſcirt er diejenigen, die Theologen hauptſächlich, als Befangene, als Gefangene in den zarten Netzen und „Geſpinnſten" ihrer Berufswiſſenſchaft, die durch jahrelange wiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Beſchäftigung mit den Urkunden des Chriſtenthums, mit der Geſchichte der Kirche und der Entwicklung des Lehrbegriffs, durch die Praxis als chriſtliche Lehrer, Prediger und Seelſorger, und durch ernſte Erfahrung und Verſenkung in die chriſtliche Religion zu einer ganz andern Ueberzeugung gelangt ſind, als zu der des Indifferentismus? Iſt das Auge des Indifferenten ſchärfer, klarer und tiefer eindringend, als das Auge des vorzugsweiſe dieſem Intereſſe Lebenden? Und wenn man einmal das Religionsbedürfniß doch als ein conſtitutives Element der menſchlichen Natur annimmt, iſt es conſequent, das Minimum deſſelben als das Normale, als mit einer ſonſtigen hohen Geiſtesbildung allein noch vereinbar, zu ſetzen? Wird nicht das Weſen des Rationalismus ſelbſt falſch und ſchief aufgefaßt, wenn er, — was im Sinne von Gervinus kein Tadel ſeyn ſoll, — ſofort mit dem Indifferentismus ſo ziemlich identificirt wird? denn wenn auch vielleicht meiſtens in Deutſchland, iſt dies doch keineswegs der Fall in England, wo die Diſſenters, die Unitarier, ſehr eifrige Chriſten ſind. Aber dieſe Annahme iſt allerdings von Bedeutung für die hier erörterte Anſicht. Die als Durchſchnittsgeſinnung angenommene religiöſe Stimmung in Deutſchland ſoll, als Rationalismus, die poſitiven Dogmen fahren laſſen und als einfache Religioſität der Verwirrung und Unfrieden ſtiftenden Theologie Lebewohl ſagen, ſie ſoll zugleich auch, als Indifferentismus, das religiöſe Intereſſe dem politiſchen und nationalen unterordnen, aber als chriſtliche Sittlichkeit die würdige Haltung und Führung des Lebens verbürgen, und als weitherzigſte Duldſamkeit ſelbſt den ſtrengſten Glauben nicht ausſchließen, um durch ein Viele, wo möglich Alle umſchlingendes Band das deutſche Volk zu einem chriſtlich-nationalen Gemeinweſen zuſammenzuſchließen. Bei vollſter Anerkennung der hierin ſich ausſprechenden patriotiſchen Geſinnung, der Offenheit, die Niemand zu täuſchen ſucht, und der duldſamen Billigkeit, welche, ohne die eigne Ueberzeugung zu verläugnen, Allen gerecht zu werden befliſſen iſt, wird man doch im höchſten Grade unwahrſcheinlich finden

dürfen, daß die vorzugsweise Politischgesinnten den religiösen oder kirchlichen Umweg nöthig und daß sie daran Geschmack finden werden, und noch mehr, daß die in der Religion nicht Indifferenten und die nicht rationalistisch Gesinnten zu einer religiös-kirchlichen Bewegung die Hand bieten würden, welche, wie nicht verhehlt wird, einem politischen Zweck vorarbeiten und dienen soll; und dabei wird noch ganz davon abgesehen, welche Hindernisse der religiösen Bewegung plötzlich in den Weg geworfen würden, sobald die politische, nationale Tendenz entschieden in den Vorgrund träte.

In Deutschland dürften allerdings kirchlich-religiöse Interessen auch jetzt noch in weiterem Umfang auf das Volk wirken, als politisch-nationale; nur ist sehr zu bezweifeln, ob sich denselben dann plötzlich die Richtung auf das Patriotische geben ließe. Gerade je mehr sie erhitzt würden, deste weniger würden sie sich auf einmal einen andern Charakter aufprägen, ein anderes Ziel setzen lassen. Seltsam, mindestens inconsequent erscheint es, von der Religion, deren Mark und Wesen man ausschöpft und verflüchtigt, zu erwarten und zu verlangen, sie solle die Form hergeben oder seyn für eine neue Vereinigung der Menschen, welche neben dem Staate bestehen, und gemüthlich und sittlich bewirken soll, was der Staat, die politische Gemeinschaft nicht vermag. Soll etwa die Form der Religion und Kirche den großen Haufen befriedigen, während die über jene Form Erhabenen, die Wissenden, auf die religiösen Motive und Kräfte sich stützend, und auf sie herabsehend, die geschichts-, bilder- und glaubenlose Kirche der Zukunft bauen, — oder vielmehr, unter diesem Gerüste, das bald fallen soll, die Macht und Größe der so gleichsam mit verbundenen Augen geeinigten Nation? Man mißverstehe dies nicht! Ob das nationale oder das religiöse Interesse an sich das höhere sey, welches auf Befriedigung den ersten Anspruch habe — dies ist eine Frage, welche die politische Einsicht und Weisheit vielmehr gar nicht aufkommen zu lassen suchen muß, als sie so oder so beantworten; denn die Frage ist vieldeutig, und dann sind das religiöse und das nationale Interesse nicht in der Art relative Gegensätze, daß eins dem anderen untergeordnet, oder auch daß sie sich als gleichartige coordinirt werden müßten; denn beide fallen nicht in dieselbe Sphäre,

obgleich ſie, als Strebungen einer und derſelben Menſchennatur verwandt ſind, und in der Sittlichkeit ihren nothwendigen Berührungspunkt haben. Das nationale Intereſſe, obwohl auch geiſtiger Art, betrifft zunächſt die Welt der Leiblichkeit und äußern Wirklichkeit, das religiöſe, als ſolches, die innere, ideale Welt der Gedanken und Gefühle; als kirchliches Intereſſe hat letzteres allerdings auch einen äußern Boden und Gegenſtand, ohne jedoch dadurch nothwendig mit dem politiſchen und nationalen Intereſſe in Conflikt zu kommen. Das Ideal iſt nun freilich, daß Religionsgemeinſchaft, Kirche, und Volks- und Staatsgemeinſchaft zuſammen fallen; aber dieſes Zuſammenfallen muß, wenn es Werth haben ſoll, ein ganz ungezwungenes, freies ſeyn, denn Freiheit iſt das Element der Religion und Religioſität, und wo dieſes Zuſammenfallen nicht mehr ſtattfindet, kann die Aufgabe nur die ſeyn: das Verhältniß beider Sphären ſo zu ordnen, daß nicht nur negativ erbitternde Reibungen zwiſchen ihnen verhütet, ſondern auch poſitiv eine wohlthätige Harmonie begründet werde, ſo daß der Religiöſe, der Kirchengenoſſe im politiſchen Organismus, dem auch er angehört, im Staat, im Vaterland, in der Nation, das höchſte irdiſche Gut, die wichtigſte Aufgabe ſeiner ſittlichen Thätigkeit erblickt, und der Staat (die Nation als politiſches Ganzes) in den religiöſen Ueberzeugungen und Gemeinſchaften ſeiner Mitglieder, weit entfernt von allem Mißtrauen, vielmehr eine kräftige, durch die reinſten und mächtigſten Triebfedern wirkende Förderung ſeiner höchſten und edelſten Zwecke anerkennt. Man ſieht, daß hier die Frage nach dem Vorzug des einen oder des andern Intereſſes ganz wegfällt. Der frömmſte Kirchengenoſſe, welchem ſein religiöſer Glauben über Alles geht, kann doch Gut und Blut freudig einſetzen für ſein Vaterland und ſein Volk, für deſſen politiſche Freiheit und Ehre, weil er im Staat eine göttliche Ordnung und die Gelegenheit und Aufforderung zu allem ſittlichen Handeln, in ſeinem Volke ſeine erweiterte Familie, ſeine Brüder anerkennt; der Staat kann, wenn er auch ſeinen Beſtand als das Höchſte betrachtet, vernünftiger Weiſe doch nie einem Bürger die Verläugnung und das Opfer einer mit ſeinem Beſtand verträglichen religiöſen Ueberzeugung anmuthen.

In der Wirklichkeit treten nun aber ſolche Conflikte dennoch ein, ſie ſind in Deutſchland zahlreich eingetreten; theils hat der

Staat da und dort dem religiösen Gewissen Gewalt angethan, theils haben sich Glieder religiöser Gemeinschaften, aus Gewissensgründen, den Staatsgesetzen widersetzt; und so scheint doch die Beantwortung dieser Frage praktisch nothwendig zu seyn. Eine theoretische Antwort jedoch ist keine praktische Lösung, und um diese handelt es sich; auch ist hier nicht sowohl davon die Rede, was das an sich Richtige und Wünschenswerthe, als was das Mögliche und das nach der Lage der Dinge Wahrscheinliche sey. Eine Vereinigung aller Deutschen, oder doch der überwiegenden Mehrzahl, zu einer von auswärtigen Einflüssen unabhängigen, durch ein gemeinsames, darum liberal zu fassendes Glaubensbekenntniß, oder durch den großen Grundsatz der Duldung und der christlichen Liebe geeinigten christlich-deutschen Kirche wäre freilich ein großer und wichtiger Schritt im nationalen Interesse; aber woher sollen die bewegenden Kräfte kommen, die ein solches Resultat hervorbrächten? Die nationale Gesinnung, welche als Folge und Frucht der kirchlichen Vereinigung gehofft wird, kann nicht auch schon als dieselbe erzeugend vorausgesetzt werden, wenn sie auch in Einzelnen und selbst in Vielen lebendig ist; ein so vages Glaubensbekenntniß, welches auch noch den Wenigstgläubigen in seine weiten Arme zu schließen sucht, kann einer tiefern religiösen Ueberzeugung, wenn sie auch noch so wenig auf dogmatisch-orthodoxe Formeln erpicht ist, nicht genügen; es würde ihr doch als eine halbe Verläugnung, als eine Unterhandlung mit dem Unglauben, als ein nicht würdiges Markten erscheinen; und je mehr die strenger Gläubigen sich entfernt hielten, um so mehr würden die Laxesten und Indifferentesten das Uebergewicht bekommen, den Ton angeben und den religiösen Charakter bis zur Unkenntlichkeit abschwächen; der Grundsatz aber der Duldung ist weit mehr ein staatlicher und sittlicher, als ein religiöser im engern Sinne, und am allerwenigsten geeignet, ein positives Glaubensbekenntniß zu ersetzen, auch wenn man ihn zum Grundsatz der brüderlichen Liebe steigert. Die Duldsamkeit besteht nicht darin, daß man alle Ueberzeugungen und Glaubensarten für gleich wahr und gut hält, was so viel hieße, als selbst keine haben, sondern darin, daß man wegen abweichender religiöser Ueberzeugungen, die man für irrig hält, denjenigen welche sie haben, weder die Rechte noch die Achtung versagt und verkümmert, welche ihnen nach ihren Eigen-

ſchaften und Handlungen als Mitbürgern und als vernünftig ſittlichen Weſen gebühren, auch ſie durch keinerlei Zwang zu Aenderung ihrer religiöſen Anſichten zu veranlaſſen ſucht. Dies iſt aber, wie man wohl zugeben wird, mehr ein ſtaatlicher und ein allgemein ſittlicher Grundſatz, als ein gemeinſchaft- oder kirchenbildendes Prinzip; es liegt zwiſchen dieſem, im Grunde mehr negativen, und dem poſitiven Prinzip der chriſtlichen Liebe eine weite Kluft, und diejenige ſogenannte chriſtliche Liebe, die man ohne Weiteres als gleichbedeutend an die Stelle der Duldſamkeit ſetzen zu können meint, ermangelt, wo ſie das Band der gemeinſamen religiöſen Ueberzeugungen erſetzen, die extremſten Gegenſätze vermitteln, ausgleichen, verdecken ſoll, der zuſammenſchmelzenden, aus der Gleichartigkeit der Ueberzeugung ſich entwickelnden Kraft, der erwärmenden Motive, des gleichmäßig geordneten Wechſels von Geben und Empfangen, je nach den verſchieden ausgetheilten, aber ſich harmoniſch ergänzenden Gaben. Es läßt ſich wohl denken, daß die brüderliche Liebe in einer durch mancherlei Bande der Volksthümlichkeit, der bürgerlichen Verfaſſung, der Bildung, des gleichartigen Strebens zuſammengeſchloſſenen Gemeinſchaft die Ungleichheiten der religiöſen Anſichten und Ueberzeugungen einigermaßen ebnete und ausgliche, daß ſie durch den gleichartigen Ton religiöſer Wärme und Gemüthlichkeit die Differenzen, die mehr der Erkenntnißſeite angehören, verminderte und vergeſſen machte, wenn dieſe Ungleichheiten nur ein Mehr oder Weniger von Ueberzeugungen, von Glauben wären. So einfach mathematiſch aber ſind die Unterſchiede auf dem religiöſen Gebiete nicht zu faſſen. Neben dem Mehr und Weniger gehen immer her oder liegen zu Grunde poſitive, leicht zur Gereiztheit und zur Feindſeligkeit übergehende Gegenſätze, und das Prinzip deſſen, der doch wenigſtens noch das geforderte Minimum von Glauben erſchwingt, iſt eben meiſt ein ganz anderes, als das des ſtrenger Gläubigen. Sie können nicht hoffen, durch Austauſch einander näher zu kommen, vielmehr legt das äußere Zuſammenſeyn der innerlich verſchiedenen und geſchiedenen Geſinnungen und Elemente den Vertretern der Gegenſätze einen peinlichen, die Seele zuſammenſchnürenden Zwang auf; und was würde in einer Gemeinſchaft Gutes herauskommen, wenn die Einen die Andern doch unwillkürlich als Weltlichgeſinnte, Laue, Ungläubige mit Mißtrauen

und Grauen, oder als beschränkte Schwachköpfe mit Verachtung ansähen? Gervinus hat es wohl selbst bei Niederschreibung seiner so ernst auf allgemeine Verständigung und Duldung hinarbeitenden Schrift an sich erfahren, wie schwer es ist, Ansichten, die den unsern diametral entgegen sind, Anerkennung und Achtung zu bezeigen; die besten Vorsätze und alle Gebote der Klugheit und Politik halten nicht Stand gegen tiefwurzelnde Antipathien, und die unabsichtlichste Berührung wirkt oft wie ein Streich mit vergifteter Waffe. Nur unter wirklich Gleichgesinnten wirkt auch die Liebe kräftig und nachhaltig; und man wird zugeben müssen, daß die von wesentlich gleicher Religiosität getriebenen und gesättigten Gemeinschaften in den Werken der Liebe, die doch einigermaßen als Maßstab der Gesinnung gelten müssen, sich am eifrigsten und nachhaltigsten bewährt, daß sie für ihre Mitglieder, so wie für Menschenwohl überhaupt die größten Opfer mit Beharrlichkeit gebracht haben; man denke z. B. nur an die für die Missionen von verschiedenen Gesellschaften, wie von den Herrnhutern gebrachten Opfer an Geld nicht nur, sondern auch an Menschenkräften und Leben. Dagegen, wenn es erlaubt ist daran zu erinnern, wurde zu Anfang der französischen Revolution auch der Grundsatz der Bruderliebe, und zwar, wie nicht zu zweifeln, von Vielen mit aufrichtigem Enthusiasmus aufgestellt und verkündigt — aber mit dem Fraternisiren fing man an, und mit dem Laternisiren und Septembrisiren hörte man auf!

Die Grundlage einer die Annäherung oder Vereinigung der Confessionen anbahnenden Gemeinschaft oder Kirche müßte jedenfalls, so scheint es uns, eine christlich-religiöse, nicht blos eine moralische, wenn auch mit dem Zusatz von christlich, seyn. Der wesentliche Charakter aber der Religion und Religiosität ist: das Gebundenseyn des sittlichen Menschen an ein Höheres und durch ein Höheres, — des Bewußten, Persönlichen an das Prinzip des Bewußtseyns wie des Guten, an das Heilige, an Gott; zugleich aber auch die in dieser Gebundenheit als Keim und Aufgabe gegebene Möglichkeit der Erhebung und Befreiung über das Zeitliche und Zufällige. Der Ausdruck dieses religiösen Grundgefühls kann gefunden werden im Opfer, welches im geistigen Christenthum zum Opfer des Herzens und der Gedanken

im Gebet, in Andacht, in Heiligung des Willens und Lebens, in Demuth und Liebe ſich läutert. Wenn die ethiſche Religion in ihrer Vollendung im Gemüthe zur höchſten Freudigkeit wird, und überhaupt nie dem Trübſinn und der Aceſe einen Werth und ein Verdienſt beilegen ſoll, ſo wurzelt ſie doch in einem tiefen, heiligen, ſittlichen Ernſt, welcher die Heiterkeit und Schönheit des Lebens zwar weder ſieht, noch geringſchätzt, wohl aber das geſammte Leben in ſeiner tiefſten Bedeutung aufzufaſſen und es, ebenſo wie die Beſtrebungen und Gefühle der Einzelnen auf ein Höheres, Idealeo zu beziehen geneigt macht. Dieſe Beziehung auf das Höchſte weckt auch das religiöſe Gefühl der Gleichheit der Menſchen vor Gott, welches die Unterſchiede des äußern Lebens ebenſo wie die der Intelligenz auslöſcht, und im Chriſtenthum als die Idee des allgemeinen Prieſterthums ausgeſprochen iſt. Bei dieſer Grundlage wäre der Verſchiedenheit der Glaubensarten, der ſymboliſchen Anſchauungsweiſe und begrifflichen Auffaſſung noch ein weiter Spielraum gelaſſen, aber doch kein ſo weiter, daß die dieſer Gemeinſchaft Beitretenden doch noch um ganz verſchiedene Mittelpunkte ſich bewegen könnten.

Wenn allerdings die proteſtantiſche oder evangeliſche Kirche durch ihre Stellung zum Staat, durch den Einfluß, den ſie ihm auf ihre Angelegenheiten entweder aus eigener Hülfsbedürftigkeit und Rathloſigkeit gerne geſtattet, oder ſich von ihm gefallen laſſen muß, durch ihre Zuſammenhangsloſigkeit in den verſchiedenen deutſchen Ländern, durch ihre mangelhafte, das Leben erſtickende und niederhaltende Verfaſſung, durch hartnäckiges Feſthalten am Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher, durch ängſtliche Orthodoxie einerſeits, und andererſeits durch Gewährenlaſſen der extremſten Beſtrebungen Viele ihrer Genoſſen unbefriedigt gelaſſen, geärgert, abgeſtoßen und ſich entfremdet hat, ſo dürften doch nur wenige Proteſtanten, die ſich nicht blos der Religion und Kirche mit guter Art entledigen wollen, bis jetzt ſich bewogen finden zum Deutſchkatholicismus überzutreten, durch die Hoffnung, hier zu finden, was ſie in der proteſtantiſchen Kirche vermißt haben, oder weil ſie von ihm die Vereinigung der Confeſſionen in einer allgemeinen deutſchen Kirche und eine Wiedergeburt des deutſchen Nationalgeiſtes und Lebens erwarteten. Die kirchliche Verfaſſung der Deutſchkatholiken verſpricht vielleicht Manchem Bedürfniſſe und

gerechte Wünsche besser zu befriedigen als die bisherige der protestantischen Landeskirchen; aber diese nach richtigeren Grundsätzen und ohne Zweifel mehr im urchristlichen Geist der Gleichheit geordnete Form des religiösen Lebens (die jedoch bis jetzt noch der instinktmäßigen Sicherheit des von innen heraus wirkenden, gehaltenen Geistes entbehrt) kann nicht von Bestand seyn, wofern sie nicht, was wohl denkbar ist, erregend und befruchtend auf die religiöse Gesinnung im Innern der Gemüther wirkt, wenn nicht der sich innerlich sammelnde christliche Geist den ihm bereiteten Organismus mit lebendigen gleichartigen Kräften durchdringen wird. Einem Ueberwiegen des dogmatischen, des wissenschaftlich-theologischen Elements mag die deutsch-katholische Kirche mit Recht entgegentreten und vorbeugen; aber sie kann, so gewiß in ihr doch auch gelehrt und gepredigt werden muß, und nicht blos brüderliche und Liebesmahle gehalten werden können, bei einer liberalen Weitherzigkeit in dogmatischer Hinsicht zwar beharren, nicht aber in unentschiedener Schwebe, was den Glaubensinhalt betrifft, sich erhalten; sie muß ihre Lehrer und Prediger um ihr religiöses Bekenntniß fragen, sofern nicht ein allgemein gültiges und zwar positives aufgestellt ist, wenn nicht jeder neue Lehrer und Prediger eine neue Ansicht in der Gemeinde vortragen soll; und wenn auch die einzelnen Gemeinden die ihren Bedürfnissen entsprechenden Lehrer und Prediger zu finden im Stande sind, wird doch, wenn in Beziehung auf das religiöse Bekenntniß und den Glauben jede Gemeinde sich selbst überlassen bleibt, die allgemeine deutsch-katholische Kirche in der Gleichartigkeit der Verfassung, und in Synoden und Concilien, welche nur hierauf ihr Augenmerk richten, einen schwachen Zusammenhang haben, falls das Band einer einstimmigen religiösen Ueberzeugung fehlt. Dies Bedürfniß wurde wenigstens von dem Instinkt der christlichen Gemeinden in den ersten Zeiten des Christenthums lebhaft gefühlt und in den Concilien befriedigt, welche die Erhaltung der Glaubenseinheit vielleicht nur zu sehr zu ihrer Hauptaufgabe hatten, schon in einer Zeit, wo es sich nicht um ein hierarchisches, sondern noch um das allgemein christliche Interesse handelte. Annehmen, daß dies auf die jetzige Zeit gar keine Anwendung finde, kann man nur, wenn man überhaupt statt des religiösen Inhalts blos noch die kirchliche

Form will, oder, was früher Zweck war, als bloßes Mittel betrachtet. Zum Deutſchkatholicismus, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen und Ausſichten, übertreten kann, nach unſerer Anſicht, der Proteſtant, der ein wirkliches tieferes religiöſes Bedürfniß hat, nur dann, wenn er die Lebenskraft der evangeliſchen Kirche erſchöpft glaubt, wenn er an ihrer Verbeſſerung und Zukunft verzweifelt, und lieber, auf Hoffnung, an dem noch unvollkommenen Leben der neuen Kirche theilnehmen, mit Kraft und Aufopferung an ihr bauen helfen, als dem Zerfall der eigenen mit ohnmächtiger Trauer zuſehen, mit verlorener Mühe ſteuern und widerſtreben will.

In der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt iſt, nicht von Gegnern ihres Prinzips und ihres Beſtehens, ſondern von warmen Freunden, ſchon ſeit längerer Zeit das Vorhandenſeyn von großen Uebelſtänden in Verfaſſung und Lehre, von bedeutenden Mängeln und Krankheiten laut anerkannt und die Heilung derſelben verlangt und auch gehofft worden. Der deutſch-katholiſchen Bewegung wird das Verdienſt zuzugeſtehen ſeyn, ſolche Stimmen in unſerer Kirche zwar nicht erſt geweckt, aber doch den Nachdruck ihrer Klagen verſtärkt und ihnen mehr Beachtung verſchafft zu haben. Was die Deutſchkatholiken Anerkennungswerthes aufgeſtellt haben und anſtreben, das ſey, ſo wird verſichert, auch innerhalb der evangeliſchen Kirche bei allſeitigem Ernſt und gutem Willen zu erreichen möglich, während Manches, wonach Jene mit zweifelhaftem Erfolge ſtreben oder was ſie zur Zeit noch verkennen, in der proteſtantiſchen Kirche ſchon als ſicherer Beſitz und feſtes Fundament der Kirche vorhanden ſey. In dieſer Beziehung verdienen namentlich zwei ganz neuerlich erſchienene Schriften Beachtung, die eine von einem Theologen, die andere von einem Laien. Der Verfaſſer des oben beſprochenen Bedenkens über den Deutſchkatholicismus, Ullmann, hat nicht blos kritiſch über die Bewegung der Deutſchkatholiken ſich ausſprechen wollen, ſondern auch ſeine Hoffnung auf Lebenskräftigung, auf organiſchere Geſtaltung der evangeliſchen Kirche erklärt und die Möglichkeit, die beſtimmte Art und Weiſe der Verwirklichung ſeiner — nicht blos individuellen, ſondern aus dem Bewußtſeyn und Bedürfniß der Kirche geſchöpften Wünſche nachgewieſen.[1] Die

[1] Für die Zukunft der evangeliſchen Kirche Deutſchlands, ein Wort an ihre Schirmherrn und Freunde. 1845.

andere, weit ausführlichere, besonders auf die geschichtlichen Verhältnisse früherer Zeiten zurückgehende Schrift ist von dem Ritter Bunsen, preußischem Gesandten in London,[1] einem Manne, welcher aus lebendigstem Interesse mit kirchlichen und religiösen Dingen sich vielseitig und gründlich beschäftigt, und durch seine hohe Stellung früher in Rom, jetzt in London, die günstigste Gelegenheit gehabt hat, fremde Kirchenverhältnisse und religiöse Zustände durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Wenn diesen beiden Schriften, neben der anerkannten hohen Intelligenz und Bildung ihrer Verfasser, eine besondere Bedeutung der Umstand verleiht, daß sie ohne Zweifel geschrieben und veröffentlicht worden sind, im Hinblick und Vertrauen auf gewisse den Verfassern bekannte Geneigtheiten und Stimmungen deutscher Fürsten in Betreff der evangelischen Kirche und ihrer Verfassung: so erregt doch gerade dieser Umstand vielleicht Bedenken und Mißtrauen bei Manchen, theils weil sie die Besserung und den Fortschritt in der Kirche von unten, oder vielmehr aus dem Herzen und Kern der evangelischen Kirche selbst und nicht von ihrem äußerlichen Haupt, von ihren Schirmherrn und Nothbischöfen erwarten, theils weil sie an die Anekdote von dem verweigerten Groschen, aber gerne gespendeten Segen denken, und von der Liberalität in kirchlichen Dingen sich wenig versprechen, wo die politische Aengstlichkeit und Kargheit so viel zu wünschen übrig lasse. Aber es handelt sich ja ganz und gar nicht darum, gegen die Bewilligung größerer kirchlicher Unabhängigkeit und Berechtigung die politischen Rechte und Ansprüche aufzugeben, es ist keine Prinzipienfrage, wo man auf irgend Etwas verzichtete, wenn man ein Entgegenkommen und Erbieten von oben annähme, falls es an sich annehmlich wäre; und es liegt einmal in den bisherigen Verhältnissen, daß die Kirche aus sich selbst keine erfolgreichen Schritte thun kann, — obschon Lebenszeichen geben und Wünsche aussprechen, und dies hat sie früher schon gethan, — wenn nicht die Fürsten zuerst die hemmenden Bande lösen, die einengenden Schranken erweitern oder wegnehmen, in welchen das Leben der Kirche bisher nicht zur Entwicklung kommen konnte, und durch welche es zum Theil, wenn

[1] Die Verfassung der Kirche der Zukunft. 1845.

und Bluteinſpritzungen, Dampfbäder und kalte Uebergießungen, Calomel und China, Opium, Wismuth, Campfer, Brechwurzel, Rhabarber, Cajeputöl, Kochſalz, Strychnin und eine Menge anderer Mittel ſollten alle gleich vortrefflich wirken. Galvanismus, Elektricität, Accupunktur, Inſolation wurden verſucht. Die Engländer in Oſtindien ließen zur Ader und gaben Calomel in großen Gaben (mit engliſcher Uebertreibung zu 100 Gran in 24 Stunden, die Amerikaner ſogar bis zu 200 Gran), und ſonderbar genug iſt die Behandlung, nachdem ſie den großen Kreislauf durch alle obengenannten Mittel durchgemacht hat, in München wieder zu dieſem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Wenn man bedenkt, daß, was nicht zu läugnen iſt, bei den verſchiedenſten Methoden Cholerakranke geheilt wurden, und daß die Sterblichkeit unter den von der wirklichen ausgebildeten Form der Krankheit Befallenen an verſchiedenen Orten wenig variirte, indem ſie faſt überall nahezu die Hälfte betrug, ſo iſt einerſeits ein bedeutendes Wirken der Naturheilkraft nicht zu verkennen, andererſeits ſcheint es faſt nur darauf anzukommen, durch irgend ein wirkſames Mittel einen Aufruhr im Organismus hervorzurufen, der der lähmenden Wirkung der Krankheit entgegentritt. Die Kunſt des Individualiſirens iſt auch hier, trotz der großen Gleichförmigkeit der Seuche, ein nothwendiges Requiſit zu einer glücklichen Behandlung. Die Hauptſache bleibt immer, die Krankheit in ihrem Entſtehen zu faſſen; bei der vorausgehenden Diarrhöe genügte in der Regel warmes Verhalten, Bettliegen, ein aromatiſcher Thee, kleine Gaben von Rhabarber oder nach Umſtänden von Brechwurzel, den wirklichen Ausbruch der Cholera zu verhüten. Es kann hier nicht der Ort ſeyn, die ſpeciellen therapeutiſchen Regeln zu entwickeln, wenn der Ausbruch wirklich erfolgt iſt, es genüge, zu bemerken, daß je nach den Umſtänden Brechwurzel, Calomel mit kleinen Gaben von Opium, und bei der rein lähmungsartigen Form Campher, nebſt äußern Hautreizen, ſich als die bewährteſten Mittel erprobt haben.

Wie über viele Verhältniſſe dieſer Seuche, ſo hat man auch über den Einfluß der durch die Cholera hervorgebrachten größeren Sterblichkeit auf den Gang der Bevölkerung übertriebene Meinungen gehegt. Es möchte freilich ſchwer, ja unmöglich ſeyn, die Zahl der Opfer, die ſie in Europa gefordert hat, auch nur annähernd zu beſtimmen, da man meiſt nur von den größeren Städten

auch gewiß keineswegs einzig dadurch, verkümmerte. Und wenn auch je zu vermuthen ſeyn ſollte, daß die evangeliſche Kirche ſelbſt zu ſolcher Kraft ſich ermannen könnte, daß ſie jene Bande und Schranken gewaltſam zerſprengte, was unwahrſcheinlich iſt, ſo iſt es doch gewiß erwünſchter, wenn die in ihr neu erwachenden Kräfte nicht in einem leicht ausartenden Kampf gegen einen widerſtrebenden, mächtigen Willen vergeudet, ſondern zu Ueberwindung der gewiß immer noch übrig bleibenden Hinderniſſe benützt und zuſammengedrängt werden. Geſteigert oder auch vermindert werden kann aber jetzt gerade das Vertrauen zu den Regierungen durch das Verfahren, welches ſie gegen die Deutſchkatholiken beobachten; denn welche Anſicht auch wir Proteſtanten von dem Werth und der Bedeutung dieſer Bewegung haben, das müſſen wir Alle aufrichtig wünſchen, daß die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit in jeder, die Geſetze nicht verletzenden Geſtalt geachtet, und jedem kirchlichen Beſtreben der Raum zur Probe und Bewährung gelaſſen werde, und nimmermehr dürfen wir, ſelbſt überzeugt von der Unhaltbarkeit des Deutſchkatholicismus, uns zu der Unwürdigkeit verleiten laſſen, ihn dem Staate preis zu geben, auf ſeine Koſten einen günſtigeren Vertrag mit der Staatsgewalt zu ſchließen.

Um auf den Inhalt der beiden Schriften noch etwas näher einzugehen: Ullmann hat ſich die Aufgabe geſtellt, aus den Mißſtänden und Bedürfniſſen einerſeits, und andrerſeits aus den Wünſchen, Geneigtheiten, aus den geſunden und lebenskräftigen Elementen der proteſtantiſchen Kirche der Gegenwart heraus die Umriſſe des Neubaues oder Fortbaues zu entwerfen, welcher ihm nothwendig, und ſo weit er ihm möglich und ausführbar ſcheint unter den gegebenen Verhältniſſen. Die Symptome, aus welchen Gervinus auf die Ueberlebtheit des Chriſtenthums in ſeiner bisherigen Geſtalt, ja man wird hinzuſetzen dürfen, in ſeinem bisherigen Weſen, auf einen Zerfall ſo ziemlich alles poſitiven Glaubens meint ſchließen zu dürfen, überſieht auch Ullmann nicht, aber ſie erſcheinen ihm in weit nicht ſo grellem Lichte. Von der göttlichen Kraft, von dem ewigen Werthe des Chriſtenthums, von der Unentbehrlichkeit ſeiner religiöſen Wirkſamkeit unter der Menſchheit überzeugt, betrachtet er die praktiſchen Entfernungen von ihm als Folgen der

Schwäche der religiösen Sittlichkeit, nicht als herbeigeführt durch den natürlichen Fortschritt der Menschheit, und die theoretischen Auflehnungen dagegen, die Angriffe und Zweifel, als Momente des Prozesses der wissenschaftlichen Entwicklung und Läuterung, nicht der Auflösung und Verflüchtigung des Christenthums. Ullmann beruft sich darauf, daß mitten unter dem Siegsgeschrei der Gegner und Stürmer doch unverkennbar das religiöse und kirchliche Interesse bei Vielen wachse und sich neu belebe, in Worten und Werken sich kräftig kund gebe und die extremsten Parteien als schon gescheitert und aufgelöst zu betrachten seyen. Die Krankheit des Protestantismus scheint ihm großentheils auch darin ihren Grund zu haben, daß die Theologie einen Ueberfluß von Kräften besitze, welche sich unter einander befehden, während das kirchliche Leben an Mangel an Organismus, Gestaltung und Bewegung leide. Eine Besserung auf diesem Gebiete, hofft er, müsse auch auf die theologische Wissenschaft, auf den Zwiespalt der Ansichten wohlthätig zurückwirken, und die organischere, befriedigendere Begründung der kirchlichen Lebensgemeinschaft in religiösem, in christlichem Geiste, die dogmatischen Differenzen ausgleichen oder mildern. Anknüpfend nun theils an lebhaft und vielseitig ausgesprochene Wünsche und Bedürfnisse, theils an Institutionen und Verfassungen, wie sie in einzelnen Ländern Deutschlands schon vorhanden sind, stellt Ullmann, zum Behuf der Erhöhung der innern Kraft, Selbstständigkeit und Würde der evangelischen Kirche, Anträge 1) auf Begründung einer solchen Ordnung innerhalb einer jeden einzelnen Landeskirche, vermöge deren es ihr möglich wird, alle in ihr vorhandenen Kräfte in gesetzmäßiger Freiheit zu bethätigen, bei Entscheidung der durchgreifenden Fragen, die sie betreffen, selbst mitzuwirken und an der Feststellung ihrer innern Einrichtungen thätigen Antheil zu haben; und 2) auf Herstellung einer solchen geregelten Verbindung zwischen den deutsch-evangelischen Landeskirchen, durch welche sie unter einander in fördernde Wechselwirkung treten, und ihre Mitglieder zum Bewußtseyn kommen, zugleich auch Mitglieder der einen deutsch-evangelischen Kirche zu seyn. Und diese beiden Bestrebungen sieht der Verfasser als eng zusammenhängend, ja unzertrennlich an, wenn etwas Gesundes, Dauerndes, das christliche Lebens- und Gemein-

ſchaftsgefühl Stärkendes herauskommen ſoll. Zu Erreichung des erſtgenannten Zweckes verlangt Ullmann, daß der Staat die evangeliſche Kirche in Stand ſetze, frei und ſelbſtſtändig in ihren eignen Angelegenheiten zu handeln, denn der Staat oder ſein Oberhaupt könne nicht für ſich die Kirche reorganiſiren und ihr helfen; und er findet eine aus der Conſiſtorial- und Presbyterial- oder Synodalverfaſſung gemiſchte Kirchenverfaſſung, der politiſchen Repräſentativverfaſſung analog, am angemeſſenſten den beſtehenden Verhältniſſen, am leichteſten ausführbar, und die verſchiedenen Anſprüche am beſten vereinigend. Bei dieſer Verfaſſung müßten die Laien ebenſo wie die Geiſtlichen bei der kirchlichen Geſetzgebung und Verwaltung betheiligt und vertreten ſeyn. Den zweiten Punkt betreffend, ſo findet Ullmann von drei denkbaren Formen einer geordneten und dauernden Verbindung der deutſch-evangeliſchen Landeskirchen nur folgende, lockerſte, thunlich: eine ſolche Verbindung der einzelnen Kirchen, wobei jede Landeskirche ihre volle Selbſtſtändigkeit und ungeſchmälerte Autonomie behielte, zugleich aber bevollmächtigte Abgeordnete derſelben (von den Fürſten, als Inhabern des Kirchenregiments und Schirmherrn der Kirche ernannt) zuſammenträten und durch freie Verſtändigung eine Vereinbarung herbeizuführen ſuchten, durch welche, unbeſchadet jener Selbſtſtändigkeit, die verſchiedenen Landeskirchen auf möglichſt gleichförmige Grundlagen gebracht werden könnten. Die Wirkung der jeweiligen Vereinbarung würde zwar in rechtlicher Beziehung eine nur geringe, aber in moraliſcher Beziehung um ſo größer ſeyn, und es würde ſich eine nicht mechaniſche, ſondern eine organiſche Einheit in der deutſch-evangeliſchen Kirche bilden, wie ſie für das kirchlich-religiöſe Leben nicht minder als für das politiſch-nationale am zuträglichſten iſt. Zwar müßte ſowohl das kirchliche Leben und die Thätigkeit in den einzelnen Landeskirchen als auch die Verbindung der einzelnen Kirchen zu einer deutſch-evangeliſchen Kirche auf der Grundlage des chriſtlich-religiöſen Glaubens und Geiſtes ruhen; aber Ullmann hält die Aufſtellung eines neuen Glaubensbekenntniſſes doch nicht für rathſam und zeitgemäß. Er glaubt zwar, daß an ſich ein ſolches Bekenntniß nicht überflüſſig wäre, daß die bloße Zugrundlegung der Schrift, bei der Verſchiedenheit der Anſichten über ihre Auslegung, nicht

zureicht, und gibt ſtillſchweigend zu, daß die älteren Symbole ſich nicht mehr dazu eignen, aber er ſagt: „die Zeit iſt in religiöſer Beziehung noch viel zu geſpalten und zerriſſen, noch viel zu wenig innerlich geeinigt, auch auf dieſem Boden zu wenig produktiv, als daß etwas wahrhaft Bedeutendes, Lebensvolles und Dauerndes geliefert werden könnte.“ Auch genüge für den Zweck, der ja nicht Bildung einer neuen Kirchengemeinſchaft ſey, das Bekenntniß zu den Grundprinzipien der evangeliſchen Kirche überhaupt mit ihren unentbehrlichen Vorausſetzungen und Folgerungen. Die heilſamen Folgen ließen ſich in der Kürze ſo angeben: Weckung der ſchlummernden Kräfte in der Kirche, — wenn auch die erſtorbenen Glieder durch die Aenderung der Verfaſſung ſich nicht werden beleben laſſen; — Organiſirung, Regelung und Geſtaltung der in der Kirche herrſchenden Aufregung und Bewegung, die zwar nicht plötzlich beſchwichtigt und in Frieden verwandelt werden, aber doch aufhören wird, chaotiſch und auflöſend zu ſeyn. Der Kampf der Geiſter, ein geordneter innerhalb der Kirche, wird zu wirklichen Reſultaten führen; die für ſich ſelbſt entſcheidende und handelnde Kirche wird der Gehäſſigkeit entgehen, welche den für ſie handelnden Staat trifft. Das Mißverhältniß zwiſchen Kirche und Theologie, Praxis und Theorie, wird ſo am ſicherſten und freieſten beſeitigt werden, edle Kräfte werden ſich dem Handeln zuwenden und nur die ſelbſt lebensvolle, dem wahren Geiſt der Kirche dienende Wiſſenſchaft wird ſich in der Kirche halten können. Durch die Vereinigung der Landeskirchen aber zu einer deutſch-evangeliſchen Kirche wird dieſe, die bisher mehr nur ein Name und Begriff war, eine Realität und Macht, flößt ihren Mitgliedern Selbſtvertrauen, Freudigkeit und Liebe zu ihrer Kirche ein, öffnet organiſirenden Talenten einen Spielraum zum Wohl der ganzen Kirche, und verſpricht ſelbſt zu einer erfreulicheren Stellung gegenüber der katholiſchen Kirche zu führen, ſofern ſie, aus ihrer äußern Zerſplitterung ſich zur Einheit concentrirend, jener Achtung abnöthigt, welche der erſte Schritt zum gründlichen Frieden iſt, auch wohl ſie zum Wettkampf auf dem Gebiete des religiös-chriſtlichen Wirkens anſpornt.

Auch die Schrift von Bunſen behandelt die Frage von der Kirche der Zukunft und ihrer Verfaſſung nicht nur mit tiefein-

gehender Gründlichkeit, ſondern auch mit einer wahrhaft religiöſen Wärme; es iſt als ob die wirklich erſchaute Geſtalt der Kirche der Zukunft, als die Verwirklichung oder Verleiblichung des Geiſtes Chriſti, vor dem Auge ſeiner fromm erregten Phantaſie ſtünde. Bunſen nähert ſich gewiſſermaßen dadurch der katholiſchen oder der engliſch-hochkirchlichen Anſchauungsweiſe, daß ihm die Kirche und ihre Verfaſſung, welche von den Proteſtanten ſo häufig entweder mit Gleichgültigkeit oder faſt ganz wie eine Sache des Rechts und der politiſchen Einſicht behandelt wurde, unmittelbar in das Ganze ſeines religiöſen Glaubens, ſeiner chriſtlichen Weltanſchauung hineintritt; das Chriſtenthum iſt ihm Leben und Weltgeſchichte viel mehr als Syſtem und Wiſſenſchaft, und daher wird die Kirche bei ihm nicht vom Glauben und der Theologie äußerlich und mühſelig nachgeſchleppt; ſie iſt ihm das Erſte und das Letzte, das allumfaſſende, Alles erzeugende und in ſich zurücknehmende Ganze. Nicht von einer gegebenen, einzelnen Kirche gilt dies, ſondern von der geſammten „katholiſchen" Kirche, von dem Reiche Gottes oder dem chriſtlichen Reiche, das ideal und real zugleich iſt, und welches immer mehr in voller Realität dargeſtellt werden ſoll in der Kirche der Zukunft; dieſe aber kann und ſoll erwachſen und ſich geſtalten aus der ihren wahren Grundſätzen gemäß zur ächten Freiheit ſich entwickelnden evangeliſchen Kirche, und zwar ſtellt ſich die wahre Kirche, die auf Freiheit und Liebe gegründete Kirche der Zukunft, nicht in einer ſichtbaren Univerſalkirche, ſondern in einer Reichsgemeinde, aber auch ſchon als in ihrer nothwendigen Grundlage, jedoch noch nicht in ihrer Ganzheit, noch nicht als vollendeter Organismus, in jeder evangeliſchen Gemeinde dar, welche vom Geiſte Chriſti wahrhaft durchdrungen iſt. Die Kirche des Mittelalters war eine Geiſtlichkeitskirche, welcher durch die Reformation ein Ende gemacht wurde, oder werden ſollte, vermöge des neu aufgeſtellten Grundſatzes vom allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten, welches, ethiſch ausgedrückt, ſo viel bedeutet, als die volle ſittliche Verantwortlichkeit jedes Einzelnen, und von der Trennung der kirchlichen und weltlichen Regierung. Aber die Reformation machte die Herſtellung des wahren Prieſterthums nur erſt wieder möglich, nicht wirklich. Jetzt aber iſt für die evangeliſche Kirche der weltgeſchichtliche Zeitpunkt gekommen, welchen das Chriſtenthum im Allgemeinen, die

Reformation insbesondere, möglich gemacht hat: die Darstellung einer freien, nationalen, durch und durch volksthümlichen Gemeinde, welche sich als Theil der allgemeinen Kirche Christi erkennt, darstellt, fortpflanzt, erhält und regiert. Die geistliche Oberherrlichkeit ist und bleibt bei der Gemeinde, obwohl mit der Gemeinde, und ihrer Autonomie, noch keineswegs die Kirchenregierung im höhern Sinne gegeben ist; jede Gemeinde ist autonomisch, und das kirchliche Regierungsamt wie das Lehramt muß von der Gemeinde irgendwie übertragen werden und ausgehen, und es muß immer der zu irgend einem Amt Berufene ein kirchlicher Mensch, ein Priester im wahren Sinne des Wortes seyn. Zugleich ist, zu Erhaltung der Einheit in der Kirche, die Ordination des von der gesammten Kirche geprüften und tüchtig befundenen Lehrers, Pfarrers, durch den Bischof erforderlich. Zur Kirchen*regierung* jedoch, im engsten und im weitesten Kreise, dürften sich gerade Theologen, Geistliche, am wenigsten eignen, weil die Theologen zu allen Zeiten, wie die Erfahrung lehrt, das Recht verdorben haben, indem sie Recht und Sittlichkeit, Gesinnung und That nicht auseinander zu halten wußten; und die kirchliche Regierung steht immer, weil die Kirche, die Gemeinde, nicht außerhalb des Staates zu denken ist, unter der weltlichen Obrigkeit. Die Kirchenbeamten hören nicht auf, Unterthanen zu seyn, aber sie werden auch durch ihr Amt nicht Staatsbeamte, wenn man nicht die einfachsten Begriffe durch ungeschickten Sprachgebrauch verwirren will. Nachdrücklich wird daran erinnert, was die Laien, Regenten, Beamten, Gelehrte, Schriftsteller, in vielen Fällen für die evangelische Kirche gethan haben, wenn die Geistlichen das Bewußtseyn ihrer Pflicht verloren hatten, und wie nicht selten ein dem äußern Anschein nach unkirchliches Bestreben doch dem christlichen Leben und der Erkenntniß der christlichen Wahrheit wohlthätiger vorgearbeitet habe, als ängstliche und trockene Dogmatiker und zelotische Orthodoxe.

Um den Verband und die Einheit zwischen den für sich und relativ selbstständigen Gemeinden zu erhalten, und um die Kirchenregierung in geordneten Einklang mit der weltlichen, staatlichen Obrigkeit zu setzen, bedarf es verschiedener kirchlicher Aemter und Behörden, eines wohlgegliederten und ineinandergreifenden, den Grundsätzen des allgemeinen Priesterthums und der Autonomie

der Gemeinden nirgends widerſprechenden Organismus der Kirchenregierung. Alle Elemente von dieſer, von den Gemeinden und ihren Vorſtänden oder Aelteſten, bis zu der (künftigen) Reichsgemeinde, die Superintendenten und Biſchöfe, die Kirchenräthe und das geiſtliche Miniſterium werden ausführlich erörtert, und allen die Sphäre ihrer Thätigkeit vorgezeichnet. Dies kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden; als Hauptpunkte ſind hervorzuheben: die verlangte Autonomie der Kirche, geſichert durch eine presbyterianiſche Verfaſſung, organiſch verbunden mit dem Epiſkopat, ohne daß jedoch die Kirche vom Staat getrennt würde, und ſodann: die Forderung und Hoffnung, daß die Diakonie das weſentliche Element der Kirche der Zukunft bilde. Laſſen wir Bunſen ſelbſt reden: „Lebenskräftige neue Schößlinge treiben von allen Seiten und offenbaren das Leben einer hoffnungsreichen Zukunft. Wer bedenkt, wie die Diakonie am erſten abſtarb, und wie ſie vorzugsweiſe der Geiſtlichkeitskirche mangelt, weil ſie zu ihrer vollen Entwicklung die volle Gemeinſchaft der Laien und das volle Bewußtſeyn des allgemeinen Prieſterthums fordert, dem wird es leicht ſeyn, die weltgeſchichtliche Bedeutung der Thatſache zu begreifen, daß unter den lebenskräftigen Schößlingen des kirchlichen Lebens die Diakonie vor allen andern leuchtend hervorragt. Dies iſt das Amt der Liebe und vorzugsweiſe das Amt der Kirche der Zukunft. Hier iſt das werdende Element der zukünftigen Kirche, deren Geburtswehen wir Alle empfinden, die Gemeinde, auf welche das Seufzen der Creatur und der immer entſetzlicher ſich uns enthüllende Jammer der Menſchheit deutet. Hier iſt das Amt, welches Allen offen ſteht; hier die Bewährung des Glaubens, zu welcher Jeder berufen iſt; hier die Uebung des Prieſterthums, zu welcher jede Verfaſſung Freiheit gibt. Hier iſt der Mittelpunkt, aus welchem allein die Verfaſſung dieſer Kirche der Zukunft innerlich hervorgehen kann. Alle Unvollkommenheiten der bisherigen kirchlichen Verfaſſungen fließen am Ende nothwendig aus dem Mangel an jener Liebe, und aus der Schwäche des Glaubens an ihre weltüberwindende Macht. Der Unglaube hat noch nie eine Kirche geſtiftet, am wenigſten wird er, das todte Kind der Vergangenheit, im Stande ſeyn, die Kirche der Zukunft zu ſchaffen. Der Sklave des Ich, „des dunkeln Deſpoten," kann die Form des Lebens

der Freiheit weder begreifen noch lieben. Aber der Glaube, der in der Liebe thätig ist, der vermag es: ja, er allein vermag das erstorbene Leben des Glaubens wieder zu erwecken, und die überlieferten göttlichen Thatsachen zu einem neuen, lebendigen Verständnisse zu führen.... Immer höhere Gegensätze sind zu überwinden, und in höherer Einheit zu verknüpfen, und die höchste Einheit, die einzige menschliche Lösung aller Gegensätze ist die einzige bis jetzt noch nirgends ernstlich versuchte, die der thätigen Liebe, und also die der Freiheit, denn die Liebe kennt keinen Zwang. Die Zeit und das Volk, welchem hiernach das Herz entbrennt, hat die Kirche dieser Zeit eingenommen, und reißt die Lade des neuen Bundes an sich. Sie findet von hier aus leicht die zersprengten Elemente einer freien, nationalen und kirchlichen Verfassung wieder.... Einer freien Verfassung ist die evangelische Kirche der Gegenwart bedürftig, wenn sie wieder belebt werden soll. Aber, wie nicht um ihres Unglaubens willen, sondern ihres Glaubens wegen, so auch nicht hin zu der falschen Freiheit, d. h. der blinden Herrschaft der Selbstsucht und des Unglaubens, sondern hin zu dem Leben der wahren Freiheit in gläubiger Liebe. Dieser Glaube allein ist fähig, die Fesseln der schmählichen Knechtschaft zu brechen, in welcher die Kirche der Gegenwart gefangen liegt; er allein auch sprengt die Thore der Zukunft und bahnt den Weg zu der Kirche der Liebe und Freiheit. So viel, um zu zeigen, daß die Thore allen Herzen offen stehen, die sich in Glauben und Liebe sehnen nach dem Frieden der Kinder Gottes und der vollen Erlösung der Menschheit; zugleich aber auch um die Unheiligen und Thoren, welche eine Kirche haben wollen ohne Glauben und ohne Opfer (Hingebung), von dem größten Heiligthume abzuwehren, und unsere Sache von der ihrigen zu trennen."

Das Gewicht, welches auf das Element der Diakonie, der werkthätigen christlichen Liebe, in der Kirche der Zukunft gelegt wird, interessirt uns hier vorzugsweise, als ein Berührungspunkt derselben mit dem Deutschkatholicismus. Ein lautes, ein schreiendes Bedürfniß der Zeit, eine heilige und adelnde Pflicht ist hier wie dort anerkannt, und in die Sphäre des religiösen und kirchlichen Lebens aufgenommen worden, wobei jedoch der Unterschied obwaltet, daß bei Bunsen die christliche thätige Liebe in engste Verbindung mit dem unerläßlichen, sie allein nachhaltig und in weiterem

Umfang wirkenden Glauben gesetzt ist, obwohl er weit entfernt ist von dogmatischer Aengstlichkeit und Engherzigkeit, und sogar ausruft: „Wer nicht glaubt, daß alles Wahre und Gute christlich sey, der glaubt eigentlich nicht an das Christenthum," und eine Nationalkirche anstrebt, nicht in Kraft „einer allgemeinen, abstrakten Formel, nicht in einem die Gewissensfreiheit irgendwie beschränkenden Sinne, nur mit Gemeinschaft in der Anbetung und in den Werken der Liebe," bei den Deutschkatholiken dagegen die Liebe wenigstens zum Theil als Surrogat des Glaubens betrachtet zu werden scheint. Wo dies die entschiedene Meinung ist, daß der Glaube durch die Liebe ersetzt werden könne und solle, da dürfte, obgleich die wirkliche thätige Liebe immer noch ihren Werth behält, die auf die Liebe, ohne Uebereinstimmung im Glauben und religiösen Gefühl, gegründete kirchliche Gemeinschaft von kurzem Bestand und geringer Festigkeit seyn; jedoch muß man sich wohl hüten, wo die Gesinnung der Liebe wirklich sich lebendig zeigt, einen allzuengen dogmatischen Maßstab an die religiösen Ueberzeugungen zu legen, da ja, wie Bunsen selbst sagt, die Liebe den Glauben selbst zu bestärken und zu beleben vermag. Es muß noch dahin gestellt bleiben, in wie weit dies Prinzip der Kirche der Zukunft mit dem des Deutschkatholicismus zusammentrifft. Dagegen liegt der Gegensatz offen zu Tage, in welchen Bunsen gegen Gervinus tritt hinsichtlich des Verhältnisses von kirchlich-religiösem und nationalem und politischem Leben. Wenn Gervinus eine große kirchliche Bewegung und Reformation hofft und wünscht als Vorbereitung und Mittel einer nationalen Wiedergeburt Deutschlands, so ist Bunsen von dem Gedanken, das Religiöse und Kirchliche zum Mittel für politische Fortschritte zu benützen, so weit entfernt, daß er ausruft: „Offenbarte mir ein Engel vom Himmel, daß durch Einführung, oder durch Anpreisung oder auch nur Begünstigung des Einführens eines solchen Episkopates (wie das englische mit seinen Ansprüchen auf ausschließliche Kirchlichkeit und ausschließlichen Besitz des Heilsweges) in irgend einem Theile Deutschlands ich nicht allein das deutsche Volk ruhmvoll und mächtig über alle Völker des Erdbodens machen, nein, auch erheben könnte zum glücklichen Vorkämpfer gegen den Unglauben, den Pantheismus und den Atheismus des Tages, ich thäte es nicht, so wahr mir Gott helfe, Amen! Möglich,

daß wir bestimmt sind unterzugehen, Kirche und Staat; aber gerettet können und dürfen wir nicht dadurch werden, daß wir Leben in Aeußerlichkeiten erstreben." — „Diplomatisch," schreibt er, „ist weder meine Theologie noch meine Amtsthätigkeit in Kirchenangelegenheiten je gewesen, und soll es nie sein." Der patriotische, politisch gesinnte Gelehrte bedauert oder belächelt vielleicht diese Bekenntnisse des eifrig frommen Staatsmannes; hätte er aber wohl Recht, ihn deßhalb der frommen Beschränktheit, des theologischen Eigensinnes, oder des Mangels an Patriotismus und politischer Einsicht zu beschuldigen? Es scheint uns nicht! Der Staatsmann, der Patriot hat die heilige Verpflichtung, den politischen Vortheil seines Vaterlandes so wenig einem religiösen oder kirchlichen Interesse aufzuopfern, als umgekehrt ein solches jenem, sey es nach innen oder nach außen; seine Aufgabe ist, wo eine Collision beider einzutreten scheint, die Vermischung und Verwirrung, deren Folge die Collision immer ist, so zu lösen und die Frage auf ihre Elemente zurückzuführen, daß dem Recht und der Politik, so wie der Religion und Kirche das ihnen Gebührende rein zugeschieden wird; bei solcher Klarheit wird nie der Fall eintreten, das eine dem andern, wie das Mittel dem Zweck, unterzuordnen und dienstbar zu machen. Die Vermischung beider Interessen und, im vorkommenden Falle, die Hintansetzung des einen gegen das andere, wenn auch in bester Absicht, führt einerseits zum Jesuitismus, andererseits zum Machiavellismus.

Merkwürdig und bedeutsam ist die Schrift von Bunsen namentlich auch dadurch, daß er, den der Name eines von seiner Wissenschaft eingenommenen und befangenen Theologen, eines Stubengelehrten, der sich die Welt nach seinen Vorstellungen und Neigungen baue, nicht treffen kann, daß er, ein Mann von reicher Weltanschauung und Erfahrung, in dem kirchlich-religiösen Zustand der Gegenwart so viele beachtenswerthe, unbestreitbare Thatsachen erblickt und nachweist, welche für die Lebenskraft der evangelischen Kirche zeugen und Hoffnungen für ihre Zukunft erwecken, die der vorzugsweise politische und Literar-Historiker übersehen oder gering geschätzt hat. Er trifft hierin mit Ullmann zusammen, belegt aber seine Behauptungen und seinen guten Glauben mit spezielleren Nachweisungen, und spricht, ein scharfer Denker und tüchtiger Gelehrter, frisch und sicher aus dem Leben heraus;

genauere Mortalitätslisten besitzt, indessen möchte sie schwerlich eine Million übersteigen. Zwar hat sich die von mehreren Seiten gemachte Angabe, als nehme die Sterblichkeit an andern Krankheiten während des Herrschens der Cholera ab, an andern Orten nicht bestätigt, namentlich weisen die genauen Sterbelisten in dem vortrefflichen (nicht im Buchhandel erschienenen) „Rapport sur la marche et les effets du Choléra-morbus dans Paris et les communes rurales du Dep. de la Seine“ das Gegentheil nach. Allein nach Charles Dupins Berechnungen betrug in den letztvergangenen zwanzig Jahren der Zuwachs der europäischen Bevölkerung jährlich 12,000 auf die Million. Nimmt man auch nur 10,000 und die Bevölkerung Europas (viel zu gering) nur auf 200 Millionen an, so wäre der Verlust einer Million in einem halben Jahre ausgeglichen, und es bedürfte einer ganz andern Sterblichkeit, als die sich im Gefolge der Cholera zeigt, um die im Verlauf eines Jahrhunderts nach den bisherigen Erfahrungen bevorstehende Verdopplung der europäischen Populationen zu verhindern. Die durch die Napoleonischen Kriege entstandenen Seuchen, Petechialtyphus, Ruhr, Lienterie u. s. w. haben gewiß weit über eine Million Menschen weggerafft, und zwar die Blüthe der Nationen, während die Cholera alle Lebensalter, auch das nicht mehr fortpflanzungsfähige, ergriff, und doch übte auch dieser Verlust keinen fühlbaren Einfluß auf die progressive Zunahme der Bevölkerung aus (eine Geißel unseres Jahrhunderts, deren Nachtheile wohl mit der Zeit empfindlicher werden dürften, als die Schrecken der Cholera), des Umstands nicht zu gedenken, daß in einer dichtgedrängten, die Existenz vieler Einzelner durch übermäßige Concurrenz erschwerenden Bevölkerung eine temporär vermehrte Sterblichkeit auch die Möglichkeit bequemerer Existenz für andere und mit dieser eine vermehrte Anzahl fruchtbarer Ehen mit sich führt, wodurch die Lücken um so rascher verschwinden müssen.

Fassen wir den Gewinn, den Wissenschaft und Leben aus dieser furchtbaren Erscheinung gezogen haben, zusammen, so ergibt sich für die Pathologie das Bild einer völlig neuen Krankheit, die mit den bisher bekannten fast keine Analogie gemein hat, für die pathologische Anatomie eben aus der Unzufriedenheit mit den Sektions-Resultaten ein bisher unbekanntes Bemühen, auch die feinsten Veränderungen und Abweichungen nicht zu übersehen, für die Therapie

es iſt als wehte in ſeinem Buche der kräftige Hauch der Freiheit des zum Handeln rüſtigen, das Leben keck erfaſſenden Englands. Bunſen ſpottet der Art mancher deutſchen Gelehrten: „in Erörterung praktiſcher Fragen da aufzuhören, wo das Poſitive und Praktiſche anfängt," und ſehnt ſich unverkennbar darnach, daß unverzüglich eine Probe gemacht werden möchte mit Realiſirung ſeiner Idee einer Kirche, wie ſie werden ſoll, voll freudiger Zuverſicht, daß ſie werden könne. Und auch hierin trifft er mit Ullmann zuſammen, welcher vor ängſtlichem Zaudern warnt, und auf wirklichen Angriff und Anfang des Baues dringt, mit der beſtimmten Ausſicht, daß das Haus ohne unnöthige Zögerung bis zur Vollendung ausgebaut werden ſolle. Sind nun aber, das iſt die Frage, zu dem ſo dringend und zuverſichtlich angerathenen und geforderten Werke, deſſen Bedürfniß außer Zweifel geſtellt iſt, die Bauherren, die Baumaterialien, die Baumeiſter und Bauleute vorhanden? und wird es, wenn es vollendet ſeyn wird, den Anſprüchen genügen, die daran geſtellt, den Hoffnungen, die daran geknüpft werden? Verſpricht die evangeliche Kirche der Zukunft die Verheißungen des Deutſchkatholicismus durch größere Gediegenheit ihrer Anerbietungen und Gaben, in Verfaſſung, Lehre und Leben, zu überbieten? Vermag ſie den nationalen Geiſt in gleichem oder höherem Maße, als Fördererin der vaterländiſchen Eintracht, Größe und Würde, zu befriedigen?

An der Geneigtheit der Bauherren, unter welchen, ſo wie die Dinge ſtehen, die das Kirchenregiment in den evangeliſchen Ländern Deutſchlands ausübenden Fürſten zu verſtehen ſind, ſofern es auf ihre Zuſtimmung ankommt, ob ein Schritt zu einer Veränderung und Verbeſſerung der Kirchenverfaſſung geſchehen ſolle, an ihrer Bereitheit, dem Verlangen nach einer Repräſentation, nach einer Synodalverfaſſung der Kirche bis auf einen gewiſſen Grad zu entſprechen, ſcheint nicht gezweifelt werden zu dürfen. Ob ſie jedoch geneigt ſeyn werden, das bisher von ihnen geübte Kirchenregiment als ein ihnen von der Kirche freiwillig übertragenes Mandat, derſelben, ſobald ſie ſich auf ihr Betreiben und mit ihrer Beihülfe auf der Grundlage der Autonomie und der Vertretung aller Kirchengenoſſen wird neu conſtituirt haben, zurückzugeben, und ihrer Einſicht und Weisheit zu überlaſſen, in welcher Form und Ausdehnung ſie dem Oberhaupt des Staats ihre

Beschirmung und Beschützung, eine Oberaufsicht über, ein Eingreifen in ihre Angelegenheiten (sofern ein solches nicht schon aus dem Recht des Staates selbst fließt) zu übertragen, — dies muß der Erfolg zeigen. Die Elemente und Materialien des Baues scheinen nicht zu mangeln; nicht blos alte Bausteine werden zu verwenden seyn, sondern Neues auch wird sich finden und freudig herbeigetragen werden. Die Synodalverfassung ist in mehreren Ländern Deutschlands schon vorhanden, in Westphalen und der Rheinprovinz, in Baden und in Bayern, und sie hat in neuesten Zeiten die edelsten Früchte getragen; anderwärts hat sich das Bedürfniß derselben mit Wärme kundgegeben. Der Gustav-Adolph-Verein, so beschränkt im Verhältniß zur Feierlichkeit und zum Pomp seines Auftretens seine wirklichen Leistungen scheinen mögen, darf doch als das Erzeugniß eines Geistes der Gemeinsamkeit, eines Dranges zum Leben und zum Handeln betrachtet werden, der einen würdigen Gegenstand sucht. Gegenüber dem Eifer des Niederreißens, der Wuth und dem Fanatismus des Regirens, der Lauheit des Indifferentismus und dem Götzendienst der materiellen Interessen offenbart sich vielfach in Deutschland ein verstärkter, wohl auch oft das Maß der Besonnenheit und Liebe überschreitender religiöser Eifer, Wärme des religiösen Gefühls, Tiefe des christlichen Denkens und Erhebung über die sinnlichen und selbstsüchtigen Bestrebungen des philosophischen und industriellen Materialismus. In der That, wir glauben, wenn die Tage der Verfolgung kämen, das Beispiel der evangelischen Geistlichen vom Waadtland würde auch in Deutschland viele Nachahmer finden. Auch an christlicher Intelligenz, Weisheit und Liebe, wie sie der Neubau oder Weiterbau erforderte, würde es nicht fehlen, und selbst einzelne Fehlgriffe würden lehrreich werden; diejenigen aber, welche bisher, als Laien, von der lebendigen, selbstthätigen Gemeinschaft ausgeschlossen waren, würden, in die ihnen gebührenden Rechte eingesetzt, eifrig mit bauen helfen an ihrem Theile, und sich freuen, der Kirche, die sie mit leiten und verwalten dürfen, auch nach Kräften zu dienen.

Würde aber, was so gebaut würde, allgemein befriedigen? Ganz gewiß nicht! Denn man bedenke, was die Worte: allgemein befriedigen, in sich schließen! In allen Dingen hat in Deutschland, in Folge der Entwöhnung von massenweisem Handeln,

ſo leicht Jeder ſeinen eignen Kopf, und ganz beſonders in religiöſen und kirchlichen Dingen. Die mit den Grundſätzen der neuen Kirchenverfaſſung Einverſtandenen würden unendlich Vieles an der Art und Weiſe der Ausführung zu tadeln finden; die Einen würden die Feſtſtellung eines Glaubensbekenntniſſes fordern, die Andern ſie verwerfen; die Einen würden das förmliche oder das ſtillſchweigend zu Grunde gelegte Glaubensbekenntniß für zu lax, die Andern für zu eng und zu poſitiv erklären; die Einen würden in der neuen Conſtituirung der Kirche eine Endmaßregel ſehen und von nun an Stabilität verlangen, die Andern darin nur einen Anfang zu beſtändigem Fortſchritt erblicken; die antikirchlich oder gar unchriſtlich und irreligiös Geſinnten würden eine liberal conſtituirte Kirche faſt mit noch größerer Erbitterung betrachten, als eine abſolutiſtiſch organiſirte und zelotiſch eifernde. Allgemeine Befriedigung alſo iſt in keinem Falle zu hoffen; wohl aber hoffnungsreiche Ermuthigung und kräftigende Vereinigung derjenigen, welche dem religiöſen, chriſtlichen Gefühl und Leben in einer freiſinnig conſtituirten Kirche Raum zur Bethätigung in Wort und Werk gegeben wünſchen, und in der ſichtbaren und wirklichen Kirche die geheiligte Sphäre erkennen, wo die weltlichen Intereſſen, wie berechtigt ſie auch ſonſt ſeyn mögen, vor dem höchſten Intereſſe des religiöſen Gemüths zurücktreten, durch daſſelbe aber geweiht und gereinigt werden können. Nichts Menſchliches iſt vollkommen; auch die evangeliſche Kirche der Zukunft wird, im beſten Falle, Unvollkommenheiten genug an ſich haben; doch iſt es wohl denkbar, daß ſie, von dem Geiſte durchdrungen und organiſirt, welcher im Obigen charakteriſirt wurde, vom Geiſt des Glaubens und der Weisheit, der Freiheit und der Liebe, denen Genüge thäte, die im kirchlichen Leben die allſeitige, durch keine unnöthigen Feſſeln und Schranken gehemmte Befriedigung des reinen ſittlich religiöſen Intereſſes, ohne Nebenabſichten und fremdartige Zwecke, ſuchen. Wenn indeſſen dieſen Anſprüchen und Bedürfniſſen jede autonomiſche Gemeinde Genüge zu leiſten ſcheinen könnte, ſo bringt es doch das Weſen der chriſtlichen Gemeinſchaft und Liebe mit ſich, das dringende Bedürfniß und die Weisheit fordert, daß der Kreis der Kirche erweitert, das Band der kirchlichen Gemeinſchaft geſchlungen werde, ſo weit die gleiche chriſtliche Glaubensart reicht, und ſo weit die äußern politiſchen Verhältniſſe die Verwirklichung

der durch Einheit des Glaubens und Strebens gegebenen innern Religionsgenossenschaft gestatten. Wie sehr nun auch die Unabhängigkeit der einzelnen Ortsgemeinden gewahrt werden mag, — die Zusammenschließung derselben in einer Landes- oder Provinzial-Kirche wird überall als eine Nothwendigkeit empfunden und anerkannt werden; dagegen könnte zweifelhaft scheinen, ob auch die einzelnen deutschen Landeskirchen eine gesammte evangelisch deutsche Kirche bilden können und sollen? Die Gleichheit des Glaubens und des Bekenntnisses knüpft zwischen den Genossen der evangelischen Landeskirchen ebenso ein Band der religiösen Gemeinschaft, wie Sprache, Nationalität, Geschichte und eine wahrhaft deutsche Politik sie in anderer Beziehung sich als Brüder ansehen lehrt. In diesem Sinne sind, während Bunsen sich auf den Entwurf einer (preußischen) Reichskirche beschränkt, von Ullmann Vorschläge zu einer geordneten und dauernden Verbindung deutsch-evangelischer Kirchen gemacht worden. Der Zusammentritt von Abgeordneten der deutschen evangelischen Fürsten für diesen Zweck ist beantragt und sogar mit ziemlicher Zuverlässigkeit in Aussicht gestellt worden.[1] Daran haben sich mancherlei wirkliche oder angebliche Besorgnisse geknüpft, daß es dabei um gemeinsame Maßregeln gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit, gegen die Lehrfreiheit, um Symbolzwang u. dgl. sich handle. Ganz gewiß sind diese Besorgnisse eitel,[2] — so erwünscht es vielleicht Manchen, die sie zu hegen sich die Miene geben, wäre, wenn solche reaktionäre Versuche gemacht würden, erwünschter als wenn die Kirche frei und selbstständig gestellt würde; — aber eher kann man bezweifeln, ob diese Versuche zur Vereinbarung zu einem sehr bedeutenden Gewinn führen können. Der

---

[1] Es ist jetzt nicht mehr daran zu zweifeln. Spätere Anmerkung.

[2] Bunsen insbesondere spricht sich entschieden gegen allen Zwang in religiösen und kirchlichen Dingen aus: „So lange die Kirche nicht den Glauben hat, die polizeilichen Krücken wegzuwerfen, auf denen sie verkrüppelt ist, so ist sie es eben nicht, von der wir reden." „Durch Zwang und vermeintlichen Schutz wird die Kirche erniedrigt und geschwächt." „Verschone der Staat die Kirche um Gottes willen mit aller polizeilicher Hülfe!" Das Heilmittel für viele Collisionen, aus dem weltlichen Kirchenregiment entstanden„ findet Bunsen in der christlichen Freiheit der Gemeinde, welcher jedoch die Befugniß der Ausschließung zugestanden werden müsse.

Vorſchlag, welchen Ullmann, als einzigen unter dreien, ausführbar findet, iſt: die Idee einer einigen deutſch-evangeliſchen Kirche, auf das Minimum von organiſchem Zuſammenhang, von Bundesverhältniß und Verbrüderung reducirt, als eine dem chriſtlichen wie dem Nationalbewußtſeyn ſich empfehlende, doch nicht ganz unrealiſirt zu laſſen, ſich ihr durch den Verſuch zu nähern, die verſchiedenen Landeskirchen auf möglichſt gleichförmige Grundlagen zu bringen, mittelſt periodiſchen Zuſammentritts von Bevollmächtigten, die jedoch keinen, ohne freie Zuſtimmung jeder einzelnen Landeskirche verpflichtenden Beſchluß faſſen könnten. Die Analogien aus den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands ſind, man muß es bekennen, eben nicht vielverſprechend für einen ſolchen Kirchenverein oder Kirchenbund; heilſamen, und an ſich wohl durchzuführenden Beſchlüſſen und Anträgen dürften allzuleicht individuelle Abneigungen und Bedenklichkeiten und willkürlich geſchaffene Hinderniſſe in den Weg treten, und der Mangel großer Leiſtungen dann durch diplomatiſch weitläufige Verhandlungen über Aeußerlichkeiten und Geringfügigkeiten erſetzt und verdeckt werden. Doch, wir können uns irren, und größere Reſultate unſere Kleingläubigkeit beſchämen; Eines aber bleibt immer bedenklich: daß die evangeliſchen Kirchen in katholiſchen Ländern Deutſchlands unter den jetzigen Verhältniſſen in dieſen Kirchenverein ſchwerlich könnten aufgenommen werden, und daher dieſer auch in dieſer Beziehung etwas Lückenhaftes bleiben müßte.

Gegenüber von dem Zuſammenhang und der Einheit der katholiſchen Kirche in theilweiſe evangeliſchen wie in ganz katholiſchen Ländern hätte dies Verhältniß, dieſe Abgeſchnittenheit und Iſolirung evangeliſcher Kirchen in katholiſchen Ländern, immer etwas Demüthigendes, und es darf wohl bezweifelt werden, ob die konfeſſionelle Eintracht und der Friede dadurch ſehr gefördert werden würde. Die Verbindung der evangeliſchen Landeskirchen unter ſich zu derjenigen Einheit, welche nach dem Stand der Sachen möglich iſt, ſcheint uns weit mehr durch einfache, aber würdige und angeſehene Mitglieder der Kirchen, als durch die von ſo manchen Rückſichten gebundenen weltlichen Häupter des Kirchenregiments vermittelt und unterhalten werden zu können. Wollte man ſagen, die Stimmung der Zeit weiſe auf nationale Einigung hin, und auch die Kirche, wenn ſie die Gemüther ſich recht feſt gewinnen

wolle, müsse diese Stimmung beachten und ihr folgen, so ist die Antwort: allerdings ist nationale Einigung und Kräftigung das lebhaft gefühlte Bedürfniß aller einsichtsvollen, patriotisch gesinnten Deutschen; aber die engere Verbindung des halben, des evangelischen Deutschlands zu einer politisch-kirchlichen Partei, (und als solche würde sie leicht erscheinen, so wenig es in der Absicht der Mitglieder liegen möchte) wäre eben nicht ein großer Schritt zu diesem Ziele; die Aufgabe wäre damit nicht halb gelöst, sondern ganz verfehlt, auf lange Zeit hinaus vereitelt, und nur die Nothwehr, nicht aber das religiöse und kirchliche Interesse, das ohnehin nicht lauter bleiben könnte, würde diesen Weg rechtfertigen. Die Belebung und Stärkung des Nationalbewußtseyns ist zunächst nicht Sache der Kirche und der Religion; andere Quellen müssen zu diesem Zwecke geöffnet, andere Hebel in Bewegung gesetzt werden; das Vaterland muß seinen Söhnen durch den unverkümmerten Genuß der leiblichen Güter, die es gewährt, lieb und theuer, durch Freiheit der Bewegung, des Wortes und Gedankens heimisch, durch Gerechtigkeit ehrwürdig gemacht, das Bewußtseyn des Werthes der Nation und jedes Einzelnen durch Gewährung der Rechte der Mündigkeit gehoben, die Unterschiede der Provinzen und Stämme durch Beseitigung der Hemmungen des Verkehrs ausgeglichen, die angesonnenen Opfer der Unterthanen im Interesse des gesammten Volkes und Vaterlandes durch das Vorbild der Eintracht von oben, wo es das Wohl, die Sicherheit, die Ehre der gesammten Nation zu wahren und zu verfechten gilt, erleichtert, das geforderte Vertrauen durch Aufrichtigkeit, durch Erfüllung von Zusage und Vertrag verdient und bestärkt werden, — dann wird der konfessionelle Gegensatz mit Erfolg bekämpft, dann die Schlange der kirchlichen Zwietracht, bei ernstem gutem Willen der Einsichtsvollen und der Mächtigen, mit dem Zauberwort der nationalen Einigkeit beschworen werden können. Von der ächten politischen Weisheit, wie sie in dieser Beziehung einem Richelieu und Cromwell nicht abgesprochen werden kann, der Liebe zum Recht und zum Vaterlande, von oben und von unten, vielleicht auch von Noth und Drangsal, ist der Aufschwung Deutschlands zu nationaler Größe, Macht und Würde, zu einem starken einigenden Nationalgefühl zu erwarten, schwerlich aber von dem Einfluß einer Kirche,

nenne ſie ſich wie ſie wolle, oder von dem Verſuche, zuerſt die Confeſſionen zu verſöhnen oder zu vereinigen; das politiſche, das nationale Vertrauen und Ehrgefühl muß den Einfluß confeſſioneller, fanatiſcher Verhetzungen entkräften und das Anſehen unpatriotiſcher, antinationaler kirchlicher Eiferer beim Volke untergraben und entwurzeln. Wenn wir jedoch von der Kirche der Zukunft keine großen in die Augen fallenden Wirkungen gerade in dieſer Hinſicht erwarten, und nur von ihr hoffen und fordern, daß ſie die Gemüther überhaupt zur Milde, Liebe und Verſöhnlichkeit, zur Empfänglichkeit für alle edlen, ſittlichen Gefühle, für Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit ſtimme, zur Treue und Standhaftigkeit und zur vernünftigen Freiheitsliebe: ſo dürfte ſie deßhalb in dieſer ihrer nicht unmittelbar politiſchen und nationalen Wirkſamkeit nicht hinter dem zurückſtehen, was der Deutſchkatholicismus hierin wird zu leiſten vermögen. Zwar wendet ſich der Deutſchkatholicismus in manchem ſeiner Verkündiger nachdrücklich an das politiſche und nationale Gefühl und Bewußtſeyn und greift den römiſchen Katholicismus als undeutſch und antinational an, wie dies Luther auch gethan hat; aber nach dem oben Geſagten wird man nicht zweifeln dürfen, daß er zur Zeit den Widerſtand des größern Theils des römiſch-katholiſchen Deutſchlands nicht zu überwinden im Stande ſeyn, daß er nur einen größern oder kleinern Abfall bewirken, und dadurch vorerſt die Erbitterung noch ſteigern wird. Die Bekämpfung der römiſchen Kirche, vor der Hand eine ſeiner Hauptaufgaben, iſt nun aber für die Proteſtanten, welche mit Neigung und Vertrauen auf ihn hinblicken, nichts Neues, da für ſie die römiſche Kirche dogmatiſch überwunden iſt; dadurch allein können ſie nicht befriedigt werden; und da das religiöſe, das innerliche Element im Deutſchkatholicismus zur Zeit gegen das polemiſche und gegen die Ordnung der äußern Verfaſſung noch ſehr zurücktritt, ſo werden zunächſt diejenigen Gemüther, welchen es um religiöſe Befeſtigung und Vertiefung zu thun iſt, nur ſpärlich der neuen Kirche ſich zuwenden, und die polemiſchen und politiſchen Geiſter das Uebergewicht behaupten; ſollte es aber dazu kommen, daß im Deutſchkatholicismus das tiefere religiöſe Bedürfniß die Oberhand gewinnt oder anſpricht, ſo wird zwiſchen dem religiöſen und dem politiſchen Element ein Kampf entſtehen, und dann muth-

maßlich eine Scheidung eintreten. Nur wenn das religiöse Element siegt, wird, unseres Erachtens, der Deutschkatholicismus den eigentlichen Charakter einer christlichen Kirche bewahren; in diesem Falle aber werden diejenigen, welche politische und nationale Hoffnungen darauf gebaut hatten, sich gleichgültig und mißmuthig davon zurückziehen. Die deutsch-katholische Kirche wird sich dann auch begnügen, wie die evangelische Kirche der Zukunft, auf Hebung des Nationalgefühls und der Einigkeit Deutschlands nur mittelbar, nicht unmittelbar, einzuwirken, und eine ihrer Aufgaben darin erkennen, daß sie ihre Genossen, indem sie sie zu freier Thätigkeit in der Liebe, zu energischem christlichen Handeln in der Kirche zunächst befähigt und verpflichtet, zum sittlichen Handeln in allen Sphären des Lebens, in der Familie, im Staat und Volk, zum Handeln nach unbestochener, ernstgeprüfter Ueberzeugung, ohne Menschenfurcht, in der Wahrheit und im Vertrauen zur Vorsehung, vorbereitet und führt. Wir müssen es erwarten, ob die „Kirche der Zukunft" sich so gestalten wird, wie es einsichtsvolle, von der Nothwendigkeit und von der Möglichkeit einer Besserung, eines Fortschritts, durchdrungene Protestanten glauben und wünschen, ob Ullmanns so gemäßigt und bescheiden gehaltene Vorschläge und Forderungen, falls sie genehmigt und erfüllt werden, durch ihre moralische Wirkung ersetzen, was sie an bindender Kraft, an Kühnheit der Neugestaltung vermissen lassen; ob dem Bilde der zukünftigen Kirche, welches Bunsen mit der frommen Begeisterung der apostolischen Zeit, über die Jahrhunderte des dogmatischen Fanatismus, der weltlichsten Hierarchie, der Bigotterie und der Nüchternheit herüber neu beschwört und von dem Lebensstrome der gläubigen Liebe beseelt sieht, die Wirklichkeit annähernd entsprechen wird; wir vermögen nicht zu entscheiden, ob die deutsch-katholische Kirche sich mehr nach der Seite des Aeußerlichen, der Form, der Verfassung und der Politik, oder nach der Seite des Innerlichen, des Gehalts, der Religion wenden wird; aber auch im erstern Falle glauben wir nicht, daß der Deutschkatholicismus die Mission habe, und haben könne, welche Gervinus ihm in seiner glänzenden, so viele beherzigenswerthe Wahrheiten enthaltenden, aber das Verhältniß von Religion und Politik nicht rein auffassenden, erstere zum Mittel für Zwecke der letztern herabziehenden patriotischen

Phantaſie beilegt. Streng und warnend ruft Gervinus ſeinen Landsleuten zu, ſie ſollen ſich nicht, ihren Neigungen und Wünſchen zulieb, Illuſionen machen, ſich nicht gegen die nackte, geſchichtliche Wirklichkeit verblenden; er erklärt für erſtorben, für Schemen und Schatten, was Andere noch mit frommer Liebe als lebendig ehren und hegen; aber er ſelbſt dürfte ſich nicht von allen Illuſionen frei erhalten haben, wenn er, obwohl kaum mit halbem Vertrauen, glaubt und hofft: aus den Nachwirkungen und Reminiscenzen der religiöſen Begeiſterung, deren Realität von der Bildung der drei letzten Jahrhunderte, ſeinen Anſichten zufolge, beinahe aufgezehrt, deren Weſen gegen früher ganz verändert wäre, aus dem verſpäteten, im wachen Zuſtand noch feſtgehaltenen Traume, werde die Wirklichkeit deutſcher Eintracht und Macht geboren werden, aus den wieder angeblaſenen Kohlen und der Aſche der eigentlich erſtorbenen Religion werde der lebendige Phönix der nationalen Einigkeit und Größe emporſchweben!

Die bisher entwickelte Anſicht vom Verhältniß des Proteſtantismus zum Deutſchkatholicismus faßt ſich in folgenden Sätzen zuſammen. Ein Unbehagen, ein Drang nach Aenderung und Beſſerung im Kirchenweſen offenbart ſich derzeit deutlich in Deutſchland, und die Bewegungen in der evangeliſchen und in der katholiſchen Kirche ſind die Wirkungen und Symptome davon. — Wenn nun ein wirkliches, auf tieferen religiöſen Elementen beruhendes kirchliches Bedürfniß im proteſtantiſchen Deutſchland wach und rege iſt, ſo fände dies, unſeres Erachtens, ſeine Befriedigung in einer gründlichen Reorganiſation des evangeliſchen Kirchenthums, zu deren Verwirklichung gerade jetzt die dringenden Wünſche aus der Kirche ſelbſt und die Geneigtheiten von oben — zum Theil unter dem Einfluß des Deutſchkatholicismus mit ſeiner freiſinnigen Kirchenverfaſſung — ſich die Hand zu bieten ſcheinen; — in einer Reform des kirchlichen Geſammtlebens, welche ſtatt politiſch-klerikaliſcher Bevormundung und orthodoxer Aengſtlichkeit, die kirchliche Selbſtſtändigkeit und Freiheit, die Gleichberechtigung der chriſtlichen Laien und die in brüderlicher Liebe thätige, freudige und zuverſichtliche Frömmigkeit zum Fundament hätte, ſich lebendig weiter entwickelte und ſich nach ihrem Geiſt die nöthigen äußern Formen ſchaffte. Soll dies erneute Kirchenthum ein wahrhaft gedeihliches und geſundes ſeyn, ſo muß es im Einklang ſtehen mit dem ſtaat-

lichen Leben des deutschen Volkes, mit dem nationalen Bewußtseyn, und daher entsteht für Alle, die es mit dem Vaterlande wohl meinen, die ernste Pflicht, darauf hinzuarbeiten, daß die Kirche nicht scheu, gleichgültig, oder gar mit Abneigung vom Staate und vom staatlichen Leben sich abwende. Vom Staate unterdrückt, oder auch in einer äußerlich glänzenden Abhängigkeit gehalten, würde sie in einem Theil ihrer höchststehenden Genossen durch Wohldienerei und Knechtssinn sich um Ansehen und Vertrauen bringen, während Andere in die Zügel knirschen und gegen das Joch des Staates sich erbittert sträuben würden; dagegen würde aber die intolerante Feindseligkeit derjenigen, welche nur für politisches Leben und Streben Sinn haben, gegen die Religion und Kirche, die Folge haben, daß die Kirche dem politischen Fortschritt abhold, gegen die politische Freiheit und Freisinnigkeit mißtrauisch würde, und sich so ein gefährlicher Zwiespalt in den Gemüthern festsetzen, während ein gesundes religiöses und kirchliches Leben nach oben und nach unten wohlthätig mäßigend und versöhnend wirken müßte. Mehr, als innerhalb des Protestantismus bei ächtreligiösem Sinn und kirchlichem Eifer zu erringen steht, wäre für die Protestanten durch Uebertritt zum Deutschkatholicismus insofern zwar zu erreichen, als dieser noch die Anordnung seiner Kirchenverfassung ganz in Händen und keine vergebenen Rechte zurückzufordern hat, und ein Neubau in mancher Hinsicht leichter ist als ein Umbau. Dagegen ist keine Bürgschaft gegeben, ob der Deutschkatholicismus, wenn ihm auch der Boden zum Neubau nicht verweigert und verkümmert wird, hinreichendes religiöses Leben, ob er Mittel und Kräfte besitzt zu einem wahren Kirchenthum, ob er sich nicht im äußern Bau erschöpft, und ob er es, bei seinen noch schwankenden positiven Grundsätzen, zu einer größern Einheit bringt, ob er nicht in Sekten zerfällt. Mittelbar aber kann er dem Protestantismus dadurch nützen, daß die evangelische Kirche das Beifallswerthe in dessen Verfassung sich aneignen mag, und daß die Regierungen ohne Zweifel sich angelegen seyn lassen werden, durch volle Gewährung der Freiheit für die evangelische Kirche, „sich aus sich selbst neu zu gestalten," die Veranlassung zum Uebertritt abzuschneiden. — Ist jedoch das anscheinende religiös-kirchliche Bedürfniß nur ein schwaches Gelüsten, ist es nur ein verkleidetes politisches Bestreben mit religiösem Anstrich, so

eine neue Beſtätigung des Satzes, daß es vergeblich ſey, gegen acute epidemiſche Krankheiten nach einem Specificum zu ſuchen, eine Maſſe von Beobachtungen über die Wirkungen einzelner Mittel, namentlich z. B. bei den deutſchen Aerzten eine Abnahme der Scheu vor großen Gaben von Calomel. Die zu einem Berg herangewachſene Choleraliteratur, deren Bändezahl, die in fremden Sprachen geſchriebenen mitgerechnet, mit tauſend gewiß nicht überſchätzt wird, enthält neben vielen unnützen Wiederholungen manches Treffliche, und beſonders unſchätzbare Materialien zu einer künftigen umfaſſenden Geſchichte der Seuche. Die Medicinalpolizei hat einſehen lernen, daß es eine vergebliche Mühe ſey, eine Epidemie, die nur ſo ſelten, und dann nur ein ſo höchſt flüchtiges Contagium entwickelt, durch Abſperrung aufhalten zu wollen, und daß es für die Ruhe der Völker beſſer geweſen wäre, mit ihr, ohne weiteres Aufſehen zu erregen, wie mit jeder andern Epidemie zu verfahren. Eine Menge von Kranken- und Armen-Anſtalten in allen Ländern ſind zur Cholerazeit neu errichtet oder verbeſſert, die ſo wohlthätigen Suppenanſtalten allgemeiner eingeführt worden, an unzähligen Orten wurden ſeit Jahrhunderten vernachläſſigte Reinlichkeits-Anſtalten getroffen, der bei der Cholera nicht ganz ſelten vorgekommene Scheintod und das Bedürfniß, die Leichen in überfüllten Wohnungen nicht zu lange liegen zu laſſen, gaben einen neuen Impuls zur Errichtung von Leichenhäuſern. Im türkiſchen Reich wurden, ſeltſam genug, Sperranſtalten und Quarantänen gegen eine Seuche errichtet, bei der ſie nutzlos ſind, gaben aber vielleicht die erſte wohlthätige Anregung zur Ausrottung eines eingewurzelten Vorurtheils und zu der ſo wohlthätigen Errichtung ähnlicher Anſtalten gegen die Peſt. Die Humanität der Regierungen, der Wohlthätigkeits-Sinn der höhern Klaſſen, die aufopfernde furchtloſe Thätigkeit des ärztlichen Standes konnten ſich im glänzendſten Lichte zeigen, und wenn in letzterer Beziehung in andern Ländern, beſonders in Italien, ſich ſchimpfliche Ausnahmen zeigten, ſo kann Deutſchland gewiß auf das Benehmen ſeiner Aerzte ſtolz ſeyn, und die bayeriſchen Aerzte proteſtirten mit Recht gegen die beleidigenden Vorausſetzungen des im Jahr 1831 von den Kammern beſchloſſenen Choleraſtrafgeſetzes. Hoffen wir, daß die Cholera, gleich dem Schreckensgeſpenſt des Mittelalters, dem ſchwarzen Tod, bald völlig der Geſchichte anheimgefallen ſeyn werde. Dr. H.

würde dies Beſtreben allerdings in einer noch ſo freiſinnig organiſirten evangeliſchen Kirche nie ſeine Befriedigung finden; aber auch nicht in der deutſch-katholiſchen. Im erſtern Falle würde es an den Anſtrengungen und Opfern ſcheitern, die ihm zugemuthet würden; im zweiten an den Hinderniſſen, auf welche der politiſche Fortſchritt in Deutſchland immer ſtößt, und zugleich an der Zwieſpältigkeit und Doppelſinnigkeit ſeiner eigenen Natur. Der wahre politiſche Fortſchritt muß aber, unſeres Erachtens, offen und ſelbſtſtändig auftreten, in der Kraft ſeines eigenen Rechts und der Theilnahme und Begeiſterung unter der Nation, die er ſich zu erwerben vermag; in dem unſeligen Bauernkrieg hat Deutſchland vor drei Jahrhunderten die Folgen einer ungeeigneten Vermengung religiöſer und politiſcher Intereſſen und Beſtrebungen zu beklagen gehabt; der Wiederkehr ähnlichen Jammers und Greuels entgegenzuarbeiten hat die Kirche der Gegenwart und Zukunft, vom Staate unterſtützt, die heilige Aufgabe, und zwar durch werkthätige Liebe ebenſo wie durch die Predigt des Glaubens und der Eintracht; und wenn ſie dennoch nicht ſollten abgewendet werden können, ſo möge wenigſtens nicht geſagt werden, daß die Religion und Kirche durch Vermengung ihrer Intereſſen mit politiſchen Beſtrebungen dazu mitgewirkt habe!

G. P.

Die deutsche
morgenländische Gesellschaft.

Zu einer Zeit, wo in Deutschland so viele freiere Vereine oder fester geschlossene Gesellschaften entstehen, hat sich ganz neuerdings auch eine Gesellschaft gebildet, welche ohne den nach solchen Vereinigungen jetzt hindrängenden Zeitgeist wohl schwerlich unter uns entstanden wäre und doch wieder in ihrem Wesen von der gewöhnlichen Art solcher Gesellschaften stärker abweicht. Eine bedeutende Anzahl der in Deutschland zerstreut wohnenden Kenner und Freunde morgenländischer Studien hat sich kürzlich zu Darmstadt zur Grundlage einer morgenländischen Gesellschaft vereinigt, welche wo möglich alle deutschen Länder umfassen soll, ohne Ausländer, welche Theil nehmen möchten, auszuschließen; einige Vorbereitungen zu dieser Gründung wurden schon im Oktober 1844 zu Dresden getroffen, und Gesellschaftsstatuten wurden in der Zwischenzeit entworfen, deren Berathung ein Hauptpunkt der Darmstädter Versammlung war. Wie die Statuten nun durch diese Berathung sich gebildet haben und an das Licht der Oeffentlichkeit hervorgetreten sind, geben sie unstreitig schon einen guten Grund zur weitern Entwicklung einer solchen Gesellschaft. Doch da einige Stücke noch weniger zur Klarheit gediehen sind, und da wir zugleich in allgemeineren Kreisen die nähere Aufmerksamkeit auf diese kaum ihren ersten Anfängen nach gebildete Gesellschaft hinzulenken wünschen, so ergreifen wir gern die Gelegenheit, welche uns diese der Besprechung von Gegenständen mehr allgemeiner deutscher Bedeutung gewidmete

Zeitschrift reicht, um die zwei Fragen zu erörtern, welche bei allen solchen Gesellschaften am nächsten vorliegen, die Frage nach den Zwecken, welche die Gesellschaft zu verfolgen hat, und die nach den Mitteln, durch welche sie dieselben zu verfolgen gedenkt. Beides, Zwecke und Mittel, läßt sich jedoch bei einer so unmittelbar praktischen Sache, als eine Gesellschaft ist, nicht streng sondern, da in der gegebenen Zeit die Ausführung auch der besten Zwecke sich nach den zu Gebot stehenden Mitteln richten muß. Und dazu wird man vor allem die Bedingungen berücksichtigen müssen, in welche eine morgenländische Gesellschaft bei uns eben dadurch sich fügen muß, daß sie in keinem andern Lande als in Deutschland entstehen und sich forterhalten will.

Vor allem nun möge hier Niemand eine Gesellschaft erwarten oder finden, deren Zweck, obwohl durch allerlei gute Worte und Versätze verhüllt, dennoch streng genommen kein anderer wäre als der, die gelehrte Eitelkeit zu befördern, dem einen Manne das Vergnügen zu geben durch Aussendung von Diplomen sich viele Freunde zu machen, und dem andern das ebenso große Vergnügen, seinem Namen eine neue Verlängerung auf dem Papiere anzuhängen. Daß unser gutes Deutschland gelehrte Gesellschaften solchen Zweckes ertragen hat und zum Theil noch erträgt, ist sicher, ebenso gewiß aber auch, daß die morgenländische Gesellschaft von selbst einen solchen Zweck nicht erträgt, weil sie einer wahren Arbeitergesellschaft zu vergleichen ist, wo die einen wirklich strenger am Werke sind, die andern wenigstens durch Geldbeiträge mitarbeiten; und auch die stetigen Geldbeiträger, welche nicht zugleich nähere Kenner sind, werden etwas anderes wünschen als ihren bloßen Namen auf dem Papiere verlängert zu sehen.

Ungleich mehr als dies wahrscheinliche Ausbleiben aller gelehrten Eitelkeit ist für eine in Deutschland entstehende morgenländische Gesellschaft der Wegfall eines Beweggrundes zu bedauern, welcher in andern europäischen Ländern einer solchen Gesellschaft so glücklich anregend und fördernd zu Hülfe kommt. Was so viele Engländer mit indischen und andern morgenländischen Studien sich zu beschäftigen und bei morgenländischen Gesellschaften sich zu betheiligen bewegt, ist nichts als die breite Straße von Handel und Macht, welche sich nun einmal England

nach dem von ihm so weit entfernten Morgenlande eröffnet hat; auch Franzosen und Russen empfangen, wenn nicht gleich starke, doch ähnliche Antriebe zum Beginnen und Verfolgen solcher geistigen Feldzüge in das Morgenland; und was einst die Griechen nach Alexanders persischen Zügen erfuhren, daß Länder, welche das Schwert eines gebildeten Volkes zugänglich gemacht hat, dann zum zweiten Male und viel besser noch durch die Wissenschaft und Kunst erobert werden, das wiederholt sich jetzt bei jenen drei europäischen Völkern, wenn nicht unter dem glänzenden Schimmer des griechischen Geistes, doch dafür viel nachhaltiger und viel weiter verbreitet. Deutschland, dem Morgenlande näher angrenzend als die Länder der mächtigsten jener heutigen Herrscher in demselben, ist durch ein unglückliches Verhängniß seit Jahrhunderten von allem Wettrennen um solche Völkerpreise ausgeschlossen; und noch immer zeigt es sich nicht im mindesten entschlossen oder vorbereitet in die Schranken zu treten. Ein Orientalist unterrichtet in Deutschland vielleicht ein paar Missionarien, welche das Morgenland bekehren wollen, auch sie meist mit englischem Gelde und zur Ausbreitung der englischen Kirche reisend; oder einen Wißbegierigen, den ein ganz vereinzelter Trieb zum Reisenden im Morgenlande macht: sonst ist es eben nur die reine Wissenschaft, welche ihn treibt und der er dient. Was kümmern sich die wenigen deutschen Kaufleute, welche mit dem Morgenlande handeln, viel um andere als Geldsachen? und während englische Offiziere Königreiche erobern und meistens weise genug beherrschen oder auch (was nicht weniger gut ist) mit wissenschaftlicher Genauigkeit erforschen und beschreiben, lesen die unsrigen bei ganz friedlicher Muße in Zeitungen oder höchstens in Büchern, was jene gethan.

So wird denn die Theilnahme Deutschlands am Morgenlande wohl noch auf lange Zeiten hin rein auf die Wissenschaft beschränkt bleiben; ähnlich wie es bei Italien der Fall ist, nur daß in Italien die morgenländische Wissenschaft ebenso matt blühet wie manche andere. Die lebendigere wissenschaftliche Theilnahme am alten und neuen Morgenlande möge in Deutschland nie erschlaffen, sondern, wie es darin bisher mit allen europäischen Ländern ruhmvoll wetteifern konnte, so möge es künftig noch mehr seine Kraft und seinen guten Willen daran

bewähren. Nehmen wir auch nur wiſſenſchaftlich mit aller Kraft und Liebe am Morgenlande Theil, ſo wird ihm wenigſtens unſer Geiſt nicht fremd; und wer weiß, was uns dann ein höheres Geſchick zur rechten Zeit weiter zuführen wird? Ganz abgeſehen davon, daß in der Reihe aller Wiſſenſchaften dieſe beſondere vielverzweigte und zu mannigfachem Nutzen dienende unmöglich ganz zurückbleiben darf.

Einer ſolchen Wiſſenſchaft nun, wie die morgenländiſche iſt, kann keine deutſche Regierung anders als mit Vertrauen und Wohlwollen begegnen; und wenn ſogar in Italien, wohin viele Zweige morgenländiſcher Studien ſehr ſpät oder noch gar nicht gedrungen ſind, letzthin die ſardiniſche Regierung für die Förderung der Sanskritſtudien eine hülfreiche Hand geboten hat, ſo wird gleiches auch von allen deutſchen Regierungen für die Zukunft ſtets zu erwarten ſeyn. Sogar die Gebieter ſo kleiner Staaten wie die Herzoge von Gotha haben ſich um morgenländiſche Wiſſenſchaften in Deutſchland ein Verdienſt erworben, welches, je weiter dieſe Wiſſenſchaften ſich entwickeln, deſto höher geſchätzt wird; und daß es an ähnlichen fürſtlichen Begünſtigungen und Aufmunterungen für die Zukunft dieſen Wiſſenſchaften in Deutſchland nicht fehlen werde, dürfen wie beſtimmt hoffen. Allein ob die deutſchen Regierungen gerade eine morgenländiſche Geſellſchaft außerordentlich begünſtigen ſollten, ob ſolches von ihnen zu erwarten ſtehe und ob ſie ſelbſt daran gut thun würden, darüber herrſchen noch ſo viele unklare Vorſtellungen, daß es der Sache ſelbſt wegen nothwendig ſcheint, hier darauf etwas näher einzugehen.

Nun aber leuchtet ein, daß die Wege, in denen deutſche Regierungen den guten Fortgang morgenländiſcher Wiſſenſchaften unter uns begünſtigen können, eigentlich ſchon gegeben ſind und ſich nicht wohl verändern laſſen. Es ſind dies zunächſt die Univerſitäten mit den zu ihnen gehörigen Bibliotheken und Muſeen, und es iſt gerade ein großer Vorzug Deutſchlands, daß, wenn nicht jetzt ſchon alle, doch bereits viele morgenländiſche Studien nirgend auf Erden ſo gründlich und umfaſſend getrieben werden als auf ſeinen Univerſitäten. Ein glücklicher Wetteifer unter ihnen, gerade in dieſen Fächern, die Sorgfalt mancher Regierungen um Erweiterung der früher beſtehenden geringern Anzahl

von Lehrstühlen und der wissenschaftlichen Hülfsmittel, die eigene Thatkraft mancher ausgezeichneter Gelehrten, das alles hat in der neuesten Zeit zusammengewirkt, auf deutschen Universitäten eine Blüthe dieser Studien anzufachen, welche weder in Deutschland früher möglich war, noch sich außer Deutschland in gleicher Stärke findet. Daß vieles dabei gegenwärtig noch mangelhaft ist, muß man freilich zugleich mitgestehen; allein eben so sicher ist, daß eine künftig zu hoffende noch größere Theilnahme der deutschen Regierungen sich nur in den bereits gegebenen richtigen Grenzen fortbewegen kann, in der weiteren Begünstigung der Universitäten, wie solche in Deutschland zerstreut sind.

Freilich ist sehr erwünscht, daß die Regierungen außer dem was sie für den Fortgang eines guten und nothwendigen Bestrebens beständig und zu allen Zeiten gleichmäßig fortgesetzt thun, bisweilen zur günstigen Zeit auch wohl etwas Außerordentliches begünstigen und auf einmal größere Summen opfern, welche nur allmählig den Wissenschaften die gehofften Früchte tragen können; es ist gut, daß die Fürsten von Dänemark und Gotha außerordentlicher Weise morgenländische Reisende unterstützten und deren Ausbeute in ihren Hauptstädten niederlegten, wie wir jetzt Aehnliches von der großmüthigen Unterstützung erwarten, welche Se. Maj. der König von Preußen einem ägyptischen wissenschaftlichen Feldzuge hat zu Theil werden lassen. Allein ganz anders verhält es sich mit einer morgenländischen Gesellschaft. Die Beiträge und Hülfen, welche die Regierungen einer solchen zufließen ließen, müßten beständig fortdauern; und unter welchem Namen sollten deutsche Regierungen, seyen sie in Geldsachen an ständische Bewilligung gebunden oder nicht, noch neben den Universitätsausgaben für Morgenländisches beständig fortlaufende Gelder bestimmen? Allerdings geschieht dies so in Rußland von der dortigen Regierung: allein dort muß eben alles von oben her erzwungen werden, was man in unsern Ländern weit nützlicher den Bemühungen der Einzelnen überläßt; und dazu hat Rußland in seiner politischen Stellung zu vielerlei asiatischen Völkern Verpflichtungen zu erfüllen, welche bei deutschen Regierungen keine Anwendung zulassen.

Sollte aber etwa ein größerer deutscher Staat hier ein Uebriges zu thun sich entschließen wollen, z. B. durch Einräumung

eines Hauses oder durch Zuweisung einer für alle Jahre fortlaufenden bedeutenderen Geldunterstützung, so wäre wohl zu bedenken, daß dadurch die Gesellschaft vorwiegend diesem einzelnen deutschen Staat angehören und eben damit allgemein deutsch zu seyn stärker aufhören würde. Denn daß ein einzelner deutscher Staat in irgend etwas Nothwendigem freiwillig vorantritt, auch auf die Gefahr hin damit eine Zeitlang allein zu bleiben, werden Verständige zwar stets nur billigen und loben können: aber eine deutsche morgenländische Gesellschaft, welche sich nicht unter die nothwendigsten Lebensdinge in Deutschland zählen läßt, sollte billig weder bayrisch noch preußisch oder österreichisch seyn.

Somit wird denn eine solche Gesellschaft, wie sie gegenwärtig in Deutschland noch immer nur mit der Wissenschaft zusammenhängt, vorherrschend durch die Theilnahme der Kenner und der Freunde der morgenländischen Wissenschaften getragen werden müssen. Und daß eine morgenländische Gesellschaft, wenn sie auch nicht zu den allernothwendigsten Dingen in Deutschland gehört, dennoch sehr nützlich werden könne, leidet keinen Zweifel. Gerade als Wissenschaft ist die morgenländische verhältnißmäßig noch immer eine der aller guten Hülfe am meisten bedürftigen. Den breiten Boden, auf dem die klassische Philologie seit Jahrhunderten sich unter uns eingebürgert hat, muß sie sich größtentheils erst erstreiten, obwohl sie an sich, in dem weiteren Sinne genommen, in welchem sie hier zu nehmen ist, einen ungleich weiteren Umfang hat als jene. Eine Menge wichtiger Werke in allerlei Sprachen und Schriften sind hier erst mühsam aufzusuchen, bekannt zu machen, zu übersetzen; und wie wenig vermag hier meistens der einzelne Mann durch eigene Mittel zu leisten! Eben dies führt auf die Nützlichkeit einer morgenländischen Gesellschaft in Deutschland, welche durch die vereinigten Mittel Vieler leisten soll, was dem Einzelnen oft ganz unmöglich wird. Es liegt zwar im Wesen einer Gesellschaft, daß, wenn sie einmal besteht, sie zu mancherlei Zwecken nebenbei dienen kann; und zu rathen ist ihr, daß sie ihren Wirkungskreis und die Anerbietung ihrer Hülfe so weit als möglich ausdehne. Aber wenn jede Gesellschaft, sofern sie wirklich ein Bedürfniß der Zeit befriedigen will, nur einen Hauptzweck im Auge haben kann, so zweifle ich nicht, daß die morgenländische Gesellschaft nur jenen

einen großen Zweck haben ſollte, alles Uebrige aber, was ſich etwa an ſie knüpft, ihm unterordnen müßte.

Ich hebe dies ausdrücklich hervor, weil die Statuten gerade hierüber noch nicht mit wünſchenswerther Klarheit reden. Nach ihnen wäre der allgemeine Zweck der Geſellſchaft der: die Kenntniß Aſiens und der damit in näherem Zuſammenhange ſtehenden Länder (oder, wie man richtiger und kürzer ſagen könnte, Aſiens und Afrikas) zu befördern. Allein einen ſolchen Zweck hat jeder einzelne Fachgelehrte ſchon für ſich, und wenn die ganze Geſellſchaft nichts thut als was jeder einzelne zu ihr gehörige ebenfalls in ſeiner Art thun kann, ſo hat ſie eben keinen Zweck für ſich und könnte auch fehlen. Dies muß deſto mehr gelten, je weniger die einzelnen Mitglieder häufig zuſammentreten und ſich mündlich unterhalten können. In Paris und noch mehr in London mag eine morgenländiſche Geſellſchaft wirklich zunächſt und mit Vortheil einen ſo ganz allgemeinen Zweck haben, weil in jenen großen Weltſtädten immer ein ſtarker Zuſammenfluß von ſachverſtändigen Reiſenden und andern Theilnehmern ſich findet und ſo in jeder Woche oder in jedem Monate nützliche Verabredungen und Mittheilungen unter den Gliedern einer morgenländiſchen Geſellſchaft möglich werden; und doch hat die Londoner Geſellſchaft ſo wenig mit einem ſo ganz allgemeinen Zwecke ausrichten können, daß ſie allmählig neben ſich und zum Theil in ihrem eignen Schooße Geſellſchaften von mehr beſonderen, aber eigentlich viel wichtigeren Zwecken hat ſich bilden ſehen müſſen, wie die Geſellſchaft für Bekanntmachung von Ueberſetzungen morgenländiſcher Werke, die für Veröffentlichung morgenländiſcher Drucke. In Deutſchland alſo, wo es an einer ſolchen Weltſtadt vollkommen fehlt und die tüchtigeren Sachkenner überall weit zerſtreut wohnen, muß eine morgenländiſche Geſellſchaft nothwendig ſich von einem Zwecke fernhalten, welcher ſo allgemein iſt, daß ſchon jeder einzelne tüchtige Arbeiter ohne Geſellſchaft zu ihm mitwirkt. Und je beſchränkter, aber nothwendiger der Zweck iſt, deſto leichter wird er eine Geſellſchaft zuſammenhalten können.[1] Die Allgemeinheit des Zweckes der morgenländiſchen

[1] Als ein Zeichen, wie wenig ein ſo ganz allgemeiner und daher unbeſtimmter Zweck die näheren Bedürfniſſe zu befriedigen im Stande ſey,

Geſellſchaft wird alſo in Deutſchland wohl nichts bedeuten, als daß noch keine beſondere indiſche, chineſiſche, weſtaſiatiſche oder ägyptiſche Geſellſchaft ſich unter uns bilden kann; wiewohl es keinen Zweifel leidet, daß das ungeheuer Mannigfache, welches man jetzt unter dem Namen Morgenländiſches zuſammenfaßt, bei weiterer Entwicklung dieſer Studien ſich vorzüglich in die vier eben angedeuteten großen Gebiete zerſpalten wird.

Jener Zweck nun ſoll nach den Statuten erreicht werden:

1) Durch Sammlung morgenländiſcher Handſchriften, Drucke, Natur- und Kunſterzeugniſſe;

2) Durch Herausgabe, Ueberſetzung und Ausbeutung morgenländiſcher Literaturwerke;

3) Durch Herausgabe einer Zeitſchrift;

4) Durch Anregung, Begünſtigung und Unterſtützung von Unternehmungen zur Förderung der Kenntniß des Morgenlandes;

5) Durch Unterhaltung von Verbindungen mit ähnlichen Geſellſchaften und einzelnen Gelehrten des In- und Auslandes.

Wir wollen hier kein großes Gewicht darauf legen, daß die Aufeinanderfolge dieſer fünf Gegenſtände ohne inneren Fortſchritt iſt und mehr wie zufällig erſcheint; ferner daß nicht ganz klar erhellt, wie ſich der vierte Gegenſtand zu dem zweiten verhalten ſolle.[1] Man könnte dies jedoch leicht für unbedeutend halten, wiewohl völlige Klarheit und nothwendiger Fortſchritt in allen Dingen

---

kann das von Hrn. Theodor Goldſtücker ſo eben veröffentlichte Projet d'une Société de manuscrits Sanscrits (gedruckt zu Bonn bei König) gelten. Hier wird eine Geſellſchaft von wenigſtens 30 Gliedern vorgeſchlagen, wo der Einzelne für ein Eintrittsgeld von 13 Reichsthalern preußiſch das Recht erhält, auf eine beſtimmte Zeit eine Sanskrithandſchrift aus der der Geſellſchaft angehörigen Sammlung ſolcher Handſchriften zu empfangen; und man muß wenigſtens geſtehen, daß eine ſolche Geſellſchaft, wenn ſie zu Stande käme, für ihre Theilnehmer ſehr nützlich ſeyn würde; das Praktiſche iſt aber bei allen zahlenden Geſellſchaften das Beſte.

[1] Die Unklarheit liegt vorzüglich in dem Ausdrucke „Unternehmungen“: ſollen damit Arbeiten gewöhnlicher Orientaliſten gemeint ſeyn, ſo fällt dieſer vierte Gegenſtand mit dem zweiten ſtark zuſammen; ſind aber etwa Reiſen in das Morgenland gemeint, ſo wären dieſe beſſer ſogleich beſtimmt genannt. Geholfen wäre ſchon, wenn Nro. 4 gleich nach Nro. 2 ſtände und dann „anderer wichtiger Unternehmungen“ geſagt würde.

gut ist. Allein soviel erhellt aus dem oben erklärten Hauptzwecke der Gesellschaft, daß was hier als zweiter Gegenstand aufgestellt ist, nothwendig hätte sollen vorangestellt werden. Die „Herausgabe, Uebersetzung und Ausbeutung morgenländischer Literaturwerke," solcher nämlich, welche von dem einzelnen Fachgelehrten schwerer veröffentlicht werden können, ist der wesentlichste Dienst, den die Gesellschaft der Wissenschaft leisten kann; ja auch wenn sie sich allein auf diesen Zweck beschränkte, würde sie genug Großes und Wichtiges übernehmen. Was jetzt vorangestellt ist, die „Sammlung morgenländischer Handschriften, Druck-, Natur- und Kunsterzeugnisse" (wobei nirgends bestimmt wird, woher diese Sammlung erwachsen soll), kann auch nach dem was ich bald weiter auseinandersetzen werde, nicht wohl an der Spitze stehen; und was die „Unterhaltung von Verbindungen mit ähnlichen Gesellschaften und einzelnen Gelehrten des In- und Auslandes" betrifft, so ist das etwas so willkürlich Dehnbares, daß die Gesellschaft ein Recht hat von ihrem Vorstande zu erwarten, er werde diese ihm eingeräumte Vollmacht nur zum reinen Besten der Wissenschaft gebrauchen. Was endlich die Zeitschrift betrifft, deren Herausgabe nach jener Aufzählung ebenfalls bezweckt wird, so wäre dafür der Sache entsprechender „Verhandlungen der Gesellschaft" gesetzt: nicht nur weil eine Gesellschaft überhaupt erst etwas thun muß, um dann auch ein schriftliches Lebenszeichen von sich zu geben, und auf das was noch fehle, hinzuweisen, sondern insbesondere weil eine solche Zeitschrift schon besteht[1] und es wohl nicht schwer fallen wird, deren etwa bemerkte wirkliche Mängel auf befriedigende Weise zu heben. Den größern und wichtigern Zwecken gegenüber, welche die morgenländische Gesellschaft in Deutschland zu verfolgen hat, ist die Herausgabe einer Zeitschrift in der That mehr Nebensache; zumal man nicht willens ist eine solche Zeitschrift (wie dies bei

[1] Es ist die „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", 1837 zu Göttingen angefangen und wegen bekannter Vorfälle mit dem vierten Bande nach Bonn übergesiedelt, wo jetzt am siebenten Bande gedruckt wird. So eben ist nun außerdem noch das erste Heft einer „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache" (herausgegeben von A. Höfer, Berlin bei Reimer) erschienen, zur Hälfte mit morgenländischen Abhandlungen angefüllt.

Die Romane.

Es scheint nicht uninteressant, einmal eine Orientirung in der Wildniß der Romanliteratur zu versuchen. Zwar sind die Romane nur eine leichte Unterhaltungsliteratur und schnell veraltende Modeartikel; sie gehen meist von einer untergeordneten Gattung von Dichtern aus und sind auch wieder meist nur auf das schwächere und jüngere Geschlecht berechnet. Allein auch in dieser Beschränkung üben sie einen mächtigen Einfluß, und ihre in neuerer Zeit unglaublich angewachsene Masse muß billig Staunen erregen, so daß diese Zeiterscheinung wohl einige Aufmerksamkeit auch in solchen Kreisen verdient, in denen das Romanlesen nicht an der Tagesordnung ist.

Was der Roman im weitesten Sinne eigentlich sey, wird uns am besten klar werden, wenn wir ihn in seinem Gegensatz gegen die metrische Poesie auffassen.

Zugegeben, daß die prosaische Erzählung ein eben so großes Bedürfniß der Völker ist, wie die Verskunst, und daß man in so fern jene nicht dieser unbedingt unterordnen, sondern beide nur nebenordnen soll, so ist doch gewiß, daß nicht eher prosaische Erzählungen niedergeschrieben und zu einem eigenthümlichen Literaturzweig ausgebildet wurden, bis die Verskunst ausgeartet und tief gesunken war. Erst die Desorganisation der metrischen Poesie führte zu einer Emancipation der Prosa.

Diese Thatsache fällt in die Augen, wenn man die altgriechische Literatur verfolgt. Erst der tiefste Verfall ihrer Poesie rief die Romane des Apulejus, Luzian, Longos ꝛc. hervor, und diese

der Pariser und bei allen englischen Gesellschaften der Fall ist) den Mitgliedern umsonst auszutheilen und dadurch eine Art von Mittel zum Festhalten der Mitglieder selbst in der Hand zu haben. Die Verhandlungen der Gesellschaft dagegen müssen von selbst veröffentlicht werden, wie man zu Darmstadt beschlossen hat einen „Jahresbericht" den Mitgliedern umsonst auszutheilen.

Vielleicht hätte aber ein anderer Nebenzweck, der sich mit einer solchen Gesellschaft verknüpfen kann, deutlich hervorgehoben werden sollen. Denn besteht eine solche Gesellschaft einmal und hat sie ein begründetes öffentliches Ansehen, so kann sie auch dazu dienen, um über wissenschaftliche Fragen aus dem Gebiete ihrer Kenntnisse und Bemühungen, welche etwa an sie von Andern, Privatleuten oder Regierungen, gestellt werden sollten, ihre Ansichten und Gutachten mitzutheilen. Würde dies ausdrücklich als ein Vorhaben oder Anerbieten der Gesellschaft bemerkt, so könnte sie dadurch der Menge gegenüber zugleich deutlicher als einen eigenthümlichen praktischen Nutzen gewährend erscheinen; wobei sich dann von selbst verstände, daß der Vorstand unbedeutende oder irgendwie verkehrte Fragen mit kurzer Hand abzuweisen das Recht hätte. Auch läßt sich nicht wohl bezweifeln, daß die Gesellschaft eine Befugniß dazu habe, nicht nur weil es schon jedem einzelnen Gelehrten freisteht, über eine ihm vorgelegte wissenschaftliche Frage ein Gutachten zu geben, sondern auch weil die Universitätsfakultäten, welche in Deutschland sich das Recht Gutachten zu geben bewahrt haben, ihrem letzten Ursprunge nach, wie die Geschichte lehrt, selbst aus freien Gesellschaften hervorgingen und also einst etwa dasselbe waren, was gegenwärtig der Vorstand einer wissenschaftlichen Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes ist. Doch alles dies wird sich vielleicht künftig von selbst bilden, wenn auch jetzt eine ausdrückliche Bestimmung darüber in den Statuten fehlt.

Noch gewährt der Zusammentritt einer solchen Gesellschaft den Nutzen des freien Besprechens wichtiger Fragen und Aufgaben der Wissenschaft, welches sich am richtigsten an die Mittheilung eigener neuer Forschungen und Entdeckungen anreihet. Und wohl ist es gut, daß die Deutschen sich so an die lebendige Erschöpfung schwieriger Fragen der Wissenschaft gewöhnen, sollten auch die ersten Versuche dazu sehr dürftig sein. Doch noch besser als eine

geschlossene Gesellschaft dient dazu ein freier Verein: und da die Orientalisten, wie in den letzten zwei Jahren, so auch künftig die Herbstversammlungen der Philologen mit zu besuchen gedenken, so ist in dieser Hinsicht nichts weiter zu wünschen.

Einem solchen ganz freien Wandervereine gegenüber muß nun die Gesellschaft allerdings einen festeren Sitz und Mittelort haben; am besten in der Mitte Deutschlands. Die beschließende Versammlung in Darmstadt hatte insofern ein richtiges Gefühl, indem sie annahm, daß zwar die 12 aus der ganzen Gesellschaft zu wählenden Vorstandsmitglieder (auch wohl „Direktoren" genannt) in ganz Deutschland zerstreut wohnen können, einigen aber von diesen, welche mehr in der Mitte Deutschlands und nahe bei einander wohnen, die nächste Geschäftsführung zu überlassen sey, unter der Bedingung sich über alle wichtigeren Gesellschaftsfragen mit den übrigen Vorständen zu benehmen. So ward Halle-Leipzig als Mittelort der Gesellschaft aufgestellt, da es sich glücklicherweise so trifft, daß an diesen zwei benachbarten Universitäten gegenwärtig einige Gelehrte vereinigt sind, welche der Gesellschaft auf die geeignete Weise zu dienen die Lust und die Fähigkeit besitzen. Dennoch liegt es im Wesen der deutschen Verhältnisse, diese beiden Nachbarstädte nicht so zu betrachten, als müsse die Gesellschaft für immer nothwendig an sie gebunden seyn. Dies ist schon deßwegen unmöglich, weil ja die Persönlichkeiten, welche für jetzt die Verlegung des Mittelortes der Gesellschaft nach Halle-Leipzig rathsam machen, immer leicht wechseln können und bei dem völligen Fehlen einer Bürgschaft, daß an den genannten zwei Universitäten immer die tüchtigen und Zutrauen verdienenden Männer sich finden, auf menschliche Zufälligkeiten nichts gebaut werden sollte. Da Deutschland einmal kein Paris oder gar London hat, so muß man diesen Verhältnissen Rechnung tragen, und es wäre insofern unläugbar zu wünschen, daß nicht die genannten zwei Städte ohne alle Erläuterung und Beschränkung in den Statuten als Mittelpunkt der Gesellschaft angegeben wären, woraus für künftige Zeiten nachtheilige und ganz unbegründete Folgerungen abgeleitet werden könnten.

Wenn wir alles bedenken, was für oder gegen die für immer dauernde Feststellung der Gesellschaft auf einen Ort spricht, so kommt uns eigentlich nur ein Grund entgegen, welcher dafür

reden kann: die Bequemlichkeit oder auch die Nothwendigkeit, die der Gesellschaft anwachsende Sammlung von Büchern oder sonstigen Gegenständen an einem beständigen Orte aufzubewahren. Wir dürfen uns aber über die Größe dieser Sammlung keine übertriebene Vorstellung machen. Als jährlichen Beitrag für die Gesellschaft hat nach den Därmstädter Statuten jedes Mitglied *vier Thaler* zu bezahlen; eine sehr geringe Geldmenge, welche aber mit Recht beliebt wurde, um den Beitritt möglichst vielen Freunden morgenländischer Wissenschaften, welche nicht gerade zu den nächsten Fachgenossen gehören, zu eröffnen. Von diesem Gelde müssen außer den geringern Ausgaben zunächst die Kosten für den jährlichen Gesellschaftsbericht bestritten werden;[1] sodann scheint es billig, daß soviel Geld als möglich auf den oben bezeichneten Hauptzweck der Gesellschaft, die Herausgabe, Uebersetzung und Ausbeutung morgenländischer Literaturwerke, verwendet werde. Wäre die Gesellschaft nicht durch ganz Deutschland zerstreut, oder hätte sie einen noch bestimmtern Zweck, z. B. blos die indischen oder die muhammedanischen Literaturen zu umfassen, so würde wohl viel des vorhandenen Geldes auch auf bloße Ankäufe von Büchern nützlich ausgegeben; allein kaum ist zu vermuthen, daß die Mehrzahl der Mitglieder das Gesellschaftsgeld für Bücherankäufe verwendet wünscht, vielleicht einzelne außerordentliche Fälle ausgenommen, über welche besonders zu berathen wäre. Die Lage einer Pariser oder Londoner Gesellschaft wäre auch hierin sehr verschieden, und doch verwenden nicht einmal jene Gesellschaften ihr Einkommen so, sondern überlassen (seltene Fälle ausgenommen) die Einkäufe den sonst bestehenden Bibliotheken und Museen. Es werden also regelmäßig nur Schenkungen seyn, wodurch eine Bibliothek oder ein Museum der Gesellschaft sich bilden kann, und insofern müßte ein angemessener fester Raum für die Gesellschaftssammlungen eingerichtet werden. Ich gestehe nun, wie ich nicht glaube, daß die Gesellschaft einen solchen Raum

[1] Vom vorigen Jahre her ist in jüngster Zeit eine vielleicht maßgebende Veröffentlichung der Art erschienen, welche wir bei dieser Gelegenheit gern vielen Lesern empfehlen: *Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher und auswärtiger Orientalisten in Dresden 1844.* Leipzig bei Engelmann, 1845. Preis 1 Rthlr.

weit zu suchen habe: sollte die Verwaltung der herzoglichen Bibliothek zu Gotha sich entschließen können, den dort schon bestehenden bedeutenden morgenländischen Sammlungen allmählig die der morgenländischen Gesellschaft hinzuzufügen, wenn die Gesellschaft es so wünschte und sich ihr nächstes Anrecht vorbehielte, so würde voraussichtlich damit beiden, der Gesellschaft wie jener Bibliothek, eine Wohlthat geschehen. Unter allen Bibliotheken des mittlern Deutschlands eignet sich keine so sehr, eine allgemein morgenländische zu werden, als die zu Gotha, da diese schon den besten Grund dazu besitzt; und die vielen großen Dienste, welche sie unter einer erleuchteten Verwaltung schon seit Jahrzehnden diesen Studien geleistet hat, würden durch das ihr wieder entgegen kommende Vertrauen der morgenländischen Gesellschaft am schönsten belohnt. Dazu liegt sie auf einem so zu sagen neutralen Boden, um welchen sich leicht alle Deutschen vereinigen können.[1]

Dies sind im Allgemeinen die bescheidenen Gedanken und Wünsche, mit welchen der Unterzeichnete die kaum entstehende Gesellschaft begleitet. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß eine auftauchende Gesellschaft, zumal von so eigenthümlicher Art wie die deutsche morgenländische, anfangs mit manchen Unklarheiten zu kämpfen habe; ihr gedeihliches Fortschreiten aber und ihr dauernder Bestand wird wesentlich davon abhängen, wie gewisse Dunkelheiten und Unebenheiten, welche später zu gewaltigen Hemmungen sich anhäufen können, frühzeitig entfernt werden. Und dann ist nie zu vergessen, daß eine stehende Gesellschaft, so vieles Vortreffliche sie unstreitig leisten kann, doch nie den lebendigen guten Willen und unermüdlichen Fleiß ersetzen kann, welcher entweder in den Einzelnen da seyn und freiwillig wirken muß oder sich eben nirgends findet; denn nicht die Gesellschaft als solche kann ihn schaffen. Wie durch solche reine Begeisterung manche einzelne morgenländische Wissenschaften, so viele irgend etwas näher lagen, bisher in Deutschland blüheten, auch ohne von einer

---

[1] Diese Vortheile sind in der That so einleuchtend, daß schon ein anderer kundiger Gelehrter gegen Anfang dieses Jahrs in den Monatblättern zur Allgemeinen Zeitung einen ähnlichen Vorschlag machte; wir beschränken ihn nur bestimmter auf die Bibliothek.

Geſellſchaft unterſtützt zu werden: ſo wollen wir wünſchen, daß ein gleicher freiwilliger Eifer und edler Trieb ſie ſtets künftig beſeele und die morgenländiſche Geſellſchaft ihm nur zu Hülfe kommend alle die guten Samenkörner hervorlocke, welche in dieſem Boden bereits gelegt ſind.

Tübingen, Anfang Novembers 1845.

E.

Zur Verständigung

über

ein allgemeines deutsches Preßgesetz.

Mit besonderer Beziehung auf die Schrift:
Ideen zur Einführung eines deutschen Preßgesetzes, Berlin ꝛc. 1845.

Von einem Süddeutschen.

„Der gegenwärtige Zustand der Presse in Deutschland ist unhaltbar." Mit diesem Ausspruche beginnt die Schrift, die zur Besprechung unseres Thema uns die nächste Veranlassung gegeben hat. Mag dieselbe wirklich den hochgestellten preußischen Staatsmann, den öffentliche Blätter vermuthen, zum Verfasser haben oder nicht, immerhin zeugt ihr Inhalt und der Geist, in welchem sie geschrieben, dafür, einmal daß der Verfasser nicht zu denjenigen gehört, die man den „Liberalen" zuzurechnen pflegt, und dann, daß er den denkenden und weiterblickenden Staatsmännern angehört; und dies in einem Lande, dessen Regierung und dessen öffentlicher Geist für die Geschicke des Gesammtvaterlandes, und insbesondere für die Lösung unserer Frage von besonderem, vielleicht von sehr entscheidendem Einfluß ist.

Darum begrüßen wir jene Anerkennung mit doppelter Freude.

Mit gleicher Befriedigung stimmen wir dem ebenso wahr als schön Gesagten über die Schädlichkeit der Prävention (im gewöhnlichen Sinne), über das Ungenügende der Censurgerichte

und über die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit von Preßgerichten bei; wie wir auch nicht minder im Weſentlichen über das einſtimmen, was wegen der Verantwortlichkeit der Redaktoren, Verleger und Drucker vorgeſchlagen wird.

Aber ganz befriedigt ſind wir nicht; der Standpunkt, von welchem aus der Verfaſſer die Löſung der Frage von der freien Preſſe auffaßt, und die Mittel, die er vorſchlägt, möchten eine weitere Beleuchtung des Gegenſtandes nicht überflüſſig machen.

Zunächſt von jenem.

Der Verfaſſer will nicht darüber ſtreiten, ob Preßfreiheit ein Recht der Nationen ſey oder nicht; er will ſie gewähren, auch wenn ſie ein Uebel, und das Verlangen darnach eine Krankheit der Zeit ſeyn ſollte; nur eine Probe könne darüber entſcheiden, ob ſie die Geſundheit der Völker im Gefolge habe, oder ob die Völker ſelbſt ſie für ein Uebel erkennen lernen.

Wir bekennen, daß unſere Unbefangenheit nicht ſo weit geht; wir halten vielmehr dafür, daß einem ſo andauernden und weitverbreiteten Verlangen, wie das nach einer größern Freiheit der Preſſe iſt, eine Wahrheit zu Grunde liegen müſſe, eine Berechtigung, welche jeder zum allgemeinen Bewußtſeyn durchdrungenen Idee in der hiſtoriſchen Entwicklung der Völker zur Seite ſteht. Auch hegen wir die feſte Ueberzeugung, daß die Gewährung eines ſolchen Rechtes nie ein Uebel, das Verlangen darnach nie eine Krankheit ſeyn könne; man müßte denn des Glaubens an eine vernünftige Weltordnung ſich entſchlagen.

Faſſen wir die Sache näher ins Auge und nennen wir die Dinge bei ihrem wahren Namen, ſo wird eine Verſtändigung wohl möglich ſeyn; zumal wir im Reſultate zwar auf der einen Seite größere Gewährungen als der Verfaſſer, auf der andern Seite dagegen auch wiederum eine ſtrengere Begrenzung verlangen werden, und nach unſerer Anſicht von der Sache verlangen müſſen.

Der geiſtige Verkehr des Menſchen mit den Menſchen iſt ein Bedürfniß, das in der Natur und Beſtimmung des Menſchen wurzelt; die Menſchen müſſen ihre Gedanken und Gefühle unter einander austauſchen, wenn der Einzelne ſeinen Lebenszweck und die Menſchheit im Ganzen ihre Beſtimmung erreichen ſoll. Ob dieſer geiſtige Verkehr durch die mündliche Rede oder durch die

Schrift, oder durch den Druck, welcher nichts anders als eine mechaniſche Vervielfältigung der Schrift iſt, vermittelt werde, iſt an ſich gleichgültig; es ſind nur verſchiedene, an ſich gleich rechtliche Mittel zu demſelben Zwecke, und eine Verkümmerung des einen oder andern dieſer Mittel iſt eine Beſchränkung jenes dem Menſchen angebornen Bedürfniſſes.

Darum können wir auch nicht es dahin geſtellt laſſen, ob Preßfreiheit mit Recht von den Völkern verlangt werde, und ob es Pflicht der Regierungen ſey, dieſelbe zu gewähren; nein, wir verlangen die Anerkennung dieſes Rechts und jener Pflicht als eine unerläßliche Vorbedingung einer Verſtändigung. Ohne dieſe Anerkennung kann und wird der Kampf gegen die Unterdrückung oder Verkümmerung der freien geiſtigen Mittheilung nicht aufhören, und jede Conceſſion erſcheint nur als eine abgedrungene, halbe, zu keiner auf Ueberzeugung ruhenden Befriedigung, zu keiner feſten Ordnung führende Maßregel.

Aber das Recht des freien geiſtigen Verkehrs ſchließt nicht auch die Befugniß in ſich, Unrecht zu thun, das Recht der Einzelnen, der moraliſchen Perſonen oder ganzer Staaten zu verletzen; es erſtreckt ſich jenes Recht nur bis zu der Grenze, wo ein ſolches Unrecht, eine ſolche Rechtsverletzung anfängt. Die Ehre, der gute Namen Anderer, die Achtung vor dem Heiligen und der Religion dürfen nicht verletzt, die geſetzmäßige Ordnung im Staate darf nicht angegriffen und gefährdet werden. Darum hat, trotz jenes allgemeinen Rechtes, Niemand ein Recht zu Injurien oder Verläumdungen, zu verächtlichen Aeußerungen über das Heilige und die Religion der Staatsbürger, zu Majeſtätsbeleidigungen, zu Aufforderungen zum Aufruhr oder zur Widerſetzlichkeit wider die Organe der Staatsgewalt, oder zu ſonſtigem Beginnen, das in den Geſetzen als rechtswidrig und ſtrafbar bezeichnet iſt; wer ſich ſolches Unrecht erlaubt, macht nicht Gebrauch von jenem Rechte, ſondern er mißbraucht daſſelbe, er mag ſich zu ſeinem widerrechtlichen Zwecke der mündlichen Rede, oder der Schrift, oder der Preſſe bedienen. Die Benützung des einen oder des andern dieſer Mittel kann nur einen graduellen, nicht einen eſſentiellen Unterſchied in dem rechtswidrigen Unterfangen begründen. Ein Unterſchied der erſteren Art findet aber allerdings bei der Benützung der Preſſe ſtatt, durch welche gleichzeitig in größerem

Umfange, als es durch mündliche Rede oder durch die Schrift möglich iſt, auf Andere gewirkt und Schaden geſtiftet werden kann.

Dieſe rechtlichen Grundſätze ſind die Grundpfeiler, auf welchen jedes gerechte und vernünftige Preßgeſetz ruhen muß.

Gegen ſie verſtößt aber die Cenſur, nicht als Prävention überhaupt, ſondern nach ihrem conkreten Begriffe, nach der Art und Weiſe, wie ſich dies Inſtitut in Deutſchland gebildet hat und noch beſteht. Denn die Cenſur in ihrem jetzigen Beſtande beſchränkt ſich nicht darauf, dasjenige, was dem Geſetze zuwiderläuft, das Unrecht, die Rechtsverletzungen, die durch die Preſſe verübt werden wollen, zu unterdrücken, ſie durch Prävention zu verhindern, ſondern ſie unterdrückt noch weiter Alles dasjenige, was der Regierung nicht angemeſſen ſcheint, oder was ſie nicht öffentlich geſagt wiſſen will. Dabei verfährt aber die Regierung überdies, wenigſtens in den meiſten deutſchen Staaten, mit freiem Ermeſſen, überläßt die Unterdrückung des Mißliebigen ſolchen Organen, die von der Staatsregierung abſolut abhängig ſind, gewöhnlich den Polizeibehörden, ohne einen Rekurs an die Gerichte zu geſtatten, die ſonſt zum Urtheil über Rechtsverletzungen berufen und wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad unabhängig ſind. Darin aber, daß auch nur Mißliebiges, nicht blos Geſetzwidriges, verhindert wird und daß kein Rechtsſchutz bei Anwendung der Cenſur beſteht, liegt zunächſt und hauptſächlich der Klagegrund, der beſeitigt werden muß.

Die Prävention, an ſich und nur vom rechtlichen Standpunkt aus betrachtet, kann nicht für widerrechtlich angeſehen werden, ſo lange ſie auf die Verhinderung von geſetzlichem Unrecht, auf die Vorbeugung gegen Rechtsverletzungen ſich beſchränkt. Liegt es ja doch überhaupt in der Aufgabe des Staats, Verbrechen und Vergehen nicht nur, nachdem ſie wirklich verübt worden, zu beſtrafen, ſondern auch ſie zu verhindern, ihnen zu präveniren, ſo weit dies ohne Aufhebung oder allzu große Beſchränkung der Freiheit des Einzelnen geſchehen kann. Warum ſollte der Staat nicht auch berechtigt, ja verpflichtet ſeyn, ein drohendes Unrecht, das durch mündliche Rede, oder durch die Schrift oder durch die Preſſe verübt werden ſoll, rechtzeitig zu verhindern, ehe es zum Vollzug kommt? Wie ließe ſich rechtfertigen, den Staat zum müßigen Zuſchauer von Rechtsverletzungen zu machen, und ihm

nur die nachträgliche Bestrafung derselben einzuräumen? Wenn ein Verwegener sich erfrecht, Jemand auf offener Straße zu insultiren und darin fortzufahren droht, sollte die Polizei nicht ganz in ihrem Recht und ihrer Pflicht verfahren, wenn sie den Beleidiger entfernt? Soll sie zusehen und zuhören, bis derselbe seinen Muth erschöpft hat, und nachher erst wider ihn einschreiten? — Oder wenn der Redner in einer Volksversammlung Aufruhr predigt: soll die Polizei abwarten, bis er geendet hat, und darf und muß sie nicht die verbrecherische Aufforderung, soweit es noch möglich, in ihrer Fortsetzung zu verhindern suchen? Oder wenn ein öffentlicher Diener durch eine schriftliche Mittheilung an das Ausland einen Landesverrath begehen will, und sichere Beweise darüber vorliegen, daß sein Schreiben solchen verbrecherischen Inhalts sey, sollte der Staat dies Schreiben ruhig abgehen lassen, und sich darauf beschränken müssen, nachher ein Strafverfahren darüber einzuleiten?

Ebenso auch bei der Presse. Erhält der Staat sichere Kunde, daß durch dieselbe ein Verbrechen begangen, z. B. eine Majestätsbeleidigung verübt, zum Hochverrath aufgefordert werden soll oder dgl., so darf er nicht gestatten, daß das öffentliche Blatt oder das Werk, in welchem dies Verbrechen unternommen ist, ungehindert verbreitet werde; er hat dies zu verhindern und darf nicht auf die nachträgliche Bestrafung des verübten Unrechts sich beschränken.

Wann, unter welchen Umständen und mit welchen Mitteln, der Staat bei der Presse eine Prävention eintreten lassen müsse und dürfe, wird hienach erörtert werden. Vorerst genügt hier die Nachweisung, daß die Prävention an sich nicht verwerflich, ja daß sie in einzelnen Fällen unentbehrlich sey.

Weichen wir durch diese Anerkennung von der Ansicht des Verfassers, welcher jede präventive Maßregel beseitigt wissen will, zu Gunsten des bestehenden Rechts sehr wesentlich ab, so ist dies, wie es scheint, auch rücksichtlich des Bereiches, auf welchen der Staat bei Beaufsichtigung der Presse sich zu beschränken hat, der Fall. Denn in letzterer Beziehung weist der Verfasser dem von ihm vorgeschlagenen Preßgerichte zwei Arten von Preßvergehen zur Aburtheilung zu: einmal die Verletzung der im Preßgesetz besonders gegebenen Vorschriften, und dann die schon in den

proſaiſchen Werke ſind ihrer Form und ihrem Inhalt nach kräftige und glückliche Verſuche, von ſchwülſtiger Unnatur zur Natur zurückzukehren. Man ſage nicht, die Poeſie ſey hier zur Proſa herabgeſunken. Die Poeſie war ſchon ſo verdorben, daß ſie ſich nicht mehr in den ausgeſchliffenen metriſchen Formen helfen konnte. Der Geiſt mußte ſich nothwendig eine andere Form ſuchen, und fiel naturnothwendig im Gegenſatz gegen alle alten mißbrauchten metriſchen Formen auf die Proſa. Der Vorwurf, daß die Menſchen allmählig zu abgeſtumpft und träge geworden ſeyen, um ſich noch mit der Verskunſt Mühe zu geben, trifft nur die Compilatoren, mythologiſchen Sammler und Anekdotenſchreiber, nicht aber den geiſtreichen Luzian, der die Proſa lediglich als natürliche Waffe gegen die Unnatur braucht und in ihr eine Kraft entwickelt, die der Metrik längſt abgeſtorben war. Der Inhalt faſt aller ſeiner Schriften iſt eine Proteſtation gegen die poetiſchen Illuſionen der heidniſchen Vorzeit, eine witzige Verſpottung derſelben.

Wir zweifeln nicht im geringſten, Luzian würde eine griechiſch-römiſche proſaiſche Romanliteratur in ſehr weitem Umfang gegründet haben, wenn nicht die ganze antike Welt in der Völkerwanderung wie ein ſchöner Traum verſunken wäre. Der große Einfluß, den er noch auf die viel ſpätere ſpaniſche, italieniſche, deutſche, franzöſiſche und engliſche Proſa geübt hat, bürgt uns dafür. Allein die antike Literatur konnte auf der von ihm vorgezeichneten Bahn nicht fortſchreiten, weil das Chriſtenthum und der Einfluß des germaniſchen Geiſtes die Welt und Literatur gänzlich umgeſtaltete. Der mit Luzian abgeriſſene Faden konnte erſt in mehr als einem Jahrtauſend wieder angeknüpft werden.

Dies geſchah in der Reformation. Das Mittelalter hatte ſich überlebt. Die urſprünglich heilige Begeiſterung war in einer verlogenen Scholaſtik und in Heuchelei verkommen. Wurden die ſchönen Illuſionen des Mittelalters zunächſt durch die egoiſtiſche Politik der Höfe zerſtört, ſo gewann endlich auch im Volk eine nüchterne und praktiſche Weltanſicht die Oberhand über den frommen alten Glauben und Aberglauben. Die gemüthliche und phantaſtiſche Weltanſicht, worin das ganze Mittelalter gleichſam verzaubert geweſen, mußte fallen. Die Reformation, die Wiederbelebung der alten Literatur, der Aufſchwung des Handels und der Naturwiſſenſchaften gaben dem kalten und trockenen Verſtande

allgemeinen Landesgesetzen verpönten Verbrechen, welche durch den incriminirten Artikel oder die Schrift begangen werden, wie Majestätsbeleidigung, Verspottung der Religion, Aufreizung zum Umsturz der Verfassung u. s. w. Soll unter den ersteren Uebertretungen nur die Verletzung der formellen Vorschriften, welche der vorgeschlagene Entwurf eines Preßgesetzes enthält, verstanden werden, so sind wir einverstanden, da alsdann jenes Arbitrium, vermöge dessen die dermalige Censur selbst nur Mißliebiges verbietet, stillschweigend aufgehoben und nur Gesetzwidriges, die eigentlichen Verbrechen und die Uebertretung der polizeilichen Preßvorschriften geahndet werden sollen. Allein es ist nöthig, hierüber sich klar zu seyn und sich bestimmt auszusprechen, wenn eine gründliche Verständigung möglich seyn soll.

Nach Diesem wenden wir uns zu den Vorschlägen, welche dem dermaligen Censurzustande substituiren wollen. Dieselben bestehen wesentlich in Folgendem:

Die Zeitungen und die (mindestens in vierteljährlichen Abschnitten wiederkehrenden) Zeitschriften erfordern einen unbedingt verantwortlichen Vertreter in dem Redakteur, welcher eine im Minimum gesetzlich bestimmte Kaution zu leisten, und sich auf jedem Blatte oder Hefte zu nennen, auch von denselben bei der Ausgabe ein Exemplar an die Ortspolizeibehörde abzuliefern hat, bei Vermeidung einer Geldbuße und der Beschlagnahme. Neben dem Redakteur haftet auch der Verfasser und dem Ersteren wird der Regreß an den Letzteren vorbehalten. Einer obrigkeitlichen Ermächtigung zur Herausgabe eines Blattes bedarf es nicht, jedoch bleibt der Regierung ein Veto gegen bescholtene Personen vorbehalten, worüber zuletzt das Preßgericht entscheidet.

Bei den übrigen Druckschriften soll der Verleger (von dem übrigens eine Kaution nicht verlangt wird) verantwortlich seyn, ohne Rücksicht, ob er den Verfasser nennen kann oder nicht; doch haftet auch der letztere als Mitschuldiger; der Drucker aber haftet nur dann, wenn er unmittelbar für den Verfasser den Druck besorgte, und dieser weder genannt ist, noch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Der Verleger und der Drucker haben jedoch den Regreß an den Verfasser. Auf jeder Schrift ist bei Strafe und bei Vermeidung der Beschlagnahme

der Verleger sowohl als der Drucker zu nennen, und ein Exemplar binnen 48 Stunden nach ihrer Ausgabe bei der Ortspolizeibehörde niederzulegen.

Schriften, die in deutscher Sprache außerhalb der deutschen Bundesstaaten erscheinen, bedürfen einer Debitserlaubniß von Seiten der Staatsverwaltung, welche nur für den betreffenden Bundesstaat wirksam ist; Berufung an das Preßgericht ist vorbehalten.

Im Falle der Verübung eines in den allgemeinen Landesgesetzen verpönten Verbrechens durch eine periodische Schrift, trifft den Redakteur noch als besondere Strafe im ersten Verurtheilungsfall eine dem Drittheile, im zweiten Fall eine der Hälfte seiner Kaution gleichkommende Geldbuße und ist die Kaution sofort zu ergänzen, ehe das Blatt weiter erscheinen darf; im dritten Fall ist die Kaution verwirkt und der Redakteur auf 5 Jahre unfähig zur Redaktion irgend eines Blattes. Sind Herausgeber und Redakteur verschiedene Personen, so kann Ersterer einen andern Redakteur bestellen; andernfalls hört das Blatt 5 Jahre auf. Verfällt ein Redakteur nach dreimaliger Bestrafung wieder in eine Strafe wegen eines gemeinen Vergehens, so verliert er die ganze Kaution und für immer die Befugniß zur Redaktion oder Herausgabe eines Blattes, und im Ungehorsamsfalle trifft ihn Freiheitsstrafe.

Im Falle der Verübung eines Verbrechens durch eine nichtperiodische Schrift erleidet der Verleger oder Drucker außer der gemeinen Strafe, noch besondere Geldstrafen von 500—1000 Rthlr. im ersten, von 1000—3000 Rthlr. im zweiten und von 3000—5000 Rthlr. im dritten Falle, auch erfolgt die Vernichtung des incriminirten Verlagsartikels; nach dreimaliger Bestrafung tritt neben der Geldbuße Verlust des Rechts zum Gewerbsbetrieb ein.

In allen Uebertretungsfällen gegen das Preßgesetz gilt die praesumtio doli. Die Geldbußen fallen in die Armenkasse.

Die Bestrafung in dem einen Bundesstaate begründet auch in den übrigen Bundesstaaten die Strafe des Rückfalls.

Zur Aburtheilung der durch die Presse verübten gemeinen Verbrechen und der besonderen Preßvergehen wird die Jury, die niemals jene unbedingte Unabhängigkeit und Leidenschaft-

loſigkeit und jene Conſequenz erreichen und bewahren könne, wie ein unabſetzbarer Gerichtshof, entſchieden verwerfen, und dagegen für jeden Bundesſtaat ein Preßgericht mit unabſetzbaren Richtern und einem gleichfalls unabſetzbaren Staatsanwalt vorgeſchlagen; dieſes Gericht ſoll die einzige Inſtanz bilden und in ſeinem Verfahren nach der Rechtsverfaſſung des betreffenden Bundesſtaats ſich zu richten, auch nur auf gänzliche Freiſprechung oder ordentliche Strafe zu erkennen haben.

Endlich ſoll das proponirte allgemeine Preßgeſetz nur von der deutſchen Bundesverſammlung materiell abgeändert werden können.

Dies die Vorſchläge die, wie geſagt wird, nur mit der Löſung einer unabweisbar praktiſchen Frage ſich beſchäftigen, und wobei zum Voraus die Einreden der Juriſten recuſirt werden ſollen.

Auch wir betrachten den Gegenſtand vorherrſchend von der praktiſchen Seite; doch können unſerer Anſicht nach gleichwohl die rechtlichen Grundſätze dabei nicht ganz zur Seite bleiben. Es wird ſich nur davon handeln, ſie nicht mit rigoroſer Conſequenz auf die Spitze zu treiben, vielmehr ſie ſoweit, als es der Zweck durchaus erfordert, aber auch nur ſo weit, zu limitiren. Dieſer Zweck aber iſt kein anderer als die Vereinigung größtmöglicher Freiheit des geiſtigen Verkehrs durch die Preſſe mit der Rechtsſicherheit des Einzelnen und des Ganzen.

Die periodiſche Preſſe, die wir zunächſt ins Auge faſſen, beginnt auch in unſern deutſchen Landen eine Macht zu werden. Darum iſt jede Staatsregierung aufgerufen, ihr die ernſteſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden und den wachſenden Strom — nicht gewaltſam zurückzuſtauen, was nur Unheil bringen kann, — wohl aber ihn mit weiſer Vorſicht und Berechnung einzudämmen und zu leiten, damit er nicht zerſtörend alle Schranken niederreiße und ſtatt belebend und befruchtend, nur zerſtörend und verwüſtend das Land überfluthe und durchwühle. Die Wirkungen dieſer Preſſe ſind unberechenbar und unaufhaltſam, ſobald das Blatt in die Hände des Publikums gegeben iſt; keine nachfolgende Strafe, auch wenn ſie noch ſo raſch und noch ſo kräftig

folgt, kann den intellektuellen und moralischen Schaden, der gestiftet wurde, wiederum ganz aufheben. Selbst die wärmsten Freunde einer freien Presse werden dies nicht läugnen können.

Deßhalb scheint es die Staatsklugheit zu gebieten, bei diesem Theil der Presse nicht auf repressive Maßregeln sich zu beschränken, sondern vorbeugend den gefährlichen Mißbrauch zu verhüten, soweit dies ohne drückende Belästigung und Verkümmerung des freien geistigen Verkehrs geschehen kann; wobei, was nicht genug premirt werden kann, es einzig und allein davon sich handeln darf, die Presse innerhalb der Schranken des Gesetzes zu halten, d. h. der Presse die Begehung von Unrecht und Rechtsverletzungen niederzulegen.

Daß eine vorgängige Erlaubniß zur Herausgabe eines Blattes nicht erfordert werden dürfe, ist für sich selbst einleuchtend, da das Recht, überhaupt sich durch die Presse auszusprechen, nicht von dem bloßen Arbitrium der Regierungsgewalt abhängen darf; ebenso gewiß aber ist eine Anzeige von dem Erscheinen eines neuen Blattes nöthig, damit eine alsbaldige Ueberwachung möglich wird. Ein Veto der Verwaltung mit dem Rekurs an das Preßgericht erscheint uns unentbehrlich, jedoch darf dasselbe nicht in der vagen Weise eingeräumt werden, daß „moralisch und rechtlich bescholtene Personen" ausgeschlossen werden können; denn selbst einem Gerichte darf ein solch unbeschränktes Arbitrium nicht zugestanden werden. Was ist moralisch beschollten? wer kann nicht am Ende moralisch verdächtigt werden? — Das Veto muß auf Diejenigen beschränkt seyn, die zu einer infamirenden Strafe verurtheilt oder sonst der bürgerlichen Ehre verlustig wurden — (denn das Recht, öffentlich zum Volk zu reden, muß ein staatsbürgerliches Ehrenrecht seyn), und auf Diejenigen, die nach den speziellen Bestimmungen des Preßgesetzes für unfähig zur Redaktion eines Blattes erklärt worden sind.

Sodann aber erscheint uns unumgänglich nöthig, daß von jedem Blatte oder Hefte einer periodischen Schrift vor ihrer Ausgabe ein Exemplar zur Polizeibehörde hinterlegt werde, damit sie erforderlichen Falls die wirkliche Ausgabe verhindern kann. Die Rechtfertigung dieses Verlangens liegt in dem über die Wirksamkeit der periodischen Presse oben Gesagten. Eine Hinterlegung bei der Ausgabe des Blattes erscheint als ungenügend.

Wenn gleichzeitig mit jener Hinterlegung das Blatt durch die Poſt nach allen Richtungen in die Welt geſendet iſt, kann ihm die Polizei nicht nacheilen und nichts mehr verhindern; es dient jene Hinterlegung nur etwa noch zur Conſtatirung des Thatbeſtandes für das nachträgliche Strafverfahren. Die Aufgabe der Staatsgewalt aber, einen Mißbrauch der periodiſchen Preſſe zu verhindern, ſcheint uns nach der Bedeutung und Gefährlichkeit eines ſolchen Mißbrauchs ſo unerläßlich, daß eine präventive Maßregel, wodurch nur Widerrechtliches unterdrückt worden ſoll, und wodurch im Uebrigen nur eine minder erhebliche Verzögerung der Verſendung eintreten kann, als keine Beſchränkung der natürlichen Freiheit, die im Mißverhältniß mit dem Zwecke ſtünde, betrachtet werden kann.

Befindet ſich die Polizeibehörde im Beſitz des Blattes, ſo hat ſie unverweilt zu unterſuchen, ob etwas Geſetzwidriges darin enthalten ſey; und wenn dies wirklich der Fall, iſt das Blatt oder Heft vorläufig mit Beſchlag zu belegen. Hiegegen aber muß die Berufung an das Gericht geſtattet werden, von deſſen Urtheil es ſodann abhängen muß, ob auf dem Beſchlage zu beharren und Unterſuchung über das Vergehen einzuleiten, oder das Blatt freizugeben ſey. Da hiebei nach dem, was oben ausgeführt wurde, einzig das entſcheiden darf, ob der Inhalt den Geſetzen zuwider, ob etwas in den Geſetzen Verpöntes unternommen ſey, ſo leuchtet ein, daß dieſer Vorſchlag ſich weſentlich von der Cenſur im heutigen Sinne unterſcheidet, und daß er nicht mehr bezweckt, als eine vorgängige Verhinderung von Geſetzwidrigem, wozu der Staat überhaupt verpflichtet iſt, nicht aber eine Beſchränkung der Preſſe innerhalb der Schranken des Geſetzes, nicht eine Bevormundung des geiſtigen Verkehrs. Gegen die Willkühr gewährt der allein entſcheidende Richterſpruch die nöthige Garantie, und gegen Verzögerungen iſt durch kurzbemeſſene Friſten für das Innehalten mit der Verſendung, für den polizeilichen Beſchlag und die richterliche Entſcheidung darüber, leicht Vorſorge zu treffen.

Endlich fordern wir bei jeder periodiſchen Schrift einen Redakteur, der Kaution zu leiſten und in subsidium für den Inhalt einzuſtehen hat.

Es bemerkt, was die Verantwortlichkeit des Redakteurs

überhaupt betrifft, die Eingangs gedachte Schrift gewiß mit Recht:

„Wir betrachten den Redakteur als die Seele des Unternehmens. Er wählt den Stoff, die Richtung, die Mitarbeiter; er prüft den Gehalt, die Form des zu Veröffentlichenden; er ist mitwissend an Allem, was zum Zweck der Zeitung oder Zeitschrift durch seine Hände geht; er darf sich nicht mit Unkunde schützen; er haftet sonach für das Gelieferte, Veröffentlichte.

Der Staat hat es nur mit der Intelligenz zu thun, weil nur diese ihm feindlich gegenüber treten kann. Der Redakteur ist der Repräsentant dieser Intelligenz. An ihn hält sich daher der Staat ausschließlich.

Der Staat muß eine greifbare Person gegenüber haben, von der er Garantie fordern und auf deren Verantwortlichkeit er fußen kann.

Der Staat kann sich nicht damit befassen — es ist seiner Würde zuwider — entweder der Diskretion des Redakteurs Daumenschrauben anzulegen, oder mit Anonymis Haschen zu spielen. Ohne Anonymität läßt sich erfahrungsmäßig eine freie literarische Thätigkeit nicht denken. Es muß jedem überlassen bleiben, ob er sich der Welt zu erkennen geben will oder nicht. Die rechtschaffensten und berühmtesten Männer haben oft Anonymität vorgezogen. Es kann Verhältnisse geben, wo der Zwang sich zu nennen, einem Verbot, zu schreiben, gleichkäme.

In der Redaktion geht Alles auf; sie ist für den Staat, wie für die Schriftsteller das alleinige Subjekt der periodischen Presse. Jedes Blatt muß daher durch einen ausschließlich und unbedingt verantwortlichen Redakteur vertreten werden."

Zu den wichtigsten, weil erfolgreichsten Bestimmungen eines Gesetzes über die periodische Presse gehören zweifelsohne diejenigen, wodurch das Verhältniß des Redakteurs normirt wird, und gerade hierin werden allerdings die gewöhnlichen Rechtsregeln mehrfache Modifikationen erleiden müssen, wenn die Staatsgesellschaft gegen den Mißbrauch der Presse kräftig geschützt und doch die Freiheit der letzteren nicht allzusehr beschränkt werden soll.

Wir geben unſere Gedanken hierüber kurz in Folgendem.

Daß durch die Beſchlagnahme, wie wir ſie oben vindicirten, die Beſtrafung des Geſetzwidrigen, welches in der Schrift enthalten, nicht ausgeſchloſſen werde, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, als daß dieſe Beſtrafung auch dann erfolgen muß, wenn die Beſchlagnahme unterlaſſen worden. Denn ein unternommenes Verbrechen kann dadurch nicht ſtraflos werden, daß die Vollendung noch durch Einſchreiten der Obrigkeit verhindert wurde, noch dadurch, daß ein ſolches Einſchreiten fahrläſſig unterlaſſen wurde. Der Thäter haftet dem Geſetze für das vollendete und für das verſuchte Verbrechen jeder Zeit. Bei den Verbrechen und Vergehen, die nach dem Strafgeſetze nur auf erhobene Klage von Seiten des Verletzten zu unterſuchen ſind, kann ohnedem, was wir nachträglich berühren müſſen, eine vorläufige Beſchlagnahme nicht von Amtswegen eintreten; bei ſolchen Uebertretungen hat, ebenſo wie die Strafjuſtiz, auch die Polizeiſtelle das etwaige Anrufen des Betheiligten abzuwarten.

Die Verantwortlichkeit des Redakteurs kann weder eine unbedingte noch eine ausſchließliche ſeyn. Es iſt dies nicht erforderlich und zuweilen rechtlich geradezu unzuläſſig. Selbſt nach dem, obiger Schrift angehängten Geſetzesentwurf ſoll ungeachtet deſſen, was im Contexte dafür angeführt wurde, die Verantwortlichkeit des Redakteurs wenigſtens keine ausſchließliche ſeyn, da neben der unbedingten Haftverbindlichkeit des Redakteurs die Beſtimmung vorgeſchlagen iſt: „daß hiedurch die Verantwortlichkeit des Verfaſſers nicht aufgehoben noch ausgeſchloſſen werde.“

Wir unterſcheiden.

Zunächſt iſt uns klar, daß bei anonymen Artikeln, welche nicht verboten werden können, wenn dem freien literariſchen Verkehr nicht ungebührliche Feſſeln angelegt werden ſollen, — der Redakteur einzuſtehen hat, ſo lange er den Verfaſſer nicht freiwillig nennt. Denn alsdann macht er den Artikel unbedingt zum eigenen Produkt und der Staat hält ſich mit Recht an den, aus deſſen letzter Hand er kam. Nennt aber der Redakteur freiwillig den Verfaſſer, ſo iſt es gerade ſo zu halten, wie wenn der letztere ſich ſelbſt genannt hätte; — natürlich das Geſtändniß des Verfaſſers oder den Beweis vorausgeſetzt.

Hat sich der Verfasser selbst genannt, oder ist er vom Redakteur nachher bezeichnet worden, so unterscheiden wir weiter: ob das incriminirte Vergehen, das durch den Artikel begangen worden, in einem an und für sich selbst schon erkennbaren Unrecht besteht (z. B. Majestätsbeleidigung, Aufforderung zum Hochverrath, zum Aufruhr, Injurien ꝛc.), oder ob dies nicht der Fall ist, wie namentlich bei der Anführung von Thatsachen, wodurch im Falle der Unwahrheit eine Verläumdung begangen wird.

Für letztere kann der Redakteur nicht unbedingt einstehen; er kann nicht allwissend seyn und auch nicht über jede Thatsache, die sein Blatt behauptet, Untersuchung nach juridischem Beweis anstellen; es muß genügen, wenn er die nöthige Vorsicht, die gebührende diligentia beobachtet hat. Dies aber darf und muß das Gesetz annehmen, sobald der (sogleich oder später genannte) Verfasser ein in einem deutschen Bundesstaate ansäßiger Mann ist, an welchen der Staat oder der Beleidigte sich halten kann. In solchen Fällen muß die Verantwortlichkeit des Redakteurs cessiren; und dies selbst dann, wenn etwa der Verfasser (wegen später erfolgten Todes, oder Flucht ꝛc.) nicht selbst belangt werden kann, da es kein Axiom für den Staat seyn darf, wegen eines Vergehens jedenfalls irgendwen zu strafen, vielmehr jede Strafe, wenn sie nicht in blinde Grausamkeit ausarten soll, auf einer wirklichen Schuld beruhen muß.

Enthält dagegen der incriminirte Artikel ein an und für sich (auch von dem Redakteur) erkennbares Vergehen oder Verbrechen, so führen schon die allgemeinen strafrechtlichen Grundsätze zu der Bestimmung, daß Redakteur und Verfasser als Mitschuldige gleichzeitig verantwortlich sind. Warum sollten auch nicht Beide, welche wissentlich das Gesetz verletzen, hiefür mit der gesetzlichen Strafe büßen? Soll die Presse ein Privilegium zu strafloser Verübung eines Verbrechens abgeben, so daß der sich selbst nennende Verfasser, oder der vom Redakteur genannte, vor dem Gesetze, das er wissentlich verletzte, frei umhergehen kann? Nur den Anonymus, den der Redakteur nicht nennt, kann das Gesetz ignoriren, da höhere Gründe dafür sprechen, keine Denunciation zu erzwingen, und da es, wie in der oben ausgehobenen Stelle mit Recht gesagt ist, der Würde des Staats zuwider läuft, entweder der Diskretion des

Redakteurs Daumenſchrauben anzulegen oder mit Anonymis Haſchen zu ſpielen.

Der Drucker endlich, welcher rein mechaniſch mitwirkt und bei welchem eine bewußte Theilnahme an dem Verbrechen nicht vorausgeſetzt werden darf, kann ebenſo wenig reſponſabel ſeyn, als der Verleger oder Eigenthümer der Zeitung oder der Zeitſchrift, welcher durch die vom Geſetz verlangte Beſtellung eines verantwortlichen Redakteurs von der Pflicht zur eigenen Controle jedes Artikels entbunden ſeyn muß. Eine rückſichtsloſe Anwendung juriſtiſcher Conſequenzen, die ein Einſchreiten gegen alle irgendwie bei einem verbrecheriſchen Artikel thätig geweſenen Perſonen, um deren etwaiges Mitwiſſen auszumitteln, anrathen könnte, würde zu endloſen Preßprozeſſen, zu wahren Abſurditäten und dazu führen, das Geſetz lächerlich zu machen; ſie würde die raſche Verhängung der Strafe, wodurch die Wirkſamkeit der Strafe ſo ſehr bedingt, zum Nachtheil des Anſehens des Geſetzes meiſt unnöthig aufhalten. — Oder ſoll in der Unterſuchung auch dem Setzer, dem Drucker, demjenigen, der die Druckbogen aufgehängt oder zuſammengelegt, dem, der ſie collationirt oder corrigirt hat, dem Austräger, dem Buchbinder, der das Heft gebunden ꝛc., nachgegangen werden, da vielleicht einer und der andere von ihnen den verbrecheriſchen Artikel mit dem Bewußtſeyn ſeiner Strafbarkeit geleſen und inſoferne wiſſentlich zur Vollendung des Preßverbrechens mitgewirkt haben kann? —

Dies wären die Grundzüge, worauf ſich die Beſtimmungen über die periodiſche Preſſe ſtützen müßten, wenn ſie einerſeits dieſem Theile des geiſtigen Verkehrs die gebührende Freiheit verſchaffen, anderntheils die Staatsregierung in die Lage ſetzen ſollen, im Intereſſe des Ganzen dem gefährlichen Mißbrauche der Preſſe vorzubeugen und Recht, Sitte und Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten.

Nur zwei Bemerkungen haben wir noch nachzutragen, bezüglich der von dem Redakteur zu verlangenden Kaution, und bezüglich des in dem ſchon erwähnten Geſetzesentwurfe dem Redakteur vorbehaltenen Regreſſes an den Verfaſſer.

Mit vollem Rechte werden zum Voraus gegebene poſitive Vorſchriften über die Größe jener Kaution für nothwendig erklärt, um Schutz gegen den am Ende in Unterdrückung mißliebiger

Tendenzen auf präventivem Wege ausartenden Mißbrauch zu gewähren. Dieser Zweck wird jedoch nicht erreicht, wenn nur ein Minimum der Kaution bestimmt wird; es muß auch ein Maximum festgesetzt werden.

In wie weit sodann dem Redakteur ein Regreß gegen den Verfasser zustehen solle, ist schwer zu begreifen. Es fragte sich, ob der Regreß nur wegen der Geldstrafen, welche den Redakteur neben den in den allgemeinen Landesgesetzen auf die Uebertretung angedrohten Strafen treffen sollen, oder auch wegen dieser letzteren Strafen und auch wegen der etwa gegen den Redakteur ausgesprochenen Unfähigkeitserklärung zur Redaktion oder Herausgabe einer periodischen Schrift stattfinden solle? Das Letztere ginge wohl keines Falles an, da eine solche Unfähigkeitserklärung nur als Folge eines mehrmaligen Rückfalles des Redakteurs eintreten soll, für einen solchen Rückfall aber der Verfasser nicht einstehen kann; die ordentliche Strafe für das durch den Artikel begangene Verbrechen, welche meist in einer Freiheitsstrafe bestehen wird, trifft neben dem Redakteur auch den bekannten Verfasser, und nicht zu rechtfertigen wäre es, den letzteren, der die verdiente Strafe selbst büßen muß, auch noch anhalten zu wollen, wegen der für das gleiche Vergehen einem Andern zuerkannten Strafe diesen zu entschädigen. Abgesehen davon, daß der Verfasser mit doppelter Ruthe gezüchtigt würde, was dem Principe der Gerechtigkeit widerstritte, möchte es doch wohl des Staates nicht würdig seyn, den Einen zu bestrafen und ihm zugleich das klagbare Recht einzuräumen, sich von dem Andern dafür schadlos halten zu lassen. Dieselben Gründe sprechen auch endlich gegen die Zulässigkeit eines solchen Regresses wegen der besonderen im Preßgesetz dem Redakteur angedrohten Geldstrafen; diese sind dem Redakteur wegen eigener Verschuldung, wenigstens wegen Unterlassung der nöthigen diligentia bei der Redaktion, zugedacht und auch nur dadurch gerechtfertigt; sie müßten aber ihren Zweck nothwendig verfehlen, wenn der Redakteur sich dafür wieder schadlos halten könnte.

Darum kann die Einräumung eines Regreßanspruchs des Redakteurs gegen den Verfasser nicht gebilligt werden. Nach unsern obigen Vorschlägen fällt aber auch jeder denkbare Grund für eine solche Abnormität hinweg, da wir den Redakteur in denjenigen Fällen, in welchen ihn keine eigene Schuld trifft, nicht

entschiedenes Uebergewicht. Das in der Reformation entfesselte Wort fand in der eben entdeckten Buchdruckerkunst das wirksamste Mittel seiner allseitigen Verbreitung, und dieses Wort war Prosa. Zu derselben Zeit war die einst so blühende Poesie des Mittelalters in die elendeste Meistersängerei ausgeartet; man hämmerte nur noch Verse, anstatt zu dichten. Wie hätte unter diesen Umständen die kräftige neue Prosa nicht überall die Herrschaft erringen müssen?

Genau so wie früher Lukian gegen die abgestorbene Poesie der antiken Welt auftrat, erhob sich Boccaccio in Italien spottend gegen die entartete Clerisei, Cervantes in Spanien gegen das abgewelkte Ritterthum, Rabelais in Frankreich gegen die Scholastik, und alle diese reichbegabten Dichter schrieben in Prosa. Von ihnen ging die ganze Romanliteratur der neuern Zeit aus.

Von diesem Augenblick an galt die Versekunst nicht mehr ausschließlich als Poesie; es trat ihr der poetische Gebrauch der Prosa zur Seite. In vielen Beziehungen war diese neue Herrschaft der Prosa, sofern in ihr die Geister sich verjüngten und kräftigten, auch der Metrik günstig. Ohne die allgemeine Erfrischung durch die neue prosaische Literatur hätte sich auch keine neue veredelte Versekunst bilden können. Allein es ist auch nicht zu läugnen, daß die Prosa häufig, und besonders in unsern Tagen, der Poesie Abbruch gethan hat. Das Publikum ist durch die Ueberschwemmung mit allzubequemen Unterhaltungsschriften in Prosa für das Verständniß einer strengern Versekunst und für feinere poetische Genüsse abgestumpft worden, und es ist schon viel Gemeines in Prosa geschrieben worden, wofür die metrische Form doch zu edel gewesen wäre.

Mehr oder weniger waren alle metrischen Bestrebungen seit der Reformation Versuche, uns wieder vom Standpunkt der gemeinen Weltansicht in die höhere Sphäre des Wunderbaren zu versetzen, Mahnungen an die alte, ganz von einem schönen Glauben und Aberglauben durchdrungene Welt, gleichsam Erinnerungen an ein verlornes Paradies, wenn die Dichter auch eben so häufig in Illusionen der Zukunft, als in Träumen der Vergangenheit schwelgten. Die Versekunst trachtete und trachtet im Allgemeinen immer dahin, uns über das Gewöhnliche und Alltägliche zu erheben, und gewissermaßen zu bezaubern. Dagegen hat sich der prosaische Roman, seinem ersten Ursprung angemessen, vorherrschend immer an das

verantwortlich machen, bei eigener Schuld aber ihn mit Recht eine Strafe trifft, welche auf ihm ruhen bleibt, und da dem Verfaſſer, neben dem Redakteur, gleichfalls die verſchuldete Ahndung werden ſoll. Nur im Falle der Anonymität des Verfaſſers, und wenn der Redakteur denſelben nicht ſelbſt nennt, geht der Erſtere nach unſerem Vorſchlag ſtraffrei aus und hält ſich das Geſetz einzig an den Redakteur. Geſchieht aber dies, ſo muß es dabei ſein Verbleiben haben und das Geſetz muß die Inconſequenz vermeiden, das, was es das einemal für entbehrlich hält, nach der Willkür des Redakteurs ex post in einem andern Wege Rechtens (vor dem Civilrichter) gleichwohl eintreten zu laſſen. Auch könnte doch der Staat, welcher die Civil- und Strafjuſtiz in ſich vereinigt, das Ergebniß der Verhandlung über einen Regreßanſpruch vor dem Civilrichter nicht ignoriren; er müßte, wenn zum Behuf der Verfolgung des Regreſſes der anonyme Verfaſſer dem Civilrichter genannt iſt, denſelben nun auch vor die Schranken des Strafrichters rufen: dann aber träfe den Verfaſſer wieder doppelte Strafe. — Es iſt keine andere Wahl: wenn die Anonymität geſchont werden ſoll, ſo darf das Geſetz durchaus keine Rückſicht auf einen ſolchen Unbekannten nehmen, auch nicht durch Geſtattung eines Regreſſes gegen ihn, und der Redakteur, der für ihn einſteht, muß unbedingt und definitiv zu haften haben.

Wenden wir uns nunmehr zu der nichtperiodiſchen Preſſe, dem eigentlichen Buchhandel.

Daß dieſer Theil des literariſchen Verkehrs im Allgemeinen verſchieden von der periodiſchen Preſſe zu betrachten und zu behandeln ſey, liegt in der Natur der Sache ſelbſt und iſt auch von der beſtehenden Preßgeſetzgebung anerkannt. Theils unterſcheidet ſich die einzelne literariſche Arbeit ſchon dadurch von der periodiſchen Preſſe, daß dieſe ein feſtes Publikum hat, zu dem ſie ſpricht, und daß ſie durch die Continuität in ihrer Wirkung mächtiger iſt, während die einzelne Schrift nicht zum Voraus ihr Publikum vor ſich hat und ungewiß iſt, welches ſie finden wird, auch jedenfalls die Wirkſamkeit einer ſolchen Schrift mehr eine vereinzelte, momentane und ſeltener lange andauernde iſt. Zu dieſem kommt, daß bei größeren Werken der höhere Preis und die größere Zeit und Mühe, die der Leſer darauf zu verwenden hat, den Abſatz und den Leſerkreis vermindert, und daß ſelbſt ſchon

eine derartige Lektüre ganz anders wirkt, als jene leichte Dosis der Zeitungsartikel.

Nur eigentliche Flugschriften stehen in der letzteren Beziehung den Zeitungsartikeln ziemlich gleich, und es wird sich wohl kaum viel einwenden lassen, wenn bei ihnen der gleiche Grundsatz über eine Prävention zur Anwendung gebracht wird, den wir in dem Obigen für die periodische Presse als den angemessenen bezeichneten. Jedoch dies auch einzig bei den Flugschriften im strengen Sinne, wohin keineswegs alle Druckschriften unter 20 Bogen, wie nach den Bundesvorschriften, vielmehr wohl nur diejenigen gerechnet werden dürfen, die etwa 5 Bogen oder weniger umfassen.

Die Vorschläge in mehr erwähnter Schrift sind in Beziehung auf den eigentlichen Buchhandel jenen bei der periodischen Presse analog: mit Entfernung aller Präventivmaßregeln soll, wie bei der periodischen Presse der Redakteur, so bei den nicht periodischen Schriften der Verleger unbedingt für den Inhalt der Schrift einstehen, und dies neben dem Verfasser, wenn dieser zu fassen sey. Der Drucker soll haften, wenn er den Druck unmittelbar für den Verfasser unternahm, und dieser weder genannt ist, noch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Von jeder Schrift soll binnen 48 Stunden nach der Ausgabe ein Exemplar bei der Polizeibehörde hinterlegt werden, bei Vermeidung der polizeilichen Beschlagnahme und einer Geldstrafe. Endlich soll dem Verleger oder Drucker gegen den Verfasser der gleiche Regreß zustehen, wie bei periodischen Schriften.

Hören wir, wie jener Hauptgrundsatz, die unbedingte Verantwortlichkeit des Verlegers, begründet werden will:

„Kein Buchhändler, wird gesagt, nimmt (man muß dies wenigstens als die Regel und als eine diligentia, quam quisque in suis rebus præstat, voraussetzen) ein Manuscript an, ohne dessen Inhalt zu prüfen, wenigstens um zu ersehen, ob es gut einschlagen werde.

Er nimmt es also wissentlich als einen Artikel in Verlag, an dem er entweder einen innern Antheil nimmt, indem er Kunst, Wissenschaft, oder irgend welche Tendenzen oder Interessen der Zeit fördern will, oder mit dem er einen Gewinn zu machen hofft.

Er übernimmt aber eben hiedurch mit dem Verlage eine Verantwortlichkeit für den Inhalt der Schrift.

Dies werden viele Buchhändler nur mit Widerstreben einräumen wollen. Der Grund liegt nicht fern.

Es gibt erfahrungsmäßig allenthalben Verleger, welche, sey es aus rücksichtsloser Spekulation oder aus wirklichem Einverständniß mit gewissen Tendenzen, jener schlechten Schriftstellerei, welche die Verneinung des Christenthums, des Staats, der Ehe, des Eigenthums predigt, die Hände bieten, und gleichsam ihr Comptoir zum Asyl, zur sichern Spelunke für Alle machen, welche der besonnenere oder ehrenwerthere Buchhändler verschmähte, für Alle, welche anderwärts bereits verscheucht wurden, oder die unter dem Schutze einer gewissen Unerreichbarkeit ihr Gift ausspritzen wollen.

Von hier aus werden jene Poesien, Pasquille und Kriegserklärungen gegen Recht und Ordnung in die Welt geschüttet, die der Kunst, dem Witz und der Vernunft zur Schmach gereichen und der treuen, klaren, tugendhaften Gesinnung zum Aergerniß.

Es ist begreiflich, warum solche Verleger nicht verantwortlich seyn wollen für die Hehlerei, deren sie sich vorsätzlich schuldig machen.

Soll der Staat aber sich mit den heimath- und grundsatzlosen Piraten herumjagen, die von Jenen gehegt werden?

Die Barbaresken-Nester muß er zerstören, von wo aus sie ihr Gewerbe treiben!

Dies ist nur zu erreichen, indem der Verleger selbst angegriffen wird, ohne Rücksicht, ob er den Verfasser nennen kann oder nicht.

Ist der Autor außerdem ebenfalls zu fassen, so ist es nicht anders, wie bei allen Mitschuldigen, wo die Strafe des Einen den Andern nicht straflos macht."

So gerecht und so edel auch der Unwille ist, mit welchem hier gegen die bezeichneten Verirrungen und Mißbräuche zu Felde gezogen wird, die leider auch die deutsche Presse mehr und mehr zu schänden angefangen haben, und so gewiß auch jeder Wohlmeinende den Wunsch theilen wird, daß jene verkehrten Tendenzen und Angriffe verhindert oder doch unschädlich gemacht werden könnten, so will uns doch bedünken, daß jener Eifer sich habe

allzuweit hinreißen laſſen und daß zu einem Mittel gerathen wird, das gar zu draſtiſch und geeignet wäre, die geſunde geiſtige Entwicklung des Volks aufs empfindlichſte zu hemmen und zu ſtören.

Vorerſt ſind es gewiß nie oder doch höchſt ſelten die umfaſſenderen Werke, worauf jene ſchneidenden Urtheile paſſen: die literariſchen Piraten, die jener Vorſchlag im Auge hat, treiben ihr Gewerbe in der Regel entweder mit der periodiſchen Preſſe oder mit Flugſchriften: größere Werke ſind ein zu ſchwerfälliges und mühevolles Geſchütz, als daß ſie ſich Zeit und Mühe nähmen, ſich deſſen zu bedienen, auch wenn ſie ihm gewachſen wären; meiſt nur mit jenen Plänklerwaffen führen ſie ihren kleinen Krieg gegen Religion, Ordnung und Sitte.

Schon nach dem Umfang der vorgeſchlagenen Maßregel verdient ſie hienach keine Billigung. Man ſoll das Kind nie mit dem Bade ausgießen.

Aber auch die Maßregel an ſich erſcheint nicht nur vom Standpunkte der Gerechtigkeit, ſondern auch vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus als unzuläſſig.

Vom erſteren Standpunkte aus läßt es ſich nicht rechtfertigen, daß eine allgemeine und unbedingte Verantwortlichkeit für den Inhalt einer Schrift dem Verleger aufgebürdet werde, welcher in vielen Fällen ganz ſchuldlos ſeyn kann, ſo daß ihm weder dolus noch culpa zu imputiren iſt. Wir erinnern in dieſer Beziehung an das, was wir oben ſchon über die Fälle geſagt haben, in welchen ſelbſt der Redakteur ſtraffrei zu laſſen iſt, über die Fälle nämlich, wo es ſich von der Wahrheit *faktiſcher* Behauptungen handelt, wofür der Verleger, ſo gut wie der Redakteur, dem an ſich unverdächtigen Verfaſſer muß die Verantwortung überlaſſen dürfen. Außerdem laſſen ſich aber auch ſonſt viele Fälle denken, in welchen zwar dem Verfaſſer, nicht aber dem Verleger eine Schuld zur Laſt fallen kann, ſofern Jenem ein dolus nachzuweiſen iſt, von welchem Dieſer keine Ahnung hatte. Wem ſollte nicht bekannt ſeyn, wie zweifelhaft öfters die Frage iſt, ob in dem Gedruckten ein Verbrechen oder Vergehen enthalten ſey, und wie dies meiſt nur von dem, aus verſchiedenen Indizien zu conſtruirenden Beweiſe der böſen Abſicht abhängt? In Rückſicht auf dieſe Abſicht aber können Verleger und Autor unmöglich identificirt, es kann von der Abſicht des Letzteren nicht unbedingt auch auf

die Abſicht des Erſteren geſchloſſen werden. Ein Geſetz, das einen ſolchen Grundſatz ſanktioniren wollte, verſtöße gegen die Natur der Dinge und gegen das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl.

Vom Geſichtspunkte der Zweckmäßigkeit aus erſcheint die vorgeſchlagene Beſtimmung nicht weniger bedenklich.

Zugeben muß man zwar, daß durch dieſe Beſtimmung eine Zerſtörung der Barbareskен-Neſter, wie die unſolideren Buchhandlungen bezeichnet werden, in kurzer Friſt herbeigeführt werden könnte; allein nicht jene Neſter allein, vielmehr mit ihnen auch die große Mehrzahl der ehrenhafteren Buchhandlungen würde durch die gewaltſame Maßregel gefährdet und getroffen, dem ganzen literariſchen Verkehr würde eine tödtliche Wunde geſchlagen und eine Feſſel angelegt, die bei dem Vorſchlag ſchwerlich beabſichtigt wurden.

Wenn der Verleger unbedingt für den Inhalt der in Verlag genommenen Schriften haften, für jedes etwa darin enthaltene — oder von dem Gericht gefundene — Vergehen mit ſeiner eigenen Haut büßen ſoll, ſo möchten wir faſt dafür bürgen, daß ſich hinfort, bei einem ſolchen exorbitanten Riſiko für Ehre, Freiheit und Vermögen, wohl ſelten mehr ein Mann, der dieſe Güter beſitzt und achtet, zu Gründung oder Uebernahme eines buchhändleriſchen Geſchäftes entſchließen, und daß der Buchhandel nach und nach in die Hände Solcher gelangen wird, die nichts oder nicht viel zu verlieren haben. Was wird die Folge hievon ſeyn für die Vermittelung des geiſtigen Verkehrs, für die Gründung großartiger und fördernder Unternehmungen auf dem literariſchen Gebiete, für die Ermunterung und Unterſtützung des Talents und der Gelehrſamkeit? Was wird auch nur gewonnen ſeyn für den Zweck, auf welchen der Vorſchlag berechnet iſt? — Man wird uns erlaſſen, die Zukunft der Preſſe, wie ſie unter ſolchen Auſpizien ſich geſtalten müßte, näher zu ſchildern.

Doch, wir wollen ſogar annehmen, daß alle ſoliden Buchhandlungen in ihrem jetzigen Stand und Umfang verbleiben, oder wieder in ſolide Hände übergehen ſollen: mit welcher Aengſtlichkeit würden und müßten dieſelben unter einem Geſetze, wie das vorgeſchlagene, jeden Artikel, bevor ſie denſelben in Verlag übernehmen, — nicht nach ſeinem literariſchen Werthe wie bisher, ſondern vorzüglich in der Richtung prüfen, ob nicht etwa

irgend etwas Gesetzwidriges darin enthalten sey, oder zwischen den Zeilen gefunden werden könnte, ob sie durch Uebernahme des Verlags nicht Gefahr laufen, an Freiheit, Ehre und Vermögen bestraft, oder doch in langwierige Criminaluntersuchung verflochten, oder etwa von Diesem oder Jenem wegen Verläumdung oder Injurien belangt zu werden. Würde und müßte nicht jeder Verleger sich so viel als möglich gegen solche Gefahr sicher zu stellen suchen und alle literarischen Produkte von der Hand weisen, bei deren Uebernahme er auch nur halbwegs für möglich halten kann, wegen des Inhalts Rede stehen und die Verantwortung vor Gericht übernehmen zu müssen? Er wird und kann sich den juridischen Scharfblick nicht zutrauen, mit dem ein Staatsanwalt oder sonstiger Ankläger irgend ein Vergehen daraus nachweisen wird, und noch weniger kann er die in der Schrift enthaltenen thatsächlichen Behauptungen einem rechtlichen Beweisverfahren unterwerfen, um sich vor einer Verläumdungsklage sicher zu stellen. Die Verfasser hüten sich in der Regel mit nackten Worten etwas auszusprechen, das dem Strafgesetz zuwider wäre, und eine Menge von Preßprozessen zeigt, wie sehr ein vollständiges Eindringen in den Geist und Zusammenhang der Schrift, ein Vergleichen und Combiniren da und dort zerstreuter Stellen, ein Zurückführen auf Prinzipien und Verfolgen in die Consequenzen gewöhnlich dazu erfordert wird, um den eigentlichen Sinn und Zweck, und eine strafbare Absicht nachzuweisen. Die häufig ohne Folge gebliebenen Untersuchungen aber und die nicht selten von einander abweichenden Urtheile der Gerichte belegen die Schwierigkeit einer sichern Beurtheilung, das Zweifelhafte einer strafbaren Uebertretung in so vielen Fällen. Und gleichwohl soll man dem Verleger durch das Gesetz die Verpflichtung auferlegen, bei jedem Artikel seines Verlags die Tendenz und etwaige Gesetzwidrigkeit des Inhalts zu durchschauen, soll ihn durch eine rechtliche Fiktion zum Mitwisser und Miturheber stempeln und ihn als solchen unbedingt der strafenden Gerechtigkeit überliefern!

„Dies werden viele Buchhändler nur mit Widerstreben einräumen wollen," sagt selbst die oben ausgehobene Stelle. Wir aber meinen, es werden und müssen alle Buchhändler, und die rechtlichsten zumeist und an der Spitze, sich wie Ein Mann erheben, um diesen Todesstoß von sich abzuwenden, mit dem zwar nur

die „Babaresken-Neſter" getroffen werden ſollen, in der That aber nicht weniger, ja noch mehr die Exiſtenz des ganzen ehrenwerthen und verdienſtlichen Buchhandels gefährdet wird. Eine Beſtimmung, wornach der Verleger oder Drucker nach mehrmaliger Beſtrafung das Recht zum Gewerbsbetriebe verlieren ſoll, möchte wohl ſelbſt dann genügen, wenn unſere, hienach entwickelten Grundſätze über die Beſtrafung des Verlegers nur wegen wiſſentlicher Mitwirkung zu einem Preßverbrechen angenommen würden.

Nicht weniger haben die Autoren Grund, ſich gegen jenen Vorſchlag zu verwahren, der ſie unter die unbedingte Vormundſchaft des Verlegers ſtellen würde, wie auch die Geſammtheit der Gebildeten und Bildung Suchenden dabei betheiligt iſt, da ihnen die Quelle geiſtigen Genuſſes und literariſcher Bildung eben dadurch zu einem großen Theil entzogen würde.

Denn wenn auch immerhin die Koch- und Andachtsbücher, und etwa die mathematiſchen und die Schriften über Naturwiſſenſchaften und Technik nach wie vor ohne Gefahr verlegt werden können, ſo iſt dagegen in den weiten Gebieten der Literatur über Politik und Staatswiſſenſchaft, Geſetzgebung und Verwaltung, Philoſophie und Religion, und ſelbſt der Aeſthetik die lähmende Wirkung jenes Vorſchlags unvermeidlich. In all dieſen Zweigen der Literatur kann die Tendenz gegen Beſtehendes, gegen Mißbräuche und Irrthümer gerichtet ſeyn; wem aber iſt nicht bekannt, wie unſicher und ſchwankend die Grenzlinie iſt zwiſchen dem Erlaubten und dem, was die meiſten deutſchen Strafgeſetze verpönen zu müſſen glauben: — unehrerbietiger Tadel, Erregung von Unzufriedenheit und Mißvergnügen, Verletzung der Achtung vor der Religion oder beſtehenden Confeſſionen, und wie die vagen Vergehen alle heißen! — Wo irgend die Anwendung ſolcher Strafverbote denkbar iſt, wird und muß jeder Verleger ſich hüten, ein Werk zu übernehmen, und das Reſultat wird ſeyn, daß es im Pulte begraben bleibt, oder die Stimme der Autoren ſelbſt verſtummt zum Voraus ſchon bei ſolcher Ausſicht.

Nein! lieber noch eine Cenſur in ihrem jetzigen Beſtand mit all ihren leidigen Hemmniſſen, als ein Geſetz, das dem Verleger eine unbedingte Verantwortlichkeit aufbürdete.

Der Autor iſt der Schöpfer und Urheber des Werks, und hat daher der Natur der Sache nach für den Inhalt zunächſt

einzustehen und die Verantwortung der etwa darin liegenden Gesetzwidrigkeit zu übernehmen. Der Verleger ist nur Gehilfe, der den Verkehr des Autors mit dem Publikum vermittelt, wie der Drucker seinerseits allein zur äußerlichen Gestaltung auf mechanischem Wege Beihilfe leistet. Von diesen in der Natur des buchhändlerischen Verkehrs liegenden Verhältnissen muß das Gesetz ausgehen; der Grundton desselben aber muß die Gerechtigkeit seyn, die nur den wahrhaft Schuldigen bestraft.

Darum gehört an die Spitze eines Gesetzes über die (nicht periodische) Presse der auch jetzt schon gültige Grundsatz: daß für den Inhalt einer Schrift zunächst deren Verfasser verantwortlich sey.

Der Verleger kann diese Verantwortlichkeit in der Regel nur als Gehilfe theilen. In dieser Eigenschaft aber kann er, nach einem allgemeinen strafrechtlichen Grundsatz, nur dann zur Strafe gezogen werden, wenn er *wissentlich* zu einem Verbrechen oder Vergehen beigeholfen hat. Dies ist eine Thatfrage, welche nach den Umständen des concreten Falles zu beurtheilen ist, und welche gewöhnlich nur bei klar und unzweideutig ausgesprochenen Verbrechen wird bejaht werden können.

Ebenso müssen auf den Drucker die strafrechtlichen Grundsätze von der Beihilfe ihre Anwendung finden; jedoch wird wegen der rein mechanischen Natur jenes Geschäfts, wobei der Drucker keinerlei Beruf und Aufforderung zur Prüfung des Inhalts hat, die Präsumtion gegen einen dolus desselben und für seine Straflosigkeit sprechen.

Diese durch die Prinzipien des Rechts und durch die Natur der Dinge gebotenen allgemeinen Grundsätze haben jedoch einige Modifikationen zu erleiden, welche in den eigenthümlichen Verhältnissen der Presse und in der Verpflichtung des Staats, die Freiheit derselben einerseits und andererseits Schutz gegen deren Mißbrauch zu verbürgen, ihre Begründung und Rechtfertigung finden.

Zunächst kommt auch hier die Rücksicht zu beachten, welche wie bei der periodischen, so auch bei der nicht periodischen Presse der Anonymität gewährt werden muß. Diese Anonymität kann der Staat nur unter der Bedingung gestatten, daß ein verantwortlicher Repräsentant bestehe, an welchen er sich wegen Verletzung des Strafgesetzes halten kann. Dies aber kann, wie bei

periodiſchen Schriften der Redakteur, ſo bei nicht periodiſchen nur der Verleger ſeyn. Darum erſcheint die Beſtimmung nöthig, daß bei anonymen Werken, wenn der Verleger nicht den Autor nennt, der Verleger ſelbſt rückſichtlich der Reſponſabilität für den Inhalt als Urheber betrachtet und behandelt wird.

Es kann aber dem Staate noch nicht genügen, den Verfaſſer nur zu kennen: er muß ihn auch zu erreichen vermögen; mit heimathloſen Autoren kann der Staat ſich nicht herumjagen. Darum iſt, analog mit der für die periodiſche Preſſe vorgeſchlagenen Beſtimmung, auch hier zu verordnen, daß der Verleger durch — anfängliche oder nachträgliche — Nennung des Verfaſſers von der Verantwortlichkeit als Urheber nur dann befreit werde, wenn entweder der Verfaſſer ſelbſt zur Hand gebracht wird, oder wenn er in einem deutſchen Staate anſäßig iſt.

Wir ſehen im Geiſte ſchon voraus, wie uns von gewiſſer Seite der Vorwurf der Illiberalität und Beſchränkung der natürlichen Freiheit bei dieſem Vorſchlag treffen wird. Gleichwohl erſcheint derſelbe nicht nur nach den gegebenen Verhältniſſen allein geeignet, ein Aufgeben der Cenſur beizuführen, ſondern er ſcheint auch an ſich ſelbſt hinreichend ſich zu rechtfertigen. Nicht jeden hergelaufenen Menſchen kann man die Tribüne beſteigen laſſen, um von ihr zum Volk zu reden; es muß dies ein Recht des freien Bürgers ſeyn; es muß für dieſen eben dadurch gewahrt werden, daß es nicht Jedem preisgegeben wird, der unberufen ſich herzudrängen will. Auch andere ſtaatsbürgerliche Rechte ſind an gewiſſe Bedingungen geknüpft, und nicht jedem im Land herumziehenden Geſellen eingeräumt; in jeder geordneten Geſellſchaft — und auch der Staat ſoll eine ſolche ſeyn, — hat nicht jeder Fremde willkührlichen Eintritt und das Recht, das große Wort zu führen: er muß durch ein Mitglied eingeführt werden, das der Geſellſchaft für ihn haftet.

In Rückſicht auf den Drucker, welcher ohne die Vermittlung eines Verlegers unmittelbar für den Verfaſſer ein Werk beſorgt, müſſen die gleichen Beſtimmungen gelten, wie beim Verleger; nur wird, wenn er nicht auch den Debit beſorgt, und wenn der Autor ſich nannte und obigen Beſtimmungen gemäß zunächſt verantwortlich iſt, die Thatfrage, ob der Drucker als wiſſentlicher Gehilfe ſtrafbar ſey, noch häufiger als bei dem Verleger

und Buchhändler, verneint oder unentschieden gelassen werden müssen.

Daß nach diesen Grundsätzen dem Verleger und dem Drucker, wenn sie zur Strafe gezogen werden, keine Regreßnahme gegen den Autor vorbehalten werden könne, wird hier nicht weiter zu beweisen nöthig seyn. Es wird genügen, auf das zu verweisen, was schon oben gegen einen solchen Regreßvorbehalt ausgeführt wurde.

Wir haben schon oben angedeutet, daß wir bei eigentlichen Flugschriften, aber auch nur bei diesen, eine präventive Maßregel, wie bei der periodischen Presse, für zulässig halten. Sie bestände nach unserer Ansicht jedoch einzig in der Vorschrift, daß ein Exemplar vor der Abgabe bei der Polizeibehörde zu hinterlegen sey, um diese in den Stand zu setzen, den Debit vorläufig zu sistiren, wenn der Inhalt gegen das Gesetz verstößt; eine gerichtliche Entscheidung darüber müßte vorbehalten seyn.

Eine ähnliche Bestimmung ist unserer Ansicht nach auch ebenso zulässig bei den im Ausland erschienenen (deutschen) Schriften. Bei diesen Schriften fehlt ein verantwortlicher Vertreter ihres Inhalts, an welchen sich der Staat bei Gesetzwidrigkeiten halten könnte, daher der Staat sich gegen solche Angriffe nur durch die vorgängige Prüfung des Inhalts schützen kann.

Da Strafbestimmungen über die Uebertretung der in einem Preßgesetze zu ertheilenden formellen Vorschriften sich von selbst als nöthig darstellen, und wir dieselben in den unten beigefügten Preßgesetz-Entwurf aufgenommen haben, so bleibt uns nur noch übrig, über die Gerichte uns zu äußern, welchen die Preßvergehen und Preßverbrechen zur Aburtheilung zuzuweisen wären.

Hierüber begegnen wir in mehrgedachter Schrift dem Vorschlag eines „aus den Notabilitäten des Beamtenstandes" zusammengesetzten besonderen Preßgerichts, mit Staatsanwaltschaft, welches über alle Preßvergehen und Preßverbrechen in erster und letzter Instanz entscheiden soll. In letzterer Beziehung wird bemerkt:

„Jede Differenz zwischen einer niederen und höheren Instanz würde unbedingt früher oder später das ganze Institut der Preßgerichte zu Falle bringen.

Andernfalls müßte die Regierung ihrerseits ein Aggra-

Wirkliche gehalten, jene Illuſionen ſpottend zerſtört, uns zu entzaubern getrachtet, und ſelbſt in die fabelhafte Vergangenheit ſeine nüchterne Weltanſicht hineingetragen, und uns auch dort nur das Wirkliche, vom wunderbaren Schein entkleidet, zu zeigen geſucht. Daher hat ſich auch der Roman weit mehr als die metriſche Poeſie den jedesmaligen politiſchen und ſittlichen Zuſtänden der Völker angeſchmiegt, und iſt ſo ziemlich allen Zeitrichtungen gefolgt, um ſie abzuſpiegeln und um den vorherrſchenden Intereſſen zu ſchmeicheln.

Die erſten geiſtreichen Satiren des Boccaz, Cervantes, Rabelais und ihrer Nachahmer bezeichnen die große Umgeſtaltung der Ideen und Anſichten kurz vor, während und nach der Reformation. Indem ſich das wilde Waſſer der theologiſchen Polemik hinzudrängte, artete ſie in Schmähſchriften und grobe Poſſenreißereien aus, und dieſer ganze Literaturzweig ging in einem ſehr unreinlichen Elemente unter.

Eine neue Geſtaltung gewann der Roman, als die weltliche Politik den Religionsſtreit in den Hintergrund drängte, und nach den großen Kriegen der Reformation allein noch die Höfe mit ihrem Deſpotismus und mit ihren freien Sitten den Ton angaben. Dieſer neuen Richtung der Zeit entſprachen die Helden- und Liebesgeſchichten, in denen ſich zugleich die Steifigkeit der ſpaniſchen Grandezza und die Liederlichkeit des franzöſiſchen Hofadels ſpiegelte. Namentlich adoptirte man, ſeit der Verbindung des mediceiſchen Hauſes mit dem franzöſiſchen, die in Italien zuerſt aufgekommene ſog. Schäferpoeſie, um die Helden und großen Herren des Hofes zugleich als verliebte Schäfer darzuſtellen. Die Schäferpoeſie war aber aus Erinnerungen an Theokrit und Virgil entlehnt, und ihre Anwendung auf die modernen Höfe eine Affektation. Es iſt nicht unmerkwürdig, daß man dieſe Helden- und Schäferromane ſo gern an morgenländiſchen Höfen, und insbeſondere in der Türkei oder Perſien ſpielen ließ. Die deſpotiſche Form jener Höfe mußte dem Deſpotismus des vierzehnten Ludwig beſonders zuſagen. Unter den deutſchen Romanen dieſer Gattung iſt „die aſiatiſche Baniſe“ am berühmteſten geworden.

Neben dem geſpreizten Heroismus und der gezierten Sentimentalität dieſer Romane machte ſich auch noch der leichtfertige Ton des Boccaccio geltend, der ungleich beſſer zur Frivolität des

vationsrecht haben, und wenn der zweite Richter aggravirte, würde er ebenso als servil verschrieen werden, wie der erste Richter, wenn dessen verurtheilender Ausspruch vernichtet würde.

Eine einzige Instanz ist daher der alleinige Ausweg, Verdächtigungen und Spaltungen zu beseitigen, die bei einem politischen Institut vorzugsweise zu vermeiden sind.

Freilich wird dann Alles in einer Hand liegen; aber die Preßgerichte sollen aus den Notabilitäten des Beamtenstandes bestehen, und diese werden ihren schweren und wichtigen Beruf gewissenhaft üben. Ihre Unabsetzbarkeit erhebt sie über höhere Einflüsse, ihr Charakter muß sie gegen die äußere Einschüchterung schützen."

Würden die ordentlichen Strafgerichte, wie sie in den deutschen Staaten dermalen bestehen, den Anforderungen vollständig entsprechen, welche bezüglich der Unabhängigkeit und Intelligenz an die Gerichte zu machen sind, so wäre wohl kein Grund vorhanden, die Competenz derselben für diejenigen Verbrechen und Vergehen, welche durch die Presse verübt werden, irgend in Frage zu stellen. Daß von der erwähnten gewichtigen Stimme besondere Preßgerichte vorgeschlagen werden, dürfte beweisen, daß sie das Vorhandenseyn jener Attribute bei unsern Gerichten nicht in vollem Umfang bejahen kann. Und auch wir pflichten hierin mit voller Ueberzeugung bei, sowohl was die umfassende und gründliche Durchbildung des Richterpersonals, als was dessen politische Stellung betrifft, welch letztere zu einem Anspruch auf völliges Vertrauen in die Unparteilichkeit und Unabhängigkeit der Gerichte keineswegs berechtigen dürfte. Denn schon die in der Hand der Regierungen gelegene freie Wahl der Richter eröffnet die Gefahr, daß diese Wahl auch auf Männer fallen kann, welche durch ihren Charakter keine Gewähr bieten und das allgemeine Vertrauen nicht besitzen. Dann aber steht in der Regel auch gegen die Mitglieder der Gerichte den deutschen Regierungen die Befugniß zu, sie, wenn auch nicht ganz dienstlos zu machen, doch aber beliebig zu dieser oder jener Stelle zu versetzen, ihnen die Besoldung aufzubessern oder nicht, und ihnen Auszeichnungen an Rang und Ehrenzeichen zu verleihen, lauter gefährliche Mittel und Wege, nicht blos wahre

Verdienste, sondern auch Willfährigkeit gegen höhere Wünsche und Insinuationen zu belohnen.

In diesen Beziehungen bieten die vorgeschlagenen Preßgerichte keine höheren Garantien dar, als die gewöhnlichen Strafgerichte: die Wahl der Mitglieder würde den Regierungen anheimgegeben seyn, dem Ermessen derselben wäre überlassen, die sogenannten Notabilitäten zu bezeichnen; und auf die vergedachten gefährlichen Befugnisse würden wohl die Regierungen am wenigsten bei ihren notabelsten Staatsdienern verzichten wollen, noch auch ohne Härte und Unbilligkeit gegenüber von deren übrigen Standesgenossen verzichten können.

Andererseits aber muß eingeräumt werden, daß Intelligenz und besondere Befähigung für die Beurtheilung der durch das Mittel der Presse begangenen Uebertretungen, wobei die gewöhnliche Bildung der Gerichtspersonen öfters kaum ausreichen mag, durch die Berufung besonderer Preßgerichte sorgfältigere Berücksichtigung finden könnte. Nur dürfte dann die Wahl nicht auf Staatsdiener beschränkt werden, da der Stand der eigentlichen Gelehrten bei manchen Fragen, bei Beurtheilung der Tendenz und des ganzen Geistes einer incriminirten Schrift, wohl competenter seyn dürfte, als der Stand der Staatsdiener, welchem doch in der Regel die literarische Beschäftigung nur seltener und spärlicher möglich ist.

Allein die bloße Möglichkeit der Berufung größerer Intelligenzen kann für jenen Vorschlag nicht entscheidend seyn, da dieser mögliche Vortheil weit aufgewogen wird durch die Gefahr, daß die Regierung bei dem besonderen Interesse, das sie meist bei Preßprozessen hat, durch die Wahl solcher Männer, auf deren politische Ansicht und Gesinnung sie zählen kann, nicht gerade sehr unbefangene Gerichte constituiren könnte. Wozu dann noch das weitere Bedenken kommt, das wir gegen das Aufgeben des Rechts der Berufung an einen zweiten Richter nicht bergen können.

Handelte es sich allein von der Unterdrückung rechtswidriger Artikel oder Werke und von Verletzung formeller Vorschriften eines Preßgesetzes, so könnte man sich noch bei Einer Instanz beruhigen. Es handelt sich aber auch von den durch die Presse verübten Verletzungen der allgemeinen Strafgesetze, es kann sich

von Hochverrath, Landesverrath, Majestätsbeleidigung u. dgl. handeln, auf welchen Uebertretungen die strengsten Strafen an Freiheit und Ehre stehen. Und hier das Rechtsmittel der Berufung abzuschneiden, nur darum, weil das Verbrechen durch das Mittel der Presse unternommen wurde, läßt sich trotz dessen, was dafür angeführt werden will, und was ebensosehr gegen mehrere Instanzen in allen übrigen Strafsachen sprechen würde, wohl um so weniger rechtfertigen, je größeren Werth von jeher die deutschen Rechtsansichten und Gewohnheiten auf dieses Recht gelegt haben, und unseres Wissens noch jetzt legen. Wird doch gar häufig daraus, daß dieses Rechtsmittel der Berufung mit dem Institut der Geschwornen unvereinbar sey, ein Haupteinwand gegen die Einführung der letzteren hergeleitet!

Nur dann scheint uns möglich, dieses Recht der Berufung aufzugeben, wenn in der Zusammensetzung und Prozedur des Gerichts höhere Garantien für die Unabhängigkeit und Richtigkeit seines Urtheils gegeben sind, als bei den bestehenden Gerichtsverfassungen und Prozeßgesetzen.

Solche höhere Garantien lassen sich aber geben, und die öffentliche Stimme in der Mehrzahl der deutschen Staaten verlangt sie immer lauter und dringender, und nicht nur für gewisse Arten von Verbrechen, sondern allgemein für das ganze Strafverfahren. Wie lange sich die Erfüllung dieser Forderung abweisen läßt, mag Niemand voraussagen können; gar zu lange jedoch wohl schwerlich.

Ist einmal diesem Verlangen Genüge geschehen und eben dadurch das Vertrauen zu den Gerichten im Allgemeinen wieder hergestellt, so wüßten wir keinen nöthigenden Grund aufzufinden, warum nicht den ordentlichen Strafgerichten die Aburtheilung auch der durch die Presse verübten Uebertretungen der Strafgesetze überlassen werden sollte. So lange aber eine solche allgemeine Reform der Strafgerichte und des Strafverfahrens nicht erfolgt, sollten wenigstens für die befragte Klasse von Gesetzesübertretungen Gerichte bestellt werden, welche durch die Art ihrer Zusammensetzung und die Art der Prozedur das öffentliche Vertrauen zu gewinnen geeignet sind.

Wie dies geschehen könnte, mag hier kurz angedeutet werden.

Das Institut der Jury hat seine Mängel und Schattenseiten,

unstreitig aber auch seine Vorzüge; es hat vor Allem die unvertilgbare, selbst durch den Gegensatz von mehreren Jahrhunderten kaum geschwächte germanische Grundansicht der Volksgerichte auf seiner Seite. Diesem muß Rechnung getragen werden, und es ist dies möglich, auch ohne jenes Institut, so wie es sich anderwärts vorfindet, in Anspruch zu nehmen, — was wir, auch abgesehen von der, in den dermaligen Verhältnissen begründeten Undenkbarkeit eines Erfolgs, aus andern Gründen, deren Aufzählung hier zuweit abführen würde, zu thun nicht gemeint sind.

Die Preßgerichte sollen nach unserer Ansicht eine Art Compromiß bilden zwischen der zunächst betheiligten Regierungsgewalt und den Regierten; ein Theil der Richter soll von jener, der andere von diesen gewählt werden, und zwar bei letzteren durch die verfassungsmäßigen Vertreter des Volks. Im preußischen Staate, welcher bis jetzt nur eine Repräsentation der einzelnen Provinzen kennt, kann die Wahl durch die Provinzialstände um so eher erfolgen, als ohnedem für jede einzelne Provinz ein eigenes Preßgericht erfordert werden dürfte, wenn die Entscheidungen so befördert werden sollen, wie zu wünschen ist. Man bestimme die Zahl der Richter auf wenigstens sechs, wovon Vier geprüfte Rechtsverständige und Zwei Gelehrte seyn müssen; die eine Hälfte, zwei Juristen und einen Gelehrten, bestelle die Regierung, die andere Hälfte werde von den Ständen gewählt; die Regierung ernenne den Vorsitzenden mit dem Recht zum Stichentscheid. Sämmtliche Mitglieder seyen inamovibel, jedoch mit der in der Natur dieses Vorschlags von selbst begründeten Beschränkung, daß die von den Ständen gewählten Mitglieder, wenn sie ein Amt, einen Gehalt oder eine Auszeichnung vom Staat erlangen, sich einer neuen Wahl zu unterwerfen haben.

Das Verfahren vor diesem Gerichte sey mündlich, soweit es sich nicht blos von Uebertretungen formeller Vorschriften des Preßgesetzes handelt, und ein von der Regierung ernannter Staatsanwalt führe die Anklage und stelle den Strafantrag. Daß der Staatsanwalt inamovibel sey, gleich den Richtern, scheint weder erforderlich noch angemessen; er ist Mandatar der Regierung und muß von ihr Instruktion erhalten, er muß von ihr abhängig und darum entlaßbar seyn. — Die Mündlichkeit des Verfahrens ist, abgesehen von den allgemeinen Vorzügen desselben, begründet schon

durch die eigenthümliche Natur der abzuurtheilenden Verbrechen und Vergehen, bei welchen in der Regel der Thatbeſtand in der vorliegenden Druckſchrift gegeben und nur die ſubjektive Seite und die Rechtsfrage zu erörtern iſt.

Endlich erfolge aber die Verhandlung auch öffentlich, mit dem Recht des Zutritts für jeden erwachſenen Mann. — Wir fürchten hiebei nicht den Einwand, daß, was als rechtswidrig nicht durch die Preſſe in das Publikum gelangen ſolle, eben durch dieſe Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung dahin gelangen würde: denn es liegt wohl am Tage, daß dieſe Oeffentlichkeit eine andere, ungleich beſchränktere iſt, als die durch die Preſſe, und daß das Vergehen nur zugleich mit der Strafe zur Veröffentlichung gelangt, dann aber gerade die Wirkſamkeit des Strafgeſetzes den Schaden neutraliſiren muß, den das Vergehen ſonſt hätte ſtiften können. Jedenfalls aber hängt das Vertrauen in das Gericht und ſeine Ausſprüche, und eben damit der Erfolg, den ein Preßgeſetz in der vorgeſchlagenen Richtung bezwecken muß, ſehr weſentlich und wohl ſelbſt unbedingt von dieſer Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens ab. — „Täuſchung hilft auch hier weiter nichts."

Der nachſtehende Entwurf eines Preßgeſetzes mag das Reſultat der bisherigen Erörterungen überſichtlich zuſammenfaſſen und theilweiſe den letzteren zur Ergänzung dienen. Diejenigen Beſtimmungen, welche durch den Druck hervorgehoben ſind, weichen von dem Geſetzesentwurf, deſſen wir oben erwähnten, ab.

Geſetzesentwurf.

§. 1.

Für den Umfang der Staaten des deutſchen Bundes iſt die Cenſur aufgehoben.

§. 2.

Zur Begründung und Herausgabe von Zeitungen, Zeitſchriften und andern periodiſchen (d. h. mindeſtens in vierteljährlichen Abſchnitten wiederkehrenden) Blätter bedarf es keiner obrigkeitlichen Genehmigung.

§. 3.

Die Inhaber bisher ertheilter Privilegien cum jure exclusivo sollen mit dem 25fachen Betrage des aus der Fraktion der letzten zehn Jahre sich ergebenden Reinertrags durch den Staat entschädigt werden.

§. 4.

Das contradiktorische Verfahren über die Entschädigungssumme gehört vor die ordentlichen Gerichte. Ein Widerspruchsrecht gegen neue Unternehmungen steht dem Privilegirten von der Wirksamkeit des gegenwärtigen Gesetzes an nicht zu.

§. 5.

Bei jedem der in §. 2 gedachten periodischen Blätter muß der Polizeibehörde des Ortes, wo dasselbe erscheinen soll, der verantwortliche Redakteur angezeigt werden. Personen, welche vermöge des Landesgesetzes nicht im vollen Genusse der staatsbürgerlichen Rechte stehen, oder nicht in einem deutschen Bundesstaate ansäßig sind, können durch die Verwaltung von der Redaktion zurückgewiesen werden, vorbehältlich der Berufung an das Preßgericht.

§. 6.

Jeder Redakteur hat eine Kaution zu bestellen, welche nicht unter 1000 und nicht über 4000 Rthlr. betragen darf.

§. 7.

Die Feststellung der Höhe dieser Kaution in jedem einzelnen Falle erfolgt durch die Provinzial-Verwaltungsbehörde, und im Rekurswege durch das vorgesetzte Ministerium.

Die Verwaltung der Kaution richtet sich nach den in dem einzelnen Staate bestehenden Vorschriften über die Dienstkautionen.

§. 8.

Ueber die Kaution wird ein Schein ausgestellt. Vom Tage des Empfangs dieses Scheins ab darf erst die Herausgabe des Blattes beginnen.

§. 9.

Auf jeder Nummer des Blattes oder jedem Hefte der Zeitschrift muß der verantwortliche Redakteur genannt seyn.

§. 10.

Von jeder Nummer oder jedem Hefte eines solchen Blattes oder einer solchen Zeitschrift muß **vor** der Ausgabe ein Exemplar an die Ortspolizeibehörde abgeliefert werden.

Erst wenn von dieser Behörde die Erlaubniß zur Ausgabe ertheilt ist, oder wenn bei Nummern bis zu drei Bogen binnen zwölf Stunden, und bei größeren Nummern oder Heften binnen achtundvierzig Stunden keine Einsprache von der Behörde eingelegt wird, darf die Ausgabe erfolgen.

§. 11.

Jede Uebertretung der in §. 8 — 10 gegebenen Vorschriften zieht die polizeiliche Beschlagnahme der Auflage und eine Geldbuße von 10 bis 50 Rthlr. nach sich.

§. 12.

Will der Redakteur sich hiebei oder bei Verweigerung der Ausgabe-Erlaubniß von Seiten der Polizeibehörde (§. 10) nicht beruhigen, so steht ihm die Berufung an das Preßgericht frei, welches jedenfalls vorläufig über die Fortdauer der Beschlagnahme binnen 8 Tagen ein Urtheil zu fällen hat.

§. 13.

Nur wegen von Amtswegen zu untersuchenden Vergehen oder Verbrechen, welche in den allgemeinen Landesgesetzen verpönt sind, kann der Nummer einer Zeitung oder dem Hefte einer Zeitschrift, worauf der Redakteur genannt ist (§. 8 und 9), die Ausgabe verweigert werden.

Wenn die polizeiliche Beschlagnahme wegen Uebertretung der Vorschrift des §. 10 erfolgt, so ist dieselbe wieder aufzuheben, wenn sich ergibt, daß in der betreffenden Nummer oder dem betreffenden Hefte ein Vergehen oder Verbrechen der vorgedachten Art nicht enthalten ist.

§. 14.

Wird von dem Preßgerichte in Gemäßheit des §. 12 die Fortdauer einer polizeilichen Beschlag-

nahme ausgeſprochen, ſo ſind zugleich der incriminirte Artikel oder Aufſatz, beziehungsweiſe die incriminirten Stellen derſelben, genau zu bezeichnen. Sobald dieſer Artikel, Aufſatz oder dieſe Stellen hinweggelaſſen werden, darf die Ausgabe des Blattes oder Heftes erfolgen.

Ebenſo unterliegt die nachträgliche Ausgabe keinem Anſtande, wenn in dem Haupturtheile des Preßgerichts **gegen** das Vorhandenſeyn eines Verbrechens oder Vergehens entſchieden wird.

§. 15.

Die Vorſchriften der §§. 10 — 14 gelten auch für nicht periodiſche Schriften, welche nicht mehr als fünf Druckbogen in Oktavformat einnehmen. Auf denſelben iſt jedesmal der Verleger ſowohl als der Drucker zu nennen, und gilt für eine deßfallſige Verſäumniß das in §. 11 Verordnete.

§. 16.

Andere nicht periodiſche Schriften und Werke dürfen ohne vorgängige polizeiliche Genehmigung und ohne vorgängige Abgabe eines Exemplars an die Polizeibehörde ausgegeben werden.

Jedoch muß von jeder dieſer Schriften binnen 48 Stunden nach ihrer Ausgabe ein Exemplar bei der Ortspolizeibehörde niedergelegt werden, bei Vermeidung der in §. 11 angedrohten Nachtheile.

Ebenſo gilt auch für dieſe Schriften die Vorſchrift des zweiten Abſatzes des §. 15.

§. 17.

Die Polizeibehörden ſind befugt, eine vorläufige Beſchlagnahme auf den Grund des erſten Abſatzes des §. 13 zu verfügen, ſie haben jedoch ungeſäumt dem Preßgerichte davon Anzeige zu machen, welches binnen 8 Tagen über die Fortdauer der Beſchlagnahme zu entſcheiden hat.

§. 18.

Schriften, die in deutſcher Sprache außerhalb der deutſchen Bundesſtaaten erſcheinen, bedürfen, bei Vermeidung der polizei-

lichen Beſchlagnahme, der Debitserlaubniß von Seiten der Staatsverwaltung.

§. 19.

Wird dieſe Erlaubniß ertheilt, ſo iſt ſie unwiderruflich, jedoch nur für den vorgelegten Theil oder die vorgelegte Auflage der Schrift, und nur für denjenigen Bundesſtaat gültig, der ſie ertheilt hat.

§. 20.

Wurde die Debitserlaubniß verſagt, ſo ſteht die Berufung an das Preßgericht offen, und gelten für deſſen Entſcheidung und deren Folgen die Vorſchriften der §§. 13 und 14 auch hieher.

§. 21.

Hebt das Preßgericht die Verfügung der Verwaltung auf, ſo findet gleichwohl kein Entſchädigungsanſpruch ſtatt.

§. 22.

Iſt durch eine periodiſche oder nichtperiodiſche Schrift ein in den allgemeinen Landesgeſetzen verpöntes Verbrechen oder Vergehen verübt oder verſucht worden, ſo haftet hiefür zunächſt der Verfaſſer, wenn er ſich entweder ſelbſt genannt hat, oder von dem Redakteur oder Verleger genannt wird.

Kann der Verfaſſer ſelbſt zur Verantwortung gezogen werden, ſo haftet neben ihm der Redakteur oder Verleger wegen erwieſener Mitwiſſenſchaft als Miturheber oder Gehilfe nach den Grundſätzen der allgemeinen Landesgeſetze.

§. 23.

Wird der anonyme Verfaſſer von dem Redakteur oder Verleger nicht genannt, ſo iſt der Redakteur oder Verleger ſelbſt unbedingt als Urheber des incriminirten Artikels oder Aufſatzes zu behandeln; und eben dieſes hat zu geſchehen, wenn der Verfaſſer zwar genannt iſt oder ſpäter genannt wird, derſelbe aber nicht im Gebiete der deutſchen Bundesſtaaten anſäßig iſt und nicht zur Hand gebracht werden kann.

§. 24.

Ein Zwang zu Benennung des anonymen Verfaſſers findet nicht ſtatt.

§. 25.

Der Drucker haftet gleich dem Verleger in dem Falle, wenn er den Druck unmittelbar für den Verfaſſer beſorgte.

§. 26.

Wird ein Redakteur nach Maßgabe der §§. 22 und 23 wegen eines Verbrechens oder Vergehens als Urheber oder Gehilfe verurtheilt, ſo trifft ihn neben der in den allgemeinen Landesgeſetzen auf das betreffende Verbrechen oder Vergehen angedrohten Strafe noch weiter: im erſten Verurtheilungsfalle der Verluſt eines Drittheils, im zweiten Falle der Verluſt der Hälfte der Kaution und im dritten Falle der Verluſt des ganzen Betrages derſelben.

§. 27.

In dem erſten und zweiten Falle iſt die Kaution bis zum vollen Betrage wiederum zu ergänzen, bevor das Blatt weiter erſcheinen darf.

§. 28.

Der Redakteur, der zum drittenmal verurtheilt wird, iſt gleichzeitig zur Redaktion irgend eines Blattes in den deutſchen Bundesſtaaten auf die Dauer von fünf Jahren für unfähig zu erklären.

§. 29.

Verfällt der Redakteur nach dreimaliger Beſtrafung wiederum in eine Strafe der vorgedachten Art, ſo verliert er die ganze Kaution und wird innerhalb der deutſchen Bundesſtaaten für immer zur Redaktion unfähig.

§. 30.

Ein Verleger oder Drucker, welcher nach Vorſchrift der §§. 22, 23 und 25 für ſchuldig erklärt wird, verfällt außer der Strafe des begangenen Verbrechens oder Vergehens, im erſten Falle in eine Geldbuße bis zu 1000 Rthlr., im zweiten Falle von 500 bis zu 2000 Rthlr. und im dritten von 1000 bis 4000 Rthlr.

Im Falle der Unvermöglichkeit iſt die verwirkte Geldbuße in

Hoflebens paßte. So in den berühmten Novellen der Königin Margarethe von Navarra, in einigen französischen Memoiren, in den Memoiren unsers Pöllnitz, und in dem seiner Zeit berühmten und auch vor wenig Jahren wieder aufgelegten Roman: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier", der mit großer Wahrheit die Demoralisation des Adels schildert, obwohl in einer so unanständigen Sprache, daß der Wiederabdruck in unsern Tagen wohl hätte unterbleiben dürfen.

Einzig in ihrer Art waren zwei deutsche Romane: „der Simplicissimus", ein treues Sittengemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, der erste historische Roman, der diesen oft mißbrauchten Namen wahrhaft verdient, und: „die Insel Felsenburg", worin edle Deutsche geschildert werden, die dem Verderben des alten Europa entfliehen, um auf einer entlegenen Insel im Weltmeer eine junge Tugendrepublik, ein neues Paradies zu gründen. Auf diesem soliden Wege hätte man weiter schreiten sollen; allein diese ersten originellen Versuche im deutschen Romane wurden durch die Gallomanie, durch die blinde Nachahmung der Franzosen wieder verdrängt.

Seit Ludwig XIV. war das politische und literarische Uebergewicht Frankreichs entschieden. Spanien und Italien versanken in Lethargie; Deutschland heilte an den Wunden des dreißigjährigen Krieges und hatte noch keine frischen Kräfte gesammelt; um England kümmerte man sich damals auf dem Kontinent noch wenig, und es hatte ebenfalls noch die Nachwehen seiner Revolution zu überwinden. Frankreich gab in allen Dingen den Ton an, in der Politik, in der Kriegskunst, in den Sitten und Moden, in der Literatur. Seine Sprache verdrängte die lateinische aus der Diplomatie, und sogar die Muttersprache anderer Völker aus allen höhern Kreisen der Gesellschaft. Die Höfe, der Adel sprachen französisch; selbst die bürgerlichen Schriftsteller mengten eine Menge französischer Ausdrücke in ihre Muttersprache ein.

Wenn sich ein Volk in einer so glücklichen prädominirenden und offensiven Stellung befindet, wie das damalige französische, so fehlen ihm auch niemals große Männer, in deren Thaten oder Schriften es sich gleichsam concentrirt, oder die der vollendetste Ausdruck seines Geistes und seines Charakters sind. In literarischer Beziehung war dies Voltaire.

eine Freiheitsſtrafe, nach Maßgabe der allgemeinen Landesgeſetze, zu verwandeln.

§. 30.

Außerdem iſt auf Confiskation und Vernichtung des incriminirten Verlagsartikels zu erkennen, es ſey denn, daß die Vernichtung auf einzelne Bogen beſchränkt und das Werk von dem Verfaſſer oder Verleger ohne dieſelben (oder mit Cartons) ausgegeben werden wollte.

§. 31.

Verfällt der Verleger oder Drucker nach dreimaliger Beſtrafung (§. 30) wiederum in Strafe (§§. 22, 23 und 25), ſo trifft ihn neben der gemeinen Strafe und einer geſchärften Geldbuße bis zu 6000 Rthlr., der Verluſt des Rechts zum Gewerbsbetriebe.

§. 32.

Wird der Angeklagte freigeſprochen, ſo hat er Anſpruch auf Entſchädigung gegen den Staat. Der Nachweis des erlittenen Schadens liegt dem Freigeſprochenen ob. Die Inſtruktion und Entſcheidung des Prozeſſes gehört vor die gewöhnlichen Gerichte.

Wegen muthwillig unbegründeter Beſchlagnahme eines Blattes oder Werkes hat das Preßgericht den ſchuldigen Polizeibeamten zu einer Geldbuße zu verurtheilen, welche ſich in den Rahmen des §. 30 bewegt. Nach dreimaliger Beſtrafung iſt auf Dienſtentlaſſung zu erkennen.

§. 33.

In allen Uebertretungsfällen gegen die in dem gegenwärtigen Geſetz enthaltenen formellen Vorſchriften hat der Uebertretende die Vermuthung der Vorſätzlichkeit gegen ſich.

§. 34.

In wiefern dennoch nur eine bloße Fahrläſſigkeit anzunehmen, und deßhalb, oder aus welchen andern mildernden Umſtänden ein geringerer Grad der Strafe anzuwenden ſey, bleibt für den beſondern Fall dem Ermeſſen des Preßgerichts überlaſſen.

§. 35.

Sämmtliche auf den Grund des gegenwärtigen Geſetzes erkannte Geldbußen fallen der Armenkaſſe desjenigen Ortes anheim,

wo das Blatt erſcheint oder der Verleger ſeinen ordentlichen Wohnſitz hat.

Dies iſt im Erkenntniß jedesmal auszuſprechen.

§. 36.

Ob der Angeklagte zur Unterſuchungshaft zu bringen, oder wann er daraus zu entlaſſen, iſt nach den für den Criminalprozeß beſtehenden Vorſchriften zu beurtheilen.

§. 37.

Die erfolgte Beſtrafung in dem Einen Bundesſtaate begründet auch in den übrigen deutſchen Bundesſtaaten die Strafe der Rückfälligkeit.

Ebenſo gilt ein freiſprechendes Erkenntniß in dem Einen Bundesſtaate auch in den übrigen Bundesſtaaten mit derſelben Wirkung, wie in dem erſteren.

§. 38.

Die Entſcheidung der Preßgerichte darf nur auf völlige Freiſprechung oder Verurtheilung lauten; eine bloße Entbindung von der Inſtanz oder außerordentliche (Verdachts-) Strafen ſind unzuläſſig.

Wegen des einen und deſſelben Verbrechens oder Vergehens darf gegen den Angeklagten nur Einmal eingeſchritten werden.

§. 39.

Zur Unterſuchung und Aburtheilung der Uebertretungen gegen die in gegenwärtigem Geſetz ertheilten formellen Vorſchriften, ſowie der durch eine periodiſche oder nicht periodiſche Schrift verübten, in den allgemeinen Landesgeſetzen verpönten Verbrechen und Vergehen werden in jedem deutſchen Bundesſtaate beſondere Preßgerichte errichtet, welche in erſter und letzter Inſtanz entſcheiden.

Es ſteht zum Ermeſſen der einzelnen Staatsregierung, ob für den ganzen Staat Ein Preßgericht, oder mehrere ſolche je für eine Provinz beſtellt werden ſollen.

§. 40.

Jedes Preßgericht hat aus mindeſtens ſechs Richtern und einem Vorſtand mit dem Rechte zum Stichentſcheid zu beſtehen.

Der Vorſtand und die Hälfte der Richter werden von dem Regenten ernannt; die andere Hälfte der Richter wird von den Landſtänden, beziehungsweiſe Provinzialſtänden gewählt, beiderſeits je mit zwei Erſatzmännern.

Unter jeder Hälfte muß ſich Ein Gelehrter befinden.

§. 41.

Die Richter und der Vorſtand können nur wegen ſolcher Verbrechen oder Vergehen, welche nach den Landesgeſetzen zu einem öffentlichen Amte unfähig machen, und nur durch Erkenntniß des ordentlichen Strafgerichts von ihrer Stelle entfernt werden.

Jedoch haben die von den Ständen gewählten Richter, wenn ſie in der Folge von der Staatsregierung eine Anſtellung, Beförderung, einen Gehalt oder irgend eine Auszeichnung erhalten, ſich einer neuen Wahl zu unterwerfen, und tritt im zutreffenden Fall bis dahin ein gewählter Erſatzmann ein.

§. 42.

Bei jedem Preßgerichte fungiren ein oder mehrere Staatsanwälte, als Organe der Staatsregierung. Dieſelben ſind an die Inſtruktion des Miniſteriums gebunden und ſind entlaßbar.

In Fällen eines auf Klage des Betheiligten zu unterſuchenden Verbrechens oder Vergehens kann der Betheiligte ſelbſt entweder perſönlich oder durch einen Rechtsanwalt neben dem Staatsanwalt auftreten.

§. 43.

Die Preßgerichte reſſortiren vom Juſtizminiſter, die Staatsanwälte von demjenigen Miniſterium, welchem die Preßangelegenheiten überwieſen ſind.

§. 44.

Die Preßgerichte ſind in dem ganzen Bereiche ihrer Aufgabe unabhängig. Sie haben einzig das gegenwärtige Geſetz und die Landesgeſetze ihren Aus-

sprüchen zu Grund zu legen, und dabei der eigenen rechtlichen Ueberzeugung zu folgen.

§. 45.

Das Gerichtsverfahren derselben richtet sich im Allgemeinen nach den Strafprozeßgesetzen jedes Bundesstaates. Jedoch ist jedenfalls, wenn es sich von einem gemeinen Verbrechen oder Vergehen handelt, wegen dessen eine Strafe erkannt werden soll, die Verhandlung mündlich zu führen, wobei der Staatsanwalt die Anklage zu erheben und der Angeklagte mit einem rechtsgelehrten Vertheidiger persönlich zu erscheinen hat.

§. 46.

Zu diesen mündlichen Verhandlungen steht erwachsenen Männern der Zutritt offen.

§. 47.

Das gegenwärtige Gesetz tritt in allen deutschen Bundesstaaten mit dem ..... in Wirksamkeit.

§. 48.

Abänderungen desselben können nur auf dem im einzelnen Bundesstaat für die Gesetzgebung verfassungsmäßig vorgeschriebenen Wege und nur mit Genehmigung der deutschen Bundesversammlung getroffen werden.

Der deutsche Gelehrte in Rußland.

Das Verhältniß, in welches Rußland zum westlichen Europa in intellectueller Beziehung zum Theil schon vor Peter dem Großen, hauptsächlich aber durch ihn und seit seiner Regierung getreten ist, muß als ein eigenthümliches in der Geschichte der Wissenschaft bezeichnet werden, und dürfte auch in der Vorzeit, z. B. in dem Verhältniß Roms zu Griechenland, nur sehr wenig vorgebildet erscheinen. Zwar sind von jeher Nachbarvölker, die auf verschiedener Stufe der Intelligenz standen, in eine ähnliche Beziehung zu einander getreten; allein dies hing stets aufs genaueste mit dem politischen Verbande zusammen. Mit der geringern Intelligenz war auch meistens eine geringere Machtentwicklung, ja eine völlige Dependenz von dem geistig höher entwickelten Volke gegeben und selbst darin begründet. Bei der Verbindung, welche zwischen Griechenland und Rom sich bildete, war umgekehrt ersteres schon in eine Provinz verwandelt, ja die Griechen, welche als Lehrer der Römer auftraten, waren meist als Sklaven dorthin geführt worden und blieben auch in Rom in diesem Verhältniß. Als anderthalb Jahrtausende später Griechen in Italien das Licht der Wissenschaft wieder erweckten und verbreiteten, waren sie nicht eigentlich gerufen worden, sondern sie flüchteten vor ihren muhamedanischen Drängern und vor der Anarchie, die auf so vielen Punkten des Südostens herrschte.

Doch wir beabsichtigen nicht, diese früheren Gestaltungen des wissenschaftlichen Völkerverkehrs ausführlich zu betrachten, indem schon ein flüchtiger Blick hinreicht, die fast völlige Verschiedenheit darzuthun, welche zwischen dem Damals und Jetzt

besteht. Haben doch ganz allgemein alle Berührungen zwischen Völkern gegenwärtig einen ganz andern Charakter angenommen, so daß frühere Vorgänge nur selten noch als Maßstab der heutigen dienen können und die Gegenwart eine durchaus eigenthümliche Betrachtungsweise fordert.

Der deutsche Gelehrte, so wie überhaupt der Deutsche in Rußland steht übrigens dort schon von Hause aus in einem sehr verschiedenen Verhältniß. Alle Städte in Rußland enthalten schon von frühern Zeiten her eine mehr oder minder zahlreiche deutsche Bevölkerung. Dies war schon unter den Iwan's und Alexei's so, und ist bis auf die neuesten Zeiten so geblieben. Sie trugen wesentlich zur Gründung, Vervollkommnung und allgemeinen Verbreitung der Künste und Handwerke bei und leisteten den Großfürsten die wichtigsten Dienste, wurden auch von mehreren derselben, wie namentlich von Boris Godunow, so ausgezeichnet begünstigt, wie es heut zu Tage überhaupt nicht mehr möglich wäre. Sie hatten gewöhnlich einen eigenen Gerichtsstand und so bedeutende Privilegien, daß der Nationalrusse mit Neid auf sie blicken mußte und in ihnen weit mehr Behinderer des eigenen Emporkommens, als Beförderer der Landeswohlfahrt erblickte. Die bedeutungsvolle Redensart: „ich bin ja nur ein Russe," datirt nicht von gestern und heute.

Später erwarb Rußland Provinzen, in denen zum Theil, wie im alten Polen, ähnliche Verhältnisse, nur in noch ausgedehnterem Maße, bestanden, theils aber, wie in Livland, Esthland und Kurland, die ganze städtische so wie die grundbesitzende Bevölkerung eine durchaus deutsche war, ja die früher als Theile des deutschen Reiches gegolten hatten. Es erwarb diese Provinzen überdies nur unter Bedingungen, welche auf Erhaltung der deutschen Nationalität berechnet waren und die auch bis heut, trotz mannigfach veränderter Verhältnisse, nicht verfehlt haben diese Wirkung auszuüben. Endlich begreift der große russische Länderverband auch solche Gebiete, wo die Grundbevölkerung zwar nicht eigentlich deutsch ist, doch aber durch Religion, Sprache, Sitte und nationale Erinnerungen dem Germanenthum ungleich näher als dem Slaventhum verwandt sind; und es gründete seine neue Hauptstadt selbst auf einem solchen Gebiete, daher nicht allein ihr Name ein ausschließlich deutscher ist (andere Städte in diesen Gegenden haben häufig wenigstens einen russischen Namen neben dem

deutschen), sondern auch ihre Bevölkerung zum achten Theile, ja wenn man die eigentlich feste bürgerliche Bevölkerung vergleicht, vielleicht zum vierten Theile aus Deutschen besteht.

Zu allen diesen nun kommen solche Ausländer, welche der Staat oder Privaten und selbstständige Corporationen berufen haben, was früher in noch viel ausgedehnterem Maße als jetzt der Fall war, wo eine Reaktion gegen diese fortgesetzten Berufungen sich Geltung verschafft hat; und Einwanderungen in Rußland auch ohne eine solche Berufung, aber mit der Aussicht oder doch dem Plane, eine ähnliche Stellung zu gewinnen, sind ebenfalls noch häufig.

In diesem ursprünglich so sehr verschiedenen Verhältniß ist nun auch die verschiedene politische wie nationale Stellung der Deutschen in Rußland begründet. Die von Alters her in den alt- und neurussischen Gebietstheilen ansäßige Bevölkerung gehört zum russischen Unterthanenverbande, entweder unbedingt, oder mit besondern Landes- oder persönlichen Privilegien, wie in Livland und den südrussischen deutschen Kolonien; und ein leider nicht ganz unbeträchtlicher Theil dieser Deutschen hat sich auch der russischen Nationalität in solchem Grade angeschlossen, daß es bis zum Vergessen der Sprache, so wie zur Abläugnung des väterlichen Glaubens gekommen ist, daher sie auch wohl ihren Namen russische Form und Endung gegeben haben, so weit dies bei zwei so überaus heterogenen Sprachen möglich ist, wie Brühl = Brüllow, Müller = Mylinoff.

Dagegen wird denen, welche in neuern Zeiten eingewandert oder dorthin berufen sind, der Eintritt in den russischen Unterthanenverband nicht zugemuthet, und eben so wenig ihren Nachkommen; daher Manche, deren Großväter schon in Rußland geboren wurden, noch heut als preußische, sächsische, hessische u. s. w. Unterthanen gelten. Auch die Art und Weise des Staatsdienstes macht hierin keine Ausnahme. Nur der Amts-, nicht der Unterthaneneid wird von ihnen geleistet; und wenn gleich es Jedem freisteht, auch den letztern abzulegen, so finden es doch die Wenigsten angemessen, aus Gründen, die sich theils von selbst ergeben, theils weiter unten berührt werden sollen. Dieser Unterschied — ob Unterthan oder nicht — ist hier sehr wesentlich und von weit größerer Bedeutung, als dies bei den übrigen europäischen Staaten

der Fall seyn würde, da diese in ihrer Gesetzgebung und in ihrem staatlichen Verhältniß überhaupt sehr viel Gleichartiges haben, was Rußland gegenüber keineswegs der Fall ist.

Unter den früheren Czaren und selbst noch unter Peter I. und seinen ersten Nachfolgern waren es weniger eigentliche Gelehrte, als vielmehr praktisch ausübende Künstler, Baumeister, Informatoren aller Art, die nach Rußland berufen wurden oder sich von freien Stücken dort niederließen; auch waren es nicht vorzugsweise Deutsche, sondern auch andere Westeuropäer, und namentlich Schweizer, Franzosen, Italiener, welche ihre mildere Heimath mit dem rauheren, aber vielversprechenden Norden vertauschten. Französische Erzieher und Erzieherinnen waren vor allen in den Familien der Großen gesucht und sind es noch bis auf diese Stunde. Peters sichtliche Vorliebe für die Deutschen und seine so weit getriebene Begünstigung derselben regten eine Art Reaktion auf, und wenn auch sein eiserner Wille einen direkten Widerstand nicht aufkommen ließ, so hatte es doch die Folge, daß Rußlands Große sich um so eifriger der französischen Literatur und Bildung hingaben und selbst in den Straßen des fünfhundert Meilen entfernten Paris, wenn sie es auch nie gesehen, oft besser Bescheid wußten als in ihrer eigenen Heimath. Die französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts waren in Rußland fast so verbreitet als in ihrer eigenen Heimath und wurden mit wahrem Heißhunger gelesen, um so mehr als man bei dem damaligen noch ganz ungeordneten Zustande des russischen Buchhandels es stets einem sehr günstigen Zufall verdankte, wenn man rechtzeitig in den Besitz eines französischen Werkes gekommen war. Daher hatten auch auf den von der Krone gestifteten Unterrichtsanstalten — Universitäten besaß Rußland vor 1755 nicht — Franzosen vorzugsweise die Lehrämter inne.

Die bleibende Erwerbung der Ostseeprovinzen bewirkte einen zwar allmähligen, aber desto gründlicheren Umschwung in diesen Verhältnissen. Hier war schon in frühen Zeiten in den reichen und [illegible]erbsamen Städten des Landes die Wissenschaft, und zwar in ausschließlich deutscher Art und Weise, gepflegt worden. Gustav Adolph hatte schon 1630 ein Gymnasium in Dorpat gegründet, und zwei Jahre später eine Universität, die aus diesem Gymnasium hervorging. Kronsländereien in Ingermannland waren zu

ihrer Unterhaltung angewiesen. Siebzehn ordentliche und zwei außerordentliche Professoren bildeten die 4 Fakultäten. Eine Reihe von Jahren hindurch wurden die Vorlesungen in einer Kirche gehalten, bis 1641 das Universitätsgebäude vollendet ward. Die Anstalt war in schönem Aufblühen begriffen, allein noch vor dem Ende ihres ersten Vierteljahrhunderts mußte sie sich auflösen, da Dorpat am 12. Oktober 1656 sich zur Uebergabe an ein russisches Belagerungsheer genöthigt sah. Die Universität wurde nach Pernau verlegt, wo sie aber zu keinem rechten Gedeihen kam. Dorpat, wieder unter schwedische Herrschaft gelangt, erhielt 1690 auch seine Universität zurück, um sie jedoch 9 Jahre später abermals an Pernau zu verlieren. Wir haben wenig Nachrichten über diese Periode, und können nur muthmaßen, daß die häufigen Wechsel und Verlegungen ziemlich fruchtlose Versuche waren, ihr aufzuhelfen. Der größere Theil der Professoren, namentlich in der letzten Zeit, war schwedischer Abkunft.

Bei dem Kriege, welchen Peter der Große mit Glück in Livland führte, kam das Bestehen der Universität abermals in Frage. Von beiden Seiten wünschte man zwar ihr Fortbestehen, wie die Uebereinkunft der livländischen Ritterschaft vom 3. Juni 1710 mit dem Czar das darthut. Der vierte Artikel lautete nämlich in der ritterschaftlichen Proposition:

„Die Universität in Livland, weil sie mit zureichlichem Einkommen und Gütern fundirt ist, wird beibehalten, und allezeit mit tüchtigen Professoren, der evangelisch-lutherischen Religion zugethan, besetzt werden;"

worauf die Antwort lautete:

„Sobald nächst göttlicher Hülfe die Stadt Pernau unter Ihrer Großczarischen Majestät Botmäßigkeit wird gebracht seyn, werden Hochgedachte Majestät der Universität Beneficia und Privilegia, im Falle sie bei künftiger Attaquirung der Stadt sich passive verhalten und in nichts meliren wird, mehr augmentiren als diminuiren, auch dahin bedacht seyn, wie die Universität allezeit mit geschickten Professoren, wie auch Sprach- und Exercitienmeistern möge versehen werden, weilen J. G. Majestät aus dero eignen Reichen und Ländern die Jugend ebenfalls dahin schicken werden, um die Universität in desto größere Renommé zu setzen; weßhalb Hochgedachter Majestät

vorbehalten wird, liberum exercitium ihrer Religion zu exerciren."

Als indeß, nur zehn Wochen nach dieser Uebereinkunft, Pernau wirklich von dem Grafen Scheremetjew erobert ward, flüchteten die Professoren sämmtlich nach Schweden, und der Fortbestand der Universität war für den Augenblick unmöglich gemacht. Obgleich nun kurze Zeit darauf Peter die livländische Ritterschaft aufforderte, in Verbindung mit dem Oberconsistorium ihm Professoren vorzuschlagen, die er dann zu berufen versprach, während er sich selbst die Ernennung eines Professors der russischen Sprache vorbehielt, so konnte doch bei der Fortdauer des Krieges nichts für die Wiederherstellung der Universität geschehen, und die Angelegenheit ruhete fast ein Jahrhundert hindurch. Die Jugend dieser Länder, eben so wie die russische, sah sich genöthigt, fremde Universitäten zu besuchen.

Doch auch ohne eigne Landesuniversität behaupteten die Ostseeprovinzen von Anfang an ein großes geistiges Uebergewicht, und wir sehen das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch die deutschen Bewohner derselben zu den höchsten Stellen in Civil und Militär berufen. Ebenso zählt die Petersburger Akademie von ihrer Gründung an sehr viele Liv- und Esthländer, wie wir denn überhaupt weit mehr deutschen als russischen Namen im Verzeichnisse ihrer Mitglieder begegnen.

1755 wurde die Universität Moskau gestiftet und ihr folgten Kasan, Charkow, Petersburg, so wie mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts auch das wieder erneuerte Dorpat. Lange Zeit war mit Berathungen und Vorbereitungen dahin gegangen, so daß unter Katharina nichts zu Stande kam, und unter Paul, obgleich jetzt ernstlicher als früher daran gedacht ward, doch die Ausführung an der von ihm gemachten Bedingung scheiterte: keinen Ausländer zu berufen und die Einfuhr keines ausländischen Buches zu gestatten. So konnte Nichts ins Leben gerufen werden. Wäre übrigens unter dieser Beschränkung eine Universität möglich gewesen, so würde wahrscheinlich Mitau, das in seinem Gymnasium illustre schon den Keim zu einer Universität besaß und die Hauptstadt des anerkannt gebildetsten Theiles der Ostseeprovinzen war, zum Sitze der neuen Hochschule erwählt worden seyn.

Es iſt ſchon ſo viel über dieſen berühmten Mann geſchrieben worden, daß wir kaum etwas Neues nachtragen können. Doch müſſen wir den Einfluß bezeichnen, den er auf die Romane geübt hat und zum Theil noch jetzt übt. Voltaire war der erſte Schriftſteller, der dem Witz alles aufopferte. Bisher hatten die Satiriker, wenn ſie Mißbräuche verſpotteten, dies immer nur im Intereſſe des Heiligen und Edlen gethan, das mißbraucht worden war. Rabelais ſelbſt, Frankreichs unbarmherzigſter Spötter, verläugnete nie die Ehrfurcht vor Religion und Sittlichkeit. Die verſchiedenen Kirchenparteien warfen ſich wechſelſeitig die gröbſten Dinge vor, doch keiner fiel es ein, das Chriſtenthum ſelbſt anzugreifen. Eine lachende Weisheit geiſſelte alle Thorheiten und Laſter der Welt, aber Niemand fiel es ein, die Tugend ſelbſt zu verſpotten. Der Witz war bisher nur Mittel für einen ernſten und würdigen Zweck. Allein Voltaire erhob ihn ſelbſt zum Zweck, richtete ihn zum erſten Mal nicht mehr auf den Mißbrauch des Heiligen, ſondern auf das Heilige ſelbſt, und gab ihm dadurch natürlich einen ganz neuen und überraſchenden Reiz. Wie er dazu kam, iſt leicht erklärt. Er fand ſein franzöſiſches Publikum vorbereitet. Für ihn wie für alle Franzoſen gab es damals nur noch eine Autorität, den königlichen Deſpotismus; alles Andere war gleichgültig geworden. Die Kirche ſelbſt war nur noch ein Spielzeug des franzöſiſchen Kabinets; Kardinäle und Biſchöfe, aus dem liederlichen Hofadel hervorgegangen, wetteiferten mit demſelben in lockern Sitten. Das Kloſterleben war ſchon vor Voltaire, wie der berüchtigte Prozeß des Pere Girard bewies, aufs Furchtbarſte entartet. Eine religiöſe Autorität wurde alſo nur noch zum Schein anerkannt, und ihre Verachtung war das öffentliche Geheimniß geworden. Unter dieſen Umſtänden konnte es auch keine ſittliche Autorität mehr geben. Der franzöſiſche Hof adoptirte vom türkiſchen die Haremé (Hirſchpark ꝛc.), das öffentliche Intereſſe drehte ſich in Paris nur noch um die chronique scandaleuse; Beamte, Adel und Clerus wetteiferten, dieſe Frivolität auch den untern Ständen mitzutheilen. Voltaire war alſo nicht übermäßig kühn, als er in ſeiner bekannten Manier zu ſchreiben anfing. Er fand nichts mehr zu reſpektiren, als den Deſpotismus des Hofes und die Nationaleitelkeit, und dieſen beiden Autoritäten hat er auch bei jeder Gelegenheit geſchmeichelt. Alles andere war ihm preisgegeben, und

Erst mit Alexanders Thronbesteigung wurden die oben erwähnten Hindernisse beseitigt. Als im August 1802 die Vorlesungen begannen, waren 13 Professoren, der Mehrzahl nach Ausländer, die übrigen Kur-, Liv- und Esthländer, ernannt. Die eigentliche Gründungsakte datirt jedoch vom 12. December 1802, wodurch zugleich die Universität eine Stellung erhielt, die in der anfänglichen Absicht nicht gelegen hatte. Da es nämlich hauptsächlich die Ritterschaft der Ostseeprovinzen war, welche bei Wiederherstellung derselben thätig gewesen, und Beiträge zu ihrer Unterhaltung subscribirt hatte, so dachte sie auch die Oberleitung derselben, wie es bei der früher bestandenen Universität der Fall gewesen, in Händen zu behalten. Die Professoren jedoch fanden diese Stellung so wenig günstig, und die Bedingungen, welche ihnen von Seiten der Ritterschaft gestellt wurden, so unannehmbar und lästig, daß gleich Anfangs die ernstesten Mißhelligkeiten ausbrachen und der Fortbestand der kaum ins Leben getretenen Anstalt ernstlich gefährdet war. Unter diesen Umständen stellte Friedrich Parrot, noch jetzt als Akademiker zu Petersburg in hohem Alter lebend, dem Kaiser das Mißliche dieser Lage freimüthig und eindringlich vor, und das bewirkte, daß Alexander sich bereit erklärte, die Universität selbst zu dotiren und ihr ein Statut zu verleihen, durch welches die Rechte der Professoren erweitert und gesichert, und dem Ganzen eine würdigere und unabhängigere Stellung gegeben wurde. So war Dorpat gleich bei seinem Entstehen aus einer ritterschaftlichen Universität eine kaiserliche geworden. Die Beiträge der Landschaft, die bis dahin gegen 70,000 Rubel im Ganzen betragen hatten, hörten nun auf, so wie die Bestellung von Curatoren Seitens der Provinzen. Es wurden Krondländereien zum Unterhalt der Universität angewiesen und ihr in der Person des General Klinger ein Curator bestellt. Da sich indeß bald zeigte, daß die Verwaltung dieser Landgüter vom Personal der Universität nicht wohl bestritten werden konnte, so ward auf Bitte derselben die Verleihung zurückgenommen und an deren Stelle die erforderliche jährliche Summe baar aus dem Reichsschatze gezahlt.

Dorpat ist die einzige Landesuniversität, auf welcher alle Vorträge in deutscher Sprache gehalten, so wie alle mündliche

und schriftliche Verhandlungen in dieser geführt werden, die einzige, auf welcher von den Studirenden ein — freilich nur geringes — Honorar gezahlt wird [1], und wo ihre äußere Stellung einigermaßen der der deutschen Studenten gleicht. Auf den übrigen, sowohl den oben genannten als den später an Rußland gekommenen oder gegründeten, ist die russische, theilweise auch die schwedische und polnische Sprache die der Vorträge und Verhandlungen; sie liegen inmitten einer undeutschen Bevölkerung, die Studirenden stehen in einem ganz andern, ungleich abhängigeren Verhältniß (strengere Disciplin nennt das der Russe), auch sind die Gehalte wie die sonstigen Rechte der Professoren geringer als in Dorpat. Nur ausnahmsweise und auf eine kurze Zeit wird hier zuweilen der Gebrauch der deutschen oder französischen Sprache nachgegeben. Die Verbindung dieser Universitäten mit Deutschland, wie mit dem Auslande überhaupt, ist fast Null, während Dorpat durch seine geographische Lage, durch seine nationale Stellung und durch besondere Vorrechte begünstigt, im lebhaften Wechselverkehr mit den wissenschaftlichen Instituten Deutschlands und insbesondere Preußens steht.

So ist es natürlich, daß die Berufungen ausländischer Gelehrten sich fast ausschließlich auf die Universität Dorpat und auf die zum Ressort der Petersburger Akademie der Wissenschaften gehörenden Institute beziehen können. Dessenungeachtet befinden sich auf jeder russischen Universität einige Deutsche und in Kasan z. B. bilden sie fast die Hälfte der Professoren, nur sind es ausschließlich solche, die in Rußland geboren sind oder sich in andern Verhältnissen bereits eine Reihe von Jahren dort befunden und sich die Kenntniß der russischen Sprache verschafft haben.

Auch haben unter allen russischen Hochschulen nur Dorpat

[1] Es beträgt für eine wöchentlich 1 bis 2stündige Vorlesung halbjährlich 5 Rubel, für eine 3 bis 4stündige 10 Rubel, für eine 5 bis 6stündige 15 Rubel, was bei dem Cours der Assignation von 1800 etwa 3½, 7 und 10½ Rthlr. war, jetzt aber nur 1½, 3 und 4½ Rthlr. beträgt; da bei dem Sinken des Papiergeldes zwar der Gehalt der Professoren, nicht aber die Honorare erhöht wurden.

und Helſingfors theologiſche Fakultäten, da die griechiſche Kirche der Univerſitätsbildung zu fern ſteht und ſich vollkommen in ſich ſelbſt abſchließt. Nur ein Religionslehrer, der aber nicht Profeſſor iſt und dem auch ſonſt keine anderweitige Befugniß zuſteht, fungirt an dieſen Anſtalten und ſeit einigen Jahren auch in Dorpat für die zur griechiſchen Kirche gehörenden Studirenden.

Das Beziehen ausländiſcher Univerſitäten, was die ruſſiſche Regierung früher geſtattete und theilweiſe ſelbſt beförderte, iſt durch neuere Maßnahmen allmählig beſchränkt und faſt ganz verboten worden, bedarf wenigſtens einer ſpeziellen Bewilligung; und eben ſo haben im Auslande erworbene gelehrte Grade hier keine amtliche Gültigkeit, natürlich mit Ausnahme derer, welche den von dort berufenen Profeſſoren ertheilt ſind oder ſpäter ertheilt werden.

Das Verhältniß der ruſſiſchen Univerſitäten hat ſich demzufolge ſo geſtaltet, daß die in Dorpot gebildeten Docenten, ſowohl deutſcher als ruſſiſcher oder polniſcher Herkunft, als Profeſſoren an den andern Univerſitäten angeſtellt werden, nachdem ſie entweder in Dorpat oder in ihrem künftigen Wirkungskreiſe einige Zeit als Privatdocenten fungirten. Dorpat ſelbſt aber erblickt auf ſeinen Lehrſtühlen nur zum geringern Theil eigene Zöglinge, ihre Mehrzahl iſt direkt aus dem Auslande berufen, und ein miniſterieller Erlaß vom J. 1841 ſchrieb ſogar vor, ſo viel als möglich dieſe Profeſſuren nur mit Ausländern zu beſetzen und namentlich den andern Univerſitäten ihre bereits fungirenden Docenten nicht zu entziehen. Es beſtand ſogar bis 1838 in Dorpat ein eigenes Profeſſoreninſtitut, gleichſam ein akademiſches Seminar zur Bildung von Docenten für die übrigen Landesuniverſitäten. Seit den 42 Jahren, daß die livländiſche Univerſität beſteht, ſind zwiſchen 60 und 70 dort gebildete Docenten an andere Landesuniverſitäten oder dieſen naheſtehende Inſtitute verſetzt worden.

Somit erſcheint die Blüthe der Hochſchulen des inneren Rußlands an die Exiſtenz von Dorpat als einer deutſchen und mit dem Auslande in fortwährender Verbindung ſtehenden Univerſität geknüpft. Und da trotz der Anſtrengungen und des wenigſtens theilweiſen Aufſchwunges, deſſen die ruſſiſche Literatur der Gegenwart ſich rühmen darf, ſie noch bei weiten nicht zur

wissenschaftlichen Selbstständigkeit herangereift ist, da selbst die Demidowschen Preise häufig genug an Uebersetzungen vergeben werden müssen, ja die Sprache selbst schon wegen der starken Divergenz zwischen Volks- und Schriftsprache, dann aber auch wegen ihrer bei allem sonstigen Reichthum und aller Bildsamkeit doch noch fühlbaren wissenschaftlichen Mangelhaftigkeit — ein russisches Originalwerk über Philosophie z. B. wäre so gut als unmöglich — den Zeitbedürfnissen der Gelehrten nicht genügen kann, so wird dies Verhältniß auch fortbestehen und wohl erst in einer ziemlich fernen Zukunft sich ändern können, wenn man anders nicht das wahre Interesse des Landes einer mißverstandenen Nationaleitelkeit zum Opfer bringen will.

Eine solche aber hat sich nun in neuerer Zeit mehrfach, und zum Theil mit großer Heftigkeit und Entschiedenheit ausgesprochen. „Die Deutschen sind unser Verderben, sie unterdrücken uns und lassen eine wahrhaft nationale Bildung bei uns nicht aufkommen. Peter der Große hat einen verderblichen Weg eingeschlagen, wir müssen umlenken und der fortschreitenden Germanisirung Rußlands Einhalt thun. Wir wären weiter vorgeschritten und überträfen vielleicht unsere westlichen Nachbaren in intellektueller Beziehung, wenn nie ein Deutscher den Fuß über unsere Grenzen gesetzt hätte. Haben wir endlich auch Einiges von ihnen bisher lernen müssen, so haben wir dafür genug unter ihrem Uebermuth und ihrem selbstgefälligen Stolze gelitten und sind ihnen keinen Dank mehr schuldig. Die ganze Richtung überdies, die der Westen nimmt, widerspricht unserem Lebensprinzip, wir müssen uns deßhalb gänzlich von ihm lossagen. Die rechte Ordnung und Disciplin ist zudem nur bei uns zu finden, und hierin muß das Ausland von uns lernen, nicht aber umgekehrt."

So tönt es von der Moskwa, und zum Theil auch, nur etwas gemäßigter, von der Newa herüber, und wenn man den Wortführern der Partei — vor allen Schewyroff und der geistreiche Polewoi — unbedingt glauben wollte, so wäre der Russe kräftig genug, um auch in wissenschaftlicher Beziehung auf eigenen Füßen zu stehen oder doch von dem Ausländer, der seinen Lehrer machen will, fordern zu können, daß er sich ganz und gar dem Russenthum zuwende und seine eigene Nationalität aufgebe.

Daß diese Partei nun auch die unbedingteste, rücksichtsloseste Russificirung der Gebietstheile, die bis heut noch eine fremde Nationalität bewahrt haben, also namentlich der Ostseeprovinzen fordert, darf nicht befremden: mit einer solchen, hofft sie, müsse dann auch die Universität Dorpat eine russische im eigentlichen Sinne werden. Da nun aber die „Hartnäckigkeit" der deutschen Bewohner dieser Provinzen zu groß und allgemein ist, um ein solches Ziel in nahe Aussicht stellen zu lassen, die Landesuniversität auch — und nicht mit Unrecht — als ein fortwährender Herd des Deutschthums angesehen wird, so hat man an ihre Aufhebung oder Verlegung in eine russische Stadt gedacht und in letzterer Beziehung Pleskow genannt.

Auch die kirchliche Differenz wird von dieser Partei geltend gemacht, und in der That, sie ist groß genug, um alle Beachtung zu verdienen. Die sämmtlichen abendländischen Kirchen, wie groß auch gerade in gegenwärtigen Augenblicke ihre Gegensätze seyn mögen, haben doch der griechisch-russischen gegenüber so viel Gemeinsames, daß man sie in dieser Beziehung füglich als Eine Kirche betrachten kann, während andererseits die russische, obgleich nicht minder gespalten, doch ebenfalls der abendländischen gegenüber als ein gemeinsames Ganze erscheint. In der That wird ein Nichtrusse schwer begreifen, wie z. B. der Gebrauch verschiedener Finger beim Kreuzschlagen [1], das zweimalige Singen des Halleluja am Ende der Psalmen anstatt des dreimaligen, die Forderung, daß beim heiligen Abendmahle gerade 7 Brode vorhanden seyn müßten, die Frage, ob Regen- oder Flußwasser zur Taufe zu nehmen sey, beim Gebete die Richtung des Gesichts gegen eine Spalte, durch welche das Licht fällt u. dgl. m. Veranlassung zur Entstehung fanatischer Sekten, wie zur Verhängung der grausamsten Verfluchungen und Strafen von der andern Seite werden konnte. Die russische Religionslehre ist

[1] Martin, den die Raskolniken (doch nicht alle) noch jetzt als ihr Haupt erkennen, lehrte: man müsse sich beim Kreuzschlagen des Zeige- und Mittelfingers bedienen und es von der linken zur rechten Schulter thun, während die orthodoxe griechische Kirche vorschreibt, die drei ersten Finger der Hand zusammen zu legen, die beiden letzten Finger aber in die Hand zu drücken.

weſentlich nichts als eine Erklärung und Einübung der überaus mannichfaltigen und bis in die kleinſte Einzelheit hinein beſtimmten Ceremonien. Die genaueſte Beobachtung dieſer vorgeſchriebenen Ceremonien, die fleißige, nie ausgeſetzte Anbetung (adoratio) der Heiligen, die den wahren Kern und Mittelpunkt des geſammten ruſſiſchen Lebens ausmacht, dies und nur dies iſt die Frömmigkeit und Religioſität der Ruſſen; und nur diejenigen unter ihnen, die mehr oder minder auf deutſche Weiſe gebildet ſind, werden es begreiflich finden, daß auch z. B. ethiſche Fragen bei einer Religion in Betracht kommen können. Die Predigt iſt dem Ruſſen etwas Außerweſentliches und es wird auch in der That ſehr ſelten und nur auf ganz beſondere Veranlaſſung wirklich gepredigt, ja eine Zeitlang war in Rußland alles Predigen in der „orthodoxen" Kirche aufs ſchärfſte verboten. Iſt von dem Werthe anderer Kirchen die Rede, ſo wird dieſen der Ruſſe ſtets nach den Ceremonien bemeſſen und ihn deſto höher anſchlagen, je mehr von dieſen Gebräuchen eine Kirche aufgenommen hat und je näher dieſe den ſeinigen verwandt ſind. Er wird deßhalb der römiſchen Kirche unbedenklich den zweiten Rang ertheilen, ſo groß auch immerhin die gegenſeitige Antipathie ſeyn mag; und nur der gebildete Theil der Ruſſen gibt meiſtens dem Lutherthum den Vorzug und bekennt ſich auch wohl im Stillen zu demſelben, da ein öffentlicher Uebertritt von der griechiſchen Kirche zu irgend einer andern durch die härteſten Strafen verpönt iſt.

Bei ſo differenten Richtungen kann es nicht anders ſeyn, als daß der Ruſſe jeden Ausländer, der ſich nicht zu ſeiner Kirche bekennt, auch wenn er ſeine geiſtige Ueberlegenheit noch ſo ſehr anerkennen muß, mit Mißtrauen, ja ſelbſt mit Haß betrachtet, daß er ebenſoſehr denjenigen ſeiner Landsleute, die ſich der abendländiſchen Bildung hingegeben haben und geiſtig den Deutſchen verwandt ſind, gram werden muß und ihn für einen Abtrünnigen anſieht, und daß er nur in der Ausſtoßung dieſes ſeinen Gefühlen ſo fremdartigen Elements ein Heil für ſein Vaterland erwartet. Nimmt man nun noch hinzu, daß in dem echten Ruſſen die Ueberzeugung des politiſchen Uebergewichts eine ſo feſtgewurzelte ſey, daß es ihm für ſträfliche Ketzerei gilt, wenn man behauptet, daß irgend ein Volk im Stande ſey, der ruſſiſchen Macht Wider-

stand zu leisten; daß namentlich gegen Deutschland in dieser Beziehung eine tiefe Verachtung ganz allgemein in Rußland ist, während er den Engländer und Franzosen doch noch einigermaßen als politisch ebenbürtig betrachtet, so begreift man, daß es ihm um so schmerzlicher fallen müsse, gerade von Individuen dieses Volks einen so großen Einfluß fortwährend ausgeübt zu sehen.

Die gemäßigtere Partei, wie sie sich z. B. in der nordischen Biene ausspricht, will freilich den Deutschen nicht sofort aus dem Lande vertreiben, muthet ihm auch nicht gerade zu seiner Nationalität zu entsagen. Aber auch sie findet, daß der Einfluß des Deutschen in Rußland ein zu starker und weitverbreiteter sey, daß man ihm Schranken setzen und ihn streng auf das wissenschaftliche Gebiet zurückführen müsse, ohne den Ausländern einen Theil an der Verwaltung, oder einen Einfluß auf die politische Stellung zu gestatten. Sie heben den Nachtheil hervor, der für den Russen dadurch entstehen müsse, wenn Beamte, die kaum oder gar nicht seine Sprache verstehen und nicht mit ihm sympathisiren können, über ihn gesetzt sind; sie weisen auf Vorgänge in der russischen Geschichte, Thronrevolutionen u. dgl. hin, bei denen Deutsche nahe betheiligt waren, auf die Feldherren, die in deutscher Sprache ihre Befehle geben mußten — unter der Kaiserin Katharina gab es ganze Heeresabtheilungen, bei denen das Commando deutsch war — und erblicken in allem diesen eine ungebührliche Zurücksetzung des echten Russen und eine Hemmung des nationalen Aufschwunges. Sie verschmähen es nicht von dem Deutschen zu lernen, nur soll er mehr als bisher darauf bedacht seyn sich ihrer Weise anzubequemen; sie glauben, daß der Zeitpunkt, wo Rußland die Deutschen ganz und auf immer werde entbehren können, nicht in so großer Ferne liege, daß man nicht schon jetzt einige Emancipationsversuche wagen könne. Die endliche Russificirung des gesammten Staatsgebietes hält diese Partei nicht minder fest im Auge als jene Ultras, und sie sieht darin die einzige Gewähr der dauernden Staatseinheit, die sie gefährdet glaubt mit jedem fremden Laute, der innerhalb der Grenzen des Reichs erklingt. Aber sie hält die Erreichung dieses Zieles in der Gegenwart, ohne gewaltsame und eben deßhalb gefährliche Maßregeln, für unmöglich, um so mehr als solchen Maßregeln wohl verbriefte und unverwirkte Rechte gegenüber

stehen. Deßhalb möchte sie allmählich wirken und vor der Hand nur die allgemeinere Verbreitung der Kenntniß des Russischen in den Ostseeländern, so wie den immer mehr erweiterten Gebrauch derselben in den amtlichen Verhandlungen dieser Provinzen bewirken.

Die streng nationale Partei kann sich bis jetzt nicht rühmen, die Regierung auf ihrer Seite zu sehen. Diese weiß zu wohl, daß Rußland der Vermittlung deutscher Gelehrten noch zu sehr bedarf, um Fortschritte in der Kultur zu machen, und daß es ohne diese nicht blos stillstehen, sondern unaufhaltsam zurückgehen würde. Nicht aus Vorliebe, wohl aber aus dem Gefühle der Nothwendigkeit beruft sie deutsche Docenten, um durch sie russische zu bilden. Wollte sie das nicht, so bliebe ihr nur die andere Alternative: ihre eigne Jugend auf deutsche Universitäten zu senden und sie dort zu Lehrern für Rußland ausbilden zu lassen. Dies aber kann noch weit weniger in ihrem Interesse liegen. Fürchtet sie wirklich das „Gift des Auslandes" und die „revolutionären Tendenzen des Westens," so ist die Gefahr von ihnen angesteckt zu werden weit größer, wenn sie Jünglinge, und zwar in bedeutender Zahl, in dieses verschriene Ausland und auf die „zuchtlosen" deutschen Universitäten hinausendet, als wenn sie eine kleine Anzahl gereifter und für ihre Wissenschaft lebender Männer, bei denen subversive Tendenzen in der Regel nicht vorausgesetzt werden können, von dorther beruft. Oder welches Gegengift hätte man jenen auserwählten Jünglingen mitzugeben, das kräftig genug wäre den „Verführungskünsten" zu widerstehen, die dort gerade in den Jahren der leichtesten Erregbarkeit fortwährend auf sie einwirken würden? Mit ihrer Ueberwachung dürfte nicht viel gewonnen seyn und häufig mehr verdorben als gut gemacht werden. Angenommen auch, daß die Regierung es wirklich für ein Uebel erachtete, mit Deutschland in dieser Beziehung fortwährend verkehren zu müssen, so würde sie gewiß, wie bisher, von zwei Uebeln das kleinste wählen.

Dagegen ist allerdings seit einer Reihe von Jahren das Bestreben der Regierung unverkennbar dahin gerichtet gewesen, die russische Sprache und was sich an sie knüpft, mehr und mehr in den Ostseeprovinzen zu verbreiten. Bei Gründung der Universität geschah in dieser Beziehung weiter nichts, als daß ein

Profeſſor der ruſſiſchen Literatur und ein Lektor der ruſſiſchen Sprache, welchem letzteren zugleich die Ueberſetzung der amtlichen Correſpondenz in erforderlichen Fällen oblag, angeſtellt wurden. Allmählig aber ſtellte und ſteigerte man die Anforderungen an die ſtudirende Jugend, und was früher höchſtens bei ihrer Entlaſſung gefordert wurde, iſt jetzt ſchon Bedingung der Aufnahme. In allen, auch den unterſten Schulanſtalten des Landes ſoll die ruſſiſche Sprache als Lehrgegenſtand, und wo irgend möglich, auch als Vortragsſprache aufgenommen werden. Bedeutende Summen ſind angewieſen worden ausſchließlich zum Zweck eines gründlicheren und ausgedehnteren Unterrichts in der ruſſiſchen Sprache. In den Abgangszeugniſſen der Studirenden muß bemerkt werden, ob ſie ſich ſchriftlich in ruſſiſcher Sprache genügend auszudrücken verſtehen oder nicht, und vom J. 1846 ab ſoll dies unbedingt gefordert werden und Niemand mehr ein Abgangszeugniß erhalten, der dieſer Forderung nicht Genüge leiſtet. Dem Profeſſor des ruſſiſchen Rechts (dem allerdings eine gründliche Kenntniß dieſer Sprache unerläßlich iſt) iſt aufgegeben worden, ſeine Vorträge in dieſer Sprache zu halten, und neuerdings iſt an die Univerſität das Anſinnen geſtellt worden, in jeder Fakultät wenigſtens einen Lehrgegenſtand, außer dem ſchon genannten, ruſſiſch vorzutragen, wozu es indeſſen vor der Hand wohl nicht kommen wird.

Was die an die Studirenden geſtellte Forderung betrifft, ſo kann nicht geläugnet werden, daß dieſe auf gutem Grunde beruht. Die von Dorpat abgehenden Studenten werden als Aerzte, Domänenverwalter, Kronsjuriſten u. dgl. im ganzen Reiche angeſtellt; wie wäre es möglich, daß ſie mit Erfolg wirken könnten, wenn ſie die Sprache des Volks nicht verſtehen? Sollte aber die Wirkſamkeit der in Dorpat Gebildeten auf die Oſtſeeprovinzen allein beſchränkt werden, ſo würde ſie für das übrige Rußland ohne Nutzen ſeyn und in Folge deſſen auch ihre Frequenz bedeutend vermindert werden, was ſicherlich nicht im Intereſſe der Provinz liegen kann. Bedenklicher aber iſt es jedenfalls, wenn man die Kenntniß der ruſſiſchen Sprache durch Erhebung derſelben zur Vortragsſprache zu befördern gedenkt, da dieſe Sprache der Mehrzahl der Profeſſoren völlig unbekannt, und den übrigen wenigſtens nicht hinreichend geläufig

ist. Die grammatischen Fehler, ungelenken Ausdrücke und unrichtig gewählten Wörter würden sich dem Zuhörer, dem die Gewandtheit und Sicherheit ja ebenfalls abgeht, einprägen und sein Russisch dadurch verdorben werden, während andererseits die wissenschaftliche Auffassung des Gegenstandes dadurch leiden müßte, daß er alle Aufmerksamkeit ungetheilt auf das Erfassen des Wortsinnes richten müßte. Denn es ist zu erwägen, daß es sich hier um eine Sprache handelt, die der deutschen und den abendländischen überhaupt so fern als möglich steht und deren vollständige Erlernung nur äußerst wenigen Deutschen gelingt. Mit Leichtigkeit und fast spielend lernen wir die Sprachen, welche zum germanischen Stamme gehören oder im Lateinischen wurzeln, da uns hier überall verwandte Laute entgegenklingen. Im Russischen dagegen schrecken schon die fremden Buchstabenformen und noch mehr ihre Aussprache, für welche das deutsche Organ so wenig fügsam ist, vom Erlernen zurück, und mehr noch als dieses die gänzlich ungewohnten Wörter, die sich an nichts anknüpfen, was uns bekannt oder geläufig wäre.

Auch die nun seit 120 Jahren bestehende Petersburger Akademie, in der gleichfalls, wie zu Dorpat, Deutsch die Hauptsprache bildet und deren Verhandlungen vorzugsweise in dieser und der französischen erscheinen, hat dadurch eine Veränderung erfahren, daß die bisher selbstständig neben ihr bestehende russische Akademie mit ihr als besondere Klasse vereinigt worden ist. So zweckmäßig diese Maßregel, für sich betrachtet, auch erscheinen muß, so hat sie doch, da man nun einmal überall Russificirungspläne wittert, Besorgniß für die Zukunft erregt, indem man darin ein Mittel erblicken will, das Deutsche allmählig in den Hintergrund zu drängen.

Was die äußere Stellung des deutschen Gelehrten in Rußland betrifft, so kann diese als eine vortheilhafte bezeichnet werden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß Manches vortheilhafter scheint als es ist. Die Gehalte sind höher als durchschnittlich in Deutschland, sein Rang ein sehr bedeutender, die Pensionsbestimmungen gleichfalls günstig. Doch ist hierin eine große Verschiedenheit der Oertlichkeit nach. In Petersburg ist das Leben so außerordentlich kostspielig, daß die Gehalte, einzeln genommen, nicht ausreichen. Mit 1000 Thalern in Berlin, mit 1500 Gulden in

indem er ſich der zügelloſen Freiheit des Witzes bediente, ſtieß er weniger damit an, als er vielmehr ungemein gefiel.

Der Hof und die Ariſtokratie, die ihn begünſtigten, bedachten nicht, daß der ſchonungsloſe Witz, mit dem er die religiöſen und ſittlichen Autoritäten untergrub, ſich bald auch gegen die politiſchen wenden, und daß ſie ſelbſt noch am Ende deſſelben Jahrhunderts die Opfer davon ſeyn würden.

Voltaire bildete eine große Schule, durch welche Frankreich mit atheiſtiſchen und unſittlichen Schriften überſchwemmt wurde. Er bewies, wie gefährlich es iſt, das Vorrecht des Genies zu mißbrauchen, da jede Schwäche oder frivole Neigung, der ſich ein großer Geiſt aus Laune hingibt, unfehlbar dem Auswurf der Schriftſteller zum Vorwand dient, und als Autorität, ja gleichſam als Rechtstitel benützt wird. Ich gleiche Voltaire, ſagte nun auch der ſchlechteſte ſeiner Schüler und verlangte für ſeine Gemeinheit dieſelbe Achtung, die man Voltaire's Genie erwieſen hatte. Voltaire hatte mit all ſeinem Geiſt doch eigentlich nur die Beſtialität im Menſchen emanzipirt. Der vorherrſchende Charakter der franzöſiſchen Romanliteratur im vorigen Jahrhundert war ein höchſt verwerflicher. Selbſt die talentvollſten Schriftſteller, wie Diderot, der jüngere Crebillon, Cazotte ꝛc. ſind von einem unſaubern Geiſt beſeſſen, zu geſchweigen der vielen hundert Romane, deren Schamloſigkeit nicht einmal durch ein glänzendes Talent beſchönigt iſt. Voltaire's Beiſpiel hat ſie alle autoriſirt. Was wäre nach einer Pucelle, nach einem Candide nicht zu ſchreiben erlaubt geweſen? Die galante Ariſtokratie verſchlang dieſe Lektüre, die gleichwohl nicht bloß darauf berechnet war, abgeſtumpfte Sinne zu kützeln, ſondern die auch gar bald ein Revolutionsmittel wurde. In ihr wurden alle Blößen des Hofes aufgedeckt, und die Ehrfurcht vor einer früher in anſtändiger Entfernung ſich bewegenden Ariſtokratie mußte bei der bordellmäßigen Vertraulichkeit, mit der ſie in jenen Romanen behandelt wurde, gänzlich verſchwinden. Die berühmte Freiheit und Gleichheit der franzöſiſchen Revolution nahm ihren Urſprung in der elenden Darſtellung eines Laſters, das alle Stände vermiſchte. Man ſagt ſogar dem Herzog von Orleans nach, er habe dergleichen Schriften im Palais-Royal völlig fabrikmäßig ausfertigen laſſen, um die Anarchie, die ihm übrigens die gehoffte Krone nicht brachte, vorzubereiten.

München kommt man weiter und lebt angenehmer, als mit 2000 Silberrubeln in Petersburg. Aus dieſem Grunde combinirt man dort zwei bis drei Aemter, freilich nicht zum Vortheile derſelben, zumal oft ſehr heterogene Combinationen vorkommen. Mit 4 — 6000 Silberrubeln jährlich läßt ſich nun allerdings auch in Petersburg ein gewiſſer Wohlſtand behaupten, aber die Ueberhäufung mit Arbeit, wenn alle Aemter gewiſſenhaft erfüllt werden ſollen, verbunden mit dem aufreibenden Klima, ſind keine ſehr erfreulichen Perſpektiven für die ſpätern Lebensjahre.

Sehr verſchieden ſind die Verhältniſſe in Dorpat. Der Gehalt iſt für alle ordentlichen Profeſſoren derſelbe, nämlich 1544 Rubel Silber mit Einſchluß des Quartiergeldes und nach Abzug der 2 Procent zum Penſionsfond. Weder die etwaigen Nebenämter (als Rektor, Dekan, Bibliothekar), noch auch die, wie ſchon oben bemerkt, geringen Honorare auf der nur mittelmäßig (5 — 600) frequenten Univerſität ſind ſo geſtellt, daß eine erhebliche Erhöhung reſultiren kann; zu literariſchem oder anderem Nebenerwerb (die Praxis der mediciniſchen Profeſſoren etwa ausgenommen) iſt hier weit weniger und für die meiſten gar keine Gelegenheit, ſo daß die oben angeführte Summe als Maßſtab gelten kann. Außergewöhnliche Gratifikationen, Reiſegelder u. dgl. waren früher nicht gerade ſelten, jetzt aber iſt auch hierin eine merkliche Veränderung eingetreten. Ein neuerer beliebter Reiſeſchriftſteller hat in dieſer Beziehung zu glänzende Farben aufgetragen. Ueberlegt man nun, daß die Preiſe der Lebensmittel ſich ſeit 20 — 25 Jahren ungefähr verdoppelt haben, und daß Kolonialwaaren und Weine, ſo wie überhaupt alles was eingeführt werden muß, ohnehin außer allem Verhältniß zu den in Deutſchland gewohnten Preiſen ſteht, daß Aehnliches von den Bekleidungsgegenſtänden gilt, ſo wird man ungefähr überſchlagen können, wie viel ein Dorpater Profeſſor als Familienvater etwa erübrigen kann.

Die aus dem Ausland berufenen Profeſſoren genießen einige beſondere Begünſtigungen, während ſie in Bezug auf die allgemeinen Beſtimmungen den Inländern gleichgeſtellt ſind. Sie können (wie es Alexanders Gründungsakte beſtimmte) für 3000 Rubel Waaren zollfrei bei ihrer Ankunft mitbringen oder ſpäter verſchreiben. In der Folge traten 2000 Rubel Silber an deren

Stelle, und gegenwärtig ist das Quantum so normirt, daß nicht der Sachen-, sondern der Zollwerth, und zwar bis zum Betrage von 900 Rub. Silber, das Guthaben eines berufenen Professors an den Mauthämtern bildet. Was aber von diesem Guthaben nicht binnen einem Jahre absorbirt ist, geht verloren: eine Beschränkung, die durch eingetretenen Mißbrauch hervorgerufen seyn soll, und die allerdings den Werth der Begünstigung sehr vermindert.

Der Ausländer kann ferner zu jeder Zeit, nach Ablauf seines Dienstes (in 25 Jahren erfolgt die Emeritur) oder auch früher das Reich verlassen, ohne einen Abzug zu erleiden oder an seinem bis dahin etwa erworbenen Pensionsanspruch etwas zu verlieren. Wo er sich auch niederlassen möge, er bekommt seine Pension zugesandt, und nach seinem Tode Wittwe und Kinder, soweit deren Anspruch überhaupt geht. Der Inländer dagegen ist auch nach Niederlegung seines Amtes genöthigt in Rußland zu bleiben, und würde, wenn er gleichwohl sich entfernte, sowohl seines Pensionsanspruchs, als auch seines etwa zurückgelassenen Eigenthums verlustig gehen.

Endlich unterliegt er nicht den Gesetzen, die blos für russische Unterthanen gültig sind und deren einige, wie z. B. die neuen Paßvorschriften, nichts weniger als geeignet sind, den Unterthanenstand wünschenswerth zu machen. Er kann nicht, wie der Inländer, auch gegen seinen Willen an eine andere Universität oder auch in ein anderes Amt versetzt werden, und ist überhaupt von mancher Beschränkung frei, während er zu allen Rangstufen wie die Inländer befördert wird, wie dieser Auszeichnungen und Orden (mit Ausnahme des sogenannten Dienstzeichens) erhalten kann und alle diesem zukommenden Rechte genießt. Nur Grundbesitzer kann er ohne die Unterthanenschaft nicht werden, doch ist der Besitz von städtischen Grundstücken, Gärten u. dgl. hierunter nicht einbegriffen.

Was seine Rangverhältnisse betrifft, die in Rußland wichtiger als in andern Ländern sind, so steht der Doktor (d. h. der in Rußland graduirte) in der achten Klasse, ebenso der außerordentliche Professor und wer diesem gleich steht, wie der Observator der Sternwarte. Der ordentliche Professor steht in der siebenten, der Direktor eines Gymnasiums in der sechsten, der

Rektor der Universität, so lange er als solcher fungirt, in der fünften. Nach drei oder vier Jahren Dienst rückt man eine Klasse höher, nach abermals vier Jahren wieder. Für den Professor ist die fünfte Klasse im Allgemeinen die höchste, und nur für besondere Auszeichnung wird auch wohl die vierte bewilligt, mit welcher gesetzlich das Prädikat Excellenz verbunden ist. Keiner der jetzt fungirenden Dorpater Professoren führt diesen Titel, wohl aber drei noch lebende Emeriti, sowie die gegenwärtigen Rektoren von Kasan und Petersburg.

Seit Peter dem Großen bestand das Gesetz, daß die vierzehnte bis neunte Rangklasse den persönlichen, die achte und die höheren den erblichen Adel verliehen. Ganz vor Kurzem ist hierin eine bedeutende Aenderung eingetreten. Den persönlichen Adel verleiht fortan nur erst die neunte, den erblichen die fünfte Rangklasse, während die niederen bis zur vierzehnten herab zu den Ehrenbürgern gerechnet werden. In dieser Beziehung stehen Ausländer und Inländer gleich.

Auch selbst bloße Hauslehrer haben in der Regel einen Klassenrang und avanciren in diesem, wie denn überhaupt in Rußland die Kategorie der Staatsdiener Manchen umfaßt, der in andern Ländern nicht dazu gerechnet werden würde.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die Befreiung nicht allein von persönlichen, sondern auch von den städtischen Abgaben für diejenigen Häuser, welche Professoren besitzen, und für die von ihnen bewohnten Quartiere in andern Häusern, so wie der exemte Gerichtsstand, den sie wie alle Glieder der Universität in dem akademischen Gericht besitzen. Diese letztern Befreiungen sind es namentlich, welche häufig zu Reklamationen und Klagen Seitens der städtischen Behörden Veranlassung geben, da diese letztern einen zu bedeutenden Einnahmenausfall dadurch zu erleiden behaupten. Außer den Docenten genießen nämlich auch alle Universitätsbeamte, selbst wenn sie nur in ziemlich lockerem Verband mit derselben stehen (wie z. B. der Universitätsmechanikus und der chirurgische Instrumentenmacher), diese Freiheit. Entgegnen läßt sich nun allerdings, daß ohne die Universität die Stadt sicher noch weit weniger Einkünfte ziehen würde, wie die seit ihrer Gründung mindestens verfünffachte Einwohnerzahl (jetzt 13,000) wohl hinreichend darthut.

Der Professor hat ferner (mit einiger Beschränkung hinsichtlich

der politischen Zeitungen) das Recht alle, auch sonst verbotenen Werke zu seinem Gebrauch oder für das ihm untergebene Institut kommen zu lassen und zollfrei einzuführen.

Wenn gleich die meisten dieser Vergünstigungen auch für die andern Universitäten in Kraft sind, so doch keineswegs alle, und von den meisten können sie schon wegen größerer Entfernung und schwierigerer Communikation weniger Gebrauch machen. Man kann jetzt von Dorpat aus in zwei Tagen und mit sehr mäßigen Kosten bequem die preußische Gränze erreichen (im Sommer 44 Stunden) und von hier ab in 54 Stunden in Berlin ankommen. Berliner Zeitungen mit dem Datum des Sonnabends gelangen Mittwoch Mittag nach Dorpat. In diesem Punkte kann selbst Petersburg durch seine Dampfschiffahrt kaum mit Dorpat rivalisiren und wird dies gar nicht mehr vermögen, wenn erst die Königsberger Eisenbahn ins Leben getreten ist, nach deren Vollendung man nicht ganz drei Tage zur Reise nach Berlin gebrauchen wird.

Auch in pekuniärer Beziehung stehen die Universitäten des innern Rußlands der livländischen nach. Das Gehalt ist niedriger (11—1200 Rubel), die Honorare fallen ganz weg, der literarische Verkehr ist so gering, daß z. B. Kiew nicht einmal eine Buchhandlung hat (früher bestand eine solche und möglicherweise ist sie jetzt wieder eröffnet) und die dortigen deutschen Professoren vergebens sich bemüht haben, einen Journalzirkel zu Stande zu bringen, wie ein solcher für Dorpat, und zwar in großer Vollständigkeit, besteht.

Vielfach ist den in Rußland lebenden deutschen Gelehrten der Vorwurf der Unthätigkeit oder doch der Unproduktivität gemacht worden. Daß es Manchen unter ihnen gebe, der sich sein Amt leicht zu machen versteht, soll nicht geläugnet werden; wer es jedoch gewissenhaft führen will, wird in Rußland leicht stärker in Anspruch genommen werden als in Deutschland. Er ist in der Regel an seiner Universität der einzige Professor seines Fachs und der Wirkungskreis derjenigen Professoren, deren Fächer näher verwandt sind, möglich genau gegen einander abgegrenzt. Die Concurrenz der Privatdocenten ist nicht von Bedeutung, da ihrer überhaupt wenige sind und diese wenigen meistens noch für eben vakante Professuren stellvertretend in Anspruch genommen werden.

Daraus folgt nun einerſeits, daß der weniger gute oder nachläſſigere Docent eine Abnahme ſeiner Zuhörerzahl nicht ſehr zu fürchten, andererſeits aber auch, daß er allein ſein ganzes Fach auszufüllen hat. So hatte Dorpat bis zum Jahre 1843 nur einen Profeſſor der Mathematik und dieſer war in früherer Zeit auch noch Direktor der Sternwarte. Ebenſo war die Oekonomie, Technologie und Architektur in Einer Profeſſur vereinigt. Um ſolchen Forderungen auch nur nothdürftig Genüge zu leiſten, war gewiß die volle Kraft und Zeit eines tüchtigen Mannes erforderlich; auch hat die anerkannte Unmöglichkeit, unter ſolchen Umſtänden Erfolge zu erzielen wie unſere Zeit ſie fordern muß, zur Anſtellung eines beſondern Profeſſors der Aſtronomie (1815), der Architektur (1835) und der angewandten Mathematik (1843) geführt. Insbeſondere waren die Profeſſoren der Medicin in Dorpat ſehr ſtark in Anſpruch genommen und ſind es noch, trotz der Errichtung von vier neuen Lehrſtühlen im Jahre 1842. Acht Stunden wöchentlich zu leſen iſt das geſetzliche Minimum, allein die wenigſten reichen damit aus. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Verwaltungs- und richterlichen Geſchäfte der Univerſität, in die ſich die Profeſſoren theilen müſſen, die dadurch veranlaßten zahlreichen Conſeils-, Fakultäts-, Direktorial-, Rentkammer- und andere Sitzungen, die zahlreichen Prüfungen u. dgl. eine Menge Zeit hinwegnehmen, ſo wird man den in Rußland wirkenden Gelehrten gewiß nicht für unbeſchäftigter als den des Auslands halten. Auch wird dem, der es mit ſeiner Wiſſenſchaft ernſt meint, dieſe Beſchäftigung nicht leicht läſtig werden, denn die Gelegenheit und Aufforderung zu Zerſtreuungen iſt hier ſeltener als in Deutſchland, und ſelbſt das Leben der Hauptſtädte iſt ein weit weniger bewegtes als in Berlin, Wien oder München.

Auch die geringere literariſche Produktivität hat man hervorgehoben und ſie auf Rechnung einer gewiſſen nordiſchen Behaglichkeit und Bequemlichkeitsliebe geſchrieben. Das Wahre an dieſem Vorwurfe hatte indeß wohl einen andern Grund, die vielfachen Schranken und Hemmungen des literariſchen Verkehrs mit dem Auslande und die Schwierigkeit, im Inlande ſelbſt eine Schrift zu Tage zu fördern. Seit einige dieſer Hinderniſſe beſeitigt oder doch vermindert ſind, ſeit das ausländiſche Porto auf den dritten und vierten Theil ſeines frühern Betrages herab-

geſetzt und dadurch die Auslagen für eine ausgebreitetere und lebhaftere Correſpondenz erſchwinglich geworden ſind, ſeit die Buchhandlungen nicht mehr eine rein willkürliche und außer allem Verhältniß ſtehende Erhöhung der Preiſe eintreten laſſen, ſondern ſich für den Ordinärthaler mit einem Silberrubel begnügen (von Rabatt iſt hier die Rede nicht), auch die Bücher in regelmäßigen Sendungen anlangen, haben auch unſere in Rußland lebende Gelehrten mehr von ſich hören laſſen können. Man vergleiche die Meßkataloge ſeit 1840 mit denen vor dieſer Zeit, und man wird das Geſagte beſtätigt finden. Man vergleiche, etwas näher eingehend, den Gehalt und Styl dieſer Werke mit denen in Deutſchland ſelbſt verfaßten, und man wird ſich ſagen müſſen, daß Deutſchlands Gelehrte ſich ihrer Brüder im fernen Oſten nicht zu ſchämen haben. Dabei iſt noch zu bedenken, daß Vieles nicht in den deutſchen Buchhandel kommt, ſondern in den Memoiren der Petersburger Akademie oder andern Zeitſchriften, manches Andere aus naheliegenden Gründen anonym erſcheint, wieder Anderes, wenn gleich urſprünglich in deutſcher Sprache verfaßt, doch vor dem Abdruck ins Ruſſiſche übertragen wird; dies gilt vielleicht von der Hälfte der Artikel, die im Journal des Kultusminiſteriums erſcheinen. Für wichtige wiſſenſchaftliche Werke Unterſtützung der Regierung zu erhalten, iſt allerdings in vielen Fällen möglich, doch nur für ſolche, die in Rußland gedruckt werden, was auch ganz angemeſſen erſcheint, da bei den kaum halb ſo hohen Druckkoſten in Berlin, Leipzig, Stuttgart eine ſolche Unterſtützung wohl nur ſelten erforderlich ſeyn dürfte. Daß übrigens der in Petersburg, Dorpat, Moskau lebende Deutſche ſich an der Tages- und Modeliteratur betheiligen und thätig in ſie eingreifen ſollte, könnte nur ein mit den gegebenen Verhältniſſen ganz Unkundiger erwarten. Die Ronge- und heilige Rockliteratur wird von hier aus nicht bereichert werden und ſcheint auch deſſen nicht zu bedürfen.

Vor allem ſind es gediegene wiſſenſchaftliche Reiſewerke, durch welche die Literatur von hier aus bereichert worden iſt. Der früheren Seereiſen und Erdumſeglungen nicht zu gedenken, erinnern wir nur aus dem letzten Decennium an Kupffer, Parrot, Göbel, Middendorf, Lehmann und viele Andere, ſo wie an Abich's kaukaſiſche Reiſe, deren Hauptergebniſſe noch zu erwarten ſind. Und

da so Manches, was einen regeren wissenschaftlichen Verkehr begünstigen muß, aus neuester Zeit datirt und der deutsche Verleger heut nicht mehr, wie noch vor zehn Jahren, die Geisteserzeugnisse der Hyperboräer mit einem „was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ von sich ablehnt, so ist zu hoffen, daß bei besserer gegenseitiger Verständigung jener Vorwurf ganz verschwinden und einer richtigeren Würdigung Platz machen werde.

Die russische Censur, wie weit sie auch ihr Mißtrauen gegen alles was aus dem Auslande kommt, immerhin treiben möge, ist im Innern weit weniger schwierig, zumal bei wissenschaftlichen Gegenständen. Die gelehrten Körperschaften sind zudem censurfrei, oder üben doch nur ihre eigene aus, was wesentlich dasselbe ist. Die russische Regierung ist weit entfernt, das zweideutige Lob zu verdienen, das der bekannte Gurowski ihr in dieser Beziehung spendete, der die höchste Vortrefflichkeit darin erblickte, daß die ganze Literatur gleichsam von ihr selbst ausgehe. Doch es verlohnt sich wohl nicht mehr der Mühe einen Mann zu widerlegen, der außer der Staats*maschine*, und zwar der russischen Staatsmaschine Nichts anerkennt. Die russische Regierung mag mancher Tadel treffen, doch die Schmach, von einem solchen Schriftsteller und auf solche Weise gelobt zu werden, hat sie nicht verdient.

In der russischen Literatur übt bekanntlich die Journalistik eine Herrschaft aus, wie in keinem andern Lande. Einige wenige Männer, wie Gietsch, Bulgarin, Polewoi, Krajewski, bestimmen für das ganze Reich, was gut und nicht gut ist. Bei den hohen Preisen der russischen Bücher — selbst die *wohlfeilen* Petersburger Ausgaben neuerer Zeit haben noch immer die doppelten deutschen Preise — und der die eigene gründliche Prüfung scheuenden Bequemlichkeit der Russen, ist es die Beurtheilung der *nordischen Biene*, des *russischen Invaliden*, der *Lesebibliothek*, die zum Ankauf oder Nichtankauf, zum Lob oder Tadel eines Buches bestimmt. Die deutsche Journalistik in Rußland hat sich zu dieser Bedeutung nicht erhoben; sie ist überhaupt nicht vorherrschend kritischer Art, bespricht mehr Lokalinteressen und Tagesneuigkeiten und erfreut sich keiner besondern Verbreitung. Die gelehrten, meist von ganzen Körperschaften herausgegebenen Journale geben mehr eigene Aufsätze und Untersuchungen der Mitarbeiter, als Beurtheilungen oder Anzeigen anderer Werke, und man hält

sich in letzterer Beziehung mehr an die im Auslande selbst erscheinenden Journale. Eine Ausnahme macht seit einiger Zeit das in Dorpat und Reval erscheinende Inland[1], in dem vor Kurzem zwei beißende Kritiken (über Strümpells Ethik und Kruse's Necrolivonica) Aufsehen machten. Sonst verfährt man hier glimpflicher mit einander und versteht einen Scherz; denn als vor Kurzem ein Dorpater Professor einen solchen nicht verstehen wollte und sich und seine Collegen gegen eine Aeußerung in der nordischen Biene vertheidigen zu müssen glaubte, konnte man eine solche Kühnheit sich kaum erklären und die Rigaer Zeitung erzählte ihren Lesern den Thatbestand des Breiteren unter der bezeichnenden Ueberschrift: „Eine deutsche Gelehrtenbombe gegen eine russische Journalistenrakete."

Man hält sich in dieser Beziehung mehr an die Journalistik Deutschlands, die namentlich in den letzten Jahren auch die Erzeugnisse des Ostens häufiger bespricht, und Schriftsteller wie Leser beschäftigen sich mehr mit den Werken selbst. Auch für die Broschürenliteratur ist hier kein gedeihlicher Boden, mit Ausnahme der mehr offiziellen Programme, Festreden, Dissertations- und Habilitationsschriften, die auf Kosten der Betheiligten erscheinen oder aus öffentlichen Fonds bestritten werden. Dem Erscheinen von größeren Kupferwerken stehen hier große Schwierigkeiten entgegen und um Ledeburs Flora und Pirogoffs Anatomie erscheinen zu lassen, mußte bei dem erstern Werke die Regierung mit 30,000 Rubeln Silber zu Hülfe kommen und bei letzterem ein Buchhändler sich ruiniren.

Für seine eigentliche Lehrthätigkeit findet der Deutsche, in welchem Theile Rußlands er leben möge, ein empfängliches und theilnehmendes Auditorium. Der Russe faßt leicht und gern auf, wenn auch meist nur äußerlich; der von Natur lebhafte, hier meist etwas verschlossene Pole macht große Anstrengungen, und die tüchtigsten Zöglinge Dorpats gehören dieser Nation an, wie denn auch der polnische Student Dorpat allen andern russischen

[1] Unter Inland sind hier die drei Ostseeprovinzen zu verstehen. In ihren Bücheranzeigen unterscheidet dieses Blatt in durchgehenden Rubriken die im Inland erschienenen Schriften von den im Innern des Reichs erschienenen.

Univerſitäten vorzieht, ſeit man ihm im eignen Lande alle entzogen hat. Man möchte überhaupt geneigt ſeyn den Satz aufzuſtellen, daß das politiſche Unglück einer Nation, ſo lange ſie noch nicht alles Gefühl deſſelben verloren hat, der geiſtigen Erhebung wenigſtens der beſſeren Individuen derſelben günſtig iſt. Im Exil wie in der Heimath und im Lande ihrer Sieger ſehen wir die Polen ſich mit Eifer den Wiſſenſchaften ergeben, und zugleich iſt nicht zu verkennen, daß ſie faſt ohne Ausnahme eine Anſtellung im Vaterlande, dem eigentlichen Czarthum Polen, einer wenn gleich lukrativeren in Rußland vorziehen. Der deutſche Student (und in Dorpat gehören drei Viertheile dieſer Nation an) wird ſich natürlich dem deutſchen Profeſſor am engſten anſchließen und am meiſten von ihm angeregt werden. Da der hieſige Student faſt ausſchließlich aus den gebildeten Ständen, zu einem großen Theile aus dem Landadel hervorgeht, und er die dem baltiſchen Deutſchen, vor allem dem Kurländer eigene feine Geſelligkeit von Hauſe aus gewöhnt iſt, ſo hat dies einen wohlthätigen Einfluß auf den Ton, der unter der Dorpater akademiſchen Jugend herrſcht. Zu Zerſtreuungen findet ſich hier weit weniger Lockung und Veranlaſſung als in den meiſten deutſchen Univerſitätsſtädten. Zu bedauern iſt nur, daß der echt liberale Geiſt, in welchem Alexander dieſe Univerſität gründete, mehr und mehr verſchwindet und herbe, ja verletzende Maßregeln in neuerer Zeit ergriffen worden ſind. Ein Syſtem des Mißtrauens und der Verdächtigung, ein unerſprießliches Hervorheben von Aeußerlichkeiten greift um ſich und verbittert dem Profeſſor wie dem Studenten die Freude am Lehren und Lernen. Mehr und mehr verſchwinden von der Univerſität ſolche, die nur aus Neigung, nicht aus äußerer Nothwendigkeit ſtudiren; mehr und mehr reducirt ſich aller Collegienbeſuch auf die ſtreng vorgeſchriebene Disciplin. Immer mehr ermattet die Theilnahme bei den öffentlichen Akten, da der Student ſich, ebenſo wie der Profeſſor, hier nur in voller Uniform zeigen darf und dieſer eine Umſtand faſt alle, die nicht zugegen ſeyn müſſen, vom Beſuch abhält. Auch die eher ab- als zunehmende (jetzt etwa ſtationäre) Studentenzahl hängt damit zuſammen. Bis 1836 war ſie in wenig unterbrochenem Zunehmen begriffen. Die traurige Kataſtrophe von 1842, die der Univerſität zwei ihrer tüchtigſten und beliebteſten Lehrer unmittelbar entzog, zwei andere zum ſofortigen Abgange bewog

und einige tüchtige Docenten, die Dorpat zu gewinnen im Begriffe stand, vom Hieherkommen abschreckte, wird noch lange in ihren Folgen fühlbar seyn.

Die Pensionsgesetze sind wohl in keinem Staate so günstig als in Rußland; ja sie waren dies bis vor 8 Jahren noch mehr, wenigstens in Beziehung auf die Wittwen früh verstorbener Professoren. Während in allen andern Branchen des Civildienstes 35 Dienstjahre, im ärztlichen 30 zum Genusse des vollen Gehalts als lebenslängliche Pension berechtigen, ist der ordentliche Professor schon nach 25 Jahren Emeritus, der mit vollem Gehalt entlassen wird, welchen die Wittwe bis zu ihrem Tode, die Kinder bis zur Mannbarkeit oder Dienstanstellung fortbeziehen, auch wenn sie nicht in Rußland zu bleiben für gut finden sollten. Zwanzigjähriger Dienst berechtigt zum Abgange mit $^3/_4$ der vollen Pension; fünfzehnjähriger zu $^1/_2$. Stirbt ein Professor früher, so erhält die Wittwe bei weniger als 5jährigem Dienst ein für alle Mal einen vollen Jahrgehalt, bei 5 — 10jährigem $1^1/_2$, bei 10 — 15jährigem 2 Jahresgehalte; wird dies nicht zureichend befunden, so soll Vorstellung deßhalb gemacht werden. Ist eine unheilbare Krankheit, die sich der Beamte in Ausübung seines Dienstes zugezogen, die Veranlassung seines Abgangs oder Todes, so werden ihm fünf Dienstjahre hinzugezählt und hiernach die Pension bestimmt. Wird endlich der Emeritus in seinem Amte oder zu einem andern wiedererwählt, so bezieht er Pension und Gehalt gleichzeitig. Doch darf eine solche Wiederwahl nur auf fünf Jahre erfolgen, nach deren Beendigung sich der Minister die Entscheidung vorbehält, ob der so Erwählte noch länger im Dienste bleiben könne.

Eine so dankenswerthe Fürsorge ist hier um so nöthiger, als von Staatswegen keine Wittwen- oder Waisenkassen eingerichtet sind, und die Lebensversicherungsgesellschaft eine Privatanstalt ist, deren Bestimmungen natürlich keine besondere Rücksicht auf den Fall nehmen können, in dem sich der nach Rußland übersiedelnde Gelehrte in der Regel befindet. Ein solcher beginnt seine Laufbahn in Rußland meist schon in reiferem Mannesalter und er opfert seinem neuen Vaterlande die Ansprüche, welche eine Reihe von Dienstjahren ihm in seinem ersten und eigentlichen erworben haben. Die nach Dorpat, Petersburg u. s. w. berufenen Docenten

Obgleich man dafür geſorgt hat, daß wenigſtens die geiſtvollſten und die obſcönſten Werke jener Zeit nicht untergehen können, indem ſie immer wieder aufgelegt werden und z. B. in einer groſsen deutſchen Hauptſtadt fortwährend eine bedeutende Niederlage derſelben beſteht, ſo gibt es doch in unſern Tagen gewiß nur noch wenig Leſer, die mit dem ganzen Umfang der Literatur à la Hayo (und ähnlicher Etiketten) vertraut ſind. Wer ſie aber kennt, wird zugeben, daß wir nicht übertreiben, wenn wir ſagen, durch ſie iſt alles weit übertroffen worden, was die ſpätere Römerzeit uns an Unſittlichkeit hinterlaſſen hat, beſonders weil ſie ſich nicht mit reiner Sinnlichkeit begnügte, ſondern immer zugleich das Heiligſte zu beſpötteln und zu beſchmutzen trachtete.

Das diaboliſche Element in der bezeichneten vorherrſchenden Romangattung muſste einen Gegenſatz hervorrufen. Das Bündniſs des Witzes mit der verdorbenſten Phantaſie hatte das Gemüth zu ſehr zurückgedrängt, daß es nicht einen Verſuch hätte machen ſollen, ſich gleichſam vor dem gänzlichen Untergange zu retten. Dadurch nun iſt Rouſſeau's Auftreten motivirt. Rouſſeau ſicherte dem unleidlich vom Witz mißhandelten Herzen ſeine Rechte und ſchuf die neue Gattung der ſentimentalen Romane, die ſich von ſeiner Heloiſe herdatiren. Allein Rouſſeau war nicht weniger unſittlich, als Voltaire. Er gab der Unſittlichkeit nur einen neuen und ſchönen Namen. Dieſelbe Sünde, die Voltaire lachend begangen wiſſen wollte, beging Rouſſeau weinend. Die Muſe des Einen war eine ſcherzende, die des Andern eine weinerliche Kupplerin. Das iſt am Ende der ganze Unterſchied. In Rouſſeau's mit ſüſsen Thränen entſchuldigten Herzensſchwächen, in ſeinen dem ſocialen Zwang entgegengeſetzten lieben Natürlichkeiten verbirgt ſich vielleicht ein noch ſchlimmeres Gift, als in dem wenigſtens aufrichtigen Cynismus Voltaire's und ſeiner Schule.

In Deutſchland hatten die Höfe und der Adel längſt das franzöſiſche Beiſpiel nachgeahmt. Die Gelehrten waren gröſstentheils Pedanten, das Volk in Apathie. So wurde uns denn mit der Gallomanie überhaupt insbeſondere auch die Voltaire'ſche Freigeiſterei und die empfindſame Liederlichkeit Rouſſeau's eingeimpft. Dieſem Einfluß arbeitete aber bald ein anderer entgegen, der engliſche.

stehen durchschnittlich im 40sten Lebensjahre und sind Greise geworden, bevor sie emeritirt werden. In nicht gar zu fernen Zeiten sah Rußland sich zu noch weit günstigeren Bedingungen genöthigt, wenn es galt, einzelne namhafte Gelehrte zu gewinnen, und noch in neuerer Zeit sind Fälle dieser Art vorgekommen.

Verkennen läßt es sich nun nicht, daß Rußland dahin strebt, mehr und mehr den Unterschied aufzuheben, der die Stellung des deutschen Gelehrten, der des russischen gegenüber, als eine exceptionelle erscheinen läßt. Namentlich wird dahin gestrebt, die Dorpater Universität immer mehr den übrigen äußerlich gleichzustellen. Man ist zwar nicht gemeint, dies dadurch zu bewirken, daß man weniger wissenschaftliche Leistungen von ihr verlangt; im Gegentheil, das unverkennbare geistige Uebergewicht der livländischen Hochschule wird thatsächlich anerkannt. Es sind die äußern Einrichtungen, die Form der Wahlen, die Dauer ihrer Gültigkeit, die Vorschriften über Prüfungen, die jetzt größere Strenge rücksichtlich der Uniform der Studenten und hundert andere Dinge, die einzeln genommen das wissenschaftliche Element gar nicht zu berühren scheinen, deren Gesammteindruck sich aber dennoch fühlbar macht. Von wichtigeren Folgen wäre eine andere, aber glücklicherweise unausgeführt gebliebene Maßregel gewesen: die Aufhebung der theologischen Fakultät an der Hochschule, statt deren eine evangelisch-theologische Centralbildungsanstalt in Reval oder einem andern Orte der Ostseeprovinzen errichtet werden sollte. Dorpat mag sich Glück wünschen, daß dieser Schlag abgewendet worden; es hätte dadurch aufgehört eine Universitas literarum zu bilden. Die Absicht war wohl keine andere, als eine äußerliche Gleichstellung mit den übrigen Landesuniversitäten: denn griechisch-theologische Fakultäten gibt es nicht und kann es nicht geben. Je mehr Rußland dahin gelangen wird, den deutschen Gelehrten entbehren zu können, desto mehr werden natürlich die Vortheile und Begünstigungen schwinden, die es ihm jetzt noch zugesteht. Dies könnte indeß nur geschehen durch eine Hebung nicht allein des russischen Gelehrten, sondern der ganzen russischen Nation überhaupt auf einen höhern geistigen Standpunkt als den gegenwärtigen; eine solche Umwandlung bedarf aber einer langen Zeit. Träten Beschränkungen wie die, von

denen zuweilen in auswärtigen Zeitungen die Rede gewesen ist, wirklich ein, muthete man dem dorthin berufenen Gelehrten zu, russischer Unterthan zu werden, sich der russischen Sprache beim Vortrage zu bedienen, wohl gar zur russischen Kirche überzutreten, so würde von Stunde an Niemand mehr einem Rufe dorthin folgen. Zu einem solchen Aeußersten ist man aber in Rußland noch keineswegs gerüstet, und alle Einsichtigen wissen nur zu gut, daß man fürs Erste nicht weiter gehen dürfe als man bereits gegangen ist.

Wenn es nach allem diesem nicht geläugnet werden kann, daß im Allgemeinen Jeder, dem es im Vaterlande auch nur leidlich gelingt, wohl daran thut zu bleiben und seine Kräfte unmittelbar dem heimathlichen Boden zu widmen, so hat doch andrerseits Deutschland keine Ursache, das traurige Loos seiner in den Osten ausgewanderten Söhne zu beklagen, noch auch sie als Abgefallene zu betrachten. Sie sind und bleiben Deutsche, sie sind es nach Sprache, Sitte, Gesinnung und Glaubensbekenntniß, und lassen es sich nicht anfechten, wenn sie von den Russen wegen ihrer Arbeitsamkeit und Sparsamkeit bemitleidet und bespöttelt werden. Sie wissen es, daß sie als Nation in Rußland nicht beliebt sind und es nie seyn können; aber ihre persönliche Tüchtigkeit und Biederkeit wird dem Volke, unter dem sie zu wirken berufen sind, stets Achtung abnöthigen und sie begehrt machen. Am wenigsten aber kann von einer Gefährdung des Deutschthums zu besorgen seyn in den Ostseeprovinzen, in denen die Russen nur wie Fremde leben, und weit entfernt die Deutschen zu sich herüberziehen zu können, vielmehr selbst wegen der vielfachen Berührung mit den Landeseingeborenen dem deutschen Einflusse auf ihre Lebens- und selbst auf ihre Denkweise sich nicht entziehen können, zumal wenn sie bestrebt sind, zu den gebildeten Ständen gerechnet zu werden. Jahrhunderte werden vergehen, ehe dieses Verhältniß sich merklich ändern kann, und wer mag voraussagen, welche Weltereignisse im Schooße der Zukunft verborgen liegen!

Die Zukunft des Strafverfahrens

in Deutſchland.

Unter den vielen Bedürfniſſen, nach deren Erfüllung der wiedererwachte deutſche Volksgeiſt ringt, iſt das der Reform des Strafverfahrens eines der dringendſten. Ueberall, wo das durchſchnittliche Mittelmaß der Bildung ſich zu vernehmen gibt, in Abgeordnetenkammern, in der Tagespreſſe und in der dieſe Region beſtreichenden Literatur, kann die Frage für erledigt gelten. Gleichwohl ſieht man die Regierungen noch immer, mehr oder weniger hartnäckig, auf der conſervativen Linie bleiben, und in dieſer Frage wenigſtens ſehen ſie ſich noch immer durch eine Fraktion der gelehrten Literatur unterſtützt, deren Beiſtand ihnen ſehr willkommen ſeyn muß. Die Frage iſt um ſo wichtiger, da ſie verſchiedene Fluktuationen des politiſchen Geiſtes überdauert und ſich immer aufs Neue hervorgedrängt hat. Sie iſt es aber auch deßhalb, weil ſie, nachdem ſie längere Zeit eben nur als eine politiſche neben vielen andern figurirt hat, nach und nach ihren Schwerpunkt in ſich ſelbſt zu finden und ſich als rein juriſtiſche Frage geltend zu machen anfängt. Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ſie nicht etwa eine ſehr entſchiedene politiſche Beziehung hätte. Aber eben um dieſes unläugbaren Zuſammenhangs willen, worin ſie mit den allgemeinen politiſchen Problemen unſerer Zeit ſteht, iſt es von doppelter Wichtigkeit, wie ſie ſich auf dem reinwiſſenſchaftlichen Boden der Jurisprudenz entſchieden ſehen wird. Sollte hier die Entſcheidung übereinſtimmend mit der Anſicht ausfallen, die jetzt als die gewöhnliche,

wenn nicht herrſchende Meinung gelten kann, ſo würde ein ſolches Urtheil einer bedeutſamen Rückwirkung auf die conneren politiſchen Fragen nicht verfehlen, und die Gegner der Reform, welche ja vielfach auch bei conſtitutionellen Regierungen thätig betheiligt ſind, würden ſich in die ſonderbare Lage verſetzt ſehen, daß ſie nun gerade jenen Zuſammenhang läugnen müßten, welchen ſie bisher immer ſo bereitwillig angenommen haben.

Dieſe Taktik, welche dem Ruf nach Reform den Urſprung aus der übertriebenen Begehrlichkeit eines unwiſſenden Liberalismus vorwarf, war die längſte Zeit her ohne Zweifel ſehr wohl berechtigt. Denn es iſt nur zu wahr, daß er am lauteſten aus ſolchen Lagern erſcholl, in welchen für geſchichtliche Kenntniß der Sachen und wiſſenſchaftliche Durchdringung ihrer Prinzipien keinerlei Gewähr gegeben war. Sind doch ſo viele banale Phraſen, womit man insbeſondere das Nationalgefühl zu kitzeln und zu ſtacheln ſuchte, in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt und verhöhnt worden! Mit gutem Fug konnte man den Verbreitern jener Phraſen entgegenhalten, ſie ſollten doch erſt lernen, was die Aufgabe des Strafprozeſſes ſey, ſollten erſt ſeine Geſchichte, wenn auch nur die Geſchichte des deutſchen Strafprozeſſes ſtudiren, ſollten erſt den inquiſitoriſchen Prozeß kennen lernen, ehe ſie ihn verfluchen, ſollten ſich erſt klar machen, daß es ein Unſinn ſey, die Jury nur eben als ein altdeutſches Inſtitut zurückzufordern u. ſ. f. Man hatte mit dieſen Entgegnungen leichte Mühe, eben wegen des unbegreiflichen Leichtſinns und der Frivolität auf der Gegenſeite. Man hatte ſogar noch den Vortheil, ihr den Vorwurf der Antinationalität zurückgeben zu können, indem man ſie beſchuldigte, daß ſie es auf Franzöſirung abgeſehen habe.

Allein der Vortheil, deſſen man langebin, geſtützt auf die ſtrengjuriſtiſche Literatur, ſich zu erfreuen hatte, iſt ſeit einiger Zeit mehr und mehr brüchig geworden, ſeit innerhalb jener Literatur ſelbſt die Reformbeſtrebungen mehr und mehr Eingang gewonnen haben. Die Erörterungen, welche dadurch herbeigeführt wurden, haben das ſonderbare Ergebniß geliefert, daß auch die Gegner der Reform nicht mit dem beſten Recht auf wiſſenſchaftliches Verſtändniß und umfaſſende geſchichtliche Kenntniß pochten. Denn es zeigte ſich zwar, daß man auf ihrer

Seite mit dem geltenden Rechte wohl bekannt, auch wohl mit der pragmatiſchen Geſchichte deſſelben, beſonders einzelner Perioden davon, vertraut war. Allein gerade das Bedürfniß, ſich über die Reformfrage auf wiſſenſchaftlichem Wege gründlich aufzuklären, führte unfehlbar zu der leidigen Entdeckung, daß mit dogmatiſchen Syſtemen, die eben nur auf die Vorausſetzungen des gegenwärtig geltenden Rechts gebaut ſind, ſowie mit einer bloß ſporadiſchen und pragmatiſchen Kenntniß der Geſchichte deſſelben noch nicht viel gedient ſey. Sehen wir auch ganz von der philoſophiſchen Seite der Frage ab, die ja ohnedies nicht die Gunſt der Gegner der Reform genießt, ſo mußte jedem Kundigen wenigſtens ſo viel gewiß ſeyn, daß mit einer bloßen Kenntniß der ſeit dem 16. Jahrhundert ſtattgehabten Entwicklung des Strafverfahrens in Deutſchland nicht auszureichen ſey. Die Reformfrage ſchließt eine Reihe von Elementen in ſich, die geradezu faſt ganz außerhalb dieſes Kreiſes liegen. Nun glaubte man zwar auch mit der früheren Geſchichte des deutſchen Strafverfahrens, insbeſondere mit den Umſtänden, welche ſeine Verſetzung mit dem Syſteme des kanoniſchen Rechts herbeiführten, hinlänglich vertraut zu ſeyn. Man wußte daher, daß in alten Zeiten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Volks- und nachher Schöffengerichte beſtanden haben, hatte alſo hier allerdings Anknüpfungspunkte an die Zeitfrage. Allein einem gewandten Juriſten konnte es nicht allzuſchwer werden, aus der niedrigen Kulturſtufe der Zeit, während welcher jene Einrichtungen in Deutſchland beſtanden, die Folgerung der Unreife der Einrichtungen ſelbſt zu begründen, und noch überdies aus der Geſchichte das unläugbare Herabkommen der Schöffengerichtsverfaſſung, die Nothwendigkeit ihrer Vertauſchung mit gelehrten, heimlich und ſchriftlich verfahrenden Gerichten deutlich nachzuweiſen. Ein ſolcher Beweis konnte nun ſehr gelehrt auffallen, recht wie wir's lieben; aber alle praktiſche Spitze mußte er ſogleich verlieren, wenn man die Augen aufthat und die verrufenen Einrichtungen eben von den civiliſirteſten Nationen theils als ein alterworbenes Palladium hegen und pflegen, theils im Sturm erobern ſah. Indeſſen war auch hier noch ein Ausweg möglich, der denn auch vielfach betreten wurde; man ſteifte ſich auf die aparte deutſche Nationalität und behauptete, daß dieſe

wesentlich andere Interessen und Bedürfnisse habe, als die aparte englische, französische u. s. f. Der englischen gegenüber machte man überdies etwa die ganz absonderlichen geschichtlichen Constellationen geltend, welche in dem klassischen Lande der Freiheit zur Erfindung der Jury geführt hätten. Dieser Richtung der Debatte ist selbst ein großer Gönner der Reform, Feuerbach, förderlich geworden, indem er über den französischen Strafprozeß zu einer Zeit schrieb, wo die politische Reaktion in Frankreich die tiefen und wahren Prinzipien jenes Prozesses mehr und mehr zu verfälschen und die ganze Einrichtung zur Lüge zu machen die Tendenz hatte. Die vergleichende Jurisprudenz stand zudem damals in einem zum Theil wohlverschuldeten, übeln Kredit, wozu vornämlich die herrschend werdende historische Schule mit ihrem einseitigen Gewichtlegen auf die naturwüchsige Besonderheit jedes Volksrechts beitrug. Man sah in Deutschland auf Werke, wie das bekannte von Meyer (Esprit et origine des institutions judiciaires) mit einer gewissen Geringschätzung herab, wobei man freilich über der nicht abzuläugnenden Ungründlichkeit der Forschungen im Einzelnen den geistreichen Wurf im Ganzen und die glücklichen Ansätze zu einer universalgeschichtlichen Betrachtung, gegen die man selbst verstockt war, übersah. Solcher Verstockung mußte denn auch das Wort von Montesquieu, der die Jury für eine wesentlich germanische Erfindung erklärte, gleich so manchen andern tiefen Aussprüchen dieses hellen Geistes, ein Räthsel bleiben oder zum Spotte werden. Eben der Mangel an einem ernstlicheren Studium der Grundlagen des germanischen Strafverfahrens überhaupt und seiner Weiterbildung in England und Frankreich, ohne deren Kenntniß auch die Geschichte des deutschen Prozesses nur halb verstanden bleiben kann, erklärt es, wie man allmählig dazu kommen konnte, einzelne Bruchstücke der englisch-französischen Institution herauszuklauben und auch in Deutschland zur Annahme zu empfehlen.

Es ist in die Augen springend, daß dieses Verfahren auf die Wahrung des conservativen Interesses berechnet war. Denn, indem man eben nur an einzelnen Punkten Reform verlangte, so wies man sie im Ganzen um so entschiedener ab. Man hielt jene einzelnen Concessionen mit dem Systeme des bestehenden

Rechts im Ganzen für verträglich, und rieth zu ihrer Ertheilung, eben um dieſes Syſtem im Ganzen zu retten. Allein für den Standpunkt ſelbſt konnte nichts gefährlicher ſeyn, als dieſes gewiß ſehr wohlwollend gemeinte Verfahren. Die Ultras, die mit geſchloſſenem Viſier im Sattel feſt blieben, haben ihm viel weniger geſchadet, als dieſe wohlmeinenden Vermittler, indem ſie das Viſier öffneten und vorſichtig bald den einen, bald den andern Fuß aus dem Bügel zogen. Denn ſo lange man die Conſequenz behält, iſt nur der ganze Mann auf einmal aus dem Sattel zu heben, wer aber Einmal eine Inconſequenz begeht, der gibt dem Gegner die beſte Waffe ſelbſt in die Hand. Der unvermeidliche Erfolg iſt denn auch nicht ausgeblieben. Nicht nur ſind die erſten ſchüchternen Conceſſionen alsbald von der Tagespreſſe, von den Abgeordnetenkammern nützlichſt angenommen worden, ſondern man hat ſie auch, eben indem man ſich des Stehenbleibens verſichern wollte, unmerklich ſelbſt immer mehr vorgeſchoben. Dieſer ſonderbare Erfolg iſt gerade wieder durch eine Beſtrebung, die, bei möglichſt vielen Conceſſionen, die letzte Schanze des conſervativen Standpunkts zu vertheidigen ſucht, durch das neue Werk von Mittermaier (Anklageprinzip, Mündlichkeit, Oeffentlichkeit ꝛc.) recht augenſcheinlich zu Tage gelegt worden. In überraſchend ſchnellem Fortſchritt hat die juriſtiſche Literatur Conceſſion um Conceſſion gemacht, ein Stück des geltenden Rechts nach dem andern preisgegeben; ja, was beſonders merkwürdig iſt, ſie hat ſelbſt wider Willen — in ihrem ganz gerechtfertigten Kampf gegen das Beweisſyſtem des geltenden Rechts — den Gegnern den Schlüſſel zur ganzen Kampfſtellung ſelbſt eingeräumt. Es iſt jetzt ſo weit gekommen, daß von ſämmtlichen Elementen der Reform Alles zugegeben iſt, die Jury allein ausgenommen. Nicht als ob es nicht noch eine anſehnliche Partei von Theoretikern gäbe, die hiezu eine ſaure Miene machen und eine retrograde Bewegung ſehr gern bewerkſtelligen möchten; aber unglücklicher Weiſe für ſie iſt die badiſche Strafprozeßordnung als eine Thatſache dazwiſchen getreten, welche intenſiver als jede theoretiſche Erörterung die Ausführbarkeit der Reformvorſchläge auf deutſchem Boden beweiſt, und der reaktionären Tendenz als größter Stein des Anſtoßes im Wege ſteht.

Bei dieser Lage der Dinge mußte nun nothwendig die Frage aufgeworfen werden, ob ein solches Transaktionssystem, wie es theoretisch von Mittermaier, praktisch von der neuen badischen Gesetzgebung aufgestellt wird, sich als genügend erweise? Der berühmte Vertheidiger desselben hat es namentlich auch mit Hülfe der vergleichenden Jurisprudenz zu rechtfertigen gesucht, indem er auf andere europäische Staaten, besonders die italienischen und die Niederlande, in welchen ähnliche Versuche gemacht worden sind, hinwies. Man mußte jedoch gegen diese Anwendung der vergleichenden Jurisprudenz schon aus publicistischen Gründen Mißtrauen haben, weil ein Schluß von den absolut monarchischen italienischen Staaten auf konstitutionelle deutsche um so weniger gerechtfertigt erschien, je gewisser die Institution der Jury mit der Grundlage des constitutionellen Staatsgebäudes in der innigsten Verbindung steht. Diese Bemerkung führte von selbst zu weiterem Nachdenken über das Wesen der Jury, insbesondere zur Erwägung der Frage, ob dieselbe ein reinpolitisches Institut, oder ob sie eine von dem Organismus des Strafprozesses selbst geforderte Nothwendigkeit sey? Einer solchen Erörterung hatte sich die Schrift von Mittermaier absichtlich ferne gehalten, weil der Verfasser glaubte, daß über das Geschworenengericht schon zu viel philosophirt worden sey. Allein dieser Meinung konnte man um so weniger beitreten, je schärfer gerade durch die Inconsequenzen des aufgestellten Transaktionssystems das Bedürfniß nach einem folgerichtig entwickelten Prinzipe erregt wurde. Andererseits ließen manche geschichtliche Bemerkungen darauf schließen, daß die vergleichende Jurisprudenz nicht im Stande sey, ein unbefangenes Studium der Geschichte des Strafprozesses zu ersetzen, ja daß sie sogar eher zu Verwirrungen und Mißverständnissen, und zwar gerade über die meisten praktischen Fragen führe. Allein, sah man sich nun in der Literatur nach verlässigen und erschöpfenden Darstellungen dieser Geschichte um, so gewahrte man mit Erstaunen die große Armuth, die mit den übermüthig abweisenden Urtheilen mancher gelehrten Juristen in der Reformfrage im sonderbarsten Contrast stand. Man spricht so viel von Anklageprozeß und Untersuchungsprozeß, und doch haben wir nicht einmal eine wirkliche Geschichte dieses so viel verrufenen

Unterſuchungsprozeſſes, ſo werthvoll auch die Beiträge ſind, welche Biener dazu geliefert hat. Selbſt die Geſchichte des römiſchen Strafprozeſſes, ohne welche die des deutſchen in ihrer Eigenthümlichkeit nicht begriffen werden kann, hat erſt in allerneueſter Zeit durch Geib eine Behandlung erfahren, wie man ſie nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft zu erwarten hatte. Gleichwohl iſt auch dieſes, in mancher Hinſicht ausgezeichnete Werk eben nur in pragmatiſchem Geiſte geſchrieben, und kann deßhalb als Vorausſetzung und Vorbereitung zu einer Geſchichte des germaniſchen Rechts nur mittelbar und relativ betrachtet werden. So muß man denn auch im Lager der Wiſſenſchaft das Geſtändniß ablegen, daß man keineswegs in dem Grade, wie man es nicht ſelten glauben machen wollte, Meiſter des Terrains ſey.

In den angeregten Beziehungen ſind in den konſtitutionellen Jahrbüchern von Dr. Weil, Jahrg. 1843, Bd. II und 1845, Bd. III. ſo wie in den Jahrbüchern der Gegenwart 1843, Nr. 6—11. 41—49, und 1845, Sept. und Okt. Verſuche gemacht worden, theils von philoſophiſcher, theils von geſchichtlicher Seite aus diejenigen Geſichtspunkte feſtzuſtellen, von welchen bei Beantwortung der Reformfrage ausgegangen werden muß.

Als Ergebniß beider Betrachtungsweiſen wird ſich feſtſtellen laſſen, daß die öffentliche Meinung von einem richtigen Inſtinkte geleitet iſt, wenn ſie die Formen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit allein nicht für genügend hält, ſondern daneben auch das Geſchworenengericht verlangt. Es ſind zwar allerdings theils in außerdeutſchen Staaten, theils jetzt in Baden Verſuche gemacht worden, jene Formen einzuführen, und gleichwohl daneben gelehrte Gerichte beizubehalten. Allein dieſe Experimente wägen das klaſſiſche Beiſpiel von England, wie die Beiſpiele von Frankreich und Amerika, die gleichfalls wenigſtens von älterem Datum ſind, lange nicht auf. Und überdies ergibt ſich aus der Betrachtung des Weſens des Strafverfahrens, daß ein durchgeführtes organiſches Syſtem deſſelben jene prinzipwidrige Mengung antipathiſcher Ingredienzen nicht verträgt, daß ſolche vielmehr nur als Uebergangsſtadium betrachtet werden kann.

Muß man einräumen, daß ein Rechtssyſtem, das aus heterogenen Prinzipien zuſammengemiſcht iſt, ſich nicht auf die Dauer halten kann, ſo wird man ſich auch den Beweis gefallen laſſen müſſen, daß neben dem Prinzipe, woraus die Forderung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit — letztere natürlich in ihrem wahren Sinn genommen — fließt, das Syſtem ſtändiger, nur mit Rechtsgelehrten beſetzter Gerichte nicht zu beſtehen vermag. Daß man ſich dies nicht klar macht, davon liegt der Grund in dem Alles verwirrenden Irrthum unſrer Tage, daß es ſich bei der Reformfrage *um den Unterſchied von Anklageprinzip* und Unterſuchungsprinzip handle. Es iſt hier nicht der Ort, näher auseinander zu ſetzen, zu welcher Reihe von falſchen praktiſchen Folgerungen dieſer Irrthum führt; er iſt auch deßhalb als Grundirrthum zu bezeichnen, weil er an der Auffaſſung des wahren Gegenſatzes hindert, um welchen es ſich allein handeln kann. Dieſer liegt aber einzig in der Beweisfrage, d. h. in der Frage, ob das bisherige Syſtem vorausbeſtimmter Beweisregeln beibehalten, oder ob die Entſcheidung nach dem Geſammteindrucke der in möglichſter Vollſtändigkeit reproducirten Thatſache vorgezogen werden ſoll? Eben dieſe Reproduktion iſt einzig und allein der wahre Sinn und Zweck der Mündlichkeit, die daher aufs genaueſte mit der Beweisfrage zuſammenhängt. Es fragt ſich: ſoll das Urtheil in Strafſachen blos das Reſultat einer logiſchen Operation ſeyn, oder ſoll es die innerſte, durch jenen Geſammteindruck vermittelte Gewiſſensüberzeugung zu ſeinem letzten Fundamente haben? Wer ſich für das Erſtere erklärt, der wird für die Nothwendigkeit der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit nie einen überzeugenden Beweis führen können, und daher die ſtreng Conſervativen mit dem beſten Rechte gegen ſich haben. Denn, ſo lang das Urtheil als ein Rechenexempel nach vorausbeſtimmten Beweisregeln betrachtet wird, fällt die Nothwendigkeit der Vermittlung eines Geſammteindrucks gänzlich hinweg, ja man hat das beſte Recht, ſich gegen eine ſolche, als eine gefährliche, der Sicherheit jener Verſtandesoperation keineswegs beförderliche Maßregel zu erklären. Man ſieht ſich dann genöthigt, für die Mündlichkeit allerlei Zweckmäßigkeitsgründe aufzuführen, denen ohne Mühe Gegengründe entgegengeſtellt werden können, wie denn dies von Seiten des ſächſiſchen Juſtizminiſteriums gegenüber den von Mittermaier aufgeführten Gründen

In England bewahrte das freie Volk auch eine reinere Sitte und eine tiefe Frömmigkeit, wie denn die Demoraliſation immer nur eine Begleiterin der Deſpotie geweſen iſt. Schon in Swifts Satiren, wie in Hogarths Karikaturen war ein Ernſt, den Voltaire nicht kannte. Die dicken Romane Richardſons waren ausdrücklich Schutzſchriften der Moral gegen die einreißende franzöſiſche Frechheit. Aber mit Recht erkannten die feineren Geiſter, daß die Moral an ſich noch keine Poeſie iſt, und jene langweiligen bändereichen Werke (Clariſſe, Grandiſon) wurden in Schatten geſtellt durch die geiſtvollen Romane Goldſmiths und Fieldings, die ſich keineswegs das Moralpredigen zum Geſchäft, aber auch nicht auf Unſittlichkeiten Jagd machten, ſondern mit homeriſcher Treue das Leben ſchilderten, und zwar das engliſche Leben, in dem eine urſprünglich tüchtige Geſinnung allen Verſuchungen des Witzes und der Leidenſchaften, wie der falſchen Sentimentalität zuletzt immer ſiegreich widerſteht. Smollet neigte ſich allerdings etwas zur Frivolität der Voltaire'ſchen Schule, ſo wie Sterne zu Rouſſeauſcher Empfindſamkeit; allein dies waren nur ſchwache Reflexe, in denen die ſolide engliſche Farbe den Sieg behielt. Dieſen treuen Sittengemälden der Engländer geſellte ſich auch ein ſchöner Sinn für die Natur, ein Hang zur Landſchaftsmalerei bei, die den Franzoſen fremd geblieben waren. Thomſons Jahrszeiten war etwas ganz anderes, als die faden Schäferpoeſien der Franzoſen. Sie führten aus dem Boudoire wirklich in Gottes freie Natur hinaus.

Dieſe Werke der Engländer verfehlten nicht, den verwandten germaniſchen Geiſt anzuſprechen und bald bei uns einen ſo überwiegenden Einfluß zu gewinnen, daß dadurch der franzöſiſche zurückgedrängt wurde. Die Gallomanie wich der Anglomanie. Es würde zu viel Stolz verrathen und der Wahrheit nicht angemeſſen ſeyn, wollten wir behaupten, der deutſche Roman ſey damals ſchon ſelbſtſtändig geweſen; er beſchränkte ſich in der That nur auf Nachahmung der franzöſiſchen oder der engliſchen Manieren, und wenn einige Dichter, z. B. Wieland, der in der franzöſiſchen, und Hippel, der in der engliſchen Manier ſchrieb, auch bedeutendes Talent und ungemein viel eigenen Geiſt zeigten, ſo waren ſie doch auf einen fremden Grundton geſtimmt. Selbſt Goethe's Werther war, unbeſchadet der großen Originalität Goethe's in anderer Richtung, doch nur eine Emanation aus Rouſſeau. Die Nachahmung

auch wirklich geſchehen iſt. Bleibt man auf jenem Standpunkte ſtehen, ſo muß man auch wohl dem ſächſiſchen Juſtizminiſterium Recht geben. Denn, ſieht man von denjenigen Gründen Mittermaiers ab, welche über jenen Standpunkt hinausgehen und faſt offenkundig dem Geſchworenengerichte das Wort reden, ſo reducirt ſich das, was man für die Mündlichkeit ſagen kann, nur darauf, daß Selbſtſehen und Selbſthören eine beſſere Garantie für die Wahrheit gebe, als Protokolle. Allein dagegen können ſich die ſtreng Conſervativen auf die Garantien berufen, welche ſchon die PGO. gegeben und die man nur mit Unrecht ſpäter vernachläſſigt habe; ſie gehen aber auch weiter und machen dem mündlichen Verfahren den auf dem angenommenen Standpunkt keineswegs unbegründeten Vorwurf, daß es die Sicherheit der Operation, woraus das Urtheil hervorgehen ſoll, gefährde. Man hüte ſich denn wohl, dieſe ganz conſequenten Warnungen zu verachten und über den Sieg der Mündlichkeit ein Triumphgeſchrei zu erheben, ſo lang man mit jenen Warnern noch auf Einem Boden ſteht! Ganz daſſelbe iſt mit der Oeffentlichkeit der Fall; ja hier iſt das Transaktionsſyſtem noch in viel größerer Verlegenheit. Nicht nur muß es erleben, daß manche ſeiner Anhänger in der That gegen die Oeffentlichkeit ſind, während ſie allerdings für die Mündlichkeit ſich erklären, ſondern es ſieht ſich auch neueſtens im Falle, geſtehen zu müſſen, daß es langehin für die Oeffentlichkeit mit Gründen aufgetreten ſey, die vielmehr nur für die Mündlichkeit paſſen. Jetzt nimmt zwar Mittermaier keinen Anſtand, den Grund für ſie anzuführen, der allerdings allein ſchlagend iſt. Allein er überſieht hiebei wiederum, daß er mit dieſem Grunde den Standpunkt, den er feſthalten will, verläßt und dem Geſchworenengerichte die Thüre öffnet. Sieht man aber wiederum von dieſem Grunde ab, ſo reducirt ſich Alles, was man für die Oeffentlichkeit vorbringen mag, doch am Ende auf den jetzt auch von Mittermaier verworfenen Grund, daß darin eine Controle für die Richter liege. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß den ſtreng Conſervativen nichts leichter ſeyn könnte, als ſolche ſchale Rede abzuweiſen. Denn abgeſehen davon, daß gelehrten Gerichten gegenüber eine ſolche Controle nur eben wieder von Seiten gelehrter praktiſcher Juriſten, denen Akteneinſicht gewährt werden müßte, ſtattfinden könnte, ſo liegt es ja am

Tage, daß in jenem Syſtem das, was durch die Oeffentlichkeit erreicht werden ſoll, bereits durch die Entſcheidungsgründe erreicht wird, welche dazu beſtimmt ſind, die nach den Beweisregeln vollzogene logiſche Operation in ihren Schlußreihen darzulegen. Man hüte ſich alſo wiederum, über die Einwürfe der ſtreng Conſervativen hinwegzuſehen und den Sieg der Oeffentlichkeit zu proklamiren, ſo lang man noch an dem Syſtem feſthält, bei welchem die Oeffentlichkeit ein Ueberfluß und eine Thorheit iſt!

Wie mithin die Forderung der Mündlichkeit aufs genaueſte mit der Beweisfrage zuſammenhängt, ebenſo auch die der Oeffentlichkeit. Ein mündliches Beweisverfahren kann ſich nur dadurch rechtfertigen, daß es die einzige Möglichkeit iſt, einen Geſammteindruck auf das Gewiſſen zu vermitteln, d. h. nur in Verbindung mit der Urtheilsfindung durch Geſchworene. Deßgleichen hat die Oeffentlichkeit des Beweisverfahrens Sinn und Bedeutung nur als Surrogat der Entſcheidungsgründe, d. h. nur in Verbindung mit einer Urtheilsfindung, welche Entſcheidungsgründe ausſchließt. Liegt denn aber nicht der innige Zuſammenhang beider Forderungen mit der Beweisfrage ſchon darin klar zu Tage, daß ſie vernünftiger Weiſe eben nur für das Stadium des Beweisverfahrens aufgeſtellt werden können?

So ſehr es denn auch der herkömmlichen Doktrin widerſpricht, ſo ſicher iſt es doch, und ſo gewiß wird man früher oder ſpäter allgemein darauf kommen müſſen, daß der Kern der Reformfrage eben nur in der oben aufgeworfenen Beweisfrage liegt. Dieſe Anſicht hat einen nicht zu verachtenden Bundesgenoſſen an der geſammten neueren Geſetzgebung, ſofern dieſe unläugbar immer weiter in der Tendenz voranſchreitet, das bisherige Beweisſyſtem, wie es eben für ſtändige Collegien rechtsgelehrter Richter berechnet war, um ſeinen weſentlichen Charakter zu bringen und es mehr und mehr zu dem herabzuſetzen, was in der Form des ſogenannten law of evidence auch die Grundlage der Operation der engliſchen Geſchworenen ausmacht. Die moderne Geſetzgebung folgt hiebei einem Impulſe, dem ſie nicht widerſtehen kann, dem ſie folgen müßte, wenn ſie auch nicht wollte. Es iſt gewiß, daß ſie nicht die Abſicht hat, damit auf das Geſchworenengericht hinzuarbeiten, wie denn auch jener Impuls lange vorher zu wirken angefangen hat, ehe man nur an die Jury in Deutſchland dachte;

darum bleibt es aber doch nicht minder eine ausgemachte Sache, daß in dieſer ganz allmähligen Entfeſſelung des Beweisſyſtems eine unwiderſtehliche Annäherung an das Prinzip der Jury liegt. Sonderbar genug iſt es aber, die Doktrin allezeit nebenher gehen zu ſehen, ohne daß ſie auch nur ihre eigene Mitwirkung zu dieſem Effekte gewahr wird.

Der ſo bedeutungsvolle Impuls, dem die neuere Geſetzgebung folgt, iſt kein anderer als der, die Feſſeln der römiſch-kanoniſchen Anſicht über die Natur des Beweiſes in Strafſachen abzuſtreifen und zu der nationalen Anſicht zurückzukehren. Hier iſt nun freilich wieder nicht der Ort, näher auf die Geſchichte des deutſchen Strafprozeſſes einzugehen, hinſichtlich deren auf die oben angeführten Aufſätze verwieſen werden muß. Die Hauptpunkte ſind kürzlich folgende: Vor allem muß man ſich des Irrthums entſchlagen, als ſey es das inquiſitoriſche Prinzip, dem man zu Leibe gehen, und an deſſen Stelle man das accuſatoriſche ſetzen müſſe. Widerdeutſcher iſt nichts geredet worden, als dieſer leider ſo ſehr verbreitete Gemeinplatz. Dem germaniſchen Strafprozeſſe liegt das Unterſuchungsprinzip von Anfang an zu Grunde, zum wenigſten die Tendenz dazu. Und wer in Beziehung auf den franzöſiſchen Prozeß vom Anklageprinzip redet, der verſteht ſich ſelbſt nicht. Das Anklageprinzip gehörte der alten Welt und ihrer von der unſern grundverſchiedenen Rechts- und Staatsanſchauung an, wie es denn auch die Spitze ſeiner Ausbildung in dem Prozeſſe des römiſchen Freiſtaats (ſofern es ſich nämlich um römiſche Bürger handelte) erhielt. Bezeichnend genug iſt, daß, wie neuere Unterſuchungen als unzweifelhaft ergeben haben, ſchon die römiſche Kaiſerzeit nur noch den Schein des Anklageprinzips aufzuweiſen hat, während durch alle Ritzen der alten Formen der Geiſt des Unterſuchungsprinzips hervorbricht. Es iſt dies bezeichnend, weil die römiſche Nationalität gerade die Miſſion hatte, den Prozeß des Untergangs der antiken Weltanſchauung und der Geburt einer neuen an ſich darzuſtellen. Dieſer neuen gehört nun aber das inquiſitoriſche Prinzip unverlierbar an. Es liegt darin dies: daß die Verfolgung von Verbrechen ein Recht und eine Pflicht der öffentlichen Macht, des Staats ſey, daß es ſich hier um die Wiederherſtellung des Rechts als ſolches und um ſeiner ſelbſt willen handle, deren Vermittlung nicht der Willkür der Privaten anheim

gegeben werden dürfe. Dieses Prinzip trat nun in den Anfängen germanischer Staatenbildung aus dem einfachen Grunde noch nicht in seiner ganzen Energie vor, weil seine kräftige Durchführung eben einen kräftig seiner selbst bewußt gewordenen Staat voraussetzt. Wer aber die eifrige Tendenz zu jenem Prinzip dem germanischen Staate absprechen wollte, der müßte seine Eigenthümlichkeit ganz verkennen. Will man nun die Entwicklung des Strafverfahrens in den germanischen Staaten weiter verfolgen, so muß man die allgemeine Geschichte wohl im Auge behalten. Man wird die Entwicklung noch eine Zeitlang gleichförmig finden, bis die verschiedenen Volksgeister ihre Eigenthümlichkeit zu entwickeln und hiernach den Staat verschieden zu gestalten beginnen. Insbesondere trennt sich denn die Entwicklung in England bald von der des Continents ab, wo Frankreich mit Deutschland noch einige Zeit länger gleichen Schrittes geht. Jedermann weiß nun, daß in England das germanische Staatsprinzip sich am frühesten, und sofort am stetigsten und ungestörtesten entwickelte; dasselbe ist mit dem germanischen Strafverfahren auf englischem Boden der Fall. Das erste rohe Beweissystem geht dort naturgemäß bei steigender Kultur in ein angemesseneres über, aus welchem als seine Blüthe die Jury hervorwuchs, ohne daß je fremdartige Elemente in den Entwicklungsgang sich eingemischt hätten. Ganz anders auf dem Continent, und namentlich in Deutschland, wo es dem Staate so sauer wurde, seine Macht zu gewinnen und zu behaupten, wo er die bereits gewonnene wieder verlor, und erst aus langer Anarchie sich allmählig wieder in Form einer Vielheit von Staaten emporhob. Die Schwäche des Staats hemmte das Vordringen des Untersuchungsprinzips; die Anarchie verhinderte die zeitgemäße Verbesserung des Beweissystems; die gänzliche Zerreißung der Rechtseinheit beförderte eine Mannigfaltigkeit der Zustände, wobei man am einen Orte sehr weit voran, am andern sehr weit zurück war. In dieser Zeit gab es nur Eine Macht, die fähig war, durchzudringen, — die Kirche. Was man nun überall dringend bedurfte, das war ein Prozeßsystem mit durchgeführtem Untersuchungsprinzip, und ein besseres Beweissystem. Beides bot die Kirche an, und beides wurde von ihr angenommen. — Hier ist es nun, wo der Kern des vielverbreiteten Irrthums liegt. Durch die Kirche, sagt man, sey Deutschland überall erst

mit dem Inquiſitionsprozeß bewidmet worden, und dieſem ſchiebt man Alles in die Schuhe, was man an dem geltenden Rechte verwerflich findet. Falſch iſt es aber, wenn man den Inquiſitionsprozeß für eine Erfindung der Kirche ausgibt (oder gar vollends mit der Ketzerinquiſition verwechſelt); deßgleichen wenn man den Inquiſitionsprozeß des kanoniſchen Rechts mit dem des heutigen Rechts identificirt; beſonders aber, wenn man als Conſequenz des Unterſuchungsprinzips darſtellt, was ganz anders woher ſeinen Urſprung hat (post hoc. denkt man, ergo ob hoc). Es war aber vielmehr nicht die Annahme des Inquiſitionsprozeſſes an ſich, wodurch das deutſche Recht in ſeiner nationalen Entwicklung unterbrochen wurde, ſondern die Annahme des kanoniſchen Beweisſyſtems. Dieſes war antigermaniſch; es war das Beweisſyſtem des römiſchen Rechts, von der Kirche adoptirt und modificirt. Dieſes romaniſche, auf dem Fundamente der antiken Weltanſchauung beruhende Beweisſyſtem geht von der Vorausſetzung aus, daß ſich die hiſtoriſche Wahrheit mittelſt objektiver Kriterien ermitteln und daher durch eine einfache Verſtandesoperation herſtellen laſſe, daher es nur einer gewiſſen Summe von Regeln (über Beweiskraft des Geſtändniſſes, der Zeugenausſagen, Urkunden, Indicien,) bedürfe, mittelſt deren Anwendung dann das Schlußvermögen des Richters unmittelbar auf die Wahrheit kommen werde. Hievon weſentlich unterſchieden iſt die germaniſche Grundidee über den Beweis in Criminalſachen. Sie geht davon aus, daß die Ermittlung der Wahrheit über ein begangenes Verbrechen zwar auch zunächſt aus hiſtoriſchen Quellen, wie Zeugenausſagen, Indizien ꝛc., zu ſchöpfen habe, daß aber gerade die Hauptſache, die Frage nach der Schuld des Thäters, als ein rein Innerliches, nur auf innerlichem Wege entſchieden werden könne. Wie ſich dieſe Anſicht ſchon in dem älteſten rohen Beweisſyſteme (mit Eidhelfern, Zweikampf und Gottesurtheilen), freilich auf naive und barbariſche Weiſe, ausſprach, darüber muß wieder auf die oben angeführten Aufſätze verwieſen werden. Genug, daß dieſe germaniſche Grundanſicht in ſchneidendem Contraſte mit dem Beweisſyſteme ſtand, wie es der kirchliche Unterſuchungsprozeß mit ſich brachte. Und doch war nun einmal in Deutſchland der in England ſo richtig ergriffene Zeitpunkt für die der ſteigenden Kultur angemeſſene Weiterbildung des nationalen Beweisſyſtems unwiederbringlich verſäumt worden.

Man mußte ſich alſo zu der Annahme des romaniſchen bequemen, und hiemit allerdings ſchnitt man den Faden der nationalen Entwicklung entzwei. So wenig das alte Beweisſyſtem zeitgemäß umgeſtaltet worden war, eben ſo wenig war es mit der alten Gerichtsverfaſſung der Fall geweſen. Dieſe taugte zu den neuen Formen gleichfalls nicht mehr. Die neuen Formen mit dem neuen Beweisſyſtem machten gelehrte, d. h. im romaniſchen Geiſte verfahrende Gerichte nöthig. Und erſt die Praxis dieſer Gerichte, unter dem Einfluſſe des ſich ausbildenden Staatsabſolutismus, der im 18. Jahrhunderte in der Form der abſoluten Monarchie ſeinen Triumph feierte, erſt dieſe gab dem deutſchen Strafprozeſſe jenen Charakter der Heimlichkeit und Schriftlichkeit, der exorbitanten Ausdehnung des Unterſuchungsprinzips, der Unterdrückung der weſentlichſten Rechte der bürgerlichen Freiheit, der das geltende Recht zum Gegenſtande ſo vieler Angriffe macht. Gleichwohl war auch durch dieſe Periode der Entnationaliſirung noch ein Faden der nationalen Grundanſicht hindurch gegangen. Es wurde nämlich das romaniſche Beweisſyſtem nicht in ſeiner Reinheit aufgenommen, vielmehr war es ein ächt germaniſcher (allerdings durch kanoniſch-rechtliche Ideen unterſtützter) Zug, daß man in Deutſchland keineswegs, wie es im romaniſchen Sinne liegt, allen Beweismitteln dieſelbe Dignität zuſchrieb, vielmehr dem Geſtändniſſe den Vorrang zuerkannte. Zwar behandelte gerade die PGO. das Zeugniß dem Geſtändniſſe gleich und machte hierin eine ſehr bedeutende Conceſſion an das romaniſche Syſtem; aber auch ſie führte wenigſtens hinſichtlich des Indicienbeweiſes den Satz durch, daß er für ſich zur Verurtheilung nicht ausreiche, vielmehr noch das Geſtändniß hinzu kommen müſſe. Und ſelbſt jene Conceſſion verhinderte nicht die Aufſtellung des charakteriſtiſchen Satzes, daß die confessio die regina probationum ſey. Es war dies ein ächt germaniſcher Zug, ſofern darin die Anſicht lag, daß alle andern Beweismittel letztlich durch das Medium der Gewiſſensüberzeugung hindurchgehen müſſen, um volle Gewißheit hervorzubringen. Die abſolute Verkehrtheit beſtand nur darin, daß man das Geſtändniß, das nur als freie Aeußerung Werth hat, mittelſt der Folter zu erpreſſen keinen Anſtand nahm. — Eine Reaktion gegen dieſes mit der Folter innigſt zuſammenhängende Beweisſyſtem fing nun ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts an, und die ſchwierige

Frage war nur, wie man nach Abſchaffung der Folter der PGO. noch treu bleiben könne? Mehr und mehr iſt nun die Anſicht durchgedrungen, daß die Entfeſſelung des Indicienbeweiſes das dringendſte Bedürfniß ſey. So ſehen wir denn alle modernen Geſetzgebungen zunächſt wieder ganz und gar dem romaniſchen Syſteme zuſteuern, welches allen Beweismitteln gleiche Dignität zuerkennt. Allein die Doktrin täuſcht ſich ſehr, wenn ſie hiemit den Umwandlungsprozeß für beendigt hält. Derſelbe wird vielmehr nicht eher enden, als bis man durch dieſes Uebergangsſtadium hindurchgedrungen und auf das engliſche (wahrhaft germaniſche) Syſtem gekommen ſeyn wird, für welches alle Beweismittel, außer dem Geſtändniſſe, nur den vorbereitenden Werth eines law of evidence haben, wodurch erſt das Verdikt der Geſchworenen eingeleitet wird. So führt uns die Geſchichte darauf, daß die durch Abſchaffung der Folter entſtandene Lücke im Beweisſyſtem einzig und allein durch die Jury ihre Ausfüllung erhalten wird, mag es auch immer noch einige Zeit anſtehen, bis dieſe Wahrheit ſich allgemeine Geltung verſchafft. Indeſſen ſteuern, wie ſchon geſagt, die neuen Geſetzgebungen, ob auch wider Willen, unfehlbar dieſem Ziele zu, indem ſie den Indicienbeweis entfeſſeln, indem ſie dem Beweisſyſtem mehr und mehr einen blos negativen Charakter verleihen, und indem ſie hiemit die rechtsgelehrten Richter immer entſchiedener in die Stellung von Geſchworenen verſetzen. Dieſe Halbheit wird ihre traurigen Früchte unfehlbar tragen, und endlich wird man ſich doch entſchließen müſſen, der Sache ihre organiſche Geſtalt und damit auch diejenigen Garantien zu verleihen, welche eben nur die organiſche Geſtalt mit ſich bringt.

Hieraus erhellt, daß die ſo vielfach ausgeſprochene Behauptung, man fordere mit der Jury nur eine altdeutſche Einrichtung zurück, zwar angebrachtermaßen ganz verkehrt iſt, daß ihr aber doch ein richtiger Inſtinkt zu Grunde liegt. Sie iſt falſch, weil die geſammte deutſche Geſchichte von einem Geſchworenengerichte nichts, ſondern höchſtens von Anſätzen dazu weiß. Sie iſt aber richtig, ſofern allerdings in der Idee des germaniſchen Strafverfahrens und ſeines Beweisſyſtems die Jury liegt. Zugleich zeigt aber auch das bisher Ausgeführte, daß diejenigen einen ganz falſchen Weg gehen, welche uns anſtatt des Geſchworenen-

gerichts die altdeutschen Schöffengerichte wieder empfehlen wollen. Diese sind von der Geschichte als eine durchaus unreife Einrichtung aufgewiesen, und daher mit Recht beseitigt worden. Es fehlt nur noch, daß uns auch die Wiedereinführung des altdeutschen Beweissystems mit Eidhelfern, Zweikampf und Gottesurtheil angesonnen werde, wozu gleichfalls schon Versuche gemacht worden sind! Im Schöffengerichte sind zwei wesentlich unterschiedene Funktionen gerade ebenso vereinigt, wie im rechtsgelehrten. So wenig es nun taugt, den Rechtsgelehrten diejenige zu überlassen, um deren willen man eben das Schöffengericht fordert, gerade so wenig, ja noch weniger taugt es, Schöffengerichten die Funktion zu überlassen, welche wesentlich rechtsgelehrten Richtern zugehört. Beide Einrichtungen leiden an dem gleichen Fehler, daß sie das organische Verhältniß verkennen, welches verlangt, daß wesentlich verschiedene Operationen auch verschiedenen Organen zugeschieden werden sollen.

Wo man denn auch die Sache anfassen möge, so führt die Betrachtung immer auf den Punkt zurück, von dem sie freilich, wenn überall ein befriedigendes Resultat herauskommen soll, zuerst ausgehen muß, nämlich auf die Idee — die innere Natur der Sache selbst. Freilich ist nun die Anzahl derjenigen groß, die vor jeder hierauf ausgehenden Betrachtung das Kreuz machen, und sogleich über unberufene Einmischung der Philosophie klagen, sobald man einen Schritt über die positive Commerzialstraße hinausgeht, um sich zu orientiren. Es mag sogar mehrere genügsame Seelen geben, welche nicht einmal dieses Bedürfniß der Orientirung empfinden, welche von einer in sich geschlossenen Disciplin, wie denn doch der Strafprozeß für eine solche gilt, gar nicht verlangen, daß sie aus Einem Princip heraus organisch gegliedert sey, welche etwa gar glauben, daß eine consequente Systematik mit einer praktischen Disciplin gar nicht verträglich oder selbiger auch wohl schädlich sey, welche demnach zufrieden sind, wenn die strafprozessualischen Einrichtungen nur mit dem übrigen Apparate ihrer täglichen Thätigkeit nicht widrig zusammenstoßen, mögen sie übrigens aus noch so vielen prinzipiellen Himmelsgegenden zusammengeschneit seyn. Mit solchen Indifferentisten oder Skeptikern ist nun freilich nichts anzufangen, sobald man folgerichtig über eine Sache reden will. Man muß sie in

dem Meere der Inconſequenzen baden laſſen, woſelbſt ihnen ſo wohl iſt. Glücklicherweiſe gibt es denn aber doch noch andere Leute, denen bei einem zufällig zuſammengewirbelten Aggregat von Rechtsſätzen nicht wohl iſt und die von jeder Disciplin verlangen, daß ſie ein Ganzes aus einem Guſſe bilde, ſo daß kein einzelner Satz in ihr ſey, der nicht von dem Prinzip aus ſeine Berechtigung aufzuweiſen habe. Auch iſt doch wohl der Natur, auf deren Rechte die Verächter der Philoſophie ſo viel pochen, nichts gemäßer, als daß jede Sache eben von ihrer eigenen Natur beſtimmt werde, daß alſo auch der Strafprozeß ein organiſches Syſtem bilde, deſſen Alles durchſtrömende und belebende Seele gerade ſeine weſentliche, aus ſeiner Idee fließende Natur ausmachen muß.

Je klarer dies auf der Hand liegt, um ſo gewiſſer ſollte man billig erwarten, daß die juriſtiſche Literatur dieſem Bedürfniſſe auf die ausreichendſte Weiſe entgegen kommen werde. Allein auch hier wird man eine Illuſion aufzugeben haben, obgleich uns verſichert wird, daß ſchon zu viel über jenen Gegenſtand philoſophirt worden ſey. Raiſonnirt, — ja! philoſophirt? nein! Man wird ſich aber immer mehr genöthigt ſehen, auf dieſes Terrain zurückzugehen, je leidigere Erfahrungen man über die zerfahrenden und zerflatternden Reſultate einer, von dem ſoliden Fundamente der Natur der Sache übermüthig oder kleinmüthig ſich losſagenden Betrachtungsweiſe zu machen haben wird.

Auch die organiſche Entwicklung der Idee des Strafprozeſſes nun führt unweigerlich zu dem oben aus der Geſchichte abgeleiteten Reſultate: daß die Formen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für ſich allein kein reelles Bedürfniß befriedigen, daß ſie ohne ſoliden Grund und Halt ſind, wenn nicht eine vollſtändige Reorganiſation des Beweisſyſtems hinzukommt, welche das Geſchworenengericht in ſich ſchließt. Sehen wir auf einige unſerer namhaften Prozeſſualiſten, die in der Reformfrage bei einem Transaktionsſyſteme ſtehen bleiben zu müſſen glauben, ſo dringt der eine von ihnen immer mit großem Eifer darauf, daß es nicht ſo ſehr auf eine Reform der Inſtitutionen, als darauf ankomme, daß die jeweilig beſtehenden in ſittlichem Geiſte gehandhabt werden; er redet zwar der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit das Wort, hält aber dem Leſer immer zugleich mit Wohlgefallen

ein idealisches Bild des bestehenden Rechts vor die Augen, welches die Einführung aller solcher Neuerungen überflüssig machen würde; in der Ueberzeugung, daß alle Gesetzgebungen über Strafprozeß von jeher denn doch nur die Realisirung der Idee der Gerechtigkeit vor Augen gehabt hätten, kann er sich bei jeder Form, falls nur die Funktionäre pflichtgetreu handeln, ein befriedigendes Resultat denken; ja er weist wohl diejenigen, welche zu solchem Quietismus ungläubig die Köpfe schütteln, auf die salbungsreichen Vorreden alter Gesetze und Verordnungen hin, welche freilich immer das Beste versprechen und die gottesfürchtigste Miene annehmen. Der Andere dagegen ist weit entfernt, solche idealischen Vorstellungen von einer sittlichen Wiederbelebung des bestehenden, von Grund aus morschen Systems zu hegen; seine Theorie ist daher auch keineswegs auf eine Rechtfertigung des bestehenden Prozeßrechts und Aufweisung seiner Vernünftigkeit berechnet; gewöhnt vielmehr an die übersichtliche Betrachtungsweise der vergleichenden Jurisprudenz, führt er in seine Doktrin das Element der bürgerlichen Freiheit als ein nothwendig zu beachtendes ein, geräth aber damit freilich, dem bestehenden Systeme gegenüber, welches dieses Element grundsätzlich ignorirt, in tausendfache Collision; indessen weiß er es um so besser zu handhaben, sobald er über den Bannkreis des positiven Rechts hinaus in die Sphäre legislativer Vorschläge kommt, wo er dann, ganz im Geiste der romanischen Jurisprudenz, den Gegensatz des Staatsinteresses auf der einen, und der bürgerlichen Freiheit auf der andern Seite, als einen gegebenen annimmt, der versöhnt, und zwar nach der Idee des Gleichgewichts ausgeglichen werden müsse. Die Ansicht des Letzteren ist jedenfalls für den praktischen Sinn viel erquicklicher als die des Ersteren; denn sie erkennt doch wenigstens die bürgerliche Freiheit als eine berechtigte Potenz auf reelle Weise an, und muthet uns nicht zu, diese Anerkennung erst von der Humanität der Beamten eines Systems, das auf ihre Nichtanerkennung gebaut ist, zu erwarten; sie fordert die Bethätigung dieser Anerkennung in schützenden objektiven Institutionen und erklärt deren Werth nicht für eine Nebensache, sondern für die Hauptsache; sie ist überhaupt vom constitutionellen Sinne getragen, der sich gegen alle Arten von patriarchalischen Illusionen mit Recht skeptisch verhält und solche

iſt ſo unverkennbar, daß man die meiſten deutſchen Dichter jener Uebergangsperiode geradezu mit franzöſiſchen oder engliſchen Dichtern, die ihre Originale waren, paralleliſiren kann. Wieland war der deutſche Voltaire, Thümmel der deutſche Diderot, Hippel der deutſche Sterne, Müller von Itzehoe der deutſche Smollet, Kleiſt der deutſche Thomſon, Zachariä der deutſche Pope, Rabener der deutſche Swift ꝛc. Am meiſten Originalität als echt deutſche Sittengemälde, wie der ältere Simplicismus, hatten Siegfried von Lindenberg, die Lebensgeſchichte eines pommerſchen Edelmanns von Müller, und Sebaldus Nothanker, das Leben eines armen verfolgten Predigers vom berühmten Berliner Nicolai.

Der deutſche Roman ſchwankte noch zwiſchen dem franzöſiſchen und engliſchen Einfluß, als in andern poetiſchen Gebieten, beſonders im Drama, der deutſche Geiſt ſich emancipirte und eine neue glänzende Epoche deutſcher Dichtkunſt begann, was dann auch eine Umgeſtaltung des Romans nach ſich zog. Wir ſehen in Leſſing den Anfangspunkt dieſer Epoche, ſo wie in Goethe und Schiller ihre ſtrahlendſten Mittelpunkte, doch wollen wir uns hier nur mit dem beſchäftigen, was ſich auf die Romane bezieht.

Man darf zwar den Ritter-, Räuber- und Geiſterromanen keinen hohen poetiſchen Werth beilegen, doch erſcheinen ſie bedeutend als die erſten Anfänge der deutſchen Originalromantik. In ihnen reflektirte auf eine noch ziemlich rohe Weiſe der wiedererwachte Sinn für das Mittelalter, es waren größtentheils ſehr krude Produkte; doch gingen ſie wenigſtens aus dem deutſchen Geiſte hervor, es waren wenigſtens keine Nachahmungen. Sie tendirten nach zwei Richtungen, einmal zur wilden Naturkraft im Gegenſatz gegen die zahme Civiliſation der Gegenwart, und ſodann zum Wunderbaren, Myſteriöſen und Dämoniſchen im Gegenſatz gegen die allzu nüchterne Aufklärung. Daher die Vorliebe für die alten Ritter und ihre Fehden, daher die ſeltſame Vergötterung von kühnen Straßenräubern, wofür zuerſt Goethe im Götz von Berlichingen und Schiller in den Räubern den Ton angaben. Daher auf der andern Seite die Erweckung romantiſcher Schauer durch die wieder accreditirte Geiſter- und Geſpenſterwelt, daher die mit geheimen Brüderſchaften und Myſterien kokettirenden Romane, wofür wieder hauptſächlich Goethe im Wilhelm Meiſter und Groß-Cophta und Schiller im Geiſterſeher die Muſter abgaben.

Staatseinrichtungen fordert, welche die Beamten mittelſt ihres eigenen Intereſſes dazu anhalten, in ſittlichem Geiſte zu handeln. Gleichwohl kann aber auch die Doktrin des Letzteren demjenigen nicht volle Befriedigung verſchaffen, welcher von einer mechaniſchen Spannung der Gegenſätze im Rechtsleben kein Heil erwartet, ſondern eine organiſche Geſtaltung verlangt.

Eine ſolche muß nun von der Idee des Richters überhaupt ausgehen, woraus ſich alsbald ergibt, daß darin ein doppeltes Moment liegt, nämlich einerſeits eine möglichſt concrete Anſchauung der Thatſache, und andererſeits die Subſumtion derſelben unter das Geſetz. Im Strafprozeſſe beſteht nun die Thatſache in einer verbrecheriſchen Handlung; es fragt ſich daher zuerſt, ob ein beſtimmtes Subjekt eine ſolche Handlung, und zwar auf eine ihm zurechenbare Weiſe begangen habe? Dies muß bewieſen werden. Hier aber tritt die oben bemerklich gemachte Differenz des römiſch-kanoniſchen und des germaniſchen Rechts über die Grundfrage ein, ob die Schuld eines Menſchen mittelſt einer bloßen Verſtandesoperation nach vorausbeſtimmten Regeln bewieſen werden könne, oder ob nicht, unter Vorausſetzung dieſer Operation, noch etwas Weiteres dazu gehöre, nämlich die durch den Geſammteindruck der in ihren Momenten reproducirten That vermittelte Gewiſſensüberzeugung? Man bemerke wohl! Es iſt hier nicht blos von der nackten conviction intime. ſondern nur von ihr unter Vorausſetzung des zuvor beobachteten law of evidence die Rede. Entſcheidet man ſich nun für den zweiten Theil der Alternative, was wohl allgemein geſchehen wird, ſobald bei dem ganz negativ gewordenen Beweisſyſteme der neuen Geſetzgebungen die Fälle des Indicienbeweiſes ſich häufen, und die Richter, da ſie ſich nicht mehr auf Beweisregeln berufen können, ſich nothwendig auf ihr Gewiſſen berufen müſſen, — ſo muß ſofort die weitere Frage entſtehen: ob es den Geſetzen des Organismus angemeſſen ſey, dieſe Beurtheilung demſelben Organ zu überlaſſen, welchem ohne Zweifel theils die Leitung des Beweisverfahrens, theils die Entſcheidung der Rechtsfrage zukömmt? Es handelt ſich alſo auf dieſem Standpunkte nicht darum, ob die rechtsgelehrten Richter tauglicher oder untauglicher, als andere Leute, für jene Beurtheilung erſcheinen, ſondern nur darum, ob es vernünftig ſey, zwei weſentlich unterſchiedene Funktionen, welche

ſich relativ controliren, Einem Organe anzuvertrauen oder aufzuladen? Es iſt ſonderbar, daß Viele, welche dieſe Frage bejahen, wenn es ſich um rechtsgelehrte Richter handelt, ſie ſogleich verneinen, wenn den Richtern Schöffen ſubſtituirt werden. Und noch ſonderbarer iſt es, wenn man dieſelben bei Gelegenheit eines andern Punktes im Strafprozeſſe, nämlich bei der Frage, ob es vernünftig ſey, dem Unterſuchungsrichter zugleich die Rolle des Anklägers und die des Vertheidigers zu überlaſſen, eben jenes Geſetz des Organismus eifrig in Anwendung bringen ſieht, welches ſie in Beziehung auf die Theilung der richterlichen Funktionen mit gleichem Eifer verläugnen. Daß darin keine Conſequenz zu finden iſt, liegt am Tage. Man könnte nun aber etwa, wie es wirklich in einem bayriſchen Geſetzentwurf geſchehen iſt, die Conſequenz auch beim Urtheil, aber ſo durchführen wollen, daß man rechtsgelehrte Richter beibehielte und dem einen Theil derſelben die eine, dem andern Theil die andere Funktion übertrüge. Allein die Unſtatthaftigkeit eines ſolchen Verſuchs hat v. Rudhart einleuchtend nachgewieſen. Und hier tritt nun allerdings die oben zurückgeſchobene Frage ein, ob die Beurtheilung der Schuldfrage aus dem Geſammteindrucke ſpezifiſch für rechtsgelehrte Richter gehöre, oder ob nicht das Geſetz des Organismus behufs derſelben die Einführung eines anderweitigen Elements in das peinliche Gericht verlange? Will man conſequent bleiben, ſo wird man auch für den zweiten Theil der Alternative ſeyn, d. h. Schöffen in modernem Sinne, Geſchworene fordern müſſen.

Dies wird man um ſo mehr thun müſſen, je deutlicher bei Betrachtung der Natur der Sache — und zwar in genauer Uebereinſtimmung mit der in England ſich findenden Entwicklung des germaniſchen Rechts — es ſich herausſtellt, daß der gedachte Gewiſſensausſpruch über die Schuld des Angeklagten ganz als Gegenſtück zu deſſen Geſtändniß aufgefaßt und mit dieſem coordinirt werden muß. Noch entſchiedener würde dies hervortreten, wenn man (wie neuerlich Rintel will) das Verdikt der Geſchworenen eben nur als eine eigenthümliche Art von Zeugniß, als rationelles Zeugniß aufzufaſſen hätte, für welche Auffaſſungsweiſe die wahrſcheinliche Entſtehungsart der kleinen Jury in England zu ſprechen ſcheint. Allein es iſt nicht nöthig, dieſer

jedenfalls einſeitigen und der engliſchen Volks- und Rechtsanſicht gänzlich fremden Annahme zu folgen. Auch wenn man ganz bei der hergebrachten Anſicht ſtehen bleibt und den Wahrſpruch der Jury für einen wirklichen richterlichen Urtheilsſpruch nimmt, bleibt gleichwohl das angedeutete Verhältniß beſtehen, daß nämlich dieſer Wahrſpruch nicht mit dem Enderkenntniſſe über die rechtliche Folge, ſondern mit dem Geſtändniſſe auf gleicher Linie ſteht. Das Beweisverfahren hat den Zweck, durch möglichſt vollſtändige Reproduktion der angeſchuldigten Handlung in allen ihren noch erfaßbaren Seiten und Momenten, Spuren und Folgen auf das Gewiſſen zu wirken, zunächſt auf das Gewiſſen des Angeſchuldeten, damit er ſeine Schuld geſtehe, wenn er eine ſolche auf dem Herzen trägt, im andern Fall aber und im Fall ſeiner Verſtockung auf das Gewiſſen der Richter, welche hiernach theils das Gewiſſen des Angeſchuldigten, theils das öffentliche Gewiſſen vertreten. Aus dieſer Stellung derjenigen Richter, welche über die Schuldfrage einen Gewiſſensausſpruch zu thun haben, geht offenbar hervor, daß ſie nicht identiſch mit denjenigen Richtern ſeyn dürfen, welche auch im Fall des Geſtändniſſes noch ein Weiteres zu thun, nämlich das eingeſtandene Verbrechen unter das Geſetz zu ſubſumiren haben. Es muß im Fall der Unſchuld oder im Fall der nicht geſtändigen Schuld der Gewiſſensausſpruch gerade ebenſo als ein beſonderes Moment hervortreten, wie im Fall der geſtändigen Schuld. Würde derſelbe in den erſteren Fällen den rechtsgelehrten Richtern überlaſſen, ſo würden dieſe in den gedachten Fällen eine völlig andere Stelle haben, als im letzteren. Ihre Funktion würde aller Einheit und alles Princips ermangeln. Ganz anders, wenn ſie eben nur als das erſcheinen, was ſie ihrem Weſen nach ſeyn ſollen, als einfache Organe des Geſetzes, die eine vom Angeſchuldigten ſelbſt oder in ſeinem Namen eingeſtandene Schuld unter das Geſetz zu ſubſumiren haben. Die obenangeführte Anſicht von Rietel hat daher jedenfalls darin Recht, daß ſie die Jury entſchieden von den rechtsgelehrten Richtern abſondert und ihr eine Zwiſchenſtellung im Prozeß anweiſt, wenn man gleich darauf bleiben muß, daß ihr Urtheil, trotz dieſer Zwiſchenſtellung, nicht blos die Bedeutung eines Zeugniſſes, ſondern die eines wirklichen Urtheils hat.

Es kommt aber hinzu, daß die Einführung eines ſolchen weiteren Elements, nämlich eines nicht rechtsgelehrten, nicht nur im Strafverfahren, ſondern auch im bürgerlichen Rechtsverfahren als nothwendig erſcheint, wiewohl ſeine Stellung in dieſem, der Natur dieſes Verfahrens gemäß, eine andere wird ſeyn müſſen, als im Strafprozeſſe, ein Punkt, auf den übrigens hier nicht näher eingegangen zu werden braucht. Die gedachte Nothwendigkeit liegt in dem Weſen und dem Zweck der Rechtspflege überhaupt. Dieſe hat nämlich die Aufgabe, das abſtrakte Geſetz an den ſtets in unendlicher Mannigfaltigkeit ſich wiederholenden und drängenden einzelnen Intereſſen und Handlungen der Menſchen durchzuführen. Sie hat die für ſich todte Norm des Geſetzes in jedem kleinſten Falle ihrer Anwendung lebendig zu machen, das Heiligthum des Rechts in alle tauſend beſonderen Bedürfniſſe, Verhältniſſe, Vorfälle mitten hineinzutragen und die einzelnſten Akte des menſchlichen Willens mit ſeinen Forderungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Sie vermittelt alſo erſt die Beſtimmung des Rechts, das allgemeine Wohl zu ſeyn, indem ſie es an den ſingulärſten menſchlichen Verhältniſſen als ſolches realiſirt und den Einzelnen zum Bewußtſeyn bringt. Dies kann nun aber nicht in voller Bedeutung geſchehen, wenn die Thätigkeit der Rechtspflege als ein Fremdes, Aeußerliches, nur als eine zwingende Autorität, als ein eiſernes Schickſal an die Einzelnen kommt, wenn ſie nicht das Beſtreben zeigt, von ihrem Selbſtbewußtſeyn ergriffen und begriffen zu werden. Soll der Wille des Geſetzes, der zunächſt abſtrakte Ausſpruch des Volksgeiſtes, in ſeiner Anwendung wirklich concreter, lebendiger Wille der einzelnen Volksangehörigen werden, ſo muß auch dafür geſorgt ſeyn, daß er ſich in ihrem Bewußtſeyn reflektiren, daß er von ihnen als ihr eigenſtes Wohl empfunden, eingeſehen und ergriffen werden könne. Dies wird aber niemals geſchehen, wo die Rechtspflege die Natur eines heimlichen Vorgangs hat, und es wird niemals geſchehen, wenn ihre Funktionäre einzig und allein der beſondern Kaſte der Rechtsgelehrten angehören. Oeffentlichkeit der Rechtspflege und die Anweſenheit eines volksthümlichen Elements im Gerichte hängen daher, wie ſchon oben angedeutet wurde, aufs engſte und weſentlichſte zuſammen. Man ſpricht auf andern Gebieten ſo viel von den Vortheilen

der Arbeitstheilung, die man nicht genug zu erheben weiß; warum will man ſie nur immer der Rechtspflege vorenthalten? Zum Richter gehört zweierlei: das Verſtändniß des Geſetzes und das Verſtändniß der unendlich mannigfaltigen Lebensverhältniſſe, auf welche das Geſetz angewendet werden ſoll. So gewiß nun behufs des erſteren ein beſonderes Studium erforderlich iſt, das für ſich eine Lebensaufgabe ausmacht, ſo wenig iſt doch einzuſehen, wie eben aus dieſem beſonderen Studium eine beſondere Befähigung zu dem anderen Verſtändniſſe fließen ſoll? Im Gegentheile iſt es doch wohl viel naturgemäßer, anzunehmen, daß gerade, je ernſtlicher und gründlicher das Studium jener beſonderen Wiſſenſchaft ſeyn wird, um ſo weniger von dem Rechtsgelehrten jene Vertrautheit und Gewandtheit in der ganzen Sphäre des menſchlichen Thuns und Treibens erwartet und gefordert werden könne. Gebe man alſo den Juriſten, was der Juriſten iſt, dem Volke aber, was des Volkes iſt!

Es läßt ſich in der That kein grellerer Widerſpruch denken, als wenn dieſelben, welche die Volksvertretung behufs der Ausübung der geſetzgebenden Gewalt als ein nothwendiges Moment in einem vernünftigen Verfaſſungsorganismus zugeben, ihre Nothwendigkeit im Gebiete der Rechtspflege läugnen. Man ſollte glauben, ſie meinen es mit dem erſteren Zugeſtändniſſe nicht beſonders ernſtlich, wenn man nicht wüßte, daß ganz redliche Conſtitutionelle ſich gegen die Einſicht der zwiſchen beiden Gebieten ſtattfindenden Analogie noch immer verſchließen. Ja, nicht bloß eine Analogie findet zwiſchen beiden ſtatt, ſondern ein Zuſammenhang der ſtrengſten Conſequenz. In beiden Gebieten iſt dieſelbe Hauptfrage die, welche unſere Zeit lebhafter, als je eine zuvor, bewegt: ob es genug ſey, daß für das Volk etwas geſchehe, oder ob es auch durch das Volk geſchehen müſſe? Derſelbe allgemeine Rechtsgeiſt, der im geſetzgebenden Körper ſeine allgemeinen Normen ſetzen ſoll, iſt mittelſt der Rechtspflege in das concreteſte Leben der einzelnen Volksangehörigen umgeſetzt zu werden beſtimmt. Wie geht es denn nun zuſammen, daß dort eine Volksvertretung gefordert, hier aber mit ſo großer Hartnäckigkeit dagegen gefochten wird? Sicherlich zeigt auch hier wieder die öffentliche Meinung einen viel richtigern

Instinkt als die Fachgelehrtheit, von der doch meist der Widerwille gegen die Volksvertretung in der Rechtspflege ausgeht oder wenigstens seine Argumente borgt. Manche pflegen es zwar sehr übel zu nehmen, wenn man in dieser Beziehung von einem Vorurtheil der Kaste spricht. Allein man klagt ja die Juristen noch keineswegs der Unredlichkeit an, wenn man behauptet, daß sie durch die Jahrhunderte lange Gewohnheit des Alleinbesitzes verblendet und deßhalb nicht allzugeneigt seyen, ein Monopol herzugeben, was sie als ein wohlerworbenes Recht betrachten. Haben sie doch auch seiner Zeit geglaubt, zur Abfassung der Gesetze und gesammten Regierung des Staats allein tauglich zu seyn! Wie sie nun von diesem Vorurtheil zurückgekommen sind, so werden sie trotz aller Protestationen auch noch von dem andern zurückkommen.

Das freilich muß man einräumen, daß unsere modernen Strafgesetzbücher nicht eben sehr tauglich für eine Theilnahme des Volks an der Rechtspflege abgefaßt sind. Allein dies kommt ja eben wieder nur davon her, daß bei der Abfassung der Gesetzbücher das juristisch-doktrinäre Element ein ungebührliches Uebergewicht gehabt hat, worüber selbst im Lager der Doktrin theilweise laut genug geklagt wird. Ohne Zweifel würden daher unsere Strafgesetzgebungen, insbesondere in dem sogenannten allgemeinen Theile, wo sie meist als paragraphirte Auszüge aus den gangbaren Lehrbüchern erscheinen, einer Revision unterworfen und in eine andere, als die Schulsprache, übersetzt werden müssen. Allein das wäre ganz und gar kein Nachtheil für die Sache selbst, die im Gegentheile nur gewinnen könnte, wenn sich auch in der Schule wieder einfachere, an den Bedürfnissen des Lebens abgeschliffene, den psychologischen Gesetzen adäquatere Begriffe über die criminelle Schuld verbreiteten, und so viele Haarspaltereien als unnütz hinweggeworfen würden, mit denen man sich jetzt oft noch Wunder wie viel weiß.

Nicht oft genug kann man an die Stelle des trefflichen Gutachtens der preußischen Immediatjustizkommission erinnern, wo es heißt: „— — Gerade deßhalb muß der Staat, wenn er sich die überzeugende Gewißheit, die größte Zuverlässigkeit, die höchste Beruhigung darüber verschaffen will, daß ein gerechtes Urtheil gefällt wird, die Beantwortung der Thatfrage dem

gemeinen Verſtande, und nicht dem techniſch gebildeten rechtsgelehrten Verſtande überlaſſen, damit er die Ueberzeugung gewinne, daß bloß die gemeinen Rechtsbegriffe, welche nicht ausſchließend zum Gebiete der Wiſſenſchaft, ſondern zu dem des natürlichen Verſtandes gehören, welche die gemeine Erfahrung, der Strom des alltäglichen Bürgerlebens zuführen, — daß dieſe gemeinen Rechtsbegriffe hinreichen, jenes juridiſche Element, jene Rechtsbeziehung der That zu erkennen. Wenn nämlich die That wirklich unter ſolchen Umſtänden begangen worden iſt, da bloß und ausſchließend der gelehrte und geübte Juriſt die juridiſchen Gründe auffinden kann, aus welchen die zu beurtheilende Handlung ſtrafbar ſey, da nicht auch der gemeine Verſtand einer aus allen Ständen gebildeten Jury dies klar einſehen und begreifen kann, da würde offenbar das ausgeſprochene Schuldig eine Ungerechtigkeit enthalten." Geſteht doch auch ein Mann, wie Rebenius, „daß, wo keine künſtliche Beweistheorie gilt, der mit geſundem Menſchenverſtand begabte Laie ebenſo geſchickt zur Löſung der Thatfrage iſt, als es nur immer der Juriſt ſeyn kann; ja vielmals tauglicher, da nicht zu läugnen iſt, daß gerade der größte Scharfſinn, die größte Combinationsgabe nicht ſelten geneigt ſind, künſtlich eine hiſtoriſche Gewißheit aufzubauen, wo keine zu finden iſt, und daher bisweilen mehr zu fürchten ſeyn möchten als der gewöhnliche, im Leben gereifte, geſunde Verſtand des gebildeten Mannes."

In der That könnte unſern doktrinären Geſetzbüchern nichts Heilſameres widerfahren, als in die Feuerprobe der öffentlichen Verhandlung vor Geſchworenen genommen zu werden. Wie viel Schlacke würde da herausgeſchmolzen werden! Scheint es doch faſt, als fürchte man ſich vor dieſem Effekt! Und doch werden der Geſtändniſſe, auch von Seiten gelehrter Juriſten, immer mehrere, daß zum wenigſten für gewiſſe Fragen die Geſchworenen beſſere Richter ſeyn würden, als unſere Gerichte. Als eine ſolche Frage iſt von Biener namentlich die Imputabilität ausgezeichnet worden. Freilich meint Mittermaier im Gegentheile, die Geſchworenen würden ſich in der verwickelten Lehre vom dolus ꝛc. ſchwer zurecht zu finden wiſſen. Allein gerade hier iſt es, wo man unſerer Doktrin und Geſetzgebung eine gründliche Wiedergeburt wünſchen muß. Freilich iſt hier

wieder nicht der Ort, um den Beweis dafür zu liefern, daß die gesammte gegenwärtig herrschende Schuldlehre an mannigfachen und großen Gebrechen leidet. Jedem der mit philosophischem und praktischem Interesse an deren Studium geht, muß auffallen, daß ihre Prinziplosigkeit in genauem Zusammenhange mit ihrer Unnatürlichkeit steht. Bedenkt man nun, daß diese Materie gar keine specifisch juristische ist, vielmehr ihre Grundbegriffe mit der Moral und der Psychologie gemein hat, daher zu ihrem Verständnisse gar kein spezielles juristisches Studium erforderlich ist, so wird man finden, daß die Jurisprudenz auch hier sich ein Monopol zuschreibt, das ihr nicht zugestanden werden kann. Freilich hat sie, eben durch die künstliche Verwicklung, in welche sie die einfachsten Begriffe zu bringen gewußt hat, für die Unantastbarkeit dieses Monopols bisher bestens gesorgt, da allerdings die im Schwange gehenden Erfindungen eines überflüssigen Scharfsinns erst gelernt seyn wollen. Allein gerade an diesen wäre nichts verloren, wenn wir sie los würden. Das ganze Kapitel von der Zurechnung beruht auf den einfachsten Begriffen, die jeder Gebildete sich leicht entwickeln kann, wenn er nur überhaupt schon über moralische und psychologische Fragen nachgedacht hat. Die rechtliche Zurechnung ist zwar eine beschränktere als die moralische; aber eben die Beschränkung, welche die Natur der Rechtssphäre nöthig macht, ist eine sehr leicht faßliche Sache. Nun ist aber ins Auge zu fassen, daß von allem Material, welches den allgemeinen Theil des Strafrechts ausmacht, eben nur die Lehre von der Zurechnung den Geschworenen geläufig seyn müßte, da alle andern Fragen ganz wohl den rechtsgelehrten Richtern zur Beantwortung überlassen werden könnten. Außerdem müßten die Geschworenen allerdings auch mit dem besondern Theile, d. h. mit dem Thatbestande der einzelnen Verbrechen sich bekannt machen. Allein hier kann durch Genauigkeit und Deutlichkeit des Gesetzbuchs, besonders durch gute Ordnung in der Angabe der einzelnen Stücke des Thatbestandes genügend gesorgt, und im Nothfalle durch Spezialjurys ausgeholfen werden. Die vielgebrauchte Einwendung daher, daß dem juristischen Laien mit der Funktion als Geschworener intellektuell zu viel zugemuthet werde, ist ganz und gar abzuweisen. Auch ist nicht der gesunde Menschenverstand in der Zurechnungsfrage

zu fürchten, ſondern der verkünſtelte Schulverſtand, der das warmblütige Leben auf der anatomiſchen Tafel ſeiner Definitionen und Eintheilungen in Stücke ſchneidet.

Es iſt eine, auch von Mittermaier oft wiederholte Behauptung: die intime conviction, worauf die Geſchworenen angewieſen werden, ſey etwas gar zu Unbeſtimmtes, Unklares, worauf nichts gebaut werden könne; der ſogenannte Wahrheitsinſtinkt oder Takt, von deſſen Allmacht man ſo viel ſpreche, ſey etwas ſo Vages, daß man vor dem Einfluſſe zittern müſſe, welcher dieſer unbegreiflichen Kraft gegeben werden ſoll. Die vorgeworfene Unklarheit und Unbeſtimmtheit exiſtirt aber doch wohl nur bei denen, welche den Sinn dieſes Beweisſyſtems nicht auf angemeſſene Weiſe auffaſſen. Sie begehen den Grundfehler, die intime conviction in abſoluten Gegenſatz zu den Beweisregeln zu ſtellen, wie ſie von den neueren Geſetzgebungen noch adoptirt werden. So muß ſie ihnen freilich monſtrös erſcheinen, und es ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß manche franzöſiſche und deutſche Deklamation ſie in dieſem Aberglauben beſtärken konnte. Allein, geht man auf das Weſen des gedachten Beweisſyſtems, wie es oben dargelegt wurde, ein, ſo findet man alsbald, daß jener Gegenſatz ein ganz ſchiefer iſt, daß vielmehr das gegenwärtig in Aufnahme kommende Beweisſyſtem nur als Uebergang zu dem Beweisſyſtem mit Geſchworenen erſcheint. Der Wahrſpruch dieſer ſetzt eben die Anwendung jener Beweisregeln, welche ſämmtlich nur negativer Natur ſind, voraus. Ja, der Inbegriff jener Beweisregeln iſt gar nichts anderes, als das ſogenannte law of evidence der engliſchen Geſchworenen, d. h. eine Summe von Grundſätzen aus der praktiſchen Logik, wie ſie gerade insbeſondere für den Strafprozeß paſſen, dem Weſen nach aber überall anwendbar ſind, wo es ſich um Ermittlung hiſtoriſcher Wahrheit handelt. Dieſe Beweisregeln ſollen nur davor ſichern, daß man einem Zeugen nicht ſogleich aufs Wort glauben, einer Urkunde nicht auf den erſten Anblick trauen, daß man mit Anzeigen nicht leichtſinnig ſeyn ſoll. Alle ſolche Vorſichtsmaßregeln müſſen nun auch von den Geſchworenen, und ſie können von ihnen beobachtet werden, weil es wiederum nicht Regeln ſind, zu deren Erlernung und Ausübung ſpezifiſch das juriſtiſche Studium erforderlich wäre, vielmehr ſolche, die von jedem gehandhabt

werden müſſen, der über die Wahrheit einer hiſtoriſchen Thatſache in's Reine kommen will. Freilich hat auch in dieſem Gebiete der juriſtiſche Scharfſinn längere Zeit hindurch allerlei Verſuche gemacht, das Einfache zu verwirren, indem man namentlich den Indicienbeweis auf eine Reihe poſitiver Regeln zurückzuführen ſich bemühte; und es iſt zuzugeben, daß es nach dieſen Regeln ohne Zweifel den Geſchworenen ſchwer ſeyn müßte, zu einem befriedigenden Reſultate zu gelangen. Allein glücklicher Weiſe hat gerade in dieſem Gebiete der juriſtiſche Scharfſinn auf ſo entſchiedene Weiſe bankerott gemacht, daß man gegenwärtig die Verkehrtheit jener Verſuche als allgemein zugeſtanden annehmen darf. So wie die Beweisregeln jetzt gefaßt zu werden pflegen, ſind ſie in der That nichts anderes als das engliſche law of evidence. Gäbe es aber je noch ängſtliche Gemüther, welche den Geſchworenen die vollſtändig ſichere Bewegung auf dieſem Gebiete nicht zutrauen ſollten, ſo würde ja gar nichts hindern, die gedachten Regeln in Form einer geſetzlichen Inſtruktion der Jury in die Hand zu geben und ſie bei allen zweifelhaften Fällen zur Rathseinholung bei den rechtsgelehrten Richtern anzuweiſen, wie dies nach griechiſchem und engliſchem Rechte der Fall iſt. Weit gefehlt alſo, daß das Beweisſyſtem, wie es ein gut organiſirtes Strafprozeßſyſtem mit ſich bringt, einer Garantie entbehrte, welche im beſtehenden Rechte liegt, zeigt ſich vielmehr, daß dieſe Garantie in jenes Syſtem aufgenommen iſt, von demſelben aber noch etwas weiteres geleiſtet wird, was gerade bei der beſtehenden Inſtitution zum größten Nachtheil der Sache fehlt. Und dies iſt nun eben die aus dem Geſammteindruck ſich vermittelnde Gewiſſensüberzeugung. Auf dieſe werden auch unſere rechtsgelehrten Richter zurückkommen, je freier die Beweisregel, je vorherrſchender der Indicienbeweis wird; aber es wird dann mit Schmerzen bemerkt werden, daß unſern, in der Qualität von Geſchworenen entſcheidenden Richtern gerade diejenigen Garantien fehlen, unter deren Herrſchaft allein jenes Beweisſyſtem ungefährlich iſt.

Der Hauptfehler, der den meiſten Gegnern der Jury gemeinſam iſt, beſteht aber überhaupt darin, daß ſie gar nicht aus der innern Natur der Sache ſelbſt argumentiren, ſondern immer nur ihre Erſcheinung im engliſchen oder franzöſiſchen Rechte vor-

In dieſen wunderlichen Dichtungen ſprach ſich eine tiefe Eigenthümlichkeit des deutſchen Charakters aus, eine gewiſſe Sehnſucht des Gemüths nach Befriedigungen, die der damals vorherrſchende Verſtand und die ſogenannte Aufklärung nicht zu bieten vermochten. Ohne Zweifel irrte ſich dieſe Sehnſucht in dem Gegenſtand ihrer Befriedigung, waren die Affektationen der Ritterzeit und die Spielereien mit Geheimniſſen ziemlich kindiſch; allein dies hindert nicht, ſie gleichwohl als einen unvertilgbaren Zug der deutſchen Natur anzuerkennen. Völkern wie Individuen ſind gewiſſe Seelenkräfte eigen, die deßwegen nicht gleich verläugnet oder verſpottet werden dürfen, weil ſie einmal gewaltſam zurückgedrängt, und in der Nothwehr ungeſchickt und verkehrt angewandt erſcheinen. Dieſelbe Seelenkraft äußert ſich anders im geſunden und kranken Zuſtande. Das deutſche Gemüth, das ſich im Mittelalter, durch keine Vormundſchaft eines einſeitig vorherrſchenden Verſtandes gehindert, frei entwickeln mochte, konnte ſich im vorigen Jahrhundert unter der Zucht der Aufklärung nur krankhaft äußern, durch einen Ausbruch der geknebelten Wildheit, durch einen rohen Naturſchrei in den Ritterromanen, oder durch ein feines und furchtſames Verſöhnen der Aufklärung mit dem Helldunkel des Wunderbaren in den Romanen mit freimaureriſcher Tendenz, Wilhelm Meiſter ꝛc.

Durch dieſe beiden echt deutſchen Romangattungen wurde der Einfluß der franzöſiſchen und engliſchen Romane keineswegs verdrängt.

Die Schule Voltaire's behauptete ſich nicht nur, ſondern trat auch in direkte Oppoſition gegen die neue deutſche Romantik. Wie ſchon vor Goethe und Schiller Wieland dieſe Schule unter uns ausgebreitet hatte (obwohl er faſt nur die guten Seiten Voltaire's copirte, ohne die ſchlechten), ſo fand dieſelbe auch noch nach Goethe und Schiller zahlreiche Anhänger, zumal in Preußen, wo ſich unter dem großen Friedrich die Freigeiſterei und eine ſehr laxe Moral eingeniſtet hatten. Und dieſe neuen Meiſter der Frivolität copirten faſt mehr die ſchlechten Seiten Voltaire's, als die guten. Langbeins Schwänke waren wohl ziemlich unſchuldig; allein Kotzebue und Julius von Voß wühlten im tiefſten Schmutz der Immoralität, und liebten es insbeſondere, die frommen Romantiker damit zu beſudeln.

ſchieben. Das engliſche Recht wird dann gebraucht, um uns zu beweiſen, daß bei uns gar nicht die hiſtoriſchen Vorausſetzungen exiſtiren, aus denen die engliſche Jury hervorgewachſen ſey und noch fortwährend ihre Nahrung ziehe. Ohne Zweifel hat der engliſche Strafprozeß auch manches Eigenthümliche, was ganz nur aus hiſtoriſchen Gründen zu erklären iſt; und unter dieſem Eigenthümlichen findet ſich Manches, was ſich zur Nachahmung durchaus nicht empfiehlt. Aber es beweist doch eine ſchwache Unterſcheidungskraft, wenn man eben dieſes Zufälligpoſitive von dem aus der Idee des Inſtituts mit innerer Nothwendigkeit Fließenden zu ſondern ſich nicht getraut. Der unſchätzbare Werth des engliſchen Rechts in dieſem Gebiete liegt jedoch gerade nicht in den hiſtoriſchen Schnörkeln, womit es verbrämt iſt, ſondern darin, daß eben die hauptſächlichen Momente des Weſens der Sache in ihm allmählig fixirt worden ſind. Das wäre freilich ſchlimm, wenn wir die Jury nicht anders, als auf die Weiſe bekommen könnten, wie ſie im Mittelalter in England entſtand. Aber wer wird denn auch dies für nöthig halten? Sodann hat die engliſche Jury allerdings dieſelbe ariſtokratiſche Tinktur, welche der geſammten engliſchen Staatsverfaſſung anklebt. Allein dieſe hängt gerade nicht nothwendig mit ihrem Weſen zuſammen. Vielmehr, was ſie nothwendig macht, das haben oder wenigſtens erſtreben wir auch, nämlich einen Staat, der ſeine Bürger als Selbſtzwecke erkennt und ihre Freiheit als weſentliche Potenz in ſich enthält. Aus dieſem Grunde hat man bei der Rekonſtituirung des franzöſiſchen Staats an der Nothwendigkeit der Einführung der Jury nicht gezweifelt; und aus demſelben Grunde wird man endlich auch in Deutſchland dazu greifen müſſen. Keinem vernünftigen Deutſchen wird es aber einfallen, daß dann die engliſche Jury mit Haut und Haar kopirt werden müſſe. Vielmehr wird ſie ebenſowohl vom deutſchen Volkscharakter eigenthümliche Beſtimmungen anzunehmen haben, wie ſie ſolche vom engliſchen angenommen hat. Sie wird äußerlich ein ganz anderes Ausſehen haben können, ohne daß doch ihr Weſen von demjenigen verſchieden wäre, was auch die engliſche Inſtitution durchdringt. — Noch ſchlimmer iſt aber der Mißbrauch, der mit dem franzöſiſchen Rechte getrieben wird, und der freilich großentheils von den Freunden der Jury ſelbſt verſchuldet iſt, ſofern ſie gleichfalls, ſtatt auf die innere Natur

der Sache einzugehen, eben nur die französische Einrichtung anpriesen und ihre Annahme empfahlen. Auch hatten die Gegner hier um so leichteres Spiel, je mehr in Frankreich unter dem Kaiserthum und der Restauration der wesentliche Charakter des Instituts verfälscht, und je besser ihnen in der Aufdeckung der hieraus entstandenen Mängel durch Feuerbach vorgearbeitet worden ist. Offenbar ist aber diese Taktik eine verfehlte, und kann am besten dadurch aus dem Felde geschlagen werden, daß man die Natur der Sache in den Vorgrund stellt und zeigt, wie jene Angriffe eben nur deren verfälschte Erscheinung im französischen Rechte, keineswegs aber sie selbst treffen. Dies ist gerade der Hauptzweck der angeführten Abhandlungen, und so auch des gegenwärtigen Aufsatzes. Hier muß zuerst die Bahn geebnet, es muß jenes verwirrende Geplänkel gegen Nebendinge abgewiesen werden; dann wird sich alsbald zeigen, daß die Sache selbst keineswegs so schwierig und verwickelt ist, als sie nach den auf tausend falsche und gewaltthätig hereingezogene Gesichtspunkte gestützten Bedenklichkeiten mancher Schriftsteller erscheint. So, um nur Eines anzuführen, argumentirt man so häufig gegen die Jury aus dem pouvoir discrétionnaire des französischen Assisenpräsidenten, ohne zu bedenken, daß man ja nur in Deutschland dieser Gewalt Schranken setzen dürfte, wie man ja auch in England davon so gut als gar nichts weiß. Deßgleichen würde der Unterschied der deutschen Beredtsamkeit von der französischen sicherlich eine wesentlich andere Stellung der Advokaten zur Jury herbeiführen, als die französische, worüber man so oft Klage führt. Sonderbar ist aber das Gewicht, das Mittermaier auf eine Aeußerung des Generalprokurators in dem Prozesse Laffarge legt. Derselbe hatte die Geschworenen aufgefordert, sich mehr durch den Zusammenhang der von der Justiz gelieferten Thatsachen, als durch das Gutachten der Sachverständigen bestimmen zu lassen. Mit Recht wird diese Einseitigkeit getadelt. Aber wird denn irgend ein Einsichtiger behaupten wollen, daß ein Geschworenengericht einer solchen einseitigen Aufforderung folgen müsse? Sagt doch Mittermaier selbst sogleich darauf, es sey sogar gerade das Gegentheil sehr zu fürchten, — daß nämlich die Geschworenen sich zu leicht durch die Autorität der Kunstverständigen hinreißen lassen würden. „Wir fragen," ruft er aus, „in welcher Lage befindet sich dabei der

Geſchworene? Kann er den vor ihm oft mit fremden Ausdrücken vorgetragenen pathologiſchen und anatomiſchen Erörterungen folgen? Kann er im Widerſtreite der verſchiedenen Aerzte eine Meinung faſſen? Wird nicht die Autorität eines Sachverſtändigen, wie in dem Prozeſſe Laffarge des als König der Wiſſenſchaft hochgeprieſenen Orfila, auf die Geſchworenen ſo mächtig wirken, daß eigentlich der Ausſpruch dieſes Mannes, und nicht das Verdikt der Geſchworenen den ganzen Prozeß entſcheidet?" — Allein dieſes Argument iſt ſehr übel gewählt; es iſt nicht bedacht, daß den Aerzten und Chemikern gegenüber die gelehrteſten Juriſten ebenſowohl ungelehrte Laien ſind, als die juriſtiſch nicht gelehrten Geſchworenen, daß ſie den Kunſtverſtändigen in Fragen, die eben nur mittelſt deren beſonderer Kunſt oder Wiſſenſchaft entſchieden werden können, ebenſo Glauben ſchenken müſſen, wie die Geſchworenen, daß ſie daher derſelben Gefahr ausgeſetzt ſind wie dieſe. — Trotz allem Schlimmen aber, was den franzöſiſchen Geſchworenengerichten nachgeſagt wird, geſteht doch Mittermaier ſelbſt, es ergebe ſich bei genauer Prüfung, daß theils die Klagen über die häufige Zahl der Losſprechungen durch Geſchworene nicht begründet ſeyen, theils die Losſprechungen, über welche man oft klage, aus Verhältniſſen ſich erklären, welche beweiſen, daß der Vorwurf leichtſinniger Losſprechungen keineswegs allgemein begründet ſey. „In Bezug auf die Fälle aber," fährt er fort, „in welchen das Geſchworenengericht in Frankreich irrigerweiſe einen Angeklagten verurtheilte, ergibt ſich aus den Tabellen, daß die Fälle ſehr ſelten ſind. Im Jahre 1843 erkannten die Richter nur in Einem Falle, daß die Geſchworenen, welche einen Angeklagten verurtheilten, ſich irrten."

Mit der ſteten Verwechslung der Natur der Sache ſelbſt und ihrer Erſcheinungsweiſe in benachbarten Ländern hängt auch das viele politiſche Für und Wider zuſammen, was darüber vorgebracht wird. Es wäre ſehr an der Zeit, die Deklamationen über die Unabhängigkeit der Geſchworenen und die Abhängigkeit unſerer Richter auf der einen, ebenſo aber auch die Deklamationen über die Vortrefflichkeit unſerer Richter (vergl. die letzte Schrift des erfahrenen Puchta) und die Unzuverläſſigkeit der Geſchworenen auf der andern Seite beruhen zu laſſen. Damit wird nur Staub aufgeregt und nichts entſchieden. Die Frage,

auf die Alles ankommt, ist die: ob zu einer vollständigen Organisation der richtig aufgefaßten Idee des Strafverfahrens das Geschworenengericht nothwendig sey, oder nicht? Mag es dann manchen englischen oder nordamerikanischen Schriftstellern, worauf Mittermaier so viel Gewicht legt, immerhin gefallen, mehr den politischen als den juristischen Werth der Jury hervorzuheben, — das kann uns dann völlig gleichgültig seyn, da ohnedies jeder Freund der Jury nicht in der Lage ist, jenen zu läugnen, wenn er gleich den Hauptaccent auf diesen legt. Dagegen muß man freilich auch nicht den juristischen Werth des Instituts in Punkten suchen, wo er jedenfalls sehr zweifelhafter Natur seyn würde, wie dies z. B. der Fall ist, wenn manche englische Juristen der Jury den Vortheil zuschreiben, daß sie sich leichter über den Buchstaben des Gesetzes hinwegzusetzen und hiedurch die Strenge und Härte des positiven Rechts im concreten Falle auszugleichen im Stande sey. Solcher falschen Gründe bedarf es nicht, wo deren so viel wahre zu Gebot stehen. Ein Hauptfehler bei dieser ganzen Debatte besteht aber freilich darin, daß man auf viel zu vielerlei sich einzulassen, und darüber gerade den Kern der Frage zu übersehen pflegt.

Der trivialste von allen Einwürfen ist übrigens der, daß die deutschen Geschworenen sich in ihren Beruf schwer zu finden wissen würden, da man am Pflug, in der Werkstätte, am Comptoirtische ꝛc. keine Studien mache, welche zur gewandten Ausübung jener Funktion vorzubereiten geeignet seyen. Es ist ein altes Sprichwort, daß keiner schwimmen lernt, ehe er ins Wasser kommt. Und sollen denn die heutigen Deutschen unfähiger seyn, als ihre Vorfahren, die doch als Schöffen die That- und Rechtsfrage zugleich entschieden? Laboulaye in seinem Essai sur les lois criminelles des Romains, wo er auf die Frage zu sprechen kommt, wie denn wohl die Römer dazu gekommen seyen, die Funktionen der Strafrechtspflege Männern anzuvertrauen, die keine studirten Juristen waren, sagt sehr gut, das erkläre sich einfach aus der freien Staatsverfassung, welche von selbst dazu diene, eine Summe rechtlicher Gedanken und Kenntnisse im Volke zu verbreiten. Er setzt hinzu: »Aujourdhui, quoique notre vie politique soit à peine commencée, il en est déjà ainsi; et le jury a une bien autre instruction juridique que dans les premiers

temps de la loi; il en fut de même sous la féodalité; dans le jury féodal seigneurs et vassaux connaissaint leurs droits et leurs services avec autant d'exactitude que nos avocats, et mettaient dans leurs chicanes autant de finesse que nos procureurs. Donnez aux gens un intérêt à s'instruire, l'instruction viendra vite; et si l'est la nation tout entière qui a cet intérêt, la nation tout entière s'instruira.« Andererſeits gibt es wohl freilich auch ängſtliche Gemüther, die vor dieſer Lernbegierde des Volks bange haben und fürchten, es möchte mit der Jury alsbald die Barbarei in die Gerichtsſchranken einbrechen. Allein es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß dieſer Gefahr durch ein Wahlgeſetz vorgebeugt werden muß und kann, mittelſt deſſen die Beruhigung erlangt wird, „daß auf den Bänken der Geſchworenen Männer ſitzen werden, welche ebenſo einſichtsvoll als unabhängig und ſelbſtſtändig, charakterfeſt, und weder durch religiöſen Fanatismus, noch durch politiſchen Parteigeiſt geleitet ſind.“ Es iſt zuzugeben, daß ein ſolches Wahlgeſetz nicht leicht zu machen iſt, wie denn überhaupt jeder neue Fortſchritt in politiſchen Dingen auch neue Zumuthungen an die Intelligenz und Vorſicht der Geſetzgeber mit ſich bringt. Allein andererſeits kann auch nicht geläugnet werden, daß in der vorliegenden Frage ſchon Erfahrungen genug gemacht ſind, um der Geſetzgebung die Wahl unter verſchiedenen Geſichtspunkten zu erleichtern. In keinem Falle handelt es ſich hier von einer größeren Schwierigkeit, als von derjenigen, welche man in Deutſchland bereits zu beſiegen gelernt hat, von der Schwierigkeit eines Wahlgeſetzes für die geſetzgebenden Körper. Ueberhaupt aber wird es in dieſem Falle, wie in allen ähnlichen gehen, daß nämlich die Modalitäten ſich finden werden, ſobald man nur über das Prinzip im Reinen iſt. Auf dies ſollte vorerſt allein das Augenmerk gerichtet und das Kritteln über Nebendinge vorläufig eingeſtellt werden, damit uns nicht auch hier wieder (wie Prutz ſagt) das alte Erbübel befalle, „die Eier zu begackeln, ehe ſie gelegt ſind.“

R. K.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

München. Die Akademie der Wissenschaften hat mit königlicher Genehmigung folgende neue Mitglieder erwählt: als Ehrenmitglied Se. Exl. Graf Wilhelm von Württemberg; als ordentliche Mitglieder den Professor an der hiesigen Universität Dr. Schafhäutl bei der mathematisch-physikalischen Klasse und den Professor Dr. Ernst Lasaulx bei der philosophisch-philologischen Klasse; als auswärtige Mitglieder a) für die philosophisch-philologische Klasse den Professor A. Rangabi an der Universität zu Athen, Dr. Julius Mohl in Paris, John Mitchell Kemble in London; b) für die mathematisch-physikalische Klasse den geheimen Rath und Professor in Heidelberg Dr. Tiedemann, den Professor in Heidelberg Leopold Gmelin, Justus Liebig, Professor in Giessen, Dr. Jäger in Stuttgart, Simon Ohm, Professor und Rector der polytechnischen Schule in Nürnberg; als Correspondenten: a) für die mathematisch-physikalische Klasse: Dr. Christian Gottlob Barth zu Calw, Dr. Gustav Bischof, Professor in Bonn, Dr. Erichson, Professor in Berlin, Dr. Mädler, Hofrath und Professor in Dorpat; b) für die historische Klasse: Dr. Jölly, Advokat in Paris, Professor Dr. Gfrörer, Bibliothekar in Stuttgart, Dr. Kunßmann in Lissabon.

Universitäten.

Man hat vielfach und wiederholt über den sichtbaren Verfall der deutschen Universitäten geklagt und der Grund zu dieser Klage ist zu sehr in die Augen fallend, als daß man sie als eine jener leeren Beschwerden halten könnte, an denen unsere Zeit so reich seyn soll. Von der einen Seite übt man eine beengende Contrele gegen diese Anstalten aus, welche einst die Pflanzschulen deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit waren, und sieht in jedem freiern Aufsprudeln jugendlichen Geistes ein politisches Schreckgespenst, auf der andern Seite zeigt man eine kaum glaubliche Theilnahmlosigkeit an ihrem innern Entwicklungsgang. Als einer der stärksten Beweise dieser träumerischen Sorglosigkeit, mit der man Alles gehen läßt, wie es eben will, sobald es nur nicht die sogenannte Politik betrifft, ist uns eine Correspondenznachricht von Berlin aufgefallen, in welcher gemeldet wird, daß in dem neuen Lektionskatalog der dortigen Universität die alttestamentlichen Studien und die semitischen Sprachen auf eine merkwürdige Weise vernachlässigt erscheinen, ja die arabische Sprache gar keinen Lehrer gefunden hat, der Vorträge über sie ankündigen möchte. Auf einer Universität wie Berlin, wo die oberen Behörden oft eine sehr detaillirte Aufsicht führen, sollte man eine solche Vernachlässigung der orientalischen Sprachen und des Bibelstudiums fast nicht für möglich halten.

Berlin. Der Professor Dr. Trendelenburg ist mit königlicher Bewilligung für das Studienjahr 1845—1846 zum Rector der Universität erwählt worden; zu Dekanen wurden ernannt Professor Dr. Hengstenberg für die theologische, Professor Dr. Lancizolle

für die juriſtiſche, Profeſſor Dr. Hecker für die mediciniſche und Profeſſor Dr. Weiß für die philoſophiſche Fakultät.

Die bisherigen Privatdocenten Dr. Rammelsberg und Dr. Böhm wurden zu außerordentlichen Profeſſoren, jener in der philoſophiſchen, dieſer in der mediciniſchen Fakultät ernannt.

Bonn. Profeſſor Dr. Deiters iſt zum Rector der Univerſität für das neue Studienjahr 1845—1846 ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. Knoodt iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der katholiſch-theologiſchen Fakultät ernannt worden, wodurch die ſeit Windiſchmanns Tode erledigte Profeſſur beſetzt iſt.

Erlangen. An die Stelle des nach Leipzig abgegangenen Profeſſors Harleß iſt der vor einigen Jahren nach Roſtock berufene Profeſſor Hofmann zurückberufen worden.

Freiburg. Der bisherige Profeſſor Dr. Siebold in Erlangen hat einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Phyſiologie nach Freiburg erhalten und angenommen.

Gießen. Profeſſor Dr. Knobel iſt für das Studienjahr 1845—1846 zum Rector ernannt worden.

Göttingen. Dem Hofrath und Profeſſor Heinrich Ritter iſt unter königlicher Beſtätigung das Prorectorat für das neue Studienjahr 1845—1846 übertragen.

Der bisherige Stadtvicar Ehrenfeuchter zu Karlsruhe iſt zum außerordentlichen Profeſſor, Univerſitätsprediger und Dirigenten des homiletiſchen Seminars an der Univerſität Göttingen ernannt worden.

Greifswald. Der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. Jahn iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät, und der Geheime Medicinalrath Dr. Wagner zum außerordentlichen Profeſſor ernannt worden.

Halle. Der bisherige Privatdocent Dr. med. Krahmer wurde zum außerordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Fakultät ernannt.

Heidelberg. Der Univerſitäts-Bibliothekar Dr. G. Weil iſt unter Belaſſung bei ſeinen bisherigen Dienſtleiſtungen zum außerordentlichen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen ernannt worden.

Leipzig. Der ordentliche Profeſſor der Rechte, Hofrath Dr. L. von der Pfordten iſt für das Studienjahr 1845—1846 zum Rector der Univerſität ernannt worden.

Marburg. Der Profeſſor Dr. Bildemeiſter zu Bonn iſt zum ordentlichen Profeſſor der Theologie und der orientaliſchen Sprachen und der Profeſſor von Sybel gleichfalls zu Bonn zum ordentlichen Profeſſor der Geſchichte ernannt worden.

München. Als Rector der Univerſität für das Studienjahr 1845—1846 iſt der Profeſſor Dr. Georg Phillips mit königlicher Beſtätigung gewählt worden, als neuerwählte Senatoren erhielten die königliche Beſtätigung die Profeſſoren Dr. Stadelmann, Dr. Zenger, Dr. Oberndorfer, Dr. von Ringseis, Dr. von Laſſaulx.

Prag. Die Stelle eines Directors der Prager Sternwarte und Profeſſors der Aſtronomie an der daſigen Univerſität wurde dem Adjunct dieſer Sternwarte Dr. Kreil verliehen.

Tübingen. Dr. Schlosberger, der derzeitige erſte Aſſiſtent am chemiſchen Laboratorium in Edinburg, iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Chemie an der Univerſität Tübingen ernannt worden.

Wien. Die Lehrkanzel der Anatomie an der Univerſität zu Wien wurde dem bisherigen Profeſſor dieſes Lehrfachs an der Prager Univerſität Dr. J. Hyrtl übertragen.

Kirche.

Die kirchlichen Angelegenheiten unſerer Zeit treten ſeit einiger Zeit immer mehr in den Vorgrund der politiſchen Ereigniſſe. Von allen Seiten erhebt man Beſchwerden, ſpricht Wünſche und Hoffnungen aus und verlangt von den oberſten Staatsbehörden deren ſorgfältigſte Beachtung, ja ſofortige Gewährung. Auf dieſe Weiſe kann es nicht auffallen, daß man von einem Miniſtercongreſſe ſpricht, der ſich zur Erledigung dieſer Angelegenheit zuſammenfinden ſoll.

Die ſogenannten Deutſch-Katholiken verlangen Anerkennung ihrer Selbſtändigkeit und Aufnahme in den Staatsverband als berechtigte Kirche. Man hat ihnen entgegnet, daß

ihr Bestehen noch zu jung sey, daß sie die Feuertaufe der Zeit noch nicht erhalten hätten, um sich schon jetzt als konsolidirte Gemeinschaft zu betrachten, die wenn auch nicht von den Stürmen, doch von der Macht der Alltäglichkeit gar nichts mehr zu besorgen hätte. Noch sind die neu entstandenen Gemeinden nicht ein Jahr alt, und schon sprechen sie von erworbenen Rechten. Wie viele religiöse und kirchliche Sekten sind in den vergangenen Jahrhunderten entstanden, haben eben so großen, zuweilen noch größern Enthusiasmus erregt, und zu was sind sie jetzt zusammengeschrumpft! Und doch hatten diese mit Verfolgungen aller Art zu kämpfen, die ihnen weit größere Intensität und Dauer hätten geben sollen. Wir sprechen mit Absicht nicht von den Spaltungen, die jetzt schon im Schooße dieser neuen katholischen Gemeinden herrschen, und gewiß noch größer werden oder geworden seyn würden, hätte man sie ruhig ihrer eigenen Entwicklung überlassen. Die Plagen der Zeit gerinnen von selbst, wenn sie einige Zeit im Sonnenlichte geglänzt haben. Und daß sie keine Plagen sind, müssen sie erst zeigen.

Ganz dasselbe ist von den „Protestantischen Lichtfreunden" zu sagen, obgleich sie vielleicht noch mehr geistigen Inhalt haben als Jene. Beiden ist gewiß das religiöse Element eben in seinem hohen Grade eigen. Die Negation ist wesentlich Gesund, doch in den Glaubensbekenntnissen, die sich in bequemer Weite ausdehnen, sucht man darnach vergebens.

Schule.

Ein Artikel der Augsburger Allg. Zeit. verbreitet sich weitläufig und mit großem Lobe über die „rheinische Ritterakademie zu Bedburg". Sie besteht bekanntlich jetzt seit drei Jahren und wurde ausschließlich von der rheinischen Ritterschaft dotirt, indem jeder Betheiligte, nach Maßgabe seines Vermögens, im Betrag von 1000 bis 21000 Rthlr. beisteuerte. Die stiftenden Familien, unter denen die Verschiedenheit des Stiftungsbeitrags die Gleichheit der Berechtigung nicht verändert, haben vorzugsweise Anspruch, ihre Söhne in der Anstalt unterzubringen, auf welcher aber auch Söhne anderer adliger Familien aus Preußen und Deutschland Aufnahme finden können gegen Entrichtung der jährlichen Verpflegungskosten, die sich ungefähr auf 500 Rthlr. belaufen. Die Zahl der Zöglinge, die auf 60 festgesetzt ist, betrug anfangs 15 und ist jetzt bis auf 35 gestiegen. An der Anstalt arbeiten unter dem Studiendirector zehn Lehrer. Oberdirector ist der Präsident des Ritterraths. Zur Anlage einer Bibliothek hat der Rath Schlosser zu Sulz Neuburg 2000 Bände meist geschichtlicher und philologischer Werke der Anstalt geschenkt.

Der Correspondent, der dieses Alles in der erwähnten Zeitung weitläufig aus einander setzt, rühmt die Idee der Stiftung einer solchen Bildungsanstalt für junge Adlige, indem er meint, auf anderen Gymnasien wäre die Bildung des heranwachsenden Adels nicht so gut zu bewerkstelligen. Wir sind anderer Meinung und halten ein solches exclusives Bildungsinstitut des jungen Adels durchaus nicht für zeitgemäß. Der Adel unserer Zeit hat eine andere Aufgabe zu erfüllen, als den Prärogativen der Geburt zu huldigen, während die Anforderungen der Zeit dem Adel ganz andere Tendenzen aufnöthigen, als die, welche er auf solchen Ritterakademien erhalten kann.

Literatur.

Man beklagt zuweilen, der Staat bekümmere sich nicht um die Literatur und die Literaten. Diese Behauptung ist völlig unbegründet. Die neuere und neueste Zeit beweist hinreichend, daß man sich in den höhern Kreisen der Gesellschaft sehr viel um sie bekümmert, wenn dies sich auch gerade nicht auf eine Weise äußert, die für die Literatur und die Literaten sehr schmeichelhaft und ersprießlich ist. Ja in den jüngsten Tagen hat sich diese Sorge so kräftig und eindringlich gezeigt, daß manchen davon speziell Betroffenen die Augen werden übergehen, wenn auch nicht aufgegangen seyn.

Freilich geben sie sich, namentlich diejenigen, die sich mit Belletristik beschäftigen, mehr mit Politik und den socialen Tagesfragen ab, als nothwendig, oder vielmehr als der Förderung der Kunst ersprießlich seyn möchte.

Heribert Rau's neuester Roman „Kaiser und Narr" behandelt den Kampf der hohenstaufischen Kaiser mit Rom; er hat eine lange Vorrede geschrieben, um auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam zu machen. Seine Dichtung selbst aber entbehrt jener innigen Verschmelzung des Historischen mit dem Romantischen, die uns das wesentliche Erforderniß jeder Dichtung auf historischen Grundlagen zu seyn scheint. Auch die lebendige Gestaltung seiner Charaktere haben wir vermißt.

Willkomm hat seine „Weiße Sclaven" vollendet. Uns scheint, als hätte der Anfang mehr versprochen, als das Ganze jetzt bietet.

Laube's neueſtes Luſtſpiel „Gottſched und Gellert", das nach den Zeitungsberichten in Leipzig und Dresden mit vielem Beifall aufgenommen werden iſt, verdankt ſeinen Erfolg, wenn wir von einigen komiſchen Zügen abſehen, die eigentlich nicht in das Stück gehören, nur jenen Schlagwörtern aus der Tagespolitik, die jetzt gäng und gäbe geworden ſind, denn die eigentliche Fabel des Stücks kann auf keinen ſo großen Beifall Anſpruch machen. Es iſt das freilich die wohlfeilſte Art des Erfolgs, die ein Schriftſteller in einer theilweiſe ſo erregten Zeit ſich verſchaffen kann. Aber wer trägt die Schuld? Weßhalb werden einzelne Phraſen von „Deutſchlands Einheit" und „Schriftſtellerverfolgung" ꝛc. ſo wüthend beklatſcht, weßhalb reagirt ſie das ſchon in Lethargie verſunkene Publikum plötzlich enthuſiaſtiſch auf, als weil man glaubt, die andere Partei werde ſich auf die Lippen beißen und ein böſes Geſicht machen, wenn nicht gar das ganze Werk verbieten.

Ein eigenthümlicher Geiſt herrſcht in Dingelſtedt's neueſter Gabe, ſeinen „Gedichten". Zwar iſt er den Freunden der Dingelſtedt'ſchen Muſe nicht fremd. Sehnſucht nach entſchwundenem, nie genoſſenem Glück iſt der Grundton aller Dichtungen dieſes Dichters. Er iſt es auch in dieſen, ſelbſt in den politiſchen, die im Gegenſatz zu den politiſchen Lyrikern unſerer Tage, verſchwundene Größe, vergangene Zuſtände feiern. Manche dieſer Gedichte, wir ſprechen nicht von den politiſchen, ſind in ſich vollendet zu nennen, in andern ſpricht ſich aber eine Lebensanſicht aus, die wir nicht theilen können. Zu jenen rechnen wir den „Roman", der mit vollendeter Meiſterhand entworfen und ausgeführt iſt; es iſt ein ächtes Bild des gegenwärtigen geſellſchaftlichen Lebens, voll poetiſchen Reizes; zu den andern möchten wir z. B. „Erſte Liebe" und „Erſte Leiden" rechnen.

Diejenigen literariſchen Erſcheinungen, an denen die Politik und die Geſellſchaft in dem Sinne, wie wir ihn hier nehmen, keinen Theil haben, gehören meiſt der Geographie und Geſchichte an und bringen manches Werthvolle.

Ritter Anton von Spaun hat eine Blüthenleſe „Oeſterreichiſcher Volksweiſen in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und Alpenmelodien" zuſammengeſtellt.

Für die innere Geſchichte des Königreichs Griechenland ſind die „Briefe einer Hofdame in Athen an eine Freundin in Deutſchland 1837 bis 1842" nicht ohne Intereſſe.

Dr. L. Häuſſer hat ſeine „Geſchichte der rheiniſchen Pfalz" vollendet, ein Buch, das ſeiner Gediegenheit und Gründlichkeit wegen einen ausgezeichneten Platz in der hiſtoriſchen Literatur unſerer Zeit einnimmt.

Der Buchhändler G. Franz in München gibt ein „Maleriſches Baiern" heraus, worin Baierns Städte und Gotteshäuſer, Burgen und Klöſter, ſeine Heilquellen, ſeine geſchichtlichen und Baudenkmale in einer Reihe gelungener Stahlſtiche dem Beſchauer nebſt erläuterndem Texte vorgeführt werden.

Dr. G. Weber hat den 1. Band ſeiner „Geſchichte der altkatholiſchen Kirchen und Secten von Großbritannien" herausgegeben, und damit eine Ergänzung zu Dahlmanns „Geſchichte der engliſchen Revolution".

Intereſſant für die deutſche Geſchichte während der franzöſiſchen Revolution ſind die „Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehemaligen kurmainziſchen Ingenieurcorpsſtieutenants, ſodann im Dienſte der franzöſiſchen Republik. Herausgegeben von H. König".

Der Buchhändler Muquardt in Brüſſel, der ſchon ſeit einiger Zeit den literariſchen Verkehr zwiſchen Deutſchland und Belgien unterhält, gibt in Illuſtrationen die „Völker des Erdballs" heraus, wozu der Text von dem um Erd-, Länder- und Völkerkunde hochverdienten Dr. H. Berghaus beſorgt wird.

Endlich haben wir noch die von Thierſch herausgegebene „Königliche Bakulammlung in München" zu erwähnen, ein Buch, das wirklich, wie man gewöhnlich ſagt, einem längſt gefühlten Bedürfniſſe entgegenkommt.

Kunſt.

Mit wachſendem Vergnügen leſen wir die Berichte, welche öffentliche Blätter über die verſchiedenen Kunſtausſtellungen enthalten. Erſtens ſcheint aus ihnen hervorzugehen, daß die Kunſt immer größere Fortſchritte macht, daß an wahrhaft gelungenen Werken der ſchaffenden Kunſt kein Mangel iſt. Zweitens geben ſie Zeugniß, daß die Schranken der einzelnen Länder und Schulen mehr und mehr verſchwinden, daß Frankreich, Deutſchland, Italien, Belgien und Holland nun Ein großes Reich der Kunſt zu bilden anfangen, indem die Künſtler ihre Werke überall aufſtellen, überall mit ihnen den Beifall der Kunſtfreunde ſuchen. Und dieſes Letztere namentlich ſcheint uns ein großer Fortſchritt der Zeit.

Bei der letzten Kunstausstellung in München während des vergangenen Sommers war nicht allein die Malerschule in München, sondern auch die in Düsseldorf vertreten und Kunstwerke aus allen bedeutenden Städten Deutschlands, wie Berlin, Wien, Dresden, Leipzig, Prag, Frankfurt a. M., aus der Schweiz, Frankreich, Italien, Belgien und Holland aufgestellt, selbst Dänemark und Norwegen hatten ihre Repräsentanten.

Auf der diesjährigen Ausstellung in Köln befanden sich 108 belgische, ebensoviel deutsche, 25 französische und 45 holländische Bilder. Dieselbe Erscheinung zeigte sich bei den Ausstellungen in Aachen, Prag und Triest.

Wir finden dieses Streben der Künstler, die Bekanntschaft ihrer Werke so viel als möglich zu verbreiten, wenn ihnen viele mannigfachen Ausstellungen das bequemste Mittel bieten, um so lobenswerther, da von einer Vermischung der eigenthümlichen Charaktere einzelner Länder und Schulen keine Rede seyn kann, sondern nur eine immer reinere und tiefere Auffassung der Kunst in ihrem innersten Wesen die nächste Folge davon seyn muß.

Ueber den Werth oder Unwerth der ausgestellten Kunstwerke müssen wir freilich auf die ausführlichen Berichte verweisen, doch sehen wir auch darin ein günstiges Zeichen für die Kunstgestaltung unserer Zeit, daß fast sämmtliche Berichte darin übereinstimmen, daß die Kunstausstellungen eine größere Anzahl des Gelungenen brachten, als des Verfehlten.

Denkmale.

Am 22. August fand die feierliche Grundsteinlegung des Denkmals statt, welches die böhmischen Stände Kaiser Franz I. am Franzensthal in Prag errichten wollen.

Am 3. August, dem Geburtstage des verewigten Königs von Preußen, ward in Potsdam das Standbild desselben auf dem Wilhelmsplatze feierlich enthüllt.

Am 15. August wurde in Bonn auf dem festlich geschmückten Münsterplatze das Standbild Beethovens feierlich enthüllt.

Am 27. Oktober fand unter großem Zudrang des Volks die Enthüllung des Denkmals für den um die Rechtswissenschaft und die Gesetzgebung seiner Zeit vielverdienten Freiherrn von Kreittmayr, bayer. Staatskanzler und Minister, gest. am 27. Okt. 1790, statt.

Man sieht, die Sucht unserer Zeit, Denkmale zu errichten, ist noch nicht erloschen, im Gegentheil, sie herrscht mehr als je. Spricht man ja doch sogar davon, dem Dichter des Rheinliedes, Nicolaus Becker, ebenfalls ein Denkmal zu errichten.

Stiftungen.

Der im verflossenen Jahre (1844) zu Bamberg verstorbene Exconventual P. H. Scherm agel hat in seinem Testament die Irrenanstalt, das Krankenhaus, das Haus der Unheilbaren und das Armeninstitut daselbst zu Universalerben seines, nach Abzug der Legate in 14,129 fl. bestehenden Vermögens ernannt.

Der verstorbene Lehrer J. J. Büringer in Gunzenhausen hat testamentlich mehrere Legate, im Betrage von 8723 fl. 36 kr. zu verschiedenen wohlthätigen Zwecken gemacht: für Handwerksgesellen und Dienstboten, zu Erziehungsbeiträgen für elternlose Kinder und zu Stipendien für Jünglinge, die sich in der Mechanik und in den verschiedenen Kunstzweigen ausbilden. Unter diesen Legaten soll die Summe von 8723 fl. 36 kr. durch Zinsenansammlung allmälig auf 21,000 fl. gebracht und dann deren Zinsen zu den vom Testator bestimmten Zwecken verwendet werden.

Der Handelsmann Matthias Bayrhamer in Salzburg hatte schon früher zum Besten dasiger Armen eine Stiftung im Betrag von 111,500 fl. gemacht und den Schulen die Summe von 4000 fl. geschenkt. In seinem Testamente vermachte er verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten mehr als 150,000 fl. und bestimmte überdieß 100,000 fl. zur Gründung einer Armenanstalt in seinem Vaterorte Seekirchen am Wallersee.

Vereine.

In Triest hat sich ein Verein zur Beförderung und nähern Entwicklung des österreichischen Handels in Indien und China gebildet. Er wird mit Genehmigung der Regierung auf Actien vorläufig auf 5 Jahre gegründet und hat zum Zweck die Versendung und den Verschleiß österreichischer Erzeugnisse in Indien und China, wobei man auch ausländische Produkte begünstigen wird, so weit sie zur Ergänzung einer Ladung erforderlich seyn werden.

Die Schule Rouſſeau's behauptete ſich ebenfalls. Millers Siegwart und Goethe's Werther machten ſie in Deutſchland heimiſch. Obwohl urſprünglich dem Egoismus feiger Sinnlichkeit entſtammt, hatten doch die wollüſtigen Thränen der Rouſſeau'ſchen Sentimentalität etwas Verführeriſches für das leichtgläubige und mitleidige deutſche Gemüth. Die empfindſamen Romane wurden Mode, und wenn ſie allerdings ſehr häufig, ihrem Urſprung getreu, bloße Beſchönigungen unerlaubter Begierden waren, ſo veredelten ſie ſich doch eben ſo häufig und nahmen auf deutſchem Boden eine ſittliche Tendenz an, hauptſächlich da, wo ſie in die Sittengemälde in engliſcher Manier übergingen. Auguſt Lafontaine trat hier beſonders charakteriſtiſch hervor und übte durch ſeine zahlreichen Romane einen unermeßlichen Einfluß. Viele ſeiner Werke neigen ſich zu Rouſſeau's Entſchuldigungen der ſchwachen Herzen und des noch ſchwächern Fleiſches hin; viele ſind dagegen den ehrlichen Familiengemälden der Engländer, beſonders Goldſmiths, nachgebildet, und unter den entſetzlich vielen Thränen, die er hat vergießen laſſen, floßen die meiſten doch aus unſchuldigen Augen.

Die humoriſtiſche Schule der Engländer, die Manier Sterne's, die zuerſt durch unſern Hippel der deutſchen Romanliteratur eingeimpft worden war, verjüngte ſich aufs Neue in Jean Paul. Wenn auch die Originalität dieſes ſo edeln als genialen Dichters über jeden Zweifel erhaben iſt, ſo bekam er doch die erſte Anregung von Hippel, ſo wie dieſer von den engliſchen Humoriſten.

Jean Paul iſt ſo einzig in ſeiner Art, daß man ihn nur ſelten, nur zum Theil und immer nur vergeblich nachzuahmen geſucht hat. Er hat keine beſondere Gattung von Romanen begründet, oder er war das einzige Exemplar ſeiner Gattung. Allein ſeine zahlreichen Romane fanden nicht nur ſo enthuſiaſtiſchen Beifall, ſondern drücken auch ſo charakteriſtiſch eine gewiſſe Stimmung des deutſchen Charakters zu einer gewiſſen Zeit aus, daß wir ihn nicht als eine koſtbare Ausnahme von der Regel, ſondern als ein weſentliches Glied in der Kette der deutſchen Romantiker betrachten müſſen. Die ſchon vor ihm herrſchend gewordene Sentimentalität, beſonders die Seligkeit im Familienkreiſe, war ein Troſt und Erſatz für ſo Vieles, was den Deutſchen des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf ihr öffentliches Leben fehlte. Die Verhältniſſe brachten es ſo mit ſich, daß man vom großartigen National-

Der Verein will auf Verlangen Vorschüsse auf solche Artikel geben, die durch ihn ausgesandt werden, den geachteten Anleitungen der Mission entsprechen, ebenso für jene Märkte passende Artikel verschicken, die hierzu tauglichen Schiffe miethen ꝛc. Das Stammcapital besteht aus 1 Million Gulden in 1000 Actien. Die oberste Leitung ist einer aus 7 Mitgliedern bestehenden Direktion übertragen.

In Frankfurt a. M. hat sich ein Hülfsverein für Handwerker und ein Verein für Verbreitung nützlicher Bücher unter dem Volk und der Jugend gebildet.

Preisaufgaben.

Die königl. Akademie der Wissenschaften in Paris hat folgende Preisaufgaben aufgestellt:

Für 1836. «Tracer l'histoire des guerres qui, depuis l'empereur Gordien jusqu'à l'invasion des Arabes, eurent lieu entre les Romains et les rois de Perse de la dynastie des Sassanides, et dont fut le théâtre le bassin de l'Euphrate et du Tigre, depuis Ctesiphon et Ecbatane au nord, Ctésiphon et Hira au sud.» — Termin 1. April 1836. — Preis: eine goldne Medaille im Werth von 3000 Fr. — «L'examen critique de la succession des dynasties égyptiennes, d'après les textes historiques et les monuments nationaux.» — Preis: eine Goldmedaille im Werth von 3000 Fr.

Für 1837. «L'histoire de l'étude de la langue grecque dans l'occident de l'Europe, depuis la fin du V. siècle jusqu'à celle du XV.»

Der jährliche Preis, für den Herr Allier von Hauteroche der Akademie eine Jahresrente von 500 Fr. vermacht hat, wird 1836 dem besten numismatischen Werke zuerkannt werden, das seit dem 1. April 1835 herausgekommen ist.

Für die besten Werke über französische Alterthümer, die vor dem 1. April 1838 im Secretariat des Instituts niedergelegt werden, verspricht die Akademie drei Goldmedaillen im Werth von je 500 Fr.

Die vom Baron Gobert gestifteten Preise für das gelehrteste und gründlichste Werk über die Geschichte Frankreichs und für die damit zusammenhangenden Studien wird die Akademie auch im Jahr 1836 denjenigen Werken ertheilen, die ihr würdig erscheinen und seit dem 1. April 1835 erschienen sind. Die gekrönten Werke beziehen den Preis fort, bis ein besseres Werk ihnen denselben entzieht.

Die Société des antiquaires de Picardie verspricht dem Verfasser der besten Denkschrift über irgend einen Punkt der Geschichte der Picardie, der der Wahl der Concurrenten frei gelassen wird, eine Goldmedaille von 500 Fr. Werth. Die betreffenden Manuscripte müssen vor dem 1. Juni 1836 bei dem Secretariat der Gesellschaft (Secrétariat perpétuel) in Amiens eingeliefert werden.

Die päpstliche Akademie der Künste (di San Luca) in Rom fordert die Künstler jeder Nation und ohne Unterschied der Confession zur Bearbeitung folgender Preisaufgaben auf:

Malerei. Erste Classe. P. Scipio erhält, während er im römischen Heere seinem Bruder Lucius gegen Antiochus als Statthalter folgt, durch die Gesandten jenes Königs seinen in dessen Gefangenschaft gerathenen Sohn zurück, der krank in Elis zurückgeblieben. Nach Livius XXVII, 28 und Justin. lib. XI. Oxford, 5 Palm. oder 1,115 Meter lang und 4 Palm. = 0,892 Meter hoch. — Zweite Classe. Amphinomus und Anapus, Bürger von Catania, lassen bei einem großen Ausbruch des Aetna ihre Habe in den Flammen zurück, ihre greisen Eltern auf ihren Schultern zu retten. Nach Claudian. Rapt. VII. Zeichnung 5 Palm. = 1,670 Meter lang, 2 Palm. = 0,446 Meter hoch, ohne den Rand zu rechnen.

Sculptur. Erste Classe. Diomedes schleift den Leichnam Penthesilea's bei den Füßen und schleudert ihn in den Skamandros. Nach Dictys Cretens. hist. Belli Trojani VI, 5. Relief in Stuck oder Terracotta 5 Palm. = 1,670 Meter hoch, ohne den Sockel gerechnet. — Zweite Classe. Paris' Gattin Oenone findet den Leichnam desselben von seinen Verwandten heimgebracht und sinkt sterbend zu Boden. Nach Dictys Cret. VI, 14. Reliefrelief wie vorher, 5 Palm. = 1,115 Meter lang, 3 Palm. = 0,670 Meter hoch.

Architektur. Erste Classe. Prachtvolles als Herrschersitz in einer großen Hauptstadt. Hauptheile: Thronsaal, Capelle, Bibliothek, Museum, Theater, umgeben von Sälen, die zweckmäßig decorirt sind. Außerdem muß das Gebäude enthalten die königliche Residenz und eine Sommer- und Winterwohnung, dies im ersten Stock. Im Parterre

ſind zu vertheilen: Kanzlei, Wachtzimmer, Bäder, Küchen, im Hochparterre die Wohnungen für Hofbeamten. Für die Stallungen und die Wohnungen der Stallbedienten iſt der Ort anzudeuten. Vor dem Palaſt ein weiter Platz mit zwei verſtorbenen Königen errichteten Denkmälern. Hinter dem Palaſte Garten mit entſprechenden Gebäuden. Zu 7 Blättern, nämlich 2 Pläne, 2 Durchſchnitte, 2 Profpekte, 1 Anſicht eines beliebigen Hauptheils. Jedes Blatt 5′/12 Palm. = 0,530 Meter lang, 4′/12 Palm. = 0,376 Meter breit. — Zweite Claſſe. Etabliſſement einer bedeutenden, nicht beſeſtigten europäiſchen Reſidenz mit Zugehör von Wohnungen für Militär- und Polizeibeamte. Das Thor hat 3 Durchgänge, nämlich für elegante Wagen, für Karren und Laſtthiere. Die Thorbeſatzung beſteht aus 30 Infanteriſten und ihren Unteroffizieren. Die wachthabenden Offiziere haben ein Parterre-, ein Speiſe- und ein Schlafzimmer. Ein anderes Wachthaus für ein Cavalerieritter mit Wohnung des Chefs, Gefängniß, Ställen nebſt Zugehör. Die Militärbeamten haben ein öffentliches Bureau. Wohnung für 2 Ober- und Unterbeamte, eine Kaſerne für zwei Abtheilungen von Truppen zu Fuß und zu Pferd, eigentliches Wachthaus, Stallung und Zugehör, Gefängniß, Depot für Beſchlagsgeſtelle, einen Ort für ſtrenge Durchſuchung der Wagen, Zimmer für Laſtträger und Gepäck, desgleichen für den Portier. Die Polizei hat ein Zimmer für die Paßviſiren, einen Ort für Unterſuchung von Perſonen und Effekten, ein Gefängniß für das eine und das andere Geſchlecht, auch Wohnung für den Polizeioffizier. 7 Blätter: 1 Parterreplan, 1 Plan der obern Zimmer, 2 Profpekte von innerhalb und außerhalb der Stadt, 1 Längendurchſchnitt, 1 ſchräger Durchſchnitt und 1 Blatt mit Einzelheiten. Größe der Blätter wie oben. Termin zum Einſchicken der Arbeiten: 20. Juli 1846. — Adreſſe: An den Secretär der Akademie Cavagni. — Preis der erſten Claſſe 40, der zweiten 20 Zechinen.

Schweiz.

Schulen. Die Lehranſtalten der Jeſuiten in der Schweiz ſind, wie öffentliche Blätter berichten, in fortdauernder Erweiterung begriffen. Das Kollegium und das Erziehungshaus der Jeſuiten in Freiburg wurde dieſes Jahr von 539 Zöglingen, das Gymnaſium und das Erziehungshaus der Jeſuiten in Stäſs von 72 Zöglingen beſucht. Die Wirkſamkeit der Jeſuiten in Freiburg wird weſentlich unterſtützt durch den Primärſchulunterricht der Marienbrüder, die dieſes Jahr in ihrer Privatſchule den Stadtſchulen 388 Knaben entzogen haben, ſowie durch die von 706 Mädchen beſuchten Lehranſtalten der Urſulinerinnen und anderer mit den Jeſuiten im Einverſtändniß handelnden Privatperſonen. Die Rechtsſchule des Staats, welche Profeſſor Dr. Bußard leitet, wurde von 20 Studirenden, die Primarſchule der Stadt von 598 Knaben beſucht.

In Schwyz zählte das Lyceum und Gymnaſium der Jeſuiten am Schluß des Schuljahrs 180 Schüler und das damit verbundene Convict oder Erziehungshaus, das erſt ſeit einem Jahre beſteht, 10 Zöglinge. Die franzöſiſche Freiſchule der Jeſuiten mit zweijährigem Curſus wurde von 39 Schülern beſucht.

Seit dem neunjährigen Beſtand des Jeſuitencollegiums hat ſich die Zahl der Jeſuiten, für welche die Aufnahme des Ordens von Seite des Bezirks Schwyz anfänglich berechnet war, verdoppelt, ſo daß deſſelbe gegenwärtig 12 Patres nebſt 5 Brüdern thätig ſind.

Kunſt. Auch in Genf iſt in dieſem Jahre eine Kunſtausſtellung eröffnet worden, in welcher beſonders die Gemälde der berühmten Landſchaftsmaler Calame, Diday, Töpfer (Vater), Bulgnen und J. Colinder, der Hiſtorienmaler Hornung, Lugardon und Scheifer, des Porcellanmalers Conſtantin gerühmt werden.

Der wegen ſeiner Panoramaarbeiten ſchon längſt berühmte Franz Schmid aus Schwyz hat mehrere neue Panoramen geliefert, z. B. das von Wartenſtein, einer Bergruine nahe beim berühmten Tabor, nördlich von Pfäfers, das von Ragaz, von Wallenſtadt und deſſen See, von Ragaz, vom Ritberge bei Meis ꝛc.

Bemerkenswerth ſind auch die Arbeiten des Landſchaftsmalers Renatus Högger aus St. Gallen, der mehrere Gegenden ſeines Vaterlandes aufgenommen hat, namentlich Aelsberg, vor, während und nach dem Sturze der Felſenmaſſen. Sie zeichnen ſich durch die ſtrengſte Naturwahrheit aus.

Belgien.

Literatur. Dr. Wolff gibt gegenwärtig eine Monatsſchrift in flämiſcher Sprache in Brüſſel heraus, unter dem Titel „De Vlaemſche Stand“

In Antwerpen iſt eine franz. Ueberſetzung der aus den königl. Archiven von England geſchöpften Memoiren und Documente von Anton van Dyk, P. P. Rubens und andern flämiſchen Künſtlern unter dem Titel »Mémoires et Documents inédits sur Antoine van Dyck, P. P. Rubens et autres artistes contemporains« von Louis Hymans erſchienen.

Kunſt. Die in dieſem Jahre in Brüſſel eröffnete Kunſtausſtellung enthielt 816 Gegenſtände, die 302 Ausſtellern angehören, wovon 209 wohnhaft in Brüſſel, 85 in Antwerpen, 36 in Paris, 22 in Gent, 18 im Haag, 14 in Lüttich, 8 in Graa, 7 in Löwen, 7 in Mecheln, 5 in Bergen, 4 in Kortryk u. ſ. w. ſind. Von den Kunſtgegenſtänden ſelbſt ſind 200 hiſtoriſche, Genre- und ſonſtige Staffeleigemälde, 100 Porträte, 85 Bildhauerarbeiten in Marmor, Gyps, Stein, Thon ꝛc., 8 Medaillenreliefs, 23 Aquarelle, 12 Miniaturen, 70 Kupferſtiche und Lithographien und 45 Zeichnungen.

Verein. In Brüſſel hat ſich eine neue Geſellſchaft zu dem Zweck gebildet, der flämiſchen Bewegung mehr Stärke und Energie zu geben. Sie führt den Namen „De Vlaemsche Vertroedering“ und ſehr angeſehene Männer, Richter, Advokaten, Volksvertreter und andere unabhängige Perſonen gehören zu ihren erſten Mitgliedern.

Niederland.

Verein. Der niederländiſche Verein zur Förderung der Belange des Buchhandels im Innern der Niederlande, welcher in Amſterdam ſchon ſeit 24 Jahren beſteht, hat zu ſeinen Hauptzwecken möglichſte Verhinderung des Nachdrucks von Schriften und Kunſtwerken, und Reinhaltung der Ehre der niederländiſchen Druckpreſſe geſetzt.

Dänemark.

Univerſitäten. Im Jahre 1855 belief ſich die Anzahl der Docenten auf der Univerſität zu Copenhagen auf 46, nämlich 5 Lehrer der Theologie, 5 der juriſtiſchen, 10 der mediciniſchen und 20 der philoſophiſchen Fakultät. Nach dem Normalſtande der Univerſität waren noch vier Profeſſorate unbeſetzt, für Staatsökonomie, nordiſche Sprachen, deutſche und engliſche Sprache.

Die Anzahl der Studirenden betrug in demſelben Jahre 1003, von denen 458 der theologiſchen, 197 der juriſtiſchen, 119 der mediciniſchen Fakultät angehörten, 32 Philologie, 16 Polytechnik, die übrigen Philoſophie ſtudirten. Doch nur 529 Studirende beſuchten wirklich die Vorleſungen, die übrigen hatten ſich nur immatrikuliren laſſen.

Denkmale. Am 5. Auguſt wurde bei Skanderborg in Jütland das Bruſtbild Friedrichs VI. feierlich enthüllt. Das vom Profeſſor Hetſch ausgeführte Denkmal ſteht auf einer Säule, welche mit vier ſchönen Bakrelief von Thorwaldſen, ausgeführt von Heibach in Rom, geſchmückt iſt.

England.

Kirche. Der Puſeyismus zeigt jetzt, was er eigentlich beabſichtige, indem die meiſten ſeiner Wortführer zur römiſch-katholiſchen Kirche übergehen.

In Schottland haben ſich ſchon vor zwei Jahren nicht weniger als ein Drittel der preſbyterianiſchen Einwohner von der preſbyterianiſchen Kirche losgeſagt. Die Anzahl der Geiſtlichen, die gleichen Zweck verfolgen und ſich damals ſchon auf 470 beliefen, iſt jetzt auf 620 geſtiegen. Die freien Gemeinden haben ſeitdem 720,000 Pfd St. durch Sammlungen zur Errichtung und Dotirung von Kirchen und Schulen zuſammengebracht und bereits 320,000 Pfd. für den Bau von Kirchen verwendet.

Schulen. Die „Nationalerziehungsgeſellſchaft für Irland“ hat von der Regierung den Freibrief einer Corporation und dadurch alle Rechte einer moraliſchen Perſon erhalten und darf 40,000 Pfd. St. Eigenthum beſitzen. Zu die Commiſſion, welche die Angelegenheiten dieſer Corporation zu leiten hat, ſind Katholiken, darunter der Erzbiſchof von Dublin, 2 Diſſenter und 5 Mitglieder der biſchöflichen Kirche ernannt.

Literatur. Die engliſche Literatur bietet ein noch weit ſeltſameres Bild des geiſtigen Treibens dar, als die deutſche, wenigſtens mit den Augen eines Deutſchen betrachtet. Die den Engländern angeborne praktiſche Richtung miſcht ſich ganz eigenthümlich mit den

Tendenzträumen, die ſich mehr und mehr auch auf dieſer Insel der materiellen Thatkraft einheimiſch machen.

Dickens eifert für die Rechte der Fabrikarbeiter und gegen die Mißbräuche der Armenhäuſer ꝛc., Jerrold's jungenglische Romane preiſen Englands politiſche Herrlichkeit vor der Revolution von 1688 und ſind voll von Parteiintriguen und Satiren auf Sir R. Peel, Andere bekämpfen in Reim und Novelle die Kornzölle.

Der Dubliner Repealverein hatte vor einiger Zeit Preiſe von 100, 75 und 50 Pfd. St. für die drei beſten Abhandlungen über das Weſen und die Nothwendigkeit der Repeal ausgeſetzt. Die drei gekrönten Preisſchriften ſind jetzt in Dublin gedruckt erſchienen. Sie ſind vom Advokaten Barry, dem Dubliner Alderman Staunton und von einem Ungenannten, der allgemein für den katholiſchen Geiſtlichen J. Gebbin gehalten wird. Neues, meint der Spectator, ſey in dieſen Schriften nicht enthalten; doch hätten die Preisrichter wahrſcheinlich je nach dem Eifer geurtheilt, der ſich in dieſen Abhandlungen kund gebe, weshalb eben Barry den erſten Preis verdient habe, indem er der Repeal die determinirteſte Auslegung gebe und für Irland nicht blos eigne Verwaltung und eignes Parlament, ſondern auch getrennte Land- und Seemacht fordere.

Dieſen Schriften ſchließt ſich der Tendenzroman »Rody the Rover, or the Ribbonman, by Will. Carleton Esquire an, worin das geſetzwidrige und unbefugte Treiben der Bandmänner im Gegenſatz zu der geſetzlichen und patriotiſchen Repealbewegung geſchildert wird.

Edward Holmes, Verfaſſer eines „Streifzugs unter den Muſikern Deutſchlands“ hat auch „das Leben Mozarts, einſchließlich ſeiner Correſpondenz“, in zwei Bänden herausgegeben, und der erſte Attaché der belgiſchen Geſandtſchaft in London eine Sammlung kaſimändiſcher Erzählungen in engliſcher Sprache, die bei dem engliſchen Publikum eine günſtige Aufnahme gefunden.

Ein hiſtoriſches Luſtſpiel im Scribe-Gutzkow'ſchen Geſchmack: „Der falſche Herr Pepe“ macht auf dem Haymarkettheater großes Glück, doch ſcheint es mehr Poſſe als Luſtſpiel zu ſeyn und die Farben etwas ſtark aufzutragen.

An Reiſewerken kann natürlich bei dem wanderluſtigen Engländer kein Mangel ſeyn.

C. G. Hill's „die Tiara und der Turban, oder Reiſeeindrücke und Beobachtungen in den Staaten des Papſtes und des Sultans“ läßt nach ſeinem ſenſationellen Titel mehr erwarten als es wirklich leiſtet. Es iſt nämlich trocken und weitſchweifig.

Das „Tagebuch einer Entdeckungsreiſe in das Innere von Auſtralien“ (Journal of Expeditions of Discovery into Central-Australia and Overland from Adelaide to King George's Sound. By E. J. Eyre) ſpricht von Entdeckungsreiſen, die gar nicht angeſtellt worden ſind.

Die „Scenen an den Küſten des Atlantiſchen Meeres“ (Scenes on the Stores of the Atlantic) geben die Eindrücke einer Reiſe durch Irland.

Werthvoll dagegen ſind die »Nelson Despatches«, von denen der vierte Band erſchienen iſt; ferner die „Briefe und vermiſchten Schriften des Philipp Dormer Stanhope, Grafen von Chesterfield, die der Viscount Mahon, älteſter Sohn des Grafen Stanhope, mit einem intereſſanten Lebensbilde ſeines großen Ahns herausgegeben hat.

Ueber den ſo oft geſuchten und angeblich gefundenen Verfaſſer der ihrer Zeit ſo berühmten „Junius-Briefe“ iſt wieder eine neue Anſicht aufgeſtellt worden. Dem „Inverneſſ-Courier“ zufolge ſoll es Lachlan Maclean, Sohn eines preſbyterianiſchen Geiſtlichen, ſeyn, der anfangs mediciniſche Studien trieb, ſpäter in London als politiſcher Schriftſteller auftrat, ein ziemlich abenteuerndes Leben führte, auch bis zum Amte eines Unterſtaatsſecretärs aufſtieg und im J. 1779, von der Regierung nach Indien geſandt, in einem Schiffbruche umkam. Sir David Brewſter, Erbam James Macpherſons, des Ueberſetzers der Oſſianiſchen Gedichte, ſoll unter den hinterlaſſenen Papieren ſeines Schwiegervaters Briefe gefunden haben, die das ſehr wahrſcheinlich machen.

Kunſt. Die „Commiſſion der ſchönen Künſte“, welche unter dem Vorſitz des Prinzen Albert die Kunſtverzierung der neuen Parlamentshäuſer leitet, hat die Anſtellung von Standbildern ſolcher Krieger und Staatsmänner vorgeſchlagen: für den Portikus die Statuen Marlborough's und Nelſon's; für die St. Stephanshalle: Pelham, Hampden, Lord Falkland, Lord Clarendon, Lord Somers, Sir Robert Walpole, Lord Chatham, Lord Mansfield, Burke, Fox, Pitt und Grattan. Die Pilaſtaner W. Calder Marſhall, John Bell und John Henry Foley ſind mit der Fertigung der Statuen von Hampden, Lord Falkland und Lord Clarendon beauftragt.

Das Nelsonmonument auf dem Trafalgarplatze wird von allen Seiten mit bitterem Spotte verfolgt; selbst die Times, welche die Vorzüglichkeit der englischen Malerei vor der deutschen und französischen mit kühnem Muthe verficht, spricht sich mit scharfem Tadel dagegen aus. Die um die Säule liegenden Becken sehen wie Dessertteller, die Tritonen wie plumpe Kellner aus. Ein merkwürdiger Gedanke war der Vorschlag des betreffenden Kunstcomité, weil die Säule, um Nelsons hohes Verdienst anzudeuten, sehr hoch ist, das darauf bestimmte Standbild des Geehrten also dem Blicke der unten Wandelnden etwas fern stehen werde, so solle man in einer Nische auf der Mittelhöhe der Säule eine zweite kleinere Statue des Gefeierten anbringen!

Die englischen Künstler scheinen in der That nicht besonders glücklich in ihren Kunstideen und deren Ausführung. Der Bildhauer James Wyatt hat eine Reiterstatue der Königin Victoria modellirt, die bekanntlich gern und gut reitet. Sie sitzt mit der Krone auf dem Haupte auf einem feurigen Pferde; ihre Gestalt ist um Nacken und Schultern in künstlerischer Absicht entblößt, wogegen aber das Reitkleid überlang herabhängt. Es soll aussehen, als ob die Königin im Ausklleiden begriffen wäre.

Thorens schöne Statue von Thorwaldsen, welche so viele Jahre in den Gewölben des Londoner Zollhauses gelegen, ist jetzt in Cambridge angekommen, wo sie im Bibliothekssaale des Dreifaltigkeitscollegiums aufgestellt werden soll.

Verein. Am 16. und 17. Oktober wurde in Abergavenny die zwölfte Jahresfeier des Walliser Gesang- und Dichterfestes abgehalten. Sie begann mit einem großen Aufzug von Harfnern, Sängern, Buchdruckern ꝛc. Der indische Fürst Dwarkanath Tagor in seiner Nationaltracht, der sardinische und der dänische Gesandte und viele angesehene Personen beehrten Gerichtshofs Wohnten der Feier bei, welche der Präsident der Gesellschaft Sir Benjamin Hall (Schwager des Ritters Bunsen) mit einer langen Rede einleitete und die mit einer Preisvertheilung für welsche Gedichte, Abhandlungen über celtische Sprache und Literatur, welsche Musikstücke und — welschen Flanell schloß.

Frankreich.

Universitäten. Der Minister des öffentlichen Unterrichts, Graf Salvandy, geht ernstlich damit um, die Rechtsfakultäten neu zu organisiren und sie mit mehreren neuen Lehrkanzeln zu bereichern, unter denen die für Staats- und Völkerrecht obenan stehen werden. Er hat zu diesem Endzwecke schon früher den Advokaten beim königl. Gerichtshof zu Paris Hr. Berge und vor einigen Monaten auch den Publicisten Hr. Debrenz nach Deutschland, namentlich nach Oesterreich, Bayern und Preußen geschickt, um sich mit den dortigen Universitätseinrichtungen bekannt zu machen und darüber zu berichten.

Schule. Auch in Bezug auf die Schulen entwickelt das Ministerium des öffentlichen Unterrichts eine große Thätigkeit und scheint den von Geistlichen geleiteten Lehranstalten manches Zugeständniß machen zu wollen, das von Villemain abgeschlagen wurde.

Im Elsaß ist die deutsche Sprache noch immer ein Lehrgegenstand in den Schulen; mit der allgemeinen Verbreitung des Französischen scheint es nicht ganz leicht zu gehen, besonders da in den meisten Orten noch immer das Wort Gottes in deutscher Sprache verkündet wird.

Literatur. Von der franz. Regierung ist ein wichtiges Werk über Algerien herausgegeben worden, das von der Centraldirektion der arabischen Angelegenheiten ausgegangen, höchst interessante und bemerkenswerthe Berichte über die einzelnen Distrikte, die Hauptgewohnheiten des Landes und der darin wohnenden Völkerstämme, über die Verkehrsverhältnisse, die Stationsplätze und Niederlagen europäischer Produkte und andere Notizen zur genauern Kenntniß des eroberten Landes enthält.

Hr. Debrenz, von dem wir oben sprachen, hat vor Kurzem ein interessantes Werk veröffentlicht «L'enseignement supérieur en harmonie avec les besoins de l'Etat», worin er die Einrichtung der Rechtsfakultäten aus dem Standpunkt der Beförderung zum Staatsdienst beleuchtet und Vergleichungen des franz. Rechtsstudiums mit dem in Oesterreich und Preußen anknüpft.

Die Herren Amédée Gaudin und Felix Mentier haben die Herausgabe einer Geschichte Ludwig Philipps begonnen, welche in 100 Lieferungen und mit 1000 Illustrationen, theils Stahlstichen, theils Holzschnitten geschmückt, erscheinen wird. Die Zeichnungen sind von Horace Vernet, Hippolyte Bellange, Tony Johannot u. A. Bemerkenswerth ist die Art, wie man Subscribenten anzulocken sucht. Wer die 25 letzten Lieferungen vorausbezahlt, erhält zur Belohnung eine bronzene Medaille mit dem Bildniß des Königs

Von Thiers Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs iſt der vierte Theil erſchienen, welcher die Geſchichte bis zu Cäſars Verſchwörung führt. Der frühere unbedingt lobpreiſende Ton des Hiſtorikers macht kühleren Aeußerungen, und einem zwar leiſen, doch immerhin tadelnden Urtheil in Bezug auf Napoleon Platz. Wahrſcheinlich ſind die öffentlichen Urtheile nicht ohne einigen Einfluß auf den Hiſtoriker geblieben.

Libri, ebenſo bekannt durch ſeine ausgezeichneten Leiſtungen, wie durch ſeinen Eifer als Kämpfer gegen die Uebergriffe der ultramontanen Partei, hat von der Regierung den Auftrag erhalten, die Arbeiten des großen Mathematikers Pierre Fermat zum Drucke vorzubereiten, der mit Genehmigung der Deputirtenkammer auf Staatskoſten geſchehen ſoll. Die Nachforſchungen, die Libri über Fermats Lebensumſtände angeſtellt hat, haben ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß dieſer Mann nicht, wie man bisher glaubte, in Toulouſe und zwar 1590 oder 1608, ſondern 1601 am 20. Auguſt in Beaumont de Lomagne geboren ſey. Als ſein Vater wird Dominique Fermat, zweiter Conſul der Stadt, und als ſeine Mutter Jeanne Françoiſe Cazeneuve genannt.

Jomard de Perſigny, der ſeine Theilnahme an dem thörichten Unternehmen des Prinzen Ludwig Bonaparte im Gefängniſſe von Doullens abbüßte, hat die ihm hier gegebene Muße zur Abfaſſung folgender Schrift benutzt: »De la destination et de l'utilité permanente des pyramides d'Égypte et de Nubie contre les irruptions sablonneuses du désert.« Der Verfaſſer vertritt hier, wie ſchon der Titel zeigt, die ſeit einiger Zeit immer mehr ſich Bahn machende Idee, daß die Pyramiden Aegyptens nur deshalb errichtet worden ſeyen, um dem Eindringen der gewaltigen Sandwirbel in Aegypten von der Wüſte her vorzubeugen. Er hat viele gelehrte Kenntniſſe, eine freie Combinationsgabe und verſucht ſeine Anſicht mit einem großen Aufwand von Gründen aller Art.

Beſonders ſind es drei franzöſiſche Dichter, welche ſich der Verherrlichung der Bretagne gewidmet haben. Emile Souveſtre, Pitre Chevalier und A. Brizeux, alle drei Söhne dieſes Landes, das von jeher ſeiner Eigenthümlichkeit wegen als das Eldorado der Dichter angeſehen wurde. Souveſtre und Chevalier haben ſich, angetrieben von der Theilnahme, die man ihren Romanen zollte, die faſt nur in der Bretagne ſpielen, entſchloſſen, in ausführlichern Werken die Eigenthümlichkeiten der Bretagne zu ſchildern. Sie thun dieß, der Eine in ſeinem »La Bretagne ancienne et moderne,« der Andere unter dem Titel »Bretagne et Vendée.« In beiden Werken iſt das, was in den Romanen nur als Staffage dient und nur angedeutet iſt, zur Hauptaufgabe geworden und mit allen Zierden der Typographie und der Holzſchneidekunſt geſchmückt worden.

A. Brizeux iſt nur Dichter. Seine Sphäre iſt die reine Poeſie, beſonders das Gebiet der vom lyriſchen Hauche durchwehten Idylle. Beſonders anſprechend iſt ein Cyclus lieblicher Dichtungen unter dem Titel „Maria“, worin er ſeine ganze Dichtereigenthümlichkeit entfaltet hat. Innigkeit des Gefühls, Reinheit der Form ſind die Hauptcharakterzüge dieſer Dichtungen, in denen ſich zugleich eine hingebende Liebe für die Geheimniſſe der katholiſchen Kirche kund gibt, wie namentlich ſeine »Kernaires« es zeigen. Brizeux hat ſich übrigens in manchen andern Dichtungen verſucht und iſt ſelbſt in bretagniſcher Sprache als Dichter aufgetreten. In ſeinem neueſten Gedichte »Les Bretons« ſtellt er ſich die Aufgabe, die Bretagne ſelbſt zu verherrlichen. Das Gedicht hat eine dramatiſche Form angenommen, obgleich dieſe Form, wie es uns ſcheint, dem Zwecke des Dichters, in das Weſen des bretagniſchen Lebens hinzuführen, weniger entſpricht.

Denkmale. In der Kirche von Kneil ſoll der Königin Hortenſe ein Denkmal errichtet werden, das vor einiger Zeit in Neapel aus Land gebracht wurde. Es beſteht aus einer Porphyrſäule der Königin in knieender Stellung und dem Poſtamente, Alles von weißem Marmor. Die Königin iſt als Betende dargeſtellt, ihr Coſtume beſteht aus einem großen Schleier, der eine Haube über das Haupt bildet und einer ſämtlichen Tunika, die die Arme bloß läßt und durch ein Band um den Leib feſtgehalten wird. Das Kunſtwerk iſt in Italien ausgeführt worden.

Am 30. Juli wurde die Reiterſtatue des Herzogs von Orleans in Paris feierlich enthüllt. Sie wurde, wie die kurze Inſchrift „das Heer dem Herzog von Orleans, Kreuzfahrern“ andeutet, durch Unterzeichnung freiwilliger Beiträge im Heere aufgeführt und will mehr genannt ſeyn, namentlich das Gedächtniß des Herzogs von wirkender Aehnlichkeit.

Spanien.

Schule. Die ſpaniſche Regierung ſcheint das Unterrichtsweſen nach franzöſiſchem Muſter einrichten zu wollen. Ein von dem Miniſter des Innern, Herrn Pidal, entworfenes

und veröffentlichter Organiſationsplan ſetzt vier Studienklaſſen feſt: 1) Secundärunterricht, 2) höherer Fakultätsunterricht, 3) höherer Unterricht, 4) Specialunterricht. Der Secundärunterricht ſetzt den Primärunterricht fort und zerfällt in Elementar- und Complementarunterricht. Der erſtere dauert 5 Jahre, und umfaßt die claſſiſchen Studien, der zweite zerfällt wieder in die beiden Sektionen Literatur und Wiſſenſchaften. Dieſer ganze Unterricht bildet die philoſophiſche Fakultät, in welcher es akademiſche Grade gibt, wie in den hohen Fakultäten. Die hohen Fakultätsſtudien ſind Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Pharmacie. Die höheren Studien dienen zur Erlangung des Doctorgrads, die Specialſtudien zur Vorbereitung auf beſtimmte Fächer.

Der Staat unterhält auf eigne Koſten in den Provinzen Anſtalten zum Secundärunterricht. Die Univerſitäten von Barcelona, Granada, Madrid, Oviedo, Salamanca, Santiago, Sevilla, Valencia, Valladolid und Zaragoza werden beibehalten, die der canariſchen Inſeln, in Huesca und Toledo in Secundärunterrichtsanſtalten verwandelt. Madrid, Oviedo, Valladolid und Barcelona ſollen theologiſche Fakultäten erhalten. Pharmacie wird in Madrid und Barcelona gelehrt, doch nur in Madrid können die Studien für den Doctorgrad gemacht werden.

In Madrid wird eine Normalſchule (zur Bildung von Profeſſoren) errichtet. Außer den Univerſitäten kann Theologie auch in den Seminarien ſtudirt werden, doch müſſen die Seminarien ganz dem von den Univerſitäten eingeſchlagenen Gang in Programmen, Inſcriptionen, Prüfungen, Dauer der Curſe, Unterrichtsſtunden und Methoden folgen.

Zur Beaufſichtigung über das geſammte Unterrichtsweſen wird ein königlicher Rath beſtellt. Die politiſchen Edicte werden als königliche Inſpectoren und Commiſſäre mit der Reorganiſation der Univerſitäten beauftragt und verſehen das Amt eines Rektors bis zur Vollendung der Reorganiſation, oder bis die Königin neue Rektoren ernennt.

Italien.

Literatur. Dem Herrn Spiethöver, einem Weſtphalen von Geburt, hat der Papſt die Erlaubniß ertheilt, eine deutſche Buchhandlung in Rom zu errichten.

Viele Zeitungen haben das Gerücht verbreitet, vom Bibliothekar Zannoni in Florenz ſey eine alte Handſchrift aufgefunden worden, die den größern Theil eines bisher ganz unbekannten epiſchen Gedichts Arioſts enthalte mit dem Titel »Rinaldo l'ardito«. Es beſtehe aus 12 Geſängen, von denen der erſte, der Anfang des zweiten und der ſechste fehlen, und der Großherzog von Toskana habe ſogleich den Befehl ertheilt, den koſtbaren Fund auf Staatskoſten drucken zu laſſen. Ein Correſpondent der Allg. Zeit. widerſpricht dieſem Gerücht, und wie es ſcheint mit ſehr triftigen Gründen.

In Monte Caſſino herrſcht gegenwärtig große literariſche Thätigkeit. Der erſte Band des »Archivio Caſinese« (Sammlung von Manuſcripten), die Commentarii della guerra di Cipro vom Cavaliere Bartolomeo Serano enthaltend, iſt bereits im Druck erſchienen; neu gedruckt wird die »Grande Biblioteca canonica« von Ferraris mit Zuſätzen und Hinzufügung der Sammlung älterer »Decreti della sacra Congregazione de' Riti, de' Vescovi e Regolari, dei Concilio« etc. und von dem »Salterio del Pellegrino« des Hrn. L. Tosti, des Verfaſſers der Geſchichte des Monte Caſſino iſt eine neue Auflage erſchienen.

Die bereits weit vorgeſchrittene Herausgabe des »Museo Gregoriano Egizio« iſt plötzlich durch den Tod des gelehrten Barnabiten Pater Ungarelli unterbrochen worden.

Kunſt. Die in dem Lateraniſchen Palaſt errichtete Sammlung von antiken Marmorwerken iſt durch den Ankauf der Kaiſerſtatuen bereichert worden, welche vor 6—7 Jahren in Cervetri aufgefunden wurden.

Bei den Ausgrabungen in der Nähe von Cervetri, dem alten Cerä, hat man jüngſt einen ſehr wichtigen antiquariſchen Fund gemacht. Der Erzprieſter Don Alexander Regolini fand nämlich ½ Migile von dem genannten Orte in einem Behälter aus Tuffſtein 1650 Exemplare von Vaſen und kleinern Münzen aus der Zeit des zweiten puniſchen und macedoniſchen Kriegs, in allen Theilen ihres charakteriſtiſchen Typus noch ſehr gut erhalten, ſo daß man den Münz- und Realwerth des altrömiſchen Geldes genauer als bisher wird feſtſtellen können.

Ein Berichterſtatter der A. Allg. Zeitung über die in dieſem Jahre eröffnete Kunſtausſtellung in Neapel ſcheint nicht beſonders mit dem Kunſtwerth der daſelbſt zur Ausſtellung gekommenen Gegenſtände zufrieden. Man müſſe, ſagt er, mit ſehr geringen Erwartungen in den Gemäldeſaal treten, um ſich nicht ſehr enttäuſcht zu finden; man ſey verſucht, die Hiſtorienbilder eher unter die Landſchaften oder Blumenſtücke zu rechnen ꝛc.

Den bekannten mailändiſchen Bildhauer Marchesi beſchäftigen jetzt, nach Zeitungsberichten, beſonders drei große Arbeiten: das Denkmal des Kaiſers Franz für Wien, deſſen Piedeſtal mit koloſſalen Reliefs, den Produktionen des Landes, geſchmückt und von vier freiſtehenden Geſtalten, Allegorien von Regierungsarten, umgeben iſt; ein großes religiöſes Denkmal, in welchem er Glaube, Liebe und Hoffnung ſymboliſirt hat, für eine neue, Karl Borromeo geheiligte Kirche in Mailand, und das Standbild des Kaiſers Franz für Grätz.

Verein. Zu dem dieſes Jahr in Neapel abgehaltenen Gelehrtencongreß Italiens hatten ſich 1500 Scienziati eingefunden. Der Congreß wurde am 20. September eröffnet, wo die Gelehrten ſich im Hof des Univerſitätsgebäudes verſammelten, und von da ſich in die Kirche von Gesù Vecchio begaben, wo eine Meſſe gehalten wurde, zu welcher Mercadante die Muſik geſchrieben hatte. Der König, die Königin, die königliche Familie und der ganze Hof wohnten dieſer Meſſe in einer beſondern Loge bei.

Polen.

Die Literatur der Geſchichte, die gegenwärtig in Polen reicher angebaut wird, als irgend ein anderes Gebiet der Literatur, iſt wieder mit einem neuen Werke bereichert worden, der »Historya literatury polskiej« von dem Profeſſor an der Krakauer Univerſität Michael Wiszniewski, wovon bis jetzt ſechs Bände erſchienen ſind, welche die Geſchichte der polniſchen Literatur bis ins 16. Jahrhundert fortführen. Das Werk iſt unſtreitig eines der bedeutendſten und umfaſſendſten der neuern polniſchen Literatur.

Außer dieſem Werke des Profeſſors Wiszniewski behandeln noch mehrere andere polniſche Schriftſteller die Geſchichte ihrer Nationalliteratur, ſo der bekannte Herausgeber polniſcher Sagen und Volkslieder Wojcicki, der die „Geſchichte der polniſchen Literatur“ von ihren erſten Anfängen bis in die neueſte Zeit in drei Bänden beſchreiben und zugleich Bruchſtücke aus den verſchiedenen Schriftſtellern beifügen will; der um die ſlaviſche Rechtsgeſchichte und die polniſche Sittengeſchichte rühmlichſt verdiente Maciejowski; ferner der ebenfalls bereits durch hiſtoriſche Forſchungen bekannte Profeſſor zu Warſchau, Dominik Szulc, von dem in kurzem ein »Obraz literatury polskiej« erſcheinen wird. Die 1845 in Posen erſchienene „Darſtellung der polniſchen Literatur“ von einem jungen Schriftſteller findet bei den polniſchen Kritikern wenig Beifall. Heinrich Levestamm in Warſchau gedenkt zur Ergänzung dieſer blos die polniſche Literatur betreffenden hiſtoriſchen Werke eine „Allgemeine Geſchichte der Literatur“ in polniſcher Sprache herauszugeben.

Dr. Mecharzyński in Krakau iſt Verfaſſer eines intereſſanten Werkes: »O magistratach miast polskich«. Es handelt von den Magiſtraten der polniſchen Städte, beſonders aber von der Zuſammenſetzung, den Funktionen ꝛc. des Krakauer Magiſtrats, und iſt auf ſehr genauen, in den ſtädtiſchen Archiven angeſtellten Forſchungen gegründet.

In Warſchau erſcheint, nach Art der von Heeren und Ukert veranſtalteten Geſchichte der europäiſchen Staaten, eine Reihe hiſtoriſcher Werke, von denen die „Geſchichte Frankreichs“ von Dzierzkowski in 43 Heften bereits vollendet iſt.

Ungarn.

Verein. Im Monat Auguſt fand in Jünfkirchen die ſechſte Verſammlung ungariſcher Aerzte und Naturforſcher unter der Leitung des Biſchofs Scitovszky als gewählten Präſidenten und des Vicepräſidenten Anaſtaſ Rubiny, Direktor des Peſther Nationalmuſeums ſtatt. Die Zahl der anweſenden Mitglieder betrug nach dem gedruckten Verzeichniß 109, die ſich in 5 Sektionen theilten: 1) die mediciniſch-chirurgiſche, Präſident Tolnay, k. Rath und Profeſſor an der Wiener Univerſität; 2) die philoſophiſch-archäologiſche, Präſident Graf Joſeph Kemeny; 3) die mineralogiſch-geologiſche und chemiſche, Präſident Franz Rubinyi; 4) die zoologiſch-phyſiologiſch-botaniſche, Präſident Dr. Feiwalfy; 5) die ökonomiſch-veterinäriſche, Präſident Gr. Kaſimir Batthyanyi.

Rußland.

Literatur. Nach dem Berichte des Unterrichtsminiſters über das Cenſurweſen in Rußland erſchienen daſelbſt im Lauf des Jahres 1843 637 Originalwerke und 53 Ueberſetzungen, ferner 54 Zeitſchriften unter Aufſicht der Cenſur. Aus dem Auslande wurden während des genannten Jahres eingeführt 718,713 Werke, von dieſen wurden 4127 Bücher oder

1631 Bände als noch unbekannten Inhalts der Censur unterworfen. Verboten wurden besonders Romane und Novellen, sowie polygraphische, historische und politische Schriften.

Bei dem Warschauer Censurcomité wurden im Laufe des Jahres 1838 im Ganzen 459 Manuscripte eingereicht, von denen 19 verboten wurden; die Zahl der von außerhalb eingeführten Bücher belief sich auf 15,956 Werke in 92,384 Bänden, von denen 15,631 vollständig, 118 mit Modificationen freigegeben und 86 verboten wurden.

Iwan Golowins »La Russie sous Nicolas I.« verräth in seiner ganzen Haltung den Geist, in dem es geschrieben, von dem die Idee ergriffen wurde. Die Deutschen kommen ziemlich schlecht dabei weg und manche Personen werden zu Deutschen gemacht, die gar keine sind, wie der Staatsrath Gretsch.

Graf Sancrin hat in seinem Buche „Die Oekonomie der menschlichen Gesellschaften und das Finanzwesen von einem ehemaligen Finanzminister" (Stuttgart bei Schweizerbart) ein seltsames Werk dem Publikum geboten, das mit ungemeiner Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit auftritt und doch vielleicht etwas anders bezwecken möchte, als es dem Anschein nach bringt.

Verein. In Riga hat sich eine naturhistorische Gesellschaft für die Ostseeprovinzen gebildet, welche bereits 200 Mitglieder in und außerhalb der Provinzen zählt. Sie hat sich in 3 Sektionen getheilt, von denen jede im Juni dieses Jahres ihre erste Versammlung hielt.

Türkei.

Schulen. Die medicinische Schule zu Galata-Serai hat in erstaunlich kurzer Zeit ihre schwierige Aufgabe gelöst und liefert seit drei Jahren alljährlich eine Anzahl tüchtiger Aerzte und Apotheker der Armee. Sie verdankt ihre Begründung dem auf Ansuchen der Pforte durch die österreichische Regierung nach Constantinopel gesendeten Dr. Bernard, einem Manne von gediegener ärztlicher Bildung und ernster Thatkraft, der die unzähligen Hindernisse, die sich der wissenschaftlichen Bildung in einem durch religiöse Vorurtheile umnachteten Lande entgegenstellen, mit unerschütterlicher Festigkeit zu bekämpfen wußte. Nach seinem frühzeitigen Tode wurde der Leibarzt des Sultans Dr. Spitzer, der sechs Jahre lang als Professor der Anatomie und speciellen Therapie an der Anstalt gewirkt hatte, mit der wissenschaftlichen Leitung der Schule beauftragt.

Kirche. Durch einen großherrlichen Ferman ist der Bau einer protestantischen Kirche in Jerusalem endlich erlaubt worden, wofür sich Sir Stratford seit einigen Jahren schon bemühte.

Amerika.

Literatur. Schon im J. 1804 bildete sich in New-York eine Gesellschaft unter dem Namen »New York historical Society«, welche unter andern Zwecken auch den verfolgte, die Archive des Staats aus den europäischen zu vervollständigen. Die Geringfügigkeit ihrer Mittel hinderte sie an vollständiger Erreichung dieses Zwecks, weßhalb sie die Staatsregierung für diesen Zweck einzunehmen suchte und wirklich auch durch den Gouverneur de Witt Clinton, der auch ihr Präsident war, einen Staatsbeitrag von 12000 Dollars erhielt. Aber erst 1839 wurde ein Agent nach Europa geschickt, um aus den dortigen Archiven alle für die Geschichte des Staats New-York wichtigen Dokumente und Papiere abschriftlich zu verschaffen. Mit dieser Mission wurde Herr John Romeyn Brodhead beauftragt, der zuerst nach England, dann nach Holland (Amsterdam) und wieder nach England ging und aus diesen Archiven einen reichen Vorrath von Documenten nach Amerika brachte, deren Liste die gesetzgebende Versammlung hat drucken lassen.

Der im J. 1842 in New-York gebildete ethnologische Verein, welcher jetzt aus 30 Mitgliedern besteht, hat den ersten Band seiner Abhandlungen unter dem Titel »Transactions of the american ethnological Society« herausgegeben, der manches Interessante über die amerikanischen Menschenracen enthält.

Berichtigung.

Das dritte Heft des Jahrgangs 1845 der Vierteljahrsschrift enthält eine Abhandlung über Cretinismus und das Hospiz auf dem Abendberg, in welcher auf Seite 45 einige statistische Angaben, welche ich seiner Zeit in der Berner'schen Vierteljahrsschrift niedergelegt hatte, unrichtig wiedergegeben sind. Diese Angaben zu berichtigen, erscheint um so nöthiger, als sich auch in Rösch's Werk über den Cretinismus ähnliche Irrthümer eingeschlichen haben.

Es verhalten sich nämlich im Kanton Bern in den auf verschiedenen Gebirgsarten erbauten Ortschaften die Irren, die Blödsinnigen (mit Einschluß der Cretinen) und die Taubstummen, zur übrigen Bevölkerung wie folgt:

	Juraformation.	Alpenformation.	Molasseformation.
Irren, (Melancholische und Wahnsinnige	2089	742	825
Blödsinnige (Cretinen) . . .	614	361	271
Taubstumme	1524	247	166.

Zur Juraformation rechne ich das eigentliche Juragebirge, so weit es im Kanton Bern liegt, in welchem manche Ortschaften unmittelbar auf sogenanntem jüngern Jurakalk, wenige auf Roggen- und Muschelkalk, viele auf Kalkschutt, Kreide, einige auf Molasse, Lehm und Süßwasserkalk erbaut sind.

Zur Alpenformation rechne ich das ganze Berner'sche Alpenkalkgebirg des Oberlandes und des Simmenthals, wo die Ortschaften größtentheils auf Alpenschutt und Alpenkalkstein, Grauwacke, Granit, wenige unmittelbar auf Alpenkalk, Schiefer und gypshaltigern Lagern, gar keine auf eigentlichem Urgebirge erbaut sind.

Zur Molasse endlich gehört das ganze Berner'sche Mittelland, durch welches Alpen und Jura getrennt werden. Die Molasse besteht aus der eigentlichen Molasse, der Nagelfluh und dem Muschelsandstein, jedoch sind hier die meisten Ortschaften nicht unmittelbar auf diesem Gestein, sondern auf aufgelagerten Kies- und Kieselsandlagern, auf Geschieb- und Lehmbanken, auf Flußalluvien und an Torfmooren gebaut.

Die von mir erhaltenen Resultate sind somit nicht im Widerspruch mit den Beobachtungen der Doktoren v. Vest und Hacquet, vielmehr bestätigen sie sich gegenseitig, und das Hauptresultat ist, daß Taubstumme und Blödsinnige (Formen des Cretinismus im weitern Begriff) am seltensten in und auf Kalkgebirgen, am häufigsten auf der Molasse und besonders auf Kiesel- und Thonerde haltigen Geschieben und Schutt vorkommen. Ganz übereinstimmende Ergebnisse liefern die neuesten Zählungen in den Kantonen Waadt und Aargau, und dieser Gegenstand verdiente allerdings in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Aerzte.

J. Rud. Schneider,
Dr. Med., Regierungsrath.

Intereſſe abſehen und ſich ſpießbürgerlich beſchränken mußte. Da in den vorhergehenden Jahrhunderten die religiöſen Leidenſchaften ausgetobt hatten, abgekühlt und durch Philoſophie und Aufklärung verdrängt waren, ſo begehrte das deutſche Gemüth auch nicht mehr ſo dringend, wie früher, den religiöſen Troſt. Sofern es aber doch einer Nahrung und zärtlichen Beſchäftigung bedurfte, fand es dieſe in der Sentimentalität. Wenn viele Dichter, z. B. Voß in der berühmten Louiſe, und die meiſten Romanſchreiber dem gemüthlichen Familienleben nicht ohne einige fühlbare Bornirtheit gleichſam blind ſich hingaben und den häuslichen Schlafrock ſammt Schlafmütze wohl offenbar ein wenig überſchätzten, ſo war Jean Paul geiſtreich genug, indem er ſich der gleichen ſentimentalen Seligkeit, einer, wir möchten ſagen unſchuldigen Wolluſt hingab, zugleich das Ironiſche dieſer ganzen Neigung des Zeitalters aufzufaſſen und darzuſtellen. Es blieb ihm nicht unbewußt, daß deutſche Männer, Glieder einer der größten Nationen, die je in der Weltgeſchichte gelebt und ſie gemacht haben, für wichtigere und großartigere Dinge ſich intereſſiren ſollen, als für die kleinen Familien- und Herzensangelegenheiten. Er ſelbſt aber konnte aus der philiſtröſen Illuſion ſeiner Zeit noch nicht heraus, daher gehört er halb der Sentimentalität und halb der Ironie an, die jene beſtändig bekämpft und zu zerſtören trachtet, und auf der einen Seite ſtellt er ſich eben ſo oft auf den freieſten politiſchen Standpunkt, als er auf der andern noch im engſten Kreiſe der bürgerlichen Devotion einer kleinen Reſidenzſtadt befangen iſt.

Die Gutmüthigkeit, Geduld, Hingebung des deutſchen Charakters in der beſcheidenſten, ſelbſt demüthigendſten Lage bei ſehr viel Wiſſen und noch mehr Phantaſie findet ſich bei keinem unſerer Dichter ſo treu ausgedrückt als bei Jean Paul. Die äußere Blödigkeit ſeiner innerlich reichbegabten Jünglinge iſt wahrhaft der Natur abgelauſcht. Der Conflict urſprünglich tüchtiger und edler Naturen mit den tauſend beengenden und niederdrückenden Lebensverhältniſſen iſt von ihm ſo richtig aufgefaßt, daß ſeine Romane vielleicht der ſpäten Nachwelt dienen werden, ihr den ſonderbaren Widerſpruch zwiſchen der tiefen politiſchen Erbärmlichkeit und der hohen ſittlichen, wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Bildung der Deutſchen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu erklären. Auch ſein origineller Styl, dieſe barocke und keineswegs immer

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1846.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Die öffentliche Meinung	1
Antwerpen als Aus- und Einfuhrhafen des deutſchen Zollvereins	25
Eine Umſchau in der Gegenwart	67
Die Unionsverſuche ſeit der Reformation bis auf unſere Zeit (Schluß)	139
Ein Wort über die Lage deutſcher Verleger von Werken nicht deutſcher Urheber	196
Die engliſchen Getreidegeſetze und ihre Einwirkungen auf hohe Getreidepreiſe, den Ackerbau und die Induſtrie	205
Die Proletarier des Adels	284
Deutſchlands Vertheidigung gegen Weſten	302
Kurze Notizen	322

Die öffentliche Meinung.

Während der Reſtauration berechnete Dupin den Gang der öffentlichen Meinung in Frankreich voraus, indem er den jährlichen Abgang durch Todesfälle und den Eintritt der nachwachſenden Jugend ins thätige Leben als Element zu Grunde legte. Wir wiſſen, welchen Eindruck ſeine Schrift machte, denn wider Rechnungsergebniſſe ſtreitet es ſich nicht leicht, und beſonders iſt es ganz nicht angenehm, wenn nicht nur unverblümt herausgeſagt, ſondern auch vor aller Welt bewieſen wird, was man ſo gerne ſich ſelbſt, und noch lieber Andern verborgen gehalten hätte.

Weit entfernt, die Richtigkeit und Wichtigkeit dieſer Berechnungen bekämpfen zu wollen, glauben wir, daß auch noch andere Faktoren zu berückſichtigen ſeyen, wenn es ſich davon handelt, die Ausbildung, Umbildung und Wirkſamkeit der öffentlichen Meinung umſichtig zu beurtheilen.

Wie Goethe trefflich auf eine Weltliteratur hinweiſt, ſo kann gewiß jetzt kein Staatsmann das Daſeyn einer Weltmeinung neben der öffentlichen Meinung in jedem einzelnen Volke in Abrede ziehen, ſie iſt das nothwendige Ergebniß des Staatsſchuldenweſens, des geſteigerten Verkehrs, der unabläſſig vorſchreitenden Verähnlichung der Völker ſowohl, als der verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft, und geht parallel mit der inneren Ausbildung der Volksthümlichkeiten, mit deren Streben ſich aus ſich ſelbſt organiſch zu entwickeln. Sie gemahnt an eine großartige muſikaliſche Fuge, deren Abſchluß noch bevorſteht.

Dieſe Fuge iſt jedoch himmelweit verſchieden von den Spottliedern, welche Cardinal Mazarini für ein ſicheres Zeichen nahm, daß die Franzoſen des 17ten Jahrhunderts bezahlen und der Willkür gehorchen würden. Eher könnte man auf unſere Zeit das Wort eines der geiſtvollſten lebenden Menſchen anwenden, welcher im Juli 1821 Adjutant des neapolitaniſchen Kriegsminiſters war. Dieſer fragte ihn über die Stimmung der Garden, welche wider die Inſurgenten von Monteforte auszogen. Er erwiederte, ſie ſingen nicht und ſchimpfen nicht, das nehme ich für ein böſes Zeichen; der Erfolg bewies ſchon am folgenden Tage, wie richtig er geurtheilt hatte.

Daß eine ernſte Stimmung in allen Völkern herrſche, welche auf wichtige Ergebniſſe einer dunkeln Zukunft ſich vorbereite, daß das Selbſtbewußtſeyn der Völker in nachhaltigem Vorſchritte überall ſich offenbare, wird kein Beobachter bezweifeln. Ebenſo wahr iſt es, daß mitten im philiſterhafteſten Leben, in der ruhigſten Alltäglichkeit der Forderungen und Wünſche viele insgeheim gehegt werden, und daß wenn vieles Läſtige ſtille ertragen, und wenn der Obrigkeit unweigerlich gehorcht wird, deßhalb noch nicht Gewähr für Treue und Folgſamkeit für alle Fälle gegeben wird. Sobald bei Abſchüttlung eines unerträglichen Zuſtandes die gutberechnete Ausſicht auf Erfolg gröſſer iſt, als die Gefahr bei ungünſtigem Ausgange, ſo wird es nicht an überraſchenden Erſcheinungen, an unerwartetem Hervortreten fehlen, und ſelbſt die Organe der Regierung werden hie und da die ſo ſorgfältig geführten Conduitenliſten zu Schanden machen.

Aber, ſagen die unbedingten Vertreter der Regierungen — welchen Grund hätten denn die Völker zu Beſchwerden? Rechtsſchutz nach innen, Friede überall, Beförderung der materiellen Intereſſen, Milde und Schonung gegen Verirrte, Verbeſſerung des Unterrichts, großartige Förderung der Wiſſenſchaft, der Kunſt, möglichſt ſanfte Bevormundung der Preſſe, Uebertragung der Laſten der Gegenwart auf die Zukunft mittelſt des Staatskredits — wann wurde alles dieſes ſo allgemein, ſo folgerecht von den Regierungen geübt, wann von den Regenten weniger Aergerniß gegeben, weniger Launen gefröhnt, mehr Humanität und Wohlthätigkeit geübt? Sollte die Bewegung, von welcher ihr redet, nicht eine erkünſtelte, von wenigen Schreiern hervorgebrachte

seyn, welche unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls nur ihre eigenthümlichen Zwecke verfolgen, nur die Stellen derer einnehmen wollen, deren Thun und Lassen sie verdächtigen? Sind die Charaktere der Linken reiner als die des Centrums und der äußersten Rechten? und ist es nicht ungleich leichter, die Verwaltung anzugreifen, als sie zu führen mitten unter Angriffen und Verspottung?

Man kann dieses Alles zugeben und dennoch an der Ueberzeugung festhalten, daß die Forderungen der öffentlichen Meinung und die Leistungen der Regierungen auf eine bedrohliche Weise auseinander klaffen, und man kann, wenn man billig ist, beifügen, daß großentheils Umstände hieran Ursache sind, welche die gegenwärtigen Regierungen nicht verschuldet haben.

Bevor wir diese Umstände besprechen, wie sie sich uns im deutschen Vaterlande darstellen, wollen wir die vorzüglich maßgebenden Regierungen betrachten und ihr Verhältniß zu ihren Völkern, welche bis jetzt noch das unsere in vielfacher Beziehung wenn nicht geistig beherrschen, doch führen oder verführen.

In England stehen Volk und Aristokratie schroffer sich gegenüber als jemals, und der uralte Streit zwischen Sachsen und Normannen scheint endlich zum Vortheil jener geendigt werden zu sollen. Das praktischeste, im Beherrschen und Gehorchen geübteste Volk zerfällt wieder in die wenigen Herrschenden und die vielen Leidenden; die gewichtigen Zugeständnisse, welche die Aristokratie dort dem Zeitgeiste gemacht hat, wollen nicht mehr genügen, und so jählings hatte ein Ministerium sich getrennt, daß es sich nicht einmal über Uebergangsgesetze einigen konnte, welche bei Heilung eines so alten Schadens wie die Korngesetzgebung Großbritanniens, doch gewiß räthlich, sogar nothwendig erscheinen. Ließe es sich doch erweisen, daß der Verlust der Grundherrn eigentlich nur eingebildet ist. Wenn sie bei Aufhebung der gliding scale weniger einnehmen werden als seither, so werden sie durch Herabgehen der Preise aller Dinge und Löhne vollständig und bei der unglaublichen Mitbewerbung auch sehr bald entschädigt werden, und das Ganze wird noch dadurch gewinnen, daß das durch die jetzige Theuerung erzwungene Reisen ins Ausland aufhören, und das Festland weniger feindlich gegen eine Regierung gestimmt werden wird, welche seither nur dann unser Getreide

kaufte, wenn wir selbst dessen weniger eingeerntet hatten. Nur erst nach Fixirung eines Eingangszolles oder nach gänzlicher Freigebung der Getreideeinfuhr kann der Landwirth des Festlandes auf einen sicheren Markt für seine Körnerfrüchte rechnen, und daher diese auf Spekulation bauen.

Wie in England die Gesetzgebung über Vererbung, so ist in Frankreich das Wahlgesetz Ursache eines unnatürlichen Mauthsystems. Die Besitzer der Hochöfen, Kohlengruben, der Merinosheerden, der auf Viehmastung berechneten Güter sind Wahlmänner und Deputirte. Ihrem Interesse wird das Handelsinteresse der Departemente geopfert, welche vorzugsweise Wein erzeugen, und wo Grund und Boden getheilter sind; ihnen wird die naturgemäße, und als politische Nothwendigkeit sich darstellende Freundschaft Belgiens, der uralte Verkehr mit Deutschland bei jedem neuen Mauthgesetze aufgeopfert. Die Plutokratie drückt in Frankreich auf die Massen nicht sanfter, als die Aristokratie in England. Und dennoch, trotz Charivari und National, trotz der stets sich mehrenden Auflagen und Staatsschulden besteht die Juliusregierung bereits länger als das glorreiche Kaiserreich bestanden hatte, und alle Anzeigen deuten auf Beruhigung der Gemüther, auf endlichen Sieg der wahren Volksinteressen, auf friedliche Durchbildung der Zustände, wie sie aus langen Stürmen hervorgegangen sind. Denn die Franzosen haben erstegt, was allen romanischen Völkern am liebsten ist, die Gleichheit vor dem Gesetze. Die Uebelstände ihres Gemeinwesens werden beseitigt werden, auf friedlichem Wege, so bald die noch junge praktisch-politische Bildung der Bürger mehr erstarkt, die untere Volksklasse durch bessere Schulen für ihre wahren Interessen thätiger wird gemacht worden seyn. Ihre Väter schüttelten eine Regierung ab, weil sie dieselbe verachten mußten, und wurden Eroberer, weil man sie zwingen wollte, die alten Mißbräuche und unerträglichen Uebelstände wieder sich auflegen zu lassen. Die Völker ertragen zwar unglaublich viel, Alles und Jedes aber nicht. Zu Revolutionen sind sie stets gezwungen worden.

Alles dieses beweist uns, daß die Gereiztheit der öffentlichen Meinung in Deutschland nicht vereinzelt dasteht, daß sämmtliche Staatsorganismen mehr oder minder einen Krankheitsstoff

in ſich tragen, welcher bei der erſten Veranlaſſung als Krankheit auftreten wird. Wir wollen uns nur an 1830 bis 1831 erinnern, um uns nicht zu täuſchen rückſichtlich der Sicherheit unſerer öffentlichen Zuſtände.

Wenn wir das Königreich Sachſen ausnehmen, wo eine Reihe von Mißgeſchicken und die jetzige geographiſche Stellung eine gereiztere Stimmung erzeugten und lebendig erhalten, ſo iſt von der franzöſiſchen Gränze in öſtlicher Richtung eine gleichmäßige Abſtufung in der öffentlichen Meinung zu erkennen. Das linke Rheinufer hält feſt an den Erfolgen der franzöſiſchen Revolution, an Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, an Geſchworenengerichten, an Abſchaffung der Standesprivilegien. In Baden iſt der Einfluß der nahen franzöſiſchen Inſtitutionen unverkennbar. Je weiter gegen Oſten, deſto mehr haben die privilegirten Stände ihre alte Stellung und ihr Uebergewicht erhalten, bis in die ſlawiſchen und magyariſchen Lande hinein, wo der Adel das Volk war oder noch iſt, und wo der Bürgerſtand als etwas Fremdes, neu Hinzugetretenes noch weit davon entfernt iſt, ein Gegengewicht oder gar ein Uebergewicht gegen Jenen zu bilden.

Wenn die franzöſiſche Revolution von dem Standpunkte angeſehen wird, daß ſie im Kampfe gegen unbillige Bevorrechtigungen für Gleichheit vor dem Geſetze mehr als für republikaniſche Formen geweſen ſey, ſo ſcheint die Vorherſagung Mirabeau's, „ſie werde die Reiſe um die Welt machen," in Erfüllung zu gehen, freilich auf eine andere, ungleich langſamere Weiſe, als er es ſich gedacht haben mag. Aber gerade dieſe Langſamkeit, verbunden mit der Stätigkeit, gerade der Umſtand, daß die Aufgabe von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt, nie ganz gelöst, aber noch weniger verlaſſen wird, dieſes Alles ſcheint für eine innere Nothwendigkeit zu ſprechen.

Männer in vorgerückten Jahren werden bezeugen müſſen, wie unklar über das was man wollte, wie rein verneinend wider das Beſtehende der edelſte und gebildetſte Theil unſeres Volkes war, als das alte Königthum Frankreichs in eigener Kraft- und Verſtandesloſigkeit mehr zuſammenſank als von Außen überwältigt wurde. Nicht klarer als in Deutſchland war man in Frankreich ſelbſt über die politiſchen Nothwendigkeiten und Möglichkeiten. Woher hätte man auch die erforderlichen

Vorkenntniſſe, die Eigenſchaften ſich erwerben können, welche allein gründliche Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände herbeiführen können? Wenn Viele wähnten, man müſſe die Pariſer im Politiſchen nachahmen, wie im Menuet und im Postillon d'amour, ſo war bei dem kernhafteren Theile unſeres Volks das Gefühl vorherrſchend, Alles in Höfen, Verwaltungen, Heeren und geſellſchaftlichen Zuſtänden im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation ſey haltlos und faul geworden, und es fehle überall an Verſtand oder gutem Willen, oft an beiden zugleich, auf geſchichtlichem Boden etwas Befriedigendes, Zeitgemäßes herzuſtellen. Wie überall und immer, war die Oppoſition in geradem Verhältniſſe zu den beſtehenden Mißbräuchen, und wie ſchreiend dieſe waren, wie heftig die Reaktionen nach dem Tode Friedrichs und Joſephs, iſt nur zu bekannt. Daher mußten ſich alle Talente und brachliegenden Kräfte nothwendig einer Bewegung der Stadt zuwenden, welche von Fürſten, Adel, kurz von allen, welche nach der Mode leben wollten, ſeit einem Jahrhundert als maßgebend anerkannt war. Man hat ſehr Unrecht, die damalige politiſche Richtung einer Vorliebe für die Franzoſen überhaupt zuzuſchreiben. Die kurz vorhergegangene amerikaniſche Revolution hatte nicht geringere Sympathien erregt, lag aber räumlich zu ferne, um gleiche Wirkung hervorzubringen.

Wie noch jetzt, ſo wurde damals das bequemſte, aber zugleich verderblichſte Auskunftsmittel erwählt. Das Unvermeidliche wurde hinausgeſchoben. Nach Leiden und Erniedrigungen aller Art, welche Fürſten wie Völker zu ertragen hatten, kam die ſchreckliche Rheinbundszeit, in welcher beſonders das weſtliche Deutſchland den Kelch der Willkürherrſchaft bis auf die Hefe zu leeren hatte. Ungeheure Anſtrengungen und Opfer der Völker brachen endlich die Fremdherrſchaft. Verheißungen aller Art waren in jenen Tagen den Völkern gegeben und von dieſen gläubig angenommen worden. Daß überall der wiederhergeſtellte Kredit benützt worden iſt, daß man Schulden gemacht hat, um die erſchöpften, noch dazu von Hungerjahren heimgeſuchten Länder zu ſchonen und einen neuen Staatshaushalt zu begründen, war ganz natürlich. Daß man aber beinahe überall nur das Alte beibehalten, das nothwendige Beſſere aber möglichſt ablehnen

geſchmackvolle Miſchung von natürlicher Empfindung und gelehrtem weit hergeholtem Witz bezeichnet die Contraſte der damaligen Bildung.

Mittlerweile bildete ſich auch die deutſche romantiſche Schule in ihrer Eigenthümlichkeit unabhängig von der franzöſiſchen und engliſchen Schule weiter aus.

Die Ritterromane veredelten ſich ungefähr im Anfang des laufenden Jahrhunderts zu umfaſſenden und würdevollen Gemälden der deutſchen Vorzeit. Dieſen Uebergang machten Tieck, Novalis, die Schlegel, Fouqué ꝛc. In dieſelbe Zeit fiel die Wiedererweckung der altdeutſchen und altnordiſchen Literatur, der Beginn der großen germaniſchen Reaktion gegen Napoleon und den Einfluß Frankreichs, der neue Aufſchwung der religiöſen und ſittlichen Ideen im Gegenſatz gegen die franzöſiſche Frivolität. Alles dies zuſammengenommen machte die Gemüther in Deutſchland für jene Bilder des Mittelalters empfänglich. Man erfreute ſich, indem man in Schande und fremder Unterdrückung lebte, an den Erinnerungen einer herrlichen Vergangenheit; man begeiſterte ſich für die alte Kunſt, für die allein noch übrigen Reſte jener Herrlichkeit, und ſelbſt unter Proteſtanten kam eine Vorliebe für das Altkatholiſche auf, weil man fühlte, und am Beiſpiel der Spanier und Tyroler klar erkannte, daß der alte Glaube als Bundesgenoſſe gegen Napoleon aufgerufen werden müſſe.

Die myſteriöſen und Geiſterromane machten weniger Glück. Sie paßten nicht in das Zeitalter der Aufklärung, ſie paßten noch weniger in die Jahre des großen Weltkampfes und des öffentlichen Lebens. Deßhalb drang dieſe Wunderſucht nicht ins Fleiſch und Blut des Volkes ein; ſie blieb eine Liebhaberei weniger Dichter und trat je mehr und mehr in Oppoſition mit der Wirklichkeit. Dies zeigt uns am auffallendſten Callot-Hoffmann, deſſen wunderliche Dichtungen auf jeder Seite verrathen, wie ſehr er das Unnatürliche ſeiner Stellung fühlte. Anſtatt das wirkliche Leben mit der oben bezeichneten Sehnſucht des deutſchen Gemüths nach dem Wunderbaren zu verſöhnen, war er nur der Ausdruck ihrer ſchreiendſten Diſſonanz.

Die große patriotiſche Periode, in welcher Napoleon geſtürzt wurde, hatte mit einer glühenden und in jeder Beziehung männlichen Begeiſterung begonnen. In der darauf folgenden Periode

wollte, daß man nicht begreifen konnte, wie die Ansprüche der Völker mit den geforderten und dargebrachten Opfern in genauem Verhältnisse sich steigern mußten, daß man die neue Erfindung der Rothschildischen Anleihen benützte, um unbequemer Ueberwachung durch Landstände zu entgehen, das war weder natürlich noch staatsmännisch gehandelt, auch abgesehen vom Rechtspunkte. Einzelne ehrenwerthe Ausnahmen wurden von ganz Deutschland auf eine Weise begrüßt, welche den übrigen Regierungen die Augen hätte öffnen können und sollen. Und das erkieste Auskunftsmittel der Staatsschulden hatte dennoch den Uebelstand, daß die Staatsgläubiger berechtigt waren, eine Art Controle über Thun und Lassen der schuldenden Regierungen auch außerhalb der Börsen auszuüben. Die Ergebnisse der Congresse dienten nicht dazu, die Gemüther zufrieden zu stellen; zwischen erzwungenem Schweigen und Beifall ist ein großer Unterschied.

Aber auch das erzwungene Schweigen konnte in die Länge nicht mehr in der Weise erreicht werden, welche anfänglich beabsichtigt war. Das nachwachsende Geschlecht hat weder das Bedürfniß der Ruhe, noch die Erfahrung aus den trüben Zeiten der Fremdherrschaft, wie das, welches jetzt allmählig dem Tode anheimfällt. Die plethorische Ueberfüllung aller Lebensberufe, der gesteigerte Luxus bei vermindertem Erwerbe, das erleichterte Reisen, gute wie schlechte Literatur mit den wohlfeilsten Preisen helfen insgesammt den natürlichen Vorschritt der öffentlichen Meinung dergestalt zu verschnellern, daß nur Verblendung oder Heuchelei ihn läugnen werden.

Dieser Vorschritt offenbart sich auf doppelte Weise. Einmal dehnt er sich nunmehr über Länder und Regierungen aus, welche bis noch vor kurzem mit ehrerbietiger Scheu oder nur im Vorbeigehen von der Tagesliteratur berührt worden waren. Ferner gewinnt er dadurch an intensiver Kraft, daß er in die seither ziemlich theilnahmslosen Massen eindringt, und Gegenstände wählt, welche sich noch vor wenigen Jahren außerhalb des Kreises der öffentlichen Discussionen befunden hatten.

Wie viele Nachtreter hatte nicht der Marquis von Custine, dessen Werk über Rußland bei sehr bedeutenden Schwächen so großes Aufsehen machte, so viele Anerkennung gefunden hat, weil er die wahre Stellung des Hortes des Absolutismus erkannt

und furchtlos ſeine Meinung über denſelben ausgeſprochen hat? Und die ruſſiſche Regierung hat ſich herabgelaſſen Widerlegungen zu beſtellen, welche nicht nur ſpurlos vorübergehen, ſondern auch den Beweis liefern, daß die Macht der öffentlichen Meinung ſelbſt in St. Petersburg anerkannt wird. Mit aller Abſperrung und theuer erkaufſtem Lobe iſt man dahin gekommen, daß das Uebertriebene und Falſche geglaubt wird, weil man das Wahre nicht erfahren ſoll, welches unmöglich noch unter den Schilderungen des ruſſiſchen Staatsmechanismus ſich darſtellen würde. Als ſehr beachtungswerthes Zeichen der Zeit tritt auch Golowins Schrift la Russie sous Nicolas prémier auf, denn der Verfaſſer iſt der erſte Nationalruſſe, welcher die Oeffentlichkeit benützt, um die politiſchen und geſellſchaftlichen Uebelſtände zu beleuchten, und zwar nicht mit dem landläufigen Liberalismus, ſondern von dem Standpunkte eines Stockruſſen, eines Bojaren, dabei aber eines dem Vorſchritte zugewendeten Europäers.

Auch über den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat hat die neueſte Zeit eine eigene Literatur hervorgebracht, und Wien ſelbſt iſt Zeuge geweſen von Verſuchen der namhafteſten Schriftſteller, der Preſſe wenigſtens mildere und von klaren Grundſätzen ausgehende Behandlung zu gewinnen. Dieſe Verſuche ſind nicht gelungen, wahrſcheinlich weil zu derſelben Zeit die religiöſen Bewegungen an den Gränzen Böhmens die Regierung wünſchen machten, alle Schwingungen im geiſtigen Leben vor der Hand möglichſt zu vermeiden. Folgerichtiger als die ruſſiſche Regierung läßt ſich aber die öſterreichiſche nicht zu halbamtlichen Rechtfertigungen und Vertheidigungen herab, wie ſie auch in den Tagen des Kampfs auf Leben und Tod wider Napoleon keine Verſprechungen ihren Völkern ausgeſtellt hat.

Wenn nun ſo mächtige Kabinette wie die von St. Petersburg und Wien nicht nur in Tagblättern, ſondern in ausführlichen Werken fortwährend beleuchtet werden, ſo darf es nicht befremden, wenn auch die Wiener Conferenzbeſchlüſſe veröffentlicht, und ein Gegenſtand nicht geringer Verlegenheit für manche deutſchen Miniſterien geworden ſind. Mehr als ſo vieles andere haben ſie durch Form und Inhalt auch die aufrichtigſten Anhänger der Regierungen verletzt, und können eine höchſt gefährliche Waffe für die Feinde des Beſtehenden werden.

Wo möglich noch auffallender iſt die intenſive Erſtarkung des Volksbewußtſeyns. Wo nur irgend in den Maßregeln der Regierungen wider daſſelbe eine Lücke entſtanden iſt, kömmt es mit der Heftigkeit einer dem Drucke unterworfenen Flüſſigkeit jedesmal zu Tage. Man unterſuche die Urſachen der allgemeinen Bewegung in allen Religionen und Bekenntniſſen, überall wird dort nach denſelben Ergebniſſen geſtrebt, welche man im Politiſchen als nothwendige Bedingungen unſerer jetzigen Kulturſtufe erkennt, Entfernung jeder Willkür und nationale Unabhängigkeit. Die Menſchen haben ein dunkles Gefühl, daß die Kirche den Staat wiedergebären könne, wie ſie ihn, wenn nicht geboren, doch aufgeſäugt hat. So lange in Glaubensſachen etwas befohlen werden kann, wird die bürgerliche Freiheit nie erſtarken. Es wäre ſehr wohl möglich, daß der Haß wider die Lehren Zwinglis und Calvins von Seiten der Lutheraner im 16. Jahrhundert einen andern Grund gehabt hätte, als die Abendmahlslehre und die Gnadenwahl, nämlich den nicht offen ausgeſprochenen, daß die republikaniſche Grundlage der helvetiſchen Confeſſion zu möglichſter Beſchränkung der Fürſten- und Prieſtergewalt führen müſſe. Wenn wir daher die jetzt auf einmal überall hervortretenden religiöſen Bewegungen mit geſchichtlichen Vorgängen vergleichen, ſo müſſen wir auch jetzt den Zuſammenhang derſelben mit den politiſchen Zuſtänden anerkennen und in der in Berlin gepflogenen Berathung über die Reconſtruirung der evangeliſchen Kirche eine Parallele zu der Zuſammenberufung der Notabeln in Frankreich 1787 finden.

Wie bei jener abgedrungenen Anerkennung der Zerfallenheit des Beſtehenden iſt auch jetzt die Unmöglichkeit, in ſeitheriger Weiſe ohne Gefahr des Beſtehens fortzufahren, ausgeſprochen. Auch hier werden die Berathenden nur dasjenige zu *geſtalten* haben, was die Vernünftigen längſt *verlangt* hatten. Schon ihr Zuſammentreten iſt eine Anerkennung des dringenden Bedürfniſſes, und auch ſie werden vergebens verſuchen, ihre Stellung zu Mäßigung der Anſprüche, zu Vermittlung und theilweiſen Verbeſſerung zu benützen, ſo lange nicht den allgemein gefühlten Uebelſtänden auf gründliche Weiſe abgeholfen ſeyn wird.

Was der Wohldenkende am ſchmerzlichſten vermißt, das iſt zeitgemäße organiſche Verbeſſerung im rechten Augenblick, in

welchem man den Regierungen noch dafür zu danken hat; was er am lautesten beklagen muß, das ist die Scheu und das Mißtrauen, mit welchen man die Klagen der wahren Freunde des Vaterlandes anhört, das Festhalten am Ungehörigen, Abgestorbenen und der Sachlage gegenüber Mißbräuchlichen. Weil die sich nicht unbedingt hingeben, welche durch Kopf und Herz über die Menge hervorragen, weil man in den lauten und halblauten Klagen nur die Stimmen einzelner Agitatoren vernehmen will, stößt man die trefflichsten Naturen unwillkürlich in die Opposition, und begeht keinen Fehler häufiger als den der halben Maßregeln und der Vereinigung von Furcht und Mißtrauen, wodurch jene nicht getröstet wird, und dieses zu Widerstand aufruft, weil jene sich als Zeichen der Schwäche darstellt. Viele Regierungen scheinen nicht zu ahnen, wie stark man ist mit Licht und Recht, aber auch nur mit diesen.

Zum Belege des eben Gesagten mögen hier nur die Censur und die Scheu vor Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens erwähnt werden.

Daß in Rom der magister sacri palatii sorgfältig über der Glaubensreinheit und Unverfänglichkeit alles Gedruckten wacht, wird man ganz in der Ordnung, ganz im Zusammenhange mit allen übrigen Institutionen finden; daß aber deutsche Regierungen noch jetzt an die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Censur glauben, und diese kräftigen Preßgesetzen noch jetzt vorziehen, möchte befremdlich scheinen. Sie entbehren dadurch die nothwendige Controle des Beamtenstandes, die Fähigkeit unvermerkt auf die Massen zu wirken, und besonders den wohlthätigen Einfluß der wahren Organe der öffentlichen Meinung, während bei der jetzigen Sachlage sich nur zu oft Talente ohne Charakter der Tagespresse bemächtigen, einzelne Unzufriedene durch diese noch mehr irre leiten, und bei dem falschen Scheine der Freiheit, welchen man den Tagblättern doch nicht ganz entziehen will, durch Skandale und perfide Artikel mehr schaden, als sie je bei gesetzlicher Preßfreiheit zu schaden vermöchten.

Fügen wir noch bei, daß bei der Bildungsstufe, welche alle Klassen der Gesellschaft bei uns erreicht haben, jede Ungleichförmigkeit im Censiren sogleich bemerkt, jede Schwäche mit bitterem Spotte überschüttet wird, daß ein Censurgericht sich nur als eine in Gerichtsformen gepreßte Willkür darstellt, und daß

es der Wege unzählige gibt, das Verbotene, daher leidenschaftlich Begehrte dennoch zu erhalten, so können wir zwar begreifen, wie die Censur einst in guter Absicht, unter schönklingendem Vorwande eingeführt werden konnte, nicht aber warum sie beibehalten wird, und zwar von Regierungen, welche erleuchtet, wohlgesinnt, dem Vorschritte geneigt sind.

Der Widerwille gegen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens ist eben so schwer zu begreifen, ja noch schwerer, da man sich nicht stark genug gefühlt hat, dem linken Rheinufer dasselbe zu entziehen. Das rechte Rheinufer begehrt es überall laut und seit Langem, man hat hie und da theilweise und unwillig nachgegeben, bedenkt aber dabei nicht, daß man entweder in den zurückeroberten Landen etwas Tadelswerthes beibehalten hat, oder aber eine löbliche oder wenigstens unschädliche Form des Rechtsverfahrens gegen die allgemeine Ansicht nicht einführt. Es ist hier nicht von den Geschworenengerichten die Rede, wir können dieselben höchst wünschenswerth im Allgemeinen, ihre unvorbereitete Einführung aber dennoch in Deutschland nicht für räthlich halten. Niemand würde etwas Erhebliches einzuwenden haben, wenn nach eingeführter Oeffentlichkeit dem Angeschuldigten zwischen Geschworenen und gelehrten Richtern ohne Geschworene die Wahl frei gegeben würde. Man mag die Frage, warum die Regierungen der Oeffentlichkeit so sehr entgegen seyen, drehen wie man will, so wird keine genügende Antwort, sondern nur allein die Furcht vor der Oeffentlichkeit politischer Prozesse als Entschuldigung erscheinen. Das sicherste Mittel, das Volk von der Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu überzeugen, wird also verschmäht, dem Volke eines seiner heiligsten und geschichtlich begründeten Rechte entzogen, weil möglicherweise ein Angeschuldigter vor vielen Zuhörern der Regierung Unangenehmes sagen und auf die Zuhörer einwirken könnte? Dabei wird nicht bedacht, wie langsam der Deutsche Willkürlichkeit und Unrecht, selbst wenn dieses nur wahrscheinlich ist, zu vergessen pflegt. Sogar die neapolitanische Regierung hat nicht gewagt, den Inquisitionsproceß wieder einzuführen, nachdem das Anklageverfahren mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, jedoch ohne Geschworene, von der französischen Zwischenregierung eingeführt worden war.

Ein anderer Uebelstand dieser Halbheit kann ebenfalls nicht verschwiegen werden. Der wegen politischer Vergehen nach seitherigen Rechtsformen und Rechtsnormen Verurtheilte erhält durch diese, durch die Heimlichkeit und den langsamen Verlauf seines Processes stets die Krone des Märtyrerthums, auch wenn er wirklich, und vielleicht noch strenger von den Assisen verurtheilt worden wäre. Weil die Regierung dem Volke Mißtrauen zeigt, so mißtraut dieses begreiflicher Weise der Regierung, und ergreift jede Veranlassung, um schlechte Beweggründe vorauszusetzen, wo diese ganz nicht vorhanden sind. Jeder Verurtheilte findet dadurch eine Entschuldigung, und die Angabe einer Missethat, selbst die Zeugschaft über eine solche, das Ergreifen des Thäters, wird als tadelswerthe Handlung von der Menge angesehen. Jede Bestrafung erscheint als individuelle Rache, man wird vertraut mit der Ansicht, die Schwächeren müssen zusammenhalten wider den Stärkeren, wie die Frauen häufig wider die Männer, die Bewohner der Gränze wider die Mauthner zusammenhalten. Man sieht somit die Regierung als eine Partei, das Volk als eine Gegenpartei an. Wohin diese grundfalsche, aber nur zu sehr verbreitete Ansicht führen könne, und in Tagen der Gefahr führen müsse, ist leicht vorher zu sagen. Man hat einst einmal geglaubt, dem Volke Zutrauen zeigen zu müssen, es hat dieses geehrt und bewiesen, daß es dasselbe in vollem Maße verdiene, daher es nicht befremden darf, wenn nach dreißig und mehr Jahren eine minder vertrauende, frühere Verheißungen vergessende Behandlung einigermaßen unbequem scheint.

Bei der Frage der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit kann man so recht deutlich ermessen, wie die allgemeine Stimme über das Widerstreben der Staatsgewalten siegt, wie es Schritt um Schritt Boden gewinnt, und wie die Widersacher theilweise nachgeben, oder den Grundsatz anerkennen, und nur die Einführung hinauszuschieben suchen müssen. Wiederholte Anträge der Ständeversammlungen, die bedeutendsten literarischen Autoritäten, geschichtliche Berechtigung, Schiedsgerichte, und die große Theilnahme des Volks an der wenigen gestatteten öffentlichen Verhandlung, ja selbst die hohe Achtung, deren sich die Richter in den Ländern erfreuen, wo öffentliches Rechtsverfahren

eingeführt iſt, alles dieſes hat bis jetzt nicht vermocht, die heilige Scheu zu überwinden. Vielleicht erhält dieſe neben dem oben angeführten Grunde auch noch Verſtärkung durch die Furcht, dem Stande der Anwälte Gelegenheit zu geben, Beredſamkeit zu zeigen, welche anderwärts unbequem werden könnte, und durch öffentliches Rechtsverfahren das Unzuſammenhängende und für unſere Zeiten Unpaſſende unſerer entlehnten Geſetzgebungen ſo ins Licht zu ſetzen, daß nicht nur ein neues Geſetzbuch, ſondern ſogar eine andere Grundlage deſſelben als Nothwendigkeit erſcheinen würde, wobei freilich vieles reſpektable Wiſſen zu unnützem Trödel herabſinken müßte. Wir haben jedoch keine Klage darüber vernommen, daß das Staatsrecht des ehemaligen heil. römiſchen Reichs, und vieles was daran hing, auf gewaltſame Weiſe hinweggeräumt worden iſt und klareren Verhältniſſen Raum gegeben hat. Wir können daher unmöglich eine Gefahr darin ſehen, wenn Aehnliches auf geſetzlichem, wohl erkanntem Wege bei Seite geſchafft würde.

Die ungehörige Stellung vieler Regierungen gegen die öffentliche Meinung ſcheint demnach vorzüglich vom Stande der Staatsbeamten herbeigeführt worden zu ſeyn und feſtgehalten zu werden, während die Regierungen bereits freiwillig oder genöthigt, Zugeſtehungen gemacht haben, zu welchen die aus früheren Zeiten herkommenden Verwaltungsformen nicht mehr paſſen. Es will ſich in unſeren öffentlichen Verhältniſſen nichts organiſch geſtalten, und die Aufgabe iſt allerdings höchſt ſchwierig, unmöglich aber iſt ſie nicht.

Eine Stellung in der Mitte zwiſchen zwei Extremen, und wenn dieſe von gebildeten Parteien vertreten werden, zwiſchen dieſen, hat ſelbſt die beinahe abſolute Regierung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats ſich in den gefahrvollſten Zeiten zu erhalten gewußt; freilich hat ſie auch in dieſen nichts den Völkern verſprochen, was ſie nachher nicht halten konnte oder halten wollte. Wenn ſie die Bewegung mehr aufnimmt und ihr folgt, als ſie leitet oder gewaltſam zurückſtaut, ſo wird ſie noch lange im Stande ſeyn, ihre ſchwere Aufgabe zu löſen. Die hannövriſche Regierung hat bekanntlich in Deutſchland einer großen Popularität ſich nicht zu erfreuen, aber ſie iſt aus Einem Stücke, folgerecht in ihrer Weiſe, und darum geachteter als jede andere, welche

Vieles erſtrebt, wenig ausführt, und bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts geht, nur um Schwierigkeiten auszuweichen. Die Abhängigkeit der Miniſter von ihren Stellen, die Unmöglichkeit ohne Beſoldung zu leben, und ihre ſonderbare Stellung mit Verantwortlichkeit gegenüber den Ständen und Staatsdienerpragmatik gegenüber ihren Untergeordneten, erſcheinen in letzter Inſtanz als Urſache der, wenn nicht allgemeinen, doch weit verbreiteten Unzufriedenheit. Betrachtet man als Gegenſtück zu dieſen Zuſtänden die Lage eines engliſchen Miniſteriums, ſo findet man daſſelbe aus Männern unabhängiger Stellung und ſcharf umriſſener politiſcher Grundſätze zuſammengeſetzt. Sie ſind die Incarnation einer beſtimmten politiſchen Anſicht, und Hofſtaat, die Diplomatie und die wichtigſten Verwaltungsſtellen werden in ihrem Geiſte beſetzt oder erledigt, wenn ſie abtreten. Zu dieſen Miniſterien gibt weder der Adel noch der Bürgerſtand ausſchließlich die Mitglieder, Geburt, Talent, Reichthum iſt gleichmäßig von ihnen repräſentirt. In Frankreich kann nur das Miniſterium ſich halten, welches im Intereſſe des beſitzenden und gewerbetreibenden Mittelſtandes handelt, weil dieſer die frühere Ariſtokratie in allen ſtaatlichen Beziehungen erſetzt.

Dieſer Unterſchied zwiſchen der Lage der Dinge in Deutſchland und den centraliſirten Nachbarländern ſcheint ſo wichtig, daß er wohl verdient, genauer ins Auge gefaßt zu werden. Es ermangeln die deutſchen Miniſterien ſowohl der Unabhängigkeit der Stellung und Geſinnung, als der wechſelſeitigen Haftung, ſowohl des gegebenen Ausgangspunktes, als einer alles beaufſichtigenden Oppoſition, deren Thätigkeit zu der größern Vorſicht und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt aufruft. So wenig Revolutionen von Einem Stande allein gemacht werden können (Zeugen hievon ſind Italien, Polen und Irland in unſern Tagen) — ſo wenig kann die Bevorzugung Einer Richtung, Eines Standes die Geſammtheit befriedigen, beſonders wenn die Thätigkeit des Bundestags ebenfalls ſeither ausſchließlich nur in Einer Richtung ſich zeigte, und dringende Aufforderungen zum Einwirken in andern Richtungen unbeachtet laſſen mußte.

Ueberall in Deutſchland iſt das Volk zum Bewußtſeyn ſeiner Bedürfniſſe, zur Erkenntniß der Uebelſtände durchgedrungen, über welche es gerechte Klagen führt. Zu offenem Widerſtande iſt es

Gott ſey dafür gedankt, noch nicht gekommen, denn dieſer tritt nicht früher ein, als bis alle Klaſſen der Regierung ſich ſchämen müſſen, wie dieſes in Frankreich 1789 der Fall war, und wie es hoffentlich in Deutſchland nie kommen wird. Dagegen wäre es Thorheit zu behaupten, daß überall Zufriedenheit und unbedingte Anhänglichkeit herrſche, weil die Cenſurſcheere Wünſche und Klagen aus den Tagesblättern wegſchneidet, daß in Vertretung des Geſammtvolkes gegen Außen, im Schutze gegen mächtige centraliſirte Nachbarvölker nichts vermißt würde, daß überall die Diplomatie als thätig für die wahren Intereſſen ihrer Committenten, die Verwaltung des Innern milde beaufſichtigend ohne Vielſchreiberei gefunden werde, daß die Heere überall nur ihrem Zwecke und nirgends Spielereien dienen, und die Finanzen in langem Frieden ſowohl Auflagen als Schulden vermindern. Nein! der Klagen ſind viele und mannigfaltige, oft verbreiten ſie ſich über Unvermeidliches, von den Regierungen nicht Verſchuldetes, aber nur ſelten ſind ſie ganz grundlos. Möge den dringendſten abgeholfen werden, bevor eine Erſchütterung wie die von 1830 die gebundenen Gaſe auf einmal befreit! Möge der Augenblick nicht verſäumt werden, in welchem die Völker noch Geſtattungen dankbar aufnehmen, weil ſie gegeben wurden, bevor man gezwungen wird, ſie zu geben; mögen die 1813 aufgerufenen Geiſter bei Zeiten befriedigt werden, bevor man genöthigt wird, ſie wieder aufzurufen!

Die auf fünf Thaler und mehr auf den Kopf geſteigerten Auflagen, die Staatsſchulden, welche durchſchnittlich das Sechsfache der Jahreseinkünfte betragen mögen, ein für wenige Dienſtjahre ausgehobenes, alſo gegen das Volk ſich ganz anders verhaltendes Heer, als das geworbene oder gepreßte war, — vor Allem aber die Nothwendigkeit, durch möglichſte geiſtige Bildung die geſteigerten Bedürfniſſe des Staats, der Körperſchaften wie der Einzelnen zu befriedigen, alle dieſe Momente drängen gebieteriſch auf die Wegräumung des vielen Ungehörigen hin, welches wir aus früheren Zeiten noch nachſchleppen, auf eine Mündigſprechung in vielen Beziehungen, auf ein Uebergewicht der Intelligenz über Herkommen, Kraft der Trägheit und bequeme Läſſigkeit. Was man nicht mehr feſthalten, was man auch nach menſchlichen Berechnungen nicht von der Zukunft hoffen

kann, das wird am Klügſten gelöſcht mit dem Freimuthe, welcher dem Verſtändigen und Stärkern ſo wohl anſteht, und allgemeine frohe Anerkennung findet. Wo dagegen jede Gelegenheit eilig benützt wird, Zugeſtändniſſen zurückzunehmen, Beſtehendes anzufeinden, und gegen die Volksrechte Boden zu gewinnen, da darf man nicht am Daſeyn einer der Regierung ungünſtigen, ja im Stillen erbittert feindlichen Geſinnung in den Maſſen zweifeln. Der möglichen Veranlaſſungen ſind nur zu viele, in welchen die ſchwüle Stille durch Stürme abgelöſt werden kann, und wir haben oft die Erfahrung machen können, daß derartige Vorfälle auf eine Weiſe eintreten, welcher durch ihr Unerwartetes und Contraſtirendes eine Art dämoniſcher Schadenfreude ſich zugeſellt.

Niemand wird ſich unterfangen jene Gewalthaber Englands, welche den nordamericaniſchen Kolonien das Recht verſagten, die von ihnen verlangten Steuern zu verwilligen, deßhalb Verräther an ihrem Vaterlande zu nennen, und dennoch, welchen Umſchwung der Dinge führte ihre Weigerung herbei, wie wurde durch dieſe die neue Welt zum Verſuchsfelde der alten? Und jener franzöſiſche Parlamentsadel, in deſſen Geſinnung ſich altengliſche Pairſchaftsanſprüche und neuengliſche Freiheitsideen ſo ſonderbar verſchwiſtert hatten, büßte er nicht unter dem Fallbeile, oder als Sprachlehrer im Auslande eine ehrliche Ueberzeugung ab?

Karl V. durfte hoffen, eine Univerſalmonarchie zu gründen, mit dem Golde der neuen Welt, mit der Niederlande Kunſtfleiß, mit deutſchen Landsknechten, und mußte in einer Sänfte aus Inſpruck flüchten, vor einer Gegenſtrebung, welche ohne die Furcht vor ſeiner Alleinherrſchaft nie ſo gewaltig geworden wäre, und welche hervorgerufen ward durch den Bau der Peterskirche. Unſere Zeit iſt Zeuge geworden von einem Umſchwunge der Dinge, welchen die Uebertreibung des Entgegengeſetzten allein möglich gemacht hatte. Wenn irgend eine Wahrheit deutlich in den Blättern der Geſchichte verzeichnet iſt, ſo iſt es die: **Jedes Aeußerſte ruft einen Gegenſatz auf, und verſtärkt dieſen fortwährend durch die öffentliche Meinung, ſo daß dieſe endlich den Gegenſatz zur Herrſchaft bringt.**

Das offenbare löbliche Beſtreben aller Regierungen alles

der Reſtauration trat ein greller Gegenſatz ein, eine nüchterne und ärgerliche, weibiſche Kleinlichkeit, ein ohnmächtiger Mißmuth. Dies ſpiegelte ſich auch in der Unterhaltungsliteratur. Die geharniſchten Romane machten den Romanen in Häubchen Platz. Es trat ein ſolches Heer von Schriftſtellerinnen auf, daß ein Wiener Literarhiſtoriker nur mit dem Regiſter derſelben drei Bände anfüllen konnte. Dieſe Damen waren aber weit entfernt, die Roſenzeit der jungen Liebe, des Herzens erſtes Glück oder den patriarchaliſchen Frieden der Ehe zu ſchildern; es hatte ſich ihrer vielmehr die üble Laune der Reſtauration bemächtigt, und ſelbſt das zärtliche Geſchlecht äußerte vorzugsweiſe Unzufriedenheit, Schmerz und Aerger. Die zahlreichen neuen Damenromane waren entweder ſogenannte Entſagungsromane, oder Darſtellungen des Ehebruchs. Die älteren Romane von Lafontaine, Schmidtchen, Ewald ꝛc. endeten immer fröhlich mit Hochzeiten und Kindtaufen und waren auf einen ſo heitern Ton geſtimmt, daß ſelbſt ihre vielen Thränen nur ſüße und wollüſtige Thränen waren, die zuletzt in frohes Lachen übergingen. Sie ſchilderten die Liebe vor der Hochzeit mit ihren Freuden und kleinen Quälereien, Hinderniſſen, Trennungen und Wiedervereinigungen, kurz immer die Liebe im jugendlichen Kleide. Jetzt aber nahm man die Liebe um zehn bis zwanzig Jahre älter an. Man ſchilderte hauptſächlich nur die Herzenszuſtände der Unvermählten, Eheloſen, Tanten und Stiftsdamen, die zur Entſagung ihrer Liebe gezwungen worden waren, oder die ihr aus Großmuth freiwillig entſagt hatten. Machte ſich doch ſogar eine Art von Amazonenthum geltend, indem etliche ſchreibende Damen die Eheloſigkeit aus Prinzip anprieſen, ſofern die zarteſte und erhabenſte Weiblichkeit ſich nur fern vom männlichen Einfluß frei entwickeln und bewahren könne. Dieſe Meinung ſprachen namentlich einige Romane der berühmten Thereſe Huber aus. Viele andere Romane detaillirten den häuslichen Krieg, die Schwächen und Verirrungen der Verheiratheten, Ehebrüche aller Art, ſowohl platoniſche als criminelle, wobei vorzüglich Goethes Wahlverwandtſchaften zu Grunde gelegt wurden. Daß hiebei nicht ſelten pſychologiſche Wahrheiten geſagt wurden, daß ſich viele Menſchen- und Lebenskenntniß geltend machte, darf nicht geläugnet werden; doch der Poeſie geſchah offenbar Abbruch durch dieſe unjugendliche Auffaſſung der Liebe.

Aeußerste zu vermeiden, hat demnach seinen gefährlichsten Feind im Umgehen aller Hauptfragen, im Aufschieben ihrer Lösung, und in den organisativen Strebungen, welche deßhalb außerhalb des Bereichs der Regierungsgewalten sich in den Massen offenbaren.

Wenn auch ein gewaltiger Umschwung eingetreten ist seit jener Zeit, in welcher eine Pariser Salonhalterin einem Gegner der Regierung sagen konnte: „Machen Sie uns doch ein wenig öffentliche Meinung," so ist dennoch nicht zu läugnen, daß einzelne, geistig, sozial und ökonomisch unabhängige Männer und Frauen auf die Ausbildung, Verstärkung und auf den endlichen Sieg derselben wesentlich einwirken, besonders durch die furchtbare Waffe des Lächerlichen wider beschränkte Persönlichkeiten und deren verkehrte Maßregeln. In Deutschland sind zwar Damengesellschaften, Spottverse und Zerrbilder so gefährlich nicht als sie in Paris waren unter der Versunkenheit des versundflutlichen Hofes, aber immerhin sind sie bedeutend genug im umgekehrten Verhältnisse der Pflichtmäßigkeit und Folgerechtheit der Regierung, der sittlichen Haltung des Hofes, der Unbestechlichkeit der Verwaltung. Das einfachere zwanglosere Leben an den Höfen hat diese in viel unmittelbarere Berührung mit dem Publikum gebracht, als dieses früher der Fall war, und durch diese Vereinfachung ist Fürst und Minister weit schärfer, umsichtiger und richtiger beurtheilt, als in der alten guten Zeit, in welcher noch unverkümmerter Aufwand manche Stimme bestechen konnte.

Es ist demnach leicht erklärlich, daß die Leute meinen, wenn die Regierungen sich ihrer Kraft und ihres redlichen Willens bewußt wären, so brauchten sie nicht durch Censur, Postsperre und Polizei Schreiben, Lesen und Sprechen zu hemmen, was dennoch eigentlich nichts für die Dauer fruchte, wie die französische Revolution, Spanien und Italien nur zu deutlich beweisen. Allem Skandal, aller Verläumdung der Regierung in ausländischen Blättern wird durch die Verbote noch der Reiz des geheimen erlisteten Genusses verliehen, und bei der erweiterten Kenntniß fremder Sprachen und dem vermehrten Verkehre würde selbst eine chinesische Mauer eine Regierung nicht mehr hievor schützen. Es läßt sich zwar vermuthen, daß eine Eigenthümlichkeit des

deutschen Volks hie und da den Wahn hervorgebracht oder verstärkt habe, als erfreue man sich der vollen günstigen Wirkung dieser Vorbauungsmittel. Die Deutschen nämlich pflegen weder bei freudigen noch bei widrigen Eindrücken viele Worte zu machen; diese kommen erst später, und auch alsdann oft mehr gedruckt als gesprochen hervor, wenn jenes nicht untersagt ist; aber die Geschichte beweist, wie treu ihr Gedächtniß sey, wo sie Unbill, Hohn oder Wortbruch zu erdulden gehabt haben. Die furia tedescha war in allen Zeiten, und nicht nur den Italienern furchtbar, besonders weil sie erst dann zum Ausbruche kömmt, wenn das verletzte Rechtsgefühl die vielgeprüfte Geduld brechen macht. Wenn fremde Gewaltherrscher an unserer philisterhaften Lässlichkeit irre geworden sind, und sie so lange gedrückt haben, bis der Gegendruck mit ungeahnter Kraft erfolgte, so ist dieses vielleicht begreiflich, daß aber deutsche Regierungen in demselben Wahne befangen seyn sollten, ist kaum glaublich. Im leidenden Widerstande hat der Deutsche eine kaum geahnte Stärke, und sein Schweigen ist darum furchtbarer als seine Rede. Wo er im Innern dem nicht unrecht geben kann, gegen welchen er zum Streite gehen soll, wird er seine Pflicht gerade nur so weit erfüllen, daß man ihm das Gegentheil nicht beweisen kann, aber seine volle Kraft wird er nur alsdann gebrauchen, wenn er mit seinem Gemüthe mit der Sache zusammenhängt, für welche er das Schwert zu ziehen hat. Nicht umsonst verlegt seine Sprache seinen Muth ins Herz. Er ist zugleich höchst empfindlich und äußerlich sich gleich, sein Haß hat so wenig Gränzen als seine Liebe, aber beiden darf eine sittliche Grundlage nicht fehlen. In den Kriegen der Revolution hat er wenig geleistet, weil seine Regierung ihm nicht genügen konnte, im Befreiungskriege, wo sein Herz bei der Sache war, hat er gezeigt, was er will und was er vermag.

Bei einem so vielfach und so sonderbar zusammengesetzten Charakter, wie der des deutschen Volks ist, bleibt das richtige Erkennen oder Errathen der öffentlichen Meinung keine leichte Aufgabe. Zwar sollte man vermuthen, lange Praxis in guten wie in bösen Tagen sollte gewisse Grundsätze und Erfahrungen zu Glaubensartikeln und Normen erhoben haben; wenn wir aber auf die Zeiten von 1830 und 1831 zurückgehen, so vermögen

wir deren keine zu entdecken, sey es für Vorschritt oder Festhalten.

Hiezu kömmt noch die Stellung des Bundestags zu den wichtigsten Anliegen des Gesammtvolks, das Schwanken vieler Regierungen bei den neuesten religiösen Bewegungen, und besonders das Vertagen der Lösung so vieler Zweifel und Fragen über Erbgang nach dem alten Patrimonialprinzip, Anerkennung von Verfassungen von Seite der Regierungsnachfolger, und über so vieles Andere, was im Augenblicke anderweitiger Bewegung als Zugabe zu dieser, als Vorwand oder als gerechter, jetzt erst hervortretender Anspruch, Verlegenheiten, Uneinigkeit, ja Aufruhr oder Abfall bereiten kann. Man fühlt, daß die Ruhe der Gegenwart nicht hinlänglich benützt worden sey zu Beruhigung über die Zukunft, und zu Sicherung der Fortdauer des Bestehenden. Man hat sich angewöhnt, Vieles als Zeitfrage anzusehen, was sonst als für die Ewigkeit festgesetzt verehrt wurde, weil Verschieben, Umgehen oder provisorisch Abthun an der Tagesordnung war. Je weniger der Deutsche rasch vorschreitend und nach außen gekehrt ist, desto mehr, glaubt er, sollten seine Regierungen es seyn. Alle Völker wollen durch den Gegensatz ihrer eigenen Schooßsünde beherrscht seyn, sie sehen mit Recht in ihrer Regierungsgewalt ein Correktiv, eine Ergänzung, ein Verhältniß wie das einer vernünftigen Ehe.

Den wahren Stand der öffentlichen Meinung kennen zu lernen, ist für die Fürsten auch jetzt nicht leicht, denn die Censur wird nach subjektiver Ueberzeugung geübt, und die Ständeversammlungen treten nur in Zwischenräumen zusammen und in ihnen wird nicht immer die wahre Volksmeinung ausgesprochen. Die nächste Umgebung hat sich nur zu oft zu hüten, unangenehme Wahrheiten zu sagen, und der redlichste Wille des Fürsten vermag es nicht, durch alle die verwickelten Organe des Staatskörpers durchzudringen, er wird unmerklich zu etwas ganz anderm als dem Bezweckten, indem er so viele Individualitäten und Nebenzwecke zu durchlaufen hat, bevor er zur Ausführung gelangt. Ein verwickelter Staatsorganismus hat daher nur allein in freier Presse eine mögliche Controle. Die alte Weise der Sultane, in unscheinbarer Kleidung sich unter das Volk zu mischen, um die Wahrheit zu

erforschen und zu erfahren, wo und wie die höchste Gewalt von Untergeordneten mißbraucht werde, ist durch den Vorschritt der schönen Künste unmöglich geworden. Jeder kennt schon durch die umlaufende Münze das Bild seines Landesherrn, und der Steindruck beschenkt uns mit den Bildern aller Notabilitäten so reichlich, daß kein Schauspieler, keine Conzertgeberin, kein Schriftsteller des alten oder jungen Deutschlands, viel weniger ein Fürst unerkannt innerhalb seines Landes, ja außerhalb desselben zu reisen vermag.

Das einzige Mittel, die Wahrheit ganz und unverfälscht zu erfahren, wären vielleicht wirkliche geheime Räthe, rechtliche unabhängige Männer, ohne andere Belohnung, als die des Vertrauens ihres Fürsten und des Bewußtseyns Gutes gewirkt und Böses verhindert zu haben; aber wie sie auffinden, wie sie festhalten, wie verhindern, daß eine Art geheime Controlirungspolizei aus ihnen werde?

Eben so wenig würden geheime Gesellschaften eine Regierung über den wahren Stand der öffentlichen Meinung unterrichten können, und unterrichten wollen. Die in neuern Zeiten so weit verbreitete Congregation der Affiliirten des Jesuitenordens hat den römischen Stuhl gewiß nicht zu rechter Zeit gewarnt, im Gegentheile wahrscheinlich durch ungegründete Hoffnungen zu den Maßregeln aufgemuntert, deren Folgen für Rom so nachtheilig waren, und vielleicht in der Zukunft noch nachtheiliger seyn werden. Geheimbünde sind allen Regierungen furchtbar, welche des reinen Willens, des klaren Bewußtseyns ihrer Aufgabe ermangeln; für eine das Volk nicht befriedigende Regierung besteht gewöhnlich ein unwillkührlicher Geheimbund im Beamtenstande, und dieser wird alle Thätigkeit in unserem Sinne zu unterdrücken wissen, wenn diese sich unabhängig von ihm zu äußern wagen sollte.

Wie man die Frage auch drehen mag, schwerlich wird eine andere Antwort gefunden werden können, als die: Nur in einer gesetzmäßig freien Presse liegt das Mittel, über den wahren Stand der öffentlichen Meinung stets und sogleich unterrichtet zu werden. Der einzige Gradmesser, welcher jeder Censurscheere bis jetzt entgangen ist, der Kurs der Staatspapiere kann durch künstliche Mittel gehalten oder gedrückt werden, wie man bei jedem neuen Staatsanlehen bemerken kann, aber die freie Presse

wird bald überzeugungstreue befähigte Wortführer an die Spitze der Tageblätter bringen, und diese werden eine bestimmte Farbe, die Vertretung einer Partei und deren politisches Glaubensbekenntniß sogleich annehmen müssen. Ein objektives Blatt wie Galignanis Messenger wäre in England selbst kaum möglich. Aus der Vergleichung der verschiedenen Ansichten wird man die Wahrheit unfehlbar herausfinden und mit dem Umfange der Zeitungen, welche unter dem Schutze der Preßfreiheit nicht nur an innerem Gehalte, sondern auch im Formate gewaltig zunehmen, bildet sich überall bald die Kunst des Zeitungslesens aus. Man weiß was man in jedem Blatte vorzugsweise aufzusuchen und wie man es, je nach dessen Parteifarbe, zu nehmen hat. Staatsbeamte und öffentliche Charaktere überhaupt werden weniger empfindlich für schlechte Witze, ja für Verläumdungen, welche gegen sie in den Tageblättern zu lesen sind. Sie können dieselben bei nächster Veranlassung mit derselben Freiheit reichlich vergelten, ja ihre Stellung erscheint um so glänzender und beneidenswerther, je giftiger sie angegriffen wird. Das Volk erfreut sich des Gefühls, daß das Gemeinwesen so vernünftig, rechtlich und stark sey, daß es die Wahrheit nicht zu scheuen und das Volk nicht als minderjährig zu behandeln, als meuterisch mit Mißtrauen anzusehen brauche. Die Masse des Mitgetheilten bringt zwei für die Regierungen höchst wichtige und ersprießliche Folgen, wenn sie der präventiven Censur entsagen. Erstens wird der Eindruck der einzelnen Gegenstände der Besprechung dadurch geschwächt, daß diese zu gleicher Zeit von allen Seiten beleuchtet werden, und dann wechseln diese Gegenstände mit ungleich größerer Schnelligkeit und gleiten nur leicht auf der Oberfläche hin. Die Herausgeber der Zeitungen und Zeitschriften haben, strengen Preßgesetzen gegenüber, eine sehr schwere, aber sie haben eine klare, bleibende, festen Normen sich anschmiegende Aufgabe, welche sie aller Winkelzüge überhebt, ohne welche sie mit Censur kaum ihre Blätter aufrecht halten können. Bei der jetzigen Sachlage wird ein unparteiischer Beobachter das Ergebniß herausfinden, daß die Regierungen alle Nachtheile der Oeffentlichkeit zu tragen haben, ohne der Vortheile theilhaftig zu werden, welche diese ihnen nothwendig bringen müßte.

Bei dieser Entzweiung der Regierungen und der öffentlichen Meinung kann man so recht deutlich sehen, in welche Sackgasse man gerathen kann, wenn man eine anfänglich gut gemeinte Maßregel bis aufs Aeußerste durchführen, so lange als möglich festhalten will, ohne bei Zeiten einzulenken. Daß Frankreich mit seinen Mauthgesetzen, England mit seinen Getreidefragen, Rußland mit seinen Absperrungssystemen in ähnliche, und vermöge ihrer Stellung noch großartigere Verlegenheiten gerathen sind, kann unsern Regierungen weder zur Rechtfertigung dienen, noch zum Troste.

Auf den Eisenbahnen ist das Einlenken in ein Nebengeleise bekanntlich nicht ohne einige Schwierigkeit zu bewirken, und hat schon manchen Unfall veranlaßt. So ist es mit dem Gange der Staatsmaschine beschaffen, welche, durch unabwendbare Nothwendigkeit getrieben, mit Benützung aller verfüglichen Kräfte sich fortbewegen muß. Das gewöhnliche Geleise ist schwer zu verlassen, das neue schwer einzuhalten, und noch schwerer ist es aus dem wieder herauszukommen, in welches man nie hätte hineinkommen sollen.

Daß etwas Bedeutendes und daß es bald geschehen müsse, um die nothwendige Einigkeit zwischen den Völkern und Regierungen wieder herzustellen, beweist schon die Erbitterung des Widerstands gegen den Volkswillen, seit dieser sich so laut, so allgemein äußert. Das Einlenken ist höchst unbequem, denn die Freude an Skandal, welche seither für die Oeffentlichkeit einigermaßen entschädigen mußte, wird anfänglich reichliche Nahrung finden und viele Staatsbeamte werden sich nicht überzeugen wollen, daß man auf diese Weise regieren könne. Mancher schlechte Geselle wird für den Augenblick große Geltung erlangen, viel unsinniges und abgeschmacktes Zeug wird geschrieben und beklatscht werden, und es wird einige Zeit verstreichen müssen, bevor Zeitungsredaktoren und Zeitungsleser, Befehlende und Gehorchende sich gegen einander zurechtgesetzt haben werden.

Dadurch, daß man zögert, den nothwendigen Schritt zu thun, verbessert man seine Lage nicht, wie wir überall sehen. Während der Vertheidiger der Mißbräuche wähnt, Zeit zu gewinnen, beseufzt der aufrichtige Freund der Regierungen, daß der Augenblick versäumt wurde, in welchem diese noch für

Gestattungen und Zurücknahmen Gegenleistungen fordern dürfen, die von ihnen selbst veranlaßte Bewegung noch leiten könnten; denn den Völkern gibt man nichts halb, ohne daß sie mit der Zeit es ganz haben wollen und haben werden, weder Erziehung noch Volksbewaffnung, weder Vertretung noch öffentliche Besprechung ihrer Angelegenheiten, weder Freiheit des Gewissens noch Freiheit des Erwerbs.

Man hat vor Kurzem in öffentlichen Blättern gelesen, daß ein hochgestellter Staatsmann eine Denkschrift an die deutschen Höfe verfaßt und versendet habe, und daß ein greiser Geschichtschreiber von einem zukünftigen Regenten veranlaßt worden sey, frei und offen seine Meinung über das Verhältniß der Regierungen zu den Bestrebungen der Völker — zu Belehrung des Thronfolgers allein — niederzuschreiben. Beide Erscheinungen sind schon an und für sich höchst bedeutend. Man verlangt Rath nur in dringenden Fällen, und gibt ihn nur alsdann, wenn die Gefahr eine allgemeine ist, oder zu werden droht. Es werden wohl nur Wenige genauere Kenntniß der erwähnten Denkschriften haben, aber die gegenseitige Stellung der Völker und der Regierungen ist so scharf umrissen, die Nothwendigkeiten und die Möglichkeiten stellen sich so klar heraus, daß man ohne Sehergabe den Inhalt beider Denkschriften sich leicht denken kann, wenn man davon ausgeht, daß die eine auf Erhaltung des Bestehenden dringen, die andere aber sich vorzugsweise mit der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes befassen müsse.

Dem hochstehenden Staatsmanne ist gewiß nicht entgangen, wie schnell die Macht der öffentlichen Meinung wachse, und welchen Gefahren das Bestehende ausgesetzt sey, wenn eine Regierung unvorsichtige Schritte vorwärts oder rückwärts wage. Die religiösen und kommunistischen Bewegungen mögen ihn vorzüglich bewogen haben, auf gemeinsame Gefahren aufmerksam zu machen, und die erhaltende, zuwartende und ausgleichende Weise zu empfehlen, in welcher er seit Langem als glänzendes Muster vorleuchtet. Er ist gewöhnt, die Zeit als ein Hauptelement in seine Berechnung aufzunehmen, und an schnelles Vorüberjausen einzelner drohender Erscheinungen mit Recht zu glauben. Seine Ansicht hat er in dem Staate erprobt, dessen Geschicke in seine Hand gelegt sind. Ob anderwärts mit gleicher Ruhe und Umsicht

gehandelt werden könne, ob nicht durch vorausgegangene Thatsachen die Weise, welche er anzurathen im Falle seyn dürfte, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen müsse, ist eine andere Frage. Meist äußern sich in Deutschland die Volkswünsche desto lauter, je kleiner die Gebiete sind.

Der Gelehrte mag sich in seiner Denkschrift vorzüglich der Zukunft zugewendet, und versucht haben, dieselbe aus der Vergangenheit zu construiren, das Organische in den wechselnden Zuständen aufzufinden. Die Stufe der Geistesbildung, welche das Volk erstiegen hat, die Vertheilung der Glücksgüter, die Stellung eines einzelnen Standes zum Gesammtvolke werden ihn vorzugsweise beschäftigt haben, und man darf annehmen, daß weder der Freimuth noch die scharfen Umrisse, welche die Schriften dieses Mannes auszeichnen, der Denkschrift gefehlt haben werden. Es wäre zu wünschen, daß diese, als Handschrift gedruckt, an alle Regierungsnachfolger vertheilt werden möchte.

Wir hätten somit eine Art Janouskopf vor uns, in welchem die Aufgabe der Zeit sich darstellt. Beide Gesichter, sowohl das der Vergangenheit zugekehrte, als das in die Zukunft hineinblickende, werden von Einem Gehirne beherrscht, welchem die Wahrheit tief eingeprägt seyn muß, daß mit halben Maßregeln, mit Täuschungen, mit Versuchen zu Verdummung, Glaubenszwang, besonders aber daß mit Verfolgung redlicher Ueberzeugungen — auch wenn diese der äußersten Linken angehören — in unserer Zeit, bei unserer Bildungsstufe, bei der Einheit und Allgemeinheit der Volkswünsche, nicht mehr regiert werden könne, und daß die Gefahr nie drohender nahe, als in dem Zeitpunkte, in welchem es scheint, daß hie oder dort ein Sieg über die öffentliche Meinung davongetragen worden sey.

Denn wenn ein Volk einen gewissen Grad politischer Bildung erlangt hat, kann es wohl geschehen, daß man schweigend duldet, ja Beifall heuchelt, um den Irrenden desto schneller dem Punkte zuzuführen, auf welchem er den Geschicken anheimfällt.

B. L.

Antwerpen

als

Aus- und Einfuhrhafen des deutſchen Zollvereins.

Seit der Eiſenbahnverbindung zwiſchen Köln und Antwerpen iſt dieſer wichtige belgiſche Hafen mit zu den Ein- und Ausfuhrhäfen des deutſchen Zollvereins zu rechnen, und ſollte ſeiner Lage nach der erſte der Nordſee ſeyn. Die Schelde ſollte für den Nordſeehandel das ſeyn, was die Themſe für die am Kanal gelegenen Provinzen Englands iſt; Antwerpen ſelbſt iſt in Bezug auf die Continentalſtaaten ſo gelegen, daß man leicht begreifen kann, welche Eiferſucht ſein Handel, ſeine Schifffahrt bei Engländern und Holländern erregte, und wie man ſich ernſtlich mit dem monſtröſen Gedanken beſchäftigen konnte, die Schelde, dieſen für Mittel- und Süddeutſchland ſo wichtigen Strom, beinahe ein Jahrhundert hindurch zu ſchließen.

Die Schelde iſt unter allen Strömen Europas vielleicht der zur Schifffahrt tauglichſte. Die Elbe bei Hamburg hat oft nur zwölf Fuß Fahrwaſſer, ſo daß größere Schiffe auf die Fluth warten müſſen, um bis nahe an die Stadt zu kommen. Die Weſer iſt in der Nähe von Bremen ſelbſt gar nicht ſchiffbar; die Donaumündungen ſind voller Untiefen, der Rhein verliert ſich im Sand, die Seine bei Havre bildet eigentlich gar keinen Hafen, ſo daß dort alles durch Kunſt geſchaffen werden mußte, und hat überdies am Ausfluß ins Meer eine in der Regel bei der Fluth nur mit 14 bis 15 Fuß Waſſer bedeckte Barre. Der

Merſey bei Liverpool iſt ein ebenſo gefährlicher Strom als die Seine, weil auch dort nur bei hoher Fluth größere Seeſchiffe einlaufen können, und die Schifffahrt von Holyhead bis in den Fluß an hohen Felſen dahin geht, wo man im Sturm nicht beilegen darf, ſondern faſt ſtündlich laviren muß, um nicht zu ſcheitern. Die Themſe ſelbſt endlich hat die Goodwin-Sandbänke, welche jährlich ihre Opfer fordern. Die Schelde hat zu jeder Zeit hinreichend Fahrwaſſer für die größten Kauffahrer, und es können ſelbſt 18 bis 22 Fuß Fahrwaſſer bedürfende Fregatten bis vor den Promenadeplatz der Stadt Antwerpen kommen, ja während der Revolution hatten wirklich zwei holländiſche Fregatten dort Poſten gefaßt, die von dort aus die Stadt hätten zu Grunde richten können. Die Schelde hat keine gefährliche Barre an ihrer Mündung; ſie iſt 80 engliſche Meilen von ihrer Mündung noch für größere Seeſchiffe ſchiffbar, und iſt in der Regel nur auf ſehr kurze Zeit während der Wintermonate, oft mehrere Jahre hinter einander gar nicht mit Eis bedeckt. Die direkte Communikation mit England iſt ſelten auf mehr als einige Tage unterbrochen, da die fünf bis ſechs Knoten ſtarke Strömung das Bilden einer Eisrinde hindert und die bereits gebildete ſchnell wieder zerſtört. Unter ſolchen Umſtänden ſollte man meinen, Nichts könne das ſchnelle Aufblühen von Antwerpen verhindern, um den Schlag wieder gut zu machen, den der Handel dieſer Hafenſtadt durch die gewaltſame Trennung von Holland erlitt. Antwerpen, vereint mit Holland, hätte der Sitz des holländiſchen Weſt- und Oſtindienhandels werden müſſen, und war es wirklich ſchon, als die Revolution vom Jahre 1830 losbrach; Belgien, mit Holland vereinigt, hätte über kurz oder lang den alten Wohlſtand erreicht, der es vor dem Abfall der Niederlande von der ſpaniſchen Regierung vor den meiſten Staaten des Continents auszeichnete, und Antwerpen wäre wie damals die commerzielle Hauptſtadt der vereinten Reiche geworden. Die Bevölkerung Antwerpens, die während der franzöſiſchen Revolutionskriege und des Kaiſerreichs bis auf 20 bis 25,000 gefallen, hob ſich ſchnell wieder und war bei der Verbrennung des Entrepot durch General Chaſſé bereits auf 70,000 angewachſen. Rheder von Amſterdam und Rotterdam waren nach Antwerpen übergezogen, weil die Frachtſchifffahrt ſich dort beſſer

Die Einwirkung der Reſtauration machte ſich auch in einer auffallend ariſtokratiſchen Färbung dieſer Romane bemerklich. Der Schauplatz der Begebenheiten war gewöhnlich in einer kleinen Reſidenz, ein gräfliches oder adeliges Schloß, die Hauptperſonen waren moderne Fürſten, Grafen, Barone, Hof- und Stiftsdamen. Die rein bürgerlichen Romane erſchienen wenigſtens bei weitem nicht ſo häufig, als die adeligen, oder ſie handelten von Staatsdienern, geheimen Kammerräthen, Oberjuſtizräthen, Conſiſtorialräthen ꝛc. und näherten ſich mehr oder weniger der Ariſtokratie. Die Modernität überwog in dieſen Sittengemälden dergeſtalt, daß man auch auf den adeligen Stammſchlöſſern nur den Reflex der Reſidenz wahrnahm und von der alten Romantik des Ritterthums wenig oder nichts übrig blieb. Dieſes Wenige nämlich war Geburtsſtolz, das Hauptmotiv der Entſagung, und das militäriſche und adelige point d'honneur. Dieſe ganze Literatur ſchien nur von und für den modernen Hofadel und die Staatsdiener-Ariſtokratie geſchrieben. Sie hatte ein vornehmes Air, aber zugleich ein ernſthaftes und prudes, ganz entgegengeſetzt der Frivolität der altfranzöſiſchen Hofgeſchichten, wie ſie vor der Revolution Mode waren.

Dieſer grämlichen Aeltlichkeit der Damenromane entſprach auch die neue Gattung von philoſophiſchen und ironiſch räſonnirenden Novellen, welche geiſtreichen Männern ihren Urſprung verdankte. Tieck in ſeiner zweiten Periode, gleichſam ausruhend von dem altromantiſchen Rauſch und aus der zauberhaften Mondnacht zum nüchternen Morgen erwachend, begann in ſeinen Novellen Fragen des Lebens, der Kunſt und Literatur in ironiſcher Manier zu erörtern. Zwar zeichnet dieſe Novellen eine liebenswürdige Heiterkeit aus; allein es iſt die des Greiſes, der auf die Thorheiten der Menſchen mit Reſignation herabſieht und längſt nicht mehr die jugendliche Hoffnung hegt, ſie beſſern zu können. Seine Ironie fand viele unberufene Nachahmer, während mehrere Gelehrte ohne Ironie in philoſophiſchen, theologiſchen, pädagogiſchen und politiſchen Romanen ihre verſchiedenen Syſteme ernſthaft und zum Theil langweilig zum Beſten gaben. Das alles trug den Charakter der Aeltlichkeit. So viel Ideen auch im Umſchwung waren und in der wiſſenſchaftlichen Literatur verarbeitet wurden, blieben doch die philoſophiſchen Romane hinter der Erwartung zurück. Man

stellte und kein anderer holländischer Hafen so geschickt für den Speditionshandel gelegen war.

Kaufmännisch gesprochen, war die Revolution von Belgien für den Hafen von Antwerpen ein großes Unglück, und dies fühlten auch die dortigen Kaufleute, die mit wenigen Ausnahmen der belgisch-nationalen Bewegung sehr entgegen waren. Noch bis auf die heutige Stunde ist ein großer Theil der geschäftsthätigen Bevölkerung der Stadt holländisch gesinnt, und klagt England als das Land an, welches die für beide Reiche segenvolle Union aus commerzieller Eifersucht zerstören half. Ob sie dazu ein Recht haben, wollen wir hier dahingestellt seyn lassen; ausgemacht ist, daß die derzeitige Trennung Belgiens von Holland für Deutschland von Nutzen ist.

Belgien verlor durch die Trennung von Holland die Ausfuhr seiner Fabrikate nach den Kolonien, und zugleich in letztern die Vermittler seines transatlantischen Absatzes; es gerieth trotz seiner von den Großmächten ausgesprochenen Unabhängigkeit in eine ganz und gar abhängige Stellung zu Frankreich und eine eben nicht sehr freundliche zu den übrigen Nachbarstaaten. Der aktive Handel Belgiens war gelähmt; es mußte zugleich auf neue Märkte und auf den Transithandel bedacht seyn. Der Ausgang der belgischen Revolution — die Art und Weise wie zuletzt Frankreich mit bewaffneter Hand einschritt — mußte dieser Macht zuerst das politische, später, als Folge hievon, das commerzielle Uebergewicht sichern. Eine Zeitlang ging alles gut. Frankreich und Belgien machten sich gegenseitig Zugeständnisse und suchten andere Nationen dabei auszuschließen; aber bald war es klar, daß Belgien auf diese Weise weder politisch noch commerziell noch industriell fortbestehen konnte. Der Austausch belgischer und französischer Produkte, meist längs der Gränze, konnte namentlich den Hafenstädten Antwerpen und Ostende wenig frommen, wo mit Ausnahme der kleinern Küstenschiffe kaum ein halb Dutzend größere Seeschiffe zur Vermittlung des transatlantischen und Colonialhandels übrig blieben. Belgien mußte darauf bedacht seyn, sich aus dieser abhängigen Stellung zu Frankreich herauszuarbeiten, und dazu gab es nur zwei Mittel — näherer Anschluß an Deutschland und direkter Verkehr mit Nord- und Südamerika.

Die projektirten Eisenbahnbauten wurden sofort in Angriff genommen und bis an die Gränze der Rheinprovinzen fortgesetzt. Dort trat die große Bahn, die das Land, wenn auch nicht in gerader Linie von Westen nach Osten durchzieht, mit der rheinischen Eisenbahn in Berührung: die Verbindung der belgischen Häfen Antwerpen und Ostende mit Köln und den übrigen Rheinstaaten war hergestellt. Hierdurch ward dem Verkehr mit Deutschland die Thüre geöffnet; es handelte sich jetzt blos um die Bedingungen, unter welchen solcher stattfinden sollte. Diese stellte der Vertrag vom Jahr 1844 zwischen Belgien und den Zollvereinsstaaten fest, der, um Alles zu sagen, eben leidlich für beide Theile ausgefallen ist. Von beiden Seiten hat man sich beklagt, daß man dem andern zu viele Zugeständnisse gemacht; doch dürfte Keiner sich rühmen den Andern überlistet zu haben. Viel Talent und Umsicht brauchte es von keiner Seite, und noch weniger einen tiefen diplomatischen Blick, um sich im Labyrinth belgischer Zustände zurecht zu finden. Die Sache lag Hrn. v. Arnim und Hrn. Nothomb viel näher; beide brauchten nur der Nothwendigkeit zu folgen und überhaupt diejenigen Bestimmungen vorzuschlagen, ohne welche überhaupt gar kein Verkehr zwischen beiden Ländern denkbar ist, und man war bereits am Ziel der Unterhandlungen. Nur so viel konnte Belgien, ohne es mit Frankreich zu verderben, zugestehen, und der Zollverein brauchte auch nicht mehr, um sich der Handelsthätigkeit Antwerpens als Mittel seines eigenen transatlantischen Verkehrs zu versichern. Der eigentliche Verkehr zwischen Deutschland und Belgien hat dadurch wahrscheinlich keinen neuen Aufschwung erhalten.

Die Ursache, warum z. B. die katholische Partei in Belgien für den Vertrag stimmte, war, um endlich einmal einen Schritt zu thun, der die Unabhängigkeit des Landes von Frankreich durch eine Thatsache der Welt klar vor Augen stellte. Frankreich verhält sich zu Belgien ungefähr wie Rußland zu Polen: es galt sich von der französischen Suprematie durch einen offenen Schritt loszusagen, und eben dadurch eine Garantie des Friedens und der Unabhängkeit mehr zu haben, und das war wirklich Hauptgrund des Vertrags seitens der belgischen Minister. Für Deutschland hatte der Vertrag ebenfalls noch ganz andere Vortheile als

die, welche in dessen Bestimmungen enthalten sind. Er rückte uns die Hansestädte näher und lehrte sie begreifen, daß sie nur in ihrer innigsten Verbindung mit Deutschland ihr Heil suchen können, während er Holland in die Mitte nahm und diesen anmaßenden Staat zweiter Größe zur Nachgiebigkeit, ja was noch mehr, zur Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Deutschland beweg. Holland, um nicht vom deutschen Handel ausgeschlossen zu werden, muß jetzt auf weitere physische und moralische Bindungsmittel denken, und hat bereits angefangen, in diesem Sinne zu handeln. Die Hansestädte finden bereits den Gedanken einer Vereinsflagge und einer Vereinshandelsmarine, der ihnen noch vor ein paar Jahren so lächerlich vorkam, ganz praktisch. Gerne wollen sie zur Verwirklichung dieser schönen Idee — die nun nicht mehr ein bloßes Hirngespinnst der Süßwasserpolitiker ist — das Ihrige beitragen, wenn nur Holland dabei etwas in die Enge getrieben wird, ihre Zollsätze aber unverändert bleiben und die Mauthner des Zollvereins ihnen nicht auf den Leib rücken. Daß die Hansestädte vorderhand ihre Zollsätze — die eigentlich gar keine Zollsätze, sondern bloße städtische Abgaben sind — beibehalten, und die oberste Leitung ihrer Handelsangelegenheiten nicht gerne einer Conferenz von Personen, die noch dazu nicht einmal Sachverständige und Betheiligte sind, anvertrauen möchten, ist begreiflich. Belgien und Holland, Hannover und Oldenburg könnten sich auch nur vernünftigerweise durch Verträge, nicht aber unmittelbar anschließen, wenn sie Herr ihres Schicksals bleiben wollten, das zu lenken der Zollverein, wie er noch jetzt organisirt ist, keine besondere Befähigung an den Tag gelegt hat. Man sieht es seinen Arbeiten und Leistungen überall an, daß er noch auf der Uebergangsstufe steht und seinen Bestrebungen, so weit sie industrieller und commerzieller Natur sind, nirgends einen festen Grundsatz untergestellt hat. Ein solcher Verein konnte daher auch an Belgien keine bestimmten Forderungen machen; denn um dem Auslande gegenüber Bedingungen eines Vertrags zu stellen, muß man vor Allem wissen, was man daheim will. Der deutsche Zollverein ist jetzt mannbar geworden, und muß einen bestimmten Charakter annehmen, wenn er seinen Einfluß bis ans Meer ausdehnen will.

Das Hin- und Herschwanken zwischen Schutzsystem und freiem Handel, das Unzulängliche aller seiner Arbeiten bei seiner steigenden Zurechnungsfähigkeit, verbunden zum Theil mit den politischen Inconsequenzen seiner obersten Leiter, Alles das hat auf Belgien wie auf Holland und die Hansestädte einen sehr ungünstigen Einfluß geübt. Man träte gern mit den Zollvereinsstaaten in genauere Verbindung; aber die Organisation desselben ist noch immer in Einem wesentlichen Punkte der des alten Königreichs Polen ähnlich, wo eine einzige Stimme die Wahl aller Andern zu nichte machen konnte. Wie können da die Uferstaaten Vertrauen schöpfen? — wie glauben, daß bei einer solchen Verfassung der Zollverein eine den jedesmaligen Umständen angepaßte Handelspolitik entwickeln könne? Es gibt keinen Bund, der den Nachbarn Ehrfurcht und Vertrauen einflößte, wenn er nicht zugleich politische Wurzeln schlägt und dadurch zu gleicher Zeit die Befähigung beurkundet, seine Statuten trotz der Eingriffe oder Anmaßungen fremder Mächte aufrecht zu halten. Die Hansa war ein schönerer und mächtigerer Bund als der Zollverein, und doch zerschlug er sich aus Mangel einer politischen Gestaltung und Einheit. Nach dieser Einheit im Zollverein strebt Preußen; aber eben dieses Bestreben macht Preußen allen andern Bundesgliedern gegenüber verdächtig. Das Regiertwerden durch Cabinetsordre widerspricht nun ganz und gar den nüchternen Begriffen der Belgier, sowie der bürgerthümlichen Hanseaten, und daher kommt es, daß sowohl in Belgien als in den Hansestädten der Gedanke Wurzel gefaßt hat, der Anschluß an den Zollverein sey das Aufgeben aller individuellen Freiheit und Selbstständigkeit — ein Erobertwerden von der preußischen Hegemonie.

So lange Belgien und die deutschen Uferstaaten solche Begriffe von Preußen haben, und auch, außer den 500 Unterschriften, die das Vlaemsch België bekam, nichts geschieht, um das Unhaltbare dieser Ansichten darzuthun, muß man sich von dem Vertrag vom 1. September 1844 zwischen dem Zollverein und Belgien nicht zu viel versprechen. Ohne politische Entwicklung wird der deutsche Zollverein keine Eroberungen machen, und auch den französischen Einflüssen in Belgien nicht die Wage halten. Trotz der Sprachverwandtschaft zwischen den Flamingen

und Deutschen, stehen die französischen Institutionen den belgischen am nächsten, und obwohl man dem französischen Centralisationssystem alles Böse zuschreibt, so hat man doch noch eine größere Furcht vor der preußischen Beamtenherrschaft. Wir führen dies hier an, weil man in letzter Zeit bei dem Besprechen von Gegenständen des Zollvereins ziemlich einseitig nur die pekuniären Handelsvortheile ins Auge faßte, welche der Verein den Hansestädten, Belgien und Holland zu bieten habe; als ob diese Vortheile sich so ganz und gar von den politischen Zuständen trennen ließen, als ob z. B. der französisch-belgische Vertrag von 1842 sein Entstehen blos den wechselseitigen Handels- und Manufakturbeziehungen Frankreichs und Belgiens sein Entstehen verdankte. Hätte Belgien blos seinen Handels- und Manufakturinteressen gefolgt, so hätte es sich nie von Holland losgerissen, denn Holland hatte mit seinen Colonien ihm unendlich mehr zu bieten als der deutsche Zollverein, nämlich einen direkten aktiven Handel, bis zu welchem sich das losgerissene Belgien trotz des Vertrags mit dem Zollverein vom 1. September 1844 noch lange nicht erhoben hat. Wo ist überhaupt je das Schicksal der Völker durch bloße Handelsbeziehungen entschieden worden? Nicht einmal in England, denn sonst wäre der alte Grund besitzende Adel schon längst der Industrie und dem Handel zum Opfer gefallen.

Ueberhaupt gibt es noch ganz andere Interessen als die des Handels, welche in Belgien thätig sind. Belgien ist kein Handelsstaat und kann in seiner jetzigen Stellung auch nicht leicht einer werden. Ebensowenig ist Belgien in der Lage, sich eine Handelsmarine zu schaffen, und kann daher nur in der engsten Verbindung mit Deutschland zur maritimen Wichtigkeit emporwachsen. Der Hafen von Antwerpen ist allerdings, wie wir oben bemerkt, der beste in der ganzen Nordsee, er hat eine Tiefe von 22 bis 25 Fuß bei tiefstem Wasserstand, er ist daher für größere Fregatten bis der Stadt gegenüber zugänglich und nur selten und dies nie lange mit Eis bedeckt. Die Schelde ist für die Schifffahrt ganz gewiß ein besserer Fluß als die gegenübergelegene Themse; aber ist es denn die Themse, die England zu einem Handelsstaat gemacht hat? — Englands Handel beruht hauptsächlich auf seinen Colonien; seine Matrosenschule besitzt es in seiner Küstenfahrt. Belgien hat so zu sagen nur einen

einzigen Hafen, nämlich Antwerpen. Oſtende iſt nur ein Nothhafen für größere Schiffe, mit ſehr ſchlechter und unſicherer Einfahrt, und obwohl Schiffe bis nach Brügge und Gent gehen, ſo iſt die Hafenthätigkeit dieſer Städte doch überhaupt nicht wohl in Anſchlag zu bringen. Das Eiſenbahnennetz, welches jetzt alle größeren Städte umfaßt, ſowie die vielen Kanäle, welche die größeren Städte des Landes miteinander verbinden, machen Belgien, trotz des herrlichen Hafens von Antwerpen, doch zu einem Binnenlande. Nur durch Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten und Braſilien kann ein direkter transatlantiſcher Handel, nämlich großentheils durch Vermittlung fremder Flaggen, möglich gemacht werden. Bekannt iſt, daß der Verfall der Küſtenſchifffahrt auch in England ſeit dem Bau der vielen Eiſenbahnen ſtark gefühlt wird, und daß dadurch die Matroſenſchule ſolchen Schaden leidet, daß ſelbſt im Parlament auf die Gefahr hingedeutet wurde, welche hieraus für die ganze engliſche Marine entſpringt. Was in dieſer Beziehung für England gilt, das mit ſeinen hundert- und tauſendfachen Meeresbuchten und Einſchnitten, mit ſeinen Welthäfen und mit ſeinen Colonien, welche ſelbſt die ungeheuerſten Weltreiche bilden, noch immer tauſendfach auf die Schifffahrt angewieſen iſt, das muß nothwendigerweiſe von Belgien gelten, welches durch ſeine Eiſenbahnen gewiſſermaßen auf den Tranſithandel angewieſen iſt, und durch den Bau derſelben gleichſam als Seemacht die Waffen geſtreckt hat. Belgien hat keine Matroſenſchule, keine Fiſchereien, keine nennenswerthe transatlantiſche Schifffahrt, und es liegt auch nicht im Geiſte ſeines Volkes dergleichen zu ſchaffen. Antwerpen treibt für die Lage ſeines Hafens und ſeine Stellung zu Centraleuropa ſo gut wie gar keinen eigenen Handel. Es ſind dort vielleicht fünf bis ſechs größere Kaufhäuſer, die übrigen treiben blos Commiſſions-, einige andere Speditionshandel. In dieſer Beziehung ſind die Hanſeſtädte Belgien weit überlegen, nicht blos in der Schifffahrt, ſondern durch ihren Unternehmungsgeiſt, ihren Fleiß und ſehr große Ausdauer. Die Belgier haben in den Vereinigten Staaten und überhaupt in Amerika faſt gar keine eigenen Häuſer, ſondern wenden ſich an ihre reſpektiven Conſuln, während die Hanſeaten faſt in allen größeren Städten der nordamerikaniſchen Union, in Weſtindien und Südamerika

Faktoreien gegründet haben, die in jeder Beziehung mit den englischen wetteifern und die französischen längst überflügeln. Sie haben auf eigene Kosten eine regelmäßige Packetschifffahrt zwischen New-York, Philadelphia und Baltimore und Bremen und Hamburg eingeleitet, während trotz allen Bemühungen der belgischen Regierung noch immer keine regelmäßige Verbindung mit Nordamerika von Antwerpen aus zu Stande gekommen ist. Die belgische Regierung zahlt nämlich den Antwerpner Rhedern jeden Monat für das beste direkt nach den Vereinigten Staaten spedirte Schiff 100 Pf. Sterl. Zuschuß zur Deckung der Fracht und besteht dabei nicht einmal auf der nationalen Flagge; und doch, sollte man es glauben? gibt es noch immer keine regelmäßigen Abfahrten weder von Antwerpen nach Amerika, noch von Amerika nach Antwerpen. Von den beiden Hauptausfuhrartikeln Belgiens nach den Vereinigten Staaten, wollenen Tüchern und den bessern Gattungen von Schießgewehren (armes à luxe) geht noch immer der größte Theil über London und Liverpool oder über Havre, und die amerikanischen Schiffe, welche in Antwerpen einlaufen, gehen noch immer größtentheils in Ballast nach New-Castle, um von dort mit einer Ladung Steinkohlen heimzukehren. Noch im Verlauf des letzten Sommers gingen mehr denn zehn amerikanische Schiffe von Antwerpen nach Bremen, um von dort deutsche Auswanderer nach den Häfen der Union zu führen. Die bedeutendsten Kaufhäuser Antwerpens, sowohl im eigenen als im Commissionsgeschäft, sind noch immer Deutsche, was vielleicht ein Fingerzeig seyn mag, daß nur durch deutsche Vermittlung Antwerpen zum Hafen von Centraleuropa werden kann. Man vergleiche hier nur die Ein- und Ausfuhren in und von Nordamerika nach den Hansestädten mit denen nach Antwerpen, und man wird bald begreifen, daß Belgien vereinzelt, wie es jetzt dasteht, trotz seiner ausgedehnten Industrie und seiner Eisenbahnen keine Weltrolle zu spielen berufen ist, ja vielleicht kaum dem Andrang mächtiger Nachbarstaaten zu widerstehen im Stande seyn dürfte. Wir entnehmen folgende Tabelle dem Bericht des Schatzkammersekretärs der Vereinigten Staaten an den Congreß:

Einfuhr von und Ausfuhr nach den Hanseſtädten.

1842 2,449,961 Dollars . . . 4,560,716 Dollars;
1843 920,865 „ . . . . . 3,291,932 „

Einfuhr von und Ausfuhr nach Belgien.

1842 619,588 Dollars . . . 1,610,684 Dollars;
1843 171,695 „ . . . . . 1,970,709 „

Bei ſo geringen Ausfuhren kann Belgien natürlich nicht hoffen, auf eigene Koſten mit Amerika eine direkte Schifffahrtsverbindung zu Stande zu bringen. Es hat daher zum Entrepotſyſtem ſeine Zuflucht genommen und mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag geſchloſſen, demzufolge die aus den reſpektiven Entrepots eingeführten Güter keine höhere Fracht bezahlen ſollen, als wenn ſie direkt aus dem Produktionslande in den Schiffen der begünſtigtſten Nationen eingeführt worden wären. Wir werden ſpäter auf dieſen Vertrag, der jetzt noch (Anfangs December 1845) der wechſelſeitigen Ratifikation der Kammern und des Congreſſes bedarf, zurückkommen, jetzt aber nur die Folgen beſprechen, die derſelbe für die belgiſche Schifffahrt bereiten dürfte. Hier fällt in die Augen, daß Belgien wiederum nur durch die Hülfe Deutſchlands aus dem Vertrag Nutzen ziehen kann; denn franzöſiſche Waaren werden doch wohl lieber den Weg über Havre, den natürlichen Hafen von Paris nehmen, als ſich den Plackereien der belgiſchen Douane unterwerfen, welche in einer Maſſe unnützer Schreibereien beſtehen, die dem Verkehr oft mehr ſchaden als hohe, aber leicht und ſchnell erhobene Zölle. Zudem geht jetzt von Havre alle drei Tage ein Schiff nach New-York ab, von Antwerpen noch immer nicht *eines* im Monat. Wenn nun Belgien und das Entrepot in Antwerpen insbeſondere keine Waarenzufuhr aus Deutſchland bekommt, wie ſoll es da Frachten für amerikaniſche oder gar eigene Schiffe auftreiben? Der Fond der Frachten beſteht in Frankreich gewöhnlich aus Wein, welcher ein großer article d'emcombrement iſt, in Holland aus Wachholderbeeren-Branntwein, deſſen Fäſſer ebenfalls großen Raum einnehmen, in England aus Eiſen, Kohlen und Birminghamer Waaren, Steingut u. dgl.; die langen Waaren bilden trotz ihrer außerordentlichen Menge doch nur die Zugabe — natürlich nicht dem Werthe, ſondern dem Raum nach. Nun hat aber Belgien,

wie bereits oben gemeldet, nur zwei Hauptartikel der Ausfuhr nach Amerika: Tücher und Luxuswaffen, Waaren welche nur wenig Raum einnehmen, und daher nicht wohl die Basis einer Fracht bilden können. Zudem hat die Ausfuhr belgischer Waffen nach den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen, und dies hauptsächlich durch ihre schlechte Fabrikation, da es den Fabrikanten nur um schnellen Gewinn zu thun war, wodurch sie von den langsichtigen, auf die Zeit berechnenden Engländern, ja sogar von den Deutschen schnell überflügelt wurden. Aehnliches gilt von belgischen Stahlwaaren, die mit den deutschen keineswegs die Concurrenz aushalten können, und die Ausfuhr von Glas hat in Belgien abgenommen, seit die Amerikaner oder vielmehr Deutsche in Amerika selbst besseres Glas liefern als die Belgier. So bleiben denn hauptsächlich nur wollene Tücher aus Verviers, die übrigens bereits den französischen und englischen in den Vereinigten Staaten den Rang ablaufen. Diese Ausfuhr wird nie für die belgische Schifffahrt von großem Belang seyn, und es bleibt daher für Antwerpen kein anderes Mittel, eine regelmäßige Verbindung mit den Staaten der neuen Welt anzuknüpfen, als so gut wie möglich für die gute und schnelle Beförderung deutscher Auswanderer nach Amerika zu sorgen, zugleich aber den Transport deutscher Güter durch Belgien so viel als möglich zu erleichtern. Dies hat die belgische Regierung denn auch gethan, aber bei allem dem dem Mangel an Unternehmungsgeist belgischer Rheder nicht hinlänglich abgeholfen. Man liebt nun einmal größere Unternehmungen nicht und bleibt lieber beim Commissionsgeschäft, bei dem zwar weniger zu verdienen, dagegen aber auch sogut wie nichts zu verlieren ist.

Außer der Tuchfabrikation von Verviers hat die deutsche Industrie die Concurrenz Belgiens nicht sehr zu fürchten. Was die Leinenfabrikation betrifft, so ist die englische oder besser irische unendlich gefährlicher, nicht nur für Deutschland, sondern für Belgien selbst. Die Leinenindustrie Belgiens ist ebenso sichtbarlich in Verfall als, leider! die Deutschlands es zu seyn scheint. Wir wollen hier nur einige wenige statistische Notizen voranschicken, um zu zeigen, daß Belgien gezwungen ist, sich endlich auf die Maschinenspinnereien und Webereien zu werfen, worin

ihm Frankreich durch seine englischen Etablissements vielleicht binnen Kurzem den Rang ablaufen wird.

Ganz Belgien besaß im Jahr 1841 noch 280,596 Spinnerinnen, wovon 98,385 auf West- und 122,226 auf Ostflandern kamen. Weber hatte es 74,700, wovon 24,430 in West- und 32,718 in Ostflandern,[1] in Allem 355,096 Spinner und Weber; man rechnet hiezu noch 50,000 andere Vorarbeiter und Zubereiter; also beschäftigt die Leinenindustrie nahe an zehn Procent der ganzen belgischen Bevölkerung. — Seit jener Zeit haben die Maschinenspinnereien sichtbarlich zu-, die Zahl der Handspinner aber sichtbarlich abgenommen. Schon 1840 gab es eilf Maschinenspinnereien, und seither ist noch eine große Maschinenspinnerei hinzugekommen. Im Jahr 1840 zählte man 30,000 und 1842 schon 60,000 Spindeln, die jedoch im Jahr 1844 schon wieder auf 58,600 reducirt waren. Im Ganzen besitzt Belgien jetzt 64,000 Spindeln, aber nur 58,000 derselben sind beschäftigt, die meisten Etablissements haben Geld verloren und von den Aktien der Gesellschaften stehen nur wenige über pari.

In Gent sind	5	mit	32,500	Spindeln;
„ Lüttich	1	„	15,000	„
„ Brüssel	1	„	5,000	„
„ Mecheln	1	„	3,000	„
„ Grez	1	„	2,000	„
„ Tournay	1	„	5,000	„
„ Audenarde	1	„	500	„
„ Enfival	1	„	1,000	„
Totalsumme			64,000	Spindeln.

Durch die Ausdehnung der Maschinenspinnereien hat Belgien England gleichsam zum Wettkampf herausgefordert und, wie vorauszusehen, das Kürzere gezogen. Es hat dadurch den Ruhm seiner dauerhaften Gewebe eingebüßt, so daß es jetzt selbst in Belgien Familien gibt, welche es vortheilhafter finden, deutsches

[1] Ministère de l'Intérieur. Direction de l'industrie. Enquête sur l'industrie linière. 2 Vols. in 4. Premier Volume. Interrogatoires; Bruxelles Juin 1841. Deuxième Volume. Rapport de la Commission. Explorations à l'étranger, Octobre 1842.

kann auch nicht einen einzigen politiſchen Roman der neuern Zeit aufweiſen, der noch von einer ſo ſchönen Begeiſterung durchglüht geweſen wäre, wie Ovanaſore von Mevern, ein Roman, der bereits fünfzig Jahre alt iſt. An Geiſtern hätte es wohl nicht gefehlt; allein es fehlte an der Empfänglichkeit des Zeitalters. In Perioden der Enttäuſchung und Entmuthigung kann man durch Romane nicht auf die öffentliche Stimmung wirken, wie in Zeiten der großen Erhebung, des jugendlichen Aufſchwungs und der jugendlichen Täuſchung.

Daher zogen ſich viele Dichter gefliſſentlich von den Fragen des öffentlichen Lebens zurück und liebten es, nur ſich ſelbſt, das Dichter- oder Künſtlerleben wohlgefällig zu ſpiegeln. Auf dieſe Klaſſe von Romanen und Novellen hat Heinſes Ardinghello, Goethes Wilhelm Meiſter und Tiecks Sternbald beſonders eingewirkt. Man nahm das Künſtlerleben entweder frivol oder ſentimental; man machte aus den Künſtlern glückliche Liebesritter, denen die Herzen zufliegen, zum Theil mit Caſanova'ſchem Colorit; oder man machte aus ihnen überaus reine Ideale, Träger der heiligſten und tiefſten Kunſtideen, oder man wußte beides zu verbinden, wie im Sternbald. Welche Menge von italieniſchen und Nürnberger Malernovellen, Baumeiſter-, Dichter-, Muſiker- und Schauſpielergeſchichten ſind nicht erſchienen. In alle dieſe Helden aus dem Kunſtgebiet haben die Dichter etwas von ihren eigenſten Gefühlen, Tugenden und Schwächen übergetragen. Wer möchte läugnen, daß ſie uns zuweilen tiefe Blicke in das Herz der Menſchenklaſſe thun laſſen, die ausſchließlich von der Kunſt lebt. Doch war es im Allgemeinen als ein Zeichen des Rückſchritts zu betrachten, daß die Poeten aus Mangel an beſſern Helden ſich ſelbſt zu Helden ihrer Romane machten. In Zeiten voller poetiſcher Kraft haben es die Dichter nicht mit ſich ſelbſt, ſondern mit Gott, der Natur, der Geſchichte und ſolchen Helden zu thun, die es wirklich ſind. Erſt die überlebte Poeſie ſetzt aus Langerweile die Dichter vor ihren eigenen Spiegel hin.

Von Deutſchland war keine Wiedergeburt des Romans zu hoffen, nachdem das patriotiſche Element in der Poeſie wie im Leben raſch und gewaltſam unterdrückt, verpönt, verſpottet worden war. Der Vergiftung ſeines tiefſten Gemüthslebens konnte nur kalte Ironie oder grämliche Reſignation, ein frivoler Troſt oder

Leinen, welches 20 Procent Eingangszoll bezahlt, statt des einheimischen zu tragen; und was die Tischleinwand betrifft, so hat die sächsische schon längst der belgischen den Rang abgelaufen. Jetzt versucht es die belgische Regierung durch das in Antwerpen zu errichtende Ausfuhrscomptoir auch belgisches Leinen nach Nord- und Südamerika auszuführen; es wird ihr dies aber schwerlich gelingen, einmal schon deßwegen, weil Private wohlfeiler arbeiten und Handel treiben, als Gesellschaften oder Regierungsbeamte, und weil zweitens es nicht sowohl auf das Comptoir in Antwerpen als auf die Agenturen in New-York, Orleans und Rio de Janeiro ankommt, ob die belgischen Produkte dort Absatz finden sollen. Wenn das Comptoir in Antwerpen keine amerikanischen Güter in Tausch nimmt, also ebensogut Einfuhr- als Ausfuhrscomptoir wird, so wird es höchstwahrscheinlicherweise nur sehr mittelmäßige Geschäfte machen. Wird es aber Einfuhrs- und Ausfuhrscomptoir zugleich, so wird das Monopol des transatlantischen Handels, das es sich auf diese Weise anmaßt, eine Opposition der Kaufleute hervorrufen, die dem Gesammthandel Belgiens eher schaden als nützen könnte. Was die Gesellschaft oder die Aktionärs des Comptoirs gewinnen, das verlieren die Kaufleute und umgekehrt. Alle dergleichen von den Regierungen in Vorschlag gebrachten Auskunftmittel, Handel und Industrie eines Staates zu heben, haben bis jetzt wenig oder nichts gefruchtet. Die so außerordentlich große Leinenindustrie Belgiens bedarf allerdings noch sehr der systematischen Organisation; aber die Organisation von Staatswegen, welche schon durch ihre Zusammensetzung kostspielig ist und durch die Art der Bevormundung den Grundsatz der direkten Verantwortlichkeit aufhebt, wird ihr so leicht nicht auf die Beine helfen. Ueberhaupt ist es einer der größten Fehler des belgischen Volks, daß es die Regierung für den ganzen Gang der Privatindustrie und des Handels verantwortlich zu machen sucht, und dadurch seine Unmündigkeit in dieser Beziehung von vornherein zugesteht. Die Regierung soll die Zinsen des auf den Ausfuhrhandel verwendeten Kapitals garantiren; dann erst wagen sie sich an das Geschäft. Die belgischen Herren Exporteurs möchten alle gern schwimmen lernen, nur wollen sie nicht ins Wasser gehen. Hiernach sollte man kaum daran zweifeln, daß Deutschland, in Bezug

auf die Ausfuhr ſeiner Leinenprodukte die Concurrenz Belgiens nicht zu fürchten braucht. Ganz anders verhält es ſich mit der engliſchen, welche in den letzten Jahren beinahe auf allen Märkten der Welt ihre Gegner beſiegt hat. Nach den offiziellen Tabellen der franzöſiſchen Regierung wurde aus Belgien und England an Leinengarn eingeführt

	aus Belgien	Werth in Franken
1838	409,169 Kilogrammes	1,921,322 Francs
1839	504,501 „	2,278,932 „
	aus England	
1838	5,303,058 Kilogrammes	17,536,900 „
1839	6,315,948 „	25,703,538 „

Daß der Vertrag von 1842 zwiſchen Frankreich und Belgien letzterem nichts genützt, ſondern überhaupt nur die eigene franzöſiſche Leinenindustrie zu heben beſtimmt war, hat Guſtav Höfken in ſeinem Werk: „Belgien in ſeinen Verhältniſſen zu Frankreich und Deutſchland“ u. ſ. w. Stuttgart, Cotta, 1845, mit überwiegenden ſcharfen Beweisgründen hinlänglich dargethan, und die Wahrheit ſeiner Darſtellung iſt ſeither von den belgiſchen Blättern aller Farben unbedingt anerkannt worden. Nicht nur hat der franzöſiſch-belgiſche Vertrag der engliſchen Leinenindustrie, die ſich ſeit 1842 immer noch bedeutend gehoben, keinen bemerkbaren Abbruch gethan, ſondern der belgiſchen ſelbſt nicht beſonders viel genützt.

„Schlägt man die franzöſiſchen Handelstabellen auf,“ bemerkt Höfken in der ſo eben angeführten Schrift, „ſo findet man, daß die belgiſche Einfuhr im Jahr 1843 an Flachs- und Hanfſtoffen nur 14 Millionen Franken, alſo weniger als im Jahre vor der Uebereinkunft, und daß ſie überhaupt nie ſo wenig betrug als gerade nach dem Abſchluſſe dieſes ſo geprieſenen Vertrags. Während der erſten neun Monate von 1842, 43 und 44 betrugen die franzöſiſchen Einfuhren überhaupt: flächſene und bänfene

	1842	1843	1844
Gewebe Kilog.	3,707,000	2,204,000	2,300,100
Garne „	9,513,000	5,511,500	6,356,900.“ [1]

[1] Seite 294.

Aber auch vor dem Abſchluß des Vertrags von 1842 war die belgiſche Leinenindustrie gewaltig im Verfall. In Weſtflandern wurden im Jahr 1840 22,897 Stücke Leinwand weniger verkauft als im Jahr 1819, und obwohl ſich der Verkauf 1841 wieder um 9283 Stücke hob, ſo fiel er doch im Jahr 1842 um weitere 19,242 Stücke und hat ſich ſeit jener Zeit nicht wieder erholt.[1] In Oſtflandern war das Verhältniß noch ſchlimmer. Dort nahm die Zahl der verkauften Stücke Leinwand im Jahr 1841 um 15,046, und im darauf folgenden Jahr (1842) um weitere 5229 ab.[2] Der Verkauf ſämmtlicher Stücke in ganz Flandern belief ſich 1842 auf nicht mehr als 199,352.

Hier führen die belgiſchen offiziellen Berichte nur die inländiſchen Berichte an, und es iſt klar, daß hier nur von »Marchandises vendues sur place,« dem Lieblingshandel der Belgier, oder von ihren Beſtellungen die Rede iſt; des Aufſuchens fremder Märkte kann man die Belgier nicht zeihen. Daß außer Frankreich belgiſches Leinen keinen weitern europäiſchen Markt hat, iſt begreiflich; aber auch nach Amerika und namentlich nach den Vereinigten Staaten iſt nichts davon ausgeführt worden, und man wird wohl zuwarten, bis die Amerikaner die glückliche Entdeckung machen werden, daß man in Belgien ganz vortreffliches, wenn gleich nicht ſehr dauerhaftes oder weißes Leinen verfertigt. Mit der Tuchfabrikation zu Verviers ging es ebenfalls ſo. Die welche zuerſt den Muth hatten, einige Stücke Tücher auf den New-Yorker Markt zu bringen, und dabei ihre Rechnung fanden, hielten die Sache ſorgfältig geheim, bis endlich Amerikaner ſelbſt nach Verviers kamen und das Spiel verriethen. Ueberhaupt findet ſich bei der ganzen Art der Belgier Handel und Induſtrie zu treiben, die alt-holländiſch-mittelalterliche Liebe zum Monopol und zum Ausbeuten glücklicher Conjunkturen; weniger das Beſtreben mit niederen Procenten zu arbeiten und regelmäßige, dauernde Verbindungen einzuleiten. Wäre die deutſche Induſtrie von den Zollvereinsregierungen nur halb ſo gehegt und gepflegt — wir wollen nicht ſagen gehätſchelt — ſo brauchte ſie mit Ausnahme des den Belgiern von der Natur geſchenkten

---

[1] Essai sur la statistique générale de Belgique par Xavier Heuschling. [2] Ibid.

Eisens die belgische Concurrenz nirgends zu fürchten. Die Belgier arbeiten bis jetzt ebensowenig nach dem Geschmack der Nationen als die Deutschen, und wir dürften dies am Ende noch leichter lernen als sie. Der deutsche Arbeiter ist durchgehends ebenso fleißig und arbeitsam als der belgische, er ist aber dabei viel genügsamer, mäßiger und sparsamer. Deutsche Taglöhne sind durchschnittlich um mehr als 20 Procent geringer und die deutschen Abgaben bedeutend niederer als die belgischen. Und wäre nun vollends die deutsche Schifffahrt durch Differenzialzölle geschützt, wer könnte da noch daran zweifeln, daß die centraleuropäische Handelsmacht nach der englischen die erste der Welt werden, daß sie Belgien und seine ganze Industrie — von Handel und Schifffahrt Belgiens kann ohnedies nur in zweiter Linie die Rede seyn — in die Sphär ihrer Anziehung bringen müßte? Mag immerhin das jetzige Handelsverhältniß zwischen Belgien und dem Zollverein für Belgien am günstigsten erscheinen, so hat doch Deutschland die Zukunft für sich. Daß die deutsche Industrieentwicklung eine naturgemäße ist, erhellt schon daraus, daß sie nicht nur ohne Pflege, sondern trotz der stiefmütterlichen Behandlung der Regierungen und dem Hin- und Herschwanken des Zollvereins doch zu Kräften gekommen ist, so daß Niemand mehr an ihrem Fortkommen zweifelt, während die seit Napoleons Zeiten künstlich gepflegte und begünstigte belgische Industrie nicht nur ihren Höhepunkt erreicht haben, sondern bereits im Rückschritt begriffen seyn dürfte, weil derjenige nothwendig rückwärts schreitet, welcher nicht mehr weiter kommt. Die Baumwollenindustrie Belgiens hat nie recht geblüht, und ist auch jetzt in keinem sonderlichen Aufschwung begriffen. Die belgischen Spinner sind nicht weiter als die deutschen, und die Weber und Drucker stehen bereits hinter den unsrigen. 70 ist die höchste Nummer, die in Belgien gesponnen wird, und die gewöhnlichen Nummern sind zwischen 30 und 40. Im Jahr 1842 gab es im ganzen Lande nur 305,000 Spindeln, wovon 232,000 allein auf Gent zu stehen kamen. Von baumwollenen Geweben liefert Belgien noch lange nicht genug für seinen eigenen Bedarf; diese werden daher von England und Frankreich, und selbst aus Deutschland eingeführt. Selbst Rußland ist in der Baumwollenindustrie Belgien bedeutend voran. Nicht nur besitzt ersteres

mehr als zweimal soviel Spindeln, sondern seine Maschinen sind überhaupt *besser eingerichtet* und von neuester Erfindung. Schreiber dieses hat in Gent Maschinen gesehen, wie sie vor dreißig Jahren in Manchester gäng und gäbe waren: man behalf sich damit eben so gut es anging.

Seidenfabriken gibt es in Belgien außer Antwerpen überhaupt gar keine. Diese liefern blos schwarze schwere Seidenwaaren, richten sich aber ebensowenig nach dem Geschmack ihrer Kundschaften, als die Tuch- und Leinewandfabrikanten, und finden daher für ihre Erzeugnisse blos im Inlande Absatz.

Vergleicht man das Gesammte der belgischen Industrie mit der Industrie Frankreichs oder Englands, so ist namentlich in Bezug auf letzteres die Vereinzelung der verschiedenen Zweige derselben in die Augen springend. Die Industrie Belgiens ist kein großer Baum mit vielen Zweigen, welche zugleich blühen und Früchte tragen, wie in England, sondern Partikularitäten, welche eben deßwegen, um zu gedeihen, besonderer Pflege bedürfen. Als Industriestaat besitzt daher Belgien nicht die Erfordernisse eines ausgebreiteten Welthandels, und alle Gesetzgebung zu diesem Ende und aller Eifer der Regierung werden es nicht dazu machen. Steinkohlen und Eisen führt Belgien seewärts nicht aus, weil beides in besserer Qualität und wohlfeiler in England zu haben ist. Wie bereits oben gemeldet, gehen viele amerikanische Schiffe von Antwerpen nach New-Castle, um dort eine Ladung Kohlen einzunehmen; sehr selten verdienen fremde Schiffe eine volle Rückfracht. Das was Antwerpen durch die Trennung von Holland verlor, werden ihm die Eisenbahnen und selbst der Transithandel nach Deutschland nie ersetzen können; die Verbindung mit Holland ließ Belgien direkt am Welthandel Antheil nehmen, sicherte ihm die Ausfuhr seiner Industrieprodukte nach Java und den andern holländischen Kolonien, und durch diese sogar nach Indien und China, und vermittelte zugleich eine nicht unbedeutende Küstenschifffahrt als Marineschule für Matrosen. Jetzt ist zwar Antwerpen ein Hafen des Zollvereins; aber wo sind die räumlichen Handelsartikel, welche selbst von Deutschland über Belgien überseeisch ausgeführt, als Basis einer *regelmäßigen* transatlantischen Frachtschifffahrt dienen könnten? Wenn Bremen und Hamburg nicht so wohlfeile Schiffe bauten und diese

dabei wohlfeil segelten, und wenn die Auswanderung nicht regelmäßig eine große Zahl disponibler hanseatischer Schiffe beschäftigte, so daß die Rheder in den Hansestädten nicht nur auf eine Rückfracht von Amerika, sondern auch auf eine auswärtige Fracht rechnen können, wäre es ihnen wohl möglich geworden, bis jetzt so glücklich selbst mit den amerikanischen Rhedern zu concurriren? Das Aufspeichern deutscher Waaren in den Entrepots von Antwerpen, das Abgeben von Commissions- und Expeditionsspesen an die Antwerpner Spediteurs, der Zeitverlust und die unregelmäßige Abfahrt würden auch, selbst bei dem völligen Anschluß Belgiens an den Zollverein, einem regelmäßigen transatlantischen Verkehr noch sehr bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legen, bis das System des belgischen Handels und die Art des Verfahrens der Antwerpner Handelshäuser sich völlig ändern. Man muß nur nicht vergessen, daß mit der Trennung Belgiens von Holland nicht nur die bei weitem größte Anzahl zum transatlantischen Verkehr tauglicher Schiffe von Antwerpen nach Rotterdam und Amsterdam übersegelte, sondern auch der unternehmendste Theil der Antwerpner Rheder zur altholländischen Fahne schwor und seinen Schiffen folgte. Bis solche unternehmende Kaufleute und Rheder sich wieder in Antwerpen niederlassen, wird es seine frühere Blüthe (bis zum Jahr 1830) nicht erreichen.

Nicht sowohl die geographische Lage eines Hafens oder einer Stadt, als der Unternehmungsgeist und die Thätigkeit ihrer Bewohner bestimmen hauptsächlich ihr Schicksal. Es bedurfte des Unternehmungsgeistes der Engländer, um aus dem schlechtgelegenen Marktflecken Liverpool den zweiten Hafen des britischen Reichs zu machen, und in dieser Beziehung ist Antwerpen, trotz seiner vortrefflichen Lage, beinahe stets unglücklich gewesen. Wenn man auf einem Handelsplatz einmal gewohnt ist, Geschäfte gewisser Art zur Hauptsache zu machen, und dabei die Art Geschäfte auch einträglich und gewinnabwerfend ist, so daß man zur Noth dabei bestehen kann, dann hält es schwer, eine andere Gattung einzuführen, deren Gewinn vorderhand noch in Aussicht steht. Bis jetzt waren die Commissionsgeschäfte in Antwerpen noch immer die einträglichsten, und da sie zu gleicher Zeit auch die sichersten sind, so ist begreiflich, daß es hauptsächlich diese sind, um welche sich die Antwerpner Häuser bewerben.

Speditionsgeschäfte werfen den geringsten Nutzen ab, und da man nebenher noch die Ueberzeugung zu hegen scheint, daß das Speditionsgeschäft dem direkten besondern Handel in Landeserzeugnissen Abbruch thut, so wäre es, um den transatlantischen Verkehr des Zollvereins über Belgien zu leiten, fast nothwendig, daß sich deutsche Häuser in Antwerpen niederließen, um sich ganz und gar diesem Geschäft zu widmen. In der That sind bereits die ersten Commissions- und Kaufhäuser von Antwerpen deutsche; es unterziehen sich aber auch diese nicht leicht dem Speditionsgeschäft, oder thun dies nur aus Gefälligkeit für ihre deutschen Freunde.

Einen ungeheuren Vortheil besitzen die Hanseaten gleich den Amerikanern und Engländern darin, daß sie Rheder und Kaufleute zugleich sind. Da greift Eins ins Andere; da kann man sich mit geringem Gewinn an der Waare begnügen, wenn die Fracht gut ist, und umgekehrt. Der Kaufmann, der zugleich Rheder ist, wird da noch vortheilhaft verkehren können, wo Commissions- und Speditionsgeschäfte längst ihr Ziel erreicht haben; und wenn wir gerecht seyn wollen, so müssen wir, trotz dem, daß die Hansestädte zum Zollverein in eine Art von Conflikt gerathen sind, zugestehen, daß die Hansen nur auf diese Art im Stande waren, den Verkauf zwischen den Zollvereinsstaaten und der neuen Welt zu vermitteln, der ohne diese Vermittlung gar nicht möglich gewesen wäre. Die hanseatischen Kaufleute machten den deutschen Fabrikanten Vorschüsse, welche diese in den Stand setzten zu arbeiten, während sie selbst mit ihren Schiffen die entlegensten Märkte der Welt aufsuchten und mit den jungen amerikanischen Republiken Handels- und Schifffahrtsverträge abschlossen, wo noch bis jetzt keine solchen Verträge mit dem Zollverein bestehen, und auch wegen übergroßer Aengstlichkeit des Vereins und seiner Unschlüssigkeit zwischen Politik und Handel, nicht so leicht welche zu Stande kommen werden.

Diese Art von Geschäften kennt man bis jetzt in Antwerpen sehr wenig oder gar nicht. Die zwei großen Industrien des Landes, Waffen- und Tuchfabrikation, sind ganz und gar von der Antwerpner Rhederei getrennt. Von den Tüchern gehen sogar, wie bereits gemeldet, die meisten entweder über Havre oder über Liverpool nach Amerika, besonders wenn es Modewaaren sind, die durch ein- oder zweimonatliches Warten auf eine Schifffahrtsgelegenheit

nach dem bestimmten Hafen leicht den passenden Augenblick des Verkaufs verfehlen könnten. Wären die Antwerpner Kaufleute und Rheder der belgischen Leinenindustrie auf gleiche Weise zu Hülfe gekommen, wie, zu ihrer Ehre sey es gesagt, die Hanseaten den Leinwandfabrikanten in Westphalen, Sachsen und Schlesien, so wäre dieser einst so blühende und wichtige Zweig der belgischen Industrie nicht in solchen Verfall gerathen, und man hätte belgischerseits sich nicht vor Frankreich zu demüthigen gebraucht. Daß die deutsche Leinenindustrie in lezter Zeit dennoch fast ganz darnieder liegt, hat seinen Grund in dem schnellen Emporkommen der Maschinenspinnerei und Weberei Englands — und in den unzulänglichen Maßregeln des deutschen Zollvereins selbst. Nur wenn sich der Zollverein von innen heraus entwickelt, kann er hoffen, die Uferstaaten und mit ihnen auch Belgien und seinen Hafen in sein Bereich zu ziehen; im Handel gibt es keine andere Eroberung als die dem andern zu zeigen, daß er im Geschäfte seinen Vortheil hat.

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß Belgien als Fabrik- oder Industriestaat sich noch leichter an den Zollverein anschließen könnte, als die ganz allein auf den Handel angewiesenen Hansestädte. Diesen kann die unbestreitbare große Zukunft des Zollvereins nichts frommen, wenn sie darüber einen bedeutenden Theil ihres gegenwärtigen Handels einbüßten, oder denselben durch die Art und Weise der Zollgesetzgebung erschwert sehen würden, und umgekehrt könnte der Zollverein nicht seine Rechnung dabei finden, daß er den Wohlstand der Hansestädte gefährdete, der allein es ihm wünschenswerth machen kann, die Hansen dem allgemeinen deutschen Bund beitreten zu sehen. Im Handel läßt sich einmal keine Großmuth und kein vaterländisches Streben erwarten; da muß man etwas Positives bieten können, um etwas Positives zu verlangen.

Noch müssen wir hier, in Bezug auf den Hafen von Antwerpen, der in vielen Beziehungen sehr langweiligen und lästigen, dabei aber doch größtentheils zwecklosen belgischen Zollgesetzgebung erwähnen, weil diese gewiß auf die Wichtigkeit des Scheldehafens für den Zollverein von nicht geringem Einfluß ist. Man könnte sich freilich damit trösten, daß den Mißständen höchstwahrscheinlicherweise ehestens abgeholfen werden wird; allein

dies genügt dem Kaufmann nicht, welcher Gewißheit haben will, und am Ende ist es doch möglich, daß es beim Alten bleibt oder gar noch schlimmer wird. So viel nämlich deutsche Schriftsteller und Correspondenten deutscher Zeitungen von den Bestrebungen in Belgien und namentlich in Flandern zu erzählen wissen, so sieht man dem jungen Staat es doch noch überall an, daß er, trotz seiner germanischen Grundform, gegen oben doch gewaltig nach französischem Muster zugestutzt ist. Dies gilt nächst der offiziellen französischen Sprache und dem Wirkungskreis der höhern Staatsbeamten namentlich auch von der Douanenverwaltung. »Avant tout,« heißt es da, »on est très fiscal.« Man denkt sich nämlich die Mauth immer in einem gewissen Gegensatz zum Handel, so daß die höchste Steuererhebung nach dem Gesetz als eine Art von Verdienst um den Staat betrachtet wird. Auch ist diese Steuererhebung in sehr vielen Fällen an eine Menge von Förmlichkeiten geknüpft, welche den Geschäftsgang erschweren und die Steuer selbst doppelt lästig machen. Die eigentliche entscheidende Gewalt bei vorfallenden Streitigkeiten zwischen der Mauth und den Kaufleuten besitzt nur der Finanzminister, so daß in jedem solchen Fall speziell nach Brüssel geschrieben, die Sache dort in Berathung gezogen und, wann entschieden, zurück nach Antwerpen berichtet werden muß. Aehnliches existirt zwar in allen Ländern, aber doch unter verschiedenen Umständen. Wenn z. B. in England irgend ein Zolleinnehmer eines größeren Hafens in Bezug auf die eine oder die andere Anwendung des Gesetzes auf einen besondern Fall verlegen ist, so schreibt er zwar auch nach London; aber er ist wenigstens nicht dazu gezwungen, sondern hat das was die Engländer »discretionary power« nennen. Er wendet sich nur in den für ihn zweifelhaften Fällen an die Regierung, und ist dadurch im Stande eine Menge von Geschäften, welche sonst zu ihrer Erledigung vielfaches, langweiliges, trostloses Hin- und Herschreiben bedürften, sofort in wenigen Minuten oder Stunden zu entscheiden, wenn der ihm beigegebene Comptroller mit ihm einverstanden ist. Die Furcht vor der büreaukratischen Douanenverwaltung mag wohl auch die Hansestädte vor dem Anschluß an den Zollverein zurückschrecken. So lange nämlich blos vom Binnenhandel die Rede ist, mag die fiskale Ueberwachung des

kaufmännischen Verkehrs noch hingehen, obwohl sie auch bis auf einen unglaublichen Grad zwecklos belästigend seyn kann; so wie sie aber mit dem überseeischen Handel in den Seehäfen in Berührung kommt, wird sie unerträglich. Ein doppelt hoher Zoll würde da von den Schiffern und Kaufleuten oft williger entrichtet, als ein um die Hälfte niedrigerer, der an die Erfüllung von Förmlichkeiten geknüpft ist, und den Mann des Unternehmens der Controle eines unwissenden Maschinenmenschen, mag er nun uniformirt oder ein einfacher Commis de Bureau seyn, unterwirft. Eine gewisse Männlichkeit des englischen Volks ließ nie das Octroi aufkommen, das durch die fast entehrende Art wie es erhoben und controlirt wird, alle nur etwas freisinnigen Menschen anekeln muß. Da wird der Wagen aufgemacht, die Kissen und Sitze untersucht, dann die Seitentaschen durchstöbert, dann wird man noch obendrein mit sehr zweideutiger Miene angegafft, ob man wohl darnach aussieht, daß man etwas in der Rocktasche mitnehmen könnte. Und das Alles, nachdem man auf die Frage: „ob man etwas Steuerbares mit sich führe," mit einem sehr bestimmten „Nein" geantwortet hat. Je mehr sich nun eine Douane einem Octroi nähert, desto hemmender, schwerfälliger und lästiger wird sie für die Kaufleute. Die Hanseaten erklären einfach auf ihren Bürgereid den Werth ihrer Einfuhren, in England muß die Faktur beschworen werden, und die Sache ist in Ordnung. Unter allen Douanengesetzgebungen besitzen die Hanseaten die freisinnigste und für den Handel zweckmäßigste. Wie müssen sich dagegen die armen Importeurs oder Rheder in Stettin plagen, um bei dem schwerfälligen preußischen, nach dem Gewicht bestimmten Tarif auf einen grünen Zweig zu kommen! — Da wo die Einfuhren unmittelbar in Consumtion übergehen, sind die Verzögerungen, welche ein büreaukratisches Douanenwesen hervorruft, noch eher zu dulden; sind aber die Güter auf Spekulation gekauft, um auf dem Platz wieder verkauft, theilweise verarbeitet oder ausgeführt zu werden, dann kann die Verzögerung von ein paar Tagen — und nun erst gar Wochen! — ungeheure Verluste nach sich ziehen. Ein auf diese Weise in seinen Geschäften gehinderter Kaufmann ist um kein Haar besser daran, als ein auf den bloßen Verdacht in Kriminaluntersuchung

Kopfhängerei folgen: die Verjüngung des Romans mußte von dem geſunden und ſtolzen England ausgehen.

Walter Scott pflanzte inzwiſchen doch nur einen deutſchen Samen in den engliſchen Boden. Der hiſtoriſche Roman, wie der Sinn für das Mittelalter überhaupt, ſind deutſchen Urſprungs. Scott adoptirte nur die Grundideen der deutſchen Romantik, indem er ſeine berühmten Schilderungen der engliſchen und ſchottiſchen Vorzeit unternahm. Er vermittelte dieſen Geſchmack allen Nationen, jedoch nicht ohne der nüchternen Zeit Conceſſionen zu machen, und dieſe waren von der Art, daß man in gewiſſer Beziehung ſagen darf, er kehrte die deutſche Romantik um. Wenn nämlich die deutſchen Dichter, in die Größe und Heiligkeit der Vorzeit verſunken, den Nimbus derſelben bis auf die Gegenwart auszudehnen, und auch noch unſere Zeit in einem goldenen romantiſchen Lichte zu ſehn ſtrebten; ſo trug Walter Scott vielmehr vieles von der Nüchternheit und Verſtändigkeit unſerer Tage in die Vorzeit hinein. Er bringt uns die Vergangenheit, die wir im Schleier des Wunderbaren zu ſehen gewohnt waren, plötzlich ſo nahe vors Auge, daß uns das Meiſte daran natürlich erſcheint, wie in einem niederländiſchen Genrebild oder Stilleben. Denen, die gar nicht aus der Modernität hinausblicken, muß er begreiflicherweiſe mit ſeinen alten Coſtümen höchſt romantiſch erſcheinen; aber den Kennern und Freunden der wahren Romantik genügt er nicht. Er hat ſeinen unzählbaren Nachahmern die bedenkliche Kunſt gelehrt, die älteſten und fremdeſten Zuſtände mit einer Dreiſtigkeit auszumalen, als ob die Maler Augenzeugen geweſen wären, da ſich doch in dieſer ganzen Malerei die Modernität nirgends verläugnet, und die Barbaren der rauhen Jahrhunderte, wie die Prieſter, Ritter und Bürger, Königinnen und Nonnen des Mittelalters, in den Romanen eine durchaus moderne Denk- und Gefühlsweiſe in denſelben Phraſen ausſprechen, die bereits in den Genrebildern der heutigen Zeit abgenützt ſind. Weit entfernt, die Gegenwart aus der Vergangenheit mit neuen Ideen zu befruchten, maßen ſich die hiſtoriſchen Romane vielmehr an, die heutigen Anſichten und Convenienzen in alle Zeitalter überzutragen. Weit entfernt, das romantiſche Geheimniß der Weltgeſchichte zu enthüllen, zeigen ſie uns vielmehr nur, wie ſich die Weltgeſchichte, durch die moderne Brille geſehen, darſtellt.

gezogener Privatmann, und wird auch von den geſtrengen Herren Mauthbeamten nicht viel beſſer behandelt.

Weiter gehören zu den zweckloſen Quälereien der Schiffer und Kaufleute das Abſperren der Kajüten oder das Siegeln derſelben von Abend zu Abend, wenn auch die Taxe der Wiedereröffnung noch ſo klein iſt, das Verhindern des Aufſchlagens von Waſſerfäſſern, alle zu ſtrenge, dem Charakter der Matroſen widerſprechende Hafenpolizei u. dgl. m. Ganz abſurd ſind aber die hohen Strafen auf die Uebertretung ängſtlich fiskaliſcher Anordnungen und Sicherheitsmaßregeln, wo man ganz nach franzöſiſchem Muſter die Abſicht und nicht die That, wie dies ſonſt im Geiſte aller andern vernünftigen Geſetze liegt, hart mitnimmt. — Gewöhnlich haben die höhern Beamten in ſolchen Fällen eine Skala — nach der größern oder geringern Wahrſcheinlichkeit des beabſichtigten Verbrechens — nach welcher ſie die Größe der Strafe zuerkennen, z. B. von 200 bis zu 200,000 Franken oder wohl auch einer Million. Eine ſolche Zollgeſetzgebung ſchreckt von dem Betrugsverſuch nicht ab, ſie macht die Douane blos verhaßt und lächerlich. Wer ein oder zweimal zu 100,000 Franken Geldbuße verurtheilt worden, ſodann aber mit 50 Franken durchgekommen iſt, der wird nicht leicht mit Hochachtung von der Douanengeſetzgebung ſprechen, und ſich auch kein beſonderes Gewiſſen daraus machen, dieſelbe zu umgehen. Denn entweder war er der ihm zugeſchriebenen Abſicht den Fiskus zu beſtehlen ſchuldig oder nicht; war er ſchuldig, dann iſt kein Grund des Nachlaſſes der Strafe vorhanden; war er aber unſchuldig, dann hat der Fiskus auch kein Recht die 50 Franken anzuſprechen. Was wir hier erwähnen, bezieht ſich hauptſächlich auf Schiffe, in welchen durch Zufall ein Mauthſiegel in der Kajüte oder andern Schiffsabtheilungen gebrochen oder verletzt iſt. In ſolchen Fällen läßt ſich ja leicht durch das Lichten beweiſen, ob die Anzahl der geladenen Collis mit dem Manifeſt übereinſtimmt. Es kann auch ſeyn, daß im Manifeſt ſelbſt Fehler vorkommen, aber von ſo geringer Bedeutung, daß der Verdacht des abſichtlichen Betrugsverſuchs von ſelbſt wegfällt. In allen dieſen Fällen könnte man, wie dies in England Brauch, den Schiffern oder Eignern erlauben, das Verſehen zu verbeſſern, ſtatt ſogleich das Schwert der Gerechtigkeit umzugürten, um den

Verbrecher um einige Fünffrankenthaler kürzer, oder beſſer leichter zu machen.

Jede zu ſtrenge und entſchieden fiskale Richtung der Douanengeſetze iſt ein Haupthinderniß des Handels; bis zu einem gewiſſen Grad können aber auch Differenzial- oder Unterſcheidungszölle dieſes werden. Das Syſtem der Differenzialzölle hat z. B. bei der völlig unbedeutenden Rhederei Belgiens keinen rechten Sinn, und dient zu weiter nichts als zur Bevorzugung fremder Flaggen, wobei die preußiſche und nordamerikaniſche beſonders zu nennen ſind. Wenn Belgien mit dem Zollverein und den Vereinigten Staaten in Verbindung treten, ſtatt wie früher einen großen Theil ſeiner Colonialwaaren über Cowes beziehen will, ſo ſind die Differenzialzölle allerdings ein Mittel ihm dazu zu verhelfen; aber da müßten auch die Differenzialzölle in Bezug auf die aus dritten Ländern eingeführten Ladungen aufhören, was die belgiſchen Kammern nicht ſo leicht zuzugeſtehen Willens ſeyn dürften. Die amerikaniſchen Staaten führen in der Regel nur eigene Produkte in eigenen Schiffen aus, wie dies auch bei ihrer ungeheuern Ausdehnung und der Mannigfaltigkeit ihrer räumlichen Produkte (marchandises d'encombrement) nicht leicht anders denkbar iſt. Wenn ſüdamerikaniſche und weſtindiſche Waaren aus den Häfen der Vereinigten Staaten ausgeführt werden, ſo iſt dies offenbar in Folge übertriebener Geſchäfte in dieſen Häfen, wodurch die Waare nicht gut verkäuflich geworden iſt. Der Kaufmann hat daher in dieſem Falle bereits einen doppelten Verluſt, den der Fracht vom Produktionsland nach dem Unionshafen, und den an der Waare ſelbſt. Nur ganz kleine Länder wie Belgien oder die Hanſeſtädte, welche nothwendig den Nachbarſtaaten als Entrepots dienen, können vortheilhaft mit Gütern dritter Nationen handeln, namentlich mit Manufakturwaaren; die Vereinigten Staaten haben dies gar nicht nöthig, denn ſie ſind ſelbſt die größten Erzeuger der Weltſtapelartikel, Baumwolle, Tabak, Getreide, Reis u. dgl. Gegen die transatlantiſchen Staaten iſt daher die Anwendung der Differenzialzölle völlig zwecklos. Nach offiziellen Ausweiſen haben die Amerikaner ſeit der Einführung der Differenzialzölle gerade dieſelben Güter und aus denſelben Ländern aus- und eingeführt wie ſonſt. Wenn der Amerikaner gezwungen iſt, ſtatt

gezogener direkt von Hafen zu Hafen über New-York oder Boſton zu handeln, ſo geſchieht dies in Folge einer Nothwendigkeit, die ihm keinen Willen läßt, und es könnte Belgien durch hohe Differenzialzölle die Amerikaner nur veranlaſſen zur Verwerthung ſolcher Güter einen andern Hafen als Antwerpen zu ſuchen.

In der That könnte Antwerpen, ohne Belgiens Induſtrie zu nahe zu treten, zum Freihafen für alle Produkte der neuen Welt erklärt werden, ja es könnte eine ſolche Maßregel dazu dienen, Antwerpen ſchnell auf den alten Gipfel ſeiner Macht und ſeines Anſehens zu heben. Davon werden freilich die Brabanter und Wallonen nichts wiſſen wollen; man könnte aber zuletzt doch den Verſuch machen, der gewiß in ſeinen Folgen nicht nur für den Handel, ſondern auch für die Induſtrie des Landes alle Erwartungen überträfe.

Daß ſich Belgien in den letzten fünf bis ſechs Jahren alle erdenkliche Mühe gegeben, ſich von ſeiner Abhängigkeit von den Nachbarſtaaten frei zu machen, gereicht ihm gewiß zu aller Ehre; indeß ſind die franzöſiſchen Sympathien noch lange nicht überwunden und die Annäherungen zu Deutſchland noch lange nicht auf dem Punkt, auch nur zu einer geiſtigen Einheit zwiſchen Belgien und Deutſchland Hoffnung zu geben; das was in dieſer Beziehung in Deutſchland und Antwerpen geſchrieben worden, ignorirt der bei weitem größte und einflußreichſte Theil des belgiſchen Volks vollkommen, oder hält es gar nicht der Mühe werth ihm ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Im Innerſten der Seele lieben alle zwiſchen größeren Nationen eingekeilten Völker die Unabhängigkeit, die ſie einzig und allein gegen Willkührherrſchaft ſicher ſtellt, und die Belgier ſind ein politiſch zu erfahrenes, wenn auch nicht politiſch gebildetes Volk, um die Wahrheit dieſer Lehre nicht zu begreifen. Nur im klugen Temporiſiren zwiſchen Frankreich und Deutſchland glaubt Belgien ſein Heil zu finden, und vielleicht hat es Recht. Seine Staatsmänner ſchieben nothgedrungen Preußen gegen Frankreich, letzteres gegen erſteres vor. Der Vertrag von 1842 mit Frankreich wurde durch den vom 1. September 1844 geſühnt, und jetzt unterhandelt man wieder in Paris, um den politiſchen Eindruck des Vertrags vom 1. September zu verwiſchen. Es heißt jetzt (Dezember 1845)

zwar, daß die Unterhandlungen durch die drohende Stellung, die der Fürſt von Ligne in Paris angenommen, abgebrochen ſeyen; aber was hindert Belgien oder Frankreich, ſie wieder anzuknüpfen? und wenn Belgien ſie anknüpft und den Vertrag von 1842 erneuert, oder einen ähnlichen Vertrag ſchließt, muß da die Aſſimilation der belgiſchen und franzöſiſchen Zollgeſetze nicht ungleich ſtärkere Sympathien in Belgien hervorrufen, als der hauptſächlich im Tranſithandel beſtehende belgiſch-deutſche Verkehr? Wir wiſſen recht wohl, daß wir hier den Finger auf die wunde Stelle der deutſchen Sympathien für Belgien legen; aber die Wahrheit gebietet uns nicht unſere Hoffnungen, ſondern unſere Erkenntniſſe auszuſprechen, damit man nicht nach deutſcher Weiſe die Hand in den Schooß lege und glaube, die Sache ſey abgemacht.

Das was man in Belgien „die flämiſche Bewegung" nennt, iſt in Deutſchland vielfältig mit ſehr hellen und ſchönen Farben beſchrieben worden; und bereits gab es gutmüthige patriotiſche Schwärmer, welche darin ein inniges deutſches Streben nach Vereinigung mit den übrigen germaniſchen Stämmen, wie ſich dies in den verſchiedenen Ländern deutſcher Sprache offenbart, wahrzunehmen glaubten. Unſerer Ueberzeugung nach iſt die flämiſche Bewegung eine rein negative, eine wenn auch ſehr beſcheidene, nur auf einzelne Städte, nicht Provinzen beſchränkte Demonſtration gegen Frankreich. — Man mag die Sache von einem Geſichtspunkt betrachten von welchem man will, immer war die natürlichſte Verbindung Belgiens die mit Holland: das begreifen auch die Induſtriellen und die Kaufleute vollkommen, daher auch jetzt noch die übergroße Mehrzahl derſelben orangiſtiſch geſinnt iſt. In Antwerpen verhehlt man dies gar nicht, und nur die muſterhafte, kluge Regierung des Königs der Belgier verſtand bis jetzt dieſe holländiſchen Sympathien zu neutraliſiren. Die anziehende Kraft Deutſchlands wird erſt dann auf Belgien zu wirken anfangen, wenn Deutſchland einig und ſtark genug ſeyn wird, auch auf die Niederlande anziehend zu wirken. Beide Staaten, Holland und Belgien, ſind viel zu ſehr Handels- und Fabrikſtaaten, als daß ſie, troz der Sprachähnlichkeit, daran dächten, ihr Schickſal in die Hände einer Macht zu legen, die bis jetzt nur hofft, träumt und philoſophirt; Holland und Belgien wollen etwas Poſitives, Berechenbares, mit Händen Greif-

liches, keine bloßen Fernſichten politiſcher, commerzieller oder induſtrieller Größe. Ja wir möchten in dieſer Beziehung noch weiter gehen und unſere Beſorgniſſe dahin ausſprechen, daß wenn Deutſchland nicht durch ſeine eigene Entwicklung Belgien in die Sphäre ſeiner Anziehung bringt, Frankreichs Einfluß trotz des Vertrags vom 1. September einen Grad erreichen dürfte, welcher ſowohl die Unabhängigkeit Belgiens als Hollands gefährden könnte. In jedem Fall iſt es gut, wenn Deutſchland ſeine Errungenſchaft in Belgien nicht zu hoch anſchlägt und in der Zwiſchenzeit Frankreich im Auge behält, dem ganz andere Mittel ſeinen Einfluß in Belgien zu verſtärken zu Gebote ſtehen, als dem politiſch von Preußen abhängigen deutſchen Zollverein.

Die flämiſche Bewegung, deſſen Seele das eingegangene Vlaemisch België war, iſt, wie wir oben bemerkt, mehr negativ als poſitiv. Während der Vereinigung Belgiens mit Holland war von einer flämiſchen Bewegung nicht die Rede; damals war die Bewegung franzöſiſch, und es wurde dieſelbe nicht nur durch den Clerus, ſondern durch den natürlichen Inſtinkt des kleinen Volks, ſeine Selbſtſtändigkeit durch eine Anziehung in entgegengeſetzter Richtung zu retten, beſonders begünſtigt. Nach der Revolution von 1830 nahmen die Dinge eine andere Wendung. Holland brauchte man nach der Trennung nicht mehr zu fürchten, wohl aber Frankreich, von dem man in politiſcher Beziehung ganz abhängig wurde. Die Beziehung zu Paris wurde ſeit der Verheirathung des Königs Leopold mit einer Tochter Ludwig Philipps die wichtigſte für das junge Königreich; Belgien wurde gar und ganz von Frankreich und ſeinem Schickſal in Mitleidenſchaft gezogen. Da fing der Clerus die flämiſche Bewegung an und unterhielt ſie mit abwechſelndem Eifer, weil es ihm nur darum zu thun war, ſich ihrer nach Umſtänden zu bedienen: nie aber kam es ihm in den Sinn ſie zur herrſchenden zu machen. Man hatte die Trennung, oder doch die ſeparate Verwaltung Belgiens und Hollands gewollt, nicht aber die Unterordnung unter Frankreich, oder beſſer unter Paris, der Mutter ſo vieler Revolutionen — und der Voltaire'ſchen Philoſophie. So und nicht anders muß man die flämiſche Bewegung deuten, die von dem Clerus praktiſch,

von den Gelehrten philosophisch ausgebeutet wurde, ohne daß der eine oder der andere Theil dabei sonderlich gewonnen hätte. In Belgien selbst sind jetzt alle Parteien darüber so ziemlich enttäuscht, aber wir Deutsche, die wir von Ideen, namentlich wenn sie zu unserer Anschauungsweise passen, leichter beherrscht werden, als die gewerbthätigen Belgier, glauben noch immer an eine durch spezifische Anziehung und nicht durch die Entwicklung organischer Kräfte zu Stande kommende Auferstehung des germanischen Prinzips.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, müssen wir noch der belgischen Presse erwähnen. Wie verhält diese sich zur flämischen Bewegung? Was ist die flämische Bewegung in der Richtung der Presse anders, als eine Ausnahme von der Regel? Sind nicht alle leitenden, tonangebenden Journale französisch, und werden sie nicht großentheils von Franzosen redigirt? Welches flämische Blatt hat Einfluß auf die Wahlen? Und wie sind die französischen Blätter in Belgien redigirt? Fangen sie nicht alle mit dem Artikel Frankreich an? Geben sie nicht bis auf die kleinsten Details alles wieder, was auf die Stellung der französischen Parteien, der Minister, der Glieder des königlichen Hauses Bezug hat? Geben sie nicht die Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer, die Ordonnanzen des Königs, die Armeeberichte aus Algier — Alles in erster Linie? — Hat Deutschland in den belgischen Regierungs- oder Oppositionsblättern eine eigene Rubrik? Da kommen allenfalls hie und da sechs oder acht Zeilen aus der Kölnischen Zeitung, manchmal auch ein ganzer Paragraph aus der Augsburger Allgemeinen — meistens aus zweiter Hand über Paris eingeführt — aber nie ein leitender Artikel über deutsche Angelegenheiten, die der Masse des belgischen Volks so fern liegen als die von Italien, obgleich sie von ihrer Hauptstadt nur vier bis fünf Stunden brauchen, um die deutsche Zunge zu hören. England wird in den belgischen Blättern nicht viel besser behandelt als Deutschland. — Die Korngesetze, Eisenbahnen und der Stand der Rente bilden noch immer das Gelesenste in dieser Rubrik. Vlaemsch België, obwohl eine hochgestellte Person auf 500 Exemplare subscribirt haben soll, ist in Brüssel nie bis in die Region der Montagne de la Cour gekommen; es mußte sich mit einem Posten vor dem

Kölner Thor, der Eiſenbahn gegenüber begnügen und hat ſich endlich mittelſt dieſer Eiſenbahn in die Provinz Antwerpen flüchten müſſen, wo es jetzt unter einem andern Namen fortvegetirt. Wir Deutſche haben uns in Bezug auf Belgien ein Dilemma vorgeſtellt. Wir glaubten, wenn die Fläminger die Franzoſen nicht mehr leiden mögen, gebe es für ſie keinen andern Ausweg, als ſogleich Deutſche zu werden. Das aber iſt ein großer Irrthum, die Fläminger werden Fläminger bleiben, ſo lange die Holländer Holländer ſind; erſt wenn das deutſche Prinzip in dem ungleich mehr germaniſchen Holland Wurzel gefaßt haben wird, wird es auch in Belgien Eroberungen machen.

Und ſo erſcheint uns auch der deutſch-belgiſche Vertrag hauptſächlich als ein Mittel den Holländern die Augen zu öffnen und ſie zu einer andern Politik dem deutſchen Binnenland gegenüber zu ſtimmen. In dieſer Beziehung und in ſeinen Wirkungen auf die Hanſeſtädte ſcheint er uns weit wichtiger als in Bezug auf Belgien ſelbſt; obwohl er, als Zwangsmaßregel betrachtet, in ſeinen letzten Folgen weit zweckdienlicher gegen Holland als gegen die bereits in Deutſchland wurzelnden Hanſeſtädte gewendet werden könnte. Wirklich ſcheint Holland dies bereits einzuſehen und ernſtliche Anſtalten zu einer näheren Verbindung mit Deutſchland treffen zu wollen. Aber die Hauptſache — das darf nie vergeſſen werden — iſt für den Zollverein, ſich zu entſcheiden was er ſeyn und werden will; dann erſt darf er den Uferſtaaten gegenübertreten und fragen: „Wollt ihr mithalten?“ Kein praktiſcher Menſch wird dem andern zumuthen, daß er ſich mit ihm zu einer Geſellſchaft verbinde, ohne vorher zu beſtimmen, was der Zweck und das Wirken dieſer Geſellſchaft ſeyn ſoll.

Das Wichtigſte was für Deutſchland und Belgien bis jetzt geſchehen iſt, nächſt dem Vertrag vom 1. September zwiſchen Deutſchland (das heißt den deutſchen Zollvereinsſtaaten) und Belgien, iſt der ſoeben zwiſchen Belgien und den Vereinigten Staaten abgeſchloſſene, obgleich (Dezember 1845) noch nicht ratificirte Handels- und Schifffahrtsvertrag; man darf ſich jedoch auch von dieſem nicht zuviel verſprechen. Der Vertrag iſt hauptſächlich ein Schifffahrtsvertrag, der aus den weiter oben angeführten Gründen nichts Weſentliches an dem beſtehenden

Handels- und Schifffahrtsverhältniß beider Länder ändern wird. Die Amerikaner werden nach wie vor hauptsächlich ihre eigenen Produkte nach Belgien ausführen, und Belgien wird sich mit den preußischen und amerikanischen Schiffen behelfen müssen, bis die Hanseaten dem Vertrag oder dem Verein beigetreten seyn werden; denn mit den eigenen wenigen zum transatlantischen Handel tauglichen Schiffen wird Belgien mit den Vereinigten Staaten nicht concurriren können. Nur die freie Durchfuhr amerikanischer Stapelartikel nach Deutschland, die im Vertrag festgesetzt ist, dürfte für den Zollverein von einiger Bedeutung seyn; doch gewiß nicht so sehr, daß es die gegenwärtigen Zustände des deutsch-amerikanischen oder deutsch-belgischen Verkehrs bedeutend ändern könnte.

'Hier müssen wir im Vorbeigehen der Stelle des obenangeführten Werks „Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland" ꝛc. von Gustav Höfken, erwähnen, worin von der Tonnenzahl die Rede ist, die zur Vermittlung des deutsch-amerikanischen Handels über Belgien erforderlich seyn würde. Der geistreiche Herr Verfasser meint, daß Deutschland zwar noch nicht eine hinlängliche Anzahl Schiffe habe, um seinen transatlantischen Handel unter ganz nationaler Flagge zu betreiben, daß es aber diesem Uebelstande binnen einem Jahre abhelfen könnte. Wir wollen hier lieber die ganze Stelle anführen, mit deren Inhalt wir uns übrigens keineswegs einverstanden erklären. Seite 391, IX. Kapitel des angeführten Werkes heißt es: „Seit dem Septembervertrage berührt der Zollverein zwei Meere im Westen und Osten, hat also das erste Mittel zur Anknüpfung eines großartigen unmittelbaren Bedarfhandels mit den überseeischen Staaten in der Hand. Die zweite Bedingung betrifft eine ausreichende Handelsflotte; auch ihr kann beim richtigen Angreifen der Sache gleich (?) genügt werden. Um die gegenwärtige ganze Einfuhr Deutschlands an Kolonialwaaren zu bewegen, dürften ungefähr 1000 Schiffe in einer Durchschnittsgröße von 150 Last, also 150,000 Last erforderlich seyn. Die Zahl deutscher Schiffe transatlantischer Fahrt ist allerdings beträchtlich kleiner: die sämmtlichen preußischen Ostseehäfen mit etwa 800 Schiffen beschäftigen nur an 35, Bremen von seinen 216 Schiffen durchschnittlich 160, Hamburg von 212 ungefähr

110 Schiffe im transatlantiſchen Handel; die Geſammtzahl der Schiffe, mit welchen der Zollverein unter den früher entwickelten Vorausſetzungen ſeinen direkten Verkehr mit den beiden Indien betreiben könnte, würde ſich darnach, die belgiſchen großen Schiffe mit eingeſchloſſen, auf nur ungefähr 340 mit etwa 35,000 Laſt belaufen. Zwar beſitzen Preußen und Belgien zuſammen allein gegen 1000 Schiffe von ungefähr 130,000 Laſt, doch die wenigſten dieſer Schiffe ſind für den Ocean gebaut, und immerhin dürften Deutſchland, um ſeinen geſammten Colonialimport auf eigenen Schiffen zu betreiben, im erſten Augenblick etwa 100,000 Laſt fehlen. Würde ſich aber der Mangel des Zollvereins bei mäßiger Begünſtigung ſeiner direkten transatlantiſchen Schifffahrt auf dieſe Höhe belaufen? Mit Nichten!" (Damit ſind wir allerdings einverſtanden, aber nicht mit dem was folgt.) „Zuerſt käme die Theilnahme der im direkten und indirekten Handel gleich begünſtigten Flaggen in Abzug" (richtig). „Da dieſelbe ſogar von dem engliſchen Seehandel, von der Küſtenfahrt abgeſehen, bei dem ſtrengſten Schifffahrtsſyſtem ungefähr ein Drittel beträgt, ſo könnten wir die Theilnahme fremder Flaggen in unſerem Seehandel höher anſchlagen; doch nehmen wir auch nur ein Drittel, alſo 50,000 Laſt an, ſo wäre der Mangel bereits auf 50,000 Laſt zurückgeführt. Ferner gilt das Bedürfniß von 150,000 Laſt in der transatlantiſchen Schifffahrt für ganz Deutſchland; der fremde Zwiſchenhandel von 100,000 Laſt wird aber Anfangs nur von den Staaten des Zollvereins ausgeſchloſſen, natürlich wird er ſich daher um ſo eifriger auf die ihm offen bleibenden deutſchen Nordſeeſtaaten werfen und deren Bedürfniſſe verſehen. Die 50,000 Laſt deutſche Schiffsräume werden ſich daher ganz für das Bedürfniß des Zollvereins hinwenden, der fremde Schiffsraum für das der offen bleibenden Lande, und das Letztere, auf etwa 30,000 Laſt veranſchlagt, muß daher weiter von den 50,000 Laſt abgezogen werden. Es bliebe mithin im erſten Augenblick höchſtens nur ein Mangel an Amerikafahrern von 20,000 Laſt, etwa 120 Schiffe von 150 bis 200 Laſt. Doch auch dieſer Mangel, obſchon er theils durch Ankauf holländiſcher Oſtindienfahrer (?) (die ſich bekanntlich in den letzten Jahren über das Bedürfniß vermehrt haben), vielleicht

auch amerikaniſcher Schiffe, theils durch Bau neuer auf deutſchen Werften ſich binnen Jahresfriſt leicht decken ließe, iſt noch zu hoch angeſchlagen und er verſchwindet in Nichts, wenn man erwägt, daß die kraft der noch beſtehenden Verträge gemilderten Differenzial-Zollbeſtimmungen, z. B. für die hochwichtigen Artikel Zucker und Reis, in den erſten Jahren nicht gleich allen fremden Zwiſchenhandel zu Gunſten unſeres direkten Bedarfshandels vertreiben würden, wie denn jener überhaupt durch die Natur der Dinge ſich gezwungen fühlen würde, den Mitbewerb gegen dieſen zu verſuchen. Obige Rechnung hat auf die großen Schiffe Hollands und Oeſterreichs keine Rückſicht genommen, ſie geſtaltet ſich noch weit günſtiger, wenn auch dieſe Staaten dem Zollverein einen Hafen eröffnen und ihre Schiffe (nicht die javaiſchen Produkte) an den Vortheilen der Vereinsflagge durch gegenſeitige Gleichſtellung theilnehmen laſſen. Holland allein iſt gegenwärtig im Stande, dem Zollverein jene 20,000 Laſt in prächtigen Oſtindienfahrern zur Verfügung zu ſtellen und ſeinen Schiffbau dadurch von neuem zu beleben."

So weit der geehrte Herr Verfaſſer, der uns in ſeinem Calcul über dieſen Gegenſtand nur auf zwei Umſtände nicht gehörig Rückſicht zu nehmen ſcheint. Erſtens behandelt er den „Bedarfshandel" als eine fixe Größe, die er nicht iſt; denn es iſt offenbar, daß die Conſumtion von Kolonialprodukten im Verhältniß zur Ausfuhr von Manufakturen — eine ſehr variable Größe, die wiederum von dem Manufakturhandel Englands und anderer Länder abhängt — nothwendigerweiſe ſteigen oder fallen muß; und zweitens will es uns bedünken, daß er auf den von uns weiter oben hingewieſenen Umſtand, daß Deutſchland keine bedeutenden räumlichen Artikel zur Ausfuhr nach Amerika beſitzt, nicht hinlängliche Rückſicht genommen hat. Hätten z. B. die Bremer und Hamburger Rheder als Baſis ihrer Fracht nicht die gewaltig Raum einnehmenden deutſchen Auswanderer, ſo wäre es ihnen nie gelungen mit den amerikaniſchen Rhedern zu rivaliſiren, deren im Lande erzeugte Stapelartikel ſie in den Stand ſetzen, ſelbſt den Engländern in der transatlantiſchen Schifffahrt bei weitem den Rang abzulaufen. Wenn die deutſchen Rheder von der Kolonialfracht des deutſchen Bedarfshandels leben ſollen, ſo werden ſie nicht blos, unſerer Ueberzeugung

Das größte Verdienst Walter Scotts ist ein politisches. Indem er seine Leser, d. h. die ganze gebildete Welt gewöhnte, aus dem engen Kreise der Liebes- und Familiengeschichten in das unermeßliche Panorama der Weltgeschichte zu blicken, trug er zur Erweiterung des politischen Horizontes ungemein viel bei und führte den Geschmack gleichsam aus dem Hause auf das Forum, von den Privat- und Herzensangelegenheiten hin zu den öffentlichen. Das europäische Publikum wurde zum Erstenmal durch die Unterhaltungsliteratur mit den Schicksalen ganzer Völker und berühmter historischer Personen beschäftigt. Das ist ein großes Resultat.

Aus der Schule Walter Scotts zweigten sich zwei andre ab, wovon die eine vorzüglich auf Naturschilderungen (Cooper, Washington Irving, Wilson ꝛc.), die andere auf psychologische und philosophische Probleme und auf Erörterung der Zeitfragen ausging (Lady Morgan, Bulwer, Mistreß Trollope ꝛc.). Die letztere Schule kam in gewisser Beziehung auf die ältern englischen Sittengemälde zurück, und Manches z. B. in den ersten Romanen Bulwers erinnert an Fielding und Smollet. In Deutschland verband vorzüglich Steffens die Manieren des historischen und philosophischen Romans. Auf die Unzahl der mehr oder minder glücklichen Nachahmer Walter Scotts in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Dänemark und Holland wollen wir uns hier nicht näher einlassen. Genug, wenn wir die Gattung charakterisiren.

Die Aufnahme, die der historische Roman überall gefunden hat, spricht sehr zu seinen Gunsten. Doch konnte der Zudrang unzähliger unberufener Dichter, oder vielmehr Romanfabrikanten, die sich ihm widmeten, unmöglich anders als ungünstig auf seine Form einwirken. Die Manirirung ist hier in der That bis auf den höchsten Grad getrieben worden. Einige Hauptmängel derselben scheinen folgende zu seyn.

Scott selbst liebte das kleinliche Ausmalen mehr, als es der Poesie zuträglich ist, und seine Nachahmer haben es noch übertrieben. Es ist schon eine alte Lehre, daß die Poesie nicht mit der Malerei wetteifern soll, weil sie nur nacheinander der Einbildungskraft vorzuführen vermag, was das Bild des Malers in einem Moment dem Auge darstellt. Wenn der Dichter gar zu ausführlich beschreibt, so vergißt der Leser nothwendig über dem Letztern das Erste, und die Vorstellung, anstatt klar zu werden, verwirrt sich.

gemäß, keine neuen Schiffe bauen oder ankaufen, sondern auch die alten bald im Hafen verfaulen lassen. Nur dadurch, daß die Hanseaten eine Hinfracht nach Amerika verdienen, können sie Tabak und Baumwolle, Farbhölzer u. dgl. wohlfeiler zurück nach ihren Häfen führen, als die Amerikäner sie dahin ausführen können. Erst im letzten Jahr, wo die Auswanderung so gewaltig zugenommen, daß die hanseatischen Schiffe nicht hinreichten den Dienst zu versehen, bekamen amerikanische Schiffe in Hamburg und Bremen Rückfrachten; sonst klaren sie gewöhnlich von den Hansehäfen nach Gothenburg oder andern Häfen Schwedens und Norwegens aus, um dort eine Ladung Salz einzunehmen. In Antwerpen, wo bis jetzt noch immer keine regelmäßige Packetschifffahrt nach Amerika eingeleitet ist, warten die Rheder, bis ein oder der andere Amerikaner, der schon eine Herfracht verdient hat, wieder nach New-York oder New-Orleans zurückfährt, der dann die Auswanderer und das bischen Fracht, das vorräthig, (selten eine volle Ladung) mit sich nach Hause nimmt.

Herr Höfken meint, daß beim richtigen Angreifen der Sache sogleich eine tüchtige deutsche Handelsflotte geschaffen werden könne. Dem ist allerdings so; die nöthigen 50,000 Last deutscher Schiffsräume könnten binnen einem Jahr gebaut oder angekauft werden; aber wer wird solche Geschäfte unternehmen, ohne die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, das darauf verwendete Kapital ebenso gut verzinst zu sehen als im Handel, in Eisenbahnen u. s. w.? So auf einmal, in Folge eines abgeschlossenen Vertrags oder einer Zollvereinschifffahrtsakte, werden sich in Deutschland nicht die Kapitalien finden, die benöthigten 50,000 Lasten deutscher Schiffsräume anzuschaffen. Nicht blos von der Heimfracht, sondern auch von der auswärtigen Fracht will der Rheder leben, und eine deutsche Navigationsakte müßte nicht nur die Frachtschiffe, sondern auch die Fischer und Wallfischfänger bedenken, die z. B. in den Vereinigten Staaten allein 650 große Schiffe von 5 bis 6 und 800 Tonnen mit 17,000 Matrosen beschäftigen.

Bei der auswärtigen Fracht ist die erste Frage: was führt Deutschland nach Amerika aus, und wie viel Schiffe braucht der Zollverein zu seiner Ausfuhr? Davon, will es uns bedünken,

wird nicht nur die Einfuhr ſelbſt, der ſogenannte „Bedarfshandel“ an Kolonialwaaren, ſondern auch die Zahl der Schiffe, die der Zollverein vortheilhaft beſchäftigen kann, weſentlich abhängen. Dem Werth nach mag Deutſchland den bei weitem größern Theil ſeiner Ausfuhr in eigenen Schiffen ausführen, und dabei doch nicht den zehnten oder zwanzigſten Theil der Schiffe beſchäftigen, die es zu ſeinen Einfuhren gebraucht. Welcher Unterſchied zwiſchen den räumlichen Verhältniſſen deutſcher Batiſte und Seidenzeuge, und amerikaniſcher Pottaſche oder roher Baumwolle zu 5½ Cents das Pfund! Wie geſagt, wenn der deutſche Rheder nicht zugleich Kaufmann iſt, wenn er nicht von Zeit zu Zeit Waaren kauft, um ſie zu führen; wenn er nicht Eins ins Andere gerechnet auf Einem Markte verdient, was er auf einem andern eingebüßt; wenn er nicht durch ſchnelle Fahrten, Abpaſſen von Conjunkturen, wohlfeilen und guten Schiffbau u. dgl. geſchickt mit andern maritimen Nationen zu concurriren verſteht, ſo wird ihm die Begünſtigung einer deutſchen Schifffahrtsakte nicht viel frommen. Die Spanier haben eine ſolche, ſie hat aber bis jetzt noch wenig für die Erhebung der ſpaniſchen Kaufmannsmarine gethan, und diente eher dazu, die ſpaniſchen Rheder in ihrer Trägheit zu beſtärken. Ueberhaupt gilt hier daſſelbe Verhältniß wie bei der Zollgeſetzgebung im Allgemeinen. Ein zu hoher Zoll führt nicht zum Schutz, ſondern zum Monopol und zur Trägheit; nie dürfte das Syſtem der deutſchen Differenzialzölle weiter gehen, als eben hinreichte den engliſchen Zwiſchenhandel auszuſchließen. Der Betheiligung der Nordamerikaner bei der deutſch-amerikaniſchen Schifffahrt wird keine deutſche Navigationsakte, ſondern nur der wohlfeilere deutſche Schiffbau, die billigere Löhnung der Matroſen, und der Umſtand, daß der deutſche Schiffer eine Hinfracht verdient, engere Gränzen ſetzen. Würde z. B. der deutſchen Auswanderung, welche, um kaufmänniſch zu ſprechen, den Hauptſtapelartikel der deutſchen Ausfuhr abgibt, von den deutſchen Regierungen eine engere Gränze geſetzt, ſo würde die deutſche Rhederei von dem Aufſchwung, den ſie ſeit dem Jahr 1815 genommen, bald wieder auf ihre frühere niedere Stufe zurückſinken.

Was Herr Guſtav Höfken in ſeinem Werk „Belgien in ſeinen Verhältniſſen zu Frankreich und Deutſchland“ über die

Zahl der Schiffe ſpricht, die der Zollverein noch zur Vermittlung ſeines transatlantiſchen Austauſches benöthige, will uns ebenfalls als zu allgemein, und nicht die ſpezielle Art des transatlantiſchen Handels berückſichtigend erſcheinen. Er erkennt einen Mangel an Amerikafahrern von 20,000 Laſt, etwa 120 Schiffen von 150 bis 200 Laſt. Die vortheilhafte Größe der zum deutſch-transatlantiſchen Handel geeigneten Schiffe dürfte nicht unter 500 engliſchen Tonnen und nicht viel darüber ſeyn: nicht viel darunter, weil ſonſt keine vortheilhafte Rückfracht geladen werden kann; nicht viel darüber, weil ſonſt ein zu großer Raum bei der Hinfracht leer bleiben würde, weil immer der Umſtand im Auge gehalten werden muß, daß Deutſchland Manufakturen, Amerika hauptſächlich räumliche Waaren zur Ausfuhr bereit hat. Während der deutſche transatlantiſche Handel auf dieſe Weiſe höchſtens 500 Tonnenſchiffe vortheilhaft beſchäftigen kann, können bei den Havreſchiffen, meiſtens Amerikaner, ſchon 600 bis 900 Tonnenſchiffe in Anwendung kommen, während der engliſch-amerikaniſche Handel, hauptſächlich wegen des großen Baumwollenverbrauchs in England und des noch immer ſteigenden Verbrauchs engliſcher Eiſen- und Stahlwaaren, am beſten 1000 bis 1200 Tonnenſchiffe beſchäftigt. Daß hierin für den Schiffer kein unbedeutender Vortheil liegt, daß er, um dieſelbe Fracht zu verdienen, weniger Fahrten zu machen und auch verhältnißmäßig weniger Matroſen und Offiziere zu verwenden braucht, liegt ebenfalls auf der flachen Hand, und es iſt dieſer Umſtand bei allen Berechnungen über die Folgen eines deutſchen Differenzialſyſtems mit in Anſchlag zu bringen. Es dürfte ſich ſodann herausſtellen, daß der deutſche Zollverein, ſelbſt mit Hülfe einer preußiſchen Navigationsakte, der Hanſeſtädte zur Vermittlung ſeines transatlantiſchen Handels ebenſowenig entbehren kann, als die Hanſeſtädte vereinzelt und von Deutſchland losgeriſſen irgend eine commerzielle oder politiſche Bedeutung haben könnten. Nur auf Gegenſeitigkeit beruht der wahre Vortheil, ſo für die Hanſeſtädte wie für den Zollverein. Daß ſich zuletzt die Hanſeſtädte, wie ſie ſich auch ſträuben und geberden mögen, doch an den Zollverein anſchließen oder mit ihm einen dem belgiſch-deutſchen ähnlichen Vertrag abſchließen müſſen, ſehen wohl auch die Unbefangenen und Beſonnenen in den Hanſeſtädten ſelbſt ein; daß der

Zollverein sie zum Anschluß zwingen kann, ist ebenfalls so klar als die Sonne; aber warum will man Hannover und Oldenburg, von welchen doch die Hansestädte nur Enclaven sind, nicht ebenfalls zwingen? Auf Hannover müßte der deutsche Zollverein hauptsächlich seine Blicke wenden. Ist Hannover nicht angeschlossen und die Hansestädte sind es, so genießen letztere offenbar nur die Hälfte des ihnen durch den Anschluß gewährten Vortheils, der ihnen noch durch allerlei Zollvorschriften von Seiten Hannovers verkümmert werden kann, während ein Anschluß Hannovers den der Hansestädte naturgemäß von selbst nach sich ziehen müßte.

Um nun wieder auf den belgisch-amerikanischen Vertrag zurückzukommen, so glauben wir nicht, daß derselbe an den Handelsverhältnissen zwischen Amerika und Belgien Wesentliches ändern wird; der Handel Antwerpens ist, wie bereits erwähnt, hauptsächlich Commissionshandel, und es fehlt der Unternehmungsgeist, einen andern Handel zu schaffen. Die belgische Rhederei muß erst geschaffen werden, sie ist noch gar nicht da; und bis dahin müssen im direkten Verkehr, wie sich dies von selbst versteht, die amerikanischen Schiffe aushelfen. Nur Preußen, nicht der Zollverein wird von diesem Vertrag Nutzen ziehen, wie denn auch Preußen hauptsächlich mitgewirkt hat, daß der Vertrag zu Stande kam. Preußische Schiffe haben im belgisch-deutschen Vertrag vom September 1844 das Recht, Antwerpen wie einen preußischen Vereinshafen zu benützen. Preußen hat einen Schifffahrtsvertrag mit den Vereinigten Staaten, der seine Schiffe sogleich in den Stand setzt, von den amerikanischerseits Belgien zugestandenen Bedingungen Gebrauch zu machen. Preußische Schiffe können daher den Sundzoll ersparen, wenn sie statt von Stettin, von Antwerpen aus deutsche Waaren nach Amerika führen, und das Entrepot von Antwerpen zur Aufspeicherung der auf den Eisenbahnen nach Antwerpen gesendeten deutschen Zollvereinsgüter benützen. „Nur auf diese Weise," sagt ja Hr. Dechamps selbst in seiner Zuschrift an die Kammer, die den Vertrag mit den Vereinigten Staaten begleitete, „ist es möglich in Antwerpen volle Frachten nach Amerika zu erhalten, die Vereinigten Staaten bedürfen keines solchen Vertrags, wohl aber Belgien." Es hat hier die preußische, nicht die belgische Diplomatie

allerdings einen kleinen Sieg über den nordamerikanischen »common sense« davon getragen; allein es ist dieser Sieg doch nur vorübergehend, und bei weitem nicht so wichtig, als man auf den ersten Blick muthmaßen sollte; denn erstens wird Stettin vorderhand das verlieren, was Antwerpen durch den Zuschuß der preußischen Schifffahrt gewinnt — wenn dies überhaupt ein Gewinn für Antwerpen ist — und zweitens werden die Spediteurs preußischer Güter in Antwerpen schon dafür Sorge tragen, daß sie bei der Versendung derselben durch preußische Schiffe gegen amerikanische nicht zu kurz kommen. Man mag es anstellen wie man will, ein Theil des durch Verträge zugesicherten Gewinns wird immer in Spesen aufgehen, und bei allem Gleichstellen preußischer, belgischer und amerikanischer Schiffe werden die Antwerpner Häuser ihr möglichstes thun, ihre alten amerikanischen Kunden, die zugleich consigniren, nicht zu kurz kommen zu lassen. Denn sonst könnte wohl gar Antwerpen hauptsächlich Zollvereinshafen werden, so daß der Speditionshandel an die Stelle der Consignationen träte, womit den Kaufleuten des Platzes gewiß kein Gefallen geschähe. Der bloße Speditionshandel wird keine Stadt bereichern; es sey denn daß die Speditionskosten so berechnet werden, daß der Versender mit dem Spediteur in Eine Paralelle zu stehen kommt. Ist aber der Versender dies zu thun gezwungen, so wird er sich bald um andere Mittel umsehen sein Geschäft zu betreiben, oder er gibt dasselbe ganz auf. Die am Ausfluß der Flüsse ins Meer ihren Wohnsitz aufgeschlagen, werden stets die Zöllner des Binnenhandels bleiben, wenn man sie nicht durch die Concurrenz zwingt, billige Forderungen an die Kaufleute des Binnenlandes zu stellen. Antwerpen, als Hafen des Zollvereins, ist hauptsächlich für die Rheinlande, Württemberg und Baden von commerzieller Wichtigkeit; für den ganzen Zollverein wird es nur dann von gewichtigem Einfluß seyn, wenn durch die Concurrenz der holländischen und hanseatischen Häfen die Bedingungen des Speditionshandels so billig als möglich gegen die Producenten des Binnenlandes gestellt, zugleich aber auch hinlängliche Kapitalien und Unternehmungsgeist genug da seyn werden, auf die spedirten Güter selbst erhebliche Vorschüsse zu leisten. Ein Speditionshandel, bei dem sich der Spediteur außer dem

Betrag seiner Kosten um gar nichts kümmert, wird dem transatlantischen Handel Deutschlands wenig frommen, besonders nach den Vereinigten Staaten, wo beinahe alle Verkäufe auf 9 Monat Zeit gemacht werden. So lange die Antwerpner Kaufleute nicht in Deutschland kaufen und in Amerika verkaufen, werden sie dem deutsch-amerikanischen Handel keinen andern Vortheil gewähren als den, welche die geographische Lage ihres Hafens und die Belgien in allen Richtungen durchschneidenden Eisenbahnen, als Handelsstraße darbieten, mag nun der amerikanisch-belgische Vertrag vom Senat in Washington ratificirt werden oder nicht.

Ehe wir diesen Artikel schließen, müssen wir noch auf einen Umstand, sofern der belgisch-amerikanische Vertrag für die Industrie der Zollvereinsstaaten von Nutzen seyn soll, Rücksicht nehmen. Es ist nämlich klar, daß so lange keine regelmäßigen Abfahrten von Antwerpen nach Amerika festgesetzt sind — Fahrten, die wie der Postwagen leer oder voll abgehen — ein großer Theil der von Deutschland über Antwerpen versendeten Waaren entweder in Privatwaarenhäusern oder öffentlichen Entrepots aufgespeichert werden muß. Betheiligte, die die Erfahrung gemacht haben, werden wissen was das zu bedeuten hat. Mögen da die Transportkosten auf den Staatseisenbahnen noch so gering seyn, die auf dem Platz selbst (Ein- und Abladen, Aufspeichern, Hin- und Herfuhr, Magazinage, Gebühren, Verlust durch Eintrocknen ꝛc.) werden stets den Mangel eines regelmäßigen und direkten Verkehrs fühlen lassen. Die Antwerpner Kaufleute werden nachgerade fortfahren, behufs ihrer Ausfuhren nach Amerika, nordamerikanische „Retouren" zu verwenden, die, da sie schon eine Fracht verdient, gern um kleines Geld wieder heimkehren. Ueberhaupt muß man nicht dem Wahn leben, daß man durch ein Gesetz oder durch einen noch so zweckmäßig abgeschlossenen Vertrag sogleich den Gang des Welthandels merklich ändern kann. Dies gilt von der Industrie und dem Werth der Arbeit bei weitem mehr als vom Handel selbst. Letzterer ist von zu vielen Nebenumständen, von der momentanen Lage und den Bedürfnissen anderer Länder, von der von andern Nationen bereits erreichten Höhe und von dem herrschenden Charakter der Handeltreibenden selbst abhängig, als

daß es ſo leicht wäre, die commerziellen Folgen einer oder der andern ſtaatlichen Maßregel mit Sicherheit vorherzubeſtimmen. Die engliſche Schifffahrtsakte hat allerdings den Grund zu Englands Weltherrſchaft zur See gelegt; aber zur Weltherrſchaft ſelbſt führte ſie erſt in zwei Jahrhunderten, und wie viele günſtigen Umſtände haben dabei nicht mitgewirkt! Wie iſt das Glück Englands mit dem Unglück anderer Völker Hand in Hand gegangen! Wie wirkte der Handel auf die Induſtrie und dieſe wieder auf den Handel! Welche Rolle ſpielten dabei nicht die engliſchen Kolonien, die Continentalkriege und zuletzt die franzöſiſche Revolution! Von welchem Einfluß auf den Handel Englands war nicht die politiſche Freiheit ſeiner Bürger und die daraus hervorgehende Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen! Hätte endlich, bei allen dieſen Begünſtigungen der Verfaſſung, des Schickſals und der glücklichſten Lage für Schifffahrt und Welthandel, England ſeine jetzige commerzielle Blüthe erreicht, wenn der Geiſt ſeines Volkes hinter den Ereigniſſen und den Fortſchritten der Kultur zurückgeblieben wäre? Der Handel Englands iſt nie von oben herab regiert oder adminiſtrirt worden; er bildete ſich von unten hinauf durch Selbſtthätigkeit und Gewährenlaſſen von Seiten des Parlaments und der königlichen Gewalt. Kein Geſetz, das nur im entfernteſten auf Handel und Induſtrie Einfluß geübt, bei deſſen Ausarbeitung man nicht die Stimme der Kaufleute ſelbſt an den Schranken des Unterhauſes gehört, und darauf Rückſicht genommen hätte. Der Handel Englands hat ſich ſelbſt beſtimmt; nur wo er mit den feudalen Grundlagen des Staates zuſammenſtieß, gerieth er auf Widerſtand; aber auch hier ſcheint ſeiner der größte Sieg zu warten. Der Handel keines Staates, der nicht innerlich frei organiſirt iſt, wird gedeihen, und wenn die Regierung ihn noch ſo ſehr hätſchelte und pflegte. Der Kaufmann, der keinen politiſchen Ueberblick über die Zuſtände ſeines Landes hat, wird immer furchtſam ſeyn, ſich nie an größere Unternehmungen wagen und vor allem darauf bedacht ſeyn, ſich nur mit ſolchen Geſchäften zu befaſſen, bei welchen er in der kürzeſten Zeit ſeinen Rembours nehmen kann. Die Zeit iſt und bleibt für ihn das Wichtigſte, denn über dieſe kann er weniger gebieten als über Kapital und Vermögen. Ein Staat, der noch nicht politiſch

ſicher ſteht, wird nie einen ausgedehnten Handel treiben. Das Vermögen iſt ſeiner Natur nach furchtſam: wenn der Staat in Gefahr iſt, ſind es immer Kaufleute, welche zuerſt ihre Kapitalien in Sicherheit bringen. So lange der Zollverein keine politiſche Garantien ſeiner Exiſtenz geben kann, wird er auch kein großes Handelsſyſtem entwickeln, ſelbſt wenn er alle Uferſtaaten — die Hanſeſtädte mit eingeſchloſſen — in ſein Bereich zöge. Und in noch höherem Grad gilt dies von Belgien, deſſen politiſche Unabhängigkeit nur ſo lange gewährleiſtet iſt, als die Regierung genug Takt und Talent beſitzt, nicht nur mit ihren Nachbarn geſchickt zu tranſigiren, um ſich dieſelben vom Leibe zu halten, ſondern auch die eigenen inneren Elemente des Unfriedens und der Parteien kräftig zu beherrſchen. Bis jetzt hat die belgiſche Regierung dieſe Aufgabe mit vieler Geſchicklichkeit gelöst; wir wollen hoffen, daß ſie dies auch in Zukunft zu thun im Stande ſeyn wird.

Noch müſſen wir hier des Poſtvertrags erwähnen, welcher zwiſchen der Vereinigten Staatenregierung und der Regierung in Brüſſel ſo weit abgeſchloſſen iſt, als dies ohne Zuthun des Generalpoſtmeiſters in Waſhington möglich war. Dieſer Vertrag, wenn er zu Stande kommt, das heißt, wenn die Hanſeaten keine beſſeren Bedingungen ſtellen, würde allerdings für den Hafen von Antwerpen und für die ganze Geſchäftswelt der deutſchen Rheinlande, Baden und Württemberg von großer Wichtigkeit ſeyn; denn er würde die erſte regelmäßige transatlantiſche Schifffahrt zwiſchen dem europäiſchen Feſtlande und der neuen Welt begründen, [1] ohne die kein geregelter Handel zwiſchen Belgien und Amerika möglich iſt. Die regelmäßigen, wenn auch nur monatlichen Fahrten (denn das iſt Alles was man bis jetzt benöthigte) wären zur Verſendung deutſcher und belgiſcher Manufakturen vorderhand hinlänglich; führen aber nur erſt die Dampfſchiffe regelmäßig mit vollen Frachten hin und her, ſo würden die Segelſchiffe bald dieſem Beiſpiele folgen. Nur muß man wiederum nicht erwarten, daß die zwiſchen New-York und Antwerpen fahrenden Dampfſchiffe ihre Koſten einbringen oder

[1] Die Fahrt mit der British-Queen war nur ein unglücklicher Verſuch dieſer Art.

wohl gar die Interessen der darauf verwendeten Kapitalien decken würden. Das werden die amerikanisch-belgischen Fahrten bei der Concurrenz der englischen und der in Aussicht gestellten französischen nie können. Auch die englischen Postdampfschiffe nach Halifax und Boston würden ohne Postbeisteuer von Seiten der Regierung nicht bestehen können; aber England berechnet nicht sowohl den speziellen Nutzen dieser Schifffahrt, als vielmehr ihren Einfluß auf die allgemeinen Interessen des englischen Handels und der Industrie; gerade wie man bei Eisenbahnen nicht den Gewinn der Aktien, sondern des Verkehrs im Allgemeinen in Anschlag bringen muß. Auf die in Aussicht gestellte direkte und regelmäßige Verbindung zwischen Antwerpen und New-York legen wir daher eine weit größere Wichtigkeit als auf den zwischen Belgien und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtsvertrag. Nur durch das Zustandebringen einer regelmäßigen Packetschifffahrt von Antwerpen nach einem größeren Hafen der Vereinigten Staaten, nicht aber durch Vermehrung der Zahl der jetzt den amerikanisch-belgischen Dienst thuenden Schiffe, kann der Vertrag vom 1. September 1844 den Rheinprovinzen und den süddeutschen Staaten merklichen Vortheil bringen und auf den Gang des deutsch-transatlantischen Handels Einfluß üben. (Wir verstehen hier natürlich die Vermehrung dieses Handels, nicht die theilweise Richtung desselben in Folge der durch die belgischen Eisenbahnen gebotenen Communikationsmittel). Den Handelsdienst zwischen Antwerpen und den Vereinigten Staaten versehen jetzt 60 bis 80 größtentheils amerikanische und nicht viel mehr als 2 oder 3 belgische Schiffe. Von ersteren kehren nicht mehr als 4 oder 5 regelmäßig nach Antwerpen zurück, um eine zweite Ladung nach den Vereinigten Staaten einzunehmen. Die Hälfte dieser Schiffe, wenn sie sich ausschließlich mit der belgisch-amerikanischen Frachtfahrt beschäftigen wollten, und nicht bloße Zwischenfahrer wären, reichte hin, nicht bloß den belgisch-, sondern auch den deutsch-transatlantischen Handel mit seinem ganzen Zuwachs in Folge aller fürsorglichen Traktate für die nächsten zehn Jahre reichlich zu versehen. Und wenn nun gar die Zollvereinsstaaten Schiffe zu bauen oder zu kaufen anfangen wollten, um mit den Amerikanern und Belgiern, die man nach

den bestehenden Reciprocitätsverträgen nicht gut ausschließen kann, zu concurriren, so ist begreiflich, daß die deutschen Amerikafahrer bald auf Mittel werden denken müssen, auch noch durch Zwischenfahrten, wie z. B. von Nord- nach Südamerika, nach Westindien oder Afrika eine Fracht zu verdienen, gerade so wie dies jetzt die Hanseaten zu thun gezwungen sind. Da aber kommen wir wieder auf den allgemeinen Welthandel und die allgemeine Frachtfahrt, ohne welche überhaupt kein nationaler Handel und keine nationale Schifffahrt möglich ist.

Jakob Oberbauer.

Die beſten Geſchmackslehrer haben dafür gehalten und die beſten Dichter bewieſen, daß es, um eine vollkommen poetiſche Wirkung hervorzubringen, nur einer Andeutung der Vorſtellung bedürfe, wodurch der Leſer gezwungen wird, ſie durch eigne Thätigkeit der Phantaſie auszufüllen. Wenn vollends der Dichter bei Schilderungen des Coſtums gleichſam dem Schneider ins Handwerk greift, ſo erſcheint dies unwürdig. Wir wollen den Helden bewundern, wir wollen ihn auch ſehen, aber wir wollen nicht die Knöpfe an ſeinem Rock zählen. Mit den Landſchaftsgemälden iſt es derſelbe Fall. Sie entzücken nur, indem ſie uns überraſchen. Wenn man aber zuſehen muß, wie z. B. in Coopers Prairie die wandernden Jäger einen ganzen langen Band hindurch im Graſe bei einem Feuer ſitzen und den gebratenen Buckel eines erlegten Buckelochſen verzehren, ſo muß das langweilen. In dieſer Beziehung hat Wilſon das rechte Maß getroffen. Seine Naturſchilderungen ſind in dem Maße lebendig und bezaubernd, in dem ſie zugleich kurz ſind.

Ferner fällt in den hiſtoriſchen Romanen das falſche Pathos, der Mangel an Naivetät auf. Die fatale Neigung, alle Kleinigkeiten und Nebendinge bedeutend zu machen, hat zu einer gewiſſen romantiſchen Pedanterei geführt, die wir gleichzeitig auch in der neuern Hiſtorien- und Genremalerei wahrnehmen. Es ſoll ein Held der guten alten Zeit gemalt werden. Wer wird ſich darüber wundern, wenn er hinter ſeinem langen und ehrwürdigen Bart düſterſinnend, ſtolz oder mit tiefer Leidenſchaft hervorblickt. Allein wenn der Maler auch dem untergeordneten Krieger im Hintergrund, dem Knecht, der das Pferd hält, ja dem Pferde ſelbſt einen eben ſo anſpruchsvollen Blick, einen eben ſo vornehmen Ausdruck von Zorn gibt, ſo erſcheint dies ſchon als ein falſches Pathos, als nicht mehr natürlich, als manirirt. Denſelben Fehler, der ſo häufig in der Malerei und in den Stahlſtichen vorkommt, theilen auch die hiſtoriſchen Romane. Nicht nur die Helden ſind hier voll Weisheit und edler Geſinnungen, ſondern auch die Bauern, die Knechte, denen etwas mehr Naivetät wohl zu gönnen wäre. Es gibt eine ganze Klaſſe von edeln Landleuten, edeln Spionen, edeln Lootſen und Bootsknechten u. ſ. w. in den hiſtoriſchen Romanen, die als ſtehende Figuren immer wiederkehren, und deren rauhe Tugend nicht beſcheiden und naiv, ſondern anſpruchsvoll, hofmeiſternd, pedantiſch iſt.

Eine Umschau in der Gegenwart.

Die Zeit geht schnell und immer schneller. Es scheint, das Jahrhundert der Eisenbahnen will seinem Namen Ehre machen, nicht allein sofern Menschen und Waaren rasch befördert werden, sondern auch sofern die Ereignisse sich in geflügelter Eile entwickeln. Je schneller es geht, desto unabweislicher drängt sich die Frage auf: wohin? Geht es auf einer Ebene fort, so daß wir nach längerer Fahrt auf gleicher Höhe uns finden werden, wie der Ausgangspunkt war? Geht es abwärts, so daß die beschleunigte Geschwindigkeit einfach, aber traurig aus dem Gesetz des Falls sich erklärt? oder geht es aufwärts wie beim Adler, der je höher je schneller fliegt? Gehen wir dem Zerfall entgegen, droht eine neue Barbarei, oder kommen wir, wenn auch auf Umwegen, dem goldenen Zeitalter näher, das wie am Anfang so am Ende der Geschichte stehen soll? Hader und Streit ist vorhanden; welche der kämpfenden Mächte wird siegen? wird Freiheit der Ausgang seyn oder Knechtung? werden die niedern Belange siegen über den Geist? wird der Glaube siegen oder das Wissen? das Alte oder das Neue? Was wird bei dem trüben Durcheinanderwogen gährender Stoffe herauskommen? wird ein todter Körper bleiben und der Geist verfliegen, oder wird ein süßer geistiger Trank sich bilden, zum Genuß und zur Stärkung für Jedermann?

Wir bereden uns nicht, klüger zu seyn als andere Menschenkinder, und zu wissen was künftig ist. Aber das wollen wir

verſuchen, die Beſtandtheile und die Vorgänge der obwaltenden Gährung zuſammen zu beobachten, ob wir vielleicht Sinn und Einheit darin erkennen möchten. Die ſo ſchroff einander entgegengeſetzten Hoffnungen der Einen und Befürchtungen der Andern, die ſo abweichenden Anſichten ſchreiben ſich großentheils davon her, daß man nur das Eine oder nur das Andere beachtet, und den Blick auf einen Theil beſchränkt. Wir hoffen durch eine möglichſt vollſtändige Umſchau zu einer Verſtändigung über die Gegenwart eher zu gelangen, und glauben, daß, was in ſeiner Vereinzelung dunkel und räthſelhaft iſt, durch Zuſammenhalten mit andern Theilen und dem Ganzen Licht bekommen muß. Wir wollen die zerſtreuten Buchſtaben zuſammenleſen, um das Wort des Räthſels zu finden und den einfachen Sinn der tauſendfachen Zeiterſcheinungen zu begreifen.

Nun unterſcheidet nichts unſere Zeit von allen früheren ſo augenſcheinlich, als die Eiſenbahnen. Man berühre auf einer Reiſe irgend eine Hauptverkehrslinie, man ſehe in irgend eine deutſche oder ausländiſche Zeitung hinein, ſo wird man auf Eiſenbahnen ſtoßen. Während in einigen Ländern Europas, ſo wie in Nordamerika, ein Netz von Eiſenbahnen bereits ausgeführt und dem öffentlichen Gebrauch übergeben iſt, fangen andere Staaten wenigſtens an zu bauen; bald wird kein Land unſeres Erdtheils mehr ſeyn, das nicht bei dieſem Verkehrsmittel ſich betheiligte, und in Kurzem wird man ſelbſt in Oſtindien Schienenwege benützen können. Eiſenbahnen ſind eine Sache aller vorgeſchrittenen Völker geworden. Fragen wir nach der Bedeutung dieſer Neuerung, welche noch tauſend Neuerungen in ihrem Schooß trägt, ſo kann man die Macht des Geiſtes über die Natur, die erreichte oder erreichbare Vollkommenheit der Einrichtung ſelbſt, die Art und Weiſe des veränderten Waarenverkehrs, die Einwirkung auf Eigenthum und Erwerbsverhältniſſe vorzugsweiſe ins Auge faſſen. Indeſſen ſcheint uns in weltgeſchichtlicher Hinſicht nicht das die Hauptſache zu ſeyn, daß durch dieſes Mittel Waaren mit außerordentlicher Schnelligkeit von einem Ort zum andern verſchickt werden können, oder daß Räume des Erdballs ſich dadurch gleichſam näher gerückt ſind, oder daß durch dieſe Verkürzung der Zeit- und Raumentfernungen der Werth des einzelnen Menſchenlebens

verdoppelt worden ist, sondern das, daß die Menschen sich unter einander, zunächst äußerlich, näher gebracht werden. Wir würden dies für die Hauptsache ansehen, auch wenn es nicht Thatsache wäre, daß der Hauptertrag der Eisenbahnen in der Regel von den Reisenden, nicht von der Fracht für Waaren kommt. Nun sind zwar die Verhältnisse der Länder verschieden; aber in den meisten Ländern wird der größte Theil der Einnahmen von Reisenden nicht von den wenigen Reichen, sondern von den vielen Mittleren und Aermeren sich herschreiben. Diese Straßen der neuen Zeit helfen dazu, daß die Menschen aus verschiedenen Wohnorten und Gegenden in schnellere und öftere Berührung mit einander kommen, und zwar alle, auch die niedersten Klassen der Gesellschaft, auch die Menge. Man denke sich, wie ganz anders öffentliche Versammlungen, Volksfeste u. dgl. sich gestalten müssen, wo Eisenbahnen sind, während bisher nur aus den nächsten Umgebungen viele Antheil nehmen konnten, aus weiterer Entfernung verhältnißmäßig wenige. Ferner wird das Land der Stadt, die Stadt dem Land näher gebracht, der Arme dem Reichen hinsichtlich des Reisens gleichgestellt, indem nur noch die Wagenklassen einen Unterschied machen. Zoll- und Paßschranken werden vor diesem Verkehrsmittel nach und nach weichen müssen, und wie die Standesunterschiede, so werden auch Stamms- und Volksunterschiede dadurch zurückgedrängt; Völker bieten sich die Hände. Unverkennbar sind Eisenbahnen ein Mittel, wodurch manche Kluft zwischen Menschen ausgefüllt, zahlreiche Unterschiede ausgeglichen und die Einzelnen im Kleinen sich persönlich näher gebracht werden, das menschliche Geschlecht im Großen unter sich vereinigt wird.

Jünger als die Eisenbahnen, noch nicht so weit verbreitet, aber nicht weniger bezeichnend für die Gegenwart, ist die Briefpostreform. Von einem Engländer zuerst empfohlen, seit 1840 in der entschiedensten und folgerichtigsten Gestalt durchaus gleicher und zwar wohlfeilster Briefstare eingeführt, ist diese merkwürdige Neuerung zwar noch in keinem Staate des Festlandes ganz nachgeahmt worden, doch sind schon so mannigfache Annäherungen an die brittische Einrichtung in verschiedenen Stufen und Gestalten versucht, daß man trotz aller Aengstlichkeit, Vorsicht und theilweisen Widerstandes mit Sicherheit aussprechen darf: diese

Umwälzung wird auch ihren Gang durch die Welt machen. Der Gedanke Rowland Hills war ein Ei des Kolumbus: von jetzt an wird Einer um den Andern das Ei auf den Kopf stellen; und je glänzender die kühne Erwartung des Erfinders sich bereits bestätigt, daß die durch die gleiche Niedrigkeit des Tarifs herbeigelockte Menge des Briefverkehrs den Ausfall decken werde, desto eher werden auch die Aengstlicheren Muth bekommen, wenigstens den Versuch zu machen. Diese Postreform leistet nun zunächst das, daß sie hinsichtlich des Portos die Entfernungen ausgleicht. Zwei Freunde, von denen der eine im schottischen Hochland, der andere in einer Stadt an der englischen Südküste wohnt, können sich zwar nicht schneller Nachricht geben, als ohne diese Postreform, aber sie dürfen doch kein höheres Porto erlegen, als wenn sie eine Viertelstunde Wegs von einander entfernt wohnten; sie sind in dieser Hinsicht denen völlig gleichgestellt, welche zufällig ganz in der Nähe bei einander wohnen. Die Höhe des Tarifs bildet gewissermaßen eine isolirende Schranke zwischen solchen, die weiter von einander entfernt sind. Die Schranke fällt und die Menschen sind sich hinsichtlich schriftlichen Verkehrs des Einen mit dem Andern möglichst nahe gebracht. Damit hängt zusammen die Vervielfältigung des brieflichen Verkehrs, durch welchen die Menschen, zwar nicht persönlich wie durch Eisenbahnen, aber doch in Hinsicht des Gedankenaustausches sich berühren und vereinigen. Und davon schreibt es sich dann her, daß der durch die aufgegebene Höhe des ungleich abgestuften Tarifs nothwendig gewordene Ausfall in den Posteinnahmen durch die in starkem Fortschritt sich vergrößernde Menge der Briefe (also gleichsam bei abnehmender Höhe durch wachsende Breite) ersetzt wird. Die vielen kleinen Portoeinnahmen treten an die Stelle der wenigeren großen; und es werden mehr Mitglieder der mittlern und untern Stände Briefe wechseln, als bei der alten Einrichtung der Fall ist. Demnach wird in Folge dieser dankenswerthen Neuerung wieder eine Kluft zwischen Armen und Reichen, sowie zwischen Nahen und Entfernten ausgefüllt, die Menschen werden dadurch in Hinsicht des Gedankenaustausches sich näher gebracht und öfter zusammengeführt.

Während durch Briefwechsel der Einzelne mit dem Einzelnen aus der Ferne umgeht, dient die Presse dazu, Einen

mit Vielen, mit Unzähligen zugleich in geistigen Verkehr zu setzen. Die Kunst des Buchdruckens zählt zwar schon mehr Jahrhunderte, als die Erfindung der Lokomotive Jahrzehnte, und beinahe so viele Jahrhunderte, als die Briefpostreform in England Jahre; allein wir dürfen diese alte Erfindung neben den neuen nicht übersehen, wenn wir uns über die Gegenwart verständigen wollen, denn der Gesammtbesitz eines Zeitalters besteht nicht allein in neuer Errungenschaft, sondern auch in dem von den Vätern ererbten Gut; und zudem wird das Alte durch veränderte Art der Anwendung und unter neuen Umgebungen selbst gewissermaßen ein Neues. Und in der That hat die Druckerpresse dadurch eine merklich andere Bedeutung erlangt, daß bei den Verbesserungen in der Einrichtung, namentlich durch Anwendung der Dampfkraft möglich geworden ist, eine früher nie gekannte Schnelligkeit des Abdrucks zu erzielen, während jetzt auf Beschleunigung der Arbeit des Setzens durch Buchstabensetzmaschinen hingestrebt wird. Nimmt man noch dazu, daß die Erzeugnisse der Presse sofort durch Dampfkraft von Ort zu Ort befördert werden, so ist augenscheinlich, daß durch diese dreifache Beschleunigung die Presse unserer Zeit im Grunde etwas anderes geworden ist, als die Presse aller früheren Jahrhunderte, welche nur mit bedächtlicher Langsamkeit arbeitete, worauf ihre Erzeugnisse ebenfalls langsam genug verbreitet wurden. Ein Beispiel wird die Sache anschaulicher machen. Im August 1845 brachte ein Extrazug auf der Eisenbahn, welcher Sunderland, 350 englische Meilen von London entfernt, 17 Minuten vor 4 Uhr Nachmittags verließ, noch vor Mitternacht der Times die Nachricht von dem Ergebniß der dortigen Parlamentswahl; und am folgenden Morgen vor 10 Uhr konnte man in Sunderland bereits den Bericht über die Wahl in dem Riesenblatte lesen. Die Schnellpresse im Bund mit den Leistungen der Eisenbahn macht ganz neue Erscheinungen möglich. Man setze den Fall, daß eine wichtige Proklamation „an mein Volk" zu verbreiten sey; die jetzige Presse könnte in kürzester Zeit zehntausende von Abdrücken liefern, welche bei einem vollständig ausgeführten Eisenbahnnetz nach allen Richtungen hin aufs schnellste versendet würden, so daß alle Bürger eines großen Reiches die Rede, welche an sie ergeht, fast auf einmal hören könnten. Ver-

möge der Schnellpresse also, wenn die Eisenbahn als Verbündete sich anschließt, vermag der Redner eine unübersehbare Zuhörerschaft um sich zu sammeln, und so kann bei der gedruckten Rede das Publikum bis ins Endlose sich vergrößern, während bei mündlicher Rede die Menschenzahl, welche zu gleicher Zeit hören kann, durch die Verhältnisse des Raums, die Gesetze des Schalls und das Maß der Stimme immerhin beschränkt ist. So geht in der Gegenwart die Mittheilung gleich ins Große und Ganze, dehnt sich über eine Menge aus, wobei die Unterschiede und Entfernungen möglichst aufgehoben werden, und zwar nicht nur die Entfernungen des Raums, sondern auch die der Zeit, sofern die Presse Altes und Neues, Gedanken des Tages und Geschichte vergangener Zeit mitzutheilen dient. Von Anfang an hat die Buchdruckerkunst vor der Schrift die Vortheile der Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Vervielfältigung, und deßhalb der ausgebreiteteren Wirkung voraus gehabt; aber alle diese Eigenschaften treten erst in unserem Jahrhundert in vollere Wirksamkeit. Und wenn vor der Presse Wort und Schrift verhältnißmäßig nur schwache Mittel der gegenseitigen Wirkung von Menschen auf Menschen waren, Mittel von nur geringer Tragweite, so besteht doch zwischen der Jetztzeit und dem letztverflossenen Jahrhundert hinsichtlich der erweiterten Wirkungsfähigkeit des Menschen ein erstaunlicher Unterschied. Das gilt nun freilich vorzugsweise nur von den Zeitungen, nicht von Büchern. Und es ist ja auch in der That, als sollten diese durch jene ganz verdrängt werden. Wenigstens wird unter der Masse alles dessen, was im Lauf eines Jahres gedruckt erscheint, das Zeitschriftliche den eigentlichen Büchern an Umfang weit überlegen seyn. Man bedenke die Unzahl von Jahresschriften (Kalendern, Almanachs, kalenderartigen Volksschriften), Vierteljahrs-, Monats-, Wochenschriften neben den zahlreichen Tagblättern; man bedenke, daß jede Berufsart, jede Wissenschaft, bald jeder Zweig einer Wissenschaft, jede Richtung und Farbe innerhalb einer Wissenschaft, jede Partei im Politischen ihre Zeitschrift oder Zeitung hat, wozu noch die vielen unterhaltenden und religiösen Zeitblätter kommen. Diese Neigung der Presse, Tages- oder wenigstens Zeitpresse zu werden, beruht auf dem, bei gesteigerter Bewegung im Geistlichen wie im Leiblichen immer stärker hervortretenden

Bedürfniß allſeitiger, ſtetiger Mittheilung und Annäherung; dieſem Bedürfniß zu entſprechen ſind Bücher zu ſchwerfällig, und ſie müſſen immer mehr den Zeitſchriften weichen, welche dem mit ſtets beſchleunigter Bewegung ſtetig hin und hergehenden Strom allſeitiger Wirkung und Gegenwirkung als angemeſſeneres Bett dienen.

Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt, Briefpoſt und Preſſe ſind lauter Mittel, von denen ſowohl ein verderblicher als ein wohlthätiger Gebrauch gemacht werden kann. Eiſenbahnen dienen derzeit dem friedlichen Verkehr, ſie können aber ebenſogut zur Beförderung ganzer Kriegsheere verwendet werden, und Dampfſchiffe werden in dem nächſten Seekriege vorausſichtlich die Hauptrolle ſpielen. Vermöge des erleichterten Briefwechſels können bürgerfreundliche und menſchenfreundliche Zwecke befördert werden, wir haben aber keine Gewähr dafür, daß dieſelbe Einrichtung nicht etwa auch geheime Verſchwörungen kann großziehen helfen, und bei der Preſſe verſteht es ſich ohnedem von ſelbſt, daß ſie auch einem verwerflichen Geiſte dienen kann. Wir müſſen deßwegen von dieſen an ſich inhaltloſen, rein formalen Verkehrsmitteln auf den Verkehr ſelbſt kommen, der mittelſt dieſer Werkzeuge in der Gegenwart ſtattfindet. Anerkannt iſt, daß vermöge jener erleichternden und beſchleunigenden Verkehrsmittel ſo häufige und ſo vielſeitige Berührungen zwiſchen Menſchen und Menſchen ſtattfinden, wie ſchwerlich eine frühere Zeit etwas erlebt hat. Einwohner eines und deſſelben Landes, aber an verſchiedenen Orten wohnend, ſehen jetzt einander in der Regel viel öfter perſönlich, als in frühern Zeitaltern der Fall war; ferner ſieht man viel häufiger auch fremde Länder, ſo daß es jetzt bei weitem nichts ſo Seltenes mehr iſt, wenn einer „vieler Menſchen Städte geſehn und Sitten gelernt hat.“ Um hiebei nicht der Britten zu gedenken, die in allen Welttheilen reiſend und weilend angetroffen werden, von denen freilich mancher nur „ſein Koffer ſpazieren führt“ in der Welt: ſo ſey nur daran erinnert, wie viele Deutſche jetzt das Morgenland beſuchen, Griechenland und die Türkei, das heilige Land und Aegypten ſehen, während umgekehrt junge Aegyptier nach Paris, Hindus nach London kommen, um ſich da umzuſehen, und wenn es gut geht, ſich auszubilden. Wenn man bei dem Jahresfeſt irgend eines Vereins

in London einen Neger, oder einen Indianer aus Nordamerika, bald vielleicht einen Chineſen auftreten ſieht und eine Rede deſſelben in engliſcher Sprache hört, ſo kann man das zunächſt als einen Beleg dafür anſehen, daß London eine Weltſtadt iſt; es iſt aber zugleich in allgemeiner Beziehung Beweis eines Verkehrs zwiſchen verſchiedenen Nationen und entlegenen Ländern, wie er unſerer Zeit ganz eigenthümlich iſt. Zu dieſem Weltverkehr tragen die Kolonien europäiſcher Völker in Theilen der alten und neuen Welt ein Bedeutendes bei, indem ſie theils Europäer anziehen, theils Eingeborne in die europäiſchen Mutterländer locken, und ſo die Punkte gegenſeitiger Berührung vervielfachen. Haben im Alterthum phöniciſche, helleniſche, römiſche Kolonien dazu gedient, die Geſittung dieſer gebildeteren Völker über viele Theile der alten Welt zu verbreiten und abgeſchloſſene Gruppen der Menſchheit unter einander zu verbinden, ſo leiſten in der neuern Zeit engliſche, franzöſiſche, holländiſche, ſpaniſche Kolonien daſſelbe nicht blos räumlich in ausgedehnterem Maß, ſondern auch in größerer Vollſtändigkeit und Tiefe der Wirkung. Schade nur, daß nicht auch deutſche Anſiedlungen in dieſer Reihe zählen und wirken; denn dieſe ſtehen, ſeys in Nordamerika oder in Algier, in Oſtindien oder in Transkaukaſien, ſtets unter den Fittigen fremder Herrſchaft, und ihre Volksthümlichkeit verſchwindet je länger je mehr unter dem überwältigenden Einfluß des vorherrſchenden und machthabenden Volkes. Man nehme dazu, daß von den Anſiedlungen aus der Verkehr in dem Erdtheile, wo ſie ſich befinden, nach allen Seiten hin ſich ausdehnt, daß von Algerien aus Marokko, Tunis, die Binnenländer Afrikas europäiſcher Erforſchung und Wirkung offenſtehen, daß von den Handelsplätzen Weſtafrikas, ſowie vom Kap aus Mittelafrika aufgeſchloſſen werden muß, daß von Oſtindien und Sibirien aus Mittelaſien europäiſche Durchforſchung und Einwirkung immer mehr erfahren wird, während Polyneſien ſchon längſt dem Weltverkehr offen ſteht. Was aber das neueſte und zugleich bedeutendſte iſt, das völkerreiche China, das bisher auf allen Seiten gegen die „Barbaren" ſich abgeſchloſſen und nur ein Thor (Canton) für dieſelben halb offen gelaſſen hatte, hat auf das drohende Klopfen der kräftigen brittiſchen Fauſt fünf Thore auf einmal aufgethan, welche nun nicht für England allein,

sondern, was der Politik Chinas Ehre macht, für alle Völker, die bisher Gebrauch davon machen wollten, offen sind. Nehmen wir alles das zusammen, so macht es den Eindruck lebendigster Beweglichkeit, vielseitigster Berührung und gegenseitiger Einwirkung, welche innerhalb der ganzen Menschheit theils angebahnt, theils bereits verwirklicht ist, so daß nicht nur die ohnehin schon durch Volksthümlichkeit und räumliche Nähe Zusammengehörigen in lebhaftem Verkehr mit einander stehen, sondern räumlich getrennte und im Wesen sich fremde Stämme und Völker verbunden und unter sich einheimisch werden. Diesen Beobachtungen nach scheint der Zug der Zeit dahin zu gehen, getrennte Glieder der Menschheit erstmals zu vereinigen, bereits verbundene noch inniger zu verbinden.

Allein es hieße sehr einseitig verfahren und mit sehenden Augen nicht sehen, wollte man in Abrede ziehen, daß auch Thatsachen geradezu entgegengesetzter Art sich uns aufdrängen. Man braucht nicht dabei stehen zu bleiben, daß ganze Länder wie Japan das Eintreten anderer Völker immer noch mit Erfolg verweigern, daß ungeheure Erdstrecken wie Mittelasien mit seinem Völkergetreibe fast noch unbekanntes Land sind, daß es in Afrika und Asien barbarische Stämme gibt, unter welche sich zu mischen für Europäer mit beinahe unvermeidlicher Lebensgefahr verbunden ist. Die Beispiele liegen uns näher. Wenn das kolossalste Reich Europas sich und die Seinen vom übrigen Europa, oder vielmehr Europa von sich, immer vollständiger abschließt, so hat es den Anschein als wollte zu derselben Zeit, wo das Morgenland dem Abendland sich neu öffnet, das halbasiatische Rußland die Ehre des Morgenlandes retten und die stolze Abgeschlossenheit Chinas nachahmen. Uebrigens machen wir ähnliche Beobachtungen auf geringeren Stufen auch anderswo, selbst der deutsche Zollverein gehört gewissermaßen daher: nach innen ist er allerdings ein Verein, hat die zwischen deutschen Ländern aufgerichteten Schranken des Verkehrs niedergerissen, eine Vereinigung in Gewerbe und Handel angebahnt; aber nach außenhin tritt er durch den Zoll abwehrend, scheidend auf, zwar nicht schlechthin, sondern nur innerhalb eines gewissen Maßes; aber dem Auslande gegenüber tritt doch eine in ihm liegende trennende Kraft immer stärker hervor durch die Forderung hin-

reichenden Schutzzolls; der Zollverein ist ein gewerbliches Schutz- und Trutzbündniß deutscher Staaten gegenüber dem Ausland. Da sind nun zwar die Meinungen verschieden, indem die Einen zur allgemeinen Handelsfreiheit neigen, die Andern höhere Schutzzölle verlangen, d. h. entschiedenere Wahrung deutschen Gewerbes und Handels fordern. Aber so viel ist gewiß, daß nach Verhältniß des gewerblichen Aufschwunges und innerer Einigung eine Scheidung und Trennung gegenüber dem Ausland Bedürfniß wird. Und das ist nicht beim Zollverein allein so, sondern auch bei Oesterreich, Frankreich, ja die selbstgewollte Vereinsamung Rußlands hat wenigstens mitunter auch Gründe dieser Art.

Aber noch ganz andere Zeichen lassen uns einen tief liegenden Zug zur Scheidung der Volksthümlichkeiten erkennen: es regt sich wieder alter Haß von Völkern gegen Völker, den man längst begraben glaubte. In Schweden taucht der Russenhaß neu auf, Preußen hat mit volksthümlicher Abneigung seiner polnischen Unterthanen gegen die deutschen zu kämpfen, in Deutschland ist seit 1840 der Franzosenhaß wieder wach gerufen worden, während es neuerdings an solchen nicht fehlt, welche einen Volkshaß gegen England aus gewerblichen Gründen anzuschüren suchen. In Frankreich ist die uralte Volksfeindschaft gegen England von 1840 an rege geworden und fühlbare Spannung zwischen beiden Völkern eingetreten. Weise Staatsmänner haben auf beiden Seiten des Kanals Mühe genug, einen Ausbruch des glimmenden Feuers zu hindern. In Nordamerika wird Haß gegen England, ja ein Gegensatz gegen die europäische Welt überhaupt ein immer allgemeineres Nationalgefühl. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung, worin diese Spannung von Volksthümlichkeiten gegen einander sich kund gibt, ist der Sprachenstreit, eine Art Krieg, der in unserer Friedenszeit in manchen Ländern Europas je an den Gränzen zweier Sprachgebiete lebhaft geführt wird, z. B. in Elsaß und in Belgien zwischen der deutschen und französischen Sprache, in Schleswig-Holstein zwischen Deutsch und Dänisch, in den Ostseeprovinzen zwischen Deutsch und Russisch, in Böhmen zwischen Deutsch und Slavisch, in Ungarn zwischen Magyarisch einerseits, Deutsch und Slavisch andererseits, in Wales zwischen Englisch und

Das Prahlerische der historischen Romane liegt auch häufig schon in der Introduktion. Der Leser wird ungemein gespannt, der Dichter spielt Versteck mit ihm, läßt ihn lange lange in Erwartung, wie das Geheimniß sich lösen werde, und löst es am Ende auf eine ganz gemeine Weise. Der Unbekannte, der uns am Eingang begegnete, eine wichtige Person und der Träger eines großen Schicksals schien, ist zuletzt oft nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, der ein nichts weniger als großes Werk vorhat. Viele Romane fangen mit einer prächtigen Naturschilderung an und fahren dann so ordinär als möglich fort, um trivial auszugeben, und gleichen prächtigen Façaden, hinter denen ein leerer Raum ist.

Endlich darf nicht ganz unbeachtet bleiben, daß einige, namentlich deutsche und französische Nachahmer Walter Scotts die Freiheit, das Mittelalter in seiner nackten Wahrheit zu schildern, mißbraucht haben, um mit Vorliebe Barbareien aller Art zu enthüllen und mit einer wahrhaft henkermäßigen Einbildungskraft zu beschreiben. Und als eine Kleinigkeit wollen wir schließlich noch das allzuhäufige Vorkommen von hexenhaften alten Weibern und Zigeunern rügen. Zugegeben, daß sie gute Staffagen in einem historischen Romane sind, so hat man sie doch zu oft gebraucht, daß sie nicht endlich widerlich geworden seyn sollten.

Beiläufig müssen wir auch über eine Eigenthümlichkeit der englischen Romane sprechen, die denselben in neuester Zeit häufig zum Vorwurf gemacht worden ist, die Pruderie oder übertriebene Sittenstrenge. Schon die ältern Romane der Engländer unterscheiden sich in dieser Beziehung von den frivolen Romanen der Franzosen, und dieser, den Völkern selbst angeborne Gegensatz hat sich in unsern Tagen nur wieder etwas stärker ausgesprochen. Wir meinen, es kommt bei der Beurtheilung dieser Streitfrage nicht auf das Glaubensbekenntniß des einen oder andern Kritikers an, der für seine Person so oder anders glaubt und nun verlangt, die ganze Welt solle dasselbe glauben. Es handelt sich hier vom Charakter der Nationen, dieser ist unabänderlich, und wenn das Urtheil nicht in den Wind gesprochen seyn soll, muß es sich nach der Natur, nach dem Thatbestand, nach der geschichtlichen Erfahrung richten. So scheinen uns die Deklamationen hier gegen die englische Pruderie, dort gegen die französische Frivolität übel angebracht, sofern sie nicht bloß vorübergehende Uebertreibungen rügen, sondern sich

Kymrisch. Es walten dabei manche Unterschiede ob: hier gilt es, das bestehende Recht einer Sprache und den ererbten Besitzstand gegen gewaltsame Eingriffe zu vertheidigen, oder ein früher bestandenes Recht wieder zu erlangen; dort ist es ein Gelüste fremden Boden zu erobern. Jedenfalls ist solcher Sprachenkrieg ein offenkundiges Zeichen eines schneidenden Auseinandertretens der Volksthümlichkeiten, ein Zeichen der Scheidung und nicht der Einigung.

So finden wir neben den gesteigerten Mitteln äußeren und inneren Verkehrs, und neben einem unverkennbaren Zug zur Einigung zwischen Einzelnen und den großen Gliedern der Menschheit andererseits auch Zeichen schärferer Scheidung und Trennung innerhalb des Menschengeschlechts im Großen. Müssen wir aber diese beiden entgegengesetzten Richtungen als wirkliche und thatsächliche anerkennen, so können wir uns bei der bloßen Thatsache dieses Widerspruchs nicht beruhigen, sondern müssen fragen: Sind diese zwei Kräfte in ihrem Wesen und ihren Wirkungen einander schlechthin entgegengesetzt, so daß nur eine von beiden obsiegen kann und die andere am Ende völlig unterliegen muß? Oder sind es Kräfte, die unter gewissen Bedingungen und Maßverhältnissen zusammenwirken können, ja müssen, etwa wie nach einer Ansicht in der Natur die Kraft der Ausdehnung und die der Hemmung zusammenwirken? — Im ersten Fall müßten wir uns auf einen Vernichtungskampf der streitenden Kräfte gefaßt machen, während wir im andern Fall ein lebensvolles Zusammenwirken derselben zu einem Ziele hoffen dürften. Ist Einigung der Menschheit die Aufgabe unserer Zeit, so wird eine gewisse scheidende und trennende Kraft verhüten, daß die Einheit nicht eine kahle und einförmige werde. Doch darüber wird sich mehr ergeben, wenn wir noch andere Erscheinungen ins Auge fassen.

Haben wir bisher, gleichsam von außen herein, zuerst die Mittel des äußeren und inneren Verkehrs der Menschen, das Maß gegenseitiger Annäherung und die dem entsprechenden und gegenüberstehenden Zeichen gegenseitiger Entfernung im Großen beachtet, so wollen wir jetzt näher treten und die Gestalt des geselligen Lebens bemerken. Hier drängt sich etwas Düsteres, Unglückdrohendes auf, wenn man den Blick auf die

Armennoth wirft, die an vielen Punkten auftaucht und wie ein Nachtgespenst die Runde macht durch die Länder Europas, bald da, bald dort in erschreckenden Ausbrüchen zu Tage kommt, und während sie für jetzt nur zerstreut und vereinzelt vorhanden zu seyn scheint, bald zu einem allgemeinen Krieg der Besitz- und Arbeitslosen gegen die Besitzenden sich zu sammeln und zu gliedern droht. Das ist etwas für die Gegenwart Bezeichnendes. Es ist freilich wahr: „Arme habt ihr stets bei euch;" es hat im Alterthum und im Mittelalter, so wie in den frühern Jahrhunderten der neuern Zeit auch Arme gegeben, und zwar nicht allein solche, die durch Trägheit und eigene Schuld darben mußten, oder solche, die durch natürliche Ursachen, Unglücksfälle brodlos wurden, sondern auch solche hat es zu jeder Zeit gegeben, welche durch bestehende Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft besitzlos und dürftig waren. Allein daß die Anzahl dieser „gesellschaftlich Armen" (nach dem treffend gewählten Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers über diesen Gegenstand) nicht mehr in einem richtigen Verhältniß steht zu der Gesammtbevölkerung, indem sie als Massen dasteben, ferner, daß bei denselben ein feindseliges Gefühl gegen die Besitzenden und die ganze Gesellschaft erwacht ist, und sie sich zunächst geistig und gemüthlich, sofort aber auch handelnd in Kriegszustand setzen, das ist's, was der neuesten Zeit vorbehalten war. Man denke z. B. an die Kleinpächter in Irland, die Fabrikbezirke in England, die Communisten in Frankreich und der Schweiz, an die Unruhen schlesischer Weber, an die steigende Verarmung der ackerbauenden Bevölkerung, so wie der kleinen Handwerker in einigen Gegenden Deutschlands. Wenn Gesellenverbindungen gegen die Meister ihrer Zunft als geschlossene Körperschaft auftreten und dieselben in eine Art Belagerungszustand versetzen, wenn Arbeiter gegen Fabrikherren und deren Eigenthum Sturm laufen, so sind das Zeichen einer tiefer liegenden Krankheit, welche zwar jetzt nur in zerstreuten Fällen vorkommt, aber seiner Zeit als allgemeine Seuche auszubrechen droht. So entschieden diese Armennoth auf Trennung und Auflösung deutet, so ist doch die versuchte Verbrüderung und Gliederung der Arbeiter unter einander, obwohl in feindseliger Absicht begonnen und ausgebildet, eine thätliche Huldigung in der Form gegen den Grundsatz der Einheit. Und

wenn die Armen auf Besitz, Lebensmittel und Lebensgenuß Anspruch machen, so ist das selbst ein Zug zur Einheit. Die Schlagworte der Sozialisten und Communisten: Aufhebung des Eigenthums, Einführung der Gütergemeinschaft, Regelung der Arbeit, was wollen sie nach Abzug des unverkennbar Uebertriebenen und Tollen, welches sich damit verbunden hat, Anderes, als eine Versöhnung und Vereinigung aller Stände und Stufen durch eine neue Gliederung der Gesellschaft? Und wenn die höheren und mittleren Reihen der Gesellschaft das, was Noth thut und was vermittelst des Wohls der niedereren Klassen wieder zu ihrem eigenen Frieden dienen wird, verstehen; wenn sie zu demjenigen, was zunächst der Druck von außen, aber zugleich auch brüderliche Liebe, bürgerliche Pflicht und eigenes Interesse gebieterisch fordern, willig und mit beharrlicher Thatkraft sich bergeben: so wird diese drohende Gefahr glücklich vorübergehen. Man wird dann eine ausgleichende und versöhnende Einigung Aller erleben, eine die bisher auseinander gehaltenen und in ihrer Besonderheit sich feindlich gegenüberstehenden Glieder der Gesellschaft inniger verbindende neue Ordnung und Gliederung des Ganzen. Es wäre eine thörichte Verblendung, wollte man sich verhehlen, daß das ein hohes Ziel ist, und schwer zu erreichen; indessen sind doch manche Zeichen günstig.

Vielfach läßt sich die erfreuliche Erfahrung machen, daß der Adel sich als Theil des Volks fühlt, sich ans Ganze anschließt und für bürgerliche und menschenfreundliche Zwecke mit dem Bürger zusammenwirkt; und daher läßt sich hoffen, daß er auch zu durchgreifender Abhülfe gesellschaftlicher Mißstände in versöhnlichem Geiste mitwirken wird. Sodann der bürgerliche Mittelstand, in dessen Hände bei dieser wichtigen Angelegenheit das Meiste gelegt ist, zeigt im Ganzen doch so viel gesunden Sinn für Recht und Billigkeit, daß zu erwarten ist, dieser werde, sobald die Zeiterfordernisse klar vorliegen, über die Selbstsucht der Verblendeten in der eigenen Mitte siegen. Ist doch der Gewerbs- und Handelsstand durch seine Verhältnisse am meisten befähigt, die Bedeutung der Massen zu fühlen; denn je gesicherter die große Menge hinsichtlich der Arbeit und entsprechenden Lohnes ist, je höher sie über sorgenvoller Dürftigkeit steht, desto besser gedeiht das Geschäft in

Gewerbsthätigkeit und Handel. Es ist eine Thatsache, daß der Handel jetziger Zeit bei weitem mehr die Bedürfnisse der Massen als die einzelner bevorzugter Klassen austauscht, und daß die Macht der Staaten und ihre Blüthe nicht auf der Kraft und dem übermäßigen Reichthum Weniger, sondern auf dem Wohlstand und den Kräften der großen Masse beruht. Somit finden alle ihre Sicherheit und ihren Gewinn darin, wenn die niedere Schichte der Gesellschaft nicht aus rein abhängigen und bedürftigen Proletariern besteht, sondern aus Leuten, deren Lebensbedürfnisse durch gesellige Einrichtungen gesichert sind. Allein weitaus wichtiger ist der Umstand, daß eine herzliche Theilnahme und werkthätige Liebe, zumal auf dem Grund christlicher Gesinnung, sich lebendiger regt und bewegt. Welche Mannigfaltigkeit menschenfreundlicher Vereine und wohlthätiger Anstalten in neuester Zeit, die alle durch freies Zusammenwirken entstanden sind, bestehen und sich stets erweitern und mehren!

Nicht als ob wir die Zeit, deren Kinder wir sind, selbstgefällig beräuchern wollten, nicht als ob wir wähnten, es sey bereits Alles gut und man dürfe nur die Hände in den Schooß legen. Im Gegentheil, die Hauptaufgabe, um der Armennoth entgegenzuwirken und der gesellschaftlichen Armuth abzuhelfen, ist noch ungelöst. Wir schließen nur vom Kleineren aufs Größere, von der bereits vorhandenen Wirksamkeit ausgleichender und helfender Liebe auf das Umfassendere, was geleistet werden kann. Es ist eine Thatsache der Erfahrung und zugleich ein Beweis göttlicher Leitung der Menschengeschicke, daß in jedem Zeitalter die für seine Verhältnisse und Bedürfnisse erforderlichen und dienlichen Gaben und Fähigkeiten sich entwickeln. Fordern nun unsere Zeitverhältnisse eine aufopfernde Ausgleichung schreiender gesellschaftlicher Mißstände, so werden auch die dazu erforderlichen Neigungen, Gesinnungen und Kräfte unter höherer Leitung nach und nach entwickelt werden. Und die bestehenden menschenfreundlichen und christlichen Vereine verrathen einen Trieb freier, ausgleichender Liebe und eine Gabe genossenschaftlicher Einigung, welchen noch eine viel weitere und tiefere Aufgabe bei innerer Steigerung zu lösen steht. Alles Große, was in unsern Tagen ausgerichtet wird, geschieht auf dem Wege freier Vergesellschaftung, durch Vereinigung möglichst Vieler zu einem

gleichen Zweck. Große Vorgänge dieſer Art finden ſich gerade in demjenigen Land, in welchem die Armennoth ſchon eine erſchreckende Höhe erreicht hat, in Irland. Die bei einem Volk wie das iriſche doppelt erſtaunlichen Erfolge des Mäßigkeitsapoſtels, Vater Matthew, ſind hauptſächlich mittelſt des ſtarken Hebels der Vereinigung erzielt worden. Während der Prieſter Matthew ſein Volk durch Zurückführung zur Mäßigkeit ſittlich zu heben und von der Knechtſchaft des verderblichſten Nationallaſters innerlich zu befreien ſtrebt, will der Rechtsgelehrte O'Connell ſein Volk in ſtaatlicher Hinſicht äußerlich ſelbſtſtändiger machen. Was ihm bisher gelungen iſt, das hat er durch das gleiche Mittel erreicht, indem er Zehntauſende und Hunderttauſende ſeiner Landsleute zu Bittſchriften, Erklärungen, Aufzügen, Volksverſammlungen, Vereinen, freiwilligen Gaben und Steuern zuſammenſchaarte und mit der Einmüthigkeit einer ganzen Bevölkerung imponirte, während er zugleich in England ſelbſt das Volk für die Forderungen Irlands zu begeiſtern und mit ſeinen Schaaren zu vereinigen wußte. Dieſe unmeßbare Kraft freier Vergeſellſchaftung, und nur dieſe, wird im Stande ſeyn, durch billige Ausgleichung der Armennoth und der drohenden Auflöſung zu ſteuern und eine neue Einheit der Geſellſchaft herbeizuführen.

Gehen wir von dem geſelligen Leben auf das *ſtaatliche* über, ſo ſammeln ſich in Europa derzeit alle bürgerlichen Fragen und Bewegungen um das *Verfaſſungsweſen* als den Mittelpunkt. Da handelt es ſich um Erringung oder Ertheilung einer Verfaſſung mit Reichsſtänden, dort um Erhaltung, an einem dritten Ort um weitere Entwicklung, um vollſtändigere Verwirklichung und Reinigung, überall aber um volksthümliche Verfaſſung. Ehemals drückte das Wort: l'état c'est moi aus dem Mund eines unumſchränkten Königs die Staatsidee ſeiner Zeit richtig aus; war die Geſinnung gut, ſo konnte immerhin dabei der Grundſatz gelten: „alles *für* das Volk" nie aber der: „alles *durch* das Volk." Der Gang der Geſchichte hat einen Umſchwung zuwege gebracht und die Anſicht umgedreht. Der Grundſatz, ſeys bewußt oder unbewußt, ſeys gewollt und anerkannt oder nicht, iſt jetzt: alles *durch* das Volk und *für* das Volk. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht geworden, welche je länger je mehr wird anerkannt werden müſſen, und bei der

es sich nur darum handelt, den Weg zu finden, auf welchem dieselbe möglichst rein, stetig und geordnet auf das Staatsleben einwirken kann. Nun wird durch das verfassungsmäßige Staatsleben Fürst und Volk, Regierung und Bürger zu einem geordneten Miteinanderhandeln und Aufeinanderwirken verbunden; somit geht im staatlichen Leben die Richtung der Gegenwart ebenfalls auf Einigung der Menschen unter sich, hier nämlich auf eine lebendige und gesunde Einheit innerhalb des einzelnen Staates.

Im innern Leben eines Staates treten verschiedene Seiten und Zweige hervor: Verwaltung, Rechtspflege, Kriegswesen und Finanzen; und in allen diesen Zweigen sind es lauter untereinander zusammenhängende und verwandte Fragen, die gegenwärtig Regierungen und Völker beschäftigen. Hinsichtlich der Finanzen handelt es sich um gerechte Ausgleichung der Rechte und Pflichten verschiedener Stände und Volksklassen in der Besteuerung. Darauf kommen die Verhandlungen innerhalb des deutschen Zollvereins, die neuestens so wichtig gewordenen Kämpfe gegen das Korngesetz nebst der Neuerung einer Einkommenssteuer in England, hinaus. Es streiten in der Regelung der Einnahmsquellen eines Staates verschiedene Interessen gegen einander; im Ganzen aber wird man wohl behaupten dürfen, die Gesammtrichtung gehe derzeit auf eine möglichst gerechte und verhältnißmäßige Vertheilung der Abgaben, d. h. auf eine Vereinigung der entgegenstehenden Interessen.

In Angelegenheiten des Kriegswesens hört man in vielen Staaten, nicht in Deutschland allein, sondern neuerdings auch in Dänemark, entschiedene Stimmen für Volksbewaffnung, für Landwehr, entweder in der Art wie Preußen sie bereits hat oder in anderer Gestaltung. Dabei liegt das Gefühl zu Grunde, daß die in den meisten Staaten vorhandene, in einigen aber hoch gesteigerte Absonderung des Heeres vom Volk, des Wehrstandes von den andern Ständen, etwas Unnatürliches und Bedenkliches sey, und von verschiedenen Seiten her kommt man auf das Bedürfniß gegenseitiger Annäherung. Die Einen gehen vom Fall eines Krieges aus, und wünschen im Interesse der Vaterlandsvertheidigung, daß das Heer nicht allein stünde, sondern eine bewaffnete Volksmacht wo nicht mitten unter sich, so

doch hinter sich hätte für Sicherheit und Stärke des Landes. Die Andern denken zunächst an das Volk und wünschen diesem diejenigen Vortheile zuzuwenden, welche Waffenübung und Gewöhnung an körperliche Ordnung und gewandtes Zusammenwirken mit sich bringt. Jene wollen das Heer dem Volk, diese das Volk dem Heer näher bringen, und so begegnen sich beide in dem gemeinschaftlichen Bedürfniß der Ausfüllung einer bestehenden Kluft, der Herstellung einer gesunden und natürlichen Einheit zwischen Volk und Heer.

Unstreitig stärker, tiefer und allgemeiner bewegt ist aber in unsern Tagen die öffentliche Meinung von Bedürfnissen anlangend die Rechtspflege. „Mündlichkeit und Oeffentlichkeit" ist der Wahlspruch der Gegenwart. Völker und Stämme, welche derselben noch entbehren, sehnen sich darnach, bitten darum, fordern dieselben, machen auch wohl selbst Versuche auf dem Wege freiwillig errichteter Schiedsvereine, welche mündlich und öffentlich verhandeln. Gewiß ist Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege eines der gegenwärtig am lebhaftesten empfundenen Bedürfnisse im Staatsleben; und zwar ist Oeffentlichkeit das was die Zeit in erster Linie verlangt, wobei natürlich Mündlichkeit die Bedingung ist, ohne welche Oeffentlichkeit nicht seyn kann. Dem Verlangen nach Mündlichkeit liegt zu Grund ein natürlicher Widerwille gegen die Uebergewalt des Buchstabens, der Schreiberei, der Mittelbarkeit, wobei zu oft blos der untersuchende Richter denjenigen selbst vor sich hat, über welchen zu Gericht gesessen wird, während die Akten zwischen letzterem und dem entscheidenden Richter eine Kluft befestigen. Diese Kluft wird durch Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens ausgefüllt und die Partien bei Mein und Dein, der Angeklagte beim Strafprozeß dem erkennenden Richter näher gebracht. Durch die Oeffentlichkeit hingegen wird eine andere Kluft ausgefüllt, diejenige welche bei geheimem Verfahren zwischen dem Volk und der Rechtspflege, ja zwischen dem Volk und seinem Recht sich bildet. Bei öffentlichem Verfahren verbreitet sich Kenntniß des Gesetzes, Theilnahme an der Rechtspflege, Sinn für das Recht; es wird dabei der Richterstand dem öffentlichen Urtheil offener preisgegeben, aber in Folge dessen gewiß im Ganzen Vertrauen zum Richterstand und zur Rechtspflege begründet. Kurz das

Recht wird ein Gemeingut des Volkes durch öffentliches Rechtsverfahren. Und das ist doch gewiß nichts anderes als ein Band, das Alle umschlingt, eine Einigung Aller auf dem Gebiete des Rechts.

Aber so wenig Mündlichkeit allein ohne Oeffentlichkeit dem Bedürfniß jetziger Zeit entspricht, so wenig wird Oeffentlichkeit ohne Geschwornengericht vollständig genügen. Darüber sind zwar die Meinungen bei weitem nicht so einig wie über die Frage: ob öffentlich oder nicht, und es ist in Deutschland gewiß nur eine Minderheit, welche so weit geht. Auch ist eine schrittweise Entwicklung allerdings wünschenswerth, und andererseits ist nothwendig, daß die Kräfte sich auf einen Punkt sammeln und daß für Oeffentlichkeit der Rechtspflege mit Eintracht, die stark macht, gekämpft werde. Allein zwei Gründe sprechen denn doch dafür, daß auch das Schwurgericht zu den Zeitforderungen, wenn auch nur in zweiter Linie, gehöre. Einmal der innere Zusammenhang der Sache. Ist Mündlichkeit ohne Oeffentlichkeit ungenügend, weil es um die Theilnahme des Volks an der Rechtspflege zu thun ist, so ist auch Oeffentlichkeit ohne Geschwornengericht nicht hinreichend, denn die Theilnahme des Volkes an der Rechtspflege ist nur eine halbe, wenn es blos hören darf wie Recht gesprochen wird; die Theilnahme des Volks muß nicht nur empfangend, sondern auch selbstthätig seyn. Ist einmal durch verfassungsmäßiges und gesetzliches Bemühen des Volkes das Eine erreicht, so wird der Zug der Sache von selbst weiter führen. Und daß das nicht bloße Lehrmeinung, nicht eine in der Luft schwebende Schlußfolge ist, sondern auf dem Boden gegenwärtiger Erfahrung steht, das beweist der andere Umstand, den wir zu erwähnen haben. Die Schiedsvereine, welche von Buchhändlern und vom Handelsstand gegründet werden, sind zunächst aus dem Drang nach abgekürztem Verfahren und nach Oeffentlichkeit entstanden; allein dies hat man nur erreicht durch eine Art Geschwornengericht, denn das Zusammentreten von Gewerbsmännern mit Rechtsgelehrten, um für Angehörige ihres Standes in Streitsachen Recht zu sprechen, ist ein Volksgericht; und daß hier der Bürger dem Bürger selbst Recht spricht, anstatt dieses Geschäft als ausschließliches Vorzugsrecht einem abgeschlossenen Stand, den Rechtsgelehrten oder gar blos den vom

Staat bestellten Richtern zu überlassen, zeugt für das Volksgericht überhaupt. Auch werden, wenn die Gerichtsstellen des Staats Oeffentlichkeit des Verfahrens annehmen, darum schwerlich jene Schiedsvereine aufhören, und zwar deßwegen nicht, weil sie Volksgerichte sind. Eine Einrichtung, die uralt deutsch ist, die England bewahrt hat, während einige deutsche Länder sie durch Vermittlung Frankreichs wieder überkommen haben, eine Einrichtung, die so entschieden den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht, dürfen wir, nachdem sie als ein zwar eine Zeit lang verlorenes ursprüngliches Eigenthum uns bewußt geworden ist, nicht mehr aus den Augen lassen, es ist unsere Pflicht, darnach zu ringen, daß sie wieder thatsächlich unser werde, und sie wird in vollerem und besserem Sinne unser werden, wenn das Volk darum arbeitet und kämpft und seine Kraft daran wendet, als wenn sie uns eines schönen Morgens unversehens beschcert worden wäre.

So geht in Betreff des Rechts das Streben der Zeit dahin, daß das bestehende Recht auf solche Art und Weise gehegt und gepflogen werde, daß das Volk möglichst innig und vollständig daran Theil nehme. Allein Hand in Hand damit geht das Bedürfniß nach einem an sich selbst schon dem Gehalt und der Fassung nach volksmäßigen Recht. Das Juristenrecht wird mehr und mehr durch das Volksrecht verdrängt. Ein von außen gekommenes und durch Willkür aufgedrungenes, innerlich und äußerlich uns fremdes Recht verliert immer mehr Stützen, und stets dringender wird das Verlangen nach einem der Eigenthümlichkeit des Volks gemäßen, aus seiner Ueberzeugung und seinem Willen entsprungenen Recht. Es liegt in dem Streben nach Umbildung der Art und Weise des Gerichtsverfahrens derselbe Trieb und Grundgedanke wie in dem Streben nach organischer Rechtsbildung, nur ist der Eifer für letztere oder für neue Rechtsgesetzgebung in Deutschland derzeit vorzugsweise von den Regierungen vertreten, während das Streben nach Umgestaltung der Rechtspflege von den Völkern ausgeht. Auf diesem Gebiet ist ein vielverzweigter, lebendiger Zusammenhang zu bemerken zwischen Rechtspflege, Rechtsbildung und Rechtswissenschaft. Die freieren Einrichtungen der Rechtspflege werden die Rechtsbildung befördern, und die Rechtswissenschaft wird denselben viel verdanken; die Rechtsbildung oder neue Gesetzgebung

über das Recht, so sehr sie in Hinsicht des Gehaltes und der Fassung Gesammtsache des Volkes seyn muß, kann doch und darf der Wissenschaft, nach ihrer geschichtlichen und philosophischen Seite, nicht entbehren, während zugleich die Rechtswissenschaft in manchen ihrer ausgezeichnetsten Vertreter sich um Herbeiführung volksmäßiger Einrichtungen der Rechtspflege dankenswerthe Verdienste erwirbt.

Richtet sich gegenwärtig die allgemeine Theilnahme so lebhaft auf die Gestaltung des Rechts, so sind doch auch in der Verwaltung Bedürfnisse fühlbar geworden, welche für die Zeit bezeichnend genug sind. Einmal erhebt sich ein Streit über Centralisation und Selbstständigkeit von Provinzen, Bezirken und Körperschaften, sodann treten Bestrebungen auf für Gemeindereform und Oeffentlichkeit der Verwaltung. In ersterer Angelegenheit steht auf der äußersten Seite der Centralisation Frankreich seit der Staatsumwälzung, in neuester Zeit strebt auch Rußland dahin, indem es russische Nationalität, Sprache, Sitte und Kirche zu den alleinherrschenden im Reich machen will; auf die entgegengesetzte Seite pflegt man das brittische Reich zu stellen, wiewohl nicht mit vollem Recht, da die irische Schwierigkeit größtentheils aus einer verkehrten Centralisation entspringt, gegen welche O'Connell einen Stoß zu führen sucht, indem er für selbstständige Verwaltung und Provinzialstände kämpft. Weit eher ist der österreichische Kaiserstaat als Vertreter der Provinzialselbstständigkeit und Eigenthümlichkeit zu nennen. Je mehr nun der Zug der Zeit auf möglichst innige, umfassende und vollständige Vereinigung der Menschen geht, desto größere Vorzüge scheint jene strenge Verwaltungseinheit zu haben; allein es ist zu bedenken, daß es eine doppelte Einheit gibt, je nachdem alles gleich gemacht oder Unterschied und Mannigfaltigkeit bewahrt wird. Eine Zeitlang ist allerdings die Strömung dahin gegangen, die festen Eigenthümlichkeiten der Stämme und Landschaften innerhalb eines Staates aufzulösen, alles Selbstständige zu tilgen. Eben so gewiß aber ist, daß jetzt eine Ebbe eingetreten ist und die Strömung rückwärts geht, indem Stämme und Landschaften sich in sich selbst zu sammeln, ihre Eigenthümlichkeiten zu bewahren, ihre Rechte zu retten bemüht sind. In Frankreich, diesem Musterland der Verwaltungseinheit und Gleichheit,

feindlich gegen den Grundcharakter beider Nationen aussprechen, und wohl gar denselben radikal reformirt haben wollen. Ohne Zweifel hat man auf beiden Seiten übertrieben, und diese Uebertreibungen sind zu tadeln; allein es scheint thöricht, deßhalb den unzerstörlichen Typus einer Nation, dessen Extrem jene Uebertreibungen sind, verdammen zu wollen. Die englische Ehrbarkeit bleibt höchst achtungswerth, wenn sie auch in der That zuweilen in Pruderie ausgeartet ist, und der leichte französische Sinn bleibt liebenswürdig, wenn er auch häufig in frechen Hohn gegen alles Heilige ausgeschweift ist. Der stärkere Vorwurf aber muß freilich immer die Franzosen treffen, weil ihre Uebertreibungen der Lizenz allerdings viel schädlicher gewirkt haben und wirken, als die unschuldige Pruderie der Engländer. Vom Standpunkt der öffentlichen Sittlichkeit aus kann man den Engländern höchstens etwas zu viel Kälte und Langweiligkeit, den Franzosen aber muß man etwas Schlimmeres vorwerfen, nämlich daß sie die Unschuld verführt, böse Neigungen beschönigt, die Phantasie verunreinigt, das Gemüth verderbt haben. Und sofern deutsche Kritik in diesen Geschmacksstreit sich einmischt, wird sie niemals die Verwandtschaft des deutschen Blutes mit dem englischen verleugnen können. In unserm Nationalcharakter und in dem Entwicklungsgange unserer Sitten herrschen dieselben Elemente vor, wie bei den Engländern, und auch in unserer Literatur hat der sittliche Grundzug sich nie auf die Dauer durch französischen Einfluß aus seiner Richtung bringen lassen. Deßhalb müssen wir die Zunge der Wagschale auf die englische Seite neigen und im Wesentlichen die Motive billigen, welche das Urtheil der berühmten englischen Reviews bestimmen.

Wie die deutsche Romantik nach England hinübergedrungen und dort zum historischen Roman eigenthümlich umgestaltet worden war, so fand sie auch, etwas später, in Frankreich Eingang und wurde dort eben so eigenthümlich verändert, man darf wohl sagen verzerrt. Schon das muß auffallen, daß sich die Franzosen nicht die im Mittelpunkt deutscher Romantik strahlenden Dichter, sondern den am äußersten Ausgangspunkt derselben und schon im Extrem und schroffen Contrast befindlichen Callot-Hoffmann zum Muster wählten und nicht Heiligkeit, Ritterlichkeit, Ehrbarkeit, sondern Verzweiflung und Wahnsinn als das Thema, das sie variiren wollten, vorzogen. Bekanntlich entlehnten sie von Hoffmann die

iſt einmal die Thatſache auffallend, daß die Provinzen ſich geiſtig, in Schrift und Wiſſenſchaft, der Uebermacht des Mittelpunktes zu entziehen ſuchen. Fühlen aber die Provinzen ſich einmal geiſtig unabhängig, ſo wird man ſicherlich auch für das bürgerliche Leben Rechte der Landſchaften verlangen, die in der bisherigen Regierungsweiſe verkannt und getilgt ſind. Während man längere Zeit nichts vom Provenzaliſchen gehört hat, werden nun wieder Lieder in dieſer Sprache Südfrankreichs gedichtet; gelehrte Geſellſchaften in größeren Provinzialſtädten treten unabhängiger von Paris auf, als man langeher gewohnt war. Auf der brittiſchen Inſel trachtet das Fürſtenthum Wales ſeine Eigenthümlichkeit zu erhalten, ſelbſt verlorne Rechte wieder zu erobern; vorzüglich ſchaaren ſich die Bemühungen um die kymriſche Volksſprache als Panier, man wünſcht die öffentlichen Gerichte kymriſch verhandeln zu hören, man verlangt Geiſtliche, welche der Landesſprache kundig, dieſelbe nach dem Geſchmack des Volkes kräftig zu handhaben wiſſen, man fordert, die Biſchofsſitze ſollen mit Eingebornen beſetzt werden, man ermuntert Dichtung und Schriftthum in welſcher Zunge — lauter Dinge, woran die Engländer, die auch bei den Kymry wie bei den Iren nur „Sachſen" heißen, keine Freude haben, und noch keine Regierung hat dieſe Sache begünſtigt; aber dieſe Regung der Eigenthümlichkeit des altbrittiſchen Volksſtammes wird immer ſtärker. In Spanien haben die baskiſchen Provinzen eine ähnliche Rolle geſpielt, nur hat es ſich hier nicht wie in Frankreich um Befreiung von geiſtiger Bevormundung durch die Hauptſtadt, nicht wie in Wales um die Erhaltung einer uralten ſelbſtſtändigen Volksthümlichkeit gehandelt, ſondern um bürgerliche Freiheiten und Vorzugsrechte. Sollte in Preußen Reichsſtände eingeführt werden, ſo würden dadurch die Provinzialſtände ſo wenig entbehrlich gemacht, daß ſie vielmehr dann erſt recht Bedürfniß würden, denn die verſchiedenen Volksſtämme und Landſchaften des Reichs könnten bei der kräftigen Staatseinheit ihre Eigenthümlichkeit dadurch eher zu bewahren hoffen. So wirkt einerſeits der Zug zum einheitlichen Staatsleben, andererſeits der Trieb größerer Staatsglieder, ihre Eigenthümlichkeit in dem Leben des Ganzen zu erhalten oder wieder zu erlangen, und daraus ergibt ſich, daß die ſtaatliche Einheit, welche werden

ſoll, nicht eine einförmige, ſondern die Einheit eines reichgegliederten, mannigfaltigen Ganzen ſeyn wird.

Ein ähnlicher Fall im Kleineren iſt es mit den einzelnen Körperſchaften, namentlich Gemeinden. Dieſe ſtreben nach Selbſtverwaltung gegenüber der Bevormundung durch Staatsbehörden, und nachgerade wird der Staat, der ſich mit kleinlichen Geſchäften überladen hat, für nöthig finden, durch Gewährung jener Forderung innerhalb der nöthigen Gränzen ſich ſelbſt zu erleichtern. Zugleich iſt in den Gemeindekörperſchaften Oeffentlichkeit der Verwaltung eine Frage geworden, die immer mehr bejaht, immer ſeltener verneint wird. Die Gemeindebehörden ſelbſt finden ihren Vortheil darin, indem die Theilnahme der Bürgerſchaft an den gemeinſamen Angelegenheiten und das gegenſeitige Vertrauen dadurch gefördert wird. Der Bürger wird durch den eröffneten Einblick in die Gemeindeangelegenheiten bürgerlich gebildet, und die Behörde ſteht kräftiger da, wenn ſie ſich bewußt iſt den Geſammtwillen in der That und nicht blos in der Einbildung zu vertreten. Die Oeffentlichkeit nützt hier nach beiden Seiten zugleich, indem ſie Leitende und Gehorchende auf angemeſſene Weiſe vereinigt; es iſt im Bereich der einzelnen Gemeinde derſelbe Fall, wie im Großen und Ganzen bei der geſammten Staats- und Volksgemeinde.

Erweitern wir für einen Augenblick unſern Geſichtskreis, um die Verhältniſſe von Staaten zu Staaten, von Völkern zu Völkern ins Auge zu faſſen, ſo finden wir neben der früher erwähnten Spannung, welche zwiſchen einzelnen Völkern eingetreten iſt, andererſeits auch hier ein Zuſammenſtreben zu freien Vereinen, ein Anſchließen des Verwandten an das Verwandte. Wie einzelne Menſchen ſich zu Vereinen zuſammenſchließen, um vereinigt feſter zu ſtehen und kräftiger zu wirken, ſo treten in unſerer Zeit mehr als ſonſt Völker und Staaten zu brüderlichen Bündniſſen zuſammen für Schutz und Trutz.

Wie viel Deutſchland durch den Zollverein gewonnen hat nach innen und außen, daran ſey nur kurz erinnert. Die ſkandinaviſchen Völker vergeſſen thörichten Zank, ſuchen ſich und ſchließen brüderlichen Bund. Unter den ſlaviſchen Völkern geht etwas vor; ſie werden zu einander gezogen, ob durch eigenen Trieb und Gefühl der Zuſammengehörigkeit, oder durch geheime

Fäden, die an einem Mittelpunkt zusammenlaufen, das auszumachen gehört nicht hierher; aber daß an dem vor einigen Jahren lebhafter besprochenen Panslawismus irgend etwas ist, wird kein Einsichtiger und Redlicher geradezu bestreiten. Der Bund der vier constitutionellen Staaten Westeuropas ist durch die Mißverständnisse in der morgenländischen Frage wenigstens gelockert, wo nicht gar gelöst; seitdem aber strebt Frankreich deste entschiedener auf einen Verein der romanischen Völker Süd- und Westeuropas hin, an dessen Spitze es selber stünde. Im Südosten Europas bereitet sich unter den christlichen Völkern und Stämmen ein Bund zum Schutz und Trutz gegen das längst erschütterte osmanische Reich. In der neuen Welt bilden die Freistaaten den Mittelpunkt, der, freilich nicht ohne Gewaltsamkeit, alle bisher noch getrennten Staaten und Länderstrecken von Nordamerika, vielleicht auch von Mittelamerika, an sich ziehen und seiner Einheit einverleiben wird. Während in dieser Weise innerlich verwandte und zusammengehörige Völker und Staaten sich vereinigen in freiem Bund, wird durch allgemeines Einverständniß jeder drohende Zusammenstoß verfeindeter Mächte möglichst verhütet. Wir haben Frieden, zwar einen bewaffneten, weil noch Zwiespalt genug vorhanden ist, doch wird für Erhaltung des Friedens ängstlich gesorgt, weil die Verhältnisse so sind, daß ein kleiner Zusammenstoß an entlegener Stätte das Ganze erschüttern muß. So sehr ist schon jetzt ein Zusammenhang hergestellt und eine Einheit vollzogen, so sehr ist aber auch die vorhandene Staateneinheit im Ganzen eine nur erbetene und zufällige. So wie es jetzt ist, treten, im Fall ein Krieg zwischen europäischen Staaten auszubrechen droht, Staatsmänner aller Hauptstaaten zusammen, um zu schlichten, zu vermitteln, den Frieden zu retten. Es ist ein Gefühl Vieler, daß dieser Zustand nicht befriedigend sey, daß an die Stelle des Veränderlichen etwas Stetiges treten sollte, ein allgemeiner Völker- und Staatenbund. Davon sind wir freilich noch weit entfernt, so weit als vom ewigen Frieden. Doch läßt sich aus den Zeichen der Gegenwart schon etwas schließen über die Gestalt dieser künftigen Welteinheit, nämlich daß in derselben die Verschiedenheit der Völker nicht verwischt, sondern vielmehr vollständig ausgeprägt seyn wird, indem Völker und Staaten, in ihrer Eigenthümlichkeit

scharf ausgebildet, als besondere Glieder am Leib der Menschheit, zu einem mannigfaltigen, reichen Gesammtleben sich gegenseitig ergänzen werden.

Nachdem wir uns beim Blick auf das große Ganze der Menschheit fast zu weit in die Zukunft verloren haben, kehren wir sogleich zu der Gegenwart zurück, und wenden uns vom Leben, das wir in Verkehr, Gesellschaft und Staat besehen haben, zu dem Reich der Kunst und Wissenschaft. Die bildende Kunst ist in einem Uebergang begriffen. Am meisten anerkannt ist dies bei der neuesten Baukunst, die noch gar nicht im Stand gewesen ist, eine eigenthümliche Kunstform zu schaffen: man baut in griechischem, in deutschem, byzantinischem, italienischem, maurischem Styl, oft in mehreren zugleich, d. h. in gar keinem; wenn es gut geht, führt man bei einem Bau einen und denselben Styl rein und mit Geschmack durch, aber einen unserer Zeit eigenthümlichen, sie bezeichnenden Styl hat man noch nicht gefunden. Die Architektur hat derzeit einen nur geschichtlichen, wiederholenden Charakter. Das ist ein Mangel, aber ein solcher, dem Niemand willkürlich abhelfen kann, und der dem Geist unserer Zeit selbst entspricht, welche alles Menschliche, das je Bedeutung gehabt hat, zusammenzufassen liebt.

Die Bildhauerkunst hat meist mit Denkmälern zu thun, womit wir jedoch nicht Standbilder und Gruppen wie die in der Westminsterabtei, Sarkophage, wie die im Pantheon zu Paris eingeschlossenen meinen, sondern Standbilder auf offenen Plätzen, die meist durch Beiträge ganzer Stämme und Völker gegründet, als ein Gemeingut vor Aller Augen stehen. Da sieht man Fürsten, Staatsmänner und Kriegshelden, dort Dichter, wie Schiller, Goethe, Walter Scott (in Edinburg), Meister der Kunst, wie Beethoven, Erfinder und Wohlthäter der Menschheit, wie Guttenberg in Mainz, Watt in Glasgow. Die Zeit ehrt die großen Todten durch Denkmäler und feiert ihnen Feste. Tadle das, wer will, und stelle es dar als ein Weinen gealterter Völker um ihre verlorene Jugend, als ein Vergessen

der neuen Zeit, die werden soll, über der alten, die man verherrlicht, als ein aufgewärmtes Heidenthum und Anbetung schwacher sündiger Menschen — wir wollen das Handeln nicht versäumen über der dankbaren Erinnerung an die Zierden der Menschheit, die das Geschlecht, das ihnen Denkmale setzt, eben dadurch als die seinen zu umfassen sucht. Der Grund dieser Liebe zu Denkmalen ist eine Einigung der Lebenden mit den großen Todten, der Gegenwart mit der strahlendsten Vergangenheit. Wollen dann Einige aus den Sterblichen, die „auf der Menschheit Höhen gewandelt," Halbgötter machen und ihnen einen Kultus darbringen, so schießen sie in der Begeisterung über das Ziel, und vergessen das Maß, ohne welches weder Wahrheit noch Schönheit seyn kann.

Die Malerei wendet sich einer neuen Seite zu: sie wird geschichtliche Malerei. Man trete in die nächste beste Kunstausstellung; wo sammeln sich die Beschauer am gedrängtesten? vor dem Madonnenbilde, vor der Einweihungsscene einer Nonne, oder vor Bildern, die ins Leben hineingreifen und Geschichte lebendig wiedergeben? Was war der Grund des lauten Beifalls, den die beiden belgischen Bilder überall in Deutschland gefunden haben? Was ist es, das die Pariser Bürger in die Säle zu Versailles lockt vor die Bilder aus der Geschichte Frankreichs? Gewiß nicht einzig die meisterhaft künstlerische Vollendung; es mag oft viel auszusetzen seyn an der eigentlichen Kunstleistung, aber die Wahl des Stoffs macht viel und kann auch den Meister loben, wenn der Vorwurf zeitgemäß ist, ein Leben erregendes Stück des Lebens. Es kann scheinen, dadurch würde die Malerei um mehrere Fächer gebracht, die Landschaft z. B. werde verkannt u. dgl.; allein die Malerei soll nicht um ein Bild ärmer werden, sie soll nur, und das verlangt die Zeit, in ihrer Hauptrichtung einen geschichtlichen Charakter annehmen (das Wort „geschichtlich" in einem weiten und großen Sinn genommen). Was die heilige Geschichte betrifft, so gehören wir nicht zu denen, welche das Christenthum durch den Begriff aufgelöst wähnen, das Heilige in dem Guten ohne Rest aufgehen lassen wollen, und folgerichtig auch die christlichen Bilder verdrängen zu müssen glauben. Etwas ganz anderes ist die Ueberzeugung, daß christliche Bilder in einem Geist aufgefaßt und dargestellt werden

ſollen, welcher nicht der Vergangenheit, ſondern der lebendigen Gegenwart angehört. So gewiß Chriſtus von der abendländiſchen Kunſt des Mittelalters anders dargeſtellt worden iſt, als von der griechiſch-morgenländiſchen Kunſt früherer Jahrhunderte, ſo gewiß hat die neuere Zeit das Recht, ja die Pflicht, die heiligen Männer in demjenigen Lichte zu geben, in welchem wir dieſelben ſehen. Fällt der Heiligenſchein und dergleichen Dinge hinweg, wodurch die Perſonen äußerlich als Geſtalten einer höhern Welt abgeſondert zu werden pflegten, ſo wird das kein Verluſt ſeyn; ein Gewinn hingegen wird es ſeyn, wenn die Perſönlichkeiten uns näher treten, wenn ſie als menſchliche Geſtalten erſcheinen. Wir verzweifeln gar nicht daran, daß Scenen aus der bibliſchen Geſchichte im ächten Geiſt der Gegenwart gemalt werden können, ohne an ihrem göttlichen Gehalt zu verlieren, theils Stoffe, die ſchon der ältern Malerei häufig zum Vorwurf gedient haben, theils ſolche, die bisher noch wenig benützt ſind, während ſie doch in religiöſer und künſtleriſcher Hinſicht äußerſt dankbar ſeyn würden. Aber in Wahl und Behandlung müßte, um den Anſprüchen der Zeit zu genügen, auf die allgemein menſchliche, wahrhaft geſchichtliche Bedeutung und Wirkung geſehen werden. Aus dem Neuen Teſtament ſey beiſpielsweiſe nur Einiges genannt: die ſchon ſo viel ausgebeutete Anbetung der Weiſen aus Morgenland, ein Stoff wie gemacht für Darſtellungen in menſchheitlichem Sinne; dann aber Paulus auf dem Areopag in Athen; derſelbe vor Feſtus ſich vertheidigend, in Ketten, die Ankläger aus Jeruſalem, die Römer als Zuhörer. Und wie vielen noch nicht benützten Stoff enthält die Kirchengeſchichte, während gequälte Märtyrer, finſtere Asceten, abgeſchmackte Wunder aus der Legende ſo oft gemalt ſind! Wie viel Scenen geſunder Glaubensthat, ächter chriſtlicher Liebe, reinſten menſchlichen Werthes in der chriſtlichen Geſchichte vorliegen, würdig von Meiſtern behandelt zu werden, eine Behandlung im Geiſt der Gegenwart fordernd, daran ſey nur kurz erinnert, um zu zeigen, daß wir mit unſerer Forderung der Geſchichtlichkeit und einer menſchheitlichen Kunſt keineswegs einer bloßen Weltlichkeit das Wort reden wollen.

Sind dieſe Bemerkungen richtig, ſo werden wir ſagen dürfen, daß die bildenden Künſte das große Einheitsſtreben der

Gegenwart hauptsächlich durch den Zug der Geschichtlichkeit ausdrücken, den wir bei der Kunst heutiger Tage gefunden haben. Die Baukunst von heute bildet den Styl früherer Zeitalter nach, und bringt dieselben uns dadurch näher; die Bildhauerkunst geht fast ganz in dem Geschäft auf, die großen Männer der jüngst oder längst verflossenen Zeiten zur lebendigen Erinnerung der Jetztlebenden vor unsern Augen aufzustellen. Die Malerei sucht vorzugsweise das allgemein Menschliche aus der Geschichte lebendig vorzuführen und verbindet durch ihre Darstellung Vergangenes und Gegenwärtiges, Entferntes und Nahes.

Bei der Musik ist bemerkenswerth, daß dieselbe national zu werden strebt; das Gefühl drängt sich auf, daß es bei uns keinem größern Kunstwerk gelingen wird, die Gemüther Vieler anzuziehen und bleibend zu fesseln, wenn nicht irgendwie nationale Stimmung darin widerklingt. Diese zu einer innigern Einheit führende Anziehungskraft der Volksthümlichkeit werden wir sogleich weiter beobachten können. Nämlich die Mittel der Tonkunst betreffend, müssen wir Gesang und Instrumentalmusik unterscheiden. Bei letzterer kommt je länger je mehr die Virtuosität empor, d. h. eine Meisterschaft, welche nur durch Beschränkung auf ein einzelnes Instrument erworben werden kann, eine Höhe, welche natürlicherweise nur sehr Wenige erreichen können. Insofern steigt die Vereinzelung immer höher, und der Künstler in seiner Besonderheit trennt sich von der Mehrzahl; das Gegengewicht besteht aber darin, daß der auf seiner Kunsthöhe einsame Virtuose andererseits einer gewissen Theilnahme Vieler bedarf, deren freudige bewundernde Anerkennung ihn belohnt, während diese durch den Genuß sich gehoben fühlen. Darum mehren sich die Concerte der Virtuosen, ihre Reisen durch die Welt; es ist ein Bedürfniß, die zwar nur augenblickliche Wechselwirkung des Meisters in der Tonkunst mit der übrigen Menschheit zu vervielfachen. Uebrigens ist hiebei nur eine verhältnißmäßig geringe Oeffentlichkeit erreichbar, sie ist beschränkt auf die Klasse der Reichern; insofern kann man sagen, die Musik wird oligarchisch, sie wird mehr ein Preisstück für Wenige, statt ein erhebender und bildender, das Leben verschönernder Besitz Vieler zu seyn. Dagegen breitet sich der Gesang in unserer Zeit als ein allgemein menschliches Bildungs-

mittel immer mehr aus. Da sind Liedertafeln, Gesangvereine und Liederkränze zahllos in Stadt und Dorf, Gesangfeste vereinigen Groß und Klein; man fühlt, Gesang ist eine Gottesgabe, deren sich Alle freuen wie der Sprache, ein Band, das verschiedene Stände umschlingt und die Getrennten sich näher bringt. Auch hat man schon vielfach erprobt, daß, wie Luther sagt, „Musik eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterei ist, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht." Man kann in dieser Hinsicht den Deutschen Mainzer mit seinem Gesangunterricht unter Franzosen, Engländern und Schotten an die Seite eines Matthew stellen, der einen zügelnden und sittigenden Einfluß auf das Volk übt. Da wirkt der Gesang in der That als eine Musik, das heißt, als eine Menschen zu Menschen bildende, sittigende und einigende Musenkunst. — Auch das gehört als ein Zeichen der Zeit hierher, daß man angefangen hat Volksweisen zu sammeln, in Deutschland, in England, Irland, Skandinavien; daß man in England, in Schweden ganze Concerte gibt, worin nur Volksmelodien vorgetragen und zum Genuß Vieler dargebracht werden; diese kräftig wiederkehrende alte Liebe zu den Volksweisen, welche die Tonkunst aus dem ursprünglichen reichen Born des Volksgesangs zu erfrischen und zu verjüngen verheißt, ist eine der edelsten Gestalten, in welchen der Trieb der Zeit zur Einigung des Menschen mit allem Menschlichen erscheint.

Mit der Tonkunst aber, vorzüglich als Gesang, geht Poesie Hand in Hand, und in der That geht beim höheren Kunstwerk, bei der dramatischen Musik, das Bedürfniß und Verlangen dahin, daß Dichtung und Musik eins werden und sich möglichst innig durchdringen sollen, während lange Zeit edle reiche Musik mit blödem ärmlichem Text zusammengefocht war. Will aber das Volk singen, so muß das Lied Volkslied seyn; und sowenig ein Lied ohne ursprünglich verbundene, eigenthümliche Sangweise wahrhaftes Volkseigenthum werden kann (wie es dem armen Rheinlied selig ergangen ist), so wenig wird der Volksgesang seinerseits einen nachhaltigen Aufschwung nehmen ohne gesunde Volkspoesie. Und gerade dazu neigt jetziger Zeit die Poesie, Volksdichtung zu werden. Unverkennbar hat in dieser Hinsicht ein Umschwung begonnen, schon zeigen die damit verbundenen

Uebertreibungen das Eintreten einer neuen Wendung an. Im verfloſſenen Jahrhundert hatte ſich die Poeſie vom Volk nach und nach abgelöst und war Privateigenthum der höhern Stände geworden. Dadurch hat die Dichtung vielleicht mehr als das Volk verloren; ſie iſt matt geworden und drohte auszuzehren. Nun aber tritt die Poeſie dem Volk und ſeinem Leben näher, um ſich ſelbſt dadurch zu erfriſchen und aus dem Volksboden derbe geſunde Nahrung zu ziehen. Man ſucht „der Menſchheit Höhen" nicht mehr darin, daß man nur den Wenigſten zugänglich iſt, und nur für die durch Rang und Bildung in der Geſellſchaft Hochgeſtellten dichtet, ſondern das erkennt man als die rechte Höhe, wenn die Erzeugniſſe der Dichtung recht Vielen zugänglich und der Dichter des Volkes begeiſterter und geliebter Sänger iſt. Man ſehe wohin man will, ſo ſtrebt die Poeſie populär zu werden, in der mannigfachſten Art und Weiſe. In Frankreich iſt Beranger, ein Dichter, der hundert andere aufwiegt; ſeine Lieder ſind aus dem Herzen und Geiſt ſeines Volkes gefloſſen und darum auch wahre Volkslieder geworden; zugleich treten Dichter aus dem Volk auf, bald als Nachahmer der höheren Dichtkunſt, wie der Bäcker Reboul, bald als eigentliche Volksdichter, wie der Haarkräusler Jasmin. Kundige Italiener bezeugen, daß in ihrem Vaterlande die Dichter auch populär zu werden ſtreben; aber weil das italieniſche Volk nicht lieſt, ſo kann der Dichter nicht dichten, um vom Volk geleſen zu werden, ſondern um dem Volk zu nützen; er will die Theilnahme der Reichen für die Armen erwecken und dieſen ein beſſeres Loos bereiten helfen. Mit dieſer Richtung Hand in Hand geht dann eine Reform des Schriftthums, indem man an der Einfachheit älterer Schriften ſich ſelbſt kräftigt, und ein Bündniß zwiſchen populärem und religiöſem Geiſt geſchloſſen wird. Manzoni hat dieſe Bahn eröffnet, auf welcher jetzt Prati und Andere fortſchreiten. Schottland hat freilich ſchon im vorigen Jahrhundert an Robert Burns einen Volksdichter erſten Rangs gehabt, der unvergeßlich bleibt. Hingegen Irland hat erſt in neuerer Zeit ſeinen Thomas Moore. In unſerem Vaterland hat dieſelbe Zeitrichtung namentlich dazu geführt, daß Dichter die Eigenthümlichkeit ihres Stammes darſtellen; während früher nur die allgemeine Schriftſprache ausgebildet wurde, fordern jetzt

die Volksmundarten ihre Rechte, und wenn wir Hebels alemanniſche Gedichte, Seilers oberſchwäbiſche Sachen, Kobells Lieder in oberſchwäbiſcher und pfälziſcher Mundart, Eduard Mörike als treuen Vertreter ſchwäbiſcher Sinnes- und Gemüthsart, wiewohl nicht Mundart nennen, ſo ſind das Zeichen genug von dem Auftauchen der Stammeseigenthümlichkeit im Feld der Dichtung. Daneben widmen ſich edle Geiſter mit Verläugnung der ſelbſtſchaffenden Kraft dem Sammeln der dichteriſchen Stimmen deutſchen Volkes: öſterreichiſche, ſchleſiſche Volkslieder ſammt ihren Weiſen werden aus dem Mund des Volks geſammelt, und Uhland, welcher ſelbſt ſo glücklich geweſen iſt in ſeinen Liedern Saiten anzuſchlagen, welche am Herzen deutſchen Volkes angeklungen haben, ſo daß einzelne derſelben wahre Volkslieder geworden ſind, Uhland ſelbſt bringt jetzt den geſammten Schatz deutſcher Volkslieder, der von älteſter Zeit her ſich angeſammelt hat, zum Genuß Allen dar. Und wie die Dichtung dem Volk ſich anſchmiegt, die jetzige Dichtung mit dem ehemaligen Volkslied im Bund vor das lebende Geſchlecht tritt, ſo geht auch noch ein umfaſſenderes Werk vor ſich, indem die Stimmen der Völker zu einem ſo großen als mannigfaltigen Zuſammenklang vereinigt werden, ein Einigungswerk, das ſeit Herder nie aufgegeben wurde, zu deſſen Förderung aber in neuerer Zeit viele Umſtände günſtig zuſammengewirkt haben. Da hören wir Stimmen uralter und junger Völker, Chineſen und Hindus neben Neugriechen; Völker die kaum über die Linie vollkommener Rohheit emportauchen, neben ſolchen, die auf dem Gipfel höchſter Bildung ſtanden oder ſtehen. Und der Fleiß gebildeter Reiſenden, die Gelehrſamkeit der Sprach- und Geſchichtsforſcher, der Eifer des ſeeherrſchenden Englands, die Gewandtheit trefflicher Ueberſetzer — alles muß zuſammenhelfen, um dieſen tauſendſtimmigen Einklang der liederreichen Menſchheit, dieſe „allgemeine Weltpoeſie“ (wie Goethe ſie genannt hat) in deutſcher Sprache zu vernehmen. Und je reiner der beſondere Klang jeder Stimme, je ſchärfer die Eigenthümlichkeit jedes Liedes durch liebendes Anſchmiegen und kunſtreiche Geſchicklichkeit treu bewahrt und wiedergegeben wird, deſto reicher der Genuß, deſto gelungener das Werk, das keiner Nation ſo beſchieden iſt wie der deutſchen, vermöge der Biegſamkeit und Gelenkigkeit unſerer reichen Sprache,

pſychologiſchen Verirrungen, die dämoniſchen Schauer in den exaltirteſten Zuſtänden des Verbrechens, der Begierde und Furcht. Nur die Neigung zu obſcönen Darſtellungen, die Vermiſchung der Wolluſt mit der Grauſamkeit konnten ſie aus der keuſchen deutſchen Romantik nicht entlehnen; dieſe gaben ſie aus eigenen Mitteln hinzu. Balzac, Sue, Janin, Kock, Raynard, Sand (die berühmte Madame Dûdevant) und eine ſchon kaum mehr zu überſehende Menge Nachahmer wetteiferten in Darſtellungen menſchlicher Laſter und Qualen. Sofern auch Walter Scott auf ſie einwirkte, wählten die neufranzöſiſchen Romantiker aus der Geſchichte mit beſonderer Vorliebe ſolche Zeiten und Perſonen zur Darſtellung aus, die ihnen Gelegenheit gaben, Gräuel zu ſchildern, Scenen der Tyrannei, der verderbteſten Hofdeſpotie und der revolutionären Schreckenszeit. Dabei miſchten ſich die alten Neigungen der Voltairiſchen Schule ein, Freigeiſterei, Verſpottung der Ehe und Moral.

Mitten im Frieden und unter allen Segnungen der Civiliſation öffnet uns dieſe Literatur einen Abgrund von Verworfenheit, an deſſen Möglichkeit man kaum glauben würde, wenn man nicht durch die Thatſache ſelbſt überraſcht worden wäre. Man hat dieſe auffallende Erſcheinung einfach aus den liederlichen Sitten der Stadt Paris erklärt und wohl mit Recht. Wir wollen einige Zeugniſſe dafür anführen. Vor ungefähr zwei Jahren ſchrieb ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung: „Alles klagt über die reißenden Fortſchritte der Entſittlichung. Sie herrſcht unter allen Parteien. Es iſt ein Selbſtaufgeben aller höhern moraliſchen Würde. Die legitimiſtiſche Jugend ſtumpft ſich ab in geiſtloſer Wolluſt. Selbſt das Juſte-Milieu feiert ſchwelgeriſche, unwürdige Feſte, und die Republikaner wetteifern in Orgien aller Art von den feinſten bis zu den gröbſten, die Marat und Beſtialität, Blut und Unzucht vermengen. Eine gewiſſe Literatur iſt ein wahrer Stall des Epikur, wo literaſche Thiere die Trüffeln der Gemeinheit aus dem fetten Boden ihres Geiſtes wühlen. Die Délaſſements gewiſſer Romane ſind Mütter, die ihre eigenen Töchter verkuppeln, Väter, die ihre eigenen Töchter entehren. Das wunderbarſte aber iſt, daß es blutjunge Scribenten ſind, die ſolche Infamien ſchreiben.“ Noch unlängſt hat Souliè einen ſeiner unmoraliſchen Romane mit folgendem Nachwort entſchuldigt: „Die Romantiker ſind, wie man weiß, Leute, welche die Weltgeſellſchaft verderben und die Welt verläumden.

ſo wie der Fähigkeit fremde Geiſtesweiſe treu aufzufaſſen. So verkehrt es ſeyn würde, über dem Sammeln und Nachbilden des Ausheimiſchen das ſelbſtſchaffende Erzeugen des Eigenen zu verſäumen, ſo rühmlich und verdienſtlich iſt, innerhalb geſunden Maßes, und bei Pflege ſelbſtſtändigen Geiſteslebens und Schriftthums, dieſe Vereinigung fremder Schriftſchätze zu deutſchem Gemeingut, wodurch die deutſche Sprache und Literatur, neben den Verdienſten ſelbſteigener Geiſtesarbeit, auch noch Vermittlerin des allgemeinen geiſtigen Weltverkehrs wird, ſo daß nach Goethe's treffendem Ausdruck, „wer die deutſche Sprache verſteht, ſich auf dem Markt befindet, wo alle Nationen ihre Geiſtesſchätze austauſchen."

Doch, um wieder auf die ſelbſtſtändige Dichtung in Deutſchland zurückzukommen, ſo iſt gewiß die Bemerkung gegründet, daß die Dichtung dem Leben näher tritt; hierher gehört nicht nur die politiſche Poeſie der letztvergangenen Jahre, welche den politiſchen Intereſſen des Volks oder einer Partei im Lied unmittelbar Worte leihen wollte, wobei übrigens auf die Länge die Poeſie ſo wenig als die bürgerlichen Intereſſen wahrhaft gewinnen konnten; wir haben auch das vor Augen, daß die Dichtung überhaupt an den Bewegungen und Kämpfen des Lebens wärmeren Antheil nimmt, ſey es auch zunächſt in Schilderungen der Vergangenheit, wovon nur zwei Beiſpiele hier genannt ſeyn mögen, Lenau's Albigenſer, und G. Pfizer's „der Welſche und der Deutſche." Hauptſächlich durch dieſe Anſchließung an das Leben, und durch nationalen Charakter verſucht auch die dramatiſche Dichtkunſt ſich wieder zu einer höheren Stufe aufzuſchwingen.

Das Eigenthümliche der Gegenwart in der Poeſie erkennen wir alſo darin, daß die Dichtung dem Leben näher tritt, aus dem Volksboden neue Nahrung zieht und, ſtatt Vorrecht Einzelner zu ſeyn, Gemeingut Aller zu werden ſtrebt, womit zuſammenhängt, daß das ältere Volkslied geehrt wird und die Liederſtimmen der Völker und Zeiten geſammelt werden, vorzüglich in unſerer deutſchen Sprache.

Den Uebergang von der Dichtung zur Proſa macht das „Epos der Gegenwart," der Roman. In dieſem iſt eine die Zeit bezeichnende Wendung eingetreten. Stellt man Goethe's Wahlverwandtſchaften, Fouqué's Ritterromane, Walter Scott,

den neueſten Romanen gegenüber, die in Deutſchland und Frankreich Aufſehen gemacht haben — welcher Unterſchied! Die Kunſtform laſſen wir hier bei Seite, aber der Stoff iſt dort aus den höheren Kreiſen der Geſellſchaft genommen, während wir von den Neueren in die mittleren, ja in die unterſten Schichten der Geſellſchaft geführt werden. Da werden uns nicht geiſtreiche Geſpräche hochgebildeter und hochgeſtellter Perſonen, nicht Verwicklungen und Ereigniſſe in großem Maßſtab, ſondern Charakterzüge der niederen Bevölkerung großer Städte, Ereigniſſe im Kleinen, die aber nicht weniger erſchütternd ſeyn mögen, Geſpräche, aus welchen wir den Sinn und Witz des Handwerker- und Bauernſtandes auf dem Lande vernehmen, zur geiſtigen und gemüthlichen Nahrung dargeboten. Wir erinnern an die Romane von Dickens, an den Handwerksburſchen von George Sand: le compagnon du tour de France, an Eugen Sue's Geheimniſſe von Paris, an Bizius' (Jeremias Gotthelf) Schilderungen aus der Schweiz, an Auerbachs köſtliche Dorfgeſchichten aus dem württembergiſchen Schwarzwald. Man muß geſtehen, es wird da ein Gebiet erſchloſſen, das koſtbare Schätze birgt. Die Schilderung ergreift das Volksleben und ſtellt deſſen Geiſt und Gemüth, Leiden und Freuden im Bilde dar, zum Theil allerdings mit der ausgeſprochenen Abſicht, die nöthige Umgeſtaltung geſellſchaftlicher Verhältniſſe zu fördern. Indem der neuere Roman das Volksleben zum Gegenſtand wählt, leitet er in ſeiner Art eine Einigung zwiſchen den verſchiedenen Ständen ein, geſetzt auch dieſe Schriften würden (was wirklich der Fall ſeyn wird) größtentheils nur von Gliedern der mittlern und höhern Stände geleſen.

Dagegen wird von eigentlichen Volksſchriften ſeit etlichen Jahren viel geſprochen, im Süden und im Norden Deutſchlands, ſowie in Ungarn. Die Vereinigung der nach Staaten geſonderten Volksſchriftenvereine zu einem allgemeinen deutſchen Verein iſt bis jetzt nur noch ein Wunſch, ſo natürlich und nothwendig die Sache iſt. Denn es läßt ſich doch nicht abſehen, warum der Badener und Sachſe eine Schrift nicht auch ſollte brauchen können, die dem Württemberger eine geſunde Nahrung gewährt, und je kräftiger die Koſt iſt, die da geboten wird, deſto mehr iſt dieſelbe allem Volk zu gönnen, abgeſehen von dem Vortheil,

den die Erweiterung des Vereinsgebiets für billigere Preiſe bringt durch die ſtärkere Abnahme. Und was das wichtigſte iſt, je mehr die verſchiedenen Stämme deutſchen Volkes die gleichen gediegenen Schriften ſich aneignen, deſto mehr könnte ein allgemeiner Volksſchriftenverein die Bildung, Kräftigung und Einigung deutſchen Geiſtes und deutſcher Geſinnung im ganzen Volk fördern. Nur das wird auch bei dieſer Sache wohl zu beachten ſeyn: non multa, sed multum. Welche Nachtheile Vielleſerei hat, das wiſſen diejenigen nur zu gut, welche nicht anders können als vielerlei leſen. Und um ſo mehr ſollte man ſich hüten, dieſe Pein denjenigen zu bereiten, welche durch ihre Verhältniſſe nicht auf das Leſen vorzugsweiſe angewieſen ſind. Wenig aber gut; nicht zerſtreuen, ſondern ſammeln! Das Wenige ſollte gediegen, wahrhaft klaſſiſch ſeyn. Es iſt im Volksſchriftenweſen ſchon viel gefehlt worden, am meiſten darin, daß man das Volk, für das man ſchreiben und auf das man wirken wollte, nicht recht gekannt hat. Viele ſuchen das Volksmäßige darin, daß man das zu ſagende breit ſchlage und in kindiſch einfältiger Geſtalt wiedergebe. Ganz verkehrt! Man höre verſtändige Leute aus dem Bauernſtand; wie iſt ihre Rede körnig, mit Salz gewürzt, kurz und vielſagend, kräftig, den Nagel auf den Kopf treffend, ſtets einfach aber concret, oft mit einem merkwürdigen Bild einen Gegenſtand beleuchtend! Und dann ſehe man in manche ſogenannte Volksſchrift hinein; wie fade, wie ins Breite zerlaufen, wie kraftlos und ungeſalzen! Und dann wundere man ſich noch, daß das Volk ſolchen Dingen keinen Geſchmack abgewinnen kann! Im ächten Geiſt des Volks ſchreiben iſt nicht Herablaſſung zu einer niedrigeren Stufe, ſondern in der That eine Erhebung. Das Volksſchriftenweſen, das noch in ſeinen ſchwachen Anfängen ſteht, iſt ein Werk, bei welchem eine lebendige Wechſelwirkung und Einigung vorgehen muß, indem die Gebildeteren, was ſie an Stoff des Wiſſens und der Bildung inne haben, mittheilen den an wiſſenſchaftlicher Bildung tiefer ſtehenden; aber indem die Mittheilung in ächt volksmäßiger Form geſchieht, theilt das Volk Jenen die Vorzüge ſeiner Form mit, nämlich Lebendigkeit, Körnigkeit und ſtets praktiſche Wendung, geſunde Lebenskraft. Bei dieſem geiſtigen Wechſelverkehr

müssen beide Theile sowohl geben als empfangen, es ist eine lebendige Einigung zum Besten des Ganzen.

Gehen wir von den Volksschriften unmittelbar auf die Wissenschaft über, so wollen wir durch diese Zusammenstellung letztere nicht herabsetzen, sondern eine in der Gegenwart hervortretende rühmliche Eigenschaft derselben andeuten; hat man ja doch schon geglaubt, alle Bearbeitungen der Wissenschaft, die nicht ausschließlich auf die Männer der Wissenschaft, sondern auf die Gebildeten berechnet sind, als Volksschriften bezeichnen zu dürfen. Hinsichtlich der Wissenschaft fällt keine Thatsache so leicht ins Auge und ist so tief in der Bewegung der Zeit begründet, als die, daß sie dem Leben sich wieder nähert, nachdem sie sich von demselben entfernt hatte. Hierher gehören namentlich die wissenschaftlichen Versammlungen, von denen, nachdem sie ungefähr ein Vierteljahrhundert bestehen, sich mit Recht sagen läßt, daß sie sich als Zeitbedürfniß bewährt haben. Nachdem die schweizerische Gesellschaft für Naturforschung schon im zweiten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts ihre Versammlungen angefangen hatte, begannen die deutschen Naturforscherversammlungen im Anfang des zweiten Jahrzehnts; im dritten folgte Großbritannien, dann Frankreich, Italien, Skandinavien, Ungarn. In Frankreich sowie in England wurde der Zweck über das Gebiet der Naturwissenschaft hinaus erweitert, indem bei den Versammlungen Statistik, Ackerbau und Industrie, Geschichte, Literatur und Kunst in besondern Sektionen behandelt werden; in Deutschland ist die Beschränkung auf das naturwissenschaftliche Gebiet beibehalten, dafür aber haben sich selbstständige Versammlungen der Philologen, Orientalisten und Schulmänner, der Landwirthe und Forstmänner, der Anwälte und Rechtsgelehrten, der Architekten u. s. w. gebildet. Darin erkennen wir das Bedürfniß, an die Stelle des todten Buchstabenverkehrs die lebendige persönliche Berührung zwischen den Dienern der Wissenschaft zu setzen, und zugleich Kenntniß und Liebe der Wissenschaft vermöge der Wanderversammlungen unter denjenigen Ständen zu verbreiten, deren nächster Beruf nicht ein eigentlich wissenschaftlicher ist; und dies nicht nur nach unten, sondern auch nach oben. Wenigstens dienen in England die Versammlungen des Vereins für Beförderung der Wissenschaften namentlich auch als ein

Mittel, den hohen Adel für Unterstützung wissenschaftlicher Zwecke zu gewinnen. Uebrigens außerdem daß diese Versammlungen eine lebendige Verbindung der Fachmänner unter sich einleiten, und Volksklassen, deren nächster Beruf ein anderer ist, mit der Wissenschaft in Verkehr bringen, haben sie auch noch den Nutzen, gelehrte Ausländer anzuziehen. Dies ist schon bisher der Fall gewesen, wird aber voraussichtlich zunehmen. Mit besonderer Rücksicht darauf ist im Jahr 1842 der wissenschaftliche Congreß Frankreichs nach Straßburg verlegt worden, um einen lebendigen Verkehr zwischen Frankreich und Deutschland auf dem Boden der Wissenschaft einzuleiten. Noch bestimmter und in größerem Maßstab hatte bereits die brittische Association for the advancement of science im Jahr 1840 zu Glasgow den Plan entworfen zu einem allgemeinen Wissenschaftscongreß, bei welchem die thätigsten Forscher aus den verschiedenen Völkern zusammentreten sollten; Alexander v. Humboldt wurde als Vorsitzender eingeladen und Portsmouth als südliche Küstenstadt zum Ort der Versammlung gewählt. Wie weit diese Zusammenkunft dem gefaßten Plan entsprach, wüßten wir nicht zu sagen. Die Sache ist noch neu, die Schwierigkeiten, deren größte in der Sprachverschiedenheit liegt, sind groß; allein der Gedanke eines europäischen Wissenschaftscongresses ist einmal ausgesprochen und er wird sich nicht wieder verlieren. Eine Vereinigung, deren Vermittler die erleuchtetsten wissenschaftlichen Männer jedes Volkes wären, eine Vereinigung, welche dienen würde, die Geistesschätze, die eigenthümlichen Anschauungsweisen und wissenschaftlichen Arbeiten der Völker gegenseitig auszutauschen, wäre ein menschliches Werk der Einigung, über dessen Gelingen (um die Worte des Generalsekretärs der Straßburger Versammlung zu gebrauchen) „die Wissenschaft und die Menschheit gleich sehr sich Glück wünschen dürften."

In mehreren Hinsichten beschränkter, jedoch nach einer Seite hin mit den besprochenen Versammlungen verwandt, ist die Einrichtung wissenschaftlicher Vorträge für Gebildete. Die Sache an und für sich ist weder ganz neu, noch uns Deutschen ausschließlich eigen, aber sie hat seit einigen Jahren einen größeren Aufschwung und weitere Ausbreitung gewonnen, besonders seit in Berlin der Verein für wissenschaftliche Vorträge

(1841 bis 1842) sich gebildet hat; in Basel, Hamburg und andern Städten pflegten schon früher Universitätslehrer oder sonstige Gelehrte vor einem gemischten Publikum je eine Reihe Vorträge über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu halten. Nun sind die Zuhörer meist solche, die ohnedies schon geneigt und im Stande sind, sich durch Lesen gediegener Schriften weiter zu bilden; warum also diese Vorträge? darum weil das gesprochene Wort lebendiger, anregender und fruchtbarer ist, als der gelesene Buchstabe. Hier tritt wiederum die Wissenschaft hervor aus der Abgeschlossenheit ihres Heiligthums, das blos von ihren Meistern und Jüngern betreten werden durfte, und macht sich lebendig im Leben in weiteren Kreisen geltend, ein Verhältniß, welches beiden, sowohl der mittheilenden Wissenschaft, als dem empfangenden Publikum, Nutzen bringen muß und sich weiter geltend machen wird.

Beide letztgenannte Einrichtungen machen das lebendige Wort geltend gegen die Ueberschätzung des gedruckten Buchstabens; auf ein Verdrängen des Gedruckten soll und wird es dabei nicht hinauskommen, wohl aber wird theils durch andere Umstände, theils durch obige Einrichtungen die Art und Weise der schriftlichen Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände weiteren Kreisen genießbarer werden. Es handelt sich hier um etwas, worin wir Deutsche den Franzosen und Engländern nachzueifern anfangen, während Jene die großen wissenschaftlichen Versammlungen von uns entlehnt haben. In England und Frankreich hatten schon bisher gründliche wissenschaftliche Schriften in der Regel eine auch für den nicht berufsmäßig Eingeweihten verständliche und anziehende Gestalt, während bei uns das Vorurtheil bestand, daß Gründlichkeit der Forschung und Förderung der Wissenschaft selbst mit einer einfachen, verständlichen und gefälligen Darstellung nicht vereinbar sey. Wissenschaft war ausschließlich Sache der Schule, und durch die ganze Einkleidung war dafür gesorgt, daß ja Niemand außer den Innungsgenossen die betreffenden Bücher lesen konnte und wollte. Eingehüllt in die Rüstung künstlich genug gewählter fremder Kunstausdrücke, ausgerüstet mit den furchtbaren Waffen angeführter Stellen aus andern Schriften, schritt der Ritter der Wissenschaft einher, abstoßend alles gemeine Volk. Die Bücher

waren, wenn sie gründlich seyn sollten, ausschließliches Eigenthum einer Kaste. In neuerer Zeit bahnt sich eine Veränderung an. Meister der Wissenschaft schätzen es sich zur Ehre, Werke zu schreiben, welche die Wissenschaft weiter führen, während sie durch einfach klare und schöne Sprache nicht blos der Schule, sondern allen Gebildeteren im Volk zugänglich und anziehend sind. Wenn Gelehrte wie Alexander v. Humboldt und Liebig, Dahlmann, Ranke und Andere die Uniform der Akademie ablegen, und einfach als Männer der Nation vor Allen so reden, daß wer Lust hat zu hören sie hören und verstehen kann, und daß wer sie hört Lust bekommt nur immer mehr zu hören, so wird die Wissenschaft nichts verlieren, sondern viel gewinnen, und die Nation wird doppelten Vortheil davon tragen.

Diese Aufhebung der kastenmäßigen Absonderung gründlicher Wissenschaft von der Gesellschaft im Ganzen, diese Einigung des Schriftthums mit dem Leben des Volks hängt wieder damit zusammen, daß die Stubengelehrsamkeit im Abnehmen begriffen ist. Das war eine bisher auch bei andern Nationen hie und da anzutreffende, bei uns Deutschen aber herrschende Eigenschaft. Man bezeichnet mit diesem Namen zweierlei, einmal die Einseitigkeit, nur für sich zu lesen, zu forschen, zu sammeln und Schätze des Wissens zu häufen, ohne daß dieselben irgend wieder in den Verkehr einfließen; das könnte man die geizige Art der Stubengelehrsamkeit nennen. Die andere Art theilt mit, und zwar zum Theil recht ungern, aber blos für das Wissen, nicht für das Handeln und Leben, weil eben sie selbst blos für das Wissen, nicht für das Leben und Handeln Sinn und Trieb hat; dies ist die unpraktische Art der Stubengelehrsamkeit. Nun läßt sich allerdings nicht erwarten, daß die geizige Art je ganz aussterben wird, denn da hängt viel von der natürlichen Neigung ab; hingegen die unpraktische Art ist im Abnehmen begriffen; das kommt von umfassenderen Ursachen in der Bewegung der Zeit her, und darum ist diese Erscheinung doppelt erfreulich. Thatsache ist, daß die Gelehrten an den die Gesellschaft, den Staat, die Kirche, überhaupt das Leben der Gegenwart bewegenden Fragen häufiger, wärmer, thätiger Antheil nehmen, als das lange Zeit der Fall war. Männer, die sich auf wissenschaftlichem Boden auszeichnen, halten es derzeit für ihre

Pflicht und für eine Ehre, den Mitbürgern, dem Vaterland, der Menschheit zu dienen mit Wort und That, indem sie Ereignisse der Gegenwart durch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse beleuchten und Strebungen der Zeit durch thätige Theilnahme fördern helfen.

Die Wissenschaften selbst verrathen einen Trieb zur Einigung darin, daß sie immer mehr sich aneinander anschließen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß eine immer weiter greifende Scheidung vor sich geht, sofern die Wissenschaften, je mehr sie sich nach Breite und Länge, nach Höhe und Tiefe ausdehnen, desto mehr in eine Anzahl größerer Gebiete und kleinerer Felder zerfallen, welche alle zu beherrschen immer schwieriger wird. Theilung der Arbeit drängt sich auch im Reich des Geistes, wie der körperlichen Arbeit, als nothwendig auf und die Regel des Dichters gewinnt je mehr und mehr Wahrheit:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Allein auf der andern Seite geht es doch durchaus nicht an, daß ein Arbeiter im Reich des Geistes sich ausschließlich blos mit irgend welchem winzigen Theil befasse. Da würde es ihm gehen wie dem Kleinhäusler, der, je weiter die Zersplitterung des Eigenthums geht, desto näher dem Hungersterben kommt, d. h. er würde immer weniger im Stand seyn, befriedigende Nahrung des Geistes für sich und andere aus seinem kleinsten Theil zu ziehen, es sey denn er habe und benütze außer seinem engeren Eigenthum auch noch ein Recht auf das große Gesammtgebiet nicht nur seiner weitern Wissenschaft, sondern auch aller Wissenschaft überhaupt. Je mehr einer mit weiterem Blick Vieles umfaßt und überschaut und eine Wissenschaft mit der andern verbindet, desto größer der Erfolg. Die Geognosie hat in unsern Tagen Licht bekommen aus der Physiologie durch Betrachtung der mikroskopischen Thierchen, und umgekehrt bietet die Kunde der Erdrinde der Kenntniß des organischen Lebens einen unerschöpften Stoff dar zu Vergleichungen. Die Pflanzenanatomie hat zu Entdeckungen auf dem Gebiet der Kunde des thierischen Körperbaues und Lebens geführt, und nun drohen Chemie und

Physiologie die Heilkunde umzugestalten. Alles das deutet auf eine sich mehr und mehr vollziehende Verbindung zwischen den Naturwissenschaften, auf eine sich bildende einheitliche Naturwissenschaft. Die Natur selbst ist es, welche in unserer Zeit theils freiwillig, theils auf Befragen denkender Geister die innerste Einheit ihrer Kräfte und Gesetze allmählig enthüllt, namentlich in den merkwürdigen Entdeckungen über Magnetismus und Elektricität, Licht und Wärme nach ihrem gegenseitigen Verhältniß. Sodann wollen wir hier nur kurz erwähnen, wie stark in der Gegenwart die Philosophie in die positiven Wissenschaften, sowohl des Rechts und Staats, als der Kirche eingreift. Diese wenigen Beispiele sollen nur deutlich machen, wie nöthig es vorzüglich in unserer Zeit ist, wenn man mit einem Gebiet des Wissens sich beschäftigt, zugleich die andern Gebiete ins Auge zu fassen. Mit andern Worten, die Wissenschaften selbst verbinden und verflechten sich innig unter einander, sie schließen sich immer mehr als lebendige Glieder eines Gesammtorganismus aller Wissenschaft an einander an, und so vollzieht sich auch auf diesem Gebiet ein großes Einigungswerk.

Es hat den Anschein, als ob bereits ein Mittelpunkt sich zeige, in welchem alle Wissenschaften zusammenkommen, und das ist die Geschichte. Die Lieblingswissenschaft des gegenwärtigen Menschenalters, die Hauptwissenschaft, welche den Reigen führt, ihren Einfluß nach allen Richtungen ausbreitet und überall lebendige Zeugnisse ihres Einflusses niederlegt, ist eben die Geschichte. Nun ist Geschichte, als Wissenschaft und geistige Thätigkeit, im allgemeinsten Sinn nichts anderes als ein Heranziehen des zeitlich Entfernten in die Nähe, eine Vergegenwärtigung des Vergangenen. Wie wir durch das Fernglas das räumlich Entfernte in unsere Nähe bringen, daß es vor dem leiblichen Auge steht, so bringen wir durch Geschichte das in der Zeit Entfernte vor das Geistesauge, vereinigen das was gewesen ist mit dem was ist, und machen die Vergangenheit zur Gegenwart. Die Geschichte ist selbst ein Werk geistiger Einigung, sie bildet aber auch einen alle Wissenschaften einigenden lebendigen Mittelpunkt. Einmal übt sie einen mehr stillen verborgenen Einfluß auf alle Wissenschaften, sofern diese geschichtliche Grundstoffe in sich aufnehmen und in der Behandlungsart geschichtlich werden. Es gibt aller-

dings Wissenschaften, bei denen dies der Natur der Sache nach weniger der Fall ist, z. B. Mathematik, Physik, während schon die Astronomie zu einer geschichtlichen Behandlung in der Weise von selbst auffordert, daß die altertümliche Anschauung des gegenseitigen Verhältnisses der Weltkörper zu Grunde gelegt, dann aber durch genauere Beobachtungen und kraft der sich dabei ergebenden Verwicklungen auf das Kopernikanische System und die Entdeckungen der Gesetze des Himmels hinübergeführt wird. Die Geognosie hat von ihrer Entstehung an die Richtung immer entschiedener genommen, Geschichte der Erde zu werden: jede neue Entdeckung auf diesem Felde schlägt ein neues Blatt dieser Geschichte auf, z. B. die Eiszeit von Agassiz; und die Hauptaufgabe ist dabei stets eine geschichtliche, nämlich die Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeiten, der ruhigen und umwälzenden, richtig zu bestimmen, und jede Bildungszeit in ihrer Gestalt, ihrem Verlauf und ihren Gesetzen genau zu kennen. Die Physiologie hat eine ganz neue Gestalt gewonnen, seit sie vergleichend geworden ist, d. h. seit sie das geschichtliche Element in sich aufgenommen hat, als Entwicklungsgeschichte des thierischen Lebens. Die Erdkunde verdankt ihren neuesten Aufschwung nicht in geringem Maß der Verbindung, in welche sie mit der Geschichte der Menschheit gesetzt worden ist. Die Einwirkung der Natur auf die Menschheit, die Rückwirkung der Völker auf die Länder sind Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit in hohem Grad anziehen und zu merkwürdigen Ergebnissen führen.

Hiemit kommen wir aus dem Bereich der Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften. Die Philologie ist durch die Erklärung ihres Begriffs als Alterthumswissenschaft für geschichtlich anerkannt worden; ihr Gegenstand ist das klassische Alterthum, d. h. ein Theil der Geschichte, und ihre Aufgabe besteht darin, das klassische Alterthum, dieses Stück Vergangenheit, für uns geistig zur Gegenwart zu machen. Und mit den Namen von Meistern wie Niebuhr, Böckh, Ottfried Müller wird der Kundige sogleich erinnert, welchen Gewinn die Philologie bei uns Deutschen durch geschichtliche Behandlung erlangt hat. Wenn das klassische Alterthum in unsern Tagen vollständiger, anschaulicher, lebendiger, treuer als in früherer Zeit dargestellt worden

Zu einem der ausgezeichnetsten Kritiker unserer Zeit, der diese Beschuldigung der Literatur hat drucken lassen, sagte der Verfasser dieses Buchs: Glauben Sie, daß es heutzutage möglich ist, in einen Salon, in welchem sich zwanzig Personen befinden, hineinzublicken, und die Geschichte dieser zwanzig Personen mit allen Nebenumständen und zu allen Zeiten ganz ohne Schleier zu erzählen? und zwar sagen wir nicht, in einen bestimmten Salon, in einen bestimmten Stadtbezirk, in eine Gesellschaft aus einer bestimmten Klasse von Menschen bestehend, wir sagen nur, in einen Salon, einen Stadtbezirk, eine Gesellschaft aus irgend einer Klasse von Menschen bestehend, welche sie auch sey; glauben Sie wirklich, daß Sie darin nicht mehr Laster, mehr beschämende, mehr schändliche Dinge finden werden, als in dem allerunmoralischsten Romane? Der Kritiker gab das zu.“

Wenn sich nun auch solche Schilderungen nur auf die Schattenseite des Pariser Lebens beziehen und dabei die Lichtseite des französischen Charakters überhaupt und der lebendigen Pariser insbesondre nicht verleugnet werden kann noch soll, so muß doch allerdings jene stark markirte Schattenseite des wirklichen Lebens als die nächste Ursache der in den neuen französischen Romanen ausgesprochenen Tendenz in Betrachtung gezogen, und ihr in gewisser Beziehung als Entschuldigung angerechnet werden. Aus demselben Grunde aber muß man um so stärker die Verbreitung dieser schlechten Romane in Deutschland mißbilligen. In Paris finden sie nichts mehr zu verderben, wohl aber bei uns. In Paris sind sie in ihrem Elemente, nicht aber bei uns. Es steht zu erwarten, daß sie auch in Paris, sofern sie über die Schranken getreten sind, die dem Laster in jedem civilisirten Staate nothwendig gezogen werden müssen, auch wieder werden zurückgedrängt werden. Aber Deutschland hat noch viel mehr Grund, sie abzuweisen, und wir hätten wohl gethan, nach dem Beispiel der Engländer, sie uns gar nicht nahe kommen zu lassen.

Wenn wir aus diesen neusten französischen oder den französischen nachgeahmten deutschen Romanen die Hauptsituationen zusammenstellen wollten, würden wir ein vollständiges Register aller unnatürlichen Laster und Begierden und aller möglichen die Scham empörenden Sonderbarkeiten erhalten. Die Schule Voltaire's, Crebillon's ꝛc. begnügte sich noch, um die criminalistische Sprache zu

ist, so verdanken wir das der geschichtlichen Richtung, welche die Philologie genommen hat. Die Sprachwissenschaft wäre nicht was sie ist, wenn man nicht angefangen hätte, alte und neue, morgen- und abendländische Sprachen zu vergleichen und mit geschichtlichem Sinn als eine Entwicklungsreihe aufzufassen. Auch die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen ist eine ganz andere geworden, seitdem man den indogermanischen Sprachstamm als eine Einheit kennen gelernt und geschichtlich zu erforschen begonnen hat. Während weder in der älteren Zeit, wo man an den von den Grammatikern überlieferten Satzungen starr hing, und alles nur auf praktische Erlernung der beiden klassischen Sprachen abzweckte, noch zur Zeit der sogenannten philosophischen oder allgemeinen Sprachlehre es gelungen ist, gediegene und werthvolle Ergebnisse der Sprachkunde ans Licht zu fördern, ist seit der durch England vermittelten Kenntniß des Sanscrit, vornämlich durch deutsche Gelehrte wie Bopp und Wilhelm v. Humboldt, die Sprachkunde zur Sprachwissenschaft erhoben worden. Das war dadurch bedingt, daß an den indogermanischen Sprachen eine durch Jahrtausende sich erstreckende stetige Reihe sprachlicher Entwicklung vergleichend ins Auge gefaßt und geschichtlich erforscht wurde. Diese Methode breitet sich nun über alle Sprachen aus, welche wissenschaftlich erforscht werden, und sie ist namentlich von Jakob Grimm auf die ganze Familie der deutschen Sprache angewendet worden. Es ist die scheinbar Entlegenes vereinigende und geschichtliche Behandlungsweise, wodurch die Sprachkunde während des letztverflossenen Menschenalters sich zu wissenschaftlicher Würde aufgeschwungen hat. — In der Rechtswissenschaft hat die geschichtliche Seite schon lange ber Geltung durch die Geschichte des römischen Rechts, wozu erst neuerer Zeit deutsche Rechtsgeschichte gekommen ist; hingegen eine umfassendere, so zu sagen vergleichende Rechtswissenschaft scheint sich erst heut zu Tage zu bilden, und das müßte doch den größten Beitrag geben zu befriedigender Schlichtung des Streits zwischen Romanisten und Germanisten, so wie zu gehöriger Leitung der gegenwärtig überall als Bedürfniß gefühlten neuen Rechtsbildung. — Daß in der Theologie neuerer Zeit das geschichtliche Element entschieden vorherrscht, wird weiterhin noch zur Sprache kommen. Auch die deutsche

Philosophie der letzten Zeit hat das größte ihrer Verdienste um die Geschichte sich erworben. Schelling hat die Einheit von Natur und Geist ausgesprochen und vorzüglich die Naturphilosophie bearbeitet, indem er in die Einheit der Naturkräfte und Gesetze große Blicke eröffnete, welche zum Theil durch nachfolgende Entdeckungen und Versuche der Naturforscher aufs schönste bewährt worden sind. Hegel hingegen hat, wie so ziemlich anerkannt ist, in der Philosophie der Natur seine schwache Seite, seine starke in der Philosophie der Geschichte; in dieser hat er, wenn auch manche Irrthümer immer mehr werden als solche erkannt werden, denn doch Blicke gethan, welche das System als solches überleben werden. Da übrigens Schelling in seiner neuesten Wendung vorzugsweise mit philosophischer Durcharbeitung der Religionsgeschichte sich befaßt, so wird man wohl sagen dürfen, daß die deutsche Philosophie in ihren Hauptvertretern neuester Zeit auf denkendes Begreifen der Geschichte (dieses Wort im weitesten Sinn genommen) ihre Hauptkräfte verwende.

Wir haben uns überzeugt, daß in der Gegenwart bei weitem die meisten Wissenschaften der Geschichte ihre Steuer und Huldigung freiwillig darbringen, und hinwiederum reiche Schätze und ehrende Erhebung derselben verdanken; nehmen wir dazu noch das früher Erwähnte, wie die Mitwelt durch Denkmale der großen Männer vergangener Zeiten, sowie durch Gedächtnißtage und Feste große Ereignisse der Geschichte feiert, so wird die Behauptung schon einigermaßen als gerechtfertigt erscheinen, daß Geschichte die einflußreichste Hauptwissenschaft unserer Zeit sey.

Dazu kommt aber noch, daß das eigene selbstständige Gebiet der Geschichte gegenwärtig mit ungewöhnlichem Eifer angebaut wird. Es ist in der That merkwürdig, wie viele Kräfte den Arbeiten der Geschichte sich widmen, wie die gebildeten Völker unseres Erdtheils darin miteinander wetteifern, wie emsig Denkmäler, Urkunden und Geschichtsquellen aller Art aufgesucht, gesammelt, bekannt gemacht, geprüft und ausgebeutet werden; wie nächst der Quellenforschung die Kunst geschichtlicher Darstellung fortschreitet, und wie die Ereignisse der Zeit diesem Trieb zu geschichtlicher Kenntniß in die Hände arbeiten. Der Zug Napoleons nach Aegypten, die Eröffnung Indiens durch die

oſtindiſche Compagnie, Griechenlands Befreiung, die Eroberung Algiers durch die Franzoſen, die Oeffnung Chinas für die chriſtlichen Völker und andere Ereigniſſe haben dazu beigetragen, Zugänge zu öffnen, Anſchauungen möglich zu machen, Urkunden und Schriften fremder Völker herbeizuſchaffen, überhaupt eine unerſchöpfte Menge von Stoff für die Geſchichte darzubieten. Und dann bringen die Lebhaftigkeit des geſammten Weltverkehrs, die vermehrten und wohlfeileren Reiſegelegenheiten Gelehrte, Forſcher und Liebhaber leicht an alle Punkte des Erdballs, wo noch etwas zu enthüllen iſt. Engländer, Franzoſen und Deutſche ſind unermüdet, in Perſien, Meſopotamien, Arabien, Aegypten, Algerien, in der neuen Welt, Unbekanntes zu entdecken, Bekanntes genauer zu erforſchen, Räthſelhaftes zu entziffern, woran die geförderte Sprachwiſſenſchaft thätigſten Antheil nimmt. Während ſo das weit Entlegene uns nahe gebracht wird, iſt auch ein Eifer erwacht, die Alterthümer der Heimath zu erforſchen; Alterthumsvereine beſchäftigen ſich, zu erhalten, zu ſammeln, zu unterſuchen, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, was von Ueberreſten und Denkmälern aus den verſchiedenen älteren Zeiträumen noch vorhanden iſt. Die Quellenſchriften und Urkunden der Geſchichte des eigenen Volks und Staates zu ſammeln und in geprüften Ausgaben zu veröffentlichen, ſind theils Regierungen, theils einzelne Gelehrte und Gelehrtenvereine beſchäftigt. Andere ſind bemüht, ältere noch nicht bekannte oder wenigſtens ungedruckte Denkmäler der Sprache und Literatur ihres Volkes herauszugeben; damit befaſſen ſich vorzüglich in Deutſchland und England gerade gegenwärtig viele vorzügliche Männer. Sicher iſt der Fleiß in Eröffnung aller Quellen der Geſchichte noch zu keiner Zeit ſo groß geweſen. Während aber dafür geſorgt wird, den Zugang zu den Quellen der Geſchichte der Menſchheit zu erleichtern, alle unreinen Beimiſchungen von denſelben abzuſondern, eilen Andere herbei, ſchöpfen von dem friſchen reinen Waſſer und faſſen es zu wohlthätigem Gebrauch und angenehmem Genuß in edlen lieblichen Gefäſſen. Man ſchreibt die Geſchichte der Städte, der Landſchaften, die Geſchichte einzelner bedeutender Männer und Geſchlechter, der Stämme und Völker, der geſammten Menſchheit; man bearbeitet die Geſchichte des Glaubens, der Sitten, des Rechts und der Geſetze, der Sprache,

der Kunst; man erzählt die Geschichte einzelner Zeitalter, Jahrhunderte, der ganzen Vergangenheit. Und die besseren und gediegeneren unter jenen Einzelgeschichten behandeln den Theil der Menschheit, mit dem sie sich befassen, stets in seinem Bezug auf das Ganze, so daß er vom Ganzen Licht bekommt und selbst wieder andern Theilen Licht verleiht. Die Eigenthümlichkeit der Geschichtschreibung jetziger Zeit (wie wir sie bei den Meistern finden, einem Schlosser, Ranke, Dahlmann) besteht vorzüglich darin, daß sie das Leben lebendig zu fassen und wiederzugeben weiß; da wird das Alterthum oder ein näher liegender Zeitraum uns vorgeführt, als wäre es ein Theil der Gegenwart, in klarer, lebensvoller, treuer Anschauung; da wird der Zusammenhang der Ereignisse, die Wechselwirkung zwischen bürgerlichen Zuständen, religiösen Angelegenheiten, Sitten und Gesetzen, Kunst und Schriftthum aufgezeigt und in ihren Verflechtungen verfolgt. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in der Geschichtschreibung nur von Fürsten und von den ausgezeichnetsten Männern zu erzählen wußte; der Geist der jetzigen Zeit hat den Geschichtsforschern die Augen aufgethan, daß sie die Vielen nicht mehr übersehen; jetzt vernehmen wir mehr von den Völkern, die Geschichte faßt mehr das Gemeinwesen ins Auge, schildert den Zustand der Massen, den Geist, der unter einem Volk weht, das Gemeingefühl, den Gesammtwillen, der dasselbe beseelt, und man lernt manches als Ergebniß einer Gesammtthätigkeit Aller erkennen, was man sonst nur einem Einzigen zugeschrieben hatte. Das hochmüthige leere Absprechen in geschichtlichen Dingen verliert sich mehr und mehr, und was unlängst als blinde Verirrung, Narrheit und Unvernunft verurtheilt zu werden pflegte, darin sucht man nun, demüthiger und weiser zugleich, Sinn und Vernunft; und statt den Geist der Geschichte eigensinnig zu meistern, ehrt man ihn mit Selbstverläugnung und will mit einem Sinn, dem nich[illegible]schliches fremd ist, selbst Verirrungen der Menschheit eher [illegible]s als schlechthin verwerfen. In alle dem, in der vielseitigen Bedeutung, so wie in der ganzen Gestalt, welche die Geschichte gewinnt, erkennen wir den großen Zug zur Einigung alles Menschlichen, der unsere Zeit bewegt.

So groß und mannigfaltig die Thätigkeit ist, welche auf Wissen und Wissenschaft verwendet wird, so findet doch eine ausgebreitetere und lebhaftere Theilnahme an Angelegenheiten der Religion statt, sowohl im Morgenland als im Abendland, in Rußland, Frankreich, Großbritannien so gut als in Deutschland; Staatsmänner sind genöthigt, sich mehr als vordem mit Kirchenangelegenheiten zu befassen; Männer der Wissenschaft beschäftigen sich mit Sachen des Glaubens, so oder so; die Gemüther des Volkes sind in Bewegung um religiöse Dinge. Die Thatsachen sprechen in dieser Richtung so laut, daß auch solche Politiker und Denker, welche dem religiösen Interesse abhold sind und dasselbe bereits abgethan glaubten, sich nicht mehr länger verhehlen können, daß unsere Zeit denn doch eine religiöse Zeit ist. Allein so einleuchtend dies ist, so entschieden scheinen die Thatsachen auf religiösem Gebiet unsere bisher ausgeführte Ansicht Lügen zu strafen, nämlich daß unsere Zeit im Ganzen an einem Werk der Einigung arbeite. Denn nirgends mehr als in Angelegenheiten der Religion macht unsere Zeit den Eindruck vielfältiger Spaltung und Zertrennung, gründlicher Verwirrung, unversöhnlicher Zwietracht. Und so scheint uns des Propheten Wort zu treffen: „sie trösten mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede, und ist doch nicht Friede." Jerem. 6. — Ist nicht ein Religionskrieg vor der Thüre, haben wir nicht kürzlich in der Schweiz einen Bürgerkrieg aus Anlaß von Religionsfragen gesehen? Und in unserem Vaterland ist seit einem Jahrzehnt die Spannung der Glaubensbekenntnisse und Kirchen immer stärker geworden, Duldsamkeit hat abgenommen; innerhalb der katholischen Kirche ist ein Abfall in größerem Maßstab erfolgt, während innerhalb der protestantischen Kirche verschiedene Glaubensansichten immer entschiedener auseinandertreten, Kundgebungen und Zeugnisse wie Kriegserklärungen auf einander folgen; der Streit des Glaubens und Wissens ist gewaltig ausgebrochen; Kirche und Staat stehen einander wie feindlich gegenüber, und Trennung der Kirche vom Staat ist Losungswort Vieler geworden. In Frankreich besteht der Streit zwischen der katholischen Kirche und der Universität noch ungeschlichtet, während die Protestanten des Landes sich zusammenschaaren, um Rechte, die ihnen gebühren,

theils zu vertheidigen, theils erſt zu erkämpfen, und das evangeliſche Bekenntniß mit Waffen des Geiſtes weiter zu tragen. In Schottland hat der Streit über Kirchenverfaſſung und Gemeinderechte zu einem großen Riß geführt, dergeſtalt, daß jetzt zwei reformirte Kirchen vollſtändig gegliedert ſich im Lande gegenüberſtehen. In England iſt der Puſeyismus neueſtens zu einer Entſcheidung gekommen, welche freilich ganze Schaaren von Geiſtlichen zur römiſchen Kirche hinübergeführt hat, ſo daß die biſchöfliche Staatskirche zwiſchen Diſſenters und Katholiken wie zwiſchen zwei Feuern mitten inne ſteht; und in Irland miſcht ſich mit die Abneigung des durch geſellſchaftliche Verhältniſſe gedrückten celtiſchen Volkes gegen die herrſchenden „Sachſen" der Religionshaß. In Rußland und Polen beſteht ein verdeckter Religionskrieg zwiſchen der griechiſchen Kirche als gewaltſam erobernder Macht einerſeits und der katholiſchen, ſowie der lutheriſchen Kirche andererſeits, welche letztere gegen den äußerlich überlegenen Feind nur ſchwach ſich zu vertheidigen im Stande ſind; nur erfahren wir von dieſem religiöſen Eroberungskrieg, wegen der meiſterhaften Abgeſchloſſenheit des furchtbaren Reiches, wenig genug. Während innerhalb der Chriſtenheit Spannung, Streit und Wirren zunehmen, erſtreckt ſich Zerriſſenheit, Spaltung und Krieg noch weiter. Im Judenthum treten die Parteien des Alten und des Neuen auseinander, in jener ſtreitet wieder die talmudiſche Richtung mit der bibliſchen; die Reibungen werden häufiger und ſtärker, die Parteien gliedern ſich und treten öffentlich gegen einander auf. Nicht weniger iſt die muhamedaniſche Welt aufgeregt. In Nordafrika ſteht Abd-el-Kader nicht blos als Volksführer und Kriegsheld gegen die franzöſiſche Herrſchaft, er entſtammt vorzüglich als Marabut, d. h. als Prophet und Vertreter des Islam, die Glaubensgenoſſen zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, und im Kaukaſus iſt der Freiheitskrieg der Bergvölker gegen Rußland zugleich ein Religionskrieg der Muhamedaner gegen die griechiſche Kirche. Im Innern von Afrika dagegen verfährt der Islam nicht blos vertheidigungsweiſe, ſondern angreifend; muhamedaniſche Miſſionen, welche von Aegypten ausgehen, machen, von glühendem Miſſionseifer beſeelt, Fortſchritte unter den Negervölkern den Niger hinab und quer durch den Welttheil hindurch; das Ziel, dem ſie entgegen-

arbeiten, ist eine Mubamedanisirung aller dem Verkehr zugänglichen Negervölker. Unterdessen fehlt es aber auch nicht an Reibungen und Kämpfen zwischen den Mubamedanern selbst: wie im vorigen Jahrhundert in dem alten heiligen Land des Islam, Arabien, eine Reformpartei aufgestanden ist, die Wababiten, so hören wir neuerdings aus Persien, daß unter den dortigen Moslems mannigfaltige Bewegungen, Spaltungen, geheime philosophische Sekten sich bilden, daß eine Opposition gegen die Mollas, die moslemitische Geistlichkeit, in stetigem Wachsthum begriffen ist und ein rationalistischer, skeptischer Geist an der innern Auflösung des Islam zu arbeiten scheint. Gleiche Erscheinungen inneren Streites werden auch über die Parsen in Hindostan, so wie über die Hindus berichtet; es ist als ob die Anhänger dieser alten Religionen desto mehr unter einander zerfielen, je kräftiger die christlichen Missionen vorschreiten: diejenigen welche dem Christenthum sich widersetzen, theilen sich in zwei Richtungen, deren eine der ancerbten Religion treu ergeben das Bestehende zu erhalten strebt, während die andere neuerungslustig in einer gewissen Aufklärung ihr Heil sucht. So befördern die christlichen Missionen mittelbar den Streit innerhalb der heidnischen Religionen, sie sind aber an sich unmittelbar schon nichts anderes als ein Angriffskrieg gegen andere Religionen, geführt auf dem Boden des Feindes; und merkwürdig, je lebhafter die Vertheidigung von Seiten der Angegriffenen, je mehr sie selbst ihre Waffen ergreifen und sich zur Wehr setzen, desto eher werden sie besiegt. Dieser Kampf jedoch, der auf vielen Feldern geführt wird, und zu welchem unsere Zeit einen Beruf in sich fühlt, führt insofern wieder zu weiterem Streit, als die christlichen Kirchen, welche Sendboten des Evangeliums aussenden, auf dem Boden der Mission selbst sich unter einander bekämpfen, so daß der Verwicklungen Ende nicht abzusehen ist. Ueberall Reibung und Zusammenstoß, Spaltung und Zank, und bei alledem soll Einigung das Geschäft unserer Zeit seyn? Dürfen wir vergessen, daß die Kirche auf Erden jederzeit und vorzugsweise heutzutage streitende Kirche seyn muß? — Wir wollen die Augen nicht zudrücken vor den Thatsachen, vielmehr wollen wir dieselben schärfer ansehen, ob wir nicht hinter dem Kriegsgeschrei Gedanken des Friedens entdecken und neben beunruhigendem Zwiespalt

und Streit auch noch hie und da erfreuliche Zeichen werdender Aussöhnung und Eintracht bemerken können.

Als ein erfreuliches Zeichen der Einigung begrüßen wir einmal das Gesellige und Gemeinschaftbildende in dem religiösen Treiben unserer Tage. Weit weniger als ehedem weiß sich der Einzelne in seiner Besonderheit zu befriedigen, und wenn die Religion ihrem Wesen nach schon immer Gemeinschaft sucht, so ist das in der Gegenwart in besonderem Maße der Fall. Das Verwandte sucht und verbindet sich; die Abstoßung des Entgegengesetzten ist selbst mit eine Wirkung jener stärkeren Anziehungskraft. Eine Menge wohlwollender und wohlthätiger Vereine steht gerade auf religiösem Grund und Boden. Man sucht sich gegenseitig, theils für eine nur einige Stunden oder Tage dauernde gemeinschaftliche Besprechung, Verhandlung, Ermunterung in Religionsangelegenheiten, theils zu stetigerem Zusammenwirken. Namentlich treten Nichtgeistliche mit Geistlichen zusammen zu Förderung kirchlicher Angelegenheiten. Dieser Trieb zur Gemeinschaft zieht dann immer weitere Kreise und wirkt zuletzt ins Große und Ganze. Freilich ist dieser Trieb bei Menschen verschiedenster Ansicht vorhanden, und wenn entgegengesetzte Ansichten und Richtungen sich auf dem Wege der Gemeinschaft ausbreiten und ins Große wachsen, so müssen sie zusammenstoßen; denn rein unmöglich ist, daß die „alleinseligmachende" katholische Kirche, die „orthodoxe" Kirche Rußlands, die evangelische Wahrheit des Protestantismus zugleich das Ziel der Weltherrschaft erreichen, nicht zu reden von den Eroberungsgelüsten des Islam. Nur Eines kann allgemeine Geltung erlangen, die Wahrheit ist nur eine. Nun fällt uns auf den ersten Blick nur unversöhnlicher Widerspruch ins Auge, wenn die Einen einem der Gläubigkeit schlechthin entwachsenen freien Wissen, die Andern einem unbedingten Autoritätsglauben, seys unter dem Czar als Oberhaupt der griechischen Kirche, seys unter dem heiligen Vater zu Rom, die Dritten dem evangelischen Glauben die alleinige Geltung in der einstigen Weltkirche zuwenden wollen, während doch so wenig die eine Menschheit als ein Mensch zwei Herren dienen kann. Allein es liegt doch eben darin schon eine Uebereinstimmung der Entgegengesetzten, daß Einer wie der Andere nach allgemeiner Geltung und Ausbreitung seines Glaubens über die ganze Menschheit

trachtet, d. h. daß sie anerkennen, Wahrheit sey *eine*, das menschliche Geschlecht sey *eines* und müsse auch in der Religion eins werden. Die römische Kirche hat zwar ihren Anspruch auf Allgemeinheit, der in dem altehrwürdigen großen Namen „katholisch" niedergelegt ist, nie aufgegeben, doch legt sie in unsern Tagen einen besonders kräftigen Nachdruck auf diesen Namen und strebt eifriger darnach diesen Anspruch auf Allgemeinheit zu verwirklichen; sie bietet allem auf, ergreift Waffen des Geistes und des Fleisches, um ihre Propaganda zu treiben, hier mit Hülfe der Staatsgewalt, dort gegen dieselbe, bald in geheimen Gängen arbeitend, bald mit offenen großen Handlungen auftretend. Die griechische Kirche hat seit der Spaltung zwischen abendländischer und morgenländischer Christenheit immer behauptet, allein die wahre und rechtgläubige Kirche zu seyn, und stets gehofft einmal die allgemeine und alleinige zu werden; aber unsern Tagen war es vorbehalten zu sehen, wie die russische Politik den Sieg der orthodoxen Kirche zu ihrem Lieblingsgedanken macht und verfolgt, zu erleben daß Millionen unirter Griechen von Rom losgerissen und der russischen Staatskirche einverleibt wurden, daß ein ganzes Volk, die Polen, aus der katholischen in die griechische Kirche hinübergetrieben wird, daß lutherische Einwohner der Ostseeprovinzen durch Hunger und Geld, durch Lug und Trug zum „Glauben des Kaisers" bekehrt werden, während Gedanken und Plane noch viel weiter gehen, nämlich auf Weltherrschaft der griechischen Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes an der Newa. Doch auch die evangelische Kirche ist nicht müßig, die Wahrheit, welche zu haben sie sich bewußt ist, auszubreiten. Der Protestantismus ist von Anfang an nicht darauf ausgegangen, etwas besonderes für sich haben zu wollen, sondern vielmehr an der allgemeinen Kirche zu halten, und hat von jeher voll freudiger Siegeshoffnung mit Luther gesungen:

„Das Reich muß uns doch bleiben."

Allein lange Zeit war vermöge der Verhältnisse der Blick eingeengt, das Leben eingeschnürt; nun aber ist das Bewußtseyn neu erwacht, daß alle evangelische Christen zusammengehören und *ein* Ganzes bilden, daß die evangelische Kirche die wahre allgemeine

Kirche ist und eine menschheitliche Bestimmung hat. Darum strebt sie sich innerhalb ihrer Gränzen zu sammeln, zu einigen, zu stärken, leidende Glieder zu unterstützen, aber auch ihren eigenthümlichen Besitz hinauszutragen, sowohl unter katholische Christen (wo sie jedoch blos mit Waffen des Geistes und durch das Wort wirkt), als in die Heidenwelt.

Man wird sagen: das ist eine schlimme Einigkeit, wenn alle nur darin übereinstimmen, daß jeder alles allein haben und überall allein gelten will; da war doch mehr Einigkeit und man stand einer Union aller Christen ungleich näher am Ende des verflossenen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts, wo Duldung herrschte und unter den Fittigen der Aufklärung der Wahlspruch in Religionssachen war: „leben und leben lassen." Allein jene viel gerühmte Einigkeit und Duldung beruhte größtentheils auf Gleichgültigkeit gegen die eigene wie gegen die fremde Kirche, ja zum Theil auf Abneigung gegen alle Kirche und Religion. Die lautesten Vorkämpfer der Duldung, z. B. Voltaire, waren aller Religion feind und gegen sie im Grunde unduldsam, und in Frankreich wurden allerdings den Protestanten zwei Jahre vor der Revolution ihre bürgerlichen Rechte wiedergegeben, aber vier Jahre nach dem Anfang der Staatsumwälzung wurde das Christenthum abgeschafft. Jene Einigkeit war Einigkeit in der Verneinung und in der Leere, aber Uneinigkeit mit dem Christenthum, d. h. Uneinigkeit des Menschen mit sich selbst; man fand sich mit den Grundlagen der eigenen Confession, mit seiner Vergangenheit im Widerspruch. Darnach läßt sich beurtheilen, ob unter solchen Umständen eine feste Grundlage wahrer Union vorhanden war. Dagegen ist die Wiederbelebung des Christenthums überhaupt Hand in Hand gegangen mit neuer Liebe je für das eigenthümliche Glaubensbekenntniß der eigenen Kirche. Jeder Theil ist auf die vorhandenen Grundlagen zurückgegangen, die Anerkennung und Liebe des eigenthümlich Christlichen war eins mit der Erkenntniß und Liebe des Confessionellen. So stimmen die verschiedenen Confessionen gerade jetzt nicht allein in dem Sinn und Trieb für Allgemeinheit und menschheitliche Geltung überein, sondern auch in dem bewußten engeren Anschluß an die eigene Gemeinschaft und deren Grundlagen, in der Hochachtung und Treue gegen ihre eigene Vergangenheit,

gebrauchen, mit einfachen Scortations- und Ehebruchsfällen; aber die neueste Romantik schritt zum Inceſt und zu den complicirteſten Verbrechen gegen die öffentliche Sittlichkeit fort. Das Opfer ſolcher Verbrechen muß nicht bloß ein Weib, es muß zugleich die Tochter ſeyn, oder die Schweſter, oder ſie muß blind oder blödſinnig ſeyn, das Verbrechen muß unter den ungewöhnlichſten und ſchauderhafteſten Umſtänden begangen werden, begleitet von Todesfurcht, Wahnſinn ꝛc. Sogar das gemeine Verbrechen des Diebſtahls hat man in den Romanen eingeführt, um dadurch den Ekel des Leſers noch mehr zu ſteigern. Ja, die alte Ritterlichkeit der Romanhelden iſt in dem Grade vergeſſen und in ihr Gegentheil verwandelt worden, daß z. B. Scävola eine neue Klaſſe von um Geld dienenden Freudenjünglingen den alten Freudenmädchen glaubte an die Seite ſetzen zu müſſen. Die Helden der Romane ſind keineswegs immer Don Juans oder auch nur Lovelaces und Clavigos, ſondern ſehr häufig der Auswurf gemeiner Roués und Spekulanten, reichen Frauen gegenüber, oder gar alte Wüſtlinge und impotente Könige jungen Odaliſken gegenüber. Wenn bei allen dieſen Ausſchweifungen der verdorbenſten Phantaſie das Gewiſſen und eine ſittliche Mahnung noch irgend repräſentirt werden, ſo geſchieht es doch nur durch Verzweiflung und Selbſtmord, die das Verbrechen beſchließen, aber nicht verſöhnen. Faſt allen dieſen Romanen iſt eine grelle Diſſonanz am Schluß eigen. Die Verfaſſer gehen darauf aus, dem Leſer das peinigendſte Gefühl zurückzulaſſen.

Es bedarf keiner weitern Erörterung, daß ſolche Romane ein Extrem ſind, und da ſich Extreme in der Literatur nie lange behaupten können, ſo darf man dem Untergang dieſer exaltirten Poeſie mit Ruhe entgegenſehen.

Irren wir nicht, ſo wird ſich Frankreich ſelbſt davon abwenden, denn in dieſer Uebertreibung einer ſchlimmen Neigung des franzöſiſchen Charakters droht die liebenswürdigere Seite dieſes Volks völlig unterzugehen. Dies kann ſie aber nicht. Die Natur hilft ſich in ſolchen Fällen immer durch Reaktion. Neigt der franzöſiſche Charakter allerdings auf der einen Seite zu einer alle Schranken niederreiſſenden Heftigkeit, einer alle Humanität verhöhnenden Grauſamkeit, einer durch die zahme Kultur wild durchbrechenden Barbarei, wie ſichs beſonders in der Revolution offenbarte, ſo hat er doch auf der andern Seite auch wieder ſo edle und freundliche Eigenſchaften,

in der demüthigeren Huldigung gegen den Gemeingeiſt ihrer Kirche.

Damit iſt allerdings die Verſchiedenheit, ja der Gegenſatz und eine feindliche Stellung der chriſtlichen Confeſſionen gegen einander nicht nur nicht geläugnet, ſondern vielmehr zugeſtanden und faſt gefordert. Allein nun iſt zu bedenken, daß ſelbſt aller Zwieſpalt der Confeſſionen, ſo abſtoßend und verderblich er in ſeiner Geſtalt ſeyn mag, dennoch am Ende (um die treffenden Worte eines kirchlichen Schriftſtellers zu entlehnen) großentheils „auf einer tiefen, innerlichen Liebe zu einander beruht, einer Liebe, welche die Trennung nicht ertragen kann und die Vereinigung — ſelbſt durch mißverſtandene Mittel und auf falſchen Wegen — fortwährend ſucht.“ In der Natur beobachtet man das Geſetz, daß Verwandtes und Gleichnamiges ſich abſtößt; der Dichter führt in Taſſo und Antonio zwei Männer ein, welche

„Nur darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.“

Es iſt gewiß eine (freilich mit Beſchränkung) wahre Erklärung des Confeſſionshaſſes, er ſey ein Zugeſtändniß, daß man ſich gegenſeitig nicht entbehren kann und daß man zuſammengehört. Und wo das eintrifft, da ſind hinter dem Kriegsgeſchrei Gedanken des Friedens und der Einigung verborgen, dem Schreier ſelbſt unbewußt.

Ferner iſt zu beachten, daß zu gediegener Einigkeit eine Beſtimmtheit und Feſtigkeit des Charakters auf beiden Seiten erforderlich iſt. Zwiſchen hohlen und unſelbſtſtändigen Perſonen kann ein wahrer Bund nicht ſtatt finden. Hingegen je kräftiger und ſchärfer ausgeprägt die Perſönlichkeit des Einzelnen iſt, deſto fähiger iſt er Andere anzuerkennen und mit einem Ganzen eins zu werden in Liebe. Wie mit Einzelperſönlichkeiten, ſo verhält es ſich auch mit Gemeinweſen: haben dieſelben keine beſtimmt ausgeprägte feſte Eigenthümlichkeit, ſo können ſie auch keine Förderung einander gewähren. Hingegen zwei Kirchen, deren jede in ſich kräftig eine eigenthümliche religiöſe Lebensgeſtalt und Geſammtperſönlichkeit darſtellt, werden ſich zu einer Verbindung, einem Wechſelverkehr hingezogen fühlen, bei welchem wie beim Handelsverkehr beide Theile gewinnen, indem ſie bis auf ein gewiſſes Maß ihre Früchte und Erzeugniſſe einander mittheilen.

Auch die religiöse Einheit des menschlichen Geschlechts wird, wie die staatliche, einstens nicht eine Einerleiheit gänzlich gleichgemachter Theile seyn, sondern eine Einheit im Unterschied, reichgegliedert in Mannigfaltigkeit. Und daß auf eine lebendige Einheit der Art der Gang der Dinge hinführe, verrathen manche Thatsachen, z. B. die Wechselwirkung der katholischen und protestantischen Kirche: katholische Theologen begründen das System ihrer Kirche durch Schriftgründe und wissenschaftliche Entwicklung, nicht ohne Methode und Ergebnisse einer auf protestantischem Boden erwachsenen Wissenschaft sich anzueignen; und wenn in neuester Zeit, mitunter aus Anlaß der deutschkatholischen Bewegung, das Begehren nach Reformen auf kirchlichem Boden bei Katholiken stärker und lauter wird, und man deutschen Gottesdienst, Synoden, Abschaffung des Verbots der Priesterehe verlangt, so ist das eine Aneignung protestantischer Grundsätze, allerdings ohne den Boden der eigenen Kirchengemeinschaft verlassen zu wollen. Auf der andern Seite bei den Protestanten befriedigt die kahlere Gestalt des Gottesdienstes nicht mehr, man wünscht mehr Handlung und Theilnahme der Gemeinde beim Gottesdienst; man fühlt bei der Kirchenverfassung das Bedürfniß innigerer Einheit und festerer Gliederung, umfassenderer Vereinigung der evangelischen Landeskirchen in Deutschland, ja in allen Ländern; in Hinsicht der Kirchenordnung, der Kirchengebete, des Kirchenliedes, aber auch der religiösen Wahrheit überhaupt pflegt man das Ursprüngliche und viele Menschenalter hindurch Bewährte mit Achtung und Liebe aufzusuchen, zu sammeln, für den wirklichen Gebrauch der Kirche darzubieten und festzustellen. Was ist das alles anders, als — auf protestantischer Grundlage — eine Aneignung der dem Katholicismus eigenthümlichen Hochschätzung des Lebens im Kultus, der Einheit in Verfassung, der Ueberlieferung in der Lehre? Diese Annäherung der katholischen und protestantischen Kirche zu gegenseitigem Austausch des Besten, was jede hat, ist ein Zeichen einer trotz der vorwaltenden Spannung sich anbahnenden Einigung.

Dagegen fällt aber wieder die allem Anschein nach zunehmende Zersplitterung der größeren Kircheneinheiten in kleinere Bruchstücke von Sekten unangenehm auf. Die katholische Kirche hat in dieser Beziehung neuestens den Abfall der Deutschkatholiken

aufzuweisen, indessen der Protestantismus schon bisher, vorzüglich in England und Nordamerika, in eine große Anzahl von Sekten und kleineren Kirchengemeinschaften zerfallen ist, wozu jetzt auch in Deutschland weitere Sektenbildungen kommen wollen. Ueber beiderlei Erscheinungen freut sich die griechische Kirche Rußlands, über die auf protestantischem Boden Rom. Die Thatsachen in Deutschland sind noch zu neu, als daß sich ein festes Urtheil darüber bilden ließe. Aber sollte auch die Sektenbildung und das Auseinandergehen der größeren in viele kleinere Gemeinschaften in der katholischen und protestantischen Kirche im Zunehmen begriffen seyn, so würden wir doch die Ansicht nicht fallen lassen, daß es auf eine weitere Einigung der Menschen in religiösen Dingen zugehe. Was auf den ersten Anblick der Anfang des Endes ist, dürfte ganz neue Anfänge vorbereiten. In der Natur kann ein Krystall sich nicht bilden, es seyen denn die Elemente desselben zuvor zertheilt, gesondert und flüssig geworden. Soll es zu einer neuen größeren Einheit im Religiösen kommen, so muß eine gewisse Zertheilung und Auflösung der bisher festeren Gemeinschaftskörper vorangehen. Man dürfte dann nicht klagen: „das Alte ist vergangen", wenn man finden würde: „es ist Alles neu worden."

Selbst die theologische Wissenschaft, so wenig es den Anschein dazu hat, arbeitet im Sinn der Einigung. Daß die katholische Theologie sich auf dem Boden ihrer Kirche feststellt, sich sammelt und immer mehr einig als wohlgeordnete Macht auftritt, ist nicht zu verkennen. Aber die protestantische Theologie! Hört man ihre Gegner, so zerfällt sie zusehends in sich selbst, fragt man ihre Zunftgenossen, so vernimmt man nicht viel Tröstlicheres: das sey ein Labyrinth, wo leichter sey hinein zu kommen als hinaus, es sey ein mißtönendes Gewirre feindseliger Stimmen. Glauben und Wissen, Christenthum und Unchristenthum stehen in unversöhnlichem Zwiespalt mit einander und die Parteien gehen daran, einander selbst aufzuzehren, um einem dritten Starken zur leichten Beute zu werden. Versuchen wir in der Kürze die gegenwärtige Gestalt und Richtung der protestantischen Theologie vorzüglich Deutschlands zu bezeichnen, so müssen wir mit der Bemerkung beginnen, daß wie in allen Wissenschaften derzeit, so ganz besonders in der Theologie die

Geschichte eine überwiegende Bedeutung gewinne. Kein Feld des gesammten Gebietes wird seit Jahren fleißiger und gründlicher angebaut als die im engern Sinn so genannte geschichtliche Theologie. Insbesondere sprechen dafür die außerordentlich vielen, mitunter vortrefflichen Geschichten einzelner merkwürdiger Männer, Zeiten und Gegenstände. Selbst die dunkelsten Räume der christlichen Religionsgeschichte werden durch solche Einzelforschungen aufgehellt und dem klaren Licht des geschichtlichen Gedächtnisses geöffnet. Fernes und Fremdes wird uns dadurch nahe gebracht, und die Gesammtentwicklung der christlichen Kirche in einer zusammenschauenden wissenschaftlichen Erkenntniß geistig vereinigt. Zu diesem Behuf dienen in Hinsicht der Quellen die Arbeiten mancher Gelehrten, welche die Schriften der Kirchenväter, der Scholastiker, der Reformatoren, der bedeutenderen Männer der Kirche aus allen Zeiten theils zum erstenmal, theils in erneuerten kritischen Ausgaben, veröffentlichen. Während sich nun der geschichtlichen Theologie mehr und bedeutendere Kräfte zuwenden, als andern Fächern, und dieselbe mit besonderem Eifer und Glück bearbeitet wird, bekommt zugleich in den übrigen Fächern die geschichtliche Auffassungs- und Behandlungsweise immer mehr die Oberhand. Die Auslegung der h. Schrift gewinnt dadurch eine neue Gestalt. Während in andern Zeitaltern die Bibel mit vorwaltendem Interesse des Lehrbegriffs oder des gelehrten Streites gegen andere Glaubensbekenntnisse oder der erbaulichen Anwendung ausgelegt zu werden pflegte, geschieht dies jetzt überwiegend im geschichtlichen Sinne. Die erste Frage ist dem Ausleger jetziger Zeit die: welches war die Anschauung und Empfindungsweise, der Gesichtskreis und die Umgebung des Schriftstellers? Wie hängen in seiner Seele die Gedanken unter sich zusammen? Man sucht seine Gedanken zu derjenigen Gesammtgestalt zusammen zu bauen, welche sie in seinem Geist ursprünglich gehabt haben. Bei erzählenden Büchern der Bibel sucht man in die Geschichtsanschauung des Erzählers sich hineinzuversetzen und hält nicht ohne weitere Prüfung die Erzählung und das wirklich Geschehene für einerlei. Das führt auf eine Scheidung und Prüfung, diese auf Kritik, welche nur eine Seite des geschichtlichen Verfahrens in der Auslegung ist. Dieses Verfahren ist aber nicht allein Sache der Männer einer äußersten Seite, sondern die gediegeneren

Leistungen aller vorzüglicheren Ausleger in der Gegenwart verdanken ihr Bestes jenem Sinne reiner, ächter, treuer geschichtlicher Auffassung. Und wenn dann auf diesem Wege nicht selten sich etwas ergibt, was der gäng und gäben Voraussetzung nicht entspricht, so ist doch weit eher eine Verständigung und wahrhafte Vereinigung möglich, nachdem die verschiedenen Standpunkte sich klar auseinandergesetzt haben, als wenn man unbewußt oder halb bewußt und deßwegen nur mit halb gutem Gewissen Gegensätze verkennt und zusammenmischt. Zum Beispiel der Unterschied des Alten und Neuen Testaments, Abweichungen verschiedener Erzähler, Eigenthümlichkeit der Lehrbegriffe u. dergl. werden in helleres Licht gestellt. Gehen nun Manche so weit, daß sie fast nur Gegensätze und Klüfte sehen, wo man nicht herüber und hinüber kommen könne, so ist das eine Uebertreibung jener scheidenden Thätigkeit und Verkennung des wahrhaft geschichtlichen Verfahrens, welches allerdings zerlegen, aber auch wieder verbinden muß. Sieht man in die Zeit zurück, wo die Bibel als ein ungeschiedenes Ganzes galt, wo zwischen Altem und Neuem Testament, zwischen Paulus und Jacobus, zwischen Matthäus und Johannes kein Unterschied anerkannt wurde, und wo man erschrocken wäre über die Entdeckung, daß biblische Begriffe und moderne Vorstellungen zweierlei sind: so muß man doch gestehen, daß unsere Zeit, vermöge ihrer geschichtlichen Neigung, ein unbefangeneres Auge für die Wahrheit hat. Wohl scheint das gerade auf Trennung auszugehen, und für den Protestantismus, der allein auf dem Wort Gottes stehen will, eine Selbstauflösung zu seyn. Allein man vergesse nicht, daß bei dieser Richtung der Schriftforschung eine Liebe zu der Bibel nicht nur möglicher Weise statt finden kann, sondern auch häufig in der That stattfindet, eine Hochachtung und Liebe, welche desto höher steigt, je reiner die wahre Urgestalt des Schriftsinnes zu Tage gefördert wird. Als Beleg hiefür möge nur Ewalds Geschichte des Volkes Israel genannt werden. Und wo ist kräftigere einigende Liebe vorhanden, da wo wirklich oder scheinbar Gleiches vereinigt wird, oder da wo Ungleichnamiges, Verschiedenes angezogen und angeeignet wird? wo man die Eigenthümlichkeiten gewahren läßt und doch ein Bund derselben zu Stande kommt? Und letzteres ist der Fall bei der

neueren protestantischen Bibelforschung in ihrem geschichtlichen Charakter.

Aehnlicher Weise hat auch die dogmatische Theologie, d. h. vornämlich die Wissenschaft der Glaubenslehre einen geschichtlichen Charakter angenommen. Es sind ihrer wenige mehr, die durch eine Glaubenslehre befriedigt werden, welche darauf Anspruch macht Glaubenswissenschaft zu seyn, während sie blos die biblischen Begriffe im Zusammenhang darstellt, und auf die geschichtliche Entwickelung dieser Begriffe und des ganzen Lehrbegriffes keine Rücksicht nimmt. Man kann sagen, daß die Glaubenslehre auf dem Weg sey, ganz in Geschichte des Lehrbegriffs aufzugehen. Und während die Glaubenslehre eine Richtung nimmt, welche der Geschichte des Lehrbegriffs sich zuneigt, findet merkwürdigerweise bei der Geschichte der Lehre ihrerseits eine Bewegung statt, welche der Glaubenslehre zuführt, so daß durch diese Doppelbewegung beide einander entgegengeführt werden, was für die Einheit der bewegenden Gesammtkraft beweist. Nämlich auf geschichtlichem Gebiet werden jezt die wichtigsten Lehren des Christenthums so behandelt, daß ihre Entwickelung durch die ganze Reihe der Jahrhunderte herab stetig verfolgt wird, wobei am Ende ein Ergebniß, so oder so, als die gereifte Frucht geschichtlichen Wachsens und Werdens erscheinen muß; insofern nähert sich die Geschichte des Lehrbegriffs der Glaubenslehre selbst. Zu gleicher Zeit schlägt die Glaubenslehre den geschichtlichen Weg ein. Schleiermacher hat die Wissenschaft der Glaubenslehre für einen Theil der geschichtlichen Theologie erklärt, denn jene sey nichts anderes als die geschichtliche Kenntniß von dem gegenwärtigen Stande des Christenthums in Hinsicht der Lehre, wie sie zu einer gegebenen Zeit geltend ist. Allein weit mehr, als hier die Meinung ist, geht jezt die Glaubenslehre in Geschichte über. Wir berufen uns zum Beweis dafür auf Strauß's „Glaubenslehre", nicht als gebührte diesem Buch ein schlechthin anzuerkennendes Ansehen, sondern um ein Zeichen der Zeit zu nennen. Das Buch ist nicht eine Glaubenslehre, sondern eine Kritik der Glaubenslehre. Nun gibt es manche Bücher von ähnlicher verneinender und verurtheilender Richtung, aber die (unterscheidende) Eigenthümlichkeit dieses Buches ist die geschichtliche Behandlungsweise. Der formale Grundgedanke liegt

in den Worten: „die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte: der kritische Prozeß liegt in der ganzen Entwicklungsgeschichte des Christenthums bereits vor, und der jetzt lebende Theologe hat ihn blos begreifend zusammenzufassen." Strauß will nicht seine subjektive Kritik geben, sondern die objektive Kritik der Geschichte. Darin, daß er nicht die Ansicht eines Einzelnen, sondern die Einsicht der Gesammtheit geben und diese durch Geschichte ermitteln will, finden wir das Eigenthümliche und zugleich Zeitgemäße des Werkes, und wir glauben behaupten zu dürfen, diese geschichtliche Behandlungsweise sey eine Annäherung an den katholischen Grundbegriff der Ueberlieferung. Denn beide, der kritische Theologe und der römisch-katholische Vertheidiger der Tradition, treffen darin zusammen, daß der Gedanke und Glaube des Einzelnen durch die in der Gesammtheit vorhandene Wahrheit geregelt werden soll; es handelt sich nur darum, die in der Gesammtheit vorhandene Wahrheit begreifend zusammen zu fassen. Ausgangs- und Endpunkt sind bei beiden freilich entgegengesetzter Art, und beide verfehlen durch Einseitigkeit das Ziel, aber in dem Bedürfniß kommen sie überein, den wahren religiösen Standpunkt vermittelst der Gesammtvernunft, des geschichtlich fortschreitenden lebendigen Bewußtseyns der Menschheit zu gewinnen; d. h. der Einzelne hat den Drang, in seinem religiösen Bewußtseyn mit dem menschlichen Geschlecht, als dem Ganzen, zu dem er gehört, sich eins zu wissen.

Der gleiche Drang spricht sich auch in den mannigfaltigsten Ansichten über den Mittelpunkt christlicher Lehre, die Person Christi, aus. Freund und Feind treffen an diesem Punkt zusammen, zwar in ungleicher Absicht, aber es ist doch schon ein Schritt zur Verständigung und Einigung, wenn einmal Freund und Feind darin eins sind, welches der Lebenspunkt des Christenthums ist. Sodann läßt sich bemerken, daß, so weit auch die Kluft ist, die zwischen den äußersten Ansichten über das Christenthum gegenwärtig besteht, dieselben doch wieder darin zusammentreffen, daß sie Christum als eigenstes und innigstes Eigenthum der Menschheit erkennen. Die Einen sagen: Gottmensch ist nicht irgend ein Einzelner, der vor Jahrhunderten gelebt hat, sondern die Menschheit; Einheit Gottes und des Menschen ist ein wahrer und hoher Gedanke, aber derselbe ist in die Vorstellung Jesu

Leihbibl. Bibl. Leipzig

von Nazareth nur erſt hineingelegt worden aus reinem Gefühl deſſen, was der Menſch iſt und ſeyn ſoll. Die Andern ſagen mit der Schrift: Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ſich ſelber, und durch den Sohn Gottes ſollen wir Kinder Gottes werden, was in Jeſu Chriſto iſt, das muß ſich in die Menſchheit hineinbilden. Somit gehen über die Anſchauung des geſchichtlichen Chriſtus die Anſichten auseinander, aber darin kommen ſie wieder zuſammen, daß ſie den Einen und Alle zuſammenſchauen und auf die Bedeutung Chriſti für die Menſchheit den Hauptwerth legen. Die bibliſche Quelle iſt unerſchöpft, und jede Zeit tritt von einer andern Seite heran und ſchöpft nach ihrem Bedürfniß. Es hat Zeiten gegeben, wo man betreffend die Perſon Chriſti der Schrift vorzüglich das entnahm, daß er iſt der gekommene Meſſias des Alten Teſtaments, oder daß er gleiches Weſens mit Gott iſt, oder daß er iſt der vollkommene Prophet, der König, der Hoheprieſter. Unſerer Zeit iſt das wichtigſte das, daß er iſt „der Menſchenſohn", der wahre Menſch. Und diejenigen, welche der Perſönlichkeit des geſchichtlichen Jeſus von Nazareth das nehmen, wodurch er der eingeborne Sohn Gottes und Erlöſer iſt, und übertragen dieſe Würde auf die Geſammtperſönlichkeit der menſchlichen Gattung, — dieſe fehlen vorzüglich darin, daß ſie übertrieben und einſeitig daſſelbe Ziel verfolgen, das die zeitgemäße Auffaſſung fordert, nämlich die Einheit Chriſti mit der Menſchheit und der Menſchheit mit Chriſto ſo innig und vollkommen als möglich zu erfaſſen. Es iſt da der Irrthum an der Wahrheit, es ſind „mißverſtandene Gottesreden." Das Wahre daran iſt das Streben, auf religiöſem Gebiete die Einheit von Chriſtenthum und Menſchheit zu erkennen, und ſonach ein Werk der Einigung geiſtiger und wiſſenſchaftlicher Art zu vollziehen. Hat ſchon ein Kirchenlehrer alter Zeit für das Chriſtenthum das Zeugniß der Menſchenſeele als einer von Haus aus chriſtlichen geltend gemacht, ſo iſt das vorzugsweiſe ein leitender Gedanke der Gegenwart, ſo daß das Chriſtenthum einerſeits als etwas Natürliches anerkannt wird, während es andererſeits übernatürliche Gottesgabe iſt. Schon der Apoſtel Paulus hat in gehaltreichen Worten ausgeſprochen, daß Chriſtus Mittelpunkt der Menſchheit iſt, daß er, der Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, auch alle

menſchlichen Gegenſätze verſöhnt und vermittelt: „Er iſt unſer Friede, der aus beiden Eins hat gemacht.“ Eph. 2, 14. „Hier iſt kein Jude noch Grieche; denn ihr ſeyd allzumal Einer in Chriſto Jeſu.“ Gal. 2, 28. Dieſe einheitliche Anſchauung wird nun vorzüglich durch die gegenwärtige Behandlung der Religionsgeſchichte durchgeführt. Nie hat man auf dieſen Gegenſtand ſo viel Fleiß und geſchichtliche Forſchung verwendet, als derzeit; und was noch wichtiger iſt, nie hat man dieſen Gegenſtand mit einem ſolchen Sinn für den Zuſammenhang, die Einheit, das Ziel der Entwickelung bearbeitet, als gerade jetzt. Zwar iſt noch nicht hinreichend geſammelt, noch nicht genau genug geſichtet, noch iſt an rein geſchichtlicher Erkenntniß viel zu vermiſſen, ſo daß von einem vollendeten einheitlichen Werk noch nicht die Rede ſeyn kann. Doch iſt der leitende Gedanke bereits hell genug aufgegangen, nämlich daß alle Religionen nur zerſtreute Glieder eines Leibes ſind, Strahlen, die alle auf einen Mittelpunkt zugehen, und dieſer iſt die chriſtliche Religion und deren Mittelpunkt der perſönliche und geſchichtliche Chriſtus. Die Schrift ſagt: „Nachdem Gott vorzeiten auf vielgetheilte und vielgeſtaltige Weiſe geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in dieſen Tagen zu uns geredet durch den Sohn.“ Hebr. 1, 1. Was hier in einem an Judenchriſten gerichteten Brief ausſchließlich in Beziehung auf die altteſtamentliche Offenbarung geſagt iſt, das wird nun auf die geſammte Religionsgeſchichte vor Chriſtus ausgedehnt; in den andern Religionen iſt auch Rede Gottes, darin er ſich offenbart, allein dieſe Reden Gottes ſind mit Ausnahme der chriſtlichen Offenbarung überall der Art, daß ſie dem Inhalt nach nur einen Theil, ein Bruchſtück der Wahrheit geben, der Form nach erſcheinen ſie in vielen und mannigfaltigen Geſtalten, nicht in der einen vollkommen angemeſſenen Geſtalt. Das Ganze und der Form nach Vollkommene iſt nur in Chriſtus und durch ihn gegeben. Zwar liegt die Zeit nicht ſo gar weit hinter uns, wo man einzig und allein das Alte Teſtament und das Judenthum als Vorbereitung des Chriſtenthums angeſehen hat, das Heidenthum hingegen als reine Verneinung der Wahrheit, als lauteren Irrthum und Sünde; und noch glauben Viele, ſie würden ſowohl der chriſtlichen, als der altteſtamentlichen Religion viel vergeben,

wenn sie den heidnischen Religionen zugestehen würden, daß sie in einem wahren Vorbereitungsverhältniß zum Christenthum stehen, vermittelst einer auch in ihnen vorhandenen, aber gebrochenen und unangemessen gefaßten Wahrheit. Allein die Zeit neigt unläugbar nach dieser Seite. Von den Schriftstellern des Neuen Testaments und des christlichen Alterthums an hat es nie ganz gefehlt an der, wenn auch bei Wenigen zerstreuten, Anerkennung, daß auch im Heidenthum ein „keimartiges Wahrheitswort" gewirkt habe, mochte man nun dasselbe blos in der Philosophie der Griechen, oder in der heidnischen Volksreligion, oder nur bei einzelnen von Gott erleuchteten Heiden finden. Jene Ahnung nun von dem in dem Heidenthum liegenden und dem Christenthum entgegenwachsenden Wahrheitskeim bildet sich in unserer Zeit zu einer großartigen und wissenschaftlich sich begründenden Einsicht. In diesem Sinne werden die ausgezeichneteren der klassischen Schriftsteller neu durchforscht, um das dem Christenthum Verwandte in ihrer Eigenthümlichkeit, Weltansicht und geistigen Gestalt zu ermitteln. In diesem Sinne werden die Religionen des Morgen- und Abendlandes geschichtlich aufgeklärt, und der Zusammenhang derselben unter sich in stetiger Entwicklungsreihe zu erkennen gesucht. Und wir dürfen getrost fragen, ob es denn eine Verkennung der einzigen Würde des Christenthums oder eine Herabsetzung der alttestamentlichen Offenbarung heißen könne, wenn man der Ansicht beipflichtet, daß nicht ausschließlich im hebräischen Bezirk des Alterthums, sondern im gesammten heidnischen Alterthum Wahrheitskeime liegen, die auf das Christenthum, diese menschheitliche Religion, zugewachsen sind. Sagt doch selbst der Vorsteher einer evangelischen Missionsanstalt: „Wir haben gelernt den goldenen Faden suchen, der auch im Heidenthum noch durchläuft, den Faden eines unzerstörlichen Geistesbewußtseyns der Menschheit, die sich an Gott gebunden weiß." Und derselbe erklärt es für eine Aufgabe, bei Betrachtung des jetzigen Heidenthums, z. B. des heutigen Hinduismus, „in den verzerrten Lineamenten die leisen Rückdeutungen auf verzogene Schönheitslinien zu erkennen, und die Enden der mit der Wahrheit der Religion den jetzigen Zustand der Lüge verknüpfenden Fäden wenigstens zu suchen." Diese in unserer Zeit hervortretende Erforschung der Geschichte aller Religionen

einen so zarten Takt für wahre Humanität, und mehr als andre Völker jenen feinen Sinn, das alltägliche Leben zu einem festlichen und poetischen zu erheben und das gedrückte und unglückliche durch den Sonnenschein guter Laune zu verschönern, daß man gewiß nicht zweifeln darf, diese Liebenswürdigkeit wird bald wieder vorschlagen und die groben Verirrungen der neuen Schule verdrängen. Wenn dieses junge Frankreich erst alt wird, dürfte vielleicht geschehen, was man so häufig bei franzöſiſchen Individuen ſieht, bei denen erſt in ſpäteren Jahren die Grazien ſich einſtellen, nachdem die Furien der Jugend von ihnen Abſchied genommen haben. —

Wenn dieſer flüchtige Umriß der Romangattungen, wie ſie ſich der Reihe nach in Europa gefolgt ſind, zur Orientirung in dem wirklich kaum überſehlichen Reiche der Romane nothwendig ſchien, wollen wir nunmehr etwas näher auf das Formelle derſelben eingehen.

Die hergebrachte allgemeine Form des Romans iſt die einer Liebesgeſchichte. Eine ſolche muß wenigſtens immer den Rahmen des Gemäldes bilden, wenn auch ſonſt allerlei Bruchſtücke der Weltgeſchichte, Sittenſchilderungen, Naturſchilderungen, philoſophiſche und kritiſche Betrachtungen hineingepfropft werden. Betrachtet man nun die neueren und neueſten Romangattungen, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, daß die Jugend der Romantik, der Reiz der erſten Liebe vorüber iſt. Auf der einen Seite erſchreckt uns in den nicht unmoraliſchen Romanen die Monotonie derſelben immerwährend wiederholten Situationen, Charaktere und Phraſen. Dem Helden und der Heldin begegnet in hundert und aber hundert Romanen ungefähr immer das nämliche, und ſie enden alle auf die nämliche Weiſe. Es hat ſich eine Romanen-Convenienz gebildet, die ſo trivial geworden iſt, wie das ſociale Leben in der Wirklichkeit. Man greift daher auch zum Roman nicht mehr, um einen tiefen Eindruck in der Seele zu empfangen, um mit zitternder Begier und erröthender Erwartung zu leſen; man will nur leicht unterhalten oder gar nur angenehm eingeſchläfert werden. Dieſes Herabſinken des Romans zu einem Verdauungsmittel, die Entweihung deſſen, was einſt das tiefſte Herz bewegte, zu einem gemeinen Fabrikat für bloße Zeittödtung und die daraus folgende fabrikmäßige Uniformität der Liebesſcenen, in denen die innerſte Freiheit des Gemüths walten ſollte; der äußere gleiche Anſtrich ſeelenloſer

in ihrem einheitlichen Zuſammenhang mit dem Chriſtenthum als der einen Centralreligion, jedoch ohne das Weſen der einzelnen Religionen verkennen, oder alle Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit verwiſchen zu wollen, iſt eine Thätigkeit, worin wir den Zug zu einer geiſtigen Einigung alles Menſchlichen wiedererkennen.

Was auf dieſem Gebiete der wiſſenſchaftlich forſchende, denkende Geiſt betreibt, das verſucht das theilnehmende Herz und der thatkräftige Wille auf dem Felde des Handelns, denn die handelnde Verwirklichung des Gedankens von der menſchheitlichen Geltung des Chriſtenthums iſt die Miſſion. Zwar jene Verwandtſchaft der nicht chriſtlichen Religionen mit dem Chriſtenthum dürfen wir in den Berichten der Sendboten des Evangeliums nicht ſuchen, vielmehr tritt aus ihren Schilderungen das Thörichte, das Verkehrte, das Gräßliche und Greuelhafte des Heidenthums in kraſſer Geſtalt uns entgegen. Und man darf ſich gar nicht darüber wundern, daß ihnen gerade der Gegenſatz gegen das Chriſtenthum grell in die Augen fällt, denn je näher man das Verſchiedene einander bringt, deſto ſchärfer tritt der Gegenſatz hervor. Darum ſage man aber nicht, aus den Berichten der Miſſionare als Augenzeugen ergebe ſich die Richtigkeit der Anſicht von Verwandtſchaft der andern Religionen mit dem Chriſtenthum, dieſe Anſicht beruhe eben auf Unkenntniß oder Oberflächlichkeit, während die Miſſionare an Ort und Stelle die einzig Sachverſtändigen, die einzigen urtheilsfähigen Richter ſeyen. Dagegen iſt in die Wagſchale zu legen, daß die allzugroße Nähe eines Gegenſtandes der Beſichtigung hinderlich iſt, daß zu reiner und unbefangener Beobachtung, zu ruhiger Betrachtung einige Entfernung und ein höherer Standpunkt erforderlich iſt. Der Miſſionar ſieht nur in den gegenwärtigen Religionszuſtand des Volkes, unter welchem er wirkt, hinein, während zu jener Erkenntniß einer inneren Beziehung der betreffenden Religion zur chriſtlichen eine gewiſſe Ueberſicht über den Geſammtverlauf und ein weiterer geſchichtlicher Blick nöthig iſt. Gewiß aber bedarf ein heutiger Miſſionar, wenn er ſich über die Mittellinie erheben ſoll, eines wiſſenſchaftlichen Einblicks in die Religionsgeſchichte überhaupt und namentlich desjenigen Volkes, an dem er wirkt, indem die Kenntniß der Linien, die von jener Religion

zum Christenthum hinübergeben, eine zweckmäßige Thätigkeit im Missionsberuf leiten muß.

Die Mission ist gewiß ein Einigungswerk, sie ist Frucht und Samen einer Einigung zugleich. Sendboten ziehen aus nach Ost und West zu Völkern ihnen unbekannt, aber sie gehen mit der Gewißheit, daß dieselben der Botschaft des Heils und der Wahrheit bedürftig und sie aufzunehmen fähig sind. Ist es möglich, die Ueberzeugung von der wesentlichen Einheit und Gleichheit aller Menschen stärker auszusprechen, als in dieser thätlichen Weise? Die Einigung der Menschen in Verkehr und Handel ist nur eine äußerliche, eine staatliche Vereinigung aller Völker des Erdballs ist unmöglich; soll es zu einem allgemeinen Bund der Stämme und Völker kommen, so ist dieser ohne eine vorangehende innere Verbindung nicht denkbar. Die religiöse Einigung ist innerlich, lebendig und bahnt anderen Weisen der Verbindung den Weg, wie es denn auch in Europa zu einem Staatensystem nicht gekommen wäre, ohne die vorangegangene kirchliche Einigung der Völker im Mittelalter. Freilich wenn man die Wirklichkeit genauer ins Auge faßt, gewinnt es den Anschein, als ob die Mission, statt ein Einigungsband zu seyn, vielmehr ein Streitapfel wäre. In China, in Hindostan stoßen protestantische und katholische Sendboten zusammen, in der Südsee haben französische Missionare im Interesse Roms sich in das Werk englischer Protestanten gewaltsam eingedrängt. Rußland vertreibt der griechischen Kirche wegen sowohl katholische als protestantische Missionare durch weltliche Macht. Die verschiedenen protestantischen Sekten haben je ihre Missionsgesellschaften und Stationen, unter den englisch-bischöflichen Missionaren in Hindostan tritt der Puseyismus als Störefried auf, und auch in Deutschland droht unter den Missionsfreunden eine Spaltung einzureißen zwischen einer streng lutherischen und einer weitherzigeren Glaubensrichtung. — Kann dieser Zwietrachtssaat Frieden und Einigung entsprossen? Und was kann bei den Heidenvölkern auf diesem Weg im besten Falle anderes werden, als ein buntes Gewirre in religiösen Dingen, ein feindseliges Verketzern der neuen Gemeinden unter einander? Doch steht wieder anderes dagegen zu erwägen: wenn einmal eine größere Nation bekehrt ist, so läßt sich auf Grund der Geschichte und Natur

nichts anderes erwarten, als daß ſie dieſes neue Lebenselement, das Chriſtenthum, nur gemäß ihrer inwohnenden Eigenthümlichkeit aufnehmen und ſich aneignen werde, wornach die verſchiedenen Geſtalten, unter welchen das Chriſtenthum von Seiten der älteren Chriſtenheit ihr mitgetheilt worden iſt, in ihrer Bedeutung zurücktreten müſſen gegenüber der Geſammtwirkung der einen Volksthümlichkeit auf die Neugeſtaltung des religiöſen Lebens. Und ſollten, um die Gefahr des unter verſchiedenen Geſtalten gepredigten Chriſtenthums zu vermeiden, die Abtheilungen der bisherigen Chriſtenheit ihre Miſſionsthätigkeit ſo lange ausſetzen, bis ſie daheim unter ſich vereinigt wären? Oder dürfte man auch nur den Chriſten eines Glaubensbekenntniſſes zumuthen, ſie ſollen ſich bei der Miſſion nicht betheiligen, um nicht an der Schuld, die Gewiſſen der Heiden zu verwirren, Theil zu nehmen? Nimmermehr! Union kann allerdings nicht ſeyn draußen unter den Miſſionen verſchiedener Glaubensbekenntniſſe, ſo lange ſie daheim nicht iſt. Wohl aber könnte und ſollte zwiſchen den Kirchen, wie zwiſchen den Staaten, eine Art völkerrechtliche Regel als Pflicht und Ehrenſache gelten, daß keine der andern in das ſchon angegriffene Werk, in das ſchon beſetzte Gebiet griffe. Iſt doch das Feld weit genug, worin ſie ſich theilen könnten, mit einander wetteifernd, jeder Theil auf ſeinem Poſten.

Das führt uns wieder auf das Rechtliche oder Geſellige in der Religion, auf die Verhältniſſe innerhalb der Kirchen ſelbſt, und auf das Verhältniß der Kirche zum Staat. Dieſe Angelegenheit iſt derzeit in Europa an der Tagesordnung, und zwar größtentheils in der Art, daß die Kirche vom Staat ſich unterſcheiden und trennen will. In Deutſchland ging das Kölner Ereigniß vom Zwieſpalt der Confeſſionen aus, aber es bildete ſich zu einem Streit der katholiſchen Kirche mit dem Staat, ein Streit, der ſeither ſich auch noch auf andere deutſche Länder verbreitet hat, während zugleich die proteſtantiſchen Landeskirchen eine gegen den Staat ſelbſtſtändigere Stellung als ein Recht begehren. Ob die neue Partei der Deutſchkatholiken berufen ſey, durch vollkommen ſelbſtſtändige Geſtaltung und Regelung ihrer Kirchenverhältniſſe ſowohl der katholiſchen als der proteſtantiſchen Kirche ein erfahrungreiches Beiſpiel zu geben, wir bezweifeln es. In Frankreich iſt der Streit zwiſchen Univerſität

und Klerus weit mehr ein Kampf der Kirche gegen den Staat als gegen die Wiſſenſchaft, und in der Jeſuitenangelegenheit handelt es ſich um das Gleiche; unterdeſſen ſucht auch der franzöſiſche Proteſtantismus, mit weniger Aufſehen, der Regierung gegenüber ſeine Rechte theils zu behaupten theils zu erkämpfen. In England ſind die Diſſenters, ſeit ſie als ſolche beſtehen, in ihrem Regen und Bewegen als religiöſe Gemeinſchaften vom Staat unabhängig, und auf dem Boden der Staatskirche hat die puſeyitiſche Bewegung Eingriffe des Staats in kirchliche Verfaſſungsverhältniſſe zur Veranlaſſung gehabt. In Schottland hat eine Frage des Kirchenrechts zu einem großen Bruch in der Nationalkirche und zur Gründung der vom Staat ganz unabhängigen „freien Kirche" geführt. Die katholiſche Geiſtlichkeit Irlands will bleiben was ſie iſt, nämlich vom Staat unabhängig, während dagegen die brittiſche Regierung darauf hinſteuert, die katholiſche Kirche Irlands mit dem Staat in Verbindung zu bringen. Nordamerika hatte in neuerer Zeit das erſte Beiſpiel einer vom Staat völlig unabhängigen Geſtaltung des Religionsweſens gegeben, aber erſt ſeit einigen Jahrzehnten iſt die Aufmerkſamkeit Europas auf die dortigen Kirchenverhältniſſe in einer Weiſe rege geworden, daß das dort zur Verwirklichung gekommene Freiwilligkeitsprinzip in der alten Welt Beifall gefunden hat. Im Waadtland iſt neuerdings durch die Willkür der radikalen Regierung eine Gewaltherrſchaft des Staats über die Landeskirche eingeleitet, während auf der andern Seite der Calviniſche Freiheitsgeiſt in den Gemüthern zu einem Bruch zwiſchen Staat und Kirche führen könnte. Auf der äußerſten Linken hinſichtlich der Religionsfreiheit und Unabhängigkeit der Kirchen vom Staat ſteht Nordamerika; auf der äußerſten Rechten hinſichtlich des Religionszwangs und der ſchlechthinigen Abhängigkeit der Kirche vom Staat ſteht Rußland, das alle Angehörigen des Reichs zu einer Kirche, deren Oberhaupt der Czar iſt, zu vereinigen kein Mittel ſcheut.

Ein Verhältniß, welches in Berathung und That ſich dem Zeitalter ſo ſtark aufdrängt, muß auch wiſſenſchaftlich erörtert werden. Und ſo hat denn in Deutſchland zu einer Zeit, wo die Religion in tiefſter Erniedrigung ſich befand, Schleiermacher in den „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Ver-

ächtern" die Vermischung von Kirche und Staat und die Abhängigkeit der Kirche mit geistreichen Worten edlen Unwillens als etwas verderbliches gescholten; in dem preußischen Agendenstreit kam die Sache auf's Neue zur Sprache, und in den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl derer stetig vermehrt, welche durch ihr Nachdenken über die bestehenden Verhältnisse auf die Forderung einer Trennung von Kirche und Staat gekommen sind. Auch der Kölner Streit hat zu Beleuchtungen des Verhältnisses geführt, wobei Scheidung und Unabhängigkeit der Kirche als Heilmittel empfohlen wurde. Verfolgungen der Sektirer im Waadtland haben schon früher dem geistreichen Vinet Anlaß gegeben seine Gedanken über völlige Trennung der religiösen von der bürgerlichen Gemeinschaft zu entwickeln und auszusprechen, Gedanken, denen er Folge gegeben hat, indem er sein Amt niedergelegt, ehe noch der neueste Sturm über die waadtländische Kirche ausbrach. In Frankreich haben ausgezeichnete Männer der verschiedensten Standpunkte und Richtungen, z. B. Lamennais' Lamartine, der reformirte Prediger Vincent (dieser schon 1829) Trennung von Staat und Kirche für nothwendig erklärt; für dieselbe Ansicht hat Chalmers, der Mitbegründer der freien Kirche in Schottland, durch Vorlesungen und Schriften gewirkt, indessen in England Gladstone durch die Vermehrung der Stimmen für das Freiwilligkeitsprinzip zu dem Versuch veranlaßt wurde, in seinem Werk über Staat und Kirche die innigste Verbindung beider zu rechtfertigen.

Nun scheint diese Neigung zu Trennung von Staat und Kirche die Menschheit geradezu am tiefsten Lebenspunkt zu zerreißen, und merkwürdiger Weise stimmen Katholiken mit Protestanten, streng römische Katholiken mit milder Denkenden, Reformirte mit Lutheranern, Männer des Glaubens mit Sprechern der freien Wissenschaft darin überein, daß sie jene Scheidung fordern, freilich in verschiedener Art und in verschiedenem Maß. Aber kann es denn seyn, daß die Menschheit auf Einigung hinstrebt, wenn in dieser wichtigen Angelegenheit Scheidung und Entzweiung gefordert wird? Wir wollen dagegen nicht geltend machen, daß es denn doch auch nicht an solchen fehle, welche die Einheit von Kirche und Staat vertheidigen, denn der leitende Zug der Zeit geht unverkennbar auf Trennung beider.

Hingegen darauf müssen wir Gewicht legen, daß bei dem Drängen auf Trennung, wo dasselbe gesund und überlegt ist (denn Uebertreibungen muß es auch da geben, wie bei allen Zeitrichtungen), durchaus keine Feindseligkeit gegen den Staat als Staat zu Grunde liegt. Es ist keine Rede von Trennung der Kirche und des Staats, wenn der letztere als Vernunftstaat gedacht wird, der alle menschheitlichen Belange und Güter zu den seinigen macht; der Kampf gilt nur der jetzigen Verbindung des Staats wie er thatsächlich ist, mit der Kirche wie sie ist, und diese Verbindung ist eine vereilige, ist eine trübe Mischung, eine Verflechtung, durch welche die Kirche zum bloßen Mittel bürgerlicher Zwecke gemacht, verweltlicht und dadurch unfähig wird das zu seyn und zu leisten, was sie als Kirche seyn und leisten soll. Zugleich erleidet auch der Staat, anstatt wie es den Anschein hat, bei diesem ungleichen Vertrag den Löwentheil davon zu tragen, selbst wieder Nachtheile genug von dieser Verbindung, sofern er selbst den bösen Schein eines Glaubenstyrannen auf sich ladet, während der religiöse Glaube seine Heiligkeit und Kraft, welche dem sittlichen und rechtlichen Leben zu gut kommen soll, durch die Dienstbarkeit der Kirche einbüßt und die Kirche nicht einmal mehr ein brauchbares politisches Werkzeug bleibt. Somit kommt es bei dieser Verbindung von Staat und Kirche allerdings zu einer gewissen Einheit, aber zu einer falschen, bei welcher beide mit ihrem eigentlichen Wesen und Ziel entzweit werden. Diese äußerliche Einigung beider mit einander führt also zu einer um so schlimmeren innern Entzweiung jedes Theils mit sich selbst und dadurch wieder zu einem Streit beider wider einander. Nun geht die herrschende Zeitrichtung auf eine Auflösung dieser scheinbaren Einheit, auf einen Scheidungsproceß, welcher aber erst die Einheit jedes Theils mit sich selbst und sodann eine wahre, lebendige Einheit beider unter einander einleiten soll. Es ist hier wie in andern Dingen, wo die Lebensgegensätze erst scharf auseinander treten müssen, wenn zu einer höheren Einigung fortgeschritten werden soll; die mechanische Einheit muß gelöst werden, wenn eine organische Einheit werden soll; die unfreie Verbindung, bei welcher je nur ein Theil herrschte, der andere nur zu dienen hatte (heiße die Verbindung nun Staatskirche oder Kirchenstaat), muß aufgehoben werden,

wenn es zu einer freien Einheit und Wechselwirkung kommen soll. Einen Beleg dafür, daß die völlige Scheidung von Kirche und Staat einer vollständigeren Einheit beider den Weg bahnen kann, gibt Nordamerika an die Hand. Man braucht das Fortbestehen der Negersklaverei, die Ausrottung der Eingebornen, das Einreißen der Geldinteressen und dergleichen nicht gut zu heißen, um das gelten zu lassen, was so viele unbefangene Augenzeugen und Kenner, Deutsche, Franzosen und Engländer bestätigen, und was wir mit den Worten des Dr. Julius über das Volk der Vereinigten Staaten ausdrücken: „daß es kein Volk gebe, dem die Gottesfurcht tiefere sichtbarere Spuren ihres beseligenden Einflusses eingedrückt hätte, — keines, bei dem trotz der erklärten Religionslosigkeit des Staates die Religion in solchem Maß zu einer durch das ganze irdische Daseyn verwebten Ader des edelsten Metalles geworden wäre."

Hier ist also hinter dem Kriegsgeschrei wieder ein Friedensgedanke versteckt: man will durch Trennung und Zurückführung eines gewissen Naturzustandes des Außereinanderseyns eine einigende Neugestaltung vorbereiten. Stärker aber fällt die Richtung auf Einheit in's Auge, wenn man die Verhältnisse innerhalb der Kirchen hinsichtlich der Verfassung beachtet. Zwist und Meinungskampf der Anhänger des Alten und der Freunde des Neuen drängt sich zwar hier dem Beobachter zuerst auf, so in Deutschland wie in Frankreich und England, so in der katholischen wie in der protestantischen Kirche, doch herrscht überall das Gefühl und die Einsicht in die Nothwendigkeit einer volksthümlichen Neugestaltung des kirchlichen Gemeinlebens. Hier liegt keineswegs alles an dem Verhältniß zum Staat: würde die ganze Abhängigkeit vom Staat aufgehoben, die kirchliche Freiheit hergestellt, aber so daß alles in den bisherigen kirchlichen Formen sich fortbewegen sollte, so wäre noch nicht geholfen, denn es geht nicht allein gegen die Staatskirche, sondern auch gegen die „Geistlichkeitskirche." Die Reihen derer lichten sich seit zehn Jahren immer mehr, welche in kirchlichen Einrichtungen das Bestehende wie es ist vollständig vertheidigen und aus Ueberzeugung erhalten zu müssen glauben, während die Stimmen für eine nöthige Neugestaltung, auch wenn man nur die gewichtigen Stimmen zählt, häufiger werden. Männer, die sonst in

den Ansichten weit genug auseinander stehen, fordern einmüthig eine Umgestaltung, bei welcher die Religionsangelegenheiten den Nichtgeistlichen näher gerückt werden. Nicht allein die „Lichtfreunde," sondern auch die Anhänger der Kirchenlehre beklagen es, daß bisher das Kirchliche fast ausschließlich Sache der Geistlichen und der Behörden gewesen sey, wodurch der lebendige Geist vertrieben wurde und die Kirche an Theilnahme verlor. Daher die Anträge auf Kirchenvertretung, wo diese noch nicht besteht, immer mehr Beifall gefunden haben, bereits von Körperschaften und Ständeversammlungen bevorwortet und an hohen Orten günstig aufgenommen worden sind. Es handelt sich darum, daß die Kirche nicht mehr eine abgeschlossene Anstalt, eine todte Maschine seyn soll, sondern eine lebendige Gemeinde, ein Gemeinleben; und letzteres soll dargestellt werden auf der Stufe der Ortsgemeinde durch ihre Selbstregierung vermittelst der „Aeltesten", auf höherer Stufe durch eine Kirchenvertretung, welche Geistliche und Nichtgeistliche in sich faßte, in höchster Stufe durch Verbindung der bisher getrennten Landesgemeinden zu einem innerlich geeinigten Ganzen. Von gleichem Gefühl sind die Deutschkatholiken und in der katholischen Kirche die Bitten um Synoden ausgegangen. Bei alledem soll durch Einigung eine Erneuerung bewirkt werden: was bisher in wenige Hände gelegt war, daran sollen jetzt alle Theil haben, theils mittelbar, theils unmittelbar. Und das ist nicht ein weitaussehender Gedanke, sondern es ist bereits in gewisser Art Thatsache, nur noch nicht geordnet und nicht anerkannt. Innerhalb der Ortsgemeinden haben die kleinen religösen Gemeinschaften eine Art Selbstregierung, gegenseitige Ueberwachung, Seelsorge, freiwillige Selbstbesteuerung längst unter sich eingeführt. Ferner haben im Süden und Norden Deutschlands seit mehreren Jahren Versammlungen zu Besprechung kirchlicher Angelegenheiten statt gefunden, wobei in der Regel Laien Theil genommen haben, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, und diese Besprechungen, hervorgegangen aus dem neu erwachten Trieb der Gemeinschaft, erfrischen und erwärmen, und stärken das Gefühl der Gemeinschaft. Nun darf sich nur ein solcher Verein ein wenig erweitern, indem Mitglieder benachbarter Landeskirchen zusammentreten, so ist das schon ein erster Schritt zu einer freien Synodal-

vertretung der evangeliſchen Kirche Deutſchlands. Uebrigens bahnt bereits der Verein der evangeliſchen Guſtav-Adolphs-Stiftung eine gewiſſe Vereinigung der bisher vereinſamten proteſtantiſchen Landesgemeinden an, zunächſt nur zum Zweck der Unterſtützung hülfsbedürftiger Glaubensgenoſſen, aber es iſt doch auch ein Schritt weiter. Die ſtaatliche Zerſplitterung Deutſchlands hat in religiöſer Hinſicht den Proteſtanten mehr geſchadet, als den Katholiken, die ſchon durch die Verfaſſung und Gliederung ihrer Kirche ſich auf eine umfaſſende Kircheneinheit hingewieſen finden, während die proteſtantiſchen Landesgemeinden auf ſich ſelbſt beſchränkt wurden, und einander gar nichts mehr anzugeben ſchienen. Mit dem einheitlichen Bewußtſeyn des deutſchen Volkes iſt denn auch das Gefühl der Zuſammengehörigkeit aller Proteſtanten in kirchlicher Hinſicht erwacht. Und wie ein kleines Glied, gewaltſam auf ſich beſchränkt, kränkelt und abſtirbt, im Lebensverkehr mit dem Ganzen friſch und munter ſeine Aufgabe erfüllt, ſo muß die Kirche eines kleinen Landes, in ihre engen Grenzen zurückgedrängt, an Lebenskraft verlieren, während wenn ſie an's große Ganze ſich anſchließt und ſich dem Ganzen gegenüber verantwortlich fühlt, die Spannkraft ihres Lebens verdoppelt wird. So iſt zu hoffen, daß die nun auch von oben als Bedürfniß anerkannte Verbindung der deutſchen proteſtantiſchen Landeskirchen den Einzelnen wie dem Ganzen einen geiſtigen Schwung ertheilen wird. Dieſe Verbindung muß aber weiter führen, nämlich zu einer Verbindung der deutſchen evangeliſchen Kirche mit den proteſtantiſchen Kirchen aller Länder, indem die chriſtlichen Volksgemeinden als Glieder *eines* Leibes unter dem *einen* Haupt, Chriſtus, ſich an einander anſchließen und ſo ihrerſeits die Einigung der Menſchheit in Hinſicht der Religion anbahnen. Kommt dazu noch die Erweiterung des wiſſenſchaftlichen Blicks, das Weichen aller Furcht vor dem Gedanken, die Verſöhnung des Glaubens und Wiſſens, welche, ſo weit entfernt ſie ſeyn mag, denn doch als nothwendiges Ziel erkannt iſt und angeſtrebt wird: ſo iſt dieſe Einigung der Frömmigkeit mit der Wiſſenſchaft, des Wiſſens mit dem Glauben, ſowohl eine Erhebung der Kirche, als eine weitere Einigung der Menſchheit mit ſich ſelbſt in ihrem innerſten Leben.

Wir haben bei dieser Umschau in allen Ereignissen, Bewegungen und Strebungen der Gegenwart ein und dasselbe wieder gefunden: den Zug zur Einigung. Dieser erscheint als das Eigenthümliche und Große unserer Zeit. Einigung der kleineren und größeren Glieder der Menschheit unter einander, Einigung der verschiedenen Kräfte und Lebensseiten des Menschen unter sich, Einigung des Geistes mit der Natur, der Natur mit dem Geist, das sind nur einzelne Gestalten, in welchen der eine Grundzug zur Einheit in unserer Zeit erscheint. Eben die Verkehrsmittel, welche der Vereinigung und Wechselwirkung der Menschen dienen, Dampfkraft, Telegraphen und dergl. sind zugleich Belege der sich entwickelnden Einheit der Natur mit dem Geist, indem die Naturkräfte immer mehr als gelenkige, dienstbare Organe dem Geist sich anschließen, während zugleich die Einheit des Geistes mit der Natur in der Naturwissenschaft sich darstellt, welche vollständiger und einheitlicher wird und die Einheit aller Naturkräfte und Gesetze zu begreifen große Schritte thut. Hier glänzt immerhin der philosophische Grundgedanke Schellings von der Einheit der Natur und des Geistes als ein Stern erster Größe. Die Mittel leiblichen und geistigen Verkehrs werden dahin vervollkommt, daß die Berührung und Wechselwirkung des Einzelnen mit dem Einzelnen erleichtert, vervielfacht und einer Verbindung Aller mit Allen möglichst angenähert werde. In der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens haben wir vornehmlich die Neigung zu freier Verbrüderung, so wie die Nothwendigkeit versöhnender Ausgleichung der verschiedenen Glieder der Gesellschaft beobachtet, indeß im bürgerlichen Leben die Theilnahme Aller am Ganzen durch öffentliche Meinung, Verfassungsleben, Oeffentlichkeit sich als Zeitbedürfniß herausstellt. Die Kunst greift in das große Einigungswerk dadurch ein, daß sie einen nationalen, geschichtlichen, menschheitlichen Charakter annimmt, oder auf dem Weg dazu ist. Das Schriftthum nimmt durch das sich entwickelnde Volksschriftenwesen an dem Geschäft der Einigung Theil; die Wissenschaft sucht mit dem Leben eins zu werden, zu ihrem eigenen und des Volkes Gewinn, während innerhalb des unübersehbaren Geistesgebiets eine Verkettung, Gliederung und Einigung der Wissenschaften unter einander sich anbahnt, was besonders an dem in alle eingreifenden geschichtlichen

Romanfiguren, wo ſich das wärmſte Leben offenbaren ſollte, das alles iſt ein, wir wiederholen es, faſt erſchreckendes Symptom, denn es deutet auf eine Profanirung der Liebe überhaupt und auf die gänzliche Abkühlung einer Gluth, die ſonſt alle Herzen läuterte und veredelte. — Auf der andern Seite erſchreckt uns faſt noch mehr die in Frankreich aufgekommene Spekulation, der bereits ſtillſchweigend verachteten Liebe ein neues Intereſſe zu geben durch die äußerſten Mittel des Wolluſtigen und Grauſamen. Es muß in der That weit gekommen ſeyn, wenn die Dichter eines ganzen Volks in Maſſe zu dieſen Gewaltsmitteln greifen und dadurch eingeſtehen, daß eine einfache natürliche Liebe gar kein Intereſſe mehr zu erregen vermag.

Iſt nicht auch der hiſtoriſche Roman ein Beweis, daß man ſich nicht mehr mit der Geſchichte zweier Herzen begnügt, daß man etwas anderes verlangt, als Liebe? Man iſt gleichgültig gegen die Individuen geworden, man ſieht nur noch auf die Gattung. Die Liebe wird in dem hiſtoriſchen Roman als Nebenſache behandelt, Hauptſache ſind politiſche, nationale Intereſſen. In der franzöſiſchen Romantik, welche der Liebe mehr Werth beilegt, iſt gleichwohl die alte heilige Hingebung an das Individuum übergegangen in ein bloß thieriſches und über ſeine Thierheit ſarkaſtiſch reflektirendes Intereſſe für das Geſchlecht. Man ſieht in den Frauen nur Exemplare, verſchiedene Vorzüge oder Mängel der Race. Der Zauber der Perſönlichkeit iſt verſchwunden, und eine krankhafte Gier nach Wechſel zwiſchen vielen Exemplaren und nach Seltenheiten der Race eingetreten. Davon geben alle neuen Romane der Pariſer Zeugniß, und Klagen darüber ſind ſchon öfters laut geworden. So ſchrieb Alfred de Müſſet über Paris: „Die Sitten der Studirenden und Künſtler, dieſe ſo freien, ſo ſchönen, ſo jugendkräftigen Sitten, nahmen an dieſer allgemeinen Aenderung Theil. Die Männer hatten den Frauen gegenüber ein Wort geliſpelt, das tödtlich verwundet: die Verachtung; ſie hatten ſich dem Wein und den Dirnen ergeben. Die Studirenden und die Künſtler warfen ſich in dieſelbe Ausſchweifung. Die Liebe wurde wie der Ruhm und die Religion behandelt. Es war eine alte Illuſion. Man lief daher nach ſchlechten Orten. Die Griſetten, jene ſo ſchwärmeriſche, ſo romantiſche und von ſo zarter und empfindſamer Liebe durchdrungene Klaſſe, ſah ſich auf die Comptoirs der Buden verwieſen. Sie war arm und

Element sichtbar wird, wie denn auch die Geschichte als solche auf ihrem eigenen Felde der Aufgabe sich bewußt wird, eine geistige Einigung aller Vergangenheit mit der Gegenwart, eine lebendige Vergegenwärtigung alles Menschheitslebens zuwege zu bringen.

Auf religiösem Gebiete konnten wir ungeachtet vielen Streits doch nicht verkennen, daß die gemeinschaftbildende Kraft der Religion in der Gegenwart besonders stark hervortrete, daß ein Trachten nach Einigung, und zwar mit dem Blick auf das Ganze der Menschheit, vorherrsche, jedoch so daß die verschiedenen Kirchen und Glaubensbekenntnisse sich innerhalb ihrer selbst wieder stärker sammeln, und die einstige Einheit der einen Heerde unter einem Hirten nicht eine unterschiedslose, sondern eine mannigfaltig gegliederte und abgestufte seyn dürfte. Bei allem mißtönendem Parteigeschrei in der theologischen Wissenschaft fanden wir besonders ein sich mächtig erhebendes geschichtliches Element, welches das zerstreut Liegende sammelt, über den Unterschieden die Einheit und den Zusammenhang nicht übersieht, und in dem weiten Gebiet der Religionen das Christenthum als Angelpunkt aller Entwicklung vor und nach Christus erkennt. Diese weltgeschichtliche, die Menschheit einigende Bedeutung des Christenthums macht die Mission durch die That geltend. Selbst in dem zerwürfnißreichen Verhältniß zwischen Kirche und Staat ist eine bessere Einheit als die jetzige das Ziel der Bewegungen. Wir fanden, indem wir in der Gegenwart die Runde machten, allerdings viel Streit, Kampf und Auflösung, aber der heftigste Streit bewegte sich immer um die Einheit, der bitterste Kampf war überall entbrannt gegen die falsche Einheit, gegen die fahle Einerleiheit, gegen alle voreiligen Bündnisse, gegen jede ungleiche und tyrannische Verbindung. Und dieser Kampf, diese Auflösung verkehrter und unreifer Einheit, ist selbst wieder der stärkste Beweis des vorherrschenden Triebs zur Einheit als einer reichgegliederten, innerlichen, ächten und freien Einigung. Alle Glieder der Menschheit suchen sich, kleinere Einheiten verbinden sich zu größeren, das Einzelne schließt sich an's Ganze an und findet sein eigen Leben dadurch erhöht, während das Ganze durch die lebendige Theilnahme und Mitwirkung alles Einzelnen gewinnt. Das Leben und das Wissen, die Wissenschaften unter

einander, Frömmigkeit und Wissenschaft, Religion und Volksleben, alle Kräfte und Lebensgestalten der Menschheit nähern und einigen sich unter einander. Und je vollkommener die Menschheit äußerlich und innerlich sich einigt, desto reicher und herrlicher wird das Leben, desto näher rückt die Vollendung der Menschengeschichte.

Zwischen diesem Ziel und unserer Gegenwart liegt freilich ein unübersehbar weiter Raum, und wir sind weit entfernt, verblendet vom Glanz verhandenen Lichtes, den ewigen Frieden, die vollkommene Einheit als erreicht zu verkünden und vor lauter Licht die starken Schatten zu übersehen. Aber einst, wenn das menschliche Geschlecht wird weiter gerückt seyn, wird man auch auf unsere Gegenwart dankbar zurückschauen als auf eine Zeit, die einen bedeutenden Schritt zur Einigung der Menschheit vorwärts gethan hat.

L.

Die Unionsverſuche

ſeit der

Reformation bis auf unſere Zeit.

(Schluß.)

Der Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens, von welchem das geſammte moderne öffentliche Leben in Deutſchland in Kirche, Staat und Civiliſation überhaupt datirt, macht auch in der Geſchichte der Unionsverſuche Epoche, weniger durch ſeinen Buchſtaben als durch ſeinen Geiſt, und durch den Anſtoß, welchen er der Entwicklung der Begriffe und Ereigniſſe auf lange Zeit hinaus gegeben. Dies gilt ſowohl von den Unionsverſuchen im Allgemeinen, die ſich auf alle chriſtlichen Confeſſionen erſtrecken, wie von den Entwürfen zur Partikularunion der Proteſtanten. Beide Richtungen gehen zuweilen Hand in Hand, dann aber wiederum aus und gegen einander. Die Feſtſtellung der Territorialverhältniſſe und beſonders der auf das Territorialſyſtem begründeten Souveränitätsrechte, der Stände und ihrer Beziehung zu Kaiſer und Reich war hier von größtem Einfluſſe. Das ſich jetzt ausbildende Föderativſyſtem, wogegen die Einheit des Reichs immer mehr zum Schatten herabſank, das ſich daran knüpfende politiſche Uebergewicht einzelner Reichsſtände entzog von nun ab den kirchlichen Fragen alle höhere Einheit und feſten Halt und ordnete ſie vollends den Abſichten und Anſichten innerer und äußerer Staatskunſt und Regierung in den verſchiedenen Territorien unter. Unter dieſen Verhältniſſen nehmen jetzt die Unionsverſuche in Deutſchland einen vorwiegend politiſchen Charakter

an, indem sie dazu beitragen sollen, die geschwächte reale und ideale Einheit des römischen Reichs desto mehr zu befestigen. Diese Idee taucht bereits und unmittelbar bei den Verhandlungen und der Redaktion des westphälischen Friedensschlusses auf. Obgleich die protestantischen Stände unter sich das unwürdige und betrübende Schauspiel des kirchlichen Fanatismus geben, da die reformirten Stände, besonders unter dem Vorgange Kur-Brandenburgs, die völlige politische und bürgerliche Gleichheit von den lutherischen sich mit größtem Nachdruck erst erkämpfen müssen,[1] so geht doch durch das ganze Friedensinstrument der Gedanke, daß dieser Friede gewissermaßen nur provisorisch und der wahre und vollkommene Friede erst mit dem Kirchenfrieden oder der Union für Deutschland kommen werde.[2] Von der

[1] Vgl. die Stellen in Linde's: „Staatskirche, Gewissensfreiheit" u. s. w. S. 40.

[2] Vgl. die Stellen bei Pütter: „Geist des westphälischen Friedens." Göttingen, 1795, S. 349. O. 5, 14. Usquedum de religionis dissidiis per Dei gratiam conventum fuerit. O. 5, 24: Dum controversae religionis amicabili partium compositione universali definiantur. O. 5, 48. Usque ad compositionem Christianum dissidii religionis. J. J. Baur schrieb de compositione religionis amicabili ad textus I. P. O. Frf. 1758. 4. Es wurde deßhalb für nöthig erachtet, die Klausel hinzuzufügen, daß der Friede bestehen solle, wenn auch die Union nicht zu Stande käme. O. V, 14: Si vero, quod Deus prohibeat, de religionis dissidiis amicabiliter conveniri non possit, nihilominus haec conventio perpetua sit et pax semper duratura. Die Protestation der römischen Kurie gegen den westphälischen Frieden wird von diesem Gesichtspunkt aus einigermaßen begreiflich, da sie bis dahin ohne Unterlaß auf die Vereinigung, d. h. die Rückkehr der Protestanten fest gerechnet hatte und damit noch lange fortfuhr. Zwei zu Rom kurz vor und gegen das Ende des dreißigjahrigen Krieges gefaßte, sehr charakteristische Vereinigungsprojekte theilt Moser im Patriotischen Archiv VI, 361 — 404 mit, indem er sich für ihre Authenticität verbürgt, das eine in lateinischer, das andere in deutscher Sprache. In beiden erkennt man die Mitwirkung der Jesuiten, auf welche im Texte vorzüglich gerechnet wird. Das Projekt von 1614 hat unter anderem das Merkwürdige, daß auf den Uebertritt des in diesem Jahre zur Regierung gelangten ehrgeizigen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., später König von Böhmen, in der Weise gerechnet wird, daß ihm durch den Kurfürsten von Mainz für die bevorstehende Kaiserwahl Hoffnung gemacht werde, „wegen des jetzigen Wesens und Standes des Hauses Oesterreich in Deutschland, welches denn dafür angesehen wird, als ob es etlichermaßen gesunken und männiglich bedruckt, die kaiserliche Krone müsse auf ein ander

andern Seite wirkte wieder die auch von den Proteſtanten wie mit der Muttermilch eingeſogene Vorſtellung von der Einheit des heiligen römiſchen Reichs unter einem katholiſchen Oberhaupte, die Idee der allgemeinen Kirchenvereinigung rege zu halten, ein Verhältniß, das namentlich bei den Unionsentwürfen Leibnitzens ſich kenntlich macht. Wir ſtoßen daher in den erſten zwanzig Jahren nach dem weſtphäliſchen Frieden bis ungefähr zum Ausbruch des franzöſiſchen Krieges 1672 auf mehrfache, ächte und unächte Unionsvorſchläge in jenem Geiſte. So überreichte der Jeſuit Jakob Maſen dem Fürſtentage zu Frankfurt a. M. 1658 ein Unionsprojekt, welches er ſpäter, bedeutend erweitert, 1662 mit einer Dedikation an den Papſt Alexander VII. herausgab (Meditata concordiae Protestantium cum Catholicis etc.). Hier ſucht er nachzuweiſen, daß die Proteſtanten ganz Recht hätten, wenn ſie die heilige Schrift als einzige Norm ihres Glaubens aufſtellten, daß ſie aber davon einen falſchen Gebrauch machten, indem durch eine richtige Auslegung der heil. Schrift nicht ſowohl das proteſtantiſche als das katholiſche Glaubensbekenntniß bewieſen würde. Dieſen Beweis zu führen iſt nun ſeine Aufgabe. Der Gedanke war neu, aber die Ueberzeugung der Proteſtanten zu ändern, gewiß weniger geeignet als die ältern Methoden. Die Unionsentwürfe wurden von den beiderſeitigen Confeſſionen unterſtützt, welche an den Kaiſer und die Kurfürſten Adreſſen einreichten, um ſich des Friedenswerkes anzunehmen. Unter allen Reichsſtänden nahm ſich daſſelbe Niemand mehr zu

---

Geſchlecht gelegt und transferirt werden und dieſe Veränderung der Wahl könnte gar leichtlich geſchehen, ſo er ſeine Religion angeregter Maaßen verändern würde." — Der Krieg gegen die Ketzer in Deutſchland oder die Ausrottung der Ketzerei mit Gewalt wird unter den obwaltenden Conjunkturen noch widerrathen, ſowohl wegen der Türkengefahr als wegen des Krieges in den Niederlanden. Die meiſte Hoffnung wird dagegen auf die Spaltung der Proteſtanten unter einander geſetzt, welche „Spaltung man in allen Wegen befördern müſſe, damit wir zu gelegener Zeit und Ort des Einen unter dieſen Hülf und Beiſtand zu dem, was man Fürhabens iſt, gebrauchen möge" ꝛc. Das andere Projekt bezieht ſich ausſchließlich auf die deutſchen Fürſten lutheriſcher Confeſſion mit dem Titel: Consultatio de modis Lutheranos Germaniae Principes ad Ecclesiae communionem reducendi et Catholicae Religionis exercitium in liberas Imperii civitates indurendi.

Herzen als der großherzige Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, dessen aufgeklärte und friedliebende Gesinnung schon beim westphälischen Friedensschlusse nachhaltig eingewirkt hatte. Dieser Fürst, dessen umständliche Charakteristik zu geben hier der Ort nicht ist, vereinigte alle Eigenschaften, um, verbunden mit seiner hohen Stellung im Reiche und in der Kirche, eine Versöhnung und Einigung der Confessionen herbeizuführen, wenn eine solche möglich gewesen wäre. Als Prälat und Theolog neigte er sich zu den Freiheiten der gallikanischen Kirche, der entschiedenste Gegner des Ultramontanismus, daher er mit dem Papste Alexander VII. fast beständig in Spannung lebte. Unter seinen Augen zu Mainz ließ er eine deutsche Bibelübersetzung drucken, und ausgezeichnete protestantische Gelehrte begünstigte er nicht nur, sondern gab ihnen an seinem Hofe Anstellungen, wie dem deutschen Verbesserer der Chemie, J. Joach. Becher und später Leibnitzen. An ächter Toleranz und Aufklärung übertraf er aber auch die protestantischen Fürsten seiner Zeit, indem er zuerst den Muth hatte, die Hexenprozesse in seinem Lande einzustellen. In die letzten zehn Jahre seiner Regierung fallen nun wirkliche Versuche zur Kirchenvereinigung und ein dahin gehöriger Schriftwechsel zwischen katholischen Schriftstellern zu Mainz und der Universität Helmstädt, an welchem sich auch der dortige Polyhistor Hermann Conring eifrig betheiligte, aufgefordert durch den kurmainzischen ersten Minister Joh. Chr. Baron von Boineburg, seinen Schüler und Freund. Diese Versuche mußten aber darum vergeblich bleiben, weil der Schriftwechsel so schnell in heftige Polemik ausartete.[1] Sie gingin auch spurlos vorüber. Dagegen machte ein dem Kurfürsten von Mainz um das Jahr 1660 von einem Unbekannten angedichtetes Vereinigungsprojekt zwischen Rom und den Protestanten so viel Aufsehen, wurde trotz seines apokryphischen Charakters[2]

[1] Vgl. Leibnitz „Deutsche Schriften." Berlin, 1838. I. Beilage 1.

[2] Ebendaselbst. — Aus Hering II. 81 geht hervor, daß dieser Entwurf lange vor Gruber (1745), nämlich zu Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp selbst gedruckt war, unter dem Titel: „Sendschreiben an alle Christen," ohne Ort und Jahrszahl. Damit ist verbunden: „Katholische Abfertigung eines sektischen Sendschreibens, die Religionsvereinigung betreffend." Es gibt davon mehrere Ausgaben.

von ſo verſchiedenen Seiten und wiederholten Malen als Autorität angeführt und benutzt, und ſogar noch im Laufe dieſes Jahres von Hormayr (Hiſtoriſches Taſchenbuch) nochmals mitgetheilt und von den politiſchen Zeitungen für die religiöſen Bewegungen ausgebeutet, daß ich nicht umhin kann, es wenigſtens zu berühren. Das Ganze war zu Gunſten des Proteſtantismus, wenn man nicht vielmehr das Projekt für die Ausgeburt einer jeſuitiſchen Intrigue halten müſte. Denn wir leſen im Eingange, der Papſt habe auf den Rath der Jeſuiten ſich bereit erklärt: und doch heißt es vom Papſte, er ſolle zwar als oberſter Prieſter der ganzen Chriſtenheit anerkannt, doch ſolle er gehalten ſeyn, auch von den unirten Proteſtanten oder ſogenannten Reformirt-Katholiken ſich die Hälfte ſeines geheimen Raths zur beſtändigen Umgebung zu wählen. Die Union ſollte auch nicht durch den Papſt, ſondern durch eine Synode von 24 Perſonen der beiderſeitigen Religionen mit Ausſchluß der Reformirten bewerkſtelligt werden. Der letztere Punkt verräth die Abſicht, die Lutheraner bei den Reformirten zu verdächtigen, und in der That wurde dies noch 30 Jahre ſpäter, bei den Unionsverhandlungen unter den Proteſtanten, durch das Wiederaufwärmen des nämlichen Projekts bewirkt. Wenn wir in dieſem Projekte die Schlauheit eines Jeſuiten vermuthen, ſo fehlt es uns nicht an Analogien. Denn aus dem Jahre 1673 wird der Unionsentwurf eines Jeſuiten angeführt (Hering II. 191), der dem Könige Ludwig XIV. vorgelegt wurde und welcher mit dem deutſchen Unionsentwurf von 1660 die auffallendſte Aehnlichkeit hat.[1] Um dieſe Zeit war es nämlich, daß in Frankreich unzählige Unionsprojekte, freilich nur als Vorſpiel der Aufhebung des Edikts von Nantes und der Bekehrung durch Dragonaden, auftauchten (S.

[1] Es heißt darin: „Taufe und Abendmahl ſollen als Hauptſacramente gelten. — Man ſoll glauben, daß Chriſtus im Abendmahl gegenwärtig ſey, über das Wie aber ſich nicht ſtreiten. — Der Papſt ſoll nur für den oberſten Biſchof gehalten werden. — Alle Mönchsorden ſollen abgeſchafft werden und nur Benediktiner und Jeſuiten noch beſtehen dürfen" u. ſ. w. Als ein Unionsentwurf in ähnlichem Geiſte, aber von einem reformirten Geiſtlichen, um dieſelbe Zeit an Boſſuet überſandt wurde, erwiederte dieſer ehrlich und kurz: „daß dies Projekt dahin ginge, die Katholiken zu Proteſtanten zu machen."

Hering II. 190). Nach Frankreich wandten sich auch seit ungefähr 1670 Aller Augen, wenn es sich um Entwürfe und Ausführung großer Dinge, um die Menschheit und Christenheit handelte, und so sehen wir den jungen Leibnitz während seines Dienstes am Hofe des Kurfürsten von Mainz zu einer und derselben Zeit dem Haupte der jansenistischen Theologen, Anton Arnaud, Unionsvorschläge zu Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken auf Grundlage seiner philosophischen Spekulationen einsenden, und seine berühmten Denkschriften zu einem Kreuzzuge aller christlichen Mächte zur Vertreibung der Türken aus Europa unter Anführung Ludwigs XIV., als einem neuen heiligen Kriege, bei Ludwig XIV. einreichen und persönlich unterstützen. Der Ausbruch des Krieges gegen Holland vereitelte diese mit einander verwandten Kriegs- und Friedensentwürfe. — Die Verbindung dieser Ideen, die Vertreibung der Türken aus Europa und die Union der Protestanten und Katholiken, begegnet uns noch zehn Jahre später in der Unionsschrift: Tuba pacis ad universas dissidentes in occidente ecclesias von Matthäus Prätorius, polnischem Historiographen und Prediger zu Memel.[1] Der Verfasser richtet sich nicht nur an die größten Potentaten des christlichen Europas, den Kaiser, Ludwig XIV., Jakob II., Johann Sobieski, den Türkenbesieger, den großen Kurfürsten von Brandenburg, seinen Lehnsherrn, sondern hat den für einen lutherischen Theologen seiner Zeit seltenen Muth, eine Allocution an den Pabst Innocenz XI. zu richten, dessen Streben, alle christlichen Fürsten in ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, zu vereinigen, er rühmt, ja den er den ersten unter allen Bischöfen, den ersten und größten unter allen Patriarchen nennt, und was merkwürdiger ist, hinzufügt, daß die gemäßigten Theologen, besonders im Herzogthum Preußen, es mit ihm bekennen und unterschreiben, daß ihm, dem Papste, das Primat des Ranges, das Recht über alle abendländischen Kirchen

[1] Hering II, 198. „Der Friedenstrompeter Pratorius." Wir können es, beiläufig gesagt, nicht billigen, wenn durch diesen Spitznamen auf die ernste Sache eines ernsten Mannes der Schein von Lächerlichkeit geworfen wird.

von Alters her zustehe. Mehrere Professoren auf der Universität Königsberg, Dreier, Zeidler, Werner, Pfeiffer werden in einer Randglosse namentlich angeführt. Im Uebrigen stellt sich Prätorius auf den Standpunkt des Cassander und Grotius. Indem er das Prinzip der Katholicität der Einen christlichen Kirche festhält, verlangt er eine allseitige Erneuerung und Rückführung derselben auf den reinen Stand der Kirche in den ersten Jahrhunderten, und will zu dem Ende, daß ein neues Concilium zusammenberufen werde, welches sich über die Concilien des 15. und 16. Jahrhunderts, namentlich das Tridentinum stelle, daß dagegen die symbolischen Schriften aller Kirchen zu einer blos provisorischen Geltung herabgesetzt würden. Es leuchtet ein, daß Prätorius es durch diese Vorschläge keiner Partei recht machte, namentlich hielten sich die protestantischen Theologen an das Aeußerlichste seines Unionssystems, nämlich die Anerkennung des Papstes, ohne zu erwägen, daß bei einer Anerkennung dieser Art die katholische Kirche doch von Grund aus verändert worden wäre; sie trieben ihn wirklich zuletzt zur katholischen Kirche hinüber, womit denn zu gleicher Zeit seine Unionsentwürfe begraben wurden.

Unterdessen war aber schon die Geschichte der Unionsversuche in ein neues Stadium eingetreten. Prätorius und die ihm Gleichgesinnten, welche mit Schriften hervortraten, verstanden, muß man sagen, ihre Zeit nicht mehr. Sie setzten bei den Fürsten eine Gesinnung, eine Begeisterung in Sachen der Religion und Menschheit voraus, welche längst andern Richtungen Platz gemacht hatte. Einer der großen Fürsten dieser Zeit, dessen Geist noch idealer Entwürfe für Vaterland und Menschheit fähig war, der Kurfürst Johann Philipp hatte von Ludwig XIV. auf seine Vorschläge zu Vertreibung der Türken aus Europa, und zur Eroberung und Colonisirung Aegyptens durch Frankreich die trockene und ironische Antwort erhalten: „die Kreuzzüge seyen außer der Mode.“ [1] — Ein neuer Geist war mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. in die Welt gekommen und bestimmte allmählig alle Richtungen des öffentlichen Lebens. Es war das Vorherrschen der Form oder, wenn man will, der Formen über den

[1] Kurmainz in der Epoche von 1672. I, 294.

Geist. Das Zeitalter ward beherrscht durch die **Diplomatie**, welche damals neben der Kriegsführung, als der mächtigsten aller Künste und Wissenschaften, als eine selbstständige Kunst sich hinstellte, Krieg und Frieden regelte, aber Alles unsichtbar, aus der Stille des Kabinets. Durch seine Gesandten und Diplomaten wurde Ludwig XIV. recht eigentlich Herr und Schiedsrichter des civilisirten Europas; die Generale und die Heere waren nur ihre dienstbaren Werkzeuge. Indem so die Diplomatie von den Höfen und Staatsmännern Europas als die Kunst der Künste, zur Erreichung und Erhaltung der verschiedensten Zwecke anerkannt wurde, geschah es, daß alle Tugenden dieser Kunst allmählig in dem gesammten höhern Staats- und Völkerleben sich abschatteten, dagegen die wahren Tugenden des höhern Staats- und Völkerlebens immer mehr zurückgedrängt wurden. Die meisten Bestrebungen der edelsten Geister wurden, wenn sie an diese Sphäre anrührten, vergiftet, diese wurden selbst Diplomaten, gleichviel, ob es sich um eine Grenzerweiterung oder um Glauben und Kirche handelte. Literarisch, durch Druckschriften, war hier nur noch wenig zu wirken; es war im Gegentheil der gerade Weg, Entwürfe für das Allgemeine in der Geburt zu tödten. Die Seele der Diplomatie war das Geheimniß, im strengsten Gegensatze aller Oeffentlichkeit, in der edlen Bedeutung des Wortes. Alles mußte mit Unterhandlungen, Negotiationen von Mann zu Mann, von Hof zu Hof eingeleitet und bewerkstelligt werden. Hiermit war aber auch von vorn herein das Mißtrauen, die Zurückhaltung und Verstellung ausgesprochen. Die Literatur des ganzen Kreises, welchen man ausdrücklich publicistisch nennt, zog sich meistens in die Archive zurück, welche nach langem tiefen Schweigen erst in neuester Zeit sich zu öffnen angefangen, wenn nicht Fragmente davon aus dem Nachlasse und dem Briefwechsel der Privaten früher, aber vereinzelt und leicht zu Mißverständnissen führend, zum Vorschein kamen. Hiemit wollten wir nichts, als die im letzten Viertheil des 17. Jahrhunderts geführten, weit verzweigten Unionsverhandlungen zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche charakterisiren, welche durch die ausgemachte Theilnahme der Mächtigsten und Begabtesten die meiste Berühmtheit erlangt haben. Hier der Papst, der Kaiser und Ludwig XIV. mit seinem Bossuet; auf der

man liebte sie nicht mehr. Sie wollte schöne Kleider und Hüte, sie verkaufte sich. O Jammer, der Jüngling, der sie hätte lieben sollen, dem sie selbst ihre Liebe geschenkt hätte, er, der sie sonst in die Haine von Barrieres und Romainville, zu Tänzen auf dem Rasen, zum Abendbrod in schattige Lauben führte, der Abends bei der Lampe im Hintergrunde der Buden an langen Winterabenden mit ihnen koste, der mit seiner Geliebten sein in den Schweiß seines Angesichts getauchtes Brod und seine hohe und arme Liebe theilte; derselbe Jüngling fand sie jetzt, nachdem er sie verlassen, blaß und bleifarben, für immer verloren, mit Hunger auf den Lippen und mit Schmach der Entehrung im Herzen an einem Orgien-Abend im Bordell."

Dahin mußte es kommen, sobald der ehemalige zarte Sinn für das Individuum verschwand und bloß ein grober für Gattung und Geschlecht übrig blieb. Wie dadurch alle schöne Natur im geselligen Leben untergehen muß, so auch im Roman.

Fassen wir die Sache etwas tiefer, so erscheint sie als eine unmerkliche, bedeutsame Reaktion des lateinischen Prinzips in Europa gegen das germanische. Die Heiligachtung der Person war die Grundlage des germanischen Lebens im Staate wie im Hause, und daher auch das Charakteristische der gesammten germanischen Dichtkunst, während in der antiken Welt die Person im Geschlecht, in der Nation, im Staate sich verlor. Je mehr der öffentliche Verkehr sich steigert, je mehr die Menschen aus dem engen Kreis ihrer Heimath herausgerissen werden, desto mehr scheinen sie auch ihre Individualität selbst abschleifen und zugleich die Achtung fremder verlieren zu müssen. Sie selbst nähern sich immer mehr dem Gattungstypus, den Zeit und Mode verlangen, und sie hängen auch an diesem oder jenem Andern nicht mehr, weil sie ja überall dasselbe wiederfinden. Jene wunderbaren altromantischen Gefühle, das Heimweh, das die Seele an einen einzigen Ort in der Welt bannt, und die Liebe, die in der ganzen Welt nur ein einziges Wesen kennt, mit dem sie im geheimen Rapport steht, wollen völlig aus dem menschlichen Gemüth Abschied nehmen und es wieder auf den Ton stimmen, auf den es im Alterthum gestimmt war und jetzt etwa noch in China ist, wo die Individuen ebenfalls durch ihre unermeßliche Menge zu bloßen Ziffern einer Summe herabgesunken sind, und wo die ewige Monotonie der

andern Seite zwar nur Reichsſtände zweiten Ranges, aber mit einem Leibnitz auf ihrer Seite, welcher ſelbſt auf die angeſehenſten Theologen im Lande, am Hofe, und an der Univerſität ſich ſtützte. Ebenſo verſchieden und entgegengeſetzt als die theilnehmenden Machthaber ſind die im Stillen wirkenden Motive und Prinzipien, welche ſich gegenſeitig bekämpfen und zuletzt paralyſiren: Theologie, Philoſophie, Diplomatie, Politik. Letztere iſt jedoch maßgebend. Römiſcherſeits das Streben, das durch den Abfall der Proteſtanten geſchmälerte Kirchenreich, da die Zeit der Gewalt vorüber, durch kluge Unterhändler über die beengten Grenzen hinauszuführen. Der Kaiſer will auf demſelben Wege den verfolgten Proteſtanten ſeiner Erbſtaaten den Uebertritt gewiſſermaßen erleichtern; das Nämliche will Ludwig XIV., welcher zugleich den Namen des allerchriſtlichſten Königs durch Ausrottung der Ketzerei nicht blos in ſeinem Lande, ſondern in der ganzen Chriſtenheit verdienen möchte. Von der andern Seite geht das Haus Hannover unter der Regierung des Herzogs, nachher Kurfürſten Ernſt Auguſt und ſeiner ſtaatsklugen und geiſtvollen Gemahlin, Sophie, ſo lange auf die Unionsvorſchläge ein, als er darin ein Mittel ſieht, die Gunſt des Kaiſers zur Erreichung ſeiner Pläne für die Größe des Hauſes zu erhalten. Dazu kommen geſchickte und gefällige Theologen von beiden Theilen. Von Seiten des Papſtes und des Kaiſers tritt jener Biſchof von Tina, Chriſtoph Roras von Spinola, als herumreiſender Unterhändler und Emiſſär an verſchiedenen proteſtantiſchen Höfen auf, deſſen Stellung und Verfahren von dem Charakter der Zweideutigkeit nie ganz wird losgeſprochen werden können.[1] In Hannover fand er an dem Conſiſtorialpräſidenten Gerhard Molanus einen Theologen, welcher als ein Schüler des Calixtus mit der Ueberzeugung hinzukam, daß die getrennten Kirchen in den Fundamentalartikeln eins ſeyen und die Unterſchiede

[1] Daß Spinola ſeine Unionsanträge wirklich mit Vorwiſſen und dem Beifall des Papſtes Innocenz XI. unternommen, iſt in neueſter Zeit durch das aus dem römiſchen Archive von Auguſt Theiner entlehnte Empfehlungsſchreiben des Papſtes für Spinola an den Herzog Johann Friedrich von Hannover vom 20. April 1678 zur Gewißheit erhoben worden, wiewohl Theiner ſelbſt die Urkunde nicht verſtand. Siehe W. G. Soldan: „Dreißig Jahre des Proſelytismus“ S. 48.

das Unwesentliche beträfen; einen Mann, welcher als protestantischer Geistlicher sich im Leben gern mit dem behäbigen Glanze eines katholischen Kirchenfürsten umgeben hätte und der als vollendeter Weltmann der Liebling des Hofes war. Die Landesuniversität Helmstädt, treu ihren Traditionen über Toleranz und Union, war in jedem Augenblick ein bereitwilliges Organ für die Entwürfe der Fürsten des Hauses; endlich Leibnitz, welcher als Philosoph und Staatsmann sich über die Parteien stellte, als der Vertraute seines Fürsten die Fäden in der Hand hielt, und in dem Widerstreite zwischen dem Philosophen und dem Diener seine eignen Ansichten und Handlungen den Verhältnissen oft anschmiegen mußte. Es gehörte das Zusammenwirken von so eigenthümlichen Zeitverhältnissen und Kräften dazu, um eine Reihe von Unterhandlungen, Vorschlägen und Ideen hervorzurufen, wie sie sich in der Geschichte der Unionsversuche nicht mehr wiederholt hat. Kein größerer Irrthum, als zu glauben, daß ein späteres, namentlich etwa das gegenwärtige Zeitalter an die von Spinola, Molanus, Leibnitz und Bossuet unter einander geführten Unterhandlungen irgendwie einseitig anknüpfen könnte. Diejenigen z. B., welche sich seit 1819 der Autorität Leibnitzens zu Bekehrungen oder zur Union der Protestanten gern bedient hätten, weil er in seiner Unionsschrift: Systema theologicum (unter der Maske eines katholischen Theologen) eine Darstellung der katholischen Glaubenslehre mit Rücksicht auf seine philosophischen Ueberzeugungen versuchte, diese müßten es sich gefallen lassen, wenn ein Protestant auf Grund der Concessionen des Bischofs von Tina, an welche Leibnitz anknüpfte, das heutige römische Kirchensystem aus seinen Fugen heben wollte, da dieser außer dem Cölibat, dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt u. s. w. so weit ging, das Tridentinische Concil als ein provisorisches gelten zu lassen, und die Appellation an ein zukünftiges Concil zu gewähren!

Da die Geschichte dieser Verhandlungen in neuerer Zeit von protestantischer und katholischer Seite mit großer Ausführlichkeit behandelt worden ist,[1] so dürfen wir uns hier um so

[1] Um die älteren Arbeiten zu übergehen, so führe ich nur das Leben Bossuets vom Cardinal von Beausset, das Leben Leibnitzens von G. Guhrauer, besonders die über das Systema theologicum geführte Untersuchung

mehr auf eine allgemeine Charakteriſtik derſelben beſchränken. Man muß, dies lehrt ein unbefangner Blick auf den Gang der Verhandlungen, zwei Stadien dabei unterſcheiden, welche man kurz ein aufſteigendes und ein abnehmendes nennen könnte; erſteres in dem Zeitraume, welcher den Ausſichten des Hauſes Hannover auf die engliſche Krone, nämlich der Revolution von 1688 vorangeht, und das darauf folgende bis zur völligen Auflöſung der Verhandlungen. Dieſe beiden Stadien zeigen einen merkwürdigen Contraſt; nämlich in dem erſteren, da man einen Augenblick die größten Hoffnungen und Erwartungen gegenſeitig von einander zu hegen ſchien, eine mit Bewußtſeyn und Vorſatz betriebene Diſſimulation; dagegen in dem zweiten abnehmenden Stadium, im Vergleiche mit der ehemals geführten Sprache, die ſchneidendſte Aufrichtigkeit und Offenheit. Diſſimulation, ſagen wir, herrſchte Anfangs auf beiden Seiten; denn was die Anträge Spinola's anlangt, ſo haben gleich Anfangs, wie ſpäterhin, eifrige und aufrichtige Katholiken über die unerhörten Conceſſionen des Biſchofs von Tina ſo geurtheilt, nämlich

---

in Leibnitz's deutſchen Schriften II, Beilage S. 55 ff. an. Hering iſt darüber zwar ſehr ausführlich, doch gerade in Bezug auf die hiſtoriſche Erklärung ungenügend und ſo unbekannt mit dieſen Verhältniſſen, daß er z. B. (II, S. 214) Ernſt Auguſt Herzog von Hannover ſeyn läßt, neben und bei Lebzeiten des Herzogs „Johann Friedrich zu Braunſchweig". Eine gleiche Unkenntniß zeigt er in Betreff der Bedeutung und die Lebensverhältniſſe von Leibnitz. Der wichtigen Unionsſchrift: Systema theologicum, welches den hervorſpringenden Punkt in dieſen Verhandlungen bildet, erwähnt er nicht einmal, wiewohl dieſe Schrift ſeit 1819 Aufſehen genug gemacht und Tabaraud gebührend darauf Rückſicht genommen hat. Wenn er dagegen (S. 233) ſagt, daß Leibnitz mit Peliſſon, als er 1672 als kurmainziſcher Rath in Paris war, perſönlich bekannt geworden, ſo iſt das aus der Luft gegriffen, da vielmehr ſeine Correſpondenz mit Peliſſon auf der erſten Seite zeigt, daß dies die erſte Anknüpfung ihrer Bekanntſchaft war. — Eine ſorgfältige und klare Darſtellung dieſer Verhandlungen zum Vergleiche mit den ſpätern ähnlichen Unionsverſuchen enthält die durch den Ammonſchen Preis gekrönte Schrift: „Pericula conjungendarum Ecclesiarum etc. a Leibnitio facta cum similibus nostrae aetatis moliminibus comparata" von O. G. Schmidt, Grimma 1844. — Endlich iſt auch die oft erwähnte Schrift von W. G. Soldan: „Dreißig Jahre des Proſelytismus in Sachſen und Braunſchweig." Leipzig 1845, hierher zu ziehen, namentlich die Einleitung, nur daß die polemiſche Stimmung und Lebhaftigkeit des Verfaſſers der ruhigen hiſtoriſchen Haltung Eintrag thut.

als über ein Mittel, die Protestanten unter sich zu spalten und ihnen eine Falle zu stellen; unter andern der bereits genannte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, welcher sich für die Union, d. h. in Wahrheit für die Bekehrung der Protestanten, lebhaft interessirte und zu dem Zwecke bei Leibnitz alle Hebel in Bewegung setzte, ihn zum Proselyten zu machen. Was Leibnitz nun betrifft, so muß ich mich hier im Besondern auf das berufen, was früher über dieses Philosophen Stellung zum Christenthum und zur Kirche und namentlich über den Ursprung des berühmten, mit Unrecht so betitelten Systema theologicum. entwickelt worden ist.[1] Dieses Werk war und blieb im vollen Sinne des Worts in Bezug auf den Verfasser eine Dissimulation. Katholischen Bischöfen sollte dieser Entwurf einer katholischen Glaubenslehre vorgelegt werden und diese glauben, der Verfasser sey Katholik. Leibnitz wollte diese Form benützen, um einige seiner Demonstrationen katholischer Dogmen zu unparteiischer Prüfung vorzulegen, ohne daß er aber (was das Wichtigste ist) sich selbst genug gethan hatte, namentlich bei der Transsubstantiation, wie er dem Herzog von Hannover offen gestand. Der Herzog hätte die geheime Ueberweisung dieses Entwurfs vertreten und anordnen sollen, lehnte es jedoch ab. Daß dies die wahre Beschaffenheit dieses angeblichen religiösen Testaments von Leibnitz sey, wozu die ersten Herausgeber desselben es gern gestempelt hätten, haben unbefangene katholische Schriftsteller neuerdings gern zugegeben. — Wie ganz anders in der zweiten Periode! Da sehen wir Bossuet in seinen Verhandlungen mit Leibnitz und Molanus zwar sehr bedeutende Zugeständnisse anbieten, wie die Aufhebung des Cölibats, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, Messe und Gottesdienst in der Muttersprache u. s. w., doch mit um so größerer Festigkeit hielt er an dem Fundament des kirchlichen Katholicismus, nämlich dem Lehrsysteme, wie es von dem tridentinischen Concil unabänderlich festgestellt worden war, was den Bischof von Tina

[1] Leibnitz, eine Biographie von G. E. Gubrauer, II. 33. Jene Schrift ist in diesem Jahre (1845) in Paris neu herausgegeben worden: G. W. Leibnitii opusculum adscititio titulo Systema theologicum inscriptum. edente nunc primum ex ipsissimo auctoris autographo D. Petro Paulo Lacroix.

(ob mit Vorwiſſen des Papſtes?) ſo wenig gekoſtet zu haben ſchien. Boſſuet war ehrlich genug den Gegner zu fragen: „Warum wollt ihr denn zu uns kommen, da ihr, ihr mögt das Tridentinum anerkennen oder nicht, dennoch die Transſubſtantion mit allem übrigen glauben müßt, was dieſes Concil gelehrt hat?“ Durch dieſe Wendung hatte Boſſuet in der That dem Gegner allen Ausweg genommen und ihn gewiſſermaßen gezwungen, ſo offen und aufrichtig zu ſeyn, als er es war. Das wurde nun endlich Leibnitz, immer loſer und lockerer wird ihm hier die Freundſchaft, welche er mit dem Katholicismus auf Lebenszeit geſchloſſen zu haben ſchien, immer entſchiedener und ſchärfer ſpricht ſich der Proteſtant in ihm aus. Die innere Nothwendigkeit hatte das künſtliche Gewebe jahrelanger Diplomatie zerriſſen. Wie alle ächten, aufrichtigen Unionsverhandlungen der alten guten Zeit, war alſo auch dieſe zuletzt in Polemik übergegangen, hatten die Prinzipien ſich deutlicher und ſchärfer einander gegenüber geſtellt. Dies iſt die einzige, die wahre Lehre, welche die Nachwelt auch aus dieſen Unionsverhandlungen ziehen kann und ſoll. —

Als Leibnitz dieſe Polemik mit Boſſuet führte, arbeitete er mit Eifer gleichzeitig an einer Union der proteſtantiſchen Kirchen. Wir haben dieſe Seite alſo hier in Betracht zu ziehen, müſſen aber wiederum den Faden ein wenig höher aufnehmen. Das Verhältniß der beiden proteſtantiſchen Kirchen in Deutſchland ſeit dem weſtphäliſchen Frieden war in dem Maße ſchroffer und unerträglicher geworden, als der äußere Kampf gegen das katholiſche Deutſchland und Europa ein Ende genommen zu haben ſchien und er ſich jetzt ſo ganz in das Innere hineinzog. Dies dauerte bis Ende des Jahrhunderts, da in Folge des franzöſiſchen Uebergewichts der Proteſtantismus in ſeinen Formen und Ideen, als Kirchen- und als Culturform in ſeiner ganzen Exiſtenz ernſtlich gefährdet ſchien. In dem dazwiſchen liegenden Zeitraume ſehen wir nun zwar verſchiedene Verſuche zur Herſtellung des Kirchenfriedens in den proteſtantiſchen Landestheilen des deutſchen Reiches; dieſe ermangeln jedoch wie des Erfolgs, ſo aller höhern Bedeutung, da ſie ſich faſt nur auf die einzelnen Territorien erſtrecken und gewiſſermaßen nur einen Theil der innern Staats-Verwaltung ausmachen. Ueberall ſind es aber reformirte

Fürsten, welche den Widerstand ihrer lutherischen Unterthanen, besonders der Theologen, zu einem kirchenfriedlichen Zusammenleben zu überwinden suchen. Wir nennen den geistreichen, zu der berühmten Palatinischen Familie gehörigen Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig, von welchem berichtet wird, daß er in seinem Garten zu Mannheim einen Friedenstempel für alle drei christliche Confessionen errichten lassen. Nicht weniger spricht für seine in jenem Zeitalter hervorragende Freisinnigkeit, daß er nach der Wiederherstellung der Universität zu Heidelberg den damals in Deutschland noch fast unbekannten Spinoza unter Versicherung der Lehrfreiheit berufen ließ, welcher jedoch weise genug war, einen so bedenklichen Ruf abzulehnen. So von ursprünglicher Geistesart zur Union (d. h. in seinem Sinne, zur Toleranz) geneigt, war er durch eine Unterredung mit Duräus darin noch mehr bestärkt worden. So sandte er denn 1656 seinen Hofprediger, den aus Zürich gerufenen reformirten Prediger Hottinger, an den Herzog von Württemberg, welcher in einer gemischten Ehe mit der reformirten Urenkelin des großen Coligny lebte. Doch die auf diesen Umstand gegründeten Hoffnungen scheiterten, da bald darauf die Gemahlin des Herzogs zur lutherischen Kirche übertrat. — Wichtiger ist das einige Jahre darauf 1661 auf Veranstaltung des Landgrafen Wilhelm von Hessen in Kassel gehaltene Religionsgespräch zwischen reformirten und lutherischen Theologen, nämlich denen von Marburg und denen von Rinteln, an welchem auch Theologen von der Universität Helmstädt Antheil nahmen (Hering II. 128). Dieses Gespräch versprach glänzende Erfolge. Es war nämlich gelungen, sich gegenseitig über die beiden Hauptunterscheidungslehren vom Abendmahl und von der Gnadenwahl dahin zu verständigen, daß die Polemik zwischen beiden Kirchen ein Ende nehmen und man in brüderlicher Eintracht neben einander leben sollte: es war die sogenannte tolerantia ecclesiastica oder, nach Leibnitz, der zweite Grad der Union. Auswärtige Universitäten, wie Herborn, Duisburg, Gröningen, Leiden, Utrecht gaben ihre Beistimmung, nur die Universität Wittenberg donnerte von dem Wachthurme des strengsymbolischen Lutherthums, wie immer, gegen diese Nachgiebigkeit lutherischer Theologen. Die Geschichtschreiber sind nun einstimmig in dem Lobe der Wirkungen des Kasseler Religions-

geſprächs. Allein daſſelbe war hinterher doch nicht ohne üble Folgen für die Lutheraner in Heſſen, indem zu Rinteln das reformirte Weſen auf Koſten des lutheriſchen eingeführt wurde. Man nahm den Lutheranern die Univerſitätskirche und übergab ſie den Reformirten, beſetzte mehrere Profeſſuren, die der Logik, Ethik und Philoſophie, welche damals von der Theologie weit mehr abhingen als ſpäter, mit Reformirten, mit einem Wort, der reformirten Theologie wurde das Uebergewicht gegeben. Nicht genug, es wurde auch der lutheriſche Stadtmagiſtrat ab- und ſtatt deſſen ein reformirter Bürgermeiſter und lauter reformirte Rathsherrn eingeſetzt. Der Abfall von der lutheriſchen Kirche zur reformirten wurde mit Beförderung belohnt, und was noch ſchlimmer war, reformirten Predigern die Polemik von den Kanzeln gegen die Lutheraner einſeitig geſtattet. Die drei lutheriſchen Theologen von Rinteln zogen ſich dieſe unerwartete Wendung zu Gemüthe und der eine, Henichius, ſtarb bald darauf vor Gram, die beiden andern verließen Rinteln und ließen ſich, der eine in Helmſtädt, der andere in Hildesheim nieder. Ich führe dieſe Umſtände genauer an, weil ohne ſie nur ein ſehr einſeitiges Urtheil über die Verdienſte des Kaſſel'ſchen Religionsgeſprächs gefällt wird, wie bisher geſchehen iſt. Statt des heilſamen Einfluſſes, den die Theologen des 18. und 19. Jahrhunderts gewöhnlich anpreiſen, war vielmehr der bleibende Eindruck unter den deutſchen Lutheranern eine tiefe Erbitterung, wie es ſich in dem Aufſatze von Molanus und Leibniz über den Vereinigungsentwurf der Proteſtanten in Kur-Brandenburg, hier unſere Quelle, ausſpricht. Die ſogenannte kirchliche Toleranz zwiſchen Reformirten und Lutheranern fürchtete man von jetzt ab als eine Falle, welche den Lutheranern geſtellt wurde, um ihre Rechte zu ſchmälern.[1]

[1] Es iſt bereits früher (Leibnitz's deutſche Schriften II, 263) auf den literariſchen Mißbrauch hingewieſen worden, welchen der Hamburgiſche Paſtor Neumeiſter, der heftigſte Gegner der Union mit den Reformirten, im Jahre 1720 mit einem Bruchſtücke aus einem Gutachten von Leibnitz und Molanus (von 1704) für eine vollkommene Union getrieben, worauf ich, der Kürze wegen, hier verweiſen muß. Noch Planck („über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten chriſtlichen Hauptparteien" S. 222) war dadurch zu der irrigen Behauptung verleitet worden, die Gegner hätten Leibnitzen und Molanus „eine ſehr ungünſtige Erklärung gegen

Die Nachwirkung dieser Vorgänge zeigte sich noch dreißig Jahre später bei den zwischen Berlin und Hannover gepflogenen Unionsverhandlungen unter den beiden protestantischen Parteien. Was die Braunschweig-Lüneburger Lande betrifft, so war ein dringendes Bedürfniß zu einer blos äußern Union im Lande selbst nicht vorhanden. Regenten und Volk bekannten sich zum Lutherthum, und die Höfe, wie die Landesuniversität zeichneten sich durch entschiedene Toleranz aus.[1] Anders war es in den Kur-Brandenburgischen Landen. Seit dem Uebertritt Johann Sigismunds zum Calvinismus (1613) sah, glaubte sich wenigstens die große Mehrzahl der lutherischen Unterthanen von einer verhältnißmäßig sehr kleinen Minorität Reformirter beherrscht und gewissermaßen bedroht; denn es verschlug den lutherischen Theologen wenig, daß Johann Sigismund seinen gemilderten Calvinismus der Augsburgischen Confession anzupassen gesucht und sein eigenes Glaubensbekenntniß, die confessio Sigismundea, in einem irenischen Geist gehalten war.[2] Der große Kurfürst machte mehrmals vergebliche Versuche, theils indirekt durch Verbot des Besuches der Universität Wittenberg, theils direkt durch ein zu Berlin unter dem Vorsitze des Präsidenten Otto von Schwerin gehaltenes Religionsgespräch im Jahre 1661, und als dieses fruchtlos abgelaufen war, durch ein Edikt gegen das Schmähen von den Kanzeln vom 16. September 1664 die kirchliche

---

den neuen Versuch (d. h. vom Jahre 1721) abgelockt, welche sie geflissentlich überall ausstreuten", ohne zu bedenken, daß Leibnitz seit 1716 nicht mehr lebte. Diese ungünstige Erklärung bezog sich lediglich auf das Kasseler Religionsgespräch von 1661. Hatte Planck übrigens jenes Fragment genauer gelesen, so würde er nicht (ebend. S. 191) geschrieben haben, das Geschrei der lutherischen Theologen gegen die hessische Union sey entstanden, weil der Landgraf „um der geschlossenen Union willen sich erlaubt habe, auf der lutherischen Universität zu Rinteln — einige Freitische an reformirte Studenten zu vergeben." Es war viel mehr!

[1] Vgl. das Schreiben von Molanus an den preußischen Bischof Ursinus, Leibnitz's deutsche Schr. II, 222. „Man weiß bei uns durchgehends von keiner Proselytopolia, von keinem Desertiren, von keinen Invektiven oder schimpflichen Benennungen auf den Kanzeln, ja es leben beiagte Reformirte mit unsern Geistlichen in solcher Vertraulichkeit" u. s. w.

[2] K. F. Gaupp, die Union der deutschen Kirchen. Breslau 1843. S. 176.

Toleranz zum Landesgesetz zu erheben. Die Härte, womit er die lutherischen Geistlichen zur Unterschrift des betreffenden Reverses zwingen wollte, stählte sie in ihrem Widerstande. Ehe sie ihrer vermeinten Religionsfreiheit Schranken setzen ließen, wurden sie lieber Märtyrer derselben; unter ihnen der berühmte Liederdichter Paul Gerhard, welcher auswanderte und, der Sage nach, bei diesem Anlaß seinen erhebenden Gesang: „Befiehl du deine Wege" gedichtet hat.

Ermüdet von so vielem Widerstande ließ man alle Unionsversuche bis in die Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich III., nachmals Friedrichs I. als König von Preußen, liegen. Als aber der Ryßwicker Friede 1697, namentlich die vierte Clausel zu demselben, wie erwähnt, die Sache des ganzen Protestantismus ernstlich zu bedrohen schien, als namentlich die Verhältnisse der protestantischen Reichsstände durch den Uebertritt des Königs von Sachsen, des bisherigen Protektors der Evangelischen, einen Stoß erlitten hatten, da war es Leibnitz, welcher auf den Kurfürsten von Brandenburg, als den mächtigsten protestantischen Fürsten Norddeutschlands, seinen Blick wandte. In der Union der beiden protestantischen Kirchen zunächst in Deutschland und später mit den Reformirten in England, Holland und der Schweiz sah er das einzige Mittel, die Sache des Protestantismus und der Kultur in Europa gegen den Romanismus zu behaupten.[1] Wir haben hier wieder einen Synkretismus im eigentlichen Sinne des Worts, wie zu den Zeiten Gustav Adolphs: der Zweck politische Coalition, das Mittel der innere Kirchenfrieden. Von Leibnitz war es consequent, daß er bei der Darlegung seiner Gedanken an den Brandenburgischen Staatsminister v. Fuchs den zweiten Grad der Union, nämlich die unio oder tolerantia ecclesiastica für ganz hinreichend, und den dritten Grad, die Vereinigung im Glauben, für entbehrlich hielt. Es war ebenso consequent, daß er den Faden der Unterhandlungen den Ministern in die Hände geben wollte, welche sich der Theologen nur als ihrer Werkzeuge bedienen sollten. Dies war die historische Veranlassung zu den zehn Jahre hindurch gepflogenen und in Berlin concentrirten protestantischen Unionsverhandlungen. Nicht

[1] Leibnit. opp. VI. Epistolae ad J. Ludolph. a. 1697.

als wenn Leibnitz die Vereinigung im Glauben unter den Protestanten für unmöglich gehalten hätte; er sprach es im Gegentheil oft aus, daß er den Unterschied der beiden Kirchen gar nicht für fundamental hielt, besonders im Punkte von der Gnadenwahl, ein Problem, welches er später in seiner Theodicee ganz allgemein zu lösen suchte. Indeß hatte Leibnitz kein Vertrauen zu dem Geiste, wie zu der Wissenschaft der Theologen und sah vorher, daß das Unionswerk auf diesem Wege nicht gelingen werde. So kam es auch. Der reformirte Hofprediger Daniel Jablonski in Berlin und Molanus in Hannover faßten die Aufgabe ganz anders, eben als Theologen und beziehungsweise auch viel tiefer und inniger als der Staatsmann. Sie wollten eine Union, durch welche nicht nur der Name, sondern auch das unterscheidende Wesen der lutherischen und reformirten Kirche aufgehoben werden und eine evangelisch-apostolische Kirche übrig bleiben sollte. Der Kurfürst von Brandenburg, bald darauf König von Preußen, stimmte ihnen darin vollkommen bei. Ein lebhafter Schrift- und Briefwechsel in die Nähe und Ferne eröffnete sich, man knüpfte Verbindungen an bis nach der Schweiz und Holland, und richtete seine Blicke selbst bis England. Auf der Landesuniversität zu Frankfurt a. d. O. trat der reformirte Professor der Theologie, Samuel Strimesius, eifrig mit Unionsschriften auf. Dagegen zeigten die lutherischen Theologen in der Residenz das alte Mißtrauen. Selbst der berühmte Spener, auf dessen Ansehen viel Gewicht gelegt wurde, sprach sich in einem abgeforderten Gutachten ungünstig über die Union aus. Unabhängig von diesen Parteibestrebungen waren es die Weltereignisse selbst, unter welchen doch die projektirte Union der protestantischen Länder als eine Macht auftreten und wirken sollte, die jetzt vielmehr dazu beitrugen, den Entwurf selbst in der Geburt zu ersticken. Der ausbrechende allgemeine Krieg im Norden und im Süden Europas zu gleicher Zeit, beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, lenkte den Blick der Fürsten und Staatsmänner von dem Unionswerke ab, und dieses blieb fortan den Theologen überlassen. Selbst Leibnitzens Eifer erkaltete, und bei seinen in diesen Jahren sehr häufigen Reisen von Hannover nach Berlin beschäftigte ihn die dort auf seinen Betrieb errichtete Societät der Wissenschaften, deren Präsident er war,

Gattung ſich nur durch die unnatürlichſten Wollüſte mit Variationen täuſcht.

Möglicherweiſe könnte aus dieſem Wechſel, den die poetiſche Anſchauung der Frauen erfahren hat, ein Vortheil für die Poeſie hervorgehen. Man kann nicht ganz mit Unrecht ſagen, die alte Anſchauungsweiſe war allzu ſubjektiv; die Liebe überwog den Geſchmack ſo ſehr, daß die Dichter häufig in ihrem eigenen Intereſſe für den geliebten Gegenſtand befangen, gänzlich vergaßen, uns denſelben objektiv klar und intereſſant zu machen. Sie ſchilderten meiſt nur ihre Liebe, ſtatt des Gegenſtandes derſelben, und dieſer Gegenſtand war nicht immer der Liebe und eines ſo großen Aufwandes von poetiſcher Rede werth. Wenn nun die Hingebung an eine Perſon abnähme und an ihre Stelle eine poetiſche Anſchauung des ganzen Geſchlechts, eine feinere Auswahl unter den weiblichen Exemplaren träte, ſo könnte vorausſichtlich der Geſchmack ſich wieder bis zur Claſſicität verſchärfen, die unzweifelhaft ein Beſitzthum der alten Griechen geweſen iſt, wenigſtens in Beziehung auf die körperliche Schönheit. Es gehört allerdings ein gewiſſes Abſehen von den Vorzügen der einen geliebten Perſon dazu, um die Vorzüge vieler andern zu würdigen; es gehört eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen das Individuum dazu, um aus allen Exemplaren der Gattung den Gattungsbegriff, den Urtypus der Schönheit herauszufühlen und von jeder ſubjektiven Vorliebe fern das reine Objekt zu ermitteln.

Nun finden wir aber ſonderbarerweiſe, daß alle die Dichter, von denen in jüngſter Zeit, insbeſondere in Frankreich, die Verachtung der poetiſchen wie der bürgerlichen Ehe, das Losſagen von jeder ausſchließlichen Liebe, das Anpreiſen der zügelloſen Freiheit und des reizenden Wechſels im Lieben ausgegangen iſt, auch nicht eine Spur von jener claſſiſchen Tendenz zum Vergleichen und Ausmitteln des objektiven Ideals zeigen. Sie ſind im Gegentheil der wildeſten Subjektivität anheimgefallen, und folgen dem bizarrſten Geſchmack, der willkührlichſten Laune einer ſowohl pſychiſchen als phyſiſchen Wolluſt. Anſtatt jenes ſchöne, klare, ruhige und beruhigende Ideal weiblicher Schönheit in geiſtiger wie körperlicher Beziehung zu ſuchen, das die Alten aus der Gattung zu abſtrahiren oder aus vielen Individuen zu concentriren wußten, tragen dieſe neuen Dichter vielmehr ihre eigene Häßlichkeit,

viel mehr als die Union. Nach Verlauf von ſechs Jahren, 1703, wurde endlich in Berlin eine ireniſche Commiſſion von Theologen beider Seiten, das ſogenannte Collegium charitativum niedergeſetzt, wobei wieder Leibnitz und auch die Theologen auf der Univerſität Helmſtädt eine Stimme haben ſollten. Obſchon nun gleich Anfangs Mißhelligkeiten vorfielen, ſo ſuchte man doch durch den Schleier des Geheimniſſes allen Folgen davon zuvorzukommen. Plötzlich aber wurde die ganze lutheriſche Geiſtlichkeit und Bevölkerung des Landes in Aufruhr verſetzt durch die in Druck gegebene Denkſchrift eines reformirten Theologen, Namens Winkler (das Arcanum Regium), in welchem dem Könige von Preußen zudringlich angerathen ward, die Union mit den Reformirten nöthigenfalls mit Gewalt durchzuſetzen. Die Landſtände des Herzogthums Magdeburg wandten ſich daher an die theologiſche Fakultät der Univerſität Helmſtädt mit der Frage, wie ſie ſich dabei zu verhalten hätten. Auch Leibnitz ſprach bei dieſem Anlaß ſeine entſchiedene Mißbilligung aus. Obſchon nun das Arcanum Regium von oben desavouirt wurde, ſo war doch der Eindruck davon nicht ſo leicht zu verlöſchen.[1] Nicht lange darauf wurden dieſe Unterhandlungen von hannoverſcher Seite ganz abgebrochen (1706) und Leibnitzen, welcher damals in Berlin war, in einem Handſchreiben des Kurfürſten von Hannover nachdrücklich unterſagt, ſich ferner an dieſer Angelegenheit weiter zu betheiligen. Die Union wurde jetzt von Preußen noch einige Zeit weiter betrieben. Dem Könige von Preußen wurde ſogar das Jahr darauf, unter dem 22. April 1707, von der Univerſität zu Genf die Bitte vorgetragen, das Unionswerk kräftig zu fördern, da die Republik Genf, die Wiege des Calvinismus, kurz vorher die Unterſchrift der Formula Consensus (zur Auf-

[1] Der preußiſche Hof ſuchte gleichzeitig die Union durch in die Augen fallende Anſtalten zu beſchleunigen. 1705 wurde in Berlin eine für Lutheraner und Reformirte gemeinſchaftliche Kirche eingeweiht, wobei der lutheriſche und der Heidelberger Katechismus neben einander auf dem Tiſche lagen. Eine ſolche Unionskirche ward auch in Charlottenburg angelegt. Die Waiſenhäuſer zu Berlin und Königsberg waren für beide Confeſſionen, in letzterem Orte nahmen die beiden Prediger bei einander das Abendmahl. (Schröckh, Kirchengeſchichte nach der Reformation, VIII, 232. Hering, II, 341, der hier mangelhaft iſt.) 1707 ernannte die reformirte theologiſche Fakultät der Univerſität Frankfurt zwei lutheriſche Theologen zu Doctoren.

rechthaltung der strengen Prädestinationslehre 1675 eingeführt) amtlich aufgehoben hatte und Hoffnung wäre, daß die übrigen Cantons darin nachfolgen würden. Einige Jahre darauf verband sich sogar der Hof zu Hannover mit dem zu Berlin zu dem, freilich vorübergehenden Entwurfe, die Liturgie und Verfassung der englischen Kirche anzunehmen. Auch dabei mußte Leibniz eingreifen.[1] Was dieser große Mann indeß bei sich selbst von dem Ausgange dieser Unionsverhandlungen dachte, hat er mit kurzen, aber bedeutungsvollen Worten im Januar des Jahres 1708 in einem Briefe an Fabricius zu erkennen gegeben. „Wie jetzt der Stand der Dinge ist," schrieb er, „erwarte ich von dem Vereinigungsgeschäfte nichts mehr. Die Sache wird sich einmal von selbst vollziehen" (ipsa se res aliquando conficiet). Offenbar deutete der Philosoph auf die künftige Umwandlung in der öffentlichen Meinung und in den allgemeinen Culturverhältnissen, wie sie auch bereits im Anzuge war.

Noch einmal aber und zwar kurz nach dem Tode Leibnizens entbrannte die Polemik der Theologen in Sachen der Union der protestantischen Kirchen auf das heftigste. Das in das Jahr 1717 fallende Reformationsjubiläum hatte, wie nachmals im 19. Jahrhundert, den Wunsch nach der Union in vielen friedliebenden Gemüthern angefacht. An die Spitze der Unionsfreunde, dies ist bemerkenswerth, trat diesmal ein angesehener lutherischer Theolog, Chr. Matth. Pfaff, Kanzler der Universität zu Tübingen, welchem sein Amtsgenosse an derselben Universität, der Professor Klemm, zur Seite stand. Pfaff ließ im Jahre 1720 unter den Gliedern des Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage zu Regensburg eine Schrift in Umlauf bringen, welche eine höchst dringende Aufforderung zu einer Vereinigung der evangelischen getrennten Religionsparteien und zugleich eine Deduktion ihrer Möglichkeit und Ausführbarkeit in sich hielt.[2] Nicht

[1] Die Aktenstücke dieser Verhandlungen kamen 1760 französisch in London heraus, und sind vor einigen Jahren in deutscher Uebersetzung, mit Bezugnahme auf die damals der preußischen Regierung untergelegten ähnlichen Absichten, von einem Ungenannten herausgegeben worden. Siehe Leibniz von Gudrauer II, 240.

[2] Alloquium irenicum ad Protestantes, ubi qui in diversas hactenus partes abierunt — ut dextras fidemque tandem jungant, pacemque

lange darauf trat er mit einem bestimmteren Vereinigungsplane hervor, welcher von einer höchst freien Auffassung der ganzen Angelegenheit zeugt.[1] Es ist ihm nicht sowohl um eine vollständige Ausgleichung der theologischen Controversen, sondern um einen praktischen, politischen und bürgerlichen Kirchenfrieden zu thun, ungefähr in dem Geiste, wie man sich schon im Jahre 1661 auf dem Colloquium zu Kassel verglichen hatte, nur in größerer Ausdehnung und Sicherung für beide Theile; also eine von ihm selbst sogenannte Unio conservativa. Aus diesem Gesichtspunkte gab er, ganz wie ehemals Duräus, den weltlichen Höfen den sehr deutlichen Wink, daß sie, ohne die Theologen weiter zu fragen, seine Vorschläge realisiren sollten. „Weil es," so lautet der 15. Artikel in seinem Unionsprojekt wörtlich, „um keine neue Religionsaufstellung, sondern um einen bloßen Kirchenfrieden zu thun ist, wobei keines Menschen Glauben und Gewissen gekränkt wird, so erhellt deutlich, daß die hohen Obrigkeiten befugt sind, denselben einzugeben, und alle ihre Geistlichen und Kirchenbediente zu beobachten und nachdrücklich dazu anzuhalten." Es läßt sich denken, welch eine Aufregung das Kundwerden dieser Vorschläge unter vielen lutherischen

---

ecclesiasticam pangant, moventur. Ratisbonae 1720. Gleichzeitig erschien eine deutsche Schrift ähnlichen Inhalts.

[1] Der Plan war in fünfzehn Artikel gefaßt: Fünfzehn Punkte, welche der Grund, der Eckstein u. s. w. der neuen Vereinigung seyn sollen. Wir folgen hier G. J. Planck „Ueber die Trennung und Wiedervereinigung" u. s. w. S. 209. Hering macht aus der von Pfaff bei dem Corpus Evangelicorum angeregten Unionshandlung zwei verschiedene Handlungen, indem er (II. 367) den dem Corpus Evangelicorum vorgelegten Unionsplan nicht Pfaff, sondern einem ungenannten Verfasser beilegt, welcher den evangelischen Ständen durch den preußischen Gesandten überreicht worden wäre. Der letztere gewiß nicht unwichtige Umstand (freilich dort ohne Angabe der Quelle) erscheint zwar in Verbindung mit dem Schritte eines württembergischen Unterthanen auffallend, und wir überlassen die Aufklärung dieses Punktes dem künftigen Geschichtschreiber der Union. Im Uebrigen, wo es auf Forschung ankommt, werden wir keinen Augenblick anstehen, der Autorität eines Planck vor der Herings zu folgen, welcher auch mit andern Verfassern berühmter anonymer oder pseudonymer Schriften, wie wir gesehen, sich unbekannt zeigt, und der auch die hierher gehörigen Schriften Plancks, mit ihrem ausgesuchten Detail von Gelehrsamkeit und Forschung, nicht genügend benutzt hat.

Theologen hervorgerufen haben muß. Die Zahl der hierhergehörigen Schriften bildet ein Verzeichniß von mehreren Bogen. Man würde aber gewiß sehr Unrecht thun, wenn man unter den Gegnern der Union und ihren Motiven keinen Unterschied machen und das Recht der Protestation von ihrer Seite mißkennen wollte, wenn man etwa einen E. S. Cyprian mit einem Neumeister [1] auf eine Linie stellen, oder wenn man selbst bei diesem

[1] Es wird hinreichen, den Titel der Schrift dieses fanatischen Eiferers gegen das Unionswerk anzuführen: „Kurzer Beweis, daß das jetzige Vereinigungswesen mit den sogenannten Reformirten oder Calvinisten allen zehn Geboten, allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses, allen Bitten des Vaterunsers, der Lehre von der heiligen Taufe, den Schlüsseln des Himmelreichs, dem heiligen Abendmahl und also dem ganzen Katechismo schnurstracks zuwiderlaufe — mit Genehmigung und Approbation eines Rev. Ministerii zu Hamburg herausgegeben von Eduard Neumeister, Pastor zu St. Jakobi daselbst. 1721. 11." Vieles, was heutzutage unser sittliches Gefühl empören mußte, muß man der Geschmacklosigkeit jener traurigen Literaturepoche von 1720 zu Gute halten. Diese sprach sich namentlich in gereimten Liedern und Epigrammen aus. Bekanntlich ist Neumeister auch als kirchlicher Liederdichter aufgetreten. Desto schlechter ist sein Epigramm gegen die Union, welches bei Hering zu lesen:

Was für ein Wunderding will allererst entstehn?
Des Teufels Mutter soll alljetzo schwanger gehn.
Man sagt, daß sie ihr Wochenbette
Zu Regensburg längst aufgeschlagen hätte,
Und wäre schon im Kreißen.
Gebiert sie einen jungen Sohn,
So soll er Synkretismus heißen,
Wird's aber eine Tochter seyn,
So heißet sie es Union.
Jedoch geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken,
So schwör ich Stein und Bein
Es wird die Mutter sammt der Brut verrecken!

Die Umtriebe Neumeisters, welcher die ganze Hamburgische Geistlichkeit auf seiner Seite hatte, riefen einen ernsthaften Notenwechsel sowohl von Seiten der Generalstaaten, als auch besonders von Seiten des Königs von Preußen hervor, welcher auf die Bestrafung der zelotischen Geistlichen, wenn auch vergeblich, drang. Hering II., 379. Schon früher wurde eine Schrift des Hamburgischen Theologen und Professors S. Edzardi gegen die preußischen Unionsversuche wegen ihrer Heftigkeit zu Berlin vom Henker öffentlich verbrannt. Es ist bemerkenswerth, daß, wie ein Hamburgischer Pastor, Michael Westphal, 1552 durch seinen Angriff auf Calvins Abendmahls-

und seinen Genossen Alles auf Rechnung des verletzten theologischen Ehrgeizes oder der Furcht, die Kirchengüter mit den Reformirten theilen zu müssen, oder auch auf den nicht zu läugnenden Privateigennutz lutherischer Bürger von Hamburg, Lübeck oder Frankfurt setzen wollte, wo man sich immer gewehrt, die Reformirten in der Stadt sich ankaufen zu lassen, weil man befürchtete, die Handelsvortheile mit ihnen theilen zu müssen (ist es heute bei vielen Gegnern der Juden-Emancipation anders?). Wir sollten vielmehr von unserem Standpunkte aus anerkennen, daß in demjenigen, worin Hering und Andere blos „starre Hartnäckigkeit" sehen, das verletzte religiös-kirchliche Gefühl und Bewußtseyn gegen eine ohne Schonung mit Gewalt durchzusetzende Union sich aussprach, wie z. B. bei dem Gothaischen Kirchenrathe E. S. Cyprian. Nicht übel ist der Zug, welchen er bei dieser Gelegenheit aus der Unterredung des Königs von Preußen Friedrich I. bei Tafel in Leipzig mit dem Dr. Rechenberg anführt, welchen der König ersuchte, eine Vereinigung der Protestanten zu stiften. Er besorge, antwortete dieser freimüthig, daß ein Friedensstifter aus zwei Kirchen vier mache! Eben dieses werde er (Cyprian) besorgen, so lange die Stütze der brüderlichen Liebe, nämlich die aufrichtige Erkenntniß und professio der Wahrheit bei den Reformirten ermangeln werde. Er erkenne und erfahre täglich, daß die Pest des Indifferentismus, womit die Hofleute meistens jetzt gar schön angesteckt wären, die Anschläge von Vereinigung der Religionen jetzt viel leichter, als sie ehemals gewesen seyen, gemacht habe. Ob aber die Kunst, nichts zu glauben, eine getreue Verwalterin des Reiches Christi seyn werde — ob es gezieme, daß man einen Frieden, welchen die Welt nicht geben kann, durch Hülfe weltlicher Weisheit erlangen wolle, sey nicht schwer zu entscheiden. „Ich will lieber ein einfältiger Mann (fügt er hinzu), der wenig nach dem Genius des Jahrhunderts beschaffen ist, genennet werden, als aus der Gnade Christi fallen" u. s. w. Planck gibt zu verstehen, daß sich bei Cyprian und Andern die Besorgniß ein-

lehre zur Trennung der protestantischen Kirche das Meiste beigetragen, seine Nachfolger in Hamburg stets mit dem heftigsten Eifer der Union sich widersetzten. In Götze hat Lessing eine ganze Reihe seiner Vorgänger mitgezüchtigt.

gefunden, daß sich schon überall in der Mitte der lutherischen Kirche eine Vorliebe für den Calvinismus im Verborgenen angesetzt und festgesetzt — oder daß er in sich selbst ungleich mehr Gewinnendes und Anziehendes, als der reine Lutheranismus haben müßte; was sie sich freilich Ehren halber nicht öffentlich hätten merken lassen dürfen. In heutiger Zeit würde er statt Calvinismus — Rationalismus gesetzt haben. Mit dem Indifferentismus der Hofleute hatte es allerdings seine Richtigkeit. Indeß schon die bloße Toleranz und Gewährung der Gewissensfreiheit war als Indifferentismus verschrieen. So hatte schon i. J. 1712 der Reichsgraf Ernst Kasimir zu Runkel und Isenburg, geleitet durch seinen Rath Bekker, eine Deklaration erlassen, worin allen: „welche sich in Büdingen niederlassen und anbauen wollten,“ unumschränkte Gewissensfreiheit versprochen wurde, „also daß, wo jemand aus Gewissensscrupel oder aus Ueberzeugung sich zu gar keiner der drei dominanten Religionen bekenne, noch zu ihrem äußerlichen Gottesdienste sich halten wolle, dieserhalben gleichwohl nicht die geringste Mühe und Verdrießlichkeit gemacht, sondern sie gleich andern tolerirt und geduldet werden sollten, wofern sie nur im bürgerlichen Wandel gegen Obrigkeit und Unterthanen sowohl als in ihren Häusern ehrbar, sittsam und christlich sich aufführen und praestanda prästiren würden.“ (Hering II. 339.) Man glaubt die Sprache Friedrichs des Großen zu hören. Er war gerade in demselben Jahre geboren worden, was so viel sagen will, als daß dieses Toleranzedikt eines kleinen deutschen Reichsstandes lange vor der Zeit kam. Der kaiserliche Vikar und Reichskammergerichtsrath von Emmerich erhob Klage darüber, das kaiserliche Kammergericht zu Wetzlar verurtheilte den Grafen zur Erlegung von 10 Mark löthigem Golde, so wie zum Widerruf und zu Cassation seines Edikts (ebendas.). Aber man sieht schon, daß das Jahrhundert auf dem Wege war, auf welchem, auch ohne alle Unionsversuche, der eigentliche Zweck derselben ebensogut, wo nicht besser erreicht werden sollte. Denn daß die Unionsverschläge von 1720 eben so wenig Erfolg hatten als die früheren, brauchen wir kaum hinzuzufügen. Es waren die letzten ihrer Art im 18. Jahrhundert. Wir stehen hier an einem Wendepunkte und können nicht umhin, einen Blick auf die Bildung der öffentlichen

Meinung in Europa im Uebergange des 17. zum 18. Jahrhundert zurückzuwerfen.

Was man den Geiſt des 18. Jahrhunderts nennt, des ſogenannten Jahrhunderts der Philoſophie, iſt nicht erſt in dieſem Zeitraume geboren worden, man muß hier viel weiter zurückgehen. Dieſer Geiſt erinnert jeden ſogleich an die Begriffe: Toleranz, Gewiſſensfreiheit, Aufklärung, Humanität. Er iſt ſo wenig blos negativer Art, daß er vielmehr die poſitive Grundlage unſeres heutigen öffentlichen Rechts in Staat und Kirche, im Gegenſatz gegen die Theokratie des Mittelalters, ſowie gegen die Theokratie der erſten Jahrhunderte nach der Reformation geworden iſt. Dieſe poſitive Auffaſſung kann nur denjenigen überraſchen, welcher es nicht weiß oder ſich verbergen will, daß die vielverſchriene Philoſophie des 18. Jahrhunderts eine Tochter der Philoſophie des vorhergehenden Zeitalters war. Bis zu dieſer muß man hinaufſteigen, ſie müßte man verantwortlich machen für die ſpäter erfolgte Revolution in den Ideen und Grundſätzen der Regierungen, wie in der öffentlichen Meinung. Die Philoſophie erſtlich nahm mit Baco und Carteſius einen mit Bezug auf die Kirchen weſentlich ireniſchen Charakter an. Während ſie die Wahrheit der offenbarten Religion vorausſetzte, zeigte ſich dabei eine heilige Scheu, das kirchliche Dogma in den Bereich der Spekulation zu ziehen, was ihr von neueren Philoſophen in Deutſchland und Frankreich, gewiß ſehr unhiſtoriſch, zum Vorwurf gemacht worden iſt. Von der andern Seite hielt ſich dieſe Philoſophie um ſo unabhängiger von allen confeſſionellen Rückſichten. Baco, Carteſius, Leibnitz gehören den verſchiedenen chriſtlichen Kirchen an, aber ihre Philoſophie war weder eine katholiſche noch eine proteſtantiſche, weder eine lutheriſche noch eine calviniſche, noch ſollte ſie es ſeyn. Der Name und Begriff einer katholiſchen oder proteſtantiſchen Philoſophie, wie man ſie wohl in unſerer Zeit ſo häufig einander entgegengeſetzt, wäre jenen Denkern nicht minder paradox erſchienen, als etwa der Begriff einer katholiſchen oder proteſtantiſchen Mathematik oder Phyſik. Was Spinoza anlangt, ſo hat er allerdings eine ganz andere Stellung als jene chriſtlichen Philoſophen; aber wie man dieſe auch anſehen mag, ſo kann man doch nicht ſagen, daß ſie einer beſtimmten kirchlichen Confeſſion, ſo wenig wie dem

Judenthum dienen, oder ihr entgegen streben sollte. Die Philosophen zählten ihre Schüler unter allen Religionen wie unter allen Ständen. Dazu kommt, daß die Philosophie des 17. Jahrhunderts es sich zum höchsten Beruf machte, die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gegen den Atheismus und Materialismus, als den gemeinsamen Feind aller Religionen, zu stützen. Dadurch gewann sie von selbst einen Standpunkt, welcher sie über die Schranken des Kirchenthums, als Particularismus, erhob. Wenn den Philosophen deßhalb doch von den Theologen Indifferentismus oder gar Atheismus Schuld gegeben wurde, so bedürfen sie für uns deßhalb keiner Apologie. So wurde denn die Philosophie des 17. Jahrhunderts die positive Grundlage der Ideen über Toleranz und Gewissensfreiheit. Sie bewegten sich alle in diesem Elemente. Wenn die Toleranz in dem Systeme eines Hobbes keine Stelle finden sollte, dadurch daß das Oberhaupt des Staates sich auch zum Richter des Gewissens machte, so war dieses System im Ganzen zu abstrakt, zu sehr im Widerspruch gegen den gesunden Menschenverstand, um auf die öffentliche Meinung bestimmend einzuwirken. Derjenige aber, welcher zuerst die Toleranz unbedingt als ein Prinzip im Staatsleben wissenschaftlich begründete, war Spinoza, namentlich in seinem erst in neuester Zeit gebührend gewürdigten Werke: Tractatus theologicopoliticus (1670), wo er die Gewissensfreiheit unter das Panier der allgemeinen Denk- und Preßfreiheit stellte. Diese Ideen brachen sich zu derselben Zeit in dem Naturrechte Bahn, besonders bei Pufendorf, welcher die Forderung allgemein rechtlicher Gleichstellung nicht blos auf alle christlichen Confessionen, sondern sogar auf die Juden ausdehnte. Doch konnten für jene Zeit die dort entwickelten Prinzipien, schon wegen der gelehrten Form und Sprache ihren ganzen Einfluß nicht üben. Der große Leibnitz wirkte in dieser Richtung, von seinen Unionsversuchen abgesehen, durch Verbreitung philosophischer Ideen mehr indirekt, und hauptsächlich unter den höhern und höchsten Ständen. Desto mächtiger und erfolgreicher war die Zusammenwirkung mehrerer Populärschriftsteller aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts auf die Bildung der öffentlichen Meinung in Deutschland und Europa: der englische Philosoph Locke in seiner Epistel an Lymburg

über die Toleranz, seiner Landsleute Tindal, Bolingbroke, Shafteobury u. A. zu geschweigen; Bayle in dem größten Theile seiner polemischen Schriften, wie in seinem Wörterbuche. Diesen hatte Deutschland seinen Christian Thomasius und Gottfried Arnold, den Verfasser der Kirchen- und Ketzergeschichte, entgegenzusetzen. Es genügt, an diese Namen zu erinnern und an die Schriften dieser Männer, welche im Zeitalter Friedrichs des Großen nur mit Ehrfurcht genannt wurden. So sey nur an den großen Einfluß erinnert, welchen Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte auf die Entwickelung der religiösen Denkart Goethe's, nach dessen Bekenntnissen (W. XXV. 213), ausgeübt. Alle diese Schriftsteller repräsentiren und unterhalten die Opposition gegen den Partikularismus des Kirchenthums als den Vorwand, wenn auch nicht als Grund der Intoleranz. Bayle namentlich trieb diese Opposition auf die Spitze, indem er den kühnen Satz aufstellte, daß ein atheistischer Staat einem abergläubischen vorzuziehen sey; ein Satz, welcher, seiner paradoxen Wendung entkleidet, von fern den Begriff des modernen Staates, als erhaben über die confessionellen Gegensätze, denen er gleichen Raum gewährt, andeutet, in einem Sinne, wie das berühmte Wort von Odilon Barrot: la loi est athée. Den Ideen dieser Schriftsteller gab darauf Voltaire nur noch den Reiz seiner Darstellung und die Autorität seines universellen Genies. Von der Zeit an verlor die Theologie, welche bis dahin die Wissenschaft wie die Bildung und öffentliche Meinung beherrschte, ihre Stütze an den großen und gebildeten Kreisen der Gesellschaft und mußte sich mit der Herrschaft auf die Gemüther des Volks begnügen.

Mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen treten wir also in eine neue Periode. Der frühere theoretische wie praktische Standpunkt der Union ist als antiquirt zu betrachten und die von Leibnitz aufgestellte Stufenleiter der Union bereits unanwendbar. Die Toleranz nämlich, ehedem als eine bestimmte und unterste Stufe der Union gedacht, ist jetzt ein davon ganz unabhängiger Begriff geworden, nämlich aus einem kirchlichen ein Staatsbegriff. Denn der Staat Friedrichs des Großen hatte sich in seiner wahren Souveränität und Unabhängigkeit von der Kirche erfaßt. Der große König ging als Protestant und

Philosoph auf dem Throne dem übrigen Europa voran, ohne darum die historischen Rechte der einzelnen Kirchen weniger unparteiisch und gewissenhaft zu achten, wie namentlich die der katholischen Kirche in seinen Staaten. Der zweite Grad der Union nach der früheren Eintheilung, worunter das Aufhören des gegenseitigen Verdammens und Lästerns von den Kanzeln herab verstanden wurde, war nicht minder in das Staatsgrundgesetz, ich meine das unter Friedrich dem Großen vorbereitete und unter der folgenden Regierung publicirte Landrecht, als Gesetz aufgenommen worden, allerdings ohne daß das Wort Union dabei gebraucht wurde; denn unterdessen vollzog sich auch diese Art von Union in immer weiteren Kreisen der Gesellschaft. Aber auch in dem katholischen Oesterreich wurden die benotischen Reisen eines Spinola, hoffen wir für immer, überflüssig gemacht durch das Toleranzedikt des Friedrich dem Großen nacheifernden Kaisers Joseph II. (vom 15. Okt. 1781). Noch viel weniger hätte man von jetzt ab die Union als Synkretismus, d. h. als politische Allianz oder Coalition des Protestantismus gegen die katholischen Mächte und den Papst verstanden. Die von den Päpsten Innocenz XIII. im Jahre 1724, und Benedikt XIII. im Jahre 1732 bei den protestantischen Kurfürsten des deutschen Reichs gemachten Unionsversuche zur Zurückführung aller Akatholiken, auch der Griechen, zur römisch-katholischen Kirche[1] waren ohne alle tiefere Bedeutung wie ohne Erfolg geblieben. Der vom Papste Benedikt XIV. dem Feldmarschall Daun überschickte geweihte Degen war eine zu matte Reminiscenz einer vorübergegangenen Zeit, für welche Friedrich der Große durch das von ihm erdichtete Breve des Papstes an Daun sich genugsam rächte. Was aber die Union im kirchlichen Glauben, Kultus und Leben betrifft, so erfolgte in demselben Zeitalter eine so tiefe, das alte System so mächtig ergreifende Umwandlung innerhalb der protestantischen Theologie und Kirchen, daß Unionsentwürfe im alten Sinne eine vollständige Täuschung gewesen wären. Diejenigen Kirchen und Kirchenthümer, welche man

[1] Angeführt in der Schrift von Ed. Fr. Preß, „Die Vereinigung" u. s. w. S. 21. Hering weiß von diesen nichts. Ueber Benedikt XIII. vgl. Wachlers Handbuch der Geschichte d. Litt. III. 103.

Unklarheit und Unruhe in die weiblichen Romanfiguren, welche sie darstellen, hinüber und verzerren das schöne Urbild des Weibes in unzählige unweibliche Karrikaturen, denen sie männliche Frechheit, männliche Skepsis und alle die wilden Leidenschaften und Geistesverirrungen, die lasterhaften Appetite und falsche Philosopheme andichten, von denen bei kaltem Herzen ihr heißes Hirn erfüllt ist.

Vielleicht rächt sich auf diese Weise die gekränkte Liebe. Sie wirft in die Seelen derer, die ihre Heiligkeit verachten oder läugnen, einen unauslöschlichen, nie zu befriedigenden Heißhunger, eine verzehrende Flamme, Verzweiflung, Ekel an allem und zuletzt an sich selbst.

So wie man von der einfachsten und natürlichsten Auffassung und Darstellung der Liebe abgegangen ist, hat man vorzugsweise ihre Verirrungen und krankhaften Zustände zu entwickeln und gleichsam mit dem anatomischen Messer auf das grausamste zu seciren gesucht. Dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn man nur nicht eine allzu verwerfliche Moral daran geknüpft, und wenn man sich auch in der Krankheit nur an die Natur gehalten hätte. Allein bei diesem psychologischen Experimentiren hat nicht immer die Wahrheit und Tiefe der Menschenkenntniß auf Kosten der Poesie ihren Triumph gefeiert, sondern es hat sich auch sehr häufig die leichtsinnigste Willkühr auf Kosten der Naturwahrheit geltend zu machen gestrebt. Was hat man nicht alles den Romanheldinnen zugemuthet, um sie durch einen wahren Cumulus von Tugenden über Ihresgleichen zu erheben, und wie hat man nicht in jüngster Zeit bei Romanhelden sogar die Laster übertrieben, um ihnen eine übermenschliche Genialität anzudichten. Muß man auch der Poesie die Freiheit zugestehen, ein wenig über Menschengröße zu malen, so darf doch weder die Tugend noch das Laster zu kolossal und unwahrscheinlich werden, weil man sonst nicht mehr daran glauben kann. Am häufigsten wird die Wahrheit hintangesetzt in Situationen des grausamsten Leidens, worin sich die Dichter jetzt so sehr gefallen. Da behauptet der, gegen den alle Pfeile des Schmerzes sich richten, entweder eine übermenschliche Ruhe und übt eine Großmuth, die nur Engeln zuzumuthen ist; oder, was in der französischen Schule noch häufiger vorkommt, er überläßt sich einer systematischen Verzweiflung und macht alle Touren derselben durch,

früher hatte uniren wollen, ſahen ſich jezt nur zur Hälfte ähnlich. Wenn von jezt ab von Union noch die Rede ſeyn ſollte, ſo mußte ſie aus den neuen Zuſtänden organiſch hervorgehen: die Gradunterſchiede der Glaubensunion waren jezt bereits eine mechaniſche todte Formel. Sogar die Grundlage der kirchlichen Gleichſtellung in Deutſchland ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, ich meine die ſymboliſchen Bücher, wurden jezt ohne Scheu in Frage geſtellt, konnten nicht mehr dem gegenwärtigen öffentlichen Reichsgrundgeſez zur Baſis und Stüze dienen; die neue Zeit mußte ſich ſelber tragen. Bereits 1767 wurde der Streit über die Gültigkeit der ſymboliſchen Bücher in den proteſtantiſchen Kirchen zwiſchen dem Prediger Löble in Berlin und dem wohlbekannten Paſtor Göze in Hamburg mit großem Eifer geführt (Hering II. 426). Gleiches Streben, Befreiung von den ſymboliſchen Büchern, wurde zur ſelben Zeit in England durch Blackburn 1766 angeregt, obwohl vom Parlamente unterdrückt. Der Herd dieſer Bewegungen war in Deutſchland viel mächtiger als in England, da ſich bei uns die Univerſitäten, dieſe Concilien des Proteſtantismus, wie man ſie nennen könnte, an die Spize ſtellten, während in England alles Auflehnen gegen das kirchlich Beſtehende an den Univerſitäten bis auf dieſen Tag den größten Widerſtand gefunden hat. Die Oppoſition gegen die ſymboliſchen Bücher ging aber ſelbſt von der, namentlich in Göttingen angeregten kritiſch-hiſtoriſchen Behandlung der heiligen Schrift aus, nachdem früher ſchon die Wolfianer, welche faſt alle philoſophiſchen Lehrſtühle in Deutſchland inne hatten, ihren oft ſeichten und unphiloſophiſchen Maßſtab an die Bibel angelegt. G. E. Leſſing, welcher dem flachen Rationalismus eines Eberhard und Reimarus ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechtes und die übrigen um dieſe Kernſchrift ſich herumlegenden theologiſchen Unterſuchungen entgegenſezte, beförderte doch auf der andern Seite die aufſtrebende bibliſche Kritik durch die Herausgabe der Wolfenbüttelſchen Fragmente und ihre Vertheidigung gegen Göze, und ſtrebte im Nathan dem Weiſen den gebildeten Deutſchen über alle kirchlichen Gegenſäze zu erheben. Dieſes Drama hat vielleicht an Wirkung alle Toleranzedikte übertroffen. Es fiel jezt nicht auf, daß ein lutheriſcher Profeſſor der Theologie, Heumann in Göttingen (Hering II. 425), zu ſeinen exegetiſchen

Vorlesungen sich offen für die reformirte Ansicht des Abendmahls erklärte, wiewohl die Universität seine darüber geschriebene Abhandlung unterdrückte und sie erst nach seinem Tode 1764 von dem Hofprediger Sack in Berlin herausgegeben wurde. Niemand sagte wenigstens, daß Heumann dadurch zur reformirten Kirche übergetreten wäre. Die Auffassung der einzelnen Glaubenssätze wurde der Wissenschaft von dem intelligenteren Theile der Nation unbefangen hingegeben. Gewiß kann man sagen, daß der Union im alten Sinne der Grund und Boden fortgezogen war. Der vergebliche Versuch des preußischen Ministers Wöllner, das alte auf den symbolischen Büchern beruhende Kirchenthum durch sein Religionsedikt zurückzuführen, trug nur dazu bei, das Zeitalter über seinen religiösen Standpunkt noch mehr zu orientiren. Die Hemmung konnte nur eine vorübergehende seyn. Denn unterdessen hatte die Kantische Philosophie dem vorhandenen religiös-kirchlichen Bewußtseyn die philosophische Basis gegeben, und das erste, was Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritte that, war, durch Bewilligung der Freiheit innerhalb der Grenzen des allgemeinen Christenthums die Gesetze mit dem Volksgeiste wieder in Einklang zu bringen.

Dieses inneren Einklangs in der protestantischen Welt, wobei Religion, Wissenschaft, Kunst und Literatur und die dadurch erzeugte Bildung wie ein Ganzes ungehindert einem Ziele nachstrebten, erfreute sich die katholische Welt nicht. Während bei den Protestanten das Individuum an den Instituten der Wissenschaft und der Kirche einen sicheren Halt und Maßstab hatte, war der mitstrebende Katholik, als solcher, der Gefahr seiner eignen Führung überlassen, ohne von den Instituten seiner Kirche unterstützt zu werden. Die Josephinische Zeit ist reich an Bestrebungen einzelner hochgestellter Prälaten, den in der Gesinnung vielfach ausgeglichenen Gegensatz zu dem Protestantismus auch in der Welt wissenschaftlich und praktisch, besonders politisch aufzuheben. Eine äußere, wenn auch vorübergehende, schwache Stütze hatte der aufgeklärte Katholicismus in Deutschland an dem Freimaurer- und andern Orden, besonders dem Illuminatenorden, welcher vorzüglich in Bayern blühte, wo damals die Kantische Philosophie sehr vielen Anklang fand. Politisch äußerte sich dieses Streben in der Idee einer germanischen

deutſchen Nationalkirche, durch Schwächung des Bandes mit Rom. Hier tritt uns denn nach langer Zeit zum erſtenmal wieder der Entwurf einer Union der beiden Kirchen in Deutſchland, und zwar als einer deutſch-katholiſchen Kirche entgegen. Der Weihbiſchof von Trier, Johann Nik. von Hontheim, entwickelte unter dem Namen Juſtin Febronius dieſe Anſicht in ſeiner berühmten Schrift: De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis — ad reuniendos dissidentes in religione Christiana compositus, die bald auch in deutſcher und franzöſiſcher Sprache durch ganz Europa verbreitet wurde. Er ſtellte hier die Behauptung auf, daß die Vereinigung mit allen Diſſidenten ſehr leicht ſeyn würde, ſobald nur die Hoheit des Papſtes gehörig beſchränkt würde. Es ſollte nämlich der Primat des Papſtes auf die Aufrechthaltung der geſellſchaftlichen Verbindung und Ordnung zurückgeführt und das Epiſkopalſyſtem in ſeiner älteſten Würde hergeſtellt werden. Dem Einwurfe, daß das beſtehende katholiſche Kirchenſyſtem in Kultus und Lehre mit dem Proteſtantismus noch in zu großem Widerſpruch ſtünde, ſuchte er durch Vorſchläge weſentlicher Reformen zu begegnen, woran die Regenten und hohen Prälaten ſich betheiligen ſollten. Febronius geht auf die ältern Unions- und Reformvorſchläge der Art zurück, wobei er ſich unter anderen auf die obenbeſprochenen, vorgeblich von Kurmainz 1660 ausgegangenen Unions- und Reformvorſchläge beruft. Wie groß auch die Erfolge dieſes Buches ſonſt waren, ſo ſchien doch der vorgeſchlagene Unionsentwurf ein unmöglicher, denn da die proteſtantiſche Theologie die bisherige lebendige Baſis ihres Kirchenthums, die ſymboliſchen Bücher und das Dogma der Inſpiration der Bibel, aus dem lebendigen Bewußtſeyn verloren hatte, ſo blieb den Proteſtanten für eine mögliche Union mit den Katholiken nur die Alternative: entweder mußten die Proteſtanten die Grundlagen der katholiſchen Kirche annehmen, mit einem Worte katholiſch werden und ſo ihr hiſtoriſches Beſtehen verläugnen — oder die katholiſche Kirche mußte ihrerſeits die Prinzipien ihres hiſtoriſchen Beſtehens aufgeben. Die vereinigten Kirchen mußten ſich neue Grundlagen ſuchen, mit einem Worte, es mußte eine neue Kirche gebildet werden. — Dieſen Standpunkt nahm auch wenige Jahre ſpäter, um 1770,

der Abt Jerusalem ein,[1] an welchen ein hoher Staatsmann, den er selbst nicht nennt, den man aber für den kaiserl. Geheimen Rath und Conferenzminister des Kurfürsten zu Trier, Freiherrn von Spangenberg, hält (Hering II. 414), sich mit der Aufforderung wandte, in Unionsverhandlungen mit dem Kardinal de la Lanze einzugehen, der sich dazu in ähnlicher Art erbot, wie im 17. Jahrhundert Bossuet mit Molanus. Jerusalem lehnte dies ab und hob vor Allem hervor, daß, wenn eine Vereinigung möglich wäre, die Katholiken den ersten Schritt thun und sich mit dem, wohlverstanden damaligen, Protestantismus gegen den Deismus vereinigen müßten. Er kenne übrigens viele wegen ihrer Rechtschaffenheit und Einsicht sehr respektable Glieder der katholischen Kirche, auch selbst beim geistlichen Stande, welche mit ihm hierin ganz gleich dächten.[2] Daneben gab es Andere, welche nur eine gänzliche Verwirrung der ganz verschiedenen Gebiete von Kirche und Wissenschaft an den Tag legten, wie wenn ein Ungenannter unter der Bezeichnung „der Mönch P. L. K.“[3] 1781 Unionsakademien in jeder Kirche vorschlug, welche über die streitigen Fragen, z. B. über die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche, Preisaufgaben stellen und die Preisschriften einander überweisen sollten, ohne anzugeben, bei wem die entscheidende Autorität seyn sollte; oder wenn in demselben Jahre sich eine Gesellschaft von zwölf Personen, bestehend aus sechs Katholiken, drei Lutheranern und drei Reformirten, alle Freunde des Friedens feierlich einluden, sich mit ihnen zu verbinden und ihre Wünsche schriftlich bei dem Buchhändler Jean Bayrhoffer in Frankfurt am Main niederzu-

[1] Des Herrn Abts Jerusalem Gedanken zur Wiedervereinigung der christlichen Religion, Frankfurt und Leipzig 1772.

[2] So hatte auch schon früher der gelehrte Kardinal A. M. Quirini (1755) einen freundschaftlichen Briefwechsel mit protestantischen Geistlichen in Sachen der Religionsvereinigung unterhalten. Ed. J. Preis. a. a. O. S. 21.

[3] Hering II. 408. Dieser Ungenannte war Beda Mayr. Von demselben erschien noch eine: „Vertheidigung der katholischen Religion,“ drei Theile, 1789 und Apologie der Vertheidigung. Siehe Preis S. 22. In ähnlichem Geiste schrieb der Exjesuit Benedikt Stattler. Auch in Ingolstadt und zu Schneyerthal wurden Unionsprojekte gemacht.

legen.[1] Nicht nur Theologen, wie Miller und Leß, ſondern auch die Berliner allgemeine Bibliothek erklärte ſich dagegen. Dieſe und ähnliche Vorſchläge verdienen kaum eine ernſthafte Kritik, werden jedoch verſtändlich aus der dem Zeitalter vor der Revolution eigenthümlichen und weit verbreiteten Neigung zu myſtiſchen Verbrüderungen, behufs der Herbeiführung einer allgemeinen Verbrüderung der Menſchheit, welche bis dahin durch Staaten und Kirchen, als eben ſo viel Schranken, mehr getrennt als verbunden würde.[2] In Wahrheit wollte man die Kirchen dadurch vereinigen — daß man ſie aufhob. Es war ein Wetterleuchten, welches dem Donner der franzöſiſchen Revolution voranging. Die Aufhebung des Jeſuitenordens in dem größten Theile Europas bildete den praktiſchen Commentar zu dieſem ewig denkwürdigen Zeitgeiſte.

Bemerken wir einen Umſtand, welcher zu Unionsentwürfen und Hoffnungen einer gewiſſen Partei nachmals eine entfernte Veranlaſſung gab. In den Zeiten der heftigſten Polemik des 17ten Jahrhunderts war die innere Verwandtſchaft der beiden Kirchen viel größer, als man es ſich geſtehen und bekennen wollte, obſchon die Unionsfreunde nicht aufhörten auf dieſe Verwandtſchaft hinzuweiſen und der Proſelytismus der katholiſchen Kirche auf dieſem Boden ſeine reichſte Ernte hielt. Jetzt, da der Katholicismus den gebildeten Proteſtanten mehr oder weniger hiſtoriſch zu werden anfing, gewannen dieſe ein Intereſſe an den Inſtitutionen, dem Kultus, der Kunſt und der kulturgeſchichtlichen Bedeutung der katholiſchen Kirche, welches ſie von dieſen Stücken mit einer, unter Proteſtanten ehedem unerhörten Anerkennung, ja Begeiſterung ſprechen ließ. Welches Aufſehen machte z. B. Johannes v. Müllers aus dieſem Geiſt

[1] In der Schrift: „Einleitung und Entwurf zum Verſuche einer zwiſchen den ſtreitigen Theilen im römiſchen Reich vorzunehmenden Religionsvereinigung von verſchiedenen katholiſchen und proteſtant. Perſonen" u. ſ. w. 1784.

[2] So trat 1786 Gottfried Lebrecht Mafius zu Leipzig in ſeiner Schrift: „Das Buch der Vereinigung, oder Anweiſung zur Glückſeligkeit für alle Menſchen," als Organ einer geheimen Geſellſchaft auf, doch ohne Beifall zu finden.

entsprungene Abhandlung von den Reisen der Päpste! Wie schwelgte später die romantische Schule in den poetischen und plastischen Symbolen des katholischen Kultus! Den Calderon setzte Friedrich Schlegel über Shakespeare. Und hieraus schlossen nun katholische Unionsfreunde auf eine Annäherung der gebildeten Protestanten an den Katholicismus und faßten Hoffnungen auf ihre sogenannte Rückkehr. Wir geben zu, daß der Uebertritt vieler Einzelnen aus dieser Region diesen historischen Durchgang genommen hat, allein diese bilden gegen den Protestantismus als Totalität nur ein Minimum. Dem Scheine nach hat sich der Protestantismus durch die seinem Gegner reichlich gezollte historische Anerkennung, welche er von diesem Gegner bis auf diesen Tag immer noch vergeblich erwartet, geschwächt, in der That ist er aber dadurch um so kräftiger geworden, als das Positive das Negative überwinden muß.

Wir treten endlich in das gegenwärtige 19. Jahrhundert, welches sich nach seiner, ihrem Schlusse mit raschen Schritten entgegengehenden ersten Hälfte für unsern Zweck in mehrere Zeitabschnitte theilen läßt, in welchen die französische Geschichte der Weltgeschichte ihre Bahn vorgezeichnet und sie zum Theil selbst ausgemacht hat. Diese drei Abschnitte sind: das Kaiserreich, die Restauration und die Julirevolution.

Die französische Revolution hatte die katholische Kirche Frankreichs als Hierarchie und als sichtbaren Kultus aufgehoben und dagegen der Individualität religiöser Spekulationen den freiesten Spielraum gewährt. Der erste Konsul stellt den Kultus und die Hierarchie der Kirche wie durch ein Machtwort seines unüberwindlichen und organisirenden Genies wieder her. Durch diesen Akt ohne Beispiel in der Geschichte gewann ein bis dahin lange übersehenes Moment des Kirchenthums wieder Raum in der Betrachtung aller Denkenden, nämlich das soziale Moment der Kirche, ihre Bedeutung als soziales Institut, als nützlich und nothwendig für die Entwicklung und Erhaltung des innern und äußern, des politischen und moralischen Staatslebens wie der Civilisation. Mit diesem Wendepunkte kehrt das 19. Jahrhundert dem „philosophischen" 18. Jahrhundert den Rücken, insofern dieses in dem Positivismus des kirchlichen und Staatslebens so gern eine Schranke sah und selbst die

Edelſten dem Wahne hingab, als würde die Menſchheit mit der Erſchütterung und dem Umſturz dieſer Schranken am Ziele ihrer Entwicklung anlangen. Das 19. Jahrhundert hat hiernach die Aufgabe, den durch die franzöſiſche Revolution und ihre nächſten Folgen zertrümmerten ſozialen Bau des modernen Europa wiederherzuſtellen; der ganze Kampf unſeres Zeitalters iſt nichts als ein Theil dieſer welthiſtoriſchen Beſtimmung deſſelben, zu deſſen Erfüllung noch mehrere Generationen ſich ablöſen werden. Allein die außerordentliche Erſcheinung des erſten Konſuls und ſpäter des unumſchränkten allgebietenden Kaiſers verführte viele ſeiner Bewunderer zu dem Wahne, als ſey er von Gott berufen, dieſen ſozialen Neubau für künftige Zeiten allein zu vollführen und die nur zerſtreuten und geſchwächten Elemente zu einem mächtigen Ganzen zu verbinden. Von dieſem Geſichtspunkte aus kamen eine Reihe franzöſiſcher Schriftſteller, Geiſtliche und Laien, Proteſtanten und Katholiken dem Kaiſer mit Unionsvorſchlägen zuvor, welche er ſich, ohne zunächſt darauf einzugehen, gefallen ließ, weil ſie das Bild ſeiner Macht in der Welt vergrößern halfen.[1] Durch dieſe Union aller Kirchen ſollte die Macht jeder einzelnen Kirche gebrochen und die Kirche als ſolche ganz in den Staat aufgenommen, oder wie Marheineke (a. a. O.) ſich ausdrückt, dem Staate überliefert werden. Die Stimmung der Zeit iſt in den Briefen Marheinekes lebhaft ausgeprägt. Der religiös-kirchliche Standpunkt jener franzöſiſch modernen Henotiker war der des 18. Jahrhunderts, und ſo läßt ſich die Summe ihrer Ideen ſchon im Voraus erachten. Sie waren gegen die Anſprüche der katholiſchen Kirche am meiſten gerichtet. So ſchlug Herr von Bonald in dem von ihm 1804 herausgegebenen Mercure vor, daß man bei der Union

[1] Unabhängig von dieſen Schriftſtellern und im Sinne älterer katholiſcher Unionsprojekte ſteht das Sendſchreiben des Erzbiſchofs von Beſançon, Lecoz, das er zum kaiſerlichen Krönungsfeſte 1804 an die Prediger der reformirten Conſiſtorialkirche zu Paris mit der Aufforderung erließ, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzukehren. Die reformirten Prediger erklärten ſich zur Vereinigung bereit, unter der Bedingung, daß die Katholiken ſich mit ihnen vereinigen, d. h. zur reformirten Kirche übertreten wollten, da ſie ſelbſt keinen Rückſchritt machen könnten (Preiß, S. 27).

aller christlichen Confessionen die Dogmen auf die in der heiligen Schrift deutlich ausgesprochenen Lehren, den Kultus auf das was zur wahren Erbauung diene, und die Kirchenzucht auf das beschränke, was zur Erhaltung guter Ordnung und Sitten ausreiche. Die Oberhoheit des Papstes müsse geopfert werden.[1] Noch deutlicher wird dieser Grundgedanke in einer Schrift des Rechtsgelehrten von Beaufort ausgesprochen, welche auch in Deutschland große Aufregung hervorbrachte und wobei, sagt Marheineke in seinen Briefen an Planck, im Grunde nichts weiter der Aufmerksamkeit werth war, als „die Kühnheit, womit der Mann mit seinem an sich so unsäglich mittelmäßigen Produkt und Projekt sich an die höchste Person des Mannes drängte, in dessen Hand Gott gegenwärtig die Zügel der Weltregierung gelegt, oder der, nach einem Ausdruck Johannes Müllers von Alexander, jetzt die Welt übernommen hatte." (!) Napoleon wird aufgefordert, gleich Augustus, die Würde des Kaisers und des Pontifex auf seinem Haupte zu vereinigen. Er stützt sich dabei theils auf die Institutionen des römischen Kaiserthums, theils auf Aussprüche des neuen Testamentes.[2] Ein anderer Schriftsteller, Molines, baut die Union auf die Einigung in der Sittenlehre und erklärt die einzelnen Dogmen für Subtilitäten einer finsteren Metaphysik, die dem Christenthume fremd sey. Ganz ähnlich sprach sich der reformirte Prediger zu Nismes, Namens Pons, und Andere aus. Noch im Jahre 1815, kurz vor Napoleons Fall, gab der katholische Priester Lafeuillade ein Projet de réunion des cultes heraus, welches auf einen reinen Deismus gegründet war und worin alle positiven Religionen, vor allen die katholische, als ein Gewebe von Widersprüchen bezeichnet werden, welche nur durch Sophismen verdeckt seyen u. s. w. Diese Schriftsteller beweisen uns mehr oder weniger, wie weit sie hinter der Zeit zurückgeblieben waren. Sie sahen oder erkannten nicht, welche Reaktion in den religiösen Ansichten des 18. Jahrhunderts, wie in moralischer, so auch in kirchlich religiöser Hinsicht in Frank-

[1] Ein sehr heftiger Angriff gegen die Vorschläge Bonalds findet sich in Archenholz's Minerva, September und Oktober 1807.

[2] Das Motto seines Buches lautet bezeichnend: Unus Deus, unus Imperator, una religio, una fides, unum baptisma et una respublica. Die Devise des schrecklichsten Despotismus!

reich Platz gegriffen, wie die moraliſche Macht des römiſchen Stuhls in dem Maße gewonnen hatte, als ſein materielles Anſehen eingebüßt zu haben ſchien.

In demſelben Zeitraume zeigen ſich verwandte Regungen in Deutſchland. Zwar war hier keine Kirche von Neuem herzuſtellen und das friedliche Verhältniß konnte in jenem denkwürdigen Zeitraum aus den gemeinſchaftlichen politiſchen Schickſalen, wie aus der innern reichern Entfaltung der höchſten gemeinſamen Nationalgüter, der Poeſie und Philoſophie, nur gewinnen. Man war hier *gegen* die Union der getrennten Kirchen — aus Liebe zum Frieden, wie ja Planck ſeine Gegenſchrift gegen die franzöſiſchen Unionsvorſchläge „Worte des Friedens *gegen* die Wiedervereinigung" benannte, welcher ein Ungenannter das Jahr darauf ſeine „Friedensworte an die katholiſche und proteſtantiſche Kirche *für* ihre Wiedervereinigung" (Sulzbach 1810), offenbar ein Katholik, entgegenſetzte. Höchſt ſchneidend erklärte ein proteſtantiſcher Theolog in den Theologiſchen Nachrichten 1806, S. 427: „Um die Einheit der chriſtlichen Parteien möglich zu machen, habe Gott nöthig, uns das Geſchenk der Vernunft zu entziehen und zu Maſchinen zu machen." Dies ruft uns die bittere Antwort des Landgrafen von Heſſen Philipp an Karl V. zu Speier in Erinnerung: „Er wiſſe kein Mittel, die Wiedervereinigung zu Stande zu bringen, als wenn die eine Hälfte von Deutſchland die andere umbringe." (Preiß, S. 81.)

Unter den deutſchen katholiſchen Schriftſtellern über Union in dieſer Periode nimmt den achtbarſten Platz ein der Fürſtprimas, Großherzog von Frankfurt, Karl von *Dalberg*, in ſeiner von ihm als Erzbiſchof von Regensburg herausgegebenen Schrift: „Ueber den Kirchenfrieden in den rheiniſchen Bundesſtaaten," Koblenz 1810. „Der Kirchenfriede," heißt es unter andern (bei Preiß S. 24), „würde wieder hergeſtellt werden, wenn der erhabene Protektor, im Namen der Conföderation, und der heilige Vater ſich verſtänden, für das Land, von dem die Rede iſt, das *franzöſiſche Conkordat* zu genehmigen. Sollte aber eine ſolche in jeder Hinſicht wünſchenswerthe Uebereinkunft nicht ſtattfinden können, ſo würde eine *allgemeine Kirchenverſammlung*, aus franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und deutſchen Biſchöfen beſtehend, von Seiner Majeſtät *dem Kaiſer* zu-

sammenberufen, wahrscheinlich das einzige und letzte Mittel seyn, um die Grenzen zwischen der weltlichen und geistlichen Macht in den Bundesstaaten neuerdings festzusetzen." Die Union mit den Protestanten wird dabei allerdings in ziemlich weite Ferne hinausgesetzt.

Sehr lebhaft regte es sich auch in der deutschen protestantischen Kirche seit den Anfang des 19. Jahrhunderts mit Unionsentwürfen von einem gegen ehemals ganz verschiedenen Charakter. Ehedem sollte durch die Union der Gegensatz der beiden protestantischen Kirchen erst aufgehoben werden. Dies war aber nach Vieler Meinung dem Geiste und Glaubensgehalte nach nunmehr vollzogen worden. Wozu noch jetzt die Union? Blos um die angenommene innere Einheit auch äußerlich und in der Erscheinung, d. h. im Namen und im Kultus auszusprechen. Wenn man nun jedes dahin gerichtete Streben, dem im Innern einer Gesellschaft entwickelten Geiste und Leben die entsprechende Einheit und Form zu gewähren, ein soziales nennen muß, so war es in der That der soziale Trieb des 19. Jahrhunderts, welcher sich in diesen protestantischen Unionsvorschlägen kund gab. Aber auch hier zeigte sich der erste Anfang dieses Strebens in der äußerlichen und einseitigen Auffassung der Aufgabe. Die weltliche Macht wurde aufgerufen, diese Union zu vollziehen. So erließ der reformirte Pfarrer van Alpen zu Stolberg bei Aachen 1800 einen „Patriotischen Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religion," dem Friedenscongreß zu Rastadt gewidmet, im Allgemeinen zwar zur Vereinigung aller christlichen Parteien, zunächst aber nur zur Union der reformirten und lutherischen Kirche. Sein kirchlicher Standpunkt ist der des Indifferentismus gegen die Entwicklung des Dogma in den beiden Kirchen, den er ohne weiteres auch voraussetzt, und so will er die äußere Uniformität nötbigenfalls mit Gewalt durchgesetzt haben. Also, abgesehen von der Gleichheit politischer und bürgerlicher Rechte, einerlei Kirchenordnung, Kirchenzucht, Liturgien, Gesangbücher, Katechismen, einerlei Tracht, Besoldung und Rechte der Geistlichen, wie die Uniformirung eines Regiments. Alle diejenigen, welche dieser Uniformirung zu widersprechen oder sich zu widersetzen wagen sollten, wirft er ohne Untersuchung mit den „vielen Millionen Dummköpfen, lasterhaften, bigotten, unwissenden Menschen,

zum entsetzlichen Ergötzen der armen Leser. Callot-Hoffmann brachte diese neue Poesie zuerst in die Mode, und die Franzosen haben sie in unzähligen Situationen durchgeführt. Welche Folterqual der Seele wäre übrig, die sie nicht bis ins kleinste Detail ausgemalt hätten; „die letzten Augenblicke eines Verurtheilten“ von Victor Hugo können als Maßstab dienen, und er ist noch der Wahrheit treu geblieben, während viele seiner Nachfolger dieselbe grausame Wollust in den unnatürlichsten Verzweiflungs-, Wahnsinns- und Angstscenen noch zu übertreffen gesucht haben. Man denke an die Mordthat, die der Bräutigam in der Hochzeitnacht aus Idiosynkrasie an der Braut begeht, an den Traum des Gehenkten, der da glaubt, die Geliebte umstricke ihn buhlerisch mit ihren Haaren, während ihm der Henker den Strick um den Hals legt, und an hundert ähnliche Schilderungen, wovon die neufranzösischen Romane wimmeln.

Die Dichter haben angefangen, recht eigentlich auf Unwahrscheinlichkeiten Jagd zu machen. Ein geistreiches, sogar als edel geschildertes Weib soll lieben. Ohne Zweifel wird sie einen edeln, ihrer würdigen Mann lieben. So hätten ehemals die Dichter geglaubt. Aber das ist schon abgedroschen und man läßt sie einen Verbrecher lieben. Auch das geht an, der Verbrecher kann ihr liebenswürdig erscheinen, weil er sonst noch allerlei Vorzüge besitzt. Aber auch dies Motiv ist schon abgenützt. Ein französischer Dichter ist unlängst noch einen Schritt weiter gegangen und läßt sie bereits einen Verbrecher lieben bloß deßwegen, weil er ein Verbrecher ist, und um so zärtlicher lieben, ein je abscheulicherer Verbrecher er ist und je edler sie selbst ist. Dies ist die Gradation, welche die Romantik durchmachen mußte, sobald sie um jeden Preis immer wieder etwas Neues wollte, das vorher noch nicht dagewesen war. In einer andern Richtung hat auch der deutsche Roman diese Gradation durchgemacht. Ein junges liebenswürdiges Mädchen wünscht einen Mann, das war das Thema der alten Romane. Sie bekommt keinen Mann, tröstet sich mit dem Himmel und geht ins Kloster oder wird eine wohlthätige Tante, ein guter Genius der Familie. Das war das zweite Stadium. Als aber dieses Motiv der Entsagung abgenützt war, kam man darauf, die Mädchen der Ehe entsagen zu lassen ohne alle Noth, mit Zurückweisung der sich meldenden, selbst der edelsten Männer,

die ſich den heilſamſten Anordnungen und Einrichtungen widerſetzen," in eine Klaſſe. Auf das Unmoraliſche und Gefährliche, aber auch Unausführbare dieſes und ähnlicher Vorſchläge machte nun Planck in ſeiner Schrift: „Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten chriſtlichen Hauptparteien" aufmerkſam. In der That, wer ſieht nicht, daß dieſe Auffaſſung der Union, weit entfernt die Kirche und Religion zu einer hohen und ſozialen Macht zu erheben, ſie zur gemeinen Folie der beſchränkteſten Religionsauffaſſung und zum Werkzeuge des Despotismus herabſetzte? Ein würdiges Gegenſtück dieſer Vorſchläge bildet die Unionsvorſchrift, welche der berüchtigte heſſen-darmſtädtiſche kryptokatholiſche Hofprediger Baron v. Stark in ſeinen berufenen Geſprächen „Theodul, oder über die Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religionen" entwickelte, wo er den verſchiedenen proteſtantiſchen Kirchen den Prozeß macht, die Union, d. h. die Rückkehr zur katholiſchen Kirche als letztes Rettungsmittel anempfiehlt und zur Ausführung deſſelben die weltliche Macht herbeiruft, wie zu Zeiten Conſtantin des Großen.[1]

Der Anfang jener proteſtantiſchen Unionsentwürfe begegnete uns nun in der Pfalz und am Rheine. Später erſt werden dieſe Entwürfe mit größerem Ernſte und Erfolge in Preußen aufgenommen. Der in den Grundſätzen des 18. Jahrhunderts gebildete König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., hatte bald beim Antritte ſeiner Regierung durch die Aufhebung des Wöllner'ſchen Religionsediktes und ſeine hierüber erlaſſenen Erklärungen genügend gezeigt, daß er in Abſicht auf religiös-kirchliche Ueberzeugung ſeinen Unterthanen keinerlei Zwang auferlegen wollte und ihm ſelbſt das Chriſtenthum Sache des Herzens war. Die Idee der Union ſchien ihm aber zu gleicher Zeit mit dieſer Freiheit auf dem religiöſen Gebiete in keinem Widerſpruche. So richtete er denn ſchon im Jahre 1798 ſein Augenmerk auf eine Agende, welche beide proteſtantiſche Confeſſionen gemeinſchaftlich bei den kirchlichen Verſammlungen gebrauchen könnten, und erwählte eine Commiſſion von ſechs der würdigſten Theologen, drei aus

[1] Man kann hier den Geiſt des Napoleoniſchen Zeitalters nicht verkennen. Dieſen und ähnlichen, zum Theil noch älteren Unionsvorſchlägen, z. B. der Hieropolis von J. C. Greiling (1802), lag eine Verkennung des Verhältniſſes von Staat und Kirche zu Grunde.

jeder Confession, unter ihnen Sack, Meierotto und Teller. Die Weltereignisse zogen ihn zwar von diesem Vorhaben bis auf eine viel spätere Zeit ab, aber noch vor der Befreiung Preußens und des deutschen Vaterlandes von der französischen Fremdherrschaft, im Jahre 1812, lenkte der Berlinische Hofprediger Sack in seiner Schrift: „Ueber die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien," auf die immer im Auge behaltene Union vorbereitend hin. Die hier ausgesprochenen Vorschläge enthalten schon ganz den Typus der nach den Befreiungsjahren in Preußen gestifteten Union. —

Die Epoche der Restauration tritt dazwischen ein mit der Auflösung des Napoleonischen Kaiserreichs, der Wiedereinsetzung der Bourbons, so wie der des Papstes, und der auf diplomatischem Wege eingeführten neuen Organisation des Besitzstandes und öffentlichen Rechts in Deutschland und Europa. Die Friedensfeier Europas konnte für einen Moment als eine Feier des ewigen Friedens, nicht nur von Volk zu Volke, sondern auch zwischen allen Kirchen und Confessionen genommen werden. Oder war es blos Ironie der Weltgeschichte, daß der Papst in Rom durch eine Coalition der protestantischen Mächte in Deutschland mit dem Oberhaupte des griechischen Kultus in Europa, dem Kaiser von Rußland, gegen den excommunicirten französischen Kaiser auf seinen Stuhl wieder eingesetzt wurde? So hätte es keiner der Betheiligten damals aufgefaßt, da gleichzeitig die heilige Allianz zwischen den drei gekrönten Häuptern, welche eben so viele verschiedene Kirchen repräsentirten, zur Beglückung ihrer Völker auf den ewigen Grundlagen des Christenthums geschlossen wurde. Aber schon am Tag nach dem Siege offenbarten sich dem tiefer Schauenden die Elemente eines neuen und viel bedeutenderen Kampfes mitten in dem civilisirten christlichen Gesellschaftsverbande. Hier haben wir anzuknüpfen. Um die Frage von der Union zu beantworten, haben wir nämlich vor Allem die Stellung von Katholicismus und Protestantismus mit besonderer Beziehung auf Deutschland ins Auge zu fassen. Eine klare Orientirung auf diesem Felde ist wohl heute möglich, da nach dreißig Jahren die Gegensätze sich deutlich herauszustellen angefangen, namentlich seit der Julirevolution, während in der Restaurationsperiode, seit dem zweiten Pariser Frieden, eine

gewiſſe Unklarheit und Verwirrung darüber ſtattfinden konnte. Dieſe Unklarheit war eine Folge der Vermengung der Prinzipien und Intereſſen auf dem Gebiete der Politik, der Staaten und der Kirche. Selbſt als die den verbündeten Mächten anfangs gemeinſchaftlichen Intereſſen durch den äußern Sieg beſeitigt waren, wußte eine gewiſſe Partei ihre Fortdauer und dadurch die Allianz, man kann wohl ſagen, den Synkretismus feindlicher Prinzipien noch länger glaublich zu machen. Was nun den Katholicismus betrifft, ſo war er als weltliche materielle Macht aus den Stürmen der franzöſiſchen Revolution mit außerordentlichen und unwiederbringlichen Verluſten und Wunden hervorgegangen, welche die Schwächung und Theilung dieſer kirchlichen Weltmacht ſeit der Reformation gewiſſermaßen vollendeten, vorzugsweiſe in Deutſchland, wo während des Beſtehens des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation unter einem katholiſchen Kaiſer und drei geiſtlichen Kurfürſten, ſelbſt nach dem weſtphäliſchen Frieden, die Idee der Prärogative des Katholicismus über den Proteſtantismus erhalten wurde. Jetzt nun, wo die Kraft aus den Gliedern des Körpers der katholiſchen Kirche genommen war, zog ſie ſich ganz aus den Theilen des Körpers in das Haupt, aus der Peripherie in das Centrum zuſammen. Dieſer nach ſo langer Vergangenheit noch immer großartige Körper hat von nun an die unverhältnißmäßige Aufgabe, von dem Kopfe und dem Centrum aus das Ganze in Bewegung zu ſetzen und zu erhalten, wie wenn, um mir das Beiſpiel zu erlauben, das unermeßliche ruſſiſche Kaiſerreich von dem Sitze des Oberhauptes bis in die entfernteſten Grenzen in Bewegung geſetzt und erhalten werden ſoll. Es fehlen hier und dort die mächtigen Mittelglieder, welche, wie ehedem die geiſtlichen Kurfürſten in Deutſchland, zwar eine relative Selbſtſtändigkeit behaupteten und einen geſetzmäßigen Widerſtand darauf gründeten, aber mit denſelben Kräften das Ganze tragen halfen. Darin liegt die Stärke und die Schwäche der heutigen römiſch-katholiſchen Kirche zugleich: zu wenig Körper und zu viel Geiſt, wenigſtens ein Mißverhältniß zwiſchen Geiſt und Körper. Dieſe Centraliſation kann nur die halbe Wirkung deſſen erreichen, was ſie in den geordneten weltlichen Staaten bewirkt, weil ſie überall nur auf einen und denſelben Punkt, nicht auf das Ganze

der Entwicklung der katholischen, wie der übrigen Christenheit gerichtet ist. Dieser Punkt ist, es mit einem Worte zu bezeichnen, die Restauration, aber viel umfassender als bei den ehemals weltlichen Verbündeten des Papstes. Nahmen diese den Ausgang der Revolution von 1789, so geht der Papst viel, viel weiter, bis auf das Jahr 1517 zurück. Dort, am Ausgange des Mittelalters, am Anfange der Reformation, nimmt oder behält er vielmehr seine Opposition und Protestation gegen die neuere Staaten- und Kirchenentwicklung, und die großen feierlichen Akte, auf denen sie noch heute ruht: gegen den westphälischen Frieden, wie gegen das Königreich Preußen, und zuletzt gegen die Bundesakte, welche die Säcularisationen im deutschen Reiche bestehen ließen. So hat Rom zwei Gegner auf einmal zu bekämpfen, zu denen es doch keineswegs in einem Verhältniß der Gleichheit steht: den Protestantismus und die französische Revolution. Darum hat, wie Edgar Quinet in beredter Sprache dargethan, der kaum in Rom wieder eingesetzte Papst am 6. August 1814 den Orden der Jesuiten wieder hergestellt. Seitdem ist der römische Katholicismus als solcher dem Mittelalter zu- und der neueren Zeit abgewandt. Durch jenes, seinen mittelalterlichen Positivismus, hat Rom unläugbar vor dem in einer Krisis befindlichen Jahrhundert für den Augenblick unendlich viel voraus. Das Große seiner historischen Basis, der darauf gegründeten Consequenz und Einheit, der inneren und äußeren Gliederung von Dogma, Kultus und Hierarchie, der Concentration aller Mittel des Geistes und der Wissenschaft auf Einen Punkt, das alles den Gläubigen als Ziel vorgehalten, ist gewiß geeignet in dem Ganzen der Kirche einen früher nicht gekannten Schwung, in ihren Gliedern eine Begeisterung und eine Bewegung hervorzurufen, deren Zeuge unsere Zeit ist. Von der obersten Staffel der Hierarchie bis zur niedern Geistlichkeit herab fühlt ein Jeder sich in dem Ganzen und glaubt wieder selbst, das Ganze, die Kirche zu repräsentiren. Dieser Geist ist namentlich durch den jetzt regierenden Papst mit besonderem Erfolg gepflegt worden; aber man sieht auch, daß dieser künstlich zur Blüthe gebrachte Baum keine rechten tiefen Wurzeln in der Zeit geschlagen hat; die katholische Kirche, in ihrer Isolirung gegen das Jahrhundert, ist gewissermaßen nur selbst ein

großer Orden, in welchem die Nationalkirchen zu Provinzen herabſinken und worin der wiedererweckte Jeſuitenorden nur einen Trabanten ausmacht. Der unbedingte Gehorſam gegen das Oberhaupt der Kirche gilt als oberſte Regel. „Mögen Alle ſich erinnern," ſchrieb Gregor XVI. beim Antritte ſeiner Regierung, „daß das Urtheil über die heilige Lehre, in welcher die Völker unterrichtet werden müſſen, und die Regierung der ganzen Kirche dem römiſchen Biſchofe zuſteht, welchem die volle Gewalt, die allgemeine Kirche zu weiden, zu regieren und zu lehren, durch Jeſus Chriſtus verliehen worden iſt." Daher ſehen wir Nichts von den großartigen Bewegungen der katholiſchen Kirche im 17. Jahrhundert, welche ſo viel Glanz auf ſie geworfen. Denn fragt man, wem die katholiſche Kirche damals ihre wahre Macht, dem Proteſtantismus gegenüber, zu verdanken hatte, ſo war es die gallikaniſche Kirche, mit einem Boſſuet an der Spitze, und deſſen Oppoſition gegen den Ultramontanismus. Und wie viel fehlt heute, daß Boſſuet von den franzöſiſchen katholiſchen Biſchöfen zu einem Ketzer geſtempelt wird, wenn es wahr iſt, was der Graf Montalembert in der Pairskammer behauptete, daß man keine vier Biſchöfe in Frankreich finden werde, welche die vier Artikel unterſchrieben? Jede auch noch ſo unſchuldige und aufrichtige Regung der Individualität des freien Denkens, wie der Hermeſianismus, wird rückſichtslos unterdrückt und die treueſten Freunde der Kirche ſind zum Schweigen verurtheilt. Bei dieſer Stellung, welche die katholiſche Kirche ſich gegeben, was könnte ihr da die Union mit den Proteſtanten bedeuten? nichts in der That als die totale Aufhebung oder Abſorbtion aller proteſtantiſchen Kirchen und Sekten, eine Unio absorptiva κατ' ἐξοχήν. Wenn ſeit dem Jahre 1817, dem Zeitpunkt der wiedererwachten Polemik der beiden Kirchen, katholiſche Schriftſteller von Union, von Herſtellung der „Einen Heerde unter Einem Hirten" lockend geſprochen haben, ſo bedeutet dies immer nur einen Proſelytismus im Großen, und zwar ohne allen Pakt und Bedingungen. Unionsverhandlungen, wie ſie zwiſchen Boſſuet und Leibnitz geführt wurden, wären heute nicht zu brauchen, könnten ſich nicht wiederholen. Die Unionsfrage auf Seiten Roms iſt auf lange entſchieden.

Was den Proteſtantismus anlangt, ſo ſcheint er beim erſten

Anblick seinem Gegner gegenüber in unendlichem Nachtheil, ja geradezu in seiner „Selbstauflösung" zu stehen. Auf diesen Schein bauten und bauen auch viele Romanisten ihre Unionsentwürfe. Fast scheint es, als sey seine Existenz als Kirche überhaupt in Frage zu stellen. Sollte es nun etwa vielleicht einer Union der protestantischen Kirchen in Europa, im Sinne einer äußern Allianz, eines Synkretismus, behufs der eigenen Erhaltung Rom gegenüber bedürfen, wie zur Zeit Ferdinands II. und Ludwigs XIV. die Rede gewesen? Die bloße Idee schmeckt nach längst verflossenen Jahrhunderten. Nein, eines solchen Synkretismus bedarf es nicht; ruhig können die protestantischen Kirchen der immer drohendern Entwicklung des Romanismus zusehen. Der Widerstand, der Kampf von Außen und im Innern wird innerhalb der katholischen Welt selbst ausgehen, geht auch schon davon aus. Dadurch, daß das römische System die französische Revolution, das heißt die geltenden Prinzipien des Verhältnisses von Staat und Kirche, und der Gleichheit der Kulte im Staate mit aller Consequenz und Heftigkeit angreift, hat es an dem „eminent katholischen" Frankreich als Nation einen unüberwindlichen Gegner. Wo Ansichten herrschen und gefeiert werden, wie die welche Quinet in seinen Vorlesungen[1] über die Jesuiten ausgesprochen hat, ist auf keinen Sieg zu hoffen. Vielleicht kann der Gegensatz zwischen Rom und dem heutigen Frankreich nicht mehr höher gespannt werden, als er es ist, wenn eine Explosion vermieden werden soll. Doch darauf haben wir bereits oben hingedeutet. — Gleichzeitig sehen wir seit einem Jahre innerhalb der katholischen Welt dissentirische Bewegungen, welche das bereits ins Werk setzen, womit in Frankreich erst noch gedroht wird, und in einem großen Maßstabe sich zu entwickeln anfangen. Genug, wir sehen, daß der Protestantismus einer Coalition zu seiner eigenen Erhaltung gegen den Romanismus, wie Leibnitz ihn einst für nothwendig erachtete, so wenig bedürftig als fähig ist. Und dies ist ein Glück für ihn. Er kann so zu seiner positiven welthistorischen Bedeutung an seiner innern Stärkung und äußern Gestaltung

[1] Des Jésuites, p. 114. Tous les Français appartiennent légalement à une même église sous des noms différens etc.

ohne beſtändige Polemik gegen den Gegner fortarbeiten. Es wäre auch unrecht, die Aeußerungen des jüngſten proteſtantiſchen Völkerlebens, die von England ausgegangenen Bibelgeſellſchaften, evangeliſchen Miſſionen und neuerdings den Guſtav Adolphverein als ſolche Schutz- und Trutzwerke gegen die katholiſche Kirche anzuſehen oder zu verdächtigen. Es ſind dies rein evangeliſche Werke, welche beſtehen könnten und müßten, auch wenn es keine römiſch-katholiſche Kirche und keine Jeſuiten gäbe, wiewohl die Umſtände ſie als Kriegswaffen erſcheinen laſſen könnten.

So kann denn die Frage der Union für den Proteſtantismus nur noch innerhalb ſeiner ſelbſt eine Bedeutung haben, und ſie hat ſie, ſeitdem ſie in dem größten Theile des proteſtantiſchen Deutſchlands und namentlich in Preußen auf eine gewiſſe Weiſe vollzogen iſt. Nach den bisher gegebenen geſchichtlichen Erörterungen wird es zuvörderſt einleuchten, daß mit dieſer Union zwiſchen der reformirten und lutheriſchen Kirche in Preußen, Baden, Rheinbayern, Kurheſſen, Anhalt-Köthen, Deſſau und anderswo, welche mit einer wunderbaren Leichtigkeit weniger vollzogen, als ausgeſprochen werden durfte, nicht *diejenigen* Unionsentwürfe verwirklicht worden ſind, welche in Preußen z. B. ſeit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, wie in andern Orten immer vergeblich ins Werk geſetzt wurden; daß mithin die älteren Unionsentwürfe aus der heutigen keine Berechtigung, dieſe aus den älteren keine Bekräftigung ſchöpfen, woraus folgt, daß dieſe nach keinem älteren Maßſtabe, ſondern nur nach dem eigenen gemeſſen werden können. Nehmen wir z. B. jene von Pfaff aufgeſtellte Regel einer dreifachen Union, wornach er eine abſorbtive, temperative und conſervative unterſcheidet, ſo paßt keine dieſer Kategorien auf die in Preußen vollzogene Union, um bei dieſer zu verbleiben, ganz. Daß es keine unio absorptiva ſeyn ſollte, d. h. eine ſolche, worin entweder die Lutheraner zur reformirten Kirche übergehen ſollten oder umgekehrt, erklärte Friedrich Wilhelm III. gleich Anfangs in der unter dem 27. September 1817 erlaſſenen Aufforderung, ſo wie ſpäterhin bei dem Streite über die Agende, in dem Kabinetsſchreiben vom 28. Febr. 1834. Ebenſowenig ſollte es aber eine temperative Union ſeyn, weil es heißt: „daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntniſſes bezwecke und bedeute, und die Autorität,

welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden." So würde vielleicht die preußische Union am meisten der unio conservativa gleich kommen? Aber man sieht bald, daß eine solche im strengen Sinne des Wortes gar nicht im Sinne des königlichen Stifters der Union liegen konnte. Eine Union in diesem Sinne wäre ehedem, z. B. im Zeitalter des großen Kurfürsten, als eine reine Unmöglichkeit, als ein Widerspruch erschienen, da die Bekenntnißschriften der beiden Kirchen damals lebendig in den Geistern waren und nicht blos wie heutzutage in den Archiven der Kirchengeschichte aufbewahrt liegen. Dem großen Kurfürsten war es nicht einmal möglich gewesen, das gegenseitige Verketzern und Schmähen von den Kanzeln aufzuheben, die sogenannte kirchliche Toleranz durchzusetzen: und hier wollte man unendlich mehr, nämlich, wie es heißt, „eine neu belebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters." Geht man der Sache auf den Grund, so lag indirekt darin für die Unirten die Verpflichtung, wenn auch nicht das Glaubensbekenntniß der andern Kirche anzunehmen, so doch auch das ihrige als Symbolum in der Union nicht festzuhalten. Fragte man jetzt nach dem dogmatischen Inhalt des unirten Glaubens, so war er streng genommen gar nicht anzugeben. Erst lange nachher, in unsern Tagen, ward die Augsburgische Confession, als die historisch gemeinsame Grundlage der beiden Kirchen, vor dem trennenden Streite über das Abendmahl, gefordert.[1] Diese wichtige Stelle war gewissermaßen leer gelassen, das bis dahin Unterscheidende als indifferent und folglich für das kirchliche Bewußtseyn antiquirt hingestellt und aller Nachdruck auf das Praktische als den Geist des wahren Christenthums gelegt. Es sollte auch, wie es hieß: „durch den Beitritt zur Union nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt werden, welche die Verschiedenheit der einzelnen Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen." Ein solcher Geist der Mäßigung und

[1] So besonders von dem Verfasser der Schrift: „Die Union der deutschen (nämlich protestantischen) Kirchen," (Breslau 1843) von K. J. Gaupp, gegenwärtig Professor der Theologie und Consistorialrath in Breslau.

Milde, theoretiſch gefaßt, iſt aber, wie bekannt, der Eklekticismus, entgegengeſetzt der ſtrengen Conſequenz des Syſtems. Ein ſolcher religiöſer Eklekticismus iſt allerdings dem neuern Zeitalter eigen, und nicht blos dem rationaliſtiſchen, ſondern auch dem orthodoxen Standpunkte. In dieſer weſentlich praktiſchen Beziehung wurde die Union noch vor dem Reformationsjubiläum in der unter dem Vorſitze Schleiermachers in Berlin gehaltenen Synode der Berliner Geiſtlichen beider Confeſſionen gefaßt und ſogleich ausgeführt; ſie beſtand weſentlich darin, daß man die Benennungen lutheriſch und reformirt aufhob, gemeinſchaftlich den Namen der evangeliſchen Kirche annahm, gegenſeitig zum Abendmahle ging, und was das Wichtigſte war, ſich in einem Abendmahlritus vereinigte, mit einer Formel, wodurch alle confeſſionelle, dem Gewiſſen des Einzelnen freigelaſſene Verſchiedenheit vermieden wurde.

Es würde uns zu weit führen, die Geſchichte dieſer Union und der ſich daran knüpfenden kirchlichen, bürgerlichen und namentlich wiſſenſchaftlich-literariſchen Streitigkeiten hier im Einzelnen wiederzugeben; auf die Reſultate allein kommt es uns an, wie ſie ſich unter der gegenwärtigen Regierung entwickelt und herausgeſtellt haben. Dieſe geſchichtlichen Reſultate ſind auch zugleich die Kritik der Union; wir brauchen dieſe nicht erſt zu erdenken, ſondern nur zu verſtehen. Wie die Union entworfen und ausgeführt und die allgemeine Form der Landeskirche in Preußen geworden iſt, kann ſie, wie geſagt, mit keinem der vielen älteren Entwürfe vollkommen gleichgeſtellt werden. Wollte man eine eigene Kategorie für ſie erfinden, ſo dürfte man ſie eine unio mixta nennen, in welcher nämlich die Glieder zweier durch Bekenntnißſchriften anderwärts, wie ehemals, einander gegenüber ſtehenden proteſtantiſchen Kirchen unter einander gemiſcht brüderlich leben und an Kulten und Sakramenten ſich gemeinſchaftlich betheilen. Ganz ohne Analogie wäre dieſe Union in der Geſchichte der Entwürfe einer vergangenen Zeit eben nicht, allein was zu bemerken iſt, nicht bei Unionsentwürfen zwiſchen den proteſtantiſchen Kirchen, ſondern zwiſchen Proteſtanten und Katholiken. Die Union nämlich, welche Spinola an den proteſtantiſchen Höfen im 17. Jahrhundert vorgeſchlagen hat, und wie Leibnitz ſie in ſeinem Briefwechſel mit Boſſuet

wieder hervornahm, war eben nur eine solche, in welcher die Protestanten und Katholiken, jeder Theil mit seinen symbolischen Schriften und Bekenntnissen, sich zu Einer Kirche vereinigten, wobei das tridentinische Concil als provisorisch hingestellt und die Glaubensunterschiede auf einem künftigen ökumenischen Concile verhandelt werden sollten, bei welchem die Protestanten nicht als Partei, sondern als Richter zu sitzen bestimmt wären. Es wurde dies, sehr bezeichnend, eine unio provisoria genannt.[1] Indessen, wenn auch der hannöversche Hof auf diesen Entwurf sich anfangs einließ, weil er einen desto weitern Spielraum zu Verhandlungen gestattete, so durchschaute doch Leibnitzens Scharfsinn sehr bald, daß eine solche provisorische Union den Protestanten nur zum größten Nachtheil gereichen könne, und bewies seinen ernsten Willen durch die Ausarbeitung jenes Entwurfes der katholischen Glaubenslehre (das systema theologicum), um wenigstens indirekt und von weitem zu versuchen, wie weit man sich im Bekenntnisse werde einigen können. Nachher, da Leibnitz selbst bei Bossuet auf eine solche provisorische Union mit Hinweisung auf ein künftiges Concil bestand, so wies der hierin nur redliche und aufrichtige Prälat den Gedanken einer solchen Union ohne Uebereinkunft in den Prinzipien des Glaubens mit aller Entschiedenheit zurück. Auch an das Interim Karls V. erinnert solche Union. „In der That, wenn zur Union," wie Hering treffend sich ausdrückt, „es genug seyn soll, sich in rascher Bruderumarmung ein gegenseitiges Schweigen über innere Glaubensverschiedenheit zu geloben, statt einen wahren Geistesbund (Glaubensbund) zu knüpfen," warum sollte die Union sich nur auf zwei und nicht auf mehr, nicht auf alle christlichen Kirchen beziehen können? Die Analogie zeigt sich auch in den unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Union. Wie ehemals die Protestanten bei einer provisorischen Union mit den Katholiken den Verlust ihrer Glaubensfreiheit befürchteten, so wachten in Preußen die so oft wiederholten Befürchtungen der Lutheraner, allerdings in einer sehr kleinen Minorität auf, als sey die Union auf die Ueberwindung des Lutherthums

[1] In der angeführten Schrift von Gaupp, S. 183, wird in der That der „status quo unserer kirchlichen Gegenwart ein Provisorium" genannt.

bloß um ſie die Amazone ſpielen zu laſſen, mit einem Wort, um nach ſo viel Dageweſenem etwas Neues aufzubringen.

Wir könnten ohne viele Mühe dieſen ſtufenmäßigen Uebergang vom Natürlichen zum Unnatürlichen in der Darſtellung der Liebe noch in vielen andern Fällen nachweiſen, da ſich ein ziemlich reichhaltiges Repertoire von Romanen in unſerm Gedächtniß geſammelt hat. Allein wir wollen von den innern Motiven zu den äußern übergehen, um auch bei dieſen nachzuweiſen, wie ſehr ihre Unwahrſcheinlichkeit in den neuen Romanen zugenommen hat.

Vom lieben Zufall wird ein wirklich unmäßiger, man darf ſagen unanſtändiger Gebrauch gemacht. Man greife nur die erſten beſten hundert Romane heraus und zähle zuſammen, wie oft ſich die Liebenden auf eine ganz unwahrſcheinliche Weiſe wiederfinden, wie oft der obligate Störefried, namentlich bei Ehebruchsgeſchichten der läſtige Ehemann, gerade zur rechten Zeit für die Liebenden, ſonſt aber ohne alle Noth an einem Zufall ſtirbt, wie oft in großen Gefahren der Retter bei den Haaren herbeigezogen wird und als deus ex machina plötzlich hervortritt, wie oft das blinde Glück überhaupt in Requiſition geſetzt wird, um das lahme Verdienſt weiter zu tragen, wie oft eine lange romantiſche Verwirrung am Schluß nicht kunſtreich aufgelöst, ſondern grob durch das Schwert zerhauen wird ꝛc. Vergleicht man alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten, ſo muß man die unmoraliſchen Romane, die in jüngſter Zeit ſich darin gefallen, ohne genügenden Schluß mit einer recht grellen Diſſonanz abzubrechen, gewiſſermaßen darum loben; denn gar kein Schluß iſt beſſer, als ein ſchlechter.

Gegenwärtig liebt man es auch beſonders, viele Abenteuer an einem Ort und in einer Stunde zuſammenzudrängen, um den Effekt möglichſt zu verſtärken. Ein Abenteuer erwartet man, aber zwei, drei andere kommen dazwiſchen, wie in einem Luſtſpiel, obgleich die Handlung höchſt tragiſch, ja verzweiflungsvoll iſt. Abgeſehen davon, daß ein ſolches Zuſammentreffen wichtiger Conflicte immer unwahrſcheinlich iſt, entſteht dadurch überhaupt eine Verwirrung, die den Leſer, der den Faden behalten will, übermäßig anſtrengt, und ein Effekt ſtärkt den andern nicht, ſondern ſchwächt ihn, weil wir uns unmöglich für viele hier in einen Knäuel verwickelte Perſonen und Beziehungen zugleich intereſſiren können und eine über der andern nothwendig vernachläſſigen. Die Oekonomie

durch die reformirte Lehre gerichtet. So sprachen sich zuerst nichtpreußische Theologen aus, wie Claus Harms in Kiel, der Vorfechter der Unionsgegner, und der Professor Tittmann in Leipzig 1818, in einem Sendschreiben an Schleiermacher. Daß diese Befürchtungen im Wesentlichen grundlos waren, zeigt die große Bereitwilligkeit, mit der die Union im Lande angenommen wurde. Natürlich, das strengere Lutherthum hatte sich nur noch zu einem kleinen Theile, gleichsam als Zeugniß vergangener Jahrhunderte erhalten; auch von einem streng calvinistischen Separatismus haben sich unseres Wissens wenige Spuren gezeigt.

Daß jene sogenannten Altlutheraner ein Recht hatten die Union abzulehnen, ist eigentlich niemals, auch vom königlichen Unionsstifter, den Worten nach wenigstens, in Zweifel gezogen worden. Daß es ihnen gleichwohl verboten, und als ein Staatsverbrechen angerechnet wurde, wie es in der Kabinetsordre vom 28. Febr. 1834 heißt: „im Gegensatze zu den Freunden der Union sich als eine besondere Religionsgesellschaft zu constituiren", stellte dieses Recht praktisch wieder in Frage, und führte zu den traurigsten und schmerzlichsten Verwicklungen, namentlich in Schlesien, welche noch in zu frischem Andenken leben, als daß sie hier wieder erzählt zu werden brauchten. Wie immer und überall erzeugte der Druck Märtyrer, von denen ein guter Theil die Auswanderung ergriff. So hat die Union die Gegensätze, welche bis dahin zu schlummern schienen, aus dem Schlummer geweckt. Bei der innern Einheit von Kultus und Glaube wird es stets früher oder später zu bürgerlichen und kirchlichen Anomalien führen, wenn das eine Element auf Kosten des andern hervorgehoben und begünstigt, und überhaupt das kirchlich-religiöse Leben in den Gesichtspunkt weltlichen Gehorsams gestellt wird. Doch die Weisheit der gegenwärtigen Regierung hat durch die im August vorigen Jahres erlassene Generalconcession an die Lutheraner und die ihnen gewordene kirchliche und bürgerliche Anerkennung jenen Schwierigkeiten wesentlich ein Ende gemacht, und sie, wenn auch nicht den Worten, doch dem Geiste nach, als eine christliche Kirche anerkannt, und sie dadurch zu noch höheren Hoffnungen berechtigt.

Ist es so gelungen, durch einen Akt der Gerechtigkeit und Weisheit einen durch die Union hervorgerufenen äußern Anta-

gonismus zu dämpfen, so sehen wir dagegen einen innerhalb der unirten evangelischen Landeskirche gelegten Keim des Antagonismus in unsern Tagen zu einem lebhaften Prinzipienkampfe ausbrechen. Durch das Beseitigen der Symbolfragen bei der Vollziehung der Union 1817 war das Grundproblem derselben nicht gelöst, sondern nur hinausgeschoben worden. In den ersten Jahren zwar, als das kirchliche Bewußtseyn unter den Protestanten bis auf schwache Regungen herabgesunken war, von welchen es in den jüngsten Jahren zu einer lange nicht geahnten Höhe sich zu erheben anfängt, schien diese Frage fast nur noch ein theoretisches Interesse für die Theologen zu haben, als die „Repräsentanten der Kirche," wie sie der Generalsuperintendent Brettschneider in Gotha in seinen Aphorismen über die Union unbefangen bezeichnet. Aus dieser scheinbaren Abwesenheit aller tiefern praktischen Bedürfnisse bei der Symbolfrage läßt es sich einigermaßen erklären, wie selbst ein Schleiermacher die Union davon gesondert und unabhängig wissen wollte. Mit um so größerer Lebhaftigkeit hielten sich andere Theologen, Zimmermann, Callisen, Böckel, besonders David Schulz und von Cölln, in Breslau, lauter Rationalisten, an diesem Punkte, als der Lebensfrage der Union. An die Forderung der Abfassung eines neuen Lehrbegriffs und Glaubensbekenntnisses, kurz neuer symbolischen Schriften an die Stelle der alten, knüpfte sich aber bei ihnen die Idee einer stets fortschreitenden Reformation des öffentlichen Lehrbegriffs in Uebereinstimmung mit der erreichten Stufe von Kultur und Wissenschaft, besonders aber in Uebereinstimmung mit dem religiösen Bewußtseyn und Leben der Gemeinden. „Wenn Sie diese Hoffnung", so rufen die Breslauer Theologen Schleiermachern zu, „als eine leere bezeichnen, weil man die Union im Wesentlichen zu Stande gebracht habe ohne Symbol, so möchten Andere, Ihre Instanz umkehrend, behaupten: man habe eben nur im Unwesentlichen eine Union, welcher das wahre Leben abgehe, zu Stande gebracht, weil man nicht auf das Symbol und die freie Anerkennung der Gemeinde Bedacht nahm." Und so steht es wesentlich bis auf diesen Tag. Die Gefühlstheologie, um mich so auszudrücken, welche sich an Schleiermacher lehnte und sich bestrebte, das religiöse Bewußtseyn in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit des

andächtigen Gefühls feſtzuhalten, hat ihre Zeit gehabt; der Einfluß der Hegelſchen Philoſophie auf die Theologie und die Literatur hat nicht wenig beigetragen, der Reflexion auf dieſem Gebiete das Uebergewicht zu verſchaffen. Den Rationaliſten gegenüber, welche, und nicht ganz mit Unrecht, die Vollziehung der Union als ein Moment der hiſtoriſchen Entwicklung auf ihrem eignen Grund und Boden anſehen, ſtehen die Supernaturaliſten in einer beſonders ſchwierigen Stellung, indem ſie für ihre Fraktion den Charakter der Orthodoxie in Anſpruch nehmen. Was iſt aber Orthodoxie in der unirten Kirche? Wir haben ſchon in Betracht gezogen, daß die Stifter der Union damit anfingen: zu ſagen, was dieſe *nicht* ſey und ſeyn ſolle, ſtatt in concreten Beſtimmungen feſtzuſetzen, was ſie ſey. Von dieſem *Was* hing aber der Begriff kirchlicher Orthodoxie eben ab. Vom Standpunkte des Proteſtantismus, welcher von einer ſichtbaren alleinſeligmachenden Kirche nichts wiſſen will, hat Orthodoxie dieſen relativen Begriff, daß es die adäquate vollkommene Uebereinſtimmung des individuellen Glaubens und Denkens mit den ſymboliſchen Schriften in einer gegebenen Kirche, welche öffentliche Autorität haben, bedeutet. Niemand ſpricht von einer orthodoxen Union, oder einer unirten Orthodoxie. So lange die unirte Kirche, als ſolche, d. h. als eine neue Kirche, welche Lutherthum und Calvinismus in ſich aufgenommen hat, keine eigenen Symbole hat, gibt es ſtreng genommen in ihr nur eine Orthodoxie des Lutherthums oder des Calvinismus, gegen welche die unirte Kirche ſich wiederum negirend verhält. Zwar erklären, wie gedacht, Supernaturaliſten in der unirten Kirche die Augsburgiſche Confeſſion für unſere ſymboliſche Schrift, weil ſie der Trennung der proteſtantiſchen Kirchen voranging und auch ſpäter von beiden anerkannt wurde. Aber ein Anderes iſt, wenn ich in der Augsburgiſchen Confeſſion den treuen Ausdruck des evangeliſch-chriſtlichen Bewußtſeyns, als die lebendige Quelle der Reformation und der Oppoſition gegen die römiſch-katholiſche Kirche begrüße und verehre; ein Anderes, wenn ich von ihrer formellen Bedeutung als *Verfaſſungsurkunde* der Kirche zu ſprechen habe. Indem ihr unter den ſymboliſchen Büchern der beiden unirten Kirchen eklektiſch verfahret, ſetzet ihr euch in Oppoſition gegen die ältere Orthodoxie und räumet euren Gegnern

das formelle Recht ein, auch von ihrem Standpunkte aus eklektisch zu verfahren und einen Schritt weiter zu gehen. Wer aber die symbolischen Schriften seiner frühern Kirche in ihrer Integrität beibehielte, befände sich in der Union und zur gleichen Zeit außer derselben. Mehr als auf diese inneren Verwicklungen bei unserer, anfangs mit so scheinbarem Glanze und Erfolge vollzogenen Union hindeuten, wollte ich nicht. Hierüber ist heute nur Eine Stimme.[1] Sollte ich jetzt noch die neuesten Bewegungen innerhalb der protestantischen Kirche, die der Lichtfreunde oder protestantischen Freunde unter dem Panier von Uhlich und Wislicenus u. a. aus unserem Gesichtspunkte in Betracht ziehen, so muß ich geradezu gestehen, daß diese Richtung, wird sie freigelassen, analog der deutsch-katholischen Bewegung, zu neuen Sonderungen, jedenfalls zur Auflösung der Union früher oder später führen wird. Wird man etwa dann in Zukunft die verschiedenen abgelösten Glieder von Neuem zu uniren trachten? — Was bliebe somit als lebendiges Resultat der in verschiedenen deutschen protestantischen Ländern vollzogenen Union übrig? wesentlich dies, daß sie, wenn auch indirekt, das Meiste beigetragen hat, das gesunkene kirchliche Leben in der evangelischen Kirche zu erwecken, dadurch daß sie die Gegensätze schärfer heraustrieb und die Idee immer mehr enthüllte, nach welcher die evangelische Kirche, wenn von einer solchen immerdar die Rede seyn soll, zu streben hat. Eine ansehnliche Fraktion der unirten Kirche, welche in der von Suckow in Breslau herausgegebenen Monatsschrift: „der Prophet" ihr Organ hat, knüpft die Auflösung der vorhandenen Widersprüche und Gegensätze an die Schöpfung einer neuen zeitgemäßen Kirchenverfassung, und weist die Symbolfrage bis dahin, als eine Anticipation, von der Hand. Durch die rechte Verfassung soll die Union zu ihrer Wahrheit gelangen. Die Frage bleibt auch so höchst

[1] Vergl. Gaupp, die Union der deutschen Kirchen. Abschn. III, 1. Cap. „Die Union ist bei uns bis jetzt in Wahrheit nicht vollzogen" — „Es wird eine Union im Geist und in der Wahrheit zu Stande kommen, ja sie ist innerlich bei vielen, die in der Liebe des Evangelii eins sind, schon da: aber die äußere Vollziehung, die dem Innern entsprechende, das Leben bezeugende Form fehlt ihr bis diese Stunde. Oder jenes Provisorium soll Union seyn? .." (S. 184).

ſchwierig; denn wir befinden uns in einem Kreiſe, wo jedes Moment das andere vorausſetzt, ohne daß man uns in den Mittelpunkt geſtellt hat. Jedenfalls iſt die evangeliſche unirte Kirche damit in eine neue Phaſe getreten, welche bereits die Sorgfalt der Regierung in Anſpruch nimmt.[1]

Werfen wir jetzt auf den zurückgelegten Weg einen Blick zurück. Wir haben uns überzeugen können, daß alle ſeit der Reformation bis auf unſre Zeit gemachten Unionsverſuche und Entwürfe von Motiven ausgingen, welche der Natur des Kirchenthums gegenüber entweder blos zufällig, accidentell, oder gar entgegengeſetzt waren. Geradezu entgegengeſetzt war das Motiv, welches in der Sonderung, mithin in der concreten Vielheit der chriſtlichen Kirchen ein Uebel, und in der mit Reflexionen und menſchlichen Mitteln hervorzubringenden Union die Heilung erblickte; während wir im Gegentheil gerade in der Sonderung das formelle genetiſche Prinzip einer jeden chriſtlichen Kirche, das Prinzip ihrer Individualität, ihres Beſtehens, ihrer Selbſterhaltung anerkennen. Nicht weniger feindlich der Kirche ſind ſolche Unionsmotive, welche die Kirche zum Mittel innerer oder äußerer Politik, zur Liga herabſetzen, oder ſie unter dem Namen Staatskirche dem Regierungsſyſtem accommodiren. Accidentell iſt aber die Union der Kirche, wenn ſie als eine Bedingung bürgerlicher und religiöſer Toleranz, oder der Entwickelung und Uebung der chriſtlichen Tugend der Liebe und Brüderlichkeit angeſehen wird, da doch vielmehr jede Kirche in ſich ſelbſt dieſe Prinzipien tragen und immer mehr zur Geltung bringen ſoll. Schlechthin verwerflich iſt die Union, wenn damit nichts als Proſelytismus durch unmoraliſche Mittel, durch Liſt oder Gewalt oder beides verbunden verſtanden werden ſoll. Was bliebe demnach als

[1] Die ſeit dem Anfang dieſes Jahres in Berlin ſitzende Conferenz von Theologen evangeliſcher Staaten von Nord- und Süddeutſchland zur Berathung und Verſtändigung über die obſchwebenden kirchlichen und religiöſen Fragen iſt gewiß von großer Bedeutung, doch in dieſem Augenblick (Ende Januar) zur Einleitung und Begründung einer Meinung darüber noch nicht reif. Die Union wird dabei jedenfalls eine wichtige Rolle ſpielen; wie dieſe Conferenz jedenfalls aus dem hiſtoriſchen Boden der Union hervorgewachſen iſt. In der Literatur und Preſſe wird dieſe Arbeit gleichzeitig vielfach vollzogen. Die Schriften von Bunſen, Ullmann und Suckow ſind keinem unſerer Leſer fremd.

objektiv allgemeines Prinzip kirchlicher Union, allgemeiner oder partieller, übrig? Hier wird uns je nach dem kirchlichen Standpunkte eine verschiedene Antwort zu Theil werden, welche sich nach dem Begriffe der allgemeinen Kirche richtet. Hiernach würde uns ein zwiefaches Unionsprinzip übrig bleiben, ein inneres und ein äußeres, ein unsichtbar ideales und ein sichtbar reales. Eine Kirche, welche mitten unter einer Vielheit anderer christlichen Kirchen den Glauben festhält, die sichtbare allgemeine christliche Kirche äußerlich auszumachen, mithin alle übrigen, direkt und indirekt, als schismatisch oder häretisch negirt, eine solche wird die Union auch als äußeres Band auffassen, d. h. alle übrigen Kirchen mit Verzichtleistung auf ihre Sonderung, in Form und Wesen, in ihren Kreis aufzunehmen suchen, damit die katholische Kirche als die einzige auf der Erde übrig bleibe. Die Union tritt hier auf in Form des Proselytismus. Wir verkennen nicht, daß auch dieser Form und diesem Bestreben edlere Motive, die aus der christlichen Liebe fließen, zu Grunde liegen; aber es ist die einseitige, unvollkommene Liebe, welche darauf ausgeht, das Subjekt der Liebe zu absorbiren und es sich als Theil zu assimiliren, statt dasselbe in seiner Substantialität bestehen zu lassen. Ebenso wenig verkennen wir, daß es von jeher bis auf diesen Tag in der katholischen Kirche Stimmen gegeben hat, welche die Härte des Dogmas vom alleinseligmachenden Glauben so weit milderten, daß sie nicht bloß bei Akatholiken, sondern sogar bei den Heiden die Seligkeit möglich erachteten und das Reich Gottes auf die Menschheit selbst, soweit sie sich nur erstrecke, ausdehnten; zu welcher Höhe die protestantische Orthodoxie in früheren Zeiten sich zu erheben nicht einmal vermocht hat.[1] Allein von der Gesinnung einzelner oder vieler

[1] Dieses bewegt sich um die bekannte wichtige Unterscheidung zwischen haeretici formales und materiales, von welcher Leibnitz in seinem Briefwechsel mit Pelisson über die Toleranz, im ersten Bande seiner Werke, mit Berufung auf angesehene katholische Autoritäten Gebrauch macht. Derselbe Gedanke ist in jüngster Zeit in dem Breslauer Streite über das katholische Seligkeitsdogma, von Baltzer, zu Gunsten der katholischen Kirche besonders lebhaft verfochten. Auch in dem Hirtenbriefe des Fürstbischofs von Breslau, M. v. Diepenbrock, klingt diese mildere Saite durch. Der ehemalige Professor der Theologie zu Helmstädt, J. A. Fabricius, hat in einer irenischen Schrift: Considerationes controversiarum, quae inter

Gelehrten und Theologen bis zur praktischen Sanktionirung durch die Autorität der Kirche ist noch ein großer Schritt. Die evangelische Kirche, welche die Realisirung der allgemeinen christlichen Kirche, als identisch mit dem Reiche Gottes auf Erden, erst ans Ende der Geschichte setzt, mithin die katholische Kirche in der Erscheinung nirgends ein- und abgeschlossen sieht, deßhalb auch alle einzelnen christlichen Sonderkirchen als mitstrebende Schwesterkirchen betrachtet, sie kann und soll die Union nicht als äußeres, sondern als inneres Band auffassen und würdigen. Eine jede Kirche, ja jedes Glied der Kirche soll die Union lebendig und dem Geiste nach in sich tragen. Sie mögen Raum genug unter sich lassen, damit sich jede nach ihrem eigenthümlichen genetischen und conservativen Prinzipe, aber im Geiste der allgemeinen Kirche entwickle. Diese innere Union gleiche der Gravitation im Weltraume, worin die Körper nach Maß und Harmonie um ihr Centrum, von welchem sie das Licht erhalten, sich bewegen. Sie liegt nicht in ferner Zukunft, sondern ist beständig im Begriff sich zu vollziehen. In solchem Sinne hat schon im Anfang dieses Jahrhunderts Herder, welcher mit Recht ein Priester der Menschheit genannt wurde, auf die Vereinigung der Religionsparteien hingewiesen.[1] Eine erzwungene künstliche Union muß die natürliche Entwicklung des kirchlichen und religiösen Lebens unterbrechen. Das 17. Jahrhundert hat über das Kirchenthum die Toleranz eingebüßt, das 18. über die Toleranz das Kirchenthum fahren lassen. Beides zu vereinigen, wird die Aufgabe des 19. Jahrhunderts. In der Lösung dieser Aufgabe voranzugehen, scheint das deutsche Vaterland, die Wiege der Reformation, berufen. Gegen die Idee einer Staats- und Nationalkirche, in dem exclusiven Sinne, wie ehedem England oder jetzt Rußland sie anstrebt, dürfte die bisherige Entwicklung des ganzen deutschen Wesens sich sträuben: darin stimmen wir ganz mit Marheineke überein, daß Protestantismus und Katholicismus in Deutschland in ewigem Frieden und Gleich-

Evangelicos et Romano-Catholicos etc. agitantur" die milderen Urtheile von Katholiken über Protestantismus und von Protestanten über den Katholicismus zusammengestellt.

[1] Adrastea, Thl. III. (1802). — „Ein Inneres vereinigt die Menschen zwar langsam, aber fort und fort, Wahrheit."

gewicht neben und unter einander leben müssen, ohne äußere Union. Hoffe kein Theil den andern zu überwinden und seine Stelle allein einzunehmen. Der Deutsche faßt einmal die Religion innerlich, geistig; auch der Katholicismus wird unter uns geistiger, innerlicher erfaßt und festgehalten, als in den ausschließlich katholischen Ländern, wie Italien und Spanien. Ja, eben dieses Bestreben einer tiefen Erfassung und Beziehung auf Idee und Wissenschaft konnte den deutschen Katholicismus in Rom des Protestantismus verdächtig scheinen lassen, wie es dem Hermesianismus ergangen. Nicht minder fest, vielleicht noch fester ist der Protestantismus in Deutschland begründet. Wir brauchen hier nicht auf die Entwicklung des Protestantismus in Deutschland vor der Reformation zurückzugehen; unsere gegenwärtige deutsche Bildung ist ohne Widerrede eine protestantische. Wenn schon, wie Friedrich Schlegel bemerkte, Luthers Bibelübersetzung, also immer nur ein einzelnes Werk, der spätern deutschen Sprachentwicklung eine eigenthümliche Färbung verliehen hat (Geschichte der alten und neueren Literatur II. 47), so wird man mit um so größerem Rechte sagen, daß der Protestantismus die Seele unserer durch Klopstock und Lessing gegründeten, durch Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul zur höchsten Entfaltung gebrachten klassischen Literatur ist: nicht eine bestimmte Confession, kein Lutherthum oder Calvinismus, sondern Protestantismus als Geist, als Gesinnung, wie er sich gleichzeitig in der Philosophie und Geschichte eine Stätte bereitet. Diese Sprache, diese Literatur müßte man ausrotten (man denke an die methodische Ausrottung der czechischen Sprache und Literatur zur Unterdrückung der Reformation in Böhmen durch die Jesuiten); eine geistige Barbarei, wie die zur Zeit der Völkerwanderung und schlimmer fast als in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, müßte man zurückführen, wenn man jemals den Protestantismus mit Gewalt und mit der Wurzel ausrotten wollte. Kein wahrhaft Deutscher, welcher Confession er angehöre, könnte diesem Gedanken sein Ohr leihen, ohne einen Selbstmord an sich und der Nation begehen zu wollen. Wir leben in einer Zeit, in welcher das überall erwachende National- und Stammgefühl dahin ringt, unnatürliche, ungerechte Spaltungen und Trennungen aufzuheben, wie unnatürliche Vereinigungen aufzu-

löſen. Es erfolgt dadurch ein Zuſammenſtoß zwiſchen Religion und Kirche auf der einen und Politik und Nationalität auf der andern Seite, wo leicht die eine Seite auf Koſten der andern ſich vordrängt und beide Theile leiden können. Die Religions- und Kirchentrennung ſcheint nun einmal auf unabſehbare Zeit in Deutſchland im Innerſten gegründet, nicht blos äußerlich verbreitet: ſoll der Zwieſpalt in die Wurzel und das Mark unſerer Exiſtenz als Nation hineinfreſſen? und den Feinden deutſchen Namens, den Neidern deutſcher Anlage zum Höchſten und Größten die ſichere Beute vorbereitet werden? . . . Deutſche Religion und Kirche, gleichviel ob katholiſche oder proteſtantiſche, kann nur in Deutſchland, unter freien und ſtarken Deutſchen, geſichert ſeyn; Katholiken und Proteſtanten haben den erhebenden, patriotiſchen Beruf, einander gegenſeitig das Glaubens-Gut zu ſchützen und zu ſichern. In dem Maße, als die nationale Freiheit, Größe und Macht geſchmälert würde, würde es auch die der religiöſen Gewiſſensfreiheit in Deutſchland überhaupt. Was iſt deutſcher Katholicismus und Proteſtantismus in den von den Grenzen des alten Reiches und deutſcher Zunge abgeriſſenen Stücken in Oſten und Weſten? Die Idee der abſoluten politiſchen Union verſchlingt die der kirchlich-religiöſen, oder vielmehr zieht ſie mit eiſerner Nothwendigkeit nach ſich, wie in Rußland. Es iſt wahr, daß jene politiſche Union, mit ihrem aller religiöſen Freiheit drohenden Fatalismus, auf keinem feſteren Fundamente ruht, als die kirchliche; ſie könnte, wenn ſie wollte, aus dieſer eine Lehre ziehen. Man könnte wohl das geſchichtliche Ergebniß der kirchlichen Unionsverſuche an die vielerlei Unionen auf politiſch-nationalem Gebiete als Maßſtab legen. Die Bildungsgeſchichte bedeutender europäiſcher Staaten ließe uns, ähnlich wie auf kirchlichem Gebiete, jene drei Formen, einer abſorptiven, temperativen und conſervativen Union, mit ihren eigenthümlichen Bedingungen und Folgen wahrnehmen. Man halte ſich die nationalen Beſtrebungen und Kämpfe in Ländern, wie Großbritannien, Frankreich, Oeſterreich, der Türkei u. ſ. w., vor Augen . . . Doch ich führe dieſe Analogie nicht weiter aus; ſie erinnert mich, daß die Grenze dieſer Betrachtungen erreicht iſt.

G. F. G.

Ein Wort
über die Lage deutscher Verleger
von Werken nicht deutscher Urheber.

Nachdem im Laufe des Jahres 1845 Württemberg einen ernsten Schritt gethan hat, um die letzten Zwischenräume zu durcheilen, welche zwischen seiner und der übrigen deutschen Bundesstaaten Gesetzgebung über das Recht an Geisteswerken noch lagen, war der Glaube wohl gerechtfertigt, daß ein allgemein wohlthuender Zustand wenigstens in Bezug auf die deutschen Urheber und insbesondere die zunächst pekuniär betheiligten Vermittler der Geisteswerke eintreten werde. Noch sind die Thaten zu kurze Zeit geschehen, um deren Früchte vollständig ernten zu können; siehe! da tritt nicht von Außen, sondern von Innen, nicht von Seiten habgieriger, gesetz- und gewissenloser Nachahmer und Nachdrucker, sondern von Seiten der Rechtspflege selbst ein Feind auf, welcher so schlimm ist als das nachdruckende belgische Gesindel selbst. Man kennt ja aus Zeitschriften und Tagesblättern den Ausgang des Rechtsstreites, welchen der Buchhändler J. P. Meline gegen Boisserée, Wengler und Cazin wegen Vertreibung belgischen Nachdrucks der Histoire du consulat et de l'empire par Thiers begann, weil er von Thiers selbst ein Verlagsrecht für Deutschland erlangt hatte. Das Landgericht zu Aachen und der rheinische Appellationsgerichtshof verwarfen den Antrag desselben auf Beschlagnahme und Untersuchung. Die Prüfung des ganzen Verfahrens gehört nicht hierher; die allgemeinen Gründe aber, so wie das Verhältniß der sächsischen und der preußischen

der Compoſition, das einfache und doch anſprechende Gruppiren iſt keineswegs ſo verächtlich, wie gewiſſe Dichter zu glauben ſcheinen, die ſich nur in monſtröſen Verwickelungen gefallen, und darin weniger ihre Kunſt, als ihren Mangel an gutem Geſchmack verrathen.

Allein um gerecht zu ſeyn, müſſen wir auch anerkennen, daß, wenn jene Unwahrſcheinlichkeiten und forcirten Effekte vorzüglich in engliſchen und franzöſiſchen Romanen vorkommen, in den deutſchen oft die Wahrſcheinlichkeit nicht weniger übertrieben wird. Es iſt nämlich nicht genug, daß eine Liebesgeſchichte wahrſcheinlich ſey, ſie muß auch noch etwas mehr, ſie muß poetiſch ſeyn. Die unpoetiſche Alltäglichkeit gewiſſer Damenromane iſt allzu wahrſcheinlich. Wenn die Frau von A. am Stickrahmen ſitzt und mit dem Fräulein von B. ſich von dem ſchönen Hauptmann von C. unterhält, und der Aſſeſſor von D. kommt dazu und man kramt einige Stadtgeſpräche aus und beſpricht den bevorſtehenden Ball und kleidet ſich für den Ball an und entwickelt ſeine Kenntniß des neueſten Modejournals und fährt dann hin und tanzt, und plaudert dazwiſchen und kokettirt und läßt von ferne einen Heirathsantrag oder einen kleinen Ehebruch durchſchimmern, zu dem man aber erſt auf der 200ſten Seite wirklich gelangt, ſo iſt das allzu wahrſcheinlich und eben ſo unpoetiſch als die oben gerügte hyperpoetiſchen Unwahrſcheinlichkeiten.

Die Romane, in denen die Liebe nur Nebenſache iſt und nur gleichſam zur Einfaſſung dient, können wir im Allgemeinen in hiſtoriſche und philoſophiſche eintheilen.

Durch die hiſtoriſchen Romane iſt den theils trivial gewordenen, theils bis zur Verworfenheit ausgearteten Liebesgeſchichten ein wohlthätiges Gegengewicht gegeben worden. Die geſchichtlichen Gemälde bieten jener Trivialität gegenüber einen neuen Reiz dar und führen von jenen Phantaſtereien einer befleckten Phantaſie zum feſten Boden der Wahrheit und Wirklichkeit zurück. Zugleich knüpfen ſie an das poetiſche Intereſſe auch das in unſerer Zeit ſo ſehr vorherrſchende politiſche an und eignen ſich beſſer als jede andere Form, politiſche Lehren in Beiſpielen, vaterländiſche Erinnerungen und große begeiſternde Ideen einzuprägen. Am Zügel der hiſtoriſchen Wahrheit aber kann die politiſche Leidenſchaft auch nicht mit dem Dichter durchgehen und inſofern iſt bei hiſtoriſchen

Geſetzgebung, namentlich in Folge des Staatsvertrags zwiſchen beiden Ländern vom 12. November 1827, dürften ihres allgemeineren Intereſſes wegen eine kurze Beleuchtung rechtfertigen.

Zuerſt müſſen wir uns darüber klar ſeyn, welche Rechte in dem Geſetze vom 11. Juni 1837 für Preußen feſtgeſetzt ſind: ob allein die der Schriftſteller oder auch der Verleger. Man wird wahrſcheinlich ſofort antworten: die Rechte beider ſind nach dem Bundesbeſchluß zu ordnen geweſen, und wenn §. 1 ſagt, daß das Vervielfältigungsrecht nur dem Autor oder denjenigen zuſtehe, welche ihre Befugniß dazu von ihm herleiten, ſo kann unter den letzteren nicht füglich der Verleger ausgeſchloſſen gedacht werden, welcher thatſächlich immer diejenige Perſon ſeyn muß, welche die Verletzungen dieſes Rechtes zunächſt fühlt und zuerſt verfolgen wird. Dies wird namentlich klar, wenn man §. 38, auf welchen das Erkenntniß des Appellationsgerichtshofes ſich vorzüglich ſtützt, ohne Vorbefangenheit betrachtet, wo es heißt: „auf die in einem fremden Staate erſchienenen Werke ſoll dieſes Geſetz in dem Maße Anwendung finden, als die in demſelben feſtgeſtellten Rechte den in unſern Landen erſchienenen Werken ꝛc. ebenfalls gewährt werden.“ Hätte man lediglich das Urheberrecht und nicht auch das Verlagsrecht im Sinne gehabt, ſo durfte hier nicht von erſchienenen Werken, ſo wenig wie in §. 1 von bereits herausgegebenen Schriften die Rede ſeyn, indem bei der größten Anzahl derſelben die Verleger in die Stelle der Urheber getreten ſind. Wir müßten das Geſetz für völlig unpraktiſch und ungeſchickt erklären, wenn es nicht auch den Verleger umfaßte.

Man könnte dies zugeben ohne die Folgerungen, welche wir daraus ziehen, wenn man behaupten möchte, daß der Verleger nur inſoweit in Betracht komme, als er die Befugniß zur Vervielfältigung von einem inländiſchen Autor herleite. Doch dieſe Auslegung iſt eine gänzlich abſurde; Niemand würde ſie vertheidigen, wenn Thiers ſeine Histoire du consulat et de l'empire Herrn Meline in Leipzig einzig und allein mit Uebergehung aller franzöſiſchen Buchhändler in Verlag gegeben hätte. Niemals noch iſt ein ſo unſinniges, den Verkehr und den Vortheil der Landeskinder ſo augenſcheinlich verletzendes Geſetz gegeben worden, als dieſes ſeyn würde, wenn es dieſe Auslegung zuließe. Auch ſpricht

dagegen die Wortfaſſung der §. 1 und 38. Man nennt den Urheber als den Urquell des Vervielfältigungsrechtes und verlangt von dem Verleger nur Nachweis des Erwerbs dieſes Rechtes, um ihn als den Rechtsnachfolger jenes anſehen zu können. Man läßt aber die Beziehung des erſchienenen Werkes zum Urheber da fallen, wo nur von dem Orte der mechaniſchen Vervielfältigung die Ausdehnung der Geſetzanwendung abhängig gemacht wird. Wir dürfen demnach ſo viel als gewiß annehmen: alle Urheber und alle Verleger als deren Rechtsnachfolger ſind geſchützt durch das angezogene Geſetz. Das Geſetz iſt beſchränkt auf diejenigen Werke, welche in Preußen oder Ländern erſchienen ſind, welche den preußiſchen Unterthanen gleichen Rechtsſchutz angedeihen laſſen; endlich, auf das Vaterland des Urhebers kommt nichts an. Hieraus folgt nun, daß wenn nicht ein anderer Umſtand hinzutrat, Hr. Meline in Leipzig in Preußen nach der Convention vom 12. November 1827 vor allen Gerichten vollkommen den Schutz des Geſetzes vom 11. Juni 1837 anſprechen konnte, da das Geſetz vom 21. Februar 1844 den gleichen, wenn nicht noch mehr Schutz gewährt und über preußiſche Unterthanen ausdehnt.

Das preußiſche Gericht findet aber einen ſolchen Umſtand allerdings in dem gleichzeitigen Erſcheinen der Histoire du consulat et de l'empire in Paris. Kann man einen ſolchen Grund auch nur nach oberflächlichſter Betrachtung gelten laſſen? Gewiß nicht; ſelbſt dann nicht, wenn man zu der ſophiſtiſchen Spitzfindigkeit ſeine Zuflucht nehmen will, daß der Nachdruck nicht von der Melineſchen Ausgabe, ſondern von der Pariſer ſtattgefunden habe. Um ſofort klar zu werden, fragen wir: wenn der vorliegende Nachdruck nicht nach einem Pariſer Nachdruck, ſondern nach einem vielleicht in der Schweiz erſchienenen Exemplare veranſtaltet wäre, wo Nachdruck erlaubt iſt, würde man da ebenſo geurtheilt haben? Wenn man hätte conſequent ſeyn wollen, allerdings. Denn nach der Anſicht des Urtheils hat ein Nachdruck, welcher nicht nach dem Exemplare des Verlegers, welcher klagend auftritt, ſondern nach einem andern Exemplare des Werkes veranſtaltet iſt, wenigſtens wenn dieſes Original des Nachdrucks in einem fremden Lande erſchienen iſt, nicht die Eigenſchaft der Rechtsverletzung. Und dennoch iſt im ganzen Geſetze nicht die Spur von Rechtfertigung für eine ſolche Entſcheidung.

Das Geſetz ſpricht von Werken, welche in fremden Staaten erſchienen ſind. War Meline's Ausgabe in fremden Staaten erſchienen? Gewiß nicht im Sinne des Geſetzes; nach der angeführten Convention muß jedem ſächſiſchen Staatsbürger der Schutz des Geſetzes vom 11. Juni 1837 voll werden. Konnte dabei etwas der Umſtand beitragen, daß der eigentliche Verlagskontrakt in Paris abgeſchloſſen ſey? Ebenſo wenig, denn es kam alles darauf an, ob Meline ſelbſt ein Recht erworben hatte und ob er nach dem Geſetze dies Recht verfolgen konnte. Daß er dies konnte, liegt in der einfachen Thatſache, daß ſeine Ausgabe in Leipzig gedruckt und veröffentlicht war. Da nun einmal, wie nachgewieſen, die Erwerbung des Verlagsrechtes von einem Ausländer weder unterſagt noch ſchutzlos iſt, da ferner nirgends verboten iſt, daß ein Verleger ſich dieſes Recht über ein Werk erwerbe, welches in einem Lande zu gleicher Zeit erſcheint, das weder das Verlagsrecht des fraglichen Verlegers ſchützt, noch den Schutz ſeiner eigenen Produkte im Vaterlande deſſelben beanſpruchen kann, ſo bleibt weiter nichts zur Stütze des Urtheils als der in ſeiner Unhaltbarkeit ſo eben nachgewieſene ſophiſtiſche Grund, es ſey der angegriffene Nachdruck nach einer andern Ausgabe veranſtaltet, welchen wir nun noch von einer zweiten Seite als nichtig darſtellen wollen.

Das Geſetz zum Schutz der Urheberrechte will nicht nur illuſoriſch, ſondern kräftig eingreifen. Hierzu iſt nöthig, daß man mechaniſche Vervielfältigung in dem Sinne auffaſſe, wie ſie dieſem Rechte gefährlich werden kann, nicht wie ſie dem Nachdrucker alle möglichen Hinterthüren offen läßt. Iſt es nun nicht eine wirkliche Hinterthüre, wenn man das Geſetz, welches den inländiſch erſchienenen oder den dieſen gleich zu achtenden Werken Schutz verheißt, ſo auslegt, daß ein Werk nach einem im Auslande erſchienenen Exemplare nachgedruckt, dieſen Schutz nicht genieße, weil der Nachdruck nicht nach dem inländiſchen allein geſetzlich geſchützten Exemplare veranſtaltet ſey? Wenn der patentirte Erfinder einer Maſchine eine ſolche nach Frankreich veräußert und der Franzoſe dieſe Maſchine nachmacht und ſelbſt oder ein Dritter dergleichen in das Land, in welchem der Erfinder das Patent erlangte, verkaufen wollte, würde nicht Jedermann und mit Recht ſagen, das Patent gibt dem Erfinder das Recht, alle nicht von ihm angefertigten

gleichartigen Maſchinen in den Schranken des ihm verliehenen Vorrechtes aus dem Verkehr auszuſchließen? Nun, wenn dies keinem Zweifel unterliegt, ſo kann es ebenſo wenig zweifelhaft ſeyn, ob der Satz, den wir vertheidigen, wahr und im Sinne des Geſetzes ſey: daß nämlich jedes Exemplar des Werkes, über welches ein ſächſiſcher oder preußiſcher Buchhändler ein Verlagsrecht geſetzmäßig erworben hat, gleichviel wer es veranſtaltet oder wie es angefertigt worden iſt, dem im Geſetze vom 11. Juni 1837 enthaltenen Verbote unterworfen iſt. Deßhalb müſſen wir uns gegen die Auslegung verwahren, welche die Urtheilsverfaſſer gegeben haben und welche auch nicht dadurch geſtützt wird, daß Thiers das Verlagsrecht des Werkes zugleich in Paris und in Leipzig verkaufte, denn der Verlagskontrakt mit dem Pariſer Buchhändler iſt für den deutſchen Buchhändler ſo lange nicht geſetzlich vorhanden, als franzöſiſche Verlagsartikel keinen geſetzlichen Schutz genießen.

Wir haben dieſem Urtheil eine weitläufigere Beleuchtung gewidmet, als es Anfangs im Plane lag. Dennoch denken wir nichts Unnützes gethan zu haben, wenn nur einigermaßen der von demſelben gänzlich verrückte Standpunkt in der öffentlichen Meinung über eine in der That betrübende Angelegenheit wieder berichtigt wird. Man hat verlaute Stimmen ſogar von Schriftſtellern, nicht blos von Buchhändlern, welche ſich nur zu oft mit dem leichtgewonnenen Schatze des Auslandes bereichern wollen, gehört, nach denen es eine Beſchränkung der allgemeinen Freiheit ſeyn ſoll, wenn der deutſche oder belgiſche Buchdrucker verhindert wird, ein in Frankreich und Deutſchland zugleich bei rechtmäßigen Verlegern erſcheinendes Werk nach dem ſchuplosen, franzöſiſchen Exemplar nachzudrucken. Es muß die ganze Verworrenheit, in welcher theilweiſe noch der Eigennutz die Lehre vom Urheberrecht beſtehen läßt, vor Augen liegen, wenn man nicht am geſunden Rechtsſinne verzweifeln ſoll. Betrachtete der alte Römer in den Anfängen der Republik den Fremdling als Feind und darum als rechtlos, ſo war dies der damaligen Geſittung angemeſſen. Wir, mit unſerm Dünkel auf die errungene Bildungsſtufe, auf den verwirklichten Rechtsſtaat, ſollten ſoweit gelangt ſeyn, den Menſchen als ſolchen für rechtsfähig zu halten und ſeine Rechtsverhältniſſe nie in der rechtsfähigen Perſönlichkeit, nicht an einem Landſtriche

hangend betrachten. Dies ist ein unläugbares Erforderniß der fortgeschrittenen Civilisation. Müssen noch Beschränkungen bestehen, so liegt dies in Ueberresten der Rohheit, mag man sich gegen dies Geständniß sträuben so viel man will. Die gebildeten Staaten Europa's sind als Individuen anzusehen, zwischen denen eine Verbindung herrscht, ähnlich wie die gesellschaftliche zwischen den einzelnen Menschen im Staate selbst. Diese Vereinigung muß sich darin bethätigen, daß zwischen den Angehörigen der einzelnen Staaten ein gesicherter Rechtszustand hergestellt wird, dessen erste Bestimmung dahin lautet, daß der Staatsbürger des Nachbarstaates gleiche Rechte vor dem Gesetze mit dem eigenen Angehörigen genieße. Wie klar tritt an dem Falle, der uns Anlaß zu diesen Betrachtungen gegeben hat, die Nothwendigkeit, das unabweisbarste Bedürfniß hervor! Denn aus ihm wird klar, daß nicht einmal das was bisher noch die größte Sicherheit gewährte, ein rechtsgültiger Vertrag, künftighin vor den Verletzungen Unbefugter schützt. Rechtsgültig ist aber, wenn die gesetzlichen Formen beobachtet worden sind, jeder Vertrag, auch wenn er von einem Ausländer, Franzosen oder Chinesen, geschlossen ward.

Freilich können wir den thatsächlichen Umstand, daß Thiers sein Werk an zwei verschiedene Verleger verkaufen konnte und, um sich den Schutz desselben in Deutschland zu sichern, verkaufen mußte, vom rein theoretischen Standpunkte aus nicht billigen. Die Möglichkeit war nur von den mit dem natürlichen Rechte nicht übereinstimmenden Verhältnissen, zu denen wir hier das Gesetz zählten, gegeben; denn das unnatürliche Gesetz, welches in Frankreich wie bei uns den Ausländer von der Wohlthat des Rechtsschutzes in dieser Hinsicht ausschließt, bewirkt, daß der zweite im Recht eigentlich gar nicht bestehende Vertrag vor den Gesetzen als formell gültig angesehen werden muß. Erkennt das Gesetz also den einen unter seinen Auspicien geschlossenen Vertrag an, so muß es den andern als im Rechte nicht bestehend behandeln und alle Folgen desselben rechtlich verneinen, wie denn auch die sächsischen Behörden dies in diesem Fall ganz richtig gethan und die Pariser Ausgabe dieses Werkes in Deutschland für unerlaubt, unbefugt angesehen und danach gehandelt haben. Das Unnatürliche und Widersinnige dieses Zustandes liegt auf der Hand und aus diesem

Vorfalle erlauben wir uns daher die ganze Verworrenheit der Rechtsverhältniſſe der Verleger rückſichtlich dieſes Punktes klar zu machen. Frankreich und Deutſchland treten immer näher in geiſtigen Verkehr, trotz Mauth und Cenſur. Die geiſtigen Produkte werden jetzt wechſelſeitig mehr verlangt, da noch vor nicht langer Zeit der Drang nach jenſeitigen Erzeugniſſen nur einſeitig deutſch war. Iſt nun auch dieſes Streben von Seiten der Franzoſen nur noch gering, beſchränkt es ſich namentlich faſt nur auf wiſſenſchaftliche Werke, indem der ächte Franzoſe die Sprache der Deutſchen immer noch glaubt für eine „Sprache der Pferde" (une langue pour les chevaux) halten zu müſſen, um ſeinem Rufe der Bildung nichts zu vergeben, ſo wächst es doch langſam und ſicher und verbreitet bereits die Folgen ſegensreich auf die Verkehrsverhältniſſe. Während nun kein Franzoſe in Deutſchland beleidigt oder in ſeinem Rechte ſonſt verletzt werden kann, ohne daß ihm unbeſtritten das Recht der Rechtsverfolgung zuſteht, während der Deutſche in Frankreich jeden gültigen Vertrag über alle andern Rechtsverhältniſſe klagbar machen kann, darf der Buchhändler, welcher ein Werk rechtmäßig an ſich gebracht hat, kein Wort dazu ſagen, wenn ein Franzoſe ihm dieſes Werk nachdruckt, blos weil er in Deutſchland lebt. Und erwirbt ein Buchhändler in Frankreich das Verlagsrecht für daſſelbe deutſche Werk, ſo wird das in Deutſchland gedruckte an und für ſich völlig berechtigte Exemplar in Frankreich als Nachdruck weggenommen und der Verbreiter beſtraft. Wenn dies nicht auf die Unnatur des Verhältniſſes auf die klarſte Weiſe hinführt, ſo dürfte kaum etwas gefunden werden, was dies zu thun vermöchte. Und dennoch iſt dies noch nicht Verwirrung genug geweſen. Man hat künſtlich noch mehr Unklarheit in die Verhältniſſe gebracht, indem man die Grundſätze des angefochtenen Erkenntniſſes aufſtellte.

Dieſes Erkenntniß nämlich geht noch viel weiter und an ihm zeigt ſich recht klar, wie eine gänzliche Verwirrung der Rechtsbegriffe entſteht, wenn, was man ſo gern von Seiten des Urheberrechtes thut, Rechtsſätze als polizeiliche Anordnungen der Willkür betrachtet werden. Das Geſetz als anerkanntes Recht in einem beſtimmten Staate hat ſeine Geltung durch jene öffentliche Anerkennung von Seiten der Geſetzgebung, hat aber auch ſeine Grenzen mit den Grenzen der geſetzgebenden Gewalt jedes Staates gemein.

Was außerhalb dieſer Grenzen geſchieht, was außerhalb derſelben entſtanden iſt, iſt auch außer dieſem Geſetze, und wenn eine internationale Gemeinſchaft nicht ſtattfindet, wenn die Geſetzgebung im Allgemeinen oder in einzelnen Theilen noch nicht ſoweit vorgeſchritten iſt, daß ſie die Rechtsfähigkeit des Menſchen und nicht blos des Staatsbürgers betrachtet, dann kann auch ein Schutz des Ausländiſchen nicht gedacht werden. Hierüber ſind wir freilich zum größten Theile im Allgemeinen hinweg, wie ſchon oben bemerkt wurde. Einzelne Verhältniſſe nur ſtehen noch inſofern als rechtlos zwiſchen den verſchiedenen Staaten da, als man ſich noch nicht hat entſchließen können das natürliche Recht des Menſchen im Ausländer anzuerkennen, wo es mit dem pecuniären Vortheile eines Inländers ſtreitet. Man hat den ſcheinbaren Nutzen dem wirklichen Gewinne vorgezogen. Doch das iſt nicht genug. Jenes Erkenntniß ſchützt ja ſogar den Ausländer zum Nachtheil des Inländers oder wenigſtens Eines, der nach den Geſetzen des preußiſchen Staates als Inländer vor den Gerichten zu betrachten iſt. Denn es ſchützt den belgiſchen Nachdruck, welcher die rechtmäßige Ausgabe Hrn. Meline's auf das empfindlichſte beeinträchtigt. Und warum? Weil der nachdruckende Ausländer von einem andern Ausländer, der in jenem Lande ebenfalls des rechtlichen Schutzes in Betreff ſeines erworbenen Verlagsrechtes entbehrt, daſſelbe Werk nachdruckte, in Bezug auf welches der Kläger von dem ausländiſchen Urheber das Vervielfältigungsrecht für Deutſchland erworben hatte. Bei ſolcher Geſtaltung der Dinge kann denn künftighin kein deutſcher Verleger ein Werk von einem Franzoſen, Engländer oder ſonſt einem Ausländer in Verlag nehmen. Denn verkauft der Urheber ſein Werk in ſeinem Vaterlande, druckt irgendwo ein Induſtrieritter nun dies Werk im Ausland nach, ſo iſt aller geſetzliche Schutz nach preußiſchem Rechte verſpielt. Ja, wer weiß ob man nicht auf dieſem Wege dahin gelangt, daß wenn ein deutſcher Buchdrucker eine Ausgabe von Goethe's oder Schillers Werken nach einem franzöſiſchen Nachdruck veranſtaltet, dieſe Ausgabe gegen die Cotta'ſche Firma geſchützt wird, weil ſie nicht nach der Cotta'ſchen Ausgabe, nicht nach einem Exemplar aus deren Officin gemacht worden iſt? Dieſe Auslegung iſt wenigſtens ebenſo naheliegend wie jene: und geſchieht ſie mit Recht, ſo iſt auch dieſe begründet.

Daß dieſer Zuſtand ein ungeordneter, ein dem wahren Rechtsſtaate ſtracks entgegenſtehender iſt, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung, ſo wenig als die Bemerkung, daß demſelben nur abgeholfen werden kann, wenn das jetzt immer lauter verlangte internationale Recht der Urheber geſetzlich anerkannt wird. Indem man in dem Aachener Erkenntniſſe jene Anſicht ausgeſprochen, hat man ſogar das durch den Bundesbeſchluß zwiſchen den deutſchen Staaten beſtehende internationale Recht theilweiſe vernichtet. Denn indem man dem Leipziger Verleger den Rechtsſchutz verweigerte, der in Sachſen demſelben gewährt wird, zwingt man die ſächſiſchen Gerichte §. 11 des Geſetzes vom 22. Februar 1844 gegen die preußiſchen Verleger in vorkommenden ähnlichen Fällen anzuwenden. Wie ganz anders ſtünde die Sache, wenn zwiſchen den deutſchen Staaten, England, Frankreich u. ſ. w. das was ſeinem Weſen nach Recht iſt, auf dem Wege des Vertrages als Recht anerkannt und ausgeſprochen würde! Freilich würden die bisherigen Nachdruckergeſchäfte leiden, vielleicht ganz eingehen, wenn ſie ſich nicht auf andere, redlichere, ehrenhaftere Weiſe ihr Daſeyn ſichern wollen; aber welcher Nachtheil kann daraus entſtehen? Für einige Arbeiter in einem Lande wie Belgien, deſſen Preßerzeugniſſe faſt nur Nachdrücke franzöſiſcher Werke ſind, im Augenblick allerdings Arbeitsloſigkeit. Wie wenige ſind ihrer aber, wie bald würde dieſer Zuſtand vorübergehen, wenn allgemein der Rechtszuſtand geſichert wäre, wenn jeder Berechtigte genügenden Schutz genöſſe, um Kräfte ſeines Rechts benutzen zu können! Und will man die Verſtärkung der Rechtsüberzeugung, die Geſundung des Rechtsſinnes im Volke ſo gering anſchlagen? Er leidet an einem verderblichen Krebsſchaden, wo das Rechtsgefühl im Staatsbürger ununterbrochen durch ungeſtrafte Rechtsverletzungen beleidigt wird.

V. S.

Die englischen Getreidegesetze

und ihre Einwirkungen

auf hohe Getreidepreise, den Ackerbau und die Industrie. *

Von Jahr zu Jahr wird der Kampf um die Getreidegesetze in England wiederholt, und von Jahr zu Jahr nimmt er an Intensität und an Heftigkeit zu. Fest halten die Agrikulturisten an den Getreidegesetzen und betrachten sie als einen unerläßlichen Schutz gegen den ihnen drohenden Untergang, und schroff stehen ihnen die industriellen Classen gegenüber, von denen die Arbeiter die einzige Ursache des kostspieligen Lebensunterhaltes, die Unternehmer die alleinige Ursache der hohen Arbeitslöhne, die sie zahlen müssen, in denselben finden.

Von jeher haben in England den Ackerbau schützende Getreidegesetze bestanden; doch konnte natürlich, so lange derselbe die alleinige, oder so gut wie die alleinige Erwerbsquelle des Volkes war, kein Streit darüber entstehen. Als sich aber neben der Ackerbau treibenden Bevölkerung auch eine, immer wachsende industrielle Classe, die ganz entgegengesetzte Interessen hatte, entfaltete, da wurde der Streit, den wir in immer heftigerer Gluth entflammen sahen, sehr natürlich. Er wird, wie alles in

---

* Vorstehender, schon vor mehreren Jahren geschriebener, Aufsatz dürfte auch im jetzigen Augenblicke noch des Interessanten genug darbieten.
Anmerkung der Red.

England, öffentlich, in Zeitungen, Flugschriften und wissenschaftlichen Werken verhandelt; ja er ist bereits in das Leben selbst übergegangen. Er zeigt sich in zahlreichen Volksversammlungen und in den Petitionen, die darin für oder gegen die Getreidegesetze beschlossen werden; er liegt aber auch indirekt dem Chartismus zu Grunde. Zwar sind dessen formelle Tendenzen nicht gegen die Getreidegesetze gerichtet, indessen geht aus dem chartistischen Gedichte „Ernest", und aus Ebenezer Elliots »Cornlaw rhymes«, die beide Produkte des Chartismus sind, genugsam hervor, welchen Antheil die Getreidegesetze an demselben haben, wenn auch ihre Beseitigung nur auf indirektem Wege erreicht werden soll.

Mit dem Chartismus haben wir nichts zu schaffen. Für uns bietet nur der Kampf, wie er mit der Feder geführt wird, Interessantes. Zwar die Zeitungen und Flugschriften zeigen uns nur die Ansichten der, auf eine oder die andere Weise speziell bei dem Kampfe selbst Betheiligten, welche die Sache, je nach ihren verschiedenen Standpunkten, auch nur von diesen aus ansehen; indessen scheint es daß selbst diejenigen englischen Schriftsteller, welche diesen Gegenstand wissenschaftlich behandelten, sich nicht ganz frei von Einseitigkeit gehalten haben, sey es nun, weil sie als Engländer in Allem, was mit der Politik zusammenhängt, es aus Angewöhnung nicht vermögen sich ganz frei von Partheiansichten zu halten, oder weil sie, nach der Weise der englischen Nationalökonomen, sich überhaupt zu sehr in allgemeine Abstraktionen vertiefend, alles ohne Unterschied nach einem allgemeinen Grundsatze beurtheilen wollen, ohne spezielle und gegebene Verhältnisse zu beachten. Einem dieser beiden Umstände möchte es zuzuschreiben seyn, daß auch da, wo die Engländer in wissenschaftlichen Werken sich über die Getreidegesetze aussprechen, sie dieselben entweder unbedingt verwerfen, oder unbedingt billigen. So geschieht es, daß ihnen die einen unbedingt die hohen Getreidepreise beimessen, während die andern wieder behaupten, daß die durch sie herbeigeführten hohen Getreidepreise immer mehr Kapitalien in den Ackerbau zögen, und dadurch die Veranlassung gäben, daß England sich selbst seinen Bedarf an Getreide erbauen könne, ja daß sodann wiederum niedrige Preise die Folge der damit herbeigeführten Zunahme

Romanen mehr Sicherheit als bei philosophischen. Das ausnehmende Glück, welches die romantische Historienmalerei gemacht hat, ist aus diesen Gründen vollkommen gerechtfertigt, und man muß sowohl wünschen als erwarten, daß diese Form nicht wieder, wie so manche andere, als flüchtige Modeerscheinung vorübergehen, sondern sich recht lange behaupten und noch vervollkommnen werde.

Der Stoff kann eigentlich nie ausgehen, und so viel auch schon aus der Geschichte aller Zeiten und Völker benützt ist, bleibt doch noch erstaunlich viel übrig. Wenn man z. B. den ungeheuern Umfang der deutschen Geschichte betrachtet, so erscheinen die Romane, die einzelne Episoden derselben ausgewählt haben, noch unverhältnißmäßig dürftig. Hier ist noch eine volle, kaum übersehliche Weide, die noch keine goldene Sichel der Dichtkunst gemäht hat. Auch die bekannteren und schon bearbeiteten Stoffe ließen sich noch vielfach tiefer und anziehender behandeln. Wie es scheint, hat überhaupt die Rücksicht auf das Costüm und auf die eigentliche Genremalerei bisher vorgeherrscht; Romane in einem großartigen historischen Styl, namentlich solche, die in die politischen Tiefen eindringen oder auch nur die tragische Bedeutung des Völkergemüths und Völkerschicksals auffassen, sind noch sehr selten. Dies ergibt sich schon daraus, daß in den meisten Romanen der Vordergrund von sehr unbedeutenden Helden eingenommen, und das Bruchstück der Weltgeschichte, mit dem sie zusammenhängen, nur als Dekoration in den Hintergrund gestellt wird. In mancher Beziehung muß man dies freilich loben, denn wir ziehen unbedenklich die Bescheidenheit, welche nur etwa am Schluß eines Bandes einmal den Kaiser vorbeireiten läßt, der Dreistigkeit vor, die berühmte historische Personen der inhaltschwersten Zeiten in trivialen, modernen Phrasen Seitenlang reden läßt.

Der historische Roman kann die große Wirkung, die er bereits übt, noch durch viele Dinge verstärken, deren Gebrauch wenigstens den deutschen Romanschreibern noch nicht durchaus geläufig ist.

Dazu rechnen wir zunächst den Patriotismus. Wie viel des mangelnden Feuerelements würde in unsere, mit dem entgegengesetzten Wasserelement allzu reichlich gesättigten Romane kommen, wenn sie vom patriotischen Gefühl ausgingen. Seyen es solche des schönen Stolzes oder des edeln Zornes oder auch der bittern Klage,

der Getreideproduktion ſeyn würden, und man demnach den Getreidegeſetzen Vermehrung des Getreidebaues und niedrige Getreidepreiſe ſelbſt verdanke. Wenn die einen auf die Nachtheile hinweiſen, welche dieſe Geſetze der Induſtrie durch die den Ackerbau ſchützenden und hohe Preiſe bezweckenden Getreidegeſetze, mittelſt der damit herbeigeführten hohen Arbeitslöhne zufügen, ſo erwiedern die andern, daß die Ueberlegenheit der engliſchen Kapitalien und Maſchinen dieſen Unterſchied wieder auszugleichen vermöchte, und halten ihren Gegnern entgegen, daß ſo lange die engliſche Induſtrie durch hohe Zölle gegen die Concurrenz des Auslandes geſchützt ſey, dem Ackerbau billiger Weiſe das gleiche nicht verſagt werden könne.

Indem aber beide Theile den Getreidegeſetzen allein alles Gute oder alles Ueble, was aus dem Stande der Getreidepreiſe hervorgeht, zuſchreiben, vergeſſen ſie gewöhnlich ſowohl einen Blick auf die verſchiedenen Verhältniſſe zu werfen, unter denen ſich die engliſche Getreidegeſetzgebung, ſo wie ſie eben iſt, entwickelt hat, als auch zu unterſuchen, ob denn die engliſche Getreidegeſetzgebung wirklich die die Getreidepreiſe in England allein regulirende Urſache iſt, wie ſie beiderſeits ſtillſchweigend annehmen, oder ob, und in welchem Maße, vielleicht noch andere Urſachen darauf einwirken. Beides iſt indeſſen unerläßlich, wenn man zu einer unbefangenen Anſicht über dieſen Gegenſtand gelangen will, und es können, ehe dieſe Fragen nicht ſo genau als möglich erörtert worden ſind, die Akten über dieſen Streit noch nicht als geſchloſſen angeſehen werden.

Die eben erſt verfloſſenen Jahre des Mangels in England haben dort, und Dr. Bowrings Berichte über den deutſchen Zollverband, in denen der Getreidegeſetze vielfache Erwähnung geſchieht, auch in Deutſchland dieſen Gegenſtand aufs neue in Anregung gebracht, und es ſind in verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften darauf bezügliche Aufſätze erſchienen. Indeſſen beſchäftigen ſie ſich in der Hauptſache nur mit der gegenwärtigen Lage der Dinge, und mehr mit der Frage, inwiefern eine Aenderung der engliſchen Getreidegeſetze, auf den Grund von Conceſſionen gegen die engliſche Induſtrie, für Deutſchland nützlich oder nachtheilig ſey, ohne daß dabei tiefer auf ihre Entwickelung und ihre eigentlichen Zeugen für England eingegangen wird.

Allerdings ist eine solche Untersuchung mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Theils sind die statistischen Angaben mangelhaft, theils fehlt es in Bezug auf die frühere Getreidegesetzgebung nicht nur an genauen Nachrichten, sondern man stößt, sogar bei den namhaftesten Schriftstellern, auf offenbare Auslassungen und Lücken, ja selbst auf Widersprüche. Der gegenwärtige Versuch, welcher bestimmt ist einen Beitrag zu der Geschichte der englischen Getreidegesetzgebung zu liefern und ihren Einfluß auf die Getreidepreise zu untersuchen, hat daher gar sehr um nachsichtige Beurtheilung zu bitten.

Ehe jedoch die Erörterung selbst beginnen kann, möge es erlaubt seyn, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, die theils die politischen Verhältnisse Englands, theils die verschiedenen Umstände, welche auf die Getreidepreise Einfluß haben, betreffen.

England war, selbst gegen das Ende des Mittelalters noch, sehr schwach bevölkert; sein Grund und Boden war in großen Besitzungen unter die Kirche und die Barone vertheilt, und diese Besitzungen waren geschlossen, so daß sie nicht zerstückelt werden konnten; die Kirche bezog überdies hohe Naturalzehnten. Die Grundherren des Bodens und die hohe Geistlichkeit hatten in dem Parlamente, also auch bei der Gesetzgebung, einen überwiegenden Einfluß; der Grund und Boden wurde in der Regel nicht von ihnen selbst angebaut, sondern verpachtet, und die Pachtfristen waren lang. Die gewöhnliche Nahrung der Bevölkerung war Weizenbrod. Alle diese Verhältnisse sind bis auf die gegenwärtige Zeit dieselben geblieben, nur das parlamentarische Uebergewicht beider Classen, obwohl weit entfernt ganz beseitigt zu seyn, ist durch die eingetretene Parlamentsreform etwas geschwächt worden.

Die, wie erwähnt, geringe Bevölkerung Englands besaß natürlich überflüssigen Grund und Boden und war daher eine ackerbauende Bevölkerung, die sich wenig mit der Industrie beschäftigte, sondern ihre etwaigen Bedürfnisse meist von dem Auslande, großen Theils aus Flandern, bezog.

Die staatswirthschaftlichen und politischen Ansichten der Regierung über Getreide und Getreidehandel, waren die damals allgemein verbreiteten. Man suchte, und wohl allerdings richtig, die Sachen so zu leiten, daß möglichst viel Getreide erzeugt und

zu möglichſt billigen Preiſen verkauft werde. Nur vergriff man ſich in der Wahl der Mittel. Man verbot die Ausfuhr des Getreides und gab die Einfuhr deſſelben frei. Dadurch hoffte man das innere Erzeugniß im Lande zu behalten und auch von dem Auslande mit Vorräthen verſehen zu werden. Man wollte keine Mittelsperſonen zwiſchen den Producenten und den Conſumenten des Getreides, weil man glaubte, daß der Gewinn, den ſie bezögen, das Getreide ohne Noth vertheuern, und daß durch dieſelben oft ſogar eine künſtliche Theuerung deſſelben herbeigeführt werde. Daher wurde der Kornhandel als ein entehrendes Geſchäft angeſehn, welches der Staat, zum allgemeinen Beſten, mit harten und beſchimpfenden Strafen belegen zu müſſen glaubte, wonach es denn freilich nicht mehr befremden darf, daß das Volk in Zeiten der Theuerung die Kornhändler oft blutig mißhandelte, oder wohl gar erſchlug.

Freilich muß gegen die Maßregeln in Bezug auf die Aus- und Einfuhr des Getreides bemerkt werden, daß freigegebene Einfuhr bei verbotener Ausfuhr in günſtigen Jahren den Markt ſo überführen kann, daß die Preiſe auf das allertiefſte gedrückt werden, und die inneren Producenten den empfindlichſten Schaden leiden. Dadurch aber wird die Vermehrung der Erzeugniſſe an Getreide im Inlande weſentlich geſtört, und die Landwirthe werden von neuen Culturen abgehalten. Die Vorurtheile gegen den Kornhandel hat die Zeit bereits zerſtört, weßwegen es überflüſſig iſt noch weiter etwas darüber zu ſagen.

In England aber waren zu damaliger Zeit jene Anſichten ebenfalls in vollem Ganze. Man darf ſich daher nicht wundern, daß bei freier Einfuhr die Ausfuhr des Getreides unterſagt war, der Getreidehandel auf das härteſte verpönt, und ſogar der Transport des Getreides im Innern aus einer Provinz in die andere auf das ſtrengſte verboten wurde.

Indeſſen machten ſich bald die Intereſſen der groſſen Grundherren gegen die allzuniedrigen Getreidepreiſe geltend. Zwar trafen dieſe zunächſt nur ihre Pächter; indeſſen konnten dieſe theils ſodann den Pacht nicht zahlen, theils wurde, bei Pachtveränderungen, ein geringeres Pachtgeld geboten, und ſo auf die eine oder die andere Weiſe das Einkommen der Grundherren geſchmälert. Die mächtigen Grundbeſitzer ſtellten daher

die Ansicht auf: das Getreide müsse zu Gunsten des Ackerbaues auf einem gewissen, den jeweiligen Produktionskosten angemessenen Preise festgehalten werden, damit der Pächter bestehen und dem Grundherrn die Pachtrente abführen könne, weil man sonst Gefahr laufe, daß die Felder theilweise nicht mehr bestellt würden, und daher Mangel und Noth entstünde. Dies ist der leitende Grundsatz, welcher der englischen Getreidegesetzgebung noch bis heute zum Grunde liegt, und die eigentliche Ursache der vielen Veränderungen geworden ist, welche dieselbe erlitten hat. Es fiel Niemanden ein, die Möglichkeit, die Getreidepreise auf solche Weise reguliren zu können, im geringsten zu bezweifeln. Man nahm dies vielmehr als eine vollkommen ausgemachte Sache an, und wenn die zu diesem Zwecke eingeleiteten Maßregeln keine Folgen hatten, so glaubte man sich blos in der Wahl der Mittel geirrt zu haben, und ging zu andern Maßregeln über. Dies führte eine ganze Reihe von blinden Experimenten herbei, und es ist sogar noch zweifelhaft, ob die gegenwärtige Getreidegesetzgebung das letzte derselben seyn wird oder nicht.

Der erweislich erste offizielle Schritt, jenen von den großen Grundbesitzern aufgestellten Grundsatz in das Leben einzuführen, geschah im Jahre 1436, der zweite im Jahre 1463. In jenem Jahr wurde die Getreideausfuhr erlaubt, so lange das Quarter Weizen den Preis von 6 Sch. 8. Den., und das Quarter Gerste den Preis von 3 Sch. 4 Den. damaliger Währung (13 Sch. 4 Den. und 6 Sch. 8. Den. nach jetziger Geltung der Münze) nicht übersteige. In dem zuletzt erwähnten Jahre wurde, als Complement dazu, die Verordnung erlassen, daß die zeither ganz freie Einfuhr fortan nur dann gestattet werden sollte, wenn der Preis des Weizens und der Gerste im Inlande die eben bezeichneten Punkte überschritten haben würde. Dies kann man also als den ungefähren damaligen Gestehungspreis der beiden Getreidearten ansehen, wobei freilich bemerkt werden muß, daß die bloße Reduktion desselben auf die Geltung und den Silbergehalt des heutigen Schillings um deßwillen zu einer vollkommenen Vergleichung der Getreidepreise beider Perioden nicht ausreicht, weil der damalige unbezweifelt höhere Werth des Silbers, der sich nicht so genau bestimmen läßt, dabei nicht mit in Anschlag kommt. Wäre es möglich den Unterschied

zwischen damals und jetzt gehörig zu ermitteln, so würde wahrscheinlich eine viel höhere Summe in der gegenwärtigen Münze angenommen werden müssen.

Ehe jedoch zu weiteren Erörterungen vorgeschritten werden kann, scheint es erforderlich, noch einige erläuternde Bemerkungen über die Bewegungen der Getreidepreise und die Veranlassungen, welche darauf einwirken, vorauszuschicken, weil manche Abweichungen von den allgemein darüber angenommenen Regeln dabei vorkommen.

Die Preise des Getreides sind zwar, wie die aller übrigen Produkte, einer doppelten Bewegung unterworfen, nämlich einer stetigen und einer periodischen; zwar geht auch bei ihnen die stetige Bewegung fortwährend, wenn auch unter manchen zeitweisen Behinderungen, denselben Gang in einer Richtung fortwährend die periodischen Bewegungen nur Schwankungen in derselben hervorbringen, ohne sie zu ändern; zwar geht jene stetige Bewegung auch bei dem Getreide aus der Natur der Dinge nothwendig hervor, und die periodischen Bewegungen werden eben so gut wie bei den industriellen Produkten durch zufällige äußere Veranlassungen herbeigeführt, aber die Richtung der stetigen Bewegung ist eine ganz andere.

Bei der Getreideproduktion ist es vorzüglich die schaffende Kraft der Natur, welche thätig ist, und von der die Möglichkeit der Erfolge menschlicher Arbeit abhängt, während bei den industriellen Erzeugnissen die menschliche Thätigkeit die Hauptrolle spielt. Die Natur geht fortwährend ihren gemessenen Gang; nur gering ist der Einfluß, den der Mensch auf ihn ausüben kann, und nirgends vermag er es, die ihm von ihr gesteckten Grenzen zu überschreiten; bei den Erzeugnissen der Industrie dagegen ist seine Thätigkeit die Hauptsache; es entscheiden die Erfindungen und Entdeckungen, die der menschliche Geist täglich macht, und seinen Fortschritten sind keinerlei Grenzen gesetzt. Daher ergibt sich die Ursache der entgegengesetzten Richtung, welche die stetige Bewegung der Preise beider Klassen von Produkten nehmen muß, ganz von selbst. Die Preise der industriellen Erzeugnisse haben vermöge der stets fortschreitenden Erfindungen, Verbesserungen und Entdeckungen in der Chemie, Mechanik und den Naturwissenschaften, eine allgemeine Neigung

zu sinken, die Preise des Getreides aber, wegen der bei wachsender Bevölkerung stets eintretenden Zunahme des Bedarfs, und der zugleich mit jener verbundenen Abnahme des Raumes, auf welchem sie erbaut werden können, eine stete Neigung zu steigen. Sie ist das endliche nothwendige Ergebniß der Naturgesetze, und wird, trotz aller dagegen erhobenen Zweifel, schon dadurch unwiderleglich erwiesen, daß das Getreide, wie jede Statistik nachweist, in einer stark bevölkerten Gegend zu einer und derselben Zeit und in einem und demselben Lande ungleich theurer ist, als in einer schwächer bevölkerten Gegend desselben.

Die Resultate dieser Bewegung im allgemeinen werden allerdings erst in längeren, oft erst in sehr langen Zeiträumen bemerkbar, und sind weit entfernt in einem geregelten Verhältnisse mit der Zunahme der Bevölkerung zu stehen und fortzuschreiten, weil sie durch mancherlei Ereignisse, z. B. durch Verbesserung der Communikationen und der Art das Feld zu bestellen, durch Befreiung des Landbaues von den ihm entgegenstehenden Hindernissen, durch Entdeckung neuer Nahrungsmittel, die auf dem gleichen Flächenraum in größeren Quantitäten erbaut werden können u. s. w., zeitweise aufgehalten wird. Wir wollen hier beispielsweise nur an den Kartoffelbau und seinen Aufschwung in Deutschland erinnern und fragen, wie ohne diese Hülfe sich die Getreidepreise bei uns stellen würden. Indessen halten alle diese Hindernisse, so lange die Bevölkerung fortwährend wächst, jene allgemeine Bewegung der Getreidepreise nur zeitweise auf, ohne ihrem endlichen weiteren Fortgange Grenzen setzen zu können.

Neben dieser allgemeinen Bewegung des Preises des Getreides gibt es aber auch davon ganz unabhängige stete Schwankungen, welche von allerhand zufälligen äußeren Einflüssen herrühren, die bald nur die Geldpreise, bald aber auch die Sachpreise des Getreides steigen oder fallen machen. Solche Einflüsse können entstehen:

1) aus der Gesetzgebung;
2) aus Auflagen;
3) aus einem Steigen oder Fallen des Werthes der edlen Metalle;
4) aus Veränderungen im Münzfuße oder im Münzwesen;

5) durch Kriege;

und

6) durch gute oder schlechte Ernten.

Zu 1.

Wenn die Gesetzgebung eines Staates in Bezug auf die Erzeugung des Getreides, oder in Betreff des Handels mit demselben, gewisse Privilegien und Monopole ertheilt, oder dem einen wie dem andern zeitweise Hindernisse in den Weg legt, so müssen alle diese und ähnliche aus der Gesetzgebung und Verfassung eines Landes hervorgehende Begünstigungen oder Beschränkungen des Getreideverkehrs und der Getreideproduktion, je nach ihrer verschiedenartigen Natur, auch verschiedenartige Wirkungen auf die Preise des Getreides hervorbringen. Auch in England hat es schon frühzeitig an wirklichen und vermeintlichen Begünstigungen des Ackerbaues, wie an Beschränkungen des Getreidehandels nicht gefehlt. Die letzteren sind, wie wir sehen werden, im Laufe der Zeit nach und nach beseitigt worden. Das übrige System der Getreidegesetzgebung hat zwar mancherlei Veränderungen in Bezug auf die Formen erfahren, ist aber wesentlich noch immer auf die alten Grundsätze basirt, und bestimmt, der Gegenstand der vorliegenden Erörterungen zu werden.

Zu 2.

Neue Auflagen und der Wegfall derselben können auch Einfluß auf den Preis des Getreides gewinnen, doch nur in so weit, als sie auf die Produktionskosten des Getreides Einfluß haben. Dies ist aber genau betrachtet bei den wenigsten Steuern auf den Landbau der Fall. Selbst die Grundsteuer, die überdies in England fixirt und ablösbar ist, äußert keinen Einfluß auf dieselben. Die Erzeugung des Getreides selbst kommt dem Producenten, mag diese Steuer nun gegeben werden oder nicht, weder höher noch niedriger zu stehen, weil sie keinen Theil der eigentlichen Produktionskosten bildet. Wird aber nach wie vor das Getreide zu denselben Kosten erzeugt, so ist kein Grund vorhanden die Produktion zu vermindern, und es wird eben nach wie vor dieselbe Menge von Getreide erbaut werden. Das Verhältniß des Angebotes ändert sich daher durch Auflagen, welche die Produktionskosten nicht unmittelbar treffen, nicht im Geringsten. Eben so wenig darf man annehmen, daß Auflagen

irgend einer Art bei den Consumenten die Nachfrage nach einem so unentbehrlichen Produkte wie Getreide bedeutend mindern könnten; würden die Consumenten durch zu starke Auflagen zu Beschränkungen genöthigt, so würden sie eher entbehrlichere Gegenstände treffen. Aendern sich aber durch Auflagen weder Produktionskosten, noch Angebot, noch Nachfrage, so kann auch kaum eine Aenderung der Preise entstehen. Deßhalb ist klar, daß nur solche Auflagen, welchen die wirklichen zur unmittelbaren Hervorbringung des Getreides erforderlichen Kosten erhöhen oder vermindern, Einfluß auf die Schwankungen der Getreidepreise haben könnten. Bei den Begünstigungen, deren der Ackerbau von jeher in England genossen hat, gibt es dort keine direkten Auflagen dieser Art. Nur etwa durch indirekte Auflagen, welche eine Vertheuerung des Arbeitslohnes veranlassen könnten, möchten solche Wirkungen herbeigeführt werden. Indessen ist eines Theils noch nicht so ausgemacht, daß Abgaben überhaupt den Arbeitslohn zu erhöhen vermögen; sodann aber würde eine solche Erhöhung die Preise aller Güter gleichmäßig berühren und sich sonach in ihren gegenseitigen Wirkungen wiederum aufheben. Deßhalb ist bei der gegenwärtigen Erörterung weniger nöthig, darauf eine besondere Rücksicht zu nehmen. Auch könnten solche Einflüsse niemals bedeutenden Einfluß ausüben.

Zu 3.

Dagegen hat jede Veränderung des Werthes der edlen Metalle, und namentlich desjenigen unter ihnen, welches als Werthmesser und gesetzliches Zahlungsmittel gilt, einen entschiedenen Einfluß auf die Preise des Getreides nicht nur, sondern aller Güter überhaupt. Dergleichen Aenderungen haben in größerem Maßstabe; während der Periode, welche unsere Erörterungen umfassen, ohne Zweifel stattgehabt, und man kann wenigstens mit voller Gewißheit annehmen, daß die edlen Metalle in Europa vor der starken Zuströmung derselben, die uns aus Amerika zugeflossen ist, einen ungleich höheren Werth hatten, als nach dem Eintritt dieses Zeitpunktes. Eine zweite Werthveränderung derselben, wenn auch nicht von dem nämlichen Umfange, scheint seit etwa hundert Jahren eingetreten zu seyn.

So groß auch nach der Entdeckung von Amerika, oder um richtiger zu sprechen, seit der in das Jahr 1546 fallenden Ent-

deckung der reichen Minen von Potosi, mit welcher erst das starke Zuströmen edler Metalle aus Amerika nach Europa begann, der Ueberfluß an edlen Metallen wurde, und so sehr sie auch in ihrem Werthe sinken mußten, so belebte sich doch, zufolge des Ueberflusses derselben, auch die europäische Industrie. Die vermehrte Nachfrage nach edlen Metallen, die demzufolge entstand, hatte endlich dem weiteren Sinken desselben Einhalt gethan, als nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts die amerikanischen Bergwerke wiederum eine so zunehmende Ausbeute gewährten, daß der Werth der edlen Metalle eher wiederum zu sinken begann. Dagegen hat, seit dem Beginne der Bürgerkriege in dem spanischen Amerika, in denen der größte Theil der Bergwerke zerstört wurde, die jährliche Ausbeute an edlen Metallen gar sehr abgenommen, und die verstärkte Ausbeute der Bergwerke in Nordamerika und Rußland reicht nicht hin, die dadurch entstandene Lücke wieder auszufüllen. Man nimmt daher an, daß wiederum eine Periode des Steigens des Werthes der edlen Metalle eingetreten sey, die mindestens in Bezug auf das Silber ihre Endschaft noch keineswegs erreicht zu haben scheint. Doch ist der Grad des Steigens wohl nicht genau zu ermitteln, und keineswegs mit der, nach Entdeckung der Minen von Potosi eingetretenen Werthveränderung zu vergleichen.

Gewöhnlich versucht man, um für letztere den Grad genauer zu bestimmen, die Menge des vor und nach diesem Zeitpunkte vorhanden gewesenen edlen Metalles approximativ zu erforschen und meint die Veränderung verhalte sich nach Prozenten wie die Summe der in beiden Perioden als vorhanden anzunehmenden edlen Metalle zu einander, so daß z. B. wenn sich die Masse in der späteren Periode verdoppelt, verdreifacht hätte, der Werth sich um die Hälfte, um zwei Drittheile u. s. w. vermindert hätte, und umgekehrt. Indessen sind theils jene Berechnungen höchst unzuverlässig, theils ist auch wohl diese Annahme nicht vollkommen begründet. Sie könnte es nur seyn, wenn sich blos das Angebot vermehrte, während die Nachfrage dieselbe bliebe. Jede größere Vermehrung der Zahlungsmittel belebt aber auch zugleich die Industrie, und bringt damit auch wiederum eine vermehrte Nachfrage nach edlen Metallen hervor, welche das Sinken des Werthes der letzteren wenigstens theilweise wieder

aufheben muß. Wir könnten uns daher mit jener Berechnungsart nicht vollkommen einverstehen.

Uebrigens kommt in letzter Instanz wohl auch auf eine genauere Bestimmung des Grades der eingetretenen Veränderung weniger an, weil sie eine gleichmäßige allgemeine Erhöhung des Geldpreises aller andern Güter zur Folge hatte, und daher auf die Sachpreise von keinem Einflusse ist. Aber im allgemeinen hat sie für unsere Untersuchung in so fern Interesse, als sie die etwaigen Veränderungen der Geldpreise des Getreides erklärt, ohne daß man zu den Wirkungen der Getreidegesetzgebung seine Zuflucht zu nehmen braucht, was nur zu falschen Schlüssen über die Wirkungen derselben während gewisser Perioden führen müßte.

Zu 4.

Gleichen Einfluß üben auch besonders Veränderungen in dem bestehenden Münzfuße und in dem Münzwesen auf die Geldpreise des Getreides, wie auf die Preise aller übrigen Güter in dem Lande aus, in welchem sie stattfinden. Dahin gehören Abänderung des gesetzlichen Münzfußes, Vermehrung der umlaufenden Metallmünzen über den Bedarf der Circulation hinaus; Vermehrung der umlaufenden Münzmasse durch Papiergeld bis über diesen Punkt hinaus; Eindrängung schlechter und geringhaltiger Münzsorten, wodurch der bestehende gesetzliche Münzfuß faktisch aufgehoben wird; Entwerthung des umlaufenden Papiergeldes, kurz alles und jedes, was geeignet erscheint den Werth der Münzen als solcher zu verändern. Zwar können solche Veränderungen auch in einer Steigerung bestehen, wie z. B. bei der Rückkehr von einem verdorbenen Münzfuße zu einem schwereren; letzteres ist jedoch nur eine seltene Ausnahme, die Regel ist eine Verschlechterung, daher wir auch vorzüglich die darauf hinwirkenden verschiedenen Ursachen allein aufgezählt haben.

Auch in diesem Falle läßt sich der Grad der Werthab- oder Zunahme nur dann, wenn gesetzliche Aenderungen des Münzfußes eintreten, mit einiger Zuverlässigkeit angeben, oder wenn das Papiergeld sich von dem Stande des baaren Geldes, oder des Geldpreises der edlen Metalle, losreißt. Für alle übrigen Fälle bedient man sich zwar ebenfalls der Formel, die zu Bestimmung des Unterschieds des Werthes der edlen Metalle

für alle würde unſere reiche Geſchichte die entſprechenden Stoffe liefern. Aber es fehlt uns noch an ergreifenden Schilderungen ſowohl der rühmlichen wie der unrühmlichen Zeiten unſerer Geſchichte. Was wir davon beſitzen, iſt wenig in Vergleich mit dem, was andere Völker, beſonders die Engländer, aus ihrer Geſchichte benützt haben. Viele unſerer Dichter erzählen ſogar mit Vorliebe fremde Stoffe und vernachläſſigen gänzlich die vaterländiſchen. Man ſcheint vergeſſen zu haben, daß die Poeſie jedes Volkes, ſofern ſie einmal in einer beſtimmten Sprache und in keiner andern, und in einer beſtimmten Denk- und Gefühlsweiſe und keiner andern ſich entwickelt, auch nothwendig von Nationalſtolz, wenigſtens von tiefer Sympathie für das Nationelle und Vaterländiſche durchdrungen ſeyn ſoll, weil ihr ſonſt das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und die ſelbſtſtändige Haltung und Würde fehlt. Die Toleranz gegen andere Völker, das Intereſſe für alles Fremde, die alles umfaſſende Humanität, der weltbürgerliche Sinn und Enthuſiasmus verdienen den ſchönen Ruhm, den ſie ſo oft anſprechen, doch nur dann, wenn der Vaterlandsliebe zuerſt ihr Recht geworden. Tugenden dagegen, die nur auf Koſten der Vaterlandsliebe ausgeübt werden, ſind keine Tugenden mehr.

Strengwiſſenſchaftliche Geſchichte ſtudirt das größere Publikum nicht. Heldengedichte ſind in unſerer Zeit immer ſeltener geworden und wenig beliebt, weil ſie faſt ausſchließlich nur mattere Nachahmungen der beſſern alten ſind, die aus einer Zeit ſtammen, in der es noch keinen Roman gab. Das Drama hat viele hiſtoriſche, auch patriotiſche Stoffe verarbeitet und dadurch, wie namentlich Schiller beweiſt, große Wirkung hervorgebracht; allein ſeine Form iſt zu eng für umfangreichere Gemälde, wie Raupachs Hohenſtaufen beweiſen. Der Roman hingegen eignet ſich vollkommen, größere Bilder aus unſerer Geſchichte aufzufaſſen und das Publikum dadurch zu erheben, zu befeuern. Wir denken uns Romane, worin uns Zeiten großen Ruhms und der bis zu den Extremen Europas ausgedehnten Herrſchaft deutſcher Nation lebendig dargeſtellt wären, und wieder ſolche, die uns die Zeiten des Verfalls, des Unglücks und der Niederlagen und deren Urſachen enthüllten. Zwar hat die Tieck-Fouqué'ſche Romantik uns ſehr glänzende Gemälde des deutſchen Mittelalters entworfen, doch laſſen ſich deren noch andere denken, worin weniger das hierarchiſch-ariſtokratiſche Element und

in zwei verſchiedenen Perioden gewöhnlich angewendet zu werden pflegt, aber mit eben ſo geringem Erfolge. Zwar läßt ſich die in einem Lande zu zwei verſchiedenen Perioden umlaufende Münzmaſſe mit etwas größerer Genauigkeit als die ganze Maſſe der edlen Metalle auf der Erde berechnen, dagegen liegt die Schwierigkeit hier beſonders darin, den Bedarf des Umlaufes feſtzuſtellen. Theils kann derſelbe in den beiden zu vergleichenden Perioden an ſich ein ſehr verſchiedener ſeyn, theils kann er in der einen Periode langſamer, in der andern ſchneller von Statten gehen, wonach in jener Periode, bei demſelben Verkehre, größere Summen dazu erfordert werden als in dieſer. Es fehlt alſo auch in dieſer Beziehung an den zu Gewinnung eines richtigen Reſultates erforderlichen Unterlagen.

Für eine Unterſuchung wie die vorliegende muß man ſich daher ſolchen Falles mit bloßen allgemeinen Andeutungen zufrieden ſtellen.

Zu 5.

Auch der Krieg kann auf manchfache Weiſe Anlaß zu einer Veränderung der Getreidepreiſe geben, ſey es daß während deſſelben eine größere Nachfrage nach Getreide entſteht, oder daß ſich zeitweiſe das Angebot vermindert, weil viel Getreide zerſtört, verwüſtet oder die Beſtellung der Felder gehindert wird, oder endlich, daß er für den Fall des Bedarfes die Getreidezufuhr aus andern Ländern hindert. Die zuerſt erwähnten vier Fälle treten nur bei feindlichen Einbrüchen ein, wenn die feindlichen Armeen, als neu hinzutretende Conſumenten, den Verbrauch vermehren, Saaten und Vorräthe vernichten oder zerſtören, und die Feldbeſtellung hindern. In dieſer Lage iſt England, wenigſtens in der zweiten Hälfte der zu betrachtenden Periode gar nicht mehr geweſen; es hat ſeine Kriege blos auswärts geführt und Flotten und Armeen in fremde Länder entſendet.

Hat es nun dieſe auch verpflegt, und wären ſelbſt, wie doch nicht wahrſcheinlich iſt, alle dazu nöthigen Getreidevorräthe aus England nachgeſendet worden, ſo würde doch dadurch die Nachfrage nach Getreide in England nicht vermehrt worden ſeyn. Matroſen und Soldaten gehörten ja früher eben auch den engliſchen Getreideconſumenten an, und der ganze Unterſchied beſtand blos darin, daß die Lebensmittel, die ſie früher in England

verbraucht hatten, ihnen nach ihrer Entfernung in andere Länder dorthin nachgeſchickt werden mußten. Dies berechtigt zu der Annahme, daß die geführten Kriege an ſich wenig oder gar keinen Einfluß auf die Preiſe der Lebensmittel durch vermehrte Conſumtion gehabt haben dürften. Wohl aber zeigen ſich Beiſpiele ihres Einfluſſes durch Erſchwerung der Zufuhr, die wir ſeines Ortes näher betrachten wollen.

Zu 6.

Einen Haupteinfluß auf die vorübergehenden Schwankungen der Getreidepreiſe übt dagegen die Witterung aus, ſofern ſie die Haupturſache mittlerer, guter und ſchlechter Ernten iſt, und daher von ihr die Menge des erzeugten Getreides abhängt. Mit der Vermehrung oder Verminderung dieſer Menge ſteigen und fallen die Preiſe. Doch treten bei dem Getreide einige ganz beſondere und eigenthümliche Erſcheinungen ein, die von den für die Bewegung der Preiſe gewöhnlich angenommenen Regeln etwas abweichen und daher um ſo mehr eine kurze Erörterung verdienen, als ſie auch auf die Bildung eines richtigen Urtheiles über die gegenwärtig vorliegende Frage von mannichfachem Einfluſſe ſind.

Auch hier pflegt man gewöhnlich ſo zu rechnen: wenn eine Ernte mit einem Ertrage von 4,000,000 Quartern einen Preis von 40 Sch. für das Quarter gewährt, ſo muß eine Ernte von 3,000,000 Quartern, bei der ¼ des früheren Ertrages fehlt, folgerecht den Preis um ¼ d. h. auf 50 Schillinge hinauftreiben, und eben ſo muß bei einem um ſo viel höheren Ertrage der Preis um ¼, d. h. bis auf 30 Sch. herabfallen. Indeſſen ſtehen einer ſolchen Berechnung augenfällig mehrere Bedenklichkeiten entgegen.

Zuerſt iſt es nicht der Geſammtertrag der Ernte, welcher am Markte ausgeboten wird, ſondern nur derjenige Theil derſelben, welcher nach Abrechnung des eigenen Bedarfs der Landwirthe für ihre Wirthſchaft und für die Ausſaat noch übrig bleibt. Dieſer Bedarf bleibt in guten, mittleren und ſchlechten Jahren derſelbe. Es kommt wenig darauf an wie hoch wir ihn berechnen, das Reſultat bleibt immer, daß in guten Jahren mehr, in ſchlechten Jahren weniger an den Markt kommt, als das Verhältniß des Bruttoausfalles der Ernte ausmacht. Nur die Quantität, welche wirklich an den Markt kommt, bildet das Angebot, und übt als ſolches ſeinen Einfluß auf den Preis aus.

Wenn wir für die Aussaat und die Wirthschaft der Landleute $^1/_3$ des Bruttoertrages der mittleren Ernte, die wir auf 4,000,000 Quarter gesetzt haben, oder 1,333,333 Quarter rechnen, so ergibt sich, daß nach Abzug desselben, bei einer Ernte

von 4,000,000 Q. an den Markt kommen, 2,666,666 Q.
„ 5,000,000 „ „ „ „ „ 3,666,666 „
„ 3,000,000 „ „ „ „ „ 1,666,666 „

so ergibt sich, daß sich am Markte der Ausfall der schlechten und der Ueberschuß der guten Ernte zu der mittleren Ernte nicht wie $^1/_4$, sondern etwa wie $^{10}/_{36}$ verhält. Dies allein würde, wenn auch weiter kein Einfluß wirksam wäre, die Preise höher hinauf oder tiefer hinabtreiben als um den vierten Theil. Es kommt aber in jedem dieser Fälle noch ein anderer, auf den Preis wirkender Moment dazu.

Getreide ist keine Waare, die über den eigentlichen Bedarf gekauft wird; es läßt sich nicht gut lange aufbewahren, oder allzuweit transportiren. Ist daher das Angebot überwiegend, und kann besonders der Verkäufer, wie in England, wegen der hohen Gestehungskosten das Getreide ohne Prämie nicht mit Vortheil ausführen, so muß er den Verkauf beeilen, damit er sein Getreide los wird, ehe es Schaden leidet. Im Falle eines größeren Ueberflusses wird daher nicht nur die ausgebotene Menge größer, sondern das Ausgebot wird auch dringender, während die Nachfrage sich gleichbleibt und sogar, weil sie der Befriedigung zu allen Zeiten gewiß ist, eher weniger dringlich wird. Die Folge davon kann daher leicht die seyn, daß sich die Preise um mehr als um $^{10}/_{36}$ niedriger stellen. Tritt dagegen, nach der obigen zweiten Annahme, ein Ausfall ein, so sucht jeder Consument mit dem unentbehrlichen Bedürfnisse sich bald möglichst zu versehen, um dasselbe nicht etwa später zu noch höheren Preisen erkaufen oder wohl ganz entbehren zu müssen. Die Nachfrage wird daher bei vermindertem Angebote viel dringlicher und muß sonach nothwendig den Preis um mehr als um die fehlenden $^{10}/_{36}$ hinauftreiben, während bei andern weniger nothwendigen Waaren ein solches Verhältniß weniger stark wirken kann.

In England, wo man alles berechnet, hat daher schon vor langen Zeiten Gregor King, ein berühmter Rechenmeister, es

versucht, das Steigen der Preise nach Verhältniß des Ausfalles folgendermaßen zu bestimmen. Wenn an dem gewöhnlichen Ertrage der Ernte

fehlt $^1/_{10}$ so steigt der Preis um $^3/_{10}$
" $^2/_{10}$ " " " " " $^6/_{10}$
" $^3/_{10}$ " " " " " $1^2/_{10}$
" $^4/_{10}$ " " " " " $2^8/_{10}$
" $^5/_{10}$ " " " " " $4^3/_{10}$.

Kann auch diese Berechnung im Ganzen nur als ein sehr unzuverlässiger Versuch betrachtet werden, so ist doch dies wenigstens anzuerkennen, daß sie im Allgemeinen auf Grundsätzen beruht, denen man die Zustimmung nicht versagen kann.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir zu der eigentlichen Erörterung unseres Gegenstandes übergehen. Wir werden zu dem Ende von 1436, in welchem Jahre der erste Grund zu der heutigen englischen Getreidegesetzgebung gelegt wurde beginnen und dieselbe in allen ihren Hauptveränderungen verfolgen, um zu sehen, welchen Einfluß sie etwa in den einzelnen Perioden ausgeübt haben möge. Zu diesem Ende werden wir die jedesmaligen Weizenpreise, so weit es möglich ist, angeben und die Veränderungen, welche die Münze erlitten hat, so wie die jedesmalige Ein- und Ausfuhr von Weizen oder Getreide, unter welchem in der Getreidegesetzgebung außer dem Weizen auch noch Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen und Bohnen verstanden werden, bemerken. Freilich sind die aufzufindenden Thatsachen, vorzüglich in Bezug auf die erste Periode, sehr mangelhaft.

Erste Periode.

Von dem Jahre 1436 bis zu dem Jahre 1660.

Wir haben bereits bemerkt, daß im Jahre 1436 die bis dahin verbotene Getreideausfuhr erlaubt wurde, sobald der Preis für das Quarter Weizen nicht 6 Sch. 8 Den. und für das Quarter Gerste nicht 3 Sch. 4 Den. erreichte. Damals wurde das Pfund feines Silber, welches seit 1816 in 66 Schillingen ausgebracht wird, zu 30 Schillingen ausgebracht. Nach dem Feinsilbergehalte sind also 6 Sch. 8 Den. der damaligen Währung genau gleich 14 Sch. 8 Den. des gegenwärtigen Geldes. Im Jahre 1463 wurde die früher unbedingt erlaubte

Einfuhr fremden Getreides verboten, ſo lange das Quarter Weizen den Preis von 6 Sch. 8 Den., und das Quarter Gerſte den Preis von 3 Sch. 4. Den. in England nicht erreicht hatte; erſt von dieſem Punkte an wurde ſie freigegeben.

Der Getreidehandel im Innern war, wie bereits bemerkt wurde, eben ſo gut wie der Transport des Getreides aus eine Provinz in die andere verboten. Noch im Jahre 1550 wurde durch das 5. und 6. Statut Eduards VI. wider den Getreidehandel verordnet, daß jeder, der Getreide kaufen würde, in der Abſicht es wieder zu verkaufen, als ein ungeſetzlicher Aufkäufer betrachtet, das erſtemal mit zwei Monaten Gefängniß und um den Betrag des Kaufpreiſes, das zweitemal mit ſechs Monaten Gefängniß und um den doppelten Betrag des Kaufpreiſes beſtraft, das drittemal aber an den Schandpfahl ausgeſtellt, ſo lange es dem König belieben würde in das Gefängniß geſetzt werden und all ſein Hab und Gut verlieren ſollte. Zwar ſollten im Nothfalle Licenzen zum Getreidehandel ertheilt werden, aber nur auf die Autorität dreier Friedensrichter hin.

Der Münzfuß war unterdeſſen immer leichter geworden und im Jahre 1552 wurde feſtgeſetzt, daß 60 Schillinge aus dem Pfunde feinen Silbers geſchlagen werden ſollten. Vielleicht geſchah es in Folge dieſer Münzverringerung mit, daß im Jahre 1562 die Getreideausfuhr, ſo lange der Preis für das Quarter Weizen 10 Sch. und der Preis für das Quarter Gerſte 6 Sch. 8 Den. nicht überſchritte, erlaubt und dagegen die Getreideeinfuhr bis zu dieſem Punkte verboten wurde. Im Jahre 1571 wurde bei der Ausfuhr ein Ausgangszoll von 2 Sch. 6 Den. für das Quarter Weizen, und von 1 Sch. 4 Den. für das Quarter von allen andern Getreideſorten angeordnet; auch wurde die Umwandlung der angebauten Felder in Weideland auf das ſtrengſte verboten und die Licenzen zum Kornhandel ſollten nicht mehr von den Friedensrichtern abhängen, ſondern nur in den alle Vierteljahre ſtattfindenden Gerichtsſitzungen ertheilt werden.

Von dieſer Zeit an wurden die Normalpreiſe des Weizens, bis zu welchen die Ausfuhr erlaubt, die Einfuhr aber verboten war, ziemlich ſchnell erhöht. Es beſtimmte ſie das 35. Statut der Königin Eliſabeth Kap. 7 S. 8 im Jahr 1593 auf 20 Sch.;

das 1. Statut des Königs Jakob I. Kap. 25 S. 36. im Jahr 1604 auf 26 Sch.; das 21. Statut des Königs Jakob I. Kap. 28 S. 36 im Jahr 1623 auf 32 Sch.; eine Ordonnanz von Cromwell vom Jahre 1656 auf 40 Sch.

Fragen wir nun nach dem Einflusse, den die Getreidegesetzgebung in dieser Periode auf den Ackerbau und auf die Getreidepreise ausgeübt hat, so läßt sich leider aus Mangel an ausreichenden und zuverläßigen Nachrichten über diese Periode nur sehr wenig sagen.

Jakob hat über die Weizenpreise aus jener Periode nur folgende Notizen, denen wir die Münzveränderungen- und die Reduktion beigefügt haben, sammeln können.

Jahrgang.	Münzfuß. 20 Sch. aus 1 Pfd. Silber.	Preis des Quarters.		Reducirter Preis auf die gegenwärtige Zeit.	
		Gr.	Den.	Gr.	Den.
1120		2		6	7⅛
1197		18	8	61	7⅛
Zwischen 1213 niedrgstr.	Preis	1	6	4	11⅞
bis 1216 höchster		6		19	9⅝
1223		12		39	7⅛
1237		3	4	11	
1243		6		19	9⅝
1244		6		19	9⅝
1246		16		52	9⅝
1247		13	4	44	
1257		24		79	2⅝
1258		40		132	
1270		96		316	9⅝
1270	zuletzt	128		422	2⅝
1286	im Anfange	2	8	8	9⅝
1286	später	10		52	9⅝
1287		3	4	11	
1288		2	6	4	11⅞
1289		2		6	7⅛
1290		16		52	9⅝
1294		16		52	9⅝
1295		2	6	8	3

Jahrgang.	Münzfuß. 20 Sch. aus 1 Pfd. Silber.	Preis des Quarters.		Reducirter Preis auf die gegenwärtige Zeit.	
		Gr.	Den.	Gr.	Den.
1299		1	8	5	6
1302		4		13	2⅔
1309		7	2	23	7⅓
1310		8		26	4⅔
1311		6		19	9⅓
1312		4	5½	14	8
1313		5	9½	15	8
1314		5	1	16	9⅓
1315	vor der Ernte	7	3	23	10⅓
1315	nach der Ernte	20		66	
1316		40		132	
1317	vor der Ernte	44		145	2½
1317	nach der Ernte	14		46	2⅔
1324		6		19	9⅓
1325		5	5	17	10½
1326		4	9	15	8⅓
1327		3	10	13	8⅔
1328		3		9	10⅓
1329		9		29	8⅔
1346	aus 1 Pfd. Silber werden 22½ Sch. geschlagen.				
1349		2		5	9⅓
1351		6	8	19	3⅓
1359		29	2	83	3⅓
1361		2		5	9⅓
1369		20		57	9⅓
1379		4		11	6⅔
1387		2		5	9⅓
1390		16	8	48	1⅓
1401		16		46	2⅔
1406		3	4	9	7⅓
1412	aus 1 Pfunde Feinsilber werden 30 Sch. geschlagen.				
1417		16		35	2⅔
1423		8		12	7⅓
1434		26	8	58	8
1434	nach der Ernte	5	4	10	8⅓

Jahrgang	Münzfuß. 30 Sch. aus 1 Pfd. Silber.	Preis des Quarters		Reducirter Preis auf die gegenwärtige Zeit.	
		Sh.	Pc.	Sh.	Pc.
1436		6	8	14	8
1439		26	8	58	8
1440		24		52	9⅗
1444		4	4	9	6⅘
1447		8		17	7⅕
1449		5		11	
1451		8		27	7⅕
1453		5	4	11	8⅘
1459		5		11	
1463		2		4	2⅘
1463		1	8	3	8
1464		6	8	14	8
1464	aus dem Pfd. feinen Silbers werden 36½ Sch. geschlagen.				
1484	aus dem Pfd. feinen Silbers werden 45 Sch. geschlagen.				
1486		21	8	36	1⅘
1491		14	8	21	5⅕
1494		4		5	10⅘
1496		4		5	10⅘
1497		20		29	3
1499		4	6	6	7⅕
1504		5	8	8	11⅘
1518	aus dem Pfd. feinen Silbers werden 48 Sch. geschlagen.				
1521		20		27	6
1551		8		11	
1552	aus dem Pfd. feinen Silbers werden 60 Sch. geschlagen.				
1553		8		8	9⅗
1557	vor der Ernte	53	4	58	8
1557	nach der Ernte	5		5	1⅗

Aus diesen Tabellen, so unvollkommen sie auch immer seyn mögen, sieht man wenigstens so viel, daß in den Anfängen dieser Periode die größten Verschiedenheiten und die ungeheuersten Schwankungen der Preise stattgefunden haben, wie sie in der Gegenwart gar nicht mehr vorkommen.

Fragen wir nun nach den Ursachen derselben, so liegt wohl so viel am Tage, daß die Getreidegesetze den geringsten Einfluß

darauf ausgeübt haben können, theils weil bei der notorischen Ohnmacht aller Regierungen jener Zeit ihre Vollstreckung jedenfalls sehr mangelhaft war, theils weil der Preis, zu dem die Ausfuhr verboten und die zollfreie Einfuhr erlaubt war, so niedrig gestellt wurde, daß sich Schwankungen, die oft das drei- und vierfache desselben erreichten, daraus lediglich nicht erklären lassen. Nur auf die zuweilen ganz niedrigen Preise in dem Anfange der Periode mag bis 1436 das Verbot der Getreideausfuhr eingewirkt haben, während die Einfuhr ganz frei war. Bei der noch ganz dünnen Bevölkerung mußte nothwendig durch gute Ernten ein sehr großer Ueberschuß entstehen, der dann, weil er nicht ausgeführt werden durfte, nur zu den gedrücktesten Preisen Absatz finden konnte. Der besondere Moment der Dringlichkeit des Angebotes, dessen wir oben gedacht haben, mußte dann ganz vorzüglich wirksam seyn.

Bei schlechten Ernten dagegen konnten die bestehenden Gesetze über den Getreidehandel, und das Verbot Getreide aus einer Provinz in die andere zu schaffen, nur von den nachtheiligsten Folgen auf die Erhöhung der Preise seyn, und es läßt sich dann, besonders wenn etwa wegen gleichmäßiger schlechter Ernten in den Nachbarstaaten keine Zufuhren aus denselben stattfanden, wohl erklären wie die Preise zu der Höhe emporsteigen konnten, die sie in einzelnen Jahren, z. B. 1258, 1270 und 1317 erreicht haben. Allerdings wissen wir, daß 1258 eine große Hungersnoth herrschte, während der viele Menschen starben, und daß im Jahre 1270 die Noth so hoch gestiegen war, daß nach Fleetwood Eltern die eigenen Kinder aus Mangel an Lebensmitteln verzehrt haben sollen. Allein die eigentlichen Ursachen derselben sind unbekannt, mögen aber unstreitig auch noch in andern Verhältnissen als in der Getreidegesetzgebung gelegen haben.

Ein Durchschnittspreis für die ganze Periode läßt sich wegen der großen Lücken in den Angaben nicht ziehen, nur von 1309 bis 1329 sind mehrere Jahrgänge, fünfzehn an der Zahl, nahe beisammen. Bringt man davon die Preise der drei theuersten und der drei wohlfeilsten Jahre in Abschlag, weil sie vermuthlich nur die Folgen außerordentlich guter oder außerordentlich schlechter Jahre waren, so ergibt sich für die übrigen neun Jahre der

Durchschnittspreis von 6 Sch. 3 Den. für das Quarter Weizen. Da nun im Jahr 1436 der mittlere Preis desselben zu 6 Sch. 8 Den. angenommen wurde, so scheint zwischen beiden Perioden keine große Veränderung eingetreten zu seyn. In Bezug auf den Einfluß der während dieses Zeitraumes eingetretenen Münzveränderungen läßt sich, aber allerdings eben auch nicht mit vollständiger Gewißheit annehmen, daß sie auch auf die Getreidepreise in etwas wirksam gewesen seyn mögen, wenn diese Wirkungen auch bei dem damals noch herrschenden gänzlichen Mangel an Kenntniß der Natur des Geld- und Münzwesens, nur erst spät und schwach sich gezeigt haben dürften.

Dagegen ist der Einfluß des durch die Entdeckung und Ausbeutung der reichen amerikanischen Bergwerke endlich auch in England entstandenen Ueberflusses an edlen Metallen und des aus demselben hervorgehenden Sinkens ihres Werthes nicht zu verkennen. Der mittlere Preis des Weizens wurde, wie bereits oben bemerkt worden ist,

1562 auf 10 Sch.
1593 auf 20 Sch.
1604 auf 26 Sch.

bestimmt, während der Gehalt der Münzen diese ganze Periode hindurch sich völlig gleich geblieben ist. Nimmt man nun weiter an, daß während dieser ganzen Zeit in England vollkommene Ruhe und Ordnung herrschte, daß der Ackerbau von der Königin Elisabeth ganz besonders befördert und unterstützt wurde, und sich als Hauptbeschäftigung des Volkes ganz ungestört entwickeln konnte, während die Bevölkerung noch immer sehr langsam stieg, so ist wohl in diesen schnellen Erhöhungen des durchschnittlich angemessenen Geldpreises des Weizens der Einfluß des gesunkenen Werthes der edlen Metalle auf denselben nicht zu verkennen, und dürfte, da eine andere sichtliche Ursache dieser schnellen und starken Bewegung nicht ersichtlich vorliegt, als die Hauptveranlassung derselben anzusehen seyn.

Es hatte indessen bei dieser Erhöhung noch nicht sein Bewenden, sondern der mittlere Durchschnittspreis des Weizens wurde

1623 auf 32 Sch. und
1656 auf 40 Sch.

mehr das nationelle hervorgehoben wäre. Die Zeiten großer Calamität entbehren noch weit mehr guter Darsteller. Die Reformation faſt gänzlich. Welcher Dichter wäre hier der Größe ſeines Gegenſtandes jemals gleichgekommen! Tromlitz, der Wouvermann des dreißigjährigen Kriegs, malt vortrefflich die Reiter und ihre Roſſe, aber in die Tiefe der Politik ſteigt er mit aller Kühnheit nicht hinab. Welche treffliche Romane ließen ſich nicht über das Zeitalter Ludwigs XIV. vom Standpunkt des Unglücks aus ſchreiben, das er über Deutſchland gebracht hat. Zu geſchweigen der noch jüngern Zeiten.

Allein zwei Umſtände werden wohl noch lange der Realiſirung unſerer Wünſche im Wege ſeyn, einmal die Bequemlichkeitsliebe derer, welche friſchweg hiſtoriſche Romane aus dem Ermel ſchütteln, ohne die Geſchichte ſtudirt zu haben, und ſodann die falſche und unbehülfliche Politik, die den Patriotismus ſo lange künſtlich unterdrückt hat, bis ſein gewiß weit gefährlicheres Gegentheil den Deutſchen gleichſam zur andern Natur geworden iſt.

Zweitens wäre dem hiſtoriſchen Roman ein mehr welthiſtoriſcher Lapidarſtyl zu wünſchen. Wenigſtens ſollte derſelbe die Grundzüge enthalten, möchte dann auch die Genremalerei mit dem Gekräuſel ihrer Haarſtriche das Uebrige thun. Wenn einmal ein Roman hiſtoriſch genannt wird, ſollte darin auch das Schickſal eines ganzen Volkes oder eines bedeutenden Helden das Hauptintereſſe bilden, und nicht das Schickſal eines jungen Ritters oder Offiziers und ſeiner Geliebten, wie dies noch in den meiſten Romanen der Fall iſt. Es gibt keine Helden in Privatangelegenheiten, iſt ſchon eine alte Lehre. Abenteuer einer Perſon genügen nicht, wo die Thaten und Leiden eines Volkes geſchildert ſeyn ſollen. Wir wollen keineswegs, daß ſich der Dichter blind an den Geſchichtſchreiber halten ſolle; allein es wird immer verlangt werden müſſen, daß er ſeine Freiheit nur benütze, um noch ſtärkere, nicht ſchwächere Effekte hervorzubringen, wie der Geſchichtſchreiber. Jener kann das Auge bezaubern, das Herz fortreißen, wo dieſer nur zum Verſtande ſpricht. Der Dichter aber darf ſeine Farbeneffekte nicht an Nebendingen verſchwenden, er muß ſein ſtärkſtes Licht auch auf die wichtigſten Scenen und Perſonen fallen laſſen.

Drittens könnte wohl auch noch mehr in Naturſchilderungen geleiſtet werden. Ritters Erdkunde beſchämt die Romanliteratur

beſtimmt. Auch darauf noch mag das fortgehende Sinken des Werthes der edlen Metalle ſeinen Einfluß geäußert haben; indeſſen bleibt der Grad dieſes Antheils etwas zweifelhafter. Kurz vor der erſten Erhöhung war die auch für England nicht ohne Einfluß gebliebene Kipper und Wipperzeit mit ihren großen Münzverſchlechterungen eingetreten und der zweiten Erhöhung waren die langjährigen und verwüſtenden bürgerlichen Kriege in England vorhergegangen, in denen auch der Ackerbau ſehr gelitten hatte. Beide Ereigniſſe konnten nicht wohl ohne Einfluß auf die Getreidepreiſe bleiben und hatten daher ohne allen Zweifel auch ihren guten Antheil an der eingetretenen Erhöhung derſelben.

Ueber die Bevölkerung Englands während dieſer Periode wiſſen wir nur etwa ſo viel, daß ſie im Jahre 1500 zu 3,800,000 Seelen angenommen, und im Jahre 1700 auf 5,475,000 Seelen geſchätzt wurde, welches einen Zuwachs von etwa 45% nachweiſt. Allerdings iſt dadurch die Nachfrage nach Getreide ebenfalls vermehrt worden, und es mag auch dieſer Umſtand nicht ganz ohne Einfluß auf die Getreidepreiſe geblieben ſeyn. Doch fanden auch, beſonders ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, bedeutende Verbeſſerungen des Ackerbaues in England ſtatt. Die Anfänge des Kartoffelbaues und mehrerer anderer Wurzel- und Knollengewächſe fallen in dieſe Periode, und es breitete ſich vorzüglich der Anbau der Futterrübe ſehr bald und ſehr ſchnell aus. Die Viehzucht konnte auf dieſe Weiſe ſehr ausgedehnt werden, man erzielte mehr Dünger und mittelſt deſſelben auf der gleichen Oberfläche viel mehr Getreide als früher, ſo daß das Statut der Königin Eliſabeth, welches verbot Felder in Weideland zu verwandeln, als nicht mehr angemeſſen, zwar nicht ausdrücklich aufgehoben, thatſächlich aber nicht ferner beachtet wurde. Natürlich wurde durch dieſe Verbeſſerung des Ackerbaues auch ein großer Theil der Wirkungen der mit der ſteigenden Bevölkerung ſteigenden Nachfrage nach Getreide durch die ſteigende Produktion deſſelben wieder aufgehoben.

Endlich fingen ſich in dieſer Periode auch allerhand Keime der Induſtrie an zu entwickeln, und die im Jahre 1651 erſchienene Navigationakte legte den Grund zu der großen Schifffahrt und Handelsthätigkeit, die ſich ſpäter in England in ſo hohem

Grade entwickelt hat und ihrerſeits die Grundlage des hohen Aufſchwunges der engliſchen Induſtrie und der ſtarken Vermehrung der Bevölkerung geworden iſt.

Zweite Periode.

Von dem Jahre 1660 bis zu dem Jahre 1689.

Mit der im Jahre 1660 erfolgten Reſtauration des Hauſes Stuart auf den engliſchen Thron beginnt eine neue Epoche für die Entwickelung der engliſchen Getreidegeſetzgebung. Karl II. brauchte Geld und wollte ſich den Grundbeſitz geneigt machen. Er legte alſo ſtarke Zölle auf das eingehende Getreide, die nach gewiſſen Abſtufungen fielen. Er erleichterte aber auch den Getreidehandel im Innern. Die ganze Geſetzgebung, die er in dieſen Richtungen zu Stande brachte, enthält folgende Beſtimmungen.

1. Ueber die Aus- und Einfuhr.[1]

Bis zu dieſer Periode waren 40 Sch. der Preis geweſen, bis zu welchem die Ausfuhr des Getreides erlaubt, die Einfuhr aber gänzlich verboten geweſen war. Karl II. aber geſtattete durch ſein 15tes Geſetz die Ausfuhr ſo lange, bis der Preis für das Quarter Weizen 48 Sch. noch nicht überſtiegen hatte, und durch ſein 22ſtes Geſetz gab er ſie ganz und gar frei und ließ nur zu ſeinen Gunſten eine Abgabe von 1 Sch. für das Quarter Weizen, von 4 Den. für das Quarter Hafer und von 6 Den. für das Quarter der übrigen Getreideſorten erheben.

Die Einfuhr wurde gleichfalls freigegeben. Doch wurde das eingehende Getreide mit nach den Preiſen verſchiedenen Eingangszöllen belegt, nach folgenden Abſtufungen.

Der Zoll betrug von

Weizen bis zu 44 Sch., 21 Sch. 9 Den. vom Quarter.
von 44 bis zu 53 Sch. 4 Den., 17 Sch. „ „
von 53 Sch. 4 Den. bis 80 Sch., 8 Sch. „ „
von 80 Sch. an, 1 Sch. 4 Den. „ „

[1] Ueber die darauf bezüglichen, in jener Periode ergangenen Vorſchriften herrſchen bei den namhafteſten Schriftſtellern Lücken und ſelbſt Widerſprüche. Wir geben ſie nach Adam Smith, der ſie ausführlich anführt, und zu deſſen Lebenszeit jenes Syſtem, bis 1773, noch immer galt.

Roggen bis zu 36 Sch., 19 Sch. 10 Den. vom Quarter.
von 36 Sch. bis zu 40 Sch., 16 Sch. 8 Den. „ „
von 40 Sch. an, 1 Sch. „ „
Gerſte bis zu 28 Sch., 19 Sch. 10 Den. „ „
von 28 Sch. bis zu 32 Sch., 16 Sch. „ „
von 32 Sch. an, 1 Sch. „ „
Bohnen bis zu 28 Sch., 19 Sch. 10 Den. „ „
von 28 Sch. bis zu 40 Sch., 16 Sch. 8. Den. „ „
von 40 Sch. an, 1 Sch. „ „
Erbſen bis 40 Sch., 16 Sch. „ „
von 40 Sch. an, 9½ Den. „ „
Hafer bis zu 16 Sch., 5 Sch. 10 Den. „ „
von 16 Sch. an, 9½ Den. „ „

II. Ueber den Getreidehandel.

In Bezug auf den Getreidehandel wurde durch das 15. Geſetz Karls II. Kap. 7:

1) das Verbot des Transportes des Getreides aus einer Provinz Englands in die andere aufgehoben und

2) der Handel mit Getreide, ſo lange der Preis des Weizens noch nicht 48 Sch. überſchritten hatte, freigegeben; nur durfte es innerhalb der nächſten drei Monate nach dem Kaufe nicht wieder auf demſelben Markte verkauft werden.

Auf dieſe Weiſe geſchahen während dieſer Periode ſehr wichtige Schritte in Bezug auf die Getreidegeſetzgebung, von denen beſonders die den Getreidehandel im Innern betreffenden Beſtimmungen als groſſe und wohlthätige Fortſchritte betrachtet werden müſſen. Dagegen war der Handel mit auswärtigem Getreide, welches einmal in England eingeführt war, nach andern Ländern oder, wie die Engländer ſolchen Handel nennen, »the carrying trade.« nicht möglich, weil die Einfuhrzölle damals gleich bei dem Eingang erlegt werden mußten und bei der Ausfuhr nicht zurückerſtattet wurden.

Die durchſchnittlichen Preiſe für das Quarter Weizen ſtellten ſich während dieſer Periode folgendergeſtalt:

Jahrgang.	Preis
1660	2 Pf. St. 10 Sch. 2¼ Den.
1661	3 „ 2 „ 2¼ „
1662	3 „ 5 „ 9¼ „

Jahrgang.	Preis.					
1663	2	Pf. St.	10	Sch.	8	Den.
1664	1	„	16	„		
1665	2	„	3	„	10½	„
1666	1	„	12	„		
1667	1	„	12	„		
1668	1	„	15	„	6½	„
1669	1	„	19	„	5	„
1670	1	„	17	„	½	„
1671	1	„	17	„	4	„
1672	1	„	16	„	5½	„
1673	2	„	1	„	5½	„
1674	3	„	1	„	½	„
1675	2	„	17	„	5½	„
1676	1	„	13	„	9½	„
1677	1	„	17	„	4	„
1678	2	„	12	„	5½	„
1679	2	„	13	„	4	„
1680	2	„				
1681	2	„	1	„	5½	„
1682	1	„	19	„	9½	„
1683	1	„	15	„	6½	„
1684	1	„	19	„	1½	„
1685	2	„	1	„	5½	„
1686	1	„	10	„	2½	„
1687	1	„	2	„	4½	„

Kriege gab es in dieser Periode blos zwei und zwar beide mit den Holländern. Der erste begann 1664 und wurde 1667 durch den Frieden zu Breda beendigt; der zweite begann im Jahre 1672 und fand im Jahre 1674 in dem Frieden von Westminster seinen Schluß. Der erste dieser Kriege, wobei Parlament und Nation aus Handelsneid den König unterstützten, wurde lebhaft, aber nicht ganz glücklich für England geführt; eine holländische Flotte drang unter Ruyter in die Themse ein und verbrannte viele englische Schiffe zu Chatam. Der zweite, in welchem sich Karl II. gegen den Willen der Nation und des Parlaments mit Ludwig XIV. gegen die Holländer verbunden hatte, konnte nur schläfrig betrieben werden. Es fehlte

dem Könige an dem nöthigen Gelde und das Parlament zeigte sich zu Bewilligungen so wenig geneigt, daß es den König vielmehr zu Unterzeichnung des Friedens zu Westminster nöthigte.

Das Fallen des Werthes der edlen Metalle mochte um diese Zeit so ziemlich seine Endschaft erreicht haben, die Zunahme der Bevölkerung konnte in einem so kurzen Zeitraume kaum einen bemerkbaren Einfluß auf das Steigen der Preise des Getreides geäußert haben, und in dem Münzfuße, wie in dem Münzwesen war eben so wenig eine besondere Veränderung vorgekommen. Sonach bleiben für diese Periode nur noch Krieg, gute oder schlechte Ernten und die Getreidegesetze übrig, welche Einfluß auf die Getreidepreise derselben gehabt haben können.

Was nun den ersten lebhaft und unglücklich geführten Krieg mit den Holländern von 1661 bis 1667 betrifft, so fallen in denselben beinahe die niedrigsten Preise der ganzen Periode. Der höchste Preis ist 43 Sch. 10⅓ Den.; der Durchschnittspreis für alle vier Jahre 35 Sch. 11¼ Den. während der Durchschnittspreis für die unmittelbar vorhergehenden vier Friedensjahre sich auf 57 Sch. 2⅝ Den. und für die ganze Periode auf 42⅛ Sch. berechnet. Daraus dürfte sich zur Gnüge herausstellen, daß dieser Krieg gar keinen Einfluß auf die Getreidepreise ausgeübt hat oder daß reichliche Ernten denselben weit überwogen haben müssen.

Sollte man nicht daraus folgern dürfen, daß, wenn in dem ganz ohne Nachdruck geführten zweiten Kriege von 1672 bis 1674 sich der Durchschnittspreis etwas höher, nämlich auf 46⅓ Sch. stellt, auch hiebei weniger der Krieg als schlechte Ernten in Wirksamkeit gewesen seyn möchten? Bedeutende Armeen und Flotten waren nicht ausgerüstet, besondere Abgaben dazu nicht erhoben worden; eben so wenig hatte die Zufuhr aus dem Auslande Hindernisse erfahren. Es fehlte also an allen den Umständen, welche möglicher Weise während eines Krieges auf die Getreidepreise Einfluß haben können. Daher möchten wir um so eher glauben, daß die in denselben fallenden höheren Getreidepreise auf Rechnung schlechter Ernten oder der Getreidegesetze zu nehmen seyn dürften, als der höchste Preis schon in das Jahr, in welchem der Frieden geschlossen wurde, fällt und das darauf folgende Jahr den immer noch sehr hohen Preis von 57 Sch. nachweist.

Die Getreidegeſetzgebung, indem ſie die Einfuhr fremden Getreides bei gewöhnlichen Preiſen nur gegen ſehr hohe Zölle, und nur bei höheren Preiſen gegen niedrigere Zölle verſtattet, kann doch nur die Wirkung haben fremde Concurrenz, wenigſtens ſo lange bis die Getreidepreiſe im Inneren ſehr hoch geſtiegen ſind, abzuhalten; die innere Concurrenz und ihre Wirkung bleibt natürlich von ihnen ganz unberührt und die Preiſe des im Innern erzeugten Getreides bewegen ſich nach dem Verhältniſſe des Vorrathes zu der Nachfrage. Bei reichlichen Ernten können daher die Getreidepreiſe ſehr ſinken, ohne daß die Getreidegeſetze, ſofern ſie nur, wie in dieſer Periode bereits der Fall war, die Ausfuhr erlauben, dieſem Sinken den mindeſten Einhalt zu thun vermögen. Dagegen können die Getreidegeſetze bei eintretendem Mangel allerdings die Veranlaſſung werden, daß die Getreidepreiſe, wegen der auf die Einfuhr des fremden Getreides gelegten hohen Zölle, im Innern höher ſteigen, als der Fall ſeyn würde, wenn das fremde Getreide nur erſt mit dem hohen Zolle belaſtet und ſomit vertheuert in Concurrenz mit dem engliſchen Getreide treten kann. Sind nun die Umſtände ſo, daß der Ausfall der Ernte in England nicht ausreicht, ſo würden, wenn das fremde Getreide zollfrei oder zu niedrigem Zolle einginge, die Getreidepreiſe in England, weil die Concurrenz eher beginnen könnte, gar nicht ſo hoch ſteigen, als dies bei hohen Zöllen nothwendig der Fall ſeyn muß. Darauf beſchränkt ſich der Einfluß der Getreidegeſetzgebung in England während der damaligen Periode. Gewiß hat ſie auf die höheren Preiſe derſelben eingewirkt, aber eben ſo gewiß iſt, daß ſie ſehr niedrige Preiſe nicht gehindert, am allerwenigſten aber zu bewirken vermocht hat, daß das Getreide den angenommenen Normalpreis ſtetig behauptet hat.

Während dieſer ganzen Periode von 28 Jahren hat der Preis für das Quarter Weizen nur in vier Jahrgängen den Preis von 53 Sch. 4 Den., und nur in 8 Jahrgängen den Preis von 48 Sch. überſchritten; in den übrigen 20 Jahrgängen iſt 43 Sch. 10½ Den. der höchſte Preis, den er erſtiegen hat. Vierzehn Jahre hindurch bewegten ſich die Weizenpreiſe zwiſchen 30—39 Sch. und im Jahre 1687 fielen ſie gar bis auf 22 Sch. herab.

Erwägen wir, daß bis zu 44 Sch. der Eingangszoll auf das Quarter Weizen 21 Sch. 9 Den. betrug, so läßt sich wohl bemessen, daß in den 20 Jahren dieser Periode, in welchen der Weizenpreis 44 Sch. nicht erreichte, wegen des hohen Zolls gar keine Weizeneinfuhr möglich gewesen ist. Während dieser ganzen Zeit ist demnach die Getreidegesetzgebung ohne Einfluß auf die Getreidepreise geblieben und man kann annehmen, daß, da während dieser Zeit auch der Getreidehandel im Innern nach den gesetzlichen Bestimmungen frei war, kein anderes Element als die Witterung, so fern sie den besseren oder schlechteren Ausfall der Ernte bestimmt, auf die Getreidepreise und ihre Schwankungen eingewirkt haben könne.

Es bleibt sogar zweifelhaft, ob die Getreidegesetzgebung in den vier Jahren, in welchen sich die Getreidepreise zwischen 48 Sch. und 53 Sch. 4 Den. bewegten, merklichen Einfluß darauf geäußert habe. Der Eingangszoll betrug bis dahin immer noch 17 Sch. und es wird wenigstens nicht viel fremdes Getreide zu Deckung des Ausfalles erforderlich gewesen seyn.

Dagegen möchte in den vier Jahren, in welchen die Getreidepreise den Satz von 53 Sch. 4 Den. überschritten und bis auf 57 Sch., 61 Sch., 62 Sch. und 65 Sch. anstiegen, an einem bedeutenden Antheile der Getreidegesetze an diesem Steigen wohl nicht zu zweifeln seyn, wenn auch schlechte Ernten den ersten Impuls dazu gegeben haben mögen.

Dritte Periode.

Von dem Jahre 1688 bis zu dem Jahre 1773.

Die niedrigen Getreidepreise der Jahre 1686 und 1687 hatten den Landwirthen Englands große Verluste zugezogen. Als daher im Jahre 1686 Wilhelm und Maria den englischen Thron bestiegen, ließen sie es ihr erstes Geschäft seyn, etwas zur Unterstützung des Ackerbaues zu thun. Unstreitig waren reichliche Ernten die Ursache dieser niedrigen Preise, bei denen jede Einfuhr fremden Getreides, da der Zoll allein beinahe die Höhe der Preise erreicht hätte, unmöglich wurde. Durch Zölle oder Einfuhrverbote war in diesem Falle nicht zu helfen; man mußte vielmehr suchen den Vorräthen im Innern Abzug zu verschaffen. Die Getreidegesetzgebung, wie sie sich unter dem Könige Karl II.

ausgebildet hatte, wurde daher im Bezug auf die Einfuhr und die dabei auferlegten Zölle vollkommen beibehalten. Auch die allgemeinen Bestimmungen über die Ausfuhr wurden nicht geändert. Zu Ermunterung der Ausfuhren wurden jedoch Prämien verwilligt und zwar

5 Sch. für das Quarter Weizen, so lange der Preis in England nicht über 48 Sch. stieg;

2 Sch. 6 Den. für das Quarter Gerste, so lange der Preis in England nicht über 24 Sch. stieg;

3 Sch. 6 Den. für das Quarter Roggen, so lange der Preis in England nicht über 32 Sch. stieg;

2 Sch. 6 Den. für das Quarter Hafer, so lange der Preis in England nicht über 15 Sch. stieg.

Mit diesem Zusatze blieb die englische Getreidegesetzgebung von 1688 bis 1773 ganz unverändert in Wirksamkeit.

Um nun die etwaigen Folgen derselben auf Getreidebau und Getreidepreise zu erforschen, werden wir eine nach den Kriegs- und Friedensepochen abgetheilte Uebersicht der Weizenpreise während dieser ganzen Periode, so wie eine von 1697 beginnende Uebersicht der Weizeneinfuhr und Ausfuhr aus und nach England beifügen und sodann zu weiteren Erörterungen über die muthmaßlichen Ursachen der Preisschwankungen übergehen.

Jahrg.	Preis. Pf. St.	Sch.	Den.	Krieg oder Frieden.	Ausfuhr. Quarter	Einfuhr. Quarter
1688	2	—	10½	Krieg.		
1689	1	6	8			
1690	1	10	9½			
1691	1	10	2½			
1692	2	1	5½			
1693	3	—	1½			
1694	2	16	10½			
1695	2	7	1½			
1696	3	3	1½			
1697	2	13	4		14,699	400
Zehnjähriger Durchschnittspreis 2 Pf. St. 5 Sch. ½ Den.						
1698	3	—	9	Friede v. Ryswick.	6,857	845
1699	2	16	10½		557	486

Jahrg.	Preis. Pfd.	Sch.	Den.	Krieg oder Frieden.	Ausfuhr. Quarter	Einfuhr. Quarter
1700	1	15	6¾	Krieg.	49,056	5
1701	1	13	5¾		98,324	1
Durchschnittspreis 2 Pfd. St. 6 Sch. 8 Den.						
1702	1	6	2¾	Krieg.	90,230	
1703	1	12	—		166,615	50
1704	2	1	4		90,313	2
1705	1	6	8		96,185	
1706	1	3	1¾		188,332	77
1707	1	5	4		74,155	
1708	1	16	10¾		83,406	86
1709	3	9	9¾		169,680	1552
1710	3	9	4		13,924	400
1711	2	8	—		76,949	
1712	2	1	2¾		145,191	
Durchschnittspreis 2 Pfd. St.						
1713	2	5	4	Friede v. Utrecht	176,227	
1714	2	4	9		174,821	16
1715	1	18	2¾		100,490	
1716	2	2	8		75,926	
1717	2	—	7¾		22,954	
1718	1	14	6¾		71,800	
1719	1	11	1¾		127,762	20
1720	1	12	10¾		83,084	
1721	1	13	4		81,633	
1722	1	12	—		178,880	
1723	1	10	10¾		157,720	
1724	1	12	10¾		245,865	148
1725	2	3	1¾		204,413	12
1726	2	—	10¾		142,183	
1727	1	17	4		30,315	
1728	2	8	5¾		3,817	74,374
1729	2	1	7¾		18,997	40,315
1730	1	12	5¾		93,971	76

Jahrg.	Preis. Pfd.	Sch.	Den.	Krieg oder Frieden.	Ausfuhr. Quarter.	Einfuhr. Quarter.
1731	1	9	2½	Friede v. Utrecht.	130,025	4
1732	1	3	8½		202,058	
1733	1	5	2½		427,199	7
1734	1	14	6½		498,196	6
1735	1	18	2½		153,343	9
1736	1	15	10½		118,170	16
1737	1	13	9½		461,602	32
1738	1	11	6½		580,596	2
1739	1	14	2½		279,542	5423
Durchschnittspreis 1 Pf. St. 15 Sch. 10½ Den.						
1740	2	5	1½	Krieg.	54,390	7568
1741	2	1	5½		45,417	40
1742	1	10	2½		293,260	1
1743	1	2	1		371,431	2
1744	1	4	5½		231,984	2
1745	1	14	8		324,839	6
1746	1	10	11½		130,646	
1747	1	2	1		266,907	
1748	1	12	10½		543,087	385
Durchschnittspreis 1 Pfd. St. 11 Sch. 6½ Den.						
1749	1	12	10½	Friede v. Aachen.	629,049	382
1750	1	8	10½		947,602	279
1751	1	14	2½		661,416	3
1752	1	17	2½		429,279	
1753	1	19	8½		299,609	
1754	1	10	9½		356,270	
Durchschnittspreis 1 Pfd. St. 13 Sch. 11½ Den.						
1755	1	10	1	Krieg.	237,466	
1756	2	—	1½		102,752	5
1757	2	13	4		11,545	141,562
1758	2	4	5½		9,234	20,353
1759	1	15	3		227,641	162

Die Wiſſenſchaft hat den Schleier der Göttin von Sais gelüftet, und einen Reichthum von Naturerhabenheit und Schönheit enthüllt, welche die kühnſte Phantaſie der Dichter noch kaum geahndet hatte. Selbſt die in neuerer Zeit immer häufiger werdenden Reiſen fordern die Dichter auf, fleißigere und genialere Landſchaftsmaler zu werden. Wir ſtellen nicht in Abrede, daß es deren gibt, und beſonders unter den engliſchen Romantikern; allein die Natur iſt unermeßlich reicher, als die Dichter bisher waren. Hier iſt noch viel zu thun. In den deutſchen Romanen fällt beſonders häufig die Unbekanntſchaft des Dichters mit der Lokalität der Scenen auf, die er ſchildert. Er erzählt Geſchichten, die in Italien, in Spanien, in Amerika ſpielen; aber er war nie dort, er hat kaum ein paar Reiſebeſchreibungen geleſen; es fällt ihm nicht ein, nur einmal den Blick von den handelnden Perſonen hinweg auf die Natur zu werfen, oder er begeht dabei ſchülerhafte Fehler gegen die phyſiſche Geographie. Und wie viel Schönes in der Natur unſers Vaterlandes iſt noch unbeſchrieben!

Endlich kann der hiſtoriſche Roman ſeinen Reiz und Werth verdoppeln, wenn er etwas von dem philoſophiſchen in ſich aufnimmt, d. h. wenn er nicht bloß auf Begebenheiten und romantiſche Scenerie, ſondern auch auf die religiöſen und Culturverhältniſſe der Zeiten achtet, die er zu ſchildern unternimmt. Thomas Moore hat in dieſem Sinn einen vortrefflichen Roman „der Epikuräer“ geſchrieben, der uns in die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums zurückverſetzt und uns den Conflict der neuen Lehre mit der ältern griechiſchen Philoſophie und mit den ägyptiſchen Myſterien vor das Auge bringt. In ähnlicher Art hat Tieck in ſeinem unvollendeten Cevennenkriege den Contraſt der katholiſchen und reformirten Anſicht aufs Lebendigſte dargeſtellt. Aus dieſen Beiſpielen wird hinlänglich klar werden, was wir meinen. Wer Zeiten ſchildert, die von Ideen aufgeregt waren, ſoll auch in dieſe Ideen eingehen und uns zeigen, wie ſie ſich in den Kämpfen der Zeit, auf der eigenthümlichen Bildungsſtufe der Zeit und nach der Verſchiedenheit des Standes, der Jahre, des Geſchlechts und des Temperaments modificirten. Er ſoll uns mitten in den Streit verſetzen und auf das Intereſſe deſſelben das größte Gewicht legen, nicht auf Abenteuer, die dabei nur Nebenſache ſind. Auch in Darſtellungen minder bewegter Zeiten wird die Rückſicht auf deren Meinungen dem

Jahre	Preis pr. St.	Sch.	Den	Krieg oder Frieden.	Ausfuhr. Quarter.	Einfuhr. Quarter.
1760	1	12	5¾	Krieg.	393,614	3
1161	1	6	9¾		441,956	
1762	1	14	8		295,385	56

Durchschnittspreis 1 Pfd. St. 17 Sch. 1¾ Den.

Erster Friede von Paris.

1763	1	16	1¾	429,538	72
1764	2	1	5¾	396,857	1
1765	2	8	—	167,126	104,547
1766	2	3	1¾	164,939	11,020
1767	2	17	4	5,071	497,905
1768	2	13	9¾	7,433	349,268
1769	2	—	7	49,892	4,378
1770	2	3	6¾	75,449	34
1771	2	10	8	10,089	2,510
1772	2	18	8	6,959	25,474
1773	2	10	1¾	7,037	56,847
1774	2	15	1¾	15,928	289,149

Durchschnittspreis 2 Pfd. St. 8 Sch. 11¾ Den.

Geben wir nun in nähere Erörterungen über die verschiedenen Veranlassungen ein, welche während dieser Periode auf die Weizenpreise eingewirkt haben können, so muß zuerst erwogen werden, daß die zu Anfang derselben eingeführte Ausfuhrprämie ein in der Getreidegesetzgebung neu erschienener Moment ist, welcher nicht ohne Einfluß auf den Stand der Getreidepreise bleiben konnte. Ueber die Art dieser Wirkung und den Grad derselben sind die Ansichten getheilt. Die Einen glauben, sie wirke fortwährend auf Vertheuerung der Getreidepreise, die Andern meinen, ihre Wirkung höre auf, sobald die Preise eine solche Höhe erreicht hätten, daß die Prämie nicht mehr gegeben werde, d. h. also für den vorliegenden Fall, sobald das Quarter Weizen in England den Preis von 48 Sch. überstiegen hat.

Wir möchten uns, so viel sie auch auf den ersten Anblick für sich zu haben scheint, dennoch nicht so unbedingt für die zweite Meinung entscheiden.

Man muß immer dabei stehen bleiben, daß die sogenannten

Durchschnittspreise, wie sie in diesen Uebersichten gegeben sind, nicht das ganze Jahr hindurch stattgehabt haben, sondern nur als das mittlere Ergebniß der das ganze Jahr hindurch stattgehabten Preisschwankungen anzusehen sind. Daraus folgt nun die Möglichkeit, daß die Preise nach einer reichlichen Ernte im Anfange des darauf folgenden Jahres so niedrig gestanden haben können, daß die Prämie bezahlt wurde und in Verbindung mit andern Umständen, z. B. mit zufälligen höheren Preisen in den Nachbarländern, sehr ansehnliche Weizenausfuhren veranlassen kann, weil dabei wegen der Prämie größerer Vortheil ist, als bei dem Verkauf im Inland. Diese Ausfuhren, die vielleicht eben nur wegen der Prämie Gewinn bringen, müssen natürlich den Vorrath im Innern des Landes bedeutend vermindern. Denken wir uns nun weiter, daß nachdem anfangs ganz günstiges Wetter war, gegen den Beginn der nächsten Ernte entschieden ungünstiges Wetter eintritt und daß die nächste Ernte auch wirklich schlecht ausfällt, so reicht dann der durch die Ausfuhren so sehr verminderte Vorrath im Innern nicht mehr für den Bedarf hin. Die Preise steigen dann; sie steigen so, daß der Preis von 48 Sch. für das Quarter Weizen überschritten wird und die Prämie in Wegfall kommt. Aber wirkt sie nicht dessenungeachtet noch fort, so weit sie früher die Veranlassung der großen Verminderung des vorhandenen Vorrathes war, der sich ohne ihren Einfluß nicht so weit gemindert und daher die Preise niedriger gehalten haben würde?

Eben so wenig aber läßt sich behaupten, daß die Prämie stets diesen Effekt habe oder auch nur daß sie stets auf Erhöhung des Preises wirken müsse, so lange sie gegeben wird, d. h. so lange der Preis des Weizens 48 Sch. nicht übersteigt. Sie könnte z. B. nicht wirken, wenn der Preis desselben in den Nachbarländern so niedrig wäre, daß es selbst unter Hinzurechnung der Prämie bei der Ausfuhr noch vortheilhafter wäre das Getreide in England selbst zu verkaufen.

In beiden Beziehungen kann die Prämie als indirekte Wirkung auch wohl die Folge gehabt haben, daß sie bei dem durch sie erweiterten Markte für das englische Getreide und bei der dadurch wohl im gewöhnlichen Leben entstandenen Ansicht, daß sie den Oekonomen unbedingte und fortwährende Gewinne bringe, neue Kapitalien dem Ackerbaue zugewendet und somit auf die

Ausbreitung deſſelben gewirkt haben mag. Der eigentliche Grad ihrer Wirkſamkeit möchte ſich indeſſen auch nur approximativ für die einzelnen Perioden auf keinen Fall ermitteln laſſen. Aus den mitgetheilten Ueberſichten der Einfuhr und Ausfuhr erhellt nur ſo viel, daß mit Ausnahme einzelner muthmaßlich ſchlechter Jahrgänge, der Jahre 1728, 1729 und 1757, bis zu dem Jahre 1764 die Einfuhr des Weizens in England durchaus ganz unbedeutend war, während die Ausfuhr bis zu jener Zeit fortwährend und in ſtarkem Verhältniſſe zugenommen hat. Iſt nun in der gleichen Zeit die Volksmenge Englands eben auch gewachſen und muß ſich dadurch der Verbrauch bedeutend vermehrt haben, ſo geht doch nichts deſtoweniger aus der bis dahin ſehr ſtark zunehmenden Ausfuhr hervor, daß der Ackerbau um dieſe Zeit größere Fortſchritte gemacht haben müſſe als die Bevölkerung, da trotz des vermehrten Verbrauchs im Inlande, dennoch eine viel ſtärkere Quantität Weizen ausgeführt werden konnte. Die Urſache dieſer Erſcheinung dürfte großentheils in der Ausfuhrprämie zu ſuchen ſeyn, die durchſchnittlich unſtreitig die Ausfuhr vermehrt haben muß.

Was ſonſt gegen die Zweckmäßigkeit der Ausfuhrprämie erinnert worden iſt, geht uns hier nichts an, da ſie gegenwärtig abgeſchafft iſt und es nur darauf ankommt ihren Einfluß auf die Getreidepreiſe und den Ackerbau zu erklären, nicht zu unterſuchen, in wiefern ſie in ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung im Allgemeinen nachtheilig wirke oder nicht.

Werfen wir nun nach dieſer allgemeinen Vorbemerkung einen Blick auf die einzelnen Abſchnitte dieſer Periode, ſo zerfällt ſie in vier Kriegs- und vier Friedensperioden, die folgende Durchſchnittspreiſe liefern

Erſte Kriegsperiode	2	Pfd. St.	5	Sch.	—	Den.
Zweite „	2	„	—	„	—	„
Dritte „	1	„	11	„	6½	„
Vierte „	2	„	6	„	6½	„
Erſte Friedensperiode	2	„	6	„	8	„
Zweite „	1	„	15	„	10½	„
Dritte „	1	„	13	„	11½	„
Vierte „	2	„	10	„	2½	„

Die Preiſe ſind ſich ſonach ziemlich gleichgeblieben und es

möchte daraus zu schließen seyn, daß auch während dieser Periode die Kriege einen bemerklichen Einfluß auf die Getreidepreise in England nicht ausgeübt haben mögen.

In dem Münzfuße ist während dieses Zeitraumes keine Veränderung vorgekommen. Wohl aber waren die umlaufenden Münzen zu Anfang desselben äußerst abgenutzt, so daß in den Jahren 1696 und 1697 eine allgemeine Umschmelzung derselben erfolgen mußte, und die erst im Jahre 1694 errichtete Bank von England in große Verlegenheit kam und ihre Noten bis 20% verloren. Dieser Umstand mag nicht ganz ohne Einfluß auf die hohen Preise gewesen seyn, welche der Weizen von 1693—1699 erreichte. Dann wurde die Ordnung im Münzwesen wiederhergestellt und ist während dieser Periode nicht weiter gestört worden. Der Werth der edlen Metalle soll nach dem Beginne des 18. Jahrhunderts wegen sehr zunehmender Ausbeute aus den amerikanischen Bergwerken etwas gefallen seyn. Indessen bemerkt man in den Getreidepreisen Englands keine Spur davon, sey es nun weil die beginnende starke Zunahme der Industrie Englands durch vermehrten Bedarf die Wirkung der vermehrten Produktion wieder aufgehoben hat, oder weil in England Gold das Hauptzahlungsmittel war, welches, da die amerikanischen Bergwerke vorzüglich nur Silber lieferten, von der Vermehrung desselben und ihren Folgen nicht betroffen wurde.

In Bezug auf gute und schlechte Ernten muß bemerkt werden, daß nach allen noch vorhandenen Nachrichten die Witterung in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts seit 1692 so anhaltend schlecht und ungünstig war, daß dieser Zeitraum sprüchwörtlich die sieben unfruchtbaren Jahre genannt wurde, ein Umstand, der hinlänglich zu erkennen gibt, daß schlechte Ernten den Hauptantheil an den hohen Preisen jener Jahrgänge gehabt haben dürften. Deßhalb wurde auch im Jahre 1699 die Getreideausfuhr auf 9 Monate verboten, und es wurden in diesem Jahre überhaupt nur 557 Quarter Weizen ausgeführt. In den hohen Preisen der Jahre 1709 und 1710 mögen in der Hauptsache zwei Momente die Veranlassung gewesen seyn. Zuerst war der Sommer von 1708 schon kalt und schlecht gewesen; im Jahr 1709 aber fiel so viel Regen, daß

das Ergebniß auf 26½ Zoll berechnet wurde, während man annimmt, daß in gewöhnlichen Jahrgängen nur 19½ Zoll Regen in England fällt. Die Ernte war also schlecht. In Frankreich aber war die Ernte eben so schlecht, und die Preise standen eben so hoch. Es fand daher wegen der Prämie in diesem Jahre eine sehr starke Weizenausfuhr nach Frankreich statt, die bei der ohnedies schlechten Ernte in England den Vorrath dort noch weiter vermindern und die Preise natürlich noch höher hinauf treiben mußte. In der Eröffnungsrede des Parlaments beklagte sich auch die Königin über diese nachtheilig gewordene Ausfuhr, und die Getreideausfuhr wurde für ein Jahr verboten. Uebrigens erhellt aus der Uebersicht der Aus- und Einfuhr der Jahre 1708—1710, daß während dieser ganzen Zeit nicht mehr als 2038 Quarter Weizen eingeführt worden sind, daß also die Ernte dennoch einen für England ausreichenden Ertrag gegeben hatte. Der Ausfall und die dadurch erhöhten Preise möchten daher noch mehr der durch Prämien und hohe Preise in Frankreich begünstigten starken Ausfuhr, wodurch ein großer Theil des englischen Getreides nach Frankreich ging, als dem ungünstigen Wetter zuzuschreiben seyn.

Von da an zeigen die Preise nur auf gewöhnliche Jahrgänge hin. Nur die Jahre 1728 und 1729 deuten, theils in dem etwas höheren Preise, theils in der starken Einfuhr, theils endlich in einer 1728 durch das Parlament zeitweise verfügten Erleichterung der Getreideeinfuhr bis zur nächsten Sitzung auf schlechte Ernten hin.

Die Jahre 1730—1740 zeigen lauter niedrige Durchschnittspreise, die auf gute Ernten schließen lassen. Den niedrigsten Durchschnittspreis zeigt das Jahr 1732 mit 23 Sch. Von da ab steigt der Preis wieder etwas und es ist wahrscheinlich, daß die sehr starken Ausfuhren der Jahre 1733 und 1734 darauf eingewirkt haben mögen.

Der harte Winter von 1740 trieb die Preise wieder in die Höhe. Bald aber sanken sie, trotz des Krieges und trotz fortwährender sehr starker Ausfuhren, auf die niedrigste Stufe herab, bis sich in den Jahren 1756, 1757 und 1758 wiederum höhere Preise zeigen. In den Jahren von 1749—1755 hatten sehr starke Getreideausfuhren nach Frankreich und dem Süden Europas

stattgefunden, welche gleichzeitige Schriftsteller theilweise auf Rechnung der Ausfuhrprämie setzen wollen. Die Witterung der Jahre 1756–1757 war schlecht und es entstand nun ein Mangel, der sich in dem 1756 am Ende des Jahres erlassenen Ausfuhrverbote und in der starken Getreideeinfuhr des Jahres 1757 ausspricht. Dann aber fielen die Preise wieder und blieben niedrig bis zu dem Ende des Krieges.

Mit dem Jahre 1764 aber zeigten sich wieder höhere Preise und der Weizen hielt sich bis zum Ausgange dieser Periode fortwährend über 40 Sch. Auch begann mit diesem Jahre eine Einfuhr, die nicht mehr aufgehört hat, sondern immer gestiegen ist, und die Ausfuhren wurden dagegen geringer.

Die erste Veranlassung dazu gab wohl allerdings die nach dem Zeugnisse aller Zeitgenossen während dieses Zeitraums höchst ungünstige Witterung in England. Zugleich aber beginnt in diesem Zeitpunkte bereits der Aufschwung, den die englische Industrie, zunächst durch die Erfindung der Spinnmaschinen nahm. Die Bevölkerung fing an sich immer stärker zu vermehren; die Nachfrage nach Getreide stieg und es mußte, um dem Bedarfe zu genügen, immer mehr neues Land angebaut werden. Dadurch stiegen natürlich die Produktionskosten und dieses Steigen konnte unmöglich auf die Preise des Getreides ohne Einfluß bleiben. Der Landwirth entschloß sich nur dann dazu, wenn ihm der Stand der Getreidepreise noch Aussicht auf einen Gewinn darbot.

Mit diesem Aufschwunge der Industrie und mit der Zunahme der industriellen Bevölkerung entstanden indessen auch neue Interessen und die Regierung hatte neue Rücksichten zu nehmen. So lange der Ackerbau die Hauptbeschäftigung in England bildete, galt es nur für seine Erweiterung zu sorgen und ihn möglichst zu beschützen, und die Maßregeln, die man dazu für geeignet hielt, fanden keinen Widerstand, wenn sie auch zuweilen erweislich dahin abzweckten, das Getreide bei höheren Preisen zu erhalten. Mit der starken Zunahme der industriellen Klassen entstand ein ganz entgegengesetztes Interesse; die ihr Angehörigen litten unter den höheren Preisen der Lebensmittel und fingen bald an die Getreidegesetzgebung, der allein die Schuld der höheren Preise beigemessen wurde, anzugreifen. Die

Regierung, bei welcher die Grundherren den größten Einfluß hatten, ſuchte nun zwar beide entgegenſtehenden Intereſſen zu vereinigen, doch immer auf eine Art, welche auf der einen Seite das Getreide bei den Erzeugungskoſten angemeſſenen Preiſen erhalten, auf der andern Seite aber die induſtriellen Klaſſen gegen Uebertheuerung ſchützen ſollte. Beides zugleich iſt ſchwerlich zu erreichen. Darum zeigte ſich nach einer Reihe von Jahren gewöhnlich, daß die dahin abzweckenden Maßregeln den eigentlichen Zweck verfehlen, und man ſah ſich genöthigt zu andern Maßregeln überzugehen. Daraus erklären ſich die verſchiedenen Verſuche, welche ſeit jener Zeit in England gemacht worden ſind, um zu einer ſtabilen Getreidegeſetzgebung zu gelangen, und es erhellt zugleich die Urſache, warum ſie ihre eigentlichen Zwecke zuſammen niemals erreicht haben.

Vierte Periode.

Von dem Jahre 1773 bis zu dem Jahre 1791.

Die eben bezeichneten Rückſichten führten im Jahre 1773 neue Anordnungen in der engliſchen Getreidegeſetzgebung herbei, und das 13. Statut Georgs III. enthält darüber nachſtehende Beſtimmungen:

a) der angemeſſene Preis iſt für Weizen auf 48 Sch., für Gerſte auf 24 Sch., für Roggen, Erbſen und Bohnen auf 32 Sch. und für Hafer auf 16 Sch. geſetzt;

b) bis zu dieſem Punkte bleiben die alten Eingangszölle;

c) iſt dieſer Preis überſchritten, ſo wird mehr nicht als ein nomineller Zoll von 6 Den. für das Quarter Weizen, für die übrigen Getreideſorten verhältnißmäßig erhoben;

d) Getreide zur Wiederausfuhr kann unter allen Umſtänden in England zollfrei eingeführt werden, nur muß es in einem Waarenhauſe, unter dem gemeinſamen Verſchluſſe des Königs und des Eigenthümers aufbewahrt werden;

e) die Getreideausfuhr iſt verboten, ſobald der Preis des Weizens auf 44 Sch., der Preis des Roggens auf 28 Sch., der Preis der Gerſte auf 22 Sch. und der Preis des Hafers auf 14 Sch. ſteigt;

f) die Ausfuhrprämien hören auf für den Weizen mit dem Preiſe von 44 Sch., bei der Gerſte mit dem Preiſe von 22 Sch.,

bei dem Hafer mit dem Preise von 14 Sch. Die Ausfuhrpram. auf Roggen wird von 3 Sch. 6 Den. auf 3 Sch. herabgesetzt und hört auf, sobald der Preis desselben 28 Sch. erstiegen hat.

Diesen Bestimmungen liegt die Tendenz zum Grunde:

1) für den Weizen zum Besten der Landwirthe den Preis von 44—48 Sch., auf welchen Preis er sich seit 1764 ziemlich stetig gestellt hatte, zu erhalten;

2) die industriellen Klassen gegen Theuerung zu sichern:

a) durch verminderte Begünstigung der Ausfuhr, und

b) durch Freigabe der Einfuhr, sobald der Preis 48 Sch. überstiegen haben würde, so wie

3) das, was die Engländer »the carrying trade« nennen, auch in Bezug auf Getreide möglich machen.

Die Getreidepreise und die Aus- und Einfuhr stellten sich während dieser Periode so:

Jahrg.	Preis d. Weizens. Pfd. St.	Sch.	Den.	Krieg oder Frieden.	Ausfuhr. Quarter	Einfuhr. Quarter
1775	2	11	3¹/₄	Krieg.	91,037	560,989
1776	2	2	8		210,664	20,578
1777	2	8	10³/₄		87,686	233,323
1778	2	4	10		141,070	106,394
1779	1	16	1³/₄		222,261	5,039
1780	2	3	1³/₄		224,059	3,915
1781	2	12	5³/₄		103,021	159,866
1782	2	13	9³/₄		145,152	80,695
Durchschnittspreis 2 Pfd. St. 6 Sch. 6½ Den.						
				Zweiter Friede von Paris.		
1783	2	14	2³/₄		51,943	584,183
1784	2	13	9³/₄		89,288	216,947
1785	2	8	—		132,685	110,863
1786	2	2	2³/₄		205,466	51,463
1787	2	5	9³/₄		120,536	591,339
1788	2	9	4		82,971	148,710
1789	2	16	1³/₄		140,014	112,656
1790	2	16	1³/₄		30,892	222,557
1791	2	9	4		70,626	469,056
1792	2	7	1³/₄		300,278	22,417
Durchschnittspreis 2 Pfd. St. 10 Sch. 2³/₄ Den.						

Im Allgemeinen haben die Preise während dieser Periode keine großen Schwankungen erfahren und sind sich im Kriege wie im Frieden ziemlich gleich geblieben, obwohl der in dieselbe fallende nordamerikanische Krieg England einen sehr großen Aufwand verursachte und die Staatsschuld wie die Abgaben so vermehrte, daß erstere von 136,000,000 Pfd. St. auf 246,000,000 Pfd. St. und letztere von 10,000,000 auf 15,000,000 Pfd. St. anstieg. Auch treffen in diesen Zeitraum keine ausgezeichnet schlechte Jahrgänge, und eben so wenig kommen Veränderungen in dem Münzwesen vor. Dagegen stieg in diesem Zeitraume die Bevölkerung schon gar sehr, wie dies das sich mehr und mehr ändernde Verhältniß der Einfuhr zu der Ausfuhr nachweist. Aus den im Jahre 1773 bei Gelegenheit der neuen Getreidegesetzgebung dem Parlamente vorgelegten Papieren ergibt sich, daß um jene Zeit etwa 4,500,000 Quarter Weizen im Lande jährlich verbraucht wurden, während aus den im Jahre 1796 von Lord Hawkesbury dem Parlament übergebenen Urkunden sich für diese Zeit eine jährliche Consumtion von 6 Mill. Quarter Weizen herausstellt. Die Zunahme beträgt also während dieses Zeitraumes 33⅓%.

Gewiß hätte die so vermehrte Nachfrage die Preise des Getreides weit höher hinaufgetrieben, wenn nicht theils die mit 48 Sch. so gut wie frei gegebene Einfuhr, theils eine große Ausdehnung des Ackerbaues in England selbst entgegengewirkt hätten. In welchem Verhältnisse dieser letztere zugenommen habe, zeigt sich daraus, daß in einem dem Parlamente darüber erstatteten Berichte die Zahl der zu Einfriedigung der Ländereien (Bills of inclosure) erlassenen Akten unter der Regierung

der Königin Anna 2, betreffend 1439 Acres,
Georgs I 16, betreffend 17,960 Acres,
Georgs II. 226, betreffend 318,878 Acres,
Georgs III. bis 1796 incl. 1532, betreffend 2,804,197 Acres,

betragen hat, und daß von den letzteren weit der größte Theil in die Jahre von 1773—1791 fällt.

Im Allgemeinen geht daher aus allen Umständen hervor, daß die Getreidegesetzgebung in dieser Periode wenigstens keine besonders ungünstigen Folgen hervorgebracht, am allerwenigsten aber von der Ausdehnung des Feldbaues abgeschreckt hat. Selbst

in den Jahren 1783 und 1784, die wahre Mißjahre waren, stieg der Preis nicht über 48 Sch., weil der mit ihm eintretende ganz niedrige Eingangszoll sofort große Zufuhren möglich machte.

Fünfte Periode.

Von dem Jahre 1791 bis zu dem Jahre 1804.

Der niedrige Preis, zu welchem die Einfuhr des Getreides gegen einen nur noch nominellen Zoll erlaubt war, und der das Steigen der Preise von diesem Punkte an sehr beschränkte, gefiel den Grundbesitzern nicht. Sie erhoben daher immer lautere Klagen und wiesen besonders darauf hin, daß der niedrige Getreidepreis die Ausdehnung des Ackerbaues verhindere, mit der Zunahme der Bevölkerung gleichen Schritt zu halten, so daß England in kurzer Zeit in Bezug auf sein nothwendigstes Bedürfniß in völlige Abhängigkeit von dem Auslande gerathen müsse, wenn man dem Ackerbau nicht größeren Schutz als seither angedeihen lassen wolle. Die Vorstellung der Abhängigkeit, die immer eine gespenstähnliche Wirkung hervorzubringen pflegt, und das parlamentarische Uebergewicht der Grundbesitzer brachten daher im Jahr 1791 bereits bedeutende Abänderungen in der Getreidegesetzgebung Englands hervor. Die neuen Bestimmungen lauten so:

a) der Eingangszoll vom Quarter Weizen wird, so lange der Marktpreis desselben noch nicht 50 Sch. erreicht, auf 24 Sch. 3 Den. bestimmt;

b) von 50 Sch. bis zu 55 Sch. wird der Zoll auf 2 Sch. 6 Den. herabgesetzt;

c) von 55 Sch. an tritt der nur noch nominelle Zoll von 6 Den. ein;

d) bei den übrigen Getreidegattungen treten verhältnißmäßige Erhöhungen ein;

e) die Prämien bleiben unverändert, und die Ausfuhr ist frei, bis der Weizen den Preis von 46 Sch. erreicht hat;

f) das unter des Königs Verschlusse liegende zur Wiederausfuhr bestimmte Getreide kann auch in England verkauft werden, nur muß, so wie es in den inneren Verbrauch übergeht, außer dem Eingangszolle zur Zeit des Verkaufs noch eine besondere

Dichter immer zu empfehlen seyn. Die Charaktere werden dadurch eine Schärfe der Umrisse erhalten, die ihnen das bloße Costum nicht geben kann, denn, wenn der Held denkt und redet, wie wir im neunzehnten Jahrhundert zu denken und zu reden pflegen, so mag er einen Harnisch oder ein Eremitenkleid oder was immer für ein Gewand anhaben, er ist eine bloße Carnevalsmaske. Man muß in dieser Beziehung den Begriff des Costums viel weiter ausdehnen, als bisher geschehen ist. Wir zweifeln nicht, daß dadurch dem historischen Roman eine unerschöpfliche Quelle von neuen Motiven gewonnen werden würde, wenn die Dichter sich nicht bloß in die Aeußerlichkeit, sondern auch in den Geist der Zeiten hineindächten. Wenn man denn doch Abwechslung sucht, was könnte uns mehr mit Neuheit überraschen, als das Zurückversetzen in eine uns ganz fremd gewordene Denk- und Gefühlsweise, die Theilnahme an Interessen und Kämpfen, die einst die Welt so stark bewegten, als sie jetzt von andern bewegt wird, und die uns Geschichtschreiber nicht einmal so deutlich vergegenwärtigen können, wie Dichter. —

Der philosophische Roman, in der weitesten Ausdehnung des Worts, verhält sich zum Roman wie die didaktische Poesie zur Poesie überhaupt. Er will in anmuthigem Gewande belehren. Seine Hauptabsicht ist, Wahrheiten durch poetische Mittel eindringlich zu machen. Auch die historische Form des Romans kann ihm dazu dienen; doch scheint es uns, es sey besser, wenn das historische Interesse vorwalte und nicht sich unterordne. Die Zeit soll mit ihren Meinungen und Ideen dargestellt werden, aber nicht eine willkührliche Meinung sich erst eine historische Einkleidung suchen und die Geschichte gleichsam nach sich modeln. Daher spielen auch die besten philosophischen Romane in der Regel entweder in der Gegenwart, als der nächsten und natürlichsten Heimath der Meinungen, die der Dichter vortragen will, oder in einer frei erschaffenen phantastischen Welt.

In Bezug auf die Form des philosophischen Romans dürfte vorzüglich zu bemerken seyn, daß man sich in neuerer Zeit einer allzugroßen Bequemlichkeit hingibt. Früher kleidete man die Lehren, die man in poetischer Form ertheilen wollte, auf geistreiche Weise in Fabeln, Mährchen, Legenden, Parabeln, Allegorien, die nackte Moral in Beispiele und Handlungen ein, wodurch ihre Absicht kunstvoll versteckt wurde. Das war wirklich poetisch, und in dieser

Waarenhausabgabe von 2 Sch. 6 Den. für das Quarter entrichtet werden.

In dieser Periode stellten sich die Weizenpreise und die Aus- und Einfuhren folgendermaßen:

Jahrgang	Preis. Pfd. St.	Sch.	Den.	Kriegs- oder Friedensperiode.	Ausfuhr. Quarter	Einfuhr. Quarter
1793	2	15	8	Krieg.	76,869	490,398
1794	2	14	—	„	155,048	327,902
1795	4	1	6	„	18,839	313,793
1796	4	—	2	„	24,679	879,200
1797	3	2	—	„	54,525	461,767
1798	2	14	—	„	59,782	396,721
1799	3	15	8	„	39,362	463,185
1800	6	7	—	„	22,013	1,264,520
1801	6	8	6	„	28,416	1,424,766
1802	3	7	2	Friede v. Amiens.	149,304	467,664
1803	2	16	6	„	76,580	373,725

Durchschnittspreis 3 Pfd. St. 1 Sch. 10 Den.

Diese Periode bietet so hohe Durchschnittspreise, daß, besonders wenn man damit die durchweg sehr geringe Ausfuhr in Verbindung bringt, es sehr klar an den Tag tritt, wie die Getreidegesetze in mehreren Jahren derselben allen Einfluß verloren haben müssen, den sie auf die Getreidepreise ausüben können. Diese Wirkungslosigkeit mußte während der vorliegenden Periode jedesmal eintreten, sobald sich die Preise bedeutend über 55 Sch. erhoben und etwa bis 61 oder 62 Sch. dauernd anstiegen, weil von jenem Augenblick an fremdes Getreide nur noch den nominellen Zoll von 1 Den. zu entrichten hatte und daher der Einfuhr desselben keinerlei Hinderniß mehr entgegenstand. Ist nun in der gleichen Zeit auch die Ausfuhr sehr unbedeutend gewesen, und die Ausfuhrprämie wegen der hohen Preise nicht bezahlt worden, so ergibt sich, daß auch dieser Theil der Getreidegesetzgebung keinen Einfluß mehr auf die höheren Preise ausgeübt haben kann.

Sind diese Vordersätze gegründet, so ergibt sich, daß in den fünf Jahrgängen 1795, 1796, 1800, 1801 und 1802, wo der niedrigste Durchschnittspreis 67 Schill. 2 Den. war, die

Getreidegesetze wirkungslos gewesen seyn dürften. Dies ergibt sich ziemlich klar, wenn man dazu bedenkt, daß zu beiden den Durchschnitt bestimmenden Perioden dieser Jahre, am Marientage, wie zu Michael, die Preise immer wenigstens so hoch standen, daß die Einfuhr zu 1 Den. Zoll frei, und die Ausfuhr verboten war. Sie stellten sich so:

	Marientag		Michael.	
	Sh.	Den.	Sh.	Den.
1795	70	11	92	
1796	96	—	64	6
1800	126	—	128	—
1801	177	—	80	—
1802	68	—	66	6

Es war daher zu keiner Zeit die Ausfuhr verstattet, außer gegen besondere Zulassung, die Einfuhr aber das ganze Jahr hindurch so gut wie frei, weßhalb weder durch die Begünstigung jener, noch durch die Erschwerung dieser, so weit beide in den Getreidegesetzen gegründet sind, eine Einwirkung auf die Preise möglich war. Die Veranlassung zu diesen hohen Preisen lag ebenfalls tiefer und läßt sich wegen der Nähe des Zeitraumes noch nachweisen.

In dem Aprilhefte der Agrikultur-Annalen von 1795 schreibt der bekannte Arthur Young: „Der Sommer von 1792 war ungünstig und gewährte nur eine knappe Ernte; der Sommer von 1793 war sehr trocken, so daß die Sommerfrüchte außerordentlich litten und im Jahr 1794 schlug die Ernte fast gänzlich fehl. Ueberdies trat die Ernte von 1794 ganz ungewöhnlich zeitig ein, so daß im nächsten Jahre der ungenügende Vorrath viel eher verzehrt war. Da nun die Ernte von 1795 schlecht war und die von 1796 sich auch nicht gut anließ, so erklären sich die hohen Preise beider Jahre lediglich aus den schlechten Ernten in England. Da nun zu gleicher Zeit auch in Frankreich und Deutschland, wegen eben so schlechter Ernten, die Getreidepreise hoch standen, so konnte auch der mit dem Preise von 55 Sh. eintretende ganz niedrige Zoll nicht mehr wirksam seyn, denn das fremde Getreide kam bedeutend über diesen Punkt hinaus zu stehen, ehe es in London niedergelegt werden konnte. Indessen trugen mehrere Umstände dazu bei, die durch die hohen Preise

in den unteren Klaſſen entſtehende Bedrängniß zu beſeitigen. Die Regierung ließ theils alle mit Getreide beladenen und nach Frankreich beſtimmten Schiffe wegnehmen und nach England führen, wo den Eigenthümern das Getreide reichlich bezahlt wurde, theils ließ ſie, weil die eigenen Kaufleute es wegen der auch dort beſtehenden hohen Preiſe nicht wagen wollten, große Quantitäten von Getreide in den baltiſchen Häfen aufkaufen und verkaufte alles in England in kleinen Portionen. Weiter fiel die Ernte des Jahrs 1796 in England beſſer aus, als man gehofft hatte, und aus dem Auslande kamen reichlichere Zufuhren zu niedrigeren Preiſen. Deßhalb wichen auch 1797 und 1798 in England die Preiſe allmählig wieder zurück."

Doch ſchon der Winter von 17$^{98}/_{99}$, der ſehr kalt war, erregte Beſorgniſſe, und da auch der Sommer ausgezeichnet ſchlecht war, ſo ging gegen das Ende des Jahrs 1799 der Getreidepreis ſtark und ſchnell in die Höhe und ſtand ſchon am 1. Jan. 1800 auf 92 Sch. 7 Den. für das Quarter. Die Ernte des Jahrs 1800 litt ganz ungemein durch anhaltendes Regenwetter, welches in die Zeit der Ernte fiel. Ungeachtet nun das feſte Land beſſere Ernten gehabt hatte, ungeachtet in beiden Jahren ſehr ſtarke Zufuhren von Getreide eingegangen waren, war doch der Preis des Getreides am 1. Jan. 1801

für das Quarter	Weizen	auf	139	Sch.	
„ „ „	Roggen	„	92	„	2 Den.
„ „ „	Gerſte	„	80	„	11 „
„ „ „	Hafer	„	43	„	11 „
„ „ „	Bohnen	„	78	„	7 „
„ „ „	Erbſen	„	84	„	3 „

geſtiegen und der Preis des Weizens erreichte ſogar einmal im Laufe dieſes Jahrs die unerhörte Höhe von 184 Schill. oder 9 Pfd. 4 Sch.

Vergebens bemühte ſich die Regierung die Noth zu erleichtern; vergebens ſetzte ſie Prämien auf die Einfuhr fremden Weizens, wodurch dem Einführenden als Minimum ein Preis von 100 Sch. für das Quarter geſichert wurde; die Zufuhren, ſo ſtark ſie auch waren, reichten nicht aus, um das dringende Bedürfniß zu befriedigen.

Der Jahrgang von 1801 war gut und die Getreidepreiſe

fingen nach der Ernte wieder an herabzugehen; die Jahre 1802 und 1803 lieferten ſo ziemlich gewöhnliche Ernten.

Aus allem dem, was eben geſagt worden iſt, dürfte die Haupturſache des großen Steigens der Preiſe während dieſer kurzen Periode eine für die kurze Zeit ungewöhnliche Menge ſchlechter Ernten geweſen ſeyn. Der Krieg möchte um deßhalb nichts dazu beigetragen haben, weil die Quantität des während dieſer ganzen Periode ausgeführten Getreides unbedeutend iſt, und von der Einfuhr um das Zehnfache überwogen worden iſt. Es hat demnach keine beachtenswerthe Verminderung des im Innern erbauten Getreidevorrathes durch den Krieg ſtattgefunden, und es kann ſomit von dieſer Seite her kein Einfluß auf die Getreidepreiſe möglich geweſen ſeyn.

Eben ſo wenig können die vielen Ausgaben, die der Krieg veranlaßt hat, auf dieſelben eingewirkt haben. Sie gingen auf das feſte Land und die ganze mögliche Wirkung derſelben hätte darin beſtehen können, daß der umlaufende Münzvorrath in England dadurch gemindert und der Werth der Münzen geſteigert worden wäre. Dann aber hätte umgekehrt ein Fallen der Geldpreiſe des Getreides ſtattfinden müſſen.

Eher hätte der im Jahr 1797 eingetretene Schluß der Bank von England, welcher allerdings eine Entwerthung der Banknoten zur Folge hatte, auf die Getreidepreiſe einwirken können. Indeſſen dieſe Entwerthung wurde erſt vom Jahr 1801 ab bemerkbar. Doch mag es ſeyn, daß ſie ſchon 1802 und 1803 den Fall der Preiſe auf den früheren Standpunkt gehindert haben mag. Ihre volle Wirkſamkeit gehört jedoch erſt der nächſten Periode an, bei welcher wir ſie genauer betrachten wollen.

Die ſehr hohen Preiſe dieſer Periode brachten den Landwirthen ſehr große Gewinne, und man ſieht ungefähr an der Zahl der Einfriedigungsbills des nächſten Jahrs, ob die Preiſe höher oder niedriger geweſen ſind. In jenem Falle zieht die Hoffnung auf Gewinn augenblicklich mehr Kapitalien in den Ackerbau. Für die gegenwärtige Periode ſtellt ſich das Verhältniß folgendergeſtalt:

Jahrgang.	Preis des Quarters Weizen. Pfd. St. Sh. Den.	Zahl der Einfriedigungsbills.
1792	2 13	40
1793	2 15 8	60

Jahrgang.	Preis des Quarters Weizen. Pfd. St.	Sch.	Den.	Zahl der Einfriedigungsbills.
1794	2	14	—	74
1795	4	1	6	77
1796	4	—	2	72
1797	3	2	—	85
1798	2	14	—	48
1799	3	15	8	63
1800	6	7	—	80
1801	6	8	6	122
1802	3	7	2	106
1803	2	16	6	104

Aus dieser Uebersicht geht hervor, welche große Kapitalien sich in dem Laufe dieser Periode in den Ackerbau gezogen haben müssen. Die erste Folge dieser Erscheinung ist unstreitig die Erzeugung einer größeren Quantität von Getreide; die zweite aber ist eine Vermehrung der Produktionskosten für den auf den neuangebauten und daher mit größeren Kosten zu bestellenden Feldern erzeugten Zusatz zu der früheren Quantität des Getreides, welche auf die Preise des ganzen Getreides, sobald kein Ueberfluß vorhanden ist, nicht ohne Einfluß bleibt, sondern auch diese erhöht, obwohl sich die Produktionskosten jener Quantität von Getreide nicht erhöht haben. Ist dagegen ein Ueberfluß an Getreide vorhanden, so fallen dennoch die Preise, und das mit höheren Kosten neuangebaute Land kann oft entweder gar nicht mehr oder nur noch mit Schaden angebaut werden.

Je mehr neues Land nun angebaut worden und mit je größeren Kosten diese neuen Kulturen verbunden gewesen waren, um so höher mußte sich der durchschnittliche Erzeugungspreis des Getreides stellen. Mit der seit 1802 eingetretenen Neigung der Preise zum Sinken stellte sich auch die Besorgniß ein, sie möchten unter den Gestehungspreis sinken, und es zeigte sich überhaupt, daß dieser nach den gegenwärtig eingetretenen Verhältnissen mit 50 Sch. zu niedrig angesetzt war. Es lag am Tage, daß der schon mit dem Preise von 50 Sch. eintretende niedrige Zoll von 2 Sch. 6 Den. kein Schutzzoll mehr für den englischen Landwirth war, und die Preise hatten sich bereits so gestellt, daß die in den theuren Jahren urbar gemachten magern Felder nicht mehr

fortbestellt werden, die Pächter, die ihre Pachtungen während der theuren Jahre erneuert hatten, die erhöhten Pachtrenten nicht mehr bezahlen konnten.

Sechste Periode.

Von dem Jahre 1804 bis zu dem Jahre 1815.

Unter diesen Umständen wurde im Jahr 1804 auf Betrieb der großen Grundbesitzer, die an den Pachtgeldern verloren, wieder ein neues Getreidegesetz mit folgenden Bestimmungen erlassen:

a) der Gestehungspreis für das Quartier Weizen ward in England auf 63 Sch. berechnet und daher festgesetzt, daß fremder Weizen, bis der Preis in England die Höhe von 63 Sch. erreicht haben würde, nur gegen den einem Verbote gleichen Eingangszoll von 24 Sch. 8 Den. in England eingeführt werden dürfe;

b) so lange der Marktpreis des Weizens in England 63 Sch. überstiege, und 66 Sch. noch nicht erreichte, sollte der Zoll für fremden Weizen auf 2 Sch. 6 Den., von 66 Sch. an aber auf 1 Den. herabgesetzt werden;

c) bei der Durchschnittsberechnung sollte die frühere Eintheilung Englands in zwölf Distrikte abgeschafft und die Durchschnittsberechnung für ganz England gezogen werden. Letzteres wurde jedoch bald wieder abgeschafft und die frühere Einrichtung beibehalten.

Die ganze Veränderung bestand also in einer zu Gunsten des Ackerbaus unternommenen Erhöhung der Getreidepreise, bei denen die fremde Concurrenz möglich wurde. Während dieser ganzen Epoche war England in den heftigsten Krieg mit Frankreich verwickelt. Die Getreidepreise und die Aus- und Einfuhr von Weizen stellten sich folgendergestalt:

Jahrgang	Preis für das Quarter Weizen. Pf.	Sr.	Sch.	Den.	Einfuhr.	Ausfuhr.
1804	3	—		1	63,073	461,140
1805	4	7		10	77,955	920,834
1806	3	19		—	29,566	310,342
1807	3	13		3	24,365	400,759
1808	3	19		—	77,567	81,466

Jahrgang	Preis für das Quarter Weizen. Pf. St.	Sch.	Den.	Einfuhr.	Ausfuhr.
1809	4	5	7	31,278	448,487
1810	5	6	2	75,785	1,530,691
1811	4	14	6	97,765	292,038
1812	6	5	5	46,325	246,376
1813	5	8	9	—	562,329
1814	3	13	11	111,477	852,566

Durchschnittspreis 4 Pfd. St. 8 Sch. 6 Den.

Auch während dieser Periode gibt es trotz der eingetretenen Erhöhung des Preises, bei welchem die Zollermäßigung beginnt, nicht weniger als sechs Jahre, in denen sich die Preise fortwährend so stellten, daß die Getreidegesetzgebung vollkommen ohne Wirkung bleiben mußte. Es waren dies die Jahre 1805, 1809, 1810, 1811, 1812 und 1813. In dem Jahr 1804 mögen beträchtliche Getreidequantitäten vor Erlassung des neuen Getreidegesetzes eingeführt worden seyn, und 1814 fanden große Schwankungen in den Getreidepreisen statt, die, wenigstens periodisch, zu starken Getreideeinfuhren benützt worden seyn mögen.

Werfen wir nun einen Blick auf die übrigen Umstände, welche während dieser Periode auf die Getreidepreise eingewirkt haben mögen, so gibt es deren mehrere, die zusammengetroffen sind. In Bezug auf den Ausfall der Ernten während dieser Periode lesen wir, daß die Ernte des Jahrs 1804 nicht den gewöhnlichen Ertrag erreicht haben soll. Die Ernten der Jahre 1805, 1806 und 1807 sollen auch nicht zu den besten gehört haben; die Jahrgänge von 1808 bis 1812 waren mehr oder weniger ungünstig; aber 1813 gab eine höchst ergiebige Ernte. In den als ungünstig bezeichneten Jahrgängen mag nun allerdings der mangelhafte Ausfall der Ernten auf die Erhöhung der Preise eingewirkt haben. Indessen traten noch zwei Umstände dazu, welche die ohnedies zum Steigen geneigten Preise noch höher hinauftreiben mußten.

Der erste war die in diese Periode fallende Entwerthung der englischen Banknoten, die sich aus folgender Tabelle ergibt:

Jahr.	Durchschnittspreis des Goldes pr. Unze. Pfd. St.	Sch.	Den.	Werth des Papiergeldes im Durchschnitt. Pfd. St.	Sch.	Den.	Grade der Entwerthung nach Proc. Pfd. St.	Sch.	Den.
1800	3	17	10½	100	—	—	keine.		

Jahr.	Durchschnittspreis des Goldes pr. Unze.			Werth des Papiergeldes im Durchschnitt.			Grade der Entwerthung nach Proc.		
	Pfd. St.	Sh.	Den.	Pfd. St.	Sh.	Den.	Pfd. St.	Sh.	Den.
1801	4	5	—	91	12	4	8	7	8
1802	4	4	—	92	14	2	7	5	10
1803	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1804	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1805	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1806	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1807	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1808	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1809	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1810	4	10	—	86	10	6	13	9	6
1811	4	4	—	92	14	2	7	16	10
1812	4	15	6	79	5	3	20	14	9
1813	5	1	—	77	2	—	22	18	—
1814	5	4	—	74	17	6	25	2	6
1815	4	13	6	83	5	9	16	14	3
1816	4	13	6	83	5	9	16	14	3
1817	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1818	4	—	—	97	6	10	2	13	2
1819	4	1	6	95	11	—	4	9	—
1820	3	19	11	97	4	9	2	15	3
1821	3	17	10½	100	—	—	keine.		

Aus dieser Uebersicht geben die Schwankungen des Werthes der englischen Banknoten von 1801 an bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die Restriktion der Bank wieder aufgehoben wurde, und mit der Ursache der Entwerthung auch diese selbst wieder hinwegfiel, hervor. Es kann möglich seyn, daß ihre Einwirkung auf die Preise anfänglich nicht eben sehr merklich gewesen seyn mag. Indessen wurde sie in den Jahren 1810 bis 1816 so bedeutend, daß ihr Einfluß auf die Geldpreise des Getreides, wie auf die Preise aller übrigen Güter nicht in Zweifel gezogen werden darf, wenn sich auch der Grad desselben nicht so genau bestimmen läßt.

Es mußte weiter die ganz eigene Gestaltung der Verhältnisse, welche der Krieg durch die Einführung des Continentalsystems und die dadurch sehr erschwerte Zufuhr des Getreides nach England herbeigeführt hatte, von dem bedeutendsten Einflusse

auf den Stand der Getreidepreise in England werden. Die Uebersicht der Einfuhr und Ausfuhr während dieser und der vorigen Periode weist eine stetige und bedeutende Zunahme der Einfuhr über die Ausfuhr nach. Daraus folgt, daß sich die Bevölkerung in noch stärkerem Verhältnisse als die Getreideproduktion im Innern Englands vermehrt haben muß, und daß in diesem Zeitraume England der Zufuhr von außen nicht entbehren konnte und, wie man sagt, vom Auslande abhängig geworden war.

Nun war aber das Continentalsystem, die strengen gegen jeden Handel mit England erlassenen Verbote und die Gefahr, aufgebracht zu werden, die Ursache, daß Fracht und Assekuranz eine nie gekannte Höhe erreichten. Tarke, „über hohe und niedere Preise," versichert, daß im Jahr 1809 Fracht und Assekuranz von Petersburg nach London für die Tonne Hanf 30 Pfd. St., für Talg eben so viel und für das Quarter Leinsamen 2 Pfd. 5 Sch., also um das Zehnfache mehr als 1822 betragen hat, und setzt hinzu, daß alle andern Güter aus dem baltischen Meer von gleichem Umfange verhältnißmäßig eben so hohe Fracht und Assekuranz haben bezahlen müssen.

Zwar trat etwas später das Licenzsystem ein und schaffte wenigstens einen gefahrlosen Transport. Aber die Kosten der Licenz waren so hoch, daß die Fracht allein fast eben so viel kostete, als früher Fracht und Assekuranz zusammengenommen.

Alle diese Kosten mußten nun natürlich den Preis des eingeführten Getreides in England sehr hoch steigern, und die weitere Folge davon war die, daß es nicht eher in den Verbrauch übergehen konnte, bis das englische Getreide den Preis, zu welchem das fremde Getreide mit Nutzen verkauft werden konnte, erreicht hatte.

Alle diese Thatsachen dürften die Ueberzeugung begründen, daß die außerordentlich hohen Preise, welche das Getreide in England den größten Theil dieser Periode hindurch erstieg und behauptete, keineswegs eine Folge der Getreidegesetzgebung, sondern vielmehr eine Folge des Zusammentreffens der verschiedenen ebenerwähnten außergewöhnlichen Umstände gewesen seyn dürften.

Inzwischen waren diese hohen Preise die Veranlassung, daß sich in dieser Periode wiederum große Kapitalien in den Ackerbau zogen und zu Erweiterung desselben angelegt wurden. Die

Getreidepreiſe und die Zahl der Einfriedigungsbills ſtellten ſich wie folgt:

Jahrgang.	Weizenpreis. Pfd. St.	Sh.	D.	Zahl der Bills.
1804	3	—	1	52
1805	4	7	10	71
1806	3	19	—	76
1807	3	13	3	91
1808	3	19	—	92
1809	4	5	7	122
1810	5	6	2	107
1811	4	14	6	133
1812	6	5	6	119
1813	5	8	5	111
1814	3	13	11	112

Die hohen Preiſe hatten alſo allerdings den Erfolg, dem Ackerbaue neue Kapitalien zuzuwenden und ſomit die Getreideproduktion zu vermehren. So weit aber dieſe hohen Preiſe ihren Urſprung größtentheils ganz andern Umſtänden als der Getreidegeſetzgebung zu verdanken hatten, ſo weit kann man auch nicht ſagen: die Getreidegeſetzgebung habe in dieſer Periode auf die Ausdehnung des Ackerbaues eingewirkt. Doch mochten freilich die Produktionskoſten des Getreides in England wohl abermals eben ſo gewiß geſtiegen ſeyn, als ſich in Folge der vielen neuen Kulturen das Quantum der Getreideproduktion vermehren mußte. Hiezu kam noch, daß ſeit Frankreichs Beſiegung alle die Hinderniſſe, die früher der Getreideeinfuhr entgegengeſtanden hatten, vollkommen beſeitigt worden waren. Die Preiſe ſanken daher 1814 bedeutend, und mit dieſem Sinken geriethen auch die Landwirthe und Grundbeſitzer Englands wiederum in Allarm.

Siebente Periode.

Von dem Jahre 1815 bis zu dem Jahre 1821.

Schon im Jahre 1814 hatten beide Häuſer des Parlaments Comité's zur Erforſchung der Lage des Ackerbaues niedergeſetzt und dieſe hatten bei den Landwirthen, die freilich auch die zunächſt dabei Betheiligten waren, Nachforſchungen darüber angeſtellt. Das Reſultat war, daß die Getreidegeſetzgebung von 1804 den

Faſſung wurden die Lehren doppelt anziehend und hafteten tief im Gedächtniß. Gegenwärtig findet man es müheloſer, ſchlechtweg zu raiſonniren und den Romanen Abhandlungen und förmliche Katheder-reden einzuverleiben. Das heißt den Triumph der Proſa zu weit treiben.

Häufig bringt man Kritik und Polemik in Romanen an. Im Ganzen muß man die freie dialogiſche Erörterung von Zeitfragen aller Art dem Roman und der Novelle gönnen. Zwar iſt der eigenthümliche Zweck der Poeſie Beruhigung und nicht Erregung von Zweifel und Widerſpruch. Allein warum ſollte ſich die Polemik nicht der Romanform bedienen dürfen? Man kann hier keinen akademiſchen Zwang ſtatuiren, noch die Form, in welcher ſich die Geiſter ausſprechen wollen, irgend beſchränken, und der Dialog mit ein wenig Scenerie iſt allerdings eine ſehr glückliche Form für die geiſtreiche Beſprechung von Gegenſtänden aller Art, welche die Mitwelt gerade intereſſiren. Mit wie viel Feinheit hat nicht Tieck dieſe Form gehandhabt; wie viele ſchöne Reden hat nicht auch Steffens und früher Klinger ſeinen langen Novellen eingeflochten! Nur vor dem Mißbrauch dieſer bequemen Form dürfte zu warnen ſeyn. Es bedienen ſich derſelben ſo viel halbgebildete Schwätzer, ſchiefe Köpfe, unreife Knaben, verdorbene Genies, Menſchen, denen die poetiſche Erfindung verſagt iſt und die durch Paradoxie Aufſehen erregen wollen, daß wirklich, zumal ſeitdem die neufranzöſiſche Schule ſich ausgebreitet hat, die Romane bereits von abgeſchmackten und zum Theil ſehr verwerflichen Raiſonnements wimmeln. Das größere Publikum, das vorzugsweiſe auf die Lektüre von Romanen angewieſen iſt, beſonders das ſchöne Geſchlecht und die Jugend, werden dadurch auf eine ſehr unzweckmäßige Weiſe unterhalten, und es prägen ſich ihnen Anſichten ein, deren Bekanntſchaft ſie lieber nicht machen ſollten.

Haben ſich die Schriftſteller einmal einen breiten und bequemen Weg ausgetreten, ſo pflegen ſie lange auf demſelben zu wandeln. Deßhalb iſt vorauszuſehen, daß die raiſonnirenden Romane nicht nur nicht abnehmen, ſondern immer mehr in Aufnahme kommen werden. Auch die unberufenen Schriftſteller werden nicht davon abzuhalten ſeyn. Das Einzige, was man hoffen kann, iſt, daß bedeutende Leiſtungen von bleibendem Werth die ſchnell wechſelnde

Pächter nicht in den Stand setzen, seine seitdem eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und daß eine Menge der seitdem in Kultur genommenen wüsten Ländereien nicht ferner bebaut werden könnten, wenn dem Ackerbaue nicht ein besserer Schutz gewährt werden könne als der seitherige. Der niedrigste Anschlag berechnete den Gestehungspreis des Weizens auf 70 Sch., der höchste auf 120 Sch., und demgemäß wurden die Vorschläge eröffnet, bis zu welchem Punkte die Einfuhr fremden Getreides zu gestatten wäre oder nicht.

Hier nun erhoben die Industriellen das erstemal lebhaften Widerspruch gegen die neue Erhöhung des Punktes, bis zu welchem die Getreideeinfuhr verboten seyn sollte. Aber das parlamentarische Uebergewicht der großen Grundbesitzer und der hohen Geistlichkeit setzte nach lebhaftem Kampfe folgendes neue Getreidegesetz im Jahre 1815 durch, worin zum ersten Male in Bezug auf die außereuropäischen brittischen Colonien ein Unterschied gemacht wird. Die Bestimmungen waren folgende:

a) alle Arten fremden Getreides, feines und geringes Mehl, darf zollfrei in alle brittischen Küsten eingeführt werden, sobald es unter königlichem Verschluß niedergelegt wird;

b) zu dem innern Verbrauche darf es aber nicht eher übergehen, als bis die Durchschnittspreise des in Großbrittannien selbst erbauten Getreides für Weizen 80 Sch., für Roggen, Erbsen und Bohnen 53 Sch., für Gerste 40 Sch. und für Hafer 26 Sch. das Quarter erreicht haben;

c) alle Einfuhr aus den nordamerikanischen Colonien ist verboten, bis der Weizen in England den Durchschnittspreis von 67 Sch., Roggen, Erbsen und Bohnen den Preis von 44 Sch., Gerste den Preis von 33 Sch. und Hafer den Preis von 22 Sch. für das Quarter erreicht hat.

Während der kurzen Dauer dieser Bestimmungen stellten sich die Preise und die Einfuhren und Ausfuhren folgendermaßen:

Jahrgang.	Preis des Weizens. Pfd.	Sch.	Pen.	Ausfuhr.	Einfuhr.
1815	3	4	4	227,947	384,475
1816	3	15	10	[illegible]	332,491
1817	4	14	9	317,524	1,089,655
1818	4	4	1	58,668	1,694,264

Jahrgang.	Preis des Weizens. Pfd.	Sh.	Den.	Ausfuhr.	Einfuhr.
1819	3	13	—	44,689	626,638
1820	3	5	7	94,657	996,478
1821	2	14	5	112,326	448,741

Während dieses kurzen Zeitraumes war Frieden; es gingen aber in dem Münzwesen bedeutende Aenderungen vor. Die Bank von England fing mit 1821 wieder an ihre Noten bei offener Kasse einzulösen; England führte weiter mit dem Jahre 1816 die Goldwährung als gesetzliches Zahlungsmittel ein und es wurden darum nach und nach für 45,686,369 Pfd. St. an neuen Goldmünzen geprägt. Die Nachfrage nach Gold, welche dadurch entstand, steigerte den Preis desselben bis gegen das Jahr 1830 um nahe zu 4,4%. Wenn nun erwogen wird, daß beim Beginne dieser Periode die Banknoten noch stark an der Entwerthung litten, daß sie sich nach der bereits gegebenen Uebersicht am Schlusse dieser Periode auf das Pari des Goldwerthes erhoben hatten und daß dieser selbst im Steigen begriffen war, so läßt sich leicht ermessen, daß eine so große Bewegung in dem Werthe der Münzen nicht ohne Einfluß auf die Getreidepreise bleiben konnte und daß die letztern unter sonst gleichen Umständen eine entschiedene Neigung zum Sinken annehmen mußten.

Die Ernte des Jahres 1814 war zwar nur eine gewöhnliche gewesen, aber der große Vorrath von 1813 hielt immer noch wieder und würde die Preise ohne die große Entwerthung des Papiergeldes noch weiter herabgedrückt haben. Auch die Ernte von 1815 war reichlich gewesen; aber im Jahre 1816 fiel vor der Ernte sehr schlechtes Wetter ein und der Preis für den Busbel Weizen, der am Marientage 9 Sch. oder 72 Sch. für das Quarter betrug, war zu Michael schon auf 11 Sch. 6 Den. oder 92 Sch. gestiegen, so daß die Einfuhr ohne Hinderniß stattfand.

Der Jahrgang von 1817 war anfangs schlecht, doch in den letzten Tagen des Augusts wurde das Wetter gut und hielt den September hindurch ziemlich aus. Auf diese bloße Aussicht hin fielen die Getreidepreise binnen kurzer Zeit so, daß die Häfen geschlossen wurden. Aber später trat wieder häufiger Regen ein und es schien als wenn das Erzeugniß des Jahres 1817 von schlechter Qualität und geringer Ergiebigkeit seyn werde. Darauf

stiegen die Preise wieder und die Einfuhr blieb frei. Doch fielen die Preise im Jahre 1819 schon, obwohl der Ertrag desselben nicht zu den reichlichen gehört haben soll, und die reiche Ernte von 1820 trug zu den niedrigen Preisen des Jahres 1821 ohne Zweifel wesentlich bei. Die hohen Preise von 1817 und 1818 hatten indessen aufs neue dazu gedient, Kapitalien dem Ackerbaue zuzuwenden und die Pächter bei Erneuerung der Pacht zu Bewilligung höherer Pachtrenten zu bewegen. Tooke, ein gleichzeitiger englischer Schriftsteller, setzt dies vorzüglich auf die damals unter den Landwirthen Englands festbegründete Ansicht, daß die theilweise sehr hohen Preise seit 1791 allein auf Rechnung der Getreidegesetzgebung zu bringen waren und daß es möglich seyn würde, die Getreidepreise in England mittelst derselben stets auf einem angemessenen Standpunkte zu erhalten.

Wenn dies auf der einen Seite nicht wohl in Zweifel gezogen werden kann, so ist wohl auf der andern Seite auch der in England vorhandene Ueberfluß an Kapitalien, sowie die den Engländern eigenthümliche mit jenem Ueberflusse allerdings im Zusammenhange stehende Neigung zu übertriebenen Spekulationen in jeder Richtung, die einen momentanen Vortheil darzubieten scheint, nicht ohne Antheil geblieben.

Schlagen nun solche Spekulationen fehl, so ist das Eigenthümliche des Grundbesitzes in England ganz geeignet, die Verluste ungleich fühlbarer zu machen, als sie unter andern Umständen seyn würden. Der große Umfang der geschlossenen Besitzungen verhindert die Selbstbewirthschaftung derselben durch den Eigenthümer und macht es nöthig, dieselben in mehrere Pachtungen zu zerfällen, wo dann das Pachtgeld die Stelle der Grundrente vertritt. Die eigentlichen Landwirthe sind daher die Pächter und die Pachtfristen sind von längerer Dauer. Daraus gehen einige eigenthümliche Folgen hervor, die die Pächter in Nachtheil gegen die Eigenthümer und gegen die durch Eigenthümer geführte Wirthschaft stellen. Dem Eigenthümer gehört, selbst wenn das Eigenthum nicht frei von Schulden ist, doch immer der unverschuldete Theil des Besitzes. Er gibt nicht mehr als die stetig bleibenden Zinsen an die Gläubiger ab und behält die von dem unverschuldeten Theile des Besitzthumes zu gewinnende Grundrente für sich. Ihm bleibt also ein Theil der letzteren zusammt dem ganzen

Unternehmergewinne, während dem Pächter nur der letztere, also weniger verbleibt, da dieser die ganze Grundrente in dem Pachtgelde abführen muß. Der Eigenthümer, der seinen Besitz selbst bewirthschaftet, erträgt also schon um dieser Ursache willen etwaige Bedrängnisse leichter.

Der Eigenthümer, wenn er Zinsen abzuführen hat, gibt unter allen Verhältnissen dasselbe, so daß sich ein Zeitraum mit dem andern ausgleicht. Der Pächter aber muß bei Erneuerung seiner Pacht eine höhere Pachtrente entrichten, wenn die Preise der unmittelbar vorhergehenden Jahrgänge sich bedeutend höher gestellt haben, und diese bis zu Beendigung der in England immer längeren Pachtfrist bezahlen, wie niedrig sich auch während derselben die Preise stellen möchten.

Ihm wird also der Verlust viel fühlbarer als dem sein Besitzthum selbst bewirthschaftenden Eigenthümer. Daraus erklärt sich die Unruhe, die sofort unter den englischen Landwirthen entsteht, wenn niedrige Preise eintreten. Die nächste Folge, die, wenn sie längere Zeit anhalten, eintritt, ist nun gewöhnlich die, daß sie ihre Pachtrente nicht mehr bezahlen können. Darunter leiden nun wieder die Grundherren, und dies ist die Ursache, weßhalb sie sofort ihren parlamentarischen Einfluß aufbieten, um wo möglich wieder höhere Getreidepreise herzustellen, die sie durch die Getreidegesetzgebung bewirken zu können glauben. Die verhältnißmäßig niedrigen Preise des Jahres 1825 reichten daher schon hin, um neue Modifikationen in der Getreidegesetzgebung herbeizuführen.

Achte Periode.

Von dem Jahre 1822 bis zu dem Jahre 1828.

Als man sich mit der Revision der Getreidegesetze beschäftigte, konnte man sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß 1814 der schlechte Stand der Banknoten auf die Fixirung des hohen Normalpreises nicht ohne Einfluß geblieben war. Man entschloß sich nun zwar einen niedrigeren Normalpreis anzunehmen, um nicht wieder so großen Widerstand von Seiten der industriellen Klassen zu finden. Aber was diesen mit der einen Hand scheinbar gegeben wurde, das wurde ihnen auf der andern Seite wieder

entzogen. Man ſetzte allerdings feſt, daß die Einfuhr fremden Getreides ſtattfinden ſollte, ſobald folgende Preiſe einträten:

	Für fremdes Getreide.	Für Getreide aus dem brittiſchen Nordamerika.
Weizen das Quarter . . .	70 Schill.	59 Schill.
Roggen, Erbſen und Bohnen	46 „	39 „
Gerſte	35 „	30 „
Hafer	25 „	20 „

Indeſſen ſollte dieſes Geſetz erſt in Kraft treten, wenn die Preiſe die in dem Geſetze von 1815 angenommene Höhe wieder erreicht haben würden. Auch ſollte dann in den erſten drei Monaten nach Eröffnung der Häfen ein Zoll von 17 Sch. für das Quarter Weizen, bei den übrigen Getreidearten verhältnißmäßig erhoben werden, der nach Ablauf derſelben und ſo lange ſich die Preiſe zwiſchen 70—80 Sch. halten würden, bis auf 12 Sch. herabfallen ſollte. Bei einem Preiſe von 80—85 Sch. ſollte der Einfuhrzoll während der erſten drei Monate 10 Sch., ſpäter 5 Sch. betragen; ſteige der Preis aber über 85 Sch., ſo ſollte dann nur der bleibende Zoll von 1 Schill. bezahlt werden.

Die Getreidepreiſe ſtellten ſich während dieſer Periode ſo:

Jahr.	Weizen.		Roggen.		Gerſte.		Hafer.		Erbſen.		Bohnen.	
	Sch.	Den.	Sch.	Den.	Sch.	Den.	Sch.	Den.	Sch.	Den.	Sch.	Den.
1822	44	7	20	11	21	11	18	2	26	5	24	6
1823	53	5	31	11	31	7	22	11	35	—	33	1
1824	64	—	41	5	36	5	24	10	40	8	40	1
1825	68	7	42	4	40	1	25	8	45	5	42	10
1826	58	9	41	2	34	5	26	9	47	8	44	3
1827	56	9	39	—	36	6	27	4	47	7	47	7
1828	60	5	34	2	32	10	22	6	40	6	40	6

Aus dieſer Ueberſicht der Getreidepreiſe erhellet, daß während dieſer ganzen Periode nur die Preiſe des Hafers die im Jahre 1815 geſetzten Normalpreiſe überſchritten, während die aller andern Getreideſorten mehr oder weniger hinter denſelben zurückblieben, ſo daß die ganzen 1822 aufgeſtellten Normen ſo gut wie gar nicht in Anwendung kamen. Auch erlaubten ſich in der Zwiſchenzeit die Miniſter mancherlei Abänderungen. Im Jahre 1825 wurde, allerdings nicht ohne heftigen Widerſtand von Seiten der Grundbeſitzer, wegen des ſchlechten Ausfalles der Ernte die Weizeneinfuhr aus dem brittiſchen Nordamerika gegen einen Zoll

von 5 Sch. auf ein Jahr ohne alle Rücksicht auf den Marktpreis erlaubt. Das Jahr 1826 gewährte wiederum ungünstige Aussichten, weßhalb die Erlaubniß zur Einfuhr von 500,000 Quarter Weizen gegen solche Abgaben, wie sie durch Geheimenrathsbeschluß festgesetzt werden würden, ertheilt wurde. Ueberdies erließen die Minister unterm 1. September 1826 auf eigene Verantwortung eine Verordnung, nach welcher Hafer gegen 2 Sch. 2 Den. und Roggen, Erbsen und Bohnen gegen 3 Sch. 6 Den. Zoll für das Quarter zugelassen wurden, und erhielten deßhalb in der nächsten Parlamentssitzung eine sicherstellende Genehmigung. Es war also in dieser Periode mehr eine Art von Zwischenreich als eine stetige Gesetzgebung wirksam. Die Einfuhr an Getreidegattungen aller Art in England betrug:

Jahr.	Aus fremden Ländern. Quarter.	Aus britt. Nordamerika. Quarter.	Aus Irland. Quarter.
1822	102,365	23,439	1,082,225
1823	53,432	209	1,332,219
1824	609,147	891	1,241,987
1825	962,719	900	2,028,899
1826	847,291	95,059	1,407,831
1827	118,524	107,613	1,327,748
1828	93,217	118,524	2,507,226

Die Ausfuhr war während dieser Periode so gut wie auf Null herabgesunken. Es ist über dieselbe kaum etwas anderes zu bemerken, als daß die Getreidegesetzgebung entweder unwirksam war oder, wenn sie wirksam werden konnte, aufgehoben wurde.

Unter solchen Umständen dachte man bereits 1827 auf neue Maßregeln, um auf den Getreidepreis zu wirken; sie kamen jedoch wegen eines eingetretenen Ministerwechsels erst im folgenden Jahre zu Stande.

Neunte Periode.

Von dem Jahre 1829 bis zu dem Jahre 1839.

Im Jahre 1828 traf das Parlament hinsichtlich der Getreidegesetzgebung folgende Bestimmungen:

Fremdes Getreide darf zu allen Zeiten eingebracht und unter des Königs Verschluß niedergelegt werden. Sobald es aber in den innern Verbrauch übergeht, hat es einen Zoll zu entrichten,

der verſchieden iſt, je nachdem es aus den brittiſchen auſſereuropäiſchen Beſitzungen oder aus fremden Ländern kommt. Getreide aus fremden Ländern zahlt folgende Abgaben:

1) Weizen.

Sobald der Preis 62 Sch. bis zu 63 Sch. excl. ſteht 24 Sch. 8 Den.

„	„	63	„	64	„	23	„ 8	„
„	„	64	„	65	„	22	„ 8	„
„	„	65	„	66	„	21	„ 8	„
„	„	66	„	67	„	20	„ 8	„
„	„	67	„	68	„	18	„ 8	„
„	„	68	„	69	„	16	„ 8	„
„	„	69	„	70	„	13	„ 8	„
„	„	70	„	71	„	10	„ 8	„
„	„	71	„	72	„	6	„ 8	„
„	„	72	„	73	„	2	„ 8	„

Von 73 Sch. an und darüber 1 „ - „

Mit jedem Schillinge, um den das Quarter unter 62 Sch. fällt, ſteigt der Zoll um 1 Sch.

2) Gerſte.

Sobald der Preis 33 Sch. bis zu 34 Sch. excl. ſteht 12 Sch. 4 Den.

„ „ 34 „ 35 „ 11 „ 10 „

Mit jedem Schillinge, um welchen der Preis für das Quarter ſteigt, fällt der Zoll um 1 Sch. 6 Den. bis zu 41 Sch. Hat der Preis dieſen Punkt erreicht, ſo tritt ein feſter Zoll von 1 Sch. ein. Mit jedem Schillinge, um welchen der Preis unter 33 Sch. fällt, ſteigt der Zoll um 1 Sch. 6 Den.

3) Haſer.

Sobald der Preis 25 bis zu 26 Sch. excl. ſteht 9 Sch. 3 Den. Von 26 bis zu 31 Sch. fällt der Zoll mit jedem Schillinge, um welchen der Preis ſteigt, um 1 Sch. 6 Den. Von 31 Schill. an tritt der feſte Zoll von 1 Sch. ein.

4) Roggen, Erbſen und Bohnen.

Sobald der Preis auf 3 Sch. bis zu 37 excl. ſteht, 15 Sch. 6 Den. Von 37 bis zu 46 Sch. excl. vermindert ſich der Zoll mit jedem Schillinge, um den der Preis ſteigt, um 1 Sch. 6 Den. Mit 46 Sch. tritt der feſte Zoll von 1 Sch. ein. Sobald der

Preis unter 36 Sch., aber noch nicht auf 35 Sch. fällt, ſteigt der Zoll auf 16 Sch. 9 Den. und von 35 Sch. ab mit jedem Schillinge, um welchen der Preis fällt, um 1 Sch. 6 Den.

Für jedes Faß Mehl von 196 Pf. Gewicht wird, mit Ausnahme des Hafermehls, ſo viel Zoll bezahlt als für 38½ Gallon, deren 64 auf das Quarter gehen, Weizen. Hafermehl bezahlt für 181½ Pfund ſo viel wie für das Quarter Hafer. Mais und Buchweizen zahlen ſo viel Zoll wie die Gerſte.

Für Getreide, welches aus den brittiſchen außereuropäiſchen Beſitzungen eingeführt wird, werden folgende Zölle bezahlt:

1) Weizen.

Bis der Preis für das Quarter 67 Sch. erreicht hat, 5 Sch.; von da ab nur 6 Den.

2) Gerſte.

Bis der Preis 34 Sch. erreicht, 2 Sch.; von da an 6 Den.

3) Hafer.

Bis der Preis 25 Sch. erreicht, 2 Sch. 6 Den.; von da an 6 Den.

4) Roggen, Erbſen und Bohnen.

Bis der Preis 41 Sch. erreicht, 3 Sch. 6 Den.; von da an 6 Den.

In Betreff aller Sorten von Mehl, ſowie des Mais und Buchweizens, gilt daſſelbe, was oben bereits für das Ausland bemerkt worden iſt.

Seit dieſer Zeit haben ſich die Preiſe und die Einfuhren ſo geſtellt:

Jahrgang.	Preis für das Quarter Weizen	Einfuhr.
1829	66 Sch. 3 Den.	1,360,000 Quarter.
1830	64 „ 3 „	1,700,000 „
1831	66 „ — „	1,491,000 „
1832	58 „ 8 „	325,000 „
1833	52 „ 11 „	82,000 „
1834	46 „ 6 „	61,000 „
1835	39 „ 4 „	28,000 „
1836	48 „ 6 „	30,000 „
1837	55 „ 10 „	244,000 „
1838	64 „ 7 „	1,805,000 „
1839	73 „ — „	2,000,000 „

Die ſtarke Einfuhr der Jahre 1829 bis 1831 und 1837 und 1838 in Verbindung mit den hohen Durchſchnittspreiſen beweiſt ſchon, daß in denſelben ſehr mangelhafte Ernten geweſen ſeyn müſſen, wie aus den niedrigen Preiſen der dazwiſchen liegenden Jahre und der geringen Einfuhren, welche während derſelben ſtattgefunden haben, ſich ein Schluß auf ſehr reichliche Ernten machen läßt. Es geht daraus hervor, daß der Ackerbau in England ſo weit gediehen iſt, daß er in reichlichen Jahrgängen ſo ziemlich den Bedarf erzeugt und daß, da eine ſo unbedeutende Einfuhr kaum beſondern Einfluß auf die Getreidepreiſe ausüben kann, das Verhältniß des innern Angebotes zu dem Bedarfe der Bevölkerung ſo ziemlich allein die Getreidepreiſe regulirt habe.

Ein ſolches Reſultat in Bezug auf die Getreideproduktion iſt nun freilich durch die Fortſchritte des Ackerbaues in dem eigentlichen England nicht erzielt, ſondern nur dadurch möglich geworden, daß die früher auf verſchiedene Weiſe erſchwerte Getreideeinfuhr aus Irland ſeit dem Jahre 1806 vollkommen freigegeben und durch dieſe Begünſtigung der Getreidebau in Irland, deſſen ſtarke Bevölkerung in der Hauptſache von den auf verhältnißmäßig viel kleinerem Raume erzeugten Kartoffeln lebt, ſo ermuntert worden war, daß das eigentliche England von daher in gewöhnlichen Jahren eine regelmäßige Zufuhr von 5 — 600,000 Quartern Weizen erhält. Der Zufuhr dieſes mit geringeren Koſten als das engliſche erzeugten Getreides iſt es vorzugsweiſe zuzuſchreiben, daß ſich bei guten Jahren die Preiſe ſo ſehr tief unter den für das eigentliche England berechneten Normalpreis geſtellt haben.

Fragen wir nun im Allgemeinen, welche Zwecke man bei der engliſchen Getreidegeſetzgebung ſtets vor Augen gehabt hat und wiefern ſie dieſelben erreicht habe, ſo gelangen wir im Allgemeinen zu folgenden Ergebniſſen.

Die Hauptzwecke derſelben waren:

1) Beförderung des Ackerbaues in England durch ſchützende Maßregeln gegen die Concurrenz des Auslandes, um dem Ackerbau mittelſt erhöhter Gewinne neue Kapitalien zuzuwenden und dahin zu wirken, daß England ſich ſelbſtſtändig ſeinen Bedarf an Getreide erbaue und in dieſer Beziehung niemals vom Auslande abhängig werde.

2) Erhaltung stetiger und angemessener Preise, welche die Pächter in den Stand setzt, ihre Kulturen fortzusetzen und ihre Pachtrenten gleichmäßig entrichten zu können.

Sehen wir nun, wie sie durch die Getreidegesetze erreicht worden sind oder nicht, so ist

zu 1)

Folgendes zu bemerken:

Wir haben schon bei der näheren Betrachtung der einzelnen Perioden darauf hingewiesen, daß gerade da, wo die höchsten Preise stattfanden, wo also die größte Lockung eintrat Kapitalien dem Ackerbaue zuzuwenden, und wo demnach auch die Kultur neuen Grund und Bodens im weitesten Umfange sich ausdehnte, die Getreidegesetze nicht mehr wirksam seyn konnten, weil der durch sie bestimmte Normalpreis zu weit durch die wirklichen Preise überschritten wurde.

Der Natur der Sache nach können die Getreidegesetze, so lange der inländische Bedarf durch die inländische Produktion gedeckt ist, nur dahin wirken, daß wenn auswärtiges Getreide im Allgemeinen wohlfeiler erzeugt wird, dasselbe, bis die Preise im Innern einen gewissen Punkt erreicht haben, nicht mit dem im Innern erzeugten Getreide in Concurrenz treten und den Preis desselben vielleicht unter die Gestehungskosten herabdrücken kann. Treten nun mangelhafte Ernten ein, so ist die natürliche Folge der erschwerten Concurrenz des ausländischen Getreides die, daß die Preise wegen des unzureichenden innern Vorrathes schneller bis zu dem Punkte in die Höhe getrieben werden, bei welchem die Einfuhr des ausländischen Getreides möglich wird.

Diese Wirkung muß die Getreidegesetzgebung solchen Falles nothwendig haben. Steigen indessen die Getreidepreise, wie dies mehrfach der Fall gewesen ist, weit und dauernd über diesen Punkt hinauf, so kann man diese hohen Preise nicht weiter auf Rechnung der Getreidegesetze bringen, weil sodann zeitweise völlig freie Concurrenz eintritt, die die Preise nach allgemein gegebenen Verhältnissen regulirt. Sinken indessen die Preise wieder bis ungefähr auf den Normalpreis, so kann auch der Einfluß der Getreidegesetze sich wiederum geltend machen, und so lange nicht im Innern wieder reichliche Ernten eintreten, das weitere Sinken

Mittelmäßigkeit in den Schatten ſtellen, daß aus gutem Samen hohe Bäume das viel kleinere Unkraut überragen werden.

Vielleicht kehrt auch eine größere Strenge der poetiſchen Anforderung zurück, wenn das Publikum von der Bequemlichkeit zuletzt gelangweilt wird. Vielleicht kommt eine neue Manier auf.

Sollte uns nicht eine Wiedergeburt und moderne Umgeſtaltung des Mährchens bevorſtehen? Dieſe anziehende Form iſt auf kein Volk oder Zeitalter beſchränkt, ſie fügt ſich jedem an. Sie iſt ganz dazu gemacht, Belehrungen auf eine geiſtreiche und poetiſche Weiſe einzukleiden. Ein zur Phantaſie ſprechendes lebendiges Mährchen prägt uns ſeine Moral gewiß tiefer ein, als ein trockener Dialog mit allerlei Raiſonnement. Ein einziger Tropfen von dem alten Wunderelixir der Zauberei, der Metamorphoſe, der Feerei in das Meer der Alltäglichkeit gegoſſen, müßte die mannichfaltigſte Cryſtalliſation anſetzen und den Dichtern unzählige neue Motive darbieten. Die gewöhnlichſten Dinge würden in einem neuen Lichte erſcheinen, und ſchon durch den Contraſt mit dem Wunderbaren an Schärfe der Charakteriſtik gewinnen. Die altfranzöſiſche Literatur war ſehr reich an geiſtvollen Mährchen, die wohl als Muſter der Form angeführt werden dürfen, wenn auch ihre Tendenz meiſt eine ſehr frivole war. In der Poeſie des Leopoldſtädter Theaters hat ſich von alter Zeit her eine Mährchenpoeſie dieſer Art erhalten, die das romantiſche Wunder mitten in die gemeine Gegenwart hineinträgt. Wie einſeitig burlesk auch dieſe Lokalpoſſen ſind, ſo haben ſie doch ein gutes Princip, das auch auf andre, edlere und feinere Weiſe ſeine Anwendung finden könnte, und jeder Zuſchauer fühlt dies, ſofern er unwillkürlich von jenen Darſtellungen ergriffen wird. Callot-Hoffmann wandte daſſelbe Princip an und darauf beruht die große Wirkung ſeiner Erzählungen, obgleich er ins entgegengeſetzte Extrem des Entſetzlichen und Verzweiflungsvollen gerieth. Dieſe Beiſpiele ſind nur Andeutungen. Es ließe ſich eine noch viel umfaſſendere Anwendung des Mährchens denken.

Auch bloß durch eine Wiedergeburt der komiſchen Romane wäre viel gewonnen. Zwar iſt auch dieſe Manier einer großen Ausartung fähig, doch drängen ſich im Allgemeinen nicht ſo viel Unberufene zum Witz, als zur Affectation des Ernſtes und der Würde. Das Aufkommen guter komiſcher Romane und volksthümlicher Karrikaturen, die als ſtehende Masken in den vielfältigſten

der Getreidepreiſe durch die Beſeitigung der auswärtigen Concurrenz hindern.

Auf dieſe Weiſe haben die Getreidegeſetze Englands allerdings auch ihren Antheil an den höheren Preiſen; doch können dieſe höhern Preiſe weit nicht allein auf Rechnung der Getreidegeſetzgebung gebracht werden. Dagegen läßt ſich die große moraliſche Wirkung nicht verkennen, welche die Getreidegeſetzgebung auf die Ausbreitung des Ackerbaues in England ausgeübt hat. Die früher allgemein und auch jetzt noch bei vielen Leuten in England herrſchende Anſicht, die durch alle entgegenlaufenden Erfahrungen nicht vertilgt werden konnte, die Getreidegeſetzgebung beſitze wirklich die unbedingte Macht, die Preiſe des Getreides in England ſtetig auf einer beliebigen Höhe zu erhalten, und es bedürfe nichts weiter, als einer Akte des Parlaments, um ſie zu jeder beliebigen Höhe hinauf zu treiben, hat vielleicht noch mehr Kapitalien dem Ackerbaue zugeführt als ihr wirklicher Einfluß auf die Höhe der Preiſe. Je höher dieſe ſtiegen, ja über den Bereich der Getreidegeſetze hinausſtiegen, deſto mehr neue Ländereien wurden in Kultur genommen, deſto weniger ſcheute man die auf den dazu verwendeten mageren und dürren Ländereien natürlich immer höher ſteigenden Produktionskoſten. Ohne die Getreidegeſetze würde man vorſichtiger geweſen ſeyn; man würde ſich geſagt haben, daß mit der nothwendigen baldigen Rückkehr reichlicher Ernten die Getreidepreiſe wieder fallen müßten und daher die mit ſchweren Auslagen anzubauenden wüſten Ländereien die Kulturkoſten nicht mehr tragen könnten. Sie würden alſo unbebaut geblieben ſeyn. Mit den Getreidegeſetzen glaubte man ſich gegen das Fallen der Preiſe ſchützen oder ſie beliebig höher hinauftreiben zu können. Daher nahm man keinen Anſtand neue Ländereien in Kultur zu nehmen, wie hoch auch immer die Geſtehungskoſten des auf denſelben zu erbauenden Getreides anſteigen mochten. Fielen die Preiſe unter dieſen Punkt, ſo ſchob man dies höchſtens auf die Mangelhaftigkeit der eben geltenden Getreidegeſetzgebung und beantragte Aenderung und erhöhten Schutz. Daraus erklären ſich die vielfachen vorzüglich der neueren Zeit angehörigen Modifikationen und Veränderungen derſelben.

Unſtreitig hat daher die engliſche Getreidegeſetzgebung ihren guten Antheil an der Ausbreitung des Ackerbaues in England,

wiewohl großen Theils auf andere Weise als man gewöhnlich annimmt.

Wie sehr sie indessen auch darauf hingewirkt hat, der weitere Zweck, England in Bezug auf das Getreide unabhängig zu machen, konnte der Natur der Sache nach nur zeitweise erreicht werden; ein beschränkter Raum kann nicht für immer einer stets steigenden Volksmenge die erforderlichen Unterhaltungsmittel gewähren. Kaum sind 40 Jahre verstrichen, seitdem Malthus diese wichtige und noch in neuerer Zeit vielfach bestrittene Wahrheit zuerst aussprach, und schon hat Englands Beispiel dieselbe vollkommen bewährt.

Um das Jahr 1700 schätzte man die Gesammtbevölkerung Englands und Schottlands auf etwa 5½ Million Menschen. Um diese Zeit wurden regelmäßig beträchtliche Quantitäten Getreide ausgeführt und die Ausfuhr überstieg die Einfuhr fortdauernd beträchtlich bis zum Jahre 1760, in welchem die Volksmenge bis auf 8 Millionen angestiegen war, während die Irlands etwa 3 Millionen betragen mochte. Von da an trat der große industrielle Aufschwung Englands ein, vermöge dessen die Bevölkerung Englands und Schottlands bis zu dem Jahre 1830 auf 16,400,000 Menschen und die Irlands auf 7 Millionen gestiegen war. Von dieser Zeit an nahmen die Getreideausfuhren fortwährend ab und dagegen die Getreideeinfuhren regelmäßig zu, und es wurden die letzteren nach und nach überwiegend. Seitdem ist die Bevölkerung Englands und Schottlands bis auf 19,246,000 Menschen und die Irlands bis auf 8 Millionen gestiegen. Aber die Bevölkerung Englands und Schottlands ist nicht mehr im Stande sich ihren Bedarf an Lebensmitteln zu erzeugen, sondern bedarf dazu eines jährlichen Zuschusses von 5 — 600,000 Quartern Weizen aus Irland und selbst in den besten Jahren noch einiger Zufuhren aus dem Auslande. Daraus geht hervor, daß der Ackerbau Englands trotz alles künstlichen Schutzes und trotz aller Aufmunterung es nicht vermocht hat, mit der Bevölkerung und ihrer Zunahme gleichen Schritt zu halten.

Vermehrt sich nun die Bevölkerung noch weiter, so ist ganz natürlich, daß der Ackerbau immer weniger mit derselben gleichen Schritt halten kann; des wüsten Landes, welches des Anbaues fähig ist, wird immer weniger, sein Ertrag wird, weil immer die

beſſern Ländereien eher als die ſchlechtern angebaut werden, immer geringer, und die Produktionskoſten ſteigen immer höher. Daher iſt der Augenblick nicht mehr fern, wo auch Irlands zeitheriger Zuſchuß an England theils wegen der in Irland ſelbſt ſteigenden Bevölkerung ſich vermindern, theils wegen der weiter ſteigenden Bevölkerung Englands und Schottlands viel weniger ausreichen wird, den Ausfall zu decken. In dem Maße, in welchem dieſe Verhältniſſe vorſchreiten, wird auch England in Bezug auf ſeinen Getreidebedarf abhängiger von dem Auslande werden, ohne daß eine weitere Abhülfe möglich iſt.

Zu 2)

Ein weiterer Zweck, den man durch die Getreidegeſetzgebung zu erreichen ſich beſtrebte, beſtand und beſteht noch in der Erhaltung der Getreidepreiſe auf der Höhe der Geſtehungskoſten. Dieſer Zweck iſt nicht erreicht worden, und am wenigſten iſt es gelungen ſtetige Preiſe zu erhalten. Schon die in dieſem Aufſatze gegebenen jährlichen Durchſchnittspreiſe weiſen große Schwankungen nach, von denen wir nur folgende ausheben wollen:

Die Preiſe	ſtiegen	von	1689	bis	1693	um nahe zu 120 %.
„	fielen	„	1698	„	1702	„ 120 %.
„	ſtiegen	„	1707	„	1709	„ 160 %.
„	fielen	„	1709	„	1712	„ 66 %.
„	ſtiegen	„	1794	„	1795	„ 75 %.
„	fielen	„	1796	„	1798	„ 75 %.
„	ſtiegen	„	1798	„	1800	„ 130 %.
„	fielen	„	1801	„	1803	„ 120 %.
„	ſtiegen	„	1803	„	1805	„ 58 %.
„	fielen	„	1812	„	1814	„ 75 %.
„	ſtiegen	„	1822	„	1825	„ 55 %.
„	fielen	„	1834	„	1835	„ 67 %.
„	ſtiegen	„	1836	„	1839	„ 67 %.

Zeigen ſich nun ſchon in den Durchſchnittspreiſen der ganzen Jahrgänge ſo bedeutende Schwankungen, ſo ſind dieſe natürlich noch ſtärker, wenn man die verſchiedenen Preiſe eines und deſſelben Jahrganges mit einander und die niedrigſten Preiſe des einen Jahres mit den höchſten Preiſen des andern Jahrganges, in denen die Durchſchnittspreiſe ſchon große Schwankungen nach-

weisen, vergleicht. Es betragen die Schwankungen zwischen den niedrigsten und höchsten Preisen

der Jahre	1698 — 1702	ungefähr	150	%.
„ „	1707 — 1709	„	300	%.
„ „	1709 — 1712	„	140	%.
„ „	1794 — 1795	„	165	%.
„ „	1796 — 1798	„	550	%.
„ „	1798 — 1800	„	750	%.
„ „	1801 — 1803	„	450	%.
„ „	1803 — 1805	„	170	%.
„ „	1812 — 1814	„	216	%.
„ „	1822 — 1825	„	350	%.

Während der letzten Periode der Getreidegesetzgebung standen die Weizenpreise laut der dem Parlamente in der Sitzung von 1840 vorgelegten Papiere durchschnittlich

in 17	Monaten	unter	48	Schill.	
„ 23	„	zwischen	48 — 50	Sch.	
„ 48	„	„	50 — 60	„	
„ 38	„	„	60 — 70	„	
„ 16	„	„	70 — 80	„	
„ 1	„	„	80 — 90	„	

während die Absicht der Gesetzgebung offenbar dahin ging, den Preis wenigstens zwischen 66 — 70 Sch. zu erhalten. Der zweite Zweck ist daher bei weitem nicht vollständig erreicht worden, so weit er hohe Preise herbeiführen will, und noch viel weniger, so weit er die Preise stetig erhalten soll. In den früheren Perioden war dies nicht möglich, weil England mehr Getreide erbaute als es zu seiner eigenen Consumtion bedurfte, so daß reichliche Ernten dort wie überall niedrige Getreidepreise durch den Ueberfluß des eigenen Erzeugnisses herbeiführen mußten, ohne daß die Getreidegesetzgebung dagegen wirksam seyn konnte. In der neuesten Zeit deckte bisher noch Irland so ziemlich den Ausfall, und die niedrigeren Gestehungskosten des in Irland erzeugten Getreides, welches seit 1806 vollkommen frei in England eingeführt werden durfte, mußten in guten Jahren die Preise des englischen Getreides theilweise unter die Gestehungskosten herabdrücken, da eben diese hohen theilweise selbst unter Mitwirkung der Getreidegesetzgebung herbeigeführten Produktionskosten die Ausfuhr desselben

hinderten und es auf den innern Markt beschränkten, wo es der Concurrenz des wohlfeileren irischen Getreides nicht widerstehen konnte.

Hat indessen die englische Getreidegesetzgebung ihre eigentlichen Zwecke theilweise nur unvollkommen, theilweise gar nicht erreicht, so hat sie doch theils in ihrer Gesammtwirkung, theils in ihrer neuesten Gestaltung einige andere nicht eigentlich beabsichtigte Folgen gehabt, denen wir unsere Aufmerksamkeit kürzlich zuwenden müssen.

Die wichtigste dieser Folgen ist unstreitig die, daß die Ausdehnung des Ackerbaues auf die schlechtesten Ländereien die Produktionskosten des auf denselben erbauten Getreides sehr in die Höhe getrieben haben. Dadurch wird natürlich der Preis dieses Getreides nicht nur, sondern des ganzen Getreides in England überhaupt, bei gewöhnlichem Gange der Dinge in die Höhe getrieben; und es werden auch wegen der im Allgemeinen steigenden Pachtrente die Produktionskosten des auf besseren Ländereien zeitiger mit geringeren Kosten erbauten Getreides gesteigert.

Dazu sind unstreitig die Getreidegesetze, wie sie von jeher in England bestanden haben, die Veranlassung gewesen, sofern sie immer darauf berechnet waren, die Einfuhr des fremden Getreides in England, bis die Preise dort einen gewissen Stand erreicht haben, zu verhindern. Wäre dies nicht geschehen, sondern die Einfuhr fremden Getreides frei gewesen, so würde sich das Getreide auf seinem natürlichen Preise erhalten haben und diese schlechten Ländereien würden nicht haben angebaut werden können, weil der mäßigere Preis des Getreides die höheren Produktionskosten nicht vergütet haben würde. Gegenwärtig ist nun zwar eine große Menge dieser schlechteren Ländereien angebaut, aber indem dadurch, wie wir gezeigt haben, allerdings hauptsächlich wegen der eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen in England der Ackerbau betrieben wird, die Produktionskosten des auf besseren Feldern erbauten Getreides gleichmäßig gestiegen sind, ist es dahin gekommen, daß jede Ausfuhr von in England erbautem Getreide ohne Verlust unmöglich geworden ist. Aber auf der andern Seite ist es auch ebenso unmöglich geworden, daß die Einfuhr fremden Getreides in England jemals ganz frei gegeben oder durchgängig nur mit einem geringeren Zolle belegt werden kann, wenn nicht sofort ein großer Theil der angebauten schlechten Ländereien aufgegeben werden und wüst liegen bleiben soll.

Eine weitere üble Folge, die vorzüglich der jetzt bestehenden Getreidegesetzgebung eigen ist, besteht in den großen Schwankungen der Getreidepreise, welche ihrerseits in den großen Abstufungen des Eingangszolles ihren Grund haben.

Diese Abstufungen des Zolles machen, sobald die Preise steigen, einen doppelten Gewinn möglich: einmal wird am Preise und einmal am Zoll gewonnen, und die Erlaubniß, Getreide unverzollt unter des Königs Verschluß niederzulegen, bis der günstige Moment kommt, wo es gegen den möglichst geringsten Zoll in den Verbrauch übergehen kann, gibt zu besonderen Spekulationen Anlaß.

Wer z. B. Getreide hinterlegt hat, welches er zu 68 Sch. mit dem Zolle von 16 Sch. 8 Den. mit einem Gewinne von 3 Schillingen verkaufen kann, der gewinnt, wenn er wartet, bis der Preis auf 71 Schillinge steigt, über diese drei Schillinge noch 13 andere, nämlich 3 durch das Steigen des Preises und 10 durch die Abstufung des Zolles, der dann nur noch 6 Sch. 8 Den. beträgt. Daß darauf besondere Spekulationen begründet werden, daß man solchen Falles zurückhält, bis der Preis höher steigt, ist natürlich. Ist aber der Preis hoch genug getrieben, so werden große Massen des unter des Königs Verschlusse lagernden Getreides verzollt und in den Verkehr geworfen, die dann nicht verfehlen den nur künstlich in die Höhe getriebenen Preis wiederum um so tiefer herabzutreiben, um später das nämliche Spiel mit gleichem Erfolge wiederholen zu können. Daher entstehen große Schwankungen der Preise, die dem Landwirthe wie den arbeitenden Klassen gleich nachtheilg werden. Der erste weiß nie, wenn er am besten verkaufen kann, und die zweiten, die sich keine Vorräthe hinlegen können, müssen oft die künstlichen höheren Preise bezahlen.

Daraus entsteht, wie die Direktoren der Handelskammer von Manchester in ihrem Berichte über die Operationen der Bank von England seit dem Jahre 1835 gelegentlich, aber ausführlich nachgewiesen haben, eine weitere nachtheilige Folge: es ist kein regelmäßiger Getreidehandel mit England möglich. In reichlichen Jahren kann keine große Menge von Getreide unter des Königs Verschlusse niedergelegt werden, weil man nicht weiß, ob der Absatz wegen der hohen Zölle möglich seyn wird; in Jahren des Mangels verhindern die großen Schwankungen die regelmäßige Einfuhr aus weiter entfernten Gegenden, weil Niemand weiß,

wie ſich in der Zwiſchenzeit die Preiſe ſtellen können. Man muß alſo in der Nähe Getreide kaufen und man muß es, weil kein regelmäßiger Verkehr in dieſem Handelszweige ſtattfindet, ſtets mit baarem Gelde bezahlen. Daher entſtand im Jahre 1839 jene Verlegenheit, welche, indem ſie die baaren Fonds der Bank von England, die im April jenes Jahres noch 7,073,000 Pf. St. betrugen, ſehr bald bis auf 2,515,000 Pf. St. verminderten, beinahe den Schluß der Bank von England herbeigeführt hätten und ſie nöthigten eine Anleihe von 2 Mill. Pf. St. bei der Bank von Frankreich zu machen. Welchen Einfluß dies Alles auf den Geldmarkt in England hatte, iſt noch bekannt, und dies Verhältniß muß ſich, wie in jenem Berichte bemerkt iſt, bei jeder ähnlichen Kriſis wiederholen, ſo lange die engliſche Getreidegeſetzgebung, wie ſie gegenwärtig beſteht, nicht abgeändert und ſo eingerichtet wird, daß ein regelmäßiger Getreideverkehr ſtattfinden kann.

Alles dies ſind Folgen, welche die engliſche Getreidegeſetzgebung gehabt, ohne daß man ſie eigentlich bezweckt hat; ſie haben ſich vielmehr ganz von ſelbſt eingefunden und ſind gewiß höchſt nachtheilig.

Doch ſind dies alles nicht die Urſachen, aus denen der Kampf um die Getreidegeſetze zwiſchen den induſtriellen Klaſſen und den Grundbeſitzern zunächſt entſtanden iſt; ihm liegen vielmehr die hohen Getreidepreiſe und der im Ganzen hohe Stand der Arbeitslöhne in England zum Grunde. Die hohen Preiſe der Lebensmittel werden von den arbeitenden Klaſſen allein auf Rechnung der Getreidegeſetze geſchrieben. Sie glauben, daß niedrigere Getreidepreiſe ihre Lage verbeſſern würden; deßhalb agitiren ſie gegen die Getreidegeſetze. Die großen Unternehmer ſehen ebenfalls in den Getreidegeſetzen die Urſachen der hohen Getreidepreiſe und erblicken in dieſen die Urſache der hohen Arbeitslöhne, die ſie zahlen müſſen; darum vereinigen ſie ihre Bemühungen mehr und mehr mit denen der Arbeiter.

Die Vertheidiger der Getreidegeſetze weiſen dagegen den Unternehmern gegenüber darauf hin, daß die vollkommeneren Maſchinen und der niedrigere Zinsfuß Englands den höheren Arbeitslohn vollkommen ausgleichen und daß die höheren Getreidepreiſe die Landwirthe Englands zu beſſeren Conſumenten der Induſtrieerzeugniſſe machen; den Arbeitern halten ſie ein, wie

erst kürzlich einer ihrer Vorfechter, Sir S. Horton, in einer eigenen Flugschrift gethan, daß nicht der Preis der Lebensmittel, sondern die übergroße Menge des Angebots der Arbeit die eigentliche Ursache ihrer üblen Lage sey, indem sie den Arbeitslohn unter den Betrag herabdrücke, der dem Arbeiter ein gutes Auskommen gewähre; sie sagen ihnen, daß wenn die Getreidepreise sänken, ihr Lohn sofort ebenfalls verhältnißmäßig sinken müßte und ihre Lage sonach keineswegs besser werden würde.

Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf den Standpunkt und die Ansichten der verschiedenen Parteien, so ergibt sich, daß die industriellen Klassen, obwohl beide Abtheilungen derselben in den Getreidegesetzen die Ursache hoher Preise sehen und sie bekämpfen, dennoch ganz entgegengesetzte Ansichten über die aus der Beseitigung derselben für sie hervorgehenden Folgen hegen. Indem die Arbeiter von der Ansicht beherrscht sind, daß wohlfeilere Getreidepreise ihre Lage verbessern würden, müssen sie nothwendig in der Meinung stehen, daß die hohen Getreidepreise gar keinen Einfluß auf den hohen Stand des Arbeitslohnes ausüben, und daß sie es vermögen würden auch bei gefallenen Getreidepreisen den zeitherigen hohen Arbeitslohn zu erhalten. Außerdem hätte ihre ganze Agitation keinen Sinn; denn wenn sie annähmen, der Geldpreis der Arbeit richte sich nach dem Preise der nothwendigen Unterhaltsmittel des Arbeiters, so müßten sie sich zugleich sagen, daß mit dem fallenden Preise des Getreides auch ihr Arbeitslohn verhältnißmäßig fallen und somit ihre Lage nach wie vor dieselbe bleiben müsse.

Die Unternehmer hingegen, die in den hohen Getreidepreisen die Ursache der hohen Arbeitslöhne sehen, die sie zahlen müssen, glauben, diese würden mit jenen fallen, und arbeiten gegen die Getreidegesetze, um niedrigere Arbeitslöhne zu erhalten. Arbeiter und Unternehmer verfolgen daher bei ihrem Kampfe gegen die Getreidegesetze ganz entgegengesetzte Zwecke, die Unternehmer wollen wohlfeilere Getreidepreise, um wohlfeileren Arbeitslohn herbeizuführen, die Arbeiter dagegen wollen bei gleich hohem Arbeitslohne wohlfeilere Preise, damit sie bequemer leben können.

Die Vertheidiger der Getreidegesetze, wohl wissend, daß ihnen die größere Gefahr von Seiten der arbeitenden Klassen drohe, richten daher gegen diese ihre Hauptwaffen und suchen ihnen wie

Horton die Ansicht zu benehmen, daß die hohen Getreidepreise die Ursache ihrer bedrängten Lage wären. Indessen ist Hortons Argumentation, genauer besehen, allerdings wenig dazu geeignet. Wenn er auf der einen Seite den Arbeitern sagt, daß die hohen Getreidepreise gar keinen Einfluß auf den Arbeitslohn hätten, daß dieser vielmehr allein durch das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage bestimmt werde und daß das Uebergewicht des Angebots der Arbeit den Arbeitslohn so herabgedrückt habe, daß er außer Verhältniß zu den Getreidepreisen sey, und wenn diese Argumentation, wie wir einen Augenblick annehmen wollen und er behauptet, ganz vollkommen richtig wäre, so würde offenbar die Folgerung, daß das Sinken der Getreidepreise ein unmittelbares und entsprechendes Sinken der Arbeitslöhne zur Folge haben müsse, eine unrichtige seyn. Bestimmte das Verhältniß des Angebots zu der Nachfrage allein und ohne alle Einwirkung der Getreidepreise die Höhe des Arbeitslohnes, so könnte auch eine Veränderung der Getreidepreise gar keinen direkten Einfluß auf den Stand des Arbeislohnes ausüben; er müßte sich, wie er sich den Prämissen zufolge ganz ohne Concurrenz der höheren Getreidepreise blos durch das Verhältniß des Angebots zu der Nachfrage auf den gegenwärtigen Standpunkt gestellt hat, auch unverrückt auf demselben erhalten, so lange sich in *diesem* Verhältnisse nichts ändert, wie sich übrigens auch die Getreidepreise ändern möchten. Durch diese Argumentation würde daher die Ansicht der arbeitenden Klassen, die sie bekämpfen soll, geradezu unterstützt.

Allerdings stellt Horton die bei niedrigen Getreidepreisen sinkenden Consumtionen der Grundbesitzer und Landwirthe als ein indirektes Motiv zur Abnahme der Nachfrage nach Arbeit auf. Indessen ist dabei wohl zu bedenken, daß dagegen bei niedrigeren Getreidepreisen die sämmtlichen Getreideconsumenten den Theil des Preises, den die Landwirthe früher mehr für ihr Getreide empfingen, ihrerseits nunmehr ersparen und daher fortan mehr industrielle Erzeugnisse verbrauchen können. Sie würden also solchen Falles an die Stelle der landwirthschaftlichen zeitherigen Consumenten treten, und die Nachfrage würde sonach nicht vermindert werden.

Wie nun der letzte Theil der Horton'schen Argumentation mit den Ansichten, welche die arbeitenden Klassen über die Sache haben, ganz im Widerspruche steht, so stimmt er dagegen mit den

Erwartungen der industriellen Unternehmer auf das vollständigste überein. Fragen wir nun, wer bei diesem Conflikte der verschiedenen Ansichten eigentlich Recht habe, so wird bei Entscheidung dieser Frage alles darauf ankommen zu untersuchen, ob die hohen Arbeitslöhne in England allein von den hohen Getreidepreisen herkommen oder nicht, und welches die eigentlichen Faktoren des Arbeitslohnes sind.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die Art und Weise, wie der Arbeitslohn regulirt wird, so geschieht dies mittelst eines freien Contraktes zwischen dem Arbeiter und dem, der Arbeit sucht, die dabei allerdings beiderseits von einem sehr verschiedenen Gesichtspunkte ausgehen. Der Arbeiter will einen möglichst reichlichen, wo nicht wenigstens einen solchen Lohn, daß er für die eigenen Bedürfnisse und die seiner Familie damit auskommen kann. Er berücksichtigt also die Preise der Lebensmittel und des Getreides. Indessen ist dies noch kein wirklicher Faktor des Arbeitslohnes, sondern nur die Ansicht des einen der beiden Contrahenten. Ihr tritt der andere Theil, der Unternehmer, mit einer sehr verschiedenen Ansicht entgegen. Wenn der Arbeiter Arbeit anbietet, um sein Leben zu fristen, so sucht sie der Unternehmer nur, um einen Gewinn dabei zu machen. Jener bedarf der Arbeit absolut, weil er sonst nicht leben könnte, dieser kann sie nur bedingungsweise brauchen, sofern sie ihm nämlich einen Gewinn bringt, der größer oder wenigstens so groß ist wie der Arbeitslohn selbst. Jener ist arm und kann der Arbeit gar nicht entbehren, wenn er nicht Noth leiden will, dieser ist bemittelt und verliert bei Arbeitsverweigerungen höchstens nur einige Gewinne. Die Verhältnisse der contrahirenden Parteien sind daher bei diesem Vortrage höchst ungleich und stellen sich ganz und gar zum Nachtheile der arbeitenden Klassen, während das entschiedene Uebergewicht im Zweifelsfalle auf Seiten der Unternehmer sich befindet; nur bei dringlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei starken Conjunkturen, wo die Gewinne größer sind und die Arbeit wegen der höheren Gewinne stärker gesucht wird, mag sich dieses Verhältniß in etwas zu Gunsten der arbeitenden Klassen ändern. Daraus folgt allerdings, daß in der Hauptsache es weniger die Getreidepreise sind als die Verhältnisse des Angebotes zu der Nachfrage, welche den Arbeitslohn bestimmen, und daß der

Situationen gezeichnet werden könnten (wir erinnern nur vergleichungsweise an die ältern deutschen Volksbücher, den Eulenspiegel, die Schildbürger ꝛc.), würde eine in vieler Beziehung reinigende Wirkung haben; es würde die ungeheure Masse des falschen Pathos in den Schatten stellen, in der Gunst des Publikums verdrängen. Gegenwärtig herrscht der Ernst allzu einseitig vor. Jeder Pfuscher nimmt eine ehrwürdige Miene an, die langweiligsten Romane wimmeln von edeln Redensarten; die gewöhnlichen Romanhelden werden wie seelenlose Haubenstöcke mit allen möglichen abstrakten Tugenden coeffirt, und die unmoralischen Romane, die durch die frechste Darstellung und Beschönigung des Lasters Aufsehen zu erregen suchen, sind fast noch ernsthafter, wühlen in allen Schmerzen des Individuums herum und kokettiren sogar mit dem sogenannten Weltschmerz. So ist denn alles seriös, feierlich, düstern Ernstes geworden, und doch hat die Menschenwürde dabei nichts gewonnen, denn ernst ist auch das wilde Thier, ewiger Ernst ist die Physiognomie des Barbaren; die wahre Humanität wird durch die lächelnde Grazie bezeichnet.

Die Sprache der Romane, die wir zuletzt noch in Betrachtung ziehen wollen, läßt sich kaum unter einen Gesichtspunkt fassen, da sie bekanntlich sehr verschieden ist. Von der feinsten Wohlredenheit bis zum oberflächlichsten Ausdruck, von der bilderreichsten Fülle bis zum blasirten Conversationston bieten unsere Romane alle möglichen Uebergänge dar. Doch lassen sich in der neusten Zeit einige ziemlich allgemeine Eigenschaften im Romanstyl unterscheiden.

Es wird wenig mehr beschrieben und desto mehr conversirt. Beschreibungen dienen fast nur noch zu Introduktionen, um die Phantasie des Lesers einigermaßen anzuregen, die breite Mitte der Romane wird dagegen durch Dialoge eingenommen. Der epische Charakter des Romans ist immer mehr in einen dramatischen übergegangen. Wo nun der Dialog natürlich und am rechten Ort ist, wollen wir ihn nicht tadeln. Allein es scheint, er werde zum Ueberfluß bei den unbedeutendsten Anlässen angebracht und überall zu weit ausgedehnt. Oft scheint es, die Dichter gefallen sich darin nur deßwegen, um schneller die Bogenzahl zu füllen, da ein leichter Dialog mit häufig abgebrochenen Zeilen mehr Papier consumirt, als eine ununterbrochene Erzählung.

Ueberhaupt geben die Dichter, einige rühmliche Ausnahmen

Preis der Lebensmittel nur eine untergeordnete Rolle dabei spielt. Doch bleibt er in gewöhnlichen Zeiten immer nicht ganz unberücksichtigt; aber er kann ebenso gut für als gegen die Interessen der arbeitenden Klassen benutzt werden.

Haben wir daher im Allgemeinen wie Horton das Verhältniß des Angebotes zu der Nachfrage als den eigentlichen und alleinigen Regulator des Arbeitslohnes angenommen, so sind wir doch weit entfernt von der Ansicht, als würden stetig niedrigere Preise keinen Einfluß auf den Stand desselben in England ausüben. Vielmehr ist als Gewißheit anzunehmen, daß sobald die Getreidepreise in England nach Beseitigung der Getreidegesetze stetig fallen, die Unternehmer von diesem Umstande einen Grund hernehmen würden, die Arbeitslöhne herabzudrücken. Sie haben ein starkes Interesse dabei, weil sie bei niedrigerem Lohne entweder unter Beibehaltung der gegenwärtigen Preise ihrer Erzeugnisse von derselben Quantität oder bei einer Erniedrigung der Preise durch vermehrten Absatz größere Gewinne beziehen würden; es ist dies der Hauptgrund, der sie gegen die Getreidegesetze ankämpfen läßt, und das entschiedene Uebergewicht, welches sie bei der endlichen Bestimmung des Arbeitslohnes über die arbeitenden Klassen behaupten, läßt es nicht zweifelhaft, daß sie ihren Zweck mindestens theilweise zu erreichen wissen werden.

Dagegen läßt sich auf der andern Seite eben so wenig verkennen, daß, wenn der größere Gewinn, den die Unternehmer von der nach Beseitigung der Getreidegesetze zu erwartenden Erniedrigung des Arbeitslohns hoffen, durch den Absatz einer größeren Quantität ihrer Erzeugnisse herbeigeführt wird — und dieser Gang der Dinge ist, wegen der großen Concurrenz der Unternehmer, die einander durch eine Herabsetzung der Preise ihrer Produkte den Rang abzulaufen suchen werden, der wahrscheinlichere — damit auch eine vermehrte Nachfrage nach Arbeit verbunden seyn muß, welche es verhindern würde, daß die Arbeitslöhne ganz im Verhältnisse zu dem Fallen der Getreidepreise sinken könnten. Daraus möchte folgen, daß sich auch die Arbeiter, wenn auch ihre Hoffnungen weit nicht in ihrem vollen Umfange erfüllt würden, dennoch nicht so ganz und gar in ihren Erwartungen einer Verbesserung ihrer Lage täuschen dürften, wie es ihnen die Freunde der Getreidegesetzgebung gern glauben

machen möchten. Auch die industriellen Unternehmer würden dabei gewinnen, nur wahrscheinlich immer nicht so viel, als sie gegenwärtig zu glauben geneigt seyn mögen, und die zu erwartende Erniedrigung der Preise aller industriellen Erzeugnisse würde endlich selbst den Landwirthen und Grundbesitzern zu Gute kommen und ihnen einen Theil ihrer Verluste indirekt wieder ersetzen.

Indessen bleibt die Frage immer die: ob es möglich oder auch nur wahrscheinlich ist, daß eine so gänzliche Veränderung der englischen Getreidegesetze, wie sie dazu erforderlich ist, auf dem gesetzlichen Wege herbeigeführt werden könne oder nicht. Bei der Beantwortung dieser Frage kann es sich, da sie auf das tiefste in das Leben eingreift, nicht um Grundsätze handeln, sondern allein um Interessen. Von diesem Standpunkte aus möchten wir sie jedoch entschieden verneinen, und uns deßhalb auf die gewichtigen Schlußworte beziehen, mit denen Sir Robert Peel in der vorigen Parlamentssitzung seine bei Gelegenheit einer Diskussion über die Getreidegesetze gehaltene Rede beendigte. „Es ist gewiß ein großartiger Plan," sagte der Redner, „in unsern Verkehr mit den fremden Nationen den Grundsatz einzuführen, der den Verkehr im Innern dieses Reichs leitet. Aber ich bezweifle die Möglichkeit, diesen Grundsatz auf den äußern Handel unseres Reichs anzuwenden, bei einem so künstlichen Zustande der Gesellschaft, und bei so ungeheuren auf dem Spiele stehenden Interessen, die unter einem ganz andern Grundsatze, nämlich dem des Schutzes in gewissen Fällen, emporgewachsen sind. Ist der Grundsatz für den Getreidehandel richtig, so ist er es auch für jeden andern Handel; jeder Schutzzoll muß abgeschafft und unser ganzes Kolonialsystem geändert werden. Wer möchte dies wagen, um einen noch unerprobten theoretischen Grundsatz durchzuführen?"

So leicht Dr. Bowring in seinen bekannten „Berichten über den deutschen Zollverein" eine Abänderung der englischen Getreidegesetzgebung auch darstellt, so vortheilhaft sie auch für die englische Industrie seyn mag und so wahrscheinlich es ist, daß theils um dem Drängen der industriellen Klassen ein Genüge zu thun, theils weil die gegenwärtigen Getreidegesetze manche nachtheilige Folgen gehabt haben, vielleicht in nicht gar langer Zeit eine Abänderung derselben aus eigener Bewegung eintreten wird, so

sehr bezweifeln wir jedoch, daß sie den industriellen Klassen von großem und wesentlichem Nutzen seyn werde.

Alles was unter den gegenwärtigen Umständen etwa erwartet werden darf, und wovon bereits in England häufig gesprochen wird, scheint die Substituirung eines festen Zolls, anstatt des steigenden und fallenden, welcher gegenwärtig eingeführt ist, zu seyn. Man hofft dadurch einen regelmäßigeren Gang des Getreidehandels herbeizuführen und hat von einem festen Zoll von 6 bis 10 Schillingen für das Quarter Weizen vielfach gesprochen. Indessen mag es leicht seyn, daß man sich auch in dieser Beziehung, so lange die Sache nicht näher erwogen wird, mancherlei Täuschungen überläßt und sich die Dinge nicht genau so denkt, wie sie wirklich sind.

Es ist bereits bemerkt worden, daß eine der schlimmsten Folgen der englischen Getreidegesetzgebung darin bestehe, die Produktionskosten des Getreides auf eine so unnatürliche Höhe getrieben zu haben, daß eine freiere Concurrenz des englischen Getreides mit dem fremden unmöglich ist, daß ohne Schutz ein großer Theil der magern, neuerdings mit vielen Kosten in Anbau genommenen Ländereien aufgegeben werden müßte und ein sehr großer Theil der Pächter ruinirt seyn würde. Die Rückwirkung auf die Grundbesitzer könnte dann nicht fehlen.

Bei dieser Lage der Sachen scheinen uns nur zwei Auswege möglich. Entweder müßte

1) bis zu einem gewissen Punkte der Uebergang des fremden Getreides in den innern Verbrauch gar nicht erlaubt seyn, und dagegen

2) von diesem Punkte aus ein unter allen Umständen fester Zoll auf die Einfuhr des Getreides gelegt werden, oder es müßte

3) bis zu einem gewissen Punkte ein hoher, dem Einfuhrverbote gleicher Zoll gelegt werden, und

4) der feste niedrigere Zoll erst von da ab eintreten.

Zu weiteren Concessionen möchte sich der englische Grundbesitz, in dessen Händen thatsächlich noch immer die parlamentarische Macht ist, kaum verstehen, weil sich eigenes Interesse und das ganze Gewicht alter, seit langer Zeit überlieferter Ansichten über die Grundsätze einer richtigen Getreidegesetzgebung denselben mit aller Kraft entgegensetzen würden.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21362 / 038

Dadurch würden freilich die Erwartungen der induſtriellen Klaſſen wenig erfüllt werden. Man darf annehmen, daß ein Normalpreis, bis zu welchem entweder die Einfuhr fremden Getreides gänzlich verboten oder mit einem dem Verbot gleichen Zolle belegt würde, wie er ſich ſeither unter allen Umſtänden als Grundlage der engliſchen Getreidegeſetzgebung erhalten hat, in Zukunft nicht aufgegeben werden wird, und daß man ihn kaum viel niedrigerer als gegenwärtig beſtimmen dürfte, ſo lange die direkt dabei höchlich intereſſirten Grundbeſitzer das parlamentariſche Uebergewicht behalten. In gewöhnlichen Jahren würde daher ſo wenig wie jetzt eine Getreideeinfuhr möglich ſeyn, und es würde ſich folgerecht auch für die Zukunft ſo wenig wie jetzt ein regelmäßiger Getreideverkehr Englands mit dem Auslande einleiten laſſen. Es würde alſo in dieſer Beziehung nichts gewonnen werden, und eben ſo wenig könnte bis zu dem Normalpreiſe hin irgend eine Aenderung in Bezug auf die Regulirung der Getreidepreiſe Englands im Intereſſe der induſtriellen Klaſſen eintreten.

Wäre nun der Normalpreis nicht allzuhoch beſtimmt, ſo ließe ſich allerdings von da ab bis zu einem gewiſſen Punkte Beſſeres von dem ſodann fühlbar werdenden Einfluſſe der Concurrenz des fremden Getreides erwarten. Von dem Augenblick an aber, wo die Preiſe, je nach der Verſchiedenheit des feſten Zolls, den wir auf 6 — 10 Sch. einſtweilen annehmen wollen, 64 — 68 Sch. überſchritten und höher ſtiegen, müßten ſich dann die Dinge übler ſtellen als gegenwärtig, weil der Zoll jetzt, bei einem Preiſe von 73 Sch., für das Quarter nur noch 1 Sch. beträgt, während er fortwährend 6 — 10 Sch. betragen würde, wenn ein feſter Zoll angenommen werden ſollte. Um die Sache wenigſtens auf gleichen Fuß mit der Gegenwart zu bringen, müßte daher von dieſem Punkte an wiederum ein niedrigerer Zoll eintreten. In allen dieſen Fällen könnte aber doch von einem fixen Zolle nicht die Rede ſeyn; es würden blos weniger Stufen gemacht, als deren gegenwärtig vorhanden ſind. Etwas beſſer könnten ſich die Sachen allerdings auf dieſe Weiſe ſtellen, aber gewiß nicht um ſo viel, daß ſich die Verhältniſſe der induſtriellen Klaſſen um deßhalb weſentlich verändern könnten, und daß dieſe ſich dadurch für zufriedengeſtellt erachten würden.

Das iſt indeſſen alles, was unter den jetzigen Verhältniſſen

erwartet werden darf. Zweierlei geht aber aus der Betrachtung der engliſchen Getreidegeſetzgebung, die wir eben angeſtellt haben, unwiderleglich hervor: das Gefährliche einer allzukünſtlichen Geſtaltung der Verhältniſſe, unter denen ein Land ſeine erſten Lebensbedürfniſſe erbaut, und das Schwierige, die einmal herbeigeführten künſtlichen Verhältniſſe, wenn es erforderlich wird, wieder abzuſtellen. Der Hauptzweck der engliſchen Getreidegeſetzgebung war: England in Bezug auf die Erzeugung ſeiner Lebensmittel unabhängig von dem Auslande zu machen. Dies gelang allerdings eine gute Zeit hindurch. Daß und warum es für die Dauer unmöglich wird, dieſen Zweck zu erreichen, iſt bereits bemerkt worden. Die Volksmenge auf einem gegebenen Raume muß am Ende ſo zunehmen, daß es unmöglich wird, auf dieſem beſchränkten Raume die immer wachſende Menge ihrer Subſiſtenzmittel zu erbauen. Für das eigentliche England iſt dieſer Punkt längſt eingetreten. Bisher hat im gewöhnlichen Laufe der Dinge Irland es noch vermocht, den Ausfall zu decken. Bei der immer ſteigenden Volksmenge iſt aber vorausſichtlich zu erwarten, daß in nicht ſehr ferner Zukunft der Augenblick erſcheinen wird, wo auch Irland nicht mehr aushelfen kann, ſondern Großbritannien und Irland wegen ſeiner Subſiſtenzmittel vom Auslande abhängig werden müſſen.

Aber unter welchen Umſtänden geſchieht dies? Es geſchieht unter Umſtänden, die nicht mehr erlauben, daß eine freie Einfuhr des Getreides aus dem Auslande geſtattet werden kann, wenn nicht die künſtlich hervorgerufenen und lange Zeit beſchützten Agrikulturintereſſen völlig zu Grunde gerichtet werden ſollen. Kann man ſich dazu nicht entſchließen, ſo werden die Getreidepreiſe fortwährend theurer ſeyn, und die ganze Nation muß in dem vertheuerten Preiſe der Lebensmittel das dennoch nur vorübergehend befriedigte Gelüſte büßen, nach Unabhängigkeit von dem Auslande geſtrebt zu haben.

Zudem beruht am Ende das meiſte, was erſtrebt worden iſt, nur auf einer Täuſchung. Die Pächter erhielten höhere Preiſe für ihr Getreide, aber ſie mußten dafür höhere Pachtrenten geben, und wohl auch die Preiſe der von ihnen verbrauchten Induſtrieerzeugniſſe höher bezahlen, ſo daß zuletzt höchſtens die großen Grundherren bedeutendere Gewinne machten, deren Anzahl im Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung ſehr gering iſt.

Außer diesen Gewinnen ist durch die Getreidegesetzgebung nichts Dauerndes bewirkt worden. Man hat nichts gethan, als die natürliche Entwicklung der Dinge beschleunigt; man hat sie schneller auf den Punkt gebracht, auf welchen sie ohne diese künstliche Einwirkung viel später gelangt seyn würden, auf den Punkt nämlich, wo England in Bezug auf das Getreide vom Auslande abhängig werden muß; denn man hat indirekt durch die schnell vermehrten Nahrungsmittel auch auf die schnellere Vermehrung der Bevölkerung eingewirkt. Aber sie sind unter viel ungünstigeren Verhältnissen auf demselben angelangt, und Niemand mag sagen, welches das endliche Ende des Kampfes seyn wird, der sich in England zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Parteien um die Getreidegesetze entspennen hat. Wenn aber einmal der künstliche Zustand der Gesellschaft in England einen vollkommenen Umsturz erleiden sollte, so werden die englischen Getreidegesetze nicht die letzte dazu mitwirkende Ursache gewesen seyn.

Schon sind die Sachen so weit gediehen, daß eine vollkommen freie Getreideeinfuhr, welche allein den Verhältnissen des größeren Theils der englischen Bevölkerung, den industriellen Klassen, angemessen wäre, nicht mehr möglich ist, weil sie einen partiellen Umsturz der socialen Verhältnisse, nämlich den Ruin der ackerbautreibenden Klassen, zur Folge haben würde. Ein solcher kann nicht von der Regierung ausgehen, und darum ist jede gründliche Heilung der künstlichen Uebel des Zustandes der Gesellschaft in England unmöglich. Die Frage aber bleibt allerdings nur die, ob es bei der stets steigenden Verlegenheit auch immer gelingen werde, jede Gefahr eines solchen Umsturzes, die von einer andern Seite her drohen könnte, zu beseitigen?

Unstreitig liegt in dem Zustande der Gesellschaft, wie er sich gegenwärtig in England herausgebildet hat, eine große Lehre für alle diejenigen, die gewöhnt sind, die Dinge nicht blos nach dem gegenwärtigen Augenblicke zu beurtheilen, sondern auch in die Zukunft zu schauen pflegen. Es ist dies die Lehre, daß ein allzuscharfes Abschließen gegen das Ausland sich früher oder später auf das empfindlichste bestraft, und daß ein zu sehr erkünstelter Zustand endlich Verhältnisse herbeiführt, die, so schwere und dauernde Verlegenheiten sie auch bereiten mögen, dennoch in dem

gewöhnlichen Gange der Dinge nicht mehr beseitigt werden können, weil dadurch zu viele betheiligte Interessen zu Grunde gerichtet würden.

Zu einer Zeit, wo auch in Deutschland von so vielen Seiten her ähnliche Tendenzen angeregt und verfolgt werden, kann man gar nicht zu sehr dagegen warnen. Zeitweise mag ein solcher Abschluß seinen Nutzen gewähren; aber es kommt auch wieder die Zeit, wo die Hülfsquellen, die er darbietet, sich erschöpfen, wo ein Volk das andere nicht mehr entbehren kann, und der strenge Abschluß beschleunigt, wie wir gesehen haben, das Heranrücken dieses Zeitpunkts, weil er zeitweise, wie die Getreidegesetze auch in England dazu beigetragen haben, eine gewisse Prosperität, und damit zugleich eine starke Vermehrung der Volksmenge herbeiführt. Aber die letztere erschöpft nur um so schneller die Menge der auf dem gegebenen Raume zu erbauenden Nahrungsmittel, und wenn dieser Zeitpunkt eintritt und auswärtige Unterstützung unerläßlich wird, so ist der Preis zu theuer, als daß man sie in dem Maße, in welchem sie allein noch wohlthätig werden könnte, dafür zu erkaufen vermöchte, und die zeitweise Prosperität macht dem allgemeinen Elende und der Entsittlichung der Massen Platz, die zuletzt auf eine oder die andere Art zu dem gewaltsamen Umsturze der socialen Ordnung führen oder die übrigen Klassen doch fortwährend mit demselben bedrohen.

Die Proletarier des Adels.

Im constitutionellen Deutschland besteht überall, mit Ausnahme Kurhessens, eine erste Kammer, gemeiniglich Adelskammer genannt. In dem großen Theile Deutschlands, wo bis jetzt nur Provinzialstände existiren (die Ausführung des Gesetzes, gezeichnet 22. Mai 1815, Friedrich Wilhelm III., betr. die Errichtung einer Reichsständeversammlung, ist noch immer verschoben), geht das Streben des Adels dahin, eine erste Kammer, eine gesonderte, den Adel repräsentirende Kammer im günstigen Augenblick zu erlangen. Es ist wahrscheinlich, daß dies Streben die Hauptursache ist, weßwegen das constitutionelle Leben in Preußen noch nicht begonnen hat.

Eine ernste Betrachtung des Adels vom historischen und statistischen Standpunkte ist daher gewiß zeitgemäß.

In London, Paris, Wien und Berlin bedeutet dasselbe Wort Adel nicht minder verschiedene Dinge, wie das Wort Religion. Mancher eifrige Prediger, der die Religion überhaupt lobt, denkt nicht daran, daß der römische Katholicismus, der Protestantismus, der Mohamedanismus u. s. w. verschiedene Arten der Religion sind, und gar manche eifrige Lobredner des Adels, welche die Lehre predigen, daß der Adel die erste und mächtigste Stütze des Thrones sey, scheinen vergessen zu haben, daß die Krone Polens, der Staat Polen untergegangen ist durch den polnischen Adel.

Einige glauben, daß aller Adel in Europa eine für gleiche Interessen kämpfende oder doch intriguirende Genossenschaft sey; unter diesen sind Manche, die sich ebendeßwegen berechtigt halten,

Alles was Adel heißt auf gleiche Weise zu haſſen und zu verdammen.

Gewiß iſt, daß eine Sympathie in allen Salons des europäiſchen Adels herrſcht. Dieſe iſts, die den verdammungswürdigen Miniſter Polignac vom Tode gerettet und aus der Haft befreit hat. Wäre Polignac zum Tode verurtheilt, ſo hätte höchſt wahrſcheinlich nicht ſobald ein Continentalminiſter gewagt eine hochverrätheriſche Hand an die Conſtitution ſeines Vaterlandes zu legen.

Thatſache iſt: in London iſt der Adel nichts weniger als verhaßt, ſondern im höchſten Grade reſpektirt; in Wien iſt der Adel nicht gehaßt, ſondern reſpektirt; in Paris iſt der Adel in eilf Quartieren von den beſtehenden zwölf Quartieren höchſt verhaßt; in Berlin iſt der Adel (es iſt die Rede nicht von Perſonen, ſondern von der Inſtitution) gewiß nicht beliebt.

Wahrlich, es iſt der Mühe werth dem Grunde dieſer Verſchiedenheit nachzuforſchen; den verſchiedenen Wirkungen müſſen verſchiedene Urſachen zum Grunde liegen, eben ſo gewiß wie die Zuneigung oder Abneigung der Millionen Bürger gegen die Adelsinſtitution den wichtigſten Einfluß auf das öffentliche Leben, auf den Gang der Regierung haben muß.

Weſſen iſt der Palaſt neben dem beſcheidenen königlichen St. Jamespalaſt? Es iſt Yorkhouſe, das Eigenthum eines Unterthans, des Herzogs von Sutherland, deſſen Einkünfte wohl mehr als die Hälfte betragen von denen der Krone. Nichts deſto weniger verſieht die Herzogin von Sutherland das, was man den Dienſt nennt, bei der Königin Victoria; und es iſt eine Ehre für die Herzogin, ſolche Dienſte zu verrichten. Das iſt ein handgreiflicher Beweis, daß der Adel, wie er in England eingerichtet iſt, eine Stütze des Throns iſt. Geſetzt, nach hundert Jahren bewohnte ein Herzog von Sutherland daſſelbe prächtige Yorkhouſe, aber es gäbe alsdann dreißig Herzoge von Sutherland, ſo würde beim Klang des Namens zuerſt die Idee von Reichthum und Einfluß erweckt werden; wenn es ſich aber zeigte, daß nur der eine Herzog von Sutherland das große Vermögen beſäße, daß neun und zwanzig Herzoge nichts beſäßen als den leeren Titel, ſo müßte der Werth des Titels nothwendig ſinken und es würde nicht fehlen können an argen Widerſprüchen zwiſchen den Titeln und den Mitteln, die Würde der herzog-

abgerechnet, nicht mehr darauf aus, die größte Fülle von Bildern und Gedanken in einen möglichſt engen Raum zuſammenzudrängen, ſondern im Gegentheil den ärmſten Inhalt in zwei, drei, vier Bände möglichſt breit zu ſchlagen. Je mehr in unſerer Zeit geſchrieben wird, um ſo dringender ſcheint an jeden Schriftſteller die Anforderung gemacht werden zu müſſen, daß er ſich kurz faſſe. Die Länge der Bücher ſollte mit ihrer Zahl im umgekehrten Verhältniß ſtehen, allein ihre Länge nimmt zu mit ihrer Zahl und bald wird es phyſiſch unmöglich werden, die Entwicklung dieſer monſtröſen Literatur zu verfolgen, und auch der fleißigſte Leſer wird endlich in dieſem geſchriebenen Ocean Ufer und Himmelsgegend nicht mehr erkennen.

Das Hauptübel iſt der fabrikmäßige Betrieb der Romanſchreiberei. Es wäre mehr als genug an den Nachahmungen, die jeder größere Dichter durch den Enthuſiasmus, den er erregt, von ſelber hervorruft. Nun kommen aber noch künſtliche Nachahmungen dazu, die lediglich Sache der Buchhändlerſpekulationen ſind, die auf Beſtellung geliefert werden und alle Kennzeichen eines auf den Augenblick berechneten leichten Modefabrikats an ſich tragen. Man hat doch wohl irrige Begriffe vom Werth der Concurrenz, wenn man dieſe literariſche Pfuſcherei gut heißt. Die Poeſie wird wahrhaft dadurch entweiht und das Publikum gewinnt nichts dabei, denn die ſchlechten Fabrikarbeiten ſtehen im Preiſe ſo hoch, als die echten Werke des Genies, während ſie den Geſchmack des Publikums verderben, und eine beſſere Lektüre verdrängen. Eine fabrikmäßig, maſchinenmäßig nach einem beſtimmten Rezept gemachte Poeſie ſteht, ſelbſt wenn ſie mit Glück arrangirt iſt, immer tief unter einer aus Liebe und Bewunderung des Meiſters, mithin wenigſtens aus freiem Herzen hervorgegangenen Schülerarbeit, wenn auch dieſe ungeſchickter angelegt wäre. In der Fabrikpoeſie iſt immer etwas Unheimliches; ſie erweckt uns ein Gefühl, ungefähr dem gleich, das uns in einem Wachsfigurenkabinet anwandelt. Die Wahrheit, das Leben, die echte Empfindung fehlt. Die Motive, die Handlung, der Ausdruck der Leidenſchaft ſind ſtereotyp. Wir fühlen mitten im Feuer die Gleichgültigkeit hindurch, womit der Maſchiniſt es ſpielen läßt.

Die Fabrikation ſcheint weniger dem unerſättlichen Bedürfniß nach Neuigkeiten zu entſprechen, als ſie daſſelbe vielmehr erſt

lichen Krone aufrecht zu erhalten. Gesetzt, nach hundert Jahren bewohnte ein Herzog von Wellington, wie jetzt, das prächtige Apsleyhouse und feierte den 18. Juni mit einem Diner, welches den Gästen auf Vermeil servirt wird. Die Ideenassociation mit der Schlacht von Waterloo wird dem Herzoge, er mag Militair seyn oder nicht, unwillkürlich ein nicht geringes Maß von Respekt verschaffen. Aber gesetzt, nach hundert Jahren wären statt eines Herzogs von Wellington dreißig Herzoge von Wellington, von denen jedoch nur einer Apsleyhouse und Strathfieldhay besäße, von denen neun und zwanzig besitzlos wären, aber nicht minder mit dem leeren Titel Ansprüche verbänden. Gesetzt diese besitzlosen Verwandten des reichen Herzogs von Sutherland und des reichen Herzogs von Wellington suchten aus Noth Dienste bei Hofe und in der Verwaltung, würde man auch solche Adelige für Stützen des Throns, für respektable Stützen halten können? Sind es wahre Würdenträger, die selbst die größte Mühe haben ihre eigne Würde, ihr Coronet zu tragen, über dem Sumpfe des Elends empor zu halten? Sind solche Adelige im Stande dem Throne Ansehen zu geben? Kann man geben, was man selbst nicht hat? Deßwegen ist in England sehr weislich verordnet, daß der Adelstitel nur auf den Aeltesten der Familie, von Vater auf Sohn übergehe. So geschieht es, daß die jüngern Söhne ohne Titel, Commoners sind, dem Volke angehören, daß der Adel keine Kaste ist. Der Sohn und Bruder eines Lord Chatham ist Herr Pitt schlechtweg, der Sohn und Bruder eines Lord Holland ist Herr Fox u. s. w. So geschieht es, daß keine scharfe Grenzlinie ist zwischen Adel und Volk, ebendeßwegen kein Haß gegen den Adel. Das Haus der Lords ist eine Versammlung von erblichen Senatoren, aber es ist nicht Repräsentant einer innerhalb des Staats bevorzugten Kaste, einer besondern Nation, die sich etwa als abstammend von frühern Eroberern von dem ganzen Volke absondern möchte. Das Oberhaus ist nicht Repräsentation einer besondern Kaste, wie es etwa eine Repräsentation der Juden seyn würde.

Die Haupteintheilung der Menschen in England ist nicht: Erbadel und Bürger, sondern: Gentleman, Nichtgentleman, das ist: gebildet, ungebildet.

Etwas Aehnliches ist erreicht worden, freilich durch eine ganz

andere Methode, in Wien, daher auch dort kein eigentlicher Haß gegen den Adel. In Wien herrscht nicht Begrenzung des Adels auf den Aeltesten, sondern Extension des Adelstitels in solchem Maß, daß in der Wirklichkeit der Titel Herr von jedem Gebildeten gegeben wird. Dadurch wird vermieden, was das größte Uebel ist, die Abscheidung des Adels als Kaste, die Trennung des Volks in zwei ungleichartige Theile, wovon der eine glaubt von den Eroberern abzustammen, der andere über kurz oder lang glaubt an den Tag vor der Eroberung appelliren zu können. Dadurch wird vermieden die Behauptung der jüngeren Brüder des Adels, daß sie ein Recht haben auf Ehre und Amt, vorzugsweise und ausschließlich wegen ihres Titels. In Preußen würde ein Ritter des eisernen Kreuzes, der ohne weiteres sich zum Adel zählte und deßwegen den Titel Herr von annähme, nach den bis jetzt bestehenden Gesetzen bestraft werden. Der bloße Titel Herr von gibt in Preußen nach den bis jetzt bestehenden Gesetzen ein Vorrecht auf Ehre und Amt. Kommt ein Junker aus fremdem Lande, dessen Vater vielleicht Leibeigene gehalten hat, nach Berlin, so nimmt er als Herr von sich den Rang vor verdienten bürgerlichen Beamten und hat Aussicht vor hundert solchen zu den höchsten Ehrenämtern zu gelangen. Nepotismus ist überall gewesen und wird allerdings immer seyn. Der Minister wird unter gleichen Umständen seinen Verwandten dem Unbekannten vorziehen, das ist der menschlichen Natur gemäß. Aber eine ganz andere Sache ist, ob ein junger Mensch, und nicht nur einer, sondern ob hundert und tausend junge Menschen sagen können und mit anscheinendem Rechte sagen können, dem Minister, dem Könige, dem ganzen Volke: wir haben ein Recht wegen unseres Namens zu verlangen, daß wir ansehnliche Aemter im Civil und Militär erhalten, wir haben das Recht zu verlangen, daß uns, die wir keine Landgüter haben, aber wohl die Namen davon tragen, standesmäßiges Einkommen verschafft werde. Der grundbesitzende Adel kann und soll die Stütze des Throns seyn. Die Proletarier des Adels mit ihren unerfüllbaren Ansprüchen, mit ihrer ewigen Unzufriedenheit können nicht die Stützen des Throns seyn, sondern haben vielmehr, wie Paris und Versailles bezeugen, den Thron wiederholt in Gefahr und Verderben gebracht.

Die Einrichtung des Adels wie er jetzt in England besteht, und wodurch er einer der Hauptpfeiler der Constitution wird, ist die ursprünglich germanische Einrichtung. Siehe Mösers Aufsatz: „Warum befolgt der deutsche Adel nicht das Beispiel des englischen?" Justus Möser verdiente für diesen guten Rath, für diesen historisch begründeten Rath mehr als durch alles andere, was von ihm gelobt wird, die Ehre, welche ihm in seinem besondern Vaterlande widerfahren ist. Die Proletarier des Adels sind in Deutschland sub- et obrepticie entstanden, weil man den jüngern Söhnen der adeligen Gutsbesitzer par courtoisie den Titel des Vaters gab. Daher tausend Grafen in Deutschland, deren Grafschaft im Monde liegt. Die englischen Lords und die Engländer überhaupt lächeln, wenn der Adel des Continents sich dem englischen Adel al pari stellen will. Und nun hat man in Deutschland seit wenig Jahren tausend und eine neue Gräfinnen bekommen mit einem Schlage. Bisher wurden die Töchter der Grafen, weil ihnen der Name „Fräulein" nicht gut genug war, „Comtessen" genannt; jetzt lassen sie sich „Gräfin" nennen, auch schon in der Wiege. Gräfin bedeutet aber nichts anderes als die Frau eines Grafen, so gut wie Königin die Gemahlin eines Königs.

Nichts ist gefährlicher für den Adel selbst und für den Thron als die Proletarier des Adels, die sich ehrlicher Arbeit in den allermeisten Formen schämen, auch mit ihren Titeln zu mancher Arbeit nicht geschickt sind und doch standesmäßig leben wollen, — auf Unkosten der arbeitenden Bürger. In Versailles und in St. Cloud drängten sich die Proletarier des Adels und waren viel ungestümer in ihren Forderungen als jemals die Competenten zu den Workhouses in England. Die Proletarier des Adels sind in der That viel gefährlicher für den Staat als die Proletarier der schwerarbeitenden Familien. Die französischen cadets de famille erhielten tausend Aemter vorzugsweise vor tüchtigeren, nicht betitelten Bewerbern. Daher der Haß des Volks gegen Versailles, statt daß es richtiger gewesen wäre, die Ursache des Uebels im Fauburg St. Germain zu suchen. Zum drittenmal mußte der König fliehen und der französische Adel konnte oder wollte Karl X. nicht vertheidigen. Man muß annehmen, daß der Adel wollte, aber nicht konnte. Dem Junker, der dem ver-

dienten Offizier vorgezogen war, der die Compagnie wegen seines Namens erhalten hatte, wollten die Soldaten nicht Folge leisten.

Der Strom der Meinung auf dem ganzen Continent geht wahrlich nicht gegen die Monarchie, auch nicht gegen die grundbesitzende Aristokratie, sondern gegen die grundlosen Prätensionen der Proletarier des Adels. Wenn ein Mann sagt, ich begehre Einfluß auf die Staatsgeschäfte, weil ich das Interesse eines großen Grundbesitzes habe, und wenn solcher Anspruch in aller Welt anerkannt wird, so ist es doch nicht wohl verständlich, wie diejenigen jüngeren Söhne, welche keinen Grundbesitz haben, eben solche Ansprüche machen können, weil sie keinen Grundbesitz haben. „Destomehr, sagen sie, müssen wir auf die Ehre halten. Unsere Vorfahren waren tapfer und wir sind eben so gut ihre Nachkommen als unsere älteren Brüder." — Wohl, eure Väter waren tapfer, führten Fehden; nehmen wir an, ohne weitere Untersuchung, daß sie kämpften zum Besten des Ganzen, obwohl es feststeht, daß die meisten Fehden des Adels im Mittelalter Privatfehden waren. Aber unmöglich ist's, daß eure Vorväter tapferer gewesen seyn können, als in unsern Tagen die Ritter des eisernen Kreuzes sich gegen den gemeinschaftlichen Feind gezeigt haben. Also ist die Frage: sind die Ritter des eisernen Kreuzes adelig oder nicht? Ja oder nein!

Unmöglich kann Friede, vollkommener Friede seyn in einem Lande, welches von zwei Völkern oder zwei Kasten bewohnt wird, deren eines den steten Vorrang behauptet. Die Proletarier des Adels verlangen Adelsrechte, ungeachtet sie keine Güter besitzen und ungeachtet sie an Tapferkeit die Ritter des eisernen Kreuzes nicht übertreffen können. Die Wirkungen solcher übertriebenen Ansprüche können nicht ausbleiben. Solche Ansprüche der jüngeren Brüder kennt man in England nicht. Das ist der Grund, weßwegen in England kein Haß gegen den Adel stattfindet, weßwegen der Adel in England wirklich eine Stütze des Throns seyn kann und ist, weßwegen kein Land entfernter ist von Revolutionen, als England.

Es wäre zu wünschen, daß die Klasse des Nationalinstituts in Frankreich für die moralischen und politischen Wissenschaften die Frage als Preisfrage aufstellte:

Welche Vortheile hat die Begrenzung des Adelstitels auf den Aelteſten der Familie für den Adel ſelbſt, für den Thron, für das ganze Volk?

Zuverläſſig iſt das, was in Frankreich am meiſten fehlt, am meiſten gewünſcht wird von den erfahrenſten Staatsmännern, eine erbliche Pairskammer, nicht anders zu erlangen, als um den Preis, daß der Adelstitel überhaupt beſchränkt werde auf den Aelteſten. Eine erbliche erſte Kammer ohne dieſe Bedingung iſt die Repräſentation von vielleicht hunderttauſend Familien, die ſich für adelig halten. Es wäre dadurch unvermeidlich der Grund zu neuem Bürgerkriege gelegt. Gegen keine Inſtitution iſt der Haß der Millionen in Frankreich ſo hartnäckig wie gegen diejenige, welche dem Adel als Geſammtheit wiederum eine politiſche Macht ertheilen würde. Selbſt Guizot und Perier mußten in dieſem Punkt wider ihren Willen dem Strom der Meinung nachgeben. Denn es iſt, von der andern Seite betrachtet, vollkommen wahr, daß die Schwäche des jetzigen Gouvernements in Frankreich abhängt vorzüglich von der Schwäche der ſogenannten Pairskammer. Dieſe genießt nicht genug Achtung im Volk. Daraus entſpringt, daß das Miniſterium beſtändig im Duell iſt mit der Deputirtenkammer. Das den Stürmen ausgeſetzte Staatsſchiff Frankreichs bedarf durchaus der Schwerkraft einer erſten Kammer, die aus erblichen Inhabern größerer Güter beſteht. — Bald wird der Stoff dazu fehlen. Das Grundeigenthum wird immer mehr zerſtückelt. Der Adel in Frankreich hat die eitle Freude, ſeine Titel conſervirt zu haben, aber er iſt machtlos, der Adel in Frankreich iſt pulveriſirt. Dagegen der Adel in England, auf den Aelteſten beſchränkt, tiefwurzelnd in großem Grundbeſitz und im erblichen Sitz im Hauſe der Lords, iſt hochgeachtet in England, in Europa, in allen Welttheilen, iſt die feſteſte Stütze des Throns und der ganzen bewundernswerthen, beneidenswerthen Conſtitution.

Für den deutſchen Adel ſtehen die zwei Wege offen, der, welcher den engliſchen Adel zu Macht und Ehre gebracht hat, und der, welcher den franzöſiſchen Adel ins Verderben geführt hat.

Man vergleiche the english peerage mit dem genealogiſchen Handbuche der deutſchen gräflichen Häuſer!

Merkwürdig iſt, daß im Lauf der franzöſiſchen Revolution

niemals die Propoſition, den franzöſiſchen Adel auf den Aelteſten zu beſchränken, vorgekommen iſt. Wohl aber hat Napoleon mit gewohntem Scharfblick ſeinem Adel dieſe Einrichtung gegeben. Leider iſt eben dadurch dieſe zweckmäßigſte Einrichtung auf dem Continent neuerdings in Mißachtung gekommen.

Wenn man recht berichtet iſt, ſo hat ein Mitglied der ſchleswig-holſteinſchen Ritterſchaft vor nicht langer Zeit bei ſeiner Genoſſenſchaft den Vorſchlag gemacht, in Erwägung zu ziehen, ob es nicht im Intereſſe der ritterſchaftlichen Familien ſey, das Privilegium jeder ſolchen Familie auf das Haupt des Aelteſten zu beſchränken? ſo wie vor längerer Zeit ein ähnlicher Vorſchlag von einem ſchleſiſchen Grafen gemacht worden iſt. Von einem Reſultat iſt aber nichts zur öffentlichen Kunde gekommen. Ob irgend eine gelehrte Geſellſchaft in Deutſchland iſt, welche ſich eignet, eine ſolche Frage zur Preisaufgabe zu machen, muß wohl bezweifelt werden. Die Verhältniſſe der Patrizier und Plebejer in Rom zu ſtudiren, die doch nimmermehr ganz aufgeklärt werden können, das hält jeder deutſche Juriſt für ſeine Pflicht; aber das Adelsinſtitut in Deutſchland, Frankreich, England zu vergleichen, das hält man, wie es ſcheint, unter der Würde des Gelehrten.

Ob der deutſche Adel dem Beiſpiel des engliſchen Adels folgen wird, der Ehre und Macht hat, oder dem Beiſpiel des franzöſiſchen Adels, der weder Ehre noch Macht hat, davon großentheils wird im Laufe dieſes Jahrhunderts abhängen das Schickſal Deutſchlands, Europas.

Wir verweiſen hier auf den guten Rath, den Juſtus Möſer dem deutſchen Adel gegeben (ſiehe deſſen „Patriotiſche Phantaſien" Thl. 4. LVI).

Man fragt billig: warum wir Deutſchen die jüngeren, aus einem adelichen Ehebette erzeugten Kinder mehr zum Adel rechnen als die Engländer.

Man kann antworten: in England ſey der Adel eine Kronehre oder ein Kronlehen, welches wie jede andere erblich gewordene Würde nur Einem aus der Familie, und nachdem die Einrichtung iſt, nur dem Aelteſten zu Theil werden kann; das

Haupt, welches dieſe Ehre ſeinem Geſchlecht erwirbt, ſey dadurch alſo ganz allein gewürdigt, und außer dem Sohne, der ihm in dieſer Erbwürde folgt, behalte ſein ganzes übriges Geſchlecht diejenige gemeine Wehrung, die es vorher hatte, die Wehrung freigeborner Leute. Hingegen zeuge ein Herzog, wenn der liebe Gott ſein Ehebette ſegnet, zwölf Herzoge, ein Graf zwölf Grafen und ein Freiherr zwölf Freiherren, ohnerachtet das Herzogthum, die Grafſchaft und die Freiherrlichkeit ebenfalls alte Kronwürden ſind, und lange auch in Deutſchland nur Einem zu Theil wurden.

Allein damit bleibt immer noch die Frage übrig, warum wir dieſen Weg eingeſchlagen? warum wir nicht eben, wie in den mehrſten königlichen Häuſern, den jüngern Sohn immer eine Stufe niedriger ſtehen laſſen, als den ältern, und das Herzogthum, die Grafſchaft und die Freiherrlichkeit für untheilbare Reichswürden erklären, mithin ſolche nur auf den älteſten fallen laſſen, und den nachgebornen Kindern etwas mehreres als den Vorzug, von vornehmen Eltern geboren zu ſeyn, und die damit natürlich verknüpfte Achtung einräumen?

Aber, könnte man erſt fragen, haben wir denn wirklich einen andern Weg als die Engländer genommen? Sind bei uns die jüngern Kinder des Adels etwas mehr als freigeborne Leute? Iſt der Beweis, welcher in Domkapiteln, Ritterſchaften und andern geſchloſſenen Orden von einem, der darin aufgenommen werden will, erfordert wird, etwas mehr als der Beweis einer freien Geburt? Und ſteckt nicht der ganze Knoten darin, daß das Wort freigeboren bei uns einen ausgedehnteren Begriff hat, als bei den Engländern, und daß wir, blos nur um die daraus entſtehende Zweideutigkeit zu vermeiden, und um eine beſtimmte Art von freier Geburt auszudrücken, die jüngeren Söhne adelig nennen?

So ſcheint es, und wenn wir genau auf den Gang unſerer Sprache, die hier vielen Einfluß auf die Begriffe gehabt hat, acht geben, ſo findet es ſich auch wirklich, daß wir das Wort Freigeboren, weil es zweideutig war und die alſo beſtimmte Art von freier Geburt nicht ausdrückte, zuerſt gegen Edelgeboren, und wie auch dieſes im ſtarken Umlauf zu leicht wurde, gegen Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Reichsfrei Hochwohlgeboren und zuletzt gegen Hochgeboren

vertauſcht haben, alles in der Abſicht, um den jüngeren Kindern blos die Rechte ihrer Geburt zu erhalten, nicht aber um ihnen den Adel zu geben, der als eine Kronwürde betrachtet, eben wie in England, blos auf den Haupterben fällt. Jedoch ſind unſere Begriffe hierin nicht beſtimmt und aufgeklärt genug. Wir machen keinen deutlichen Unterſchied zwiſchen Adel und Edelgeboren, und ſo hilft es uns nichts, daß wir auf den erſten Urſprung, oder auf den böſen Einfluß der Sprache zurückgehen und daraus die Geſchichte der Verwirrung wiſſen; es hilft uns nichts, daß der Gelehrte in ſeiner Stube den Unterſchied zwiſchen Adel (Kronehre) und Edelbürtigkeit (Fähigkeit zu Kronehren) deutlich denkt, ſo lange wir im gemeinen Leben den Briefadel als eine Würde und nicht als eine Fähigkeit anſehen, und die jüngern Söhne eines Freiherrn ohne Unterſchied Freiherrn nennen.

In dieſer unſrer praktiſchen Denkungsart geben wir von den Engländern ab, bei denen die jüngern Söhne des Adels, er mag ſo hoch ſeyn wie er will, blos Gentlemen im eigentlichen Verſtande, das iſt Kronlehnfähiggeborne, und bis dahin, daß ſie zu einem wirklichen Kronleben gelangen, von allen Vorrechten des Adels ausgeſchloſſen ſind. Dieſe Denkungsart muß alſo erſt geändert, und der Unterſchied zwiſchen dem Adel und den Edelgebornen, oder, wenn man dieſes Wort nach dem jetzigen Kurs deſſelben für ungeſchickt hält, den Adeliggebornen deutlich feſtgeſetzt und gegen alle Mißdeutung geſichert werden, ehe man die vorgelegte Frage beantworten kann.

Allein was hindert uns dieſes zu thun? Was hindert uns, mittelſt eines allgemeinen Reichsſchluſſes feſtzuſetzen, daß blos Diejenigen adelig geborenen oder adelig gemachten zum Adel gehören ſollen, welche ein Herzogthum, eine Grafſchaft, eine Freiherrlichkeit oder eine andere Reichswürde bekleiden? Der jetzige landſäſſige Adel iſt durch die älteſten Reichsſchlüſſe, worin die Dienſtleute der Fürſten den Reichsdienſtleuten gleich geſetzt ſind, vollkommen gedeckt; jedes landtagsfähige Gut iſt in dieſem Betracht Reichsherrlichkeit, und gibt damit ſeinem edelgebornen Herrn die Reichswürde. Eben das gilt von allen, mit adeligen Freiheiten verknüpften Bedienungen im Reiche und im Lande; wer ſolche beſitzt, ſteht in einer wirklichen Reichswürde, und der

ältere Hauptmann eines Fürsten geht dem jüngern Hauptmann des Kaisers vor. Wo ein adlig Geborner in einer bestimmten geistlichen Würde steht, da wird er zum wirklichen Adel gerechnet, und wenn einer ein Majorat oder ein Fideicommiß stiftet, was vom Kaiser oder dem Landesherrn zu einer reichs- oder landtagsfähigen Herrlichkeit erhoben wird, da entsteht ein neues Reichsamt, was seinem adlig gebornen oder adlig gemachten Besitzer den wirklichen Adel gibt; den edelgebornen Töchtern geben sowohl die Würden ihrer Männer, als die Präbenden in adeligen Stiftern den Adel. Und sonach können die Schwierigkeiten so groß nicht seyn, um in Deutschland wie in England jenen Unterschied deutlich festzusetzen, und die adlig gebornen Söhne und Töchter nur in so fern zum Adel zu rechnen, als sie auf vorbeschriebene Art gewürdigt sind, den Uebrigen aber, bis dahin sie auch durch gleiche Würden und Güter erhoben sind, blos die Adelsfähigkeit beizulegen.

Daß der Adel, der seine Vorrechte gebraucht, keine Handlung und kein Gewerbe treiben könne, davon wird sich ein Jeder leicht überzeugen, der sich nur selbst die Frage vorlegt: ob der Soldat, der seinen Tornister keinem Besucher eröffnet, sondern damit überall frei durchgeht, auch wohl Waaren zur Handlung darin bei sich führen dürfe? Seine Antwort wird ohne Zweifel diese seyn, daß sich kein rechtschaffener Soldat mit dergleichen Betrügereien abgeben würde, und das war der Ton des Adels und der ritterlichen Kriegsleute zur Zeit, wo dieselben nicht allein im Reiche, sondern in der ganzen Christenheit unbesucht und ungehindert jedes Zollhaus vorbeireisen konnten; sie machten eine Ehrensache daraus, und verabscheuten Diejenigen aus ihrem Mittel, die sich durch die Handlung zu Defraudanten machten, mithin die Freiheit ihres ganzen Ordens in Gefahr setzten, sonst hatte der schlichte Menschenverstand einem Jeden längst gesagt, daß Freiheit und Handel nicht miteinander bestehen können.

Thäten wir dieses, wie wir es thun können, wenn wir auch die Grenzlinie zwischen den verschiedenen Würden und Diensten in etwas schwanken ließen, indem doch ein Jeder, der in einer geistlichen oder weltlichen Bedienung steht, in Ansehung aller Steuern und persönlichen Leistungen gleicher Freiheit mit dem Adel genießt, so würden wir wenigstens auf die Frage:

„Kann der Adel sich unbeschadet seines Standes mit der Handlung und mit gewissen Gewerben abgeben?" mit Zuversicht antworten können:

a) Der Adel und überhaupt jeder Kronbedienter darf in keinem Falle Handlung oder Gewerbe treiben.

b) Die Edelgebornen aber mögen es unbeschadet ihrer Adelsfähigkeit thun.

Und so wären wir gerade auf dem Wege, welchen die Engländer zur Heerstraße gemacht haben.

Die Adelsfähigkeit verliert man dort dadurch nicht, daß man sein Brod auf jede, einem ehrlichen Manne anständige Art zu erwerben sucht; der Eine schlägt diesen, der Andere jenen Weg ein, und es ist gar nichts Außerordentliches, daß der älteste Bruder im Oberhaus, der andere im Unterhause und der dritte auf der Börse sitzt. Wer in keiner amtlichen Kronwürde steht, ist aller Vorrechte des Adels beraubt, er gilt nicht mehr als ein Anderer und man ehrt ihn blos als einen Mann, der entweder nach Erbgangsrecht oder durch königliche Ernennung zu einer Kronwürde gelangen kann.

Wie wollen aber die Edelgebornen, wenn sie Handlung und Gewerbe treiben, und sich solchem nach mit allerhand Arten von Menschen vermischen, die Rechte ihrer Geburt erhalten? Woran will man nach langen Jahren, wenn sich keiner mehr ihrer Vorfahren erinnert, und Jeder an ihren Vätern und Großvätern nichts mehr als an andern gemeinen Leuten erblickt hat, ihre Adelsfähigkeit erkennen? Und wo soll endlich die Grenze seyn, welche ein Edelgeborner ohne Nachtheil seiner Ehre nicht überschreiten darf? oder soll er sich ohne Unterschied mit allen Klassen der Menschen vermischen dürfen? Gesetzt, die Stufen der Menschheit stünden also:

a) Rittereigen;
b) Hörige nach Hausgenossenrechte;
c) freie Hausgenossen;
d) Freie unter Amtsschutz;
e) Freie unter Bürgerschutz;
f) freie Kanzleisässige.

Kann er sich, ohne die Rechte seiner Geburt zu verlieren, in alle diese Klassen begeben? oder ist eine darunter, deren

hervorgerufen hat. Es ſind ſo viel gute alte Romane vorhanden, daß man mit denſelben neben den wenigen guten unter den neuen wohl ausreichen könnte, ohne daß es der Sündfluth ſchlechter Novitäten bedürfte. Allein die Spekulanten haben den Markt ſo lange mit den letztern überſchwemmt, bis es dem Publikum der Leihbibliotheken wirklich zur Gewohnheit geworden iſt, immer zuerſt nach dem Neuen zu greifen. Es iſt keine Ueberlegung dabei. Die Abonnenten verlangen das Neue nicht, weil ſie vorausſetzen, daß es auch das Beſſere ſeyn werde. Sie folgen nur der einmal eingeriſſenen Sitte und bilden ſich höchſtens ein, indem ſie nur die neueſten Romane leſen, ſo viel vor den Leſern älterer Romane vorauszuhaben, wie neumodiſch Gekleidete vor Leuten, die noch der Mode von geſtern folgen. Wenn neue Romane wie Kleider behandelt werden, ſo darf man ſich freilich nicht wundern, daß die Poeſie wie das edle Schneiderhandwerk getrieben wird.

Das Publikum, welches vorzugsweiſe Romane conſumirt, iſt nicht immer das urtheilsfähigſte oder nimmt ſich nicht die Mühe zu urtheilen, ſofern ihm häufig die Romane nur als leichtes Zerſtreuungs-, Verdauungs- und Einſchläferungsmittel dienen. Am Ende entſchuldigt man die ſchlechte Lektüre mit dem Gemeinplatz, der Roman, wenn auch Fabrikarbeit, ſey doch nicht übel geſchrieben. Sofern immer Einer vom Andern abſchreibt und durch das ewige Schreiben nothwendig auch die minder Begabten eine gewiſſe Routine bekommen, wird allerdings der originelle Unſinn, die perſönliche Pedanterie oder Bizarrerie und die provinzielle Naivetät des Styls, woran man ſich früher auch bei ſchlechten Produkten zuweilen ärgern und ergötzen konnte, immer ſeltener; allein ob die zunehmende Uniformität des romantiſchen Converſationstons ein Gewinn ſey, möchten wir bezweifeln. Der Inhalt der Romane, die ſchlechte oder gemeine Erfindung, die magere Durchführung wird durch den geläufigen Styl nicht verbeſſert. Die ewige Wiederkehr derſelben hochtönenden, ſentimentalen oder abgeſchliffenen Converſationsphraſen muß nothwendig ermüden und langweilen und eine unangenehme Leere im Leſer zurücklaſſen. Und wenn wir wahrnehmen, daß ſogar geniale Dichter ſich herablaſſen, der Mode zu huldigen und im gewöhnlichen Romanton zu dialogiſiren, ſo erweckt dies ein widriges Gefühl. Wir ſehen den hohen Geiſt in eine Sphäre hinabgezogen, in der ſeine Kameradſchaft Niemanden edler macht, während nur

Erwählung zugleich den Verzicht auf eine freie Geburt enthält, und welche ist die? Und wozu nützt es endlich dem Staate, allen und jeden Edelgebornen, die sich solchergestalt in das Meer der Menschheit herabstürzen, die Vorrechte ihrer Geburt mit Hülfe einer mühsamen Controle zu erhalten? Ist es dafür nicht besser, sie ganz darin untergehen zu lassen, um desto eher Gelegenheit zu haben, andern verdienstvollen Männern die Adelsfähigkeit zu ertheilen?

Diese Gründe sind wichtig und wahrscheinlich auch die Hauptursachen, warum man in Deutschland strenger wie in England gewesen ist, und auf den eben durch jene große Vermischung in ein leeres Wort verwandelten Titel von Gentlemen wenig oder nichts gibt. Indessen scheint es mir doch, daß hier noch eine Hülfe möglich sey.

In England wird noch immer strenge auf die Wappen gesehen, und es ist dort ein besonderes öffentliches, von der Krone abhängendes Amt, wovor jeder Gentleman sein Wappen eintragen läßt, um das Recht seiner Wappenbürtigkeit zu erhalten. Niemand darf dergleichen führen, ohne sein Recht dazu auf das genaueste erweisen zu können, so auch in Brabant, und unter diesem gleichsam öffentlich ausgehangenen Schilde ist jeder Gentleman sicher, die Rechte seiner Geburt nicht zu verlieren. Der Adel führt das Familienwappen mit den Wappen und Zierrathen seiner Würde und Kronehre; der Gentleman oder Adelsfähige führt es ohne dieselben. Jener schreibt sich von, weil er sich von einem Kronamte oder Krongute her schreiben kann, dieser nicht, da er nur aus, und nicht Herr von einem reichs- oder landtagsfähigen Hause ist. Diesem Vorgange müßten wir nothwendig folgen; wir müßten ein Landesheroldsamt unter der Aufsicht des Adels errichten, dieses müßte mit einem allgemeinen Reichsheroldsamte correspondiren, vor demselben müßte jedes Kind des Adels, sobald es das väterliche Haus verläßt und einen andern Stand erwählt, seinen Namen und sein Wappen eintragen lassen; es möchte allenfalls sich aus, aber nicht von schreiben dürfen, und auf solche Art glaube ich, daß es möglich wäre, Jedem die Rechte seiner Geburt unter allen Vermischungen zu erhalten.

Hiernächst müßte freilich, um die Adelsfähigkeit im Werthe

zu erhalten, eine gewiſſe Linie gezogen werden, worüber ſich Keiner wagen dürfte, ohne damit auf ſein Geburtsrecht Verzicht zu thun. Dieſe würde nun zwar in Deutſchland, wo die Reichsdienſtleute und andere vornehme Standesbediente die ehemalige allgemeine Kette der Hörigkeit, womit Herrn und Leute verbunden waren, zerbrochen und den geringern Theil der Menſchheit darunter verlaſſen haben, ſchwerer zu ziehen ſeyn, als in England, wo alle Hörigkeit aufgehoben, und Freiheit und Eigenthum allen Einwohnern ohne Unterſchied zu Theil geworden iſt. Indeſſen ſehe ich doch nicht ein, warum ſie nicht endlich gezogen werden könnte, warum wir nicht, eben wie in Rußland, mehrere Klaſſen von Menſchen haben, und dabei feſtſetzen könnten, wie weit ſich einer aus den Höhern in die Niedrigen vertiefen könnte, ohne den Rückweg zu verlieren, wenn er nach Erbgangsrecht zu einer Kronwürde in ſeine urſprüngliche Klaſſe gerufen würde. Hat man doch in Frankreich dem Adel die Seehandlung eröffnet.

Wenn man auf die Zeiten zurückgeht, worin noch keine beſtändige und reguläre Miliz gehalten wurde, ſo wird man faſt alle Bedienungen, die jetzt bürgerlich heißen, mit Söhnen des Adels beſetzt finden. Mir ſind viele Fälle vorgekommen, daß der jüngere Bruder des ältern Hauskaplan geworden, und es iſt im fünfzehnten Jahrhundert nichts gewöhnlicher, als edelgeborne Paſtoren und Vikarien, Gowgrafen und Gerichtsſchreiber. Jede Familie wird davon mehr als eine Collation und Beſtallung aufzuweiſen haben. Hieraus ſieht man ſchon, daß man nicht zu allen Zeiten gleich gedacht, und nicht immer die Ehre, eine Fahne zu tragen, der Ehre aufs Filial zu reiten, vorgezogen habe.

Man wird weiter aus den vielen Reichsſchlüſſen, die gegen die Pfahlbürger gemacht ſind, ſchließen, daß zu der Zeit, als die Bürgerſchaft einem noch etwas von der Freiheit raubte, viele edelgeborne Leute ſich, ohne Bürgerſchaft zu nehmen, zwiſchen den Pfählen einer Stadt aufgehalten, und wenn ſie gleich kein bürgerliches Gewerbe getrieben, dennoch die Macht der Städte auf andere Art vermehrt, und dieſe zu einer ſolchen Höhe gebracht haben, daß man, um die Pfahlbürger wieder aus den Mauern zu ziehen, von Reichswegen hat verordnen müſſen, keinen binnen den Pfählen wohnen zu laſſen, der ſich nicht zur Bürgerſchaft bequemte. Auch hier müſſen dergleichen Gentlemen in Städten

Kaufleute und edelgeborne Pächter finden, die ihren Söhnen und Töchtern die Wappenbürtigkeit durch das Heroldsamt erhalten haben.

Das Einzige, was allenfalls zu befürchten wäre, möchte darin bestehen, daß die Adelsfähigkeit zu gemein und die Zahl derjenigen, welche auf eine Kronwürde oder, welches nach dem Vorausgesetzten einerlei ist, auf eine Präbende und andere dem Adel gleichgeltende Bedienungen Anspruch machen könnten, zu groß werden würde. Allein so wichtig dieser Einwurf von einer Seite scheint, so hart ist es doch auch auf der andern, daß die jüngern Söhne des Adels, wenn sie keine Reichs- oder Länderwürden erhalten, sich des Eigenthums begeben und manche gute edelgeborne Mädchen ledig bleiben müssen, und fast möchte ich sagen, daß es blos der Eigennutz des Adels sey, der die Zahl der Adelsfähigen zu vermindern sucht, um die Präbenden jedesmal zur Versorgung oder Aufopferung seiner jüngeren Kinder gebrauchen zu können. Am Ende aber dürfte es doch noch wohl eine große Frage seyn, ob der Adel sich nicht besser dabei stehen und wenigstens wohlthätiger gegen sein Geschlecht handeln würde, wenn seine jüngeren Kinder sich wie in England durch die Handlung oder jede andere Art eines anständigen Gewerbes bereicherten, und sich auf diese Weise die Mittel erwärben, künftig in einer Kronwürde desto besser glänzen zu können, als daß sie auf einer Präbende zu Tode gefüttert werden.

Dem Adel allein schadet die Vermehrung; er kann leicht zu zahlreich und zu gemein werden; aber den Edelgebornen, die sich des Adels enthalten müssen, nicht. Jenes ist eine Vermehrung der Würden, dieses aber eine Vermehrung der Würdefähigen, und keiner hat es noch behauptet, daß es ein Schade für den Staat sey, viele solche würdige Leute zu haben.

Dieser Möserſche Aufſatz ist ein sibylliniſches Blatt. Es ist nicht beachtet worden und wird wahrſcheinlich nicht beachtet werden, obgleich man dem Verfaſſer in ſeiner Vaterſtadt eine Statue errichtet hat. Die meiſten Adeligen, die von Juſtus Möſer gehört haben, glauben, daß er dem Adel, wie er jetzt iſt, dem ausgearteten deutſchen Adelsinſtitut das Wort geredet habe.

Aber Möſer hat die Wurzel des politiſchen Uebels, welches unſerem Jahrhundert durchaus unerträglich geworden, der unmäßigen Anſprüche des unbegüterten Adels, der ſich adelig dünkenden Beſitzloſen, richtig angezeigt. Er hat den beſten Rath gegeben: den verderbten und verderbenden Theil abzuſchneiden, damit der geſunde emporwachſen könne zum ſtarken ſchirmenden Stamm. Wird man ihn hören, wird der gute Geiſt des Adels ſiegen oder der böſe Geiſt? Davon großen Theils wird das Schickſal der europäiſchen Throne, der europäiſchen Menſchheit abhängen. Denn willig geben wir zu, daß Erbmonarchie ohne Erbadel nicht exiſtiren kann, wenigſtens bisher nach dem Zeugniß der Geſchichte nicht beſtanden hat, ausgenommen der Thron Louis Philipps, der noch kein halbes Menſchenalter gedauert hat. Wenn der Erbadel im Stande ſeyn ſoll, die Monarchie zu ſtützen, wenn er gegründeten Anſpruch auf Ehre ſoll machen können, ſo iſt es nothwendig, daß er ſelbſt auf feſtem Boden fuße. Ererbte Anſprüche und Vorrechte, die ſich auf Güterbeſitz baſiren, und ererbte Anſprüche auf gleiche Vorrechte, die keine ſolche Baſis haben, ſondern von ehrgeizigen Beſitzloſen, von den Proletariern des Adels ausgehen, das ſind zwei ganz verſchiedene Dinge.

Der böſe Geiſt des Adels ſprach ſich aus durch das Organ des Marſchalls Segür. Als Ludwig XVI. auf den Vorſchlag deſſelben die Ordonnanz unterſchrieb, daß nur adelige Cadets Offizierſtellen haben ſollten, aber dadurch nicht nur ein Carnot, ſondern tauſend talentvolle, ehrgeizige und thatkräftige Jünglinge von der legalen Bahn der Ehre ausgeſchloſſen wurden, da entbrannte der Zorn des Volks, in demſelben Augenblick ward die Revolution geboren, ein Kind des Haſſes von unten und der Ungerechtigkeit von oben. Der Thron der Bourbons wankte und fiel. Die Bourbons wollten Souverains der Minorität der Nation ſeyn; die Folge war, daß der Korſe der Kaiſer der Majorität der Nation ward. — Unter der Reſtauration ſiegte abermals der böſe Geiſt des Adels durch das Organ des Fürſten Polignac — dem Anſchein nach. Binnen drei Tagen entbrannte der Zorn des Volks von neuem und die Bourbons mußten zum letztenmale fliehen, und von „der vergoldeten Jugend" war keine Hülfe zu ſehen. — Auch die Schlacht von Jena würde unter

ähnlichen Umſtänden nach ähnlichen Vorgängen ſich wiederholen können. In England hat der gute Geiſt des Adels geſprochen durch das Organ des Earl Grey. Reform, nicht Revolution! das iſt der Wunſch aller ehrlichen Männer. Zuvörderſt und unausweichlich Reform des Adels. Wird in Deutſchland der Dämon eines Polignac vorherrſchen? oder der edle Geiſt eines Earl Grey? — Gott gebe, daß wenn das Unglück wieder hereinbricht, zu oberſt herrſchen möge der Geiſt des Königs von Württemberg, tapfer im Kriege, ehrenfeſt und nicht minder tapfer in dem unſichern Zuſtande, den man Frieden nennt, im fortwährenden Kampfe gegen die Feinde der Gerechtigkeit und des Geiſtes. — In demſelben Jahre, worin Napoleon abgeſetzt ward, wurden die Jeſuiten vom Papſt wieder eingeſetzt.

Deutſchlands Vertheidigung gegen Weſten.

I. Allgemeine Betrachtungen.

Deutſchland liegt ſo zu ſagen im Mittelpunkt von Europa, es iſt daher für das Gleichgewicht und für die Ruhe Europas der wichtigſte Staat und ſollte aus dieſem Grunde auch der mächtigſte ſeyn. Die Wahrheit dieſes Satzes erhellt ganz deutlich, wenn man ihn näher betrachtet. Der Staat, welcher mitten unter andern liegt, muß ſeiner politiſchen Selbſtſtändigkeit wegen jedenfalls ſo ſtark ſeyn, daß ſeine Kräfte jenem gleichkommen, welcher unter den Grenznachbarn der mächtigſte iſt.

Von den angrenzenden Staaten berühren nur Frankreich und Rußland unſer Vaterland, und zwar, da eine Vereinigung beider zum gemeinſamen Zweck nicht in nächſter Möglichkeit liegt, jeder nur einzeln für ſich.

Es fragt ſich nun, können ſich Deutſchlands Kräfte mit denen Frankreichs und Rußlands — jeden Staat für ſich allein als Feind gedacht — meſſen oder nicht? Bereits iſt hierüber ſo viel geſprochen und geſchrieben worden, daß es faſt ſcheinen ſollte, als wäre es überflüſſig, noch mehr darüber zu ſagen. Aber doch müſſen wir noch Einiges beifügen, weil die meiſten unſerer Vorgänger dieſe Frage dadurch zu entſcheiden ſuchten, daß ſie nur die Stärke der ſtehenden Heere der betreffenden Staaten einander gegenüberſtellten. Hiemit wird aber ſo viel wie nichts bewieſen, denn die numeriſche Stärke kann, wie z. B. in Preußen deutlich erſichtlich iſt, in einem Staate bedeutend erhöht ſeyn, während ſich der andere mit Maßregeln begnügt, geeignet, die Erhöhung nach Gutdünken bewerkſtelligen zu können. Wiederum hat die

Erfahrung gezeigt, daß die oft auf dem Papier ſtehende Stärke nicht mobil iſt, und Rußlands Auftreten i. J. 1831, wo eine impoſante Macht ſicher erwünſcht geweſen wäre — oder wann iſt ſie es nicht bei einem Kriege? — beweist zur Genüge, daß es trotz ſeiner eingeſchriebenen großen Armee nur ganz ſchwach und unbedeutend bei Eröffnung des Kampfes auftreten konnte.

Von Deutſchlands Kraft haben die letzten Kämpfe gegen Frankreich eine Ahndung gegeben, ich ſage eine Ahndung, denn ohne drückende Maßregeln anzuwenden, nur mit einem einfachen Reſerveſyſtem, wie in Bayern, könnte die deutſche Kriegsmacht doppelt ſo ſtark wie damals auftreten und doch noch über 600,000 Mann im Innern als Reſerve haben. Hiebei iſt vorausgeſetzt, daß Deutſchland einig ſey, und Alles, Alles hängt allerdings von dieſem Einen Worte ab. Sollte es nach ſo herben Erfahrungen, nach ſo ſchmerzlichen Verluſten möglich ſeyn, die Einigkeit wieder zu trennen, ſollte eine falſche Politik denkbar ſeyn, welche über den Privatintereſſen des Augenblicks das allgemeine Intereſſe von ganz Deutſchland vergeſſen könnte?

Wir hoffen nicht, wenn wir gleich wünſchen, daß bei Lebensfragen das Geſammtintereſſe mehr berückſichtigt würde, als es hie und da geſchah. Wir ſagen daher, wenn Deutſchland einig iſt und bleibt, wenn ſeine Handlungsweiſe nur durch das Geſammtintereſſe bedingt wird, daß es dann auch an der Spize der europäiſchen Staaten ſtehen wird, daß ohne ſeinen Willen der Friede des Continents nicht geſtört werden darf.

Um aber dieſe Stellung einzunehmen und zu behaupten, iſt eine tüchtige Wehrverfaſſung unumgänglich nöthig, und wir ſchließen uns jenen Vorſchlägen an, die in dem IV. Heft der deutſchen Vierteljahrsſchrift 1845 gemacht und von vielen Seiten als praktiſch gelobt wurden. Zunächſt iſt aber auch nöthig, die Verhältniſſe der Deutſchland hauptſächlich berührenden Staaten zu betrachten, Verhältniſſe, welche den Staatsmann wie den Militär im gleichen Grad intereſſiren, wie denn dieſe beiden Künſte einander gegenſeitig ergänzen, ſo daß es von großem Irrthum zeugt, zu glauben, ein Feldherr könne der Staatskunſt entbehren, ohne deren Kenntniß er nie etwas Großes wird vollbringen können, ſo wenig wie der Politiker die Strategie außer Acht laſſen darf.

Betrachten wir zunächſt die Lage jener europäiſchen Staaten,

welche für Deutſchland von beſonderem Intereſſe ſind, ſo iſt es zunächſt der große Gränznachbar im Oſten, welcher unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Rußland, von welchem wir reden, iſt weniger wegen ſeiner Streitkräfte zur Zeit zu fürchten, als wegen der Beſchaffenheit ſeines Reiches im Allgemeinen.

Rußlands politiſches und ſtrategiſches Intereſſe verlangt die Weichſel als Baſis, die ihm zu zwei Dritteln ihres Laufes ſchon angehört. Die Quellen und Mündungen dieſes Fluſſes fehlen ihm aber zur Zeit und die Zukunft wird lehren, ob es nicht ſuchen wird, ſich in Beſitz derſelben zu ſetzen. Als Polen noch ſelbſtſtändig und keine ruſſiſche Provinz war, konnte es mit Recht als die Vormauer Deutſchlands gegen den nordiſchen Koloſſen betrachtet werden; in dem jetzigen Zuſtande iſt es ein gefährliches Vorwerk gegen Deutſchland und wird, wenn es erſt völlig ſeiner Nationalität beraubt iſt, eine vortreffliche Baſis Rußlands gegen unſer Vaterland bilden. Gelingt es aber dieſer großen Macht mit der Zeit ſich der Quellen und Mündungen der Weichſel zu verſichern, dann iſt unſere nächſte Vertheidigungslinie (die Oder) überflügelt und wird von der Baſis Rußlands (der Weichſel) beherrſcht. Dagegen beherrſcht wieder die Donau die Weichſel, und ſo lange erſtere in unſerer Macht iſt, iſt die ſtrategiſche Wichtigkeit der Weichſel für Rußland von keinem Belang. Das Beſtreben dieſes Staates, ſich in den Donaufürſtenthümern feſtzuſetzen, zeigt zur Genüge, daß die ruſſiſche Diplomatie oder Politik Hand in Hand mit den Geſetzen der Strategie geht, und es erheiſcht unſer Intereſſe, dieſem Plan für immer entgegen zu arbeiten.

Der zweite Grenznachbar, der unſere Aufmerkſamkeit feſſelt, iſt Frankreich. Weniger groß als Rußland iſt es doch für Deutſchland zur Zeit der am meiſten zu fürchtende Feind, und wenn ſeine wirklichen Kriegskräfte jene Deutſchlands nicht überſteigen, ſo hat es doch durch ſeine Nationalität ein bedeutendes Uebergewicht. Wie in Rußland Politik und Strategie eine Baſis gegen Weſten zu erlangen ſtreben, ſo verlangt Frankreich die Baſis des Rheins gegen Oſten, und das Geſchrei der Franzoſen nach der Rheingränze, von einem großen Theile derſelben nur inſtinktmäßig nachgerufen, wurzelt immerhin tief im Volk und iſt der wohl durchdachte Plan der franzöſiſchen Regierung, der ſeit 200 Jahren emſig verfolgt wurde und ſeine ſchönen Früchte getragen hat.

Stellen wir nun einen Vergleich zwischen den geschilderten zwei Nachbarn an, so interessirt uns der letztere für jetzt unstreitig mehr als der andere, und wir werden uns auch in dem Folgenden ausschließlich nur mit ihm beschäftigen. Wir unterstellen dabei durchaus keinen Angriffskrieg unsererseits, wir halten uns lediglich an eine Invasion Frankreichs, die wir sicherlich nicht geradezu vom Zaune brechen, und erinnern nur an die Vorgänge vor wenigen Jahren, wo bei dem nur denkbaren Ausbruch eines Kampfs die Gemüther auf das Höchste erhitzt waren.

II. Vertheidigung des Niederrheins.

Von Mainz bis Emmerich.

Der Rhein bildet auf der Strecke von Mainz bis Emmerich, wo er das deutsche Gebiet verläßt, nicht die unmittelbare Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, aber doch wird er immerhin die Hauptvertheidigungsfront für das nordwestliche Deutschland bilden, wenn gleich die Roer in Verbindung mit dem Eifelgebirge und der unteren Maas die erste untere, die Saar in Verbindung mit der Our die obere Vertheidigungslinie bilden.

Betrachten wir also diese zunächst.

a) Vertheidigungsfront der Roer, Maas, Saar und Our.

Das Eifelgebirg ist ein Zweig der Ardennen, welcher sich von der Nordostgrenze des Herzogthums Luxemburg und zwar von der Prüm und oberen Roer (oft auch Rur genannt) östlich ausdehnt und bis an den Rhein zwischen Bonn und Koblenz geht. Dieses Gebirg ist rauh, öde, unfruchtbar, wenig bebaut, hat viele Schluchten, Bergengen, sowie tiefe Thäler und die auf demselben liegenden Orte sind durch beschwerliche Wege mit einander verbunden, so daß militärischen Operationen hier große Schwierigkeiten in den Weg treten würden. Die Roer (Rur) entspringt auf der Eifel an der Grenze Luxemburgs und fließt in die Maas. Sie ist nicht schiffbar, hat anfänglich steile, felsige, in der Ebene aber seichte Ufer.

Die Maas interessirt uns von Lüttich an, von wo aus sie eine Breite von 500 — 800 Fuß gewinnt. Sie ist schiffbar; doch ist die Schifffahrt unterhalb des genannten Orts wegen

er ſelbſt durch die Nähe derer, die ſich ſofort Seinesgleichen nennen, verliert.

Die deutſche Proſa hat ſich freilich ſehr verbeſſert. Wer möchte das bezweifeln, wenn im Allgemeinen vom Styl des Jahrs 1838 in Vergleich mit dem von 1738 die Rede iſt? Die publiciſtiſche und wiſſenſchaftliche Proſa hat ſich aus der kläglichſten Unbehülflichkeit und Unklarheit herausgearbeitet und nicht bloß den Forderungen der Deutlichkeit und des logiſchen Zuſammenhangs, ſondern auch ſogar ſchon der äſthetiſchen zu entſprechen angefangen. Allein die Proſa der poetiſchen Werke hat eben deßhalb aufgehört, ſich bedeutend von der allgemeinen Proſa zu unterſcheiden, und ſogar mehrere Wendungen und Redensarten aus der Zeitungs- und Converſationsſprache in ſich aufgenommen. Dichter und Publiciſten nebſt einigen ſogenannten vornehmen Gelehrten begegnen ſich in derſelben glatten abgeſchliffenen Phraſeologie, die in franzöſiſchem Sinn ſalonfähig zu ſeyn ſtrebt, aber augenblicklich vom literariſchen Haufen nachgeſprochen, von der Fabrikation zu neuen Stempeln benutzt wird. Jeder opfert ſeine Originalität auf, um in der für vornehm gehaltenen Manier zu ſchreiben, und doch iſt dieſe Manier am nächſten Tage ſchon die allgemeine, denn der Haufen und noch mehr die Romanfabrikation findet nichts bequemer, als Phraſen nachzubrechſeln. Nun gefällt ſich die gereizte Eitelkeit der Tonangeber in einem gewiſſen Diplomatiſiren, um immer wieder mit neuer Vornehmigkeit zu täuſchen, und die Proſa entfernt ſich dadurch immer mehr von der offenen und kräftigen Natürlichkeit, in der ihre Hauptwirkung liegt. Wir ſind daher nicht gemeint, in das unbedingte Lob der heutigen Proſa einzuſtimmen, das unlängſt von einer red- und ſchreibſeligen deutſchen Hauptſtadt aus geltend gemacht wurde. Leſſing, Thümmel, Wieland, Goethe (in ſeiner frühern Periode) ſchrieben viel natürlicher, anſpruchsloſer, klaſſiſcher, als die etwas pretiöſen Styliſten, die man heute für Meiſter in der Proſa ausgibt, und deren ſelbſtgefällige Umſtändlichkeit ſchon die erſte Bedingung guter Proſa vermiſſen läßt, nämlich die ſchlagende Wirkung und den bezaubernden Reiz der Kürze und das ſchöne Maaß, das nicht ein Wort mehr geſtattet, als gerade nöthig iſt. Jene alten Meiſter der Proſa wurden gerne gehört; unſre neuen Meiſter ſcheinen ſich ſelber gerne zu hören. Doch beſcheiden wir uns, dies als eine

Untiefen gefährlich; sie hat von hier an flache Ufer und nimmt bei Roermund die Roer auf und bildet nunmehr die nächste Vertheidigungslinie gegen Holland.

Die obere Vertheidigungslinie bildet die Saar mit der Our. Jene entspringt auf dem Wasgaurücken und fließt durch das Triersche in die Mosel. Die Our entspringt auf dem Eifelgebirg und fließt in die Mosel unterhalb Grevenmachern.

Beide Flüßchen decken jene Linie, durch welche die Mosel mitten durchfließt. Wird gleich die Mosel eine gute Operationslinie für unsern Gegner seyn, so muß es doch, um hier vordringen zu können, im Besitz Luxemburgs und der rheinbayrischen Festungen seyn, die er zu beiden Seiten hat. Ferner fließen sämmtliche Nebenflüßchen der Mosel auf ihrem linken Ufer senkrecht in dieselbe, so daß sie also durchaus parallele Vertheidigungslinien, von der Saar bis an den Rhein, bilden. Das rechte Ufer hat diese Vortheile weniger, doch ist ein Vordringen durch die Haltbarkeit des andern Ufers theilweise bedingt.

b) Die Vertheidigungsfront des Rheins.

Wir haben bis jetzt angenommen, daß unser Gegner zwischen der Maas und dem Eifelgebirg und endlich zwischen diesem letzteren und dem Hoch- und Idarwald operire. Wir haben ihn nicht wie andere, welche über diese Fragen sprachen, am Rhein, sondern an der Roer und Saar erwartet, weil die Schonung der eigenen Lande ein Hauptpunkt des Vertheidigungssystems seyn muß, diese aber nicht erreicht wird, wenn man sich hinter dem Rhein aufstellt und das Land von der Roer und Saar bis an den Rhein preisgibt und somit gleich von vorne herein einen Rückzug antritt. Die nächste Vertheidigungsfront gibt nun hier der Rhein ab. Durch seine Breite, seine Schnelligkeit und Tiefe, durch den Vortheil, den er für den Transport gewährt, durch den Zufluß der ihm zuströmenden Gewässer, die theils mehr theils minder schiffbar sind, ist sein Besitz von großer Wichtigkeit für die Kriegführenden und jeder wird trachten, die größtmöglichsten Vortheile hier zu erlangen.

Die Länge des Rheins in gerader Linie von Mainz bis Emmichen beträgt 35 Meilen, nach den Hauptkrümmungen aber 45 — 50. Es erhellt, daß man diesen großen Raum nicht auf

einmal oder gleichzeitig vertheidigen kann. Das im ſiebenjährigen Krieg zum letzten Male mit Glück angewendete Cordonſyſtem wird auch Niemand mehr zu Anſehen bringen. Einmal war der Dienſt im Cordon ſo überaus anſtrengend, daß die Truppen in kurzer Zeit ſich auf die Hälfte ihres urſprünglichen Beſtandes reducirten, und dann konnte ein ſolcher Cordon höchſtens ſchwache Recognoscirungen verhindern, nicht aber ernſt gemeinte Angriffe abwehren.

Die unmittelbare Vertheidigung des Rheins kann daher nimmermehr unſer Zweck ſeyn wollen, ſondern dieſer muß dahin gehen, unſere Vertheidigungsaufſtellung am Rheine ſo zu nehmen, daß wir an den für den Gegner vorzugsweiſe günſtigen Uebergangspunkten zu rechter Zeit erſcheinen können, um ihm den Uebergang gänzlich unmöglich zu machen, oder ihn während des Unternehmens zu ſchlagen. Man könnte hiebei als Grundſatz aufſtellen, daß die unmittelbare Vertheidigung einer 4 — 5 Meilen langen, durch einen Fluß gebildeten Front unmöglich ſey.

Unſere Aufgabe iſt es daher, jene Punkte am Rhein kennen zu lernen, welche der Feind wegen der ihm durch dieſelben zukommenden Vortheile *vorausſichtlich* zum Uebergang wählen dürfte, jene Punkte, von denen aus er die Communikation mit dem eigenen Lande erhält.

Solche Punkte ſind z. B. die einwärts gehenden Bogen bei Bingen, Boppart, Neuwied, Andernach, Bonn, Langelt, Köln, Monheim, Stürzelberg, Neuß, Ordingen, Orſey und Rheinbergen, die ſich ſämmtlich gut zu Uebergängen eignen, und deren größerer oder geringerer Werth durch die Beſchaffenheit der Rheinufer und durch die Wichtigkeit der Flüſſe, welche ſich in deren Nähe in den Rhein ergießen, endlich durch das Terrain überhaupt bedingt wird.

Hierüber werden wir alſo zunächſt zu ſprechen haben. — Die Terraingeſtaltungen hart am Rheine (die Ufer), ſowie die entfernteren, ſind von äußerſter Wichtigkeit. Die Ufer von Emmichen bis Bonn ſind flach; öſtlich iſt das nahe liegende Terrain größtentheils eben, mit Dörfern, Städten, Wäldern u. ſ. w. bedeckt, und durch viele Bäche und Flüſſe durchſchnitten. Die größte Ebene befindet ſich zwiſchen der Sieg und Wipper, in dem Dreieck von Olpe, Siegburg und Burg. Von Mainz an wird das rechte

Ufer — das linke erhebt ſich ſchon bei Oppenheim — höher und bei Bingen tritt der Rhein in ein enges ſteiles Felſenthal zwiſchen dem Taunus und Hundsrück, dem Weſterwald und der Eifel, und erſt oberhalb Bonn treten die felſigen Uferhöhen auf beiden Seiten zurück, und das Thal nimmt jenen Charakter an, wie wir oben ſagten. Nur bei Neuwied entfernen ſich die Anhöhen etwas vom Rheine und bilden ein anſehnliches, aber von allen Seiten dennoch beſtrichenes Baſſin.

Betrachten wir nun zunächſt die Flüſſe des rechten Ufers, welche ſich in den Rhein ergießen, ſo ſind es die Lippe, Ruhr, Sieg, Lahn und der Main, welche vorzüglich in Betracht kommen, weil ſie den großen Rheinabſchnitt von Mainz bis Emmichen in fünf Hauptabtheilungen zerlegen.

Die Lippe iſt von Lippſtadt an ſchiffbar und von hier an bis zu ihrer Ausmündung bei Weſel 40 — 100 Fuß breit. Sie fließt langſam durch eine ebene Gegend, ſchlängelt ſich zwiſchen Aeckern, trockenem Heideboden und Wieſen, die mitunter bruchig werden, und kann faſt überall ohne Beſchwerden überſchritten werden.

Die Ruhr wird bei Langſchede, ſüdlich von Unna, ſchiffbar und iſt von hier bis zu ihrer Ausmündung bei Duisburg an 100 Fuß breit. Sie fließt ſchnell und in vielen Krümmungen zwiſchen den ſteilen Höhen des Arensberger Waldes und Haarſtranges auf der nördlichen Seite, und des Lenne- und ſauerländiſchen Gebirges auf der ſüdlichen Seite, und hat zwiſchen den Bergen und Ufern faſt immer einen kleinen Wieſenraum. Unterhalb Vehnheim weitet ſich das enge Thal, die Thalſeiten aber bleiben hoch und ſteil, und treten oft nahe an eines der Ufer. Von Steelle bis Mühlheim, wo der Fluß in die Rheinebene tritt, iſt das Thal wieder enger, aber nicht tief.

Die Sieg, welche unterhalb Bonn in den Rhein fällt, iſt nicht ſchiffbar, aber doch hat ſie eine Breite von 60 — 90 Fuß, ſteile und hohe Ufer bis Wieſen und erweitert ſich hier erſt in ein flaches Thal.

Die Lahn iſt 30 Meilen lang, bei Wetzlar 100 Fuß breit und wird hier für kleine Fahrzeuge ſchiffbar, bei Diez für größere. Das Thal iſt bis Marburg eng und felſig, von hier bis Oranienſtein breiter und nicht ſehr ſteil, dann bis zur Mündung ſehr tief, felſig und unzugänglich.

Der Main iſt 66 Meilen lang, zwiſchen Schweinfurt und Würzburg 300—400, von hier bis zu ſeiner Ausmündung 400 600 Fuß breit. Er trägt ſchon bei Kitzingen Schiffe von 3000 Centnern. Von Schweinfurt an iſt das rechte Ufer abſchüſſig, von Kitzingen an wird das Mainthal enger, von Würzburg an ſteil, von Homburg bis Obernburg ſehr enge und felſig. Bei Obernburg treten die Abfälle des Odenwalds links zurück, die Höhen des Speſſarts begleiten aber das rechte Ufer noch bis Kleinoſtheim unterhalb Aſchaffenburg. Von hier an bleiben die Ufer niedrig und nur einigemal treten der Frankfurter Wald gegen das linke, die ſanften Vorhöhen des Taunus gegen das rechte Ufer.

So wichtig für uns die Geſtaltung des rechten Rheinufers in mehrfacher Beziehung iſt, eben ſo iſt es das linke. Von den Flüſſen hier verdienen außer der Moſel noch die Nahe und Erft Beachtung. Die Bedeutung der letzteren iſt jedoch untergeordneter Art, von beſonderem Intereſſe aber die Moſel.

Dieſer Fluß zieht durch Lothringen, Luxemburg, Trier und fällt bei Koblenz in den Rhein. Er iſt 76 Meilen lang, wird bis 15 Fuß tief und iſt bei Toul über 100, bei Metz 200, von Trier an 400 — 600 Fuß breit. Schiffbar wird die Moſel für kleine Fahrzeuge bei Charmes, für größere bei Pontamouſſon, für Schiffe von 3000 Ctr. bei Metz, doch iſt die Schifffahrt nicht ohne Beſchwerde. Anfänglich fließt ſie zwiſchen felſigen Höhen im feuchten Wieſengrunde bis unterhalb Epinal, wo ſich das Thal öffnet, die Thalſeiten aber noch ſteil bleiben. Von Metz bis Thionville treten die Vorhöhen links zurück, und von Sierk bis zur Mündung iſt das Thal wieder ſteil und felſig.

Die Nebenflüſſe der Moſel, und zwar beſonders jene des linken Ufers, welche parallele Richtung mit dem Rheine haben, erleichtern dem Vertheidiger den Rückzug an dieſen Fluß.

Wenn wir alſo jetzt hauptſächlich die Vertheidigungsfront des Rheines im Auge hatten, ſo müßte uns doch immerhin jenes Terrain dabei mit intereſſiren, welches der Feind bei einer Invaſion betreten dürfte. Die Begleitung der Armee durch eine Flotille, welche hier ſtattfinden könnte, verdient auch beſonders herausgehoben zu werden, da ſie als eine der zweckmäßigſten Maßregeln bei Operationen längs der Flüſſe empfohlen werden muß.

Bei der heutigen Güte der Straßen, ja ſogar der Neben-

straßen, würde es den Raum dieser Blätter überfüllen, wollten wir die Straßenzüge, welche von Frankreich an den deutschen Unterrhein führen, hier verzeichnen. Sie sind sämmtlich bekannt und können füglich übergangen werden. Derselbe Fall ist es aber nicht mit den neuesten Verbindungsmitteln, den Eisenbahnen, und wir müssen daher diese näher betrachten.

Auf der Strecke, welche wir näher besprochen haben, von Mainz bis Emmichen, kommen folgende vollendete Bahnen in Betracht, und zwar auf dem linken Rheinufer:

1) die Bonn-Kölner Bahn,

2) die Köln-Aachen-Herbesthaler Bahn (rheinisch-belgische Eisenbahn).

Von späterem Einfluß sind die im Bau begriffenen Bahnen von Paris über Compiegne, Valenciennes nach Brüssel.

1) Die Bonn-Kölner Bahn hat eine Länge von 6,6 Wegstunden und die Spurweite, welche auf allen deutschen (mit Ausnahme der badischen) und französischen Bahnen gebräuchlich ist, von 4' 6½" pr. M. Die Vortheile dieser Bahn für den Vertheidiger des Rheins sind immerhin von geringem Belang, auf dem rechten Rheinufer würde sie vortheilhafter seyn. Dagegen wird sie von Belang für den Angreifer, wenn er bis an den Rhein vorgedrungen ist. Die für diese Bahn zu Gebot stehenden Locomotiven und Wagen sind — wie wir bedauern müssen — nicht genau in den veröffentlichten Ausweisen angegeben und müssen jedenfalls zur rechten Zeit auf das rechte Ufer gebracht werden.

2) Die Köln-Aachner-Herbesthaler Bahn ist 19,32 Wegstunden lang und hat obige Spurweite. Bei Herbesthal schließt sie sich der belgischen Bahn an, die wir später besprechen werden. An Transportsmitteln sind vorhanden (eine Vermehrung ist beantragt):

14 Locomotiven nebst Tender,
54 Personenwagen,
200 Gütertransportwagen,
30 Equipagewagen,
18 Viehwagen,
3 Pferdewagen und
5 Coaks- und Dienstwagen.

Zu dieſen 310 Wagen wurden noch 30 Transportwagen weiter angeſchafft.

Die belgiſche Eiſenbahn, welche bei Herbesthal beginnt, zieht von hier bis Oſtende, geht ſeitwärts von Mecheln nach Braine, hier theilt ſich dieſelbe und kommt einerſeits nach Namur, andererſeits nach Quievrain.

Die Hauptbahn (von Herbesthal nach Oſtende) ſendet von Gent einen Zweig nach Tournay, von der wieder ein Aſt über Tourcony nach Lille führt.

Dieſe Bahn ſchließt ſich alſo an jene an, welche von Paris über Compiegne und Valenciennes nach Quievrain geführt werden ſoll und bereits im Bau begriffen iſt. Die Spurweite der belgiſchen Bahn iſt wie jene der preußiſchen. Die Transportmittel ſind nicht bekannt.

Die Länge iſt folgende:

Von Herbesthal bis Brüſſel 20,75 p. M.
Von Gent bis Lille 9,75 p. M.
Von Mouscron bis Tournay 3 p. M.
Von Brüſſel bis Quievrain 10,75 p. M.
Von Brain le Comte nach Namur 9 p. M.

Auf dem rechten Ufer intereſſiren uns alle Bahnen, deren Richtung Gelegenheit gibt, Truppen oder Kriegsgeräth an den Rhein bringen zu können.

Vollendet ſind hier:

1) die Taunusbahn (Frankfurt-Mainz-Wiesbaden). Die Bahnlänge iſt 9,43 St., mit der kleinen Zweigbahn nach Biberich aber 9,77 St. Die Spurweite iſt 1,5 Meter. — Der Bahndamm iſt für zwei Schienengeleiſe eingerichtet, bis jetzt liegt jedoch nur eines.

An Betriebsmaterial ſind vorhanden:

12 Locomotive nebſt Tender,
99 Perſonenwagen,
9 gedeckte } Transportwagen.
24 andere }

2) Die Düſſeldorf-Elberfelder Bahn. Die Spurweite iſt 4′ 6⅞″ p. M., die ganze Länge 3,52 p. M. Das Planum iſt nur für ein Geleis hergeſtellt. An Betriebsmaterial ſind vorhanden:

8 Locomotive nebst Tender,
44 Personenwagen,
2 Bagagewagen,
2 Equipagewagen,
1 Gemüsewagen,
2 Viehwagen und
42 Güterwagen.

Im Bau begriffene Eisenbahnen, welche dem rechten Rheinufer zu laufen und beim Ausbruch eines Krieges unter Voraussetzung ihrer Vollendung von Einfluß werden, sind:

1) die Bahn von Minden, Lippstadt, Duisburg, Düsseldorf, Köln.

2) Die Bahn von Emden, Münster, Hamm, wo sie sich der erstern anschließt, nebst dem Zweig, der bei Lingen abgeht und die erstere zwischen Minden und Bielefeld berührt.

3) Die Bahn, welche die Braunschweig-Hannoversche Bahn durchschneiden wird und nördlich bis Haarburg an der Elbe geht, südlich aber über Hildesheim, Göttingen, Münden, Kassel zieht, von wo an sie

a) nach Lippstadt führen wird und sich der ad 1 genannten anschließt,

b) von Kassel über Marburg, Gießen nach Frankfurt einen Zweig sendet. Diese letzte Bahn wird bei Fritzlar von derjenigen berührt werden, die von der Magdeburg-Köthen-Halle-Leipziger Bahn bei Halle abgeht und über Merseburg, Weissenfels, Weimar, Gotha, Eisenach ziehen soll.

Wenn diese Bahnen vollendet sind, so ist es ein Leichtes, Truppen von der Elbe an die Weser und von hier an den untern Rhein zu bringen, doch verlangt das strategische Interesse, daß die Bahn, welche von Kassel südlich an den Main führt, auch einen Zweig an den Rhein sendet, der bei Deutz oder Bonn mündet.

Da diese Bahnen noch nicht vollendet sind und man ihr dereinstiges Betriebsmaterial nicht kennt, so würde eine Beschreibung der mehr gegen Norden und Osten liegenden vollendeten Bahnen zu weit führen. Das Wichtigste hier ist, daß diese sämmtlichen Bahnen und Bahnzweige gleiche Spurweite haben, respective bekommen, und daher eine schnelle, ungestörte Communikation gesichert ist, ein Umstand, der von höchster Wichtigkeit ist.

Es iſt hier noch am Platze, der Feſtungen am Rhein zu gedenken, welche die Vertheidigungsfähigkeit dieſer Front bedeutend erhöhen. Es ſind dieſes: Weſel, mit Citadelle und einem befeſtigten Brückenkopf und einer verſchanzten Rheininſel, — Köln mit dem gleichfalls befeſtigten Deutz, — Jülich an der Roer mit einer Citadelle am rechten und einem Brückenkopf am linken Ufer, — Koblenz und das auf einem 800 Fuß hohen Berge liegende Ehrenbreitſtein.

III. Vertheidigung des Oberrheins.

Die Frage der Vertheidigung des Oberrheins iſt inſofern von größerer Wichtigkeit als die des Niederrheins, weil die Staaten am Oberrhein nicht jene innere Kraft für ſich allein beſitzen, wie es zu wünſchen wäre. Das kleine Baden liegt an der Gränze von Baſel bis Lauterburg. Der nächſte Nachbar, Württemberg, gehört auch nur zu den kleinern Staaten, und ſomit iſt die erſte größere Macht, welche dem ſüdweſtlichen Deutſchland zur Unterſtützung dient, Bayern, deſſen Intereſſe wegen der Rheinprovinz ſchon dieſe Unterſtützung gebietet.

Aber nicht dieſerhalb allein iſt eine Invaſion am Oberrhein begünſtigt, ſondern vielmehr darum, weil auch Frankreich hier in jeder Beziehung im entſchiedenen Vortheil iſt. Dadurch daß dieſer groſte, mächtige und kriegeriſche Staat im Beſitz des Elſaſſes iſt, erlangt er einen groſten Einfluß nicht allein auf die Schweiz, ſondern beſonders auf Baden, Württemberg, zum Theil auch auf Bayern. Der Rhein trennt zwar hier, aber es wäre vortheilhafter, wenn die Vogeſen, was ſie auch waren, die Grenze zwiſchen Frankreich und dem ſüdweſtlichen Deutſchland bilden würden, denn nicht Flüſſe, ſondern Gebirge bilden die natürlichen Grenzen zwiſchen Völkern. Es wäre daher ſehr zu wünſchen geweſen, daß die Staatskunſt im Jahr 1815 mit der Strategie Hand in Hand gegangen wäre und man deutſcher Seits Elſaß und Lothringen zurückverlangt hätte. Die Kriegskunſt iſt ein ergänzender Theil der Staatskunſt, und wir wünſchten nur, daß die Wahrheit dieſes Satzes für die Zukunft mehr gewürdigt würde, als es z. B. in der neueſten Zeit bei den Eiſenbahnfragen der Fall war.

Vertheidigung des Rheins von Baſel bis Mainz.

Der Rhein läuft auf dieſer Strecke, welche für Deutſchlands Vertheidigung die wichtigſte iſt, in ſehr vielen und großen Biegungen. Frankreich hat in dieſer Gegend ſeine meiſten Feſtungen, namentlich vorzügliche Grenzorte, welche die unerwartete Concentrirung von Corps begünſtigen.

Die Länge des Rheins beträgt von Baſel bis Mainz 32 Meilen. Wenn man aber nur einigen Biegungen folgt, ſo vermehrt ſich dieſelbe auf 50 Meilen, und noch mehr, wollte man alle in Betracht ziehen.

Bei Baſel iſt der Rhein ſchon 600 Fuß breit und ſeine Breite nimmt nun immer zu. Er hat auf der fraglichen Strecke viele zum Theil beträchtliche Inſeln und mit denſelben oft zwiſchen 2000 und 6000 Fuß Breite. Von Baſel an verändert ſich der Charakter des Thales. Das Juragebirg weicht hier vom linken Ufer und drei Meilen weiter abwärts bei Schliengen auch der Schwarzwald vom rechten Ufer, und der Rhein behält nur flache, oft bewachſene Ufer und viele Auen an denſelben. Nur bisweilen nähern ſich geringe Anhöhen, wie z. B. auf dem rechten Ufer der Kaiſerſtuhl bei Burkheim, auf dem linken die Höhen bei Selz und Germersheim. Bei Oppenheim wird das linke, bei Mainz das rechte Ufer wieder höher.

Dieſe große Rheinſtrecke kann nun nimmermehr unmittelbar vertheidigt werden, ſondern es müſſen gewiſſe Punkte beſetzt werden, welche uns den Strom ſichern. Es verſteht ſich, daß wir von einer ſtrategiſchen und nicht taktiſchen Deckung ſprechen und vor Allem die den Franzoſen günſtigen Uebergangspunkte beleuchten, ſo wie die Beſchaffenheit der Rheinufer und der Nebenflüſſe in Betracht ziehen.

Die Ufer des Oberrheins ſind faſt durchgängig bewohnt, mit Städten und Dörfern beſetzt und Wohlſtand trifft man allenthalben. Die Weſtufer des Rheins ſind im Durchſchnitt höher als die Oſtufer, doch iſt hier von Dominiren weniger die Rede, da ſie faſt immer zu weit vom Waſſer entfernt ſind. Zwiſchen Mainz und Oppenheim iſt aber das Weſtufer ſehr hoch, felſig und ganz dominirend, weil hier das Oſtufer aus flacher Ebene beſteht.

In Betreff der Uebergangspunkte iſt bei einem ſo großen Fluß wie der Rhein vorzüglich auf günſtige Form — nicht auf geringe Breite, wie viele glauben — zu ſehen. Die vielen Inſeln des Oberrheins dienen hiezu ſehr, und beſonders den Franzoſen auf der Strecke von Baſel bis Straßburg. Bei Baſel iſt der Uebergang faſt nicht zu wehren. Der Rhein beſitzt hier wenig Breite, die Ufer und die öſtlichen nahen Hinderniſſe ſind für die übergehenden Franzoſen vortheilhaft, um ihre Flanken zu decken.

Bei Altbreiſach iſt ein weiterer vortheilhafter Uebergang für die Franzoſen, die hiezu die großen Rheininſeln und das Fort Mortier benützen werden. Altbreiſach könnte hiebei eine Rolle ſpielen, d. h. das Gelingen des Unternehmens würde von dem Beſitz Altbreiſachs abhängen, wenn man die Wichtigkeit dieſes Poſtens während 30 Friedensjahren hätte würdigen wollen.

In der Gegend von Iſenheim, wo der Rhein auf der Weſtſeite mit vielen Inſeln gefüllt iſt, erwachſen den Franzoſen wieder mancherlei Vortheile zum Uebergang. Der vortheilhafteſte Uebergang für dieſelben weiter nördlich iſt aber Straßburg, denn nicht nur erleichtert der große Waffenplatz hier alle verſteckten Anordnungen, ſondern der Rhein bildet hier einen weſtlichen Bogen und ſo viele Inſeln, unter denen beſonders zwei ſehr groß ſind, daß der Lauf des Stroms auf zwei mäßige Arme beſchränkt wird. Ja, darf man den Verſicherungen öffentlicher Blätter trauen, ſo iſt die ganze Umgebung von Straßburg aufwärts bis Molsheim, abwärts bis Wanzenau ein trefflich combinirtes ungeheures Feſtungslager von 6 Stunden Ausdehnung längs des Rheins, wogegen das rechte Ufer des Rheins in Baden durchaus nichts ähnliches aufzuweiſen hat. Straßburg iſt eine Feſtung erſten Ranges, verſehen mit einem ungeheuren Material, das nicht allein auf ſeine eigene Vertheidigung, ſondern vorzüglich auch auf eine Invaſion in Deutſchland voraus berechnet iſt. Seine 1200 Geſchütze aller Art, ſeine mit verſchiedenen Waffen, mit Munition und Kriegsvorräthen im Ueberfluß angefüllten Zeughäuſer, ſein Pontonierbataillon, welches durch unaufhörliche Arbeiten auf und an dem Rhein dieſen Strom aufs Genaueſte kennen lernt, die ſeit 1830 unermüdlich fortgeſetzten Befeſtigungsarbeiten im Elſaß

Privatmeinung auszuſprechen. Im nächſten Jahrhundert wird man ja wohl unbefangen genug darüber urtheilen.

Stehende Phraſen, die bereits das Gemeingut aller geworden ſind, auf der einen, uno eine vorherrſchende, unaufhörlich mit ſich ſelbſt kokettirende Subjektivität auf der andern Seite ſcheinen uns nicht geeignet, die muſterhafteſte Proſa zu erzeugen. Die Eltern derſelben können und werden im Gegentheil immer nur einerſeits die durch die Convenienz brechende Naturkraft und andererſeits die Objektivität, der anſpruchslos nur in ſeinem Gegenſtand verſunkene Geiſt ſeyn.

Wir erkennen an, daß es in gegenwärtiger Zeit ſchwerer als jemals iſt, ſich in der Proſa auszuzeichnen, weil in der vorherrſchenden Mittelmäßigkeit faſt alle Nuancen verſchwinden, weil der Unterſchied zwiſchen gut und mittelmäßig ſich nie ſo bemerklich machen kann, als der zwiſchen gut und ſchlecht; und weil, wie wir ſchon oben andeuteten, in dem Converſationsſtyl eine zwingende Gewalt verborgen iſt, der auch der höhere Geiſt unwillkührlich mehr oder weniger ſich unterworfen fühlt. In allen Dingen und auch im Styl hat eine demokratiſche Macht die Privilegien verwiſcht, wo nicht ausgetilgt. Das ganze Volk ſchreibt beſſer, aber auf Koſten der alten literariſchen Ariſtokratie.

Die Ariſtokratie hat ſich in der metriſchen Poeſie gleichſam verſchanzt. Dahin vermag ihr der nur in der Proſa ſich leicht bewegende Haufen nicht nachzufolgen. Dieſes Privilegium bleibt ihr geſichert, wenn ſie deſſelben auch würdig bleibt. Die Proſa iſt aller Gefahr der Anarchie ausgeſetzt und ihre einzige Hoffnung iſt, ſich mit einem anſtändigen Bürgerthum zu conſolidiren. Wir haben geſehen, wie die Proſa der Romane von dem idealen Standpunkt, von wo aus die Poeſie prieſterlich und ariſtokratiſch das Volk belehrt und leitet, nicht nur zum Niveau des Volks, um einfach die Wirklichkeit zu ſchildern, ſondern auch ſogar tief unter daſſelbe hinabgeſunken iſt, um in den niedrigſten Leidenſchaften zu wühlen und das Thier im Menſchen gegen den Engel im Menſchen aufzuhetzen. Kräfte, die früher gebunden in der Tiefe lagen, ſind entfeſſelt worden. Die Emancipation der Proſa war von einer geiſtigen Revolution begleitet, die alle im Volk ſchlummernden Gedanken, alſo auch die niedrigen, in die Waffen rief, und ihnen das Wort verlieh. Was früher ans Licht der Oeffentlichkeit zu treten ſich

und an den nach dem Innern Frankreichs führenden Straßen beweisen, wie man in diesem Lande den langen Frieden benützt hat. Den linken Flügel der Festung Straßburg bilden die Festungen zweiten Ranges Weissenburg, Lauterburg und Bitsch, welches letztere mehr dem Innern zu liegt.

Dieser Punkt, Straßburg, ist also von der höchsten Wichtigkeit. Die Hauptdefilcen der beiderseitigen Gebirge laufen gegen denselben und man kann ihn gewissermaßen als den Schlüssel zu diesen Thälern ansehen.

Bei Selz, Fortlouis und Drusenheim sind größere Inseln, somit diese Punkte zum Uebergang geeignet, besonders da die Franzosen hier auch nicht unthätig bleiben.

Unterhalb Lauterburg gibt es auch mehrere den Franzosen günstige Uebergangspunkte, z. B. bei Rheinzabern, Philippsburg, Schwetzingen, Ostheim und Oppenheim.

Wenn wir die Uebergangsorte in strategischer Beziehung betrachten, so gebt unsere nächste Aufmerksamkeit auf die in den Rhein fallenden schiffbaren Gewässer, auf die influirenden Straßen und Eisenbahnen.

In Berücksichtigung dieses ist nun z. B. die Mündung des Mains einer der wichtigsten Punkte, weil auf demselben aus den innern Gegenden Deutschlands Heerbedürfnisse u. s. w. gerade in die Mitte der Front an einen einwärts gehenden Punkt geschafft werden können.

Ein weiterer wichtiger Punkt am Oberrhein ist Mannheim, durch die Einmündung des Neckars, dessen Befahrung sich bis Schwaben erstreckt und den Transport von Kriegsgeräth aller Art gestattet.

Auf dem linken Rheinufer kommen keine solche große Nebenflüsse, wie auf dem Ostufer vor und der Einfluß der kleinern ist unbedeutend. Die Masse von Festungen, welche das erstere bedeckt, — so nachtheilig in gewisser Beziehung — hat übrigens den Vortheil, schnell und ohne Aufsehen zu erregen, Truppenconcentrirungen bewerkstelligen zu können.

Die nächste Berücksichtigung verdienen die Straßenzüge. Die Hauptstraßen, welche von Frankreich in das südwestliche Deutschland führen, berühren letzteres bei Basel, Altbreisach, Kehl, Mannheim, Mainz. Von diesen Straßen sind jene, welche von

Straßburg aufwärts nach Deutſchland führen, von beſonderer Wichtigkeit. Nach dem Uebergang der Franzoſen ſtellt ſich dem Vordringen derſelben von Straßburg an aufwärts kein Hinderniß in Weg, denn die Thäler des Schwarzwaldes können leicht paſſirt werden, weil eine Macht fehlt, welche dieſes hindern könnte. Ueberhaupt iſt es eine unglückliche Anſicht, den Schwarzwald als ein großes Hinderniß zu betrachten. Er war es nicht im dreißigjährigen Kriege, ſo wenig wie in der neuern Zeit. Er kann wichtig werden, wenn man ſeine Thäler ſperrt und zeitig daran denkt, eine zweckmäßige Landesvertheidigung zu organiſiren; aber unterläßt man dieſes, wie ſeither, ſo vermögen wir ihn für kein großes Hinderniß zu achten.

Eine Rolle bei der Vertheidigung des ſüdweſtlichen Deutſchlands ſollen die Feſtungen Mainz, Landau, Germersheim, Raſtatt und Ulm ſpielen. Aber es wäre in der That ſchwer, deren günſtigen Einfluß nachzuweiſen, wenn die Franzoſen bei Straßburg, Neubreiſach und Hüningen einen Uebergang ausführen würden, eine Vorausſetzung, welche — ohne Widerſpruch — zu den wahrſcheinlichſten gehört, weil den Franzoſen ſchon durch den einen bei Straßburg das ganze Land von hier aufwärts zu Gebot ſteht. Hat man doch — wie der rheiniſche Beobachter ſchreibt — ſogar eine Viertelſtunde unterhalb Kehl, der Verzweigung der Straßen von Kehl, Offenburg und Karlsruhe gegenüber, zwiſchen der Kinzig und dem Rhein, eine von den Franzoſen erbaute Schanze unverſehrt gelaſſen, welche allein *gegen* dieſe Straßenverzweigung gerichtet iſt und ſie beherrſcht. Im Falle eines Rheinübergangs der Franzoſen bei Kehl würde das franzöſiſche Corps gewiß nicht ermangeln, ſogleich dieſe Schanze zu beſetzen und zu bewaffnen.

Wir ſehen alſo, daß die Wichtigkeit der ſüdweſtlichen Feſtungen Deutſchlands nicht der Art iſt, wie es zu wünſchen wäre und namentlich befinden ſich Landau, Germersheim und Raſtatt gänzlich *neben* dem eigentlichen Hauptweg des künftigen franzöſiſchen Vordringens nach Deutſchland. Müſſen wir endlich noch den Franzoſen den Vortheil ſchnellerer Bereitſchaft, des numeriſchen Uebergewichts, namentlich beim erſten Auftreten, zugeſtehen, ſo können wir nicht abſehen, daß das Loos des genannten deutſchen Landestheils bei einem etwaigen Krieg ein anderes werden ſoll, als ſeit zweihundert Jahren der Fall war.

Noch könnte aber auf eine Art geholfen werden, und zwar dadurch, daß ſobald drohende Gewitterwolken den politiſchen Horizont bedecken, eiligſt die nöthigen Truppen nach Raſtatt geworfen und weiter aufwärts eine mobile Operationsarmee zuſammengezogen würde.

Die Eiſenbahnen könnten hiezu behülflich ſeyn, aber die unglückliche ungleiche Spurweite der badiſchen und anderer deutſchen Bahnen macht einen gewaltigen Querſtrich. Hier zeigt es ſich wieder deutlich, daß man bei der Eiſenbahnfrage in Deutſchland die Strategie gänzlich bei Seite ſetzte, daß die Kriegs- und Staatskunſt durchaus nicht Hand in Hand gegangen waren.

Noch aber iſt es an der Zeit, mit geringen Koſten die Spurweite der badiſchen Bahn zu ändern. Noch iſt hier das zweite Geleis erſt auf eine kurze Strecke gelegt, noch iſt das weitere Betriebsmaterial nicht angeſchafft und die Veränderung, welche ſpäter doch geboten wird, könnte nach der Verſicherung der Techniker jetzt noch ohne bedeutenden Koſtenaufwand bewerkſtelligt werden. Hieran zu mahnen iſt eine heilige Pflicht, und wir vermögen nicht zu begreifen, wie man — was in neueſter Zeit geſchah — in der ungleichen Spurweite ſogar noch einen Vortheil finden wollte, weil die Franzoſen, welche die Spurweite der übrigen deutſchen Staaten haben, ihr Material nicht dieſſeits gebrauchen könnten.

Eine nähere Beleuchtung des Eiſenbahnnetzes im ſüdweſtlichen Deutſchland mag nun hier am Platze ſeyn. Vollendet iſt:

1) die Mannheim-Freiburger Bahn, die bis Baſel ausgedehnt wird;

2) die München-Augsburg-Donauwörther Bahn, endlich

3) die Nürnberg-Erlangen-Bamberger Bahn.

Die erſte wird, wenn ſie von Freiburg bis Baſel ausgebaut iſt, eine Länge von 63,67 Wegſtunden haben, wobei die Seitenbahnen von Appenweier nach Kehl, ſo wie von Oos nach Baden mitgerechnet ſind. Der Bahndamm iſt zu 25 Fuß Kronenbreite für zwei Geleiſe angelegt. Die Spurweite iſt 5½ Fuß oder 1,6 Meter. Betriebsmaterial: 78 Locomotive nebſt Tender, 282 gedeckte Wagen, 81 ungedeckte Stehwagen, zuſammen 343 Perſonenwagen zu 13,500 Plätzen. Ferner 66 Gepäckwagen, 137 gedeckte Güterwagen, 138 offene Güterwagen, 103 Equi-

pagen- und Viehwagen, 9 Pferdewagen, zuſammen 453 Laſtwagen zu ungefähr 33,000 Centnern.

Die Bahn ad 2) hat folgende Länge: a) von München nach Augsburg 13,65; b) von Augsburg nach Donauwörth 9,16. Die Bahn a) iſt für zwei Geleiſe hergerichtet und hat an Betriebsmaterial 8 Locomotiven nebſt Tender, 36 Perſonenwagen, 31 Frachtwagen, 10 Wagenkäſten. Das Material der Bahn b) iſt nicht bekannt.

3) Die Nürnberg-Bamberger Bahn hat eine Länge von 12,73 Stunden, die Seitenbahn von Fürth nach Nürnberg 1,36 Stunden, bei welch letzterer Dampf- und Pferdekraft in Anwendung kommen. Das Betriebsmaterial für die erſtere iſt nicht bekannt gemacht; für die andere beſteht es in 2 Locomotiven nebſt Tender, 12 Perſonenwagen und 7 Pferden. Während man mit Dampf die bezeichnete Strecke von 1,36 Stunden in 10 Minuten zurücklegt, verlangen die Pferdefahrten 25 Minuten.

Alle dieſe Bahnen ſtehen bis jetzt mit der badiſchen und den Bahnen des nördlichen Deutſchlands in keiner Verbindung. Doch iſt bereits im Bau begriffen:

1) eine Bahn von Friedrichsfeld (zwiſchen Mannheim und Heidelberg) nach Frankfurt zum Anſchluß an die Taunuseiſenbahn;

2) eine Bahn von Donauwörth nach Nürnberg zum Anſchluß an die Nürnberg-Bamberger Bahn;

3) eine Bahn von Lindau am Bodenſee über Kempten nach Augsburg zum Anſchluß an die Augsburg-München- und Augsburg-Donauwörther Bahn.

Ferner ſind projektirt:

a) eine Bahn von Bamberg über Schweinfurt, Würzburg, Aſchaffenburg nach Hanau zum Anſchluß an die Taunusbahn;

b) eine Bahn von Baſel über Schaffhauſen nach Conſtanz;

c) eine Bahn von Offenburg durchs Kinzigthal nach Conſtanz;

d) eine Bahn von Ulm über Stuttgart, Pforzheim, Durlach zum Anſchluß an die badiſche Bahn, nebſt einer Seitenbahn von Ludwigsburg bis Heilbronn;

e) endlich von Ulm nach Donauwörth zum Anſchluß an die Augsburg-Donauwörther Bahn.

Nachdem wir nun die projektirten, im Bau begriffenen und bereits fahrbaren Eiſenbahnen des ſüdweſtlichen Deutſchlands

kennen gelernt haben, iſt es geboten, die franzöſiſchen Eiſenbahnen in militäriſcher Rückſicht und mit Beziehung auf die Vertheidigung Süddeutſchlands zu würdigen.

Es iſt bei einem nur geringen Ueberblick nicht zu verkennen, daß die Franzoſen auf die militäriſchen Zwecke der Eiſenbahnen gleich von vorne herein ein weit größeres Gewicht gelegt haben, als die Deutſchen. Es iſt unbeſtreitbar, daß die Franzoſen durch ihr Eiſenbahnnetz nicht allein die Vertheidigung ihres Landes erhöht, ſondern auch ihre Offenſivkraft dadurch bedeutend vermehrt haben, ein Moment, das alle Beachtung verdient.

Paris bildet den Mittelpunkt des franzöſiſchen Eiſenbahnnetzes, wo alle Züge — Seitenbahnen ausgenommen — ſich concentriren. Von Paris iſt die große Bahn über Epernay, Chalons, Vitry, Toul, Nancy, Straßburg bereits im Bau begriffen. Von Nancy wird eine Seitenbahn über Metz, Homburg, Reuß nach Mannheim führen, wo ſie ſich an die deutſche anſchließt, die von hier auf dem linken Rheinufer nach Mainz geführt werden ſoll. Die erſtere ſtößt bei Straßburg auf die Straßburg-Mühlhauſen-Basler Bahn, die, wie bekannt, längſt dem Betrieb übergeben iſt.

Eine weitere Bahn geht von Paris ſüdöſtlich über Melun, Sens, St. Julien, Dijon, wo zwei Theile nach Süden ziehen, ein anderer Zweig aber über Beſançon nach Mühlhauſen führen wird.

Man ſieht, daß nicht allein politiſche, ſondern auch militäriſche Rückſichten dieſem Plan zu Grunde liegen. Paris, als der Hauptwaffenplatz Frankreichs, nach ſeiner Vollendung wohl ſchon im Frieden mit einer Beſatzung von 60—70,000 Mann verſehen — ſie beträgt gegenwärtig mit den in der Nähe der Hauptſtadt ſtehenden Truppen ſchon 43,000 Mann — wird in ſeinen verſchanzten Lagern die Reſerven bereit halten, die jeden Moment an irgend einem bedrohten Punkt erſcheinen können und den Vortheil des Uebergewichts auf die Seite der Franzoſen bringen. Von dieſem Hauptwaffenplatz, der Seele Frankreichs, wird man den am Rhein operirenden Armeen nicht allein Verſtärkungen, ſondern jede Art Kriegsmaterial zuführen, und im Moment der Gefahr alle disponiblen Truppen hier ſchnell verſammeln können.

Abgeſehen davon, daß ſchon aus den Beſatzungen der vielen Feſtungen am franzöſiſchen Oberrhein in wenigen Tagen eine Operationsarmee geſammelt werden kann, ſo iſt es ein Leichtes, durch Benachrichtigung mittelſt der gewöhnlichen Telegraphen — obgleich die Anwendung der elektromagnetiſchen Telegraphen längs den Eiſenbahnen bald überall Anwendung finden dürfte — 80,000 Mann in drei Tagen bei Straßburg zu concentriren, ohne die Plätze am Rhein zu entblößen. Wir finden nicht für nöthig, die Art des Truppentransports, der in nächſter Inſtanz von dem Betriebsmaterial abhängt, zu detailliren, weil ſich hierüber mehrere Schriften, namentlich das Juliheft 1845 der Minerva, ganz genau und allgemein verſtändlich ausſprachen.

Betrachten wir dagegen die Mittel, welche uns in Deutſchland gegen eine ſolche Invaſion zu Gebote ſtehen, ſo können wir uns nicht verhehlen, daß wir offenbar in großem Nachtheil ſind. Einmal wird die Kenntniß von einer Invaſion erſt nach Frankfurt gelangen, wenn Hannibal ante portas ſteht, und dann kann von dort aus nicht ſo ſchnell gewirkt werden, als es nöthig wäre. Bedenkt man endlich die unzureichende Wehrverfaſſung der ſüddeutſchen Staaten, die Gebrechen der deutſchen Eiſenbahnen und der Vertheidigung Süddeutſchlands, ſo wird man es wohl der Mühe werth halten, an Verbeſſerungen ernſtlich zu denken.

Hiezu rechnen wir, Einführung einer allgemeinen Wehrverfaſſung in den kleinern deutſchen Staaten, welche das achte Armeecorps auf wenigſtens 100,000 Mann bringen müßte; Verbindung der Eiſenbahnen durch Seitenbahnen, mit Berückſichtigung der ſtrategiſchen Grundſätze; doppeltes Geleis und gleiche Spurweite; kürzeſte Communikation mit Oeſterreich, welchem doch die Aufgabe zufällt, den fraglichen deutſchen Theil zu decken; endlich Befeſtigung der Thäler des Schwarzwaldes — des Bollwerks Süddeutſchlands — ohne deſſen Beſitz die Franzoſen, trotz Raſtatt und Ulm, freies Spiel haben.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Nach dem amtlich ausgegebenen Verzeichniß des Personals und der Studirenden an der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zählt dieselbe in diesem Wintersemester 1508 Studirende, von denen 279 (207 In- und 72 Ausländer) der theologischen, 577 (326 In- und 151 Ausländer) der juristischen, 640 (295 In- und 147 Ausländer) der philosophischen und 312 (221 In- und 91 Ausländer) der medicinischen Fakultät angehören. Außer diesen immatriculirten Studirenden besuchen noch 479 Nichtimmatriculirte die Vorlesungen: nämlich: 82 Chirurgen, 132 Pharmaceuten, 72 Eleven des Friedrich-Wilhelms-Instituts (Verbildungsanstalt für höhere Militärärzte), 82 Eleven der medicinisch-chirurgischen Militärakademie, 79 Eleven der allgemeinen Bauschule, 22 Bergeleven, 6 remunerirte Schüler der Kunstakademie, 6 Zöglinge der Gärtnerlehranstalt.

Das Lehrerpersonal der Universität besteht aus 167 Personen; die theologische Fakultät zählt nämlich 5 ordentliche Professoren, einen professor honorarius, 4 außerordentliche Professoren und 4 Privatdocenten, die juristische 7 ordentliche Professoren, ein lesendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 4 außerordentliche Professoren und 5 Privatdocenten, die medicinische 16 ordentliche Professoren, 11 außerordentliche Professoren und 11 Privatdocenten, die philosophische 33 ordentliche Professoren, 5 lesende Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, 32 außerordentliche Professoren, 25 Privatdocenten und 3 Lectoren der neuern Sprachen.

Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Heydemann ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät ernannt.

Bonn. Die Gesammtzahl der Studirenden beträgt in diesem Winterhalbjahre 674 immatriculirte und 35 nicht immatriculirte, aber zum Besuche der Vorlesungen Berechtigte. Am stärksten ist mit 226 Namen die juristische, am schwächsten mit 68 Namen die evangelisch-theologische Fakultät.

Das Lehrerpersonal der Universität besteht aus 45 ordentlichen, 15 außerordentlichen Professoren und, mit Einschluß des Lectors der französischen Sprache und des akademischen Zeichenlehrers, 20 Privatdocenten.

Der bisherige Privatdocent Dr. A. W. Hofmann ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt.

Freiburg. Nach dem amtlichen Verzeichniß der Studirenden befinden sich an dieser Universität im Ganzen 212 Studirende, von denen 79 (19 Ausländer) der theologischen, 38 (3 Ausländer) der juristischen, 69 (16 Ausländer) der medicinischen und 31 (1 Ausländer) der philosophischen Fakultät gehören.

Der außerordentliche Professor Dr. Hecker ist zum ordentlichen Professor ernannt, und der Hofgerichts-Director des Oberrheinkreises, Hofrath Stabel, bisher Professor an der

Universität, hat die Ermächtigung erhalten, Vorlesungen über bürgerlichen Proceß und Proceßpraxis zu halten.

Gießen. Die Gesammtzahl der Studirenden beträgt in diesem Wintersemester 488 von denen sich 95 der evangelischen, 42 der katholischen Theologie, 90 der Rechtswissenschaft, 60 der Medicin, 7 der Chirurgie, 12 der Thierarzneikunde, 42 der Cameralwissenschaft, 18 der Architektur, 39 der Forstwissenschaft, 28 der Philosophie und Philologie, und 55 der Pharmacie und Chemie widmen. Darunter sind 371 In- und 117 Ausländer.

Das Lehrerpersonal besteht aus 57 akademischen Lehrern.

Göttingen. Nach dem amtlichen Verzeichniß des Personalbestandes der Universität zählt dieselbe in diesem Winter 653 Studirende, von denen 145 Theologie, 198 Jurisprudenz, 201 Medicin, 109 Philosophie ꝛc. studiren.

Halle. Die Gesammtzahl der Studirenden beträgt 732, von welchen 457 (132 Ausländer) Theologie, 96 (5 Ausländer) Jurisprudenz, 109 (38 Ausländer) Medicin, 71 (9 Ausländer) Philosophie studiren.

Heidelberg. Nach dem amtlichen Personalverzeichniß der Universität betrug die Zahl der Studirenden in diesem Winter 907, oder nach Abzug der nicht immatriculirten Zuhörer der Vorlesungen 828, von denen 562 Jurisprudenz, 146 Medicin, Chirurgie und Pharmacie, 55 Mineralogie und Cameralwissenschaften, 38 Philosophie und Philologie studirten. Der Ausländer waren im Ganzen 631, der Inländer 276.

Jena. Der kais. russische Collegien-Rath Dr. L. Preller ist zum ordentlichen Honorar-Professor bei der philosophischen Facultät ernannt worden.

Königsberg. Der bisherige Privatdocent Dr. Hesse ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Leipzig. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug in diesem Winter 825. Von ihnen studirten 127 Theologie, 331 Jurisprudenz, 126 Medicin, 46 Chirurgie, 11 Pharmacie, 23 Philosophie, 19 Philologie, 11 Mathematik, 5 Chemie, 47 Cameralwissenschaften und 14 Pädagogik. Der Inländer waren 589, der Ausländer 236.

Der ordentliche Professor der Philosophie, Dr. theol. Chr. H. Weiße, den vor einigen Jahren die theologische Facultät in Jena mit dem Diplom ihrer höchsten Würde honoris causa beschenkte, hat sich durch eine Disputation über die von ihm geschriebene Abhandlung »M. Lutherus quid de consilio mortis et resurrectione Jesu Christi senserit«, das Recht erworben, theologische Vorlesungen zu halten.

Marburg. Der außerordentliche Professor der Theologie, H. W. J. Thiersch, ist zum ordentlichen Professor in derselben Facultät ernannt worden.

München. In diesem Wintersemester befinden sich auf der Universität im Ganzen 1117 Studirende, von denen 522 Philosophie, 468 Jurisprudenz, 228 Theologie, 89 Medicin, 14 Cameralwissenschaften, 8 Philologie, 41 Pharmacie, 7 Baukunst, 41 Forstwissenschaft und 1 Technik studirten. Der Inländer waren im Ganzen 1293, der Ausländer 124.

Prag. Die Lehrkanzel der medicinischen Klinik für Wundärzte an der Universität ist dem außerordentlichen Docenten der Brustkrankheiten daselbst, Dr. A. Jelsch verliehen worden.

Rostock. Die an der hiesigen Universität erledigte ordentliche Professur der Rechtsgelehrsamkeit ist dem Professor Isenring in Basel übertragen worden.

Würzburg. Im Wintersemester befanden sich auf hiesiger Universität im Ganzen 461 Studirende, von denen der Theologie 81, der Jurisprudenz und Cameralwissenschaft 115, der Medicin 115, einschließlich 2 Chirurgen und 19 Pharmaceuten, der Philosophie 155 angehörten.

Das Lehrerpersonal beträgt 45 Personen, nämlich 29 ordentliche und 8 außerordentliche Professoren und 7 Privatdocenten.

Die Wahl des ordentlichen Professors der Juristen-Facultät, Dr. Held, zum Senator, und des ordentlichen Professors der staatswirthschaftlichen Facultät, Dr. Debes, zum Mitglied des Verwaltungs-Ausschusses der Universität für das Jahr 1845/46 hat die landesherrliche Bestätigung erlangt.

Kunst.

Se. Maj. der König von Baiern hat die früher im Besitz des schwedischen Bildhauers Jogelsberg in Rom befindliche ausserlesene Sammlung von Terracotta-Figuren an sich gekauft und dadurch die Kunstschätze Münchens von neuem bereichert.

Die Freskogemälde des Professor Wendemann im Dresdener Thronsaal sind jetzt beendigt und geben, wie ein Zeitungsbericht sagt, Zeugniß von einer mit Liebe unternommenen und mit sinniger Sorgfalt ausgeführten Arbeit. Nur wird der Eindruck dieser Malereien durch ein unglücklich ersonnenes Beiwerk sehr gestört, indem der Architekt die Fresken mit einem Wandgetäfel lichtbraunen Holzes umgeben hat, in welchem zahllose vergoldete große Knöpfe und Schnörkel eingestreut sind, die den Blick blenden und das Auge beunruhigen.

Die Zahl der Künstler, die sich Hannover zum Aufenthaltsorte wählen, nimmt in der neueren Zeit in einer erfreulichen Weise zu. Professor Osterley aus Göttingen ist zum Hofmaler ernannt; Busse, der nach langer Abwesenheit aus Italien in sein Vaterland zurückgekehrt ist, hat die Stelle eines Hofkupferstechers erhalten; Reichmann, einer der tüchtigsten Porträtmaler Deutschlands, hat seinen bleibenden Aufenthalt daselbst genommen; Ed. Friedrichs, ein geborner Hannoveraner, der sich von Düsseldorf aus durch seine humoristischen Genrebilder einen Namen erwarb, ist ebenfalls in seine Vaterstadt zurückgekehrt und hat vom König Aufträge zu Bildern erhalten.

Besondere Thätigkeit entwickelt sich in Hannover auf dem Felde der Architektur, indem außer einem neuen Theater eine Menge anderer kostbarer Bauten angefangen sind.

Auf dem Gebiete der Musik haben besonders zwei Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die neue Oper Wagners in Dresden „der Tannhäuser“ und ein Oratorium von Marx in Berlin, das im ernsten Kirchenstyle abgefaßt, durch die Tiefe der Empfindung und die Würde seiner äußeren Erscheinung sich vor anderen ähnlichen Erscheinungen neuerer Zeit vortheilhaft auszeichnen soll.

Literatur.

Das neueste Werk des Herrn von Bülow-Cummerow: „Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern Verhältnissen“ zeigt, daß der Verfasser seinen Standpunkt gegen seine früheren Werke wesentlich erweitert hat. Während er früher nur Preußen seine nächste Aufmerksamkeit widmete und die speziellen Zustände dieses seines Vaterlandes einer näheren Beirrechung unterwarf, ist er jetzt zum deutschen Publicisten fortgeschritten, und wenn er sonst hyperaristokratischer Gesinnungen von Manchen geziehen worden, wird er jetzt Manchen eher zu liberal seyn. Denn an die Spitze seines Staatensystems stellt er — die Volkspolitik. Der Verfasser versteht unter Volkspolitik nicht eine solche, die direkt vom Volke ausgeht, sondern die im Interesse des Volks geführt wird, eine Politik der Volkswohlfahrt, die eben deßwegen auch keine andere als eine conservative, eine Friedenspolitik seyn kann, im Gegensatze zu der Kabinetspolitik, bei welcher er stets Vergrößerungssucht im Hintergrunde und keinen eigentlichen Frieden, sondern nur längere oder kürzere Waffenstillstände sieht. Er verlangt eine Verbindung der europäischen Welt zu einem allgemeinen Friedenssystem, nicht einem so zu sagen blos providentiellen wie das jetzige ist, sondern einem fester organisirten, das auf innerlich befriedigten Zuständen beruhen und zur Abwehr widerspänstiger oder feindseliger Staaten gerüstet seyn soll.

Von München aus rühmt man sehr J. Döl[illegible] Werk „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen“, dessen erster Band in Regensburg erschienen ist. Der Verfasser beabsichtigt weniger eine Geschichte des Protestantismus im gewöhnlichen Sinne des Worts, als vielmehr die Erforschung und Darstellung des inneren Entwicklungsganges des Protestantismus, der sittlichreligiösen Bewegung der Lehre, der Mittel, durch welche der Sieg des protestantischen Geistes erkämpft und seine Herrschaft befestigt wurde; des Einflusses der durch ausgezeichnete Persönlichkeiten auf dessen Gestaltung geübt worden, der allmählig auf seinem Gebiete eintretenden [illegible]visionen; der religiösen Haltung und Stimmung die durch das neue Syst[illegible] wurde; des Gegensatzes der katholischen und protestantischen Institutionen, endlich der Wirkungen, welche sich theils an die Vernichtung der altkirchlichen Einrichtungen, theils an die neuen Surrogate geknüpft haben. Zu diesem Endzwecke soll er die Zeugnisse der bedeutendsten Männer, denen der Protestantismus sein Entstehen oder seine Ausbildung verdankt, an einander gereiht und auf diese Weise ein Bild entworfen haben, dem man den Charakter der Originalität nicht absprechen kann.

Profeſſor Berthold's „Geſchichtliche Perſönlichkeiten in Jacob Caſanova's Memoiren" haben Gelegenheit zu manchen Verwunderungen gegeben, wie ein ernſter Profeſſor der Geſchichte auf den Einfall kommen könne, die Spiele des Witzes und der Phantaſie eines alten Abenteurers zum Gegenſtand ernſter Unterſuchungen zu machen. Es iſt wahr, auch wir glauben nicht an alle die Abenteuer, mit denen ſich der alte Caſanova in ſeiner Einſamkeit zu Dux amüſirte, wir geben denen vollkommen Recht, welche behaupten, daß ſeine Memoiren mehr geſchrieben wurden, um ſich in den Augen ſeiner vornehmen Beſchützer noch einiges Anſehen zu geben, als daß ſie völlige Wahrheit enthielten; demungeachtet müſſen wir doch geſtehen, daß Berthold's Schrift nicht ohne Intereſſe iſt und manches neue Licht auf die aufgezeichneten Perſönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts wirft.

Die Ausgabe der deutſchen Kaiſerbilder im Römer zu Frankfurt, welche in der Schmerber'ſchen Buchhandlung daſelbſt erſcheinen, und der ſie begleitende Text von Albert Schott in Stuttgart, die wir ſchon früher beſprochen, werden ununterbrochen fortgeſetzt. Bereits ſind ſechs Lieferungen, die Kaiſer Konrad I., Heinrich I., die drei Ottonen, Heinrich II., Konrad II., Friedrich I. und II., Maximilian I., Karl VII. und Leopold II. enthaltend, erſchienen. Der Text, der die Beſchreibung des Bildes geſchickt mit ſelbſtſtändiger Charakteriſtik verbindet, vergegenwärtigt den hiſtoriſchen Kern der Perſönlichkeiten und beruht nicht blos auf den beſten Vorarbeiten der neuern deutſchen Geſchichtsforſchung, ſondern auch auf eigenen Quellenunterſuchungen.

Als ein hiſtoriſches Werk von hoher Bedeutung iſt Dr. Conſtantin Höfler's „Kaiſer Friedrich II." hervorzuheben. Der Verfaſſer hat die Zeit, die er ſchildern will, ſelbſt ſprechen laſſen und ſeine Schrift hat dadurch den Vortheil gewonnen, daß ſie dazu beitragen wird, über die damaligen Verhältniſſe und namentlich über Friedrich II. eine richtigere Anſicht als die bisher herrſchende zu verbreiten. Vielleicht wäre, meinen einige Kritiker, ſeine Arbeit noch wirkſamer geworden, wenn er, ſtatt gleich zu Anfang ſeines Buchs ſein durch die nachfolgenden Ereigniſſe wohl begründetes Urtheil über Friedrich dem Leſer ſühlen zu laſſen, ſich begnügt hätte, dieſen durch die Zuſammenſtellung der Thatſachen, die der Verf. ſehr gut zu combiniren weiß, zum eigenen Urtheil hinzuführen.

Gewiſſermaßen als Pendant ſeiner Geſchichte der engliſchen Revolution hat Dahlmann auch eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gegeben, doch führt er ſie nur bis zum Eintritt des Convents und zum Sturz der monarchiſchen Verfaſſung, Sept. 1792, indem er meint, hätte er den Faden der Begebenheiten weiter verfolgen wollen, ſo würde er erſt mit dem Sturz des Kaiſerreichs haben enden können. Uns will faſt bedünken, als wenn die Geſchichte der Revolution nur mit dem Falle Robespierre's einen genügenden Schluß fände.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München hat die zweite Abtheilung des vierten Bandes der Abhandlungen der hiſtoriſchen Claſſe erſcheinen laſſen. Sie enthält eine Abhandlung des Prof. v. Görres über die drei Grundwurzeln des celtiſchen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung, eine weitere Ausführung ſeiner akademiſchen Rede über die Japheziden, und eine andere Abhandlung des Ritters von Koch-Sternfeld, welche Rückblicke auf Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Crain und Salzburg von 1295 — 1358 enthält, mit beſonderer Beziehung auf verwandte Richtungen der Gegenwart.

Bedeutend in ganz eigener Art iſt der Roman „Armin Chlodr" von Starklof. Es iſt ein Zeitroman, und doch kein Tendenzroman, was, unſerer Meinung nach, in unſerer tendenzſüchtigen Zeit keine geringe Empfehlung iſt. Mit wahrhaft genialer Kraft hat der Verf. es verſtanden, hier ein Bild unſerer Gegenwart zu entwerfen, mit allen ihren Schwächen und Fehlern, Tugenden und Untugenden, keiner Partei ausſchließlich huldigend, keine Idee mit philoſophiſcher Einſeitigkeit verfolgend, nur bedacht das zu geben, was dem Blicke des Dichters ſich darbot, und gerade ſo, wie er es fand. Es iſt ein Roman, wie wir in der neuern Zeit noch keinen geleſen haben und wie wir nicht glaubten, daß er geſchrieben werden könnte.

Sternberg's Roman „Paul" hat ſeine Vollendung, wenn es eine Vollendung iſt, ſchneller gefunden als wir glaubten. Der dritte Band, unter dem beſondern Titel „Paul in der Heimath" ſtrebt nachzuweiſen, auf welche Art unſere in ihren wichtigſten Intereſſen geſpaltene Zeit zur Verſöhnung mit ſich kommen könne. Wir zweifeln jedoch ſehr, ob die geiſtreichen Andeutungen und Winke des Verfaſſers eine praktiſche Bedeutung erhalten werden.

Von A. Prutz „Literarhiſtoriſchem Taſchenbuch" iſt der vierte Jahrgang erſchienen, der den frühern Jahrgängen an gehaltreichen Aufſätzen nicht nachſteht. Unter den Abhandlungen zeichnen ſich beſonders aus, die „über Caron de Beaumarchais" von L. A. Mayr,

fürchten oder wenigſtens ſchämen mußte, ſo lange die poetiſche und wiſſenſchaftliche Ariſtokratie den Anſtand aufrecht hielten, kündigt ſich jetzt ganz unbefangen an. Es iſt da, folglich muß es ſich auch ausſprechen. Dagegen nun hoffe man ja keine Hülfe von der alten literariſchen Ariſtokratie. Die Proſa kann ſich nur durch ſich ſelbſt beruhigen und gleich einer dunkel gährenden Maſſe allmählig klären; ſo wie im Volk ſelbſt die ſittliche und geiſtige Bildung allmählig durchdringt. Erſt wenn die politiſche und wiſſenſchaftliche Erfahrung durch populäre Werke zum Gemeingut der Nation gemacht und dadurch eine allgemeine Nationalbildung entſtanden ſeyn wird, in welcher die bisherigen Gegenſätze der bevorrechteten, allein wiſſenden und allein geſchmackvollen literariſchen Ariſtokratie und des unwiſſenden, vernachläſſigten und in ſeinem unbefriedigten Ehrgeiz frechen literariſchen Pöbels verſchwinden, erſt dann wird die Emancipation der Proſa vollendet ſeyn, und dann wird auch die jetzt noch zwiſchen ariſtokratiſchen Reminiscenzen und revolutionären Ungezogenheiten ſchwankende, durch die heterogenſten Anſprüche überſpannte und zugleich in alter Schwelgerei und jungem rohen Naturalismus verwilderte Romanliteratur ſich civiliſiren, ihren Ausſchweifungen entſagen und eine würdige Unterhaltungslektüre für freie und aufgeklärte Völker werden. W. M.

eine andere, in welcher Lubliński den Zusammenhang zwischen der letzten Revolution Polens und der ihr vorhergehenden politisch-literarischen Bewegung zu erklären sucht. „Ueber die spanischen Romanzen" von Karl Stahr, worin der Verfasser Bouterwecks vergessene Verdienste hervorhebt. Beck's Abhandlung über Friedrich Karl v. Moser und des Herausgebers Abhandlung über Thomas Abbt.

Dem Legationsrath von Schack in Frankfurt a. M. ist in Bezug auf seine „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" eine schmeichelhafte Anerkennung von Spanien aus geworden, indem nicht allein mehrere Madrider Journale das Werk ausführlich und mit Anerkennung besprochen und bereits eine spanische Uebersetzung desselben angekündigt ist, sondern auch die Königin von Spanien dem Verf. dafür das Comthurkreuz des Ordens Isabellens der Katholischen verliehen hat.

Ein interessantes Werk ist Ellissens „Polyglotte der europäischen Poesie". Es ist auf drei Bände berechnet und der erste Band bereits erschienen, welcher die Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen abhandelt, und namentlich aus den griechischen Dichtern der classischen, alexandrinischen, römischen, byzantinischen und neugriechischen Epochen viel Schönes und Beachtenswerthes darbietet. Der Zweck des Buches ist, den intellectuellen Entwicklungsgang der Völker unsers Welttheils in einer Auswahl charakteristischer Prachtstücke ihrer Poesie von den Anfängen der Geschichte bis heute, jedoch mit vorzüglicher Berücksichtigung der neueren Zeit, mehr behufs der geistig anregenden Unterhaltung als der Belehrung zu verfolgen.

Auf dem Felde der Kunstliteratur werden als sehr beachtenswerthe Erscheinungen gerühmt, Dr. Puttrich's „Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" und des Architekten Chr. B. Schmidt „Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung". Das letztere ist vor kurzem beendet worden und stellt eine große Anzahl der für Volks- und Kunstgeschichte denkwürdigsten Bauten in Abbildungen und genügenden Erläuterungen dar. Das erstgenannte Werk wird noch lieferungsweise fortgesetzt, verbindet mit vielen wohlgerathten und getreuen Abbildungen sorgfältige wissenschaftliche Forschungen, und zeigt in den neuesten Heften wie schon in den früheren neben den bewundernswerthen Schöpfungen einer Baukunst auch Werke der Sculptur, die uns diese Kunst in Deutschland auf einer Höhe der Ausbildung sehen lassen, zu einer Zeit, da sie in Italien sich kaum noch aus einer tiefen Versunkenheit emporzuarbeiten angefangen hatte.

Der Custos der k. k. Hofbibliothek in Wien, Anton Schmidt, hat ein für die Geschichte der Musik und die Biographien berühmter Musiker sehr wichtiges Werk herausgegeben, unter dem Titel „Ottaviano Dei Petrucci da Fossombrone", der erste Erfinder des Musik-Notendrucks mit beweglichen Metalltypen und seine Nachfolger im 16. Jahrh. Mit gründlicher und erschöpfender Forschung wird hier nicht allein die Lebensbeschreibung des Fossombroners, nebst einer Uebersicht seiner sämmtlichen bis jetzt bekannt gewordenen Arbeiten mitgetheilt, sondern auch eine Schilderung der allmäligen, europäisch-geographischen Verbreitung des Musiknotendrucks während des 16. Jahrhunderts entworfen.

J. Ph. Fallmerayer's „Fragmente aus dem Orient" können als eine der bedeutendsten Erscheinungen der letzten Jahre bezeichnet werden. Es sind Bemerkungen, die der Verf. auf einer Reise nach Trapezunt theils über die Eigenthümlichkeit und das Leben der Bewohner jener fernen Länder, theils über die politischen Verhältnisse zwischen dem Osten und dem Westen niedergeschrieben. Ermuthigend ist das nicht, was er in prophetischem Geiste fast von unserem Volke und seinem künftigen Schicksale spricht, namentlich ist die Vorrede des Buches in dem finstersten Trübsinn über die politische, soziale und geistige Lage Deutschlands geschrieben. Aber beherzigenswerth ist Alles, was er sagt. Möchte es auch von allen Seiten beherzigt werden.

Stiftungen.

Der in Darmstadt verstorbene K. Schlosser hat zu Gunsten der Stadt Darmstadt für Unterstützung unbemittelter Bürgerssöhne zu Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst ein Kapital von 2000 fl. testamentarisch gegründet, welche Stiftung die landesherrliche Bestätigung erlangt hat.

Der resignirte Decan Allgayer zu Karlsruhe hat zu Gunsten der Gemeinde Hedfeld, Amts Buchen, eine Darleihkasse im Betrage von 2000 fl. gestiftet, — eine Stiftung, welche die landesherrliche Bestätigung erlangt hat.

Vereine.

Unter dem Vorsitz Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Stephan hat sich in Prag ein Hülfsverein constituirt, dessen vorzüglichste Aufgabe es ist, dem nothleidenden Spinner das Garn zu annehmbaren Preisen abzunehmen, und es ohne Gewinn dem Weber zu überlassen. Se. Maj. der Kaiser hat dem Verein einen Fondsbeitrag von 10,000 fl. geschenkt.

In Mannheim ist von einigen Bürgern ein Turnverein gegründet worden, den zwar die Polizei nicht erlauben wollte, dem aber das Ministerium seine Erlaubniß gegeben hat.

In Sieve hat sich ein Verein gegen Theuerung constituirt und bereits seit einiger Zeit seine wohlthätige Wirksamkeit begonnen. Er kauft gesunde Kartoffeln auf, um sie an dürftige Familien abzugeben. Die nächste Folge ist das Herabgehen der Kartoffelpreise auf dem Gemüsemarkte gewesen.

In Mainz besteht ein Verein, um den unbemittelten Classen wohlfeiles Brod zu verschaffen, und die zu diesem Zwecke angestellten Versuche sind vollständig gelungen.

In Köln ist ein allgemeiner rhein-preußischer Gewerbeverein zusammengetreten, der sich nach dem Vorbilde des landwirthschaftlichen bilden wird. Ein allgemeiner Hülfs- und Bildungsverein ist aber von den obersten Provinzialbehörden nicht gestattet worden.

Industrie.

Von Prag aus schreibt man sehr viel Schönes von einer neuerfundenen Letternsetzmaschine, die alle an sie zu machenden Anforderungen vollkommen befriedigen soll. Der Erfinder heißt Tschulik. Von ihm soll auch eine Lettern-ablege- und Sortirmaschine erfunden seyn, deren Erfolg ebenfalls außer Zweifel seyn soll.

Preisaufgaben.

Die königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris hat für das Jahr 1846 die schon zum Concurs für 1845 aufgeschriebene Aufgabe für Preise: »La Découverte de la vapeur«, da keine genügende Eingabe eingegangen ist, für das folgende Jahr wiederholt. Der Preis ist eine Goldmedaille im Werth von 2000 Frk.

Gleicherweise bringt sie die Preisaufgabe für Beredtsamkeit »L'Eloge de Turgot«, für 1846 wieder in Erinnerung. Preis ebenfalls eine Goldmedaille im Werth von 2000 Frk. — Termin für beide Preisaufgaben ist 1. März 1846.

Vom 1. Jan. 1846 an beginnt die Akademie diejenigen Werke zu prüfen, welche sich um den vom Baron Gobert gestifteten Preis »pour le morceau le plus éloquent d'histoire de France et pour celui dont le mérite en approchera le plus«, bewerben. Die Akademie berücksichtigt dabei nur die über die Geschichte Frankreichs seit dem 1. Januar 1815 erschienenen neuen Werke.

Für 1847 setzt die Akademie einen Preis von 5000 Frk. aus für eine oder mehrere Uebersetzungen von moralischen Werken des Alterthums oder neuerer ausländischer Literaturen, die im Laufe der vorhergegangenen Jahre erschienen sind. Der Concurs ist mit dem 1. Januar 1847 geschlossen.

Für das Jahr 1850 setzt die Akademie einen Preis von 10,000 Frk. aus für ein fünfaktiges dramatisches Werk in Versen, von einem Franzosen verfertigt und in Frankreich gedruckt und aufgeführt, das mit literarischem Werthe den gleich großen Werth verbindet den Sitten förderlich und den Fortschritten der Bildung angemessen zu seyn. Die Prüfung der Akademie beginnt mit dem 1. Jan. 1850.

Die Verlagshandlung (J. B. Müller) der in Stuttgart erscheinenden „Erheiterungen" setzt eine Prämie von 20 Dukaten Gold außer dem gewöhnlichen Honorar der Zeitschrift für die beste Novelle oder Erzählung, welche bis zum 31. Aug. 1846 an die Redaktion eingesandt werden wird.

Schweiz.

Literatur. Für die bessere Erkenntniß der jüngsten politischen Ereignisse in der Schweiz sind folgende Schriften nicht ohne Interesse:

Zweiter Bericht des Hauptmann Ulrich Ochsenbein über den Kampf der luzernischen Flüchtlinge und ihrer Freunde am 31. März und 1. April 1845. Der Bericht geht besonders vom militärischen Standpunkt aus, trägt das Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich und enthält manches interessante Faktum.

Einen fast komischen Eindruck bringt ein anderes Schriftchen auf den Leser hervor, unter dem Titel: „Notizen und Kritiken, den letzteren Freischaarenzug betreffend", von einem Arzt, J. Glur, abgefaßt; komisch besonders wegen der Art der Darstellung. Der Vers. vergleicht unter anderem den Zug gegen Luzern mit Napoleons Zug gegen Rußland.

In einer klaren, würdigen Sprache abgefaßt ist eine andere Schrift, unter dem Titel: „Das rothe Büchlein oder der Freischaarenzug und das Schicksal der Gefangenen in Luzern im März und April 1845. Dargestellt nach zuverlässigen Quellen und Berichten von Augenzeugen. Bern 1845." Man erstaunt bei Durchlesung dieser Schrift über den unglaublichen Leichtsinn, mit dem die Freischaaren ihr Unternehmen begannen und fortführten.

Die Vertheidigung der Jesuiten, sowohl gegen die im Allgemeinen, als im Besonderen in der Schweiz gegen sie erhobenen Beschwerden und Anklagen übernimmt folgende Schrift: „Der Jesuitismus, geschildert von einem unbefangenen Protestanten Zürichs. Zweite vermehrte Auflage. Zürich 1845."

Dagegen giebt eine andere Schrift angeblich eine treue Uebersetzung der „Geheimen Verhaltungsbefehle der Jesuiten", welche im lateinischen Urtexte in einem in Beschlag genommenen Jesuitencolleg aufgefunden und im vorigen Jahrhundert in Bayern gedruckt worden seyn sollen.

Schule. Der öffentliche Unterricht in Stäfis ist nun gänzlich der Geistlichkeit übergeben, das Gymnasium nebst einer Erziehungsanstalt den Jesuiten, die Mädchenschule den Ursulinerinnen, die Knabenschule den sogenannten frères ignorantins oder christlichen Schulbrüdern.

Stiftung. Der alte Stadtpfarrer in Stäfis, Eharrentier, hat den Schulbrüdern zum Zwecke der Uebernahme der Primärschule ein Geschenk von 10,000 Fr. gemacht.

Belgien.

Akademie. Die königliche Akademie der Wissenschaften in Brüssel hat eine Erweiterung und theilweise Umgestaltung erfahren. Sie zerfällt jetzt in drei Hauptclassen: 1) für Physik, Mathematik und Naturwissenschaft; 2) für belletristische, moralische und politische Wissenschaften und 3) für schöne Kunst. Die letztere ist neu und zählt 30 Mitglieder.

Zugleich ist es des Königs Wille auch der flämischen Sprache und Literatur in ihr Sitz und Stimme zu verleihen. Bisher war sie nur durch Ein Mitglied vertreten, Herrn Willems; man erwartet, daß mehrere Vertreter dieser Richtung gewählt werden werden.

Universität. Eine wichtige Neuerung, welche der Minister Vandeweyer bei den Universitäten begonnen hat, ist die Einführung von aggregirten Professoren (Aggrégés des universités de l'Etat, d. h. Docenten, die zwar in den Facultäten, doch noch nicht wirkliche Professoren sind). Sie sind in sieben Kategorien vertheilt und aus ihnen sollen die Professoren an der Universität in Zukunft ergänzt werden. Es sind also Privatdocenten, wie diese an den deutschen Universitäten schon längst bestehen. Eine königliche Verordnung vom 25. Oct. vor. Jahrs hat solcher aggregirten Professoren 77 aus den verschiedenen Facultäten ernannt, nämlich für Lüttich 39, für Gent 38.

Ein Umlaufschreiben des Ministers an die Gouverneure fordert dieselben auf, streng darüber zu wachen, daß ferner keine nicht autorisirten Lehrer und Professoren bei den öffentlichen Schulen mehr angestellt werden.

Niederland.

Literatur. Der Eifer der Holländer die Kenntniß ihrer ostindischen Besitzungen zu erweitern, hat seit mehreren Jahren einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Von den „Verhandlungen der batavischen Genossenschaft für Künste und Wissenschaft" erscheint jetzt regelmäßig jedes Jahr ein ziemlich starker Band. Der 19. Band derselben ist von 1843 und auch der 20. vom Jahr 1844 ist bereits in Batavia gedruckt, und die letztern Bände zeichnen sich sehr vortheilhaft in Bezug auf ihren Inhalt vor den früheren Jahren aus.

Der 18. Band enthält einen ſehr ſchätzbaren Beitrag zur Kenntniß der formoſaniſchen Sprache, welche zur malayiſchen Familie gehört; der 19. den Text und die Ueberſetzung eines malayiſchen Gedichts „Sjeir Bidasari" von dem Vicepräſidenten der Geſellſchaft, dem Prädikanten zu Batavia van Hoëvell, der als Einleitung einen lehrreichen Ueberblick des malayiſchen Sprachſtudiums vorausgeſchickt und dem Gedichte erläuternde Anmerkungen beigefügt hat. Nicht minder wichtig ſcheint die Beſchreibung und Erklärung der Alterthümer und Inſchriften von Sukuh, unſern Surakartas, und die von Tjetto von einem andern Geiſtlichen, van der Vlies, zu ſeyn. Aus dem Rechenſchaftsbericht des Secretärs der Geſellſchaft, P. Mijer, geht hervor, daß neuerdings mehrere Handſchriften in der alten mit dem Sanskrit nahe verwandten Sprache der Javanen, in dem ſogenannten Kawi, entdeckt wurden und daß ein Herr van den Ham eine Probe einer Vergleichung der gegenwärtigen javaniſchen Sprache mit dem Sanskrit der Geſellſchaft vorgelegt hat.

Für die Naturgeſchichte jener Länder ſind zwei beſondere Zeitſchriften für Niederländiſch-Indien vorhanden: die 1838 gegründete „Tydschrift van Neerlandsch-Indie" und das im J. 1844 begonnene „Natuur, en Geneskundig Archief voor Neerlands-Indie", wovon bereits der erſte Band nach Europa gekommen iſt. Unter Anderem findet man darin eine ausführliche mediciniſche Topographie von Batavia und ſeiner Umgebung, ſo wie von der Inſel Amboina, Beiträge zur Arzneikunde der Chineſen, namentlich auf Java, und Vorſchriften für die Europäer, um ſich leichter in dieſen ungeſunden Gegenden zu acclimatiſiren.

Denkmal. Am 16. Nov. vor. Jahres fand die feierliche Einweihung der Reiterſtatue Wilhelms des Schweigſamen in Beiſeyn der geſammten königlichen Familie im Haag ſtatt.

England.

Litteratur. Als Gegenſatz zu Thiers panegyriſcher Geſchichte Napoleons iſt zu betrachten die hiſtoriſche Denkſchrift des Obriſtlieutenants J. Mitchell „Der Sturz Napoleons" (The fall of Napoleon). Der Verfaſſer hat es ſich zur Aufgabe geſetzt, Napoleon nicht nur alle beſſern moraliſchen Eigenſchaften und faſt alles menſchliche Gefühl, nicht nur alle Verdienſte als Staatsmann, Geſetzgeber und Adminiſtrator, ſondern auch alles eigentliche — Feldherrntalent und allen höhern Kriegsmuth abzuſprechen. Es iſt wirklich einzig, wie Obriſtlieutenant Mitchell überall von dem erſten Feldzuge in Italien an bis zur Schlacht bei Waterloo dem — Stümper Napoleon taktiſche und ſtrategiſche Schnitzer nachweiſt, die der Herr Obriſtlieutenant nicht gemacht haben würde. Mit Napoleons perſönlichem Muthe iſt es nichts. „An der Spitze tapferer Schaaren hatte er aus der Ferne (from afar) der Gefahr Trotz geboten, aber, wie alle Menſchen ohne hohen ſittlichen Muth, bebte er zurück, ſobald er ſeinen Feind Aug' im Auge zum tödtlichen Kampfe faſſen ſollte." Das Beſte bei der ganzen Sache iſt, daß der Mann glaubt, durch eine ſolche Erniedrigung Napoleons den Helden Wellington um ſo höher zu heben, und ganz dabei vergißt, wie ſehr des Herzogs Ruhm dabei leidet, wenn er, noch obendrein mit genauer Noth und mit fremder Hülfe, nur einen ſolchen Pfeude-Feldherrn beſiegt.

Die anglikaniſche Kirche gebraucht bekanntlich eine autoriſirte Bibelüberſetzung, die „Biſchofsbibel" vom Jahr 1611, welche die Engländer an Kraft und Reinheit der Sprache der deutſchen Lutheriſchen gleich, an gewiſſenhafter Treue und Richtigkeit der Uebertragung höher als die Lutheriſche achten, da ſie durch eine eigene von Jacob I. angeordnete Commiſſion der gelehrteſten Orientaliſten und Helleniſten des damaligen England bearbeitet wurde. Seitdem ſind auch in England mehrere neue Ueberſetzungen verſucht worden, die theils einzelne Berichtigungen, theils die Modernirung veralteter Ausdrücke und erläuternde Umſchreibung dunkler Stellen bezwecken. Die neueſte iſt von Dr. Hufſen, Rector zu Hawes in Kent, zu London erſchienen unter dem Titel: „The holy Bible, containing the Old and New Testaments and the Apogrypha, translated out of the Original Tongues and with the former translations diligently compared and revised; accompanied throughout with a brief hermeneutic and exegetical commentary", und wird von den verſchiedenen theologiſchen und literariſchen Blättern ſehr geprieſen.

Von Benjamin d'Israeli ſind am Schluß des Jahres 1845 wieder zwei neue, vielfach in die Tagespolitik ſpielende Romane „Contarini Fleming" und „Alroy" erſchienen. Jener enthält die Entwickelungsgeſchichte eines dichteriſchen Geiſtes durch mancherlei diſparate Lebensſchickſale, dieſer iſt eine morgenländiſche Erzählung, die Seelengeſchichte eines Eroberers.

Höhere dichteriſche Anſprüche und großes Aufſehen macht ein Werk in gebundener Rede, das ohne den Namen des Verfaſſers vor Kurzem in London erſchienen iſt und den Titel

führt »The new Timon« (Der neue Timon). Morvale, der Held des Gedichts, iſt der Sproß der unehelichen Verbindung eines Engländers mit einem Hindumädchen, der in der großen Natur ſeines ſonnigen Vaterlandes aufgewachſen, in Londons vornehme Welt verſetzt wird. Ein Recenſent im Sun nennt den Geiſt des ungenannten Dichters, den man nach Erſcheinung des zweiten Theils Sir Edward Bulwer Lytton nennt, eine glückliche Vereinigung von Crabbe's Talent für Beſchreibung der Gegenſtände des täglichen Lebens mit Byrons Phantaſieflug, Fülle der Sprache und politiſcher Satyre, wie ſie in der »Age of Bronze« und ähnlichen Schriften erſcheint. Uebrigens zeigt namentlich der zweite Theil, der ſichtbar ſchwächer als der erſte iſt, in ſeiner ganzen Haltung, Sprache und Geſinnung, daß der berühmte Novelliſt Bulwer der Verfaſſer nicht ſeyn kann, ſondern irgend ein Schriftſteller der „jung engländiſchen Schule". Das Ganze iſt auf 4 Theile berechnet.

Die engliſche Briefe- und Memorabilienliteratur ſtrömt ſeit einiger Zeit wieder ſehr reich. Den Depeſchen Nelſon's und Wellington's, den Memoiren Horace Walpole's, Lord Malmesbury's, der Lady Heſter Stanhope ꝛc. ſchließen ſich die Denkwürdigkeiten und Briefe von Wellington's älteſtem Bruder an, dem vor einigen Jahren verſtorbenen Marquis von Wellesley. Sie ſind von Robert Rouiere Pearce Esq. in 3 Bänden herausgegeben worden.

Hr. J. Edw. Taylor, wie ſein Bruder ein rüſtiger Ueberſetzer aus dem Deutſchen, hat die engliſchen Kinder zum Neujahr mit einer Auswahl von den „Kinder- und Hausmährchen" der Brüder Grimm beſchenkt. Richard Doyle hat ſchöne Bilder dazu geliefert.

Dickens hat ein neues Weihnachtsmährchen, „The cricket of the hearth" (Das Heimchen des Herdes) geliefert, hat aber weniger Beifall damit gefunden, als mit ſeinen früheren Weihnachtsmährchen. Dickens fängt an eintönig zu werden und das Publikum ſcheint an dieſen Tendenzbüchern zum Beſten der Armen, wie gut ſie auch gemeint ſind, keinen Geſchmack zu finden.

Unter dem Titel: Sketches from life. By the late Laman Blanchard. With a memoir of the Author by Sir E. Bulwer Lytton, Bart. 3 vols." hat Bulwer eine Sammlung der zerſtreuten beſſern Aufſätze von Laman Blanchard veranſtaltet, der eine lange Reihe von Jahren hindurch zu den fruchtbarſten und beliebteſten Tagesſchriftſtellern in politiſchen und literariſchen Zeitſchriften gehörte, ſo lange der Courier noch whigaliſch war, Antheil an der Herausgabe deſſelben hatte, im Februar v. J. aber einem leidenvollen Leben mit eigner Hand ein Ziel ſetzte.

Von dem ebenfalls im vorigen Jahre verſtorbenen Th. Hood, den die Welt faſt nur als einen Humoriſten von etwas niedrig komiſcher Manier kennt, iſt eine Sammlung nachgelaſſener ernſter Gedichte erſchienen (Poems by Thomas Hood, 2 vols.), von welchen die engliſchen Literaturblätter mit großem Lobe ſprechen. Es ſind auch mehrere ſchon bekannte Gedichte, wie „der Traum Eugen Aram's", ſein „Geiſterhaus" (Haunted house), ſeine „Seufzerbrücke", das die Noth der Londoner Nähmädchen ſchildernde „Lied vom Hemd" (Song of the shirt) darin aufgenommen.

Leigh Hunt hat nach langem Verſtummen eine Reihe proſaiſcher Erzählungen aus den italieniſchen Dichtern Dante, Bojardo, Arioſt, Pulci und T. Taſſo herausgegeben. Ein Recenſent im Athenäum nennt dies die beſte Art fremde Poeten zu überſetzen und hat die Schwachheit, bei dieſer Gelegenheit Milton Dante's größern Nebenbuhler zu nennen. Das mag Patriotismus ſeyn, Kunſturtheil verräth es nicht.

Miſtreß Mary Howitt hat den „Thomas Thornau" unter dem Titel „The Citizen of Prague" überſetzt, und die engliſchen Blätter finden den deutſchen Roman ſehr kunſtreich angelegt und durchgeführt, nur etwas zu ſtark im Diſcurſiven.

Ein intereſſanter Beitrag zur kritiſchen Rechtsgeſchichte ſind die „Biographien engliſcher Lordkanzler" von Lord Campbell, Lordkanzler unter dem letzten Whigminiſterium. Die erſte Reihe, bis zur Revolution von 1688 reichend, iſt in 3 Bänden erſchienen.

Frankreich.

Univerſität. Durch eine Verfügung des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts iſt die Verfaſſung der Univerſität, wie ſie durch das organiſche Dekret vom 17. März 1808 geartet war, wieder hergeſtellt und zugleich der Baron Thenard, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, zum Kanzler der Univerſität ernannt worden. Durch dieſe Maßregel ſind die Neuerungen, welche die Reſtauration in den Einrichtungen der Univerſität vorgenommen hatte, wieder aufgehoben, und die Bonapartiſche Schöpfung mit ihren Titeln

und Benennungen, der Permanenz der Universitätstribunale ꝛc. in ihrer Integrität hergestellt.

Schulen. Nach dem Bericht des Unterrichtsministers befanden sich am 1. Dec. 1845 in den königl. Collegien 23,270, in den Communalcollegien 37,045, zusammen 60,315 Schüler. Im Jahre 1843 waren am 1. Dec. in den königl. Collegien 23,870, in den Communalcollegien 30,979 Schüler.

Literatur. Von der bekannten „Histoire parlementaire de la Révolution française" von Buchez wird eine zweite Auflage in 24 Bänden (die erste Auflage zählte 40 Bände) in sieben Lieferungen vorbereitet, die auch einzeln zu haben sind, nämlich die Geschichte der Constituante, der gesetzgebenden Versammlung, des Convents, des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs. Die neue Auflage wird in Verbindung mit den Herren Jules Bastide, Bois le Comte und A. Ott herauskommen und eine gänzlich umgearbeitete seyn.

Eine andere bemerkenswerthe Unternehmung im Buchhandel ist ein Wiederabdruck der Benedictinerausgaben des Chrysostomus, Basilius (griech. und lat.), Augustinus und des heiligen Bernhard in monatlichen Lieferungen im Preis von 600, 60, 200 und 40 Frs.

Von Mignet ist ein neues größeres Geschichtswerk erschienen, eine Geschichte der Reformation, der Ligue ꝛc., das in 10 Bänden vollständig seyn wird.

Andere Novitäten der historischen Literatur sind: Précis de l'histoire des États-Unis depuis leur colonisation jusqu'à ce jour, par Mr. le comte Pelet (de la Lozère), Pair de France, das Herr Michel Chevalier im Journal des Débats mit einem Excurs über amerikanische Verhältnisse einführt, worin er der Demokratie der neuen Welt, dieser Herrschaft der „Menge, die unter dem Namen Volk ein nicht weniger unumschränkter Monarch ist, als weiland der Großmogul oder die persischen Großkönige auf ihrem goldnen Thron inmitten ihrer Satrapen," den Text liest, demungeachtet aber die glückliche Lage der arbeitenden Classen als Lichtseite in dem schattenreichen Gemälde heraushebt; sowie die „Histoire constitutionelle de la monarchie espagnole depuis l'invasion des hommes du Nord jusqu'à la mort de Ferdinand VII., 411—1833, par le comte Victor du Hamel," in zwei Banden.

Von dem großen Werke des Herrn Vatout „Residences Royales," einer Geschichte des französischen Hofes, ist der sechste Band erschienen, welcher das Schloß Ambeise behandelt.

Der Baron Walckenaer, beständiger Sekretär der Akademie, besorgt eine neue Auflage der „Mémoires touchant la vie et les écrits de Mad. de Sévigné."

Auch das seiner Zeit vielbesprochene, aber bald verschollene Buch Victor Hugo's „Le Rhin" soll neu aufgelegt werden.

Henri Michelet hat vor kurzem ein Werk über den deutschen Zollverein „L'Association douanière de l'Allemagne" erscheinen lassen. Die „Revue Indépendante" bemerkt dabei: „Mit dem Zollverein habe Deutschland wenigstens eine industrielle Nationalität erhalten, wenn aber je einmal der Tag komme, daß es eine einzige Nation bilde, so werde es wahrscheinlich die constitutionellen Staaten von Westeuropa überflügeln." Ob ein solcher Tag je erscheinen wird?

Graf Quatrebarbes hat begonnen den guten König René, schäferlichen Angedenkens, wieder aufzuwecken. Unter dem Titel „Oeuvres du Roi René" sind bereits zwei starke Quartbände erschienen. Ein Bericht davon in der A. Allg. Zeitung meint, diese beiden Bände enthielten vielmehr die Werke des Grafen Quatrebarbes als die des Königs Renatus und will namentlich diesem König den Ruf als Maler bestreiten, weßwegen aber von München aus sich eine Stimme erheben hat, die dem König René jene Kunstdenkmale, die unter seinem Namen bekannt sind, namentlich das Gemälde vom brennenden Busche in der Kathedrale zu Aix, mit Gewißheit vindicirt. Der zweite Band des Grafen von Quatrebarbes schließt mit dem Schäfergedichte „Regnault und Jehanneton", in welchem der König René seine Liebe mit Jeanne de Laval schildert, es gilt für eine der gelungensten Leistungen der Poesie des 15. Jahrhunderts. Die Steinzeichnungen, welche den Text begleiten, geben einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Stande, zu welchem die Kunst an dem kleinen provenzalischen Hof unter der Gunst und persönlichen Mitwirkung des Königs René gediehen war.

Von dem liebenswürdigen elsässischen Dichter Friedrich Otte ist abermals eine Auswahl deutscher Dichtungen erschienen, die des Verfassers vortreffliches Talent beurkunden.

Die königliche Druckerei in Paris hat für die himyaritischen Inschriften, welche Arnaud

aus den Ruinen von Saba mitgebracht hat, besondere Schriften schneiden lassen, deren Schriftproben einen prachtvollen Foliobänd bilden. Es ist zu bedauern, daß diese Proben nicht verkauft, sondern höchstens nur verschenkt werden, wodurch ihre weitere Verbreitung und Nachahmung fast unmöglich gemacht wird. Auch für ein assyrisches Alphabet, das Botta aus Eberfabad in prachtvollen Abdrücken gebracht hat, werden neue Schriften geschnitten.

Eine interessante literarische Entdeckung ist die der Tabula Amalfitana, des ältesten Seerechts aus dem Mittelalter, deren Herausgabe aus einer jetzt in der Wiener Bibliothek befindlichen Handschrift des Fürst von Ardore veranstaltet hat. Doch hat Hr. Giraud bereits mehrfache Bedenken gegen die Authenticität dieser Tabula Amalfitana vorgebracht.

Von der durch die Offiziere des Generalstabs bearbeiteten Karte von Frankreich sind bis jetzt 105 Blätter herausgegeben, 40 befinden sich in den Händen der Kupferstecher und 48 weitere sind in der Zeichnung beendigt. Die erschienenen Karten begreifen 28 Departements, noch sind für ungefähr 68 Blätter Aufnahmen zu bewerkstelligen. Seit 1837 werden jedes Jahr 79 Offiziere bei der Verfertigung des Kartenwerks beschäftigt, nämlich 14 mit den Vermessungen und 65 mit der Topegraphie.

In den Annales maritimes et coloniales befindet sich ein interessanter Aufsatz des Herrn Jomard über das Portrait des Christoph Columbus, veranlaßt durch das Projekt, diesem Entdecker der neuen Welt in seiner Vaterstadt Genua ein würdiges Denkmal zu errichten. Nach vielfachen Nachforschungen hat man endlich ein Portrait des Columbus entdeckt, das mit einiger Wahrscheinlichkeit ähnlich genannt werden kann; denn fast alle bekannten Portraits scheinen nur Phantasiegemälde zu seyn. Das muthmaßlich ähnliche befindet sich seit kurzer Zeit in der Galerie von Vicenza und wird von Kennern, wenn auch nicht für ein Werk Tizian's selbst, doch seiner Schule gehalten. Es stimmt am meisten mit der Beschreibung, die Columbus' Sohn von seinem Vater hinterlassen hat.

Italien.

Literatur. Die früher so vielseitig angefochtene literarische Notiz von der Auffindung eines bisher ungedruckten und unbekannten Gedichts von Ariosto scheint sich doch zu bestätigen. Die Allg. Zeit. vom 13. Nov. v. J. enthält einen Brief von dem Besitzer der Handschrift. Innocenzio Giampieri, Assistent-Bibliothekar an der Libreria Palatina Sr. k. k. Hoheit des Großherzogs von Toskana, wie er sich selbst nennt, wo er die Geschichte des Manuscripts mittheilt und die Gründe angiebt, weshalb Niemand bis jetzt Kenntniß von dieser Hinterlassenschaft des großen Dichters haben konnte. Nach diesen Mittheilungen besteht das Gedicht „Rinaldo Ardito" aus 241 Stanzen, die mehrere Gesänge bilden. Das Gedicht scheint auf 12 Gesänge berechnet gewesen zu seyn, von denen aber der erste ganz fehlt, der zweite und sechste sind nicht complet, nur der dritte, vierte und fünfte sind vollständig. Der Herausgeber, denn die Abschrift von dem Originalmanuscripte ist zum Druck bereit, glaubt, daß das Gedicht nach dem Jahre 1525 von Ariost begonnen worden sey, da im sechsten Gesang der Schlacht von Pavia und der Gefangennehmung Franz I. Erwähnung geschieht; also ungefähr acht Jahre nach Herausgabe des Rasenden Roland (1516) und acht Jahre vor dem Tode des Dichters (1533).

In den literarischen Kreisen Roms macht das Werk des Erzbischofs von Camerino Mons. Balufft, „L'America in tempo spagnuolo riguardata sotto l'aspetto religioso", großes Aufsehen. Von den drei Bänden, aus denen es bestehen soll, ist bis jetzt der erste erschienen. Der Verfasser war mehrere Jahre hindurch Nuntius bei der Republik Neu-Granada und hatte daher während seines Aufenthalts Muße und Gelegenheit, gründliche Untersuchungen anzustellen, die er auch mit unerwarteter Freimüthigkeit mittheilt. Obrist-lieutenant Kittsche hat eine Uebersetzung dieses Werks ins Deutsche begonnen.

Nach wiederholten vergeblichen Bemühungen ist es der Gesellschaft Jesu nun doch endlich gelungen, die von England ihr bis jetzt nachdrücklich verweigerte Erlaubniß, eine Erziehungsanstalt im Sinn des Ordens auf Malta zu gründen, durch die ernsten inständigen Bitten der Inselbewohner zu erhalten. Ein kgl. Reskript räumt den Jesuiten den Convent San Paolo ein, den sie in unglaublicher Schnelligkeit für ihren Zweck hergerichtet haben. Bereits sind 50 Jünglinge aus den ersten Familien Malta's, unter ihnen viele Engländer, in das Alumnat aufgenommen, dessen wissenschaftliche Führung dem Pater Esmonde anvertraut ist.

Ungarn.

Industrie. Ein Correspondent der Allg. Zeit. spricht dem in Ungarn bestehenden, „Fabrikerrichtungsverein" das Todesurtheil und weist überhaupt nach, daß es Thorheit sey, für Ungarn jetzt schon Fabriken haben zu wollen; vor Allem müsse man seine Production heben und namentlich diejenigen Zweige der Kultur unterstützen, an denen der Bauernstand im Allgemeinen Theil nehmen könne. Nach dieser Darstellung ist jener Verein seinem Erlöschen nahe, denn es seyen überhaupt nur 80,000 Gulden C. M. baar eingezahlt worden, wovon man freilich keine Fabriken errichten kann, und um die Besoldung der Beamten zu erzielen, habe man endlich ein Zweckessen veranstaltet, dessen Beiträge aber, statt jene Gelder für die Beamten abzuwerfen, nicht einmal seine Kosten gedeckt hätten.

Polen.

Universitäten. Die Universität Krakau scheint sich, nach Berichten von dorther, in der neuern Zeit wieder zu heben. Nachdem in den vergangenen Jahren die Zahl der Studirenden bis auf 120 herabgesunken, ist sie im verflossenen Jahre wieder bis auf 153 gestiegen, was schon viel ist, wenn man bedenkt, daß sie nur der kleine, allerseits abgesperrte Freistaat liefern muß, denn der Besuch der Universität ist von den Schutzmächten noch nicht freigegeben.

Das akademische Lehrerpersonal besteht aus 24 Professoren mit 3 Sprachlehrern und 9 Adjunkten der praktischen Kanzeln, von welchen letztern jedoch 7 neu creirte alle zwei Jahre wechseln und blos zur Aushülfe der Professoren dienen.

Kirche. Unter der Geistlichkeit von Plozk ward ein Circular in Umlauf gesetzt, welches Vorschriften für die katholischen Prediger enthält. Es wird diesen unter anderm darin auf das schärfste eingeprägt, in ihren Predigten sich jeder Aeußerung über gemischte Ehen und über die Erziehung der in solchen Ehen erzeugten Kinder zu enthalten; eben so wird ihnen verboten, den Grundsatz der allein seligmachenden Kirche, so wie das Dogma von der Einheit der christlichen Kirche zu erwähnen.

Rußland.

Kirche. In den russischen Ostseeprovinzen breitet sich die griechische Kirche unter der evangelisch-protestantischen Bevölkerung durch die oft sehr unrechtmäßige Proselytenmacherei der russischen Geistlichkeit immer weiter aus, namentlich wird mit List und Betrug unter den lettischen Landbewohnern sehr stark geworben.

Griechenland.

Literatur. Es kommen uns so spärliche Nachrichten über den geistigen und Literaturzustand Griechenlands zu, daß auch das an sich Unbedeutendere an Interesse gewinnt.

Interessant ist die schon im Jahre 1841 erschienene „Philosophie der Geschichte" (*Φιλοσοφία της ἱστορίας*) von M. Kamieris, da der Verfasser, wenn er sich auch an fremde Untersuchungen, namentlich Deutscher, Franzosen ꝛc. über seinen Gegenstand anschließt, doch überall zeigt, daß er selbst tief und ernst darüber nachgedacht hat. Das Werk ist vorzüglich bestimmt, in der griechischen Jugend Liebe zu solchen Studien zu erwecken.

Der Professor der Geschichte an der Otto-Universität, Manussis, hat sich in seiner Schrift „Ueber Universitäten im Allgemeinen und über die Otto-Universität im Besondern" (*Περὶ πανεπιστημίων ἐν γένει, καὶ ἰδιαιτέρως περὶ τοῦ Ὀθωνείου πανεπιστημίου*) in geschichtlichen Andeutungen über die Entstehung und den Fortgang der Universitäten, über ihr Wesen und die Einrichtungen auf denselben, namentlich auf den protestantischen Universitäten Deutschlands und schließt daran seine Wünsche für die äußere und innere Gestaltung der Universität in Athen.

Von besonderem Interesse ist die bei der jährlichen Prüfung und Ausstellung der polytechnischen Schule in Athen im Sommer 1845 von G. Papadopulos, Lehrer der allgemeinen Geschichte am Gymnasium und der Geschichte der bildenden Künste am Polytechnion, gehaltene Rede „Ueber das griechische Polytechnion", da er sich nicht blos über den gegenwärtigen Zustand, die Schülerzahl und den Lehrplan der polytechnischen Schule verbreitet,

ſondern zugleich eine Uebersicht von dem Zuſtande der Künſte und die Geſchichte der Kunſtfertigkeiten in Griechenland ſeit dem Fall des alten Griechenlands gibt. Das Polytechnion iſt nämlich weniger, wie die polytechniſchen Anſtalten in Europa, eine Gewerbe- als vielmehr eine Kunſtſchule.

Der Arzt, Geburtshelfer und Chirurg Achelädis zu Athen hat 1844 eine kleine Schrift „Ueber die Kinderkrankheiten Griechenlands" herausgegeben, worin er beſonders über die damals herrſchende gefährliche Diarrhöe der Kinder ſpricht und ſeine genaue Bekanntſchaft mit der neuern deutſchen ärztlichen Literatur zeigt.

Der erſte Band der „Antiquités helléniques, ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce" von A. R. Rangabé iſt uns jetzt vollſtändig zugekommen. Das Werk enthält Gedrucktes und Ungedrucktes an Inſchriften ꝛc., einen fortlaufenden Commentar, mehrere Kupfertafeln und eine Einleitung über die Geſchichte der Aufgrabungen und Ausgrabungen von Alterthümern in Griechenland ſeit dem Freiheitskampfe.

Aus dem Gebiete der neugriechiſchen Dichtkunſt erwähnen wir zwei Gedichte von dem fruchtbaren Alex. Sutſos: „Die Umwälzung des 3. Septembers", (Athen 1844) und „Erſte Satire, Spiegel des Jahres 1845. (Athen 1845). Das Erſte enthält viel hiſtoriſch-politiſches Raiſonnement über jene Umwälzung, ihre Urſachen und Folgen, Biographiſches über die Männer des Tages und daneben manche Dichtungen, weßhalb es auch mehr als Dichtung betrachtet werden muß; das Andere iſt eine Satire auf die politiſchen Intriguen in Griechenland, innerhalb und außerhalb des Kongreſſes, eine leidenſchaftliche Diatribe gegen die Fakionsmänner Griechenlands, ohne Schonung der Perſonen, aber ſelbſt nicht ohne [illegible].

Chriſtos Anaſtaſiadis, ein aus Konſtantinopel gebürtiger Grieche, der jetzt in Athen ſtudirt, hat unter dem Titel: „Die erſten Eingebungen" (Konſtant. 1844), ſeine zum Theil ſchon vor einigen Jahren entſtandenen Gedichte geſammelt, unter denen manche voll Anmuth und Gewandtheit in Sprache und Rhythmus ſind.

Uebrigens wird auch in Griechenland viel überſetzt. So hat Profeſſor Bambas eine Ueberſetzung der Schrift Tocqueville's »De la démocratie en Amérique« geliefert; ferner ſind Macchiavell und Hufelands »Enchiridion medicum« überſetzt worden.

Als Originalwerk iſt noch zu erwähnen eine Sammlung von Briefen, die Verbindung der Hetairie von 1821 betreffend, von Xanthos.

Univerſität. Im verfloſſenen Jahre ſtudirten zu Athen 195 junge Leute, und zwar Theologie 5, Jurisprudenz 41, Medicin 74, Philoſophie 52, Pharmacie 23 ꝛc.

Die Univerſitätsbibliothek iſt durch auswärtige Gönner um 8259 Bücher und 1000 Zeichnungen, Karten ꝛc. vermehrt worden; auch die Münzſammlung hat einen Zuwachs von 364 Münzen in Silber und 470 in Bronze erhalten.

Schule. Die 4 Gymnaſien nebſt 34 hellenischen Schulen zählten im vorigen Jahre zuſammen 5000 Schüler; die 290 Werktagsſchulen, unter denen 34 Mädchenſchulen, gegen [illegible] Schulen.

Algier.

Kirche. Nach einer königlichen Verordnung vom 9. Nov. vor. Jahres ſoll, behufs einer Organiſation der Iſraeliten in Algerien, in Algier ein Conſiſtorium als jüdiſche Oberkirchenbehörde für alle franzöſiſche Beſitzungen in Nordafrika, und in Oran und Conſtantine Provinzialconſiſtorien errichtet werden. Das Oberconſiſtorium beſteht aus 6 weltlichen Mitgliedern und einem Großrabbiner, jedes Provinzialconſiſtorium aus zwei weltlichen Mitgliedern und einem Rabbiner. Die weltlichen Mitglieder des Algierer Conſiſtoriums werden auf vier Jahre gewählt und alle zwei Jahre zur Hälfte erneut, bei den Provinzialconſiſtorien geſchieht die Wahl auf drei Jahre, und die Erneuung jedes Jahr zu einem Drittheil, in beiden Fällen der Austritt das erſte Jahr durchs Loos. Die Conſiſtorien ſind außer der Führung des geiſtlichen Regiments beſonders auch verpflichtet, Sorge zu tragen, daß die Familien ihre Kinder zum fleißigen Schulbeſuch anhalten, und daß ſich die heranwachſende Jugend nützlichen Gewerben, namentlich dem Ackerbaue, zuwende.

Zugleich werden in Algerien Aſyle und Schulen für die iſraelitiſchen Kinder beiderlei Geſchlechts errichtet. Die Unterrichtsgegenſtände ſind Religion und [illegible].

China.

Literatur. In Macao iſt im vorigen Jahre der erſte Band eines großen chineſiſchen Lexicons erſchienen, herausgegeben von dem Dolmetſcher des franzöſiſchen Conſulats, Hrn. Gallery, unter dem Titel »Dictionnaire encyclopédique de la langue Chinoise«. Es iſt auf 20 Quartbände berechnet und eine etwas abgekürzte Ueberſetzung eines bei den Chineſen in großer Achtung ſtehenden Lexikons für den Styl der ſchönen Literatur, deſſen Vortheil darin beſteht, daß es eine große Menge von Phraſen und Ausdrücken giebt, welche ein Europäer aus den einzelnen Wörtern, welche die gewöhnlichen Lexika geben, nicht leicht analyſiren könnte. Es iſt nach den Lauten und nicht nach den Radicalen geordnet, und zwar nach einem von dem ehemaligen portugieſiſchen Miſſionär Gonſalvez erfundenen und von Gallery etwas veränderten Syſtem, was es für den Gebrauch etwas unbequem macht. Der erſte Band iſt in 150 Exemplaren gedruckt, die folgenden Bände will aber der Verfaſſer, wie er in der Vorrede ſagt, nur in 50 Exemplaren drucken laſſen, was eben ſo gut wäre, als würde das Buch gar nicht gedruckt.

Blicke auf die neuſten Bearbeitungen

der franzöſiſchen

Staats- und Rechtsgeſchichte.

Mit beſonderer Rückſicht auf

Guizot, Essais sur l'Histoire de France, 4e édition. Paris, 1836. 1 vol. 8.

Guizot, Cours d'Histoire moderne. Paris, 1829 — 1832. 5 vol. 8.

Fauriel, Histoire de la Gaule-Méridionale. Paris, 1836. 4 vol. 8.

Michelet, Histoire de France, 1833 — 1837. 3 vol. 8.

Michelet, Origines du droit Français recherchées dans les Symboles et les Formules de droit universel. Paris, 1837. 1 vol. 8.

Klimrath, Mémoire sur les Monumens inédits de l'histoire du droit Français. Paris, 1835.

Klimrath, Mémoire sur les Olim et sur le Parlement. Paris, 1837.

Drei Länder ſind es, in welchen die auf dem Boden germaniſcher Sitte entſprungene, durch die römiſche Bildung und das Chriſtenthum gepflegte Cultur der europäiſchen Völker zu der großartigen Blüthe herangereift iſt, welche die jetzt lebenden Genrationen zu bewundern und in allen ihren Lebensverhältniſſen zu fühlen das Glück haben, nämlich Deutſchland, Frankreich und England. Dieſe drei großen Reiche haben eine gemeinſame

Berichtigung.

Im ersten Hefte dieses Jahrganges sind in den „Betrachtungen über die Stellung der deutschen Offiziere ꝛc.“ auf S. 20 zwei Sätze zu berichtigen.

Zeile 12 muß es heißen: „Unter den Individuen eines jeden größeren Offiziercorps wird man wohl folgende Erscheinungen wahrnehmen:“

Zeile 25 muß es heißen: „Wir wollen damit ganz und gar nicht gesagt haben, daß es außerdem nicht auch Offiziere gäbe, die in jeder Hinsicht als musterhaft zu bezeichnen sind, oder daß in den andern Staatsdienerkategorien ähnliche Erscheinungen nicht auch wahrzunehmen wären.“

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1846.

Ex
Mus. 4.1.16.
Lpz. 2.639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

142 D 143

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Patriotische Phantasien über die Befestigung von Paris	1
Die Höflichkeit in unserer Zeit	35
Einige Gedanken über die Civilrechtspflege	53
Die Errichtung statistischer Bureaus und statistischer Privatvereine	95
Der Staatsdienst und die Staatsdiener in Deutschland	129
Das Verhältniß der Physiologie und Pathologie zur Chemie und Physik, und die Methode der Forschung in diesen Wissenschaften	169
Einige Vorschläge zur Bildung und Beförderung der Offiziere	244
Die politischen, socialen und staatswirthschaftlichen Folgen der Aufhebung der englischen Korngesetze und die relative Stellung Englands zu den Continentalstaaten Europas und zu Amerika	262
Zur Verfassungsfrage in Deutschland	295
Kurze Notizen	318

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Patriotiſche Phantaſien über die Befeſtigung von Paris.

I.

Als im Sommer des Jahres 1845 den franzöſiſchen Kammern der Geſetzentwurf vorgelegt wurde, der Befeſtigung von Paris durch Bewaffnung der Fortifikationen gleichſam die letzte Vollendung zu geben, da waren die Tieferblickenden wohl ſchon lange darüber einverſtanden, daß dieſe neue Frage für das Ganze nur eine ziemlich unbedeutende Nebenfrage bildete. Entſchieden war die Sache längſt. Abgeſehen davon, daß die Majorität beider Kammern durch frühere Reden und Beſchlüſſe gebunden war; daß es die größte Lächerlichkeit ſchien, ein Haus zu bauen und nachher das Dach nicht bauen zu wollen; daß der nunmehrige Führer der Oppoſition im Jahre 1840 ſelbſt die Befeſtigung angefangen hatte: wie hätte es einer Regierung von Frankreich, auch ohne neue parlamentariſche Kredite, im Augenblick der Kriſe große Schwierigkeit machen können, einige hundert Geſchütze in die Pariſer Forts einzuführen?

Der Gedanke, Paris zu befeſtigen, iſt bereits im Jahre 1818, auf den Antrag des Generals Latour-Maubourg, von der Staatsgewalt in Betracht gezogen, indeſſen ohne großen Ernſt, und bald wieder zu den Akten gelegt worden. Ludwig Philipp kam von neuem darauf zurück im Jahre 1833. Zwei verſchiedene Syſteme machten ſich damals die Frage ſtreitig: das von Haro und Valazé, welche eine fortlaufende Befeſtigung, und das von Bernard und Rogniat, welche eine Anzahl detaſchirter Forts wünſchten. Die Regierung entſchied für die letztere Anſicht. Indeſſen ſprach ſich die öffentliche Meinung in der Preſſe und in den

Kammern ſo unumwunden dagegen aus, man hatte ſo viele Bedenken der Volksfreiheit gegen dieſe „neuen Baſtillen" einzuwenden, daß der Entwurf nicht bloß abgelehnt wurde, ſondern für immer begraben ſchien. — Als nun aber im Julius 1840 die auswärtige Empfindlichkeit der franzöſiſchen Nation durch den bekannten Palmerſtonſchen Vertrag aufs Aeußerſte gereizt worden war, als unter der Aegide des Miniſteriums Thiers alle Zeitungen wetteifernd das Vaterland in Gefahr erklärten, als ein europäiſcher Krieg vor der Thüre zu ſtehen ſchien: da wurde unter andern Rüſtungen auch der alte Befeſtigungsplan wieder ans Licht gezogen, und ſofort, ohne die Zuſammenkunft der Kammern abzuwarten, als wenn die höchſte Gefahr im Verzuge wäre, mit ſeiner Ausführung begonnen. Kurz nachher freilich, da der erſte Rauſch vorüber war, mußte das kriegsluſtige Miniſterium Thiers zurücktreten; allein ſeine Nachfolger, unter der Leitung von Soult und Guizot, ſetzten in dieſer Hinſicht ganz das angefangene Werk fort. Der Geſetzentwurf, der es ratihabiren ſollte, wurde am 1. Februar 1841 in der Deputirtenkammer durch 232 gegen 162 Stimmen angenommen; in der Kammer der Pairs am 1. April durch 147 gegen 85. Während übrigens die ganze Verhandlung noch ſchwebte, wurden die Befeſtigungsarbeiten doch keinen Augenblick unterbrochen.

Die Debatten waren hitzig genug und reich an den überraſchendſten Peripetien.[1] Alle früheren Parteiſtellungen wurden durch dieſe Frage zerſetzt. Während Odilon Barrot für die Befeſtigung ſtimmte, waren Laffitte, Mauguin und Tracy ſehr entſchieden dagegen. Unter den eigentlichen Radikalen war der National ein Vertheidiger, Garnier Pagès und Arago Feinde derſelben. Broglie ſprach zu Gunſten, Molé zu Ungunſten des Entwurfes. Hier ſah man die alten Nebenbuhler Thiers und Guizot brüderlich einander die Hände reichen, während der Finanzminiſter Humann halb und indirekt, der Schwiegerſohn des Conſeilpräſidenten, Mornay, ganz und gar dagegen eiferte. Dieſer wunderbare Wechſel iſt zum Theil aus der unermeßlichen Bedeutung und der beinahe völligen Neuheit der vorliegenden Maßregel zu erklären, zum Theil aus den tauſendfachen Perſönlichkeiten

[1] *Περιπέτεια* nach Aristot. Poet. 10 11.

und Intriguen, welche zur Durchsetzung derselben benutzt wurden. Die einzige Partei, die als solche dieser Frage gegenüber zusammenhielt, war die legitimistische: gegen die Befestigung.

Was haben wir Deutschen nun von diesem merkwürdigen Vorgange zu urtheilen? Knüpft sich für unser Vaterland im Ganzen oder für die einzelnen Parteien desselben Hoffnung daran oder Besorgniß?

Wir müssen hier die auswärtige und die innere Politik von Frankreich unterscheiden.

II.

Welchen Einfluß die Befestigung von Paris im Fall eines europäischen Krieges haben werde, darüber detaillirt zu urtheilen gibt es wohl nur höchst wenige competente Richter. Es ist dies sicher nicht die Sache eines gewöhnlichen „tüchtigen Offiziers," sondern durchaus eines kriegerischen Genius, welcher die Zukunft erkennt, weil er selbst berufen ist, zu ihrer Gestaltung wesentlich beizutragen. Eigentliche Analogien suchen wir in der neuern Kriegsgeschichte vergebens; denn die Belagerungen von Wien gehören einer durchaus vergangenen Zeit an, die von Genua betraf keine Hauptstadt eines großen Reiches. Ich meinestheils bezweifle übrigens nicht, daß die Vertheidigung Frankreichs durch die Pariser Festungswerke ansehnlich gewinnen wird.

So wenig dieselbe Staatsverfassung für Nationen verschiedener Kulturstufe angemessen ist, eben so wenig dieselbe Kriegsmethode. Diese Wahrheit mag trivial scheinen, sie ist jedoch in der Wirklichkeit unzähligemale verkannt worden. Die Verkennung der ersten Hälfte hat sich durch hundert Revolutionen gerächt, die der zweiten durch hundert Niederlagen. — Nun lehrt schon Aristoteles, daß sich die Staatsverfassungen hauptsächlich darnach unterscheiden, ob Alles in ihnen den Bürgern gemein ist oder Nichts, oder wie Vieles; d. h. ins Moderne gleichsam übersetzt: Nichts ist wichtiger für die Bestimmung und Beurtheilung der Politik eines Volkes, als der Grad von Centralisation, welchen dasselbe erreicht hat. Wo das Leben des Volkes, das politische, wirthschaftliche, literarische, sociale Leben, wirklich im Mittelpunkte concentrirt ist, in der Hauptstadt also, in den allgemeinen Staatsbehörden und Instituten, da muß

Vergangenheit; ihre Verfaſſungen, ihr Recht, ihre ſociale, literariſch-äſthetiſche und wiſſenſchaftliche Bildung haben die gleichen Grundlagen und im Ganzen die gleiche Richtung, nur die Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalitäten gaben ihren Staatseinrichtungen eine beſondere Farbe, oder den die Entwickelung leitenden Geſetzen eine raſchere oder leiſere Wirkſamkeit. Deßhalb iſt das vergleichende Studium der Geſchichte Deutſchlands, Englands und Frankreichs ſo anziehend und würde es noch mehr ſeyn, wenn die tüchtigeren Geſchichtſchreiber jedes dieſer Länder, die Geſchichte der verwandten Völker genauer kennten und berückſichtigten. Namentlich würde die Staats- und Rechtsgeſchichte durch dieſes Hinüberblicken überaus viel gewinnen, da wir oft z. B. in England (ſo wie aber auch bei den kleineren deutſchen Stämmen, den Dänen, Schweden, Holländern oder Flamändern) die Wurzel einer Einrichtung finden, deren Stamm in Deutſchland ſich kräftig erhebt, oder in Frankreich eine reizende Krone entfaltet. So finden wir in den drei Ländern die drei großen Träger der germaniſchen Staatsverfaſſungen, das Königthum, die politiſchen Vorrechte des aus den altfreien germaniſchen Geſchlechtern hervorgegangenen Adels und die Freiheit des dritten Standes. Wie verſchieden haben aber dieſe drei Grundlagen bei jedem ſich geſtaltet! In Frankreich vernichtete zuerſt das monarchiſche Prinzip die alte Macht des Adels, unterlag dann ſelbſt im Kampfe dem dritten Stande. — Es entſtand das auf die Demokratie ſich ſtützende Königthum, welches der Ariſtokratie eine neue Form gab. In England waren die Lords die Stützen der Freiheit und der Macht — müſſen aber wie im Nachbarlande dem Geiſt des Jahrhunderts huldigen. In Deutſchland ging das alte Königthum unter; ein Theil der deutſchen Lords wurden als Fürſten ſeine Erben; um ihre königlich gewordenen Throne ſtehen Freiheit, Ordnung und die alte Sitte, während einerſeits die Enkel der nicht ſouverän gewordenen Dynaſten, Fürſten und Herren, andererſeits, zu Staatsmännern herangebildet, die Coryphäen des Bürgerthums in ihrem Rathe ſitzen. Die Stimme des Landes, ausgeſprochen durch die geſetzlichen Organe der Stände, gilt als Zeichen des Wahren und Rechten.

Bei den drei Völkern ging gleichmäßig vieles unter, was, wie z. B. die politiſche Stellung der Geiſtlichkeit in früheren

natürlich auch der angreifende Feind ſeine Schläge wider den Mittelpunkt richten.

Niemand war in dieſer Art der Kriegführung geſchickter als Napoleon. Ein Syſtem keilartigen Vordringens nach dem Centrum, anſtatt des frühern cordonartigen Abreißens einzelner Grenzdiſtrikte. Ein Syſtem, welches auch in jeder einzelnen Schlacht alle vorhandenen Mittel auf die Hauptpunkte wirft, nicht ſelten mit Vernachläſſigung der Nebenpunkte. Aeußerſte Schnelligkeit im Angriffe, aber freilich oft ohne die gehörige Rückſicht auf die Zufuhr, die Krankenpflege, die Möglichkeit des Mißlingens.[1] In ihren erſten Anfängen war dieſe Kriegsmethode großentheils ein Erzeugniß der Noth. Die Kaſſen der franzöſiſchen Republik waren viel zu leer, die ganze Staatsverwaltung viel zu ſehr improviſirt, als daß an ein geordnetes Verpflegungsweſen, gute Hoſpitäler, Lagerungsanſtalten u. ſ. w. hätte gedacht werden können. Da man den Veteranen der verbündeten Heere faſt nur ungeübte Rekruten entgegenzuſtellen hatte, ſo mußte man ſich wohl vornehmlich auf den phyſiſchen und moraliſchen Druck der überlegenen Menge und der ſtürmiſchen Begeiſterung verlaſſen. Die Feldherren des Convents hatten zu ruhiger Kriegsführung keine Zeit: Triumph oder Schaffot war das Ende jedes Feldzugs. Wie aber die Noth Mutter der meiſten Erfindungen iſt, ſo hat auch hier Carnot und in noch höherem Grade Napoleon den anfänglichen Nothbehelf zu einer neuen furchtbaren Kriegskunſt ausgebildet: faſt überall ſo lange ſiegreich, bis die Gegner ſie gleichfalls gelernt hatten.

Nur laſſe ſich Niemand durch den Glanz dieſer Methode verblenden. Ihre Schärfe iſt eine zweiſchneidige. Wer immer Alles auf einen Wurf ſetzt, der kann freilich in einem Augenblicke Alles gewinnen, aber auch Alles verlieren. Am 25. Sept. 1805 ging Napoleon über den Rhein, und am 26. December ward der Friede von Preßburg geſchloſſen; im Jahr 1806 ward das Gefecht bei Saalfeld am 10. Oktober geliefert, und am 24. deſſelben Monats hielten die Franzoſen ihren Einzug in Berlin. Aber auch umgekehrt. Gegen Neujahr 1814 überſchritten die

[1] Bei Eröffnung des Feldzuges von 1806 ſoll Napoleon nur 80,000 Fr. in ſeiner Kriegskaſſe gehabt haben. Bignon VI, 37.

Verbündeten den Rhein, und am 31. März kapitulirte Paris; zwischen der Schlacht bei Waterloo und der abermaligen Einnahme von Paris liegen noch nicht volle drei Wochen. So darf man auch niemals vergessen, daß diese ganze aufs Centrum berechnete Kriegsführung nur gegen solche Länder anwendbar ist, deren politisches Leben wirklich im Mittelpunkte concentrirt liegt. Ein Nomadenvolk kann nur dadurch mit Erfolg bekämpft werden, daß auch der Gegner gleichsam zum Nomaden wird. Mit schwerem Lehrgelde haben die Römer gegen Jugurtha, die Franzosen gegen Abd-el-Kader diese Wahrheit erkaufen müssen. Gegen Jägervölker muß ein Jägerkrieg geführt werden, wie ihn die Nordamerikaner durch General Jackson lernten. Wer solche Länder erobern will, der muß langsam, kolonieartig vorrücken; die Eroberung muß gleichen Schritt halten mit der Civilisirung. Rußland und seinesgleichen stehen in dieser Hinsicht offenbar in der Mitte zwischen der Nomadenwelt und hochkultivirten Staaten, wie z. B. Frankreich. Wo die Bevölkerung noch dünn und die ganze Volkswirthschaft deßhalb noch wenig produktiv ist, da kann der eindringende Feind gar nicht umhin, für Magazine, Hospitäler, Lager ꝛc. ernstlich Sorge zu tragen; da müssen seine Bewegungen also schon aus diesem Grunde langsamer gehen. Die napoleonische Kriegsweise mußte in Rußland und Spanien scheitern.[1]

---

[1] In Bezug auf Rußland bin ich übrigens weit entfernt, Napoleon wegen dieses Mißlingens einen Vorwurf zu machen. Napoleon ist im Feldzuge von 1812 nur scheinbar der angreifende Theil, in Wahrheit zum Kriege gezwungen worden. Nun sieht Jedermann ein, daß jene langsame, aber gründliche Eroberung, wie sie gegen Rußland allein anwendbar, nicht anders möglich ist, als wenn der Eroberer seine Hülfsquellen in der Nähe hat, d. h. also von Deutschland aus. Für Napoleon war Deutschland selbst eine vor Kurzem bezwungene, höchst unzuverlässige Provinz, die nur mit genauer Noth im Zaum gehalten wurde. Auch in Frankreich stand der Thron des Kaisers nichts weniger als fest. Nur durch immer neue, glanzende Erfolge mochte Napoleon hoffen, seinen zahlreichen heimlichen Feinden zu imponiren. Hätte sich der Kampf irgend in die Länge gezogen, so würden in Frankreich höchst wahrscheinlich, in Deutschland ganz gewiß binnen Kurzem die heftigsten Bewegungen entstanden seyn. Es gibt Laufbahnen von solcher Steilheit, daß sie nur für das rasche Emporklimmen gangbar sind; das Stillstehen führt hier gewiß, das Fortschreiten nur

Fragen wir nun, ob die Kriege, welche Frankreich im weitern Verlaufe des 19ten Jahrhunderts muthmaßlich noch zu erwarten hat, auch den vorhin beſchriebenen centraliſtiſchen Charakter an ſich tragen werden, ſo lautet die Antwort darauf ohne Zweifel bejahend. **Die Centraliſation von Frankreich iſt ſeit 1815 immer noch geſtiegen.** Ich gedenke der außerordentlichen Verbeſſerung aller Communikationsmittel, welche unſerer Zeit eigen iſt, der Poſten, Telegraphen, Chauſſeen, oder gar der Eiſenbahnen. Daß die Eiſenbahnen auch das Kriegsweſen gewaltig modificiren werden, erwartet Jedermann; das Wie vollkommen deutlich zu machen, bleibt wohl der Zukunft vorbehalten; indeſſen ſo viel iſt klar, daß die Hauptknoten des Bahnnetzes an militäriſcher Bedeutung ungemein gewinnen müſſen. Ich erinnere weiter an den unermeßlichen Einfluß des Pariſer Bankierthums, das ja in der Hauptſache eine Schöpfung erſt der jüngſten Friedensperiode iſt. In dem heutigen Paris dürfen wir nicht bloß die geiſtige und politiſche Hauptſtadt, ſondern auch, und vornehmlich ſeit 1815, die bei weitem größte Handels- und Fabrikſtadt der franzöſiſchen Monarchie erblicken. Solchen umfaſſenden und tiefgehenden Richtungen gegenüber kann es in der That wenig austragen, daß man ſeit der Julirevolution mittelſt der ſogenannten Generalconſeils Provinzialſtände mit berathender Stimme eingeführt hat, zumal auch dieſe nur in ſehr engen Grenzen erhoben werden darf. Im Ganzen — Niemand zweifle daran — iſt Paris heutzutage noch mehr das Haupt und Herz des franzöſiſchen Volkes, als 1814; eine Eroberung von Paris würde noch unbedingter den Krieg beendigen, und es muß daher die Sicherſtellung von Paris faſt noch mehr als damals einen Hauptgeſichtspunkt jeder franzöſiſchen Strategie bilden. Man wird in der Regel finden, daß hochkultivirte Staaten ihre Hauptſtärke in der Offenſive haben, niedrigkultivirte in der Defenſive. Nichts iſt für jene deßhalb militäriſch nothwendiger, als Vermehrung ihrer Defenſivkraft.

---

vielleicht zum Untergange. Zu dieſen Laufbahnen ſcheint die Napoleons zu gehören. Er hat ſelbſt einmal geäußert: Il faut faire quelque chose de nouveau tous les trois mois pour captiver l'imagination de la nation française: avec elle, quiconque n'avance pas, est perdu. (Mme. de Staël Dix années d'exil, 21.)

In den Kammerdebatten haben die Vertheidiger der Befestigung fast ausschließlich die militärische Seite hervorgehoben. So beruft sich Thiers, der Berichterstatter der Commission, auf die großen Autoritäten von Vauban und Napoleon. Er erinnert daran, wie die Centralisation von Frankreich zwar dessen Stärke ausmache, aber auch die Nothwendigkeit hervorrufe, das Centrum ganz vorzugsweise zu decken. Berlin sey 182, Wien 216 Lieues von der französischen Grenze entfernt, Paris nur 60; dort stehen dem Feinde mehrere große Ströme und eine mehrfache Reihe von Hauptfestungen im Wege, hier sey das Land, mit Ausnahme der Grenzfestungen, die heutzutage von ihrer alten Bedeutung so viel verloren hätten, gänzlich offen. — Der General Chasseloup-Laubat wies insbesondere darauf hin, daß durch Befestigung der Hauptstadt die Möglichkeit wegfalle, eine Invasion in einem einzigen Feldzuge zu beendigen. Paris zu blokiren, sey kaum denkbar: das ungeheure Heer, welches die Blokade erfordert, könne sich keine zwanzig Tage lang in der Bannmeile erhalten; auf einer weiten Linie zerstreut, bedürfe es eines vollen Tages, um sich zu concentriren, während die Defensivarmee zu einem Ausfalle in zwei Stunden vereinigt werden könne. Die Kostspieligkeit des Baues erklärte der Redner für eine bloß scheinbare, weil es durch ihn möglich würde, das stehende Heer ohne Gefahr von 500,000 auf 300,000 Mann zu verringern. Besondern Eindruck mußte das Votum des Generals Pairhans machen, des berühmten Geschützreformators. Dieser charakterisirte das Wesen der neuern, verbesserten Artillerie dahin, daß sie in kürzerer Zeit eine viel größere Masse von Wurfgeschossen auf den Feind zu schleudern vermöge. Würden erst die Pairhanskanonen auch im Landkriege allgemein gebraucht, so wären Festungen tief im Innern, wo große Materialvorräthe aufgehäuft seyn könnten, in doppeltem Vortheile gegen Invasionsheere, die Alles mit sich schleppen müßten. Jede Maßregel aber, welche der Vertheidigung einen Vortheil vor dem Angriffe gewährt, ist im Allgemeinen friedlicher Natur. Dieser Gedanke wurde von dem Minister Guizot nach andern Seiten hin weiter ausgeführt. Guizots Rede vor den Deputirten geht von dem wunderlichen Gesichtspunkte aus, als ob der einzige erhebliche Einwurf gegen die Fortifikation darin läge, daß sie der Kriegspartei allzuviel Nahrung

verſchaffte. Er beweist deßhalb ihren rein defenſiven, alſo friedfertigen Charakter. Würde ſie von allen Völkern nachgeahmt, ſo wären Exiſtenzkriege, wie zur Zeit der Revolution und des Kaiſerthums, kaum mehr denkbar, der allgemeine Frieden alſo ungleich dauerhafter geſichert als je. Aehnlich in der Pairskammer der Diplomat Breſſon.

Was aus militäriſchen Gründen Poſitives gegen den Entwurf vorgebracht wurde, iſt in der That höchſt unbedeutend. So behauptete z. B. Lamartine, die Trefflichkeit des franzöſiſchen Soldaten beſtehe nicht in ausharrender Vertheidigung, ſondern im ſtürmiſchen Angriff; mit dieſer Eigenthümlichkeit nun ſetze ſich die vorgeſchlagene Maßregel in Widerſpruch. Man ſieht, das iſt eben ſo, als wenn ein tüchtiger Fechter deßhalb auf alle Schutzwaffen verzichten ſollte. Gerade bei dem Charakter des franzöſiſchen Volks, das ſo leicht von der äußerſten Begeiſterung zur Verzagtheit übergeht, das eben deßhalb glänzendere Siege, aber auch furchtbarere Niederlagen in ſeiner Kriegsgeſchichte hat, als die meiſten andern Nationen: gerade hier müſſen die aktiven Heere am meiſten durch das Bewußtſeyn geſtärkt werden, daß die Hauptſtadt ſelbſt im ärgſten Falle gedeckt iſt. Eben ſo wenig kann der Umſtand gegen die Befeſtigung ſprechen, daß ſie Paris, dieſen Mittelpunkt der franzöſiſchen Kultur, mit all ſeinen Schätzen, Muſeen, Bibliotheken, den Schreckniſſen der Belagerung, des Sturmes ꝛc. bloßſtelle. Dergleichen läßt ſich ja immer noch dann überlegen, wenn der Sturm augenblicklich bevorſteht.

So haben denn auch, mit Ausnahme des Generals Subervic, alle Militärperſonen, die in der Kammer ſitzen, der Befeſtigung ihren Beifall gezollt. Indeß müſſen wir uns wohl durch die Aeußerungen des Marſchalls Soult vor Ueberſchätzung derſelben in ihrer heutigen Form warnen laſſen. Mit einer höchſt merkwürdigen Naivetät hat dieſer ausgezeichnete General erklärt, daß er zwar als Miniſter den Plan unterſtütze, als Militär aber wenig davon halte. Er entkräftete bedeutend die von Napoleon und Vauban entlehnten Beweismittel. Napoleon habe es für Unſinn erklärt, wenn ein Feldherr mit 50,000 Mann ſich in irgend einem Falle hinter Feſtungsmauern einſchließen wolle. Nur die Forts détachés hätten Werth; die Ringmauer ſtreite gegen alle geſunden militäriſchen Anſichten. Ungleich vortheilhafter wäre

ein großes verſchanztes Lager in der Nähe von Paris geweſen, das ſich auf ein paar Brückenköpfe, etwa zu St. Denis und Charenton, ſtützte. [1]

III.

Wir gehen zu einer zweiten, noch viel wichtigern Frage: Welchen Einfluß wird die Befeſtigung von Paris auf die innere Politik Frankreichs ausüben?

Ohne Zweifel gehört Frankreich zu den centraliſirteſten Staaten der Welt. Es liegt dies größtentheils ſchon in geographiſchen Eigenthümlichkeiten begründet, da in keinem Lande des weſtlichen und ſüdlichen Europa's eine große, fruchtbare, ungetheilte Ebene ſo entſchieden vorherrſcht, wie hier. Die öſtlichen und ſüdlichen Grenzgebirge ſind nach der franzöſiſchen Seite hin viel zu ſchmal und mauerartig, als daß ſich hier, mit Ausnahme des Delphinats, Alpenlandſchaften von bedeutenderem politiſchen Gewichte hätten bilden können. Das kleine centrale Bergland liegt wie eine Inſel mitten in der weiten Ebene. Auch die ethnographiſche Zuſammenſetzung des franzöſiſchen Staates mußte von jeher die Centraliſation begünſtigen. Faſt in keinem größern Staate iſt das Hauptvolk an Zahl ſo überwiegend; in keinem rechnen es ſich die Nebenſtämme ſo ſehr zur Ehre an, die Sprache, Sitte ꝛc. des Ganzen auch zu der ihrigen zu machen. Schon die alten Franken, dieſer tonangebende Beſtandtheil des neuern Franzoſenthums, haben viel mehr zur Einheit inclinirt, als die meiſten andern Germanen, und ihre Herrſchaft über dieſe beruht vornehmlich hierauf. Wir finden daher, daß bereits gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts Commines [2] der Anſicht leben konnte, wenn ſich Paris für irgend etwas ausgeſprochen, ſo dürfte man der Zuſtimmung des übrigen Frankreichs ziemlich gewiß ſeyn. Seit Franz I. iſt Paris die Hauptſtadt der europäiſchen Modewelt. Jeder Fortſchritt des Abſolutismus ſpäter mußte dieſe

[1] Wirklich hatten auch die Befeſtigungsarbeiten, welche Haro 1815 auf Napoleons Befehl ausführte, nur den Zweck, Paris von der Nordſeite her zu ſchützen, und zwar aus einer ziemlichen Entfernung. Vergl. Napoléon Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815. 41 und Mél. II, 229.

[2] Commines Mém. I. 3.

Bedeutung des Mittelpunktes ſteigern. Mit der Unterdrückung der Hugenotten ging wiederum ein Hauptanhalt der provinzialen Selbſtſtändigkeit verloren. Die Revolution endlich vollendete dies. Nur im Beginn derſelben konnte es den Anſchein gewinnen, durch welchen Burke ſich täuſchen ließ,[1] als wenn der franzöſiſche Staat in eine Unzahl kleiner Republiken zerfallen würde. Bald vielmehr wurde die Centraliſation mächtiger als je, alle hiſtoriſchen Unterſchiede der Provinzen verwiſcht, alle politiſche Macht bloß nach Flächenraum, Einwohnerzahl, Steuerquote vertheilt. Der Kampf der Girondiſten mit der Bergpartei iſt dem Weſen nach ein Kampf der Provinzen gegen die Hauptſtadt, und, wie bekannt, mit dem völligen Siege der letztern entſchieden. Auf der Centraliſation, kann man ſagen, beruhen alle Vorzüge des franzöſiſchen Nationalcharakters, namentlich auch ſeine Eintracht und Stärke nach außen zu, aber freilich auch alle ſeine Schwächen. Sie iſt der Kern des franzöſiſchen Volkslebens. Mit Recht hat ein geiſtreicher Franzoſe die Behauptung aufgeſtellt, nicht London ſey die größte Stadt in Europa, ſondern Paris; London ſey nur eine Provinz voller Häuſer.

Je wirkſamer eine Maſchine iſt, deſto mehr kann jeder zeitweilige Inhaber den Augenblick, da er eben im Beſitze derſelben, zu ſeinem nachhaltigen Gewinne ausbeuten. Dieſer unläugbare Satz, auf die Regierungsmaſchine übertragen, lautet alſo: Je ausgebildeter die Centraliſation, deſto wichtiger iſt es, auch nur einen Augenblick ſelber das Staatsruder zu führen. Wer die Wirkung einer Kraft beurtheilen will, der muß nicht bloß ihre Extenſität, ſondern auch die Intenſität ins Auge faſſen, mit welcher ſie gegen einen einzelnen Punkt gerichtet wird. So kann in Frankreich z. B. eine Partei unmittelbar vielleicht nur den fünften Theil aller geiſtigen und körperlichen Kräfte des Volkes zu ihrer Verfügung haben; wenn ſie aber im Beſitze des Staatsruders iſt, und nun ihre ganze Macht mit der gehörigen Klugheit auf die Bewachung der Hauptſtadt concentrirt, ſo kann ſie von da aus lange Zeit hindurch das übrige Land im Zaume halten. Es iſt das allbekannte Geheimniß:

[1] Burke Reflections on the revolution in France etc. 1790.

Divide et impera! Die Bewohner der Provinz stehen ja nur eben vermittelst der Hauptstadt im Zusammenhang unter einander. So parador es klingen mag, so läßt es sich gleichwohl durch die ganze neuere Geschichte nachweisen, daß kein Volk von einem wirklich bedeutenden Monarchen so leicht gelenkt werden kann, wie das französische.

Man hört so häufig von den Garantien dieser und jener Verfassung reden. Fragen wir einmal nach den Garantien der heutigen französischen Staatsverhältnisse; jedoch ohne uns durch die conventionellen, ganz auf der Oberfläche bleibenden Antworten der gewöhnlichen Staatsrechtslehre und Publicistik befriedigen zu lassen. — Jede Verbindung unter Menschen ist nur so lange dauerhaft und für alle Theilnehmer segensreich, als sie auf einer gewissen wechselseitigen Scheu derselben beruhet. In den kleineren Kreisen, der Familie, Freundschaft, Collegialität, Geselligkeit, tritt diese Scheu als persönliche Liebe und Hochachtung auf. Der Kreis des Staates ist für solche Gesinnungen in der Regel zu ausgedehnt, wenigstens bei gewöhnlichen Menschen; hier muß statt dessen, wenn das Ganze gedeihen soll, jeder Theilnehmer die Ueberzeugung haben, daß ihm widerrechtliche Störungen nicht ungestraft hingehen, geschweige denn gelingen werden.

Gesetzt z. B., ein König von England wollte die rechtmäßige Verfassung seines Reiches umstürzen, so zeigt sich die Vortrefflichkeit der englischen Constitution gerade darin am schönsten, daß es eines positiven Widerstandes, der ja immer unsägliches Elend mit sich brächte, zur Verhinderung solcher Plane wahrscheinlich gar nicht einmal bedürfte. Hätten selbst die Minister den Muth, einen unzweifelhaft verfassungswidrigen Beschluß zu contrasigniren: woher wollten sie Werkzeuge nehmen zu dessen Ausführung? Bekanntlich ist mit wenigen Ausnahmen die ganze Provinzial- und Bezirksverwaltung, also was in Deutschland die Regierungen oder Landdrosteien, die Landräthe oder Amtmänner besorgen, in England begüterten, aber unbesoldeten Privatleuten übergeben. Nicht das Streben nach Gewinn oder Lebensunterhalt, sondern allein das öffentliche Interesse, allenfalls auch der Ehrgeiz führt zur Bewerbung um diese Posten. Können solche Männer durch die Aussicht auf Beförderung oder auf den Verlust ihrer Stelle zu ernstlichen

Geſetzwidrigkeiten verlockt werden?[1] Alle Communen, ſtädtiſche wie ländliche, ſind ſeit Jahrhunderten ſelbſtſtändig, nur in höchſt unbedeutendem Geſchäftsverkehr mit der Regierung. Jeder Gemeinderath alſo würde einen längſt organiſirten Haltpunkt des geſetzlichen Widerſtandes bilden. Die Gerichte ſind den unmittelbaren Einflüſſen der Krone ſo gut wie ganz entzogen. In jedweder Grafſchaft gibt es Große, die durch uralten Familienbeſitz der Mittelpunkt ihrer ganzen Umgegend ſind. Zu dieſem Allen muß endlich noch das vollkommen anerkannte, ausgebildete und zur Gewohnheit des alltäglichen Lebens gewordene Recht der freien Aſſociation, der freien Volksverſammlung und der freien Preſſe in Betracht genommen werden, um die Wahrheit meines obigen Satzes ins gehörige Licht zu ſtellen.

Wie himmelweit ſind doch hievon die franzöſiſchen Verhältniſſe unterſchieden! Eine zahlreiche, durch Bildung und ſociales Anſehen mächtige Klaſſe iſt mit ihrer Subſiſtenz ganz in derſelben Weiſe, wie bei uns Deutſchen, auf den Staatsdienſt hingewieſen, und dabei ungleich abhängiger nach Oben zu, abſetzbarer ꝛc., als in irgend einem deutſchen Lande. Letzteres ſchon durch das ſtrenge Büreauſyſtem, das in Frankreich eben ſo allgemein vorherrſcht, wie in Deutſchland das Collegienweſen. Die Gemeinden ſind von Rechtswegen und thatſächlich nichts weiter, als untergeordnete Werkzeuge der Centralbehörden; wenn ſie die kleinſte Ausgabe machen, die kleinſte Reparatur vornehmen wollen, ſo muß in Paris angefragt, von Paris Befehl eingeholt werden. Seit Napoleon können die Gemeindebeamten nicht durch Sorge für das Gemeindewohl, ſondern lediglich durch Anſtrengung im Staatsdienſt zu Ehre und Lohn gelangen. Es iſt ein Grundgedanke der franzöſiſchen Staatsverwaltung, daß jeder öffentliche Beamte nach Unten zu ebenſo vollkommen unabhängig iſt, wie nach Oben zu abhängig. Große der Provinzen gibt es längſt nicht mehr: die Revolution hat die letzten Ueberreſte derſelben als mittelalterliche Barbarei ausgerottet. Seitdem die Pairskammer aufgehört hat eine erbliche zu ſeyn, iſt auch ſie ein

[1] Dieſe Unbeſoldetheit der meiſten Aemter in England iſt übrigens nicht bloß nach oben, ſondern ebenſowohl auch nach unten zu die ſtärkſte Bürgſchaft der engliſchen Verfaſſung.

bloßes Werkzeug der Krone. Der Wille des Königs hat bei Ernennung der Pairs einen um so freiern Spielraum, als das durchschnittliche Lebensalter der Ernannten ein ziemlich vorgerücktes ist; daher alljährlich im Verhältniß zur Gesammtzahl sehr viele Stellen erledigt werden. Associationen, Volksversammlungen ꝛc. werden völlig so streng überwacht, wie in Deutschland; überhaupt ist die Polizeigewalt in Frankreich völlig ebenso ausgedehnt, wie bei uns, und in manchen Stücken noch ungleich mehr entwickelt. Während der Engländer die äußerliche Ehre darein setzt, den höheren Ständen anzugehören (nobility. gentry), mit angesehenen Familien verwandt zu seyn, besteht sie für den Franzosen größtentheils in Amt und Würden, die der Staat ertheilt. Selbst in den Schulen geht alle Auszeichnung der jungen Leute von den Prämien des Staates aus. Kein Volk ist auf Orden und Epaulette mehr erpicht, als das französische. Wer da als Schauspieler etwas erreichen will, muß die Pariser Theater aufsuchen; nur die Pariser Ausstellungen bringen dem Künstler, die Pariser Zeitung dem Literaten Ehre und Reichthum. In der ernsten Literatur ist es beinahe eben dahin gekommen, wie in China, daß kein größeres Werk ohne Hülfe des Staates gedruckt werden kann. Kurzum, während der Engländer seinem Staate nur ein bestimmtes Feld einräumt, und mit einer beinahe mißtrauischen Sorgfalt dessen Grenzen behütet, ist der Franzose gar nicht anders gewöhnt, als vom Staate bevormundet zu werden. Mein seliger Lehrer Heeren pflegte in seinen statistischen Vorlesungen auf den allgemeinen Theil eine nähere Darstellung von England, Frankreich und Rußland folgen zu lassen; England, sagte er, ist ein freier Staat mit freier Verwaltung; Rußland ein despotischer Staat mit despotischer Verwaltung;[1] Frankreich ein freier Staat mit despotischer Verwaltung. Wirklich beruht die politische Freiheit des französischen Volkes, die Beschränkung der Exekutivgewalt in letzter Instanz lediglich auf der Deputirtenkammer. Sollte jemals diese Deputirtenkammer selbst von der Staatsgewalt in Frage

[1] Letzteres darf man übrigens nur sehr bedingt gelten lassen. Rußlands Verwaltung enthält de jure, und mehr noch de facto wenigstens eben so viele aristokratische, wie despotische Bestandtheile.

Jahrhunderten, einſt als unantaſtbar galt. Jedem Abſchnitte der deutſchen Rechtsgeſchichte entſpricht ein gleicher in der franzöſiſchen und engliſchen, weßhalb wir wünſchen müſſen, daß in Frankreich und England die geſchichtliche Erforſchung des Rechts fleißig gepflegt werde. Nirgends geſchah dafür weniger, als im neueren Frankreich. Ja nach der radikalen Umgeſtaltung des franzöſiſchen Rechts ſchien das Alte einer gänzlichen Vergeſſenheit überantwortet. Die Herrſchaft des philoſophiſchen Geiſtes wurde begrüßt als der ewig leuchtende Tag, der endlich die lange Nacht der barbariſchen Zeiten des Feudalismus geendigt: der Code war wie ein geſetzlich ſanktionirtes Naturrecht, das eines Jeden bon sens verſtand oder verſtehen ſollte; eine tiefe Kluft ſchien Gegenwart und Vergangenheit zu ſcheiden. Das neue Frankreich wollte das Alte für immer vergeſſen. Aber ſiehe da, nach langen Jahren trat eine neue Geiſtesrichtung hervor; der geſchichtliche Sinn erwachte wieder, der Rückblick auf Frankreichs frühere Tage hatte für die jüngere Generation einen eigenthümlichen Reiz; eine neue Periode begann auch für das Rechtsſtudium und von ihrer Entfaltung hängt jetzt die Umgeſtaltung, der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft ab. Wie wurde dieſer Umſchwung bewirkt? Durch das Zuſammentreffen verſchiedener Urſachen. Zuerſt hat gewiß Walter Scott den neuen Geiſt angeregt. In ſeinen Romanen ſpiegelt ſich die Vergangenheit auf eine wunderbar anſprechende Weiſe! Die Individualitäten der Völker früherer Zeiten, die Denkungsweiſe jedes Jahrhunderts, das eigenthümliche Hervortreten der menſchlichen Natur in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft bieten einen reichen Stoff zu Gemälden, die des großen Meiſters Pinſel mit einem ſo üppigen Farbenglanz ausſchmückte, daß die durch die Kunſt äſthetiſch veredelte Vergangenheit gegen die einförmige, proſaiſche Gegenwart wunderſam abſtach. Der poetiſche Sinn der Franzoſen fand daran bald einen hohen Genuß, und erweckte den nahe liegenden Gedanken, auch Frankreichs frühere Geſchichte in romantiſchen Bildern wieder zu geben. Es entſtand der franzöſiſche hiſtoriſche Roman, in welchem allerdings das Effektmachen oft übertrieben iſt, wie z. B. in den erſten Verſuchen des Pſeudonymen Bibliophile Jacob, während Victor Hugo in ſeiner Notre Dame de Paris ein überall bewundertes Meiſterſtück ins Leben rief. Schnell wurde die frühere claſſiſche Richtung auch im Drama verlaſſen. Kurz war der

gestellt werden, so ist, weil es an Mittelmächten zwischen Regierung und Unterthanen, an Organen der Kammer ꝛc. gänzlich fehlt, die Rettung der Constitution ganz allein auf dem Wege des Volksaufstandes möglich.

Eine bittere Wahrheit für alle betreffenden Theile! Nicht viel anders, als wenn eine Ehefrau nur zwischen häuslicher Sklaverei oder Ehescheidung, ein Kriminalgericht nur zwischen gänzlicher Strafloſigkeit oder Todesstrafe zu wählen hätte!

Seit der Befestigung von Paris aber ist das Gelingen eines Volksaufstandes fast unmöglich geworden, d. h. also, die französische Staatsverfassung gegen ernstliche Angriffe von Oben her fast jeder Garantie beraubt. — Ohnehin besitzt ein Volksaufstand in allen hochkultivirten Ländern[1] nur sehr wenige Chancen des Erfolges; viel weniger, als eine Palastrevolution, eine Adelsverschwörung, eine Meuterei der Prätorianer. Die Staatsgewalt ist im Besitze, das Volk in der Regel um so weniger, je mehr es Ursache zu klagen hat. Die Staatsgewalt ist permanent, während der Widerstand des Volks gar leicht einmal einschläft. So leicht es der Staatsgewalt ist, ihrem Thun den Anschein der Gesetzlichkeit zu geben, so schwer entgeht das widerstrebende Volk dem Scheine der Ungesetzlichkeit.[2] Endlich die Staatsgewalt ist Eine, das Volk hunderttausendköpfig, was insbesondere jede Verbindung mit dem Auslande dort sehr leicht, hier unendlich schwierig macht.

Hätten nicht 1789 auf Seiten des Volkes so ganz gewaltige Männer gestanden, wie Mirabeau, Danton ꝛc.; wäre nicht zu gleicher Zeit die Regierung so ganz unglaublich schwach, furchtsam, inconsequent, uneinig und unklug gewesen: es wäre niemals zu einem gewaltsamen Ausbruche der französischen Revolution gekommen, oder, wenn es ja dazu kam, derselbe sehr rasch unterdrückt worden. — Die Juliusrevolution, wie man jetzt wohl immer weniger bezweifelt, hatte den unermeßlichen Vortheil, von einem der klügsten Männer unserer Zeit, in der

---

[1] Im Mittelalter war das anders; ebenso auch und aus ähnlichen Gründen in jung angebauten Kolonialstaaten.

[2] Vergl. v. Sagern: die Resultate der Sittengeschichte.

günstigsten äußern Stellung, lange planmäßig vorbereitet und gleich nach dem ersten Sturme energisch geleitet zu werden. Und doch, was hätte sie erreicht ohne die große Ungeschicklichkeit der Regierung? An dem Verfahren Karls X. läßt sich förmlich studiren, wie man einen Aufstand nicht behandeln soll. Gar nichts vorbereitet, nicht einmal die Lebensmittel für die Truppen, da man doch Alles voraus wissen konnte; keine wahre Einheit des Commandos, zumal der Oberfeldherr selbst nur widerstrebend am Kampfe Theil nahm; keine Spur von Plan, auf der Stelle den Kopf verloren, nach dem ersten Mißlingen die schimpflichste Flucht. Welche Verblendung, als der Kampf noch unentschieden war, zu resigniren und den Herzog von Orleans zum Alter Ego des Königs zu ernennen! — Hätte man die Julisordonnanzen bis dahin verschoben, daß Bourmont und das afrikanische Heer wieder zu Hause waren, man hätte sehr wahrscheinlich den Aufruhr erstickt. Wenn man gar so viel Klugheit und Selbstbeherrschung gehabt hätte, sich mit dem Wesen der Reaktion zu begnügen, ohne die verletzende Form, so wäre es vermuthlich zu gar keinem Aufruhr gekommen. Und doch, in welcher Sorge haben auch jetzt noch die Führer der Insurgenten geschwebt, daß Karl X. von Rambouillet aus sich wieder ermannen möchte![1] Aber freilich, Karl X., gerade wie Jacob II. von England, hielt sich für gerettet, als er das Land seiner Väter im Rücken hatte! Zweimal in seinem Leben hat ihn Thorheit und Schlechtigkeit zum bösen Dämon des conservativen Frankreichs gemacht.

Denken wir uns, die radikale Partei in Frankreich versuchte eine neue Julisrevolution gegen Ludwig Philipp. Welche Rolle würden in einem solchen Fall die Pariser Festungswerke spielen? Viele Gegner der Befestigung haben ihre Besorgnisse vor einem Bombardement der Hauptstadt ausgesprochen. Man hat die Entfernung der detaschirten Forts von den wichtigsten Quartieren gemessen, und aus ängstlicher Vorsicht gewünscht, der Regierung ein bestimmtes Minimum des Abstandes vorzuschreiben. Fast alle Einwürfe von Seiten der linken Partei zielen dahinaus, namentlich die Aragos. Als ob die politische Tragweite eines Festungswerkes mit dem bloßen Maßstabe des Artilleristen auszumessen

[1] Ich verweise auf die bekannten Aeußerungen von Maisen und Pajol.

wäre! Die Pariſer Forts können etwaige contrerevolutionäre Zwecke vollkommen erreichen, ohne auch nur eine einzige Bombe in die Stadt zu ſchleudern.

Hier findet die Garniſon einen ſichern Aufbewahrungsort für ihre Lebensmittel, ihre Waffen- und Munitionsvorräthe; nach jedem Verluſte kann ſie hier der nöthigen Ruhe pflegen. Wie außerordentlich muß durch dieſes Bewußtſeyn die Stimmung der Soldaten erhöht, die des Volkes gedrückt werden! Während die reicheren Einwohner, die Fabrikherren, die Bankiers[1] das Damoklesſchwert eines Bombardements, auch wenn die Regierung nicht dazu ſchreiten will, immer wenigſtens glauben werden, über ſich zu erblicken, kann der Proletarierſtand, der bei jeder Empörung die meiſten Werkzeuge liefert, gar leicht durch Hunger zu Paaren getrieben werden. Sobald in einer Stadt, wie Paris, auch nur acht Tage lang die Zufuhr geſtört wird, welches Elend muß die Folge ſeyn! Und die Ringmauer, welche der liberalen Partei zu Gefallen in das Feſtungsprojekt aufgenommen iſt, kann die Abſperrung vom platten Land nur ungemein erleichtern. Ueberhaupt iſt in einer großen Stadt, mit ihren tauſend und abertauſend Bedürfniſſen, Zerſtreuungen ꝛc., jeder Volksaufſtand ſchon halb geſcheitert, wenn er nicht in den erſten Tagen ſiegt. Wer will die Arbeiter unter den Waffen halten, nachdem ihre Nothpfennige verzehrt ſind, die Preiſe zu ſteigen beginnen, und außer den Schreckniſſen des Kampfes, aus dem kein Entrinnen möglich ſcheint, noch die der Hungersnoth in Ausſicht ſtehen? Ludwig Philipp würde kein ſolcher Thor ſeyn, einem Aufſtand von ganz Paris nur 7000 Mann entgegenzuſetzen, wie es Marmont 1830 thun mußte. — Hat ſich aber Paris erſt der Regierung völlig unterworfen, ſo haben wir oben ſchon geſehen, daß im übrigen Reiche kein unbezwinglicher Widerſtand mehr zu fürchten iſt. Die Republik iſt zu einer Zeit, wo ſie mit ganz Europa kämpfen mußte, nebenher auch im Innern des aufrühreriſchen Südens und Weſtens vollkommen Meiſter geworden. Und das geſchah, als der heutige Grad der Centraliſation erſt eingeführt werden ſollte! Was werden nicht die Telegraphen in dieſer Hinſicht

[1] Man denke an den unermeßlichen Einfluß gerade dieſer Klaſſen bei der Revolution von 1830!

fördern müssen, oder gar die Eisenbahnen, wenn sich Frankreich erst mit einem Netze derselben bedeckt hat? Die Centralregierung, könnte man sagen, wird dadurch in ihrem Gebiete, soweit es Menschen möglich ist, allwissend zugleich und allgegenwärtig.

Mit auffallender Offenherzigkeit ist diese Bedeutung der Festungswerke von Guizot anerkannt worden, freilich erst am 25. März 1841, als die Deputirtenkammer längst mit ihren Debatten zu Ende war, und vor den Pairs, wo man von einer liberalen Opposition weniger zu fürchten hatte. „Seit zehn Jahren arbeiten wir, trotz aller Hindernisse, die Politik der Ordnung und des Friedens zu befestigen. Man sollte den Vertheidigern dieser Sache nicht das einzige Mittel verweigern, ihr das Uebergewicht zu verschaffen. Seit zehn Jahren ist in Europa die Partei der vernünftigen Politik die vorherrschende. Aber es gibt neben ihr, innerhalb und außerhalb Frankreichs, viele Geister von schlimmen Absichten und kriegerischen Leidenschaften, welche Revolutionen immer für möglich halten, und immer dazu antreiben. Ebenso gibt es unter dem Namen der Conservativen leichtsinnige und leidenschaftliche Menschen, die im Hintergrunde eines Krieges gleichfalls Revolutionen in Frankreich sehen, wo nicht gar hoffen. Diese Menschen müssen von ihren Verirrungen geheilt werden. Die Regierung, die Verfassung, das Haupt und Herz Frankreichs müssen vor solchen Gefahren sicher seyn. Wir müssen Europa überzeugen, daß eine Revolution in Frankreich nicht möglich ist. Der Partei der guten, erhaltenden Politik wird dadurch in ganz Europa ein unermeßlicher Dienst erzeigt werden, und die Festungswerke von Paris allen Regierungen Nutzen bringen.“ — Kann man deutlicher sprechen? Die europäische Diplomatie scheint die ganze Sache sehr bald unter demselben Gesichtspunkte aufgefaßt zu haben; wenigstens hat Guizot wiederholt versichert, daß keinerlei Vorstellungen oder Reklamationen dagegen einliefen.

Anders in Frankreich selber. Nichts bezeichnet mehr den großen Mangel an wahrhaft politischer Einsicht, an welchem das französische Publikum in und außer den Kammern leidet, als die Besorgniß- und Beruhigungsgründe in der Befestigungssache. Die Stadt Paris, sonst doch so rührig, blieb vollkommen theilnahmlos, als wenn sie die ganze Frage nicht anginge. In der

Kammer dachte man immer nur an Bomben; daher die meiſten Gegner, wie ſchon erwähnt, völlig außer Sorge waren, als man ihnen verrechnete, daß keine Bomben aus den Forts in die Straßen von Paris fliegen könnten. Nicht einmal das wurde gehörig erwogen, daß ſich Paris mit der Zeit immer näher an die Feſtungswerke ausdehnen, und zugleich die Artilleriewiſſenſchaft immer ferner treffende Geſchütze erfinden könnte. Thiers berief ſich einfach darauf, die bisherigen Unruhen ſeyen von der Juliusregierung nicht mit Bomben unterdrückt worden, folglich —! Im Jahre 1833 hatte die Linke gegen die „Baſtillen" geſtimmt; 1840 ließ ſich ein großer Theil dieſer Catonen dadurch für ſie gewinnen, daß die Miniſter noch eine Einſchließungsmauer hinzufügten. Allerdings, bei einfältigen Wählern konnte man jetzt eher Glauben erwarten, wenn man die ganze Maßregel, als gegen den äußern Feind gerichtet, ſchilderte; wie aber im Ernſt die Ringmauer gegen die freiheitbedrohenden Gefahren der Forts ſchützen ſollte, iſt doch wirklich ſchwer einzuſehen. Der Bericht von Thiers appellirte in dieſer Hinſicht an die Eitelkeit der Kammer. „Wie! Nachdem die Regierung die Kuppel des Pantheons und der Invaliden mit Kugeln durchlöchert, nachdem ſie die Wohnungen eurer Familien mit Feuergeſchoſſen überſchüttet, ſollte ſie vor euch hintreten und die Beſtätigung ihrer Exiſtenz von euch verlangen? Dies wäre nach dem Siege noch hundertmal unmöglicher als zuvor!" Ich habe indeſſen ſchon gezeigt, wo die eigentliche letzte Garantie gegen den etwaigen böſen Willen der Krone liegt. Die mittelalterlichen Stände, auf die man in Frankreich ſo vornehm herunterblickt, hatten eigene Beamten und Organe, die des heutigen Frankreichs haben keine andern, als die Miniſter der Krone ſelbſt. — Wie ſehr bei der ganzen Berathung das Weſen der Sache von papiernen Formen verdeckt wurde, ſieht man recht deutlich an dem großen Aufſehen, welches die Bemerkung Dufaure's erregte, daß man die Hauptſtadt nun bei der geringſten Emeute in Belagerungszuſtand erklären könnte. Die Kammer ſuchte dies unmöglich zu machen durch Annahme eines Amendements: „Paris kann nur durch ein Geſetz (d. h. alſo mit Bewilligung der Kammer) unter die feſten Plätze des Königreiches gezählt werden." Wunderbare Anſicht, daß eine Regierung, wenn ſie jemals entſchloſſen wäre, die ganze Ver-

faſſung gewaltſam zu beſeitigen, ſich durch einen ſolchen Artikel, der gar nichts Neues ſchafft, ſollte verbindern laſſen!

Der kräftigſte, oder doch ſcheinbarſte Beruhigungsgrund konnte aus der Zuſammenſetzungsart des franzöſiſchen Heeres entlehnt werden. „Das franzöſiſche Heer," ſo rief man aus, „iſt ein Volksheer; es wird ſich niemals zum blinden Werkzeuge eines volksfeindlichen Miniſteriums herabwürdigen. Den Soldaten," wie Thiers meinte, „werden im Kampfe gegen die wahre öffentliche Meinung Frankreichs die Waffen aus der Hand ſinken." Eine Anſicht alſo, welche an die bedenkliche Obéissance raisonnée des ältern Carnot erinnert.

Wirklich finden wir überall — ſchon Ariſtoteles hat dies beobachtet — wo die Entſcheidung des Krieges auf Burgenbau und Ritterdienſt beruht, auch im innern Staatsleben die ariſtokratiſchen Elementen vorwiegend. So hängt das Söldnerweſen des 16. und 17. Jahrhunderts innig zuſammen mit dem gleichzeitigen Abſolutismus. Wo endlich die Waffenfähigkeit und Waffenpflichtigkeit für alle Stände gleich iſt, ich meine wirklich gleich, alſo namentlich auch in Rückſicht der Beförderungen zum Offizier und General, da wird die innere Politik eine mehr oder weniger volksthümliche ſeyn müſſen. Ich erinnere an die Bürgerheere des Alterthums, an den Heerbann des vorfeudalen Mittelalters, an die Conſcription unſerer Tage. Preußen beſitzt in ſeiner Wehrverfaſſung eine viel ſtärkere Bürgſchaft gegen tyranniſche oder ſonſt volksfeindliche Regierungen, als eine bloß papierne Conſtitution irgend bieten könnte.

Indeſſen, wie dies ganze Verhältniß nicht bloß für die Herrſcher, ſondern für die gute Ordnung überhaupt mancherlei Bedenkliches hat, ſo iſt allmählig auch eine ziemliche Menge kleinerer und größerer Mittel aufgefunden worden, daſſelbe einzuſchränken, die demokratiſche Seite der neueren Militäreinrichtungen zu verdecken. Alle Maßregeln der Art laufen immer darauf hinaus, daß ſie den Standesgeiſt des Heeres wieder zu beleben ſuchen. Am leichteſten geht dies natürlich bei den Offizieren an, die in der Regel zeitlebens bei ihrem Berufe bleiben. Hat man aber dieſe nur gewöhnt, ſich zunächſt und vor allen Dingen als Offiziere, als eine Art von Dienſtadel zu betrachten, dann erſt als Bürger, ſo wird die unter allen Umſtänden und hand-

greiflich nothwendige Disciplin ein ziemlich ſicheres Mittel ſeyn, dieſelbe Geſinnung im ganze Heere zu verbreiten.[1] In dieſer Abſicht ſuchen die meiſten Regierungen das Offizierscorps in ein vorzüglich nahes, man könnte ſagen inniges Verhältniß zum Hofe zu bringen. Der Fürſt ſelber trägt wohl Offiziersuniform; er erſcheint alſo in ſeinem Aeußern als der erſte Offizier ſeines Heeres, während ihm doch faktiſch die Civilämter ebenſo nahe ſtehen. Eine beſondere Theilnahme an den Hoffeſten ꝛc. muß den beſonders ſtrengen, unbedingten Gehorſam des Offiziers verſüßen. Die Begriffe der militäriſchen Standesehre werden auf jede thunliche Weiſe berückſichtigt, ja gefördert, ſelbſt in den Geſetzen. Es iſt bekannt, wie hier und da, z. B. in Frankreich während der erſten Jahre der Revolution, das Offiziersduell als eine gefährliche Waffe gegen liberale Wortführer gehandhabt wurde. Damit der Offizier ſelbſt und auch Andere keinen Augenblick ſeinen Offizierscharakter vergeſſen, ſo verbietet man ihm den Gebrauch der Civilkleidung. Das Einquartierungsſyſtem, welches den Soldaten in tauſendfacher enger Berührung mit dem Volke läßt, wird vieler Orten gegen das Kaſernenweſen mit ſeiner Iſolirung aufgegeben. Ueberdies noch muß ein häufiger Garniſonswechſel jedes allzu nahe Vertrautwerden mit der bürgerlichen Umgebung abbrechen. — Die letzterwähnten Punkte ſind beſonders in Frankreich ſeit der Juliusrevolution ganz ſyſtematiſch ausgebildet worden. Die Befeſtigung von Paris können wir inſoferne als eine Kaſernirung im großartigſten Maßſtabe anſehen: ein ganzes Heer wird hier im Lager ſtehen, allezeit ſchlagfertig, rings um die Hauptſtadt. Es erinnert dies unwillkürlich an das Lager der Prätorianer zu Rom.[2] Bei einer

---

[1] Es müßte denn durch gänzliche Hoffnungsloſigkeit der Gemeinen, befördert zu werden, eine kaſtenartige Antipathie derſelben gegen das Offizierscorps entſtanden ſeyn, wo es nun freilich ſchwer hält, durchs Beiſpiel zu wirken. Ich erinnere an das franzöſiſche Heer kurz vor dem Ausbruch der Revolution.

[2] Auguſtus hatte, des Ueberganges wegen, nur drei Cohorten Prätorianer in der Hauptſtadt gehalten; die übrigen lagen in benachbarten Städten zerſtreut. Tiberius benützte alsdann den Vorwand, die Einquartierungslaſt zu erleichtern, und zog die ſämmtlichen Cohorten in ein außerſt ſtark befeſtigtes Lager zuſammen, dicht bei Rom, auf dem

achtjährigen Dienſtzeit, wie ſie in Frankreich beſteht, iſt es natürlich viel leichter, dem Heere einen ſoldatiſchen Standesgeiſt einzuflößen, als bei einer dreijährigen, wie in Preußen. Es kommt hinzu, daß in Frankreich die Stellvertretung nicht bloß erlaubt, ſondern äußerſt verbreitet iſt. Man ſchätzt den Tribut, welchen die minder dienſtluſtigen Provinzen an Stellvertreterlohn den übrigen zahlen müſſen, auf 12 bis 15 Millionen Franken jährlich. Jedermann begreift, daß dieſe Stellvertreter insgemein länger gedient ſind, alſo erfahrener, als die Conſcribirten, mehr ſoldatiſch geſinnt, daher im Ganzen, obſchon ſie noch kein volles Drittheil des Heeres bilden, tonangebend. Von der allergrößten Bedeutung iſt endlich der Krieg in Afrika, der nun ſchon ins 16te Jahr hinein dauert, und an welchem reihumgebend die ganze franzöſiſche Armee Theil nehmen muß. Inter arma silent leges. Dort in Afrika wird den Kriegern ganz natürlich die Meinung angebildet, das Civil mit ſeinen Formen und Geſetzen zu verachten, nur das Schwert gelten zu laſſen. Einen Bürgerſtand gibt es da nicht, bloß Soldaten, Feinde oder Beſiegte. Welch eine Schule im Plündern und Morden, im Sengen und Brennen muß doch der kleine Krieg eröffnen, der für die dortigen Verhältniſſe leider der einzig paſſende iſt! Eine furchtbare Soldateska muß hier allmählig heranwachſen. Menſchen, die Jahr aus Jahr ein Razzias vornehmen, für Razzias belobt und belohnt werden, bringen ſchwerlich große Achtung vor dem bürgerlichen Geſetze mit nach Haus zurück. Der Oberbefehlshaber ſelbſt, anſtatt den Seinigen ein gutes Beiſpiel zu geben, iſt ſeit Jahren gewöhnt, alle Autoritäten, alle Inſtitutionen ſeines Vaterlandes, nur allein die Krone ausgenommen, öffentlich zu verletzen, ja zu verhöhnen. — Und man wollte im Ernſt noch bezweifeln, daß Ludwig Philipp, *wenn er will*, ohne große Schwierigkeiten im Stande iſt, ein Heer von 50,000 Mann in Paris zu verſammeln, welches ihm *unbedingt* gehorcht, ſelbſt die Verfaſſung nicht ausgenommen? Am allermeiſten würde dies einer etwaigen Reaktion in dem Falle zu Gute kommen, daß man nicht durch plötzlichen Anſturm, ſondern durch langſames,

Quirinal und Viminal. Die Hauptſtellen ſind: Sueton Aug. 19. Tiber. 32. Tacit. Ann. IV, 2. Histor. III, 84. Dio Cass. p. 867.

planmäßiges Untergraben die Bollwerke der Verfaſſung zu überwinden ſuchte. Denn nur das Plötzliche, gewaltſam Hereinbrechende kann den großen Haufen zu begeiſterter Abwehr veranlaſſen; für das ſtille Fortſchreiten, das allmählige Zerſtören hat er keinen Sinn. Auch vergeſſe Niemand, daß ſeit 1832 die Nationalgarde in ſo vielen größern Städten Frankreichs ganz leiſe und ohne großes Aufſehen ſuspendirt iſt.

So viel wird jedem Leſer klar geworden ſeyn, daß wir in der Befeſtigung von Paris eines der wichtigſten Ereigniſſe unſerer Zeit zu ſuchen haben. Sie iſt der Wendepunkt, an welchem die demokratiſche Verfaſſung der Julusrevolution in eine Militärherrſchaft übergeht; wie die Geſchichte in hundert Beiſpielen lehrt, das gewöhnliche Ende unhaltbar gewordener Demokratien. Dem franzöſiſchen Volk iſt ſeine ultima ratio aus der Hand gewunden. Nur bei der allergrößten, eben deßhalb unwahrſcheinlichen Schwäche der Regierung, wo ſie muthloſer wäre, als Ludwig XVI., blinder, als Karl X., hat ein Volksaufſtand in Frankreich noch Ausſicht auf Erfolg. Seit 1830 war der König inſoferne Herr ſeines Landes, als er die Majorität der Deputirten, weiterhin der Wähler, nach ſeinem Willen zu ſtimmen wußte; in Zukunft wird ſeine Herrſchaft ihren letzten Grund und ihr letztes Maß in dem Gehorſam des Heeres finden.

So lange der jetzige König lebt, iſt ein Mißbrauch dieſes Verhältniſſes nicht zu fürchten. Ein Fürſt von ſo großen Eigenſchaften des Verſtandes und Charakters, ſo ſtrenge geſchult durch ein ſchickſal- und ſorgenreiches Leben, ſo tief erfahren in Beurtheilung der Menſchen und Geſchäfte, wird ſich auch in der Sicherheit des Glücks über die allgemeinen Schranken der Menſchlichkeit nicht erheben wollen. Je klüger ein Staatsmann, deſto ſchonender wird er, zufrieden mit dem Weſen der Macht, die Form derſelben einrichten. Je edler ein Menſch, deſto mehr wird ihn gerade das Bewußtſeyn der Unbeſchränktheit zur Mäßigung und Großmuth anleiten. Die verhängnißvolle Stärke der Pariſer Befeſtigung wird unter Ludwig Philipp ſchwerlich erprobt werden: jede Probe wäre ja auch für den König ſelbſt immerhin eine große Gefahr. — Wie nun aber des Königs

Nachfolger? Ist zu hoffen, daß auch diese denselben Weg innehalten?

Wenn sie klug sind — gewiß! Denn das gewaltige Schwert der Fortifikationen ist ein zweischneidiges. — Schon in den Kammerverhandlungen und gleichzeitig in der Presse wurde das Bedenken laut, daß auch die Revolutionäre einmal, wenn schon nur vorübergehend, in den Besitz der Festungswerke gelangen könnten; diese würden in einem solchen Falle gewiß viel rücksichtsloser davon Gebrauch machen, als je die Regierung. Wirklich ging auch das große Interesse, welches der National für das Zustandekommen der Befestigung an den Tag legte, gutentheils ohne Zweifel von dieser Ansicht aus. Der Minister Guizot trat ihr mit kühnem Selbstvertrauen gegenüber. Der hieraus entlehnte Gegengrund, erklärte er, beweise zu viel. Jede neue Staatseinrichtung kann nicht bloß von der Regierung, sondern auch von den Faktionen benutzt werden; eine gute Regierung aber wird auf jedem dieser neu eröffneten Kampfplätze auch neue Siege davontragen. — Ungleich bedrohlicher ist eine andere Gefahr. Sollte niemals dem Heere seine nunmehrige Bedeutung zum vollen Bewußtseyn kommen? Wie nun aber, wenn alsdann ein schwacher, unkriegerischer Fürst, eine Weiberregentschaft,[1] eine innerlich zerspaltene Dynastie auf dem Throne säßen; wenn ein schwerer, langwieriger Krieg zu führen wäre, und sich in diesem Kriege neue Bonapartes bildeten? Es wiederholt sich gar nicht selten in der Geschichte, daß der Inhalt einer Staatsverfassung, bei gleich gebliebener Form, allmählig ein anderer wird, andere Elemente, als bisher, entscheidende Macht erlangen; aber so allmählig, daß die Mehrzahl der Menschen es gar nicht einmal gemerkt hat. Tacitus nennt ein solches Verhältniß, ein solches öffentliches Geheimniß Arcanum imperii. Da kann es denn unter Umständen ein großes Glück seyn, wenn die Illusion recht lange noch fortdauert. Gesetzt z. B. eine Demokratie artete allmählig dahin aus, daß in der Volksversammlung die Proletarier das Uebergewicht bekämen. So lange sie dessen selber noch nicht inne geworden sind, werden sie sich mäßigen. Welch ein Unglück wäre es hier doch für den

[1] Wozu gerade Frankreich erfahrungsmäßig so leicht hinneigt.

Kampf der zwei Dichterschulen; der romantischen blieb der Sieg, den sie freilich besonders seit 1830 mißbrauchte, um die Literatur der Verzweiflung zu einer, wir wollen hoffen nur vorübergehenden, ja schon vorübergegangenen, Modesache zu machen.

Die französische Geschichte hat schöne Perioden, ganz geeignet zur poetischen Bearbeitung; das Ritterthum, die altfranzösische Poesie, die Größe des Königthums, die Kämpfe der Ligue im sechzehnten Jahrhundert, selbst Ludwigs XIV. glänzender Despotismus sind anziehend genug, um die Phantasie zu entflammen: mit Stolz sieht die lebende Generation auf das alte Frankreich, „la vieille France“, zurück. Es wurde Allen einleuchtend, daß Großes auch unter andern Formen seyn konnte, als die sind, in welchen der philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts die geselligen Verhältnisse umprägte. Die alte Wahrheit, „die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart“, erwachte in den Gemüthern wieder und brach den Stolz des neunzehnten Jahrhunderts, das alles selbst und durch die Macht der Ideen geschaffen haben wollte; man sah, wie viel Altes geblieben, und daß das Neue ohne dessen Verständniß ein Räthsel sey. Selbst die Revolution ist nur eine Evolution. Je mehr die große Katastrophe in den Hintergrund trat, um so leichter war die Ueberzeugung, daß Gegenwart und Vergangenheit durch enge Bande in einander verschlungen seyen, und so entstand von selbst das Verlangen, die Keime dessen, was ist, zu suchen in dem, was war! Die Gemüther sind reif zu einem ernsteren Auffassen der Geschichte; die Stimme der Historiker verhallt nicht mehr ungehört.

Mit Mably hatte 1785 die Historiographie des alten Frankreichs geendigt, mit Guizot erstand sie wieder. Zwar blieben die, mit Hülfe deutscher Forschungen ausgearbeiteten „Essais sur l'histoire de France“ dieses berühmten Mannes, trotz einer zweiten Ausgabe vom Jahr 1824 * Anfangs ohne großen Einfluß; dagegen wirkte er mächtig durch seine Vorlesungen in den Jahren 1828, 1829 und 1830, welche stenographirt und von ihm durchgesehen als „Cours d'histoire de la civilisation française“ in einem, und als „Cours d'histoire moderne“ in fünf Bänden gedruckt ans Licht traten. Zwei Eigenschaften zeichnen Guizots

* Im Jahr 1836 erschien die vierte.

Staat, wenn ſie plötzlich den Erkenntnißapfel koſteten, wenn eine rohe, materialiſtiſch geſinnte Mehrzahl plötzlich einſähe, daß ihr Wille unwiderſtehlich iſt! — Man hat Ludwig Philipp ſo oft mit Octavian verglichen. Dieſer Vergleich hinkt in den meiſten Beziehungen ſehr; doch iſt gerade in derjenigen, welche uns hier beſchäftigt, allerdings einige Aehnlichkeit vorhanden. Verſuchen wir es einmal, die Geſchichte, dieſe rückwärts blickende Prophetin, um Auskunft zu fragen! Octavianus Auguſtus war in der That durch das Heer Kaiſer geworden, das ſeit den ſullaniſchen Bürgerkriege eine Soldateska im äußerſten Sinne des Worts bildete. Eben deßhalb war es ihm ſelbſt furchtbar. Wie konnte er auf die Treue derer bauen, die er ſelber angeführt, die Verfaſſung umzuſtoßen? Ein neuer Herrſcher hätte auch neue Donative gezahlt. Der kluge Fürſt redete deßhalb, unmittelbar ſeit der Beſiegung des Antonius, die Soldaten nicht mehr „Kameraden" an, ſondern ſtrenge nur „Krieger." Dem Senate ward äußerlich immer die höchſte Achtung erwieſen; faſt alle republikaniſchen Formen dauerten fort; der Hofſtaat des Kaiſers war ganz nur der eines reichen Privatmannes, insbeſondere nur von Sklaven und Freigelaſſenen bedient. An den Königstitel kein Gedanke, die ganze Macht zum Schein nur proviſoriſch übernommen. — Jeder Leſer durchſchaut die Abſicht dabei: der Senat wurde von ſelbſt ſchon durch das Heer im Zaume gehalten; man wollte nun auch umgekehrt das Heer durch den Senat zügeln. Wenn ein Kaiſer gewählt wurde, ſo wählte der Senat, nur mit Zuſtimmung des Heeres. Wenn ein Kaiſer geſtorben war, ſo ſtand es dem Senate frei, entweder ihn zum Divus zu erklären, oder ſeine Verfügungen zu caſſiren. Mit wenigen und unbedeutenden Unterbrechungen währte dieſer verhältnißmäßig erträgliche Zuſtand bis zum Tode des Commodus. Wohl hatte es bei Neros Falle den Anſchein, als würde jenes Arcanum imperii unter die Leute kommen, als hätten es die Legionen gemerkt, daß ſie in Wahrheit das Schickſal des Erdkreiſes beſtimmen konnten. Aber eine lange Reihe ausgezeichneter Fürſten vermochte die heilſame Illuſion wiederherzuſtellen, bis endlich im Jahre 193 nach Chriſtus die Prätorianer das Reich förmlich an den Meiſtbietenden verſteigerten, und nun, nach einem furchtbaren Kriege der Provinzialheere unter einander, Sept. Severus

den Senat mit seinem alten Rechte auch der Form nach aufs Aeußerste degradirte. Freilich wurde der Kaiser hierdurch seiner letzten bürgerlichen Schranke entledigt, aber zugleich ein Knecht der Soldateska. Bald folgten Zeiten, wo jeder hervorragende Krieger, selbst Barbaren nicht ausgeschlossen, auf den Purpur hoffen, wo es neunzehn Nebenkaiser zugleich geben konnte.

Ich kenne wenig Beispiele in der Geschichte, daß ein ganzes Volk, durch Leidenschaft verblendet, so geradeswegs in eine Falle gegangen wäre, wie das französische 1840. Es hat sich hier wieder recht bewährt, was ein tiefer Kenner von den Franzosen im 16ten Jahrhundert urtheilte. „Sie sehen wenig weiter in die Zukunft, als der Schatten ihrer Füße reicht." — Sieben Jahre lang hatte Ludwig Philipp mit der Ausführung seines Lieblingsplanes gewartet. Er versteht überhaupt die große Kunst des Wartens, wie nur wenige andere Sterbliche. Eine günstige Gelegenheit bot sich dar beim Sturze des Ministeriums vom 12. Mai. Der Minister Thiers, der jetzt zum Ruder gelangte, stand bei den Parteien, wiewohl sehr mit Unrecht, in dem Rufe, ein großer Volksmann und persönlicher Gegner des Königs zu seyn. Andererseits konnte er niemals hoffen, gegen den ernstlichen Willen Ludwig Philipps sein Amt lange zu behaupten. Es soll deßhalb schon damals der neue Minister die geheime Bedingung übernommen haben, den Fortifikationsplan von Neuem anzuregen. Einen kühnern und weniger skrupulösen Diener hätte der König in dieser Angelegenheit schwerlich gefunden. Mit einem Male erscholl die Kunde von dem Palmerstonschen Vertrage. Da ist es denn wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Ludwig Philipp, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, die ungeheure Aufregung seines Volkes gerne gesehen. Alle Zeitungen wußten damals von persönlichen Aeußerungen des Königs zu berichten, wie er den Unwillen und die Besorgniß des Publikums vollkommen theilte, ohne daß ihnen widersprochen wäre. Das Journal des Débats, dessen Beziehungen zum Hofe allgemein bekannt sind, war bis zum September unter den Hauptalarmrufern; ganz Europa sollte wider Frankreich verschworen, eine zweite Invasion vor der Thüre seyn. Frankreich müsse Gewalt brauchen, selbst mit Hülfe eines Propagandakrieges, oder gewärtig seyn, eine Macht vom dritten Range zu werden u. s. w. Unter solchen

Umſtänden wurde die Befeſtigung eingeleitet. So wie dies geſchehen, Thiers und mit ihm die ganze Kriegspartei gebunden war, ſteckte man bei Hofe urplötzlich eine andere Fahne auf. Das Journal des Débats mußte jetzt Frieden predigen. Man ſtellte ſich beſorgt an, daß der Kriegslärm ein Uebergewicht der revolutionären Elemente zur Folge haben könnte. Alle Rodomontaden, Uebereilungen, Vergeudungen der letzten Monate wurden Thiers zur Laſt gelegt, mit welchem der Hof übrigens, bei aller ſcheinbaren Kälte, doch immer in gutem Vernehmen blieb.[1] Ein Miniſterium Soult-Guizot mußte die Sache zu Ende führen. Dies waren zwei Namen, von welchen der eine bei allen beſonnenen Militärs, der andere bei allen ordnungsliebenden und friedlichen Bürgern, ſowie bei den fremden Mächten den beſten Klang hatte. War Thiers allein im Stande geweſen, die liberale Partei einzuſchläfern, ſo mußten dieſe jetzt die conſervative Partei günſtig ſtimmen. Auf welchem Wege Soult, gegen ſeine militäriſche Ueberzeugung, zur Theilnahme hieran vermocht worden, iſt unbekannt; Guizot aber mußte um ſo eher dazu geneigt ſeyn, als der Palmerſtonſche Vertrag ihn perſönlich ohne Zweifel verletzt hatte. Für Thiers war hernach das Durchgeben des Befeſtigungsentwurfes eine Indemnitätsbill, eine Lebensfrage. Dieſe ganze Combination von Thiers und Guizot muß zu den größten Meiſterſtücken der innern Diplomatie gerechnet werden.[2]

Man würde übrigens ſehr irren, wollte man die wirklich großen Wendepunkte der Geſchichte bloß der Klugheit oder ſonſtigen Ueberlegenheit einzelner ausgezeichneter Männer zuſchreiben. Eine ſolche Anſicht, weiter ausgeführt, müßte die unwürdigſten, inconſequenteſten Begriffe von menſchlicher Freiheit und göttlicher Vorſehung nach ſich ziehen. So iſt denn auch in der vorliegenden

[1] Vergl. den vortrefflichen Brief „eines älteren franzöſiſchen Stabsoffiziers“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 22. März 1841, der mit großer Unbefangenheit und bewunderungswürdigem Scharfblicke ſchon damals den Kern der ganzen Frage zu enthüllen wußte.

[2] Wie gründlich und unbefangen übrigens die Commiſſionsunterſuchungen der Kammer über dieſen Gegenſtand waren, erhellt unter Anderm daraus, daß ſchon im Januar eingeſtanden wurde, es habe der Thiers'ſche Bericht eine Kleinigkeit von 43 Millionen Franken vergeſſen!

Sache die Befestigung von Paris nur das geschickte, rechtzeitige Abpflücken einer langsam gereiften Frucht. — Das französische Volk scheint zur Demokratie (Volkssouveränetät) wenig Anlage zu haben. Einigermaßen konnte man dies schon daraus erwarten, daß die freie Verfassung des Jahrs 1791 in zwei Jahren die mit Recht sogenannte Schreckenszeit herbeiführte. Wie leicht, ohne irgend erheblichen Widerstand, ungeachtet beträchtlicher Mißgriffe, hat Napoleon den Franzosen seine glänzenden Ketten angelegt! Schon nach zehnjährigem, ausschweifenden Genusse waren sie der Freiheit müde geworden, obschon an ein materielles Ausruhen gerade unter Napoleon am allerwenigsten gedacht werden konnte. Cäsars Erfolge haben mehr Jahre gekostet, als die Napoleons Monate, und zwar Jahre der mühseligsten, ausdauerndsten, planmäßigsten Arbeit. Napoleon durfte mit Recht sagen: „Ich glaube nicht, daß die Franzosen Freiheit und Gleichheit lieben; sie haben nur ein Gefühl, die Ehre. Man muß ihnen Auszeichnungen geben.“ [1] Nachher freilich gewinnt es den Anschein, als wenn die Nation einen großen Fortschritt in verfassungsmäßiger Freiheit gemacht hätte. Ich erinnere an die äußerst würdige Haltung der liberalen Opposition unter Karl X.; mehr noch an die große Eintracht, Entschlossenheit und Mäßigung, wodurch sich die Juliusrevolution auszeichnet. Indessen, wer mag bestimmen, wie Vieles hievon der fast monarchischen Leitung des großen Führers zugeschrieben werden muß? Ich glaube, das Meiste. — Sodann sind es besonders drei innere Gründe, welche kein sehr langes Leben der französischen Demokratie [2] vermuthen lassen. Zuerst die Käuflichkeit der periodischen Presse, die immer größer wird, immer schamloser zum Vorschein kommt, und den moralischen Einfluß der Zeitungen, welcher 1830 so bedeutend war, schon unendlich verringert hat. Die Journalistik aber ist im repräsentativen Staat der Ersatz der Volksversammlungen. Gewichtiger noch ist ein zweites Moment, die innere Haltung der Kammern. Wie drehen sich da bei weitem die meisten Kämpfe nur um Worte, z. B. in der Adresse; nur

[1] Thibaudeau II, 470 ff.

[2] Jede Verfassung mit anerkannter Volkssouveränetät ist in Wahrheit demokratisch, auch wenn ein König an der Spitze steht.

um Aenderungen im Amte, nicht in der Politik! Wenn ſogenannte Kabinetsfragen behandelt werden, die höchſte, geſpannteſte Geſchäftigkeit; nachher, wenn unzweifelhafte Landesintereſſen zur Sprache kommen, die über den Parteien ſind, eben ſo große Lauheit, Abgeſpanntheit der Debatte, maſſenhaftes Nachhauſeeilen der Mitglieder. Hierzu der oft gerügte Stimmenhandel, nicht gerade um Geld, wohl aber um lokale Bewilligungen ꝛc., und die vielen andern bedenklichen Symptome von Geldoligarchie, welche ſich in der Staatsverwaltung zeigen. Man braucht nur an die Geſchichte der franzöſiſchen Aktiengeſellſchaften und die immer noch verzögerte Renteneonverſion zu denken. Daß die Miniſter, die Organe alſo der Kammermajorität, faſt in jedem Wettſtreite mit den großen Geldmännern unterliegen: wer erklärt dies Räthſel? Die altfranzöſiſchen Etats généraux, mit dem engliſchen Parliamente verglichen, ſind hauptſächlich dadurch ſo ſehr verkümmert und zuletzt eingeſchlafen, daß ihre Steuerverwaltung von ſo vielen Nachläſſigkeiten und Unredlichkeiten zu leiden hatte. Möchten die neufranzöſiſchen Kammern durch dieſes Beiſpiel gewarnt werden! — Es iſt endlich zur Genüge bekannt, wie ſich der früher ſogenannte Tiers état heutzutage immer ſchärfer in die Gegenſätze von Bourgeoisie und Peuple ſpaltet. Ein ſolches Hinſchwinden des wahren Mittelſtandes, wo die Reichen immer noch reicher, die Armen immer noch ärmer werden, iſt zu jeder Zeit die vornehmſte Todesurſache der Demokratien geweſen. Ueberreiche ſind eben ſo ſelten gute Bürger, wie Ueberarme. In Frankreich iſt dieſes ganze Verhältniß zur Zeit noch wenig entwickelt, aber unverkennbar in raſchem Wachſen begriffen. Bei keinem Volke haben die Ideen des Socialismus und Communismus ſo vielen Anklang gefunden, weil es bei keinem, in Folge zahlloſer Aufſtände und Verſchwörungen, ſo ſehr an politiſchem Glauben, an Reſpekt vor den beſtehenden Geſetzen mangelt. Wehe Frankreich, wenn ſich der Communismus des ganzen dortigen Proletariats bemeiſterte; wehe vor Allem der franzöſiſchen Volksfreiheit! Es iſt bekannt, mit welchem Hohne die Communiſten von jeder conſtitutionellen Verfaſſung zu reden pflegen: unmittelbar freilich kann eine ſolche den Kartoffeln- und Branntweinvorrath nicht vergrößern. Sollte jemals die Majorität des Peuple communiſtiſch geſinnt werden, ſo würden ſeine Kräfte gar leicht von dem

Meiſtbietenden zu gewinnen ſeyn, von demjenigen, welcher am reichlichſten Panem et Circenses hoffen ließe: und das iſt natürlich ein unbeſchränkter Monarch. Aber auch andererſeits: wenn jemals das Eigenthum und die übrigen nothwendigen Lebensgüter, welche davon bedingt ſind, ernſtlich ſollten durch den Communismus gefährdet werden, ſo ſind die Beſitzenden, die wahren Bürger, faſt gezwungen, ſich an den monarchiſchen Mittelpunkt der Geſellſchaft unbedingt anzuklammern, ſelbſt auf die Gefahr hinaus, der conſtitutionellen Staatsgüter dadurch verluſtig zu gehen. Seit 1838 ſchon läßt ſich deutlich bemerken, daß jede neue Enthüllung des Communismus die radikale Bourgeoiſie für den Thron günſtiger geſtimmt hat. Ein Herrſcher, der nach Abſolutismus ſtrebte, würde ohne Zweifel aus dem in Zukunft drohenden Kampfe zwiſchen Bürgerthum und Proletariat unberechenbaren Gewinn ziehen können. Iſt doch auf einem ähnlichen Wege die römiſche Republik der Cäſarenherrſchaft unterworfen worden.[1] Ueberhaupt dürfen ſich die Franzoſen nicht beklagen über den gewaltigen Zaum, welchen die Befeſtigung ihnen angelegt hat. Ihnen iſt nur Recht geſchehen. Nur ihre eigenen ſchlimmen Leidenſchaften haben ſie in die Falle gelockt. Wären ſie nicht ſo ganz verblendet geweſen von nationaler Eitelkeit und Eroberungsſucht, nimmermehr wären ſie hineingegangen. Nun iſt es eine alte Erfahrung, daß nur Derjenige die Freiheit auf die Dauer bewahren kann, der ihrer werth iſt. Und nur Derjenige iſt ihrer werth, der auch die Freiheit Anderer zu reſpektiren weiß. Ein Volk, deſſen ganzes politiſches Dichten und Trachten ſo vorzugsweiſe nach Außen gewandt iſt, auf die Unterjochung und Ausbeutung anderer Völker, bietet einem Militärdeſpotismus, wenn er nur glänzt, die größten Ausſichten. Als Rom ein eigentlich erobernder Staat wurde, da hatte es mit der wahren Freiheit der Republik gar bald ein Ende. Es iſt bekannt, wie ſehr das Zuſtandekommen des Napoleoniſchen Conſulats, alſo der Untergang der franzöſiſchen Republik, durch die Lage der auswärtigen Verhältniſſe um 1799 befördert wurde. Gleichwohl kann Niemand behaupten, daß ſich Frankreich damals

[1] Vergl. meine Betrachtungen über Socialismus und Communismus in der Berliner Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft, 1845, Mai, Junius und Julius.

in ernſtlicher Kriegsgefahr befunden hätte. Es fürchtete nur, ſeine Eroberungen nicht behalten zu können. Und deßhalb eine Knechtſchaft unter Napoleon! eine Knechtſchaft, die noch jetzt ſo Viele dort vergöttern! [1]

IV.

Wir haben ſchließlich noch von den bis jetzt erörterten Punkten die unmittelbare Beziehung auf unſer Deutſchland zu unterſuchen.

Die Bedeutung der Pariſer Feſtungswerke im Fall eines auswärtigen Krieges hat für uns wohl noch lange Zeit kein praktiſches Intereſſe. Es dürfte ziemlich viel Waſſer von den Bergen fließen, bis wieder ein deutſches Heer vor Paris ſteht. Ich zweifle im Gegentheil nicht, daß gerade unſere nächſten Kriege mit Frankreich für uns beſonders gefährlich ſeyn werden. Je raſcher die materiellen Bewegungen der Heere ſeyn können, durch Chauſſeen, Telegraphen, Eiſenbahnen, deſto größer verhältnißmäßig der Nachtheil, den eine Bundesverfaſſung mit ihren langſamen Entſchlüſſen herbeiführt. Hat der franzöſiſche Staat ſein Eiſenbahnſyſtem erſt vollendet, das in jeder militäriſchen Rückſicht natürlich vollkommen ein Ganzes bilden wird, ſo kann in wenig Tagen, ohne vorher ſichtbare Rüſtungen, ein beträchtliches Heer die deutſche Grenze überſchreiten.[2] Wie koſtbar, unwiederbringlich wird dann für uns jede Stunde ſeyn! Schon Napoleon hat einen großen Theil ſeiner Erfolge der Ueberraſchung zu danken gehabt. Dieſe Ueberraſchung wird in einer nicht gar fernen Zukunft den franzöſiſchen Machthabern ſo viel leichter werden, daß wir Deutſchen ohne entſprechende Beſchleunigung auf unſerer Seite, ganz beſonders im Rathſchlagen und Befehlen, alſo durch eine energiſchere Organiſation des Bundesheerweſens, dem Anfange eines jeden Krieges nur mit hoher Beſorgniß entgegenſehen können.

---

[1] In dem Vorſtehenden liegt übrigens eine neue Mahnung für uns Deutſche, ja nicht bloß in Ständeverſammlungen und Tagesblättern die Garantie der öffentlichen Freiheit zu ſuchen, und die andere, eben ſo wichtige und nothwendige Garantie, welche in unabhängigen Beamten, ſelbſtſtändigen Corporationen und Gemeinden liegt, darüber nicht zu vernachläſſigen.

[2] Michel Chevalier handelt davon ſehr gründlich in ſeinen Cours d'économie politique, I, 15. Zur Erleichterung des militäriſchen Transportes müßte eine concentriſche Eiſenbahn rings um Paris die ſämmtlichen Radien nach der Gränze mit einander verbinden.

Als die Befestigung von Paris begonnen wurde, da konnte man bei uns viele Männer der liberalen Partei darüber frohlocken hören: „es werde nun das Herz des europäischen Liberalismus gegen Verletzungen sicher gestellt, eine Citadelle der Freiheit gebaut!" Die Kurzsichtigen! Citadellen sind ein zweideutiges Sicherungsmittel der Freiheit. Auch werden heutzutage die Meisten wohl enttäuscht seyn, Mancher umgekehrt die Meinung hegen, daß die liberalen Interessen von ganz Europa durch die Befestigung von Paris eine große Niederlage erlitten haben. Ich selbst theile diese Meinung nicht, wie verschieden man auch über die Stellung Frankreichs als Patron der liberalen Interessen urtheilen möge.

Setzen wir immerhin den äußersten Fall, die Monarchie Ludwig Philipps würde im Laufe des nächsten Menschenalters eine völlig unbeschränkte, so ist damit durchaus noch nicht gesagt, daß Frankreich aufhören müßte, in fremden Ländern die liberale Partei zu begünstigen. Es ist ein großer, wesentlicher Unterschied zwischen solchen absoluten Monarchien, welche aus der Aristokratie des Mittelalters, und denen, welche aus einer gesunkenen Demokratie hervorgehen. Unter gewissen Umständen und für eine gewisse Zeit mögen sich auch die letzteren wohl der conservativen Richtung verbünden können; einen wahrhaft conservativen Charakter aber werden sie niemals annehmen. Die Monarchie Ludwigs XIV., mit ihrem L'état c'est moi, mit ihren feudalen und hierarchischen Unterlagen ist nicht wieder herzustellen. Man denke nur an Napoleon. Niemand kann der Volksfreiheit persönlich abgeneigter, als Zwingherr strenger seyn, und doch wurde nach seinem Sturze alsobald klar, daß der Liberalismus von Europa in ihm ein großes Gewicht von seiner Wagschale verloren hatte. Man ist gegenwärtig wohl aufgeklärt genug, um der französischen Politik, wenn sie im Auslande liberale Interessen vertritt, keine bloß idealen, principiellen Beweggründe zuzutrauen. Frankreich wird bei seinen Nachbarn immer die schwächere Partei unterstützen, den Liberalismus auch nur so lange, als er eben in der Opposition ist. Diese Politik wird durch eine innerliche Verstärkung der französischen Königsmacht schwerlich so bald geändert werden. Ich erinnere nur an die beharrliche Unterstützung, welche Frankreich unter Franz I. und Heinrich II., unter Richelieu und

Mazarin den deutſchen Proteſtanten gewährte, oft mit dem größten Erfolge für die proteſtantiſche Sache, obſchon dieſe in Frankreich ſelbſt zur nämlichen Zeit auf das Schonungsloſeſte mit Feuer und Schwert unterdrückt wurde.

Ungleich wichtiger iſt eine andere Betrachtung. Wer da behauptet, das Syſtem des politiſchen Fortſchritts bedürfe in Deutſchland wirklich franzöſiſcher Unterſtützung, immerhin bloß moraliſcher Unterſtützung von dort her, der behauptet zugleich, daß es in Deutſchland weder lebensfähig, noch lebenswürdig ſey. Gerade die Freiheit, die wahre Freiheit kann unter allen Gütern der Welt am wenigſten von einem Fremden geſchenkt werden, ſelbſt wenn der Fremde uneigennützig verfahren wollte. Und wird er das? Man erinnert ſich unwillkürlich der römiſchen Freiheit, welche Flamininus den Griechen ſchenkte. Wenn die Franzoſen irgendwo bei einem andern Volke die liberale Partei ans Ruder gebracht haben, ſo iſt der Erfolg immer nur der geweſen, daß einzelne Häupter dieſer Partei mit der Staatsgewalt betraut wurden; aber unter der ſtreng gehaltenen Bedingung, Frankreichs Diener und Werkzeuge zu ſeyn, ihren eigenen Prinzipien tauſendfach Hohn zu ſprechen, und in der Regel die Sache der wahren Freiheit ſchlimmer zu ſtellen, als vorher. Es kann gar nicht anders ſeyn, ſo lange die Menſchen Menſchen bleiben. — Wir Deutſchen ſind nun einmal, ſeit vielen, vielen Jahrhunderten, ein ſehr monarchiſch geſinntes Volk. Manche unſerer Fehler ſtehen damit im Zuſammenhange, aber auch viele unſerer Tugenden. Es iſt eben ein Element unſeres Nationalcharakters. Leitet die Analogie der bisherigen Geſchichte von Deutſchland nicht gänzlich irre, ſo hat bei uns das liberale Staatsweſen nur dann Ausſicht, wahre und dauerhafte Fortſchritte zu machen, wenn die Monarchen damit übereinſtimmen, und zwar freiwilligen, aufrichtigen Herzens. Alle großen Reformen ſind in unſerm Vaterlande auf dieſe Art vollzogen worden. Was hat uns Deutſchen z. B. die Julusrevolution gebracht? Als die erſte Beſtürzung vorüber war, hauptſächlich jene lange Kette von Bundesbeſchlüſſen, über welche faſt jede Ständeverſammlung, faſt jede Zeitung geſeufzt hat, obſchon ſie in der Praxis doch um mehr als die Hälfte ihres Wortlautes gemildert erſcheinen. Auch die erſte franzöſiſche Revolution hat in Deutſchland nur eine

Unzahl neuer Beschränkungen hervorgerufen, die gegen den Geist, welcher Friedrichs d. Gr. und Josephs II. Verwaltung beseelte, scharf genug abstechen. Dahingegen sind die bedeutendsten, die segensreichsten Zugeständnisse, welche ein deutscher Thron dem liberalen Zeitgeiste gewährt hat, gerade in der Periode gemacht worden, als in Frankreich der eherne Wille eines Militärtyrannen herrschte: ich gedenke der glorreichen Zeit, da Stein und Scharnhorst im Rathe des preußischen Königs saßen.

Die größten und aufrichtigsten Zugeständnisse dürfen die Liberalen Deutschlands (ich meine hier die Liberalen im besten, eigentlichsten Sinne des Wortes) von der Zeit hoffen, wo unser Volk einmal einen großen **Doppelkrieg mit Frankreich und Rußland zusammen** führen muß. Wann sich diese beiden Mächte gegen uns verbinden werden, ist freilich ungewiß; desto gewisser, daß es überhaupt einmal geschieht. Man denke nur an dasjenige, was 1800 bis 1803, was 1808 und ferner erfolgte, was 1830 vermuthlich wieder erfolgt wäre, falls nicht die Julusrevolution und der polnische Aufstand dazwischen gekommen. Geographisch betrachtet sind Rußland und Frankreich gegen uns im höchsten Grade, was man natürliche Bundesgenossen nennt. Die politischen Antipathien, schon jetzt gewiß mehr Berechnung als Gefühl, werden über kurz oder lang den dauernden Interessen Platz machen. So wie Frankreich für sein geliebtes Polen nie viel mehr als schöne Worte gehabt hat,[1] so hat auch Rußland, dieser Paladin der monarchischen Legitimität, selten Bedenken getragen, bei seinen Nachbarn, Polen, Türken ꝛc., Aufruhr zu erregen, wenn es seine Eroberungszwecke dadurch gefördert glaubte. Täusche sich doch Keiner über die vielgerühmte Friedensliebe des Julifrankreichs! Ich sehe ab von der persönlichen Friedlichkeit eines 73jährigen Greises, der vielleicht gar bald zu seinen Vätern wird versammelt werden. Im Allgemeinen aber läßt sich behaupten, daß seit der Revolution die französischen Regierungen nur dann friedliebend sind, wenn sie im Innern sich nicht völlig sicher fühlen. Im Fall die Juliusordonnanzen gelungen wären, scheint sogar die Restauration auf Wiedergewinnung des linken Rheinufers gedacht zu haben, welche

[1] Man denke nur an Napoleons Verfahren 1812.

hiſtoriſche Werke aus: Quellenſtudium und eine klare hiſtoriſche Conſtruction. Man ſieht vor ſeinen Augen das geſellige Leben der Völker ſich geſtalten, bewegen und verwandeln; man begreift, warum es gerade ſo werden mußte, wie es ward, und findet die Darſtellung deßhalb anziehend, weil ſie natürlich iſt und einen innern Charakter von Wahrheit hat. Guizot war es aber nicht allein, der als hiſtoriſcher Reformator auftrat; neben ihn ſtellen ſich Rainouard in ſeiner Histoire du droit municipal en France (vom Jahr 1829), Capefigue in ſeiner Histoire de Philippe Auguste, ein vom Inſtitut gekröntes Werk (gleichfalls von 1829), Amedée Thierry mit einer Histoire des Gaulois (3 Bde. 8. 1828), dem ſein berühmter Bruder Auguſtin de Thierry vorangegangen war, mit dem im Jahr 1835 zum vierten Male wiederaufgelegten Werke der 1825 zuerſt erſchienenen Histoire de la conquête d'Angleterre par les Normands und den nachher in der Revue de deux mondes fortgeſetzten Lettres sur l'histoire de France, ſeit 1827 zum fünften Male gedruckt. Nachdem hier Thierry die einſeitige Behandlung der franzöſiſchen Geſchichte im achtzehnten Jahrhundert gezeigt hatte, verſuchte er einzelne Hauptpunkte derſelben auf eine neue Weiſe aufzuhellen, wofür ihm allgemeine Anerkennung zu Theil wurde.

Einen kräftigen Stoß erhielt 1833 das hiſtoriſche Studium durch Chateaubriand in der Vorrede zu ſeinen Etudes historiques. Mit hinreißender Begeiſterung ruft er die Freunde der Geſchichte zum Fortſchritte, gibt zugleich eine geiſtreiche Kritik der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſeit dem ſiebzehnten Jahrhunderte bis zur Revolution und dann der jetztlebenden. Vermißt man in den von ihm ſelbſt gegebenen Skizzen der Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs, der Verbreitung des Chriſtenthums und der Völkerwanderung eigene hiſtoriſche Forſchungen, ſo wird man dafür entſchädigt durch die geiſtreiche Auffaſſung und anziehende Darſtellung des berühmten Verfaſſers. Eine neue hiſtoriſche Schule war gebildet, die bald in verſchiedenen Richtungen ſich weiter entwickelte. Von Barante gab in ſeiner Histoire des Ducs de Bourgogne (die fünfte Ausgabe erſcheint ſeit 1836) eine pittoreske Verjüngung der Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts; man erblickt in der Erzählung genau die Farbe der Zeit; in der wirklichen Geſchichte glaubt man nicht ſelten einen Roman vor ſich zu haben.

freilich den Franzoſen jedweder Partei beinahe zur fixen Idee geworden iſt. Gerade ein unbeſchränktes Königthum, wie es die Befeſtigung von Paris vorbereitet, wird dieſen Plan am liebſten wieder aufnehmen, um das Volk durch auswärtigen Gewinn über einheimiſchen Verluſt zu beruhigen. Auch iſt ein ſtreng monarchiſches Frankreich für uns im Angriffskriege weit gefährlicher, als ein conſtitutionelles oder republikaniſches. Die großen Eroberungen der franzöſiſchen Revolution beginnen erſt mit Napoleon. Die Kriegs- und Eroberungsſucht der Franzoſen kann durch die vermehrte Sicherheit ihrer Hauptſtadt nur neuen Zuwachs empfangen. Wer mag verbürgen, wie lange ſie noch ruhig bleibt? Bei der orientaliſchen Frage werden diplomatiſche Vertagungskünſte nicht ewig ausreichen. Kommt aber einſt die Stunde der Entſcheidung, ſo liegt es in der That außerordentlich nahe, daß Rußland und Frankreich, wie einſt unter Napoleon und Alexander, ſich die Hand bieten, jenes um den Orient, dieſes um den Occident zunächſt für ſich allein zu beherrſchen. Vielen iſt dies klar. Wehe uns Deutſchen, wenn die große Probe uns unvorbereitet träfe! Das wird ein Krieg ſeyn, wie wir ihn bisher noch nicht gekannt haben, ein Krieg auf Leben und Tod, wie es der ſiebenjährige für Preußen war; ein Sturm, der kein politiſches Haus wird ſtehen laſſen, es ſey denn auf Felſen gegründet. Nur die höchſte, aufopferndſte Eintracht aller Fürſten und aller Völker Deutſchlands kann uns da zum Siege führen. Wenn da nicht alle Wohlgeſinnten einander trauen, alle heilſamen Kräfte entfaltet, alle Güter des Lebens gewagt werden, ſo laufen wir Gefahr, Alles zu verlieren, ſelbſt unſer nationales Daſeyn. Gelingt es uns aber mit Gottes Hülfe, ſo wird der Sieg über den auswärtigen Feind, mit ſeinen Bedingungen und Folgen, auch unſer inneres Staatsleben zur Blüthe entwickeln.

W. R.

Die Höflichkeit in unserer Zeit.

Von den gesellschaftlichen Formen unserer guten und frommen Voreltern ist verzweifelt wenig zu rühmen. Schon das Wort Höflichkeit beweist, daß die Höfe der Fürsten das Betragen vorzugsweise sänftigten und abschliffen, ungeachtet wir auch bis in das vorige Jahrhundert herein ganz erbauliche Beweise haben, wie in den nächsten Umgebungen der am höchsten Gestellten der feine Ton nicht gerade zu Hause war. Dagegen besitzt unsere Bücherſprache einen ganz unglaublichen Reichthum an Schimpfworten, und dieser wird von den örtlich gebräuchlichen noch weit übertroffen, wie denn z. B. aus der schwäbischen Volkssprache allein sich deren über hundert leicht herzählen ließen. Ueberall ist schon durch die Sprache selbst nachzuweisen, daß wir uns schon frühe in der abgeschliffenen Lebensart nach den romanischen Völkern bilden mußten. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft mischten sich ungleich weniger als jetzt, nur die Geistlichkeit und der alles verbindende Handel kamen zugleich mit allen Klassen in Berührung, und mögen in der Verbindung von scheinbarer Gleichstellung und an sich haltendem Gefühle eigener Wichtigkeit sich zwischen kräftigem und anspruchsvollem Junkerthum und pfiffig unterwürfiger Bauerschaft gar gut ausgenommen haben. In den patrizischen Reichsstädten war die Etikette zwischen Geschlechtern und Zünften scharf begrenzt. Mit den Hochstiftern vertrugen die blühenden Handelsstädte des Mittelalters sich bekanntlich schlecht, besser mit den Mönchen, am besten mit den Bettelmönchen. Die Gesellschaft war in Stände

gegliedert, jeder beharrte in ſeinem, es war die Converſe der jetzigen nordamerikaniſchen Geſellſchaft.

Da nun jeder Stand der Geſellſchaft gewiſſermaßen in Kleidung mit oder ohne Waffen uniformirt erſchien, ſein abgeſondertes Refektorium oder ſeine ihm eigenthümliche Zechſtube hatte, und allgemeine Luſt nur während des Mummenſchanzes ſtattfand, wo vollſtändige Narrenfreiheit und Gleichheit herrſchte, ſo war es natürlich, daß die äußere Erſcheinung bedeutend ſchärfer nach den verſchiedenen Lebensberufen ausgeprägt war. Die trefflichen Bildniſſe der altdeutſchen und niederländiſchen Schulen legen Zeugniß hiervon ab. Befehlend und würdig tritt der Fürſt, kampfbereit und losgegliedert der Edelmann, gehalten und ernſt der Rathsherr, freundlich und herablaſſend der Geiſtliche, fromm und zurückhaltend die Hausfrau uns entgegen. Dann zur Zeit Philipps II. miſcht ſich die gewaltige Pedanterie in die äußere Erſcheinung. Schon zur Zeit Heinrichs IV. ſtehen die Fürſten ſtets an den Audienztiſch gelehnt, oder reiten Schulgalopp auf einer oldenburgiſchen Iſabelle, bis endlich die Perücken ſich über die Häupter ergießen, und einen Schein von Würde und beſtändigem Repräſentiren auf die verflachteren ſinnlicheren Geſichter werfen. Auch die Bärte geben durch ähnliche Phaſen. Man kann ſich bei jedem Bilde die Reverenz denken, welche das Original machte, die Art und Weiſe wie er zutrank, und nöthigenfalls auch zuſchlug. Die wohlgeſetzten einſtudirten Reden, die feierlichen Tänze, die Aufzüge aller Art, beſonders aber die durchgehende Nachäffung Italiens, dann Spaniens, endlich Frankreichs werden in keinem Zuge dem Beobachter entgehen. Als Frankreich begann England nachzuahmen, klopfte die Revolution an die Pforte. — Alle dieſe Zeichen ſind auch anwendbar auf die geſellige Bildung. Die Ausläufer der verſchiedenen gebildeten Klaſſen vereinigten ſich nach und nach in die ſo ſich nennende gute Geſellſchaft, in welcher die drei Faktoren der Geburt, der bürgerlichen Geltung und der geiſtigen Bildung ſich gegenſeitig anerkannten. Dieſes hinderte aber nicht, daß die Geſellſchaften mehr oder weniger nach der Farbe eines dieſer Faktoren ſchattirt waren. Die wechſelſeitige Anerkennung kam nach und nach, und wenn der franzöſiſche Pair dem Generalpächter die Ehre anthat, bei ihm zu Abend zu eſſen, und nachher den

Glückspilz verſpottete, ſo war er doch erſchienen, und hatte mit dieſem verkehrt, wie mit ſeinesgleichen. — Gelehrte und Künſtler, witzige Stegreifdichter und was ſonſt als Würze der Geſellſchaft herbeigezogen wird, ja Abenteurer wie Caglioſtro und Caſanova von Seingalt konnten mit den Vornehmſten in gegebenen Kreiſen auf den Fuß der Gleichheit umgehen. Jener weihte den Kardinal Roban in die Geiſterſeherei ein, dieſer traf mit dem Kardinal Bernis in Freimaurerlogen und bei der Kloſterfrau von Murano zuſammen. Ein geſtickter Rock, eine brokatene Weſte, elegante Tabaksdoſen und Hofdegen, eine ſorgfältige Friſur und an vielen Orten das beliebte Abbékleid öffneten die Thüren der Geſellſchaft, welche durch Buntheit der Miſchung, beſonders aber durch beſchränkte Zahl einen ganz eigenthümlichen Charakter annahm. Die höchſte Verfeinerung neben der tiefſten ſittlichen Verſunkenheit treten uns aus den Memoiren der damaligen Zeit, aus Chamfort, der Romanen- und der Luſtſpielliteratur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entgegen. Eine ernſte, thatenreiche, durch gewaltige Charaktere geſchüttelte, von großen Ideen getragene Zeit ſcheint nicht dafür geartet zu ſeyn, geſellſchaftliche Liebenswürdigkeit allgemein zu machen und auszubilden.

Wenn nun jede Zeit ihrem Weſen nach eine Zeit des Ueberganges iſt, ſo muß unſere es im Verhältniß der gewaltigen Umwälzungen ſeyn, deren Zeugen wir waren. Jedes Volk europäiſcher Geſittung hat in den 40 Jahren von 1775 bis 1815 eine ſolche Maſſe von Begebenheiten, Leiden, Vorſchritten, Rückſchritten, Organiſationen oder Revolutionen zu verarbeiten gehabt, daß das verfeinerte Leben oft mehr geduldet als geachtet, von dem Drange des Augenblicks, von Volkskriegen gedrückt, durch den Wechſel der Glücksgüter zeitweiſe beinahe vernichtet wurde.

Laſſen wir die verſchiedenen Völker an uns vorübergehen, deren Geſittung der unſern ſeit langer Zeit zum Vorbilde diente, und wir werden uns nicht wundern, daß bei uns neben phyſiſcher Schwächung eine geſellſchaftliche Vergröberung hie und da beklagt werden muß.

Wenn wir das poſitivſte, am wenigſten durch jene Zeiten zerriebene Volk, wenn wir die Engländer betrachten, ſo finden wir einen bedeutenden Theil der höheren Klaſſen in Geldverlegenheiten verwickelt und dadurch zum Aufenthalte in wohlfeilern

Ländern genöthigt, wo man ſparen und dennoch ſehr anſtändig leben kann, ohne die koſtſpieligen Pflichten der geſellſchaftlichen Stellung tragen zu müſſen. Dabei verſchwindet der wohlhabende Mittelſtand ſtets mehr, deſſen Kapitalien auf verſchiedenen Wegen der erſten Geſellſchaft zu gut kamen. Indeſſen wird der eigenthümliche Erbgang, es wird die politiſche Bildung der Engländer vor der Hand noch mit Erfolg die geſellſchaftliche Uebereinanderſtellung aufrecht erhalten, ohne welche es unmöglich iſt, im gebildeten geſellſchaftlichen Verkehre zu leben. Die Clubbs ſind die Zuflucht der Unverheiratheten, ein Erſparniß für Familienväter. Gleichheit in Vermeidung des Unziemlichen und Anerkennung geſellſchaftlicher Uebereinanderſtellung müſſen dort Hand in Hand gehen, und die Thätigkeit in Vereinen und für dieſelben übt ſich auf einem Boden, wo die beſondern Stellungen politiſcher Grundſätze, religiöſer Ueberzeugungen und Standesvorurtheile vor der Tüchtigkeit im Beſondern und vor der allgemeinen wechſelſeitigen Anerkennung in den Hintergrund treten. Daher gewinnt der Engländer gewöhnlich bei näherer Bekanntſchaft und entwickelt einen praktiſchen Sinn, welchen ſeine äußere Erſcheinung nicht ankündigte. Der höher Geſtellte durch Charakter, Talente und ſorgfältige Erziehung überragt mächtig den Staats-, Geſchäfts-, ja ſogar den Hofmann anderer Völker. Nirgends trifft man reellere Lebensart, großartigere Freundlichkeit und wirkliche Gaſtfreundſchaft als in England. Nirgends ſind die Formen gegebener, iſt die Kunſt ausgebildeter, jeden an ſeine Stelle zu ſetzen, jedem das ihm Zukommende angedeihen zu laſſen, ohne ſich ſelbſt das Geringſte zu vergeben. Es mag ſeyn, daß dieſe Zuſtände Manchem drückend, ja abgeſchmackt erſcheinen, aber ſie ſind in einem Lande, in welchem bis jetzt eine Allen zugängliche Ariſtokratie und ein auf den Titeltragenden beſchränkter Adel beſtehen, eine Nothwendigkeit, erzeugt durch die Geſchichte, erhalten durch die geographiſche Lage. Daß in ihnen etwas Naturnothwendiges, etwas Ganzes und Muſterhaftes beſtehe, beweiſen die Nachahmungen des Feſtlandes, welche den Inſulanern ziemlich blaß und ärmlich erſcheinen müſſen, da jenen die breite Unterlage eines ganz eigenthümlich ausgebildeten Lebens fehlt, in Staat, Geſellſchaft, Familie, Kirche und Vereinen aller Art.

In Frankreich wurde das geſammte Volksleben in einer Weiſe umgewühlt, welche kaum die Grundzüge der früheren Zuſtände übrig gelaſſen haben würde, wenn nicht die Zähigkeit des galliſchen Volkscharakters das alte Geleis wiedergefunden hätte, ſo weit es noch aufzufinden war. Die erſten Erſcheinungen nach der Schreckenszeit waren freilich ſonderbar genug, jene Incroyables, welche uns, trotz unſerer nicht minder geſchmackloſen Männertracht bereits wirklich „unglaublich" ſcheinen. Söhne von ſchnell reichgewordenen Spekulanten bildeten den Rahmen der wieder erſtandenen Pariſer Stutzerſchaft, jenes höchſten Gerichtshofs in Allem, was äußere Erſcheinung und beſten Ton betrifft. Mit Napoleons Garden kam wieder etwas vom alten Mousquetairetон ins Leben. Die Reſtauration zerfällte die Geſellſchaft in die oppoſitionelle, kaiſerliche und Hofgeſellſchaft, welcher eine immer ſtärker hervortretende katholiſch-kirchliche Färbung und jede Eigenſchaft beigegeben war, welche Verbannung, Unglück, Leiden für redliche Ueberzeugung ausbilden; ſeit der Juliusrevolution iſt nun das Reich der ſ. g. materiellen Intereſſen an die Spitze gekommen. Die Bourboniſten ſind ausgewandert, aber nur vom rechten Ufer der Seine auf das linke. Ihre alten Ueberlieferungen feiner Lebensart, und das gehaltene Benehmen der Vorſtadt St. Germain dienen dennoch dem rechten Ufer auch jetzt noch als Vorbild; man beſpöttelt, beneidet ſie, aber ahmt ſie nach, ſo gut es ſich mit den brauſend vorüberrollenden Intereſſen des Tags vertragen will. Dieſe krankhafte Verſchnellerung des Lebens, wie das jetzige Paris es bietet, läßt keine Muße für Bildung einer gewählten Geſellſchaft, deren Glieder ſich zu einander zu verhalten hätten, wie die Speiſen eines nach den richtigen Grundſätzen veranſtalteten Gaſtmahls. Wohl ahmt man in Geräthen, Stoffen, ja in der Kleidung des weiblichen Geſchlechts die ſchönen Zeiten der Pompadour nach. Man will deſto eifriger ein altes gutes Haus darſtellen, je mehr der Reichthum erſchwindelt iſt, die Urbanität der damaligen Zeiten iſt aber nicht mit den Schnörkeln, Vergoldungen und den Meißner Schäferinnen aus Porzellan zurückgekehrt, und eben ſo wenig wird die ſteife Galanterie ſich zugleich mit den Ledertapeten der Renaiſſance einfinden wollen. Börſe und Kammerſitzung, Steigen oder Fallen der Preiſe des Repſes oder Weingeiſtes werden vor den ſanft

geschwungenen Ausladungen des neu-altmodischen Kamins verhandelt, denn die Muße, der Reichthum, die Auffassung des Lebens fehlen unserer Zeit gänzlich, welche die Anmuth, Leichtigkeit und Abgeschliffenheit neben sittlicher Versunkenheit und politischem Verfalle bedingt hatten. Kaum daß noch in liebenswürdigen Greisen ein Ton aus jenen Zeiten nachklingt und daß in der Richtung des französischen Nationalcharakters die Möglichkeit überbleibt, etwas Aehnliches, aber ganz nicht das schon Dagewesene zur europäischen Mode zu machen. Die allgemeine Ernsthaftigkeit und die Sucht, sich nur als kräftig und kampfbereit, nicht auch als fein, wohlerzogen und in der besten Gesellschaft lebend, darzustellen, führt den Schein einer allgemeinen Vergröberung mit sich. Es ist als ob man die Urbilder von le Duc aus den Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege vor sich hätte. Ein großartiges politisches Leben kann Rostbeef, Kirchthurmrennen und Hahnenkämpfe ertragen, diese können aber Jenes nicht schaffen. In Frankreich drückt die Gleichheit auf die Freiheit, in England aber die Freiheit auf die Gleichheit. Die unerträglichsten faktischen Exklusiven sind die reichen Nordamerikaner, welche in Europa reisen.

Diese beiden Vorbilder nun sollen unserer nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gänzlich zerrissenen Gesellschaft zum Vorbilde dienen? Die Grundlagen des Einen besitzen wir nicht mehr, die des andern noch nicht. Oder sollen wir wieder uns nach Italien wenden, der alten Lehrerin, welche wir mehr als einmal unartig und undankbar behandelt haben?

Wohl ist in Italien mehr noch als in irgend einem europäischen Lande die Ueberlieferung alter guter Lebensart erhalten. Aber die behagliche, um alles Auswärtige sich nicht bekümmernde Gesellschaft, diese Mischung von reichen Prälaten, genußsüchtigen Maltheſercommenthuren, galanten Fürstinnen und geistreichen Abbaten besteht nicht mehr, die Gegensätze bewegen sich zwischen der neuen Zeit, welche sich Bahn brechen will, und der alten Zeit, welche glaubt nichts aufgeben, in nichts nachgeben zu können. Hier unter einem geistreichen lebhaften Volke, welches nur zu oft mit dem Herzen denkt, hier ist gerade der tief gehende Zwiespalt unserer Zeit jetzt am fühlbarsten, sind die geselligen Verhältnisse am furchtbarsten vergiftet worden. Wo die Jugend an Umwälzungen denkt, und die geistreichen Männer und Frauen

in die Opposition mit unwiderstehlicher Gewalt gestoßen werden, da ist ein freundlich friedliches Zusammenleben nicht denkbar.

Noch gibt es ein Land, wo europäische Gesittung in eklektischer Weise eingeführt, und als etwas rein Aeußerliches kultivirt wurde. Gerade diese Weise sagt dem deutschen Gemüthe am wenigsten zu, eher noch die morgenländische, wo Wahrhaftigkeit und Herzlichkeit mit Behauptung eigener Würde, und mit ungeheuchelter Humanität häufiger getroffen werden, als mit der zusammen gebettelten Kultur europäischer Abgeschliffenheit bei asiatischer Grundlage, und der Allmacht der Regierungsgewalt, welche die Erfahrungen des Morgenlands, des byzantinischen Reichs und der europäischen Staaten für ihre besonderen Zwecke standhaft benützt.

Es ist daher kein Wunder, daß in unserem deutschen Vaterlande die geselligen Verhältnisse zwar nicht zerfallener sind, als in den erwähnten Ländern, aber dennoch auch ihren gemessenen Theil an der unbehaglichen Lage der gesammten europäischen Welt zu tragen haben. Bei weniger positiver Grobheit finden wir weniger Urbanität, und wie die äußere Erscheinung eine auffallende Gleichheit zwischen Schreibern und Fürsten, zwischen Professoren und Haarkräuslern zeigt, so ist es häufig im Benehmen. Man wird überall dieselbe kalthöfliche, mehr ablehnende als zuvorkommende Weise finden.

Abgeschliffener und gemäßigter sind offenbar die Regierungen geworden. Nicht nur, daß sie sich befleißigen, zu den Unterthanen in verständlichem gutem Deutsch zu reden, zu warnen, Gründe anzuführen, und an die bessere Seite der Menschen sich zu wenden, sie dringen auch bei den Unterbehörden auf humane Behandlung der Untergebenen, und wenn hie und da die Ukase Peter des Großen, welche Höflichkeit gegen die Hülfesuchenden allen Kanzleien befahl, nicht übel auch bei uns angebracht wäre, so hat sich dennoch die sonst so gewöhnliche amtliche Barschheit und die Behandlung von oben herab sehr gemildert, theils durch amtliche Weisung, theils durch bessere Vorschule, vorzüglich aber durch die Strafe, welche derlei Skandalen desto thätiger auf der Spur ist, je weniger die Censur ihr auf dem Gebiete der eigentlichen großen Volksinteressen freie Bewegung bis jetzt gestattet.

Die Höfe dagegen haben aus mehreren Gründen viel von

ihrer alten Herrſchaft über Sitte und Gebräuche verloren. Der reichen unabhängigen Herren, welche ſonſt die Umgebung der Fürſten ausmachten, und in freiwilligem Dienſte Rückſichten jeder Art fordern konnten, ſind nur Wenige jetzt mehr an Höfen zu finden. Die nächſte Umgebung der Herrſcher ſteht zu dieſen in reinem Dienſtverhältniſſe, entbehrt alſo der Ungezwungenheit und freien Bewegung der beſten Geſellſchaft der alten Zeiten. Ferner hat freiwilliges oder nothgedrungenes Sparen zahlreichere Cirkel an den Höfen ſelbſt ſeltener gemacht, und haben politiſche Ereigniſſe diejenigen in die Oppoſition gedrängt, welche vor Allen berufen geweſen wären, den Hof zu bilden und ſomit die Höflichkeit darzuſtellen. Wenn die privilegirten Stände gegen den Andrang der Neuzeit zuſammenhalten müſſen, ſo befördert dieſes keineswegs die allgemeine geſellſchaftliche Ausbildung mit allen und durch alle Notabilitäten der verſchiedenen Zweige der Geſellſchaft. Die Wechſelwirkung der Börſe und der Politik, die Unmöglichkeit die Vergangenheit herauf zu beſchwören, die Gegenwart ſorglos zu genießen, und die Zukunft ruhig zu erwarten, erhalten eine Gereiztheit, eine Unruhe, eine durch thatenloſe Zeiten täglich mehr geſteigerte Sehnſucht, deren Folgen im täglichen Verkehre ſtets ſichtbarer werden müſſen. Wohl werden alte Burgen wiederhergeſtellt, altes Geräthe zuſammengekauft, die Zeiten ſind vorüber, in welchen jene harmoniſch mit der Zeit, mit den Beſitzern und ſelbſt mit den Dienern waren, welche ſie bewachten. Denn der neue Beſitzer, wenn er im koſtbaren Schlafrocke ſeinen Tſchibuk, welchen ſein franzöſiſcher Kammerdiener ihm angezündet hat, aus dem gothiſchen Erker raucht, blickt ſelten mehr auf Grundholden, ſondern zumeiſt auf Zeitpächter herab, der Stand der Beamten iſt mit ſo vielen Geſchäften überhäuft, der Handelsſtand hat ſich bei unbegrenzter und täglich wachſender Mitbewerbung dergeſtalt abzukämpfen, daß beide am Abend erſchöpft ſind, daß die Erfüllung der einfachſten geſelligen Pflichten ihnen zur Laſt wird und ſie höchſtens zu Spielkarten und Cigarren greifen mögen. Die Jugend ſogar enthält ſich des Tanzes, die männliche nämlich, oft weil die Prüfungen ihr in den Gliedern liegen, und nur reichen Erbinnen fehlen die Tänzer niemals. Während alſo unſere geſelligen Verhältniſſe noch nicht eine großartige politiſche Unterlage erhalten haben, ſind die

alten Formen aus dem Leim gegangen, und iſt der Verkehr auf den Nullpunkt abgekühlt. Die Scheidemünze der Höflichkeit mag jetzt auch unter den niedern Klaſſen der Geſellſchaft im Umlauf ſeyn, welche ſonſt unverſtellt, gutmüthig, aber derb waren, aber ein vollwichtiges Stück Wohlwollens, eine wohlthuende ſchmuckloſe Aufmerkſamkeit wird überall unter uns täglich ſeltener. Auf den Reiſen im Eilwagen kann man ſehen, wie den Frauen ſogar Gottes freie Luft durch Tabaksrauch verkümmert wird, welches ſie ſich gerne verbitten möchten, aber es nicht wagen, um ſich ein leidliches verträgliches Benehmen der Mitreiſenden zu ſichern. Die Italiener bezeichnen überfirnißte Halbbildung mit dem Spitznamen mezzi galantuomini. Dieſe Gattung fängt auch in Deutſchland an ſich wie der Samen einer Wucherpflanze zu vermehren. Sie fordert Behandlung auf gleichen Fuß von dem Vornehmſten, zeigt aber in Ungeſchmack und dem Unzuſammenhängenden der ganzen Erſcheinung, daß ſie beſſer in kluger Selbſtbeſchränkung und beſcheidener Unterordnung ſich ausnehmen würde.

Eine eigenthümliche Erſcheinung unſeres jetzigen deutſchen Lebens ſind die Vereine für die verſchiedenſten Zwecke. Dieſen vorzüglich verdanken wir eine anſtändigere und würdigere Darſtellung, einen Anflug von parlamentariſchem Takte, und die Entſchlagung der fabelhaften Grobheit und der Vernachläſſigung der Reinlichkeit, welche man früher wohl für Zeichen der Genialität nahm; daß aber hiebei dennoch die innere Sittigung noch Manches zu thun bekomme, beweist die offene und verſteckte Anfeindung in klug eingewickelten Journalartikeln, die Veröffentlichung von perſönlichen, gar nicht vor das Publikum gehörigen Verhältniſſen, das ſchamloſe Beſtehlen und Ausſchreiben, und die Verſuche durch wechſelsweiſes Beräuchern das gute Publikum zu täuſchen. Wenn jetzt Schriftſteller auf die Achtung Anſpruch machen, welche ſonſt denen gezollt wurde, welche ein Buch im Drucke herausgegeben hatten, ſo bedenken ſie nicht, welche Mitbewerbung in unſern Tagen in dieſer Laufbahn ſtattfindet, und wie ſehr ſich beſonders die Zahl derer gemehrt hat, welche leider die Literatur als Lebensberuf ergriffen haben, und daher durch die ungewöhnlichſten Mittel verſuchen müſſen, ſich oben ſchwimmend zu erhalten. Wenn kein aufgedungener Geſelle einer Zunft

Dieſe Behandlungsweiſe hatte einen durchgreifenden Einfluß; ſie trug zur Herausgabe der Quellen bei. Froiſſart, Molinet, Monſtrelet, de Commines und ſelbſt noch nicht gedruckte Chroniſten erſchienen in Herrn Buchons Collection, dann wieder zum Theil in ſeinem Panthéon litéraire; mit Eifer warf man ſich auf die Quellen, und von Jahr zu Jahr, ohne daß die Julirevolution dieſe Beſtrebungen lange hemmte, vermehrten ſich die hiſtoriſchen Sammlungen. Petitots bekannte Collections des Mémoires pour servir à l'histoire de France iſt nicht mehr die einzige. In ein-und-dreißig Bänden veranſtaltete Guizot eine, welche die älteſten lateiniſchen Quellen der franzöſiſchen Geſchichte in neuen Ueberſetzungen Jedermann zugänglich machte. Die Pſeudonymen Cimber und Danjou hatten am Ende des Jahrs 1836 bereits 12 Bände einer Sammlung geſchichtlicher Aktenſtücke herausgegeben, worin ſeit Ludwig XI. die Begebenheiten von Zeitgenoſſen aus den verſchiedenſten Klaſſen der Geſellſchaft dargeſtellt werden. Die Revue retrospective enthält die anziehendſten Memoiren, Aktenſtücke u. ſ. w., wie z. B. im Aprilheft 1837 Ludwigs XVI. Appel an die franzöſiſche Nation, der 1793 zwar gedruckt, aber ſogleich bis auf zwei Exemplare zerſtört wurde. Zu erwähnen ſind des Bibliophile Jacobs Chroniques de France, und auf dies alles beginnt nun eine neue hiſtoriſche Sammlung der Herren Michaud und Poujoulat, welche 20 Bände umfaſſen ſoll.

Und nicht bloß in Paris herrſchte dieſe Regſamkeit; auch in den Provinzen erwachte die Erinnerung an die geweſene Nationalität und mit ihr der Forſchungsgeiſt. Hiſtoriſche Geſellſchaften erſtanden allenthalben. Die Normandie ging voran; der Abbé de la Rue, Herr v. Caumont, Herr de Fontenelle und Andere machten ſich ſchnell einen Namen; in Metz finden ſich Alterthumsfreunde, in Saint-Omer, Cambrai und im Süden Frankreichs. Die Congrès scientifiques (deren einer, im Jahr 1836 gehalten zu Paris, den Namen eines Congrès historique européen führte) waren beſonders durch die Geſchichtsforſcher angeregt worden; ſie ſind nicht zu verachtende Demonſtrationen, die, wenn auch bis jetzt ohne bedeutende Ergebniſſe, den wiſſenſchaftlichen Sinn erwekken und eine kräftigere Periode vorbereiten. Die hiſtoriſchen Beſtrebungen in den Provinzen ſind die erſten Regungen des Strebens nach geiſtiger Unabhängigkeit von der Obermacht der Hauptſtadt

je von einem Zunftgenossen, weniger noch von seinem ehrsamen Handwerke übel reden wird, so sollten sich die ein Muster daran nehmen, welche sich als Aufklärer, Verbesserer und Begründer unserer gesellschaftlichen Zustände aus eigener Machtvollkommenheit hinstellen. Wir wollen hier die Penny-a-Liners außerhalb unserer Erörterung lassen, und nur bemerken, daß Wegschnappen einer Idee, Ausschreiben ohne förmliches Abschreiben, Verschweigung der benutzten Quellen, wechselseitiges Loben, Herunterreißen von Mitbewerbern nur zu häufig in unserer Zeit gefunden werden. Man will zwar leben, aber nicht leben lassen. Der Begriff von Collegialität ist, wenn nicht verschwunden, doch verwirrt. Gemeinsame Lebensbahn machte sonst Rücksichten zur Nothwendigkeit, damit man sich wechselseitig trage und ertrage, ergänze und als Theil eines Ganzen betrachte.

Es sind die Ursachen dieser Uebelstände in der vereinten Wirkung der Ueberfüllung und der Gleichheit der Kräfte und Bedürfnisse zu suchen. So wie der Rout die kleine gewählte Gesellschaft ersetzt, so das Zweckessen den runden Tisch, um welchen nur Gleichgesinnte sitzen, so die Beredsamkeit des großen Saals die liebenswürdige Unterhaltung am Kaminfeuer.

Die ganze Gestaltung unserer jetzigen Gesellschaft hat besonders nachtheilig auf das Verhältniß der Frauen zu derselben gewirkt. Ihrer Herrschaft, sollte man glauben, wären ruhige Zeiten, wie die jetzigen, am günstigsten. Da aber diese Ruhe nur eine äußerliche ist, und in den Tiefen der Gemüther der Gährung mehr ist, als in den bewegtesten Zeiten, so fehlt äußerlich der Drang, sich nach aufregenden Verhandlungen auf neutralem Boden auszuruhen, sich von schöner Hand die Falten der Stirne abglätten zu lassen, und innerlich ist man sich bewußt, so gestimmt oder verstimmt zu seyn, daß man nicht fähig sey, in liebenswürdiger Weise aufzunehmen und wiederzugeben. Wo früher Freiheit und Sammlung nach Zerstreuung gesucht wurde, wo man früher allein ungestraft geistreich seyn durfte, da ist jetzt das Gegentheil Zweck der Besuchenden.

Die politischen Parteien sind zu entgegengesetzt, aber noch nicht scharf genug umrissen, noch nicht durchgebildet und durch Erlebnisse abgerieben, haben auch in Deutschland keine Gelegenheit auf großartige Weise Uebergewicht oder Gleichgewicht zu

erkämpfen. Daher eine Bitterkeit und eine Stimmung, wie die überlaufener Jungfrauen oder der Offiziere, welche mit dem Bewußtſeyn, im Kriege mit Ehren beſtehen zu können, den Frieden immer tiefer werden ſehen, und ihre Jugend zwiſchen Trillen und Wachebezieben verlängern müſſen.

Daher iſt es nicht bloß der Lobredner vergangener Zeiten, es iſt auch der thatkräftige Mann, welcher die Betonung des Lebens fad findet, und die Waidlichkeit und Fröhlichkeit, die leichte Lebensauffaſſung und das freundliche, wenn auch mitunter unbedeutende und leichtfertige Treiben der Zeiten vor der Revolution zurückwünſcht. Aber zu einer Rückkehr zum Verſchwundenen oder zu einer neuen ähnlichen Geſtaltung des Lebens iſt keine Ausſicht. Wir werden uns mit Zweckeſſen begnügen müſſen, und noch froh ſeyn, wenn keine ungehörigen Trinkſprüche unſere Verdauung ſtören, wir werden ſelbſt in dem Clubb unſerer Wahl des Mißfälligen genug zu ertragen haben, und ſtatt der Achtung theilhaftig zu werden, welche man ſonſt dem Alter gezollt hat, um Verzeihung bitten müſſen, daß wir noch da ſind. Die Blüthen unſerer Geſelligkeit ſind gefallen, die nachtreibende Frucht iſt noch nicht reif und höchſtens genießbar, wenn ſie in Syrup eingemacht wird. Derſelbe Uebelſtand wird von allen ſtaatlichen, kirchlichen, finanziellen Verhältniſſen getheilt, iſt aber darum im Verkehr des täglichen Lebens nicht minder ſchmerzhaft, vielleicht noch ſchmerzhafter, weil man an Ecken anſtoßen muß, wohin man ſich auch drehen mag, weil bei der vorherrſchenden Richtung nach äußerlicher Gleichſtellung kein feſter Maßſtab des Wohlanſtändigen mehr beſteht, und jede Veranlaſſung nur zu oft benützt wird, um durch boshafte Inſinuationen in den öffentlichen Blättern ſich zu rächen, wenn man glauben kann, beleidigt zu ſeyn. Dieſe halbe Freiheit der Tagspreſſe bewirkt, daß auf dergleichen Klatſchereien in Deutſchland ein weit größerer Werth gelegt, die politiſche Stellung und Meinung weit weniger von der Perſönlichkeit getrennt wird, als da, wo die freie Preſſe bereits Urſache und Folge größerer politiſcher Bildung iſt.

Die entſchiedenſten Gegner im Parlamente können im geſelligen Leben Englands nie als ſolche erkannt werden. Alle Angriffe der öffentlichen Blätter gleiten an ihnen ab, und die Zerrbilder über ſie werden von ihnen ſelbſt zuerſt geſammelt für ein

Album, auf dem Tiſche ihres green room auszulegen. Wir ſind hiefür in Deutſchland noch viel zu empfindlich, und laſſen unſern Unmuth in Parteiſachen mit Leidenſchaft und Gehäſſigkeit jetzt noch aus. Es iſt möglich, daß wir in dieſer Beziehung uns beſſern werden, und ſehr wünſchenswerth, aber geſtehen müſſen wir, daß wir noch einen gehörig langen Weg zurückzulegen haben, bis unſere Politik ſich zurechtſetzen wird mit unſerer Geſelligkeit. Dieſes dürfen wir um ſo unumwundener herausſagen, als die Schuld an dieſen Mißſtänden nicht, oder nur zum kleinſten Theile, von uns getragen wird. Je weniger wir Gelegenheit haben, unſerem Berufe Ehre zu machen, deſto eiferſüchtiger müſſen wir darüber wachen, daß man uns für fähig halte, ihn jederzeit mit Ehre auszufüllen.

Eine Verbeſſerung der dargeſtellten Uebelſtände iſt nur von einem gänzlichen Umſchwunge alles deſſen zu erwarten, von welchem jetzt unſer Leben getragen wird. Die Erziehung der Kinder außer dem elterlichen Hauſe und die Vermehrung der Schulſtunden, während welcher die Kinder ohne elterliche Aufſicht ſind, die Einrichtung unſerer Wohnungen, aus welchen die große Schule des Betragens, die Wohnſtube, ſtets mehr verſchwindet, die ſpäten Ehen, deren Sprößlinge ſo ſelten das Glück haben, ihre Großeltern beſuchen und von ihnen lernen zu können, alle dieſe elementären Bedingungen müßten vor Allem wieder den früheren Zuſtänden angenähert werden. Die Forderungen des Berufs an den Menſchen, und die des Menſchen an ſeinen Beruf müßten vor Allem auf ein billiges Maß zurückgeführt, es müßte Muße vorhanden ſeyn, das Schöne neben dem Nützlichen pflegen zu können. Der neue Reiche müßte die Vorbildung, den guten Geſchmack und Ton eines für die höhern Sphären der Geſellſchaft Erzogenen in ſeine neue Stellung mitbringen, und der, welcher nach oben ſtrebt, müßte nicht damit beginnen wollen, die herabzuziehen, welche bereits oben ſind. Wir ſehen, daß eine Rückkehr zum Alten nahezu unmöglich ſeyn dürfte; wir ſehen, daß Gehäſſigkeit und Gereiztheit überall ſich auf eine bedenkliche Weiſe Luft machen, daß man die vollwichtige Münze der alten guten Lebensart zwar gerne einnimmt, aber nicht wieder ausgibt, und daß die Richtung der Zukunft, welche ſtets in dem nachwachſenden Geſchlechte ſich offenbart, eher noch etwas Schlimmeres für die

Zukunft erwarten läßt. Denn das iſt unverkennbar, daß die Gleichheit die Freiheit auch in den beſprochenen Beziehungen tödten wird, wenn kein Obenſtehendes und Maßgebendes mehr anerkannt werden wird, als die größere Kraft.

So ſehr die Uniformirung der äußern Erſcheinung der Geſellſchaft ſchadet, ſo heilſam möchte die allgemeine Wehrpflicht auf die Geſtaltung der Geſellſchaft der Zukunft wirken. In jener lernt Jeder ſich an die ihm gemäße Stelle zu halten, Jedem das ihm Zukommende zu gewähren, die Achtung, welche er für ſich anſprechen darf, Andern nicht zu verſagen, und beſonders, ſich genoſſenſchaftlich zu betragen. Vielleicht wird ein vernünftiger Socialismus die Zünfte und Innungen erſetzen, welche man unvorſichtigerweiſe zerſtört hat, ſtatt ſie aus- und umzubilden. Auch die Vereine, die Verſammlungen zu Berathungen in Angelegenheiten der Gemeinde, die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens werden Haltung, Anerkennung der Talente und Charaktere, ſomit ein freundlicheres Betragen unvermerkt zurückführen. Die Noth wird uns wieder die Unabweislichkeit der Unterordnung und des Gehorſams zeigen. Sie wird die übertriebenen Anſprüche auf Geltung und auf Genüſſe wieder auf das richtige Maß zurückführen, und die Häuslichkeit, das gemüthliche Beiſammenſeyn „ausgewählter Weniger" wieder zu Ehren bringen. Alsdann wird es auch nicht mehr nöthig ſeyn, ſich als crême und crême de la crême ſtandesmäßig abzuſondern, wodurch kaum die Blößen der Bildung und Aufführung bedeckt, die Sittigung und das bezweckte Vergnügen aber ſicherlich nicht gefördert werden, und wie ein Blumenſtrauß aus Blumen verſchiedener Geſtalt und Farbe allein ſchön genannt werden kann, ſo wird auch die gewählte Geſellſchaft wieder das Ausgezeichnete der verſchiedenen Lebensſtellungen verbinden.

Zu den vielen Nachtheilen, welche von einem großſtädtiſchen Leben unzertrennlich ſind, werden ſich auch die Vortheile deſſelben geſellen. Jedes Jahr ſieht unſere Städte ſich erweitern, verſchönern, mit Anſtalten jeder Art ihr tägliches Leben ſchmücken. Durch die Schienenwege werden ſie ſich ſo nahe gerückt, daß jede Beſonderheit, jedes reichſtädtiſche Abſchließen in wenigen Jahren verſchwunden ſeyn muß. Dieſes wird die Abſchleifung der Ecken des Heimathlebens und des Standes und die Specialiſirung

in den einzelnen Berufen befördern, ohne daß eine Hauptstadt alle Kräfte des Landes an sich ziehe und aufsauge, in Allem als Gesetzgeberin und Richterin sich darstelle, wie Paris für ganz Frankreich. Und so großartig diese Stadt in Allem dastehen mag, was Lebensgenuß, Lebensart und Ton in Europa betrifft, so wenig hat sie sich dennoch den Einflüssen einer nivellirenden Zeit entziehen und den alten Ruf der Urbanität ihren Gesellschaften erhalten können, worin wir ein deutliches Zeichen einer durchgehenden Umbildung der Gesellschaft erblicken müssen.

Die meisten Reichen unserer Zeit sind Reichgewordene. Sie konnten in ihrem bewegten, nur auf Erwerb gerichteten Leben weder rechts noch links schauen, sie mußten Allem entsagen, was die Bildung des Menschen, was das Leben zieren mag. Müde und erschöpft sind sie endlich am Ziele ihrer Wünsche angekommen oder wenigstens demselben so nahe gerückt, daß sie anfangen können, das noch übrige bischen Leben zu genießen. Von ihnen selbst, vielleicht nicht einmal von ihren, nicht immer sorgfältig erzogenen Söhnen kann man nicht erwarten, daß sie die feinere Sitte, das Ergebniß früher Angewöhnung, fortgesetzter Uebung und angenehmer Muße sich zu eigen machen werden. Aber das darf man hoffen, daß aus ihnen der Stand gebildeter unabhängiger Landwirthe werde ergänzt werden, während die alten grundherrlichen Geschlechter dadurch allgemeinere Bildung erstreben, daß sie mit dem Landbau industrielle Unternehmungen verknüpfen.

Eine breite Grundlage für Wiederherstellung feinerer Sitte bietet ferner, wie wir oben bemerkten, die allgemeine Wehrpflicht, in welcher bei Befehlen und Gehorchen, bei dienstlichen und nichtdienstlichen Verhältnissen alle Stufen der Bildung von der höchsten bis zur untersten mit Umsicht und Rücksicht behandelt seyn wollen. Auch werden in neuerer Zeit die Forderungen an wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere dergestalt gesteigert, daß eine Rückkehr der Standesabschließung und des auf Nichtoffiziere drückenden Benehmens, über welches früher oft mit Recht geklagt wurde, nicht mehr zu befürchten ist. Da nun, wie Goethe seine Ottilie mit Recht sagen läßt, die vortheilhafteste Stellung in der Gesellschaft die eines gebildeten Offiziers ist, so dürfen wir sowohl von der nun raschen Vermehrung als von der wissenschaftlichen

Steigerung dieſes Standes erwarten, daß er kräftig zu Entfernung der Uebelſtände beitragen werde, welche wir jetzt beklagen.

Die alte Herzlichkeit kann freilich ſo wenig wiederkehren als die Gaſtfreundſchaft verfloſſener Zeiten, und die ſorgloſe verfeinerte Geſelligkeit des achtzehnten Jahrhunderts hat durch Naturnothwendigkeit einer ernſteren Betonung des täglichen Verkehrs, der Ueberfluß bei Einzelnen einem bequemen Leben Vieler weichen müſſen. Es ziemt uns nicht zu klagen über den Verluſt des Unwiederbringlichen, oder das Abgeſtorbene zu ehren, als ob es noch am Leben wäre. Aber es wird uns vergönnt ſeyn, unſere Vermuthungen über die Geſtaltung des geſelligen Lebens der Zukunft zu äußern.

Der Luxus und die Genußſucht, über welche wir gerechte Klagen hören, das allgemeine Streben aufwärts werden durch einen der Umſchwünge, welche ſich wie nothwendige Lebensthätigkeiten der Menſchheit in allen Zeiten darſtellen, auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Die Oeffentlichkeit und Rechtsgleichheit, die Gewandtheit und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, wie ſie Heerdienſt und Reiſen aufdringen, werden wenigſtens die ſchärfſten Ecken abſchleifen, und die Befriedigung heißer politiſcher Wünſche wird die üble Laune, welche jetzt überall durchſcheint, beſchwichtigen, und die Skandale, mit welchen man ſich gegenwärtig befaßt, unbedeutend und ungenießbar machen. Die Häuslichkeit wird nebſt der Ehe wieder zu größeren Ehren kommen, und den unbequemen Europamüden ein Feld für ihre Thätigkeit in Aſien eröffnet werden. Denn gegenwärtig liegt der Hauptgrund unſerer geſellſchaftlichen Zerfallenheit in dem Umſtande, daß wir noch nicht ſind, wozu wir uns berufen fühlen, und das nicht mehr ſind, als was man uns behandelt. Es iſt mit der Geſellſchaft wie mit dem Einzelnen. Flegeljahre ſind auch dem einförmigſten, naturgetreueſten Leben beigegeben. Unſere Jugend fühlt, daß die bedeutenden Zeiten, in welchen unſere Greiſe jung waren, unwillkürlich auf den unbeſchäftigten Nachwuchs drücken. Freilich waren die Uebergänge ſehr ſchroff, und der Umſchwung in kurzem Zeitraume beiſpiellos. Darum wollen wir billig ſeyn, und nicht den Menſchen, ſondern dem Zuſammenfluſſe von Umſtänden die Vergröberung zur Laſt ſchreiben, welche ſich nicht nur

im Umgange, sondern in den meisten Beziehungen des Lebens, sogar in den Stimmen der Sänger und Sängerinnen offenbart.

Der Verfeinerung der Sitten ist nur zu oft Verweichlichung und Verdorbenheit beigesellt. Unsere Zeit arbeitet sichtlich an Kräftigung, und bedarf dieser auch sehr. Wir Deutschen könnten etwas mehr Derbheit des Leibs und der Seele sehr wohl brauchen. Aber alsdann müßte vor Allem unserer Jugend die Last übertriebenen Lernens und Dressirtwerdens für ein Brodstudium abgenommen, und der Erziehung wenigstens eben so viel Recht werden, als dem Unterrichte. Mit dem Turnen ist viel gethan, aber lange nicht genug. Die Verdorbenheit ist jetzt so verbreitet, ja vielleicht noch verbreiteter als in den Zeiten Casanova's, aber sie ist wenigstens nicht mehr so schamlos und zum guten Tone gehörig, wie damals. Daher wird es, wenn wieder große Fragen die Menschheit in Bewegung werden gesetzt haben, der jetzt überall vorherrschenden Bürgerlichkeit leicht seyn, dem Guten das Schöne, dem Nützlichen das Anmuthige zu verbinden. Während jetzt die neue Aristokratie alle Ansprüche der alten theilt, ohne die Pflichten zu erfüllen, welche jede bevorzugte Stellung übernehmen muß, wird sich das Leben mehr in ein ganz öffentliches und ein ganz häusliches spalten, durch welche Trennung die Frauen und ihr Verhältniß zur Gesellschaft mehr gewinnen werden, als man auf den ersten Anblick glauben sollte.

Wie die früheren Zeiten uns die verfeinerte Geselligkeit, die zart anfassende Höflichkeit als ein Symptom des in vielen Beziehungen zerfallenen und zerfallenden öffentlichen Lebens zeigen, so haben wir in der jetzigen Vergröberung, in der allgemeinern Gleichstellung und Nichtanerkennung aller Unterordnung ebenfalls nur eines der vielen Zeichen vor uns, daß eine gänzlich veränderte Stellung der Menschen zu einander in der Gesellschaft zu erwarten stehe. Während ein Waldhornbläser im Pariser Orchester Rossini herausforderte, weil dieser ihm bemerkte, er blase einen halben Ton zu hoch, wird mit Talenten, besonders mit künstlerischen, eine Abgötterei getrieben, welche gerade da am offensten zur Schau getragen wird, wo die Vorzüge der Geburt noch am sorgfältigsten von den Regierungen gehoben und getragen werden. Man vergleiche die Ehren, welche einem Liszt, einer Elsler zu Theil werden, mit dem Empfang eines Montmorency oder eines

Dalberg, selbst eines Prinzen oder einer Prinzessin aus souverainem geschichtlich gefeierten Hause!

Bekanntlich sind die Bewohner des himmlischen Reichs der Mitte die höflichsten Erdensöhne. Diese Höflichkeit ist auf die gesammte Gestaltung des Lebens gegründet, aber der Bambu wird in dem Boden Europa's nie fortkommen, und sogar die Nachfrage nach Haselstöcken hat unter uns bedeutend abgenommen, was zwar von Vielen herzlich bedauert wird, aber leicht begreiflich ist, wenn man sich die Mühe geben will, die Erscheinungen aus ihren Ursachen zu erklären, und alsdann mit einander zu vergleichen.

Nächst den künstlerischen Talenten genießt der Reichthum in noch nie dagewesenem Maße den aufrichtigsten und anhaltendsten Kultus, und zwar häufig mit denselben Mentalreservationen, welche die Pariser und Versailler Hofleute zu den Generalpächtern begleiteten und die sie von deren ausgesuchten Gastgeboten mitnahmen. So wenig als Geburt allein kann Reichthum allein die feine Sitte fördern, wohl aber die Mittelpunkte anbieten, in welchen von Männern und Frauen, welche in den verschiedensten Richtungen sich auszeichnen, den Grazien geopfert werden kann.

Es muß demnach die Entstehung und Anerkennung einer neuen Aristokratie abgewartet werden, bevor die geselligen Verhältnisse im Allgemeinen wieder in ein erfreuliches Gleichgewicht kommen können, denn jeder Clubb, jedes Kränzchen, jede gewöhnlich sich wiederholende Gesellschaft ist ihrer Natur nach aristokratisch, wenn sie auch aus den radikalsten Elementen zusammengesetzt wäre, denn sie schließt sich ab, folglich schließt sie aus, was nicht zu ihr passen will. Wo man nicht sich zu gleichgestimmter Unterhaltung versammeln kann, besteht keine Gesellschaft, es ist eben ein Zusammenleben wie auf einem Dampfboote oder in einem Waggon, wo man im Unterlassen des Unschicklichen und im Einhalten des Zero zwischen Kälte und Wärme den nicht Ungezogenen, und höchstens im Aufheben eines zu Boden gefallenen Shawls den Wohlerzogenen zeigen kann. Zu Gesellschaft und Geselligkeit gehört schon nach der Bedeutung der Worte, daß man sich zu einander geselle, also Auswahl gegen außen, Gleichheit nach innen. Diese Gleichheit wird die Zweikämpfe nicht abkommen lassen, so löblich auch das Bestreben auf Hochschulen und im

Innern mehrerer Heere iſt, ſie abzuſchaffen. Das einzig mögliche Ergebniß wird vor der Hand deren Zurückführung auf ſehr ernſte Veranlaſſungen ſeyn. Die Vereinigten Staaten, wo bekanntlich die ausgedehnteſte Gleichheit herrſcht, beweiſen die Unvermeidlichkeit dieſes Uebels während des jetzigen Stands unſerer Geſittung. Das öffentliche Leben müßte ſehr ausgebildet, das häusliche ungleich häuslicher werden, als es ſeit langer Zeit war, wenn das letzte Mittel entbehrlich werden ſollte.

In Vorſtehendem haben wir geſucht die Urſachen darzulegen, welche nach unſerer Ueberzeugung dem Uebel der Vergröberung zu Grunde liegen, und wir glauben, der Leſer wird mit uns übereinſtimmen, daß durch poſitives Einſchreiten, Befehlen und Verbieten, Beſtrafen und Verweiſe nichts Weſentliches gebeſſert werden werde, ſondern daß nur die Zeit in ihrem eben ſo unfühlbaren als unaufhaltſamen Gange dieſem Stadium unſerer Entwicklung ein anderes nachfolgen laſſen werde, welches den Verkehr des Menſchen mit den Menſchen freundlicher geſtalten möge. Jedenfalls wäre es vielleicht keine unvortheilhafte Buchhändlerſpekulation, den guten alten „Leipziger höflichen Schüler“ umarbeiten und zum Frommen der nachwachſenden Jugend friſch auflegen zu laſſen.

B. L.

Einige Gedanken über die Civilrechtspflege.

Es darf wohl der Welt nicht bange seyn, daß die communistischen Ideen so bald, ja daß sie jemals sich praktische Bedeutung verschaffen und die materielle Basis der socialen Zustände und Verhältnisse, die privativen Rechte der Einzelnen auf Eigenthum, erschüttern oder selbst zerstören werden. So weit die Geschichte hinaufreicht, ist diese Grundlage der gesellschaftlichen Entwickelung anzutreffen, und ob sie auch zuweilen, wenn drückendere Mißverhältnisse im Besitzstand der verschiedenen Klassen der Gesellschaft sich allmählig fühlbar machten, in solchen Entwicklungsstufen bald mit bald ohne günstigen Erfolg für die Benachtheiligten, theils mit Gewalt, theils auf dem Wege des Parteikampfes innerhalb staatsrechtlicher Formen angegriffen wurde, so ist sie doch im Prinzip selbst niemals verworfen, noch jemals praktisch aufgegeben worden. Und so wird und muß es auch hinfort bei den Menschen bleiben, so lange sie Menschen sind, wie sie es von jeher bis zu dieser Stunde waren.

Das Privateigenthum ist es aber, neben gewissen persönlichen Verhältnissen im Familienleben, was den Gegenstand des sogenannten Civilrechts bildet, und die Anwendung dieses Rechts auf streitige Fälle bildet die Aufgabe der Civilrechtspflege, welche sonach so wenig, als das Eigenthum, jemals im Staate aufhören kann, als nothwendig zum Fortbestand der bürgerlichen Gesellschaft zu gelten. Darf auch der Staat, wie man allmählig mehr und mehr begreift, nicht in der früheren Einseitigkeit als ein nur auf die Verwirklichung der Rechtsidee berechnetes Institut

Frankreichs, und gewiß geeignet, die literariſche Erſtarrung durch ein bewegtes Leben allda zu erſetzen. Wer von Boulogne bis Straßburg Frankreichs Departements aufmerkſam durchreiſt, ſieht mit Vergnügen den Anfang einer andern Zeit, und findet er auch manchen Geſchichtsfreund noch in der Vorhalle des Tempels, ſo kann er es ſich doch nicht verſagen, die Beſtrebungen zu bewundern, welchen mancher dunkle Punkt der Lokalgeſchichte* Aufhellung, manches Pergament ſein Hervorziehen aus dem Staube, manche Handſchriftenſammlung ihre Erhaltung verdanken. Wir nennen die Städte Boulogne ſur Mer, Calais, Saint-Omer, Arras, Douai, Lille, Valenciennes,** Cambrai, Laon, Chalons ſur Marne, Metz, Epinal, Colmar und unſer altes ſtets deutſches Straßburg.

Einen höhern Aufſchwung erhielt der hiſtoriſche Forſchungsgeiſt in Frankreich unter Guizots Miniſterien. Er ließ von den Kammern über hundert und dreißigtauſend Franken ſich geben, um geſchichtliche Denkmale ans Licht zu fördern. Seine Rapporte über den Reichthum der Archive und Bibliotheken (abgedruckt im Moniteur von 1834 — 1836 und im Journal des Debats) leſen die Freunde der Geſchichte mit großer Erwartung. In allen Provinzen wurden Correſpondenten ernannt, und eine dirigirende Commiſſion niedergeſetzt, deren Mitglied Auguſtin Thierry iſt; einer ihrer erſten Entwürfe iſt die Herausgabe aller Geſchichtsdokumente des dritten Standes (Monumens pour servir à l'histoire du tiers état). Im December 1836 laſen wir die erſten Mittheilungen über die erfreulichen Ergebniſſe ihrer Arbeiten. Neben dieſer Commiſſion gelang es Guizot, eine in ganz Frankreich verbreitete hiſtoriſche Geſellſchaft (La Société d'histoire de France, deren Präſident Herr v. Barante iſt) zu gründen: die andern Vereinen keinen Eintrag that, weder den Antiquaires de France, deren Memoiren jetzt 12 Bände umfaſſen, noch dem ſeit 1834 entſtandenen Institut Historique, weder der Academie des Inscriptions, noch der hiſtoriſchen Section,

---

* In Lille erſcheinen die Revue du Nord, in Valenciennes ſchon ſeit 1829 die Archives historiques du Nord de la France et du Midi de la Belgique.

** Ausgezeichnete Stadtgeſchichten erſchienen, wie die von Amiens, Abbeville, Valence, Dieppe, Auxerre, Caen; eben ſo ausgezeichnete Provincialgeſchichten wie z. B. die der Normandie von Licquet.

aufgefaßt werden, so bleibt doch eine seiner wesentlichen Aufgaben diese: die rechtlichen Verhältnisse der Staatsgenossen unter sich und gegen Andere zu normiren und zu schützen.

Auf welchem Wege, durch welche Mittel der Staat dieser Aufgabe am sichersten genügen dürfte, darüber einige Gedanken dem Leserkreise dieser Blätter vorzulegen, wird um so mehr gestattet und am Orte seyn, da man sich nicht verbergen kann, daß jene Unbehaglichkeit, die seit dem Erwachen freieren Nachdenkens und allgemeinerer Theilnahme an den verschiedenen gesellschaftlichen Zuständen unsres Gesammtvaterlandes sich nachgerade jedem Denkenden und Wohlmeinenden aufdringt und schmerzlich fühlbar macht, zu einem guten Theil auch dem Zustande gilt, in welchem die Rechtspflege in Privatrechtssachen sich befindet.

Sollen wir die Gründe dieses mißbehaglichen Gefühls aufdecken, so werden wir nicht irren, wenn wir als solche einmal die große Verschiedenheit des Rechts und des Verfahrens in den verschiedenen deutschen Staaten, und dann den Mangel an nationaler Gestaltung, an Einfachheit und Klarheit der Rechtsnormen, sowie den gleichen Mangel bei dem Verfahren und die Nichtöffentlichkeit des letzteren bezeichnen.

Ueber jene Verschiedenheit des Rechts und Verfahrens in den einzelnen Staaten uns näher auszusprechen und unsere Gedanken darüber mitzutheilen, wie diesem Uebel möglichst abgeholfen werden könnte, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor; daß eine Abhülfe dringend noththue und daß sie möglich sey, wird wohl im Allgemeinen Niemand ernstlich läugnen; und in den Staaten, die das Band des Zollvereines umfaßt, wird wohl von selbst es täglich mehr zum Bewußtseyn kommen, daß freier gegenseitiger Verkehr nur dann bestehen und gedeihen kann, wenn auch in den Rechtsverhältnissen, welche durch diesen Verkehr begründet werden, jeder Betheiligte zum Voraus einer befriedigenden Rechtshülfe sich versichert halten kann. Wir kennen zwei Nachbarstaaten des Zollvereines, in deren Einem die Justiz mit anerkannter Gründlichkeit und Raschheit und beinahe unentgeldlich den Fremden wie den Einheimischen zum Recht verhilft, während in dem andern selbst in den einfachsten — sogar in liquiden Fällen die Rechtshülfe jahrelang verzögert, und wo der

klagenden Partei durch unumgängliche Annahme eines Advokaten, durch Sporteln, Stempel, Taxen u. dergl. zum Voraus ein Aufwand angemuthet wird, der oft das Streitobjekt um Vieles übersteigt. Was hilft alsdann, daß die Zollschranken beseitigt sind? oder kann der Angehörige des einen Staates mit dem des andern je zu verkehren sich versucht finden, wenn er befürchten muß, daß ihm daraus eine Forderung entspringen könnte, die vor einer Justiz, wie die geschilderte, zu verfolgen wäre?

Man sollte nicht für möglich halten, daß öfters auch die einfachsten Wahrheiten, die selbst dem schlichtesten Menschenverstand einleuchten, Jahrhundertelang vergeblich auf ihre praktische Anerkennung warten müssen. Zu diesen Wahrheiten gehört, daß die Gesetze, nach welchen die Verhältnisse der Bürger eines Staates sich ordnen sollen, daß namentlich die Rechtsgesetze, nach denen der Bürger sich benehmen und seine streitigen Angelegenheiten richterlich entscheiden lassen soll, dem Bürger zugänglich, für ihn verständlich seyn, und daß sie den Verhältnissen des concreten Landes, für welches sie gelten, entsprechen müssen, wenn sie dem Zwecke jeden Gesetzes, das Wohl des Staates im Ganzen und in seinen einzelnen Gliedern zu fördern, und so viel möglich von diesen freiwillig befolgt zu werden, auch in der That genügen sollen. Wie kann vernünftigerweise erwartet werden, daß der Staatsbürger in seinem Handeln und Wandeln nach Gesetzen und nach einem Rechte, die er unmöglich kennen lernen kann, sich richten könne und sich richten werde? Und doch lebt in der Mehrzahl der deutschen Staaten der Bürger unter solchem Recht und unter solchen Gesetzen. Das römische, kanonische, in etwas das gemein-deutsche und zuweilen einige Stücke besonderes Landesrecht bilden das Convolut derjenigen Rechtsbestimmungen, wonach der Deutsche seine rechtlichen Verhältnisse ordnen soll, und wornach über sie, sobald sie streitig werden, der Richterspruch ergeht. Wer irgend nur einige Kenntniß von diesem Material, aus dem das Recht in jenen Staaten gebildet ist, besitzt, der weiß, wie schwierig es selbst für den Gelehrten, für den Mann vom Fache ist, der seine ganze Zeit und Kraft dem Studium dieses Rechtes widmet, das, was als geltend und verbindend anzusehen, aus einer Masse von Gesetzen, Entscheidungen und Rechtsansichten zu ermitteln, die meist in fremder Sprache abgefaßt,

einander vielfach widersprechend, und nur aus den Verhältnissen und Rechtsansichten eines fremden, längst untergegangenen Volkes verständlich sind.

In der That, wir wiederholen es, kaum glaublich ist es, daß durch die Beibehaltung eines solchen vielgestaltigen, verwickelten, bestrittenen und für den Bürger unverständlichen Convolutes, das als Compler der Rechtsbestimmungen gilt, jene einfache natürliche Wahrheit bis auf den heutigen Tag so ganz verkannt und mißachtet werden kann. Besonders aber muß es befremden, daß gerade die Bewunderer des römischen Rechts es sind, welche demselben seine Herrschaft über unsre Zeit und unsere Verhältnisse mit so einseitiger und verblendeter Vorliebe zu sichern und zu erhalten streben; als ob nicht der große Werth des römischen Rechts, als einer historischen Thatsache, zunächst und vornehmlich in seiner naturgemäßen Entwicklung aus den Rechtsansichten und den Bedürfnissen des Volkes und der Zeiten, für welches und in welchen es sich bildete, gerade in diesem nationalen und zeitgemäßen Charakter bestände. Dieser Charakter, der dem römischen Rechte seinen großen Werth als Beispiel und Vorbild einer nationalen Rechtsentwicklung verleiht, macht dasselbe geradezu untauglich für die praktische Geltung in anderer Zeit und bei einem andern, in gänzlich verschiedenen Verhältnissen lebenden, ein ganz verschiedenes Rechtsbewußtseyn tragenden Volke, wie das deutsche von jeher war und trotz der langjährigen Herrschaft des fremden Rechts geblieben ist.

Wir hoffen, es werde die Zeit nicht mehr so ferne seyn, wo dies begriffen wird, und wo mit entschlossenem Muth und mit Achtung, wie für jenes große Vorbild, so für die Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse des deutschen Volkes auf der jetzigen Stufe seiner Bildung, ernstlich Hand angelegt werden wird an die Begründung eines nationalen Rechts für unser Vaterland, eines Rechts, das, wenn es einfach und klar dem allgemeinen Rechtsgefühl des Volkes entsprechend ist, bald Eigenthum des Bürgers werden, und falls auch in dem ersten Anfang unvollkommen, sich ebenso gewiß allmählig dem Bedürfnisse entsprechend entwickeln wird, wie dies beim römischen Recht der Fall gewesen.

Hierauf wird aber, eben wie auch bei den Römern, besonders die Art und Weise der Civilrechtspflege einen entscheidenden

Einfluß haben, und jemehr die Ordnung der Gerichte und das Verfahren vor denſelben dem Geiſt des Volkes entſpricht, jemehr dabei den Richtern Gelegenheit gegeben iſt, die Verhältniſſe des Lebens, die Bedürfniſſe im Rechtsverkehr, die Rechtsanſichten des Volkes kennen zu lernen und zu beachten, und ſie zur geſetzlichen Geltung zu bringen, um ſo gewiſſer und vollſtändiger wird ein deutſches Recht entſtehen, das im deutſchen Geiſte wurzelt und als wahres Eigenthum des Volkes in dieſem lebendig werden wird.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen über das Verhältniß und den Werth der Civilrechtspflege in ihrer Beziehung zur Entwicklung des Rechts und zum allgemeinen Volksleben gehen wir zu den einzelnen Punkten über, deren Beſprechung von einem allgemeineren Intereſſe ſeyn dürfte.

1.

Adminiſtrativ-Juſtiz.

Die Frage von dem Umfang und von den Gegenſtänden der Civilrechtspflege war in früherer Zeit eine unzweifelhafte und unbeſtrittene; ſo oft der Bürger ſich in einem ſeiner Privatrechte, wie dieſe von den Geſetzen und von dem Rechte begränzt waren, für angegriffen oder beeinträchtigt hielt, ſtand ihm der Weg zum Richter offen, und dieſer Richter war es, der ſein Urtheil darüber gab, ſo oft er angerufen wurde und er ſelbſt ſeine Competenz in dem ihm vorgetragenen Streite für begründet erachtete. Eine Erfindung der neueren Zeit hat dieſes einfache Verhältniß alterirt, und in der ſo betitelten „Adminiſtrativjuſtiz" iſt der Civiljuſtiz eine Stiefſchweſter an die Seite geſetzt worden, die ſich mit ihr um die Berechtigung zur Entſcheidung von Rechtsfällen ſtreitet und ſich einen Competenzkreis zu verſchaffen ſucht, der mehr und mehr das Gebiet der Civiljuſtiz zu verengen droht.

Die Begriffe und Maximen des modernen Staates, die fortſchreitende Centraliſirung der Verwaltung insbeſondere und die oppoſitionelle Stellung, welche die Regierungsgewalt gegenüber den neuen Elementen im deutſchen Staatsleben, den Ständen des Landes oder der einzelnen Provinzen, ſowie folgeweiſe auch gegenüber den Regierten überhaupt eingenommen hat, riefen jene neue Schöpfung hervor. Zunächſt gründete ſie ſich auf das Bedürfniß einer Schranke gegen die Allgewalt der Adminiſtration

in ſolchen Angelegenheiten, die unſtreitig zu deren Geſchäftsbereich gehören; für ſolche Fälle, in welchen der einzelne Bürger ſich durch eine Verfügung der Verwaltung verletzt hält, in welchen er glaubt, daß eine allgemeine Vorſchrift, ein Geſetz oder eine Verordnung auf ihn falſch angewendet worden ſey, ſollte dem Betheiligten zur Beruhigung eine Inſtanz gewährt werden, die, in der Regel collegialiſch, über den Grund oder Ungrund ſolcher Beſchwerden zu entſcheiden hat, und dieſe Inſtanz ſollte unabhängig von dem Centrum des betreffenden Verwaltungszweiges ſelbſtſtändig nach eigener Ueberzeugung urtheilen, und in dieſer Hinſicht eine analoge Stellung einnehmen, wie die Gerichte; ſie ſollte ſich von letzteren aber dadurch unterſcheiden, daß ſie ganz oder zum großen Theil aus Verwaltungsbeamten beſtehe, denen eine nähere Bekanntſchaft mit den betreffenden Geſetzen, ihrem Zweck und Geiſt, mit den übrigen einſchlagenden Grundſätzen der Verwaltung und mit den Bedürfniſſen des Lebens, wie den Conſequenzen der nothwendigen Einheit in der Verwaltung zugetraut werden könne, was bei den Civilgerichten meiſt zu vermiſſen ſey. Daß hierin ein Keim für die Entwicklung eines liberaleren Staatslebens enthalten ſey, kann nicht geläugnet werden. Unſtreitig dient eine ſolche Einrichtung ſehr zum Schutze des Einzelnen gegen einzelne Mißgriffe und Bedrückungen von Seiten der Verwaltung, wogegen die Verantwortlichkeit der Miniſter, als der höchſten Spitzen der einzelnen Verwaltungszweige, aus mehrfachen Gründen keinen genügenden Schutz gewähren kann, und namentlich ſchon darum nicht, weil eine Anklage gegen den Miniſter nicht ſchon wegen irrthümlicher Anwendung eines Geſetzes auf einen, vielleicht zweifelhaften Einzelfall gebaut und noch weniger erwartet werden kann, daß die Organe, welche zu einer ſolchen Anklage verfaſſungsmäßig allein befugt ſind, von dem betheiligten Einzelnen in ſeiner oft minder wichtigen Angelegenheit werden angerufen, oder daß dieſe Organe ſo leicht zu einem ſolchen, doch immerhin extremen Schritte ſich entſchließen werden.

Allein dieſes neugeſchaffene Inſtitut begnügt ſich, wie ſchon angedeutet, vielfach nicht mit jener engeren Grenze ſeiner Wirkſamkeit, vielmehr ſucht daſſelbe ſie mehr und mehr zu erweitern durch Beeinträchtigung des Gebietes, das früher unbeſtritten der Civiljuſtiz zugeſtanden war, und nicht nur auf theoretiſchem,

ſondern auch auf dem praktiſchen Boden dauert der Streit über die beiderſeitige Begrenzung noch unentſchieden fort, meiſt unter einſeitiger Begünſtigung der Adminiſtrativjuſtiz von Seiten der Regierungen, die durch die Wirkſamkeit der unabhängigen Gerichte die freiere Thätigkeit der Verwaltung gefährdet glauben, und jede Organe, die ihrer unmittelbareren Einwirkung entzogen ſind, mit einer gewiſſen Furcht und Eiferſucht betrachten.

Dem Zwecke dieſer Zeilen liegt es ferne, die Grundſätze, nach welchen die Competenz dieſer beiderlei Inſtanzen abzugrenzen wäre, näher und auf das Einzelne eingehend zu erörtern; nur ſoviel mag hier im Allgemeinen bemerkt werden, daß es ſehr nöthig iſt, dieſe Grenzen durch ein Geſetz feſt zu beſtimmen und hiebei im Zweifelsfalle eher den gerichtlichen als den außergerichtlichen Reſſort zu begünſtigen, auch, und dies ſcheint uns beſonders wichtig, den Gerichten ſelbſt die Cognition darüber, ob der Einzelfall vor ihr Forum gehöre, zuzugeſtehen, anſtatt Competenzconflicte zwiſchen den Gerichten und den Adminiſtrativjuſtizbehörden durch eine, wenn auch noch ſo hoch geſtellte Verwaltungsbehörde entſcheiden zu laſſen. Ein ſolches Ueberwiegen der gerichtlichen Gewalt über die Gewalt der Adminiſtration entſpricht den Forderungen eines Rechtsſtaates im Gegenſatze zum modernen Polizeiſtaat; und ſo gewiß das Recht, als Grundtypus der geſammten Staatsverfaſſung, vorherrſchen muß gegenüber dem polizeilichen Geiſte des Regierens, ebenſo gewiß muß das letzte Refugium des Rechts, der Schutz der Gerichte, eine möglichſt weite Geltung haben; ähnlich wie die Freiheit im Staatsleben den Grundtypus und den Inhalt bilden ſoll, der nur ſoweit zu beſchränken iſt, als die Rückſicht auf die allgemeine Ordnung ſolches gebietet. Den Rechtsbegriffen und dem Rechtsgefühle der Deutſchen, welche bis daher mit der modernen Schöpfung einer Adminiſtrativjuſtiz, vornehmlich wegen deren Uebergriff in das herkömmliche Gebiet der Civiljuſtiz, ſich nicht befreundet haben, kann ohne Zweifel nur durch eine Competenzabſcheidung, wie die angedeutete, entſprochen werden; und dieſe Gewährung kann ſchon die Thatſache des gefühlten Bedürfniſſes in Anſpruch nehmen; auch wird, deſſen darf man verſichert ſeyn, das Vertrauen, das ſich eine Regierung dadurch erwirbt, wenn ſie den Schutz und die Wirkſamkeit von unabhängigen Gerichten möglichſt weit

gewähren läßt, eine weit sicherere Stütze für die öffentliche Ordnung und die Autorität der Staatsgewalt abgeben, als wenn der Einfluß und die Macht der verwaltenden Behörden auf Rechnung jenes richterlichen Schutzes gesteigert werden will. Etwaige Mißgriffe, die in einzelnen Fällen zuweilen auch bei der angedeuteten Einrichtung vorkommen können, mögen zu beklagen seyn; allein ihre Wirkung erstreckt sich nicht über den Einzelfall hinaus und verschwindet als ein einzelner Mißton in der allgemeinen Harmonie des Staatsorganismus, während ein falsches, dem Volksgefühl widerstreitendes Prinzip, auch wenn seine Wirkungen sich nicht in greller Weise ungünstig zeigen, schon an sich selbst, als ungehöriges Element im Staate, nur Mißbehagen, Verstimmung und Mißtrauen hervorrufen kann und wird.

2.

Die Organisation der Gerichte.

Ueber die äußere Stellung der Civilrichter gegenüber der Staatsgewalt denken wir hier nicht besonders zu sprechen; wir setzen keinen Widerspruch dagegen voraus, daß diese Stellung eine so unabhängige seyn soll, wie sie überhaupt in der Idee besonderer Gerichte, im Gegensatze gegen Verwaltungsbehörden und noch mehr im Gegensatze gegen eine Kabinetsjustiz, von selbst geboten ist, und zwar in der Civilrechtspflege so gut, als bei der Strafrechtspflege, obschon bei jener eine ungeeignete Einwirkung der Regierungsorgane auf die Entscheidung einzelner Fälle weit seltener als in Straffachen zu befürchten seyn wird.

Ebenso lassen wir die Frage zur Seite, ob die Civil- und Strafjustiz denselben Gerichtsbehörden zu übertragen sey, eine Frage, welche sich mehr nach lokalen Verhältnissen und nach finanziellen Rücksichten entscheidet und in den verschiedenen Staaten je nach ihrem Umfang und ihrer Eintheilung, wie nach der Organisation und Gliederung der Staatsbehörden überhaupt und namentlich der Strafgerichte (wobei besonders die Aufnahme der Geschwornengerichte in Straffachen von Einfluß seyn muß) verschieden beantwortet und gelöst werden kann, ohne daß die Aufgabe einer guten Verwaltung der Civilrechtspflege davon abhängig wäre.

Endlich ist die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit, die Präventivjustiz (Pfandwesen, Ueberwachung und Regelung der ehelichen Vermögensverhältnisse und der Erbschaftstheilungen, öffentliche Bestätigung gewisser Verträge u. dgl.) gleichfalls von dem Plane unserer gegenwärtigen Bemerkungen ausgeschlossen.

Wir beschäftigen uns vielmehr einzig mit der Civilrechtspflege im engern eigentlichen Sinne, sofern sie die Aufgabe hat, streitige Civilrechtsfälle zu erledigen.

Zunächst kommt hier nun zu erwägen, ob es zweckmäßig oder geboten sey, besondere Friedens- oder Vergleichsgerichte zu errichten, welche die Aufgabe haben, streitige Civilrechtssachen zu erörtern und zu vermitteln zu suchen, ehe die zur rechtlichen Entscheidung berufenen Gerichte angerufen werden.

Diese Frage ist eine Zeitfrage geworden und wurde theils in der Theorie verschieden beantwortet, theils hat sie verschiedene gesetzgeberische Versuche veranlaßt, die wir als bekannt voraussetzen dürfen. Unsere Ansicht darüber ist kurz folgende.

Unstreitig wurde das Verlangen nach Behörden der gedachten Art (denn eigentliche Gerichte sind es nicht) dadurch hervorgerufen, daß die Anzahl der Streitigkeiten, welche gerichtlich entschieden werden sollten, mit den Gerichten und deren Leistung vielfach in ein solches Mißverhältniß getreten ist, daß die Gerichte von dieser Last erdrückt oder daß die von ihnen zu erledigenden Gegenstände nicht so gründlich oder nicht so zeitig als zu wünschen wäre, verhandelt und entschieden werden können; daher man glaubte auf ein Mittel Bedacht nehmen zu müssen, wodurch ein Theil dieser Streitsachen den Gerichten abgenommen und auf andere Weise, nämlich durch Vergleiche vor dem s. g. Friedensrichter seiner Erledigung zugeführt würde, was dann noch dadurch befördert werden sollte, daß die Parteien angehalten wurden, sich dieser vermittelnden Behörden vorher zu bedienen, ehe sie die Sache an die eigentlichen Gerichte bringen dürfen. Es will uns scheinen, daß man hierin nicht ganz den richtigen Weg eingeschlagen habe, um einem Mißstand abzuhelfen, der nachgerade fast in allen Ländern sich mehr und mehr fühlbar macht. Man sollte, glauben wir, anstatt nur auf Mittel zu sinnen, die Unzahl von Streitigkeiten in den rechtlichen Verhältnissen unter verschiedene Behörden zur Erledigung, theils durch

Vergleiche theils durch Urtheilssprüche, zu vertheilen, vielmehr hauptsächlich die Aufgabe sich stellen, zu untersuchen, woher dies Anwachsen der Streitigkeiten rühre, und sodann die aufgefundenen Ursachen dieser mißlichen Erscheinung möglichst zu beseitigen. Bei einer solchen Untersuchung würde man wohl finden, daß einerseits zwar die Verfeinerung und Verwickelung der socialen Verhältnisse, vielleicht auch in manchen Distrikten eine steigende Verarmung (bekanntlich sagt das Sprichwort, daß Armuth eine Haderkatze sey), und wohl auch das aller Orten mehr und mehr hervortretende Uebergewicht der materiellen Interessen und des Egoismus als des Prinzips derselben, die Veranlassungen und die Neigung zu Streitigkeiten über Mein und Dein allerdings vermehren müssen; andererseits aber würde man sich ebenso wenig verbergen können, daß die Unsicherheit des Rechts, die unvermeidbare Unkenntniß desselben von Seiten des Bürgers, worüber schon oben gesprochen wurde, und der Mangel an einer Fortbildung des Rechts nach den Ansichten, Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart mindestens ebenso viel Antheil an der Vermehrung jener Streitigkeiten habe. Und diese Quelle derselben kann und sollte zunächst abgeschnitten werden, wie wir dies in unsern obigen einleitenden Bemerkungen andeuteten.

Hiernächst bietet eine umsichtige Anordnung im Gebiete der Präventivjustiz (der freiwilligen Gerichtsbarkeit) ein sehr wirksames Gegenmittel gegen die Vermehrung von Rechtsstreitigkeiten dar, ohne daß darum eine ängstliche Bevormundung und Beengung der Einzelnen in ihren Privatangelegenheiten nöthig wäre.

Besonders aber ist es die Organisation der eigentlichen Gerichte selbst und die Vorschrift für ihr Verfahren, was auf die Vermehrung oder Verminderung der Processe und darauf, ob die Gerichte der Zahl derselben gewachsen sind, vom entscheidensten Einfluß seyn muß. In ersterer Beziehung, in Beziehung auf die Organisation, wird eine zweckmäßige Composition und Gliederung der Gerichte, namentlich mit Rücksicht auf die Natur der zu erledigenden Rechtshändel (z. B. ob sie Handels- oder Wechselsachen betreffen), das Vertrauen der Parteien in dieselben wesentlich befördern und die Parteien theils den Vermittlungsvorschlägen solcher Gerichte geneigter machen, theils sie bei deren Entscheidungen

ſich leichter beruhigen laſſen und damit die Berufungen an die höhere Inſtanz vermindern. In Rückſicht auf das Verfahren aber muß eine Beſchleunigung deſſelben, wie von ſelbſt einleuchtet, das Gleichgewicht zwiſchen der Geſchäftsaufgabe der Gerichte und der Zeit und Kraft der letzteren gar ſehr befördern und zugleich auch vielfach zur Abhaltung von ſolchen Proceſſen dienen, welche erfahrungsmäßig oft nur in der Abſicht veranlaßt werden, um die Erfüllung einer Verbindlichkeit hinauszuſchieben, von deren Rechtlichkeit die Partei ſelbſt überzeugt iſt; beſonders aber wird die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche wir hienach auch für die Civilgerichte vindiciren, ein neues, vielſeitig wohlthätiges Element ſchaffen, das hauptſächlich einen Damm gegen frivoles Unternehmen der Parteien und rabuliſtiſches Treiben der Anwälte und Advokaten abgeben und eben damit mehr, als man glauben mag, auf die Verminderung der Zahl der Proceſſe einwirken muß.

In ſolcher Weiſe ſollte das Uebel zunächſt in ſeiner Wurzel bekämpft werden, ehe an deſſen nachträgliche Heilung gedacht und geſchritten wird. Unſtreitig iſt der Staat verbunden, zur rechtlichen Entſcheidung der Privatſtreitigkeiten genügende Gelegenheit zu geben, und wenn die Zahl der beſtehenden Gerichte nach der Zahl der Streitfälle dazu nicht ausreichend iſt, jene ſo weit, als nach der letzteren nöthig, zu vermehren; denn daß keine Proceſſe geführt werden ſollen oder nur eine gewiſſe Zahl derſelben, läßt ſich direkt nicht befehlen, und wenn nicht indirekt durch die Mittel, die wir angedeutet, darauf eingewirkt wird, bleibt keine andere Wahl, als ebenſoviele Gerichte einzuſetzen, als nach der Zahl und dem Umfang der Proceſſe nöthig iſt. Soll, wie in jedem geordneten Staate ausgeſprochen werden muß, die Selbſthülfe dem Einzelnen verwehrt ſeyn, ſo muß der Staat genügende Rechtshülfe gewähren, wenn er nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen will.

Indeſſen wollen wir mit dem Bisherigen weder die rechtliche Zuläſſigkeit noch die Zweckmäßigkeit der Aufrichtung von Vergleichsbehörden unbedingt beſtreiten.

Wir ſind zwar der lebendigen Ueberzeugung, daß, wenn, wie wir verlangen, die letzten Urſachen der heutigen Vermehrung der Proceſſe aufgeſucht und nach Möglichkeit beſeitigt werden, wohl

der gleichfalls von Guizot wieder ins Leben gerufenen Académie des Sciences morales et politiques.

Wer wird ſich nun wundern, daß der geſchichtliche Sinn ſich mehr und mehr verbreitet und alle dazu geeigneten literäriſchen Fächer durchdringt. Auch die Freunde der neueſten Geſchichte reihen ſich an die Alterthumsfreunde an: Mignet beſchäftigt das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert; neue Namen treten hervor, beſonders als Herausgeber der Quellen, Fauriel, Aimé Paris, Edgar Quinet ſind in wenigen Jahren europäiſch berühmt geworden: wiederholt lieſt man die Namen von Allou, Achille Jubinal, Reinaud, Franciſque Michel, Leglay, und manches Jüngers der hiſtoriſchen Kunſt.

Unter allen dieſen Männern ragt als fruchtbarer Schriftſteller mit eignen Vorzügen und eignen Fehlern Herr Jules Michelet hervor, von deſſen neueſten Beſtrebungen wir ein Näheres zu ſagen uns vorgeſetzt haben, wenn wir vorerſt noch einiges Allgemeinere werden beſprochen haben.

Die von Herrn Leglay beſorgte, in Deutſchland noch zu wenig bekannte Ausgabe der Chronik des im 11ten Jahrhundert lebenden Chroniſten Balderic von Cambrai (v. J. 1834) verdient das größte Lob.

Die geſchichtlichen Studien in Frankreich haben mehrfache Berührungspunkte mit der neueren deutſchen Hiſtoriographie. Die franzöſiſchen Werke entſprechen nicht ſelten einem deutſchen Vorbilde, ſo daß es nicht ſchwer iſt, zwiſchen den Geſchichtsſchreibern beider Völker eine Parallele zu ziehen.

Unſerm Savigny und Eichhorn ſtehen Rainouard und Guizot gegenüber. Ja, es iſt auf den erſten Blick zu erſehen, daß die Werke der Erſten auf die Letzten nicht ohne Einfluß geweſen ſind. Rainouards Geſchichte der römiſchen Municipalverfaſſung in Frankreich iſt gewiß zum Theil aus den erſten Bänden von Savigny's Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter geſchöpft, welche Guizot in ſeinem Cours d'histoire moderne als ein Meiſterwerk ſeinen Landsleuten — jedoch mit freimüthiger Kritik — * anpreißt. Die erſten Theile der „deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte“ Eichhorns haben den gleichen Inhalt mit dem ſo eben genannten

* Man ſehe den Cours d'histoire moderne t. I. p. 289.

in den meiſten deutſchen Staaten die bereits beſtehende Anzahl von Gerichten ausreichen dürfte, um die alsdann noch entſtehenden Proceſſe zu erledigen, ſey es durch gütliche Vermittlung oder durch richterlichen Spruch, und daß dieſe eigentlichen Gerichte ſowohl nach ihrer rechtswiſſenſchaftlichen Befähigung, als nach ihrer unabhängigen, zum Vertrauen der Parteien berechtigten Stellung, zumal nach einer vorläufigen Erörterung der faktiſchen und rechtlichen Verhältniſſe des Einzelfalles, mehr als irgend eine andere Behörde geeignet ſeyen, Vergleiche zu vermitteln, die dem materiellen Rechte, deſſen Herſtellung doch immerhin den Endzweck bildet, möglichſt entſprechen: gleichwohl ſind wir nicht gemeint, zu widerſprechen, daß alsdann, wenn auf dem bezeichneten Wege eine die Leiſtungsfähigkeit der Gerichte überſteigende Ueberzahl von Rechtsſtreitigkeiten nicht ſollte abgewendet werden können, die Errichtung von beſonderen Vermittlungsbehörden am Orte ſeyn kann, theils zu dem Zwecke, um bei einem größeren Umfang der ordentlichen Gerichtsſprengel den Parteien durch ſolche ihnen näher gelegene Behörden Gelegenheit und Veranlaſſung zu geben, ihren Streit in der Nähe durch einen zweckmäßig geleiteten Vergleich zu erledigen, theils um für ſolche Streitgegenſtände, bei welchen es den beſtehenden ordentlichen Gerichten an den zu einer richtigen und den Verhältniſſen entſprechenden Entſcheidung nothwendigen beſonderen Sachkenntniſſen fehlt, eine im Beſitz ebendieſer Sachkenntniſſe befindliche Behörde aufzuſtellen, an welche derartige Streitſachen entweder zum Verſuch gütlicher Vermittlung oder zur ſchiedsrichterlichen Entſcheidung gebracht werden können, wie z. B. beſondere Vergleichs- oder Schiedsgerichte für Streitigkeiten in Handelsſachen, im buchhändleriſchen Verkehr u. dgl. — Jedenfalls aber wird eine geſetzliche Nöthigung der Parteien, vor der Betretung des eigentlichen Rechtsweges die Sache ſolchen Vergleichsbehörden vorzutragen und ſich deren Vermittlungsverſuch zu unterwerfen, ſchwer zu rechtfertigen ſeyn, da ein geſetzlicher Zwang zu einem Vergleichsverſuch an ſich ſchon etwas Widerſprechendes zu enthalten ſcheint, und da von einem ſolchen Verſuch bei Parteien, die nicht ſelbſt dazu geneigt ſind, wohl in den ſeltenſten Fällen ein entſprechender Erfolg erwartet werden kann, dann aber, wenn der Vergleichsverſuch völlig ſcheitert, durch einen Zwang der erwähnten Art nur die Parteien

beläſtigt und die Geſchäfte der verſchiedenen Behörden zuſammen genommen vervielfältigt werden. Daher ſcheint es uns richtiger, es dem freien Entſchluß der Parteien freizuſtellen, ob und in wieweit ſie von der in beſonderen Vergleichsbehörden dargebotenen Gelegenheit einer ſchnelleren Erledigung ihres Streits im gütlichen Wege wirklich Gebrauch machen wollen. Sehr weſentlich wird aber dies befördert werden, wenn den Bezirkseinwohnern oder den Berufsklaſſen, für welche ſolche Vergleichs- oder Schiedsgerichte beſtimmt ſind, eine Einwirkung auf die Wahl des Perſonals geſtattet wird, was ſehr geeignet iſt, das Vertrauen gegen ſolche Inſtitute bei den Betheiligten zu heben und zu erhalten.

Indem wir nunmehr zu den eigentlichen Gerichten, die Namens des Staats Recht zu ſprechen haben, übergehen, können wir als nachgerade überall anerkannt vorausſetzen, daß die ſ. g. Patrimonialgerichtsbarkeit hinfort nicht mehr beſtehen kann; — die Rechtspflege, als eine der erſten Aufgaben des Staates, als ein rein öffentlich rechtliches Inſtitut kann nicht Gegenſtand irgend einer Privatberechtigung ſeyn, auch abgeſehen von dem gefährlichen Einfluß auf die Rechtspflege, den erfahrungsmäßig ein ſolches Patrimonialrecht einzelnen bevorrechteten Ständen und Individuen möglich macht.

Was ſodann die Organiſation der eigentlichen Gerichte anbetrifft, ſo iſt es in neuerer Zeit eine weitverbreitete Anſicht, daß dieſelbe nur collegialiſch ſeyn dürfe, und daß die Einzelrichter, wo dieſe noch beſtehen, zu beſeitigen ſeyen. Wir können jedoch dieſer Anſicht nicht unbedingt beipflichten und glauben vielmehr das Inſtitut der Einzelrichter für die minder bedeutenden Rechtsſtreite vertheidigen zu müſſen. Nichts iſt im praktiſchen Leben ſo unangemeſſen und gefährlich, als die Durchführung eines Prinzips bis zu ſeinen äußerſten Conſequenzen; was im Allgemeinen richtig iſt, kann unter gegebenen beſonderen Verhältniſſen oder wegen anderer, gleich oder mehr wichtigen Rückſichten doch ſchädlich oder unzuträglich ſeyn. Das Inſtitut der Einzelrichter iſt einerſeits dadurch, daß bei Streitſachen von geringerem Belange den Betheiligten Gelegenheit gegeben werden muß, bei einem nahewohnenden Richter, wo möglich am Wohnſitz der Parteien (oder wenigſtens des Beklagten) Rechtshilfe zu finden,

und andererseits dadurch geboten, daß eine solche nahe Hilfe nicht durch collegialisch gebildete Gerichte gewährt werden kann, sofern sonst eine Unsumme solcher Behörden zu errichten wäre, wozu weder die Finanzen, noch auch das befähigte Personal ausreichten; die Finanzen nicht, da die Zeit vorüber ist, in welcher die Richterstellen als unbezahlte Ehrenämter vergeben werden konnten, und da die Richter, um ihnen eine unabhängige, auch der Bestechung nicht zugängliche Stellung zu sichern, angemessen besoldet werden müssen; das Personal aber nicht, weil trotz der großen Anzahl von Juristen in allen deutschen Staaten doch der zum Richteramte tauglichen nirgends so viele sind, daß ein Collegium von Richtern in jedem bedeutenderen Orte errichtet werden könnte. Denn daß ein Richtercollegium nur dann zweckmäßig ist, wenn die sämmtlichen Mitglieder desselben auch wirklich zum Rechtsprechen befähigt sind, ist so von selbst einleuchtend, daß man sich wundern muß, zuweilen (z. B. in Württemberg) Gerichte zu treffen, bei welchen selbst der größere Theil der Mitglieder aus rechtsunkundigen Männern besteht, die gleichwohl auch in den verwickeltsten Rechtsfragen ein volles Stimmrecht haben. Wird auch, wie wir im Eingang dieser Betrachtungen verlangten, das Recht vereinfacht und dem Verständniß des Einzelnen zugänglicher gemacht, so wird dennoch zum Rechtsprechen ein besonderes Studium der Gesetze und eine Uebung in den richterlichen Funktionen erfordert, und dies um so mehr, als sich in Civilstreitsachen das Institut der Geschworenen niemals wird einführen lassen, da im Civilprocesse bestimmte gesetzliche Normen über das Beweisverfahren und die Kraft der Beweismittel nicht entbehrt werden können.

Wenn wir hiernach für Streitsachen von geringerer Bedeutung, d. h. für solche, in welchen der Streitgegenstand einen geringeren Werth hat (etwa bis zu 30 Thlr. oder 50 fl.), die Aufstellung von Einzelrichtern, für die Verhandlung sowohl als für die Entscheidung, für angemessen und selbst für unentbehrlich erklären, so verkennen wir doch keineswegs, daß gegen Willkühr, tumultuarisches Verfahren und Parteilichkeit solcher Richter eine Cautel erfordert werde, die wir jedoch am einfachsten und sichersten in der Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen finden, wovon später noch besonders die Rede seyn soll.

Für alle wichtigeren Streitgegenstände aber verlangen auch wir collegialisch gebildete Gerichte, bestehend aus einer angemessenen, je nach dem Geschäftsumfang bemessenen Anzahl rechtsgelehrter und in ihrer äußeren, politischen Stellung selbstständiger Richter; daher wir insbesondere die Zuziehung von bloßen Adspiranten, Assistenten, Auditoren, und wie die jungen, von Gunst und Ungunst der Vorgesetzten abhängigen Hilfsarbeiter alle heißen mögen, für unzulässig halten, sofern ihnen ein Stimmrecht im Collegium eingeräumt wird. Soll die Collegialverfassung wirklich Sinn und Bedeutung haben, so müssen die einzelnen Votanten, die nach numerischem Verhältniß zu einem Gesammtbeschluß zusammenwirken, auch einzeln eine gleiche Stellung, wodurch die gleiche Unabhängigkeit der Ansicht gewährleistet wird, einnehmen; nur dann wird auch das Vertrauen in die Gerichte mehr befestigt werden, als es jetzt in manchen deutschen Staaten wirklich der Fall ist. Bei der Bemessung der Anzahl der Richter ist übrigens darauf Bedacht zu nehmen, daß ihnen nicht nur die gründliche Bearbeitung ihrer Geschäftsaufgaben möglich wird, sondern daß ihnen auch diese Geschäftsaufgaben nicht in solchem Umfang aufgebürdet werden, welcher zum Studium und Fortschreiten in der Wissenschaft keine Zeit mehr übrig läßt. Darin, daß dies so wenig beachtet wird, liegt ein empfindlicher Mißstand in den Verhältnissen der meisten deutschen Gerichte, und darin vornehmlich ist der Grund von jener gerechten Klage zu suchen, daß die Praxis und die Theorie so ganz einseitig sich ausbilden, und daß in den Gerichten meist unwissenschaftliche Praktiker und außer ihnen meist unpraktische Gelehrte sich finden.

Ueber das Verhältniß der Gerichte zu einander, in Hinsicht auf die mehreren Instanzen, die in Einem Rechtsstreit gestattet seyn sollen, werden wir aus Gelegenheit der Rechtsmittel hiernach besonders sprechen, und wir bemerken an diesem Orte vorläufig nur, daß wir für alle Collegialgerichte eines Landes die gleiche Stellung und Autorität in Anspruch zu nehmen gedenken, indem wir das Prinzip der höheren Intelligenz, worauf dermalen die Gliederung der Gerichte gebaut ist, durchaus nicht für haltbar erachten können.

Endlich erwähnen wir noch, daß je nach dem Umfang und den Verhältnissen des einzelnen Staates für gewisse Arten von

Streitsachen, bei welchen eigenthümliche Rücksichten auf die Art des Verfahrens oder auf Grundsätze und Gewohnheiten beachtet werden müssen, welche in den gewöhnlichen Rechtsstreiten nicht in Frage kommen und welche ebendaher den ordentlichen Gerichten weniger bekannt sind, die Aufstellung besonderer Gerichte, unter Zuziehung von Sachverständigen in den Kreis der Richter, geboten seyn kann, wie z. B. die Errichtung von Handelsgerichten, Wechselgerichten u. dgl.

3.

Die Rechtsanwälte.

Die Vermehrung der Processe und die öftere Verwicklung und Verzögerung derselben wird manchmal der Theilnahme und Einwirkung von Rechtsanwälten zugeschrieben, welche theils durch eine gewandtere und beharrlichere Verfolgung einseitiger Parteiansichten, theils zuweilen auch im eigenen Interesse zu Vermehrung ihres Erwerbs einer gütlichen Beilegung oder doch der einfacheren Verhandlung derselben entgegenwirken. Aus dieser Ansicht sind die Beschränkungen hervorgegangen, die sich in nicht wenigen Proceßgesetzen bezüglich des Rechts der Parteien, sich in gewissen Fällen der Rechtsanwälte zu bedienen, finden. Wir wagen es nicht, dieser Ansicht in der Richtung zu widersprechen, daß jene Erscheinung der behaupteten Ursache in keiner Weise zuzuschreiben sey; allein wir halten die daraus gezogene Consequenz und das Mittel, wodurch dem Uebel gesteuert werden soll, für unrichtig und verfehlt. Ist es schon überhaupt sehr mißlich, ein Recht nur darum zu verwehren, weil es zuweilen mißbraucht wird, so ist dies ganz gewiß alsdann verwerflich, wenn sich auf andere Weise einem solchen Mißbrauch vorbeugen läßt.

So lange der Zustand des Rechts in Deutschland, wie wir ihn oben kurz geschildert haben, fortbesteht, so lange es dem Einzelnen unmöglich ist, sich über die Gesetze selbst zu unterrichten und das was ihm nach solchen in einer Rechtsstreitsache zur Seite steht, selbst für sich vor dem Richter geltend zu machen, oder sich in seinen Schritten bei Gericht vorsichtig und zweckgemäß darnach zu richten, so scheint es uns ein baares Unrecht, die Parteien durch eine gesetzliche Vorschrift irgend einer Art,

ſey es durch abſolutes Verbot oder durch die Beſtimmung, daß der Aufwand für die Beihilfe eines Rechtsbeiſtandes in keinem Falle erſetzt werden müſſe, an der Zuziehung von Rechtsanwälten zu hindern. Aber auch dann, wenn dereinſt eine deutſche und mehr gemeinverſtändliche Geſetzgebung den deutſchen Staaten zu Theil werden wird, wird es noch immer Viele geben, die aus dieſem oder jenem Grunde nicht in der Lage ſind, all das, was nach den Geſetzen zu beachten und geltend zu machen iſt, erſchöpfend zu kennen und zu benützen verſtehen, und denen daher ohne große Unbilligkeit nicht wohl verwehrt werden kann, ſich in Streitſachen des Beiſtandes eines Rechtsverſtändigen zu bedienen. Jedenfalls aber muß auch in Civilſtreitſachen das oberſte Prinzip, das die Geſetzgebung leitet, auch wenn es aus andern Rückſichten und nach anderer Seite hin nicht ſo wie in Strafſachen zur Geltung kommen kann, darin beſtehen, ſo weit als möglich das materielle Recht zwiſchen den Parteien durch den Richterſpruch herzuſtellen, und dieſes wird, wie in der Natur der Sache liegt, jederzeit dadurch befördert, wenn das Für und Wider nach allen Seiten hin möglichſt genau erörtert und beleuchtet wird, was nur durch Rechtsverſtändige geſchehen kann.

Darum denn halten wir jede geſetzliche Beſtimmung, wodurch die Parteien von Zuziehung von Rechtsanwälten abgehalten oder darin beſchränkt werden ſollen, für unzuläſſig.

Dagegen iſt allerdings dem Mißbrauch, der von dieſer Befugniß durch die weniger gewiſſenhaften oder minder einſichtigen Rechtsanwälte ſelbſt gemacht werden kann, ſo viel wie möglich zu begegnen; und dazu halten wir für ganz beſonders geeignet die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, bei welcher durch die öffentliche Meinung und die Achtung oder Verachtung des Publikums den Rechtsanwälten, deren Credit und Wirkſamkeit und äußere Exiſtenz von dieſen Mächten ſo weſentlich abhängt, gegen eine Verkennung und einen Mißbrauch des Amts und der Stellung eines Rechtsbeiſtandes ein Damm geſchaffen wird, der wirkſamer iſt, als alle ſonſtigen Verſuche und ſelbſt als eine Controle unter dieſen Berufsgenoſſen ſelbſt, wie ſie bis jetzt zuweilen in freiwilligen Vereinen unternommen werden wollte.

Der Stand der Rechtsanwälte, wenn er ſeine Aufgabe richtig auffaßt und würdig zu löſen ſucht, bildet eine durch nichts

Anderes ersetzbare Controle des Richters und einen mächtigen Hebel für eine tüchtige Rechtspflege; daher ihm aber auch vom Staate eine Stellung zu gewähren ist, die diesem entspricht, und insbesondere ihm eine möglichst freie Bewegung und Befreiung von so manchen kleinlichen Plackereien von Seiten der Gerichte, worüber mit Recht vielfach geklagt wird, nicht vorenthalten werden sollte.

4.

Die Verhandlungs- und die Untersuchungsmaxime.

Die deutsche Gründlichkeit und Bedachtsamkeit hat wohl kein merkwürdigeres Produkt geliefert als den gemeinen deutschen Proceß, wie er sich auf der Basis der Verhandlungsmaxime allmählig entwickelt hat. In dem Bestreben, die Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Gerichts möglichst zu sichern, hat man dem Richter eine Stellung angewiesen, welche ihn beinahe unthätig bis zum Schluß der Verhandlungen und bis zum Zeitpunkt der Entscheidung zusehen ließ, was die Parteien vor ihm aus eigenem Antrieb oder auf Aufforderung der Gegenpartei verhandeln würden; erst wenn sich die Parteien in ihren Vorträgen endlich erschöpft hatten, trat das Gericht in Thätigkeit durch Fällung seines Urtheils. Eine chaotische Verwicklung des Processes durch Abschweifungen vom eigentlichen und ursprünglichen Streitpunkte, ein planloses Hin- und Herreden der Parteianwälte und ein unglaubliches Verzögern der endlichen Entscheidung, dies waren die regelmäßigen Folgen jener Maxime, die sich in ein Convolut zahlloser verzögerlicher Formalitäten aufgelöst hatte: das materielle Recht der Partei kam selten zur Verwirklichung und vielfach war selbst ein Obsieg ohne wahren Nutzen, da im Laufe des vieljährigen Processes der Streitgegenstand untergegangen, oder der verurtheilte Gegner zahlungsunfähig geworden oder doch der Betrag der Proceßkosten auch für den Sieger so hoch gestiegen war, daß der Gewinn dadurch verschlungen wurde. Den Gipfel erreichte die Verirrung bei dem höchsten Gericht des deutschen Reichs, dem Reichskammergericht, bei dessen Verhandlungen eine Dauer des Processes von 100 und mehr Jahren nicht zu den äußersten Seltenheiten gehörte. Allein auch bei den meisten übrigen Gerichten in den einzelnen

deutschen Staaten traf obige Schilderung des Zustandes der Civilrechtspflege zu; — obschon nicht geradezu behauptet werden kann, daß das Prinzip, vernünftig angewendet, zu solcher Praxis habe führen müssen.

Im Anfange unsers Jahrhunderts riefen jene Erfahrungen den Versuch hervor, den Proceß auf ein anderes Prinzip zu gründen, und die preußische Gesetzgebung namentlich adoptirte für eine neue Gerichtsordnung die Untersuchungsmaxime, nach welcher das Gericht, um das materielle Recht möglichst zu realisiren, nicht wie nach der Verhandlungsmaxime strenge nur an die Anträge und das Vorbringen der Parteien verwiesen, sondern gehalten ist, auch unaufgefordert von Amtswegen alles vorzukehren und zu untersuchen, was dazu dienlich scheint, das wirkliche Recht aufzuklären. Und dem Vorgang von Preußen folgten später auch andere Legislationen, wie z. B. die württembergische von 1818.

Auch dieses Prinzip hat seine Mängel und große Nachtheile, wenn es streng angewendet werden will; vornehmlich darin, daß es die neutrale Stellung des Gerichts zu verrücken und zu einseitiger Thätigkeit desselben zu Gunsten der Einen Partei führen kann.

Betrachten wir die Sache einfach und natürlich, so dürfte vielleicht Folgendes das Richtige seyn.

Unstreitig ist der letzte Zweck der Civiljustiz, wie bei der Criminaljustiz, die Herstellung eines dem Recht und den Gesetzen entsprechenden Zustandes, d. h. das materielle Recht. Es fragt sich nur, auf welchem Wege dies am zweckmäßigsten zu erreichen sey; und darin, in den Mitteln, gehen jene beide Zweige der Rechtspflege auseinander. Während bei der Strafjustiz die Idee der Gerechtigkeit verbietet, gegen den Angeschuldigten ein Strafübel, das nicht materiell als begründet erscheint, in Anwendung zu bringen, auch wenn der Angeschuldigte dasselbe freiwillig erleiden wollte, ist auf der andern Seite bei der Civiljustiz der Gegenstand des Streits überhaupt und im Allgemeinen der Privatdisposition der Betheiligten anheimgestellt, so daß jeder derselben nach Belieben von seinem Anspruch und Recht aufgeben kann, was und so viel er will. In Civilsachen kann jeder Betheiligte verzichten auf seinen ganzen Anspruch oder einen Theil desselben;

in Straffachen kann weder der Staat auf eine Strafe verzichten, die gesetzlich begründet ist, noch der Angeschuldigte eine Strafe freiwillig auf sich nehmen, die gesetzlich nicht begründet ist.

Dieser sehr wesentliche Unterschied muß aber auch auf die Art des Verfahrens in beiden Gebieten der Rechtspflege seinen Einfluß äußern. Das Strafverfahren muß ganz darauf berechnet seyn, das materielle Recht, die wirkliche Wahrheit zu ermitteln; im Civilprocesse muß der freiwillige Verzicht der einen oder andern Partei Geltung haben, und wenn es von andern Rücksichten geboten wird, so kann das Gesetz einen solchen Verzicht auch fingieren, d. h. als Folge gewisser Versäumnisse der Partei festsetzen.

Und solche andere Rücksichten treten auch wirklich im Civilprocesse ein. Sie bestehen theils darin, daß es im öffentlichen Interesse liegt, den gestörten Rechtszustand unter den Privaten so bald als möglich zu ordnen, daß selbst der Einzelne es vorziehen wird, in kurzer Zeit und mit wenig Kosten sein Rechtsverhältniß zu dem Gegner entschieden zu sehen, statt viele Jahre in ungewissem Rechtszustand zu verbleiben und vielleicht auf den Proceß mehr Kosten aufzuwenden als der Streitgegenstand selbst beträgt; ferner darin, daß dem Einzelnen gestattet seyn muß, seine Sache durch jeden Rechtsverständigen vertreten und verfechten zu lassen (während in Straffachen der Angeschuldigte jedenfalls selbst Rede stehen muß), und endlich darin, daß die Stellung des Richters in so weit, als nicht wiederum andere legislatorische Gründe eine Modifikation gebieten, eine neutrale, unbefangene seyn soll.

Aus diesem ergibt sich von selbst, daß bei der Ordnung der gerichtlichen Procedur in Civilstreitsachen verschiedene Rücksichten vom Gesetzgeber zu beachten sind und daß es eine Aufgabe für die legislatorische Klugheit ist, dieselben je nach ihrem Gewicht zur Geltung zu bringen und zu vereinigen. Es soll das materielle Recht hergestellt, dabei die Dispositionsfreiheit der Partei geachtet, und in möglichster Zeitkürze und mit den möglichst geringen Kosten das bestrittene Rechtsverhältniß unter den Parteien geordnet werden.

Es würde zu weit führen und hier nicht am Orte seyn, jede der angeführten Rücksichten nach dem Gewicht ihrer Geltung

und die Conſequenzen, die ſich hauptſächlich in Bezug auf die Frage über die Verhandlungs- oder die Unterſuchungsmaxime für den Civilproceß daraus ergeben, im Einzelnen näher zu erörtern: für den Zweck dieſer Bemerkungen dürften einige Andeutungen genügen.

Wenn wir oben, als von der Organiſation der Gerichte die Rede war, für die minder wichtigen Streitfälle das Inſtitut der Einzelrichter vertheidigt haben, ſo geben wir hier für dieſelben Fälle der Unterſuchungsmaxime für die Art des Verfahrens den Vorzug. Bei geringeren Streitſummen muß die Rückſicht auf eine ſchnelle Erledigung des Streits überwiegen, und dieſe wird, wenn nicht das formale Recht auf Koſten des materiellen allzuſehr befördert werden ſoll, nur dadurch zu erreichen ſeyn, daß der Richter ſich alsbald durch Vernehmung der Parteien über die ihm weſentlich erſcheinenden Punkte, durch Abhör der hierüber genannten Zeugen und durch Einſicht von den zu Gebot ſtehenden Urkunden ꝛc. von dem Sachverhalt ſo genau zu inſtruiren ſucht, daß wo nicht ſchon bei der erſten Verhandlung, ſo doch bald nachher eine gründliche, dem materiellen Recht entſprechende Entſcheidung gegeben werden kann. Eine ſolche größere Selbſtthätigkeit des Gerichts erſcheint bei derartig geringeren Streitfällen um ſo geeigneter, da die Parteien in ſolchen ſich nicht leicht einer mit größeren Koſten verbundenen Hilfe von Rechtsverſtändigen bedienen werden, oder doch einer ſolchen Beihilfe ſollten entbehren können. Indeſſen müſſen wir hierbei zugleich daran erinnern, daß die Gefahr der Parteilichkeit ꝛc. ꝛc., die wie bei dem Inſtitut der Einzelrichter, ſo auch bei der Unterſuchungsmaxime nicht geläugnet werden kann, nach dem von uns ſchon oben Bemerkten durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen neutraliſirt werden könnte und ſollte.

Für die wichtigeren Streitſachen, welche Gerichtscollegien zuzuweiſen wären, ſcheint uns die Verhandlungsmaxime die angemeſſenere, jedoch mit der Beſchränkung, daß das Gericht von Amtswegen nicht bloß den raſchen und geordneten Gang der Verhandlungen zu überwachen und zu leiten, ſondern auch dazu berufen werden muß, erſchöpfende Erklärungen der Parteien über die gegenſeitig vorgebrachten relevant erſcheinenden Thatumſtände herbeizuführen und jede Verrückung des wahren Standpunktes,

Cours d'histoire de France; in beiden wird die Geſchichte der germaniſchen Verfaſſung und des Rechts bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegeben; bei Eichhorn mehr für Deutſchland, bei Guizot für Frankreich. Wenn Erſter dem Letzten durch eine erſtaunenswürdige Erudition und durch das Zuſammendrängen des hiſtoriſchen Stoffes überlegen iſt, ſo ſteht der Franzoſe durch ſeine blühende Sprache, die lebhafte Schilderung der Verhältniſſe über ihm; er iſt ein raiſonirender Hiſtoriker, deſſen Gemälde nicht bloß in Umriſſen angedeutet, ſondern vollendet und jedem gebildeten Leſer verſtändlich ſind. Der Deutſche ſchrieb für Gelehrte, er bereitet ihnen alles Material, überläßt das reflektirende Auffaſſen deſſelben dem eigenen Nachdenken, während Guizot den Stoff mit philoſophiſcher Pragmatik verarbeitet. So, um nur eines zu berühren, finden wir bei dieſem eine anziehende Charakteriſtik der Rechtsbücher der Saalfranken, der Ripuarier, der Burgunder und der Weſtgothen, ſo wie der Capitularien Karls des Groſſen, während bei Eichhorn hierüber nur Andeutungen gegeben ſind. Guizot wandte der Urzeit der fränkiſchen Monarchie die Blicke anderer Geſchichtsfreunde zu. Das Jahr 1835 gebar zwei (ſich freilich ganz unähnliche) Geſchichten der Franken: nämlich die des belgiſchen Belletriſten Moke aus Brügge (Histoire des Francs t. I. Paris chez Paulin p. 1 — 480) und die des in Ham gefangen geweſenen Miniſters Grafen von Peyronnet, ein in zwei Bänden vollendetes Werk unter demſelben Titel (Paris chez Alardin). Moke, mehr Dichter als Geſchichtſchreiber, gibt uns die vorhiſtoriſche Geſchichte der Franken. Bloß conjecturirend aus den wenigen Angaben der Alten, ſucht er der Franken Urſprung auf, bis zur Wiege der Menſchheit zurückgehend. Viel Geniales erzeugt hier die üppigſte Phantaſie, die einer ausgebreiteten Erudition ſich bemächtigt, um die Urgeſchichte der celtiſchen und germaniſchen Völker zu erforſchen. Die Franken treten aber noch nicht auf; ſie ſind ein hiſtoriſcher Embryo, deſſen Phyſiognomie man aber aus dieſer philoſophiſchen Conſtruction ihrer künftigen Geſchichte ſich im Voraus ſelbſt machen kann. Peyronnet iſt der Doppelgänger Mannert's, jedoch ohne deſſen gründliche Gelehrſamkeit, deſſen Kunde der germaniſchen Sitte und des germaniſchen Staatslebens. Mit grauſamer Treue gibt er uns Gregors von Tours historia Francorum wieder, fortgeführt bis zum Sturze der Merovinger, er, deſſen Eingreifen

jede unnöthige und verzögernde Abschweifung in den Parteivorträgen abzuschneiden und zurückzuweisen; mit andern Worten: die Verhandlungsmaxime, beschränkt durch eine strengere und genauere Proceßleitung durch das Gericht. Jene Maxime, welche den Parteien selbst es überläßt, das vorzutragen, was sie zu Begründung ihrer Rechtsansprüche dienlich finden, sichert, wie von selbst einleuchtet, dem Richter ganz seine unbefangene, neutrale Stellung; sie beachtet das Dispositionsrecht der Parteien in der Sphäre ihrer Privatberechtigung, gestattet ihnen, nach eigenem Ermessen Umstände unbenützt zu lassen, die zwar in dem Processe zu ihrem Vortheil dienen würden, deren Geheimhaltung sie aber vielleicht aus andern Gründen wünschen können, und sie supponirt einen solchen Verzicht, wenn die Fristen, in welchen die Parteien das betreffende thatsächliche Material zu liefern haben, versäumt werden, zu welchem Grundsatz die Rücksicht auf einen rascheren Proceßgang vollständige Berechtigung gibt; jene Maxime erscheint endlich aber unbedenklich, wenn den Parteien, wie wir dies oben verlangt haben, die Zuziehung von Rechtsbeiständen freigegeben ist. — Auf der andern Seite werden die oben geschilderten Erscheinungen des deutschen Processes, die Verzögerung und Verschleppungen, durch jene genauere und strengere Leitung der Verhandlungen von Seiten des Gerichtes um so gewisser und sicherer verhütet werden, wenn, wovon hiernach noch näher die Rede seyn wird, ein Theil der Verhandlungen mündlich und öffentlich erfolgt, was ebenso zum Schutz gegen eine Lässigkeit des Gerichts, als gegen frivoles Treiben der Parteien und ihrer Rechtsbeistände dienen muß.

5.

Schriftlichkeit und Mündlichkeit.

Zwei Rücksichten vornehmlich sind es, welche die Schriftlichkeit der Verhandlungen im Civilproceß eingeführt haben und auch fernerhin dieselbe nicht werden entbehren lassen; einmal die mehr formelle, auf die Zulässigkeit eines freiwilligen oder auch fingirten Verzichts der Parteien gebaute Normirung der Proceßregeln und die der Regel nach weit schwierigeren Rechtsfragen, im Vergleich zu den im Strafproceß vorkommenden, und dann

das Bedürfniß auf frühere Rechtsurtheile und deren Grundlagen auch später recurriren zu können. In jener ersteren Beziehung iſt bekannt, um wie viel reichhaltiger die Geſetzesbeſtimmungen über das Civilrecht, gegenüber dem Strafrecht ſind; und ſelbſt nach Beſeitigung der vielerlei Geſetzesquellen, wovon wir im Eingang ſprachen, und nach Einführung eines umfaſſenden deutſchen Geſetzbuchs werden ſie ſtets reichhaltiger bleiben müſſen, da ſie die vielgeſtaltigen Verhältniſſe und Beziehungen des Einzelnen zum Einzelnen in ſeiner Privatrechtsſphäre, und die Veränderungen derſelben durch den täglichen Handel und Wandel, wie durch den Wechſel im Familienkreiſe ꝛc. ꝛc. zu ordnen und zu regeln haben, wobei die Rückſichten auf eine feſte und ſichere Ordnung in dieſen Verhältniſſen eine große Zahl von Formen und Normen gebieten, welche im Strafrecht, in welchem das materielle Recht im Einzelfalle als oberſtes Prinzip beſteht, entbehrlich oder ſelbſt unzuläſſig ſind. Und in gleicher Weiſe erfordert auch ein Verfahren über ſtreitige Privatrechtsverhältniſſe die Rückſicht auf ſchnelle und feſte Wiederherſtellung des geſtörten oder zweifelhaften Rechtsverhältniſſes beſtimmtere und ſtrengere Normen, wobei das Geſetz ſich dabei beruhigen muß, nach ihnen wenigſtens formelles Recht herzuſtellen. So trägt dann überhaupt das Civilrecht wie der Civilproceß einen formelleren Charakter als das Strafrecht und der Strafproceß; und daraus hinwieder reſultirt jenes Bedürfniß, im Civilproceſſe die Schriftlichkeit der Verhandlungen als Grundlage beizubehalten, ſoferne die Schriftlichkeit jenem formellen Charakter mehr entſpricht und eine feſtere Einhaltung der Proceßnormen verbürgt.

In jener zweiten Rückſicht aber, wornach dieſe Schriftlichkeit dazu dienen ſoll, auf frühere Entſcheidungen und deren Grundlagen zurückkehren zu können, iſt kaum nöthig daran zu erinnern, wie in der Sphäre der Privatverhältniſſe ſich häufig aus dem früheren ein ſpäterer Streit entwickelt, und wie der letztere meiſt nur durch Vergleichung deſſen, was im erſteren verhandelt und entſchieden worden, richtig gewürdigt und entſchieden werden kann, und wie überdies derſelbe Streit öfters in Folge neu entdeckter Thatumſtände oder Beweismittel ſpäter wiederum aufgenommen und nochmals vom Richter auf die veränderte Grundlage hin beurtheilt werden muß; während im Strafverfahren der einzelne

Fall isolirt für sich besteht und abgehandelt wird, und wenigstens da, wo dasselbe nach den richtigen Prinzipien geordnet ist, als Regel gelten muß, daß ein und dasselbe Faktum nicht mehrmals zum Gegenstand einer strafgerichtlichen Verfolgung gemacht werden darf.

Indessen soll und kann durch all dieses mehr nicht bewiesen werden, als daß die Schriftlichkeit überhaupt im Civilprocesse nicht entbehrt werden kann. Dies gilt jedoch nur für die Grundlagen und Hauptakte, während für andere Theile des Verfahrens die Mündlichkeit nicht nur zulässig, sondern auch wünschenswerth scheint.

Die Hauptrücksichten, wodurch sich die Mündlichkeit im gerichtlichen Verfahren empfiehlt, sind diese: sie dient unstreitig zur Beschleunigung; sie gibt dem Richter Gelegenheit, sich durch persönliche Verhandlung mit den Parteien leichter und sicherer Aufschluß darüber, was etwa nach dem schriftlichen Vorbringen noch dunkel oder zweifelhaft blieb, ertheilen zu lassen; sie verbürgt endlich den Parteien, daß das, was sie für sich geltend gemacht, auch wirklich vollständig zur Kenntniß des ganzen Gerichts gelange.

Nach diesen Rücksichten möchte denn zunächst bei den geringfügigen Streitsachen das Prinzip der Mündlichkeit dem Verfahren vorherrschend zu Grund zu legen seyn, da bei derartigen Processen die schnellste, einfachste Erledigung unzweifelhaft den Vorzug verdient vor einer langsamen, wenn auch gründlicheren, welche an Zeit und Kosten leicht mehr Aufwand erfordert, als das Streitobjekt werth ist. Bei den Einzelrichtern, denen wir jene Processe von geringerer Bedeutung zuweisen würden, (vergl. oben Nr. 2.) sey daher das Verfahren vorherrschend ein mündliches.

Bei den übrigen, bedeutenderen Streitsachen aber dürfte, nachdem das Hauptvorbringen der Parteien (Klage und Antwort) schriftlich erfolgt ist, im weiteren Verlaufe der Verhandlungen jedenfalls bei folgenden derselben das mündliche Verfahren den Vorzug verdienen:

a) wo nur noch einzelne thatsächliche Verhältnisse oder Umstände zu erheben sind, worüber das Gericht durch eine mündliche Vernehmung der Parteien nach Wahrscheinlichkeit am schnellsten und sichersten sich instruiren kann;

b) bei Vergleichsverſuchen, welche das Gericht anzuſtellen für geeignet hält, da dieſe nach der Erfahrung auf ſchriftlichem Wege faſt nie, auf mündlichem aber oft ſehr leicht zu einem günſtigen Ergebniß führen, ſofern hier Mißverſtändniſſe leicht aufzuklären, thatſächliche oder rechtliche Irrthümer leicht zu berichtigen, Modifikationen der Vorſchläge leicht zu vermitteln, kurz die Parteien nach dem Stand der Dinge und der muthmaßlichen Hoffnung für die eine oder die andere Partei leicht zu verſtändigen ſind;

c) bei der rechtlichen Ausführung am Schluß der Verhandlungen, wodurch nicht nur die Verzögerung, welche durch ſchriftliche Erreichung derſelben entſteht, vermieden, ſondern auch, worauf beſonderes Gewicht zu legen iſt, den Parteien eine Bürgſchaft dafür gegeben wird, daß alle thatſächlichen und rechtlichen Momente, welche ſie für ſich geltend machen wollen, auch wirklich dem ganzen Gerichte, das die Entſcheidung geben ſoll, zur vollſtändigen Kenntniß kommen; während bei dem bloß ſchriftlichen Verfahren es ungewiß bleibt, was und wie der Referent das ihm erheblich ſcheinende von dem Vorbringen der Parteien den übrigen Gerichtsmitgliedern vorzutragen für nöthig erachtet, und ob nicht hiebei Irrthümer oder Auslaſſungen zum Nachtheil der einen oder andern Partei vorkommen.

Weiter ins Einzelne hier einzugehen, wäre nicht am Orte und wäre nur für Männer vom Fache geeignet; jene gemeinverſtändliche Andeutungen aber werden genügen, um ſo viel darzuthun, daß das Prinzip der Mündlichkeit auch im Civilproceſſe mehr Geltung und Beachtung verdient, als ihm dermalen in den meiſten deutſchen Staaten wirklich zu Theil wird.

6.

Oeffentlichkeit.

Auch Solche, welche die Oeffentlichkeit des Verfahrens im Strafproceſſe verlangen oder zugeſtehen, hört man nicht ſelten gegen die Oeffentlichkeit des Verfahrens im Civilproceſſe ſich ausſprechen, da es hier von Angelegenheiten ſich handle, die nur das Mein und Dein von Privaten betreffen, und um welche ſich Dritte oder das Publikum nicht zu kümmern haben; ja ſie halten

es ſelbſt für ein Unrecht oder doch für hart gegen die Betheiligten, wenn ihre Privatſtreitigkeiten vor ein öffentliches Forum, vor das Publikum gezogen werden ſollten.

Wir theilen dieſe Anſicht nicht.

Zwar mag es bei dem Mangel an einem regeren öffentlichen Leben unter uns Deutſchen nicht wenige geben, welche eine gewiſſe Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten nicht überwinden können und am wenigſten ihre eigenen Angelegenheiten vor dem Publikum verhandelt zu ſehen wünſchen; es iſt dies eine natürliche Folge der Gewöhnung, für ſich zu ſeyn, nur an ſich zu denken, nur für ſich zu ſorgen, was ſchon ſo lange her bei uns als das Zeichen eines guten, ruhigen Bürgers betrachtet wurde, der ſich um die Staatshändel und um die Angelegenheiten Anderer nicht bekümmern ſoll. Allein wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß dieſe Zeit einer engherzigen Geſinnung ſich zum Ende neige, und daß die vielen Stimmen für Oeffentlichkeit in allen Theilen der Staatsverwaltung, die ſich aller Orten jetzt vernehmen laſſen, den Schluß auf ein nunmehr erwachtes Bedürfniß für die Oeffentlichkeit und auf regere Theilnahme an allem, was das Wohl und Wehe des Staates und ſeiner Angehörigen berührt, mit Recht geſtatte. Und jedenfalls iſt eben ſo gewiß, als der Mangel eines öffentlichen Lebens jene Scheu vor eben dieſem bewirkte, daß mit Gewährung der Oeffentlichkeit auch der Sinn dafür erwacht und ſich allmählig zum Bedürfniſſe erweitert, wie dies die Erfahrung beweiſt, die in den Ländern mit öffentlichem Rechtsverfahren uns vor Augen liegen. Wer hielte es für möglich, daß England, Frankreich, die deutſchen Rheinprovinzen ſich das öffentliche Gerichtsverfahren entziehen ließen, ohne eines der herrlichſten Rechte des Volks für angetaſtet zu halten?

Darum iſt jener Scheu vor Oeffentlichkeit, die ſich zur Zeit noch bei manchen Deutſchen findet, wohl kein entſcheidendes Gewicht bei dieſer Frage beizulegen, und dies um ſo weniger, als ſie nur in der Zeit des Ueberganges Dieſe und Jene durch öffentliche Verhandlung ihrer Privatrechtsſtreite unangenehm berührt werden ließe, in kurzem aber, ſobald dieſe Art der Verhandlung einmal eingeführt wäre, verſchwinden würde.

Die Vortheile eines öffentlichen Gerichtsverfahrens auch in

Civilſtreitſachen ſind im Weſentlichen dieſelben, wie bei der Strafrechtspflege.

Handelt es ſich auch bei Streitſachen jener Art im Einzelnen nur von beſtrittenen Rechtsverhältniſſen der ſtreitenden Parteien, ſo iſt doch ohne Zweifel die Geſammtheit der Staatsbürger dabei betheiligt, daß überhaupt und im Allgemeinen auch die Civilrechtspflege unparteiiſch, gründlich und raſch verwaltet werde; das öffentliche Vertrauen, die Sicherheit in Handel und Wandel, der Kredit im Innern und gegen Außen iſt dadurch bedingt; und darum muß den Staatsbürgern Gelegenheit gegeben werden, ſich ſelbſt durch eigene Anſchauung davon zu überzeugen, daß auch in jenem Zweige der Rechtspflege Gerechtigkeit und Ordnung walte.

Sodann iſt es die Oeffentlichkeit, welche auch hier den beſten Damm gegen Parteilichkeit und Willkühr der Gerichte darbietet; und mit dieſer Cautel erſcheint eine Berückſichtigung der Unterſuchungsmaxime, wodurch das materielle Recht befördert wird (vergl. oben Nr. 4.), ſowie die Beſtellung von Einzelrichtern im Intereſſe einer ſchleunigen Juſtiz in geringeren Streitſachen (vergl. oben Nr. 2.) ohne Gefahr zuläſſig, während ohne die in der Oeffentlichkeit liegende Garantie auf jene beiden Vortheile aus andern Rückſichten verzichtet und das Schleppende der Verhandlungsmaxime des deutſchen Proceſſes, wie das Umſtändliche und Verzögernde einer durchweg collegialiſchen Gerichtsverfaſſung kaum gemildert werden könnte.

Durch die Theilnahme an den Gerichtsverhandlungen wird ferner dem Staatsbürger am beſten Gelegenheit gegeben, das Recht kennen zu lernen, wornach er ſich zu richten hat, und dieſem Vortheil iſt hier noch mehr, als im Strafproceſſe, ein entſcheidendes Gewicht beizulegen. Denn um vor Verbrechen ſich zu hüten, bedarf es in der Regel keiner Kenntniß des Geſetzes; ſchon das eigene Gewiſſen und Rechtsgefühl bezeichnet das, was verpönt iſt, als ſtrafbar und verwerflich: in den Verhältniſſen des Mein und Dein dagegen ſetzt das Geſetz ſehr viele Normen und Formen feſt, welche der Einzelne nicht auf jenem Wege, vielmehr nur durch Bekanntmachung mit dem poſitiven Rechte kennen lernen kann; dies aber iſt den Wenigſten durch ein Studium der Geſetze möglich, wohl aber durch das Anwohnen bei den Verhandlungen der Gerichte, wenn ſie öffentlich ſind.

Endlich ist es wohl nicht der geringste Vortheil einer Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, daß sie geeignet ist, von muthwilligen Processen und von Chikanen der Rechtsanwälte abzuhalten, da solcher Mißbrauch zweifelsohne in vielen Fällen durch die Furcht vor der öffentlichen Verachtung und Mißbilligung entfernt gehalten wird, während er bei geschlossenen Thüren, vor dem Richter allein, nach einer leidigen Erfahrung nicht unter die seltenen Erscheinungen gehört.

Uebrigens ist kaum noch zu bemerken, daß wenn wir auch im Allgemeinen die Oeffentlichkeit für die Civilprocesse reclamiren, damit nicht einzelne Ausnahmen ausgeschlossen werden sollen, in welchen die Rücksicht auf Schicklichkeit oder auf zartere, nicht vor das Publikum geeignete Familienverhältnisse eine Suspension der Oeffentlichkeit anrathen kann.

7.

Rechtsmittel.

Eine rein abstrakte Theorie muß ohne Zweifel sich ganz gegen die Zulässigkeit von Rechtsmitteln irgend einer Art erklären; nach ihr soll der Staat die Justizgewalt nur in die Hände solcher Gerichtsbehörden legen, bei welchen mit Sicherheit angenommen werden darf, daß sie in jedem Falle den Gesetzen und dem Recht gemäß den Streit entscheiden; Rechtsmittel gegen die Entscheidung eines Gerichts gestatten, heißt nichts anderes, als der Rechtmäßigkeit des Verfahrens oder der Entscheidung bei diesem Gericht mißtrauen. Und dies Mißtrauen sollte von Uebertragung der richterlichen Gewalt an jenes Gericht abhalten.

Allein die abstrakte Theorie paßt selten für das Leben, und die Gesetzgebung hat den Bedürfnissen des letzteren, wie der menschlichen Unvollkommenheit sich anzubequemen. Und so finden wir auch für alle wichtigeren Streitfälle in allen Legislaturen Rechtsmittel im Civilproceß gestattet, ja selbst in den Gesetzen des deutschen Bundes die Vorschrift gegeben, daß in Civilstreitsachen drei Instanzen gewährt werden müssen.

Indem wir einige Bemerkungen über diesen Gegenstand hier aufnehmen, übergehen wir die Nichtigkeitsklage und die Restitution wegen neu entdeckter Umstände oder Beweismittel

(die ſogenannten außerordentlichen Rechtsmittel) und beſchränken uns auf die Appellation, als das ordentliche und Haupt-Rechtsmittel, wodurch nicht das äußere Verfahren, ſondern die Geſetz- oder Rechtmäßigkeit des Inhalts eines richterlichen Urtheils angefochten und eine dem wahren Recht entſprechende Abänderung deſſelben bei einem andern Gerichte erreicht werden ſoll.

Es ſind beſonders zwei Gründe, aus welchen dieſes Rechtsmittel der Appellation geſtattet werden muß. Einmal gebietet es die Rückſicht auf möglichſte Erleichterung des Rechtsſchutzes und die Rückſicht auf möglichſte Vereinfachung der Gerichtsorgane, für kleinere Bezirke Gerichte zu beſtellen, welche entweder nur aus einem Einzelrichter oder doch aus möglichſt einfach beſetzten Collegien beſtehen, bei welchen aber dann die Möglichkeit einer irrigen Entſcheidung näher liegt und den Parteien das Recht eingeräumt werden muß, in erheblicheren Rechtsfällen ſich beſchwerend dagegen an ein Gericht zu wenden, das nach ſeiner Zuſammenſetzung mehr Garantie für eine richtige Entſcheidung des Streitfalles darbietet. Und dann ſpricht ſelbſt bei vollſtändiger beſetzten Gerichten die Rückſicht auf die Fallibilität jeden menſchlichen Urtheils, zumal in Beweisfragen, in welchen die ſubjektive Anſchauung und Combination ſtets von großem Einfluß iſt, und in Rechtsfragen, die ſelbſt bei möglichſt guten Geſetzen ſehr zweifelhaft ſeyn können, dafür, daß auch ein ſolches Gericht in ſeinem Urtheil irren könne; beſonders wenn das Urtheil, wie in vielen Fällen, nicht der Anſicht ſämmtlicher Votanten, ſondern nur der Mehrheit derſelben (oft nur einer Mehrheit um Eine Stimme) entſpricht.

Um ſolche mögliche Irrthümer der Gerichte unſchädlich zu machen und berichtigen zu laſſen, iſt in allen deutſchen Staaten ein Gerichtsorganismus in der Art eingeführt, daß verſchiedene Klaſſen von Gerichten (in drei Abſtufungen, Inſtanzen) einander unter- oder übergeordnet ſind, ſo daß von dem niederſten an das nächſt höhere, und von dieſem an das höchſte appellirt werden kann und je das eine und andere von dieſen das vorangegangene Urtheil zu prüfen und nach eigenem Ermeſſen zu beſtätigen oder abzuändern hat. Das Prinzip dieſer Einrichtung iſt das der höheren Intelligenz, welche ſich je nach der Stufe der Inſtanzenordnung ſteigern ſoll.

Dieſes Prinzip halten wir in ſeiner Allgemeinheit, wie es dermalen durchgeführt iſt, und nach der Organiſation der Gerichte, wie ſie in den meiſten deutſchen Staaten ſich findet, für falſch und unanwendbar auf die beiden höheren Stufen der Gerichte.

Daß von einem Einzelrichter oder einem Collegialgerichte erſter Inſtanz, welches minder gut und minder vollſtändig beſetzt iſt, an ein Juſtizcollegium, das aus einer größeren Anzahl erfahrener Rechtsverſtändiger beſteht, als an die ſ. g. höhere Intelligenz appellirt werden kann, in der Weiſe, daß dieſes Collegium das vorgehende Urtheil (endgültig) zu beſtätigen oder zu berichtigen ermächtigt iſt, dies finden wir ganz in der Ordnung und der Natur der Sache, d. h. der Eigenſchaft oder der Befähigung der beiderſeitigen Gerichte vollkommen entſprechend. Entſchieden anders verhält ſich dagegen die Sache, wenn es ſich von der Berufung von einem Mittelgericht an das höchſte Gericht handelt. Dieſe beiden Arten von Gerichten ſind nach der Erfahrung in allen deutſchen Staaten mit rechtsgelehrten Richtern beſetzt, und gewöhnlich das höhere mit keiner größeren Anzahl als das mittlere. Hier finden wir jenes Prinzip der höheren Intelligenz ganz unanwendbar und auf einer durchaus willkürlichen und fingirten Vorausſetzung beruhend. Denn die Verſetzung in das eine oder andere Gericht hängt vielfach von ganz andern Rückſichten ab, als von der höheren Intelligenz, welche zu bemeſſen und zu ſchätzen, von einem gewiſſen Grade der Befähigung an, wohl auch dem vorſichtigen und unparteiiſchen Chef, von dem die Beſetzung abhängt, nicht möglich ſeyn dürfte; Dienſtalter und andere Rückſichten ſind nach der täglichen Erfahrung oft mehr als jene höhere Intelligenz, Beſtimmungsgründe zu einer Beförderung an das höchſte Gericht, und ausgezeichnete Talente und Gelehrſamkeit, wie ſcharfes und nüchternes Urtheil finden wir oft, wo nicht mehr, doch eben ſo gut bei den Mitgliedern der Mittelgerichte, als bei denen des höchſten Tribunals. Auf eine der täglichen Erfahrung widerſprechende Fiktion ſollte aber die Geſetzgebung ſich nicht ſtützen.

Dürfen wir aber annehmen, daß die Intelligenz bei den Gerichten der beiden höheren Stufen weſentlich nicht verſchieden ſey, und iſt, wie in den meiſten Staaten, ſelbſt auch

die Anzahl der Votanten, die in dem einzelnen Fall mitsprechen, ziemlich die gleiche, so kann wohl kaum in Zweifel gezogen werden, daß das System, auf welchem die Gesetzgebung über das Rechtsmittel der Appellation beruht, durchaus unhaltbar und durch ein anderes zu ersetzen sey. Denn welche größere Bürgschaft für die Richtigkeit und Gesetzmäßigkeit des Urtheils bietet der Spruch des obersten Gerichts gegenüber dem abweichenden Urtheil des Mittelgerichts, wenn beiden Gerichten zwar nicht dem gesetzlichen Range nach, aber doch in der Wirklichkeit und wesentlich die gleiche Einsicht, Erfahrung und Unparteilichkeit zugeschrieben werden darf? Ist es nicht in Wahrheit eine Illusion, deren die Gesetzgebung sich nicht schuldig machen sollte: daß das Urtheil des obersten Gerichts unbedingt für das richtige gelten soll selbst in Fällen, in welchen eine ungleich größere Anzahl gleich rechtsverständiger Richter in beiden Instanzen zusammen für A. sich ausgesprochen, und nur eine vergleichungsweise geringe Anzahl sich für B. erklärte? — Und doch kann dieser Fall sehr häufig vorkommen und kommt, um ein Beispiel anzuführen, in Württemberg vielfältig vor, da hier die Zahl der Votanten bei den Mittelgerichten (Kreisgerichtshöfen) und bei dem höchsten Gerichte (Obertribunal) die gleiche ist. Nehmen wir an, daß bei dem Mittelgerichte die 5—7 Votanten sich einstimmig für Abweisung der Klage ausgesprochen haben, und in der Appellationsinstanz bei dem obersten Gerichte sich von 5—7 Votanten 2 resp. 3 auf gleiche Weise, die andern 3 oder 4 aber für den Kläger erklärten, so stehen 7 resp. 10 Stimmen rechtsgelehrter Richter dem Kläger entgegen, und doch siegt er bei dem höheren Gerichte ob, weil 3 resp. 4 Mitglieder desselben sich für ihn aussprachen. Wer wird aber wohl im Ernste glauben, daß in diesen 3—4 Mitgliedern sich eine höhere Intelligenz, das wahre Recht offenbare, das den 7—10 entgegenstehenden Votanten, obwohl sie sonst auf gleicher Stufe der Bildung und Einsicht stehen, verborgen geblieben sey?

Mit solchen Fiktionen wird dem Rechte kein Dienst geleistet, sondern ein Spiel damit getrieben; der gesunde Sinn des Volkes kann daher sich auch damit nicht befreunden, daß immer ein Gericht in der Stufenfolge ihres gesetzlichen Ranges das Urtheil des andern wieder aufzuheben befugt seyn solle, und wenn

in das Rad der Zeit elfhundert Jahre ſpäter den Sturz des Königshauſes herbeiführen half — deſſen Stammherr dasjenige geſtürzt hatte, welches mit uſurpirender Gewalt die erſte Periode der fränkiſchen Geſchichte ſchloß. — Peyronnet's Styl iſt kräftig und gut — ſein Buch demungeachtet nichts weniger als anziehend.

In hohem Grade iſt dieſes aber ein jedem Geſchichtsfreunde zu empfehlendes Werk, das im Jahr 1836 die franzöſiſche Literatur bereicherte, nämlich Fauriel's Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains,* Paris chez Paulin. vier Bände in Octav. Ein gewiſſenhaftes Quellenſtudium, die ſcharfſinnigſte Combinationsgabe, ein mit dem glücklichſten Erfolg gekröntes Beſtreben, die Ereigniſſe der wichtigen Periode von dem Ende des vierten Jahrhunderts an bis zum Aufhören der Carolinger in Frankreich auf eine natürliche Weiſe darzuſtellen, ein einfacher jedoch höchſt anziehender Ton der Erzählung zeichnen den Verfaſſer dieſer Geſchichte aus. Oft glaubt man eine genaue Zeitungsnachricht von ſo eben vorgefallenen Begebenheiten zu leſen; dabei iſt alles Dunkle und Zweifelhafte, als ſolches, jedesmal bezeichnet, das Wahrſcheinliche vom Gewiſſen geſchieden und die Zuſtände mit bewundrungswürdiger Klarheit geſchildert. Dem Verfaſſer ſind die Forſchungen der deutſchen Gelehrten genau bekannt, namentlich Savigny's Darſtellung der Provinzialverfaſſung Galliens, in welcher er (ſtets mit größter Beſcheidenheit) mehrere Punkte berichtigt. Z. B. Band I. S. 359 über das Nebeneinander-Vorkommen der Principales und der früheren Magiſtrate in den galliſchen Städten. Wir leſen mit wahrem Vergnügen das zehnte Kapitel, worin der geſellige, ſittliche und literäriſche Zuſtand Galliens zur Zeit der Eroberung der Germanen beſchrieben wird, und dann das folgende über die Stellung der Eroberer den Beſiegten gegenüber. Obgleich nur gelegentlich, wird dennoch im zweiten Bande die Geſchichte der auch den Süden Frankreichs erobernden Franken meiſterhaft erzählt; in dem dritten aber zum erſtenmal Licht verbreitet über die wiederholte Eroberung jener Gegenden durch die nördlich ſitzenden Oberherrn, auch im Kapitel 23 — 26 die Verhältniſſe der Germanen zu den Arabern, beſonders mit Hülfe ungedruckter

* Der Verf. wird noch die Geſchichte des ſüdlichen Frankreichs unter den Römern und die im 9ten zum 11ten Jahrhundert herausgeben.

auch die Gewohnheit und die in der Anſicht des Volks feſtſtehende Nothwendigkeit der Rechtsmittel die beſtehende Einrichtung mit der Ueberordnung der Inſtanzen im Allgemeinen bisher weniger angreifen ließ, ſo bleibt darum gleichwohl das Verkehrte und Ungenügende der bisherigen Einrichtungen um nichts weniger gewiß und eine Abhilfe um nichts weniger nothwendig.

Zu einer ſolchen Abhülfe laſſen ſich verſchiedene Wege denken. Es könnten von den verſchiedenen Gerichten die Stimmen für die eine oder andere Anſicht zuſammen gezählt und das Reſultat nach der Geſammtmajorität gezogen werden; ſo daß in dem obgedachten Beiſpiele die 5—7 für die Abweiſung der Klage abgegebenen Stimmen in Verbindung mit der Minorität von 2 oder 3 Stimmen der zweiten Inſtanz als eine entſcheidende Majorität gegen die Mehrzahl der zweiten Inſtanz allein (von 3—4 Stimmen) betrachtet würden, und das Urtheil ſonach auch in der zweiten Inſtanz zur Abweiſung der Klage gehen müßte. Einem ſolchen Vorſchlage ſtünde jedoch entgegen, daß eine Beſchlußziehung bei dem einen Gerichte nicht mehr nach der Anſicht deſſelben, ſondern zum großen Theile, oft zum größeren, nach der Anſicht der Mitglieder des vorigen Gerichts erfolgen würde, obgleich die Beſchwerde gerade gegen den Ausſpruch des letzteren gerichtet iſt; auch würden ſich die beiden Gerichte, wenn jedes derſelben gleichbeſetzt und je einſtimmig für die eine oder andere Anſicht iſt, die Wage halten und beide Urtheile einander neutraliſiren.

Natürlicher wäre es dagegen, die höhere Inſtanz ſo zahlreich zu beſetzen, daß die Majorität der Stimmen bei derſelben die Zahl der Votanten des vorigen Gerichts überſtiege. Allein, auch abgeſehen davon, daß die Minorität bei der höheren Inſtanz zuſammengenommen mit den Votanten der vorangegangenen Inſtanz, welche das angefochtene Urtheil beſchloſſen haben, im Ganzen doch wieder eine überwiegende Mehrheit von Stimmen, gegenüber der Majorität der höheren Inſtanz allein, bilden könnte, ſo ſprechen gegen eine ſo zahlreiche Beſetzung des höheren Gerichts, wie ſie zu jenem Zwecke nöthig wäre, andere Rückſichten, welche die möglichſte Beſchränkung des beſoldeten Perſonals in einem Staate gebieten, und ſchwerlich könnte ein kleinerer Staat ſich dazu entſchließen, das höhere Gericht mit 12 und mehr Mitgliedern zu beſetzen.

Das richtigste und zugleich einfachste scheint uns, mit Verlassung des unhaltbaren Prinzips der höheren Intelligenz, die Einrichtung, daß den Parteien gestattet werde, von dem Urtheil des Einen Gerichts zu provociren an ein anderes Gericht, welches dem ersteren gar wohl gleichstehen kann, und daß, wenn auch das zweite Gericht in derselben Weise erkannte (das erste Urtheil bestätigte), der Streit als definitiv entschieden betrachtet und kein weiteres Rechtsmittel gestattet wird, da es zur völligen Beruhigung über die Rechtmäßigkeit eines Urtheils dienen muß, wenn zwei mit rechtsverständigen Richtern in gehöriger Anzahl besetzte Gerichte sich gleichlautend in einer Sache ausgesprochen haben; daß aber, wenn das zweite Gericht anders urtheilte, dessen Spruch nicht als höhere Intelligenz zur Geltung komme, sondern vielmehr nur als Gegensatz zum ersten, an sich ganz gleich gewichtigen Urtheil, betrachtet wird; so daß der Streit in so lange als nicht geschlichtet gilt, bis sich ein drittes Gericht für das eine oder andere der vorausgegangenen Urtheile ausgesprochen hat und damit zwei gleiche Urtheile den endlichen Ausschlag geben. Auf diese Weise würde mehr als bis jetzt die Selbstständigkeit und das Ansehen der sämmtlichen Gerichte gleichmäßig gewahrt, der irrige und für die Mittelgerichte beschämende Grundsatz der s. g. höheren Intelligenz würde aufgegeben, das eine Gericht würde nicht mehr als Correktor des andern betrachtet, und vornehmlich würde den Parteien ein größerer Rechtsschutz gewährt, dessen sie bei den zur Zeit bestehenden Einrichtungen und Grundsätzen über das Recht zur Appellation und über die Instanzenfolge entbehren müssen. Dermalen hängt es zunächst nur von dem Werth des Streitgegenstandes ab, ob bei zwei widersprechenden Urtheilen von Gerichten, die im Wesentlichen gleich befähigt zum Rechtsprechen sind, eine weitere Berufung stattfinden darf, und das in dritter Instanz urtheilende Gericht spricht ohne Rücksicht auf die bereits vorliegenden Erkenntnisse, ganz nach eigenem Ermessen, vielleicht durchaus abweichend von beiden früheren Gerichten — als die höchste Intelligenz. Nach unserem Vorschlag dagegen wäre bei zwei gleichlautenden Erkenntnissen niemals eine weitere Appellation zulässig, bei zwei widersprechenden Urtheilen aber jederzeit eine solche gestattet und (wenn sich die Parteien nicht freiwillig beruhigen) ein drittes entscheidendes Urtheil

nöthig, das jedoch innerhalb den Grenzen der früheren ſich halten müßte.

Dies letztere bedarf noch einer Erläuterung, die am beſten in einem Beiſpiel gegeben wird. Nehmen wir den Fall, der Kläger verlangte vom Beklagten aus einem Rechtsgeſchäfte 1000 fl. und der erſte Richter habe den Kläger ganz abgewieſen, der zweite aber ihm 500 fl. an der Forderung zugeſprochen: ſo lägen über die Abweiſung der Klage wegen der weiteren 500 fl. zwei gleichlautende Erkenntniſſe vor, und hierüber wäre eine Appellation nicht ſtatthaft; über die Frage dagegen, ob der Beklagte wirklich 500 fl., wie der zweite Richter ausſprach, zu bezahlen ſchuldig ſey, wäre die dritte Inſtanz geſtattet, und in dieſer könnte das Gericht entweder dem erſten Urtheil zuſtimmen und den Kläger abweiſen, oder aber dem zweiten Urtheil beipflichten und ihm die 500 fl. zuſprechen, oder endlich (innerhalb den Grenzen beider Urtheile) auch nur einen Theil der Forderung von 500 fl. für begründet erklären, ſo daß für die Abweiſung des übrigen Theils das erſte Urtheil, für das Zuerkennen des andern Theils das zweite Urtheil beſtätigt und eben damit für die auf ſolche Weiſe unterſcheidbaren Beſtandtheile der letzten Sentenz je zwei gleiche Richterſprüche vorliegen würden. — Nach den dermaligen Grundſätzen könnte dagegen das letzte Gericht dem Kläger die ganzen 1000 fl. zuſprechen, obſchon zwei andere Gerichte die Hälfte der Forderung für unbegründet erklärt hatten.

Betrachtet man die Rechtsmittel aus dem Geſichtspunkte, den wir für den richtigen halten und verläßt man das (bei den höheren, aus Rechtsverſtändigen beſtehenden Richtercollegien) gewiß irrige und unhaltbare Prinzip der mit der Inſtanzenordnung ſteigenden Intelligenz, ſo vereinfacht ſich zugleich der Organismus der Gerichte, bei welchen eine hierarchiſche Gliederung und Ueberordnung, wie ſie dermalen beſteht, der Idee vollbefähigter und unabhängiger Gerichte widerſtreitet. Wie wir ſchon angedeutet, ſteht lediglich nichts entgegen, die erſte Berufung an ein gleichſtehendes Gericht zu verweiſen, da keines der beiden Urtheile mehr Gewicht und Geltung als das andere für ſich in Anſpruch nehmen ſoll, und auch die zweite Berufung bei widerſprechenden Urtheilen, (die dritte Inſtanz), kann füglich wiederum an ein gleichſtehendes Gericht erfolgen, da nicht ſein Urtheil iſolirt betrachtet

als das einer höheren Intelligenz, sondern die Uebereinstimmung deſſelben mit einem der vorangegangenen Richterſprüche das entſcheidende Moment ausmacht. Indeſſen kann auch eben ſo gut, und vielleicht zur Vereinfachung des Geſchäftsganges noch zweckmäßiger, für die Entſcheidung über den Gegenſatz zweier Urtheile ein beſonderes Gericht conſtituirt werden, dem zugleich die Functionen eines Caſſationsgerichts übertragen werden können, da die Nichtigkeitsklage im Civilproceſſe nicht zu entbehren ſeyn wird, und zur Entſcheidung über dieſe kein coordinirtes Gericht, ſondern ein außerhalb der Reihe der ordentlichen Gerichte ſtehendes berufen werden muß.

8.

Proceßkoſten und Sporteln.

Die Grundſätze, welche eine Geſetzgebung über die Gerichtskoſten, Taxen, Sporteln u. dergl., ſowie über die Verpflichtung zu Tragung derſelben und der von den Parteien ſelbſt aufgewendeten Proceßkoſten beobachtet, ſind von ſo großem Einfluß auf den Zuſtand der Rechtspflege eines Staates, daß einige Worte darüber hier am Orte ſeyn dürften.

Wenn es unſtreitig eine der erſten Aufgaben des Staates iſt, den Rechtszuſtand ſeiner Genoſſen zu regeln und zu erhalten, ſo ſollte man wohl glauben, daß die Erlangung der Rechtshülfe bei den Gerichten den Unterthanen gewährt und geſichert werden müſſe, auch ohne daß ſie für dieſen Schutz des Staates, neben der Theilnahme an den allgemeinen Staatslaſten, noch eine beſondere Bezahlung im einzelnen Falle, in dem der Einzelne denſelben in Anſpruch nimmt, zu leiſten hätten: die Juſtiz ſollte dem Bürger unentgeldlich gewährt werden, wie ihm der polizeiliche Schutz und andere Vortheile der öffentlichen Anſtalten ohne beſondere Vergütung zu Theil werden.

In keinem deutſchen Staate aber finden wir dieſen Grundſatz anerkannt; in jedem werden verſchiedene Gebühren an Taxen, Sporteln, Stempel, Schreibgebühren und wie dieſelben alle heißen, von den proceßführenden Parteien erhoben, zum Theil unmittelbar für das Aerar, zum Theil für das Gerichtsperſonal, welches mit ſeinem Einkommen theilweiſe auf ſolche Gebühren angewieſen iſt. Daß letztere Einrichtung in jedem Falle verwerflich iſt, bedarf

keiner näheren Begründung; es springt in die Augen, daß das Ansehen und die Stellung der Gerichte darunter empfindlich nothleiden muß, daß Mißbräuche schwer zu verhindern sind und daß das eigene Interesse des Gerichtspersonals sehr häufig mit der Verpflichtung, die Processe zu vereinfachen, zu beschleunigen und wenn thunlich, durch Vergleiche zu erledigen, in eine mißliche Collision gerathen kann.

Allein jener, wohl unbestreitbare Grundsatz spricht für die Aufhebung der gedachten Gebühren überhaupt, auch wenn sie unmittelbar für den Staat erhoben werden; und wenn zu Rechtfertigung derselben häufig angeführt wird, daß dadurch der Vermehrung der Processe entgegen gewirkt und mancher unnöthige oder muthwillige Rechtsstreit abgeschnitten werde, so steht diesem die Betrachtung entgegen, daß eine Verminderung der Zahl der Processe an sich keineswegs als ein Vortheil für die Gesammtheit der Staatsgenossen zu betrachten ist, soferne jedem Einzelnen die Erlangung der Rechtshülfe zu erleichtern und nicht durch die Furcht vor den Gerichtskosten zu erschweren ist, und eine nur durch diese Furcht bewirkte Unterdrückung eines Rechtsstreits zur Beeinträchtigung des materiellen Rechts dienen kann; daß ferner die gedachten Gerichtsgebühren nicht blos frivole und unnöthige Processe treffen, sondern häufig auch solche, zu welchen die eine oder die andere Partei gezwungen war, und daß endlich bei einem Zustand des Civilrechts, wie der gegenwärtige, wobei der Einzelne kaum wissen kann, was das Recht mit sich bringt und ob er in seinem Streitfalle gesetzlich Recht oder Unrecht habe, am wenigsten es gerechtfertigt werden kann, wenn der Zugang zum Gericht, das im Besitze des geheimen Rechts sich fast allein befindet, dem Bürger erschwert werden will.

Damit soll übrigens nicht ausgeschlossen werden, daß in solchen Fällen, in welchen ein eigentlicher Mißbrauch mit der Anrufung des Gerichts getrieben wird, in Fällen eines muthwilligen Streits von Seiten des Klägers oder des Beklagten, die Erhebung von Straftaxen beibehalten oder eingeführt werde; theils zur Abwehr von solchen muthwilligen Processen, theils zur Entschädigung für den unnöthig in Anspruch genommenen Staatsschutz, da Jeder auf diesen Schutz nur dann gerechten Anspruch hat, wenn derselbe auch wirklich nöthig ist.

Was sodann die Grundsätze betrifft, nach welchen die Zuscheidung der Gerichtskosten und der von den Parteien sonst aufgewendeten Proceßkosten erfolgt, so herrscht hierüber in den Gesetzen der verschiedenen Staaten und bei den einzelnen Gerichten große Verschiedenheit. In das Detail hierüber einzugehen, liegt nicht im Zwecke dieser Bemerkungen, gegen den laren Grundsatz aber, welchen wir so oft angewendet finden, wornach eine Verurtheilung der unterliegenden Partei in sämmtliche Kosten des Rechtsstreits nur dann erfolgt, wenn diese Partei im offenbaren Unrecht war oder als muthwillig streitend (temere litigans) erscheint, während in allen andern Fällen die Kosten verglichen werden, d. h. jeder Partei die Tragung der selbst aufgewendeten Kosten und die Bezahlung der Hälfte von den übrigen Kosten (namentlich der Gerichtsgebühren) auferlegt wird, — gegen diesen Grundsatz müssen wir auf das entschiedenste uns erklären. Nach diesem Grundsatz ist es kein seltener Fall, daß die obsiegende Partei, des zugesprochenen Rechts ungeachtet, noch größeren Schaden leidet, als wenn sie von Anfang an darauf verzichtet hätte, da häufig die Kosten, die der Sieger auf sich leiden muß, den Werth des Streitgegenstandes, wenigstens soweit er vom Beklagten erlangt werden kann, noch übersteigen. Wer nach dem Ausspruche des Gerichts (welcher Ausspruch formell als die wirkliche Wahrheit gilt) sich im Unrecht befindet, ist nach der Idee des Rechts und nach der Natur der Sache zum Ersatze sämmtlicher Kosten verbunden, die er dadurch veranlaßt hat, daß er dem entgegenstehenden Rechte nicht freiwillig stattgegeben hat. Ein Richterspruch, wodurch der Partei, welcher das Recht zugesprochen ist, zugleich die Tragung der Kosten, wenn auch nur theilweise, aufgebürdet wird, leidet an einem innern Widerspruche. Selbst wenn das Recht, wie leider nach dem jetzigen Stand der Gesetzgebung sehr häufig, als zweifelhaft erscheinen könnte, kann nur das Eine oder Andere wirklich recht seyn, sonst wäre eine Entscheidung überhaupt unmöglich; muß aber ein solcher rechtlicher Zweifel überhaupt durch den Richterspruch gelöst und darnach der einen oder andern Partei in der Hauptsache, über den bestrittenen Anspruch selbst, das Recht zugesprochen werden, so muß dies consequenterweise auch bezüglich der Proceßkosten, als des Nebenpunktes, geschehen; in der Hauptsache einen Proceß gewinnen und gleich-

wohl die Proceßkosten theilweise bezahlen zu müssen, widerstreitet der Idee des Rechts. Will man durch die Zweifelhaftigkeit der Sache eine Theilung der Kosten zwischen den Parteien rechtfertigen, so kann man damit ebenso gut eine Theilung des Rechts in der Hauptsache, d. h. eine nur theilweise Verurtheilung oder Klageabweisung vertheidigen.

Darum erscheint kein anderer Grundsatz rechtlich zulässig, als daß die unterliegende Partei die sämmtlichen Kosten des Processes zu tragen habe.

Von selbst versteht es sich jedoch und folgt consequent aus diesem Grundsatz, daß in Fällen, in welchen keine Partei vollständig obgesiegt hat, und sonach jede derselben theilweise unterlegen ist, eine Vertheilung der Kosten erfolgen kann und muß, wobei übrigens bezüglich des Maßstabs der Vertheilung verschiedene Rücksichten zu beachten sind, deren Erörterung hier zu weit führen würde.

Wir bemerken nur noch zu Vermeidung eines Mißverständnisses, daß unter die Kosten, über deren Zuscheidung wir unsre Ansicht ausgesprochen, diejenigen nicht zu zählen sind, welche die eine oder andere Partei im Processe auf schuldhafte Weise, durch Versäumnisse, Unwahrheiten u. dergl. verursacht hat, und welche sie natürlich allein zu ersetzen und zu tragen verpflichtet ist, sie mag in der Hauptsache unterliegen oder nicht.

9.

Vorschläge.

Es entspricht dem Zwecke, den wir bei den vorstehenden Erörterungen und bei ihrer Veröffentlichung in dieser für das gebildete Publikum bestimmten Zeitschrift im Auge haben, wenn wir zum Schlusse noch einige Vorschläge beifügen, die sich zunächst auf die Organisation der Gerichte beziehen. Erst dann, wenn nicht nur das Bedürfniß einer besseren Gestaltung unserer deutschen Rechtspflege und die Gebrechen, woran sie jetzt noch leidet, zum klaren Bewußtseyn des Volkes, wenigstens des intelligenteren Theils desselben gebracht, sondern auch eine Verständigung in der öffentlichen Meinung über die Mittel und Wege, wodurch die nöthige Abhülfe zu bewirken, erfolgt seyn wird, erst dann kann

gehofft werden, daß eine unſern Verhältniſſen entſprechende, in allen deutſchen Staaten möglichſt gleichförmige Umgeſtaltung und Entwicklung dieſes wichtigen Zweiges der Staatsverwaltung erfolgen, daß unſer Geſammtvaterland eine nationale und harmoniſche Rechtspflege erlangen werde; darum ſind Fragen, wie die hier in Erörterung gezogenen, aus dem engeren Kreiſe der Zeitſchriften für die Juriſten gewiß mit Recht auf das Feld der Beſprechung vor den Gebildeten des Volks überhaupt zu verpflanzen, woſelbſt ſie ohne vorgefaßte Kaſtenmeinung, rein nach der Natur der Dinge, nach dem Bedürfniſſe derer, die den Rechtsſchutz in ihren Angelegenheiten nöthig haben, nach dem geſunden Rechtsgefühl und nach den verſchiedenen dabei zu beachtenden Rückſichten erwogen und zur befriedigendſten Löſung gebracht werden können.

Wir geben nun unſere Anſicht über die Organiſation der Gerichte, wie ſie ſich am einfachſten und zweckmäßigſten in allen deutſchen Staaten ausführen laſſen dürfte, in folgender Skizze, wobei wir uns bezüglich der Begründung unſerer Vorſchläge auf die obigen Ausführungen beziehen.

I. Ortsrichter (Stadt-, Dorfrichter).

In jeder Gemeinde wäre einem Einzelrichter die Entſcheidung der ſogenannten Bagatellproceſſe zuzuweiſen, etwa bis zum Betrage von 6 Thlr. oder 10 fl. Zum Einzelrichter kann hiezu der erſte Ortsvorſteher beſtellt werden, zumal wenn nach der Gemeindeverfaſſung derſelbe aus der Zahl der Bürgerſchaft hervorgeht; wo letzteres nicht der Fall, oder in größeren Städten, in welchen die Zuweiſung jener Funktion an den erſten Stadtverſtand wegen der übrigen Obliegenheiten deſſelben unthunlich ſeyn kann, wäre der Bürgerſchaft die Wahl eines beſonderen Richters, oder mehrerer ſolcher nach Diſtrikten zu überlaſſen.

Die Verhandlung vor dem Ortsrichter erfolgte mündlich (mit kurzer Aufzeichnung der weſentlichen Momente des Streits und der Entſcheidung); ſie wäre durchaus öffentlich. Die Appellation würde ausgeſchloſſen.

II. Bezirksrichter (Landrichter, Amtsrichter).

Auch dieſe entſcheiden als Einzelrichter, und ihre Competenz erſtrecke ſich auf Streitſachen bis zu 100 Thlr. oder

150 fl. Die Verhandlungen erfolgen in der Regel mündlich (mit kurzer schriftlicher Aufzeichnung des Wesentlichen), doch können Klage und Antwort auch schriftlich übergeben werden, ehe die mündliche Verhandlung beginnt. Diese sey, wie bei den Ortsrichtern, öffentlich.

Von den Entscheidungen der Bezirksrichter werde bei Streitsachen über 30 Thlr. oder 50 fl. eine einmalige Appellation an das Kreisgericht gestattet.

In allen wichtigeren, ihm nicht zur Entscheidung überlassenen Streitfällen hätte der Bezirksrichter theils den Instruenten, theils den Friedensrichter zu bilden. In jener Eigenschaft wäre Klage und Antwort entweder schriftlich ihm zu übergeben oder ihm mündlich vorzutragen und sodann von ihm zu Protokoll zu nehmen; er hätte aus Auftrag des Kreisgerichts die Zeugen abzuhören, Augenschein einzunehmen u. dgl.; — in der Eigenschaft eines Friedensrichters hätte er, sobald Klage und Antwort erfolgt sind, mit den Parteien einen Vergleichsversuch vorzunehmen, wenn sie sich solches nicht ausdrücklich verbeten haben.

III. Kreisgerichte (Oberlandesgerichte, Hofgerichte).

Für jeden Kreis werde ein Gerichtscollegium mit einer angemessenen Anzahl rechtsgelehrter Richter bestellt, als Appellationsinstanz für Berufungen von dem Urtheil eines Bezirksrichters und zur Entscheidung aller wichtigeren Rechtsstreitigkeiten, welche den Bezirksrichtern nicht überlassen sind, als erste Instanz.

Die Verhandlungen wären theils schriftlich, theils mündlich, und die letzteren zugleich öffentlich. Klage und Antwort, so wie ein vorläufiger Vergleichsversuch erfolgten vor dem Bezirksrichter (vergl. Nr. II.), welcher, falls kein Vergleich zu Stande kommt, die Verhandlungen dem Kreisgerichte vorzulegen hat. Dieses instruirt sofort den Proceß nach Erforderniß bis zum Schlusse, wobei es dem Bezirksrichter einzelne Aufträge ertheilen kann; ob diese weitere Instruktion schriftlich oder mündlich zu erfolgen habe, hängt von dem Ermessen des Gerichts nach den Verhältnissen des Einzelfalles ab; jedoch ist jedenfalls eine mündliche Schlußverhandlung nöthig, in welcher die Parteien oder deren Rechtsanwälte ihre Rechtsvertheidigung vorzutragen haben.

Von dem Urtheile eines Kreisgerichts (in erster Instanz) wäre, mit der Beschränkung auf Streitgegenstände von mehr als 250 fl. oder 150 Thlr. Werth, eine weitere Berufung gestattet, und zwar, wenn jenes Gericht aus mehreren Sektionen besteht, an eine andere Sektion desselben, oder wo es an solchen fehlt, an ein anderes Kreisgericht; wo deren mehrere sind, wäre ein bestimmter Turnus einzuführen, soweit nicht wegen allzugroßer Entfernung die Rücksicht auf die Parteien eine Beschränkung gebietet.

Wird von der zweiten Sektion oder dem zweiten Kreisgerichte dem ersten Urtheile beigestimmt, so ist jede weitere Berufung ausgeschlossen. Bei einer Verschiedenheit beider Urtheile dagegen findet eine weitere Appellation statt, und

IV. Das Obergericht (Obertribunal, Oberappellationsgericht, Oberhofgericht)

bildet dasjenige Gericht, welches über einen solchen Conflikt mehrerer Urtheile die endliche Entscheidung gibt. Dasselbe besteht, wie das Kreisgericht, aus einem Collegium rechtsgelehrter Richter und sein Verfahren hat, wie bei dem Kreisgerichte, wenn es in zweiter Instanz urtheilt, in der Regel, — falls nämlich nicht die schon bei dem ersten Richter vorgebrachten Thatumstände weitere Aufklärung erfordern, wozu eine nachträgliche Instruktion einzuleiten ist, — sich auf eine mündliche (und öffentliche) Verhandlung zu beschränken, in welcher die Parteien oder deren Rechtsanwälte ihre Rechtsvertheidigung vorzutragen haben. Neues Vorbringen in der Appellationsinstanz wäre durchaus unzulässig, und an den ersten Richter zu verweisen, da es dem Wesen der Appellation widerspricht, den zweiten oder dritten Richter auf Grundlagen hin, welche der erste Richter nicht gekannt, eine Prüfung des Urtheils dieses ersten Richters vornehmen zu lassen, und da, wenn in der Appellationsinstanz auf solches neues Vorbringen das Urtheil gebaut wird, diese Instanz in der That als erste und nicht als Appellationsinstanz entscheidet, somit den Parteien das Recht auf mehrere Instanzen verloren geht.

Wenn wir übrigens die Verhandlung in der Appellationsinstanz für die Regel auf den mündlichen Vortrag der Rechtsvertheidigung beider Parteien beschränkten, so soll damit nicht

arabiſcher Quellen * aufgehellt, ferner die Heereszüge Karls des Großen gegen Spanien und (im IV. Band) die für das ſüdliche Frankreich ſo glückliche Regierung Ludwigs des Frommen, bevor derſelbe als Kaiſer ſeinem Vater folgte. Unterſuchungen über den Kulturzuſtand des Landes im ſiebenten und achten Jahrhundert, über die zum Theil noch jetzt fortlebenden Sprachen der älteſten Volksſtämme, z. B. der Basken, dann über die verſchiedenen Theilungen des Reichs unter Ludwigs Söhne ſind leſenswerthe, höchſt unterrichtende Digreſſionen des Verfaſſers. Im zweiten Band iſt Seite 523 abgedruckt das Fragment eines baskiſchen Nationallieds, das bis zu Kaiſer Auguſt hinauf geht. — Bemerkenswerth für den Rechtsgelehrten iſt auch Fauriel's Auslegung des neunten Kapitels jenes berühmten Placitum von Kierſi aus dem Jahr 877, worin Karl der Kahle die Lehen ſoll erblich gemacht haben, während nach Fauriel nur längſt beſtehende Grundſätze darin wiederholt werden.

Auch v. Raumer hat einen alter ego bei den Franzoſen; wir nehmen keinen Anſtand, ſeinen Hohenſtaufen die Histoire de Philippe Auguste von Capefigue gegenüber zu ſtellen, ob ſie gleich nicht ſo umfaſſend iſt, auch in mancher Beziehung hinter jener zurückbleibt, gleichwie den letzten Theilen derſelben die erſten eines anderen Werkes von Capefigue, nämlich ſeine Histoire Constitutionelle de la France, beginnend mit dem Jahr 1223, wo die Geſchichte des Königs Philipp Auguſts geendigt hatte. Eben ſo kann von Raumers neuerer Geſchichte Capefigue's Geſchichte der Reform und der Ligue u. ſ. w. verglichen werden; allein die allzugroße Fruchtbarkeit des franzöſiſchen Hiſtorikers ſchadet nicht ſelten dem innern Gehalte ſeiner Erzeugniſſe.

Auch unſerm Niebuhr ſollte ein Franzoſe an der Seite ſtehen. Michelet hielt ſich hierzu berufen in ſeinem 1831 zum erſten Male gegebenen Histoire Romaine (Republique) in zwei Bänden. Allein der Franzoſe erhebt ſich hier ganz auf des Deutſchen Schultern. Er iſt Nachahmer, und zwar phantaſtiſcher Nachahmer unſeres Reformators der römiſchen Geſchichtsſchreibung. War es Jenem darum zu thun, Roms ältere Geſchichte von der Fabel zu ſcheiden, das

* Noch wichtiger iſt in dieſer Rückſicht das Werk Reinaud's: Invasions des Sarrazins en France etc. pendant le huitième, neuvième et dixième siècles. Paris, 1836. 1 vol. 8.

ausgeschlossen werden, daß die Beschwerde gegen das vorangehende Urtheil schriftlich eingereicht und dem Gegner zuvor mitgetheilt werde, bevor jene Verhandlung stattfindet; es mag dadurch dem Gericht die vorgängige Instruirung über alle thatsächlichen und rechtlichen Momente, worauf die Parteien sich stützen, erleichtert und zugleich für die mündliche Verhandlung ein fester Anhaltspunkt gewonnen werden. Dagegen sollte ohne eine mündliche Verhandlung in der dritten Instanz der Urtheilsspruch nie erfolgen, da, wie wir oben schon bemerkten (vergl. Nr. 5), die Parteien sich davon müssen überzeugen können, daß Alles, was sie zu ihrer Vertheidigung vorzutragen für nöthig hielten, auch wirklich zur vollständigen Kenntniß der sämmtlichen Mitglieder des Gerichts gelange, und da, was die dritte Instanz betrifft, beide Parteien, nach unsrem Vorschlag, ein Urtheil für sich haben, an dessen Bestätigung ihnen gelegen seyn muß. In der zweiten Instanz jedoch könnte es eher genügen, den Appellanten allein (übrigens gleichfalls mündlich) zu hören, wenn das Gericht nach Einsicht der Akten sich vorläufig für die Bestätigung des ersten Urtheils entschieden hat; indessen scheint auch dies nicht ganz unbedenklich, soferne hiebei bereits ein vorläufiges Urtheil beschlossen werden müßte, ein solches Vor-Urtheil aber das Gericht leicht befangen machen könnte, und sofern, wenn bei der endlichen Berathung sich die frühere Ansicht änderte, nachträglich noch eine weitere Verhandlung unter Zuziehung der appellatischen Partei nöthig wäre.

Dem Obergericht endlich könnten, wie wir schon oben angedeutet, zugleich die Funktionen eines Cassationsgerichts (die Entscheidung über Nichtigkeitsklagen) übertragen werden.

Schließlich bemerken wir, daß die vorstehenden Vorschläge auch für die kleineren deutschen Staaten ausführbar wären, wenn, wie zum Theil bereits der Fall, mehrere derselben sich zu Errichtung gemeinschaftlicher Gerichte vereinigten, wodurch zugleich größere Uebereinstimmung und Einheit in der Rechtsverwaltung befördert würde.

Die Errichtung statistischer Büreaus und statistischer Privatvereine.

Wir glauben unsere Arbeit nicht besser als mit den Aussprüchen zweier berühmten Regenten der neueren Zeit über die Wichtigkeit der Statistik für jeden Staat beginnen zu können. Joseph II. von Oesterreich sagt: „Um Länder zu regieren, muß man sie vor Allem genau kennen," und Napoleon in seiner auf St. Helena diktirten Denkschrift: »la statistique est le budget des choses et sans budget point de salut.«

Hat nun zwar auch in letzter Zeit die Statistik begonnen immer mehr und mehr in Deutschland den ihr gebührenden Rang einzunehmen, so wird ihr praktischer Nutzen für jeglichen Staat doch noch von manchen Seiten immer nicht genugsam gewürdigt. Keine Nation hat die Statistik so wissenschaftlich ausgebildet, so genau systematisirt und dennoch im Allgemeinen so wenig praktische Resultate aus derselben gezogen, als gerade wir Deutschen. Wie in vielen andern Fällen hat auch hier wieder unsere Neigung, Alles so gelehrt wie möglich zu behandeln, in der Anwendung für das wirkliche Leben geschadet. Wir haben entschieden die reichhaltigste Literatur über die wissenschaftliche Ausbildung der Statistik, namhafte Gelehrte haben sich sowohl in früheren Zeiten, wie auch jetzt, aufs eifrigste mit deren Studium beschäftigt, unsere meisten Hochschulen haben eigene Vorlesungen über dieselbe, mehrere verschiedene statistische Systeme tragen ihren Namen von deutschen Gründern, und alle diese Anstrengungen zusammen haben doch noch nicht dahin geführt, daß in allen deutschen Staaten sich eigene statistische Büreaus befinden, und

daß wir eine allgemein verständliche und daher brauchbare Statistik von ganz Deutschland besitzen. Wahrlich, unsere deutsche Gelehrsamkeit, so ungemein schätzenswerth sie sonst auch ist, läßt uns oft vor lauter Bäumen den Wald nicht erkennen.

In den meisten größeren Staaten Deutschlands hat man in richtiger Würdigung ihres Nutzens in der neueren Zeit immer mehr und mehr angefangen der Statistik den ihr gebührenden Rang anzuweisen und eigene, oft gut organisirte statistische Büreaus errichtet; manche kleinere aber haben dies zu ihrem großen Schaden bisher noch immer sehr vernachlässigt. Und doch können diese derselben eben so wenig wie jene entbehren, denn die Statistik muß immer mit als Fundament der ganzen Verwaltung des Staates dienen. Sie ist das rohe Material, aus dem die geschickte Hand des Baumeisters das künstliche Gebäude des Staatshaushaltes schafft. Eben so werthlos, wie sie ohne solchen schaffenden Geist, der sie richtig zu benützen vermag, gleichsam als todtes Gestein daliegt, eben so unentbehrlich ist sie diesem für seine Schöpfungen.

Die Statistik in dem Sinne, wie wir hier diese Wissenschaft nehmen wollen, nämlich als sich mit dem Zustande des Staates in allen verschiedenen Verhältnissen beschäftigend, kann entweder durch eigene statistische Büreaus, die vom Staate selbst errichtet sind, oder auch durch Vereine von Privatleuten gefördert werden. Wir wollen nun zuerst unsere Ansichten über die Aufgabe und Pflichten solcher statistischer Büreaus hier aufstellen und dann zu der Bildung der statistischen Privatvereine übergehen.

Haben auch schon viele der deutschen Staaten eigene statistische Büreaus, oder welchen Namen sie sonst noch führen mögen, so sind doch oft in deren Organisation so große Fehler von vornherein begangen worden, daß sie ihren Zweck unmöglich erfüllen können. Die wichtigste Bedingung, wenn ein statistisches Büreau nur einigermaßen den zu machenden Anforderungen genügen soll, muß immer eine möglichst freie und unabhängige Stellung seyn. Darum halten wir es für entschieden zweckmäßig, wenn es dem Kabinet, oder welchen Namen die oberste Behörde des Staats sonst etwa führt, allein verantwortlich gemacht wird. Es muß in seiner Befugniß liegen, von allen Behörden der Justiz, Verwaltung und Finanz unmittelbar die ihm gut dünkenden

ſtatiſtiſchen Notizen einziehen zu dürfen, und dieſelben müſſen ſtets angewieſen ſeyn, jedem derartigen Begehren des ſtatiſtiſchen Büreaus ohne Säumniß, oder gar Eiferſüchtelei oder Geheimnißkrämerei auf das Vollſtändigſte zu genügen. Außer dieſen direkten Nachweiſungen von allen Behörden des Staates muß aber ein ſtatiſtiſches Büreau noch mehrere andere Hülfsmittel beſitzen, wenn es ſeine Zwecke nur einigermaßen vollſtändig erfüllen ſoll. Hiezu gehört weſentlich eine genaue Mittheilung der Geſetzſammlung, wie auch aller von den verſchiedenen Oberbehörden ausgehenden Cirkularverfügungen, deren Inhalt nur von einigem Einfluß auf die Statiſtik ſeyn könnte. Ferner eine Mittheilung aller inländiſchen Zeitſchriften, Provinzial-, Lokal- und Wochenblätter. Auch ſolche ausländiſche Blätter, welche ſich vorzugsweiſe mit Statiſtik beſchäftigen, und in denen daher oft Mittheilungen enthalten ſind, deren Kenntniß namentlich zur Vergleichung mit inländiſchen gleichartigen Zuſtänden von großer Wichtigkeit iſt, dürfen nicht fehlen. Manche Blätter enthalten ſtatiſtiſche Angaben, welche von dazu befähigten Privatmännern geſammelt, auf offiziellen Wegen von den Behörden entweder gar nicht oder doch nur ſehr ſchwer zu bekommen wären. Bei vorſichtiger Prüfung und Benützung wird daher ein ſtatiſtiſches Büreau oft ſehr viel Material aus ſolchen Zeitſchriften entnehmen können. Hiezu rechnen wir auch noch die Staatshandbücher der benachbarten Staaten, da in denſelben oft ſehr reiches ſtatiſtiſches Material enthalten iſt.[1] Ueberhaupt muß ſich jede ſtatiſtiſche Behörde, ſey es nun die eines kleinen oder großen Landes, auf jegliche Weiſe eifrigſt bemühen, mit ähnlichen Behörden auswärtiger, namentlich benachbarter Staaten, in enge Verbindung und wechſelsweiſe Mittheilung zu treten.

Dies wären in kurzen allgemeinen Umriſſen, wie wir ſie hier natürlich nur aufſtellen können, die Hülfsmittel, welche einem ſtatiſtiſchen Büreau unumgänglich nothwendig ſind; wir wollen

---

[1] Als Muſter eines ſolchen Staatshandbuches kann der im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin jährlich herauskommende „Staatskalender" dienen, welcher ſeiner trefflichen Einrichtung wegen von manchen andern Staaten nachgeahmt wurde. Sonſt fehlt dieſem Lande, zum großen Nachtheil deſſelben, eine eigene ſtatiſtiſche Behörde gänzlich.

ſetzt auf gleiche Weiſe ſeine Leiſtungen, die man zur Erfüllung ſeines Zwecks von ihm zu fordern berechtigt iſt, angeben.

Die Statiſtik ſoll ein lebendiges Bild des ganzen Staates in allen ſeinen verſchiedenen Zweigen darzuſtellen ſuchen. Sie ſoll nicht bloß todte Zahlen anhäufen, eingegangene Berichte, Notizen und Auszüge zuſammenſtellen, und ſich darin gefallen, bloß umſtändliche, peinlich genaue Tabellen, die gerade wegen dieſer ſo groß ſeyn ſollenden Genauigkeit gewöhnlich unrichtig ſind, auszuarbeiten. Ein ſtatiſtiſches Büreau, wie es unſerer Anſicht nach ſeyn ſollte, muß die von ihm zuſammengeſtellten Zahlenangaben auch mit Erläuterungen verſehen, es muß zeigen, wodurch ſich dieſelben gerade in dieſer Weiſe entwickelt, welche Kräfte bei ihrem Hervorbringen gewirkt haben, und wodurch dieſe geſteigert oder auch im umgekehrten Falle vermindert werden könnten. Man ſieht, welche bedeutende Anforderungen wir an die Aufgabe eines vollkommenen ſtatiſtiſchen Büreaus machen, und wie wir ihm einen Wirkungskreis verliehen wiſſen wollen, der ihm bisher nur noch in ſehr wenigen Staaten zu Theil geworden iſt. Sehr Viele werden es für unmöglich halten, daß ein ſtatiſtiſches Büreau jemals einen ſolchen umfaſſenden Kreis ſeiner Thätigkeit ausfülle, und ſie werden glauben, wenn dies auch ſeyn könnte, ſo müßte es in die Wirkung vieler andern Staatsbehörden eingreifen. Bei richtiger und umſichtiger Leitung wird es aber unſerer Anſicht nach die angeführte Aufgabe erfüllen können und nichts weniger als ſtörend, ſondern ſogar im hohen Grade fördernd für die andern Staatsbehörden ſeyn. Wir ſetzen hiebei freilich voraus, daß die Vorſtände ſolcher Büreaus Männer ſind, denen das Wohl des Staates mehr wie eine kleinliche Ueberſchätzung des von ihnen verwalteten Dienſtzweiges gilt.

Aus dieſen Gründen iſt die Stelle eines Vorſtandes von einem ſtatiſtiſchen Büreau eine ungemein wichtige und erfordert mehr als einen bloßen Rechnungsbeamten, den man ſo häufig allein nur dafür geeignet hält. Es muß ihm eine genaue Kenntniß des ganzen Staatshaushaltes, ein lebendiger ſchaffender Geiſt, eine Fähigkeit zur richtigen Prüfung und endlich zu ſeinem Verkehr mit den andern Behörden ein gewandtes und taktvolles Benehmen innewohnen. Man ſieht, dies ſind ganz bedeutende Anforderungen, die man nicht bei dem erſten beſten Beamten

findet. Finden wird man ſie aber, natürlich in geringerem oder höherem Grade, in allen deutſchen Staaten unter den zu Gebote ſtehenden Beamten, wenn man ſich nur die Mühe des Suchens gibt und nicht, wie ſo häufig, dem Zufall das Meiſte überläßt. Für die rechten Stellen aber die rechten Diener zu finden, darin beſteht mit die größte Kunſt des Regierens.

Wie ſtark das Perſonal eines ſtatiſtiſchen Büreaus ſeyn muß, richtet ſich natürlich ganz nach der Größe des Landes, dem es angehört, und nach dem Umfange der Arbeiten, die von ihm verlangt werden. Allgemein anerkannter Grundſatz (Gerber „Ueber ſtatiſtiſche Behörden" Marburg 1843) iſt aber, daß es nicht zu zahlreich ſeyn darf, und daß alle Beamten deſſelben, die bloßen Abſchreiber ausgenommen, zugleich mit praktiſcher Brauchbarkeit wiſſenſchaftliche Bildung vereinigen müſſen. Ein zahlreiches und nur mechaniſch ausgebildetes Perſonal verfällt gar leicht in nutzloſe Vielſchreiberei und todtes Tabellenweſen, das oft mehr Schaden wie Nutzen bringt. Wie viel aber mit geringen Kräften bei gehöriger Anwendung geleiſtet werden kann, zeigt am beſten das ſtatiſtiſche Büreau in Berlin, das lange Zeit mit dem für die Größe des Königreichs Preußen ſo ſehr geringen Perſonal von einem Direktor, zwei Räthen, einem wiſſenſchaftlich gebildeten Hülfsarbeiter und vier Subalternen eine ſo gut gearbeitete Statiſtik des ganzen Landes herausgab. Dagegen zählte das ſtatiſtiſche Büreau im Königreich Bayern unter dem Miniſterium Montgelas in den zwanziger Jahren einige ſechzig Arbeiter, wo dann freilich manches Unnütze mit zum Vorſchein kam. Abgeſehen davon, daß ſolche ſtatiſtiſche Vielſchreiberei nicht den mindeſten Nutzen gewährt, wird auch dem Staatshaushalte durch die Menge ſolcher Beamten eine unnütze Laſt aufgelegt. In ſehr vielen kleinern deutſchen Staaten, deren Statiſtik jetzt zum großen Nachtheil derſelben noch ſo ſehr im Argen liegt, könnte von einem einzigen wiſſenſchaftlich gebildeten Beamten, der von einem bloßen Schreiber unterſtützt würde, gewiß ſehr Vieles hierin bewirkt und der dadurch entſtehende Beſoldungsaufwand reichlich erſetzt werden.

Der Kreis der Verpflichtungen eines ſtatiſtiſchen Büreaus wird je nach dem Bedürfniſſe der verſchiedenen Staaten ſich auch ſo verſchieden geſtalten müſſen, daß ſich ſehr ſchwer beſtimmte Regeln

dafür im Allgemeinen aufſtellen laſſen. Dem Weſentlichen nach glauben wir, daß ſie in Folgendem beſtehen müſſen.

In der Ausarbeitung umfaſſender Jahresberichte, welche als Erläuterungen der angefügten, bloß Zahlen enthaltenden Tabellen zu betrachten ſind. Solche Jahresberichte müſſen den verſchiedenen Oberbehörden des Staates über die von ihnen verwalteten Zweige des Staatshaushaltes zugeſtellt werden. Die Militäradminiſtration z. B. muß Tabellen über die Zahl aller waffenfähigen Mannſchaft im ganzen Lande, deren Tauglichkeit und Untauglichkeit für den etwaigen Dienſt, mit den Urſachen derſelben und den daraus zu ziehenden Reſultaten erhalten. Die Behörde, welche die auswärtigen Angelegenheiten verwaltet, muß eine Zuſammenſtellung der abgeſchloſſenen Verträge, des Eigenthümlichen des Grenzverhältniſſes, der ſtatiſtiſchen Veränderungen der benachbarten Staaten, deren Kenntniß für dieſelbe von Wichtigkeit ſeyn kann, und dergleichen Ueberſichten mehr bekommen. In dem für die ganze Verwaltung des Staats ſo wichtigen Finanzweſen iſt Zuſammenſtellung und Erläuterung des Zuſtandes der Abgaben, ſo wie des Einkommens des ganzen Volkes überhaupt Gegenſtand der Thätigkeit eines ſolchen Büreaus. Im Juſtizfache müſſen Zuſammenſtellungen über alle Vorkommniſſe der Civil- und Criminaljuſtiz, der Polizei, und in den Staaten, wo ſolche beſtehen, der Vergleichs- oder Friedensgerichte, die Ab- oder Zunahme der Verbrecher in den Straf- und Gefangenhäuſern, nach Urſache und Dauer ihrer Haft claſſificirt, zu dem Bereiche der Thätigkeit eines gut organiſirten ſtatiſtiſchen Büreaus gehören. Das größte Feld bietet aber das Reſſort der innern Verwaltung des Staates dar. Hier ſind ſtatiſtiſche Angaben, ſtets von den nothwendigen Erläuterungen begleitet, über die verſchiedenen Beziehungen der Bevölkerung zu einander, die Ergebniſſe der Schule, Wiſſenſchaft, Kirche, wo dies nicht vielleicht einem eigenen Kultusminiſterium anheimfällt, der Landwirthſchaft, Gewerbe, des Handels, kurz aller in das Wohl und Wehe des Volkes eingreifender derartigen Gegenſtände zu machen und den je nach der Größe des Staats geſonderten oder vereinten Oberbehörden zu übergeben.

Man wird hier vielleicht den Einwand machen, zu allen dieſen Arbeiten bedürfe es keines beſondern „ſtatiſtiſchen

Büreaus," ſondern jede Oberbehörde könne am leichteſten und ſicherſten ſich eine ſolche ſtatiſtiſche Ueberſicht über die derartigen zu ihrem Bereiche gehörenden Gegenſtände ſelbſt verfaſſen. Dies hätte aber unſerer Anſicht nach mannigfache Uebelſtände. Es würde jede Oberbehörde nach ihrem eigenen Plan ſolche Ueberſichten anfertigen und die Einheit der ganzen Statiſtik des Staates dadurch beträchtlich vermindert, ja, wie jetzt ſo häufig, ganz aufgehoben werden. Die eine Behörde würde ihre derartigen Ueberſichten möglichſt vollſtändig, ja oft peinlich ausgeführt anfertigen, die andere aber mit zu großer Oberflächlichkeit und in allgemeinen Umriſſen, und ſo würde auch die Zuſammenſtellung dieſer einzelnen Ueberſichten immer nur eine unvollſtändige Geſammtſtatiſtik ergeben. Statiſtiſche Angaben zweckmäßig und beſonders überſichtlich zuſammenzuſtellen, iſt aber nicht ſo ganz leicht und erfordert ein eigenes Talent und viel Uebung. Dies kann man nun wohl mit Recht von einem eigenen ſtatiſtiſchen Büreau, deſſen ganze Kraft ausſchließlich hierauf gerichtet iſt, nicht aber von jeder einzelnen Oberbehörde verlangen. Hierin alſo auch würden die von dieſen angefertigten Generalüberſichten den im ſtatiſtiſchen Büreau ausgearbeiteten nachſtehen müſſen. Ferner hat es gewiß manches Gute, wenn auch einer zweiten unabhängigen Behörde das Recht zuſteht, die Thätigkeit der Verwaltung einer andern zwar nicht zu revidiren, denn ſolche Befugniß darf dem ſtatiſtiſchen Büreau niemals zugeſtanden werden, ſondern zuſammenzuſtellen und ſo der oberſten Staatsgewalt vorzulegen, damit dieſe auf leichte und genaue Weiſe Kenntniß davon nehmen könne. Dies würde aber erreicht, wenn die einzelnen Verwaltungsbehörden dem ſtatiſtiſchen Büreau alle Angaben, welche dieſes zu der Statiſtik derſelben bedürfte, mittheilen müßten und es dann die überſichtliche Zuſammenſtellung derſelben beſorgte. Auch den einzelnen Behörden ſelbſt würde dadurch viel Arbeit erſpart, die ihnen doppelt ſchwer fallen muß, weil ſie derſelben ungewohnter als ein eigenes ſtatiſtiſches Büreau ſeyn werden. Dies ſind Gründe, welche unſerer Meinung nach dafür ſprechen, daß man den Wirkungskreis des ſtatiſtiſchen Bureaus, wenn der Staat den wahren Nutzen von demſelben haben ſoll, ja nicht beſchränken, ſondern im Gegentheil ſo viel als möglich ausdehnen ſollte. Freilich wird dadurch die Stellung der Arbeiter, und namentlich

des Vorſtandes deſſelben, immer ſchwieriger werden, und immer mehr Kenntniſſe und Gewandtheit erfordern.

Außer dieſen in vorherbeſtimmten regelmäßigen Perioden an die verſchiedenen Oberbehörden abzugebenden ſtatiſtiſchen Ueberſichten ihrer Verwaltungszweige, die zuſammengeſtellt auch der oberſten Centralbehörde des Staats überliefert werden müſſen, können ſehr leicht Fälle eintreten, wo es für einzelne niedere Behörden von großer Wichtigkeit ſeyn kann, beſondere ſtatiſtiſche Mittheilungen ihres Reſſorts zu erhalten. Das ſtatiſtiſche Büreau muß daher verbunden ſeyn, entweder ein für allemal oder auf ſpezielle Aufforderung der betreffenden Oberbehörde, ſolche erbetene Mittheilungen ungeſäumt zu liefern. Alle Arbeiten eines ſtatiſtiſchen Büreaus ſind daher entweder periodiſche, d. h. welche in regelmäßigen und wiederkehrenden Zeitabſchnitten gemacht werden müſſen, oder currente, welche durch ein augenblickliches dringendes Bedürfniß veranlaßt werden. Je nach der Natur der darin behandelten Gegenſtände können ſolche periodiſche Ueberſichten in ein-, zwei-, drei-, ja ſelbſt fünfjährigen Zeitperioden geſchehen. Einige Zuſammenſtellungen, beſonders ſolche, wo Vergleichungen damit verbunden ſind, bedürfen immer eines längeren Zeitraumes, um ſich zu bewähren, ſo daß man dann erſt mit einiger Sicherheit ein Urtheil darüber abzugeben vermag. So kommen z. B. aus dieſem Grunde die allgemeinen vergleichenden ſtatiſtiſchen Ueberſichten des preußiſchen Staates gewöhnlich in dreijährigen Perioden heraus. Wann ſolche periodiſche Veröffentlichungen erfolgen ſollen, muß vorher nach genauer Erwägung aller betreffenden Umſtände feſtgeſetzt, die Periode muß dann aber auch auf das Pünktlichſte eingehalten werden.

Für die meiſten ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen wird immer eine Jahresfriſt ausreichen, nur bei umfaſſenden und wie geſagt vergleichenden Arbeiten muß dieſelbe länger geſtellt werden. Wenn aber auch die Zuſammenſtellung in längeren, ſo muß doch ſtets die Sammlung ſtatiſtiſcher Angaben in möglichſt kurzen Zeiträumen geſchehen. Denn nur dadurch allein iſt es möglich, ſie einigermaßen vollſtändig und richtig zu erhalten.

Currente Arbeiten werden beſonders in conſtitutionellen Staaten, wo die Stände Rechenſchaft über einzelne Verwaltungsgegenſtände verlangen, vorkommen. Aber auch Abſchließungen

von Handelsverträgen, Berathungen über neue Entwürfe zu Geſetzen oder Verwaltungsmaßregeln und viele andere derartige Fälle können dieſelben in jedem Staate ſehr leicht bedingen. Hier zeigt ſich dann der unendliche Nutzen eines wohlorganiſirten ſtatiſtiſchen Büreaus ſo recht im vollſten Lichte. Mit Schnelligkeit und Sicherheit wird daſſelbe ſtets im Stande ſeyn, alle verlangten derartigen Nachrichten zu liefern, und die Oberbehörde wird dadurch eine feſte Baſis für ihre Beſchließungen gewinnen. Sollen dieſe aber nicht, wie leider ſo häufig, ganz aus der Luft gegriffen ſeyn, ſo iſt die Kenntniß mancher ſtatiſtiſchen Verhältniſſe ganz unentbehrlich. Wie kann z. B. ein Handelsvertrag abgeſchloſſen werden, wenn man nicht eine genaue und umfaſſende Kenntniß der Statiſtik, der merkantiliſchen und induſtriellen Verhältniſſe ſowohl des eigenen wie auch des fremden Staates, mit dem man abſchließen will, beſitzt? Ein ſtatiſtiſches Büreau kann aber dieſe in ſo kurzer Friſt liefern, daß durch deren Zuſammenſtellung nicht erſt der bei ſolchen Verträgen oft ſo unerſetzliche günſtige Zeitpunkt verloren geht. Auch eine Veränderung in der Finanzwirthſchaft kann ohne genaue Statiſtik aller dahin einſchlagenden Verhältniſſe nie mit einiger Sicherheit vorgenommen werden. Wer dies ohne dieſelbe thun will, und leider geſchieht dies noch ſo häufig, wird ſtets im Dunkeln herumtappen müſſen. Er wird die Kräfte des Landes nicht kennen, nicht wiſſen, wie ergiebig oder ſpärlich die Quellen des Reichthums darin ſind, und kann daher bei den neuen Entwürfen niemals erkennen, ob ſie auch dem ganzen Zuſtande angemeſſen ſind. Daher denn ein beſtändiges Herumtappen, ein ewiges Experimentiren, wie man es in manchen Staaten ſo häufig findet, und was größtentheils mit ſeinen Hauptgrund in der Unkenntniß der Statiſtik deſſelben hat. So wird denn Irrthum auf Irrthum gehäuft, bis die gänzliche Zerrüttung der Finanzen die traurige Folge davon iſt. Die Unterthanen müſſen durch harte und drückende Steuern dieſe Unkenntniß der oberen Behörden ſchwer büßen, und der ganze Wohlſtand des Volkes kann dadurch zerrüttet werden. Es dürfte nicht ſchwer fallen, in der älteren, wie ſogar auch in der allerneueſten Geſchichte in einzelnen kleinen deutſchen Staaten ſchlagende Beiſpiele hiefür aufzufinden.

mythiſche der älteren Zeiten in ſeinem ganzen poetiſchen Gewand uns zu zeigen, neben ihm aber den Faden der Ereigniſſe zu verfolgen: ſo gibt Michelet faſt der ganzen Geſchichte einen mythiſchen ja oft ſymboliſchen Charakter. Daher ſeine in die Uebertreibung hinüber ſpielende Darſtellung, der man allerdings den Charakter der Genialität nicht abſprechen kann, — wohl aber den einer nüchternen Wahrhaftigkeit. Dies erklärt ſich leicht, wenn man weiß, daß Michelet's hiſtoriſche Führerin Vico's Scienza nuova war. Das ſtets merkwürdige Buch wurde von ihm 1827 als Principes de la philosophie de l'histoire bearbeitet (Paris chez Renouard, 386 Seiten) Michelet's erſtes hiſtoriſches Werk — Vico iſt ihm auch in ſeinen neueſten Erzeugniſſen Muſter geblieben.— Da alle Nachahmung und mehr noch das Ueberbieten der Vorbilder mißfällig iſt, ſo ſehen wir voraus, daß bei den deutſchen Leſern das Gegenſtück zu Niebuhr's römiſcher Geſchichte wenig Beifall ernten wird.

Wir ſetzen die Parallele zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Geſchichtsſchreibern nicht weiter fort; ob wir gleich auch in De Michels histoire du moyen âge vielleicht den Doppelgänger nicht von Leo aber doch von Rühs nennen könnten; wir bemerken nur noch, daß manchem deutſchen Geſchichtswerke die Ehre der Ueberſetzung ward. Daß die von Golbery veranſtaltete Ueberſetzung des Niebuhr'ſchen Geſchichtswerkes dieſes Jahr 1837 mit dem ſiebenten Bande beendigt wird, ſetzen wir als bekannt voraus, und machen nur darauf aufmerkſam, daß jetzt auch Pfiſter's Geſchichte der Deutſchen in Paquis einen Ueberſetzer gefunden hat; ſie ſoll in hundert Lieferungen, deren erſte im Juni 1835 erſchien, vollendet werden.

Beſchauen wir nun näher die geſchichtlichen Arbeiten des Herrn Michelet, deſſen neueſtes Werk: Origines du droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel, Paris 1837, unſre beſondre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat.

Michelet gehört der noch ganz jungen wiſſenſchaftlichen Schule Frankreichs an, welche die Romantik auf die ernſteren Studien übertragen, und ſo der Philoſophie, dem Rechte, der Geſchichte die üppige poetiſche Farbe geben, welche den Werken dieſer Schule eine gewiſſe Friſche und den Reiz der Neuheit verleiht. Die Revue des deux mondes iſt ihr Organ. Die Schriftſteller, die ihr angehören, bilden aber zwei Parteien, eine philoſophiſche

Eine ſo gründliche Statiſtik der Erwerbsquellen eines Volkes, wie ſie dem Finanzmann zur richtigen Beurtheilung der Steuergeſetzgebung unumgänglich nothwendig iſt, läßt ſich aber nicht in wenigen Wochen machen, was man bisweilen anzunehmen ſcheint, ſondern es gehört dazu mehrjähriges Prüfen, Sammeln und Vergleichen. Wir haben ſelbſt einmal in unſerer dienſtlichen Stellung Gelegenheit gehabt, aus eigener Anſchauung zu erfahren, welche Verwirrung es erzeugte, als die Regierung eines deutſchen Staates mittlerer Größe, wo es an einem eigenen gehörig organiſirten ſtatiſtiſchen Büreau gänzlich fehlte, plötzlich eine Statiſtik der merkantiliſchen Zuſtände des Landes, beſonders ſo weit dieſe für die Beurtheilung eines neuen Zollgeſetzes von Wichtigkeit waren, verlangte. In möglichſter Eile wurden nun von allen nur einigermaßen entbehrlichen Beamten des Zollweſens, die größtentheils mit dem neuen und nicht ſo leichten Geſchäfte gar nicht vertraut waren, Auszüge gemacht und dieſelben zuſammengeſtellt. Wie es bei ſolchen übereilten Arbeiten gewöhnlich zu gehen pflegt, mangelte es gänzlich an einem feſten Plan, an gehöriger Einheit, und die ganze Zuſammenſtellung war daher im höchſten Grade ungenügend, ja für den beabſichtigten Zweck faſt gänzlich unbrauchbar. Bloße Muthmaßungen mußten oft die Stelle ſtatiſtiſcher Gewißheiten vertreten, und es hatte dies weſentlich die Folge, daß den Landſtänden nicht genügende Argumentationen für die beabſichtigte Veränderung vorgelegt werden konnten, ſo daß dieſe gänzlich unterblieb, was dem Lande großen Nachtheil brachte.

Sehr viel Nutzen hätte es beſonders in großen Staaten, wenn von dem ſtatiſtiſchen Büreau eine eigene Zeitung, die vielleicht monatlich ein- oder zweimal herauskäme, redigirt würde. In dieſer müßten alle ſtatiſtiſchen Angaben, deren Kenntniß dem Publikum von Nutzen oder Intereſſe ſeyn könnte, veröffentlicht werden. Wäre das Gebiet des Staates für die Herausgabe eines beſonderen Blattes der Art zu klein, ſo müßten doch wenigſtens bisweilen geeignete ſtatiſtiſche Mittheilungen in den Regierungs- oder Privatzeitungen bekannt gemacht werden. Geheimnißkrämerei iſt in jetziger Zeit nur lächerlich und verfehlt ſtets ihren Zweck. Soll das Volk Intereſſe am Staatsleben zeigen, und die Organiſation unſerer deutſchen Staaten verlangt dies unumgänglich,

ſo muß man ihm auch die Einſicht in das Innere deſſelben auf alle Weiſe erleichtern. Dies thut aber eine Kenntniß der Statiſtik des eigenen Landes in hohem Grade, und darum iſt ihr Wiſſen für alle Stände von ſo hohem Werthe. Faſſen wir nun kurz die Geſammtthätigkeit eines ſtatiſtiſchen Büreaus zuſammen, ſo muß ſie ſich zeigen

1) in der Geſammtanſchauung einer aus allen Zweigen des Staatsorganismus erhobenen Zuſammenſtellung;

2) in der Vergleichung der Verhältniſſe in den verſchiedenen Zweigen nach den beſonderen Landestheilen. Vorzüglich in ſolchen großen Staaten, welche aus ganz verſchiedenen Landestheilen zuſammengeſetzt ſind, und doch nach einer Form regiert werden, iſt dies zur Erforſchung mancher auffallenden Reſultate ganz unentbehrlich;

3) in Vergleichung mit vorhergegangenen ſtatiſtiſchen Perioden. Dies zeigt mehr als alles andere, ob der Staat Fort- oder Rückſchritte gemacht hat, und gibt dadurch der Regierung die beſten Winke für künftige Maßregeln;

4) Vergleichungen mit den betreffenden Zuſtänden anderer Staaten, beſonders ſolcher, die ſich in ähnlichen oder doch annähernden Verhältniſſen, nach Umfang, Lage, Bevölkerung, Kultur und Organiſation der Regierung, befinden. Wie wichtig eine ſolche Kenntniß fremder Verhältniſſe für jede Regierung ſeyn muß, bedarf keiner Auseinanderſetzung.

Dies wäre was wir über die Rechte und Pflichten eines ſtatiſtiſchen Büreaus, wie es ſeyn ſollte, in allgemein anwendbaren Umriſſen zu ſagen wüßten. Das nähere Detail anzugeben iſt natürlich unmöglich, da dies nach der Verſchiedenheit der Staaten auch immer verſchieden ſeyn muß. Einige, namentlich größere deutſche Staaten beſitzen ſtatiſtiſche Büreaus, welche den hier geſtellten Anforderungen beinahe entſprechen und mit als Normalanſtalten dieſer Art zu betrachten ſind. In vielen kleineren deutſchen Staaten aber, wo ſie gerade am leichteſten herzuſtellen wären, mangeln ſie entweder noch gänzlich oder ſind doch in jeder Weiſe ſo unvollkommen organiſirt, daß ſie ihren Zweck faſt gar nicht erfüllen. Es herrſcht dann häufig, als natürliche Folge dieſes Mangels, eine Unkenntniß über die wahren Kräfte des Landes bei den oberſten Behörden, die, wenn ſie nicht

oft so traurige Wirkungen hätte, wirklich lächerlich zu nennen wäre.

Wir wollen hier ganz kurz und in allgemeinen Umrissen den Entwurf zu einer statistischen Beschreibung eines Landes, wie sie jede Regierung besitzen sollte, aufzustellen uns erlauben.

Lage des Landes nach Grenzen und Nachbarn; Angabe der Gewässer sowohl im Innern wie an den Grenzen; der natürlichen Wasserverbindungen und derjenigen, welche die Kunst hergestellt hat; der Gebirgszüge und der Bodenverhältnisse des ganzen Landes; letzteres, was von so unendlich großer Wichtigkeit ist, so umfassend und gründlich, wie nur möglich. Angabe des ganzen Flächeninhalts; Vertheilung desselben in Seen, Flüsse, Berge, Waldungen, Heiden, Aecker, Gärten, Wiesen, Weinberge, Straßen, Plätze, Gebäude, öffentliche Wege, nach Provinzen, Regierungsbezirken, Kreisen, Aemtern, Gemeinden geordnet und auch wieder übersichtlich vom ganzen Staate zusammengestellt. Da fast jede Gemeinde eine dergartige Uebersicht von ihrem Grund und Boden besitzt, so wird es in der Regel nur einer Ordnung, Zusammenstellung und theilweisen Revidirung derselben bedürfen, und die ganze Arbeit ist daher lange nicht so schwierig, wie sie auf den ersten Blick erscheinen möchte. Vertheilung des Bodens nach Staatsdomänen, Stadt- und Gemeindegütern, Gütern für öffentliche Stiftungen, milde Zwecke u. s. w., Rittergütern, ganzen und halben Bauerngütern u. s. w. bis auf die kleinste Vertheilung herab, eben so nach den verschiedenen Eintheilungen des Staats geordnet, wie auch im Ganzen zusammengestellt. Kapitalwerth alles Grund und Bodens nach den Durchschnittspreisen der letzten fünf Jahre berechnet und nach den verschiedenen Besitzarten desselben zusammengestellt. Zahl, Gattung und Werth aller Gebäude auf die vorhin angegebene Weise, die überhaupt bei allen diesen Angaben beibehalten werden muß, geordnet. Hier werden die Feuerversicherungen immer den leichtesten und sichersten Anhaltspunkt geben. Bei der natürlich immer nur relativ zu berechnenden Werthschätzung ist übrigens eine pedantische Genauigkeit, die sich in möglichst kleinen Zahlen, ja selbst Brüchen gefällt, immer nur lächerlich. Anstalten für Erleichterung des öffentlichen Verkehrs, Kanäle, Eisenbahnen, Chausseen, Communal- und Vicinalwege; Kosten der Erbauung und Unterhaltung derselben; Frequenz darauf,

inſoweit dieſe zu controliren iſt; Einnahme aus denſelben, wenn dies nicht ſpäter beim Finanzweſen anzuführen iſt. Bevölkerung; Zahl derſelben nach männlichem und weiblichem Geſchlechte, nach ihrer Confeſſion, ihrem Alter in zehnjährigen Abtheilungen; Zahl der verheiratheten Paare, der Unvereblichten, der in den letzten fünf Jahren vorgekommenen Trauungen, Geburten, Sterbefälle ꝛc. Eintheilung nach Stand, als Adel, Bürger, Bauer; nach Beſchäftigung, Ackerbau, Gewerbe, Handel ꝛc. treibend, Beamte; Kapitaliſten ohne weiteres Geſchäft, nach dem Wohnort in Städten oder auf dem flachen Lande u. ſ. w. Geſundheitsſtatiſtik nach den verſchiedenen Gewerben und Beſchäftigungen, inſoweit dies zu ermitteln iſt; z. B. Lebensdauer der ſich mit dem Ackerbau, dem Bergweſen oder den Fabriken Beſchäftigenden, natürlich immer nur durchſchnittlich genommen. Dies ſo genau und umſtändlich, wie es nur irgend die Verhältniſſe erlauben, zu erfahren, muß für jede Regierung von großer Wichtigkeit ſeyn. Erfährt z. B. eine Regierung, daß ein beſonderer Fabrikationszweig beſonders viel Sterbefälle oder Krankheiten hervorruft, ſo muß ſie ſo viel als möglich ſuchen, daß zweckmäßige Sicherheitsmaßregeln dagegen getroffen werden, oder wenn dies nicht gelingen will, daß er unterdrückt werde. Gerade in dieſem Fall ſind wir in ſo vielen deutſchen Staaten noch ſo ungemein weit zurück. Die Arbeit einer ſolchen ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellung des Einfluſſes der Beſchäftigung auf das phyſiſche Wohl des Menſchen iſt zwar nicht ohne viele Schwierigkeiten, aber eben ſo groß wie dieſe ſind, ja unſerer Anſicht nach noch viel größer, iſt auch der Nutzen davon. Jede Regierung müßte eine ſolche Zuſammenſtellung von ihrem Lande haben, welche ihr in vieler Beziehung den einzigen Anhalt für Beſtimmungen in der Geſundheitspolizei geben könnte. Zahl der die Schule beſuchenden Kinder, bis zu welchem Alter und zu welcher Ausbildungsſtufe dies geſchieht; Reſultate des Unterrichts hinſichtlich der Erwerbung der gewöhnlichſten Kenntniſſe; Beſuch von Armen-, Sonntags-, Gewerbs-, Gelehrtenſchulen, Univerſitäten; Verhältniß der Studirenden ſowohl zu andern Klaſſen, als auch der einzelnen Fächer wieder unter ſich. Auswanderung und Zuwanderung nach Stand, Alter und muthmaßlichem Vermögen. — Dies ſind die wichtigſten Verhältniſſe der Bevölkerung, deren Kenntniß jeder Regierung unentbehrlich iſt.

Nationalgewerbe. Landbau nach Beſchaffenheit des Bodens; Beſtellungsart; Anbau der verſchiedenen Kornarten, der vorzüglichſten Handels- und Futtergewächſe; Ertrag von einem beſtimmten Quantum der Ausſaat; Durchſchnittspreis der Produkte; Zuſtand der Wieſen, der Obſtbaumzucht, der Viehzucht, Pferde, Schafe, Rindvieh, Schweine u. ſ. w.; Vermehrung oder Verminderung des Ertrags der landwirthſchaftlichen Thätigkeit; Fort- oder Rückſchritte in derſelben; Werth des im Ackerbau ſteckenden Kapitals; deſſen Verzinſung und Vertheilung.

Eben ſolche Statiſtik der Waldkultur nach ihren beſonders wichtigen Verhältniſſen.

Fabrikation. Zahl aller Fabriken, Manufakturen; Claſſifikation derſelben nach ihrer Beſchäftigung und wieder nach ihrem Geſchäftsumfange und ihrer Wichtigkeit für den Staat; Nachweiſung der vom Auslande eingeführten Rohprodukte zur Fabrikation, der Maſchinen und Werkzeuge zur Verarbeitung derſelben; Werth aller erzeugten Fabrikate nach muthmaßlicher Schätzung; Eintheilung in ihre vorzüglichſten Hauptgattungen; Ausfuhr davon; Verbrauch im eigenen Lande; Gewinn für verarbeitete, ſelbſt erzeugte Rohprodukte; für die Arbeit ſelbſt; Totalwerth aller Fabrikate; Kapital, das in den Fabriken angelegt iſt, und Verzinſung deſſelben; Zahl der von der Fabrikation lebenden Einwohner, Eigenthümer, Aufſeher, Meiſter, Geſellen, Lehrlinge, Arbeiter u. ſ. w.; Verdienſt derſelben nach ihren Stellungen; Verhältniß der einzelnen Handwerker zu der Fabrikthätigkeit.

Nebenbeſchäftigung der Einwohner des Staates, als Verfertigung von Holzwaaren, Körben, Strümpfen u. ſ. w.; Werth und Vertheilung derſelben.

Bergbau, wo ſolcher beſteht, nach denſelben Abtheilungen und Verhältniſſen, wie wir ſie allgemein angegeben haben.

Handel. Ausfuhr, Einfuhr, Tranſito- und Speditionshandel; Verhältniß der Handelsbilanz; Ab- oder Zunahme derſelben zu Gunſten des Staates; Länder, mit denen der eigene Staat vorzugsweiſe in Handelsverbindungen ſteht; pekuniärer Vortheil oder Nachtheil dabei; berechenbarer Gewinn der abgeſchloſſenen Handelsverträge; Werth des im Handel ſteckenden Kapitals; muthmaßlicher Nutzen deſſelben; Zahl der ſich vom Handel direkt nährenden Perſonen; Eintheilung derſelben nach ihrer Stellung

geordnet; Wichtigkeit des Handels für den Staat. Nebengewerbe des Handels. Schifffahrt: Seeſchifffahrt, Ab- oder Zunahme derſelben; Erbauungsweiſe der Schiffe; Eintheilung nach Größe und Takelage; Koſtenbetrag der Schiffe; Nutzen des Landes für das dazu verwandte Rohmaterial; Beſchäftigung der Schiffe im eigenen oder fremden Handel; Angabe der Länder und fremden Häfen, welche von denſelben vorzugsweiſe beſucht werden, und in welcher Zahl dies geſchieht; Verdienſt der Schiffer; Ab- oder Zunahme derſelben; Grund davon; Verzinſung des dabei angelegten Kapitales; Zahl der direkt dabei beſchäftigten Perſonen, nach ihrer Stellung; Verdienſt derſelben; Zahl der im Schiffsbau beſchäftigten Perſonen u. ſ. w. Flußſchifffahrt nach denſelben Claſſifikationen, ſo weit dies deren Verhältniſſe bedingen.

Landtransport. Frachtfuhrwerk: Ab- oder Zunahme deſſelben; Zahl der dabei ausſchließlich oder nur theilweiſe beſchäftigten Perſonen; Verdienſt derſelben; Größe des darin ſteckenden Kapitals u. ſ. w.

Perſonentransport von Privatperſonen mit gleichen Abtheilungen.

Poſtverkehr auf eben ſolche Weiſe, wenn dieſer nicht vielleicht unter den indirekten Steuern mit aufgeführt wird, da faſt in allen deutſchen Staaten die Poſtanſtalten auch zugleich als Steuerhebeſtellen anzuſehen ſind.

Kurze Geſammtüberſicht des ganzen Nationalvermögens des Volkes und des jährlichen Erwerbs deſſelben mit Ab- und Zunahme.

Bedürfniſſe des Staats. Für das Staatsoberhaupt und deſſen Familie, für die innere Adminiſtration des Staats nach ihren verſchiedenen Zweigen, für die äußere Vertretung deſſelben, Geſandtſchaften, Conſulate u. ſ. w. Hier ſind vergleichende Ueberſichten der Beſoldungen der den verſchiedenen Zweigen des Staatsdienſtes angehörigen Beamten von großem Nutzen. Gerade hierin herrſcht oft in ein und demſelben Lande eine ſo große, durch nichts zu rechtfertigende Verſchiedenheit, die oft ihren Grund in dem Mangel ſolcher vergleichenden Ueberſichten mit hat. Ausgaben für das Militär, nach den verſchiedenen Waffengattungen und wieder nach den verſchiedenen Rangklaſſen abgetheilt.

Staatsſchuldentilgung, abgetheilt in Ausgaben für Deckung der Zinſen und Ablöſung der Schuld ſelbſt.

Totalſumme aller außerordentlichen und ordentlichen Staatsbedürfniſſe, Verhältniß der Staatsbedürfniſſe zu dem Geſammteinkommen des Volkes.

Mittel zur Deckung des Staatshaushaltes. Domänen, Staatswaldungen, Landgüter, Zehntabgaben, Regalien, als Münz-, Poſt-, Salz-, Tabaks-, Lotterieregal u. ſ. w. Direkte Steuern, als Grund-, Kopf-, Vermögen-, Erwerbſteuer u. ſ. w. Indirekte Steuern, Bier-, Branntwein-, Fleiſch-, Mahl-, Weinſteuer u. ſ. w. Einnahme aus der Zollvereinskaſſe oder von den eigenen Grenzzöllen nach den hauptſächlichſten Artikeln geordnet. Sporteln bei der Polizei, Juſtiz, Finanz u. ſ. w. Abgaben für die Benützung beſtimmter Staatsanſtalten für öffentliche Zwecke, Chauſſeen, Kanäle, Brücken u. ſ. w. Geſammtüberſicht aller Staatseinnahmen.

Anſtalten des Staats für Kirche, Schule, Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſundheitspflege, öffentliche Sicherheit u. ſ. w. Dies iſt ein ſehr reiches und nach den Verhältniſſen der verſchiedenen Staaten auch ſehr verſchiedenes Feld. Anſtalten des Staates für den ärmeren oder verwahrloſten Theil ſeiner Unterthanen; Erfolge derſelben. Hier iſt beſonders eine genaue Statiſtik der Ab- oder Zunahme der Verbrechen, nebſt wahrſcheinlicher Urſache derſelben, der Gefängniſſe, Arbeitsanſtalten, Hoſpitäler, kurz aller ähnlicher Anſtalten von der höchſten Wichtigkeit. Gerade dieſer Zweig der Statiſtik wird ſo oft in Deutſchland noch auf ſo grobe Weiſe vernachläſſigt, und es gibt Regierungen, die ſehr wenig Kunde von den Erfolgen aller derartigen Einrichtungen ihres Landes haben.

Daß alle von uns nur angedeuteten Zweige des ganzen Staatshaushaltes, welche eine allen Anforderungen genügende Statiſtik in ihren Bereich aufnehmen muß, ſich nach der verſchiedenen Lage und Organiſation der Staaten ſelbſt auch ganz verſchieden geſtalten werden, verſteht ſich von ſelbſt. Eben ſo wird dieſer oder jener Theil in dem einen Staate in dieſe, in dem andern unter eine andere Hauptabtheilung zu bringen ſeyn. Hierin läßt ſich natürlich kein allgemeiner Plan, der auf alle Länder anwendbar wäre, aufſtellen. Im Weſentlichen werden die Hauptabtheilungen aber ſtets dieſelben bleiben, da das

Weſentliche ſelbſt, in allen deutſchen Staaten wenigſtens, gleich ſeyn wird.

Daß eine ſo allgemein umfaſſende und dabei geprüfte Statiſtik eines Landes ſchwierig zu erlangen iſt und viele Anſtrengung und große Sorgfalt der damit beauftragten Perſonen erfordert, leidet keinen Zweifel. So ſchwierig, ja faſt unmöglich als es dem Laien vielleicht auf den erſten Blick erſcheinen möchte, iſt das ganze Unternehmen aber keineswegs. Da faſt alle einzelnen Angaben mehr oder minder vollſtändig bei den verſchiedenen Behörden in den meiſten Staaten ſchon vorhanden ſind, ſo gilt es in der Regel mehr ein Prüfen, Ordnen und Zuſammenſtellen derſelben, als ein eigentliches Erforſchen vom Grund aus. Aber auch wo dies in einigen Staaten noch theilweiſe nothwendig wäre, werden bei kräftiger Unterſtützung der einzelnen Behörden die Schwierigkeiten im Vergleich des dadurch gewonnenen Reſultates nicht zu bedeutend ſeyn. Umſicht, Kenntniß, Ausdauer und Gewandtheit des Vorſtandes eines mit der Ausarbeitung einer ſolchen Statiſtik beauftragten Büreaus würden die Sache dann ſchon an das Ziel führen. Auf der richtigen Wahl des Vorſtandes eines ſolchen Büreaus beruht, namentlich bei der erſten Gründung oder vollſtändigen Reorganiſation deſſelben, ganz ungemein viel, ja das ganze Gedeihen des Unternehmens iſt faſt lediglich davon abhängig. Iſt einmal ein richtiger Geiſt in einem ſolchen Büreau erſt eingebürgert, haben die einzelnen Beamten deſſelben Vertrautheit und dadurch wieder Neigung für ihre oft ſchwierigen Arbeiten erlangt, dann ſind die Pflichten eines Vorſtandes lange nicht von ſolcher Bedeutung wie im Anfang, wo von ſeiner Fähigkeit auch die Fähigkeit des ganzen Büreaus abhängig iſt. Eine nach unſerem Plane vollſtändig ausgearbeitete Statiſtik eines Staates iſt, um nicht veraltet und dadurch faſt werthlos zu werden, in beſtimmten, vorher feſtgeſetzten Perioden immer wieder zu berichtigen und zu ergänzen. Dies bildete, wie vorhin angeführt, mit eine der beſtändigen Hauptaufgaben der ſtatiſtiſchen Behörde, zu deren getreuer Erfüllung gar nicht ſo außerordentlich viele Kräfte nothwendig wären. Zwei bis drei, ja ſelbſt oft nur ein einziger tüchtiger Beamte, würden in den deutſchen Staaten zweiten bis dritten Ranges bei gehöriger Eintheilung und geregelter Unterſtützung der verſchiedenen Unterbehörden,

vollkommen dazu hinreichend ſeyn. Die erſte Ausarbeitung einer ſolchen Statiſtik, beſonders wenn auch bei den einzelnen Behörden ſelbſt wenig Material vorhanden wäre, erforderte freilich bedeutendere Kräfte. Es würde dann zweckmäßig ſeyn, für die Dauer des Geſchäfts einzelne geeignete Beamte aus den verſchiedenen Fächern mit dazu zu verwenden. Auch für jüngere Aſpiranten des Staatsdienſtes, die noch ohne eigentliche fixirte Stellung arbeiten, und die alſo ohne Schaden auf einige Zeit zu entbehren wären, hätte es gewiß in mancher Beziehung großen Nutzen, wenn ſie auf längere oder kürzere Dauer bei der Statiſtik desjenigen Faches, das ſie ſich erwählt haben, beſchäftigt würden. Sie erhielten dadurch eine allgemeine Ueberſicht deſſelben, die ihnen und alſo auch wieder dem Staate, dem ſie dienen, bei manch anderer Gelegenheit nützen könnte.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die Ausbildung und Entwicklung der Statiſtik und ihre praktiſche Anwendung auf den Staat von den frühſten Zeiten derſelben zu verfolgen ſuchen. Deßhalb wollen wir uns hier begnügen in aller Kürze anzugeben, was in ihrer wirklichen Anwendung in den meiſten größeren europäiſchen Staaten in der neueren Zeit geſchehen, und namentlich, wo der Erwähnung werthe ſtatiſtiſche Büreaus errichtet ſind. Als wichtigſter Fortſchritt, den die Statiſtik in unſerem Jahrhundert machte, können wir wohl mit Recht ihre allgemein gewordene Oeffentlichkeit betrachten. Früher wurden die dürftigen ſtatiſtiſchen Nachrichten, welche die einzelnen Staaten beſaßen, in den meiſten derſelben als wichtiges Staatsgeheimniß behandelt. Man glaubte das Wohl des ganzen Landes wäre untergraben, wenn ein Nachbarland Kunde von derartigen Verhältniſſen beſäße, und ein Hauptgeſchäft der Geſandten beſtand mit darin, ſolche auf geheimen Wegen zu erlangen. England war im vorigen Jahrhundert der einzige Staat, welcher freimüthig alle ſeine durch die Statiſtik erlangten Reſultate der vollkommenen Oeffentlichkeit preisgab, und ſein Beiſpiel reichte damals nicht hin, die übrigen Länder zur lobenswerthen Nachfolge zu bewegen. Jetzt ſcheut ſelbſt Rußland es nicht, ſeine Statiſtik, inſoweit es dieſe beſitzt, der Oeffentlichkeit preiszugeben, und gibt eigene offizielle Berichte darüber heraus. Wie in ſo manchen andern Einrichtungen des Staatshaushaltes,

ſind auch hierin die gewaltigen Folgen der franzöſiſchen Revolution unverkennbar, denn aus jener Zeit ſchreibt ſich auch dieſe größere Oeffentlichkeit der Statiſtik her. In den Staaten, deren conſtitutionelle Regierungsform den Kammern das Recht gibt, ſtatiſtiſche Nachweiſungen über viele Staatsverhältniſſe zu fordern, wird ſie hierdurch ſchon bedingt, aber auch in vielen andern Staaten, wo dies nicht der Fall iſt, z. B. in Oeſterreich und, wie erwähnt, Rußland, findet faſt daſſelbe Verfahren der Veröffentlichung ſtatt.

Wie in England überhaupt das Centraliſationsſyſtem unſerer meiſten jetzigen Staaten nur eine verhältnißmäßig geringe Anwendung findet, ſo zeigt ſich dies auch in der Statiſtik. Obgleich in den einzelnen ſtatiſtiſchen Berichten des Parlaments ein großer Reichthum des intereſſanteſten ſtatiſtiſchen Stoffes enthalten war, ſo vermißte man lange Zeit eine Richtung, Ordnung und Zuſammenſtellung deſſelben von einer eigens dazu beſtimmten Behörde. Erſt im Jahre 1832, alſo vielleicht von allen größeren civiliſirten Staaten am ſpäteſten, ward bei dem Handelsbüreau in London eine eigene Abtheilung für ſtatiſtiſche Zwecke errichtet. Da Material in reichlicher Menge zu Gebote ſtand, und die Engländer beſondere Fähigkeiten für dergleichen praktiſche Arbeiten beſitzen, ſo gehören die Mittheilungen dieſer Behörde mit zu den werthvollſten in ihrer Art. Es wird jährlich ein Foliband ſtatiſtiſcher Tabellen herausgegeben, welche ſich über Bevölkerung, Handel, Schifffahrt, Geldweſen, Sparkaſſen, Criminaljuſtiz, Armenſteuern, öffentliche Ausgaben und Einnahmen ſowohl des Königreichs ſelbſt, als auch einzelner anderer Staaten verbreiten. Da die zahlreichen Berichte der gewandten engliſchen Geſandten, Conſuln und Handelsagenten ſehr viel Material dazu liefern, ſo ſind dieſe Arbeiten oft für die Statiſtik anderer Länder von großem Werthe. Was aber ſonſt den Werth aller dieſer Arbeiten ungemein verringert, iſt, daß ſie ſelten mit kritiſchen Noten verſehen ſind und nur das reine Faktum, nicht aber Unterſuchungen über den Grund und die wahrſcheinlichen Folgen davon enthalten. Von dieſem Büreau völlig getrennt, finden ſich in England außerdem noch die ſogenannten »commissioners of inquiry« des Parlaments. Es ſind dies eigene beſoldete Beamte, welche mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, beſondere

und eine katholiſch-gläubige. Wenn dieſe tolerant genug iſt, die Freiheit philoſophiſcher Kritik anzuerkennen, ſo achtet jene die katholiſche Richtung als eine eigene philoſophiſche Ueberzeugung, und neigt ſich ſelbſt wieder durch den ihr eigenthümlichen Myſticismus zu ihr hin. Daraus erklärt ſich, wie die Herren de la Mennais, de Montalembert, Ballanche, Niſard, der Graf Louis de Carné und ihre Freunde, mit Lerminier, Edgar Quinet, de Sainte-Beuve, Michelet und ihren Anhängern, ja mit der als George Sand ſo berühmt gewordenen Frau Dudevant in einem literariſchen Blatte auftreten können. Die neueſte Philoſophie Frankreichs iſt nicht minder eine gläubige geworden, als die deutſche, und findet ſowohl in der pſychologiſchen Entwickelung des einzelnen Menſchen, als der großen Entfaltung des menſchlichen Geſchlechtes etwas Geheimnißvolles, dem Verſtande nimmer Erklärliches, was jedem Geiſte die Ueberzeugung aufdrängt, daß hinter dem Schleier, der die Ewigkeit verbirgt, das Göttliche nach ewigen Geſetzen walte. Sein Weſen und ſein Wirken in der Zeit und den Phänomenen der geiſtigen Welt läßt ſich oft erkennen, öfter aber nur ahnen, kündigt aber mächtig ſich dem Gefühle an. Wer es in der Geſchichte verfolgt, wird nothwendig eine myſtiſche Richtung nehmen, und die Bilder, in welchen ſeine Phantaſie ſich das Unerſchöpfliche erkennbar zu machen verſucht, für hiſtoriſche Wahrheit nehmen. Ballanche hat dieſe Behandlungsweiſe der Geſchichte am weiteſten getrieben, und wird, obgleich von den Seinen ſehr bewundert, doch niemals dem nüchternen Geſchichtsfreunde gefallen.

Neben ihm ſteht, aber in einer weniger myſtiſchen Richtung, Michelet. Auch ſeine Auffaſſung der Geſchichte iſt eine ſubjektive; auch er ſucht die Entwickelungsgeſetze der Menſchheit in der Zeit; er ſtrebt nach der Löſung des großen Räthſels: woher, warum wir ſind und was die nachfolgenden Generationen einſt ſeyn werden? nach der Wiſſenſchaft über die endliche Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts auf Erden. Die Philoſophie der Geſchichte iſt auch ihm eigentliche wahre Geſchichte; allein er verläßt den hiſtoriſchen Boden nie. Michelet iſt nicht bloß Geſchichtsſchreiber, ſondern auch Geſchichtsforſcher. Selbſtſtudium der Quellen und ein eignes Meditiren der Begebenheiten beurkunden ſich in ſeinen Darſtellungen, ſelbſt in denen, die zunächſt nur für

Reiſen machen, um an Ort und Stelle ſtatiſtiſche Angaben zum Gebrauch des Parlaments zu ſammeln. Hieraus werden dann von den »select committees« der Häuſer, welche aus Mitgliedern derſelben zuſammengeſetzt ſind, die Arbeiten ſelbſt zuſammengeſtellt. Wie bedeutend dieſelben ſind, ergibt ſich daraus, daß von 1801 bis 1824 154 Foliobände ſolcher ſtatiſtiſchen Arbeiten, begleitet von 152 ähnlichen Bänden derartiger Rechnungen erſchienen ſind. Von den zahlreichen ſtatiſtiſchen Privatvereinen in England wollen wir ſpäter, wenn wir unſere Anſichten über die Gründung derſelben ausſprechen, etwas ausführlicher reden, da ſie dies in jeder Beziehung verdienen.

Das von Napoleon 1806 in Frankreich geſtiftete ſtatiſtiſche Büreau, das mit der Ausdehnung des Kaiſerreiches gleichfalls an Ausdehnung gewann, ging ſpäter in den letzten unglücklichen Kriegsjahren gänzlich unter, und die Reſtauration fand nicht für gut es wieder herzuſtellen. Im Jahr 1835 wurde beim Miniſterium des Handels ein eigenes ſtatiſtiſches Büreau errichtet, und der berühmte Statiſtiker Moreau de Jonnès, zum Vorſtand deſſelben ernannt. Unter den vielen ſchätzenswerthen Arbeiten deſſelben iſt beſonders die Statiſtik des Ackerbaues in Frankreich (Statistique de la France publiée par le ministre de l'agriculture et du commerce. Paris, imprimerie royale. 1841) zu erwähnen. Als Probe der Abfaſſung derſelben, die auch in Deutſchland Nachahmung verdienen dürfte, führen wir folgenden kurzen Auszug daraus hier an.

Bei jedem Departement iſt zuerſt die Art der Kultur und dann deren Umfang angegeben. So iſt z. B. bei dem Departement der Nordküſten angegeben, daß mit Weizen bebaut ſind 49,500 Hektaren, welche beſäet worden mit 129,054 Hektoliter und 830,493 Hektoliter Ertrag gaben, ſo daß nach Abzug der Saat 701,438 Hektoliter übrig bleiben, wovon 496,019 Hekt. verzehrt, das Uebrige aber ausgeführt wurde. Die mit 2_{01} Hekt. beſamte Hektare gab 16_{74} Hekt. Ertrag, und hat ein Hekt. im Durchſchnitt den Werth von 15 Franks 17 Centimes. Der Geſammtertrag des Weizens in dieſem Departement beträgt daher 13,067,664 Franks. Auf gleiche Weiſe ſind die übrigen Getreidearten behandelt; ebenſo auch Hülſenfrüchte, Kartoffeln, Runkelrüben, Flachs, Wieſen, Waldungen, Weinberge, Bier-

fabrikation, Viehzucht. Hierin ſind z. B. für das erwähnte Departement folgende ſtatiſtiſche Ermittlungen gemacht worden. Es ſind daſelbſt vorhanden 165,920 Kühe, von denen jede 52 Fr. Werth im Durchſchnitt hat, ſo daß ihr Geſammtwerth 8,576,606 Fr. beträgt. Ihr Ertrag wird auf 2,357,615 Fr. geſchätzt, daher der Ertrag jeder Kuh auf 14 Fr. 20 Cent. Auch über den Fleiſchgebrauch des Departements ſind ähnliche Ermittlungen angeſtellt. Auf dieſe Ueberſicht des Ertrages folgt nun die Ueberſicht der Beſteurung. Das erwähnte Departement hat z. B. einen Flächeninhalt von 672,096 Hektaren (12 Hektaren = 47 preuß. Morgen), von denen 25,891 als dem Staate angehörig oder als Gewäſſer keine Grundſteuer entrichten. Es enthält 127,135 ſteuerbare Häuſer, die Grundſteuer beträgt 1,685,728 Fr., hievon kommen auf die Häuſer 222,141 und auf die andern Gegenſtände der Grundſteuer 1,463,582 Fr., alſo auf jedes Haus 1 Fr. 72 Cent. und auf jede Hektare 2 Fr. 26 Cent. Hierauf folgt eine Zuſammenſtellung nach den einzelnen Gegenſtänden des Landertrages und nach den verſchiedenen Kreiſen, wo ſehr wichtige und intereſſante Angaben vorkommen; dann eine Zuſammenſtellung des Werthes und des Ertrages der Hausthiere nach den verſchiedenen Kreiſen. Hier erfahren wir z. B., daß der Nutzen eines Pferdes in Paris auf jährlich 1300 Fr., im Kreis Segne aber nur auf 20 Fr. berechnet wird.

Im Königreich Belgien hat die Statiſtik von Seiten des Staates eine hohe Ausbildung erreicht, und die derartigen Anſtalten dafür können als wahre Muſter dienen. Faſt kein europäiſcher Staat darf ſich rühmen, eine ſo vollſtändig ausgearbeitete, alle verſchiedenen Zweige des ſtaatlichen Lebens umfaſſende ſtatiſtiſche Beſchreibung zu beſitzen, wie dies junge Königreich. Hier iſt faſt vollſtändig in der Wirklichkeit erreicht, was wir vorhin als vollkommenes Muſter angaben. Daher empfehlen wir dringend Allen, welche an der Ausbildung der Statiſtik Intereſſe nehmen, die »Statuts organiques de la commission centrale et des commissions provinciales de statistique.« Bruxelles 1813. und das »Bulletin de la commission centrale de statistique.« Bruxelles 1843. Man wird treffliche Einrichtungen, die für jedes Land angewandt werden können, darin finden. Hier weiter darin einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht.

In den meiſten italieniſchen Staaten wird in neuerer Zeit der Statiſtik wieder viele Aufmerkſamkeit geſchenkt. Es ſind in den letzten 20 Jahren recht gut organiſirte ſtatiſtiſche Büreaus in Toscana, Sardinien und Neapel errichtet worden. Von allen größeren italieniſchen Staaten wird übrigens die Statiſtik im Kirchenſtaat am meiſten vernachläſſigt.

In Spanien iſt nach Beendigung der Bürgerkriege wieder ein eigenes ſtatiſtiſches Büreau errichtet worden. Ob aber die Einrichtung wie die Früchte deſſelben viel Aufmerkſamkeit verdienen, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

In Rußland beſteht unter dem Miniſterium des Innern eine eigene Abtheilung für ſtatiſtiſche Zwecke, welche bisweilen einzelne Arbeiten dem Publikum mittheilt.

In Kopenhagen iſt 1833 ein eigenes ſtatiſtiſches Büreau gegründet, welches unter dem Namen „Tabellenwerk" bisweilen eigene Arbeiten herausgibt.

Auch Schweden hat eine eigene derartige Anſtalt, welche manche ſchätzenswerthe Arbeit herausgeben ſoll.

In Norwegen iſt ein ſtatiſtiſches Büreau dem Handels- und Zolldepartement in Chriſtiania untergeordnet. Mügge gibt in ſeiner neueſten Reiſebeſchreibung durch Schweden und Norwegen viele intereſſante ſtatiſtiſche Angaben, welche aus amtlichen Quellen geſchöpft ſeyn ſollen.

Im Kaiſerthum Oeſterreich wird ſchon ſeit längerer Zeit die Statiſtik mit vielem Eifer gepflegt. Im Jahr 1819 entſtand daſelbſt ein ſtatiſtiſch-topographiſches Büreau, in Verbindung mit dem Staatsrathe, welches aber, wenigſtens ſo weit uns bekannt, unter ſeinem Namen nichts zur Veröffentlichung bringt. Deſto mehr werden werthvolle Arbeiten über einzelne Zweige der Statiſtik in Oeſterreich von Privatperſonen auf den Grund offizieller Unterſtützung herausgegeben. Wir führen unter dieſen als beſonders bemerkenswerth hier an: „Siegfried Becher, ſtatiſtiſche Ueberſicht des Handels der öſterreichiſchen Monarchie mit dem Auslande 1824—1838. Stuttgart und Tübingen 1841," und ferner von demſelben Verfaſſer: „Statiſtiſche Ueberſicht der Bevölkerung der öſterreichiſchen Monarchie, ebendaſelbſt 1841." Welch großen Werth aber die öſterreichiſche Regierung auf die Förderung der Statiſtik legt, geht ſchon daraus hervor,

daß nach einer Vorſchrift in den Conduitenliſten der Beamten bemerkt werden ſoll, ob ſie auch ſtatiſtiſche Kenntniſſe beſitzen.

Im Königreich Preußen, das in ſeiner innern Verwaltung überhaupt ſo vielen andern Staaten als Muſter dienen kann, wird auch die Statiſtik in vieler Beziehung ſehr gepflegt. Das ſtatiſtiſche Büreau in Berlin, jetzt unter des verdienten Statiſtikers Dieterici Leitung, erfüllt faſt alle Anforderungen, welche man an ein ſolches Inſtitut machen darf. Die gewöhnlich in dreijährigen Perioden herausgegebenen ſtatiſtiſchen Beſchreibungen des preußiſchen Staates ſind ziemlich umfaſſend, gut geordnet und ſehr überſichtlich zuſammengeſtellt. Mehr erläuternde und kritiſirende Noten wären ihnen oft zu wünſchen, und würden entſchieden deren Werth ungemein vermehren. Alle ſtatiſtiſchen Notizen, welche für die Ausbildung des Heeres von Bedeutung ſeyn können, werden außerdem noch vom Generalſtab in Berlin ſorgfältig geſammelt. Auch beſteht daſelbſt noch ein gut eingerichtetes topographiſches Büreau, deſſen der Oeffentlichkeit übergebene Arbeiten alle Anerkennung verdienen.

In Bayern ward unterm Miniſterium Montgelas die Statiſtik oft auf eine wahrhaft lächerliche Weiſe ausgedehnt, und Dinge in ihren Bereich gezogen, deren Kenntniß nicht den mindeſten Werth haben konnte. Jetzt iſt dieſe Uebertriebenheit, welche dem Staate nur unnöthiges Geld koſtete, wieder in das rechte Gleichgewicht zurückgekehrt und das unter der Leitung des verdienſtvollen Miniſterialraths und Profeſſors von Herrmann in München beſtehende ſtatiſtiſche Büreau verdient alle Anerkennung. Sehr viele ſtatiſtiſche Angaben, welche namentlich für das größere Publikum Intereſſe haben können, werden der Oeffentlichkeit übergeben. Lobend kann man es in dieſer Hinſicht auch nur erwähnen, daß der „Polizeianzeiger" in München in beſtimmten Terminen genaue Tabellen über ſehr viele ſtatiſtiſche Verhältniſſe dieſer Stadt, z. B. die Conſumtion aller Lebensmittel, ſoweit dieſe zu ermitteln iſt, über die Durchſchnittspreiſe derſelben, über Ab- und Zunahme der Bevölkerung, über die von der Polizei vorgenommenen Arretirungen nebſt Urſachen derſelben und noch über mehrere ähnliche Dinge, enthält. Würde dies von ähnlichen Blättern in andern Städten mehr wie jetzt nachgeahmt,

ſo würde ein reiches Material zu einer umfaſſenden derartigen Statiſtik der größeren Städte in Deutſchland gewonnen.

Im Königreich Württemberg ward 1820 ein eigenes ſtatiſtiſches Büreau unter dem Finanzminiſterium errichtet, welches 1840 eine völlige Reorganiſation erhielt. Sämmtliche Behörden und Beamte des Königreichs ſind durch eine eigene Ordre angewieſen, dieſem ſtatiſtiſch-topographiſchen Büreau ihre Unterſtützung nicht zu verſagen. Sowohl von dem Vorſtande deſſelben, als auch vom Büreau ſelbſt ſind mehrere derartige Werke herausgegeben. („Beſchreibung von Württemberg von Memminger," „Württembergiſche Jahrbücher für Geſchichte, Statiſtik u. ſ. w.," „Württembergiſches Hof- und Staatshandbuch.") Den in Württemberg außerdem noch beſtehenden ſtatiſtiſchen Privatverein wollen wir ſpäter noch erwähnen.

Sind nun auch, wie man erſieht, in den größeren deutſchen Staaten größtentheils ziemlich genügende Anſtalten zur Förderung der Statiſtik von den Regierungen getroffen, ſo fehlt es in den meiſten kleineren und mittleren Ländern doch noch ſehr daran. Beſtehen in einigen derſelben auch Unterabtheilungen irgend einer Behörde, welche ſich mit ſtatiſtiſchen Arbeiten beſchäftigen ſollen, ſo ſind doch größtentheils die Einrichtungen derſelben ſo vernachläſſigt und ſie werden ſo wenig kräftig in ihren Bemühungen unterſtützt, daß auch ihre gewonnenen Reſultate nur ſehr dürftig und unbefriedigend ſeyn können. Man glaubt dann gewöhnlich, bloße Rechnungsbeamte, die nur verſtänden, die einzelnen Angaben der Unterbehörden zuſammenzuordnen, wären für ein ſolches ſtatiſtiſches Büreau am geeignetſten. Daß aber der Vorſtand deſſelben die umfaſſendſte Kenntniß von allen Zweigen des Staatshaushaltes beſitzen muß, wenn die unter ſeiner Leitung herausgegebenen Arbeiten nur einigen Werth haben ſollen, daran denkt man gar nicht. In einigen Staaten fehlt aber ſogar auch noch ein ſolches zuſammenſtellendes Inſtitut, und die vereinzelten Nachweiſungen der Behörden bleiben auch ebenſo vereinzelt bei der oberſten Regierung aufbewahrt. Man hat bisweilen dort eine beſſere Kenntniß von der Statiſtik auswärtiger Staaten, wie des eigenen Landes, von welchem man ſehr wenig weiß. Und gerade dieſen kleinen, wohl arrondirten Ländern würde es ſo ungemein leicht werden, die trefflichſten ſtatiſtiſchen Beſchreibungen ausarbeiten zu laſſen. Mit

einer geringen Summe, die mit dem Nutzen, den die oberſte Centralbehörde dadurch erlangte, gar nicht im Verhältniß ſtehen würde, könnten ſie dies auf ſichere Weiſe bewirken. Allein es geſchieht nicht, weil es bisher nicht geſchehen iſt, und weil man die paar tauſend Gulden, die es koſten würde, ſparen will. Einige, aber leider nur ſehr wenige kleinere deutſche Staaten machen hievon eine rühmliche Ausnahme; für die Mehrzahl gilt das angegebene Urtheil in hohem Grade.

Wir wollen nun zu dem zweiten Theil unſerer Arbeit, zur Förderung der Statiſtik durch Vereine von Privatleuten übergehen. Man wird vielfältig der Anſicht ſeyn, daß gut eingerichtete ſtatiſtiſche Büreaus der Regierungen dieſelben überflüſſig machten. Wir glauben dies nicht, obgleich ſie dort, wo dieſe beſtehen, kein ſo dringendes Bedürfniß ſind, als dort, wo ſolches nicht der Fall iſt. Statiſtiſche Regierungsbureaus und ſtatiſtiſche Privatvereine können aber füglich in ein und demſelben Lande neben einander beſtehen, ohne daß ihre nützliche Wirkſamkeit dadurch geſchmälert wird. Es gibt manche Zweige der Statiſtik, die beſſer und ſicherer durch eine Staatsanſtalt, andere hingegen, die wieder auf viel leichtere Weiſe von einem Privatverein, vorausgeſetzt, daß dieſer aus fähigen und eifrigen Mitgliedern beſteht, gefördert werden können. Hiezu rechnen wir beſonders alle ſtatiſtiſchen Angaben, welche mehr das Innere der Familien betreffen, die, ſo wichtig ſie auch ſind, von einer offiziellen Behörde allein immer nur ſehr ſchwierig und unſicher erlangt werden. Ein ſtatiſtiſcher Verein wird z. B. auf leichtere und zuverläſſigere Weiſe eine Statiſtik der Wohlhabenheit oder vielmehr Armuth einer Stadt oder einer Gegend erlangen können, als eine Staatsanſtalt, die hierin aus mancherlei Rückſichten ſo häufig hintergangen wird. Statiſtiſche Vereine und Büreaus werden aber auch oft, nur auf verſchiedenen Wegen, nach denſelben Reſultaten ſtreben. Dadurch wird eine Prüfung derſelben bewirkt werden, die gerade bei der Statiſtik von ſo großem Werthe iſt. Beide werden ſich gegenſeitig ergänzen und vereint ein Ganzes bewirken, das für alle Verhältniſſe des Staates vom größten Vortheil ſeyn kann. Man hat ja jetzt ſo viele Vereine aller Art, und dem öffentliche Wohle wird dadurch oft ſo ſehr viel genützt; warum hat man denn in Deutſchland

immer noch ſo ſehr wenige ſtatiſtiſche Privatvereine? Sollten dieſelben für das wirkliche Leben nicht ebenſo viel Nutzen ſtiften, wie alterthumsforſchende, naturgeſchichtliche und dergleichen ähnliche? Es wird dies doch wohl nicht bezweifelt werden können, und darum wundert es uns ſo ſehr, daß nicht mehr derſelben bisher in Deutſchland gebildet worden ſind. Wir glauben, es fehlt in ſehr vielen Fällen nur die erſte Anregung dazu, und würde dieſe nur immer auf geeignete Weiſe gegeben, ſo würden ſich auch befähigte Männer genug dazu finden, welche gerne einige Mußeſtunden der Förderung der Statiſtik widmeten. Es würden dann gewiß, ebenſo wie in England, in den meiſten deutſchen Staaten ſich eigene ſtatiſtiſche Privatvereine bilden, die zum Wohle des Ganzen einzelne Felder der Statiſtik mit Luſt und Liebe weiter ausbildeten.

Was wir übrigens vor Allem wünſchen, iſt die Bildung eines großen ſtatiſtiſchen Vereines für ganz Deutſchland oder doch des größten Theiles deſſelben. Dieſer Verein müßte aus einem Hauptverein mit möglichſt vielen Nebenvereinen in allen Ländern Deutſchlands beſtehen. Der Hauptverein würde am beſten ſeinen Sitz in einer großen, möglichſt in der Mitte Deutſchlands gelegenen Stadt haben, wo Männer wohnten, welche Fähigkeit wie Luſt zu den Geſchäften deſſelben hätten. Da dieſe aber ſo vielfältig und theilweiſe auch ſo ermüdend wären, daß ſie nicht alle freiwillig zu fordern ſeyn würden, ſo müßte ein eigenes Büreau mit einigen wenigen beſoldeten Beamten zur Beſorgung derſelben errichtet werden. Das Erſte, was nun ein ſolcher allgemeiner deutſcher ſtatiſtiſcher Verein, nachdem eine genügende Zahl von Theilnehmern ſich gefunden hätte, vornähme, wäre die Bildung von Zweigvereinen in den verſchiedenen deutſchen Staaten, wo das ganze Unternehmen Anklang genug gefunden hätte, um ſolche zu conſtituiren. Dieſe Zweigvereine ſendeten dann Deputirte zu einer gemeinſamen Generalconferenz ab, wo über die Statuten und vereinten Beſtrebungen zu berathen wäre. Es würde daſelbſt zuerſt beſtimmt, welche Gegenſtände zu dem Bereich der Thätigkeit des Vereines gehören ſollten, und wie weit er ſeine Statiſtik ausdehnen wolle. Ferner würden daſelbſt, nach genauer Prüfung ihrer Zweckmäßigkeit, allgemein gültige Schemata über die Zweige der Statiſtik, welche der Verein zunächſt in den Kreis ſeiner Thätigkeit

ziehen wollte, entworfen. Solche Schemata, welche möglichſt ſpeziell auszuarbeiten wären, erhielten nun alle verſchiedenen Zweigvereine als Muſter für ihre Arbeiten und wären ſtrenge verbunden, dieſelben genau einzuhalten; hiedurch würde endlich erreicht werden, was uns bisher zu unſerm großen Uebelſtande noch immer gänzlich fehlte, eine allgemeine, durchgängig nach demſelben Plane bearbeitete und doch an Ort und Stelle erforſchte Statiſtik von ganz Deutſchland oder doch des größten Theils deſſelben. Eine ſehr wichtige Arbeit dieſer erſten Hauptverſammlung wäre nun auch, eine Beſtimmung über die Längen-, Raum-, Gewichtmaße und Geldmünzen zu treffen, welche bei dieſer allgemeinen Statiſtik benutzt werden ſollten, und zweckmäßige Reduktionstabellen dazu für die einzelnen Staaten ausarbeiten zu laſſen. Hiebei wären wohl, wo der Zollverein ſchon ähnliche Beſtimmungen für ſeine gemeinſamen Geſchäfte getroffen hat, dieſe mit zu Grunde zu legen, da ſie ſchon in allen Ländern deſſelben Anhalt gefunden haben. Es geſchehe durch ſolche gemeinſame Regulirung für die ſtatiſtiſchen Arbeiten mit ein großer Schritt zur Erreichung des ſchon ſo lange gehegten und ſo oft ausgeſprochenen Wunſches, daß die zahlloſen verſchiedenen Münzen, Gewichte und Maße, welche wir leider in Deutſchland noch immer beſitzen, mehr regulirt, ja wo möglich nach einem Prinzip feſtgeſetzt würden. Jetzt iſt jede einzelne Statiſtik eines deutſchen Landes, ja oft ſogar eines Kreiſes völlig unbrauchbar und unverſtändlich, wenn man nicht immer eine Reduktionstabelle dabei zur Hand hat, denn jede bedient ſich verſchiedener Gewichte, Münzen u. ſ. w.

Die innere Einrichtung eines ſolchen allgemeinen deutſchen ſtatiſtiſchen Vereines wäre vielleicht im Weſentlichen auf folgende Weiſe zu beſtimmen. Immer eine Anzahl von Mitgliedern eines Landes, oder iſt dieſes zu groß, einer Provinz oder eines Kreiſes, bilden einen Zweigverein mit einem Direktor und einem Sekretär. Die einzelnen Mitglieder ſtreben nun nach beſten Kräften, und mit Benutzung aller zuverläſſigen Hülfsmittel, daß die dieſem Zweigverein vom Hauptverein zugefertigten ſtatiſtiſchen Formulare auf vorgeſchriebene und zuverläſſige Weiſe ausgefüllt werden. Hiezu halten ſie bisweilen Verſammlungen, wo die einzelnen Angaben geprüft und nöthigenfalls berichtigt

werden, lassen es überhaupt dabei an aller Sorgfalt nicht fehlen und wenden sich auch in geeigneten Fällen an ihre respektiven Regierungen um Unterstützung. Aus diesen einzelnen Arbeiten der Zweigvereine wird nun vom Büreau des Hauptvereines eine allgemeine Statistik von ganz Deutschland oder doch wenigstens von dem Theil desselben, über welchen der Verein seine Thätigkeit erstreckt, nach einem vorher berathenen Plane bearbeitet und in festgesetzten Lieferungen an alle einzelnen Vereinsmitglieder vertheilt. Da ja alle einzelnen Arbeiten der Vereine nach allgemeinen Mustern eingerichtet sind, so ist eine solche Zusammenstellung und Herausgabe keine so sehr schwierige Arbeit. Wenn das Bedürfniß es erforderte, oder auch vielleicht in regelmäßigen Perioden, fänden allgemeine Generalversammlungen statt, wozu alle Vereine ihre Deputirten sendeten, und wo die wichtigsten Bestimmungen zu berathen und festzusetzen wären. Die so unendlich vermehrte Erleichterung des Fortkommens, die noch immer mehr zunimmt, und es in wenigen Jahren bewirken wird, daß man von den äußersten Punkten Deutschlands mit leichter Mühe und geringen Kosten in zwei, höchstens drei Tagen nach seiner Mitte reisen kann, macht solche Generalversammlung nicht mehr so schwierig, wie sie es vor einigen Jahren noch gewesen wäre. Die immer häufiger werdenden ähnlichen Vereine für alle Zweige des Wissens oder der Thätigkeit beweisen dies hinlänglich.

Zu den Kosten eines solchen statistischen Vereines müßte von den Mitgliedern ein jährlicher Beitrag gegeben werden, welcher bei nur einiger Theilnahme nur ganz unbedeutend zu seyn brauchte und wofür sie einen Abdruck der werthvollen Arbeiten des Vereins, die zusammen die vollständigste und beste Statistik von ganz Deutschland bilden würden, erhielten. Ein bestimmter Theil dieser Beiträge müßte für die Ausgaben der Zweigvereine, ein anderer aber für die des Hauptvereines verwandt werden.

Dies sind nur ganze kurze Andeutungen über die Bildung eines solchen allgemeinen statistischen Vereins für ganz Deutschland. Daß ein solches Projekt glücklicher Weise bei dem gegenwärtigen Geiste der Vereinigung, der ganz Deutschland zum unermeßlichen Wohle desselben beseelt, nicht mehr eine Lächerlichkeit ist, wie es vor 15 Jahren noch der Fall gewesen wäre, beweisen mehrere derartige allgemeine Vereine, die unser

gemeinſames Vaterland ſchon zählt. Manche Schwierigkeiten wird die Bildung eines ſolchen Vereines gewiß haben, aber wie wir entſchieden glauben, keine unbeſiegbaren. Wenn einige Männer von anerkannter Tüchtigkeit und allgemeinem guten Ruf hierin die ganze Sache näher überlegten und dann vielleicht vereint einen Aufruf zur Theilnahme in ganz Deutſchland ergehen ließen, ſo würde derſelbe vielen Anklang finden und die Gründung könnte wohl zu Stande kommen. Entſchieden die Mehrzahl unſerer deutſchen Regierungen würde dieſen Verein auf direkte wie indirekte Weiſe ſehr begünſtigen und alle, welche den Werth der Statiſtik erkennen, und ihre Zahl iſt nicht mehr gering und mehrt ſich von Tag zu Tag, würden mit Freuden daran Theil nehmen. Wir hätten dann Ausſicht, eine ſtatiſtiſche Beſchreibung Deutſchlands zu erhalten, wie wir ſie in unſerer Zeit eigentlich ſchon lange haben müſten. Ein neues Band der größeren Vereinigung Deutſchlands würde aber dadurch um ſeine einzelnen Theile geſchlungen, und ſo wieder ein bedeutungsvoller Fortſchritt gemacht.

Es dürfte gerade hier Intereſſe haben, etwas Näheres über die ſtatiſtiſchen Vereine Englands, eines Landes, das dieſelben zu ſeinem eigenen Wohle am vollkommenſten ausgebildet hat, zu erfahren, da ihre Einrichtung manches auch für uns Nachahmungswürdige enthält.

Von großem Einfluß auf die Bildung dieſer ſtatiſtiſchen Vereine, und damit der ganzen engliſchen Statiſtik, war die 1831 nach dem Muſter ähnlicher deutſcher Geſellſchaften zuerſt entſtandene „Aſſociation zur Förderung der Wiſſenſchaften.“ Im Jahre 1833 wurde bei dieſer, welche mit dem Ort ihrer Zuſammenkunft jährlich wechſelt, zuerſt eine eigene Sektion für Statiſtik errichtet, welcher man alle Jahr werthvolle Arbeiten über einzelne ſtatiſtiſche Zweige verdankt. Namentlich iſt eine Statiſtik des öffentlichen Unterrichtes und der Lage der arbeitenden Klaſſen von ihr mit vielem Glücke begonnen worden. Die Arbeiten dieſer brittiſchen Aſſociation ſind immer im »Athenaeum. Journal of english and foreign Litterature. Science and fine Arts. London« enthalten.

Ein ſehr bedeutender und einflußreicher ſtatiſtiſcher Verein wurde 1833 zu Mancheſter errichtet. Urſache davon war die

die Schulen geschrieben sind, wie z. B. in seiner Introduction à l'histoire universelle (2. Ausg. v. Jahr 1834), den Précis de l'histoire moderne (5. Ausg. 1837), so wie den Précis de l'histoire de France jusqu'à la revolution (2. Ausg. 1837).

Daß Michelet nach Allseitigkeit strebt, beweisen neuerdings seine französische Bearbeitung eines Auszugs aus den Werken Luthers (Mémoires de Luther, écrits par lui-même, 2 vol. 8.), so wie die Oeuvres choisies de J. B. Vico traduits par M. Michelet, précédées d'une introduction sur sa vie et ses ouvrages, gleichfalls 2 Bände in 8. und endlich das hier näher zu beleuchtende Buch. Als sein Hauptwerk scheint aber Herr Michelet die im Jahr 1833 begonnene Histoire de France anzusehen, deren dritten Band er zugleich mit den Origines du droit français im Juni des Jahres 1837 gegeben hat. Die französische Geschichte, beginnend mit den Celten, ist bis zum Jahr 1380 vorgerückt.

Der Verfasser beurkundet eine vollständige Kenntniß der allgemeinen Quellen der französischen Geschichte, auch seine Bekanntschaft mit der sie betreffenden Literatur. Die Forschungen der deutschen Gelehrten über die ältere Periode der germanischen Reiche sind von ihm eben so benützt, wie die über Kirchengeschichte. Savigny, Grimm, Gieseler werden häufig angeführt. Manche ungedruckte Notiz aus dem Trésor des Chartes, den königlichen Archiven in Paris und der Bibliothek ist eingestreut; die Darstellung lebendig, feurig, hinreißend; der Styl die kräftige Sprache der neuen französischen Schriftsteller, kühne Bilder, treffende Vergleichungen, überall eine poetische Anschauung. Michelet gibt nicht die Geschichte der französischen Könige, sondern die der Bewohner des Landes, ihres geselligen, sittlichen, geistigen Lebens. Es bewegt sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit vor unsern Augen. Oft sind die saillantesten Punkte wörtliche Uebersetzungen der Chronisten oder der Worte der handelnden Personen, oft (besonders im dritten Bande) die Stellen in ihrer alten ausdrucksvollen Sprache selbst. Des Verfassers Historik hält die Mitte zwischen Barante's Genre descriptive und dem genre philosophique. Sie ist nicht moralisirend, oft aber construirend, mit den aus den Quellen angegebenen Materialien. Oft erinnert Michelet an Schlosser, da er, gleich diesem, die Thatsachen mit den Stellen hervorhebt,

edle Absicht die Lage der zahlreichen Fabrikarbeiter möglichst zu verbessern, da man ganz richtig einsah, daß vor Allem eine genaue Statistik derselben hiezu nöthig sey. Die Thätigkeit dieses Vereines war so bedeutend, daß er schon im Jahr nach seiner Gründung einen statistischen Bericht über die Lage von 4702 Arbeiterfamilien abgeben konnte. Später wandte er seine Thätigkeit auch andern Zweigen der Statistik zu, und lieferte wegen ihrer Genauigkeit sehr werthvolle Arbeiten über die Bevölkerung mancher Distrikte des Landes. Seine Berichte sind theils selbstständig erschienen, theils in andern Zeitschriften enthalten.

Ein zweiter sehr wichtiger statistischer Privatverein ist der zu London gegründete. Die Zahl seiner Mitglieder beträgt über 500, unter denen die ersten Männer des Reiches in politischer, merkantilischer und finanzieller Hinsicht. Dieser Verein zu London sucht in richtiger Würdigung der ihm zu Gebote stehenden Mittel mit eine seiner Hauptaufgaben darin, den so nothwendigen Mittelpunkt für die statistischen Bestrebungen aller übrigen derartigen Vereine abzugeben. Um diesen wichtigen Zweck möglichst zu erfüllen, arbeitete er verschiedene Formularien und Fragereiben nach einem bestimmten, vorher lange geprüften System aus. Im Jahr 1836 gab er ein Heft mit 233 derartigen Fragen und 9 eingeschalteten tabellarischen Formularien heraus, nach welchen die statistischen Verhältnisse der Bevölkerung, die Vertheilung und Besitzart des Grund und Bodens, die Minen, Kohlengruben, Steingruben, Steinbrüche, der Ackerbau, die Industrie und die Anwendung der mechanischen Kraft bei derselben, der Zustand der Straßen, die Höhe der Marktpreise, die Lage und Lebensweise der arbeitenden Klassen, der Stand des Unterrichts und der Religiosität bearbeitet werden sollten. Dieser ersten Fragenreihe folgte späterhin noch eine zweite, welche größtentheils Gegenstände der Kriminal- und Lebensstatistik betraf. Hiezu gehörte auch die für englische Verhältnisse nothwendige, bei uns in Deutschland glücklicher Weise noch unnütze Statistik der complottmäßigen Arbeitseinstellungen der Lohnarbeiter. Sonst erstrecken sich die statistischen Untersuchungen des Londoner Vereines auch über die Verhältnisse fremder Staaten, wie er auch schon vorhandenen Stoff auf vielseitige Weise umarbeitet. Seine Mittheilungen gibt er jezt in einem eigenen »Quarterly Journal«

heraus, worin auch die Ergebniſſe der wichtigſten Arbeiten der übrigen Vereine enthalten ſind.

Außer dieſen erwähnten engliſchen Vereinen ſind oder waren noch ähnliche zu Glasgow, Briſtol, Ulſter, Liverpool, Leeds, Birmingham, kurz in faſt allen wichtigen Städten des Reichs. Mit mehr oder weniger Thätigkeit und Beharrlichkeit verfolgen alle denſelben wichtigen Zweck und ſammeln unſchätzbare Materialien zu einer Geſammtſtatiſtik des ganzen brittiſchen Reiches.

Da vielleicht manche Einrichtungen davon auch bei uns etwas modificirt Nachahmung finden könnten, ſo wollen wir die Organiſation dieſer Vereine, und beſonders des Londoner, hier ganz kurz anführen.

Die Mitglieder ſolcher Vereine zerfallen in ordentliche und ausländiſche Ehrenmitglieder. Die Erſteren, welche auf Vorſchlag eines Mitgliedes durch ein Ballotement, wobei $^2/_3$ der Stimmen für den Aufzunehmenden ſeyn müſſen, eintreten, können in unbeſchränkter Zahl vorhanden ſeyn, die der letzteren iſt im Londoner Verein auf 40 beſchränkt. Die ordentlichen Mitglieder zahlen entweder ein für allemal die Summe von 20 Pfund oder einen jährlichen Beitrag von 2 Pf., verſprechen den Zweck der Geſellſchaft nach beſten Kräften zu fördern und möglichſt an allen Sitzungen Theil zu nehmen.[1] Dafür erhalten ſie alle vom Verein herausgegebenen Arbeiten unentgeldlich. Die Verwaltung über das Vermögen des Vereins, die Entſcheidung über den Druck der ſtatiſtiſchen Arbeiten und die Erlaſſung von neuen, den Statuten nicht widerſprechenden Verordnungen, wird von einem beſtändigen Ausſchuß von 31 Mitgliedern beſorgt. An der Spitze des ganzen Vereins ſteht ein gewählter Präſident, der im Verhinderungsfall von 4 von ihm ſelbſt ernannten Vicepräſidenten vertreten wird, ferner 3 Ehrenſekretäre für die Sitzungen und die Correſpondenz, und ein Kaſſier für das Kaſſenweſen. Die ordentlichen Sitzungen werden an einem beſtimmten Tage alle Monate gehalten und ſind zum Leſen von Berichten,

[1] Der Verein zu London hat die Einrichtung getroffen, ſeine zahlreichen Correſpondenten in allen auswärtigen Staaten durch Cirkulare über ſeine wichtigſten ſtatiſtiſchen Arbeiten zu unterrichten, und von ihnen ein Gleiches über die in ihrem Lande vorkommenden Arbeiten zu verlangen.

Briefen, Aufsätzen und der Abmachung der inneren Vereinsgeschäfte bestimmt. In der Jahresversammlung selbst wird der Hauptbericht des ganzen Jahres verlesen. Zur Besorgung der eigentlichen statistischen Arbeiten, als dem Hauptzweck des ganzen Vereins, werden besondere Ausschüsse von befähigten und thätigen Mitgliedern gebildet.

Die Vereine bemühen sich ihren wichtigen Zweck zu erreichen, indem sie sich in Verbindung mit öffentlichen Stellen, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. setzen, um von diesen die Einsicht in deren amtliche Papiere zu erhalten, was auch immer mit großer Bereitwilligkeit geschehen soll. Von den Registratoren der Kirchspiele werden Nachrichten über Geburten, Eben und Todesfälle, von den Polizeibehörden über die Verbrechen gesammelt. Fast alle englischen statistischen Vereine gehen hierin mit großem Eifer zu Werke und scheuen keine Anstrengung, um sich auf jegliche Weise alle Nachrichten zu sammeln, dieselben sorgfältig zu prüfen und gehörig zusammenzustellen. Die Mehrzahl derselben setzt auch jährlich nicht unbedeutende Preise für die beste statistische Beschreibung einer Gegend oder eines Kirchspiels aus.

Alle diese Vereine fassen die Statistik nur von ihrer praktischen Seite für das Staatsleben auf, ohne sich sonst viel um die Theorie und systematische Eintheilung derselben zu kümmern. Die Einleitung zum „Londoner Journal" gibt als den Zweck der Statistik an, „die Ermittlung und Zusammenstellung von Thatsachen, welche die Lage und die Aussichten der Gesellschaft zu beleuchten im Stande sind." Größtentheils sind die Bemühungen dieser Vereine auf die Statistik des brittischen Reiches selbst gerichtet, doch wird bisweilen das Interesse ihrer Arbeiten durch Vergleichung mit statistischen Verhältnissen anderer Länder noch vermehrt.

Diese kurze Darstellung ergibt hinlänglich, welche Ausdehnung und Wirksamkeit die statistischen Privatvereine in England schon erreicht haben. Wie weit stehen wir hierin in Deutschland noch zurück, und welch mächtiger Sporn zur Nachahmung liegt nicht darin! England hat es uns gezeigt, wie viel statistische Vereine vermögen, und während wir uns begnügt haben die Statistik rein wissenschaftlich zu behandeln und neue Systeme derselben aufzustellen, hat es sie für das wirkliche Staatsleben

benutzt. Bei unſerer Weiſe haben nur einzelne Gelehrte, bei jener hat das ganze Volk Vortheil davon. Freilich wird dieſe wiſſenſchaftliche Ausbildung der Statiſtik, worin, wie erwähnt, wir Deutſchen ſo unendlich viel geleiſtet haben, ſtets dazu dienen, einen guten und ſicheren Grund zu ihrer praktiſchen Anwendung zu legen, und wenn wir hierin erſt ernſtlicher und allgemeiner anfangen, als es bisher noch leider der Fall war, wird uns dies in mehr wie einer Hinſicht trefflich zu ſtatten kommen. Aber dieſen Anfang müſſen wir auch nicht zu lange aufſchieben, ſondern ſobald wie möglich mit ernſthaftem und mehr noch mit allgemeinem Eifer damit beginnen.

Statiſtiſche Privatvereine von einiger Bedeutung zählen wir bisher noch ſehr wenige in Deutſchland. Im Königreich Württemberg beſteht ein „Verein für Vaterlandskunde", dem die höchſten Staatsbeamten als thätige Mitglieder angehören. Derſelbe zerfällt in drei verſchiedene Abtheilungen, eine ſtatiſtiſche, politiſche und hiſtoriſche. Der nachahmungswerthe Verſuch, Ortschroniken nach beſtimmten Schemata allgemein einzuführen, iſt mit ein Gegenſtand ſeiner Thätigkeit.

Im Königreich Sachſen bildete ſich im Jahre 1831 ein ſtatiſtiſcher Verein, der ſehr von der Regierung unterſtützt wird und viel zur Kenntniß der Statiſtik dieſes Landes beigetragen hat. Das Centralcomitté deſſelben zu Dresden veröffentlicht von Zeit zu Zeit eigene ſtatiſtiſche Arbeiten.

In der freien Stadt Lübeck beſteht ein gut organiſirter ähnlicher Verein, welcher häufig ſehr gut ausgearbeitete ſtatiſtiſche Tabellen über dieſe Stadt und namentlich über ihren Handel und Schifffahrt herausgibt. Dieſen und noch einigen wenigen ähnlichen Vereinen in Deutſchland fehlt es aber immer noch an einem gehörigen Mittelpunkt, und ſolchen wünſchen wir ſo ſehr durch einen gemeinſamen ſtatiſtiſchen Verein.

Zum Schluß unſerer Arbeit wollen wir in dankbarer Anerkennung ihrer Thätigkeit hier noch die Namen einiger Männer anführen, welche ſich in neuerer Zeit ſowohl um die wiſſenſchaftliche Ausbildung als die praktiſche Anwendung der Statiſtik in Deutſchland beſondere Verdienſte erworben haben: Georg Haſſelt durch ſein „Lehrbuch der Statiſtik der europäiſchen Staaten" 1811, Schuberth in Königsberg durch ſein wichtiges Werk

„Allgemeine Staatskunde in Europa", von Schlieben, Freiherr von Malchus, M. Fränckel, Bacherer, Professor Fallati in Tübingen, von Herrmann in München, Wörl, Gemmingen, Heffmann, Dieterici und Dr. v. Reden in Berlin, Holzgethan, Gerber, Neumann. Man sieht, eine ziemliche Reihe tüchtiger Namen, alle der neueren Zeit angehörig. Von ältern Statistikern können wir noch vorzüglich anführen, Göß, Leopold Krug, von Schlözer, W. Butte, Achenwall, Büsching, der sogar einer eigenen Methode seinen Namen gab, Gatterer, Henrig und von Seckendorf mit dem ehrenwerthen Beinamen »egregius statista christianus.« Kein Volk der Erde hat so viel berühmte Namen in diesem Fache aufzuweisen.

Manche schätzbare Angabe über die Statistik einzelner Zweige des Staatslebens, besonders des Handels, der Industrie und des Verkehrs, finden wir namentlich in neuerer Zeit in mehreren deutschen Zeitungen enthalten. Bei gutem Sammeltalente und gehöriger, besonders durch Vergleichung anzustellender Prüfung, wird der Statistiker vom Fach oft in ihnen Material finden, das er sonst vergeblich suchen würde. Als besonders reichhaltig in dieser Beziehung führen wir hier an „Journal des österreichischen Lloyd in Triest", mit werthvollen, oft halb offiziellen Angaben über statistische Handels- und Industrieverhältnisse Oesterreichs, wie auch aller Küstenländer des mittelländischen Meeres; ferner die zu Stettin erscheinenden „Börsennachrichten der Ostsee," zur Kunde des Ostseehandels und der Ostseeküsten von Wichtigkeit, die zu Hamburg erscheinende „Börsenhalle", reich an Hamburger und transatlantischen statistischen Nachrichten, die „Weser-" und „Bremer Zeitung" in Bremen. Auch die „Augsburger Allgemeine Zeitung" enthält in ihren Beilagen oft sehr werthvolle statistische Mittheilungen.

Möge so mit stets erneuten Kräften und nach allen Richtungen hin das weite Feld der Statistik in Deutschland immer mehr und mehr angebaut werden. Bei einem gebildeten Volke trägt die Kenntniß seines Vaterlandes sehr viel zu seiner Liebe für dasselbe bei.

M. J. v. W.

Der Staatsdienſt und die Staatsdiener in Deutſchland.

Wir leben in einer Zeit der Gährung, in der Altes ſich zerſetzen, Neues ſich geſtalten will; und dies nicht etwa nur in jener ſtillen, unmerkbaren Weiſe, in der, gleich dem regelmäßigen Wandlungsproceſſe der Natur, auch die menſchlichen Verhältniſſen, Anſichten und Beſtrebungen allmählig ſich fortſchieben und verändern, ſondern vielmehr in einer jener ſtärkeren Kriſen, die — freilich nur in Folge einer meiſt unbemerkten, allmähligen Anſammlung von Gährungsſtoffen — in raſcheren, gewaltigeren Wirkungen Altes zu zerſtören und neue Geſtaltungen zu Tag zu fördern pflegen. Solche Stadien in dem Entwicklungsproceß der Geſchichte eines Volkes erkennt auch ein blöderes Auge und es werden wohl Wenige ſeyn, denen in unſern Tagen die Wahrnehmung davon mangelte und die nicht mit mehr oder weniger klarem Bewußtſeyn das Gefühl und die Ueberzeugung theilten, daß es ſo, wie es iſt, nicht bleiben könne; daß merkliche, durchgreifende Veränderungen des Beſtehenden bevorſtehen und unabwendbar ſeyen.

Dieſe Gährung iſt um ſo bedeutungsvoller, da ſie nicht auf ein einzelnes Lebensgebiet ſich beſchränkt. Sie hat beinahe ſämmtlich dieſelben erfaßt: die kirchlichen Verhältniſſe nach innen und nach außen, gegenüber andern Kirchen und gegenüber dem Staat; die gewerblichen und merkantilen; die nationalen der deutſchen Staaten unter ſich und gegen das Ausland, und die ſtaatlichen Verhältniſſe je im beſondern Lande, zwiſchen Regierung und Unterthanen, zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der letzteren unter

sich und bezüglich der meisten öffentlichen Institutionen (Gerichtsverfassung und Gerichtsverfahren, Gemeindeverfassung, Armenwesen, Volksbewaffnung, Preßfreiheit ꝛc.).

Noch vermag kein menschlicher Scharfblick das Ende und die Resultate dieser Krisis vorauszusehen; der Elemente, die darin wirksam sind, sind zu viele und vielerlei; der centrifugalen und zersetzenden Bestrebungen sind beinahe so viele als der centripetalen und krystallisirenden. Dennoch aber ist es nicht nur Sache des denkenden Beobachters, mit prüfendem Blick den Gang und die einzelnen Momente dieses Entwicklungsprozesses zu verfolgen und auf den Grund theils aprierischer Gesetze theils geschichtlicher Erfahrungen muthmaßliche Berechnungen und Conjunkturen anzustellen, sondern es ist auch für den Staatsmann eine, wie uns scheint, unerläßliche Pflicht, neben ebendenselben Beobachtungen und Reflexionen, wo immer möglich, auch selbstthätig dabei einzugreifen, um theils hemmend, theils befördernd, und jedenfalls weise regelnd den Kampf und Andrang der verschiedenen Kräfte so zu mäßigen und zu leiten, daß gewaltsame Explosionen verhindert und Wohlthätiges zu Tage gefördert werde.

Von diesem Standpunkt aus haben wir eine Frage, die für die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse überhaupt und im Ganzen uns von besonderer Bedeutung scheint, zum Gegenstand einer Besprechung gewählt, wie sie dem Zweck dieser Zeitschrift entsprechen dürfte; in einer Weise nämlich, welche den Gegenstand nur in größeren Zügen und Umrissen behandelt, und sich auf Andeutungen und allgemeine Winke beschränkt, ohne in das Detail der Ausführung sich zu verlieren.

Es ist, wie wir in der Aufschrift ankündigten, der Staatsdienst und sein Personal, was wir in Vorwurf genommen haben und wovon wir zunächst den gegenwärtigen durchschnittlichen Zustand und Charakter betrachten, sodann aber zeigen wollen, daß eine Veränderung als Bedürfniß gefühlt werde und begründet sey, und in welcher Richtung.

Vor Allem mag jedoch zunächst noch mit Wenigem an die Bedeutung erinnert werden, welche der Staatsdienst und die Staatsdiener je nach der Auffassung ihrer Aufgabe und nach ihrer Stellung im Staatsleben für den ganzen Zustand des letzteren haben müssen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Art und Weiſe, in welcher die Organe conſtituirt und beſchaffen ſind, und die Art und Weiſe, in welcher ſie in Thätigkeit geſetzt werden, ganz weſentlich auch auf den Inhalt ihrer Wirkſamkeit von Einfluß ſind. Die Staatsdiener aber ſind die Organe, durch welche ſich die Thätigkeit der Staatsgewalt äußert, ſie ſind in ihrer Geſammtheit die verkörperte Staatsgewalt ſelbſt, die entweder (in Staaten wie England, Frankreich und Nordamerika) ſelbſtthätig und unabhängig von einem perſönlichen Oberhaupt des Staats ihre Wirkſamkeit entfaltet, oder (wie in den deutſchen Staaten) mehr oder weniger von einem ſolchen Oberhaupte den Impuls empfängt. Die Staatsdiener ſind die Vermittler der abſtrakt gedachten Regierungsgewalt im Verhältniſſe zur bürgerlichen Geſellſchaft; alle Thätigkeitsäuſſerung der erſteren gelangt in die letztere durch dieſe Diener. Und darum wird in jedem konkreten Falle die eigentliche, letzte Wirkung der Regierungsthätigkeit von dem Geiſte, der Geſchicklichkeit, der Gewiſſenhaftigkeit und dem Eifer jener Vermittler abhängen, und dieſe Qualitäten werden hinwiederum durch die Perſönlichkeit des Dieners, durch die Art ſeiner Berufung und durch ſeine äußere Stellung bedingt ſeyn.

Wir werden im Verlauf unſerer Betrachtungen noch näher hierauf zurückkommen, daher das Geſagte hier vorerſt genügen wird.

Faſſen wir zunächſt die dermalige Art der Staatsadminiſtration ins Auge, ſo dringt ſich die große Verſchiedenheit derſelben von derjenigen auf, welche zu Ende des vorigen und noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts beſtanden hat, und deren noch manche unſerer Leſer aus eigener Erfahrung ſich erinnern werden.

Das Prinzip und der Grundton dieſer früheren Regierungsweiſe zeigte ſich einerſeits in einem gewiſſen patriarchaliſchen Verhältniß des Beamten zu ſeinen Untergebenen, andererſeits in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit deſſelben gegenüber den höheren Organen der Regierung. Auf der dem Volke zunächſt ſtehenden Stufe der Beamtenwelt regierten kleine Selbſtherrſcher, wie man ſie nennen konnte, in eng gezogenen Grenzen des Territorialbezirks, aber in weit geſteckten Grenzen für den Umfang ihrer Wirkſamkeit und Amtsgewalt. Sie verwalteten Polizei und Juſtiz zuſammen, nicht ſelten auch die herrſchaftlichen Kaſſen und die

Forsten; was sie als Organe der Regierungsgewalt und was in der Eigenschaft als Verwalter des Staatsvermögens oder der grundherrlichen Gerechtsamen des Staats zu besorgen hatten, war nicht streng geschieden. Eben so wenig war letzteres der Fall bei denjenigen Beamten, welche eine dem Staat unterworfene Gutsherrschaft zu bestellen hatten, den zahlreichen Patrimonialbeamten, welche den Privatdienst für den Gutsherrn mit dem öffentlichen Dienst in ihrer Person vereinigten. Bei dem Mangel bestimmterer Rechts- und Verwaltungsnormen einerseits und andererseits bei der laxen Aufsicht der höheren Stellen ruhte das Wohl oder Wehe des Bezirks so ziemlich in der Hand dieses Beamten; von seinem Geschick und guten Willen hing gute oder schlechte Justiz, umsichtige und thätige Polizei und Verwaltung oder das Gegentheil, Gerechtigkeit und Milde oder Willkür und Härte in Bezug der öffentlichen und gutsherrlichen Einkünfte ab. Die Person des Beamten entschied über das Geschick des ganzen Bezirks. Und dies um so gewisser, da der Unterthan selbst gewohnt war, dies Geschick für ein unabwendbares zu betrachten, und da er aus Furcht oder in gutmüthiger Scheu und hergebrachtem Gehorsam auch dann unter dasselbe willig sich beugte, wenn es schwer auf ihn drückte. Klagen aber bei der höheren Stelle erlangten nur in seltenen und grellen Fällen Gehör und Abhülfe, da Nepotismus und Gunst der Höheren die Stellen vergab und die Erwählten darin schützte.

Ueber dieser Klasse von Beamten erhoben sich die höchsten Collegien der Regierung meist unmittelbar, und nur in größeren Staaten durch Zwischenglieder vermittelt, die entweder aus Einzelnbeamten oder selbst auch aus Collegien bestanden.

Auch bei diesen Organen fand sich meist keine strenge systematische Unterscheidung nach den Hauptzweigen der Staatsgewalt. Meist zwar bestanden für die Justiz besondere Tribunale, doch war die Competenzlinie zwischen diesen und den Verwaltungscollegien häufig eine ziemlich unbestimmte, und in der Praxis wenigstens sah man die Gerichte wohl zuweilen in den Bereich der Verwaltung, noch öfter aber die letztere in den Bereich der Justiz übergreifen. Die Collegien der Verwaltung aber vereinigten in sich gewöhnlich Alles, was nicht vor das Gericht gehörte, Polizei, Administration, Finanzverwaltung, Kultsachen u. s. w. Zur

Richtſchnur für ihre Wirkſamkeit fehlte es meiſt an umfaſſenden Geſetzen oder Verordnungen und das Arbitrium entſchied die Einzelfälle, wenn nicht etwa der Regent ſelbſt unmittelbar eingriff; allgemeine Anordnungen gehörten zu den Seltenheiten, und die Collegien beſchränkten ſich gerne auf das Nothwendigſte, auf die Erledigung der ihnen herkömmlich obliegenden Geſchäfte und die Entſcheidung der einzeln an ſie gebrachten Streitfälle und Beſchwerden.

Bei dieſen Einrichtungen befanden ſich die Staatsdiener im Allgemeinen wohl, und führten ein gemächliches und ſorgenfreies Leben bei Beſoldungen, die zwar dem nominellen Betrage nach auch für die damaligen einfacheren Verhältniſſe nicht hoch bemeſſen, dagegen durch allerlei Nebenbezüge an Sporteln, herkömmlichen Geſchenken u. dgl. auf mehr als das Nothwendige ergänzt waren, und die nicht Wenige der Beamten unter der ſchlaffen Aufſicht auch per nefas noch mehr zu verbeſſern verſtanden. Kein Wunder daher, daß Diejenigen, denen es gelungen war, im Staatsdienſte ein Unterkommen zu finden, ſich beſtrebten, und meiſt mit Erfolg beſtrebten, ihren Familien das gleiche Glück zu ſichern; ſo daß nach und nach ſich einzelne Familien als die Pflanzſchule für den Staatsdienſt betrachteten und denſelben für ihre Angehörigen als ein Vorrecht in Anſpruch nahmen. Selbſt bei der einzelnen Amtsſtelle machte ſich oft ein wahres Erbrecht geltend, und es ſind uns deren viele bekannt, wo durch drei und mehr Generationen der Sohn oder Tochtermann jedesmal in die Stelle des Vaters nachfolgten. — Daß ſich auf dieſe Weiſe nach und nach eine ziemlich abgeſchloſſene erbliche Kaſte von Beamtenfamilien bildete, war eine natürliche Folge des Syſtems; es galt als Schande oder Unglück, wenn des Beamten Söhne nicht wiederum Beamte wurden; die Töchter konnten gleichfalls nur mit Beamten eine ebenbürtige Ehe ſchließen; ſie waren aber dieſes Glücks um ſo ſicherer, je höher und einflußreicher die Stellung des Vaters und je mehr dieſer dadurch in der Lage war, dem Eidam irgend ein gutes Aemtchen zur Mitgift zuzuwenden. Hiezu wirkte der Mangel einer regelmäßigen Penſionseinrichtung mit, in Folge deſſen dem dienſtunfähig gewordenen Diener die Annahme eines Aſſiſtenten oder Adjunkten geſtattet wurde, der dann gewöhnlich in die Stelle nachzurücken pflegte.

welche die Zeiten, Sitten und Verhältniſſe auf das ſprechendſte charakteriſiren; dann aber wieder an Leo, da er gleich dieſem den Stoff beherrſcht und mit reflektirender Anſchauung das geſchichtliche Drama entwickelt. Beiden iſt er, vielleicht nur der franzöſiſchen Sprache wegen, im Style überlegen. Alle Polemik iſt bei ihm ausgeſchloſſen, wir finden ſtets nur Michelets Auffaſſung; daher auch keine Unterſuchungen über einzelne Begebenheiten. Er nimmt die Reſultate der neueren Forſchungen in ſich auf, wie die von Savigny, von Thierry und Andern. Nicht ſelten ſind ſeine Auffaſſungen neu. So finden wird Bd. I. S. 536 die Préférence de Charlemagne pour les étrangers et les gens de basse extraction; ferner S. 345, daß Karls Capitularien aller Wahrſcheinlichkeit nach nichts als neue Redaktionen von Verordnungen merovingiſcher Könige ſeyen (?); ſeine Geſetzgebung wird mit der der römiſchen Kaiſer von Conſtantin bis Juſtinian verglichen; S. 346 wird der Caractère écclésiastique des Capitulaires herausgehoben; S. 384 der Gedanke ausgeführt, daß unter Karl dem Kahlen die Biſchöfe die eigentlichen Herrſcher im Frankenreiche geweſen, daher der Satz: Le vrai roi est l'archevêque de Rheims, Hincmar, Bd. II. S. 163 — 169, der materialiſtiſche Charakter des Lehensſyſtems wird gezeigt, der ſich unfehlbar der Kirche würde mitgetheilt haben, wenn es Gregor VII. nicht gelungen wäre, den Cölibat der Prieſter durchzuſetzen; ſchon früher habe die Kirche die ſpiritualiſtiſche Richtung verloren gehabt, die ſich zuerſt nur in den Klöſtern erhalten, bis auch hier die materiellen Intereſſen das Geiſtige abſorbirten. Gregor VII. habe ſeine Hauptmacht auf die normänniſchen Fürſten in Italien, in Frankreich und in England geſtützt, ſo wie auf ein Weib (die Gräfin Mathilde, ſeine keuſche Freundin), während er das ganze weibliche Geſchlecht als die Quelle alles menſchlichen Unheils verfolgte.

Als Folge der Kreuzzüge finden wir den Satz: La pensée de l'égalité se développe (S. 338) und ſpäter den: La liberté se produit dans la philosophie (S. 278). Bis zum vierzehnten Jahrhundert iſt die Geſchichte Frankreichs nur die des Chriſtenthums, der Kirche und des Lehensſyſtems allda. Aber mit Philipp dem Schönen beginnt die eigentliche franzöſiſche Geſchichte, als die Landesſprache die lateiniſche verdrängt und die königliche Gewalt mit Hülfe der Juriſten die Macht der Vaſallen

Die Wirkungen dieses oligarchischen und patriarchalischen Systems für das Ganze und die einzelnen Bezirke mußten, wie natürlich, von den Persönlichkeiten der Beamten wesentlich abhängen. Die Staatsverwaltung im Großen schleppte sich gewöhnlich im hergebrachten Wege fort; das Gute davon ward erhalten, und das Schlimme und Mangelhafte nicht weniger. Reformen erschienen als eine verpönte Wagniß, strenge Aufsicht und durchgreifende Maßregeln als Härte und Mangel an Rücksicht und Humanität; jeder Mißbrauch fand seine Berechtigung in dem Herkommen. Die unmittelbare Verwaltung der einzelnen Bezirke gewährte ein vielgestaltiges buntes Bild; in jedem Bezirk spiegelte sich die Individualität der Vorgesetzten in den öffentlichen Zuständen ab. Ein durchschnittliches Urtheil zu fällen war nicht möglich. Hatten einzelne Bezirke unter dem Ungeschick und der Lässigkeit oder unter der Habsucht und Gewaltthätigkeit ihrer Beamten zu leiden, so erfreuten sich dagegen andere einer wohlwollenden und einsichtigen Fürsorge, gegründet auf eine genaue Kenntniß der Verhältnisse und Zustände und bemessen nach den besondern Bedürfnissen der Bezirksangehörigen; wobei das Bewußtseyn von der Verantwortung für eine fast unbeschränkte Gewalt, wie das lohnende Gefühl einer selbstständigen Wirksamkeit in seinem Kreise, als mächtige Hebel mitwirken, die Vielseitigkeit der Aufgabe des Beamten aber zugleich ein harmonisches Ineinandergreifen der Anordnungen in den verschiedenen Zweigen der Regierung verbürgen mußte. Solche erfreulichere Zustände gehörten nicht gerade zu den Seltenheiten. Man kann in gar manchen Bezirken noch jetzt die dankbare Erinnerung wahrnehmen, in welcher die guten Zeiten des alten Regims unter tüchtigen und wohlmeinenden Beamten bei den Einwohnern bewahrt und durch Tradition fortgepflanzt wird, oft in bitterem Gegensatz zu der Stimmung gegen das System des neueren Regiments; — und wir gedenken unten näher darzuthun, daß diesem Gefühle eine Wahrheit zu Grunde liege, welche bei dem neuen Systeme unbeachtet blieb und eine Aenderung desselben gebieten dürfte.

Wenden wir uns von diesem Bilde zur näheren Betrachtung des jetzt geltenden Systems, wie es sich vornehmlich in Folge der großen staatlichen Umwälzungen im Anfang dieses Jahrhunderts und unter Einwirkung der Fremdherrschaft in Deutschland gestaltet

und nachgerade bis zur ſchärfſten Spitze ausgebildet hat, ſo dürfen wir daſſelbe im Allgemeinen wohl mit Recht als einen vollendeten Staatsmechanismus bezeichnen.

Im diametralen Gegenſatz mit der früheren Regierungsweiſe finden wir den Schwerpunkt auf das Centrum zurückgeführt, auf die oberſte Spitze der Staatsdienerſchaft, das Miniſterium, von welchem alle nachgeordneten Organe den Impuls und die Richtung für ihre Thätigkeit empfangen. Nach dieſer oder jener Idee ſind die untergeordneten Organe der Regierung ſtreng ſyſtematiſch abgeſtuft, bald mit collegialer, bald in büreaukratiſcher Organiſation. Dabei finden ſich die verſchiedenen Zweige der Staatsgewalt meiſt ſtrenge abgeſondert, und zwar, wenigſtens in den höheren Stufen, die Juſtiz, dann aber auch gewöhnlich Finanzverwaltung und Adminiſtration und Polizei, Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, Verwaltung der Kirchen- und Unterrichtsſachen, Kriegsverwaltung, Aufſicht über Handel und Gewerbe. Dieſe Abſonderung erſtreckt ſich hier und da bis zu den unterſten Organen, ſo daß jeder Zweig der Staatsgewalt für ſich ein geſondertes Ganzes darſtellt, von der Spitze des Miniſteriums bis zur Baſis der Lokalbeamten herab. In den Staaten der abſoluten Monarchie laufen endlich die Spitzen der einzelnen Regierungszweige zuſammen in dem Staatsoberhaupte, deſſen Wille der Regulator für die Miniſterien iſt, ſowohl bei deren allgemeinen Anordnungen, als öfters auch bei einzelnen Entſcheidungen; während in den conſtitutionellen Staaten, in welchen die Miniſter ſelbſt den Ständen gegenüber verantwortlich ſind, dem einzelnen Miniſter je in ſeinem Departement eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zukommt, die ohne ein vermittelndes Element (das ſich wenigſtens nicht überall vorfindet) die Einheit und Harmonie der Staatsverwaltung in ihren verſchiedenen Zweigen zu ſtören und zu hemmen geeignet iſt.

Faſſen wir das Prinzip dieſes modernen Syſtems und deſſen Wirkungen näher ins Auge, ſo werden ſich uns hauptſächlich folgende Wahrnehmungen und Beobachtungen aufdringen.

Als Prinzip dieſes Syſtems erſcheint die Centraliſation und Uniformität. Man denkt ſich die Staatsgewalt als ein Abſtraktum, das allwiſſend und allmächtig über dem Staate als Geſammtheit ſteht, und das alle Verhältniſſe und Zuſtände deſſelben zu

durchdringen und zu leiten hat. Dieſes Abſtraktum verkörpert ſich in der Spitze der Staatsdienerpyramide, dem Miniſterium. Dem Miniſterium darf daher nichts unbekannt ſeyn und ſeinem Willen muß Alles entſprechen; zumal wenn, wie in conſtitutionellen Monarchien, daſſelbe die Verantwortlichkeit für ſeinen Regierungszweig tragen ſoll. Wie aber dies erreichen? —

Zunächſt kann die Aufgabe des Allwiſſens nur gelöst werden, wenn alle Zuſtände dem Miniſterium zu jeder Zeit offen vorliegen und alle Ereigniſſe zu ſeiner Kenntniß kommen; daher über jene Zuſtände fortlaufend genaue Aufzeichnungen, Zuſammenſtellungen und Ueberſichten zu liefern, und die Ereigniſſe ſofort zu berichten ſind. Darum die zahlreichen Geſchäfte, welche, von den unterſten Behörden an, allen Organen der Staatsregierung Jahr aus Jahr ein obliegen, um alle möglichen Notizen zu ſammeln, zu ſichten, zu überſichten und zu berichten.

Die Einheit der Thätigkeit der untergeordneten Organe mit dem miniſteriellen Willen ſteht zu erreichen nur durch diejenigen Mittel, die wir mit ſeltenen Ausnahmen auch wirklich angewendet ſehen.

Vor Allem dient hiezu die Ertheilung von Normen für möglichſt alle einzelnen Fälle: Inſtruktionen für die verſchiedenen Stellen über die Art der Geſchäftsführung, und Verordnungen über das, was zu geſchehen hat. Jeder Spezialfall bietet Gelegenheit, den höheren Willen zu manifeſtiren und die ſämmtlichen nachgeſetzten Behörden auf die Eine richtige Bahn zu leiten, jede Verſchiedenheit der Behandlung und Entſcheidung zu beſeitigen.

Um jedoch ſicher zu ſeyn, daß dieſen Vorſchriften der höchſten Regierungsgewalt ſtets und in allen Fällen nachgehandelt und nachgewandelt werde, wird wiederum zweierlei für nöthig erachtet. Erſtens eine fortlaufende, ins Einzelnſte gehende Controle der Thätigkeit aller nachgeſetzten Stellen durch das Mittel von periodiſchen Ueberſichten und Tabellen über die Geſchäftsführung derſelben, und zweitens die Anordnung, daß über zweifelhafte Fragen die höhere Weiſung einzuholen und daß gegen Verfügungen der untergeordneten Stellen in der Regel die Verfolgung der Beſchwerde bis zur höchſten Inſtanz zuläſſig iſt. Das Mehr oder Weniger, beſonders in der erſtern Beziehung, hängt übrigens von der Perſönlichkeit und dem Takte des einzelnen

Miniſters ab, und es iſt zu glauben, oder zu hoffen wenigſtens, daß die Controle der Miniſterien ſich ſelten zu dem Detail verliert, daß, wie uns ein Beiſpiel davon zur Kenntniß kam, ſelbſt der Preis der Dinte und die Zahl der Papierſcheeren bei den Kanzleien von dem Miniſter vorgeſchrieben und controlirt wird; auch kann wohl nicht in allen deutſchen Staaten, wie in einem uns näher bekannten, die Frage, ob ein Backofen ſo oder ſo gebaut, eine Dungſtätte ſo oder ſo angelegt werden ſolle, durch drei bis vier Inſtanzen bis vor das Miniſterium gebracht werden.

Eine natürliche Folge dieſes Syſtems iſt die Stellung und Wirkungsart der Staatsdiener.

Die conſequente ungebinderte Durchführung der Centralgedanken und des Centralwillens iſt bedingt durch Werkzeuge, welche möglichſt von der Centralgewalt abhängig ſind. Daher das Beſtreben, die rechtliche Stellung der Beamten, ſoweit nicht etwa in einer Grundverfaſſung hierüber hemmende Vorſehung getroffen iſt, und mit theilweiſer Ausnahme der Gerichtsbeamten, mehr und mehr prekär zu machen; daher das Verbot der Verehelichung ohne Erlaubniß der Vorgeſetzten; daher das Verbot einer anderweiten Beſchäftigung nebem dem Amte ohne beſondere Diſpenſation u. dergl. Da ferner die Einheit und Uniformität des Regiments die möglichſte Beſchränkung der Selbſtſtändigkeit und des Reſſorts der untergeordneten Stellen erheiſcht, ſo kann ſich deren Thätigkeit vornehmlich nur auf die Vorlegung der wichtigeren Fälle zur höheren Verfügung und auf die Ausführung des höheren Befehls erſtrecken, neben Anwendung der beſtehenden Normen auf die minder wichtigen Fälle und neben der Controle je der nachgeſetzten Stelle und Lieferung des Materials zur höheren Controle der eigenen Thätigkeit. Zu dieſer Aufgabe aber müſſen endlich, wie ſich leicht begreift, untergeordnete Talente und fügſamere Charaktere am tauglichſten erfunden werden, während ſelbſtſtändige und ſchöpferiſche Köpfe und feſtere Charaktere nur Störungen in der Einheit des Regierungsganges und Verlegenheiten beſorgen laſſen können. Auch laſſen nur Männer der erſteren Art von ſich erwarten, daß ſie ihr ganzes Daſeyn, ihr ganzes Denken und Thun der mühevollen, wenig anſprechenden Aufgabe eines ſolchen Staatsbeamten widmen werden.

Was aber ſind die Wirkungen dieſes modernen Syſtems?

Betrachten wir dieselben zunächst in Bezug auf die Staatsdiener selbst.

Unstreitig zeichnen dieselben im Allgemeinen und mit immer seltener werdenden Ausnahmen sich gegenüber ihren Vorgängern in der früheren Periode auf eine anerkennenswerthe Weise aus durch eine gewisse Ordnungsliebe und Präcision in der Geschäftsführung, durch ein regelrechtes, wohlanständiges Betragen in ihren amtlichen und außeramtlichen Beziehungen, und durch eine Unbestechlichkeit, deren Mangel früher in dem System selbst gelegen war. Immerhin mögen zwar auf diese vortheilhafte Veränderung der Beamtenwelt auch die Fortschritte, welche die Gesittung überhaupt gemacht hat, eingewirkt haben; allein hauptsächlich ist dieselbe dem neuen System und der damit verbundenen strengen Controle und Dienstpolizei zuzuschreiben, welche sich auch auf das außeramtliche Verhalten der Beamten erstreckt. — Nicht weniger wird anerkannt werden müssen, daß die Beamten des neueren Systems in der Regel eine für den einzelnen Geschäftsbereich vollkommen ausreichende Zubildung, eine ins Einzelnste gehende Bekanntschaft mit den in ihr Amt einschlagenden Normen und Gewandtheit in Anwendung derselben besitzen, auch kann denselben ein gewisser Eifer und ein Gewichtlegen auf ihre Thätigkeit nicht abgesprochen werden.

Auf der andern Seite dagegen werden sich auch bedeutende Schattenseiten des modernen Systems kaum verkennen lassen.

Wir rechnen hieher besonders folgende Erscheinungen.

Die Centralisation und strenge Gliederung möglichst abhängiger Vollzugsorgane führt zu einer beschränkten, einseitigen, meist nur mechanischen Thätigkeit dieser Organe, welche hinwiederum zu der einseitigen Ausbildung und beschränktsichtigen Geschäftsweise nöthigt, wie wir sie als Regel vorfinden. Nicht im unbefangenen, einsichtigen und umsichtigen Auffassen der verschiedenen Lebensverhältnisse, nicht in einer richtigen Würdigung derselben und der daraus entstehenden Bedürfnisse, nicht in der weisen Wahl und Benützung der Mittel zu Befriedigung dieser Bedürfnisse äußert sich die Tüchtigkeit unsrer Staatsdiener; sie beschränkt sich auf das Aneignen eines enge begrenzten Kreises positiver Vorschriften der Centralgewalt, und auf die Uebung, dieselben in bestimmten, abermals vorgeschriebenen Geschäfts-

formen auf die Einzelfälle zur Anwendung zu bringen; der Beamte des modernen Syſtems bedarf und beſitzt nicht wahre Bildung, ſondern Routine. Als Folge hievon zeigt ſich jene, der Beſchränktheit überhaupt anklebende Einbildung und Selbſtüberſchätzung, welche auf ſolchen Betrieb des Staatsmechanismus einen Werth und eine Bedeutung legt, welche die Beamten ihre Stellung in ſchiefem Licht auffaſſen läßt. Sie fühlen ſich als Theile, und in der That unentbehrliche Theile der groſſen Staatsmaſchine in demſelben Grade wichtig, als ſie in dem geregelten Gang derſelben das wahre Heil der Welt erblicken; die endliche Wirkung ihrer Thätigkeit, das, was durch die Maſchine im Leben wirklich geſchaffen und gewirkt wird, bleibt für ſie bedeutungslos, wenn nur der höhere Wille, die von demſelben ausgegangenen Vorſchriften pünktlich zum Vollzug kommen. Wie nicht das Leben und ſeine vielgeſtalteten Verhältniſſe und Bedürfniſſe das ſind, was dieſer Beamtenwelt den Impuls und die Richtung für ihre Thätigkeit verleiht, ſondern allein und einzig der Centralwille eines Miniſteriums, ſo richtet ſich ihr Blick auch einzig und allein auf dieſen Willen, und wendet ſich ab vom wirklichen Leben. Und dieſe Richtung wird verſtärkt und dem ganzen Menſchen um ſo tiefer eingeimpft, je abhängiger der Beamte auch in ſeinen äußeren Verhältniſſen, in ſeiner Anſtellung oder Entlaſſung, Beförderung, Auszeichnung u. ſ. w. von dem Vorgeſetzten iſt und je mehr ſeine ganze Zeit und Thätigkeit von ſeinem Amtsgeſchäft in Anſpruch genommen iſt.

Letzteres aber hinwiederum iſt unvermeidlich bei der ſtets wachſenden Menge von Geſchäften, die in dem Weſen des neueren Syſtems gelegen iſt, das eben darum auch ein Syſtem des Vielregierens genannt zu werden pflegt, und welches den Beamten nicht nur nicht Zeit vergönnt, ſich auch mit Anderem als dem unmittelbaren Geſchäft zu befaſſen, namentlich einer wiſſenſchaftlichen Fortbildung in dem Berufsfache ſich zu widmen, geſchweige denn einer umfaſſenderen Ausbildung in den verſchiedenen Gebieten des Wiſſens oder einer anderweiten Beſchäftigung, ſondern das auch die Luſt und Liebe hiezu abſchneidet und verkümmert. Ja ſelbſt nicht einmal an dem nächſten Berufe kann ein reges, den ganzen Menſchen beſeelendes, lebenskräftiges und lebenſchaffendes Intereſſe aufkommen, da dieſes

mit der unlebendigen und meistens geisttödtenden Natur der Geschäftsaufgaben, — als wesentlich nur formaler, — nach den Gesetzen der menschlichen Natur geradezu unvereinbar ist. Denn ein pedantisches Wichtigthun ist gar sehr von einem solchen aus dem Innersten des Menschen quellenden Interesse zu unterscheiden. Es fehlt eine gemüthliche Theilnahme am Gegenstand und an der Person, denen die amtliche Thätigkeit gilt; da die formelle Richtigkeit des Geschäfts die Hauptsache ist, so verschwindet darüber der wirkliche, materielle Endzweck desselben; und die gewöhnliche Wirkung auf die Persönlichkeit des Dieners ist die allmählige Abstumpfung des rein menschlichen Gefühls, der Mangel an ächter Humanität.

Als eine weitere Folge darf bezeichnet werden jene Scheu und Abneigung der Beamten vor allen Neuerungen in dem Bereich ihrer Geschäftsaufgabe, auch wo das Leben eine weitere Entwickelung und Veränderung der bestehenden Normen gebieterisch erfordert. Befremden kann diese Erscheinung nicht, wenn man bedenkt, mit welcher Mühe sich die Meisten in das Geleise, in dem sie wandeln, hineingearbeitet und wie sie sich zuletzt so darein hineingelebt haben, daß jede Störung des gewohnten Ganges ihrem beschränkten, dem wirklichen Leben abgewandten Blicke nur bedenklich und jede Veränderung der beruflichen Aufgabe ihnen als beschwerlich erscheinen muß; auch abgesehen davon, daß bei Manchen eine vielleicht unbewußte Angst dabei mitwirkt, es könnte eine Veränderung in der Regierungsweise, zumal eine Vereinfachung derselben, wie sie so vielfach und immer dringender gewünscht und gefordert wird, das Rädchen an der Maschine, das sie zu treiben haben, sogar ganz überflüssig machen.

Jenes behagliche Gefühl, welches in der frühern Periode den Beamten bei seiner selbstständigern und sorgenfreien Lage begleitete, ist bei den Beamten des neuen Systems verschwunden; obwohl ganz an den Dienst dahingegeben, sind sie doch meist, — in Folge einer an sich lobenswerthen Sparsamkeit, wozu bei der complicirten Art des Regierens die hierbei unentbehrliche große Zahl von Dienern nöthigt, — mit so spärlichen Gehalten bedacht, daß sich die Mehrzahl auf ein kümmerliches Daseyn hingewiesen sieht; kaum daß die Hoffnung auf den Abgang eines

Vordermanns und auf das Nachrücken in deſſen Stelle, eine Art Seelenwärterei, ſowie die Vertröſtung einer wenigſtens nothdürftigen Verſorgung der Familie im Falle des Todes oder der Unfähigkeit ihres Hauptes, den ſchwankenden Lebensmuth noch aufrecht hält.

Gleichwohl aber bilden auch jetzt noch, wie früher, die Staatsdiener einen geſchloſſenen Stand, der zwar auf der einen Seite nicht mehr ſo ſehr einer erblichen Kaſte gleicht, ſeitdem der Nepotismus bei Vergebung der Stellen, in einigen Staaten ganz, in andern wenigſtens zum großen Theil verſchwunden iſt und immer häufiger ſich Söhne aus den verſchiedenſten Ständen zum Staatsdienſt herzudringen, der aber auf der andern Seite jetzt vielleicht noch mehr als früher ein von den übrigen Klaſſen der Geſellſchaft ſtreng geſchiedenes Corps bildet, das, den gewöhnlichen bürgerlichen Intereſſen entrückt und entfremdet, ſeine beſondere Welt in dem Bereiche ſeines Dienſtes und im Kreiſe ſeiner Berufsgenoſſen findet, — eine Welt, deren Horizont begrenzt iſt durch den Umfang der Staatsmaſchine und deren Centrum und Sonne das Miniſterium bildet. In dieſer kleinen Welt und ihren meiſt kleinlichen Ereigniſſen und Intereſſen bewegen ſich jene Diener bald mit geſchäftiger Unruhe, bald mit gemeſſener Gravität, durch eine ſtets gegenwärtige Erinnerung an ihre Würde, die ſie von den gewöhnlichen Menſchen unterſcheidet und über dieſe ſtellt, ſich dafür entſchädigend, daß ſie die Schranke ihres Dienſtes von den Freuden und Leiden, von dem ganzen bunten Treiben und den vielgeſtaltigen Intereſſen und Erlebniſſen der Welt außer *ihrer* Welt ausgeſchloſſen hält. Iſt auch nicht zu verhindern, daß der Lärm dieſer Außenwelt zuweilen bis zu ihrem Ohre dringt, ſo bleibt es doch immer etwas Fremdes, ſie näher nicht Berührendes, mit dem ſich wohl die Neugierde beſchäftigen mag, das aber ein lebendiges Intereſſe, als an einer eigenen Sache, nicht erwecken kann; und finden ſich zuweilen Einer und Andere, die ſich daran lebendiger betheiligen wollen, ſo fehlt es gewöhnlich nicht an einer mehr oder minder nachdrücklichen Erinnerung, ſich nicht mit ſolchen fremden Dingen zu befaſſen. Daher dann jene Vorſicht, jene Haltung, jenes myſteriöſe Weſen, wodurch der Beamte in der Regel ſchon in der Ferne zu erkennen iſt.

Endlich haben wir noch einer Erſcheinung zu erwähnen, die

sich da offenbart, wo die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung nach einzelnen Ministerien strenge gespalten sind. Wir meinen die Eifersucht und den kleinen Krieg, womit sich die Diener der verschiedenen Regierungszweige zu necken und zu befehden pflegen. Die Justizbeamten wollen der erste Stand im kleinen Staate der Staatsdiener seyn; die Verwaltungsbeamten und die Finanzmänner eifern gegen diesen Vorzug, während sie unter sich wieder um die Bedeutung und den Rang der eigenen Branche sich zanken. Daß Allen gegenüber das Militär sich zu überheben pflegt, ist eine bekannte Sache. Wer aber, der diese Verhältnisse schon in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, hat nicht zugleich bemerken müssen, welchen Einfluß dieselben auch auf den Charakter, die Stimmung und das Verhalten dieser Diener überhaupt zu äußern pflegt, wie namentlich bei Manchen derselben eine Gereiztheit, Empfindlichkeit und die Freude an Bereitung kleiner Verlegenheiten für Andere sich offenbaren, wie sich bald die Lust von Ueberwälzung beschwerlicher Geschäfte auf den andern Zweig, bald das Bestreben nach Erweiterung der eigenen Competenz zu einem leidenschaftlichen Grade steigert, wie sich eine kleinliche und hartnäckige Rechthaberei ausbildet, die sich nicht selten auf Kosten der Sache selbst geltend macht. —

Wir geben diese Zeichnung nach dem Bild in seinen größern Umrissen, und wir glauben getreu copirt zu haben; wenigstens war dies unser Bestreben. Hierbei anerkennen wir jedoch mit Freuden, daß es auch unter den Beamten des neuen Systems manche sehr ehrenwerthe Ausnahmen gibt, welche durch die Macht ihrer persönlichen Vorzüge den Einwirkungen des Systems widerstehen; auch wollen wir ausdrücklich uns gegen die Annahme verwahrt haben, als rechnen wir jene leidigen Erscheinungen den Individuen zur moralischen Schuld bei, oder als unterstellen wir den Schöpfern und Vertheidigern des Systems die nachtheiligen Wirkungen desselben als schlimme Absicht. Nein! wir setzen vielmehr bei beiden Theilen die bona fides aufrichtig voraus, glauben dagegen die Wahrheit über das Thatsächliche, wie es uns erscheint, ohne Rückhalt und ungeschminkt aussprechen zu müssen.

In gleicher Weise versuchen wir auch die Wirkungen darzustellen, die sich aus jenem System für die Regierten und ihre

Verhältnisse und für die öffentlichen Zustände überhaupt ergeben.

Gerne beginnen wir hier wiederum mit den anerkennungswerthen Erscheinungen.

Fürs Erste macht sich bei unserer neuen Regierungsweise eine weit größere Ordnung und Regelmäßigkeit in der Behandlung und rechtzeitigen Erledigung der Geschäfte bemerkbar, herbeigeführt durch die vielen speziellen Normen, die den Geschäftsgang reguliren und durch die strengern Controlmaßregeln, wodurch je die höhere Stelle die nachgesetzten überwacht. Man darf für die Regel halten, daß die Geschäfte, die von oben (von der höhern Behörde) oder von unten (von den Betheiligten) an die Amtsstellen gebracht werden, pünktlich und meist auch zeitig genug zur Erledigung kommen; während bei dem frühern Regime durch den Mangel einer strengen Ueberwachung des Beamten diesem es möglich war und auch nicht sehr selten wirklich geschah, daß einzelne Geschäfte oder selbst ganze Zweige der amtlichen Aufgabe Jahre lang oder auch gänzlich unerledigt blieben.

Fürs Andere darf jene Willkür und Gewaltthätigkeit, womit der frühere Beamte in seinem Kreise schalten und walten konnte, im Wesentlichen und Ganzen als beseitigt betrachtet werden. An die Stelle hiervon ist eine Anwendung positiver Vorschriften in fast allen Fällen und eine Gleichförmigkeit der Entscheidungen und Anordnungen nach den Ansichten und dem Willen der Centralgewalt getreten, welche dem Gutdünken der einzelnen nachgesetzten Stelle möglichst geringen Spielraum läßt.

Endlich, — und dies ist nicht der geringste Vorzug des neuen Systems, — sind durch dieses die ungeeigneten Einflüsse entfernt, welchen der Beamte früher durch die Hinweisung auf unständige Einnahmen an Sporteln, Geschenken ꝛc. zum Nachtheil seiner Unbefangenheit ausgesetzt war; das Fixiren der Gehalte und das Verbot der Geschenkannahme von Amtsuntergebenen, die strenge Aufsicht und Dienstpolizei überhaupt, hat die Mißbräuche, zu denen der Beamte früher sich so leicht verleitet sah, beinahe unmöglich gemacht und den Beamten von allen fremdartigen Einflüssen von unten her, die seine Rechtlichkeit und Unbefangenheit bestechen konnten, gänzlich zu isoliren gesucht. Bestechungen, Untreue, Parteilichkeiten gehören, zur Ehre unserer Beamtenwelt, zu den

im Innern sprengt, und sich selbst von der Suprematie des Papstes unabhängig macht. Die moralische Schlechtigkeit des vierzehnten Jahrhunderts ist von Michelet mit grellen Farben gemalt, besonders der lange Kampf der Könige aus dem Hause Valois mit England.

Lesenswerth sind die Capitel (liv. V. chap. II.) vom Kampfe Philipps des Schönen mit Papst Bonifaz VIII., größtentheils nach Dupuy, und die Geschichte der Verfolgung und Vertilgung des Templerordens (V. ch. III. u. IV.).

Haben wir die Vorzüge der französischen Geschichte Michelets hervorgehoben, so wird es uns erlaubt seyn, auch seine Schattenseite zu berühren. Sie möchte in Folgendem sich zeigen. Der Verfasser hat zwar nicht, wie die meisten Historiker Frankreichs, nur die Geschichte der dem Könige unmittelbar unterworfenen Landestheile gegeben, sondern sogleich von der Theilung der carolingischen Monarchie an sein Augenmerk stets auf die Provinzen gerichtet, von deren jeder er in dem Tableau de la France, t. II. p. 1—121, ein statistisches Gemälde entwirft, das freilich deßhalb oft ein Zerrbild wird, weil alle Zeiten, die ältesten und neuesten, darin durcheinander geworfen werden. Allein im Verlaufe der Geschichte wird dennoch auf diese Provinzen, meistens viel bedeutendere Länder, als das königliche Frankreich selbst, nur gelegentlich Rücksicht genommen. Das Band, welche sie mit dem Königreiche vereint, wird nicht genau charakterisirt; man begreift nicht die Ursachen so vieler Kriege zwischen dem Könige und seinen Baronen; nicht, ob das Recht auf seiner oder seiner Gegner Seite gewesen. So ist z. B. die rechtliche Stellung der Grafen von Flandern zu dem Könige nirgendwo auch nur angedeutet, und deßhalb Michelets Darstellung der flandrischen Kriege sowohl unter Philipp August als unter Philipp dem Schönen, Ludwig X. und Philipp von Valois gänzlich unbefriedigend. Das altfranzösische Staatsrecht, wie es seit Hugo Capet, Ludwig VI., Philipp August und später seit Philipp dem Schönen sich gebildet, ist bis jetzt wenig untersucht; früher bearbeiteten es fast nur vom Könige bezahlte Publicisten, wie Dupin, Galand, Godefroi, Brüssel auf eine ihrem Herrn allein günstige Weise. Daher die Beschönigung auch der ungerechtesten Eroberungspolitik der Krone, die freilich Frankreich die Einheit gab, auf der seine Macht und Größe ruht.

großen Seltenheiten, und eine strenge Gesetzmäßigkeit, ein genaues Festhalten an den bestehenden Vorschriften in der Anwendung der Amtsgewalt und der Berufserfüllung überhaupt darf als der allgemeine Charakter der neuen Staatsverwaltung anerkannt werden.

Dagegen scheint uns diese auch einige bedeutende Schattenseiten darzubieten.

Vor Allem und hauptsächlich ist es eine, dem Unbefangenen wohl schwerlich entgehende Erscheinung, daß die Regierungsthätigkeit sich mehr und mehr dem Leben und den wahren Bedürfnissen desselben, des einzelnen Volks und der verschiedenen Bestandtheile desselben entfremdet und jener wechselseitigen Durchdringung, jener Homogenetät mit denselben entbehrt, ohne welche die Staatsgewalt oder die Regierung als ein von den Regierten Getrenntes, ihnen Entgegenstehendes, sowohl von den Regierten als von den Regierenden betrachtet wird. Jene Entfremdung vom wirklichen Leben ist aber theils eine Folge der Stellung und der hiervon abhängenden Bildung und Haltung der Beamten, wie wir sie oben geschildert haben, theils eine Consequenz des neuen Regierungssystems überhaupt, in dessen Wesen es liegt, Alles a priori construiren zu wollen. Die Zustände der Gesellschaft, ihre Ansichten und Gefühlsweise und die hieraus resultirenden Bedürfnisse, welche zu befriedigen Aufgabe der Regierung ist, werden und müssen dem Centralorgane der Regierung fremd bleiben oder doch in anderer als ungetrübter Wahrheit erscheinen, da dieses Organ, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, eine unmittelbare Anschauung darüber sich unmöglich verschaffen, dasselbe vielmehr nur durch die Brille der nachgesetzten Regierungsorgane die Dinge wahrnehmen kann, dies Mittel aber an sich schon, nach der Verschiedenheit der individuellen Anschauungsweisen, ein sehr unsicheres, ganz ungenügend aber in dem Fall ist, wenn diese untergeordneten Organe selbst dem, was sie kennen lernen und wahrnehmen sollten, ferne gerückt und nach ihrer ganzen Art und Weise zu einer unbefangenen Anschauung nur wenig tauglich sind. Und eben diesen Mangel bei unserer Beamtenwelt im Allgemeinen haben wir oben dargethan.

Die Allwissenheit, die das moderne System bei der Centralgewalt voraussetzt und voraussetzen muß, wenn dieses System

nicht überhaupt ſchon an einem innern Widerſpruch kranken ſoll, erſcheint hiernach als eine bloße Fiktion, als eine unlösbare und nach der leidigen Erfahrung auch nicht annähernd gelöste Aufgabe. Kein Wunder, daß die Geſetze, Anordnungen und Verfügungen, die von der Centralgewalt ausgehen, ſo ſelten auf das Leben und die Verhältniſſe, wie ſie ſind, paſſen wollen, daß die Regierten ſich ſo vielfach dadurch nur gedrückt und beengt fühlen, daß die Regierenden ſo wenig Dank und Anerkennung finden. Wie kann auch das Mittel für den Kranken geſchickt gewählt werden, wenn der Arzt dieſen nicht gehörig kennt, wie kann der Schuh paſſen, wenn er nach einem falſchen Leiſt geformt wurde?

Wir haben ferner die Allgewalt des Miniſteriums als ein weiteres Kriterium der neuen Regierungsweiſe bezeichnet, die eine ſtrenge Conſequenz und Gleichförmigkeit in Allem ſich zur Aufgabe macht. Dies erfordert, da nicht für jeden einzelnen Fall die unmittelbare Thätigkeit der Centralgewalt in Anſpruch genommen werden kann, und für die Regel den untergeordneten Organen die Entſcheidung und Verfügung in den Einzelfällen überlaſſen werden muß, die Erlaſſung von Vorſchriften hiefür. Daher denn jene übergroße Zahl von Geſetzen, Verordnungen und Inſtruktionen in allen Zweigen der Staatsverwaltung, wodurch die nachgeſetzten Amtsſtellen angeleitet und gebunden werden ſollen, ſo zu entſcheiden und zu verfügen, wie es der Anſicht und dem Willen der Centralgewalt entſpricht, damit jede Willkür vermieden, die gewünſchte Gleichförmigkeit erzielt und der Verantwortung des oberſten Leiters genügt werde; daher jene Sitte, von jedem, vor das Miniſterium gelangenden Spezialfall, für welchen keine der bereits beſtehenden Vorſchriften unmittelbar entſcheidend ſcheint, ſofort Veranlaſſung zu nehmen zu einer neuen weitern allgemeinen Norm; daher jener oftmalige Widerſpruch, in dem die zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Veranlaſſungen ausgeſprochenen Grundſätze und Vorſchriften zu einander ſtehen; daher endlich jene Tendenz, in möglichſt vielen Fällen den Rekurs an die Centralbehörde zu geſtatten, um die Anwendung ihrer Vorſchrift in ihrem Geiſt und Sinn zu ſichern.

Allein das Leben iſt ein ſo wandelbares Element, ſeine Verhältniſſe und Zuſtände ſind ſo verſchieden geſtaltet, daß es ein

sehr verwegenes Unternehmen scheint, Alles in feste Regeln bringen, Alles nach zum Voraus gegebenen Vorschriften behandeln zu wollen; wie das Meer in ewiger Bewegung, wie keine Welle der andern ganz gleich ist, so auch wechseln im Leben die Zustände und Bedürfnisse und selten wird ein Fall dem andern in allen Einzelnheiten gleichen. Freilich kann ohne Gesetz und allgemeine Normen die bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen, und wir können nicht gemeint seyn, die Ansicht und das Belieben der Behörden zur einzigen Richtschnur für jeden einzelnen Fall wünschen zu wollen: aber einen gewissen Spielraum verlangen wir bei der Anwendung der allgemeinen Vorschriften, damit die Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles nicht ohne alle Geltung und Berücksichtigung bleibe, und wir sprechen uns dagegen aus, daß, wie nur allzu viel geschieht, auch für das kleinste Detail, für alle verkommenden Fälle, für alle Verhältnisse allgemeine Normen gegeben werden wollen: — mit Einem Worte, wir erklären uns gegen jenes Vielregieren, das die moderne Regierungsweise charakterisirt. Läge es nicht dem Zweck dieses Aufsatzes zu ferne, wir könnten eine notable Zahl solcher zu weit gehenden Detailvorschriften zum Belege unsers Urtheils anführen; aber wir glauben, der einsichtige Leser, den wir voraussetzen dürfen, bedarf solcher Belege nicht, da er sie wohl fast in jedem Lande zur Genüge selbst kennen lernen kann. Wir appelliren nur an das allgemeine Bewußtseyn, an das unbehagliche Gefühl, das sich laut genug kund gibt; und vornehmlich an die Natur der Sache selbst. Denn was die Natur der Sache betrifft, so ist es auch dem scharfsinnigsten und umsichtigsten, dem gelehrtesten und erfahrensten Kopfe nicht gegeben, die Consequenzen alle vorauszusehen, die Verhältnisse alle zu durchschauen und die Fälle alle ins Auge zu fassen, die bei allgemeinen Vorschriften zu beachten sind, womit in das kleinere Detail des Lebens herabgegriffen wird; paßt eine solche Vorschrift auch vielleicht für den Fall, der dazu Veranlassung gab, so kann und wird sie auf hundert andere Fälle nicht passen, die doch dem Worte nach darunter fallen; und kann sie heute vielleicht auch in größerem Umfang richtig seyn, so gestalten sich morgen die Verhältnisse so, daß sie unnütz oder selbst schädlich wird. Darum ist es gewiß ein tiefer Irrthum, wenn eine Staatsverwaltung nach dem

modernen Syſtem ihren Ruhm darein ſetzt, wo möglich in allen Beziehungen durch ihre Anordnungen und Normen regelnd und leitend einſchreiten, für alle Verhältniſſe und Vorkommniſſe im bürgerlichen Leben eine fertige Form ſchaffen zu wollen, um jene danach entſcheiden und ordnen zu laſſen; es iſt gewiß einer der größſten Fehler dieſes neuen Syſtems, eine Aufgabe und ein Verdienſt darin zu finden, die möglichſte Vollſtändigkeit in der Geſetzgebung und in dem Bereich der Ordonnanzen anzuſtreben. Wie uns ſcheint, iſt gerade im Gegentheil darin ein weſentlicher Vorzug einer Staatsverwaltung zu ſuchen, wenn ſie in ihren Geſetzen und Anordnungen auf das Allgemeine ſich beſchränkt und nicht mehr poſitive und allgemeine Normen aufſtellt als abſolut erforderlich und damit vereinbar iſt, daß ſich das Leben frei bewegen und entfalten, daß jedes Verhältniß, jede Kraft, wo möglich jede Individualität ihre beſondere Berechtigung geltend machen, daß jeder Fall nach ſeinen Eigenthümlichkeiten gewürdigt und behandelt werden kann. Man kann nicht oft genug und nicht nachdrücklich genug daran erinnern, daß ein Staatsmechanismus nicht dasjenige iſt, was dem Staate nöthig iſt und frommt, daß keine Maſchine Leben ſchaffen und den Menſchen in ſeiner Bewegung und Entwicklung leiten und fördern kann, daß es vielmehr hiezu weſentlich der Freiheit und einer lebendigen Wechſelwirkung freier Geiſter und ſelbſtthätiger Individualitäten bedarf.

Der Grundirrthum, den wir in dem beſtehenden Syſtem finden und ſo eben angedeutet haben, hat endlich dahin geführt, daß man durch künſtliche Mittel den vorgeſetzten Zweck zu erreichen ſtrebt, da einfache und natürliche Mittel dazu nicht ausreichen können. Allein des großen Scharfſinns und der vielen Kräfte, die bei Erfindung und Anwendung jener Mittel aufgewendet werden, ungeachtet, lehrt die Erfahrung, daß dadurch weder die Regierenden noch die Regierten ſich befriedigt finden. Es iſt zur Durchführung des Gedankens, daß von der Centralgewalt aus Alles geleitet und bis ins Einzelſte geregelt werden müſſe, eine complicirte Beamtenhierarchie, wie ſie beſteht, unentbehrlich, und gleich unvermeidlich iſt die unüberſehbare Menge an Inſtruktionen, Berichterſtattungen und Controlmaßregeln, durch welche die Wahrnehmungen von unten nach oben zu dem Centrum

der Regierung gebracht und die Verfügungen des letzteren nach unten befördert und gesichert werden sollen. Daß das Regieren an sich nicht Selbstzweck seyn könne, daß es vielmehr nur ein Mittel für die Wohlfahrt des Ganzen, der Gesammtheit der Regierten sey, dies werden wir als so ziemlich allgemein anerkannt voraussetzen dürfen. Es ist aber eine Forderung der Vernunft, daß nicht mehr Mittel aufgewendet werden sollen, als der Zweck nothwendig erfordert. Diesem Gebote scheint der Bestand unserer Beamtenwelt nicht zu entsprechen, da ihre Zahl, obwohl sie alle in Thätigkeit gesetzt sind, doch zu jenem Endzwecke nicht in richtigem Verhältniß stehen und das wahre Bedürfniß weit übersteigen dürfte. Ein naturgemäßes System der Staatsverwaltung wird eine Vereinfachung der Geschäfte und des Geschäftsganges und damit eine Verminderung der Beamten möglich machen, was nicht nur nach der finanziellen Seite betrachtet eine erhebliche Ersparniß am Regierungsaufwand bewirken, sondern auch viele der tüchtigsten Kräfte einer unfruchtbaren Beschäftigung entziehen und einer für das Gemeinwohl förderlichen, materiell oder geistig producirenden Thätigkeit zuwenden wird.

Ueber jener Menge von Rapporten, über den gehäuften formalen Geschäften, über der Sorge für die Einhaltung der vielen äußerlichen Vorschriften muß aber ferner auch die Sache selbst, die materielle Bedeutung und der wahre Endzweck der Thätigkeit von unsern Beamten leiden. Denn theils nimmt jene formelle Thätigkeit die Zeit und Aufmerksamkeit des Beamten gewöhnlich so sehr in Anspruch, und seine ganze Geschäftsaufgabe wird dadurch so lästig und zeitraubend, daß er der einzelnen Besorgungen meist nur in Eile sich entledigen und ihnen nicht diejenige Sorgfalt, Umsicht und reife Erwägung widmen kann, ohne welche ein wahrhaft heilsames Einwirken auf die Zustände und Angelegenheiten der Untergebenen nicht möglich scheint; theils wird, wie wir dies schon oben andeuteten, der Blick und Sinn des Beamten stets vorzugsweise der formellen Seite seiner Berufsaufgaben zugewendet seyn, um der wachsamen und strengen Dienstcontrole keinen Anstoß zu geben, so daß der Sinn und die Sorge für die materiellen Wirkungen seiner Thätigkeit sehr in den Hintergrund treten, wo nicht ganz erlöschen werden. Nie aber wird und kann der Beamte, im Bewußtseyn seiner absoluten

Abhängigkeit von einem höheren Willen und von ſeiner Verſetzung in das Getriebe einer großen Maſchine, die Unbefangenheit der Anſchauung, die er von den Verhältniſſen und Bedürfniſſen ſeines Berufskreiſes ſich verſchaffen ſollte, noch das lebendige, den ganzen Menſchen erfüllende Intereſſe daran beſitzen, ohne welches ſeine Thätigkeit nur die eines Miethlings bleiben wird; es wird und muß ihm jene Humanität abgehen, die als belebender Hauch das Streben und Wirken eines Jeden, hauptſächlich aber aller zur Theilnahme an der Regierungsthätigkeit Berufenen durchdringen ſoll; er wird und muß endlich der vollen Achtung, der Zuneigung und des Vertrauens der Untergebenen entbehren, worin allein die Wirkſamkeit des einzelnen Dieners einen fruchtbaren Boden, die Regierung im Ganzen aber ihre feſteſte Stütze und den ſicherſten Halt bei Vollziehung ihrer Aufgabe finden wird.

Da in den deutſchen Staaten der Weg zu einem Miniſterium in der Regel und faſt ohne Ausnahme durch die nachgeſetzten Stellen geht, und der Erhebung auf die höchſte Stufe eine längere Thätigkeit auf niedereren Stufen vorauszugehen pflegt, ſo iſt die Erſcheinung nur eine natürliche, daß jene mißliche Einwirkung des modernen Syſtems auf den Geiſt, die Richtung, die ganze Anſchauungs- und Wirkungsweiſe, welche wir bezüglich der Beamten im Allgemeinen oben zu ſchildern ſuchten, ſich häufig auch bei den höchſten Gliedern der Beamtenhierarchie nachhaltig zeigt, und daß die eigentlichen Staatsmänner, die tiefer und weiter blickten, die von einer höheren Idee getragen und von einer klaren Anſchauung geleitet würden, ſelbſt auf den höchſten Stufen des Staatsdienſtes ſo ſelten gefunden werden. Auch kann es bei ſolchen Zöglingen des modernen Syſtems nicht befremden, daß ihre Zeit und Kraft gewöhnlich durch die Maſſe von Detailgeſchäften, die ſich die Miniſterien vorzubehalten pflegen, verſchlungen wird, daß ſelbſt dann, wenn es nicht an Zeit und Kraft fehlen ſollte, die Kleinlichkeit der regelmäßigen Beſchäftigung den freien klaren Blick abſtumpft, mit dem die Verhältniſſe im Großen aufgefaßt und überblickt werden ſollten, daß es zuweilen an jenem ruhigen und unbefangenen Eingehen in die wichtigſten Fragen fehlt, wozu die Bedürfniſſe einer fortſchreitenden Entwicklung der Völker auffordert, daß noch öfter es an der Begeiſterung für eine leitende

Idee, an der aufopfernden Hingebung für die großartigeren Aufgaben mangelt, ohne welche nichts wahrhaft Großes und Gediegenes geschaffen und gewirkt werden kann, und dies am wenigsten bei den umfassenden und bedeutungsvollen Aufgaben der Männer, die an der Spitze der Verwaltung eines ganzen Staates stehen.

Wir haben in dem Bisherigen das Bild des modernen Staatsdienstes und seiner Organe darzustellen versucht, wie es unsern Augen erscheint, wobei wir uns von vorgefaßten Meinungen frei zu halten und treu nach der Natur zu zeichnen uns bemühten. Eine langjährige eigene Erfahrung auf den verschiedensten Stufen und Kreisen des Staatsdienstes gab uns Gelegenheit, die Dinge und Personen in der Nähe zu beobachten und kennen zu lernen, und schon diese Lebensstellung dürfte dafür sprechen, daß wir wenigstens nicht mit Wissen und Willen zu sehr ins Graue malten. Indessen ist es nicht unsere Ansicht, daß das von uns in allgemeineren Zügen entworfene Bild auf jeden einzelnen Staat und dessen Diener bis ins Einzelnste treffend sey; wir geben löbliche Ausnahmen sehr gerne zu, ohne jedoch wegen solcher Ausnahmen das Bild im Ganzen für irrig zu halten.

Weit entfernt aber sind wir davon, die Zustände, wie sie uns erscheinen, irgend den Personen zur moralischen Schuld zu imputiren; wir setzen voraus und wissen es zum Theil aus näherer Bekanntschaft, daß die Tendenz, die dem modernen System zu Grunde liegt, eine löbliche ist, daß man dieses System für unentbehrlich hält, wenn die Staaten gut verwaltet werden sollen. Aber wir halten die Ansicht, von welcher dabei ausgegangen wird, für eine irrige, und eine Aenderung des Systems durch das Zeitbedürfniß für geboten.

Immerhin mag das moderne System der Staatsverwaltung früher seine Berechtigung gehabt haben, als es galt, die zahlreich eingerissenen Mißbräuche des alten Regimes auszurotten, der Willkür der früheren Beamtenwelt Schranken zu setzen, die Lässigkeit und Unordnung eines versumpften patriarchischen Systems zu beseitigen. Diese Mission scheint aber nachgerade erfüllt zu seyn, und die fortgeschrittene Gesellschaft fühlt das Bedürfniß

nach einer andern Verwaltungsweiſe; auch dürfte eine ſolche in dem eigenen Intereſſe der Regierung liegen. Nicht nur in den Verſammlungen der Landſtände und der Provinzialſtände wird das Verlangen nach Vereinfachung der Verwaltung der verſchiedenen Regierungszweige laut und lebhaft ausgeſprochen und die periodiſche und nicht periodiſche Preſſe unterſtützt dieſes Verlangen, ſondern es hat ſich auch das Gefühl eines Mißbehagens unter der gegenwärtigen Regierungsweiſe in allen Ständen der Geſellſchaft ſo verbreitet, daß an dem Vorhandenſeyn des allgemeinen Wunſches und Bedürfniſſes nach einer Aenderung deſſelben kaum gezweifelt werden kann. Dem Weiterblickenden wird aber auch nicht entgehen, wie durch das moderne Syſtem allmählig ſich ein Gegenſatz und eine Kluft zwiſchen Regierenden und Regierten gebildet hat und ſtets ſchroffer ſich weiter auszudehnen droht, wodurch der Staat ſich mehr und mehr von ſeiner Idee entfernen, ſich ſeine Aufgabe erſchweren und endlich in Conflikte gerathen muß, deren Löſung ſich nicht vorausberechnen läßt.

Darum dürfte es die Aufgabe einer weiſen Staatsregierung ſeyn, jetzt, da es Zeit ſcheint, das Syſtem der Verwaltung zu ändern und daſſelbe den fortgeſchrittenen Verhältniſſen und Bedürfniſſen anzupaſſen.

In welcher Richtung und auf welche Weiſe dies zu geſchehen hätte, darüber mögen uns noch einige Andeutungen geſtattet ſeyn.

Wir könnten uns, um die Richtung zu bezeichnen, in welcher uns eine Aenderung nöthig ſcheint, und um unſere Anſicht darüber zu begründen, einfach darauf berufen, was wir oben über die Mängel und Nachtheile des beſtehenden Syſtems geſagt haben, da hierin von ſelbſt zugleich angedeutet iſt, worin und nach welcher Richtung eine Aenderung des Syſtems geboten iſt; doch halten wir bei der Schwierigkeit, womit der Verſuch, gegen hergebrachte und eingelebte Vorſtellungen und Ueberzeugungen anzukämpfen, zu jeder Zeit verbunden iſt, es nicht für überflüſſig, unſere Anſichten und Vorſchläge, als das Reſultat der oben gegebenen kritiſchen Betrachtungen, um ſo mehr in beſtimmten Sätzen zuſammenzufaſſen, als wir dadurch zugleich dem gewöhnlichen Vorwurf in ſolchen Fällen: daß tadeln leichter ſey, als beſſer machen, begegnen zu können hoffen.

Es ſind drei Grundgedanken, welche nach unſerer Anſicht

bei der geforderten Aenderung zur Richtschnur dienen müssen: Freiheit, Einfachheit und Natürlichkeit. Diese drei Prinzipien bedingen einander wechselseitig und fließen in einander über; sie verbürgen aber auch, wie uns scheint, die Einheit, die wahre Consequenz und eine wohlthätige Wirksamkeit des Systems, wie wir es uns denken.

Das Prinzip der Freiheit wird sich geltend machen müssen einerseits durch eine vermehrte Theilnahme der Regierten selbst an den öffentlichen Angelegenheiten, und andrerseits durch Vermeidung eines ängstlichen, in das kleinste Detail herabsteigenden Eingreifens der Regierung in die Angelegenheiten der Corporationen und der Einzelnen. Jeder einzelne Mensch bedarf zur Erfüllung seiner menschlichen Bestimmung der Freiheit, der Möglichkeit einer allseitigen selbstständigen Entwicklung seiner Fähigkeiten; der Staat oder die Regierungsgewalt soll ihn in dieser Freiheit schützen und in seinen Bestrebungen nur unterstützen, nicht gängeln und nicht nach fremder Ansicht zwingen wollen; nur soweit und soferne diese Freiheit zum Nachtheil Anderer oder des Ganzen mißbraucht werden will, ist eine Beschränkung, ein Eingreifen der Staatsgewalt erforderlich und zulässig. Daher mögen die vielfachen in das Einzelleben und den bürgerlichen Verkehr eingreifenden Gesetze und Verordnungen auf das Nothwendigste beschränkt, es möge der Versuch aufgegeben werden, die Einzelnen in all ihrem Thun und Lassen bevormunden und von Staatswegen glücklich machen zu wollen. So wohlgemeint auch die Tendenz hiebei seyn mag, so ist es doch ein vergebliches Bemühen, von Staatswegen Normalschuhe vorzuschreiben, in denen Jeder seiner Bestimmung, seinem Glück zuwandeln soll; die Meisten werden sie nicht passend finden und sich nur gedrückt und im Fortschritt gehemmt fühlen. Wie bei dem Einzelnen, so auch bei den Gemeinschaften, bei den Corporationen. Auch diesen möge mehr Selbstständigkeit vergönnt, eine freiere Bewegung in ihrer Sphäre verstattet und dagegen die sorgsame Bevormundung beschränkt werden, mit welcher der Staat bisher glaubte sich befassen zu müssen. Und dieses wird um so leichter möglich seyn, je mehr und allgemeiner dem Bürger eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt wird; denn in der Regel wird der Bürger selbst, dessen

Wohl der letzte Endzweck alles Regierens bleibt, der beſte Wächter und Berather auch bei den gemeinſamen Angelegenheiten ſeyn. Wir müßten uns ſehr täuſchen, wenn wir in dieſen Forderungen nicht ein Bedürfniß ausgeſprochen hätten, das in allen Klaſſen der Geſellſchaft immer mehr gefühlt wird und täglich mehr zum Bewußtſeyn kommt.

Eine natürliche Folge iſt dann die Vereinfachung der ganzen Regierungsweiſe. Wird von dem Staate nur dann und da eingegriffen, wann und wo ſich wirklich ein Bedürfniß dazu zeigt, wird von dem Gedanken abgeſtanden, das Leben und alle ſeine vielgeſtaltigen Verhältniſſe a priori von Staatswegen ordnen und leiten zu wollen, wird die Regierung eines Staates nicht mehr unter dem Geſichtspunkt eines Mechanismus aufgefaßt, bei welchem das Geſetz der Nothwendigkeit für alle Bewegungen und Leiſtungen waltet, wird nicht mehr die Uniformität und Eintönigkeit als das Prinzip betrachtet, nach welchem der Inhalt des Lebens geſchätzt und ſeine Bewegung geregelt werden will; erhebt man ſich endlich auf den höheren Standpunkt, von dem aus auch in einem vielgeſtaltigen und wechſelvollen Leben dennoch Ordnung und Gleichgewicht erblickt und erhalten werden kann, wie die Natur um uns hievon das große Beiſpiel gibt: — ſo wird dem denkenden Staatsmanne es wohl nicht ſchwer fallen, die Grenze, in welcher ſich die Thätigkeit der Regierung halten muß und die einfachen Geſetze zu finden, die geeignet ſind, Ordnung und Stetigkeit im Ganzen zu erhalten, ohne die Lebensregung und Entfaltung der verſchiedenen Kreiſe und der Einzelnen niederzuhalten und in Schranken zu zwängen, deren Erfindung und Erhaltung eine ſo beſchwerliche Aufgabe des modernen Syſtems iſt, und wie wir oben zeigten, einerſeits eine läſtige Menge von Beamten erfordert und andrerſeits einen Formalismus erzeugt, unter welchem der Sinn und die Sorge für die höheren und wichtigeren Aufgaben weſentlich nothleidet.

Damit ſteht endlich in der engſten Verbindung das, was wir oben als das Prinzip der Natürlichkeit bezeichneten. Wir verſtehen hierunter den Gegenſatz von dem obengerügten Mangel des beſtehenden Syſtems, wonach die Bedeutung der materiellen Seite bei der Thätigkeit der Regierungsorgane

Es mag vielleicht Hrn. Michelet eine zu ſchwere Aufgabe ſcheinen, dieſe Verhältniſſe in ihrem wahren Lichte zu zeigen, da nur in wenigen Provinzialgeſchichten ſie berückſichtigt wird, und die neueren Forſchungen ſelten bekannt ſind. Ueberhaupt weiß er nicht viel von den Quellen der Lokalgeſchichte und ihrer Bearbeiter, beſonders des nördlichen Frankreichs. So war ihm, als er die Kriege Philipps des Schönen* mit den Flandern beſchrieb (Bd. III. S. 80), die flandriſche Geſchichte des Verfaſſers dieſer Zeilen noch nicht bekannt; erſt S. 283 bedauert er in der Note 1 nichts davon gewußt zu haben.

Auch ein anderes Verhältniß iſt noch zu unterſuchen, nämlich das zwiſchen den franzöſiſche Biſchöfen und Erzbiſchöfen und der Krone. Warum ſind ſie nicht eben ſo gut reichsſtändiſche Landesherren in Frankreich geworden, wie in Deutſchland? Warum hatte Gregor VII. mit dem Könige Inveſtiturſtreit nicht eben ſo zu beſtehen, wie mit dem Kaiſer? Wie kam es, daß die Bürger der biſchöflichen Städte des Königs Unterthanen wurden? Die ſo viel beſprochene Frage de l'affranchissement des communes wird nur dann vollkommen aufgeklärt ſeyn, wenn wir über jenes Verhältniß im Klaren ſind. Warum intervenirte die königliche Gewalt nicht in den Kämpfen der Herzöge und Grafen mit ihren Städten?

Als 888 das weſtfränkiſche Reich vom oſtfränkiſchen für immer getrennt wurde, hatten beide die gleichen politiſchen Grundlagen; wie kam es, daß nach einigen Jahrhunderten die deutſche Verfaſſung eine ganz andere war, als die franzöſiſche? Wir erlauben uns noch eine Bemerkung. Schloſſer hat in ſeiner Geſchichte der alten Welt ſtets drei große Geſichtspunkte unterſchieden: die politiſche Geſchichte, Staat und Leben, dann Bildung und Literatur. Wir hätten ein Gleiches bei Michelet für jede Periode gewünſcht; bei jeder ſollten mit großen Zügen die das ganze Leben des Volkes bewegenden Urſachen während derſelben angegeben

* Herr Michelet iſt durchaus im Irrthum, wenn er Band II. S. 310 uns die flandriſchen Wollweber im Anfange des 13. Jahrhunderts als halbe Albigenſer darſtellt. Flandern war ſtets ſtreng orthodox; nur einzelne Häretiker finden ſich und werden ſogleich verbrannt. Wenn der Papſt Philipp Auguſt zum Kriege anfeuerte, ſo leiteten ihn rein politiſche Rückſichten.

geringer geschätzt wird als deren formelle Uebereinstimmung mit den aufgestellten Geschäfts- und Verwaltungsnormen, wonach den konkreten Verhältnissen des Einzelfalles und den Bedürfnissen und Zuständen der einzelnen Lebenskreise, im Bestreben nach einer formellen Consequenz zu wenig Rechnung getragen wird und nach dem: »fiat justitia, pereat mundus,« die ganze Staatsverwaltung geregelt werden will; wonach überhaupt die Regierung sich mehr von aprioriſchen Grundsätzen und Ansichten als von dem leiten läßt, was nach den wirklich bestehenden Zuständen, Verhältnissen und Bedürfnissen des Lebens als nothwendig und angemessen erscheint. Positiv ausgedrückt, wünschen wir daher zunächst ein sorgfältiges und unbefangenes Erforschen der Verhältnisse, Zustände und Bedürfnisse der Regierten von Seiten der verschiedenen Verwaltungsstufen, mehr durch unmittelbare Anschauung als durch todte, meist trügerische Tabellen und Berichte, und mehr durch Anhörung der unmittelbar Betheiligten als nur durch Vernehmung der Regierungsorgane; so zum Beispiel bei Ordnung der Gewerbsverhältnisse die Befragung der Gewerbsgenossen selbst durch Einholung von schriftlichen oder noch besser von mündlichen Gutachten ihrer Vertreter oder der Notabilitäten; deßgleichen die Vernehmung der Fabrikanten und Handelsleute bei Maßregeln über Zoll- und Handelsverhältnisse; bei Kulturveränderungen die Anhörung von Sachverständigen und Gutsbesitzern und dergl.; — wobei wir auf das hinweisen, was in diesen Beziehungen so zweckgemäß die Verwaltung Englands zu beobachten pflegt. Wir wünschen sodann, daß die Maßregeln der Regierung sich dem anbequemen, was auf dem bezeichneten Wege als Bedürfniß sich ergibt; daß sie sich aber auch auf dies Bedürfniß beschränken und daß man nicht durch das Bestreben nach einer formellen Vollständigkeit und Abrundung sich dazu verleiten lasse weiter einzugreifen, als wirklich sich als nothwendig gezeigt hat. Wie durch jene Art der Prozedur der Fehler des gefährlichen Experimentirens vermieden wird, so durch diese Beschränkung der nicht minder große Fehler des Vielregierens. Ferner möge statt eines starren Festhaltens an einer formellen Gleichförmigkeit bei allen Maßregeln die Verschiedenheit der Verhältnisse und Bedürfnisse sorgsam beachtet und hiernach für jedes Verhältniß das Angemessene

gewählt werden; daher z. B. den kleinſten Landgemeinden nicht die gleiche Municipaleinrichtung gegeben werden darf, wie den großen Städten, oder bei einem Kulturgeſetze nicht das Gleiche für rein ackerbauende Bezirke mit umfaſſendem Grundbeſitz gelten kann, was für die Stadtbezirke mit geringem Grundbeſitz angemeſſen iſt und dergl. Die Anordnungen ſelbſt endlich mögen ſo bemeſſen werden, daß ſie mehr nur auf leitende Grundſätze und allgemeine Regeln ſich beſchränken, als ſich in ängſtliche Vorausbeſtimmung aller Details verlieren, damit bei der Anwendung den beſonderen Verhältniſſen des Einzelfalles vernünftige Rechnung getragen werden kann. Denn gerade daran kranken ſo viele Geſetze und Verordnungen des modernen Syſtems, daß ſie in den einzelnen Fällen gar mannichfach zweckwidrig wirken, weil ſie dem vernünftigen Ermeſſen keinen Spielraum laſſen, und gerade eben dadurch rufen ſelbſt ſolche Geſetze und Verordnungen, die in den Hauptzügen und in der Haupttendenz zweckmäßig ſind, ſo viele Klagen und Beſchwerden hervor, welche ſodann wieder zu Aenderungen Veranlaſſung geben, die um nichts glücklicher ſind, aus dem einfachen Grunde, weil es eine Grenze gibt, über welche hinaus Vorausbeſtimmungen überhaupt unthunlich ſind und von welcher an das Arbitrium der unmittelbaren Vollzugsorgane in ſeinem Recht belaſſen werden muß.

Freilich gehört zu einer ſolchen Verwaltungsweiſe, wie wir ſie hier wünſchenswerth halten, auch eine veränderte Organiſation des Staatsdienſtes und eine andere Ausbildung und Stellung der Staatsdiener, als wir ſie oben als die beſtehende geſchen haben; wiewohl theilweiſe ein anderes Regierungsſyſtem auch wieder von ſelbſt eine andere Bildung der Staatsdiener bewirken würde, gerade wie das beſtehende Syſtem nach unſerer Anſicht vielfach die Schuld von den Mängeln trägt, die wir an jenen Dienern oben geſchildert haben.

Dies führt uns zurück auf den nächſten Gegenſtand unſerer Abhandlung.

Eine Vereinfachung der Verwaltung, insbeſondere eine größere Selbſtſtändigkeit der Corporationen, eine freiere Municipalverfaſſung, wie wir ſie wünſchen, wird zunächſt einen großen Theil der jetzt durch Regierungsbeamte verſehenen Geſchäfte den Municipalbehörden überlaſſen und zugleich die Möglichkeit

erweitern, die Aemter bei den letzteren mit Bürgern zu besetzen, welche weder eine spezielle Berufsbildung für diese Aemter nöthig haben, noch auch wegen derselben aus ihrem gewöhnlichen Lebenskreise herauszutreten, sich einzig und ausschließlich einem Amte zu widmen brauchen. Dies erschiene uns als ein sehr wesentlicher Vortheil. Denn wer unmittelbar durch seine eigenen Verhältnisse in Verbindung und thätiger Theilnahme an dem Leben und den Zuständen und Bestrebungen seiner Mitbürger bleibt, wird es auch mehr verstehen, den Bedürfnissen derselben zu genügen, die er aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt, wird deren Interessen mehr zu den eigenen machen und wird deren Vertrauen mehr besitzen, als dies alles bei solchen der Fall seyn kann, die eine ausschließlich amtliche Stellung und Beschäftigung dem allgemeinen Lebenskreise entrückt und entfremdet. Wir sehen dies, um ein Beispiel anzuführen, bei den Gemeindevorstehern in Württemberg. So lange die Verwaltung eine einfachere war, so lange nicht eine Masse von formellen Geschäften, die Anwendung zahlloser Detailvorschriften jenen Vorstehern angemuthet wurde, war es die Regel, daß verständige und wohlmeinende Bürger aus der Mitte der Gemeinde diese Aemter neben ihrem gewöhnlichen Geschäft versahen und mit vieler Einsicht und Kraft das Wohl der Gemeinde nach ihren besonderen Verhältnissen beförderten. Nun aber ist durch jene allzu vielen Geschäfte und Vorschriften dies unmöglich gemacht; auch dem verständigsten Bürger ist es unmöglich, allen Anforderungen, die nun an jene Diener gemacht werden, zu genügen, und gerade die Tüchtigsten ziehen sich von Aemtern zurück, die ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen, die ihnen eine freiere Bewegung zum Wohl der Gemeinde nicht mehr gestatten und sie in eine Formenwelt einzwängen, in der eine kleinliche und rigerose Controle das Zepter führt. An die Stelle von bürgerlichen Vorstehern treten jetzt s. g. gelernte Schreiber, die in Kanzleien aufgewachsen und zugebildet, dem formellen Dienste zu genügen verstehen, und dadurch die Zufriedenheit der Aufsichtsbehörden zu erlangen wissen, die aber die Amtsgewalt als ein Patrimonium betrachten und verwalten, und für das Wohl oder Wehe der Gemeinde selten ein näheres und wärmeres Interesse zeigen.

Was die eigentlichen Staatsdiener betrifft, so glauben wir, daß im Allgemeinen auch bei ihnen darauf Bedacht zu nehmen ist, ihnen die Verbindung mit den übrigen Kreisen der Gesellschaft nicht abzuschneiden und die Theilnahme an den Geschäften und Bestrebungen des gewöhnlichen Bürgers nicht zu verwehren; denn hiedurch muß theils ihr Interesse an dem Wohl und Wehe der Regierten erhalten und befördert werden, theils werden sie eben dadurch mehr in den Stand gesetzt, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Bürger näher und aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Ja wir hielten es selbst für wünschenswerth, wenn die Stellen, welche einen anderweiten Beruf ausschließen, möglichst vermindert und der Stand der bloßen ausschließlichen Staatsdiener auf das Nothwendigste zurückgeführt würde, wie z. B. die Stellen bei Handelsgerichten an Kaufleute, welche ihr Geschäft fortbetreiben, vergeben werden, die Stelle eines Friedensrichters auch mit der Advokatur oder einem sonstigen bürgerlichen Berufe verbunden seyn kann u. dergl.

Jedenfalls aber erscheint es uns als eine unerläßliche Aufgabe, die Geschäftslast bei sämmtlichen Beamten so zu bemessen, daß sie in den Stand gesetzt bleiben, nicht nur dem einzelnen Geschäfte die erforderliche Sorgfalt und Umsicht zu widmen, sondern auch in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung für den Fachberuf, wie in der allgemein menschlichen Bildung fortzuschreiten; und wenn unstreitig die Ueberladung mit Geschäften dazu erheblich mitwirkt, daß ein großer Theil der Beamten in der allgemeinen Bildung weit hinter Andern zurücksteht und auch in Bezug auf Fachtüchtigkeit sich selten über die bloße Routine erhebt, hierunter aber nothwendig ihre Wirksamkeit zum allgemeinen Wohl bedeutend leiden muß, so scheint jene Forderung gewiß im Interesse des Staates selbst gegründet, und es wäre vielmehr noch zu wünschen, daß Institutionen geschaffen werden könnten, die auf eine fortgehende Bildung der Beamten abzwecken, wie dies z. B. in manchen Ländern bei den Geistlichen und ihren periodischen Zusammenkünften zu Besprechung von wissenschaftlichen und Geschäftsgegenständen bereits mit entschiedenem Nutzen der Fall ist.

Nur eine Consequenz aus dem oben empfohlenen veränderten System ist es sodann, wenn wir jeder Amtsstelle eine größere

Selbstständigkeit in dem angewiesenen Berufskreise vindiciren. Daß die positiven Vorschriften das Arbitrium nicht allzusehr beschränken dürfen, haben wir oben nachgewiesen. Es wird hiedurch aber nicht nur eine den concreten Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechendere Anwendung der allgemeinen Normen verbürgt, sondern, worauf wir einen nicht minder großen Werth legen, es wird dadurch auch der ganzen Thätigkeit des Beamten eine Lebenskraft und ein Hebel verliehen, die ihm jetzt in der Regel abgehen. Denn ohne einen Spielraum für die selbsteigene Thätigkeit sinkt der Mensch zur Maschine herab, während das Bewußtseyn, mit dem eigenen Geiste, dem eigenen Willen schaffen und wirken zu können, erhebend und belebend wirkt; die Verantwortung, die ihm obliegt, wird dem Beamten die Anstrengung aller Kräfte gebieten, und das belohnende Gefühl einer wohlthätigen selbstständigen Wirksamkeit wird einen Sporn hiezu bilden, wie nichts Anderes. Und außerdem beruht es auf psychologischen Gesetzen, daß unter solchen Verhältnissen die Beziehung des Beamten zu den Untergebenen eine weit günstigere werden, daß das Vertrauen zu den Regierenden um so mehr wachsen muß, je weniger diese als todte Werkzeuge maschinenartig wirken, je mehr sie vielmehr als Persönlichkeiten thätig sind und in ächt menschliche Beziehung zu den Untergebenen treten.

Mag auch bei einer solchen freieren Bewegung des Beamten in seinem Berufskreise öfters die dem Individuum anklebende Schwachheit zu Mißgriffen und Unvollkommenheiten führen, und mögen auch die Controlen, deren wir hienach erwähnen werden, solche Mißgriffe und Unvollkommenheiten nie ganz verhindern können, so wird dies doch nur im Einzelnen von Nachtheil seyn und durch weit überragende glückliche Erfolge bei tüchtigen Persönlichkeiten aufgewogen werden, während das System eines Staatsmechanismus stets im Großen und Allgemeinen seine schädliche Wirkung äußert.

Eine selbstständigere Stellung des Beamten in seinem Berufskreise wird aber von selbst auch eine sicherere Garantie für seine Tüchtigkeit bilden; er wird sich aufgerufen fühlen, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, um die Zustände und Verhältnisse kennen zu lernen und die wahren Bedürfnisse zu ermitteln, er wird sich getrieben fühlen, seine Kenntnisse

zu erweitern, und die Verantwortung, die auf ihm liegt, wird ihn antreiben, zu wirken, wo und ſo gut er es vermag; er wird ſich nicht mehr, wie jetzt gewöhnlich, damit begnügen, ſein Tagewerk, das ihm der Meiſter auferlegt, als Miethling abzuſpinnen.

Man wird uns freilich, wie wir vorausſehen, entgegenhalten, daß unſere Anſicht idealiſtiſch und unpraktiſch, und daß ſie im Weſentlichen nichts Anderes ſey, als ein Zurückgehen zu dem alten verlaſſenen Syſtem, das wir ſelbſt oben in ſeinen Schattenſeiten dargeſtellt haben. Wir fragen aber, ob nicht der Staat bei allen ſeinen Inſtitutionen ſich auf die ewigen Geſetze der Vernunft und der menſchlichen Natur zu ſtützen hat, und ob es nicht die Aufgabe einer weiſen Staatsverwaltung iſt, denſelben nach den jedesmaligen Verhältniſſen der fortſchreitenden Zeit die möglichſt wirkſame Geltung zu verſchaffen? — Daß es an ſich vernünftiger und der Natur des Menſchen entſprechender ſey, das Prinzip der freien Selbſtthätigkeit vorherrſchen zu laſſen vor dem Prinzip eines blinden Staatsmechanismus, darüber iſt wohl kaum zu ſtreiten, und wir glauben in den obigen Schilderungen hinreichenden Beweis darüber gegeben zu haben. — Jenes Prinzip der freieren Selbſtthätigkeit lag allerdings auch der früheren Regierungsweiſe zu Grund, welche dem modernen Syſtem zunächſt voranging, und wir verhehlen keineswegs, daß eine theilweiſe Rückkehr zu demſelben in unſerm Vorſchlag enthalten ſey. Aber wir halten dieſe Rückkehr durch die Zeit geboten.

Früher war die Zeit, die ganze Geſellſchaft noch nicht reif dafür; die Regierten waren es ſo wenig als die Regierenden. Dieſen fehlte eine höhere und umfaſſendere Bildung, wie ſie bei den Fortſchritten der Kultur jetzt möglich iſt; jene ermangelten der Selbſtſtändigkeit und Bildung, die heutzutage mehr und mehr zum Gemeingut Aller wird und welche die Gefahren wo nicht ganz beſeitigt, ſo doch weſentlich vermindert, die früher mit der freieren Stellung der Beamten verbunden waren. Fehlte es ſchon früher nicht an ſchönen Beiſpielen einer Wirkſamkeit, welche die umfaſſenderen Mittel und den freien Spielraum mit einem auf mehrere Generationen hin ſich erſtreckenden Erfolg zum Wohl der Angehörigen benützte, ſo wird eine ſolche Wirkſamkeit weit mehr

noch erwartet werden dürfen, wenn einerseits der Geist und Bildungsgrad der Beamten ein höherer, veredelter geworden ist, wenn andererseits die Regierten, wie jetzt in unsern Zeiten, nicht mehr in willenloser Unterwürfigkeit die Launen und die Willkür eines Vorgesetzten hinnehmen, sondern im Bewußtseyn ihrer Rechte, in der regeren Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten gegen Willkür und Lässigkeit der Beamten eine Schutzwehr besitzen, die ihnen früher fehlte, und wenn eine zweckmäßige Controle und Aufsicht von den höheren Behörden hinzutritt, deren Mangel in jener früheren Zeit ein Hauptgrund der Nachtheile war, wodurch das damalige System eine Aenderung hervorrief.

Von dieser Controle wird sogleich noch näher die Rede werden; über jene in der nunmehrigen Kulturstufe der Regierten selbst liegende Garantie kann aber wohl kein Unbefangener einen Zweifel hegen. Wer hält in unsern Tagen noch überhaupt solche Mißbräuche für möglich, die in der Geschichte des vorigen und noch der ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts nichts seltenes waren? Die höhere und allgemeiner verbreitete Gesittung und die öffentliche Meinung — dieses neue und täglich wirksamer werdende Element in dem gesellschaftlichen Leben — haben nach unserer Ueberzeugung gar Vieles zur reinen Unmöglichkeit gemacht, was früher möglich und oft an der Tagesordnung war; die Gesellschaft ist selbstbewußter und reifer geworden, und gegen eine solche sich gröbere Mißbräuche zu erlauben, wird auch dem nicht beigehen, der sonst nach seiner Persönlichkeit Neigung dazu haben sollte.

Besonders aber ist es auch die Macht der Presse, wodurch wir unser System vor den Nachtheilen gesichert halten, die früher damit verbunden waren. Wird der Presse die Freiheit gelassen, welche ihr gebührt, — und wir hoffen, daß dies immer mehr geschehen werde, — so wird die Scheu vor einer öffentlichen Bekanntmachung und Kritik vor Mißbräuchen und vor Lässigkeiten bewahren, zu denen sich ein Beamter durch den ihm vergönnten größeren Spielraum in Verwaltung seines Amtes versucht fühlen könnte; es wird die Verantwortung, zu der jede amtliche Thätigkeit oder Unthätigkeit vor der öffentlichen Meinung aufgerufen werden kann, ein Sporn seyn zu einer umsichtigen, sorgfältigen,

parteiloſen Verwaltung der anvertrauten Amtsgewalt, ein Sporn, deſſen dies freiere Syſtem früher durchaus entbehrte, auf welchen wir aber ein ſolches Gewicht legen zu dürfen glauben, daß ſchon hiedurch allein das Argument, das aus den Nachtheilen des alten Regims entlehnt werden wollte, uns als genugſam widerlegt erſchiene. Die Preſſe wird aber auch andererſeits durch Anerkennung verdienſtlicher Leiſtungen und einer wohlthätigen Wirkſamkeit ermunternd wirken und zugleich ſchützen oder doch vielfach vertheidigen gegenüber einer ungerechten, parteiiſchen Behandlung von Seiten controlirender Behörden, wie eine ſolche bei dem abſoluten Kanzleiregimente ſo ſehr leicht möglich iſt.

Indeß halten wir demungeachtet eine amtliche Controle der verſchiedenen Stellen, je durch die vorgeſetzten, nicht für überflüſſig, wie wir bereits andeuteten. Aber auch hier glauben wir, daß eine Aenderung der beſtehenden Einrichtungen nothwendig und von weſentlichem Vortheil wäre. Die dermalige Controle, wie ſie oben näher geſchildert wurde, iſt eine ſolche, die ſich auf das Formelle der Geſchäftsführung beſchränkt und über die materielle Seite derſelben keinen ſichern Aufſchluß gibt; — es kann z. B. ein Bezirk noch ſo ſchlecht verwaltet, die öffentlichen Zuſtände und diejenigen der Einzelnen können noch ſo traurig beſchaffen und die nächſtliegenden Abhülfsmaßregeln können noch ſo ſehr vernachläſſigt ſeyn: die aufſehende Behörde erfährt dies nicht trotz aller Berichte und Tabellen, die ſie ſich liefern läßt; ſie erfährt es nicht, wenn auch in jenen Tabellen und Berichten keine Täuſchung mitunterläuft, wie es ſo leicht möglich iſt, wenn ein ſäumiger Beamter ſeine Fehler verdecken will. Nur eigene Anſchauung, nur unmittelbare Erkundigungen ꝛc. können dem Aufſehenden ein treues Bild von der Verwaltung des Beamten geben, den er zu controliren hat, und dieſen Charakter muß in gewiſſem Grade auch die Aufſicht des oberſten Chefs tragen, wenn er ſeine Aufgabe gehörig löſen will. Eine Reiſe zu dieſem Zwecke in dieſen und jenen Verwaltungsbezirk, einige unvermuthete Beſuche bei den Dikaſterien, um den Berathungen anzuwohnen und die Geſchäftsweiſe unmittelbar kennen zu lernen, wären gewiß ein weit ſicheres und wirkſameres Mittel, die Leiſtungen der öffentlichen Diener und die Zuſtände der Untergebenen kennen zu lernen, als die ganze Maſſe von Papieren,

die alljährlich bis ins Detail den Zustand der Geschäfte schildern sollen. Diese Art der Controle würde endlich den höheren Beamten und insbesondere den Chefs der einzelnen Verwaltungszweige auch Gelegenheit eröffnen, die Zustände und Bedürfnisse des Landes und der einzelnen Kreise nach dem Leben kennen zu lernen und hienach (statt nach bloßen Theorien und nach Gutachten von gleich unsicher instruirten Beamten) die Anordnungen erwägen zu können, die im wahren Interesse des Landes gelegen sind.

Eine wesentliche Bedingung für die Wirksamkeit dieser Art Controle im Staatsdienst, wie für eine weise Staatsverwaltung überhaupt, bildet aber auch die Art der Ausbildung, die politische Stellung und die Art der Wahl der Staatsdiener, worüber uns noch einige Andeutungen vergönnt seyn mögen.

In Hinsicht auf die Art der Ausbildung unserer Staatsdiener vermissen wir eine umfassendere, mehr auf das Leben gerichtete Bildung derselben und tadeln die abstrakte und beschränkte Richtung, welche nur auf theoretische Kenntnisse und spezielle Fachbefähigung sieht.

Schon in den Vorbildungsschulen wird diese Richtung angebahnt durch ein Unterordnen aller andern Wissenschaften unter das Studium der todten Sprachen; Latein und Griechisch bilden den Angelpunkt, um den sich die Bildung unserer Jugend vom Anfang der Schule bis zum Uebertritt auf die Universität bewegt; und obwohl das Betreiben jener Sprachen mit dem prunkenden Namen einer klassischen Bildung beehrt zu werden pflegt, so zeigt doch die Erfahrung, daß dabei ein Eingehen auf die sachliche Seite des Alterthums, ein Verständniß der klassischen Welt selbst bei den Lehrern und noch mehr bei den Schülern zu den Seltenheiten gehört, und daß der ganze Gewinn dieses zehnjährigen Sprachstudiums sich in der Regel auf formale Sprachkenntnisse beschränkt. Auf den sorgfältigern Betrieb der neuern Sprachen, welche zur Kenntniß der Mitwelt führen, welche das nähere Verständniß der Zustände und der Literatur des benachbarten, auf Deutschland so einflußreichen französischen Volks und des in seiner Geschichte und seinen Institutionen so bedeutungsvollen englischen Staates vermitteln können, wird in den meisten Lehranstalten ebenso wenig Gewicht gelegt, als auf

das Einführen in die Geſchichte der neueren Zeit, welche, ſelbſt ſo weit ſie das eigene Vaterland betrifft, unſern Gymnaſiaſten kaum in den allgemeinſten Umriſſen zu eigen wird, während ſie mit kleinlichen Details der griechiſchen und römiſchen Geſchichte abgequält werden; noch weniger oder meiſt gar nicht findet ſich ein Bekanntmachen mit den gegenwärtigen Zuſtänden und Einrichtungen der wichtigern Völker, ſelbſt nicht einmal des eigenen Landes, und es iſt nichts Seltenes, daß der Schüler, der über die römiſchen Tribus, Curien und Centurien den genaueſten Beſcheid zu geben weiß, über das engliſche Parlement oder die Einrichtung der franzöſiſchen Repräſentation ſo wenig unterrichtet iſt, als über die Repräſentation des Volks oder über die Organiſation der Behörden in ſeinem eigenen Lande. Ferner liegt an den meiſten Lehranſtalten, welche zur Verbildung der künftigen Staatsdiener beſtimmt ſind, der Unterricht in mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften wahrhaft im Argen; und endlich mangelt es gewöhnlich an einer zweckmäßigen Ausbildung und Uebung, an gründlicherem Verſtändniß und freierem, ſicherem Gebrauch der eigenen Mutterſprache, worin die Blüthe einer nationalen Bildung geſucht werden ſollte.

Mit einer ſolchen einſeitigen und mangelhaften Verbildung erfolgt der Uebertritt auf die Hochſchulen. Die großen Mängel dieſer höchſten Bildungsinſtitute näher zu ſchildern, würde uns hier zu weit von unſerm nächſten Zwecke abführen, und wir beſchränken uns darauf, unſere Ueberzeugung darüber auszuſprechen, daß auch ſie dem Leben und ſeinen Bedürfniſſen ſich mehr zu nähern haben, wenn ſie ihre ſchöne Beſtimmung ganz erfüllen wollen. Selbſt aber auch das, was ſie in ihrem jetzigen Beſtande bieten, wird von denen, die ſich dereinſt dem Staatsdienſt widmen wollen, in immer ſteigendem Grade vernachläſſigt. Ein beſchränktes, engherziges und geiſtloſes Fach- oder Brodſtudium iſt an der Tagesordnung, und von jener vielſeitigen geiſtigen Ausbildung, wie ſie das akademiſche Studium gewähren kann und ſoll, und wie ſie demjenigen unentbehrlich iſt, der nicht einſt als beſchränktes Werkzeug mechaniſch wirken will, iſt kaum mehr bei einzelnen löblichen Ausnahmen die Rede: philoſophiſche und hiſtoriſche Wiſſenſchaften, mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien werden als unweſentliche Nebendinge

werden, und jede enden mit einem Gemälde der Ergebniſſe für Staat, Recht, Religion, Sitte, Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt. Dies bildet dann wieder die Grundlage, den hiſtoriſchen Boden der folgenden Periode, ſo daß nur dann alle Ereigniſſe mit ihren oft ſo bizarren Eigenthümlichkeiten bis ins Kleinſte klar und begreiflich ſind. Herr Michelet hat zwar die obigen Geſichtspunkte keineswegs vernachläſſigt, aber in der Darſtellung zu wenig getrennt; einem hiſtoriſchen Laien wird die Geſchichte Frankreichs nicht ſelten als ein buntes Gemiſch, als ein unverſtändliches Chaos erſcheinen; für den Eingeweihten iſt freilich die Behandlungsweiſe des Verfaſſers durchaus nicht ſtörend.

So viel über dies Geſchichtswerk. Bevor wir uns nun zur Beleuchtung des andern Werkes unſers Verfaſſers, den Origines du droit français, wenden, ſey es uns erlaubt, einen Blick auf die rechtshiſtoriſchen Studien der Franzoſen, an welche ſich daſſelbe anreiht, zu werfen.

Vor der Revolution war die Geſchichte des franzöſiſchen Rechts wenig vorgerückt. Es gab allerdings viele geſchichtliche Werke; ſchon die Commentatoren der Coutumes hatten nach Du Moulin's und Loiſeau's Muſter ſtets die geſchichtliche Erforſchung des franzöſiſchen Gewohnheitsrechts ſich zum Geſetze gemacht. Wir erinnern beiſpielsweiſe an des Präſidenten Bouhier Observations sur les Coutumes de Bourgogne. Die Arbeiten Pasquiers, de Laurrière's ſind allgemein bekannt. Aber nur wenige Juriſten dachten daran, eine eigentliche Rechtsgeſchichte zu ſchreiben. Fleury's Précis de l'histoire du droit français war nur eine Vorrede zu Argou's Institution du droit français und iſt auch nach Dupins im Jahr 1826 gemachter Fortführung von 1674 bis 1789 nur eine Skizze. Grosley's Recherches vom Jahr 1752 ſind faſt nur Unterſuchungen über den Urſprung des franzöſiſchen Gewohnheitsrechts und die Frage, ob es ein gemeines franzöſiſches Recht, unabhängig vom römiſchen, gebe. Montesquieu, im dreißigſten und einunddreißigſten Buch ſeines Werkes de l'Esprit des Lois, regt intereſſante Fragen an, ohne ſie eigentlich zu löſen. Die Zeit der hiſtoriſchen Auffaſſung des Rechts war noch nicht gekommen; die franzöſiſchen Politiker hatten dafür weder Sinn noch Fähigkeit; die Gelehrten beſchränkten ſich auf Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände z. B. über den Urſprung des Adels. Die Académie

zur Seite gelassen, um deste bequemer und erfolgreicher sich dem speziellen Fache zuzuwenden. Und auch dieses wird meist auf eine Weise betrieben, welche beweist, daß der Blick auf das bevorstehende Examen der einzige Sporn und dieses Examen der einzige Leitstern für ein Erlernen ist, das, trotz des Mangels an wissenschaftlichem Geist und lebendigem Interesse, gleichwohl als Studium gilt. — Eine Hauptursache von dieser leidigen Erscheinung finden wir aber in der Art und Weise, in welcher bei den vom Staat angeordneten Prüfungen die Frucht der akademischen Studien ermittelt und der Werth derselben für die künftige Bestimmung des Candidaten geschätzt zu werden pflegt, da bei diesen Prüfungen anstatt nach dem Umfang, dem Geiste und der Gediegenheit der erworbenen Bildung zu forschen, einzig das spezielle Fach zum Gegenstand der Fragen und zwar von Fragen nach dem kleinlichsten Detail gemacht wird, woran zwar das Gedächtniß und etwa, soweit nicht der Zufall einwirkt, der Fleiß des Candidaten, nicht aber seine geistige Reife und seine Bildungsstufe überhaupt erkannt werden mag.

Was sodann die praktische Uebungszeit betrifft, welche der Candidat gewöhnlich vor seiner wirklichen Anstellung im Staatsdienste bei dieser oder jener Amtsstelle zuzubringen hat, so liegt in der Natur der Sache, daß der Nutzen dieser Einrichtung für eine wahrhaft tüchtige Bildung wesentlich bedingt ist durch die Art und Weise der Thätigkeit dieser Stellen, und daß, so lange sie in dem todten Formalismus, den wir eben schilderten, gebannt bleiben werden, sie auch nur sehr ungenügende Vorschulen für eine lebenskräftige und geistige Bildung der Candidaten seyn können. — Eine vollgenügende Abhülfe wird übrigens der Mangel an einer tüchtigen Bildung, wie sie das Leben verlangt, erst dann erwarten dürfen, wenn die Staatsverwaltung im Ganzen und Allgemeinen eine lebendigere, mit der Zeit im Einklang stehende, vom Prinzip der Freiheit und Oeffentlichkeit getragene seyn, wenn der öffentliche Geist in Folge dessen sich damit verbrüdert haben, und wenn die Gesellschaft in dem Geiste und der ganzen Art und Weise der Staatsverwaltung nur den Ausdruck des eigenen Geistes und die Verwirklichung des eigenen Bedürfnisses finden wird. Dann wird das Leben selbst, die Anschauung desselben und das lebendige Interesse daran die beste

Schule für die öffentlichen Diener ſeyn, wie das Leben ſelbſt die Schule war, in der ſich die bewunderten Staatsmänner des Alterthums gebildet haben.

Die politiſche Stellung der Staatsdiener ferner wird auf deren Geiſt und Wirkſamkeit ſtets von einem bedeutenden Einfluß ſeyn. Daß wir bei dem Syſtem, das wir bisher vertheidigten, eine unbeſchränkte Abhängigkeit dieſer Diener von den oberſten Chefs nicht billigen können, daß wir vielmehr eine geſicherte Stellung und Schutz gegen willkürliche Entlaſſung oder ſonſtige Benachtheiligung für ſie verlangen müſſen, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wir beſchränken uns bei dieſem Punkte auf einige Bemerkungen.

Ueber die Nachtheile eines abſolut büreaukratiſchen Syſtems, einer abſoluten Abhängigkeit der öffentlichen Diener von den jeweiligen Miniſtern glauben wir uns auf die Erfahrungen berufen zu dürfen, die hierüber die Zuſtände der franzöſiſchen Verwaltung an die Hand geben; und wir zweifeln nicht, daß jeder unterrichtete Freund des deutſchen Vaterlands mit uns den Wunſch theilen wird, daß Deutſchland vor der ſchwankenden, mit jedem Miniſterium wechſelnden, jedes nachhaltige Intereſſe an dem Beruf ertödtenden, jede conſtante Wirkſamkeit abſchneidenden und zu der traurigſten Corruption führenden Verwaltung bewahrt bleiben möge. Der Staatsbeamte ſoll nicht dem einzelnen Miniſter, ſondern dem Staate dienen, und er muß, wenn dies mit Erfolg geſchehen ſoll, in ſeinem Kreiſe einen gewiſſen Grad von Unabhängigkeit beſitzen, wie wir dies oben geſehen haben. Eine ſolche breitere Baſis der Verwaltung wird eine wohlthätige Stetigkeit in dieſe bringen und gleichwohl den Fortſchritt nach den wahren Bedürfniſſen des Landes mehr verbürgen als der beſte Wille und das ausgezeichnetſte Talent eines Miniſters, die ſtets nur individuelle Vorzüge einer einzelnen Perſönlichkeit ſind und mit der Perſon des Miniſters wechſeln.

Dann aber gewinnt allerdings auch die Verantwortlichkeit der Miniſter, wie ſie in den conſtitutionellen Staaten Deutſchlands beſteht, eine andere Bedeutung, als bisher ſo häufig angenommen wurde; — jedoch, wie uns ſcheint, erſt die wahre Bedeutung und zugleich eine ſolche, welche viel unfruchtbares Gezänke in den Ständeverſammlungen beſeitigen muß. Die

Verantwortlichkeit des Miniſters wird ſich auf die vorſichtige Wahl neu angeſtellter Diener, auf die zweckmäßige Ueberwachung der ſämmtlichen ihm untergeordneten Amtsſtellen, auf die umſichtige Wahrnehmung der Zuſtände und Bedürfniſſe und auf die Erlaſſung der hiernach bemeſſenen allgemeinen Verfügungen oder den Vorſchlag entſprechender Geſetze beſchränken; hinwegfallen aber wird der Mißſtand, daß der Miniſter wegen einzelner Amtshandlungen eines Untergebenen zur Rede geſtellt oder daß der Ständeſaal dazu benutzt wird, um die Anliegen einzelner Perſonen oder Kreiſe, die ſich zum Anbringen bei den zuſtändigen Behörden eignen, dem Miniſter vorzutragen oder zu empfehlen. Wird in der Verwaltung ſelbſt das Prinzip der Allwiſſenheit und Allmacht des Miniſteriums, das dem Centraliſationsſyſtem zu Grunde liegt, aufgegeben, ſo werden die Miniſter auch nicht mehr als allwiſſend und allmächtig in Anſpruch genommen werden. — Ebenſo wird aber in den conſtitutionellen Staaten auch erſt dann, wenn die Stellung der Staatsdiener eine politiſch ſelbſtſtändigere iſt, wenn ſie mehr als Diener des Staates, denn als Diener des Miniſteriums erſcheinen, die Zulaſſung derſelben zur Repräſentation des Volkes eine vernünftig berechtigte ſeyn, während, wie uns das Beiſpiel von Frankreich zeigt, die Berufung von Beamten, die von dem Miniſterium durchaus abhängig ſind, die Repräſentation zu einem ärgerlichen Spiel und Kampf egoiſtiſcher Parteien herabwürdigt. Uebrigens iſt wohl von ſelbſt einleuchtend, daß wenn einmal die Staatsbeamten, ſey es aus Rückſicht auf ihre eigene politiſche Berechtigung oder aus Rückſicht auf die Wähler, welche ihnen das Vertrauen ſchenken wollen, für wählbar zur Repräſentation erklärt werden, es dann weder conſequent noch ſtaatsklug iſt, die Annahme der Wahl von der beſondern Erlaubniß der Staatsregierung im einzelnen Falle abhängig zu machen, da hierdurch entweder, wenn dieſe Erlaubniß ertheilt wird, der Schein der Parteilichkeit zum Voraus auf den Vertreter fällt, oder im Fall der Verweigerung der Erlaubniß gegen den Beamten ein Mißtrauen ausgeſprochen wird, das weder ſeiner Wirkſamkeit, noch ſeiner Anhänglichkeit an die Regierung förderlich ſeyn wird. Selbſt in Frankreich und England beſteht, trotz der Abhängigkeit der Beamten von dem jedesmaligen Miniſterium, keine derartige Beſtimmung.

Noch erübrigt uns endlich ein Wort über die Wahl der Beamten.

Hiebei kann es nicht unſre Abſicht ſeyn, auf anerkannte Mißbräuche, wie den Nepotismus, die Bevorzugung gewiſſer Stände und dergl. näher einzugehen; wo ſolche Mißbräuche etwa noch beſtehen, beruhen ſie nicht auf einer irrigen Anſicht, ſondern auf dem Willen, der ſich nach anderen Rückſichten beſtimmt als nach dem, was nach den Forderungen des öffentlichen Dienſtes geboten iſt. Ebenſo ſetzen wir als ſich von ſelbſt verſtehend voraus, daß kein Diener werde berufen werden, der ſich nicht über ſeine Befähigung im Allgemeinen gehörig ausgewieſen und namentlich die Prüfungen, wo ſolche vorgeſchrieben ſind, mit entſprechendem Erfolg erſtanden hat. Wir glauben aber auf zwei Punkte aufmerkſam machen zu müſſen, welche nicht ſelten außer Acht zu bleiben ſcheinen.

Einmal nämlich erfordert nicht nur die Ehre des öffentlichen Dienſtes, daß nur Männer von unbeſcholtenem Charakter in denſelben berufen werden, ſondern es iſt auch vielfach eine erfolgreiche Wirkſamkeit des Beamten gerade durch die moraliſche Seite ſeiner Perſönlichkeit bedingt, und dies vorzüglich bei ſolchen Amtsſtellen, bei welchen der Beamte häufig in unmittelbaren Verkehr mit den Amtsuntergebenen kommt, und bei welchen das Vertrauen der letzteren ein wichtiges Moment bildet, das auf die Wirkſamkeit der Regierung überhaupt und auf einen unbehinderten Gang der Verwaltung influirt. Darum möchten wir rathen, bei der Anſtellung der Beamten, beſonders der Lokalbeamten, nicht nur auf ihre wiſſenſchaftliche und geſchäftliche Tüchtigkeit, ſondern auch auf ihre ganze Perſönlichkeit und ihren moraliſchen Charakter Rückſicht zu nehmen.

Sodann erſcheint uns wünſchenswerth, daß kein Beamter zu höheren Stufen im Staatsdienſt berufen werde, bevor er ſich auf den nachgeordneten ſelbſt längere Zeit erprobt hat. Denn die Erfahrung lehrt, — und wir könnten hierüber ſchlagende Beiſpiele anführen, — daß Talent und Kenntniſſe allein nicht zu höheren Stellen befähigen, daß weſentlich Erfahrung und eigene Anſchauung dazu gehört, um mit weiſer Umſicht und für das Leben berechnet auf jenen höheren Stufen bei der Regierung mitzuwirken, daß von Männern ohne vielſeitige Lebenserfahrung

meist schiefe, auf die bestehenden Verhältnisse und Zustände nicht passende Verfügungen ausgeben, und daß es besonders der Wahl solcher Männer zuzuschreiben ist, wenn so häufig nur nach einseitigen Theorien verfahren und einem unfruchtbaren Formalismus in der Staatsverwaltung gehuldigt wird. Auch halten wir dafür, daß es dem öffentlichen Dienste nicht zuträglich seyn kann, wenn die Controle der Amtsthätigkeit der nachgesetzten Stelle in die Hand solcher Männer gegeben wird, welche die Aufgabe dieser Stellen nicht aus eigener Erfahrung kennen, und das, was auf ihnen geleistet werden kann, nicht richtig zu würdigen vermögen, welche denjenigen, die sie controliren sollen, an dem Umfang und der Reife ihrer Ausbildung, an Erfahrung und Umsicht oft bei weitem nicht gewachsen seyn werden, und welche meist gar zu sehr geneigt sind, die ihnen nachgesetzten Diener auf eine, den Muth und die Freudigkeit im Beruf störende Weise das Uebergewicht einer höheren Amtsstellung fühlen zu lassen.

Das Verhältniß
der Physiologie und Pathologie zur Chemie und Physik,
und
die Methode der Forschung in diesen Wissenschaften.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften

Die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß ein jeder Zweig der Physik in seinem Ursprunge nichts anderes umfaßte, als eine Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen, die mit einander in keinem erweisbaren Zusammenhange standen.

Spezielle Naturgesetze

Durch die Entdeckung neuer Thatsachen, durch welche zwei oder mehrere der früher gemachten Erfahrungen mit einander in Verbindung gebracht wurden, waren alle Fortschritte bedingt; man gelangte erst zu speziellen Gesetzen, die den Zusammenhang einer gewissen Anzahl von Naturerscheinungen in sich schlossen, dann zu allgemeinen, oder, was das Nämliche ist, zu gewissen Ausdrücken der Abhängigkeit oder des Zusammenhanges einer grossen oder einer grössern Reihe von Erfahrungen.

Allgemeine Naturgesetze

Viele Zweige der Physik, wie die Mechanik, Hydrostatik, Optik, Akustik, Wärmelehre, erhoben sich zu dem Range abstrakter Wissenschaften, indem man dahin gelangte, durch eine Reihe von Vernunftschlüssen alle bekannten Fälle von Bewegungs- oder von Luft-, Schall- und Wärmeerscheinungen auf gewisse Wahrheiten oder auf eine sehr kleine Anzahl von zweifellosen Thatsachen zurückzuführen, durch welche nicht allein alle bereits entdeckten mit einander verknüpft wurden, sondern die auch alle

entdeckbaren in sich schlossen, so daß zur Erklärung der neuen Erscheinungen oder Erfahrungen, wie dies in den Erfahrungswissenschaften nöthig ist, eine neue isolirt stehende Reihe von Schlüssen und Versuchen nicht erforderlich ist.

Wenn man als eine zweifellose Wahrheit annehmen kann, daß nicht nur die Erscheinungen der sogenannten unbelebten Natur, sondern auch diejenigen, welche dem Pflanzen- und Thierleben eigenthümlich sind, in gewissen Beziehungen zu einander stehen und durch gewisse Ursachen bedingt werden, wenn es wahr ist, daß wir nur durch die Erkenntniß dieser Ursachen oder Bedingungen zu einer klaren Einsicht in das Wesen der organischen Vorgänge gelangen können, so muß die Aufsuchung des gegenseitigen Verhältnisses der Abhängigkeit der Lebenserscheinungen von einander oder ihrer Bedingungen als die wichtigste Aufgabe der Physiologie angesehen werden.

Die Erklärung sehr vieler Naturerscheinungen bedarf in den meisten Fällen nichts weiter, als die Bekanntschaft des Verhältnisses der Abhängigkeit, in dem sie zu einander stehen.

Diese Verhältnisse sind in jedem Zweige der Naturforschung durch Erweiterung unserer Erfahrungen, durch richtige Versuche und Beobachtungen ermittelbar, und es kann keine Frage seyn, daß, ähnlich wie die Chemie den Charakter der Experimentirkunst dereinst verliert, auch die Physiologie den Rang einer deduktiven Wissenschaft anzunehmen fähig ist.

Gang der Forschung

Wenn dem Gange der Naturforschung gemäß die speziellen Gesetze den allgemeinen vorangehen müssen, wenn es zu einer richtigen Auffassung des Lebens nothwendig erscheint, den Organismus nicht bloß in allen seinen Theilen der Form nach zu kennen, wenn dazu gehört, daß die Funktionen der einzelnen Organe für sich und das Verhältniß ihrer gegenseitigen Abhängigkeit von einander, daß die Beziehungen der Form zu dem Stoffe, aus dem sie besteht, und das Abhängigkeitsverhältniß der Form von der Materie, die sie umgibt, auf das Genaueste ermittelt seyn müssen, so ist freilich nicht zu leugnen, daß wir noch unendlich weit von dem allgemeinen und letzten Gesammtausdrucke entfernt sind, der den Begriff des Lebens oder die Erkenntniß der Ursache und des Zusammenhanges aller Lebenserscheinungen

in sich einschließt. Wir sind noch so weit davon entfernt, daß Vielen die Vorstellung der Wahrscheinlichkeit oder der Möglichkeit der Ermittelung solcher allgemeinen Gesetze in der Physiologie ein unfaßbarer Gedanke ist; den Meisten ist es schon nicht möglich, die psychischen von den körperlichen Lebenserscheinungen oder den Begriff der Lebenskraft von der Form der lebendigen Körpertheile zu trennen.

Hindernisse der Forschung durch vorgefaßte Meinungen

Der Mensch mit dem geübtesten Verstande kann sich den Gesetzen nicht entziehen, von welchen sein Begriffsvermögen abhängig ist. Wenn tägliche Wahrnehmung während einer langen Periode ihm zwei Phänomene oder Thatsachen in engster Verbindung mit einander erscheinen ließ, wenn er erfuhr, daß sie Jahrhunderte vor ihm stets als untrennbar von einander gedacht worden sind, wenn er zu keiner Zeit, weder durch Zufall noch Absicht dahin geführt wurde, jede für sich zu betrachten, so wird er allmählig unfähig, auch mit der größten Anstrengung, sie zu trennen, und die Voraussetzung, daß die beiden Thatsachen ihrer Natur nach trennbar sind, wird für seinen Verstand zuletzt unfaßbar und unbegreiflich werden können.

Unzählige Beispiele bethätigen, daß die scharfsinnigsten und weisesten Menschen Thatsachen oder Vorstellungen für unmöglich ansahen, weil sie für ihr Fassungsvermögen unbegreiflich waren, während ihre Nachkommen sie nicht allein begreiflich fanden, sondern, was noch weit mehr ist, sie Jedermann jetzt als ausgemachte, unwidersprechliche Wahrheiten kennt.

Männer von der höchsten Einsicht und über die gewöhnlichen Vorstellungen erhaben, waren unfähig zu begreifen, daß die Schwerkraft aufwärts statt niederwärts wirke, daß die Sonne in so großen Entfernungen eine Wirkung auf die Erde, die Erde auf den Mond ausüben könne. Der große Leibnitz selbst verwarf die Newton'schen Vorstellungen, weil ihm ohne einen fortwirkenden Mechanismus oder nachschiebenden Engel die Bewegung der Weltkörper in einer krummen Linie um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt unmöglich erschien, denn naturgemäß, so meinte er, müßte sich ohne Nachhülfe der Körper von seiner Bahn in der Richtung der Tangente entfernen.

Auf einen allgemeinen Satz hin, daß ein Körper keinen

Effekt an einem Orte hervorbringen könne, wo er selbst nicht ist, verwarf man die Newton'sche Lehre von der Gravitation, und die jetzt einem Knaben geläufige Vorstellung von der Wirkung der Schwere auf unendliche Entfernungen hin ohne ein vermittelndes materielles Agens schien den ausgezeichnetsten Menschen einen so großen Widerspruch in sich einzuschließen, daß sie die seltsamsten und unbegründetsten Schöpfungen ihrer Phantasie für weit wahrscheinlicher hielten.

Eine Menge Lehren der Mechanik und Physik, von denen wir wissen, daß sie Entdeckungen der Zeit, daß sie Früchte der größten Geduld und der angestrengtesten Untersuchungen und Arbeiten sind, erscheinen uns jetzt in sich so wahr und einleuchtend, daß ohne ihre geschichtliche Entwicklung ins Auge zu fassen, es uns unbegreiflich ist, daß ihre Wahrheit zu irgend einer Zeit oder von irgend einer Person hat bezweifelt werden können. Der einfache Satz, daß ein Körper, einmal in Bewegung gesetzt, ins Unendliche hindurch, ohne jemals aufzuhören, fortfahren könne in unveränderlicher Geschwindigkeit die nämliche Richtung beizubehalten, schien so sehr den gewöhnlichsten und evidentesten Erfahrungen zu widersprechen, daß die Anerkennung und Feststellung seiner Wahrheit lange Zeit hindurch den größten Widerstand fand.

Daß zwei chemisch-aktive Körper durch ihre Vereinigung in unbestimmten oder unbegrenzten Gewichtsverhältnissen eine Verbindung von bestimmten, unveränderlichen Eigenschaften bilden können, scheint uns jetzt mit einem gesunden Vorstellungsvermögen nicht vereinbar zu seyn.

Das Begreifliche hat, wie man sieht, mit der Erscheinung nicht das Geringste zu thun, es ist abhängig von dem Zustande der Geistesentwicklung. Wenn dem Menschen das vermittelnde Glied fehlt, das eine Thatsache mit dem gewohnten Ideengange verknüpft, so entbehrt sie in seiner Vorstellung der Wahrheit oder der Begreiflichkeit. Dies ist eines der größten Hindernisse, das der Anwendung der Chemie auf die Psychologie, das der einfachen Beachtung der chemischen Entdeckungen von Seiten mancher Physiologen im Wege steht; wenn sich nun hiezu noch, wie in der Pathologie, das für Wahrhalten von Erfahrungen gesellt, deren Richtigkeit nichts anderes für sich hat, als daß sie seit

einem Jahrtauſend für wahr gehalten worden ſind, wenn ſich in dieſen Zweigen des Wiſſens die Methoden der Beweisführung und Prüfung nicht ändern, ſo iſt keine Hoffnung vorhanden, daß mit allen Forſchritten die Chemie jemals fähig werden wird, der Phyſiologie und Pathologie weſentliche Vortheile zu gewähren, und doch iſt es unmöglich, daß dieſe Fächer jemals zu einer wiſſenſchaftlichen Grundlage gelangen können ohne Mitwirkung der Chemie und Phyſik. Jedermann fühlt die Nothwendigkeit, nur über die Anwendung derſelben iſt man nicht klar.

Die Phyſiologie als reduktive Wiſſenſchaft.

Wenn es keiner nähern Begründung der Meinung, daß eine jede empiriſche Wiſſenſchaft, ſo auch die Phyſiologie, im Verlaufe der Zeit den Charakter einer deduktiven erlangen kann, bedarf, ſo muß es ganz gleichgültig erſcheinen, ob oder was ſie aus andern Wiſſenſchaften entlehnt, um dieſen Rang zu gewinnen; wir wiſſen, daß die Aſtronomie jetzt nur ein Theil der allgemeinen Bewegungslehre geworden iſt, und daß ſie gerade dieſem Umſtande ihre wiſſenſchaftliche Begründung verdankt.

Die Forſchung nach phyſiologiſchen Geſetzen.

Wenn man im Auge behält, daß wie kein Ereigniß in der Welt, ſo auch keine Erſcheinung in der Natur, in der Pflanze, im Thiere vor ſich geht, ohne in Beziehung zu ſtehen oder die unmittelbare Folge zu ſeyn von einem andern, was vorhergegangen iſt, daß der gegenwärtige Zuſtand einer Pflanze oder des Thieres an gewiſſe ihm vorangegangene Bedingungen geknüpft iſt, ſo iſt klar, daß wenn uns alle Urſachen, ihre Wirkung in der Zeit oder im Raume und ihre Eigenſchaften bekannt ſind, welche den einen Zuſtand bedingt haben, wir vorherſagen können, welcher Zuſtand darauf folgen würde. Der Ausdruck dieſer Bedingungen oder Beziehungen, dies iſt was ein Naturgeſetz heißt.

Unterſchied der heutigen Chemie von der früheren.

Es dürfte wohl niemand, welcher hiſtoriſch mit der Entwickelung der Chemie und mehrerer Theile der Phyſik bekannt iſt, verkennen, daß der Hauptgrund des Voranſchreitens dieſer Wiſſenſchaften auf der allmählig gewonnenen Ueberzeugung beruht, daß eine jede Naturerſcheinung, ein jeder Zuſtand mehr als eine Bedingung, ein jeder Effekt mehrere Urſachen hat, und es iſt die einfache Forſchung nach der Mehrheit der Bedingungen, es

des Inscriptions krönte wohl ein Werk wie de Gourci's Abhandlung de l'Etat des personnes sous la première et la seconde Race (1789); die Profeſſoren, ausſchließlich (und zwar nach der Methode des Mittelalters) mit dem römiſchen und canoniſchen Rechte beſchäftigt, thaten faſt gar nichts.

Erſt im Jahr 1817 erſchien Bernardi's oberflächlicher Verſuch de l'Origine et des progrès de la legislation française ou histoire du droit public et privé de la France depuis la fondation de la monarchie jusque et compris la revolution. *

War bei der Wiederherſtellung des Rechtsſtudiums auf den Rechtsſchulen (im Jahr 1806) das römiſche Recht nur ſtiefmütterlich bedacht und auf das Nothdürftigſte beſchränkt worden, ſo ging das altfranzöſiſche Recht ganz leer aus. Nur das Wiſſenswürdige deſſelben ſollte gelehrt werden; es fand ſich in dem Code. Wir finden auch die Commentatoren alsbald beſchäftigt, das Neue aus dem Alten zu erklären, nur hielten ſie es nicht für nothwendig, der jüngern Generation das Alte in ſeinem ganzen Zuſammenhange zu zeigen. In der Zeitſchrift (die Thémis oder Bibliothèque de jurisconsulte), wodurch vom Jahre 1819 bis 1830 einige Mitglieder der Rechtsſchule zu Paris in Verbindung mit andern Gelehrten und Profeſſoren der Niederlande die gelehrte Rechtswiſſenſchaft in Frankreich zu reſtauriren verſucht hatten, konnte der Geſchichte des franzöſiſchen Rechts deßhalb nur ſelten gedacht werden, weil es für alles Uebrige ſo ſehr Noth that, und das in Verfall gerathene römiſche Rechtsſtudium war wieder anzuregen und eine wiſſenſchaftliche Richtung allen Zweigen der Jurisprudenz zu geben. Auch fehlte es an Freunden hiſtoriſcher Unterſuchungen. Indeß that Berriat Saint-Prix ſowohl in dieſer Zeitſchrift als durch Gelegenheitsſchriften Manches, beſonders für die civiliſtiſche Literärgeſchichte; Tailliandier beſchäftigte ſich mit den Assises de Jérusalem (ſchon 1820), Thémis II. p. 16, als Dupin in einer Zugabe zu ſeiner Ausgabe der Bibliothèque choisie des livres de droit von Camus, über jene und andere altfranzöſiſche Rechtsdenkmale eine Notiz ſchrieb, die, obgleich mehr zur Unterhaltung beſtimmt, doch das Andenken an jene »juriſtiſchen Curioſitäten« erhielt.

* Der Verf. hatte 1785 bereits einen Essais sur les revolutions du droit français gegeben.

ist die Sonderung der Effekte, welche die heutige Chemie von der früheren unterscheidet. Durch die Annahme eines Prinzips der Trockenheit und Feuchtigkeit, der Hitze und Kälte, der Brennbarkeit, Metallität, Sauerheit, Flüchtigkeit, der Farbe u. s. w. wurde in der That in der phlogistischen Periode der eigentlichen Forschung ein rasches Ziel gesetzt, für jede Eigenschaft hatte man eine besondere Essenz, die alles erklärte, die einfache Beschreibung der Erscheinung schloß die Erklärung in sich ein.

Die Veränderlichkeit des Gewichts, welche die Körper zeigen, wenn sie chemischen Processen unterworfen wurden, galt für eine Eigenschaft der Materie, ähnlich wie das Brausen des Kalksteins mit Säure. Für die Erscheinungen der Verbrennung und Verkalkung besaßen die Chemiker ihre Theorie; die Gewichtsverhältnisse, welche dabei vorkommen, zu untersuchen, wurde als ihrem Gebiete nicht angehörig betrachtet. Man überließ es den Physikern, eine Erklärung dafür zu geben, wie ein Körper ein größeres Gewicht zeigen könne, wenn er einen Bestandtheil verloren hat, wie ein Körper überhaupt ein wechselndes Gewicht zeigen könne. Die Gewichtszunahme in der Verkalkung war eine zufällige Eigenschaft; den Metallen kam, so meinte man, unter andern Körpern diese Eigenschaft zu.

Standpunkt vieler Physiologen der heutigen Zeit.

Eine Anzahl von Physiologen und Pathologen steht in Beziehung auf die Auffassung der vitalen Vorgänge und Erscheinungen auf der Stufe der alten Phlogistiker; sie schreiben die Effekte des Nervensystems einer Nervenkraft zu, die Vegetation, die Irritabilität, Sensibilität, die sogenannte Aktion und Reaktion, ganz einfache Effekte der Bewegung oder des Widerstandes, Ursachen der Bildung und des Wechsels der Form, die man in dem Ausdrucke der typischen Kräfte zusammenfaßt, gelten als Wesen für sich oder nehmen zum wenigsten in den Erklärungen die Stelle der alten Essenzen ein.

Verwechslung von Wirkung und Ursache.

Die gewöhnlichsten Erscheinungen verkörpern sich noch jetzt in dem Geiste vieler Physiologen zu eigenthümlichen Fähigkeiten, zu Eigenschaften, die sie durch besondere, von andern bekannten verschiedene Ursachen zu erklären verführt sind; so hat die Wiederherstellung eines Gleichgewichtszustandes zwischen zwei ihrer Natur

nach verschiedenen Flüssigkeiten oder von zwei ungleichartigen gelösten Substanzen, die von einander durch eine thierische Membran getrennt sind, den Namen Endosmose und Exosmose erhalten, und mit diesen Namen geht man um, wie wenn sie Dinge für sich wären, die eine Erklärung des Vorgangs in sich schlössen, während doch die Erscheinung nichts anderes ist als eine Filtration, von der gewöhnlichen insofern verschieden, als der Durchgang, anstatt durch Druck, durch eine Anziehung (durch einen Zug, eine Verwandtschaft) bedingt wird.

Zu dieser Anschauungsweise gesellte sich der nicht minder große Irrthum, daß die Ursachen ihren Effekten ähnlich seyen, daß Gleiches von Gleichem hervorgebracht werden müsse. Die Ursache der Brennbarkeit hielt man für etwas Brennbares, der Sauerheit für etwas an sich Saures, die kaustische Beschaffenheit des gebrannten Kalkes rührte von einem Causticum her, das sich von einem Körper auf den andern, von dem Kalk z. B. auf die sogenannten milden Alkalien übertragen ließ; in den Alkalien setzte man die Existenz eines Primitivalkalis, in den Säuren ein acidum universale, in den Salzen ein Urſalz voraus, die analogen Körper waren Varietäten einer Substanz.

Falsche Erklärung physikalischer Eigenschaften

Viele physikalische Eigenschaften eines Körpers wurden erklärt durch die physikalische Beschaffenheit seiner kleinsten Theilchen, der scharfe Geschmack wurde scharfen Partikeln zugeschrieben. Lemery's Ansicht, daß die kleinsten Theilchen einer Säure die Form von Lanzenspitzen mit Widerhaken hätten, daß die Atome der Alkalien porös wie ein Badeschwamm seyen, fand ungetheilten Beifall, denn die Abstumpfung der Säure durch das Alkali, ihr gegenseitiges Neutralisationsvermögen erklärte sich damit vortrefflich, und wenn das Ammoniak das Gold aus seinen Auflösungen niederschlug, so war dies seinen Zeitgenossen einleuchtend, da sie dem Ammoniak die Fähigkeiten zuerkannten, die Lanzenspitzen von den Stielen abzubrechen; es wirkt, sagt Lemery, wie ein Prügel, den ein Knabe nach einem mit Früchten beladenen Nußbaum wirft. So wurde denn gewissen Substanzen, die einen zusammenziehenden oder kühlenden Geschmack besitzen, eine zusammenziehende oder kühlende Wirkung im lebendigen Körper zugeschrieben, und ein an Alkohol reiches Getränk, das

der gewöhnliche Sprachgebrauch mit „stark“ bezeichnet, wurde als Stärkungsmittel in die Medicin eingeführt.

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß diese Art der Auffassungsweise der Naturerscheinungen einer längst vergangenen Zeit angehört; in einem „Versuche einer allgemeinen physiologischen Chemie“ (Braunschweig bei Vieweg 1844, S. 7. der ersten Lieferung), beweisen die folgenden Stellen, daß sie sich bei vielen Aerzten unserer Zeit in jedem Augenblicke geltend macht. „Wir schließen also richtig,“ so sagt Mulder, „daß im Schwefel, Selen, Chrom, Mangan gleichartige Kräfte vorhanden sind und werden von selbst darauf hingewiesen, daß das chemische Verhalten von der materiellen Beschaffenheit der Elemente unabhängig ist, aber abhängig von den Kräften, welche die Molekule vom Schwefel, Selen ꝛc. beherrschen. So kommt also zur Vorstellung des Schwefels etwas von einem Begriff von Kraft, und zwar derselben Kraft, die auch im Selen thätig ist, thätig, nicht blos Verbindungen hervorzubringen, sondern auch den Hauptcharakter derselben bedingen zu helfen. Auch noch in den entfernteren Verbindungen zeigt sich die Schwefel- und Selenkraft wirksam ꝛc.“

Die schönen Untersuchungen von Mitscherlich und Kopp über die Isomorphie sind, wie man sieht, nicht vermögend gewesen, die Eindrücke jener Anschauungsweise zu verwischen.

Eine jede Naturerscheinung ist bedingt durch mehr als eine Ursache.

Es läßt sich die Wahrheit einer Menge Meinungen oder Ansichten, ob mit Recht oder Unrecht, dies ist hier gleichgültig, in Zweifel stellen, allein eine Erscheinung, ein Effekt an sich, der durch gesunde Sinne von den verschiedensten Personen überall und zu allen Zeiten wahrnehmbar ist, kann nicht geläugnet werden, nur über die Ursachen, durch die der Effekt bedingt wird, können Zweifel herrschen, sie können völlig unbekannt seyn; niemals kann aber diese Ursache durch die Einbildungskraft in dem Gebiete der Naturforschung ermittelt werden, denn wir wissen, daß ein und derselbe Effekt, z. B. eine mechanische Bewegung, eine Blase auf der Haut, eine Contraktion eines Muskels, von verschiedenen Ursachen hervorgebracht, daß eine und dieselbe Ursache eine Mannichfaltigkeit von Effekten hervorbringen kann.

Chemische Verbindung

Wir wissen, daß der einfache Vorgang der chemischen

Verbindung von mindestens drei Ursachen oder Bedingungen abhängig ist, welche zu einander in einem gewissen Verhältnisse stehen müssen, wenn die Verbindung vor sich gehen soll, daß an dem Vorgange die Affinität, Cohäsionskraft und Wärme einen gleichen Antheil haben.

Verschiedene Effekte der Wärme.

Wir wissen ferner, wenn eine gegebene Quantität Wärme den festen Körper ausdehnt, seine kleinsten Theilchen zwingt, sich von einander zu entfernen, daß eine doppelte oder dreifache Menge die Eigenschaften des Körpers völlig ändert, daß eine neue Aenderung in diesen Eigenschaften vor sich geht, wenn die Menge der zugeführten Wärme eine gewisse Größe erreicht.

Es ist vollkommen gewiß, daß die Ausdehnung, das Flüssigwerden und der Uebergang in den Gaszustand von einerlei Ursache bedingt worden ist, daß aber die hervorgebrachten Effekte durchaus nicht proportional der Ursache waren, und den Grund davon haben wir mit dem größten Rechte in der Gegenwirkung oder dem Widerstande einer andern Ursache gesucht, und es hat hierdurch unsere Vorstellung über das Wesen der Cohäsionskraft eine wissenschaftliche Begründung erlangt.

Die nämliche Wärme, welche eine Bedingung der Vereinigung des Sauerstoffs der Luft mit dem Quecksilber ist, sie bringt den entgegengesetzten Effekt, das Zerfallen des Quecksilberoxydes in Quecksilber und Sauerstoffgas hervor, wenn die Temperatur um einige Grade gesteigert wird.

Durch einen einfachen Oxydationsprozeß erhalten wir aus dem Alkohol Essigsäure, wir erhalten diese Säure durch die Oxydation des salicylsauren Kalis, wir können sie darstellen aus Holz, Zucker und Amylon durch die bloße Anwendung der Hitze, bei Abschluß alles atmosphärischen Sauerstoffs; in allen diesen Fällen ist das hervorgebrachte Produkt das nämliche, aber die Bedingungen seiner Bildung sind außerordentlich verschieden.

Sonderung der Lebenseffekte. Hauptbedingung des Fortschritts.

Wenn es wahr ist, daß die wissenschaftliche Begründung der Physiologie nur durch die Erforschung der Mehrheit der Bedingungen erzielt werden kann, von denen die Lebenserscheinungen abhängig sind, daß die erste Aufgabe des heutigen Physiologen in einer Sonderung der Lebenseffekte und der

Bedingungen, durch die sie hervorgebracht werden, zu suchen ist, so bleibt es gewiß, da eine Menge Ursachen an diesen Effekten Antheil haben oder Antheil haben können, daß dem Physiologen die genaue Bekanntschaft mit allen den Kräften und Ursachen, welche überhaupt in der Natur Bewegung oder eine Form- und Beschaffenheitsänderung der Materie hervorzubringen vermögen, geläufig seyn muß; wie wäre es ihm sonst möglich, die Effekte, welche diesen Ursachen angehören, von jenen zu sondern, die einer Ursache zugeschrieben werden müssen, welche in ihren Aeußerungen mit der Schwere, Affinität ꝛc. nichts gemein hat.

Nicht mit aller Schärfe in Anwendung

Niemand kann zweifeln, daß diese Grundsätze der Forschung auch in der heutigen Pathologie sich geltend machen. In der That ist der Unterschied der jetzt herrschenden von der Anschauungsweise der vorangegangenen naturphilosophischen Methode außerordentlich groß, aber der Einfluß der letzteren ist in Deutschland wenigstens noch lange nicht verwischt. Mit aller Anerkennung der Grundsätze der exakten Naturforschung streift man nur zu gern ihre Bande ab, und überall, wo man den Weg nicht sieht, pflanzen die fesselosen Gedanken einen Wald von Irrthümern vor die Thore der Erkenntniß. Die früher so beliebten Antitheſen und Paraphrasen spielen nach wie vor in allen Erklärungen eine Hauptrolle und rauben der Beschreibung ganz gewöhnlicher Thatsachen und Zustände die Einfachheit und Klarheit, deren sie fähig sind. Nicht in den Grundsätzen, wohl aber in ihrer strengen Durchführung liegt der Mangel.

Beispiele

Einige Belege aus den Schriften eines ausgezeichneten Pathologen der jüngsten Zeit dürften vermögend seyn, diese Behauptungen zu rechtfertigen und den Einfluß ins Licht setzen, den die frühere Behandlungsweise der Wissenschaft auf die gegenwärtig herrschende stets noch ausübt; sie werden darthun, wie wenig es glückt, von unbestimmten Begriffen ausgehend, zu richtigen Folgerungen zu gelangen, und wie gering selbst bei den geistreichsten Männern bei Verzichtung auf chemische und physikalische Kenntnisse der wissenschaftliche Erwerb ist.

Unbestimmter Begriff von Reiz und Reizen.

So bringen z. B. eine Menge äußere Ursachen, wie Luft,

Wärme, Elektricität, Magnetismus, chemiſche Agentien, mechaniſcher Druck, Reibung ꝛc. auf den Organismus oder auf gewiſſe Theile deſſelben gewiſſe Effekte hervor, die ſich in vielen Fällen einander ähnlich, in andern verſchieden ſind. Wie ein jeder Effekt, ſo ſind auch dieſe bedingt einestheils durch eine gewiſſe Quantität der einwirkenden äußeren und anderntheils der in dem Organismus thätigen Urſachen, welche der Wirkung der äußeren Urſache einen Widerſtand (d. h. eine Kraft) entgegenſetzen; das Weſen dieſer in dem Organismus thätigen Urſachen iſt beſtimmbar und meßbar durch die qualitative oder quantitative Verſchiedenheit der durch die äußeren Urſachen hervorgebrachten Effekte, welche Merkzeichen eines veränderten Zuſtandes ſind. Die in dem Organismus thätigen Kräfte ſind demnach ermittelbar durch die Erforſchung derjenigen Effekte, die durch jede einzelne äußere Urſache für ſich betrachtet qualitativ oder quantitativ bedingt werden ſind. Die Methode der heutigen Pathologie iſt, wie einige Stellen aus dem berühmten Werke von Henle (Pathologiſche Unterſuchungen, Berlin 1840) darthun, der gerade Gegenſatz zu der eben erwähnten Unterſuchungsweiſe. „Reiz iſt (nach Henle) Alles, was, auf die organiſche Materie wirkend, ihre Form und Miſchung und damit ihre Funktion verändert" (S. 223). Weit entfernt, die Sonderung der Urſachen und ihrer Effekte als die unentbehrlichen Hülfsmittel der Erkenntniß anzuſehen, werden hier, wie man ſieht, alle denkbaren Urſachen der Form und Beſchaffenheitsänderung des organiſchen Körpers in dem Worte Reiz zuſammengebunden, und in den Erläuterungen von Zuſtänden ſpielt nun jetzt dieſes Wort die Rolle eines Dinges für ſich, obwohl damit weder die Wirkungsweiſe der Elektricität, noch die der Wärme oder des Lichtes, der chemiſchen Kräfte, des Magnetismus, ſondern nur ein kleines Stück der Wirkung von jedem einzelnen dieſer Agentien gemeint iſt. Man ſubſtituire z. B. in dem Folgenden dem Worte „Reiz" die oben von dem Autor gegebene Definition, um ſogleich gewahr zu werden, welcher Gewinn der Wiſſenſchaft durch dieſe Methode erwuchs.

„Der Reiz alterirt die Nervenfaſer und ihr Verhältniß zum Blute, aber wenn er ſie nicht ganz zerſtört, ſo dauert der Stoffwechſel fort; ja er wird vielleicht durch die Reizung lebhafter ꝛc."

Falſche Analogien.

Niemand wird ſich hiernach wundern, auf S. 221 deſſelben Werkes eine Hypotheſe über die Wirkungsart der Reize zu finden, in welcher aber von der Wirkungsart irgend eines Dinges oder einer Urſache, welche, auf die organiſche Materie wirkend, ihre Form und Miſchung ändert, nicht entfernt die Rede iſt.

Die folgende Erläuterung der Beziehungen des Organismus zu den Reizen iſt charakteriſtiſch. „Was der organiſchen Materie eigenthümlich iſt, iſt das Beſtehen im Wechſel, das Fortſchreiten nach einem beſtimmten Ziele und bis zu demſelben. Nicht die Reaktion iſt das Charakteriſtiſche, ſondern das Aufhören der Reaktion, nicht dadurch zeichnet ſie ſich aus, daß ſie reizbar oder veränderlich iſt, ſondern dadurch, daß die Veränderungen ausgeglichen werden und durch alle Veränderungen hindurch der Organismus nach ihm innewohnenden Geſetzen ſich entwickelt; denn die Saite, deren Ton durch den Reiz eines mechaniſchen Druckes erhöht war, tönt ſo lange höher, als der Druck währt, und das Metall, wenn es einmal durch Legirung elaſtiſcher geworden iſt, bleibt legirt und elaſtiſch. Aber der organiſche Körper hört zu reagiren auf, wenn auch die Reizung fortdauert, und nachdem ein chemiſcher Einfluß ſeine Materie verändert und ſeine Thätigkeit erhöht oder geſchwächt hat, ſo kehrt nach längerer oder kürzerer Zeit die normale Miſchung und der normale Grad von Thätigkeit zurück. Wie dieß geſchehe, will ich in einem Bilde anſchaulich machen. Man denke ſich ein Gefäß mit Waſſer, welchem an einer Seite ſo viel friſches Waſſer zugeleitet wird, als von der andern abfließt. Dieſes Waſſer reize man chemiſch, man werfe z. B. eine handvoll Salz hinein. Auf dieſen Reiz reagirt das Waſſer durch einen ſalzigen Geſchmack, anfangs heftig, dann aber immer ſchwächer, und wenn zuletzt das Waſſer ganz erneuert iſt, wird ſich keine Spur des Salzes mehr in dem Gefäße finden. Dies Bild, ſo roh es iſt, paßt vollkommen auf unſern Fall ꝛc.“ (Henle a. a. O. S. 219.)

Der Verfaſſer verfährt, wie man leicht bemerkt, in ſeinen Erklärungen und Auseinanderſetzungen der Form nach wie der Phyſiker. Er erklärt das Verhalten des organiſchen Körpers, indem er ſich bemüht, ſeine Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit andern bekannten darzuthun; über die Eigenthümlichkeit einer

Erſcheinung ſucht er Aufſchlüſſe zu erhalten durch die Aufſuchung und Vergleichung ähnlicher Erſcheinungen, welche durch bekannte Urſachen hervorgebracht werden. Dieſe Methode hat auch die Naturphiloſophie des Alterthums wie der Neuzeit niemals verſchmäht. Man beging nur darin Fehler, daß man die Erſcheinungen, welche erklärt werden ſollten, mit ſolchen verglich und in Zuſammenhang zu bringen ſuchte, mit denen ſie in keiner wirklichen Beziehung ſtanden, und daß man die Urſachen ähnlicher Erſcheinungen, namentlich ſolcher, die ſehr häufig wahrgenommen werden, als bekannt vorausſetzte, weil ſie der Wahrnehmung ſo geläufig ſind, ohne ſie wirklich zu kennen. Durch ſcheinbare Analogien, d. h. durch Bilder, läßt ſich keine Einſicht erwerben.

Beiſpiele falſcher Vergleichungen

Den Druck auf die Saite, welcher den Ton erhöht, nennt Henle einen Reiz, wie überhaupt nach ihm alle denkbaren Form-, Beſchaffenheits- und Miſchungsänderungen von Reizen herrühren. Nun hat aber der Druck gar keine direkte Beziehung zur Beſchaffenheit des Tones, indem er nur dient, um die Saite, momentan zu verkürzen. So werden denn auch die Metalle durch Legirung nicht elaſtiſcher, weil dieſe Eigenſchaft unabhängig iſt von der Zuſammenſetzung. Zwiſchen einer tönenden Saite, einer Metalllegirung und Waſſer, dem man Salz zugeſetzt hat, und einem organiſchen Körper beſtehen keine Beziehungen der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit. Das Waſſer, deſſen Beſtandtheile Sauerſtoff und Waſſerſtoff ſind, wird in ſeiner Form und Miſchung nicht verändert, es wird nicht gereizt und reagirt nicht durch einen ſalzigen Geſchmack, eben weil das Waſſer nicht ſchmeckt.

Der organiſche Körper kann nicht als Ausnahme eines großen Naturgeſetzes angeſehen werden, er kann nicht aufhören zu reagiren, wenn die Urſache fortwirkt, welche ſeine Form und Miſchung und damit ſeine Funktion verändert, und wenn durch einen chemiſchen Einfluß ſeine Materie verändert worden iſt, ſo kehrt in ihr oder in der Subſtanz, welche die Veränderung erlitten hat, die normale Miſchung nicht zurück. In der Sprache des Phyſikers würde das von Henle gewählte Bild in folgender Weiſe zu interpretiren ſeyn. Gleichwie das Waſſer aus einem

sich immer wieder füllenden Gefäße ohne Abnahme des Niveaus ausströmen kann, so dauern die Lebensäußerungen des thierischen Körpers fort, so lange derselbe die Mittel besitzt, Verluste nach Außen stets wieder zu ersetzen. Ein äußerer Einfluß kann vorübergehend die Lebensäußerungen verändern, gleichwie Salz, in fließendes Wasser geworfen, den Geschmack der Flüssigkeit. Aber sowie allmählig der Geschmack sich verliert, wenn man kein Salz mehr zusetzt, so erlöschen jene veränderten Aeußerungen der Lebensthätigkeit, wenn die Ursachen nicht fortdauern, die sie hervorriefen, und die normalen Funktionen sich wieder geltend machen können. In dieser Form ausgedrückt sieht man leicht ein, daß die Aktion des Körpers mit dem Reize nichts zu thun hat. Unter den gegebenen Bedingungen würde sich das Niveau des Wassers im Gefäße erhalten haben auch ohne Salzzusatz, das ursprünglich in dem Gefäße enthaltene Wasser würde erneuert und durch anderes Wasser ersetzt worden seyn. Ganz so ist es mit dem organischen Körper; wenn der Zufluß von Außen fehlt, so nimmt eines der Mittel seiner Erneuerung und Erhaltung ab, wie das Niveau des Wassers in dem Gefäße abnimmt, wenn man Wasser ausfließen läßt, ohne es zu ersetzen. Die durch ein glühendes Eisen oder durch Schwefelsäure zerstörte Stelle der Haut erneuert sich nicht in Folge einer Reaktion, sondern weil unterhalb derselben eine Ursache der Erneuerung wirkt, deren Thätigkeit durch das Eisen oder die Schwefelsäure nicht hervorgerufen ist; sie würde gewirkt haben, auch wenn das Eisen und die Schwefelsäure niemals mit der Haut in Berührung gekommen wären; an ihrer Beschleunigung haben beide nicht den geringsten Antheil, sie hängt wieder von andern Ursachen ab.

Typische Kraft ein unbestimmter Begriff.

Es kann gewiß nicht als eine richtige Auffassung gewisser Lebensäußerungen, wie z. B. die Entwickelung des Organismus aus dem Ei oder Keime, die Wiederherstellung der ursprünglichen Gestalt ꝛc., angesehen werden, wenn man ihnen als Ursache eine in dem Organismus wirkende, sich fortbildende Idee, eine typische Kraft unterlegt, eben weil diese Ausdrücke nichts anderes sind, als wie Bezeichnungsweisen der Erscheinungen, und warum „der Salamander ganze Gliedmaßen wieder erzeugt, während die Regeneration beim verwandten Frosche, wie bei

höheren Thieren auf wenige Gewebe beschränkt ist," dies läßt sich, wie Henle meint (Rationelle Pathologie, S. 129), aus den nach ihm bestehenden ewigen typischen Gesetzen nicht erklären, denn diese Ausdrucksform sagt doch gewiß nichts anderes, als daß diese Dinge so und nicht anders vor sich gehen, weil sie so und nicht anders vor sich gehen. Der Begriff von Erklärung schließt die Bekanntschaft mit dem Gesetze in sich ein, und der Begriff von dem Gesetz ist untrennbar von der Kenntniß quantitativer oder qualitativer Verhältnisse.

Mit einem rohen Bild verglichen verhält sich der Organismus in vielen seiner Beziehungen wie die großen überseeischen Dampfschiffe; die letzteren verbrauchen in jedem Zeitmomente ihrer Reise Sauerstoff und Brennmaterial, die in der Form von Kohlensäure, Wasser und Ruß oder Rauch wieder austreten, in ihnen existirt eine Quelle von Wärme und eine Quelle von Kraft, welche Bewegungseffekte hervorbringt und die Speisen der Mannschaft zum Genusse vorbereitet, und wenn ein Segel zerreißt, so ist ein Mann vorhanden, der es flickt, ein Loch wird von dem Zimmermann ausgebessert, Schlosser, Schmiede, eine Menge Hände sind thätig, um das Schiff in seinem ursprünglichen Zustande und in seiner Bewegung zu erhalten; so sind denn auch in dem lebendigen Körper Schlosser, Schmiede und Zimmerleute thätig, und die Aufgabe ist, sie selbst und ihr gegenseitiges Verhältniß kennen zu lernen.

Licht als Reiz betrachtet.

Wenn zuletzt, wie von manchen Pathologen, unter einem Worte, wie z. B. in dem Worte Reiz, Thätigkeiten zusammengefaßt werden, welche die Form und Mischung des organischen Körpers wirklich ändern, und solche, welche wie das Licht, der Schall ꝛc., diese Fähigkeit nicht besitzen, so ist ein Verständniß nicht mehr möglich. Das Licht an sich ist eine Bewegungserscheinung und es wird als solches im Auge wahrgenommen, weil es eine Bewegung in dem Sehnerven hervorruft, welche dem Sensorium sich mittheilt; die eingetretene Bewegung wird fortgepflanzt, so wie der Ton einer Flöte, durch die Luft fortgepflanzt, eine Saite im Klavier zum Tönen bringt. Der Eindruck von Licht ist die Bewegung selbst. Aber diese Bewegung an sich bringt in dem Auge oder dem Gehirn keine Aenderung

Wichtigeres that Pardessus, der 1829 eine Ausgabe der Assises vorbereitete,* welche die Juliusrevolution eben so vereitelte, wie die 1789 von Agier beabsichtigte die erste Revolution.** Während Merlin in seinem Répertoire über manches Alte historische Aufschlüsse theils älterer, theils noch lebender Rechtsgelehrten mittheilte, lebte in Henrion de Pansey, erstem Präsidenten des Cassationshofs, noch einer der gründlichsten Kenner des alten französischen Rechts. Im Jahr 1763 Parlamentsadvokat, schrieb er schon 1767 ein Eloge de Dumoulin, gab 1773 dessen Traité des Fiefs mit einem Commentar heraus, 1789 seine eigenen Dissertations féodales, 1810 sein vortreffliches Werk de l'Autorité judiciaire en France, dessen dritte sehr vermehrte Ausgabe in zwei Quartbänden im Jahr 1827 erschien und eine interessante geschichtliche Uebersicht der altfranzösischen Gerichtsverfassung enthält. Außer andern mehr praktischen Schriften gab er noch 1826 (und vollständiger 1829 in 2 Bänden) ein Werk: des Assemblées nationales de France depuis l'établissement de la monarchie jusqu'en 1814; dann (schon 1816) ein Schriftchen über die alten Pairs de France. Der gefeierte Rechtsgelehrte starb im Jahr 1829.

Die Juliusstürme hemmten augenblicklich auch diesen Zweig der juristischen Studien. Indeß gab Dupin im Jahr 1832 seine Notices historiques, critiques et bibliographiques sur plusieurs livres de jurisprudence française par leur antiquité ou leur originalité in einer neuen vermehrten Ausgabe des Werkes von Camus, zum Theil ganz umgearbeitet. Herr Daviel schrieb eine Brochure: Recherches sur l'origine de la coutume de la Normandie.*** Im Jahr 1835 aber sollte eine neue Periode für die Bearbeitung der französischen Rechtsgeschichte beginnen. Eine unerwartet auftauchende Celebrität, der Präsident Troplong in Nancy, seitdem Mitglied des Cassationshofes zu Paris, eröffnete die von dem jungen

---

* Darüber ein Aufsatz von ihm in der Thémis, t. 10. p. 210.

** Im Jänner 1838 hat die Académie des Inscriptions die Ausführung des früheren Planes beschlossen.

*** Sie ist veranlaßt durch ein Schreiben des Verfassers dieses Aufsatzes an den Congrès scientifique zu Caen um Aufschlüsse über das alte Landrecht der Normandie.

der Form und Mischung hervor, wenn nicht neue Ursachen hinzukommen, und zu diesen Ursachen gehört die Gedankenarbeit, durch die der Eindruck zur bewußten Empfindung wird, welche Begriffe und Vorstellungen erweckt.

Daß ein Stück weißes Papier durch das von demselben reflektirte Licht eine Veränderung in der Form und Mischung des Gehirns hervorbringe, dürfte wohl Niemand im Ernst behaupten, denn in diesem Falle würde einem Stück schwarzen Papier, was kein Licht ausstrahlt, ebenfalls eine, obwohl entgegengesetzte Wirkung zugeschrieben werden müssen; aber das nämliche Schwarz und Weiß in der Form von Buchstaben in einem Buche erregen die mannichfaltigsten Gefühle, Begriffe und Vorstellungen, und üben durch diese, und nicht durch das Licht, einen Einfluß auf die Beschaffenheit des Gehirns aus.

Schall als Reiz

In ganz gleicher Weise verhält es sich beim Schall; die Vibration der Luftwellen pflanzt sich durch die Gehörorgane fort und theilt sich dem Gehörnerven mit; die Bewegung des Trommelfells ändert weder seine Form noch Zusammensetzung, so wenig wie die Form und Zusammensetzung der Theilchen, die durch dasselbe eine gleiche Bewegung empfangen. Dasselbe Auge wird in einer Bildergallerie ermüdet, obwohl es darin weit weniger Licht empfängt, wie in derselben Zeit im Freien; ganz ähnlich ist es mit dem Schalle.

Falscher Begriff von Reaktion

Falsche Begriffe, die allmählig in ein Wort mit aufgenommen wurden, sind stete Veranlassungen wiederkehrenden Mißverständnisses oder der Unmöglichkeit einander zu verstehen; dies ist z. B. der Fall mit dem Worte Reaktion, was Gegenwirkung heißt, aber in der Physiologie in einer ganz andern Bedeutung gebraucht wird. Man sagt, die Drüse reagirt gegen einen Reiz, wenn das Sekretionsvermögen derselben durch eine äußere Ursache gesteigert wird, wie dies wahrnehmbar in der größern Menge des Sekrets zur Zeit des Reizes ist. Eine Eigenthümlichkeit des organischen Körpers bestehe nun darin, daß die erhöhte Thätigkeit der Drüse nicht fortdaure, wenn auch der Reiz fortdaure, obwohl es doch in der Natur der Sache liegt, daß die Sekretion aufhören muß, wenn keine der Sekretion fähige Materie mehr

vorhanden iſt, daß ſie wieder beginnt, ſobald neue Zufuhr erfolgt. Die Wirkung des Reizes iſt hier nicht Wirkung auf die Drüſe, ſondern es iſt Wirkung auf die Urſache, welche die Sekretion gleichförmig macht, ſo daß ſie in Folge des Reizes in der einen Zeit mehr als in der andern ſecernirt.

So geht in dem Schwanze einer Eidechſe in jedem Zeitmomente eine Umſetzung und Erneuerung ſeiner Theilchen vor ſich, und wenn der Schwanz abgeſchnitten und damit der Zuſammenhang der beiden Schnittflächen aufgehoben wird, ſo wirkten die Kräfte, welche ihn bedingten, der Trennung der Schnittflächen durch das Meſſer entgegen, aber eine Gegenwirkung der Lebenskraft gegen das Meſſer findet nicht ſtatt. Die Schnittfläche des abgeſchnittenen Schwanzſtückes erneuert ſich nicht, wohl aber die andere, welche mit dem Organismus in Verbindung ſteht, nicht in Folge einer Reaktion, ſondern weil die Urſachen ihrer Erneuerung unausgeſetzt darin fortdauern. Der Körper der Eidechſe integrirt ſich nicht, wenn die Nahrung fehlt. Wenn der Schwanz wieder gewachſen iſt, ſo haben andere Theile in dem nämlichen Verhältniſſe an Gewicht und Volumen in dieſem Falle abgenommen. Der organiſche Körper verhält ſich in allen ſeinen Beziehungen wie die andern Körper. Eine Menge Effekte, welche durch äußere Urſachen in ihm hervorgebracht werden, bleiben, ſelbſt wenn die Urſache nicht fortwirkt, die ſie hervorbringt, andere werden ausgeglichen, wenn die fortwirkende Urſache der Störung fehlt, weil in ihm ſelbſt Kräfte oder Urſachen des Widerſtandes thätig ſind, die ſich unausgeſetzt geltend machen.

Worterklärungen kein Fortſchritt.

Der geringe Erwerb in der naturphiloſophiſchen Periode der Phyſiologie gibt hinreichend zu erkennen, daß die ideenreichſte Beſchreibung einer Funktion des organiſchen Körpers, des Athmungsproceſſes z. B., oder der Verdauung, oder eines Krankheitszuſtandes, zu ſeiner Erkenntniß nicht hinreicht, und daß die ſcharfſinnigſten Combinationen zum Fortſchritte nichts beitragen, wenn ſie nicht auf eine genauere und ſchärfere Ermittelung der vorhandenen oder auf neu hinzukommende Thatſachen geſtützt ſind. Das Vorſtellungsvermögen allein befähigt uns nicht, den urſprünglichen Standpunkt zu verlaſſen, und eine

bloße Aufeinanderfolge von Ansichten und Meinungen ist nicht ein Fortschritt zu nennen, sondern dem Verfahren eines Mannes zu vergleichen, der, im Kreise sich drehend, die mannichfaltigsten Gesichtspunkte zu gewinnen sucht. Auch diese Gesichtspunkte sind nothwendig, weil wir durch sie die Richtung erfahren, in welcher wir unsere Kräfte verwenden müssen, aber die Beschreibung eines Zustandes, z. B. des Schnupfens, einer Entzündung der Schleimhaut der Nase, darf niemals als eine Erklärung, sie darf nicht als Endziel der Forschung angesehen werden. Ein neuer Ausdruck für Erkältung als eine auf die Hautnerven wirkende Schädlichkeit ist kein wirklicher, sondern nur ein idealer Gewinn.

Uebung des Wahrnehmungsvermögens eine Bedingung zur Beobachtung

Der richtige Gebrauch unserer Sinne, die Beurtheilung einer Entfernung, die Schätzung der Höhe oder des Umfangs eines Gegenstandes wird durch Erfahrung und Nachdenken erworben; so ist denn auch die richtige Auffassung einer Naturerscheinung und ihr Wiedergeben in ihrer Reinheit, ungetrübt durch die während ihrer Wahrnehmung erweckten Vorstellungen, nur das Attribut eines wohlgeübten und erfahrenen Geistes. Der Botaniker erkennt durch den bloßen Ueberblick das Vorhandenseyn oder die Verschiedenheit der einzeln ihn umgebenden Pflanzen, das Auge des Malers bringt ihm eine Menge Einzelheiten zum Bewußtseyn, welche der Ungeübte in vielen Fällen selbst mit Anstrengung nicht wahrnimmt. In keiner unter den Erfahrungswissenschaften ist diese Schärfung und Uebung des Wahrnehmungsvermögens nützlicher und nothwendiger, wie in der Physiologie und Pathologie, in keiner ist die Meisterschaft seltener, wie in der Medizin. Daher kommen denn die vielen Widersprüche in der Auffassung der einfachsten Zustände, daher die Aufeinanderfolge der entgegengesetztesten Heilmethoden, das Auftauchen und spurlose Untergehen einer Menge von Schriften über die Ungesundheit einer Gegend, über die Natur des gelben Fiebers, der Pest, der Cholera, verfaßt von Personen, denen die Oertlichkeit der ungesunden Gegend ganz unbekannt ist, die nie einen gelben Fieber-, Pest- oder Cholerakranken zu sehen Gelegenheit hatten. Um in der Chemie und Physik einer theoretischen Ansicht Geltung zu verschaffen, ist es unumgänglich nöthig,

daß derjenige, der sie aufstellt, durch vorangegangene praktische Untersuchungen eine hinlängliche Bürgschaft seines Wahrnehmungs- und Combinationsvermögens gegeben hat. Wenn diese Bürgschaft fehlt, so bleibt die Ansicht, selbst wenn sie ein der Wahrheit vollkommen entsprechender Ausdruck ist, unbeachtet, so wie der Widerspruch von Seiten sogenannter Theoretiker nicht die geringste Aufmerksamkeit erweckt. Es gehörte ein Berzelius dazu mit seinem scharfen Wahrnehmungsvermögen, um die Richter'schen Vorstellungen über die chemischen Proportionen vom Untergange zu retten, um ihre innere Wahrheit und die Existenz eines allgemeinen Verbindungsgesetzes unter einer Masse falscher Thatsachen zu erkennen, von denen eine einzige, die nicht existirende kohlensaure Thonerde, welche zum Ausgangspunkte der ersten Aequivalententafel diente, hinreichte, um allen Glauben an die andern richtigern zu vernichten.

Irrthum beruht auf falschen Beobachtungen und Combinationen.

Von dem Standpunkte der Naturforschung aus beruht eine jede irrige Anschauungs- und Betrachtungsweise stets auf dem Mangel an richtigen Beobachtungen und auf dem falschen Begriffe, den man von dem Wesen einer Beobachtung hat; sie gründet sich ferner darauf, daß man das stete Zusammenvorkommen zweier Dinge oder das gleichzeitig stetige Auftreten zweier Erscheinungen für einen nothwendigen Zusammenhang nimmt, daß man beide als gegenseitig einander bedingend betrachtet. In der Natur kommen eine Menge Erscheinungen neben einander vor, von denen die eine nicht wahrnehmbar ist, wenn die andere fehlt, aber zahllose andere geben *neben* einander vor sich, ohne daß sie *mit* einander in irgend einer Verbindung stehen. Die Voraussetzung eines in dieser Weise irrigen Zusammenhanges oder Causalnexus rührt in allen Fällen von einer falschen Beobachtungsweise her. So ist denn zuletzt die Verknüpfung zweier Erscheinungen, welche nur in einer einzigen Beziehung einander ähnlich sind, stets die Folge mangelhafter Beobachtungen.

Beobachtung.

Etwas sehen oder sinnlich wahrnehmen, ist eine Bedingung des Beobachtens, das Sehen und Wahrnehmen charakterisirt die Beobachtung nicht.

Die Aufgabe des Beobachters ist nicht bloß das Ding zu sehen, sondern auch die Theile, aus denen das Ding besteht; ein guter Beobachter muß wahrzunehmen und sich bewußt zu werden suchen, in welchem Zusammenhange die Theile des Dinges zu einander und zu dem Ganzen stehen.

Beispiele irriger Beobachtungen. Einfluß des Mondes auf die Thaubildung.

Eines der bekanntesten Beispiele irriger Beobachtung ist der Einfluß, den man dem Monde in Beziehung auf die Kälte der mondhellen Nächte, auf die Bildung des Thaues und Reifes zugeschrieben hat, während der Mond nur Zuschauer ist, wenn sich Thau oder Reif bildet.

In einem sonst vortrefflichen Vortrage über den Einfluß des Mondes auf die Erde, der im vorigen Jahre in Dresden gehalten wurde, wird gesagt:

Der Atmosphäre auf die Verdunstung.

„Ohne Atmosphäre läßt sich aber auch nicht das Bestehen von Wasser oder einer ihm ähnlichen Flüssigkeit in tropfbarer Form denken. Könnte unsere Erde plötzlich der Luft entkleidet werden, so müßten ihre Flüsse und Meere verdunsten und die ganze Erde würde in Kurzem austrocknen, in gleicher Weise wie wir dieses Experiment im Kleinen unter der Luftpumpe bewirken." Hier ist, wie man sieht, ein Zusammenhang der Verdunstung mit der Atmosphäre vorausgesetzt und angenommen, der in der Natur nicht besteht. Ohne die Atmosphäre würden sich keine Wolken bilden, das flüssige Wasser würde in der Form der Dampfbläschen nicht getragen werden, der Wasserdampf würde sich nicht zu einer so großen Höhe erheben können, aber auf die Verdunstung hat die Atmosphäre keinen Einfluß, und unter dem Recipienten der Luftpumpe erzeugt sich eine gleiche Menge Wasserdampf, gleichgültig, ob derselbe luftleer oder mit Luft erfüllt ist.

Die Verdünnung des Sauerstoffgases der Atmosphäre durch Stickgas.

In wie vielen physiologischen Schriften ist nicht die Ansicht ausgesprochen worden, daß das Stickgas der Atmosphäre zur Verdünnung des Sauerstoffs, zur Verlangsamung und Mäßigung seiner Wirkung auf den Organismus beitrage, während die Sauerstoffmenge in dem gegebenen Raume sich in keiner Weise ändert, wenn wir uns denken, daß das Stickgas plötzlich von der Erde hinweggenommen werde. Zwei ihrer Natur nach

verſchiedene Gaſe üben auf den menſchlichen Körper oder auf die Unterlage einen gewiſſen Druck aus, aber die Theilchen des einen Gaſes preſſen die des andern nicht zuſammen. Bringen wir zwei Flaſchen, wovon die eine Stickgas enthält, während die andere luftleer iſt, mit einander durch ein Glasrohr in Verbindung, ſo verbreitet ſich das Stickgas in beiden Flaſchen. Sind beide Flaſchen von gleichem Rauminhalte, ſo enthält die eine ſoviel davon wie die andere. Ganz daſſelbe tritt ein, wenn die eine Flaſche, anſtatt luftleer zu ſeyn, mit Sauerſtoffgas bei gleichem Drucke angefüllt iſt; das Stickgas verbreitet ſich in der Flaſche mit Sauerſtoffgas, wie wenn kein Sauerſtoffgas vorhanden wäre; das Sauerſtoffgas verhält ſich auf ganz gleiche Weiſe gegen das Stickgas.

Die Waſſer anziehende Kraft der Sonnenſtrahlen

Die Erfahrung, daß viele Bergwerke in hohem Sommer der Waſſer wegen, womit ſich die Gänge füllen, nicht baubar ſind, hat manche Naturforſcher bewogen, den Sonnenſtrahlen eine waſſeranziehende Kraft zuzuſchreiben, die ſich dadurch, ſo ſagen ſie, natürlich erklärt, inſofern durch die Wirkung der Sonne der Boden austrocknet und leere Räume entſtehen, welche durch Capillarwirkung von unten auf wieder ausgefüllt werden. Wir wiſſen, daß ein Zuſammenhang zwiſchen der Sonne und dem Waſſer in den Gruben ſtatt hat, der aber ganz einfach darauf beruht, daß im Sommer die Bäche austrocknen, durch welche die Pumpen in Bewegung geſetzt werden, die dazu beſtimmt ſind, um das täglich in gleicher Menge zudringende Waſſer herauszuſchaffen.

In einer ähnlichen Beziehung mag das Branntweintrinken mit dem Selbſtverbrennen ſtehen, da es ſich nur bei Betrunkenen ereignen mag, daß ſie in das Feuer fallen und davon verzehrt werden.

Urſprung des Alkaligehaltes in den Pflanzen nach Boerhave

Der falſche Begriff von lebend und todt oder lebendigen und todten Kräften, der in dieſem Augenblicke das Gebiet der Phyſiologie von dem der Chemie wie durch einen unermeßlichen Abgrund trennt, beruht lediglich auf dem Mangel an wirklichen und dem Vorhandenſeyn ganz irriger Beobachtungen; es verhält ſich damit, wie mit den Anſichten, die man noch im achtzehnten

Jahrhunderte über das Vorkommen der Alkalien in den Pflanzen hatte und die man heutzutage in der Pathologie über das Wachsthum eines Kryſtalls und über die Ernährung eines organiſchen Weſens hegt. Weder dem Safte noch den Pflanzentheilen gehörte das Alkali an, es war ein Produkt des Verbrennungsproceſſes; ſeinen Zuhörern ſtellte Boerhave vor, daß gefaulte Hölzer kein Alkali gäben, und eben ſo wenig wie das Glas, was manche Pflanzen beim Verbrennen liefern, eben ſo wenig ſey auch das Alkali ein Beſtandtheil der Pflanzen geweſen.

Falſche Vergleichung der Gebildekraft in der Kryſtallifation mit der organiſchen Kraft

„Für Kryſtalle wie für Zellen gibt es," ſo ſagt Henle (rationelle Pathologie 1. Thl. S. 101) „ſelbſt unter den günſtigſten Bedingungen ein Extrem des Wachsthums, wenn es bei jenen auch innerhalb breiterer Grenzen ſchwankt, als bei dieſen. Kryſtalle fügen ſich wie Zellen zu Aggregaten zuſammen, welche ſogar durch ihre meiſt baumförmige Anordnung an die Anordnung der Elementartheile in höheren Pflanzen erinnern. Todte und lebende Körper ſetzen den äußeren Einflüſſen einen gewiſſen meßbaren Widerſtand entgegen, accommodiren ſich unter Umſtänden oder geben ihre Form auf. Die bedeutſamſte Uebereinſtimmung zwiſchen Kryſtallen und Individuen der organiſchen Welt zeigt ſich in dem Verhalten beider nach Verletzungen durch äußere Einflüſſe. Kryſtalle haben wie organiſche Körper das Vermögen, verloren gegangene Theile mehr oder minder vollſtändig zu regeneriren. Dort wirkt wie hier die Kraft, welche die Körper bildete, in den gebildeten Körpern fort, unabhängig von der Materie, deren Verluſt ſie überlebt und erſetzt. Wird ein verſtümmelter Kryſtall in eine Flüſſigkeit, aus welcher er gleichartige Subſtanz anziehen kann, gelegt, ſo wächst er zwar im Ganzen, vorzugsweiſe und raſcher aber nach der Seite hin, wo er zerſtört worden, ſo daß vor allen Dingen die regelmäßige Geſtalt wieder hergeſtellt wird; ganz ſo wie ein verſtümmeltes Thier aus der Nahrung, die es zu ſich nimmt, zuerſt, ſo weit es nach typiſchen Geſetzen möglich iſt, die verloren gegangenen Theile wieder erzeugt."

So wahr es auch iſt, daß in dem organiſchen Körper die Zunahme an Maſſe durch eine Kraft der Anziehung bewirkt wird,

ſo findet dennoch ſelbſt in der äußeren Erſcheinung keine Aehnlichkeit zwiſchen dem Wachſen eines Kryſtalls und der Geſtaltung eines Organismus ſtatt. Die Geſtalt der Membran iſt nicht durch die phyſikaliſche Form der Atome der Leimſubſtanz bedingt, ſo wie dies ſtattfindet bei einem Alaunkryſtall, der aus einem Aggregat von Alauntheilchen beſteht, welche jedes für ſich eine dem großen Kryſtall völlig gleiche Form beſitzen. Die Zelle iſt ein Ganzes für ſich und nicht ein Aggregat von kleinern Zellen.

Erklärung.

Für Kryſtalle gibt es nicht wie für Zellen eine Grenze des Wachsthums; die Vergrößerung des Kryſtalls wird nicht, wie bei den Organismen, durch eine von Innen nach Außen wirkende Urſache, ſondern durch eine Flächenanziehung bewirkt. An allen Punkten ſeiner Oberfläche wirkt die Kraft, die Theilchen unterhalb der Oberfläche nehmen keinen Theil an ſeinem Wachſen, ſie können entfernt werden, ohne daß damit die Oberfläche ihre Fähigkeit der Zunahme verliert. Die durch Verſtümmelung eines Kryſtalls neu entſtandenen Flächen üben auf die Theilchen des umgebenden Mediums keine ſtärkere Anziehung aus wie die andern Flächen, ſie ergänzen ſich nicht vorzugsweiſe. Durch das Abſchlagen der Ecke eines Octaeders erhält man eine Würfelfläche des Kryſtalls, begrenzt durch vier convergirende Octaederflächen; in der kryſtalliſirenden Flüſſigkeit nimmt der Körper nach drei Dimenſionen zu: die vier Flächen werden länger und breiter, und lediglich in Folge ihrer Verlängerung und Convergenz wird die Spitze wieder hergeſtellt, und dies geſchieht ſelbſt dann, wenn die Würfelfläche mit einem Firniß überzogen wird. Wenn aber von einem Würfel cubiſchen Alauns die eine Seite abgeſchlagen, der Kryſtall alſo verſtümmelt wird, ſo nimmt derſelbe in der Mutterlauge nach der abgeſchlagenen Seite hin nicht im größern Verhältniß wie nach den andern zu, die urſprüngliche Würfelform wird nicht wieder hergeſtellt, eben weil die Anziehung einer einzelnen Stelle der einen Würfelfläche nicht größer iſt wie die anziehende Kraft einer gleich großen Stelle von einer andern der ſechs Würfeloberflächen.

Ein Kryſtall, der in einer geſättigten Löſung wächst, nimmt ſtets nur an einer Seite vorzugsweiſe zu, und dies iſt die dem Boden zugekehrte Fläche, welche der Natur der Sache nach ſtets

mit der specifisch schwersten und an krystallisirenden Theilchen reichsten Salzlauge umgeben ist. Es gibt Fälle, wo in Folge der Temperaturdifferenz der Oberfläche und des Bodens ein Krystall sich nach unten hin vergrößert, während der obere Theil des Stückes seine Form verliert.

Vergleichung der Parasitentheorie mit der chemischen Theorie über Contagien, Miasmen und Fäulniß

Die größten Fehler und Irrthümer entspringen daraus, daß in Beurtheilung von Krankheitszuständen Dinge, welche häufig neben einander vorkommen, als gegenseitig einander bedingend, das eine Ding als die Ursache des andern angesehen wird. So gibt es z. B. in der That für die Auffassung von Krankheitszuständen und für die richtige Wahl der Mittel, um sie zu heben, keine Ansicht, welche einer wissenschaftlichen Begründung mehr ermangelt, als die, daß Miasmen und Contagien belebte Wesen sind, Parasiten, Pilze und Infusorien, die sich in dem gesunden Leibe entwickeln, fortpflanzen und vermehren und dadurch die Krankheitszustände und den Tod bewirken.

Ein Blick auf die Grundlage der Parasitentheorie und der andern, die man die chemische genannt hat, dürfte genügen, um den Werth beider zu beurtheilen.

Wenn ich in dem Folgenden versuche durch eine Reihe von Thatsachen gewisse Vorgänge im lebendigen Organismus in Beziehung zu bringen mit Erscheinungen, die in der unbelebten Natur wahrgenommen werden, so geschieht dies weit weniger zu dem Zwecke, um eine neue Ansicht über die Natur und das Wesen der Contagien und Miasmen oder über Gährung und Fäulniß geltend zu machen, als die Aufmerksamkeit der Naturforscher einer bis dahin wenig beachteten ganz allgemeinen Ursache zuzulenken, welche überall mitwirkt, wo eine Form- und Beschaffenheitsveränderung in der Materie, wo Verbindung und Zersetzung vor sich geht. Und wenn der Beweis geführt ist, daß diese Ursache auf die Aeußerung und Richtung der Cohäsionskraft und Affinität einen ganz bestimmten und nachweisbaren Einfluß ausübt, so wird ihr unläugbarer Antheil an den Wirkungen der Lebenskraft um so weniger in Frage gestellt werden können, da die Lebenskraft mit den chemischen Kräften in einerlei

Klasse gehört, insofern sie wie diese erst bei Berührung oder in unmeßbar kleinen Entfernungen sich thätig zeigt.

Einfluß der mechanischen Bewegung auf die Krystallisation.

Jedermann weiß, daß das Wasser bei allen Temperaturen unter 0° gefriert, und daß sich während der Eisbildung die Temperatur auf 0° erhält; demungeachtet läßt sich Wasser bis auf 15 Grade unter dem Gefrierpunkt des Wassers abkühlen, ohne fest zu werden, und dies geschieht, wenn es in völliger Ruhe erkaltet. Die kleinste Erschütterung reicht aber alsdann hin, um die Eisbildung zu bewirken.

Auf krystallisirende Salzlösungen.

Ganz ähnlich verhalten sich eine Menge in der Hitze gesättigter Salzlösungen; in völliger Ruhe erkaltet setzen sie keine Krystalle ab, es tritt keine Scheidung des Wassers von dem aufgelösten Salze ein; die mindeste Bewegung, ein Stäubchen, ein Sandkorn in die Flüssigkeit geworfen, bewirkt in diesen Fällen, daß der bewegte Theil krystallisirt, und hat die Krystallisation einmal begonnen, so setzt sie sich durch die ganze Masse fort.

Auf Schwefelquecksilber, Jodquecksilber und Eisen.

Durch anhaltendes Schütteln und Reiben wird das schwarze amorphe Schwefelquecksilber zu rothem krystallinischen Zinnober, das Schmiedeeisen, dessen Theilchen regellos lagern, wird durch das bloße Hämmern krystallinisch. Durch das Reiben einer Stelle des citrongelben Jodquecksilbers geht es in eine neue Krystallform über und wird scharlachroth.

Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß eine mechanische Bewegung auf die Aeußerung der Kraft, welche den Zustand der Körper bedingt, einen Einfluß ausübt, diese Bewegung pflanzt sich auf die kleinsten Theilchen der Körper fort; um Krystalle zu bilden, müssen sie sich gewisse Seiten zukehren, in denen ihre Anziehung am stärksten ist; es ist klar, daß in Flüssigkeiten sowohl wie in festen Körpern die Atome in Bewegung gesetzt werden können durch einen Stoß oder Schlag, durch Reibung oder überhaupt durch mechanische Ursachen.

Aber nicht bloß auf die Aeußerung der Cohäsionskraft üben diese Ursachen einen gewissen Einfluß aus, sondern auch auf die chemische Verwandtschaft.

polniſchen Rechtsgelehrten Wolowsky redigirte Revue de législation et de jurisprudence mit einer leſenswerthen Ausführung de la nécessité de réformer les études historiques applicables au droit français, deren erſter Satz iſt: Depuis quelque temps les tribunaux rétentissent de hautes questions de jurisprudence et le droit semble avoir renoué son antique alliance avec l'histoire. In allen ſeinen Schriften (wir ſetzen ſie als bekannt voraus) verläßt er die deklamatoriſch-ſcholaſtiſche Methode der übrigen Ausleger des Code und ſucht des Rechtes hiſtoriſche Grundlage auf. Sehr belehrend ſind in derſelben Revue, t. I. p. 161—176, ſeine Artikel de l'établissement des justices seigneurales en France; de l'influence des légistes sur la civilisation française (t. I. p. 401, t. II. p. 1—25). In demſelben Jahre gab im 11. Bande der Mémoires de la société royale des antiquaires de France und daraus beſonders abgedruckt Hr. Tailliandier eine Notice sur les registres manuscrits du parlement de Paris; ferner ein Hr. Tailliar, Mitglied des Appellhofes zu Douai, eine nach den Quellen gearbeitete Notice sur les Institutions Gallofranques (von 420—752) (Douai chez Wagrez ainé, p. 1—188 in 8.); Grenier de Chaſſagnac führte, jedoch nicht ganz glücklich, in der genannten Revue den Gedanken aus, das Recht als Mittelpunkt der Geſchichte zu betrachten.

In demſelben Jahre trat Dr. Klimrath aus Straßburg * mit ſeinem, die Freunde der Rechtsgeſchichte ſo angenehm überraſchenden Mémoire sur les monumens inédits de l'histoire du droit français au moyen âge hervor, um ihnen zu ſagen, daß er die geſchichtliche Erforſchung des franzöſiſchen Rechts zur Aufgabe ſeines Lebens gewählt habe. Andere höchſt lobenswerthe Abhandlungen folgten, denen ſogleich volle Anerkennung, auch in Deutſchland, zu Theil ward.

Während der, die Schwierigkeit der zu löſenden Aufgabe würdigende junge Gelehrte ſeinen Landesgenoſſen zeigt, daß erſt die wichtigſten Quellen des älteſten franzöſiſchen Rechts zugänglich gemacht werden müßten, hielt ſich ein anderer Franzoſe, Herr

* Mit großem Bedauern erfuhr der Verf. dieſer Zeilen ſeinen unerwarteten Tod. Klimrath ſtarb zu Paris am 31. Aug. 1837 im dreißigſten Jahre ſeines Lebens.

Einfluß mechanischer Bewegung auf die Aeußerung chemischer Verwandtschaft.

In einer verdünnten Auflösung von Chlorkalium bringt Weinsäure keinen Niederschlag hervor, das bloße Schütteln, die Reibung der innern Gefäßwand mit einem Glasstab macht, daß sich augenblicklich Krystalle von saurem weinsaurem Kali absetzen. Knallsaures Silberoxyd und Quecksilberoxydul explodiren mit der größten Heftigkeit durch einen Stoß oder eine schwache Reibung, ganz so verhält sich das Berthollet'sche Knallsilber, das picoinsalpetersaure Bleioxyd und viele andere. Es ist klar, daß sich in diesen Fällen der Stoß, die Reibung oder überhaupt die Bewegung den Atomen dieser Verbindungen mittheilt, daß die Richtung ihrer Anziehung dadurch geändert wird; sie ziehen sich jetzt in andern Richtungen wie vorher an und in Folge davon entstehen neue Produkte. Das knallsaure Silberoxyd enthält die Elemente der Cyansäure. Durch den Stoß oder die Reibung wurde eine neue Ordnungsweise derselben herbeigeführt; ein Theil des Kohlenstoffs entwickelt sich mit allem Sauerstoff in Verbindung, als Kohlensäure, mit der Kohlensäure entwickelt sich Stickgas, von diesem plötzlichen Uebergang in Gasform rührt die Explosion her. Durch den Einfluß einer rein mechanischen Bewegung wird das farblose, leichtflüssige Styrol fest und hart. (Sullivan.)

Die Wärme ähnlich den Wirkungen einer mechanischen Kraft.

Durch die Wärme werden eine Menge Körper zersetzt und ihre Wirkung ist in diesen Fällen vollkommen ähnlich der Wirkung einer mechanischen Kraft. Die Wärme wirkt wie ein Keil, der zwischen die Atome getrieben wird. Ist zwischen zwei Atomen der Widerstand, den die chemische Kraft, die sie zusammenhält, dem Eindringen des Keils entgegengesetzt, kleiner als die Kraft, welche sie auseinander treibt, so fallen sie auseinander, es erfolgt Zersetzung. Quecksilberoxyd zerfällt in Sauerstoffgas und in Metall. In Körpern, welche mehr wie zwei Elemente enthalten, wirkt die Wärme auf ganz gleiche Weise. Bei einem gewissen Temperaturgrad explodirt das knallsaure Silber und Quecksilber, das Berthollet'sche Knallsilber, das picoinsalpetersaure Bleioxyd ꝛc. Die Wärme hebt die ursprüngliche Ordnungsweise der Atome und damit das Gleichgewicht ihrer gegenseitigen Anziehung auf, sie lagern sich jetzt in andern Richtungen, in welchen

ihre Anziehung stärker ist. Die Bildung neuer Produkte beruht auf der Herstellung eines neuen Gleichgewichtszustandes; demselben Wärmegrad ausgesetzt erleiden sie keine weitere Veränderung mehr; wird die Temperatur gesteigert, so tritt eine neue Störung und in Folge derselben ein neuer Gleichgewichtszustand, eine neue Ordnungsweise der Elemente ein. Durch den Einfluß einer schwachen Glühhitze zerfällt die Essigsäure in Kohlensäure und Aceton, die Kohlensäure enthält $^2/_3$ von dem Sauerstoff, das Aceton enthält allen Wasserstoff der Essigsäure, in höherer Temperatur zerfällt das Aceton in eine Kohlenstoffverbindung, welche den Sauerstoff enthält und in einen ölartigen Kohlenwasserstoff. Einer Temperatur von 200 Graden ausgesetzt, wird das Styrol fest und hart, es verliert seine Flüssigkeit und gebt in einen dem schönsten Krystallglase ähnlichen Körper über.

Einfluß des Zustandes chemischer Thätigkeit

Man hat beobachtet, daß Platin die Salpetersäure nicht zersetzt, daß es durch diese Säure nicht oxydirt und nicht aufgelöst wird. Eine Legirung von Platin mit Silber löst sich hingegen leicht in Salpetersäure.

auf die Fähigkeit der Körper, Verbindungen einzugehen

Metallisches Kupfer zerlegt das Wasser nicht beim Sieden mit verdünnter Schwefelsäure, gewisse Legirungen von Zink, Kupfer und Nickel lösen sich hingegen leicht und unter Wasserstoffgasentwickelung in verdünnter Schwefelsäure. Es gibt von diesen drei Metallen in gewissen Verhältnissen Legirungen, die von verdünnter Schwefelsäure nicht gelöst werden; wird aber der Säure in diesem Fall eine Spur Salpetersäure zugesetzt, so beginnt eine Oxydation, welche einmal eingetreten auch ohne weitere Mitwirkung der Salpetersäure sich fortsetzt. Die Lösung des Platins und Kupfers erfolgt in beiden Fällen gegen die elektrischen Gesetze; Wärme oder andere Ursachen, welche die Affinität zu steigern vermögen, haben an diesem Vorgang keinen Antheil.

oder Zersetzung zu erleiden.

Bringt man ferner Wasserstoffhyperoxyd mit Bleihyperoxyd oder Silberoxyd in Berührung, so wird die Zersetzung des ersteren wie durch viele feste Körper beschleunigt, es zerfällt unter Aufbrausen in Sauerstoffgas und Wasser, aber die Theilchen der beiden genannten Metalloxyde erleiden in Berührung mit den sich

zerſetzenden Theilchen des Waſſerſtoffhyperoxyds eine gleiche Zerſetzung, das Silberoxyd zerfällt in Sauerſtoffgas und Metall, das Bleihyperoxyd in Sauerſtoffgas und Bleioxyd. Dieſe beiden Metalloxyde verhalten ſich unter dieſen Umſtänden genau ſo wie wenn ſie einer ſchwachen Glühhitze ausgeſetzt werden wären.

Es geht aus dieſen Erſcheinungen hervor, daß der Zuſtand der Verbindung oder Zerſetzung eines Körpers, der Zuſtand des Ortswechſels oder der Bewegung, in welchem ſich ſeine Theilchen befinden, auf die ſie berührenden Theilchen vieler andern Verbindungen einen Einfluß ausübt, ſie geben in denſelben Zuſtand über, ihre Elemente ſpalten ſich in gleicher Weiſe und erhalten das Vermögen eine Verbindung einzugehen, was ſie für ſich nicht beſaßen. Die Zerſetzung des zweiten Körpers ſetzt natürlich voraus, daß der Widerſtand der Kraft, welche ſeine Atome in der urſprünglichen Ordnung zuſammenzuhalten ſtrebt, kleiner iſt als die auf ſie einwirkende Thätigkeit.

Bei organiſchen Subſtanzen.

Die Eigenſchaft einer in Verbindung oder Zerſetzung begriffenen Subſtanz, in andern ſie berührenden gleichartigen oder ungleichartigen den nämlichen Zuſtand der Form und Beſchaffenheitsveränderung hervorzurufen, gehört den organiſchen Körpern in noch höherem Grade an wie den unorganiſchen.

Faules Holz

Faules Holz, in Berührung mit friſchem Holz, verwandelt allmählig unter denſelben Bedingungen das friſche Holz in faules Holz.

Verhalten des Harnſtoffs und der Hippurſäure im Harn

In friſchem Harn geht bei vollkommenem Abſchluß des Sauerſtoffs keine Veränderung des Harnſtoffs und der darin enthaltenen Hippurſäure vor ſich; der Luft ausgeſetzt, erleidet eine andere im Harn vorhandene Subſtanz in Folge einer Sauerſtoffaufnahme eine Form- und Beſchaffenheitsveränderung, die ſich auf den Harnſtoff und die Hippurſäure überträgt; der Harnſtoff zerfällt in Kohlenſäure und Ammoniak, die Hippurſäure verſchwindet, an ihrer Stelle findet ſich Benzoeſäure.

Einfluß der Verweſung des Holzes auf die Oxydation des Waſſerſtoffgaſes.

Faules Holz nimmt aus der Luft Sauerſtoff auf und gibt an die Luft ein gleiches Volumen Kohlenſäure zurück. Wird der

Luft Wasserstoffgas zugesetzt, so oxydirt sich mit dem Holz der zugesetzte Wasserstoff, er erhält die Fähigkeit, sich bei gewöhnlicher Temperatur mit dem Sauerstoff der Luft zu verbinden, die ihm sonst völlig abgeht. Unter denselben Umständen absorbirt der Weingeistdampf Sauerstoffgas und verwandelt sich in Essigsäure.

Blutfibrin und Bierhefe verhalten sich gegen Wasserstoffhyperoxyd gleich.

Das frische Blutfibrin verhält sich gegen die Luft wie feuchtes Holz, es geht in Verwesung über; bringt man es in diesem Zustand der Zersetzung mit Wasserstoffhyperoxyd zusammen, so zerfällt letzteres augenblicklich unter Aufschäumen in Wasser- und Sauerstoffgas. Wird das Blutfibrin mit Wasser zum Sieden erhizt, so hört diese beschleunigende Wirkung völlig auf. In gleicher Weise verhält sich die Bierhefe, sie bewirkt in dem Wasserstoffhyperoxyd augenblicklich ein Zerfallen seiner Bestandtheile, wird sie vorher zum Sieden erhizt, so hört bei ihr auch die Wirkung auf (Schloßberger).

Verhalten der zusammengesetzteren organischen Atome.

In ganz besonders hohem Grade sind diese Eigenschaften wahrnehmbar an den complexen organischen Atomen. Je größer in der That die Anzahl der einzelnen Elemente und Atome ist, die sich zu einer Gruppe von Atomen von bestimmten Eigenschaften vereinigt haben, je mannichfaltiger die Richtungen ihrer Anziehungen sind, in demselben Verhältniß kleiner muß die Kraft seyn, welche je zwei oder drei der kleinsten Theilchen der Gruppe zu einander haben; sie setzen den auf sie einwirkenden Ursachen ihrer Form- und Beschaffenheitsveränderung, wie der Wärme oder chemischen Affinitäten, einen viel geringern Widerstand entgegen, sie sind leichter veränderlich und zersetzbar wie Materien von einfacherer Zusammensetzung.

Fäulniß.

Die schwefel- und stickstoffhaltigen Bestandtheile der Pflanzen und Thiere gehören zu den zusammengesetztesten organischen Atomen; von dem Augenblick an, wo sie von dem Organismus getrennt mit der Luft in Berührung kommen, gehen sie in einen Zustand der Zersetzung über, welcher einmal angetreten fortdauert, auch wenn die Luft ausgeschlossen wird. Die farblosen Schnittflächen einer Kartoffel, einer Rübe, eines Apfels färben sich an der Luft

sehr bald braun. Bei allen diesen Substanzen ist die Gegenwart einer gewissen Menge Wasser, durch welches ihre kleinsten Theilchen Beweglichkeit empfangen, eine nothwendige Bedingung, um bei vorübergehender Berührung mit Luft eine Form- und Beschaffenheitsveränderung, eine Spaltung in neue Produkte hervorzurufen, welche unausgesetzt fortdauert, bis kein Theil des ursprünglichen Körpers mehr übrig ist. Diesen Vorgang hat man bekanntlich mit dem Namen Fäulniß bezeichnet.

Verwandtschaft nicht die Ursache der Fäulniß

Die Erfahrung zeigt ferner, daß eine Menge von Substanzen, in Berührung mit diesen im Zustande der Zersetzung begriffenen, d. h. faulenden schwefel- und stickstoffhaltigen Stoffen, ihre Eigenschaften ebenfalls ändern; sie spalten sich, so wie sich diese spalten, und ihre Elemente gruppiren sich zu neuen Produkten, in deren Zusammensetzung in den meisten Fällen keines der Elemente des faulenden Stoffes aufgenommen wird. Aus allen diesen Erscheinungen ist klar, daß die Zersetzung des zweiten Körpers nicht bewirkt wird in Folge einer Verwandtschaftsäußerung, eben weil der Begriff von Affinität nicht trennbar ist von dem Begriff von Verbindung.

Zersetzung des Amygdalins und Asparagins durch faulende Substanzen

In Berührung mit dem stickstoffhaltigen Bestandtheil der gekeimten Gerste zersetzt sich das Asparagin in Bernsteinsäure und Ammoniak, das Ampgdalin zerfällt mit dem stickstoffhaltigen Bestandtheil der süßen Mandeln in Blausäure, Bittermandelöl und Zucker, das bittere Salicin in Saligenin und Zucker.

Ueberführung des Amylon in Zucker

Die Kartoffeln, das Mehl der Getreidearten enthalten keinen Zucker. Die bloße Berührung mit Wasser reicht hin, um in Folge der hierdurch im schwefel- und stickstoffhaltigen Bestandtheile eintretenden Veränderung eine Ueberführung des Amylons in Zucker zu bewirken.

Durch thierische Haut.

Die mit Wasser befeuchtete thierische Haut bewirkt eine Umwandlung des Milch- und Traubenzuckers in Milchsäure; ganz dieselbe Eigenschaft besitzt der Kleber der Getreidearten, der thierische Käse und ein Malzauszug.

Gährung und Gährungsfähigkeit

Die Eigenſchaft eines organiſchen Körpers, in Berührung mit einem faulenden in denſelben Zuſtand der Zerſetzung überzugehen, heißt bekanntlich „Gährungsfähigkeit," der Vorgang ſeiner Zerſetzung „Gährung."

Verſchiedene Stadien der Fäulniß, ihr Einfluß auf die Gährung

Wenn es nun wahr iſt, daß die Form- und Beſchaffenheitsveränderung des gährenden Körpers abhängig iſt von der Form- und Beſchaffenheitsveränderung, die in dem faulenden Körper oder dem Gährungsmittel vor ſich geht, wenn die neue Lagerungsweiſe der Atome des einen Körpers bedingt iſt durch die Richtung, in welcher ſich die Theilchen des andern ordnen, wenn alſo der gährende Körper ſich verhält, wie wenn er einen Theil oder Beſtandtheil des Gährungsmittels ausmachte, ſo iſt klar, daß ſich die Spaltungsweiſe des einen ändern muß mit der Spaltungsweiſe des andern; der gährende Körper muß andere Produkte liefern, wenn ſich die Spaltung oder der chemiſche Bewegungszuſtand, das Gährungsmittel, ändert.

Unzählige Erfahrungen beweiſen die Richtigkeit dieſes Schluſſes.

Mandelmilch und Zucker

Wenn die Mandelmilch z. B., welche friſch auf Zucker keine Wirkung äußert, eine Zeitlang ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, ſo verliert ſie ihre Wirkung auf das Amygdalin völlig, ſetzt man derſelben in dieſem Zuſtande Zucker zu, ſo fängt der Zucker an zu gähren, er ſpaltet ſich in Alkohol und Kohlenſäure. Bleibt die Mandelmilch noch länger ſich ſelbſt überlaſſen, ſo bringt ſie jetzt die Umwandlung des Zuckers in Milchſäure hervor. Ganz ähnliche Eigenſchaften erhält der Malzauszug, friſch bereitet führt er Amylon in Zucker über, nach acht Tagen verliert ſich dieſe Wirkung, aber er bringt jetzt Zucker in Gährung.

Käſeſtoff und Zucker

In der erſten Periode ſeiner Fäulniß bewirkt der Käſeſtoff der Milch eine Umwandlung des Milch- und Traubenzuckers in Milchſäure, in höherer Temperatur eine Ueberführung des Traubenzuckers in Alkohol und Kohlenſäure, und wenn die Bildung freier Säure durch Zuſatz einer alkaliſchen Baſe verhütet wird, ſo bewirkt der Käſe in dem letzten Stadium ſeines Stoffwechſels

ein Zerfallen des Zuckeratoms in Kohlensäure, Buttersäure und Wasserstoffgas.

Thierische Membran und Zucker.

Die thierische Membran verhält sich in ganz gleicher Weise, im Anfang bewirkt sie die Umwandlung des Amylons in Zucker, dann die des Zuckers in Milchsäure, später bewirkt sie die Umwandlung des Zuckers in Kohlensäure und Alkohol.

Höhere Temperatur. Einfluß derselben bei der Gährung.

Derselbe Zucker, der im Runkelrübensaft, bei gewöhnlicher Temperatur gährend, in Alkohol und Kohlensäure zerfällt, er liefert, wenn die Temperatur des Saftes erhöht wird, ohne daß sonst dem Saft etwas zugesetzt wird, Mannit, Milchsäure, Gummi, Kohlensäure und Wasserstoffgas.

Fuselöl aus Zucker.

Der nämliche Zucker liefert, wenn die Bedingungen seiner Gährung sich wieder ändern, Buttersäure, derselbe Zucker zerfällt in der gährenden Melasse des Rübenzuckers in Wasser, Kohlensäure und Amyloxydhydrat (Fuselöl).

Spaltung des Zuckers, ähnlich der der Essigsäure durch die Wirkung der Wärme.

Milch und Traubenzucker enthalten dieselben Elemente, und in den nämlichen Gewichtsverhältnissen wie die Milchsäure. Die bei der Gährung des Traubenzuckers auftretenden Produkte enthalten genau die Elemente des Zuckeratoms. Die Zersetzung desselben ist eine einfache Spaltung oder Umlegung seiner Atome, ganz wie dies bei der Essigsäure durch den Einfluß einer höheren Temperatur geschieht. Die Kohlensäure enthält $^2/_3$ des Sauerstoffs, der Alkohol allen Wasserstoff des Zuckeratoms.

Allen sehr zusammengesetzten organischen Atomen kommt die Eigenschaft zu, Gährung zu erregen.

Wenn man in Betrachtung zieht, daß die Fähigkeit Fäulniß oder Gährung zu erregen, Körpern von der allerverschiedensten Zusammensetzung zukommt, daß Blut, Fleisch, Käse, Membranen, Zellen, Speichel, ein Malzaufguß, Mandelmilch ꝛc. diese Eigenschaft erlangen, sobald durch die chemische Aktion des Sauerstoffs eine Störung des Gleichgewichtszustandes in der Anziehung ihrer Elemente eingetreten ist, so scheint jeder Zweifel über die wahre Ursache, wodurch alle diese Erscheinungen bedingt werden, zu schwinden.

Urſachen der Form und Beſchaffenheits-Aenderung in der Materie.

Der Wechſel des Ortes oder der Lage der kleinſten Theilchen einer Menge zuſammengeſetzter Materien, ihr Zerfallen oder ihr Umſetzen in neue Produkte, kann durch chemiſche Aktionen, durch Wärme, durch Elektricität, er kann aber auch hervorgerufen werden durch Uebertragung eines Bewegungszuſtandes oder, wenn man will, durch Berührung mit einem Körper, deſſen Theilchen ſich im Zuſtande des Ortswechſels befinden.

Fortpflanzung der eingetretenen Zerſetzung.

Wenn durch irgend eine äußere Urſache, durch Berührung mit Sauerſtoff z. B., der Gleichgewichtszuſtand in der Anziehung der Elemente eines dieſer zuſammengeſetzten Atome aufgehoben wird, ſo iſt die Folge davon die Herſtellung eines neuen Gleichgewichtszuſtandes. Die in dem erſten Theilchen eintretende Bewegung pflanzt ſich fort auf das zweite, dritte ꝛc. gleichartige Theilchen, ſie pflanzt ſich fort auf alle ungleichartigen Theilchen, auf alle andern Subſtanzen, wenn die Kraft, welche ihre Elemente in der urſprünglichen Form und Beſchaffenheit zuſammenhält, kleiner iſt, als die auf ſie einwirkende Thätigkeit, welche ſie zu ändern ſtrebt. Mangel an dem Vermögen, in dem urſprünglichen Zuſtande zu beharren, iſt Mangel an Widerſtand. Ein jeder Körper, welcher dieſen Widerſtand zu erhöhen fähig iſt, hindert die Fäulniß und Gährung in den gewöhnlichſten Fällen dadurch, daß er mit dem der Fäulniß oder der Gährung fähigen Körper eine chemiſche Verbindung eingeht; das Beharren in der urſprünglichen Lagerungsweiſe wird durch jede neu hinzugekommene Anziehung verſtärkt. Zu der Kraft, welche das Fortbeſtehen des einen Körpers bedingte, kommt in dem zweiten Körper, mit dem er ſich verbindet, eine neue Anziehung, welche überwunden werden muß, wenn die Elemente des erſten ihren Ort oder ihre Länge ändern ſollen.

Fäulnißwidrige Subſtanzen.

Zu dieſen die Fäulniß und Gährung aufhebenden Materien gehört vor allem die ſchweflige Säure, arſenige Säure, ferner Mineralſäuren, viele Metallſalze, brenzliche Subſtanzen, flüchtige Oele, Alkohol und Kochſalz. Dieſe Subſtanzen üben auf faulende Subſtanzen eine ſehr ungleiche Wirkung aus. Alkohol oder Kochſalz in gewiſſen Mengen hemmen alle Fäulniß und in Folge

davon alle Gährungsprocesse, insofern durch sie dem faulenden Körper eine Hauptbedingung seiner Umsetzung, nämlich eine gewisse Quantität Wasser entzogen wird. Schweflige Säure, die mit allen organischen Materien überhaupt und damit auch mit allen der Fäulniß fähigen Materien eine Verbindung einzugehen fähig ist, hindert dadurch die Umsetzung.

Verhalten der arsenigen Säure zu Membranen

Die arsenige Säure übt nicht den geringsten Einfluß auf die Gährung des Zuckers in Pflanzensäften oder auf die Wirkung der Hefe auf den Zucker (Schloßberger) aus, auch die Fäulniß des Blutes wird dadurch nicht aufgehalten, aber ihre Wirkung auf die Membranen und membranenartigen Gebilde ist unzweifelhaft. Während eine Blase, ein Stück Haut mit Wasser bedeckt in etwa sechs Wochen unter furchtbarem Gestank vollkommen zersetzt und zerflossen sich darstellt, bleibt ein zweites Stück Haut oder Blase in Berührung mit Wasser, welches arsenige Säure enthält, völlig unverändert und geruchlos. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß die leimgebenden Gewebe eine chemische Verbindung mit der arsenigen Säure eingehen, welche ähnliche Eigenschaften besitzt wie die mit Gerbsäure verbundene Haut.

Durch die Erkenntniß der Ursache der Entstehung und Fortpflanzung der Fäulniß in organischen Atomen ist die Frage über die Natur vieler Contagien und Miasmen einer einfachen Lösung fähig; sie reducirt sich auf folgendes.

Fortpflanzung der Fäulniß oder Gährungsprocesse im lebendigen Thierkörper

Gibt es Thatsachen, welche beweisen, daß der Zustand der Umsetzung oder Fäulniß einer Materie sich ebenfalls auf Theile oder Bestandtheile des lebendigen Thierkörpers fortpflanzt, daß durch die Berührung mit dem faulenden Körper in diesen Theilen ein gleicher Zustand herbeigeführt wird, wie der ist, in welchem sich die Theilchen des faulenden Körpers selbst befinden? Diese Frage muß entschieden bejaht werden.

Thatsachen

Es ist Thatsache, daß Leichen auf anatomischen Theatern häufig in einen Zustand der Zersetzung übergehen, der sich dem Blute im lebenden Körper mittheilt; die kleinste Verwundung mit

Messern, die zur Sektion gedient haben, bringen einen oft lebensgefährlichen Zustand hervor.

Der von Magendie beobachteten Thatsache, daß in Fäulniß begriffenes Blut, Gehirnsubstanz, Galle, faulender Eiter u. s. w., auf frische Wunden gelegt, Erbrechen, Mattigkeit und nach längerer oder kürzerer Zeit den Tod bewirken, ist bis jetzt nicht widersprochen worden.

Es ist Thatsache, daß der Genuß mancher Nahrungsmittel, wie Fleisch, Schinken, Würste, in gewissen Zuständen der Zersetzung, in dem Leibe gesunder Menschen die gefährlichsten Krankheitszustände, ja den Tod nach sich ziehen.

Krankheitsprodukte, was darunter zu verstehen ist.

Diese Thatsachen beweisen, daß eine im Zustand der Zersetzung begriffene thierische Substanz einen Krankheitsproceß im Körper gesunder Individuen hervorzubringen vermag, daß ihr Zustand auf Theile oder Bestandtheile derselben übertragbar ist. Da nun unter Krankheitsprodukten nichts anderes zu verstehen ist, als Theile oder Bestandtheile des lebendigen Körpers, die sich in einem Zustand der Form- oder Beschaffenheitsveränderung befinden, so ist klar, daß durch sie, so lange sich dieser Zustand noch nicht vollendet hat, die Krankheit auf ein zweites, drittes u. s. w. Individuum wird übertragen werden können.

Fäulnißwidrige Substanzen hindern die Fortpflanzung von Contagien und Miasmen.

Wenn man nun überdies in Betracht zieht, daß alle diejenigen Substanzen oder Ursachen, welche die Fortpflanzungsfähigkeit der Contagien und Miasmen vernichten, gleichzeitig Bedingungen sind zur Aufhebung aller Fäulniß- und Gährungsprocesse, wenn tägliche Erfahrung ergibt, daß unter dem Einflusse empyreumatischer Substanzen, wie Holzessig z. B., welche der Fäulniß aufs kräftigste entgegenwirken, der Krankheitsproceß in bösartig eiternden Wunden gänzlich geändert wird, wenn in einer Menge contagiöser Krankheiten, namentlich im Typhus, ein beinahe nie fehlendes Produkt von Fäulnißprocessen, nämlich freies oder gebundenes Ammoniak, in der Luft, im Harn und in den Faeces (als phosphorsaures Bittererdeammoniak) wahrgenommen wird, so scheint es unmöglich, über die Ursache der

Laferiere, Advokat am Gerichtshofe zu Bordeaux, berufen, mit einer Histoire du droit français (Paris chez Jaubert, 1836, p. 1—555) die gelehrte Welt zu beschenken, deren erster Theil aber als eine unreife Zufrühgeburt im In- und Auslande erkannt wurde. Ohne vollständige Kunde des Stoffes, ohne ein klares Auffassen der Frage, was überhaupt die Rechtsgeschichte seyn soll, construirt er nach subjektiven Gesichtspunkten seine Rechtsgeschichte, coordinirt so, ohne auf ihren lebendigen Zusammenhang zu sehen, die einzelnen Rechtsquellen, wie es ihm gerade bequem scheint.

An alle die hier genannten Bücher und Gelegenheitsschriften, denen noch manche aus Camus Bibliothèque des livres de droit (N° 846—966, 1160—1295 u. s. w.) beigefügt werden könnten, schließt sich nun das neueste Erzeugniß des Herrn Michelet an, in dem er durch das Aufsuchen der Keime des französischen Rechts in den Formeln und der Rechtssymbolik der berühmtesten Völker des Erdbodens die höhere Bedeutung der geschichtlichen Rechtserforschung nachzuweisen sich vorsetzt. Beschauen wir näher die von ihm gewählte Aufgabe und deren Lösung in den Origines du droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel. Ist es überhaupt jetzt schon möglich, in Frankreich den wahren Charakter des ältern französischen Rechts genau zu fassen, im Einzelnen zu verfolgen, und insbesondere eine französische Rechtssymbolik zu schreiben? Hat Michelet geleistet, was jetzt geleistet werden konnte? Wie hat er seine Aufgabe angesehen?

Das gesammte französische Recht hat, wie die meisten Gesetzgebungen der nicht slavischen Länder Europas, eine vierfache Grundlage:

die altgermanischen Sitten und Institutionen;
das Christenthum und die kirchlichen Einrichtungen;
römische Civilisation und römisches Recht;
die rechtsphilosophischen und politischen Ansichten der neuern Zeit.

Die aus diesen, schöpferisch wirkenden, Elementen entsprossenen Rechtsgrundsätze treten auf dreierlei Weise, also in einer dreifach verschiedenen Gestalt im Leben und der Geschichte auf: *

* Wir lassen hier das canonische Recht bei Seite liegen.

Entstehung und Fortpflanzung einer Menge von contagiösen Krankheiten irgend einen Zweifel hegen zu können.

Fäulnißprocesse als Ursache contagiöser Krankheiten

Es ist zuletzt eine allgemeine Erfahrung, daß sich „der Ursprung epidemischer Krankheiten häufig von Fäulniß großer Mengen thierischer und pflanzlicher Stoffe herleiten läßt, daß miasmatische Krankheiten da epidemisch sind, wo beständig Zersetzung organischer Wesen stattfindet, in sumpfigen und feuchten Gegenden, sie entwickeln sich epidemisch unter denselben Umständen nach Ueberschwemmungen; ferner an andern Orten, wo eine große Menschenzahl bei geringem Luftwechsel zusammengedrängt ist, auf Schiffen, in Kerkern und belagerten Orten u. s. w." (Henle, Untersuchungen S. 52.) Ferner S. 57: „Niemals aber kann man mit solcher Sicherheit die Entstehung epidemischer Krankheiten voraussagen, als wenn eine sumpfige Fläche durch anhaltende Hitze ausgetrocknet worden ist, wenn auf ausgebreitete Ueberschwemmung starke Hitze folgt."

Schlüsse

Hiernach ist nach den Regeln der Naturforschung der Schluß vollkommen gerechtfertigt, daß in allen Fällen, wo ein Fäulnißproceß der Entstehung einer Krankheit vorausgeht, oder wo durch feste, flüssige oder luftförmige Krankheitsprodukte die Krankheit fortgepflanzt werden kann, und wo keine näher liegende Ursache der Krankheit ermittelbar ist, daß die im Zustande der Umsetzung begriffenen Stoffe oder Materien in Folge ihres Zustandes **als die nächsten Ursachen** der Krankheit angesehen werden müssen.

Ansteckungsfähigkeit, worauf sie beruht

Die Bedingung der Ansteckungsfähigkeit eines zweiten Individuums ist Gegenwart eines Stoffes in seinem Körper, welcher der auf ihn einwirkenden Ursache der Form- und Beschaffenheitsveränderung keinen Widerstand in sich selbst oder durch die im Organismus thätige Lebenskraft entgegensetzt. Ist dieser Stoff ein nothwendiger Bestandtheil des Körpers, so muß die Krankheit auf alle Individuen übertragbar seyn, ist es ein zufälliger Bestandtheil, so werden nur diejenigen Individuen davon ergriffen werden, in welchen er in der geeigneten Menge und Beschaffenheit vorhanden ist. Der Verlauf der Krankheit ist

Zerstörung und Entfernung dieses Stoffes, es ist Herstellung eines Gleichgewichtszustandes der im Organismus thätigen Ursache, welche seine normale Funktionen bedingt, und einer ihm fremden Thätigkeit, durch deren Einfluß sie geändert werden.

Aufforderung zur Prüfung.

Die praktische Medicin wird bald entscheiden, ob diese Ansicht richtig ist oder ob sie verworfen werden muß, es wird sich zeigen, ob wirkliche Beziehungen bestehen zwischen dem Verhalten der arsenigen Säure zu thierischen Membranen außerhalb des Körpers und ihrer Wirkung in gewissen Fiebern, zwischen dem Verhalten von Quecksilberpräparaten zu thierischen Substanzen außerhalb und ihrer Wirkung in contagiösen Krankheiten. Wenn diese sogenannte chemische Ansicht durch sorgfältiges Studium der Fäulnißprocesse einzelner und gemischter Substanzen und aller Materien oder Ursachen, die sie ändern, hindern oder beschleunigen, sowie durch ihre Vergleichung mit analogen Vorgängen im Organismus dem Arzte nicht zum Führer und Wegweiser wird, durch den er zum Besitz neuer Erfahrungen gelangt; wenn dieser Erwerb seine Einsicht in die Krankheitsprocesse nicht zu erhöhen fähig ist; wenn die Wahl der Mittel, um sie zu verhüten und zu heben, keine festere Grundlage damit erhält, als wie sie in diesem Augenblick besitzt, dann ist es nicht der Mühe werth sie aufrecht zu erhalten. Was dieser Ansicht entgegensteht, ist ihre Einfachheit. Während jeder Arzt oder Physiolog schlechte Nahrungsmittel, Mangel an frischer Luft, den anhaltenden Genuß gesalzener Speisen u. s. w. als Ursachen der auffallendsten Aenderungen des Lebensprocesses gelten läßt, während Niemand Bedenken trägt, einen schwachen, in manchen Fällen kaum durch einen Thermometer bestimmbaren Temperaturwechsel als Ursache von Entzündung, Fieber und Tod anzusehen, wird einer der mächtigsten Ursachen von Form- und Beschaffenheitsveränderungen jede Mitwirkung an dem organischen Lebensproceß abgesprochen. Einer Ansicht, die auf einen festgegliederten Zusammenhang einer großen Anzahl der evidentesten Thatsachen gegründet ist, wird die Prüfung versagt, obwohl sie nichts gegen sich hat als ihre Begreiflichkeit. Darin liegt eben der Unterschied in den Resultaten der physikalischen Untersuchungsmethode. Obwohl ein jeder Pathoteg und Physiolog völlig darüber im Klaren ist, daß

ohne Zubülfenahme der chemischen und physikalischen Kräfte kein organischer Proceß erklärt werden kann, so hat dennoch bis jetzt eine jede Erklärung, in welcher den chemischen und physikalischen Kräften eine Rolle zuerkannt worden ist, das Schicksal gehabt, von den Aerzten bezweifelt und verworfen zu werden.[1]

Vergleicht man die sogenannte chemische Theorie mit der Grundlage der Parasitentheorie, so läßt sich kaum begreifen, wie geistreiche Männer, Forscher des ersten Ranges, einer Ansicht huldigen und sie vertheidigen können, welche die Erfahrung eines jeden Tages widerlegt.

Parasitentheorie

Die Grundlage der Parasitentheorie läßt sich auf zwei Thatsachen zurückführen, die eine ist die Fortpflanzung der Krätze, die andere eine bei Seidenraupen vorkommende Krankheit, die Muscardine.

Krätze

Die Krätze ist eine Hautentzündung, veranlaßt durch den Reiz einer Milbenart (Acarus Scabiei. Sarcoptes humanus), welche auf der Haut, richtiger gesprochen, in Gängen derselben lebt; zur Mittheilung der Krätze bedarf es einer dauernden Annäherung, besonders zur Nachtzeit, weil die Krätzmilbe ein nächtliches Raubthier ist. Daß die Krätzmilbe wirklich das Contagium der Krätze sey, wird durch folgende Thatsachen erwiesen. a) Einimpfung des Eiters aus Krätzpusteln erzeugt nicht Krätze, ebensowenig das Tragen der Krusten scabioser Pusteln auf dem Arm. b) Die Krätze wird geheilt durch Abreiben der Milben mittelst Ziegelmehl, sie kann nicht übertragen werden durch männliche,

[1] Eine vom Standpunkte der Chemie aus gewonnene Ansicht über die Wirkung der Arzneimittel brachte einem sonst einsichtsvollen Arzte in Hannover folgende Anekdote ins Gedächtniß. (Physiologie und Chemie in ihrer gegenseitigen Stellung, von Dr. O. Kohlrausch, Göttingen 1841, S. 117.) „Mir brachte diese Classifikation eine andere ins Gedächtniß, welche ein Bergmann von seinen Vorgesetzten gemacht haben soll. Es sind die Herren von der Feder, die Herren vom Leder und die Chemici. Die Herren von der Feder verstehen's, können's aber nicht, die vom Leder können's machen, verstehen's aber nicht; die Herren Chemici, die verstehen's nicht und können's nicht."

ſondern nur durch befruchtete weibliche Krätzmilben. Zur allgemeinen Krankheit wird die Krätze durch Fortpflanzung, welche in's Unendliche gehen kann; die Krankheit iſt chroniſch und heilt nicht von ſelbſt. (Henle.)

Krätze ein durch Thiere fortgepflanztes Contagium

Das Contagium der Krätze iſt hiernach ein Thier mit Freßwerkzeugen, welches Eier legt, es heißt fixes Contagium, weil es nicht fliegen kann und weil ſeine Eier durch die Luft nicht verſchleppt werden.

Wenn es erwieſen iſt, daß die Krätze durch Thiere fortgepflanzt wird, ſo bedarf es weder der chemiſchen noch irgend einer andern Theorie, um die Mittheilung der Krankheit zu erklären, und es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß alle Zuſtände, welche der Krätze ähnlich ſind, zu derſelben Klaſſe gehören, wenn durch die Beobachtung gleiche oder ähnliche Urſachen der Mittheilung und Fortpflanzung nachgewieſen werden.

Contagiöſe Krankheiten, die nicht durch Thiere fortgepflanzt werden

Wenn man nun fragt, welche Reſultate die Forſchung nach gleichen oder ähnlichen Urſachen bei andern anſteckenden Krankheiten geliefert hat, ſo erhält man zur Antwort, daß in dem Contagium der Pocken — der Peſt — der Syphilis — des Scharlachs — der Maſern — des Typhus — des gelben Fiebers — der Ruhr — des Milzbrands — der Waſſerſcheu, die gewiſſenhafteſte Beobachtung nicht im Stande geweſen iſt, Thiere oder überhaupt nur organiſirte Weſen, denen das Fortpflanzungsvermögen zugeſchrieben werden könnte, nachzuweiſen.

Paraſiten im Leibe höherer Thierklaſſen

Auf der andern Seite hat man wahrgenommen, daß eine Menge von Inſekten nur in dem Leibe oder unter der Haut höherer Thiere ſich entwickeln und fortpflanzen, und daß durch ſie in vielen Fällen Krankheit und Tod des höheren Thieres herbeigeführt wird; es iſt vollkommen einleuchtend, daß die Krätze zu dieſer Klaſſe von Krankheiten gehört, da die Größe oder Kleinheit des Thieres für die Erklärung keinen Unterſchied ausmachen kann.

Es gibt demnach Krankheiten, welche durch Thiere verurſacht werden, durch Paraſiten, die ſich in dem Leibe anderer

Thiere entwickeln und auf Kosten ihrer Bestandtheile leben; sie können mit andern Krankheiten nicht verwechselt werden, wo diese Ursachen völlig fehlen, so viel Aehnlichkeiten sie auch in ihren äußeren Erscheinungen mit ihnen haben mögen. Es ist möglich, daß für eine oder die andere contagiöse Krankheit weitere Untersuchungen den Beweis liefern, daß sie zu der Klasse der durch Parasiten bedingten Krankheiten gehören; so lange dieser Beweis aber noch nicht geführt ist, müssen sie nach den Regeln der Naturforschung davon ausgeschlossen bleiben. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, für diese andern Krankheiten die besondern Ursachen, durch die sie hervorgebracht werden, zu ermitteln; die einfache Frage darnach führt auf den Weg sie zu finden.

Daß die Ansteckung in den contagiösen Krankheiten durch belebte Wesen bedingt und die Krätze als Typus contagiöser Krankheiten anzusehen sey, suchte man vorzüglich durch den Schluß zu begründen, daß gleiche Wirkungen gleiche Ursachen voraussetzen (Henle, Zeitschrift II. Bd. S. 305, Z. 10 v. u.) Es ist dies derselbe Schluß, der Jahrhunderte lang die Fortschritte der Naturwissenschaften hemmte, der zu so vielen Irrthümern noch heutigen Tages führt.

Die rein miasmatischen Krankheiten und deren sogenanntes Miasma sind ihrem Ursprung nach, sowie in Beziehung auf die Art ihrer Fortpflanzung der Untersuchung bis jetzt nicht zugänglich, und es hat deßhalb weder die Parasitentheorie noch die chemische Theorie eine Erklärung derselben versucht.

Was die miasmatisch-contagiösen Krankheiten betrifft, welche sowohl durch eine der Luft beigemischte, wie auch durch eine dem kranken Körper entnommene Materie entstehen, so hat die Parasitentheorie die Muscardine als den Typus derselben bezeichnet.

Muscardine

Die Muscardine ist eine Krankheit der Seidenraupe, welche von einem Pilz verursacht wird. Die Keime des Pilzes, in den Körper der Raupe eingeführt, wachsen auf Kosten derselben nach Innen, erst nach dem Tode der Raupe durchbohren sie die Haut, und auf ihrer Oberfläche erscheint ein Wald von Pilzen, welche allmählig vertrocknen und sich in ein Pulver verwandeln, welches durch die leichteste Bewegung sich von dem Körper, auf dem es

lagert, erhebt und in der Luft zerstreut. Gute Nahrung, vollkommene Gesundheit und Kraft erhöhen die Ansteckungsfähigkeit, in einer Kolonie von Seidenwürmern sind die kranken Raupen die besten.

Parasiten in Thieren und Pflanzen

Man hat ähnliche Parasiten an kranken Fischen, an Infusorien, in Hühnereiern ꝛc. wahrgenommen, und es ist demnach klar, daß diese Beobachtungen eine Reihe von Thatsachen für den Thierorganismus feststellen, welche in der Pflanzenwelt sehr häufig wahrgenommen werden, nämlich Krankheit und Absterben durch Parasiten, die ausschließlich nur auf Kosten der Bestandtheile anderer Pflanzen leben; aber zwischen diesen Thatsachen und der Entstehung und Fortpflanzung miasmatisch-contagiöser Krankheiten fehlt jede Art von Verbindung, und wenn es zulässig ist, einen Pilz oder die Sporen eines Pilzes mit dem Namen Contagium zu bezeichnen, so ist klar, da die Größe oder Kleinheit des Pilzes keinen Unterschied in der Anschauungsweise machen kann, daß es sechs bis acht Zoll lange Contagien gibt, denn der Pilz Sphaeria Robertii, welcher sich in dem Leibe der neuseeländischen Raupe entwickelt und ihren Tod bewirkt, erreicht diese Größe.

Falsche Ansicht über die Ursache der Fäulniß ist die Grundlage der Parasitentheorie.

Eine in ihren Grundlagen durchaus falsche Ansicht über die Ursache der Gährung und Fäulniß hat bis jetzt die Hauptstütze der Parasitentheorie abgegeben. Die Anhänger derselben betrachten die Fäulniß als eine Zersetzung organischer Wesen durch Infusorien und Pilze, und jeden faulenden Körper gleichsam als eine Infusorienhecke oder Pilzplantage, und wo organische Körper auf weiten Strecken in Fäulniß gerathen, müßte die ganze Atmosphäre mit Keimen derselben angefüllt seyn. Die Keime dieser organischen Wesen sind nach ihnen die Keime der Krankheitsursachen.

Pilze und Infusorien bewirken keine Fäulniß

Daß zwischen Fäulniß, Contagien und Miasmen ein enger Zusammenhang bestehe, ist, wie man sieht, den Vertheidigern der Parasitentheorie nicht entgangen, nur in der Auffassungsweise des Zusammenhanges dieser Erscheinungen und ihrer

gegenseitigen Abhängigkeit weichen die Erklärungen ab. Dieser Zusammenhang würde hergestellt seyn, wenn erwiesen wäre, daß in der That Infusorien oder Pilze Fäulniß oder Gährung bewirken, daß durch sie, durch ihren Ernährungs- und Athmungsproceß der Zucker in ein Volumen Kohlensäuregas und in ein gleiches Volumen Alkoholdampf zerfällt, daß der Harnstoff dadurch in kohlensaures Ammoniak, das Salicin in Zucker und Saligenin, das schwefelsaure Eisenoxydul in krystallisirten Schwefelkies, der Gyps in Schwefelcalcium, das Glaubersalz in Schwefelnatrium, der blaue Indigo in weißen Indigo, das Amylon in Zucker, der Zucker in Milchsäure, Mannit, Gummi in Fuselöl, in Essigsäure, in Buttersäure und Wasserstoffgas, das Amygdalin in Blausäure, Bittermandelöl und Zucker übergeführt werden könnten. Die folgenden Betrachtungen dürften genügen, um die völlige Haltlosigkeit dieser Ansicht darzuthun.

Gegensatz der Fäulniß und des Lebensprocesses.

Die Bestandtheile der Pflanzen- und Thiergebilde sind unter der Herrschaft einer in den Organismen thätigen Ursache der Form- und Beschaffenheitsveränderung entstanden, es ist die Lebenskraft, welche die Richtung der Anziehung bestimmte, welche der Cohäsionskraft, der Wärme, der elektrischen Kraft, kurz allen den Ursachen, welche das Zusammentreten der Atome zu Verbindungen höherer Ordnung außerhalb des Organismus hinderten, entgegentritt und ihren störenden Zufluß vernichtet. In Verbindungen so zusammengesetzter Art, wie die organischen Atome, veranlassen gerade diese andern Kräfte eine Form- und Zustandsänderung, wenn sich ihrer Wirkung nach dem Tode die Lebenskraft nicht mehr entgegensetzt. Dasselbe Blatt, die nämliche Weintraube, welche die Fähigkeit besaßen, reines Sauerstoffgas an die Atmosphäre abzugeben, sie unterliegen der chemischen Aktion des Sauerstoffs von dem Augenblick an, wo sie, von dem Organismus getrennt, mit der Luft in Berührung gebracht werden.

Kein Organismus, kein Theil des Thieres oder der Pflanze ist fähig, nach dem Verlöschen der Lebensthätigkeit der chemischen Aktion, welche Luft und Feuchtigkeit auf sie ausüben, zu widerstehen, ihre Elemente fallen der unbeschränkten Herrschaft der chemischen Kraft anheim. Gährung und Fäulniß sind Stadien

ihres Rückganges in minder zuſammengeſetzte Verbindungen, zuletzt nehmen die Elemente der organiſchen Weſen, in Folge der auf ſie unausgeſetzt einwirkenden unorganiſchen Kräfte, die urſprünglich einfachſten Formen wieder an, in denen ſie neuen Generationen zur Entwickelung und Ernährung dienen können.

Pilze und Infuſorien ſind der Fäulniß, Gährung und Verweſung unterworfen.

Die Pilze und Infuſorien ſind organiſche Weſen, ihre Beſtandtheile ebenſo zuſammengeſetzter Natur, wie die der höhern Pflanzen und Thiergattungen, nach ihrem Tode beobachten wir an ihren Leichen ganz dieſelben Erſcheinungen, welche das Verſchwinden aller Organismen begleiten, wir beobachten an ihnen Fäulniß, Gährung und Verweſung; wie iſt es möglich, Pilze und Infuſorien als Urſache dieſer Proceſſe anzuſehen, wenn ſie ſelbſt, dieſe Urſachen, faulen, gähren und verweſen, ſo daß von ihnen nichts übrig bleibt als ihre unorganiſchen Skelette!

Pilze und Infuſorien ſind Begleiter der Fäulnißproceſſe, nicht Bedinger.

Niemand kann läugnen, daß die Pilze und Infuſorien in einer Menge von faulenden und verweſenden Subſtanzen wahrgenommen werden, aber die Häufigkeit ihres Vorkommens kann unmöglich als ein Grund gelten, die Begleiter von Zuſtänden als die Urſachen derſelben anzuſehen. Die Pilze und Infuſorien ſind von der Natur in Beziehung auf ihre Ernährung und Entwickelung auf organiſche Atome angewieſen, welche aufgehört haben Theile oder Beſtandtheile lebendiger Organismen zu ſeyn, ſie erſcheinen in den meiſten Fällen erſt dann, wenn die eigentliche Fäulniß begonnen hat oder vollendet iſt und der Verweſungsproceß ſeinen Anfang nimmt; daß durch ihre Gegenwart alle Vorgänge und damit die Produkte geändert werden, iſt unzweifelhaft, denn ſie ſind durch ihren Ernährungs- und Athmungsproceß die Beſchleuniger des Auflöſungsproceſſes, durch ſie wird ſeine ſchädliche Wirkung auf die Umgebungen auf die kürzeſte Zeit beſchränkt.

Pilze und Infuſorien beſchleunigen den Fäulniß- und Verweſungsproceß.

Wenn mit der Zurückführung der Elemente organiſcher Weſen in Kohlenſäure und kohlenſaures Ammoniak alle Fäulniß-

proceſſe zu Ende ſind, ſo iſt einleuchtend, daß die Zeit, welche hiezu gehört, ausnehmend verkürzt werden muß, wenn der faulende Körper zu einer Infuſorienhecke wird und einige Millionen Infuſorien auf's eifrigſte bemüht ſind, ſeine Beſtandtheile durch ihren Athmungs- und Verdauungsproceß in dieſe letzten Produkte zerfallen zu machen.

Und werden dadurch zu Feinden des Fäulnißproceſſes.

Die wichtige Rolle, welche von der Natur den Infuſorien angewieſen iſt, die ſie zu den Feinden und Gegnern aller Contagien und Miasmen macht, kann nicht mehr verkannt werden, ſeitdem die unzweifelhafteſten Thatſachen bewieſen haben, daß die grünen und rothen Arten während ihres Lebens- und Fortpflanzungsproceſſes Quellen ſind des reinſten Sauerſtoffgaſes.

In ganz ähnlicher Weiſe verhalten ſich die Pilze, indem ſie die eigentlichen Fäulnißerreger, die ſchwefel- und ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheile der Vegetabilien zu ihrer Ernährung verbrauchen, hemmen ſie die Fäulniß und vermitteln den allmähligen Uebergang in die Endprodukte der Verweſung.

Natur der Wein- und Bierhefe.

Die Anſichten über die Urſache der Fäulniß, welche die Anhänger der Paraſitentheorie ſich gebildet haben, beruhen hauptſächlich auf Beobachtungen, welche über die Bildung der Hefe in der Wein- und Biergährung gemacht worden ſind, aber die Unterſuchungen über die Natur der Hefe ſind noch nicht geſchloſſen. Es iſt denkbar, daß ſich zu den vorhandenen mikroſkopiſchen Beobachtungen noch andere geſellen, durch welche jeder Zweifel über die pflanzliche Natur der Hefe beſeitigt wird, aber ſelbſt in dieſem Fall würde der Erklärung der Spaltung des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure kein anderer Ausdruck unterlegt werden können, wie der, zu welchem die chemiſche Theorie gelangt iſt.

Verhalten derſelben in Zuckerlöſung, in Traubenſaft und Bierwürze.

Es iſt eine vollkommen erwieſene Thatſache, daß in der geiſtigen Gährung die Elemente des Traubenzuckers ohne Gewichtsverminderung, die des Rohrzuckers mit einer Gewichtsvermehrung, in der Form von Kohlenſäure und Alkohol wieder erhalten werden. Von einer Verwendung der Zuckertheilchen

zum Ernährungs- und Athmungsproceß eines organischen Wesens kann demnach nach unsern gewöhnlichen Begriffen nicht die Rede seyn. In der Gährung des Traubensaftes und der Bierwürze nimmt das Gewicht der Hefe zu; setzt man aber Hefe zu reinem Zuckerwasser, so wird die Gährung ebenfalls hervorgebracht, aber in diesem Fall nimmt die Hefe nicht zu, sondern ihr Gewicht nimmt ab; durch fortgesetztes Zusammenbringen derselben Hefe mit frischem Zuckerwasser verliert sie unter beständiger Gewichtsabnahme ihr Vermögen Gährung zu erregen gänzlich. Eine und dieselbe Wirkung müßte, wie man sieht, zwei direkt einander entgegenstehenden Ursachen, von denen die eine die Fähigkeit einer Zunahme, die andere das Gegentheil von Fortpflanzung ist, zugeschrieben werden. Nimmt man an, daß der Ernährungs- und Athmungsproceß des Pilzes abhängig sey von einer schwefel- und stickstoffhaltigen Substanz, die seine Elemente enthält, daß die Gährung des Zuckers eine zufällige, den Entwickelungsproceß eines organischen Wesens begleitende Erscheinung sey, so bleibt es völlig unbegreiflich, woher es kommt, daß der Pilz in einer Flüssigkeit, worin diese Hauptbedingung zu seiner Fortpflanzung vorhanden ist, sich dennoch nicht reproducirt, während er an Masse zunimmt, wenn der zufällige Begleiter seines Lebensprocesses, der Zucker, zugesetzt wird. Wenn z. B. im Traubensafte der Zucker zersetzt ist und die Luft ausgeschlossen bleibt, so erhält sich der Rest der im Safte aufgelösten schwefel- und stickstoffhaltigen Substanz Jahre lang ohne alle Veränderung; wird dem Safte Zucker zugesetzt, so fängt die Gährung wieder an, es scheidet sich wieder Hefe ab; ist der Zucker zersetzt, so hört diese Abscheidung auf und beginnt wieder bei neuem Zuckerzusatz, und dies dauert so lange fort, bis die Flüssigkeit einen Ueberschuß von Zucker enthält.

Die Bildung der Hefe, des Alkohols und der Kohlensäure sind gegenseitig von einander abhängig

Aus diesen Thatsachen ergibt sich augenscheinlich ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältniß, sowie die chemische Theorie es verlangt, zwischen der Form und Beschaffenheit des schwefel- und stickstoffhaltigen Körpers, der zu Hefe wird, und den neuen Formen und Beschaffenheiten, welche das Zuckeratom erhält, und es ist klar, daß der Zustand, in welchem sich die Elemente des

als Coutume, als Jurisprudence und als Ordonnance (ſpäter als Loi).

Der Code civil iſt nichts anderes als ein für das neunzehnte Jahrhundert veranſtaltetes Résumé (eine Summa) aller dieſer Rechtsquellen, deren Daſeyn ſich in den einzelnen Artikeln nicht verkennen läßt, die ſich ſtets wieder als Produkte der Coutumes, als Ordonnance, oder als Jurisprudence beurkunden.

Die Vollendung des Lehenweſens ſowohl in den öffentlichen als den privatrechtlichen geſelligen Verhältniſſen Frankreichs hatte der unmittelbaren Anwendung der altgermaniſchen Volksrechte, der Capitularien und der nicht juſtinianeiſchen römiſchen Rechtsbücher ein Ende gemacht. Nachdem das große Frankenreich in eine Menge kleiner Feudalſtaaten war zerſplittert worden, mußte alles Recht zuerſt als Lokalrecht wieder hervortreten. So geſchah es auch in allen andern Ländern. Die königliche Gewalt war lange nur eine nominale; die Kirche allein war das gemeine Band Aller und Frankreich nur eine Provinz der großen theokratiſchen Monarchie, deren Haupt in Rom ſaß. Die erſte nach Gewißheit ringende Rechtsquelle war die von Unten, vom Volke, ausgehende Gewohnheit: usus et consuetudo, im altfranzöſiſchen ûs et coustumes, usaiges u. ſ. w. Oft beſtritten von den Herren der ſie übenden Unterthanen, wurde ſie beſonders in den ſeit dem zwölften Jahrhundert aufſtrebenden Städten als libertas, immunitas, franchisia oft nach blutigen Kämpfen erſt beſtätigt und als privilèges, franchises, statuts, loix u. ſ. w. geſchriebenes Recht (ohne jedoch dieſen Ehrennamen zu erhalten). Seit dem Jahr 1115, wo Beauvais ſein erſtes Stadtrecht vom König Ludwig VI. beſtätigt erhielt, vermehren ſich dieſe Rechtsquellen ins Unendliche.* Auch provinzielle Coutumen entſtehen.

Schnell verbreitet ſich aber das in Bologna wiedergeborne Studium des römiſchen Rechts in Frankreich, deſſen Hauptſtadt eine nicht minder bedeutende Schule des canoniſchen Rechts hatte, als Bologna ſelbſt. Im dreizehnten Jahrhundert finden wir die zahlreichen, wiſſenſchaftlich-praktiſchen Rechtsbücher in franzöſiſcher Sprache, welche jetzt in einem ſo hohen Grade die Aufmerkſamkeit

---

* Guizot, Cours d'histoire moderne, t. V. p. 251—271 gibt davon ein, jedoch bei weitem nicht vollſtändiges Verzeichniß.

ersteren während ihres Zusammentretens zur Hefe und ihres Auseinanderfallens zu anderen Produkten befinden, die Ursache ist der Spaltungsweise des Zuckers. In keiner andern Spaltungsweise des Zuckers, z. B. bei seinem Uebergange in Milchsäure durch eine thierische Membran, oder bei seinem Uebergange in Mannit, Gummi, Buttersäure, Essigsäure ꝛc. sind den Pilzen ähnliche organische Wesen oder Thiere, noch sind jemals in irgend einem andern Fäulniß- oder Gährungsprocesse organische Wesen wahrgenommen worden, welche, in ihren Formen unveränderlich wiederkehrend, die Natur der Produkte bedingen.

Vibrionen im Harn.

In vielerlei Harn läßt sich während seiner Fäulniß die Gegenwart von Vibrionen wahrnehmen, aber in unzähligen andern Fällen, wo Harn fault, ist es unmöglich, irgend ein organisirtes Wesen darin zu erkennen, und wenn nur in einem einzigen Falle, wo frischer Harn durch den in faulem gebildeten weißen Absatz in Fäulniß versetzt worden ist, die Abwesenheit vegetabilischer oder thierischer Organismen erweisbar ist, so reicht dies eine Faktum vollkommen hin, um über die wahre Ursache der Fäulniß desselben jeden Zweifel zu entfernen.

Pilze enthalten Zucker.

Wenn man zuletzt in Erwägung zieht, daß in allen bis jetzt untersuchten Pilzen die Analyse einen Gehalt von Zucker nachgewiesen hat, der während ihres Lebensprocesses nicht in Alkohol und Kohlensäure zerfällt, daß aber in denselben Pilzen sogleich nach ihrem Absterben von dem Augenblicke an, wo man in ihrer Farbe und Beschaffenheit eine Veränderung wahrnimmt, die geistige Gährung eintritt, so fehlt jede Analogie, welche berechtigen könnte, den Lebensproceß dieser Pflanzen als Ursache der Gährung anzusehen. Es ist der Gegensatz des Lebensprocesses, dem die Wirkung zugeschrieben werden muß (Schloßberger, Annalen der Pharmacie, Bd. LII. S. 117).

Aenderung der Fäulnißprocesse in geglühter Luft.

Man kann es durch die schönsten Versuche als erwiesen betrachten, daß der Fäulnißproceß von Fleisch und von vielen thierischen Substanzen eine ganz andere Form annimmt, wenn sie in Gefäßen aufbewahrt werden, welche ausgeglühte Luft enthalten, wenn demnach die Mitwirkung von Infusorien

ausgeschlossen ist; aber diese thierischen Substanzen behaupten unter diesen Umständen keineswegs ihre ursprüngliche Beschaffenheit, ihre Farbe und ihr Zusammenhang ändern sich, und wenn z. B. das zur völligen Zersetzung des Fleisches nöthige Wasser vorhanden ist, so zerfließt es nach kürzerer oder längerer Zeit zu einer stinkenden Masse.[1] Man darf sich nur an das Verhalten des frischen Harns erinnern, um einzusehen, daß für viele dieser Thiersubstanzen ein unausgesetzt sich erneuernder Sauerstoffzutritt eine Bedingung zu ihrer Fäulniß ist, daß beim Ausschlusse des Sauerstoffs der Harnstoff nicht in kohlensaures Ammoniak übergeht, daß sie, im Gefäße eingeschlossen, den darin enthaltenen Sauerstoff in Kohlensäure überführen und mit der Hinwegnahme dieses Sauerstoffs der ganze Proceß gehemmt wird und jedenfalls sich ändert.

Die Anhänger der Parasitentheorie nehmen an, daß durch die vorübergehende Berührung des Traubensaftes mit der Luft, ohne welche die Gährung desselben nicht beginnt, die in der Luft allgegenwärtigen Keime der Hefenpilze Zutritt erlangen, die sich, nachdem sie den zu ihrem Lebensprocesse nöthigen fruchtbaren Boden gefunden haben, jetzt auf's üppigste entwickeln; aber sie erklären nicht, woher es kommt, daß der Bierbrauer Hefe zusetzen muß, um seine Bierwürze in Gährung zu versetzen, daß die nämlichen Keime, wären sie wirklich in der Luft, sich in diesem Boden nicht entwickeln, obwohl in ihm alle Bedingungen ihres Lebens und ihrer Fortpflanzung vorhanden sind. Sie vergessen ganz, daß die Gährung des Traubensaftes mit einer chemischen Aktion beginnt, daß eine meßbare Menge Sauerstoff aus der Luft aufgenommen wird, daß der Saft sich trübt

[1] In den schönen Versuchen de Saussure's beobachtete er die auffallende Thatsache, daß Wasserstoffgas, welches in der Glühhitze durch Zersetzung von Wasserdämpfen mittelst Eisen erhalten worden war, in Berührung mit faulenden oder verwesenden Thierstoffen keine Verbindung mit Sauerstoffgas einging, während das bei gewöhnlicher Temperatur erhaltene reine Wasserstoffgas mit Leichtigkeit unter diesen Umständen verdichtet wird. Es dürfte dies in einer Untersuchung über den Einfluß der geglühten Luft auf den Fäulnißproceß Beachtung verdienen. Möglicherweise ist die Zerstörung der Infusorien und Pilzkeime nicht die einzige Ursache der Aenderung dieses Processes.

und färbt und erst mit dem entstehenden Niederschlage die Gährung ihren Anfang nimmt; sie berücksichtigen nicht, daß mit der Menge des hinzutretenden Sauerstoffs die Gährung abstatt zunimmt, daß bei einem gewissen Verhältnisse an Sauerstoff, wenn die der Sauerstoffaufnahme fähige Materie unlöslich geworden ist, in dem nämlichen Safte die Gährung nicht mehr eintritt.[1]

Ehe alle diese Verhältnisse auf das gründlichste erörtert sind, ist es aller nüchternen Forschung entgegen, den Lebensproceß eines Thieres oder einer Pflanze als die Ursache irgend eines Gährungs- oder Fäulnißprocesses anzusehen, und in allen den Fällen, wo in dem Contagium einer miasmatisch-contagiösen Krankheit durch die Untersuchung die Gegenwart von organischen Wesen nicht erweisbar ist, muß die Ansicht, daß sie überhaupt Antheil an dem Krankheitsprocesse genommen haben oder nehmen, als eine jeder Stütze entbehrende Hypothese verworfen werden.

Zwei gleichzeitige Erscheinungen werden häufig für Ursache und Effekt gehalten.

Ein anderer nicht minder großer Fehler in der Anschauungs- und Schlußweise wird häufig darin begangen, wenn zwei der Aeußerung nach verschiedene Erscheinungen, welche Effekte einer und derselben Ursache sind, als sich gegenseitig einander bedingend angesehen, wenn die Beschreibung der einen Erscheinung als eine Erklärung oder Definition der andern betrachtet wird.

Beispiele.

Dies ist z. B. der Fall mit der Erklärung, welche vom Fieber, den Krisen ꝛc. gegeben wird. Einige Beispiele von ähnlichen falschen Verbindungen, die täglich im Leben vorkommen, dürften das, was hier gemeint ist, am besten versinnlichen.

Sturm als Ursache der ungewöhnlichen Aenderungen des Barometerstandes.

Nichts ist häufiger z. B. als der Glaube, daß Stürme ein Fallen des Quecksilbers im Barometer bewirken, daß mithin die

---

[1] 2 Cubikcentimeter Most, 3 Millimeter dick und 30 Millim. im Durchmesser, mit 20 Cubik. Sauerstoff in Berührung, kommen nicht in Gährung, während eine ähnliche Schicht ohne Zusatz von Sauerstoff eine bedeutende Entwickelung von Kohlensäure bewirkte (de Saussure im Jahrbuch für Chemie, LXIV. 47—51).

Stürme einen Einfluſt ausübten auf den Stand des Queckſilbers in dieſem Inſtrumente.

Stürme ſind Effekte eines durch Temperaturdifferenz oder andere Urſachen aufgehobenen Gleichgewichtszuſtandes des Druckes der Atmoſphäre; eine Aenderung des Druckes der Atmoſphäre zeigt ſich unter anderem auch in dem Fallen oder Steigen einer Queckſilberſäule, die mit einer Luftſäule von gleichem Durchmeſſer im Gleichgewichte ſteht. Beide, Barometerſtand und Sturm, ſtehen miteinander in keiner unmittelbaren Verbindung. Der Sturm übt keine Wirkung auf das Barometer aus, beide ſtehen nur durch die Urſache, die ſie bedingt, im Zuſammenhange. Ganz ſo verhält es ſich mit der irrigen Verknüpfung des Fallens des Barometers mit der Entſtehung von Regen.

Merkzeichen des Fiebers dürfen nicht als Urſachen deſſelben angeſehen werden.

Die Vorſtellungen, welche manche Pathologen über die Urſache des Fiebers ſich gebildet haben, gehören in dieſe Klaſſe falſcher Auffaſſungen der causa efficiens und der Verwechslung der Begriffe von Effekt und Urſache.

Henle's Erklärung des Fiebers

„Ich bin weit entfernt," ſagt Henle (Unterſuchungen S. 240), „dieſe Controverſe, den Streit über die Frage, ob es eſſentielle Fieber gebe oder nicht, ſchlichten zu wollen, aber ich glaube, etwas dazu beitragen zu können, damit ſich die beiden ſtreitenden Parteien erſtens jede für ſich und dann auch die andere beſſer verſtehe. Es ergab ſich, daß die Fieberſymptome Folge einer Alteration des Centralorgans ſind. Dieſe Alteration iſt die nächſte Urſache der Fieberſymptome, und da das Fieber eben in den Symptomen, in der Complikation von veränderter Temperatur, veränderter Blutbewegung, Durſt, Mattigkeit beruht, ſo iſt dieſe Alteration der Centralorgane nächſte Urſache des Fiebers — ſie iſt das Fieber ſelbſt."

Ganz abgeſehen davon, daß dieſe drei Sätze nicht Glieder eines Schluſſes ſind, da jeder daſſelbe ſagt, ſo dürfen — den Regeln der Naturforſchung gemäß — ſo lange der urſächliche Zuſammenhang der Fieberſymptome und der Alteration des Rückenmarks nicht nachgewieſen iſt, die Fieberſymptome nur als Merkzeichen des veränderten Zuſtandes im Rückenmark angeſehen

werden. Zu den Merkzeichen des Fiebers, die nach Außen wahrgenommen werden, fügt damit die wissenschaftliche Untersuchung ein neues Merkzeichen. Die Alteration des Centralorgans ist eine durch die Sinne wahrnehmbare oder wahrgenommene Thatsache, nicht Ursache.

Welcher Gang zur Erforschung der Ursache des Fiebers eingeschlagen werden muß

Angenommen, daß diese Alteration stets und unwandelbar begleitet ist von den Fiebersymptomen, so umfaßt die Erkenntniß der Ursache des Fiebers oder seine Erklärung den Nachweis des Zusammenhanges der drei stets wiederkehrenden Merkzeichen des Fiebers, d. h. die subjektiven Gefühle des Unwohlseyns, veränderte Blut- und Athembewegungen und veränderte Wärmeerscheinungen, welche den Fieberzustand charakterisiren, sowie die Ermittelung des Verhältnisses ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Schließen wir die subjektiven Merkzeichen, die Gefühle des Unwohlseyns, der Kälte und Hitze, als ihren letzten Gründen nach bis jetzt nicht erforschbar, von der Untersuchung aus, so ist also zu ermitteln, in welchem Zusammenhange die Alteration des Rückenmarks mit den beschleunigten Blut- und Athembewegungen und den veränderten Wärmeerscheinungen steht. Ehe von einer Erklärung die Rede seyn kann, muß der Begriff von Bewegung festgestellt, die Quelle der bewegenden Kraft und Wärme im Thierkörper muß aufgesucht werden. Wenn wir nun nach der Methode der Physik die Ursache des Fiebers erforschen wollten und uns denken, daß sich in dem Herzen selbst, durch das Zusammenwirken mehrerer, sagen wir zweier Ursachen ein gewisses Maß von Kraft erzeugt, wodurch der Blutumlauf bedingt wird, so ist die Bewegung gleichförmig oder normal, wenn die Anzahl der Herzschläge in jeder Sekunde gleich ist, wenn sich also die Kraft in gleiche Zeiten vertheilt.

Gesichtspunkte der Forschung

Wenn das nämliche Quantum von Kraft in Folge eines gestörten Verhältnisses der zwei Ursachen, die im Herz ihren Sitz haben sollen, in der einen Zeit steigt und in der andern kleiner ist, so sind die Pulsationen des Herzens in der einen Zeit schneller, in der andern langsamer. Die erzeugte Kraft ist in diesem Falle der Zeit ihres Verbrauches nicht proportional.

Es ist klar, daß in dieser Voraussetzung (wenn also die Kraft im Herzen erzeugt wird) die Alteration des Rückenmarks keinen andern Einfluß auf den Wechsel der Bewegungserscheinung, auf die Beschleunigung oder Verlangsamung des Herzschlages ausüben kann, als daß es in Folge seines Zustandes, der Bewegung in der einen Zeit in irgend einer Weise einen geringern Widerstand als in der andern entgegensetzt. Die Ursachen von Bewegungseffekten sind aber nicht allein im Herzen, sie sind überall in jedem Theile des Organismus, im Rückenmark sowohl wie in jeder einzelnen Muskelfaser.

Ermittelung des Zusammenhangs des Rückenmarks mit den Bewegungseffekten

Wir können uns aber denken, daß die Bewegung des Herzens sowohl wie die aller andern Theile des Organismus, die Bewegungen der Eingeweide, die willkürlichen Bewegungen von dem Rückenmark ausgehen oder vermittelt werden, und es ist sodann klar, daß eine Aenderung in dem Zustande oder der Beschaffenheit des Rückenmarks eine Aenderung aller Bewegungserscheinungen zur Folge haben muß. Dasselbe muß stattfinden, wenn irgend ein Theil der mit dem Rückenmark und mit den Apparaten der Blut-, Eingeweide- ꝛc. Bewegung in Verbindung stehenden Nerven eine Zustands- und Beschaffenheitsveränderung erleidet, die in diesem vorgehende veränderte Thätigkeit muß rückwärts einen Einfluß auf das Rückenmark und auf den Bewegungsapparat ausüben. Die Gesetze der Fortpflanzung oder der Mittheilung einer Bewegung sind überall dieselben, durch welche Ursachen sie auch hervorgebracht seyn mögen.

Die Ursache der Bewegung in einer Mühle, die rotirende Bewegung des Steins, des Beutelns des Mehls ꝛc. ist nicht das Mühlrad, denn das Mühlrad ist ein Theil der Mühle. Es ist vollkommen gewiß, daß die Ungleichförmigkeit des Ganges der Mühle verursacht werden kann durch das Hinwegnehmen mehrerer Wasserschaufeln von dem Mühlrade, was zur Folge hat, daß der Druck des Wassers an diesen Stellen zu wirken aufhört, allein sie kann auch verursacht werden durch das Ausbrechen der Zähne irgend eines andern Rades der Mühle; stets wird dies in der hierdurch ungleichförmig gewordenen Bewegung des

Mühlrades so gut wie in den andern Theilen der Mühle wahrnehmbar seyn.

Gleichförmige und ungleichförmige Bewegungen.

Wenn nun der Organismus in einer gegebenen Zeit ein gewisses Maß von Kraft erzeugt, so sind, sobald diese Kraft von dem Rückenmark aus zur Verwendung gelangt, die Bewegungen gleichförmig, wenn die Kraft in gleichen Zeiten für alle Apparate der Bewegung zur Verwendung kommt, sie sind ungleichförmig, wenn der eine Apparat mehr Kraft als der andere empfängt. Wenn hiernach die Athem- und Blutbewegungen beschleunigt erscheinen, so würden Schwäche in den Gliedern oder eine Störung der Verdauung Folgen davon seyn. Die Kraft, welche das Herz zur Beschleunigung seiner Bewegung mehr empfängt, kann gleichzeitig für die andern Bewegungsapparate nicht verwendbar seyn.

Nach der Feststellung des Zusammenhanges zwischen dem Rückenmark und den Bewegungseffekten wären die Beziehungen der letzteren zu den Wärmeerscheinungen zu erörtern.

Beziehung der Wärmeerscheinungen zu den Bewegungserscheinungen.

Die Wahrnehmung ergibt, daß die Ungleichförmigkeit der Bewegungserscheinungen begleitet ist von einem Wechsel in den Wärmeerscheinungen; in manchen Fällen steigen und fallen die subjektiven und objektiven Wärmeerscheinungen mit der Beschleunigung und Verlangsamung der Bewegungserscheinungen, in andern wieder stellen sich beide nicht in dem nämlichen Verhältnisse gleichzeitig ein. Aber mit dem Gleichförmigwerden der Wärmesymptome werden auch die Bewegungserscheinungen gleichförmig, und sind diese letzteren normal geworden, so sind auch die Wärmeerscheinungen diesen Bewegungen proportional. Wenn nun dargethan werden kann, daß der Bewegungseffekt (die Geschwindigkeit) an sich die Wärme (z. B. durch Reibung) nicht hervorbringt, so folgt von selbst, daß Wärme und Bewegungserscheinungen in keinem näheren Zusammenhange mit einander stehen, als wie der Sturm mit dem abnormen Steigen oder Fallen des Quecksilbers in dem Barometer, daß also die Ursachen, welche die eine Reihe von Erscheinungen bedingt haben, gleichzeitige Bedingungen der andern Reihe sind. Wenn sich nun herausstellt, daß die Anzahl der in einer gegebenen Zeit

freigewordenen Wärmegrade in einem bestimmbaren Verhältnisse steht zu der Anzahl von Blutkörperchen, welche in der nämlichen Zeit durch die Capillarien gegangen sind, so würde in einer gewissen Beschaffenheit der Blutkörperchen oder des Blutes und der Capillarien die Wärmequelle gesucht werden müssen.

Beziehung der Wärmeerscheinungen zu dem Sauerstoff der Luft

Da nun durch die Untersuchung erwiesen ist, daß die Beschaffenheit des Blutes, wodurch es zu einer Wärmequelle werden kann, in dem Vermögen, Sauerstoff aufzunehmen, besteht, da die Sauerstoffaufnahme in einer gegebenen Zeit in einem bestimmten Verhältnisse zu der Anzahl der Athemzüge in eben dieser Zeit steht, so sind die ungleichen Wärmeeffekte abhängig von den Athembewegungen, den Contraktionen des Herzens und überdies von einer äußeren Ursache, und diese ist die chemische Aktion des Sauerstoffs. Sowie sich das Verhältniß dieser drei Faktoren zu einander ändert, so müssen sich in gleicher Weise die Wärmephänomene ändern, und wenn in gewissen Theilen des Organismus die Fähigkeit, mit dem Sauerstoff eine Verbindung einzugehen, durch irgend eine neue hinzugekommene Ursache zunimmt, so wird in diesem Theile mehr Wärme frei werden, als in den andern Theilen. Wenn demnach die Blutbewegung und Athembewegung eine gleichzeitige Beschleunigung erfahren, so wird dem von Vierordt ermittelten schönen Gesetze gemäß auch die Sauerstoffaufnahme und damit die Menge der freigewordenen Wärmegrade steigen; sind die Blutbewegung und Athembewegungen nicht in gleichem, sondern in ungleichem Verhältnisse beschleunigt, so ändert sich damit auch das subjektive oder objektive Wärmegefühl. Wenn alle diese Verhältnisse erforscht und ermittelt sind, so vermögen wir nicht nur die einzelnen Symptome und damit das Fieber zu erklären, sondern wir sind auch im Stande, sie alle zusammen auf eine einzige und letzte Ursache (die Krankheitsursache) zurückzuführen. Dies ist der Weg der Naturforschung.

Irrige Schlüsse, herbeigeführt durch Hervorhebung einer einzelnen Ursache

Irrige Verbindungen von Sätzen oder Thatsachen anderer Art werden dadurch hervorgerufen, daß man bei der Erklärung einer Naturerscheinung, die von mehreren Ursachen bedingt wird,

nur eine dieser Ursachen in's Auge faßt und ihr einen Wirkungswerth beilegt, den sie an und für sich nicht besitzt, sondern nur durch das Vorhandenseyn der andern Ursachen erhält. So z. B. beruht nach Schleiden (Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik, 1845, S. 282) die Ansicht, „daß die Gährung und Fäulniß Effekte der Mittheilung einer Bewegung seyen," theils auf der unhaltbaren Atomistik, theils sey sie mechanisch falsch aufgefaßt. „Die Größe der Bewegung werde gemessen durch das Produkt der Masse in die Geschwindigkeit. Ein Theil Diastase erstrecke aber seine zersetzende Kraft auf 1000 Theile Stärke (was ein Irrthum ist, da nach Guerrin Barry ein Theil Diastase auf 60 Stärke wirkend nur 10,3 Theile Zucker liefert. Das Verhältniß 16 Stärke auf 1 Diastase lieferte nur 14 Zucker). Man müsse also im Atome der Diastase eine Geschwindigkeit annehmen tausendmal so groß, als zur Zersetzung eines gleichen Gewichtes Stärke nothwendig wäre. Es sey leicht einzusehen, daß man auf der schwächsten Basis hier ein Riesengebäude der kühnsten Hypothesen auf einander thürmen müsse, um zum Ziele zu gelangen. Auf der andern Seite sey der Einwurf, daß es ohne Beispiel sey, daß ein ruhender Körper einen andern in Bewegung setze, auch von der atomistischen Erklärungsweise entlehnt und ebenfalls physikalisch falsch. Die Gravitation, der Magnetismus, die elektrische Anziehung seyen lauter Beispiele der Bewegung eines Körpers durch einen ruhenden." (Schleiden).

Berichtigung von Schleidens Ansicht.

Was die Diastase und ihre Wirkung auf die Stärke betrifft, so hat Schleiden vergessen, die Zeit mit in Rechnung zu nehmen, welche nöthig ist, um die Ueberführung in Zucker zu bewirken. Die Ansicht, welche er bestreitet, setzt nicht voraus, daß die Theilchen der Diastase eine größere Geschwindigkeit besäßen, sondern daß die Umlagerung eines Stärkemoleculs vor sich gegangen ist, während in dem Diastasemolecul die Bewegung noch fortdauert, der Gleichgewichtszustand in diesem also noch nicht eingetreten ist. Unter Mittheilung einer Bewegung ist nichts anders zu verstehen, als daß sich die Stärketheilchen in Berührung mit den Diastasetheilchen verhalten wie wenn sie Theile oder Bestandtheile davon wären. Die Wirkung der Diastase in einer begrenzten Zeit hängt ab von der Anzahl der

Stärkemolecule, die mit den Diastasemoleculen in eben dieser Zeit in Berührung kommen können; je nach der Menge der Diastase richtet sich die Zeit, der Proceß der Umwandlung in Zucker; die Wirkung der Diastase hört auf, wenn sie selbst verschwunden ist, durch eine doppelte oder dreifache Menge Diastase wird die Zeit verkürzt oder es wird eine größere Menge Stärke in Zucker übergeführt.

Wodurch Bewegung eintritt

Was die Ansicht betrifft, daß die Schwere, die Elektricität Beispiele seyen von Bewegung eines Körpers durch einen ruhenden, so muß in Betrachtung gezogen werden, daß ein ruhender Körper auf zwei wesentlich verschiedene Arten in den Zustand der Bewegung übergehen kann.

Durch Mittheilung der Bewegungsgröße

1) Durch Mittheilung der Bewegungsgröße eines schon bewegten Körpers, also durch Stoß, wie des Hammers auf den Nagel, des Wassers auf das Mühlrad, oder des Windes auf das Segel.

Durch eine attraktive oder repulsive Kraft

2) Durch Einwirkung einer attraktiven oder repulsiven Kraft, welche zwischen jenem und einem zweiten Körper thätig ist. Hierbei ist die Wirkung allemal gegenseitig und die erlangten Geschwindigkeiten den bewegten Massen umgekehrt proportional.

Chemische Processe als Bewegungserscheinungen gehören zu der zweiten Art.

Da man die chemischen Processe als Bewegungserscheinungen auffassen muß, so ist vorerst nicht zu bezweifeln, daß alle solche Processe, welche in der Bildung neuer Verbindungen ihre Erklärung finden, zu der zweiten Art der Bewegungserscheinungen gehören, indem die anziehende Kraft der Bestandtheile oder die chemische Verwandtschaft die eintretende Orts- oder Beschaffenheitsveränderung (d. h. die Bewegung) der Materie hervorruft. Nach der Herstellung der Verbindung hört die Bewegung ebenso auf, wie wenn der fallende Stein auf den Boden, die Eisenfeilspäne am Pole des Magneten angekommen sind.

Fäulniß und Gährung der ersten Art von Bewegungserscheinungen.

Wenn aber ein Körper, welcher selbst in Zersetzung sich befindet, d. i. dessen Theile im Zustande des Ortswechsels, der

der Alterthumsfreunde fesseln. Wir finden sie nicht bloß im eigentlichen Frankreich, sondern auch im asiatischen, d. h. in dem zu Jerusalem gestifteten, zuletzt auf die Insel Cypern geflüchteten Reiche der Franken. Das Conseil de Pierre de Fontaines, die Etablissemens de Saint-Louis, die Coutumes du Beauvoisis (des Landes von Beauvais), verfaßt von Beaumanoir, das Grand-Coutumier de Normandie (deren Verfasser erst Klimrath entdeckt hat), eine alte Coutume der Bretagne und die der Champagne und des Landes der Brie — sind wirklich Denkmale eines frühen gelehrten Rechts (eines Juristenrechts), auf dessen Abfassung und Inhalt das römische Recht einen mächtigen Einfluß geäußert hat. Diese Werke sind alle, und zwar ziemlich gut gedruckt. Dagegen sind die in vieler Rücksicht noch merkwürdigern Assisses de Jérusalem nur in einer, größtentheils unverständlichen Ausgabe von Thaumassiere, und zwar hier zur Hälfte nur, dann in einer altitalienischen Uebersetzung bei Canciani zu lesen. Es würde Deutschland zur Ehre gereichen, wenn die von einem deutschen Gelehrten (Herrn Archivrath Kausler in Stuttgart) vorbereitete Herausgabe des trefflichen Textes einer Münchner Handschrift der Assisses, verglichen mit dem des berühmten Venediger Codex, einen Verleger bei uns fände. Das Königreich der Kreuzfahrer war ja mehr als ein französisches; in seinen Rechtsdenkmalen spiegelt sich das allgemeine Recht des christlichen Europas des Mittelalters als ein treues Porträt ab.

Die genannten verschiedenen Werke sind die Gegenstücke zu den gleichfalls im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland verbreiteten Spiegeln (dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel) und bieten mit diesen den Maßstab, die Rechtsbildung beider Länder in jener Zeit zu würdigen. Daß auch England * damals, ja schon ein Jahrhundert früher, berühmte Rechtsbücher gehabt hat, ist bekannt. Ueber den Ursprung der wichtigsten der sechs genannten Rechtsbücher verdanken wir Klimrath die ersten Aufschlüsse. In seinem Mémoire sur les monumens inédits du droit français au moyen âge beschäftigte das von Vielen für fabelhaft gehaltene Livre de la reine Blanche seine Aufmerksamkeit. Es gelang ihm, zu entdecken, daß Ludwig IX. vier Juristen

* Mehrere derselben sind abgedruckt in Houards Lois Anglonormandes.

Bewegung begriffen ſind, einen andern Körper in einen ähnlichen Zuſtand verſetzt und die Beobachtung alle andern bekannten Urſachen der Veränderung oder Umſetzung dieſes zweiten Körpers ausgeſchloſſen hat bis auf eine, wenn nachgewieſen iſt, daß dieſe eine Urſache (Mittheilung der Bewegung, Reibung, Stoß ꝛc.) an der Bildung und Zerſetzung einer Menge von Verbindungen einen beſtimmten Antheil hat, ſo muß dieſe letztere als die wirkende Urſache angeſehen werden, wenn überhaupt die in der Lehre von der Bewegung gewonnenen Begriffe auf die chemiſchen Einwirkungen anwendbar ſind. Der Nachweis dieſer letzten und einzigen Urſache iſt demnach nicht ein bloßes Wort, was man dem Ausdruck „katalytiſche Kraft" ſubſtituirt hat, ſondern es iſt der Ausdruck eines Begriffes, der genau der entgegengeſetzte von dem eines katalytiſchen Körpers iſt. Aus dem mit 2) bezeichneten Satze ergibt ſich von ſelbſt der irrige Schluß, daß die Gravitation, der Magnetismus ꝛc. Beiſpiele ſeyen der *Bewegung eines Körpers durch einen ruhenden.*

Die Schwerkraft für ſich bringt keine Bewegung hervor

Eine Uhr wird durch das Gewicht in Bewegung erhalten, allein ſie zieht ſich von ſelbſt nicht auf, und an der Bewegung eines Mühlrades hat die Sonnenwärme ebenſo viel Antheil als die Schwere. Das Waſſer, was das Mühlrad treibt, war früher Dampf, der Dampf flüſſiges Waſſer. Das Waſſer verdunſtete, der Dampf wurde durch Wärmeentziehung wieder tropfbar flüſſig und dieſes flüſſige Waſſer fällt durch die Wirkung der Schwere und fährt fort zu fallen bis, wie bei der Uhr, ein Widerſtand ſeine Bewegung aufhebt.

Mangel an Schärfe im Ausdruck Grund zu irrigen Schlüſſen und zu Mißverſtändniſſen

Zu den irrigen Schlüſſen und Anſchauungsweiſen, welche in der Methode liegen, geſellt ſich bei vielen Phyſiologen noch ein individueller Fehler, der als Nachläſſigkeit im Ausdruck ſeine Erklärung findet. Dieſer Fehler iſt, daß ſie Dinge oder Erſcheinungen, welche ſie durch ihre Sinne wahrgenommen haben, als Folgerungen ihres Geiſtes darſtellen, was durch Gewohnheit den großen Nachtheil im Verſtändniß nach ſich zieht, daß ſie zuletzt wirkliche Schlüſſe, Folgerungen einer unbekannten Größe aus zwei und mehr bekannten, die ſich natürlich durch die Sinne

nicht wahrnehmen lassen, mit ihren körperlichen Augen zu sehen verlangen, um sie für wahr zu halten. Daher mag es denn kommen, daß die Chemiker mit aller Häufung der evidentesten Beweise viele Aerzte von den einfachsten Wahrheiten häufig nicht überzeugen können.

Beispiele

Beispiele für diese Behauptung finden sich in jedem physiologischen Werke, ich will einige aus einem der neuesten hier folgen lassen. Valentin sagt (S. 6 seines Lehrbuches der Physiologie, Braunschweig bei Vieweg 1844): „Wir durchschneiden den Antlitznerven und sehen, daß dann die Gesichtsmuskeln der entsprechenden Seitenhälfte für den Einfluß des Willens gelähmt sind. Wir schließen daraus mit Recht (wir haben daraus ersehen), daß durch den N. facialis die Effekte unseres Willens auf die genannten mimischen Muskeln vermittelt werden."

„Wir finden nach Verletzung des Stammes oder des Augenastes des dreigetheilten Nerven sekundäre Entzündung, Vereiterung und selbst fernere Zerstörung des Augapfels und folgern alsdann (haben wahrgenommen), daß für den Normalzustand des Auges die Integrität des genannten Nerven nothwendig sey."

Ferner S. 3: „Weiß ich z. B., daß die Wandungen der Schlagadern elastisch sind, so kann ich ohne alles Fernere daraus folgern, daß sich die Arterien, sobald sie mit Blut stärker gefüllt werden, bis zu einem gewissen Grade ausdehnen und bei dem Nachlassen des Druckes zu ihrem alten Umfange wieder zurückkehren" (d. h. daß sie elastisch sind).

Berührungspunkte der Physiologie und Chemie.

Ich habe in dem Vorhergehenden hervorgehoben, in welcher Weise die Verschiedenheit der Anschauungsweise und Methode das Verständniß zwischen den Physiologen und den Chemikern erschwert, und will jetzt die Punkte näher zu bezeichnen suchen, wo sich die Physiologie und Chemie begegnen müssen, um sich gegenseitig nützliche Dienste zu leisten.

Abweichung der Gesetze, welche die Lebenserscheinungen regieren, von chemischen und mechanischen Gesetzen.

Wenn man die aus der Kenntniß der sogenannten mechanischen Kräfte geschöpften Vorstellungen zur Ermittelung der

vitalen oder chemischen Erscheinungen anzuwenden versucht, so sieht man sogleich, daß die Gesetze, welche die ersteren regieren, in einer Menge von Beziehungen von denen abweichen, von welchen die Eigenthümlichkeiten chemischer oder vitaler Verbindungen abhängig sind.

Beziehung der Eigenschaften der Elemente zu den Eigenschaften der Verbindungen

Eine chemische Verbindung zweier Körper besitzt Eigenschaften, welche durchaus verschieden sind von denen ihrer Bestandtheile. Die chemische Kraft des neuen Körpers, das Vermögen, neue Verbindungen einzugehen oder Zersetzungen zu bewirken, ist nicht die Summe der chemischen Kräfte seiner Elemente. Wir können eben so wenig rückwärts aus den Eigenschaften einer Muskelfaser in irgend einer Weise die des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs und ihrer anderen Elemente erschließen, und doch kann nichts gewisser seyn, als daß zwischen den Eigenschaften der Elemente und denen der Verbindung gewisse Beziehungen bleibend sind.

Der Zinnober ist ein Schwefelmetall, welches ganz andere Eigenschaften besitzt, als der Bleiglanz, die Zinkblende. Es kann nicht bezweifelt werden, daß ihre Verschiedenheit davon abhängig ist, daß in dem ersteren Quecksilber, in dem andern Blei, in dem dritten Zink mit dem Schwefel verbunden ist, und daß die Eigenschaften des Quecksilbers, Bleis und Zinks einen ganz bestimmten und bestimmbaren Antheil an der Verschiedenheit der Eigenschaften ihrer Verbindungen haben müssen, denn die letztern sind offenbar davon bedingt worden. Am unverkennbarsten sehen wir dies an den isomorphen Substanzen; das Schwefelblei ist im Ansehen kaum zu unterscheiden von dem Selenblei, der Ammoniakalaun von dem Kalialaun, das selensaure Natron von dem Glaubersalz. Die Beziehungen, welche zwischen den chemischen und physikalischen Eigenschaften der Elemente bestehen, sind in vielen dieser Verbindungen constant geblieben, und bei denen, wo eine Abweichung in der Farbe, Löslichkeit ꝛc. stattfindet, ist noch immer eine Eigenschaft, die physikalische Form constant geblieben. Dasselbe oder ein ähnliches Verhältniß ist zweifellos ermittelbar zwischen den Eigenschaften aller Elemente und ihrer Verbindungen, und alle Anstrengungen in der Chemie

sind, wer könnte es läugnen? der Auffindung dieser constanten Beziehungen zugewendet. Es ist dies der einzige Weg, auf welchem die Chemie zu Naturgesetzen gelangen kann, und nur auf diesem Wege kann auch die Physiologie, wenn sie sich zu einem Zweige der Naturerforschung erheben soll, eine wissenschaftliche Grundlage erwerben.

Die chemischen Kräfte der Elemente haben Antheil an den vitalen Eigenschaften.

Wir können, dies ist gewiß, bis jetzt noch keine physiologische Eigenschaft folgern aus den Gesetzen oder Eigenschaften der Elemente, allein es ist keine Frage, daß sie erschließbar sind aus Gesetzen, welche beginnen, wenn sich diese Elemente in einer gewissen Weise geordnet haben. Wenn die Elemente zu einer Thier- oder Pflanzensubstanz zusammengetreten sind, wenn sie physiologische oder vitale Eigenschaften erlangt haben, so sind die chemischen Kräfte, die ihnen die ursprünglichen Eigenschaften gegeben haben, in keiner Weise vernichtet oder aufgehoben, so wenig wie die Cohäsionskraft der Schwefeltheilchen vernichtet ist, wenn wir ein Stück Schwefel schmelzen. Es ist nur eine andere Ursache hinzugetreten (die Wärme z. B.), welche den Effekt der Cohäsionskraft (den Zusammenhang) aufgehoben hat und die Wirkung dieser nicht mehr wahrnehmen läßt. Der neue Zustand (die Flüssigkeit) ist ein Gleichgewichtszustand zweier entgegenwirkender Ursachen, es ist ein Effekt, an dem sie beide gleichen Antheil haben.

In den Pflanzen- und Thiersubstanzen gehorchen die Elemente wie sonst mechanischen und chemischen Gesetzen, wenn die Wirkung derselben nicht durch Widerstände aufgehoben wird, die als die Anzeichen neuer Gesetze betrachtet werden müssen, welche die Theile des Organismus regieren.

Die Beziehungen zwischen den chemischen und vitalen Effekten müssen ermittelt werden.

Wenn demnach durch das Zusammenwirken mehrerer Ursachen neue Gesetze, neue Erscheinungen hervorgebracht werden, die keine Aehnlichkeit mit den Wirkungen der einzelnen Ursachen für sich haben, so stehen die Effekte der letzteren mit denen der neuen Erscheinungen zu einander in einer ermittelbaren Beziehung, und diese Verhältnisse sind es, welche aufgesucht und

bestimmt werden müssen. Wenn wir diese Beziehungen kennen gelernt haben, so werden wir wie bei den isomorphen Substanzen, ohne daß dazu weitere Beobachtungen nöthig sind, eine Menge unbekannter Thatsachen oder Erscheinungen erschließen können.

Die Beziehung des Gewichtes der Elemente zu den chemischen Eigenschaften der Verbindungen.

Daß die Eigenschaft des Gewichtes in allen chemischen Verbindungen constant ist, daß, in welcher Weise die Elemente auch zusammentreten mögen, das Gewicht der Verbindung gleich ist der Summe der Gewichte ihrer Elemente, die Erwerbung dieser Wahrheit, von welcher kaum Jemand denkt, daß sie so große Mühe und Arbeit gekostet hat, hat einem Theil der Chemie eine rein wissenschaftliche Beschaffenheit gegeben. Die Kenntniß der chemischen Proportionen hat dahin geführt, alle möglichen Verbindungen eines Körpers im Voraus zu bestimmen, aber sie konnte für sich die scheinbaren Ausnahmen nicht erklären, wo sich Körper der Erfahrung gemäß nicht in constanten, sondern in allen denkbaren Verhältnissen mit einander verbanden. Durch die Berücksichtigung einer andern Eigenschaft, der Beziehung nämlich der äußeren Form zur Zusammensetzung, ist die Erklärung dieser Abweichungen nicht allein möglich geworden, sondern man hat auch damit eine weit klarere Vorstellung über die Ursache der constanten Verbindungsverhältnisse überhaupt gewonnen.

Ueberall bestehen Gesetze der gegenseitigen Abhängigkeit in den Naturerscheinungen.

Die Fortschritte in allen Zweigen der Naturforschung, in den physikalischen Wissenschaften sowohl wie in der Physiologie, beruhen auf der Ueberzeugung, daß dergleichen Gesetze gegenseitiger und von einander abhängiger Beziehungen in den Eigenschaften der Körper bestehen und daß sie ermittelbar sind.

Weg, um zur Kenntniß der Abhängigkeitsverhältnisse zu gelangen.

Es gibt in der Naturforschung keine andere Methode, um zur Erkenntniß der Beziehungen zu gelangen, in welchen die Eigenschaften der Körper zu einander stehen, als daß wir zuerst diese Eigenschaften kennen zu lernen suchen und dann die Fälle ermitteln, wo sie wechseln. Es ist ein Naturgesetz, was keine Ausnahmen hat, daß die Abweichungen in einer Eigenschaft stets und unwandelbar begleitet sind von gleichförmig entsprechenden

Abweichungen in einer andern Eigenschaft, und es ist vollkommen einleuchtend, daß, wenn wir die Gesetze dieser Abweichungen kennen, wir in den Stand gesetzt sind, aus der einen Eigenschaft ohne weitere Beobachtung die der andern zu erschließen. Wenn wir das eine kennen, vorherzusagen, was in dem andern vor sich geht, das Unbekannte also aus dem Bekannten zu erschließen, dies ist was wir nöthig haben.

Einige Beispiele dürften vermögend seyn die Wahrheit dieser Sätze einleuchtend zu machen.

Beispiele von Abhängigkeitsgesetzen. Druck und Siedepunkt.

Es ist bekannt, daß eine jede Flüssigkeit unter denselben Bedingungen bei einem unveränderlichen Temperaturgrade ins Sieden geräth; dies ist so constant, daß wir den Siedepunkt als eine charakteristische Eigenschaft derselben bezeichnen.

Eine der Bedingungen der constanten Temperatur, bei welcher sich im Innern der Flüssigkeiten Dampfblasen bilden, ist der äußere Druck; mit diesem Drucke wechselt bei allen Flüssigkeiten, bei einer jeden nach einem besonderen Gesetze, der Siedepunkt, er nimmt zu oder ab, wenn der Druck wächst oder kleiner wird. Einer jeden Siedetemperatur entspricht ein bestimmter Druck, einem jeden Drucke eine bestimmte Temperatur. Es ist bekannt, daß die Kenntniß des Gesetzes der gegenseitigen Abhängigkeit des Siedepunktes des Wassers und des Druckes der Atmosphäre dahin geführt hat, durch das Thermometer festzusetzen, in welcher Höhe man sich über dem Meere befindet, durch die Abweichungen in der einen Eigenschaft eine andere zu messen.

Siedepunkt und Zusammensetzung.

Minder bekannt dürften die Beziehungen seyn, in welchen die Siedepunkte der Flüssigkeiten zu ihrer Zusammensetzung stehen. Der Holzgeist, Weingeist und das Fuselöl des Kartoffelbranntweins sind drei Flüssigkeiten, deren Siedepunkt sehr verschieden ist. Der Holzgeist siedet bei 59°, der Weingeist bei 78°, das Fuselöl bei 135° C. Die Vergleichung dieser drei Siedepunkte ergibt, daß der Siedepunkt des Weingeistes 19° höher als der des Holzgeistes ist ($59° + 19° = 78°$), der des Fuselöls ist viermal neunzehn Grad höher ($59 + 4 \times 19 = 135°$).

Jede dieser drei Flüssigkeiten liefert durch Oxydation unter

gleichen Umständen eine Säure; aus dem Holzgeist entsteht Ameisensäure, aus dem Weingeist Essigsäure, aus dem Fuselöl Baldriansäure. Von diesen drei Säuren hat jede wieder ihren constanten Siedepunkt. Die Ameisensäure siedet bei 99°, die Essigsäure bei 118°, die Baldriansäure bei 175° C. Wenn man diese drei Siedepunkte mit einander vergleicht, so ergibt sich sogleich, daß sie in einem ganz ähnlichen Verhältnisse zu einander stehen, wie die der Flüssigkeiten, aus denen die Säuren entstanden sind. Der Siedepunkt der Essigsäure ist um 19° höher als der der Ameisensäure, der Siedepunkt der Baldriansäure ist viermal neunzehn Grad höher.

Einer gleichförmigen Abweichung in der einen Eigenschaft entsprach, wie man sieht, eine gleichförmige Abweichung in einer andern Eigenschaft. Die eine Eigenschaft ist hier die Zusammensetzung.

Vergleicht man die Zusammensetzung der sechs Körper der drei Säuren und der drei Flüssigkeiten, aus denen sie durch den Einfluß des Sauerstoffs entstehen, so ergibt sich Folgendes. Die Zusammensetzung des Holzgeistes wird durch die Formel $C_2H_4O_2$, die des Weingeistes durch $C_4H_6O_2$, die des Fuselöls durch die Formel $C_{10}H_{12}O_2$ bezeichnet.

Wenn wir nun eine Gewichtsmenge Kohlenstoff und Wasserstoff, welche der Formel CH (gleichen Aequivalenten) entspricht, mit R bezeichnen, so sieht man sogleich, daß die des Weingeistes ausdrückbar ist durch die des Holzgeistes + 2 R.

Holzgeist Weingeist

$$C_2H_4O_2 + C_2H_2 = C_4H_6O_2$$

Die des Fuselöles ist ausdrückbar durch die des Holzgeistes + 8 R.

Holzgeist Fuselöl

$$C_2H_4O_2 + C_8H_8 = C_{12}H_{12}O_2$$

Die Formel der Ameisensäure ist $C_2H_2O_4$; die der Essigsäure $C_4H_4O_4$; die der Baldriansäure ist $C_{10}H_{10}O_4$. Man beobachtet leicht, daß die Formel der Essigsäure ausdrückbar ist durch die der Ameisensäure + 2 R, die Formel der Baldriansäure ist ausdrückbar durch die der Ameisensäure + 8 R. Diesen Erfahrungen gemäß entspricht dem Eintreten oder dem Mehrgehalt von 2 Aeq. Kohlenstoff und 2 Aeq. Wasserstoff oder von

2 R, ein um 19° erhöhter Siedepunkt. Es läßt sich zeigen, daß die Beziehung zwischen dieser Gruppe ganz constant ist und daß sich aus der Kenntniß des Siedepunktes in der That ein Rückschluß auf die Zusammensetzung machen läßt. Der Siedepunkt des ameisensauren Methyloxyds ist 36°, der des ameisensauren Aethyloxyds 55°, der Unterschied zwischen beiden beträgt 19°. Hieraus sollte geschlossen werden können, daß die Zusammensetzung der letzteren von der ersteren um C_2H_2 oder $_2$R abweicht. Dies ist in der That der Fall. Die Formel des ameisensauren Methyloxyds ist $C_4H_4O_4$, die der entsprechenden Aethylverbindung $C_6H_6O_4$, also genau um C_2H_2 höher. So siedet die Buttersäure bei 156°, ihr Siedepunkt ist genau um dreimal neunzehn Grade höher, als der der Ameisensäure. Die Vergleichung ihrer Formeln sagt, daß die Buttersäure angesehen werden kann als Ameisensäure + 6 R. Das Toluidin und Anilin sind zwei organische Basen, beide durch ihre Zusammensetzung insofern verschieden, daß das Anilin C_2H_2 oder 2 R mehr enthält als das Toluidin. Die Vergleichung ihrer Siedepunkte zeigt, daß der Siedepunkt des Anilins um 19° höher ist.

Das Gesetz des Abhängigkeitsverhältnisses ist unabhängig von den Ursachen, wodurch die Erscheinungen bewirkt werden.

Niemand wird in diesen Beispielen für diese Gruppe die Existenz eines Naturgesetzes verkennen und zu zweifeln vermögen, daß die Qualitäten eines Körpers in einer bestimmten Beziehung zu seiner Zusammensetzung stehen, daß einer Aenderung in einer Qualität eine gleichförmige Abweichung in etwas Quantitativem entspricht. Es verdient hier ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß die Kenntniß des Naturgesetzes ganz unabhängig ist von der eigentlichen Ursache oder von den Bedingungen, welche zusammengenommen den constanten Siedepunkt bewirken, denn was der Siedepunkt an und für sich ist, ist uns so unbekannt, wie der Begriff des Lebens.

Siedepunkt, Zusammensetzung und specifisches Gewicht stehen in einem Abhängigkeitsverhältniß zu einander

Es ist in dem obigen Beispiele nur eine der Beziehungen der Qualität der Körper und ihrer Zusammensetzung hervorgehoben worden; allein dieser Beziehungen gibt es ebenso viele, als wie der Körper besondere Eigenschaften besitzt. Für eine

große Gruppe von organisch-chemischen Verbindungen hat man ein Gesetz ermittelt, wonach sich aus der Kenntniß des Siedepunktes und der Zusammensetzung festsetzen läßt, wie viel Pfunde ein Cubikfuß der Verbindung wiegt, daß also auch die Eigenschaft des specifischen Gewichtes, des Druckes also, den die Körper bei gleichem Rauminhalte auf eine Unterlage äußern, in einer ganz bestimmten Beziehung zu zwei andern steht, die sich ändert, so wie sich diese beiden ändern.

Specifische Wärme und Atomgewicht

Ein ähnliches Abhängigkeitsverhältniß hat sich in Beziehung auf die Wärmemenge, welche verschiedene Körper bedürfen, um sich auf einerlei Temperatur zu erheben, und die Gewichtsverhältnisse herausgestellt, in denen sie sich unter einander befinden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß verschiedene Körper bei einerlei Temperatur verschiedene Wärmemengen enthalten. Gleiche Gewichte Schwefel, Eisen und Blei, die man auf den Siedepunkt des Wassers erwärmt hat, bringen mit Eis in Berührung eine gewisse Menge davon zum Schmelzen, und zwar ist die Menge flüssiges Wasser, welches unter diesen Umständen entsteht, sehr verschieden.

Wäre das Wärmequantum in den drei Körpern gleich, so müßte die Menge des geschmolzenen Eises bei allen gleich viel betragen, und der ungleiche Effekt, der hier hervorgebracht wird, zeigt an und für sich schon auf die Ungleichheit der wirkenden Ursache. Der Schwefel schmilzt sechs und ein halb mal, das Eisen viermal so viel Eis als das Blei. Es ist vollkommen einleuchtend, daß wenn wir Schwefel, Eisen und Blei auf einerlei Temperaturdifferenz, von 15° auf 200° z. B. mit derselben Spirituslampe zu erhitzen haben, so würden wir für Blei z. B. 1 Loth, für dieselbe Menge Schwefel 6½ Loth und für das gleiche Gewicht Eisen fast 4 Loth Spiritus zu verbrennen haben.

Diese verschiedenen Wärmemengen, welche gleiche Gewichte verschiedener Körper brauchen, um auf eine gegebene Temperaturdifferenz erwärmt zu werden, die jedem derselben eigenthümlich sind, heißen gerade deßhalb die eigenthümlichen oder specifischen Wärmen. Aus der Kenntniß der ungleichen Wärmemengen, welche die Körper bei gleichem Gewichte und einerlei Temperatur enthalten, gestattet ein einfaches Regeldetricexempel, die ungleichen

Gewichte vom Schwefel, Blei und Eisen zu berechnen, welche ein gleiches Wärmequantum enthalten, und es ergibt sich aus dieser Berechnung, daß z. B. 16 Schwefel so viel Eis schmelzen, wie 28 Eisen und 104 Blei von gleicher Temperatur. Diese Zahlen sind die nämlichen, wie die Mischungsgewichte (Aequivalentzahlen). Gleiche Aequivalente dieser und vieler andern Körper enthalten oder nehmen, um sich auf einerlei Temperatur zu erheben, einerlei Wärmemengen auf, und wenn wir uns die Aequivalente als die relativen Gewichte der Atomen denken, so ist klar, daß die Wärmemenge, die je ein Atom unter gleichen Bedingungen aufnimmt oder abgibt, für je ein Atom gleich ist, und sich, in Zahlen ausgedrückt, umgekehrt verhält, wie die Gewichte der Atome.

Es ist gewiß ein seltsames Resultat, daß die Menge Eis, die ein Körper schmilzt, dazu gedient hat, um in manchen Fällen die Gewichtsverhältnisse zu berichtigen und festzusetzen, in denen sich dieser Körper mit andern verbindet.

Specifische Wärme und Ton bei den Gasen

Noch viel sonderbarer mag es aber Vielen erscheinen, daß diese Eigenschaft (Wärme aufzunehmen oder abzugeben) bei den luftförmigen Körpern in einer ganz bestimmten Beziehung steht zu dem Tone einer Pfeife oder Flöte, welcher durch Einblasen des Gases hervorgebracht wird, so zwar, daß ein berühmter Naturforscher (Dulong) aus dem ungleichen Tone die Menge der Wärme beziehungsweise festzusetzen vermochte, welche bei constantem Volumen die Gase beim Zusammenpressen entlassen oder bei ihrer Ausdehnung verschlucken. Um eine klare Einsicht in diesen merkwürdigen Zusammenhang zu haben, muß man sich an einen der schönsten Gedanken von La Place, hinsichtlich des Zusammenhangs der specifischen Wärme der Gase mit ihrem Fortpflanzungsvermögen des Schalles, erinnern. Es ist bekannt, daß Newton und viele auf ihn folgende Mathematiker vergebens versuchten, eine der Beobachtung entsprechende Formel für die Geschwindigkeit des Schalles aufzustellen. Das Berechnete war dem Resultate der Beobachtung nahe; allein es zeigte sich stets ein unerklärbarer Unterschied. Da nun die Verbreitung des Schalles durch das Vibriren der elastischen Lufttheilchen, in Folge also eines Zusammenpressens und einer darauf folgenden

aus den Hauptprovinzen ſeines Reiches auftrug, zur Belehrung ſeines Sohnes Philipp (des Kühnen) die Rechte derſelben, wiſſenſchaftlich geordnet, aufzuzeichnen. Philipp de Fontaine ſchrieb das als Conseil à son ami (dem Prinzen Philipp) adreſſirte Buch, enthaltend die Coutumes de France et de Vermandois; Robert der Normanne (li Norman), das Grand-Coutumier de la Normandie, wovon wir einen, gleich alten lateiniſchen, einſt auch von Ludwig in ſeinen Reliquiae manuscriptorum (t. VII. p. 50) abgedruckten Text haben; zwei andere Rechtsgelehrte, Clement von Tours, und Hue (Hugo) von Paris, vollendeten das ganze Werk, das der Königin Blanca, Philipps des Kühnen Mutter, gewidmet, den Namen von ihr bekam. Eine franzöſiſche Ueberſetzung des dritten und vierten Buches der Juſtinianiſchen Inſtitutionen bilden den zweiten und den vierten Theil des Rechtsbuches. Daſſelbe erlitt ſpäter ähnliche Umarbeitungen und Veränderungen wie die deutſchen Spiegel (Klimrath S. 41). Und wie wir in Deutſchland den Richtſteig des Sachſenſpiegels beſitzen, ſo finden wir bei den Franzoſen das auch von Klimrath zuerſt entdeckte Livre de Justice et de Plet, * deſſen Inhalt er S. 50 — 57 ſeines Memoires näher bezeichnet. In allen dieſen Büchern tritt römiſches Recht mit germaniſchem vermiſcht und dem kirchlichen untergeordnet, als das dreifache Element des auf dieſe Weiſe gebildeten droit français hervor. Nur in der Coutume der Normandie iſt das germaniſche Element faſt ausſchließlich herrſchend.

Frankreich beſitzt nun nicht bloß dieſe Rechtsbücher, aus welchen im vierzehnten und fünfzehntn Jahrhundert andere hervorgingen, und deren Einfluß in der Umarbeitung der Coutumen ſichtbar iſt; es hat noch ein Rechtsdenkmal eigner Art aufzuweiſen, nämlich die Protokolle der Entſcheidungen ſeines höchſten Reichsgerichts, des königlichen Parlaments, faſt von deſſen Entſtehung an; es ſind die unter dem ſonderbaren Namen der Olim noch jetzt in den Archiven des Caſſationshofes aufbewahrten Regiſter, deren vier älteſte auf Pergament im dreizehnten Jahrhundert geſchrieben, der großen Sammlung den Namen gaben. Aus Dupins Notices iſt der wahre Charakter dieſer Sammlung eben ſo wenig zu erſehen, als aus der ganz neuen Brochure des Herrn Tailliandier. Auch

* Plet für Plaids, placitum.

Ausdehnung derselben geschieht, und bei dem Zusammenpressen der Luft Wärme frei und bei der Wiederausdehnung Wärme verschluckt wird, so vermuthete La Place, daß dieses Wärmephänomen einen Einfluß auf die Fortleitung des Schalles haben müsse, und es zeigte sich in der That, daß nach in Rechnungstellung der specifischen Wärme der Luft die Formel des Mathematikers frei von allen Fehlern und ein genauer Ausdruck für die beobachtete Geschwindigkeit war.

Wenn man nun die Geschwindigkeit des Schalles nach der Newton'schen Formel (also ohne Rücksicht auf die specifische Wärme der Luft) berechnet und sie mit der Formel von La Place vergleicht, so ergibt sich zwischen beiden ein Unterschied in der Länge des Raumes, den eine Schallwelle in einer Sekunde in beiden Fällen zurücklegt. Dieser Unterschied rührt von der specifischen Wärme der Luft, von der Wärmemenge her, die bei der Fortpflanzung des Schalles aus den in Bewegung gesetzten Lufttheilchen frei wird. Es ist nun klar, daß dieser Unterschied in der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in andern Gasen, die bei gleichem Volumen mehr oder weniger Wärme als die Luft enthalten und durch Druck entlassen, größer oder kleiner ausfallen wird, als für die Luft, und es ist somit leicht ersichtlich, wie die Zahlen, welche diese ungleiche Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in verschiedenen Gasen ausdrücken, zu gleicher Zeit ein Maß abgeben für die ungleichen Wärmemengen, die sie enthalten.

Da nun die Höhe oder Tiefe des Tones von der Anzahl der Vibrationen einer Schallwelle in einer Sekunde, also von der Geschwindigkeit abhängig ist, mit welcher sich die eingetretene Bewegung fortpflanzt, und man weiß, daß in allen Gasen die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer Schallwelle direkt proportional ist der Anzahl der Vibrationen der Töne, die dadurch hervorgebracht werden, so erklärt sich hieraus, wie durch die ungleiche Höhe des Tones, welcher durch verschiedene Gase mittelst einer Pfeife hervorgebracht wird, die specifische Wärme der Gase (wie viel das eine Gas mehr als das andere Gas enthält) ermittelt werden kann. Die große Entdeckung, daß die musikalische Harmonie, ein jeder Ton, der das Herz rührt, zur Freude stimmt, für Tapferkeit begeistert, das Merkzeichen einer bestimmten und

bestimmbaren Anzahl von Schwingungen der Theile des fortpflanzenden Mediums ist und damit ein Zeichen von Allem, was nach den Gesetzen der Wellenlehre erschließbar ist aus dieser Bewegung, hat die Akustik zu dem Range erhoben, den sie gegenwärtig einnimmt. Eine Menge die Töne betreffender Wahrheiten wurden aus der Wellenlehre erschließbar, während empirische Wahrheiten zu einer entsprechenden Kenntniß der Eigenschaften vibrirender Körper führten, welche früher ganz unbekannt waren.

Man unterlegt dem berühmten Wiener Violinverfertiger, daß er sich das Holz zu seinen Violinen im Walde mit dem Hammer ausgesucht, daß er diejenigen Bäume gewählt habe, die beim Anklopfen einen gewissen ihm allein bekannten Ton gegeben hatten. Dies ist sicher eine Fabel; daß er aber wußte, daß das obere und untere Brett einer guten Violine in einer Sekunde eine gewisse Anzahl Schwingungen machen, einen bestimmten Ton geben, und daß die Dicke des Brettes hiernach eingerichtet werden müsse, darüber kann man nicht den geringsten Zweifel hegen.

Elektricität und Magnetismus. Magnetismus und Wärme. Magnetismus und chemische Kraft.

Wenn man zuletzt erwägt, daß der durch einen Metalldraht gehende elektrische Strom in einem ganz bestimmten Verhältnisse steht zu den magnetischen Eigenschaften, welche dieser Draht hierdurch empfängt, wenn man sich erinnert, daß durch die Magnetnadel die feinsten Unterschiede der strahlenden Wärme gemessen werden können, daß die Quantität der in Bewegung gesetzten Elektricität in Zahlen ausdrückbar ist durch die nämliche Magnetnadel, daß sie gemessen werden kann in Cubikzollen Wasserstoffgas und in Gewichtstheilen von Metallen; wenn wir also sehen, daß die Ursachen oder Kräfte, von welchen die Eigenschaften der Körper, ihre Fähigkeit, auf unsere Sinne einen Eindruck zu machen oder überhaupt einen Effekt auszuüben, in einem ermittelbaren Abhängigkeitsverhältnisse zu einander stehen, wer könnte gegenwärtig daran zweifeln, daß die vitalen Eigenschaften diesen Gesetzen der Abhängigkeit gleich allen andern Eigenschaften folgen, daß die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Elemente, ihre Form- oder Ordnungsweise, eine

ganz bestimmte und bestimmbare Rolle in den Lebenserscheinungen spielen?

Vitale Eigenschaften sind keine Ausnahmen eines Naturgesetzes

Es liegt lediglich in ihrer Methode, welche viele Physiologen und Pathologen dahin geführt hat, die vitalen Eigenschaften gewissermaßen als Ausnahmen eines großen Naturgesetzes anzusehen; wie ließe es sich sonst erklären, daß sie die Anzahl und Gruppirung der Elemente, woraus die Theile des Organismus zusammengesetzt sind, nicht als eine physiologische Eigenschaft betrachten, welche als ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel zur Einsicht in die vitalen Erscheinungen dienen muß; wie ließe sich erklären, daß man in der Heilung und Hebung von Krankheitszuständen die Elementarzusammensetzung der Heilmittel und ihre davon abhängigen Eigenschaften, durch welche ihre Wirkung ausgeübt wird, nicht in Rechnung nimmt? Die bloße Kenntniß der Formeln reicht natürlich hierzu nicht aus, sondern es ist nothwendig, die Gesetze der Beziehungen zu ermitteln, in welchen die Zusammensetzung und Form der Nahrung oder der Secrete zu dem Ernährungsprocesse oder die Zusammensetzung der Heilmittel zu den Wirkungen, die sie auf den Organismus ausüben, stehen.

Anatomie vor Allem nothwendig

Es ist gewiß, daß alle Fortschritte der Physiologie der Pflanzen und Thiere von Aristoteles bis auf unsere Zeiten nur durch die Fortschritte der Anatomie möglich gemacht worden sind. Sowie derjenige über die Destillation im Dunkeln bleiben wird, der nichts mehr davon gesehen hat, als die Maische, das Feuer und den Hahn, aus welchem der Spiritus tropft, so ist in der That ohne Kenntniß des Apparates die Einsicht in den Vorgang unmöglich. Nun ist aber der Organismus ein viel zusammengesetzterer Apparat, der vor allem Andern eine ganz genaue Kenntniß der Struktur aller einzelnen Theile erfordert, ehe man ihre Bedeutung und die Funktion für das Ganze beurtheilen kann. (Schleiden.)

Man darf aber nicht vergessen, daß seit Aristoteles bis auf Leuvenhoeks Zeiten die Anatomie für sich über die Gesetze der Lebenserscheinungen nur theilweise Licht verbreitet hat, daß uns die Kenntniß des Destillationsapparates allein über seinen Zweck nicht unterrichtet, daß für viele organische Processe dasselbe

behauptet werden kann, wie für die Destillation, wo der, welcher die Natur des Feuers, die Gesetze der Verbreitung der Wärme, die Gesetze der Verdampfung, die Zusammensetzung der Maische und die des Produktes der Destillation kennt, unendlich mehr von der Destillation weiß, nicht allein als der, welcher den Apparat in seinen kleinsten Theilen kennt, sondern auch unendlich mehr, als der Kupferschmied, der den Apparat gemacht hat.

Mit jeder Entdeckung in der Anatomie haben die Beschreibungen an Schärfe, Genauigkeit und Umfang zugenommen, die rastlose Forschung ist bis zur Zelle angelangt, von diesem Höhepunkt an muß eine neue Forschung beginnen.

Anatomie allein nicht ausreichend

Wenn aber, wie viele meinen, jetzt und in der Zukunft die weiteren Fortschritte der Physiologie nur von der Vervollkommnung unserer Kenntniß des anatomischen Baues und der Struktur der Organismen abhängig sind, dann wird die Chemie der Physiologie, insofern durch sie die anatomischen Kenntnisse nicht vermehrt werden können, in keiner Weise Dienste leisten, denn die Aufgabe der Chemie ist ja nicht die Form, sondern die Feststellung der Beziehungen der Form zu den Elementen und ihrer Ordnungsweise, durch die sie hervorgebracht ist.

Durch die Kenntniß des anatomischen Baues und der Strukturverhältnisse allein wird eben nur die Anatomie gefördert, und mit der genauesten Erforschung der Bewegungserscheinungen im Körper erfahren wir nie etwas über die Ursachen und die Gesetze, die sie regieren, nur die Art und Weise der Richtung der Bewegung gelangt dadurch zu unserer Kenntniß.

Was hinzugezogen werden muß

Wenn die anatomische Kenntniß zur Lösung einer physiologischen Frage dienen soll, so muß nothwendig noch Etwas mit hinzugezogen werden, und das Nächste ist doch offenbar der Stoff, aus dem die Form besteht, die Kräfte und die Eigenschaften, die ihm neben den vitalen zukommen, die Kenntniß des Ursprunges des Stoffes und der Veränderungen, die er erfährt, um vitale Eigenschaften zu erlangen; es ist zuletzt unerläßlich, die Beziehungen zu kennen, in welchen alle Bestandtheile des Organismus, die flüssigen sowohl wie die festen, ganz abgesehen von der Form, zu einander stehen. Mit dem, was die

Chemie über dieſe hochwichtigen Fragen zu Tage gefördert hat, ſcheint vielen Phyſiologen nur die Chemie bereichert worden zu ſeyn, obwohl alle dieſe Reſultate in der Chemie einen ebenſo untergeordneten Platz einnehmen, wie die, welche durch die Mineralien- und Mineralwaſſeranalyſen erworben worden ſind.

Die Chemie allein nicht ausreichend

Ein anderer Grundirrthum, welcher von andern Phyſiologen gehegt wird, iſt der, daß man mit den chemiſchen und phyſikaliſchen Kräften allein oder in Verbindung mit Anatomie ausreichen könne, um die Lebenserſcheinungen zu erklären; es iſt in der That ſchwer zu begreifen, daß der Chemiker, der mit den chemiſchen Kräften genau bekannt iſt, in dem lebendigen Körper die Exiſtenz von neuen Geſetzen, von neuen Urſachen erkennt, während der Phyſiologe, dem die Kenntniß der Wirkung und des Weſens der chemiſchen und phyſikaliſchen Kräfte ferne ſteht oder abgeht, die nämlichen Vorgänge mit Hülfe der Geſetze der anorganiſchen Natur erklären will.

Ihrer wahren Bedeutung nach iſt die letztere Anſicht die extreme Folge einer Reaktion gegen eine vorhergegangene. In dem noch nicht lange vergangenen Zeitalter der philoſophiſchen Phyſiologie erklärte man *Alles* durch die Lebenskraft. Die Reaktion verwirft gänzlich die Lebenskraft und glaubt an die Möglichkeit, alle vitalen Vorgänge auf phyſikaliſche und chemiſche Urſachen zurückführen zu können. In dem lebendigen Thierkörper herrſchen — ſo ſagte man vor vierzig Jahren — *andere* Geſetze als in der anorganiſchen Natur, alle Vorgänge ſind *anderer* Art. Manche der heutigen Phyſiologen dagegen halten ſie für *gleicher* Art. Das Gewinnloſe für uns in beiden Anſichten liegt darin, daß man weder damals, noch jetzt die Abweichungen in den Effekten der Lebenskraft und den Wirkungen der unorganiſchen Kräfte oder ihre Aehnlichkeit oder Gleichheit feſtzuſetzen oder zu ermitteln verſucht hat. Die Schlüſſe, zu denen man kam, waren nicht auf die Bekanntſchaft der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit in ihren gegenſeitigen Beziehungen, ſondern auf die Unbekanntſchaft mit denſelben gegründet.

Was heißt chemiſche Kräfte?

Diejenigen Phyſiologen, welche die vitalen Vorgänge als Effekte der unorganiſchen Kräfte betrachten, vergeſſen ganz, daß

der Ausdruck chemische Kräfte nichts Anderes heißt, als das Quantitative in den verschiedenen Lebensäußerungen und die Qualitäten, welche durch diese Quantitäten bedingt werden. Von der falschen Vorstellung, die man sich von dem Einflusse der Chemie auf die Erklärung der vitalen Erscheinungen macht, rührt es her, daß man von der einen Seite diesen Einfluß zu gering anschlägt, während die Erwartungen und Anforderungen der andern zu hoch gespannt sind.

Durch Zahlen wird kein Abhängigkeitsverhältniß hergestellt

Wenn zwischen zwei Thatsachen ein ganz bestimmter Zusammenhang besteht oder aufgefunden wird, so ist es die Aufgabe der Chemie keineswegs, diesen Zusammenhang zu erweisen, sondern lediglich nur denselben in Quantitäten, in Zahlen auszudrücken. Durch die Zahlen allein kann zwischen zwei Thatsachen keine Beziehung hergestellt werden, wenn diese Beziehung an sich nicht besteht.

Zahlen sind nur Ausdrücke von bestehenden Abhängigkeitsverhältnissen

Bittermandelöl und Benzoesäure sind ihrem Vorkommen und ihren Eigenschaften nach zwei durchaus verschiedene organische Verbindungen. Von einer gegenseitigen Beziehung zwischen beiden war vor einigen Jahren noch keine Rede. Man entdeckte nun, daß das Bittermandelöl an der Luft fest und krystallinisch wurde, und daß der entstandene Körper identisch in seinen Eigenschaften und seiner Zusammensetzung mit Benzoesäure ist. Eine Beziehung zwischen beiden war nach dieser Erfahrung unverkennbar. Die Beobachtung erwies, daß bei dem Uebergange des Bittermandelöls in Benzoesäure Sauerstoff aus der Luft aufgenommen wird und die Analyse beider setzte die vorgegangene Umwandlung in Zahlen fest, und so weit sie erklärbar war, erklärte sie sie damit.

In einer ähnlichen Weise wurde durch das Studium der Veränderungen, welche das Kartoffelfuselöl durch den Einfluß des Sauerstoffs erfährt, eine bestimmte Beziehung zwischen diesem Körper und der Baldriansäure entdeckt und durch den Zahlenausdruck dargethan, daß sich beide zu einander wie der gewöhnliche Weinalkohol zu der Essigsäure verhalten.

Chemische Beziehung zwischen Harnstoff, Harnsäure, Allantoin, Oxalsäure

Der Harn des Menschen enthält Harnstoff, häufig Harnsäure, in dem Harne gewisser Thierklassen fehlt die Harnsäure,

in dem Harne anderer der Harnſtoff. Mit der Zunahme der Harnſäure nimmt der Harnſtoffgehalt des Harnes ab, der Harn des Fötus der Kuh enthält Allantoin, in dem Menſchenharne macht die Oxalſäure einen ſelten fehlenden Beſtandtheil aus. Der Wechſel in gewiſſen vitalen Vorgängen im Organismus iſt begleitet von einem entſprechenden Wechſel in der Natur, Menge und Beſchaffenheit der Verbindungen, welche durch die Nieren ſecernirt werden. Es iſt die Aufgabe des Chemikers, die beobachteten Beziehungen quantitativ auszudrücken, in welchen dieſe Körper zu einander und zu den Vorgängen im Organismus ſtehen.

Wie die Chemie verfährt, um die Beziehungen auszudrücken

Die Chemie unterlegt zuvörderſt durch die Analyſe den Wörtern Harnſtoff, Harnſäure, Allantoin, Oxalſäure ihre quantitative Bedeutung; durch dieſe Formeln wird noch keine Beziehung zwiſchen ihnen gegenſeitig hergeſtellt, indem ſie aber ihr Verhalten und die Aenderungen unterſucht, welche dieſe Verbindungen unter dem Einfluſſe des Sauerſtoffs und des Waſſers, derjenigen Körper alſo erleiden, die an ihrer Bildung oder Veränderung im Organismus Antheil haben, ſo gelangt ſie zu Ausdrücken eines beſtimmten und unverkennbaren Zuſammenhanges. Durch die Hinzuführung von Sauerſtoff zu Harnſäure ſpaltet ſie ſich in drei Produkte, in Allantoin, Harnſtoff und Oxalſäure. Durch eine größere Zufuhr von Sauerſtoff geht die Harnſäure gerade auf in Harnſtoff und Kohlenſäure. Das Allantoin ſtellt ſich dar als harnſaurer Harnſtoff. Die Vergleichung der von dem Chemiker entdeckten Bedingungen des Uebergangs der Harnſäure in Harnſtoff mit denjenigen, die den Vorgang im Organismus begleiten, führt zu dem Schluſſe, daß die Bedingungen (in dem erwähnten Falle Zufuhr von Sauerſtoff) in beiden Fällen die nämlichen ſind oder daß ſie von einander abweichen. Dieſe Abweichungen geben jetzt neue Anhaltpunkte zu Unterſuchungen ab, mit ihrer Ermittelung iſt der Vorgang erklärt.

Der Harnſtoff und die Harnſäure ſind Produkte der Veränderungen, welche die ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheile des Blutes unter dem Einfluſſe des Waſſers und des Sauerſtoffs erleiden; die ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheile des Blutes ſind identiſch in ihrer Zuſammenſetzung mit den ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheilen

der Nahrung. Die Beziehung zwiſchen der letztern und der Harnſäure, dem Harnſtoffe mit dem Sauerſtoffe der Luft und den Elementen des Waſſers, die quantitativen Bedingungen ihrer Bildung drückt die Chemie in Formeln aus, und ſo weit ihr Gebiet reicht, erklärt ſie ſie damit.

Was die chemiſchen Formeln bedeuten.

Es iſt auch dem Unkundigen einleuchtend, daß die Verſchiedenheit der Eigenſchaften in zwei Körpern entweder abhängig iſt von einer verſchiedenen Ordnungsweiſe der Elemente, woraus ſie beſtehen, oder von einem quantitativen Unterſchiede in der Zuſammenſetzung. Die Formeln des Chemikers ſind *Ausdrücke der verſchiedenen Ordnungsweiſe* oder *der quantitativen Verſchiedenheiten*, welche die qualitativen begleiten. Die heutige Chemie kann ſelbſt durch die ſorgfältigſte Analyſe die Zuſammenſetzung eines organiſchen Körpers nicht mit Sicherheit feſtſtellen, wenn die quantitative Beziehung deſſelben zu einem zweiten nicht ermittelt iſt, über deſſen Formel kein Zweifel beſteht; nur in dieſer Weiſe konnte z. B. die Formel des Bittermandelöls und Fuſelöls feſtgeſetzt werden, und wenn ein Abhängigkeitsverhältniß zwiſchen zwei Körpern durch unmittelbare Beobachtung *nicht* wahrgenommen werden kann, ſo iſt der Chemiker genöthigt, ſich durch die Experimentirkunſt die Beziehungen zu ſchaffen; er ſucht den Körper in zwei oder mehrere Produkte zu ſpalten, er unterſucht die Produkte, die er durch den Einfluß des Sauerſtoffs oder des Chlors, der Alkalien und Säuren daraus erhält, und durch dieſe Mittel gelingt es ihm zuletzt, eins oder mehrere Produkte zu erhalten, deren Zuſammenſetzung vollſtändig ermittelt iſt, deren Formel er kennt. An die Formel dieſer Produkte knüpft er jetzt die Formel des Körpers an, die er ſucht. Die Summe des Ganzen, er erſchließt ſie mit Hülfe der Kenntniß eines, mehrerer oder aller Theile aus denen das Ganze beſteht. So iſt die Anzahl der Aequivalente Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, die zu einem Zuckertheilchen gehören, durch die Analyſe nicht beſtimmbar; die Geſchicklichkeit eines Chemikers gibt keinen Beweis ab für die Richtigkeit ſeiner Analyſe des Salicins, des Amygdalins; der Zucker verbindet ſich aber mit Bleioxyd, er zerlegt ſich durch die Gährung in Kohlenſäure und Alkohol in zwei Verbindungen, deren Formeln genau

bekannt sind; das Amygdalin zerfällt in Blausäure, in Bittermandelöl und Zucker, das Salicin in Zucker und in Saligenin.

Werth der Formeln

Es ist klar, wenn das Gewicht des Körpers und des von einem oder zwei oder allen aus demselben hervorgehenden Produkten und ihre Formel bekannt ist, so kann die Anzahl und das Verhältniß von einem oder zwei oder von allen seinen Elementen, d. h. seine Formel, erschlossen, das Resultat der Analyse kann dadurch bewahrheitet oder berichtigt werden.

Warum der Chemiker die Zersetzungsprodukte eines Körpers studirt

Die Bedeutung der Formeln des Chemikers ist hiernach klar. Die richtige Formel eines Körpers drückt die quantitativen Beziehungen aus, in welchen der Körper zu einem, zwei oder mehreren andern steht. Die Formel des Zuckers drückt die ganze Summe seiner Elemente aus, die sich mit einem Aequivalent Bleioxyd vereinigen oder die Menge Kohlensäure und Alkohol, in welche er durch die Gährung zerfällt. Man wird hiernach verstehen, warum der Chemiker häufig gezwungen ist, den Stoff, dessen Zusammensetzung er feststellen will, in zahlreiche Produkte zu spalten, warum er seine Verbindungen studirt. Alles dies sind Controlen für seine Analyse. Keine Formel verdient volles Vertrauen, wenn der Körper, dessen Zusammensetzung sie ausdrücken soll, diesen Operationen nicht unterworfen worden ist.

Mißbrauch der Formeln

Indem einige neuere Physiologen vergaßen, daß die Kenntniß der Beziehungen zweier Erscheinungen ihrem Ausdrucke in Zahlen vorangehen müsse, arteten die Formeln des Chemikers in ihren Händen zu einer sinnlosen Spielerei aus. Anstatt eines Ausdrucks für ein wirklich vorhandenes Abhängigkeitsverhältniß suchten sie durch Zahlen Beziehungen herzustellen, die in der Natur nicht bestehen oder niemals beobachtet worden sind. Diese Eigenschaft kommt aber den Zahlen nicht zu.[1]

[1] „Die mikroskopische Anatomie zeigt, daß in dem Gehirn und Rückenmark eine Mischung von grauen und weißen Substanzen existirt, und daß sich in diesem Organ Eiweiß und Oel vereinigen. Statt diese Notiz der Anatomie bei ihren Untersuchungen zu benutzen, analysirten die Chemiker das Fett als Ganzes, d. h. eine unbekannte Mischung von Eiweiß und Fett. Man kam dabei auf eine eigenthümliche, angeblich stickstoffhaltige

Hoffnungen.

Die Zeit wird aber kommen, obwohl sie die gegenwärtige Generation schwerlich erleben wird, wo man einen Zahlenausdruck in chemischen Formeln für alle normalen Thätigkeiten des Organismus ermittelt haben wird, wo man die Abweichungen in den Funktionen seiner einzelnen Theile messen wird durch entsprechende Abweichungen in der Zusammensetzung des Stoffs, woraus diese Theile bestehen, oder der Produkte, die er hervorbringt; wo die Effekte, welche durch Krankheitsursachen oder durch Arzneimittel hervorgebracht werden, quantitativ ermittelt, wo eine bessere Methode Erkenntniß aller Bedingungen der Lebenserscheinungen, Klarheit und Sicherheit in die Erklärungen bringen wird; man wird alsdann für unbegreiflich halten, daß eine Zeit bestand, wo man den Antheil, den die Chemie an diesen Erwerbungen zu nehmen bestimmt ist, bestritt, wo man über die Art und Weise ihrer Hülfe zweifelhaft seyn konnte.

Fettsäure, die Cerebrinsäure, und suchte die Anomalie eines Fettes, das Stickstoff führte, durch theoretische Gründe zu stützen. Allein durch eine chemische Deduktion, bei welcher die Proteinformel von Mulder zu Grunde zu legen ist, läßt sich zeigen, daß man eben nur das, was sich vom anatomischen Standpunkte aus erwarten ließ, nämlich eine Mischung von Eiweiß, Fett und Phosphor, vor sich hatte. Denn

1 At. Cerebrinsäure	$PC_{172}H_{300}N_5O_{30-34}$.
½ At. Protein	$= C_{80}H_{31}N_5O_{12}$.
10-24½ At. Fett	$C_{150}H_{275}O_{10-24½}$.
18 At. Wasser	$H_{36}O_{18}$.
1 At. Phosphor	P.
	$PC_{172}H_{300}N_5O_{30-34½}$.

Dadurch tritt aber die scheinbare Anomalie, welche sonst die Gehirnsubstanz darbieten würde, wieder in die Regel ein." (Valentin in seinem Lehrbuch I. S. 174.)

J. v. Liebig.

hier hat Klimrath das Verdienſt, durch eine genaue Prüfung der alten Codices das Wahre zuerſt gefunden zu haben. * Wir ſehen aus dieſen Protokollen, wie die königliche Gerichtsbarkeit, hervorgegangen aus der uralten Sitte der tria placida legalia Karls des Großen und ſeiner Nachfolger, nach und nach den in Frankreich ihr eigenthümlichen Charakter annahm.** Wie vieles Licht durch die in dieſen Protokollen erhaltenen Notizen über die franzöſiſche Rechtsgeſchichte verbreitet wird, ergibt ſich ſchon aus den Angaben, die Klimrath zuſammenſtellte, um nur einige Hauptpunkte aufzuhellen.

Die dritte Hauptquelle des franzöſiſchen Rechtes ſind die Ordonnances oder die eigentlichen allgemeinen Geſetze des Königreichs. Diejenigen Rechtsgelehrten, welche gewohnt ſind, alles Recht aus den Geſetzen herzuleiten, oder zu glauben, daß unter der „deſpotiſchen Ruthe des Feudalismus“ der Grundſatz des quod principi placuit, legis habet vigorem, alles Recht geſchaffen habe, werden ſich nicht wenig wundern, zu hören, daß Jahrhunderte hindurch die Rechtsquelle der Ordonnances ſehr wenig ergiebig war. Aehnliche Bemerkungen wird Jeder machen, der die Staats- und Rechtsgeſchichte irgend eines europäiſchen Landes vor dem vierzehnten Jahrhundert bearbeitet. Wie wenige Reichsgeſetze wir in Deutſchland haben aus den frühern Zeiten, kann Jeder aus Herrn Dr. Böhmers höchſtverdienſtlicher chronologiſcher Notiz erſehen. Ein Gleiches galt in den Staaten der untergeordneten Fürſten. Die franzöſiſchen Juriſten *** ſagen: l'histoire des Ordonnances est celle de la France; eine bündig ausgeſprochene Wahrheit! Die franzöſiſche Geſchichte dreht ſich ſtets um die der königlichen Gewalt; ihr Steigen und Fallen offenbaren jene Aeußerungen der königlichen Macht. Im Anfang Privilegienbriefe, werden die Ordonnances bald Beſtätigungsakte der Stadtrechte oder Regierungsbefehle, dann Geſetze, wodurch der König ſich von den Feſſeln der Lehensabhängigkeit befreit, oder

* Jean de Montluc hat ſeit 1363 die Protokolle der Entſcheidungen (arrests) in ein regelmäßiges Regiſter eingetragen; dann die frühern bis 1254 nachträglich notirt. Seine Nachfolger ſetzten ſie fort.

** Klimrath, Mémoire sur les Olim et sur le Parlement, p. 30.

*** Fleuri, Duvin, Laferriere.

Einige Vorschläge
zur
Bildung und Beförderung der Offiziere.

Motto: „Oft glauben die Leute, ich spräche aus Haß gegen sie, wenn ich mit Liebe für sie erfüllt bin, und sie nur vor Uebelheit und Schande bewahren will."
(Der Prediger in der Wüste.)

Im vorhergehenden Hefte dieser Zeitschrift haben wir uns über die Stellung der deutschen Offiziere zu den übrigen Staatsdienern ausgesprochen, dabei auf mancherlei Uebelstände hingewiesen, deren Beseitigung immer dringlicher wird, und daraus die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der Offiziersbildung dargelegt, mit Hindeutung auf den einzuschlagenden Bildungsweg. Es ist uns dabei auf S. 20, wo von den Schattirungen in den Offiziercorps gesprochen wird, ein fehlerhafter Ausdruck entschlüpft, indem wir „Klassen" gesagt haben, wo nur von Erscheinungen die Rede seyn sollte, so wie wir keineswegs der Meinung sind, daß es außer den angeführten Erscheinungen nicht auch solche gäbe, die in jeder Beziehung zu den musterhaften gezählt werden können. Der geneigte Leser wolle diesen Fehler berichtigen.

Seit jener Aufsatz geschrieben worden, ist eine Schrift über das Wehrwesen unserer Zeit erschienen[1], deren pseudonymer Verfasser dem Gegenstande, welcher uns hier beschäftigt, ebenfalls große Aufmerksamkeit gewidmet und Vorschläge zu Verbesserungen

[1] „Ansichten über das deutsche Wehrwesen, mit Versuchen zu seiner Vervollkommnung," von German. Bamberg, 1845.

gemacht hat, die alle Beachtung verdienen, weßhalb hier näher darauf eingegangen werden soll. Daß wir bei Besprechung solcher militärischer Gegenstände die Deutsche Vierteljahrsschrift zum Organ wählen, hat seinen Grund in dem Bestreben, das nichtmilitärische Publikum mit Verhältnissen bekannt zu machen, die ihm zum großen Theile fremd sind, aber nicht fremd bleiben dürfen, weil das mit dem Grundsatze allgemeiner Verpflichtung zum Militärdienste nicht recht harmoniren will.

In der genannten Schrift über das Wehrwesen wird von der Ansicht ausgegangen, daß Jeder, der eine Offiziersstelle bekleiden wolle, damit anfangen müsse, Soldat zu werden, und zwar in der umfassenden Bedeutung des Wortes. Von wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalten nach Art der bisherigen Cadetteninstitute wird dabei ganz abgesehen. Der Aspirant soll eine tüchtige Gymnasialbildung haben und mindestens achtzehn Jahre alt seyn. In den ersten drei Jahren seiner Dienstzeit soll er im Sommerhalbjahre praktisch, im Winterhalbjahre wissenschaftlich gebildet werden, dabei aber von jedem Dienste befreit seyn, worauf nach Befinden der Resultate die Beförderung zum Offizier eintreten könne. Ein gleicher kriegswissenschaftlicher Bildungsgrad wird nicht von Allen verlangt. Dagegen soll den befähigtsten Subjekten durch Gründung einer höheren Kriegsschule Gelegenheit gegeben werden, in einem anderweiten dreijährigen Lehrkursus sich einen höheren Bildungsgrad zu erwerben, der ihnen dann Anwartschaft zur Beförderung außer der Reihe gibt. Wer in dieser höheren Kriegsschule seine Studien nicht auf befriedigende Weise absolvirt, hat auf höhere Befehlshaberstellen als die eines Hauptmanns keine Ansprüche, und soll auch eben so wenig eine Adjutantenstelle erhalten. Alle diese Vorschläge werden genügend motivirt; wir können also ohne weitere Umschweife zu einer vergleichenden Betrachtung übergehen.

Bei der ersten flüchtigen Betrachtung scheint der vorgeschlagene Bildungsweg dem Militärbudget einige Ersparnisse zu versprechen, indem die Ausgabe für die Cadetteninstitute wegfällt und die Begründung einer höheren Kriegsschule als bloße Unterrichtsanstalt einen geringeren Aufwand verursacht, ohnehin auch eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden ist. An die Stelle der Cadetteninstitute treten aber so viele andere

Unterrichtsanstalten als es Brigaden gibt. Sollen diese nun mehr leisten, als das z. B. bei den bisherigen preußischen Divisionsschulen der Fall gewesen, so müssen sie auch mit besseren Bildungsmitteln ausgerüstet werden, d. h. man wird einen größeren Vorrath an Büchern, Karten, Planen, Instrumenten ꝛc. anschaffen, eine größere Anzahl Unterrichtslokale miethen (die der Verf. aus den Kasernen verwiesen wissen will) und die dabei angestellten Lehroffiziere besser honoriren müssen. Wir glauben also, daß auf diese Weise der Aufwand eher vermehrt als vermindert, oder der Bildungszweck nur sehr unvollständig erreicht werden dürfte.

Nehmen wir jedoch an, daß durch diese secundären Unterrichtsanstalten in der Truppe ein Mehraufwand nicht entstehe, weil denjenigen Offizieren, die den Unterricht auf der höheren Kriegsschule genossen haben, die Verpflichtung auferlegt werden könnte, eine gleiche Anzahl Jahre den Lehrfunktionen in den Brigadeschulen ohne Honorar sich zu unterziehen; setzen wir ferner voraus, daß die darin gebildeten Offizierssubjekte allen Anforderungen entsprächen, die man an die Befehlshaber einer Compagnie, Schwadron, Batterie oder selbst eines Bataillons in den gewöhnlichen Kriegsvorfällen machen kann, so scheinen doch keineswegs alle Uebelstände dadurch beseitigt zu seyn, und wir müssen der Sache noch etwas tiefer auf den Grund gehen.

Wir geben zu, daß die Mehrzahl der Offiziere, bis zu den Bataillonscommandeuren hinauf, außer der erforderlichen (sogenannten) praktischen Tüchtigkeit nur eines mittelmäßigen Grades kriegswissenschaftlicher Bildung bedarf, den man sich in solchen Brigadeschulen unter Mitwirkung fortgesetzter Selbststudien füglich erwerben kann. Wir bestreiten auch gar nicht, daß zur Erwerbung höherer Kenntnisse vom Kriege besondere geistige Anlagen erforderlich sind, die nur Wenigen zu Gebote stehen, und daß, sobald der geforderte Bildungsgrad das Maß der geistigen Kräfte überschreitet, daraus nur jene Halbwisserei oder wissenschaftliche Afterbildung entsteht, die weit nachtheiliger ist als ein Mangel an Kenntnissen, weßhalb auch wir den kriegswissenschaftlichen Unterricht in den Cadetteninstituten nicht billigen können. Aber wir würden doch eine Ungerechtigkeit darin erblicken, wenn man von Hause aus jungen Männern von minder glänzenden

Geistesgaben die höhere Laufbahn verschließen und sie dagegen einer gleichsam bevorzugten Klasse eröffnen wollte, ohne dafür andere Gründe anführen zu können als bloße Vermuthungen einer künftigen vielseitigeren Brauchbarkeit.

Es entsteht nämlich hier die sehr wichtige Frage: **Was** und **Wer** soll entscheiden, ob Diesem oder Jenem der Zutritt zur höheren Kriegsschule zu gestatten oder zu verweigern sey? Man wird uns zwar darauf erwiedern: „Die Resultate von Prüfungen vor einer Commission." Aber damit sind wir noch nicht zufrieden gestellt, und zwar aus folgenden Gründen. Allerdings klingt es sehr einfach, logisch, praktisch und deßhalb verführerisch, wenn gesagt wird: „Nur die fähigsten Köpfe sollen zu den höheren Anführerstellen gelangen und nur **sie** bedürfen einer höheren kriegswissenschaftlichen Bildung." In der Ausführung dieser an sich ganz richtigen Idee stößt man aber auf große Schwierigkeiten.

Das Talent der Anführung und die Kunst zu befehlen sind weder ganz gleiche Eigenschaften, noch werden sie ausschließlich durch wissenschaftliche Bildung begründet. Es gehört dazu noch ein psychologisches Etwas, das sich weder lehren noch lernen, nicht einmal genügend definiren, am allerwenigsten aber durch ein wissenschaftliches Examen ermitteln läßt. Das **Talent der Anführung** besteht in der richtigen Wahl der anzuwendenden Mittel, und in der Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs bei jeder Unternehmung im Kriege. Man kann dies allerdings eine Operation des Verstandes nennen und das Wissen spielt dabei keine unbedeutende Rolle. Aber der Erfolg, insofern er von uns selbst abhängig ist und nicht durch fremde Kräfte oder fremden Willen vereitelt wird, hängt hauptsächlich von der **Kunst zu befehlen** ab. Diese Kunst besteht in der Herrschaft über diejenigen, welche mitten unter Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren alle einzelnen Anordnungen mit Umsicht und Präcision vollziehen sollen. Diese Herrschaft gründet sich zwar zum großen Theile auf das Vertrauen in das Talent der Anführung, aber doch keineswegs ausschließlich; sie ist das unsichtbare Band, welches die Gehorchenden an die Befehlenden knüpft und die Lenksamkeit des Ganzen bedingt.

Heller **Geist** und **Willensstärke** müssen also bei jeder

schwierigen und gefahrvollen Unternehmung Hand in Hand gehen. Wollte man die Sache durch eine arithmetische Proportion ausdrücken, so würde man sagen können: „Ein Befehlshaber, bei welchem sich Verstand und Charakter wie 5 zu 10 verhalten, ist demjenigen vorzuziehen, bei welchem das umgekehrte Verhältniß stattfindet." Ist die Kraft des Willens stärker, größer als die Thätigkeit des Geistes, so geht man auf das vorgesteckte Ziel los mit der Wahrscheinlichkeit es zu erreichen. Beherrscht hingegen die geistige Regsamkeit den Charakter, so ändert man unaufhörlich seine Entschlüsse, Entwürfe und Zwecke, indem ein umfassender Geist mit jedem Augenblicke die Gegenstände aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Wird nun dieser stete Wechsel nicht durch Willensstärke überwunden, so entsteht ein Schwanken zwischen verschiedenen Entschlüssen, ein unsicherer Gang nach dem Ziele. Wenn es schon nicht ganz leicht ist, einen den Umständen entsprechenden Entschluß zu fassen, so ist es noch ungleich schwerer, demselben in der Ausführung treu zu bleiben. Allerdings wächst diese Schwierigkeit mit der Größe der Unternehmung, aber sie ist bei jeder Unternehmung vorhanden und wird von jedem Befehlshaber empfunden, er möge an der Spitze eines Bataillons, eines Regiments oder einer Brigade stehen. Zugegeben also, daß das Anführertalent sich an wissenschaftliche Bedingungen knüpft, so vermag es doch nur wenig ohne die Kunst zu befehlen, welche die Herrschaft über die Untergebenen zur Bedingung macht.

Im verjüngten Maßstabe zeigt sich die Kunst zu befehlen bei Manchem bereits im Jünglingsalter, verliert sich aber oft schon nach verbrauster Jugend, weil sie meist nur in jener Zuversicht besteht, die ihren Ursprung im jugendlichen Leichtsinne hat, der sich über die möglichen Folgen einer Handlung hinwegsetzt. Andere hingegen, die in ihren Jünglingsjahren vorsichtiger und deßhalb zurückhaltender waren, entwickeln im reiferen Alter jene kalte Besonnenheit, jene unerschütterliche Ausdauer in der Gefahr, mithin jene geistige Ueberlegenheit, welche sie in den Stand setzt, den entscheidenden Moment mit Sicherheit zu erkennen und mit Leichtigkeit zu benutzen. Ist nun aus dieser Darstellung ersichtlich, daß zur erfolgreichen Befehlführung im Kriege noch andere und höhere als wissenschaftliche Eigenschaften erforderlich

sind, erinnert man sich dabei, daß diese andern Eigenschaften sich häufig erst im Mannesalter entwickeln, so wird man auch eingestehen müssen, daß es nicht rathsam erscheint, von Hause aus einen großen Theil der Offiziere von den höheren Befehlshaberstellen faktisch auszuschließen und die Concurrenz dazu nur einer bevorzugten Jugend möglich zu machen. Dadurch würde unter den Offizieren eines Corps eine Spaltung entstehen, deren Nachtheile im Kriege durch das, was der geistreiche General v. Clausewitz die „Friktion der Maschine" nennt, leicht größer seyn könnten, als die durch jene Bevorzugung zu erzielenden Vortheile.

Es gibt aber noch andere wichtige Gründe, aus welchen wir eine solche Scheidung der Offiziere nicht billigen können, obschon bei langem Frieden eine schnellere Beförderung der fähigsten Köpfe unerläßlich erscheint und auch von uns bevorwortet werden soll. Wir müssen aber zuvor den Begriff und Zweck einer höheren Kriegsschule fester stellen, das Bildungsziel genauer bezeichnen.

So wenig als auf einer Universität Theologen, Aerzte, Advokaten, Richter, Gesetzgeber, Staatsmänner u. s. w. für und gebildet werden können, so wenig kann man auf einer Militärhochschule gute Anführer bilden. Das ist wohl eine unbestreitbare Thatsache. Aber es soll der studirenden Jugend daselbst Gelegenheit gegeben werden, die höheren Wirkungskreise ihres künftigen Berufs kennen zu lernen, es sollen ihnen die Mittel und Wege gezeigt werden, durch welche man das vorgesteckte Ziel erreichen kann. Positive Kenntnisse sind hier und da ganz unentbehrlich, aber doch nur als bloße Werkstücke zu betrachten, deren geschickte Verarbeitung und Anwendung wieder eine Wissenschaft für sich ist und nicht dem Zufalle überlassen bleiben darf. Man wird also auf concrete Fälle eingehen müssen, wobei es, wie bekannt, auf Beurtheilung von Verhältnissen und Umständen ankommt, welche die abstrakte Wissenschaft nicht in ihre Kapitel und Abschnitte aufnehmen kann.

Was wir hier nur ganz flüchtig angedeutet haben, zeigt sich in verstärktem Grade bei der höheren Kriegsbildung. Fehlerhaft wäre es, wenn diese sich zur Aufgabe stellen wollte, das Verhalten der höheren Befehlshaber bei den verschiedenen

Unternehmungen im Kriege zu lehren; aber ſie muß daſſelbe aufmerkſam betrachten, die Urſachen glücklicher oder unglücklicher Erfolge zu erforſchen ſuchen, um daraus für ähnliche Fälle gute Lehren zu ziehen. Das Mittel dazu iſt die ſorgfältige Darſtellung lehrreicher kriegeriſcher Unternehmungen. Wer dieſes Mittel nicht anwendet, wird, ungeachtet ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit, mit ſeinem künftigen kriegeriſchen Berufe in der erforderlichen Weiſe ſich niemals vertraut machen können. Man wolle uns hier nicht mit dem Einwurfe entgegen treten: „daß der Krieg auch die Anführer bilden werde." Allerdings thut er das, und die Erfahrungen dem Feinde gegenüber werden noch viel zu vervollſtändigen haben. Es handelt ſich hier aber um die wiſſenſchaftliche Vorbildung zum Kriege. Eben ſo wenig können wir die Behauptung gelten laſſen: „daß eine ſolche Bekanntſchaft mit dem Kriege keine Nothwendigkeit für jeden Offizier ſey." Das Geſchäft der Recognoscirung, der Beobachtung, der Kundſchaft, der Sicherung u. ſ. w. liegt zum größeren Theil den Subalternoffizieren ob, und wenn dabei auch ein höherer Offizier die Leitung hat, oder den Gehülfen ſpezielle Aufträge ertheilt, deren Vollziehung keine höhere Anſicht oder Kenntniß vom Kriege zu erfordern ſcheint, ſo muß er ſich doch immer der Augen und Ohren dieſer Gehülfen bedienen, ihrer Sachkenntniß und Beurtheilung vertrauen dürfen, um die eigene ihm geſtellte Aufgabe zur Befriedigung löſen zu können. Hierzu iſt nun von Seiten ſeiner Gehülfen eine gewiſſe Vertrautheit mit dem Kriege das weſentlichſte Erforderniß, und wir erklären dieſelbe geradezu für die Baſis der ganzen Kriegerbildung. Die Kriegsgeſchichte erſcheint mithin als das vornehmſte und wichtigſte Bildungsmittel für **alle** Offiziere.

Das haben vor uns ſchon Viele geſagt und werden nach uns noch Viele ſagen. Aber die Wenigſten haben einen klaren Begriff, wie ein ſolcher Unterricht beſchaffen ſeyn müſſe, um dem Zwecke zu entſprechen. Es iſt hier nicht der Ort, ſpeziell darauf einzugehen, aber einige darauf bezügliche Andeutungen wolle man uns geſtatten, denn bei der faſt jährlich wieder auftauchenden Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung, wozu der Militarſtand nicht bloß die Rahmen und Stämme, ſondern auch die Bildner und Anführer zu liefern hat, ſollen die Grundbedingungen der

Heranbildung tüchtiger Offiziere keinem unbekannt seyn, der in den Ständeversammlungen dafür als Sprecher auftritt. Eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung sowohl im Bildungswesen überhaupt als in der Behandlung der Kriegsgeschichte als Bildungsmittel insbesondere gibt uns hierzu nicht nur ein Recht, sondern legt uns auch die Pflicht auf, diese Erfahrungen gemeinnütziger zu machen, indem es schwerlich viele Offiziere geben dürfte, welche kriegsgeschichtliche Stoffe in solcher Mannichfaltigkeit als Bildungsmittel zu behandeln Gelegenheit hatten, und ein bloß philosophisches Räsonnement darüber sich oft als reines Blendwerk erweist.

Die Behandlung der Kriegsgeschichte in unserem Sinne ist durchaus verschieden von der pragmatischen Behandlung jeder andern Geschichtsart, denn die Geschichte soll gar nicht Gegenstand der Belehrung seyn, sondern nur das Mittel zur Belehrung werden, man soll sie gleichsam als eine Citrone betrachten, deren Schale und Fleisch weggeworfen wird, nachdem der Saft ausgedrückt worden ist. Der General von Clausewitz, welcher — nächst seinem geistigen Erzieher Scharnhorst — in das militärische Bildungswesen vielleicht tiefere Blicke gethan und dessen Mängel besser anerkannt als sonst Jemand, sagt hierüber: „Viel Geschichte ist für diesen Zweck nicht nöthig. Die detaillirte Kenntniß von ein paar einzelnen Gefechten ist nützlicher als die allgemeine Kenntniß vieler Feldzüge. Es ist deßhalb nützlicher, mehr einzelne Relationen und Tagebücher zu lesen, wie man sie in den Zeitschriften findet, als ganze Geschichtsbücher." (S. dessen „hinterlassene Werke" 3. Band S. 261.) Aus demselben Grunde setzen wir hinzu: „Die detaillirte Kenntniß von einigen Feldzügen ist nützlicher als die allgemeine Kenntniß vieler Kriege."

Wollte man Jemand die Frage vorlegen: welchen praktischen Nutzen es haben könne, wenn ein Offizier alte Kriege vom Anfange bis zum Ende mit großer Genauigkeit zu erzählen wüßte? er würde um eine befriedigende Antwort gewiß verlegen seyn. Ein solches Durchlaufen der Geschichte gleicht dem bekannten Verfahren reisender Engländer. Die Mehrzahl begnügt sich damit, sagen zu können: „Da bin ich auch gewesen." Aber gelernt haben sie in der Regel nichts. In der allgemeinen Welt- und Kulturgeschichte ist eine solche oberflächliche Orientirung nicht ganz

zu vermeiden oder zu verwerfen. Handelt es sich aber um Fachkenntnisse, so muß den geschichtlichen Vorträgen und Studien eine wissenschaftliche Tendenz untergelegt werden. Käme es bloß auf eine übersichtliche Kenntniß der Hauptresultate eines Krieges oder eines Feldzuges an, so findet man diese in vielen Büchern genügend zusammengestellt, sogar in tabellarischer Form; man kann sich also der Mühe überheben, dergleichen lehren zu wollen, was eine unverantwortliche Zeitverschwendung seyn und niemand befriedigen würde, der geistige Bildung erhalten soll oder sucht. Lehren sollte man überhaupt nur, was einer nicht selbst lernen kann, was mithin eines Lehrers bedarf, der durch sein vielseitigeres Wissen, durch seine höhere geistige Befähigung das zu ergänzen und durch seine Mittheilungsgabe zur lebendigen Anschauung zu bringen vermag, was der todte Buchstabe nicht entziffern läßt, eben weil es Gegenstand besonderer Belehrung bleiben muß. Wer sich nur mit den Thatsachen bekannt gemacht hat, trägt nichts als Haut und Knochen davon, und kann von dem scheinbaren Reichthume seines Wissens schon deßhalb keinen Gebrauch machen, weil im Kriege kein Fall dem andern vollkommen ähnlich ist. Wer hingegen die Ursachen der Erfolge zu erforschen strebt, hat den geschichtlichen Stoff in Blut und Saft verwandelt, den Geist wahrhaft bereichert. Man verbanne also aus den Kriegsschulen den veralteten Gebrauch, die geistige Nahrung in unverdaulichen Stoffmassen zu verabreichen, und biete dem Gedächtniß nur dar, was der Geist verarbeiten kann und muß, sobald man mehr als eine Scheinbildung bezwecken will, die beim ersten Kanonenschusse wie Nebelbilder zerfließt.

Soll die Kriegsgeschichte wahrhaft belehrend werden, so muß sie den Gang der Ereignisse vollständig entwickeln und jede belehrende Einzelnheit zur Sprache bringen. Man wird sich also auf eine kleine Anzahl Feldzüge beschränken müssen, die zwar den neueren Kriegen zu entlehnen sind, aber nicht nothwendig im chronologischen Zusammenhange zu stehen brauchen. Ganze Kriege oder wohl gar mehrere Kriege würden wir nur als Gegenstand des Vortrags empfehlen, wenn es sich darum handelt, einen vollständigen Cursus der höheren Kriegskunst oder auch nur der Strategie geschichtlich zu begründen. Das ist aber

begreiflich nicht dasjenige Wissen vom Kriege, dessen die Mehrzahl der Offiziere bedarf, und möge dem Selbststudium Solcher überlassen bleiben, die den Generalshut bereits auf dem Kopfe und den Commandostab vor Augen haben. Die wenigen strategischen Kenntnisse, welche die andern Offiziere brauchen, selbst um die schwierigsten Aufgaben ihres Berufs zu lösen, sind sehr einfacher Natur, und es wird sich bei der Darstellung einzelner Feldzüge Gelegenheit genug finden, sie zur Kenntniß zu bringen. Das Gebiet der Taktik, des Sicherheits- und Kundschaftsdienstes mit seinen fortifikatorischen, administrativen, disciplinellen und andern Dependenzen ist es hauptsächlich, in welchem jeder Offizier heimisch werden soll. Man wird sonach den Vorträgen solche Feldzüge zum Grunde legen, die reich an taktischen Begebenheiten der verschiedensten Art sind. Andere Schriftsteller haben bereits vorgeschlagen, man solle den Krieg nur aus geschichtlichen Beispielen lehren und diese systematisch zusammenstellen, gleichviel, ob sie diesem oder jenem Feldzuge angehören. Wir können aber dieses Verfahren nicht empfehlen und würden es nur ausnahmsweise für einzelne Fälle anwenden. Wer z. B. alle gewaltsamen Flußübergänge, alle regelmäßigen Belagerungen, alle Dorfgefechte ꝛc. eines ganzen Krieges oder der Kriege dieses Jahrhunderts mit möglichster Genauigkeit darstellen und dabei die Ursachen der Erfolge auf beiden Seiten sorgfältig entwickeln wollte, würde die Kenntniß des Verhaltens bei solchen Unternehmungen allerdings wesentlich befördern. Der um die Militärliteratur sehr verdiente k. k. Oberste Schels hat auch wirklich im 2. Bande seines Werks „leichte Truppen, kleiner Krieg" einen derartigen Versuch gemacht, der als gelungen bezeichnet werden darf. Aber auf solche Weise lernt man nur einzelne taktische Verhältnisse und nicht den Krieg als Ganzes kennen, was doch bei dem täglich größer werdenden Mangel an kriegerischer Erfahrung, wofür die Geschichte den Ersatz liefern muß, als eine gebieterische Nothwendigkeit erscheint. Wir geben mithin der zusammenhängenden Darstellung ganzer Feldzüge den Vorzug, indem man nur dadurch Verhältnisse kennen lernt, die an sich unscheinbar sind, deren Folgen aber oft noch lange fortwirken und den Erfolg der Unternehmungen vielfach befördern oder verhindern. Ohne alle Kritik wird es bei den geschichtlichen

von der Bevormundung Roms; dann verwandeln ſie ſich in Landes-Polizeiordnungen, in verfaſſungsmäßige Abſtellungen ſtändiſcher Beſchwerden, ſind dann das Mittel, wodurch beſtrittene oder ungewiſſe Rechtsſätze genau feſtgeſetzt und endlich ganze Rechtslehren codificirt werden. Dies geſchah bereits unter Ludwig XIV. (zwiſchen 1667 und 1685) und in größerer Ausdehnung unter Ludwig XV. (von 1731 — 1771). Unter dieſem Könige ſchon, mehr noch aber unter Ludwig XVI. waren es die Ordonnances, wodurch die mächtig werdenden philoſophiſchen Doktrinen neuen Rechtsgrundſätzen, ihre Sanktion und die Umgeſtaltung der geſelligen Verhältniſſe vorbereitet wurde, welche, da die Reformen nicht ſchnell genug ſtatt haben konnten, auf dem Wege eines gewaltſamen Umſturzes des Alten ſich vollendete. Im ſechzehnten, ſiebenzehnten und in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herrſcht das römiſche Recht (in ſeiner praktiſch gewordenen Form) in den Ordonnances générales; in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Philoſophie. Sie hatte die nach dem Siege der Revolution ſo ſchnell vollendete Codificirung des ganzen franzöſiſchen Rechts begonnen; das Neue konnte groſſentheils aus ihnen geſchöpft werden. Das Geſetzrecht mußte dem Gewohnheitsrecht den Untergang bringen.

Von den erſten Denkmalen des alten franzöſiſchen Rechtes ſeit dem zwölften Jahrhundert bis zu ſeiner Metamorphoſe durch die Codes kann man drei Hauptperioden unterſcheiden: 1) die reine chriſtlich-germaniſche Feudalperiode; 2) die durch das Juſtinianiſche Recht beherrſchte Periode der Coutumen, und 3) die der rechtsphiloſophiſchen Prinzipien.

In jeder dieſer Perioden iſt der Charakter der Rechtsinſtitute ein anderer, und eine Symbolik des franzöſiſchen Rechtes wird in jeder derſelben verſchieden ſeyn, auch jederzeit nur mit Hülfe anderer hiſtoriſcher Vergleichungspunkte erklärt werden müſſen. Herr Michelet hat die natürlichen Perioden des franzöſiſchen Rechts nicht unterſchieden; die freilich ſehr unbedeutende Symbolik des neueſten Rechts, deren Charakter philoſophiſch iſt, gar nicht berückſichtigt; dagegen aber ſehr über die fränkiſche und karolingiſche Zeit, wo es zwar ein fränkiſches, burgundiſches, gothiſches und ein altrömiſch-galliſches Recht in Frankreich gab, aber kein franzöſiſches; dann aber natürlich die ſieben Jahrhunderte vor den Codes. Als

Erörterungen nicht abgeben können, da es nothwendig ist, auf die Folgen grober Vernachlässigungen einzelner Befehlshaber hinzudeuten. Doch hüte man sich vor jener Afterkritik, die nur bemüht ist zu zeigen, wie es besser zu machen gewesen wäre, dabei aber nicht bedenkt, daß der getadelte Befehlshaber von den Verhältnissen seines Gegners nicht die übersichtliche Anschauung des Kritikers gehabt hat und oft nach dunkeln Wahrnehmungen, nach bloßen Vermuthungen oder Voraussetzungen handeln mußte. Ebenso hüte man sich, der Geschichte Gewalt anzuthun, um die Richtigkeit gewisser Lieblingstheorien daraus zu belegen. Die wahre Theorie läßt sich nur aus den Thatsachen entwickeln. Aus der Mannichfaltigkeit dieser Thatsachen soll aber die praktische Lehre abgeleitet werden: daß die allgemeinen Grundsätze bei ihrer Anwendung durch die jedesmaligen Umstände vielfach modificirt werden, mithin nicht als unabänderliche Regeln, sondern nur als Fingerzeige betrachtet werden dürfen.

Hieraus geht deutlich hervor, daß ein befriedigendes Bildungsziel weder durch die cursorische Behandlung der Kriegsgeschichte, noch durch eine bloß theoretische Belehrung erreicht werden könne; denn bei dem cursorischen Vortrage kann der Wirkungskreis und das Verhalten niederer Befehlshaber niemals anschaulich gemacht werden, und der bloß theoretische Unterricht hinterläßt zu wenig Eindrücke, weil ihm die Anschauung der lebendigen That nicht zur Seite steht und alle einflußreichen Nebenumstände, sie mögen persönlicher oder sachlicher Natur seyn, willkürlich hinzu gedacht werden müssen. Bei Darstellung und Entwickelung wirklicher Thatsachen hingegen hat man etwas Gegebenes, woran die schwächere oder noch unvollkommen ausgebildete Geisteskraft sich üben kann, weßhalb sogar solche Köpfe, die man zu den beschränkten zu zählen geneigt ist, den sachlichen Zusammenhang einer kriegerischen Unternehmung viel leichter auffassen als den wissenschaftlichen Zusammenhang theoretischer Lehrsätze. Wir glauben uns hierbei auf eine sehr analoge Erfahrung vieler älterer Offiziere berufen zu dürfen, welche einstimmig versichern, daß, wenn sie zufällig einmal den Gang eines Gefechts als Unbetheiligte beobachten konnten, sie mehr daraus gelernt haben als wenn sie sich mitten darin befanden. Dergleichen Beobachtungen kann aber nicht Jeder nach Gefallen anstellen, man muß also die spezielle

Darſtellung kriegeriſcher Begebenheiten benutzen, um den inneren Zuſammenhang und die Urſachen der Erfolge kennen zu lernen, was ohne Zweifel die Quinteſſenz des kriegeriſchen Wiſſens iſt.

Wenn wir nun hier den Beweis geliefert zu haben glauben, daß Theorie und Geſchichte des Krieges auf geeignete Weiſe einander ergänzen müſſen; daß die Lehre von der Anwendung der Theorie nur auf geſchichtlichem Wege möglich ſey, weil dabei alle die einwirkenden Nebenumſtände als wirkliche Thatſachen in Betracht kommen — ſo wird man wohl nicht beſtreiten können, daß jeder Offizier, der mehr als das Handwerksmäßige ſeines Berufs, mithin mehr als ein Unteroffizier wiſſen ſoll, den vorgezeichneten wiſſenſchaftlichen Bildungsweg einzuſchlagen habe. Wir können uns folglich mit dem vom Verfaſſer der „Anſichten über das Wehrweſen" vorgeſchlagenen Trennung der Offiziere und ihrer Bildungswege durchaus nicht einverſtanden erklären, und ſind deßhalb bei unſeren früheren Vorſchlägen von dem Grundſatze ausgegangen: daß alle Offiziere die höhere Kriegsſchule beſuchen müſſen. Indeß verlangen wir keineswegs, daß alle Offiziere dort ſich gleiche geiſtige Befähigung erwerben ſollen. Der Hauptnutzen dieſer höheren Kriegsſchule (Militärhochſchule) ſoll darin beſtehen, daß jeder Offizier nach Maßgabe ſeiner geiſtigen Kräfte — die ſich bei dem Einen früher, bei dem Andern ſpäter entwickeln — dort ſich praktiſch nützliche Kenntniſſe erwerbe, ein feſter Grund gelegt werde weiter darauf fortzubauen, vor Allem aber, daß er ein lebendiges Bild von dem Gange der kriegeriſchen Unternehmungen erhalte, ohne welches die ganze Theorie weder Anhalt noch Stützpunkt haben und gleichſam in der Luft ſtehen würde. Vergeſſen wir niemals, daß es uns Deutſchen an Gelegenheit fehlt, den Krieg aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, daß mithin unſere künftigen Befehlshaber aller Grade ganz anderer und viel ſorgfältigerer wiſſenſchaftlicher Bildungsmittel bedürfen, als unſere kriegeriſchen Nachbarn im Oſten und Weſten. Wählen wir aber auch eine Bildungsmethode, welche nicht bloß ein trockenes Wiſſen verbreitet, ſondern den Geiſt wahrhaft bereichert, damit unſere Offiziere in ihrem kriegeriſchen Berufsleben ſich ſchneller zurecht finden lernen, und man in ſpäteren Jahren von ihnen nicht

(wie jetzt von ſo Vielen) ſagen könne: „ſie hatten zwar viel mitgemacht, aber wenig daraus gelernt.“

Was der vom Verfaſſer vorgeſchlagenen Vervielfältigung der Bildungswege für Offiziere am ſtärkſten entgegentritt, iſt der ſchon jetzt ſehr fühlbare Mangel an guten Kriegslehrern. Für die ſogenannten Ingenieur- und Artilleriewiſſenſchaften wird es zwar nicht ſo leicht an brauchbaren Kandidaten fehlen, deſto mehr aber für die eigentliche Lehre vom Kriege. Ein Grund davon liegt zum Theil ſchon darin, weil es die ſchwierigere Partie iſt, deren geſchickte Behandlung Kenntniſſe und Eigenſchaften fordert, die man ſeltener vereint findet. Ein zweiter Grund iſt aber darin zu ſuchen, daß für die Heranbildung tüchtiger Kriegslehrer in der langen Friedenszeit wenig oder nichts gethan worden iſt. Das arme Schweden iſt ſeit zwei Jahrhunderten, in welchen es auf die Geſchicke Deutſchlands mehrmals mächtig eingewirkt hat und zu übergroßen kriegeriſchen Anſtrengungen genöthigt war, im Beſitz einer Akademie der Kriegswiſſenſchaften, durch deren Mitglieder es ſich die beſten literariſchen Früchte des Auslandes aneignet. Das reiche Deutſchland iſt ſelbſt jetzt noch ohne kriegswiſſenſchaftliche Centralpunkte. In Oeſterreich und Preußen muß ſogar jeder Offizier, der ſeine militäriſchen Gedanken der Beurtheilung des großen Publikums gedruckt übergeben möchte, hierzu die Erlaubniß der höchſten Militärbehörde einholen, was den gegenſeitigen Austauſch der Anſichten keineswegs befördert. Schwediſche Offiziere werden auf wiſſenſchaftlichen Reiſen, die ſie häufig in entfernte Länder unternehmen, von ihrer Regierung auf die liberalſte Weiſe unterſtützt. Können deutſche Offiziere ſich gleicher Begünſtigung rühmen? Deutſchlands Kriegslehrer müſſen ſich alſo ganz aus eigenen Mitteln bilden, und haben dafür kaum irgend einen Erſatz zu erwarten. Denn entweder iſt ihre Lehrfunktion nur eine vorübergehende, mit zeitweiliger Entbindung von andern Dienſtgeſchäften, in welchem Falle ſie nicht einmal ein beſſeres Gehalt beziehen; oder ſie iſt eine bleibende mit erhöhtem Gehalte, was mit völliger Ausſcheidung aus dem Dienſte bei den Truppen ungefähr gleichbedeutend iſt und in keiner Hinſicht aufmunternd ſeyn kann. — Durch das, was wir weiter oben über die Kunſt zu befehlen geſagt, glauben wir zur Genüge

bewieſen zu haben, daß wir im Kriege von der Wiſſenſchaftlichkeit der Offiziere keineswegs alles Heil erwarten, weil dabei höhere moraliſche Kräfte wirkſam ſeyn müſſen; wir hätten eben ſo gut den Beweis führen können, daß die Wiſſenſchaftlichkeit mehr ſchade als nütze, und wir würden es ſicherlich auch gethan haben, wenn derſelben gegenwärtig ein zu hoher Werth beigelegt würde. Aber das Wiſſen vom Kriege, wie wir es verſtehen und angedeutet haben, kann dieſer Vorwurf niemals treffen, es iſt die Grundbedingung einſichtsvollen Handelns im Kriege, wie es überall von jedem Offizier geſetzlich gefordert wird. Der Mangel an ſolchem Wiſſen wird bereits ſchmerzlich empfunden und künftig noch fühlbarer werden; ſollte man da nicht zu der Anſicht kommen, daß es hohe Zeit ſey, den wenigen kriegskundigen und gründlich wiſſenſchaftlich gebildeten Offizieren beſondere Vorzüge einzuräumen?

Dieſe Frage führt uns auf die Beförderung außer der Reihe, worüber man uns zum Schluſſe noch einige Bemerkungen geſtatten wolle.

Es gehört zu den leider ſehr wenig beachteten Erfahrungsſätzen, daß die auf ein kriegeriſches Ziel gerichtete geiſtige Thätigkeit das beſte Schutzmittel gegen jene geiſtig und körperlich erſchlaffende Gleichgültigkeit iſt, welche bei anhaltendem Frieden unter den Offizieren ſo leicht Wurzel faßt, und wie ein ſchwer zu vertilgendes Unkraut fortwuchert. Wer hingegen den Krieg mit ſeinen wechſelvollen Erſcheinungen fortwährend im Auge behält, wer jeden Tag ſich in eine neue kriegeriſche Lage hineindenkt und die Anforderungen überblickt, welche in dieſer Lage an ihn ſelbſt und an ſeine Truppe gemacht werden, für den gibt es kein tägliches Einerlei des Exerzirplatzes. Jede Waffenübung, jede dienſtliche Belehrung oder Handlung anderer Art, ſie erſcheine noch ſo unbedeutend, iſt in ſeinen Augen ein Mittel die Truppe für ihre kriegeriſche Beſtimmung tüchtiger zu machen. Ob die Ausſicht auf Krieg näher oder entfernter ſey, kann dabei nicht in Betracht kommen. Die Kunſt Armeen zu improviſiren hat noch kein Menſch erfunden, und was uns einige phantaſtiſche Geſchichtſchreiber oder ſuperkluge Volksredner aus den Zeiten des franzöſiſchen Revolutionskriegs und des deutſchen Befreiungskriegs darüber vordemonſtriren, beweist nur, daß ſie

mit den inneren Verhältnissen der damals aufgetretenen Armeen eben so wenig bekannt sind, als mit den verschiedenen Ursachen der stattgehabten Erfolge. Das Vorhandenseyn einer bewaffneten Macht mit gut eingeschulten Offizieren ist und bleibt also eine gebieterische Nothwendigkeit. Wenn ein Staat seine bewaffnete Macht erst bilden wollte im Augenblicke drohender Gefahr, würde er eben so unverständig handeln als ein Gutsbesitzer, der die Kosten zur Unterhaltung der Dämme scheut, welche zum Schutze seiner Felder dienen sollen, und ihre Errichtung bis zu dem Augenblicke verschiebt, wo die verheerenden Fluthen bereits heranwogen. Alles was gewaltigen Kräften nachhaltigen Widerstand leisten soll, muß fest und dauerhaft begründet seyn. Die Freiheit der Völker beruht aber auf der Sicherheit der Staaten im Innern und nach Außen. Ist die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zuweilen auch fern, so muß man doch stets an die Möglichkeit glauben und folglich darauf vorbereitet seyn. Das gilt vom Einzelnen wie vom Ganzen. Wo aber jene geistige Richtung auf den Krieg vermißt wird, da tritt auch die Gleichgültigkeit mit allen ihren verderblichen Folgen ein und untergräbt das Fundament der äußeren Sicherheit. — Schon aus diesem Grunde sollte man denjenigen Offizieren, welche sich mit Anstrengung und gutem Erfolg für ihren kriegerischen Beruf wissenschaftlich aus- und fortgebildet haben, einen Weg zu schnellerer Beförderung bahnen; denn durch dieses beharrliche Streben, das mit mancher Entsagung verbunden ist, bethätigen sie wenigstens eine entschiedene Neigung für ihren Stand, die man leider nicht Jedem nachrühmen kann.

Aber die auf den Krieg gerichtete Wissenschaftlichkeit hat noch reelleren Nutzen; sie lehrt die Eigenschaften und das Leistungsvermögen aller Waffengattungen besser erkennen, und bewahrt dadurch vor jener starren Einseitigkeit, die man oft an älteren Offizieren ohne kriegswissenschaftliche Bildung in kaum begreiflicher Weise wahrnimmt, und die sie zu einer richtigen Ausbildung und Verwendung ihrer Truppe eigentlich unfähig macht; sie lehrt den Wirkungskreis der nächsthöheren Befehlshaber kennen und befähigt dadurch zu einsichtsvollerer Thätigkeit auf jeder Rangstufe; sie begründet eine gewisse Herrschaft des Geistes über den Körper. Wer seinem Berufe mit ganzer Seele sich hingibt,

empfindet die Entbehrungen und das Ungemach im Kriege viel weniger. Mehrere Augenzeugen und Berichterstatter über die inneren Verhältnisse der französischen Armee in Afrika versichern, daß die in den höheren Kriegsschulen gebildeten Offiziere, welche von den dortigen „Säbelschleppern" anfangs über die Achseln angesehen werden, nicht nur schneller in den neuen kriegerischen Verhältnissen sich zurecht finden, sondern auch die Mühseligkeiten der bis zur äußersten Ermattung fortgesetzten endlosen Streifzüge leichter ertragen, weil die geistige Kraft sie länger aufrecht erhält; auch gelangen sie, vermöge ihrer vielseitigeren Brauchbarkeit, weit schneller zu höheren Befehlshaberstellen. Ein Offizier, der nichts weiter als unerschrocken und tapfer ist, dürfte vor manchem Tambour erröthen, der ihm darin gleich kommt.

Wenn man also der höheren Kriegsbildung bei der Beförderung Vorzüge einräumt, so kann darin keine Ungerechtigkeit gegen Andere erblickt werden, die es bequemer finden, sich auf das Handwerksmäßige ihres Berufes zu beschränken. Bleibt hingegen die höhere Kriegsbildung ohne weitere Vortheile für das Individuum, so wolle man sich nicht wundern, wenn sie nach und nach ganz verschwindet, und der Offizierstand in der öffentlichen Meinung noch mehr verliert. Wir glauben indeß nicht, daß der Offizierstand sein eigenes Interesse so sehr verkennen werde, um nicht mit Anstrengung und edler Selbstverläugnung darauf hinzuwirken, daß die höheren Befehlshaberstellen vom Bataillonscommandeur an mit den fähigsten Männern besetzt werden, und es fragt sich nur, wie das am besten einzurichten seyn dürfte.

Am einfachsten scheint es, die Beförderung bis zum Hauptmann oder Rittmeister nach dem Dienstalter fortbestehen, dann aber eine Beförderung außer der Reihe eintreten zu lassen, die schon nach zweijähriger Hauptmannschaft zulässig seyn müßte. Allein die Mehrzahl der Offiziere erreicht den letztern Grad im Frieden selten vor dem vierzigsten Lebensjahre, und das ist für die Beförderung zu höheren Stellen schon ein zu hohes Alter. Man wird demnach schon in den unteren Graden auf eine schnellere Beförderung der Vorzüglichsten Bedacht nehmen müssen. Wir enthalten uns spezieller Vorschläge, machen aber hervorragende kriegerische Wissenschaftlichkeit mit praktischer Tüchtigkeit

und sichtlicher Autorität zu Bedingungen der Kandidatur, und würden uns dabei der Wahl der eigenen Ranggenossen bedienen. Wäre z. B. eine Oberlieutenantsstelle zu besetzen, so würden sämmtliche Lieutenants des Regiments diejenigen ihrer Kameraden bezeichnen, welche sie einer schnelleren Beförderung würdig erachten. Bei Besetzung einer Hauptmannsstelle hätten sämmtliche Oberlieutenants der Brigade, bei Besetzung einer Majorsstelle die Hauptleute der Division die Kandidaten vorzuschlagen, aus welchen die vorgesetzte Oberbehörde nach ihrer Wahl den Würdigsten zur Beförderung in Vortrag bringt, nachdem sie zuvor die Kandidaten verschiedenen Prüfungen unterworfen hat. Man könnte sich bei diesen Wahlen vielleicht der Ballotirung bedienen. Besser wäre es aber, wenn jeder Offizier seine Wahl motivirte. Da für die Uebergebung Anderer kein Grund angegeben zu werden braucht, hat diese Maßregel durchaus nichts Gehässiges.

Es ist möglich, daß die Wahlen der eigenen Ranggenossen zuweilen gar kein Resultat geben, d. h. den Aeltesten im Grade als den Würdigsten anerkennen. Aber dieser würde sich der Stimmenmehrheit gewiß nicht erfreuen, wenn er zu denjenigen gehörte, die nur geduldet werden, weil es an gesetzlichen Gründen fehlt, ihn bei der Beförderung zu übergehen oder zu entlassen. Wird hingegen die Stimmenmehrheit einem Jüngeren zu Theil, der schon auf der Militärhochschule sich ausgezeichnet hat, so läßt sich allerdings voraussetzen, daß er vorzügliche Eigenschaften besitzen müsse. Wir wollen uns übrigens nicht verhehlen, daß die Kunst, sich bei seinen Kameraden beliebt zu machen, bisweilen von Einfluß auf die Wahlen seyn, und manchem Andern schaden könne, der die Kameradschaft aus einem höheren und edleren Gesichtspunkte betrachtet, als dem, sich bloß angenehm zu machen, und immer nur das Wohl des ganzen Standes vor Augen hat. Da aber die Vorgesetzten unter mehreren Kandidaten zu wählen haben, und dergleichen persönliche Verhältnisse ihnen nicht unbekannt geblieben seyn können, ist ein wesentlicher Nachtheil damit wohl kaum verbunden. Im Uebrigen kann die Beförderung nach der Wahl mit der nach dem Dienstalter abwechseln, wenigstens in den beiden untersten Graden, wodurch auch der minder beliebte, aber vielleicht tüchtigere

Offizier ſein Recht erhält. Bei Beſetzung der Adjutantenſtellen könnte in ähnlicher Weiſe verfahren werden.

Da die auf der Militärhochſchule erworbenen Kenntniſſe von der Art ſind, daß ſie zwar dem Bedarfe tüchtiger Subalternoffiziere vollkommen entſprechen, aber für höhere Befehlshaber nicht immer ausreichen, ſo verdient auch die weitere Ausbildung unſere Aufmerkſamkeit, weßhalb jeder Beförderung, bis zum Stabsoffizier einſchließlich, Prüfungen vorausgehen müſſen, aus deren Reſultaten erſichtlich iſt, inwiefern der Betreffende mit ſeinem Wirkungskreiſe im Kriege ſich wiſſenſchaftlich vertraut gemacht hat. Das Aufrücken zum Stabsoffizier iſt überhaupt ein ſo wichtiger Schritt auf der militäriſchen Laufbahn, daß es mit Recht befremden muß, wie man dabei von jeder kriegswiſſenſchaftlichen Prüfung bisher abſehen konnte. Wer vor dem Feinde jeden Augenblick berufen werden kann, an der Spitze eines Detachements aller Waffen einen Auftrag zu vollziehen, bei welchem ganz andere Faktoren thätig ſeyn müſſen, als die auf dem Exerzirplatze geltenden, der ſollte auch ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung nachzuweiſen verbunden ſeyn. In der franzöſiſchen Armee iſt das gegenwärtig zum Grundſatze erhoben worden; gleichwohl haben die Franzoſen in Afrika ſeit 16 Jahren eine praktiſche Kriegsſchule, in welcher jährlich 50 bis 100,000 Mann Gelegenheit finden, ſich mit dem Kriege näher bekannt zu machen. Wenn man aber dort dennoch die Stabsoffiziere vor ihrer Ernennung künftig einer kriegswiſſenſchaftlichen Prüfung unterwerfen will, ſo wird dadurch faktiſch der Beweis geführt, daß man ſelbſt im Kriege eine bloß praktiſche Bildung nicht für ausreichend hält. Für Deutſchlands höhere Militärbehörden liegt darin ein Wink, der hoffentlich nicht unbeachtet bleiben wird. Das franzöſiſche Beförderungsſyſtem nimmt übrigens von der Reihefolge nach dem Dienſtalter ſehr wenig Notiz, und trachtet darnach, die tüchtigſten Männer ſchnell vorwärts zu bringen. Wir Deutſchen haben früher manche franzöſiſche Spielerei nachgeahmt; ſollte nicht einmal auch die Zeit kommen, wo wir ihren beſſeren Einrichtungen die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenken?

Die politischen, socialen und staatswirthschaftlichen Folgen der Aufhebung der englischen Korngesetze und die relative Stellung Englands zu den Continentalstaaten Europas und zu Amerika.

Zu den größten, durchgreifendsten Friedensmaßregeln der Welt gehört unstreitig die von Sir Robert Peel vorgeschlagene, jetzt (Mai 1846) bereits im Unterhause mit einer Mehrheit von fast hundert Stimmen angenommene Aufhebung der englischen Korngesetze. Es ist dies das größte Ereigniß in der Geschichte Englands seit der Schlacht von Waterloo und zugleich der erste große Schritt zu seiner völligen Umgestaltung nach innen und außen. Die, welche in der Aufhebung der Korngesetze nur einen Sieg der englischen Manufaktur- und Handelsinteressen über die reiche Landaristokratie erblicken und die Folgen, welche dieselbe für den öffentlichen Verkehr und die Handelsbilanz Großbritanniens haben muß, mit Ziffern darzustellen meinen, haben keine Ahnung von der Wichtigkeit des Gegenstandes für die ganze civilisirte Welt und von seinen unausbleiblichen Consequenzen für die politische Entwicklung des mittelalterlichen Inselreichs. England, dessen politische Aufgabe bis jetzt in der Modernisirung des Mittelalters zu bestehen schien, wird dadurch auf Einmal, wie mit einem Schlag, in das wirkliche, moderne Völkerleben eingeführt; es tritt aus seiner Isolirung heraus und theilt von nun an das Schicksal aller durch die französische Revolution umgewälzten oder wenigstens in ihrem Innern erschütterten Staaten. Zwischen

der Schlacht von Waterloo, dem Culminationspunkt des britisch-adeligen Widerstands gegen die Theorie der Volksrechte, bis zur Aufhebung der Korngesetze, dem Punkt, wo die englische Grundaristokratie den Horizont berührt und in das bürgerliche Leben eingreift, liegt ein Cyklus von Begebenheiten, den man mit Recht die systematische Entwicklung des modernen Industriestaates nennen könnte. England hat sich während dieses Zeitraums an die Spitze der industriellen Bewegung gestellt, damit aber auch die bis jetzt betretene Bahn verlassen und das Mittelalter der neueren Kultur zum Opfer gebracht. Ob es damit wohl gethan, wird die Zukunft lehren; aber wir glauben, daß es keine Wahl hatte — daß es so und nicht anders handeln mußte — daß nur die industrielle Entwicklung Englands ihm seinen Rang als Nation, seinen Weltstandpunkt und seinen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten sichern kann. Dieser industriellen Entwicklung — ohne welche die 28 bis 30 Millionen Einwohner, welche jetzt die beiden Königreiche Großbritannien und Irland zählen, nicht einmal die hinlänglichen Mittel ihrer physischen Existenz besäßen — steht der veraltete, in der Wurzel verfaulte, nur in den Zweigen noch belaubte normännische Feudalstaat diametrisch entgegen, aber seit dem letzten Pariser Frieden nicht mehr als bewegende, lebendige Kraft, sondern nur noch als vis inertiae, die von den arbeitenden Klassen ausgehenden Bewegungen hemmend und zerstörend. Was England während des Kriegs auf dem Felde der Politik und Industrie mit ungeheuern Kosten erobert, war im Frieden unter gänzlich verschiedenen Weltverhältnissen nicht mehr haltbar. Selbst das politische England war nach den Verhandlungen des Wiener Congresses und der Congresse von Laibach, Karlsbad und Verona gezwungen, die bis jetzt geführten Waffen gegen das eigene System zu kehren, wenn es nicht sammt seiner Aristokratie von dem Rang der herrschenden Nation zum bloßen Vollstrecker der Beschlüsse der continentalen Großmächte herabsinken wollte. Da kam denn im Jahre 1821 das Lossagen von der heiligen Allianz und zwei Jahre später unter George Canning der förmliche Protest gegen dieselbe und zuletzt die Anerkennung der Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken. England hat darin keinem bestimmten liberalen Prinzip (das ihm manche Schriftsteller zugeschrieben),

Nichtjurist mußte er Manches überſehen; ſeine Quellen ſind öfter nichtjuriſtiſche als juriſtiſche. Sein Buch iſt mehr anregend als ausführend. Der Verfaſſer beabſichtigte eigentlich nichts anderes, als eine für Frankreich berechnete Umarbeitung eines berühmten deutſchen Werkes, nämlich der deutſchen Rechtsalterthümer von Jakob Grimm.

Der erſte Gedanke einer Rechtsſymbolik gehört Deutſchland an. Schon Hoffmann, * Grupen, Hummel und Andere hatten ihn; aber wieder angeregt durch Dumgé ** (1812), Grimm *** (1815), Kopp, † Mone und ſeine Mitherausgeber der deutſchen Denkmäler (1820), d. h. der Bilder der alten Handſchrift des Sachſenſpiegels in Heidelberg, ferner durch Spangenberg, †† reiſte er zur Wiſſenſchaft heran (1828) in Grimms Rechtsalterthümern, welchen wohl hie und da eine ſichere Grundlage, leitende Grundſätze und ein klar aufgefaßtes Ziel fehlen. Nur ein Rechtsgelehrter nahm ſich derſelben und zwar erſt vor wenigen Jahren an, ein achtungswerther junger Germaniſt, Prof. Reyſcher in Tübingen, in ſeinen 1833 erſchienenen „Beiträgen zur Kunde des deutſchen Rechts.“ Seine Abhandlung auf 102 Seiten lieſt ſich mit Vergnügen. Herr Michelet kennt nur das groſſe Werk Grimms und nicht die Auffaſſungsweiſe der Rechtsſymbolik überhaupt von Kopp, Mone, Reyſcher; dagegen ſucht er ſelbſt eine Theorie zu bilden, der ſein poetiſcher Sinn einen äſthetiſchen Charakter gibt. Er ſtellt den Geſichtspunkt weiter als unſere Landsleute. Es iſt ihm nicht um eine germaniſche oder franzöſiſche Rechtsſymbolik zu thun, ſondern um eine allgemeine; daher die vergleichende Zuſammenſtellung ſymboliſcher, das Recht betreffender Handlungen der Völker des Alterthums, namentlich der Iſraeliten, Griechen und Römer; dann der Indier und endlich des altſpaniſchen, altengliſchen, alt-

* J. G. Spec. jurisprudentiae symbolicae veterum Germanorum. Francofurti, 1743. 4.

** Symbolik germaniſcher Völker in einigen Rechtsgewohnheiten. Heidelberg, 1818.

*** Die Poeſie im Recht, in der Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft. 1r Th.

† Beiträge zu dem deutſchen Rechte des Mittelalters. Halle, 1823.

†† Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit. Mannheim, 1819 — 1821. 2 Bde.

ſondern nur dem Inſtinkt der Selbſterhaltung gefolgt; die Anerkennung der Unabhängigkeit der ſüdamerikaniſchen Republiken, wie der Opiumkrieg gegen China hatten keinen andern Zweck, als dem engliſchen Handel und der engliſchen Induſtrie neue Märkte zu öffnen.

Der eigentliche Aufſchwung der engliſchen Induſtrie und des engliſchen Handels ſchreibt ſich nicht ſowohl von ſeiner Navigationsakte als von der Unabhängigkeitserklärung ſeiner eigenen Colonien her. Nie hätte die engliſche Baumwolleninduſtrie — der Stamm, aus dem alle die verſchiedenen Zweige ſchießen — ohne die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre jetzige rieſenhafte Größe erreicht; denn dazu gehörte nicht bloß die Erfindung der Spinnmaſchinen, ſondern auch der bis auf das Viertel, Fünftel, ja bis auf das Zehntel und Zwanzigſtel reducirte Preis des Rohſtoffes. Ohne Selbſtſtändigkeit und Selbſtzweck hätten die Vereinigten Staaten nie auch nur den hundertſten Theil ihrer beinahe unerſchöpflichen Hülfsquellen entwickelt, und ihr Naturreichthum und ihr Unternehmungsgeiſt wäre nicht den Engländern zinsbar geworden. Canada und die übrigen nordamerikaniſchen Provinzen Großbritanniens haben bis jetzt dem Mutterlande nur bedeutende Summen *gekoſtet*, dem engliſchen Handel und der engliſchen Induſtrie aber wenig eingebracht. Bis in die dreißiger Jahre hat England den nord- und ſüdamerikaniſchen Handel mit geringen Ausnahmen faſt allein ausgebeutet, aber die induſtrielle Richtung des Continents und namentlich Frankreichs, und der ſchnelle induſtrielle Aufſchwung der Induſtrie der Zollvereinsſtaaten machten neue Anſtrengungen nöthig und führten zuletzt zum Krieg mit China und zu neuen Eroberungen in Indien. So lange England, ohne ſeinen Intereſſen zu ſchaden, mit den Continentalmächten Hand in Hand gehen konnte, that es ſolches; aber es beutete ſogleich die Freiheit als Monopol aus, als dieſe wieder anfing ein Element politiſcher und commerzieller Größe zu bilden, und der engliſche Adel benahm ſich dabei wiederum ächt ritterlich-britiſch. Er ſelbſt half in edlem Selbſtvertrauen auf ſeine wohlerworbenen hiſtoriſchen Rechte die feudalen Inſtitutionen Spaniens und Portugals zuſammenbrechen, unterhandelte mit den Rebellen in Südamerika und Mexiko, ohne alle Furcht, dadurch dem eigenen Volk und

den eigenen Colonien ein böses Beispiel zu geben; denn er wußte, daß der industrielle Engländer, so lange dessen Geschäfte ihren guten Fortgang nehmen, weder an eine politische noch sociale Umwälzung denkt, daß er gerne sich lenken und regieren läßt, wenn er nur sieht, daß es zu seinem Vortheil geschieht. Hierin lag die ganze schwierige Aufgabe der englischen Regierung seit dem letzten Pariser Frieden. Die reiche Landaristokratie mochte immerhin mittelalterliche Vorrechte und politische Immunitäten besitzen; aber die Industrie und der Handel mußten wenigstens neben ihr freie Bahn haben. Collateral läßt sich der Engländer beinahe Alles gefallen, denn er ist fast so duldsam und gefügig als der Deutsche; aber keine Klasse der englischen Bevölkerung hat aufgehört sich selbst Zweck zu seyn, und läßt sich daher wohl eine Unterordnung, nicht aber eine Stellung gefallen, in der sie zu den höheren Ständen in einen vernichtenden Gegensatz träte. Den Antagonismus der Interessen des Adels und der industriellen Klassen zu vermeiden, ohne das Ansehen des ersteren zu schwächen oder die Macht der letzteren zum Kampf herauszufordern, das war seit 1830 das große englische Staatsproblem. In der Statik der politischen Gewalten lag der Friede, die Ruhe und der Wohlstand, wodurch England allein seine Stellung als europäische Macht, seinen überwiegenden Einfluß in allen Welttheilen aufrecht zu erhalten hoffen konnte. Auch diese Lage der inneren englischen Politik scheint uns von den meisten Tagesschriftstellern über englische Zustände nicht gehörig berücksichtigt oder gänzlich übergangen worden zu seyn; es ist aber die Rücksichtnahme auf diese innere englische Politik zur richtigen Beurtheilung der auswärtigen Angelegenheiten Englands so unbedingt nöthig, daß ohne sie gar kein richtiges Verständniß derselben möglich ist. Zahlen mögen zum Belege staatswirthschaftlicher Ansichten und Theorien von Nutzen seyn, und helfen da gewiß manche Ansicht begründen oder umstoßen, aber die Zahlen selbst haben in verschiedenen Ländern ganz verschiedene Werthe, die zu bestimmen eigentlichste Aufgabe des Statistikers ist.

Es ist beinahe zum Gebrauch geworden, anzunehmen, daß die Erfolge der Antikorn-law League der Präponderanz der in Handel und Manufakturen angelegten Kapitalien über die Summen, welche gegenwärtig auf den Ackerbau verwendet werden,

zuzuschreiben sind. Wir lassen diese keineswegs leicht zu erörternde Frage unberührt, weil sie für den Zweck unseres Aufsatzes von gar keiner wesentlichen Wichtigkeit ist. Man versteht nämlich hier unter Präponderanz die größere Summe. Dem dürfte aber bis jetzt kaum so seyn. Die im Handel und in Manufakturen angelegten Kapitalien vervielfältigen sich, indem sie von Hand zu Hand gehen; je öfter sie umgesetzt werden, desto größere Summen repräsentiren sie, desto mehr Personen werden, wenn auch nur durch ihren momentanen Besitz, vermögend, so daß das Pfund Sterling des Kaufmanns und Fabrikanten von größerem Einfluß auf den Wohlstand der Massen seyn wird, als das des Landedelmanns, welches in der Regel nur Einmal des Jahrs verzinst wird und wovon nur die Interessen in Handel und Gewerben cirkuliren. Die Kapitalien der Kaufleute und Fabrikanten verhalten sich daher zu den Kapitalien der Grundbesitzer wie Lebendes zum Todten, wie das Momentum (das Produkt der Masse in die Geschwindigkeit) zur unbewegten Masse. In dieser Beziehung steht das Vermögen der Handeltreibenden und Industriellen in einer näheren Beziehung zu den arbeitenden Klassen als das des Grundherren, und daher schreibt sich auch die Macht, die es bei der Ausbreitung der Industrie und des Handels in letzter Zeit gewonnen hat.

Aber der Grundbesitz in Großbritannien und Irland ist im Parlament hauptsächlich, das industrielle Vermögen nur zufällig repräsentirt. Der Grundbesitz beherrscht nicht nur einen ganzen coordinirten Zweig der Regierung — das Oberhaus — sondern auch einen gewaltigen Theil des andern — des Unterhauses. Denn in den Agrikulturdistrikten beherrschen die Grundbesitzer durch die Abhängigkeit der Pächter die Stimmen, so daß sie beinahe immer sicher sind, die von ihnen aufgestellten Parlamentskandidaten gewählt zu sehen. Dies ist eine so ausgemachte Sache, daß das Stimmen für den von dem Grundherrn aufgestellten Kandidaten ebenso in die Kategorie der Verpflichtungen des Pächters fällt, als die pünktliche Bezahlung des Pachtschillings. Wären die Pächter kleine unabhängige Grundeigenthümer, so wäre es wenigstens denkbar, daß die Interessen der kleinern Besitzer mit denen der größern in Conflikt geriethen; wie aber jetzt die Ackerbauverhältnisse in England bestehen, ist die ganze

politische Gewalt und die ganze Macht der im Grundbesitz angelegten Kapitalien in den Händen der hohen adeligen Landaristokratie und der mit ihr in unmittelbarer Berührung oder Verwandtschaft stehenden „Squirarchy" angehäuft, und selbst unter den Pächtern besteht wieder das aristokratische Verhältniß des Großpächters zum Kleinpächter, welch letzterer ebenso sehr Proletarier ist als der Fabrikarbeiter in den Städten.

Die Industriellen und Commerziellen sind weniger unter sich vereinigt und haben nur in gewissen allgemeinen Beziehungen dieselben Interessen. Sie theilen sich in große und kleine, die sich unter dem Vorwand der Concurrenz gegenseitig auf Leben und Tod bekriegen; und der gemeine Arbeiter, der nur in höchst seltenen Fällen mehr verdient als gerade das Leben zu fristen, ist eher der natürliche Gegner seines Brodherrn als dessen Freund. Der reiche Grundbesitzer und der Großpächter haben keine Concurrenz zu fürchten, sie haben beide dasselbe Interesse gegen den Kleinpächter und Feldarbeiter, so lange die Scala (sliding scale) der Kornabgaben auf die Einfuhr fremden Korns das eigene auf einer bestimmten Höhe hält. Die englischen Korngesetze haben daher eine dreifache Wirkung:

1) erhalten sie die Kornpreise auf einer bestimmten Höhe und sichern dadurch die stete und sichere Verwerthung aller zum Leben unentbehrlichen Agrikulturprodukte. Dies ist bei dem Schwanken aller übrigen Werthe ein unberechenbarer Vortheil des Grundbesitzers, von dessen Kapitalien der Staat gleichsam die Zinsen garantirt;

2) verhindert sie wenigstens bis auf einen gewissen Grad die Concurrenz der auf den Ackerbau verwendeten Kapitalien und der Feldarbeit, und

3) vereinen sie die Grundbesitzer und die ihnen der Natur nach ergebenen Großpächter zu einem Staat im Staat und machen sie dadurch zur herrschenden Partei des Landes.

Es folgt hieraus, daß die Abschaffung der Korngesetze oder der Brodsteuer, wie sie die Antikorn-law League benennt, keine gewöhnliche commerzielle oder finanzielle Maßregel ist — daß sie nicht bloß durch fremde Concurrenz in Handel und Manufakturen nothwendig geworden — daß sie es nicht allein mit der Regulirung der Preise zwischen Producenten und Consumenten zu thun

hat und überhaupt gar nicht in die Kategorie der Freihandels- oder Schutzzollmaßregeln gehört, sondern im eigentlichsten, engsten Sinn einem in der Geschichte einzigen Mißbrauch der Gewalt des Stärkeren ein Ende macht und dadurch zugleich diese Gewalt selbst bricht. Mit Recht heißt daher die sich der Maßregel in ihrem eigenen Interesse entgegenstemmende Landaristokratie den Angriff auf ihr vermeintliches Besitzthum einen „Revolutionsversuch." Er ist es auch, und das wissen die Anführer der Antikorn-law League, das weiß Sir Robert Peel so gut wie die Lords. Ebenso wissen die Vertheidiger der Korngesetze — die den Namen „Protektionisten" angenommen — daß es sich um etwas ganz anderes handle, als um die Verwerthung ihrer Grundstücke. Die Aufhebung der Korngesetze muß die Aufhebung der feudalen Organisation der Feldarbeit nach sich ziehen, den kleinen Grundbesitzer selbstständig, den Pächter von der Willkür des Pachtherrn unabhängig machen. Denn sobald die Häfen geöffnet sind, müssen sich die Kornpreise nach dem Vorrath und der Nachfrage richten; der Grundherr wird daher nicht mehr im Stande seyn, seinen Pachtschilling auf viele Jahre von vorne herein zu bestimmen, denn von nun an werden seine Grundstücke zur Waare, die er auf den Markt bringen, die er an den Meistbietenden (den höchsten Pachtzins bezahlenden Pächter) losschlagen muß. Das todte Kapital der Grundstücke kann nicht wie das mobile des Handels zu irgend einer Zeit fruchtbringend angelegt oder von einem Unternehmen auf das andere übertragen werden; denn der Grundbesitz und die Arbeit haben das mit einander gemein, daß sie zu einer gewissen Zeit verwerthet werden müssen, wenn der Grundeigenthümer nicht die jährlichen Zinsen, der Arbeiter nicht seinen Taglohn (so weit er müßig gegangen) ganz und gar verlieren soll. Dadurch kommen Grundherr und Pächter in eine wechselseitige Abhängigkeit, welche weit größer ist, als die des großentheils mit Maschinen arbeitenden Fabrikanten von seinem ebenso mechanischen Arbeiter. Der Grundbesitzer verliert dadurch das ihm bis jetzt eingeräumte Monopol; der eigentliche Landbauer aber kommt in einen natürlichen und rechtlichen Zustand.

Es ist nämlich nicht wahr, was die Vertheidiger der Korngesetze den Pächtern zu beweisen suchen, daß der hohe Kornpreis ihre Arbeit schützt. Der hohe Kornpreis schützt den Pachtschilling,

und nachdem der Pächter sich zu diesem auf mehrere Jahre anheischig gemacht, gegen den möglicherweise aus einer Verminderung des Preises durch diesen stehenden Vertrag für den Pächter entstehenden Verlust. Gerade die Korngesetze sind es, die selbst dem wohlhabenden Pächter alle Freiheit nehmen und den kleinen Pächter und Feldarbeiter zum Proletarier machen. Nur dann, wenn der Werth der Grundstücke außer der Qualität des Bodens ganz allein von der darauf verwendeten Arbeit abhängen wird, wird der eigentliche Landbauer zu Ehren kommen, bis dahin bleibt er bloß Sklave des Gutsbesitzers.

Nun ist aber der Grundbesitz in England hauptsächlich eine politische Macht im Staate. Er ist die eigentliche Basis des Adels, der nur durch ihn seinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu behaupten im Stande ist. Denn nicht nur im Oberhause, sondern auch im Unterhaus ist der Grundbesitz vertreten; der von seinem Grundherrn abhängige Pächter empfängt nicht nur das Gesetz seines Herrn als Lord und Pair des Reichs, sondern stimmt auch, wie bereits gemeldet, für das von ihm empfohlene Glied des Unterhauses. Mit Recht war und ist daher das Losungswort der Protektionslords: „Hebt die Korngesetze auf und es gibt keine Pairskammer mehr." (Abolish the cornlaws, and you abolish the house of Lords.) Die Herzoge von Buckingham und Richmond, die Lords Stanley und Bentinck haben die Sache ganz vom richtigen, für sie wichtigen Standpunkt aufgefaßt; für die Nation aber ist dies von weit weniger Wichtigkeit. Die Kornimportationsbill ist für diese eine zweite Reformbill — eine zweite chirurgische Operation des gesunden Menschenverstandes in Bezug auf die geschichtlichen Auswüchse des Staates. Erstere eliminirte die Rottenboroughs und erweiterte das Wahlrecht, wobei aber wiederum die Whiggrundherren, von welchen die Maßregel ausgegangen, und die in ihren sogenannten liberalen Maßregeln nie sich selbst vergessen, durch das Stimmrecht der kleinen Pächter und Hauszinspflichtigen das verlorene Terrain theilweise wieder zurück erwarben. Mit der Aufhebung der Korngesetze verhält es sich aber ganz anders. Durch diese wird nicht bloß, wie viele glauben, der Fabrikant und Kaufmann auf Kosten des Grundbesitzers begünstigt, sondern der Grundbesitzer selbst in Eine Linie mit dem Fabrikanten und

Kaufmann geſtellt. Der Grundeigenthümer ſelbſt wird Kaufmann, und zwar einer Waare, die ſich nicht aufſpeichern und nur einmal des Jahrs verkaufen läßt. Der brittiſche Grundbeſitzer tritt in ein Wechſelverhältniß zu den Märkten der Welt, zu dem Preis und Austauſch anderer Waaren und Güter, zur allgemeinen Prosperität ſeines eigenen Vaterlandes, und zum Wohlſtand der mit ſeinem Vaterlande verkehrenden Nationen. Bis jetzt war der Beſitz des Grundeigenthums in England, deſſen Werth durch das Geſetz kunſt- und planmäßig hinaufgetrieben war, durch die ganze Macht Englands, durch ſeinen Handel und ſeinen Unternehmungsgeiſt, durch Fabriken und Gewerbe, durch Schifffahrt und Colonien, durch das ſtehende Heer und die Marine garantirt. So lange ein Stück vom politiſchen und merkantiliſchen England übrig war, hatte der engliſche Grundadel in allen Ländern und unter allen Zonen der Erde Zinspflichtige. Dieſe wird er nach der Aufhebung der Korngeſetze nicht mehr haben: der Kornſack, wie der Wollſack, wird ſeine hiſtoriſche Bedeutung verlieren und wie dieſer zu einer bloßen antiquariſchen Erinnerung an vergangene Zeiten herabſinken.

Staatswiſſenſchaftliche Folgen muß die Aufhebung der Korngeſetze allerdings haben, und wir werden im Laufe dieſes Aufſatzes darauf zu ſprechen kommen; aber die politiſchen ſcheinen uns bei weitem die wichtigeren, und von ihnen ſoll daher zuerſt die Rede ſeyn. Die erſte Frage, die ſich uns bei dieſer Gelegenheit aufdringt, iſt dieſe: wird die Reform bei der Aufhebung der Korngeſetze ſtehen bleiben, oder wird ſie vielmehr bloß eine Aufmunterung zu weiteren Verſuchen ſeyn, alle im Grundbeſitz aufgehäuften Kapitalien fließend zu machen? Wir glauben Letzteres; ja wir gehen noch weiter: wir halten dafür, daß ein Theil der engliſchen Gutsbeſitzer ſelbſt, wenn auch nicht für die Aufhebung der Majorate (estates in tail), doch wenigſtens für eine Modifikation derſelben geſtimmt ſeyn wird. Hat nämlich der Staat aufgehört die Zinſen des Grundeigenthums zu verbürgen, ſo haben Induſtrie und Handel vor dem Grundbeſitz den Vortheil der leichteren Flüſſigmachung ihrer Kapitalien und der Verwendung derſelben auf ſolche Gegenſtände, welche die höchſte Verzinſung in Ausſicht ſtellen. Das verſchloſſene Kapital („locked up capital"), wie es die Engländer nennen, iſt dann bis auf

einen gewiſſen Grad ein Nachtheil für den geſetzmäßigen Erben, denn es verhindert den Vorfahren den unter den gegebenen Umſtänden größten Vortheil zu ziehen. Wir ſetzen den Fall, der Grundertrag belaufe ſich auf 4 Procent, und der allgemeine Zinsfuß ſteige auf 5 Procent, würde da nicht der Grundbeſitzer ſammt ſeinem Majoratserben gegen den Beſitzer fließender Kapitalien (the owner of personal estate) in offenbaren Nachtheil gerathen? Würde dadurch nicht ein großer Theil der dem Ackerbau (in zweiter Hand) zugewendeten Kapitalien Handel und Gewerben zufließen, und dadurch das politiſche Anſehen der letzteren bedeutend verſtärken? Und würde nicht dadurch das berühmte Statute law de donis, das im engliſchen Grundbeſitz und in den Prärogativen des Adels eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, ſowohl von außen als von innen in Gefahr gerathen?

Man wird uns zwar einwenden, daß die Aufhebung der Korngeſetze die Fabrikthätigkeit unglaublich vermehren und dadurch auch den Werth der Rente heben werde. Man nimmt nämlich an, daß, durch wohlfeileren Lohn der Arbeit, England von neuem ſeine Nachbarſtaaten überflügeln und ſeiner Manufakturkraft eine neue Entwicklung zu geben im Stande ſeyn wird. Dadurch werden neue Unternehmungen angefangen und neue Hände in Thätigkeit geſetzt werden, dieſe werden ſodann mehr conſumiren, bis zuletzt die Getreidefelder Großbritanniens in lauter Gemüſegärten umgeſtaltet ſeyn werden. Es mag zuletzt ſo kommen, aber dieſe endliche Wirkung der Korngeſetze iſt gewiß nicht ihre unmittelbare Folge. Für's Erſte glauben wir nicht, daß die fremde Kornzufuhr in den erſten Jahren nach der Aufhebung der Korngeſetze ſo groß ſeyn wird, als die Freunde dieſer Maßregel erwarten; denn wenn auch die Kornpreiſe dadurch herabgedrückt werden, ſo wird doch das einheimiſche Getreide bei gleichen Preiſen in der Regel den erſten Abſatz finden, und nur der Mehrbedarf aus der Fremde eingeführt werden. Die Einfuhr wird überhaupt eine beſchränkte bleiben und ſich nach der Ausfuhr der Manufakturen richten; denn England wird nicht mit baarem Geld, ſondern mit Waaren ſeine Einfuhr decken. Würde England ſeine Zufuhr baar bezahlen, ſo würde dies den Werth des Geldes ſo erhöhen, daß dadurch der weiteren Einfuhr ſehr bald ein Ziel geſetzt wäre. Die Korneinfuhr wird

daher ſtets im innigſten Zuſammenhang mit der Manufakturthätigkeit und dem Handel Englands ſtehen, und dadurch auch nicht ſo unumſchränkt und unbedingt auf den Preis des Korns ſelbſt einwirken, als man dies vielleicht hie und da anzunehmen geneigt ſeyn dürfte. Um hier nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, ſo war die Korneinfuhr dieſes Jahrs wegen der Mißernte gewiß eine der bedeutendſten; denn es wurde eine ſehr große Quantität in Bonds (aus Amerika allein 2 Millionen Buſhels) eingeführt, und erwartet jetzt noch, Anfangs Juni (1846) die Aufhebung der Korngeſetze, um auf den einheimiſchen Markt, das heißt in Conſumtion überzugehen; deſſenungeachtet aber ſind die Kornpreiſe, ſelbſt nach der zweiten Verleſung der Kornimportationsbill, noch hinaufgegangen, während gleichzeitige Nachrichten aus Amerika ein ſehr merkliches Fallen der Kornpreiſe aus Urſache des überfüllten Marktes und der Geldnoth meldeten. Die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten war nämlich weit ſpärlicher ausgefallen, als man vermuthet hatte, und die Folge davon war eine verminderte Ausfuhr dieſes Stapelartikels, ſo daß, trotz der größeren Getreideausfuhr, die in England anticipando aufgekauften Waaren den Werth der Ausfuhr um 2,500,000 Dollars überſtiegen. Dieſer Unterſchied mußte baar ausgeglichen werden, was den Werth des Geldes in New-York und Boſton ſteigen, die Preiſe der Waaren aber ſo fallen machte, daß das Mehl, ungeachtet der in England benöthigten 2 Millionen Buſhels Weizen, auf 4¾ Dollars das Faß herabfiel, das heißt, billiger zu ſtehen kam, als in früheren Jahren, oder vor der Ausfuhr jener 2 Millionen Buſhels nach England. England hat auf dieſe Weiſe nicht nur ſeinen Bedarf aus Amerika gedeckt, ſondern dabei noch ſehr vortheilhafte Geſchäfte gemacht, dadurch der weiteren Zufuhr aus Amerika Grenzen geſetzt, und ſo das weitere Fallen der Kornpreiſe auf ſeinen eigenen Märkten verhindert. Wir haben abſichtlich dieſes Beiſpiel gewählt, weil wir glauben, daß zwiſchen Amerika und England ein größerer Verkehr iſt, als zwiſchen zwei andern Staaten der Welt, und weil, was man auch in einzelnen Staaten Deutſchlands von der deutſchen Kornausfuhr nach England für Erwartungen haben mag, vorauszuſehen iſt, daß die Vereinigten Staaten hauptſächlich berufen ſind, nach aufgehobenen Getreidegeſetzen,

den engliſchen Kornmarkt zu verſehen. Auf Amerika hat es England auch abgeſehen, wie die Argumente der Preſſe und im Parlament hinlänglich darthun, und wie das amerikaniſche und canadiſche Raiſonnement über dieſen Gegenſtand klar beweist. Aber auch zwiſchen Deutſchland und England hätte in Bezug auf die lezten Ereigniſſe ein ähnliches Wechſelverhältniß wie zwiſchen Amerika und England ſtattgefunden, wenn in Folge einer vorausſichtlichen größeren Kornausfuhr nach England die Nachfrage nach britiſchen Manufakturen ſo zugenommen hätte, daß dadurch der Kurs auf England, ſtatt zu fallen, bedeutend in die Höhe gegangen, und in Folge davon daheim der Werth des Geldes ebenfalls um ein Merkliches geſtiegen wäre.

Wenn man von dem Grundſaz ausgeht, der uns ſo ziemlich feſt zu ſtehen ſcheint, daß England nur ſeinen Bedarf an fremdem Getreide, das heißt jenes Quantum einführen wird, deſſen es ſammt ſeiner eigenen Produktion nöthig hat, ſo iſt klar, daß dieſes Quantum an und für ſich ſelbſt nicht hinreicht, die Handelsverhältniſſe und ſomit die Kornpreiſe Englands bedeutend zu verändern. Der Ackerbau hat wohl nirgends eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht, iſt nirgends auf gleich wiſſenſchaftliche Weiſe betrieben wie in England, und in gewöhnlichen Jahren kann England ſeinen eigenen Bedarf hervorbringen. Aber die großen Grundbeſizer in England treiben keine eigene Wirthſchaft; ſie theilen daher den Ertrag des Bodens mit ihren Pächtern. Es fragt ſich nun, ob bei Aufhebung der Korngeſetze der Ertrag des Bodens hinreichend ſeyn wird, Eigenthümer, Pächter, Subpächter und Arbeiter zu bezahlen, das heißt, ob bei gleicher Produktion alle dieſe Herren und „Hände" wie vorher genährt und gepflegt werden können, oder ob ein Theil der jezt vom Anbau des Bodens lebenden Bevölkerung nicht ſofort andern Zweigen der Induſtrie zugewendet werden dürfte? Wir glauben Lezteres. Ein Theil, wenn auch nicht ein Drittel, wie Einige behaupten, der jezt angebauten Felder wird jedenfalls außer Kultur kommen, und ein Theil der Arbeiter wird dadurch ſowohl, als durch den Umſtand, daß ein großer Theil der Pächter ſelbſt zu arbeiten gezwungen ſeyn wird, außer Dienſt kommen, und die Noth unter den Ackerbauproletariern, die ſchon jezt der der Fabrikarbeiter um nichts nachſteht, wird ſich ſo bedeutend vermehren. Viele

deutſchen und altfranzöſiſchen Rechts. In einer Einleitung von CXXIV Seiten hat der Verfaſſer ſeine Grundanſicht entwickelt.

Symboliſche Handlungen als Begründungsarten von Rechten und Sanktionen unverbrüchlicher Verbindlichkeiten kommen bei allen, noch auf ihrer Kindheitsſtufe ſtehenden Völkern vor. Der religiöſe und poetiſche Sinn des Jugendalters der Menſchheit erzeugt ſie. Das Göttliche gibt den menſchlichen Dingen erſt den verehrungswürdigen Stempel der Heiligkeit. Daher iſt die erſte Periode der Rechtsſymbolik die religiöſe. In dieſer Zeit iſt der Prieſter, der Dichter, der Rechtskundige dieſelbe Perſon (p. LXXII); Religion, Moral, Recht ſind eines. Dieſer Charakter der älteſten juriſtiſchen Symbole findet ſich bei den Juden, den Römern, * im Orient, bei den Germanen. Daher der Eid mit ſeinen Formeln und der Fluch des Meineids.

Eine zweite Periode der Rechtsſymbole iſt die heroiſch-poetiſche; auch ſie gehört noch dem Jugendalter der Völker an, aber einer ſpätern Zeit, in der das äußere Leben des Staats ſich von dem religiöſen bereits geſchieden hat. Der Verfaſſer bezeichnet als eine ſolche Periode die Blüthezeit des Lehensweſens, in der das Ritterthum reichgeſchmückt mit poetiſch-ſymboliſchen Formen ſo glänzend auftritt. Auf dieſe Zeit folgt dann eine dritte Periode der Symbolik, in welcher der Verſtand die Formen erfindet, die er ihrer beſonderer Zweckmäßigkeit wegen anwendet, ** um z. B. das Andenken an gefeierte Rechtshandlungen zu erhalten, oder es durch (oft ſo groteske) Scenen wieder aufzufriſchen. Die einmal geſchloſſenen ſymboliſchen Handlungen überleben oft Jahrhunderte lang die Zeit ihrer Entſtehung und gelten noch als weſentlich, wenn ſie längſt ihre Bedeutung verloren haben, wie z. B. die Mancipatio und manch andere Art bei den Römern, die Ehrenerude bei den Franken und andere.

Die Rechtsſymbole haben alſo entweder eine religiöſe Bedeutung, oder eine rein poetiſche, oder eine teleologiſche.

---

* Der Verfaſſer beginnt freilich ſein Buch nicht glücklich mit der Phraſe: Tout le mondé connoit les *actus legitimi* des anciens romains etc. Bekanntlich gab es keine ſymboliſchen Handlungen, die den Kunſtnamen actus legitimi trugen.

** Droit sacerdotal, droit guerrier, droit raisonneur (p. XCIX).

der kleinen Pächter, wie die kleineren Fabrikanten (Weber oder Spinner) werden zu bloßen Arbeitern herabsinken, und dadurch den Preis der Arbeit drücken und das allgemeine Proletariat vermehren.

Nehmen wir nun an, daß in Folge der nach und nach fallenden Getreidepreise der Arbeitslohn wirklich um ein Kleines fiele (bedeutend werden die Fabrikherren vorderhand den Lohn nicht herabzusetzen wagen), und dieses Fallen des Arbeitslohns, sowie der Umstand, daß für jedes Bushel Weizen, das aus Amerika (respekt. Canada) eingeführt wird, ein verhältnißmäßiges Quantum englischer Manufakturen einen Markt in Amerika findet, eine bedeutend vermehrte Fabriksthätigkeit ins Leben riefe, so würde doch der Preis der Arbeit, selbst in Folge neuer Unternehmungen, nicht in diesem Verhältniß wieder zunehmen, weil ein großer Theil der Ackerbauhände jetzt auf den Markt käme, und die momentane Lücke, die in den Reihen der Fabrikarbeiter entstünde, sogleich wieder ausfüllte. Es ist also nicht zu erwarten, daß die physische Lage des englischen Fabrik- oder Agrikulturarbeiters durch die Aufhebung der Korngesetze bedeutend verbessert werden wird. Dies ist überhaupt bei der jetzigen feudalen Organisation der Arbeit ganz und gar unmöglich. Aus welchem Gesichtspunkte man auch die Lage der Arbeiter auffassen mag, immer wird man durch die Erfahrung zur traurigen Ueberzeugung gelangen, daß der Arbeiter nirgends mehr verdient, als gerade hinreicht, das Leben zu fristen, und daß daher in allen Berechnungen der Preise dieses Minimum des Lohns die constante Einheit bildet. Nur durch Conjunkturen tritt manchmal eine momentane Erhöhung ein, welche bald wieder durch die Folge ausgeglichen wird, und wenn ungünstige Umstände eintreten, ist nicht einmal dieses Minimum, diese absolute Nothwendigkeit der physischen Existenz dem Arbeiter gesichert. Wenn daher auch vorauszusehen, daß in Folge der vermehrten Einfuhr fremden Getreides die Ausfuhr englischer Manufakturen zunehmen, und mit dieser die Nachfrage nach Arbeit größer und der Preis derselben momentan erhöht werden wird, so steht doch zu erwarten, daß durch das zunehmende Proletariat der Ackerbauer und die Entlassung eines Theils der Feldarbeiter dieser erhöhte Lohn des Fabrikarbeiters

bald wieder auf ſein früheres Maß zurückſinken, ja ſogar, weil die Preiſe der Lebensmittel niedriger geſtellt ſeyn werden, unter daſſelbe zu ſtehen kommen wird. Die größeren Fluktuationen in Handel und Gewerben, durch den vermehrten Spekulationsgeiſt hervorgerufen, werden den Fabrikarbeiter noch mehr wie jetzt von den Launen des Schickſals und von mehr oder weniger günſtigen Handelsconjunkturen abhängig machen, ſo daß die von den Arbeitern gehoffte Verbeſſerung ihrer Lage höchſt wahrſcheinlicherweiſe nicht zu Stande kommen, und die ſo ſehr angeprieſene Maßregel einſtweilen bloß den Fabrikherren und größeren Kaufleuten zu gut kommen wird.

Faſſen wir das bis jetzt Geſagte kurz zuſammen, ſo dürften unter den unmittelbaren Folgen der Aufhebung der Korngeſetze oder die Herabſetzung des Kornzolls auf eine fixe nominelle Abgabe von 5 Schillingen per Quarter — wir theilen jedoch (Juni 1846) nicht die Meinung, daß die Protektioniſten auch nur dieſes durchzuſetzen im Stande ſeyn werden — nachſtehende beſonders hervorzuheben ſeyn:

1) wird dadurch das bewegliche Kapital Englands vermehrt, die auf den Ackerbau verwendeten Summen aber vermindert werden;

2) wird dadurch das bewegliche Kapital auf Koſten des Grundbeſitzes (von dem der Staat nun nicht weiter die Intereſſen garantirt) zu größerem politiſchen Anſehen und Einfluß gelangen, wodurch es in den Stand geſetzt werden wird, auf dem einmal eingeſchlagenen Weg weitere Eroberungen zu machen;

3) wird ſich das Verhältniß der Fabrikherren zu ihren Arbeitern beſſer ſtellen, als das der Grundeigenthümer (Landlords) zu den Pächtern und Feldarbeitern, und dadurch den Werth und Einfluß der Majorate vermindern;

4) wird dadurch die phyſiſche Lage der Arbeiter nicht weſentlich, und wenn auch, nicht dauernd verbeſſert werden, dabei aber die Zahl der Proletarier eher ſich vermehren als vermindern.

Im Ganzen wird daher das Grundeigenthum und die darauf baſirte Ariſtokratie geſchmälert, der induſtrielle Mittelſtand gehoben, die Lage der Proletarier nicht weſentlich gebeſſert werden. So wird ſich dieſe ſociale Umwälzung, wie die franzöſiſche, hauptſächlich zu Gunſten des Tiersetat geſtalten; die beiden

Extreme aber, der Adel und der Arbeiterstand, dürften dadurch zu einer näheren politischen Verbindung gegen den Mittelstand veranlaßt werden. Der Instinkt zu diesem neuen Verhältniß der Stände liegt bereits sowohl in den Arbeitern als im Adel. Nicht umsonst stellte sich Lord Asbley, ein Hauptvertheidiger der Korngesetze, an die Spitze der Arbeitervereine — nicht umsonst ließen die Adeligen noch kurz vor dem entscheidenden Treffen die Chartisten in Birmingham, Manchester, Leeds ꝛc. bearbeiten.

'Tis the sunset of life gives me mystical lore,
And coming events cast their shadows before!

Von beiden Seiten, den Kaufleuten und Fabrikanten auf der einen und den Grundbesitzern auf der andern, ließ man es weder an Versprechungen noch an baarem Geld fehlen — die Antikorn-law League unterzeichnete 250,000 Pfund Sterling. Die Arbeiter verhielten sich mit geringen Ausnahmen ruhig; nur mit einer kleinen Petition um Begnadigung der nach Botanybay verbannten Chartistenanführer — eine Petition mit mehreren Millionen Unterschriften — belästigte man die Regierung. Zu bemerken ist hier noch, daß Lord John Russel jetzt schon das Feldgeschrei für die Zehenstundenbill erhoben, daß er jetzt schon gegen die irische Zwangsbill Einsprache gethan und durch sein Verhalten hinlänglich angedeutet, daß er nur auf die Aufhebung der Korngesetze, dieses großen Steins des Anstoßes der Whigverwaltung, den er nicht aus dem Weg zu räumen vermochte, wartet, um durch liberalere Maßregeln seinen großen Gegner zu überbieten. Selbst Sir Robert Peel erklärte bei Gelegenheit des jüngsten Vorschlags die Arbeitsstunden der Spitzenarbeiter und Arbeiterinnen zu vermindern, daß diese Maßregel, was man auch dafür anführen könnte, außer der Zeit ist, daß die Spitzenarbeiter meistens zu Hause arbeiten, daß überhaupt diese erst seit kurzem aufkeimende Industrie bei der außerordentlichen Concurrenz des Continents nur auf gegenwärtige Weise bestehen kann, und daß durch Verminderung der Stundenzahl die Fabrikherren das ganze Geschäft aufgeben, die Arbeiter aber selbst brodlos werden müßten. Auch würde die Handhabung einer die Arbeitsstunden gesetzlich ermäßigenden Maßregel Haussuchungen veranlassen, welche dem Geist brittischer Gesetzgebung und den Sitten des englischen Volkes

widerſprechen, welches derlei Proceduren, ſowie die Aufpaſſer und Denuncianten von ganzer Seele verachte. Dieſe Gründe *gegen* die Maßregel lauten faſt wie Entſchuldigungen für das Fortbeſtehenlaſſen des alten Gebrauchs und enthalten, wenn auch ſtillſchweigend, eine dermalige Anerkennung des *Prinzips* und der politiſchen Nothwendigkeit von Staatswegen darauf hinzuwirken, daß durch den verbeſſerten phyſiſchen Zuſtand der Arbeiter die Moralität und Intelligenz derſelben gehoben werde.

Die Argumente, welche die Freunde Sir Robert Peels und die Glieder der Whigoppoſition für die Aufhebung der Korngeſetze anführten, waren im Ganzen weit mehr auf moraliſche und ſtaatswiſſenſchaftliche, als auf ſtaatswirthſchaftliche Grundſätze gefußt: man ſprach zum engliſchen Volk — auch zu dem, welches im Parlament nicht repräſentirt iſt; man wollte die Widerſpänſtigen durch die öffentliche Meinung zur Unterſtützung der miniſteriellen Maßregel antreiben, man drohte mit Agitation der großen Staatsfragen, mit einem allgemeinen Angriff auf die Privilegien der Lords u. ſ. w., ja Sir Robert Peel, den Lord Bentinck in ſeiner letzten Parlementsrede mit dem Miniſter Turgot verglich, erklärte ganz offen, daß er die Vergleichung annehme, aber daran erinnern müſſe, daß nicht die von Turgot vorgeſchlagenen Maßregeln zur franzöſiſchen Staatsumwälzung führten, ſondern die Hartnäckigkeit des Adels, der ſich nicht entſchließen konnte, die ſchweren Laſten der Nation mit tragen zu helfen, und darüber Alles aufs Spiel ſetzte und Alles verlor. Solche Worte aus dem Munde eines engliſchen Staatsminiſters, und noch dazu aus der toryſtiſchen Schule, ſind mehr als Deklamation: ſie enthalten die Revelation der Zukunft. Aber Sir Robert Peel ging noch weiter: er hieß die Grundherren und ihre Vertheidiger im Parlamente *eine Faktion*! Und dieſen Miniſter unterſtützte im Hauſe der Lords der Herzog von Wellington mit einer wahrhaft militäriſchen Standrede!!

Es iſt klar, daß Furcht und nicht Ueberzeugung einen großen Theil der Parlementsglieder, namentlich aber des Oberhauſes, veranlaßte für Sir Robert Peel's Bill zu ſtimmen. Wo es bei den Argumentationen für die Bill am meiſten hinkte, das war gerade der ſtaatswirthſchaftliche Theil; denn Sir Robert Peel konnte weder verbürgen, daß das Freihandelsſyſtem von

andern Nationen sofort nachgeahmt werden, noch dafür einstehen, daß die vermehrte Einfuhr die Herabsetzung der Zölle in der Staatskasse ausgleichen wird. Er und seine Freunde halten dies zwar für wahrscheinlich, doch ist das was sie für ihre Meinung anführten, eher eine Ansicht, als ein Beweis. Das nackte Faktum ist, daß die Bill einem Drang von außen Luft macht; daß sie eine Concession, eine Art Kapitulation der Grundbesitzer und des Adels enthält, und von dem größeren Publikum auch als solche angesehen wird. England hat damit seinen ersten, größten Schritt gethan, seine Gesetzgebung den Grundsätzen und nicht den Umständen anzupassen; da aber die ganze englische Gesetzgebung kaum etwas anderes ist als eine Modernisirung des Mittelalters, eine Umprägung altgothischer Münzen, so steht noch der sociale Erfolg solcher Maßregeln sehr in Frage. Das wissen die englischen Staatsmänner, von welchen die Maßregel ausgegangen, und die, welche sie unterstützten. Aber sie wissen auch, daß die Staatsformen, wie sie jetzt bestehen, nicht mehr haltbar sind, daß die britische Verwaltung, deren Zweige in alle Welttheile reichen, dem veränderten Zustand der Welt angepaßt werden muß, und entschließen sich zur großen chirurgischen Operation von oben herab, um bei dem großen, unausweichbaren Kampfe wenigstens Herren der Ereignisse zu bleiben.

Und wir glauben, daß die Operation gelingen wird. Sie wird zu einer Zeit vorgenommen, da der Patient noch bei vollen Kräften ist, und wenn das jetzige offizielle England darüber einen Theil seiner bisher ausgeübten Macht einbüßt, so wird doch das erweiterte offizielle England, welches an seinen Platz treten wird, im Sinn der neuen Staats- und Weltinteressen handeln, und die Basis der englischen Präponderanz eher erweitern als schmälern. Die englische Aristokratie gibt dadurch der Welt ein seltenes Beispiel staatskluger Nachgiebigkeit und Mäßigung, durch deren Mangel bis jetzt alle Aristokratien, die alterthümlichen, mittelalterlichen und neueren, zu Grunde gegangen sind. England steht durch diesen Schritt an der Spitze der modernen gesetzlichen Bewegung, während Frankreich mit seiner speziellen Gesetzgebung und seinem jämmerlichen reaktionären Spiel von Interessen und Klassenlegislation den größten Gefahren entgegengeht,

und die freie naturgemäße Entwicklung seiner Kräfte unmöglich macht. Die englische Aristokratie hat gerade durch ihre Nachgiebigkeit ihre Gegner entwaffnet und ihren politischen Einfluß auf die höheren Staatsangelegenheiten auf ein weiteres Jahrhundert gesichert. Wir glauben, daß der englische Adel einen Theil seines liegenden Kapitals mobilisiren und fruchtbringend in Handel und Gewerben anlegen wird, daß er verbunden mit den kleineren Fabrikanten und den Arbeitern, die Insolenz und Habsucht des besitzenden Mittelstandes bändigen, statt derselben zum Opfer fallen, und wir glauben, daß er dadurch seinen zweiten historischen Beruf erfüllen wird, den der Adel der Continentalstaaten wohl ahnt, den zu erfüllen er aber bis jetzt noch wenig oder nichts gethan hat. Dies scheinen uns die wichtigsten socialen und politischen Folgen der Aufhebung der englischen Korngesetze seyn zu müssen, und sie werden nicht nur auf Großbritannien und Irland, sondern auch auf die Staaten des Continents und der neuen Welt von übergroßer Bedeutung seyn; sie werden die tiefen Denker und Vorkämpfer der historischen Schule aus ihrem tiefen Schlaf wecken und dem mit so vieler Mühe und nicht ohne Kostenaufwand frisch aufgeputzten Mittelalter einzelner Länder gute, ehrliche, im neunzehnten Jahrhundert, vielleicht gar mit Maschinen gemachte und auf der Eisenbahn bezogene Schuhe und Strümpfe anziehen. — Die staatswirthschaftlichen Folgen der Aufhebung der Korngesetze scheinen uns neben den ebengenannten erst in zweiter Linie zu stehen, obwohl auch sie fast unübersehbar sind. Wir wollen ihnen hier einige Bemerkungen widmen.

Obwohl wir nach dem Vorausgeschickten nicht ganz die Besorgnisse derjenigen theilen, welche in Folge der freien englischen Korneinfuhr sogleich ein bedeutendes Fallen der Kornpreise und des Arbeitslohns erwarten, weil die englische Industrie viel zu viel Zweige besitzt, die wieder von zu vielen Nebendingen abhängen, als daß eine Wirkung auf den einen oder den andern sogleich an allen übrigen sichtbar werden könnte, so glauben wir doch, daß im Ganzen die englische Industrie und der englische Handel dadurch einen mächtigen Aufschwung nehmen werden. Nicht allein durch die Herabsetzung der Arbeitslöhne, (die bei der jetzigen Vervollkommnung der Maschinen nicht

einmal von ſo großem Einfluß auf den Preis der Stapelmanufakturen iſt, als viele meinen), ſondern auch durch den größeren Austauſch von Produkten überhaupt werden Handel und Induſtrie gehoben, beſonders wenn ein Land wie England eine ſo hohe Stufe der Induſtrie und des Handels bereits erreicht hat, wenn es alle Weltmärkte kennt und beherrſcht, für den Geſchmack aller Länder arbeitet, in allen Gegenden der Erde Colonien und Faktoreien beſitzt und durch Verträge oder politiſchen Einfluß bereits allen Ländern den Rang abgelaufen hat. Nur eine ſo auf den allgemeinen Austauſch Jahrhunderte lang vorbereitete Nation konnte ein ſolches Unternehmen wagen; nur England braucht mit ſeiner Maſſe von Erzeugniſſen, ſeiner ausgebildeten Induſtrie und ſeinen überſchwänglichen Kapitalien die Concurrenz ſeiner Nachbarn nicht zu fürchten, denn es iſt ſicher, ſelbſt einzelne Niederlagen durch ſeine vereinte Manufaktur- und Handelskraft mehr als auszugleichen. Was daher in dieſer Beziehung von England gilt, kann von keiner andern Nation gelten, weil keine in einem ähnlichen Zuſtand ſich befindet, und politiſch und merkantil ſo befähigt iſt, aus ſeiner Manufakturkraft Nutzen zu ziehen. Und beſäßen ſeine Nachbarn auch Eiſen und Kohlen, geſchickte Arbeiter und das nöthige Kapital, und wären ſie auch für den Handel gelegen, wie England, ſo würde doch der von aller Vormundſchaft und obrigkeitlicher Dazwiſchenkunft befreite engliſche Handel und die höhere politiſche Stellung des Kaufmanns und Fabrikanten, wodurch er der allgemeinen Zuſtände ſeines Landes und anderer Länder bewußt wird, die continentale Concurrenz größtentheils unſchädlich machen. Ueberall iſt der engliſche Kaufmann und Fabrikant der Mitwirkung und des Schutzes ſeiner Regierung gewiß; ſie thut keinen Schritt, ohne bei ihm anzufragen, wie er auf ſeine Intereſſen, ſeinen Wohlſtand, ſeine Zukunft wirken wird. Der Staat ſelbſt mit ſeinen ungeheuern Hülfsquellen wird gewiſſermaßen zum Gedanken ſeiner Unternehmungen, ein Umſtand, auf den man z. B. in Deutſchland bei Beurtheilung der verſchiedenen europäiſchen Manufaktur- und Handelskräfte bis jetzt noch viel zu wenig Rückſicht genommen hat, obgleich gerade in Deutſchland in dieſer Beziehung am meiſten zu wünſchen übrig bleibt.

Gerade die Concurrenz Deutſchlands, reſpektive der Zoll-

vereinsſtaaten iſt es, welche England mehr als jede andere zu fürchten hatte, wie die Beſorgniſſe, welche in der engliſchen Preſſe ausgeſprochen wurden, genugſam andeuteten. Das Genie Frankreichs iſt weniger commerziell, als das dem engliſchen näher verwandte deutſche. Erſtens ſind die Franzoſen viel zu ſanguiniſch und zu ſehr von ſich ſelbſt eingenommen, als daß ſie mehr als einen glücklichen Coup berechneten, oder ſich anſchickten, für den Geſchmack anderer Nationen zu arbeiten. So weit man franzöſiſche Moden nachahmt, ſo weit die Moden von Paris als Muſter gelten, reichen franzöſiſche Waaren, aber auch um keine Elle weiter. Zum Anlegen von Faktoreien, zur planmäßigen, langſamen, aber ſicheren Einführung ſeiner Erzeugniſſe in fremde Länder hat der Franzoſe keine Geduld. Drei Viertel aller im Auslande verkauften franzöſiſchen Waaren ſind sur place, d. h. in Paris, Lyon, Elbeuf ꝛc. angekauft, und kämen die fremden Käufer nicht nach Frankreich, ſo würden wenig Franzoſen ſich entſchließen, ſie aufs gerathewohl ins Ausland auf Commiſſion zu ſenden. Höchſtens in Deutſchland und England findet man franzöſiſche Colporteurs und Schmuggler. Alles das haben die Engländer ſyſtematiſch organiſirt, denn ihre Comptoirs bieten ſich über den ganzen Erdball die Hände. Sie verſtehen die Kunſt, oft Jahre lang mit Verluſt Geſchäfte zu machen, bis ſie endlich ihren Waaren Eingang verſchaffen und ſowohl einheimiſche als fremde Concurrenten ausſtechen. Dann ſind ſie auch weniger eitel und darauf verſeſſen, die ganze Welt nach ihrer Art zu civiliſiren, wie dies noch immer die Franzoſen zu thun die Abſicht zu haben ſcheinen. Die Kaufleute in London und Liverpool kennen den Geſchmack der Deutſchen, Türken, Amerikaner, Mongolen, Tunguſen und Chineſen; bis auf die verlornen Schlachten, die ſie auf das nach Amerika geſandte Tafelgeſchirr drucken ließen, ſchmeicheln ſie dem Geſchmack und der Eitelkeit ihrer Kunden. — Und dann darf man auch nicht vergeſſen, daß der Engländer alles zur beſtimmten Zeit liefert, und daß er kaufmänniſch ehrlich (d. h. klug) ein Stück wie das andere liefert, was bei den Franzoſen, wenn ſie nach einem gegebenen Muſter arbeiten, faſt nie der Fall iſt. In allen dieſen Beziehungen ſtehen die Deutſchen beinahe jetzt ſchon den Engländern ziemlich nahe, und was die ehrliche Ablieferung

beſtellter Waaren betrifft, ſo iſt die gute Meinung, welche Süd- und Nordamerikaner, ſowie Weſtindier, von der Pünktlichkeit und Verläßlichkeit der Deutſchen haben, der beſte Beweis von dem redlichen Gebrauch des uns geſchenkten Zutrauens.

Aber abgeſehen von allem dem, arbeiten engliſche Fabrikanten in der Regel für die Bedürfniſſe der großen Menge, d. h. für die wirklichen Bedürfniſſe fremder Länder, während die Franzoſen gewöhnlich nur Geſchmacksartikel liefern, welche nur unter den Reichen oder verhältnißmäßig Unabhängigen einigen Abſatz finden. Daher iſt der franzöſiſche Handel auch immer der erſte, welcher die Schläge einer ungünſtigen Conjunktur fühlt, der engliſche Handel aber derjenige, welcher ſelbſt zur Zeit der Kriege nie ganz unterbrochen wird. Auch hierin ſtehen die deutſchen Kaufleute und Fabrikanten den engliſchen am nächſten. Die Deutſchen fabriziren ebenfalls mehr für den allgemeinen Gebrauch (man denke nur an die deutſchen Leinwand- und Stahlmanufakturen und an die ſächſiſchen Strumpfwirkereien) als für den Geſchmack der Gebildeten, und das ſcheint uns die wahre Induſtrie zu ſeyn, welche mit der engliſchen in Concurrenz zu treten beſtimmt iſt. Nicht was ein halb Dutzend Menſchen ſchön und elegant findet, ſondern was Tauſende brauchen und zum Leben unentbehrlich finden, bildet den eigentlichen Stapelartikel, und nur wer die Stapelartikel beherrſcht, beherrſcht den Welthandel. Die Franzoſen werden in ihren Pariſer Artikeln noch lange unübertroffen bleiben; aber außer dieſen beſitzen ſie nur ihre koſtbaren Weine, mit welchen das Ausland nicht zu concurriren vermöchte. Ihre Seidenwaaren ſind nur noch in Bezug auf Geſchmack, keineswegs aber in Bezug auf ihre Qualität unübertroffen, und es werden z. B. in Nordamerika beinahe ebenſoviel engliſche, deutſche und italieniſche Seidenwaaren verbraucht als franzöſiſche. Engliſche einfache Gros de Naples, Taffetas und Atlaszeuge kommen wohlfeiler zu ſtehen als die franzöſiſchen, und in elaſtiſchen Seidenwaaren (Strümpfe, Unterhemden, Hoſen ꝛc.) haben die Engländer den Franzoſen, namentlich in Bezug auf Dauerhaftigkeit ſchon lange den Rang abgelaufen.

Die franzöſiſche Concurrenz iſt es alſo nicht, welche England fürchtet und die auf die Aufhebung der Korngeſetze von

Einfluß ſeyn kann, wohl aber könnte man annehmen, daß der durch die deutſche Auswanderung begünſtigte, von den Hanſeaten vermittelte deutſch-amerikaniſche Handel, welcher in letzter Zeit zu ſehr ernſten Beſorgniſſen Veranlaſſung gab, dabei berückſichtigt worden iſt. Deutſchland war bis vor kurzem in merkantiliſcher Beziehung ein gutmüthiger Vaſall Englands, und letzteres hatte daher doppelten Verluſt zu befürchten: Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Concurrenz eines fleißigen Mitbewerbers. Dennoch glauben wir, daß England bei der Abſchaffung der Korngeſetze mehr auf den transatlantiſchen Austauſch Rückſicht nahm, als auf den continental-europäiſchen. Die europäiſchen Continentalmärkte auf längere Zeit, ſelbſt beim Einſchlafen aller nationalen Intereſſen, zu beherrſchen, iſt bei anhaltendem Frieden und bei der trotz aller ungünſtigen Nebenumſtände fortgeſetzten Entwicklung aller Manufakturkräfte unmöglich. Das wiſſen die Vorkämpfer des freien Handels in England recht gut, und ſie ſuchen auch in Europa weiter nichts als den status quo aufrecht zu erhalten. Aber eben deßwegen iſt es thöricht, wenn die Verfechter der Freihandelstheorie auf dem Continente meinen, die Aufhebung der engliſchen Korngeſetze würde ihnen ſogleich einen bedeutenden Markt öffnen und den Verkehr zwiſchen England und den ſogenannten Agrikulturſtaaten zweiten Ranges merklich heben. Wir glauben, daß England ſeinen Bedarf an Lebensmitteln ſich hauptſächlich aus Canada, reſpektive den Vereinigten Staaten holen wird, und wir glauben weiter, daß die Amerikaner dieſelben wohlfeiler zu liefern im Stande ſeyn werden als die europäiſchen Mitbewerber an der Oſtſee oder dem ſchwarzen Meer. Und ſelbſt die Fracht von den canadiſchen und Vereinigten Staaten-Häfen nach England iſt bedeutend kürzer und wohlfeiler, als die von den Oſtſeehäfen oder denen des ſüdlichen Rußlands, ſo wie die amerikaniſchen Rheder in England immer einer Rückfracht nach Amerika ſicher ſind. Die Agrikulturzuſtände des europäiſchen Continents, namentlich des weſtlichen Theils von Europa, ſind ſo geregelt, daß an eine Modifikation derſelben in Folge einer verſchiedenen Getreidegeſetzgebung in England wohl nicht zu denken iſt. Nur im öſtlichen Europa gibt es noch bedeutende unangebaute Strecken oder iſt der Ackerbau ſelbſt noch einer merklichen Verbeſſerung fähig. Es wird aber nach der Berechnung

Die letzten kommen auch bei Völkern vor, die keinen poetischen Charakter haben und auch im Mannesalter derselben.

Nach dieser Auffassung der Rechtssymbolik wirft der Verfasser einen Blick auf die berühmtesten Völker des Alterthums und der neueren Welt, um den Charakter derselben bei jedem dieser Völker näher zu bezeichnen und zu sehen, ob aus der Vergleichung ihrer Rechtssymbole sich Völkerverwandtschaften oder ihre Culturhöhe nachweisen lassen (p. LXXIII folg.).

Der Grundtypus der Rechtssymbolik Indiens ist Herrn Michelet das bezaubernde Bild des Weibes, in Persien die Macht des Königs, in Judea der Wille des furchtbar allmächtigen Jehova, bei den Hellenen das plastische Ideal der menschlichen Schönheit. Ihnen steht der positive Römer entgegen, dem sein Feld (der Ager romanus) und der Deus terminus das Erste sind. In Indien ist das Eigenthum unbeweglich; es überträgt sich bloß durch Erbrecht (p. LXXVIII); bei den Römern wird es beweglich, indem es durch Testament und Tradition den Herrn wechselt. Eben so entsteht in Rom künstlich die Vaterschaft durch Adoption, die dem Indus unbekannt. Ainsi le droit inert dans l'Orient (sagt der Verfasser p. LXXIX) devient à Rome art et monument: Rome est l'artiste du droit.

Die germanische Rechtspoesie hat einen gutmüthigen, naiven Charakter; das Prinzip des Spiritualismus herrscht darin vor; nur die Formen sind schwerfällig und materiell. Das altceltische oder gallische Recht dagegen ist sinnlich und materiell in der Form und in Gehalt (p. LXXX—LXXXVI). Wir möchten nicht jede Aeußerung des Verfassers über die Eigenthümlichkeiten der deutschen Rechtssymbolik unterschreiben, wie z. B.: La sorcellerie est ici panthéistique, le droit l'est au moins dans la forme; tous deux reclament à leur manière pour la nature sensible, maudite et crucifiée par le Christianisme, deux oppositions fatalistes, qui toutefois comme oppositions temoignent la liberté.

Das altfranzösische Recht, herangewachsen aus römisch-celtischen, christlichen und germanischen Elementen, hat keinen ihm ganz eigenthümlichen Charakter. Echt französisch sind indessen einige kirchliche Einsegnungsformeln der Ehe, aus Handschriften

engliſcher Staatsökonomen nahe an ein Drittheil aller in Großbritannien und Irland angebauten Felder nach der Aufhebung der Korngeſetze und der darauf folgenden Verminderung der Kornpreiſe brach liegen bleiben, und ſo fragt ſich, ob bei ſolchen niedrigen Preiſen es der Mühe lohnt, mehr Korn im öſtlichen Europa zu bauen und nach England zu transportiren? Gewiß iſt der Transport den Miſſiſſippiſtrom hinab und von New-Orleans nach Liverpool und London nicht theurer, als der von Odeſſa oder Riga nach London, ohne den Binnentransport in Anſchlag zu bringen. Und dann ſind die Amerikaner die beſten Kunden der engliſchen Fabrikanten, immer bereit, für ihre Rohprodukte ein entſprechendes Quantum Manufakturen entgegen zu nehmen, und ſie verdienen ſowohl an der Her- als an der Rückfracht das, was vielleicht als Handelsbilanz ſonſt den Engländern zu gute käme. Alles das ſind Vortheile, die der Amerikaner im Getreidehandel mit England vor jedem Europäer, namentlich aber dem Deutſchen, voraus hat, und die Erfahrung wird lehren, daß man ſie ihm nicht leicht ſtreitig machen kann. In Amerika ſind Hunderte von Millionen Ackerlandes noch völlig unbenützt, und der unabhängige Charakter des amerikaniſchen Volks eignet ſich, trotz der ſehr bedeutenden Fortſchritte in Fabriken und Gewerben, eminent zum Ackerbau. Sowohl die Einwanderung als der Zuwachs der eigenen Bevölkerung ſtehen in keinem Verhältniß zur vermehrten Produktion und noch viel weniger zum vermehrten Terrain durch den Erwerb neuer Territorien. Die Union hat durch den Anſchluß von Texas allein 300 Millionen Acker kulturfähigen Landes gewonnen; die Staaten Wisconſin, Jowa, Florida u. ſ. w. bilden einen weiteren Zuſchuß von nicht weniger als tauſend Millionen Morgen, und es iſt bereits die Rede von dem Anſchluß von Californien.

In Amerika braucht man nicht zu düngen und kaum zu pflügen; die Communikationsmittel werden größtentheils durch Ströme und Kanäle geboten und die Fracht nach Europa iſt wohlfeil. Was der amerikaniſchen Getreideausfuhr nach England bis jetzt im Wege war, das war nicht ſowohl die Entfernung als Sir Robert Peels Skala (sliding scale). Während der Nachrichten oder der Nachfrage in England und der Zufuhr aus Amerika verſtrichen ſechs bis acht Wochen, und während dieſer

Zeit konnten durch die Zufuhren aus andern Ländern die Preise bedeutend gefallen und die Abgabe erhöht worden seyn. Diesen Fluktuationen konnten sich die amerikanischen Kaufleute nicht wohl aussetzen, obgleich sie bereit waren, ihr Getreide nach England zu consigniren. So wie die Skala aufhört, wird dieser Uebelstand gehoben seyn und der regelmäßigen Zufuhr aus Amerika kein anderes Hinderniß im Wege stehen. Aber das ist noch lange nicht Alles. Nicht bloß Weizen wird Amerika nach England führen, sondern auch hauptsächlich Mais, ein Umstand, auf den Sir Robert Peel offiziell aufmerksam gemacht und der seither in der englischen Presse vielfältig besprochen worden ist. Innerhalb der letzten sechs Monate ist ein ungeheures Quantum Mais von den Vereinigten Staaten nach England und Irland gesandt worden, wo es nicht nur die Stelle des Weizens oder der Gerste, sondern auch hauptsächlich die der Erdäpfel zu vertreten bestimmt ist. Mais oder Welschkorn wird in Amerika, mit Weizen oder Roggen vermischt, zu Brod gebacken, und mehrere Bäcker in London, Bristol und Liverpool haben dieses Beispiel nachgeahmt, und man hat das so gebackene Brod bedeutend nahrhafter, schmackhafter und wohlfeiler gefunden, als das aus Weizen oder Roggen allein gebackene. Da nun der Ruf der englischen Arbeiter nicht bloß nach Brod, sondern nach wohlfeilem Brod geht, da die Kartoffelernte nicht mehr verläßlich ist, so ist das Erscheinen von amerikanischem Welschkorn von nicht zu berechnender Wichtigkeit; denn es wird damit nicht nur ein Theil des sonst benöthigten Weizens gedeckt, sondern die Weizen- und andere Kornpreise verhältnißmäßig herabgedrückt. Von dem Augenblick, wo die gewöhnliche Nahrung des englischen und irischen Arbeiters aus Welschkornbrod besteht, muß die Weizeneinfuhr in England aus den europäischen Nachbarstaaten Null werden, und das scheint uns überhaupt der Normalpunkt zu seyn, den die englische Korneinfuhr in guten Jahren aus Deutschland zu erreichen bestimmt seyn dürfte.

Die Einfuhr von amerikanischem Welschkorn (ein Stapelartikel der Vereinigten Staaten, welcher fast ebenso wichtig zu werden scheint, und bereits mehr Gewinn abwirft als die Baumwolle) hat namentlich seit dem letzten Kartoffelmißjahr in Irland bedeutend zugenommen, und Alles deutet darauf hin,

daß bei den bevorstehenden Abänderungen im englischen Zolltarif auch in guten Jahren damit fortgefahren werden wird. Mac-Gregor, vom englischen Board of Trade, dessen Name uns aus seinen englisch geistreichen Bemerkungen über den deutschen Zollverein frisch im Gedächtniß ist, hält den Nahrungsstoff, welcher in einem Bushel amerikanischen Welschkorns enthalten, gleich 1¾ Bushel Gerste und drei Bushel Haber. Die Ankaufskosten betragen nur ein Drittel von einem Bushel Weizen. Man hat das Bushel Welschkorn im verflossenen und gegenwärtigen Jahre in Liverpool mit 16 und 20 Schillingen bezahlt; der gewöhnliche Preis in Amerika ist von 35 bis 50 Cent oder einem halben Dollar; die Fracht von New-York oder New-Orleans nach Liverpool beträgt 10 Pence per Bushel. Welcher neue Verkehr zwischen England und Amerika muß nicht aus diesem einzigen Stapelartikel entstehen! Jetzt wo die Ueberproduktion der Baumwolle in den Vereinigten Staaten den Preis derselben bis auf 5 Cents per Pfund herabgetrieben hat, ist Welschkorn zu 30 Cents das Bushel ein vortheilhafterer Anbau für den Pflanzer als die Baumwolle, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo England in Bezug auf diesen wichtigen Nahrungsstoff ebenso von den Vereinigten Staaten abhängig seyn wird, als es jetzt schon in Bezug auf seine Baumwollenindustrie ist.

Die Welschkornproduktion in zehen Staaten der Union war, nach offiziellen Angaben im „American Census" von 1840, wie folgt:

Tennessee	45	Millionen	Bushel
Kentucky	40	„	„
Virginien	34	„	„
Ohio	33	„	„
Indiana	28	„	„
Illinois	22	„	„
Alabama	20	„	„
Georgia	20	„	„
Missouri	17	„	„
Pennsylvania . . .	14	„	„

In der ganzen Union belief sich die Welschkornernte

von 1840	auf	377,531,875	Bushels,
„ 1843	„	494,618,306	„
„ 1844	„	421,358,000	„

Auch die Ausfuhr dieses wichtigen Stapelartikels hat in den letzten sechs bis acht Jahren bedeutend zugenommen, obwohl sie hauptsächlich auf die britischen Colonien in Nordamerika und auf Westindien sich beschränkte. Es wurden ausgeführt:

1836 . .	124,971	Bushels und	140,917	Fässer	Welschkornmehl.
1837 . .	151,276	„ „	159,435	„	„
1838 . .	172,321	„ „	171,843	„	„
1839 . .	162,300	„ „	165,672	„	„
1840 . .	574,279	„ „	206,063	„	„
1841 . .	535,527	„ „	232,284	„	„
1842 . .	600,508	„ „	209,199	„	„
1843 . .	672,608	„ „	174,354	„	„
1844 . .	825,106	„ „	404,008	„	„

Diese Ausfuhr, so schnell sie auch zugenommen, ist im Verhältniß zur Produktion und ihrer schnellen Zunahme so gut wie gar nicht in Anschlag zu bringen. Amerika kann damit eine ungeheure Lücke in der Consumtion Englands und Irlands ausfüllen, was der Weizen- und Roggeneinfuhr, trotz der aufgehobenen Korngesetze, sogleich engere Grenzen setzen müßte. Wenn es also darauf ankommt, den englischen Arbeitern wohlfeiles Brod zu liefern, so sind dies die Vereinigten Staaten ungleich besser zu thun im Stande, als irgend ein europäischer Staat, und folglich auch besser als Deutschland. Aber auch die Weizen-, Gerste-, Haber- und Roggenproduktion in den Vereinigten Staaten hat in den letzten Jahren schnell zugenommen und beweist, wie sehr diejenigen Unrecht hatten, welche behaupteten, die Vereinigten Staaten würden kaum ihren eigenen Bedarf an Cerealien, vielweniger Korn zur Ausfuhr erzeugen können. Die Produktion der Jahre 1840, 1842, 1843 und 1844 war wie folgt:

	1840. Bushels	1842. Bushels	1843. Bushels	1844. Bushels
Weizen	81,823,272	102,317,340	100,310,856	95,607,000
Gerste	4,161,504	3,871,622	3,320,721	3,627,000
Haber	123,071,241	150,883,617	145,920,966	172,247,000
Roggen	18,645,567	22,762,952	24,289,271	26,450,000
Buchweizen	7,291,743	9,433,480	7,959,410	9,171,000

Im Jahr 1845 belief sich die Weizenproduktion schon auf 120 Millionen Bushels, wovon 20 Millionen zur Ausfuhr übrig blieben; die Produktion der andern Cerealien war so ziemlich in diesem Verhältniß gestiegen.

Aber die Getreideeinfuhr ist nicht das Einzige, was bei der Aufhebung der englischen Korngesetze in Betracht kommt. Sir Robert Peels ermäßigter Zolltarif erstreckt sich auch auf andere Gegenstände, welche, wenigstens in England, zu den ersten unentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens gerechnet werden. Hierunter verstehen wir hauptsächlich Fleisch, und hierin hat Amerika wiederum einen gewaltigen Vorsprung vor den Staaten des Continents. Nach der letzten Auflage der Mac-Culloch'schen Statistik besaß England im Jahr 1840 bloß 5,100,000 Stück Hornvieh (heads of cattle) und die Engländer sind doch das fleischfressendste Volk Europas. Amerika besaß nach dem offiziellen auf Kongreßkosten gedruckten Census desselben Jahrs mit seiner geringen Bevölkerung bereits nahe an 15 Millionen Stück Hornvieh (genau 14,971,586), also ungefähr dreimal soviel, und das bezieht sich bloß auf die zahmen Rinder, nicht auf die wild herumschwärmenden, zahllosen Büffelheerden, welche im Nothfall ebensogut zur Nahrung dienen können. Wir haben bereits oben erwähnt, daß sogar die hanseatischen Rheeder ihre Schiffe mit amerikanischem Fleischproviant zu versehen anfangen und dabei ganz gut ihre Rechnung finden. Am besten gedeiht in den Vereinigten Staaten, der leichten vortrefflichen Mästung durch Welschkorn wegen, die Schweinezucht. — Amerika wird binnen Kurzem ganz Europa mit Schweinefleisch zu versehen im Stande seyn; der offizielle Census vom Jahr 1840 weist im Ganzen 26,301,293 Schweine auf; aber diese Zahl war im Jahr 1845 schon bis auf 30 Millionen gestiegen, hatte also in fünf Jahren beinahe um ein Fünftel zugenommen.

Der oben angeführte englische Statistiker vom Board of Trade, Mac-Gregor, nimmt die Zahl der Schweine in Europa wie folgt an:

Rußland	16,380,000
Oesterreich . . .	6,050,000
Großbritannien . .	5,775,000
	28,205,000

Transport:	28,205,000
Frankreich	4,950,000
Italienische Staaten	2,750,000
Bayern	1,650,000
Niederlande . .	1,540,000
Preußen	1,645,160
Schweden . . .	1,320,000
Spanien	1,100,000
Portugal	770,000
Die übrigen Staaten	2,348,000
Zusammen	46,178,160

Mac-Gregor vom Board of Trade räsonnirt weiter: Rußland, Oesterreich und Großbritannien haben zusammen eine Bevölkerung von 120 Millionen. Die Vereinigten Staaten haben bloß 20 Millionen Einwohner, dagegen dieselbe oder noch eine größere Anzahl Schweine. Die acht westlichen Staaten der Union (des Mississippithals) haben zusammen nicht über 6 Millionen Einwohner, aber so viel Schweine als Großbritannien, Frankreich, Preußen und Bayern mit einer Bevölkerung von 75 Millionen Menschen zusammengenommen.

Nimmt man auf die Zahl der Einwohner Rücksicht, so verhält sich die Schweinezahl in den Vereinigten Staaten zu der Schweinezahl der verschiedenen europäischen Länder, wie folgt:

Vereinigte Staaten zu	Preußen	wie 6:1
„ „ „	Oesterreich	„ 9:1
„ „ „	Großbritannien	„ 7:1
„ „ „	Frankreich	„ 10:1
„ „ „	Spanien	„ 16:1

Welches ungeheure Quantum bleibt da zur Ausfuhr entweder roh oder eingesalzen übrig, und wie sehr verdient dieser Umstand nicht bei den Betrachtungen über die möglichen Folgen der Aufhebung der englischen Korngesetze mit in Anschlag gebracht zu werden! Die Engländer sind, wie wir bereits mehrmals anzuführen Gelegenheit haben, ein fleischfressendes Volk. Fleisch und nicht Brod ist Hauptnahrung der Engländer und Schotten. Man hat in Deutschland oft das Elend der armen englischen Fabrikarbeiter mit so glühenden Farben beschrieben, daß manchem armen deutschen Leser die heißen Thränen über die

Backen gelaufen ſeyn mögen; allein man hat uns nicht den Zuſtand der engliſchen Fabrikarbeiter beſchrieben, wenn ſie vollauf beſchäftigt ſind. Und doch lebt ein ſolcher engliſcher Fabrikarbeiter beſſer als mancher deutſche Handwerker. Man frage einmal nach, wie viel Thee, Zucker, Butter und — Fleiſch er die Woche über nöthig hat, und man wird bald einſehen, was es mit dem Nothſtand der engliſchen Arbeiter für eine Bewandtniß hat. Der engliſche Arbeiter darbt, wenn er krank wird oder ohne Arbeit iſt. Der deutſche verdient ſelten mehr als ſein kümmerliches Auskommen. Erſterer darbt in Folge von Unglücksfällen oder ſchlechten Conjunkturen, letzterer in Folge der Art ſeiner Beſchäftigung und ſeines Lohns!

Faſſen wir das, was wir bis jetzt über den politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Einfluß der Aufhebung der engliſchen Korngeſetze geſagt haben, kurz zuſammen, ſo wird daraus ſo ziemlich hervorgehen, daß: Erſtens die Folgen derſelben bei weitem mehr in England ſelbſt, als in andern Staaten fühlbar werden dürften;

Zweitens daß dieſe Folgen vorderhand hauptſächlich politiſcher und ſocialer, nicht aber commerzieller und induſtrieller Natur ſeyn werden;

Drittens daß der Handel und die Induſtrie Englands erſt ſpäter, die Landeigenthümer aber ſogleich die ſtaatswirthſchaftlichen Folgen dieſer Maßregel, obgleich gewiß nicht in dem Verhältniß empfinden werden, welches man namentlich in Deutſchland als dasjenige bezeichnet, welches unmittelbar aus der Aufhebung der Korngeſetze hervorzugehen beſtimmt iſt;

Viertens daß kein europäiſcher Agrikulturſtaat ſich ſchmeicheln darf, durch die Aufhebung der Korngeſetze merklich in Vortheil geſetzt zu werden, weil die europäiſche Getreideausfuhr nach England viel engere Grenzen haben wird, als man ſich vorſtellt, indem ungeachtet der größeren Concurrenz

Fünftens England ſelbſt in gewöhnlichen Jahren den größten Theil ſeines Bedarfs ſelbſt erzeugen und den benöthigten Reſt am liebſten aus Amerika einführen wird. Endlich dürfte

Sechstens durch den überhaupt herabgeſetzten engliſchen Zolltarif die Zufuhr an Lebensmitteln keineswegs hauptſächlich aus Korn und Weizen beſtehen, ſondern auch aus Fleiſch (eingeſalzen oder geräuchert), Fett, Mehl und Mais, welches alles Amerika zu

beispiellos wohlfeilen Preisen liefert, mit welchen die europäischen Staaten, namentlich die deutschen Zollvereinsländer mit ihrer wachsenden Industrie und Steigerung aller Preise nicht werden concurriren können.

Wenn also Deutschland, respektive der deutsche Zollverein, auf die Aufhebung der englischen Korngesetze ein solches Gewicht legt, daß es darüber dem Fortgang seiner eigenen Industrie und den Wünschen der Industriellen Zwang anthut, wenn es seine Zollgesetzgebung den veränderten englischen Zuständen anzupassen beabsichtigt und überhaupt seine nationale Handelspolitik der fremden großbritannischen zum Opfer bringt, wenn es hofft, durch den Ackerbau das zu gewinnen, was es durch eine solche Politik in industrieller Beziehung verlieren müßte, so versteht es seine Aufgabe im Herzen von Europa nur wenig und wird vielleicht erst zu spät von seinem Mißgriff zurückkommen. Eine jede vernünftige, dauernd segensreiche Politik muß aus der Natur und den Zuständen des eigenen Landes hervorgehen und nicht nach allgemeinen theoretischen Formen zugeschnitten werden, wenn sie auch in der Abstraktion noch so viel Wahres für sich haben. Man nehme sich in dieser Beziehung Frankreich und England als Beispiele. England hat seine Politik von jeher immer nur den Umständen angepaßt und ist trotz der theoretischen Widersprüche dabei groß und mächtig geworden; Frankreich, das sich fünfzig Jahre lang bemühte, immer nur allgemeine Begriffe zu construiren, verfiel auf die lächerlichsten und trostlosesten Karrikaturen, und zuletzt aus natürlichem Gegensatz in den jetzigen abgeschmackten Empirismus, dessen Folgen in diesem Augenblick gewiß nicht zu berechnen sind. Einen Staat nach allgemeinen Gesetzen regieren wollen, ohne auf den Charakter des Volks, seine natürlichen Anlagen, seine Hülfsquellen, geographische Lage u. s. w. Rücksicht zu nehmen, heißt so viel, als Gesetze erlassen zu wollen, welche für Kinder und Erwachsene gleich zweckmäßig und ihren wechselseitigen Bedürfnissen gleich entsprechend sind. Und noch weniger darf eine Nation ihre eigene innere Politik, statt ihren eigenen Bedürfnissen gemäß, der Politik einer fremden Macht analog entwickeln wollen, denn das heißt sich selbst aufgeben und an seiner eigenen Selbstständigkeit verzweifeln. Wir sind nicht der Meinung derjenigen, die in Folge der

Aufhebung der englischen Korngesetze einen besonders hohen Zoll auf englische Manufakturen zum Schutz der deutschen Industrie ansprechen, denn wir glauben nicht, daß die Aufhebung der Korngesetze an und für sich selbst eine solche Erhöhung der Zölle auf englische Fabrikate nöthig machen wird, aber das früher Verlangte, früher für nöthig Erachtete der Aufhebung der Korngesetze wegen aufgeben und den Zollverein selbst den veränderten Zuständen Englands anpassen wollen, das halten wir für einen politischen und industriellen Selbstmord Deutschlands.

Das Land, welches die Aufhebung der Korngesetze am meisten fühlen wird, und durch seine Lage, Beschaffenheit des Bodens, Kultur, Bevölkerung, Stammverwandtschaft am meisten geeignet ist, daraus Nutzen zu ziehen, ist unstreitig Amerika; aber sehen wir einmal zu, wie dieses praktischste aller Völker sich dabei anläßt. Wir sind bereit, sagen die Amerikaner, England und wenn es nöthig ist ganz Europa mit Brod und Fleisch zu versehen, aber daraus folgt nicht, daß wir unsere großen Manufakturetablissements, unsere Baumwollenspinnereien und Webereien, unsere Tuchfabriken ꝛc. aufgeben und suchen werden, diese Gegenstände auf dem wohlfeilsten Markt gegen den Ertrag unserer Naturprodukte einzukaufen. Nein, wir verkaufen unser Erstgeburtsrecht nicht um ein Gericht Linsen. Die Kräfte, die in uns liegen, die müssen wir entwickeln, denn sie sind ein integrirender Theil unserer politischen Macht; die Kapitalien, die bereits auf einzelne Industriezweige verwendet sind, müssen garantirt werden; der Schutz, welchen einzelne Fabrikate bis jetzt noch nöthig haben, darf ihnen nicht voreilig entzogen werden. Wir werden von den Engländern noch nach wie vor nehmen, was wir brauchen und nicht selbst erzeugen, und wir werden es uns vielleicht bequemer machen und zwei Kleider des Jahrs statt einem aus englischem Stoff tragen, wenn sich der englische Arbeiter zweimal des Tags statt einmal von uns speisen läßt. Ein größerer Verkehr mit dem alten Mutterlande ist uns willkommen, aber er muß auf Reciprocität gefußt seyn und nicht mit der einen Hand nehmen, was er mit der andern gibt. — Jetzt ist es ausgemacht, daß während dieser Congreßsitzung (1846) der amerikanische Zolltarif vom Jahr 1842 nicht abgeändert werden wird, so sehr auch die demokratische Partei des Südens dieses wünscht und der

Präsident selbst für diese Maßregel gestimmt zu seyn scheint. Aber selbst die Partei des freien Handels in den Vereinigten Staaten, die durch die Aufhebung der Korngesetze am meisten zu gewinnen Hoffnung hat, hütet sich, ihre Grundsätze als Folge der englischen Maßregeln darzustellen, so wie die Freihandelsmänner Englands ihre Theorie aus den Zuständen Englands und nicht denjenigen anderer Länder herzuleiten suchen. Jede dieser zwei Nationen schlägt den Weg ein, welcher ihrer Natur am angemessensten, und überläßt den Theoretikern die Begründung wissenschaftlicher Theorien.

Die Wirkung der Aufhebung der englischen Korngesetze auf die socialen und politischen Zustände Englands und Amerikas wird unstreitig größer seyn als der commerzielle Einfluß, obgleich der commerzielle Verkehr zwischen beiden Ländern bedeutend steigen wird, ohne hier der einheimischen Industrie, dort der Agrikultur Abbruch zu thun. Der amerikanische Ackerbau, besonders wenn England auch seine Kolonialhäfen den Amerikanern öffnet, wird rasch zunehmen, ohne die Fabriken, welche nach wie vor geschützt seyn werden, zu beeinträchtigen, und umgekehrt wird die Ausdehnung der Fabriken in England wohlthätig auf den Ackerbau wirken und das beträchtliche Fallen des liegenden Eigenthums verhindern. Aber der Vortheil für beide Länder und für die Civilisation im Allgemeinen wird in der gesteigerten Produktion und Consumtion bestehen, ohne auf die Handelsbilanz selbst einen bedeutenden Einfluß zu üben. Diese gesteigerte Consumtion und Produktion, welche sich hauptsächlich auf die arbeitenden Klassen bezieht, wird die Bedürfnisse derselben und die Mittel zu ihrer Befriedigung bedeutend vermehren und einen sichtbaren Fortschritt in ihrer Bildung und in ihren Zuständen veranlassen. Diese moralische Wirkung der Korngesetze ist für England die wichtigste; für die Vereinigten Staaten hat sie nur das Gute, daß sie die Masse der englischen Bevölkerung der ihrigen mehr und mehr assimilirt und trotz aller Protestationen englischer Staatsmänner und Schriftsteller und dem fast täglichen Einspruch der englischen Presse eine Annäherung selbst zu den politischen Zuständen Amerikas in Aussicht stellt.

In Bezug auf den Weltfrieden ist die Aufhebung der englischen Korngesetze ebenfalls von außerordentlicher Wichtigkeit,

von Arles, Rheims und Rennes * (abgedruckt S. 38); ſie gehören einer Zeit an, wo die alte Volksthümlichkeit ſich in die Kirche flüchtete, und die aus den Beſiegten ſich ergänzende Prieſterſchaft altgalliſche Sitte rettete zu einer Zeit, wo das ganze Volk (?) noch die lateiniſche Sprache verſtand! Es gab da trouvères du droit (Finder des Rechts), wie ſpäter trouvères der Poeſie. Echt franzöſiſch iſt die Rechtsſymbolik der Feudalperiode, echt franzöſiſch ſind die Rechtsſprüchwörter des alten droit coutumier, in denen germaniſches Recht auf eine manchmal ſo räthſelhafte, ſtets aber ſo energiſche Weiſe ausgeſprochen iſt. Indeß herrſcht in der erſt ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ſich geſtaltenden wahren franzöſiſchen Rechtsſymbolik nicht der poetiſche, ſondern der raiſonnirende Charakter vor. Das franzöſiſche Recht iſt durchaus proſaiſch; das deutſche dagegen poetiſch (pag. CXVII folg.). Daher l'antisymbolisme français ſelbſt in der ſonſt ſo wunderlich mannichfaltigen franzöſiſchen Heraldik (p. CXIX). Auch im römiſchen Rechte herrſchte der Verſtand vor, und deßhalb ſagt der Verf. p. CXX: La France est le vrai continuateur de Rome; elle poursuit l'oeuvre de l'interprétation, travail logique, prosaïque et antisymbolique!

Wir folgen dem Verfaſſer nicht weiter ins Einzelne. Die objektive Richtigkeit ſeiner Auffaſſungen und Vergleichungen möchten durch eine genauere Kunde der Rechtsgeſchichte oft wiederlegt werden. Aber in ſeiner poetiſchen Subjektivität zeigt er uns Bilder, glänzend in reinem Farbenſpiel, eröffnet uns das Reich der Ahnungen und eine myſtiſch-philoſophiſche Anſchauung der Wurzel alles Rechtes in der ſo vielfach ſich entwickelnden, ihrem Weſen nach nie ganz erklärlichen menſchlichen Natur!

Auch die Ordnung, in welcher Herr Michelet die Rechtsſymbolik darlegt, hat einen eigenen Reiz. Er begleitet den Menſchen von der Wiege bis zum Grabe. Zuerſt Kind, dann Täufling wird er manchmal adoptirt oder legitimirt; iſt männlichen oder weiblichen Geſchlechts; ſchließt, herangereift, die Ehe, einen Akt, deſſen ſymboliſcher Charakter bei allen Völkern lebt. Die Ehe iſt die Wiege der Verwandtſchaft und die Grundlage des natürlichen Erbrechts. Der volljährige Mann iſt Eigenthümer,

* Sie verdienen wirklich allgemein gekannt zu ſeyn.

namentlich in Bezug auf England und Amerika. Ohne Frieden mit den Vereinigten Staaten kann England nicht hoffen, den Ausfall im Staatseinkommen zu decken, der wenigstens in den ersten Jahren durch den verminderten Zolltarif entstehen müßte. Nur die Quantität der eingeführten Gegenstände kann dafür Ersatz leisten, und dieser großartige Austausch von Gütern, wie ihn nur der amerikanische Markt mit seinen wichtigen Stapelartikeln möglich macht, ist nur durch die Aufrechthaltung des Friedens und des wechselseitigen guten Einverständnisses der Völker zu verwirklichen. England ist mit der Aufhebung der Korngesetze in die Reihe der friedlich gesinnten conservativen Staaten getreten. Seine Politik wenigstens in Europa ist nicht mehr aggressiv; es mag in Indien und China noch erobern, aber in Amerika und Europa wird es sich dem Ausspruch der öffentlichen Meinung fügen, und damit hat es, das ist unsere unmaßgebliche Ueberzeugung, bereits einen guten Anfang gemacht.

Zur Verfassungsfrage in Deutschland.

Die neuern Repräsentativverfassungen Europas und Deutschlands insbesondere bilden einen entschiedenen, scharfen Gegensatz gegen die Staatsverwaltungen dieser Länder. Die repräsentativen Körperschaften stehen den Staatsbehörden getrennt, oft feindlich gegenüber. Das Band, das die Gegensätze zusammenhält, ist ein äußeres, ist ein Vergleich, den zwei Gegner den Kampf scheuend schlossen, die Frucht eines entgegengesetzte Ansichten vermittelnden Eklekticismus. Die meisten Freunde der Regierungen betrachten die Verfassungsreformen nur als Zugeständnisse, den Forderungen der Zeit gebracht, als einzelne Ausnahmen von der den Fürsten gebührenden Einheit der Gewalt. Die meisten Freunde der Völker sehen dagegen in diesen Formen nur die Anfänge einer künftigen Zeit, die alle Gewalt dem souveränen Volk unterordnet. Die Erstern suchen daher der Staatsgewalt ein Uebergewicht über die Volksgewalt zu sichern, die Andern streben durch den Fortschritt nach und nach dem Volk die Stellung zu verschaffen, die nach ihrer Ansicht ihm gebührt. Beide Theile anerkennen die ihren Forderungen entgegenstehenden Einrichtungen nicht als unbedingt nothwendige, sondern nur als bei den gegebenen Umständen unvermeidliche.

Diese Ansichten stimmen überein mit der Richtung der Zeit, in der sie entstanden, mit dem analysirenden Sinn des vorigen Jahrhunderts, der geübt war, Gegensätze zu finden, zu bekämpfen, höchstens zu vermitteln, nicht aber auszugleichen. Sie stimmen

auch überein mit den zu gleicher Zeit und in gleichem Sinn verbreiteten Darstellungen vorhandener oder früherer freier Verfassungen, der deutschen und der englischen. Besonders die Darstellung Montesquieu's vom Jahr 1748 in dem Werk „Geist der Gesetze" war hier von Einfluß. Diesem Schriftsteller folgten mit unwesentlichen Aenderungen Rousseau in den Considérations sur la Pologne. Mably, Raynal, Necker, Bailleul, Benjamin Constant. Auch die berühmtesten Schriftsteller Englands, Locke, Blackstone, Delolme entfernten sich nicht weit von diesem Standpunkt. Die neuern Verfassungen, welche in dieser Zeit entstanden, sind nur Anwendungen dieser Gedanken.

Aber diese ganze Richtung ist einseitig, nicht haltbar, den jetzigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechend. Man verlangt jetzt ein Wissen, das nicht bloß Unterschiede findet, bekämpft, vermittelt, sondern das die Gegensätze zu einem höheren Ganzen verbindet. Es muß nun zur Arbeit des vorigen Jahrhunderts, zu der Analyse auch die höhere Aufgabe der Synthese kommen. Nachdem man lange genug zerspaltend aufgelöst hat, muß man auch verbindend aufbauen. So ist es in vielen Zweigen des Wissens und Strebens, so aber insbesondere beim Staat. Fürst und Volk, die Einheit des Staats und die Allheit des Volks sind nicht Gegensätze, die sich bekämpfen oder des Kampfes müde sich dulden müssen, sondern nothwendige, sich gegenseitig bedingende, wie die Glieder eines Leibs, die Pole eines Magnets, die Flug- und Schwerkraft der Weltkörper. Die Einheit, welche Freunde der Regierungen wollen, mit vorbehaltenem Uebergewicht der Staatsgewalt, ist nur eine unvollkommene, trügerische, aufregende. Ein Volk, das seiner bewußt ist, wird diese falsche Einheit und ihre künstlichen Schranken vernichten wie ein Strom, der Dämme niederreißt, die seinen Lauf hemmen. Es wird nicht ruhen, bis seine Gewalt an Würde gleich der des Fürsten gegenüber anerkannt ist. Aber auch diejenige Einheit ist eine unvollkommene, trügerische, welche ein Volk durch Vernichtung der Fürstengewalt herstellen wollte. Es wird, je näher scheinbar dem Ziel, um so mehr sich von ihm entfernen, um so mehr und schmerzlicher den Mangel dieser Gewalt fühlen und ihr dann unterworfen werden.

Zum Ziel kommt man hier nur, wenn man die Zweiheit

dieser Gegensätze offen anerkennt und klar ins Auge faßt. Frieden und Gedeihen erhält man hier nur in der höhern Einheit, die beide Pole, den, welcher die Ordnung durch die Staatsgewalt, und den, welcher die Freiheit durch die Volksgewalt verwirklicht, in ihrem vollen Recht als Theile eines Ganzen anerkennt.

Die meisten bekannteren Darstellungen der freien Verfassungen, der ältern deutschen und der Großbritanniens, sind eben so unrichtig, als der Sinn, aus dem sie hervorgingen. Besonders die von Montesquieu ausgegangene und so weit verbreitete Schilderung der englischen Verfassung ist falsch. Während er und seine Nachfolger mit Schärfe und Klarheit die Gegensätze hervorhoben, versäumten oder vernachlässigten sie die Verbindungsglieder dieser Gegensätze, die durch Sitte und Gesetze dort bestehen. Die Verfassungen, die auf diese Darstellungen sich gründen, leiden an demselben Mangel, sie trennen nur, verbinden nicht. Eben so sind in den ältern Darstellungen deutscher Geschichte die synthetischen Elemente vernachlässigt.

Erst neuere Werke über die englische Verfassung, die Freiherr v. Vinke und andere, besonders norddeutsche Staatsgelehrte veröffentlichten, und sorgfältigere Forschungen in der deutschen Geschichte in Verbindung mit einer Philosophie, die nach der hinter allen Gegensätzen liegenden versöhnenden Einheit forscht, führen hier vorwärts. Wir gelangen auf diesem Wege zu einer neuen Entwicklung des Staatsrechts, zu einer höhern Entfaltung des sonst der Erstarrung verfallenen Liberalismus, wir kommen hier zu Ergebnissen, von deren Anerkennung das Schicksal Deutschlands in der nächsten Zeit abhängen wird.

Es ist hier nicht der Ort, noch jetzt die Zeit, diese Resultate in ihrer Gesammtheit zu entwickeln. Aber um auf sie aufmerksam zu machen, wird genügen zu zeigen, welche Aenderungen einige der wichtigsten Lehren des jetzt gewöhnlichen constitutionellen Staatsrechts durch sie erleiden. Wir sprechen zuerst von den Aenderungen bei den Staatsministerien, dann bei den repräsentativen Körperschaften und zuletzt bei den Wählern.

Die Staatsministerien oder die Geheimenräthe.

Nach der allgemein herrschenden Ansicht der Lehrer des constitutionellen Staatsrechts sollen die Staatsministerien oder die

Geheimenräthe aus den höchsten Staatsdienern zusammengesetzt seyn, welche der Regent ernennt, der Staat besoldet, und die den repräsentativen Körperschaften durch ihre Unterschrift für die Festhaltung der Verfassung verantwortlich sind. Nach einer weitern Ansicht der consequenten Freunde des constitutionellen Systems sollen die höchsten Staatsdiener nur so lang ihre Aemter behaupten können, als sie in wesentlichen Fragen die Majorität der repräsentativen Körperschaften für sich haben. Die Staatsministerien sollen daher die gesammte Staatsverwaltung den Kammern gegenüber vertreten, sowie diese letzteren das ganze Volk den Ministern gegenüber. Diese Ansicht ist aus den bekannten Darstellungen der englischen Verfassung abgeleitet. Sie stimmt auch mit dem Wesen dieser Verfassung und eines jeden freien Gemeinwesens in der Hauptsache überein.

Aber bei genauerer Prüfung der staatlichen Einrichtungen Großbritanniens finden wir doch, daß diese Ansicht bedeutend geändert werden müßte, wenn sie auf das Beispiel dieses Landes gegründet werden sollte. Denn der geheime Rath in England besteht nicht bloß aus besoldeten Staatsdienern, sondern zum größten Theil aus unabhängigen, unbesoldeten Männern, häufig aus den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Parlaments. Nach der Darstellung des Freiherrn v. Vincke S. 90 besteht der geheime Rath aus den königlichen Prinzen, etwa zwanzig der ersten Kron- und Staatsbeamten, dann aber auch aus einer großen Anzahl vom König ernannter Männer ohne Amt und Besoldung, deren Zahl die der Prinzen und Staatsdiener überwiegt. Im Jahr 1805 bestand das Collegium des geheimen Raths aus 145 Mitgliedern, von denen der geringste Theil Besoldung und Amt hatte. Der geheime Rath vertritt während der Vakanz des Parlaments diese Behörde; er ist selbst ein kleines Parlament, das alle verschiedenen Bestandtheile des größern in sich vereinigt, in dem die Opposition wie die Freunde der Regierung ihre Wortführer haben. — Prüfen wir näher die Geschichte der ältern deutschen Verfassungen, so dienen sie noch weniger zur Begründung jener Ansicht, nach welcher der geheime Rath bloß aus besoldeten Dienern bestehen solle. Ueberall finden wir hier die ersten Mitglieder der Landstände als Beisitzer des höchsten Raths des Fürsten neben den ersten Dienern desselben.

So war es zur Zeit der höchsten Blüthe dieser Verfassungen im 14ten und 15ten Jahrhundert in Oesterreich, Bayern, Württemberg, Preußen. Als im Jahr 1416 den Rittern und Städten Preußens von dem Hochmeister zugestanden wurde, daß ohne ihre Zustimmung keine Abgabe aufgelegt werden dürfe, wählte man schon drei Jahre nachher einen geheimen Rath, bestehend aus den bedeutendsten Männern des Adels und der Städte, die täglich im Ordenshaus zur Seite des Hochmeisters sitzen sollten. Aehnliche Beispiele liegen aus den meisten andern deutschen Ländern vor.

Aber noch weniger als durch die Geschichte läßt sich aus dem höhern Zweck einer freien Verfassung rechtfertigen, daß die höchsten Räthe des Regenten nur besoldete Diener seyn sollen, welche die Mehrheit der Kammern für sich haben. Wenn der Regent nur von der Majorität der Kammern unterstützte Diener in seiner Nähe haben soll, so ist ihm die Gelegenheit genommen, das lebendige Wort des Volks auch von anderer Seite als aus dem Mund seiner Bediensteten zu hören, so muß er zuwarten, bis diese die Stimmenmehrheit verlieren und von Andern verdrängt werden, von denen er dann eben so lange, eben so einseitig die entgegengesetzte Ansicht vertheidigen hört. Er ist dann in der Wahl seiner nächsten Diener von dem zufälligen Ergebniß der Abstimmungen in den Kammern abhängig, und muß dann oft auf einmal Männer zu seinen Vertrauten wählen, die ihm bisher fremd waren oder gar als hartnäckige Gegner geschildert wurden. Er kann zwar wohl schon vorher die Ansicht der Gegner, ehe sie ihm unentbehrlich werden, durch die Berichte über die Kammerverhandlungen erfahren. Aber das mündliche Wort, das von seinen Dienern täglich in gefälliger Form vorgetragen wird, muß in der Regel größern Eindruck machen, als das schriftliche, oft in harter Weise ausgesprochene. Die große Bedeutung des mündlichen Worts dem schriftlichen gegenüber, die jetzt bei der Rechtspflege anerkannt wird, muß bei den Berathungen des Regenten in erhöhetem Maße Beachtung verdienen. Wenn als Bedingung einer parteilosen Rechtspflege anerkannt ist, daß der Richter beide Theile persönlich hört, so kann man nicht vom Regenten verlangen, daß er eine parteilose Entscheidung über die höchsten Staatsfragen gebe, so lang er nach jener Ansicht nur eine Partei

hören kann, die andere aber nicht. Auch die Zeitungsblätter können den Mangel des mündlichen Worts nicht ersetzen. Die Volksstimme macht sich hier in endlosen Massen von Schriften und nach den verschiedensten Richtungen geltend. Der Regent kann nicht alle Schriften lesen, er muß sich Auszüge fertigen lassen von Dienern, die dann leicht das Angenehme dem Unangenehmen, ihre besondere Ansicht der allgemeinen vorziehen. Noch dazu sind die Zeitungsblätter häufig genöthigt, den Vorurtheilen der Menge nachzugeben und die Wahrheit den Leidenschaften zu opfern, sie sind daher oft nur die unsichern Stimmen des Volksgeistes.

Wie läßt sich nun jene weder durch die Geschichte, noch durch den Zweck gerechtfertigte Zusammensetzung der geheimen Räthe durch eine mehr angemessene ersetzen, durch welche diese höchsten Behörden nicht bloß einen Gegensatz gegen die Ständeversammlungen bilden, sondern ein Bild derselben im Kleinen würden? Es wird schwer seyn, so viele unabhängige, befähigte Männer in irgend einem Lande des Continents zu finden, die ohne Belohnung und Amt in den Sitzungen des geheimen Raths auf längere Zeit die Volkspartei zu vertreten geneigt und im Stande wären. Eine reine Nachahmung der englischen Einrichtung erscheint daher nicht ausführbar. Eher könnte man wohl den Zweck erreichen, wenn die Kammern der Stände befugt und veranlaßt würden, Abgeordnete für die Zeit ihrer Vakanz zu wählen, welche die Geheimeräthe bei der Berathung aller wichtigen Fragen beizuziehen und zu hören verpflichtet wären. Es würde sich diese Einrichtung an das bereits bestehende Institut der Ausschüsse anschließen und ältere Einrichtungen aus der Blüthezeit der ständischen Verfassungen in Deutschland auf eine zeitgemäße Weise erneuern. Wenn die förmliche Beiziehung der von den Ständeversammlungen zu wählenden Mitglieder als beständiger Mitglieder der geheimen Räthe auch hie und da noch Anstand finden sollte, als zu neu, den bisherigen Gewohnheiten zu sehr entgegen, so wäre es schon eine Wohlthat für das Volk und den Staat, wenn auch nur zu außerordentlichen Fragen dieser persönliche Verkehr der höchsten Staatsdiener mit den ersten Wortführern des Volks in engerem collegialem Kreise eingeleitet würde. Der geringste Anfang in dieser Richtung wäre wohlthätig, aber

die rechte Durchführung von der höchsten Bedeutung für die Entwicklung des constitutionellen Systems.

Wenn die Führer der Opposition in dem höchsten Rath des Fürsten Sitz und Stimme haben, und im Angesicht desselben ihre Ansichten zu vertheidigen berechtigt sind, so kommt derselbe erst in eine seiner Würde angemessene Stellung. Dann kann er ein königliches Richteramt über den Streit der Parteien ausüben. Dann ist er im Stand, den Ministerrevolutionen, dem Verdrängen seiner Diener in den Kammern durch Nachgeben und Verständigen zu rechter Zeit zu begegnen. Dann ist er auch, wenn ihm dieses nicht gelingt, doch lange vorher schon vorbereitet und mit den Männern, welche er an die Stelle der bisherigen Diener zu setzen hat, schon vorher persönlich bekannt. Die Minister und die Führer der Volkspartei haben bei diesen Verhandlungen im engern Kreise unter den Augen des Regenten eine schwerere, aber auch würdigere Stellung, als bei den Verhandlungen in den Kammern. Beide müssen hier mit andern Waffen kämpfen, als mit den in den größern Versammlungen üblichen. Beide haben keinen Vortheil von Reden, welche nur dienen, die Menge der an Willen oder Einsicht schwächeren Mitglieder durch Einschüchtern und Täuschen zu gewinnen. Beide müssen in den Kern der Sachen eingehend auf das Verständigen und Ueberzeugen, statt auf das Ueberreden und Ueberstimmen hinarbeiten, müssen in einem Benehmen sich üben, das zur Erreichung der höchsten Zwecke des Staats, zur Versöhnung der Gegensätze, zur Herstellung einer lebendigen Einheit zwischen Fürst und Volk hinführt.

Während bei den jetzt auf dem Continent bestehenden Einrichtungen die Stände nur schon fertige Gesetzesentwürfe verwerfen oder im Einzelnen abändern können, die Produkte dieser Arbeiten aber häufig der innern Einheit entbehren, kann man bei der Abfassung von Entwürfen, die schon von Anfang an unter der Mitwirkung der Volkspartei entstanden sind, eher ein Ganzes erwarten, das von der Volks- und Staatsseite zugleich beleuchtet und durchdrungen ist.

Durch diese Einrichtung erhält das lebendige Wort, nicht bloß das geschriebene und gedruckte, und nicht bloß das des Dieners und Höflings, sondern das der freiesten Männer des Volks zu

jeder Zeit zum Ohr des Fürsten ungehinderten Zutritt. Auf diesem Weg kann der Geist der Freiheit, der vom Volk ausgeht, mit seinem belebenden Hauch nicht bloß von Zeit zu Zeit und mittelst einzelner größerer Versammlungen, sondern durchaus zu jeder Zeit das ganze Staatsleben durchdringen, während der Geist der Ordnung, der vom Staatsoberhaupt ausgeht, dem ganzen Volk die rechte Einheit, die rechte Richtung nach dem einen großen Ziel der leiblichen und geistigen Veredlung verleiht.

Die repräsentativen Versammlungen und die Centralcollegien, insbesondere das Oberhaus.

Nach der jetzt allgemein verbreiteten Ansicht soll die Verfassung hauptsächlich verwirklicht werden durch eine repräsentative Versammlung, welche sich in zwei Theile, eine erste und zweite Kammer scheidet. Diese Ansicht gründet sich unläugbar vorzüglich auf das Beispiel von Großbritannien und auf die von Montesquieu und seinen Nachfolgern verbreitete Darstellung der Verfassung dieses Landes. Man kann auch eine weitere geschichtliche Begründung für sie in den frühern ständischen Verfassungen Deutschlands finden, wo man, wie in England, für die Behauptung der Rechte des Volks besonders constituirte Versammlungen hatte, die sich in mehrere Theile unterschieden. Nicht weniger scheint diese Forderung im Allgemeinen durch die Natur der Sache und durch die höhern Zwecke des Staats gegründet. Das Volk muß eine Anstalt haben, durch welche es sich als ein vereinigtes Ganzes aussprechen kann, wenn es gleiche Geltung dem Staate gegenüber haben soll. Auch erscheint die Gliederung der Ständeversammlung in zwei Theile, in ein Ober- und Unterhaus, in eine erste und eine zweite Kammer dem Zwecke des Staats angemessen. Wenn diese Versammlung eine Einheit des Volks herstellen soll, so muß sie dasselbe vereinigen nach den verschiedenen am meisten hervorragenden Richtungen und nach den verschiedenen Wohnstätten, so muß sie aristokratische Bestandtheile zusammenfassen wie demokratische.

Aber bei näherer Prüfung der englischen Verfassung und der ältern deutschen finden wir doch, daß die jetzt herrschende Ansicht über die Bildung der repräsentativen Versammlungen bedeutend geändert werden müßte, wenn derselben eine historische

Grundlage gegeben werden wollte. Nicht weniger erscheint diese Aenderung nöthig, wenn man den höchsten Zweck eines Staats und einer freien Verfassung ins Auge faßt. Nach der jetzt auf dem Continent verbreiteten Ansicht sollen die ständischen Körperschaften nicht bloß von den Staatsbehörden sich unterscheiden, sondern sogar von denselben scharf getrennt seyn, und soll insbesondere das Oberhaus außer den ersten Gliedern des Geburtsadels, den ersten Geistlichen, nur einzelne vom Regenten dazu ernannte Männer enthalten.

In England ist aber das Oberhaus die Vereinigung der ganzen Aristokratie, sind alle Centralbeamte des Reichs, die obersten Richter und die obersten Finanz- und Polizeibeamten nothwendige Mitglieder oder Beisitzer des Oberhauses und ist dieses Haus selbst oberster Gerichtshof, oberste Verwaltungsbehörde in allen zur höchsten Entscheidung kommenden Angelegenheiten selbst des einzelnen Bürgers. Wenn auch dieses Centralcollegium ganz anders sich darstellt, als die Centralcollegien des Continents, und wenn es auch mit einzelnen Entscheidungen weniger in Anspruch genommen ist, als diese, so besteht doch jedenfalls außerhalb des Parlaments oder neben demselben keine Anstalt, welche mit Geschäften dieser Art beauftragt wäre. Es unterscheiden sich daher zwar auch in England die einzelnen Staatsverhandlungen von den Verhandlungen, welche das ganze Volk und den ganzen Staat angehen. Aber sie unterscheiden sich nur wie die Verrichtungen der einzelnen Glieder eines Ganzen von denjenigen der Gesammtheit, während auf dem Continent die Geschäfte der Centralcollegien wie die Thätigkeit eines vom Ganzen losgetrennten Organismus sich darstellen. Noch weniger läßt sich die jetzt verbreitete Ansicht über die Entfernung der repräsentativen Körperschaften von der Staatsverwaltung auf die früheren deutschen Verfassungen zurückführen. Denn diese enthielten die vollkommenste Einheit der ständischen Collegien und der Staatsbehörden. In den meisten Ländern entstanden sogar alle Centralcollegien aus Ausschüssen der Stände. Wenn auch später nach und nach eine Spaltung zwischen ständischen Behörden und Staatscollegien eintrat, so erhielt sich doch häufig die Synthesis bei einzelnen Zweigen der Staatsgeschäfte, bei der Verwaltung der Finanzen, oft auch bei der Rechtspflege. In

Mark- und Staatsgenosse, erwirbt und verliert Besitz auf die mannichfaltig verschiedenste Weise. Im Staate herrscht der König; glänzt Ritterthum und Adel; stehen neben und über einander die mehr oder minder bevorrechteten Kasten und Klassen der Bewohner eines Landes, vom höchsten Herren bis zum tiefgebeugten Hörigen, der dem Obern als dienend untergeben ist. Das Leben ist aber Bewegung, Kampf und Streit: daher das Recht des Krieges und der Krieg des Rechtes im Gericht und durch die Strafe. Alter und Tod endigen das chaotische und doch nach ewiger Nothwendigkeit regelmäßig sich spielende Drama des menschlichen Daseyns.

Die fünf Bücher Michelets sind überschrieben: I. La Famille, II. Propriété, III. Etat, IV. Guerre, Procédure, Penalité, V. Vieillesse et Procédure. Ihr Inhalt ist über die Hälfte aus Grimms Rechtsalterthümern genommen, die der Verf. mit wenigen Ausnahmen richtig verstand; die eigenen Zugaben sind mit Geist gewählt; nur was das eigentlich französische Recht betrifft, etwas zu sparsam. Die Symboles et Formules du droit universel beherrschen in dem Buche die Origines du droit français.

Wir überlassen juristischen Zeitschriften die Kritik und die Würdigung alles Einzelnen.

Hiermit schließen wir diesen Hinblick auf die Bestrebungen der französischen Geschichtsforscher, die Vergangenheit ihres Vaterlands richtiger und wahrer aufzufassen, als dies während des achtzehnten Jahrhunderts geschah, und die geselligen Einrichtungen des alten Frankreichs, wie sie nothwendig aus dem Zusammenwirken so verschiedenartiger mächtiger Ursachen werden mußten, sich zu erklären. Jeder wird mit uns der schönen Richtung der neuern historischen Schule Frankreichs sich erfreuen, und auch diejenigen Versuche wohlwollend beurtheilen, die noch zu wünschen übrig lassen.

Freiburg im Juli 1837.

L. A. Warnkönig.

Württemberg wurde sogar noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Ständen durch den Erbvergleich das Recht zugesichert, bei allen Geschäften der Staatsbehörden durch ihre Deputirten mitzuwirken.

Am wenigsten läßt sich aber diese Spaltung durch die Natur der Sache, durch die Zwecke des Staats rechtfertigen. Wenn der höchste Zweck des Staats die Einheit von Fürst und Volk mittelst der Verständigung aller einzelnen Theile des Volks und aller einzelnen Glieder des Staats ist, so legt man diesem Zweck ein großes Hinderniß in den Weg, wenn nach jener Ansicht in dem Oberhaus, der ersten Kammer nur einzelne Theile der Aristokratie vereinigt sind, andere aber, insbesondere die Amtsaristokratie, getrennt diesen gegenüber gestellt werden, ebenso wenn man das Unterhaus von dem Oberhaus und beide von der Staatsverwaltung trennt. Je größer diese Trennung ist, je weiter die Spaltung ausgeführt wird, desto schwerer ist die Verständigung, desto mehr entfernt man sich von dem höchsten Zweck des Staats, der Einheit des Ganzen.

Um ein Oberhaus im Geist der englischen Verfassung ebenso den ältern deutschen Staatenbildungen gemäß und dem Zweck des Staats entsprechend zu bilden, ist daher vor allem nothwendig, die Mitglieder aller Centralcollegien zugleich als nothwendige Mitglieder des Oberhauses neben den ersten Mitgliedern des Geburtsadels und den Wortführern der Kirchen zu erklären, und daher die Aristokratie vertreten zu lassen nicht bloß durch die Ersten wegen ihrer Geburt, sondern auch durch die Ersten wegen ihrer geistigen Fähigkeit und ihres Amts. Die Ersten durch das Amt sollten gerade den Mittelpunkt, das innere Leben des Oberhauses bilden, und zwar nicht bloß einzelne Begünstigte, sondern alle durch das Gesetz wegen ihres Amts und mit demselben.

Die vielen Mißgeschicke, die geringen Erfolge der neuern Verfassungen haben zu einem bedeutenden Theil in der fragmentarischen Zusammensetzung der Aristokratie ihren Grund, in der unnatürlichen Trennung des Amts von ihren übrigen Bestandtheilen. Die bei der Bildung der Verfassung vernachlässigten Mitglieder der Centralcollegien, die so große Fähigkeiten, so viele Erfahrung und Uebung in Staatsangelegenheiten in sich vereinigen, müssen oft, ohne es sich zu gestehen,

die Gegner der Ständeversammlungen werden. Sie sind durch diese Versammlungen in ihrer Existenz, wenigstens in ihrem Ansehen bedroht, und wenn es ihnen auch gelingt, sich gegen alle Angriffe zu behaupten, doch durch die deßwegen nöthigen Geschäfte ungemein in Anspruch genommen. Sie sind aber auch durch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel im Stande, die ständische Wirksamkeit früher oder später zu lähmen, wenn auch nicht unmittelbar, doch um so sicherer mittelbar, indem sie durch ihre Berichte die Ausführung der ständischen Wünsche hindern und die Stände auf diese Art dem Volk nutzlos machen. Diese Spaltung der Aristokratie veranlaßt aber auch die in den ersten Kammern zurückgebliebenen Fragmente derselben, den Geburtsadel insbesondere, der zeitgemäßen Umbildung oder der Entfernung aus früheren Jahrhunderten ererbter Feudalrechte sich zu widersetzen, durch Festhaltung an den geretteten Privilegien ihr von der Amtsaristokratie bedrohtes Ansehen zu sichern, dadurch aber der Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse sich hindernd in den Weg zu stellen. Vollständigen Ersatz für den aus den Feudalrechten dem Geburtsadel zufließenden Einfluß erhält dieser nur durch eine Decentralisation der ganzen Verwaltung, durch die Wiedergewinnung des ursprünglich jedem Bürger zugehörigen Rechts der Autonomie, der Gerichtsbarkeit und der Wehrhaftigkeit, durch eine corporative Bildung des Volks, bei welchen der Adel die Spitze der Corporationen bilden würde. Dieser Gestaltung des Staats muß aber die von der übrigen Aristokratie losgetrennte des Amts entgegentreten und dadurch die Erfüllung der Wünsche des Volks vereiteln. So ist auf der einen Seite die Adelsaristokratie, auf der andern Seite die Beamtenaristokratie durch ihre Trennung zu einer Erstarrung, zu einem Festhalten an verlebten Formen, zu einer Entgegenstellung gegen die Forderungen der Zeit und gegen die Wünsche der Völker getrieben. Diese getrennten Theile der Aristokratie stehen sich noch dazu feindlich gegenüber, verdächtigen sich gegenseitig beim Volk. Die Beamten des Staats werden nicht müde, auf den Adel hinzuweisen, als das größte Hinderniß in der Verbesserung der Volkszustände, in der Erleichterung seiner Lasten. Der Geburtsadel kann aber auch nicht aufhören, die vielregierende Büreaukratie, die endlos sich anhäufenden Aktenmassen der

bevormundenden Staatsbehörden als die erste Quelle der Leiden des Volks zu bezeichnen. Wohin kann, wohin muß das führen bei der zunehmenden Unzufriedenheit des übrigen Volks? Wohin hat vor fünfzig Jahren in Frankreich dieser zuerst in den Reihen der Aristokratie beginnende Kampf geführt?

Durch die Verbindung der beiden Fragmente zu einem Ganzen würden diese Nachtheile, diese Gefahren beseitigt. Der Geburtsadel könnte und wollte dann nicht zeitgemäßen Umbildungen alter Rechte entgegentreten, der Amtsadel müßte die Selbstverwaltung des corporativ gestalteten Volks gestatten, um sie nicht dem Geburtsadel als ein Privilegium einräumen zu müssen. Beide Theile wären in der Lage, sich zu verständigen zum Wohl des Ganzen und zum Schutz gegen die Anmaßungen einer neuerungssüchtigen Menge.

Bei dieser Einrichtung würde auch einem andern Mangel der neueren Verfassungen begegnet. Die Mitglieder der Centralcollegien geben durch ihre Vorbildung, durch ihr ganzes Leben, ihre Kenntnisse die meisten Bürgschaften für ihre Befähigung zur Gesetzgebung. Dennoch finden sie nur ausnahmsweise Zutritt dabei, soweit sie durch die Gunst der Regierung in die erste Kammer, durch die Gunst des Volks in die zweite Kammer berufen werden oder sich dort eindrängen. Dagegen finden in der Regel hier solche Männer Eingang, die durch ihre Vorbildung weniger Bürgschaft für ihre Befähigung als für die Selbstständigkeit des Willens geben. Zur Abfassung guter Gesetze gehört aber nicht bloß ein selbstständiger Wille, sondern auch geistige Befähigung. Während man für die Ausübung des geringsten Amts Zeugnisse der Fähigkeit verlangt, begnügt man sich bei der Zulassung zum höchsten Amt eines Gesetzgebers mit bloßen Bürgschaften für die Tüchtigkeit der Gesinnung. Wenn alle Mitglieder der Centralcollegien schon durch ihr Amt Mitglieder einer gesetzgebenden Körperschaft des Oberhauses wären, so würde dieser Widerspruch und der daraus entstehende Nachtheil am besten beseitigt.

Selbst diejenigen Staaten, in deren Verfassung diese Trennung besteht, könnten theilweise den Folgen derselben begegnen, ohne die Verfassung zu ändern, aber zugleich eine solche Aenderung vorbereiten. Sie dürften nur zu diesem Zweck alle Mitglieder der Centralcollegien zu einer größern gemeinschaftlichen

Verſammlung von Zeit zu Zeit, vor oder während der Verſammlung der Stände zuſammenberufen und denſelben die den Ständen vorzulegenden Entwürfe zur Berathung in öffentlicher Sitzung mit parlamentariſcher Ordnung übergeben. Die Mitglieder der Collegien hätten hier Gelegenheit, ſich in parlamentariſchen Arbeiten zu üben, und ſoweit ſie ſpäter in die Ständeverſammlung berufen werden, ſich für dieſelbe vorzubereiten. Den Regierungen wäre das Mittel gegeben, die dazu fähigſten zu finden, und ſoweit der Eintritt in der Kammer von ihrer Gunſt oder ihrem Einfluß abhängt, ſie zu dieſem Zweck zu verwenden. Wie oft geſchahen ſchon bei dieſen Ernennungen oder Begünſtigungen zum Nachtheil der Regierungen große Mißgriffe! Wie oft mögen aber auch die größten Talente den Regierungen unbekannt und unbenutzt bleiben! Diejenigen Eigenſchaften, welche im Staatsdienſt empfehlen, ſind in der Regel nicht dieſelben, die zum Parlamentsredner geſchickt machen. Mancher Beiſitzer oder Rath in einem Collegium, der weder durch ſeine ſchriftlichen Ausarbeitungen, noch durch ſein perſönliches Benehmen in den Audienzen der Miniſter ſich auszeichnet, könnte eine treffliche Stütze für die Regierung ſeyn.

In dieſen Verſammlungen hätten aber auch diejenigen Mitglieder der Collegien Gelegenheit ſich bemerklich zu machen, die verſöhnende Anſichten verfolgen, durch welche die Conflikte zwiſchen Volk und Staat ausgeglichen würden. Auf dieſe Art würden die Geſetzesentwürfe zur Vorlegung an die Kammern noch beſſer vorbereitet, vollſtändiger und allſeitiger berathen. — Die Gedanken, die hier entwickelt werden, könnten einen beherrſchenden Einfluß auf die Berathungen und Abſtimmungen in den Kammern ausüben. Die entſcheidenden Stimmen werden in der Regel durch die öffentliche Meinung beherrſcht, dieſe aber durch Gedanken, die in den vorbereitenden Verſammlungen zum öffentlichen Bewußtſeyn kommen könnten. Das Finden und Ausſprechen leitender Gedanken iſt immer das ſchwerſte, nicht das Gewinnen der Stimmen. Dieſes Finden von Gedanken kann oft beſonders beim Mangel an größeren geordneten Berathungen Jahrzehnte erfordern, während die Ausführung dann ſchon nach wenigen Jahren erfolgt.

Die repräſentativen Verſammlungen, insbeſondere das Unterhaus.

Ebenſo müßten die Anſichten über die Bildung eines Unter-

hauses, einer zweiten Kammer bedeutende Aenderung erleiden, wenn sie eine historische Grundlage erhalten und ihrem Zweck gehörig entsprechen sollten. Die zweite Kammer ist in den constitutionellen Staaten des europäischen Continents und nach den hier herrschenden Ansichten von der Staatsverwaltung noch mehr getrennt, als die erste, während zugleich eine große Kluft zwischen beiden Kammern besteht.

Diese scharfe Trennung findet man aber in der englischen Verfassung nicht. Hier müssen vielmehr alle höchsten Beamten des Staats zugleich Abgeordnete des Volks seyn. Das Unterhaus ist so wenig von der Staatsverwaltung getrennt, daß es vielmehr viele wichtige Zweige derselben selbst ausübt. Nach der durch v. Vinke gegebenen und durch Niebuhr veröffentlichten Darstellung der englischen Verfassung werden in dem Unterhaus insbesondere eine Menge Lokal- und Personalgesetze abgefaßt, so daß dieselben zwei- bis dreimal so viel Zeit in Anspruch nehmen und in den gedruckten Sammlungen mehr Raum erfordern als die allgemeinen, und z. B. von den 700 enggedruckten Bogen der Gesetzsammlung eines Jahrs 500 ausfüllen. Diese Lokal- und Personalgesetze enthalten im Wesentlichen nichts anderes, als was in den Staaten des Continents durch die Entscheidungen der Staatsbehörden geordnet wird. Das Unterhaus verlangt ferner nicht bloß mittelbare Auskunft über den Gang der Verwaltung durch die Minister, sondern setzt sich in unmittelbare persönliche Berührung mit allen Beamten des Staats, indem es dieselben vor seine Schranken oder zu seinen Comitésitzungen beruft.

Die scharfe Trennung der zweiten Kammer von der Staatsverwaltung ist aber auch nicht zweckmäßig. Der höchste Zweck des Staats, die Ausgleichung der Gegensätze, die Einheit von Fürst und Volk kann unmöglich erreicht werden, wenn die Kammer der Abgeordneten und die Staatsbehörden wie in zwei feindliche Lager getheilt einander gegenüber stehen. Der geringe Erfolg des Repräsentativsystems auf dem Continent, die Gefahren und Nachtheile, welche es hier schon veranlaßte, rühren größtentheils von dieser unnatürlichen Trennung her. Die Controle, welche die zweite Kammer auszuüben hat, wird aus diesem Grund lästig und kostspielig. Es müssen für diese Kammern besondere Auszüge aus den Akten des Staats gefertigt

werden, die viele Zeit in Anspruch nehmen für die Verfertiger derselben und für die mit den Verhältnissen unbekannten Mitglieder der Stände, die sich daraus unterrichten sollen. Außerdem finden öffentliche Erörterungen in den Versammlungen in Gegenwart der Minister über einzelne Gegenstände der Verwaltung statt, die einen ebenso unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit und Geld erfordern. Diese Controle ist zudem meistens nutzlos. Die Aktenauszüge, so viel Mühe sie auch verursachen, sind dennoch unvollständig. Die Erörterungen über einzelne Gegenstände der Verwaltung in den Kammern sind noch mehr ungenügend und fragmentarisch. Fragen und Antworten müssen bei diesen öffentlichen Erörterungen mit Vorsicht in engen Schranken sich halten, um nicht bei der großen Menge der mit dem Einzelnen nicht vertrauten Mitglieder Mißfallen oder Mißverständnisse hervorzurufen. Das Mißtrauen, das Mißverständniß wird in der Regel durch diese Mittel zur Ausführung der Controle nur vermehrt statt vermindert. Diese kostspielige, ungenügende, aufregende Controle ist aber um so bedenklicher für die Staatsverwaltungen, je mehr die Stände wegen ihrer Entfernung von der Verwaltung darauf angewiesen sind und jemehr sie daher solche auszuüben haben. Eine Kammer erlangt in der Meinung des Volks eine um so größere Bedeutung, je weniger sie selbst Gelegenheit hat zu entscheiden und zu verwalten, dabei Fehler zu machen oder sich dem Tadel der Menge auszusetzen, und jemehr die Regierung allein in der Lage ist, Fehler zu begehen, dem Tadel Veranlassung zu geben. Eine bloß berathende Ständeversammlung bei vollkommener Freiheit sich auszusprechen ist wohl für eine Regierung am meisten gefährlich. Aber auch eine Ständeversammlung mit bloßem Antheil an der Gesetzgebung und unbedingtem Recht der Controle, wie sie in den neuern Repräsentativstaaten bestehen, hat eine den Regierungen gefährliche, unterwühlende Kraft. Der Antheil, welchen die Verfassung Englands dem Partament und insbesondere dem Unterhaus gibt, vermindert diesen Einfluß auf angemessene Weise. Durch einen ausschließlichen Antheil an bestimmten Rechten der Verwaltung sinkt aber derselbe noch tiefer bis zu der Tiefe, in welcher die meisten ältern Verfassungen Deutschlands spurlos unter der Uebermacht des Staats versanken. Der Hinblick auf diese

in der Verwaltung untergegangenen deutschen Verfassungen bestimmte viele Freunde des Volks für die gänzliche Trennung der Stände von der Verwaltung sich auszusprechen, während die Freunde der Regierungen diese Ansicht unterstützten, um soviel möglich die Staatsgewalt in ihrer Integrität zu erhalten. Aber beide könnten sich geirrt haben, wenn sie wahre, mit Ordnung gebundene Freiheit wollen und nicht bloß Umsturz des Bestehenden oder Gewaltherrschaft.

In kleinen Staaten und am Anfang werden dadurch die Völker beengt werden, in größeren Staaten hingegen und später die Regierenden. Ueberall und immer werden beide verlieren. Die Entfernung von der Verwaltung, die Beschränkung auf die Controle wird besonders später in größern Staaten die Stände öfter, als sonst der Fall wäre, veranlassen in entscheidenden Fragen verneinend gegen die Minister sich auszusprechen und sie zum Niederlegen ihrer Stellen zu nöthigen. Dieses Verdrängen der Minister durch die ihnen entgegenstehende Mehrheit in der Kammer ist zwar dem Geist und den Gesetzen einer freien Verfassung nicht entgegen. Es ist sogar ein Vorzug einer constitutionellen Verfassung vor einer unumschränkten, daß auf diese Art das Volk seinem Mißfallen an der Regierung Nachdruck geben kann, und nicht durch Empörung unter einer Fluth von Blut und Thränen sich Gehör zu schaffen genöthigt ist. Aber es ist dieses Verdrängen doch nur ein äußerstes Mittel, das so selten als möglich in Anwendung kommen sollte. Dieses Mittel macht vorzüglich das constitutionelle System den Regierungen widerwärtig. Um es anzuwenden oder es zu verhindern, werden die gehässigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt. Die Furcht vor demselben hindert die Minister über die Bedürfnisse des Augenblicks hinaus an Arbeiten zu denken, die längere Zeit erfordern und die erst später Früchte bringen. Wenn seine Anwendung gelingt, so ist es doch nur mit großer Störung in den Geschäften möglich. Es ist besser als eine Empörung, aber doch nur um eine Stufe. Auch fehlt es nicht an Beispielen, wo die erhitzten Kämpfer von dieser Stufe herunterstiegen, um den Kampf durch Worte mit einem offenen Kampf durch Waffen zu vertauschen.

Wie ist aber bei den bestehenden Einrichtungen, besonders in

Deutſchland, ohne zu große, bedenkliche Aenderungen eine genügende Theilnahme der Stände an der Verwaltung zu erreichen?

Eine genaue Uebertragung der Einrichtung Englands iſt hier nicht ausführbar noch anzurathen. Die großen Kenntniſſe und Erfahrungen, welche in den Staatsbehörden angeſammelt ſind, ſollten nicht den Commiſſionen der Ständeverſammlungen mit geringern Bürgſchaften der Fähigkeit zum Opfer gebracht werden. Auch würde es nicht angehen, daß die Staatsbehörden vor die Schranken der Ständeverſammlungen zu treten verpflichtet werden ſollten.

Dagegen könnten die Kenntniſſe und Erfahrungen dieſer Stellen vollſtändig benützt und ergänzt werden ohne dieſe Nachtheile und Bedenken, wenn die Kammer der Abgeordneten für die Dauer ihrer Abweſenheit Ständemitglieder zu allen Staatsbehörden als Beiſitzer abzuordnen berechtigt wäre, und wenn dieſe Beiſitzer zugleich während der Vertagung der Kammer den Ausſchuß derſelben bilden würden. Dieſe Einrichtung würde an gegebene Verhältniſſe, insbeſondere an das der Ausſchüſſe angereiht werden können. Durch dieſe Abordnungen erhielte die Kammer eine viel vollſtändigere Einſicht in den Gang der Verwaltung, als ihr durch Auszüge aus den Akten und durch öffentliche Verhandlungen zu Theil wird. Sie würde Einſicht erhalten nicht bloß von einzelnen Akten, ſondern von allen, und Auskunft nicht bloß hie und da, ſondern immer. Der große Aufwand an Zeit und Geld, den die bisherigen ungenügenden Auskunftertheilungen verurſachen, könnte größtentheils erſpart werden. Der ganze Staat würde den Abgeordneten durchſichtig. Der Regierung würden aber daraus eben ſo große Vortheile entſtehen; denn nun würden die Stände und die Kammer der Abgeordneten die Verantwortung vor dem Volk bei vielen Entſcheidungen zugleich mit der Regierung übernehmen. Das ungünſtige Urtheil, dem ſich die Regierung bisher allein ausſetzen mußte, würde auch die Stände treffen, die bei den Entſcheidungen mitwirkten. Es würden zwar die ſtändiſchen Beiſitzer gegen jede ihnen nachtheilige oder geſetzwidrig erſcheinende Maßregel ſich verwahren, verneinend ausſprechen und dadurch die Verantwortung der Regierung allein überlaſſen können. Aber die Fälle, in denen dieſes geſchieht, werden in der Regel die geringeren der

Zahl nach seyn. Unter der größern Zahl, die ohne Protestation zur Ausführung kommen, müssen immer viele seyn, die später, wenn ihre Folgen vorliegen, den härtesten Tadel veranlassen, während sie vorher kein Bedenken erregten, die daher durch diese Mitwirkung der ständischen Deputirten zum wenigsten eine mildere Beurtheilung in der Ständeversammlung zu erwarten haben. In den Fällen aber, bei welchen die Deputirten sich verneinend und verwahrend aussprechen, haben die Staatsbehörden Gelegenheit, die Ausführung zu verschieben oder mit den Protestirenden durch sorgfältige, ins Einzelne gehende Besprechung sich zu verständigen, oder wenigstens sich mit den stärksten Gründen der Gegner zur künftigen Vertheidigung in den Kammern zur rechten Zeit bekannt zu machen.

Während bei der Trennung der zweiten Kammer von der Staatsverwaltung jene nur hie und da in längern Zwischenräumen einen gewaltsamen Einfluß durch Verdrängen der Minister oder Anklagen derselben von zweifelhaftem Erfolg ausüben kann, wäre sie durch die Anwesenheit ihrer Abgeordneten bei allen Verhandlungen der Staatsbehörden in der Lage, einen weniger heftigen, aber desto mehr nachhaltigen, wohlthätigen Einfluß gegen die ganze Staatsverwaltung zu entwickeln. Während sie bei der Trennung von der Verwaltung nur durch Ueberstimmen und Ueberwinden der Staatsbeamten sich Geltung verschaffen kann, wäre ihr bei dieser Verbindung die Gelegenheit gegeben, durch Ueberzeugen und Verständigen ihre Bestimmung zu erfüllen.

Das wahlberechtigte Volk.

Nach den jetzt, besonders in Deutschland verbreiteten Ansichten und die Gesetze über die Wahlen zur Kammer der Abgeordneten um so besser, je mehr sie dem Volk gestatten, seine Meinung klar auszusprechen, und je größer die Kreise sind, welche dabei mitzuwirken berufen werden. Bei den Wahlen soll die Volksstimme sich ganz frei, unbeengt durch die Staatsgewalt äußern, sollen die Schranken zwischen Hohen und Niedern fallen, soll die Persönlichkeit eines jeden Bürgers ihren vollen Werth, die Volksgewalt der Staatsgewalt gegenüber ihre volle Anerkennung erhalten. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Ansicht, es ist ein großes Verdienst der neuern Verfassungen, daß sie dieselbe zu verwirklichen suchen.

Aber diese Ansicht und diese Bestrebung bleibt doch weit von ihrem Ziel und ebenso weit von dem Vorbild, das Großbritannien gibt, entfernt. Man vergißt hier über dem Volk den Staat, betrachtet den zweiten Pol des Staatslebens, der die Freiheit des Volks vertritt, dem ersten gegenüber, der die Ordnung des Staats verwirklicht, als einen Feind, nicht als das Glied eines Ganzen. Bei den Volkswahlen gehört der Staatsgewalt ein geordneter Einfluß, sowie bei den Verhandlungen des Staatsministeriums dem Volk durch seine Sprecher. Zur Analyse des Staatslebens muß hier wie dort die Synthese, die Einheit von Volk und Staat hinzukommen.

Es genügt hier nicht, es schadet oft mehr als es nützt, wenn die Staatsregierungen, um die mangelnde Einheit zu ersetzen, bei den Wahlen mit ihrem ganzen Anhang und allen ihren zu Gebot stehenden Mitteln einwirken und auf den Sieg ihrer Freunde hinstreben. Sie kommen oft nicht zum Ziel und erregen immer die gehässigsten Leidenschaften, streuen Saaten des Mißtrauens und Hasses aus, die das ganze constitutionelle Leben verderben können. Der Einfluß, den sie hier oft erschleichen, oft sich anmaßen, genügt eben so wenig, ist oft eben so nachtheilig, als der, den die Ständeversammlungen durch Verneinen in entscheidenden Fragen und Verdrängen der Minister zu erringen bemüht sind.

Diese Einwirkung der Stände auf den Gang der Staatsverwaltung ist häufig nur die Folge der von der Regierung bei den Wahlen ausgeübten. Statt dieses bedenklichen, zweifelhaften, gehässigen Verhältnisses der Regierung zu dem wählenden Volk sollte ein sicheres, offenes geordnet seyn, das kein Recht verletzt und keine Freiheit gefährdet. Aber daran fehlt es in allen constitutionellen neuern Staaten.

Man bezeichnet zwar als ein Mittel zu diesem geordneten Verhältniß die volle Preßfreiheit, besonders der Zeitschriften. Die Freunde der Regierungen sollen hier ihre Ansichten, ihre Vorschläge eben so offen aussprechen, als es durch die Freunde der Volksfreiheit geschieht. Aber dadurch allein würde ein geordnetes Verhältniß der Regierung zum Volk, ein Gleichgewicht des Einflusses der beiden entgegengesetzten Organe nicht hergestellt. Die Organe der Regierung wären nothwendig im Nachtheil.

Die Menſchenracen.

Des Menſchen eigentlichſtes Studium iſt der Menſch. Er wird nicht müde, ſeine geiſtigen Vermögen zu ſpalten, zu vergleichen, ſie auf die Welt der Erſcheinungen und die letzte Urſache derſelben zu beziehen, und er iſt am Ende dahin gelangt, ſich als das Auge der Schöpfung zu begreifen, durch das der Schöpfer ſein eigenes Werk betrachte. In der Körperlichkeit hat er ſeinen Zuſammenhang mit der Natur und zunächſt mit der Thierwelt vielſeitig erforſcht, und die Kluft, welche ihn von der letztern trennt, wenn auch nicht mathematiſch ausgemeſſen, doch geſchätzt. Es iſt ihm klar geworden, daß eigenthümliche Körpervorzüge jener innern Kraft entſprechen, die ihm erlaubt, ſich über das Gebiet des Sinnlichen zu erheben, und daß er daſſelbe ausſagt, ob er ſich mit Linné als Homo sapiens, oder mit Blumenbach als Homo inermis ins Buch der Natur einzeichnet. Er ſieht ſich an der Spitze der Lebendigen als ein freies, von den Geſetzen der Natur und ſeinem Gewiſſen beſchränktes Weſen und arbeitet unter Angſt und Entzücken an der Löſung des Räthſels, woher er kommt und wohin er geht.

Für immer ſind aus der Wiſſenſchaft die Träume verſchwunden, welche den Menſchen den urſprünglichen vierfüßigen Gang verlernen ließen und frevelhaft einen Affen in ſeine Stammtafel ſchrieben. Sie hat die körperliche und geiſtige Natur des Menſchen in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen und für die Kenntniß wenigſtens der körperlichen Seite eine großartige, feſte Grundlage gewonnen. Die Naturgeſchichte des Menſchen als wachſendes,

Die Preßfreiheit, besonders der Zeitschriften, ist abhängig vom Publikum. Der Journalist muß sich einen möglichst großen Leserkreis suchen, um für seine Auslagen gedeckt zu seyn und um sich gegen Concurrenten behaupten zu können. Deßwegen muß er oft den Neigungen und Vorurtheilen der Menge mehr nachgeben, als an sich gut und der Ueberzeugung der Bessern gemäß ist. Er würde sich sonst die Zahl der Leser vermindern und seine Existenz gefährden, zum Vortheil eines andern weniger wahrheitliebenden Mitbewerbers. Die Menge, je mehr sie auf niedern Stufen der Bildung steht, je größer daher ihre Zahl ist, liebt vor Allem eine entschiedene Richtung, eine rücksichtslose Sprache gegen die Machthaber, auch wenn diese zu weit geht, und haßt eine vermittelnde, die Verständigung bezweckende Darstellung. Sie verlangt von dem Journalisten die Stellung eines Rechtsanwalts, der die Schwächen der Gegner mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln angreift, die Schwächen seiner eigenen Partei aber verschweigt oder beschönigt, und betrachtet Versuche zum Vermitteln als Zeichen des Treubruchs oder der Unzuverlässigkeit.

Die eifrigsten Freunde der Preßfreiheit geben auch zu, daß durch diese Freiheit viele Schriften voll Einseitigkeit und Parteilichkeit hervorgerufen werden. Aber sie versichern, es enthalte dieselbe immer das Heilmittel gegen jeden Mißbrauch in sich selbst, es rufe jede Einseitigkeit sogleich wieder eine entgegengesetzter Art hervor, welche die Wirkung aufhebe. Wenn daher auch die Wortführer des Volks manchmal zu weit gehen, so seyen die Organe der Regierungspartei berufen, diese Einseitigkeit nachzuweisen und ihren Eindruck zu vernichten. Hier findet jedoch eine große Täuschung statt.

Die wenigsten Leser von Zeitungsblättern haben Zeit, Lust und Geld, um zwei Blätter von entgegengesetzter Richtung zu lesen. Die meisten Leser verschließen vielmehr Blättern, die eine ihren Ansichten entgegengesetzte Richtung verfolgen, den Zutritt in ihre Wohnungen, auch wenn sie nicht aus Rücksicht auf Zeit und Geld dazu genöthigt wären, hindern sogar oft die Verbreitung derselben in andern Kreisen, auf welche sie Einfluß haben, mit allen ihren Mitteln und Kräften. Es bildet sich deßwegen bald in Ländern, welche unbeschränkte Preßfreiheit haben, etwas

Aehnliches wie das, was man in Ländern ohne Preßfreiheit beklagt: der große Einfluß der Günstlinge auf die Machthaber, nur daß hier die Bürger die schlimme Sitte der Höfe nachahmen und die Schriftsteller die Stelle der Höflinge einnehmen. Es verbreitet sich statt des von der Preßfreiheit erwarteten hellen Sonnenlichts der Wahrheit das trübe, täuschende Dämmerlicht des unvermittelten und ungezügelten Parteigeists. Es bestätigt sich auch hier die alte Erfahrung, daß die treuen Zeugen der Wahrheit verkannt, die Lobredner der Vorurtheile und Leidenschaften gepriesen werden. Die Preßfreiheit für sich allein spaltet daher mehr, als sie vereinigt, ist mehr ein Werkzeug des Parteigeists als des Friedens. Das hat besondere Bedeutung in den meisten deutschen Ländern, wo die Zeitungen in der Regel nur durch besondere Lesevereine zur Verbreitung kommen, und nur für die bei der großen Menge beliebtesten Blätter in kleinern Städten und noch mehr in Dorfschaften solche Kreise gebildet werden. Das ist noch dazu von besonderm Einfluß auf das Wahlgeschäft, welches nur vorübergehend die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die besten Aufsätze einer Regierungszeitung können keine Wirkung hervorbringen, wenn solche gar nicht oder nur in geringer Zahl in eine Gegend kommt, wogegen ein Volksblatt, weit verbreitet, zwanzigfach mehr gelesen wird. Auch unentgeltliche Aussendungen können hier nicht helfen, sie werden schon deßwegen nur mit Mißtrauen aufgenommen.

Die Preßfreiheit hat das Heilmittel gegen alle Mißbräuche, besonders bei Wahlen, nur dann in sich, wenn gesetzliche Einrichtungen bestehen, durch welche alle Wähler genöthigt sind, mit den von beiden Parteien ausgesprochenen Ansichten mit gleicher Vollständigkeit sich bekannt zu machen. Dieses kann aber niemals geschehen durch die Schrift oder die Presse, sondern nur durch das lebendige Wort, durch Bestimmungen, welche jeden Wähler verpflichten, in Versammlungen sich auf die Wahlen vorzubereiten, in denen die Sprecher beider Parteien in geordneten Sitzungen ihre Ansichten zu entwickeln Gelegenheit haben. Hier kann das Wort vereinigen, was die Schrift theilte. Hier muß jeder Theilnehmer hören, auch was er nicht will, hier kann Keiner das lebendige Wort wegwerfen, wie ein ihm widerwärtiges Parteiblatt. Nicht bloß die Hörer der entgegengesetzten Ansichten

kommen sich hier näher, sondern auch die Sprecher durch die Gelegenheit und die Pflicht der persönlichen Berührung. Es liegt in dem Zusammentreffen von Persönlichkeiten eine versöhnende Kraft, die man in der Rechtspflege längst erkannt und benützt hat, die aber hier eben so gut angewendet werden könnte. Diese versöhnende Kraft wächst, je länger das Zusammentreffen dauert und je enger der Kreis ist, innerhalb dessen es stattfindet. Dieser Kraft können die Wenigsten auf die Länge widerstehen. Diejenigen, welche man baßte wie Geister des Abgrunds, so lange sie nur nach den Schilderungen des Parteigeists bekannt waren, lernt man bei der persönlichen Berührung bald als Menschen kennen mit Fehlern und Vorzügen, lernt man, wenn auch nicht lieben, doch ertragen.

Wenn die Gesetze die Zahl und Zeit dieser vorbereitenden Versammlungen bestimmten, wenn sie anordneten, daß denselben jeder Wähler anwohnen müsse, so würde sich der Kreis der Wähler reinigen von allen, welche nicht Eifer, Mittel und Zeit zu Geschäften dieser Art haben, die daher am wenigsten sich dazu eignen. Schon die Pflicht, drei vorbereitenden Versammlungen anwohnen zu müssen, würde viele Ungeduldige abhalten und die meisten Proletarier. Je mehr sich aber die Kreise reinigen, desto enger werden sie, um so näher kommen sich die Anwesenden. Noch viel größer ist jedoch die versöhnende Kraft der Persönlichkeit, wenn die Gegner nicht bloß vorübergehend, wenige Tage, in Zwischenräumen mehrerer Jahre bei den Wahlen sich zusammenfinden müssen, sondern unausgesetzt, fortdauernd im ganzen Volks- und Staatsleben. Diese unausgesetzte Berührung erreicht man durch die organische Verbindung des Volks, durch die Selbstverwaltung der Gemeinden und Distrikte, die Verbreitung staatlicher Befugnisse über das Volk. Je mehr das Volk seine besonderen Verhältnisse selbst zu ordnen hat, desto näher tritt ihm der Geist der Einheit, der Ordnung, des Staats, desto öfter und vollständiger werden die sonst drohenden Gegensätze von Staat und Volk in engern und engsten Kreisen, selbst in den Gesinnungen jedes einzelnen Bürgers zersetzt, ausgeglichen, zur Liebe für das Ganze veredelt.

In den neueren constitutionellen Staaten fehlen aber alle Bestimmungen zur Herstellung dieses geordneten Verhältnisses

des Staats zum Volk bei den Wahlen fast ganz. Man findet hier die Rechte der Wähler genau und sorgfältig bestimmt, nicht aber die Pflichten derselben, und will nun die Anwendungen der Wahlrechte gegen den Staat bekämpfen durch die Anwendung der Staatsgewalt ohne das Gesetz. Vorschriften wegen vorbereitender Versammlungen sind nicht vorhanden, wohl aber Verbote derselben, wenigstens von Staatswegen veranlaßte Hindernisse. Man wirkt dadurch dem Zweck der Verständigung entgegen, nährt den Parteigeist. Es versammeln sich nun zwar die Bürger auch, um über öffentliche Angelegenheiten, besonders über Wahlen sich zu besprechen, aber nur im engern Kreise und in der Richtung einer Partei, oder in größern Kreisen, aber mit Ausschluß der Gegner und mit der Absicht, soviel möglich Schwankende und Unbestimmte an sich zu ziehen, sich selbst in der Einseitigkeit zu bestärken und sich in Deklamationen gegen die Andersdenkenden zu erhitzen. Wenn man sich hier England zum Vorbild nehmen will, so dürfen nicht einzelne Einrichtungen, aus dem Ganzen gerissen, zur Ausführung kommen. Dort gibt es zwar vollkommene Preßfreiheit, aber nur in Verbindung mit andern Anstalten, durch welche die zerspaltende Wirkung derselben gehindert und geläutert wird. Jeder Wahl müssen dort vorbereitende Versammlungen vorhergehen, bei welchen die Sprecher jeder Partei sich zu erklären Gelegenheit haben und durch welche der Mechanismus des Abstimmens häufig abgekürzt, oft ganz entbehrlich gemacht wird. Ueberdies geben dort die vierteljährigen Zusammenkünfte der Friedensrichter und unzählige Vereine, Nachbilder des Parlaments, reiche Gelegenheiten zur Verständigung, zur Ausgleichung der Gegensätze. Durch die zersetzende Kraft dieser Anstalten wurde der Gegensatz der Torys und Whigs immer vor Ausbrüchen bewahrt und bald zu einem Namen ohne Inhalt und werden die größten Fragen in kurzer Zeit zu einer befriedigenden Entscheidung gebracht. Die neuern Verfassungen können die Gefahren einer gewaltsamen Umwälzung nicht beseitigen, so lange sie nicht wie in England mit den Anstalten der Trennung zugleich Bürgschaften der Einigung ins Leben rufen, so lange nicht die Einheit von Staat und Volk das Ganze durchdringt.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

Berlin. Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften hat den Profeſſor Dr. Trendelenburg zum ordentlichen aktiven Mitglied der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe, ferner den Profeſſor Dr. Welcker in Bonn, ſo wie den geheimen Rath Profeſſor Dr. Creuzer in Heidelberg zu auswärtigen Mitgliedern derſelben Klaſſe, und Sir D. Brewſter zu Edinburg zum auswärtigen Mitglied der phyſikaliſch-mathematiſchen Klaſſe erwählt und dieſe Wahl die königliche Beſtätigung erhalten.

Univerſitäten.

Berlin. Der bisherige Privatdocent Dr. Geppert iſt zum außerordentlichen Profeſſor der philoſophiſchen Fakultät ernannt worden.

Bonn. Der bisherige Privatdocent und Licentiat der Theologie Dr. Kinkel iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät ernannt worden.

Profeſſor Welcker hat ſeine Vorleſungen wieder begonnen; Profeſſor Bauerband dagegen gedenkt ſeine Stellung bei der Univerſität aufzugeben.

Breslau. Der Privatdocent Dr. Duflos iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät ernannt worden.

Freiburg. Der Hofrath und Profeſſor Dr. Oettinger iſt zum Prorektor der Univerſität für das Studienjahr 1846—1847 ernannt worden und dieſe Wahl hat die landesfürſtliche Beſtätigung erhalten.

Der Profeſſor Dr. H. Schreiber iſt bis zur weiteren Verwendung einſtweilen in Ruheſtand verſetzt und der bisherige Profeſſor an der polytechniſchen Schule in Karlsruhe Dr. A. Braun als Lehrer der Botanik an die Univerſität Freiburg verſetzt worden.

Gießen. Der Profeſſor der katholiſchen Theologie Dr. L. Schmidt hat von dem preußiſchen Miniſterium einen Ruf an die Univerſität Breslau erhalten, aber abgelehnt.

Göttingen. Der außerordentliche Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät Dr. Himly hat um ſeine Dienſtentlaſſung nachgeſucht und ſie erhalten.

Heidelberg. Der geheime Rath und Profeſſor Gmelin iſt für das Studienjahr 1846—1847 zum Prorektor der Univerſität gewählt worden, nachdem der geheime Rath Nägele die auf ihn gefallene Wahl abgelehnt und der geheime Hofrath Gmelin, den die Reihe getroffen hätte, ſeine Kollegen gebeten, ihn nicht zu wählen.

Den Privatdocenten Dr. Röth und Dr. Sachſe iſt der Charakter eines außerordentlichen Profeſſors an der Univerſität verliehen worden.

Roſtock. Der außerordentliche Profeſſor der Theologie in Leipzig Dr. **Delitzſch** iſt durch die großherzoglich mecklenburgiſche Regierung als ordentlicher Profeſſor der Theologie an die Univerſität Roſtock berufen worden.

Tübingen. Dem Privatdocenten an der philoſophiſchen Fakultät Dr. **M. Kapp** iſt Titel und Rang eines ordentlichen Profeſſors verliehen worden.

Kirche.

Die in der jüngſten Vergangenheit in immer wachſender Progreſſion ſich an den Tag legenden religiöſen Aufregungen ſcheinen in der letzten Zeit ſich mehr geebnet zu haben, ſeitdem die Regierungen einzelner Staaten den Sekten, beſonders den ſogenannten Deutſchkatholiken, weniger ſchroff entgegen treten. Nur als Nachwirkungen der heftig aufgeregten Vergangenheit dürfen wohl einzelne Maßnahmen gegen einzelne beſonders hervorragende Erſcheinungen betrachtet werden. So hat das preußiſche Kultusminiſterium die Predigt des Senior **Krauſe** in Breslau, welche unter dem Titel „Ueber die Perſon Jeſu Chriſti" im Drucke erſchienen iſt und bereits zahlreiche Auflagen erlebt hat, an die theologiſchen Fakultäten der preußiſchen Landesuniverſitäten geſendet und ein Gutachten derſelben darüber eingefordert, welches ſich namentlich über die im Miniſterium entſtandene Frage entſcheiden ſoll: ob ein Mann von ſolchen religiöſen Anſichten und Richtungen ferner in einem chriſtlichen Lehramt belaſſen werden könnte? Der Spruch, welchen die jetzt überwiegend orthodoxen Fakultäten der Theologie in dieſer Angelegenheit fällen werden, kann kaum zweifelhaft ſeyn.

Schule.

Nach öffentlichen Blättern ſieht auch in Münſter, wie zu Paderborn und Köln, die Eröffnung eines Knabenſeminars bevor. Die großartige Stiftung ſoll nach dem Verbreiter des Chriſtenthums in jenen Gegenden und erſten Biſchof von Münſter, Ludger, den Namen Collegium Ludgerianum erhalten. Die Dotationsmittel ſind bereits von der Geiſtlichkeit der Diöcese beigeſchafft.

Literatur.

Die neuere Zeit entfaltet eine außerordentliche Thätigkeit in Erforſchung und Aufhellung einzelner Theile der deutſchen Geſchichte. Wir haben ſtets verſucht, in den uns geſteckten engen Grenzen eine Ueberſicht über dieſe ſchätzbaren Arbeiten zu geben, obgleich wir nie eine abſolute Vollſtändigkeit darin zu erreichen vermochten. Wir erwähnen natürlich nur das, was zu unſerer perſönlichen Kenntniß gekommen iſt, wobei freilich ſehr empfindliche Lücken bleiben müſſen.

Böhmers „Fontes rerum germanicarum" ſind eine ſehr erfreuliche Bereicherung der Quellenliteratur. Sie geben theils ſchon Bekanntes in geläuterter vollſtändiger Geſtalt, theils ganz neue Beiträge zur deutſchen Geſchichtſchreibung. Böhmer will damit dem größeren Publikum die deutſchen Quellen in einer leicht zugänglichen Ausgabe in die Hand geben. Jeder einzelne Band enthält eine Reihe von Quellen über eine beſtimmte Periode, aus deren Geſammtanſchauung ſich das vollſtändige Bild der Zeit ergiebt. Um einen oder den andern umfaſſenden Chroniſten, der als Hauptſchriftſteller für die betreffende Periode gelten kann, gruppiren ſich kleinere Partien, die in wenig Stunden durchzuleſen ſind. So beſchäftigt ſich der erſte Band mit dem 13. Jahrhundert. Er enthält neben Johannes von Vitring eine Anzahl kürzere Berichte über Ludwig den Baier und Karl IV., die bekannte Chronik des Mönchs von Fürſtenfeld, Albertinus Muſſatus, verſchiedene ungedruckte Briefe Kaiſer Ludwigs, ein kleines, ſehr anziehendes Stück über den Mühldorfer Kampf, Karls IV. Selbſtbiographie u. ſ. w. Der zweite Band beleuchtet die Geſchichten des 15. Jahrhunderts und enthält neben manchem Andern namentlich, unter dem Titel „Annales Wormatienses," Bruchſtücke älterer Wormſer Geſchichtsquellen.

In **K. R. Sachſe's** „hiſtoriſchen Grundlagen des deutſchen Staats- und Rechtslebens" finden wir eine ſehr intereſſante Beleuchtung der älteſten Zeiten. Der Verfaſſer will darin die älteſten Grundlagen der germaniſchen Staaten in Rückſicht auf Land und Leute darſtellen, und thut dieß in eigenthümlicher Weiſe, indem er die lokalen und rechtlichen Verhältniſſe unſerer Vorfahren aus einer ſpeziellen und genauen Prüfung der Gaubeſtellungen und der Stände des Volks beleuchtet.

Die Territorialverhältniſſe Deutſchlands im Mittelalter ſucht **J. H. Müller** in ſeinem umfaſſenden Werke „die deutſchen Stämme und ihre Fürſten" hiſtoriſch zu entwickeln. Das

Werk beginnt mit den Anfängen der deutschen Stammesbildung, wie sie aus den Ruinen der römischen Herrschaft auf germanischem Boden entstanden, und ist in seinem vierten Bande bis zu den Territorialverhältnissen im 10. Jahrhundert vorgerückt. Der Verfasser geht vom Quellgebiet des Rheins aus, wo sich an den Nordabhängen der Hochgebirge der Alpen die erste Hauptgruppe der deutschen Länder in den Gebieten von Allemannien nebst Hochburgund ausbreitete; dann will er dem Rheine und der Donau durch die fränkischen und bayerischen Gaue folgen, um von da zu den sächsischen Gebieten an der Elbe und Weser überzugehen. Durch eine vollständige Darstellung der Gaue wird das Buch zu einem wichtigen Hülfsmittel für das Verständniß unserer mittelalterlichen Zustände.

Die Geschichte Deutschlands unter Konrad I. von Ph. Jaffé zeichnet sich durch eine große Unparteilichkeit der Behandlung dieser von Parteileidenschaften so sehr zerrissenen Zeit vortheilhaft aus; was um so mehr zu schätzen ist, da man schon in diese Zeiten und ihre historische Betrachtung nicht selten den Factionsgeist späterer Jahrhunderte hineingetragen hat. Es ist die bewegte Zeit, wo der erste Hohenstaufe den deutschen Thron bestieg, wo Konrad III. durch eine Art Fünfkampfwahl dem selbstbewußten Welfen Heinrich die Krone entzieht, aber schnell zu einem überlegenen Beherrscher der deutschen Verhältnisse sich emporhebt. Jaffé scheint die Ansicht zu haben, daß nur Konrads starke männliche Natur Herr über den gährenden Stoff werden konnte, welcher in Deutschland wie unter den Slaven, in Italien wie in den romanischen Grenzländern, in Masse vorhanden war. Jaffé's Bearbeitung dieses einzelnen Hohenstaufen erweckt den Wunsch, die Zeiten der Hohenstaufen auf ähnliche Weise monographisch bearbeitet und dadurch eine vollständige Geschichte derselben möglich gemacht zu sehen, die aus dem Standpunkt der besseren Einsicht unserer Tage sich gleich entfernt hielte von den beiden bis jetzt aufgetauchten Extremen, der apologetischen Verherrlichung der Persönlichkeiten und der vom modernen Zeitgeiste eingegebenen Anklage.

Eben so fleißig bearbeitet ist Tittmann's „Geschichte Heinrich des Erlauchten"; sie führt uns in die innern Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter ein, und namentlich werden hier die Zustände in den Gebieten von Meißen und dem Osterlande in trefflichen Schilderungen erörtert. Ueber den Ritterstand und seine Wehrpflicht, über den geistlichen Staat, über die städtischen Verfassungen und die Bauernverhältnisse gibt uns Tittmanns Werk sehr ausführliche und wohlbegründete Auskunft. Zugleich hat der Verfasser versucht, ein Gemälde des Hof- und Volkslebens, der Sitten, der Gewerbe, des Handels und der Bildung zusammen zu stellen, das nicht leicht über irgend eine Seite des Lebens unbelehrt lassen wird.

J. C. Horz's „Geschichte der eidgenössischen Bünde" stört mit derselben Gründlichkeit und Gediegenheit eine andere Zeit und andere Verhältnisse auf. Auch er kommt, gestützt auf Urkunden, zu ganz andern Resultaten, als bisher die Geschichte jener Zeiten aufgestellt hat. Das Werk ist auf 5 Bände berechnet, von denen die zwei ersten die Geschichte König Rudolph's, der dritte die Zeiten von Adolph und Albrecht, der vierte die Zeit von 1308—1322 und der fünfte endlich die Lage des Reichs unter Ludwig IV. bis zum Frieden Oesterreichs mit Luzern und den 3 Waldstädten (1336) enthalten wird. Der erste Band ist bereits erschienen und hat bekanntlich durch die Darstellung der Kämpfe Rudolphs mit Ottokar den Widerspruch Palazky's aufgerufen, der ebenfalls, gestützt auf Urkunden und die Zeugnisse gleichzeitiger bermischer Schriftsteller, den König der Böhmen gegen die Anfeindungen und Anklagen der deutschen Geschichtschreiber vertheidigt.

Aschbach's „Geschichte Kaiser Sigmunds" ist mit dem vierten Bande zu Ende geführt. Das Werk ist durchaus mit Gründlichkeit und Umsicht bearbeitet. Der vierte Band aber zeichnet sich noch besonders durch die Art und Weise aus, mit welcher der Verfasser Hussens Geschichte behandelt. Er sucht das Concilium in Baiel und den Kaiser Sigmund gegen die Anschuldigungen in Schutz zu nehmen, mit denen man gewöhnlich die Verurtheilung jenes Reformators begleitet, und strebt namentlich Sigmunds Gesinnungen zu rechtfertigen.

Von hohem Interesse ist Heyd's „Ulrich von Würtemberg", dessen letzter Band von Pfaff herausgegeben worden ist. Das ganze Werk ist mit Gründlichkeit gearbeitet und die Aufschlüsse aus urkundlichen Quellen über jene Zeit liefern ein charakteristisches Bild. In dem letzten Bande findet sich namentlich eine sehr anziehende Geschichte der Reformation und der Universität Tübingen, mit reichen Quellen unterstützt.

Von Barthold's „Geschichte von Rügen und Pommern" ist der fünfte und letzte Band erschienen, der die interessante Zeit der Reformation und des 30jährigen Kriegs bis zum Aussterben des alten Fürstenhauses behandelt. Interessant ist die Darstellung der kirchlichen Umwälzung in Pommern, die wie in ganz Niederdeutschland auch hier das Werk

der niedern ſtädtiſchen Bevölkerung war, welche beharrlich auf allgemeine Verbeſſerung drang. Die Fürſten waren der neuen Bewegung abgeneigt, weil ſie nur politiſche Auflehnung darin erblickten, und die ſtolzen Stadtherren wurden zu Vertheidigern der alten Kirchenzuſtände, weil nur auf dieſem Wege die alte politiſche Lage haltbar ſchien. Nicht minder intereſſant iſt die Geſchichte von Stralſund, wie es ſich allmälig von der Landſchaft abtrennt, ſich dem kaiſerlichen Feldherrn widerſetzt und die Fremdherrſchaft vorbereitet. Die Darſtellung des Verfaſſers iſt der ſchwediſchen Politik nicht günſtig und entkleidet den großen Schwedenkönig des idealen Nimbus, mit dem ihn bisher die Geſchichte geſchmückt hat.

Von Strobel's „Geſchichte des Elſaſſes" iſt der vierte und ein Theil des fünften Bandes erſchienen. Wir finden darin die Zeit von 1517—1709 in anziehender, leichter Darſtellung überſichtlich behandelt. Neben Straßburg gruppiren ſich die übrigen kleineren ſtädtiſchen Verhältniſſe in charakteriſtiſchen Skizzen, von denen man freilich wünſchen möchte, tiefere, mehr ins Einzelne gehende Schilderungen zu beſitzen, was aber, um die Ueberſichtlichkeit des Ganzen feſtzuhalten, wohl nicht geſchehen durfte. Mit Recht hat der Verfaſſer die Geſchichte des Landes ſeit der franzöſiſchen Occupation in kürzeren Umriſſen dargeſtellt. Sein Buch, das nach Stoff und Weſen ein durchaus deutſches iſt, konnte ſich bei Schilderung der franzöſiſchen Zeit nur mit den Veränderungen beſchäftigen, die das Elſaß dem deutſchen Geiſte mehr und mehr entfremden ſollten.

Von Werken über allgemeine deutſche Geſchichte erwähnen wir A. W. Menzel's „neuere Geſchichte der Deutſchen", von der der eilfte Band (1748—1763) erſchienen iſt und die geſammten Verhältniſſe des Reichs in einem verſtändigen Ueberblicke, angelehnt an die beiden Hauptperſonen, Friedrich II. und Maria Thereſia erſcheinen läßt. Der Verfaſſer hat hier wie früher den nationalen Standpunkt und Unbefangenheit in kirchlichen Dingen bewahrt, und manche trübe Seite, die man gern verdecken möchte, unbefangen ans Licht geſtellt. Die Regierung Friedrichs II. iſt mit größerer Kälte beurtheilt, als der preußiſche Enthuſiasmus es zu thun pflegt; es werden die harten und drückenden Seiten des Syſtems nicht verborgen, aber der Werth der großen Perſönlichkeit, die vieles milderte, hervorgehoben. Den Schluß des Bandes bildet eine Darſtellung der kirchlichen Bewegung, die ſich an Bertonius knüpfte; ſie iſt nicht ohne Beziehung auf unſere Gegenwart geſchrieben.

Auch J. G. A. Wirth's „Geſchichte der Deutſchen" geht ihrem Schluſſe entgegen und zeichnet ſich durch tüchtiges Quellenſtudium, durch das warme, bewegte Gemüth und den echt deutſchen patriotiſchen Sinn, wovon die Darſtellung belebt iſt, vortheilhaft aus. Einen beſondern Werth erhält das Werk durch den Nachdruck, mit welchem die Entwicklung der deutſchen Städte und die Entfaltung der ſtädtiſchen Freiheit in den Vordergrund gezogen wird. Bei der Kirchenreform ſcheint der Verfaſſer den politiſchen Stoff zu wenig beachtet zu haben, der ſich in die kirchliche Gährung einmiſchte.

Von hoher Bedeutung ſind die Vorleſungen Niebuhr's zur Geſchichte des Zeitalters der Revolutionen, die aus nachgeſchriebenen Heften vor Kurzem erſchienen ſind. Als Staatsmann, als Hiſtoriker, als Staatsökonom und Finanzmann war Niemand berufener, ein competentes Urtheil über dieſe Zeit zu fällen, als Niebuhr, der mit vielen bedeutenden Mithandelnden aus den verſchiedenen Perioden der Revolution genau bekannt war und die Verhältniſſe der europäiſchen Kabinete, ſo wie die Zuſtände Frankreichs vor der Revolution bis ins Einzelne kannte. Die beiden Bände enthalten natürlich nicht Alles, was Niebuhr in den Vorleſungen geſagt hat; das erklärt der Herausgeber ausdrücklich. Doch auch das, was ſie enthalten, die Urtheile über einzelne Perſonen und Ereigniſſe ſind oft ſo ſeltſam abgefaßt, daß man zweifeln darf, ob Niebuhr dies wirklich geſagt haben könne. Die Kritiker haben viele Aermlichkeit des Urtheils, die ſich beſonders in der Schreckenszeit ausſpricht, mit dem Unmuth und Widerwillen, welche der Verfaſſer gegen jene Zeit empfand, zu erklären geſucht, und wirklich wird Niebuhr's hiſtoriſche Anſicht tiefer und gehaltreicher, je weiter er ſich von der Schreckenszeit entfernt. Intereſſant iſt namentlich Niebuhr's Verſuch, Napoleons Maßregeln im ägyptiſchen Feldzug, beſonders die Vergiftung der Peſtkranken, zu rechtfertigen. Im Ganzen aber muß man doch geſtehen, daß die Herausgabe dieſer Vorleſungen abermals in nicht geringem Grade das Vorurtheil rechtfertigt, welches das Publikum gegen die Herausgabe der Vorleſungen berühmter Männer aus nachgeſchriebenen Heften hegt. Man braucht dabei nicht an Verfälſchung zu denken, ſondern nur an den Unterſchied, der namentlich in Deutſchland zwiſchen dem geſprochenen und geſchriebenen Worte beſteht.

Rettberg's „Kirchengeſchichte Deutſchlands" zeichnet ſich beſonders durch eine ſehr umfaſſende Belegenheit des Verfaſſers aus. Der bis jetzt erſchienene erſte Band umfaßt die Kirchengeſchichte Deutſchlands bis auf Karl den Großen, und zerfällt in zwei Perioden, von denen die erſte die römiſche Zeit bis 555, die zweite die Geſchichte der fränkiſchen Kirche von Chlodwig bis auf Karl den Großen darſtellt. In der Behandlung zeigt ſich eine Ruhe und

Parteilosigkeit, besonders wo es die Verdienste Roms um die deutsche Kirche betrifft, die bis zur Kälte geht. Man findet übrigens viel neue und eigenthümliche Forschungen, die dem Werke einen besonderen Werth verleihen.

Die „Geschichte des deutschen Journalismus" von R. E. Prutz, von welcher der erste Band erschienen, ist namentlich für unsere jetzige Zeit ein sehr schätzbares Werk. Mit der ihm eigenthümlichen Gründlichkeit und umfassenden Belesenheit hat der Verfasser die ziemlich zerstreuten und kurzsichtigen Notizen über den Journalismus seit seinem Entstehen gesammelt, und verfolgt seinen Gegenstand von der Zeit der Reformation, wo das deutsche Zeitungswesen sich zuerst gestaltete, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Je schwieriger die Arbeit war und je erfolgreicher der Verfasser mit der Trockenheit und der Unbetheiligtheit seiner Aufgabe gerungen hat, desto mehr muß man dem Unternehmen einen günstigen Fortgang wünschen. Im Ganzen zerfällt das Werk in drei Bücher, deren erstes ziemlich im ersten Bande enthalten ist. Das zweite Buch umfaßt die Geschichte des Journalismus von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der französischen Revolution oder vielmehr bis auf Kant und Goethe (1713—1790); das dritte die Geschichte von der französischen Revolution bis auf die Gegenwart.

Die Biographie ist ein Correlat der Geschichte, sie ergänzt, was diese bei ihrem umfassenden Standpunkte nur andeuten, wovon sie nur die Resultate geben kann, sie klärt oft Punkte auf, die in der allgemeinen Geschichte, ja selbst in der Specialgeschichte einzelner Länder und Provinzen oder in der Geschichte der Literatur, der Kunst und einzelner Zweige der Wissenschaft selten eine genügende Erörterung finden können. Darum sind gut geschriebene Biographien von Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern u. s. w. so überaus schätzbar.

Eine sehr dankenswerthe Gabe in dieser Hinsicht hat A. L. Blum dem Publikum in seiner Schrift „Ein Bild aus den Befreiungskriegen, oder Andreas von Löwis of Menar" dargebracht. Der Verfasser entwirft in der Beschreibung dieses Privatlebens nicht nur ein interessantes Bild von der Persönlichkeit, sondern auch von den Lebensverhältnissen der Ostseeprovinzen eine in mancher Hinsicht interessante Darstellung und berührt zugleich die wichtigsten Fragen der Zeit.

Nicht minder schätzbar ist eine andere Biographie, welche unter dem Titel „Ludwig Berger, ein Denkmal, von Ludwig Rellstab" erschien. Der Verfasser ist in der Kenntniß und Ausübung der Musik hinreichend eingeweiht, um den Künstler, dem er dies Denkmal setzt, vollkommen zu würdigen.

In gleicher Weise hat A. Bernhardi dem 1851 verstorbenen Oberbürgermeister von Kassel und mehrjährigen Präsidenten der kurhessischen Ständeversammlung, Karl Schomburg, ein biographisches Denkmal gesetzt, indem er dessen Briefwechsel und Nachlaß mit biographischen Andeutungen herausgegeben hat. Zwar ist dieses Buch kein bedeutender Beitrag zur Geschichte der constitutionellen deutschen Zustände, wie man es wohl erwarten konnte, denn die öffentliche Wirksamkeit Schomburg's ist nur so weit angedeutet, als es zur Erklärung seiner äußeren Lebensverhältnisse nothwendig war. Um so reicher ist aber die Darstellung des inneren Lebens Schomburg's. Aus seinen Briefen lernt man ihn kennen, wie wenn man mit ihm gelebt hätte; die seltene Herzensfreudigkeit, die edle Anspruchslosigkeit, das viele Gefühl, das sich überall ausspricht, zeigt den Leser unwillkürlich zur Verehrung eines Mannes hin, der auch in seinem staatlichen Wirken sich als einen der hervorragendsten Geister bewährt hat. Dabei erregt die eigenthümliche Gestaltung der Lebensverhältnisse Schomburg's das Interesse noch auf eine andere Weise. Schomburg war nur mit Widerstreben in eine öffentliche Wirksamkeit eingetreten, sein Wunsch war in ruhiger Zurückgezogenheit zu leben, was seinem sinnigen Gemüthe, seiner zur Beschaulichkeit hinneigenden Natur weit angemessener gewesen wäre. Dieser Zwiespalt in dem inneren und äußeren Leben, das Mißgeschick, das ihn in seinen späteren Jahren vielfach heimsuchte, besonders aber mehrere rasch auf einander folgende Todesfälle in seiner Familie geben seinem Leben ein fast dramatisches Interesse und erfüllen den Leser mit tiefer Wehmuth.

Die Goetheliteratur gewinnt mit jedem Jahre an Umfang. Mit einem erstaunenswerthen Fleiß und Eifer sucht man auch die letzten Blätter, die sich hin und wieder noch verloren haben, auf und ist bemüht, sie durch den Druck der gänzlichen Vergessenheit zu entreißen. So sind die zwei neuen Sammlungen von Briefen und Aufsätzen Goethe's entstanden, deren eine, von A. Schöll herausgegeben, der früheren Jugendperiode, die andere, von Riemer, einer späteren Zeit angehört. Dieser Enthusiasmus ist zwar an sich sehr lobenswerth; doch kann man auch im Guten etwas zu viel thun. Wir wollen damit keineswegs überhaupt die Erinnerung an Goethe oder den frommen Eifer tadeln, mit welchem

alle Erinnerungen, Schriften und Charakterzüge gesammelt werden, die ein vollständiges Bild von dem großen Dichter geben können; wir glauben nur, daß Viele sich mit einer solchen Aufgabe beschäftigen, die gar nicht dazu berufen sind. Daß, wir müssen es offen gestehen, scheint bei der Kirmer'schen Sammlung der Fall zu sein, denn sie enthält so wenig wahrhaft Gehaltvolles, daß Goethe's Bild bei seinen elitärsten Verehrern nichts verloren haben würde, wenn sie auch nie gedruckt worden wäre. Interessanter ist die Sammlung von Schöll, welche die Periode von 1766—1786, also die früheste Periode des Goethe'schen Dichterlebens, seinen Aufenthalt zu Leipzig und zu Straßburg umfaßt. In Allem, was hier dem Publikum geboten wird, spricht sich bereits die eigenthümliche Geistesrichtung aus, die innere, abgeschlossene Ruhe, welche Goethe's spätere Zeit auszeichnet, und wenn auch die einzelnen Fragmente von Romanen, Schauspielen u. s. w., die hier dem Leser geboten sind, zum Theil den Charakter der Zeit tragen, in der sie entstanden, so ist das eben für die Bildungsgeschichte Goethe's von dem höchsten Interesse. Die Nummern 117—120 des Jahres 1835 des Morgenblattes bringen indessen mehrere Goethe'sche Briefe, welche dieser Sammlung nicht hätten fehlen sollen.

Noch fügen wir dieser literarischen Uebersicht eine Notiz über die ferneren Leistungen des literarischen Vereins in Stuttgart bei; es sind 7 neue Bände erschienen, von denen der erste „des böhmischen Herrn Leo's von Rosmital Ritter-, Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande 1465—1467" und die livländische Reimchronik enthält, der zweite oder achte Band die catalanische „Chronik des edeln Ca Ramon Muntaner" in der Ursprache, der neunte Band ein Bruchstück über den Kreuzzug Friedrichs I., ein „Buch von guter Spetie" (ein altdeutsches Kochbuch aus dem 14. Jahrhundert) und die Heidelberger Liederhandschrift, der zehnte Band eine Sammlung von Urkunden zur Geschichte Maximilians I., der elfte Staatspapiere zur Geschichte Karls V., der zwölfte das Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582 und der dreizehnte ein altfranzösisches Heldengedicht „Li Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alixandre de Bernay."

Kunst.

Während der diesjährigen Leipziger Ostermesse veranstaltete Julius Buddeus aus Düsseldorf eine Ausstellung von Gemälden und Zeichnungen Düsseldorfer Künstler, die vielen Beifall fand. Es waren 74 Gemälde, theils Landschaften, theils Seestücke, ein historisches Gemälde und mehrere Genrestücke. Von den letzteren erregten besonders Aufmerksamkeit „das Jagdrecht" von Karl Hubner, dem Eugen Sue der Malerei, wie man ihn wohl auch genannt hat, durch die ergreifende Darstellung eines Rechtsmißbrauchs, der sich aus den barbarischen Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Gegenwart erhalten hat. Man kennt Hubner's Kunst aus seinen schlesischen Webern. In seinem Jagdrecht spricht er nicht mit geringerer Beredsamkeit zum Gemüth des Beschauers. Von heiterer Wirkung sind die Genrestücke „die Weinprobe" von Hasenclever und „der Aufschneider" von Henry Ritter; der „Abend auf den Alpen in Tyrol" von Gustav Canton ist eine liebliche Idylle; von großer Sorgfalt in der Zeichnung wie in der Farbengebung und Gruppirung zeugt „die Einung Mesis" von Chr. Köhler und „die Ermordung des Admirals Coligny in der Bartholomäusnacht" von Volkhardt.

Von München aus werden die griechischen Landschaften sehr gerühmt, mit deren Ausführung C. Rottmann seit einer Reihe von Jahren beschäftigt ist. Gleichen Beifall finden eine andere Landschaft desselben Künstlers, eine in Abenddämmerung gehüllte Vorgebirgsgegend mit einem einsamen dunkeln See und einem hohen vom Licht der untergehenden Sonne erglühenden Bergzapfel, die im Kunstverein ausgestellt ist.

Eben daselbst war vor Kurzem der Entwurf des Schweizer Architekten J. Müller zur Herstellung der Façade des Florentiner Doms ausgestellt, welcher von gründlichem Studium und tiefem Eingehen in den Geist der mittelalterlich italienischen Architektur zeugt.

Großen Beifall finden die Statuetten neuerer Dichter vom Bildhauer Ludwig Schaller, von denen er eine Reihenfolge auf der Kunstausstellung zu München im verflossenen Herbst aufgestellt hatte. Noch vor Ablauf der Ausstellung wurden über 200 dieser Statuetten bei dem Künstler bestellt und gegenwärtig sind bereits an 400 derselben auf Bestellung nach fast allen Ländern Europa's abgegangen.

Der Maler G. Jager hat den Auftrag erhalten, das dem Andenken Herders gewidmete Zimmer im großherzoglichen Schloß zu Weimar mit Darstellungen aus den Werken des Gefeierten zu schmücken.

blühendes, ſtrebendes, abſterbendes Individuum, als männliches und weibliches, als geſundes und krankes, iſt ein wohlgeordnetes Fachwerk, in das die Folgezeit nur ihre Errungenſchaft einzutragen hat. Aber nicht eben ſo verhält es ſich mit der Geſchichte des Geſchlechts, der Gattung. Von der Frage nach dem Urſprunge der Menſchheit, die mit dem Räthſel alles Seyns zuſammenfällt, kann keine Rede ſeyn, ſondern nur davon, wie ſich die natürliche, angeborene, unverwiſchbare Verſchiedenheit des Menſchengeſchlechts, die ſogenannte Racenverſchiedenheit, in einer Zeit, zu welcher keine Geſchichte hinaufreicht, gebildet hat. Ueber dieſe Vergangenheit des Menſchen ſind Naturforſcher und Philoſophen um nichts gewiſſer und noch ungleich getheilter, als über ſeine Zukunft.

Eine frühere Philoſophie beruhigte ſich meiſt bei der moſaiſchen Erzählung. Nur die Freigeiſterei wagte hin und wieder daran zu rütteln, wie denn z. B. der freche Theophraſtus Paracelſus nach der Entdeckung von Amerika, zum Skandal ſeiner Zeitgenoſſen, meinte, es müſſe neben dem aſiatiſchen auch einen amerikaniſchen Adam gegeben haben. Aber ſelbſt, nachdem man lange angefangen hatte, jene Urkunde nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen und in ihr die älteſte Philoſophie der Geſchichte auf weſtaſiatiſchem Standpunkt zu erkennen, ließ die Skepſis den weißen Uradam unangefochten; ja noch Blumenbach, der es zuerſt verſuchte, die Varietäten des Menſchengeſchlechts eigentlich wiſſenſchaftlich zu ordnen und zu erklären, wagte es nicht recht, das Problem der Racenbildung keck und am entſcheidenden Punkte ins Auge zu faſſen. Die Scheu, an eine Urkunde zu taſten, welche einmal traditionell in einen, freilich keineswegs nothwendigen Zuſammenhang mit dem chriſtlichen Dogma gebracht war, wirkte nach.

Man überzeugte ſich bald, daß jede mögliche Geſchichtsforſchung die Hauptformen, in welche die Menſchheit ſichtbar zerfällt, überall ſchon vorfindet; man mußte ſich geſtehen, daß dieſe verſchiedenen Typen etwas durchaus Unveränderliches haben, und aus den Einflüſſen des Klimas, wie es gegenwärtig auf Erden herrſcht, ſchlechthin unerklärlich ſind; man ignorirte aber die ſich aufdrängenden Conſequenzen oder fand Mittel, ſie dialektiſch zu umgehen, wenn man nicht gar den ganzen Prozeß im Namen der Majeſtät des Menſchen mit einem Machtſpruch niederſchlug. — Nachdem

In der Schön'schen Kunsthandlung zu Salzburg erscheint eine Sammlung von 190 Darstellungen von Ansichten, Volkstrachten und mittelalterlichen Denkmälern aus der Stadt und dem Herzogthume Salzburg, wovon 111 Blätter dem bekannten Maler Leopold Kellmann in München nach Zeichnungen des H. G. Pezelt zur Ausführung auf Stein übertragen sind.

In dem Archive des Frauenhauses zu Straßburg wird die Sammlung von Aufrissen und Grundrissen des Straßburger Münsters aufbewahrt. Sie besteht aus 18 Pergamentblättern und gibt den besten Aufschluß über die verschiedenen Zusätze und Abänderungen, welche Erwin's ursprünglicher Bauplan durch die späteren Werkmeister zu erleiden hatte. Im Verein mit dem Architekten A. Perrin, der sämmtliche Risse durchgezeichnet hat, wird sie der Straßburger Archivar L. Schneegans herausgeben.

In den untern Räumen der Münchner Pinakothek befindet sich eine Sammlung von Porzellangemälden, die seit ihrer Aufstellung fortwährend ein Gegenstand reger Theilnahme für das kunstliebende Publikum geworden ist. Sie besteht jetzt außer einigen Vasen aus 72 Porzellangefäßen in Tellerform nebst 91 Porzellantafeln und verdankt ihre Entstehung König Ludwig von Baiern, der bald nach seinem Regierungsantritt den Beschluß faßte, die vorzüglichsten Bilder der königlichen Oelgemäldesammlungen setzen auf Porzellan abmalen zu lassen, zum Theil in der Absicht, im metallischen Falle einer Zerstörung des Originals einen Ersatz, wenn auch im verkleinerten Maßstabe, zu besitzen. Die Mehrzahl der Porzellanbilder kann als gelungen in der Ausführung genannt werden.

Stiftungen.

Die verstorbene Wittwe des Ober-Appellationsgerichtsrathes Beyer hat den nachbenannten Stiftungen ihrer Vaterstadt Bamberg folgende Capitalien zugewendet: 1) dem Armeninstitut 12,000 fl.; 2) dem Krankenhause 6000 fl.; 3) dem Hause der Unheilbaren 3000 fl.; 4) der Irrenanstalt 3000 fl.; 5) 6) 7) dem St. Martins-, dem Demuth- und dem Langheimer Schwesterhause je 2000 fl.; 8) dem Bürgerspital 2000 fl.; 9) 10) den Vereinen für verunglückte und erkrankte Bürger je 600 fl.; 11) der Kinderbewahranstalt 500 fl.; 12) der Pfarrkirche zu St. Gangolph 500 fl.; 13) der Kirche zu Pünkendorf 3000 fl., der Jung-Wunden-Bruderschaft 500 fl., und außerdem zur Begründung einer Stiftung für katholische Theologen aus Bamberg 1000 fl. Sämmtliche Stiftungen haben die königliche Bestätigung erhalten.

Belgien.

Literatur. Wie viel wir noch für altdeutsche Literatur und Geschichte von Belgien zu erwarten haben, schreibt man in öffentlichen Blättern, davon hat neuerdings wieder Willems einen erfreulichen Beleg geliefert durch seine „Alte niederländische Lieder aus Belgien" (Oude Vlaemsche Liederen uitgegeven door J. F. Willems). Die erste Lieferung dieser wirklich interessanten Sammlung, welche in diesem Jahre erschienen ist, enthält zunächst die Minnelieder des Herzogs Heinrich III. von Brabant in französischer Sprache, dann die Minnelieder von dessen Sohne Johann I. von Hessen, in einer von dem Herausgeber versuchten Zurückübersetzung in die flamische Mundart, da sie nur in einer schwäbischen Recension erhalten sind, ferner ein »Wapenlied van Jan III. Hertog van Brabant van het jaer 1332«, eine franz. Ballade von Philipp dem Guten und vier Minnelieder der Margarethe von Oesterreich († 1530), sämmtlich unter der Bezeichnung Vorstenliedes. Die zweite Abtheilung »Historische Liederen« enthält 29 Nummern vom 13. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, darunter 10 mit Melodien. Die erste Abtheilung gibt freilich nichts Neues, desto mehr aber die zweite. Die nächste Lieferung wird erzählende Lieder (Sagen, Legenden, Sprüche u.) enthalten.

Unter dem Titel »Geschiedenis van België, door Hendrik Conscience, versiert met 200 Houtsneden, geteekend door Wappers, Hamman, Custers, Jacob-Jacobs, Lies etc.« hat der vlaemische Schriftsteller Conscience sorben eine Geschichte Belgiens, vom ersten Ursprunge dieses Volkes bis auf unsere Tage, erscheinen lassen, welche den ausgezeichnetsten Werken, die denselben Stoff behandeln, würdig zur Seite steht. Von warmer Vaterlandsliebe und strenger Gerechtigkeit beseelt, mit dem Talente einfacher und klarer Darstellung begabt, von praktischem Gefühle geleitet, das Erhabene und Schöne lebendig aufzufassen und schlagend hervorzuheben, fordert Conscience von selbst zu Vergleichungen mit seinen Nebenbuhlern Schiller und Duller auf, von denen sich seine Darstellung der Geschichte vorzugsweise dadurch unterscheidet, daß sie die Farbung seiner Nation und seines Glaubens als Belgier und Katholik trägt.

Die allgemeinen vergleichenden Sprachſtudien, die bekanntlich zuerſt in Deutſchland gepflegt, bereits nach Frankreich und England ſich verbreitet haben, gewinnen nun auch in Belgien Raum. Den Beweis dafür liefern die von P. Lebrocquy in neueſter Zeit herausgegebenen »Analogies linguistiques. Du Flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique.« Der Verfaſſer handelt in dieſer Schrift von dem Gothiſchen, dem Alt-, Mittel- und Neuhochdeutſchen, dem Angelſächſiſchen, dem Plattdeutſchen, dem Engliſchen, dem Schottiſchen, dem Friesiſchen, dem Däniſchen, dem Schwediſchen und dem Isländiſchen, verweilt aber am meiſten bei dem Hochdeutſchen, welchem gegenüber er das Belgiſche und Flamiſche auch als das „Duitſche" betrachtet.

Holland.

Schule. Um dem in neuerer Zeit immer fühlbarer gewordenen Bedürfniſſe zu begegnen, iſt in Amſterdam eine Schule für Handel und Induſtrie auf Aktien gegründet worden, wo außer den gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Fächern auch Geſchichte des Handels und der Kolonien, Handelsrecht, Geſetzgebung über Induſtrie und Zölle, Volkswirthſchaft, Seefahrtskunde, indiſche Sprach- und Völkerkunde meiſt unentgeldlich gelehrt werden.

Schweden.

Literatur. Vor Kurzem iſt im Nachlaß eines armen Arztes eine lange vermißte Handſchrift Linné's aufgefunden worden, welche unter dem Titel »Nemesis divina« in den ſpätern Jahren des großen Naturforſchers entſtand und den Zweck hatte, hauptſächlich für die Erziehung ſeines Sohnes, durch Thatſachen, größtentheils aus dem Familienleben ſeiner nächſten Umgebung geſammelt, den Glauben an eine Sühne im irdiſchen Leben thätig belebende oder ſtrafende Weiterordnung zu befeſtigen. In ihrer Urform ſchickt ſich dieſe aus 203 Oktavblättern beſtehende Handſchrift nicht zur Veröffentlichung; auch hat ihr berühmter Verfaſſer ſelbſt in einer Vorrede den Wunſch kundig ausgeſprochen, ſie möchte nie vor profane Augen kommen. Jetzt hat die Univerſität Upſala die Handſchrift an ſich gekauft und mit ihrer Bewilligung wird der bekannte Botaniker Profeſſor Fries nächſtens davon einen zaſſenden Auszug für den Druck beſorgen.

A. Fryxell, ein Schüler Geijer's, iſt in der jüngſten Zeit als Gegner desſelben aufgetreten, indem er in einer beſondern Schrift den ältern Adel Schwedens gegen die Anſchuldigungen und Verdammungen ſeines Lehrers in Schutz nimmt. Dieſer Streit, den Geijer ſehr warm aufgenommen, hat lebhaftes Aufſehen gemacht und wird von dem jetztlebenden Adel Schwedens, obwohl er keinen Theil daran nehmen kann, ſehr eifrig befördert.

Vom Hofprediger Börjeſon iſt eine Tragödie, „Erich XIV." mit großem Beifall aufgeführt worden. Sie iſt auch im Druck erſchienen und Kritiker ſprechen mit großem Lobe von ihr. Sie ſoll einen warmen Schatz von Poeſie enthalten, doch mehr lyriſcher als dramatiſcher Art, die Sprache iſt blühend, klangvoll und bilderreich; man ſoll das Studium Calderons ſichtbar darin bemerken. Doch die Handlung ſoll ſich zu wenig bewegen und die Charaktere nicht ſcharf genug gezeichnet und zu wenig entwickelt ſeyn.

Ein anderes geſchichtliches Schauſpiel, „Engelbrecht," von dem fleißigen Roman- und Komödienſchreiber Blanche, ſoll in äſthetiſcher Hinſicht weit niedriger ſtehen, aber der Menge mehr gefallen.

England.

Kirche. Die Uebertritte biſchöflicher Geiſtlichen zur römiſch-katholiſchen Kirche dauern immer fort.

Die Sekte, welche ſich die „Heiligen des jüngſten Tags" (Latter-day Saints) nennt, gründet jetzt eine Niederlaſſung in Pinmouth, wo ſich einige Hinterwäldler aus Kentucky zu ihnen geſellen werden. Doch iſt ſie vorſichtiger in der Beſtimmung des Endes der Welt als andere Danieliſch-apokalyptiſche Propheten, indem ſie keinen Zeitpunkt auf unbeſtimmte Zeit hinausrückt (ſeine die, wie der Oberer ſagt).

Literatur. Von Lord Brougham's „Lebensbeschreibungen der Männer der Literatur und Wissenschaft, die während Georgs III. Regierung gelebt," ist der zweite Band erschienen. Er umfaßt die Biographien von Dr. Johnson, Adam Smith, dessen Werk über Nationalreichthum analysirt wird, Gibbon, Sir J. Banks, Lavoisier und d'Alembert. Deutschland und andere Länder außer Frankreich und England sind für Lord Brougham unbekannte Größen.

Bei Sharman in London ist eine Biographie Canning's erschienen: »The Life of the Right Hon. George Canning. By Robert Bell, Author of the »History of Russia,« »Lives of English Poets« etc.« „Die Schrift ist keine treffliche Abhandlung über Politik," sagt der Examiner in seiner Anzeige. „Der Mensch Georg Canning findet sich hier eben so gut geschildert, wie der „Sehr Ehrenwerthe", der Privatmann mit seinen geselligen Gaben, seinem Witz und seinem Geschmack so gut wie der Parlamentsredner, Minister und Diplomat ... Herr Bell hat besondere Sorge verwendet auf die früheren und minder bekannten Blätter von Cannings Geschichte, die Glücksumstände seiner Familie, das Leben und Streben seiner Mutter (ein Gegenstand vielen Interesses in der Biographie genialer Menschen), und die wechselvolle Zeit, welche das Knaben- und Mannesalter verkürzt und soviel beiträgt zur Bildung des Charakters." Von hohem Interesse ist die Schilderung des innigen Verhältnisses, welches zwischen Mutter und Sohn bestand. Canning machte es sich zur heiligsten Pflicht, seiner Mutter jede Woche zu schreiben, und blieb dieser Gewohnheit treu selbst mitten unter den gedrängtesten Geschäften. Immer war es sein Wunsch gewesen, seine Mutter von der Schauspielerei zu erlösen (seine Mutter war eine Schauspielerin, doch keine vom ersten Range), und als er bei seinem Rücktritt von der Stelle eines Unterstaatssekretärs 1801 zu einer Pension von 500 Pfd. St. jährlich berechtigt war, ließ er sie auf seine Mutter übertragen.

Zu den bekannten „Aufzeichnungen eines deutschen Zesuitenzöglings im deutschen Collegio zu Rom von J. Georg Heberle" ein den Gründeten zuerst bekannt gemacht ist in London ein bemerkenswerthes Seitenstück erschienen: »The Novitiate, or a year among the English Jesuits at Stonyhurst, a personal narrative etc.« Der Verfasser, Namens Andreas Steinmetz, geboren auf einer schweizerischen Insel unter den Tropen als der Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, schildert hier das in neuerer Zeit oft genannte Jesuitencollegium zu Stonyhurst und dessen Einrichtungen für Bildung und Abrede.

Zu den Memoiren der Lady Hester Stanhope sind als Fortsetzung oder Ergänzung erschienen ihre Reisen im Orient, seit die Dame England verlassen hat. Das Werk führt den Titel »Travels of Lady Hester Stanhope. 3 Vols. with numerous illustrations,« und soll, nach dem Ausspruch des Athenäums, unter allen bis jetzt erschienenen Reisen am besten geeignet seyn, den Leser mit den Syrern und Arabern, mit ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrer Art zu denken und zu fühlen genau bekannt zu machen.

Leigh Hunt hat in seinem jüngst erschienenen Buche »Stories from the Italian Poets with Lives of the writers« eine Geschichte der romantischen Poesie bis auf Tasso zu geben versucht; doch wohl nie ist ein Buch mit größerer Unfähigkeit begonnen und vollendet worden. Namentlich zeichnet sich das Leben Dante's durch unglaubliches Gewäsch aus.

Es gibt in England mehrere treffliche Unternehmungen zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den unteren Volksklassen. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht der Buchhändler Charles Knight, der bekannte Herausgeber des Penny Magazine, und die Brüder Wilhelm und Robert Chambers in Edinburg aus. Jener hat seit ungefähr anderthalb Jahren angefangen, wöchentlich einen kleinen Band unter dem Titel »Weekly volumes« herauszugeben, von denen jeder Band einen Schilling kostet. Die kleinen Bände sollen überall in Händen von Reich und Arm gesehen werden. Dabei verdient ein Zug seiner Eitelkeit erwähnt zu werden, indem Knight nie etwas aufnimmt, ohne Honorar zu bezahlen, auch wo ihn das Gesetz nicht dazu nöthigt, z. B. wenn er ein amerikanisches Buch abdruckt. Die Gebrüder Chambers geben seit ungefähr fünfzehn Jahren das Edinburg Journal heraus, das meist von ihnen selbst geschrieben wird und Aufsätze aller denkbaren Art, mit Ausschluß der Theologie, enthält. Das Journal, sehr verständig redigirt, soll ebenfalls in Schottland in Aller Hände seyn. Später haben die beiden Brüder eine andere Reihe von Schriften, unter dem Titel »Educational course« herausgegeben, von denen jeder Band die Elemente eines Unterrichtszweiges enthält. Auch dieses Unternehmen findet große Verbreitung. Endlich haben sie vor ungefähr einem Jahre eine Sammlung unter dem Titel »Miscellany of useful and entertaining tracts« begonnen, die populäre Erzählungen und Nachrichten enthält, der Bogen einen Penny, und eben so bereitwillige Abnehmer finden. Die Anstalt liefert wöchentlich über 300,000 gedruckte Bogen, welche auf 10 Dampfpressen gedruckt werden und ungefähr 150 Arbeiter beschäftigen.

Ein guter Wegweiser für jeden Reisenden in Spanien iſt Ford's »Handbook for travellers in Spain.« Der Verfaſſer, der durch zehnjährigen Aufenthalt im Lande die Bewohner ſchätzen und lieben gelernt hat, ſchildert die dortigen Zuſtände mit einer dem Engländer ſonſt fremden Unbefangenheit und weiß dabei ſeine Gedanken in einen eben ſo lebendigen als originellen Styl zu kleiden. Außer der herkömmlichen Topographie und den Sehenswürdigkeiten enthält das Werk ein vollſtändiges und lebendig colorirtes Bild des Nationalcharakters und der Volkſitten der Spanier, ihrer Kulturzuſtände und der Eigenthümlichkeiten des Landes.

Die »Letters of royal and illustrious ladies of Great-Britain, from the commencement of the twelfth century to the close of the reign of Queen Mary. Edited chiefly from originals in the Statepaper office, the Tower of London etc.« von M. A. F. Ware bieten dem Geſchichtsforſcher eine reiche Fundgrube von Urkunden und Aufklärungen über einige der wichtigſten Partien der ältern engliſchen Geſchichte.

Die »Indian tales« von Percy B. St. John, von denen bis jetzt zwei Bände erſchienen ſind, werden von kritiſchen Zeitſchriften als ſehr intereſſant geſchildert. Man ſoll es ihnen anſehen, daß der Verfaſſer ſeine Kenntniß des wilden texaniſchen Lebens — denn Texas iſt der Schauplatz dieſer Erzählungen — nicht aus Büchern zuſammengeleſen, ſondern an Ort und Stelle einaeſammelt habe.

Das Londoner Kunſtblatt »The Art-Union« läßt es ſich unter der jetzigen Redaktion mit wahrem Ernſt angelegen ſeyn, die Kunſt in England nach Kräften zu befördern, und ſchenkt den deutſchen Kunſtbeſtrebungen eine größere Beachtung, als es bisher in England Brauch war. Mit richtiger Erkenntniß des engliſchen Nationalcharakters knüpft es ſeine Verſuche, den Sinn des Schönen zu wecken und zu verbreiten, z. B. an die warme Empfindung, den Comfort, der bei den Engländern zur zweiten Natur geworden iſt, zur Schönheit zu erheben, denn es weiß, daß von Reinlichkeit und Nettigkeit der Schritt zur Schönheit nicht weit iſt. Es verkennt die Mängel und Schattenſeiten des gegenwärtigen Zuſtandes der Kunſt in England nicht, im Gegentheil, es geſteht ſie offen und freimüthig ein, denn es iſt Hoffnung zum Beſſerwerden verbunden. Um die Fortſchritte der Kunſt auf dem Continente Schritt vor Schritt zu verfolgen, hat es eine ſtehende Rubrik eingeführt »Art in Continental States,« in welcher hervorragenden Städte hervorragen, deren Kunſtleben ſich ſcharf ausgeprägt hat, und die Anſichten der Eingeborenen werden unverändert wiedergegeben. Daneben ſucht es durch gute Biographien nähere Kenntniß über lebende Künſtler zu verbreiten, und dieſen Biographien ſind gewöhnlich Porträtſkizzen in Holzſchnitten mit Autograph und gelegentlich eine eigenthümliche Zeichnung des fraglichen Künſtlers beigegeben.

Frankreich.

Kirche. Aus dem Jahresberichte der Pariſer evangeliſchen Miſſionen für 1845 entnehmen wir einige intereſſante Notizen über den Stand und die Wirkſamkeit dieſer Geſellſchaft. Ihre Einnahmen beliefen ſich im letzten Rechnungsjahre auf 98,096 Franken, ihre Ausgaben auf 86,711, wovon ungefähr 19,000 auf das Miſſionsſeminar in Paris, 14,000 auf Reiſekoſten der Miſſionäre, 41,000 auf Beiſteuern und Bedürfniſſe der Miſſionäre an Ort und Stelle, das Uebrige auf Druckkoſten u. ſ. w. zu rechnen iſt. Die Wirkſamkeit der Geſellſchaft iſt vom Anfang an mit Anſicht nicht ſehr ausgedehnt worden, um die Kräfte in nicht zu vielen Ländern zu zerſplittern. Ein Zufall hat die Miſſionäre zuerſt in das Land der Kaffern geführt und jetzt hat die Geſellſchaft daſelbſt neun Stationen mit 16 Miſſionären und Gehülfen. Den Predigern ſtehen Laienbrüder zur Seite, die ein Handwerk verſtehen und die erſten nöthigſten Künſte einlehren. Wie bei allen proteſtantiſchen Miſſionen wird auch hier die hauptſächlichſte Wirkſamkeit auf die Schulen verwendet, und die Kaffern ſind ein ſo lernbegieriges Volk, daß man weder Raum noch Lehrer genug für den Zudrang von Schülern findet. Wegen des Mangels an Lehrern hat die Miſſion gegenwärtig den Plan entworfen, eine Art Normalſchule zu errichten, die mit einer Ackerbauſchule verbunden werden ſoll, worin die jungen Kaffern ſo erzogen werden ſollen, daß ſie zugleich als Schulmeiſter und als Beiſpiel für den Ackerbau ihrer Dörfer dienen können.

Literatur. Frankreich iſt außerordentlich thätig in der Ausbeutung der Archive und Bibliotheken, um eine immer richtigere und tiefere Einſicht in die hiſtoriſchen Verhältniſſe, Sitten und Gebräuche des Mittelalters zu gewinnen. Vor Kurzem ſind wieder drei wichtige Schriften in dieſer Hinſicht erſchienen. Die erſte »Noblesse et chevalerie du comté de Flandres, d'Artois et de Picardie par P. Roger,« enthält neben heraldiſchen Nachweiſungen und Notizen zur Geſchichte der erwähnten Ritterfamilien vielfache Andeutungen über

das ritterliche Leben des Mittelalters, besonders Mittheilungen über die Turniere u. s. w., sowie sehr schätzenswerthe Notizen über die Belagerung von Oisy in Artois, die Schlachten von Bouvines, von Courtrai, von St. Omer, von Roosebeke, von Rupelmonde und von Mons en Pimen. Die letzten andern sind ausführlicher, aus den Quellen gearbeitet, durch eine Menge merkwürdiger Einzelnheiten und neuer historischer Notizen interessante Spezialgeschichten. Die »Histoire de la ville, cité et université de Rheims, metropolitaine de la Gaule belgique, divisée en 12 livres, contenant l'estat ecclesiastique et civil du pais« hat den Pater Dom Guillome Marlot zum Verfasser und ist schon 1666 und 1679 in einer lateinischen Bearbeitung gedruckt worden. Der hier zum erstenmal veröffentlichte französische Urtext ist jedoch ausführlicher als die lateinische Uebersetzung, weicht in manchen Theilen bedeutend von derselben ab und geht dem Inhalte nach über 50 Jahre weiter als jene. Die »Histoire des institutions religieuses, politiques, judiciaires et littéraires de la ville de Toulouse, par M. le chevalier Alex. du Mège« (5 Bde.) enthält neben manchen allgemeinen Untersuchungen über die Celten, die Sitten und Gebräuche der ältesten Bewohner dieser Gegend u. s. w., besonders auch beachtenswerthe Mittheilungen über die Kirchenangelegenheiten, in welche Toulouse in den Zeiten des Mittelalters verwickelt wurde, sowie über das Parlament von Toulouse.

Dieses Quellenstudium wird von den öffentlichen Instituten und durch das Publikum, das dieselben achten, sehr angeregt und befördert. Die Akademie der Inschriften hat vor Kurzem den 5. Band der »Table chronologique des chartes, diplomes, titres et actes imprimés concernant l'histoire de France« herausgegeben, die vor der Revolution von Brequigny angefangen und vor ungefähr 30 Jahren von der Akademie fortgesetzt wurde. Das Werk ist eine Art von Gerüster und Hülfsmittel zu der großen Sammlung der »Ordonnances des rois de France,« welche ebenfalls von Brequigny angefangen und von der Akademie fortgesetzt wird, welche Fortsetzung aber sehr langsam vorschreitet.

Ein ähnliches Unternehmen ist die Herausgabe der Facsimile aller Diplome der merovingischen Dynastie, die sich in dem Reichsarchiv zu Paris finden, angefangen von Letronne als Direktor des Archivs. Auch die Gesellschaft für französische Geschichte, die von der Regierung herausgegebene Sammlung historischer Dokumente, die »Ecole des chartes« u. liefern jährlich eine große Menge theils neuer, theils vollkommener als früher herausgegebener Quellen.

Unter dem Titel »La Grece tragique, Chefs-d'oeuvre d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, traduits en vers par Léon Halevy (Paris, Jul. Labitte) ist eine neue Uebersetzung griechischer Tragödien erschienen. Sie enthält den „Prometheus" des Aeschylus, die „Elektra" des Sophokles und die „Phönicierinnen," sowie den „Hippolyt" des Euripides, und ist zwar im metrischen Gewande, doch nicht im Urversmaaß abgefaßt, sondern Alexandriner wechseln mit einigen andern modernen Rhythmen. Der Uebersetzer ist den Griechen nicht mit pedantischer Gewissenhaftigkeit Wort für Wort nachgefolgert, wie in Deutschland die Uebersetzer zu thun belieben.

Von der parlamentarischen Geschichte der französischen Revolution, herausgegeben von Buchez im Verein mit Bastide, Bois-le-Comte und Ott, sind die vier ersten Bände in verbesserter und umgearbeiteter Gestalt erschienen. Das Journal des Debats rühmt dieses Werk, das in 7 Serien abgetheilt ist, als ein historisches Nationalmonument.

Der Geschichtschreiber Frankreichs, Michelet, läßt sich durch den rauschenden Beifall, den seine leidenschaftliche Polemik gegen die ultramontanen Bestrebungen des Tages gefunden hat, von dem stillen Pfade des einsamen Forschers immer mehr ablocken. In seiner neusten Schrift »Le peuple« vermißt man zum Theil wirklich das regelnde Maaß des Verstandes. Alles, was bis jetzt über Frankreichs Bedeutung mit selbstüberschäumender Ueberschwenglichkeit gesagt worden ist, wird hier überboten; ja manche Stellen streifen geradezu an das Lächerliche, z. B. wo er die Meinung ausspricht, die Franzosen hätten nur den einen Fehler, daß sie ihren eigenen Werth zu niedrig anschlügen.

Auch Quinet, der von Haus aus verworrener und undeutlicher ist als Michelet, befleißt sich, mit seinem Freund und Kollegen gleichen Schritt zu halten. In seiner neusten Schrift, »Vacances en Espagne,« ergeht er sich in verpathos, schwülstigen Phrasen über alle möglichen Beziehungen der literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände Frankreichs.

Interessante Aufschlüsse über das chinesische Unterrichtswesen enthält ein jüngst erschienenes beachtenswerthes Buch: »Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine et de la corporation des gens de lettres, depuis les anciens temps jusqu'à nos jours:

ouvrage entièrement rédigé d'après les documents chinois.« Der Verfaſſer, Edouard Biot, hat ſich auf dem Gebiete der chineſiſchen Literatur bereits namhafte Verdienſte erworben.

Die deutſchen Zuſtände finden in der franzöſiſchen Preſſe immer allgemeinere Berückſichtigung. Man ſieht, daß in der letzten Zeit nicht nur das Intereſſe, ſondern auch die Sachkenntniß ſehr geſtiegen iſt. Doch darf man darauf kein allzuſchweres Gewicht legen: es iſt nun einmal Mode geworden, mit deutſchen Namen zu kokettiren, und ſelbſt diejenigen Werke oder Aufſätze, welche ein tieferes Verſtändniß deutſcher Zuſtände verrathen, mögen mehr oder weniger von Deutſchen ſelbſt herrühren. Ein Werk, das aus einer ſehr genauen Bekanntſchaft mit Deutſchland hervorgegangen zu ſeyn ſcheint, iſt die geiſtreiche Schrift »Des Allemands par un Français«, die in deutſchen politiſchen Blättern ſchon mehrfache Beſprechungen hervorgerufen hat. Das Werk empfiehlt ſich beſonders durch eine ſcharfe Beobachtungsgabe und eine ſeltene Unbefangenheit. Es liegt dem Verfaſſer unverkennbar am Herzen, Deutſchland ſeinen Landsleuten näher zu bringen. Auch mit den literariſchen Verhältniſſen zeigt er ſich ſehr vertraut, obgleich er ſie nur im Großen und Allgemeinen berückſichtigt.

H. Blaze hat die einzelnen kleinen Aufſätze, in denen er diejenigen deutſchen Dichter beſprochen, die er für die bedeutendſten der neuern Zeit hält, behandelt, unter dem Titel »Vervains et pariets d'Allemagne« zu einem Ganzen zuſammengeſtellt. Novalis, Arnim, Brentano, Tieck, Zimmermann, Heine, Kreisarzt, Pyrgiſſeki, Herwegh, J. Mosen, Wienbarg werden hier ausführlicher beſprochen.

Inniger vertraut mit dem deutſchen Geiſte iſt aber A. Martin, der vor Kurzem unter dem Titel »Poetes modernes d'Allemagne« eine Sammlung deutſcher Gedichte in franzöſiſchen Ueberſetzungen herausgegeben hat. Schon früher machte er ſich durch die Ueberſetzung von Chamiſſo's „Schlemihl" und durch einige kleinere ſelbſtändige Arbeiten bekannt. In allen ſeinen literariſchen Leiſtungen, beſonders in ſeinen Dichtungen, verräth er eine genaue Kenntniß von Deutſchland und namentlich von deutſcher Literatur; und ſeine Originalgedichte haben eine ſo eigenthümliche Färbung, es ſchwebt über ihnen ein ſo ächt deutſcher Hauch, daß man ſie leicht für bloße Ueberſetzungen aus dem Deutſchen nehmen könnte. In der angekündigten Sammlung werden Th. Körner, Schenkendorf, Arndt, Uhland, Juſtinus Kerner, Simrock ꝛc. den Franzoſen zum Theil kritiſch und biographiſch vorgeführt.

Die vom Grafen Quatrebarbes veranſtaltete Sammlung der Werke des Königs Renatus iſt jetzt durch die Herausgabe des dritten und vierten Bandes vollendet. Der dritte Band enthält »Le livre du Cuer d'Amours espris,« ein allegoriſches Rittergedicht, welchem augenſcheinlich der berühmte Roman von der Reiſe zum Herzbild gedient hat. Unter den mannigfaltigen Epiſoden, welche Renatus in ſeinen Erzählungen einflicht, befinden ſich auch die Liebesgeſchichten einer Menge von Helden und berühmten Männern aller Zeiten von David an bis auf Karl V. von Frankreich. In den Text des Gedichtes iſt eine große Anzahl von Zeichnungen nach den Miniaturbildern einer auf der königl. Bibliothek befindlichen Handſchrift eingeſchaltet, welche dem Pinſel des Dichters ſelbſt zugeſchrieben werden. Viele von dieſen Bildern ſind kleine Meiſterſtücke der Compoſition und der Zeichnung und für die Geſchichte der Trachten und Sitten des 15. Jahrhunderts von großem Werth. Der vierte Band enthält einen myſtiſchen Dialog »Le mortifiement de vaine plaisance,« ein philoſophiſches Gedicht über die Nichtigkeit des Hofliebens unter dem Titel: »L'Abuzé en Court,« und die Beſchreibung verſchiedener Volksfeſte und öffentlicher Spiele, welche Renatus in Aix geſtiftet.

Kunſt. Der Katalog der jüngſt eröffneten Kunſtausſtellung im Louvre enthält 2112 Nummern; doch will man den innern Werth dieſer Maſſe nicht loben. Gleich den Romandichtern ſcheinen ſich auch die Künſtler in dem Gebiete des Schauerlichen beſonders zu gefallen, dem die Heiligenmalerei mit ihren Henkersknechten, welche mit jedem Jahre bei der Pariſer Schule mehr in Gunſt kommt, trefflich in die Hände arbeitet. Berühmt werden beſonders die Schlacht bei Poix von Horace Vernet, zwei Bilder von Aug. Scheffer aus Goethe's Fauſt und ein Bild von H. Hehn aus Stuttgart: „Die arme Frau."

Spanien.

Literatur. Von Alcala Galiano's Geſchichte Spaniens von den früheſten Zeiten bis zur Majorennität Iſabellens II. iſt der zweite Band erſchienen; von Weiß's „Geſchichte Spaniens von Philipp II. bis zu den Bourbons" wird eine franzöſiſche Ueberſetzung gefertigt:

von Mariana's »Historia de Espanna« erscheint eine wohlfeilere Ausgabe. Bemerkenswerth ist unter den Werken über die neuere Geschichte Madrazo's „Militärische Geschichte der Feldzüge Zumala-Carregui's" mit Plänen und Kupfern, und eine vor Kurzem begonnene „Geschichte der constitutionellen Cortes" mit Bildnissen ausgezeichneter Personen.

Als dramatische Dichterin macht jetzt eine Creolin aus Havannah, Gertrud Avellaneda, viel Glück. Sie ist ungefähr 30 Jahre alt, voll Feuer und romantischen Schwunges, Vorzüge, die sich namentlich in ihrem neusten Produkte, „Alfonso Munio," in ausgezeichnetem Grade aussprechen sollen.

Italien.

Schule. Der Cardinal Mezzofanti, der jetzt das römische Unterrichtsministerium leitet, hat sehr viel zur Hebung des Unterrichts gethan, sowohl in den Collegien als in den Volksschulen. So ist jetzt in Betreff der ersteren in jeder neuerrichteten oder neudirigirten Anstalt Lehrern und Lernenden das bisher sehr vernachlässigte Studium der griechischen Sprache zur Pflicht gemacht worden; und um die Schüler auch während der monumentalen Herbst- und Frühlingsferien passend zu beschäftigen, werden, wo die Mittel ausreichen, Villen angekauft, in denen sie, unter Aufsicht, die Ferien mit ländlichen Beschäftigungen und gymnastischen Uebungen hinbringen.

Für die Bildung der Handwerker werden Abendschulen (Scuole notturne) in den Hauptprovinzialstädten gegründet, wie deren schon in Rom seit längerer Zeit bestehen. Den Unterhalt derselben schafft die Regierung in Verbindung mit freiwilligen Vereinen von Menschenfreunden herbei.

Solcher Abendschulen bestehen jetzt in Rom 12, in Bologna 4, in Ancona 2 und in Aldano ebenfalls 2. Ein ausdrücklich für die Schüler derselben abgefaßtes Journal »L'Artigianello« wurde bisher in einer Auflage von 2000 Exemplaren vertheilt, welche Zahl wegen des steigenden Bedürfnisses für das nächste Jahr verdoppelt werden muß.

Eine andere wohlthätige Einrichtung ist die Verbreitung des Unterrichts auf dem Lande, wo für die Mädchen die Maestre pie, für die Knaben die Padri della dottrina cristiana verwendet werden, und zwar in solcher Anzahl, daß nur noch wenige Dörfer ohne die Mittel zum Unterricht seyn sollen.

In Macerata hat der Marchese Dom Ricci einen glücklichen Versuch gemacht, eine Kleinkinderbewahranstalt zu gründen.

Literatur. Historische Studien werden bekanntlich mit besonderem Eifer in Italien gepflegt.

Als Anhang des »Bullarium Pontificum sacrae Congregationis de Propaganda Fide« werden in Kurzem zwei Bände erscheinen, welche diejenigen wichtigen Dokumente enthalten sollen, die in dem Hauptwerke fehlen.

Dr. Giuseppe Venturini arbeitet an einem Werke, betitelt: »La Friulana feudalita illustrata coi documenti, studii storico-giuridici,« von dem er eine eben so treflich geschriebene als gründlich gearbeitete Einleitung als Probe in einer der im Jahr 1844—45 gehaltenen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Udine vorgelesen hat. Das Buch beschäftigt sich mit der dem Herzogthum Friaul in alter Zeit eigenthümlichen Entwicklung der Feudalgesetzgebung und wird zugleich die Einrichtungen und Gewohnheiten in klares Licht setzen, aus denen die Gesetze flossen.

Von den »Monumenti inediti« und »Annali« des Instituts der archäologischen Correspondenz ist der 16. Jahrgang erschienen und bietet, wie die frühern Bände, eine erwählte Reihe von Kunstdenkmälern, deren Erklärung diesmal fast allein deutsche Gelehrte übernommen haben.

Der Ingenieur Giuseppe Potenti von Pistoja, Professor der Physik und Mathematik, hat nach dreijährigen Reisen in Europa eine historische und statistische Reisekarte der Eisenbahnen und anderer mit Dampf befahrenen Verbindungswege Mitteleuropas herausgegeben, die der Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit wegen alle Aufmerksamkeit verdient.

Kunst. Sehr verdient um Wiederbelebung der klassischen Kirchenmusik macht sich der Abbate Don P. Alfieri in Rom. Von ihm sind vor Kurzem die klassischen Werke erschienen: 1) Cantus Gregorianus Passionis Domini nostri Jesu Christi secundum Matthaeum.

Matrum. Lucam, Joannem restitutus, 3 Vol. Fol. 2) Cantus Gregorianus in processionibus Palmarum et Purificationis Beatae Mariae Virginis. 3) Stabat Mater, für drei Stimmen concertirt. 4) Via Crucis del Beato Leonardo de Porto Maurizio, für drei und vier Stimmen mit Orgelbegleitung concertirt.

Slawische Länder.

Literatur. In Belarad erscheint ein Almanach unter dem Titel: „Die Taube mit der Binde des Fürstenthums Serbien," der theils Originalarbeiten in Prosa und Versen, theils Uebersetzungen bringt, namentlich manche sehr gelungene Uebertragungen Goethe'scher Lieder von Zwetic, Uebersetzungen aus dem Altgriechischen von Radischic in Konstantinopel, und daneben eine Menge Briefe, Bücheranzeigen und Bücherkritiken, so daß der Almanach ein ziemlich getreues Bild des literarischen Lebens in Serbien bildet. Auch in Kroatowarz und in Montenegro erscheint ein literarischer Almanach, letzterer unter der persönlichen Redaktion des jungen, kräftigen und geistreichen Wladika.

In Agram erscheint neben der politischen Zeitung, welche in ihrem literarischen Beiblatte alle Erscheinungen auf dem Gebiete der kroatischen Literatur berichtet, noch eine Agrikultur- und Industriezeitung und seit 1845 ein elegantes Unterhaltungsbuch, Jskra oder Funken.

In Laibach ist das eigentlich literarische Blatt das industrielle Wochenblatt, das seit 1843 erscheint unter dem Titel: »Kmetijske in rokodelske Novize.«

Die Slowaken, welche den Uebergang von den Illyriern zu den Czechen bilden, sind in der periodischen Presse vertreten besonders durch die »Sebska Narodna Novine«, welche ebenfalls von einem Literaturblatt begleitet ist. Daneben gewinnt seit einiger Zeit immer größere Bedeutung die »Ljetopis Sebska«, ein serbisches Museum, ähnlich dem in Prag erscheinenden böhmischen Museum. Belopetocky gibt zu St. Mikolai ein periodisches Unterhaltungsbuch heraus unter dem Titel: »Slovenske Posornik.«

Polen.

Literatur. Eine sehr heftige Anklage gegen den während der polnischen Revolution von 1794 sehr geachteten Parteiführer, den Kanzler Hugo Kollontaj ist jüngst in Polen ans Licht getreten unter dem Titel: »Kollataj wrewolucyi Kosciuszkowéj« (Kollontaj während der Kosciuszko'schen Revolution). Das Werk, angeblich unter den Papieren eines angesehenen polnischen Staatsmannes aufgefunden, enthält die ärgsten Schmähungen gegen einen Mann, der wenigstens um die literarische Bildung der Polen sich große Verdienste erworben. Doch würde die Anklage wirksamer seyn, wenn der Verfasser sich genannt und nicht selbst gestanden hätte, daß er von Kollontaj manche Zurücksetzung erfahren.

In Warschau ist eine Sammlung geistlicher Lieder und Gebete erschienen (»Piesni chrzescianskie religijne,« christliche religiöse Gesänge), die neben mehreren altpolnischen Kirchenliedern auch polnische Uebersetzungen der schönsten ältern und neuern deutschen Kirchenlieder von Gellert, Klopstock ꝛc. enthält.

Aus dem Nachlaß des 1843 zu Berdyczew verstorbenen Bartholomäus Orankti ist seine Beschreibung einer Reise durch Italien und die Schweiz herausgegeben worden, die der Verfasser in den Jahren 1837 und 1839 in Begleitung der Familie des Fürsten Michael Radziwill gemacht hat. Sie enthält treffliche Urtheile über die Kunstdenkmäler des Alterthums und die Werke der Malerei und Architektur der neuern Zeit. Der Titel ist: »Wspomnienia Wloch i Szwajcaryi przez Bartlomieja Oranskiego.«

Die vollständigste Sammlung polnischer Legenden und Volkssagen ist wohl die vor Kurzem erschienene »Podania i Legendy polskie, ruskie, litewskie zebrał Lucian Siemieński« (Posen, 1845). Sie enthält neben wenigen bisher unabgedruckten alle bisher bekannten polnischen Sagen, theils die, welche sich in Chroniken und Zeitschriften zerstreut finden, theils diejenigen, welche in den bisherigen nur die einzelnen Landestheile Altpolens berücksichtigenden Sammlungen niedergelegt waren.

Viel Aufmerksamkeit haben die »Piesni Julii Goczalkowskiej« erregt, wahrscheinlich Erstlinge einer talentvollen, noch sehr jungen polnischen Dichterin, theils Poesien, theils Erzählungen enthaltend.

In dem Ossolinskischen Institute zu Lemberg ist ein interessantes historisches Werk vom Grafen Dzieduszycki, »Dzieje i sprawy Lissowczykow« herausgegeben worden, das die

Juan der Viſowenker, einer wilden abenteuerlichen Schaar polniſcher Krieger beſchreibt, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts dem Kaiſer Ferdinand II gegen Bethlen Gabor als Hülfstruppen dienten und ſpäter als Räuberſchaaren im Dienſte des Kaiſers in Böhmen und Deutſchland furchtbar hauſten.

Ein bedeutendes hiſtoriſches Werk ſind die von Joachim Pauli in Lemberg begonnenen Lebensbeſchreibungen der Hetmane, ſowohl der Krone Polens als auch des Großherzogthums Litthauen, unter dem Titel »Zywoty Hetmanow.« Die unlängſt aufgefundenen Materialien Niedzwiedzki's ſind dabei zu Grunde gelegt.

In Petersburg iſt jüngſt eine polniſch geſchriebene Schilderung der Zuſtände von Weißrußland erſchienen, »Szlacheic Zawalnia czyli Rusinus« von Romuald Podbereski, mit einem kritiſchen Ueberblick über die weißrußiſche Literatur, ferner eine Gedichtſammlung eines Ukrainers, Dahkewitſch, theils Original, theils Ueberſetzungen Puſchkin'ſcher Gedichte enthaltend.

Türkei.

In Konſtantinopel beſtehen drei griechiſche Collegien und 17 griechiſche Elementarſchulen nach der Lancaſter'ſchen Methode, doch dieſe ſämmtlichen Schulen ſind in ſo ſchlechtem, unordentlichem Zuſtande, daß die Schüler faſt eben ſo unwiſſend aus ihnen herauskommen, als ſie hineingegangen ſind. Die Lehrer meiſt unter der Aufſicht bejahrter Geiſtlichen, deren Hauptwerk iſt, die Schüler für den Kirchendienſt abzurichten und mit ihnen bei feierlichen Meſſen zu glänzen. Nur das Collegium in Kuruſchesme iſt etwas beſſer; an ihm befindet ſich ein Preuße als Lehrer, Herr Wilke, der früher Profeſſor in Athen war.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1846.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

einmal auf Linnés Anstoß die Organismen systematisch geordnet waren und die Begriffe der Gattung (Art, species), des Geschlechts (genus) und der natürlichen Familie sich feststellten, mußte sich dem Naturforscher ein Gedanke aufdringen, der nach der Analogie der Thierwelt das Problem wenigstens auf empirischem Standpunkt zu lösen schien: sollte es nicht verschiedene ursprünglich geschiedene Arten (species) von Menschen geben, die zusammen das Menschengeschlecht als Genus bilden, etwa wie wir die Arten des Haushundes, des Wolfes, Fuchses, des Schakals im Hundegeschlecht vereinigt sehen? Diese Frage glaubte die Humanität mit Unwillen abweisen zu müssen, obgleich die empirische Wissenschaft in bedenkliches Gedränge kam, wenn sie die körperliche Einheit des Menschengeschlechts, oder, was am Ende dasselbe ist, die Abstammung von Einem Paare oder doch von Einem Urtypus völlig mit den Momenten vereinigen wollte, welche nach ihren eigenen Grundsätzen in der Thierwelt Geschlechter und Arten oder Gattungen constituiren. Man zerschnitt den Knoten, man verneinte diese demüthigende Analogie mit dem Thiere geradezu und nahm für den Menschen ein Ausnahmsrecht sowohl in Hinsicht seines Ursprungs als seiner Verbreitung in Anspruch.

Diejenigen, welche nach einer Alles verheerenden Fluth mit dem Menschen auch die ganze Thierwelt der jetzigen Erde aus Noahs Kasten hervorgehen ließen, und Chams verfluchten Sohn im Sturm unter die Tropen jagten, konnten freilich bald nicht mehr zum Worte kommen. In Deutschland sprachen selbst Theologen der Bibel die Autorität in Sachen der Wissenschaft ab; so Pott in seiner Schrift: Moses und David keine Geologen (1799). Nur in England klebt noch ein Theil der Naturforscher hartnäckig am Buchstaben der Schrift, was wohl daher rührt, daß viele Lehrer der Naturgeschichte Geistliche der bischöflichen Kirche sind. Deutsche Naturphilosophie und Mystik weiß trefflich den Text der Genesis und den Hergang der Sündfluth mit ihren Spiegeleien in Einklang zu bringen; aber jene Engländer suchen den Einklang im allerbeschränktesten Wortverstande. So führte vor Kurzem noch Kirby, der bekannte Entomolog, selbst die Thiere Amerikas und Neuhollands aus der Arche; um den Consequenzen zu entgehen, zu welchen die fossilen Reste untergegangener Schöpfungen drängten, nahm er an, die in den Flötzen begrabenen Ungeheuer seyen in

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Versuch einer Zollvereinsverfassung	1
Münchens Beruf	72
Das Recht und die Bedeutung der Staatserbfolge in Schleswig-Holstein	83
Zur Verständigung in den Bewegungen der Gegenwart	169
Technische Bemerkungen über Münzwesen	207
Zur Spruchpoesie des spätern Mittelalters	292
Kurze Notizen	325

Versuch einer Zollvereinsverfassung.

Es ist eine große Zeit, worin wir in Deutschland jetzt leben. Vielleicht hat die Geschichte des Vaterlands keine größere. Sonst gilt es schon für etwas, wenn das Land Einer von den verschiedenen Seiten des Volkslebens seine schaffende Kraft zuwendet; Deutschland nimmt sie alle zugleich in Angriff. Kaum hat der Stamm einen neuen Zweig getrieben und schon schießt ein anderer hervor. Die wirthschaftliche, die staatliche, die kirchliche Seite: dem Volke scheint es nicht zu viel, sie alle zumal mit dem Odem der Zeit zu beleben.

Freilich die Wünsche und Bestrebungen sind verschieden; Gegensätze — oft schroffe — geben sich kund. Aber auf welcher Seite man auch stehe — ob auf der Zinne des Gewordenen oder an der Schwelle des Werdenden — überall fühlt man das Weben eines mächtigen Geistes; die Kräfte sind wach und gespannt zu außerordentlicher Thätigkeit und rasch strömt das Blut durch die Adern. Wo wäre auch eine Zeit groß gewesen ohne Ringen und Ueberwinden?

In der wirthschaftlichen Bewegung Deutschlands bemerken wir etwas, das ihren Gang von vorn herein wesentlich von der staatlichen und kirchlichen unterscheidet. Dort hat sich der größte Theil der Regierungen selbst an die Spitze gestellt; die Völker sind ihnen gefolgt, einen Augenblick theilweise bedenklich und zögernd, bald rasch, begeistert, ungeduldig. Im Zollverein — ich will mit dem Worte hier nicht die räumlichen Grenzen, sondern die Sache bezeichnen — gehen Regierungen und Völker

Hand in Hand; wenigstens in der Grundidee sind sie eins, und wo sich in der Ausführung der Idee Verschiedenheiten zeigen, da sind es eben nur Ansichten, die von der Zeit Aufklärung und Berichtigung erwarten, nicht Grundsätze, die trennen. Aber in den staatlichen und kirchlichen Fragen gehen meistens die Richtungen selbst — hier der Regierenden, dort der Regierten — aus einander, und wenn man auch weise genug ist, auf beiden Seiten das Aeußerste zu vermeiden und sich häufig wieder zu nähern, so ist das meistens doch ein Nachgeben der Berechnung, nicht der Ausdruck der wahren Seelenübereinstimmung.

Dies unterscheidende Merkmal unserer wirthschaftlichen Bewegung hat in zwei Rücksichten sehr bedeutsame Folgen. Der Zollverein ist wie ein großer Versöhnungsbau. Da finden sich alle Parteien zusammen, Männer der erhaltenden Grundsätze und Männer des Fortschritts, Katholische und Evangelische, und in beiden Religionstheilen Männer des alten und des neuen Bekenntnisses ruhen dort traulich am gemeinsamen Busen des herrlichen Vaterlands. Da fühlen die Völker, daß auch in den Regierungen Leben der Zeit ist, daß sie für große nationale Entwicklungen nicht verschlossen sind, und milder gestimmt treten sie nun auf die Bahnen, wo sie den Regierenden ferner stehen. O daß unsere wirthschaftliche Bewegung immer diese einende Kraft bewahrte, und unsere Hände fest in einander gelegt hielte, was auch in staatlichen und kirchlichen Dingen kommen mag!

Zweitens gibt jene Uebereinstimmung von Regierenden und Regierten dem Zollverein die Möglichkeit, sich nach einer großen Idee einheitlich und ungestört zu gestalten. Ein gar seltenes Glück! Müssen doch gewöhnlich die Völker es sich schon genug seyn lassen, wenn ihre Bildungen nur unter Krümmungen und Windungen und im Zickzack vorwärts gehen! Richtungen bekämpfen sich; nach ihrem Sinne fügt bald die eine, bald die andere einen Stein in das Gebäude. Zwar ist in dem Ganzen ein gewisser Zusammenhang, die Volkseigenthümlichkeit pflegt sich nie ganz zu verläugnen; aber der Eindruck bleibt doch immer der des Unregelmäßigen und Zusammengestückelten und zwischen all den Biegungen und Krümmungen muß das Leben sich mühsam hindurchwinden. Dagegen haben wir bei dem

Zollverein die Hoffnung — und ihre Verwirklichung liegt keineswegs in nebliger Ferne — er werde das Werk eines wohl gelungenen schönen Gusses werden.

Solche Umstände bei einer Sache von solcher Bedeutung müssen, natürlich mit Umsicht, aber doch auch rasch benutzt werden. Die Gunst des Geschicks ist ein gar wandelbares Ding. Deutschland hat keinen Augenblick zu verlieren, um seine junge hoffnungsreiche Schöpfung heranzubilden und ihr eine feste Gestaltung zu geben, in der sie den Stürmen der Zeit gewachsen ist. Je ungewisser der Gang unserer staatlichen und kirchlichen Zerwürfnisse ist, desto mehr mögen wir eilen, wenigstens unser wirthschaftliches Schiff in den sichern Hafen zu steuern.

Aber wo ist dieser Hafen? Welche Gestaltung haben wir dem Zollverein zu geben, damit er fest stehe, ein starker Anker für uns im Innern wie nach Außen?

Sehen wir zunächst, wie weit wir gekommen sind.

Irre ich nicht, so befindet sich der Zollverein im zweiten Abschnitt seiner Entwicklungsgeschichte. Der erste endet mit dem Augenblicke, wo er ungefähr seinen jetzigen räumlichen Umfang gewonnen hatte. Es galt zuvörderst und vor Allem, ihm eine äußere Macht und als Ausdruck dieser Macht ein bedeutendes Gebiet zu verschaffen, und damit ihm eine Stellung unter den Hauptwirthschaftsstaaten der Welt zu erringen. Vor der Lösung dieser Aufgabe — der Bedingung alles Andern — trat billig alles Andere in den Hintergrund. Man fand einen wohl bereiteten Boden. So wurde das Ziel in einem kurzen glänzenden Feldzug erreicht. Der Zollverein gewann den größern Theil Deutschlands und stand nun als wirthschaftliche Großmacht unter den wirthschaftlichen Großmächten. Man meinte, so werde es fortgehen und in ein paar Jahren ganz Deutschland demselben Handelsbunde gehören. Man sah in Gedanken schon Ungarn und Italien im Vereine, kleiner Staaten gar nicht zu gedenken; Viele träumten von deutschen Flotten, von deutscher Macht jenseits des Weltmeers, von deutschen Tochterländern wie von Dingen, die nahe vor der Thür wären.

Da plötzlich hielt die Bewegung inne; vor deutschen Staaten machte sie halt, und merkwürdig gerade vor solchen, von denen sie nothwendig wenigstens die einen oder die andern haben mußte,

wenn sie überhaupt weiter wollte. Im Nordwesten blieben die Nordseestaaten, im Südosten die deutsch-österreichischen Länder für sich und sperrten das Meer. Der Zollverein, für den die Ostsee, wenigstens so lange die Sundbeschränkungen dauern, nur einen See bildet, sah sich auf ein großes Binnenland beschränkt; auf ein Gebiet, zwar umfänglich genug, um schon durch den innern Verkehr bedeutende Hülfsquellen zu schaffen, aber doch klein in Verhältniß zu dem, was die Träume sich vorgespiegelt hatten, und jedenfalls ungenügend auch nach den Berechnungen der Gemäßigten.

Es ist von Wichtigkeit, daß man diesen Umstand unter den rechten Gesichtspunkt stellt. Die Bewohner der deutschen Gebiete, welche für sich blieben, waren der Idee eines allgemeinen deutschen Zollvereins keineswegs abhold; mit Recht konnte somit der Zollverein einem großen deutschen Versöhnungsbau verglichen werden. Nicht über den Grundgedanken selbst, nur über die Ausführung des Grundgedankens war man in den Nordseestaaten mit dem Zollverein uneins. Dort glaubte man in der Ausführung eine gewisse Einseitigkeit zu finden, welche zwar zunächst die Interessen der Nordseeländer empfindlich berühre, doch auch überhaupt der Entwicklung der deutschen Volkswirthschaft schädlich sey. Es bildete sich daher an der Nordsee die Ueberzeugung, daß man erst auf die Beseitigung jener Einseitigkeit hinwirken und dann sich anschließen müsse. In dieser Ueberzeugung vereinigten sich — man darf das wohl zweimal sagen — Provinz und Vaterland, eignes Interesse und die Ansicht von den allgemeinen wirthschaftlichen Bedürfnissen Deutschlands. — Oesterreich dagegen findet in seinen eigenthümlichen Verhältnissen immer der Gründe viele, um erst lange und sorgsam zu prüfen und vorzubereiten, bevor es das Neue annimmt.

So sah sich der Zollverein von der Bahn der Vergrößerung nach Außen auf seine innere Ausbildung verwiesen. Er trat damit in den zweiten Abschnitt seiner Geschichte, dessen Hauptaufgabe eben seine innere Fortbildung ist. In diesem Abschnitt steht er noch, und wird er auch, wenn nicht außerordentliche Ereignisse eintreten, noch einige Zeit bleiben. Die Verhältnisse selbst haben vor seine Hauptthore die Riegel geschoben. Immerhin möglich, daß er einige Seitenauswege zur Verfügung hat

oder erhält; indeß dieſe werden dem Strome des Kommenden und Gehenden nie die Hauptpforten erſetzen. Aus zwei Gründen muß der Zollverein ſich jetzt den inneren Fragen zuwenden: einmal, weil er, von den deutſchen Ländern, die ihm fehlen, ganz abgeſehen, ſeiner örtlichen Lage wegen nach Außen nicht weiter kann; zweitens, weil er, um ſeinen Grundgedanken zu verwirklichen und ein allgemeiner deutſcher Zollverein dem Gebiete nach zu werden, zuvörderſt ein allgemeiner deutſcher Zollverein dem Geiſte nach werden, d. h. alle Intereſſen der deutſchen Volkswirthſchaft in ſich aufnehmen, oder ein wirthſchaftliches Gebäude, in dem ganz Deutſchland Wohnung findet, aufführen muß.

In dieſer Anſchauung der Sache liegt etwas Beruhigendes. Wie Viele ſahen ſich in ihren vaterländiſchen Gefühlen tief verletzt, als die mit ſo großen Hoffnungen und Erwartungen begleitete Verbreitung des Zollvereins über ganz Deutſchland auf ernſte Schwierigkeiten ſtieß! In unſerm deutſchen Charakter liegt etwas, das uns in unſern Beſtrebungen für große Zwecke leicht nachtheilig wird. Weil wir's ehrlich meinen, ſo werden wir oft unmuthig, wenn wir gegen alle Vorausſetzung das Ziel unſeres guten Willens plötzlich ferner gerückt ſehen. Um ſo nöthiger iſt es, darauf hinzuweiſen, daß wir in der Zollvereinsſache gar keinen Grund haben unmuthig zu ſeyn. Iſt nicht in kurzer Zeit viel, außerordentlich viel geſchehen? Sind nicht in dem größern Theile Deutſchlands die Schranken gefallen? Iſt nicht in allen Gauen des Vaterlands ein herrlicher nationaler Gedanke in die Gemüther gedrungen, zu tief gedrungen, um wieder verwiſcht zu werden? Und wenn wir leidenſchaftslos ſprechen wollen, wäre es denn wirklich ein Glück geweſen, wenn der Zollverein gleich im erſten raſchen Jugendlauf Alles erreicht hätte? Hat es je in der Geſchichte bedeutungsvolle und dabei dauerhafte Schöpfungen gegeben, die ſich nicht erſt durch Prüfungen und Schwierigkeiten auf den Fels hinaufarbeiten mußten, von wo ab ſie ihre Zeiten beherrſchten? Wenn der Zollverein nicht ein flüchtiges Gebilde des Augenblicks, ſondern ein ſegenverheißendes Werk für eine lange Zukunft ſeyn ſollte, dann konnten wir nur wünſchen, daß es ſo käme, wie es bis jetzt wirklich gekommen iſt, daß er nämlich, ſowie nur erſt ſein äußerer Beſtand geſichert worden, in eine Lage gerieth, wo er mit aller Kraft ſich auch

seinem innern Ausbau zuwenden müßte. Diese innere Seite verhält sich zu jener äußern wie der Geist zum Körper. Daß Deutschland auch wirthschaftlich zu einem einzigen Lande verbunden werde, ist das Eine; daß in diesem Einen Lande ein wirthschaftlicher deutscher Geist, d. h. ein deutsches, der deutschen Eigenthümlichkeit entsprechendes, alle deutschen Interessen brüderlich vereinendes Gesetz herrsche, ist das Andere. Und wer wollte sagen, das Eine wäre wichtiger als das Andere? Allerdings können wir das Zweite nicht haben, wenn das Erste fehlt. Indeß ohne das Zweite werden wir uns mit dem Ersten nie glücklich fühlen. Und Niemand wird doch denken, das Zweite verstehe sich von selbst, wenn nur das Erste da sey. Jedes Land hat seine Besonderheit und will diese Besonderheit in allen seinen Gestaltungen wieder finden. Wo die Wirthschaft aber so in Argem gelegen wie in Deutschland bis nach den letzten Kriegen, da übersteigt es die menschlichen Kräfte, das Richtige gleich bei dem ersten Wurf zu treffen. Nur die Zeit kann da zur Reife bringen, längere Prüfung und Erfahrung.

Es scheint mir von höchster Bedeutung zu seyn, daß man es sich klar mache, wie die Gegenwart und nächste Zukunft des Zollvereins hauptsächlich seiner innern Entwicklung gehören müsse. Einmal, damit man zu einer festen Grundlage komme, die man noch gar nicht hat, und nicht an flüchtigen Gebilden seine Kraft vergeude. Ich verkenne die große Wichtigkeit einer einflußreichen Handelsstellung Deutschlands in fernen Ländern, wovon man jetzt so viel Redens macht und woran man sich so gern versuchen möchte, keineswegs. Indeß Alles zu seiner Zeit. Zuerst bringe man sein eigenes Hauswesen in Ordnung, und dann sehe man zu, was man mit fremden Leuten anfängt. Wir laufen wirklich einige Gefahr, das Nächste über das Fernliegende, die Sache selbst über bloße Schatten zu verlieren. Was soll man z. B. von Handelsverträgen mit überseeischen Mächten für großen Segen erwarten, so lange der Zollverein selbst nur auf einem zwölfjährigen Handelsvertrage steht, so lange die Vereinsstaaten noch nicht zu einem unzertrennlichen Handelsvolke zusammengetreten sind? was von Handelsvortheilen, die man gegen Beeinträchtigungen zu schützen gar nicht die Macht hat? was von diesem Drängen nach Außen, so lange man

über Hauptgeſichtspunkte im Innern ſich noch nicht verſtändigt hat? Gewiß deutet dies Verlangen nach Außen auf ein Bedürfniß. Aber das ſollte uns eine Mahnung ſeyn, raſch den Acker daheim zu beſtellen, nicht ihn brach liegen zu laſſen und an weite Irrfahrten das Unſere zu wagen. Es möchte ſonſt — und das iſt das Zweite, weßhalb ich die Verbreitung der Ueberzeugung, daß die nächſte Aufgabe des Zollvereins ſein innerer Ausbau ſey, für ſo wünſchenswerth halte — es möchte ſonſt die Luſt und Liebe zu dem herrlichen vaterländiſchen Werk, das man begonnen, erkalten, und dieſe Luſt und Liebe iſt es doch, die das Werk halten und vollenden muß. Auf den Wegen einer weitausſehenden auswärtigen Handelspolitik ſchöpft man noch in ein Gefäß ohne Boden, und da könnte man zuletzt des Schöpfens müde werden. Wer wüſte nicht, wie viele und wie mächtige Kräfte für die groſze Sache in Bewegung ſind? Aus dem Buſen des edelſten Volks ſtrömen ſie aus, das an die höchſten vaterländiſchen Aufgaben Alles zu ſetzen bereit iſt. O daß ſie ſich nicht erfolglos abmühten, und nicht laß würden, ſondern mit der Arbeit auch die Freude an der Arbeit wüchſe, weil das Werk zunähme! Daß ſie doch an der Stelle ſtänden wo ſie jetzt ſtehen müſſen, und die innere Ausbildung des Zollvereins mit der ganzen Wärme und Innigkeit ergriffen, der das deutſche Gemüth fähig iſt! Gewiß, wir dürfen uns überzeugt halten, daß wenn wir damit am Ziele ſind, auch die andern groſzen Fragen, welche Deutſchland jetzt bewegen, zur Reife gediehen ſind und wir uns dann mit ungetheilter Kraft nach Außen wenden können.

Die innere Ausbildung des Zollvereins zerfällt in zwei Theile; der eine hat die Zollgeſetze zum Gegenſtande, der andere die Verfaſſung des Vereins. Beide Theile ſtehen in gewiſſer Verbindung; jeder hat aber auch wieder ſein eigenes Feld. Hier ſoll der zweite den Mittelpunkt der Erörterung bilden.

Das dringende Bedürfniß einer Verfaſſung für den Zollverein iſt ſchon vielfach gefühlt, und von mehreren Seiten in der Preſſe und in ſtändiſchen Verſammlungen berührt. Es liegt auch wohl zu klar am Tage, daß ein Verein von vielen Staaten nicht weit kommen kann, wenn es nur in dem Falle unter ihnen

der Sündfluth umgekommen, ihre Geſchlechter leben aber noch in unterirdiſchen Meeresräumen, und der räthſelhafte Proteus, der nur im Waſſer tiefer Höhlen lebt, iſt nach ihm der Vorpoſten einer unterirdiſchen wimmelnden Thierwelt. Buckland, der berühmte Geolog und Verfaſſer der Reliquiae diluvianae, glaubte ſich in einem noch neuern Werke ſtandhaft verantworten zu müſſen, weil er es gewagt, mehr dem Geiſt als dem Buchſtaben der moſaiſchen Urkunde zu folgen.

Die Forſchung erkannte endlich in den eigenthümlichen Pflanzen und Thieren der verſchiedenen Himmelsſtriche wahre Autochthonen, urſprüngliche, den verſchiedenen Klimaten eingebildete Formen; aber die Einheit des Menſchengeſchlechts glaubte man, und zwar mit Recht, um keinen Preis aufgeben zu dürfen; und ſo gingen fortwährend die meiſten Verſuche, die Abſchattungen der Menſchheit zu erklären, unter dem Einfluſſe der bibliſchen Tradition, von drei Grundſätzen aus: Die Menſchheit hat ſich von Einem Fleck, und namentlich von einem geſegneten Landſtrich Aſiens aus, wandernd über die ganze Erde verbreitet; — die Verbreitung begann erſt, nachdem die Feſtländer aus dem Kampf der Elemente, nach Profil und Umriß, in ihrer jetzigen Geſtalt hervorgegangen waren, oder ſchon — was am Ende auf Eins hinausläuft — als die Waſſer nach der letzten allgemeinen Umwälzung angefangen hatten, ſich vom vermeintlichen höchſten Lande der Erde, vom Erdrücken Aſiens, zurückzuziehen; — endlich, im ſogenannten kaukaſiſchen Stamme hat ſich der mit allen Keimen herrlich ausgeſtattete Urſtamm erhalten, während alle andern Formen des Geſchlechts hier leiſere Verbildungen, dort wilde Verzerrungen deſſelben ſind. — Nur dieſen letzten Satz gaben neuere Anthropologen häufig auf: ſie nehmen an, die Menſchheit ſey urſprünglich noch nicht in ſo feſten Zügen ausgeprägt geweſen, wie jetzt, und die gegenwärtigen Racen werden ſich dem Urſtamm nur mehr oder weniger nähern.

Die Erklärer führten den wunderlichen Zögling der Elohim aus dem Paradieſe auf unbegreiflichen Wegen über die weite Erde. Die Vorſicht Gottes ebnete wunderbar die Pfade vor den Schritten der jugendlichen Geſchlechter; aber nicht lange, ſo warf ſie ſein Zorn hier unter das Eis des Pols, dort unter den ſengenden Strahl der Sonne, und gab es zu, daß ſie in einer übermächtigen Natur abfielen von jenem Urgeſchlecht, das aus dem warmen Neſte

einen gültigen Beſchluß geben ſoll, daß alle ohne Ausnahme übereinſtimmen. Die abweichende Anſicht eines einzigen, ſelbſt des kleinſten Staats macht da den Beſchluß unmöglich. Das war das Geſetz, welches auf den polniſchen Reichstagen galt, und ſchon bei Lebzeiten des polniſchen Volks ſeine blutige Grabſchrift wurde; das iſt auch das Geſetz auf den Vereinstagen des Zollvereins. Bei dem Zollverein tritt aber noch eine ſehr bedenkliche Seite hinzu, die bei den Polen ſich nicht fand. In Polen ſollte das, was einmal Geſetz war oder Geſetzeskraft hatte, bis dahin gelten, daß es abgeändert würde; man hatte doch etwas, wenn man auch im Laufe der Zeit nichts Rechtes mehr hatte. In dem Zollverein dagegen hat man nur etwas auf zwölf Jahre. Sind die zwölf Jahre, worauf der Vereinsvertrag geſtellt iſt, abgelaufen, ſo wäre es wohl möglich, daß man gar nichts mehr hätte. Es hängt dann von den Umſtänden ab, ob man ſich überhaupt nur wieder über etwas vereinigt. Jeder Staat kann dann je nach Belieben für ſich bleiben oder den Verein fortſetzen. Welch ein Zuſtand!

Kehren wir nicht bloß die ſchlimme Seite heraus. Der Nutzen iſt ein mächtiges Ding, und die Aufhebung der Verkehrsſchranken in den Vereinslanden bringt den Vereinsſtaaten Nutzen. Kein Staat wird doch dieſen Nutzen aufgeben wollen?

Wahrſcheinlich wird er das nicht, wenn auch dieſe oder jene Klaſſe ſeiner Bewohner denken ſollte, es wäre doch beſſer, wenn ſie die freie Mitbewerbung der andern Vereinsſtaaten wieder los wäre. Wenn es ſich allein um die Freiheit des Verkehrs in dem Vereinsgebiete handelte, ſo möchte man es immerhin mit der Nothwendigkeit der Uebereinſtimmung aller Betheiligten zur Gültigkeit eines Beſchluſſes wagen. Allein der Zollverein blickt nicht bloß nach Innen, ſondern auch nach Außen; er bildet nicht eine Welt für ſich, ſondern ſteht mit der übrigen Verkehrswelt in Verbindung, und will durch gemeinſame Zollmaßregeln in dem auswärtigen Verkehr die Intereſſen der einzelnen Staaten [illegible]rn. Damit ſchließt ſich eine ganze Reihe verſchiedener [illegible] er einſchlagen könnte, vor ihm auf. Welchen ſoll er [illegible]en? Allerdings iſt nur einer der beſte. Aber welcher iſt dieſer beſte? Die Antworten ſind beinahe ſo verſchieden als die Wege ſelbſt. Und ein Glück noch, wenn nur

die Anſichten verſchieden ſind, wie doch jetzt, in Zeiten der Ruhe, im Ganzen der Fall iſt. Was wird erſt kommen, wenn in erregten Augenblicken die Leidenſchaften ihr gewaltiges Wort mit reden?

So wie der Zollverein jetzt iſt — ein Verein mit bloßen Einzelwillen der einzelnen Staaten ohne Vereinswillen, der wenigſtens in gewiſſen Beziehungen über den einzelnen Gliedern ſtände — gibt es alſo gar keine Gewähr, daß er ſich nicht wieder auflöste. Verlaſſe man ſich doch um alles in der Welt nicht lediglich auf die Begeiſterung, womit die große vaterländiſche Sache aufgenommen iſt. Begeiſterung hat immer ihre Zeit; in dieſer Zeit muß man den gefügigen unſichtbaren Geiſt erfaſſen und ihm zu einer ſichtbaren Form verhelfen, damit er feſthalte im Sturme der Ereigniſſe, und wenn die Zeit der Begeiſterung vorüber iſt. Haben ſich nicht ſchon letztbin Stimmen der Unzufriedenheit kund gegeben, und lauern nicht da draußen böſe Feinde, bereit, jede kleine Breſche zu benutzen? So wie der Zollverein jetzt iſt, kann man im glücklichſten Falle erwarten, er werde künftig ſich zwar halten, aber — ein treuer Spiegel des Bildes unſerer früheren Vereinigungen — ſich in endloſen Verhandlungen mühſam durch eine Menge wirklicher oder vermeinter Intereſſen hindurchſchleppen, die zwar nicht gewillt ſind, ganz von einander zu laſſen, indeß auch nicht in einem höhern Geiſte ſich zu vereinigen vermögen, und darum ſtatt großer, wahrhaft heilbringender Ergebniſſe, nur eine widerliche Mäkelei um gegenſeitige Conceſſionen zu Tage fördern. Aber eine ſolche Conceſſionenhökerei paßt nicht mehr in die heutige Weltlage. Der deutſche Landbau, das deutſche Gewerbe, der deutſche Handel kann damit den Rieſenſchritten anderer Verkehrsſtaaten nicht Stand halten. Die deutſche Volkswirthſchaft muß ein beſtimmtes Ziel und einen raſchen entſchloſſenen Gang haben, wenn ſie überhaupt mitzählen will. Ja, wenn der Berg nur dieſe Maus gebären ſollte, dann wäre es beſſer, er hätte gar nicht geboren; die deutſchen Herzen wären dann nicht abermals in ihren edelſten Hoffnungen getäuſcht.

Es iſt ein Vortheil centraliſirter Staaten, mit dem ſie ſich über manche Schattenſeiten hinwegſetzen mögen, daß Fragen wie die vorliegende, die in Bundesſtaaten ſo außerordentlich viel zu

ſchaffen machen, bei ihnen gar nicht vorkommen. In centraliſirten Ländern beſteht ein gemeinſamer Wille, dem Alles ſich zu fügen hat; er braucht für beſondere Fälle nicht erſt geſchaffen zu werden. Aber in Staatenverbindungen wie der Zollverein iſt jeder Staat ſouverain und will ſouverain bleiben. Wie reimt ſich damit eine Vereinsgewalt, der der einzelne Staat zu folgen hat?

Man könnte fragen, ob etwa die politiſche Verfaſſung Deutſchlands geändert werden müßte? Ich glaube, man thut wohl, dieſen Gegenſtand nicht mit den Zollvereinsfragen zu vermengen. So wie die Verhältniſſe ſind, iſt es das Vernünftigſte, daß jede Seite, die wirthſchaftliche, die ſtaatliche, die kirchliche für ſich gehe. Man würde Alles verwirren, wenn man ſie alle zuſammen würfe. Die Zollvereinsſache zumal würde ſofort den bedeutſamen Standpunkt verlieren, auf den ſie durch die Regierungen geſtellt iſt, wenn man ſie irgend zu politiſchen Zwecken ausbeuten wollte. Nein, die Zollvereinsverfaſſung darf den beſtehenden politiſchen Zuſtand Deutſchlands nicht anrühren; ſie muß die Souverainetät der einzelnen Vereinsſtaaten, welche der leitende Gedanke des politiſchen Grundgeſetzes Deutſchlands iſt, laſſen. Das wirthſchaftliche Deutſchland ſtelle es dem politiſchen Deutſchland anheim, was in politiſchen Dingen geſchehen ſoll; das wirthſchaftliche verſuche ſich in heilſamen wirthſchaftlichen Veränderungen und halte ſich politiſch an Reſultate.

Mit dieſen Bemerkungen iſt ſchon angedeutet, was von ſo allgemein gehaltenen Vorſchlägen wie die: „in Zollvereinsangelegenheiten müſſe die Mehrheit entſcheiden, die einfache, oder die von Zweidritteln oder von Dreivierteln" zu halten ſey. Damit iſt im Grunde ſo gut wie nichts geſagt. Kein Vereinsſtaat wird es zufrieden ſeyn, ſich ſo allgemein hin einem über ihm ſtehenden Willen zu unterwerfen.

Von vorn herein muß man wohl ins Auge faſſen, daß, wenn überhaupt von einer Verfaſſung, alſo von einer feſten Geſtaltung des Zollvereins die Rede ſeyn ſoll, vor allen Dingen vorausgeſetzt werden muß, daß der jetzige zwölfjährige Verein in einen immerwährenden verwandelt werde. Um bloßer zwölf Jahre willen gibt man keine Organiſation. Für einen Zeitraum von nicht längerer Dauer mag zur Noth ausreichen,

was zu Anfang des Zeitraums beſtimmt iſt; wenigſtens lohnen die Veränderungen, die etwa durchſchnittlich in ſo kurzer Zeit erſprießlich ſcheinen möchten, der Mühe der Organiſation nicht. Man organiſirt, man gibt eine Verfaſſung, wo man eine dauernde Entwicklung möglich machen will. Daß die Vereinsſtaaten zu einem unauflöslichen Bunde zuſammen träten, wäre mithin das Erſte. Allein das liegt auch gar nicht ſo weit ab, wie Kleingläubige vielleicht einwenden. Der Verein hat bisher gute Früchte getragen und das Recht der Gewöhnung macht ſich ſchon geltend. Die Regierungen haben ſich immer mehr davon überzeugt, daß ihr und ihrer Völker Wohl bei der Fortdauer des Vereins weſentlich betheiligt iſt; ſie können kaum einen ernſten Gedanken an Trennung haben; im Gegentheil, ſie werden es gerne ſehen, daß ein Werk, woran ſie gerade ihr Werk finden, wachſe und gedeihe. Auch können ſie ſich wohl kaum darüber täuſchen, daß zu dieſem Gedeihen ein beſtimmter, geſicherter Entwicklungsgang gehört. Gegen die Verwandlung des Zollvereins in einen bleibenden Bund möchten ſie nur etwa inſofern bedenklich ſeyn, als der einzelne Staat fürchten müßte, dann durch die andern Staaten auf einen ihm widerſtrebenden Weg geriſſen werden zu können. Doch dagegen muß auch eben die Art der Verfaſſung ſchützen; die Verfaſſung muß ſo ſeyn, daß der einzelne Staat dagegen ſicher geſtellt wird. Man ſieht, wie bei den in Deutſchland jetzt obwaltenden Umſtänden die beliebte Entſcheidung der Stimmenmehrheit in ihrer Allgemeinheit das Schiff gleich beim Auslaufen ſcheitern laſſen würde. — Die Meinung des Volks in den Zollvereinsſtaaten auf der andern Seite hat ſich wohl längſt dafür ausgeſprochen, in dem Zollverein mehr als einen Verein auf zwölf Jahre zu ſehen; das Volk fühlt ſich darin glücklich, in dem Verein eine neue unauslöſchliche Seite des Einen und untheilbaren deutſchen Volkslebens zu ahnen. Und ſo iſt es wohl nicht zu viel, wenn man ſagt, der Zollverein mache jetzt nur erſt ſeine Probejahre, die, wenn ſie glücklich beſtanden, die Pforten eines Gebäudes öffnen, welches das deutſche Volk erſt mit dem letzten Athemzuge wieder verlaſſen wird.

Wir haben in Deutſchland einen andern Bund, einen politiſchen. Dieſer geht von der Souverainetät der Bundesglieder

aus, und weiß doch einen gewiſſen gemeinſamen Gang der Verbundenen, eine gewiſſe Unterordnung des einzelnen Willens unter einen Geſammtwillen herzuſtellen. Nach der einen Seite hin erſcheinen die Bundesglieder als ſouverain, nach der andern als dem Bundeswillen untergeben. Und beide Seiten ſind nicht rein willkürlich abgegrenzt: ſie ſind ſo beſtimmt, daß die Souverainetät nach den Begriffen, die man jetzt davon hat, aufrecht erhalten und doch ein gemeinſames Handeln möglich wird. Um es gleich auszuſprechen: ſo wie die Verhältniſſe in Deutſchland jetzt ſind, muß der Bau einer Verfaſſung des Zollvereins von einem ähnlichen Geſichtspunkte ausgehen.

Jeder weiß, wie viel gegen die deutſche Bundesverfaſſung eingewandt wird, und ich bin weit davon entfernt, ſie als den Schlußpunkt der politiſchen Entwicklung des Vaterlands zu betrachten. Ich ſehe darin eine Uebergangsbildung, die in einer Zeit der Erſtarrung des deutſchen Staatslebens die erſtarrten Glieder wenigſtens ſo ſehr zuſammenhalten ſollte, als es in der unbefriedigenden Zeit überhaupt noch möglich war, und inſofern uns werth ſeyn muß. Man ſollte nicht vergeſſen, daß ſie, wenn auch ein loſes Band, doch immer noch ein Band iſt, ohne das wir ganz auseinander gefallen ſeyn würden, und das ſich in demſelben Grade, wie friſches Leben in die Glieder zurückkehrt, wieder feſter anziehen läßt. Man ſollte der Schöpfung nicht zur Laſt legen, was nur dem allgemeinen Geiſte der Zeit, in der die Schöpfung entſtand, zur Laſt fällt. Ein Grundgedanke der deutſchen Bundesverfaſſung iſt der, daß die einzelnen Stämme, die einzelnen Staaten, die einzelnen Glieder des Reichs ein gewiſſes ſelbſtſtändiges Leben haben müſſen. Nicht in dieſem Grundgedanken — und mehr wie den Grundgedanken nehme ich aus der Bundesverfaſſung in die Zollvereinsverfaſſung nicht herüber — liegt das Ungenügende und Mangelhafte, ſondern in der Ausführung des Grundgedankens. In der innerſten Tiefe des deutſchen Weſens, gleichſam als die Seele dieſes Weſens, findet ſich der Trieb nach Selbſtſtändigkeit der Bewegung auf der einen und der genoſſenſchaftliche (Aſſociations-) Geiſt auf der andern Seite. Die beiden edelſten Träger der menſchlichen Entwicklung ſtehen dort in ihren Keimen; ihre richtige vollkommene Verbindung iſt die höchſte und letzte Aufgabe der Menſchheit.

Unſere ganze Geſchichte iſt ein Kämpfen für dieſe Aufgabe. Wir haben alle unſere Verbindungen — auch die ſtaatlichen — nicht ſo zu erreichen geſucht, daß wir uns einer zwingenden Allgewalt hingegeben hätten, ſondern auf den Wegen freier Vereinigung. Auch in den Mißbildungen, in die unſere Verfaſſung ſeit dem Sinken des Reichs ausartete, iſt das nicht zu verkennen. Unſer Glück und unſer Unglück, unſere Freuden und unſere Leiden, unſere großen und unſere geringen Eigenſchaften hängen mit jener Erſcheinung zuſammen. Ihr gebührt der Ruhm unſerer Wiſſenſchaft und unſerer Kunſt: denn Wiſſenſchaft und Kunſt gedeihen nur bei ſelbſtſtändiger Bewegung der Kräfte. Ihr iſt es zuzuſchreiben, daß bei uns die Treue den Gehorſam erſetzen konnte. Ihr gehört die ganze Wärme und Innigkeit und die ſelige Befriedigung, womit wir uns großen Zwecken hingeben. Aber auf ihre Rechnung kommt auch die Uneinigkeit und der Zwieſpalt und die Zerriſſenheit, die ſo oft unſere Tage trübte und unſere Kraft lähmte, und in der immer unſere Hauptgefahr liegen wird. Wie natürlich, daß das Verlangen nach Selbſtſtändigkeit — die eine große Triebfeder des deutſchen Lebens — nicht immer das rechte Maß der Selbſtſtändigkeit zu finden weiß, ſondern darüber hinausſchießt, und dann das Band, welches die einzelnen Theile umſchließt, lockert und in Ungebundenheit ausartet! Der Volkskörper muß bei guter Geſundheit ſeyn, damit dies Unkraut kräftig zu Boden gedrückt werde. Wie viel hat es uns in den Zeiten unſeres Kränkelns und Krankſeyns bis auf dieſe Stunde zu ſchaffen gemacht! Wie dem auch ſey, wir können die ſchönen Lichtſeiten einer Sache nicht binnehmen, ohne uns zugleich ihre Schattenſeiten gefallen zu laſſen. Auf den Wegen der Centraliſation haben wir nichts zu erwarten. Es iſt unſerer Natur unmöglich, zur Centraliſation zu kommen. Wenn wir indeß auch dazu kämen, ſo würden wir uns nicht glücklich fühlen. Doch ich denke, wir haben mit der Vorſehung darüber nicht zu hadern, daß ſie unſer Volk zugleich auf den ſchwierigſten und auf den edelſten Poſten geſtellt hat. Die Verbindung der Selbſtſtändigkeit der Einzelnen mit der Einheit des Ganzen iſt das höchſte Ziel, das nur gedacht werden kann. Die Deutſchen ſind die Vorkämpfer des Zeitalters zu dieſem Ziele. Was ſie auf dem Wege dazu gewinnen, iſt ein ewiger

Gewinn, nicht nur für ſie ſelbſt, ſondern für die menſchliche Entwicklung überhaupt. Und was ſie auch auf dem Wege zu überwinden und zu ertragen haben, der Preis iſt zu köſtlich, als daß ſie nicht immer von Neuem anſetzen ſollten.

Daß bei einer Verfaſſung des Zollvereins die Selbſtſtändigkeit der Vereinsglieder in einem gewiſſen Umfang gewahrt werden muß, iſt alſo nicht Folge des augenblicklichen Zuſtands, ſondern eines bleibenden Grundzugs des deutſchen Charakters. Allerdings zeigen die jetzigen Verhältniſſe dieſen Grundzug in einer Ausprägung, die keineswegs befriedigt: das Gefühl für Deutſchlands Macht und Größe fordert ein feſteres und innigeres Band. Und die zur Zeit obwaltenden Verhältniſſe haben nothwendig auf den Ausbau einer Zollvereinsverfaſſung Einfluß. Immerhin ſtehen ſie aber doch auf deutſcher Grundlage und eine Zollvereinsverfaſſung, die ſich ihnen anpaßt, wurzelt in deutſchem Boden; ſie hat daher von der Zukunft Veredlung, nicht Umſturz zu erwarten. Die Idee der freien Verbindung (des Föderativen) im Gegenſatz zu der einer ſtrengen Unterordnung unter eine centrale Allgewalt wird in Deutſchland ſtets eine bedeutende Stelle behaupten.

Nach dieſen Erörterungen hat eine Zollvereinsverfaſſung zwei Gebiete wohl von einander zu unterſcheiden. Vorausgeſetzt wird immer, daß der Zollverein ſich in einen immerwährenden Verein verwandle. Seine erſte feſte Conſtituirung, die Annahme der Verfaſſung ſelbſt, der urſprünglichen leitenden Grundſätze, unter denen der Verein zuſammentritt, und die den Gang, die Fortbewegung, das Fortleben des Vereins beſtimmen, iſt natürlich Sache der Uebereinſtimmung aller betheiligten Staaten. Aber was werden dieſe leitenden Grundſätze, dieſe Verfaſſung darüber feſtſetzen, was zur Gültigkeit, zur verbindlichen Kraft der weitern, nach der Conſtituirung erforderlich werdenden Beſchlüſſe des Vereins gehört? Hier ſcheiden ſich die beiden Gebiete. Auf dem einen ſtehen die Vereinsglieder als ſelbſtſtändige Staaten; da können Beſchlüſſe, abändernde oder neue Beſtimmungen nur durch Stimmeneinheit verbindliche Kraft für den Verein erhalten. Auf dem andern ſind die einzelnen Glieder dem Vereinswillen, oder um es gleich genauer zu bezeichnen, dem Willen der Mehrheit unterworfen. Das Erſte ſichert die Selbſtſtändigkeit der

Glieder, das Zweite ihre Einheit und ihren gemeinſamen Gang.

Der Verein muß natürlich ein Organ haben, durch das er ſpricht und das die Vereinsgewalt handhabt. Von ſelbſt verſteht ſich, daß jeder Vereinsſtaat an der Vereinsgewalt, ſomit auch an dieſem Organ Theil hat. Wie groß iſt der Theil, der ihm zufällt? In den Sachen, wo Stimmeneinheit entſcheidet, gilt der eine ſo viel als der andere: der Grund dafür iſt derſelbe, der für die Nothwendigkeit der Entſcheidung dieſer Sachen nach Stimmeneinheit angeführt iſt. Dagegen möchte es in einem Vereine, in dem ein Staat kaum mehr Tauſende hat als ein anderer Millionen, klar am Tage liegen, daß in den Sachen, wobei überhaupt ein Mehr oder Minder von Stimmen entſcheidet, nicht jedes Glied gleich viel Gewicht haben kann. Wie viel von der Vereinsgewalt bei dieſen Sachen auf den einzelnen Staat kommen muß, iſt demnach näher zu beſtimmen. Auch muß es Vorſchriften geben, wonach der Gang des Verfahrens jenes Organs ſich richtet.

Die folgende Darſtellung hat dieſe Verhältniſſe in ihren allgemeinen Umriſſen zu beleuchten. Ein Entwurf zu einer Verfaſſungsurkunde für den Zollverein wird beigefügt werden, der wenigſtens die Hauptpunkte zuſammenſtellt. Er ſoll nur zur Veranſchaulichung des Geſagten dienen, nicht im Entfernteſten auf einen weiteren Zweck Anſpruch machen.

Wollte man einen Begriff voranſtellen, welcher die Richtung andeutete, in der man zu ſchauen hätte, ſo könnte man ſagen: Stimmeneinheit der Vereinsglieder hat über das Allgemeine, Stimmenmehrheit über das Beſondere zu entſcheiden. Doch das iſt auch nur eben ſo ein Vorbereitungsbegriff.

Das Gebiet, auf dem Stimmeneinheit entſcheidet, alſo jeder Staat verſichert iſt, daß es ohne ſeine Zuſtimmung zu keinem Beſchluſſe kommt, hat den Zweck, den einzelnen Staat davor ſicher zu ſtellen, daß er durch andere Vereinsglieder auf eine ihm widerſtrebende Bahn fortgeriſſen wird. Auf dieſem Gebiete wird der Weg beſtimmt, worauf der Verein ſich zu bewegen hat. Wie er ſich auf dem, durch Aller Zuſtimmung vorgeſchriebenen

Wege bewegt, das fällt dem zweiten Gebiete, dem der Stimmenmehrheit zu.

Möglich freilich, daß auf dem zweiten Gebiete Verfügungen getroffen werden, die nicht gerade in den Wünſchen eines einzelnen Staats liegen. Aber auf den erſten Blick leuchtet der Unterſchied ein zwiſchen einem Staatenbunde, in dem der einzelne Staat ſich überhaupt dem Willen der Mehrheit überlaſſen ſieht, und einem Bunde, deſſen allgemeiner Gang nothwendig dem Willen Aller entſpricht, und in dem nur die einzelnen Bewegungen in der einmal vorgeſchriebenen Richtung mit den Wünſchen eines Staats vielleicht nicht übereinſtimmen. Auch iſt in vielen Theilen der Vereinsthätigkeit, die dem zweiten Gebiete angehören, die Beſorgniß des einzelnen Staats vor Nöthigung wider ſeinen Willen viel mehr theoretiſch als praktiſch begründet. Das, was auf die Ausführung und Vollziehung der Vereinsgeſetze Bezug hat, iſt dem Hauptheile nach wohl der Art, daß abweichende Anſichten von tief eingreifender ſtaatlicher Bedeutung ſich dabei kaum erwarten laſſen.

Stimmeneinheit hat natürlich zu beſtimmen, was überhaupt Gegenſtand der Vereinsthätigkeit iſt, den Kreis, auf den ſich dieſe zu beſchränken hat. Man bezeichnet dieſen Kreis gewöhnlich durch das, was Aufgabezweck des Vereins iſt. Wenn der Verein neue Zwecke aufnehmen, wenn er den Kreis, worin er ſich bewegt, durch ein neues Feld ſeiner Wirkſamkeit erweitern will, ſo iſt er an Stimmeneinheit gebunden.

Ebenſo hat Stimmeneinheit über die Gattung von Mitteln, welche zur Erreichung der Vereinszwecke angewandt werden können, zu entſcheiden. Wenn durch jene Zwecke der Kreis gezogen wird, worin ſich der Verein bewegt, ſo wird durch dieſe Gattung von Mitteln die Art des Ganges bezeichnet, welchen der Verein in dem gezogenen Kreiſe zu beobachten hat.

Beides — Zweck und Gattung von Mitteln, Kreis der Thätigkeit und Art des Ganges in dem Kreiſe — ließe ſich vielleicht in die Definition zuſammen faſſen:

„Der deutſche Zollverein iſt eine Vereinigung ſouverainer deutſcher Staaten zur Förderung der Volkswirthſchaft in ihren Ländern durch Freiheit des Verkehrs im Innern ihres Geſammtgebiets und durch ein gemeinſames Zollweſen nach Außen.“

Freiheit des Verkehrs im Innern und gemeinſames Zollweſen nach Auſſen: damit ſind die beiden groſſen Hebel bezeichnet, welche der Verein zur Erreichung ſeines Zwecks in Bewegung ſetzen kann. Will er zu einer neuen Gattung von Mitteln greifen, ſo erhält er erſt durch einhelligen Beſchluß aller Vereinsſtaaten das Recht dazu. Kein Staat darf der Gefahr ausgeſetzt ſeyn, in ſeinem eigenen Gebiete einen weitern Zweig der Staatsthätigkeit ohne ſeine Bewilligung ſich entzogen und der Vereinsgewalt anheim fallen zu ſehen.

Dieſer Punkt iſt von groſſer Wichtigkeit. Beweiſende Beiſpiele liegen nahe. Das direkte Steuerweſen iſt von entſchiedenem Einfluß auf die volkswirthſchaftliche Entwicklung. Damit ein Zweig der deutſchen Induſtrie auf auswärtigen Märkten den Sieg davon trage, oder auch nur die Mitbewerbung aushalte, iſt vielleicht erforderlich, daß er von direkten Steuern möglichſt wenig gedrückt werde. Möglicherweiſe kann er ohne das ſelbſt den inländiſchen Markt nicht vollſtändig behaupten. In einem ſolchen Falle läge es der Vereinsgewalt keineswegs ferne, in das direkte Steuerweſen der Vereinsſtaaten einzugreifen. Die Art, wie der Verein die Runkelrübenzuckerfrage behandelt hat, mag aller weitern Ausführung überheben. Man ſieht, was alles dem Verein offen ſtehen würde, wenn er in der *Gattung* von Mitteln zur Erreichung ſeiner Zwecke nicht an Stimmeneinheit gebunden ſeyn ſollte. Will der Verein in das direkte Steuerweſen eingreifen, ſo müſſen alle Vereinsſtaaten ihre Zuſtimmung geben — ſey es nun, daß ſie ihm ganz *allgemein* das Recht einräumen, auch in Betreff des direkten Steuerweſens für ſeine Zwecke zu verfügen, oder daß ſie ihn nur für einen *einzelnen* Fall ermächtigen. So wie jetzt die Lage der Dinge in Deutſchland iſt, läßt ſich wohl nur das letzte erwarten.

Der Zollverein ſchützt jetzt die inländiſchen Erzeugniſſe durch Zölle, womit er die ausländiſchen belegt. Er könnte damit noch andere Mittel zur Hebung der inländiſchen Volkswirthſchaft verbinden. *Er könnte*, ſage ich, ohne mich an dieſer Stelle darüber auszuſprechen, ob es zweckmäßig wäre. Er könnte z. B. zu Prämien für inländiſche wirthſchaftliche Thätigkeit greifen. Von ſtädtiſchen Handelskammern iſt erſt unlängſt der Vorſchlag gemacht, auf dieſem Wege die Gründung einer deutſchen

am Welträcken Aſiens mit unbezwinglicher Wanderluſt ausgeflogen war. In der Wirklichkeit iſt der Neger der Sklave des Weißen; aber die Philoſophie wahrt ihm ausdrücklich, als einem Glied der einigen Menſchenfamilie, Perfektibilität und Antheil an der Erlöſung. Die Humanität des Europäers, und wohl noch mehr das geheime Grauen vor der irdiſchen, thieriſchen Wurzel ſeines Geſchlechts, erkennt den rothen Amerikaner als Milchbruder; aber ſein Stolz vermag einmal die Stammverſchiedenheiten der Menſchheit nach Farbe und tiefgreifender Körperbildung nur als Abfall von ſeinem eigenen erhabenen Urbilde zu begreifen, und der aus Gottes Hand rein hervorgegangene weiße Urſtrahl ſoll ſich durchaus in der farbigen Menſchheit verſchiedentlich gebrochen und getrübt haben.

Die unbefangene Naturforſchung erblickt in den erwähnten drei Sätzen Vorausſetzungen, die durch nichts erwieſen ſind, während die ſonſtige Naturbeobachtung vielfach dagegen ſtreitet. Dieſe Anſicht ſtößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten und verwickelt ſich in unzählige Widerſprüche, wenn es ſich davon handelt, die geiſtigen und körperlichen Charaktere der Racen ſammt ihrer geographiſchen Vertheilung zu erklären. Nichts deſto weniger blieben die gewöhnlichen Anthropologen fortwährend dabei ſtehen. Nur rückten ſie das Paradies in halb Aſien herum, bald mehr nach Oſt, bald mehr nach Weſt, weiter am Gebirg aufwärts oder gegen den Meeresſtrand hinab; der eine dachte ſich den Urſtamm ſo, der andere anders, und die Marſchroute der ſich fächerförmig verbreitenden Menſchheit war nun zwar ſehr einfach — ſie hatte eben das Land zu füllen, wie es vorlag — aber auch höchſt unbegreiflich. Es handelte ſich von einem Vorgang, der weit jenſeits aller Erinnerung des Geſchlechts liegt; von Menſchengeſchichte konnte alſo dabei gar nicht die Rede ſeyn, und die Phantaſie der Bevölkerer der Erde hätte leichtes Spiel gehabt, wenn nicht die Naturgeſchichte faſt bei jedem ihrer Sätze ein Veto einlegte. Dadurch geriethen die Erklärungsverſuche mit den unabweislichen Reſultaten der Naturforſchung und unter einander ſelbſt in Conflict. Wir haben aber unter uns eine Zauberin, die ſich auf ihren Seherſittigen ſo hoch erhebt, daß ihr alle Schwierigkeiten in der Vogelperſpektive verſchwinden. Die Myſtik, welche das mächtige Complement unſers beſchränkten Wiſſens geradezu divinirt, weiß auf

Schiffsmacht zu verſuchen. Man ſieht, wie weit man möglicherweiſe auch auf dieſem Wege zu gehen gemeint ſeyn könnte. Durch Stimmeneinheit müſte es feſtgeſetzt werden, wenn auch dieſe Gattung von Mitteln von der Vereinsgewalt zur Erreichung der Vereinszwecke angewandt werden ſollte.

Bei der oben aufgeſtellten Definition iſt als zweites Mittel zur Erreichung des Vereinszwecks ein gemeinſames Zollweſen angeführt. Um die Definition nicht zu weitläufig zu machen, iſt ſie ſo allgemein gehalten und nicht zwiſchen der Art der verſchiedenen Zölle unterſchieden. Nach der Definition würden alſo alle Arten von Zöllen der Vereinsgewalt zufallen. Dabei iſt jedoch, wenn man bei dem ſtehen bleiben will, was der Verein bis jetzt in den Kreis ſeiner Thätigkeit gezogen hat, eine Einſchränkung zu machen. Der Verein hat bis jetzt Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle angewandt; auch Rückzölle kommen vor. Allein alle dieſe Zölle haben bis jetzt nur die Waaren ſelbſt im Auge gehabt, nicht die Transportmittel, worin die Waaren verführt werden. Ich will auf die Schiffszölle hinaus. Es iſt täglich davon die Rede, daß Deutſchland eine angemeſſene eigene Schiffsmacht haben und, um eine ſolche zu gründen, zu den ſogenannten Unterſchiedszöllen, womit die auswärtigen Schiffe zu Gunſten der einheimiſchen belaſtet werden, greifen müſſe. Der Zollverein hat, trotz allen Drängens von den verſchiedenſten Seiten, ſich bis jetzt dazu nicht entſchlieſſen können. Ueberhaupt und insbeſondere als Angehöriger der Nordſeeſtaaten bedaure ich dieſe Thatſache lebhaft. Die Nordſeeſtaaten haben von dem deutſchen Seeweſen ihren Antheil an dem Segen des Zollvereins zu erwarten, und müſſen deßhalb auf jenen Unterſchiedszöllen eben ſo ſehr beſtehen wie manche Binnenſtaaten auf den Induſtrieſchutzzöllen. Die Schiffszölle ſind ein weſentlicher Beſtandtheil der Brücke, welche die Nordſeeſtaaten mit dem Zollverein verbinden wird. Deſſenungeachtet ſcheint es mir ſehr erklärlich, daß der Zollverein bis zu dieſer Stunde vor den Unterſchiedszöllen zurückgewichen iſt. Denn ein Zurückweichen muß man es wohl nennen. In der Gründung einer angemeſſenen deutſchen Schiffsmacht liegt einer der bedeutſamſten Wendepunkte der auswärtigen Politik Deutſchlands. Seit den Tagen, wo die Macht der Hanſe von hinnen ging, ſeit den Zeiten

unſerer religiöſen Zerwürfniſſe haben wir nur das Bild einer Landmacht und — warum verheimlichen, was alle Blätter unſerer Geſchichte bekunden? — das Bild einer ſinkenden Landmacht, wenn wir nämlich von der deutſchen Geſammtheit ſprechen wollen, dargeſtellt. Wichtige Reichsgebiete haben ſich ſelbſt von uns getrennt, andere ſind uns durch unſere Erzfeinde entriſſen, und wir haben noch nichts davon wieder erhalten. Iſt es da nicht natürlich, daß man nicht gleich damit bei der Hand iſt, aus der Stellung zwiſchen den beiden gefährlichſten Landmächten, Frankreich und Rußland, denen beiden wir mißtrauen, ſich hinaus auf das Meer zu wagen, und dort nicht bloß ſich bedeutungslos dulden laſſen, ſondern ſelbſt ſein Wort mitſprechen zu wollen? Gewiß iſt es natürlich, daß man erſt bedenkt und erwägt, vorbereitet und einrichtet. Aber mehr wie Bedenkzeit kann man nicht fordern. Wer einmal den Muth hatte, aus Deutſchland eine große wirthſchaftliche Einheit machen zu wollen — und der Zollverein läuft auf nichts anderes hinaus — der kann nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben; der muß Muth haben bis zu Ende; der darf vor nichts zurückſchrecken, was zum Bau der deutſchen Volkswirthſchaft gehört; der darf vor dem zweiten Schritt nicht erbeben, der nothwendig aus dem erſten folgt. Ein deutſches Seeweſen iſt dieſer nothwendige Beſtandtheil der deutſchen Volkswirthſchaft; die Gründung derſelben jener unerläßliche zweite Schritt, der aus dem gethanen erſten folgt, die Krönung und Vollendung des Ganzen. Wohl baut man die Grundlage erſt und dann die Spitze; es bleibt nur wunderbar, wie man jetzt ſchon alles Ernſtes zuweilen einen Anlauf nimmt, um ſich jenſeits der Meere eine Handelsſtellung durch Handelsverträge mit dortigen Staaten zu ſchaffen; man will fliegen und vergißt, daß man noch keine Flügel hat, und macht auch gar keine Anſtalt, ſich Flügel zu geben; ſo lange Deutſchland ohne Seeweſen iſt, ſind alle bedeutenderen Handelsverbindungen mit den überſeeiſchen Ländern eitel. — Ja, es gehört Muth dazu, in einer Lage, wie unſere jetzige und nach einer Vergangenheit, wie ſie unſere letzten Jahrhunderte aufweiſen, an eine Seeſtellung zu denken. Aber wir Deutſche haben keine andere Wahl: wir müſſen an die erſtehende Kraft unſeres Volks glauben und, in dieſem Glauben ſtark, uns kühn in die Reihe

der Völker ſtellen oder uns auf den Untergang unſeres Vaterlands vorbereiten. Nur freilich meine ich nicht, wir hätten es auf eine Seemacht wie die engliſche abzuſehen. Ueberhaupt verräth es wenig Kenntniß der Volksunterſchiede, wenn man unſere Volkswirthſchaft durchaus der engliſchen nachjagen will. Wir ſtehen auf ganz anderem Boden als die Engländer und haben in dem Gange der menſchlichen Entwicklung eine ganz andere Aufgabe überkommen: überall iſt das Maßhalten uns zum Wahlſpruch gegeben. So wie die Lage der Dinge jetzt iſt, muß unſere Landmacht unſere rechte Hand bleiben; das Seeweſen kann ſich ihr nur als die linke zugeſellen. Doch zugeſellen muß es ſich ihr. — Nun, den in alle deutſchen Verhältniſſe tief eingreifenden Schritt thun und an die Schöpfung eines deutſchen Seeweſens gehen und zu dem Ende eine ganz neue Gattung von Zöllen in den Unterſchiedszöllen zu Gunſten der deutſchen Schifffahrt der Vereinsgewalt übergeben: das kann nur Stimmeneinheit der Vereinsſtaaten. Hat man ſich aber erſt zu dieſer Gattung von Zöllen entſchloſſen, ſo geht es mit den weitern einzelnen Beſtimmungen wie bei den andern Zöllen.

Ueber das eine große Mittel, wodurch der Verein zu ſeinem Zweck zu kommen ſucht, über die Verkehrsfreiheit im Innern des Geſammtgebiets, wäre wenig hinzuzuſetzen, wenn man es hätte über ſich gewinnen können, dem herrlichen Gedanken, in dem verbrüderten Deutſchland alle Verkehrsſchranken fallen zu laſſen, ohne Rückhalt zu huldigen. Aber ſo wenig ſind wir gewohnt, uns zu wahrhaft großartigen Geſichtspunkten zu erheben, daß wir den wirklich großartigen Gedanken der Verkehrsfreiheit im Innern von Deutſchland — dieſen Gedanken, deſſen Verwirklichung wir vollſtändig in der Hand hatten, und von dem wir zunächſt das meiſte und das ſicherſte Heil bei der ganzen Zollvereinigung finden müßten — nicht faſſen konnten, ohne ſogleich wieder daran irre zu werden, und den Grund des neuen Gebäudes durch ſehr erhebliche Ausnahmen zu durchlöchern. Wir wollten in den Geiſt einer neuen Zeit eingehen, und unſere Finanzeinrichtungen waren doch theilweiſe zu feſt geroſtet, um von dem Veralteten laſſen zu können: wir blieben an den Staatsmonopolen haften. Wir wollten unter uns Verkehrseinheit, und unſer Finanzweſen war doch zu unbehelfen, um ſich den dadurch

gebotenen Verhältniſſen anpaſſen zu können: man griff zu den ſogenannten Ergänzungs- oder Ausgleichungsabgaben, welche von gewiſſen für den einheimiſchen Verkehr höchſt wichtigen Artikeln der eine Vereinsſtaat bei der Einfuhr aus einem andern Vereinsſtaat, wo ſie bei der Erzeugung einer geringern Verbrauchsabgabe als bei ihm unterliegen, zu dem Betrage erheben darf, wie ſie bei der Erzeugung in ſeinem Lande höher beſteuert ſind. Ein Theil der Verkehrsſchranken blieb alſo auch in dem verbundenen Deutſchland: dort die Schranken, welche die Einfuhr der zu den Staatsmonopolen gehörenden Gegenſtände aus einem Vereinsſtaat in den andern gänzlich verbieten, hier die Schranken der Ausgleichungsabgaben.[1] Wahrlich, wenn eine Zeit zur Umbildung des Finanzweſens geeignet war, ſo war es die der Jugend des Zollvereins: eine Zeit geſegneten Friedens, der reiche Hülfsquellen dem Staatsbeutel zuführte, und eine Zeit der Erwärmung für höhere wirthſchaftliche und vaterländiſche Ideen, die das Volk ſelbſt ſchwierige Veränderungen willig ertragen ließen. Man wird inne werden, welche Quelle des Mißbehagens und welchen Zankapfel man mit dieſen Verkehrsſchranken ſich erhalten hat. Sie ſind dem klar ausgeſprochenen allgemeinen Geiſte der Vereinigung entgegen und bilden ein beſonderes Gebiet, das den Mitteln zur Erreichung des Vereinszwecks und damit auch der Einwirkung der Vereinsgewalt entzogen iſt. Nur Stimmeneinheit der Vereinsſtaaten kann deßhalb dieſe Schranken aufheben oder mindern. Indeß auch weitere oder neue ähnliche Schranken können nur durch Stimmeneinheit aufgeführt werden. Dies deßhalb, weil der einzelne Staat den andern ſich zur Verkehrsfreiheit im Innern in dem einmal angenommenen Umfange verpflichtet hat und dieſer Verpflichtung ſich natürlich nur unter Zuſtimmung aller andern überheben kann. Man darf das gemeinſame Zollweſen nach Außen mit wirthſchaftlicher Vertheidigung gegen das Ausland gleichbedeutend nehmen, die Verkehrsfreiheit im Innern mit dem Frieden unter den Verbundenen ſelbſt. Mit weitern oder neuen Verkehrsſchranken im Innern ſchmälert man dieſen Frieden, den Grundpfeiler der ganzen Verbindung, und damit das einigende Band ſelbſt.

---

[1] Es iſt hier nur das Hauptſächliche aufgeführt.

Die Verkehrsfreiheit im Innern und die Behandlung aller Vereinsländer als eines einzigen großen Gesammtgebiets kann noch auf andere Weise beeinträchtigt werden, als dadurch, daß ein einzelner Staat sich auf seinen Grenzen mit Schranken gegen andere Vereinsstaaten umgibt. Wesentlich nothwendig zur Verkehrsbewegung sind heutigestags gewisse öffentliche Anstalten, welche den Verkehr möglich machen oder doch erleichtern — Land- und Wasserstraßen, Brücken, Kanäle, Häfen u. dgl. mehr. Diese Anstalten verursachen mehr oder weniger bedeutende Kosten. Die Verkehrenden haben sich nicht darüber zu beschweren, wenn man den Betrag der Kosten wieder von ihnen entnimmt, durch Weggelder, Hafengelder, Brückengelder, Wasserzölle oder unter was sonst für einem Namen man den Preis für die Benützung der Anstalten einzieht. Allerdings wird die Zeit eines sehr ausgebildeten Verkehrs sich gegen diese gewöhnliche Erhebung der Kosten, die immer mit Weitläufigkeiten und Belästigungen verknüpft ist, sträuben und sich dafür aussprechen, daß man nicht bei jedem einzelnen Akt der Benutzung den Preis fordert, sondern daß die Gesammtheit im Großen die Kosten auf sich nimmt und damit dem Einzelnen das Recht der freien Benutzung erkauft. Doch das ist etwas, woran man wohl jetzt bei dem Bund der souverainen Zollvereinsstaaten nicht zu sehr denken darf. Was man von diesen zur Aufrechthaltung der Verkehrsfreiheit im Innern und der Einheit des Gesammtgebiets fordern muß, beschränkt sich wohl darauf:

1) daß sie für die Benutzung jener Anstalten, als Weggelder u. dgl. nicht mehr erheben, als zur Deckung der angemessenen Kosten der Anstalten erforderlich ist: was über diese Linie hinausgeht, ist ungehörige Beschränkung der Verkehrsfreiheit;

2) daß sie von den Bewohnern anderer Vereinsländer nicht mehr erheben als von den eigenen.

Das letztere ist von dem Verein unbedingt als Grundsatz aufgestellt. Die erste Forderung leidet indeß noch bei den Wasserzöllen Eintrag. Nun, die Bestimmungen, welche in Betreff der aufgestellten beiden Forderungen für die Verkehrsfreiheit im Innern getroffen sind, und nach der einen Seite hin die Grenzen, innerhalb der der Vereinswille sich bewegen darf, bezeichnen, können natürlich gleichfalls nur durch Stimmeneinheit abgeändert werden.

Zur Aufhebung oder Erweiterung der einmal angenommenen Beſchränkungen der Verkehrsfreiheit im Innern muß man einhelligen Beſchluß aller Stimmenden fordern, weil dadurch der für die Vereinswirkſamkeit einmal geſteckte Kreis verändert — bei der Aufhebung ausgedehnt, bei der Erweiterung der Beſchränkungen enger gezogen — wird.

Wir kommen zu einem ſehr wichtigen Gebiete, auf dem Stimmenmehrheit entſcheidet. Die Arten von Zöllen, welche die Vereinsgewalt in Anwendung bringen darf, ſetzt Stimmeneinheit feſt. Welche Gegenſtände aber mit den der Vereinsgewalt einmal überwieſenen Zöllen belegt werden und wie hoch der Zoll bei jeder einzelnen Sache ſeyn ſoll, beſtimmt die Mehrheit der Stimmen. Dies iſt — um es gleich von vornherein zu ſagen — der wichtigſte Fall der Stimmenmehrheit, aber auch der unerläßlichſte.

Der deutſche Bund kündigt als ſeinen Zweck (Art. 2 der Bundesakte) Erhaltung der äußern und der innern Sicherheit Deutſchlands an. Der Zweck des deutſchen Zollbunds ließe ſich damit vergleichen; ſchon früher iſt darauf hingedeutet. Auch dieſer hat eine äußere und eine innere Seite. Im Innern Deutſchlands ſoll auch wirthſchaftlich Friede ſeyn; das wirthſchaftliche Fehdeweſen ſoll unter den deutſchen Bundesbrüdern aufhören: darauf geht die Verkehrsfreiheit in Deutſchland ſelbſt. Und der Wirthſchaft des Auslands gegenüber ſoll die deutſche ihr Recht, ihre Unabhängigkeit behaupten; ſie ſoll gegen Uebergriffe des Auslands in ihr Gebiet geſichert, geſchützt ſeyn: das iſt der Grundgedanke des deutſchen Zollweſens nach Außen, und es iſt für den Gegenſtand, den wir hier prüfen, gleichgültig, ob Regierungen ſich dieſes Grundgedankens bedienen, um ihre finanziellen Wünſche darin zu hüllen, oder ob ſie — was mehr Grund hätte — das wirthſchaftliche Glück des Volks ſelbſt zunächſt ins Auge faſſen, und ihre finanziellen Bedürfniſſe nur hieran knüpfen. Es wäre ein thörichtes Beginnen, wenn unſer politiſcher Bund in dem Kampfe gegen das Ausland es von Stimmeneinheit abhängen laſſen wollte, welche und wie viel von den Mitteln, die ihm durch die Bundesverfaſſung im Allgemeinen zu Gebote geſtellt werden, er zur Sicherheit des Landes in Bewegung ſetzen ſollte: der Gegner möchte uns dann leicht weit

überflügelt haben, ehe wir zum Schluſſe gekommen wären, wenn wir überhaupt zum Schluſſe kämen. Eben ſo thöricht iſt es, wenn wir in unſerm Zollweſen, das uns gegen das Ausland decken ſoll, auf Stimmeneinheit warten wollen, um Zollmaßregeln zu ergreifen oder abzuändern. Vielleicht wäre es dann beſſer, daß jeder deutſche Staat, der nur irgend nach ſeiner Lage dazu im Stande wäre, wieder für ſich ſtände; denn in Zolltarifſätzen iſt es ſo ſchwierig, zu Einheit der Stimmen zu gelangen, daß an eine zeitgemäße Weiterbildung unſeres Zollweſens im Intereſſe unſerer Volkswirthſchaft kaum zu denken ſeyn möchte, vielmehr der Zollverein zu einem unbehelfenen, ſchwerfälligen Körper, der nicht vom Fleck könnte, werden würde. In allen Dingen, wo es ſich um Kampf oder Wettkampf handelt, iſt raſche Entſchließung das erſte Erforderniß: da muß der Einzelne ſich der Geſammtheit unterordnen, oder er muß darauf verzichten, zur Geſammtheit zu gehören. Es läßt ſich nicht genug wiederholen: wenn jeder Vereinsſtaat nicht daran genug hat, daß in den Grundlagen, den Grundgeſetzen des Vereins ohne ſein Ja keine Veränderung eintritt, wenn jeder Staat auch in den einzelnen, die Grundideen zur Anwendung bringenden Beſtimmungen, auch bei den Zollmaßregeln, welche die deutſche Volkswirthſchaft gegen die ausländiſche vertheidigen ſollen, ſeinen Kopf für ſich haben will, dann wird aus dem Verein künftig ein Unding.

Heutigestags geben die Dinge auf dem wirthſchaftlichen Weltſchauplatze in immer ſchnellerem Kreislauf. Außerordentliche Hülfsmittel ſtellen ſich dem Menſchen zur Verfügung; aber auch große Gefahren tauchen auf. Umſtände treten ein, die reichen Gewinn verſprechen, aber auch gewaltige Kriſen erſchüttern die Verkehrswelt. Günſtige Gelegenheiten wechſeln mit nachtheiligen Lagen. Da hat ein vielköpfiger Verein, in dem ein einziges Glied durch ſein Nein im Stande iſt, jede Veränderung im Zollweſen zu verhindern, von vorn herein verloren.

Freilich läuft der einzelne Staat, wenn die Mehrheit über den Zolltarif des Vereins entſcheidet, Gefahr, in dem einzelnen Falle die Beſtimmung anders als nach ſeinen Wünſchen ausfallen zu ſehen. Ich will die Fälle bei Seite ſetzen — wahrſcheinlich ſind es die häufigern — daß die kurzſichtige Aengſtlichkeit des Eigennutzes einen Vortheil gefährdet glaubt, wo gar

kein Vortheil gefährdet iſt; ohne Zweifel kann es ſich ereignen und ereignet es ſich wohl, daß die Mehrheit einen den Intereſſen der Minderheit weniger günſtigen Beſchluß faßt. Allein läuft nicht jede Grafſchaft in England, jedes Departement in Frankreich dieſelbe Gefahr? Und möchten ſie darum das Recht anſprechen, mit ihrer Einzelſtimme jede Veränderung in dem Zollweſen des Landes unmöglich zu machen? Gewiß nicht. Dort begreift ein Jeder, daß mit dieſem Recht die wirthſchaftliche Größe des Vaterlands durch einen Zug vernichtet wäre. Dort weiß ein Jeder, daß die Umſtände in dem einen Jahre dieſem, in dem andern jenem Intereſſe günſtig ſind, und daß ſich im Laufe der Zeit Alles ausgleicht. Dort ſagt der geſunde Verſtand, daß, wenn in einem einzelnen Falle mit jenem Recht der einen Provinz etwas gewonnen werden könnte, in hundert andern Fällen derſelben Provinz weit mehr dadurch verloren geht. Und wie ſollte die deutſche Beſonnenheit und Mäßigung nicht noch viel eher ausgleichen und Rückſicht nehmen? Es verſteht ſich ja zudem von ſelbſt, daß in einem Staatenverein dem Intereſſe der einzelnen Glieder weit mehr Rechnung getragen wird als in einem centraliſirten Lande.

Kaum ein Bedenken kann es erregen, daß eine andere Gattung von Gegenſtänden dem Willen der Mehrheit anheim fallen muß; alle Geſetze und Vorſchriften nämlich, welche auf die Vollziehung der von dem Verein angenommenen Zollbeſtimmungen Bezug haben. Bei dieſen Geſetzen und Vorſchriften ſteht nicht ein Intereſſe dem andern gegenüber; ſie ſind nur Fragen der größern Zweckmäßigkeit, und da mag ſich jeder beſcheiden, daß die Berathung in der Vereinsverſammlung das Beſſere zu Tage fördert. Der Grund, weßhalb in einem Vereine dieſe ſogenannten Vollzugsgeſetze und Vorſchriften nicht der Stimmeneinheit überlaſſen werden können, iſt einfach der, daß dabei immer eine Menge oft ſchnell wechſelnder Einzelheiten ins Auge gefaßt werden und darum die Möglichkeit gegeben ſeyn muß, raſch zu einer den Umſtänden und Verhältniſſen angemeſſenen Entſcheidung zu kommen.

Ein Feld von ziemlich erheblichem Umfange wird damit der Stimmenmehrheit überwieſen. Ich rechne dahin:

1) Die Verordnungen, wonach ſich die Errichtung und

Einrichtung der Zollbehörden und Zollſtellen für die Zollerhebung und Zollaufſicht richtet.

2) Die Verordnungen, welche die Verhältniſſe, insbeſondere die Beſoldungen des bei dieſen Behörden und Stellen zu verwendenden Perſonals regeln.

3) Die Verordnungen, wonach das Verfahren bei der Zollerhebung und Zollaufſicht geht.

4) Die Verordnungen über die Bildung der Zollgerichte zur Aburtlung der Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins und über die Zuſtändigkeit dieſer Gerichte.

5) Die Verordnungen, welche das Verfahren bei den Zollgerichten feſtſtellen.

6) Die Geſetze, welche die auf Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins ſtehenden Strafen enthalten.

Es iſt natürlich, daß der Verein auch in den Dingen, welche die Vollziehung der Vereinszollgeſetze betreffen, geſetzgebende Gewalt hat. Man könnte noch einen Schritt weiter gehen und fragen, ob er nicht auch jenen Verordnungen und Geſetzen gemäß in den einzelnen Staaten das Einzelne anordnen, die Zollbehörden und Zollgerichte bilden, die Perſonen dabei anſtellen müſſe u. ſ. w. Das wäre weder räthlich noch nöthig. Nicht räthlich, weil es ſich mit der Stellung der ſouverainen deutſchen Staaten nicht vereinbaren läßt, daß in ihren Ländern andere Behörden und andere Angeſtellte wie ihre eigenen ſind. So lange die deutſche Bundesakte mit ihrer Gewähr für die Souverainetät der einzelnen deutſchen Staaten beſteht, wird kein deutſcher Staat von Bedeutung es ſich gefallen laſſen, daß in ſeinem Gebiete Behörden einer andern Macht walten. Es iſt aber auch gar nicht nöthig: der einzelne Staat übernimmt in ſeinem Lande die Ausführung jener Verordnungen und Geſetze ſelbſt und haftet dafür dem Verein, deſſen Mitglied er iſt. In dieſem Zweige der Vereinsangelegenheiten iſt Widerſtreben des einzelnen Staats gegen die Geſammtheit am wenigſten zu beſorgen. Und wenn es mit der Vollziehung nicht überall ebenſo genau wie in einem centraliſirten Körper genommen werden ſollte, ſo vergeſſe man nicht, daß man nun einmal an einen Staatenverein nicht dieſelben Anſprüche machen darf.

Die Sache ſtellt ſich alſo, um noch etwas näher darauf

einzugeben, ſo: Jeder Vereinsſtaat errichtet und organiſirt, gemäß den Verordnungen und Geſetzen des Vereins, in ſeinem Lande die Behörden und Stellen für Zollaufſicht und Zollerhebung, ſo wie die Zollgerichte, ſtellt das dabei erforderliche Perſonal an und zahlt dieſem die Beſoldungen aus. Dieſe Behörden und dieſe Perſonen ſind Behörden und Beamte des einzelnen Staats, nicht des Vereins. Nicht dem Verein, ſondern dem einzelnen Staate ſind ſie verantwortlich. Der einzelne Staat behandelt ſie wie ſeine übrigen Beamten; der Verein hat ihnen keine Befehle zu geben. Sie erheben die Zölle und richten im Namen ihres Staates. Davon iſt unzertrennlich, daß der einzelne Staat auch das Recht der Strafmilderung und des Straferlaſſes bei den Vergehen, die ſeine Zollgerichte behandeln, hat. Dagegen iſt der einzelne Staat dem Verein dafür verantwortlich, daß alles das nach den Verordnungen und Geſetzen des Vereins geſchieht. Der Verein hat danach das Recht, von allem, was bei jenen Behörden geſchieht, Kenntniß zu nehmen, ihre Papiere einzuſehen, auch Perſonen an die Behörden abzuordnen, welche ſich von deren Thätigkeit unmittelbar überzeugen. Findet der Verein, daß ſeine Verordnungen in einem Staate nicht beobachtet werden, ſo kann er Abſtellung des Mangels fordern. Sollte der Forderung nicht genügt werden, ſo muß er natürlich das Recht haben, ſeine Verordnungen in dem einzelnen Staate ſelbſt in Ausführung zu bringen. Das iſt unerläßlich; nichts iſt thörichter, als ein Recht zu geben, aber die Gewähr, es verwirklicht zu ſehen, zu verweigern. Jeder Staat hat es ja auch vollkommen in Händen, das Eingreifen der Vereinsgewalt in ſeinem Lande durch gewiſſenhafte Anwendung der Vereinsgeſetze zu verhindern.

Das einzig richtige Verhältniß zwiſchem dem Verein als Geſammtheit und den einzelnen Staaten als Vereinsgliedern ſcheint mir das zu ſeyn, daß die geſetzgebende Gewalt in Vereinsſachen ungeſchmälert in den Händen des Vereins iſt (wenn auch in vielen Fällen Veränderungen in der Geſetzgebung Stimmeneinheit verlangen), die Vornahme der einzelnen Akte zur Ausführung der Vereinsgeſetze aber jedem Staate in ſeinem Gebiete überlaſſen bleibt, wogegen die Entſcheidung darüber, ob der einzelne Staat die Vereinsgeſetze gehörig vollzieht, natürlich wieder dem Verein gebührt.

jedem Standpunkt der Wiſſenſchaft die Offenbarung, oder was ſie ſo heißt, mit den Reſultaten der Forſchung zu verſöhnen, und ſo hat die deutſche Philoſophie einen Verſuch (von Steffens) aufzuweiſen, die Racenbildung aus der verlorenen Unſchuld und der Erbſünde zu erklären.

Wenn ſolche Myſtik die Spitze der bisher beſprochenen gewöhnlichen Vorſtellungsweiſe bildet, ſo erſcheint als der andere, der negative Pol, die extreme Anſicht der rein empiriſchen Naturforſcher, welche das Problem zoologiſch auffaſſen. Der Schöpfer, ſagen ſie, kann den Menſchen unmöglich in eine Welt geſetzt haben, in der er nur durch Ausnahmen von den allgemein für dieſe Welt gegebenen Geſetzen zu erhalten und zu verbreiten geweſen wäre. Sie verweiſen aus der Wiſſenſchaft alle Wunderanſtalten, welche man zur Erklärung der Verbreitung des Geſchlechts ins Spiel bringen möchte, und behaupten, dieſe müſſe mit der Verbreitung der übrigen Organismen, der Pflanzen und Thiere, wenigſtens commenſurabel ſeyn. Mehrere, unter denen vorzüglich Rudolphi zu nennen, haben es nun geradezu ausgeſprochen: wenn das, was uns überall in der Naturgeſchichte leitet, wie billig auch auf den Menſchen volle Anwendung findet, ſo können wir nicht umhin, mehrere Arten, Species, des Geſchlechtes anzunehmen, ſeyen es nun drei oder vier oder fünf. — Es iſt kein Grund denkbar, warum die Einflüſſe, welche am einen Erdfleck zum Myſterium der Menſchenbildung zuſammenwirkten, nicht auch an einem andern oder mehreren andern zu analogen, aber ſpecifiſch unter einander verſchiedenen, für die klimatiſchen Verſchiedenheiten der Geburtsſtätten charakteriſtiſchen Gebilden zuſammengetreten ſeyn ſollten. Wie die Wiſſenſchaft nicht daran zweifelt, daß die eigenthümlichen Thiere der verſchiedenen Landſtriche dieſen urſprünglich eingebildet ſind, ſo ſind gewiß auch die eigenthümlichen Typen, in welche die Menſchheit nach der Beobachtung aller Zeiten zerfällt, rein autochthoniſch, und dieſe Typen ſind im Lauf der Geſchichte hier mittelſt Vermiſchung an den Rändern der Gebiete, dort mittelſt Durchdringung zum bunten Völkergemälde der Jetztzeit zuſammengefloſſen.

Dieſe Anſicht iſt nach unſerer Ueberzeugung auf dem beſchränkten Standpunkte einer Forſchung, welche die Naturkörper nimmt, wie ſie gebildet vorliegen, ganz conſequent. Sie verletzt

Von ſelbſt verſteht ſich, daß das Aufſichtsrecht über die gehörige Vollziehung der Vereinsgeſetze in den einzelnen Staaten, welches dem Verein zuſtehen muß, nicht in jenen kleinlichen Schematismus ausarten darf, der in vielen Ländern jetzt die untergebenen Behörden in Ordnung halten ſoll. Von einem ſolchen oder ähnlichen Verfahren kann natürlich gar keine Rede ſeyn. Der Verein wird vernünftig genug ſeyn, nicht einmal ein ſtehendes Beaufſichtigungsweſen anzuordnen; er wird warten, bis deutliche Anzeichen von mangelhafter Ausführung der Vereinsgeſetze in dieſem oder jenem Staate ans Licht treten; erſt dann wird er von ſeinem Aufſichtsrecht Gebrauch machen. Etwas anderes iſt gar nicht erforderlich. Man darf vorausſetzen, daß jeder Staat das Seine thun wird; daß Alles ſich in denſelben Formen ängſtlich bewegt, iſt gar nicht nöthig. Nur für den Nothfall muß dem Verein jenes Recht bleiben. Ein läſtiges Beaufſichtigungsweſen würde von vorn herein die Luſt an der Sache mindern. Und daß jeder Staat mit Luſt und Liebe dem Verein zugethan bleibe, iſt immer die Hauptſache. Die Kraft, das Gedeihen eines Staatenbundes ruht gerade hierauf. Mit einem Staatenbunde ſteht es ganz anders als mit einem centraliſirten Staate: in dem letztern darf man der Gewalt weit mehr einräumen, als in dem erſten. Darum iſt die Behandlung von Vereinsangelegenheiten eine ſo zarte Sache. In Deutſchland braucht aber auch kein Staat zu fürchten, daß er, wenn er nur irgend den übernommenen Verpflichtungen nachkommt, von einer Bundesgewalt Beläſtigungen zu erwarten habe. Bei uns greift eine Bundesgewalt immer eher zu wenig als zu viel ein. Das liegt in der Eigenthümlichkeit unſerer Verhältniſſe.

Es ſcheint nicht unangemeſſen zu ſeyn, die Vergleichung der Zollvereinsgewalt mit der Gewalt des deutſchen Bundes in allen Hauptpunkten zu verfolgen: man ſieht dann, in wie weit man auf praktiſchem Boden ſteht und nicht bloß theoretiſchen Gebilden ſich hingibt. Wie der Zollverein mit dem Zollweſen die deutſche Volkswirthſchaft nach Außen deckt, ſo ſucht der deutſche Bund durch das deutſche Heerweſen Deutſchland nach Außen ſicher zu ſtellen. Der deutſche Bund hat dabei die geſetzgebende und anordnende Gewalt. Er erläßt die Beſtimmungen, wonach ſich das deutſche Heerweſen geſtaltet. Die Ausführung

dieſer Beſtimmungen bleibt jedem Staate in ſeinem Gebiete überlaſſen. Die Kriegsleute jedes Staats ſind Kriegsleute *dieſes* Staats und der höchſten Gewalt *dieſes* Staats verantwortlich. Aber der einzelne Staat bleibt dem Bunde für die Ausführung der Bundesvorſchriften verantwortlich. Der Bund hinwiederum hat ein Aufſichtsrecht in allen einzelnen Staaten. Allein das übt er nicht in der Weiſe aus, daß er den einzelnen Staat mit ewigen Berichten und Muſterungen quälte. Es wäre eine kurzſichtige Gewalt, die nicht auf andere Weiſe von dem *allgemeinen* Stande der Dinge Kenntniß nehmen könnte. Das ſchlechteſte Beaufſichtigungsweſen iſt immer das Buchſtaben- und Formenweſen: wo der Geiſt nicht wacht, da iſt alle höhere Beaufſichtigung eitel. Wenn der Bund dagegen von ernſten Mängeln in dem Heerweſen des einzelnen Staates beſtimmte Nachricht erhält, ſo wird er genaue Unterſuchung anſtellen. Iſt ein deutſcher Staat dadurch irgend beläſtigt? Nun, ſo wird er auch nicht beläſtigt werden, wenn man ein gleiches Recht der Zollvereinsgewalt einräumt.

Hier iſt noch Einiges nachzuholen. Jeder Vereinsſtaat bringt alſo in ſeinem Lande die Zollvereinsgeſetze und Verordnungen zur Ausführung; die Behörden und Beamten, die dazu dienen, ſind *ſeine* Behörden und *ſeine* Beamten. Es iſt daher auch nicht gerade unbedingt nöthig, daß er dieſe Behörden lediglich mit Zollvereinsgeſchäften betraut. Die Zollgerichte kann er z. B. mit ſeinen gewöhnlichen Gerichten verbinden. Auch wird es bei kleinern Staaten kaum anders thunlich ſeyn, als daß ſie zu gemeinſchaftlichen Zollbehörden zuſammentreten. Die Bildung der Zolldirektion für das thüringiſche Gebiet gibt davon ein Beiſpiel.

Diejenigen Verordnungen, welche die Einführung der Vereinsverordnungen in das Leben, die Organiſation der Zollbehörden und des Zolldienſtes in dem *einzelnen Bezirke* vermitteln — man könnte ſie ausführende Verordnungen nennen — bleiben natürlich jedem Staate für ſein Gebiet überlaſſen: ſie müſſen gerade die beſondern Verhältniſſe des Landes ins Auge faſſen. Man könnte ſie mit den Inſtruktionen und Ordonnanzen der Regierungen conſtitutioneller Länder zur Ausführung der Verordnungen der geſetzgebenden Gewalten zuſammenſtellen.

Den Beſchlußfaſſungen des Vereins ſind ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, untergeordnet.

Man wird nicht vermeiden können, noch einen Schritt weiter zu gehen. Eine Vereinsgewalt kann nicht ſo ſchnell wirkſam werden als die Gewalt in einem centraliſirten Staate. Darum muß man für Fälle dringender Eile dem einzelnen Staate gewiſſe ſelbſtſtändige Befugniſſe zur Sicherung der von dem Vereine feſtgeſtellten Zölle einräumen. Man nehme, daß in einem Bezirke der Schmuggel plötzlich ſehr gefährlich wird. Da muß der einzelne Staat im Stande ſeyn, den allgemeinen Etat der Zollbeamten zu überſchreiten, ohne erſt der Genehmigung der Vereinsgewalt zu bedürfen. Die Koſten dafür müſſen ihm aus der Vereinskaſſe erſetzt werden. Natürlich haben ſeine Maßregeln da nur den Charakter von proviſoriſchen: ihre Gültigkeit geht nicht über einen Zeitraum hinaus, der im Durchſchnitt hinreicht, um einen Vereinsbeſchluß möglich zu machen. Wie lang dieſer Zeitraum zu nehmen ſey, das wird von der Einrichtung abhängen, welche man der den Verein vertretenden Behörde (der Vereinsverſammlung) gibt. Läßt ein Staat ſeine eigenmächtigen Einrichtungen über dieſen Zeitraum hinaus beſtehen, ſo fallen die Koſten ihm zur Laſt.

An dieſer Stelle wird auch Einiges über die richterlichen Befugniſſe des Vereins zu ſagen ſeyn. Der Verein muß natürlich die Entſcheidung darüber haben, ob das einzelne Vereinsglied ſeinen Verpflichtungen nachgekommen ſey, d. h. den Vereinsgeſetzen nicht zuwider gehandelt habe. Ohne dieſes Entſcheidungsrecht wäre der Verein nichts. Ueber Vereinsangelegenheiten hinaus gehen, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſeine Entſcheidungen nicht. Der Verein darf alſo, wenn beſtimmte Anzeichen vorliegen, daß ein Staat ſeinen Vereinsobliegenheiten nicht nachgekommen ſey, dieſen zur Erklärung binnen angemeſſener Friſt auffordern, hienächſt die etwa erforderliche Beweisführung einleiten und dann ſein Urtheil ſprechen. Kommt der Staat dem Urtheil nicht nach, ſo muß der Verein natürlich die Macht haben, das Urtheil zu vollziehen. Dies Vollziehungsrecht darf in der Verfaſſungsurkunde des Vereins nicht fehlen, obgleich wohl kaum je der Fall eintreten dürfte, daß davon Gebrauch gemacht werden müßte.

Auch dies iſt nur den Beſtimmungen, welche beim deutſchen Bunde gelten, entſprechend.

Da es ſich hier um ein Urtheil über das Verfahren eines Vereinsglieds handelt, ſo liegt es in dem Begriff, daß nicht Stimmeneinheit, ſondern Stimmenmehrheit bei dem richterlichen Einſchreiten des Vereins, bei der Fällung des Spruchs und bei der Vollziehung deſſelben gelten muß.

Aus gleichem Grunde muß auch bei der beaufſichtigenden Thätigkeit des Vereins Stimmenmehrheit den Ausſpruch thun.

Kaum bedarf es noch der Bemerkung, daß dem Verein auch die authentiſche Auslegung ſeiner Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften zuſtehen muß. Bei der authentiſchen Auslegung muß Stimmenmehrheit entſcheiden. Das iſt durchaus erforderlich. Streitigkeiten über die Auslegung eines Geſetzes würden ſonſt das Geſetz ſelbſt wirkungslos machen. Es liegt darin auch keine Gefahr für die ſelbſtſtändige Stellung der Staaten. Man wird doch nicht glauben, daß Vereinsglieder unter dem Vorwande der Geſetzesauslegung Dinge in ein Geſetz hineinziehen würden, die gar nicht hinein gehören. Wenn man über ſolche Befürchtungen nicht erhaben iſt, dann kann man überhaupt keinem Staatenvereine beitreten.

Die Staaten, welche an dem Zollverein Theil nehmen, ſind an Umfang und Seelenzahl ſehr verſchieden. Preußen hat fünfzehn Millionen Einwohner; einige andere Vereinsſtaaten haben kaum ſo viel oder doch nicht viel mehr Tauſende. Es entſteht die Frage: in welchem Verhältniß ſollen die verſchiedenen Staaten berechtigt ſeyn

1) an der Vereinsgewalt und

2) an den Früchten, an den Einnahmen des Vereins Theil zu nehmen?

Den zweiten Theil der Frage hat der Zollverein auf die einfachſte und vernünftigſte Weiſe beantwortet: er vertheilt den Reinertrag ſeiner Einnahmen nach Kopfzahl. Wollte man darauf beſtehen, daß jeder Staat aus der Vereinskaſſe bis auf einen Heller das Seine erhielte, d. h. dasjenige, was aus ſeinem Gebiete in die Vereinskaſſe flöſſe, ſo möchte ſich Manches gegen jene Vertheilungsweiſe, wenigſtens bei dem jetzigen Zolltarif des

Vereins, einwenden laſſen: denn allerdings erhält bei dem jetzigen Zolltarif nach jenem Grundſatz nicht jeder Vereinsſtaat aus der Vereinskaſſe das, was aus ſeinem Lande auf die Einkünfte der Kaſſe zu rechnen iſt, und wie man auch den Zolltarif verändern vermag, nie wird ſich mit Beſtimmtheit ſagen laſſen, daß der einzelne Staat aus der Vereinskaſſe genau ſo viel empfange: ſchon aus dem einfachen Grunde, weil ſich immer nur annähernd berechnen läßt, was aus dem einzelnen Lande an Einkünften dem Verein zufließt. Was jene Vertheilungsart für ſich hat, iſt ihre Einfachheit; aber das iſt auch entſcheidend. Ein verwickeltes Syſtem in den leitenden Grundſätzen iſt ſelbſt in centraliſirten Staaten ein großes Uebel, bei Staatenvereinen ein Krebsſchaden, der bald zur Auflöſung des Ganzen führt. Wollte man jedes Jahr oder auch nur immer nach einer gewiſſen Reihe von Jahren ſich auf weitläufige, künſtliche Berechnungen deſſen einlaſſen, was dem einzelnen Staate nach den Vortheilen, welche die Kaſſe von ihm gehabt, gebührte, ſo würde des Streits kein Ende ſeyn und über das Streiten das Ziel ſelbſt unerreicht bleiben. Man muß an dem angenommenen Grundſatz halten oder den Verein aufgeben. Viel beſſer bewilligt man da, wo man ſich von offenbarer Unbilligkeit überzeugt, dem einzelnen Staate Entſchädigung; nur darf die Entſchädigungsforderung kein Recht werden; ſonſt tritt gerade das ein, was man vermeiden will. Am allerbeſten ſetzt man den Tarif ſo, daß vorausſichtlich im Durchſchnitt der Jahre kein Staat zu kurz kommt.

Größere Schwierigkeiten bietet die Frage nach dem Antheil jedes Staats an der Vereinsgewalt. Für die Fälle, wo Stimmeneinheit entſcheidet, hat dieſe Frage keine Bedeutung: da gilt der kleinſte Staat ſo viel als der größte; ohne die Zuſtimmung des kleinſten Staates kann nichts geſchehen. An den großen, leitenden Grundſätzen, den Grundgedanken, den Grundpfeilern des Vereins kann ohne den Willen auch des kleinſten Staats nicht gerüttelt werden. Das hat allerdings ſeine Schattenſeiten und kann für die Fortbildung des Vereins ſehr nachtheilig werden. Aber dieſe Schattenſeiten ſind allen Staatenvereinen eigen: die Souverainetät der einzelnen Glieder fordert ihre Opfer. — Allein wie in den Fällen der Stimmenmehrheit, alſo da, wo es ſich nur um den Ausbau der leitenden Gedanken und die

Ausführung des Vereinswillens handelt? Offenbar kann doch da Hohenzollern-Hechingen nicht ſo viel gelten als das Königreich Bayern. Ein Stimmrecht muß natürlich der kleinſte Vereinsſtaat auch da haben; indeß ſeine Stimme kann begreiflicher Weiſe nicht ſo viel als die des Königreichs Bayern wiegen. Aber in welchem Verhältniß muß der Antheil Bayerns an der Vereinsgewalt zu dem von Hechingen ſtehen?

Der deutſche Bund kennt auch einen Unterſchied in der Stimmberechtigung ſeiner Glieder. Doch iſt dieſer nicht gerade ſehr erheblich. Im Plenum der Bundesverſammlung hat Oeſterreich z. B. nicht mehr Stimmen wie Hannover, nur eine mehr wie Holſtein, nur drei mehr wie Hohenzollern-Hechingen; ja Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen und Schwarzburg-Sondershauſen und Rudolſtadt haben zuſammen eben ſo viel Stimmen als Oeſterreich. Dieſe und ähnliche Thatſachen, die Geringfügigkeit der Bedeutung der großen deutſchen Staaten auf dem Bundestage nach Verhältniß ihrer Stimmenzahl würde wunderbar ſeyn und in kurzer Friſt zu den größten Unzuträglichkeiten geführt haben, wenn nicht ein Umſtand Statt fände. Vier freie Städte ausgenommen iſt der deutſche Bund ein Bund *ſouverainer Fürſten*. Die Intereſſen, die in Frankfurt vertreten werden, ſind ſich bei der jetzigen Lage der Dinge gleich: darum braucht es keine große Abſtufung der Stimmen. Die Stimmenzahlen könnten noch weniger ungleich ſeyn und man würde doch denſelben ruhigen, gleichmäßigen Gang wahrnehmen. Auf ähnliche Weiſe die Stimmen für die geſetzgebenden Körper in London und Paris auf die engliſchen Grafſchaften und die franzöſiſchen Departements vertheilen, wäre baarer Unſinn; es würde in wenig Jahren zu Auflöſung der Staatsordnung führen. Deßhalb laſſen ſich die Stimmen im Zollverein nicht auf gleiche Art wie in der deutſchen Bundesverſammlung vertheilen; im Zollverein kommen die unmittelbaren Volksintereſſen zur Frage: hier muß die Größe der Intereſſen einen entſcheidenderen Einfluß ausüben.

Jedermann weiß, daß in der Politik die Zahlen keinen Anſpruch auf abſolute Richtigkeit haben, wie in der Mathematik. In der Politik müſſen Verhältniſſe und Umſtände immer ihr Wort mitſprechen. Wer die beſondern Verhältniſſe, welche im Zollverein obwalten, überſehen wollte, könnte auf den Gedanken

kommen, wie die Zolleinnahmen nach Köpfen vertheilt würden, ſo müßten es auch die Stimmen werden. Das würde zur Diktatur Preußens führen. Preußen erhielte durch ſeine Seelenzahl die Mehrheit über alle andern Vereinsſtaaten; ebenſo gut könnte man ſagen, daß in den Fällen der Stimmenmehrheit Preußen allein entſcheiden ſolle.

Die Vertheilung der Stimmen unter die Zollvereinsſtaaten hat, wie ſchon geſagt, ihre große Schwierigkeit. Auf der einen Seite die unabweisbare Nothwendigkeit, den Unterſchied der Größe der Staaten zu berückſichtigen; auf der andern das Bedürfniß, das Kleine nicht in dem Großen verſchwinden zu laſſen. Ich glaube, einen Ausweg zeigt nur die Verbindung der beiden Seiten, und zwar in der Art, daß allerdings, je größer die Seelenzahl wird, deſto größer auch die Stimmberechtigung wird, daß aber die Vergrößerung der Stimmberechtigung in immer geringerm Grade Statt findet, je mehr die Seelenzahl ſteigt. Das Folgende wird dieſen Gedanken veranſchaulichen. Wiederholt ſey nur zuvörderſt, daß die Anwendung des Grundſatzes ſich den Verhältniſſen anpaſſen muß.

So wie die Bevölkerung der verſchiedenen Vereinsſtaaten iſt, ſcheint es mir das Zweckmäßigſte zu ſeyn, daß man von einer Seelenzahl von 250,000 ausgeht und damit eine Stimme verbindet. Die Seelenzahl von 250,000 wäre ſomit die Grundeinheit. Braunſchweig, Naſſau, Weimar, Luxemburg hätten hienach je eine Stimme. Jeder Staat, der zweimal 250,000 Seelen zählte, müßte zwei Stimmen erhalten. Weiter hinauf müßte ſich nun aber ſchon der Unterſchied in der Ausdehnung der Stimmberechtigung zeigen. Ginge es ſo, wie angegeben, fort, ſo würde ein Staat von dreimal 250,000 Seelen drei Stimmen verlangen können. Aber um dem andern Grundſatz gleichfalls Einfluß zu geben, möchte es angemeſſen ſeyn, erſt mit weitern 500,000 Seelen eine dritte Stimme zuzugeſtehen, und dann erſt mit einer weitern Million eine vierte Stimme. Indeß auch dabei wird man nicht ſtehen bleiben können, mit jeder neuen Million eine Stimme mehr einzuräumen, wenn nicht der wachſenden Größe zuletzt ein zu großes Gewicht beigelegt werden ſoll. Ich möchte vorſchlagen, daß wenn die Bevölkerung eines Staats fünf Millionen überſteigt, dann immer nur mit

jeden neuen zwei Millionen eine Stimme mehr gegeben wird. Es läßt ſich nicht oft genug daran erinnern, daß bei Aufgaben der vorliegenden Art etwas abſolut Richtiges nie gefunden wird. Einwendungen wird man gegen jede Art der Stimmenvertheilung machen können. Es fragt ſich nur, wogegen am wenigſten Einwendungen zu beſorgen ſind.

Das Verhältniß wäre alſo dieſes

I. Staaten von 250,000—500,000 Seelen haben eine Stimme.

1) Braunſchweig hat 1 Stimme
2) Naſſau „ 1 „
3) Weimar „ 1 „
4) Luxemburg „ 1 „

II. Staaten von 500,000—1 Million Seelen haben zwei Stimmen.

5) Heſſen-Kaſſel hat 2 Stimmen
6) Heſſen-Darmſtadt „ 2 „

III. Staaten von 1 Million — 2 Millionen Seelen haben drei Stimmen.

7) Württemberg hat 3 Stimmen
8) Sachſen „ 3 „
9) Baden „ 3 „

IV. Staaten von zwei Millionen haben vier Stimmen und erhalten bis zu fünf Millionen Seelen mit jeder neuen Million, in die ſie treten, eine Stimme mehr.

10) Bayern hat 6 Stimmen.

V. Staaten von fünf Millionen haben 7 Stimmen und erhalten mit jeden neuen zwei Millionen, in die ſie treten, eine Stimme mehr.

11) Preußen hat 12 Stimmen.

Es bleibt noch die Stimmberechtigung der kleinern Staaten feſtzuſtellen. Und da ſcheint es billig zu ſeyn, daß Frankfurt eine ganze Stimme erhalte. Allerdings iſt die Seelenzahl Frankfurts verhältnißmäßig gering. Deſto bedeutender ſind die Kräfte wirthſchaftlicher Macht und Einſicht, worüber es verfügt. Es bleibt immer einer der bedeutendſten Handelsplätze Deutſchlands, und es iſt wünſchenswerth, daß die freien Städte ihre Vertretung für ſich haben. Auch wäre es in der That ſchwer, Frankfurt in der Vertretung mit andern Staaten zuſammen zu werfen.

Den übrigen Staaten wird man Geſammtſtimmen geben müſſen; etwa in der Art, daß Meiningen, Altenburg und

Coburg zuſammen eine Stimme, die anhaltiſchen und ſchwarzburgiſchen Länder gleichfalls zuſammen eine Stimme und endlich die übrigen Länder zuſammen eine Stimme erhielten. Denjenigen deutſchen Staaten, welche ſelbſt nicht zum Zollverein getreten ſind, ſondern nur ihres Nutzens wegen dem Zollverein einzelne Gebietsſtücke, die vom Zollvereinsgebiete ganz oder mehr oder weniger umſchloſſen ſind, auf eine beſtimmte Zeit überlaſſen haben, kann natürlich bei der Zollvereinsgeſetzgebung kein Stimmrecht eingeräumt werden. Solche Gebietsſtücke hängen mit dem Zollverein nur durch vorübergehende Vertragsbeſtimmungen zuſammen, und haben eben in dieſen Vertragsbeſtimmungen die Gewähr für ihre Intereſſen zu ſuchen.

In Betreff derjenigen Staaten, welche eine Geſammtſtimme führen, ſcheint es zweckmäßig zu ſeyn, näher zu beſtimmen, welches Stimmrecht jeder an einer Geſammtſtimme betheiligte Staat haben ſolle. Offenbar kann der Verein nicht darauf warten, bis die Theilhaber an einer Geſammtſtimme ſich bei jeder einzelnen Angelegenheit darüber geeinigt haben, in welchem Sinne ihre Geſammtſtimme abgegeben werden ſoll. Es wird ſich nicht umgehen laſſen, daß jede Geſammtſtimme nach einer gewiſſen Reihenfolge unter ihren Theilhabern wechſelt, dergeſtalt daß ſie zur Zeit immer nur einer von ihnen führt, mit der Zeit aber jeder von ihnen an die Führung kommt. Natürlich können auch diejenigen Theilhaber, welche nicht an der Führung ſind, ihre Wünſche dem Verein zu erkennen geben; auch iſt der Stimmführer verpflichtet, die Wünſche und Anträge der andern dem Verein auf deren Verlangen mitzutheilen. Indeß eine Stimme abgeben können ſie, ſo lange ſie nicht an der Reihe ſind, nicht.

Bisher iſt immer von Stimmenmehrheit geſprochen, ohne daß näher angegeben wäre, welches denn die beſchlußfähige Stimmenmehrheit ſeyn müſſe, ob die einfache, oder die von Zweidrittel oder die von Dreiviertel oder welche ſonſt. Offenbar iſt dies von großer Wichtigkeit. Man hat es mit dieſen Unterſchieden in der Hand, ob man ſich mehr der einheitlichen Kraft eines centraliſirten Staats nähern oder mehr das Bundeselement überwiegen laſſen, d. h. mehr den Willen der verſchiedenen

Staaten möglichſt berückſichtigen will. Auch darüber müſſen die beſondern Verhältniſſe mitſprechen.

Wenn der Verein, wie vorgeſchlagen, die Veränderung der Grundgeſetze an Stimmeneinheit bindet, und ſo dem einzelnen Staat Gewähr leiſtet, daß ohne deſſen Willen an dem von dieſem ſelbſt dem Verein geſteckten Ziel und Grenze nichts geändert wird, ſo kann man nur wünſchen, daß im Uebrigen der Verein möglichſte Beweglichkeit erhalte, alſo die einfache Mehrheit entſcheide. Der Verein hat ſich wohl zu hüten, daß der ſchwerfällige Entwicklungsgang, welcher bei der Behandlung der an Stimmeneinheit gebundenen Grundgeſetze unvermeidlich ſeyn wird, nicht auch in den Fällen, worüber Stimmenmehrheit verfügt, Platz greift.

Nach der oben erörterten Stimmenvertheilung würde der Verein im Ganzen 39 Stimmen zählen. Die einfache Mehrheit wäre demnach ſchon durch 20 Stimmen gegeben.

Aber, wie geſagt, die beſondern Umſtände müſſen mitſprechen. So wie der Zollverein für den Augenblick noch zuſammengeſetzt iſt, ſcheint es nicht räthlich zu ſeyn, ſchon der Zahl von zwanzig Stimmen den Ausſchlag zu überlaſſen. Der Grund liegt in den Verhältniſſen der ſüddeutſchen Vereinsſtaaten.

Die ſüddeutſchen Vereinsſtaaten haben, das läßt ſich nicht verkennen, ihre eigenthümlichen Intereſſen. Wie ſehr hat die letzte Zeit das nicht auch denen klar machen müſſen, die früher nicht daran glaubten! Von wie manchen Seiten hat ſich ein gewiſſes Mißbehagen kund gegeben, das dem Herzen des Vaterlandsfreundes nicht gleichgültig bleiben konnte! In dem ſüdlichen Deutſchland werden die induſtriellen Richtungen immer entſchiedener hervortreten, als in dem nördlichen, und in dem nördlichen die Richtungen des Ackerbaues und des Handels, zumal des Seehandels, entſchiedener als in dem ſüdlichen. Ich ſpreche hier nur von dem Durchſchnitt im Großen. Denn allerdings hat auch der Norden Gegenden, z. B. im Königreich Sachſen und in einzelnen preußiſchen Gebieten, wo die Induſtrie vollkommen zu Hauſe iſt. Und umgekehrt findet man im Süden Striche, die ſich auch in Zukunft zunächſt an den Ackerbau verwieſen ſehen werden. Allein das ſtößt jene Anſicht im großen Ganzen nicht um.

aber den Stolz des Menschen, indem sie ihn in einem Punkte, der ihm mit seiner ganzen geistigen Natur wesentlich verknüpft scheint, dem Thiere assimilirt; doch noch mehr, sie widerspricht dem dem Geschlecht eingebornen Gefühl seiner Einheit, und ihr letztes Wort ist ein gellender Mißton. Sie setzt übrigens bei ihrem Raisonnement die Erde nach Profil und Umriß der Continente und nach klimatischen Verhältnissen ungefähr voraus, wie sie am jetzigen Welttag ist. Dasselbe thut die Ansicht, welche den Menschen von Einem Punkte aus über die Erde verbreitet, und zwar aus folgenden allgemeinen Gründen.

Die verschiedenartigen, übereinander geschichteten Erdgebilde, aus denen die Gebirge und die Erdrinde überhaupt größtentheils bestehen, würden uns an sich über einen frühern Zustand der Erdoberfläche so gut als nichts aussagen, wenn sich nicht in den Schichten aller Orten Reste von Organismen erhalten hätten, deren Gleichen meistens jetzt nicht mehr lebend gefunden werden. Ohne diese authentischen Geburts- und Todtenscheine zahlloser, dahingeschwundener Geschlechter lebender Wesen hätte man schwerlich je an aufeinander folgende Epochen in der Erdbildung denken können. Sie allein geben uns die Gewißheit, daß auf Erden im unendlichen Ablauf der Zeit Alles anders geworden ist, weil sie nothwendig einst an der Oberfläche der Erde gelebt haben müssen, ehe sie in die Tiefen begraben wurden, aus denen wir sie jetzt erheben. Wie die Geschichte dieser fossilen Organismen uns gegenwärtig vorliegt, erscheint dem menschlichen Verstande der Gedanke der schaffenden Natur dieser: Sie bevölkerte das erste, fast uferlose Meer des Erdballs mit Zoophyten, mit Schal- und Weichthieren, bald auch mit Fischen; sie rief, je mehr sich, sey es durch welchen Prozeß, Land über das Wasser erhob, immer höhere, dem Ideal der menschlichen Bildung näher rückende Organismen ins Daseyn. Sie fesselte noch die ersten Thiere, welche sich mit vier vollkommenen Gliedmaßen auf dem Boden bewegten, mit der Hälfte ihres Lebensprozesses an das noch immer überwiegende Element des Wassers, bis sie endlich Thiere mit doppeltem Herzen und warmem Blute aus ihrer Hand entließ, vollkommene Luftthiere, in deren Bau der Mensch das ganze Schema seiner eigenen Körperlichkeit reproducirt und nur nach den Lebensbedingungen der verschiedenen Thiergeschlechter geistreich modificirt findet. — Dabei zwingt uns

Nun, die Intereſſen der ſüddeutſchen Vereinsſtaaten können der Entſcheidung der nördlichen Vereinsſtaaten nicht überlaſſen werden. Deßhalb muß man nicht die einfache Mehrheit, ſondern die Mehrheit von Zweidrittel entſcheiden laſſen (nicht die von zwanzig Stimmen, ſondern die von ſechsundzwanzig Stimmen).

Bayern, Württemberg und Baden haben nach den gemachten Vorſchlägen zwölf Stimmen, Heſſen-Darmſtadt, das wenigſtens zur einen Hälfte dem ſüdlichen Deutſchland gehört, zwei Stimmen. Zuweilen gibt auch Hohenzollern-Hechingen oder Sigmaringen eine Geſammtſtimme ab. Nun genügen, wenn man die Entſcheidung nur einer Mehrheit von zwei Drittel anvertraut, vierzehn Stimmen, um jeden Beſchluß, mit dem ſie nicht einverſtanden ſind, unmöglich zu machen. Wenn alſo auch Bayern, Württemberg und Baden nur auf ihre zwölf Stimmen rechnen wollen, ſo iſt doch alle Wahrſcheinlichkeit dafür, daß ſie wohl immer im Stande ſeyn werden, Maßregeln, die ihren Intereſſen zuwider ſind, zu verhindern, da es ſich nicht leicht treffen wird, daß nicht wenigſtens der eine oder der andere Staat auf ihrer Seite ſteht.

Allerdings bleibt es zu bedauern, daß man nicht zu der unbedingten Mehrheit der Stimmen greifen kann: die Leichtigkeit und Schnelligkeit in der Beſchlußfaſſung und in dem Bildungsgang des Zollvereins wird darunter leiden. Aber lieber das, als daß man in die Verfaſſung den Todeskeim des Vereins ſäete, und das würde geſchehen, wenn man nicht allen großen Intereſſen genügende Berückſichtigung ſicherte. Daß man zu künſtlichen Wegen ſeine Zuflucht nehmen muß, iſt ein Beweis der Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit des Zuſtandes. Indeß der Zollverein thut wohl daran, ſich immer wieder und wieder daran zu erinnern, daß er, ſo lange er nicht das ganze deutſche Vaterland umfaßt, ſich noch in einem Zuſtande der Unvollkommenheit, der Mangelhaftigkeit und der Zerriſſenheit befindet, und daß es nicht wohl anders ſeyn kann, als daß alle ſeine Bildungen den Stempel dieſes Zuſtandes an der Stirne tragen. In wie vielen Rückſichten muß man es nicht ſchmerzlich vermiſſen, daß — kleiner Staaten nicht zu gedenken — die deutſch-öſterreichiſchen Länder nicht mit dem Zollverein

angehören! Ohne ſie iſt das Geſammtergebniß der wirthſchaftlichen Arbeit des Zollvereins unvollſtändig und lückenhaft, ohne ſie ſein Markt beengt und ſeine Verbindungen geſtört, mit ihnen fehlt das richtige Gleichgewicht zwiſchen dem nördlichen und dem ſüdlichen Deutſchland, und man muß nun auf künſtlichem Wege herſtellen, was auf natürlichem ſich von ſelbſt machte. Wie ſehr iſt es in der Zollvereinsſache zu beklagen, daß die neuere Wendung der Dinge in Deutſchland die Ausſicht auf den Anſchluß des deutſchen Oeſterreichs noch ferner rückt. Doch freilich, Deutſchlands Geſchick ſcheint ſich auf ſeine Weiſe erfüllen zu wollen.

Der Zollverein muß ein Organ haben, wodurch er ſpricht. Der deutſche Bund hat dazu die Bundesverſammlung. So bedarf der Zollverein einer Vereinsverſammlung, oder, wie man gewöhnlich ſagt, eines Zollcongreſſes.

Der Zollcongreß wird durch die Geſandten der zur Abgabe einer Stimme berechtigten Vereinsſtaaten gebildet. Er vertritt die Geſammtheit der Vereinsſtaaten.

Jetzt verſammelt ſich der Zollcongreß alle drei Jahre. Das iſt offenbar ſchon gegenwärtig zu ſelten. Die Ereigniſſe in der wirthſchaftenden Welt drängen ſich heutigen Tages ſo ſehr, daß die Intereſſen nicht immer mehrere Jahre warten können, bis man das Erforderliche berathet. In wirthſchaftlicher Hinſicht ſind die Dinge ſo ſehr in die Höhe geſpannt, daß ſich ihr Gang im Einzelnen gar nicht vorherſehen läßt, und daß man, ſo oft etwas Außerordentliches eintritt, mit ſchneller Beſchlußfaſſung der neuen Wendung zu begegnen im Stande ſeyn muß.

Wenn die dreijährigen Vereinsverſammlungen ſchon jetzt unzureichend ſind, wie wird es werden, wenn die Beziehungen des Zollvereins ſich vervielfältigt haben, wenn ſeine Intereſſen weit verzweigt, ſeine Verbindungen ausgewachſen, wenn beſondere Verhältniſſe zu andern Staaten gebildet ſind?

Mit der Zeit wird man, wie ich glaube, gar nicht umhin können, zu einem *ſtehenden* Zollcongreß zu greifen, wie ja auch die Bundesverſammlung in Frankfurt ſtehend iſt.

Sicher brauchte man nicht zu fürchten, es würde an

Aufgaben für die Thätigkeit eines ſtehenden Zollcongreſſes fehlen. Immer würde die Beſtimmung, daß der Congreß ſich eine Zeit lang — etwa auf vier Monate — vertagen könnte, ein Auskunftsmittel bieten. Auch der deutſche Bundestag hat dieſe Beſtimmung. Aber ohne Zweifel würde, ſobald der Verein nur erſt durch eine Verfaſſung eine förmliche Organiſation erhalten, der Congreß ſich weit mehr beſchäftigt ſehen als jetzt der Bundestag. Der Congreß würde gewiß, wenn nur ſein Geſchäftsweſen gehörig geregelt worden, ſehr lebhafte Thätigkeit entwickeln müſſen.

Oben wurde bemerkt, der Zollcongreß müſſe das Organ ſeyn, wodurch der Verein ſpreche. Man kann noch weiter gehen: der Zollcongreß wird zweckmäßig das Organ ſeyn, wodurch der Verein ſeine Entſcheidungen mit vorbereitet. Er wird zweckmäßig den Mittelpunkt für die großartigen Bewegungen des vereinsländiſchen Lebens bilden.

Natürlich wäre die Stellung der Vereinsſtaaten dadurch nicht verändert. Der Congreß wäre nicht eine Macht für ſich, die außerhalb der einzelnen Vereinsſtaaten ſtände. Er bliebe fortwährend der Ausdruck ihres Willens, jeder Geſandte wäre nur der Bevollmächtigte ſeines Staates und an ſeinen Auftrag gebunden. Allein der Congreß wäre doch der Brennpunkt, welcher die Thätigkeit aller Vereinsglieder vereinte, in ihre Schritte Zuſammenhang und Einheit brächte, den Gang vereinfachte und beſchleunigte und jene innige Wechſelwirkung hervorriefe, die zum allſeitigen Gedeihen und Emporblühen ſo nothwendig iſt.

Der Congreß würde hienach über die obſchwebenden Fragen nicht nur die Stimmen ſammeln, ſondern er könnte die Entſcheidung der Fragen auch *inſtruiren*. Wie ſich von ſelbſt verſteht, wäre es jedem Vereinsſtaate unbenommen, ſelbſt das, was ihm zur Aufklärung der Sache erforderlich ſchiene, vorzunehmen, das Ergebniß dem Congreß mitzutheilen und ſeinen Geſandten danach mit Vollmacht zu verſehen. Aber auch der Congreß könnte auf die ihm angemeſſen ſcheinende Art die Sache aufzuklären ſuchen. Er könnte ſelbſt das Urtheil von Sachverſtändigen vernehmen; er könnte Deputationen in einzelne Bezirke abſenden, um ſich durch ſie Einſicht in die Verhältniſſe zu verſchaffen u. dgl. m. Vielleicht ſagt man, was wird dabei herauskommen,

da doch jeder Geſandte an den Willen ſeiner Regierung gebunden iſt? Es wird eine vielſeitigere und umfaſſendere Prüfung dabei herauskommen; jedes Vereinsglied wird ſich aufklären können, wenn es ſich aufklären will; das eigenſinnige Feſthalten an Dingen, die ſich mit Grund nicht vertheidigen laſſen, muß ans Tageslicht; die öffentliche Meinung — denn die Veröffentlichung der Congreßprotokolle, ſo weit ſie nicht noch obſchwebende Verhandlungen mit andern Ländern betreffen, verſteht ſich von ſelbſt — wird ihr Gewicht geltend machen. Auch muß der ſtete Verkehr unter Männern, deren Anſichten ſicher auf die Anſichten ihrer Regierungen einigen Einfluß üben können, ausgleichend und verſöhnend wirken.

In dieſer Art würde der Zollcongreß einem Gerichtshofe zu vergleichen ſeyn, vor dem das Intereſſe jedes Staats durch ſeinen Anwalt — den Geſandten dieſes Staats — ſeine Sache führt und die etwa abweichenden Intereſſen anderer Staaten durch ihre Anwälte antworten, und der dann das Weitere zur Aufklärung der Sache thut und nach den ihm gewordenen Inſtruktionen entſcheidet.

Es leuchtet ein, wie ſehr ſich ein ſolcher Congreß von einer Verſammlung unterſcheidet, die nur Abſtimmungen, etwa mit Entſcheidungsgründen verſehen, entgegen nimmt und in der höchſtens noch der einzelne Stimmende ſeine Abſtimmung mit einigen Ausführungen verbrämt. Auf jenem Congreß hat ein jeder Geſandte grundgeſetzlich das Recht, Aufklärung der Sache durch den Congreß ſelbſt zu verlangen, er kann die Mittel bezeichnen, die zum Beweiſe ſeiner Behauptungen dienen. Allerdings hängen die Endentſcheidungen von den Inſtruktionen ab, die zuletzt die Regierungen ertheilen: das läßt ſich in keiner Weiſe ändern. Allein es iſt ſchon etwas, daß der einzelne Staat ſich nicht hinter ſein bloßes „Nein“ zurückziehen kann. Die Wahrheit, wenn ſie nur dem Dunkel entzogen iſt, übt zehnmal eine unwiderſtehliche Kraft, wenn ſie auch zehnmal bei Seite geſchoben wird.

Das bezeichnete Verfahren wäre auf einem Congreſſe, der nur alle paar Jahre ſich verſammelte, unausführbar. Bei einer Vereinsverſammlung, die fortwährend in Thätigkeit iſt, mit den wirthſchaftlichen Verhältniſſen des Vaterlandes dadurch vertraut

bleibt und in die paſſenden Formen der Verhandlung ſich hineingewöhnt hat, macht es ſich ohne Schwierigkeiten.

Natürlich können auch einzelne Bürger dem Congreß Bittſchriften und Vorſtellungen überreichen. Nur muß man das unter den rechten Geſichtspunkt ſtellen. Der Congreß iſt kein Gericht, dem Jeder mit Anträgen und Klagen kommen und dann förmliche Verhandlung und Entſcheidung fordern könnte. Er iſt eine Verſammlung der Vertreter von Staaten, die in dieſer Verſammlung einen gemeinſamen Willen finden wollen. Jene Bittſchriften und Vorſtellungen haben nur den Sinn, daß ſie die Verſammlung mit den Anſichten und Wünſchen der Einzelnen bekannt machen ſollen. Ihr Gewicht iſt ein moraliſches.

Das vorgeſchlagene Verfahren des Zollcongreſſes kann den Regierungen nicht zuwider ſeyn. Sie ſind es ja immer, welche die Stimme abgeben und die Entſcheidung in der Hand haben. Nicht die Entſcheidung, nur die Art der Verhandlung, nur das der Entſcheidung vorhergehende Verfahren iſt hier in Frage. Soll hier noch einmal eine Vergleichung Platz finden — es iſt aber auch nur eine Vergleichung und zwar eine in vielen Punkten hinkende — ſo möchte ich mit dem Geſagten das Verlangen nach Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens in verſchiedenen deutſchen Ländern zuſammenſtellen. Die richtende Gewalt bleibt dabei dieſelbe, die Richter ſind fortwährend von der Staatsgewalt beſtellt; erſt das Geſchwornengericht wandelt die richtende Gewalt ſelbſt um. Mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit wünſcht man nur eine Aenderung im Verfahren, welche die Richtigkeit der Entſcheidungen möglichſt verbürgen ſoll. Auf den Zollcongreſſen behalten die Regierungen aber immer eine weit größere Gewalt als in den Gerichten. Dort verändern ſie nach Belieben die Perſon ihrer Geſandten und die Geſandten geben die letzte Entſcheidung nicht nach eigenem Gutdünken, ſondern nach der Vorſchrift der Regierungen.

Ein ſo beſtellter Congreß könnte als bedeutungsvoller Mittelpunkt für das ganze volkswirthſchaftliche Leben Deutſchlands benutzt werden. Wie nahe liegt es, daß man ſich ſeiner zu Vereinbarungen über eine gemeinſame Handelsgeſetzgebung bediente, wenn man auch zu dieſem Zweck beſondere Rechtskundige beiordnete! Für Verhandlungen über das Münz-, Maß- und

Gewichtsweſen in Deutſchland könnte man ihn ohne weiteres verwenden. Und warum ſollte man durch ihn nicht zur Verſtändigung, zu gehörigem Zuſammenhang in dem Verbindungsweſen, in den großen Verkehrsſtraßen des Geſammtvaterlands kommen? Es wäre wohl zu wünſchen geweſen, daß man, als man an die Eiſenbahnen Hand legte, ſich zuvor über einen allgemeinen Plan vereinigt hätte. Das war damals nicht möglich. Verhandlungen einzelner Regierungen werden immer nur etwas Lückenhaftes geben. Aber auch wenn alle Regierungen zur Berathung zuſammentreten, ſo kommt es doch nicht zu einem Entſchluſſe aus einem Guſſe, wenn die gemeinſame Berathung nur für das eine Mal geſchieht. Nur ein längerer gemeinſamer Weg führt zur Verſchwiſterung der Intereſſen.

Beiläufig mag hier noch eines Punktes gedacht werden, der ſtreng genommen nicht in den Gränzen dieſer Abhandlung liegt. Es iſt eine Hauptaufgabe des Vereins, die Ausnahmen von der Verkehrsfreiheit im Innern des Vereinsgebietes zu beſeitigen. Der Hauptpfeiler des Gedeihens des Vereines, dieſe Verkehrsfreiheit muß von allen Feſſeln befreit werden. Die Aufhebung jeglichen Monopols und der Ausgleichungsabgaben muß man wohl, neben dem Einfluß der Volkswünſche, der Berichtigung der finanziellen Anſichten vertrauen. Indeſſen auch ſolche Gegenſtände, die ohne Eingriffe in die von einem der Vereinsſtaaten ertheilten Erfindungspatente und Privilegien nicht nachgemacht oder eingeführt werden können, ſind für die Dauer dieſer Patente oder Privilegien von der Verkehrsfreiheit ausgeſchloſſen. Wie ſoll dieſer Verkehrsſchranke abgeholfen werden? Am einfachſten dadurch, daß man die Ertheilung von Erfindungspatenten und Privilegien dem Zollcongreß überweiſt, ſeinen Patenten dann aber auch für den ganzen Verein Gültigkeit gibt. Warum ſollte in Deutſchland nicht ebenſo wie in England dergleichen von einer Centralgewalt ausgehen? Allerdings wird man dann nicht mehr auf jedes unbedeutende Ding ein Patent oder Privilegium geben, wie jetzt in einzelnen Staaten Deutſchlands geſchieht. Allein wozu das auch? Den größern Erfindungen wird das ausgedehnte Gebiet deſto nützlicher ſeyn. Glaubt ein einzelner Staat dann noch beſondere Gründe zu haben, um einen Erfinder an ſich zu feſſeln, ſo ſtehen ihm dazu genug andere Wege als die der Patente und Privilegien offen.

Es iſt wahr, zu einer ſegensreichen Wirkſamkeit des Zollcongreſſes in der oben angedeuteten Weiſe gehört mehr als der bloße Buchſtabe einer Verfaſſung, gehört daß der Buchſtabe auch in dem Geiſte der Regierungen wurzle. Die einzelne Regierung würde in ihrer ſelbſtſtändigen Stellung wohl die Mittel finden, den vorgeſchriebenen Gang des Verfahrens, wenn auch nicht ganz zu hindern, doch zu durchkreuzen und erfolglos zu machen. Aber warum ſollte der Geiſt der Zeit nicht auch hier heilſame Einrichtungen ſtützen können? Wenn dieſe nur in den Bedürfniſſen der Zeit wurzeln und eine Zeit lang beſtanden haben, ſo gewährt ihnen die allgemeine Meinung einen Schutz, der ſich nicht leicht verachten läßt.

Hier ſind noch einige Punkte kurz zu berühren.

Die Verhandlungen des Zollvereins mit auswärtigen Staaten, ſoweit ſie die Geſammtheit der Zollvereinsländer und nicht etwa die beſondern Verhältniſſe eines einzelnen Vereinsſtaates betreffen, hat bisher Preußen geführt. Das hat auch wohl mehr als einen Grund für ſich. Preußen ſteht als Großmacht mit den fremden Staaten in geſandtſchaftlichen Verbindungen, iſt wenigſtens am erſten im Stande, in geſandtſchaftliche Verbindungen zu treten, und legt in die Wagſchale der Verhandlungen das bedeutende Gewicht ſeines allgemeinen Einfluſſes. Kein anderer Vereinsſtaat würde Preußen hierin erſetzen. Es ſcheint daher angemeſſen, daß Preußen auch ferner die Verhandlungen des Zollvereins mit den auswärtigen Mächten führe. Den Rechten anderer Vereinsſtaaten kann dies ja keinen Eintrag thun: die Verhandlungen Preußens ſind nur vorbereitend für die endliche Beſchlußnahme des Zollcongreſſes; die Vertragsurkunden, die zwiſchen dem Zollverein und andern Staaten gewechſelt werden, erhalten erſt durch die Unterzeichnung der Vereinsglieder bindende Kraft. Der Zollcongreß entſcheidet, ob die von Preußen vorbereiteten Verträge wirklich abgeſchloſſen werden ſollen oder nicht.

Auch dafür, daß Preußen auf dem Zollcongreß den Vorſitz habe, ſprechen überwiegende Gründe. Man wird dieſer Abhandlung gewiß nicht den Vorwurf machen können, daß ſie Eingenommenheit für irgend einen Vereinsſtaat bekunde. Preußen ſind auf dem Zollcongreß nicht mehr Stimmen zugedacht als

Bayern, Württemberg und Baden zuſammen, obgleich Preußen faſt noch einmal ſo viel Einwohner als dieſe drei Staaten hat. Lediglich den Intereſſen Bayerns, Württembergs und Badens ſind die großen Vortheile der Entſcheidung der einfachen Stimmenmehrheit auf den Zollcongreſſen geopfert und ſtatt dieſer die Mehrheit von Zweidrittel vorgeſchlagen. Aber die Souverainetät der vielen Vereinsſtaaten, die, ſowie die Verhältniſſe in Deutſchland ſind, durchaus zur Grundlage zu nehmen iſt, macht den Fortſchritt des Vereinskörpers ſo ſchon langſam und ſchwierig genug, als daß man die Schwierigkeiten noch durch ſteten Wechſel im Vorſitz auf den Vereinsverſammlungen, der doch nur auf die Verhandlungen, nicht auf die Entſcheidungen Einfluß ausüben kann, vermehren ſollte. Auch in Frankfurt hat eine und dieſelbe Bundesmacht den Vorſitz. Das iſt zu einem gewiſſen feſten, einheitlichen Gang bei den Vereinsverhandlungen nothwendig. Bei einer Zollvereinsverfaſſung iſt das immer als leitender Grundſatz feſtzuhalten, daß bei den *Entſcheidungen* die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten ins Auge zu faſſen, für das *Verfahren* dagegen möglichſt ſichere und leicht bewegliche Formen zu ſuchen ſind. Soll aber einmal ein und derſelbe Staat den Vorſitz auf den Zollcongreſſen haben, ſo kann es nur Preußen ſeyn, ſo lange nämlich Oeſterreich dem Verein noch nicht beigetreten iſt. Tritt Oeſterreich bei, ſo iſt die Frage nach dem Vorſitz aufs Neue zu beſtimmen.

Zweckmäßig wird auch ein beſtimmter Ort als bleibender Verſammlungsort des Zollcongreſſes auserſehen.

Daß der Congreß eine Geſchäftsordnung haben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Die einzelnen Beſtimmungen derſelben liegen nicht innerhalb der Grenzen dieſer Darſtellung.

Endlich ſey noch das bemerkt, daß durch die Verfaſſung Vorſorge getroffen ſeyn muß, damit einzelne Vereinsſtaaten ſich nicht in einzelnen Fällen der Abſtimmung durch Abweſenheit ihrer Geſandten entziehen, vielleicht gar dadurch dann und wann eine Beſchlußfaſſung unmöglich machen. Den bisherigen Erörterungen wird ſchon ſo viel zu entnehmen ſeyn, daß überall, wo von Entſcheidung durch Stimmenmehrheit von Zweidrittel die Rede war, nicht Zweidrittel der gerade bei der Abſtimmung *anweſenden* Stimmen, ſondern der *überhaupt berechtigten*

Stimmen gemeint ſeyn konnten. Von den 39 Stimmen, die nach den gemachten Vorſchlägen auf ſämmtliche Vereinsſtaaten kämen, ſollten ſich wenigſtens 26 für eine Meinung ausſprechen, damit dieſe zum Beſchluß erhoben würde. Im Gegenſatz zu einem centraliſirten Staate ſcheint es mir in einem Staatenvereine, was doch der Zollverein iſt, erforderlich zu ſeyn, daß jedes Geſetz ein bedeutendes Gewicht von Stimmen für ſich habe. Hienach würde in Sitzungen des Congreſſes, zu denen ſich nur 25 Stimmen eingefunden hätten, gar kein Beſchluß gefaßt werden können. Wenn aber auch einige mehr da wären, ſo würde ein wünſchenswerthes Ereigniß doch gar zu leicht daran ſcheitern, daß nicht 26 Stimmen für eine neue Beſtimmung zu vereinigen wären. Bei den großen Vereinigungen in Deutſchland, welche die Geſchichte kennt, ſieht man oft genug, wie die Erreichung großer Zwecke dadurch hintertrieben wird, daß eine Anzahl Vereinsglieder ſich der gemeinſamen Berathung und Entſchließung entziehen und dadurch veranlaſſen, daß es entweder zu gar keinem Beſchluß kommt oder doch zu keinem, der auf Anerkennung rechnen könnte. Das Mittel dagegen iſt einfach. Man ſetze feſt, daß die ausbleibenden Stimmen derjenigen Anſicht zugezählt werden, für die ſich die Mehrzahl der erſchienenen ausſpricht. Vielleicht denkt man, ſo würde doch das nicht eintreten, was gerade erreicht werden ſolle: daß nämlich jeder Beſchluß durch die Beiſtimmung einer überwiegenden Mehrzahl von Vereinsgliedern eine gewiſſe innere Kraft erhalte. Mit nichten. Die Folge wird ſeyn, daß jedes ſtimmberechtigte Vereinsglied bei den Berathungen erſcheint, ſobald es zu fürchten hat, daß ſeine Stimme in einem ihm nicht erwünſchten Sinne genommen würde. Und weiter wird nichts bezweckt, als daß jeder Staat an den Verhandlungen Theil nimmt und ſeine Anſicht vor aller Welt ausſpricht.

Bedenklich iſt es, etwas Aehnliches bei den Fragen, die Stimmeneinheit erfordern, zuzulaſſen. Das Bedürfniß iſt hier nicht daſſelbe. Dieſe Fragen beziehen ſich auf die allgemeinen Grundlagen des Vereins, die Veränderungen viel weniger unterworfen ſind als die Gegenſtände, bei denen Stimmenmehrheit den Ausſchlag gibt: letztere bilden recht eigentlich den Inhalt der gewöhnlichen Berathungsſachen. Bei jenen allgemeinern

Grundlagen kann man nicht ſorgſam genug darüber wachen, daß ſie wirklich auf der ungeſchminkten, herzlichen Zuſtimmung aller Betheiligten ruhen.

Die Geſandten auf dem Zollcongreß ſind natürlich Geſandte der Regierungen und nur an die Vorſchriften ihrer Regierungen gewieſen. Es können neben den Regierungsgeſandten nicht ſtändiſche Geſandte ſtehen. Mit was für Gewalt ſollten die letztern bekleidet ſeyn? Mit berathender? Aber damit würden die Stände derjenigen Staaten nicht zufrieden ſeyn, wo den Ständen ein förmliches Bewilligungsrecht zuſteht. Oder mit dem Rechte der Zuſtimmung? Dann ſtände neben dem Regierungskörper ein ſtändiſcher, jeder mit gleicher Befugniß. Jenen könnte man einem Oberhauſe, dieſen einem Unterhauſe vergleichen, und es fehlte nur ein gemeinſamer König oder Kaiſer als leitender Mittelpunkt. Indeß, ſo wie jetzt die deutſche Reichsverfaſſung iſt, ſind die Regierenden nicht bloße Lords; ſie ſind ſouverain, und ein weſentlicher Beſtandtheil ihrer Souverainetät iſt der, daß ſie, und Niemand anders, ihr Land in den auswärtigen Beziehungen, auch in den Beziehungen zu den andern deutſchen Staaten, vertreten. Es iſt hier nicht der Ort, darüber zu reden, ob die deutſche Bundesverfaſſung angemeſſen ſey oder nicht. So lange ſie bleibt, was ſie iſt, kann bei Zollvereinigungen deutſcher Staaten nicht davon die Rede ſeyn, mit der Entſcheidung der Vereinsangelegenheiten neben einem Regierungskörper einen ſtändiſchen zu betrauen. Man thut wohl, die Zollvereinsverhältniſſe nicht dadurch zu verwirren, daß man Dinge hineinzieht, die auf einem ganz andern Gebiete ihre Löſung finden müſſen.

Damit iſt nicht gemeint, daß durch den Zollverein irgend ſtändiſche Rechte beeinträchtigt werden ſollten. Wo Zollgeſetze an ſtändiſche Zuſtimmung gebunden ſind, können ſie begreiflicherweiſe durch eine Zollvereinsverfaſſung dem ſtändiſchen Rechte nicht entzogen werden. So wünſchenswerth es iſt, daß der Zollverein ſchnell zu Beſchlüſſen, die nach allen Seiten gültig ſind, kommen kann, ſo iſt doch das ſtändiſche Bewilligungsrecht zu wichtig, als daß es zum Opfer gebracht werden dürfte. Leider ſteht es mit den deutſchen Angelegenheiten ſo, daß Deutſchland, wenn

die Beſchaffenheit der in der Erde begrabenen Thier- und Pflanzenreſte zum Schluß, daß einſt die allgemeinen klimatiſchen Verhältniſſe der Erde ganz andere waren, daß ſich das Klima nicht von jeher ſo wie jetzt von den Polen gegen den Aequator abgeſtuft hat, daß die jetzigen gemäßigten und kalten Landſtriche in einer Urzeit einer Temperatur genoſſen, wie jetzt ſelbſt die Tropen nicht mehr.

Der Menſch, die Krone der Lebendigen, begreift ſich als das letzte, jüngſtgeſchaffene Glied in der Reihe derſelben, und den Akt ſeiner Schöpfung als denjenigen, nach welchem der Schöpfer „am ſiebten Tag ausgeruht von allen ſeinen Werken.“ Dies zugegeben, könnte dennoch ſeit ſeinem Auftreten auf Erden eine unendlich lange Zeit verfloſſen ſeyn; denn das Geſchlecht, dem beim Rückwärtsblicken in ſeiner Geſchichte ſchon nach dreißig Jahrhunderten alle Umriſſe verſchwimmen, hat zur Meſſung geologiſcher Zeit nicht den geringſten Anhaltspunkt. Mehreres wirkte aber zuſammen, daß in der gemeinen Vorſtellung das Alter der Menſchheit nicht ſo ſehr hoch hinaufgerückt wurde: einmal wieder der Einfluß der moſaiſchen Tradition, dann aber beſonders der Umſtand, daß dieſelbe Wiſſenſchaft, welche die Grüfte der untergegangenen Thiergeſchlechter erſchloſſen und ihre Skelette wieder aufgebaut, unter und neben ihnen, in den ſogenannten tertiären Gebilden, nie und nirgends Menſchenknochen gefunden haben wollte. Immerhin waren hin und wieder dergleichen Spuren des Menſchen unter ſehr auffallenden Verhältniſſen entdeckt worden; aber die Art, wie die Wiſſenſchaft darüber debattirte und häufig zu keiner Entſcheidung kam, bewies, daß gerade in den oberflächlichſten, für die Geſchichte der gegenwärtigen organiſchen und unorganiſchen Natur wichtigſten Erdſchichten unſerem ordnenden Verſtand die größte Verwirrung begegnet.

Unter dieſen Einflüſſen bildete ſich in den Köpfen die Vorſtellung, als ob in der Geburtsſtunde des Geſchlechts das Verhältniß zwiſchen Waſſer und Land wenigſtens im Großen daſſelbe geweſen ſeyn müßte, wie jetzt. Zwar fehlte es nicht an Hiſtoriographen der Urzeit der Menſchheit, welche in ihrer Phantaſie hier Continente plötzlich verſinken, dort emporſteigen ließen; die meiſten aber ängſtigten das jugendliche Geſchlecht nur durch partielle Fluthen, Ausbrüche aufgeſtauter Waſſer, Erdbeben und andere Nachwehen der furchtbaren Geburtsarbeit der Natur. Faſt alle ſetzten indeſſen ſtillſchweigend voraus, daß ſich ſeit dem Auftreten des Menſchen

es weiter will, alle Augenblick auf Hemmungen ſtößt. Allein hüte man ſich, daß man, um ein Uebel zu beſeitigen, nicht ein größeres Gut weggibt. Das ſtändiſche Bewilligungsrecht iſt unter allen Umſtänden da, wo es beſteht, zu wahren.

Man könnte fragen, ob es nicht am beſten ſey, in einer Zollvereinsverfaſſung das Recht der ſtändiſchen Zuſtimmung zu den Geſetzen, welches in vielen Vereinsſtaaten beſteht, ganz unberührt zu laſſen. Ich glaube nicht. Allerdings kann eine Zollvereinsverfaſſung den ſtändiſchen Rechten nichts zugeben und nichts abnehmen: die ſtändiſchen Rechte ſind etwas, das ganz außerhalb des Kreiſes der Zollvereinsmacht liegt. Allein bei vielen Gegenſtänden, welche die Geſammtheit der Zollvereinsregierungen oder der Zollcongreß behandelt, kommen ſtändiſche Gewalten mit in Betracht, dergeſtalt, daß die ohne Berückſichtigung dieſer ſtändiſchen Gewalten von den Zollvereinsregierungen über jene Gegenſtände gefaßten Beſchlüſſe für einen großen Theil des Zollvereinsgebiets, mithin, da nicht in dem einen Theile dieſes Gebiets dieſe, in dem andern jene Beſchlüſſe gelten können, auch für den Zollverein als Zollverein überhaupt keine Gültigkeit haben. Es iſt daher höchſt räthlich, daß der Zollverein ſelbſt die danach der Gültigkeit eines Theils ſeiner Beſchlüſſe geſtellten (außerhalb der Grenze ſeiner Macht liegenden) Bedingungen in ſeiner Verfaſſung mit in Betracht zieht, und ſo den unangenehmſten Verwicklungen vorbeugt, die daraus entſtehen könnten, daß er auf dem Zollcongreß gefaßte Beſchlüſſe ſchon als vollkommen gültig anſieht, während es noch ſehr dahin ſteht, ob ſie in einem Theile des Vereinsgebiets je volle Gültigkeit erhalten und darum ausführbar ſeyn werden. — Von ſelbſt verſteht ſich, daß die Aufnahme jener Bedingungen in die Vereinsverfaſſung nicht zur Folge hat, daß der Verein mit ſtändiſchen Körperſchaften einzelner Vereinsſtaaten in Verbindung tritt: dieſe Verbindung hat lediglich die einzelne Vereinsregierung.

Natürlich bedarf die Zollvereinsverfaſſung ſelbſt in den Ländern, wo die Stände an der geſetzgebenden Gewalt Theil haben, der ſtändiſchen Zuſtimmung. Durch die Verfaſſung wird die Gewalt des einzelnen Vereinsſtaats in gewiſſer Beziehung verändert: auf der einen Seite ausgedehnt, indem der einzelne Staat darnach in gewiſſen Dingen (worüber die Mehrheit der

Staaten entſcheidet) über die andern Staaten mit entſcheidet, auf der andern Seite beſchränkt, indem in eben dieſen Dingen die andern Staaten wieder mit über ihn entſcheiden. Mit dieſer Veränderung in der Stellung der geſetzgebenden Gewalt des einzelnen Staats wird natürlich die geſetzgebende Gewalt ſeiner Stände mit verändert, gleichfalls theilweiſe ausgedehnt, theilweiſe beſchränkt. Darum iſt zu der Veränderung ihre Einwilligung nöthig.

Iſt die Verfaſſung von allen Betheiligten angenommen, ſo muß das Recht der Stände Berückſichtigung bei allen vom Vereine zu erlaſſenden geſetzlichen Beſtimmungen finden, wozu die Stände zuſtimmen müßten, wenn ſie in dem einzelnen Lande, dem die Stände angehören, erlaſſen werden ſollten. Nach dieſer Einſchränkung haben bedeutende Zweige der Thätigkeit des Zollcongreſſes mit dem ſtändiſchen Rechte nichts zu thun: wo der Zollcongreß inſtruirend, richtend oder die gegebenen Geſetze vollziehend auftritt, ſieht er ſich durch ſtändiſche Rechte in keiner Weiſe beſchränkt. Dieſe kommen nur da in Betracht, wo es ſich um Abänderung gegebener oder Erlaſſung neuer Vereinsgeſetze handelt. Der leitende Grundſatz iſt hier nur dieſer: wenn in einem Vereinsſtaate auch nur einer der beiden die geſetzgebende Gewalt bildenden Theile — Regierung oder Stände — ſich gegen die auf dem Zollcongreß zur Abſtimmung kommende Abänderung eines gegebenen oder die Erlaſſung eines neuen Vereinsgeſetzes erklärt, ſo gilt die Stimme dieſes Staats als die Abänderung des gegebenen oder die Erlaſſung des neuen Geſetzes ablehnend. Das beruht einfach auf dem Grundgedanken des Staatsrechts in den Verfaſſungsſtaaten, daß die Geſetzgebung ſo lange unverändert bleibt, bis beide Faktoren der geſetzgebenden Gewalt — Regierung und Stände — in der Veränderung übereinſtimmen. Die Folge davon iſt, daß es bei denjenigen Gegenſtänden der Vereinsgeſetzgebung, welche in das Gebiet der Stimmeneinheit gehören, noch in dem Falle beim Alten bleiben muß, wenn auch nur in Einem Verfaſſungsſtaate die Stände gegen die neuen Vorſchläge ſind. Bei den Gegenſtänden, worüber Stimmenmehrheit entſcheidet, iſt es etwas anders, weil da eine Anzahl Stimmen gegen einen Vorſchlag ſeyn kann, und dieſer doch zum Geſetz erhoben wird, wenn nur die erforderliche

Mehrheit dafür iſt: hier bewirkt die Ablehnung der Stände, daß die Stimme ihres Staats gegen den Vorſchlag zählt, und es nun darauf ankommt, ob noch die erforderliche Mehrheit dafür bleibt. Iſt die erforderliche Mehrheit noch dafür, ſo iſt die Ablehnung der Stände natürlich eben ſo erfolglos wie die Ablehnung einer Regierung.

Die Schwierigkeiten, welche ein ſolches Verhältniß mit ſich bringt, ſollen nicht in Abrede geſtellt werden. Zwar die erſte Vereinigung über eine Vereinsverfaſſung nach den vorgeſchlagenen Grundlinien, überhaupt über eine allgemeine Vereinsgeſetzgebung, von der man ausgeht, wird gewiß bei den Ständen nicht auf erhebliche Hinderniſſe ſtoßen. Für dieſe Vereinigung ſpricht der Volkswunſch zu laut, als daß die Stände ſich nicht gern — ſelbſt unter Opfern — dazu entſchließen ſollten. Dagegen der ſpätere Fortbau wird ſich leicht durch die Verſchiedenheit der dabei mitſprechenden Theile gehemmt ſehen. Allein das läßt ſich nun einmal bei dem jetzigen Zuſtande Deutſchlands nicht ändern. Man thut Recht, wenn man bei jedem Anlaß auf die großen Nachtheile hinweiſt, die aus der loſen Verbindung, worin die einzelnen Theile Deutſchlands mit einander ſtehen, entſpringen; wenn man darauf hinweiſt, wie bei einer ſo loſen Verbindung ſich nichts wahrhaft Großes erreichen läßt. Indeß es gereicht wahrlich nicht zum Frommen des Vaterlands, daß man dadurch, daß man immer den Zuſchnitt nimmt, als bildeten wir einen einheitlichen Staat, unpraktiſch wird und ſo auch diejenigen bedeutenden Fortſchritte und Verbeſſerungen unmöglich macht, die ſich ſchon bei der jetzigen Lage der Dinge ins Werk ſetzen laſſen.

Eines Punkts möchte ich hier noch gedenken, der zur Beſeitigung der Verwicklungen, die aus der Nothwendigkeit der ſtändiſchen Mitwirkung hervorgehen könnten, ſehr dienlich ſcheint. Da die Stände nicht immer verſammelt ſind, ja in verſchiedenen Staaten ſich nur alle drei Jahr verſammeln, ſo würde ein gültiger Beſchluß in Vereinsſachen oft ſehr lange auf ſich warten laſſen, oder man müßte die Stände alle Augenblick zuſammenrufen, was doch auch nicht geht. Diejenigen Gegenſtände, worüber der Verein nur mit Stimmeneinheit entſcheidet, vertragen nun wohl meiſtens einen Aufſchub bis zur gewöhnlichen Verſammlung der Stände: ſie betreffen die allgemeinen, im Ganzen mehr

ſtetigen Grundlagen des Vereins und ſind deßhalb raſcher Veränderung weniger bedürftig. Aber bei Sachen, worüber Stimmenmehrheit beſchließt, hat ein ſolcher Aufſchub oft die bedeutendſten Nachtheile. Ein Auskunftsmittel dagegen läge darin, daß man den Abſtimmungen der an die Zuſtimmung ihrer Stände gebundenen Regierungen in jenen Sachen eine proviſoriſche Gültigkeit beilegte: bis dahin nämlich, daß die Stände zuſammengekommen wären und einen Beſchluß über die Sache gefaßt hätten, und noch eine kurze Zeit über dieſe Beſchlußfaſſung hinaus, damit inzwiſchen der Beſchluß dem Zollcongreß mitgetheilt würde. Die Dauer dieſer kurzen Zeit müßte natürlich durch die Vereinsverfaſſung allgemein beſtimmt ſeyn.

Die letzte Hälfte der bisherigen Darſtellung hat ſich damit beſchäftigt, feſtzuſtellen, in welchem Verhältniß die verſchiedenen Vereinsſtaaten an den Vereinsvortheilen und an der Vereinsgewalt Theil nehmen müſſen, welches das Organ iſt, wodurch die Vereinsgewalt ſpricht, und nach welchen nähern Vorſchriften ſich die Thätigkeit dieſes Organs (des Zollcongreſſes) regelt. Es bleibt noch übrig, zu beſtimmen, welche von dieſen Verhältniſſen in das Gebiet der Stimmeneinheit und welche in das der Stimmenmehrheit fallen.

Die erſte Hälfte der Darſtellung bezeichnete die Gegenſtände, auf welche ſich die Wirkſamkeit des Vereins erſtreckt; die zweite erwog das Verhältniß, worin die verſchiedenen Vereinsglieder, Vereinsſtaaten zu einander ſtehen; die zweite erörterte insbeſondere, wie die Vereinsglieder zuſammen greifen, um die Verfügungen über die Gegenſtände der Vereinswirkſamkeit zu treffen. Bei der erſten zog Stimmeneinheit den Kreis, in dem die Gegenſtände der Vereinsthätigkeit liegen, und gab die Arten von Mitteln an, wovon der Verein in dieſem Kreiſe bei Behandlung der Gegenſtände zur Erreichung der Vereinszwecke Gebrauch machen darf; wie der Verein dieſe Mittel im Einzelnen zur Anwendung bringe, wie er gleichſam mit dieſen allgemeinen Zahlen ſeine Aufgaben ausrechne, das blieb der Stimmenmehrheit. Nach gleichen Grundſätzen hat bei der zweiten Hälfte Stimmeneinheit zu beſtimmen, welcher Antheil an der geſammten Berechtigung

aller Vereinsſtaaten dem einzelnen Vereinsſtaate zukommt. Iſt jedem Staate ſein Antheil an den Vereinsvortheilen und an der Vereinsgewalt zugewieſen, ſo gibt wieder Stimmenmehrheit die einzelnen Geſetze, wonach die Bewegung des in ſeinen Gliedern auf dieſe Weiſe beſtimmten Vereinskörpers ſich regelt. Faſt man nur die Vereinsgewalt ins Auge, ſo kann man einfacher ſagen: jedes Vereinsglied erhält durch Stimmeneinheit ſeinen Theil an der dem Zollcongreß vertrauten Vereinsgewalt; was dagegen auf das Verfahren des Zollcongreſſes bei Behandlung der Gegenſtände der Vereinsthätigkeit Bezug hat, richtet ſich nach der Stimmenmehrheit.

Dies der leitende Gedanke. Im Einzelnen würde alſo Stimmeneinheit zunächſt darüber verfügen, wie die Einnahmen des Vereins auf die verſchiedenen Staaten zu vertheilen wären. Hat der Verein die Vertheilung nach der Seelenzahl angenommen, ſo würde auch jede Abweichung von dieſer Regel, jeder Voraus, der einem einzelnen Staate bewilligt werden ſollte, an Stimmeneinheit gebunden ſeyn.

In welchen Fällen die Gewalt jedes einzelnen Staats ſo groß ſeyn ſoll, daß ohne ſeine Einwilligung nichts beſchloſſen werden kann, und in welchen Fällen der einzelne Staat dem Beſchluß der Mehrheit der Staaten unterworfen iſt; mit andern Worten, in welchen Fällen Stimmeneinheit und in welchen Stimmenmehrheit gilt: das wird wiederum durch Stimmeneinheit feſtgeſetzt.

Gleichfalls entſcheidet Stimmeneinheit darüber, welches die zu einem gültigen Beſchluß erforderliche Mehrheit in den Fällen der Stimmenmehrheit ſey, ob die einfache oder die von Zweidrittel oder welche andere.

Sodann beſtimmt Einheit der Stimmen, wie viel Stimmen in den Fällen, wo Stimmenmehrheit gilt, der einzelne Staat hat, und wie diejenigen Staaten, welche eine Geſammtſtimme führen, ihr Stimmrecht ausüben.

Stimmeneinheit ſpricht auch darüber, in welcher Form der Verein die Rechte der ſtändiſchen Körperſchaften in denjenigen Staaten, wo die Stände bei der Geſetzgebung und Beſteuerung mit entſcheiden, bei Behandlung der Gegenſtände der Vereinsthätigkeit berückſichtigt. Der Verein entſcheidet natürlich — um

dieſen wichtigen Punkt zu wiederholen — weder über die Rechte der Stände noch über das Verhältniß der Regierungen zu ihren Ständen. Da aber bei verſchiedenen Gegenſtänden, welche der Verein behandelt, die Stände einzelner Staaten ihr Wort mitzuſprechen haben — zwar nicht durch eigene Organe bei dem Vereine, aber doch inſofern, als die Gültigkeit der Abſtimmung ihrer Regierungen von ihrer ſtändiſchen Zuſtimmung abhängt — ſo trifft der Verein Beſtimmungen, wodurch er die ihn berührenden ſtändiſchen Rechte ins Auge faßt.

Das Gewicht, der Gehalt der einzelnen Vereinsglieder bei Behandlung der Vereinsangelegenheiten wird alſo durch Stimmeneinheit feſtgeſetzt. Wie aber der, durch die ſo beſtimmten Vereinsglieder gebildete Vereinskörper, oder vielmehr der den Vereinskörper vertretende Zollcongreß bei den Verhandlungen über die Vereinsangelegenheiten verfährt: darüber entſcheidet Stimmenmehrheit. Dieſe verfügt ſowohl über das Verfahren, welches bei den einzelnen Gegenſtänden der Vereinsthätigkeit zu beobachten iſt, als über die allgemeine Geſchäftsordnung des Zollcongreſſes. Die Beſtimmung der wirkenden Kräfte fällt der Stimmeneinheit, die Geſetze, welche die einzelnen Bewegungen dieſer Kräfte regeln, fallen der Stimmenmehrheit zu.

Mit dem Geſagten hängt es zuſammen, daß ſowohl der Ort, wo, und die Zeit, wann der Congreß ſich verſammelt, als der Vorſitz auf den Verſammlungen von der Stimmenmehrheit beſtimmt wird.

Dabei iſt indeß eins zu bemerken. Sollen dauernd einem Vereinsſtaate beſondere Rechte — und wären es auch nur Ehrenrechte — bei der Behandlung der Vereinsangelegenheiten eingeräumt werden, ſo müſſen alle Staaten zuſtimmen. Das liegt in der Natur von Ausnahmsrechten. Alle Staaten müſſen alſo einwilligen, wenn Preußen, wie vorgeſchlagen, bleibend den Vorſitz auf dem Zollcongreß und die Führung der Verhandlungen mit auswärtigen Mächten bis zum Beitritt Oeſterreichs, wonach über dieſen Punkt ein neuer Beſchluß gefaßt werden müßte, erhalten ſollte.

Auffallend könnte auf den erſten Blick Folgendes ſcheinen: Stimmenmehrheit muß auch darüber entſcheiden, wie groß die Seelenzahl in jedem Vereinsſtaat anzunehmen ſey. Dieſer Punkt

iſt aber von höchſter Bedeutung; einmal, weil davon abhängt, wie viel jeder Vereinsſtaat aus der Vereinskaſſe erhält; noch mehr deßwegen, weil darnach beſtimmt wird, wie viel Stimmen der Vereinsſtaat auf dem Zollcongreß hat. Allerdings wird der Verein den Angaben des einzelnen Vereinsſtaats über ſeine Seelenzahl Vertrauen ſchenken. Es muß indeß doch ein Mittel da ſeyn, wodurch im Nothfall dieſe Sache zur Entſcheidung gebracht werden kann. Ein anderes Mittel als Entſcheidung durch Stimmenmehrheit gibt es nicht. Wollte man Stimmeneinheit nehmen, ſo würde man gerade in dem Falle, der allein in Betracht kommt, in dem Falle von Streitigkeit über die Seelenzahl, nicht zum Ziele kommen können und der Vereinskörper Gefahr laufen, ſtill ſtehen zu müſſen. Die Verweiſung dieſes Punkts an Stimmenmehrheit iſt auch nur folgerechte Ausführung der leitenden Grundſätze; es iſt dabei ja nur nöthig, die durch die Verfaſſung, alſo durch Stimmeneinheit, feſtgeſetzten allgemeinen Grundſätze über die Vertheilung der Stimmen auf den einzelnen Fall anzuwenden und die thatſächlichen Verhältniſſe zu ermitteln, welche dabei von Wichtigkeit ſind.

Von ſelbſt verſteht ſich, daß keinem Vereinsſtaat ein neuer Vereinsgenoß aufgedrungen werden kann. Zur Aufnahme eines neuen Staats in den Verein gehört deßhalb Stimmeneinheit. Da aber der Zollverein ſich die Aufgabe geſtellt hat, ganz Deutſchland für ſeine Zwecke zu verbinden, ſo muß es natürlich jedem deutſchen Bundesſtaat, der die Geſetzgebung des Zollvereins annimmt, frei ſtehen, für ſeine deutſchen Gebiete ſich dem Verein anzuſchließen, ohne daß es hierüber einer Abſtimmung der einzelnen Vereinsglieder bedürfte und ohne daß eines von dieſen widerſprechen könnte. Der Anſchluß nichtdeutſcher Gebiete deutſcher Bundesfürſten bedarf dagegen wieder der Zuſtimmung aller Vereinsglieder. Die Einwirkung eines ſolchen Anſchluſſes auf die ganzen Verhältniſſe des Zollvereins iſt zu bedeutend, als daß ſich dies umgehen ließe.

Die Ergebniſſe der bisherigen Erörterungen ſind in dem Entwurfe einer Zollvereinsverfaſſung, der nun folgt, zuſammengeſtellt. Wie ſchon angedeutet, hat dieſe Zuſammenſtellung weiter

keinen Zweck als den der Veranſchaulichung. Die ganze Darſtellung ſollte überhaupt ſich mehr an die Geſichtspunkte halten, von denen aus der Gegenſtand zu behandeln iſt, als ſich in Einzelheiten verlieren.

Entwurf

einer

Verfaſſungsurkunde des Zollvereins.

Art. 1.

Der deutſche Zollverein iſt eine Vereinigung folgender ſouverainer deutſcher Staaten (folgen die Namen der theilnehmenden Staaten) zur Förderung der Volkswirthſchaft in ihren Ländern durch Freiheit des Verkehrs im Innern ihres Geſammtgebiets und durch ein gemeinſames Zollweſen nach Außen.

Art. 2.

Die Mittel, wodurch der Verein ſeinen Zweck zu erreichen ſucht, ſind, wie Art. 1 angibt:

a) Freiheit des Verkehrs im Innern des Vereinsgebiets und
b) gemeinſames Zollweſen der Vereinsſtaaten nach Außen.

Art. 3.

Die in Art. 2 aufgeſtellte Regel der Verkehrsfreiheit im Innern des Vereinsgebiets erleidet folgende Ausnahmen:

(folgen die zwiſchen den Vereinsſtaaten vereinbarten Ausnahmen).

Art. 4.

Die in den vorhergehenden Artikeln ausgeſprochene Verkehrsfreiheit im Innern des Vereinsgebiets verwehrt dem einzelnen Vereinsſtaate nicht, in ſeinem Lande für die Benutzung von Land- und Waſſerwegen und von Anſtalten zur Erleichterung des Verkehrs Abgaben, die nicht in die Vereinskaſſe fließen, zu erheben. Dieſe Abgaben ſollen aber für die Angehörigen anderer Vereinsſtaaten nicht höher als für die eigenen und überhaupt nicht höher ſeyn als zur Deckung der Koſten der Herſtellung und Unterhaltung jener Wege und Anſtalten erforderlich iſt.

Art. 5.

Die Zölle, worauf ſich das gemeinſame Zollweſen der Vereinsſtaaten nach Außen erſtreckt, ſind:

a) Einfuhrzölle,
b) Durchfuhrzölle,
c) Ausfuhrzölle,
d) Rückzölle.

Art. 6.

Die Einnahme aus den Zöllen, worauf ſich das gemeinſchaftliche Zollweſen erſtreckt, iſt eine gemeinſame aller Vereinsſtaaten,

Art. 7.

und wird unter dieſe nach Verhältniß der Kopfzahl ihrer Bewohner, nach Abzug der Koſten des Vereinsweſens, getheilt.

Art. 8.

Der Verein beſtimmt, von welchen Gegenſtänden die Zölle, worauf ſich das gemeinſame Zollweſen erſtreckt, erhoben werden, und wie hoch der Zoll bei den einzelnen Gegenſtänden ſeyn ſoll.

Art. 9.

Der Verein erläßt die Vorſchriften, wonach die Errichtung und Einrichtung der Zollbehörden und Zollſtellen zur Zollerhebung und Zollaufſicht, die Anſtellungen dabei und die Verhältniſſe der dabei Angeſtellten, unter anderem deren Beſoldungen, ſich richten.

Art. 10.

Der Verein erläßt die Geſetze, wonach das Verfahren bei der Zollerhebung und Zollaufſicht geht.

Art. 11.

Der Verein erläßt die Vorſchriften über die Bildung der Zollgerichte zur Aburtlung der Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins.

Art. 12.

Der Verein erläßt die Geſetze über die Zuſtändigkeit dieſer Zollgerichte.

Art. 13.

Der Verein erläßt die Geſetze, wonach ſich das Verfahren bei dieſen Zollgerichten richtet.

Art. 14.

Der Verein erläßt die Geſetze, welche die Strafen für die Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins beſtimmen.

Art. 15.

Die Ausführung der Vereinsgeſetze hat jeder Vereinsſtaat in ſeinem Gebiete ſelbſt.

Nach Maßgabe der Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins errichtet und unterhält daher jeder Vereinsſtaat in ſeinem Gebiete die Zollbehörden und Zollſtellen zur Zollerhebung und Zollaufſicht und die Zollgerichte; er ſtellt ferner das Perſonal dabei an, zahlt den Angeſtellten die Beſoldungen aus und überwacht deren Dienſtführung. Dieſe Behörden, Stellen, Gerichte gelten als Behörden, Stellen, Gerichte und Angeſtellte desjenigen Staats, in dem ſie thätig ſind und ſind auch nur dieſem Staate, nicht dem Vereine verantwortlich.

Art. 16.

Jeder Vereinsſtaat erläßt in ſeinem Gebiete die zur Ausführung der Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins etwa erforderlichen Inſtruktionen und Weiſungen.

Art. 17.

Jeder Vereinsſtaat hat in Fällen, die er für dringlich hält, das Recht, in ſeinem Gebiete über die Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins hinaus zur Ausführung der Vereinszollgeſetze Zollſtellen auf die Dauer von ſechs Monaten zu errichten und Zollbeamte auf die Dauer von ſechs Monaten anzuſtellen. Die Koſten dafür erhält er aus der Vereinskaſſe erſetzt. Behält er dieſe Stellen und dieſe Beamten über ſechs Monate bei, ſo erhält er die weitern Koſten aus der Vereinskaſſe nur inſofern erſetzt, als der Verein ſie vorher bewilligt hat.

Art. 18.

Bei einem Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins hat derjenige Vereinsſtaat, deſſen Zollgerichte zur Aburtlung des Vergehens zuſtändig ſind, das Recht der Niederſchlagung der Unterſuchung, das Recht der Strafmilderung und das Recht des Straferlaſſes.

Art. 19.

Jeder Vereinsſtaat iſt für die gehörige Ausführung der Vereinsgeſetze, Vereinsverordnungen und Vereinsvorſchriften in ſeinem Gebiete dem Vereine verantwortlich.

Art. 20.

Der Verein hat das Recht, ſich auf die ihm angemeſſen

das irdische Klima nicht wesentlich verändert habe. — Nach aller, von Allen anerkannten Erfahrung ist jetzt alle Veränderung der Menschengestalt durch Klima und Lebensart in enge, unüberschreigliche Grenzen eingeschlossen; die früheste Geschichte findet die Racen vor, wie sie noch bestehen, der von der Race, von der specifischen Menschenform aufgedrückte Charakter ist jetzt durch Veränderung des Wohnorts, des Klimas, der Lebensweise lediglich nicht zu verwischen, und nur durch Kreuzung mit einem andern Typus, durch Bastardzeugung, umzuwandeln. Unter diesen Umständen und unter jenen Voraussetzungen ist für die rein zoologische Betrachtungsweise, welche Adam nimmt, wie es ist und nach dem Prozeß der Bildung, nach der Genesis nicht fragt, die Einheit des Geschlechts nothwendig eine Thorheit und Unmöglichkeit; dagegen bleibt in der Verbreitungstheorie von Einem Punkte aus die Vielheit des Geschlechts eben so nothwendig ein Unfaßliches und Unerklärliches. Beide Ansichten sind unter den genannten Voraussetzungen ewig unvereinbar.

Nach unserer Ueberzeugung wird die Vielartigkeit des Menschengeschlechts nur dadurch, nicht erklärt, aber doch begreiflicher gemacht, daß man es einem Naturgesetze unterwirft, das die ganze organische Welt zu beherrschen scheint, daß man es zerfallen läßt, wie Allem nach die ganze Thierwelt zerfallen ist. Dann muß man freilich die Existenz des Menschen in der Zeit bedeutend hinausrücken, und die Geologie bekommt die Aufgabe, im Chaos der tertiären Gebilde nach seiner Wurzel zu graben.

Gerade umgekehrt wie bei menschlicher Diplomatik, sind in den Archiven der Erde just diejenigen Urkunden, deren Datum sich der Jetztzeit nähert, am unleserlichsten und verworrensten. Meeres- und Süßwasserbildungen liegen in bunter Reihe übereinander; die in ihnen eingeschlossenen Fossilien aller Art zeigen die mannichfaltigsten, abweichendsten Verhältnisse einerseits zwischen ausgestorbenen und jetzt überhaupt noch existirenden Thiergattungen, andrerseits zwischen solchen, die jetzt noch im Striche des Fundortes, und solchen, die jetzt nur noch weit gegen Süd oder Nord leben. Auf unzähligen Blättern geschieht hier der plebejischen Geschlechter Elephant, Nashorn, Hirsch, Pferd, Bär, Katze, Hund, Hyäne u. s. w. Erwähnung, und daß hie und da auch das fürstliche Geschlecht der Schöpfung wenigstens zweifelhafte Spuren hinterlassen hat, vermag Niemand zu leugnen. Unendlich ist die Mühe, diese Urkundenblätter

ſcheinende Weiſe davon Kenntniß zu verſchaffen, ob ſeine Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften in den einzelnen Vereinsſtaaten gehörig zur Ausführung gebracht werden. Unter anderem hat er das Recht, die ſchriftlichen Verhandlungen der Zollbehörden, Zollſtellen und Zollgerichte der einzelnen Vereinsſtaaten einzuſehen, und an dieſe Behörden, Stellen und Gerichte Perſonen abzuordnen, welche von deren Thätigkeit Kenntniß nehmen.

Art. 21.

Der Verein hat die Entſcheidung darüber, ob ſeine Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften in den einzelnen Vereinsſtaaten gehörig zur Ausführung gebracht ſind oder gebracht werden.

Art. 22.

Eine ſolche Entſcheidung kann nicht anders gegen einen Vereinsſtaat ausfallen, als wenn der Verein dieſen vorher aufgefordert hat, ſeine Erklärung über die ihm zur Laſt gelegten Punkte binnen einer, von dem Vereine zu beſtimmenden Friſt dem Vereine ſchriftlich vorzulegen.

Art. 23.

Fällt die Entſcheidung dahin aus, daß in dem Vereinsſtaate den Geſetzen, Verordnungen oder Vorſchriften des Vereins nicht nachgekommen werde, ſo hat der Verein jenen zugleich aufzufordern, für die Vollziehung der Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins in ſeinem, des einzelnen Vereinsſtaats, Gebiete binnen einer, vom Vereine zu beſtimmenden Friſt zu ſorgen.

Art. 24.

Erſt wenn innerhalb dieſer Friſt der Aufforderung des Vereins gar keine oder keine genügende Folge geleiſtet iſt, hat der Verein das Recht, in dem Gebiete des einzelnen Vereinsſtaats das, wozu er dieſen aufgefordert hat, auf deſſen Koſten ſelbſt in Vollzug zu ſetzen.

Art. 25.

Der Verein beſtimmt ferner den Schaden, der etwa daraus entſtanden, daß den Geſetzen, Verordnungen oder Vorſchriften des Vereins in einem Vereinsſtaate nicht nachgekommen iſt, und den dieſer Vereinsſtaat daher dem Vereine zu erſetzen hat.

Art. 26.

Der Verein legt ſeine Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften authentiſch aus.

Art. 27.

Die Vereinsgewalt iſt bei dem Zollcongreß. Dieſer iſt das Organ, wodurch der Verein ſpricht.

Art. 28.

Der Zollcongreß wird durch die Geſandten ſämmtlicher Vereinsſtaaten gebildet.

Art. 29.

Die Geſandten der Vereinsſtaaten auf dem Zollcongreß ſind an die Inſtruktionen ihrer Regierungen gebunden.

Art. 30.

Wenn auf dem Zollcongreß Anträge von einzelnen Vereinsſtaaten geſtellt werden, ſo beſchränkt ſich die Thätigkeit des Zollcongreſſes nicht darauf, die Abſtimmungen über die Anträge entgegen zu nehmen. Der Zollcongreß hat vielmehr auch das Recht und die Pflicht, zur Aufklärung alles deſſen, was nach ſeiner Anſicht für die richtige Beurtheilung der bei den geſtellten Anträgen in Betracht kommenden Verhältniſſe von Wichtigkeit iſt, das ihm angemeſſen Scheinende vorzunehmen. Er kann unter anderem zu dieſem Zwecke Sachverſtändige vernehmen, aus ſeinem Schooße Deputationen in einzelne Vereinsgebiete abſenden, um ſich von den Verhältniſſen an Ort und Stelle Kenntniß zu verſchaffen, oder einzelne Vereinsregierungen um Auskunft erſuchen.

Art. 31.

Die Protokolle über die Congreßverhandlungen werden veröffentlicht; ſo weit ſie indeß noch obſchwebende Verhandlungen mit Nichtvereinsſtaaten oder beſondere Maßregeln, die gegen Nichtvereinsſtaaten ergriffen werden ſollen, betreffen, erſt nach Beendigung der Verhandlungen oder nach Bekanntmachung der Maßregeln, falls ſich der Congreß nicht beſonders für frühere Veröffentlichung entſcheidet.

Art. 32.

Der Congreß hat ſeinen bleibenden Sitz zu (Name des Sitzungsorts).

Art. 33.

Die Congreßverſammlung iſt ſtehend. Der Congreß kann ſich aber — jedoch nicht über vier Monat hinaus — vertagen.

Art. 34.

So lange Oeſterreich dem Zollverein nicht beigetreten iſt, hat Preußen den Vorſitz auf dem Congreß und führt zugleich die Verhandlungen mit Nichtvereinsſtaaten. Iſt der Beitritt Oeſterreichs erfolgt, ſo wird darüber, wer den Vorſitz auf dem Congreß haben und die Verhandlungen mit Nichtvereinsſtaaten führen ſoll, aufs Neue ein Beſchluß gefaßt.

Art. 35.

Regel iſt, daß zu einem für den Verein verbindlichen Beſchluß des Zollcongreſſes Einſtimmigkeit *aller* Vereinsſtaaten — nicht bloß derjenigen, deren Geſandte bei der Abſtimmung *gegenwärtig* ſind — gehört.

Art. 36.

Stimmeneinheit iſt alſo *unter anderem* erforderlich bei Entſcheidungen darüber:

1) ob der Zweck des Vereins verändert werden ſoll;

2) ob zur Erreichung des Zwecks des Vereins noch andere *Arten* von Mitteln als die in Art. 2 angegebenen angewandt werden dürfen;

3) ob noch andere *Arten* von Zöllen als die in Art. 5 aufgeführten, z. B. Unterſchiedszölle zur Hebung der Schifffahrt, vom Vereine zur Erreichung ſeiner Zwecke eingeführt werden ſollen;

4) ob die in Art. 3 genannten Beſchränkungen des aufgeſtellten Grundſatzes der Verkehrsfreiheit im Innern des Vereinsgebiets erweitert oder vermehrt oder ganz oder theilweiſe aufgehoben werden ſollen;

5) ob die Fälle, worin ausnahmsweiſe Stimmenmehrheit entſcheidet (Art. 39), vermehrt oder verringert werden ſollen;

6) ob die Beſtimmungen, wonach die Vertheilung der Vereinseinnahmen unter die Vereinsglieder ſich richtet (Art. 7), abgeändert werden ſollen;

7) ob ein Vereinsſtaat aus der Vereinskaſſe etwas vor andern Vereinsſtaaten voraus haben ſolle;

8) ob einem Vereinsſtaate beſondere, nicht allen Vereinsſtaaten zuſtehende Rechte oder Ehrenrechte zugeſtanden werden ſollen;

9) ob die Beſtimmungen abgeändert werden ſollen, welche

feſtſetzen, wie groß in den Fällen, wo Stimmenmehrheit entſcheidet, die Stimmenmehrheit ſeyn müſſe (Art. 43);

10) ob die Grundſätze abgeändert werden ſollen, wonach die Zahl der Stimmen berechnet wird, welche in den Fällen, wo Stimmenmehrheit entſcheidet, die einzelnen Vereinsſtaaten haben (Art. 41).

Art. 37.

Stimmeneinheit entſcheidet ferner unter anderem darüber, ob neue Mitglieder in den Verein aufgenommen werden ſollen. Deutſchen Bundesſtaaten ſteht aber, wenn ſie die Geſetzgebung des Vereins annehmen, der Eintritt in den Verein für ihre zum deutſchen Bunde gehörenden Gebiete frei, ohne daß ein Vereinsſtaat Einwendungen dagegen machen könnte. Zur Aufnahme nichtdeutſcher Gebiete deutſcher Bundesfürſten in den Verein iſt wiederum Einwilligung aller Vereinsſtaaten erforderlich.

Art. 38.

Der Wiederaustritt eines Vereinsſtaats aus dem Vereine kann gleichfalls nur dann ſtattfinden, wenn alle Vereinsſtaaten ſich damit einverſtanden erklärt haben.

Art. 39.

Mehrheit der Stimmen entſcheidet nur über folgende Punkte:

1) darüber, bei welchen einzelnen Gegenſtänden die Zölle, auf die ſich das gemeinſame Zollweſen der Vereinsſtaaten erſtreckt (Art. 5), zur Anwendung kommen, und wie hoch ſie bei den einzelnen Gegenſtänden ſeyn ſollen (Art. 8);

2) über die Vorſchriften, wonach die Errichtung und Einrichtung der Zollbehörden und Zollſtellen zur Zollerhebung und Zollaufſicht, die Anſtellungen dabei und die Verhältniſſe der dabei Angeſtellten, unter anderem deren Beſoldungen ſich richten (Art. 9);

3) über die Geſetze, wonach das Verfahren bei der Zollerhebung und Zollaufſicht geht (Art. 10);

4) über die Vorſchriften, welche die Bildung der Zollgerichte zur Aburtlung der Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins betreffen (Art. 11);

5) über die Geſetze, welche die Zuſtändigkeit dieſer Zollgerichte betreffen (Art. 12);

6) über die Geſetze, wonach ſich das Verfahren bei dieſen Zollgerichten richtet (Art. 13);

7) über die Geſetze, welche die Strafen für die Vergehen gegen die Zollgeſetze des Vereins beſtimmen (Art. 14);

8) darüber, ob, wenn ein Vereinsſtaat in Fällen, die er für dringlich hält, in ſeinem Gebiete über die Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins hinaus zur Ausführung der Vereinszollgeſetze Zollſtellen errichtet und Zollbeamte angeſtellt hat, und er nun die Beibehaltung dieſer Zollſtellen und Zollbeamten über die Dauer von ſechs Monaten wünſcht, die Koſten, welche aus der Beibehaltung dieſer Zollſtellen und Zollbeamten über die Dauer von ſechs Monaten erwachſen, ihm aus der Vereinskaſſe bewilligt werden ſollen (Art. 17);

9) darüber, was von Seiten des Vereins geſchehen ſoll, damit er ſich davon Kenntniß verſchaffe, ob ſeine Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften in den einzelnen Vereinsſtaaten gehörig zur Ausführung gebracht werden (Art. 20);

10) über die authentiſche Auslegung der Geſetze, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins (Art. 26);

11) bei Streitigkeiten darüber, ob der einzelne Vereinsſtaat den Geſetzen, Verordnungen und Vorſchriften des Vereins nachgekommen ſey (Art. 21);

12) darüber, auf welche Art nach Maßgabe des Art. 24 ein bei ſolchen Streitigkeiten gegen einen Vereinsſtaat ausgefallener Vereinsſpruch in deſſen Gebiete in Vollzug zu ſetzen ſey;

13) bei Beſtimmung des Schadens, der daraus, daß in einem Vereinsſtaate den Geſetzen, Verordnungen oder Vorſchriften des Vereins nicht nachgekommen iſt, dem Vereine entſtanden und den jener Vereinsſtaat deßhalb dem Vereine zu erſetzen hat (Art. 25);

14) über die Beſtimmungen, wonach das Verfahren des Congreſſes bei Inſtruktion der zu ſeiner Entſcheidung kommenden Angelegenheiten ſich richtet;

15) über die Beſtimmungen, welche die Geſchäftsordnung des Zollcongreſſes betreffen;

16) über die Seelenzahl, welche in jedem Vereinsſtaate anzunehmen iſt;

17) darüber, ob eine Sache unter die durch die Verfaſſung aufgeſtellten Fälle, in denen Stimmenmehrheit entſcheidet, fällt.

Art. 40.

In den Fällen, wo Stimmeneinheit entſcheidet, hat jeder Vereinsſtaat eine Stimme.

Art. 41.

In den Fällen, wo Stimmenmehrheit gilt, hat nicht jeder Vereinsſtaat gleichviel Stimmen. In dieſen Fällen richtet ſich vielmehr die Stimmenzahl jedes Vereinsſtaats nach der Seelenzahl ſeines Gebiets, und zwar nach folgenden nähern Beſtimmungen:

1) Staaten von 250,000 — 500,000 Seelen haben eine Stimme.

2) Staaten von 500,000 — 1 Million Seelen haben zwei Stimmen;

3) Staaten von 1 — 2 Mill. Seelen haben drei Stimmen;

4) Staaten von 2 Mill. Seelen haben vier Stimmen. Weiter gibt jede Million Seelen mehr auch eine Stimme mehr, bis der Staat 5 Millionen Seelen erreicht;

5) Staaten von 5 Mill. Seelen haben ſieben Stimmen. Weiter geben jede 2 Millionen Seelen mehr eine Stimme mehr;

6) von den Vereinsſtaaten unter 250,000 Seelen erhält die freie Stadt Frankfurt eine Stimme, die übrigen aber Geſammtſtimmen in folgender Art:

a) Meiningen, Altenburg und Koburg-Gotha haben zuſammen eine Stimme;

b) die anhaltiniſchen und ſchwarzburgiſchen Länder haben zuſammen eine Stimme;

c) die übrigen haben gleichfalls zuſammen eine Stimme.

Art. 42.

Haben mehrere Vereinsſtaaten eine Geſammtſtimme, ſo ſteht die Stimme zur Zeit immer nur einem von ihnen zu. Die Stimme wechſelt unter ihnen aber alle Jahr nach einer Reihefolge, welche ſie untereinander im Voraus für immer zu beſtimmen haben, oder — im Fall ſie ſich nicht einigen können — der auf dem Zollcongreß vorſitzende Staat durch das Loos feſtſetzen läßt.

Art. 43.

In allen Fällen, wo Stimmenmehrheit entſcheidet, iſt dies die Mehrheit von Zweidrittel.

Art. 44.

Dieſe Zweidrittel werden nicht nach der Anzahl der bei der Abſtimmung gerade anweſenden Stimmen berechnet, ſondern nach der Stimmenzahl, welche der Geſammtheit der Vereinsſtaaten zuſteht.

Art. 45.

In den Fällen, wo Stimmenmehrheit entſcheidet — nicht aber in denen, wo Stimmeneinheit gilt — wird, wenn ſtimmführende Vereinsſtaaten bei einer Abſtimmung auf dem Congreß nicht vertreten ſind oder ihre Vertreter an der Abſtimmung nicht Theil nehmen wollen, angenommen, daß ſie ihre Stimme dafür, wofür ſich die Mehrheit der an der Abſtimmung Theil nehmenden Stimmen ausſpricht, abgegeben hätten. Dieſe Annahme tritt jedoch nur ein:

wenn entweder jene Vereinsſtaaten, die bei der Abſtimmung nicht vertreten ſind oder deren Vertreter nicht abſtimmen wollen, von dem Gegenſtande, der zur Abſtimmung kommt, und von der Congreßſitzung, worin er zur Abſtimmung kommt, gehörig in Kenntniß geſetzt ſind;

oder wenn jene Vereinsſtaaten an dem Orte der Congreßverſammlung keinen bei dem Congreſſe gehörig beglaubigten Vertreter haben.

Art. 46.

Zur Gültigkeit neuer oder abändernder geſetzlicher Beſtimmungen des Vereins, bei denen Stimmeneinheit gilt, iſt die Zuſtimmung derjenigen ſtändiſchen Gewalten in den Vereinsſtaaten, welche das Recht der Zuſtimmung zu den Geſetzen ihres Landes haben, in allen Fällen erforderlich, wo dieſe ſtändiſchen Gewalten nach der Verfaſſung ihres Landes zuſtimmen müßten, wenn die geſetzliche Beſtimmung in ihrem beſondern Lande erlaſſen werden ſollte.

Art. 47.

Stimmt in Sachen, welche durch Stimmenmehrheit entſchieden werden, eine Regierung, in deren Lande ſtändiſche Gewalten das Recht der Zuſtimmung zu den Geſetzen haben, für neue oder abändernde geſetzliche Beſtimmungen, die, wenn ſie in ihrem beſondern Lande erlaſſen werden ſollten, ſtändiſche Zuſtimmung erforderten, ſo hat die Abſtimmung dieſer Regierung nur erſt

proviſoriſche Gültigkeit bis zu dem Augenblicke, wo drei Monate nach Mittheilung des Beſchluſſes der Stände über die Abſtimmung ihrer Regierung an dieſe Regierung verfloſſen ſind. Fällt dieſer Beſchluß der Stände gegen die Abſtimmung der Regierung aus, ſo wird die Stimme dieſer Regierung von jenem Augenblick an als die neuen oder abändernden geſetzlichen Beſtimmungen ablehnend betrachtet und demgemäß der Vereinsbeſchluß beſtimmt. Fällt der Beſchluß der Stände dagegen für die Abſtimmung der Regierung aus, ſo erhält dieſe Abſtimmung nun definitive Gültigkeit.

Jene proviſoriſche Gültigkeit tritt in den Fällen nicht ein, wo der Zollcongreß ausdrücklich beſchließt, daß zuvörderſt die Erklärung der Stände abgewartet werden ſolle.

Art. 48.

Will ein Staat, in dem Stände das Recht der Zuſtimmung zu den Geſetzen haben, dem Zollvereine beitreten, ſo wird ſein Beitritt als erfolgt nicht früher angenommen, als die Stände dieſes Staats ſich für die Annahme aller derjenigen geſetzlichen Beſtimmungen des Vereins ausgeſprochen haben, zu denen ſie nach der Verfaſſung ihres Landes zuſtimmen müßten, wenn dieſe geſetzlichen Beſtimmungen in ihrem beſondern Lande erlaſſen werden ſollten.

Zum Schluſſe noch einige Bemerkungen.

Als Regel für die Entſcheidungen auf dem Zollcongreß iſt das Erforderniß der Stimmeneinheit aufgeſtellt. Die Punkte, bei denen Stimmenmehrheit gilt, ſind — gleichſam als Ausnahmen von der Regel — unter einzelne beſondere Fälle zuſammengefaßt. Was über dieſen einzeln aufgezählten Fällen hinaus liegt, fällt wieder in das Gebiet der Stimmeneinheit. Dieſe Art der Faſſung der Gebiete der Stimmeneinheit und der Stimmenmehrheit ſcheint ſich nicht vermeiden zu laſſen. Der Grund liegt in der Souverainetät der verſchiedenen Vereinsſtaaten, welche der Grundgedanke des deutſchen Staatslebens iſt und von der man nothwendig ausgehen muß, wenn die Zollvereinsverfaſſung den beſtehenden Zuſtand zu ihrem Unterbau nehmen und ſich

nicht auf das weite, unbeſtimmte Feld des etwa Wünſchenswerthen verlieren, wenn ſie mehr als bloßer Plan werden und auf Ausführbarkeit rechnen ſoll. Will die Zollvereinsverfaſſung der, das jetzige deutſche Staatsleben als leitender Gedanke beherrſchenden Souverainetät der verſchiedenen deutſchen Staaten ihre Geltung laſſen, ſo muß ſie die Entſcheidung nach Stimmeneinheit als Regel feſthalten: denn die Entſcheidung vereinter ſouverainer Staaten iſt eben die Entſcheidung nach Stimmeneinheit. Ich hoffe dabei, daß die dem Gebot der Stimmenmehrheit überlaſſenen Fälle genügen werden, um dem Zollverein die Möglichkeit, fortzuſchreiten und ſich auszubilden und zu entwickeln — ſo weit das unter den obwaltenden Verhältniſſen überhaupt möglich iſt — zu ſichern.

Daß man von den beiden Gebieten das eine als Regel aufſtellt, gewährt einen Vortheil, der, wenn auch keine große, doch immer einige Bedeutung hat. Wollte man die Fälle beſonders namhaft machen, in denen Stimmeneinheit entſchiede, und daneben diejenigen, worin Stimmenmehrheit genügte, ſtellen, ſo würde man Gefahr laufen, unter den Vereinsſtaaten in der Zukunft bedenkliche Streitigkeiten über das, was unter die einen, und das, was unter die andern Fälle gehörte, hervorzurufen. In Staatenvereinen, die den bewegten Kreiſen des gewöhnlichen Volkslebens fern ſtehen, mag dieſe Gefahr wenig bedeuten; in ſolchen, die wie der Zollverein geradezu auf dieſe Kreiſe Bezug haben, iſt ſie wohl zu beachten. Dadurch, daß man das Eine als Regel aufſtellt, unter die alles gehört, was nicht beſonders als Ausnahme aufgeführt iſt, wird die Gefahr wenigſtens in hohem Grade gemindert. Es wird dann unbedenklich ſeyn, zur Beſeitigung der etwa noch über die Frage entſtehenden Streitigkeiten, ob ein Gegenſtand unter die durch die Verfaſſung beſtimmten Ausnahmsfälle, wo Stimmenmehrheit entſcheiden ſoll, gehört, ſich dem Auskunftsmittel anzuvertrauen, das in Art. 39 Nr. 17 vorgeſchlagen iſt.

Es iſt häufig davon die Rede geweſen, daß der Zollverein eine Seemacht haben müſſe. Die Folge davon wäre, daß er auch eine Kriegsordnung haben müßte, wonach ſich die Mitwirkung des einzelnen Staats bei Bildung und Erhaltung der Seemacht und die Verwendung der Seemacht regelte. Sind nicht

auch Beſtimmungen über eine Wehrverfaſſung des Zollvereins — etwa über das Contingent oder den Geldbeitrag des einzelnen Staats und über die Leitung der Kriegsmacht des Vereins — in die Verfaſſungsurkunde aufzunehmen?

Sicher wird der Zollverein, wenn er überhaupt Beſtand hat — und wer wollte daran zweifeln? — einſt in den Fall kommen, ſeine Intereſſen auch mit gewaffneter Hand ſchützen zu müſſen. Allerdings ſind ſeine Zwecke friedlicher Art; ſie beziehen ſich auf die ruhige Arbeit der Bürger auf ihrem Eigenthum, in ihren Werkſtätten und Häuſern und an ihren Sachen. Aber die Vortheile, die ſich an die Arbeit knüpfen, das Verlangen, ſie auszudehnen und zu erweitern, die Bedingungen, unter denen man ſich von der Arbeit den meiſten Erfolg verſpricht, führen auch wieder zu Zwiſt und Hader, unter Privatleuten wie unter Staaten. Sieht ſich doch England gerade in Folge ſeiner wirthſchaftlichen Verhältniſſe eigentlich in eine fortdauernde Kriegsſtellung verſetzt. Wir werden zum Glück nie zu jenem künſtlichen, unnatürlichen Gebäude des Reichthumsſchimmers engliſcher Fabrik- und Handelsübermacht kommen. Indeß, ſo wie Deutſchland nur erſt in lebhafte unmittelbare Beziehungen zu den überſeeiſchen Ländern tritt, und in der Handelswelt eine Stellung, nicht der Uebermacht, ſondern der gleichen Berechtigung mit den Hauptwirthſchaftsſtaaten einnimmt, werden Verwicklungen nicht ausbleiben, die, wenn ſie auch nicht immer zum Kriege führen, doch die Bereitſchaft einer Kriegsmacht erforderlich machen.

Allein dieſe Dinge werden erſt eintreten, wenn der Zollverein weiter gekommen iſt, als er jetzt iſt. So lange er ſich auf Induſtrieſchutz beſchränkt und glaubt, die Zeit ſey noch nicht da, wo er ſich auf das Meer hinauswagen dürfe; ſo lange er ſich nicht entſchließt, ſeine Schutzmaßregeln auch dem deutſchen Schiffsweſen zu Gute kommen zu laſſen: ſo lange liegen ernſte Verwicklungen jener Art mit ihren Folgen noch in der Ferne. Die Nothwendigkeit einer Wehrverfaſſung wird für den Zollverein eintreten, wenn er an die Gründung eines deutſchen Seeweſens von Bedeutung Hand gelegt hat, wovon die deutſchen Küſtenprovinzen ihren Antheil an den Früchten der Zollverbindung und ganz Deutſchland die Vollendung ſeines hoffnungsreichen wirthſchaftlichen Werks erwarten muß.

zu ordnen und zu paginiren; kaum hat man damit begonnen, und noch dazu die Archive erst auf sehr wenigen Punkten der Erde erbrochen. So ist es kein Wunder, wenn das Wenige, was auf die Existenz des Menschen deutet, keinen Sinn gibt und nichts beweist. Doch die Geologie hat einmal eine feste Grundlage gewonnen; sie allein kann das Problem, das uns beschäftigt, dem Verständniß näher bringen, sie allein kann es anmachen, wie weit die Dynastie des Menschen in der Geschichte der Erde hinaufreicht, und damit ist ihr die erhabenste, freilich eine unendliche Aufgabe gestellt.

Das eigentliche wissenschaftliche Studium der Menschenracen ist noch jung. Der Mensch faßte die charakteristischen Formen seines Geschlechts weit später scharf in's Auge, als die der Thierwelt. Sehr viel mag dazu das alte Vorurtheil des Europäers gewirkt haben, der die farbigen Racen immer nur als Degenerationen vom Geschlechte Adams, als Karrikaturen seiner eigenen Gestalt betrachtete. Die meisten Nachrichten und Bilder älterer Reisebeschreiber sind kaum brauchbar. Selbst die Abbildungen neuerer Reisenden verrathen nur zu oft den Einfluß europäischer Phantasie, die nach Laune und Gegenstand bald verschönerte, bald verzerrte. Besonders die Behandlung der Köpfe zeigt, daß die Darsteller selten wußten, worauf es vorzüglich ankommt. Dies gilt zum Theil selbst von Cooks Reisen. Wären alle Racenporträts so sprechend und charakteristisch, wie die von Dénon, Péron, Krusenstern, so müßte das Völkerchaos schon ungleich mehr gelichtet seyn. So aber weiß man von manchen Stämmen, besonders der Polarvölker, noch gar nicht bestimmt, zu welcher Hauptform man sie zu rechnen hat.

So viel ist bei alle dem gewiß, und auch allgemein anerkannt: die Versuche, dergleichen unser Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit einen gemacht, die Verschiedenheiten der Menschengestalt räumlich als allmählige, verschwimmende Abschattungen einer Kernbildung darzustellen, sind ein für allemal abgewiesen. Nach verschiedenen Seiten gelangt man bei der Völkermusterung zu Extremen der Gestaltung, die sich keineswegs als Extreme allgemeiner Verbildung, sondern als Mittelpunkte geschlossener Kreise darstellen, welche sich an den Rändern berühren, meistens ohne sich zu verschmelzen. Und so treten uns wenige Grundformen entgegen, die

Wenigſtens in einer Beziehung hat es ſein Gutes, daß der Zollverein an eine Wehrverfaſſung augenblicklich noch nicht zu denken hat. Er würde dadurch zu einem politiſchen Körper, und in Deutſchland gäbe es dann zwei politiſche Lager: den deutſchen Bund, der eine rein politiſche Bedeutung hat, und den deutſchen Zollverein mit wirthſchaftlich-politiſcher Richtung, und in beiden Lagern ſtänden nicht dieſelben deutſchen Staaten zuſammen. Dieſe politiſche Spaltung des ohnehin ſchon ſo getheilten Deutſchlands wäre eine zu ernſte Sache, als daß die bedenklichen Folgen nicht ſofort in die Augen ſpringen ſollten. Es wird beſſer ſeyn, dieſen Punkt nicht weiter auszumalen: das Gemälde möchte zu trübe Erinnerungen wecken — Erinnerungen, die am beſten auf ewig aus dem deutſchen Gedächtniß verwiſcht wären. Weſſen Blick mehr ſieht als augenblicklichen Induſtrie- und Handelsgewinn und alle Bedingungen der Größe und Sicherheit des Vaterlandes und alle gefährlichen Klippen, durch welche es hindurchſteuern muß, umfaßt, der wird weiterer Andeutungen nicht bedürfen.

Aus dieſen Urſachen iſt in den Entwurf nichts, was auf eine Wehrverfaſſung des Zollvereins Bezug hätte, aufgenommen. Dieſe Wehrverfaſſung, die Bildung einer deutſchen Seemacht, iſt noch eine Sache der Zukunft. Möge ſie zu ihrer Zeit eine unſerer Vergangenheit würdige Erledigung finden, und bis dahin der Zollverein ſeiner friedlichen wirthſchaftlichen Aufgabe leben!

Aus ähnlichen Rückſichten iſt in dem Artikel 24 des Entwurfs nur ganz allgemein die Beſtimmung ausgeſprochen, der Zollverein habe das Recht, ſeine Vorſchriften in dem Gebiete des einzelnen Vereinsſtaats ſelbſt in Vollzug zu ſetzen, wenn dieſer ſich beharrlich ſeinen Vereinsverbindlichkeiten entziehe. Man fühlt, wie viel es mit einer gewiſſen executiven Gewalt des Vereins über ſeine einzelnen Glieder, welche, wenn die Erreichung der Vereinszwecke geſichert ſeyn ſoll, unerläßlich iſt, bei der jetzigen Lage der Dinge auf ſich hat. Die Vereinsglieder müſſen erſt feſter zuſammengewachſen ſeyn, damit ohne Beſorgniß von dieſem Mittel Gebrauch gemacht werden kann. Es iſt darum auch nur als allgemeiner Anhaltspunkt aufgeſtellt, den ein Zeitraum weiterer Entwicklung des Vereins ausbauen kann, nicht

als etwas, das ſchon zur praktiſchen Anwendung reif und deßhalb in ſeine Einzelheiten zu verfolgen wäre.

Alle die angedeuteten Bedenken können nur auf einem Wege eine befriedigende Löſung finden: dadurch nämlich, daß der Zollverein ſich über ganz Deutſchland ausdehnt und ſo in der That ein deutſcher Zollverein wird, und dieſer deutſche Zollverein dann mit dem deutſchen Bunde zuſammenfällt. Die deutſche Zollvereinsſache muß deutſche Bundesſache werden und der deutſche Bund die eine und alleinige große untheilbare und unauflösliche Vereinigung aller Deutſchen, nicht nur, wie jetzt, in politiſcher, ſondern auch in volkswirthſchaftlicher Hinſicht darſtellen. Es darf kein beſonderes politiſches und beſonderes wirthſchaftliches Deutſchland geben. Weſſen Herz für die Zukunft des Vaterlands ſchlägt, der kann unter keiner Form einer Spaltung der Deutſchen das Wort reden, weder einer Spaltung nach Gebieten, noch einer Spaltung nach Intereſſen.

Alle die angedeuteten Bedenken, hieß es, würden auf dieſe Weiſe beſeitigt. Die wirthſchaftlichen Angelegenheiten Deutſchlands brauchen dann keiner beſondern Wehrverfaſſung; denn ſie ſtehen unter dem allgemeinen deutſchen Heerſchilde. Und die Vollziehung der Vereinsgeſetze in den einzelnen Staaten bedarf dann keiner beſondern executiven Beſtimmungen; die Beſtimmungen, welche die Ausführung des Bundeswillens ſichern ſollen, ſind dann auch für ſie gültig.

Ob der Zollverein ſich über ganz Deutſchland, auch über das deutſche Oeſterreich ausdehnen wird?

Wer in den großen Bewegungen der Gegenwart überhaupt an eine Zukunft Deutſchlands glaubt, kann nicht ungläubig antworten.

Es wird nicht nöthig ſeyn, näher die Wege zu bezeichnen, auf denen die Ausdehnung des Zollvereins über ganz Deutſchland bewerkſtelligt werden wird. Sie wird mit großen Zeitereigniſſen zuſammenfallen.

Kurzſichtig würde man ſeyn, wollte man aus der jetzigen Stellung, Einrichtung und Ausſtattung der Bundesverſammlung zu Frankfurt ein Bedenken herleiten, als würde der deutſche Bund nicht geeignet ſeyn, die höchſte Lenkung der deutſchen Zollangelegenheiten zu übernehmen. Der deutſche Bund wird

mit Ueberweiſung der Zollangelegenheiten an ihn eine Geſtaltung annehmen, die ihn hiezu befähigt. Warum brauchte in Zollſachen gerade daſſelbe Stimmenverhältniß der einzelnen Bundesſtaaten zu gelten, wie in andern Sachen? Warum ſollten in der Bundesverfaſſung die ſtändiſchen Rechte bei Zollſachen nicht eben ſo gut ihre Berückſichtigung finden als in der Zollvereinsverfaſſung?

Vielleicht iſt es jetzt erklärlicher, warum dieſer Entwurf die Zollvereinsverfaſſung mit den allgemeinen Geſichtspunkten, wovon die Bundesverfaſſung ausgeht, möglichſt in Einklang zu halten ſucht. Weil von einer ſpätern Zeit zu hoffen und zu erwarten ſteht, daß beide Verfaſſungen ſich verſchmelzen, ſo iſt nothwendig, daß in beiden ein Geiſt walte, der ihre Verſchmelzung möglich und leicht mache. Die Grundidee des deutſchen Bundesweſens ſteht aber auch der Eigenthümlichkeit des deutſchen Volksweſens überhaupt weit näher als die Anhänger centraliſirter Staatsformen zu glauben geneigt ſind.

Von höchſter Wichtigkeit iſt es, daß man ſich darüber klar werde, welchen Entwicklungsgang Deutſchland nehmen wird. Manche meinen, es müſſe raſch ein neues Deutſchland aus einem einzigen Guſſe geſchaffen werden. Das Geſchick ſcheint einen andern, heilſamern Weg gewählt zu haben. Als Deutſchland von der glänzenden Höhe herabſank, auf der es — damals das erſte unter den Völkern — etwa die Mitte des Mittelolters erblickte, glich es einem Körper, deſſen innerſter Lebenskern im Herzen krank geworden war, und deſſen ſtockendes Blut nun weder in alle Adern noch in alle Glieder mehr dringen konnte; man ſah einen Theil ſeiner äußerſten Glieder abfallen, einen Theil ſeiner edelſten Lebensadern verſiegen. Jetzt erwärmt ſich das Herz und belebt ſich der Geiſt wieder; eine Ader nach der andern öffnet ſich aufs Neue dem Strome des friſchen deutſchen Lebensbluts, und eines der abgefallenen Glieder nach dem andern ſieht ſich durch immer krampfhaftere Zuckungen an den Pol wieder erinnert, um den es nach der Fügung der Natur immer hätte kreiſen ſollen. Einer nach dem andern wachſen die verlorenen Aeſte und Zweige dem verjüngten Stamme wieder zu; nicht gewaltſam reißt er ſie an ſich. Dieſer friedliche Gang iſt langſamer, unſcheinbarer und anſpruchsloſer, aber auch bedeutſamer,

nachhaltiger und ſegensreicher; er entſpricht der deutſchen Natur. Er führt nicht zu dem gemüthloſen Einerlei einer eintönigen Größe, ſondern läßt jeder Seite des deutſchen Volkslebens zu ſelbſtſtändiger eigenthümlicher Entwicklung genügenden Raum, aus dem das Einzelne dann, wenn es Zeit iſt, in den allgemeinen Strom des deutſchen Lebens einmündet. Soll auf dieſem Wege die Neugeſtaltung Deutſchlands erfolgen, ſo läßt ſich die Fortbildung nicht übereilen, ſo kann man nicht Nebelgebilden ferner Ideale nachjagen, ſondern muß an die Verhältniſſe der Gegenwart anknüpfen. Auch eine Zollvereinsverfaſſung muß ſich dann an die Gegenwart, an das in der Gegenwart Ausführbare anſchließen. Gelingt es, auf dieſem Wege die kirchliche, die politiſche und die wirthſchaftliche Richtung in Deutſchland nach und nach zur Einheit zu führen, und zwar ſo, daß jede dieſer Richtungen ihr natürliches Recht und damit auch ihre natürliche Kraft behauptet, ſo ſteht für das einſt ſo große, ſpäter ſo geſunkene Vaterland das Höchſte wieder in Ausſicht.

Münchens Beruf.

Wer sollte es für möglich halten, daß trotz Touristen, Reisehandbüchern und zahllosen Correspondenzartikeln in politischen und nicht politischen Blättern das eigentliche Wesen Münchens im deutschen Vaterlande so wenig bekannt und erkannt ist? Und dennoch ist es an dem, dennoch wird man nicht leicht so viel Unwahres und Halbwahres über eine deutsche Stadt vernehmen als über diese vielbesuchte. München theilt das Schicksal Roms; die Aufmerksamkeit der Reisenden ist auch hier mehr den Sachen zugewendet als den Menschen, und bei dem stark erregten dinglichen Interesse läßt man die Lebenselemente um so lieber bei Seite, als diese gerade hier — wie auch in Rom — schwerer als anderswo gründlich zu erkennen sind. Ueberdem zieht es die, welche aus dem Norden kommen, gewaltig nach den bereits sichtbaren Alpen, und noch mehr in das Land jenseits derselben, und die von dort Heimkehrenden nach der Heimath. Dagegen läßt das Wesen homogener, aus sich selbst erwachsener Städte, z. B. Hamburgs, leicht sich begreifen, zusammenfassen und darstellen. Was eine solche Stadt war, ist sie noch, wenn man der Wirkung der alles ändernden Zeit Rechnung trägt, was sie ist, wird sie in der Zukunft ungefähr auch seyn. Man kann in solchen Städten Wetten eingehen, welche Gespräche man an öffentlichen Orten hören, mit welcher Gattung Menschen man vorzugsweise in Berührung kommen werde.

Ganz verschieden hievon ist Bayerns Hauptstadt. Die Erhebung derselben über die Meeresfläche, die verschiedenen Phasen, durch welche der Katholicismus in derselben ging, die Stellung der Regierung mit der Wichtigkeit, welche weder zur ersten Rolle berufen ist, noch bei jeder bedeutenden europäischen

Frage außer Acht gelassen werden kann — wie die sardinische in Italien es ist — alle diese Faktoren wollen zuerst ergründet seyn, bevor man dieselben mit den verschiedenen zum Theil fremdartigen, ja widerstrebenden Zuthaten combiniren kann, welche die Begebenheiten seit 1778 der ursprünglichen oder der nächsten Umgebung entsprossenen Bevölkerung beigefügt haben.

Die Lage der Stadt auf einer Hochebene, mit Schneebergen im Süden und Südosten, und ohne Schutz gegen die Nordwinde ist bedeutender als auf den ersten Anblick erkannt werden mag. Es mag verweichlichten oder kränklichen Menschen die scharfe Luft gefährlich seyn, wer sie aber erträgt und gewöhnt ist, fühlt eine Kraft, einen Drang zu Leibesübungen, welche in den untern Volksklassen als Rauflust, Leidenschaft für Jagd und Krieg und als Raschheit im Handeln sich äußern. Der Bayer ist mehr Mann der That, als Mann des Worts, mehr auf gesunden Menschenverstand als auf vielseitiges theoretisches Wissen, mehr auf Witz und Humor, als auf philosophische Spekulationen gestellt, der erste, welcher lacht über das fehlerhafte Deutsch seiner Lokalblätter, aber zugleich auch über das der Berliner, wenn sie ihm zufällig in die Hände fallen.

Er ist ferner durch die Luft, welche er einathmet, auf das Bier gewiesen. Daß dieses in seinem täglichen, ja in seinem politischen Leben eine so bedeutende Rolle spiele, können viele in der Ferne wohnenden Zeitungsleser nicht begreifen. Diese mögen bedenken, daß das Bier für diese klimatischen Verhältnisse nicht nur medicinisch indicirt, sondern daß es zugleich Nahrung und Labetrunk, also gleich Schnapps und Kartoffel, oder Thee und Rostbeef anderer Länder ist. Es bedingt die Annäherung aller Stände, und diese Erscheinung wird sich bestimmt auch im nördlichen Deutschland wiederholen, wohin die Fabrikation gesunden untergährigen Biers von Jahr zu Jahr um mehrere Meilen vordringt, besonders seit der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in München. Nur muß es dort wieder so allgemeines Bedürfniß werden, wie es bekanntlich im Mittelalter war, und nicht Luxusartikel und Labung des Tabakrauchers. Der allgemeine tägliche Genuß des Braunbiers ist demnach bei Beurtheilung des Münchener Lebens von der höchsten Wichtigkeit. Dieses wurde weniger von

fremdartigen Elementen durchdrungen und blieb naturwüchsiger als anderswo, klar und voll, aber etwas unbändig, wie die schnell vorüberströmende Isar. Wie der Berliner, und mehr noch als der Wiener, ist der Münchener ein Kind, ein Ergebniß des Bodens, auf welchem er wohnt. Sein Leben ist noch das seiner Voreltern, und Kaffee und Branntwein, Kartoffeln und Thee haben weit weniger auf dasselbe eingewirkt, als dieses anderwärts der Fall gewesen ist.

Es erschien vor Jahren in München ein Steindruck, welcher wahrscheinlich mehreren Lesern zu Gesichte gekommen ist und jedenfalls diese Ehre verdient. Ein höchst eleganter Bal ist im Gange, Quadrillen tanzen im modischesten Aufzuge, wahrscheinlich in einem Gasthofe, denn zur Thüre treten zwei stämmige Jäger, vollkommen in weidmännischem Costüme ein, die Pfeife im Munde, den Dachsbart auf dem Spitzhute. Ein höchst eleganter Herr, wahrscheinlich der Dirigent des Bals, bemüht sich, sie zu freiwilligem Rückzuge zu bewegen, wie es scheint vergebens, denn sie scheinen nicht zu begreifen, daß es anderswo angenehmer für sie seyn könne als hier. Dieses Bild ist vollkommen bezeichnend für Münchens Leben und die Stellung der Stände zu einander. Sowohl der Hof als die höchste Gesellschaft sind sich ihrer Vorrechte und Pflichten vollkommen bewußt und handeln hienach bei großen Feierlichkeiten und Festen mit vollständiger Einhaltung aller Formen, aber nur bei solchen, während sie sonst dem Volke mit der größten Einfachheit und Popularität sich nähern und mit gemüthlicher Herzlichkeit begrüßt werden. Wie sehr der höhere Bürgerstand mit dem Adel in Eines zusammenfließe, beweist schon das allgemein gebräuchliche „Herr von" statt der Titel, welches so ziemlich zusammenfällt mit dem Begriff eines Gentleman.

Obschon hier weder eine Ortsbeschreibung noch eine Stadtgeschichte gegeben werden soll, so müssen dennoch zur Verständigung über irrige Angaben und Meinungen einige Momente der Vergangenheit erwähnt werden, um zu bewirken, daß die Gegenwart erkannt und die Zukunft errathen werde.

Die Herzöge von Bayern unterdrückten jede Bewegung im Sinne der Reformation und zwar nicht ohne bedeutenden Kraftaufwand, denn auch hier zeigte sich das Volk der neuen Lehre

sehr geneigt. Die Jesuiten und unter diesen besonders P. Canisius setzten sich sehr frühe hier fest und begannen die innerliche und äußerliche Erneuerung der römischen Kirche. Daher Isolirung dem nördlichen Deutschland gegenüber und die furchtbaren Verwüstungen des Landes im dreißigjährigen Kriege. Zwar wurde die Hauptstadt des neuen und vergrößerten Kurfürstenthums verschont, aber die Rückkehr des alten Wohlstands des Landes und mit demselben der Hauptstadt, für lange Jahre hinausgeschoben. Kaum hatten beide sich erholt, so entbrannte der spanische Erbfolgekrieg mit nicht geringeren Unbilden, und 27 Jahre nach diesem der österreichische; es blieb demnach keine Muße, es blieben keine Geldmittel verfüglich, um für Künste und Wissenschaften, ja für das gemeinsame geistige Leben die Vorschritte anzubahnen, welche man zu machen wünschte und welche das deutsche Vaterland erwarten durfte.

Als nun die pfälzische Linie in Bayern nach dem Tode des Kurfürsten Max zur Regierung kam, und Karl Theodor weder in München sich jemals heimisch fühlen noch die Liebe eines Volks sich erwerben konnte, welches er mehr als einmal an das nahe — gefürchtete, daher nicht geliebte — Oesterreich überantworten wollte, da trug das Volk einen Theil des Widerwillens wider den neuen Regenten auf die zahlreichen Rheinpfälzer über, welche mit Hof und Regierung von Mannheim hieher übersiedelt waren. Keine größere Contraste gab es damals als diese beiden Städte. Hier Abschließung, mehr Gehalt als Schein, bei vieler Religiosität freundliche Duldung, dort eine allen offene Kolonie, leichtes, zuweilen zu leichtes Leben, und der Katholicismus verfolgend und drückend in jeder Weise auf die evangelische Kirche.

Von nun an parteieten sich Bayer und Oberpfälzer wider die Rheinpfälzer. Der Oberpfälzer hatte seither ungefähr die Rolle des Schotten in England dem Altbayer gegenüber gespielt. Diese verschiedenen Elemente bekämpften sich, bis zuerst Zweibrücken und Berg, dann Franken und Schwaben die Mischung noch vergrößerten. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die Pfälzer manche Kunstübung, manche erweiterte Staats- und Geschäftsansicht, mehr Thätigkeit und Leben zuging, und dasselbe ist auch der Fall mit den späteren, aber nicht so auffallenden

Einwanderungen, denn diese fanden allmählig statt, und Franken und Schwaben bilden keinen solchen Gegensatz, fanden den neuen Boden schon vorbereiteter, als die Mannheimer Kolonie ihn angetroffen hatte.

Denkt man sich zwischen diese seltsamen Wellenlinien des Vor- und des Rückschritts, zwischen die stoßweise eintretenden Herumwerfungen der Ansichten und Systeme noch den in Ingolstadt entstandenen, in München aber ausgebildeten Orden der Weishauptschen Illuminaten, ihre Verfolgung unter Karl Theodor, ihre Thätigkeit und — frei herauszusagen — Herrschaft bis zum Abtreten des Grafen Montgelas, so wird man zugeben müssen, daß nicht leicht eine sonderbarere, schwerer klar aufzufassende Grundlage dessen gefunden werden kann, was hier besprochen werden soll. Man möge daher die lange Einleitung zu gut halten. Zu einem durchschnittenen Boden gehören, wenn er auf einem Plane vollständig dargestellt werden soll, ungleich mehr Striche, als zu einer offenen Fläche.

Die vielen in die Hauptstadt gezogenen Nicht-Bayern bilden bereits mit den Ureinwohnern eine ziemlich gleichartige, durch eingewanderte Kapitale, Kenntnisse und Thätigkeit etwas veränderte, und rücksichtlich der Anerkennung fremden Verdienstes bedeutend gebesserte Masse. Sogar das Deutsch, welches so übel berufen war, hat sich in Rede und Schrift gebessert. Es ist merkwürdig, wie schnell sich Norddeutsche jetzt an die Eigenthümlichkeiten des Münchener Lebens gewöhnen, sich mit dem aussöhnen, was sie im Anfang ihres Aufenthalts angewidert hatte, des Gerstensafts sich erfreuen und befleißigen, wie ein Stockbayer, welcher dagegen sich anderwärts sehr schwer eingewöhnt.

Die aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Bevölkerung ist dadurch, daß nun schnelle Aenderungen der Systeme und Organisationen, Erwerbung neuer Gebietstheile und Erbfolge auswärts wohnender Stammesvettern aufgehört haben, in ein Ganzes vereinigt, und an die Stelle der Provinzialtendenzen und des ihnen mit Eifer entgegengesetzten Bayerthums ist eine allgemeinere deutsche Richtung der Geister getreten, ohne die örtliche Färbung zu verwischen. Der Fremde fühlt bald sich heimisch, der Sohn des Eingewanderten ist beinahe in nichts von dem ächten Münchener Kinde zu unterscheiden. Wie

die Stadt seit Menschengedenken das dritte Wappen erhalten hat, so auch in demselben Zeitraume eine dritte Gestaltung, und wie die verschiedenen Vergrößerungsplane, Altes, Neueres und Neuestes, sich zu einem zwar nicht regelmäßigen, doch nicht unbequemen Ganzen vereinen, so die jetzigen Bewohner und ihr geistiges Treiben.

Die regierende Familie zählt bei vorherrschend katholischem Elemente protestantische Mitglieder, die Hochschule, die Kunstakademie ebenfalls. Ohnehin wird überall in Deutschland das geistige Leben auch der katholischen Länder von protestantischer Wissenschaft getragen. Der ächte Münchener ist bei aller Lebendigkeit seines religiösen Gefühls sehr tolerant, das beweist sein Betragen unter Max I. und seine Anhänglichkeit an das dankbare Andenken, welches er ihm bewahrt. Alle Versuche ihn zu fanatisiren werden an seinem gesunden Verstande, an seiner, keine Autorität unbedingt anerkennenden Auffassungsweise scheitern.

Wie das Leben jedes einzelnen Menschen, so hat auch das jeder Stadt einen ihr angewiesenen Beruf, welchen sie zu erfüllen hat, wenn die Jahre der Entwicklung vorüber sind, und die des Verfalls noch nicht herangekommen; in diesen letzteren sprechen sich höchstens gewichtige geschichtliche Wahrheiten aus. München ist, wie aus Vorstehendem ersehen werden konnte, in jener, nicht in dieser Epoche, die verschiedenartigen Bestandtheile seiner Bevölkerung sind gerade so gleichartig geworden, daß sie sich nicht mehr abstoßen, und dennoch so eigenthümlich, daß eine langweilende, unisonosingende Gleichförmigkeit nicht gefunden wird, wie diese denn überhaupt ganz nicht Sache des Süddeutschen ist. Die Größe der Stadt ist gerade die, in welcher man Jeden gewähren lassen, und wo doch das Ausgezeichnete nicht unbemerkt bleiben kann, und besonders hier erfreuen sich die schönen Künste einer klaren constanten Förderung von Seite des Königs.

Hier nun, und vor der Hand nur hier, kann das Schöne und Nachahmungswerthe im italienischen Leben mit dem deutschen, kann die Kunst mit dem Gewerbe, die Wissenschaft mit der Kunst und der Katholicismus mit deutscher Wissenschaft vermittelt und zu gemeinschaftlicher Thätigkeit gebracht werden, was anderwärts vereinzelt betrieben wird. Andern deutschen Städten

ſich vorzüglich durch charakteriſtiſche Schädelbildung unterſcheiden, und vielleicht durch eigenthümliche Organiſation der Haut, wobei aber die Farbe nur eine untergeordnete Rolle ſpielt. Zu Aufklärung des letztern, wahrſcheinlich weſentlichen Punkts iſt im Ganzen noch wenig geſchehen, und wie weit wir von einer umfaſſenden Kenntniß der Menſchenſchädel entfernt ſind, geht ſchon daraus hervor, daß man das Gemeinſchaftliche der Kopfbildung bei den ſonſt ſo gleichförmigen Völkern Amerikas noch gar nicht befriedigend aufgefaßt hat.

Nach einer ſehr verbreiteten, aber auch von jeher vielfach beſtrittenen Vorſtellung näherte ſich namentlich der Neger in ſeiner ganzen Conformation auffallend dem Affen. Nicht nur ſollte der Bau ſeines Schädels affenähnlich, ſondern auch ſein Gehirn ſollte abſolut kleiner und die Nerven bei ihm im Verhältniß zum Gehirn dicker ſeyn, als bei andern Racen. Neuere, ſorgfältigere Unterſuchungen, namentlich Tiedemanns Meſſungen ſehr vieler Schädel aller Racen haben dies nicht beſtätigt. Die Reſultate von Tiedemanns Beobachtungen, niedergelegt in ſeiner Schrift: „Das Hirn des Negers mit dem des Europäers und des Orangoutangs verglichen (1837)“ ſind folgende: — Das Gehirn des Negers iſt im Allgemeinen, im Durchſchnitt, eben ſo groß als bei der kaukaſiſchen und den andern Racen. Beim Europäer und Malayen kommt nur verhältnißmäßig öfter, als beim Neger, ein Gehirn vor, welches die mittlere Größe überſteigt. Die vom Hirn abgehenden Nerven ſind beim Neger nicht dicker als beim Europäer, wie Sömmering gefunden zu haben glaubte; das Gehirn des Negers zeigt weder in der äußern Geſtaltung noch im innern Bau weſentliche Verſchiedenheiten von dem des Europäers; nur ſind die Halbkugeln des großen Gehirns etwas ſchmaler; endlich iſt das Gehirn des Negers dem des Orangoutangs nicht ähnlicher als das des Europäers, ausgenommen die ſymmetriſchere Anordnung der Windungen und Furchen auf den beiden Hemiſphären des großen Gehirns.

Wir rufen zunächſt in einer flüchtigen Skizze die Vertheilung der Racen ins Gedächtniß.

Beginnen wir mit dem Continent, der, in ſich am meiſten abgeſchloſſen, auch die ausgeprägteſte Menſchengeſtalt beherbergt, wo auf Natur und Menſchen ein uralter Zauber zu ruhen ſcheint. — Die Bildung des Negers erfüllt das Feſtland Afrika mit Ausnahme des nördlichen Küſtenſtrichs. Ihr Hauptcharakter iſt der

fehlen die eine oder die andere der Bedingungen, welche wir hier vereint sehen. Die meisten dieser letzteren können nicht befohlen und geschaffen werden, sie müssen, wie hier, von selbst oder zufällig entstehen. Daß so viele Anmahnungen an italienisches Leben hier sich finden, darf nicht befremden, obschon das Klima ganz kein italienisches ist. Die Nähe, mannigfache Verwändtschaft des regierenden Hauses mit italienischen Familien, viele eingewanderte Lombarden, und besonders die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche halfen der angestammten Neigung des Volks zu Festlichkeiten und Vergnügungen, zu äußerem Schmuck und zu Faschingsfreuden aufs kräftigste. Wir erblicken nicht nur in den Bauten und Sammlungen, in Denkmalen und Kirchenfesten, sondern auch in vielen Bezügen des Lebens Anhaltspunkte für eine Aussicht auf vielfache Kunstübungen, auf ein öffentliches Leben, wo das Volk zugleich Schauspieler ist und Zuschauer, auf jenen Ortspatriotismus, welcher die Heimath so gerne schmückt, ihr Preiswürdiges mit Vorliebe lebendig erhält, mit Witz und Laune für kurze Zeit Feindschaften, Noth und Politik zu vergessen liebt und es vermag, bei dem lebendigen Selbstgefühle sich zur Selbstverspottung zu erheben. Weit schärfer als im Norden sind hier bereits die Charaktere umrissen und die Faschingsaufzüge der Künstler sind schon seit Jahren ein Beweis, daß diese Richtung möglich ist und daß der Zug nach ihr geht. Wo das Leben so leicht getragen wird und auf Genuß ohne viele Umstände gestellt ist, da ist das Volk fähig sich schicklich und bequem im öffentlichen Leben zu bewegen, was leider nicht von allen Bevölkerungen großer deutscher Städte gerühmt werden kann.

Wenn irgendwo in Deutschand, so kann hier das Schauspiel, besonders die örtliche und volksthümliche Posse, wiedergeboren werden. Die Münchener sind noch fähig, so recht vollständig zu genießen und sich zu ergötzen. Wenn sie auch Kenntnisse und Erfahrung genug haben, zu kritisiren, so pflegen sie dieses nicht während des Genusses, sondern nach demselben vorzunehmen, und somit doppelt zu genießen. Schon die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der im Königreiche vereinigten Provinzen würden ein sehr ergötzliches Element der Lokalposse abgeben.

Kennerschaft und tüchtige Ausübung der Tonkunst wird

bereits auch bei vielen Dilettanten in seltener Vollkommenheit angetroffen, und München hat hierin bereits Italien nicht mehr zu beneiden. Mehr ist dieses der Fall bei dem Verhältnisse der bildenden Künste zum Leben. Trotz den Bemühungen vieler ehrenwerther Fachmänner ist in den Massen das Bedürfniß schöner, d. h. zweckmäßiger Formen in Gefäßen und Geräthen noch nicht so lebendig geworden, als man glauben sollte, nachdem die Regierung so Vieles in dieser Richtung gethan, so treffliche und unterrichtende Sammlungen dem Publikum auf das Humanste geöffnet hat. Doch ist in Zimmermalerei, in Ornamenten in gebrannter Erde, in den Werken der mit guten Vorbildern beschenkten Ammergauer Holzschnitzer schon ein so bedeutender Vorschritt ersichtlich, daß man hoffen darf, in nicht ferner Zukunft die bildenden Künste mit dem Leben innig verschwistert hier zu erblicken, und zwar nicht im Wechsel des Schönsten und Geschmacklosesten, wie man mit Bedauern in Paris so oft bemerken kann, sondern gründlich, wahrhaft und beharrlich, wie das des Bayers Art ist, wenn er mit sich selbst im Reinen ist. Die zahlreichen und für örtliches wie fremdes Bedürfniß zu zahlreichen Künstler sollten im Interesse für ihr Fortkommen und die Künste überhaupt sich mehr mit Zeichnungen und Entwürfen für Gegenstände der Gewerbe beschäftigen. Wenn man von früher Jugend an mit schönen Formen und zweckmäßigen Zimmerverzierungen umgeben war, so verliert man die Liebe für dieselben, das Bedürfniß, seine Umgebung zu schmücken, gewiß für das ganze Leben nicht, und der später erworbene Reichthum kömmt alsdann den schönen Künsten wieder zu gut.

Also muß hier vereint wirken, was anderwärts getrennt, nur wenigen Eingeweihten theilweise zugänglich erscheint. Die Wiege des Steindrucks, der Ort, wo die erste Eisenbahn der Welt von Bader angelegt wurde, wird, wenn die Stereochromie sich auch auf größeren Flächen als anwendbar herausstellt, wenn die Galvanoplastik die Hindernisse überwunden haben wird, welche ihr bis jetzt noch entgegen stehen, wenn von Ersetzung des Gusses der Erzstatuen die Rede ist, wenn die Galvanographie die Vollkommenheit erreicht haben wird, welche die ersten Anfänge verheißen, sich ebenso bewähren, als dieses bereits mit der Glasmalerei der Fall ist. Dieser Kunstzweig wird München

eigenthümlich bleiben, und wenn großartige Bestellungen einlaufen, bald die Vollkommenheit der alten holländischen Glasmaler erreichen, deren Werke wir in Amsterdam und Gouda zu bewundern haben.

Es kann nicht ausbleiben, daß hier, wo so viele alte Bilder zu erhalten und zugleich wiederherzustellen sind, sich eine tüchtige, in Uebermalungen sparsame, und den Nachlaß der vergangenen Jahrhunderte für lange sichernde Restaurationsschule bilden muß, für welche in Bayern bereits die geeigneten Persönlichkeiten vorhanden sind, und welcher die venetianische, welche Goethe so schön beschreibt, zum Vorbilde dienen müßte. Es könnte auch hierin einem Bedürfnisse des gesammten deutschen Vaterlandes abgeholfen werden. Bereits werden die hetruriſchen Vasen sehr schön gereinigt und ergänzt. Auch die wegen Wohlfeilheit und Bestimmtheit der Umrisse so empfehlungswerthen Statuetten und Ornamente von gebrannter Erde, feine lakirte Waaren, künstlerisch bemaltes Porcellan, kurz alle Gegenstände, welche durch die bildenden Künste schöne Form oder zweckmäßige Zierde erhalten können, sind ganz eigentlich an einen Ort gewiesen, in welchem so vielerlei Vorbilder in seltener Vollständigkeit, und zugleich viele Künstler sich befinden, welche als Nebenbeschäftigung oder als Aushülfe bei Mangel bedeutenderer Bestellungen gewerblichen Gegenständen sich zuwenden, und darin oft vortrefflicher und origineller seyn mögen, als in historischen Compositionen und Genrebildern. Es ist der deutschen Künstlerschaft einige Zuthat zu wünschen von dem praktischen Sinne der Pariser Künstler. Diese gewinnen durch Zeichnungen für Fabriken zuweilen so viel, daß sie mit Muße studiren und größere Werke ohne vorhergegangene Bestellung ausführen können. Vielleicht würde ein Verein von Künstlern schneller zum Ziele, zu Ruf und Bestellungen gelangen, als Einzelne. Die geforderten Zeichnungen könnten in ihm gemeinschaftlich besprochen und durch Rath und Tadel gefördert werden. Der praktische Sinn ohne Prunksucht und falsche Anstrebungen wird nebst dem guten hier einheimischen Humor das Bedürfniß des Neuen wahrscheinlich besser zu befriedigen wissen, als Paris.

Auch der Baukunst, besonders der bürgerlichen und ländlichen kann in den vielseitigen Anstalten ihr Recht widerfahren.

So wenig man mit den wechselnden Stylen in ihrem Verhältnisse zu Klima, Material und Umgebung einverstanden seyn kann, so gewährt dennoch das Vergleichen der verschiedenen hier angewendeten Style auch dem Laien Genuß und Belehrung. Auch für ländliche Baukunst ist bereits Manches geschehen, und wir wollen hoffen, daß die nächste Zeit ergänzen werde, was zwischen Prachtgebäuden und Bürgerhäusern in der Mitte steht, und hier noch vermißt wird, nämlich: Markthallen, Schlachthäuser ꝛc. In diesen Beziehungen stehen viele nagelneue Städte der vereinigten Staaten über alten deutschen Residenzen. Wenn diesem Bedürfnisse auf ähnliche Weise wird abgeholfen seyn, wie dem fürstlicher Wohnungen, Gotteshäuser und Museen, so wird es kaum einen Gegenstand der Baukunst geben, von welchem nicht ein Probestück hier angetroffen und studirt werden kann.

Nicht nur der Alterthumswissenschaft und der Geschichte frommt das Anschauen der umfassenden Sammlungen, sie befördern auch die allgemeine Bildung der studirenden Jugend, welcher diese so sehr bedarf und bei unsern examenseligen Zeiten mehr bedürfen möchte, als jemals. Es ist offenbar, daß Eindrücke in den Jahren des Uebergangs vom Jünglinge zum Manne, daß Genuß der Kunstwerke als Nebenbeschäftigung Vielen einen Gewinn für das ganze Leben geben und den zum thätigen Kunstfreunde weihen müssen, welcher später der Muße und Geldkräfte sich erfreut, womit allein den Jugendwünschen Befriedigung und den Jugendeindrücken nachholende wissenschaftliche Ergänzung verschafft werden kann.

Je mehr nun ein Wissen ein weiteres hervorruft, je nothwendiger es wird neben der Erkenntniß der Einzelheiten auch die naheliegenden Felder zu kennen, in welche jede Disciplin von ihrem jetzigen Standpunkte aus hinübergreifen muß, um sich zu ergänzen, desto nothwendiger ist das Nebeneinanderbestehen so verschiedenartiger Anstalten in einer Stadt. Sollte der Plan, ein Benediktinerkloster zu errichten, ausgeführt werden, so wäre hier die trefflichste Stelle für eine der vielen Congregationen dieses Ordens, für die Mauriner, welche ausschließlich mit gelehrten Arbeiten sich zu beschäftigen haben und welchen die gelehrte Welt so viele treffliche Werke verdankt, welche ohne Geduld, Muße und Abgeschlossenheit, ohne Sicherung der Existenz

und ohne Unabhängigkeit von Verlegern nicht begonnen, noch weniger vollendet werden können. Nur sollte zeitweiser Beitritt in diese Congregation gestattet und der Austritt nie erschwert werden.

Bei der Milde der Gesinnung, bei der wahren Toleranz, welche die Münchner beseelen (denn was Eingewanderte schreiben mögen, kann hier nicht in Berechnung kommen), würde es wohl keinen Punkt geben, welcher besser zu gründlicher und friedlicher Verständigung des katholischen Glaubens mit protestantischer Wissenschaft geeignet wäre. Was bereits seit Jahren thatsächlich besteht, kann hier wissenschaftlich begründet werden, unbeschadet der Anhänglichkeit an diese oder an jene Kirche, und beide können nach Außen hin wetteifern in Uebung der Tugendlehren, welche beiden gemeinschaftlich sind.

Die Zukunft jeder in stetiger Fortbildung begriffenen Stadt ist groß, die, welche bei verschiedenen Elementen in den oberen Schichten, in den unteren so viel Kräftiges und Arthaftes bewahrt, dürfte vergleichungsweise die größte haben, und könnte erstreben, was Wien zu bieten vermöchte, aber vor der Hand noch nicht bietet. Denn zu dem, was hier besprochen wird, gehört zugleich eine Annäherung der verschiedenen Stände und Humor. Jenes fehlt Berlin, dieses Hamburg, Wien ist durch die politische Stellung seiner Regierung und durch manches undeutsche Element in seiner Bevölkerung, vielleicht auch durch seine geographische Lage in den Marken deutscher Zungen dem Gesammtvaterlande noch lange nicht, was es seyn könnte. An Hülfsmitteln ist es München theilweise ebenso überlegen, als dieses Wien an Strebsamkeit übertrifft.

Zu harmonischer, selbstständiger und volksthümlicher Ausbildung der Künste sowohl als der Wissenschaften gehört aber vor Allem richtige Selbstschätzung und guter Humor. Jene wird kein Billiger den Münchnern absprechen. Sie überheben sich nie, sind nie überschwänglich oder erkünstelt. Ob sie guten Humor haben, davon mögen die fliegenden Blätter zeugen, welche, obschon theilweise nur in München verständlich, dennoch auch das fernste Deutschland ergötzen.

I. M.

Das Recht und die Bedeutung der Staatserbfolge in Schleswig-Holstein.

I.

Es wäre gewiß gänzlich überflüssig, genauer darauf hinzuweisen, wie das gegenwärtige Verhältniß und die Zukunft Schleswig-Holsteins mehr und mehr in die Reihe der Dinge hineintreten, die man als die Angelegenheiten des deutschen Volkes bezeichnen kann. Eben so gewiß aber ist es, daß von allem, was dabei in Betracht kommt, dem Ganzen des gebildeten Publikums noch immer seine herzlichste Theilnahme an den Kämpfen des deutschen Lebens mit den Dänen in jenem Lande das Klarste und Sicherste ist. Und niemand wird daraus den Zweifelnden einen Vorwurf machen wollen. Denn in der That ist theils die Sachlage in mehr als einer Beziehung eine wirklich verwickelte, theils hat ein endloser Streit auch das an sich Klare so sehr verwirrt, daß es selbst für Kundige oft der genauesten Aufmerksamkeit bedarf, um die rechte Bedeutung der einzelnen Behauptungen und Erscheinungen würdigen zu können. Wir glauben daher mit einer so weit möglich einfachen Darlegung der Hauptverhältnisse manchem Bedürfnisse zu entsprechen. Und dafür setzen wir zum Mittelpunkte die Frage nach der Staatserbfolge in Schleswig-Holstein. Denn wir müssen uns auf das entschiedenste überzeugt halten, daß das Recht dieser Erbfolge, obwohl es scheinbar nur ein den übrigen gleiches Gebiet des Kampfes bildet, dennoch diese andern an nachhaltiger Bedeutung für die politische Zukunft der Herzogthümer bei

weitem überragt; wie wir dies verſtehen, wird das Folgende zeigen.

Wenn es indeſſen wahr iſt, daß die ganze ſchleswig-holſteiniſche Frage in gegenwärtiger Zeit mehr und mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und auf die Gründe hinlenkt, welche dieſelbe entſcheiden ſollen, ſo kann es nicht fehlen, daß nicht in jener Frage gewiſſe allgemeine Momente zuſammen treffen, welche dieſer Entſcheidung eine mehr als lokale Bedeutung verleiben. Dieſe Momente ſind nun keineswegs der publiciſtiſchen Welt unbekannt, und eine Zuſammenſtellung derſelben kann daher wenig eigentlich Neues geben. Allein es wird eine ſolche entſchieden die beſte Einleitung für die folgende Darſtellung abgeben.

Was nun jene Frage ſelber betrifft, ſo handelt es ſich in ihr zunächſt bekanntlich darum, ob bei dem Ausſterben der männlichen Linie des jetzigen königlichen Hauſes von Dänemark die Herzogthümer nach ihrem beſonderen Rechte an einen andern Thronerben fallen als das eigentliche Königreich, das nur die Inſeln, Jütland, Island und die Faröer umfaßt, und ob dieſelben daher in ſolchem Falle einen eigenen Staat bilden, oder mit dem Königreiche zugleich auch fernerhin in der gegenwärtigen däniſchen Monarchie vereint bleiben werden. — Die Entſcheidung dieſer Frage, die ſtaatliche Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer in ſolchem Falle ſetzend, iſt aber keineswegs von bloß lokalem Intereſſe, und die Unterſuchung und Darſtellung des Rechts der Herzogthümer hat daher eine allgemeine, man kann wohl ſagen, faſt europäiſche Wichtigkeit. Wir wollen deßhalb, ehe wir zum Rechte ſelber übergeben, diejenigen Momente kurz bezeichnen, welche der Frage über die Erbfolge in Dänemark und den Herzogthümern dieſe für den Norden Europas überhaupt und für Deutſchland insbeſondere nicht zu verkennende Bedeutung geben.

Dieſer Momente ſind hauptſächlich zwei, von denen das erſte, die örtliche Lage der Herzogthümer, das allgemeinſte iſt, das zweite, ihr nationales Verhältniß, zunächſt Deutſchland und Dänemark betrifft.

Wirft man einen Blick über die Karte von Europa, ſo zeigt es ſich auch der oberflächlichen Auffaſſung, daß wenig kleine

Länder eine so wichtige und gleichsam allgemeine Lage haben, wie jene beiden Herzogthümer. Sie sind nicht groß; ihr Flächenraum umfaßt etwas über 300 Quadratmeilen; allein von zwei Seiten bespülen sie die zwei Hauptmeere des Nordens, die Ost- und die Nordsee, und mit den beiden andern Gränzen berühren sie im Süden die Reiche des deutschen, im Norden die des skandinavischen Volkes. Wollte man aus jenen beiden Meeren und jenen beiden Staatengruppen Linien ziehen, die alle in einem gemeinschaftlichen Punkte zusammenträfen, so würden sie gerade in Schleswig-Holstein zusammenfallen. So bilden dieselben, ganz allgemein betrachtet, den natürlichen Mittelpunkt für alle Beziehungen, die jenen vier Meer- und Landgebieten gemein sind. Doch läßt sich ihre örtliche Bedeutung auch in bestimmtere Form fassen.

Wichtig zwar und mit eigenthümlichen Vortheilen begabt ist das Meer als Verbindungsweg zwischen den Völkern; wichtiger aber, immer offen und auch dem Einzelnen zugänglich ist der Landweg. Die große Landesbrücke zwischen dem deutschen und dem skandinavischen Germanenthum ist daher, von der Natur dazu bestimmt, Schleswig-Holstein. Im Süden liegt die Grenze Holsteins an der Pulsader des norddeutschen Lebens, der Elbe; bis vor die Thore Hamburgs reicht seine Grenze, und Hamburg ist der Schlüssel zu den Gebieten des Elbstroms. Im Norden reicht Schleswig bis zur Mitte des kleinen Belts, wo man nach Fühnen hinüber mit einem Dampfschiff in wenigen Minuten fahren kann; es beherrscht daher die Verbindung Jütlands mit den dänischen Inseln, durch sie die Einheit, und in dieser wieder die Macht des dänischen Reiches. Wer daher Schleswig-Holstein besitzt, der hat jede dominirende Verbindung zwischen Deutschland und Skandinavien in seinen Händen. Nicht minder bedeutend ist das Verhältniß beider Lande zur See. Nach der Ostsee hin besitzen sie Häfen, die an Schönheit, Tiefe und strategischer Sicherheit mit jedem in der Welt wetteifern können; diejenige Macht, welche diese Häfen inne hat, wird erst durch sie eine Macht der Ostsee werden, wie es Dänemark ist und Deutschland seyn könnte, oder würde durch sie eine Uebermacht seyn wie Skandinavien oder Rußland, wenn die Herzogthümer dem einen oder andern gehorchten. Auf diese Weise ist

es klar, daß schon die bloße geographische Bedeutung des Landes weit über seine Grenzen hinausgeht; und wo daher der Besitz und die Zukunft derselben in Frage kommt, da muß diese Frage nothwendig zu einer europäischen werden.

Ergibt sich das schon aus dem ganz allgemeinen Verhältniß der Lage der Herzogthümer, so folgt es noch mehr aus dem besondern zu den beiden Ländern, die sie theilen und verbinden, Dänemark und Deutschland. Am deutlichsten ist es in Beziehung zu Dänemark. Dänemarks Monarchie umschließt jetzt nur noch das eigentliche Königreich und die Herzogthümer. Allerdings hat das erstere mehr Flächenraum und mehr Einwohner — das Verhältniß ist, wenn man Island nicht mitrechnet, etwa wie 3 zu 5. Allein entschieden sind die Herzogthümer reicher und kräftiger wie das Königreich. Ihre Produkte stehen besser im Preise, ihre Handelsmarine ist größer, ihr Wohlstand ist blühender, und günstiger noch würde sich das Resultat stellen, wenn man die gemeinsame Hauptstadt Kopenhagen nicht für Dänemark allein in Anschlag brächte. Man kann daher sagen, daß ohne die Herzogthümer Dänemark als Seestaat kaum würde existiren können. Eben so wichtig ist das strategische Verhältniß; die Herzogthümer schon für sich dem Königreiche gleich und oft Sieger gegen dasselbe, würden in der Hand jeder andern Macht die militärische Bedeutung Dänemarks gradezu vernichten, sowohl zur See wie zu Lande. Einmal entstanden ist daher die Frage nach der künftigen Stellung der Herzogthümer nicht etwa für Dänemark bloß eine Frage nach dem Besitz oder Nichtbesitz einer Provinz, sondern es ist vielmehr die Frage nach der Existenz Dänemarks selber. Und schon darum würde sie eine europäische Frage seyn müssen.

In gleicher Weise verhält sich dieselbe zu Deutschland — nicht zu Deutschland als einem Ganzen, wohl aber zu Deutschland als einer Seemacht und damit zu der Stellung Deutschlands im Welthandel. Deutschland hat keinen Hafen ersten Ranges an der Ostsee, und hätte es einen solchen, der Sund und die Belte in fremder Hand würden ihn zur Hälfte werthlos machen. Schleswig-Holstein aber in Verbindung mit Deutschland macht dasselbe zunächst zu einer Macht in der Ostsee. Das vermöchte, wenn auch in geringerem Grade schon Holstein;

allein erſt Schleswig bildet die wahre Grundlage einer ſolchen Stellung; nicht bloß dadurch, daß es mehr Häfen hat wie Holſtein, welches nur den Kieler Hafen beſitzt, ſondern dadurch, daß von ihm aus Fühnen und durch Fühnen die Fahrt durch den großen Belt, die den Sund überflüſſig macht, beherrſcht wird. Der Beſitz Schleswigs öffnet daher der deutſchen Oſtſeemacht die Weltmeere, und dies iſt ſeine hohe und nicht genug hervorzuhebende, nie zu überſehende Bedeutung. Nicht minder beherrſcht Holſtein die Elbe wie Schleswig die Belte; von Tönningen aus öffnet ſich der direkte Weg in die Nordſee und mehrere Andeutungen laſſen vermuthen, daß man auch an der Weſtküſte wohl Kriegshäfen finden würde, wenn man ſie nur ſuchte. Ich will nun nicht in das Einzelne hineingehen; aber es iſt klar, daß ſelbſt wenn ohne die Herzogthümer Deutſchland eine Seemacht hätte, dieſe eine zerſpaltene und halbe bleiben müßte; mit ihnen wären ſie ein Ganzes und dürfte auch dem Größten an die Seite treten. Die Folgen die das für den Handel und die Induſtrie haben müßte, mögen hier unaufgezählt bleiben; Niemanden, deſſen Herz ſich der deutſchen Zukunft zuwendet, werden ſie unbekannt ſeyn.

Dies ſind die Hauptgeſichtspunkte, aus denen die äußeren und politiſchen Verhältniſſe jener Herzogthümer betrachtet werden müſſen. Natürlich ſind dieſelben den höheren Regionen der Politik nicht unbekannt, denn ſo nahe liegend ſind ſie im Grunde, daß ſie auch dem oberflächlichen Blicke nicht leicht entgehen werden. Allein die Zeit iſt vorbei, wo jene Regionen ausſchließlich die Verhältniſſe der Mächte Europas kannten oder lenkten. Wir ſtehen in der Epoche, wo nicht die Staaten, ſondern wo ſich die Völker berühren; der Staatenverkehr und die Diplomatie ſind ſelbſt wieder nur zu Formen des Völkerverkehrs geworden, und darum iſt alles, was die Stellung der einzelnen Länder Europas bedingt und geſtaltet, zu einem Eigenthum des Volksbewußtſeyns geworden. Nirgends mehr iſt dies der Fall, als in Deutſchland, und die Pflicht der Publiciſtik, jene Elemente des politiſchen Lebens darzulegen, entſpricht dem allgemeinen Wunſch, ſie kennen zu lernen. Durch dieſe Theilnahme iſt Deutſchland eine Macht; Europa weiß das, und in dieſer ſpeziellen ſchleswig-holſteiniſchen Frage wie

von den Seiten mehr oder weniger zuſammengedrückte Schädel, wobei die von oben nach unten höhere, in den übrigen Richtungen verkürzte, im Ganzen aber, wie wir geſehen, keineswegs verengerte Hirnhöhle zu den Ausladungen der übrigen Geſichtsknochen in kleinerem Verhältniß ſteht, als bei der kaukaſiſchen und ſelbſt bei der mongoliſchen Race. Die Stirn tritt bedeutend zurück, die Kiefer hervor und der Hinterhaupttheil des Schädels erhält ein beträchtliches Uebergewicht. Die weichen Theile des Geſichts paſſen ſich dieſer Configuration des Schädels an: die Naſe iſt mehr oder minder breit und aufgeſtülpt, die Lippen ſind aufgeworfen. Die ſammtartige Haut mit eigenthümlicher Ausdünſtung läuft durch alle Nüancen vom Tiefſchwarzen ins Schwarzbraune und ſchmutzig Graue. Die Haare ſind mehr oder minder ſchraubenförmig gewunden und geben vom Lockigen in die eigenthümliche filzartige Wolle über. Gegen die Südſpitze des Welttheils treten in den Kaffern, Hottentotten und Buſchmännern Stämme auf, welche ſich von der Negerbildung auffallend entfernen und ſichtbare Spuren einer Vermiſchung mit andern Völkern zeigen.

Die Negerform iſt ein ſo originelles Gepräge, hat einen ſolchen Anſtrich von Urſprünglichkeit, daß das unbefangene Gefühl der Abſtammung des Negers von der europäiſchen oder jeder andern Race durchaus widerſpricht. Das Ueberwiegen der vegetativen Lebensthätigkeit und eine gewiſſe petulante Beweglichkeit des Körpers und des Geiſtes geben dem Neger, den meiſten andern Menſchengeſtalten gegenüber, etwas Kindliches. Dabei lebt in ihm eine Fülle von Sinnlichkeit und eine rohe Kraft, die ihn von jeher geiſtesüberlegenen Völkern, mit denen er in Berührung kam, dienſtbar machte. Die außerordentliche Thätigkeit ſeiner ſich kühl anfühlenden Haut und die damit zuſammenhängende Biegſamkeit des ganzen Körpers machen dieſen uralten Knecht der Völker fähiger, ſich in ein fremdes Klima zu ſchicken, als die meiſten Stämme mongoliſcher und amerikaniſcher Race; wie er denn in faſt allen Landſtrichen des wetterlanniſchen Amerika ganz gut gedeiht, ohne einen einzigen ſeiner Racencharaktere abzulegen.

Die Negerbildung iſt mit Adel der Geſtalt, mit Anmuth und Grazie keineswegs unvereinbar. Der Neger iſt ein ächter Menſch in der ſinnlichen-Sphäre; aber vielen Negervölkern, namentlich den Mandingos, Jolafs, Timmanees, Aſhantees, Foulahs, Felletas,

in größeren gilt es nun, zu zeigen, daß wir als Ein Volk denken.

Alle jene obigen Verhältnisse haben in neuerer Zeit eine sehr ernste praktische Seite bekommen durch die Möglichkeit einer Trennung der Herzogthümer von Dänemark nach dem Rechte der Staatserbfolge. Vor sechs Jahren hat man von dieser Möglichkeit noch weder in Dänemark noch in den Herzogthümern viel geredet; gegenwärtig ist sie der Mittelpunkt der eifrigsten Bestrebungen und Untersuchungen. Ganz unzweifelhaft ist es, daß vielleicht schon nach neuen sechs Jahren die Sache eine Hauptfrage der europäischen Diplomatie seyn wird; nicht so sehr wegen der streitigen fürstlichen Rechte, als vielmehr wegen der großen Bedeutung jener beiden Länder. Schon sind dazu, während wir dieses schreiben, die ersten Schritte gethan; es wird mit Macht und mit Fleiß an einer pragmatischen Sanktion in irgend einer Form gearbeitet, und der Zeitpunkt rückt heran, wo es sich um diesen Eckstein der Zukunft Deutschlands im Norden definitiv handeln wird. Die Bedeutung der Sache mehr wie die etwaigen Verhandlungen werden die Blicke des europäischen Gleichgewichts auf diesen Punkt richten, und vieles wird versucht, vieles gekämpft, vieles verhindert, anderes durchgesetzt werden. Es ist nicht zu bestimmen, welchen Ausfall die Sache gewinnt; allein das vermag man zu erkennen, in welchem Sinne die einzelnen Staaten handeln werden. Denn die wirklichen Interessen der Staaten sind mächtiger als die Willkür, und da Deutschland kein Staat ist', so wird es zunächst auch in dieser Frage nur den Platz finden, den ihm jener Gegensatz der Interessen übrig läßt. Dieser Platz ist folgender.

Gesetzt es würden die Herzogthümer von Dänemark getrennt, so würden weder sie noch auch Dänemark ferner irgendwie eine selbstständige Bedeutung haben können. Sie würden sich daher ganz entschieden an einen größeren Staat anschließen müssen. Die Herzogthümer, zur Hälfte dem deutschen Bunde gehörig, durch Nationalität und Interessen mit Deutschland verbunden, würden sich mit aller Hingebung nach Deutschland wenden. Deutschland würde sie mit offenen Armen empfangen. Allein es würde dafür die ohne Zweifel gern angenommene Bedingung stellen, daß sich die Herzogthümer dem Zollverein willfährig zeigten.

Es würde dadurch in den Stand gesetzt, eine Seemacht zu seyn; und Schleswig-Holstein würde als das Hafenland Deutschlands unzertrennlich mit demselben verbunden werden. Deutschland würde von da an sich zu einer Seemacht ersten Ranges erheben.

Nun ist auf der andern Seite wahr, daß Dänemark sich in solchem Trennungsfalle entweder an England oder an Rußland anschließen müßte. Beide Mächte würden dadurch die Möglichkeit gewinnen, auf einem der wichtigsten Punkte Europas einen abhängigen und gehorsamen Verbündeten zu haben. Allein gerade deßhalb würde jene Isolirung Dänemarks der Quell eines ewigen Streites seyn, und des Streites haben jene Mächte genug. Ihnen ist deßhalb der status quo lieber, und schon darum werden sie die Trennung der Herzogthümer von Dänemark *nicht* wünschen.

Dies nun wird ihnen zum entschiedenen Prinzip ihrer Politik werden durch das Verhältniß der Herzogthümer zu Deutschland. Das Herz Europas fängt an zu schlagen und sucht nach seinem Platze in der Welt, und England sowohl wie Rußland wissen es leider nur zu trefflich zu beurtheilen, wie unbezahlbar ihnen die Schwäche Deutschlands ist. Das ist wohlbekannt. Wir wollen daher nicht erst weitläufig die Abneigung beider gegen jene Trennung entwickeln, die für Deutschland nothwendig eine Quelle stets wachsender Bedeutung werden müßte. Ein neues Moment aber beginnt schon von ferne sich geltend zu machen. Amerika entfaltet allmählig sein Staatenleben, und Frankreichs und Englands Macht jenseits der Oceane sind ihm eine Grenze, der es oft und stets unwillig begegnet. Es scheint in der That, als ob der alte Haß Englands und Frankreichs gerade in der gemeinsamen Gefahr von Nordamerika seinen Versöhnungspunkt bereits gefunden hätte. Sey dem indeß gegenwärtig wie ihm wolle, die Möglichkeit und sogar die spätere Nothwendigkeit eines solchen Bündnisses liegt dennoch auf dem Grunde jener Verhältnisse und wird seiner Zeit die englische und französische Diplomatie beherrschen. Gegen beide zu stehen ist auch für Amerika nicht leicht; es reicht daher schon jetzt eine Hand vorfühlend herüber nach Europa. Hier ist nur ein Land, das ihm entgegen kommen wird und muß, und das ihm wirklich entgegenkommt, *Deutschland*. Bis jetzt handelt es sich zwischen

Deutschland und Nordamerika nur noch um Zoll und Tarif; die Zeit wird kommen, wo es sich zwischen beiden um das Schicksal der Welt handelt. Hier liegt unsere Zukunft; aber diese Zukunft müssen wir, wie es alle großen Völker gethan haben, zur See suchen. Und dies ist der Punkt, der uns auf unser Gebiet zurückführt.

Immer ist ein unabänderliches Prinzip aller Politik, daß es leichter ist, die größten Ereignisse zu verhindern, als die kleinsten Anfänge, die einmal geschehen sind, zu vernichten. Hat Deutschland erst auch nur eine einzige Kriegsflagge, so ist die Pforte geöffnet, die in jenen Gang der Dinge hineinführt. Es wird sie nicht bekommen, so lange man seine Westseeküsten von seinen Ostseeküsten trennt. Wie zwischen Sehen und Nichtsehen die dünne Scheidewand des Augenliedes, so liegt zwischen jenen Seegebieten Schleswig-Holstein. Und so wird es vom Interesse der übrigen Hauptmächte Europas nicht bloß um Dänemarks, sondern auch um Deutschlands willen geboten, die Trennung der Herzogthümer von demselben nicht zu gestatten. Aber eben so entschieden fällt das höchste Interesse Deutschlands mit dieser Trennung zusammen. Noch einmal steht — und die hohe Bedeutung Deutschlands, sein Beruf zur Herrschaft in den Angelegenheiten Europas als der mächtige Mittelpunkt seiner Staaten wird es noch Jahrhunderte lang so darin lassen — noch einmal steht das was Deutschland als die Bedingung seines Lebens und seiner Zukunft wünschen und hoffen muß, mit dem Interesse des übrigen Europa im Widerspruch.

Doch gibt es denn in dieser Frage zwischen den Herzogthümern und Dänemark, in diesem Kampfe um die Interessen nichts, was entscheiden könnte außer der Macht dieser Interessen? Haben wir in jenem Verhältniß zu den Interessen Europas keinen andern Stützpunkt, als die Hoffnung auf die Zukunft?

Gewiß, und dieses andere ist das Beste, worauf Wunsch und Hoffnung ihren Grundbau stellen können, das Recht. Alle Dinge der lebendigen Welt eilen im raschen Wechsel von einer Gestalt zur andern; das Recht ist das dauernde. Es steht allein über der Willkür und selbst über dem Unglück, und das ist die Gerechtigkeit Gottes in seiner Geschichte, daß auch um

des edelsten Zweckes willen nie ein Recht ungestraft gebrochen wird. Das Recht der Herzogthümer ist es, das die Trennung möglich macht, welche Deutschland und seine Zukunft so mächtig interessirt.

Es ist aber nothwendig, daß man diese Grundlage anerkenne, auch aus einem andern Grunde, den wir kurz berühren. Unsere Zeit ist die der ersten Blüthe unseres öffentlichen Lebens und Bewußtseyns. Hatten wir früher weniger Politiker als wir bedurften, jetzt haben wir ihrer fast zu viele. Natürlich ist es jeder Jugend, auch der von geistiger, selbst von wissenschaftlicher Richtung, daß sie aufbrausend über ihre engen Grenzen allenthalben hinausgehe, und sich an allen Dingen und Arbeiten versuche, um zu erfahren, welche ihr nicht gehören. Auch hier gilt die tiefsinnige Bemerkung unseres Jean Paul in ihrer Weise: wer nicht wenigstens einmal in seinem Leben zu viel hofft und zu viel sagt, der hofft und sagt gewiß immer zu wenig. Wir tadeln daher nicht, was wir jener Jugend nicht anders wünschen; allein es ist gewiß, daß sie in vielen Dingen des öffentlichen Lebens und so auch in der Frage nach der Zukunft Schleswig-Holsteins oft ihre Hoffnungen für Wirklichkeiten, ihre Wünsche für das wahre geltende Recht ausgegeben hat. Es mag das gut seyn für einmal, nicht für immer; der Punkt, zu dem sie endlich doch zurückkehren muß, ist die positive, über das subjektive Meinen erhabene Basis, und jemehr diese in dem Gebiete der eigentlichen Publicistik an Anerkennung zu verlieren in Gefahr steht, desto bestimmter muß man auf sie zurückweisen.

Dieses ist nun die Stellung, welche die Frage nach der Staatserbfolge in Schleswig-Holstein in den politischen Beziehungen einnimmt, soweit dieselben von den örtlichen Landesverhältnissen bedingt sind. Eben so entscheidend ist ihre Bedeutung für die zweite Seite, das nationale Verhältniß.

Zu den wichtigsten Begriffen, um welche die Politik der neueren Zeit reicher geworden ist, gehört der des volkbildenden Staats und des staatbildenden Volkes. Der uralten Thatsache der Geschichte, daß sich jeder Staat ein ihm eigenthümliches Volk erzieht und in ihm seine Individualität hat, so wie die, daß jedes Volk zum Staate wird und an seinem Staate seine

Persönlichkeit gewinnt und besitzt, ist in unsrer Zeit das wahre Verständniß der gegenseitigen Bedingtheit beider Begriffe gefolgt. Worauf dieselbe beruhe, lassen wir hier füglich unentwickelt. Aber gewiß ist, daß jenes, was die Philosophie mit Formeln angethan hat, lebendig im Bewußtseyn der Völker, wenn auch unvermittelt, erwacht ist. Seine erste Folge ist, daß sich die Völker der Staaten nach *ihren* Grenzen umsehen; nicht denen der Territorien, sondern denen der Nationalität. Neu oder alt, berechtigt oder bloß gefordert und gehofft, sind es die Grenzen der letzteren, die jetzt die Völker als die Grenzen der Staaten setzen möchten. Voran steht auch hier das viel verkleinerte Deutschland; ihm ist es freilich mehr noch ein Voransteben des größeren Bedürfnisses als der größeren Ueberzeugung. Zu den Gebieten aber, für welche jene Frage nach der Grenze der Nationalität eine lebendige und wichtig geworden ist, gehört hauptsächlich auch Schleswig-Holstein; und hier wie an andern Orten ist die Sprache das Criterium, das die Völker scheidet, wie sie die Einzelnen verbindet zum Volke. So hat sich hier der langdauernde Sprachkampf erhoben; zuerst um die Einführung der dänischen Sprache in die Herzogthümer schon vom Anfange dieses Jahrhunderts her, dann um die Grenzen derselben.

Es ist aus dem Obigen klar, daß jener Sprachstreit, obwohl wichtig an sich, doch noch ein wichtigeres bedeutet. Die Sprache soll das Volk begrenzen, das Volk wieder den Staat. Wer daher die Identität von Staat und Volk als die richtige Grundlage oder doch wenigstens als den nothwendigen Ausgangspunkt des Staats- und Volkslebens anerkennt, der wird mithin in dem Streite um die Sprachgrenze die politische Bedeutung desselben bald erkennen. Die Forschungen über jene Grenze haben demnach ihren nicht mehr rein sprachlichen, höhern Zweck; und hat dieser letztere auch manche Untersuchung getrübt und manches Zugeständniß gehindert von beiden Seiten, so hat er nicht minder denselben eine seltene Energie gegeben und nie den Eifer erkalten lassen. Denn wem historische Beweise fern lagen oder nicht genügten, dem sollte die dänische oder deutsche Sprache zum Beweis werden, daß Schleswig-Holstein, möchte nun sonst die Entscheidung fallen wie sie wollte, je nach der Ansicht der

Behauptenden entweder zu Dänemark oder zu Deutschland gehören müßte.

Bekannt genug ist es, daß aus diesem Streit eine verhältnißmäßig reichhaltige Literatur erwachsen ist, die noch mehr Befeindungen als Ueberzeugungen hat entstehen lassen. Eben so wohl ist es bekannt, daß eine dänische Propaganda noch immer eifrig um Schleswig kämpft. Wir können uns hier auf das Genauere nicht einlassen. Allerdings kann bei vorurtheilsfreier Betrachtung der Sachlage die Stellung der Sprachmassen zu einander in der That kaum zweifelhaft seyn. Ganz entschieden und anerkannt nämlich ist Holstein und die südliche Hälfte von Schleswig rein deutsch, und man versteht hier mehr französisch und englisch als dänisch. Eben so entschieden ist der Zahl nach die nördliche Hälfte Schleswigs überwiegend dänisch; allein die deutschen Elemente herrschen, weil sie den Städten und der Intelligenz angehören. Ueber Einzelnes dabei kann und wird man streiten, so lange überhaupt noch die Sache eine Frage seyn wird. Doch liegt uns das fern. Im Allgemeinen aber werden die obigen Grenzen von allen eingeräumt.

In jedem Falle indessen folgt, daß sich zwischen deutscher und dänischer Sprache keine scharfe lokale Grenze wird ziehen lassen. Hier wie in allen Uebergangsverhältnissen verschiedener Völkerschaften unter einander zeigt es sich, daß selbstständige Gebiete als eigentliche Grenzgebiete jene örtliche Scheidung vertreten. Ein solches Gebiet nun muß den Mittelpunkt seines Lebens hier oder dorthin wenden; eigenes Daseyn zu führen wird ihm selten vergönnt. Das Sprachgebiet, dem sich dieser Mittelpunkt zuneigt, erzeugt aber nothwendig die Herrschaft des Gleichartigen im Grenzgebiete, und allmählig wird wirklich das Grenzgebiet auf diese Weise dem einen oder andern verloren gehen müssen. Nicht jene lokale Grenze daher, ja kaum einmal das Massenverhältniß selber ist es, auf welches es zuletzt ankommt; sondern es ist das vielmehr dasjenige Element, das den geistigen Lebensathem des Grenzkörpers hierhin oder dorthin wendet. Und das mithin ist denn auch für Schleswig-Holstein der Keim seines Sprachstreites und seiner Sprachzukunft.

Was dies aber sey, bedarf kaum der Erörterung. Die höchste

Verwirklichung der Persönlichkeit, die höchste Form seines Lebens findet der Einzelne im Staat. Wie dieser in seinem vielgestaltigen Daseyn das Ziel des Strebenden, der Schutz des Arbeitenden, die Hülfe des Bedürftigen, die Macht Aller ist, so gestaltet er auch die allgemeinen Lebensformen der Einzelnen und aller nach sich. Zwar sagen wir nicht, daß dem die Religion gehört, dem das Land gehorcht; aber der Staat hat als Persönlichkeit nur Eine Sprache, sie ist die Sprache des Landes und jede andere ist Ausnahme und schlimmer als Ausnahme. Darum denn folgt, daß wenn die Herzogthümer dem Staate Dänemark als Provinzen gehören, die dänische Sprache die Sprache der Herrschenden selbst in Holstein, die herrschende Sprache in Schleswig seyn würde. Wäre das, so hätte Deutschland ein neues Gebiet aufzuzählen, in dem die deutsche Sprache eine provinzielle wäre, und ein anderes, das es als ein verlorenes betrachten könnte. Ist es nicht, so ist die deutsche Sprache in zwei nicht verächtlichen Provinzen die Sprache des öffentlichen Lebens und Rechts. Und was nun soll entscheiden, ob dieses oder jenes der Fall ist und seyn wird? Hoffnung und Wunsch, Kampf und Hader, Berechnung nach Maß und Zahl, Abwägen und Bezweifeln herüber und hinüber? Nur Eins vermag wirkliche Entscheidung zu geben, das Recht der Herzogthümer.

So verhält sich dieses Recht zu den beiden Hauptseiten des deutschen Lebens, der politischen und nationalen. Je weiter man in dieselben hineingeht, desto größer wird seine Wichtigkeit. Wir wissen es wohl, daß viele, und das jugendliche Element vor allem, hier mit andern Faktoren zu rechnen pflegen. Diese aber, selbst wenn sie als wirkend auftreten sollten, haben ihren eigenen Verlauf; ja, und das ist die hohe Bedeutung des Rechts, daß jede Bewegung, so wie zur Ruhe und zur Befriedigung ihrer Elemente gelangt, wiederum das Recht erzeugt; denn das Recht ist die Kraft des Zuständlichen. Ist dem nun so, warum auf das bauen, was doch nicht mehr würde erzeugen können als hier schon gegeben ist? Das geltende Recht der Herzogthümer ist schon die Quelle aller Forderungen und Ansprüche, die man hier aufstellen kann.

Indessen hat dieses Recht nicht bloß nach Außen hin seine Bedeutung. Wir haben die Ueberzeugung ausgesprochen, daß

in ihm die Grundlage zur Entscheidung dieser zunächst äußeren Verhältnisse der Herzogthümer liegt, und es ist deßhalb die Aufgabe des Vorliegenden, auf dieses Recht vor allem den Blick der Gebildeten hinzuwenden. Aber eben so wichtig ist dasselbe für das innere Leben dieses Landes. Ohne das Wesen eines solchen Rechts zu erkennen, wird man schwerlich den ganzen Gang der inneren Entwicklung des Landes, niemals die Gewalt verstehen, mit welcher die eigene Staatserbfolge von den Bewohnern der Herzogthümer als das Palladium ihrer Freiheit und ihrer Zukunft behauptet und festgehalten wird. Alles was in dieser Beziehung geschehen ist und alles was geschehen wird, hat in diesem Wesen desselben seinen Grund; mehr oder weniger deutlich erkannt, ist es demnach der Mittelpunkt des ganzen Volksbewußtseyns; und darum müssen wir auch dieses einen Augenblick zuvor betrachten.

II.

Seit dem Untergange des karolingischen Hauses sind die Theile Deutschlands in der mannigfaltigsten Weise zersplittert worden. Die großen Massen lösten sich vom Ganzen ab; in diesen Ländermassen trat wiederum die Unzahl kleiner Herren auf, gegen sie die Städte; das Landvolk, die Fürsten waren machtlos; jede feste Burg war eine Hauptstadt und Freiheit und Wohlstand des Ganzen verschwand unter der Ungebundenheit und dem Raubgute der waffenbürtigen Herren. Diesem Zustande folgte das Elend der Länder auf dem Fuße.

Dagegen gab und gibt es nur Ein Mittel. Der ungezügelte Einzelne mußte sich einer höheren Gewalt unterwerfen, die zum Richter über ihn, zum Schutz für die Schwächeren ward. Diese Gewalt war das Fürstenthum. Fürstenthum und Gericht, Hülfe, Einheit, Glanz und Wohlstand eines Landes wurden identisch. Hier liegt der Segen, den das Fürstenthum über die germanische Welt gebracht hat.

Es war daher natürlich, daß sich allmählig das emporblühende Leben aller Länder an das Fürstenthum anschloß. In ihren Fürsten waren sie ein Ganzes; von ihnen durften sie alles fordern und hoffen, was die Einheit der Gewalten und die

selbstständige oberste Macht einem Lande verleihen konnte. Das Fürstenthum ward dadurch zum Mittelpunkt der Entwicklung; ihm wandten sich die besten und edelsten Kräfte zu, und mit jener langsamen, aber unwiderstehlichen Gewalt, mit der stets das Bessere über das Gute siegt, siegte das Fürstenthum über das Lehnswesen und was ihm anhing.

In diesem Gange der Dinge war es nun nothwendig begründet, daß ein so geeintes Land erst mit seinem Fürstenthum die eigentliche Gestalt seines öffentlichen und rechtlichen Lebens erhielt. Denn dieses entstand für jeden Landestheil, Gemeinde, Stadt, Rittergut, Landschaft, Gau, und wie derselbe heißen mochte, erst dadurch, daß es über die Grenzen seiner lokalen Interessen hinausging. Für alles das nun, was auf diese Weise den Theil zum Theil eines größeren Ganzen machte, war eben das Fürstenthum der Mittelpunkt. Wie die Tüchtigsten aus der Masse der Einzelnen, so sammelten sich um dasselbe die wichtigsten von den Interessen der Landesdistrikte, bestimmten und gestalteten sich an einander, und es ward ein Ganzes. Einmal verbunden, nahmen sie nun ihre Formen und ihre Beziehungen an, nach innen durch einander bedingt, nach außen eine geschlossene und gleiche Einheit. Je mehr nun die Bedeutung dieser Einheit wuchs und ihre Gewalt zunahm, desto mehr beherrschte dieser Mittelpunkt seine Glieder. Es entstanden Landesverwaltungen, Landesheere, Landeskassen, Landesgesetze, Landessymbole; der Träger von allem aber war der Fürst des Landes.

Hierauf nun beruht die ganz allgemeine Erscheinung, daß jedes Land in Deutschland sein eigenes Fürstenthum mit jener so oft bewunderten Liebe in seinem Herzen trägt und ihm anhängt. Denn in der That ist es das Fürstenthum im Allgemeinen und das Fürstenthum im einzelnen Lande, dem das Leben Deutschlands den Fortschritt aus der wüsten Zerrissenheit früherer Zustände zum eigentlichen Staatsverbande verdankt. Und auch jetzt noch ist eine entscheidende Grundwahrheit der Staatswissenschaft, daß in dem Fürstenthum die selbstständige Einheit der schon gebildeten Staaten gegen die Gefahr der Zerrissenheit und des Einzelkampfes geschützt wird. Daher muß man diese Verehrung des Fürstenthums im Volke hoch achten; denn hier wie

in wenig andern Dingen liegt der Anhänglichkeit der Völker eine wahrhaft historische volksbeglückende Basis zum Grunde.

Nun aber ist jeder Staat ein unsterblicher; wie er, soll es auch der einzelne Träger der allgemeinen Persönlichkeit, der Fürst seyn. Dem Mangel des Individuums hilft der Begriff des *Geschlechts*. Was der einzelne Fürst nicht vermag, das ist und das soll das *Haus des Fürsten*. In seinem Geschlecht steht der einzelne Fürst mit seiner Persönlichkeit und seiner Geschichte; das Fürstenthum eines Landes aber ist erst das Geschlecht desselben. Was von dem einzelnen Fürsten als Einzelner gilt, das gilt vom Geschlecht der Regenten als ein Ganzes.

Daran schließt sich einfach der Begriff und das Wesen der *Staatserbfolge*. Sie ist die rechtliche Ordnung, in welcher der Einzelne des Geschlechts zum Throne bestimmt wird. Wie nun das Fürstenthum selber, so gehört auch diese Staatserbfolge nicht einem Einzelnen, sondern sie ist ein Eigenthum und Recht des ganzen Landes. Sie ist kein Privatrecht, sondern ein Theil des Staatsrechts; ein miterworbenes Moment an jener Einheit des Staatslebens, die das Fürstenthum selber den Ländern gebracht hat.

Ganz ohne Schwierigkeit sind diese Begriffe in jedem Staate, der für sich mit seinem Staatsrecht dasteht. Nun aber ist es oft geschehen, daß im Verlauf der Ereignisse einzelne Staaten mit andern *zusammengetreten* sind. Aus dem Wesen des Fürstenthums folgte, daß in solchem Falle *Ein* Fürstenhaus das Fürstenthum beider Länder übernahm. Und hier sind nur zwei Fälle möglich.

Entweder nämlich ist das ganze Staatsrecht und Staatsleben in beiden Theilen ein identisches für alles Wesentliche, so daß eine innere Selbstständigkeit derselben einander gegenüber nicht vorhanden ist. Alsdann verschmelzen die Theile zu Einem Ganzen, und dieses Ganze, wie es seiner gleichartigen Natur nach Ein Staat ist, wird auch Ein Staat durch die Gemeinsamkeit seines Fürstenhauses, und seiner Staatserbfolge. Sind in solchem Falle die Theile gleich, so ist es eine Vereinigung zu einem Staat; ist der eine ein kleinerer, so ist es eine Einverleibung oder Incorporation. Jede Incorporation hat daher die nothwendige Folge, alle staatliche und öffentlich rechtliche

kommt, nach den Beobachtungen der glaubwürdigſten Reiſenden, ein bedeutend höheres Maß geiſtiger Anlagen zu, als man dem Neger gemeiniglich zuſchreibt. In einzelnen Individuen zeigt ſich ſelbſt eine bedeutende Entwickelung der höchſten Fähigkeiten. Trotz dem ſcheint, nach aller Erfahrung, der Race als ſolcher die Kraft abzugehen, aus eigener innerer Bewegung die höhern Geiſtesblüthen der Gattung zu entwickeln und aus ſich ſelbſt heraus welthiſtoriſch flüſſig zu werden. In der Schrift des Abbé Gregoire: de la litterature des Nègres, iſt unter dem Einfluſſe der Ideen der franzöſiſchen Revolution Alles aufgeboten, um den Neger als dem Europäer geiſtig vollkommen ebenbürtig darzuſtellen; man darf aber behaupten, daß der Verfaſſer das Gegentheil bewieſen hat. — Zwar unterſcheiden ſich auch im Schoße von Afrika größere Völker und Völkervereine ſehr vortheilhaft von inſulariſchen, verſunkenen oder zurückgebliebenen Stämmen, und es iſt offenbar, daß die Race eine Geſchichte, mit allen gewöhnlichen Phaſen der Völkerbewegungen, in ihrer Sphäre und nach ihrem Maße geſpielt hat und noch ſpielt; wie aber auch die früheſte Erinnerung der Menſchheit nicht zu der Zeit hinaufreicht, wo angeblich Afrika durch Einwanderung vom Norden her bevölkert ſeyn ſoll, ſo weiß auch die Geſchichte nichts von einer freiwilligen Auswanderung ſeiner Völker. Der einzige Punkt, wo ſich in der früheſten Geſchichte ſchon die kaukaſiſche und die Negerrace berührt, iſt der obere Lauf des Nils. In wie weit der Aethiopier Einfluß geäußert auf das Geſchick des alten Egyptens, oder ſelbſt ſein Blut mit jenem räthſelhaften Volke vermiſcht, das wird die Forſchung ſchwerlich mehr ganz aufzufaſſen vermögen. — Wie dem Neger ſeine Sonne Jahr aus Jahr ein ewig gleiche Tage und Nächte zuzählt, ſo löſen ſeine Geſchlechter einander ab ohne Spur und Andenken, und es kann dem leichtgläubigſten Reiſenden nicht einfallen, auf Negermährchen anthropologiſche Schlüſſe zu bauen.

Der weſtaſiatiſch-europäiſche Stamm, gemeiniglich die kaukaſiſche Race genannt, zeichnet ſich vorzüglich durch eine Bildung des Schädels aus, wobei die Stirn ſich bedeutend wölbt, die Knochen des Geſichts dagegen, namentlich Kiefer und Jochbogen, zurückweichen. Das Verhältniß der Hirnhöhle zu den die Sinnorgane beherbergenden und ſtützenden Theilen des Schädels erſcheint am größten, und damit öffnet ſich auch der ſogenannte Geſichtswinkel

Selbstständigkeit des Theiles aufzuheben; er wird zu einem Gliede des Ganzen. Man nennt beide Fälle auch wohl, mit nicht hinreichender Unterscheidung derselben, eine Realunion. Sachsen-Coburg bietet in Beziehung auf Meiningen ein Beispiel für das erste, das Elsaß schmerzlichen Andenkens ein Beispiel für das letzte.

Oder aber die betreffenden Theile sind in allem, was die Gestalt des öffentlichen Lebens, des Rechts und der Geschichte bedingt, wesentlich verschieden. Auch dann kann eine Verbindung vorkommen; allein wo sie nicht Eroberung ist, da beruht sie alsdann stets auf der Staatserbfolge. Der Fürst des einen Landes wird Fürst des andern, nicht weil die Länder sich jetzt als ein Ganzes fühlen und es werden, sondern weil das Staatserbfolgerecht ein Glied aus dem Geschlecht des Fürsten beruft, das — zufällig für die Sache — Fürst eines andern Landes ist. Da nun aber in dem Fürstenthume doch die Einheit des Staats mit allen ihren hochwichtigen Folgen gegeben ist, so pflegt es zu geschehen, daß ein solches Ereigniß der Grund vieler und heftiger Kämpfe wird. Denn die Natur der Staatseinheit gebietet Gleichheit des Staatslebens und Uebereinstimmung in Recht, Gesetzgebung und Verwaltung; die Natur der verschiedenen Theile dagegen will Selbstständigkeit für jeden derselben. Dieser Gegensatz ist es, der, an sich unlösbar, nach einer bestimmten Formel sucht, in welcher er sich gleichsam mit allen seinen Beziehungen zusammenfassen und hinstellen kann. In den Ländern nun, wo eine solche Vereinigung die Gemeinsamkeit der Staatserbfolge für immer sichert, greift das Bedürfniß der staatlichen Selbstständigkeit nach der Eigenthümlichkeit des öffentlichen Rechts, und oft sieht man daher, früher noch mehr wie gegenwärtig, daß ein solcher Landestheil seine Institute und sein Recht, auch wenn es bei weitem schlechter ist als das des andern Theiles, dennoch mit diesem letzteren um keinen Preis vertauschen will, sondern es bis zum letzten Augenblick vertheidigt; nicht weil es dasselbe für so gar vortrefflich hielte — obwohl man das Eigene stets Andern gegenüber mehr zu loben pflegt als am eigenen Herde — sondern weil es die Bürgschaft und das Zeichen der staatlichen Selbstständigkeit ist. Und Völkern wie Einzelnen, die edel geboren sind, ist die schlechteste Selbstständigkeit lieber als die beste Unselbstständigkeit. —

In den Ländern aber, wo die Staats-Erbfolge nicht durch eine solche Personalunion für immer gleich ist, da wird es, so lange sie noch die geringste eigene Kraft besitzen, stets geschehen, daß sie ihr eigenthümliches Recht der Staats-Erbfolge zum Angelpunkte ihrer Selbstständigkeit dem andern Theile gegenüber erheben. Denn dieses Recht ist eben nicht bloß eine einfache Successionsordnung, sondern es ist der Ausdruck dafür, daß der über beide Theile herrschende Fürst der Fürst jedes Theiles und nur dadurch der Fürst des Ganzen ist. Wie sich die Selbstständigkeit der einzelnen Rechtsinstitute jedes Landes von selber aus seiner staatlichen Selbstständigkeit ergibt, so folgt einem solchen Lande das Recht zur Vertheidigung gegen jede Verschmelzung seines Lebens mit dem des andern eben aus jenem Grundsatz, daß es trotz der Verbindung mit einem andern Lande dennoch sein Fürstenhaus habe und behalte. Und wo dieses Recht daher bestritten werden kann, da wird dasselbe nothwendig zum rechten Hauptkampfplatz werden, auf dem sich das Schicksal aller andern Fragen entscheiden muß. Daher ist dieses Recht nicht eine bloße juristische Angelegenheit, sondern es ist eine Landessache. Das Volk hängt sich mit der ganzen Gewalt seiner Ueberzeugung und Liebe an diese Frage; sie wird ihm zur rechtlichen Begründung seiner Hoffnungen, zur rechtlichen Möglichkeit seiner Zukunft. Nehmt ihm diesen Glauben, und aus einem selbstständigen Ganzen wird ein unselbstständiger Theil, aus Energie wird Indifferenz, aus Muth wird Schlaffheit; denn niemand mehr wie das Volk bedarf des Glaubens an das Recht. Nehmt ihm denselben endlich, und ihr greift die Basis des europäischen Staatensystemes, das Fürstenthum, an seiner Wurzel an; denn ist auch dessen Recht nicht mehr über alle Willkür erhaben, so gilt überhaupt im Staate die Gewalt für jeden, der sie hat, als Recht. Und wo wären nicht Zeiten gewesen, wo die Gewalt des Volkes größer war, als die des Fürsten?

Ein solches Land nun, gerade in diesem Falle stehend, ist Schleswig-Holstein. So weit die Geschichte zurückreicht, hat ein beständig wechselndes Geschick dasselbe mit Dänemark in Verbindung gesetzt, bald freundlich, bald feindlich, bald getrennt, bald in theilweiser Einheit, bis endlich mit dem vorigen Jahrhundert die Krone des Königsreichs und die der Herzogthümer

ausſchließlich auf Einem Haupte vereinigt worden ſind. Allein dennoch iſt nicht bloß die Nationalität beider Theile des Staats eine verſchiedene. Von jeher iſt das ganze Staatsleben in allen ſeinen Beziehungen ein weſentlich anderes geweſen. Es iſt nicht nöthig hier auf früheres Recht einzugehen; die definitive Geſtaltung des däniſchen Staatsrechts im 17ten Jahrhundert, die noch gegenwärtig das geltende Recht bildet, zeigt deutlich genug, daß ein ganz anderer Entwicklungsgang in Dänemark und in den Herzogthümern mit dem erſten Anfange der neuen Staatenbildung eingetreten ſeyn muß. Man hört wohl die Dänen ſich deſſen rühmen, daß ſie kein Lehnsweſen und keinen deutſchen Adel gehabt; was ſie aber vor 1660 hatten, war ſchlimmer wie jenes. Eine totalere Auflöſung des ganzen Staatsweſens in die Willkür der Grundherren, eine gänzlichere Ohnmacht des Fürſtenthums iſt ſelbſt im deutſchen Reiche niemals vorhanden geweſen. Es gab damals eigentlich nur Einen Stand und nur Eine Gewalt, die Gewalt der adeligen Grundherren; für ſie war das Königthum ein Mittel und das Volk nichts als der Gegenſtand ihrer Herrſchaft. In den Herzogthümern herrſchte dagegen der Charakter des deutſchen öffentlichen Rechts: die drei Stände mit ihrem Landtag, an ihrer Spitze der Fürſt. Dänemark hatte in Geiſtlichkeit und Städten niemals ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Willkür des erſten Standes, und das iſt es was die Eigenthümlichkeit ſeiner Verfaſſung und die Verſchiedenheit ſeines Rechts von dem der Herzogthümer von jeher bedingt hat, denn hier galten Geiſtlichkeit und Städte gleich mit der Ritterſchaft. Als endlich im Jahre 1660 die Revolution in Kopenhagen ausbrach, ging die Adelsherrſchaft nicht etwa in eine freie Verfaſſung über, ſondern an ihre Stelle trat das jetzt abſolute Königthum; und die Ausſchließlichkeit der Gewalt ward zu einer eben ſo abſoluten Herrſchaft der Büreaukratie und des Beamtenthums. In den Herzogthümern dagegen, ſelbſt in den Theilen, welche die Könige als ihren Antheil beſaßen, blieb das alte Verhältniß. Die Stände hatten hier nach wie vor das ſtändiſche Recht der Steuerbewilligung und andere Rechte, die in den Staatsgrundgeſetzen der damaligen Zeit, den Privilegien des Landes ausgeſprochen waren. Es iſt dieſer Zeitpunkt deßhalb ſo wichtig, weil damals das Gefühl, daß das ganze Staatsleben

der Herzogthümer von dem des Königreichs ein innerlichst verschiedenes sey, seine rechtliche Grundlage erhielt. Allerdings gingen nun nach und nach einzelne Theile der ersteren in den Besitz des Königthums über; allein das Bewußtseyn, daß sie ein selbstständiges Ganze bildeten, ward nicht bloß den Herzogthümern selber, sondern auch dem Königshause erhalten. Zuerst blieb die Gesetzgebung eine besondere für das Königreich und die Herzogthümer, wie das Recht von jeher ein besonderes gewesen war. Das dänische Gesetzbuch Christians V. (Danske Lov) von 1683 ward bloß für das Königreich erlassen; in den Herzogthümern dagegen bestanden die alten Rechte fort und bestehen zum Theil bis auf den heutigen Tag. Die einzelnen Gesetze wurden natürlich gleichfalls in besonderer Form für beide Theile gegeben, nicht so daß etwa nur Sprache und Publikationsform eine verschiedene gewesen wären, sondern die Verordnungen für Dänemark haben bis auf den heutigen Tag gar keine Beziehungen zu den Herzogthümern, noch auch umgekehrt. Wie Rechtsleben und Gesetzgebung in jedem Theile ein eigenes System bildeten, so auch die Gerichtsverfassung. Schon von der ältesten Zeit hat nicht bloß Holstein, sondern auch Schleswig als Ganzes betrachtet niemals einen Antheil an dem eigentlich dänischen Gerichtswesen gehabt. Während in Dänemark dasselbe den Charakter der skandinavischen Gerichtsverfassung an sich trug, herrschten in den Herzogthümern die germanischen Prinzipien. Es ist allerdings wahr, daß sich der dänische Theil Schleswigs anfänglich und noch unter der Herrschaft des Jütschen Lovs (von 1240) sehr bedeutende Spuren der dänischen Gerichtseinrichtung erhielt; allein mehr und mehr schieden sich dieselben aus, das Herzogthum begann seine Gerichtsordnung zu concentriren, und mit dem 17ten Jahrhundert ist die Selbstständigkeit derselben nicht bloß für die einzelnen Theile, sondern auch für das Ganze entschieden, besonders seitdem der schleswig-holsteinische Landtag zu Flensburg 1564 die schleswig-holsteinische Landgerichtsordnung beschloß, die einige Jahre später erlassen, noch gegenwärtig für die Herzogthümer gilt. Ihr folgte die Einführung eines eigenen Regierungscollegiums für die Herzogthümer (1648), dem die Landgerichte als Theil der alten Landtage sich allmählig anschlossen. Aus beiden entstanden die Obergerichte

für Schleswig und Holstein, die seit 1834 dem schleswig-holsteinischen Oberappellationsgerichte untergeben sind. In diesem höchsten Gerichte stehen die Herzogthümer als ein Ganzes neben dem Königreich mit seinem „höchste Ret". In gleicher Weise haben die Herzogthümer ihren ihnen eigenthümlichen Verwaltungsorganismus, und auch in ihm geht der Gang der Dinge dahin, die Herzogthümer als ein Ganzes darzustellen. An der Spitze der Verwaltung steht die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei in Kopenhagen, der die dänische Kanzlei entspricht. Unter der Kanzlei wieder steht die schleswig-holsteinische Regierung in Schleswig, ein Collegium, das für die Herzogthümer gleichfalls im Jahre 1834 gemeinsam errichtet ist. Selbst in den Verwaltungstheilen, in welchen die Einheit der Monarchie nothwendig eine Gemeinsamkeit mit dem Königreiche bedingt, ist die Selbstständigkeit der Herzogthümer zum Theil entschieden anerkannt. So haben in der Rentenkammer dieselben ihre eigenen Comptoire; für das Zollwesen gilt eine eigene Zollordnung von 1838 ausschließlich für die Herzogthümer, und im Budget stehen die Ausgaben und Einnahmen der Herzogthümer selbstständig neben denen des Königreichs, weil sie eben einem großen Theil nach auf wesentlich verschiedenen Prinzipien beruhen. Ja bis 1815 hatten die Herzogthümer sogar ihre eigene Landkadettenschule in Rendsburg. Eine gleiche Besonderung der Herzogthümer tritt uns in fast allen Gebieten entgegen. Sie haben ihre eigene Kirchenordnung, ihre eigene Schulordnung, ihre eigene Universität, ihre eigene von der dänischen wesentlich verschiedene Gemeindeverfassung; und sehr weit ins Einzelne würden wir gehen müssen, wollten wir alle Punkte, auf denen sich jene Selbstständigkeit zeigt, hier genau darstellen. Doch wird schon das Obige zum Folgenden genügen. Wenn nämlich jene Herzogthümer meinen und behaupten, ein wesentlich selbstständiges Staats- und Rechtsleben dem eigentlich dänischen gegenüber zu besitzen, so sieht man, daß eine solche Ueberzeugung keineswegs auf Abstraktionen und Wünschen, die man immer leicht und gern mit dem Wirklichen verwechselt, beruht, sondern es sind in der That zwei Staatstheile, welche die dänische Monarchie umfaßt; nicht Provinzen eines Ganzen, sondern verbundene Ganze. Für jenen ganzen Umfang nun der

ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit ſucht natürlich das Volk, das Recht, die Publiciſtik Einen Ausdruck, der nicht bloß die Sache, ſondern auch das Recht auf die Sache bezeichne. Welches dieſer Ausdruck ſeyn wird, liegt nahe. Die Spitze aller jener Gebiete des Staatslebens iſt der Fürſt. Der Fürſt der Herzogthümer iſt der König von Dänemark. Identiſch in der Perſon, iſt die Erbfolge, durch welche derſelbe die Herzogthümer als ſein unbeſtrittenes Fürſtenthum inne hat, eine andere für Dänemark, eine andere für die deutſchen Lande. Daher wird die Behauptung dieſer ſelbſtſtändigen Erbfolge zum Mittelpunkt für alle Behauptung einer Selbſtſtändigkeit in Recht, Verwaltung und Regierung. So erſt erkennt man, was eigentlich jene Entſchiedenheit, mit welcher die Herzogthümer unabläſſig dieſes ihr Staatserbfolgerecht behaupten und ihm anhangen, bedeutet. Denn es iſt ihnen daſſelbe der Rechtsgrund und das Zeichen ihrer ganzen nationalen, rechtlichen und politiſchen Selbſtſtändigkeit, und wer jenes Recht daher angreift, der ändert nicht bloß einfach die Erbfolgeordnung, ſondern er macht aus einem ſtaatlichen Ganzen Provinzen eines Staates anderer Nation. Daher denn iſt es in der That wahr, daß eine ſolche Aenderung eine abſolute Umwälzung des öffentlichen Rechts der Herzogthümer ſeyn müßte; und niemals in der Weltgeſchichte iſt eine Umwälzung ohne eine andere geblieben.

III.

Faßt man nun die dargeſtellten Geſichtspunkte zuſammen, ſo hat man ein kurzes Bild von den wichtigſten Momenten, welche in neuerer Zeit von der einen Seite die Bewegungen innerhalb der Herzogthümer hervorgerufen, und von der andern die Blicke eines großen Theils von Europa auf dieſelben hingewendet haben. Aber auch hier wie in andern Dingen iſt es ſo gegangen, daß dieſelben nicht auf einmal hervorgetreten ſind. Nach einander dem Volke zum Bewußtſeyn kommend, haben ſie in ihrer hiſtoriſchen Reihenfolge erſcheinend einer den andern mehr oder weniger verdrängt, und faſt den meiſten iſt ſtatt des Ganzen eine Seite zur Hauptſache geworden. Daraus haben ſich wiederum einſeitige Darſtellungen ergeben, und wenn auch

durch vielfältige Beleuchtung die Masse der allgemeinen Theilnahme gesteigert ist, so ist dagegen nicht selten die Energie derselben gelähmt worden. Denn schwer wird es den meisten einzusehen, daß Eine Wahrheit aus verschiedenen Gesichtspunkten folgen kann. Wir wollen deßhalb nun in Kurzem den historischen Standpunkt charakterisiren, den die Erbfolgefrage in der Entwicklung der ganzen schleswig-holsteinischen Sache und der an sie sich anschließenden Tagespublicistik als selbstständiges Moment eingenommen hat.

Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der letzte Theil des Herzogthums Holstein von seinem bisherigen Fürstenhause an das königliche Haus überging, war es mit diesem Akt wie mit allen andern der Diplomatie. Das Volk ward nicht nur nicht gefragt, sondern es forderte gar nicht gefragt zu werden, ja es erwartete nicht einmal Berücksichtigung, und Sache und Wort waren zugleich ausschließlich in den Händen der Fürsten. Der wichtige Akt der königlichen Erwerbung (s. unten) ging daher ohne weitere Bewegung ruhig vorüber. Und das konnte um so leichter geschehen, da im Grunde in den Verhältnissen des Landes wenig geändert war. Die früher großfürstlichen Landestheile wurden nämlich nicht mit Dänemark, sondern mit den übrigen Herzogthümern vereint, Recht, Verfassung und Gericht blieben was sie gewesen, und der ganze Erwerb ward dadurch mehr eine Vervollständigung der Herzogthümer und ihrer Einheit, als der des Staats.

Man hat nun wohl gesagt, daß die nationale Bewegung überall ausschließlich unserem Jahrzehend angehöre. Es ist das in manchem einzelnen Punkt nicht der Fall. Schon im Anfange dieses Jahrhunderts begriff die dänische Regierung, daß alle Größe und Selbstständigkeit Dänemarks auf der innersten Einheit mit den Herzogthümern beruhe, und daß diese wiederum nur eine Einheit der Nationalität seyn könne. Daher begann schon in jener Zeit der Versuch, die Herzogthümer zu dänisiren. Es wurden Befehle erlassen, daß die Schulen allenthalben dänischen Unterricht ertheilen sollten; man concentrirte soweit möglich die öffentlichen Anstalten und die Büreaus nach Kopenhagen; man stellte die Bestallungen der Beamten in dänischer Sprache aus; man gab dem Militär dänisches Commando; ähnliches

wurde in mancher Weise versucht; ja man ließ sogar behaupten, daß Schleswig ein wesentlich dänisches Land sey. Allerdings erhoben sich hie und da Stimmen dagegen. Aber größere Ereignisse überfluteten mit wechselndem Glück und Unglück das Land, und man dachte in der Noth für das Eigene wenig an das Allgemeine. So blieb die Sache im gegebenen Zustande.

Der Sturz Napoleons, mit dem Dänemark Norwegen und seinen Platz unter den Mächten zweiten Ranges verlor, war es, der zuerst jenen Bewegungen bestimmte Richtung gab. Als der deutsche Bundestag sich veranlaßt gesehen, den Artikel 13 zum Grundgesetze für die Volksvertretung in Deutschland zu machen, glaubten die Prälaten und Ritterschaft der Herzogthümer an dem Inhalt dieses Artikels ihren Theil fordern zu dürfen. Die alten Landtage waren seit 1720 nicht mehr gehalten; das Recht darauf war aber nicht erloschen, kaum bestritten. Man wandte sich an den Bundestag; der Bundestag wies die Petenten ab; das Land blieb auch nach dem Artikel 13 ohne Verfassung.

Hatte dieser Versuch somit nun auch keine unmittelbaren Folgen für das Land, so hatte derselbe desto größere mittelbare. In jenen Forderungen an den König von Dänemark und die Bundesversammlung hatte man nur noch die Wiederherstellung des alten Rechts gewünscht, das nie förmlich aufgehoben war. Als das Naheliegende nicht erreicht war, ging der Sinn des öffentlichen Lebens, statt sich mit dem abschlägigen Bescheide genügen zu lassen, jetzt noch einen Schritt weiter als früher. Bis dahin hatte man vom Staate nicht mehr verlangt, als eine tüchtige Verwaltung; jetzt sollte er mehr thun: er sollte dem Volke einen Antheil an dieser Verwaltung geben; statt der alten Stände wollte man jetzt die neue Volksvertretung. Dabei nun konnte es natürlich nicht fehlen, daß sich der Blick auf den zweiten Theil der dänischen Monarchie richtete, das eigentliche Dänemark, ob vielleicht das Recht Dänemarks und seine Zustände einen Grund mehr für jene Forderungen abgeben möchten; denn Ein Reich waren jetzt am Ende doch Dänemark und Schleswig-Holstein, ganz nach außen, zum Theil nach innen. Hier aber, im eigentlichen Königreich, trat ihm das Königsgesetz entgegen, das nicht bloß die absolute und uncontrolirte Herrschaft des Königs zum Prinzip machte, sondern sogar durch

seinen Eid den König bindet, dieses Prinzip nicht ändern zu wollen. Einen größern, tiefer greifenden Gegensatz gegen die neuen Bewegungen der Herzogthümer konnte man sich nicht denken. Was der Bundestag dem Könige als Herzog von Holstein zur Pflicht machte in seinem Bundesgrundgesetz, das verbot das dänische Staatsgrundgesetz mit dem furchtbarsten Eide; was das Recht und das Volk des einen Staatstheiles forderte, das machte für den andern, das eigentliche Königreich, selbst die Besteigung des Thrones unmöglich, da niemand König von Dänemark wird, der nicht die Aufrechthaltung der absolutesten aller Monarchien zuvor beschworen hat. Das hatte man bisher übersehen können; jetzt ward es unmöglich. Und damit denn war der erste Anstoß für die Herzogthümer gegeben, sich als ein, ihrem rechtlichen Leben nach gänzlich von Dänemark verschiedenes Land zu betrachten. Zwar wußte die Masse von dieser Verschiedenheit wenig; aber desto gewisser ward sie dem gebildeten Volke, und von ihm aus begann sich das Bewußtseyn über jenes Verhältniß allmählig dem Ganzen mitzutheilen. Der Schriften, die hierüber gewechselt wurden, sind viele aus jener Zeit. Sie haben eine Ueberzeugung geschaffen, und diese Ueberzeugung muß mit jeder neugewonnenen Kenntniß des dänischen Rechts stärker werden. Die Herzogthümer wurden damals in ihren eigenen Augen ein Ganzes, und das gemeinsame Recht, das dieses Ganze erzeugt hatte, ward zur Grundlage des Gedankens, daß sie auch ein Selbstständiges dem Königreiche gegenüber seyen.

Dieses ist die Bedeutung des Verfassungsstreites, der seit 1815 den Hauptpunkt des öffentlichen Interesses bildete. Weiter geht dieselbe nicht. Man muß festhalten bei der Beurtheilung desselben in dieser Beziehung, daß er weder auf die Nationalität noch auf die Erbfolge viel Rücksicht nahm. Sein Inhalt ist die Selbstständigkeit der Verfassung und des Rechts der Herzogthümer; sie hingestellt zu haben als den Ausgangspunkt der Bestrebungen und der Zukunft des Landes, als die Grundlage seiner Forderungen und als das Band seiner Einheit — das ist seine That.

Den Höhepunkt dieses Kampfes und den ersten, nicht glücklichen Platz in dieser Richtung nimmt entschieden ein Mann ein, dessen Name an der Seite der edelsten Männer genannt

zu werden würdig ist, Jens Uwe Lornsen. Seine Schrift (Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein) brach die Bahn für die jetzige Ständeverfassung. Seine Unionsverfassung der Herzogthümer und Dänemarks enthält die vollste Ausführung aller der Gedanken, für welche man seit 1815 gekämpft hat. Zwar lag das, was unsere Gegenwart besitzt, noch vor ihm, unklar und unentwickelt; aber was hinter ihm gelegen und was ihn umgab, das hat er wie keiner verstanden, wie keiner vertreten. Sein Wahlspruch war: „die Schleswig-Holsteiner haben nichts zu wünschen, was sie nicht zu fordern ein wohl begründetes Recht haben." Dieses historische Recht der Herzogthümer ist seine Waffe; aus seinen Händen ist sie in die Hände des Volks übergegangen. In ihm ist die ganze Kraft und die ganze Einseitigkeit der strengen und starken, jetzt sogenannten alten Schleswig-Holsteiner wie in Einem Manne zusammengefaßt.

Damals nun lebte noch der alte König Friedrich VI. Während seiner Regierung, die an Unglück wie keine andere reich gewesen, und der es dennoch vergönnt war, die ersten Keime der neuen Zeit theils selbst zu säen, theils emporblühen zu sehen, hatte das Land eigentlich nie ernsthaft daran gedacht, was denn nach seinem Tode werden würde. Ganz eben so nahe wie jetzt lag schon damals die Erbfolgefrage, eben so nahe der Kampf der Nationalitäten innerhalb der dänischen Monarchie. Schon hatte man einzelne Stimmen vernommen, die mit ernstem Sinn auf diese Punkte hinwiesen; schon hatten tiefer blickende Männer von den inhaltschweren Eventualitäten geredet; aber dem Volke ist nur das Gegenwärtige gegenwärtig. Es war als dürfte man die letzten Lebensjahre des alten und geliebten Herrn nicht mit dem Kampfe stören, dessen Elemente sich bereits sammelten. Das Land war ruhig, als der greise König am 3. December 1839 auf seinem Schlosse Amalienburg in Kopenhagen verschied, und das Volk segnete den milden Herrn in seiner königlichen Gruft.

Wenn spätere Zeiten dereinst die Geschichte unserer Zeit auf ihren engsten und wichtigsten Inhalt zurückführen, so werden die Jahre 1839 und 1840 unter den wichtigsten Wendepunkten der deutschen Geschichte ihren Platz finden. Auch in Deutschland war bis dahin die Frage nach dem Rechte des Volks im

am meiſten. Der Haarwuchs am ganzen Körper, vorzüglich der Bart, iſt auffallend ſtärker als bei den andern Racen. Das Haupthaar iſt im Allgemeinen weich, zeigt vom hellen Blond alle Schattirungen bis zum tiefen Schwarz, und in Hinſicht auf Straffheit und Gelocktſeyn ſo ziemlich alle Modifikationen, mit Ausnahme der Negerwolle. Die Haut iſt zart, meiſt hell gefärbt und läßt beſonders im Geſicht das Blut durchſcheinen, iſt aber eben wegen des Mangels an Pigment der Schattirung durch das Klima am meiſten unterworfen.

In der kaukaſiſchen Race erſcheint der intellektuelle und ſittliche Charakter der Gattung am vollkommenſten angelegt und ausgebildet. Sie iſt innerlich am beweglichſten und fähigſten, namentlich kommt das, was man als einen allgemeinen Vorzug des Menſchen vor den Thieren in Anſpruch nimmt, die Fähigkeit, wandernd in allen Klimaten auszudauern, vorzugsweiſe nur ihr zu. Dieſe Race iſt auch neben der mongoliſchen die einzige, von der hiſtoriſch erwieſen werden kann, daß Stämme derſelben weit gewandert ſind. Für die rohen Völker der übrigen Racen iſt das zähe Haften am gewohnten Himmelsſtriche oder ein in enge Grenzen eingeſchloſſenes oscillatoriſches Wandern gerade das Bezeichnende, und es erſcheint zum Voraus als eine ganz willkührliche und ganz unwahrſcheinliche Annahme, daß alle Varietäten der jetzt faſt überall erſtarrten Menſchheit ſich auf der Wanderung aus einem Urſitz des weißen Stamms, alſo in einer einſtigen unendlichen Beweglichkeit, gebildet haben.

Im innigſten Zuſammenhang mit jenen Vorzügen des Kaukaſiers ſteht ſicher die ganze Conſtitution ſeines Bodens, namentlich die klimatiſchen Verhältniſſe, welche den größten Theil des von ihm bewohnten, von Oſt nach Weſt geſtreckten Gebiets beherrſchen. Der Wechſel der Jahreszeiten, mit der Wiederkehr von Wärme und Kälte, von Näſſe und Trockenheit im Umlauf des Jahrs, hält hier zwiſchen dem verdumpfenden Strahl der tropiſchen Sonne und dem erſtarrenden Froſt des Pols jene glückliche Mitte, welche Bedürfniß und Ungemach genug ſchafft, um Körper und Geiſt in ſteter Regſamkeit und Uebung zu erhalten, und andrerſeits doch ſo viel Lohn und Genuß bietet, um neben der Luſt am Erwerb den Sinn für das Angenehme und Schöne zu wecken und zu nähren. Es iſt nicht zu überſehen, daß dieſer Landſtrich von

Staate der einzige Punkt, den man als die Mitte des staatlichen Lebens bezeichnen konnte. Wohl hatte man viel vom deutschen Volke geredet; aber dieses Volk war auch dem Bewegteſten nur die Maſſe der Staatsbürger in den Staaten und das Volk ſelber hatte keine Stimme in dieſem Kampfe. Denn das Recht iſt wohl ein gewaltiges; aber es iſt das ſeine Natur, daß ſeine Gewalt in der Vertheidigung deſſen liegt, was man hat; und nur was es hat, iſt dem Volke ſein eigentliches Recht. Daher iſt gegen das Beſtehende auch das Recht die ſchwächere Gewalt. So genügte ſich der Zuſtand und Ruhe herrſchte.

Wie nun in jenen Jahren der drohende Angriff von Frankreich plötzlich das Volk als ſolches in Deutſchland auf den Kampfplatz rief, wie das freiere Wort, ſeiner Feſſel auf einen Augenblick erledigt, den ſchlummernden Geiſt des Volksbewußtſeyns in Deutſchland weckte, wie das Daſeyn dieſes Volkes als einer bewußten, wachſenden, gewaltigen Einheit zu einer unberechenbaren Thatſache des deutſchen Lebens und damit der europäiſchen Politik wurde, und wie ſich daran nach dem unabänderlichen Geſetz des germaniſchen Lebens das Bedürfniß freierer Staatsbildungen anſchloß, das mag Beſſern zu ſagen überlaſſen bleiben. Uns genüge es, darauf hinzuweiſen, wie jene Bewegung bald die Grenzen Deutſchlands überſchritt, und im Norden deſſelben beſonders, Schleswig-Holſtein hindurch wandernd, auch die ſkandinaviſchen Staaten, unter ihnen vor allen Dänemark ergriff.

So wie nämlich jenes Bewußtſeyn der Nationalität ſich in beiden Theilen der däniſchen Monarchie Geltung verſchaffte, gewannen die Sachen beiderſeits eine andere Geſtalt. Und hier müſſen wir einen Augenblick das Leben des däniſchen Volkes von dem der Herzogthümer ſondern, da jetzt die Scheidewand zwiſchen beiden an Höhe und Tiefe zugleich zu wachſen beginnt.

In Dänemark hatte bis dahin eine tiefe, kaum von einzelnen Stimmen unterbrochene Ruhe geherrſcht, und die alte Gewohnheit der unumſchränkten Einherrſchaft hatte ſcheinbar den Gedanken an eine freiere Staatsentwicklung für immer vernichtet. Doch war das allmählig im letzten Jahrzehend anders geworden. Auch Dänemark hatte im Jahre 1834 Provinzialſtände bekommen, und von ihnen aus war Bedürfniß und Wunſch nach einem Beſſeren rege geworden. Dänemark hatte ſich ſeine Stände nicht

ſelbſt erkämpft; Lornſen und mit ihm Schleswig-Holſtein hatte den Anſtoß gegeben, und Dänemark erhielt ſeine Stände, weil man ſie den Herzogthümern nicht länger verweigern zu können glaubte. Es haben die Dänen den Deutſchen ſchlecht dafür gedankt; Lornſen iſt ihnen daſſelbe geweſen, was er den Herzogthümern war, aber ſie haben ihn und die Herzogthümer dafür nur um deſto eifriger geſchmäht und verleumdet. Daß nun das Königreich dieſelben guten Folgen aus jenem Inſtitute zog, war natürlich. So lange indeß der alte König lebte, ward an eine Fortentwicklung nicht weiter gedacht; denn er hatte in der That ſeinem Staate mehr gegeben als irgend ein Fürſt vor ihm. Als nun aber Chriſtian VIII. den Thron beſtieg, brachen ſich kühne Wünſche Bahn. Den neuen Herrſcher umſchwebte der Ruhm der norwegiſchen Verfaſſung, der Glanz hoher Bildung, das Vertrauen auf ſeinen Geiſt und ſeine Liebe zum Volke. Die eigentlich demokratiſche Richtung glaubte der Zukunft gewiß zu ſeyn. Man beſtürmte den Thron mit Bitten, mit Hoffnungen, mit Erwartungen; alle Hebel arbeiteten, und es gab einen Augenblick, wo man wirklich einer neuen Geſtalt der Dinge entgegenſah. Dennoch entſchied ſich dieſe kurze Bewegung im allgemeinen für das Beſtehende, und das Geltende blieb geltend. Da trennte ſich die junge Partei des Fortſchritts von dieſen Hoffnungen, und auf ſich ſelbſt verwieſen, ward ſie gezwungen, ſich dem Volke zuzuwenden.

Dieſe Bewegung ward entſcheidend, und ſie iſt es, auf der noch heutigen Tages die Geſtalt des däniſchen öffentlichen Lebens beruht. Den Theorien des Liberalismus huldigten nur die Doktrinäre, denen des Radikalismus nur die Unverſtändigen. Das Volk mußte auf einem Punkte erfaßt werden, wo es mit dem unmittelbaren Gefühle ausreichte. Dazu gab die nationale Bewegung Anſtoß und Gelegenheit. Das junge Dänemark begriff mit Klugheit die Lage der Dinge; es machte von jetzt an die nationale Sache zu der ſeinigen, und hierin hat es ſeine Gewalt gefunden und erhalten. Von dieſem Punkte aus wandte es ſich nun auch der ſchleswig-holſteiniſchen Frage, dieſer Lebensfrage für Dänemark, zu; und hier hat daſſelbe auf alter Grundlage einen neuen Kampf erhoben, der die ganze Stellung des jungen Skandinaviens nach dieſer Seite hin charakteriſirt.

Die Verhältnisse Schleswigs in rechtlicher Beziehung sind nicht so einfach als die Holsteins, und oft hörte man schon vorher, daß Schleswig ganz entschieden zu Dänemark gehöre seiner Geschichte wie seinem Staatsrechte nach, wenn auch Holstein in anderer Weise dastehe. Die nationale Partei ergriff diese Frage von ihrem Gesichtspunkte aus. Ihr sollte die Nation der Staat seyn, den Staat bilden, und das Recht sich der Nationalität opfern oder unterordnen. Nun war es klar genug, daß von einer solchen dänischen Nationalität in Holstein keine Rede seyn konnte. Daher entschloß sich die Partei, *Holstein aufzugeben*; aber von diesem Zeitpunkte an, gleichsam als Preis für diese Beschränkung, ward die Behauptung nur um desto entschiedener aufgestellt, daß *Schleswig wesentlich eine dänische Nationalität habe*. Was nun alles in dieser Beziehung gesagt, geschrieben und gewirkt worden ist, können wir hier nicht aufführen. Es erklärt sich aber aus dem obigen, wie die dänische Propaganda, die noch in diesem Augenblicke thätig ist, entstand; sie wollte das dänische Element in Schleswig erhalten und durch dasselbe die deutschen Theile wieder dänisiren. Wir wollen diese Bestrebungen an sich nicht verurtheilen, mögen auch einzelne Schritte und einzelne Mittel derselben gerechtem und ernstem Tadel unterliegen. Aber verkehrt und zum Theil lächerlich war es, daß diese Propaganda mit den bittersten Schmähungen bei den Deutschen überhäufte, was sie selbst zu ihrem Lebensprinzip machte. Die staatliche Selbstständigkeit Holsteins gab sie zu, selbst den Deutschen; aber sie nannte und nennt jeden, der dieselbe Selbstständigkeit für Schleswig behauptet, einen staatsauflösenden Hochverräther. Es ist das nicht sehr gefährlich, aber es ist zuweilen nicht ohne Erfolg geblieben. Eine Hauptfolge war, daß sich die Deutschen nur um so fester zusammenschlossen, und wieder einmal erreichte ein verkehrtes Mittel den entgegengesetzten Zweck. — Was jene Partei von der deutschen Nation gesagt, wollen wir hier nicht wiederholen. Wir lieben es zu glauben, daß der Verirrung der Einzelnen nicht die des Volks gefolgt ist; und jede weiter blickende Politik, deutsche wie dänische, wird doch am Ende in einer freundschaftlichen Verbrüderung beider Länder ihr höchstes Ziel suchen müssen. So möge die Geschichte jene Aufreizungen mit Schweigen bedecken.

In dieſer nationalen Partei concentriren ſich daher alle Stadien der Bewegung in politiſcher und rechtlicher Beziehung. Ihr gegenüber ſteht die Vertheidigerin des Beſtehenden, die man die dynaſtiſche nennen kann. Wie ſich dieſelbe zu den politiſchen Beſtrebungen der nationalen verhält, braucht hier nicht weitläufig erörtert zu werden. Doch iſt zu bemerken, daß das öffentliche Leben Dänemarks einer Freiheit und eines Wohlwollens von Seiten der Regierung genießt, um welche mancher deutſche Staat dies Königreich beneiden müßte. In Beziehung auf die ſchleswig-holſteiniſche Frage iſt aber die Richtung der dynaſtiſche Rechten beſtimmt und klar, daß man alle übrigen Rechte der Herzogthümer anzuerkennen bereit ſey, wenn nur die Einheit der Erbfolge für ſie und das Königreich von jenen zugeſtanden würde. Es ruht, abgeſehen von der rechtlichen Seite, dieſe Forderung hauptſächlich auf dem Bewußtſeyn, daß das Königreich als Seeſtaat ganz unmöglich ohne die Herzogthümer exiſtiren könne. Die Haltpunkte und Gegenſätze, die dieſelbe in den übrigen Staaten findet, gehören nicht hierher. Allein es iſt das vor allem klar, daß auf Grund des gegenwärtigen Rechts der Erbfolge jenes Ziel, die dauernde Verbindung beider Staatstheile, nicht erreicht werden kann; was aber für Errichtung einer neuen Erbfolgeordnung geſchieht und geſchehen wird, und welchen Erfolg eine ſolche Geſetzgebung haben dürfte, gehört der Zukunft.

Dies ſind die beiden Hauptrichtungen der däniſchen öffentlichen Welt und ihr Verhältniß zu Schleswig-Holſtein. Wenden wir uns jetzt zu dem Entwicklungsgang des inneren Lebens in dieſem Lande ſeit 1840. Es iſt derſelbe reich an Einzelheiten; aber für einen kurzen Zeitraum von fünf Jahren bleibt trotzdem die allgemeine Geſtalt der Dinge immer eine einfache in ihren Grundlagen.

Als jene nationale Gewalt des deutſchen Bewußtſeyns zuerſt die Herzogthümer berührte, war es natürlich, daß anfänglich nur die gebildete Welt, deren Lebenskreiſe über den eigenen Hof und Herd hinausgehen, von ihr ergriffen ward. Ihr erſtes Auftreten war daher noch nicht eine Bewegung des Volkes, ſondern nur eine Bewegung in den Vertretern des Volks, den Ständeverſammlungen. Und hier haben die ſchleswigſchen Stände, wenn

auch in anderer Weise wie die holsteinischen, gekämpft für denselben Zweck. Diese Kämpfe in den beiden Ständen liegen so nahe, daß eine kurze Bezeichnung derselben genügen muß. Sie müssen aber geschieden werden, um den klaren Ueberblick der Sachlage zu erhalten.

Was zunächst Schleswig betrifft, so gab es in seinen Ständen natürlich dänische Elemente neben den deutschen, wie im Volke selber. Bisher war man einfach von dem anerkannten Satze ausgegangen, daß in Einer Ständeversammlung auch nur Eine Sprache geredet werden könne. Da es nun ganz unzweifelhaft war, daß das Deutsche nicht bloß in den Ständen, sondern auch im Volke das herrschende sey, so hatte sich die Versammlung, ohne darüber auch nur eine Bemerkung zu machen, der deutschen Sprache bedient. Indeß erklärten, von der Propaganda aus aufgeregt, plötzlich einige Deputirte, sie würden sich der dänischen Sprache bedienen. Das war kein Sprachstreit allein; es war die Behauptung der nationalen Partei in Dänemark über die Nationalität Schleswigs jetzt mitten in die Schleswigsche Ständeversammlung hineingetragen, und der Kampf gleichsam im Herzen Schleswigs begonnen. Der Ausgang war einfach. Die Versammlung wies die Ordnungswidrigkeit zurück, erklärte sich damit für deutsch, und von diesem Augenblick an war Schleswig als ein wesentlich deutsches Land anerkannt. Es ist wahr, daß später den dänischen Deputirten das Recht, sich der dänischen Sprache zu bedienen, zugestanden wurde, was doch dieselben Dänen, die dies forderten, für Island dem alten Isländischen entschieden verweigerten. Doch hat das wenig oder gar keine Folgen gehabt; in jedem Falle war die Bahn für die folgende Entwicklung in jener Versammlung von 1842 gebrochen.

Einen scheinbar entgegengesetzten Verlauf nahm die Sache in der holsteinischen Versammlung. Die Idee der deutschen Nationalität hatte hier anfänglich das, man möchte sagen ächt niedersächsische Schicksal, zu einer exclusiven zu werden. Einen Augenblick lang vergaßen einige der sonst thätigsten Vertreter der öffentlichen Meinung den alten guten Satz, daß des Deutschen Vaterland so weit reicht, als des Deutschen Zunge klingt. Sie glaubten, es gäbe kein Deutschland außerhalb des deutschen

Bundes, und wollten daher alles, was sich an diesen und seine Entwicklung schloß, mit der Eider, der Grenze der Bundesakte im Norden, abschließen. Sie wollten um der freieren Bewegung Holsteins willen Schleswig aufgeben, das deutsche Leben in diesem Lande sich selbst überlassen und für sich allein sorgen. Das war weder sehr kühn noch sehr deutsch, noch auch hatte es das Recht, endlich nicht einmal die Stimme des innigst verbrüderten Volkes von Schleswig-Holstein für sich. Dennoch fanden sich Vertreter jener Ansicht auch in der holsteinischen Ständeversammlung. Es war das einer der gefährlichsten Momente, die jemals über dieses Land hingegangen sind. Nicht allein, daß Schleswig allein stehend vielleicht dem Dänenthum und der rücksichtslosen Propaganda erlegen und für deutsches Leben verloren gegangen wäre, sondern es hätte jene Ansicht die Geschichte Holsteins wieder auf den Punkt zurückgeführt, wo dieselbe vor tausend Jahren gestanden. Holstein *kann* Schleswig nicht entbehren, Schleswig Holsteins nicht. Sie sind jetzt verbunden, und diese Verbindung würde, als Lebenselement beider Länder, aufs neue durch einen unabsehbaren Kampf wieder erzeugt werden müssen. Schmerzlich aber vor allem, und höchst geeignet, das Vertrauen auf die Nationalität zu zerstören, mußte es jedem seyn, zu sehen, wie diese Vertreter des Deutschthums mit den Vertretern der Propaganda darin übereinstimmten, ihnen das deutsche Leben in Schleswig als gute Beute zu überliefern. Hätte jene sogenannte *neuholsteinische* Ansicht daher auch nur einen einzigen Sieg erfochten, so wäre manches anders geworden. Ihr Schicksal nun war es, das sich in der holsteinischen Versammlung entschied. Nach einem kurzen Kampfe ward sie in der Versammlung selber geradezu vernichtet, und hat seitdem, gänzlich verschwunden, einem Besseren Platz gemacht. Die That der holsteinischen Stände von 1842 ist es, die Einheit von Schleswig-Holstein zum Prinzip erhoben zu haben.

Dennoch läugnen wir so wenig als die öffentliche Meinung, daß jener Neuholsteinismus einen höchst vortheilhaften Einfluß auf das Land gehabt hat. Denn indem er das Volk und seine Vertreter zwang, seine Nationalität mit dem rein historischen Rechte einmal ernstlich zusammenzuhalten, hat er es vermocht, zu bewirken, was ohne ihn vielleicht noch lange zum geringen

Segen des Landes ungeschehen geblieben wäre, Recht und Volksthümlichkeit in der Meinung des Volkes zu verschmelzen. Seit seinem Auftreten datirt sich die Ueberzeugung, daß das historische Recht des Landes nicht bloß eine einfache, durch ihr rein objektives, für jede höhere Idee zufälliges Daseyn gültige und gewaltige Thatsache sey, sondern daß man vielmehr in diesem Rechte das Symbol für den national und politisch selbstständigen Inhalt unsres Lebens habe, und daß man darum dieses Recht hoch halten müsse. Daß dieses nun wiederum keine bloße Abstraktion, sondern ein lebendig wirkendes geworden war, zeigten die zunächst folgenden Jahre, deren Inhalt wir nur kurz andeuten wollen.

Allmählig nämlich war die Masse des deutschen Volkes auf die Bewegungen der Herzogthümer aufmerksam geworden. Es war das gerade die Zeit, wo man sich, das Innere liegen lassend, vorzüglich den Grenzprovinzen der deutschen Sprache zuwandte, und unter ihnen nahm besonders Schleswig einen hohen Rang ein. Dazu kam, daß man damals in Deutschland anfing über die Grenzen des Zollvereins hinauszublicken und an eine deutsche Seemacht zu denken, die fast unmöglich ist ohne den Besitz jener Länder. Endlich war für einen Augenblick lang das Leben dieser Grenzprovinz das bewegteste in Deutschland, und der Bewegung, wenn auch nicht seiner eigenen, bedarf auch der friedlichste Verehrer der häuslichen Penaten. So bahnte sich in Deutschland die Theilnahme an dem Schicksal der Herzogthümer ihren Weg. Auf diese Weise drang ein gleiches Bewußtseyn von den Herzogthümern nach dem Süden hinunter. Als man einmal begonnen hatte von Nationalität zu reden, ward es klar, daß eine schleswig-holsteinische Nationalität ein Unding sey. Auch das war jedem, nachdem einmal der Gesichtskreis geöffnet worden, bald verständlich, welch ein unberechenbarer Nachdruck von Deutschland aus den Bestrebungen Schleswig-Holsteins gegeben werden könne und müsse. Endlich aber trieb der Gang der Dinge und die Natur der Sache mit unaufhaltsamer Gewalt den Theil dem Ganzen entgegen, und nach dem Gesetz der geistigen Bewegung um so schneller und entschiedener, je mehr derselbe an der Grenze des Ganzen lag. So ging das vor sich, was wir alle unter unsern Augen geschehen sahen; die Bevölkerung

Schleswig-Holsteins warf sich dem öffentlichen Bewußtseyn Deutschlands in die Arme, und ward von ihm, wie ein langvermißter Sohn, mit einer in der Geschichte Deutschlands fast beispiellosen Herzlichkeit empfangen. Der überströmende Brudergruß, mit dem Deutschland jenen Stämmen entgegen kam, ward zu einem neuen Bande für die schon bestehende Vereinigung, zu einem Beweis der Einheit für die Zweifelnden, zu einer Quelle von Hoffnungen für die Gläubigen. Die Sache Schleswig-Holsteins ward zu einer Angelegenheit des deutschen Volkes; man kann sagen, daß sie es noch ist, und man muß wünschen, daß sie es ewig bleiben möge.

Zunächst aber war diese Verbindung allerdings wesentlich auf dem bloßen Gefühl gemeinsamer Nationalität und gemeinsamen Kampfes gebaut. Es fehlte dabei das Eine, was ihm vorangegangen, das Bewußtseyn, daß dieser ganzen Entwicklung der Dinge die feste Basis des Rechts zum Grunde liege. Allerdings hatte man diese nie ganz aus den Augen verloren, und die Eventualitäten der Thronfolge in Dänemark mußten mit Nothwendigkeit den Blick auf diesen Cardinalpunkt zurückführen. Allein seinen rechten Platz hatte derselbe noch nicht erhalten; und erst in dieser Erfüllung des abstrakten Volksbewußtseyns mit dem entschiedenen Rechtsbewußtseyn konnte die letzte Bewährung des Ganzen gegeben werden.

Was nun auf diese Weise mangelte, dessen Befriedigung haben, durch eine jener eigenthümlichen Verkettungen der Umstände, die man so oft bloß der Unbesonnenheit der Menschen zuzuschreiben geneigt ist, die Dänen zu ihrem besonderen Nachtheil selber veranlaßt. Wir meinen die bekannte Ussingsche Proposition in der Roeskilder Ständeversammlung von 1844. Die Dänen glaubten allen Streit mit Einem Schlage vernichten zu können; der König sollte die Erbfolgeordnung gesetzlich erneuern, so daß Schleswig und Holstein stets mit dem Königreiche zugleich vererbten, und um das Gesetz gegen das Volk sicher zu stellen, sollte man sogar alle Discussion darüber verbieten. Das hieß nun die Herzogthümer auf ihrem Lebenspunkte angreifen. Die Folge war natürlich eine eben so entschiedene als besonnene Schilderhebung der Herzogthümer. Und hier zum erstenmale sprachen die Herzogthümer selber sich über ihr Fürstenrecht aus.

Denn da jener Angriff nicht auf die Nationalität, nicht auf die Interessen, nicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse derselben gerichtet war, so konnte auch das ganze Gebiet dieser Momente nicht das Gebiet des Kampfes werden. Die Dänen wollten ein neues Recht; und darum denn galt es jetzt, das alte Recht zu vertheidigen. Daher begann man mit derselben Energie, mit der man bis dahin die Nationalität verfochten, sich diesem Rechte zuzuwenden. Die gerade versammelten holsteinischen Stände traten auf und erklärten einstimmig, daß das Recht des Landes die untrennbare Einheit Schleswig-Holsteins, und die Vererbung desselben in der ausschließlich männlichen Succession sey, und daß dieses Recht das Grundgesetz aller Verfassung der Herzogthümer bilde. Das ganze Volk trat ihnen zur Seite. Von Kiel aus erschien die erste Adresse an die holsteinische Ständeversammlung, sich des Bestehenden anzunehmen; aller Orten, in Städten, Flecken, Dörfern, Landschaften, von der Königsaue bis zur Elbe, von der Ostsee bis zur Westsee traten die Bewohner zusammen und erklärten sich mit bestimmter Einstimmigkeit für die Unwandelbarkeit jenes Rechts. Es war der größte und allgemeinste Lebensakt, den jemals das Volk Schleswig-Holsteins vollbracht, und wie es sich von selbst verstand, zerfiel der Plan der Propaganda vor solcher Bethätigung des Volkes selber in sein Nichts. Der Angriff war mißlungen und der entscheidendste Sieg auf der Seite der Herzogthümer.

Das Wichtigste aber und Dauerndste in diesem Vorgange war, daß der Sinn des Volkes dadurch wieder dem Rechtspunkte zugewendet ward. Aufs neue wurden mit der größten Energie die Untersuchungen und Besprechungen dieser Frage wieder begonnen, und dennoch reichten sie kaum aus Antheil und Bedürfniß der Einzelnen zu befriedigen. Doch war die Sache selber, faßte man sie nur richtig an, keineswegs so gar schwierig. Was alle besprechen, werden am Ende auch alle verstehen. Die Wahrheit der Sache brach sich Bahn,[1] und aus der bisherigen

[1] Ein großes Verdienst gebührt dabei dem Buche von Karl Samwer, die Staatserbfolge in Schleswig-Holstein (1845). Hier ist mit entschiedener Gründlichkeit der ganze Complex aller verwirrten Fragen erörtert, und der Satz, den wir oben bezeichnet, wohl unwiderleglich bewiesen. Das Buch

Unklarheit ward endlich wirklich dem Lande das Bewußtſeyn gewonnen, daß, abgeſehen von allen ſonſtigen Forderungen, der Satz gelten müſſe, daß dem beſtehenden Recht nach die Erbfolge des Königreichs auf andere Weiſe entſtanden ſey und auf andern Prinzipien beruhe, als die der Herzogthümer, und daß mithin — und dies war der praktiſche Fall, auf den es ankam, — wenn das Königreich ſeinem Grundſatze nach auf die weibliche Linie des oldenburgiſchen Hauſes übergehe, die Herzogthümer der männlichen in der ſogleich darzuſtellenden Ordnung zufallen müßten.

Es bedarf nun wohl keiner beſondern Verweiſung auf das Vorherige, um die große Bedeutung dieſer Landesüberzeugung wieder zu vergegenwärtigen. Betrachtet man das Dargeſtellte als das was es iſt, als eine Einheit, ſo wird man leicht erkennen, was alles die Herzogthümer mit dieſem Satz meinten, und wie derſelbe in der That der Mittelpunkt aller Bewegungen iſt, die in ihnen ſtatt gefunden haben. Es iſt ferner klar, daß derſelbe keineswegs bloß für das Verhältniß zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern von Wichtigkeit iſt. Wir haben nachgewieſen, welchen Einfluß die Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer auf Deutſchland, und weſentlich durch Deutſchland auf die ganze Politik Europas haben muß; dadurch greift jener Satz weit über die Grenzen dieſes kleinen Landes hinaus, und wenn wir im Obigen etwas weitläuftiger in der Darſtellung der inneren Entwicklung der Herzogthümer geweſen ſind, ſo wird man erkennen, weßhalb wir meinen, daß ſie der Geſchichte Europas in höherem Maße als ſelbſt viel umfangreichere Bewegungen angehören. Und dies, ſcheint uns, iſt daher der richtige Standpunkt, auf dem man ſich bei der Betrachtung dieſer Frage zu ſtellen hat.

Wir wollen es demnach nun verſuchen, in kurzer Darſtellung das Recht dieſer Erbfolge zuſammenzufaſſen. Es wird uns dabei unmöglich ſeyn, kritiſch zu verfahren und verſchiedene Meinungen genau zu erwägen; um ſo mehr, da theils die Nothwendigkeit für den Einzelnen, ſich über daſſelbe Klarheit zu

hat daher einen wichtigen Einfluß gehabt, und wir glauben nicht, daß man ohne daſſelbe im Stande ſeyn wird, über das Recht der Erbfolge zur Gewißheit zu gelangen.

mehr als hundert Längegraden in dieſer Weiſe nirgends auf Erden ſeines Gleichen hat. Haben alle weſtaſiatiſchen und europäiſchen Stämme ihren Ausgangspunkt im Herzen von Aſien, ſo iſt es ſehr bedeutſam, daß erſt mit dem Einrücken derſelben im weſtlichſten Aſien, in Europa und dem nördlichen Afrika jene vielfache geiſtige Entwickelung recht begonnen hat, welche den Erdkreis der Herrſchaft dieſer Race unterwerfen wird. Erſt nordweſtwärts vom heiligen Heimatlande wurden ſie im vielgetheilten, von tiefen Meeresbuchten aufgeſchloſſenen Ausläufer der alten Welt in alle jene bildenden und übenden Einflüſſe des Klimas getaucht und fanden den erwünſchteſten Tummelplatz für ihre Kräfte.

Eine frühere beſchränkte Betrachtungsweiſe hat nicht ſelten die Wurzel dieſer Race in irgend einem Lande Mittelaſiens mit der Wurzel der Menſchheit ſelbſt verwechſelt. Ihr gehören ohne Zweifel die ächten Hindus an und im Süden alle Völker Aſiens dieſſeits des Ganges. Nordwärts verſchwimmt die Grenze zwiſchen der kaukaſiſchen und mongoliſchen Race in der Tartarei, dieſer alten Crux der Hiſtoriker. Auch iſt es im Streit, ob manche Polarvölker, ob namentlich die Lappen, Grönländer, Tkuktſchen, Eskimos, als Ausläufer der mongoliſchen Race oder als Verbildungen der kaukaſiſchen zu betrachten ſind. Seit Blumenbach haben ſich gewichtige Autoritäten für letztere Anſicht ausgeſprochen. Es iſt freilich ſchwer, bei der gemeinſamen Verzerrung durch die ſtrenge Natur, welcher dieſe Völker unterlagen, die Racenmerkmale herauszufinden. — Die kaukaſiſche Bildung erfüllt ferner außer Europa auch das nördliche Afrika dieſſeits der großen Wüſte. Dieſe, offenbar ein alter Meeresboden, bildet hier eine ſcharfe Grenzmarke zwiſchen den beiden extremſten Racen, der kaukaſiſchen und äthiopiſchen, während ſie am Nil ſeit den älteſten hiſtoriſchen Zeiten in der Bildung mancher altegyptiſchen Stämme und in den jetzigen Abyſſiniern ineinander gefloſſen ſcheinen.

Geht man von den Wohnſitzen der kaukaſiſchen Race in Mittelaſien und Europa oſt- und nordwärts, ſo begegnet man, häufig ohne allen Uebergang, Völkern von einem ganz verſchiedenen, ſehr ausgeſprochenen Typus. Der Hauptcharakter der mongoliſchen Race iſt die ſtumpfviereckigte Figur des Schädels, das breite, platte Geſicht mit zurücktretender Stirn und vorſpringenden Jochbeinen. Die Augen ſtehen auffallend weit auseinander und die Spalte der

verschaffen, theils die Verworrenheit der Sache, theils besondere Interessen hier eine Vielfältigkeit der Besprechungen und Ansichten erzeugt haben, die selbst für ein eigenes Werk schwer zu bewältigen seyn dürfte. Allein mit Recht gilt der Satz dem Lesenden, daß das Einfache das Siegel der Wahrheit ist. Auch für unsern Gegenstand gilt dies, und wir werden es zum Prinzip des Folgenden machen.

Nur eine Bemerkung müssen wir vorausschicken, um das Verhältniß unserer Darstellung zu den übrigen klar zu machen. Da sich die Frage nach der Erbfolge wesentlich auf juristischem Boden bewegt, so ist davon die Folge gewesen, daß auch die Bearbeitungen derselben die Form rein juristischer Streitschriften angenommen haben. Die historischen Dokumente sind dadurch zu bloßen juristischen Beweismitteln geworden, und das Bedürfniß des Beweises hat ihre Ordnung und die Form ihres Gebrauches bedingt. Dennoch ist es unzweifelhaft, daß bei solchen Dokumenten die Entstehung sowohl wie der Inhalt über die Zeit hinausgehen, in der sie selber abgefaßt sind. Sie sind daher Resultate und gleichsam Symbole der Entwicklung auf den einzelnen Punkten der Geschichte, und ihr bestes Verständniß ist das Verständniß der Zeit, in der sie entstanden sind. Wir meinen daher, daß nur die historische Darstellung im Stande ist, aus den sonst höchst verwickelten Fragen eine klare Auffassung zu gewinnen. Allerdings mangelt es auch an Geschichten der Herzogthümer keineswegs, und niemand kann weiter davon entfernt seyn als wir, der folgenden Darstellung mehr als eine publicistische Bedeutung beilegen zu wollen. Allein jene Geschichten haben neben der Erbrechtsfrage so viele andere Aufgaben, daß man in ihnen vergeblich Bezugnahme auf den eigentlichen Rechtspunkt, gleichsam eine Geschichte der Erbrechtsfrage im Besonderen sucht. Dies ist es, was unsrer Ansicht nach die Haupttendenz einer Arbeit wie der vorliegenden ist. Wir wollen daher nicht einen Beweis, sondern eine Nachweisung geben, und jedes Dokument mag an seinem Orte beweisen und seyn, was es enthält und vermag.

IV.

Die Grundlage des richtigen Verständnisses der ganzen

Geschichte beider Herzogthümer beruht vor allem auf dem, was beide zusammenhält. Fast vom Anfange unsrer historischen Kenntnisse an bis auf den heutigen Tag geht Ein Zug durch alle allgemeinen und besonderen Ereignisse dieser Geschichte. Es ist die unabweisbare Bewegung, sich miteinander zu verbinden und *als Einheit* aufzutreten. Diese Einheit hat ihre meiste Gewalt gegen die Macht gerichtet, die ihr am gefährlichsten war, und die seit tausend Jahren nicht geruht hat, Schleswig von Holstein zu trennen, um Schleswig Dänemark einzuverleiben. Seit tausend Jahren dagegen hat gemeinsame Gefahr, gemeinsame Sprache, gemeinsames Interesse, gemeinsames Leiden das Bewußtseyn fester und immer fester gestellt, daß eine solche Trennung das größte Elend sey, welches die Herzogthümer treffen könne, daß sie nur in dieser Einheit die Gewähr dessen haben, was sie besitzen, die Möglichkeit lebendigen Fortschrittes in jeder Weise, die Grundlage ihrer Bedeutung im Leben der Staaten Europas. Im Verlauf der Geschichte hat dieses Bewußtseyn, anfangs nur ein unklares Gefühl, sich zu immer größerer Klarheit erhoben. Als es zuerst auftrat, war es nur noch eine Ueberzeugung der Fürsten beider Länder und erzeugte die Begebenheiten des 14ten und eines Theils des 15ten Jahrhunderts. Von den Fürsten aus ging dieselbe zunächst auf die alten Stände des Landes über, Prälaten, Ritterschaft und Städte; sie war nicht minder kräftig in ihnen, und aus ihr ging die ganze Stellung der Herzogthümer zum Königreiche hervor, und sie ist es, die den größten Theil der inneren Geschichte der Länder bis zum Anfang dieses Jahrhunderts beherrscht. Dies war die Zeit, wo das Volk als solches überhaupt zum Bewußtseyn seiner Rechte kam; und das Erste, was dieses Bewußtseyn sagte, war die Nothwendigkeit und die Rechtsbeständigkeit jener Einheit. Wie dieselbe somit bei Fürsten und Ständen oder Herren geherrscht hat, so herrscht sie auch jetzt im Volke. Und davon ist die Folge, daß alle die Gründe, welche dieselbe bedingen, täglich klarer, täglich mehr Gemeingut werden. Sie ist es, welche den Kampf gegen das Dänenthum erhoben und fortgeführt hat, jetzt wie im 13ten Jahrhundert; sie ist es, die das Erbrecht, wie sie es einst erzeugt hat, jetzt vertheidigen lehrt; sie ist es ferner, ohne welche nichts,

was Bedeutung hat, verstanden werden wird; sie ist es endlich, ohne welche nichts, was geschah, dauernde Bedeutung erreicht hat. Jede wahre Geschichte der Herzogthümer wird daher von ihr ausgehen, zu ihr zurückkehren müssen.

Wo nun so zwei Länder sich allmählig mit allen Seiten ihres Lebens aneinander schließen und sich innig mit einander verschmelzen, da gibt es unendlich viele Punkte, in welchen eine solche Bewegung vor sich geht, und der Umfang der erschöpfenden Darstellung wird groß, oft größer als das Erreichbare. Es ist deßhalb gut, daß man, wo man sich beschränkt, bestimmt den Inhalt dieser Beschränkung darlegt. Und dieser ist für uns die Erbfolge in ihrem Verhältnisse zu der Einheit der Herzogthümer.

Wie nämlich der Fürst selber die höchste Spitze des persönlichen Lebens seines Staats ist, so ist in dem Fürstenrecht auch der Ausdruck des höchsten Staatsrechts eines Landes enthalten. Ein Land, das nicht in seinem Fürstenrecht ein eigenes ist, ist selbst kein eigenes Land. Eine Vereinigung daher, die es nicht zur Identität ihres Fürstenrechts gebracht hat, ist keine vollkommene; sie mag die größte *Gleichheit* in aller Beziehung erzeugt haben, aber sie ist ohne die Einheit des Fürstenthums selbst noch *keine Einheit*.

Daher ergibt es sich denn, daß die Geschichte dieser Vereinigung in der Geschichte des Fürstenthums und seiner Einheit gleichsam kulminirt; und leicht erklärt es sich, daß auf diese Weise in der identischen Erbfolge die Herzogthümer nicht bloß, wie wir es oben dargestellt haben, ihre Selbstständigkeit Dänemark gegenüber, nicht bloß den Grund ihrer politischen Rechte, sondern zugleich das höchste Resultat ihrer ganzen Geschichte und den Schlußstein der Arbeit sehen, die sie so eng mit einander verbunden hat. In jener Erbfolge und ihrem Recht besitzen sie die Gewähr und die Waffe zur Vertheidigung ihrer Gemeinsamkeit in allem was Menschen und Völker vereint; ohne sie ist ihnen nicht bloß angegriffen, was sie jedes für sich haben, sondern zugleich vernichtet, was sie nur gemeinsam erreichen können. Und darum wird nothwendig eine Geschichte jenes Erbfolgerechts die ganze Geschichte der Herzogthümer als ihre Voraussetzung in ihrem höchsten Resultate zusammenfassen.

Das ist es nun, was wir im Kurzen darlegen wollen. Und

sein allgemeines Interesse hat dieser Satz darin, daß man schrittweise hier, wie an wenig andern Punkten, jenes innige, der germanischen Welt eigenthümliche Verhältniß von Fürst und Volk verfolgen kann. Nirgends so sehr als hier sieht man, nicht was die Persönlichkeit des Fürsten, sondern was ein Fürstenhaus für ein Land ist, ja was das bloße Recht dieses Hauses einem Lande seyn kann, das an sein Recht glaubt und es zu wahren weiß.

Der Inhalt dieser ganzen Geschichte läßt sich nun mit wenigen Worten in seiner allgemeinsten Form aussprechen. Die Herzogthümer beginnen mit einer vollständigen Trennung von einander, und erwerben in einem Verlaufe von ungefähr tausend Jahren eine vollständige Einheit, deren Verhältnisse nur dadurch nicht ganz zur Entwicklung kommen, daß der Fürst beider Länder zugleich der Fürst des Königreichs ist, jedoch so, daß die Gemeinschaftlichkeit des Fürstenthums keine absolute ist. Man kann dabei diesen Entwicklungsgang in zwei Perioden theilen, deren jede gerade in der Geschichte des Fürstenthums ihren wesentlichen Inhalt hat. Die erste geht bis 1460 und ist die Zeit, in welcher sich die Vereinigung beider Herzogthümer unter Ein Fürstenhaus vollzieht; die zweite geht bis zu unserer Zeit und enthält die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark bis zur vollständigen Vereinigung aller Landestheile unter dem Herzog zu Schleswig und Holstein, der zugleich König von Dänemark ist nach der Erbfolgeordnung beider Länder. — Wir werden, da unser Zweck sich auf das Gegenwärtige bezieht, für die erste Periode so kurz seyn, wie möglich; die eigentlichen Schwierigkeiten entstehen erst unter der Herrschaft des oldenburgischen Hauses.

Es kann seyn, daß in vorhistorischen Zeiten die ganze cimbrische Halbinsel von Angeln bewohnt gewesen ist. Wo uns aber zuerst in unserer Geschichte Schleswig-Holstein entgegen tritt, da ist entschieden Schleswig dänisch, jedoch mit Ausschluß der friesischen Westküste und vielleicht einiger Gebiete an dem nördlichen Ufer der Eider, und Holstein deutsch, jedoch mit Ausschluß der wendischen Ostküste, des heutigen Wagriens; jenes gehört dem dänischen Reiche, dieses dem deutschen. Sie beginnen daher auch jedes mit ganz selbstständiger Geschichte; und die Zeit dieser Getrenntheit und der eigenen, gegen einander noch in

allen Hauptsachen gleichgültigen Entwicklung kann man als den ersten Zeitraum der Geschichte Schleswig-Holsteins bezeichnen. Sie geht bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts, wo die gewaltige Persönlichkeit Gerhards des Großen einer neuen Epoche Bahn bricht. Was er aber vollzogen, ist schon während dieser ersten Jahrhunderte vorbereitet und darf daher nicht übergangen werden.

Das, was wir jetzt Schleswig und Holstein nennen, hatte damals das Schicksal aller Länder in der germanischen Welt. Es bestanden beide Herzogthümer aus verschiedenen, anfänglich von einander mehr oder weniger unabhängigen, zum Theil in ewigem Kampf mit einander stehenden Theilen, die höchstens von dem Haupttheile den Namen gemein hatten. Ehe daher an irgend eine Gegenseitigkeit beider Gebiete gedacht werden konnte, mußten sie zuerst selber zu Ganzen, jedes für sich Ein Gebiet und Ein Fürstenthum werden. Diese Bewegung, welche aus dem jetzigen Schleswig einen eigenen Theil des Königreichs und aus dem jetzigen Holstein Ein Fürstenthum (mit Ausschluß Dithmarschens) machte, ist die Geschichte jenes ersten Zeitraums.

Das jetzige Schleswig, als Theil Dänemarks, hieß damals Südjütland; doch gehörten die deutschen Friesen dazu, und die Inseln Arröe und Alsee wurden zum eigentlichen Dänemark gezählt. Auch ist die Errichtung einer deutschen Markgrafschaft jenseits der Eider eben so gewiß, als Umfang und Einfluß derselben ungewiß sind. Es hat die letztere hauptsächlich nur dadurch Bedeutung, daß sie die Tendenz des deutschen Reichs, die Eider zu überschreiten und Schleswig mit Holstein zu verbinden, als eine uranfängliche zeigt. Weiteren Werth kann man dieser vielbestrittenen Thatsache nicht beilegen.

In den ersten Jahrhunderten der Geschichte nun bleibt Südjütland entschieden eine dänische Provinz, und ist ungetrennt und ohne alle Selbstständigkeit — so viel wir wissen — mit Dänemark verbunden. Doch ist zu beachten, daß wir eben sehr wenig aus dieser Zeit wissen, und das Folgende läßt schließen, daß von jeher dennoch jene Gleichheit nicht so gar durchgreifend gewesen ist. Indessen bestand sie bis zum Jahre 1115, wo sich zum erstenmale die Tendenz kund gibt, dieses Südjütland von Dänemark zu trennen. Knud Loward nämlich, der Sohn des

dänischen Königs Erichs des Guten (Eingod), ward in jenem Jahre von Niels, seinem Oheim und seit 1103 König von Dänemark, zum Herzog von Südjütland eingesetzt. Seine Siege gegen die damals so furchtbaren wendischen Stämme im Osten des jetzigen Holsteins brachten ihm hohen Ruhm und legten den Grund zur Wohlfahrt und Kraft Südjütlands. Durch dieses sein Herzogthum allein unterstützt, gewann er die Herrschaft über die Obotriten und ward ihr König im Jahre 1129. Damals lernte zuerst sein Land, wie viel es unter eigenen Fürsten vermöge, und gewann in dem Ruhme und in der Ruhe, die ihm sein Herzog gab, das eigene Herzogthum lieb. Knud Lowald aber (der Glänzende) ward im Jahre 1131 von dem Sohne des Königs Niels heimtückisch auf Seeland ermordet; in ihm fiel der Ahnherr der Selbstständigkeit Schleswigs. Allein die That brachte schlechte Frucht. Selbst die Dänen beklagten sie, und noch sind Lieder erhalten, die gleichsam in dunkler Ahnung das künftige Schicksal verhersagten. Die Südjüten aber ergrimmten in Haß gegen das dänische Königshaus, und sahen den Frevel gegen ihren Herzog als gegen sich selber geschehen an; denn sie hatten viel an dem Manne verloren. Als im Jahre 1134 der König Niels nach der Stadt Schleswig kam, stand die Bürgerschaft auf und nahm Blutrache für ihren gemordeten Herzog. Der König ward erschlagen, und jetzt brachen Bürgerkriege im ganzen Reiche aus, die Wenden wurden mächtig und das Land litt. Damals wandte sich das Herz der Südjüten von den Dänen ab. Schon im Jahre 1253 konnte Hvitfeld sagen: „daß die Schleswiger lieber bei der Herrschaft bleiben wollten, unter welcher sie zu leben gewohnt waren, und lieber ihren eigenen Herrn haben, als unter das Reich (Dänemark) gehören und unter einer fremden Regierung stehen.“ Jene hundert Jahre von der Ermordung Knud Lowards an hatten das Band zwischen Südjütland und Dänemark zerrissen, und niemals ist die alte Einheit wieder hergestellt worden. Was so begonnen war, setzte sich in gleicher Weise fort. Nach manchen Wechselfällen ward Knud Lowards Sohn, Waldemar, 1150 zwar Herzog von Schleswig, aber der dänische König Swend bekriegte ihn und strafte die Stadt Schleswig hart. Dafür zog ihm der Herzog Waldemar entgegen und schlug und tödtete ihn auf der Grathebeide in Jütland 1157.

Waldemar ward nun König, und so gab Schleswig allein jetzt Dänemark zum erstenmale seinen Fürsten.

Unter diesem Waldemar I. blieb Schleswig bei Dänemark; aber schon sein Sohn Knud VI. gab dasselbe seinem jüngeren Bruder Waldemar zum Herzogthum; dieser Waldemar II. ward nach Knud König von Dänemark, und die Eroberungen und Siege desselben in Norddeutschland erwarben ihm den Beinamen des Siegers. Damals waren Schleswig und das eroberte Holstein unter Dänemark vereint; es war das letztemal, daß Schleswig als bloße Provinz Dänemarks auftritt, das erstemal, daß Holstein mit ihm verbunden ward. Beiden jedoch zum geringen Segen. In der Schlacht bei Bornhöved schlug der Graf von Holstein den größten König der dänischen Geschichte gänzlich aufs Haupt, und von da an beginnt der eigentliche Kampf des deutschen und dänischen Elements um Schleswig. Schon 1218 hatte Waldemar seinen Erstgebornen Erich zum Herzog ernannt; als dieser im J. 1231 Mitregent in Dänemark ward, fiel das Herzogthum seinem jüngeren Bruder Abel zu. Abel war herrschsüchtig. Er fand in Schleswig die Elemente des Widerstandes gegen Dänemark vor, die wir oben bezeichnet, und wußte sie zu benutzen. Unter ihm ward Schleswigs Selbstständigkeit dem dänischen Königreiche gegenüber für immer entschieden, und die Herzogskrone von Schleswig in seinem Stamme erblich. Mit dem Jahre 1231 schließt dieser erste Zeitraum in der Geschichte Schleswigs; von da an ein selbstständiges Ganze, beginnt dasselbe sich nun der Verbindung mit Holstein zuzuwenden.

In anderer Weise zwar, aber demselben Ausgang, der Selbstständigkeit und Landeseinheit entgegen, bewegt sich in diesem Zeitraume die Geschichte Holsteins. Das jetzige Holstein zerfiel anfänglich in die vier Haupttheile, von denen noch jetzt der Name fortlebt, in die drei deutschen Gebiete Holstein, Stormarn und Dithmarschen, und das damals wendische Wagrien. Bis unter Otto dem Großen übten die deutschen Kaiser selbst die höchste Macht in diesen Ländern aus; doch ist manches unklar. Otto der Große übergab 961 sein väterliches Erbe Sachsen dem tapfern Hermann Billung, und Holstein, zu Sachsen gehörend, stand von da an unter dem Geschlecht der Billunger bis 1106. Die Lande Holsteins hatten in dieser Zeit viel von

den Wenden gelitten, und um so härter war das Leid, das diese brachten, da den Holsten nur die Einheit fehlte, um gegen die Slaven Sieger zu seyn. Die billungischen Herzoge von Sachsen aber hatten der Kriege so viel, daß sie die Nordprovinz nicht zu schützen vermochten. Nach der Lage der Dinge blieb damals nur Eins übrig, dem Lande seinen eigenen Grafen zu geben. Das geschah in jenem Jahre, als Kaiser Heinrich V. seinem Schwiegersohn Lothar Sachsen gab. Lothar, in Deutschland vielfach beschäftigt, setzte den Grafen Adolf aus dem Hause der Schauenburger zum Grafen von Holstein und Stormarn, und es ist merkwürdig genug, daß somit der Beginn der Selbstständigkeit Holsteins in dieselbe Zeit fällt, in der sich Schleswig von Dänemark ablöet. Mit dem Stamme der Schauenburger, einem Geschlecht voll von Kraft und eisernem Willen, begabt wie wenig andere und sich selber unwandelbar gleich im Glück wie im Unglück, beginnt eine neue Geschichte Holsteins. Die merkwürdigen Wechselfälle, zu denen dieses Fürstenthum bestimmt war, begannen schon unter dem Sohne des ersten Grafen, dem Grafen Adolf II. (seit 1130). Vertrieben aus Holstein von Heinrich von Badewide, den Albrecht der Bär einsetzte, der Nachfolger Heinrichs des Stolzen in der Lehnsherrschaft, kehrte er mit Heinrich dem Stolzen zurück, nahm seine Grafschaft in Besitz, und verband das von Heinrich von Badewide indessen eroberte Wagrien mit seiner Herrschaft. Von dieser Zeit an war nur noch das heutige Dithmarschen von der Grafschaft Holstein getrennt, und die letztere war eine Macht unter den Mächten des Nordens.

Kaum war auf diese Weise der erste Grund zur Einheit Holsteins gelegt, als die Dänen eine schwere Zeit über dasselbe brachten. Adolf III., dem alten Zuge der deutschen Kriege folgend, dachte an die Sicherung seiner Herrschaft gegen das damals dänische Schleswig. Er gerieth in Kampf mit der unter den schleswigschen Waldemaren aufblühenden Macht Dänemarks, und war unglücklich. Knud VI. schlug ihn, Waldemar selbst nahm ihn in Hamburg gefangen, und nachdem er eidlich seine Grafschaft dem dänischen Könige übergeben, zog er zurück nach seiner Schauenburg an der Weser, wo er blieb bis zu seinem Tode. Das war im Jahre 1202. Von da bis zur Schlacht

von Bornhöved (1227) blieb Holstein unter dänischer Herrschaft. An dem Tage dieser Schlacht, dem Marien-Magdalenentage (22. Juli), entschied sich das Schicksal Dänemarks und der Herzogthümer. Waldemar ward geschlagen und floh; Adolf IV., der statt seines Vaters den Kampf geführt, ward wieder Graf von Holstein, Stormarn und Wagrien; Dithmarschen ward zu einem Freistaat unter der nominellen Hoheit des Bremer Erzbischofs; Lübeck ward freie Reichsstadt; die Gestalt Holsteins war für Jahrhunderte festgestellt.

Mit diesen Ergebnissen schließt der erste Zeitraum der Geschichte beider Herzogthümer. Sie sind gleich für beide, und die Gleichheit ihrer ersten Vergangenheit deutet schon jetzt auf die Einheit ihrer Zukunft hin. Beide sind selbstständig; nicht selbstständige Reiche neben Deutschland und Dänemark, aber so selbstständig in Deutschland und Dänemark, als damals ein Landestheil es seyn konnte. Sie haben ihr eigenes Fürstenhaus; noch zwar jedes für sich, doch schon jetzt nicht mehr ganz ohne Verbindung mit einander. Sie haben beide viel gelitten von Dänemark und beide ahnen, daß von Dänemark aus ihnen ihre kommende Geschichte bedingt werden wird. Sie haben daher schon jetzt gleiche Interessen. Die ersten Fäden des innigen Bundes der beiden verbrüderten Lande sind schon verschlungen von den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte.

Doch ist auch das nicht der ganze Inhalt dieses Zeitraums. Während die Kämpfe und Schlachten die Entwicklung des Ganzen erzeugen und beschützen, vollzieht sich schon jetzt eine andere Arbeit der Geschichte, deren Resultate, wenig bemerkt, fast wichtiger sind als die großen centralen Ereignisse. Der Gegensatz des alten Südjütlands gegen Dänemark, dem Volke wie dem Fürstenhaus gleich gegenwärtig, wandte den Sinn seiner Bewohner dem deutschen Leben der Holsten zu. Die Deutschen begannen sich in den Städten der Ostküste Schleswigs festzusetzen; ein deutscher Handelsstand entwickelte sich, und die Nationalität Schleswigs fängt an eine eben so sehr deutsche als dänische zu werden. Dazu kam, daß an der Westküste die freien Friesen das deutsche Leben sich in unvermischter Sitte und wo es Noth war mit dem Schwert in der Hand zu erhalten wußten. Dieser langsamen Verschmelzung von deutsch und dänisch

kam die Geschichte des Landes entgegen, und wie die Volksstämme, so reichten sich auch die Fürstenhäuser die Hand. Abel, der Gründer der schleswigschen herzoglichen Dynastie, heirathete die Tochter Adolfs IV., des neuen Gründers der schauenburgischen Herrschaft in Holstein. Deßhalb übergab ihm Adolf IV., als er seinem Vornhöveder Gelübde zufolge im Jahre 1239 in das Franziskaner Kloster in Hamburg trat, die Vormundschaft über seine Söhne. Dies ist der Zeitpunkt, in dem zum erstenmale beide Herzogthümer in ihrem staatlichen Leben zusammen treten; mit ihm beginnt der folgende Zeitraum, der das zur Entscheidung bringt, was jene Zeit begründet.

Wir haben oben in kurzen Umrissen dargestellt, von wie großer Wichtigkeit Schleswig-Holstein überhaupt, und Schleswig im Besondern seiner Lage nach für Dänemark ist. Legt man sich theoretisch die Gründe, die dies bedingen, auseinander, so scheint sie zwar ganz klar, aber doch eine bloß abstrakte Theorie zu seyn. Dennoch ist die Sache selber eine so entschiedene und ihre Gewalt auch für den einfachsten Verstand eine so überzeugende, daß mit dem ersten Schritte, den Schleswig zur Vereinigung mit Holstein gethan hat, der Blick Dänemarks unwandelbar fest auf dieses Verhältniß sich richtete. Schleswig hatte bis dahin wenig Bedeutung gehabt; jetzt begann der Lauf der Dinge eine andere Gestalt anzunehmen. Die Selbstständigkeit dieses Herzogthums zwang dasselbe sich seinem natürlichen Freunde, der holsteinischen Macht, anzuschließen; so ward diese nun die Todfeindin Dänemarks auf der einen Seite, und die Quelle des großen Glanzes der schauenburgischen Herrschaft auf der andern. Durch Schleswig ist Holstein in die Geschichte des Nordens verflochten, in Schleswig hat es den Haltpunkt seiner Bedeutung. Einmal genähert, konnten beide Länder nur in der vollständigsten Einheit ihr eigenthümliches Leben entfalten, und der Hauptinhalt des folgenden Zeitraums ist daher die gänzliche Vereinigung der Herzogthümer zu Einem Ganzen unter Einem Fürsten. Die Lage Dänemarks dagegen forderte schon damals einen Kampf auf Leben und Tod nicht mehr gegen Schleswig und Holstein, sondern gerade gegen dies neue Schleswig-Holstein, das Kind des staatenerzeugenden, für die ganze europäische Geschichte so hochwichtigen dreizehnten Jahrhunderts.

enggeſchlitzten Auglieder verläuft ſchief nach innen. Die Naſe iſt klein, plattgedrückt. Die Haut durchläuft alle Schattirungen vom Weizengelbe ins Schwarzgelbe. Das Haar iſt ſchwarz, ſtruppig, der Bartwuchs gering; die Statur iſt kurz, gedrungen, und dabei doch der Körper auffallend leicht.

Dieſe höchſt eigenthümliche Bildung erfüllt in ihrer ausgeprägteſten Form die Steppen des öſtlichen Aſiens und am Oſtſtrande der alten Welt die Reiche Japan und China. Sie breitet ſich ſüdlich durch die öſtliche indiſche Halbinſel bis in den heißen Erdgürtel aus und verläuft hier auf den Inſeln des großen Archipels in die ſogenannte malayiſche Form. Es wird immer ſehr ſchwer ſeyn, die Javaner und andere ſüdindiſche Völker vom mongoliſchen Stamm zu trennen. Gegen Nord und am kalten Nordſaum Aſiens wieder weſtwärts zurück iſt dieſe Form wenigſtens vielen Bewohnern des Polarkreiſes aufgedrückt.

Während, wie wir geſehen haben, die kaukaſiſche Race von Oſt nach Weſt in der Richtung der Parallelen geſtreckt iſt, während die Negerrace einen klimatiſch auffallend gleichförmigen Continent füllt, zieht ſich die mongoliſche vom höchſten bewohnten Norden durch alle Klimate herab. Hier tritt uns zuerſt recht auffallend ein Moment entgegen, das durch die Betrachtung des amerikaniſchen Continents und ſeiner Bevölkerung noch verſtärkt wird. Vom äußerſten Norden bis zum Aequator beſcheint die Sonne unter allen Winkeln zahlloſe Völker: hier trinkt ein Stamm den Thran des Robben am Eismeer, dort am mildern Strande hauſen nur Ichthyophagen; hier durchzieht ein Volk die endloſen Schneefelder mit dem Rennthier, dort ein anderes die hohe, trockene Steppe mit dem Pferd; weiterhin dehnen ſich ungeheure Reiche, wo der Menſch ſein Leben auf Ackerbau ſtützt, und die ſüdlichſten Spitzen des Gebiets ſind in alle ſchwelgeriſchen Reize der Natur getaucht. Und allen dieſen, den verſchiedenſten Einflüſſen preisgegebenen Völkern iſt in der Körperbildung nicht nur, ſondern ſogar in der ganzen Richtung der Seele, in der Art und Weiſe das Ueberſinnliche aufzufaſſen, ein gemeinſchaftlicher Charakter aufgedrückt, der als etwas rein Urſprüngliches erſcheint. Noch weit klarer als beim Kaukaſier drängt ſich uns hier die Ueberzeugung auf: Klima und Lebensweiſe können unmöglich das den Racencharakter Beſtimmende ſeyn.

Aber die Natur der Dinge und das beſſere Geſchick ſiegte über die Dänen, und das fünfzehnte Jahrhundert zeigt was Schleswig-Holſtein hätte werden können, wäre es nicht bloß einig, ſondern auch ſelbſtſtändig geblieben.

Dadurch hat nun die folgende Geſchichte einen dreifachen Inhalt, der nicht immer leicht feſtzuhalten iſt. Denn noch ſind beide Herzogthümer nicht vereint; noch hat Schleswig ſeine Fürſten, Holſtein die ſeinigen, und noch hat daher Schleswig eine eigene Geſchichte neben der Geſchichte Holſteins. Allein die Bedeutung beider wird weit überragt von der dritten Gruppe von Ereigniſſen, die allmählig, aber mit beſtimmter Richtung jene beiden in ſich aufnimmt, der Geſchichte Schleswig-Holſteins. Wie ſich dieſer das Einzelne in beiden Herzogthümern hiſtoriſch untergeordnet hat, ſo werden auch wir weglaſſen, was jener nicht angehört, das Endergebniß des Geſchehenden im Auge behaltend.

Schon gegen den Gründer des ſelbſtſtändigen Herzogthums Schleswig, den Herzog Abel, zog ſein Bruder, der däniſche König Erich, zu Felde, um Schleswig wieder zu gewinnen. Er gewann es wirklich, Abel aber rächte ſich durch Brudermord und ward König (1250). Ihn erſchlug ein Frieſe, Weſſel Jenner, mit dem Beile (1252), als er den frieſiſchen Landen einen Zins auflegen wollte. Seinen Söhnen wollte der König Chriſtoph von Dänemark Schleswig nehmen; da traten ihre mütterlichen Oheime, die holſteiniſchen Grafen für ſie auf, die Erblichkeit fordernd. Sie wußten wohl, daß Schleswig die Vormauer Holſteins ſey; Dänemark aber konnte Schleswig nicht verſchmerzen. So griffen beide zu den Waffen, und nach manchen Wechſelfällen ſchlugen die Schleswig-Holſteiner die Dänen gänzlich aufs Haupt auf der Lohheide bei Schleswig, daß der däniſche König gefangen ward, und jetzt die Erblichkeit Schleswigs als Preis ſeiner Freiheit zugeſtand (1261). Dennoch ruhte Dänemark nicht, zehn Jahre ſpäter brach neuer Krieg aus; wieder traten die Holſteiner zu den Schleswigern, wieder wurden die Dänen geſchlagen, und nochmals ward von Dänemark die Erblichkeit Schleswigs zugeſtanden. Dies alles geſchah noch im dreizehnten Jahrhundert. Doch hofften die Dänen auf beſſere Zeiten, und günſtig ſchien die Gelegenheit, als 1325 der Herzog

Erich von Schleswig, der jüngere Sohn Abels starb und nur einen unmündigen Sohn, Waldemar V. hinterließ. Damals war Christoph II. König von Dänemark, ein Fürst, eben so verachtungswerth durch seine Bosheit als durch seine Schwäche; er griff Schleswig an, und jetzt wäre es verloren gewesen, wenn nicht die Holsteiner ihm eine Wehr entgegengesetzt hätten.

Holstein hatte in der Zwischenzeit das Leiden aller deutschen Lande in jener Epoche mit erlebt. Es war getheilt worden; die Kraft der Schauenburger war gelähmt, und unabsehbar wären die Folgen gewesen, wenn nicht gerade in jenem entscheidenden Augenblicke ein Mann von so großer Energie aufgetreten wäre, daß unter ihm das Haus der Schauenburger nur Einen Fürsten zu haben schien. Dieser Mann war *Gert der Große*. Niemand hat wie er die Bedeutung Schleswigs erkannt und die Kraft Holsteins benutzt. Kaum vernahm er von dem Vorhaben des dänischen Königs, als er mit seinen Holsteinern heranzog und den dänischen König so gänzlich schlug, daß dieser selbst von den Dänen nicht mehr ertragen wurde. Sie fielen von ihm ab, er selber floh. Gert der Große aber ward Reichsverweser des Königreichs, und ließ seinen Mündel, den Herzog Waldemar V. von Schleswig, zum König von Dänemark wählen. Er selber aber nahm dafür das Herzogthum Schleswig in Besitz, und es ward ihm dasselbe von Waldemar (als König Waldemar III.) als rechtes Erblehn durch die berühmte sogenannte Constitutio Waldemariana vom 15. August 1326 übertragen, in welcher es heißt, „daß das Herzogthum Südjütland niemals wieder mit dem Reiche Dänemark vereinigt und verbunden werden solle, so *daß Ein Herr über beide herrsche*." So erhielt Dänemark zum erstenmale seinen König von *Schleswig-Holstein*. Man sieht aber, wie tief die Idee einer Selbstständigkeit Schleswigs schon damals gegriffen haben muß; denn obwohl dieses Grundgesetz im höchsten Interesse Holsteins war, wäre es nimmer gegen den Willen der Schleswiger durchgesetzt worden. Auch handelte es sich den holsteinischen Grafen nicht so sehr um den Besitz dieses Herzogthums, als vielmehr nur um seine Selbstständigkeit. Das zeigte sich, als Christoph II. zurückkehrte. Die Dänen, denen die schleswig-holsteinische Herrschaft eben so verhaßt war, wie die dänische den Schleswig-Holsteinern gewesen,

liefen dem elenden Fürſten zu, lieber unter eigenem Herrſcher Schlechtes ertragend, als Gutes von Fremden. Jetzt brach der Bürgerkrieg aus; Gert beerbete ihn, indem König Waldemar das Herzogthum Schleswig wiedererhielt und dafür die Königskrone zurückgab. Gert aber ließ ſich von Chriſtoph II. mit Zuſtimmung des däniſchen Reichsraths in dem Vergleiche von 1330, der dieſen Streit beendete, die Leßnserfolge in das Herzogthum Schleswig für ſich und ſein Haus zuſichern, im Falle das Haus des Herzogs Waldemar ausſterben würde.

Mit dieſem Erfolge beginnt nun gleichſam der Gedanke, der noch heute den Herzogthümern, wenn auch in anderer Weiſe gegenwärtig iſt, ſich zu verwirklichen: daß nämlich die Herzogthümer den Ausdruck ihrer ſtaatlichen Einheit vor allem in der Gemeinſamkeit ihres Fürſtenhauſes zu ſuchen und zu erhalten haben. Der Vergleich vom Jahre 1330 iſt auf der einen Seite der Schlußpunkt einer langen und blutigen Geſchichte, auf der andern der Anfangspunkt einer neuen Reihe von Begebenheiten. Er theilt die ganze Epoche von Abels Auftreten bis zur Einführung der Oldenburger in zwei Hauptabſchnitte, deren erſter das Entſtehen des gemeinſamen Erbfolgerechts enthält, der zweite aber die wirkliche Erbfolge des gemeinſamen Fürſtenhauſes. Von jetzt an iſt an eine Trennung Schleswigs von Holſtein nicht mehr zu denken, und trotz der ſpätern Theilungen des Territoriums und der heftigen Kämpfe in und um Schleswig-Holſtein iſt dennoch jeder Schritt, den dieſelben vorwärts thun, jetzt nur noch ein Schritt zu größerer und innerlicherer Einheit des Landes und des Volkes.

Der nächſte Abſchnitt umfaßt nun die Zeit von dieſem Vergleiche bis zum Erlöſchen des Schauenburger Hauſes in Holſtein. Auch hier drängen ſich die Begebenheiten in blutigem Wechſel; aber ſie haben jetzt wie in den vorigen Jahrhunderten den Einen Inhalt: Kampf Dänemarks gegen die Einheit, und Kampf Schleswig-Holſteins für dieſelbe.

Zehn Jahr noch nach jenem ſo hochwichtigen Vergleiche lebte Gert der Große. Der König Chriſtoph II. ſtarb 1332; von da bis zum Jahre 1340 gewannen die holſteiniſchen Waffen bis auf weniges das ganze Land. Graf Gert war der Mann ſeiner Zeit; den Holſteinern gehorchte Dänemark jetzt, wie vor hundert

Jahren Holstein den Dänen gehorcht hatte. Aber keine offene Feldschlacht brach das Glück der Deutschen. Ein dänischer Edelmann, dem die Dänen ein Standbild zu errichten denken, ermordete meuchlings den kranken Helden in seinem Bette zu Randers, am 1. April 1340. Mit seinem Falle war die königslose Zeit Dänemarks vorüber. Waldemar IV. (Atterdag), der jüngste Sohn Christophs, ward jetzt König. Er brachte das zerfallene Reich wieder zusammen und hielt Ordnung und Friede aufrecht. Das elende Königreich, unter ihm von seinen Wunden heilend, ging einer großen Zukunft entgegen, einer Zukunft, wie sie kaum die gegenwärtige Zeit in ihren kühnsten Hoffnungen zu träumen wagt. Ehe das Jahrhundert verging, sollten die drei skandinavischen Kronen auf dem Haupte des dänischen Königs vereint werden. Welch eine Geschichte hätte sich dem Norden Europas eröffnet, wäre dies geblieben! Nun denn — und jene calmarische Union ist von Einem Feinde besiegt und vernichtet worden, von dem unauslöschlichen Trieb der Dänen, Schleswig-Holstein auseinander zu reißen, und Schleswig Dänemark wieder zu incorporiren! Hat die Geschichte die Macht, mit warnender Stimme den Nachgeborenen großer Ereignisse ihre Wahrheiten zuzurufen, — hier hätte es geschehen müssen. Und es ist dennoch erfolglos geblieben.

Als Waldemar IV. Atterdag seinem Ende nahe war, starb der Herzog Heinrich von Schleswig, der Sohn des Waldemars, der als der dritte König von Dänemark, als der fünfte Herzog von Schleswig gewesen. Heinrich hinterließ keine Leibeserben (1375, September), und jetzt war der Fall der Belehnung des holsteinischen Grafenhauses mit Schleswig eingetreten. Aber Waldemar IV. dachte nicht daran seiner Belehnung Folge zu geben. Rasch stürzte er über das Herzogthum, den Zankapfel des Nordens her; rascher war der Tod; er starb mitten in seinen Entwürfen im Oktober desselben Jahres. Jetzt nahmen die Schauenburger Schleswig ohne Widerstand ein; und damit war faktisch ihr Recht erfüllt: sie waren Herren der beiden Herzogthümer.

Während dieses geschah, bereiteten sich große Dinge im Norden vor. Die Dänen wählten den Enkel Waldemars IV., Olaf, den vierjährigen Erben von Norwegen, zu ihrem König. Dieser war König

von Norwegen, als im Jahre 1380 Hakon sein Vater starb; und so vereinten sich für fast fünfteballb Jahrhunderte Dänemark und Norwegen. Doch dacht: die Muttter Olafs, die Semiramis des Nordens, Margaretha auf Grösseres. Schweden war damals von heftigen Kriegen zerrüttet. Mit Muth und Klugheit war die schwedische Krone dem dänischem Königtbum nicht unerreichbar. Doch dafür war Eins die unabweisbare Bedingung. Von Schleswig-Holstein aus, das damals ihrem guten Recht nach die Schauenburger inne hatten, muste das kaum entstehende Skandinavien Ruhe haben. Dem Schauenburgern fehlte noch eins, die formelle Anerkennung ihrer herzoglichen Würde von Seiten des dänischen Königs. Diese ward zum Preis dafür gemacht, daß sie den Unternehmungen Margaretha's nicht in den Weg treten wollten. Die Schauenburger willigten ein, und so kam die feierliche Belehnung des Schauenburger Hauses in der Person des Grafen Gerhard IV. am 15. August 1386 zu Stande. Zugleich ward ewiger Friede geschlossen zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein und ein Schiedsgericht für jeden Streit angeordnet. So ward der Gedanke Gerts des Großen verwirklicht, und die Einheit der Herzogthümer förmlich und feierlich von Dänemark anerkannt. Sie ist von da, unzerrissen wenn auch viel bekämpft, bis auf den heutigen Tag das Palladium dieser Lande geblieben.

Was in jenem Lehnsvertrage von 1386 versprochen und bekräftigt war, das hielten zwar die Deutschen, aber nicht die Dänen. So lange Margaretha an der calmarischen Union arbeitete, ließ sie die Herzogthümer in Frieden. Kaum war jene geschlossen, und der Enkel ihrer Schwester, Erich von Pommern, als ihr Nachfolger anerkannt, so wandte sie sich wieder den Herzogthümern zu. Hier hatte den Schauenburgischen Stamm mannigfaltiges Unglück betroffen. Die beiden einzigen mündigen Grafen, Albrecht, und Gerhard, der Herzog von Sachleswig, fielen 1403 und 1404 gegen die Dithmarschen; Gerhards Wittwe blieb mit drei unmündigen Söhnen, und die Vormundschaft über dieselben erregte Hader und Zwietracht. So ward es der schlauen Margaretha leicht, von Schleswig einen Theil nach dem andern abzureißen und mit Jütland zu verbinden. Hätte man ihr gefolgt, wäre wohl Größeres geschehen. Allein Erichs Ungestüm ließ ihr keine

Zeit; er sammelte die Macht der drei skandinavischen Reiche und zog heran. Da traten die Schleswig-Holsteiner zusammen und schlugen den König und sein skandinavisches Heer aufs Haupt 1410, bei Flensburg. Margaretha erkannte, daß sie nicht stark genug sey gegen dieses kleine Land mit ihren drei Reichen; sie schloß Waffenstillstand auf drei Jahre, und hoffte auf bessere Zeiten, als der Tod sie traf, 1412. Nun kannte Erich von Pommern keine Grenzen mehr. Mit einem Aufgebot aus allen seinen Staaten und mit Verbündeten im Süden, zu denen selbst die Dithmarschen gehörten, brach er über Schleswig herein im Jahre 1415; nur das feste Schloß Gottorf hielt ihm Stand. Die Noth war groß; da war die Hülfe am nächsten. Die Schleswig-Holsteiner sammelten ihre Kraft, und nach vielen kleinen Kämpfen trafen sie mit dem Könige des Nordens bei Immervad im Norden Schleswigs zusammen 1420. Die Schlacht war kurz; Erich war geschlagen, sein Heer vernichtet, seine Macht gebrochen, und die Deutschen sangen: „Bei Immervad, bei Immervad, kam Dänemark in des Teufels Bad." Von jezt an wandte sich das Glück; die Hansestädte, leidend unter dem Unfrieden, erklärten dem Könige den Krieg; die Dänen sahen die siegreichen deutschen Flaggen auf ihren Gewässern, und der Weg zu der königlichen Macht der Hansestädte war geöffnet. Das Schloß zu Flensburg, der lezte Halt der Dänen, fiel 1431; Skandinavien hatte seine Kraft erschöpft an dem kleinen deutschen Grenzlande, und ertrug den König nur noch unmuthig; auch die Herzogthümer litten wie nie zuvor; so trat die Ruhe der Erschöpfung ein, aber die Sache Schleswig-Holsteins war gewonnen. Von jenen drei Söhnen Gerhards IV. war seit 1433 nur noch Adolf (VIII.) am Leben. Er ward im Vertrage von 1435 vorläufig als Herzog von Schleswig anerkannt; doch sollte zwei Jahre nach seinem Tode die Frage wieder aufgenommen werden. Dieser Zusaz des Wordingborger Vertrages ist es, der die Wahl der Oldenburger zur schleswig-holsteinischen Krone begründet hat.

Als nun im Jahre 1438 Erich von Pommern, der feige Zerrütter der skandinavischen Union, starb, fielen die nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig, die er auf Lebenszeit besessen, an Adolf VIII. Adolf war jezt der alleinige Fürst in Schleswig-Holstein in seinem jezigen Umfange, mit Ausschluß

Dithmarſchens. In Dänemark war Chriſtoph von Bayern König. Er erkannte das Recht Adolfs an und beſtätigte ihm, von dem Unglück früherer Zeiten belehrt, das Herzogthum Schleswig 1440 als „rechtes Erblehen". So erhielten Schleswig und Holſtein dieſelbe Erbfolge; nur die Erben fehlten. Adolf VIII. war ein weiſer und glücklicher Herrſcher. Das Land blühte in jugendlicher Kraft auf, das Volk hing an ſeinem Fürſten, der Segen der Einheit brachte reiche und glückliche Jahre, und mit einer hochgeliebten und langbedauerten Regierung ſchloß der Stamm der Schauenburger ſeine wechſelvolle Laufbahn. Adolf VIII. ſtarb am 4. Juni 1459, er hinterließ ein glückliches Reich, aber keine Kinder um es zu beherrſchen. Jetzt kam neues Elend über die Herzogthümer, aber immer gedachten ſie des geliebten Fürſten, und als er ſtarb, ſang das Volk:

„Twischen S. Barbarne und Nicolai Dagen,
Oh wed der jammerliken Klagen,
Do ward dar mannich oge gewenet rodt,
Wol umme des edlen Fürsten Dodt."

V.

Mit dem Jahre 1460 beginnt die zweite groſſe Periode der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte, in der wir noch gegenwärtig ſtehen. Die Quellen der hiſtoriſchen Kenntniß fangen jetzt an reichlicher zu fließen, und wenig einzelne Ereigniſſe gehen dem Geſchichtſchreiber von nun an verloren. Daher iſt denn auch der Gang der Dinge, ſo weit derſelbe aus einzelnen Thatſachen beſteht, ein wohlbekannter. Unklar und beſtritten iſt nur das Allgemeine; auch hier aber wird Klarheit erreicht, ſo wie man den Inhalt der letzten vier Jahrhunderte als Eine Thatſache auffaßt.

Dieſe Thatſache, das Ergebniß jenes Zeitraums, iſt die in Volk, Recht, Gericht, Verwaltung, Sitte und Intereſſen vollzogene Einheit der beiden Herzogthümer, die ſich ſeit jener Zeit von dem gemeinſamen Fürſtenthume gleichſam in das Land hinabſenkt und hier zur Grundlage des ganzen Lebens wird. Vielfach und nicht weniger hart und andauernd ſind die Kämpfe, die auch jetzt noch Schleswig-Holſtein mit den Dänen beſteht; im Wechſel aller Schickſale, unter mannigfacher Theilung und Wiedervereinigung unter den Linien ſeines Fürſtenhauſes, iſt es allein jener Gang der Dinge, in dem kein Wechſel

geschehen ist. Und darum ist er es, der alle einzelnen Ereignisse des Lebens jener Jahrhunderte beherrscht hat.

Im Grunde ist dabei nur Eins, was zu Widerspruch und Rechtsstreit eine Möglichkeit bietet. Das ist die Gemeinschaft des Fürsten mit dem Königreiche Dänemark, die mit jenem Jahre beginnt. Steht man mitten in dem Einzelkampf, der sich um die hundert Rechtsfragen erhoben hat, die sich hier leicht darbieten, so wird allerdings die Beherrschung des Stoffes oft eine schwierigere. Der unbefangene Sinn aber erkennt leicht, wie die Verhältnisse ihr Recht selber gebildet haben. Und die geschichtliche Bildung des Rechts des schleswig-holsteinischen Fürstenthums ist es, die wir, dem Gang der Begebnisse folgend, nun darlegen.

Als mit Herzog Adolf VIII. das holsteinische Haus der Schauenburger ausgestorben war, kam es nun darauf an, einen andern Fürsten zu wählen. Zweierlei war dabei dem ganzen Lande klar, als ein theuer erkauftes Erbtheil seiner bisherigen Geschichte. Ohne Einheit der Herzogthümer gab es keine Kraft, keine Entwicklung, keine Bedeutung derselben; sie war es daher, die man vor allem festzuhalten hatte. Dann aber war das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark nicht geändert; Dänemark blieb was es gewesen, der Erbfeind dieser Einheit. Ein Krieg war vorauszusehen nach der Klausel des Werdingborger Vertrages, und des Kriegselendes hatte man genug gehabt. Das waren die Grundlagen des öffentlichen Bewußtseyns in jener Zeit.

Nun hatte Dänemark im Jahre 1448 aus der Hand Adolfs VIII. seinen König Christian, den ersten des oldenburgischen Hauses empfangen und auf seinen Rath ihn zum Könige gewählt. Christian war von der Spindelseite den Schauenburgern verwandt; es mangelte ihm weder an Kraft noch an Klugheit. An ihn dachte man daher, und durch ihn hoffte man von jenen beiden obigen Punkten den ersten sich zu erhalten und zu befestigen, den zweiten für die Zukunft machtlos zu machen. Christian selber half mit allen Mitteln, er wußte wohl was er that. So fiel auf ihn die Wahl; und diese Wahl, geschehen am 3. März 1460, entschied das fernere Schicksal der Herzogthümer.

Man hat diese Wahl oft getadelt, oft auch gelobt. Man

hält dabei das, was sie lange nach dem Erscheinen neuer Geschlechter bewirkt hat an Gutem und Uebelem, mit jener Zeit zusammen. Das ist eine falsche Auffassung. Damals hat sie Eins erzeugt, und dieses Eine wog alles andere auf.

Blicken wir nämlich auf die früheren Vorgänge zurück, so waren allerdings Schleswig und Holstein verbunden unter Einem Fürsten, und schon knüpften starke Bande die Völker selber zusammen. Allein noch war die Einheit des Fürsten eine zufällige, und der Rechtsgrund seiner Herrschaft ein verschiedener. Schleswig war ein Lehen von Dänemark, Holstein von Deutschland; sie hatten keine Institute, keine Verwaltung, kein Gericht, keinen Kriegsdienst gemein, es war eine faktische, nicht eine rechtliche Einheit.

Diese rechtliche Einheit nun war es, welche jener Wahlakt erzeugte und begründete. Die Organe, in denen damals überhaupt ein Volk allein vertreten werden konnte, seine Stände, Prälaten, Ritterschaft und Städte beider Herzogthümer traten hier zum erstenmal zusammen, und setzten sich als einheitliches Corpus an die Spitze der Landesangelegenheiten. Dadurch ward das Prinzip gewonnen, daß sie von jetzt an nur zusammen nach außen hin auftreten, Einen Willen haben konnten. Und der Fürst, der durch diese neue Gewalt sich wählen ließ, erkannte damit diese aus dem innersten Leben jener Lande hervorgegangenen Thatsache als ein Recht der Lande an. Und das ist sie bis auf den heutigen Tag.

Die erste Bethätigung jener jetzt schleswig-holsteinischen Stände zeugte von tüchtigem Verständniß der Bedürfnisse und Rechtsverhältnisse der Lande. Sie ließen den König, der jetzt auch ihr Landesherr war, ein Staatsgrundgesetz der Herzogthümer feierlich bekräftigen, ein „Privilegium" wie man es damals nannte, in zwei Akten vom 6. März und 5. April 1460. Es ist dieses Staatsgrundgesetz der Anfangspunkt und die Grundlage des eigentlich schleswig-holsteinischen öffentlichen Rechts, und jede Besprechung und jedes Urtheil über dasselbe wird immer auf die Grundsätze, die es als Bedingung für die Wahl des dänischen Königs zum Fürsten Schleswig-Holsteins hinstellt, zurückkommen. Sie erklären sich leicht, wenn man ihr Verhältniß zum bisherigen Verlauf der Geschichte im Auge behält.

Im ersten der angeführten beiden sog. Freibriefe erklärt Christian I.:

„daß die Stände und Einwohner von Schleswig und Holstein ihn gewählt und ihm gehuldigt haben zu einem Herzoge von Schleswig, Grafen von Holstein-Stormarn,[1] nicht als einem Könige von Dänemark, sondern als einem Herren dieser Lande."

Es ist in der That nicht möglich, den Gedanken einer rechtlichen und staatlichen Selbstständigkeit der Herzogthümer innerhalb der durch die Wahl des Königs von Dänemark gesetzten Personalunion deutlicher auszudrücken. In unsrer Zeit würde, dem höheren Begriffe des Staats nach, ein solches Vorbehalten jener Selbstständigkeit ein unmögliches seyn; allein in unserer Zeit würde auch der König von Dänemark von den schleswig-holsteinischen Ständen nicht in gleichem Falle zum Fürsten gewählt werden. — Damals hatte ein solcher Akt durchaus nichts schwieriges für die Rechtsbegriffe des Volkes, denn was hier durch das Volk geschah, das geschah fortwährend durch die Fürsten in der Form der Belehnungen; und die dänischen Könige dachten länger als ein Jahrhundert selbst noch nicht im entferntesten daran, irgend eine Identität ihres Rechts für Dänemark und die Herzogthümer zu statuiren, so daß nicht dieses Recht, wohl aber die Ansichten über dasselbe im Lauf der Zeiten sich zu ändern begannen. — Von jenem Grundsatz ist nun der übrige wesentliche Inhalt der Freibriefe nur eine genauere Ausführung. Der erste Satz ist der, auch jetzt und hoffentlich für ewig unvergessen, daß „düsse Lande schölen ewig zusamen blivende ungedeelt"; dann sollen die Stände das Recht der Wahl zwischen den Söhnen des verstorbenen Landesherren haben, und jeder neue Fürst soll die Aufrechthaltung dieser Verfassung beschwören; die Einwohner sollen nicht zu auswärtigem Kriegsdienste pflichtig seyn, Steuern nur zahlen, die sie selbst bewilligt, Kriege nur führen, zu denen sie selber zugestimmt, und keine Beamtete und keine Münze haben, als Landeskinder und Landesmünze. Man sieht, wie

[1] Holstein ward 1474 zu einem Herzogthum vom Kaiser Friedrich III. erhoben.

Das Gepräge der mongoliſchen Race iſt ſo feſt, daß es weſtwärts von ihren Hauptſitzen am Ende wohl nur von wenigen Stämmen zweifelhaft bleiben wird, welcher Form, der kaukaſiſchen oder mongoliſchen, ſie angehören. Und dies iſt um ſo auffallender, als dieſe Race von jeher auf ihre Weiſe ein vielſeitiges Leben entwickelt und mit einigen ihrer Völker in die Geſchichte eingegriffen hat. Weſtwärts hat ſie ihrer Zeit gewaltige Lavaſtröme ergoſſen und die Völker des Abendlandes mit ihrer Ungeſtalt erſchreckt. In den Ländern aber, wo die eigene Natur dieſes Stammes eine ſeltſame Blume getrieben hat, die zauberhaft fortblüht, ohne zu reifen noch zu welken, ſcheint der Blick des Menſchen, abwärts gekehrt von der Richtung des kaukaſiſchen Stammes, oſt- und ſüdwärts in ein Meer hinaus gewendet, das wie unzählige Trümmer eines alten Continents umfließt. Iſt Chinas Kultur vielleicht nur ein Reſt, ein Nachklang einer Entwickelung des mongoliſchen Geſchlechts, die einſt ein weit nach Süd und Oſt gelagertes Land erfüllte? Dieſer Gedanke, der ſich in hundert Schriften wiederholt, könnte, wie wir weiter unten bald ſehen werden, auf einer ganz falſchen Vorausſetzung beruhen.

Die Hauptzüge der mongoliſchen Bildung ſind durch die Völker des nordöſtlichen Aſiens und der Aleuten in den Norden von Amerika hinüber zu verfolgen, und überhaupt ſchließt ſich der körperliche Typus der amerikaniſchen Völker an den mongoliſchen mehr an, als an jeden andern. Hier tritt nun aber die höchſt merkwürdige Erſcheinung auf, daß ſämmtliche Bewohner des ungeheuern Continents einander auffallend mehr gleichen, als die Völker mongoliſcher, ja ſelbſt äthiopiſcher Bildung. Nach Robertſon, Clarke, Humboldt braucht man faſt nur Einen Amerikaner geſehen zu haben, um den unterſcheidenden Charakter der ganzen Bevölkerung aufzufaſſen. Trotz dem ſind die allgemeinen Kennzeichen nichts weniger als ſcharf ausgeſprochen. Der Kopf iſt, wenigſtens bei den Südamerikanern, im Verhältniß ziemlich klein, die Stirn niedrig und ſchräg zurückweichend. Die Geſichtszüge ſind ſtark ausgeprägt, die Backenknochen hervorſtehend. Das Haar iſt ſchwarz und ſtarr, der Bartwuchs gering, die Farbe heller oder dunkler kupferroth, die Haut zum Schweiße wenig geneigt. Auch im Geiſtigen geht durch alle Stämme dieſes Welttheils ein gewiſſer gemeinſchaftlicher Zug: der Trübſinn des Mongolen iſt hier zu einer eigenen Stumpfheit

das ganze Land hier dem eigentlichen Königreich als ein selbstständiges entgegen gesetzt wird, und wie in dieser Selbstständigkeit die Einheit der Lande den Grundgedanken bildet. Dennoch konnte ein noch so sehr verbrieftes Recht in einer Personalunion mit dem Fürsten eines andern Landes auf die Dauer nicht unangegriffen bleiben. Und so bildeten sich die beiden Elemente der Landesgeschichte, die vereinende Gewalt im Leben und im Recht der Herzogthümer, und die trennende in ihrem Verhältniß zum Königreiche.

Man kann nun die folgende Zeit am besten in zwei Zeiträume abtheilen, deren erster bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, der zweite von da bis zur Gegenwart geht. Im ersten Zeitraume wird die Selbstständigkeit der Herzogthümer entschieden von Dänemark aus anerkannt, im zweiten dagegen wird sie mit der größten Anstrengung aller Kräfte bekämpft. Beides beruht nicht so sehr auf der Willkür der einzelnen Fürsten und Herren, als vielmehr auf den allgemeineren Entwicklungsverhältnissen des Staats- und Völkerlebens jener Zeit, und Streit und Behauptung wird von diesem Gesichtspunkt aus leicht verständlich.

Während der ganzen ersten Periode, deren Schlußpunkt das Jahr 1660 ist, standen die Oldenburger in Dänemark da als höchst eingeschränkte Fürsten. Der Adel des Landes war bei weitem mächtiger hier als in den Herzogthümern, bei weitem herrschsüchtiger, bei weitem egoistischer. Den Königen waren daher nicht bloß durch den Willen, sondern durch die verderblichste Willkür des Adels die Hände gebunden, und das Elend des Reiches beruhte am meisten auf ihrer Unmacht. Zugleich aber konnte Dänemark nicht unter die Fürsten des Hauses getheilt, und somit den nachgebornen Kindern keine Herrschaft überlassen werden. Das sollte freilich auch in den Herzogthümern nicht geschehen, allein frühere Theilungen und die allgemeine deutsche Sitte jener Zeit machten es doch leicht möglich. Daher kam es denn ganz nothwendig, daß die dänischen Könige selbst ein großes Interesse daran hatten, die Selbstständigkeit der Herzogthümer zu erhalten. Hätten sie aber auch anders gedacht, so hätte dieses wenig genutzt. Denn die Stände dieser Lande hielten fest an ihrem Wahlrecht; und dabei denn

verſtand es ſich von ſelbſt, daß von einer gemeinſamen Erbfolge im heutigen Sinne des Wortes keine Rede ſeyn konnte. Wäre nun das oldenburgiſche Haus einfach durch einzelne männliche Erben fortgepflanzt worden, ſo würde die ganze Sache ohne die geringſte Schwierigkeit erledigt worden ſeyn. Allein das war nicht der Fall. Schon Chriſtian I. hatte zwei Söhne, Johann und Friedrich, und nun trat die Frage ein, wie ſich die Stände dieſen beiden Nachkommen ihres Fürſten gegenüber verhalten würden. Hätten nun wiederum die Stände ihrem Rechte nach nur Einen von beiden gewählt, ſo wäre gleichfalls alle Unklarheit gehoben geweſen. Allein ſie wählten beide; und jetzt gab es einen Landesherrn, der König von Dänemark war, Johann, und einen, der nur Landesfürſt war. Damit aber ſollte dennoch die Einheit der Lande nicht angegriffen werden. Die Regierung war für die wichtigſten allgemeinen Landesſachen eine gemeinſchaftliche für beide; eigentlich getheilt wurden nur die Aemter und Landſchaften, Ritterſchaft und Klöſter blieben ungetheilt. So hoffte man die beiden Fürſten und die Grundforderungen der Privilegien zugleich zufrieden zu ſtellen. Es iſt dieſes Verhältniß gar kein ungewöhnliches in der deutſchen Rechtsgeſchichte, und hat deßhalb für alle diejenigen, die ſich mit jener beſchäftigt haben, keine Schwierigkeit. Wichtig aber ward dieſe erſte Theilung beſonders dadurch, daß ſie für die folgenden die Norm abgab. Daß aber der König von Dänemark irgend ein anderes Recht habe in ſeinem herzoglichen Antheil als der Herzog, fiel damals niemanden ein; ja ſogar führte Johann als König einen Krieg mit Lübeck, in welchem er als Herzog neutral blieb. Beſtimmter konnte die Verſchiedenheit des Rechts nicht angedeutet werden.

Während nun Friedrich als bloßer Herzog zu Schleswig-Holſtein herrſchte, ſtarb König Johann (1513), und ihm folgte ſein Sohn Chriſtian II., deſſen wilder Sinn ihn nicht bloß mit ſeinem Oheim, ſondern mit ſeinem ganzen Reiche in Streit brachte. Er verlor die ſchwediſche, dann die däniſche und norwegiſche Krone, endlich ſeine Freiheit. Auch die Stände Schleswig-Holſteins kündigten ihm den Gehorſam auf; und ſo ward jetzt der Herzog Friedrich daſſelbe, was Adolf VIII. geweſen, alleiniger Herzog von Schleswig und Holſtein. Wiederum nat

ein Moment ein, in welchem das Verhältniß der Herzogthümer ein einfaches war. Er ging raſch vorüber. Die Dänen vergaßen jetzt die Wahl Chriſtians I. ihres Königs zum Landesherrn von Schleswig-Holſtein, und wählten Friedrich als den erſten dieſes Namens, den Landesherrn von Schleswig-Holſtein, zu ihrem Könige. So ward die Perſonalunion beider Staaten wieder hergeſtellt (1523).

Dieſer Friedrich I. hinterließ drei Söhne, Chriſtian, Johann und Adolf. Als er ſtarb (1533), zeigte es ſich, wie beſtimmt Dänemark und die Herzogthümer damals noch ihre Rechte ſchieden. Denn die drei Söhne des Königs und Herzogs wurden von den Ständen der Herzogthümer *zugleich* als Landesherren anerkannt, in Dänemark dagegen *keiner* von ihnen. Dänemark blieb einſtweilen ohne Fürſten, in Schleswig-Holſtein gab es ihrer drei; unter ihnen übernahm *Chriſtian*, der ältere, vorläufig die Vormundſchaft. Unterdeſſen begann in Dänemark heftiger Kampf, und die Hanſeſtädte, an ihrer Spitze Lübeck, überzogen das kleine Königreich mit Krieg, um den gefangenen Chriſtian II. wieder einzuſetzen. Dieſer Krieg, die Grafenfehde genannt, weil der Anführer des lübeck'ſchen Heeres Chriſtoph Graf von Oldenburg war, iſt der Höhepunkt des Glanzes der deutſchen Städtemacht. Dänemark konnte ihr nicht widerſtehen. In ſeiner Noth wandte es ſich an Schleswig-Holſtein, und Chriſtian ſchloß mit dem däniſchen Reichsrathe im Jahre 1533 ein Bündniß, die *ewige Union* genannt, in welchem Schleswig-Holſtein dem däniſchen Reiche eine Kriegshülfe verſprach und gleiches Verſprechen von dieſem empfing; auch ſollte von da an jeder Streit zwiſchen beiden Mächten durch Schiedsrichter erledigt werden. Dieſes „für ewige Zeiten" geſchloſſene Bündniß iſt ſpäter oft, noch 1642, beſtätigt und die Kriegshülfe vergrößert; denn nach dem Landesrecht brauchte Schleswig-Holſtein Dänemark ohne dieſe Union in keinem Kriege zu folgen, die Gemeinſamkeit der Kriegsmacht beruhte für die Herzogthümer und Dänemark *nicht* auf der Gemeinſamkeit des Landesherren, ſondern allein auf dieſem *völkerrechtlichen Vertrage*; und keinem Fürſten kam es in den Sinn, daß dies anders ſeyn könne. — Nach jener Union nun begann natürlich auch ein Krieg zwiſchen Schleswig-Holſtein und Lübeck; Chriſtian ſchlug die Lübecker und ſchloß für die

Herzogthümer den Frieden zu Stockelsdorf 1534. Dann zog er, der ewigen Union gemäß, Dänemark zu Hülfe. Hier hatte man ihn in der Noth zum Könige gewählt; er schlug die Lübecker nochmals, befreite das Land und ward 1536 allgemein zum Könige ausgerufen. So hat Schleswig-Holstein damals Dänemark aus der drohenden Gefahr gerettet, eine Provinz einer deutschen Reichsstadt zu werden, und ihm nochmals einen König gegeben. Ohne die Herzogthümer war damals Dänemark verloren, wie es das einst gegen dieselben gewesen war.

Nun war Christian III. König von Dänemark und mit seinen beiden Brüdern zugleich Herzog von Schleswig und Holstein. Er war ein rechtlicher Mann; das erste, woran er dachte, war eine Theilung der Herzogthümer mit seinen Brüdern. So entstand die zweite große Landestheilung, die man als die Grundlage der späteren Geschichte des oldenburgischen Hauses in den Herzogthümern betrachten muß. Der Theil, den Christian III. als Herzog von Schleswig und Holstein für sich übernahm, hieß der *sonderburgische* oder *königliche* Antheil, der Antheil seines Bruders Johann (des Aelteren) der *Haderslebener*, der Antheil seines Bruders Adolf der *Gottorper*. Auch jetzt blieben die Besitzungen der *Stände ungetheilt*, Prälaten und Ritterschaft bildeten zusammen das sogenannte *gemeinschaftliche* Gebiet, und beide führten, unter Zuziehung der Städte, die gemeinschaftliche Landeskasse. So war die Idee der Einheit der Länder aufrecht erhalten.

Allein jetzt trat ein Punkt ein, der allerdings nicht ohne Schwierigkeit war. *Holstein* stand, abgesehen von dem Inhalte der Union, in gar keinem weiteren Verhältniß zu Dänemark; *Schleswig* dagegen war noch immer seinem Rechte nach von demselben abhängig. Es war dasselbe zwar als „rechtes Erbrichen" den Schauenburgern verliehen, aber es war doch immer ein *Lehen* von Dänemark. Nun war der König von Dänemark zugleich ein Landesherr in Schleswig und Holstein. Somit ergab sich, daß derselbe in Beziehung auf Holstein Vasall des deutschen Reiches, in Beziehung auf Schleswig aber auf der einen Seite *Lehensherr* seiner Brüder und Mitregenten, auf der andern sein eigener *Vasall und Lehensherr zugleich* war, indem er der Fürst in dem lehensherrlichen und zugleich in dem

Lehensgebiet war. Dieſes Verhältniß, das ſo abſtrakt gedacht keine großen Schwierigkeiten hat, mußte doch in der Praxis manche Unzuträglichkeiten darbieten. Schon unter Chriſtian III. gab es daher vielfachen Streit über dieſen Punkt. Denn in der That war, beſonders durch die ewige Union, das Lehensverhältniß ein ſo lockeres und unbeſtimmtes geworden, daß es der wirklichen Souveränetät faſt gleich kam. Chriſtian III. ſtarb darüber hin am 1. Januar 1559 zu Kelding, ohne daß die Sache erledigt worden wäre. Das geſchah nun unter ſeinem Nachfolger Friedrich II., der die Krone und den ſonderburgiſchen Antheil erbte im Odenſeer Vergleiche vom 25. März 1579. Hier ward von Seiten der Brüder Chriſtians, Johann, des Aelteren, und Adolf, die Lehensqualität Schleswigs anerkannt; ſie geſtanden zu, daß ſie für ihren Antheil an Schleswig zur Muthung pflichtig ſeyen, dafür das Leben als Fahnenleben empfangen und eine Lehenshülfe von 40 Roſſen und 80 Mann zu Fuß ſtellen ſollten, vorausgeſetzt aber, daß ſie den Krieg ſelber mit beſchloſſen hätten. Alle dieſe Beſtimmungen verloren ihr praktiſches Intereſſe, ehe ein Jahrhundert verlief, als Schleswig ſouverän erklärt ward. Sie beweiſen aber, daß Schleswig in demſelben Verhältniß zu Dänemark ſtand, in welchem Holſtein Theil Deutſchlands war, und werden ſtets als ein Hauptbeweis für den übrigens kaum bezweifelten Satz gelten, daß in Schleswig das deutſche Lehenrecht und damit auch die Erbfolge des deutſchen Lehensrechts gültig geweſen iſt. Bis auf dieſen Punkt, der keineswegs unwichtig iſt, bleibt der ganze Vorgang weſentlich nur noch von hiſtoriſchem Intereſſe.

Dagegen aber beginnt von ihm an ein Moment ſich zu zeigen, der von da an von Tage zu Tage wichtiger wird, und vieles Neue hervorruft und das Alte verwirrt. In allen Fürſtenhäuſern zeigt ſich die in der Natur der Sache begründete Erſcheinung, daß das Haupt der älteren Linie ſtets einen gewiſſen Vorrang vor den jüngeren vorauszuhaben ſtrebt, und dadurch zu mancherlei Streit Veranlaſſung gibt, wenn die jüngeren ſelbſt regierende Herren werden. Dies war im Oldenburger Hauſe, deſſen drei Stammhalter in den Herzogthümern zugleich regierten, unvermeidlich. Denn es kam hinzu, daß der ältere der ſchleswig-holſteiniſchen Herzoge zugleich König war, und ſich

um dieſer Würde willen den auch ſchon jüngeren nicht ganz gleich ſtellen mochte. Es ſchloß ſich daran leicht die Meinung, als ſtehe nun auch der königliche Antheil des Landes ſelber in einem beſonderen Verhältniß und als habe derſelbe ein eigenes Recht. Dem entgegen opponirten natürlich die jüngeren Herren. Schon das 16te Jahrhundert zeigt, wie wir ſehen, dieſen Streit, und ſchon bildet ſich langſam die Grundlage des ernſten Kampfes, der im folgenden Jahrhundert fünfzig Jahre über die Herzogthümer und das Königreich das Elend des Krieges brachte. Vorläufig iſt derſelbe im Odenſeer Vergleich beigelegt; der Friede dauerte von da an zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern lange genug, um ihn allen lieb zu machen. Die Könige von Dänemark ſogar, in ihrem eigenen Reiche fortwährend unter der Herrſchaft des übermächtigen däniſchen Reichsraths ſtehend, freuten ſich vielmehr der Selbſtſtändigkeit Schleswig-Holſteins. Um dieſelbe aufrecht zu halten, belehnten ſie ſich ſelber mit ihrem königlichen Antheil in der Perſon ihrer Statthalter und erneuerten die ewige Union beider Staaten bis 1642 fortwährend mit neuen Beſtimmungen. Niemand dachte daran, daß Schleswig-Holſtein in ſeinen Landesrechten je ernſtlich würde geſchadet werden können. Während dieſer Zeit gewannen die ſchleswig-holſteiniſchen Fürſten die letzten Theile, die innerhalb des heutigen Umfangs Holſteins damals noch nicht dazu gehörten, Ditbmarſchen durch die Eroberung des Jahres 1559 und die Grafſchaft Pinneberg an der Elbe von der Mutter des letzten ſchauenburgiſchen Grafen Otto VI. im Jahre 1640. Sie theilten beide Gebiete unter einander und beide fielen daher auch, wie wir hier beiläufig bemerken und wie Samwer ſchlagend nachgewieſen hat, dem Erbrechte des ſchleswig-holſteiniſchen Fürſtenhauſes anheim, ohne in irgend eine Beziehung zu Dänemark als ſolchem zu treten.

Unterdeſſen aber hatte ſich, während ſo das öffentliche Recht Schleswig-Holſteins nach außen hin, beſonders in Beziehung auf Dänemark ſeit der ewigen Union ohne alle weſentliche Veränderung blieb, nach innen eine höchſt bedeutende Umgeſtaltung ergeben, die wir, weil auf ihr ein großer Theil des Verſtändniſſes aller folgenden Streitigkeiten beruht, für ſich betrachten müſſen.

Als Chriſtian III. im Jahre 1559 geſtorben war, regierten,

wie wir gesehen, in Schleswig-Holstein außer ihm seine beiden Brüder, Johann d. A. und Adolf. Christian III. selber hinterließ nun drei Söhne, Friedrich, den Erstgeborenen, Magnus und Johann, den man zur Unterscheidung von seinem Oheime Johann den Jüngern nannte. Von diesen ward Friedrich als Friedrich II. König von Dänemark. Damals also hatte das oldenburgische Haus drei Stämme, deren erster und erstgeborener, der königliche, wieder in drei Zweige sich theilte. Auf diese letztern (königlichen) Zweige des gesammten schleswig-holsteinischen Fürstenhauses fiel daher der sonderburger oder königliche Antheil an die Herzogthümer. Nach der früher bei dem Tode Christians I., Johanns und Friedrichs I. stattgefundenen Ordnung der Dinge hätte nie dieser königliche Antheil selbst wieder unter die drei Söhne Christians III. getheilt werden sollen. Allein zuerst trat Magnus, der als Bischof von Orsel eine Versorgung außerhalb Landes erhielt und ohne Nachkommen starb, ganz aus dieser Theilung heraus, so daß der königliche Antheil jetzt nur noch zwei Stammhäupter zählte, den König selber und seinen Bruder Johann den Jüngern. Diese beiden theilten nun den königlichen oder sonderburgischen Antheil, und Sonderburg selbst fiel dabei Johann dem Jüngern zu, so daß er zum Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg wurde. Auf diese Weise entstanden die ältere königliche Linie, die die Krone von Dänemark neben der Herzogskrone trug, und die jüngere, die in Sonderburg residirte. Als diese Landestheilung geschehen war, wollte nun auch Johann der Jüngere an der Regierung der Herzogthümer selbst seinen Antheil haben. Nun aber hatten die Stände das Wahlrecht. Man mußte daher dieselben berufen, um jener jüngern königlichen Linie die Mitregentschaft zu übertragen. Dies geschah 1564, und der Landtag kam in Flensburg zusammen. Allein die Stände begannen jetzt die übermäßige Theilung des Landes und die Vielherrschaft zu fürchten, und schlugen dem Herzog Johann dem Jüngern die Mitregentschaft ab, obwohl er im Besitze der Hälfte des königlichen Antheils war. Man nannte von da an ihn und seine Nachkommen die abgetheilten Herren. Daß dieses übrigens auf das Erbrecht keinen Einfluß hatte, bedarf kaum einer Bemerkung, da die Stände selber noch immer das Wahlrecht hatten,

Verschmelzung von öffentlichem und Privatrecht eintrat, war groß und höchst nachtheilig für den ganzen Stamm. Ernst Günther, der Enkel Johanns des Jüngern, der Gründer der Augustenburger Linie, gab daher seinem Hause im Jahre 1633 gleichfalls ein Primogeniturstatut, das besonders dadurch wichtig ist, weil von allen Nachkommen Johanns des Jüngern gegenwärtig nur diese sonderburg-augustenburgische und die jüngere sonderburg-glücksburgische Linie noch vorhanden sind, und mithin allein die jüngere königliche Linie vertreten. Für sie, und mithin auch für die Ordnung ihrer Ansprüche auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein ist daher auch jetzt noch jenes Primogeniturstatut das entscheidende. — Die ältere königliche Linie (der König von Dänemark) endlich erließ ein Primogeniturstatut am 9. December 1650 für die Erbfolge in Schleswig-Holstein, das im Gegensatze zu den beiden so eben erwähnten Erbfolgeordnungen die lex regia genannt ward, und dieses Namens wegen später oft mit dem dänischen Königsgesetz, das auch lex regia hieß, verwechselt ward. Es bezog sich aber jene lex regia nur auf die Erbfolge der ältern königlichen Linie in ihrem Antheil an den Herzogthümern, und sollte fernerhin die weitern Theilungen dieses Antheils verhindern. Zu der dänischen Königskrone und ihrem Recht stand dieses Primogeniturgesetz in gar keinem Verhältniß; und die Trennung der Herzogthümer vom Königreiche war klar genug, da die Herzogthümer in der vollsten Selbstständigkeit ihres alten Rechts blieben, und mit Dänemark überhaupt nur die Bestimmungen der noch 1643 erneuerten ewigen Union, für den königlichen Antheil älterer Linie außerdem noch den Fürsten gemein hatten. Sie behielten ihre Landtage, ihre gemeinschaftliche Regierung, ihre Landeskasse, ihre Gesetzgebung, ihr Heerwesen, ihre Gerichtsordnung; nur Schleswig stand noch unter Lehnspflicht gegen Dänemark.

So standen die Sachen in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Man sieht, daß sie in mancher Beziehung verwickelt genug waren. Vor allem aber drohte damals einem Prinzipe Gefahr, auf dessen Geltung oder Untergang das Wohl und Weh der Herzogthümer beruhte. Das war das Prinzip der Einheit dieser Lande. Zwar erkannten die Fürsten derselben sie noch als ein Ganzes, aber die fürstliche Macht selber ging gerade

damals ihrer höchsten Blüthe entgegen. Eine Einheit der Lande, in welcher jene Macht nur Theilhaberin, und damit einer andern untergeordnet wäre, war ein entschiedener Widerspruch mit dem Wesen des jungen absoluten Fürstenthums. Daher konnte es nicht fehlen, daß nicht die dänischen Könige auf der einen, die gottorfischen Herzoge auf der andern Seite gesucht hätten, sich von der Herrschaft der Landstände der Herzogthümer mehr und mehr frei zu machen. Gerade diese Landstände aber waren das Organ der Einheit Schleswig-Holsteins, die Vertreter derselben und das Symbol dieses alten Landesrechts. So kam es nun, daß jeder Schritt, der die Macht dieser Stände brach, zugleich die Einheit des Landes untergraben mußte. Mit dem Aufblühen der fürstlichen souverainen Macht verwischte sich der Antheil, den die Stände an der Gewalt derselben hatten; die beiden fürstlichen Häuser, das königliche auf der einen, das gottorfische auf der andern Seite, begannen sich als *selbstständige* Fürstenthümer zu betrachten, und diese Selbstständigkeit derselben einander gegenüber war der Todfeind alles desjenigen, was noch, als die Einheit der Herzogthümer betrachtet, über jedem einzelnen Fürstenhause und seinem Rechte stand. Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt sich die jetzt folgende für das Schicksal der Herzogthümer entscheidende Geschichte.

So wie nämlich einmal jener Gedanke der selbstständigen Souverainetät den beiden schleswig-holsteinischen Fürstenhäusern zum Bewußtseyn gekommen war, begannen sie einander feindlich entgegenzutreten. Viele Gründe trugen dazu bei, diesen Gegensatz zu einem entschiedenen Haß zu steigern. Zuerst war die ursprüngliche Theilung der Herzogthümer eine solche gewesen, daß die verschiedenen Theile aller Orts in beiden Ländern *zerstreut* waren. Das königliche Haus hatte einen Antheil an Holstein, der aus verschiedenen ganz getrennten Gebieten bestand; das herzogliche einen nicht minder zersplitterten in Schleswig. Daraus folgten mancherlei Unannehmlichkeiten. Nicht minder trug das Rechtsverhältniß zu Streit und Hader bei. Als Herzog von Schleswig war der Herzog von Gottorf Vasall des Königs von Dänemark, der aber, wie oben gesagt, für seinen eigenen Antheil an Schleswig-Holstein selbst Vasall seiner eigenen Krone war. Er war daher dem Herzog von Gottorf gleich und

und Gleichgültigkeit geworden. Neben der Stimme iſt im Allgemeinen auch die Sprache wenig entwickelt, und es zeigt ſich eine merkwürdige Uebereinſtimmung in gewiſſen Sitten und Gebräuchen, wie im Durchbohren der Unterlippe, im Bau der Fahrzeuge, im Zubereiten der Speiſen, in der Kriegführung u. ſ. w. Und dann doch wieder im Schoße dieſer großen körperlichen und geiſtigen Gleichförmigkeit die auffallendſten Gegenſätze, die entſchiedenſte Sonderung der Stämme. Azara zählte am einzigen Laplataſtrom etliche und dreißig Sprachen; er ſchätzt die Zahl der Sprachen im ganzen Continent auf mehr als tauſend. Dicht neben einander wohnende, in der Körperbildung ganz übereinſtimmende Völkerſchaften verſtehen einander nicht, ſtehen ſich ſtumm und feindlich gegenüber, und jede hat in ihrem Weſen, in Gang, Geberden, Bräuchen, bis auf die Art der Beſchuhung, Eigenthümlichkeiten, woran ſie mit dem Inſtinkt des Thiers Feind und Stammgenoſſen erkennen. Unter den melancholiſchen, kriegeriſchen Völkern Nordamerikas, die nur von der Jagd leben, und deren Lebenspoeſie ein Skalp repräſentirt, wohnten mildere, ackerbauende Stämme. An die ſchmutzigen, verſunkenen Charruas, denen ein Kriterium der Menſchennatur, das Lachen, verſagt ſeyn ſoll, grenzen die reinlichen, muntern Völker der Pampas, und der hohe, ritterliche Patagone iſt der unmittelbare Nachbar des Feuerländers, den der giftige Hauch des Südpols unter einer Breite verkrüppelt hat, unter der gegen Nord die kaukaſiſche Race noch die kräftigſten Zweige treibt.

Es wird wohl nie ausgemacht werden, ob die geſchichtliche Entwickelung, welche die weißen Eroberer in Mexiko und Peru vorfanden, ein urſprüngliches Produkt des amerikaniſchen Stammes iſt; noch weniger, ob jene räthſelhaften architektoniſchen Reſte einer ſehr alten Cultur durch irgend ein verlorenes Mittelglied auf Entwickelungen der alten Welt hinweiſen.

Ueberblicken wir die bisher durchlaufenen Gebiete, ſo ſehen wir, daß die Race des Negers auf einem ſtreng umſchriebenen Feſtland gerade den heißen Erdgürtel zu beiden Seiten des Aequators füllt. Die kaukaſiſche Race greift im ſüdlichen Aſien bedeutend über den nördlichen Wendekreis hinab, und ſtreicht von da ſchief, nordweſtwärts bis an die Grenzen des größten Continents. Die mongoliſche Race, mit breiter Baſis um den Polarkreis gelagert,

ungleich zur selben Zeit; für Holstein standen beide als Vasallen unter dem Reich, und die Einmischung Christians IV. in die deutschen Angelegenheiten hatte über den herzoglichen Antheil eben so viel Elend gebracht als über den königlichen. So wurden die beiden Fürstenhäuser einander verfeindet, und der alte Haß der deutschen Lande gegen das dänische Reich begann sich allmählig auf das Verhältniß der gottorfischen Linie zur königlichen zu übertragen.

In dieser Zeit nun brach der Krieg Dänemarks und Schwedens aus, der Dänemark an den Rand des Verderbens brachte. Karl X., dem die calmarische Union vorschwebte, dachte daran, Dänemark aus der Reihe der Staaten zu streichen. Er begriff, von welcher Bedeutung ihm ein Bündniß mit dem gottorfer Hause seyn würde, und bald entstand ein herzliches Verhältniß zwischen beiden Mächten. Damals war Friedrich (III.), der Sohn Johann Adolphs, Enkel des Gründers der gottorfer Linie Herzog Adolphs, Herzog von Gottorf. Er gab seine Tochter Hedwig Eleonora dem Könige Karl X. zur Gemahlin (1654), und als nun im Jahre 1657 Friedrich III. der König von Dänemark den Krieg gegen Schweden begann, schlug Friedrich (III.) von Schleswig-Holstein-Gottorf es ihm ab, mit ihm gegen Schweden aufzutreten. Karl X. aber stürmte aus Polen herbei, nahm den königlichen Antheil der Herzogthümer ein, und stand, über das Eis zwischen den Inseln mit seiner ganzen Armee marschirend, am 28. Februar 1658 vor Kopenhagen. Die Folge dieser beispiellos kühnen That war der Frieden von Rothschild, in dem Dänemark alle Provinzen jenseits des Sundes verlor. Karl X. aber ließ in diesem Frieden (2. Mai 1658) von dem Könige von Dänemark die Lehnsqualität des Herzogthums Schleswig aufheben und Schleswig als souveraines Herzogthum anerkennen. Jetzt waren die beiden Landesfürsten in Schleswig-Holstein gleich; souverain für ihre Antheile in Schleswig, deutsche Vasallen für ihre Antheile in Holstein. Und damit war denn nun die ganze Bewegung, welche von Anfang der Geschichte an Schleswig von Dänemark trennt, abgeschlossen; Schleswig war ein souverainer Staat neben Dänemark geworden. Diese Souverainetät ist bis auf diesen Augenblick geblieben, und gehört damit dem Staatsrechte Schleswigs als eines seiner Fundamental-

prinzipien an. Natürlich galt diese Souverainetät auch für den königlichen Antheil, und es versteht sich, daß die Bestimmungen des Odenseer Vergleichs damit gänzlich außer Kraft traten. Allein dieser Friede war weit entfernt ein dauernder zu seyn. Mit ihm beginnt vielmehr die zweite Hauptepoche in der Geschichte Schleswig-Holsteins, die wir oben bezeichnet haben.

VI.

Die Zeit des 17ten Jahrhunderts, die Ordnerin des europäischen Völkerlebens, ist auch für den skandinavischen Norden im Besondern entscheidend gewesen. Bis dahin hat noch jeder Staat sein Leben hauptsächlich für sich selber gehabt, und alle Fragen und Streitigkeiten unter den Mächten werden von den Betheiligten allein mit dem Schwerte in der Faust entschieden. Das Schicksal des einen Staats, sein Krieg und Frieden, ja seine Existenz selber sind nur seine eigenen Angelegenheiten; es gibt zwar Verhältnisse der europäischen Staaten, aber keine europäischen Staatenverhältnisse.

Auf der Basis des westphälischen Friedens, diesem Grundgesetz des europäischen Staatensystems, erwuchs nun ein neues Leben, das von Einem Gedanken beherrscht ward, dem europäischen Gleichgewicht. Sein Axiom ist, daß die Integrität jedes einzelnen Staats die Bedingung der Integrität aller ist. Jeder einzelne Staat trat damit in ein Verhältniß zu allen andern, so daß dieses Verhältniß die Bedingung ward für das Verhältniß zum nächsten Nachbar, und umgekehrt. Die Folge war, daß die Staatsmänner begannen ihre Blicke auf die Momente zu richten, welche die einzelnen Staaten für jene allgemeineren Verhältnisse wichtig machten. Und natürlich war es daher auf der einen Seite, daß jeder durch Lage oder sonstige Eigenthümlichkeit ausgezeichnete Staat jetzt in die Bewegung des allgemeineren Ganges der Dinge hineingezogen würde, auf der andern daß das Recht der einzelnen Staaten sich oft unter dem Willen, dem Bedürfniß, ja der Willkür aller zu beugen begann. Es war die Epoche der beginnenden Diplomatie, die wie römisches Recht, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft von ihrem Vaterlande Italien aus jetzt im Herzen Europas angelangt war.

Wir erinnern hieran, weil es nothwendig ist, dies für die richtige Beurtheilung der ferneren Geschichte Schleswig-Holsteins festzuhalten. Bis dahin hatte Leben und Bedeutung dieses kleinen Staats sich auf den engen Raum zwischen dem Sunde und der Elbe beschränkt; durch die Verbindung mit Schweden ward es in den Strom der allgemeineren Entwickelung des Nordens hineingezogen, fand hier eine selbstständige, wenn auch keineswegs beneidenswerthe Stellung, und muß von jetzt an sein Recht nicht bloß mehr Dänemark, sondern der ganzen europäischen Diplomatie gegenüber vertheidigen. Zu dem einfachen historischen Rechtsprinzip ist damit ein neues hinzugekommen; das machte vieles unklar was klar gewesen, bedeckte anderes mit Schweigen, wovon man bis dahin offen und kräftig geredet, und lehrte die Lande, welch eine ernste Sache es für den Schwächeren sey, in den Angelegenheiten der Mächtigeren eine eigene Bedeutung zu haben. Aber so viel traurige Ereignisse auch seit jener Zeit über die Herzogthümer gekommen sind, so haben sie doch Eins bewirkt. Die Herzogthümer, mit dem Erzfeind Dänemarks verbunden, verloren zwar ihre Selbstständigkeit gegen den mächtigeren Nachbar, aber dafür gewannen sie wieder, was auf dem Punkte stand für immer unterzugehen, ihre Einheit. Der Sieg der königlichen Linie über die gottorfische ist der Sieg der Einheit über die Zerstückelung; und das ist das erfreuliche Resultat, in dessen belebendem Einflusse der Geist der neuen Zeit ihnen geboren ist. Dies nun ist im Wesentlichen der Inhalt des Folgenden.

Man kann den vorliegenden Zeitraum in drei Abschnitte eintheilen. Den ersten kann man den schwedischen nennen, da in ihm das Verhältniß der Herzogthümer zu Schweden das Schicksal der Herzogthümer bedingt; in dem zweiten, dem russischen, tritt Rußland an die Stelle Schwedens; im dritten, dem dänischen, hat sich die Einheit unter der dänischen Oberherrschaft entschieden. — Indem wir die Hauptereignisse dieser drei Zeitabschnitte nur kurz charakterisiren, wollen wir daran die Beantwortung der eigentlichen Frage knüpfen, welchen Einfluß dieselben auf die Staatserbfolge im Besonderen gehabt haben.

Der Roeskilder Frieden, in welchem Schleswig als souverainer Staat anerkannt worden war, gab Dänemark keine Ruhe;

Karl X. hoffte auf Eroberung des ganzen Landes. Von Schweden hinüber nach Dänemark war ein weiter und schwieriger Weg; daher ließ er trotz den Bestimmungen seines Friedensschlusses seine Truppen in den Herzogthümern. Der Gottorfer Herzog Christian Albrecht, der 1659 seinem Vater Friedrich III. in der Regierung gefolgt war, schloß nicht gerade ein Bündniß mit Schweden, aber blieb dem Könige Karl doch günstig gesinnt, und Karl wußte den Werth eines solchen Freundes wohl zu schätzen. Damals erkannte Dänemark, welch ein Feind die Selbstständigkeit der Herzogthümer ihm seyn könne; denn ohne sie hätte der schwedische König nicht so siegreich in Dänemark bleiben können. Seit jener Zeit ist es ein Grundsatz der dänischen Könige geworden, um jeden Preis diese Selbstständigkeit zu vernichten und die Herzogthümer an Dänemark zu knüpfen, und die wohl begründete Ueberzeugung, daß diese Verbindung die Basis aller äußeren Sicherheit des Königreiches sey, hat sich von den Herrschern allmählig auf das Volk hinüber gepflanzt, so daß jeder Däne lieber die feindlichen Herzogthümer — oder doch wenigstens das feindliche Herzogthum Schleswig — mit seinem Reiche verbunden wissen, als die selbstständigen zu Freunden haben will. Der folgende Kampf der dänischen Könige mit den gottorfischen Herzogen ist nur die praktische Anwendung dieses Grundsatzes der dänischen Politik, und das Schicksal Christian Albrechts ist gleichsam die Wiedervergeltung für das Schicksal eines Christophs und Waldemars des Dritten.

Die Wiederherstellung des dänischen, bis auf die Hauptstadt Kopenhagen gänzlich eroberten Reiches im Jahre 1660 verdankte das dänische Volk zunächst der Tapferkeit des Königs Friedrich III., dann aber dem Einschreiten der übrigen europäischen Staaten, die jetzt das Gleichgewicht der beiden skandinavischen Mächte als einen Theil ihres eigenen Gleichgewichts ansahen. Der dänische König starb zehn Jahre nach dem Kopenhagener Frieden, 1670. Unter ihm hatte Dänemark zu viel mit der Heilung seiner Wunden zu thun, um an Feindseligkeiten gegen die Herzogthümer zu denken. Aber es hatte sie nicht vergessen. Kaum war Christian V. seinem Vater auf dem dänischen Thron gefolgt, als Dänemark schon wieder mit Schweden Krieg begann. Diesmal aber wartete man nicht, ob der Herzog Christian Albrecht

sich für Dänemark oder Schweden erklären würde. Als er dem Könige das Verlangen abschlug, mit ihm gegen Schweden sich zu verbünden, fiel jener über den Herzog her, und besetzte nun den herzoglichen Antheil an Schleswig; Holstein wagte er nicht zu occupiren, um nicht mit Deutschland in Streit zu gerathen; die Trennung Schleswigs von Holstein ward auf diese Weise schon damals der Anfang der Unterwerfung Holsteins unter Dänemark (1675). Im Jahre 1679 mußte Dänemark freilich Schleswig zurückgeben; nach fünf Jahren aber (1684) nahm der König noch einmal Schleswig ein, und noch einmal ward Christian Albrecht im Altonaer Vergleich in seinen Antheil restituirt (1689). Von jetzt an war zwischen beiden Mächten an keinen dauernden Frieden mehr zu denken. Das gottorfische Haus begriff, daß es sich zwischen ihm und Dänemark um nichts weniger als um seine Existenz selber handle; und da Schweden damals die Hauptmacht des Nordens war, so warf es sich diesem, seinem alten Freunde, offen in die Arme. Jetzt ward die Politik Dänemarks definitiv entschieden. Unmächtig Schweden gegenüber, dachte es nun darauf, in Schleswig-Holstein wieder zu erobern, was es an jenes verloren, und das ist ihm gelungen.

Christian Albrecht starb 1694; er hinterließ zwei Söhne, deren Nachkommen zu den größten Thronen der Welt bestimmt waren, Friedrich (IV.) und Christian August, der Bischof von Lübeck ward. Damals begann im Osten Europas aus dem Nebel sagenhafter Kunde eine Gestalt hervorzutreten, die zum ersten Range unter den Mächten der Welt bestimmt war. Rußland that seine ersten Schritte zu seiner künftigen Größe. Niemals hat eine Macht mit so sicherem Blick die äußern Verhältnisse beurtheilt, als der Gründer des neuen Reichs. Peter der Große erkannte, daß es für Rußland nur Einen Weg gebe, sich die Herrschaft der Ostsee zu sichern, und das war die diplomatische Unterwerfung Dänemarks unter russischen Einfluß. Der gemeinschaftliche Haß gegen Schweden verband beide, und seit jener Zeit ist jenes Verhältniß nur zweimal auf einen Augenblick gestört worden. Die Gottorfer Linie dagegen schloß sich desto fester an Schweden und machte sein Schicksal zu dem eignen. Es war kein glückliches.

Der Herzog Friedrich IV., vermählt mit Hedwig, der Tochter Karls XI., zog mit Karl XII. auf seinen Feldzügen gegen die Polen, und fiel in der Schlacht bei Cliſſow 1702. Die Vormundſchaft ſeines zweijährigen Sohnes Karl Friedrich übernahm ſein Bruder, Chriſtian Auguſt. Schwedens Kriege gingen indeſſen fort. Einen Augenblick lang waren während derſelben die däniſchen Könige mit den Gottorfern einig; das war als es galt, das Recht der alten Stände Schleswig-Holſteins zu vernichten. Dieſe Stände, faſt das einzige Zeichen der Einheit der Lande, widerſtanden; ſie zwangen die Fürſten, den letzten ſchleswig-holſteiniſchen Landtag (1711—1712) zu berufen, und das Recht, die künftigen neuen Steuern zu bewilligen, ward ihnen noch einmal beſtätigt. Aber in der That war ein weiteres Fortbeſtehen derſelben ſchon damals durch den Haß der Fürſten, die hier als gemeinſchaftliche Herren auftreten mußten, entſchieden untergraben. In demſelben Jahre nämlich marſchirte der ſchwediſche General Steenbuck von Mecklenburg aus gegen Dänemark, das den Frieden mit Schweden nach der Schlacht von Pultawa gebrochen. Er ſchlug die Dänen bei Gadebuſch, und wollte nun von den Herzogthümern aus Dänemark erreichen. Die vormundſchaftliche Regierung hielt ſich ſcheinbar neutral: doch wurde Steenbuck die herzogliche Feſtung Tönningen geöffnet; es iſt zweifelhaft auf weſſen Befehl. Das alles galt dem däniſchen Könige gleich, er nahm das ganze herzogliche Land ein und behielt es in ſeiner Hand bis zum Jahre 1720. Karl der Zwölfte fiel indeſſen vor Friedrichshall, und 1720 ward der Friede zu Friedrichsborg zwiſchen Dänemark und Schweden geſchloſſen. Das gebrochene Schweden konnte oder wollte nichts für das Gottorfer Haus thun; der König von Dänemark behielt damit den herzoglichen Antheil an Schleswig; den holſteiniſchen Antheil mußte er dem Herzog Karl Friedrich zurückgeben, weil der deutſche Kaiſer es forderte. Jetzt ward vollendet, was ſchon vor vierzig Jahren begonnen war; der König Friedrich IV. vereinigte das herzogliche Schleswig mit dem königlichen durch das berühmte Patent vom 22. Auguſt 1721, und ließ ſich von den Unterthanen des herzoglichen Antheils am 7. September 1721 huldigen. Die Verbindung zwiſchen Gottorf und Schweden war aufgehoben, das gottorfiſche

Haus gänzlich unmächtig, Dänemark im ausschließlichen Besitze des einen Herzogthums und der Hälfte des andern, die Einheit der Herzogthümer ohne Organ, ohne Namen, ohne Macht; es blieb nur noch ein Schritt, um die alte Gestalt der Dinge, die das schauenburgische Haus dem oldenburgischen überliefert hatte, zu vernichten, und dieser Schritt geschah mit dem 18. Jahrhundert. Die Herzogthümer schienen endlich der dänischen Herrschaft ganz preisgegeben.

Nur Eins war in dieser Zeit des Unglücks dasselbe geblieben, kein geringes. Das war das Recht der Herzogthümer, das die faktischen Umwälzungen überdauerte. Aber auch dieses war nicht frei geblieben vom Einfluß der Zeit. Krieg und Diplomatie hatten es mit gemeinsamer Gewalt zur Seite gestoßen, und die Unklarheit über dasselbe ist vor allem gerade in dieser Epoche begründet worden. Daher müssen wir nun zu diesem Rechte zurückkehren.

Als im Jahre 1660 die Tapferkeit des dänischen Königs die Hauptstadt und mit ihr das Reich gerettet hatte, brach die Ueberzeugung, daß das Unglück des Landes in der übermäßigen Gewalt des dänischen Adels und seines Reichsrathes wurzle, endlich zur offenen That durch. Bis dahin hatte jeder dänische König bei Anfang seiner Regierung eine Handfeste beschwören müssen, die ihm kaum den Schimmer königlicher Macht ließ. Diese Wahlcapitulation war gleichsam das Staatsgrundgesetz des Reiches. Jetzt übertrug das Volk dem Könige die Gewalt, ein neues Staatsgrundgesetz zu entwerfen. Man dachte freilich nur daran, den Thron zu einem *erblichen* zu machen; allein das *Königsgesetz*, das der König im Jahre 1665 am 14. November erließ, übertrug demselben eine *absolute Monarchie*, die kein gleiches Beispiel in der Geschichte hat. So ward mit dem Rechte des Adels das Recht des Volkes zugleich vernichtet, und Dänemark ist von jetzt an ein Staat der absoluten Alleinherrschaft seiner Könige.

Aus jener ursprünglichen Absicht des Volkes, dem Könige nur die *Erblichkeit* seiner Würde zu übertragen, ging indessen der *zweite* Theil dieses Königsgesetzes hervor. Die Bestimmung über die *Staatserbfolge* auf dem dänischen Thron, dieses Erbfolgegesetz, ist nun allerdings ein wohldurchdachtes Ganze und mit Genauigkeit hat es die einzelnen Fälle berechnet. Allein in

seinem Eifer, die Thronfolge auf das strengste zu bestimmen und jede Möglichkeit eines Zweifels aufzuheben, geht dasselbe über das Prinzip der alten Staatserbfolge hinaus und erkennt auch eine weibliche Succession für den dänischen Thron an. Auch das hätte dieses Königsgesetz noch nicht zu einem so gar eigenthümlichen gemacht, denn Seitenverwandte folgen der Natur der Sache nach der erloschenen männlichen Linie. Das Königsgesetz aber will, daß in einer Linie erst alle Grade, in einem Stamme erst alle Linien ausgestorben seyn sollen, ehe die Erbfolge auf eine andere Linie oder einen andern Stamm übergeht. Dies war nun zwar ein einfaches Prinzip; allein der König von Dänemark, der auf dem dänischen Thron nach diesem Gesetze succedirte, war nicht bloß Haupt des königlichen Stammes im Oldenburger Hause, sondern zugleich der jüngeren königlichen Linie in den Herzogthümern und des gottorfischen Stammes. Ferner besaß jener König nicht allein Dänemark und Norwegen als sein jetzt uneingeschränktes Königreich, sondern gleichfalls die Hälfte von beiden Herzogthümern. Und jetzt entstand daher die erste Frage, in welchem Verhältniß das Recht jenes Königsgesetzes zu den übrigen Stämmen des Oldenburger Hauses stehe; ferner die zweite, welches Verhältniß dasselbe zu dem königlichen Antheil an den Herzogthümern habe.

Im Grunde beantworten sich beide Fragen so einfach, daß man sogleich erkennt, wie die Zweifel über dieselben nicht aus der Sache, sondern vielmehr aus andern Gründen entstanden seyn müssen. Der Rechtstitel, durch welchen das königliche Haus in seinem Antheil an den Herzogthümern succedirt war, war ein ganz anderer als der, durch welchen es die Krone von Dänemark erwarb; der Akt, der die Herzoge von Schleswig-Holstein einsetzte, war gänzlich unabhängig von dem, der den König von Dänemark betraf. Dieser Akt war in den Herzogthümern freie Wahl gewesen, bis 1608 die Gottorfer und 1650 die königliche Linie statt der Wahl die Primogenitur einführten. Nach diesen Gesetzen folgten die Könige von Dänemark in Schleswig-Holstein; daß sie dabei zugleich Könige von Dänemark waren, beruhte auf der Uebereinstimmung, nicht auf der Identität des Erbrechts. Nun erschien das Königsgesetz von 1665. Abgesehen nun davon, ob durch eine solche Erbfolgeordnung, wie sie in

dieſem Königsgeſetz gegeben iſt, einſeitig, das heißt bloß von Seiten der königliche Linie ohne Berückſichtigung der übrigen Häuſer, die Erbfolge für die dem ganzen oldenburgiſchen Hauſe gemeinſchaftlichen Herzogthümer hätte gültig geändert werden können, ſo iſt doch das gewiß, daß letztere durch jenes Geſetz gar nicht hat geändert werden ſollen. Die lex regia von 1650 beſtand unbezweifelten Rechtens damals für die königlichen Theile an den Herzogthümern. Hätte daher jenes Königsgeſetz, der Abſicht ſeines Gründers zufolge, auch für dieſen königlichen Theil gelten ſollen, ſo hätte daſſelbe doch auch nothwendig von demſelben überhaupt reden und das beſtehende Recht damit aufheben müſſen. Allein das däniſche Königsgeſetz bezieht ſich ſo offenbar und ausdrücklich nur auf „dieſe Unſere untergebenen Reiche Dänemark und Norwegen“ (Einl.), daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen iſt, zu behaupten, das Königsgeſetz Dänemarks ſey zugleich für das Recht der däniſchen Könige in den Herzogthümern erlaſſen werden.

Schon das Fortbeſtehen der ſtändiſchen Gerechtſame machte dieſes unmöglich. Es iſt daher kein Zweifel, daß auch nach Erlaß des Königsgeſetzes das alte Recht und die alte Erbfolge in den Herzogthümern fortbeſtanden hat, ſo daß die königliche Linie für Dänemark nach dem däniſchen Königsgeſetz, für die Herzogthümer nach dem königlichen Primogeniturgeſetz von 1650 auch fernerhin ſuccedirte. Dies war auch die ganz unbeſtrittene Anſicht der däniſchen Könige ſelber; denn das Publikationspatent des däniſchen Königsgeſetzes vom 4. September 1709 beſchränkt daſſelbe noch ausdrücklich auf Dänemark, Norwegen, Island und die Faröer, ohne die Herzogthümer im geringſten zu erwähnen. So blieb alſo das alte Recht das geltende. Ja Chriſtian V. ließ ſogar die Erbfolgeordnung von 1650, die nach ihren eigenen Worten „ein ewig währendes Geſetz Unſrer Königlichen Linie Unſres Fürſtlichen Hauſes Schleswig-Holſtein“ ſeyn ſollte, noch im Jahre 1691 für die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt ſich vom Kaiſer beſtätigen. Niemand dachte daran, daß dieſes jemals fraglich werden würde.

Schwieriger indeſſen ſchien das Verhältniß, als im Jahre 1721 der gottorfiſche Antheil Schleswigs mit dem königlichen vereinigt wurde. Das Patent vom 22. Auguſt deſſelben Jahres

erklärte nämlich, daß der König „das vorhin gewesene fürstliche Antheil des Herzogthums Schleswig mit dem Seinigen wieder vereinige, und Seiner Krohne als ein altes injuria temporum abgerissenes Stück auf ewig wieder incorporiren wolle." Anschließend an die letzten Worte, behaupten nun die Dänen, daß dadurch das eroberte Land mit Dänemark verbunden und dadurch dem Königsgesetze und seiner Erbfolge unterworfen sey. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Friedrich V. von Dänemark das eigentliche Verhältniß nicht ganz klar gewesen ist, oder daß er mit Absicht nicht ganz klar hat reden wollen. Dennoch zeigt sich die rechtliche Bedeutung jenes Akts schon aus den ersten Worten des Patents: der eroberte gottorfische Antheil ward mit dem königlichen vereinigt; der königliche hatte zum Grundgesetz die Erbfolgeordnung von 1650, und mithin geschah für diesen jetzt eroberten herzoglichen Antheil, in welchem das gottorfische Erbstatutum primogenitorae von 1608 galt (s. oben), nichts anderes, als daß durch dieses Patent das Gesetz von 1650 an die Stelle des Gesetzes von 1608 trat. Dieses ist der Sinn der oben erwähnten Huldigung der Ritterschaft und Einwohner des herzoglichen Antheils von Schleswig, die wie gesagt am 7. September 1721 zu Flensburg stattfand. Sie leisteten den Eid dahin, daß sie „den König für Ihren alleinigen souverainen" (nach der Souverainetätserklärung Schleswigs von 1658) „Landesherren erkennen und halten und Ihm und Seinen Königlichen Erb-Successoren in der Regierung secundum tenorem legis Regiae treu, hold und gewärtig seyn wollen." Daß diese lex Regia rechtlich keine andere als das Erbgesetz von 1650 bedeuten konnte, geht aus dem Prinzip der von jedem dänischen Könige und mithin auch von Friedrich IV. bestätigten Landesprivilegien von 1460 hervor, nach denen die Herzogthümer „ewig zusammen bleiben sollen ungetheilt;" eine Huldigung nach den Grundsätzen des dänischen Königsgesetzes aber hätte diesem Grundgesetz geradezu widersprochen. Daß jene lex regia aber wirklich als das Gesetz von 1650 bezeichnend angesehen worden ist vom Könige selber, das beweist, daß nur die Einwohner des fürstlichen Antheils diesen Eid leisteten, weil bis dahin die Primogeniturordnung des gottorfischen Hauses von 1608 für sie gegolten hatte. Hätte der König das dänische, in den Herzogthümern nicht einmal

läuft bei ſich verſchmälerndem Gebiet durch alle Klimate der nördlichen Halbkugel herab, taucht in das tropiſche Meer und beſchreibt ſomit gerade einen halben Meridian. Amerika erſtreckt ſich faſt zweimal durch alle Klimate, und die ſo gleichförmige Bildung des Amerikaners beſchreibt einen ganzen Meridian. — Im Ganzen und Großen ſtehen ſich überall die Vorpoſten der Racen auf langgeſtreckten Linien gegenüber: hier Aethiopier und Mauren, dort Hindus und die Völker des aſiatiſchen Hochlands und der Gobi, oben im Norden kaukaſiſch-ſibiriſche Völker den Polarſtämmen mit mongoliſcher Bildung, welche über die Brücke der Aleuten in den anthropologiſch einen und untheilbaren Continent von Amerika verläuft.

Die Bewohner der eigentlichen Feſtländer der Erde zerfallen demnach in drei charakteriſtiſche Bildungen, und die Mehrzahl der Naturhiſtoriker erkennt, ſeit Cuvier, in der arabiſch-europäiſchen oder kaukaſiſchen, in der äthiopiſchen und in der mongoliſch-amerikaniſchen Race die drei Hauptformen der Menſchheit.

Noch iſt aber ein weites Gebiet der Erde übrig: jenes Chaos großer und kleiner Eilande, die vom Südoſten Aſiens aus über den Aequator weit nach Süd und Oſt im großen Weltmeer zerſtreut ſind. Unwillkührlich ergänzt die Phantaſie den Umriß dieſes Inſelmeeres zu einem Feſtlande, und die Analogie, einerſeits mit Südamerika, anderſeits mit der ſüdlichen mächtigen Halbinſel der alten Welt, mit Afrika, findet ſich aufs Ueberraſchendſte hergeſtellt, wobei ſelbſt die Andeutung des charakteriſtiſchen Iſthmus nicht fehlt. Der Gedanke an ein zertrümmertes Feſtland liegt nah. Wirklich zeigen ſich auch nirgends ſonſt ſo zahlreiche Spuren gewaltiger Zerrüttung als hier, und die noch thätigen Vulkane, die im Kranz längs dem Rande Aſiens über viele Inſeln des großen Oceans laufen, ſcheinen über den Trümmern eines großen verſunkenen Landes zu rauchen. Aber vielleicht, ja wahrſcheinlich hat die Erhebungstheorie in der Folge dieſe Unruhe der Natur, dieſe Zerriſſenheit des Landes nicht als Zerſtörung, ſondern vielmehr als Bildung aufzufaſſen, ſo daß hier nicht etwa ein den alten analoges Feſtland zertrümmert worden wäre, ſondern ein ſolches erſt allmählig aus den Wellen ſtiege. Man denkt vorzüglich an die wuchernde Korallenbildung, welche dort fortwährend Inſeln bildet und vergrößert, und an ihre Analogie mit ältern Flötzkalkbildungen.

bekannte, viel weniger auf dieſelben Bezug nehmende oder gar für ſie publicirte Königsgeſetz darunter verſtanden, ſo würde er nothwendig auch von den Einwohnern ſeines königlichen Antheils eine ſolche Huldigung haben fordern müſſen. Er that es aber nicht, und jener Ausdruck des Patents, daß das „fürſtliche Antheil" der „Krohne" des Königs „incorporirt" werden ſolle, bezieht ſich daher in der That nur auf den Begriff des Fürſtenthums überhaupt, nicht auf die däniſche Königskrone und ihr Recht; ſonſt würden abſolute Widerſprüche in dieſem ganzen Vorgange entſtehen. Endlich aber würde der König von Dänemark, auch wollend, jenen Sinn mit dieſem Patent gar nicht haben verbinden können; denn es wäre das eine Umgeſtaltung des fürſtlichen Erbrechts der Herzogthümer geweſen, zu welcher die Einwilligung der Stände des Landes auf der einen, der übrigen nach dem bisherigen Rechte berechtigten Agnaten auf der andern Seite nothwendig geweſen wäre. Beide haben aber nicht nur nicht ſtattgefunden, ſondern Friedrich IV., ſo wie die nachfolgenden Fürſten haben jene Landesprivilegien ſtets unweigerlich beſtätigt, und der gegenwärtige König Chriſtian VIII. ließ 1842 den ſchleswigſchen Ständen durch ſeinen Commiſſär eröffnen, „daß die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, auf denen die Selbſtſtändigkeit Schleswigs begründet iſt, ſowie deſſen bisherige Verbindung mit dem Herzogthum Holſtein werde erhalten werden." In gleicher Weiſe haben die Nachkommen der jüngeren königlichen Linie von ihrer Seite niemals die Geltung des Königsgeſetzes anerkannt, wie das ſchon die Erbhuldigung des Herzogs Chriſtian Auguſt vom 3. September 1721 zeigt, der ausdrücklich die Incorporirung des fürſtlichen Antheils in den königlichen nur „ratione ſeiner drei belegenen Güter" leiſtete. Dem entſprechend hat auch während des ganzen 18ten Jahrhunderts die königliche Linie niemals angeſtanden, die männlichen Descendenten der jüngeren königlichen Linie, die nach dem Erbſtatut von 1650 eventuell berechtigt waren, als „Herzoge zu Schleswig" anzuerkennen, wogegen ſie ihnen aber mit eben ſo gutem Recht den Titel „Erbe zu Dänemark und Norwegen" verweigerte, wie das von Sammer im Einzelnen vollkommen befriedigend nachgewieſen iſt, ſo daß däniſcherſeits auch nicht einmal ein Verſuch zur Widerlegung gemacht worden iſt. Es kann

daher bei unbefangener Betrachtung der Sache kein begründeter Zweifel darüber entstehen, daß auch nach der Verschmelzung des königlichen und fürstlichen Antheils von Schleswig das alte Recht dieses Herzogthums, die souveraine Selbstständigkeit und das eigene Erbrecht nach dem Gesetz von 1650 in anerkannter Gültigkeit geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Dies ist im kurzen Grundriß der rechtliche Inhalt der Vorgänge von 1721, die damals allen Betheiligten so sehr einfach erschienen und die erst in unserer Zeit von den Dänen eine so gänzlich verkehrte Auslegung erfahren haben. Vor hundert Jahren noch lehrte der Hauptvertreter des dänischen Staatsrechts, Hoyer, in seinen Vorträgen, die er in Kopenhagen selbst hielt, daß das dänische Königsgesetz und die Erbfolge desselben in Schleswig *nicht* gültig seyen; erst jetzt hat die Bedeutung Schleswigs für Dänemark mit dem Wunsch nach dem Besitz desselben auch Interpretationen einfacher geschichtlicher Vorgänge entstehen lassen, die ohne den Kampf des Dänenthums mit dem deutschen Leben fast gänzlich unbegreiflich seyn würden. Indessen hat man dänischerseits es bei den Ereignissen dieses Jahres nicht bewenden lassen; die folgende Epoche bietet ein gleiches Beispiel für einen ähnlichen Fall dar. Und jetzt müssen wir von den rechtlichen Deduktionen wieder zur geschichtlichen Darstellung zurückkehren.

VII.

Nach dem Jahre 1721 hat nun die Vertheilung des Landes in den Herzogthümern eine ganz andere Gestalt angenommen. Die *königliche* Linie besitzt das ganze Herzogthum Schleswig allein, und von dem Herzogthum Holstein den früheren königlichen Antheil. Innerhalb dieser königlichen Besitzungen liegen die Gebiete, welche die jüngere königliche Linie inne hat. Diese Besitzungen gehören ihnen mit allen Hoheitsrechten; nur haben sie keinen Antheil an der gemeinschaftlichen Regierung der königlichen und gottorfischen Linie und sind daher nicht *regierende* Herzoge zu Schleswig-Holstein. Das Gottorfer Haus dagegen besitzt jetzt nur noch den fürstlichen Antheil an Holstein allein; aber es hat dasselbe keineswegs sein eventuelles Erbrecht an Schleswig oder an dem königlichen Antheil von Holstein verloren; und eben so wenig konnten diese Herzoge jemals vergessen, wie sie durch

Gewalt von den däniſchen Königen um ihren Antheil in Schleswig gekommen waren. Und ſo klein daher auch ihre Macht war, ſo wurden ſie dennoch auch jetzt noch dem däniſchen Hauſe gefährlich genug.

Wir haben ſchon früher bemerkt, wie mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts die finſtere Macht Rußlands allmählig ihren Blick feſt auf die däniſchen Verhältniſſe gerichtet hatte. Dänemark ſelber war damals noch dem entſtehenden Rußland gegenüber ſo mächtig, daß von einer Abhängigkeit nicht die Rede ſeyn konnte. Holſtein-Gottorf dagegen, von Schweden verlaſſen, ſuchte ringsum nach einer Stütze von außen gegen die Gewaltthaten Dänemarks. Peter der Große war der Mann, der ſolche Verhältniſſe zu beurtheilen und zu benutzen wußte. Er gab dem um die Hälfte ſeiner Herrſchaft beraubten Herzog Karl Friedrich von Gottorf ſeine Tochter Anna zur Gemahlin, 1725; aus dieſer Ehe entſprang der Herzog Karl Peter Ulrich, zu Unglück beſtimmt durch das Glück, dem er entgegen ging. Die Schweſter ſeiner Mutter, Eliſabeth, war Kaiſerin von Rußland, als jener Nachkomme Peters des Großen vierzehn Jahre zählte. Sie war allmächtig im Norden. Bei dem Tode der Königin Ulrika Eleonore von Schweden, 1741, boten die Schweden dem jungen Herzog die ſchwediſche Krone an, weil ſeine Großmutter, Hedwig, die Tochter Karls XI. geweſen war. Zugleich aber ſchlug ihm ſeine Tante Eliſabeth die Nachfolge auf dem ruſſiſchen Thron vor. Er wählte die letztere, trat zur griechiſchen Religion über, und ward Großfürſt von Rußland 1742. So entſtand die ruſſiſche Linie des Gottorfer Hauſes, die erſtgeborene deſſelben. Die Schweden wählten nun auf Veranlaſſung Eliſabeths den Herzog Adolph Friedrich, den Sohn Chriſtian Auguſts, der die jüngere oder biſchöfliche Linie des Gottorfer Stammes begründet hatte. Adolph Friedrich war Biſchof zu Lübeck; ſeine Nachkommen auf dem ſchwediſchen Throne, Guſtav III., Karl XIII. und Guſtav IV. Adolph bilden die zweite oder ſchwediſche Linie der Gottorfer, die erſte der biſchöflichen Linie. Der jüngſte Bruder Adolph Friedrichs, Georg Ludwig, iſt der Stammhalter der oldenburgiſchen oder dritten Linie des Gottorfer Hauſes, oder der zweiten biſchöflichen, welche die letzte iſt im Erbrecht der Herzogthümer. So kam das Gottorfer Haus auf zwei der

ersten Throne Europas, um dort nicht glücklicher zu werden. Der König von Dänemark aber, der das Geschlecht seiner Feinde im Besitz so großer Macht sah, begann die Folgen zu fürchten. Denn alle jene drei Linien hatten Erbrecht an dem fürstlichen Antheil von Holstein zunächst nach dem Erbgesetz von 1608; dann eventuell nach dem Aussterben der männlichen Descendenten der älteren und jüngeren königlichen Linie auf ganz Schleswig-Holstein. Es war klar, daß der Besitz dieser Mächte in Holstein ein höchst gefährlicher Waffenplatz für Schweden so wie für Rußland seyn würde, sobald ernstlicher Streit mit Dänemark einträte. Der alte Grundsatz der dänischen Politik, Schleswig-Holstein um keinen Preis in andern als in dänischen Händen zu lassen, gewann aufs neue seine ganze Bedeutung. Allein jetzt war mit dem Schwerte nichts auszurichten; das Ziel der dänischen Politik, die Erwerbung des fürstlichen (nach der Erhebung Karl Peter Ulrichs „großfürstlichen") Antheils von Holstein konnte nur durch Verhandlungen erreicht werden. Und dieses gelang, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und Gefahren.

Noch bis zum Jahr 1667 nämlich hatte der älteste Stamm des oldenburgischen Hauses in seiner ursprünglichen Heimath, den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst geherrscht. Damals starb jener Stamm mit Anton Günther aus, und die ältere königliche Linie gewann nach manchen Streitigkeiten die Nachfolge in diese Grafschaften gegen Vergütungen an die mitberechtigten übrigen Linien. Diese Grafschaften nun waren es, welche man der russischen und schwedischen Linie des gottorfischen Hauses zum Tausch gegen den (groß-) fürstlichen Antheil des Herzogthums Holstein und das Aufgeben aller Ansprüche auf denselben anbot. Die schwedische Linie zeigte sich willfährig; schon am 7. August 1749 kam ein Präliminarvertrag zu Stande, am 25. April 1750 der Definitivvertrag, in welchem diese Linie auf alle ihre Erbrechte an Schleswig Verzicht leistete, und zugleich versprach, wenn Holstein an sie fallen sollte, dasselbe gegen Oldenburg und Delmenhorst umzutauschen. — Nicht so leicht ward ein solcher Verzicht und Tausch von der russischen Linie erreicht. Schon im Jahr 1750 begannen die ersten diplomatischen Verhandlungen Dänemarks. Allein Karl Peter Ulrich war im Hasse gegen Dänemark erzogen, und widerstand entschieden,

nur des Augenblicks wartend, wo er mit der ganzen Macht des ruſſiſchen Reiches ſeine Anſprüche an Schleswig wieder geltend machen konnte. 1762 ſtarb Eliſabeth. Der erſte Schritt des Großfürſten, der jetzt als Peter III. Kaiſer ward, war der Befehl an ſein Heer, von Mecklenburg aus gegen Dänemark zu marſchiren. Schon ſtanden die Armeen einander gegenüber, als des Kaiſers Ermordung den ganzen Plan vernichtete. Seine Gemahlin Katharina II., die im Namen ſeines unmündigen Sohnes Paul die Herrſchaft führte, in ernſterem Kampfe am ſchwarzen Meere und ſchon an Finnland denkend, berechnete den Werth däniſcher Abhängigkeit beſſer. Sie ging auf die Vorſchläge Dänemarks ein, um der jüngeren Linie des Gottorfer Hauſes einen Fürſtenthron zu verſchaffen, was ſie nicht konnte, ſo lange ſie den großfürſtlichen Antheil nach dem Erbſtatut von 1608 beſaß. Die Verhandlungen begannen im Jahr 1766; am 11. April 1767 ward der *proviſoriſche Traktat* geſchloſſen, und die definitive Vollziehung deſſelben bis zur Mündigkeit Pauls ausgeſetzt. Dieſe trat ein mit dem Jahre 1773, und demgemäß ward der Definitivvertrag am 1. Juni 1773 von dem jungen Kaiſer anerkannt und vollzogen. Er verzichtete auf ſeine Anſprüche auf Schleswig, übergab den großfürſtlichen Antheil Holſteins dem Könige von Dänemark als Herzog zu Schleswig-Holſtein und empfing dafür die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, die er nun der jüngſten Gottorfer Linie überließ. So endeten dieſe Verhandlungen, und mit dem Jahr 1773 waren nach dreihundert Jahren die Herzogthümer wieder *ein Ganzes*, unter Einem Fürſten, mit Einer Verwaltung und Einem Recht. Die Natur der Dinge war mächtiger geweſen als das unſelige Theilungsprinzip des Mittelalters; die beiden Lande, jetzt auch durch Volksſtamm und Sprache weſentlich gleich und Eins, ſtanden wieder zuſammen, und werden nun als Ein Ganzes ihrer Zukunft entgegen gehen.

Jene Verträge haben indeſſen nicht bloß dieſe alte Einheit der Herzogthümer wieder hergeſtellt; ſie ſind gleichfalls von Wichtigkeit für die Frage, ob durch ſie das *Erbrecht* der Herzogthümer geändert worden iſt. Um dieſe Frage klar entſcheiden zu können, muß man ſich die Lage der Verhältniſſe und des Rechts noch einmal zurückrufen.

Der König von Dänemark, als Haupt der älteren Linie des oldenburgischen Hauses, hatte bis zu jenen Verträgen für das Herzogthum Schleswig und den Antheil an Holstein, den er besaß, einen doppelten Erwerbsgrund. Den ursprünglich königlichen Antheil an Schleswig, auch der „allzeit königliche" genannt, und den königlichen Antheil an Holstein besaß er kraft des Erbstatuts primogenitorae von 1650; den ursprünglich fürstlich gottorfischen Antheil an Schleswig besaß er kraft der Eroberung und der Incorporirung von 1721. Das war an sich einfach und klar genug. Nun aber war gerade das 18te Jahrhundert die Zeit, in welcher die Landesrechte in allen Theilen Europas vor der fürstlichen Gewalt in den Hintergrund traten, und die neuen Institute der letztern die alten Staatsformen der erstern verdrängten und überdeckten. In Dänemark war der König unumschränkter Herr, und es war daher ganz natürlich, daß er diese absolute Selbstherrlichkeit auch auf die Herzogthümer ausdehnte, so weit er dieselben besaß. Dadurch war das Prinzip des schleswig-holsteinischen öffentlichen Rechts, die Selbstständigkeit der Lande, ihre freie ständische Verfassung, ihr Steuerbewilligungsrecht, das Recht der Ausschließung dänischer Beamteten und die übrigen Punkte der Landesprivilegien in den Hintergrund getreten, und die Verwaltung selber mehr und mehr der dänischen genähert. Die Identität der Erbfolge ließ dabei die wesentliche Verschiedenheit des Erbfolgerechts übersehen, und es war daher erklärlich, daß man jetzt schon schärfer Distinktionen bedurfte, um das richtige Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark sich zu vergegenwärtigen. Ganz besonders aber war dies der Fall für das Verhältniß zwischen dem allzeit königlichen und dem ehemalig gottorfischen Antheil an Schleswig. Dazu kam, daß das Land und Volk in Schleswig sich als ein Ganzes betrachtete; und so gab es viele, welche schon damals das ganze Schleswig als einen integrirenden Theil Dänemarks anzusehen gewohnt wurden.

Die gottorfische Linie indessen war sich des eigentlich rechtlichen Inhalts wohl bewußt. Sie hatte ihre Ansprüche auf den ehemals fürstlichen Antheil Schleswigs niemals aufgegeben; und dadurch stand sie in Beziehung auf die Herzogthümer in einem dreifachen Verhältniß. — Zuerst war sie Besitzerin des großfürstlichen Antheils von Holstein; zweitens hatte sie noch

Ansprüche auf den ehemals fürstlich gottorfischen Antheil an Schleswig; endlich hatte sie ein eventuelles Successionsrecht auf beide Herzogthümer als Ganzes, nach der königlichen Linie. Nach diesen drei Punkten muß man sich die Bedeutung jener Verzichte, die nicht ganz genau scheiden, darlegen. Die Gottorfer russische Linie, die Besitzerin war, verzichtet auf den Besitz des großfürstlichen Antheils von Holstein, und auf die Ansprüche auf den von der königlichen Linie eroberten ehemals fürstlichen Antheil von Schleswig; die schwedische Linie auf ihr eventuelles Successionsrecht in den Besitz der russischen Linie und ihre eventuellen Ansprüche auf Schleswig zu Gunsten der königlichen Herzoge; die oldenburgische Linie gleichfalls. Dagegen aber hat keine dieser Linien auf ihr eventuelles Erbrecht für beide Herzogthümer als Ganzes verzichtet, sondern es ist durch jene Verzichte nur das Prinzip der Untheilbarkeit der Herzogthümer für die Erbfolge des ganzen oldenburgischen Hauses in Schleswig-Holstein eingeführt, so daß jetzt eine Linie erst nach dem Aussterben der ganzen andern Linie, dann aber für beide Herzogthümer als Ganzes eintritt. Daß dieses für Holstein geschehen ist, wird selbst von den Dänen nicht bezweifelt. Daß es für Schleswig gleichfalls der Fall war, darüber erregt im Grunde nur die Agnitionsakte über den provisorischen russischen Vertrag von 1767 und die Renunciationsakte des Großfürsten Kaiser Pauls einigen Zweifel. Es ist aber ganz entschieden mit Sammer anzuerkennen, daß auf jenes eventuelle Erbrecht für Schleswig insbesondere von Seiten Rußlands nicht verzichtet werden konnte, weil das Prinzip der Untheilbarkeit Schleswig-Holsteins jeden solchen Verzicht nichtig machen würde. In jedem Falle aber haben alle jene Verzichte für die nach der Erbfolgeordnung von 1650 nach der königlichen Linie des schleswig-holsteinischen Hauses berechtigte jüngere königliche Linie (Augustenburg und Glücksburg) gar keine Bedeutung, und es ist nicht zu vergessen, daß es zunächst eben praktisch auf diese letztern ankommt, wenn die männliche Linie des königlichen Hauses ausstirbt. Indessen kam jetzt das königliche Haus in Besitz beider Herzogthümer; das gottorfische Haus aber behielt sich die Erbfolge in diese Lande nach Aussterben der königlichen Linie vor. Dies ist der wesentlichste Inhalt jener

Akte, für deren genauere Untersuchung wir auf Samwers Darstellung verweisen müssen. Es ergibt sich aber, daß an dem Erbfolgerecht der Herzogthümer auch durch die Vorgänge von 1750 und 1773 zwar wohl die Erbfolgeordnung, nicht aber das Prinzip der Erbfolge geändert ist.

Mit jenen Verträgen nun schließt der zweite Abschnitt dieses Zeitraums, der russische, und der dritte beginnt, der dänische. Allerdings ist derselbe für die innere Entwickelung der Herzogthümer und vor allem für die Geschichte ihres Bewußtseyns über ihr Recht und ihre Nationalität wohl der wichtigste von allen; allein er ist durchaus nur eine Epoche der Vorbereitung und wird deßhalb erst in der künftigen Zeit seine ganze Bedeutung entwickeln. Doch haben wir schon oben im Eingang gezeigt, wie jetzt die Meinung entsteht, daß die Herzogthümer eigentliche Provinzen des dänischen Königreichs seyen; wie daraus die Dänisirungsversuche dänischerseits hervorgingen, und wie und in welcher Zeit sich das Leben der Herzogthümer seine Selbstständigkeit wieder gewann. Für das Erbrecht aber ist in dieser ganzen Epoche nichts geändert; denn daß die durch die Auflösung des deutschen Reiches nun auch für Holstein gewonnene Souverainetät, die damit natürlich auch für Holstein auf den König von Dänemark als Herzog des Reichslandes überging, dieses Land dem dänischen Königsgesetz und seiner Erbfolgeordnung unterworfen haben soll, wie auch wohl einige dänische Autoren meinen, bedarf gar keiner Widerlegung für jeden, der das Geringste von den rechtlichen Folgen jener Auflösung für die alten Fürstenhäuser versteht. Es ließe sich streiten, wäre Holstein in den Rheinbund getreten, dessen Art. 2 alle Gültigkeit des deutschen Reichsrechts ausdrücklich aufhebt; das ist aber nicht geschehen. Das Recht der Herzogthümer ist daher unter der ganzen Herrschaft der Oldenburger eben so unverändert geblieben, als ihre Zustände in beständigem Wechsel gewesen sind.

VIII.

Und jetzt wollen wir schließlich die Frage beantworten, welches denn diesem Rechte nach die Erbfolgeordnung der Herzogthümer ist?

Geht man von dem Resultat des Obigen aus, daß das dänische Königsgesetz in den Herzogthümern niemals gültig gewesen ist, so ergibt sich, daß nach dem Aufhören des Wahlrechts im 17ten Jahrhundert die verschiedenen Linien des oldenburgischen Fürstenhauses in Schleswig-Holstein keine gemeinsame Erbfolgeordnung haben, sondern es hat die königliche Linie ihr eigenes Erbstatut von 1650, die Augustenburger ihre Primogeniturordnung von 1633, die Gottorfer ihre Erbordnung von 1608. Daher ist, indem jetzt die königliche Linie allein die regierende ist, die zunächst geltende Erbordnung das Erbstatut von 1650. Nach diesem Erbstatut folgen alle männlichen Glieder des ältern königlichen Hauses nach dem Prinzipe der Primogenitur, so daß eine Erbfolge der andern beiden Stämme des oldenburgischen Hauses, der jüngern königlichen Linie und der Gottorfer, beide mit ihren Zweigen, erst nach dem Erlöschen der männlichen Succession der ältern königlichen Linie eintritt.

In diesem Falle vererbt das Königreich Dänemark in anderer Weise, wie die Herzogthümer. Dort gilt nämlich das Prinzip des dänischen Königsgesetzes von 1660, nach welchem die Cognaten der herrschenden Linie eher erbberechtigt sind, als die Agnaten einer entfernteren Linie. Diese cognatische Erbfolge ist aber in den Herzogthümern ausgeschlossen. Sollte daher der Fall eines, von männlicher Descendenz unbeerbten Ablebens des jetzigen Kronprinzen von Dänemark eintreten, so würde das Königreich Dänemark nach dem Inhalte des Königsgesetzes auf die weibliche Linie des jetzt regierenden Königs übergehen. Für die Herzogthümer dagegen würden erbberechtigt werden die beiden übrigen Hauptstämme des oldenburgischen Hauses, die durch Männer von dem jetzt regierenden Herzoge zu Schleswig und Holstein, dem Könige von Dänemark abstammen, die jüngere königliche Linie und die gottorfische.

Welche von diesen beiden Linien aber die nächstberechtigte ist, darüber muß, weil ihre besonderen Erbstatute diese Frage nicht entscheiden können, das gemeine Recht entscheiden. Dieses gemeine Recht der Staatserbfolge bilden nun die Libri Feudorum oder das Lehnserbrecht als die subsidiäre Quelle des Erbrechts. Dieses Lehnserbrecht gilt für Holstein nach der Reichshofrathsordnung (T. V. §. 1); für Schleswig deshalb,

weil Dänemark kein Lehnrecht hat und darum selber von jeher die Gültigkeit des deutschen Lehnserbrechts, oftmals ausdrücklich, anerkannt hat. (Siehe Samwer Abthl. III. und S. 193 ff.) Dieses Recht ist es daher, welches das nähere Anrecht der jüngern königlichen oder der Gottorfer Linien entscheiden muß.

Nach diesem Rechte ist es nun unzweifelhaft so, daß der ausgestorbenen Linie diejenige Linie succedirt, deren Stammvater dem letzten Fürsten dem Grade nach am nächsten verwandt war; d. h., es gilt nach ihm die Linealgradualerbfolge, eine Berechtigung der ganzen Linie zur Succession durch den Verwandtschaftsgrad ihres Stammhalters. Ist auf diese Weise die Linie bestimmt, so entscheidet dasselbe Prinzip der Primogenitur für die Unterlinien; hier nun können innerhalb dieser Linien wieder besondere Erbordnungen die Reihenfolge der Berechtigten regeln.

Geht man darnach das Haus der Oldenburger durch, so ergibt sich, daß nach Aussterben der männlichen Linie des jetzigen königlichen Hauses zuerst die jüngere königliche Linie, in ihr zuerst die Augustenburger, dann die Glücksburger, die jetzt beide aus den vielen Unterlinien dieser Hauptlinien allein übrig sind, in Schleswig-Holstein succedirt; die Augustenburger nach ihrem Erbstatut von 1633. Dann folgt die Gottorfer Linie, wenn die ganze männliche Descendenz jener Hauptlinie ausgestorben ist, und zwar so, daß in derselben nach ihrem Erbstatut von 1608 zuerst die russische Linie, dann die schwedische, endlich die oldenburgische succediren.

Hieraus sieht man nun, wenn man den ganzen Inhalt des Bisherigen zusammenfaßt, wie hochwichtig jenes Erbrecht der Herzogthümer und seine Verschiedenheit von dem des Königreichs für dieselben ist, welche weitverzweigte Interessen sich an die Anerkennung desselben knüpfen, welche Fürsten und Reiche bei dieser Entscheidung betheiligt sind, welche Schwierigkeiten sich sowohl von Seiten des Volkes als von Seiten anderer Mächte einer Einführung der dänischen cognatischen Erbfolge in die Herzogthümer entgegenstellen, und wie groß und unberechenbar dennoch, der örtlichen Bedeutung dieser Lande nach, der Einfluß der Trennung derselben von dem Königreiche Dänemark für die ganze gegenwärtige Lage der Dinge im Norden, noch

Entſprechend der hundertfachen Zerſchlagung des Landes, herrſcht auf dieſen Gruppen großer und kleiner Inſeln nicht Eine Menſchenform, wie ſie auf den großen Feſtländern ungeheure, meiſt ziemlich abgeſchloſſene Gebiete füllen. Faßt man aber das hier hauſende Völkergewimmel näher ins Auge, ſo zeigt ſich im Kleinen eine überraſchende Wiederholung jener Hauptformen.

Als Blumenbach zuerſt die natürlichen Verſchiedenheiten des Menſchengeſchlechts ſyſtematiſch ordnete, waren die Bevölkerungen Auſtraliens oder des ſogenannten fünften Welttheils ſehr unvollſtändig bekannt; und ſo ſchloß er den von ihm angenommenen vier Racen — er trennte die amerikaniſche ganz von der mongoliſchen — als fünfte die malayiſche an. Er rechnete zu ihr von den ſundiſchen Inſeln, den Philippinen und Molukken an alle Einwohner des großen Oceans. Er wußte ſie auch nur im Allgemeinen als Menſchen von dunkelbrauner Farbe mit ausgeprägten Geſichtszügen, breiter Naſe, großem Mund und dichtem Haar zu bezeichnen. Als man aber anfing, ſie ſchärfer zu unterſcheiden, ſtellten ſich wieder die drei Hauptformen heraus, nur verworrener, in einander gefloſſener. Der Neger fand ſeinen Repräſentanten im Papus auf Neuguinea, im Neuholländer und Vandiemensländer. Dabei verhält ſich aber offenbar der Neuholländer zum Papus oder eigentlichen Auſtralneger, wie der Hottentotte zum Neger, ſo daß ſelbſt dieſe Entzweiung der äthiopiſchen Form, nur mit verſchiedenem numeriſchem Verhältniß, hier angedeutet iſt. — Nordwärts, in den nicht negerartig gebildeten Bewohnern Borneos, Neuguineas, der Karolinen u. ſ. w. verfließt die Form ſichtbar in die mongoliſche, und weit nach Oſten und Süden, auf Neuſeeland, den Pelew-, Sandwichs-, Marqueſas-, Freundſchafts- und Geſellſchaftsinſeln wohnen Menſchen, welche, nach allen Berichten, ſchwerlich in einem Zuge der äußern Aehnlichkeit von der kaukaſiſchen Race ſtreng zu unterſcheiden ſeyn möchten. Während auf den großen Continenten jene drei Haupttypen in großen Maſſen auseinander gehalten ſind, ſo verſchlingen ſie ſich hier, oder ſchließen ſelbſt einander ein, wie denn auf Borneo und andern indiſchen Inſeln Völker von Negerbildung von eigentlich ſogenannten Malayen kreisförmig umgeben ſind.

mehr aber für die Zukunft derſelben ſeyn muß. Doch bleibt trotzdem dem Rechte ſein Recht, wohl aber iſt dieſes Recht es werth, ein Gegenſtand der nachhaltigſten Aufmerkſamkeit beſonders Deutſchlands zu werden.

Zu beſſerem Verſtändniß ſchließen wir nun das Schema des oldenburgiſchen Hauſes und ſeiner Stammfolge an, ſoweit die letztere überall in Betracht kommt für die Erbfolge. Es diene daſſelbe als Leitfaden für die Theilungen und Berechtigungen, deren wir erwähnt haben. Wir bemerken dabei, daß wir alle ausgeſtorbenen Linien, auf die gegenwärtig nichts mehr ankommt, zur Vereinfachung der Sache weglaſſen.

Zur Verständigung
in den
Bewegungen der Gegenwart.

Auf einer dunkeln und geheimnißvollen Straße wandelt der menschliche Geist; niemals ist es ihm vergönnt, auf derselben stille zu stehen, niemals einen Fuß breit rückwärts zu schreiten. Völker vergehen, das Werk der Menschenhand fällt in Trümmer, aber der Geist bleibt und strebt unaufhörlich nach dem unendlichen unerreichbaren Ziele. In ihm lebt ein unaufhaltsam vorwärts drängendes Leben, dessen Vorhandenseyn in der Gesellschaft zwar nicht zur klaren und offenbaren Erkenntniß, wohl aber zu einer lebendigen Fühlbarkeit gediehen ist, und das nur in seltenen großartigen Augenblicken waltend und leuchtend hervortritt. Wirkt ja sogar im körperlichen Daseyn des Einzelmenschen, ihm selber unbewußt, diese vorwärts strebende Lebenskraft, die unabhängig von seinen Zwecken und von seinem Willen die natürlichen Veränderungen durchführt, die uns als Entwicklung, Wachsthum und Reife bekannt sind. Es ist keine bildliche Auffassung, sondern eine ernste und folgenreiche Wahrheit, daß das Leben der Gesellschaft mit dem Leben der Einzelwesen eine tiefe Uebereinstimmung hat, obgleich es eine baroke Verzerrung dieser ernsthaften Wahrheit ist, wenn man im gesellschaftlichen Organismus die Einzelverrichtungen der menschlichen Lebenseinrichtung nachzuweisen sich abmüht. — In Ernst und Wirklichkeit aber kann es nachgewiesen werden, daß die Staatsgesellschaften dem allgemeinen Lebensgesetze unterthan sind. Sie werden geboren und sterben; ihre Wiegen und ihre Gräber verhüllet ein heiliges

Geheimniß. Die kommenden Geſchlechter ſind die Erben der geſchiedenen; da iſt kein Anfang und kein Ende, nur Urſachen und Wirkungen, und die letzteren werden immer wieder neue Urſachen neuer Wirkungen und ins Unendliche verliert ſich die Reihe.

Wie der Einzelne ſchon in ſeiner frühen Kindheit aller Werkzeuge und Stoffe theilhaftig iſt, deren Ausbildung und Verarbeitung ſeiner Lebensthätigkeit obliegt, ſo beſitzt auch der Menſchengeiſt in den erſten Stufen ſeines geſellſchaftlichen Daſeyns bereits die Keime und Anlagen, die der ganzen Laufbahn und Ausbildung des Lebens der Geſellſchaft zu Grunde liegen. Dieſe urſprünglichen Geſellſchaftszuſtände bleiben deßhalb allzeit eine reichliche Quelle der Erkenntniß. Wenn gleich die Wegſpur verwiſcht iſt, auf welcher der Geiſt der Menſchheit ſeine erſten ſchüchternen Schritte verſucht hat, ſo iſt doch überall der *Einfluß des Urſprünglichen* als oberſte Urſache des geſellſchaftlichen Seyns geblieben. Wer Menſchen kennen will, wird ſeine Erfahrungen nicht im Leben der *Greiſe* ſammeln; ſeine Forſchung, alle Altersſtufen umfaſſend, findet ihre ſicherſte Grundlage in der Kenntniß des friſchen unverfälſchten Kindeslebens. Lernet daraus, ihr, die ihr das Weſen der Geſellſchaft ergründen wollt!

Der Einzelne geht durch Alter und Abnahme zum Tode; hier aber endet die Gleichmäßigkeit der Entwicklung des einzelnen und des Geſellſchaftslebens. Aus dem Bereiche der ſichtbaren Welt entſchwindet das erſtere, um, wie unſere Weiſen lehren, ein neues geiſtiges Daſeyn zu beginnen; die Wiedergeburt des letzteren aber geſchieht ſichtbar vor unſern Augen, durch irdiſche Mittel für irdiſche Zwecke. Der Menſchengeiſt, der in der Staatsgeſellſchaft ſich verkörpert, überlebt alle die Umwälzungen und Zerſtörungen, welche zuweilen das Angeſicht der Erde verwandeln. Eine geheimnißvolle Rettungsarche, welche die Geſchicke der künftigen Geſellſchaft trägt, ſchwebt allzeit unverſehrt durch verheerende Stürme über den brauſenden Wogen. So erfüllt die Menſchheit ihre hohe Beſtimmung des unendlichen Fortſchritts. Wie unendlich großartiger und erhabener erſcheint *dieſe* Fortſchrittsbeſtimmung als ſie in jener kleinlichen Auffaſſung ihres Begriffes dargeſtellt wird, in welcher ſie jetzt

als Schiboleth eines politischen Parteigeistes dienen muß! In unserer Anschauung der Fortschrittsbestimmung ist es das *Wesentliche*, daß die Errungenschaft der Geschlechter als Erbschaft auf ihre Nachkommen übergeht; daß die Menschheit in ihrer Gesammtheit ein untheilbares *Ganzes* bildet, dessen Theile durch das dreimal heilige Band der *Sammtverbindlichkeit* unauflösbar verbunden sind. Es ist aber hier nicht am Platze, uns tiefer in die Erörterung der Bedeutung dieses Gedankens einzulassen. Er ist der Urgedanke, welcher der Entstehung des gesellschaftlichen Daseyns und jedem *religiösen* Gefühle zu Grunde liegt. Aus ihm auch sollen sich die verwickelten Fragen der Gegenwart zum Heile der künftigen Geschlechter freundlich lösen.

Der Menschengeist wird auf seiner Bahn des ewigen Fortschritts von einer unbesiegbaren Macht begleitet; sie heißt: *Stetigkeit des Wirkens*. Nicht hastig und vorschnell, sondern stetig und allmählig ist sein Siegesgang. Eine neue Idee in der Gesellschaft wird als *Kind* geboren; nicht herrschend tritt sie auf, sondern schwach und der Pflege bedürftig. Genährt mit dem Vorrath des vorhandenen Gedankenschatzes wächst und erstarkt sie, bis sie, zur Reife gediehen, ihren wirksamen Einfluß auf die *Zustände* geltend machen kann. Wie es aber zuweilen in dem Leben des Einzelmenschen begegnet, daß sich eine gewisse Richtung des Willens und der Neigung, ein Vorwalten der Gedanken, eine herrschende Leidenschaft seines ganzen Wesens bemächtigt, so auch bemächtigt sich der Gesellschaft in gewissen Entwicklungsstufen ein einziger vorherrschender Gedanke, der zu seiner Durchführung und Verwirklichung alle ihre Kräfte für sich in Anspruch nimmt und der gleichsam als Achse die Bewegungen des öffentlichen Lebens in allen seinen Richtungen leitet. Ein solcher umfassender Grundgedanke hat in unsern Tagen die verschiedenen Staaten Europas gewaltig und erschütternd angeregt; er hat auch in unserem Vaterlande, in den mannigfaltigen Bewegungen der Gegenwart, im politischen, gewerblichen und kirchlichen Gebiete sich unverkennbar kund gegeben. Dieser in den Bewegungen des öffentlichen Lebens vorwaltende Grundgedanke, den man gewissermaßen als den umfassenden *Gedanken des Zeitgeistes* bezeichnen könnte, läßt sich ungefähr in

folgenden Worten klar und bündig darſtellen: daß alle Einrichtungen des politiſchen, des gewerblichen und des kirchlichen Lebens ihren wohlthätigen Einfluß auf alle Mitglieder der Geſellſchaft gleichmäßig erſtrecken ſollen.

Ein Gedanke, der in der Geſellſchaft neu geboren wird, findet ſeine Aufnahme zunächſt in dem Geiſte einiger weniger Menſchen, und ſelbſt dort geſtaltet er ſich bei ſeiner erſten Entſtehung nicht in beſtimmter Klarheit und Uebereinſtimmung. — Die Einzelnen, in deren Seele der neue Gedanke Eingang gefunden hat, begreifen nicht ſeine ſtetige und allmählige Entwicklung, und wie er als ein plötzlicher Lichtſtrahl die Dunkelheit ihrer Anſichten auf einmal erhellte, ſo wollen ſie ihn auch plötzlich und unmittelbar in der Geſellſchaft verwirklicht ſehen. Aber nur nach und nach kann ihre Anſicht ein erweitertes Feld gewinnen; nur nach und nach kann ſie ſich läutern und eine ſo allüberzeugende Geſtalt annehmen, daß ſie als gemeinſchaftliche Anſicht eines ganzen Geſchlechtes ſich geltend macht. Ein Geſchlecht aber beginnt nicht und endet nicht im vereinzelten Zuſtande, nicht in der Wüſte. Seine Anſichten, ſeine Einrichtungen halten ſich nicht in geſchloſſenen Grenzen; nach dem ewigen Geſetze der Urſachen und Wirkungen ſteht alles, was da war und iſt und ſeyn wird, in ununterbrochenem Zuſammenhange, und wie nach der bekannten Lehre alle Geſchlechter gleichzeitig ſind in den Augen des Herrn, ſo ſind ſie es auch in den Augen des forſchenden Denkers. Da die Menſchheit in ihrem vergangenen, in ihrem gegenwärtigen und künftigen Daſeyn ein untheilbares Ganzes bildet, ſo ruht auf den Schultern des lebenden Geſchlechtes nicht allein die Laſt ſeiner Gegenwart; es muß auch dem Zug der Bewegungen folgen, die ihm mitgetheilt werden von dem großen Ganzen, von dem es ein Theil iſt. In dieſem Sinne kann man wohl nicht ohne Grund die Behauptung wagen, daß über den künftigen Geſchicken der Menſchheit ein unvermeidliches Verhängniß walte, indem ſie als nothwendige und unabweisliche Folge aus den vergangenen Geſchicken ſich geſtalten.

Die Geſchichte der Vergangenheit iſt ſonach für den forſchenden Denker der Schlüſſel für die Geſchichte der Zukunft. Wir wollen uns bemühen, dieſen Satz nicht in ſeiner allgemeinen

Auffassung schwankend stehen zu lassen, sondern ihm durch besondere Nachweisung wo möglich eine festere Haltung zu verleihen. Wir wollen zu diesem Behufe einen einzigen prüfenden Blick auf die Geschichte des Landes werfen, das als das Blüthenreich einer dahingeschwundenen schöneren Civilisation aus grauen Jahrhunderten noch immer glanzvoll schimmert und leuchtet. Griechenland bietet ein schönes Rundbild des menschheitlichen Daseyns im Kleinen dar und die Geschichte von Griechenland möchte in gewissem Sinne als ein ganz vortrefflicher Abriß der allgemeinen Weltgeschichte bezeichnet werden. Alle Formen der Einrichtung des öffentlichen Lebens, des Staates und der Gesellschaft gleiten in diesem Rundbilde in wundersamer Ausführung vor unsern Augen vorüber. Man fühlt sich versucht, anzunehmen, daß dieser Winkel der Erde dazu bestimmt war, die Wirksamkeit der verschiedensten Anstalten des gesellschaftlichen Daseyns den künftigen Geschlechtern zu ihrer Unterweisung vor Augen zu stellen; als wäre überhaupt die Sage von dem Leben der Griechen nur ein Abglanz jenes ätherischen Hauches der Kunst, der aus allen Ueberlieferungen des Griechenthums uns entgegenweht. Wäre es nicht ein Leichtes, von der fabelhaften Heroenzeit bis herunter in die Zeiten des Verfalls und der Auflösung die Fäden einer kunstreich vollendeten Dichtung zu verfolgen und festzuhalten? Dichter und Tonkünstler waren die ersten Gesetzgeber der Griechen; Dichter waren ihre Priester und ihre Weisen; Dichter führten sie zum Kampfe und sangen den Ruhm der Helden nach dem Siege. Die Siegespalme der olympischen Spiele wurde dem Ruhmeskranze eines erfolgreichen Kampfes gegen die Feinde des Vaterlandes gleich geachtet; die höchste Blüthe der griechischen Freiheit war nichts anderes als ein vollkommener Kunstgenuß. Körperliche Anmuth und Schönheit gab einen vollgültigen Anspruch auf Verherrlichung, auf Ehrensäulen in Tempeln und öffentlichen Plätzen; das ganze Volk bestand aus einer Schaar von Priestern und Priesterinnen der Schönheit. So erfüllte Griechenland seinen auf alle Zeiten des menschlichen Daseyns fortwirkenden Beruf; im Reiche der Schönheit, im Reiche der schaffenden Bildkraft des Geistes walten noch heute seine Gesetze. Die Völker und ihre Einrichtungen, ihre Denkmäler selbst

sind verschwunden; dieses unsterbliche Gesetzbuch aber ist uns unversehrt überliefert worden. Aus den Trümmern der griechischen Vergangenheit tönet fortwährend eine melodische Stimme und weihet mit magischer Bildkraft die Schöpfungen, die dem Genius der Gegenwart entspringen. Aus Spänen und Kräutern, die flammend tausend Wohlgerüche spenden, erbaute sich selber der wunderbare Phönix seinen Scheiterhaufen, um in Mitten des von balsamischen Düften erfüllten Flammenhauches zu verscheiden; seine Asche selbst ist von der Weihe der Kunst gesegnet; aus ihr wiedererstehend beginnt er ein neues, dauerndes, wundererfülltes Leben.

Wie nun das Volk der Griechen seine hehre Bestimmung, Gesetzgeber für das Reich der Schönheit zu seyn, auf alle Zeiten des Menschengeschlechtes, in dauernder und sichtbarer Weise erfüllt hat, so ist auch jedem andern Volke seine eigene Schickung und Bestimmung zugetheilt worden, durch deren Erfüllung ein Theil der allgemeinen Menschheitsbestimmung erreicht wird. Es wäre ein äußerst wichtiges Ergebniß geschichtlicher Forschung, wenn man dahin gelangen könnte, aus der Vergangenheit der einzelnen Glieder der jetzt bestehenden Völker- und Staatenfamilien mit augenscheinlicher Klarheit darzulegen, welches die menschheitliche und gesellschaftliche Bestimmung eines jeden von ihnen gewesen und darum fortdauernd noch ist. Für den eigenthümlichen Zweck der gegenwärtigen Abhandlung wäre es insbesondere eine höchst erwünschte Beförderung, wenn wir gestützt auf das Ansehen einer anerkannten Geschichtswahrheit, ihren Ausspruch als Ergebniß thatsächlicher Forschung anführen und mit unwidersprechlicher Bestimmtheit behaupten könnten: „dies ist die allgemeine Bestimmung Deutschlands im Völkerleben." Es wäre dann ein Leichtes aus dieser allgemeinen Bestimmung seinen besonderen Beruf in Bezug auf die Bewegungen der Gegenwart abzuleiten. Da uns aber ein solches geschichtliches Ansehen zu unserm Zwecke nicht zu Gebote steht, so müssen wir uns bemühen, aus der Natur der gegenwärtigen Zustände und Bewegungen, und aus der Art und Weise, wie sich dieselben in Deutschland offenbaren, die Stellung und Aufgabe unseres Vaterlandes zu erklären.

Unstreitig ist der menschliche Geist, wie er in der europäischen

Gesellschaft sich kund gibt, an einem Wendepunkt, an einem Zeitpunkt des Endes und der Wiedergeburt angelangt. Die Gesellschaft ruht nicht mehr auf den alten Grundlagen, und die Völker fühlen das Bedürfniß neuer Einrichtungen, im Einklang mit den Geschicken ihrer Zukunft. Gleich dem Volke Israels in der Wüste sind wir dem Hause der Knechtschaft entronnen; aber noch haben wir uns kein neues Haus der Freiheit gegründet; noch leben wir unter Zelten und suchen auf ungewisser Wanderung das Land der Verheißung zu erreichen.

Die politischen und socialen Einrichtungen der Gegenwart, in England und Frankreich nicht minder als in unserm eigenen deutschen Vaterlande, können nicht als *vollendete* Einrichtungen betrachtet werden; sie sind weit entfernt von der Erfüllung ihres Zweckes, der Sicherstellung des Wohlstandes und der Freiheit der Völker; auch die eifrigsten Anhänger des Bestehenden können nicht läugnen, daß das Bestehende großer Verbesserungen bedürftig ist, um diesen Zweck zu erreichen. Darin aber ist das Heil der Zukunft, daß man zur Erkenntniß dieses Bedürfnisses gelangt ist; der *Gedanke* ist hell und kräftig ans Licht getreten; der schöpferische Geist breitet seine heilsamen Schwingen über die Tiefe der Zukunft und in ehrfurchtsvollem Schweigen harren wir des kommenden Tages.

Die bestehenden politischen Einrichtungen, auch in jenen Staaten, in welchen das Repräsentativsystem zu einem hohen Grade seiner Ausbildung gelangt ist, sind so zu sagen nur der *Versuch einer algebraischen Formel*, um die unbekannte Größe zu entdecken; sie enthalten nur die *Aufgabe*, deren Lösung als das dringende Bedürfniß der Gegenwart erscheint, und wir scheuen uns nicht es auszusprechen, daß die Erfahrungen jener Staaten, welche das besagte System am meisten ausgebildet haben, nicht dafür sprechen, daß die angewendete Formel die richtigste und erfolgreichste sey. Wir sind jedoch weit entfernt, über das System selber ein Verwerfungsurtheil auszusprechen; in den Sitten und Einrichtungen unseres deutschen Volkes waren die *wesentlichen* Grundsätze dieses Systems von unfürdenklichen Zeiten her einheimisch; es würde wohl auch für unsere gegenwärtigen Bedürfnisse eine viel wirksamere Kraft an den Tag legen, wenn es gelänge, dasselbe von dem Gefolge

neuer fremdartiger Anhängsel zu befreien. Der geistvolle Engländer Burke hat in einer seiner Schriften versucht, zu beweisen, daß die Erbschaft der bürgerlichen Freiheit in England ebenso alt sey, als die Erbschaft des Thrones; daß nicht die Artikel der öffentlichen Verfassung, die bei der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien festgesetzt wurden, ja nicht einmal jene Bestimmungen der Magna Charta des Königs Johann, sondern die alten volksthümlichen Ueberlieferungen des Sachsen- und Normannenstammes als der Ursprung der englischen Freiheit gelten müßten. Was Burke für England bewiesen hat, gilt in seiner vollsten Bedeutung auch für unser deutsches Vaterland. Lasset uns die Erbschaft unserer Väter nicht verachtungsvoll von uns stoßen, um auf neuen fremdartigen Grundlagen eine neue Freiheit zu errichten. Wahr aber ist es, daß in Deutschland so wenig als in andern Ländern die bürgerliche Freiheit von alten Zeiten her ein Gemeingut des Volkes war. Die politischen Einrichtungen der Väter äußerten ihre wohlthätige Wirkung nicht gleichmäßig für Alle; diese Ausdehnung eines gleichen Maßes der Freiheit auf alle Staatsbürger ist die Aufgabe der gegenwärtigen Tage.

Mit wohlbegründeter Vorliebe weisen wir dennoch zurück auf die alten Einrichtungen bürgerlicher Freiheit in unserm Vaterlande. Wir wollen darum nicht hervorholen aus dem Schutte, was der Vergangenheit anheimgefallen ist; aber auf dem alten dauerhaften Säulengewölbe, auf welchem unsere Väter den Tempel ihrer bürgerlichen Ordnung errichteten, wünschten wir jetzt den schöneren Bau einer neuen Gesellschaft errichtet zu sehen, und wenn hier und dort in der neuen Halle eine kräftige Säule aus dem Dome der Vergangenheit ihre unversehrte Stellung behielte, so dürfte sie dem Auge des Verständigen nicht unwillkommen erscheinen. Die höchste und dringendste Rücksicht bleibt ja doch allzeit diese, daß der neue Bau den Bedürfnissen der Gegenwart, den jetzt lebendigen Gedanken entspreche. Neu, durchaus neu will sich die Gesellschaft gestalten; ihre Ansichten und Begriffe entwickeln sich zum Theil aus neuen, der Vergangenheit fremden Grundlagen; viele Gedanken und Ueberzeugungen, die noch vor wenigen Jahrzehnten allgemeine Geltung hatten, sind jetzt fast unverständlich geworden, oder sie fallen

und verschwinden, sobald der Finger der zersetzenden Kritik, der großen Herrscherin des Tages, sie berührt. Wir müssen darum nicht uns selbst überhebend behaupten, daß diese fliehenden Ueberzeugungen nichtig waren, weil sie die geistesscharfe Prüfung der Gegenwart nicht ertragen. Wer wird behaupten, daß der strahlende Diamant ein nichtiger und werthloser Gegenstand ist, weil er unter dem Einfluß eines gewissen Hitzegrades sich verflüchtigt? Selbst jene Gedanken und Ueberzeugungen, die für den Gebrauch der Gegenwart keine Bedeutung mehr haben, waren dennoch wohlthätig leuchtende Sterne in vergangenen Zeiten; lasset sie uns nicht mit Hohn und Verachtung bei Seite werfen, sondern geleitet sie mit schonender Ehrerbietung zu Grabe. Seyen wir nicht ausschließlich und verstehen wir uns zu der Annahme, daß auch vor uns Weisheit und Verstand auf der Erde zu finden war, wenn sie gleich in andern Gestalten als den von uns beliebten sich kund gegeben haben.

Die Einrichtungen der Gesellschaft, mögen sie die öffentliche Verwaltung des Staates, das Gebiet der Kirche oder die Anstalten der Gewerbthätigkeit und des Handels berühren, haben nur so lange eine vollkommene Wirksamkeit und Geltung, als sie mit den herrschenden Einsichten und Ueberzeugungen in Einklang stehen. Betrachten wir England, das klassische Land der auf repräsentativer Verfassung beruhenden bürgerlichen Freiheit. Wenn politische Einrichtungen im Stande wären, eine dauernde Grundlage des Völkerglückes abzugeben, so wäre dieses durch die Einrichtungen Großbritanniens ohne Zweifel verwirklicht worden. Alle öffentlichen Gewalten sind dort durch ihre eigene, innere Beschaffenheit in ein so vollständiges Gleichgewicht gebracht, daß keine derselben den leisesten Hang verräth, einen Uebergriff in das Gebiet der andern zu versuchen. Dieses Gleichgewicht der Gewalten ist auch nicht das Ergebniß einer Berechnung, nicht die Frucht einer künstlichen Zusammensetzung, sondern es beruht auf der Eigenthümlichkeit der Ansichten und Ueberzeugungen, die seit Jahrhunderten im brittischen Volke vorherrscht haben. Wäre dem nicht so, wäre das Grenzgebiet der Gewalten nur durch die Wälle einer erkünstelten Gesetzgebung geschieden, so würde der maßlose Ungestüm der menschlichen Leidenschaften diese Grenzen schon längst durchbrochen

Das Herz, das die ganze Menschheit mit Liebe umfassen, der Geist, welcher ein zwar ungleiches, aber unaufhaltsames Fortschreiten aller Völker der Erde zu einem gemeinsamen Ziele begreifen möchte, wird vom Völkergemälde der Erde, wie vom Resultat aller Geschichte schmerzlich betroffen. — Der Mensch füllt die ganze Erde, und die Verbreitung keines Thiergeschlechts kommt der seinigen auch nur entfernt gleich. Aber wie theuer erkauft er diesen Vorzug! Unter dem Eis des Pols verschrumpft er mit der Vegetation zur plumpen Mißgestalt, und im Starrkrampf der ganzen Natur glimmt auch sein Geistesfunken langsam fort, ohne je zur Flamme zu erwachen. Das Extrem der Hitze erzeugt eine andere Verzerrung: der übermäßig gesteigerte Lebensprozeß läßt die Besinnung hinter sich, der üppige Uebertrieb der äußern Natur reißt auch den Menschen in die Vegetation hin, erzeugt glühende Begierden, stürzt ihn in wilde Grausamkeit und verzerrt sein Angesicht zur thierischen Fratze, oder löst sein ganzes Wesen in Weichlichkeit auf und wiegt ihn betäubend in wollüstigen Schlummer. Wie viele hundert Stämme fesselt das übermächtige Bedürfniß an eine harte Natur, wo jeder Gedanke des engen Gehirns der unmittelbaren Noth angehört, oder der gebundene Geist den dämonischen Schrecken der Natur erliegt! Wie viele ziehen stumpf, gleich Wanderthieren, in beschränkten Kreisen durch einen gütigen Himmelsstrich, der ihnen kein Lächeln abgewinnt, dem sie keine Segnungen abgewinnen, als die das lauernde Auge erblickt und die gierige Hand zum Munde bringt! Ja lesen wir nicht in kühlen, trockenen Paragraphen physiologischer Compendien, wie es Menschen gebe, die sich kaum von den Thieren unterscheiden? Welche Nacht, welcher Jammer ruht und ruhte von jeher auf der großen Masse der Menschheit! Millionen treten ans Licht in Elend oder Dürftigkeit, durchlaufen stumpfsinnig die nothwendige Bahn von der Wiege zum Grabe, ohne Gedanken an die Vergangenheit ihres Volks oder Geschlechts, ohne Ahnung einer bessern Zukunft, und sterben dahin, mit keinem andern Gefühl, als daß der Boden, der sie gebar, sie wieder verschlingt!

Wie klein war von jeher die Sphäre, in der höhere Geistesentwickelung sich entzündete und bethätigte! Allerdings hat sie sich erweitert im Lauf der Geschichte, und wenn einst ihr Mittelpunkt an ein paar Binnenmeeren der alten Welt haftete, so

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21363 / 039

haben. Es gibt auch in der englischen Verfassung gar keine bestimmte und gesetzlich aufgesteckte Grenzen der Gewalten; aber es gibt eine Grenzwacht, viel sicherer als jene von geschriebenen und gesiegelten Verträgen, viel unverbrüchlicher als jene von beschworenen Staatsurkunden; sie beruht in der herrschenden Sitte des Volkes. — Merkwürdige Veränderungen aber, die wir an einem andern Orte (in unserer Abhandlung über die englischen Korngesetze) vor Kurzem dargestellt haben, übten in der neuesten Zeit einen umgestaltenden Einfluß in dem Gebiete des gewerblichen Lebens in England und bewirkten durch denselben mittelbar eine allmählige Veränderung in den Ansichten und Ueberzeugungen, in der Sitte und Lebensweise eines großen Theils der Bevölkerung. So geschah es, daß auch jenes alte Gleichgewicht zu wanken beginnt und daß auch dort eine Umgestaltung zum unabweislichen Bedürfniß geworden ist. Eine große und heilsame Frucht reifte indessen in England unter dem Einfluß der vorzüglichen politischen Gesetzgebung, die Ueberzeugung nämlich, daß man von der Wirksamkeit der politischen Gesetzgebung überhaupt nicht mehr erwarten darf, als sie zu leisten im Stande ist. Dieser auf langjährigen Erfahrungen beruhenden Ueberzeugung ist es zu verdanken, daß sich in den dermaligen Bewegungen des englischen Volkes der wesentliche Grundgedanke der Gegenwart viel klarer, bestimmter und deutlicher ausspricht, als bei irgend einem andern Volke. Die große Maßregel in Bezug auf die Korngesetze, welche in gegenwärtigem Augenblicke im englischen Parlamente verhandelt wird, hat eine höchst umfassende, in die Gesammtheit der gesellschaftlichen Zustände tief eingreifende Bedeutung und es kann nicht geläugnet werden, daß in dieser Maßregel deutlicher als in irgend einer andern, in der neuesten Zeit zur Entscheidung irgend eines gesetzgebenden Körpers gekommenen die Tendenz sich offenbart, einen wohlthätigen Einfluß auf alle Mitglieder der Gesellschaft gleichmäßig wirken zu lassen. Nicht nur das englische Volk, sondern der denkende Theil von ganz Europa begreift die außerordentliche Bedeutsamkeit dieser Maßregel und ahnet, daß hier zum erstenmal ein Theil der großen Aufgabe zum Vollzug kommen soll, welche als der Grundgedanke des Zeitgeistes allen großartigen

Bewegungen der Gegenwart zu Grunde liegt. Der Vorschlag einer solchen Maßregel geht über in Blut und Leben der Gesellschaft, während Vorschläge, die einen rein politischen Charakter haben, gewöhnlich von der Masse kalt aufgenommen oder gar nicht beachtet werden, mögen sie vorübergleiten oder mögen sie selbst in der Zahl der bleibenden Einrichtungen eine Stelle finden. Ein furchtbarer Beweis von der Unmöglichkeit, für die Fahne einer politischen Umgestaltung die Theilnahme der großen Bevölkerung eines Landes zu erwecken, ist in der jüngsten Zeit vor unsern Augen vorübergegangen. Im Namen des Heiligsten aus dem Gebiete der Politik, im Namen einer nationalen Wiedergeburt hat man jüngst in den polnischen Provinzen das Banner des Aufstandes erhoben; aber die große Masse der Bevölkerung, weit entfernt, sich unter diesem Banner zu sammeln, kehrte ihr Schwert gegen die Urheber des Aufstandes, und in blutiger Niederlage büßten sie die Verkennung der großen Wahrheit des Grundgedankens der Gegenwart.

Man darf indessen unsere Ansicht nicht so verstehen, als wollten wir behaupten, die gegenwärtige Zeit nehme nur an dem gewerblichen, oder wie man es gewöhnlich bezeichnet, an dem sogenannten materiellen Interesse einen lebendigen Antheil. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß die Bewegungen der Gegenwart im politischen und im religiösen Gebiete eine ebenso großartige und der allgemeinsten Theilnahme würdige Bedeutung haben, als jene auf dem Gebiete der Gewerbthätigkeit. Nur sind die letzteren ihrer Natur nach klarer und deutlicher ausgeprägt und in ihnen erkennt das Volk mit größerer Leichtigkeit, inwiefern sie geeignet sind, Alle eines gleichmäßig wohlthätigen Einflusses theilhaftig werden zu lassen; während in den politischen und religiösen oder kirchlichen Bewegungen unserer Zeit das Streben nach einem gleichmäßig wohlthätigen Einfluß bei weitem nicht so scharf ausgeprägt ist. Gewiß ist es, daß das Ziel der Bewegungen, die allseitige Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, nicht einseitig in einer oder der andern Richtung, sondern gemeinschaftlich in allen drei Richtungen erreicht werden muß. Insbesondere ist es die religiöse oder kirchliche Richtung in unserer Zeitbewegung, deren Nichtbeachtung es vergeblich machen würde, ein höheres

und schöneres Ziel in andern Richtungen zu erstreben. Auch hier möge uns der Leser erlauben, durch einen allgemeinen geschichtlichen Ueberblick unsere Ansicht zu unterstützen.

Wenden wir unsere Beachtung jenen Umständen zu, welche die Völker der neueren Zeit allmählig dem von ihnen erreichten Grade von bürgerlicher Freiheit zugeführt haben. Als wesentlicher Umstand, bezeichnend für den Gang dieser allmähligen Entwicklung erscheint es, daß die Menge, die große Zahl der Bevölkerung, in welcher das Bedürfniß und das Streben nach einer solchen Entwicklung vorherrschend war und ist, sich keineswegs in dem Besitze irgend einer ausübenden, öffentlichen Gewalt befindet, während die kleine Zahl Derjenigen, in deren Händen die gesellschaftliche Macht ruht, denen die Gewalt gegeben ist, neue Einrichtungen in's Leben zu rufen, gewöhnlich als die Wächter des Grundsatzes der Erhaltung, als die Gegner der Neuerungen gelten müssen. Durch die Gegenwirkung des gesetzlichen Ansehens der letzteren von der einen und des Andrangs der zahlreichen Massen von der andern Seite erzeugte sich jener Grad einer allmähligen und heilsamen Bewegung, durch welche die Völker der Neuzeit auf ihren hohen Standpunkt gelangt sind. In früheren Zeitaltern des Menschengeschlechtes, in niederen Stufen der gesellschaftlichen Ausbildung ist dieses Verhältniß gerade umgekehrt; dort wohnt der Geist des Fortschritts in einer kleinen, auserlesenen Anzahl erleuchteter Menschen, und in der Masse offenbart sich ein Streben des Widerstandes und des Festhaltens an dem Bestehenden, Hergebrachten; aber auch dort gelangte der wohlthätige Geist zum endlichen Siege; denn er ist ein Ausfluß des Geistes der Menschheit, der nur in seiner unaufhaltsamen Annäherung zu dem Ziele höherer Vollkommenheit seine Bestimmung erfüllen kann. Wenn es in dem Wesen des Besitzes der ausübenden Gewalt im Staate liegt, über der Erhaltung der bestehenden Einrichtungen zu wachen, so liegt es dagegen im Wesen des gesellschaftlichen oder Staatslebens selber, daß das erhaltende Streben seiner Machthaber allzeit überwunden werde; denn dadurch nur erfüllt sich der menschheitliche Zweck des Staates. Dieser Sieg des Fortschritts über die Erhaltung soll jedoch allzeit ein allmähliger und organischer seyn; ist er ein plötzlicher und gewaltsamer, so

reißen die Bande der Ordnung, und wenn sich auch die Enkel darüber freuen mögen, so ist das Ergebniß allzeit verderblich für die lebenden Geschlechter. Dadurch also unterscheidet sich wesentlich die neuere Zeit von der älteren, daß das hohe Priesterthum des Fortschritts, vormals die Weihe weniger Auserwählten, jetzt im Volke in seiner Gesammtheit ruht. Die Ausübung dieses hohen Priesteramtes wird aber dann erst ihre wahrhaft wohlthätigen Folgen entwickeln, wenn sich die Gesammtheit des Volkes in einem einzigen Gedanken, in einem wahrhaft religiösen Gedanken vereinigt. Bis jetzt waren es fast überall nur die Männer der Erhaltung, welche zur Förderung ihrer eigenen Zwecke das religiöse Gefühl fast ausschließlich in Anspruch genommen haben; bekannt ist der Spruch, daß der Altar die Stütze des Thrones ist, daß der Schild der Religion die Gewalt der Könige schützt. — Die Männer des Fortschritts dagegen glaubten auf die Wirksamkeit ihrer eigenen Thätigkeit, auf die Thatkraft ihres eigenen Willens sich ausschließlich stützen zu dürfen. Entrüstet über den angeblichen oder wirklichen Mißbrauch, den ihre Gegner von der Einmischung des religiösen Prinzips in die Angelegenheiten des Staats und der Gesellschaft gemacht, hielten es die Anhänger des Fortschrittes meistens ihrer Stellung angemessen, gegenüber diesem religiösen Prinzip einen gewissen Grad von Widerwillen oder doch von auffallender Gleichgültigkeit an den Tag zu legen. Wir glauben, daß dieser Umstand von unendlich großem Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in den letzten Jahrzehnten gewesen ist. Das Prinzip der Erhaltung hat durch die ausschließliche Verbindung mit dem religiösen Prinzip ein unverkennbares Uebergewicht gewonnen. Möge diese Verbindung in der Ueberzeugung oder in der Staatsklugheit der Machthaber ihren Ursprung haben, ihre Wirksamkeit ist jedenfalls offenbar. Die bloße Berufung auf das religiöse Gefühl hat an sich eine unendliche Gewalt über die Herzen der Menge; der Glaube selbst schließt sich an die äußeren Zeichen des Glaubens an. Der Segen Israels war darum nicht minder wirksam in den Geschlechtern seiner Nachkommen, weil er in einem Betruge des Erzvaters seinen Ursprung hatte, und es liegt ein tiefer Sinn in dem rabbinischen Aberglauben, daß man durch den

Ausspruch des geheimnißvollen Namens Jehovas Wunder bewirken könne. So lange die Trojaner ihr Palladium, das Wahrzeichen ihrer eigenthümlichen Volksreligion, bewahrten, brach sich der Sturm der Griechen fruchtlos am Fuß ihrer Wälle. Wenn die alten Völker im Begriff waren, eine Stadt zu belagern, wandten sie sich zuerst an die alten Götter der Stadt, sie beschwörend, daß sie den verhaßten Mauern entweichen möchten. Die Gründer der Freistaaten von Nordamerika, unter ihnen Männer, die, wie Franklin und Washington, als Muster der Weisheit und Tugend glänzen, haben ihr großes Werk damit begonnen, daß sie in feierlicher Weise Gott zum Zeugen anriefen für die Gerechtigkeit ihres Unternehmens, daß sie sich selber unter den Schutz des Gottes der Freiheit und der Gerechtigkeit stellten. Noch hunderte von Beispielen aus der alten und neuen Geschichte könnten wir anführen, um darzuthun, daß die Ueberzeugung von dem wohlthätigen Einfluß des religiösen Prinzips in die Geschicke der Völker allzeit mächtig wirksam gewesen ist.

Die Einführung des religiösen Prinzips in die öffentlichen Angelegenheiten der Staatsgesellschaft hat ihrer Natur nach die unausbleibliche Wirkung, daß das Prinzip der *Gerechtigkeit* mit der Ausübung der Staatsgewalt innig und unzertrennlich verschmilzt. Nach dem Ausspruch eines alten Dichters hat die Gewalt ihren Sitz genommen auf dem Throne des Zeus. Dies heißt wohl in unserer neueren Sprache nichts anderes als daß ein dauernder Fortbestand der Gewalt nur dann möglich ist, wenn sie auf dem *Rechte* beruht und auf der *Gerechtigkeit*. Dieser Stützen aber ist die Gewalt überall nur so lange theilhaftig, als sie die stillschweigende oder ausdrückliche *Anerkennung* von Seiten des der Gewalt untergebenen Volkes besitzt. Es ist möglich, daß wir uns durch den gegenwärtigen Satz der Gefahr eines Mißverständnisses ausgesetzt haben; dasselbe müßte jedoch im Verlauf unserer Entwicklungen seine Beseitigung finden.

Sehr bemerkenswerth dünkt uns die folgende Betrachtung. *Einer thatkräftigen Handhabung der Gewalt* wird allzeit die Anerkennung des Volkes *williger* und *freudiger* zu Theil werden, als einer *schwächlichen* Ausübung derselben.

Das dunkle Gefühl lehrt das Volk zu wollen, daß jede Einrichtung, also auch die Einrichtung der Gewalt, ihrem Zwecke und Wesen entspreche, und wer gehorchen soll, will eine hinreichende Ursache zum Gehorsam allzeit vor Augen haben. Die schwächliche Gewalt verfehlt den Zweck ihres Daseyns, denn sie kann keinen Schutz gewähren. Die Heiligung einer jeden Gewalt liegt jedoch, wie gesagt, in der Anerkennung dessen, der ihr untergeordnet ist; hierin allein kann der Ursprung der gesellschaftlichen Gewalt und aller Einrichtungen des civilisirten Staates beruhen.

In den Zeiten politischer und gesellschaftlicher Aufregung und Auflehnung findet man den Grund und Ursprung dieser Erscheinungen gewiß in nichts anderem als darin, daß das Gefühl der allgemeinen Anerkennung eine Schwächung erlitten hat, darin, daß die feste Begründung der Gewalt nicht mehr als eine augenscheinliche Thatsache, sondern als widersprechbar und zweifelhaft erscheint. Dieses Merkmal des Zweifels an der unerschütterlichen Dauer der bestehenden Gewalten oder der geschwächten Anerkennung ist unstreitig ein höchst allgemeines, fast in allen Staaten von Europa vorherrschendes geworden; die alte Stütze der Anerkennung, das Gefühl einer vertrauensvollen Hingebung von Seiten der Untergebenen gegen die Handhaber der Gewalt ist überall gewichen und noch ist an die Stelle der alten Stütze keine neue getreten. Man mag es als eine beklagenswerthe Verirrung von dem Wege des Heils oder als eine willkommene Einlenkung in die Bahn gesellschaftlichen Fortschritts ansehen, die Anhänger aller Parteien müssen übereinstimmen in Bezug auf die thatsächliche Wahrheit, daß die Völker nicht mehr durch die Handhabung einer unbedingten, auf dem Gefühl des Vertrauens allein beruhenden Gewalt regiert seyn wollen.

Außer diesem gewiß sehr allgemeinen und bezeichnenden Merkmal des herrschenden öffentlichen Geistes besteht noch das andere, daß die Masse des Volkes, welche gewöhnlich in ihrer allmähligen und gemessenen Bewegung nur höheren und ferner liegenden Eindrücken folgt, dermalen schnell und selbstkräftig vorwärts zu schreiten bemüht ist; eine ebenfalls unläugbare Thatsache, an welcher die meisten Berechnungen der erhaltenden Staatsweisheit scheitern. Das jetzt entschwundene Gefühl

des Vertrauens, auf welchem in früheren Zeiten die Anerkennung, mithin die Gewalt des Staates beruhte, war damals eins mit dem sittlichen Gefühl in dem Theil der Bevölkerung, der allein Geltung und Bedeutung als Volk oder Nation in Anspruch nehmen konnte, d. h. in dem Theil, welcher durch Besitz und einen gewissen Grad der Bildung allein die materielle und geistige Kraft des Staates darstellte. In der Masse der Bevölkerung war freilich auch damals nicht das sittliche Gefühl des Vertrauens als Grundlage ihrer Anerkennung der Staatsgewalt mächtig; der sittlich politische Zustand dieser Masse war ohne Zweifel kein anderer, als ein gedankenloses Hinnehmen des Bestehenden, des Unabänderlichen. Dieser vordem gedanken- und gesinnungslosen Masse ist nunmehr ein gewisser Grad von Selbstbewußtseyn und von bestimmter Willensrichtung zu Theil geworden. Wenn aber gleich eine mächtige Veränderung in Bezug auf ihre sittliche und politische Bedeutung vorgegangen ist, so ist sie doch im Wesentlichen in ihren gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen dieselbe geblieben. Der Kreis ihrer Gedanken und ihrer Bedürfnisse befindet sich fast ausschließlich in dem Gebiete des materiellen Lebens. Früher also beruhte die Anerkennung, mithin die Festigkeit und Dauer der öffentlichen Gewalt auf dem sittlichen Gefühl des einsichtsvolleren Theils und auf der unbedingten Unterwerfung der Masse der Bevölkerung; jetzt wäre es zur vollständigen und dauerhaften Begründung einer solchen Anerkennung erforderlich, daß in den ersteren eine vollendete Ueberzeugung von der Macht und Würdigkeit der Besitzer der öffentlichen Gewalt, und in den letzteren ein Bewußtseyn der stetigen Beförderung ihres materiellen Wohlstandes lebendig würde.

Es ist gar nicht zu läugnen, daß eine bedeutende Verbesserung in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eines Volkes unmöglich durchgeführt werden kann, wenn nicht zugleich in derselben das religiöse und kirchliche Leben umfaßt wird. — Hier nun sind wir an dem Punkte angelangt, an welchem wir es aussprechen wollen, daß die Stellung Deutschlands in den Bewegungen der Gegenwart eine ausgezeichnet großartige und vor allen andern Ländern einflußreiche ist. In

keinem andern Lande von Europa hat ſich nämlich die Bedeutung dieſer Bewegungen in ihren drei Richtungen, der politiſchen, der kirchlichen und der gewerblichen, ſo gleichzeitig und ſo gleichmäßig geſtaltet. Gerade der Umſtand, den man von einem einſeitigen Geſichtspunkt aus ſo ſchwer und bitter beklagt, der Umſtand nämlich, daß das Syſtem der conſtitutionellen Monarchie in Deutſchland auf einer unvollſtändig entwickelten Stufe ſtehen geblieben iſt, macht es möglich, durch eine allgemeinere Auffaſſung der Bewegung in ihren drei Richtungen eine gleichförmige Befriedigung der Bedürfniſſe der Gegenwart ins Leben zu rufen; ja es iſt in Deutſchland noch möglich, was in England und Frankreich zur Unmöglichkeit geworden iſt: in der beſtehenden Form der politiſchen Ausbildung der Staatsgeſellſchaft einen neuen und vom bisherigen ganz verſchiedenen Entwicklungsgang eintreten zu laſſen, wenn durch die tiefere Erforſchung des Weſens der Zeitbedürfniſſe die Ueberzeugung entſtünde, daß in einer andern Form die politiſche Bewegung beſſer und gleichmäßiger mit der religiöſen und gewerblichen das Ziel erreichen könnte. Dieſer Vortheil iſt von viel größerer Bedeutung, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. In den Staaten, in welchen mit einer gewiſſen Hintanſetzung des gewerblichen und des religiöſen Prinzips das politiſche eine einſeitige Ausbildung erfahren hat, wird das Werk der Gegenwart auf unerwartete Hinderniſſe ſtoßen. Darüber aber müſſen wir uns deutlicher erklären, was wir unter dem Ausdruck einer einſeitigen Ausbildung des politiſchen Prinzips verſtehen. Man könnte uns nämlich einen auf unſtreitige Thatſachen gegründeten Widerſpruch entgegenſetzen, wenn wir behaupten wollten, daß z. B. in England das religiöſe und das gewerbliche Prinzip eine Vernachläſſigung erlitten haben, während man das politiſche Leben zu ſeinem hohen Grade der Ausbildung befördert hat. Dennoch wagen wir es in gewiſſem Sinne eine ſolche Behauptung auszuſprechen. Obgleich das religiöſe Element in den Einrichtungen der engliſchen Geſellſchaft eine höchſt einflußreiche Rolle ſpielt; obgleich ferner die gewerblichen Elemente, die Intereſſen des Handels und der Gewerbe eine unvergleichliche Macht und Ausbildung erlangt haben, ſo läßt ſich dennoch behaupten, daß beide, die gewerblichen

ſowohl als die religiöſen Zuſtände Großbritanniens jenem umfaſſenden Gedanken, der den Bewegungen der Gegenwart zu Grund liegt und den wir bereits nachdrucksvoll ausgeſprochen haben, weniger entſprechen, als die betreffenden Zuſtände irgend eines andern Landes des civiliſirten Europas. In Bezug auf das Gewerbliche iſt die Wahrheit dieſer Behauptung in und außer England ziemlich allgemein anerkannt; man weiß nur zu gut, daß die hohe Blüthe der engliſchen Induſtrie weit davon entfernt iſt, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Maſſe der Bevölkerung zu erſtrecken. Weniger bekannt, aber darum dennoch nicht weniger wahr iſt es, daß das religiöſe Inſtitut für einen äußerſt zahlreichen Theil der Geſellſchaft entweder gar nicht oder nur als eine drückende La„ vorhanden iſt. Es würde von unſerm Gegenſtande abführen, wenn wir uns auf die ausführliche Erörterung dieſes ebenſo wahren, als ſonderbaren Umſtandes einlaſſen wollten. Mehr zu unſerem Zwecke dienlich iſt die Anführung des Umſtandes, daß gerade in den höchſt ausgebildeten politiſchen Einrichtungen des Landes, in der eigenthümlichen Geſtaltung und Stellung der Gewalten das größte Hinderniß der Umgeſtaltung der gewerblichen und der kirchlichen Uebelſtände gelegen iſt. Gerade jetzt, wo durch die Geiſtes- und Willenskraft eines außerordentlichen Mannes eine gewerbliche Maßregel von großartiger Bedeutung durchgeführt werden ſoll, wird es ſich zeigen, welche unendliche Schwierigkeiten in der einſeitigen Ausbildung des politiſchen Syſtems ihren Urſprung genommen haben.

Es liegt uns daran, die Ueberzeugung feſtzuſtellen, daß die politiſche Bewegung ohne gleichzeitigen Gang mit der religiöſen Bewegung nicht zu ihrem Ziele gelangen kann. Obwohl es nicht in unſerm Plane liegt, auf das Weſen, den Urſprung und das Ziel der religiöſen Bewegung, die ſich jetzt in Deutſchland im Schooße der proteſtantiſchen ſowohl als der katholiſchen Kirche kund gibt, näher einzugehen, wollen wir doch auch dieſen Theil unſerer Anſichten durch geſchichtliche Betrachtung zu erhärten ſuchen. Wo immer etwas Großes und Wirkſames im Gebiete der Politik durchgeführt worden iſt, da war ſichtbarlich auch das religiöſe Element in Thätigkeit verſetzt; ſelbſt in der franzöſiſchen Revolution, die eine Zeitlang aller

umwebt ſie jetzt die größten Meere. Aber wirft ſie nicht vielmehr nur Völker der alten Welt an alle Ufer ferner Continente, als daß ſie die ſtarren Geſtalten der Autochthonen ergriffe? So weit unſer Blick zurückreicht, iſt faſt alle Cultur, alles Vorwärtsſchreiten im Raum, wie im Geiſt, nur eine Bewegung unſerer eigenen Race. Und wunderbar! indem dieſer privilegirte Stamm ſeine Zweige kräftig nach Weſt und Nord vortrieb und ſie mit Blüthen und Früchten bedeckte, ſtarb er rückwärts der Wurzel zu ab und ließ Völker in geiſtiger und ſittlicher Erſtarrung zurück. Wie viele Nationen, deren Boden einſt im Segen aller guten Geiſter wie ein Paradies blühte, und wo der Menſchengeiſt ſelbſt ein duftender Garten voll goldener Früchte war, ſehen jetzt träumeriſch rückwärts in eine große Vergangenheit und haben über dem Elend und dem Schmutz der engen Gegenwart den Glauben an eine Zukunft verloren!

Wir ſehen im Schoße anderer Racen, der mongoliſchen vorzüglich, Völker, welche ihre Geſchichte auf eigene Weiſe abgeſpielt; aber nach ſo oder ſo viel Schritten auf dem Pfade, der nach unſerer Vorſtellung zum großen Ziele der Menſchheit führt, waren ſie bange ſtehen geblieben oder troſtlos zurückgeeilt. Und neben und unter ihnen treiben ſich ſeit Uralters Stämme umher, unſers Wiſſens ewig unberührt von jenem Contagium geſchichtlicher Entwickelung, das die Völker in Gährung emporreißt, ſie groß und am Ende noch elender macht, als ſie zuvor geweſen. Noch vor vier Jahrhunderten war, rund um den europäiſchen Geiſtesherd, der größte Theil der Menſchheit in ſtarren Maſſen ausgegoſſen, marſchfertig, harrend des Ferments, das ihr von dort kommen ſollte. Und habt ihr ſie flüſſig gemacht mit der Flamme des Branntweins, hat es den Anſchein, als wollten ſie, mit dem Schießgewehr im Arm, gemeinſchaftlich mit euch eurem Ziel der Humanität zurücken? Nachdem unſere Habſucht vom Rande Afrikas Millionen ſeiner Kinder als Waare weggeriſſen, haben wir Hoffnung, den alten Zauber des Welttheils zu löſen und den Aethiopier für das Reich Gottes zu gewinnen? Für wie viele Völker wird am Ende mit dem erſten europäiſchen Schiff, das Indien um das Rund der Erde herum ſuchte, eine Aera des Glücks und der Liebe im Geiſt begonnen haben? Wie viele datirten von daher ihren völligen Untergang! und wohl ihnen vor ſo vielen

religiösen Einrichtungen entbehren zu können glaubte, findet diese Ansicht ihre Bestätigung; der kurze Zeitraum, in welchem man in Frankreich das religiöse Institut in Trümmer zerschlagen und bei Seite gelegt hatte, war auch in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht ein durchaus nur zernichtender, negativer. Sobald das Bedürfniß, eine neue gesellschaftliche Einrichtung an die Stelle des Schutts und der Trümmer zu setzen, sich geltend machte, erwachte auch wieder das religiöse Bedürfniß und selbst Robespierre sah sich veranlaßt, das Daseyn Gottes zu decretiren. Im Alterthum ruhten unstreitig alle politischen Einrichtungen auf der Grundlage von religiösen Einrichtungen, und obwohl diese Grundlage in der neuern Gesellschaft der Form nach nicht so offenbar anerkannt ist, so ist sie dem Wesen nach nicht minder angewendet worden, so daß eine Bewegung im religiösen Gebiete für den Bestand der Gesellschaft keineswegs unbedeutend seyn kann. Ja man kann mit gutem Grunde behaupten, daß die große Bewegung, die das Leben aller der Jahrhunderte, die wir die neuere Zeit nennen, umfaßt, in ihrem Ursprung eine durchaus religiöse gewesen ist. Von jenen kirchlichen Forschungen, welche die Reformation hervorgerufen haben und deren Zweck darauf hinging, das Joch des höhern Ansehens (der Autorität) abzuschütteln und sich unabhängig zu machen von der Botmäßigkeit der Ueberlieferungen, war es nur ein Schritt zu der Forschung über den Ursprung der Gewalten, und diese Forschung mußte ebenso gewiß zur Umgestaltung der politischen Einrichtungen führen, als die andere Forschung zur Reformation geführt hat. So ist das Verlangen nach einer Veränderung der politischen Verhältnisse ganz eigentlich auf dem Gebiete der kirchlichen Verhältnisse entsprungen. Die Thatsache also kann man als geschichtlich erwiesen ansehen, daß zum Bestand der Gesellschaft das religiöse Prinzip ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil ist und daß die Gesellschaft ihren Zweck der allmähligen, aber stetigen und unaufhörlichen Vervollkommnung nicht erreichen kann, wenn ihre Kräfte, statt in allen Richtungen gleichzeitig und gleichmäßig verbessernd zu wirken, sich einseitig in einer Richtung, etwa in der politischen, erschöpfen. Dieses ist in genauer Uebereinstimmung mit dem menschlichen Wesen an sich; so sehr man zuweilen das Gegentheil zu glauben

versucht ist, so bestätigt sich doch allzeit bei tieferer Forschung das vom menschlichen Gemüth unzertrennbare, wenn auch dunkle Bewußtseyn einer ewigen Bestimmung, und selbst der sinnlichste Mensch lebt nicht so gänzlich in der Gegenwart, wie es den Anschein hat. Dieses mit dem religiösen Gefühl innig verwandte Bekümmerniß um das Dauernde im Gegensatz zu dem Vergänglichen offenbart sich in verschiedener Weise; die Liebe zum Ruhme, zum Vaterlande, zur Nachkommenschaft, welcher so viele ihre Gegenwart opfern, sind Beweise davon, daß das Bewußtseyn der Unendlichkeit allzeit im Grunde des Menschenherzens ruht.

Wenn wir ferne sind vom Lande unserer Heimath, dann gedenken wir mit Entzücken der Tage, da wir unter den Bäumen lebten, die unsere Wiege beschatteten; das Thal, der Bach, der Wald, die unserm väterlichen Dache nahe waren, erscheinen oft vor unserem Gedächtniß. Die Wunder der Fremde mögen unser Auge erfreuen und unsere Einbildungskraft mit lebendigen Bildern füllen; aber keine seelenvollen Erinnerungen entsteigen dem Lande, das wir betreten, und die wechselnden Bilder gleiten unerkannt an uns vorüber. Alles ist neu und einsam; eine unaussprechliche Wehmuth durchdringt uns bei dem Tone der Menschenstimme, deren Worte uns nicht mehr die Laute zurückrufen, die wir in unserer Kindheit gestammelt haben. Wer ist so von Hochmuth verblendet, daß er es läugnen mag: der Verlust des religiösen Gefühls ist von einer ähnlichen Empfindung begleitet. Mit Wehmuth blicken wir rückwärts und tragen in uns das Gefühl einer gewissen Leere, die wir vergebens mit künstlich geschaffener Begeisterung für neue Gefühle auszufüllen bemüht sind. Es fruchtet nicht, durch unerbittliche Gedankenstrenge uns die Unhaltbarkeit des dunkeln Gefühls einzureden; wir werden nicht umhin können, des Verlornen mit Sehnsucht zu gedenken und einzugestehen, daß die Worte Fichte's: „wir werden alle im Glauben geboren," eine tiefe Wahrheit enthalten.

Eine ähnliche Empfindung wie diese webt dermalen als ein Gesammtgefühl durch die Gesellschaft; die Kraft des religiösen Bewußtseyns, als Stütze der gesellschaftlichen Ordnung und des Einklangs im öffentlichen Leben, ist gebrochen; die Unzulänglichkeit

der bestehenden kirchlichen Einrichtungen, die Zweifel an ihrer Aechtheit, die Verkennung des Kreises und der Grenzen ihrer Befugniß und Wirksamkeit sind die Quelle so vieler antisocialer Zerwürfnisse, daß dadurch ihr wohlthätiger Einfluß so ziemlich aufgehoben wird; das Bedürfniß der Wiederbelebung des religiösen Bewußtseyns und der Wiedererschaffung eines wohlthätigen Einklangs und wechselseitig belebenden Einflusses der bürgerlichen und der kirchlichen Einrichtungen ist in der jüngsten Zeit, namentlich in Deutschland so laut geworden, daß es vergebens wäre, sein Daseyn zu läugnen.

Wie aber diesem Bedürfniß Befriedigung schaffen? Wahrlich nicht durch das Hervorrufen von Sekten und Schulen, die wohl eine Anzahl von Jüngern um sich versammeln mögen, denen aber die Macht fehlt, in das Wesen der gesellschaftlichen Zustände erweckend und belebend einzugreifen. Im Alterthum mochten wohl einzelne Weltweisen ihre Sekten bilden und neben der Religion des Volkes, die auch die übrige blieb, ihren Schülern neue religiöse Ueberzeugungen schaffen; denn den alten Religionen mangelte das in sich abgeschlossene, vollendete Merkmal. Die alten Volksreligionen hatten mit dem Gefühl wenig zu schaffen; ihr Gebiet war das der Einbildungskraft; die christliche Religion hat das Eigenthümliche, daß sie den ganzen Menschen in allen seinen Richtungen erfassen will, und darum handelt es sich, zur Erfüllung des Bedürfnisses, das in den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart sich ausspricht, um die Erschaffung solcher Einrichtungen, welche dieser umfassenden Aufgabe entsprechen. Das Studium der Philosophen des Alterthums und ihrer Schulen führt unstreitig zu der Erkenntniß, daß der Mittelpunkt ihrer Lehren überall der Deismus gewesen ist; dieser hat in der christlichen Auffassung seine vollkommen positive Anerkennung gefunden und überdies sind die Grundwahrheiten der christlichen Sittenlehre so innig verwoben mit dem Wesen und Bestand unseres gesellschaftlichen Daseyns, daß ihre Ausscheidung die Zerstörung des letzteren zur Folge haben würde. Es steht sonach als unantastbarer Grundsatz fest, daß die religiöse Bewegung der Gegenwart nicht jenseits des Gebietes der christlichen Glaubens- und Sittenlehre führen darf. Doch scheint es unmöglich, den lebenden Geschlechtern die

Jugend des Glaubens und die Frische der Ueberzeugung zurückzuführen. Wir sind geboren in einem Zeitraum des Zweifels und erzogen in der Ertödtung jener geheimnißvollen Scheu vor der Nacktheit des verschleierten Bildes. Die Zeit jugendlicher Träume ist schnell und ohne bleibenden Eindruck an uns vorübergeflogen und wir sind zu Männern geworden, ohne Jünglinge gewesen zu seyn. Die Frucht eines jeglichen Schrittes im Leben ist eine neue Enttäuschung und nichts wird uns geboten, die Leere wieder auszufüllen, die im Innern unserer Seele entstanden ist. Enthält nicht diese Schilderung die Merkmale der herrschenden Krankheit unserer Tage? Gibt es nicht eine Unzahl von solchen, die gleichsam verstoßen aus der Erbschaft ihrer Väter und ihrer Hoffnungen baar selbst in ihrer Zukunft nur ein hohles Nichts erblicken? Man betrachte die Erzeugnisse der gegenwärtigen Literatur! Es wäre thöricht zu behaupten, daß dieselben nur als Geschmacksverirrungen einzelner Schriftsteller betrachtet werden müssen; sie könnten nicht entstanden seyn, wenn sie nicht der Wiederhall wirklicher Ansichten und Empfindungen wären. Die trostlose Nichtigkeitserklärung aller bestehenden Einrichtungen ist das vorherrschende Merkmal in den Erzeugnissen der Tagesliteratur, und wenn dieselbe auch wirklich nicht ihren Ursprung in den herrschenden Ansichten und Zuständen hätte, so würden die letzteren doch nicht ihrem Einfluß entgehen. Die Buchdruckerkunst ist da; die Gedanken und Träume des Einzelnen ersterben nicht mehr in dem Geiste, der sie erzeugt, in dem Herzen, das sie genährt hat; sie streben hinaus und verbreiten ihre Herrschaft in den Gemüthern der empfänglichen Menge. Wir sind überzeugt, daß es für die Heilung des allverbreiteten Uebels eines unwiderstehlichen Mißvergnügens über alle bestehenden Einrichtungen kein anderes Mittel gibt, als die Erschaffung gesellschaftlicher Zustände, die von dem religiösen Prinzip beseelt und durchdrungen sind. Es ist ein Irrthum, wenn man durch Verbreitung von Kenntniß und Aufklärung den Mangel des religiösen Gefühls ersetzen zu können glaubt. Ferne sey es von uns, dem Streben zur Verbreitung von Kenntniß und Aufklärung in allen Klassen der Gesellschaft nicht jeden möglichen Vorschub zu leisten; aber es ist leider unläugbare Thatsache, daß bei der Nothwendigkeit ihre Zeit und Mühe der materiellen

Arbeit zu widmen, die große Mehrzahl unmöglich zu einem einigermaßen hohen Grad von geistiger Bildung gelangen kann; selbst abgesehen davon, daß auch in der gebildetsten Klasse der Schatz von Kenntnissen nicht hinreicht, um das religiöse Gefühl zu ersetzen.

Es ist kaum möglich, bei dem offenbaren und augenscheinlichen Hervortreten der Zustände, der Gesinnungen und Stimmungen, die bei uns vorwalten, über das Wesen und die Beschaffenheit dieser Zustände, Gesinnungen und Stimmungen im Zweifel zu seyn. Man mag dieselben als erfreulich oder als verderblich ansehen, Niemand kann läugnen, daß sie vorhanden sind, und mit der Anerkennung ihres Daseyns muß bei einsichtsvollen und wohlwollenden Menschen nothwendig der Wunsch und das Streben verbunden seyn, durch die geeigneten Maßregeln die Gesinnungen und Stimmungen des Volkes mit den Zuständen auszusöhnen; denn nur dadurch kann der Zweck des Staats, die Sicherheit und der Wohlstand eine dauerhafte Begründung erhalten. Offenbar also und anerkannt von den Anhängern aller Parteien ist die Thatsache: es herrscht ein Zerwürfniß zwischen den Zuständen auf der einen, den Gesinnungen und Stimmungen auf der anderen Seite; ebenso offenbar der Wunsch und das Streben aller Verständigen und Guten, welcher Partei sie auch angehören mögen, dieses Zerwürfniß auszugleichen. Die verschiedenen Parteirichtungen aber lassen sich aufs einfachste so darstellen: daß die sogenannten Anhänger des Fortschritts eine thatsächlich eingreifende Umgestaltung der Zustände verlangen, um dieselben mit den Gesinnungen und Stimmungen in Einklang zu bringen, während die sogenannten Männer der Erhaltung eine Versöhnung der Gesinnungen und Stimmungen mit den bestehenden Zuständen und ihrer allmähligen Selbstentwicklung anstreben. In Bezug auf das höchste Endziel, den zu erschaffenden Einklang, sind also die Gutgesinnten aller Parteiungen einig. Wie schade, daß sie nicht sich vereinigen können über die Mittel zur Erreichung dieses Zieles, statt durch gegenseitige Erbitterung und Anfeindung diese Erreichung zu erschweren! Einige Worte zur Verständigung der Parteien möchten darum hier eine nicht ungebührliche Stelle

finden; für die Festgerannten sind solche Worte freilich in den Wind geredet; aber es gibt doch auf beiden Seiten eine Anzahl von solchen, die für die Stimme der Wahrheit empfänglich sind, selbst wenn sie von der entgegengesetzten Seite kommt, und an diese wenden wir uns mit Vertrauen. Jenen auf der Seite des Fortschritts sagen wir: „Die, gegen welche ihr euch mit so viel Heftigkeit erhebt, haben kein anderes Unrecht, als daß sie festhalten an einem Ideenkreise, der ihrer natürlichen Denkweise entspricht und von dessen Unrichtigkeit sie bis jetzt durch keine unwidersprechlichen Beweise überführt werden konnten." Ihren Gegnern aber möchten wir zu bedenken geben, daß nicht durch den Willen oder Frevel der Anhänger des Fortschritts die alten Stützen der Gesellschaft morsch geworden sind, sondern durch die unwiderstehliche Allmacht der Zeit. Wir möchten uns auf die Grenzen der beiden Welten stellen und in einem wohlwollenden Ueberblick beide umfassend den Gutgesinnten die rechten Wege zeigen. Wir wiederholen es, wenn eine Wahrheit auch dahin gelangt ist, sich von ihrer praktischen Geltung zur Zeit zurückzuziehen, so bleibt ihr doch der Anspruch auf ehrerbietige Beachtung und auf schonungsvolle Beseitigung. Es ist allzeit ein Beweis von Befangenheit und Beschränktheit, wenn nicht von böswilliger Verblendung, wenn man sich gegenüber den Meinungen und Personen der Andersdenkenden das Ansehen einer übermüthigen Geringschätzung geben will. Wer kann ohne Selbstverblendung behaupten, daß auf der Seite der Erhaltung nicht auch Geist und Kenntniß, nicht auch eine aufrichtige Redlichkeit der Gesinnung gefunden werde? Für Viele wäre es leichter und angenehmer, wenn ihre innere Ueberzeugung es ihnen erlaubte, mit der Bewegung der Zeit gleichen Schritt zu halten und mit der Menge zu gehen, wenn sie nur, sich lossagend von der innern Gesinnungstreue, auch mit der Menge denken könnten. Es gibt unstreitig Männer, und zwar gerade in der ausgezeichnetsten und einflußreichsten Klasse und Stellung, die trotz einer innern Scheu sich der Gesinnung und Stimmung der Neuerer zu befreunden, dennoch deren zunehmende Herrschaft anerkennen und sich bemühen die Versöhnungspunkte aufzufinden. Sie haben eingesehen, daß im Reiche der Geister eine Umgestaltung vor sich geht, und sie sinnen auf

Mittel, die Wirklichkeit zu retten vor den Gefahren, die mit dem Uebertritt jener Umgestaltung in das Gebiet des Lebens unvermeidlich verbunden sind. Möchte doch ihre Gesinnung und ihr Wille auch bei einsichtsvollen Gegnern die gebührende Anerkennung finden!

Einen vielleicht nicht unfruchtbaren Versöhnungspunkt könnte man in unserer bereits ausgesprochenen Andeutung finden, daß nämlich zu allen Zeiten die Anerkennung die Grundlage der Gewalt gewesen ist. Man würde uns aber gänzlich mißverstehen, wenn man in dieser Andeutung eine Bestätigung der Theorie des Gesellschaftsvertrags finden wollte; in der Familie findet auch Anerkennung statt, ohne daß man deßhalb einen Vertrag zwischen der väterlichen Gewalt und der Untergebung der Familienglieder voraussetzen darf. — Man könnte den Gedanken auch so ausdrücken, daß die öffentliche Meinung in wohlgeordneten Staaten, welches immer ihre politische Form seyn mag, allzeit einen vorherrschenden Einfluß ausübe. In früheren Zeiten aber war diese Macht der öffentlichen Meinung eine langsame und allmählige, während sie jetzt mit unglaublicher und heftiger Gewalt sich geltend machen will. Zuweilen erhebt sie sich wie ein Sturm und der Steuermann, welcher das Schiff führt, hat kaum Zeit, den schwarzen Punkt am Gesichtskreis, aus welchem sich das Gewitter entladen will, wahrzunehmen. Aus dieser Anschauung erhellt unwidersprechlich eine Wahrheit, deren allgemeine Anerkennung die Feindseligkeit der Parteienstellung wie mit einem Zauberschlag verbannen und ruhige Erörterung an die Stelle anarchischer Wühlereien setzen würde. Diese Wahrheit lautet: Die Freiheit der Presse ist für die Gewalthaber ein noch dringenderes Bedürfniß als für die Untergebenen. Sie ist im gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft so unentbehrlich, als die Sicherheitsklappen in den Dampfmaschinen. Dieses Bild mag niedrig seyn; es ist jedenfalls höchst bezeichnend. Tausend Verwicklungen würden sich freundlich lösen, wenn die Machthaber ihre Gespensterscheu vor der freien Presse überwinden könnten.

Für die bestehenden, aus der Vergangenheit in die Gegenwart überlieferten Einrichtungen und Zustände liegt

eine Bürgschaft ihrer Dauer nur darin, daß sie sich mit dem Neuen befreunden, dasselbe als einen Theil ihres Wesens in sich selber aufnehmen. Es ist das unabänderliche Loos jener Sterblichen, die mit ihrem Glauben, mit ihrer Liebe in der Vergangenheit wurzeln, im Kampfe mit der unüberwindlichen Zeit unterliegen und ihre Fahne sinken zu sehen. Wohl mag es ihnen schwer fallen, den Banden ererbter Gewohnheit sich zu entwinden und die Sprache der siegenden Macht zu erlernen; aber wenn die Nothwendigkeit gebietet, so ist es nicht ehrwürdige Gesinnungstreue, sich ihrem Gebote hartnäckig zu widersetzen; dem Weisen dagegen wird es gelingen, selbst auf der Bahn, auf welche ihn die Nothwendigkeit treibt, einen eigenen, seiner Würde und seinem Wesen entsprechenden Pfad zu wandeln. Denen, die im nutzlosen Widerstand gegen die siegende Zeit zertrümmert werden, wird die richtende Zukunft kein Ruhmesdenkmal setzen; nur der verdient und erwirbt die Glorie des Märtyrthums, der da stirbt im hehren Glauben an eine höhere Zukunft, für die er sich opfert. Kein Heldenmuth und keine Beharrlichkeit vermag es, lebendig und blühend zu erhalten, was der verhängnißvollen Macht der Vergangenheit anheimgefallen ist. Einen großartigen Beleg zu dieser Wahrheit überliefert uns die Geschichte in jenem gewaltigen, kühnen, geistesstarken Julian, der die alten Götter, die Zeugen der römischen Allmacht, wieder zur Herrschaft rufen wollte. Wenn hoher Heldenmuth und starke Thatkraft, wenn Selbstvertrauen und feste Beharrlichkeit der Anerkennung würdig sind, so verdiente sie vor vielen Ruhmvollen dieser beklagenswerthe Kaiser. Er kämpfte gegen die Zukunft; er fiel und die Geschichte nennt ihn den Apostaten.

Die Regierungen sind die natürlichen Beschützer des Bestehenden; ihnen also vor Allem liegt es ob, das Bestehende mit dem Werdenden zu befreunden. Kläglich ist es, wenn sie feige zurückbeben vor dem Heere neuer Ideen, das in das Bereich ihrer Völker hereinbricht, statt über dieses, wie über jedes andere Heer ihren siegreichen Herrscherstab zu schwingen. Nicht gleich einem unheilverkündenden Himmelszeichen sollte sie der Stern der Zukunft erschrecken, sondern auch ihrer Bahn sollte er befreundetes Licht verleihen. Der Stern, der den Weisen

des Orients als willkommener Führer diente, war ein Schreckensmal für das verblendete Auge des Herodes. Was half es ihm, daß er wüthete in dem Blute der Neugeborenen? Das Kind der Zukunft entging seinem mörderischen Schwerte. Lernt, ihr Gewarnten! Eine weise Regierung soll dem Strom der Zeit nicht willenlos folgen; ihn rückwärts zu drängen, vermag sie nicht; aber das vermag sie, ihn einem erwünschten Bette zuzulenken und als mächtige Herrscherin des Stromes die Welt mit ihrem Ruhme, mit der Bewunderung ihrer weisen Thatkraft zu erfüllen.

Ein merkwürdiges und bedenkliches Zeichen der Zeit ist allerdings die Hast der Thätigkeit, in welcher manche Neuerer alles Maß der Zeit zu verspotten bemüht sind; ihnen kann aber nicht durch Unterdrückung, sondern nur dadurch gesteuert werden, daß sich die Inhaber der Gewalt selbst der öffentlichen Meinung bemächtigen. Vordem mochte es genügen, mit der öffentlichen Meinung zu regieren; jetzt aber muß man durch dieselbe regieren, wenn man nicht Gefahr laufen will, durch sie regiert zu werden, d. h. der Anarchie, die man vermeiden will, geradezu anheimzufallen. Ja, es ist eine große Nothwendigkeit, die öffentliche Meinung recht zu kennen; dann nur wird man vermögen, sie zu leiten, und wo sie sich verirrt, ihr kräftigen Widerstand entgegenzusetzen; denn wir sind fern von der Ansicht, an die absolute Unfehlbarkeit aller ihrer Richtungen zu glauben. Sie kann irren, und wo sie irrt, dort kann nur die Weisheit der Einzelnen an der Spitze der Macht die Gesellschaft vor Zerrüttung bewahren. Hier ist eine der Klippen, welche die Kleingeister beider Parteien nicht zu umschiffen wissen. Im erhabenen Sinne des Wortes und in seiner das ganze Leben der Gesellschaft umfassenden allgemeinen Bedeutung ist die öffentliche Meinung allerdings unfehlbar und unwiderstehlich. Wenn aber die Inhaber der Gewalt ihre Stellung so sehr verkennen und herabsteigen wollten in das Gebiet der Einzelnheiten, um die wankende Meinung der Menge zur Grundlage und zum Maßstabe ihres Verfahrens zu benützen, dann würden sie bald ihre Blindheit und Schwäche zu bereuen haben. Es mag schwierig seyn, aber es ist in unsern Tagen die unerläßlichste und zugleich die heilsamste Eigenschaft eines

Staatsmannes, hierin das richtige Maß zu halten; keinem lautwerdenden, wahren Bedürfniß der Zeit ſein Ohr zu verſchließen und dennoch ſich niemals von dem Geſchrei des literariſchen und ungelehrten Pöbels betören zu laſſen. Es iſt nicht nur das Recht, es iſt die Pflicht der Inhaber der Gewalt, die Gegner der öffentlichen Ordnung zurechtzuweiſen. Die ſich berufen glauben als Dolmetſcher der öffentlichen Meinung aufzutreten, haben ohne Zweifel die Befugniß, ihre Anſichten zu entwickeln und zur Annahme vorzuſchlagen. Wenn ſie aber ſo weit gehen, dieſe Anſichten als maßgebend aufdringen und zu ihrer Geltendmachung die Leidenſchaften der Maſſen bis zur Gewaltthat entzünden zu wollen, ſo trifft ſie mit Recht die Schwere des Geſetzes, das die öffentliche Ordnung ſchützt.

Wir haben es ausgeſprochen, daß ein Zerwürfniß herrſche zwiſchen den Zuſtänden und den Stimmungen der Geſellſchaft, oder mit andern Worten, daß die beſtehenden Einrichtungen des öffentlichen Lebens als ungeeignet und unzureichend gelten, um den Wünſchen und den Bedürfniſſen des Volkes zu entſprechen. Dieſe Einrichtungen umfaſſen das Gebiet der Geſellſchaft in ſeinen drei Hauptrichtungen, der kirchlichen, der gewerblichen und der politiſchen. In allen drei Richtungen hat ſich in Deutſchland in der neueſten Zeit eine Bewegung, d. h. ein Verlangen nach Umgeſtaltung der beſtehenden Einrichtungen auf entſchiedene Weiſe kund gegeben. Die Wortführer der ſogenannten Partei des Fortſchritts haben das Vorhandenſeyn der Bewegung in allen drei Richtungen anerkannt; aber in merkwürdiger Uebereinſtimmung haben faſt alle und namentlich alle bedeutenden und einflußreichen Führer dieſer Partei ihre Bemühungen ausſchließlich dahin gerichtet, dem Verlangen nach Umgeſtaltung und Verbeſſerung, das ſich in den beſagten drei Richtungen gleichmäßig ausſpricht, nur in einer einzigen Richtung Gehör zu geben, und zwar in derjenigen, deren Mängel in der Maſſe des Volks weniger unmittelbar fühlbar werden, nämlich in der politiſchen Richtung. Zwar wurde die Beachtung der Bewegungen in der kirchlichen Richtung von den Wortführern der ſogenannten Fortſchrittspartei ebenfalls als eine wichtige Aufgabe anerkannt; allein es iſt offenbar, und kein aufrichtiger Anhänger dieſer Partei wird es läugnen wollen,

andern, denen der Branntwein des weißen, bärtigen Tyrannen der Erde den Leib, und ſeine Cultur die Seele vergiftet!

Iſt es nun ein Troſt für dieſen Jammer, für dieſes ſchauerlich tragiſche Loos der Menſchheit, wenn wir alle auffallende körperliche und geiſtige Bildung, wie ſie uns in den Racen entgegentritt, als Fratze unſerer eigenen Bildung auffaſſen? wenn wir in ariſtokratiſchem Dünkel behaupten, der im weißen Adam niedergelegte Keim körperlicher, geiſtiger und ſittlicher Schönheit habe ſich nur im allerkleinſten Theil der Menſchheit dem Ideal des Schöpfers gemäß entwickelt, die allergrößte Maſſe ſey abgefallen von dieſem Urbild, in körperliche Ungeſtalt, in geiſtige Dumpfheit, in ſittlichen Tod verſunken?

Nach der gemeinen Vorſtellung iſt die ungeheure Mehrzahl des Geſchlechts auf der Wanderung aus einem wunderbaren Paradieſe nord-, oſt- und ſüdwärts mannichfach körperlich und geiſtig verbildet und verzerrt worden. Allermittelſt hat ſich der auserwählte Stamm weſtwärts, dem Umſchwung der Erde titaniſch entgegenſtrebend, ausgebreitet, und als er am Ende die Grenzen ſeines Welttheils überfluthete, fand er an jedem Strande der Erde ſeine eigenen Abkömmlinge erſtarrt in der Verzerrung, und er vermag den Bann, der auf der Ungeſtalt und der verdumpften Seele ruht, mit ſeinem rein erhaltenen Geiſtesfunken nicht mehr zu löſen. Man erklärt kaltblütig, wie hier der Froſt, dort die Hitze den Augapfel in ſeine Höhle zurücktreibt, wie hier das unerſättliche Bedürfniß den Mund auseinanderreißt, dort die Wolluſt die Lippen wulſtet; wie unter dem ſchrägern Strahl der Sonne die Haut ſich bleicht und das Haar ſanfte Wellen ſchlägt, wie ihr lothrechtes Feuer den Kohlenſtoff ins malpigiſchiſche Netz bannt und die Haare aufrollt; wie vermeintlicher Volksunſinn die Köpfe der Neugebornen modelt, bis die Natur müde wird, ſymmetriſche Schädel zu wiederholen, und dem barbariſchen Schönheitsbegriffe ſich fügt. — Und wenn ſich ſo die Verſchiedenheiten des Menſchengeſchlechts erklären ließen, ſo müßte ſich das Gefühl vor der Befriedigung des Verſtandes gefangen geben. Dem iſt aber, Gottlob! nicht ſo: alle dergleichen Erklärungen ſammt und ſonders treffen nur untergeordnete Spielarten der Menſchheit, beziehen ſich immer auf eine Race, die ſie vorausſetzen, zurück, und laſſen das Problem der Racenbildung ſelbſt völlig unberührt.

daß in ihrer Schätzung die kirchliche Bewegung eine untergeordnete und nur insofern der dringlichen Beachtung würdig ist, als sie der politischen Bewegung förderlich und ihrem Zwecke dienlich erscheint. Dieser Zweck der politischen Bewegung aber ist nach einer gleichmäßig höchst bemerkenswerthen Uebereinstimmung der bedeutendsten Parteiführer offenbar die Umgestaltung der politischen Zustände unseres Vaterlandes nach dem Muster der politischen Einrichtungen der sogenannten Repräsentativstaaten, insbesondere Englands und Frankreichs. Die zahlreichen Anhänger der Partei, die durch den Bannspruch einer glänzenden Reihe von politischen Glaubensformeln in einem zauberhaft abgeschlossenen Gedankenkreise befangen sind, nehmen als eine ausgemachte Wahrheit die Behauptung hin, daß die Verwirklichung dieser politischen Einrichtungen in Deutschland an und für sich hinreichen würde, den Bedürfnissen der Gesellschaft Genüge zu leisten und alle Uebelstände des öffentlichen Lebens zu beseitigen. Einen solchen politischen Köhlerglauben darf man aber natürlich bei den gebildeteren und einflußreicheren Führern der Partei nicht voraussetzen. Sie können die offenbare Thatsache nicht in Abrede stellen, daß gerade die Länder, in welchen die von ihnen angestrebten politischen Einrichtungen seit langen Jahren vorhanden sind, unter dem Drucke der herrschenden Zeitübel am allermeisten zu leiden haben, und daß in diesen Ländern gerade das Zerwürfniß zwischen den Zuständen der Gesellschaft und den Stimmungen der Bevölkerung am allerschärfsten hervortritt. Da es ihnen im Angesicht dieser allbekannten Thatsachen ganz unmöglich fällt, die unmittelbare, allbeglückende Wirkung der so eifrig erstrebten Einrichtungen zu behaupten, so suchen sie die Rechtfertigung ihres offenbar einseitigen Strebens damit zu begründen, daß sie von der Ansicht ausgehen: es sey unmöglich, unter der Herrschaft der dermaligen politischen Einrichtungen in Deutschland eine umfassende Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände (mit Einschluß der politischen) in allmähliger Entwicklung anzustreben; die in Deutschland noch geltende Willkürherrschaft der Regierungen lege der wohlthätigen und freien Selbstentwicklung der öffentlichen Zustände unübersteigliche Hindernisse in den Weg; die erste und nothwendigste Bedingung zur Erreichung des Ziels der Bewegungen sey die Herstellung

eines öffentlichen Rechtszuſtandes, durch welchen es den Handhabern der Gewalt unmöglich gemacht würde, in das Rechtsgebiet der Staatsangehörigen willkürlich einzuſchreiten, und da dieſe Vorbedingung in Deutſchland noch nicht zur Erfüllung gelangt ſey, ſo erheiſche der natürliche und nothwendige Gang des öffentlichen Fortſchritts, daß man alle möglichen und erdenklichen Mittel und Kräfte in Bewegung ſetze, um vor Allem dieſe Vorbedingung zu erfüllen, was nur auf politiſchem Wege durch die Herſtellung eines vollendeten Repräſentativſtaates geſchehen könne. — Wir glauben, daß in Vorſtehendem die Entwicklung des Gedankenganges der Führer der ſogenannten Fortſchrittspartei in einer Weiſe enthalten iſt, welcher ſie ſelber ihre Beiſtimmung und Anerkennung ſchwerlich verſagen würden. In dieſer Vorausſetzung ſtellen wir uns ihrer Anſicht entgegen und wagen es zu behaupten, daß ihre Auffaſſung der öffentlichen Zuſtände unſeres Vaterlandes, namentlich im Vergleich zu jenen von Frankreich und England, im Weſentlichen falſch und unbegründet, und daß die auf dieſe Auffaſſung gebauten Folgerungen in ſophiſtiſcher und unhaltbarer Weiſe dargeſtellt ſind. Ferne ſey es von uns, die empfindlichen Mängel in den politiſchen Einrichtungen unſeres Vaterlandes in Abrede zu ſtellen; einen der bedeutendſten, nämlich die Beſchränkung der Preſſe, hatten wir bereits zu rügen Gelegenheit, und niemand kann eifriger wünſchen als wir, daß alle mangelhaften Zuſtände unſeres öffentlichen Lebens eine Verbeſſerung erfahren möchten. Grundfalſch aber iſt es zu behaupten, daß der dermalige öffentliche Rechtszuſtand in den deutſchen Staaten es unmöglich mache, die Verbeſſerung der öffentlichen Einrichtungen in umfaſſender Weiſe und in ihrer naturgemäßen Entwicklung zu erzielen; grundfalſch iſt es gleichfalls zu behaupten, daß die Vorbedingung zu einer ſolchen Verbeſſerung die vollendete Herſtellung des ſogenannten Repräſentativſyſtems ſey. Auf eine in eigener Anſchauung und Erfahrung begründete Kenntniß der Wirkungen dieſes Syſtems gründen wir die Anſicht, daß dieſe Herſtellung in dem Sinne, in welchem es in einem Theile von Europa bereits herrſchend iſt, für unſere deutſchen Verhältniſſe nicht einmal wünſchenswerth wäre. Abgeſehen aber davon wird man uns kaum widerſprechen können, wenn wir behaupten, daß dieſes

System die höchste Ausbildung erlangt haben könnte, ohne daß darum die Gesellschaft in den wesentlichsten Richtungen ihres öffentlichen Lebens dem erwünschten Ziele auch nur einen Fuß breit näher gerückt würde. Im Gegentheil scheint es uns offenbar, daß die Durchführung gewisser heilsamer Maßregeln, die in das gesellschaftliche Daseyn des Volkes tief einzugreifen geeignet sind, mit viel geringeren Schwierigkeiten der Ausführung zu kämpfen hat, wenn den Inhabern der öffentlichen Gewalt ein gewisser Spielraum ihres Wirkens gelassen ist, der aber natürlich kein Spielraum despotischer Willkür seyn darf, sondern seine gesetzlichen, unüberschreitbaren Grenzen haben muß. Diese Grenzen sind in Deutschland ebenso unverletzlich als in irgend einem andern Land, obgleich sie bei uns unstreitig weiter als anderwärts gezogen sind. Diesen letzteren Umstand, welcher den Stoff zu den bittersten Anfeindungen der Zustände unseres öffentlichen Lebens liefert, halten wir gerade für günstig für die Erfüllung der großen Zeitaufgabe, für die Wiederversöhnung der Stimmungen mit den Zuständen des Volkes, für die Verwirklichung des umfassenden Grundgedankens der Gegenwart.

Wir würden die gegenwärtige Abhandlung zum Umfang eines ausführlichen Werkes ausdehnen, wenn wir in der Entwicklung unserer Ansichten weit genug gehen wollten, um unsere Meinung darüber auszusprechen, wie und in welcher Weise Deutschland seine Aufgabe, seinen großen Beruf in den Bewegungen der Gegenwart zu erfüllen habe. Ohne eine ausführliche Darlegung der ganzen Folge unseres Gedankenganges über diesen Gegenstand würden wir Gefahr laufen, zu großen Mißverständnissen Anlaß zu geben. Eine Andeutung jedoch erlauben wir uns, dahin gehend, daß durch die geeigneten Einrichtungen in dem gemessenen Raume der Gemeinde die letztere dahin gelangen soll, daß sie gegenüber den Wünschen und Bedürfnissen des politischen, des gewerblichen und des kirchlichen Lebens ihren gleichmäßig wohlthätigen Einfluß auf die Gesammtheit der Gemeindemitglieder erstrecke.

Ein tiefes und inniges Gefühl ist lebendig in dem Geschlechte der Menschen und gibt ihm die erhabene Gewißheit, daß die Geschicke der Gesellschaft, in welcher sich die menschliche Bestimmung erfüllen muß, einem ewig unantastbaren Gesetze folgen.

Dieses Gefühl ist heilig; es ist so zu sagen das Gefühl des Volksgewissens, das sich in großen Momenten und insbesondere bei allen Verirrungen von dem Pfade der socialen Bestimmungen offenbart. Wir sind angelangt in einem solchen Zeitpunkte, in welchem die Geschicke der Zukunft eine neue Entwicklungsbahn finden müssen; das Schiff ist die Beute bewegter Wellen und eine neidische Wolke verhüllt den leitenden Polarstern. Doch blicken wir mit Vertrauen und Zuversicht in die Wogen; wir fühlen es, wenn wir auch den Gang der Entwicklung noch nicht deutlich erkennen, daß der Stern des Heils erstehen muß. Dem unbekannten Gotte der Zukunft haben wir einen Altar errichtet und von ihm erwarten wir die Gesetze unserer gesellschaftlichen Wohlfahrt. So sehr haben sich die Zeitgenossen dem Dienste dieses Gottes hingegeben, daß ihnen die vielbewährte Regel, daß das Verständniß der Zukunft auf der richtigen Würdigung der Vergangenheit beruht, beinahe verloren gegangen ist. Auf ungebahnten Pfaden geht die Bewegung der Gegenwart vor sich und die leitenden Grundsätze haben kein Zeugniß bewährter Erfahrung für sich. Die Erinnerungen verwunden das Gefühl der Aufstrebenden; sie fürchten, daß ein Flecken der alten Niedrigkeit an diesen Erinnerungen kleben möchte. Diese Furcht vor der Vergangenheit beruht jedoch nur auf einer Unkenntniß des Wesens der Gesellschaft und ihrer ewigen Bestimmung. Die rechte Würdigung und Anerkennung der geschichtlichen Ueberlieferungen ist eine unerläßliche Bedingung, in rechter Weise auf die Gestaltung der Zukunft aus der Gegenwart einzuwirken. Gerade in dem jetzigen Standpunkt der geistigen Entwicklung und der vorurtheilsfreien Kritik öffnet uns die Geschichte eine neue, großartige Laufbahn; eine reiche, neue Welt ist hier zu entdecken und zum Heile der Gesellschaft auszubeuten. Die Muse der Geschichte ist die jüngste der Musen, und trotz des geistigen Aufwandes, den die ausgezeichnetsten Genien der alten und neuen Zeit der Bildung und Erziehung dieser Muse zugewendet haben, ist es kaum in der allerneuesten Zeit gelungen, sie zur Fertigkeit einer vernehmlichen Sprache heranzubilden. Bis auf diese neueste Zeit war die Geschichte, insbesondere die Geschichte des Ursprungs der Völker, nichts anderes als eine geschriebene Mittheilung jener alten, mündlichen

Ueberlieferungen, die man ziemlich treffend als eine in Prosa umgesetzte Dichtung bezeichnen könnte. Darin erblicken wir eine der erfreulichen Bürgschaften für die Entwicklung glücklicher Gesellschaftszustände, daß es der neuesten Zeit gelungen ist, neue, in früherer Zeit ganz unzugängliche Mittel und Quellen zur richtigen Erkenntniß und Beurtheilung des Geistes und der Zustände entschwundener Jahrhunderte aufzufinden. Die wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, der Geologie und ähnlicher Zweige des menschlichen Wissens geben den geschichtlichen Forschungen eine neue, sichere Grundlage. Wer mit Einsicht und Nutzen beitragen will zur glücklichen Gestaltung der künftigen Einrichtungen, dem geziemt es vor allem, denen der Vergangenheit ein ernstes Studium zuzuwenden; gar manche thörichte, unreife und ihrem Wesen nach feindselige Eingriffe in den natürlichen Entwicklungsgang der öffentlichen Zustände würden unterbleiben, wenn dieser Rath eine allgemeinere Beachtung fände. — Man glaube nicht, daß eine nähere Beurtheilung der geschichtlichen Forschung unserem Gegenstande fremd sey; aus der Art und Weise, wie man die Geschichte zu schreiben und zu beurtheilen im Stande ist, läßt sich, wie in einem zwar umgekehrten, aber dennoch ganz genauen Bilde erkennen, inwiefern man im Stande seyn wird, die Gestaltung der gegenwärtigen Zustände zu erkennen und auf dieselben wohlthätig einzuwirken. Darum wird uns noch ein Wort über die Vergleichung der alten Historiker mit jenen der Neuzeit vergönnt seyn. Es scheint uns nämlich, daß der Geist der alten Geschichtschreiber die Aufgabe und den Zweck der Geschichte gewissermaßen herausgefühlt und in seinen geschichtlichen Darstellungen des alten Völkerlebens der Erreichung desselben weit näher gekommen ist, als die Geschichtschreiber der Neuzeit, welche sich auf die Darstellung der Angelegenheiten der Staaten und ihrer Lenker, der Fürsten und Großen der Erde, meistens ausschließlich verlegten. Erst in der allerneuesten Zeit hat man wieder, in Folge der erweiterten Kenntniß und schärferer Reflexion, auf die Bahn eingelenkt, welcher die Alten in ihrer geistigen Frische und Unbefangenheit gewissermaßen unwillkürlich folgten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, fühlt man sich versucht zu behaupten, daß die alten Dichter wahrhaftige

Geschichtschreiber gewesen sind; denn in ihnen finden wir heute noch die besten Quellen für die Geschichte des Menschen und der Menschheit. Die Geschichtschreiber, denen es meistens mehr darum zu thun ist, ihren Geist und ihr Urtheil glänzen zu lassen, als um die Wahrheit, haben die Ereignisse nicht hoch genug aufgefaßt. Befangen in einem Kreise eigener und persönlicher Ansichten und Meinungen können sie sich höchstens zu der Stufe geschichtlicher Gerechtigkeit erheben, daß sie die den abweichenden Ansichten günstigen Thatsachen unentstellt lassen. Bis zu jenem Grade geschichtlicher Unbefangenheit, der einen Gesammüberblick der Wahrheit in einem Zusammenhang der Dinge gestattet, können sie sich selten erheben. Auf ihm aber stehen die historisch-prophetischen Dichter der Alten; auf ihm steht Homer, wenn er den Alcinous sagen läßt: „Die Götter haben zugelassen, daß Ilion in Trümmer falle und daß der Tod eine große Anzahl von Helden erreiche, damit daraus die Dichtkunst nützliche Lehren schöpfe zum Heile der kommenden Geschlechter."

Wir bitten die Leser, den Gedanken, den wir als den umfassenden Grundgedanken der Gegenwart bezeichnet haben, noch einmal scharf ins Auge zu fassen. „Die Einrichtungen der Gesellschaft sollen ihren wohlthätigen Einfluß auf Alle gleichmäßig erstrecken." Wir glauben nach dem bisherigen Inhalte dieser Abhandlung kaum verpflichtet zu seyn, ausdrücklich anzuführen, daß in unserer Auffassung dieses Gedankens wir von jeder Hinneigung zu dem communistischen und demokratischen Prinzip ferne bleiben. Der Einfluß der öffentlichen Einrichtungen soll gleichmäßig seyn für alle Klassen der Gesellschaft; d. h. die Sorge für die Sicherheit und Wohlfahrt der Staatsangehörigen soll sich auf Alle gleichmäßig erstrecken, nicht der Begünstigung der einen oder der andern Klasse ausschließlich und mit Vernachlässigung der andern zugewendet seyn. Dieses ist wohl augenscheinlich verschieden von einem gleichmachenden oder communistischen Einfluß. Der Unsinn und die Abgeschmacktheit einer socialen Gleichheit liegt fern von unsern Bestrebungen und Wünschen; der Allen gleichmäßige wohlthätige Einfluß der öffentlichen Einrichtungen soll darum das Wesen und die Stellung der gesellschaftlichen Klassen nicht verändern. Die wohlthätige Sonne sendet ihre

belebenden Strahlen ohne Vorliebe und Begünstigung allen Erzeugnissen des Bodens, und alle erfreuen sich ihres gesegneten Einflusses im gleichen Maße; darum aber entwickelt sie doch aus dem einen Keime eine organische Bildung, die dazu bestimmt ist, duftende und prangende Blüthen zu tragen, während das Erzeugniß des andern in unbeachteter Verborgenheit sein blüthenloses Daseyn vollendet; ein jegliches nach seinem Wesen.

In diesem Sinne die gleichmäßige Wohlthätigkeit des Einflusses der öffentlichen Einrichtungen und Anstalten auf alle Klassen der Gesellschaft zu verbreiten, scheint uns in der Stellung und Aufgabe Deutschlands mehr als in der irgend eines andern Landes zu liegen; die Stufe der Entwicklung des öffentlichen Lebens, des Verhältnisses der Staatsgewalt zu den Staatsangehörigen scheint uns in Deutschland mehr als in irgend einem andern Lande der umfassenden Lösung der großen Aufgabe günstig zu seyn. Ein Jeder, der sich nur so viel Freiheit des Geistes bewahrt hat, um auf einen Augenblick herauszutreten aus dem Kreise der Parteibefangenheit und des Vorurtheils, wird eingestehen müssen, daß es eine arge Uebertreibung ist, wenn man behauptet, dieses Verhältniß sey das der Willkür auf der einen, und der Rechtlosigkeit auf der andern Seite. Es gibt keinen einzigen Staat in Deutschland, in welchem nicht klar und fest aufgestellte Grundsätze des öffentlichen und des privaten Rechtes bestünden, deren Verletzung für die Regierungsgewalt eine sachliche ebenso wohl als eine sittliche Unmöglichkeit ist. In den meisten deutschen Staaten ist dagegen das Gebiet der öffentlichen Gewalt weit genug, um die Handhaber derselben in Stand zu setzen, die Anstalten und Einrichtungen des öffentlichen Lebens in seinen oftmals erwähnten drei Richtungen so zu gestalten, daß sie zur Erreichung des großen Zweckes, zur Verwirklichung des Zeitgedankens geschickt sind, ohne daß ihnen (den Handhabern der öffentlichen Gewalt) das Vorurtheil und der Eigennutz derer, die sich die Vertreter des Volkes nennen, und die gar oft nur die Vertreter ihrer Anmaßung, ihres Dünkels und ihrer Selbstsucht sind, hindernd in den Weg treten dürfte. Wenn man die Wahrheit dieser Behauptung läugnet, so beweist man dadurch, daß man mit dem Wesen und der Beschaffenheit der öffentlichen Verhältnisse der als Muster

des Repräſentativſyſtems geltenden Länder gänzlich unbekannt iſt. Wer könnte z. B. den Verhandlungen der franzöſiſchen Kammer ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden und es läugnen, daß oftmals Vorſchläge und Unternehmungen, welche das geiſtige und leibliche Wohl aller Klaſſen zu befördern geeignet wären, und welche von den Handhabern der ausübenden Gewalt eifrig gewünſcht werden, an dem Eigennutze und Vorurtheile der Wächter der conſtitutionellen Freiheit ſcheitern! Selbſt die Einrichtungen *politiſcher* Ordnung, die von den Anhängern der Bewegungspartei als Zweck und Ziel ihres Strebens hauptſächlich hervorgehoben werden, ſcheinen uns unter dem jetzigen Standpunkt des öffentlichen Lebens in Deutſchland ihrer Herſtellung näher zu ſeyn, als in den oftерwähnten Muſterſtaaten. Eine vereinfachte Staatsverwaltung, eine ſchnelle und wohlfeile Rechtspflege, eine volksthümliche Ausbildung des Erziehungsweſens, eine ſparſame und zweckmäßige Einrichtung des Finanz- und Steuerſyſtems, dieſe und ähnliche Gegenſtände mögen in Deutſchland mit weniger Mühe und Hinderniß als anderwärts einem hohen Grade der Vollkommenheit zugeführt werden. Der Weg aber, um zu dieſem Ziele vollkommener Einrichtungen zu gelangen, iſt nicht, wir wiederholen es, ſo zu finden, daß man dort, wo bereits das conſtitutionelle Syſtem feſten Fuß gefaßt hat, daſſelbe mit Aufgebot aller Kräfte und mit Hintanſetzung aller Rückſichten in Sinn und *Form* nach der Vorſchrift der repräſentativen Muſterſtaaten einſeitig politiſch auszubilden bemüht iſt, und daß man dort, wo das conſtitutionelle Syſtem noch in ſeiner erſten Entwicklung befangen iſt, gerade auch nur dieſe Muſterform als einziges Entwicklungsmittel bezeichnet und jeden Vorſchlag eines andern Entwicklungsgangs als dem *Fortſchritt feindlich* verdächtigt. Wir wollen die *vorhandenen* Mängel in den öffentlichen Einrichtungen unſeres Vaterlandes nicht verkennen, und wir glauben, daß die Befugniß, Maßregeln, von denen man eine verbeſſernde Wirkung hofft, zum Vorſchlag zu bringen, *keinem* Mitgliede der Staatsgeſellſchaft benommen werden ſollte; auch *jenen* nicht, welche in Erweiterung und Vermehrung der politiſchen Rechte des Volkes, d. h. in der Einſchränkung des Gebietes der Regierungsgewalt das vorzüglichſte Mittel zur Beförderung des

öffentlichen Wohles erblicken. Nur sollen sie sich hüten, der Anwendung dieses Mittels eine solche Wunderkraft für die heilsame Lösung aller Fragen der Gegenwart zuzuschreiben, daß es als nöthig erscheint, alle Kraft und allen Eifer nur dieser einen Richtung zuzuwenden. Durch solche ausschließliche Verfolgung ihres einseitigen Strebens geben sie einen hinreichenden Anlaß zu dem Vorwurfe, daß es ihnen nicht sowohl um Beförderung des allgemeinen Wohles als um Genugthuung für ihre eigenen, persönlichen Rücksichten zu thun ist. Es kann nämlich nicht übersehen werden, daß die Ausübung eines wirksamen Einflusses auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, die als politisches Recht im Namen des Volks in Anspruch genommen wird, doch eigentlich nur den Wortführern, die der reichern und angesehenern Klasse angehören, zu Gute kommt. Es ist ein natürlicher und unvermeidlicher Ausfluß aus dem jetzigen Zustande unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, daß bei Bildung einer ständischen Versammlung die Volkswahl sich großentheils jenen zuwendet, die sich durch größern Besitz in einer bevorzugten Stellung befinden. Auf ihnen lastet weniger fühlbar der Druck gewerblicher Mißstände und von dem, was dem Volke am meisten Noth thut, werden sie unmittelbar nicht dringender mitbetroffen als die Regierenden selber. Wenn sie daher, statt auf die letztbezeichneten Mißstände verbessernd einzuwirken, die ganze Macht ihres Einflusses nur dazu verwenden, das Gebiet dieser Macht zu erweitern, so hätte das Volk am Ende, wenn ihr Streben mit Erfolg gekrönt würde, nichts anderes gewonnen, als daß die öffentlichen Angelegenheiten von andern Händen und in anderer Weise, jedoch keineswegs mit größerem Nutzen für die Gesammtbevölkerung als früher verwaltet würden. Die neueste Geschichte kennt solche Beispiele von Erweiterungen des politischen Rechtsgebietes des Volkes und seiner Vertreter; aber die spätern Erfolge dieser Erweiterungen erscheinen nicht so glänzend, daß sie die großen Opfer und Anstrengungen rechtfertigen könnten, die man um ähnlicher Erfolge willen in Anspruch nehmen möchte.

Wenn wir den Verhandlungen gewisser Ständeversammlungen, namentlich dort, wo das Repräsentativsystem zum höchsten Grade seiner Ausbildung in Deutschland gediehen ist, eine ernste

kritiſche Beachtung zuwenden; wenn wir wahrnehmen, mit welchem Feuereifer die Bedeutſamkeit politiſcher Formfragen hervorgehoben wird, während den dringendſten Bedürfniſſen der Zeit kaum eine ſpärliche Beachtung zu Theil wird, ſo können wir nicht umhin, die politiſche Pathologie dieſer ſogenannten Fortſchrittsmänner mit jener mephiſtopheliſchen Anſicht von der Heilkunde zuſammen zu ſtellen, die auch das „ewige Weh und Ach, ſo mannichfach, aus einem Punkte nur kuriren“ will.

Wir wollen, daß die bürgerliche Freiheit zugleich mit der kirchlichen Wiedergeburt und dem gewerblichen Gedeihen der Geſellſchaft durch organiſche Entwicklung und Uebertragung aus der Gemeinde in die weitern Kreiſe des geſellſchaftlichen Organismus erſchaffen werde. Der Raum einer Zeitſchrift iſt nicht genügend, um dieſen Gedanken im Einzelnen auszuführen; wir ſind jedoch überzeugt, daß eine erfolgreiche Verwirklichung deſſelben auf dem Boden der jetzigen öffentlichen Einrichtungen Deutſchlands leichter als anderwärts ſtattfinden könnte. Möchte derſelbe nur der Beachtung derer, die Macht und Willen haben, würdig erfunden werden; die Wege der Ausführung dürften ihm nicht ferne liegen.

Der Mensch ist das edelste Produkt der Kraft, welche an der Oberfläche der Erdkugel im Ablauf unendlicher Zeit eine so überwältigende Fülle und Mannichfaltigkeit lebender Wesen hervorrief und durch zahllose Geschlechter führte. Wie das Ding, das den Menschen zum freien, selbstbewußten, über sich und den letzten Grund aller Dinge räsonnirenden Wesen macht, nach Grad und Art sich zu dem verhält, was im Thier fühlt, bemerkt, ergreift, abstößt und träumt; wie dieser wunderbare Funken im Menschen zum Ferment wird, das ihn im ursprünglichen Zustande ergreift, in die Gesellschaft hinreißt, und hier sein Wesen zu einer Fülle eigenthümlicher Formen ausbilden läßt: — dies ist die ewige Aufgabe der Philosophie des Geistes und der Philosophie der Geschichte. Wie sich aber auch die Natur des Menschen zum Uebersinnlichen verhalten mag, er wurzelt mit der einen Hälfte seines Seyns in und an seiner sinnlichen Mutter, der Erde, und unter allen vernünftigen Voraussetzungen muß nicht nur die natürliche Spaltung und Verbreitung seines Geschlechts, müssen auch die ursprünglichen, instinktiven, ihm als Gattung zukommenden Triebe dem, was wir bei den Thieren, zunächst den höheren Thieren beobachten, analog und damit commensurabel seyn. Er muß es sich gefallen lassen, daß die Beobachtung seine natürliche Geschichte mit der der Thiere beleuchtet. Alle Vorzugsrechte, die er in den genannten Beziehungen für seine Gattung in Anspruch nahm, haben ihn, wenn er sie begründen wollte, mit aller Anschauung und seinem eigenen Verstande in Conflict gebracht.

Es kann hier nicht unser Zweck seyn, erschöpfend den Beweis zu führen, daß die Abstammung der ganzen Menschheit von einem weißen Urstamm unter den jetzigen klimatischen Verhältnissen der Erde aller Naturanschauung und Beobachtung widerspricht, daß alle jetzigen Einflüsse von außen, daß auch die Reaction des Menschen gegen die Natur die Racenbildung nicht erklären können. Wir beschränken uns auf die hauptsächlichsten Andeutungen. Wer die bisherige gemeine Vorstellungsweise scharf widerlegt sehen will, den verweisen wir in der Anthropologie von Steffens auf den Abschnitt, wo er, der Mystiker, ganz unparteiisch den empirischen Naturforscher sich aussprechen läßt.

Blumenbach und die meisten vor und nach ihm, welche die Einheit des Menschengeschlechts auf beschränktem Standpunkt

Technische Bemerkungen
über
Münzwesen.

Wenn man von dem Grundgedanken der Münze — wonach dieselbe ein abgewogenes Stück Metall mit darauf gestempelter Angabe seines Gewichts und Gehalts ist — ausgeht, so hat man, um zu dem Ideal einer vollkommenen Münze oder auch nur zu dem jetzigen Zustande des Münzwesens zu gelangen, eine lange Reihe verschiedenartiger Erfindungen zu durchlaufen, deren allmählige praktische Einführung in den Geldsorten der auf einander gefolgten Zeitalter dokumentirt vor uns liegt. Ueber den Gegenstand ist viel geschrieben worden, aber von der rein technischen Seite hat man die Beschaffenheit der Münze wohl am wenigsten oft aufgefaßt. Gleichwohl läßt sich einer Betrachtung aus diesem Gesichtspunkte ein Interesse abgewinnen, welches um so wesentlicher ist, als es sich mit vielfachen Fäden an die Sicherheit wie an die Bequemlichkeit des Geldumlaufes, also des allgemeinen gesellschaftlichen Verkehrs anknüpft.

Unsere Absicht geht dahin, in den folgenden Zeilen die Münze als ein Gegebenes in Betrachtung zu ziehen, Schritt für Schritt die technischen Beschaffenheiten derselben nach dem gegenwärtigen Zustande zu schildern und ihr das theoretisch entwickelte Ideal der Vollkommenheit gegenüber zu halten, damit sich ergebe, inwiefern sie demselben bereits nahe komme. Alle münzgeschichtlichen und staatswirthschaftlichen Fragen gehören

demnach ebenso wenig als die Erörterungen über Münzfüße und über die Einzelheiten der Münzenfabrikation zu unserer Aufgabe. Vielleicht will es manchem Leser scheinen, als ob zufolge dieser Einschränkung wenig mehr zur Besprechung übrig bleibe; wir hoffen ihn aber vom Gegentheile zu überzeugen, und würden sehr befriedigt seyn, wenn unsere Darstellung ihm hin und wieder ein neues Gesichtsfeld zu eröffnen so glücklich seyn sollte. Immerhin dünkt uns, als ob schon eine Vergleichung der Stufe, auf welcher die Leistungen der Münzkunst in verschiedenen Ländern zur Zeit stehen, einigermaßen anziehend seyn könnte.

I. Material der Münzen.

Von jeher sind Gold, Silber und Kupfer die Metalle gewesen, welche man zum Vermünzen angewendet hat; neuerlich erst ist das Platin mit in die Reihe getreten, und zwar in Rußland (seit Entdeckung der dortigen reichen Platinfundorte), angeblich auch in einem oder anderem der südamerikanischen Staaten. Doch hat man in Rußland die Prägung der Platinmünzen kürzlich wieder eingestellt, sogar die vorhandenen eingewechselt und außer Kurs gesetzt, daher dieses Metall überhaupt keine Wichtigkeit für unsern gegenwärtigen Zweck hat.

Als allgemeines Werthvergleichungsmittel kann in einem Staate jeweilig nur ein einziges der zu Münzen verarbeiteten Metalle angewendet werden, indem diesem gegenüber die anderen alle als Waare von schwankendem, durch Conjunkturen bestimmtem Werthe erscheinen und ein fester Preis derselben sich nur durch künstliche Mittel für einen sehr beschränkten Umlaufskreis erhalten läßt. In fast allen Staaten ist das Silber als allgemeines Werthbestimmungsmittel zur Anwendung gebracht, weil dieses in der größten Menge ausgemünzt zu werden pflegt und auch von der Natur in weit größerer Quantität dargeboten wird als das Gold. Letzteres erhält unter diesen Umständen einen veränderlichen Preis dergestalt, daß der momentane Handelswerth der Goldmünzen (in Silbergeld ausgedrückt) nicht nur mehr oder weniger von ihrem Nominalwerthe verschieden ist, sondern auch von Zeit zu Zeit sich etwas erhöht oder erniedrigt. Das Erstere offenbart sich hauptsächlich bei solchen

Goldmünzen, deren Nominalwerth in frühern Zeiten bestimmt wurde, als das Werthverhältniß gleicher Gewichtmengen Gold und Silber beträchtlich anders stand, namentlich das Gold wohlfeiler war als jetzt; wie z. B. bei den deutschen Dukaten, Fünf- und Zehnthalerstücken, welche gegenwärtig sämmtlich mit Agio bezahlt werden. Den Goldmünzen neuerer Schöpfung, bei deren Gewichts- und Nennwerthsbestimmung man das durchschnittliche jetzige Verhältniß des Gold- und Silberwerths berücksichtigt hat und deren Handelswerth daher wenig oder gar nicht von ihrem Nominalwerthe abweicht (wie bei den 20- und 40-Frankenstücken, bei den holländischen und deutschen 10- und 5-Guldenstücken der Fall ist), steht ohne Zweifel in der Zukunft ebenfalls das Schicksal bevor, eine Differenz zwischen Nennwerth und Handelswerth darzubieten, sofern etwa das Verhältniß des Goldwerthes zum Silberwerthe noch fortfährt sich zu ändern.

In Ansehung des Kupfergeldes tritt im Allgemeinen eine solche Abweichung darum nicht an den Tag, weil der Regel nach dessen Menge zu gering ist und dasselbe sich namentlich zu wenig in einer Hand anhäuft, um den Besitzer zu nöthigen, auf dessen innern Metallwerth (Handelswerth) Rücksicht zu nehmen. Doch zeigen einzelne Fälle zur Genüge, daß Besitzer von ungewöhnlichen Vorräthen von Kupfermünze dieselbe gern etwas unter ihrem Nennwerthe aus den Händen geben, um nur ihrer los zu werden, weil der Nennwerth der Regel nach erheblich ihren Metall- oder Handelswerth übersteigt. Gleiche Erfahrungen werden nicht selten mit großen Massen von Silberscheidemünze gemacht, da diese ebenfalls mehr oder weniger einen Nennwerth hat, der ihren Metallwerth übersteigt.

In nachstehender Tabelle sind die Nominalbeträge der aus einer kölnischen Mark Feinsilber, Feingold und Kupfer in verschiedenen Staaten geprägten Münzen zur Vergleichung zusammengestellt und ist das hieraus sich ergebende Werthverhältniß zwischen Silber und den beiden andern Metallen beigefügt:

Länder.	Aus einer kölnischen Mark			Nennwerth einer ausgemünzten Mark, jenen der Mark Silber als Einheit genommen.	
	Silber.	Geld.	Kupfer.	Geld.	Kupfer.
Oesterreich . .	20 Gulden	305·75 Gulden	0·4444 Guld	15·287	0·0222 (1/45)
Preußen . . .	14 Thaler	193·846 Thaler	0·4266 Thlr	13·846	0·0301 (1/33)
Hannover . . .	14 Thaler	196·279 Thaler	0·3333 Thlr	14·02	0·0238 (1/42)
Baden . . .	24½ Gulden	376·61 Gulden		15·37	
Hessen-Darmstadt	24½ Gulden	385 Gulden		15·71	
Belgien . . .	51·968 Franken	805·50 Franken	1·17 Franken	15·50	0·0225 (fast 1/44)
Frankreich . .	51·968 Franken	805·50 Franken		15·50	
Griechenland .	59·039 Drachmen	899·616 Drachm		15·50	
Großbritannien	44·71 Schilling	638·8 Schilling	1·031 Schill	14·29	0·023 (nahe 1/43)
Kirchenstaat . .	9·66 Scudi	149·985 Scudi		15·51	
Mexiko	9·5715 Peſos	158·0048 Peſos		16·50	
Neapel	12·231 Ducati	186·012 Ducati		15·208	
Niederlande . .	24·327 Gulden	386·149 Gulden	0·608 Gulden	15·87	0·025 (1/40)
Nordamerika .	9·722 Dollars	155·438 Dollars	0·2175 Doll [1]	15·989	0·0223 (fast 1/44)
Portugal . . .	8·6163 Milreis	133·4145 Milreis		15·484	
Rußland . . .	12·995 Rubel	194·919 Rubel		15	
Spanien . . .	9·5715 Piaſter	157·452 Piaſter		16·47	

Man sieht hiernach, wie der Goldwerth sehr verschieden, vom 13⅚- bis zum 16½fachen des Silberwerths (für gleiches Gewicht beider Metalle) bei den Münzordnungen zu Grunde gelegt ist, kann sich aber eben daraus die so mannigfaltigen Agioverhältnisse der Goldmünzen erklären. Der wahre Handelswerth des feinen Goldes steht jezt (in dem größten Theile von Europa) ungefähr 15½- bis 15¾mal so hoch als jener des feinen Silbers; daher kursiren diejenigen Goldmünzen, bei deren Ausprägung sehr annähernd dieses Verhältniß beobachtet ist (die badischen, hessischen, französischen, niederländischen ꝛc.), theils zum Nominalwerthe, theils mit einem nur geringen Aufgelde gegen Silber. Ueberall wo das der Goldausprägung untergelegte Werthverhältniß bedeutend niedriger ist, findet dagegen ein ansehnliches Agio Statt. Preußen z. B. hat in seinen Goldmünzen das niedrigste Werthverhältniß (1 zu 13.846) zur Anwendung gebracht, nimmt aber selbst in seinen öffentlichen Kassen die inländischen 5-Thalerstücke zu 5 Thlr. 20 Sgr. Silbermünze an, d. h. mit einem Agio von 20 Sgr. pr. Stück oder 13⅓ Procent, so daß die Mark Feingold (in Friedrichsd'or) thatsächlich nicht 193.846 Thaler, sondern 219.692 Thaler Silbergeld kostet, in welcher Summe der Werth einer Mark Feinsilber (14 Thaler) 15.69mal enthalten ist. — Die österreichischen Dukaten sind seit einer Reihe von Jahren mit 4 fl.

[1] Abgeleitet aus dem Gewichte neuer Centstücke von den Jahren 1836 und 1838.

36 kr. bis 4 fl. 45 kr. Silbergeld das Stück bezahlt worden, also im Durchschnitt mit 4 fl. 40 kr., d. h. mit 10 kr. oder nahe 3⅓ Proc. Agio, welcher auffallende Unterschied gegen das weit höhere Agio der Friedrichsd'or darin seinen Grund hat, daß bei der ursprünglichen Tarifirung der Dukaten zu 4 fl. 30 kr. schon ein höheres Werthverhältniß des Goldes als das preußische (nämlich 1 zu 15.287) zu Grunde gelegt ist. Rechnet man dem Nominalwerthe einer Mark Feingold in Dukaten, nämlich 305.75 fl. noch 3⅓ Proc. Agio zu, so erhält man ihren Handelswerth = 316.96 fl., worin der Werth einer Mark Silber (20 fl.) fast 15.85mal enthalten ist. — Die hannoverschen Goldstücke werden gegenwärtig mit nahe 12 Proc. Agio berechnet; setzt man diese dem Nominalwerthe der Mark (196.279 Thlr.) noch zu, so erhält man 219.832 Thlr., welche das 15.7fache vom Werthe einer Mark Silber (14 Thaler) sind; so daß bei diesem Stande des Kurses das preußische und das hannoversche Gold gleichmäßig ihrem Werthe entsprechend bezahlt werden. In allen drei angeführten Beispielen hat sich also durch Vermittlung des Aufgeldes das Werthverhältniß des gemünzten Goldes gegen Silber ungefähr gleich und zwar so gestellt, wie es dem Handelswerthe des Goldes überhaupt entspricht. Eine eigenthümliche, aber leicht zu erklärende Erscheinung bietet das gemünzte Gold in Großbritannien dar. Der dortige Sovereign würde bedeutend über seinem Nominalwerthe von 20 Schilling stehen müssen (da diesem letztern ein niedriges Werthverhältniß des Goldes — 14.29 — zu Grunde liegt), wenn er eine Waare und Silber das eigentlich allgemeine Zahlmittel wäre. Bekanntlich besitzt aber Großbritannien weit mehr Goldmünze als Silbermünze,[1] erstere bildet das Hauptzahlmittel und Silbergeld dient nur zur Ausgleichung und zu kleinen Zahlungen, daher gesetzlich niemand verbunden ist mehr als 40 Schilling in Silber anzunehmen. Man kann unter diesen Verhältnissen nicht sagen, das Goldstück sey mit 20 Schilling zu niedrig tarifirt, sondern es müßte vielmehr heißen: das Silbergeld (hier als

[1] Man vergleiche hierüber die näheren Angaben in einer sehr gründlichen und interessanten Darstellung, das Münzwesen des deutschen Zollvereins betreffend, welche die Vierteljahrsschrift früher geliefert hat (1840, Heft I. S. 356).

Waare zu betrachten, wie in Deutschland das gemünzte Gold) sey zu hoch in seinem Nominalwerthe, weil in der That der Handelswerth des Goldes in einem Sovereign nicht erreicht wird durch den Handelswerth des Silbers in 20 Schilling Silbermünze, welche man gegen jenes Goldstück ankaufen kann. Diese zu hohe Tarifirung des Silbers bleibt ohne wesentliche Folgen, eben weil nirgends große Mengen desselben sich anhäufen, so daß hier einigermaßen ein ähnliches Verhältniß zwischen Silber- und Goldmünze stattfindet, wie sonst zwischen geringhaltiger Silberscheidemünze und den in Uebereinstimmung mit dem Nennwerthe ausgeprägten groben Silbersorten. Sobald aber die englische Goldmünze im Auslande auftritt, wo Silber das eigentliche Zahlmittel ist, unterliegt sie dort begreiflich derselben Würdigung nach Silbergeld wie anderes geprägtes Gold. Ein Beispiel soll dies zeigen. Der Sovereign wird gegenwärtig im nördlichen Deutschland mit ungefähr 6 Thlr. 24 Sgr. bezahlt, was nach dem Silberpari soviel ist als 21.7 engl. Schilling; er genießt also gegen Silber ein Aufgeld von 1.7 Schilling oder $8\frac{1}{2}$ Proc. Die nominellen 638.8 Schilling, welche aus 1 Mark Feingold geprägt werden, erhöhen sich dadurch auf 693.098 Sch. oder das $15\frac{1}{2}$fache von dem Werthe einer Mark Silber (44.71 Sch.); und somit zeigt sich ein der allgemeinen Handelslage angemessenes Werthverhältniß des Goldes zum Silber auch hier wieder hergestellt, ungeachtet in Großbritannien selbst dieses Verhältniß viel niedriger festgesetzt ist.

Das Kupfer wird, wie aus der oben mitgetheilten Tabelle zu entnehmen ist, zu einem 33- bis 45mal kleinern Nennwerthe ausgeprägt, als ein gleiches Gewicht Silber, also durchschnittlich etwa zum Doppelten seines eigenen wahren Metallwerths, da im Großen der Handelswerth des Kupfers ungefähr 80- bis 90mal geringer ist als der des feinen Silbers. In einzelnen Nothfällen ist man rücksichtlich der Verwerthung des Kupfers beim Ausmünzen bedeutend weiter gegangen, wie denn z. B. Oesterreich es während seiner Papiergeldzeit zuerst 1799 in Groschen zu $3\frac{1}{12}$ Proc., hierauf 1800 in Sechsern zu 9 Proc., in Groschen zu $6\frac{2}{3}$ Proc., in Kreuzern und Halbkreuzern zu etwa $4\frac{1}{2}$ Proc., dann 1807 in halben Gulden zu 40 Procent und Viertelgulden zu 23 Proc., endlich 1812 in Groschen und

Kreuzern zu 4 Proc. des Silberwerthes ausmünzte. Dagegen wurde in Rußland unter Katharina II. die Kupfermünze so schwer gemacht, daß deren Metallgehalt nur zum 55sten bis 68sten Theile (oder 1½ bis 1⅘ Procent) des Werthes einer gleichen Gewichtmenge Silber ausgebracht war, und dies zu einer Zeit, wo der Handelswerth des Kupfers noch erheblich höher stand als jetzt.

Von Platin wurden seit 1828 in Rußland 67.76 Rubel aus der kölnischen Mark geprägt, was — da dieselbe Mark Feinsilber 12.995 Rubel und die Mark Feingold 194.919 Rubel liefert — folgende Werthverhältnisse des Platins gegen diese beiden Metalle ergibt

Platin gegen Silber = 5.21 : 1
„ „ Gold = 1 : 2.8.

Nach diesen einleitenden Erörterungen kommen wir zur Betrachtung der Frage über die relative Tauglichkeit der Metalle für den Zweck der Ausmünzung.

Theoretisch ist jedes Material, also auch jedes Metall zum allgemeinen Tauschmittel (Geld) geeignet, wenn es als solches durch freiwilliges Uebereinkommen sämmtlicher Betheiligter anerkannt wird. In der Praxis wird aber ein solches Uebereinkommen niemals Statt finden, wenn nicht 1) das gewählte Material, auch abgesehen von seiner Geldform, noch einen wesentlichen Gebrauchswerth hat, also in großer Ausdehnung ein Bedürfniß ist, so daß der Besitzer ohne Schwierigkeit aller Orten andere Gegenstände dafür eintauschen kann. Die Annehmlichkeit und Sicherheit des praktischen Gebrauchs erfordert ferner 2) daß das allgemeine Tauschmittel bei großem Werthe ein verhältnißmäßig geringes Volumen einnehme, 3) daß es nicht leicht veränderlich oder zerstörbar, und 4) daß dessen wahrer Werth oder Gehalt für jedermann leicht zu erkennen sey. Der ersten Forderung würden fast alle Metalle, welche in den Gewerben verarbeitet werden, sowie noch viele andere Stoffe entsprechen können; der zweiten und dritten genügen aber im besondern nur die edeln Metalle. Diese bieten dagegen allerdings vielfache Gelegenheit zur Verfälschung und erfüllen also nicht ohne eigene Vorkehrungen die vierte Forderung; es ist vielmehr nöthig, daß jedem als Geld umlaufenden Metallstücke

von einer Vertrauen genießenden Autorität eine Bürgschaft über seinen wahren Gehalt beigegeben sey: diese liegt im Gepräge, durch welches Gewicht und Feingehalt beglaubigt werden und das erst den Begriff von Münze schafft.

Gold und Silber sind als Münzmetalle ausgezeichnet geeignet, weil sie (mit der durch das Gepräge gegebenen Garantie versehen) allen oben aufgestellten Forderungen Genüge thun, und haben ihre vorzügliche Brauchbarkeit seit undenklichen Zeiten bewährt. Kupfer hat seinen weit geringeren Werth gegen sich, d. h. die Nothwendigkeit, Massen von großem Gewichte und großem Volumen zu vereinigen, wenn ein einigermaßen beträchtlicher Werth dadurch repräsentirt werden soll: es taugt daher absolut nur zu Ausgleichungs- oder Theilmünzen (Scheidemünzen). Platin endlich — obwohl an Schwerzerstörbarkeit Gold und Silber übertreffend — ermangelt der allgemeinen Nachfrage, des selbstständigen Gebrauchswerthes, worauf die obige erste Forderung hinzielt. In der That denke man sich einmal einen Mann im Besitz eines großen Kastens voll Platinmünzen und seine Verlegenheit, dieselben unter gewissen Umständen los zu werden! Wenn er sie nicht als Münze ausgeben kann oder will, ist fast nichts mit dem Schatze anzufangen, denn mit Ausnahme weniger fragt kein Mensch nach Platin und in sehr großen Massen wird es jedenfalls nicht verlangt, weil es zur Verarbeitung auf Luxusartikel nicht schön genug und für andere Zwecke fast ohne Ausnahme zu kostbar ist. Selbst als Münze wird es in sehr beträchtlichen Mengen nicht auf einmal gegen andere Werthgegenstände umzutauschen seyn, wenn nicht der Empfänger eine Verpflichtung dazu oder eine Liebhaberei dafür hat, ein Metall anzunehmen, was ihm in anderer Gestalt zu nichts weiter nützen kann. Daher mag wohl ein Staat Platingeld innerhalb seiner Grenzen künstlich im Umlauf erhalten; auf auswärtigen Handelsplätzen bleibt demselben die Einbürgerung und Nachfrage gewiß versagt. Rußland hat diese Erfahrung schon gemacht und daher nach Einwechselung seiner Platinmünze (1845—1846) erklärt, daß dieselbe nicht ferner als Reichsmünze gelten solle. Es ist nach diesem keinem Zweifel unterworfen, daß die Ausmünzung von Platin ein Fehlgriff gewesen ist, der vermieden werden wäre, wenn man

sich vor Anordnung derselben alle nothwendigen Erfordernisse eines Universaltauschmittels vor Augen gehalten hätte.

II. Legirung des Goldes und Silbers bei der Ausmünzung.

Die Vermischung (Legirung) des Goldes und des Silbers mit Kupfer ist unbedingt zu rechtfertigen bei allen denjenigen Anwendungen dieser Metalle, für welche eine Vermehrung des Metallvolumens ohne zu große Kostenerhöhung und ohne zu auffallende Verminderung der eigenthümlichen Schönheit wünschenswerth erscheint; also namentlich bei der Verarbeitung zu Schmucksachen und Geräthe. Hier kommt sehr oft noch überdies der Vortheil in Betracht, daß durch den Kupferzusatz die Härte und Steifheit des (an sich weichen und biegsamen) edeln Metalls erhöht wird. Dagegen läßt sich der Legirung des Münzsilbers und Goldes nur mit großer Einschränkung das Wort reden; denn der Hauptgrund — Vermehrung des Volumens — fällt hier, die allerkleinsten Münzstücke allein etwa ausgenommen, völlig weg. Die Ursachen, von welchen bald diese, bald jene zur Versetzung der edeln Münzmetalle mit großen Antheilen Kupfers geführt haben, sind folgende:

1) Betrug (von einer Seite her, wo dieses Laster vielmehr hätte verhütet als selbst geübt werden sollen) oder Noth, indem man den Gehalt der Münzen bald aus Gewinnsucht, bald im Drange großer Landescalamitäten verringerte. Der erstere dieser Beweggründe ist ohne Zweifel zum größten Theile Schuld gewesen, als die außerordentlichen Münzverschlechterungen unter den Kaisern des alten Roms stattfanden, von denen wir hier einige Beispiele anführen wollen. Chemische Analysen haben in römischen Silbermünzen von folgenden Herrschern die beigesetzten Feingehalte nachgewiesen:

Vespasian	12.8	bis	14.4	Loth
Domitian	13.8	„	14.9	„
Trajan	13.6	„	14.2	„
Hadrian	12.9	„	14.1	„
Antoninus Pius . . .	11.2	„	14.6	„
Marc Aurel	10.1	„	12.7	„
Commodus	10.7	„	12.7	„
Septimius Severus . .			8.9	„

Caracalla		8.2 Loth
Heliogabal		8.1 „
Alexander Severus . .	4.8 bis	5.3 „
Gordian		4.5 „

Noch später, namentlich unter Gallus, ging man gar so weit, die Münzen aus purem Kupfer zu verfertigen und ihnen nur einen silberartigen Anschein durch Sud (nasse Versilberung) zu geben. Besondere Verhältnisse haben auch in Zeiten, die noch lange nicht so weit hinter uns liegen, vorübergehende Münzverschlechterungen mit sich gebracht, wie denn die während des siebenjährigen Krieges (1758—1763) theils auf preußischem, theils auf kursächsischem Stempel geschlagenen Geldsorten hieher gehören, von denen die ersteren Zweidrittel und die letztern nur Eindrittel bis Zweifünftel des angeblichen Silberwerths enthielten; anderer, allerdings weniger interessanter Beispiele nicht zu gedenken.

2) Die Meinung, daß stark legirtes Gold oder Silber wegen seiner größern Härte sich weniger durch den Umlauf abnutze, als wenig legirtes oder ganz feines. Indem man diesem Grundsatze nach die edeln Metalle mit bedeutenden Antheilen Kupfer versetzte, hat man zwar allerdings auf eine richtige Voraussetzung gebaut; denn es ist (wenigstens in Ansehung des Silbers) unzweifelhaft, daß stark kupferhaltige Legirungen besser der Abnutzung durch den Umlauf widerstehen, als feines oder sehr wenig legirtes Metall. Indessen kommen auch andere Rücksichten als jene auf Dauerhaftigkeit in Betrachtung, namentlich die Forderungen der Schönheit, eines nicht zu großen Formats bei den Stücken höherer Werthabstufungen und der Ersparung des ohne dringende Nothwendigkeit beigemischten Kupfers, so daß man bei gehöriger Würdigung aller einschlagenden Verhältnisse für einen ziemlich kleinen Kupferzusatz entscheiden muß.

3) Die Absicht, den Münzstücken für bestimmten innern Werth ein größeres Format zu verleihen. Dieser Grund kann höchstens bei den allerkleinsten Silberstücken (den Scheidemünzen) einige Geltung haben und wäre leicht gänzlich zu beseitigen. Man darf, um hievon überzeugt zu werden, nur bedenken, daß der Silbergroschen aus 8löthigem Silber geprägt eine noch

festhalten wollten, erklärten die Racenverschiedenheit auf die oben angedeutete Weise rein klimatisch. Sie stellten dabei die Verschiedenheiten der Menschengestalt als eine Reihe verschwimmender, leise nach allen klimatischen Einflüssen sich abstufender Schattirungen dar. Sie widersprachen aber dabei offenbar der Erfahrung, nach welcher, wie wir gesehen haben, feste Typen durch alle Klimate festgehalten sind, wie denn, um nur Eines anzuführen, Amerika als ein ganzer Meridian rother, merkwürdig gleichförmiger Menschheit sich darstellt, und in Ländern, welche Humboldt für die heißesten der Erde hält, in Agapulco und dem Thale von Papagayo, Völker nährt, welche von der Negerbildung in allen Punkten abweichen. — Sie stützten sich, als auf ein Hauptargument, auf die bedeutenden Umwandlungen mancher Racen von Hausthieren, namentlich der Schweine, bei der Versetzung in ein anderes Klima. Allein diese Beweglichkeit der Form zeigt ja just der Mensch nie und nirgends. Seit Jahrhunderten lebt der Maure neben dem Neger in der heißen Wüste, ohne daß er auch nur entfernt letzterem ähnlicher geworden wäre, als seine nördlichern Racenverwandten, mit Ausnahme des überall veränderlichen und unwesentlichen Moments der dunklern Färbung der Haut. Derselbe Boden trägt seit undenklicher Zeit den hochgewachsenen, kräftigen, fähigen Scandinavier und den zwerghaften, mißgestalteten Lappen, den schönen, geistreichen Hindu und den gelben, blinzelnden, trübseligen Mongolen. Seit Jahrhunderten lebt der Neger in sehr verschiedenen Himmelsstrichen Amerikas, ohne einen einzigen seiner Racencharaktere abgelegt zu haben. Der spanische Creole trägt nach so vielen Generationen noch immer, nebst dem Schnurrbart, in seiner weißen Haut sein Adelspergament mit sich herum, wenn auch aus der vergelbten Urkunde rein nicht mehr zu ersehen, warum sein Stamm der weiße genannt wird. Just diese Unveränderlichkeit bildet das Wesen der Racen, und ihre Genesis ist durch keine Wahrnehmung mehr zu fassen. Nur das Mysterium der Begattung vermag den, wenn nicht ursprünglichen, doch tief im Geheimniß der Erdbildung selbst liegenden Bann der auseinander gehaltenen Formen zu lösen und Mittelgattungen zu erzeugen.

Was man bei den meisten Hausthieren Race nennt, und was man beim Menschen so nennt, fällt offenbar nicht unter denselben Begriff, sofern den meisten Thierracen eben diese Unverän-

immer besser zum Umlauf geeignete Größe erhalten würde, als die des Kreuzers von 2⅔löthigem Silber ist; nicht zu gedenken, daß noch viel kleinere Silbermünzen (z. B. die ehemaligen bayerischen Pfennige aus 1½löthigem Silber) schon ausgeprägt worden sind. Münzstücke u[illegible] n Werthe des Silbergroschens aber könnten füglich durchgehends aus Kupfer geschlagen werden, wie ja in England der K[illegible]rpenny und in Belgien das 10 Centimenstück wirklich einen Werth von mehr als Dreiviertel des Silbergroschens repräsentiren.

4) Die bei der Verarbeitung der edeln Metalle zu Geräthen, aus Rücksichten der Oekonomie, übliche starke Legirung, welche zur Folge hat, daß bei dem so häufig vorkommenden Einschmelzen alten (Bruch-) Silbers und Goldes in den Münzstätten fast immer feines Metall zugesetzt werden müßte, wenn das Geld mit geringem Kupfergehalte ausgeprägt werden sollte. Dieser Umstand ist in früherer Zeit von großem Gewichte gewesen, namentlich für Staaten, welche keine eigenen Silber- und Goldbergwerke besitzen, sehr gewöhnlich aber auch für die mit eigener Produktion an edeln Metallen versehenen, sofern die Anlieferung des feinen Metalls nicht mit dem Bedarf der Münzstätten Schritt halten konnte. Denn da man kein hinlänglich wohlfeiles Verfahren kannte, das legirte Gold oder Silber von einmal beigemischtem Kupfer wieder zu reinigen, so war man genöthigt sich fort und fort mit diesem Kupferballast zu schleppen. Gegenwärtig, wo die Chemie in dem Scheidungsverfahren durch Schwefelsäure ein wenig kostspieliges Mittel entdeckt hat, jene Reinigung der edeln Metalle zu bewerkstelligen, hat auch das gedachte Hinderniß gegen die Geldprägung aus wenig legirtem Silber seine Bedeutung im Wesentlichen ziemlich verloren.

Da sonach in jetziger Zeit alle Gründe für Ausprägung stark kupferhaltiger Silber- und Goldsorten so gut wie unhaltbar sind, treten um so kräftiger die Gründe gegen diese Methode hervor. Deren sind besonders zwei von unläugbarer Wichtigkeit, nämlich die vermehrten Kosten und das vermehrte Gewicht der Münzen. In ersterer Beziehung ist nämlich z. B. einleuchtend, daß — da beim Ausprägen einer Mark feinen Silbers zu 14 Thalerstücken jedes dieser Stücke zu gleichem Werthe kursirt,

mag es nun aus feinem, aus schwach oder aus stark legirtem Silber bestehen — der Kupfergehalt geradezu weggeschenkt wird; noch mehr: dieser Kupfergehalt wird sogar ein Hinderniß, wenn das Geld etwa eingeschmolzen und zu anderem Zwecke verbraucht werden soll, sofern dabei eine höhere Feinheit nöthig ist. In dem 12löthigen Silber der deutschen Thalerstücke sind 3 Theile Silber gegen 1 Theil Kupfer enthalten; die Regierung also, welche feine Thaler ausprägen würde (wie Hannover erst neuerlich aufgehört hat zu thun), hätte an je 14 Thalern eine Ersparung von 5⅓ Loth Kupfer oder an 100,000 Thalern von 2380 Mark, welche man zu nahe 400 Thaler (also ⅖ Proc.) im Materialwerthe anschlagen kann, ganz abgesehen von der ferneren Ersparung an Arbeitskosten durch die Verminderung der Metallmasse. Der ökonomische Vortheil des Münzherrn beim Ausmünzen ganz feinen oder wenigstens hochhaltigen Silbers liegt also klar am Tage.

Ebenso einleuchtend ist die Belästigung des Verkehrs durch den großen Kupferzusatz im Münzmetalle, indem z. B. 100 Thalerstücke aus 12löthigem Silber etwas über 4 Pfund 24 Loth wiegen, während dieselben von 14löthigem Silber nicht völlig 4 Pfd. 2⅔ Loth und von feinem Silber nur 3 Pfd. 18⅔ Loth wiegen würden. Das Mehrgewicht an Kupfer im erstern Falle erhöht die Unbequemlichkeit des Umlaufs und erzeugt bei großen Summen eine nicht unbeträchtliche Transportlast. Diese Nachtheile werden noch weit fühlbarer bei den von stärker legirtem Silber geschlagenen und doch in Massen kursirenden Sorten, z. B. den Zwanzigern. Diese, aus 9⅓löthigem Silber geprägt, wiegen bei einer Summe von 1000 fl. 42 Pfd. 27⅓ Loth kölnisch, würden aber aus 14löthigem Silber angefertigt nur 28 Pfd. 18⅔ Loth und aus feinem Silber gar nicht mehr als 25 Pfd. betragen.

Seit etwa 50 Jahren sind die hier auseinander gesetzten Verhältnisse theilweise wohl erkannt und bei Anordnung neuer Ausmünzungen praktisch berücksichtigt worden; es fehlt aber noch viel bis zu vollständiger und durchgehender Geltendmachung derselben. Namentlich müßte, um zu letzterem Ziele zu gelangen, nicht nur allgemein eine zweckmäßige Legirung zu den größeren Münzstücken eingeführt, sondern diese für die kleineren

Sorten (höchstens mit Ausnahme des kleinsten Stücks) beibehalten und alles ganz geringhaltige Scheidemünzsilber (Billon) beseitigt werden, was allerdings wegen der enormen Umprägungskosten sobald nicht zu erwarten seyn wird. Jedes Ding will aber einen Anfang haben; und wenn man sich nur entschließen wollte, von jezt an alle neuen Münzen nach den als zweckmäßig erkannten Grundsätzen auszuprägen, dagegen nach und nach die ältesten, schon stark abgenutzten Gepräge einzuziehen (wie ohnehin die Gerechtigkeit und Klugheit es erfordern), so würden wenigstens unsere Nachkommen einst die Vortheile genießen, deren Realisirung wir selbst nicht mehr erleben können. Eine lobenswerthe, wiewohl immer noch unvollkommene Einleitung zu einem bessern Zustande ist in den südlichen Staaten des deutschen Zollvereins zufolge der Münzconventionen von 1837 und 1838 gemacht worden. Hoffen wir, daß es seiner Zeit an Fortsetzung der begonnenen Reformation eines so wichtigen Gegenstandes nicht fehlen werde.

Um ganz bestimmt unsere Ansicht über die zweckmäßigste Legirung der Münzmetalle darzulegen, wollen wir zunächst die schon angeführte Thatsache wieder in Erinnerung bringen, daß ganz feines (16löthiges) Silber und ganz feines (24karatiges) Gold sich zur Vermünzung schon darum nicht am besten eignen, weil beide Metalle bei Abwesenheit alles Kupferzusatzes einer zu starken Abnutzung unterworfen sind; es kommt aber noch ein Grund hinzu, der gegen Ausmünzung ganz feinen Goldes und Silbers spricht, nämlich die praktische Unmöglichkeit bei den hüttenmännischen Operationen im Großen die Metalle im Zustande völliger Reinheit darzustellen, weßhalb denn das sogenannte feine Münzsilber stets noch einen kleinen Antheil Kupfer enthält und z. B. die hannoverschen feinen Thaler mit 15 Loth 16 Grän (oder 15⅓ Loth), die Bremer 36-Grotenstücke mit 15 Loth 14 Grän (15⅞ Loth) Feingehalt ausgeprägt sind. Man wird demnach für Silber den Feingehalt von 14 Loth (Mischung von 7 Theilen Silber mit 1 Th. Kupfer) und für Gold den Gehalt von 22 Karat mit Beseitigung des manchmal angewendeten Silberzusatzes als angemessen aufstellen können, zumal in Ansehung des Goldes durch Versuche erwiesen ist, daß es bei dem genannten Feingehalte am wenigsten der Abnutzung

unterliegt.[1] Wäre das Decimalsystem im Gewichte allgemein eingeführt, so würde für beide Metalle die in Frankreich zuerst angenommene übereinstimmende Legirung zu Neunzehntel (9 Th. Gold oder Silber gegen 1 Th. Kupfer) als das Geeignetste erscheinen, da sie sich wenig von den beiden obigen entfernt, nämlich für Gold durch $21^{6}/_{10}$ Karat, für Silber durch $14^{4}/_{10}$ Loth ausgedrückt wird. Jedenfalls sollte, auch bei Silbermünzen, keine andere Legirung als die eine festgestellte zur Anwendung kommen und jede Münzsorte, welche hiernach zu klein ausfiele, von Kupfer verfertigt werden; wobei indessen eine Ausnahme rücksichtlich der kleinsten Silbersorte in sofern gestattet werden könnte, als diese mit 7 oder 8 Loth (doch nicht weniger) Feingehalt ausgeprägt würde. In der That versündigt man sich ja an dem guten Geschmacke und an der Vernunft, indem man Münzstücke prägt, deren Masse $2^{1}/_{2}$- bis $5^{1}/_{2}$löthig ist, d. h. auf 1 Th. Silber $2-5^{2}/_{3}$ Th. Kupfer enthält, in welchen also das edle Metall offenbar nur des Namens wegen vergeudet wird. Bereits haben England und mehrere andere Staaten obigen Grundsatz praktisch durchgeführt; Frankreich ist demselben sehr nahe getreu geblieben, indem es nur eine einzige Scheidemünzsorte von geringhaltigem Silber (Billon) besitzt. In England werden sämmtliche Silbermünzen ohne Ausnahme zu 14 Loth 4.4 Grän legirt; in Frankreich alle zu 14 Loth 7.2 Grän, mit einziger Ausnahme des 10-Centimenstücks, welches nur 3 Loth 3.6 Grän fein ist. Belgien hat das französische System adoptirt, jedoch das 10-Centimenstück in Kupfer ausgeprägt und sich dadurch auf gleiche Stufe mit England erhoben. Ebenso prägen Griechenland, der nordamerikanische Staatenbund, der päpstliche Staat ꝛc. ihre Silbermünzen sämmtlich aus der Legirung von 9zehntel Silber und 1zehntel Kupfer; in dem Königreiche der Niederlande ist seit 1839 gleichfalls ein durchgehend angewendeter Feingehalt (zu 15 Loth $2^{1}/_{8}$ Gr.) eingeführt; in Rußland seit 1797 (zu 13 L. 16 Gr.). Wie viel dagegen anderwärts

[1] Für Silber würde wahrscheinlich, wenn man der Rücksicht auf geringere Abnutzung etwas größeres Recht einräumen wollte, die Legirung zu $13^{1}/_{3}$ Loth fein (1 Theil Kupfer auf 5 Theile Silber) noch empfehlenswerther seyn.

und besonders in Deutschland noch zu thun bleibt, um eine gleiche Zweckmäßigkeit zu erreichen, möge man aus folgender Uebersicht von jetzt gesetzlich bestehenden Silbermünzlegirungen entnehmen:

Länder.	Münzsorten.	Feingehalt. Loth.	Grän.
Deutschland	Doppeltaler oder 3½-Guldenstücke der Zollvereinsstaaten	14	7·2
Preußen	Thaler	12	—
	⅙-Thaler	2	6
	1/12-Thaler	1	—
	Ganze und halbe Silbergroschen	3	10
Hannover	Thaler	12	—
	⅙- und 1/12-Thaler	2	6
	Gute Groschen	1	—
	6- und 4-Pfennigstücke	3	9
Oesterreich	Zweiguldenstücke und Gulden	13	6
	Zwanziger	9	4
	Zehner	6	—
	Fünfer	3	—
	Groschen	1	6
Süddeutsche Zollvereinsstaaten	Gulden und halbe Gulden	14	7·2
	6- und 3-Kreuzerstücke	3	6
	Kreuzer (in Bayern)	2	12
	Kreuzer (in Hessen-Darmstadt)	2	9
Oldenburg	Thaler (seit 1846)	12	—
	⅓ Thaler	10	—
	1/12-Thaler	8	—
	desgleichen neue (seit 1846)	8	6
	6- und 4-Gretenstücke	5	8
	2 Gretenstücke	4	12
	Greten	3	6
Bremen	Halbe Thaler	15	14
	⅙- und 1/12-Thaler	11	15
	Greten	4	9
Dänemark	Ganze und halbe Speciesthaler	14	—
	⅙ Species	11	—
	1/12 Species	8	—
	1/24 Species	6	—

In Ansehung der Goldlegirung finden so abweichende Gewohnheiten allerdings nicht Statt und alle Länder mit geordnetem Münzwesen halten sich hierin zwischen ziemlich engen Grenzen, indem gesetzlich jetzt nirgends eine Goldmünze von geringerer Feinheit als 21 Karat geprägt wird. Namentlich sind folgende Feingehalte eingeführt:

21 Karat in Spanien und Mexiko;

21 K. 6 Gr. in Hannover, Braunschweig, Dänemark;

21 K. 7.2 Gr. in Frankreich, Belgien, Sardinien, Griechenland, Hessen-Darmstadt, dem päpstlichen Staate, den Niederlanden, den nordamerikanischen vereinigten Staaten, den österreichisch-italienischen Provinzen;

21 K. 8 Gr. in Preußen und Hessen-Kassel;

22 K. in England, Portugal, Rußland;

23 K. 5 — 9 Gr. für die Dukaten in verschiedenen Ländern;
23 K. 10⅝ Gr. in dem Königreiche beider Sicilien.

Hierin ist also einer Vereinigung und zwar für die zweckmäßigste Mischung des Goldes bereits sehr gut vorgearbeitet, sofern man die Dukaten ausnimmt, denen eigentlich eine beabsichtigte Prägung aus feinem (gar nicht legirtem) Golde zu Grunde liegt, deren Feingehalt aber mißbräuchlich hin und wieder allmählig etwas verschlechtert worden ist.

III. Münzenformate.

Das Format der Münzen, d. h. deren Durchmesser und Dicke ist ein der größten Aufmerksamkeit würdiger Gegenstand und muß sich nach Grundsätzen richten, welche man nicht überall und jederzeit gehörig im Auge behalten hat. Man hat das Format zu betrachten

1) an sich, und zwar

a) rücksichtlich der Größe (also des Gewichts und Werthes) des einzelnen Münzstücks überhaupt,

b) rücksichtlich des Verhältnisses zwischen Durchmesser und Dicke;

2) in Vergleichung mit den andern zum nämlichen Münzsystem gehörigen Formaten.

1) Die Münzenformate an sich betrachtet.

a) Die Grenzen für die körperliche Größe der Münzstücke sind in der Ausübung zu verschiedenen Zeiten offenbar viel weiter gesteckt worden, als es die Rücksichten auf Zweckmäßigkeit, streng beobachtet, gestatten dürften. Keine Münze soll in dem Grade klein seyn, daß sie sich so zu sagen unter den Fingern verliert, und keine so groß, daß sie durch ihr Gewicht beim Gebrauche unbequem wird oder durch ihren beträchtlichen Werth sich dem allgemeinen Verkehr entzieht. Für den kleinsten durch die Erfahrung noch als zweckmäßig, wenigstens als zulässig bewährten Durchmesser einer Münze kann man den von 15 Millimetern annehmen, der sich an den französischen und belgischen Viertelfranken, den preußischen halben Silbergroschen, den russischen 5-Kopekenstücken und den hannoverschen 4-Pfennigstücken findet. Daher halten wir die silbernen Kreuzer der süddeutschen Staaten (welche nur 14 Mill. messen) schon für etwas zu klein, wiewohl sich aus alter und neuer Zeit

Beispiele von noch kleineren Silbermünzen anführen lassen, wie unter anderen folgende:

Mecklenburgische Sechslinge (1829) . . .	12.4	Mill.
„ 3-Pfennigstücke (1831) . .	12.3	„
„ „ (1833) . .	12.8	„
Alte Zürcher 3-Hallerstücke	12.8	„
Regensburger Pfennige (1752)	12.7	„
Penny von Georg II. (1735)	12.7	„
„ „ Georg III. (1800)	11.8	„
„ „ der Königin Anna (1709) . .	11.7	„
St. Gallener Pfennige	11.7	„
Hamburger Dreilinge (1841)	11.6	„
Nürnberger Pfennige (1772)	10.0	„

Am verwerflichsten werden solche außerordentlich kleine Formate, wenn die Münze zugleich sehr dünn ist, wie dies von fast allen eben angeführten gilt; denn eine so kleine und zugleich so dünne Münze läßt sich gar nicht mehr ohne Mühe von einem Tische ꝛc. mit den Fingern aufnehmen, klebt auch wohl durch den Schmutz an größeren Münzen unbemerkt fest. In Ansehung des Gewichtes läßt sich das zulässige Minimum für ein Geldstück etwa dahin bestimmen, daß nicht mehr als 200 Stück (oder sehr wenig darüber) zusammen eine Mark wiegen, also das einzelne Stück noch nahe dem dritten Theile eines Quentchens gleich wird. Dies ist ungefähr der Fall mit den hannoverschen Sechsern (168 auf die rauhe Mark), den neuen Dreikreuzerstücken der süddeutschen Staaten (180), den französischen und belgischen Viertelfranken (187), den preußischen halben Silbergroschen (213⅓), den sächsischen halben Neugroschen (220), den russischen Fünfkopekenstücken (225⅗). Zahlreiche und zum Theil sehr beträchtliche Ueberschreitungen der eben bezeichneten Grenze braucht man aber doch nicht weit zu suchen; man findet Beispiele davon an den älteren und an den jetzigen bayerischen Kreuzern (erstere zu 303¾, letztere zu 280 auf die rauhe Mark ausgeprägt), an den hannoverschen Vierpfennigstücken (252), den ältern (440) und jetzigen (300) nassauischen Kreuzern, den neuen Hamburger Sechslingen (288) und Dreilingen (456), den Bremer Groten seit 1840 (303¾), den Baseler Rappen von 1810 (381), den niederländischen Fünfcentsstücken seit 1839

(467⅞), den englischen silbernen Einpennystücken (496), den alten bayerischen Pfennigen (733) u. s. w. Ins Abenteuerliche jedoch geht dies bei den kleinsten türkischen Silbermünzen, indem Paras aus dem Jahre 1829 untersucht worden sind, von welchen zu einer kölnischen Mark 1510 Stück erforderlich waren, und deren innerer Werth wenig über ein Viertel des preußischen Pfennigs betrug, da sie aus Silber von nur 1½ Feingehalt bestanden.

Selbst beim Gold ist man zuweilen im Ausmünzen kleiner Stücke zu weit gegangen, ungeachtet doch hier viel weniger als beim Silber eine gegründete Veranlassung vorliegt, da Gold zu sehr kleinen Zahlungen völlig entbehrlich ist. Deßhalb sowohl, als wegen des großen spezifischen Gewichts des Metalles, darf man behaupten, daß es jedenfalls höchst unzweckmäßig sey, Goldmünzen von geringerem Kaliber als 70 Stück auf die rauhe Mark auszuprägen; ja man thäte gewiß besser nicht einmal so weit zu gehen, da die kleineren Stücke durch ihre nothwendig geringe Dicke dem Beschneiden und verhältnißmäßig starker Abnutzung ausgesetzt sind. Von den Dukaten (67 Stück auf die rauhe Mark, Durchmesser 20 Millimeter) ist diese Unvollkommenheit bekannt genug. Die niederländischen und deutschen Fünfguldenstücke nebst den hannoverschen 2½ Thalerstücken (alle diese Sorten 68 bis 70⅓ auf die rauhe Mark, und 18½ bis 19 Millimeter groß) haben wenig vor ihnen voraus. Da in Gold keine solche Mannichfaltigkeit der Münzen erforderlich ist, wie in Silber, so würde man am besten thun, möglichst nahe bei dem Maaße und Gewichte zweier Sorten stehen zu bleiben, welche durch ansprechendes Format und bequemen Gebrauch sich allgemein bewährt haben, und als deren Repräsentanten in Deutschland die einfachen und doppelten Pistolen, in Frankreich und einigen italienischen Staaten die 20- und 40 Frankenstücke, in Rußland die 10- und 5 Rubelstücke vorhanden sind. Man hätte demnach für die

	Stück auf die Mark.	Durchmesser.
kleinere Sorte . .	35 bis 36	21 bis 22 Mill.
größere „ . .	17½ „ 18	26 „ 28 „

Von außerordentlich kleinen Goldmünzen theils der vergangenen, theils der gegenwärtigen Zeit mögen einige Beispiele

hier stehen, um zu dokumentiren, wie weit man sich damit von dem Zweckmäßigen entfernt hat:

	Stück auf eine rauhe Mark.
Portugiesische und spanische Escudillo's . . .	133½
Fünffrankenstücke des ehemaligen Königreichs Westphalen (1813)	144⅕
Russische Goldrubel	146⅖
Alte deutsche halbe Goldgulden	144 bis 146⅔
Portugiesische Cruzaden	217
Alte schweizerische Viertelducaten	272 bis 275
„ hannoversche Goldgulden	288
„ österreichische Sechstelducaten	402
„ „ Zwölftelducaten	804
Verschiedene türkische Goldmünzen	100 bis 581
Ostindische Zanams	600 bis 640

Man kann nicht anstehen, diese Goldmünzen, von denen keine den preußischen Silbergroschen an Gewicht erreicht und die leichtesten nur etwa ein Achtel desselben wiegen, als Ausgeburten gänzlich verkehrter Münzsysteme zu bezeichnen.

Während so auf der einen Seite durch Ausmünzung zu kleiner Stücke in Gold wie in Silber gefehlt worden ist und noch gefehlt wird, kann man andererseits nicht eben sagen, daß wenigstens zugleich der entgegengesetzte Fehler weise vermieden worden sey. Ja man hatte hier sogar noch größern Spielraum, sofern das Kupfer mit in die Reihe trat. Es ist klar, daß dieses unedle Metall ebenso wenig zu Ausmünzung sehr großer Stücke sich eignet als das Gold, nur aus verschiedenem Grunde, indem das Kupfergeld in seiner Eigenschaft als Scheidemünze bei zu bedeutendem Gewicht äußerst lästig wird, die übergroßen Goldstücke aber wegen ihres hohen Werthes bei der Mehrheit der Zahlungen keine bequeme Anwendung finden können. Die schwerste kupferne Scheidemünze ist ohne Zweifel ehemals (vor und unter Katharina II.) in Rußland geschlagen worden, und man trifft noch jetzt hin und wieder Fünfkopekenstücke aus jener Zeit an, welche bei einem Durchmesser von 43 Millimeter (ein wenig größer als jener der neuen deutschen Doppelthaler) und einer Dicke von etwa 4 Millimeter, ein Gewicht von 4½ preuß. Loth

haben, während ein solches kolossales Exemplar einen Werth von nicht mehr als etwa 1½ Silbergroschen repräsentirt. Bekannt sind auch die alten 30- und 15-Kreuzerstücke, welche in Oesterreich in der Periode der entwertheten Bankozettel geprägt worden, dort noch jetzt mit herabgesetztem Werthe umlaufen, und zwar nicht so außerordentlich durch ihr Gewicht, desto mehr aber durch ihren — mit der geringen Dicke in keinem Verhältnisse stehenden — großen Durchmesser jedem Fremden so lästig fallen. Die alleräußerste Grenze für die Größe der Kupferscheidemünzen möchte mit einem Durchmesser von etwa 10 Millimeter (wenig über 1⅛ Zoll) und einem solchen Gewichte, daß 18 bis 20 Stück auf eine Mark gehen, festzusetzen seyn. Unter den jetzt cursirenden Kupferstücken sind in der That wenige, welche dieses Maß überschreiten; als solche können wir namentlich anführen den englischen Kupferpenny (12⅓ auf die Mark, 34 Mill. groß) und das belgische 10-Centimenstück (11⅔ auf die Mark, 33 Mill.); auch liegen portugiesische 40-Reisstücke von 1831 vor, von welchen gar nur 7⅓ Stück eine Mark ausmachen, und deren Durchmesser (bei unverhältnißmäßig großer Dicke) 34½ Mill. beträgt. Während nach unserer oben ausgesprochenen Ansicht die schwerste Kupfermünze weniger als 1 Loth im Gewicht haben sollte, wiegt der Penny über 1⅓ Loth, das 10 Centimenstück 1¾, das 40-Reisstück gar 2⅜ Loth.

Von übermäßig großen Goldstücken hat die jetzige wie die ältere Zeit manche Beispiele aufzuweisen. Die größten Geldmünzen aus Gold sind wohl die alten achtfachen Pistolen des Herzogthums Parma und die ostindischen (seit 1824 in Bombay geschlagenen) 5-Moburstücke, von welchen beiden sehr nahe 4 Stück eine rauhe Mark ausmachen, so daß das Stück 4 Loth wiegt und ungefähr den Werth von 9 Friedrichsd'or hat. Diesen schließen sich an: die piemontesischen Karolinen oder fünffachen Doppien von und nach 1786 (das Stück ein wenig über 3 Loth wiegend und fast 7 Friedrichsd'or werth), die englischen fünffachen Sovereigns (beinahe 2¾ Loth, etwas mehr als 6 Friedrichsd'or), die neapolitanischen 10-Oncettestücke (über 2½ Loth, 6¼ Friedrichsd'or), die französischen 100 Franken- und sardinischen 100-Lirestücke (fast 2¼ Loth, 4⅘ Friedrichsd'or); endlich die portugiesischen Dobra's, alten Parmesaner vierfachen Pistolen,

derlichkeit fehlt. Die Thierracen bilden ſich unter unſern Augen und Händen, nicht ſo die Menſchenracen; bei jenen können wir das, was die Umwandlung oder Verbildung bedingt, wenigſtens in einem gewiſſen Grad auffaſſen, ſie zum Theil willkürlich herbeiführen; der Stempel, den die Menſchenrace aufdrückt, iſt eine unverwiſchbare Hieroglyphe. Was aber die Hauptſache iſt, bei weitem die meiſten Racen, in welche die zähmende und pflegende Hand des Menſchen die ihm unterworfenen Thiergeſchlechter geſpalten hat, fallen, ſich ſelbſt überlaſſen, ſchnell in den urſprünglichen Typus zurück, oder nähern ſich ihm doch, wenn er verloren gegangen iſt. So z. B. ſind die ſo verſchiedenen, von Spaniern, Portugieſen, Britten nach Amerika übergeführten Pferderacen ſchnell zu dem halbwilden, einfärbigen, eigenthümlichen Schlag der Pampas und des fernen Weſten zuſammengefloſſen. In denſelben Ländern aber leben ſeit Jahrhunderten Weiße, Amerikaner und Neger neben einander; ſie behalten durchaus jeder ſeinen Racencharakter, wenn ſie ſich geſchlechtlich getrennt halten; durch Geſchlechtsvermiſchung aber bilden ſie ſtrenge Mittelſchläge, den Mulatten, den Meſtizen, den Terceron, den Quarteron, und wie ſie alle heißen, lauter Baſtarde, welche nach einer gewiſſen kurzen Reihe von Generationen rein zum urſprünglichen väterlichen oder mütterlichen Typus zurückkehren.

Die Pferderacen, von denen wir eben ſprachen, ſind nicht den Menſchenracen analog, ſondern, wenn man die Vergleichung ſo weit treiben will, den Volks- und Stammverſchiedenheiten innerhalb einer und derſelben Race. Man könnte ſagen, der halbwilde uniforme Pferdeſchlag der Pampas verhalte ſich zu den verſchiedenen europäiſchen Pferderacen, ſeinen Stammvätern, wie das aus ſo vielen europäiſchen Stämmen zuſammengeronnene Volk der Vereinigten Staaten zu der Vielheit der europäiſchen Völker. Allerdings behält der Deutſche, Britte, Franzoſe, nach Menſchenart, auch im Schoße gemeinſchaftlicher Inſtitutionen ſeinen Stammcharakter lange bei; allein nichts deſto weniger macht ſich, namentlich bei dem der Natur näher gerückten „Schanzgräber des Weſten“, eine moraliſche und wohl auch eine phyſiſche Verſchmelzung bemerkbar. Dagegen hält, wie ſchon bemerkt, die Natur auf demſelben Boden den Weißen als ſolchen, den Neger und den rothen Autochthonen ewig auseinander.

alten genuesischen 100-Lirestücke, Berner achtfachen Dukaten von 1796 und spanischen vierfachen Pistolen: lauter Sorten, von welchen zwischen 8 und 9 Stück auf eine Mark gehen, so daß das einzelne Stück gegen 2 Loth wiegt und 4 bis 4½ Friedrichsd'or werth ist.

Am natürlichsten und den Bedürfnissen des Verkehrs angemessensten ist die Prägung großer Münzen aus Silber; doch muß auch hier bedacht werden, daß Stücke von gar zu beträchtlichem Umfange und Gewichte unbequem sind und, wie die Erfahrung lehrt, keine allgemeine Sympathie finden. Wenige Jahre haben hingereicht der größten Silbermünze neuerer Zeit, nämlich den Zweithalerstücken der deutschen Zollvereinsstaaten, in diesem Sinne das Urtheil zu sprechen, obschon dieselben in vielen andern Hinsichten großes Lob verdienen, wenn auch freilich die durch ihre Creirung beabsichtigte Verschwisterung des Thaler- und des Guldensystems eine äußerst oberflächliche bleiben mußte. Wir haben den Doppelthaler die größte Geldmünze neuerer Zeit genannt, und mit Recht; denn es ist unter den jetzt in regelmäßigem Umlauf befindlichen und noch fortwährend geprägten Geldsorten (wenigstens in Europa) nur eine, welche ihm an Gewicht und Größe sehr nahe kommt, ohne jedoch ihn zu erreichen: nämlich der schwedische Species-Reichsthaler. Deutsche Zweithalerstücke werden 6.3 aus der rauhen Mark geprägt (1 Stück = ein wenig über 2½ Loth), und ihr Durchmesser ist 41 Millimeter; vom schwedischen Speciesthaler gehen aber 6.872 Stück auf die Mark, und er mißt nur 39 Millimeter. In Japan besteht allerdings unter dem Namen Itakane oder Rjoo Gin (holländisch Schuit) eine Silbermünze, gegen welche der Doppelthaler wie ein Zwerg erscheint; jener japanische Schuit wiegt nämlich 10½ Loth und hat einen Werth von fast 8½ preußischen Thalern. Frühere europäische Silberstücke von einer den Doppelthaler erreichenden oder übertreffenden Größe waren (abgesehen von den deutschen Doppelthalern des 16ten Jahrhunderts) die alten Ecus de Flandre von 1686—1705 (6.27 auf die Mark), die piemontesischen Scudi aus dem 18ten Jahrhundert (6⅔ auf die Mark), die etrurischen 10-Lirestücke von 1803 (5.95 auf die Mark).

Wie dem auch sey, für die Bequemlichkeit des Verkehrs

scheint eine Größe der Silbermünzen von 38 Millimetern und das Gewicht von 2 Loth (8 Stück auf die Mark) füglich als das Maximum gelten zu können. Die durch ihr Format am gefälligsten sich darstellenden Sorten (unsere deutschen Thaler und die Fünffrankenstücke) halten sich unter dieser Grenze, wie nachfolgende kleine Uebersicht zeigt:

	Größe.	Stück auf eine Mark.
Preußische und andere deutsche Thaler .	34 Mill. .	10½
Neue bayrische Zweiguldenstücke . . .	36 „ .	11.025
Russische Rubel (neue)	35.8 „ .	11.28
Fünffrankenstücke	37 „ .	9.354
Oesterreichisch-italienische Scudi . . .	38 „ .	8
„ Zweiguldenstücke (neue) .	38 „ .	8⅓
Englische Fünfschillingstücke	40 „ .	8.271

Schließlich wollen wir bemerken, daß ein besonderer Vorzug des Münzsystems darin liegt, wenn das Gewicht der einzelnen Münzstücke durch einfache und im Verkehr übliche Unterabtheilungen der Landesgewichtseinheit (des Pfundes ꝛc.) ausgedrückt wird, damit man nicht allein jeden Augenblick leicht das Gewicht der Münzen prüfen, sondern auch in gelegentlichen Nothfällen sich der Geldsorten als wenigstens annähernd richtiger Gewichtstücke bedienen kann. Leider ist diese Bequemlichkeit bei dem einmal vorhandenen und ohne höchst dringende Ursache nicht zu ändernden Zustande der Ausmünzung fast nirgend erreichbar; indessen kommen zerstreute Beispiele davon vor. So wiegt in Frankreich das 5-Frankenstück 25 Gramme, das 2-Frankenstück 10, der Frank 5, der halbe Frank 2½, der Viertelfrank 1¼, das 10-Centimenstück 2 Gramm; in Belgien sind die Silbermünzen (mit Ausnahme des 10-Centimenstücks, welches fehlt) von demselben Gewichte, und hat außerdem, was die dortigen Kupfermünzen angeht, der Centime 2 Gramm, das 2-Centimenstück 4, das 5-Centimenstück 10, das 10-Centimenstück 20 Gramm; in Oesterreich wiegt der neue Kupferkreuzer (seit 1816) ½ Wiener Loth, der halbe Kreuzer 1 Quentchen; in Hannover gehen 6 kupferne Pfennige oder 3 Zweipfennigstücke auf 1 Loth; in England (da 24 Pence Kupfergeld aus 1 Handelspfunde geschlagen werden) 1½ Pence auf 1 Unze.

b) Das Verhältniß zwischen Durchmesser und Dicke der Münzen verdient in mehr als einer Rücksicht Aufmerksamkeit. Ist dieses Verhältniß glücklich getroffen, so geht nicht nur eine gefällige und bequeme Gestalt der Stücke, sondern auch eine ansprechende und zweckmäßige Beziehung der Flächengröße zum Gewichte — d. h. also zum innern Werthe — und eine gehörige Harmonie unter den Formaten der zu einem Münzensysteme gehörigen Einzelformate hervor.

Theoretisch ist bekannt, daß von dem Verhältnisse zwischen Durchmesser und Dicke die Größe der Oberfläche, von dieser aber die Stärke der Abnutzung — unter übrigens gleichen Umständen — abhängt. Die Geometrie lehrt, daß ein Cylinder von gegebenem Kubikinhalt die kleinste mögliche Gesammtoberfläche alsdann besitzt, wenn sein Durchmesser und seine Höhe gleich groß sind; demzufolge müßte man den Münzen, um sie möglichst gegen Abnutzung zu schützen, eine Dicke gleich ihrem Durchmesser geben. Wenn gleich nun hieraus eine praktisch völlig unzulässige Form entstünde, man daher von dem mathematischen Satze keinen direkten Gebrauch machen kann, so ist man doch durch denselben wenigstens darauf hingewiesen, daß eine zu geringe Dicke zu vermeiden sey, weil schon durch geringe Annäherung an die mathematische Forderung außerordentlich viel zu gewinnen ist. Um dies durch ein Beispiel zu zeigen, möge darauf aufmerksam gemacht werden, daß zwei Scheiben aus gleichem Metalle, die eine 10 Linien im Durchmesser groß und 1 Linie dick, die andere 20 Linien groß und $\frac{1}{4}$ Linie dick, gleiches Gewicht haben, während doch die letztere eine fast $3\frac{1}{2}$mal so große Gesammtoberfläche besitzt, als erstere. Dieser Grund und der Umstand, daß eine etwas dicke Münze leichter rein, scharf und gehörig hoch auszuprägen ist, auch leichter mit einer guten Randverzierung oder Randschrift versehen werden kann, sind Veranlassung geworden, daß man in neuester Zeit fast überall zu etwas dickeren und entsprechend kleineren Formaten übergegangen ist. So z. B. findet man jetzt den preußischen Thaler von 38 Millimeter auf 34 Millimeter, das Sechstelthalerstück von $25\frac{1}{2}$ auf 23, den doppelten Friedrichsd'or von 27.3 auf 25.4, das österreichische Zweiguldenstück von $40\frac{1}{2}$ auf 38, den Gulden von $34\frac{1}{4}$ auf $30\frac{1}{2}$, den Zwanziger von

28 auf 26½, das Fünfkreuzerstück von 22½ auf 20, den russischen Rubel von 41.3 auf 35.8, den dänischen Reichsbankthaler von 31.7 auf 30.4, den englischen Schilling von 25.2 auf 23.5 Millimeter verkleinert ꝛc.

Es läßt sich a priori nicht wohl angeben, welches Verhältniß zwischen der Dicke und dem Durchmesser eines Münzstücks bestehen müsse, damit allen Forderungen der Schönheit und Zweckmäßigkeit genügt werde; zudem ist die Dicke der Münzen gar nicht scharf zu messen oder vorzuschreiben, da sie wegen des über die Flächen aufgeworfenen Randes und wegen der verschiedenen Höhe des Gepräges fast an jedem Punkte eine andere ist. Um einen sichern Anhaltspunkt zu gewinnen, bleibt also nichts übrig, als die empirisch aufgefundenen, in der Praxis bestehenden Verhältnisse zwischen Gewicht und Durchmesser der Stücke zu vergleichen, und das den Anforderungen am besten entsprechende als nachahmungswerth zu bezeichnen. Jene Vergleichung kann am leichtesten auf eine Weise vorgenommen werden, zu der wir hier zunächst die Grundlagen aufstellen müssen. Wenn für Münzstücke von irgend einem Kaliber oder Kubikinhalte ein bestimmtes Verhältniß zwischen Durchmesser und Dicke als das schönste und zweckmäßigste erkannt ist, so muß dieses nämliche Verhältniß auch für alle andern (größeren wie kleineren) Kaliber das angemessenste seyn, wenn nicht etwa überwiegende specielle Gründe vorliegen, es zu modificiren. Der Kubikinhalt von Münzen aus gleichem Metalle kann durch das Gewicht derselben verglichen werden, und somit ist es erlaubt, letzteres statt des ersteren zu setzen. Ein leichter und allgemein verständlicher, in der Münzpraxis eingeführter Ausdruck für das Gewicht des einzelnen Stückes ist durch die Anzahl Stücke, welche auf eine Mark (½ preuß. Pfund) gehen, gegeben. Die Kubikwurzel dieser Zahl wollen wir, der Kürze halber, den Inder nennen. Die Durchmesser der Münzstücke sollen, wie im Bisherigen geschehen ist, nach Millimetern angegeben werden. Das Produkt, welches aus der Multiplikation des Inder mit dem Durchmesser hervorgeht, heiße die Norm. Nun ist aus Gründen der mathematischen Körperlehre klar, daß für alle Münzstücke aus gleichem Metalle (also von gleichem specifischem Gewichte) die Norm übereinstimmend sich ergeben muß, wenn bei ihnen das gleiche Verhältniß

zwischen Durchmesser und Dicke stattfindet; umgekehrt zeigt eine Abweichung in der Norm eine Verschiedenheit jenes Verhältnisses an, und zwar dergestalt, daß diejenige Münze, für welche aus der Rechnung eine *größere Norm* sich darstellt, einen im Verhältniß zur Dicke größeren Durchmesser besitzt, also *relativ dünner* ist. Hätte man nun auf dem Wege der Anschauung und der Erfahrung im praktischen Gebrauch eine gewisse Münze rücksichtlich ihres Dickenverhältnisses als besonders gefällig und zweckmäßig erkannt, so würde erlaubt seyn, die ihr zukommende Norm auch auf alle andern Münzstücke aus demselben Metalle anzuwenden. Aus der einmal festgestellten Norm findet man aber leicht den der Münze zu gebenden *Durchmesser*, denn dieser ist durch den Quotienten ausgedrückt, welchen man erhält, wenn die *Norm* durch den *Index* der Münzsorte dividirt wird. Wir wollen diese Betrachtung und die darauf gestützte Rechnung zunächst auf die *Kupfermünze* anwenden, und zu diesem Behufe eine Zusammenstellung darauf bezüglicher Zahlen geben:

Benennung der Kupfermünzen.	Durchmesser	Stück auf 1 Mark.	Index.	Norm.	Berechneter Durchmesser für die Norm = 80
	Millimeter				Millimeter.
Belgische 10-Centimes	33	11·69	2·269	74·87	35
„ 5- „	29	23·38	2·859	80·05	29
„ 2- „	22½	58·46	3·681	87·32	21
„ 1- „	16½	116·93	4·689	80·66	16
Englischer Penny	34	12·37	2·313	78·61	35
„ Halfpenny	29	24·74	2·914	81·59	27½
„ Farthing	22	49·49	3·671	80·76	21
„ Halffarthing	17·5	98·98	4·626	80·95	17
Hannoversche 2-Pfennig	23·4	48	3·631	85·03	22
„ 1- „	19·8	96	4·579	86·08	17½
Niederländischer Gent	21·8	60·8	3·932	85·71	20
„ halber Gent	16	121·6	4·954	79·26	16
Nordamerikanischer Gent	28	21·75	2·791	78·15	29
Oesterreichische 30-Kreuzer (1807)	37½	15⅝	2·841	94·17	32
„ 15- „ (1807)	35	19½	2·637	92·30	30
„ 3- „ (1800)	29	26⅔	2·987	86·62	27
„ 3- „ (1812)	32½	16⅔	2·554	83·00	31
„ 1- „ (1812)	24½	50	3·684	90·25	22
„ 1- „ (1816)	25½	25⅔	2·987	76·16	27
„ 5-Centesimi	21	24⅔	2·987	71·69	27
„ 3- „	22	44½	3·542	77·92	22½
„ 1- „	19	133⅓	5·109	91·94	18
Portugiesische 40-Reis (1831)	34½	7½	1·943	67·03	41
Preußische 4-Pfennig	20·4	39·4	3·373	85·69	24
„ 3- „	23	51·2	3·713	85·10	21½
„ 2- „	20·3	76·8	4·250	86·21	19
„ 1- „	15·4	153·6	5·355	93·17	15

Sämmtliche Spalten dieser Tabelle, mit Ausnahme der lezten, sind nach dem Obigen von selbst verständlich. Aus der

vorletzten entnimmt man, daß die Norm für die wirklich ausgeprägten Kupfermünzen zwischen den Grenzen 67 und 94 variirt; das Mittel aus allen vorliegenden Werthen beträgt in runder Zahl 80, und die durchgängige Annahme dieser Norm empfiehlt sich dadurch, daß jene der englischen und belgischen Stücke, welche sich durch ein besonders gefälliges Format auszeichnen, größtentheils mit sehr geringem Spielraum um dieselbe herum schwankt. Es sind daher für die Norm 80 die Durchmesser sämmtlicher Exemplare berechnet, und zur Vergleichung in der letzten Columne aufgeführt. Die dort stehenden Zahlen sind also (auf halbe Millimeter abgerundet) die Größen, welche man den Kupfermünzen geben müßte, um ihnen das den meisten belgischen und englischen Stücken eigene angenehme Dickenverhältniß zu verleihen. Hieraus ersieht man z. B., daß die österreichischen Kreuzermünzen vor 1816 und die preußischen Stücke sämmtlich zu groß von Fläche (daher zu dünn) geschlagen sind, dagegen das portugiesische Exemplar viel zu dick und klotzig ist. Dieses letztere, sowie das belgische 10-Centimenstück und der englische Penny sind, wie wir schon einmal bemerkt haben, überhaupt zu schwer, und aus diesem Grunde nicht zweckmäßig. Der preußische Pfennig würde, mit dem berechneten Durchmesser von 15 Millimeter ausgeprägt, vielleicht schon zu klein für den Umlauf seyn; auch könnte man ihn füglich auf 16½ Millimeter vergrößern, ohne eine Verwechselung mit dem 2-Pfennigstücke besorgen zu dürfen, da alsdann doch immer noch ein Unterschied des Durchmessers von 2½ Millimetern bliebe, welcher fast eben so groß ist, als der jetzt (zwischen den Durchmessern 17. 4 und 20. 3) wirklich bestehende.

Für Münzen aus Silber und Gold kann, wegen des größern specifischen Gewichts dieser Metalle, nicht dieselbe Norm zu Grunde gelegt werden, welche wir für Kupfer zweckmäßig gefunden haben; denn bei gleicher Norm würde durchgehends ein Münzstück von demselben Gewichte (von gleicher Anzahl auf die Mark) auch denselben Durchmesser bekommen, woraus von selber folgt, daß die Dicke in dem Verhältnisse geringer ausfallen müßte, in welchem das specifische Gewicht größer ist. Beträgt nun, der Erfahrung zufolge, durchschnittlich (an geprägten Stücken) das specifische Gewicht bei

Kupfer	8.95
3½löthigem Silber .	9.20
5löthigem „ .	9.33
8½löthigem „ .	9.62
9½löthigem „ .	9.75
12löthigem „ .	10.10
14löthigem „ .	10.25
feinem Silber . . .	10.40
22karatigem Golde .	17.72,

so würde man — den Durchmesser nach der Kupfernorm berechnend — eine Münze aus zwölflöthigem Silber in dem Verhältnisse von 1010 zu 895, eine aus feinem Silber in dem Verhältnisse von 1040 zu 895, und eine aus 22karatigem Golde in dem Verhältnisse von 1772 zu 895 dünner erhalten, als die gleich schwere Kupfermünze, d. h. die erstere würde etwa um ein Neuntel, die zweite um ein Siebentel und die dritte sehr nahe um die Hälfte zu dünn ausfallen, während der Unterschied bei den geringhaltigeren Silbersorten unbedenklich vernachlässigt werden kann. Das specifische Gewicht des 12löthigen Silbers ist nach Obigem etwa $1\frac{1}{8}$ Mal, das des 14löthigen $1\frac{1}{7}$ Mal, das des feinen Silbers $1\frac{1}{6}$ Mal, das des 22karatigen Goldes fast 2 Mal so groß als jenes des Kupfers; man müßte daher, um die für letzteres Metall zweckmäßige Norm 80 für die genannten Silber- und Goldsorten abzuändern, sie beziehungsweise durch die Kubikwurzeln von $1\frac{1}{8}$, $1\frac{1}{7}$, $1\frac{1}{6}$, 2 dividiren, und erhielte so für

	in Norm
12löthiges Silber . .	77
14löthiges „ . .	$76\frac{1}{2}$
feines Silber	76
22karatiges Gold . .	$63\frac{1}{2}$

unter welcher Voraussetzung alsdann die Silber- und Goldmünzen das nämliche Dickenverhältniß erlangen würden, welches an den Kupfermünzen bewährt ist. Aus verschiedenen Gründen kann man jedoch die so eben abgeleiteten Normen nicht ohne Weiteres zur Anwendung bringen. Was zunächst das Silbergeld betrifft, so ist bei den größeren Sorten desselben eine etwas bedeutende Dicke

zweckmäßig, weil sich dann leichter eine gut gebildete und deutliche Randschrift anbringen läßt. Dagegen kann dieser Zweck bei sehr kleinen Silberstücken nicht mehr erreicht werden, ohne den Durchmesser über alles Verhältniß zu verringern, wodurch die Münze zur bequemen Handhabung ungeeignet wird; um letzteren Uebelstand zu vermeiden, muß also eine größere Norm gewählt, auf Randschriften Verzicht geleistet und ein glatter oder einfach verzierter Rand angewendet werden. Gegen diesen Grund, die kleinen Silbersorten im Verhältniß zu ihrer Dicke breitflächiger auszuprägen, ist der Einfluß des verschiedenen Feingehaltes verschwindend klein, so daß die Regel aufrecht stehen bleibt, auch wenn man sämmtliche Silbermünzen aus gleicher Legirung anfertigt. — Rücksichtlich der Goldmünzen treten besonders in Betreff der Sorten von geringerem Gewichte ähnliche Betrachtungen ein, welche die Norm 63½ als zu niedrig erscheinen lassen, weil dadurch die Münze einen zu kleinen Durchmesser bekäme.

Nach Allem, was so eben vorgetragen wurde, wären wir geneigt, folgende Normen für empfehlenswerth zu halten:

für Silber, und zwar

bis 15 Stück auf die rauhe Mark	75
über 15 bis 50 Stück auf die rauhe Mark . .	80
über 50 bis 100 Stück auf die rauhe Mark .	85
über 100 Stück auf die rauhe Mark	90
für Gold durchgehends	70

Vergleicht man diese a priori aufgestellten Ansichten mit den wirklichen Ausprägungen, namentlich der neuern Zeit, so findet man sie auf eine sehr zufriedenstellende Weise an denjenigen Münzen bestätigt, welche die Anerkennung eines gefälligen und bequemen Formats sich erworben haben. Es würde zu weitläufig seyn, die Zahlenresultate unserer hierüber angestellten Untersuchungen im ganzen Umfange mitzutheilen; wir geben daher in nachstehender Tabelle nur einen kleinen Auszug, welcher die Silber- und Goldmünzen einiger Hauptländer umfaßt. Den in der letzten Spalte enthaltenen berechneten Durchmessern liegen die oben theoretisch abgeleiteten Normen zu Grunde.

Benennung der Münzen	Feingehalt		Durchmesser.	Stück auf 1 rauhe Mark.	Index.	Norm.	Berechneter Durchmesser.
Silbermünzen.							
Oesterreichische:	Loth.	Grän.	Millim.				Millimeter
2 Gulden	13	6	38	8⅓	2·027	77·43	37
1 „	13	6	30·5	16⅔	2·554	77·90	31
20 Kreuzer	9	6	26·5	35	3·271	86·69	24½
10 „	8	—	22·7	60	3·915	88·87	22
5 „	7	—	20	105	4·717	94·34	19
3 „	5	6	18	137½	5·161	92·90	17
Oesterreichisch-Italienische:							
Scudo	14	7·2	38	9	2·080	79·04	36
Halber Scudo	14	7·2	30	18	2·620	78·60	30½
Lira	14	7·2	22	54	3·779	83·14	22½
Halbe Lira	11	7·2	18	109	4·762	85·71	19
Viertel Lira	9	10·8	16	141	5·281	83·85	17
Preußische:							
2 Thaler	11	7·2	41	6·3	1·817	75·73	41
1 „	12	—	34	10½	2·190	74·46	34
½ „	8	6	23	43⅔	3·523	81·03	23
¼ „	6	—	20·7	72	4·160	86·11	20½°
Silbergroschen	3	10	18·4	106⅔	4·742	87·26	19°
Halbe Silbergroschen	3	10	15	213½	5·975	89·62	15
Süddeutsche:							
2 Gulden (in Bayern)	14	7·2	36	11·025	2·225	80·10	34
1 „ „	14	7·2	30	22·05	2·804	84·12	28
½ „	14	7·2	24	44·10	3·533	84·79	23
6 Kreuzer	5	6	20	90	4·191	89·62	19
3 „	5	6	17	180	5·646	95·98	16
1 „ (in Bayern)	2	12	14	280	6·542	91·59	14
1 „ (in Hessen)	2	9	14·5	281¼	6·552	95·01	14
Französische:							
5 Franken	14	7·2	37	9·354	2·107	77·96	35½
2 Franken	14	7·2	27	23·386	2·859	77·19	28
1 Frank	14	7·2	23	46·771	3·603	82·87	22
½ „	11	7·2	18	93·542	4·539	81·70	19°°
¼ „	11	7·2	15	187·084	5·719	85·78	16
10 Centimes	3	3·6	19	116·928	4·000	92·91	18½°°
Englische:							
2½ Schilling	14	4·4	32	16·542	2·548	81·54	31½
1 „	14	4·4	23½	41·356	3·459	81·26	23
6 Pence	14	4·4	19·3	82·713	4·357	84·09	19½
4 „ (Wilhelm IV.)	14	4·4	17·6	124·069	4·987	87·77	18
4 „ (Victoria)	14	4·4	16·4	124·069	4·987	81·78	
3 „ (Wilhelm IV.)	14	4·4	16·0	165·425	5·499	87·92	16½
2 „ „ „	14	4·4	13·3	249·138	6·284	83·57	14
Russische:							
Rubel	13	16	35·9	11·280	2·212	80·26	33½
30 Kopeken	13	16	26	37·600	3·350	87·10	24
15 „	13	16	22	75·200	4·221	92·86	20
5 „	13	16	15	225·600	6·097	91·30	15
Schwedische:							
Species-Reichsthaler	12	—	39	6·872	1·801	73·14	39½
½ Species-Reichsthaler	12	—	31½	13·743	2·395	73·85	31
⅛ „ „	12	—	26½	27·486	3·018	79·99	26½
¼ „ „	12	—	22	54·973	2·802	83·61	22
1/16 „ „	12	—	17½	109·944	4·780	83·62	19

Benennung der Münzen.	Feingehalt.		Durchmesser	Stück auf 1 rauhe Mark.	Index.	Norm.	Berechneter Durchmesser.
Goldmünzen.							
Preußische:	Karat.	Grän.	Millim.				Millimet.
Doppelte Friedrichsd'or (ältere)	21	8	27·3	17·5	2·596	70·87	27
" " (neuere)	21	8	25·4	17·5	2·396	65·94	27
Hannoversche:							
10-Thaler	21	6	25·7	17½	2·409	66·92	27
5 "	21	6	21·5	35½	3·274	70·83	21½
2½ "	21	6	18·6	70½	4·128	76·77	17
Französische:							
20-Franken	21	1·3	21	36·218	3·309	69·49	21
10 "	21	7·2	26	18·124	2·627	68·30	25½
Englische:							
Sovereign	22	—	22	29·278	3·092	67·80	23
Halbe Sovereign	22	—	19½	58·557	3·093	75·72	19
Russische:							
5-Rubel	22	—	22·7	35·735	3·296	74·77	23
Niederländische:							
10-Gulden	21	7·2	22½	34·733	3·263	73·41	21½
5 "	21	7·4	18½	69·506	4·111	76·06	17
Nordamerikanische:							
5-Dollars	21	7·2	22½	27·979	3·036	68·31	23
2½ "	21	7·4	18·2	55·958	3·925	69·61	18½
Oesterreichische:							
Dukaten	23	8	20·3	67	4·061	82·44	17
" (böhmische 1838)	23	8	18·9	67	4·061	74·32	17
" vierfache	23	8	30·5	16·75	2·639	101·08	27½
Oesterreichisch-Italienische:							
20-Lire	21	7·2	20	41·276	3·436	69·12	20
40 "	21	7·4	25	20·638	2·743	68·57	25½

Zu dieser Tabelle müssen ein paar Bemerkungen gemacht werden. In der Abtheilung der Silbermünzen findet man, daß nach der Berechnung (letzte Spalte, beim Zeichen *) das 2½ Silbergroschenstück und der Silbergroschen einen sehr geringen Unterschied im Durchmesser darbieten würde; um diesen Uebelstand zu vermeiden, ist es nöthig die letztere Sorte etwa auf 18 Mill. zu verkleinern, welches Maß mit dem wirklich angewendeten sehr nahe übereinstimmt. Ferner offenbart sich bei den französischen Münzen (letzte Spalte, Zeichen **) das unzweckmäßige Resultat, daß nach der Berechnung der halbe Frank und das 10-Centimenstück fast genau einerlei Durchmesser bekommen würden, und daß dies auch in Wirklichkeit der Fall

Ist der zoologische Satz wahr: Thiere, die sich durch bleibende Merkmale von einander unterscheiden, und wenn sie sich auch begatten, Mittelschläge zeugen, bilden verschiedene Gattungen, Arten, so verhalten sich die Menschenracen keineswegs wie Racen der Hausthiere, sondern wie zwei sich nahe stehende Thiergattungen (species), wie Pferd und Esel, Fuchs und Hund, Schaf und Ziege ꝛc., welche, wenn sie sich begatten, Mittelschläge, Bastarde hervorbringen. Wir haben hiemit den wesentlichsten Punkt der Streitfrage berührt. Es handelt sich um die Bestimmung des Begriffs der Gattung: es fragt sich, was ein für allemal das Bestimmende der Gattung ist. — Wir nehmen vorläufig die Hauptformen des Menschengeschlechts als Analoga verschiedener Thierspecies, und zeigen später, wie dieser scheinbare Widerspruch mit der Einheit des Geschlechts zu versöhnen ist.

Was gegenwärtig das Klima mit allen seinen Einflüssen, Breite und Länge, Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit, Exposition gegen die herrschenden Winde, Höhe über dem Meer, elektrischer und magnetischer Spannung ꝛc. an der Menschengestalt verändert, das heißt Menschenschlag, Varietät, nicht Race. Alle jene Momente, und was dergleichen sonst noch unter unsere Beobachtung fällt, oder sich in Luft, Wasser und Erde verbirgt, erklärt die dunklere oder hellere Färbung der Haut, beim Kaukasier auch die der Haare, so wie alle Abweichungen von gleichem Werth. Sie erklären auf beschränktem Gebiet, lokal, das, was man unter dem Namen Constitution zusammenfaßt, Wuchs, Postur, Krankheitsanlage u. dgl., weichere oder rauhere Mundart, selbst die Stimmung der Seele und den Timbre des Geistes. Sie erklären schon nicht immer das gesammte körperliche Auftreten eines ganzen geschlossenen Volkes, und jenes für die Anschauung so fest Umschriebene, und doch so Unaussprechliche, was man Volkscharakter nennt, machen sie kaum annähernd begreiflich, die Racenbildung aber berühren sie schlechthin gar nicht.

Innerhalb jeder Race wirkt das Klima, das Wort im umfassendsten Sinne genommen, analoge Erscheinungen. Es gibt kaukasische Stämme, die sogar dunkler gefärbt sind als manche Negervölker. Das Roth des Amerikaners, das Gelb des Mongolen

ist: besser will es uns scheinen, die 10 Centimen (wenn sie überhaupt eine Silbermünze seyn sollen) von 7löthigem oder Vierzehntel fein haltendem Silber zu schlagen, wobei ein Durchmesser von 15 Mill. angemessen wäre; den halben Frank bei 19 Mill. zu lassen, das Viertelfrankstück aber auf 17 Mill. zu vergrößern. — In der Abtheilung der Goldmünzen fällt besonders auf, wie sehr dünn die Dukaten im Verhältniß zu ihrem Gewicht gehalten sind, und der berechnete Durchmesser von 17 Mill. würde für sie viel zweckmäßiger seyn. Der österreichische vierfache Dukaten aber bietet ein gar arges Mißverhältniß zwischen Durchmesser und Dicke dar, welches nur dadurch seine Wichtigkeit verliert, daß diese Münze in geringer Menge und mehr als Schaustück denn zum gewöhnlichen Umlaufe verfertigt wird.

Wir haben im Bisherigen mehrfach Gelegenheit gehabt an einzelnen Münzsorten ein auffallendes Mißverhältniß im Formate, d. h. eine (in Beziehung zur Flächengröße) übermäßig große oder übermäßig geringe Dicke bemerklich zu machen. Der Fehler eines zu dicken Formates ist von jeher ziemlich selten begangen worden; als Beispiele desselben können wir noch anführen: die jetzigen norwegischen ganzen, halben und Fünftel-Speciesthaler, welche bezüglich 36, 30 und 22½ Mill. groß sind, während ihr Durchmesser nach den Grundsätzen unserer, durch gute Muster gerechtfertigten Berechnung 37½, 32 und 24 Mill. betragen müßte;[1] ferner die kurhessischen halben und Dritteltthaler aus den Jahren 1819—1828. deren Größe respective 27 und 25.2 Mill. statt 29 und 26½ Mill. beträgt.

Weit häufiger findet man unverhältnißmäßig dünne Geldsorten, und namentlich hat die Münzkunst der frühern Zeit oft und stark in diesem Sinne gesündigt. Es wird gut seyn auch

---

[1] Es könnte bei oberflächlicher Betrachtung eine Differenz von 1½ bis 2 Millim. im Durchmesser unbedeutend scheinen; allein das Auge bemerkt an den Münzen den Mißstand zu großer oder zu geringer Dicke sogleich, und in der That ist die wirkliche Dicke beim norwegischen Speciesthaler um mehr als ein Zwölftel, beim halben und Fünftelthaler um etwa ein Siebentel größer, als sie seyn sollte; wozu noch kommt, daß diese größere Dicke mit einem entsprechend kleineren Durchmesser zusammengepaart erscheint, dadurch also auffallender wird.

hierzu einige auffallende Belege noch beizubringen. Die alten preußischen Drittel (unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II.) waren 29.7 Mill. groß, statt der aus der Berechnung folgenden 26 Mill., hatten also nur drei Viertel der richtigen Dicke; ganz ähnlich stand das Verhältniß bei den Sechsteltbalern, deren Durchmesser 26 Mill. statt 23 betrug. Daher war auch bei beiden Sorten die der Abnutzung ausgesetzte Oberfläche nahezu im Verhältniß von 4 zu 3 größer, als sie bei dem bessern Formate ausgefallen seyn würde. Nicht viel weniger schlimm stellt sich das Verhältniß bei den Thalerstücken, welche z. B. i. J. 1764 mit einem Durchmesser von 38 Mill. (statt 34) ausgeprägt wurden, also genau nur vier Fünftel der richtigen Dicke und eine um 25 Procent zu große Oberfläche besaßen. — Aus dem Jahr 1723 liegt ein dänisches Viermarkstück vor, welches 40.7 Mill. groß ist (statt 34), folglich nur sieben Zehntel der angemessenen Dicke und um 43 Procent zu viel Abnutzungsfläche darbietet; aus dem Jahr 1693 ein braunschweigisches Zwölftelthalerstück von 24.8 Mill. Größe (statt 21), bei welchem ganz gleiche Verhältnißzahlen sich ergeben. — So messen ferner die russischen Rubel aus der Regierungszeit der Kaiserin Anna 41.4 Mill. statt 36; die belgischen und deutschen Kronenthaler 40.3 statt 38, desgleichen die halben 34.5 statt 32; portugiesische 400-Reisstücke (1815) 35.5 statt 32; die hannoverschen Zweidrittel 35 statt 32½, und die von feinem Silber 33.7 statt 30½; die englischen 3 Schilling-Bank token (von 1811) 35 statt 32; braunschweigische und kursächsische Zwölftel (Conventionsmünze) 22.3 bis 22.8 statt 20½; die österreichischen Zwanziger (vor 1831) 28 statt 24½; die Bremer 36 Grotenstücke oder halben Goldthaler (seit 1840) 30.4 statt 27 u. s. w.

2) Die Münzenformate im Vergleiche mit einander als Glieder eines Münzsystems.

Wenn das Gewicht und der Werth des in einem Münzsysteme als Einheit geltenden Geldstückes festgesetzt ist, handelt es sich um die Theilstücke und die Vervielfältigungsstücke desselben, durch deren Aufstellung eben das hervorgeht,

was wir ein Münzsystem nennen. Die Münzeinheit ist überall ein Silberstück, selbst in den Ländern mit Goldwährung, wie Großbritannien. Allein die Münzsysteme sind doch wieder darin von einander abweichend, daß einige die Einheit durch das größte ihrer Silberstücke darstellen, andere durch dasjenige kleinere Stück, welches für den täglichen Detailverkehr das bequemste Maß hat, für Summengeschäfte also einer Vervielfältigung bedarf. Von der ersten Art ist das Münzsystem in Preußen und den andern deutschen Thalerländern gewesen, bevor die Zweithalerstücke an den Tag kamen (die, wegen ihrer geringen Menge, thatsächlich noch nichts Wesentliches hierin geändert haben); und in Dänemark mit seinem Speciesthaler, Schweden desgleichen, Hannover mit dem Courantthaler, Rußland mit dem Rubel, Nordamerika mit dem Dollar, bestehen noch jetzt solche Systeme. Von der zweiten Art ist die Einrichtung in Großbritannien (Schilling), Frankreich und Belgien (Frank), Sardinien, dem österreichischen Italien ꝛc. (Lira), Griechenland (Drachme). Eine mittlere Stellung nehmen diejenigen Münzsysteme ein, deren Einheit weder das größte noch das für den Kleinverkehr angemessenste geringere Silberstück ist, wie namentlich das aller Guldenländer (Oesterreich, süddeutsche Zollvereinsstaaten, Königreich der Niederlande). Man kann mit Wahrheit sagen, daß hier, gerade weil man zwischen zwei wohlcharakterisirten Methoden in die Mitte sich stellte, das Rechte und Zweckmäßige verfehlt wurde; denn die Münzeinheit, von der alle andern Silberstücke Theile oder Vielfache — großentheils selbst dem Namen nach — sind, ist weder für den kleinen Verkehr noch für das große Geschäft gut geeignet, und spielt wirklich eine untergeordnete Rolle, wie z. B. in Oesterreich die Guldenstücke im gewöhnlichen Leben fast eine Seltenheit sind und den Hauptplatz an die Drittel (Zwanziger) abgetreten haben.

Die Aufgabe bei Schaffung eines zweckmäßigen und vollkommenen Münzsystems ist keineswegs so leicht, als sie auf den ersten Blick vielleicht scheinen könnte; sie erstreckt sich auf Erfüllung folgender Bedingungen:

1) daß das System so wenig Sorten (oder an Werth verschiedene Stücke) enthalte als möglich, also auch nicht

Stücke von zu geringem Werthunterschiede neben einander vorhanden seyen;

2) daß unter den Sorten sich eine finde, welche durch Umfang und Werth dem Bedürfnisse des täglichen Kleinverkehrs entspricht, und eine andere von geeignetem Formate und Werthe für die größeren Geschäfte;

3) daß sämmtliche Sorten durch Größe und Gewicht auffallend genug von einander verschieden seyen, um niemals eine Verwechslung, selbst bei flüchtigem Ansehen, befürchten zu lassen;

4) daß die Verschiedenheit der Größe auch auf die Stücke von verschiedenem Metall sich erstrecke, um den Empfänger einer größern Zahlung nicht der Gefahr auszusetzen, etwa zwischen Silberstücken ein betrüglich versilbertes Kupferstück, oder zwischen Gold ein vergoldetes Silberstück unerkannt anzunehmen;

5) daß jede Sorte eine einfache, leicht aufzufassende und im Gebrauche bequeme Beziehung rücksichtlich des Werthes zur Münzeinheit sowohl, als zu der nächsten größeren und nächsten kleineren Sorte habe;

6) daß alle vorkommenden, so außerordentlich verschiedenen Werthbeträge sich durch die möglich kleinste Stückzahl, übrigens aber auf möglichst viele Arten darstellen lassen, und das Zuhülfenehmen kleiner Theil- oder Scheidemünzen so selten als möglich nöthig werde;

7) endlich, daß jede Sorte in derjenigen verhältnißmäßigen Menge ausgeprägt und in Umlauf gesetzt werde, welche dem Bedürfnisse des Geldverkehrs entspricht.

Wir haben alle hier aufgezählten Punkte näher zu erörtern und an den bestehenden Münzsystemen einiger Hauptländer nachzuweisen, in wiefern dieselben den Forderungen genügen. Zu diesem Behufe schicken wir eine Uebersicht der zu vergleichenden Systeme (mit Weglassung der für die gegenwärtige Betrachtung weniger wichtigen Goldmünzen) voraus.

	Oesterreich		Oesterreich (ital. Provinzen)		Preußen		Bayern (als Repräsentant der süddeutschen Staaten)		Frankreich		England	
	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator
Silber	2 Gulden	2	6 Lire	2	2 Thaler	2	3½ Gulden	1¾	5 Franken	2½	5 Schilling	1
	1 „	3	3 „	3	1 „	6	2 „	3	2 „	2	2½ „	2½
	20 Kreuzer	2	Lira	2	5 Silbergr	2	1 „	2	1 „	2	1 „	2
	10 „	2	½ „		2½ „	2½	½ „	3	½ „	2	6 Pence	1½
	5 „	1⅔	¼ „		1 „	2	6 Kreuzer	2	¼ „	2½	4 „	1⅓
	3 „				½ „		3 „	1	10 Cent [1]		3 „	1¼
		3		3		1½	1 „	2		2	2 „	2
Kupfer	1 „	2	5 Cent	1⅔	4 Pfenn	1½	2 Pfenn	2	5 „	5	Penny [2]	2
	½ „	2	3 „	3	3 „	1½	1 „		1 „		½ „	2
	¼ „		1 „		2 „	2					Farthing	
					1 „						½ „	2

[1] Diese silbernen 10-Centimesstücke sind unter Napoleons Regierung geschlagen; aus der republikanischen Zeit kommen noch solche Stücke (mit Decimo bezeichnet) von Kupfer vor.

[2] Früher wurde der einfache Penny in Silber, und nach einer Verordnung von 1796 auch das 2-Pencestück in Kupfer ausgeprägt.

Der Inhalt dieser Tabelle erklärt sich von selbst, wenn nur bemerkt wird, daß der Ausdruck „Multiplikator" in der Nebenspalte zu jedem Lande die Zahl bezeichnet, mit welcher der Nennwerth einer bestimmten Münzsorte multiplicirt werden muß, um den Nennwerth der nächsten größern Sorte darzustellen. Um nun die beabsichtigte Prüfung dieser Systeme vorzunehmen, folgen wir der Reihe jener verschiedenen Forderungen, welche oben unter den Nummern 1 bis 7 ausgesprochen worden sind.

1) Es beträgt die Anzahl der Sorten, und zwar

	Silber.	Kupfer	Im Ganzen
in Oesterreich	6	3	9
„ „ (Italien)	5	3	8
„ Preußen	6	4	10
„ Bayern	7	2	9
„ Frankreich	6	2	8
„ England	7	4	11

Betrachtet man dabei, daß das deutsche 2-Thaler- oder 3½-Guldenstück (wie wir bereits erwähnt haben) für den Umlauf unnöthig, ja unbequem groß ist, also zweckmäßig bei Seite gestellt werden könnte, daß das österreichische 2-Gulden- oder 6-Lirestück, das 5-Frankenstück und die englische Krone (5 Schilling) sämmtlich den preußischen Thaler an Werth erheblich übertreffen; endlich daß man dennoch im österreichischen Italien und in Frankreich mit acht Sorten auszureichen gesucht hat: so wird unbedenklich diese Anzahl im Allgemeinen als genügend festgesetzt werden können. Unter dieselbe herabzugehen, möchte erfahrungsmäßig nicht räthlich seyn, obschon Beispiele davon vorkommen, wie denn Hannover wirklich — mit Auslassung des 4-Pfennigstücks, welches gegenwärtig nicht mehr geschlagen wird — nur 7 Sorten, nämlich 5 in Silber (1, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{12}$ Thaler, 1 Ggr., 6 Pfennig) und 2 in Kupfer (2 und 1 Pfennig) ausprägt. Damit eine Vergleichung der durch das größte und kleinste Münzstück dargestellten Grenzwerthe, und eine Uebersicht der durch die Zwischensorten auszufüllenden Intervalle erlangt werde, betrachte man folgende Zusammenstellung:

Benennung der Länder.	Werth der größten und kleinsten Sorte, in preußischen Pfennigen ausgedrückt.		Angabe, wie viel Mal der Werth des kleinsten Stückes in dem Werth des größten enthalten ist.
	Größte	Kleinste	
Oesterreich (ital. Prov.)	2 Gulden = 504	½ Kreuzer = 1·05	480
Preußen	6 Pfe = 504	1 Centesime = 0·84	600
Bayern	1 Thaler = 300	1 Pfennig = 1·00	300
Frankreich	2 Gulden = 411·4	= 0·86	480
England	5 Franken = 184·9	1 Centime = 0·37	500
	5 Schilling = 563·6	½ Farthing = 1·17	480

Hierdurch wird noch mehr bestätigt, daß acht Sorten bei zweckmäßiger Anordnung in jedem dieser Systeme hinreichen müssen, denn das größte Intervall (600) findet sich gerade bei dem österreichisch-italienischen Systeme, welches eben nur aus 8 Sorten besteht, während Preußen für sein so sehr viel kleineres Intervall 9 (nach Abrechnung des Doppelthalers) und England gar 11 Sorten ausprägt.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die neueste Zeit doch schon fast ganz zurückgekommen ist von jener systemlosen, jetzt unbegreiflichen Vervielfältigung der Münzsorten, in der das 17te und 18te Jahrhundert sich auszeichneten. Um den verdienstvollen Männern, welche nach und nach diesem Unwesen ein Ende machten, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erinnere man sich z. B. nur der Perioden, in welchen Oesterreich außer den noch jetzt gebräuchlichen Sorten auch silberne 30-, 15-, 12-, 6-, ja sogar 17- und 7-Kreuzerstücke in Umlauf setzte, Preußen nebst ganzen, Sechstel- und Zwölftelthalern noch halbe, Drittel- und Viertel prägte, in den braunschweigischen Ländern (nach dem Leipziger Münzfuße) Speciesthaler zu 48 Mariengroschen, Zweidrittel zu 24 Mgr., dann Stücke von 12, 6, 4, 3, 2, 1½, 1 Mgr., und von 6, 4, 3, 1 Pfennig aus Silber geschlagen wurden!

2) Die meisten, und namentlich die hier in Betrachtung gezogenen Münzsysteme erfüllen die Bedingung, daß ein zu bedeutenden Geldgeschäften geeignetes großes Silberstück vorhanden sey, ja es entsprechen (wenn man von dem schon als zu groß bezeichneten deutschen 2-Thaler- oder 3½-Guldenstück absieht) die üblichen größten Sorten der Hauptländer sehr gut dieser Absicht, was sich zudem durch die ziemlich nahe Uebereinstimmung ihres (meist zwischen 400 und 560 preußischen Pfennigen

schwankenden) Werthes offenbart, da dieser Umstand auf eine empirisch gefundene und in der Erfahrung bewährte Angemessenheit hindeutet. Für den Kleinverkehr ist jedoch die Thalergröße und der Werth des Thalerstücks wie seiner analogen Stellvertreter in andern Ländern zu ansehnlich: erstere, weil die Stücke nicht bequem genug sind, um gern in einer Börse oder frei in der Tasche getragen zu werden; letzterer wegen des zu oft nöthigen Wechselns oder Wiedergebens kleiner Münze. Es macht sich dadurch eine in großen Massen ausgeprägte Mittelsorte, welche jenen Umständen entspricht, zum unabweislichen Bedürfniß, und man kann aus täglicher Beobachtung entnehmen, daß eine solche Mittelsorte sich in den kleinen Geldgeschäften die vorzüglichste Stelle erringt, falls sie nicht gar beinahe ausschließlich herrschend wird. In Oesterreich spielt der Zwanziger diese wichtige Rolle, im Norden Deutschlands das Sechstelthalerstück, in Frankreich der Frank, in England der Schilling; in Süddeutschland wird der halbe Gulden sie übernehmen, sobald er in genügender Menge überall vorhanden ist. Wie sehr hier durchgehends das Bedürfniß auf ziemlich übereinstimmende Größen geführt hat, mag folgende Zusammenstellung darthun:

Münzsorte.	Größe in Millimetern	Stück auf 1 rauhe Mark	Werth in preuß. Gelde	
			Sgr.	Pfen.
Zwanziger (neue)	26½	35	1	—
Sechstelthaler	24	43⅔	3	—
Halber Gulden	24	44·1	3	0⅔
Frank	23	46·771	3	1
Engl. Schilling	23½	48·356	3	4¼

Vergleicht man die Zahlen der letzten Spalte, so springt in die Augen, daß das norddeutsche Sechstelthalerstück hinsichtlich seines Werthbetrages auffallend hinter den analogen Sorten der übrigen Länder zurücksteht, und man kann schließen, daß die Bequemlichkeit des alltäglichen kleinen Geldverkehrs gewinnen würde, wenn an dessen Stelle eine etwas größere Unterabtheilung des Thalers gesetzt wäre. Allein bei der Silbergroschen-Eintheilung (30 auf 1 Thaler) ist dies nicht ausführbar, denn man hätte — da das Drittel schon zu groß seyn würde — nur die Wahl zwischen dem Fünftel- und dem Viertelthalerstücke, von welcher jedes in andern Beziehungen eine wesentliche Unbequemlichkeit an sich trüge: das erstere dadurch, daß damit ein halber

Thaler nicht ohne Zufügung kleinerer Münze bezahlt werden kann, das zweite, weil es eine gebrochene Zahl von Silbergroschen ($7\frac{1}{2}$) enthalten würde. In Hannover und Braunschweig aber, wo noch die (in verschiedenen Beziehungen allerdings unbequeme) Eintheilung des Thalers in 24 Groschen besteht, könnte ein Viertel des Thalers gewiß mit Vortheil an der Stelle des Sechstelthalers stehen, wenn nicht das letztere Stück einmal vorhanden, und zudem für kleinere Staaten die Nothwendigkeit da wäre, ihr Münzsystem so viel als möglich dem der benachbarten Großstaaten conform zu machen.

3) Der Forderung: daß die einzelnen Münzsorten genügend von einander verschieden seyen in Größe und Gewicht, ist desto leichter nachzukommen, je geringer die Anzahl der Sorten gemacht wird, je weiter also dieselben rücksichtlich ihres Werthes auseinander liegen. Man sollte, was die Größe betrifft, selbst bei den kleinsten Münzen nie eine geringere Differenz als von $2\frac{1}{2}$ oder wo möglich 3 Millimetern zwischen den Durchmessern zweier unmittelbar auf einander folgenden Sorten stattfinden lassen, und dort, wo die Gewichtsverschiedenheit dieses Resultat nicht von selbst erzeugt, durch mäßige Aenderungen im Dickenverhältnisse nachhelfen. Hält man diesen Grundsatz fest, und wendet man ihn auf die jetzt üblichen Formate in den hier zur Untersuchung gezogenen Münzsystemen an, so stößt man auf mehrere nicht ganz genügende Abstufungen. So ist in Oesterreich das 5-Kreuzerstück nur um 2 Mill. größer als der Groschen, und die halbe Lira übertrifft die Viertellira, so wie der Kupfersoldo (5 Centesimi) das 3-Centesimistück ebenfalls nur um 2 Mill. In Preußen beträgt — unserer Forderung nothdürftig entsprechend — der Unterschied zwischen dem Sechstel- und Zwölftelthaler 2.3, zwischen letzterem und dem Silbergroschen auch 3.3, zwischen dem 4- und 3-Pfennigstück 2.4 Mill. Die englischen kleinen Silbermünzen bieten (wenigstens nach der Ausprägung unter König Wilhelm IV.) viel zu geringe Abstufungen der Größe dar, wie denn der 6-Pence vom 4-Pence nur um 1.7, dieser vom 3-Pence um nicht mehr als 1.6 Mill. differirt.

Naturgemäß darf man fordern, daß bei den Stücken aus Silber, wenn gleich dieses ungleich stark legirt seyn möchte, die Größe mit dem Werthe steige, und also nicht eine Münze von

geringerem Werthe größer ausgeprägt werde. Hiegegen ist in Frankreich ein Versehen begangen worden, als man das 10-Centimenstück 19 Millimeter groß machte, während der Viertelfrank 15, und selbst der halbe Frank nur 18 Mill. mißt. Ein anderes Beispiel dieser Art gibt Norwegen, von wo aus einem und demselben Jahre (1825) die 4-Schillingstücke 19½ Mill. groß, die 8- und die 2-Schillingstücke hingegen übereinstimmend 17½ Mill. groß vorliegen.

4) Geringer als die Größendifferenzen der Silberstücke unter sich dürfen allerdings jene zwischen Gold-, Silber- und Kupferstücken seyn, weil hier in der Regel schon das Gepräge (weniger durch die erst bei genauerer Betrachtung erkennbaren Einzelheiten, als durch den ganzen auffallend verschiedenen Typus), und zum Theil das Gewicht von der Farbe unabhängige Unterscheidungsmerkmale darbietet; allein man sollte dennoch nie zugeben, daß Münzen aus verschiedenen Metallen von ganz gleichem Durchmesser geprägt werden, wie z. B. das österreichische 5-Centesimistück mit der Lira, der Centesimo mit der halben Lira, das preußische 3-Pfennigstück mit dem Sechstelthaler, das 4-Pfennigstück mit dem doppelten Friedrichsd'or, der bayrische Pfennig mit dem 3-Kreuzerstück, und das 2-Pfennigstück mit dem 6-Kreuzerstück in Ansehung des Durchmessers wirklich genau übereinstimmt.

5) Was die Werthverhältnisse der verschiedenen Münzsorten zur Münzeinheit betrifft, so müssen einerseits die Vervielfältigungen und andererseits die Unterabtheilungen der Art seyn, daß sie durch ganze, dabei möglichst abgerundete, wenigstens bequem zu fassende Zahlen ausgedrückt werden. In dieser Beziehung ist den hier speziell in Betrachtung genommenen Systemen kein wesentlicher Vorwurf zu machen. Es hat nämlich

	vervielfältigt durch	unterabtheilt durch
Oesterreich den Gulden	2	3, 6, 12, 20, 60, 120, 240
„ die Lira	3,6	2, 4, 20, (33⅓), 100
Preußen den Thaler	2	6, 12, 30, 60, 90, 120, 180, 360
Bayern den Gulden	2,(3½)	2, 10, 20, 60, 120, 240
Frankreich den Frank	2,5	2, 4, 10, 20, 100
England den Schilling	2½,5	2, 3, 4, 6, 12, 24, 48, 96

durchläuft viele Grade der chromatiſchen Skale. In jeder Race gibt es toroſe und ſchwächliche Stämme; es gibt in jeder, ganz abgeſehen vom Culturgrad, Völker von rauher und von ſanfter Gemüthsart, von kriegeriſchem und von friedlichem Sinn. Aber in jeder Race ſind ſelbſt dieſe und ähnliche Verhältniſſe, welche in ihrer Geſammtheit den Volkscharakter bilden, häufig in ihrem Zuſammenhang mit dem Klima jetzt nicht mehr aufzufaſſen. — Das allerräthſelhafteſte Moment aber, das die Menſchen vereinigt und trennt, das hier phyſiſch verſchiedene Völker verbündet, dort ganz gleich gebildete ewig auseinander hält, iſt die Sprache. — Eine künftige Forſchung mag vielleicht die verworrenen Strahlen, in welche jede Race auseinander fährt, ſynthetiſch in einen bis jetzt unfaßlichen Focus ſammeln; nie aber wird ſie die Racen ſelbſt aus dem jetzigen klimatiſchen Zuſtand der Erde erklären.

Es ſprang bald zu ſehr in die Augen, wie wenig das Klima über die Geſtaltung des Körpers vermag. Neuere Naturphiloſophen, unter andern G. H. Schubert, ſchrieben ihm daher auch nur einen untergeordneten Einfluß zu, und erklärten die Racenbildung vorzugsweiſe *pſychologiſch*. „Der Menſch,“ heißt es in dieſer Weiſe der Auffaſſung, „iſt mehr als irgend ein Weſen zum Verkehr mit den Lebendigen ſeiner Art geſchaffen, und dieſer lebendige Wechſelverkehr wirkt nicht nur auf die Seele bildend ein, ſondern auch auf den Körper. Dies beweiſt ſchon die bekannte Erfahrung, daß Menſchen, welche ein inniges, geſellſchaftliches Band, Ehe oder Freundſchaft, länger verknüpft, einander auch phyſiognomiſch ähnlich werden. Nicht nur am einzelnen Menſchen, ſondern an ganzen Familien zeigt ſich aber bald die eine, bald die andere der unendlich mannichfachen Anlagen und Richtungen der Selbſtthätigkeit überwiegend, welche, wo ſie allein wirkt, Einſeitiges ſchafft, und nur im Verein mit den Kräften anderer Menſchen ein harmoniſch ſchönes Ganze bildet. Schließt ſich nun ein Familienſtamm ſo ab, daß er weder geiſtig noch leiblich bethätigende Zuflüſſe erhält, ſo entwickelt ſich eine Richtung der Seele und der Leiblichkeit vorherrſchend, die Einſeitigkeit wird ſtehend, und ſo entſtand die von der kaukaſiſchen Urſchönheit abgefallene Form der Menſchenracen.“

Es bedarf keines Beweiſes, daß vielſeitige Anregung und Uebung die Seele kräftigt, daß einſeitige Verfolgung Einer

wobei nur die drei in Klammern gesetzten Zahlen den Forderungen der Einfachheit nicht entsprechen, da man einmal die Duodecimaleintheilung des Guldens und des englischen Schillings als eine für jetzt noch unumstößliche Thatsache zu dulden genöthigt ist. Daß es dagegen in früheren Zeiten nicht an den barockesten Theilungen der Münzen gefehlt hat, davon wären ziemlich viele Beispiele anzuführen, wenn der Raum unserer Abhandlung dazu hinreichte; folgende mögen genügen. Nach der ersten deutschen Reichsmünzordnung von 1524 wurden geprägt Gulden, halbe, Viertel, Zehntelgulden; Groschen 21, halbe Groschen 42, Gröschel 84, Pfennige oder Heller 252 auf 1 Gulden. Die zweite Reichsmünzordnung von 1551 führte Gulden zu 72 Kreuzer ein, und ließ an Unterabtheilungen derselben Stücke zu 36, 20, 12, 10, 6, 3, 1 Kreuzer schlagen, welchen beziehungsweise die Theilungszahlen 2, $3\frac{3}{5}$, 6, $7\frac{1}{5}$, 12, 24, 72 entsprechen. Zufolge der dritten Reichsmünzordnung von 1559 gingen auf 1 Reichsgulden 21 Reichsgroschen, 28 Schillinge, 48 Sechslinge, 75 Rappenvierer, 84 Gröschel. Aus neueren Perioden sind die Zweidrittelstücke in den Thalerländern (der Thaler durch $1\frac{1}{2}$ getheilt) und die dänischen Sorten nach 1795 — worin der Speciesthaler durch die Divisoren $1\frac{1}{2}$, 3, 5, 6, 12, 15, 24, 60 getheilt zur Ausprägung kam — erinnerlich.

Bei so wunderlich gearteten Theilungsmethoden, in welchen Decimal- und Duodecimalsystem aufs Bunteste durch einander laufen, womit jede Spur einer leitenden Idee verschwindet, kann natürlich auch nicht erwartet werden, daß die Nachbarglieder der Sortenreihen in einfachen und bequemen Werthverhältnissen zu einander stehen. Gegen diese Bedingung ist selbst in der weiter fortgeschrittenen Neuzeit öfters gefehlt worden; doch werden wir diesen Punkt, welcher auf die Bequemlichkeit bei Zahlungen so großen Einfluß hat, ausführlicher erst unter der folgenden Nummer erörtern können.

6) Zur bequemen Ausführung aller, besonders aber der kleinen Zahlungen empfiehlt sich ein Münzsystem desto mehr, je *weniger Geldstücke* und je *weniger verschiedene Sorten* zur Bildung eines jeden Betrages erfordert werden, auf je *mehr verschiedene Arten* es aber zugleich die Zusammensetzung eines bestimmten Betrages zuläßt, damit die genaue

Effektuirung einer Zahlung nicht an den Besitz gewisser Sorten nothwendig gebunden ist. Hierin der Vollkommenheit sich im höchsten Grade zu nähern, gelingt einem Münzsysteme nur unter der Voraussetzung, daß die besten Werthverhältnisse zwischen den einzelnen Münzsorten getroffen werden. Wir müssen bei der Wichtigkeit dieser Aufgabe tiefer in arithmetische Betrachtungen eingehen, als uns selbst lieb ist, und bitten deßhalb die Leser um etwas Geduld, die sich hoffentlich durch einige interessante Resultate belohnen wird.

Wenn für irgend ein Münzsystem der Werth des *höchsten* und des *niedrigsten* Stückes, folglich der Multiplikator, welcher das Verhältniß dieser beiden Werthe ausdrückt, einmal feststeht, auch die Anzahl der zu prägenden Sorten gegeben ist, und nun der Werth aller einzelnen *Zwischensorten* bestimmt werden soll, so handelt es sich darum, zu diesem Zwecke jenen *Hauptmultiplikator* in eine angemessene Reihe von Faktoren zu zerfällen, welche alsdann die Multiplikatoren der Sortenabstufungen in dem Sinne darstellen, welcher oben — bei Gelegenheit der tabellarischen Uebersicht einiger Hauptsysteme — bereits erklärt worden ist. Die freie Willkür in der Auswahl der Faktoren wird durch mehrere praktische Erfordernisse beschränkt: zunächst dadurch, daß die dem Kleinverkehr hauptsächlich gewidmete *Mittelsorte* entweder ursprünglich feststeht (wenn sie nämlich die *Münzeinheit* bildet, wie der englische Schilling, der Frank, die Lira) oder durch die erfahrungsmäßig angemessenste Größe, mit Rücksicht auf sonstige praktische Umstände, als ein bestimmter Theil der höher liegenden Einheit geboten ist (wie der Zwanziger, der süddeutsche halbe Gulden, das Sechstelthalerstück). Man erhält dadurch also *zwei Intervalle*, welche zweckmäßig mit Zwischensorten auszufüllen sind, d. h. zwei *Multiplikatoren*, welche in Faktoren zerlegt werden müssen. Unter diesen Faktoren dürfen nun, damit nicht zu geringe Werthabstufungen entstehen, im Allgemeinen keine solchen seyn, welche *kleiner* als 2 sind; ferner ist es räthlich, keine anderen *Brüche* zuzulassen, als $\frac{1}{2}$, damit die Werthverhältnisse der benachbarten Sorten sich gehörig *einfach* und *bequem* darstellen, und endlich will es uns scheinen, daß der größte zur Anwendung geeignete Faktor nicht über 3 hinausgehen, nur

etwa ausnahmsweise bei der Kupferscheidemünze auch der Faktor 4 oder 5 gebraucht werden dürfe, weil ja doch Beträge von weniger als dem Vier- oder Fünffachen der kleinsten Kupfermünze verhältnißmäßig selten im Verkehre vorkommen, mithin die Nothwendigkeit, 3 oder 4 gleiche Stücke dieser kleinsten Sorte zusammenzulegen, nicht so häufig eintritt, daß sie wesentlich unbequem werden könnte. Durch diese Beschränkungen reduciren sich die zulässigen Sortenmultiplikatoren auf folgende: 2, $2\frac{1}{2}$, 3, 4, 5. Außerdem ist man in einigen Fällen fast genöthigt, den Faktor $1\frac{2}{3}$ noch zu dulden, weil er durch Multiplikation mit 3 die in einigen Münzsystemen bequeme Zahl 5 gibt. Prüfen wir nun nach den vorstehenden Grundsätzen die oben tabellarisch zusammengestellten sechs Münzsysteme, so finden wir:

in dem	die Multiplikatoren				
österreichischen	$1\frac{2}{3}$	2	3		
österrrichisch-italienischen	$1\frac{2}{3}$	2	3	5	
preußischen	$1\frac{1}{3}$*	$1\frac{1}{2}$*	2	$2\frac{1}{2}$	6*
bayrischen	$1\frac{3}{4}$*	2	3	5	
französischen	2	$2\frac{1}{2}$	5		
englischen	$1\frac{1}{3}$*	$1\frac{1}{2}$*	2	$2\frac{1}{2}$	

von welchen die mit * bezeichneten verwerflich sind. In dieser Beziehung offenbaren sich also das preußische und das englische System als unvollkommen; in dem süddeutschen (bayrischen) würde der unzulässige Multiplikator $1\frac{3}{4}$ verschwinden, wenn das $3\frac{1}{2}$-Guldenstück wegfiele. Zieht man von sämmtlichen Sorten obiger sechs Systeme nur die größte (mit Beseitigung des 2-Thaler- oder $3\frac{1}{2}$-Guldenstücks), die Mittelsorte und die kleinste aus, so erhält man folgendes Grundschema nebst den beigesetzten Multiplikatoren, deren Zerfällung in Faktoren jetzt die Aufgabe ist:

Oesterreich		Oesterreich italien. Provinzen		Preußen	
Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator
2 Gulden 20 Kreuzer	6	5 Lire 1 Lira	6	1 Thaler 1/24 -	6
1/4 -	80	1 Centesimo	100	1 Pfennig	60

Bayern		Frankreich		England	
Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator	Sorten	Multiplikator
2 Gulden	4	5 Franken	5	5 Schilling	5
½ -		1 Franf		1 -	
1 Pfennig	120	1 Centime.	100	½ Farthing	96

Wir wollen von den zwei Multiplikatoren eines jeden Systems denjenigen, welcher die Beziehung der Mittelsorte zur größten Sorte ausdrückt, den obern Multiplikator nennen, den andern hingegen den untern. Der obere Multiplikator ist 4, 5 oder 6, jedenfalls also zu groß, um eine Zwischensorte entbehrlich zu machen. In allen hier betrachteten Systemen findet sich dieselbe, nur im preußischen fehlt sie seit dem Jahre 1809, wo die letzten Dritteltbalerstücke geprägt wurden, die nebst den älteren noch jetzt im Umlaufe sind, wiewohl natürlich in zu geringer Menge, da die Masse der übrigen Hauptsorten (Thaler und Sechstel) sich seitdem sehr vergrößert hat. Die unangenehme Folge davon offenbart sich jeden Tag dadurch, daß man in der Regel alle Beträge nahe unter 1 Thaler aus einer ziemlich großen Anzahl Stücke zusammensetzen muß. Die Wahl unter den oberen Multiplikatoren 4, 5, 6 ist keineswegs durchaus frei, wenigstens alsdann durch das Rechnungssystem des Landes einem Zwange unterwerfen, wenn nicht die Mittelsorte, sondern eine höhere als Einheit des Münzsystems auftritt, wie in Oesterreich, Preußen und Bayern; denn da z. B. der österreichische Zwanziger ein Drittel der Rechnungssorte, nämlich des Guldens ist, so muß letzterer durch eine geprägte Sorte dargestellt werden, und damit ist der obere Multiplikator entweder = 3 oder = 6 notbwendig gegeben: d. h. man kann nur Gulden oder nebst diesen noch 2-Guldenstücke prägen, wenn man nicht unnatürliche und unbequeme Vervielfältigungen des Zwanzigers schaffen will. Gleiches ergibt sich rücksichtlich des süddeutschen Guldensystems, in welchem der obere Multiplikator = 4 wird, weil die Mittelsorte durch den halben Gulden gebildet ist. In Preußen ist der Multiplikator 6 eine Folge davon, daß man die Mittelsorte als ein Sechstel der höher liegenden Einheit festgesetzt hat. Fast ebenso verhält sich

die Sache in England, wo der Schilling zwar Einheit des Silbermünzsystems, aber doch zugleich auch Unterabtheilung einer höhern Einheit, des Pfundes ist, welche früher nur in der Rechnung existirte, seit 1817 aber in Gold wirklich ausgeprägt wird. Hier war der obere Multiplikator 5 für das Silbersystem naturgemäß an die Hand gegeben, da mit ihm das Viertel des Pfundes entsteht. Dagegen war in Frankreich bei der Frankenrechnung und in jenen italienischen Ländern, wo die Lira eingeführt ist, die Wahl des obern Multiplikators gänzlich frei, nur konnte derselbe — sollte das größte Silberstück von zweckmäßigem Formate und Werthe seyn — nicht unter 4 und nicht über 6 genommen werden. Frankreich besaß vor seiner großen Revolution die ganzen und halben Ecus zu 6 und 3 Livres; bei der Einführung des neuen Münzsystems ist das 5-Frankenstück an die Stelle des Ecu getreten, und die italienischen Staaten (Sardinien, Parma, Modena, Lucca) sind durch Annahme der neuen Lira und Ausprägung von 5-Lirestücken diesem Beispiele gefolgt. Die Zahl 5 hat in der That als oberer Multiplikator wesentliche Vorzüge vor den Zahlen 4 und 6, wie sich sogleich ergibt, wenn man bedenkt, in welchem hohen Grade das Zählen einer Summe erleichtert wird, wenn je zwei und zwei zusammengelegte Geldstücke die Zahl 10 ausdrücken. Daß zwei Reihen von je 10 Fünffrankenstücken die Summe von 100 Fr. enthalten, lehrt ein rascher Blick mit Sicherheit, ohne alles Nachrechnen; zugleich sind überhaupt runde Summen ohne Beilegung kleinerer Stücke zu bilden. Wollte dagegen jemand einige hundert Livres in 6-Livresstücken aufzählen, so konnte es für den Ungeübten nicht ohne einiges Rechnen abgehen und mußten fast jedesmal kleinere Geldstücke zur Abrundung beigelegt werden.

Zur Einschaltung einer Münzsorte zwischen die größte und Mittelsorte muß der obere Multiplikator in zwei Faktoren zerfällt werden. Der Multiplikator 4 läßt nur die Faktoren 2 und 2 zu; denn alle anderen würden gebrochene Zahlen ohne Anwendbarkeit für den gegenwärtigen Zweck seyn: darnach bekommt also die Zwischensorte den halben Werth der größten und den doppelten der Mittelsorte, wie dies mit dem süddeutschen Gulden in Beziehung zum Zweiguldenstücke und zum halben Gulden der Fall ist.

Die Zahl 5 läßt sich, den Forderungen unseres Zweckes gemäß, zerlegen

in $2 \times 2\frac{1}{2}$, oder
in $3 \times 1\frac{2}{3}$.

Die erstere Zerlegung ist in England bei der Ausprägung des $2\frac{1}{2}$-Schillingstückes und in Frankreich bei Creirung des 2-Frankenstücks angewendet, jedoch in diesen zwei Fällen auf verschiedene Weise, indem die Werthe der drei zur Betrachtung kommenden Münzsorten sich verhalten:

in England wie	1 (Schilling)	$2\frac{1}{2}$ (halbe Krone)	5 (Krone)
in Frankreich wie	1 (Frank)	2 (2 Frank)	5 (5 Frank)

Wir werden nachher darthun, daß und weßhalb die französische Einrichtung den Vorzug verdient.

Die zweite der obigen Zerlegungen ($3 \times 1\frac{2}{3}$) führt zu einem 3-Franken- oder 3-Schillingstücke als eingeschaltete Sorte (da die andere noch vorhandene Möglichkeit — Verwechselung der Stelle beider Faktoren — eine völlig unpraktische Zwischensorte $= 1\frac{2}{3}$ Fr. oder Schill. ergeben würde). Dieser Weg macht das Verhältniß der eingeschalteten Sorte zur obersten minder einfach und gewährt zugleich beim Zahlen weniger Bequemlichkeit als der in Frankreich eingeschlagene; er ist daher nicht zu empfehlen.

Um über die relative Brauchbarkeit der drei angeführten Zerfällungen des Multiplikators 5 klar zu werden, darf man nur alle möglichen Arten, mittelst der darnach geprägten drei Münzsorten die Zahlen 2 — 9 zusammenzusetzen, übersichtlich aufstellen, wie mit Folgendem geschieht.

Zu bildende Zahlen oder Summen	A. Mit den Stücken 1, 2, 5	B. Mit den Stücken 1, $2\frac{1}{2}$, 5	C. Mit den Stücken 1, 3, 5
2	2 / 1 1 (2 Arten)	1 1 (1 Art)	1 1 (1 Art)
3	2 1 / 1 1 1 (2 Arten)	$2\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ / 1 1 1 (2 Arten)	3 / 1 1 1 (2 Arten)
4	2 2 / 2 1 1 / 1 1 1 1 (3 Arten)	$2\frac{1}{2}$ 1 $\frac{1}{2}$ / 1 1 1 1 (2 Arten)	3 1 / 1 1 1 1 (2 Arten)
5	5 / 2 2 1 / 2 1 1 1 / 1 1 1 1 1 (4 Arten)	5 / $2\frac{1}{2}$ $2\frac{1}{2}$ / $2\frac{1}{2}$ 1 1 $\frac{1}{2}$ / 1 1 1 1 1 (4 Arten)	5 / 3 1 1 / 1 1 1 1 1 (3 Arten)

Zu bildende Zahlen oder Summen	A. Mit den Stücken 1, 2, 5.	B. Mit den Stücken 1, 2½, 5.	C. Mit den Stücken 1, 3, 5.
6	5 1 (2 Arten) 2 2 2 2 2 1 1 2 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	5 1 (2 Arten) 2½ 2½ 1 2½ 1 1 1 ½ 1 1 1 1 1 1	5 1 (2 Arten) 3 3 3 1 1 1 1 1 1 1 1 1
7	5 2 (3 Arten) 5 1 1 2 2 2 1 2 2 1 1 1 2 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	5 1 1 (2 Arten) 2½ 2½ 1 1 2½ 1 1 1 1 ½ 1 1 1 1 1 1 1	5 1 1 (2 Arten) 3 3 1 3 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1
8	5 2 1 (7 Arten) 5 1 1 1 2 2 2 2 2 2 2 1 1 2 2 1 1 1 1 2 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	5 2½ ½ (5 Arten) 2½ 2½ 2½ ½ 2½ 2½ 1 1 1 2½ 1 1 1 1 1 ½ 1 1 1 1 1 1 1 1	5 3 (3 Arten) 5 1 1 1 3 3 1 1 3 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1
9	5 2 2 (8 Arten) 5 2 1 1 5 1 1 1 1 2 2 2 2 1 2 2 2 1 1 1 2 2 1 1 1 1 1 2 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	5 2½ 1 ½ (5 A.) 2½ 2½ 2½ 1 ½ 2½ 2½ 1 1 1 1 2½ 1 1 1 1 1 ½ 1 1 1 1 1 1 1 1 1	5 3 1 (6 Arten) 5 1 1 1 1 3 3 3 3 3 1 1 1 3 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1

Es ergibt sich hieraus: 1) daß nach dem (in England eingeführten) Systeme B die Beträge von 3, 4, 8 und 9 Schill. nur durch Zubülfenehmen einer vierten Münzsorte, nämlich des halben Schillings gebildet werden können, wenn sie aus der kleinsten möglichen Anzahl Stücke zusammengesetzt werden sollen; 2) daß bei dieser Summenbildung aus der kleinsten möglichen Stückzahl das System A (das französische) in entschiedenem Vortheile gegen B (das englische) steht, vor C aber allerdings nichts voraus hat. Es werden nämlich wenigstens erfordert

Zur Summe	Nach A.	Nach B.	Nach C.
2	1	2	2 Stücke
3	2	2	1 Stück
4	2	3	2 Stücke
5	1	1	1 Stück
6	2	2	2 Stücke
7	2	3	3 „
8	3	3	2 „
9	3	4	3 „
für alle 8 Summen	16	20	16 Stücke.

3) daß das System A bei den meisten der Summen oder Beträge eine größere Anzahl verschiedener Methoden zu deren Zusammensetzung darbietet, wodurch im Geldverkehr die Bequemlichkeit entsteht, sich jederzeit leichter mit den gerade unter Händen befindlichen Münzsorten zum Ziele zu helfen. Es steht demnach fest, daß man in Frankreich den besten Weg einschlug, als man zur Zwischensorte zwischen dem Frank und Fünffrankenstücke den doppelten Frank erwählte; und daß überhaupt jedesmal, wenn in einem Münzsysteme das Intervall zwischen einer Münzsorte und ihrem Fünffachen auszufüllen ist, dazu das Stück vom zweifachen Werthbetrage vor allen andern paßt.

Die Zahl 6 kann mit Rücksicht auf die hier nöthigen Eigenschaften der Faktoren nur in 2 und 3 zerlegt werden, wonach die eingeschaltete Münzsorte entweder den doppelten oder den dreifachen Werth der unter ihr stehenden Mittelsorte des Systems erhält. Oesterreich hat in dem Münzwesen seiner italienischen Provinzen den letztern Weg eingeschlagen, weil es dazu genöthigt war, um die Uebereinstimmung des dortigen Systems mit dem der übrigen Provinzen zu bewahren, was auch ohne Zweifel der einzige (allerdings genügende) Grund gewesen ist, Scudi zu 6 und nicht zu 5 Lire zu prägen. In Preußen hätte man, wenn zwischen den Thaler und das 5-Silbergroschenstück die noch fehlende Sorte eingeschaltet werden sollte, die Wahl zwischen dem drittel und dem halben Thaler: wir sind der Meinung, daß ersteres unbestreitbar den Vorzug verdienen würde, und begründen diesen Ausspruch mit der Bemerkung, daß mit Thaler, Drittel und Sechstel bedeutend mehr mögliche Arten sich ergeben, die Beträge von 10 Silbergroschen, 15, 20, 25 Sgr. u. s. w. bis 1 Thlr. 25 Sgr. zusammenzusetzen, als mit dem Thaler, halben Thaler und Sechstel. Macht man nämlich eine Zusammenstellung nach Art der oben für das Intervall 1—5 (mit den Zwischengliedern 2, 2½ und 3) gegebenen, so finden sich darin

zur Bildung der Summe:	unter Anwendung des Drittels	unter Anwendung des halben Thalers:
10 Sgr.	2 Arten	1 Art
15 „	2 „	2 Arten
20 „	3 „	2 „
25 „	3 „	2 „
1 Thlr. — „	5 „	4 „
1 „ 5 „	5 „	4 „
1 „ 10 „	7 „	4 „
1 „ 15 „	7 „	6 „
1 „ 20 „	9 „	6 „
1 „ 25 „	9 „	6 „
Ueberhaupt	52 Arten	37 Arten,

wobei in Ansehung der zu jeder dieser Summen mindestens erforderlichen Stückzahl die beiden Systeme einander gleichstehen.

Der untere Multiplikator wird in den sechs verschiedenen Münzsystemen, denen wir hier besonders unsere Betrachtungen widmen, beziehungsweise durch die Zahlen 60, 80, 96, 100 und 120 dargestellt, d. h. der Nennwerth der kleinsten Münzsorte ist so vielmal in dem der Mittelsorte enthalten. Setzt man für das ganze System (zufolge früherer Erörterung) überhaupt acht Münzsorten fest, so bleiben — nachdem außer der kleinsten, mittlern und größten schon eine vierte (zwischen letztere beide eingeschaltete) da ist — noch vier Sorten zu schaffen; es ist demnach die Aufgabe, den untern Multiplikator in fünf Faktoren zu zerlegen.

In dem österreichischen Systeme ist dieses Verfahren mit der Zahl 80 vorzunehmen. Dabei tritt sogleich die Nothwendigkeit vor Augen, daß der Kreuzer als Rechnungsmünze auch ausgeprägt vorhanden sey, und demgemäß zerfällt vorläufig die Zahl 80 in die Faktoren 4 und 20, da ein Viertel des Kreuzers (der Pfennig) die kleinste Sorte seyn soll. Die Zahl 80 kann in fünf Faktoren, unter welchen 4 (oder 2×2) jedenfalls gefordert wird, nur auf folgende Arten zerlegt werden, wenn die Faktoren den von uns oben aufgestellten Bedingungen entsprechen sollen:

a) $1\frac{2}{3}$ 2 2 3 4,
b) 2 2 2 $2\frac{1}{2}$ 4,
c) 2 2 2 2 5.

Für die erste Vervielfältigung des Kreuzers paßt unter den hierin vorkommenden Zahlen nur 3 oder 5, von welchen jene den von jeher üblichen Groschen (ein Zwanzigstel des Guldens), diese das Zwölftel des Guldens oder Viertel des Zwanzigers ergibt; es kann sonach keinem Zweifel unterliegen, daß die Faktorenreihe b ganz ausgeschlossen werden muß. Die beiden übrigen führen auf folgende Münzsorten vom Pfennig bis zum Zwanziger:

a) Sorten:	1/4 kr.	1 kr.	3 kr.	5 kr.	10 kr.	20 kr.
Multiplik.	4	3	1 2/3	2	2	
c) Sorten:	1/4 kr.	1/2 kr.	1 kr.	5 kr.	10 kr.	20 kr.
Multiplik.	2	2	5	2	2	

Das erstere dieser beiden Systeme ist ohne Zweifel weit vorzuziehen, da mit ihm der große Multiplikator 5 vermieden wird, der von Alters her übliche und selbst in der Rechnungsweise des gemeinen Lebens festgewurzelte Groschen (3 kr.) beibehalten bleibt, und nur der gegenwärtig ausgeprägte halbe Kreuzer (der im Systeme c vorkommt) wegfällt, was — bei dem seltenen Gebrauche dieser Münzsorte und bei der Leichtigkeit ihn durch zwei Viertelkreuzerstücke zu ersetzen — durchaus keinen Nachtheil bringt.

Das Münzsystem Frankreichs und jenes der österreichisch-italienischen Provinzen stimmen darin mit einander überein, daß der untere Multiplikator hier wie dort = 100 ist. Die Zahl 100 kann auf verschiedene Weise in fünf Faktoren von der erforderlichen Beschaffenheit zerlegt werden, als:

a)	1 2/3	2	2	3	5
b)	1 2/3	2	2 1/2	3	4
c)	2	2	2	2 1/2	5
d)	2	2	2 1/2	2 1/2	4.

Von diesen Combinationen kann aber nur insofern Gebrauch gemacht werden, als in dem hervorgehenden Systeme das Fünffache des Centime (oder Centesimo) vorkommt, indem dieses nothwendig ist, um den von jeher üblichen, ins Volksleben verwachsenen Sou (oder Soldo) darzustellen, welcher im österreichischen Italien zugleich mit dem Conventionskreuzer übereinstimmt und so die Identität des deutschen und italienischen Systems herstellen hilft. Ferner wird erfordert, daß alle höhern

Richtung ſie in Unmacht verſenkt. Es iſt augenfällig, daß ſich in jenem Falle mit der Seele auch der Körper veredelt, daß er ſich in letzterem mit ihr verzerrt. Vor Allem aber erſcheint es für körperliche wie für geiſtige Bildung vom größten Einfluß, in welchem Grade eine Familie, ein Stamm ſich vom Verkehr mit andern ausſchließt, die Zufuhr von fremden Ideen und friſchem Blut abſchneidet. Iſolirung in dieſer Beziehung erklärt ja auch allein die geiſtige Geſunkenheit und die Mißgeſtalt wilder Völker, welche in der Entwickelung des Geſelligkeitstriebs auf den unterſten Stufen ſtehen geblieben ſind, oder ſich wieder hinunterſtoßen ließen. Wo gar nur die Naturform der Familienliebe und der Rudelbildung auftritt, da erzeugen ſich jene merkwürdigen Stämme, welche ſtatt einer Sprache faſt nur eine Parole haben, und bei denen ſchon die ſchauerliche phyſiognomiſche Aehnlichkeit den tiefen Seelenſchlummer verräth. In dieſem Zuſtande erſcheint jenes feſte Verwachſenſeyn mit einer beſtimmten Naturumgebung, einem beſtimmten Revier, jene Unfähigkeit der Seele, ſich ſelbſt von der gewohnten Richtung abzuziehen und irgend einen höhern Keim zu entwickeln. — Aber ſelbſt in den geſittetſten Völkern äußert ſich, hier leiſer, dort auffallender, eine Neigung, ſich in Stämme zu zerſplittern; und zwar zunächſt in jenem engen Familienſinn, der alle menſchliche Theilnahme auf die Blutsfreundſchaft beſchränkt, die Angehörigen hätſchelt und vergöttert, und ſich ſo lange in einem Kreiſe fader Intereſſen dreht, bis die Begriffe Staat, Vaterland und Welt Sinn und Geltung verlieren. Weiter herauf zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung im bornirten Philiſterthum und Bürgerthum: Holländer und Venediger im Kleinen, die erſt da und daher ſind, und dann erſt Staatsbürger, die ein Duodezrömerthum conſtituiren und den orbis terrarum als Barbaren anſprechen. Zum Zuſammenhalten von Hab und Gut wird in ſolchen Kreiſen nicht ſelten auch das fremde Blut abgeſperrt; ſchnell bildet ſich dann ein gemeinſchaftlicher phyſiognomiſcher Zug, der meiſt etwas Blödes, Stumpfes hat; es ſtellen ſich auch habituelle Gebrechen ein, und ſo rächt ſich die Natur, welche durch Bewegung und Verkehr das Individuum wie das Geſchlecht bilden wollte. — Um die Aehnlichkeit voll zu machen, gerinnt in ſolchen Verhältniſſen aus Bezeichnungen, die nur dem Einheimiſchen bekannt ſind, aus lokalen Gleichniſſen und Sprüchwörtern, oder gar aus der nachgeahmten

Sorten bis zum Frank oder zur Lira eine ganze Zahl von Sous (Soldi) enthalten, wodurch alle nicht mit 5 ohne Rest theilbaren Anzahlen von Centimes (Centesimi) ausgeschlossen sind; und endlich darf man die Bequemlichkeit, die Hälfte des Franks oder der Lira ausgeprägt zu besitzen, keinesfalls aufgeben. Unter diesen Einschränkungen bleiben von den vielen möglichen Systemen nur folgende übrig:

Faktorenreihe a)	1)	1	5	10	30	50	100	Cent.
	2)	1	5	15	25	50	100	„
	3)	1	5	15	30	50	100	„
	4)	1	3	5	10	50	100	„
	5)	1	3	5	25	50	100	„
b)	6)	1	3	5	20	50	100	„
c)	7)	1	5	10	20	50	100	„
	8)	1	5	10	25	50	100	„
	9)	1	2	5	10	50	100	„
	10)	1	2	5	25	50	100	„
d)	11)	1	2	5	10	50	100	„

Davon ist das unter Nr. 5 bezeichnete in dem Münzwesen des österreichischen Italiens ausgeführt, das unter Nr. 8 in Frankreich angenommen. Bei dem erstern, wie auch bei Nr. 10 ist aber offenbar der Sprung vom 5- zum 25-Centesimistücke zu groß; gleichen Tadel trifft Nr. 4 und 9 wegen des zu bedeutenden Abstandes vom 10- zum 50-Centimenstücke. Da Beträge unter 1 Sou oder 5 Cent. nur bei seltenen Gelegenheiten vorkommen, fast alle Preisberechnungen und Zahlungen sich mit den Vielfachen von 5 Cent. abrunden, so ist es ziemlich überflüssig, zwischen 5 Cent. und 1 Cent. noch eine Sorte einzuschalten: hiernach sind auch noch Nr. 6 und 11 bei Seite zu stellen, ohne daß es nöthig wird, auf den darin vorkommenden zu großen Sprung von 5 auf 20 Cent. aufmerksam zu machen. Vergleicht man die jetzt noch übrigen Nr. 1, 2, 3, 7, 8 mit einander, so erkennt man zunächst, daß Nr. 1, 2, 3 keine Empfehlung verdienen, weil darin der schon etwas große Multiplikator 3 vorkommt (Sprung von 10 Cent. auf 30 und von 5 auf 15), der in Nr. 7 und 8 vermieden ist; denn dieser Multiplikator 3 erfordert zur Bildung eines dem Werthe der höhern Sorte nahe kommenden Betrages — wenn derselbe mit möglichst

wenig Geldstücken gebildet werden soll — die Zusammenlegung zweier Stücke der niedrigern Sorte, was thunlichst vermieden werden soll. Die Unzweckmäßigkeit der Systeme Nr. 1, 2, 3 ist auch noch aus andern Gründen abzuleiten. In Nr. 3 finden sich nämlich zwei Sorten zu 15 und zu 30 Cent., welche in keinem genügend einfachen Verhältnisse zur Münz-Einheit (d. h. hier zum Frank oder zur Lira) stehen, da die eine $6^2/_3$-, die andere $3^1/_3$mal darin enthalten ist); hiemit wäre aber gegen eine Forderung gefehlt, welche wir oben (5) aufgestellt und erörtert haben. Dieser Vorwurf trifft auch Nr. 1, weil es das 30-Centimenstück, und Nr. 2, weil es das 15-Centimenstück enthält. Ferner haben wir bereits gezeigt, daß für die Bequemlichkeit der Zahlungen ein Gewinn entsteht, wenn zwischen zwei Münzsorten, von welchen die eine das Fünffache der andern ist, das Zweifache und nicht das Drittbalb- oder Dreifache eingeschaltet wird. Nun enthält aber das System Nr. 1 zwischen 10 und 50 Cent. und Nr. 2 zwischen 5 und 25 Cent. gerade das Dreifache der kleinern Sorte (beziehungsweise 30 und 15 Cent.), was verwerflich ist. Geben wir zur Prüfung der beiden noch nicht untersuchten Systeme Nr. 7 und 8 über, so stellt sich dar, daß letzteres (welches, wie schon bemerkt, in Frankreich besteht) ebenfalls fehlerhaft ist, weil darin als Zwischenglied zur Ausfüllung des Intervalls vom Einfachen (10 Cent.) zum Fünffachen (50 Cent.) das Drittbalbfache (25 Cent.) vorkommt, wodurch es sich fügt, daß man, um gewisse in 10 aufgehende Beträge — nämlich 30, 40, 80 und 90 Cent. — mit der kleinsten möglichen Stückzahl auszuzahlen, seine Zuflucht zu dem 5-Centimenstücke nehmen muß, gerade wie man in England 3, 4, 8 und 9 Schilling nicht ohne Beihülfe des halben Schillings aufzählen kann, wenn man eine unverhältnißmäßig große Zahl von Stücken vermeiden will (s. oben). Das einzige System, welches alle angeführten Verstöße umgeht und daher für Zahlungen die meiste Bequemlichkeit gewährt, ist Nr. 7, zusammengesetzt aus den Stücken zu 1, 5, 10, 20, 50 und 100 Cent. Hier sieht man ganz richtig zwischen 10 und 50 die 20 (statt 25 oder 30) eingeschaltet, was gerade ebenso das Zweckmäßigste ist, wie das 2-Frankenstück zwischen 1 Fr. und 5 Fr. Diese Ersetzung des 25-Centimenstücks durch ein

20-Centimenstück ist einmal wirklich ausgeführt worden, nämlich bei den Ausmünzungen französischen Geldes in dem verschollenen Königreiche Westphalen unter Hieronymus Napoleon; nur hat man damals die Sorten unnöthig durch Hinzufügung kleiner Kupferstücke zu 3 und 4 Cent. vermehrt, von welchen — wenn einmal durchaus das Intervall zwischen 5 und 1 Cent. zu groß schiene und eine neunte Münzsorte geschaffen werden sollte — doch offenbar nur das 2-Centimenstück beibehalten werden dürfte.

In dem preußischen Münzsysteme ist der untere Multiplikater = 60, welche Zahl nur auf zwei Arten dergestalt in fünf Fakteren zerfällt werden kann, daß letztere die von uns geforderten Eigenschaften haben, nämlich:

a) $1\frac{1}{3}$ 2 2 3 3,
b) 2 2 2 $2\frac{1}{2}$ 3.

Da die Nothwendigkeit vorliegt, den Silbergroschen (ein Fünftel des als Mittelsorte des Systems auftretenden Sechstelthalers) unter die geprägten Sorten aufzunehmen, folglich der Faktor 5 oder $2 \times 2\frac{1}{2}$ unerläßlich ist, so kann die Reihe a gar nicht gebraucht werden. Die Reihe b aber enthält den Faktor 5 nicht, sondern nur die Hälfte davon ($2\frac{1}{2}$), was zu erkennen gibt, daß zwischen den Silbergroschen und das Fünffache desselben noch ein Zwischenglied eingeschaltet werden muß. Dieses kann nur ein Stück von entweder 3, $2\frac{1}{2}$ oder 2 Sgr. seyn, da die vierte Möglichkeit ($1\frac{2}{3}$ Sgr.) völlig unpraktisch sich darstellt. Aus dem oben Vorgetragenen wird erinnerlich seyn, daß (analog dem eingeschalteten Gliede zwischen 1 und 5 Franken oder Schilling) das Zwei-Silbergroschenstück den Vorzug verdient, weil es Summenbildungen auf die zahlreichsten Arten und mit der kleinsten Stückzahl gestattet. In das Intervall zwischen dem Silbergroschen und dem Pfennig sind zwei Sorten einzuschalten; es muß also der entsprechende Multiplikater 12 in drei Fakteren aufgelöst werden, welche keine andern seyn können als 2, 2 und 3. Die drei möglichen Versetzungen derselben führen auf folgende Größen der erwähnten zwei Zwischensorten:

2 Pfennig und 4 Pfennig, oder
2 „ „ 6 „ , oder
3 „ „ 6 „

Die richtige Wahl hierunter ist nicht schwer zu treffen. Es ergibt sich bei genauerem Nachsehen sogleich, daß ein gewichtiger Umstand für die zuerst aufgeführte Anordnung (eines 2- und 4-Pfennigstücks spricht. Die geringste Zahl von Münzstücken, welche erfordert wird, um die Beträge unter einem Silbergroschen zu bilden, ist nach den drei hier in Rede stehenden Ausprägungen folgende:

Betrag	Mit 1, 2, 4 Pf	Mit 1, 2, 6 Pf	Mit 1, 3, 6 Pf
2 Pfenn. . . .	1 Stück	1 Stück	2 Stück
3 „ . . .	2 „	2 „	1 „
4 „ . . .	1 „	2 „	2 „
5 „ . . .	2 „	3 „	3 „
6 „ . . .	2 „	1 „	1 „
7 „ . . .	3 „	2 „	2 „
8 „ . . .	2 „	2 „	3 „
9 „ . . .	3 „	3 „	2 „
10 „ . . .	3 „	3 „	3 „
11 „ . . .	4 „	4 „	4 „
Summe	23 Stücke	23 Stücke	23 Stücke.

In dieser Beziehung hat also zwar keines der Systeme etwas vor den andern voraus. Aber sehr verschieden sind sie dagegen rücksichtlich der Anzahl von Arten, auf welche sie die Zusammenlegung der Beträge unter den mancherlei Combinationen der Münzsorten gestatten. Man hat nämlich

Zur Bildung des Betrages von	Mit 1, 2, 4 Pf.	Mit 1, 2, 6 Pf	Mit 1, 3, 6 Pf
2 Pfenn. . . .	2 Arten	2 Arten	1 Art
3 „ . . .	2 „	2 „	2 Arten
4 „ . . .	4 „	3 „	2 „
5 „ . . .	4 „	3 „	2 „
6 „ . . .	6 „	5 „	4 „
7 „ . . .	6 „	5 „	4 „
8 „ . . .	9 „	7 „	4 „
9 „ . . .	9 „	7 „	6 „
10 „ . . .	12 „	9 „	6 „
11 „ . . .	12 „	9 „	6 „
Ueberhaupt	66 Arten	52 Arten	37 Arten.

Preußen müßte dem Gesagten zufolge, um ein vollkommeneres Münzsystem zu haben, wieder (wie ehemals) Dritteltha ler

ausprägen, dagegen den halben Silbergroschen und das 3-Pfennigstück (wenigstens ganz bestimmt das letztere) wegfallen lassen und das $2\frac{1}{2}$-Silbergroschenstück durch ein 2-Silbergroschenstück ersetzen. Die letztgedachte Verbesserung ist bekanntlich in Sachsen und Kurhessen schon eingeführt.

Bayern hat wie die andern deutschen Guldenländer, wo der $24\frac{1}{2}$-Guldenfuß besteht, seit Ausprägung der halben Gulden in dem Münzsysteme als untern Multiplikator die Zahl 120. Der Kreuzer und der Groschen (3 kr.) sind hier wie in Oesterreich unentbehrliche Münzsorten. Soll daher 120 in fünf geeignete Faktoren aufgelöst werden, so müssen unter diesen die Zahlen 4 und 3 vorkommen: die Aufgabe reducirt sich also auf Zerfällung der Zahl 10 in drei Faktoren, um mittelst derselben zwei Sorten zwischen den Groschen und den halben Gulden (30 kr.) einzuschalten; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das Intervall zwischen dem 6-Kreuzer- und 30-Kreuzerstücke zu groß, dagegen der halbe Kreuzer (2 Pfenn.) sehr entbehrlich ist. Jene Faktoren der Zahl 10 können keine andern seyn, als

a) $1\frac{2}{3}$ 2 3, oder
b) 2 2 $2\frac{1}{2}$

Diese zwei Faktorenreihen führen durch Versetzungen auf folgende Münzwerthe

	Faktoren			Münzsorten			
a)	$1\frac{2}{3}$	2	3	1)	5	kr.	10 kr.
	$1\frac{2}{3}$	3	2	2)	5	„	15 „
	2	$1\frac{2}{3}$	3	3)	6	„	10 „
	2	3	$1\frac{2}{3}$	4)	6	„	18 „
	3	2	$1\frac{2}{3}$	5)	9	„	18 „
	3	$1\frac{2}{3}$	2	6)	9	„	15 „
b)	2	2	$2\frac{1}{2}$	7)	6	„	12 „
	2	$2\frac{1}{2}$	2	8)	6	„	15 „
	$2\frac{1}{2}$	2	2	9)	$7\frac{1}{2}$	„	15 „

Es springt in die Augen, daß ein $7\frac{1}{2}$-, 9- und 18-kr.-Stück unbrauchbar sind, weil das eine eine unnütze gebrochene Zahl ausdrückt und die beiden andern in keinem einfachen Verhältnisse zum Gulden stehen; das 5-kr.-Stück aber läßt bis zum halben Gulden ein zu großes Intervall, welches nicht genügend durch

eine Sorte ausgefüllt wird; es paßt darum hier nicht so gut, wie im österreichischen Münzsysteme, wo an der Stelle des halben Guldens der Zwanziger steht. Demnach müssen von obigen neun Anordnungen die unter Nr. 1, 2, 4, 5, 6, 9 verzeichneten gewiß verworfen werden. Die drei übrigen enthalten sämmtlich das 6-kr.-Stück und sind von einander nur dadurch verschieden, daß sie beziehungsweise das 10-, 12- und 15-kr.-Stück hinzufügen. Da der halbe Gulden das Fünffache vom Sechser ist, und wir aus Obigem bereits die Ueberzeugung gewonnen haben, daß zur Einschaltung in das Intervall 1 — 5 sich vorzugsweise das Stück vom Werthe 2 eignet, so muß die Wagschale sich nach der Seite des 12-kr.-Stücks neigen. Man hätte also Stücke zu 2 und 1 Gulden, 30 kr. (oder ½ fl.), 12, 6, 3, 1 und ¼ kr. (1 Pfennig) auszuprägen, um den von uns naturgemäß hergeleiteten Forderungen zu genügen.

Endlich haben wir den untern Multiplikator 96 im englischen Münzsysteme der Betrachtung zu unterziehen. Für ihn gibt es eine einzige Zerlegung in fünf zu unserm Zwecke geeignete Faktoren, nämlich

2 2 2 3 4.

Da der Penny (ein Zwölftel des Schillings) geprägt vorhanden seyn muß, so zerfällt 96 zunächst in 12 × 8; und weil ferner der große Multiplikator 4 weit eher bei der kleinen Scheidemünze als in höheren Sorten richtig angebracht ist, so bleibt keine Wahl. Man wird zwischen den Penny und halben Farthing nur den Farthing einschalten[1] und zur Ausfüllung des Intervalls zwischen Penny und Schilling nichts weiter als 2- und 4-Pencestücke prägen müssen; denn dieses Intervall ist jenem zwischen dem preußischen Pfennige und Silbergroschen gleich, erfordert also die nämlichen Zwischensorten, über deren beste Wahl oben das Nöthige vorgekommen ist. Sollte indessen das 6-Pencestück als eine der Gewohnheit wegen unentbehrliche Sorte erachtet werden, so könnte man es an die Stelle des 4-Pencestücks setzen, ohne übrigens etwas zu ändern, und

[1] Im Nothfalle könnte jedoch der Halfpenny beibehalten und dadurch die Anzahl der Sorten des ganzen Systems auf 9 erhöht werden.

diese Einrichtung mit 2 und 6 Pence würde immer noch zweckmäßiger seyn als jene mit 3 und 6 P., wie aus der vorangegangenen Betrachtung über das preußische Münzsystem erhellt.

IV. Gepräge der Münzen.

Das Gepräge der Münzen hat zwei nächste wesentliche Zwecke: es soll erstens nach dem Grundbegriff des Geldes die Garantie eines bestimmten Gehalts an edlem Metalle ausdrücken und den Nennwerth bezeichnen, unter welchem die Stücke umzulaufen bestimmt sind; zweitens aber die Oberfläche dergestalt schützen, daß ein betrügliches Wegnehmen von Metalltheilen durch Schneiden, Schaben, Feilen ꝛc. nicht ohne sogleich sichtbare Verletzung möglich ist. In ersterer Beziehung muß man verlangen, daß das Gepräge deutlich und vollständig, in der zweiten Hinsicht, daß es genugsam deckend sey. Fernere nothwendige Eigenschaften sind: Dauerhaftigkeit, damit es beim Umlaufe unvermeidlicher Abnutzung so gut als möglich widersteht; Schönheit und kunstvolle Ausführung, um einerseits dem guten Geschmacke keinen Anstoß zu geben, anderseits die Falschmünzerei zu erschweren (da der Leute, welche etwas Verzügliches zu machen vermögen, immer weniger sind als solcher, welche Pfuscherarbeit liefern können); Sicherheit gegen die betrügliche Nachahmung auch in andern Beziehungen, soweit als dieses Erforderniß erreichbar ist; endlich Harmonie zwischen den Gepräge aller Sorten eines ganzen Münzsystems, jedoch verbunden mit hinlänglich charakteristischen Verschiedenheiten auf solchen Stücken, welche durch ähnliche Größe bei verschiedenem Werthe allenfalls mit einander verwechselt werden könnten.

An der Oberfläche eines Münzstückes hat man zu unterscheiden die beiden kreisrunden Flächen: Avers und Revers, und die cylindrische Umfläche oder den Rand. Wiewohl gerade der Rand am leichtesten Gelegenheit zum Wegschneiden, Abfeilen oder Abschaben gibt, und die Anbringung einer schützenden Verzierung auf demselben schon im Alterthume bekannt war, so ist doch dieses Schutzmittel bis auf die neueste Zeit vielfältig vernachlässigt, der Rand selbst an großen Münzen (Thalern) glatt gelassen, in den barbarischen Epochen der Münzkunst (deren

Ueberreste noch nicht sehr lange verschwunden sind) sogar nicht selten mit unregelmäßigen Hammerschlägen zugerichtet worden. Erst mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts fing der Gebrauch von Randverzierungen und Randschriften an sich allmählig auszubreiten, und gegenwärtig ist man endlich so weit gekommen, daß in allen einigermaßen in der Technik fortgeschrittenen Ländern höchstens nur noch die allerkleinsten Silber- und Kupferstücke mit dem rohen, vom Ausschneiden der Platten herrührenden Rande in Umlauf gesetzt werden.

Wir betrachten nun die Erfordernisse des Gepräges und des Randes im Einzelnen, und prüfen, inwiefern denselben zur Zeit Genüge geleistet wird.

1) Es ist gesagt worden, das Gepräge solle die Garantie eines bestimmten Gehaltes an edlem Metalle, zugleich den Nennwerth der Geldstücke aussprechen, und in Ansehung dieser Punkte sowohl deutlich als vollständig seyn. Rücksichtlich jener Garantie können natürlich nur Gold- und Silbermünzen in Betrachtung kommen, bei diesen muß man aber fest auf den Forderungen beharren, weil sonst der Sinn der Ausmünzung ganz und gar verloren geht. Kupfermünzen sind im Allgemeinen von so geringem Werthe und bleiben so wenig massenweise in Einer Hand, daß Niemand eine Garantie für ihren Metallgehalt (ihr Gewicht) verlangt; sie sind thatsächlich nur ein conventionelles Vorstellungszeichen für kleine Unterabtheilungen des Silbergeldes, daher es durchaus keinen Nachtheil bringt, wenn ihr Metallwerth viel geringer ist als ihr Nennwerth, wie dies ja (zufolge unserer früheren Nachweisungen) regelmäßig gar nicht anders stattfindet.

Wenn von einer auf der Münze auszudrückenden Garantie die Rede ist, so verlangt zunächst die Vollständigkeit, daß im Gepräge die Angabe enthalten sey: wer garantire, und was von ihm garantirt werde. Der erstern Forderung ist gewöhnlich (mindestens auf den großen und mittleren Münzsorten) durch den Namen, sogar das Bildniß des Landesherrn, wenigstens durch Nennung des Landes, genügt; auch mit dem Wappen allein kann man (besonders bei den nur in engerem Kreise umlaufenden Scheidemünzen) zufrieden seyn, wenn es das allgemein bekannte eines großen Reiches ist; dagegen sind obscure Wappen-

figuren oder Namenschiffern ohne sonstigen Beisatz keine hinlängliche Bezeichnung. Die zweite Forderung würde erfüllt seyn, wenn das Bruttogewicht des Stückes nebst dem Feingehalte der Metallmischung, oder auch nur ganz allein das in dem Stücke enthaltene Gewicht von feinem Silber oder Golde angegeben wäre. Das Letztere wird in der Regel vorgezogen, und auf die Weise ausgedrückt, daß man angibt, wie viel Stück aus einer Mark feinen Metalls geprägt sind. Die vollständigste Beobachtung dieses ersten und Grunderfordernisses einer regelrechten Ausmünzung findet man — zum Beweise, daß wir nicht zu viel verlangen — in einem Lande, welches in so mancher Beziehung noch auf den Wegen erst nachfolgen muß, die das übrige Europa bereits durchmessen hat, von dem man sie also am wenigsten erwarten möchte, nämlich in Rußland. Das Gepräge der Rubel enthält auf der einen Seite die Angabe des reinen Silbergewichtes im Stücke (4 Solotnik 21 Doli), die Randschrift zeigt den Feingehalt der Legirung (83⅓ Sol.) und daneben das Bruttogewicht des Stückes (4. S. 82¹¹/₂₅ D.) an, und auch die Unterabtheilungen des Rubels — wenigstens bis zum 30-Kopeken- oder polnischen 2-Guldenstücke — sind mit ähnlichen Nachweisungen versehen. Schweden, die freie Stadt Bremen und die Republik Mexiko geben auf ihren größeren Silbermünzen nur den Feingehalt der Metallmasse an, aus welchem aber durch Wägen des Stückes der innere Werth allenfalls gefunden werden kann. Der schwedische ganze und halbe Speciesthaler enthalten nämlich auf dem Rande die Worte: „⁷⁵/₁₀₀ Theile fein Silber"; auf den Bremer 36-, 12- und 6-Grotenstücken steht der Feingehalt im Reverse unter der Jahrzahl (15 L. 14 G. bei der ersten Sorte, 11 L. 15 G. bei den zwei andern). Ebenso ist auf den mexikanischen Piastern in der Umschrift des Reverses der Feingehalt mit 10 D^s 20 G^s (d. h. 10 Dineros 20 Granos = 14 Loth 8 Grän nach unserer Ausdrucksweise) ausgesprochen. Wir führen diese Details an, um zu zeigen, daß und wie die Sache auszuführen ist. Die Gehaltsangabe durch Bezeichnung der Stückzahl, welche aus einer feinen Mark geprägt wird, findet sich in Preußen, Sachsen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg, Kurhessen, Hannover und Braunschweig auf den ganzen Thalern und

Sechstelstücken, in Hannover auch auf den Zwölfteln, außerdem auf sämmtlichen deutschen Zweithaler- oder $3\frac{1}{2}$-Guldenstücken, in Norwegen auf den ganzen und halben Speciesthalern. Hiermit ist aber, soweit wir Kenntniß davon haben, die Aufzählung der Staaten, welche ihren Münzen irgend eine Angabe rücksichtlich des Gehaltes aufprägen, erschöpft. In Oesterreich, allen deutschen Staaten mit Guldenrechnung (abgesehen von den schon erwähnten $3\frac{1}{2}$-Guldenstücken), Dänemark, England, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, Sardinien, Neapel und den nordamerikanischen vereinigten Staaten sind sämmtliche Silbermünzen ohne alle Bezeichnung der in Rede stehenden Art, und auf den Goldsorten mangelt dieselbe ganz und gar selbst in denjenigen Ländern, welche beim Ausprägen des Silbers ein besseres Verfahren beobachten (mit Ausnahme Rußlands). Diese fast allgemeine Vernachlässigung eines Punktes, der uns unter die ersten Pflichten eines Münzherrn zu gehören scheint, der aber jedenfalls höchst naturgemäß ist und selbst von der Klugheit geboten wird, muß man in der jetzigen Zeit unbegreiflich finden. Man ist hierin theilweise selbst gegen ehemals *zurückgeschritten*, denn zur Zeit als der Zwanziger in Süddeutschland die allgemeinste, von zahlreichen großen und kleinen Potentaten geprägte Geldsorte bildete, fehlten auf diesem (Oesterreich, Bayern und Württemberg fast allein ausgenommen) niemals die Worte: „60 auf eine feine Mark."

Zur Vollständigkeit des Gepräges gehört unumgänglich auch die Bezeichnung des *Nennwerthes*, unter welchem das geprägte Stück umzulaufen bestimmt ist. Diese kann durch die bloße Angabe, wie viel Stück auf eine feine Mark gehen, nicht genügend ersetzt werden, sondern muß ausdrücklich durch den *Namen* der Münzsorte gegeben werden, daher z. B. die deutschen Conventionsgulden und Speciesthaler, welche nur mit „20 (oder 10) auf eine f. M." bezeichnet waren, in dieser Hinsicht für mangelhaft erachtet werden müssen. Ebenso wenig kann bei den kleineren Sorten die Angabe zufrieden stellen, wie oft der Nennwerth des Stückes in dem der Münzeinheit enthalten sey, wiewohl die Hinzufügung dieser letztern Beziehung jedenfalls sehr zweckmäßig seyn wird. Am gründlichsten und konsequentesten verfährt hierin Preußen, dessen Ausmünzung rücksichtlich

Sprechweiſe gewiſſer Notabilitäten ein Idiom zuſammen, das nur noch gröſſerer Iſolirung bedürfte, um am Ende das Anſehen einer Urſprache zu gewinnen. — Der gräßliche Botokude, mit ſeinen Gurgeltönen und dem Holzpflock in der Unterlippe, und der kacheltiſche Kleinbürger mit ſeinem Schiboleth, in deſſen Adern das Blut von zwanzig Krämergenerationen ſtockt, und beiden gegenüber der edle Peruaner und das europäiſche rüſtige Weltkind, das nie nach ſeinem Großvater gefragt hat — was ſind ſie am Ende anders, als ganz analoge Erſcheinungen auf verſchiedenen Stufen der Cultur, oder vielmehr an ihren beiden Extremen?

Wir glauben beſtimmt, daß das, was oben vom Einfluß des Klimas auf die Menſchengeſtalt geſagt worden iſt, auch auf das pſychologiſche Moment im vollſten Maße ſeine Anwendung findet. Die den Körper bildende Herrſchaft der Seele und ihr Verſinken in Unmacht erklärt den edlern Mandingoneger neben dem häßlichen Volk der Goldküſte, den Paria neben dem Braminen, den beweglichen, leidenſchaftlichen Kamtſchadalen neben andern erſtarrteren Polarvölkern; ſie erklärt in Europa ſelbſt die Verſchiedenheit im Adel der Geſtalt, die ſich hie und da zwiſchen Stadt- und Landvolk, zwiſchen Bauerſchaft und Ariſtokratie bemerklich macht. Dieſer pſychiſche Einfluß ergreift am Ende die Körperlichkeit noch weit mächtiger als das Klima, und in weſentlicheren Punkten. Aber die Racen erklärt er offenbar eben ſo wenig. Alle dieſe Veredlungen und Verzerrungen ſind immer nur auf eine Mittelbildung einer und derſelben Race zurückzubeziehen, und ſie ſetzen, wie der Einfluß des Klimas, die Exiſtenz der Racen voraus.

Der Menſch mag ſich ſeinen Urſprung denken wie er will, es wird ihm nie gelingen, ſich den Urzuſtand der Gattung einigermaßen begreiflich zu machen. Wir ſind ſo weit von dieſem Zuſtand weggerückt, daß wir nicht nur jede Erinnerung davon, ſondern auch jeden Maßſtab für den zurückgelegten Weg verloren haben. Dieſe Unfaßlichkeit hat den Gegenſtand von jeher mehr der philoſophiſch[illegible] als der naturgeſchichtlichen Beſprechung überwieſen. Von dieſem Verhältniß kann hier auch nicht die Rede ſeyn, ſondern nur davon, ob wir alle Naturanſchauung aufzugeben haben, um dem weißen Stamme die Ehre zu laſſen, der Urſtamm der geſammten Menſchheit zu ſeyn.

dieses Punktes wie so vieler anderer Einrichtungen musterhaft ist, und welches auf alle seine Münzen, bis zum Pfennig einschließlich hinab, den Namen nebst der Verhältnißzahl zum Thaler setzt, das Sechstel allein ausgenommen, welchem die Bezeichnung „5 Silbergroschen" fehlt, wogegen die sächsischen und braunschweigischen Sechstel mit der Bezeichnung respective als „5 Neugr." und „4 Gute Groschen" versehen sind. Hannover aber stempelt seine silbernen Theilstücke des Thalers (vom 6- und 4-Pfennigstücke abgesehen) nur mit: „6, 12, 24 einen Thaler", statt noch außerdem „4, 2, 1 gGr." darauf zu setzen, wie es die übliche Benennung dieser Sorten verlangt. England läßt noch jetzt seine 5- und 2½-Schillingstücke, wie Oesterreich die 2- und 1-Guldenstücke, ohne alle Werths- und Namensangabe, und hat, was die Schillinge betrifft, erst unter Wilhelm IV. angefangen, die Worte: »One Shilling« darauf zu prägen. Ein Münzstück aber, dem alle Hindeutung auf Gehalt, Werth und Benennung fehlt, gemahnt Einen ungefähr wie ein menschliches Wesen, welches sein Geschlecht, seinen Stand, Rang und Namen geheim hielte, und mit dem doch ein Jeder tagtäglich verkehren sollte.

Endlich verlangt die Vollständigkeit auch Angabe des Jahres der Ausprägung, sowohl als historisches Datum, wie zur Ermöglichung einer Controle selbst für die Münzbeamten. Münzen ohne Jahreszahl kommen jetzt wohl schwerlich mehr vor; aus älterer Zeit finden sich dergleichen nicht ganz selten (z. B. braunschweig-lüneburgische Mariengroschen von Johann Friedrich zwischen 1665 und 1679, lippe-detmoldsche Sechser, kleine schweizerische Sorten ꝛc.). Dagegen sind Gepräge mit unwahrer Jahreszahl den jetzt Lebenden nicht völlig fremd. Abgesehen von dem ganz unschuldigen Falle, daß öfter Kupferscheidemünze lange Zeit fort mit der Jahreszahl ihrer Einführung geprägt wird, weiß man aus der neuesten Zeit von einem Staate, der, nach vertragsmäßiger Feststellung eines bessern Gehaltes seiner Goldmünze, fleißig fortfuhr, seine Goldstücke mit dem alten (geringeren) Gehalte und alten Jahreszahlen zu prägen!

Es könnte manchem Leser scheinen, als verlangten wir — indem von Vollständigkeit des Gepräges die Rede ist — zu viel, nämlich mehr, als auf den Münzen Platz finden kann;

allein wir verweisen zur Antwort auf die Beispiele, wo alles Geforderte erfüllt ist, und möchten der Meinung seyn, daß nicht selten allerlei Nothwendiges besser den Raum einnehmen könnte, als überflüssig lange Titel der Landesherren, Wahlsprüche u. dgl. m.

2) Unter Deutlichkeit des Gepräges fassen wir die physische Deutlichkeit und die Verständlichkeit des Inhaltes zusammen. Die erstere erfordert, daß zu kleine Buchstaben und Ziffern (wie unter andern theilweise auf den neuesten dänischen und englischen Münzen vorkommen) vermieden, und die Theile der Aufschriften nicht nur klar und übersichtlich, sondern auch in einer Weise angeordnet werden, wodurch das Wichtigere vor dem minder Wichtigen gehörig hervortritt. Letzterer Punkt erfordert desto reiflichere Ueberlegung, je mehr das Gepräge sich den oben aufgestellten Forderungen der Vollständigkeit bequemt; da nun dieser Fall noch nicht häufig ist, so kann man allerdings über Mangel an solcher Deutlichkeit wenig klagen: die Gefahr dieses Mangels ist durch Weglassung von Dingen, die wesentlich her gehören, ganz einfach umgangen. Wir wollen indessen darauf aufmerksam machen, daß die Werthbezeichnung der Geldstücke im Gepräge besonders herauszuheben ist, und finden demnach z. B. bei den neuen österreichischen 20-, 10- und 5-Kreuzerstücken die Anbringung der Ziffern 20, 10, 5 unter dem Adler ohne absondernde Einfassung (wodurch sie gleichsam mit der Umschrift zusammenfließen) weniger zweckmäßig als die frühere Art, sie mit einer Einfassung zu umgeben, können auch nicht glauben, daß der Rand einer Münze der zweckmäßigste Ort sey, um den Namen derselben darauf zu setzen (wie bei den bayerischen Kronenthalern geschah).

Gegen die Verständlichkeit des Gepräges wird auf mancherlei Weise gefehlt, und ist besonders in vergangenen Zeiten noch weit mehr gesündigt worden, so daß in dieser Hinsicht die letzten fünfzig Jahre sehr erhebliche Fortschritte aufzuweisen haben. Zuerst darf man billig verlangen, daß die Aufschriften der Münzen — da sie wohl für sämmtliche Landeskinder begreiflich seyn sollen — in der Landessprache abgefaßt seyen, und nicht lateinisch, gleich als ob das Geld nur für die Gelehrten geprägt würde. Die Werthangabe ist doch jedenfalls in der

lebenden Sprache Derer auszudrücken, welche das Geld gebrauchen, und man möchte es fast für unmöglich halten, daß Jemand den Einfall haben könne, zwei verschiedene Sprachen auf einem Münzstücke neben einander zu stellen. Nichtsdestoweniger hat dieser Einfall nicht nur in der Zopfzeit existirt, sondern existirt noch heute praktisch ausgeführt. Es ist in der That geeignet, einen komischen Eindruck zu machen, wenn man auf der Vorderseite einer Münze liest: Victoria Dei Gratia Britanniar. Reg. F. D., oder Christianus VIII D. G. Daniae V. G. Rex. und auf der Rückseite: One Shilling, oder 1 Rigsbankdaler 30 Schill. Courant. — Die allerdings unbestreitbare Tauglichkeit der lateinischen Sprache zum kurzen bündigen Ausdrucke kann keinen Grund abgeben, durch Anwendung derselben auf Münzen gegen ein wesentliches Erforderniß dieser letzteren zu verstoßen. Daß es überdem recht wohl angeht, mit den neuen Sprachen den Zweck auch zu erreichen — wenn man nur davon abstrahirt, alle Länder und Ländchen, welche ein Monarch besitzt, oder auch nicht besitzt,[1] in seinem Titel auf den Münzen zu benennen — ist gegenwärtig bereits durch überwiegend zahlreiche Beispiele dargethan rücksichtlich des Deutschen, Schwedischen, Norwegischen, Englischen (in Nordamerika), Holländischen, Französischen, Italienischen (in Parma ꝛc.), Spanischen (in den amerikanischen Republiken) und — Russischen; ja Rußland hatte Münzaufschriften in seiner eigenen Sprache schon weit früher, als irgend ein anderes europäisches Land. Nur wenige Staaten — von den größeren bloß Oesterreich, Sardinien, Neapel, Spanien, Portugal, Dänemark — haben noch jetzt die lateinischen Aufschriften beibehalten.

Eine fernere Bedingung der Verständlichkeit des Münzengepräges ist, daß in den Aufschriften zu gewaltsame Abkürzungen nicht angebracht werden. Wie vollkommen und genugthuend stehen in dieser Beziehung die jetzigen Münzen fast aller

[1] Noch jetzt hat, wenn man den sardinischen und neapolitanischen Münzen glauben will, Cypern einen König, und Jerusalem gar zwei dergleichen. Daß (auf Münzen) auch die österreichischen Regenten noch Könige von Jerusalem, und die englischen Monarchen Könige von Frankreich sich nannten, ist bekanntlich nicht gar zu lange her. Da studire man nun Geschichte nach numismatischen Denkmalen!

deutschen Staaten (außer Oesterreich), Frankreichs und Belgiens, der Niederlande, gegen manche andere, am meisten gegen Münzen aus früheren Zeiten da! Gewiß wird es jetzt Niemandem mehr einfallen, in einer einzigen Umschrift 21 Wörter anzubringen und dieselben mit 26 Buchstaben auszudrücken, wie in folgendem Beispiele: D. G. MAX. JOS. C. P. R. V. B. D. S. R. I. A. & EL. D. I. C. & M. (bergischer Thaler von 1806), welches wir statt vieler anführen.

Die Werthangabe auf den Münzstücken sollte niemals mit einer Ziffer ohne weitern Beisatz ausgedrückt seyn; denn wenn gleich hieraus nicht eben häufig ein Mißverständniß erfolgen wird, so ist dies doch in einigen Fällen, namentlich rücksichtlich Fremder, die sich im Lande aufhalten, möglich. Als ein interessantes Beispiel von Sorgfalt, um auch den Ungebildetsten den Nennwerth der Münzsorten verständlich zu machen, verdient angeführt zu werden, daß in Rußland unter Katharina II., zum Besten der des Lesens unkundigen Landeskinder (Kirgisen, Buräten, Baschkiren u. A.), den Stücken zu 5, 15, 20 Kopeken nebst der Ziffer auch noch eine entsprechende Anzahl handgreiflicher Punkte aufgeprägt wurde, und zwar in Gruppen von je fünf vertheilt, damit sie leicht an den Fingern abgezählt werden konnten. Die Erscheinung ist uns kultivirten Europäern komisch, aber sie beurkundet einen tüchtigen praktischen Sinn.

3) Um der betrüglichen Gewichtsverminderung der Münzen durch Beschneiden, Abschaben ꝛc. vorzubeugen, wenigstens in dem Grade, daß sie nicht verübt werden kann, ohne eine für das Auge sehr bemerkbare Spur zu hinterlassen, muß das Gepräge die Oberfläche überall reichlich decken, damit keine großen Stellen glatt oder leer bleiben. Da der Natur der Sache nach die Randfläche zunächst und hauptsächlich in Gefahr ist, so kann auf dieser ein Gepräge (die sogenannte Rändelung) nicht entbehrt werden, wenn es nur irgend thunlich ist, dergleichen anzubringen. Auf den beiden breiten Flächen aber muß das Gepräge bis äußerst nahe an den Umkreis hinausreichen, was am nothwendigsten alsdann ist, wenn der Rand selbst (wegen Kleinheit der Münze) glatt gelassen wird, oder nur eine einfache, leicht nachzuahmende und daher von dem Fälscher wiederherzustellende Verzierung bekommt. In diesem Betracht sind z. B. die unter

Georg IV. geprägten hannoverschen Goldstücke (einfachen und doppelten Pistolen) äußerst mangelhaft, da sie, bei einer ungemein einfachen Rändelung, auf Avers und Revers einen breiten glatten Reif rund um das Gepräge darbieten; auch lehrt die Erfahrung, daß jetzt gerade diese Stücke vorzugsweise und zum größten Theile ein ansehnliches Untergewicht zeigen. Die vollständigste Deckung der Flächen durch das Gepräge bis ganz nahe an die Randkante ist nur erreichbar, wenn die Münzen im Ringe geprägt werden, wie es jetzt schon fast allgemein geschieht, und wodurch zugleich den Forderungen der Schönheit besser genügt werden kann. Vor Einführung des Ringprägens pflegte man wohl — um eine leere Zone an der Peripherie zu vermeiden — die Stempel rundum außerhalb der Umschrift mit strahlenartig angeordneten Strichen zu versehen, von denen sich bald mehr bald weniger in der Prägung abgedruckt zeigte; allein eben wegen dieser Unregelmäßigkeit, und weil die gedachten Striche nichts Wesentliches waren, lag in denselben durchaus keine Sicherung, wie unter Anderm die älteren österreichischen Dukaten beweisen.

4) Dauerhaftigkeit des Gepräges (größtmögliche Haltbarkeit desselben gegen die unvermeidliche Abnutzung) ist nicht zu erreichen, wenn zu feine und zarte Züge in demselben enthalten sind; aber noch andere Umstände kommen dabei in Betrachtung. Man weiß ganz bestimmt aus Versuchen, daß unter gleichen abnutzenden Einwirkungen eine geprägte Metallscheibe mehr am Gewichte verliert als eine ungeprägte (glatte); insofern ist also das Gepräge ein — nothwendiges — Uebel. Es kann jedoch sehr viel dafür gethan werden, daß das Gepräge sich gut hält. Zunächst darf dasselbe nicht zu hoch (medaillenartig), sondern muß in einem angemessenen Grade flach gehalten seyn. Ferner ist darauf zu achten, daß (bei den im Ringe geprägten Stücken, wo allein dieser Erfolg zu erlangen steht) kein Theil des Gepräges höher über die Ebene des Averses und Reverses hervorspringe, als der rings am Umkreise herlaufende, beim Prägen aufgeworfene, schmale Reif; vielmehr soll ein über die Münze gestelltes Lineal nur diesen Reif und nirgends das Gepräge berühren, so daß auch das flach auf einem Tische ꝛc. liegende Stück ausschließlich am Umkreise aufruht

(wodurch zugleich das Zusammenlegen der Münzen in feste, glatte Rollen sehr erleichtert wird). Man ist in dieser Hinsicht selbst so weit gegangen, den Spiegel (die Fläche) der Münzen merklich *bohl* — schalenartig vertieft — zu machen (wie namentlich an den englischen Kupferstücken von 1799—1807, desgleichen an den dänischen von 1812—1815, in geringerem Maße an einigen neueren Silbermünzen zu sehen ist), oder das flache Mittelfeld mit einem ebenfalls flachen, jedoch etwas höher liegenden, breiten Reife einzuschließen, in welchem letzteren die Umschrift mit *vertieften* Buchstaben ausgeprägt ist (englische Pennystücke von 1797). Die Anwendung vertiefter Prägung ist überhaupt (für Schrift) mehrfältig versucht worden, und würde sich der größern Dauerhaftigkeit wegen wohl auch für die Wappen ꝛc. empfehlen, wenn nicht das der Deutlichkeit schädliche Zustopfen durch den Schmutz und die geringere Haltbarkeit der dazu erforderlichen Prägstempel entgegenträte. Beispiele von vertieften Gepräge theilen finden sich an den 10-Centimenstücken von Napoleon (auf dem Averse ein Lorbeerkranz, im Reverse die Umschrift), den 1-, 2-, 3-, 5-, 10- und 20-Centimenstücken des Königreichs Westphalen unter Hieronymus (ebenso); den 20-Lirestücken des Herzogthums Parma von 1815 (die Unterschrift: 20 Lire), den mexikanischen Piastern (das Wort Libertad auf dem Rande der Freiheitsmütze), den größeren Silbersorten der nordamerikanischen vereinigten Staaten (ebenso das Wort Liberty). Gegenwärtig ist eine ausgedehnte Anwendung *vertiefter* Schrift nur auf dem *Rande* der Münzen üblich, indem — soviel uns bekannt — ganz allein Frankreich die hohen Randschriften (welche vor Einführung der Ringprägung allgemein gebräuchlich waren) auch in Verbindung mit der Ringprägung beibehalten (unter Louis Philippe wieder eingeführt) hat. Die größere Dauerhaftigkeit und (Ringprägung vorausgesetzt) leichtere Herstellung vertiefter Randschrift ist unzweifelhaft; ihre vollkommene Ausführung mißlingt aber öfter, und als Schutzmittel gegen Abschaben ꝛc. des Randes wirkt sie weniger sicher.

Zur Dauerhaftigkeit des Gepräges trägt es wesentlich bei, wenn dasselbe eine solche Beschaffenheit hat, daß der *Schmutz* leicht daran haftet und sich festsetzt, weil unter einer etwas dicken Schmutzrinde das Metall auffallend vor Abreibung geschützt ist.

Ueberrascht sieht oft der Münzensammler, wie gut conservirt das Gepräge einer alten, dick beschmutzten Münze nach der Reinigung hervortritt. Die Anhängung eines starken Schmutzes setzt aber voraus, daß keine großen glatten Stellen in oder zwischen dem Gepräge der Münzen enthalten seyen, und daß dicht stehende Schrift oder ein Wappen mit einer Menge kleiner Figuren oder dergleichen darauf sich befinden. Einen Beleg zu dem eben Angeführten liefern die preußischen Sechsteltthaler aus den Jahren 1817, 1818, gegenüber jenen aus den nächsten Jahren nach 1820. Erstere sind auf der Kopfseite weniger und auf dem Reverse (wo statt des Wappens nur weitläufige Schrift steht) sehr viel weniger gedeckt; der jetzt an ihnen hängende Schmutz wiegt durchschnittlich höchstens die Hälfte von dem der letzteren, aber der durch Abnutzung eingetretene Gewichtverlust ist dagegen weit (in dem Verhältnisse von 3 zu 2) ansehnlicher.

5) Schönheit und kunstvolle (auch vollkommene technische) Ausführung sollte aus Gründen der Ehre und der Zweckmäßigkeit ein wesentliches Ziel bei jeder Ausmünzung seyn. Die künstlerische Vollendung hängt von einem geschmackvollen Entwurfe der Zeichnung und von der Arbeit des Stempelschneiders ab; die technische von der Vorbereitung der Platten und vom Prägen. Beide müssen mit einander Hand in Hand gehen, denn eine oder die andere gewährt niemals ein befriedigendes Resultat. Es ist noch gar nicht lange her, daß die deutsche Münzkunst in allen diesen Beziehungen auf sehr niederer Stufe stand.[1] Ein allgemeiner Aufschwung derselben fand erst um das Jahr 1830 und seit dieser Zeit statt, nachdem Preußen etwa ein Jahrzehnt

[1] Belege hierzu sind, nebst vielen andern, fast alle hannoverschen und braunschweigischen Münzen vor, ja sogar noch nach dem Befreiungskriege, die geschmacklosen österreichischen Kupfermünzen von 1807 und 1812, alle preußischen Sorten noch in den frühern Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III., die sächsischen unter Friedrich August III., die württembergischen unter König Friedrich. — Ein besonderes Walten des Ungeschmacks zeigte sich in den tausendfach modificirten, verrenkten, verschlungenen, umgekehrten Namenszügen auf den Scheidemünzen, denen mitunter selbst der Volkswitz das Brandmal aufdrückte, indem er z. B. für die preußischen Groschen aus der Zeit Friedrichs II., mit dem verschlungenen stehenden FR, den diese Chiffer sehr wohl charakterisirenden Namen „Stiefelknecht" erfand, und ihn der Münze selbst beilegte.

früher Anstoß und Beispiel dazu gegeben hatte. Noch jetzt sind die preußischen Münzen in fast jeder Beziehung das vorzüglichste Muster deutscher Leistungen in diesem Fache, dem alle andern Münzstätten mit mehr oder weniger Erfolg nacheifern (am wenigsten glücklich bis jetzt wohl Bremen, Braunschweig und Kurhessen, wogegen z. B. die neuesten bayrischen, hannoverschen und sächsischen Gepräge sehr rühmenswerth sind). Namentlich ist das Bildniß des jetzt regierenden Königs mit einer Einsicht und einem Geschmacke gravirt, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Man sieht aus diesem Kopfe (namentlich bei Vergleichung mit dem vom Graveur vernachlässigten Bildnisse auf den — in sonstigen Beziehungen jetzt sehr brav ausgeführten — österreichischen Münzen), was für ein Effekt sich selbst mit flachem Gepräge erreichen läßt, wenn in den zarten Abstufungen von Höhe und Tiefe weise Maß gehalten wird, und dieselben mit künstlerischem Takte benutzt werden. Die Ausführung des Wappens mit seinen zahlreichen kleinen Details leistet Alles, was nach der Natur des Objektes erwartet werden kann. Es ist uns überhaupt keine Geldmünze bekannt, welche den neuen preußischen Thaler oder Doppelthaler an künstlerischer und technischer Vollendung überträfe; sehr wenige möchten ihm gleichgestellt werden dürfen, vor allen die kupfernen Penny- und Halfpennystücke, die in England unter Georg IV. (z. B. 1826) geprägt sind, und mit welchen weder andere damalige noch jetzige englische Münzen sich messen können, da die neuesten zwar wegen ihres edlen einfachen Styls in Zeichnung und Anordnung zu loben, aber übrigens ohne hervorragendes Moment sind. Auch Frankreich haben wir Deutsche nicht zu beneiden, wiewohl die Technik an dessen neuesten Münzen einen Tadel nicht verdient, und die Gravirung des Bildnisses einen tüchtigen Künstler beurkundet: im Uebrigen entbehrt die Einfachheit hier des edlen Charakters und streift ans Schwerfällige. Dagegen stellt sich das Gepräge der nordamerikanischen vereinigten Staaten zugleich ernst-solid und gefällig dar, seitdem (neuerlich) der symbolische Kopf desselben durch Ersetzung der Freiheitsmütze mittelst eines Diadems, und durch eine mehr der Antike entsprechende Haltung sehr gewonnen hat; noch 1834 und 1835 trug dieser Kopf einen unaussprechlichen Ausdruck von Gemeinheit. Bei den neuesten dänischen Münzen ist zwar

Zeichnung und Anordnung gut, Gravirung von Kopf und Wappen aber keineswegs ausgezeichnet, die Prägung ohne Schärfe. Ebenso und zum Theil noch mehr von der Vollkommenheit entfernt sind die Gepräge Schwedens, der meisten größeren italienischen Staaten, namentlich Sardiniens und Neapels, Rußlands (wo hauptsächlich Geschmack in der Zeichnung und Anordnung fehlt), und einiger anderer Länder, deren Münzkunst noch so ziemlich den Charakter der Kindheit trägt, wie Norwegens, Spaniens, Portugals, Mexiko's und der südamerikanischen Republiken.

6) Die Sicherheit des Gepräges gegen betrügliche Nachahmung (Falschmünzerei) wird nicht allein dadurch befördert, daß man ein gegebenes Gepräge in größter Vollkommenheit, mit Anwendung aller zu Gebote stehenden künstlerischen und technischen Hülfsmittel ausführt, sondern außerdem auch dadurch, daß man ein solches Gepräge wählt, welches in allen seinen Theilen eine genau festgesetzte Beschaffenheit hat, in seiner Herstellung nothwendig die größten technischen Schwierigkeiten darbietet, und demnach unvermeidlich die meiste Arbeit, die zahlreichsten und complicirtesten Fabrikationsmittel (Maschinen ꝛc.) voraussetzt. Dazu gehört:

a) Eine reichhaltige, mit vielen kleinen, genau ausgeführten Details versehene Zeichnung, die, ohne gegen den guten Geschmack anzustoßen, sich von zu großer Einfachheit entfernt hält. Die glückliche Erfüllung dieser Forderung rechnen wir mit zu den Verdiensten der jetzigen preußischen Münzen. Wie wenig auch der reine Kunstsinn sich mit den vielerlei Wappenunholden, Ordensketten u. dgl. m. einverstanden erklären mag, es findet sich hier eine wichtigere Forderung, der jene Dinge ungemein gelegen kommen, zumal man sie ja in ihrer Art immer noch recht schön ausarbeiten und zu einer Zierde des Gepräges erheben kann, wie unter andern besonders mehrere der neuen Zweithalerstücke beweisen. In diesem Sinne müssen jene Reverse, welche nur einen Kranz mit In- und Umschrift enthalten (wie auf vielen Doppelthalern, auf den neuen Gulden und halben Gulden der süddeutschen Zollvereinsstaaten, den Rubeln, den 1-, 2-, 5-, 20- und 40-Frankenstücken) oder ausschließlich Schrift darbieten (wie auf den kurhessischen Doppelthalern, Thalern und Sechsteln) verworfen werden.

b) Eine künstliche, schwierig nachzuahmende Rändelung. Schlichte (unverzierte) Ränder sind nur für die kleinsten Silbermünzen zulässig, bei welchen auf der sehr schmalen Randfläche keine deutliche und gut gebildete Verzierung angebracht werden kann; desgleichen für Kupferstücke, deren geringer Werth ein Abfeilen ꝛc. nicht befürchten läßt; für Goldstücke niemals. Gegenwärtig prägt z. B. Preußen die 2½, 1, ½ Silbergroschen, 2 und 1 Pfennig, Oesterreich die 3 Kreuzer, Hannover die Gutegroschen, die 6, 2 und 1 Pfennig mit schlichtem Rande. Das Alles ist gutzuheißen, nicht aber, daß die norwegischen ganzen und halben Speciesthaler (wenigstens jene von 1826 und 1827) ebenfalls mit ganz leerem Rande vorliegen. Die Rändelung besteht entweder aus Schrift (Randschrift) oder einer figürlichen Verzierung, oft aus beiden gemischt. Um Schrift auf dem Rande anzubringen, ist jede Münzsorte schon geeignet, welche ungefähr die Größe des Sechstelthalers (23 Millimeter Durchmesser) und eine dazu im richtigen Verhältnisse stehende Dicke besitzt. Da nun die Schrift schwieriger nachzuahmen ist, mithin besser sichert als fast jede andere Art der Rändelung, so sollte man keine Silber- oder Goldmünzen von vorgedachtem oder größerem Kaliber ohne Randschrift finden. Hiergegen wird bedeutend gefehlt. Oesterreich hat z. B. auf seinen Zwanzigern keine Randschrift (weil sie zu groß von Fläche, daher zu dünn gehalten sind), England selbst nicht auf den 2½-Schillingstücken, und Dänemark nicht auf seinen Reichsbankthalern, ungeachtet beide Sorten weit mehr als das obige Minimum der Dicke haben; ebenso Frankreich nicht auf den 2-Frankenstücken, Bayern nicht einmal auf seinen 2-Gulden; die Gulden und halben Gulden der Zollvereinsstaaten sind sämmtlich ohne Schrift auf dem Rande. In Ansehung der Goldsorten wird dieser Punkt ebenfalls nicht gehörig beobachtet. Während Frankreich seinen 20-Franken- und Oesterreich seinen italienischen 20-Lirestücken eine Randschrift gibt, fehlt diese (ohne durch eine genügend sichernde andere Rändelung ersetzt zu seyn) bei den braunschweigischen Doppelpistolen und hannoverschen einfachen Pistolen, bei den englischen Sovereigns, den nordamerikanischen 5-Dollar-, den russischen 5-Rubelstücken und manchen andern Sorten von wenigstens gleicher Dicke.

Die Anthropologen, welche von diesem Grundsatz ausgehen, hüten sich wohl, das Itinerarium der Menschheit anders als in den allgemeinsten Zügen auszumalen, wobei nicht viel mehr gesagt ist, als daß all die verschiedenen Racen und Völker irgend einmal dahin gekommen seyn müssen, wo sie jetzt sind. Auch wir werden schwerlich befriedigend zu erklären wissen, wie sie dahin gekommen; wir haben aber auch nicht das peinliche Geschäft, aus jedem Lande der Erde nach Tibet oder Kaschmir hinüber zu sehen, die Distanz zu messen, Brücken und Pässe aufzusuchen und die geographischen Unmöglichkeiten geradezu liegen zu lassen.

Betrachten wir irgend ein großes, geschlossenes Gebiet der Erde, das von einer Hauptform der Menschheit erfüllt ist, Afrika, oder besser Amerika, das wir genauer kennen. — Bei der großen Gleichförmigkeit der Gestalt, die unläugbar auf einen gemeinschaftlichen Ursprung deutet, bilden die Völker Amerikas durch die auffallendsten Verschiedenheiten des Culturstandes, der Gemüthsart, der Sitten und Sprachen, ein unentwirrbares Chaos. An beiden Polen des Continents tiefgesunkene Völker, oben im Norden der Eskimo, im Süden der Feuerländer, der armseligste der Menschen, und just über diesem die Polyppheme Patagoniens; weiterhin jene schauerlich räthselhaften Stämme, die bei gleicher Körperbildung, bei gleicher Lebensweise, bei ähnlichen Gebräuchen im Ganzen, durch Verschiedenheit der Sitte im Einzelnen und die Sprache ewig getrennt, sich in kleinen Kreisen um einander bewegen; ferner höhere Völker, die sich die Traditionen einer alten Cultur überliefern; nordwärts Jägerhorden, deren Sinn nur nach dem Blut des jagdbaren Thiers und des Erbfeinds steht, und unter ihnen sanfte Ackerbauer: nirgends Uebergänge, überall schroffe Gegensätze, nirgends eine Spur von Radien, die auf ein gemeinsames Centrum im Schoße des Welttheils oder auf mehrere Ausgangspunkte wiesen. Wir können es uns nimmermehr klar machen, wie diese einzelne Race durch Wanderung auf dem Boden des Continents, wie er jetzt ist, in so viele specifische, einander abstoßende Völkergebilde zerfiel. Und nun soll die ganze Erde von einem einzigen Punkte ihrer jetzigen Oberfläche aus bevölkert worden seyn, und auf dieser Wanderung sollen sich nicht nur die tausend Völker der Erde, sondern consequenterweise vor den Völkern die Racen gebildet haben. Was bei einem Continent und einer Race

Randschrift und Randverzierung können hoch (im Relief) oder tief ausgedrückt seyn. Ersteres war so lange allgemein der Fall, als man die Münzen ohne Ring (frei auf dem Stempel liegend) prägte; denn die Rändeleisen mit der entsprechenden vertieften Gravirung sind weit leichter herzustellen, als solche mit hochstehender Gravirung, und da die hohe (vor dem Prägen gemachte) Rändelung unter dem Prägstocke keine Gefahr einer Beschädigung lief, so zog man sie vor. Seit Einführung des Ringprägens kann eine Reliefrändelung in der Regel nicht mehr vor der Prägung angebracht werden, weil sie durch das im Prägstocke stattfindende äußerst gewaltsame Anpressen des Münzrandes gegen den ihn umschließenden Stahlring zerstört werden würde.[1] Man hat daher jetzt fast allgemein zu den vertieften Randschriften und Verzierungen seine Zuflucht genommen, die zwar allerdings der Abnutzung besser widerstehen (wie vertieftes Gepräge überhaupt), aber leicht durch den heftigen Druck beim Prägen theilweise verschwinden, und gegen Befeilen oder Abschaben des Randes nicht gänzlich sichern, weil sie bei gehöriger Tiefe dadurch nicht sogleich vernichtet werden. Es ist hiernach klar, daß es vortheilhaft seyn würde, wenn man mit der Ringprägung die hohe Rändelung vereinigen könnte. Dies setzt unbedingt voraus, daß das Rändeln nicht als abgesonderte Arbeit vor dem Prägen, sondern beim Prägen selbst mittelst Anwendung eines gravirten Ringes bewerkstelligt wird, und ist auf zwei Arten zur Ausführung gebracht worden. Die erste besteht darin, daß man die Randverzierung aus geraden, von der Kante des Averses bis zur Kante des Reverses über die Randfläche laufenden Strichen bildet. Alsdann läßt sich die geprägte Münze ohne Schwierigkeit aus dem Ringe heben; aber diese Art Rändelung ist so einfach und so leicht mit Handwerkzeugen nachzumachen, daß sie für Münzen von etwas bedeutendem Werthe durchaus nicht geeignet erscheint, obschon man sie häufig genug anwendet (in Oesterreich bei den 20-, 10- und

[1] Indessen geht es an, die vorläufig mit Reliefrändelung versehenen Platten im glatten Ringe zu prägen, wenn die Verzierung sehr stark vorspringt, so daß der Druck im Ringe dieselbe abplattet, ohne sie ganz zu verwischen. Nach dieser (selten ausgeübten) Methode sind die dänischen Doppelpistolen gerändelt.

5-Kreuzern und den Dukaten, in Frankreich bei den 2-, 1-, ½- und ¼-Franken, in England bei den ganzen und halben Sovereigns, sowie den 2½-Schillingstücken und sämmtlichen kleineren Silbermünzen, in Hannover bei den einfachen und halben Pistolen, in Dänemark bei den ganzen und Drittel-Reichsbankthalern, in Nordamerika bei den Goldstücken zu 5 und 2½ Dollars ꝛc.).

Die zweite Methode der Reliefrändelung im Ringe (wobei man beliebige Zeichnungen, Schrift ꝛc. auf dem Rande anbringen kann) — unstreitig die in Ansehung der Sicherheit am meisten empfehlenswerthe — erfordert, daß der gravirte Prägring aus mehreren (drei) Theilen zusammengesetzt sey, sich nach geschehener Prägung öffne, um die Münze loszulassen, und sich sodann wieder schließe. Hierzu ist eine künstliche Construktion des Prägwerks nöthig, daher man selten auf diese Art arbeitet. Frankreich macht aber davon Gebrauch (zu Schrift) bei seinen 5-, 20- und 40-Frankenstücken, Preußen (zu Verzierung) bei den jetzigen einfachen und doppelten Pistolen.

Wenn nicht eine Randschrift, sondern eine andere Rändelung — sey sie nun hoch oder vertieft — in Anwendung kommt, so ist eine unumgängliche Forderung, daß sie deutlich, dauerhaft und schwer nachzumachen oder zu restauriren sey. Diesen Bedingungen entsprechen manche gebräuchliche Randverzierungen gar nicht, so z. B. die schon oben erwähnte, aus geraden Strichen bestehende, ferner die aus höchst rohen, wie Messerschnitte oder Feilstriche aussehenden, schräglaufenden Kerben gebildete der braunschweigischen Doppelpistolen, die einfache vertiefte Schlangenlinie auf den russischen Goldmünzen u. s. w.

c) Genaue Uebereinstimmung der aus verschiedenen Münzstätten eines Staats und in verschiedenen Jahren in Umlauf gesetzten Gepräge, sowie möglichst seltene Veränderungen im Gepräge. Handelt man dieser Forderung gemäß, so gewöhnt sich das Auge eines jeden unbewußt und sicher an das vorschriftmäßige Aussehen der Münzen; strenge prüfende Vergleichung eines als falsch beargwohnten Geldstücks ist dann leicht. Man hat jetzt in allen guten Münzstätten, um eine Gleichförmigkeit der Gepräge zu erlangen, die Herstellung der Prägstempel durch Senken, d. h. durch Abdrucken und Wieder-

abdrucken von einem gemeinschaftlichen Original eingeführt. Der häufige Wechsel mit mehr oder weniger abgeänderten Gepräge (wovon in der neuesten Zeit Hannover und in den letzten 10 Jahren Franz's I. Oesterreich Beispiele darbietet) hat oft ein lobenswerthes Streben nach Verbesserung zum Grunde, ist aber jedenfalls ein Uebel, weil er Verwirrung herbeiführt und man am Ende gar nicht mehr weiß, wie denn eigentlich ein ächtes Stück Geld aussehen muß.

7) Harmonie zwischen den Gepräge der verschiedenen Sorten eines und desselben Münzsystems ist eine Forderung, durch deren Erfüllung das System — die Gesammtheit der von einem Staate ausgeprägten Geldsorten — den Charakter von Eigenthümlichkeit erhält, welcher nicht nur dem Auge gefällig ist, sondern zugleich die Münzen auf den ersten Blick als zusammengehörig erkennen und von fremden unterscheiden läßt. Gegen die meisten neueren Ausmünzungen ist in dieser Hinsicht nichts einzuwenden, während die Münzkunst früherer Perioden oft hierauf sehr wenig oder gar keine Rücksicht nahm. In der Regel pflegt man jetzt für die Gold- und größeren Silbermünzen ein in den wesentlichen oder auffallendsten Bestandtheilen übereinstimmendes Gepräge beizubehalten, die kleinen Silberstücke mit einfacheren Wappen, oft auch ohne das Bildniß des Landesherrn auszuprägen und bei den Kupfersorten zu noch größerer Einfachheit herabzusteigen. Dieses Verfahren ist im Allgemeinen sehr zweckmäßig und hat meist ganz von selbst zur Folge, daß einem fernern Erfordernisse genügt wird, nämlich einer hinlänglichen charakteristischen Verschiedenheit im Gepräge solcher Sorten, welche bei verschiedenem Werthe vermöge ihrer ähnlichen Größe allenfalls mit einander verwechselt werden könnten. Diese Rücksicht ist namentlich nöthig in Betreff der Kupferstücke, welche etwa in betrügerischer Absicht versilbert oder vergoldet werden möchten, um sie als Stücke von edelm Metalle unterzuschieben, und der Silberstücke, welchen mit gleichem Vornehmen eine Vergoldung gegeben seyn könnte. So wären z. B. von bayerischen Münzen ein versilberter kupferner Pfennig und das silberne 3-Kreuzerstück, da sie völlig einerlei Größe haben, leicht mit einander zu verwechseln, wenn nicht ihr Gepräge auf beiden Seiten sehr sichtbare Abweichungen

darböte. Gleiches gilt von dem Frank und dem 2-Centimenstücke in Belgien, die im Durchmesser nur um ½ Millimeter verschieden sind. Hin und wieder ist jedoch dieser Umstand nicht genug beachtet. In England sind der halbe Schilling (6 Pence) und der halbe Sovereign von einerlei Größe, rücksichtlich des Gepräges jedoch zwar auf dem Reverse, nicht aber auf dem Averse deutlich verschieden. In Frankreich ist der doppelte Frank um so wenig (1 Millimeter) größer als das 40-Frankenstück, daß eine Verwechslung in einzelnen Fällen wohl eintreten kann; das Gepräge ist durchaus nicht geeignet hiergegen zu sichern, denn der einzige nennenswerthe Unterschied liegt in den Werthzahlen 2 und 40 (daß das Bildniß nach entgegengesetzter Seite sieht, möchte als Erkennungsmittel nicht genügen). Mit den sardinischen 2- und 40-Lirestücken hat es dieselbe Bewandtniß um so mehr, als hier die Werthzahl sehr versteckt und klein unter dem Wappen angebracht ist. Das neue sächsische 5-Thaler- und das 5-Neugroschenstück bieten eine äußerst geringe Verschiedenheit der Größe, einen ganz gleichen Avers und einen höchst ähnlichen Revers dar. Noch viel mehr zu einer Täuschung geeignet sind ein Paar andere sächsische Münzsorten, nämlich die unter König Anton (zwischen 1827 und 1836) geschlagenen Zehnthalerstücke und Dritteltha1er, welche an Größe vollkommen gleich, im Averse gänzlich identisch und auf dem Reverse bei etwas schnellem Ansehen nicht von einander zu unterscheiden sind.

V. Falsche Münzen und deren Erkennung.

Das verbrecherische Gewerbe der Falschmünzerei findet desto leichter statt, findet gewissermaßen desto mehr Aufmunterung, je schlechter der Staat für künstlerische und technische Vollkommenheit seiner ächten Münzen sorgt und je geringhaltiger die zu den letztern verarbeiteten Silbersorten sind. Dieser zweite Punkt ist von nicht minderer Wichtigkeit als der erste; denn die sehr geringhaltigen Silbersorten sind nicht nur (in Bezug auf Farbe und eigenthümliches Gewicht) überhaupt leichter durch unedle Metallmischungen nachzuahmen, sondern auch (in eben diesen Beziehungen) schwieriger bei oberflächlicher Untersuchung von einander zu unterscheiden, so daß es dem Falschmünzer ohne Schwierigkeit gelingt, einem an sich geringen Feingehalte einen

noch geringern täuschend zu substituiren. Es geht hieraus noch ein besonderer Grund hervor, sich zu den rechtlichen Ausmünzungen möglichst des hochhaltigen Silbers zu bedienen. Da jedoch kein Mittel existirt, dem Falschmünzen unbedingt sicher vorzubeugen, so bleibt es von Interesse, die Merkmale kennen zu lernen, durch welche falsche Münzen (ohne chemische Untersuchung) von ächten unterschieden werden können.

Falsche Münzen sind entweder durch Guß oder durch Prägen hergestellt, und bestehen entweder aus geringhaltigem edelm Metalle oder aus gänzlich unedeln Metallen (Metallgemischen). Die Merkmale zu ihrer Erkennung sind demnach theils aus der Beschaffenheit der Metallmassen, theils aus der Verfertigungsart herzuleiten.

A. Erkennung der falschen Münzen aus der Beschaffenheit des Metalls.

Falsche Goldmünzen werden in der Regel aus Gold, jedoch von viel geringerem Feingehalte als das ächte Münzgold bestehen; denn nicht nur jedes unedle Metall, sondern auch das Silber ist von zu geringem specifischem Gewichte, um nicht beim Nachwägen sogleich sehr auffallend die Fälschung zu entdecken. Das Platin allein unter den zur Verarbeitung geeigneten Metallen hat diesen Mangel nicht und kann daher — wie wirklich öfters schon der Fall gewesen ist — mit mehr Wahrscheinlichkeit einer Täuschung dem Falschmünzer dienen. Silbersorten dagegen werden auf weit mannigfaltigere Weise nachgeahmt, und vorzüglich zeigt die Erfahrung folgende Metallmassen als solche, zu welchen diese gewissenlose Industrie zu greifen pflegt: a) weiche Gemische aus Zinn und Blei, mit oder ohne Zusatz von Zink, Antimon, wohl auch etwas Eisen oder Kupfer; b) harte Compositionen, und zwar entweder aus Silber mit sehr viel Kupfer, aus Kupfer und Zink (Messing), aus Kupfer und Zinn, wohl auch mit etwas Zink (Bronze), oder endlich Neusilber, Argentan (eine Zusammensetzung aus Kupfer, Zink und Nickel); c) unversetztes Kupfer. Die physische und chemische Kenntniß aller dieser metallischen Stoffe führt auf folgende Merkmale, welche zunächst beachtet werden müssen:

1) Die Farbe. Man darf sich in keinem Falle auf die oberflächlich sichtbare Farbe verlassen (weil die falschen Münzen gewöhnlich versilbert oder vergoldet, ja selbst mit ziemlich starken Silber- oder Goldblättchen überkleidet sind), sondern muß die Untersuchung auf einer angefeilten Stelle vornehmen. Falsche Goldmünzen aus übermäßig mit Kupfer versetztem Golde verrathen sich alsdann durch die starke Röthe, solche von Platin durch die weiße Farbe des Innern. Das Entzweischneiden mit der Scheere ist hierbei nicht sicher; denn das auf der Oberfläche sitzende Goldhäutchen quetscht sich dergestalt auf der Schnittfläche auseinander, daß diese ebenfalls goldfarbig erscheint, wie einmal in der Pariser Münze beobachtet worden ist. Falsche Silbermünzen aus weichen, bleihaltigen Massen geben sich durch ihre meist graue, oft bedeutend dunkle Farbe zu erkennen, welche (bei der Unausführbarkeit einer eigentlichen chemischen Versilberung) selbst auf der unangefeilten Oberfläche sich offenbart, wenn diese nicht mit aufgelötheten oder sonst mechanisch befestigten Silberplättchen überzogen ist; man braucht aber hier die Farbe nicht einmal zu Rathe zu ziehen, da die Weichheit des Metalls schon ein genügendes Kennzeichen abgibt (s. unten). Kupfer und sehr arm legirtes Silber lassen sich an ihrer rothen Farbe schon deutlich von den bessern Sorten des ächten Münzsilbers unterscheiden; keineswegs sicher aber ist das Merkmal der Farbe, wenn das Silber des ächten wie des unächten Stücks von sehr geringem Feingehalte ist, denn um z. B. 3- und 5-löthiges Silber an der Farbe mittelst bloßen Besehens als verschieden zu erkennen, wird — besonders wenn die zu vergleichenden Flächen klein sind — schon ein sehr geübtes Auge erfordert. Gewöhnliches Neusilber ist in Farbe dem 12löthigen Silber sehr ähnlich, dagegen merklich weißer als 8löthiges und von noch ärmerem sehr leicht zu unterscheiden; doch muß beachtet werden, daß der Falschmünzer dem Neusilber durch größeren Kupferzusatz einen stärkern Stich ins Rothe ertheilt haben könnte. Messing ist durch seine gelbe Farbe immer, Bronze durch ihre gelblichweiße wenigstens in den meisten Fälle deutlich charakterisirt; doch kommen auch bronzene falsche Münzen vor, deren Masse so entschieden röthlich ist, daß eine Verwechselung mit legirtem Silber eintreten kann.

2) Der Strich auf dem Probirsteine (den man jederzeit mit einer vorher angefeilten Stelle machen muß) ist an sich zwar nur eine abgeänderte Methode die Farbe zu vergleichen, indem man neben dem Striche der beargwohnten Münze auch einen mit einem ächten Stücke gleicher Sorte macht. Aber theils lassen sich geringe Farbenabweichungen auf dem schwarzen Grunde des Probirsteins besser erkennen, theils kann der Strich noch durch eine hinzugefügte Behandlung weiter geprüft werden. Wenn man nämlich 3 Quentchen Kochsalz und 1 Loth Kupfervitriol zusammen in 4 Loth Wasser auflöst und (unter Anwendung eines Pinsels) mit dieser Flüssigkeit den weißen Strich überfährt, so verschwindet er ganz oder beinahe ganz, wenn er mit Neusilber, Bronze, Kupfer oder mit Silber von weniger als 6 Loth Feingehalt gemacht ist. Der Strich von Goldmünzen muß durch Benetzen mit verdünnter Salpetersäure geprüft werden, wobei er, wenn kein oder sehr wenig Gold darin sich befindet, ganz abgeht, sonst aber desto mehr zerfressen wird, je goldärmer die gestrichene Legirung ist.

3) Die Härte, geprüft durch Schneiden und Ritzen mit dem Messer oder durch Anfeilen. Falsche Goldmünzen werden hierdurch nie erkannt; nachgeahmte Silbermünzen nur dann mit Sicherheit, wenn sie aus sehr weichen (zinn- und bleihaltigen) Massen bestehen, von welchen man mit einem Federmesser starke Späne wegschnitzen kann.

4) Die Biegsamkeit. Manche falsche Silbermünzen sind entweder außerordentlich leicht zu biegen — wenn sie nämlich aus Zinn, Blei oder einer Mischung dieser beiden Metalle bestehen — oder zeigen sich im Gegentheile spröde, brechen beim Biegen ab, wenn Zinn und Blei durch bedeutenden Zusatz von Zink oder Antimon gehärtet sind. Mit dicken Stücken (Thalern ꝛc.) kann man den Biegeversuch auf die Art anstellen, daß man sie zu etwas weniger als der Hälfte ihrer Breite in einem Schraubstocke fest einklemmt und dann gegen den hervorragenden Theil einen raschen starken Schlag mit dem Hammer führt. Die erwähnten spröden Metallgemische zeichnen sich übrigens schon dadurch aus, daß sie beim Schneiden mit dem Federmesser einen sogleich von selbst zerbröckelnden Span geben.

5) Der Klang sowohl beim Hinwerfen der Münze auf

eine harte (steinerne) Fläche als beim Balanciren derselben auf der Fingerspitze und leises Klopfen am Rande mit einem Schlüssel oder dergleichen. Falsche Silbermünzen aus Zinn oder Blei und deren Mischungen sind jedenfalls klanglos; für alle härteren Metallmassen tritt dieses Kennzeichen nicht, wenigstens niemals entschieden genug ein. Dagegen darf man nicht übersehen, daß zuweilen selbst ächten Münzen der Klang fehlt, wenn nämlich Schiefer oder sogenannte unganze Stellen in ihnen enthalten sind, von welchen vielleicht außen nicht einmal eine Spur zu entdecken ist.

6) Das Gewicht. Das eigenthümliche (specifische) Gewicht des Goldes ist desto geringer, je stärker es — mit Silber oder Kupfer oder beiden zugleich — legirt ist; das Platin übertrifft dagegen an specifischem Gewichte selbst das reine Gold. Falsche Goldmünzen müssen daher, wenn sie die richtige Größe haben, jederzeit zu leicht seyn, sofern sie nicht aus Platin bestehen; in diesem Falle aber zu schwer. Um sicher zu gehen, wird man daher die Messung mit der Wägung verbinden, zu welchem Behufe in England kleine sehr bequeme Schnellwagen construirt werden. Diese bestehen aus einem ungleicharmigen messingenen Balken, dessen kurzer Arm ein constant daran befestigtes Gewicht trägt, dessen langer Arm aber in verschiedenen Entfernungen von dem Drehungszapfen kreisförmige Vertiefungen für die verschiedenen Goldsorten trägt. Die Münze muß nun mit Durchmesser und Dicke in die für sie bestimmte Vertiefung passen und zugleich den Wagebalken ins Gleichgewicht setzen. Man entgeht auf diese Art der Täuschung, welche dadurch entstehen kann, daß der Falschmünzer die Stücke etwas größer oder kleiner macht, um ihnen das richtige Gewicht zu geben; es leuchtet aber ein, daß für Deutschland, bei den so sehr verschiedenen Formaten der Goldmünzen, die Anwendung solcher Wagen weniger thunlich ist.

Was Silbermünzen betrifft, so tritt bei diesen die Schwierigkeit, welche der eben erwähnte Umstand hervorbringt, in noch höherem Grade auf, da die Anzahl der Silbersorten (und ihrer Formate bei gleichem Gewichte) weit größer ist. Indessen sind glücklicherweise die Unrichtigkeiten im Gewichte der falschen Silbermünzen, bei gleicher Größe und Dicke mit den ächten, der Regel

nach so bedeutend, daß schon eine ansehnliche und leicht dem Augenmaße wie dem Gefühle auffallende Aenderung im Formate dazu gehört, wenn das richtige Gewicht hergestellt werden soll.

Wir haben an einer frühern Stelle angeführt, daß das specifische Gewicht durchschnittlich beträgt

für Kupfer	8.95
„ 3½löthiges Silber . .	9,20
„ 5 „ „ . .	9.33
„ 8⅓ „ „ . .	9.62
„ 9⅓ „ „ . .	9.75
„ 12 „ „ . .	10.10
„ 14 „ „ . .	10.25

Dazu fügen wir noch folgende Zahlen für andere hier in Betracht kommende Metalle:

Messing	8.50 — 8.65
Neusilber	8.40 — 8.70
Bronze	8.76 — 8.85
Zinn	7.00 — 7.50
„ mit ⅓ Blei	8.00
„ „ ½ „	8.27
„ „ gleichviel Blei . . .	8.86
„ „ dem doppelten Blei .	9.55
Blei für sich allein	11.20 — 11.45

Es ergibt sich hieraus, daß — die richtige Größe bei den falschen Münzen vorausgesetzt — dieselben jederzeit zu leicht ausfallen müssen, wenn sie aus Kupfer, Messing, Neusilber, Bronze, reinem Zinn oder Zinn, mit höchstens gleichviel Blei versetzt, bestehen. Zinn mit einer größern Menge Blei gemischt kann das richtige Gewicht haben, ist aber — wie alle Zinn- und Bleicompositionen überhaupt — durch übergroße Weichheit und Biegsamkeit schon kenntlich genug. Die specifischen Gewichte der harten Gemische (Messing, Neusilber, Bronze), sowie des Kupfers liegen sämmtlich zwischen 8.40 und 8.85 als Grenzen; es ist mithin offenbar, daß eine im richtigen Formate aus jenen Metallmassen dargestellte falsche Münze

gegen 3½löthiges Silber um 2⅔ — 8⅔ Procent
„ 5 „ „ „ 5 — 10 „

„ 8⅓löthiges Silber um 8 — 12⅔ Procent
„ 9⅓ „ „ „ 9⅓ — 13¾ „
„ 12 „ „ „ 12⅔ — 17 „
„ 14 „ „ „ 13⅔ — 18 „

zu leicht ausfallen muß; sowie daß sie, von 3½löthigem Silber gemacht, gegen 8⅓löthiges um etwa 4½ Proc., gegen 9⅓löthiges um 5⅔ Proc., gegen 12löthiges um 9 Proc., gegen 14löthiges um 10¼ Proc. ebenfalls zu leicht seyn würde. Man sieht, daß die größte Gefahr von der Vermünzung geringhaltiger Silberlegirungen droht, die aber zum Glücke dem Falschmünzer nur bei fabrikmäßigem (daher eher zu entdeckendem) Betriebe seines verbrecherischen Geschäfts einen erheblichen Nutzen abwerfen kann. Nicht eifrig genug kann man die Bemerkung wiederholen, daß alles darauf hinweist, wie zweckmäßig es sey, von Seiten des Staats nur hochhaltiges Silber auszumünzen. Uebrigens ist zu bemerken, daß bei sichtbar stark abgenutzten Geldstücken das Nachwägen selbst der ächten Exemplare ein erhebliches Deficit am Gewichte ergeben muß, welches bei kleinen Sorten manchmal auf 5 Proc. und etwas darüber steigen kann. So z. B. sind gegenwärtig im Durchschnitte die preuß. Thaler von 1786 schon um 1½ Procent, die von 1814 um 1 Proc., die preußischen Drittel von 1772 um 3 Proc., von 1809 um 2 Proc., die preußischen Sechstel von 1766 um 5½ Proc., von 1806 um 3¾ Proc., von 1822 um 1¾ Proc. gegen das volle gesetzliche Gewicht der Ausmünzung zu leicht. Dieser natürliche und wohl nicht unerwartete Umstand kann jedoch auf das Nachwägen falscher Münzen keinen besondern Einfluß haben, wenn man die Vorsicht gebraucht, zur Vergleichung ein ächtes Stück von ungefähr gleichem Alter und gleich starker sichtbarer Abnutzung anzuwenden.

Wir theilen zum praktischen Belege für das Angeführte nun die Resultate von Wägungen einer Anzahl falscher Silbermünzen mit, welche der Zufall nach und nach in unsere Sammlung geführt hat. Sie sind mit sehr wenigen Ausnahmen bedeutend zu leicht gefunden, und die wenigen (drei) Stücke, welche im Gegentheil ein (zwischen Klammern gesetztes und mit + bezeichnetes) Uebergewicht zeigten, sind in sehr auffallendem Grade zu dick.

unbegreiflich iſt, wird ſo für die ganze Erde weit mehr als bloß drei oder viermal unbegreiflicher.

Die Geſchichtsphiloſophie, welche die jetzige Erdoberfläche als eine tabula rasa betrachtet, auf welcher ſich das Geſchlecht von einem Punkt, namentlich einem Hochland Aſiens aus verbreitet, legt ein großes Gewicht auf einen entſcheidenden Vorzug, deſſen der Menſch vor den Thieren genieße: ſeine Gattung ſoll ſich in jedes Klima fügen können, und dieſe Befreiung von der Natur ſoll eben die Verbreitung über die ganze Erde erklären. Nun lehrt aber die Beobachtung, daß dies von allen, von geſchichtlicher Cultur nicht berührten Völkern nur in ſehr beſchränktem Maße gilt. Ueberall ſehen wir die Stämme mit einer beſtimmten Naturumgebung und ihren klimatiſchen Wechſeln organiſch verwachſen, einem beſtimmten Gebiete mit allen Trieben der Seele, mit allen Hoffnungen und Wünſchen, mit allen Kräften und Fertigkeiten einverleibt. Herausgeriſſen aus dieſem innigen Naturverbande, in fremde klimatiſche und geſellige Verhältniſſe getaucht, verkümmert das Individuum, wie das Thier, wie die Pflanze, und geht meiſtens zu Grunde. Nehmt dem Grönländer den Seehund, dem Lappen das Rennthier, und entreißt beide den klimatiſchen Einflüſſen der höchſten Breiten; treibt den Delawaren vom Jagdrevier, wo hoch über den Wolken ſeine Väter beim großen Geiſt den Hirſch und den Büffel jagen, und ſie hören auf, ſich als Menſchen zu begreifen. Ja, es läßt ſich behaupten, daß manches höhere Thier, in fremde Klimate verpflanzt, beſſer ausdauert, als die Individuen vieler wilden Stämme. Und unterliegt der Menſch in dieſem Falle nicht gerade deßhalb, weil er ein Herz hat, das in Wehmuth und Heimweh bricht? Und anderſeits, verdankt der Europäer ſeine Zähigkeit, ſich allen Himmelsſtrichen zu fügen, nicht vielmehr der Kraft ſeines Geiſtes als ſeines Körpers? und erſcheint nicht dieſe Befähigung als eine Potenzirung des geiſtigen Charakters der Gattung? Nach der Vorſtellungsweiſe, die wir beſtreiten, hätte die Gattung als ſolche, und von Anbeginn, dieſe univerſelle Widerſtandsfähigkeit beſeſſen; ſie hätte ſich ihrer bedient, um die Erde zu füllen, dieſelbe aber ſofort auf den meiſten Punkten wieder verloren. Es iſt dies gerade ſo wahrſcheinlich, als daß der Neger ein von der Natur verzeichneter und übel kolorirter Kaukaſier, oder daß die Weltanſchauung des Chineſen nur ein verzerrtes

Benennung der falschen Münzen.	Jahrzahl.	Gewicht eines neuen ächten Stückes	Gewicht des falschen Stückes	Untergewicht des falschen Stückes	Anmerkungen.
a) Aus weicher Metallmischung (Zinn, Blei ꝛc.) gegossene:		Gramm.	Gramm.	Procent.	
Preußischer Thaler . .	1809	22·27	18·46	17	Mit dünnen Silberblättchen überkleidet.
" " . .	1829	"	17·81	20	Sprödr.
Kurhessisches Drittel . .	1828	8·49	7·12	16	
Preußisches Sechstel . .	1816	5·34	4·83	9½	Ein wenig zu groß.
" " . .	1822	"	3·77	29½	Ein wenig zu dünn.
" " . .	1806	"	4·49	16	Sprödr.
Kurhessisches " . .	1823	5·38	4·63	13	Sprödr.
Sächsisches " . .	1807	5·39	4·31	20	
Hannoversches " . .	1821	5·84	4·74	18¾	
Preußisches Zwölftel . .	1766	3·71	2·89	22	
Sächsisches " . .	1812	3·34	2·66	20⅓	
Hannoversches " . .	1822	3·24	2·68	17¼	
" " . .	1790	3·13	2·80	10½	Sprödr.
b) Bleiplatte mit aufgelötheten dünnen geprägten Silberplatten:					
Mecklenburgisches Zweidrittel	1795	17·32	15·58	10	
c) Aus Bronze gegossene:					
Oesterreich. Zweigulden	1825	29·06	22·31	20½	Gelblich.
Preußischer Thaler . .	1776	22·27	17·75	20¼	"
" " . .	1777	"	21·24	4⅔	Stark röthlich.
" " . .	1786	"	21·38	4	Gelblich.
" " . .	1814	"	17·21	22¾	"
Brandenb. Zweidrittel .	1694	17·00	13·69	19½	Stark röthlich.
" " . .	"	"	15·75	7⅓	" "
Oesterr. Zwanziger . .	1827	6·68	5·79	13⅓	Röthlich "
Preußisches Sechstel . .	1764	5·34	4·09	23½	Gelblich "
" " . .	"	"	4·86	9	" "
" " . .	1814	"	4·14	22½	" "
" " . .	1828	"	4·12	17¼	Stark röthlich.
Sächsisches " . .	1763	5·39	4·94	8⅓	Gelblich "
Braunschweig. " . .	1767	5·10	4·37	14⅓	Röthlich "
Preußisches Zwölftel . .	1764	3·71	3·23	13	Gelblich "
Sächsisches " . .	"	3·34	2·84	15	" "
" " . .	"	"	3·09	7½	" "
" " . .	1765	"	2·69	19½	" "
Hannoversches " . .	1768	3·13	2·49	20¾	Röthlich "
" " . .	"	"	2·58	21	Gelblich.
d) Aus Messing gegossen:					
Preußisches Zwölftel . .	1769	3·71	3·06	17½	
e) Aus Messing geprägte:					
Hannover. (seines) Zweidrittel . .	1826	13·00	12·50	3¾	
Oesterr. Zwanziger . .	1776	6·00	6·08	(+1·3)	Auffallend zu dick.
" " . .	"	"	6·02	10	
" " . .	1794	"	5·38	10½	
Englischer Schilling . .	1819	5·65	5·32	5½	
Preußisches Sechstel . .	1814	5·34	4·11	23	
f) Aus Kupfer geprägte:					
Preußisches Drittel . .	1800	9·35	6·95	10¾	
Oesterr. Zwanziger . .	1815	6·00	6·15	2½	Zu dick.
Preußisches Sechstel . .	1767	5·34	4·81	10	
" " . .	1807	"	5·03	5⅔	
" Zwölftel . .	1767	3·71	2·81	23½	Auffallend dünn.
Sächsisches " . .	1817	3·34	3·25	2⅔	Entschieden zu dick.
" " . .	"	"	3·38	(+1¼)	
" " . .	1818	"	3·25	2⅔	
" " . .	1821	"	3·25	2⅔	
" " . .	"	"	3·73	(+11½)	
Braunschweig " . .	1781	3·13	2·55	18½	
" " . .	1805	"	2·98	4¾	

Die mit * bezeichneten sieben Stücke stammen aus der Periode der bekannten höchst geringhaltigen Kriegsmünzen, sind aber keine solchen, sondern ganz unzweifelhaft aus spröder Metallmischung (Bronze) gegossen.

B. Erkennung der falschen Münzen an Merkmalen, die von der Verfertigungsart herrühren.

Herstellung durch Guß ist eine bei der Fabrikation der ächten Münzen nicht gebräuchliche Methode, kann demnach einer Münze (jetziger Zeit) evident nachgewiesen werden, daß sie gegossen ist, so spricht sich damit zugleich aus, daß sie falsch ist. Falsche Münzen ganz aus weichem Metalle verfertigt, sind immer gegossen; solche aus Messing oder Bronze wenigstens oft, weil dieser Weg durch seine Einfachheit den Verbrecher reizt. Zur Herstellung der Gießform hat jederzeit ein ächtes Münzstück gedient; auf dem falschen Abgusse können daher ohne Zweifel alle Theile des Gepräges in Gestalt und Stellung mit dem Original übereinstimmen, wodurch in dieser Beziehung jedes Kennzeichen wegfällt. Aber der Guß ist eine weniger vollkommene Darstellungsmethode als die Prägung; man muß nach den in gewissem Grade unvermeidlichen technischen Mängeln forschen, welche der Gußarbeit anhängen und theils nur schwer, theils nicht ohne Herbeiführung anderer auffallender Eigenthümlichkeiten vertilgt werden können. Hierzu gehört: a) eine stumpfe, in allen Zügen abgerundete Beschaffenheit des Gepräges, sofern dieses noch stark erhaben ist; b) eine gewisse feine Rauhigkeit der ebenen Fläche sowohl als des erhabenen Gepräges, wodurch ein poröses oder gekörntes Ansehen entsteht. Falschmünzer suchen zwar oft durch Abscheuern das Gepräge und durch Schaben oder durch Reiben mit dem Polirstahl den flachen Grund zu glätten. Ersteres macht aber leicht, daß die Umrisse mancher Geprägtheile, namentlich der Buchstaben, unsauber und die Buchstaben selbst etwas breiter aussehen; die Bearbeitung des Grundes aber hinterläßt deutliche Spuren in den sichtbaren Strichen des Schabers oder Polirwerkzeugs. Selbst wenn durch lange fortgesetztes gewaltsames

Scheuern nebst dem Gepräge auch der Grund blank geworden ist, offenbart sich noch sehr gewöhnlich auf letzterm ein Merkmal des Gusses in den feinen, schwarz aussehenden, oft sehr zahlreichen und großen, manchmal nur unter dem Mikroskope gut erkennbaren Poren, welche der Fläche ein Ansehen geben, wie wenn sie mit Nadeln zerstochen wäre, während der Spiegel einer geprägten Münze stets dicht und gleichförmig glatt ist. Solche durch Reiben oder Scheuern geglättete Stücke pflegen zwischen den Fingern ein fettartiges schlüpfriges Gefühl zu erzeugen, welches mit Unrecht als ein sicheres Kennzeichen falscher Münzen angesehen wird, da auch ächte stark abgenutzte Stücke sich so anfühlen, wenn aller Schmutz durch Seifenwasser oder Salmiakgeist davon abgewaschen ist. c) Ausgeflossene Stellen, d. h. Stellen, wo in der aus Sand verfertigten Gießform kleine Theile weggebrochen sind, deren Platz nachher durch Metall ausgefüllt ist. Auf geprägten Münzen kann ein Metallüberfluß dieser Art nur durch einen höchst seltenen Zufall (Ausbröckelung des Prägstempels) zum Vorscheine kommen; gegossene dagegen zeigen ihn sehr häufig. Man sucht am besten in der Schrift danach, wo besonders die kleinen Oeffnungen der Buchstaben A, B, E, F, P, R, S, V nicht selten ganz oder theilweise mit Metall voll sich zeigen. d) Unvollkommen wiedergegebene feine Züge in den Wappen ꝛc., bei deren Beurtheilung man aber vorsichtig seyn muß, da manches auf ächten Münzen durch die natürliche Abnutzung ein ähnliches Ansehen gewinnt. e) Der Mangel der Randverzierungen oder Randschriften, welche durch den Guß nicht copirt werden können. Sind dieselben vom Falschmünzer nachträglich mittelst Punze oder Grabstichel angebracht worden, so erkennt man sehr oft den Betrug leicht durch deren unvollkommene oder ganz verfehlte Nachahmung.

Geprägte falsche Münzen können, da sie durch die nämlichen Mittel wie die ächten verfertigt werden, möglicherweise in technischer Hinsicht ebenso vollkommen ausgeführt seyn als diese. Untersuchen muß man daher (wenn sich kein offenbarer Mangel in dieser Hinsicht zeigt) hauptsächlich, ob nicht beim Graviren der Prägstempel Abweichungen von dem Vorbild stattgefunden haben, und zum Glücke sind dergleichen äußerst

schwer zu vermeiden. Man betrachte genau und vergleichungsweise zu einem ächten Exemplar: a) die Zeichnung des Gepräges (Kopf und Wappen) nicht nur im Ganzen, sondern vorzüglich auch in kleinen, weniger in die Augen fallenden Theilen, welche am leichtesten übersehen oder vernachlässigt worden seyn können, und beobachte die Form, Größe und gegenseitige Stellung solcher Theile. b) Die Um- und Aufschriften rücksichtlich des allgemeinen Charakters (Schlankheit, Fettigkeit des Striches ꝛc.), der Größe und Form ihrer Buchstaben sowohl als Ziffern; die gegenseitige Entfernung der Buchstaben, ihre Stellung an sich und gegen benachbarte andere Theile des Gepräges; man sehe zu, ob nicht etwa unrichtige Buchstaben da stehen (wie z. B. TVR (olis) statt TVR auf falschen österreichischen Zwanzigern), ein Buchstabe schief oder an falsche Stelle gesetzt,[1] ein Abkürzungspunkt unrichtig angebracht ist u. dgl. m. c) Das Ansehen des Randes und der darauf befindlichen Schrift oder Verzierung, welche — als ein im gewöhnlichen Verkehre wenig beachteter Theil des Gepräges — am ersten vom Falschmünzer vernachlässigt seyn oder ganz fehlen könnte.

Nimmt man alle im Vorstehenden angegebenen Unterscheidungsmittel, ja selbst nur einige davon mit etwas Umsicht zu Hülfe, so kann das Urtheil, ob eine beargwohnte Münze wirklich falsch sey, niemals unrichtig ausfallen. Jedoch hüte man sich sehr, nach einem einzelnen Merkmale zu entscheiden und traue dem vermeinten Resultate der Untersuchung nicht eher, als bis es durch mehrere Kennzeichen in unzweifelhafter Uebereinstimmung dargethan ist. Zufällig eingetretene Mißhandlungen eines ächten Geldstückes durch Glühen, Einlegen in starke Säuren, Erhitzen mit darauf gestreutem Schwefel und andere chemische Prozesse, ungewöhnliche Arten mechanischer Abnutzung ꝛc. können das Ansehen und die Beschaffenheit auf räthselhafte Weise verändern, wodurch man sich nicht darf irre führen lassen. Ferner kommen Fehler der Gravirung und der Prägung zuweilen an

[1] Wir setzen freilich voraus, daß nicht der Staat selbst Münzen ausgebe, die offenbar Fehler enthalten, wie z. B. ein Fall an bayrischen Dukaten vom Jahr 1821 vorgekommen ist, wo BAEIRN (das E vor dem I) steht.

ächten Münzen vor, die den Unkundigen überraschen können, aber die Aechtheit nicht beeinträchtigen, z. B. die (schon oben in der Anmerkung erwähnte) Versetzung von Buchstaben, Stempelrisse, gleiches Gepräg auf beiden Seiten, jedoch auf der einen Seite verkehrt und vertieft, verschobenes Gepräge, wobei ein Theil desselben nicht mehr Raum gefunden hat, wogegen ein Theil der Münzfläche glatt geblieben ist ꝛc.

Zur Spruchpoesie

des spätern Mittelalters.

Die Sprüchwörter und Sinnreden der verschiedenen Nationen und Zeiten haben von jeher Beachtung gefunden; ihre Zusammenstellung und Erläuterung bildet einen nicht unbeträchtlichen Zweig der Literatur. Manches bleibt freilich noch zu wünschen, insbesondere eine fruchtbarere Vergleichung der Gestalten, welche hierbei derselbe Gedanke angenommen hat, je nachdem er durch die Auffassung der einzelnen Völker hindurch gegangen ist. Wenn es einer der fleißigen Forscher auf diesem Gebiete unternähme, die dem Kreise der allgemeinen sittlichen Wahrheiten sowohl als dem der praktischen Lebensweisheit angehörigen Stoffe in ihrem Verhältnisse zu den Sprüchwörtern der alten und der christlichen Welt, des Morgenlandes und des Abendlandes zu zeigen, so würde sich überraschend herausstellen, in welchem innigen Zusammenhange „die Weisheit auf den Gassen" mit der jedesmaligen Entwicklungsstufe der sittlichen und religiösen Erkenntniß gestanden hat.

So wie das Sprüchwort recht eigentlich das Resultat der Volksmoral und der Volksvernunft ist, so reicht wiederum seine Rückwirkung auf den Einzelnen viel weiter, als gewöhnlich anerkannt wird. Jeder unter uns würde erstaunen, wenn er mit einem Blicke übersähe, in wieviel kleinen und großen Augenblicken des eigenen Lebens sein Entschluß, bewußt oder unbewußt, durch ein Schlagwort, das in ihm auftauchte, bestimmt worden ist.

Eine andere Beschäftigung wäre es ferner, in dem Schatze der sprüchwörtlichen Reden den poetischen Gehalt nachzuweisen und zu würdigen. An ihrer Entstehung hat die Volkspoesie mindestens ebenso viel Theil als die Reflexion; gleich dem ächten Volksliede ist das Sprüchwort auf keinen Urheber, selten auf eine einigermaßen bestimmte Epoche zurückzuführen; es entsprießt aus unsichtbarem Keime, wächst und geht in jedermanns Gebrauch über ebenso unmerklich wie es entstanden.

Sprüchwörter und Sinnreden treten uns in allen Zeiten und bei allen Völkern entgegen; der wilde Bewohner, den gestern erst der Seefahrer auf einer unbekannten Südseeinsel gefunden, kleidet seine Lebensregeln in dieselbe Form, die schon vor Jahrtausenden dazu gedient hat, um göttliche Weisheit in den heiligen Büchern des alten Bundes niederzulegen. Neben den eigentlichen Sprüchwörtern her geht jedoch eine andere Form der Spruchpoesie, die nur einem sehr beschränkten Zeitraume anzugehören scheint: die der Devisen und Mottos.

Beide Benennungen, sowie auch die frühere Bezeichnung Emblem werden häufig in gleicher Weise gebraucht; man wird jedoch zu schärferer Abgrenzung wohl thun, den Namen Devise nur da anzuwenden, wo die Worte in Verbindung mit einem Bilde erscheinen, die Benennung Emblem für die bildlichen Darstellungen dieses Kreises, die mit keinem Texte begleitet sind, vorzubehalten, jeden andern Spruch ohne Bild aber Motto zu nennen. Dem wirklichen Sprüchworte vielfach verwandt bildet das Motto doch wieder eine nach Gegenstand, Art und Zweck verschiedene Gattung der Sinnsprüche. Zur näheren Kenntniß und Würdigung dieser unserer Zeit ziemlich fremd gewordenen Thätigkeiten des menschlichen Geistes einen Beitrag zu liefern, ist der Zweck gegenwärtigen Aufsatzes.

Bereits in der alten Welt treten uns einzelne Fälle des Gebrauchs der Devisen entgegen. Zwar kann nicht eben sicher gestellt werden, daß bei dem Kampfe um den Leichnam Mosis der Erzengel Michael auf dem Schilde wirklich seinen eigenen Namen: Quis ut Deus, der Satan hingegen das hochmüthige Motto: Ascendam geführt habe (Boschius Symbolographia p. 10). Jedoch zeigen schon sehr frühe Zeiten einen

ähnlichen Gebrauch. Die Schilde der sieben Helden vor Theben, wie sie Aeschylus beschreibt, enthalten Bilder und Schrift; Kapaneus hat auf seinem Schilde einen nackten Feuer tragenden Mann mit der goldenen Inschrift: *Πρήσω πόλιν* (ich werde die Stadt verbrennen). Eteokles führt einen sturmlaufenden Krieger mit der Inschrift: *Ὡς οὐδ' ἂν Ἄρης σφ' ἐκβάλοι πυργωμάτων* (Mars selbst wird mich nicht herabwerfen); Polynikes sein eigenes von der Figur der Gerechtigkeit geleitetes Bild mit den Worten: *Κατάξω τ' ἄνδρα τόνδε καὶ πόλιν ἕξει πατρῴων δωμάτων τ' ἐπιστροφάς* (ich werde ihn in seine Stadt und seiner Väter Haus wieder einführen). Auch in der Symbolik der ersten Christen tritt Aehnliches auf; der Fisch mit seiner bekannten Erläuterung durch den Namen Christi, das Alpha und Omega neben dem Kreuzeszeichen oder dem Monogramm Christi, der Hase in der Anspielung seiner griechischen Benennung auf den Logos, sind als wirkliche Devisen in dem angegebenen Sinne zu betrachten. Dasselbe gilt von dem auf einigen Goldmünzen des Kaisers Augustus vorkommenden Krokodile, das an einen Palmbaum gefesselt die Inschrift trägt: Colligavit nemo (mich fesselte niemand), und sich offenbar auf die Eroberung Egyptens bezieht.

Gleichwohl stehen diese und einige andere Beispiele völlig vereinzelt. Den nach einem nüchternen unzweideutigen Sinne in der Epigraphik strebenden Alten konnte das Dämmerlicht der Anspielung aus vereinigtem Worte und Bilde nicht zusagen; wo sie der Allegorie bedurften, legten sie diese in die bildliche Darstellung selbst. Erst in dem germanisch-romanischen Abendlande und in dem Zeitabschnitte von dem 15ten bis zum 17ten Jahrhundert kommt die Devise zu allgemeiner und reichhaltiger Anwendung.

Französische Schriftsteller, insbesondere Lemoyne und Menestrier verlegen die Entstehung der Devisen nach Frankreich. Allerdings sind einige der ältesten, die uns erhalten worden, französischen Ursprungs, so das von dem König Johann II. 1351 eingesetzte Ordenszeichen der Sternritter: ein Stern mit den Worten: Monstrant regibus astra viam (die Gestirne leiten die Könige), und der Stahl und Feuerstein der Burgundischen Herzöge mit den Worten: Ante ferit quam flamma micet (erst

Schlag, dann Feuer). Aber ſchon 1350 hatte Eduard III. den Hoſenbanderden mit dem bekannten Motto: Honny soit qui mal y pense eingeſetzt, das in ſeiner Beziehung auf das Ordenszeichen des Strumpfbandes allerdings auch als wirkliche Deviſe betrachtet werden muß.

Für Italien ſpräche der Umſtand, daß der elegante und präciſe Gebrauch der lateiniſchen Sprache, welcher die große Mehrzahl der Deviſen angehört, dort nie ausgeſtorben iſt. Paulus Jovius, auf den man hierin zurückzugehen pflegt, erklärt zwar ſelbſt, daß vor der Anweſenheit Karls VIII. und Ludwigs XII. keine Deviſen in Italien geſehen worden ſeyen; nur deren Vervollkommnung mißt er ſeinen Landsleuten bei. Für das Wort Deviſe läßt ſich indeſſen wohl kein älteres Beiſpiel auffinden als das Muratori (Vol. 16. Scrip. Ital. Coll. 1035) bei der Begräbnißfeier Joh. Galeaz vom Jahre 1402 anführt: Alia duo (i. e. scuta) comitatus Papiae, alia duo cum *Divisa* Imperatoris, videlicet uno capitergio cum una gassa (ob gazza. Elſter?). Die von Ducange (Gloss. med. et inf. lat. s. v. Divisamentum und Divisa) beigebrachten Citate aus Froiſſard und Al. Chartier gehören ſämmtlich einer ſpäteren Zeit an. Auch das Wort Motto, abgeleitet von dem mittellateiniſchen mullire, laut werden, kommt im älteren Italieniſchen, aber nicht im Franzöſiſchen vor.

Selbſt für Deutſchland iſt der Ruhm der erſten Erfindung, wiewohl ohne Wahrſcheinlichkeit in Anſpruch genommen werden; die Turniere, die bei dem deutſchen Adel eine ſo wichtige Rolle ſpielen, haben wenigſtens Veranlaſſung genug gegeben, ſich in dieſer Kunſt zu verſuchen. Aus dem Tagebuch des Lautenſchlägers Wolf Wolfrath ſehen wir, daß man bei dem Turniere zu Wien 1560 nicht bloß für die Siege in den Kampfſpielen, ſondern auch für die ſinnigſten Sprüche der Ritter den Lorbeerkranz als Dank vergab.

Sicher iſt es, daß von der Mitte des 15ten Jahrhunderts an der Gebrauch der Deviſen und Mottos ſich über alle europäiſchen Länder verbreitet. Bei dem nicht geringen Werthe, den der ritterliche und galante Geiſt jener Zeit auf eine glückliche Wahl hierin legte, hat man früh ſchon eigene Sammlungen veranſtaltet. Die Literatur der Embleme iſt nicht viel weniger

ausgedehnt als die der Sprüchwörter; ſelbſt namhafte Gelehrte hielten es durchaus nicht unter ihrer Würde, ſowohl die im Umlauf befindlichen Deviſen zuſammenzuſtellen, als auch ihre philologiſche Schärfe und Eleganz in der eigenen Erfindung von Sinnbildern und Sprüchen an den Tag zu legen.

Als die älteſte Sammlung dieſer Art kann A. Alciati Emblemata angeſehen werden, Paris 1542 und Venet. 1546, ſpäter in vielfältigen Ausgaben, am vollſtändigſten mit den Commentaren von Thuilius und Morellus Patauiae 1621. Nicht viel weniger verbreitet ſind die beiden Schriften des berühmten P. Jovius: Ragionamento sopra i motti e disegni d'arme e d'amore, Venet. 1560; und Dialogo del Imprese milit. e amorose. Lione 1574. Ein anderer vielbenutzter Autor iſt C. Ripa, deſſen Iconologia, Roma 1603, am vollſtändigſten mit dem Commentar von Orlandi, Perugia 1764, in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt worden iſt (deutſch Frankfurt a. M. 1669, franzöſiſch Amſterdam 1698). In ziemlich geſchmackloſer Weiſe gibt Ripa jedoch mehr eine Symbolik im Sinne der Alten als wirkliche Deviſen. Reichhaltiger hierin ſind C. Paradini Heroica, Antwerpen 1563 und deren Fortſetzung durch G. Simeon.

Im 16ten Jahrhundert und am Anfange des 17ten ſind es hauptſächlich italieniſche Schriftſteller, die ſich mit Erfindung und Zuſammenſtellung der Embleme beſchäftigen. So Bargagli, Areſius, Farra, Ammirato, Macci, Contili, Palazzo, Pittonus, Rascellus und Piccinellus, deſſen Mundum symbolicum in viele Hände gekommen iſt.

Etwas ſpäter treten die franzöſiſchen Autoren in die Reihe. J. J. Boiſſardus Emblematum liber 1588 kann als eine der erſten dieſer Schriften angeſehen werden. Ludwigs XIV. glänzender Hof und Staat gab reichliche Veranlaſſung zur Verherrlichung des Ruhmes und der Galanterie. So ſind P. Le Moyne's Art des dévises poétiques, C. Fr. Menestriers Traité des Tournois, Joustes, Carrousels. Lyon 1669, und D. Bouhours Pensées ingénieuses des anciens et modernes und deſſelben Entretiens d'Ariste et d'Eugène häufig angewendet worden; die letzte bedeutendere Schrift hierüber iſt Waroquier de Combles Traité des dévises héraldiques. Paris 1783.

Bis auf die neueſte Zeit hinunter reichen dort eine beträchtliche

Hohlſpiegelbild deſſen iſt, was der rein erhaltene Urſtamm über das Verhältniß des Menſchen zu Gott und der Natur ſich überliefert hat.

Im nächſten Zuſammenhang mit dem eben beſprochenen Punkt ſteht der unwiderſtehliche Wandertrieb des Menſchen, deſſen man nicht entbehren zu können glaubt, um ihn hinauf unter das Eis des Nordpols und hinab in die unwirthlichen Südſpitzen der Continente zu treiben.

Im Menſchengeſchlecht herrſcht eine ſpecifiſche Unruhe, ein raſtloſer Trieb zur Ortsveränderung. Iſt aber dieſer Trieb nicht ein rein Relatives? iſt er nicht überall den geiſtigen und leiblichen Bedürfniſſen der Völker und Stämme proportional? Sind nicht, abgeſehen von der eigentlichen hiſtoriſchen Bewegung, die Wanderungen aller Völker weitere oder engere Schwingungen hin und her? ja iſt nicht am Ende auch die hiſtoriſche Entwickelung eine ſolche? Die eine Art der Locomotion der Menſchheit iſt den Oſcillationen der Thierwelt analog: ſie wird vorzugsweiſe vom Wechſel der Jahreszeiten bedingt. Der Polarmenſch zieht in ewigem Kreislauf zum Fluſſe, wenn der Lachs zum Laichen herauſkommt, und wandert wieder zurück zum Winterlager, wo er den wilden Stier jagt. Die Blüthe der Menſchheit füllt gleich unwandelbar Sommers Landſitze und Bäder, und überwintert im Treibhaus der Städte. Zwiſchen dieſen Endpunkten hat ſich der beſchränkte Wandertrieb der Menſchheit, nach Klima, Lebensart und Cultur, in zahlloſen Geſtalten ausgeprägt. — Es gibt aber eine andere, wichtigere Bewegung, die geſchichtliche. Ihr einer Pol verbirgt ſich uns in der Vergangenheit, iſt ein unbekanntes x; der andere in der Gegenwart ſtellt ſich in einem Volke dar, das, der Maſſe nach ſedentär, in Haufen von Abenteurern ſeinen Geiſt über die Meere ſchickt und an allen Ufern tauſcht oder brandſchatzt. Wie und wo jede Race dieſes Contagium hiſtoriſcher Entwickelung in ihrem Schoße erzeugt, wie dieſe Entwickelung die Totalphyſiognomie einer jeden zum jetzigen Anblick umgeſtaltet — können wir daran denken, die Löſung dieſes Problems für alle Racen irgend einmal auch nur zu verſuchen, da die Anfänge unſerer eigenen Race uns genug zu ſchaffen machen? Jedenfalls aber können wir uns jenes hiſtoriſche Element überall nur als ein punctum saliens in einer vorher gebildeten Maſſe denken, und ſo kommt es, daß alle hiſtoriſchen

Zahl von Werken, die ſich nach dem Vorgange von Ripa mit der bildlichen Darſtellung ethiſcher Begriffe beſchäftigen. Hieher ſind zu zählen: Lacombe de Préſel, Dictionnaire iconologique 1755; Boudard, Iconologie des divers auteurs 1759, italieniſch und franzöſiſch; La Foſſe, Nouvelle Iconologie historique 1761; Gaucher, Iconologie 1796.

Niederländer und Deutſche behandeln hingegen mit beſonderer Vorliebe die eigentliche Sentenz, die mehr als allgemeiner Sittenſpruch wie als Deviſe im engern Sinne gelten muß. So ſchon A. Junius in ſeinen Emblemata et aenigmata 1561; J. Sambucus, Emblèmes. Antw. 1567; J. van Kanen, Emblemata amatoria. London, ein ganz in Kupfer geſtochenes und ſeiner Seltenheit wegen geſchätztes Werk; Typotius, Symbola divina et humana, welche in oft ſehr unwahrſcheinlicher Weiſe auch den Fürſten des frühern Mittelalters beſtimmte Deviſen beilegen; J. Camerarius, Symb. et Embl. 1605; R. Reußner in dem von T. Stimmer mit vortrefflichen Holzſchnitten gezierten Auerolorum emblematum lib. sing. Strasb. 1591; die wegen der Zeichnungen von O. Vaenius geſchätzten Emblemata Horatii. Antw. 1607; Amoris divini emblemata. 1615; Teatro de la vida humana. Brux. 1672; Mannich, Sacra emblemata. Nürnberg 1624, und Jac. Maſenius in dem Speculum imaginum veritatis occultae per symbola. Die letzte Zeit des 17ten Jahrhunderts iſt beſonders reich an Sammlungen der eigentlichen Embleme und Deviſen, wie Kreiſching, Emblemata ethico-politica. Antw. 1661; Hundert ſinnreiche Vorbildungen. Frankfurt 1661; Emblematiſches Gemüthsvergnügen. Augsburg 1693; Weigel, Emblematiſche Gedankenmuſter. Nürnberg; Dévises et Emblèmes. Augsbourg 1697; Wetſtein, Symbola et Emblemata. Amsterdam 1705. Als das vollſtändigſte dieſer geſammten Literatur muß jedoch J. Boſchius, Symbolographia. Augsburg 1721 betrachtet werden, das eben ſo fleißige als geſchmackloſe Werk eines deutſchen Jeſuiten.

Mehrere dieſer Schriften (Jovius, Lemoyne, Boſchius u. A.) beſchäftigen ſich auch damit, Regeln für die Eigenſchaften feſtzuſtellen, welche eine gute Deviſe vereinigen ſoll, um hierdurch Anleitung zu eigener Erfindung zu geben. Bild und Wort

werden hierbei als Körper und Seele bezeichnet und im Wesentlichen folgende Grundsätze angenommen.

Der Sinn einer Devise im Allgemeinen soll sich auf Gegenwart oder Zukunft beziehen, nie auf die Vergangenheit. Als Grund wird angeführt, schon der italienische Ausdruck empreso deute an, daß eine Devise stets ein Unternehmen ankündigen müsse, irgend eine vorgesetzte That, ein großes Gefühl, eine edle Leidenschaft, nie aber einen faktischen Hergang.

Der Körper einer Devise soll kein unanständiges oder burleskes Sinnbild darstellen; selbst bösartige Thiere schlossen die Rigoristen aus, unerachtet sie in den Wappen häufig genug erscheinen. Aus diesem Grunde tadelte man die Devise Papst Gregors XIII.: ein Drache mit der aus der Aeneide genommenen Inschrift: delubra ad summa (zum Gipfel des Tempels). Allerdings konnte der Vergleich der Erhebung auf den heiligen Stuhl mit jenen Schlangen, die zum trojanischen Tempel emporstiegen, nachdem sie den wachhabenden Priester erwürgt hatten, mit Recht anstößig erscheinen.

Das Sinnbild soll ferner einen wirklichen Gegenstand, nicht bloß einen verkörperten Begriff darstellen. Phantastische Gestalten, wie Sirenen, Phönix, Greife, Harpyen werden jedoch hierdurch nicht ausgeschlossen, da die Tradition ihnen eben sowohl eine bestimmte Gestalt als bestimmte Eigenschaften beilegt. In gleicher Weise kamen auch die mythischen Eigenschaften bekannter Naturgegenstände in Anwendung: der Delphin erscheint als Freund des Menschen, der Salamander gilt als unverbrennlich, der Schwan besingt seinen Tod, die Sonnenblume wendet sich zur Sonne, der Granatapfel trägt eine Krone, der Storch ist zärtlich gegen die Seinigen, der Kranich wehrt durch einen Stein den Schlaf ab, das Stachelschwein schießt seine Pfeile ab, der Adler schaut ungeblendet in die Sonne, der Pelikan nährt seine Jungen mit seinem Blute, das Krokodil weint heuchlerische Thränen, der Paradiesvogel lebt nur im Fluge.

Man sträubte sich hingegen die gebräuchliche Thiergestalt durch unnatürliche Zuthaten gestört zu sehen; so wurde die geflügelte Schildkröte des Cosmus Medicis getadelt, ungeachtet deren Lemma: Amor addidit (die Liebe steigert) deutlich genug

auf den Sinn dieses phantastischen Zusatzes hinwies. An dem geflügelten Hirsche des Constables von Bourbon setzte man nicht bloß denselben Mißstand, sondern auch das Unpassende des Spruches aus: Fugam intendimus alis (beflügelte Flucht), der freilich weniger auf den gefürchteten Krieger als auf den Verbannten hinwies.

Das Bild soll stets vollkommen verständlich seyn, und zwar sowohl der Gegenstand selbst als auch dessen Eigenschaften, auf welche sich die Devise bezieht. Eben daher sind auch diejenigen Bilder ausgeschlossen, die erst durch die Farbe kennbar würden.

Wenn mehrere Objekte in einem Bilde vereinigt sind, so sollen diese in einer ganz bestimmten, leicht ersichtlichen Beziehung zu einander stehen. Die Devise Almeida's: der Mond mit Sternen umgeben und der Inschrift: Praestat tot millibus una (er allein mehr als Tausende) ist daher völlig annehmbar; der Medicäer hingegen, der die Erdkugel und ein Steuerruder in demselben Bilde vereinigt hatte, traf jedenfalls eine schlechte Wahl. Noch unglücklicher erscheint die Devise eines Hofmanns aus der vertrauten Umgebung Königs Johann IV. von Portugal, die den Polarstern zwischen einer aufgehenden und einer untergehenden Sonne zeigte, begleitet von den Worten: cum surgit et occidit adsum (beim Auf- und Niedergange gegenwärtig). Bei dem Aufstehen sowohl als bei dem Niederlegen des Königs konnte Tavora füglich gegenwärtig seyn, den Auf- und Untergang der Sonne aber nicht gleichzeitig schauen.

Man verlangte endlich, daß die Menschengestalt nicht unter den Bildern der Devisen vorkomme. Der hier zu Grunde liegende Gedanke ist offenbar der, daß die Devise ihren Gegenstand nicht unmittelbar, sondern stets sinnbildlich und zwar durch Steigerung seiner Eigenschaften ausdrücken solle. Der muthige Mensch müsse durch den Löwen oder Adler, der kräftige durch den Elephanten oder Stier, der treue durch den Hund, der fleißige durch die Biene oder Ameise, ja der heftige durch den Waldstrom oder den Blitz angedeutet werden, immer aber in symbolischer Weise. Mythologische Figuren wurden indessen stets zugelassen, da bei ihnen die menschliche Gestalt doch nur als Träger der charakteristischen Attribute erscheint.

Hinſichtlich der einzelnen Glieder des menſchlichen Körpers ließ man das Bildniß und die Hand in einer Deviſe zu; die Hand mußte aber als Theil des Armes erſcheinen und dieſer aus einem Gewölke hervortreten.

Sowie in Obigem die weſentlichen Regeln enthalten ſind, welche man für die Wahl eines ſchicklichen Bildes aufzuſtellen pflegte, ſo hat man Aehnliches auch für das beigegebene Wort, für die Seele der Deviſe verſucht.

Als erſtes Erforderniß wird verlangt, daß das Wort (Lemma) ſich ebenſo beſtimmt auf das Sinnbild als auf den Inhaber der Deviſe beziehe, auf erſteres in unmittelbarer, natürlicher, auf die Perſon in metaphoriſcher Weiſe. Die Perſon wird hiebei gewiſſermaßen redend eingeführt oder ein Dritter ſpricht ſich mittelſt des Wortes der Deviſe über deren Inhaber aus.

Keineswegs aber darf der Sinnſpruch nur wieder daſſelbe ausſagen, was ſchon das Bild ſelbſt zu erkennen gibt, oder umgekehrt den ganzen Sinn der Deviſe allein in ſich ſchließen. Allein betrachtet mag der Spruch zu dunkler Vorempfindung anregen, die aber erſt durch ſeine Beziehung auf das Bild deutlich hervortritt. Der Werth der Deviſe beſteht eben darin, daß Eines das Andere erläutert und zum Verſtändniß bringt. Daher tadelte man die Deviſe Odet Lautrecs: ein Ofen, aus welchem Rauch aufſteigt, mit dem Lemma: Dove e gran fuoco e gran fumo (wo großes Feuer, da großer Rauch), weil beide hier genau daſſelbe ausſprechen.

Verwerflich iſt ferner die Art der Verbindung von Bild und Wort, die man jetzt Rebus nennt und die ſchon damals ihr Unweſen trieb. So führten einige Glieder des Hauſes Guiſe die Deviſe: Chacun a son tour und bildeten ſie durch ein A ab, das in einem großen O eingeſchloſſen war. A. Caracci's bekanntes Bild, wo durch den Sieg Amors über Pan die alte Wahrheit ausgedrückt wird: die Liebe überwindet alles (παν), unterliegt gleichem Vorwurfe.

Die Kürze gilt als Hauptverdienſt eines Lemma; doch ſollte der Spruch jedenfalls aus mehr als einem Worte beſtehen. Drei Worte waren das Gewöhnliche; mehr als vier, höchſtens fünf wollte man nicht geſtatten. Eine vielverſprechende Dunkelheit war daher unvermeidlich, oft genug ein Reiz mehr.

Zu immer höheren Graden der Vollkommenheit stieg eine Devise empor, je mehr sie von denjenigen Eigenschaften in sich vereinigte, die man nicht fordern, aber wünschen konnte: Reim, Alliteration, Gleichklang der einzelnen Worte, Gleichzahl der Sylben in dem Vorder- und Nachsatze und schlagende Antithese beider. War das Lemma in lateinischer Sprache, so wünschte man auch wohl, daß es in das Maß einer halben Verszeile gebracht sey. Ob man die Landessprache oder die lateinische bei der Wahl des Spruchs vorziehen solle, darüber wurden entgegengesetzte Meinungen verfochten. Am lebendigsten vertrat Charpentier 1683 die erstere Ansicht; seine guten Gründe konnten jedoch nicht gegen den großen Vortheil aufkommen, daß keine neuere Sprache es gestattet, in wenigen Worten soviel zu sagen, als die hierin so ungemein begünstigte des alten Roms.

Als ein vollkommenes Muster aller dieser Eigenschaften wird die schöne Devise angeführt, in der man den frühen Tod eines vielversprechenden königlichen Kindes beklagte: ein Blitz in der Wolke mit den Worten: Morior dum orior (vergehen im Entstehen). Hier ist die Antithese vollständig und beide Theile des Gedankens in seltenem Gleichklange und Ebenmaße einander gegenübergestellt.

Eine stolze Bescheidenheit kleidet die Devise wohl; man rühmte an Anton v. Leva, daß er nach ruhmwürdigen Thaten doch nur einen Bienenschwarm zum Sinnbild genommen mit den Virgilischen Worten: Sic vos non vobis (durch Euch, nicht für Euch). Einige Kühnheit und Selbstvertrauen wurde indessen nachgelassen, nur sollte sie nicht in Anmaßung ausarten, wie sie der Cardinal von S. Georges an den Tag legte, der ein Steuerruder mit der Inschrift: Hoc opus (dies die Aufgabe) zur Devise nahm. Daß ihm, der in der Papstwahl gegen Leo X. unterlag, das Steuer der christlichen Welt nicht zufiel, erhöhte nur den anstößigen Eindruck des gewählten Sinnbildes.

Satirische Devisen wurden mit Recht für verwerflich erachtet, da sie doch immer nur in Beziehung auf bestimmte vorübergehende Ereignisse einen Sinn haben konnten. Dennoch mangelt es nicht an dergleichen Beispielen; besonders nahm dieser Mißbrauch in der Zeit Ludwigs XIV. überhand. Der König selbst hatte in seiner siegreichen Zeit eine strahlende Sonne zum Sinnbild genommen mit der Inschrift: Nec pluribus impar (auch

Vielen gewachsen); und die Holländer vergalten ihm diesen Hochmuth nach der Einnahme von Casal durch eine Medaille, die einen von vier Hunden gehaltenen Eber und die Inschrift zeigte: Pluribus impar.

In dieser Weise war die Erfindung der Devisen eine bestimmten Gesetzen unterliegende Kunst geworden, in der sich jeder selbst versuchen mochte, wenn er nicht vorzog, aus einer der vorhandenen Sammlungen eine passende Wahl zu treffen. In die wirkliche Anwendung scheint indessen aus letzteren nur wenig übergegangen zu seyn. Die eigentlichen Fundgruben für die vorkommenden Devisen und Mottos bleiben daher die ältern heraldischen und numismatischen Werke, die Beschreibungen der Hoffeste, Turniere und Carousels und die Stammbücher, die mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch kamen. Unter der großen Zahl der Sprüche, die hierin zu finden sind, ist allerdings viel Spreu, Langeweile und Geschmacklosigkeit, nichtssagende oder gespreizte Anspielungen und Gemeinplätze. Man erachtete eine gute Devise für etwas so Seltenes, daß Bouhours behauptet, es verhalte sich hiemit wie mit den Melonen, wo unter Hunderten kaum eine ohne Flecken sich zeige. Daneben erscheinen doch aber auch zuweilen die sinnreichsten Gedanken in der glücklichsten Form. Eine solche Vereinigung von Scharfsinn und Schwung bringt dann eine ungemein erfreuliche Wirkung hervor und sichert diesen kleinsten Ausflüssen der epigrammatischen Poesie eine eigenthümliche Stelle in dem Interesse aller Zeiten, selbst der heutigen, der sonst die Sinnesweise, welche sie hervorgebracht, fern genug abliegt.

Es sey gestattet, dieses Interesse hier für eine Reihe von Beispielen in Anspruch zu nehmen, die aus den verschiedenen Gattungen unter einer übergroßen Menge so gewählt worden sind, daß die Blüthe dessen, was jene Materialien uns überliefern, sich hier vereinigt finden möchte. Bei den Sprüchen in fremden Sprachen ist zugleich versucht worden, ob und wieweit etwa der Gedanke im Deutschen präcis wiedergegeben werden könnte. Der eigentliche Reiz derselben mußte dabei freilich oft verloren gehen; immerhin möge hierin eine Aufforderung für Andere gesehen werden, zu versuchen, ob ein glücklicherer Wurf gelinge, um die verba congruentia zu finden.

Billig wird der Anfang mit den Deviſen gemacht, die ſich auf die Geheimniſſe und Lehren des Chriſtenthums beziehen.

Der Opfertod Chriſti.

1) Ein Pelikan, der ſeine Jungen mit ſeinem Blute nährt und der Spruch: In morte vita (durch den Tod das Leben).

2) Zu demſelben Bilde — Parit et reparat (geboren und wiedergeboren).

3) Eine Nadel mit Faden — Per vulnus attrahit (durch ihre Wunde gezogen).

4) Das Bild Chriſti — Unicus unica (durch eine Einzige der Einzige). Der franzöſiſche Kupferſtecher Cl. Melan ſtellte die Anſicht auf, daß der Zug einer einzigen Linie hinreiche zu jedem Kupferſtiche; er ſtach in dieſer Manier ein Bild Chriſti mit obiger Inſchrift.

Die Gegenwart Chriſti im Abendmahl.

5) Die Sonne die Erde beleuchtend — Coelo permanens terram contingo (zugleich im Himmel und auf Erden).

Das Geheimniß der Empfängniß Mariä.

6) Ein Cocon, der den Seidenwurm einſchließt — Chi mi formo nel mio sen riposa (der mich ſchuf, ruht in meinem Schooße).

7) Ein Sonnenſtrahl, der einen Spiegel trifft — Ferit sine vulnere (er trifft, ohne zu verletzen).

8) Eine Orgel — Me spiritus implet (mich belebt der Hauch).

9) Eine Orange, die Früchte und Blüthen zugleich trägt — Florem non adimit fructus (Frucht bei Blüthe).

10) Ein Sonnenſtrahl, der durch einen Kryſtall dringt — Non nocuit penetrando (ſein Durchgang verſehrt nicht).

11) Die Morgenröthe — Pario qui me parit (ich zeuge den Erzeuger).

Die heilige Jungfrau als Vermittlerin zwiſchen Gottes Zorn und Gerechtigkeit.

12) Das Sternbild der Jungfrau im Thierkreiſe zwiſchen dem Löwen und der Wage — Coelestes temperat iras (ſie mildert die göttlichen Gerichte).

Die Mutter Gottes am Kreuze des Sohnes.

13) Der Abendſtern bei untergehender Sonne — Sola cum sole (allein bei der Sonne).

Die Kirche und ihr göttlicher Stifter.

14) Die Sonne und der Mond — lumen idem (gleiches Licht).

Die Kirche und ihre Lehre.

15) Die Arche Noah — Nulla salus extra (kein Heil außerhalb).

16) Der Polarſtern — Qui me non aspicit errat (wer mich nicht anſieht, geht irre).

17) Ein Leuchtthurm — Cursum dirigit (er zeigt den Weg).

18) Ein Spiegel — omnibus omnia (Allen Alles).

Der Sündenfall.

19) Der Apfel mit der Schlange — Ex malo malum (aus dem Biſſe das Böſe).

Die göttliche Gnade.

20) Der Morgen- und Abendſtern — Sequitur et praecurrit (vor und nach).

Der Glaube.

21) Ein Adler, der in die Sonne ſchaut — Sans douter (unverwandt).

22) Ein Stern, nach welchem viele Pfeile fliegen — Vias tuas demonstra mihi (zeig mir deine Wege). Deviſe Andrea Doria's.

Die Ewigkeit.

23) Eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt — A quo et ad quem (wo Anfang da Ende).

Die Verachtung der Welt.

24) Die Erdkugel — todo es poco (das Ganze iſt wenig). Deviſe S. Francisci Borgia's.

25) Eine Quelle, die aus einem Felſen entſpringt — Piu sepolta piu viva (je tiefer begraben, je lebendiger).

26) Eine zerriſſene Fahne — Quo laceratius eo pulchrius (je zerfetzter, je ſchöner).

27) Ein Spinnengewebe — Si e no (Ja und Nein). Deviſe des Cardinals Gerdil.

Die Bereitung zum Tode.

28) Eine Uhr — Neseitis qua hora fur veniet (Ihr wißt nicht, zu welcher Stunde der Dieb kommen wird).

29) Zu demſelben Bilde — Omnia vulnerant, ultima necat (alle verwunden, die letzte tödtet).

30) Die Statue des Deus Terminus — Cedo nulli (Ich weiche keinem). Deviſe des Erasmus von Rotterdam.

Die Auferſtehung.

31) Ein Phönix im Feuer — Morir por no morir (ich ſterbe, um nicht zu ſterben). Deviſe des Herzogs von Longueville.

32) Die untergehende Sonne — Occidit ut oriatur (untergehen um aufzugehen).

33) Ein Paradiesvogel — Sdegna la terra (er verſchmäht die Erde).

34) Eine Flamme, die zum Himmel ſteigt — Unde venne ritorna (woher, dahin!)

35) Feuerfunken, die ſich erheben — Si mueren suben (ſterbend ſteigen ſie).

36) Eine Schlange nach abgeſtreifter Haut — Paratior (mehr bereit). Motto König Karls I. von England.

37) Ein Weihrauchgefäß, deſſen Rauch emporſteigt — Lo spirto al ciel, l'odor in terra (der Geiſt gen Himmel, der Wohlgeruch auf Erden). Auf den Tod der Herzogin von Longueville.

38) Daſſelbe Bild mit dem Spruche: Dum flagrat fragrat (ich brenne und dufte).

39) Ein Taucher vogel auf dem Meere — Mersus ut emergam (ich tauche unter, um aufzuſteigen).

40) Ein Kornfeld — Morte tua vivis (durch den Tod zum Leben).

41) Ein Tannenzapfen — Nisi fregeris (nur wenn du ihn zerbrichſt, d. h. kommt ſein Keim zu Tage).

42) Eine Blume, die ihren Samen fallen läßt — Spes altera vitae (wiederum Hoffnung des Lebens).

43) Ein thränender Weinſtock — Post lacrimas fructus (nach Thränen Frucht).

Einzelne Heilige.

44) Ein Hahn kräht bei Sonnenaufgang — Excitat aurora (ihn weckt die Morgenröthe). Auf S. Johannes den Täufer).

45) Eine Perlmuſchel im Meere — Ab sale candor (vom Salz der Glanz). Auf S. Franciscus Saleſius, mit Anſpielung auf ſeinen Namen.

46) Ein Phönix in Flammen — Murio y nacio (ich ſtarb und ward geboren). Auf S. Ignatius Loyola, mit Anſpielung auf ſeinen Namen.

Die Trauer über den Tod.

47) Eine Turteltaube — Non canto que para llorar (ich ſinge nur zu klagen).

48) Eine Sonnenblume der untergehenden Sonne zugewendet — Abeunti quoque (auch der Scheidenden).

49) Eine leere Gießkanne — Plus ne m'est rien, rien ne m'est plus (nichts blieb mir, was mir blieb, iſt nichts). Deviſe der Herzogin Valentine von Orleans nach dem Tode ihres Gemahls.

50) Eine Turteltaube auf einem dürren Zweige — Piango sua morte e mia vita (ich beweine ſeinen Tod und mein Leben).

51) Ein Bogen mit zerriſſener Sehne — Arco per lentar plaga non sana (iſt der Bogen gebrochen, ſo heilt doch nicht die Wunde). Deviſe Königs Réné nach dem Tode ſeiner Gemahlin.

52) Eine Sonnenblume mit geſenktem Haupte — Hasta la muerte (bis zum Tode).

53) Zu demſelben Bilde — Non inferiora secutus (für Geringeres lebe ich nicht). Deviſe der Königin Margaretha von Navarra als Wittwe.

54) Die untergehende Sonne — Rubet cum deserit orbem (ſcheidend röthet ſie). Auf Caſimir von Polen angewendet, der ſterbend zum Cardinal ernannt wurde.

55) Eine glänzende Wolke nach Sonnenuntergang — Ardet ab extincto (aus der Verloſchenen ihre Glut). Deviſe der verwittweten Herzogin Urſina Montmorency.

56) Die Morgenröthe — Dum pario pereo (ſie belebt und ſtirbt). Auf Margarethe von Oeſterreich angewendet, die in den Wochen ſtarb.

57) Acht Sterne, die bei untergehender Sonne ſichtbar werden — Unius occasu (durch eines Einzigen Niedergang). Anſpielung darauf, daß nach Turenne's Tode an ſeiner Stelle acht Marſchälle ernannt wurden.

Forſchungen und Deduktionen, welche ſich um die Geneſis der Menſchheit zunächſt nicht kümmern, in den Fernen der Geſchichte überall Autochthonen vorausſetzen, wenn ſie dieſelben nicht wirklich vorfinden. Handelt es ſich nun aber davon, die Erde nach dem gemeinen Syſtem von Einem Punkte aus zu bevölkern, ſo beginnt man mit einer hiſtoriſchen Bewegung, um erſt Autochthonen zu machen. Die Erde kann ſich nach dieſer Vorſtellungsweiſe doch nicht anders gefüllt haben, als durch ein Drängen und Schieben der Völker. Solche Reibung und Durchdringung iſt es gerade, was nach aller Erfahrung die Völker körperlich und geiſtig veredelt; ſie iſt es gerade, was geſchichtliche Völker von Autochthonen unterſcheidet, was die ſtarren Völkerkryſtalle auflöst. Aber ſonderbar! beim großen Wanderungsprozeß müßte dieſe Evolution umgekehrt erſtarrend, kryſtalliſirend gewirkt haben. Die vorgeſchobenen Zweige der großen, vorrückenden Völkerſtämme müßten überall verſunken und an den Boden feſtgewachſen ſeyn, ſo daß die über ſie hinausdrängenden ſie nicht mehr ergreifen und flüſſig machen konnten, und ihrerſeits der übermächtigen Natur erlagen, in der ſie nun mit Allem, was in Luft und Waſſer lebt, überall als lokale, dieſem Waldgebilde, dieſer Steppe, dieſem Meeresſtrande einverleibte Produkte erſcheinen.

Es gab von jeher Geologen, die zu Erklärung der Räthſel, welche die Bildung der Erdrinde uns vorlegt, in einer Urzeit andere Naturgeſetze poſtulirten, als die jetzt herrſchenden: der Eine ließ die Erde durch einen Kometenſchweif elektriſiren, ſo daß die Pole ihrer Kraft ſich verwechſelten; ein Anderer ließ ſie einſt ſelbſt ein Komet ſeyn; ein Dritter nahm an, der Ball der Erde habe ſich einſt ſenkrecht auf ſeiner Bahn umgeſchwungen, plötzlich aber ſey ſeine Achſe zu jenem Winkel von beiläufig 23 Grad umgeſunken, der jetzt Alles auf Erden regiert. Gerade ſo laſſen jene Hiſtoriker der Menſchheit die Pole der Geſchichte umſchlagen, und die Richtung, welche jetzt die Entwickelung des Geſchlechts in ihrer Bahn nimmt, war nach ihrer völlig willkürlichen Vorausſetzung einſt eine umgekehrte.

Welch ſonderbares Syſtem, das den Menſchen, um ihn aus einem Paradieſe, von dem er nichts mehr weiß, an einen Rand der Erde zu bringen, dem er mit allen Faſern ſeines Weſens verwachſen iſt, mit Eigenſchaften begaben muß, die er jetzt faſt

58) Zweige aus einem Grabe — Sola vivit in illo (nur noch aus dem Grabe Leben). Deviſe der Diana von Poitiers.

59) Die Wurzel des Süßholzes — Dulce meum terra tegitur (meine Süßigkeit deckt die Erde). Deviſe der Herzogin Marie Montmorency nach dem Tode ihres Gemahls.

60) Ein unbeſchriebenes Blatt — no hay figura por mi dolor (kein Bild für meinen Schmerz!) Deviſe Iſabels Tovar.

61) Ein dürrer Baumſtamm, an welchem nur ein Aſt — Vert meurt (er ſtirbt ab). Deviſe Königs René, nachdem ſeine Kinder bis auf eins geſtorben waren.

Ehegatten.

62) Zwei Turteltauben — Allein mein!

63) Die Sonne und der Morgenſtern — Ubi tu ego (wo du, da ich).

64) Ein Weinſtock um einen Baum geſchlungen — Li mi sostiene ed io di frutti li cingo (er ſtützt mich und ich umgebe ihn mit Früchten).

65) Epheu um einen dürren Baum geſchlungen — Et arida tecum (auch vertrocknet laſſe ich nicht von dir).

66) Ein gefällter Baum mit Epheu umſchlungen — Le no la vida porque la muerte (wie im Leben ſo im Tode).

67) Eine Schwalbe auf dem Dache — Amica non serva (Freundin nicht Sklavin).

Der königliche Beruf.

68) Ein Löwe, der ein Scepter hält — Quis auferet? (wer nimmt's?).

69) Ein Granatapfel — Con la corona nacì (mit der Krone geboren). Deviſe des Königs Boabdil von Granada.

70) Ein Sonnenzeiger — Leges et facit et servat (er macht das Geſetz und hält's).

71) Ein Saphir — Toujours serein (Sereniſſimus!).

72) Ein wachſender Mond — Plus croist plus luyt (je mehr Wachsthum, je mehr Glanz).

73) Ein Greif, der aus Adler und Löwe zuſammengeſetzt iſt — Undique princeps (überall König).

74) Die beiden Säulen des Herkules — Plus oultre (darüber hinaus). Deviſe Kaiſers Karl V.

75) Die Sonne mit einer Wolkenkrone umgeben — Le

sobra la corona (ſie braucht nicht die Krone). Auf Ludwig XIV. angewendet.

76) Eine Bleiwage — Dirigit (ſie regiert). Deviſe der Königin Anne als Regentin von Frankreich, zugleich durch die Geſtalt der Bleiwage Anſpielung auf ihren Anfangsbuchſtaben.

77) Eine Sonne — Non sibi sed mundo (nicht für ſich, ſondern für die Welt).

78) Zu demſelben Bilde — Idem aliusque (ebenſo und anders). Deviſe Papſt Urbans VII. nach ſeiner Thronbeſteigung.

79) Ein Zaum — Rije e corrige (er lenkt und züchtigt).

80) Ein Salamander im Feuer — Mort à autrui, à moi vie (Andern Tod, mir Leben). Deviſe Königs Franz I.

81) Zu demſelben Bilde — Mi nutrisco (es nährt mich).

82) Der Himmel — Tegit omnia (er deckt Alle).

83) Ein Lorberbaum — Semper viret (immer grün). Deviſe Lorenzo's von Medicis.

84) Drei in einander verſchlungene halbe Monde — Donec totum impleat orbem (bis die Scheibe voll wird). Deviſe Königs Heinrich II. von Frankreich.

85) Eine Egge — Evertit et aequat (ſie reißt auf und gleicht aus). Deviſe Graf Wilhelms von Holland.

86) Eine Ceder — Was Herzog Eberhard fing an, blieb wie die Ceder lange ſtahn. Deviſe Herzogs Eberhard von Württemberg.

Treue im Dienſt.

87) Ein Schäfer und ſein Hund — Fiel y segredo (treu und verſchwiegen). Deviſe des Miniſters Olivarez.

88) Eine Windmühle — Agit dum agitur (ſie treibt und wird getrieben). Deviſe des Abts Suger.

89) Ein mit Sternen beſäeter Himmel — Ojos muchos lengua ninguna (viele Augen, keine Zunge).

90) Eine Harfe — Majora minoribus consonant (die Kleinen ſtimmen mit den Großen).

91) Eine Hand mit ausgeſtreckten Fingern — Disparitate pulchrior (je ungleicher, deſto ſchöner).

92) Die Feuerſäule der Iſraeliten — Par chemin inconnu (auf unbekanntem Wege). Deviſe des Miniſters Naves.

93) Ein Falke mit der Fußſchelle — Vincior ut vici (nach dem Siege gefeſſelt). Deviſe Königs Philipp II. für Alba.

Gerechtigkeit.

94) Ein Richtſcheit — Ad amussim (nach der Richtſchnur).

95) Eine Wage — En mia lengua l'equidad (Gerechtigkeit in meiner Zunge).

96) Ein Schwert — Probatur et flexu (auch durch Biegen geprüft, d. h. Strenge mit Milde).

Kriegeriſcher Sinn.

97) Ein Adler, der in die Sonne ſieht — Sin temor (ohne Furcht). Deviſe Hernando's Requeſens.

98) Ein Adler — Non cantu sed actu (nicht mit Worten, ſondern mit der That).

99) Ein Komet — Nulli impune visus (niemand ſchaut mich ungeſtraft).

100) Eine ſteigende Rakete — Che mora pur che m'inalza (wenn ich auch ſterbe, wenn ich nur ſteige).

101) Zu demſelben Bilde — Da l'ardore l'ardire (von der Gluth der Muth). Deviſe Baſſompierre's.

102) Ein Lorbeerkranz — Eerst vechten (erſt fechten). Deviſe Rupters.

103) Ein Igel — Tot tela quot hostes (ſoviel Feinde, ſoviel Pfeile).

104) Zu demſelben Bilde — Ab omni parti timendus (überall furchtbar).

105) Ein Stachelſchwein — Eminus et cominus (nah und fern, d. h. ſchießt es ſeine Pfeile). Deviſe Königs Ludwig XII. von Frankreich.

106) Ein Thurm im Meere — Vry en vrank (frei und frank).

107) Eine Keule von einem Oelzweig umſchlungen — Utrum libet (wie ihr wollt). Deviſe Kaiſers Rudolf I., nach Trypotius.

108) Eine Diſtel — Nul ne s'y frotte (niemand reibt ſich daran). Deviſe des ſchottiſchen Andreasordens.

109) Ein Pfeil in der Luft — Penna et ferro (durch Feder und Eiſen). Deviſe des Militärſchriftſtellers Feuquières.

110) Eine Fußangel — Quocunque ferar (wie auch geworfen). Deviſe Königs Peter III. von Aragon.

111) Ein fliegender Rabe mit einem Todtenſchädel in den

Klauen — Gare le corbeau (hüte dich vor dem Raben!). Deviſe der engliſchen Templer.

112) Ein ſchlafender Hund mit einem Stachelhalsband — Non omnibus dormio (nicht für alle ſchlafe ich). Deviſe der bretagniſchen Templer.

113) Ein mit Flammen umgebenes Schwert — Autor ego audendi (ich bewege zum Wagen). Deviſe Karls von Bourbon.

114) Ein Helm und eine Lanze — Ultorem ulciscitur ultor (der Rache folgt der Rächer). Deviſe K. Karls VII.

115) Das troſaniſche Pferd — Audendum (wag's!). Deviſe Otto's von Wittelsbach, bei Lokius.

116) Eine Biene auf einem Schilde — Cominus quo minus (je kleiner, deſto näher).

117) Die Büſte Cäſars — Aut Caesar aut nihil (alles oder nichts). Deviſe Cäſar Borgias.

118) Ein Halbmond — Loz en croyssant (mein Glanz wächst). Deviſe des Ordens du Croiſſant.

Liebe und Galanterie.

119) Ein Epheublatt — Je meurs où je m'attache (ich ſterbe, wo ich haſte).

120) Ein weibliches Bildniß — Tout pour elle, rien sans elle, mais qui est elle? (alles für ſie, nichts ohne ſie, aber wer iſt ſie?)

121) Eine Balſamſtaude, aus deren Schnitt Balſam träuft — Soi herido para sanar (verwundet um zu heilen).

122) Eine Sonnenblume — Cato a mi sol (ich erwarte meine Sonne).

123) Eine Biene — Dulce mordedura (ſüßer Stich!).

124) Eine Nachtigall — Cantando encanta (ſingend bezaubert ſie).

125) Ein Krebs — Ansi van mis amores (ſo gehn meine Liebe).

126) Ein Joch — Suave (es iſt ſüß).

127) Ein Herz von Pfeilen umgeben, deren einer es getroffen — Una sola me llaga (eine Einzige verwundet mich).

128) Ein brennendes Herz — Queimar e calar (Brennen und Schweigen). Deviſe Alfons Albuquerque's.

129) Ein Lorbeerreis im Feuer — No puedo quemar y callar (ich kann nicht brennen und ſchweigen).

130) Ein Herz mit Flammen umgeben — Hic et intus (außen und innen).

131) Kalk durch Waſſer gelöſcht — E fredda m'accense (ſelbſt kalt entzündet ſie mich).

132) Zwei Hände, welche die Enden eines Liebesknotens anziehen — En s'éloignant elles se serrent (Entfernung verbindet enger).

133) Der Vollmond — Todos me miran yo ad uno (alle ſahen nach mir, ich nach Einem). Deviſe der Prinzeſſin Eva Lubomirska als Braut.

134) Eine Sonnenblume — Soli soli (allein zur Sonne).

135) Eine Eule auf einer Vogelhütte — Capta capit (die Gefangene fängt).

136) Ein feuerſpeiender Berg mit beſchneietem Gipfel — Gelat et ardet (Eis und Gluth). Deviſe der Gelarda, mit Anſpielung auf ihren Namen.

137) Die Magnetnadel — Aspicit unam (nach Einer!).

138) Der Mond — Ognun sa chi m'accende (jeder weiß, wer mich entzündet).

139) Eine Biene auf einer Blume — Una sin mas (nur die Eine).

140) Ein Diamant — Je blesse tous et nul me blesse (ich verwunde alle, keiner mich).

141) Brennender Weihrauch — Ardo y adoro (ich verſehre und verehre).

142) Ein feuerſpeiender Berg — Causa latet (wer weiß warum?)

143) Der Wind, der in eine Flamme bläst — J'allume, j'éteins (ich fache an, ich löſche aus).

144) Ein Lilienſtengel, aus welchem zwei Blumen ſprießen — Mirandum naturae opus (Wunder der Natur). Auf die beiden Margarethen von Frankreich und Navarra bezüglich.

145) Zwei Spiegel einander gegenüber — L'un nell' altro (Einer in dem Andern).

Troſt im Unglück.

146) Ein Ballon — Più percosso, più mi sollevo (je mehr geſchlagen, je mehr geſtiegen). Deviſe des Admirals Chabot.

147) Der Teufel in Flammen — Mas penado menos

arrepentido (je mehr Strafe, je weniger Reue). Deviſe des Grafen Villa Mediana nach ſeiner Verbannung.

148) Der Mond verfinſtert — E pur camina (und doch geht er).

149) Eine Garbe, die zu dreſchen iſt — Trübſal iſt nutz.

150) Ein angebundener Vogel — Non volo quando volo (beim Flügel der Zügel).

151) Ein Weinſtock — Frigus et ardor obest (Froſt und Hitze ſchadet). Deviſe des A. Vinea, mit Anſpielung auf ſeinen Namen.

Aufrichtigkeit.

152) Ein Spiegel — Dico vera (immer Wahrheit).

153) Ein Arm, der ein Schwert hält — *Ἀπλανως* (ohne Fehl). Deviſe des Connetable Anne Montmorency.

Beſcheidenheit.

154) Eine Perle in ihrer Muſchel — Point par dehors (nichts auswendig).

155) Ein Bund verſchiedener Schlüſſel in einem Reife vereinigt — Non omnia possumus omnes (alle können nicht alles).

Hoffnung.

156) Ein Baumſtamm, der wieder ausſprießt — Avec le temps (mit der Zeit).

157) Das Geſtirn des kleinen Bären — Sine occasu felix (ohne Unterlaß glänzend). Angewandt auf Felix Urſina, mit doppelter Anſpielung auf den Namen).

158) Ein Regenbogen — *Φως φερει ηδε γαληνην* (er bringt Licht und Ruhe). Deviſe der Königin Katharine von Medicis.

159) Ein Bund Weizenähren — Flavescent (ſie reifen). Deviſe des C. Farneſe.

Häuslichkeit.

160) Eine Schildkröte — Domus optima (eigenes Haus am beſten).

161) Eine Schnecke — Bene qui latuit (glücklich der Verborgene).

Standhaftigkeit.

162) Eine Schildkröte erklettert einen Berg — Tandem (endlich).

163) Eine Schildkröte — Gradatim (allmählig). Deviſe C. Piccolomini's.

164) Ein Fels im Meere — In motu quiesco (Ruhig in der Unruhe).

165) Ein Strauß, der ein Hufeiſen verſchlingt — Durum sed digerit (auch das Härteſte verdaut er). Deviſe Montlucs bei einer langwierigen Belagerung.

166) Ein Strauch im Winde — Cedendo resistit (durch Nachgeben ſtark).

167) Eine Windfahne — Non mutor nisi mutentur (ich ändere mich nur durch Andere).

168) Ein Feuer im Winde — Crescit ab adversis (es wächst im Ungemach). Deviſe der Königin Marie Medicis.

169) Eine Pyramide — Allтyd' zoo (ſtets ſo). Deviſe des Grafen Hoorn.

170) Ein Bohrer, der durch ein Brett bringt — Paulatim (nach und nach). Deviſe Herzogs Albrecht IV. von Oeſtreich.

171) Ein Diamant, auf den ein Hammer ſchlägt — Semper adamas (immer feſt).

Vorſicht und Klugheit.

172) Ein Kranich, der einen Stein in der Klaue hält — No improviso (gegen Ueberraſchung).

173) Ein Fallgatter — Securitas altera (zweifache Sicherheit). Deviſe Königs Heinrich VIII. von England.

174) Ein Anker mit einem Delphin umwunden — Festina lente (eile mit Weile). Schon Kaiſer Veſpaſian ſoll dieſes Symbol geführt haben, ſpäter erzählt es Typotius von Kaiſer Rudolf; am bekannteſten iſt es als Zeichen der Aldinen geworden.

175) Zwei verbundene Anker — Duabus (mit zweien!).

176) Ein Mauerbrecher — Vis in capite est (die Kraft im Kopfe). Angewendet auf Turenne.

177) Eine Wagenwinde — Vis sine vi (Kraft ohne Gewalt). Deviſe des Kardinals F. Barberini.

178) Ein Stier — Pas à pas (Schritt für Schritt). Deviſe des K. René von Anjou.

179) Eine Armbruſt — Ingenium superat vires (Verſtand geht über Gewalt). Deviſe Gonſalvo's von Cordova.

180) Ein Kahn — Tel est la vie (ſo das Leben). Deviſe der Poninski.

Verſchwiegenheit.

181) Eine Uhr — Silendo loquitur (ſchweigend beredt).

182) Ein Bienenkorb — Nul n'en pénètre le secret (vor Jedem verborgen).

183) Ein Labyrinth — In silentio et spe (ſchweigen und hoffen).

Reinheit.

184) Ein Hermelin — Potius mori quam foedari (lieber todt als befleckt). Deviſe der Rohan.

Entſagung.

185) Eine Krone — Non mi bisogna e non mi basta (weder nöthig, noch genug). Deviſe der Königin Chriſtine von Schweden.

Anzügliche Deviſen.

186) Ein Baum — Virga fuit (aus einer Ruthe). Auf einen Schulmeiſter, der zu hohen Ehren gelangt war.

187) Eine Thür — Son porta a chi porta (offen für den Bringenden). Auf einen ungerechten Richter.

188) Ein Schwein riecht an einer Blume — No huelo para ti (ich rieche nicht für dich). Auf einen beſchwerlichen Liebhaber.

189) Ein Krokodil — Devorat et plorat (es verſchlingt und weint). Auf einen Heuchler.

190) Ein Blutegel — Et dum satiatur adhaeret (anhänglich bis er ſatt iſt). Auf einen ungetreuen Freund.

Wenn man von dieſen Beiſpielen glücklich erfundener und angewandter Deviſen zu dem Motto übergeht, ſo leuchtet ein, daß es ſchwierig iſt, dieſes Feld einigermaßen abzugrenzen.

Auch wirkliche Sprüchwörter ſind als Motto gebraucht worden, ſo wie auch Stellen der heiligen Schrift und älterer und neuerer Dichter, beſonders in ſpäteren Zeiten, zu demſelben Gebrauche herangezogen worden ſind. Von erſteren bleiben aber die Sinnſprüche dadurch unterſchieden, daß ſie nicht Gemeingut des Volkes geworden ſind, von letzteren dadurch, daß das eigentliche Motto etwas Selbſtſtändiges ſeyn muß, und daher nicht mit der bloßen Anführung eines aus ſeinem ſonſtigen Zuſammenhange gezogenen Textes verwechſelt werden darf. Nur

wenn dem Worte des Dichters ein unabhängiger, eigenthümlicher Sinn beigelegt worden iſt, wird ſein Vers zum Motto.

Eine ſichere Grenzlinie zu ziehen zwiſchen dem weiten Gebiet der Sentenz und dem engen des Motto bleibt jedoch unthunlich. Wenn auch die Sentenz umfangreicher und belehrender, das Motto kürzer und anregender ſich darſtellt, ſo kann doch nur immer im gegebenen Falle an der Art der Anwendung erkannt werden, zu welcher von beiden Gattungen ein Spruch zu rechnen ſey. Das Motto hat gewiſſermaßen einen Beſitzer, die Sentenz wie das Sprüchwort gehören jedermann.

Auch die Lehre von den Eigenſchaften der Sinnſprüche hat ihre Literatur, dieſelbe, die ſich mit den Regeln zur Erfindung der Inſchriften überhaupt befaßt. Die Italiener ſind hierin den andern Nationen vorausgegangen. Als Hauptwerk wird angeſehen: das Canochiale aristotelico des Theſauro 1654 und deſſelben Autors Sammlung von Inſchriften 1666, höchſt geſchmackloſe Commentare zum 3ten Buche der Ariſtoteliſchen Rhetorik. Coerber hat 1719 von beiden eine lateiniſche Ueberſetzung gegeben. Ferner: *Boldonius*, Epigraphia 1660, und deſſen Epigraphiae relig. memor. mortuales et encom. 1670; *Masenius*, Ars nova argutiarum 1660; *Rapenau*, Traité des inscriptions 1666; *Buganza*, Epigraphia 1774; *Marcelli*, de Stylo Inscriptionum 1780, eines der beſten Werke dieſer Art; und das neueſte derſelben: *Spotorno*, Arte epigraphica 1813.

Eine Auswahl von Beiſpielen mag auch hier dazu dienen, den Begriff des Motto näher zu erläutern und aus dem übergroßen Material einige durch Erfindung und Ausdruck bedeutſamere zuſammenzuſtellen.

Chriſtliches Vertrauen.

1) Deo non fortuna (Gott nicht Glück). Motto der Familie Digby.

2) En grace allie (harre der Gnade). Motto der Brudenell.

3) An Gottes Segen iſt alles gelegen. Motto des Grafen Joh. Wilhelm v. Althan.

4) Trage Gott mit Freuden, die Welt mit Geduld. Motto des Gr. Sebaſtian v. Abensberg.

5) Leben und Tod, beides von Gott. Motto Veit Ludwigs v. Seckendorff.

6) Hie Leid, dort Lohn, hie Kampf, dort Kron. Motto der Herzogin Sophia v. Liegnitz.

7) La mort n'y mord pas (der Tod hat keine Macht). Motto Clement Marots.

8) Drei und Ein, erbarm dich mein. Motto des Grafen Friedrich II. von Henneberg.

9) Disce ut semper victurus, vive ut cras moriturus (lerne als wenn du ewig lebeſt, lebe als wenn du morgen ſtürbeſt). Motto Hermanns Nuenaar.

10) Vive ut vivas (lebe auf daß du lebeſt). Motto der Abercromby.

11) Gottes Fügen mein Vergnügen. Motto Ulrich IV. v. Helfenſtein.

12) Gott das eben braucht, was hie nicht taugt. Motto des Gr. Johann Ludwig v. Sulz.

13) Rex regum reges regit (der Könige König regiert die Könige). Motto Königs Stephan Bathori.

14) Welt wie du willt, Gott iſt mein Schild. Motto des Gr. Oswald v. Nellenburg.

15) Astra castra lumen numen (die Sternenwelt mein Zelt, das Licht des Herrn mein Stern). Motto der Balcarres.

16) Bitter dem Mund, dem Herzen geſund. Motto der Anna Sidonia Brömſer.

17) Tu meus sol solus, tu meus sal, mea sola salus (du allein meine Sonne, du allein mein Salz, du allein mein Heil). Motto der Eliſabeth v. Waldkirch.

18) Dieu ayde au premier chrétien (hilf Gott dem erſten Chriſten). Motto der Montmorency und der Beauffremont.

19) Popel sem, popel budu (Aſche bin ich, Aſche werd' ich). Motto der Loblowitz.

20) Ro que Diou (nichts als Gott!). Motto der Talleyrand.

21) Soy viejo Christiano (ich bin ein alter Chriſt). Motto der Guzman.

22) Non est mortale quod opto (ich ſuche nichts, was ſtirbt). Motto der Weiler.

23) Espère en Dieu en chaque lieu (hoffe überall auf Gott).

überall nicht mehr hat! Ursprüngliche Schönheit der Gestalt, ursprüngliche Harmonie der Seelenkräfte, das Privilegium, dem äußern Druck der Natur zu trotzen, der weitaussehende Wandertrieb — Alles, das kostbarste Erbtheil der gütigen Natur ist nur in einem einzigen, auserwählten Stamme erhalten worden; und dieser hat diese himmlischen Kräfte vielseitig entwickelt, und gebraucht sie jetzt aufs Großartigste, um seine abgefallenen Brüder noch tiefer zu erniedrigen oder zu vertilgen.

Der praktische Naturforscher, wie der naive Reisende, fragt nichts nach dem Stammbaum der Völker. Er betrachtet den Menschen überall als die vornehmste Staffage der Landschaft, als den Gipfelpunkt, als die Blüthe der Kräfte, die an jedem Ort, hier in üppiger Fülle, dort in strengem Maß, Luft, Wasser und Erde mit unendlich mannichfaltigen Formen lebender Wesen bevölkerte. Ihm ist jedes Volk, jeder Stamm ein Relatives, in welchem sich unter der Gunst oder dem Zwang der individuellen Naturumgebung der allgemeine Gattungscharakter der Menschheit so und nicht anders entwickelte und entwickeln konnte. Er faßt im Völkergemälde die verwirrende Mannichfaltigkeit der Körper- und Geistesbildung, der Sprachen, Sitten, Gebräuche, Fertigkeiten, der Hoffnungen, Schrecken und Ueberzeugungen als eben so viele Metamorphosen desselben Geistes, der sich auf niedrigerer Stufe tausendgestaltig im Schema der Pflanze, des Thiers incarnirte. Seine Forschungen im Kreise der Menschheit gewähren ihm denselben Genuß, wie die Betrachtung der unendlich reichen Natur überhaupt. Er kann mit Antheil dem vielstimmigen Chor der Völker lauschen; ihr Jubel reißt ihn fort in die Fülle des Lebens, und bei ihren Klageliedern ergreift ihn nur der große allgemeine Schmerz aller Kreatur.

Nicht so der Weiße, der alles Geistes- und Körpergepräge der vielartigen Menschheit auf eine ursprüngliche Harmonie der Gestalt und der Seele bezieht, die er selbst meist sehr problematisch repräsentirt. Er sieht überall nur Abfall, Verderben, körperliche Ungestalt, geistige Verzerrung, eine Hölle auf Erden. Das melancholische Lied des Negers, die schnalzenden Töne des Hottentotten klingen ihm wie Laute der Verdammten, und er blickt schaudernd in einen offenen Abgrund, der für das Auge des naiven Beobachters mit den Blüthen des Lebens überwachsen ist. Das Loos der Menschheit ist ihm ein Drama ohne poetische Gerechtigkeit; er möchte

24) Vive diu sed vive Deo (lebe lange, aber lebe Gott).

25) Per crucem ad lucem (durch Leid zur Freud!). Derſelbe Gedanke wie das Motto Philipps v. Commines: la joye suist la croix, und das Motto des Gr. Pontus de la Gardie: Per angusta ad augusta.

Dienſttreue.

26) Oncques ne devie (niemals gewichen). Motto der Bonnay.

27) Ung Dieu ung Roi (ein Gott, ein König). Motto der Lyttelton.

28) Pro rege, lege, grego (für König, Recht und Volk). Motto der Besborough.

29) No la muerte misma (ſelbſt nicht der Tod). Motto der Leyva.

30) Etsi omnes, ego non (wenn auch alle, ich nicht). Motto der Clermont-Tonnerre und der Fürſtenberg.

31) Ehr und Eid gilt mehr als Land und Leut. Motto Markgraf Chriſtophs von Baden.

32) Autre ne sers (keinem Andern!). Motto der Beauharnais.

33) Devot luy suis (ihm ergeben). Motto des Hauſes Lothringen.

34) Per mare et terras (zu Land und See). Motto der Macdonald.

35) Ready aye ready (bereit, ja bereit). Motto der Napier.

36) Ich dien. Motto des Königs Johann von Böhmen, von welchem es auf die Prinzen von Wallis überging.

Aufrichtigkeit.

37) Credo Byron (traue Byron). Motto der Gontaut de Biron, das auch der engliſche Dichter angenommen.

38) Ich mein's. Motto der Wurmbrand.

39) Volo non valeo (Wille nicht Werth!). Motto der Carliele.

Muth.

40) Through (durch). Motto der Hamilton.

41) Ich wag's, Gott vermag's. Motto der Stromberg.

42) Ou bien ou rien (viel oder nichts). Motto der Baldiron.

43) Droit et avant (vorwärts und geradeaus). Motto der Sidney.

44) Fortiter. fideliter. feliciter (ſtark, treu, glücklich). Motto der Monck und der Gneiſenau.

45) Jamais arrière (niemals zurück). Motto der Douglas.

46) A la pareja (Gleiches mit Gleichem). Motto der Sandoval.

47) Was bringt zu Ehren, ſich wehren. Motto Chriſtophs von Wolfſtein.

48) Doe well en zie nit om (thue recht und ſchau nicht um). Motto P. Heins.

49) A tout heurt Rieux (jederzeit Rieux). Motto der Rieux.

50) Ferrum fero. ferro ferio (Eiſen trag ich, Wunden ſchlag ich). Motto der Montalembert.

51) Grandeur par Grand'heur (der hat Macht, dem Glück lacht). Motto der Salève.

52) Wer kann wider Gott und Novgorod. Motto der Stadt Novgorod.

53) Fight (fechte!). Motto der Sinclair.

54) Non generant aquilae columbas (Adler zeugen nicht Tauben). Motto der Rodney.

55) Jacta est alea (ich hab's gewagt). Motto Ulriche v. Hutten.

56) Lingua in consiliis. in certamine dextra (im Rathe die Zunge, im Kampfe der Arm).

Edle Geſinnung.

57) Sans tache (fleckenlos). Motto der Germanſtown.

58) Tâche sans tache (Werk ohne Flecken). Motto der Northesk.

59) Aquila non captat muscas (der Adler fängt keine Fliegen). Motto der Graves.

60) Gut verloren nichts verloren, Muth verloren halb verloren, Ehr' verloren all's verloren. Motto des Lazarus Schwendi.

61) Sero sed serio (ſpät aber tüchtig). Motto der Cecil.

62) Avi numerantur avorum (von Geſchlecht zu Geſchlecht). Motto der Norton.

63) Praesto et persto (voran und beharrlich). Motto der Haddington.

64) Fromm weiß ehrlich mildt, gehört in des Adels Schildt.

65) Quod sis esse velis (ſey was du biſt).

Klugheit.

66) Avise la fin (ſieh' aufs End'). Motto des Caſſilis.

67) Essayez (verſuch's). Motto der Dundas.

68) Fide diffide (trau ſchau wem). Motto des Grafen Ulrich Cilly.

69) Allzeit mit Hut. Motto des Grafen Georg Andreas Roſenberg.

70) Allzeit fröhlich iſt gefährlich, allzeit traurig iſt beſchwerlich, allzeit glücklich iſt betrüglich, Eins ums Andre iſt vergnüglich. Motto des Markgrafen Karl v. Burgau.

71) Bisogna! (ich muß). Motto der Coleoni.

72) Force m'est trop. Das räthſelhafte Motto Ernſt Mansfelds.

73) Silence Patience Espérance Soumission (Schweigen, Dulden, Hoffen, Nachgeben). Motto des Grafen Wilhelm v. Bückeburg als Anfangsbuchſtaben des Wortes spes.

74) Pax in bello (durch Krieg zum Frieden). Motto der Osborne.

75) Coeur content grand talent (froher Muth großes Gut).

76) Tempora tempore tempera (laß die Zeiten durch die Zeit zeitigen).

77) *Ανεχου και απεχου* oder sustine et abstine (harre und beharre).

78) Nec temere timide tumide (nicht übermüthig, ſchwachmüthig, hochmüthig).

Standhaftigkeit.

79) Pour y parvenir (zum Ziel!). Motto der Manners.

80) Patience passe science (Geduld geht über Witz). Motto der Boscawen.

81) No pains no gains (keine Mühe kein Lohn). Motto der Radcliffe.

82) Frangas non flectes (eher brechen als biegen). Motto der Leveſon Gower.

83) Be fast (bleib feſt). Motto der Merborough.

84) Prest d'accomplir (ſtets bereit). Motto der Talbot.

85) Let Curzon hold what Curzon held (Curzon hält, was Curzon hielt). Motto der Curzon.

86) Ne te smay (unverzagt!). Motto J. J. Trivulzio's.

87) Cum Deo et die (mit Gott und Zeit).

Verſchwiegenheit.

88) Plus penser que dire (mehr denken als ſagen). Motto Emanuels Saluzzo.

89) Klag's dem Stein, behalt's allein.

90) Ta chemise ne sache pas ta guise (was der Kopf thut, wiſſ' nicht der Hut).

Unglück.

91) Emek habbácha (o Thal der Thränen). Motto des B. Cardoſio, merkwürdig als einziges Beiſpiel eines hebräiſchen Motto.

Kunſt.

92) Kunſt bringt Gunſt!

93) Nüt über die Kunſt!

Hoffnung.

94) Le jour viendra (dereinſt!) Motto der Czartoryski und der Lambdon.

95) Che sarà sarà. Motto der Ruſſell. Derſelbe Gedanke wie das Motto des Grafen Melchior von Dernbach: Laß gahn wie's kahn!

96) Desormais (von nun an!). Motto der Cliſſord.

97) Encore une étoile luyt pour moi (noch leuchtet mir ein Stern).

98) Dum spiro spero (ſo lang die Augen offen ſollſt du hoffen).

99) Eintracht tragt ein!

Liebe und Freundſchaft.

100) Love, serve (liebe, diene). Motto der Shaftesbury.

101) Was bitter und trüb', trägt All's die Lieb. Motto der Gräfin Agnes v. Manſeld.

102) Jaime qui m'aime (Liebe für Liebe). Motto der Beaumanoir.

103) Kein ſüßer Leid denn Hoffen. Motto des Ulrichs v. Superſax.

104) Dame et Notre Dame (Herzenskönigin Himmelskönigin). Motto des Herzogs Wilhelm v. Aquitanien.

105) Epée et amour (Kampf und Liebe). Motto des Stephano Gambacorta.

106) Amo (ich liebe). Motto der Buccleugh.

107) E bad è bova hirio (wie ſüß heut zu leben). Provencaliſches Motto des Grafen Raymond V. von Toulouſe.

108) Qui bien aime tard oublie (wer recht liebt, nicht vergißt).

109) Ahora y siempre (für jetzt und ewig).

110) Amicus cognoscitur amore, more, ore, re (den Freund erkenne an Liebe, Sitte, Wort und That).

Beſondere Schickſale.

111) Fuimus (geweſen). Motto der Bruce, Abkömmlinge des alten ſchottiſchen Königshauſes.

112) Oublier ne puis (nie vergeſſen). Motto der Colville.

113) Lamh dorg eirin (die rechte Hand Irlands). Motto der O'Neil.

114) Sriogal ma dhream (königlich iſt mein Stamm). Motto der M'Gregor.

115) Crom a boo (niedergebrannt!). Motto der Fitzgerald.

116) Roi ne peux, Prince ne veux, reste comme je suis, le Sire de Coucy (ich werd' nicht König, ich mag nicht wenig, drum anders nie, als bloß Coucy). Motto der Coucy.

117) *Δωρα κάδωρα* (unſelige Gabe!). Motto des Antonio Pescara.

118) Plus d'honneur que d'honneurs (mehr Ehre als Ehren). Motto der Merode.

119) Souvenance (Erinnerung). Motto der Croy.

120) *Φέρε καὶ φέρου* (tragen und tragen laſſen).

Unter vorſtehenden Beiſpielen iſt ein beträchtlicher Theil aus Wahlſprüchen adeliger Wappen genommen. Dieſer Gebrauch, der bei dem franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Adel ſehr allgemein war, iſt bei dem Adel Deutſchlands deſto ſeltener; wenige alte Familien führen ein Motto bei ihren Wappen. Nur die Anwendung ſolcher Wappen, die

den Namen der Familie ſelbſt ausdrücken (armes parlantes), deutet in Deutſchland auf eine Verbindung von Wort und Bild hin.

Bei dem engliſchen Adel ſcheint ſchon früh die ſonderbare Sitte entſtanden zu ſeyn, den Namen durch eine Art von Wortſpiel oder Gleichklang in dem Motto auszudrücken, während ſich bei den Familien der andern romaniſchen Länder dergleichen Motto nur ausnahmsweiſe finden. Wenn hierbei auch das Bild mit in das Wortſpiel hineingezogen wird, ſo entſteht eine wirkliche Deviſe; gewöhnlich beſchränkte man ſich jedoch auf eine bloße Homonymie. Einzelne unter dieſen Erfindungen ſind ungemein ſinnreich, wie folgende Beiſpiele zeigen:

Vernon führt das Motto: Ver non semper virel (mit der doppelſinnigen Deutung: der Frühling blüht nicht immer, oder Vernon blüht immer).

Conſtant führt eine Bonſſole mit dem Motto: agitée mais constante (bewegt aber beſtändig).

Du Roure führt eine Eiche (robur, rovere, roure) mit dem Motto: Ex vetustate robur (ſtark durch Alter).

Granſon führt ein Glöckchen mit dem Motto: A petite cloche grand son (kleine Schelle klingt helle).

Nevil: Ne vile velis (nichts Gemeines!)

Fane: Ne vile fano (weg vom Tempel mit Gemeinem!).

Cavendiſh: Cavendo tutus (allzeit mit Hut).

Temple: Templa quam dilecta (wie lieb dein Heiligthum).

Forteſcue: Forte scutum salus ducum (zum Schutz und Trutz).

Fairfax: Fare, fac (Wort und That).

Onslow: Festina lente (langſam voran), im Engliſchen: On slow.

Dirie: Quod dixi, dixi (geſagt, geſagt).

Palm: Justus ut palma (grad' wie die Palme).

Law: Law and Equity (recht und billig).

Cole: Deum cola (Ehre Gott).

Pierrepont: Pie repone te (im Glauben ruhn).

Maynard: Manus justa nardus (gerechte Hand iſt Wohlgeruch).

Wenn hiermit der Zweck dieſes Aufſatzes erreicht iſt: auf den Gehalt von Poeſie und Scharfſinn hinzudeuten, der, wenn auch zerſtreut, in den Deviſen und Motto's des ſpätern Mittelalters zu finden iſt, ſo ſey noch der Wunſch vergönnt, daß man unternehmen möge, auch die Inſchriften aus derſelben Zeit unter obigen Geſichtspunkten zuſammenzuſtellen. Alles was uns das Alterthum an Steinſchriften hinterlaſſen hat, iſt der Gegenſtand fleißiger Sammlung und gelehrter Bearbeitung geworden, während die Inſchriften der ſpäteren Zeiten weniger Beachtung gefunden haben. Wenn es ſich bei dieſen auch ſeltener um ein hiſtoriſches oder ſprachliches Intereſſe handeln kann, ſo ſind doch auch in ihnen reiche Beiträge zur Spruchpoeſie enthalten.

An ſinnvollen monumentalen Inſchriften dieſer Art iſt Italien am reichſten. Des Sängers Caſſarelli Aufſchrift ſeines in Neapel gebauten Hauſes: Amphion Thebas ego domum (Amphion baucte Theben, ich ein Haus, d. h. durch die Macht der Töne) iſt ein Muſter ſtolzer Demuth. Das beſcheidene Landhaus des Kirchenhiſtorikers Baronius bildet durch ſeine Inſchrift: Morituro sat (genug für den, der ſterben muß) einen unvergleichlichen Gegenſatz gegen die benachbarte prachtvolle Villa. Die Schickſale des unſtäten Kriegsmannes J. J. Trivulzio ſind treffend in ſeiner Grabſchrift zu S. Nazare in Mailand ausgedrückt: Qui nunquam quievit, quiescit, tace (hier ruht der Ruheloſe, ſtill!).

Auch die ſpäteſten Jahrhunderte haben hierin noch Ausgezeichnetes aufzuweiſen. Die Ueberſchrift des Berliner Invalidenhauſes: Laeso et invicto militi (dem verwundeten unbeſiegten Krieger), die Inſchrift des Felſendurchbruches bei Salzburg: Te saxa loquuntur (dich preiſen die Steine), ſind ſehr glücklich gewählt, die von Haller für das Armenhaus in Bern angegebene: Christo in pauperibus (was Ihr ihnen thut, thut Ihr mir) wahrhaft bewunderungswürdig.

Deutſchland hat in ſeiner eigenen Sprache allerdings nicht dieſe ſchlagende Kürze erſtreben können. Dennoch mangelt es auch hier nicht an Beiſpielen vortrefflicher Inſchriften, und es würde ſich allein ſchon aus den Grabmonumenten eine Auswahl tiefſinniger und rührender Sprüche zuſammenſtellen laſſen. Kann der Charakter eines Fürſten edler geprieſen werden als in den

erſten vier Zeilen der Grabſchrift Adolph I. von der Mark († 1448) im Karthäuſerkloſter zu Weſel?

Syn Nyn was Nyn gerechtig
Syn Ja was Ja vollmächtig
Hey was ein's Ja gedächtig
Syn Grondt syn Mondt eindrächtig.

oder das Räthſel des Lebens und Sterbens eigenthümlicher ausgeſprochen als in der Grabſchrift des Magiſters Martinus in Biberach zu Heilbronn aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts?

Ich leb, weiß nit wie lang,
Ich ſtirb und weiß nit wann,
Ich fahr, weiß nit wahin,
Mich wundert daß ich froelich bin.

An Materialien für eine Zuſammenſtellung ſinnvoller und poetiſcher Inſchriften der neueren Zeit würde es nicht mangeln. Die allgemeineren Sammlungen von Schoſſer, Chyträus, Borborn, Labbe, Richäus, Guidarelli, Slevogt, Nemeiz, Laplace ꝛc. geben hiezu reichlichen Stoff. Schon in Deutſchland allein würden Loſſius und Menzius für Sachſen, Stepner für Leipzig, Oettrich und Michaelis für Dresden, Böhmer für Helmſtädt, Grübler für Freiburg, Grunäus und Groſſius für Baſel, Adami für Heidelberg, Swertius für den burgundiſchen Kreis, Praſchius für Augsburg, J. J. Baier für Altorff, Trechſel für Nürnberg, Schadäus für Straßburg, Wagner für Bautzen, Zimmermann für Crailsheim, Lerguer für Frankfurt, Bachoven für Gotha, Woltereck für Wolfenbüttel, Olearius für Halle, Ankelmann und Ritzenberger für Hamburg, Sagittarius für Jena, S. Grynäus für Liegnitz, Vulpius für Merſeburg, Schorer für Memmingen, Heräus für Mainz, Frick für Ulm, Selneccer und Hagmeier für Wittenberg, Reſenius für die Länder an der Eider u. ſ. w. eine große Auswahl liefern.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

Berlin. Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften hat den Generallieutenant Rühle von Lilienſtern zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt und dieſe Wahl die königliche Beſtätigung erhalten.

Leipzig. Zur Feier des zweihundertſten Geburtstages Leibnitzens wurde in Leipzig, ſeinem Geburtsorte, eine königl. ſächſ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gegründet, die aus einer philologiſch hiſtoriſchen und einer mathematiſch-phyſiſchen Klaſſe, aus ordentlichen Mitgliedern, die theils einheimiſche, theils auswärtige ſind, und aus Ehrenmitgliedern beſteht. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ſoll 20, die der auswärtigen 30 nicht überſteigen. Das Protektorat der Geſellſchaft hat Se. Majeſtät der König angenommen. Zu erſten Ehrenmitgliedern wurden Prinz Johann und Miniſter von Wietersheim erwählt.

Wien. Auch hier tritt auf allerhöchſte Entſchließung eine kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zum Andenken an Leibnitz ins Leben, deren Statuten vom Freiherrn von Pillersdorf mit Zuziehung der k. k. Hofräthe Andreas von Baumgartner, von Hammer-Purgſtall, des Regierungsraths von Ettingshauſen und des Profeſſors von Endlicher entworfen worden ſind. Die Akademie wird in die Sektionen Philologie und Geſchichte, Naturwiſſenſchaften und ſchöne Wiſſenſchaften zerfallen. Die erſten 21 Akademiker werden vom Kaiſer ernannt; davon beziehen 12 einen Gehalt von 1200 und 1500 fl. C. M., die andern 12 ſind unbeſoldet und rücken nach. Der nur für 3 Jahre wählbare Präſident bezieht einen Gehalt von 3000 Gulden C. M., der Sekretär 2500 fl. C. M. Der Reſt der Dotationsſumme iſt zu ſtreng wiſſenſchaftlichen Zwecken, zu Preiſen, zu Herausgabe von Werken, der Verhandlungen ꝛc. ꝛc. beſtimmt. Alle Akademiker erhalten den Rang eines k. k. Regierungsrathes. Wie bei der Akademie der bildenden Künſte wird neben dem Präſidenten ein Curator ernannt.

Univerſitäten.

Bisher wurde in Preußen Niemand zu den für den Staatsdienſt vorbereitenden Univerſitätsſtudien zugelaſſen, der nicht bei der Abiturientenprüfung das Zeugniß der Reife erworben hatte. Solche für nicht reif erklärte Schüler wurden auf inländiſchen Univerſitäten nur bei der philoſophiſchen Fakultät in einem beſonders für ſie angelegten Album inſcribirt. Um nun ein gleichmäßiges Verfahren hinſichtlich ſolcher Nichtreifen, die ſpäterhin das Zeugniß der Reife erwerben wollen, herbeizuführen, hat das Unterrichtsminiſterium neuerlich verordnet, daß denjenigen Primanern, welche bei der Abiturientenprüfung das Zeugniß der Reife nicht erlangt haben, die Wiederholung der Prüfung in ſpätern Terminen zu geſtatten iſt, ſo lange ſie Schüler des Gymnaſiums bleiben, oder wenigſtens die Univerſität nicht beziehen. Auch diejenigen, die ſich durch Privatunterricht oder auf ausländiſchen Gymnaſien vorbereitet haben, können die Prüfung mehrmals wiederholen, ſo lange ſie die Univerſität nicht beziehen. Wer aber die Univerſität mit dem Zeugniß der Nichtreife bezogen hat, kann die Maturitätsprüfung nur einmal, nicht öfter wiederholen.

Berlin. Nach dem amtlichen Verzeichniß des Personals der Studirenden der Universität betrug die Zahl der letzteren in diesem Sommersemester 1150, wovon 239 (davon 58 Ausländer) der Theologie, 317 (darunter 105 Ausl.) der Jurisprudenz, 288 (darunter 71 Ausl.) der Medicin, und 386 (darunter 116 Ausl.) der Philosophie angehören. Außer diesen immatrikulirten Studirenden sind noch zum Hören der Vorlesungen berechtigt 42 Chirurgen, 55 Pharmaceuten, 72 Eleven des Friedrichs Wilhelms Instituts, 68 Eleven der medicinisch-chirurgischen Militärakademie, 100 Eleven der allgemeinen Bauschule, 18 Veterinären, 6 remunerirte Schüler der Kunstakademie und 6 Zöglinge der Gärtnerlehranstalt.

Der bisherige Privatdocent Dr. **Heinrich** ist zum außerordentlichen Professor, der bisherige außerordentliche Professor Dr. **Franz** zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät und der Professor Dr. **Richter** in Marburg zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts in der juristischen Fakultät ernannt worden.

Breslau. Der Senat der hiesigen Universität hat darauf angetragen: 1) daß es bei Promotionen und Habilitationen von Seiten der Privatdocenten ihm im Allgemeinen gestattet werde, nach seinem Ermessen sowohl in Bezug auf Dissertationen als öffentliche Disputationen vom Gebrauch der lateinischen Sprache zu dispensiren; 2) daß es bei den Habilitationen der Professoren, bei den Programmen und andern von der Universität ausgehenden öffentlichen Schriften dem Betreffenden überlassen bleibe, ob er sich der lateinischen oder deutschen Sprache bedienen wolle. Nur die evangelisch-theologische Fakultät hat gegen diese gewiß zeitgemäßen Beschlüsse ein Separatvotum abgegeben.

Erlangen. Die Privatdocenten Dr. A. v. **Raumer** und Dr. C. A. von **Schaden** sind zu außerordentlichen Professoren an der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Gießen. Nach dem amtlichen Verzeichniß des Personenbestandes der Universität zählt sie 538 Studirende, von denen sich 52 der katholischen und 83 der evangelischen Theologie, 110 der Jurisprudenz, 66 der Medicin, 6 der Chirurgie und 12 der Thierarzneikunde, 45 den Cameralwissenschaften, 29 dem Studium der Architektur, 30 der Forstwissenschaft, 91 der Philosophie und Philologie und 63 der Chemie und Pharmacie widmen.

Die Verträge werden von 55 akademischen Lehrern gehalten.

Professor L. **Schmid** hat den an ihn ergangenen Ruf nach Breslau abgelehnt.

Göttingen. Der Consistorialrath Dr. **Gieseler** ist an die Stelle des abtretenden Hofraths **Ritter** zum Prorektor der Universität ernannt worden.

Heidelberg. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug dem amtlichen Verzeichniß zu Folge in diesem Sommer 853, nämlich 30 Theologen, 15 protestantische Seminaristen, 360 Juristen (309 Ausl., 71 Inl.), 162 Mediciner (134 Ausl., 28 Inl.), 54 Cameralisten und Mineralogen und 54 Philosophen und Philologen. Daneben besuchten noch 25 conditionirende Chirurgen und Pharmaceuten und 45 Personen reiferen Alters die Vorlesungen.

Jena. Dr. C. **Fortlage** aus Osnabrück und der Privatdocent Dr. Oskar **Schlömilch** sind zu außerordentlichen Professoren der philosophischen und Dr. A. **Siebert** zu Bamberg und der bisherige Privatdocent an der Universität zu Erlangen Dr. Fr. J. **Ried** zu ordentlichen Professoren der medicinischen Fakultät ernannt worden.

Marburg. Der bisherige außerordentliche Professor der Rechte Dr. G. W. **Wetzell** ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

München. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug nach dem amtlichen Verzeichniß in diesem Sommer 1406 (darunter 121 Ausl.); von diesen studirten Theologie 201, Jurisprudenz 477, Cameralwissenschaften 8, Medicin und Chirurgie 166, Philosophie und Philologie 518, Pharmacie 6, Forstwissenschaft 46, Architektur 9, Industrie und Bergwerkskunde 5.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden betrug in dem Sommerhalbjahr 853, davon gehörten der evangel. Theologie 196 (37 Ausl.), der kathol. Theologie 176 (21 Ausl.), der Rechtswissenschaft 167 (18 Ausl.), der Medicin und höhern Chirurgie 109 (14 Ausl.), der Philosophie 101 (7 Ausl.), der Staatswissenschaft 119 (1 Ausl.)

Literatur.

Professor **Droysen** in Kiel hat den ersten Band seiner „Vorlesungen über die Freiheitskriege“ herausgegeben. Der Vers. nimmt darin einen eigenthümlichen Gang der Darstellung, indem er den Versuch macht, die Knotenpunkte europäischer politischer Entwicklung unter der Einwirkung staatlicher, materieller und geistiger Interessen nachzuweisen, und aus derjenigen Bildung, die jetzt eben im Werden ist, die Berechtigung künftiger

dem Urheber alles Daſeyns grollen über ſolche Weltordnung, und wenn er erklären ſoll, wie Alles ſo gekommen, ſo kann er es am Ende auf keine Weiſe.

Wir kommen endlich zur ultima ratio des Syſtems, das den weißen Menſchen oder auch irgend einen Urſtamm, dem die jetzigen Racen nur mehr oder weniger ähnlich ſind, aus irgend einem Paradieſe über die jetzige Erde führt. — Es lag offenkundig zu Tag: wie alle terreſtriſchen und ſideriſchen Einflüſſe jetzt wirken, iſt die Racenbildung rein unerklärlich. Man poſtulirte daher folgenden Satz: — Beim Auftreten des Menſchen auf Erden müſſen die Kräfte des Planeten noch viel energiſcher geweſen ſeyn. Damals habe das Klima wirken können, was es jetzt nicht mehr vermag, da alle Verhältniſſe mit der Zeit einen bleibenderen, ruhigeren Charakter angenommen. Auch ſeyen die jugendlichen Geſchlechter empfänglicher, dem Einfluß der Außendinge mehr unterworfen geweſen. Nur der noch feuchte Thon der zarten Menſchheit habe dem Druck nachgegeben, den der Compler aller Naturkräfte geübt; im Maaß, als dieſe Kräfte ſich ins Gleichgewicht geſetzt, ſey auch der Thon erhärtet, ſo daß jetzt die ſtarren Modelle des Negers, des Mongolen ꝛc. nicht mehr in die Urform zurückzubilden ſeyen, welche, gleich Minerva aus Jupiters Haupt, gewaffnet mit allen herrlichen Kräften des Geiſtes und des Körpers, dem aſiatiſchen Erdrücken entſprungen.

Stützen ſich dieſe Sätze auf Naturbeobachtung, oder doch auf Schlüſſe, welche die geologiſche Forſchung an die Hand gibt? Man denkt an eines der Hauptreſultate dieſer Forſchung, nämlich, daß das Klima auf Erden einſt ein ganz anderes, daß namentlich die Temperatur weit gleichförmiger und höher geweſen ſeyn muß als jetzt. Von dieſem Moment kann aber hier offenbar nicht die Rede ſeyn; denn der Menſch ſoll ja, nach der gemeinen Annahme, erſt nach einer ſpätern, letzten allgemeinen Revolution, welche die ganze lebende Schöpfung vernichtet, den Schauplatz der Welt betreten haben. Aus der wilden Gährung der Natur ſoll die Erde am letzten Welttag in dem Zuſtand hervorgegangen ſeyn, in welchem ſie ſich erſt zu einer Wohnſtätte für ihr höchſtes Geſchöpf eignete. Man kann ſich immerhin denken, daß die ſo erneuerte Erde am Anfang dieſer Aera ganz anders auf ihre friſch geſchaffenen Organismen gewirkt hätte, als jetzt. Aber eine ſolche friſche Schöpfung

Beſtrebungen als zeitgemäße Entwicklungsmomente hervorgehen zu laſſen. Der vorliegende erſte Band weiſt im Einzelnen und weitläufig aus der Geſchichte der vergangenen Jahrhunderte nach, wie ſich allmählig aus dem feudalen Gemeinweſen des Mittelalters die Macht des Staats und aus dieſem in folgerechter Entwicklung des Volksbewußtſeyns die nationalen Beſtrebungen der Neuzeit herausgeſtalteten. Der zweite Band wird wahrſcheinlich erſt die eigentliche Geſchichte der Freiheitskriege und ihrer Folgen enthalten. Der Verf. folgt in ſeiner Darſtellungsweiſe, wie eine Beurtheilung des Werkes in der Augsb. Allgem. Zeitung mit Recht ſagt, dem Vorbilde Ranke's, deſſen Manier er ſich ſo zu eigen gemacht hat, daß man oft glaubt, Ranke ſelbſt zu leſen.

Weil's „Geſchichte der Khalifen", deren erſter Band erſchienen iſt, reiht ſich würdig der Geſchichte Mahomets deſſelben Verfaſſers an. Den Stoff mußte er erſt aus handſchriftlichen Quellen, die in Paris, Berlin, Gotha oder in Privatbibliotheken zerſtreut ſind, ſammeln und ſichten, und er hat dies mit Gründlichkeit und kritiſchem Scharfſinn gethan. Es iſt natürlich, daß bei einer ſolchen Darſtellung, wo der hiſtoriſche Bearbeiter ſeinen Schritt thun kann, ohne zu berichtigen, zu erläutern, zu beweiſen, die Anſprüche an eine reizende, elegante Form von ſelbſt in den Hintergrund treten; doch dafür wird der Freund der Geſchichte durch den Reichthum des Stoffes, der ihm hier in ungeſchminkter Einkleidung geboten wird, durch das ſchlichte, anſpruchloſe Colorit und eine gründliche Belehrung entſchädigt. Der erſte Band umfaßt die Geſchichte der Khalifen vom erſten Nachfolger Mahomets bis zum Untergang der Omejjaden, und mit Recht geht der Geſchichtſchreiber ganz beſonders auf die perſönliche Würdigung der Khalifen ein, wobei er aber auch jene Nüchternheit und Vorſicht beweiſt, die bei orientaliſchen Geſchichten nothwendiger iſt, als anderswo.

Die belletriſtiſche Literatur hat in den jüngſten Tagen wieder mehreres Intereſſante gebracht, das zwar im Einzelnen nicht vielfachem Tadel entgeht, aber im Ganzen von einem edeln Wetteifer ſchöner Kräfte zeugt.

Ueber die „Stella Conti" der Gräfin Hahn-Hahn ſind von ſo verſchiedenen Seiten her Beurtheilungen laut geworden, und der Roman iſt ſchon ſo lange der Leſewelt zugänglich geweſen, daß wir ſelbſt eine bloße Anzeige ſeines Daſeyns unterlaſſen könnten. Der Roman iſt ſehr hart getadelt worden, namentlich erinnern wir uns in der A. Allgem. Zeitung einen Aufſatz voll Entrüſtung geleſen zu haben über die vornehme Nonchalance, mit der die Verfaſſerin ihr ſchönes Talent ausbeutet. Wir geſtehen, daß wir im Ganzen vollkommen mit jenem Aufſatze übereinſtimmen, zu gleicher Zeit müſſen wir aber auch bekennen, daß der erſte Eindruck, den „Stella Conti" in uns nach dem Leſen hinterließ, nur der einer innigen Bewunderung war über die vollendete Kunſt, mit der ſie die Urſprünglichkeit des Gefühls in ihrer Heldin darzuſtellen gewußt hat. Dieſer Eindruck geht zwar zum Theil verloren, wenn man ſpäter die andern ſchwachen oder verzeichneten Charaktere damit in Einklang zu bringen ſucht, er bleibt aber doch immer der vorherrſchende. Die Gräfin Hahn-Hahn ſcheint uns überhaupt über die Darſtellung ihres jedesmaligen Hauptcharakters die übrigen mitſpielenden Perſonen mehr oder weniger zu vergeſſen. Ihre Romane gleichen in dieſer Hinſicht einem großen Theile der neuern franzöſiſchen Luſtſpiele, in denen auch nur ein Charakter vorzugsweiſe ausgeführt wird, die übrigen faſt zu Statiſten herabſinken.

Levin Schücking hat in kurzer Zeit zwei Romane geliefert, die, nach einem der beiden Titel zu ſchließen, eine ganze Reihe von romantiſchen Dichtungen eröffnen werden: die „Ritterbürtigen" und „Eine dunkle That". Beide ſpielen in Weſtphalen, der erſtere in der Gegenwart und hat die Stiftung der ſogenannten Kreisautonomie zum Vorwurfe, der letztere im vorigen Jahrhundert und gibt eine Seite aus dem Familienleben der höheren Stände jener Provinz. Wir glauben, beide Dichtungen würden ſich eines größern Beifalls erfreuen, wenn der Verf. in ſeiner Darſtellung nicht ſo ſichtbar nach Effekt ſtrebte. Schücking iſt eine ſo reich begabte dichteriſche Natur, daß er das gar nicht nöthig hat. Doch was man auch an ihnen auszuſetzen haben mag, beide Romane reihen ſich glücklich an die beſſern Erſcheinungen unſerer Zeit an.

Es iſt ſchon viel über Goethe's Fauſt, über die Entſtehung der Fauſtſage und über die vor Goethe vorhandenen Bearbeitungen dieſer Sage geſchrieben worden. Dieſen Bemühungen ſchließt ſich ein kleines Werk Karl Simrock's: „Doctor Johannes Fauſt", Puppenſpiel in 5 Aufzügen, ſehr glücklich an. Simrock ſtellt hier das früher gegebene Stück aus eigenen Erinnerungen, ſchriftlichen Aufzeichnungen Franz Horns, F. A. von der Hagens und Emil Sommers, ferner aus der Handſchrift des Textes, wie ihn Mechanikus Geißelbrecht von Wien bis 1817 in Frankfurt gab, wieder her und verdient damit den Dank aller Literaturfreunde, beſonders da er mit ſeinem poetiſchem wie kritiſchem Takte das Echte und wahrhaft

Volksthümliche von jüngern Zusätzen auszuscheiden und mit einem außerordentlichen Formtalente Lücken im Sinn und Ton des Originals auszufüllen, verloren gegangene Motive zu ergänzen und Alles zu einem organisch lebendigen Körper zu verbinden weiß. Das so wiederhergestellte Volksschauspiel trägt alle Spuren eines hohen Alterthums an sich und ist dramatischer als das Goethe'sche Gedicht, schon weil der Faust des Puppenspiels ein Individuum ist und nur einen kleinen Kreisabschnitt des menschlichen Daseins durchlebt, während Goethe in seinem Faust den Menschen in seiner Gesammtentwicklung darstellt.

Weil wir einmal von der Wiedererweckung oder Erinnerung an frühere Dichtungen sprechen, wollen wir auch einer andern literarischen Erscheinung gedenken, wenn sie auch in Form und Gehalt mit der erwähnten nicht zusammengehalten werden kann. Wir meinen die „Erinnerungen für edle Frauen", herausgegeben von dem sonst wenig gerühmten Sammler Dorow. Es ist ein Denkmal, das hiemit einer der edelsten deutschen Frauen, Elisabeth von Stägemann, gesetzt wird. Weibliche Federn haben in der neuern Zeit viel über die Stellung des Weibes und seine wahre eigentliche Bestimmung geschrieben, von keiner ist das Problem mit so tiefem Geiste und feinem, richtigem Takte und Gefühl gelöst worden, als von Elisabeth von Stägemann. Ihr Tagebuch, aus dem sie eine kleine Reihe von „Arganenten" und „Phantasien" unter strenger Festhaltung der Anonymität zu Anfang unseres Jahrhunderts der „Flora", einer damaligen berühmten Monatsschrift, übergab, und welche Dorow in den Erinnerungen wieder zum Abdruck brachte, bildet den schönsten Leitfaden zur Einführung junger weiblicher Gemüther in die Welt.

Die Nachträge zur Geschichte Goethe's in Nachrichten, Briefen und Reliquien häufen sich in diesem Jahre beträchtlich. Den von Riemer und Schöll besorgten Sammlungen sind „Briefe von Goethe und seiner Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein nebst einigen Beilagen, herausgegeben von Dr. J. J. H. Ehers und Dr. Aug. Kahlert" und „Briefe Schillers und Goethe's an A. W. Schlegel" u. a., herausgegeben von Prof. Böcking, gefolgt. Die ersteren sind an einen Knaben von 12 Jahren gerichtet, und können also kein literarhistorisches Interesse haben, wohl aber enthalten sie schätzbare Beiträge zur Charakteristik Goethe's; auch die Briefe von Goethe's Mutter (Frau Rath) werden weniger durch Nachrichten, als vielmehr durch den schönen, lebensfrischen, kerngesunden Sinn und Styl der Dichtermutter ausgezeichnet. Als Beilage sind einige Briefe der Frau von Schiller, von Schiller selbst und einzelne Gedichte beigefügt. Interessant sind die Briefe der Frau von Schiller, in denen sich eine ächte, schöne Weiblichkeit ausspricht. Die Briefe Schillers und Goethe's an W. Schlegel sind in historischer Hinsicht von Interesse, da sie namentlich über die Stellung Schillers zu Schlegel Aufschluß geben. Auf die Angriffe Fr. Schlegels gegen die Herren bricht Schiller kurz und trocken jeden Verkehr mit W. Schlegel ab, worauf dieser ausführlich, dringend und würdig antwortet, jede Theilnahme oder Verantwortlichkeit an seines Bruders Thun und Treiben ablehnend. Auch wird der Briefwechsel noch fortgesetzt bis 1801. Die Briefe von Goethe sind meist nur kurze Billets.

Professor F. Curtius hat seinen im wissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrag über die Insel Naxos durch einen besondern Abdruck auch einem weitern Kreise zugänglich gemacht und sich den Dank aller Literaturfreunde erworben. Er schildert darin die Insel nach ihrer Naturbeschaffenheit und ihren geschichtlichen Schicksalen und gibt zugleich in leichten Umrissen ein Gesammtbild der reizenden Cilande des ägeischen Meeres.

Eine lebendige Schilderung von Batavia und seinen Bewohnern enthält Dr. Ed. Gelbergs „Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Mandura und St. Helena"; J. J. Tschudi's „Peru: Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42" gibt außer einer Schilderung des damals zwischen Peru und Chili geführten Krieges ein klares Bild von der peruanischen Bevölkerung nach allen Farbenmischungen und Eigenthümlichkeiten.

Die historisch-malerische Beschreibung des „Eichsfeldes" von Carl Duval, von der wieder 4 Hefte (5—8) erschienen sind, ist besonders wegen ihrer aus Chroniken und Urkundensammlungen geschöpften Nachrichten über Entstehung und Schicksale der einzelnen Städte, Burgen und Klöster interessant, wobei es auch an anmuthigen Erzählungen und Legenden nicht fehlt.

Vincent Prückl's Monographie „Eger und Egerland", nach archivarischen Quellen und eigener Anschauung geschildert, bildet einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte und Geographie Böhmens.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine interessante Schrift: „Ed. L. Liskow's Leben, nach den Akten des großherzogl. mecklenburgischen Archivs und andern Originalquellen geschildert" von G. C. F. Lisch, die für den Literaturhistoriker nicht ohne Bedeutung ist.

Kunſt.

Ein Bericht über die diesjährige Kunſtausſtellung zu Wien in der A. Allgem. Zeitung ſpricht ſich nicht ganz günſtig über die dortigen Kunſtbeſtrebungen aus. Der aus ungefähr 900 Nummern beſtehende Katalog enthalte mehrere hübſche Landſchaften, einige ſehr ſchöne Porträts und fleißig gemalte Genrebilder, ſelten ein bedeutendes hiſtoriſches Bild, auch die Plaſtik ſey, außer ein paar ſchönen, großen und ehrenvollen Arbeiten, nicht ſehr bedacht.

Von Prag aus wird die Marmorſtatue der heil. Ludmila (Großmutter des heil. Wenzel) von dem Bildhauer Emanuel Max ſehr gerühmt. Der Künſtler hat ſie in dem Augenblick dargeſtellt, wo ſie (auf Anſtiften ihrer Schwiegertochter Drahomira) mit ihrem eigenen Schleier erdroſſelt, an dem Hausaltar, an welchem ſie kurz vorher gebetet, niedergleitet. Der Todeskampf hat aufgehört, die Glieder löſen ſich und himmliſcher Friede beginnt ſich auf ihr Antlitz zu lagern. Der Künſtler ſoll dieſe ſchwierige Aufgabe ſehr glücklich gelöſt haben.

Von Termite's „Wandgemälden aus Herculanum und Pompeji", deren ſchon Goethe in „Kunſt und Alterthum" mit großer Anerkennung gedenkt, iſt das 2. Heft der 2. Serie, eine Reihenfolge von Medusenköpfen und Masken enthaltend, und das 3. Heft, Apollo und andere Jünglingsbilder, ſo wie überhaupt Darſtellungen der griechiſchen Schönheit und Anmuth darbietend, erſchienen. Die Zeichnungen wie die farbigen Blätter übertreffen an Treue und ſtrenger Wahrheitsliebe die auf gleichem Gebiete ſich bewegenden Zahn'ſchen „Ornamente" und haben in dem wahrhaft claſſiſchen erläuternden Texte, deſſen Verfaſſer der Profeſſor F. G. Welcker in Bonn iſt, noch einen beſondern Vorzug.

Der Maler A. Hermann in Berlin iſt mit einem umfaſſenden künſtleriſchen Unternehmen beſchäftigt, das ſich ſeiner Vollendung nähert. Es beſteht in einer Reihenfolge großer Zeichnungen, welche die Entwicklungsmomente der deutſchen Geſchichte zum Gegenſtand haben. Jedes einzelne Blatt behandelt eine beſondere Epoche, deren vorzüglichſte charakteriſtiſche Ereigniſſe in einer oft ſehr beträchtlichen Anzahl bildlicher Scenen vorgeführt werden, während die Darſtellung derjenigen Ereigniſſe, welche den eigentlichen Nerv der jedesmaligen Zeitepoche ausmachen, die Hauptſtelle des Blattes einnimmt. Die Verbindung der verſchiedenen Darſtellungen des einzelnen Blattes wird durch ein architektoniſches Gerüſt bewirkt, das in den entſprechenden Zeitformen gehalten iſt. Im Ganzen werden es ungefähr 15 Blätter werden, die durch Stahlſtich vervielfältigt werden ſollen. Der König unterſtützt das Unternehmen ſo, daß die Veröffentlichung auf keine Hinderniſſe ſtoßen kann.

Vereine.

Der von Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern begründete und unter ſeiner Leitung ſtehende Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe durch gemeinfaßliche Schriften aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, Oekonomie und Technik wird im Oktober die erſte Schrift (eine populäre Chemie von Profeſſor Runge, mit eingeklebten Stoffmuſtern) verſenden. Zwei andere Schriften werden demnächſt zum Abdruck kommen. Von dieſen Schriften wird jeder der 7263 öffentlichen Schulen Bayerns ein Exemplar zugeſendet werden, um dadurch nach und nach für alle Landſchulen eine kleine Bücherſammlung zu bilden, die ſowohl von den Lehrern und reifern Schülern, als auch von den Ortsbewohnern zur weitern geiſtigen Fortbildung benutzt werden kann. Die Verſendung der Bücher geſchieht zur Erleichterung der ſchon bedeutenden Ausgaben des Vereins auf amtlichem Wege.

Der ſeit 1841 in Bonn beſtehende Verein rheinländiſcher Alterthumsfreunde, der während der Zeit ſeines Beſtehens ſchon eine erfreuliche Thätigkeit entwickelt und beſonders im preußiſchen Rheinlande und in Holland große Theilnahme gefunden hat, wird, um die Zahl ſeiner Mitglieder, die bis jetzt gegen 200 beträgt, zu vermehren, neben ſeinen bisherigen Jahrbüchern auch eine Abtheilung für mittelalterliche Kunſtwerke gründen.

Neben den mannigfachen Vereinen, die bereits in Mainz beſtehen, hat ſich ſeit Jahresfriſt, auf Anregen des Medicinalraths Dr. Zeiß in Mainz und des Hofraths Dr. Simeons in Worms ein neuer wiſſenſchaftlicher Verein gegründet, nämlich der Verein rheinheſſiſcher Aerzte, welcher beſonders ein engeres Anſchließen der Aerzte zur Erleichterung des wiſſenſchaftlichen Verkehrs, zur Beförderung der Collegialität und der Würde des ärztlichen Standes bezweckt. Der Verein theilt ſich in zwei Sektionen, eine ſüdliche und eine nördliche, deren jede jährlich drei Sitzungen an wechſelnden Orten der Provinz Rheinheſſen hält. Die Sektionen ſtehen durch einen Vorſtand in ſteter wechſelſeitiger Verbindung und halten jährlich eine gemeinſchaftliche Verſammlung, ebenfalls an wechſelnden Orten. Seine königl. Hoheit der Großherzog von Heſſen hat das Protektorat dieſes Vereins übernommen.

Stiftungen.

Der Erzbiſchof zu Bamberg, von Urban, hat aus Anlaß ſeines fünfzigjährigen Prieſterjubiläums für die Stadt Bamberg 3500 fl. zu wohlthätigen Zwecken zur Verfügung geſtellt: nämlich zur Errichtung einer Beſchäftigungsanſtalt, zur Begründung einer Anſtalt für Erziehung verwahrloſter Kinder, zur ſofortigen Unterſtützung der Armen ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes (je 1000 fl.), endlich für die Kleinkinderbewahranſtalt 500 fl.

Der in Potsdam verſtorbene Stadtrath Eiſenhardt hat zur Begründung eines bürgerlichen Krankenhauſes 50,000 Rthlr., ebenſoviel für Errichtung von Freiſchulen, 15,000 Rthlr. zur Begründung von Freiſtellen im dortigen Gymnaſium, 10,000 Rthlr für Hoſpitäler, 5000 Rthlr. zu einem Leichenhauſe in Potsdam vermacht.

Der ſtreitſignirte Pfarrer von Maiſach, J. A. Donderer, hat zu Pfarr-, Schul- und andern Zwecken verſchiedene Stiftungen im Betrag von 5000 fl. gemacht, was die königliche Beſtätigung erhalten hat.

Denkmale.

Am 14. Juni ward unter großem Pomp das Kaiſer-Franz-Monument im Innern des Burgplatzes zu Wien feierlich enthüllt. Die Statue iſt bekanntlich ein Werk des Ritters Marcheſi, k. k. Hofbildhauers.

Unter angemeſſenen Feierlichkeiten wurde am 15. Juli das Denkmal des Ludwigs-Kanals bei Nürnberg enthüllt. Es beſteht aus vier großen Gruppen, von Schwanthaler entworfen und von ſeinen talentvollſten Schülern ausgeführt, dem Rhein, der Donau und den Perſonifikationen des Handels und der Schifffahrt.

Schweiz.

Literatur. Zur genauern Einſicht in die religiöſen Wirren und Kämpfe der Schweiz dient die bei Meyer und Zeller am Ende des Jahres 1845 erſchienene Schrift: „Geſchichte des Jeſuitenkampfes in der Schweiz. Von einem Züricher.“ Die ſeit dem Beginn des Kampfes vorgefallenen Ereigniſſe ſind ſehr überſichtlich zuſammengeſtellt, klar entwickelt und deutlich die Geſichtspunkte bezeichnet, von denen jede der drei Parteien, die beiden extremen und die vermittelnde, ausgegangen ſind.

Die „Mittheilungen der Antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich“ bringen ſo Manches, was auch der Beachtung des auswärtigen Geſchichtsfreundes würdig iſt, daß eine kurze Erwähnung derſelben hier wohl am Orte. Die beiden erſten Hefte des 3. Bandes (1845) enthalten eine hiſtoriſche Abhandlung „das ehemalige Kloſter Kappel in Zürich. Geſchichte des Kloſters vom Prof. Vögelin und Bemerkungen über die Bauart der Kirche von J. Keller;“ und eine numismatiſche „die Bracteaten der Schweiz, nebſt Beiträgen zur Kenntniß der ſchweizeriſchen Münzrechte während des Mittelalters von H. Meyer.“ Mit 3 Münztafeln.

Belgien.

Literatur. Die vlämiſche Bewegung verbreitet ſich immer weiter. Die literariſchen Vereine werden in ihrer Wirkſamkeit auch durch andere Genoſſenſchaften, die mehr geſellſchaftliche Zwecke verfolgen, bereits vielfach unterſtützt, wie denn in Gent z. B. ſich eine neue „Vlämiſche Geſellſchaft“ gebildet hat, deren Mitglieder ſchnell bis auf 150 angewachſen ſind. Die literariſchen Unterhaltungen, die zum Theil ihre Zuſammenkünfte erheitern, haben ſchon manches ſchöne Talent gezeitigt und die Stifter haben ſich genöthigt geſehen, eine Zeitſchrift zu gründen, um dieſe Mittheilungen auch für ein größeres Publikum zugänglich zu machen. Dabei iſt die Geſellſchaft das Band geworden zwiſchen allen Freunden vlämiſcher Nationalität, zwiſchen Schriftſtellern und Dilettanten, Geübten und Ungeübten; andere Städte ſind dem guten Beiſpiel gefolgt.

Kunſt. Seit Belgien ein ſelbſtſtändiger Staat geworden iſt, hat ſich das Element der Kunſt auf eine eigenthümliche Weiſe in ihm ausgebildet. Auch wird die Kunſt wohl nirgends ſo gepflegt als hier. Es giebt nicht weniger als 42 Akademien und öffentliche Lehrſäle für Malerei, höhere Zeichnung und Architektur in Belgien und die Zahl der Zöglinge

beläuft ſich auf 6—7000. Unter den Akademien nimmt die von Antwerpen unter Wappers Leitung den erſten Rang ein; dann folgen die von Gent und Brügge, hierauf die von Mecheln, Löwen, Lüttich, Ypern, Aloſt, Bergen ꝛc.

Holland.

Univerſität. Um einem dringenden Bedürfniß in Bezug auf die Kolonien zu genügen, ſollen an einer der niederländiſchen Univerſitäten drei neue Lehrſtühle errichtet werden: 1) für die japaniſche und chineſiſche Sprache, 2) für die javaniſche Sprache und Literatur und 3) für die Geſchichte und Erdkunde von Niederländiſch-Indien. Bisher bot nur die neue Akademie zu Delft Gelegenheit ſich mit der japaniſchen Sprache bekannt zu machen, doch iſt dieſe Anſtalt nur für Jünglinge beſtimmt, die ſich dem Staatsdienſt in Niederländiſch-Indien widmen wollen.

England.

Kirche. Zu Tremeirchion in der wäliſchen Grafſchaft Denbigh ſoll demnächſt zum Bau eines Jeſuitencollegiums geſchritten werden. Die Miſſionsthätigkeit der katholiſchen Kirche hat das Fürſtenthum Wales, deſſen Bewohner von der Staatskirche etwas vernachläſſigt werden, vorzugsweiſe ins Auge gefaßt. Aus der ſtammverwandten Bretagne ſind nach Wales Miſſionäre, welche die kymriſche Landesſprache reden, entſandt worden.

Ueberhaupt ſcheint der Jeſuitenorden auf britiſchem Boden ſehr zu gedeihen, er beſitzt daſelbſt ſchon mehrere beträchtliche Ordenshäuſer.

Literatur. John O'Connell hat angefangen die Biographie und die Reden ſeines Vaters Daniel O'Connell herauszugeben. Bereits iſt der erſte Band erſchienen („The life and speeches of Daniel O'Connell. M. P. Edited by his son John O'Connell M. P.“), der O'Connell's Reden vom Beginn ſeiner politiſchen Laufbahn im J. 1800 bis zum Juli 1825 enthält und zugleich alle nöthigen Notenumſtände dieſer Reden giebt. Engliſche Blätter loben den Styl O'Connells. Der Examiner ſagt z. B. bei Erwähnung dieſes Buchs: „Herr John O'Connell iſt kein großer Meiſter weder des Styls noch des Raiſonnements; er macht ſowohl in der Diktion wie in der Logik die ſonderbarſten Schnitzer. Doch ſind ſeine verknüpfenden Bemerkungen oft intereſſant und durchgehends zeugen ſie von der ſtarken Liebe, womit alle Glieder der Familie, wie bekannt, an Daniel O'Connell hängen“.

Höchſt wichtig für die engliſche Geſchichte iſt das neue Werk Carlyle's über Cromwell: „Oliver Cromwell's Letters and Speeches with Elucidations. By Thomas Carlyle“, in 2 Bänden, das mit treuem Sammlerfleiß und gewiſſenhafter Verarbeitung des Stoffs den vielgeſchmähten Charakter Cromwells rechtfertigt und in einem wahreren Lichte hinſtellt. Die Times, welche mit großer Anerkennung von dieſem Buche ſpricht, ſagt unter Anderem: „Hätte Cromwell ſeine Apologie ſelbſt ſchreiben können, er würde dieſe Sprache gewählt haben; aber ſo wie er geſtorben, gebrandmarkt von der Nachwelt, von Haß, Rachſucht, Neid, Unwiſſenheit und Vorurtheil, konnte er ſich keinen beſſeren Schutzredner und Herold wünſchen, als er jetzt gefunden hat. Wer Cromwell und ſeine Zeit nicht falſch beurtheilen will, der muß mit Ruhe und Geduld nach der Länge und Breite leſen, was er ſelbſt geſagt und geſchrieben.“

Bei Bentley ſind ſo eben die „Denkwürdigkeiten Georgs III.“ von Horace Walpole aufgegeben worden, zum erſtenmale veröffentlicht nach der urſprünglichen Handſchrift und mit Auszügen aus dem Tagebuche des Herzogs von Grafton. Der Herausgeber iſt Sir Denis Lemarchant. Der verſtorbene Lord Holland hatte urſprünglich verordnet, dieſe Memoiren, ihrer vielen perſönlichen Anekdoten wegen, erſt mehrere Jahre nach ſeinem Tode zu veröffentlichen.

Halliwell's „Letters of the Kings of England“ enthält eine Reihenfolge von Originalbriefen der Könige und Königinnen von England von den früheſten Zeiten an. Beſonders reich iſt die Mittheilung von Briefen Heinrichs VIII., namentlich ſeine Liebesbriefe an Anna Boleyn.

Die Königin von England hat zur Veröffentlichung der in ihrem Beſitze befindlichen authentiſchen Urkunden in Betreff der Geſchichte der Stuarts Erlaubniß gegeben. Zuerſt wird der Briefwechſel des Biſchofs Atterbury erſcheinen, dem dann die Briefe und Papiere des Lords Bolingbroke, des Grafen von Mar, des Herzogs von Ormond u. A. folgen ſollen.

Charles Dickens Buch über Italien (»Pictures from Italy«), die Frucht ſeines einjährigen Aufenthalts in dieſem Lande, wo er Genua zu ſeinem Hauptquartier gemacht hatte, iſt erſchienen. Es iſt, wie ſchon der Titel andeutet, kein wiſſenſchaftliches oder artiſtiſches Werk, ſondern eine Sammlung von Skizzen des Selbſterlebten in bald gemüthlicher, bald humoriſtiſcher Darſtellung.

Harriſon Ainsworth behandelt in ſeinem neuen Romane: „Königin Anna und ihr Hof", faſt denſelben Stoff, den Scribe in ſeinem „Glas Waſſer" benutzte, nur daß der Engländer der Geſchichte treuer folgt als der Franzoſe. Zu bedauern iſt nur, daß er von den geſchichtlichen Charakteren nur flüchtige Umriſſe gibt und die ſchon aus dem Scribe'ſchen Luſtſpiel bekannte Liebesintrigue zwiſchen Abigail und Maßham zu ſehr in den Vordergrund ſtellt.

Eine gründliche Ueberſicht der poetiſchen Literatur Irlands gibt D. J. M'Carthy's literar-hiſtoriſches Werk: „die Poeten und Dramatiker Irlands", das in Duffy's »Library of Ireland« erſchienen iſt.

Auch die deutſchen Philoſophen werden immer mehr in das Ausland verpflanzt. Schon früher erſchien eine engliſche Ueberſetzung von Fichte's „Vorleſungen über das Weſen des Gelehrten." Dieſem ſchließt ſich jetzt die Ueberſetzung eines zweiten Fichte'ſchen Werkes, der „Beſtimmung des Menſchen" an, das unter dem Titel »The Destination of Man. By J. G. Fichte. Translated from the German by Mrs. Percy Sinnett« vor Kurzem erſchienen iſt. Die Ueberſetzung iſt wohlgelungen und beurkundet ein nicht gewöhnliches Talent.

Frankreich.

Kirche. Nach dem Jahresberichte der franzöſiſchen katholiſchen Miſſionen hat ſich deren Einnahme, die im Jahre 1843 bedeutend gefallen war, im Jahre 1845 wieder ſehr gehoben, denn ſie betrug 3,707,543 Fr.; doch klagen ſie, daß das Wachsthum der Einnahmen mit den Bedürfniſſen in keinem Verhältniſſe ſtehe. Seit 1840 ſind nicht weniger als 40 neue Diöceſen gegründet und 718 Miſſionäre ausgeſchickt worden. Von dieſer Einnahme kommen als Adminiſtrationskoſten 24,332 Fr. in Abzug; die Annalen der Miſſionen koſten 181,401 Fr. für Druck, Ueberſetzung ꝛc. (es erſcheinen jährlich 6 Hefte oder 30 Bogen in 9 Sprachen und in 467,000 Exemplaren), das Uebrige der Einnahme geht direkt an die Miſſionen ab. Auf Europa kamen 660,432 Fr., wovon für England allein 178,525 Fr.; merkwürdig iſt ein Poſten von 20,000 Fr., der unter der geheimnißvollen Bezeichnung aufgeführt iſt „für eine katholiſche Anſtalt in einem proteſtantiſchen Lande." Die aſiatiſchen Miſſionen haben 1,035,878, Afrika 279,529 Fr., Amerika 1,022,858 Fr. erhalten, wovon auf Nordamerika allein faſt eine Million kommt, wo die Miſſionen 32 Biſchöfe und dauernde Stationen verſchiedener Orden haben. Die Miſſionen im Südmeere ſind jetzt unter 12 Biſchöfe vertheilt und koſten 450,402 Fr.

Literatur. In den Händen des Herrn Libri iſt eine merkwürdige Sammlung von Jugendarbeiten Napoleon Bonaparte's, die, wenn auch nicht durch ihren Gehalt, doch durch die Blicke, die ſie auf den Charakter des großen Mannes ſelbſt in ſeiner früheſten Jugend- und Bildungszeit eröffnen, von dem höchſten Intereſſe ſind. Im 15. Jahre ſeines Alters ſchickte er ſeinem Lehrer einen an Necker adreſſirten Aufſatz, der eine Conſtitution für Frankreich enthielt; trotz des abrathenden Urtheils des Lehrers ſandte ihn Napoleon an Necker, erhielt natürlich keine Antwort, ſcheint das aber doch ſehr übel genommen zu haben. Er konnte Zeit ſeines Lebens Necker nicht leiden. Merkwürdig iſt auch, daß die geographiſchen Excerpte des Knaben mit der Inſel Helena endigen.

Didot will, dem Gerücht zufolge, eine Literaturzeitung von großem Umfang gründen. Bücher haben ſich ähnliche Unternehmungen in Frankreich nicht gehalten und es iſt ſehr zu bezweifeln, ob dieſes neue Unternehmen glücklicher ſeyn werde als ſeine Vorgänger.

Lacretelle's „Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs", von dem die erſten beiden Bände erſchienen ſind, iſt etwas breit und anekdotenartig gehalten und nimmt nicht ſelten den Charakter von Memoiren über Hof und Geſellſchaft an. Tiefgreifende Unterſuchungen, überraſchende großartige Ueberblicke, kurz den Hiſtoriker im großen Styl darf man bei ihm nicht ſuchen.

Für Geſchichte und Literaturgeſchichte iſt Fauriels »Histoire de la poésie provençale«, die aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren vor Kurzem in 3 Bänden herausgegeben worden iſt, von großer Bedeutung. Fauriel hat ſich faſt ſein ganzes Leben lang mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt, und wie tief er in ihn eingedrungen iſt, hat ſchon ſeine treffliche „Geſchichte des ſüdlichen Frankreichs" bewieſen. In der Geſchichte der provençaliſchen

Poeſie ſtellt er unter anderm die eigenthümliche Anſicht auf, daß die Epopee des Mittelalters unter den Provençalen ihren Urſprung genommen hätte.

Clements »Histoire de la vie et de l'administration de Colbert«, beruht auf einem ſehr gründlichen Studium der Dokumente, enthält zahlreiche Auszüge aus ungedruckten Papieren der k. Bibliothek und der Archive und iſt in ſehr billigem, gemäßigtem Geiſt geſchrieben, obgleich der Verf. Colbert vom Standpunkte der Schule der Handelsfreiheit beurtheilt und daher viel an ihm auszuſetzen hat.

Mit celtiſchem Fanatismus iſt die »Histoire des peuples Bretons« von Courſon geſchrieben. Der Verf. polemiſirt gewaltig, was die Lektüre ſeines Werkes etwas unangenehm macht, doch hat er gründliche Studien gemacht und hält ſich von der Phantaſterei früherer celtiſcher Schriftſteller frei.

Wichtiger für die Kenntniß der Bretagne iſt ein anderes celtiſches Buch »Barzaz Breiz, chants populaires de la Bretagne«, geſammelt und herausgegeben von Villemarqué, von dem eben die 4. Auflage erſchienen iſt. Es ſind wahre Volkslieder, aus dem Munde des Volks geſammelt.

Die »Histoire des conquêtes des Français en Grèce sous les Villehardouins« von Buchon verdient ſchon wegen der Gründlichkeit, mit der der Verfaſſer bei der Ausarbeitung zu Werke gegangen iſt, beſondere Aufmerkſamkeit, denn erſt nachdem er alle Dokumente über dieſe Epoche, die er hat auftreiben können, geſammelt und herausgegeben und mehrere Reiſen nach Griechenland unternommen hat, die Lokalitäten kennen zu lernen, iſt er an die Ausarbeitung ſeines Werkes gegangen.

Der Generaladvokat Raynal in Bourges hat eine »Histoire de Berry« verfaßt. Dieß Werk iſt nach einem gründlichen Studium der Quellen und handſchriftlichen Dokumente und in einem wahrhaft hiſtoriſchen Sinn geſchrieben. Solche Lokalarbeiten ſind höchſt verdienſtlich, namentlich für die lange Epoche, wo die königliche Regierung nur einen ſehr ungewiſſen und ungleichen Einfluß auf die Städte und die mächtigen Vaſallen hatte.

Von gleich großer Bedeutung wie das vorgenannte iſt ein anderes Werk von Jules Migeon: »La France, ses institutions, ses assemblées politiques, son état social et moral et le développement de ses libertés politiques.«

Ein vielleicht nicht geringeres Intereſſe verſpricht die in Lieferungen erſcheinende Schrift Konradin von Brandenſteins »Mouvement politique, religieux, littéraire, industriel et social de l'Allemagne« in Anſpruch zu nehmen.

In der neueren Zeit iſt auch wieder in das Studium der altfranzöſiſchen Literatur einiges Leben gekommen. Eduard Dumeril ſetzt die Herausgabe des »Garin le Lohérain« fort, von dem Paulin Paris bereits einige Stücke veröffentlichte; dieſer Letztere gibt als Fortſetzung ſeiner Beſchreibung der Manuſkripte der k. Bibliothek die »Chansons d'Antioche« heraus, und ein junger Deutſcher, Hr. Holland, bereitet eine neue kritiſche Ausgabe des Löwenritters von Chrétien de Troyes vor. Auch das rüſtige Fortſchreiten der auf Koſten der Regierung begonnenen Herausgabe der »Cartulaires de France« durch Hrn. Guérard iſt rühmend zu erwähnen. Bereits ſind erſchienen die Urkunden von St. Bertin zu St. Omer in Artois, von St. Ouen zu Rouen, und von St. Père zu Chartres; daran ſchließt ſich in 4 ſtarken Bänden das Urkundenbuch der Kathedrale von Paris unter dem Titel »Cartulaire de Notre-Dame.«

Vereine. In Lyon hat ſich eine Association médicale du Rhone gebildet, mit dem Zwecke, an dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft zu arbeiten, die Würde und die Rechte des ärztlichen Standes aufrecht zu erhalten und eine gegenſeitige Unterſtützung zu begründen. Ein durch Wahl eingeſetzter Rath iſt zugleich Adminiſtrations- und Familienrath. Als erſterer leitet er die Geſchäftsführung und den Verkehr mit den Behörden oder andern wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften, als letzterer beſchließt er Verweiſe, augenblickliche oder gänzliche Ausſchließung von Mitgliedern, die den Statuten zuwider handelten, die Würde des Standes verletzten u. ſ. w. Von vornherein vom Verein ausgeſchloſſen ſind alle Arznei verkaufenden Aerzte, und die welche ſich durch öffentliche Anſchläge oder Zeitungsinſertionen oder gedruckte den Vorübergehenden mitgetheilte Adreſſen ankündigen.

Spanien.

Literatur. Einen werthvollen Beitrag zur ſpaniſchen Literaturgeſchichte hat vor Kurzem ein bisher noch wenig bekannter Schriftſteller, Perez del Rio, in dem Originalwerke »Galeria de la literatura española« geliefert.

Sue's Geheimniſſe von Paris haben auch in Spanien Nachahmungen gefunden, indem es daſelbſt Geheimniſſe von Madrid, Sevilla, Cadix ꝛc. gibt. Der Verfaſſer der Myſterien von Madrid, Villergas, ſoll aber Geiſt und Witz in ſeinem Romane entfalten.

Ueberſetzt werden in Spanien wie in Deutſchland die Pariſer Feuilletonromane. Auch Thiers' „Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs" hat ihren Ueberſetzer gefunden, und zwar in dem ehemaligen Premierminiſter Don Joaquim Maria Lopez.

Von beſonderem Intereſſe iſt es, zu ſehen, daß man ſich auch in Spanien mit dem Studium der Nationalökonomie beſchäftigt. Es iſt damit wenigſtens die Hoffnung gegeben, daß der bisherige troſtloſe Zuſtand der öffentlichen Verwaltung einige Ausſicht auf eine beſſere Zukunft hat. In öffentlichen Blättern werden drei dahin einſchlagende Schriften genannt: 1) von F. M. de Badille »Discursos economico-politicos y sumario de la España economica de los siglos XVI. y XVII.« Das Buch beſteht aus mehreren Abhandlungen, von denen einige, wie die über die Wuchergeſetze und über Schutzzölle, ſchon früher geſchrieben und veröffentlicht worden und nur von untergeordnetem Werthe ſind; neu iſt eine Geſchichte des wirthſchaftlichen Zuſtandes Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert, die ſehr ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte der Staatsökonomie in Spanien gibt. M. Colmeiro's »Tratado elemental de la economia politica eclectica« (2 Bde., Madr. 1845) iſt ein ſehr ungenügendes Handbuch der Staatswiſſenſchaft, das von einer ſehr mangelhaften Kenntniß des Verfaſſers in Bezug auf die Quellen ſeiner Wiſſenſchaft zeugt. Seoane's »Reflexiones sobre la organizacion del trabajo y la asociacion de las clases laboriosas« (Madr. 1845) iſt ebenfalls nur von geringem Werth und nur deßhalb intereſſant, daß man ſieht, daß auch dieſe Zeitfrage ihren Weg über die Pyrenäen gefunden hat.

Italien.

Literatur. Sehr dankenswerth iſt ein längerer Aufſatz in der A. Allgem. Zeitung über die neueſte hiſtoriſche Literatur in Italien, je ſchwieriger es iſt, von den literariſchen Beſtrebungen dieſes Landes ohne genaue perſönliche Verbindungen in dem Lande ſelbſt eine fortlaufende Kenntniß zu erhalten. Wir erſehen aus dieſem höchſt intereſſanten Bericht, wie thätig die Italiener namentlich in Bearbeitung der Lokalgeſchichte ihres Landes ſind. In dem ſchon früher erwähnten »Archivio storico Italiano« hat in dem 6. Bande der Profeſſor Fr. Bonaini zu Piſa Raffaello Roncioni's Geſchichte von Piſa herausgegeben; der 7. und 8. iſt der Geſchichte Venedigs gewidmet. In dem fernern Berichte über die einzelnen Provinzen finden wir vielfache Bearbeitungen der ältern Geſchichten der Feſtlandſtaaten, einzelner Orden, wie der Templer, plötz Stadt- und Landgeſchichten ꝛc., die wir hier nicht wieder abſchreiben können, deren verdienſtvolle Zuſammenſtellung es aber verdient, daß man wiederholt darauf aufmerkſam macht, obgleich der Name des Verfaſſers Aufr. Neumont eine ſolche Empfehlung unnöthig erſcheinen laſſen konnte.

Von dem intereſſanten Sammelwerk Alberi's »Relationi degli Ambasciatori Veneti al Senato« iſt nach einer mehrjährigen Unterbrechung der 7. Band oder der 3. der 2. Serie erſchienen. Er enthält Relazioni della Corte di Roma nel secolo XVI. und zwei Originaldocumente aus der Sammlung Gapponi und iſt reich an intereſſanten und wichtigen Belegen.

Federigo kündigt eine Sammlung der vorzüglichſten Nationalökonomen Italiens und des Auslandes an, die aus zwei Abtheilungen beſtehend, theils die gewerbſchaftliche und politiſche Oekonomie des 18. und 19. Jahrhunderts, theils die intereſſanteſten Artikel über politiſch-ökonomiſche Gegenſtände der Gegenwart aus den vorzüglichſten Jahrbüchern, Journalen ꝛc. umfaſſen ſoll.

Kunſt. Der Sekretär am Muſeo Borbonico, Stanislaus Aloë, hat vor Kurzem ein ſtarkes Werk über die Gemälde des Zingaro im Kloſter Sanſeverino zu Neapel herausgegeben, unter dem Titel »Le Pitture dello Zingaro, dimostanti i fatti di S. Benedetto« mit 17 Kupferplatten.

Slawiſche Länder.

a) Polen.

Als eine ſehr intereſſante und bei dem allgemeinen Intereſſe für kirchliche und Confeſſionsangelegenheiten ſehr zeitgemäße Schrift kann die „Geſchichte der arianiſchen Confeſſion in Lithauen" (»Dzieje Kościołow myznania helweckiego w Litwie«), herausgegeben

von Joſeph Lukaßzewicz in Poſen, bezeichnet werden. Der Verf. ſchildert das Eindringen der Reformation in Lithauen, die Begünſtigung des Calvinismus durch den lithauiſchen, beſonders höhern Adel, den Nachtheil, den die Verbreitung der Reformation in Polen, ſo wie des Calvinismus in Lithauen durch das Hervortreten des Socinianismus und die dadurch unter den Nichtkatholiken hervorgerufenen Streitigkeiten erlitt, ſowie die heftigen Verfolgungen dieſer beiden Kirchen durch die Jeſuiten mit großer Anſchaulichkeit und Wahrheit. Das Werk ſchließt mit dem traurigen Zuſtand, in welchem ſich die lithauiſchen Calviniſten bei der Thronbeſteigung des letzten polniſchen Königs befanden. Der 2. Theil des Werks enthält manche beachtenswerthe Bemerkungen zur polniſchen Literaturgeſchichte.

b) Böhmen.

Ritter Hanka, Bibliothekar des böhmiſchen Nationalmuſeums, hat eine Prachtausgabe des „Krönungsceremoniells in Rheims“ (bekanntlich ſlawiſchen Urſprungs) in Prag veranſtaltet. Ebendaſelbſt ſoll bei Pokrſſil ein „Almanach böhmiſcher Dichterinnen“, von Frauen verfaßt und redigirt, erſcheinen. Von Dr. Picht in Prag erwartet man eine böhmiſche Ueberſetzung des Don Quixote.

c) Illyrien.

Der bekannte Gelehrte Dr. Ludwig Gaj in Agram, welcher bereits eine Geſchichte Illyriens geſchrieben hat, wird nächſtens eine »Bibliotheca Illyrica« in 3 Bänden herausgeben, die ein Verzeichniß aller in und über Illyrien, von und für Illyrien geſchriebener Bücher enthält, der erſte Beitrag zur Literaturgeſchichte dieſes Landes und Idioms.

Ungarn.

Seit 1839, wo das ungariſche Nationaltheater zu Peſth zum Reichsinſtitute erhoben und mit einem Fonds von 400,000 fl. ausgeſtattet wurde, noch mehr aber ſeit der Ausſetzung beträchtlicher Preiſe für Originaldramen hat ſich die dramatiſche Literatur Ungarns ſo vermehrt, daß das Nationaltheater gegenwärtig an 1000 theils überſetzte, theils Originalſtücke beſitzt. Unter den Ueberſetzungen findet man das Beſte, was die dramatiſche Literatur des Auslandes in älterer und neuerer Zeit aufzuweiſen hat; unter den dramatiſchen Originaldichtern werden beſonders gerühmt Vörösmarty, Ungarns größter Lyriker und Epiker, Szigligeti, der den Genannten durch effektvolle und bühnengerechte Anlage ſeiner Stücke oft trifft, und Szabo, deſſen Dichtungen gleichfalls ein bedeutendes Talent verrathen ſollen.

Oſtindien.

In Delhi erſcheinen 7 Journale in Hindeſtani, worunter beſonders ein literariſches: »Fewayed ul Nazirin« ſich auszeichnet, das ganz in europäiſchem Sinne, aber von Eingebornen geſchrieben wird. Ein anderes, »Guli Rona«, dagegen iſt ein Organ des orientaliſchen Elements der Stadt und enthält Gedichte, welche in einer Geſellſchaft von Dichtern alle 15 Tage in öffentlicher Sitzung vorgeleſen werden. Es ſind meiſt Nachahmungen perſiſcher Gedichte.

In der muhamedaniſchen hohen Schule zu Delhi, die jetzt unter der Leitung eines Tyrolers, Dr. Sprenger, ſteht, ſollen die Schüler namentlich im Fache der Mathematik gute Fortſchritte machen. Hier bilden ſich die jungen Leute, die ſich für den Dienſt der Compagnie [illegible].

Seit 4 Jahren beſteht in Delhi eine Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe unter den Eingebornen, die ziemlich zu gedeihen ſcheint. Sie gibt Werke in Hindeſtani über Gegenſtände aller Art heraus, theils Ueberſetzungen, theils Bücher, die für ſie geſchrieben werden, geſchichtliche, naturwiſſenſchaftliche, mathematiſche ꝛc.

iſt nicht nur nicht erwieſen, ſondern höchſt unwahrſcheinlich, und wäre ſie erwieſen, ſo bliebe jene qualitative Verſchiedenheit des damaligen Klimas vom jetzigen eine unerweisliche Hypotheſe. Jedenfalls aber — und dies iſt unſere delenda Carthago — hätten jene jugendlich friſchen Kräfte des Planeten etwas gewirkt, was uns mit dem verſtändigen Gang der Natur ewig unvereinbar ſcheint: ſie hätten die groſe Maſſe der Menſchheit degradirt. Man läſt doch ſonſt die Natur bei ihren Schöpfungen überall vom Niedrigen zum Höhern, vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren aufſteigen, und der Menſch als ſolcher iſt ja nach eben dieſem Begriffe ihr letztes Meiſterſtück. Warum ſoll nun innerhalb des Menſchengeſchlechts unter den Formen, in die es ſichtbar von der Natur ſelbſt zerfällt iſt, gerade die entwickeltſte Form die urſprüngliche und die unvollkommeneren Formen Degenerationen der erſtern ſeyn? Gibt es hiefür eine Analogie in der Natur? Gleicht nicht dieſe ganze Geſchichte von der Verbreitung und Verartung der Menſchheit einem Mährchen, das ſich dann erſt logiſch abſpinnt, wenn man die irrationellen Vorausſetzungen zugibt, auf die es gebaut iſt?

Man ſieht, jene Vorſtellung von der umbildenden Kraft der jugendlichen Erde, und damit das ganze alte anthropologiſche Syſtem ruht auf einer beſtimmten Anſicht von der Bildung der Erdoberfläche und ihren Umwälzungen. Sie gehört dem ganzen Ideenkreiſe einer frühern Geologie an, und muſ mit dieſer von ſelbſt fallen. Wir ſind hiemit auf dem Punkt angelangt, wo wir das Problem aus dem Geſichtspunkt der neuern Anſichten über die Erdbildung betrachten können.

Wir müſſen vorausſetzen, daſ der Leſer im Allgemeinen damit bekannt iſt, wie man ſich das Verhältniſ des Landes zum Waſſer, als eine Bildung in der Zeit, das Verhältniſ der ſogenannten Urgebirge zu den Flötzen früher erklärte, und wie man es ſich jetzt erklärt; wie die neptuniſtiſche Anſicht, als die Wiſſenſchaft die Widerſprüche und Unmöglichkeiten derſelben gehörig gefaſt hatte, in die ſogenannte Erhebungstheorie umſchlug.

Der Gedanke, daſ manche Theile der Erdrinde durch unterirdiſche Kräfte hier aufgehoben, dort eingeſunken ſeyn könnten, wiederholte ſich von jeher in den Erdtheorien; er wurde aber entweder rein

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redaktionscommission.

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

ERSTER JAHRGANG.

Mit drei Steintafeln.

BIBL. VNIVERS. LAES.

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1845.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp. in Stuttgart

Inhalt.

I. Angelegenheiten des Vereins. Seite

Entstehung und Constituirung des Vereins. Von Prof. Dr. Th. Plieninger 1

Organische Bestimmungen des Vereins 8

Bericht über die erste Generalversammlung des Vereins am 2. Mai 1845 zu Stuttgart 129

Rechenschaftsbericht 130

Vorträge.

Gedächtnissrede auf Staatsrath von Kielmeyer von O.-Med.-Rath Dr. Jäger 137

Prof. Dr. v. Rapp über die nicht mehr lebenden Naturforscher Württembergs 145

Prof. Dr. Quenstedt über Hoffnung auf Kohlen in Württemberg 145

Prof. Dr. Sigwart über die Cannstatter und Berger Mineralquellen 150

Kreisforstrath Graf Mandelsloh über Palaeomeryx Scheuchzeri und Gyrodus umbilicus 152

Dr. G. Leube über die Bedeutung der Chemie für die Geognosie 153

Prof. Dr. Zenneck über die Gase 154

Prof. Dr. Kurr über einige weniger bekannte Gebirgsarten des Schwarzwaldes 155

Prof. Dr. Plieninger über den englischen hydraulischen Cement und das Vorkommen des Gesteins in Württemberg 157

Seite

Derselbe über Tubifex antiquus 159

Apotheker Dr. W. Leehler über neue Phanerogamen in Würtemberg 159

Prof. Dr. Kurr über die Verbreitung des knochenführenden Lehms 161

Prof. Dr. Plieninger über die Wetterscheiden in Württemb. 181

Verzeichniss der bis zum 2. Mai 1845 beigetretenen Mitglieder . 164

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der vaterländischen Naturkunde Württembergs. Von Prof. Dr. Th. Plieninger. . 15

Ueber die Zähne des Hirsches. Von Prof. Dr. W. v. Rapp. . 64

Ueber die Ernährung des Fötus der Wiederkäuer. Von Demselb. . 67

Ueber die Flora von Württemberg. Von Prof. Dr. Hugo v. Mohl. . 69

Eine neue Krätzmilbe (Sarcoptes Bovis). Von Medic.-Rath E. Hering. 110

Ueber die Pferderaçen. Von Prof. W. Baumeister. . . 114

Versuche Holz mit Flüssigkeiten zu imprägniren. Von Prof. Dr. Fehling 170

Beschreibung des Diluviums im Thale von Stuttgart und Canstatt. Von Direktor von Seyffer 183

Ueber die Benutzung der aus den natürlichen warmen Mineralquellen ausströmenden Wärme zu Erwärmung von Frühbeeten, Gewächshäusern und andern verschlossenen Räumen. Von Demselb. 209

Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche über die den Herbarien schädlichen Insekten. Von G. v. Martens 213

Ueber einige Belemniten Württembergs. Von Prof. Dr. Kurr 233

Verzeichniss der in Württemberg häufiger vorkommenden, theils in freiem, theils in gezähmtem Zustande lebenden Säugethiere. Von O.-Med.-Rath Dr. G. Jäger 236

III. Kleinere Mittheilungen.

Beobachtungen über Zugvögel im Winter 1844 — 1845. . . 127

Backenzähne des Oberkiefers von Palaeomeryx im ältern Süsswasserkalk. Von Dr. Ferd. Krauss 255

Nachträge und Berichtungen zu dem Mitgliederverzeichniss S. 164 255

I. Angelegenheiten des Vereins.

1. Entstehung und Constituirung des Vereins.

Es dürfte wohl überflüssig erscheinen, hier voranzuschicken, von welcher Wichtigkeit für die materiellen Interessen eines Landes, die gewerblichen und die landwirthschaftlichen, eine genaue Erforschung seiner natürlichen Verhältnisse sey. Ebensowenig wird es noch eines Beweises bedürfen, dass auch die wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit es den Pflegern, Liebhabern und Beförderern der Naturwissenschaften zur Pflicht machen, von ihrem Standpunkte aus das ihrige zur Bereicherung der Wissenschaft beizutragen. Der Geist der Association, so wirksam in den bisherigen Jahrzehenden des Friedens, hat fast in allen Ländern Europa's Vereine für naturwissenschaftliche Zwecke hervorgerufen; Württemberg, ein Land, das vor andern dem Naturforscher ein so reiches Material darbietet, und in dem so manche Kräfte für gründliche wissenschaftliche Thätigkeit zu finden sind, hatte bis jetzt keine Anstalt dieser Art aufzuweisen. Zwar haben sich zu verschiedenen Zeiten wiederholte Bemühungen kund gegeben, durch vereinigte Kräfte zu Förderung der Naturwissenschaften in grösserem oder geringerem Mass und Umfang hinzu-

wirken; allein die bisherigen Versuche misslangen in kurzer Zeit, sey es, dass die Aufgabe für die vorhandenen Kräfte allzu gross bemessen, oder dass die Zeit für das Gedeihen des Unternehmens allzu ungünstig, oder der Sinn für diesen Bereich der Wissenschaft noch nicht allgemein genug rege war.

Wenn nun aber die überraschenden Entdeckungen der letzten Jahrzehende in allen Gebieten der Wissenschaft und die nicht minder überraschenden Anwendungen, welche die wissenschaftlichen Errungenschaften auf das Leben fanden, das Interesse für Theorie und Praxis der Naturwissenschaften mehr und mehr in allen Kreisen der Gesellschaft rege machten, wenn der grosse Verein der Naturforscher und Aerzte Deutschlands nach und nach in bald 25jährigem Bestehen nicht nur dieses Interesse überallhin nachhaltig verbreitete, wohin er seine jährlichen Zusammenkünfte verlegte, sondern auch das Signal zu gleichen Wandervereinen in Deutschland selbst und in den Nachbarländern zu Verfolgung vielfacher anderer Zweige der Wissenschaften und ihrer Anwendungen gab; wenn auch in Württemberg der hohe Werth der Naturwissenschaften für die materiellen Interessen der jetzigen Zeit durch Gründung und Vermehrung von Lehranstalten, in welchen die Naturwissenschaften das Fundament des Unterrichtes bilden, anerkannt ist, wenn man heutzutage Lehrer und Schüler mit Fanggarn und Weingeistflasche, mit der botanischen Kapsel und dem geognostischen Hammer Berg und Thal durchziehen sieht: so schien der Moment gekommen, wo ein neuer Versuch, die im Vaterlande zerstreuten Kräfte zu vereinigtem Wirken zu sammeln, unter günstigeren Anzeichen begonnen werden konnte.

Der Versuch begann sehr im Kleinen und in der bescheidensten Weise. Der glückliche, und, wenn in solchen Dingen von Zufall zu reden am Platze wäre, so könnte man sagen, der zufällige Anlass dazu musste aber von aussen, er musste aus grosser Ferne kommen. Die Anwesenheit eines aller Ehre werthen Landsmannes, des Barons v. Ludwig, welcher den angestammten Patriotismus des Württembergers in grossartigem Masstab bethätigte, indem er von der Südspitze von Afrika her die öffentlichen Naturalien-Sammlungen Stuttgarts und Tübingens in einer

Weise bereicherte, welche von Sr. Maj. dem Könige einer glänzenden Anerkennung gewürdigt wurde, vereinigte vor einigen Jahren die Freunde und Liebhaber der Wissenschaft in Stuttgart, um ihm auch ihrerseits in heiterem Abschiedsmahl ihren Dank darzulegen. Der Geist, der die Zungen löst und die Herzen öffnet, kam über die Versammelten. Man fand, dass man zusammenpasse, dass diese Vereinigung des Fortsetzens werth sey, und man setzte seitdem die Zusammenkünfte an bestimmten Tagen ebenso ungezwungen und stets an gedeckter Tafel, wie die erste, wenn auch in frugalerer Weise fort. Des wichtigen und bemerkenswerthen wurde Manches vorgebracht, vorgezeigt, besprochen; allein die Entomologie, die Conchyliologie, die Botanik, zwar sehr würdig und gründlich, aber minder zahlreich in dem kleinen Kreise vertreten, wollten sich zu Zeiten über der Masse dessen, was der Geognost und der Petrefactolog vorzubringen hatte, verkürzt sehen und die durch manche Ungunst des Himmels in ihren Prognosen oft hart bedrängte und zur nichts geltenden Prophetin herabgewürdigte Meteorologie fand sich vereinzelt und ohne Stütze. Das Bedürfniss nach Verstärkung der Zahl für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft wurde immer dringender gefühlt und mit diesem die Nothwendigkeit einer Regel, einer Organisation für einen grösseren Verein. Dazu kommt die in dem Anwachsen des Materials in allen Zweigen der Naturkunde beginnende Nothwendigkeit gegenseitiger Belehrung, durch welche das, was der Einzelne erringt, zum Gemeingut Aller auf kürzerem Wege und auf leichtere Art, als durch die dem Gang der Wissenschaft nicht nur Schritt haltende, nein, dieselbe weit überflügelnde Literatur, werden kann.

Wenn indessen andere Vereine sich eine umfassendere Aufgabe gesteckt hatten, zu deren Lösung die Gunst der Oertlichkeit, der materiellen Mittel, der ausgebreiteteren Verbindungen über die Länder und Meere der Erde sich in höherem Grade darbot, so schien es für unsere Bestrebungen in einem verhältnissmässig kleinen Binnenlande gerathen, die vorhandenen Kräfte vorerst und zunächst auf ein beschränkteres Terrain, das des Vaterlandes, zu concentriren, ein Terrain, das schon durch die natürlichen Grenzen der Flussgebiete des Neckars, der oberen

Donau und des Bodensees der Forschung ein vielleicht um so einladenderes Ziel darbietet, je mehr hiedurch die Möglichkeit gegeben ist, mit der Zeit ein vollständiges Ganzes zu erreichen, als wenn sich die Kräfte in den endlosen Räumen verlieren, welche die Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit vielleicht vergebens zu umfassen trachtet. Dazu kommt, dass für die vaterländische Naturkunde schon manches bereits geschehen ist, das, des Dankes und der Anerkennung in hohem Grade werth, nur geeignet seyn kann, zu weiterem Fortbau auf guter Grundlage zu veranlassen, mit dessen Schilderung daher auch unsere Vereinsschrift beginnen soll. Es schien daher an der Zeit zu seyn, die bisher mehr vereinzelten oder nur in Verbindung mit anderweitigen Zwecken thätigen Kräfte zu Einem bestimmten Zwecke zu vereinigen und durch Theilung der Arbeit in dem weitschichtigen Umfang, zu dem die Naturwissenschaften mit jedem Tage mehr anwachsen, auch auf dem beschränkteren Raume unserer Thätigkeit eine sichere Grundlage zu gewinnen.

Das wohlwollende Entgegenkommen Sr. Erlaucht des Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg, des Herrn Staatsraths Dr. v. Ludwig und des Herrn Professors Dr. v. Rapp in Tübingen zu Besprechung des Planes für eine umfassendere Vereinigung kam der Ausführung des längst gehegten Wunsches zu Hülfe. Die Resultate liegen in den nachfolgenden organischen Bestimmungen des württembergischen Vereins für vaterländische Naturkunde vor. Die Verbreitung derselben in wenigen Abschriften hatte im Verlaufe zweier Wochen nicht nur zuerst den Beitritt der medicinischen Facultät zu Tübingen, sie hatte in Stuttgart und später in allen Theilen des Landes eine so rege und erfreuliche Theilnahme zur Folge, dass die Zahl der Mitglieder, deren Verzeichniss weiter unten folgt, bereits die Zahl von dreihundert übersteigt.

Die Constituirung des Vereins durch die Wahl der Vorstände und des Ausschusses erfolgte am 26. August 1844.

Dieser hatte nun zunächst die Genehmigung der höchsten Staatsregierung zum Bestehen des Vereins einzuholen. Sie erfolgte durch hohen Erlass des Königlichen Ministerium des Innern vom 12. September 1844, welcher also lautet:

Das Ministerium des Innern

an

den Verein für vaterländische Naturkunde.

Da Seine Königliche Majestät vermöge höchster Entschliessung vom 11ten d. M. dem Verein für vaterländische Naturkunde die nachgesuchte landesherrliche Sanction gnädigst bewilligt haben, so wird dieses dem Verein auf die Eingabe seines Vorstandes vom 4ten d. M. hiedurch eröffnet.

Stuttgart, den 12. September 1844.

Schlayer.

Unter den von dem Ausschuss mit regem Eifer vorgenommenen Arbeiten, worüber s. Z. der Rechenschaftsbericht des ersten Jahres das Nähere mittheilen wird, ist noch eine Veranstaltung zu erwähnen, welche zwar ausserhalb der eigentlichen Zwecke des Vereins liegt und auch ursprünglich nicht in dessen Absicht lag, jedoch in der §. 4. der organischen Bestimmungen ausgesprochenen Absicht: „der Wissenschaft auch in ihrer praktischen Richtung auf die geistigen wie die materiellen Interessen Eingang und Anerkennung zu verschaffen," ihre Begründung findet, und als ein, von mehreren Mitgliedern des Ausschusses tief gefühltes Bedürfniss der Zeit auf deren Antrag von dem Ausschuss ins Leben gerufen wurde. Es ist diess die periodische Zusammenkunft der Mitglieder des Vereins in dem Stuttgarter Museum zu Vorträgen über Gegenstände aus dem Bereiche der Naturwissenschaften, bei welchen dann das Gebiet um so weniger auf die vaterländische Naturkunde ausschliesslich beschränkt ist, als es sich hier mehr um die Mittheilung allgemeinerer Resultate, und weniger um Bereicherungen der Wissenschaft in speciellen Richtungen handelt.

Bei dieser Gelegenheit dürfte überhaupt einem leicht auftauchenden Missverstande des eigentlichen Zweckes unserer Vereinigung zu begegnen am Platze seyn, dem nämlich, als ob aus demselben alle und jede Beziehung auf die Naturkunde nicht württembergischer Gebiete, oder auf die allgemeinen Doctrinen der Wissenschaft ausgeschlossen wäre.

Die organischen Bestimmungen haben in §. 1. die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes nur als den nächsten, nicht aber als den einzigen und ausschliesslichen Zweck des Vereins an die Spitze gestellt, wobei es sich von selbst verstehen muss, dass die unendlich mannigfachen Verzweigungen, in welchen auch die speciellsten naturwissenschaftlichen Richtungen mit der allgemeinen Wissenschaft verwachsen sind, für die Bestrebungen des Vereins überhaupt keineswegs, weder durch die selbstgewählte Benennung:

„Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg"

noch durch seine Tendenz, der Wissenschaft auch eine Stimme aus und über Württemberg zu verleihen, abgeschnitten seyn können; wie denn sogleich in §. 2. als die weitere Aufgabe des Vereins „die Anfachung des Sinnes für Naturkunde überhaupt," festgesetzt ist.

Bis jetzt haben in den drei abgewichenen Monaten Zusammenkünfte zu den Vorträgen stattgefunden. Vorträge wurden gehalten:

am ersten Abend von Prof. Dr. Th. Plieninger, der weiter unten folgende: über den gegenwärtigen Standpunkt der vaterländischen Naturkunde Württembergs, und

von O.-Medic.-Rath Dr. Jäger: über die Hauskatze, ihren Ursprung und ihre Verbreitung;

am zweiten Abend von Prof. Dr. Kurr: über das Diluvium in Württemberg und die Diluvialbildungen von Canstatt ins Besondere;

von Dr. Menzel: über die Honigbiene;

am dritten Abend von Sr. Hoheit, dem Herrn Herzoge Paul Wilhelm von Württemberg: Beobachtungen über die Giftschlangen und die Schlangenbeschwörer des nordöstlichen Afrika.

von Director von Seyffer: über die quaternären Bildungen im Stuttgarter und Canstatter Thal und die in letzterem befindlichen natürlichen und gebohrten Mineralquellen;

von Prof. Dr. Reuschle: über den gegenwärtigen Standpunkt der Meteorologie und die Unsicherheit der Carlsruher Wetterverkündigungen.

divinatoriſch ausgeſprochen, oder hatte nicht viel mehr als die Erſcheinungen moderner Vulkanicität zum Haltpunkt. Die Idee wurde erſt dann zum Ei des Kolumbus, als ein deutſcher Mann, Leopold v. Buch, nach vieljähriger Beobachtung der verſchiedenſten Gebirgsprofile und ihrer aufgerichteten Schichten eine neue Welt der Naturanſchauung eröffnete. Die Wiſſenſchaft war endlich ſo weit gereift, daß er die Naturwahrheit ausſprechen konnte: Alle Gebirge der Erde ſind dadurch entſtanden, daß das Urgebirge, der Granit, in halbflüſſigem, geſchmolzenem Zuſtand in gewiſſen Richtungen ſich auftrieb, den Meeresboden durchbrach, die horizontalen Flötzſchichten, aus denen er beſtand, mit ſich emporhob und, je nach dem Umfang und der Höhe der granitiſchen Auftreibung, in verſchiedenen Winkeln aufrichtete. Es iſt hiebei zur Erklärung des Phänomens im Ganzen gleichgültig, ob man ſich die Urgebirgsmaſſe durch irgend eine, urſprünglich von unten nach oben wirkende Kraft emporgehoben denkt, oder ob man die Grundurſache in der allmählichen Erkaltung der Erde und der fortwährenden Zuſammenziehung des noch in feurigflüſſigem Zuſtand befindlichen Erdkerns ſucht und folgendermaßen räſonnirt: Die auf dem Boden des Meers durch Aufhäufung des Materials im Waſſer entſtandene ſtarre Erdkruſte kann der Zuſammenziehung des Erdkerns nicht folgen; es bildet ſich ein leerer Raum zwiſchen beiden; das Gewölbe der Erdrinde wird nicht mehr getragen, es muß von Zeit zu Zeit einſtürzen, auf den halbflüſſigen Erdkern drücken und ſeine geſchmolzene Maſſe rückwärts von der Linie der Einſtürzung emportreiben.

Durch ſolche, in verſchiedenen Zeiträumen ſich wiederholende Hebungen und Senkungen der Erdrinde hat ſich nun nach und nach das jetzige Profil des Landes über dem Waſſer gebildet. Man ſieht dabei leicht ein, daß im ſelben Verhältniß, in welchem das Land emporſtieg, der Meeresboden einſinken und vertieft werden mußte. Während eine frühere Geologie ſich genöthigt ſah, in einer Urzeit die höchſten Gebirge vom Meer bedeckt ſeyn zu laſſen, kann nach der neuern Theorie die Waſſermaſſe auf Erden ſich von jeher ziemlich gleich geblieben ſeyn.

Daß Gebirgszüge und Ebenen in verſchiedenen Perioden durch lokale Emportreibungen gewaltſam und verhältnißmäßig raſch gehoben worden ſind, iſt jetzt ein durch hundertfältige unmittelbare Beobachtung beſtätigter, nur von wenigen Stimmfähigen beſtrittener

Die Theilnahme der Mitglieder an diesen Zusammenkünften ist stets so rege geblieben, dass zu hoffen steht, es werde diese Veranstaltung nicht nur von dauerndem Werthe für den Verein selbst bleiben, sondern auch, gleich den Vorgängen ähnlicher Art in andern Städten Deutschlands, mit der Zeit noch eine Ausdehnung auf einen grösseren Kreis zulassen.

Als eine weitere, in den organischen Bestimmungen, und zwar §. 5. wesentlich begründete Veranstaltung des Ausschusses ist die Aufzählung der bis jetzt bekannten Naturprodukte Württembergs in systematischen Verzeichnissen zu nennen. Sie werden künftig, mit besonderer Rücksicht auf die noch minder erforschten Gebiete, jedoch, wie es die Natur dieser Arbeiten mit sich bringt, in ungezwungener Aufeinanderfolge in unsern Heften erscheinen.

Dürfen wir noch einen Wunsch an die Mitglieder des Vereins richten, so geht dieser dahin, es möchten dieselben nach der ihnen zu Gebote stehenden Gelegenheit ins Besondere den in §. 8. der organischen Bestimmungen angezeigten „Verkehr“ näher in das Auge fassen und die Redaktion durch Einsendung von Mittheilungen grösseren oder geringeren Umfangs in den Stand setzen, zu Herbeiführung derjenigen Verbindung der Mitglieder unter einander hinzuwirken, welche man durch die Vereinsschrift beabsichtigt. Vornehmlich wird es von grossem Werthe seyn, wenn die verehrten Collegen, welche in der Lage sind, Beiträge zu dem vorhin erwähnten systematischen Verzeichnisse der württembergischen Naturprodukte zu liefern, sich dieser Angelegenheit mit reger Theilnahme unterziehen wollen, sey es, dass sie in der §. 8. der Statuten bezeichneten Richtung über neu aufgefundene Gegenstände Nachricht geben, oder die Naturprodukte selbst zu näherer Einsichtnahme und Prüfung an den Ausschuss oder die Redaktion einsenden, wobei sie sich der dankbaren Zurückgabe sicher halten dürfen.

Zu Folge Beschlusses des Ausschusses werden in diesem ersten Hefte unserer Vereinsschrift die organischen Bestimmungen vorangeschickt; das Verzeichniss der bis jetzt beigetretenen Mitglieder wird später mitgetheilt werden.

Stuttgart, im März 1845.

P.

2. Organische Bestimmungen des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Zweck.

§. 1.

Der nächste Zweck des Vereins ist die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes, und zu diesem Ende die Vereinigung der im Inlande zahlreich vorhandenen, jedoch bis jetzt nur vereinzelten Kräfte zu gemeinsamer Wirksamkeit, um durch dieses Zusammenwirken Materialien zu einer künftigen umfassenden naturwissenschaftlichen Beschreibung Württembergs zu sammeln.

§. 2.

Eine weitere, nicht minder wichtige Aufgabe seiner Thätigkeit findet der Verein in dem Bestreben, den Sinn für Naturkunde überhaupt und insbesondere für die vaterländische Naturkunde unter allen Klassen der Gesellschaft rege zu machen und zu verbreiten.

§. 3.

Zugleich geht sein Streben dahin, den öffentlichen, so wie den Privat-Sammlungen vaterländischer Natur-Producte ein allgemeineres Interesse, als diess bisher der Fall war, zuzuwenden, dieselben der allgemeinen Kenntnissnahme und Belehrung zugänglicher zu machen und hauptsächlich das Sammeln ausgezeichneter Natur-Produkte, an welchen Württemberg besonders reich ist, und welche bisher grösstentheils in das Ausland kamen, anzuregen und solche dem Inlande zu erhalten.

Umfang.

§. 4.

Zur Erreichung dieses Zweckes wünscht der Verein eine rege Theilnahme nicht nur von solchen Männern, welche durch Beruf, Neigung und Liebhaberei, oder durch ihren Aufenthalt in Orten und Gegenden, welche in Beziehung auf vaterländische Naturkunde besonderes Interresse darbieten, vorzugsweise zur Mitwirkung berufen sind, sondern auch das grössere Publikum in weiterem Kreise, als dieser durch den Umfang eines rein wissenschaftlichen Strebens vorgezeichnet ist, für seine Zwecke zu gewinnen, gleichwie es auch wesentlich in seiner Aufgabe liegt, der Wissenschaft in ihrer praktischen Richtung auf die geistigen wie die materiellen Interessen Eingang und Anerkennung zu verschaffen.

Thätigkeit.

§. 5.

Die nächsten Gegenstände der Thätigkeit des Vereins sind:

1) die vaterländische Fauna: Ausmittlung der dem Inlande angehörigen Thiere überhaupt, sowohl der stationären als der Wanderthiere

ihre Verbreitung, Lebensweise, Entwicklung. Insbesondere wird er seine Aufmerksamkeit auf die noch minder erforschten wirbellosen Thiere richten. Die Ausmittlung des Nutzens oder Schadens der Thiere, so wie die Mittel, dem Lezteren vorzubeugen oder denselben abzuwenden, wird eine hauptsächliche Aufgabe für denselben seyn.

2) Die vaterländische Flora: Ausmittlung der im Inlande wildwachsenden, so wie der cultivirten und des Anbaues in der Landwirthschaft oder dem Gartenbau würdigen in- und ausländischen Gewächse; die Verbreitung der ersteren nach climatischen und Boden-Verhältnissen, ihr Nutzen und Schaden; hauptsächlich auch die Erforschung der dem Inlande angehörigen, noch sehr wenig bekannten cryptogamischen Gewächse.

3) Die Naturkunde der Erdrinde: die im Inlande vorkommenden Mineralien, die geognostischen und die hiemit im engsten Zusammenhang stehenden petrefactologischen Verhältnisse des Landes, die hierauf beruhende Bodenkunde, die Kenntniss der nutzbaren Mineralkörper nach ihrem Vorkommen und ihren Eigenschaften; ferner die Kenntniss der Hydrographie des Inlandes, namentlich der Mineralquellen.

4) Die Climatologie des Vaterlandes, durch Veranstaltung fortgesetzter meteorologischer und anderer regelmässiger Beobachtungen an hiezu geeigneten Stationsorten und jährlicher Berichte von diesen Beobachtungen.

Vereinsschrift.

§. 6.

Zu Förderung der vaterländischen Naturkunde und des Sinnes für dieselbe veranstaltet der Verein die Herausgabe von Jahresheften in einer durch die Mittel und die Zwecke des Vereins bedingten Zahl und Ausdehnung. Sie enthalten Aufsätze und Abhandlungen, so wie Berichte und Notizen aus den oben aufgezählten Zweigen der vaterländischen Naturkunde, wo es nöthig ist mit Abbildungen; das Protokoll von den Verhandlungen der Jahres-Versammlungen; ferner den schon erwähnten gedrängten Jahres-Bericht über den Witterungsgang, dessen Einfluss auf die Produkte des Landes, über Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich, über Elementar-Ereignisse; endlich eine Rechenschaft über die Leistungen des Vereins im abgelaufenen Jahr und eine Rechnungsablegung. Jedes Mitglied erhält diese Hefte unentgeldlich.

§. 7.

Zur Auswahl und Prüfung der für die Vereinsschrift bestimmten Abhandlungen und Aufsätze wählt der Ausschuss eine Redaktions-Commission. Diese Commission besteht aus 3—5 Mitgliedern. Die Wahl der Commission wird je im fünften Jahre erneuert, wobei die früheren Mitglieder wieder gewählt werden können. Beschwerden gegen die Redaktions-Commission unterliegen der Entscheidung des Vereins-Ausschusses.

Verkehr.

§. 8.

Für die Erreichung seiner Zwecke sucht der Verein einen möglichst ausgebreiteten Verkehr unter allen Denjenigen herbeizuführen und zu unterhalten, welche sich für die natürliche Vaterlandskunde interessiren, er wird einen Mittelpunkt dieser Bestrebungen zu bilden trachten, in welchem alle Nachrichten und Notizen über Thatsachen, Erfahrungen, Beobachtungen, Auffindungen neuer oder interessanter Gegenstände etc. in den §. 5. angezeigten Gebieten sich vereinigen. Die Mitglieder des Vereins machen sich zu Bericht-Erstattungen der genannten Art verbindlich, und auch Solchen, welche dem Vereine nicht angehören, wird derselbe für die Ertheilung solcher Nachrichten und Anzeigen sich stets zu verbindlichem Danke verpflichtet halten. Der Verein wird sich ferner bemühen, genaue Verzeichnisse von den im Inlande befindlichen öffentlichen und Privat-Sammlungen von Gegenständen der vaterländischen Naturkunde, theils zu Gewinnung einer Uebersicht derselben, theils zu Vermittlung eines Tauschverkehrs unter den inländischen Sammlern, zu veranstalten und die wichtigsten Gegenstände aus diesen Sammlungen von Zeit zu Zeit bekannt machen. Jeder Besitzer solcher Sammlungen ist daher eingeladen, dem Vereine Verzeichnisse derselben mitzutheilen.

Mittel.

§. 9.

Die Mittel des Vereins werden durch Aktien zusammengebracht, deren Abnahme zu einem Jahresbeitrag von 2 fl. 42 kr. per Aktie verpflichtet. Die Zahlung geschieht beim Eintritt, so wie je am 1. Juli.

Ein Mitglied ist in der Zahl der Aktien unbeschränkt, und kann auf Verlangen so viele Exemplare der Vereinsschrift, als es Aktien besitzt, erhalten.

Ausserdem sind dem Vereine Schenkungen in Geld, oder in Natur-Produkten, oder in Schriften stets willkommen und er behält sich vor, solche in seinem Journal öffentlich anzuerkennen.

Verwendung der Mittel.

§. 10.

Diese betrifft zunächst die Unterhaltung der laufenden Arbeiten des Vereins, so wie die Anschaffung der an die Mitglieder zu gebenden Freiexemplare der Gesellschaftsschrift.

Organisation des Vereins.

§. 11.

Die Mitglieder wählen zu Besorgung der Vereinsangelegenheiten einen Ausschuss aus ihrer Mitte, welcher in Stuttgart seinen Sitz hat. Er besteht aus einem ersten und zweiten Vorstand und aus 16 Mitgliedern. Zu Fassung

eines gültigen Beschlusses wird ausser dem Vorstande oder seinem von ihm für Abhaltungsfälle zu bestimmenden Stellvertreter die Anwesenheit von mindestens 6 Ausschussmitgliedern erfordert.

§. 12.

Jedes Jahr scheidet die Hälfte des Ausschusses, das erstemal durchs Loos aus; die Austretenden sind jedoch wieder wählbar.

Im Fall der Nichtannahme oder des vorzeitigen Austritts eines Ausschussmitglieds rückt das nächste Mitglied in der Stimmenzahl ein.

§. 13.

Nach jeder Wahl wählt der Ausschuss seine Secretäre und einen Cassier, die Generalversammlung wählt dagegen den ersten und zweiten Vorstand.

§. 14.

Der Ausschuss kann sich Behufs seiner Arbeiten mit 4 — 6 weiteren Mitgliedern verstärken, welche dieselben Rechte und Verpflichtungen, wie die von der Generalversammlung gewählten Ausschussmitglieder haben.

Die Arbeiten der Beamten des Vereins sind unentgeltlich.

Aufnahme.

§. 15.

Jeder Freund der natürlichen Vaterlandskunde ist zum Beitritt eingeladen. Die Aufnahme geschieht durch Erklärung des Beitritts und Einsendung des Jahres-Beitrags. Jedes Mitglied erhält ein Diplom.

Austritt.

§. 16.

Der Austritt geschieht durch schriftliche Anzeige vor dem 1. Juli jeden Jahres, oder durch Unterlassung des Jahres-Beitrags nach dreimaligem Mahnen von Seiten des Cassiers.

Rechte der Mitglieder.

§. 17.

Jedes Mitglied erhält, wie oben §. 6. 9. bemerkt, das Vereins-Journal unentgeltlich; bei der Wahl des Ausschusses stimmt dasselbe schriftlich ab. Der Besitz von 4 Aktien berechtigt zu 2, von 12 Aktien zu 3, von 20 und mehr Aktien zu 4 Stimmen. Jedes anwesende Mitglied kann ein abwesendes durch schriftliche Stimmen-Uebertragung vertreten.

§ 18.

Der Verein besteht: 1) aus ordentlichen Mitgliedern, d. h. solchen, welche Aktien besitzen; 2) aus ausserordentlichen oder correspondirenden Mitgliedern, welche keine Aktie besitzen, dagegen für die Zwecke des Vereins auf andere Weise thätig sind; der Verein behält sich nämlich vor, Männer, welche sich für die Vereinszwecke thätig erwiesen haben, oder von

welchen eine solche Thätigkeit zu erwarten steht, durch Zusendung des Diploms zu correspondirenden Mitgliedern zu ernennen; 3) Ehrenmitgliedern (s. §. 24).

Die correspondirenden und Ehrenmitglieder sind zu allen denjenigen Rechten §. 17. zugelassen, welche den ordentlichen zustehen.

Generalversammlung.

§. 19.

Diese findet jährlich am 1. Mai statt. Die Versammlungsorte wechseln in den vier Kreisen des Landes in der Art ab, dass jedes Jahr eine Stadt in dem Turnus des Schwarzwald-, Neckar-, Jaxt- und Donaukreises von der Generalversammlung gewählt und ein geschäftsführendes, am Orte wohnendes Mitglied zu Besorgung der Veranstalten bezeichnet wird; je im fünften Jahr ist sodann die Versammlung in Stuttgart. Wegen der Kosten, welche die Generalversammlung verursacht, setzt sich der Geschäftsführer zuvor mit dem Ausschuss in Verbindung.

Bei der Wahl des Kreisversammlungsorts wird auf solche Städte Rücksicht genommen, deren Gegend in naturwissenschaftlicher Hinsicht wichtig ist, oder welche Sammlungen besitzen.

§. 20.

Die Generalversammlung wird von dem Geschäftsführer eröffnet, sie wählt sodann ihren Vorsitzenden. Die Berichterstattung von jeder Sitzung wird vom ersten oder zweiten Vorstande oder dem von ihnen aufgestellten Stellvertreter zweien oder mehreren anwesenden Mitgliedern übertragen.

Es werden, wo es nöthig ist, für die Generalversammlung Sectionen gebildet, welche einen geschäftsleitenden Vorstand und ihre Berichterstatter (Protokollführer) selbst wählen.

Ein Vortrag in der Generalversammlung darf die Dauer einer Viertelstunde nicht übersteigen.

§. 21.

Die Generalversammlungen sind bestimmt, über die Angelegenheiten des Vereins von grösserem Belang, wie ausserordentliche, das Laufende nicht betreffende Geldverwendungen zu entscheiden; es wird der Bericht über die Thätigkeit des Vereins vom verflossenen Jahr der Versammlung vorgetragen, die Rechnung abgelegt; sodann werden Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der vaterländischen Naturkunde gehalten, welche dem Vorstande zuvor angezeigt werden, es werden wissenschaftliche Fragen, welche der Vorstand auswählt, der allgemeinen Besprechung vorgelegt, auch steht jedem Mitgliede frei, solche Fragen aufzuwerfen. Jedes Mitglied ist eingeladen, naturhistorische Gegenstände vorzulegen und zu erläutern; die Besprechung über dieselben geht den Vorträgen voraus. Zugleich ist die Wahl der neuen Hälfte des Ausschusses und des nächsten Versammlungsortes Sache der Generalversammlung.

§. 22.

Ueber Abänderung der Statuten kann blos eine Generalversammlung entscheiden. Vorschläge zu solchen können blos je an der vorhergehenden Generalversammlung und zwar schriftlich dem Geschäftsführer derselben übergeben werden, welcher sie der Versammlung einfach, ohne Debatte, bekannt zu machen und dem in der Vereinsschrift erscheinenden Protokoll der Jahresversammlung beizulegen hat.

§. 23.

Je nach Umständen werden vom Vereine bei den Generalversammlungen Ausstellungen naturhistorischer Gegenstände veranstaltet, welche mehrere Tage lang unter Aufsicht und Gewähr des geschäftsführenden Mitgliedes an Ort und Stelle der allgemeinen Beschauung gegen Karten geöffnet bleiben. Die Mitglieder erhalten hiezu Eintritts-Karten unentgeltlich. Nichtmitglieder lösen dieselben gegen ein mäßiges Eintrittsgeld.

Verbindung mit andern Vereinen oder mit Einzelnen.

§. 24.

Mit auswärtigen Vereinen ähnlicher Tendenz setzt sich der Verein durch Austausch der Gesellschaftsschrift und durch Einladung zu den allgemeinen Versammlungen in Verbindung.

Ausgezeichnete um die Wissenschaft verdiente Männer des Auslandes werden für die Interessen des Vereins durch Ernennung zu Ehrenmitgliedern gewonnen.

Sigill.

§. 25.

Der Verein führt ein Sigill für die Diplome und andere Ausfertigungen mit der Umschrift:

Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Dieses wird bei dem Vorstande oder dessen Stellvertreter aufbewahrt.

Auflösung.

§. 26.

Wenn der Verein sich auflöst, so wird die Generalversammlung über die Sammlungen und das übrige Eigenthum des Vereins in der Art verfügen, dass dasselbe einer öffentlichen wissenschaftlichen Anstalt übergeben wird.

Uebergangs-Bestimmung.

§. 27.

Für das erste Verwaltungs-Jahr besteht der Ausschuss aus folgenden Mitgliedern:

Vorstände.

Se. Erlaucht, Graf Wilhelm von Württemberg, erster Vorstand.

v. Rapp, Dr. Prof. in Tübingen, zweiter Vorstand.

Sekretäre.

Hering, Dr. Med.-Rath, in Stuttgart.
v. Klein, Dr. Regimentsarzt in Stuttgart.
Krauss, Ferd., Dr. in Stuttgart.
Kurr, Dr. Professor in Stuttgart.
Menzel, Wolfgang, Dr. in Stuttgart.

Cassier.

Weismann, Apotheker in Stuttgart.

Weitere Ausschuss-Mitglieder.

Degen, Bergrath in Stuttgart.
Duvernoy, Dr. Stadtarzt in Stuttgart.
Fehling, Dr. Professor in Stuttgart.
Fleischer, Dr. Professor in Hohenheim.
Fleischmann, Inspektor in Stuttgart.
Gmelin, Christ., Dr. Professor in Tübingen.
Hehl, Dr. Bergrath in Stuttgart.
Hochstetter, Dr. Professor in Esslingen.
Jäger, Dr. O.-Med.-Rath in Stuttgart.
v. Ludwig, Staatsrath, Dr. Direktor in Stuttgart.
v. Mandelsloh, Graf, Kreisforstrath in Ulm.
v. Martens, Kanzleirath in Stuttgart.
v. Mohl, Hugo, Dr. Professor in Tübingen.
Plieninger, Dr. Professor in Stuttgart.
v. Seckendorff, Graf, Kammerherr in Stuttgart.
v. Seyffer, Direktor in Stuttgart.

Die vom Ausschuss gewählte **Redaktionscommission** besteht aus folgenden Mitgliedern:

v. Mohl, Hugo, Dr. Professor in Tübingen.
Plieninger, Dr. Professor in Stuttgart.
Fehling, Dr., Professor in Stuttgart.
Menzel, Wolfgang, Dr. in Stuttgart.
Krauss, Ferd. Dr. in Stuttgart.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der vaterländischen Naturkunde Württembergs;

vorgetragen bei der ersten Zusammenkunft des Vereins zu wissenschaftlichen Vorträgen am 23. December 1844

von

Prof. Dr. Th. Plieninger.

M. H. H.

Indem ich im Auftrag Ihres Ausschusses unsere Vorträge mit einer Mittheilung beginne, welche Ihnen einen gedrängten Abriss dessen vorlegen soll, was bis jezt zu Erforschung der natürlichen Verhältnisse Württembergs geschehen ist, habe ich im Voraus auf Ihre Nachsicht zu rechnen; einmal weil Vielen unter Ihnen meist nur Bekanntes vorgeführt werden wird, und dann, weil ein Thema, das sein Material zumeist aus der Literargeschichte zu entnehmen hat, in seiner Bearbeitung nicht so anziehend ausfallen kann, als Abhandlungen über Gegenstände, welche, der lebendigen Natur entnommen, entweder neue Thatsachen aus den verschiedenen Gebieten der, im Wechsel ihrer

Hervorbringungen unerschöpflichen Kraft an die Hand geben und so das wissenschaftliche Interesse anregen, oder, indem sie die Richtung auf die Praxis des Menschenlebens einschlagen, sich den „materiellen Interessen," diesem grossen Thema für die Besprechungen der Gegenwart, zukehren.

Indessen war es die Ansicht Ihres Ausschusses, dass die nachfolgende, ursprünglich für das erste Heft unserer Vereinsschrift bestimmte Mittheilung nicht ohne einige Beziehung auf den gemeinsamen Zweck unseres Vereins etwas früher, als durch den Druck, auf diesem Wege zu Ihrer Kenntniss gebracht werden sollte, da es der Anfang eines jeden Unternehmens sein muss, sich zuerst auf dem Standpunkte zu orientiren, von welchem aus man seine Operationen mit Sicherheit beginnen will.

Schon in früheren Zeiten wurde von der württembergischen Regierung das Bedürfniss erkannt, die natürlichen Verhältnisse des Landes näher erforschen und Materialien zu einer Bearbeitung seiner natürlichen Geschichte sammeln zu lassen. Wenigstens beginnt *Johann Jac. Moser* (württemb. Bibliothek 1796. 4te Aufl.) den Abschnitt: „Von denen die württembergische natürliche Beschaffenheit und Geschichte angehenden Schriften" S. 405. mit der Notiz: „Es ist schon vorlängst ein hochfürstl. Befehl sowohl an die academische Facultät zu Tübingen, als auch an alle Physicos und Practicos in dem Lande ergangen, die historiam naturalem patriae besser zu excoliren, der aber nicht aller Orten behörigen und wohl zu wünschenden Effect thut", und belegt diess auch noch durch eine Bemerkung *Sattler's* in der Vorrede zu seiner historischen Beschreibung des Herzogthums Württemberg: „dass die medicinische Facultät und die Stadt- und Amtsphysici den Reichthum der Schätze der Natur, womit der Höchste dieses Herzogthum gesegnet, noch lange nicht erschöpft haben." Andere Bestrebungen Einzelner, zum Theil höheren Ortes veranlasst, von welchen *Moser* weiter redet, blieben vereinzelt und an Umfang und Bedeutung untergeordnet, oder geriethen sie ins Stocken oder giengen zu Grunde. Nicht mehr Erfolg hatte auch die aus Anlass der Medicinalorganisation von 1814 den

Satz. Daneben aber müssen noch bedeutendere Landstrecken, wo nichts von gewaltsamer Zertrümmerung der Schichten zu bemerken ist, ganz allmählig, durch eine Art von Aufschwellung der Erdrinde gehoben worden seyn, was man nur unterirdischen, stetig und in weiter Ausdehnung wirkenden Kräften zuschreiben kann.

Nach dieser Betrachtungsweise sind sämmtliche geschichtete Gebilde der Erdrinde, von den sogenannten Uebergangsgebirgen an bis auf die neuesten (sofern sie nicht Bildungen des süßen Wassers sind), ehe sie zu verschiedenen Zeiten über das Wasser gehoben wurden, Meeresboden gewesen; und auf diesem haben sie sich durch Processe gebildet, ganz analog denjenigen, durch welche noch jetzt rund um die Festländer und auf dem Boden der hohen See Sand-, Thon- und Kalklager sich bilden, und bei ihrer Bildung die Reste der auf dem Boden des Meers lebenden Thiere einschließen. Alle Flötze sind demnach im Ablauf der geologischen Zeiten aus dem Detritus entstanden, welchen jedesmal Meer und Flüsse von der bereits gebildeten Erdoberfläche losgerissen, und der sich allmählig absetzte, hier in feinern, dort in gröbern Partikeln, je nach der Entfernung vom Land und nach andern Umständen, gerade wie es heut zu Tag noch geschieht.

Diese fortgesetzte Veränderung des Niveaus des Landes, diese Bildung von Festland und Inseln durch gewaltsame oder mählige Hebung von unten, verfolgt die Beobachtung bis in die jetzige Weltära herein. Als Beispiele dienen einerseits die Inseln, welche seit den historischen Zeiten und noch in den letzten Jahren im Mittelmeer plötzlich erschienen sind, anderseits das später noch zu erwähnende Faktum, daß sich ein großer Theil von Skandinavien sachte emporhebt, so daß immer mehr Scheeren mit dem Festland verschmelzen und sich der Umriß desselben fortwährend vergrößert.

Es ist vorzüglich der Franzose Beaumont, der dieses System weiter ausgebildet hat. Von ihm rührt bekanntlich die sinnreiche Hypothese her, daß die zur selben Zeit erfolgten großen Hebungen immer in gleicher Richtung erfolgt seyen, d. h., daß die Längenachsen zugleich entstandener, noch so weit aus einander gelegener Gebirgszüge immer demselben größten Kreis der Erde parallel laufen. Er unterscheidet auf diese Weise zwölf gesonderte Systeme. Im Großen spricht bis jetzt Manches für diese Annahme, im Detail aber noch mehr dagegen, und schon der Umstand, daß es sehr schwer

öffentlichen Gesundheitsbeamten und den praktischen Aerzten überhaupt auferlegte Berichterstattung über die natürlichen Verhältnisse ihrer Gegend, zunächst im Zusammenhang mit dem Gesundheitszustand der Bewohner *), gleichwie auch jene Organisation selbst nur von kurzem Bestande war. Wenn indessen auch bei der jetzigen Medicinalverfassung die natürliche Landeskunde nicht aus dem Bereiche der Beobachtungen und Berichterstattungen der Sanitätsbeamten ausgeschlossen ist, vielmehr ein grosser Theil der Letztern sich die verdienstliche Mühe giebt, zu näherer Erforschung der natürlichen und ins Besondere der climatischen Verhältnisse ihrer Gegend beizutragen, so bringt es wohl die Natur der Sache sowie die Stellung und der Beruf des Arztes mit sich, dass seine Thätigkeit für die Hülfswissenschaften seines Berufes in der Regel nur beiläufig und dem eigentlichen Berufe untergeordnet bleibt. Dessen ungeachtet dürfte das Material, das auf diesem Wege bereits zusammengekommen ist, wenn auch keinen Stoff zu einem Ganzen, doch manches schätzbare Detail zu einer künftigen Bearbeitung der naturwissenschaftlichen Vaterlandskunde darbieten, und es wäre die Frage einer näheren Erwägung werth: ob nicht vielleicht ein bestimmter Frageplan den Aerzten als den, unter allen Ständen und Berufsarten der Naturwissenschaft denn doch am nächsten stehenden Staatsbürgern, sowie den einem mehr stationären Berufe zugewendeten Pharmaceuten, als Grundlage ihrer Wirksamkeit für die natürliche Landeskunde an die Hand zu geben wäre, wodurch mehr Einheit, Gleichförmigkeit, Regsamkeit und Erfolg in diese gewiss nicht unwichtige Angelegenheit zu bringen wäre.

*) Generalverordnung vom $^{11}/_{22}$ Merz 1814 §. 1. der Instruktion für die Ober- Unteramts- Local- auch praktizirende Aerzte: „Ihnen liegt ob, Materialien zu einer medicinischen Topographie des Oberamts zu sammeln, zu ordnen und ... zu übergeben ... Aufmerksam auf alle Naturmerkwürdigkeiten und Ereignisse im Oberamte wird er Data hierüber sammeln, vergleichen und die Resultate berichten.“ Die Thätigkeit des Landvogteiarztes, der indessen stets zugleich Oberamtsarzt seyn sollte, wurde §. 1. der Instruktion für denselben auf „Naturereignisse, besonders wenn sie auf den Gesundheitszustand der Menschen und Hausthiere Bezug haben sollten“ sowie auf die Mineralquellen und Bäder beschränkt.

Auch unsere Vereinigung ist nicht ohne Vorgang gewesen. Schon vor 40 Jahren verband sich eine Anzahl Aerzte und Naturforscher in Württemberg und Baden für ähnlichen Zweck und zu Herausgabe einer Zeitschrift, deren Inhalt Mittheilungen aus der praktischen Medicin nebst der allgemeinen Naturkunde und ins Besondere der vaterländischen waren. Allein so tüchtig die hier vereinigten Kräfte und so schätzbar das freilich Wenige war, das sie in dem ersten Bande ihrer „Denkschriften der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens.“ Tübingen 1805. mittheilten; es blieb beim ersten Bande. Eben dieses Schicksal hatte ein zweites Unternehmen, an dessen Spitze sich zwei der berühmtesten Namen unter den vaterländischen Naturforschern, *Autenrieth* und *Bohnenberger*, im J. 1814 gestellt hatten; „die Tübinger Blätter für Natur- und Heilkunde“ erlebten kaum den dritten Jahrgang mit dessen erstem Hefte. Vielleicht mochte in der etwas heterogenen Combination der praktischen Medicin, namentlich der Pathologie, mit der reinen und angewandten Physik, welche, durch die beiden verdienstvollen Männer repräsentirt, den Hauptinhalt der Zeitschrift bildeten, der Grund zu dem Nichtbestehen dieses Unternehmens liegen.

Ein dritter Versuch dieser Art mit Beschränkung auf die Naturwissenschaften folgte im Jahr 1826, indem sich eine anonyme Gesellschaft in Tübingen zu Herausgabe einer zwanglosen Schrift: „naturwissenschaftliche Abhandlungen, herausgegeben von einer Gesellschaft in Würtemberg. Tübingen 1826—28“ verband; auch dieses Unternehmen ging mit dem zweiten Bande versiegen; denn die Zeit für eine regere Theilnahme auch des grösseren Publicums an den Fortschritten der Naturwissenschaften war noch nicht gekommen.

Nach so vielfachen misslungenen Anläufen, der Naturwissenschaft auch eine Stimme aus und über Württemberg zu verschaffen, gedachte unser allverehrter, auf die Interessen der Wissenschaft wie des Landeswohls gleich bedachter König, den Bestrebungen für die vaterländische Naturkunde eine stabilere Unterlage zu verleihen, indem bei der Gründung des landwirthschaftlichen Vereins im J. 1817 dieser Theil der Landeskunde, und zwar, sofern er eine der

Hauptgrundlagen rationeller Landwirthschaft bildet, als ein wesentlicher Theil unter die Berufsgegenstände dieses Institutes aufgenommen wurde. Diesem gemäs geruhte der erhabene Gründer des landwirthschaftlichen Vereins besonders auch die Anlegung einer Sammlung vaterländischer Naturproducte durch die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins anzuordnen und derselben einen Theil der ehemaligen Menageriegebäude einzuräumen. Diese Sammlung, welche wir als eine der erwünschtesten Grundlagen auch für unsere Bestrebungen zu schätzen und anzuerkennen haben, ist im Laufe einer gesegneten Regierungsperiode, deren belebender Einfluss auch auf diese Bestrebungen sich erstreckte, nach und nach zu einem Umfang und einer Vollständigkeit gelangt, welche nah und fern laute Anerkennung erfahren durften. Dankbare Anerkennung verdienen in dieser Beziehung die Bemühungen des Hrn. Geheimeraths v. *Hartmann*, früheren Präsidenten der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins, welcher namentlich durch das Geschenk seiner bedeutenden ornithologischen Sammlung gewissermassen den Grundstein zu dem Cabinet der Naturproducte Württembergs gelegt hat.

Ueber den Bestand desselben, der seit den letzten 10 Jahren sich noch mehr erweiterte, ist zum erstenmal eine öffentliche übersichtliche Darstellung in der „Beschreibung von Stuttgart hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadt Stuttgart für die Mitglieder der 12ten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart 1834.“ S. 82 gegeben worden. Es dürfte vielleicht manchem unserer Mitglieder nicht unerwünscht seyn, über dessen Bestand auch hier eine kurze Mittheilung zu vernehmen. Die Säugethiere sind, mit Ausnahme weniger Nummern, vollständig; weniger die Vögel sammt Eiern und Nestern; die Reptilien, Fische, theils ausgestopft, theils in Weingeist, vollständig; ebenso die Weichthiere; die Insecten, Arachniden und Crustaceen sind in 10,000 Exemplaren und 3670 Arten zum überwiegend grösseren Theile vorhanden, und von Anneliden und Helminthen ein Anfang gemacht. Die phänogamische Flora ist in dem württembergischen Herbarium vollständig, wozu noch eine

umfassende carpologische Sammlung theils in natürlichen Samen und Früchten, theils in keroplastischen Nachbildungen der Obstarten kommt. Die cryptogamische Flora ist in einzelnen Ordnungen vorhanden. Die württembergische Geognosie, erst kürzlich durch eine Uebersichtssammlung der Formationen von Sr. K. Hoheit dem Kronprinzen vermehrt, ist vollständig, weniger die Petrefacten; doch enthält die Petrefactensammlung viele seltene Stücke. Hiezu kommt noch eine Sammlung der Schichtenfolgen von Wilhelmsglück, von mehreren Bohrlöchern, von dem Schramberger Versuchsbau, von der Braunkohle von Tuttlingen, von Formationen einzelner Gegenden, von Geschieben aus Oberschwaben und einigen Flüssen, von den Basalten und Basalttuffen der Alp und von Kalkspathcrystallen.

Somit gibt dieses Cabinet einen Ueberblick über den Naturreichthum eines, durch die Wassergebiete des Neckars, der schwäbischen Donau und des Bodensees bezeichneten, demnach durch natürliche Grenzen gesonderten Gebietes von Südwestdeutschland.

Ebenso war auch die Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins, welche unter dem Titel: Correspondenzblatt des Kgl. württembergischen landwirthschaftlichen Vereins seit 1821 besteht, bis zu dem nun zu Ende gehenden Jahrgang grösseren und umfassenderen Zusammenstellungen aus den Gebieten der vaterländischen Naturkunde, mit Einschluss der Climatologie, wie einzelnen Mittheilungen und Notizen, geöffnet.

Auch das kgl. öffentliche Naturaliencabinett, nachdem es, mit Errichtung der hohen Carlsschule ruhmwürdigen Andenkens aus einer Sammlung von Seltenheiten und Curiositäten hervorgegangen, unter der Leitung eines *Kielmeyer*, *Kerner* und *Widemann* seiner eigentlichen Bestimmung für die Wissenschaft übergeben worden war, fasste die Naturgeschichte des Vaterlandes als das zunächst Liegende und zunächst Ergreifbare ins Auge, und es enthält, wie schon die allgemeine Uebersicht seines Inhaltes, die gleichfalls in der angeführten Schrift: „Beschreibung von Stuttgart 1834," von O. Med. Rath Dr. *Jäger* S. 79. mitgetheilt wurde, manches sehr Werthvolle (wie namentlich fossile Wirbelthierreste) aus dem Gebiete des Vaterländischen im Vereine mit dem Ausländischen, wie es auch in der Bestimmung

dieser Anstalt für einen grösseren Umfang der Wissenschaft, als er durch die Grenzen Württembergs vorgezeichnet ist, nicht liegen kann, blos in Beschränkung auf das Inland dessen Naturgeschichte gleichmässig und erschöpfend zu verfolgen.

Dasselbe gilt von dem Cabinett der Universität zu Tübingen; und wenn der zu frühe heimgegangene *Gustav Schübler* es sich zu einer besondern Lebensaufgabe gemacht hatte, die naturwissenschaftliche Vaterlandskunde in Vorlesungen, Schriften und Sammlungen weiter zu fördern, so enthält jenes Cabinett, wenn gleich durch die Verdienste eines *Rapp*, *Mohl*, *Quenstedt* zu einer reichen Fundgrube für die Wissenschaft gediehen, doch keine besondere Abtheilung württembergischer Naturproducte, weil eine solche für den Unterricht einerseits ein zu dürftiges, andererseits ein zu mannigfaltiges und specielles Material darbieten würde.

Eine helminthologische Sammlung, hauptsächlich aus Hausthieren gezogen, hat O. Med. Rath *Hering* unter den Sammlungen der K. Thierarzneischule angelegt, welche auch eine bereits reichhaltige Suite osteologischer und pathologischer Präparate, vorzugsweise von den Hausthieren enthalten.

Aber auch Privatsammlungen sind zu finden, welche für die Naturkunde des Landes ein reiches Material darbieten, dessen Bearbeitung und Bekanntmachung eben auch mit zu den Gegenständen der selbstgewählten Thätigkeit unseres Vereins gehören soll. Hier nimmt vor allen den ersten Rang das Cabinett zu Mergentheim ein, die Frucht der Reisen und fortwährenden Bemühungen Sr. Hoheit des Hrn. Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg, welchen wir als erstes Ehrenmitglied unserem Vereine beizählen durften. Findet man hier ausser der reichen Ausbeute, welche der erlauchte Reisende in Amerika und Afrika selbst gesammelt, eine naturhistorische Sammlung von überraschendem Umfang aus allen 3 Reichen, welche alle Zonen der Erde umfasst, so ist unter den Schätzen des Auslandes auch die vaterländische Naturkunde nicht blos beiläufig, sondern durch reichhaltige Suiten dessen, was sie darbietet, vertreten. Unser hochverehrter erster Vorstand, des Hrn. Grafen Wilhelm von Württemberg Erlaucht, besitzt eine durch werthvolle und

seltene Stücke, sowie durch zweckmässige Anordnung ausgezeichnete geognostisch-petrefactologische Sammlung, welche sich über alle Formationen Württembergs gleichmässig verbreitet. Bergrath Dr. Hehl besitzt unter seinen vielen Sammlungen auch die vollständige Geognosie nebst Petrefacten Württembergs; O.A.Arzt Dr. v. Hartmann in Göppingen eine Sammlung von Petrefacten Württembergs, welche insbesondere einen seltenen Reichthum an den verschiedenen Saurierformen des Lias darbietet; in den reichen geognostischen Sammlungen v. Alberti's, v. Mandelslohes, v. Bühlers, Kurrs, v. Nördlingers, v. Seyffers, v. Ziethens, Zellers in Nagold, und mancher Anderen, finden wir noch manches Seltene oder minder Bekannte und der Bearbeitung Werthe. Die Flora Württembergs wird in den Sammlungen unserer Mitglieder v. Martens, Jäger, Kurr, Hochstetter, Lechler u. A. ihre Belege finden. Die vaterländische Entomologie findet in der v. Roserschen Sammlung ihren Hort, und die württembergischen Conchylien, lebende und fossile, werden in den Sammlungen unsrer Mitglieder Graf Seckendorf, v. Klein, Benz, Kurr, Fuchs u. A. vollständig vorhanden seyn. Dass ausser diesen, bis jetzt bekannten Privatsammlungen noch manches Werthvolle im Kreise unseres Vereins, wie ausserhalb desselben, zu finden seyn werde, lässt sich wohl mit Gewissheit annehmen, und wenn hier nicht Alles aufgeführt wurde, so mögen Sie, sowie die Besitzer der nicht erwähnten Sammlungen, Ihren Berichterstatter nur mit seiner Unkenntniss entschuldigen und ihn durch weitere Mittheilungen zu Ergänzung des Fehlenden in Stand setzen.

Lassen Sie mich mit wenigen Worten noch einer Anregung gedenken, welche die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte im J. 1834 in Stuttgart, wie überall, so auch bei uns hinterliess. Wie man für den Empfang werther Gäste das Haus aufräumt, ordnet, ausschmückt, so geschah es auch bei dieser Veranlassung; unsere naturwissenschaftlichen Sammlungen wurden geordnet, durch das geneigte Entgegenkommen der hohen Landesbehörden mit reichen Beiträgen wesentlich vermehrt, seitdem der Belehrung selbst des grösseren Publikums zugänglicher gemacht und ein durch jene Versammlung

angefachter Sinn für das Beobachten, wie für das Sammeln verbreitete sich, in Verbindung mit den vermehrten Unterrichtsanstalten für die exacten und die Naturwissenschaften, nachhaltig und in zunehmendem Wetteifer auf die verschiedensten Kreise der Gesellschaft, sey es als wissenschaftliche Liebhaberei, oder im Zusammenhang mit Berufsbeschäftigung, oder selbstgewähltem Anbau eines Gebiets der Wissenschaft.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Excurs, der hier nur eben darin seine Rechtfertigung finden soll, um eine Andeutung über den Reichthum des bereits vorhandenen und der Bearbeitung harrenden Materials und über die mannigfachen Kräfte zu geben, die unsere Vereinigung hiefür theils schon gewonnen hat, theils noch gewinnen dürfte, sey es mir erlaubt, eine kurze Nachweisung dessen zu geben, was an wissenschaftlicher Bearbeitung des Materials bereits vorliegt. Ich werde mich nicht unterfangen, Sie durch ein literarisches Detail zu ermüden, die trockne Aufzählung der Literatur kann für eine gedruckte Mittheilung vorbehalten bleiben; *) ich erbitte mir Ihre Geduld nur für einige allgemeine Umrisse.

I. Naturwissenschaftliche Topographie.

An allgemeinen naturwissenschaftlich-topographischen Landesbeschreibungen bietet die ältere Literatur wenig dar, was dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft genügen, oder auch nur für die Geschichte der Wissenschaft ein belehrendes Material darbieten könnte. Wenn z. B. *J. M. Rebstock*, der sich auf dem Titel seiner Schrift *Hydrophilus* nennt, i. J. 1769 „die württembergische Hauptwasserader sammt dero Aesten, oder Vorstellung des Neckarflusses sammt dessen Ein- und Zuflüssen *a fonte usque ad ostia* nach dem Alphabet gefertigt“ hat, und damit so ziemlich das Gebiet des damaligen Herzogthums umfasst, so war er nur der Vorgänger einer gediegeneren Arbeit des Prof. *M. G. J. Rössler*: „Beiträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Württemberg

*) Sie ist nun an den betreffenden Orten eingeschaltet.

nach der Ordnung und den Gegenden der dasselbe durchströmenden Flüsse. 3 Hefte 1788—91.“ eines Werkes, das schon damals die naturgemässe Methode der Länderbeschreibung nach Flussgebieten befolgte, welche in unsern Tagen durch die classischen Arbeiten *Karl Ritters* an der Stelle der früheren Anhäufungen von Namen und Zahlen in die Erdbeschreibung eingeführt wurde; nur ist zu bedauern, dass das Werk *Rösslers* nicht beendigt werden konnte. Demselben war eine kleinere Schrift *Rösslers* „vorläufige Fragen, die Naturgeschichte Württembergs betreffend. Stuttgart 1772“ vorangegangen. „*Sattlers* topographische Geschichte Württembergs“ enthält, obgleich mehr der historischen Seite der Vaterlandskunde zugekehrt, doch auch schätzenswerthe Notizen aus dem Gebiete der natürlichen Landeskunde. Ein nützliches Lehrbuch ist „*L. Völter's* geographische Beschreibung von Württemberg hinsichtlich der Gestalt seiner Oberfläche seiner Erzeugnisse und seiner Bewohner, Stuttgart 1836.“ Die als Dissertation von *C. Lingg* erschienenen „Beiträge zur Naturkunde Oberschwabens 1832 Präs. *G. Schübler*“ geben manche wichtige Bemerkungen über dieses noch minder durchforschte Terrain in zoologischer, botanischer und geognostischer Beziehung, welche als Grundlage zu weiterem Forschen dienen können.

Mehrere medicinische Topographieen verbreiten sich auch über die natürlichen Verhältnisse der geschilderten Orte; so der „Versuch einer medicinischen Topographie der kgl. Residenzstadt Stuttgart, von *G. Cless* und *G. Schübler*, Stuttgart, 1815“ und die bereits erwähnte „Beschreibung von Stuttgart hauptsächlich nach seinen medicinischen und naturwissenschaftlichen Verhältnissen. 1834;“ ferner gibt der „Versuch einer medicinischen Topographie der Stad Gmünd von Dr. *Werfer* 1818“ namentlich ein reichhaltiges Verzeichniss der in jener Gegend vorkommenden Thiere. Hieher gehört auch „Dr. *C. Gaupp* medicinische Topographie der Stadt Kirchheim u. T. Würzburg 1839.“ Auch „das Murgthal mit besonderer Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik von *K. J. W. Jägerschmid* Nürnberg. 1800. und die „Beschreibung des O.Amts Neuenbürg von Reg.Rath *Kaussler* Tübingen 1819“ sind hierher zu zählen.

Kleinere topographische Arbeiten sind: Das Ried

und das Wilhelmsfeld bei Langenau mit einem Riss. (Landw. Corr. Bl. 1824.). Beschreibung von Simmersfeld von Pfr. *Schmoller* (Das. 1824.). Wanderungen in der Umgegend von Tübingen (Das. 1829.). *O. S. H. Schönhuth*, Bergbüchlein von Hohentwiel, oder genaue Beschreibung des Bergs und seiner Burgruinen. Tuttlingen. 1840.

Wenn jedoch in die Landesbeschreibung überhaupt erst durch die Gründung zweier Anstalten, die das Vaterland, wie alles Nützliche und Gute, der Vorsorge seines Königs verdankt, die rechte Einheit und Consequenz gebracht worden ist, nämlich durch das von dem K. Finanzministerium ressortirende statistisch topographische Bureau und den unter dem Präsidium des Hrn. Finanzministers stehenden Verein für Vaterlandskunde; so wird in den von diesen Anstalten ausgehenden Schriften: den württembergischen Jahrbüchern, den Beschreibungen der Oberämter und der Beschreibung von Württemberg (neuste Aufl. 1843), obgleich hier Geographie, Statistik und Geschichte des Landes, sowie die Alterthumskunde mehr in den Vordergrund gestellt sind, doch auch die natürliche Landeskunde nicht vernachlässigt, vielmehr gibt die Geographie von Württemberg, sowie jede der bis jetzt erschienenen Oberamtsbeschreibungen möglichst vollständige Uebersichten über die Naturproducte und die physischen Verhältnisse des Landes und seiner Bezirke, und die württembergischen Jahrbücher enthalten gleichfalls wichtige Mittheilungen in den genannten Richtungen.

II. Hydrographie und Balneographie.

In der älteren wie in der neueren Literatur der Vaterlandskunde ist die Hydrographie und die Balneographie der am meisten bearbeitete Theil. Schon an allgemeinen Zusammenstellungen, Aufzählungen und Beschreibungen der Bäder und Gesundbrunnen ist eine hübsche Zahl von Arbeiten vorhanden, von „*M. Jac. Fr. Jungens* württembergischer Wasserschatz, oder das mit Gesundbronnen und heilsamen Bädern gesegnete Württemberg, Reutlingen 1721“ an, bis auf „*Dangelmeyers* Taschenbuch“

und die neuesten verdienstlichen Bemühungen des ärztlichen Vereines zu Bearbeitung der württembergischen Heilquellen in dem medicinischen Correspondenzblatt.

Noch grösser ist die Zahl monographischer Beschreibungen der einzelnen Bäder, Badeorte und Gesundbrunnen, deren Aufzählung im Einzelnen Sie mir wohl erlassen werden. Unter diesen ragt jedoch das Werk des *„Johannes Bauhinus Historia novi et admirabilis fontis balneique Bollensis in ducatu Würtembergico ad acidulas Göppingenses etc.* Montispeligardi 1598" (später in wiederholten Auflagen und in deutscher Uebersetzung erschienen) nicht blos in Anbetracht des wissenschaftlichen Standpunktes jener Zeit, sondern an und für sich als ein Muster gediegener Naturforschung hervor. Die ersten drei Bücher sind dem historischen und medicinischen Theile gewidmet, das vierte enthält das Naturhistorische, und in den *„lapidibus figuratis,"* welche zum Theil nicht übel abgebildet sind, finden sich die ersten Berichte über die fossilen organischen Reste, welche jener Gegend in unsern Tagen, hauptsächlich durch den Sammlereifer Dr. v. *Hartmanns* in Göppingen eine weitere Berühmtheit verschafft haben. Auch Wildbad hat, von dem selten gewordenen *„Tractatus de balneis thermarum ferinarum"* des zu seiner Zeit berühmten „Maichinger Doctors" *Joh. Widmann* Tübingen 1519 und der spätern Dissertation *Jos. Gärtners*, des berühmten Karpologen (1718) bis auf die erfolgreicheren Berichte des Dr. *Granville* in „The Spa's of Germany" zahlreiche Bearbeiter gefunden. Ebenso Deinach, Liebenzell, Canstatt (zuerst durch *Rosinus Lentilius Fons aquae vitae Canstadiensis* 1710.), Göppingen (durch *Tabernämontan* und *Hieron. Walch* „kurze Beschreibung der Bergsäfte und Tugenden des berühmten Göppinger Sauerbronnen Nürnberg. 1644"), ja selbst minder berühmte, wie das in noch andern Beziehungen, als hydrographischen, wohl bekannte Bläsibad (zuerst durch *Sam. Hafenreffer Unda Bethesdæ repullans* Tub. 1622 und *Scatebra Sancti Blasii* 1652); sogar das als Heilbad ausser Kurs gekommene Stuttgarter Hirschbad (durch *Joh. Albrecht Gessner* Stuttgart 1746) und andere haben Bearbeitungen verschiedener Art erfahren, manche der älteren mit solcher Ausführlichkeit, dass sie nicht nur die Badeordnungen

iſt, bis jetzt oft unmöglich, das relative Alter weit auseinanderliegender Verrückungen zu beſtimmen, überweist den Spruch in dieſer Sache einer gereifteren Forſchung. Soviel iſt aber gewiß, daß die Gebirgserhebungen nach Höhe und Mächtigkeit keineswegs etwa von den älteſten Zeiten herauf eine abnehmende Reihe bilden; im Gegentheil ſind gerade die gewaltigſten Gebirgsſtöcke Europa's, namentlich die Alpen, verhältnißmäßig weit jünger als manche unbedeutendere.

Nach dieſem Syſtem haben von jeher bei Bildung der Erdoberfläche im Ganzen dieſelben Kräfte gewaltet, welche wir noch jetzt überall thätig ſehen. Allerdings weist das ganze Anſehen der älteſten Gebirgsarten, in welchen vegetabiliſche Weſen auftreten, und die Beſchaffenheit dieſer Organismen ſelbſt auf eine ganz andere Natur hin als die uns umgebende. Dieſe Fremdartigkeit ſchwindet aber immer mehr, je mehr ſich die Thierwelt in den Flötzen entwickelt und ihren jetzigen Verhältniſſen näher rückt. Die Verſchiedenheit im Anblick der Gebirgsarten und ihrer Foſſilien, die ſich zwiſchen zwei in der Zeit weit auseinander liegenden Punkten ergibt, iſt offenbar von zwei Hauptumſtänden bedingt: einmal davon, daß das Verhältniß des Landes zum Meer immer größer wurde, und dann davon, daß die Temperatur der Erdoberfläche im Allgemeinen ſtetig, und zuweilen, wie es ſcheint, ſogar raſch abnahm.

Die frühere Naturbetrachtung mußte auf ihrem Standpunkt ſucceſſive allgemeine Umwälzungen der Erdoberfläche annehmen; nach der jetzigen wirkten alle bildenden Kräfte in ſtetiger Entwickelung fort, wie in der heutigen Weltära, und ſie erkennt nur die Störungen an, welche in Folge des Aufſteigens der Gebirge in weitern oder engern Kreiſen ſich bemerklich machen mußten. — Sonſt ließ man zu wiederholten Malen das ganze Thier- und Pflanzenreich im allgemeinen Krampfe der Natur zu Grunde gehen und die ſchöpferiſche Kraft aus dem völlig umgewühlten Boden der Erde friſche Keime der Lebendigen treiben. In der jetzigen Betrachtungsweiſe iſt die ganze Thierwelt eine große, ununterbrochene Evolution ohne allen Hiatus.

Dieſe Evolution läßt ſich in ihren allgemeinſten Zügen ſo auffaſſen. Die in den Flötzen eingeſchloſſenen organiſchen Gebilde ſind den jetzt lebenden analogen Geſchlechtern deſto unähnlicher, je ferneren Zeiten ſie angehören, ganz wie in der jetzigen Natur die

und genaue Anweisungen zum Gebrauche, sondern einige sogar Badgebete enthalten. *)

*) Eine sehr vollständige Aufzählung der Schriften über württembergische Gesundbrunnen und Bäder liefert die Schrift von Prof. Dr. Heyfelder, „die Heilquellen und Molkenkuranstalten des Königreichs Württemberg und der hohenzollerschen Fürstenthümer. Stuttgart. Ebner und Seubert. 1840. Indem wir auf dieses Werk verweisen, tragen wir hier nur die seit Erscheinung derselben weiter erschienen oder sonst in derselben nicht aufgeführten Schriften nach.

Leonh. Fuchsius historia omnium aquarum Venet. 1542. 44. und Opus de balneis Venet. 1553.

Von Natur, Eigenschaft, Wirkung und rechtem Gebrauch der warmen und wilden Bäder, insonderheit aber der vier, so in dem Schwartzwaldt, nicht weit von einander gelegen seind, nemlich Markgraven-Baden, Wildbad, Zellerbad und Huberbad. M. Philibertus Leucippeus. 1603. 12.

Nützlicher und ausführlicher Bericht, woher die warmen und wilden Bäder, sonderlich die uff dem Schwarzwalde, als Markgraven-Baden, Wildbade, Zeller-Bade und Huber-Bade ihren Ursprung, was sie für Nutzen, Kraft und Tugend haben, erstlich ao. 1598 ohne Meldung des Autors und Orten ausgegangen, nunmehr revidirt und vermehrt durch Joh. G. Agricola. Amberg 1619.

Württembergische kleine Chronica, von anno 775 bis auf 1600 continuirt, nebst einer ausführlichen Vermeldung aller im Land Württemberg habender kostbaren Sauerbronnen, auch fürnehmer und heilsamer Bäder, was derselben Kraft und Wirkung. Zusammengetragen von Narcisso Schwelin fürstl. württembergischem Visitations-Rechenbankrath. Stuttgart 1660.

Gg. Fr. Gmelin M. D. württemb. Hofmedici etc., kurze aber gründliche Beschreibung nach ihrem Ursprung, Gegend, Gelegenheit, bei sich führenden Mineralien, besonderer Wirkung, Gebrauch etc., aller in Württemberg berühmten Sauerbronnen und Bäder. Stuttgart 1736.

Hoffmann systemat. Uebersicht und Darstellung der Resultate von 242 chemischen Untersuchungen mineralischer Wasser von Gesundbrunnen und Bädern. Berlin 1815.

Hufeland praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands. Berlin 1815.

Die württembergischen Brunnen und Bäder, im Schwäb. Merkur 1836.

Die Heilquellen und Bäder Württembergs, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Zustand von V. A. Riecke (Württembergische Jahrbücher 1839. S. 151.)

Die Sauerbronnen zu Canstatt und Dizenbach (Württemb. Jahrbücher 1821. S. 334.)

Nachricht von der Saline Friedrichshall bei Heilbronn (Württemb. Jahrb. 1821. S. 300.)

Ist diese Literatur zumeist mehr in medicinischer Hinsicht von grösserer oder geringerer Bedeutung und in der Regel weniger den specielleren Naturwissenschaften zugekehrt, so dürfte in letzterer Beziehung einer neueren Bereicherung des „Wasserschatzes," theilweise auch des heilkräftigen, seit den letzten 10 Jahren durch die künstliche Brunnenbohrung Erwähnung geschehen, nachdem schon früher die Hauptquelle Canstatts am Sulzrain, nunmehr die Grundlage des Flors unserer Nachbarstadt, bald unserer Vorstadt, i. J. 1777 erbohrt worden war und so, als eine der ersten Bohrquellen überhaupt, eine Merkwürdigkeit weiter darbietet. In dem landwirthschaftlichen Correspondenzblatt und den württembergischen Jahrbüchern, sowie in meinem Vortrag auf der Jenaer Naturforscherversammlung (Amtlicher Bericht von derselben. Jena 1837. S. 66), habe ich versucht, soweit eben die oft dürftigen Notizen beizubringen waren, eine Aufzählung und Zusammenstellung der bisherigen Bohrversuche, zunächst in Beziehung auf die durchsunkenen Formationen und die

---

Th. Griesinger, Wegweiser durch Heilbronn und die Soolenbäder Wimpfen, Jaxtfeld, Rappenau. Stuttgart 1837.

Notizen über den sogenannten Heilbronnen bei Möhringen A.O.A. Stuttgart. (Württemb. Jahrb. 1839. 1. S. 170.)

Chemische Untersuchungen des Mineralwassers bei Stuttgart zwischen dem Königsbad und Kahlenstein Diss. Præs. G. Schübler von W. F. Unfried. Tübingen 1821.

Hist. et exam. chemicum fontium muriaticorum Sulzensium ace non experimenta et cogitata circa magnesiam. Auct. C. G. Gmelin Erlang. 1786.

Joh. Mathäi Brigele M. D. Kurze Beschreibung des neu entdeckten Gesund- und Heilbronnens bei Zaisenhausen, Maulbronner Amts. Stutt. 1765.

Hist. physical. Nachricht von dem Zaisenhauser mineralischen Brunnen und Bad, oder Beschreibung, des bei dem hochfürstlichen würtembergischen Flecken Zaisenhausen befindlichen Gesundbronnen und Baden v. J. F. Gessner. Stuttgart 1746.

J. C. S. Tritschler, OA. und Badearzt in Canstatt, Canstatts Mineralquellen und Bäder. 3 Aufl. Canstatt 1841. 8.

W. E. Schmetzer, Regimentsarzt, das Bad Crailsheim und seine Umgebung. Heilbronn 1841. 8.

Die Heilquellen bei Mergentheim. Mergentheim 1811. 8.

Canstatt, seine Mineralquellen und Umgebungen. Ulm 1842. 8.

I. C. A. Moll, die Heilquelle zu Winterbach bei Schorndorf. Stuttgart. 1842. 8.

hieraus etwa resultirende Wahrscheinlichkeit des Gelingens künftiger Versuche zu geben. Eben diese Beziehung, nämlich die geognostische, trifft zu bei einer Schrift des Baumeisters *Bruckmann* „die artesischen Brunnen zu Oberdischingen. Heilbronn 1826“ und der interessanten neuesten Schrift Bergraths *Walchner* zu Carlsruhe „geologische Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen, Carlsruhe 1843.“ einer Schrift, die zunächst durch die merkwürdige Bohrquelle zu Rothenfels in Baden veranlasst wurde und ausser der geologischen Erklärung der Schwarzwaldthermen auch noch andere naturwissenschaftliche Details, namentlich auch über die Canstatter Gegend an die Hand gibt.

Ueber die Donau und zwar deren Ursprung sind einige Schriften aus alter Zeit vorhanden: „*Fons danubii primus et naturalis*, oder die Urquelle des berühmten Donaustroms, welche in dem Herzogthum Württemberg und nicht zu Donaueschingen zu seyn, gründlich behauptet wird von *M. Fr. Wilh. Breuninger* Tübingen 1714“ und „der Ursprung der Donau in der Landgrafschaft Fürstenberg sammt des Landes Beschaffenheit und Vermögenheit untersuchet und mit andern hiezu dienenden physikalischen Anmerkungen, auch einigen physikalischen Reflexionen ingleichen einer Landkarte und Kupfern vorgestellt von *Urban Gottfried Buchnern* D. Nürnberg. 1720.“

Auch der Bodensee, „dieses schwäbische Binnenmeer“ hat verschiedene und verschiedenartige Bearbeitungen gefunden: „Beschreibung des Bodensees nach seinen verschiedenen Zuständen in alten und neuen Zeiten. Ulm und Lindau 1783;“ „*G. Leonh. Hartmanns* Versuch einer Beschreibung des Bodensees. St. Gallen 1808,“ welcher zugleich die Naturgeschichte der Gegend enthält, und *Gustav Schwabs* topographisch-poetische Hodegetik für den Besuch jener Gegend, mit naturwissenschaftlichen Zugaben; ferner einige Aufsätze in den württembergischen Jahrbüchern: „die Bodenseetiefen und Entfernungen, Cubikinhalt seines Kessels und Höhe seines Spiegels über der Meeresfläche, so wie der Waldseer Seen“ (Jahrgang 1825 u. 26); auch verdient eine Erwähnung: „Versuch einer Berechnung der Wassermengen einiger württembergischen Flüsse von Trigonometer

Kohler" (Jahrg. 1828), bis jetzt die einzige bekannt gewordene Arbeit dieser Art, welche bei ihrer wichtigen Beziehung auf die heutzutage lebhaft besprochene Bewässerungsfrage gewiss Nachahmung und Wiederholung finden sollte.

III. Geognosie und Terrainkunde.

Die Hydrographie mag uns zunächst zur Geognosie und Terrainkunde führen. Eine vollständige und umfassende Geognosie Württembergs ist bis jetzt noch nicht bearbeitet, und manche Gegenden des Landes, wie namentlich die tertiären Ablagerungen Oberschwabens, sind noch gar wenig durchforscht; wohl zunächst eine Folge des Umstandes, dass bei der Armuth unserer Formationen an mineralischen Schätzen der Bergbau wenig Veranlassung fand, dieselben aufzuschliessen. In der älteren Literatur liegt für die Geognosie und Geologie überhaupt, diese erst durch *Werner* in die Reihe der Naturwissenschaften eingeführte Doctrinen, kein Material vor.

Ein interessanter Versuch einer umfassenderen geognostischen Arbeit über Württemberg ist die vor 12 Jahren erschienene „reine natürliche Geographie von Württemberg, von Pfr. *W. Schwarz* Stuttgart 1832," welche es doppelt bedauern lässt, dass der Verfasser noch immer durch Kränklichkeit gehindert ist, sich diesem Zweige der Wissenschaft ferner zu widmen. Erst in den neuesten Zeiten hat Prof. *Quenstedt* zu Tübingen sich das Verdienst erworben, in seiner Schrift „die Flözgebirge Württembergs mit besonderer Rücksicht auf den Jura, Tübingen 1845" die Geognosie des Landes, selbst mit Einschluss des Urgebirges, in umfassenderer Weise zu bearbeiten. Einen Abriss der Geognosie Württembergs gab *Hehl* in der Geographie und Statistik Württembergs, von *Memminger* 1841.

Dagegen haben einzelne Parthieen der Formationen des Landes schon früher vortreffliche Bearbeiter gefunden. Wer kennt nicht die klassische Arbeit über die geologische Trias, die „Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers. Stuttgart 1834," womit *v. Alberti* der Wissenschaft eine neue Bahn gebrochen, nachdem er schon früher „die Gebirge Württembergs zunächst in Beziehung auf Halurgie, Stuttgart 1826" bearbeitet hatte.

Die württembergische Alp hat schon zu Ende des abgewichenen Jahrhunderts, jedoch mehr in topographischer Beziehung und mit Bezug auf die Culturverhältnisse an Pfarrer M. *Jeremias Höslin*: „Beschreibung der württembergischen Alp mit landwirthschaftlichen Bemerkungen, herausgegeben von dessen Sohn M. *Jeremias Höslin*. Tübingen 1798.," einen tüchtigen Bearbeiter gefunden. Eben diese Tendenz hat auch die „Darstellung des natürlichen und wirthschaftlichen Zustandes der württembergischen Alp und des O.A.-Bezirks Böblingen, von Steuercommissär *Schnitzer*, Tübingen 1825;" doch sind Untersuchungen der Bodenarten darin enthalten. Dagegen tritt die Geognosie dieses durch seine vielen Trappgebilde und Basaltkuppen merkwürdigen Bergzuges in den neueren Zeiten mit mehr Gewicht auf. Der Altmeister der deutschen Geognosten, *Leopold von Buch* hat i. J. 1837 in seiner Schrift „über den deutschen Jura" auch die Formation, soweit sie Schwaben durchzieht, mit der längstgewohnten Meisterschaft bearbeitet. Nicht minder bildet die in den Memoiren der Strassburger Akademie erschienene Arbeit Graf *Mandelsloh's*, „Memoire sur la constitution geologique de l'Albe du Württemberg avec des profiles de cette chaine," in besonderm Abdruck, Strassburg 1835, in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „geognostische Profile der schwäbischen Alp," Stuttgart 1835, (jedoch nicht im Buchhandel) erschienen, ursprünglich ein Vortrag bei der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart 1834, eine solide Grundlage für die weitere Erforschung dieser Gebilde. In der Hertha B. 6 hat *G. v. Martens* eine sehr anziehende naturhistorische Beschreibung der württembergischen Alp und darin auch Notizen über die Geognosie dieses Gebirges geliefert, und dieses Thema in einem Aufsatz im landwirthschaftlichen Correspondenzblatt 1822 „Bemerkungen auf einer Reise nach Ulm" noch weiter ausgeführt. In den Denkschriften der Kgl. Academie der Wissenschaften zu München 1809. 1810., finden sich auch schon in dem „Resumé der auf verschiedenen Reisen in das schwäbische Alpgebirge gemachten geognostisch-mineralogischen Beobachtungen von *Friedr. v. Lupin*," Beobachtungen über den Contact des Basalts mit dem Jurakalk. Auch *Gustav Schwab* war bemüht, seiner topogra-

phisch-poetischen Schrift über die württembergische Alp, Stuttgart 1823, naturwissenschaftliche Notizen von *G. Schübler* als Beigabe zu verleihen.

Ueber die Geognosie des Schwarzwaldes sind, wenn gleich die politische Abgränzung desselben nicht zu Grunde legend, folgende Schriften zu nennen: „*Peter Merian* geognostische Uebersicht des südlichen Schwarzwaldes, Basel 1842.;“ ferner die Schrift von *Fromherz*: „Geognostische Beobachtungen über die Diluvialgebilde des Schwarzwaldes, oder die Geröllablagerungen in diesem Gebirge, welche den jüngsten vorgeschichtlichen Zeiten angehören, Freiburg 1842.;“ während desselben Abhandlung: „die Juraformationen des Breisgaues, geognostisch beschrieben. Carlsruhe 1838“ und der Aufsatz: „Eisenrogenstein und Bradfordthon bei Donauöschingen“ (Leonh. Jahrb. 1839. S. 693) interessante Parallelen zu unserer Alp, und die „geognostische Beschreibung des Schönebergs bei Freiburg im Breisgau, Freiburg 1837“ eine solche zu dem Flözgebirge Württembergs überhaupt bilden. Auch ist eine kleinere Schrift von Pfr. *E. Schwarz*, freilich mit nicht wissenschaftlicher Verbrämung, hierher zu zählen: „Die Schwarzwaldreise, eine christliche Erzählung, zugleich eine landschaftliche Beschreibung, natürliche Geographie und Geognosie des Schwarzwaldes. Stuttgart 1836.“

Beiträge zur Geognosie Württembergs überhaupt, meist in Zeitschriften gegeben, verdanken wir: *Hundeshagen* (Leonh. Taschenbuch B. 15.) ferner: „Ueber die Verhältnisse zwischen den Gebirgsbildungen im südwestlichen und nordwestlichen Deutschland, mit einem Anhang von *Jul. Nördlinger*,“ (naturwissenschaftliche Abh. II.); *C. G. Gmelin*, Beiträge zur näheren Kenntniss der Natur vulkanischer Gebirgsarten (naturwissenschaftliche Abh. II.); *Hehl* (landw. Correspondenzblatt 1823. 1825. 1828.); *Käferstein* (ebendaselbst 1824. 1831.), besonders in Hinsicht auf das Steinsalzgebirge, und (Jahrg. 1826) „geognostische geologische Ansichten über den Bau der Erdrinde in Süddeutschland, mit Bemerkungen von *Gustav Schübler*;“ *Ami Boué*, „Notice sur les depots tertiaires et basaltiques de la partie du Wurttemberg et de la Baviere au Nord du Danube,“ (in den Annales des Sciences naturelles 1824.), übersetzt von *Degen* im landw. Correspondenz-

blatt 1826.); *Stahl* über den Muschelkalk (landw. Corresspondenzblatt 1825.); Dr. *Schmidt* über den württembergischen Liasschiefer (Das. 1843). Auch finden sich geognostische Beziehungen in den „Beiträgen zur Paläontologie Württembergs" von *H. v. Meyer* und mir, Stuttgart 1844.

Geognostisch-mineralogische Beschreibungen einzelner Gegenden lieferten, und zwar in den Denkschriften der Gesellschaft von Naturforschern und Aerzten in Schwaben: *v. Manuel* „mineralogische Beschreibung der Gegend von Hohentwiel", und Bergrath *Selb* „geognostische Beschreibung des Kinzigthals" mit Rücksicht auf das Hauptgebirge des Schwarzwaldes. Ferner Dr. *J. W. Sturm* „Versuch einer Beschreibung der Gegend von Schwenningen mit Notiz über die Bohrversuche nach Steinsalz bey Sulz, Tübingen 1824." *Hehl*, die geognostischen Verhältnisse von Stuttgart, in der „Beschreibung von Stuttgart 1834", und die von Canstatt und Esslingen, in den Oberamtsbeschreibungen dieser Städte. *G. Schübler*, die geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Tübingen. Dissertation 1832. *Gust. Walz*, die geognostischen Verhältnisse der Riesgegend (Landw. Corr.-Bl. 1838. 1843.). *Titot*, geognostische Skizze von Heilbronn (Landw. Corr.-Bl. 1834.). *v. Bühler* und später *Leube*, geognostische Beschreibung der Stadt und Umgegend von Ulm (Landw. Corr.-Bl. 1837. u. 1839.). *v. Alberti*, Uebersicht der mineralogischen Verhältnisse von Rottweil, in Ruckgabers Geschichte der Stadt Rottweil. 1838. *Schlipf*, Notiz über die Geognosie des Schussenthals (Landw. Corr.-Bl. 1837.). W. *Leube*, Untersuchung über das mineral. Material der Umgegend von Ulm in Betreff seiner Verwendbarkeit für Bauzwecke, insbesondere seine Bedeutung für den Festungsbau. Ulm 1843.

Einzelne geognostisch-mineralogische Vorkommnisse berichteten in den Denkschriften der Gesellschaft in Schwaben: Hofmedicus Dr. *Jäger*, Beschreibung eines crystallisirten Sandsteins in der Gegend von Stuttgart; *Julius Simon Nördlinger* (nunmehr Oberfinanzrath *v. Nördlinger*), Beschreibung des Sternbergs bei Offenhausen und des daselbst gefundenen Basaltes. Ferner *v. Mandelsloh*e, über Basalte bei Ulm (Leonh. Jahrb. 1839. S. 75.); *G. Schübler*, der Karfenbühl bei Dettingen.

ein Basaltfelsen mit magnetischer Polarität (würt. Jahrbücher 1824.) und über die Trapptuff- und Basaltkuppen in Württemberg (Leonhards Jahrbuch 1830 S. 78. und Landw. Corr.-Bl. 1825.); ferner über die Lagerungsverhältnisse des Steinsalzes bei Wilhelmsglück (naturwissenschaftliche Abhandlungen); *Hehl*, über den Braunkohlensandstein (die Molasse) Ober-Schwabens (Landw. Corr.-Bl. 1824.) und über die einfachen Fossilien Württembergs (Leonh. Taschenbuch Nr. 15.); Bergmeister *Zobel*, über das Braunkohlenlager bei Tuttlingen (Landw. Corr.-Bl. 1834.); *Brucknann* und *Hehl*, über die Süsswasserkreide auf der Alp (daselbst 1834. 1835. 1837.); *Leube*, Beitrag zur Kenntniss des Jura- und Süsswasserkalks (daselbst 1839.) und „über hydraulischen Kalk. Ulm 1840."; *Carl Rath*, über eine Keupergruppe bei Eckartsweiler im Hohenlohescheu (Landw. Corr.-Bl. 1842.); *Quenstedt*, Ueberlagern des Keupers auf Lias (Leonh. Jahrb. 1842. S. 304.).

Bergmännisch-geognostische Notizen finden sich: in der physical. oecon. Wochenschrift, Stuttgart 1758. von Hofrath *Stahl* Bd. 2. S. 323. 499. 684. (über die Zeche zu Bulach); und in den physical. oecon. Auszügen. Stuttgart 1758. Bd. 1. S. 85. Bd. 3. S. 145. (alte Nachrichten von bergmännischen Versuchen auf Steinkohlen und Schwefelkies im Württembergischen); Das. S. 303. über den Bergbau bei Schiltach, Alpirsbach, Reichenbach und Boll; ferner: in *Schiebers* neuen Cameralschriften Bd. 3. über die Eisenwerke zu Königsbronn und Heidenheim, und Bd. 4. von dem Eisenwerke in Ludwigsthal und Christophsthal. Ferner: Nachricht von einer besonders schönen Porcellanerde, welche vor Kurzem im Hrzth. Württemberg entdeckt wurde (Sel. phys. oecon. Stuttgart. 1752. St. 5.); über württemb. Marmorarten (Sel. phys. oecon. 1752. St. 11. 12.); über Rauchtopase (schwarze Crystallsteine; daselbst St. 14.) und kurze Anzeige der bisher bekanntesten Stein-, Erz- und Erdenarten des Herzogthums Württemberg, mit den Bruch- und Lagerstätten (daselbst St. 14.). Ferner: Prof. *G. H. Rössler*, naturhistorische und technologische Nachrichten von der Saline zu Sulz. Tübingen 1788.; *v. Alberti*, über den Schacht bei Wilhelmsglück (Leonh. Jahrbuch 1839. S. 314.); *Albert*, über die Bohnerzgruben bei Friedingen (Landw. Corr.-Bl. 1838.); sodann von dem verstorbenen Geheimerath *v. Kerner*: Beschreibung der württem-

bergischen Eisenwerke und Erzgruben (württ. Jahrbücher 1822.); *Hehl*, über das Alter der württembergischen Torfgruben und über einen Versuchsbau auf Steinkohlen in den Kriegsbergen bei Stuttgart (daselbst 1819) und über einen Versuchsstollen auf Steinkohlen im Keuper bei Esslingen (Leonh. Jahrbuch 1838. S. 119.). Ueber das Vorkommen des Torfs finden sich ausserdem noch folgende Nachweisungen: Nachricht von dem im Herzogthum Würtemberg an verschiedenen Orten entdeckten Torf oder Torferde zum Brennen (in den Selectis phys. oecon. Stuttgart 1749. 1752.); über die Torflager in Altwürttemberg (württ. Jahrb. 1818.); über den Torf (Landw. Corr.-Bl. 1823.); über einige Torflager in Württemberg (Landw. Corr.-Bl. 1835.).

Chemisch-mineralogische Analysen württembergischer Fossilien liegen wenige vor, hierher gehören: *Gottl. Gmelin, Historia et examen chemicum fontium muriaticorum Sulzensium nec non experimenta et cogitata circa magnesiam.* Erlangen 1785.; *Kielmeyer, Dissert. Examen physico-chemicum gypsi coerulei Sulzae ad Nicrum Auct. Alb. Lebret* 1803.; und dessen *Examen salis culinaris Sulzensis et Suevo-Hallensis.* Auct. *C. Th. Wagenmann.* 1814.; *C. G. Gmelin*, chemische Untersuchung über die verschiedenen Kalkformationen Schwabens mit besonderer Rücksicht auf die darin vorkommenden Bitterkalke und die Verbreitung der Bittererde in denselben überhaupt; und damit zusammenhängend: *Hundeshagen*, über den Bittererdegehalt verschiedener Kalkformationen (beide Mittheilungen in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen einer Gesellschaft in Württemberg). Ferner *C. G. Gmelin*, chemische Untersuchungen des Bohnerzes von Nendingen und einiger andern damit in Beziehung stehenden Gegenstände, Dissert. *v. Schweizer.* Tübingen 1825. und: Desselben chemische Untersuchung des körnigen Thoneisensteins von Aalen und des fasrigen Brauneisensteins von Neuenbürg. Diss. *v. Brodtbeck.* Tübingen 1825.

Untersuchungen über Bodenarten machten *G. Schübler*, (L. Corr.-Bl. 1823., Gilberts Annalen 1823. und Schweigger's Journal neue Reihe 1823.) und Prof. *Zenneck*, (Landw. Corr.-Bl. 1824.).

Auch die verschiedenen Höhlen in Württemberg haben Beschreibungen gefunden: Beschreibung einer merkwürdigen Höhle

im Herzogthum Württemberg, das Erdloch genannt (in den Sel. phys. oecon. Stuttgart. 1752. St. 10.); Diss. *infernus naturalis, Präs... a Matth. Briegel*, Tübingen...; kurze Beschreibung des Nebellochs unweit Pfullingen. Reutlingen 1715. und Prof. *Reuss*, Beschreibung des Nebellochs, topographisch-physische, (Reutlingen 1805.); die Erpfinger Höhle von *C. Rath* (Stuttgart 1834. Mit Grundriss, Längenprofil und Abbildungen von Gegenständen daraus, und im Landw. Corr.-Bl. 1834.); die Schertelshöhle von *Paulus* (Stuttgart 1832. und württ. Jahrb. 1831.); mehrere andere Höhlen (württ. Jahrb. 1833.).

Höhenbestimmungen lieferten: *v. Bohnenberger* (Tüb. Blätter Hft. 1. u. 2.); *G. Schübler* (württ. Jahrbücher 1822. 1823. 1832. und in den Beiträgen zur Naturkunde Oberschwabens Diss. *v. Lingg.* 1832.); *v. Mittnacht* (württ. Jahrbücher (1837. 1838.); *C. v. Oeynhausen* und *Michaelis* (in der Hertha Bd. 1. u. Bd. 10.).

Als nützliche Hülfsmittel dürfen erwähnt werden: die geognostisch illuminirte Karte von Württemberg von *Paulus*. 1841. und das geognostische Relief von *C. Rath*.

IV. Petrefactenkunde.

Die Petrefactenkunde, wie sie erst in den neuern Zeiten in ihrer Bedeutung für die geognostische Diagnose erkannt wurde, hat auch erst in neuern Zeiten Bearbeiter des in unsern Formationen vorzugsweise reichen Materials gefunden. Doch war man schon längst auf den Reichthum dieser Gebilde in unsern Gegenden, vornehmlich in Canstatt und Boll, aufmerksam geworden, und erkannte sie nach und nach, wenn auch nicht immer in richtiger Bestimmung, wenigstens für organische Reste, während sie noch zu Aldrovands Zeiten für *lusus naturae* galten. So spielten das *Unicornu fossile* von Canstatt in „*Sal. Reiselii Epistola de cornibus et ossibus fossilibus Canstadiensibus*“ und „*Dav. Spiessii Oedipus osteo-lithologicus* Schaffhausen 1707.“ sowie das Medusenhaupt in „*Caput Medusae utpote norum diluvii universalis monumentum, in agro Würtembergico detectum et breri dissertatiuncula epistolari expositum ab Eberh. Fr. Hiemero*“ Stuttgart 1724. (württembergischem Hof- und Consistorialrath, einem sehr eifrigen Sammler), fast eine ähnliche Rolle, wie weiland

Verſchiedenheit der organiſchen Produkte zweier Landſtriche häufig ihrer gegenſeitigen Entfernung proportional iſt. Und wie wir heute noch ſehen, daß die organiſche Welt zweier entlegenen Gegenden zum Theil dieſelbe, zum Theil eine verſchiedene iſt, ſo finden wir, wenn wir die foſſilen Thiere mit den lebenden vergleichen, neben der Verſchiedenheit doch auch manche Uebereinſtimmung. So liegen in ſehr alten Flötzen ausgeſtorbene Geſchlechter neben noch exiſtirenden. In der Kreide treten Ammoniten, Hamiten, Belemniten und andere jetzt nirgends mehr vorhandene Schaalthiere mit Nautiliten und Pectiniten auf, deren Verwandte noch in den jetzigen Meeren leben. Krokodille, die dem heutigen Gangeskrokodil (Gavial) nahe ſtanden, lebten in denſelben Gewäſſern mit dem Ichthyoſaurus, Pleſioſaurus und den andern untergegangenen Ungeheuern aus der Reptilienklaſſe.

Die organiſchen Reſte in den verſchiedenen Flötzen erſcheinen als Schöpfungen, welche den jedesmaligen Verhältniſſen von Land und Meer entſprachen, und da dieſe Verhältniſſe in großen, allgemeinen Zügen mit den jetzigen übereinkamen, ſo zeigt ſich auch eine entſprechende Uebereinſtimmung zwiſchen den foſſilen Schöpfungen und der jetzigen. Wie dagegen der jetzige phyſiſche Zuſtand von den frühern Zuſtänden doch auch in Manchem abweicht, ſo zeigen ſich auch die Geſchöpfe im Detail anders organiſirt. Verſchiedene Thiergeſchlechter verhalten ſich aber dabei ſehr verſchieden: manche waren befähigter, ſich veränderten Umſtänden zu fügen, und ſolche führte die Natur oft durch alle Perioden herauf, während ſie andere organiſche Formen zurücknahm, d. h. ausſterben ließ. Dieſes Geſetz gilt für alle Thierklaſſen und ſcheint auch noch in der jetzigen Natur zu gelten.

Die Anſicht, als ob die Natur, ſeit ſie überhaupt Leben auf Erden hervorrief, von den einfachſten, niedrigſten Organismen gleichmäßig zu immer höhern aufgeſtiegen wäre, iſt höchſtens richtig, wenn man ganze Thierklaſſen einander gegenüber ſtellt, beſtätigt ſich aber keineswegs, wenn man Thiere derſelben Klaſſe aus verſchiedenen Perioden vergleicht. So ſind viele Seethiere aus den älteſten Meeren, Ammoniten, Belemniten, Trilobiten u. ſ. w. ſo fein, und zum Theil noch merkwürdiger organiſirt als die heutigen Schaal- und Kruſtenthiere. Das aber erſcheint als nothwendige

Scheuchzers *„homo diluvii testis."* Ohne Zweifel stammt aus jener Zeit schon der berühmt gewordene Dresdener *Macrospondylus*, da er notorisch aus dem württembergischen Liasschiefer kam. Hierher gehört auch: Göttliche Erkenntnuss aus wunderbaren figurirten Steinen, so in der Gegend des Boller Bades, Zeller Bades und Zeller Stabs in der Erden, Wasser, auch in dem Schiefer und den Steinen gefunden wurden. Ulm (o. J.); sowie: *„Balthas. Ehrhard M. D. et. physici Memmingensis*, physical. Nachricht von einer gegründeten neuen Meinung, welche den Ursprung derer versteinerten Sachen, die bisher der allgemeinen Sündfluth zugeschrieben worden, betrifft, wie solche in dem Buche enthalten: *De' crostacei e degli altri marini corpi che si trovanno sui monti. Libri 2. di Ant. Cuz. Moro. Venez. 1740.* Nebst vielen Anmerkungen mitgetheilt. Memmingen 1745." Als erste Bearbeitung der Belemniten ist zu erwähnen: Desselben *De belemnitis suevicis* Diss. *qua inprimis in obscuri hactenus fossilis naturam inquiritur; dein et haud paucae observationes universum marino-terrestrium censum, itemque lithographiae modernae historiam spectantes exhibentur.* Ed. 2. Augsburg 1727. Auch in den Select. phys. oecon. Stuttgart 1752. St. 6. findet sich „eine Nachricht von denen versteinerten Seecreaturen, Muscheln und Gewächsen, welche in verschiedenen Ländern und auch im Württembergischen in Menge gefunden werden." *Guettard* gibt (Mem. de l'Acad. 1762. übersetzt in den mineralogischen Belustigungen 1769. „Mineralogische Anmerkungen über Frankreich und Deutshland") Nachrichten von den Gegenden von Canstatt, Stuttgart, Plochingen, und *Joh. Fr. Gmelin* (in dem Naturforscher 1774. und 1779.) lieferte schon Beiträge zur württemb. Mineralogie und Petrefactenkunde; des Letztern „Beitrag zur württemb. Naturgeschichte der ächten thierischen Versteinerungen" scheint Bezug zu nehmen auf die berühmt gewordenen unächten Würzburger Petrefacte, durch welche Prof. *Behringer* einst auf so seltsame Weise mystifizirt wurde. Einiges historische Interesse für die Geschichte der Landeskunde bietet die Diss. von *Jac. Steinkircher* Präs. *Rud. Jac. Camemrario* Tübingen 1718. *„De lapidum figuratorum usu medico"* dar, indem dort schon des Stuttgarter Naturaliencabinets als eines *„Musei curiosi"* oder *„miri*

et rari naturae et artis thesauri principalis Stuttgartiae" und seines gefälligen Vorstandes, Prof. Schuchard, sowie der Bauhin'schen „*lapides figurati*" von Boll, und der Fundorte bei Bebenhausen, Echterdingen und auf der Alp gedacht wird. Voll Bewunderung des Reichthums unserer Gegenden an Petrefacten spricht der Verfasser seinen Entschluss aus, 12 Centner davon in seine Heimath, Regensburg, zu senden. Ueber württembergische Fundorte spricht auch schon *Keysler* in seiner Reise durch Deutschland und Böhmen etc. *Hannover* 1751. und *Schröter* über Heidenheim als Fundort, im Naturforscher St. 18. 1782.

Indessen gaben erst *Cuviers* unsterbliche Arbeiten den Anstoss zu wissenschaftlicher Untersuchung der fossilen Thierreste, und so wurden auch die Diluvialreste von Canstatt und den Bohnerzgruben der Alp, die Knochenreste aus der Molasse von Oberschwaben und dem Süsswasserkalke des Stubenthals aufgesucht und zuerst von *Schübler* und *Jäger* näher ins Auge gefasst, und den Entdeckungen der grossen Liassaurier in England folgte auch deren Auffindung in unsern Gegenden.

Die erste geordnete Zusammenstellung der bis dahin, hauptsächlich in dem Cabinett der landwirthsch. Centralstelle zusammengebrachten Petrefacte, mit einer geognostischen Uebersicht lieferte, im Auftrage der Centralstelle, *Gustav Schübler*, in Verbindung mit Oberrechnungs-Cammersecretär Stahl (Landw. Corr.-Bl. 1824. und in besonderem Abdruck), wo namentlich, sowie auch im württ. Jahrb. 1818. das durch die letzte Excursion Sr. Majestät des höchstseligen Königs Friederich an den Fundort zu Canstatt doppelt denkwürdige Nest von Mammuthszähnen in seiner natürlichen Lage abgebildet ist. Hierauf folgten übersichtliche Zusammenstellungen: von Dr. *Fr. Hartmann:* Uebersicht der Versteinerungen Württembergs. Tübingen 1834, und seine Dissertation über die Belemniten; Bergrath *Hehl* gab ein Resumé der Petrefacten Württembergs in den Verhandlungen der Petersburger Academie 1834.; im Jahrgang 1839 des Landw. Corr.-Bl. gab Major *v. Ziethen* eine neue systematische Zusammenstellung, nach den Formationen geordnet und mit Angabe der Fundorte und Abbildungen. Auch in der Monographie *v. Alberti's* finden sich genaue Ver-

zeichnisse der der Trias eigenthümlichen Petrefacte, in der Abhandlung Graf *Mandelsloh's* der Jurassischen Petrefacte, und Prof. *Quenstedt* gibt in seinen Flözgebirgen Württembergs eine sehr vollständige und mitunter berichtigende Aufzählung der Petrefacte sämmtlicher Formationen.

Einzelne Reihen fossiler organischen Reste fanden folgende ausführlichere Bearbeitungen mit Abbildungen: Dr. *G. F. Jäger*, über die fossilen Wirbelthiere, welche in Württemberg in verschiedenen Formationen aufgefunden worden sind, nebst geognostischen Bemerkungen über diese Formationen. 2 Hefte. Stuttgart 1835. 1839.; Derselbe: Ueber fossile Reptilien, welche in Württemberg aufgefunden worden sind. Stuttgart 1828., eine Abhandlung, welcher im Jahre 1824. die Schrift: *De ichtyosauri sive proteosauri speciminibus in agro bollensi detectis* vorangegangen war, und an welche letztere sich das Werk von *Bronn* und *Kaup*: Ueber die Gavialartigen Reptilien. Stuttgart 1843. anschliesst.

Die von *Hermann von Meyer* und mir bearbeiteten „Beyträge zur Paläontologie Württembergs, enthaltend die Wirbelthierreste aus den Gebilden der Trias, mit besonderer Beziehung auf die *Labyrinthodonten* des Keupers, Stuttgart 1844." behandeln vorzugsweise dieses seltsame, der Trias eigenthümliche Saurier-geschlecht, nebst den übrigen Knochenresten dieser Formationen.

Die fossilen Mollusken Württembergs hat Major *v. Ziethen* in meisterhaften Zeichnungen in seinen „Versteinerungen Württembergs, Stuttgart 1830." geliefert und beabsichtigt eine neue Bearbeitung derselben. Auch die classischen Werke von *Goldfuss*: Abbildungen und Beschreibungen von Petrefacten Deutschlands und der angrenzenden Länder, Düsseldorf 1833. und *Agassiz*: Recherches sur les poissons fossiles, Neufchatel 1833—1843. enthalten manches Wichtige aus unsern Gegenden.

Die Pflanzenversteinerungen des Keupers hat Dr. *G. Jäger*, Stuttgart 1827. zu bearbeiten angefangen und eine Fortsetzung dieser Bearbeitung ist von Prof. *Kurr* in nächster Zeit zu erwarten.

Eine Hodegetik über die Fundorte der württembergischen Petrefacte lieferte Dr. *Schmidt:* die wichtigsten Fundorte der

Petrefacte Württembergs, nebst deren Kennzeichen, Stuttgart 1838.

Ueber petrefactologische Einzelnheiten finden sich kürzere Berichte: von *Agassiz*, über die fossilen Fische der Liasformation (Leonh. Jahrb. 1833. S. 139.); von Graf zu *Münster*, über süddeutsche Liasreptilien (Leonh. Jahrb. 1834. S. 127.); von *Hermann v. Meyer:* über *Thaumatosaurus oolithicus* (Leonh. Jahrb. 1841. S. 176.), *Arionius serratus*, eine Delphinart von Baltringen (daselbst 1841. S. 315.), über die *Labyrinthodonten* (daselbst 1842. S. 301.), über fossile Krebse: *Eryon Hartmanni*, *Pemphix Suerii* und *Albertii* (daselbst 1835. 36. 37. 38.), über die Füsse von *Pemphix Suerii* (daselbst 1842. S. 261.), und in einer eigenen Schrift: Neue Gattungen fossiler Krebse vom bunten Sandstein bis in die Kreide, Stuttgart 1840. 4.; von *G. Jäger:* über die fossilen Knochen bei Stuttgart und Canstatt (Leonh. Taschenb. Nr. 15. und württ. Jahrb. 1821. und 1822.); von *Quenstedt*: über *Loligo Bollensis* (Leonh. Jahrb. 1839. S. 156.).

V. Flora.

Unter allen Zweigen der vaterländischen Naturkunde ist die „Flora von Württemberg" durch die ausgezeichnete Arbeit von *G. Schübler* und *G. v. Martens*, Tübingen 1834. am vollendetsten, jedoch bis jetzt nur in ihrem phänogamischen Theil bearbeitet; Grundlage und Beleg für dieses Werk ist das oben erwähnte Herbarium der württembergischen Pflanzen in der vaterländischen Sammlung der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins; und *Willibald Lechlers* neueste „Supplemente zur württemberg. Flora, Stuttgart 1844." sind eine sehr dankenswerthe Zugabe. Systematische Verzeichnisse der württembergischen Pflanzen, und zwar mit Einschluss der Cryptogamie, von *G. v. Martens* waren diesem Werke im Landw. Corr.-Bl. 1822. Bd. 1. S. 321. 1823. Bd. 1. S. 227. (vergleiche die Regensburger Flora 1823. Bd. 2. S. 669.) 1825. Bd. 1. S. 301. und späterhin in der „Beschreibung oder Geographie und Statistik, nebst einer Uebersicht der Geschichte von Württemberg von *J. D. G. Memminger*, Stuttgart 1820. (2te Ausgabe. 1823. 3te 1841.) vorausgegangen. Auch in der Reise nach Venedig von *G. v. Martens*, Ulm 1824. finden

sich Nachrichten und Verzeichnisse über die württembergische Flora.

Eine vortreffliche Vorarbeit für eine künftige Bearbeitung der Cryptogamie verdanken wir Ebendemselben durch die, wenn gleich noch nicht vollständige Sammlung cryptogamischer Gewächse Württembergs in dem Herbarium, welches in dem Cabinett vaterländischer Naturproducte der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins sich befindet.

Versuche zu einer Uebersicht der württembergischen Pflanzen waren schon in frühern Zeiten gemacht worden, die jedoch mehr in literarhistorischer Hinsicht bemerkenswerth sind. Hierher gehört: *„Arboretum et fruticetum Wirttembergicum*, oder Verzeichniss der in Württembergs Wäldern und Gärten wachsenden Bäume, Stauden, Gesträuche und einiger Pflanzen, mit beigesetzten verschiedenen Namen, die ihnen in diesem und anderem Revier beigelegt werden; ein Versuch von *J. F. S. (Stahl)* Tübingen 1769. 8.“; und „Beitrag zu einer schwäbischen Flora von Baron *Nott v. Schreckenstein* zu Immendingen“ (in botanischen Taschenbuch für Anfänger aus dem Jahre 1798. herausgegeben von *Dav. Heinr. Hoppe*. Regensburg 1798 S. 80.). Die allgemeinen Floren Deutschlands von *Hoffmann, Roth, Schrader* und *Röhling* (neu bearbeitet von *Mertens* und *Koch*. Frankfurt a. M. 2 Bände. 1823. 26.) werden als Werke, in denen die württembergische Flora gleichfalls eingeschlossen ist, kaum noch besonders zu erwähnen seyn, es sey denn in der Beziehung, dass die in diesen Werken gegebenen Notizen (mit Ausnahme der neuen Bearbeitung *Röhlings*) nur sehr unvollständig und zunächst aus *Gmelins* und *Kerner's* Localfloren von Tübingen und Stuttgart entlehnt sind. Eine vollständige Aufzählung auch der württemberg. Pflanzen ist in der *Enumeratio plantarum Germaniae Helvetiaeque indigenarum, seu prodromus, quem synopsin plantarum Germaniae Helvetiaeque edituri botanophilisque adjurandam susceperunt E. Steudel et Ch. F. Hochstetter*. Stuttgart 1826. Das classische Werk *Steudel's*: *Nomenclator botanicus*, Stuttgart. 2. Aufl. 1841. wird hier kaum einer besondern Erwähnung bedürfen.

Floren einzelner Gegenden in Württemberg sind schon in früheren Zeiten erschienen. Schon das Werk *Joh. Bauhin's*

über Boll 1598. enthält im 4ten Buche eine Aufzählung der in der Umgegend vorkommenden Gewächse.

Die Lokalflora von Tübingen fand, wie es sich für eine Universitätsstadt ziemt, ebenfalls schon frühe einen Bearbeiter: *Designatio plantarum circa Tubingensem arcem florentium sede seu loco naturali, charactere generico et individuali, virtutibus medicis probatissimis, in usum scholae botan. Tubing. cur. J. G. Duvernoy M. D. et in Acad. Tubing. prof. e.* Tübingen 1722.; auf diese folgten in Zwischenräumen von 50 Jahren: *J. F. Gmelin Enumeratio stirpium agro Tubingensi indigenarum.* Tübingen 1772., und, als Zugabe zur Eisenbach'schen Geschichte von Tübingen, (daselbst 1822. mit Nachträgen 1823. 25. und 29.) von *G. Schübler* ein systematisches Verzeichniss der bei Tübingen und in der Umgegend wildwachsenden phanerogamischen Gewächse mit Angabe ihrer Fundorte und Blüthezeit. Einen Beitrag zur Flora von Reutlingen, für jene Zeit verdienstlich, gibt: *Diss. bot. medica, Praes. Ph. Fr. Gmelin, sistens fascicul. plantarum patriae urbi vicinarum, sponte crescentium cultarumque, cum usu omni earundem plebejo,* Auct. *J. G. Weinmann, Reutlingensi.* Tübingen 1764. 4.

Auch in den Oberamtsbeschreibungen Württembergs finden sich Verzeichnisse der betreffenden Lokalfloren.

Die Flora von Stuttgart fand Bearbeiter in ihrem phänogamischen Theile an: *Vulpius jun. Spicilegium florae Stuttgartiensis.* Stuttgart 1766.; *J. S. Kerner, Flora Stuttgartiensis.* Stuttgart 1786.; Prof. *Zenneck*, Flora von Stuttgart. Daselbst 1822. (recensirt in der Regensburger Flora 1823. Bd. 1. S. 198.); und *Eduard Schmidlin*, Beschreibung der in der Umgegend von Stuttgart wildwachsenden, sichtbar blühenden Gewächse nebst einer Angabe über die im Grossen angebauten oeconomischen Gewächse. Stuttgart 1832. Einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniss der Cryptogamen der Umgegend von Stuttgart bildet der Aufsatz; die ächten und unächten Farn Stuttgarts, als Beitrag zu der cryptogamischen Flora dieser Gegend (von dem jetzigen Hofrath Dr. *Schäfer* in Zwiefalten) in der Regensburger Flora 1825. Bd. 1. S. 254.

Ferner erwähnen wir als ein verdienstliches Werk: Prof. *A. Schabels* Flora von Ellwangen. Stuttgart 1837. 8.

Ueber die Flora des Kocher- Jaxt- und Tauberthales finden sich Nachweisungen in der Schrift: Etwas über Standort und Blüthezeit der in den Fürstenthümern Hohenlohe und Mergentheim bis jetzt entdeckten wildwachsenden Pflanzen, herausgegeben von einigen Freunden der Naturgeschichte (von Oberamtsarzt Dr. *Bauer* und Oberamtsrichter *Fuchs*). Mergentheim 1816. 8.

Eine literarische Antiquität ist: *Deliciae sylvestres florae Ulmensis*, oder Verzeichniss derer Gewächse, welche um des heiligen römischen Reichs freye Stadt Ulm in Aeckern etc. ungepflanzt zu wachsen pflegen, nach dem Alphabet zum Druck befördert durch *Lt. Joh. Dietr. Leopold.* Ulm 1728.

Die Flora Oberschwabens hat eine gute Bearbeitung gefunden in der Schrift: Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann vom Einfluss der Schussen in den Bodensee bis zum Einfluss der Kinzig in den Rhein. Band I. herausgegeben von dem Verfasser der Verzeichnisse der Naturproducte dieser Gegenden. Donaueschingen 1804. 8. Band II. herausgegeben von Freiherr *Nott v. Schreckenstein* und *Joseph Meinrad v. Engelberg.* Daselbst 1805. Band III. herausgegeben von denselben und *Joseph Nep. Renn.* Daselbst 1807. Band IV. herausgegeben von *Joseph v. Engelberg.* Daselbst 1814. Diesem schätzbaren Werke war vorausgegangen: Verzeichniss sichtbar blühender Gewächse, welche um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann um den untern Theil des Bodensee's vorkommen, von *v. Schreckenstein.* Winterthur 1799. 8. und von demselben: Verzeichniss der Schmetterlinge, welche um den Ursprung der Donau und des Neckars und den untern Theil des Bodensee's vorkommen, sammt Nachträgen und Berichtigungen zu dem Verzeichniss der sichtbar blühenden Gewächse. Tübingen 1800. Weitere Beiträge zur oberschwäbischen Flora enthält der Aufsatz: Zur Kenntniss der Flora der Kantone Thurgau und Schaffhausen, sowie eines Theils des angrenzenden Altschwabens von *C. F. Dieffenbach*, in der Regensburger Flora 1826. Nr. 2. und die Diss. von *Lingg*, Beiträge zur Naturkunde Oberschwabens. Tübingen 1832.

Ein Theil der württembergischen Flora, namentlich die Schwarzwaldflora und die von Oberschwaben, ist auch schon zu finden in *C. Chr. Gmelin, Flora Badensis, Alsatica*

et confinium regionum cis- et transrhenana, usque ad confluentem Mosellae et Rheni plantas sponte nascentes exhibens. Carlsruhe. 4 Theile. 1806. 8. u. 26., sowie in *Dolf's* Rheinischer Flora. Frankf. 1843. Ueber die Schwarzwaldflora finden sich Beiträge in Dr. *Andr. Just. Kerner's* Beschreibung des Wildbades. Tübingen. 2te Auflage. 1832. Hierher ist auch zu zählen der Aufsatz von Prof. *Al. Braun*, Wanderungen nach den Grenzbezirken der Flora von Baden, in der Regensburger Flora. 1834. Bd. 1. S. 65.

Beiträge zu der Flora der Alp finden sich in: Phantasieen und botanische Bemerkungen auf einer Fussreise durch die schwäbische Alpe. Von einem Weltbürger und Freunde der Naturwissenschaften. Neue Ausgabe. Hall am Kocher. (Ohne Jahreszahl, aber wahrscheinlich von 1799. Die hier aufgezählten Pflanzen wurden vom 11. bis 17. April blühend gefunden; der dort genannte Schemberg ist ein Theil des Rossbergs bei Gönningen); Botanische Excursionen auf einem Theil der württembergischen Alpen (von *Hiller*. Im neuen botan. Taschenbuch von dem Jahre 1804. von *D. H. Hoppe*. Nürnberg 1805. S. 13.); Bemerkungen auf einer Reise von Stuttgart nach Ulm von *G. v. Martens* (im Landw. Corr.-Bl. 1822. Nr. 1. S. 357. 445.); Prof. *Schübler* in dem naturhistorischen Anhang zu *Gust. Schwab*, die Neckarseite der schwäbischen Alp etc. Stuttgart 1823. (recensirt in der Regensburger Flora 1823. Bd. 1. S. 198.). *G. v. Martens*, über die württembergische Alp in der Hertha Bd. 6. 1826.

Ueber die Verbreitung der Pflanzen lieferten Notizen: *G. Schübler*, in der vergleichenden Zusammenstellung der bis jetzt in Ansehung ihrer Höhe bestimmten Gegenden Württembergs mit Bemerkung ihrer Hauptgebirgsarten, Luftbeschaffenheit und allgemeinen Verhältnisse der Vegetation, als Erklärung der beiliegenden Höhenkarte (in den württ. Jahrb. 1823. S. 148.), und über die Verbreitung des Weinbaues und der Wälder (Landw. Corr.-Bl. 1829.); ferner Untersuchungen über die pflanzengeographischen Verhältnisse Deutschlands, Diss. von *Ant. Wiest.* 1827. Sodann, wiewohl in weiterem Umfang, Prof. *H. v. Mohl*, über den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Alpenpflanzen, Diss. von *Ruhle*. 1838.; Prof. Dr. *Kurr* in Vollrath Hoffmann's Europa: Uebersicht der geographischen Verbreitung des Pflanzen- und

Thierreichs in Europa. Stuttgart 1826., und *Rogg*. über die geographische Verbreitung der Nadelhölzer (Landw. Corr.-Bl. 1826.).

Notizen über einzelne Pflanzen, Zusammenstellungen und Beschreibungen einzelner Pflanzenfamilien und Sippen finden sich in folgenden Schriften: *R. J. Camerarius: Thesium botanicarum decas de plantis vernis. Resp. El. Camerario. Tubing. 1688.* und Desselben *Diss. bot. de ustilagine frumenti, Resp. Planer. Tubing. 1709.* Ferner: Systematisches Verzeichniss derjenigen ausländischen, grösstentheils nordamerikanischen Bäume und Gesträuche, welche in dem amerikanischen Garten auf dem hochgräflichen Gut Hohenheim befindlich sind, und daselbst im freien Grund den Winter ausdauern. Stuttgart 1780. Ferner von *Joh. Sim. Kerner*, Beschreibungen und Abbildungen der einheimischen Bäume und Gesträuche. 9 Hefte. Stuttg. 1783—91.; Desselben Darstellungen vorzüglicher ausländischer Bäume und Gesträuche, welche in Deutschland im Freien ausdauern. 1. Bd. Tübingen 1796. Die Diss. *De discrimine betulae et alni* von *G. Hartmann*. 1794. Correspondenznachrichten und Notizen über einzelne Pflanzen von *Petitpierre* finden sich in der Regensburger botanischen Zeitung 1806. S. 207. 235. 239. Diss. Präs. *C. Fr. de Kielmeyer, sist. characteristicen et discript. decadis variorum plantarum horti acad. Tubingensis, in systematibus L. vegetabilium vel non consignatarum vel minus rite definitarum*, von *J. C. Straub*. 1814. *Fröhlich's* Bearbeitung der *Hieraceen* in *Decandolle's prodromus* gibt die Beschreibung dieser auch bei uns zahlreichen Pflanzenfamilie. Ebenso ist zu erwähnen: *Caspar comes de Sternberg Revisio saxifragarum. Ratisbonnae* 1810. fol. und *Revisionis saxifragarum supplementum Decas I.* Daselbst 1822. fol. (vergleiche die Regensburger Flora 1822. Bd. 2. S. 544. und 728.). Ferner *Genera et species Gentianearum adj. quibusdam obss. phyto-geographicis.* Auct. *A. H. R. Grisebach.* Stuttgart 1839. und *Fröhlich's* Diss. über die Gentianen. Ein Correspondenzartikel über *Cerinthe* von *G. v. Martens* befindet sich in der Regensburger Flora. 1820. Bd. 2. S. 719. 1824. Bd. 1. S. 56. 1828. Bd. 2. S. 569. sowie anderweitige Correspondenzen, daselbst 1830. Bd. 1. S. 58.; von Prof. *Hochstetter* eine merkwürdige Beobachtung an einigen Orchideen, in der Regensb.

Flora. 1825. Bd. 2. Von *G. Schübler*: *Diss. Utriculariae vulgaris adumbratio*, von *Hartmann*. 1832. Dess. *Diss. sist. descriptiones plantarum novarum vel minus cognitarum horti bot. Tübing.* Auct. *Schütz*. 1825.; Dess. *Diss. sist. characteristicen et descript. cerealium in horto acad. Tubing. cultarum, annexis obss. de earum plantatione et ubertate* von *L. Rade*. 1818.; Desselben Abhandlung über die wildwachsenden Grasarten (Landw. Corr.-Bl. 1824.); ferner *Frz. Fleischer*, Diss. über die Riedgräser Württembergs mit besonderer Rücksicht auf die in der Flora von Tübingen enthaltenen. Tübingen 1832.; von *Bosch*, die Grasarten für Wiesen und Weiden (Landw. Corr.-Bl. 1824.); von *Metzger*, die Getraidearten und Wiesengräser. Heidelberg 1824. und desselben Schrift über die Cerealien (daselbst 1841.).

An diese schliessen sich Arbeiten über weitere Culturgewächse an: Von der Gaude, Wau oder Gilbkraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird (Sel. phys. med. St. 5. 1751.). *Balthas Ehrhard* Unterricht von einer kurzen und besonders zu verfassenden Historie der nützlichsten Kräuter, Pflanzen und Bäume. Memmingen 1752. und: Dess. öconomische Pflanzenhistorie nebst dem Kern der landwirthschaftlichen, Garten- und Arzneipflanzen. 12 Bde. 2. Aufl. Ulm und Memmingen. 1756 — 1762. *Joh. Sim. Kerner*, Handelsprodukte aus dem Pflanzenreich. 6 Hefte. Stuttgart 1782 — 86. Desselben Abbildungen aller öconomischen Pflanzen. 8 Bände. Stuttgart 1786 — 96.; *G. Schübler*, Untersuchung über die Most- und Wein- Traubenarten Württembergs. Dissertation von *Koler*. 1806.; *v. Gock*, die Weinrebe mit deren Arten und Abarten. Stuttgart 1832. und dessen Prachtwerk: *v. Gock* und *Seubert*, die Weinrebe und ihre Früchte. Stuttg. 1835.; das Verzeichniss der Obstarten in der Obstbaumschule zu Hohenheim (Tübingen 1830.); *Haerlin*, die Naturkunde des Obstbaues (Stuttgart 1841.); *Gottl. Mann*, Württembergs vorzüglichste Obstarten in naturgetreuen Abbildungen. Stuttgart 1834.

Selbst das Unkraut fand eine Bearbeitung in *G. L. Gmelins* Abhandlung von den Arten des Unkrauts in Schwaben und dessen Benutzung in der Haushaltung und Arzneikunde, nebst einer Zugabe von der Ausrottung desselben. Lübeck 1779. (be-

Folge des Gangs der Erdbildung, und alle bisherige Erfahrung bestätigt es, daß die höhern Thiere erst im Verhältniß, als das Land sich aus dem Wasser hob, ins Daseyn gerufen wurden. Nachdem sich zu den zahllosen Geschlechtern von Zoophyten und Muschelthieren bald Fische gesellt, erscheinen weiter herauf in den Flötzen Reptilien, Krokodille, Schildkröten, Eidechsen, deren Skelette uns zum Theil durch gigantische Verhältnisse und phantastische Formen erschrecken. Noch weiter der Oberfläche zu, in Lagern, welche ohne deutlichen Abschnitt in die Bildungen des heutigen Tages verlaufen, tritt mit Einemmale eine ganze fossile Welt von Säugethieren auf. Und wie die Natur sichtbar jede Thierfamilie hervorrief, wenn es nach der Constitution der Erde möglich, wenn es an der Zeit war, so wird sie auch, als sich die Elemente zu ihrem edelsten Werk gefügt hatten, und an dem Ort, wo sie sich dazu gefügt hatten, den Menschen auf den Schauplatz der Erde geführt haben.

Wir sehen somit, nach den frühern geologischen Begriffen hatte man dem Menschengeschlecht eine feste, und zwar nahe Grenze gesteckt, über die es nicht hinaufreichen könne, nämlich die letzte große Erdumwälzung, aus der die Erdoberfläche ungefähr in ihrem jetzigen Zustand und mit den jetzigen klimatischen Verhältnissen hervorgegangen seyn sollte. Wie wir früher gesehen, war die Folge davon, daß man dem Menschen die Aufgabe stellte, den so für ihn zubereiteten Erdboden mit seinem Samen zu füllen, eine Aufgabe, deren faktische Lösung für unsern Verstand ein ewiges Räthsel ist. Die neuere Naturbetrachtung weiß nichts, weder von dieser letzten allgemeinen Revolution, noch von irgend einer früheren; alle Umwälzung war nach ihr nur partielle Zerrüttung, wenn auch zuweilen weit genug verbreitet. Sie weiß unmittelbar gar nichts darüber, wie weit der Ursprung des Menschengeschlechts in der Erdbildung rückwärts reicht; sie kann bis jetzt nur sehr wahrscheinlich machen, daß es ungleich tiefer wurzelt, als man sich gemeiniglich vorstellte. Wir werden aber wenigstens anzudeuten versuchen, wie dadurch das Problem der natürlichen Verschiedenheit des Menschengeschlechts dem Verständniß keineswegs noch weiter entrückt, sondern vielmehr näher gebracht wird.

Wir müssen zu diesem Behuf etwas weiter ausholen. Der unkundige Leser und der Dilettant erhalten dadurch ein allgemeines

sonderer Abdruck aus der Zeitschrift: der Naturforscher 2—6 St. Halle 1774. 75.)

Ueber die **Forstgewächse** verbreitet sich die Forststatistik von Württemberg von *W. v. Tessin.* Tübingen 1823.

Cryptogamische Gewächse sind beschrieben in: *Hübener*, Beschreibung der deutschen Lebermoose, Mannheim 1834. (enthält auch die in Württemberg vorkommenden). Bericht über die bis jetzt einzig in Württemberg neu entdeckte Pflanze *Hydrurus crystallophorus* von *G. v. Martens* (Landw. Corr.-Bl. 1828.), und von *G. Schübler, Hydrurus crystallophorus*, eine neu entdeckte Süsswasseralge Deutschlands mit Abbildungen. Tübingen 1827. und in der Regensburger Flora 1828. Nr. 1.; Desselben *Diss. de salvinia natante, cum aliquibus aliis plantis cryptogamicis comparata.* Auct. *G. L. Duvernoy.* Tübingen 1825.

Pflanzenphysiologische Arbeiten, mit unter Beziehung auf die einheimische Flora, sind folgende: *Rud. Jac. Camerarius de convenientia plantarum in fructificatione et viribus* von *G. F. Gmelin.* 1699. *Diss. De vegetabilium ulteriori indagine ejusdemque necessitate et utilitate. Auct. C. Chr. Hiller, Nordhem. Tubingae 1769. 4.; Joh. Gg. Gmelin Sermo academicus, de novorum vegetabilium post creationem divinam exortu, d. 22. Aug. 1749. Add. programma ad panegyrin hanc invitans et Rud Iac. Camerarii ad Mich. Bernh. Valentinium de sexu plantarum epistola; Joh. Fr. Gmelin Irritabilitas plantarum in singulis plantarum partibus explorata ulterioribusque experimentis consumata. Tubingae 1768.* Ein classisches Werk bildet die berühmte *Carpologie Joh. Gärtners: De fructibus et seminibus plantarum.* 4 Bde. Stuttgart 1788. 91. 1806 u. 7., an welches sich das durch den Gegenstand, wie den Geist desselben verwandte Werk des würdigen Sohnes eines solchen Vaters anschliesst: „Beiträge zur Kenntniss der Befruchtung der vollkommneren Gewächse von *C. Fr. Gärtner* Stuttgart 1844", welches nun mit seinem ersten Theil erschienen ist, nachdem der Verfasser schon in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen einer Gesellschaft in Württemberg eine „Nachricht über Versuche, die Befruchtung einiger Gewächse betreffend," und auf den Versammlungen der Naturforscher und Aerzte in Stuttgart und Bonn 1834, 35. Berichte über seine vieljährigen

Versuche erstattet hatte. Hieher gehört auch die Rede *Kielmeyer's* vom Nov. 1806.: *Expositio conditionum, sub quibus formatio et evolutio fructus in plantis generatim seminisque et embryonis in specie procedit, quibusque tandem efficitur, ut nova sobole plantarum species perennet. Stuttgart 1806.*; Ferner Dr. *Mauz* Versuche und Beobachtungen über das Geschlecht der Pflanzen und die Veränderungen desselben durch äussere Einflüsse. Tübingen 1821. Einen wichtigen Gegenstand behandelte die Dissertation von *Fr. Schnurrer*, Präs. *Kielmeyer 1805.*: *Observata quaedam de materiarum quarundam oxydatarum in germinationem efficientia pro diversa seminum rerumque externarum indole.* Ebenso: *De plantarum exhalationibus Dissert. Pras. F. G. Gmelin r. Palmer* 1817.; *Herm. Fr. Autenrieth Pras F. G. Gmelin de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioicarum apparente 1821; Kurr's* interessante Schrift über die Bedeutung der Nectarien an den Blumen. Tübingen 1832 und damit zusammenhängend: *Fr. Xav. Wörz* Beobachtungen und Versuche über die Beziehungen der Nektarien zur Befruchtung und Samenbildung der Gewächse Tübingen 1837; *G. Jäger Obss. quaedam de effectibus variarum aeris specierum in plantas.* Progamm 1823.; Desselben *Observationes de quibusdam pini sylvestris monstris*, Programm von 1828., und Desselben interessante Schrift über die Missbildungen der Gewächse Stuttg. 1821.; *F. G. Gmelin* Beiträge zur Kenntniss der Metamorphose der Gewächse, vornehmlich in Hinsicht ihrer innern und äussern Bedingungen (in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen einer Gesellschaft in Württemberg.). *I. L. H. Palm.* Präs. *F. G. Gmelin* über das Winden der Pflanzen, Diss. u. Preisschrift. Tübingen, 1826. und Stuttgart 1827.

Insbesondere aber wandte auch *G. Schübler* der Beobachtung pflanzenphysiologischer Verhältnisse seine Aufmerksamkeit zu; hievon geben zahlreiche Gelegenheitsschriften Kunde: Untersuchungen über die Einwirkung verschiedener Stoffe des organischen und unorganischen Reichs auf das Leben der Pflanzen, Dissert. von *Zeller.* 1826. und damit zusammenhängend: *Diss. sist. Observatt. quasdam botanico-physiologicas* von *G. Majer.* 1830.; Untersuchungen über die mittlere Zeit der Blüthenent-

wickelung mehrerer, vornämlich in der Flora von Deutschland einheimischen Pflanzen aus der Gegend von Tübingen. Diss. von *Fr. Jos. Beck.* 1831.; Untersuchung über die Vertheilung der Farben- und Geruchsverhältnisse in den wichtigeren Familien des Pflanzenreichs. Dissertation von *Köhler.* 1831.; Untersuchungen über die Farben- und Geruchsverhältnisse in den Familien der Asperifolien, Primulaceen, Convolvulaceen, Rosaceen, Campanulaceen, Ranunculaceen, Papaveraceen und Nymphaceen. Dissertation von *K. Fr. Feil.* 1831., und Untersuchung über die Farben- und Geruchsverhältnisse in der Familie der Rubiaceen, Diss. v. *Müller.* 1831.; Untersuchungen über die Farbenveränderungen der Blüthen. Dissertation von *J. C. Lachenmeyer,* 1833. (vgl. Erdmann, Journal f. praktische Chemie Bd. 1.); Untersuchungen über die Farbenverhältnisse in den Blüthen der Flora Deutschlands. Diss. v. *Wernle.* 1833.; Beobachtungen über die jährlich wiederkehrenden Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich. Diss. v. *Werner,* 1834. Interessant sind auch die „Untersuchungen über Keimung, Bau und Wachsthum der Monokotyledonen von Dr. *Duvernoy.* Stuttgart 1834., sowie die Versuche von *Bosch*, über den Einfluss des Unterstocks auf das Edelreis (Landw. Corr.-Bl. 1836. 37.).

Eine Reihe der vortrefflichsten Beobachtungen aus dem Gebiete der mit besonderer Vorliebe von ihm bearbeiteten Pflanzenphysiologie und Pflanzenanatomie lieferte *H. v. Mohl*: seine Inauguraldiss. über die Poren des Pflanzenzellgewebes Tübingen 1828; seine gekrönte Preisschrift über den Bau und das Winden der Ranken- und Schlingpflanzen. Daselbst 1827. 4.; Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse (über Bau und Form der Pollenkörner). Bern 1834.; Erläuterung und Vertheidigung meiner Ansicht von der Structur der Pflanzensubstanz. Tübingen 1836.; Untersuchungen über die Entwicklung des Korkes und der Borke auf der Rinde der baumartigen Dicotyledonen, Diss. von *Hüttenschmid.* 1836.; Untersuchungen über die Lenticellen, Diss. von *Maier.* 1836.; über die Symmetrie der Pflanzen, Diss. von *Schneckenburger.* 1836.; über die anatom. Verhältnisse des Chlorophylls, Diss. von *Michler.* 1837.; über den Bau der vegetabilischen Zellenmembran, Dissert. von *C. Fr. Härlin.* 1837.; über die

winterliche Färbung der Blätter, Diss. von *Bührlen.* 1837.; über die männlichen Blüthen der Coniferen, Diss. von *Zeile.* 1837.; Morphologische Betrachtungen über das Sporangium der mit Gefässen versehenen Cryptogamen. Diss. v. *Landerer.* 1837.; Anatomische Untersuchungen über die porösen Zellen von *Sphagnum,* Diss. von *Schlayer.* 1837.; über den Bau der getüpfelten Gefässe der Dicotyledonen, Diss. von *Schabel.* 1840.

Auch die Pflanzen-Chemie und Physik blieb von *G. Schübler's* Untersuchungen nicht ausgeschlossen; hierher gehören: Untersuchungen über das specifische Gewicht der Samen und nähere Bestandtheile des Pflanzenreichs, Diss. von *Renz.* 1826.; chemische Untersuchungen der Hanfblätter, Diss. von *Tscheppe.* 1821.; Untersuchungen über die fetten Oele Deutschlands in Bezug auf ihre wichtigeren physischen Eigenschaften, Diss. von *Bentsch.* 1828.; Untersuchungen über die Temperaturveränderungen der Vegetabilien und verschiedene damit in Beziehung stehende Gegenstände. Diss. von *Neuffer.* 1829.; Untersuchungen über die Bestandtheile der Hirse, *panicum miliaceum,* Diss. von *Jenisch.* 1834.; *Seminum sorghi vulgaris analysis.* Diss. von *Werner.* 1832.; Untersuchungen über die Most- und: Weintraubenarten Württembergs. Diss. von *Köler.* 1826. und: Untersuchungen über die Most- und Weintraubenarten Württembergs und die rechte Leitung der Gährung ihres Mostes, Diss. von *J. Berg.* 1827., ein Thema, das auch von Prof. *F. G. v. Gmelin,* „Grundsätze der richtigen Behandlung der Trauben bei der Bereitung der Weine in Württemberg und Regeln, wie auch andere, als gewöhnliche Weine und namentlich französiche bereitet werden können. Tübingen 1822.", behandelt worden und dem schon eine frühere Bearbeitung in der Diss. *Musta et vina neccarina examine potissimum hydrostatico explorata Diss. Präs. Chr. Fr. Jäger* Auct. *Joh. Jos. Reuss.* 1773. zu Theil geworden war. Verwandten Inhalts ist auch: *Chr. Fr. Reuss* Untersuchungen des Cyders oder Apfelweins nach seinen Eigenschaften und Wirkungen beim Gebrauch, nebst einer Anweisung zu seiner vortheilhaftesten Bereitungsart. Tübingen 1781. Endlich ist hier noch anzuführen *C. G. Gmelin* Diss.; chemische Untersuchung der Seidelbastrinde. 1822.

Aus dem Gebiete der einheimischen Pflanzentoxicologie

und vegetabilischen Arzneimittellehre sind anzuführen: *Diss. Praes. G. Fr. Plouquet de virtutibus quibusdam violae tricoloris, arnicae, asae foetidae, per experimenta clinica comprobatis.* Auct. *Th. H. Eccard.* 1786. *J. Fr. Gmelins* Abhandlung von den giftigen Gewächsen, welche in Deutschland und vornämlich in Schwaben wild wachsen. Ulm 1775. 2. Aufl. 1805. *Joh. Sim. Kerner*, Abbildung und Beschreibung der Tollkirsche. Stuttgart 1785. *J. Fr. Gmelins* Allgemeine Geschichte der Pflanzengifte. 2. Aufl. Nürnberg 1803. *Kielmeyer Diss. sist. animadversiones de materiis narcoticis regni vegetabilis earumque ratione botanica* von *C. H. Koallin.* 1808. Hierher gehört auch ein systematisches Verzeichniss der officinellen Gewächse, welche in und bei Gmünd wachsen, in *Werfers* medicinischer Topographie von Gmünd. Daselbst 1818. *Emmert, de effectibus veneni radicum veratri albi et hellebori nigri, Dissert.* von *Schabel.* 1817. *Dissert. de hyosciamo nigro. Präs. F. G. Gmelin Auct. Ign. C. Erne. 1821.* Erinnerung an vergessene oder zu wenig beachtete einheimische Arzneigewächse von *C. S. Schinz* (in Pommers schweizerischer Ztschr. B. 2): *Anagallis arvensis, Glechoma hederacea, Lythrum salicaria, Euphorbia cyparissias, Ononis arvensis, Rumex acutus, Vinca minor, Agrimonia eupatorium, Prunus padus, Spiraea ulmaria. Mann*, Deutschlands wildwachsende Arzneipflanzen. 2 Bände. Stuttg. 1828. *Hegetschweiler*, die Giftpflanzen der Schweiz, gez. von *Labram.* Zürich 1828. *G. Schübler de secali cornuto, Diss. J. Fr. Finkh*, 1830, und: Versuche über die Wirkung des Mutterkorns auf den thierischen Organismus und seine Entstehungsart. Preisschrift von Dr. *W. Diez.* Tübingen 1831.

VI. Fauna.

Die Fauna Württembergs erwartet noch ihren Bearbeiter, der sie in gleicher Art, wie die Flora, zum Gemeingut machen sollte. Zwar haben wir partielle Uebersichten der einheimischen Thiere und monographische Arbeiten über einzelne Arten, allein eine *„Fauna suevica“* gehört noch in das Reich der Wünsche. Indessen sind die beiden Bearbeiter der württembergischen Flora auch hier mit erwünschten Vorarbeiten vorangeschritten: *G. Schübler* durch ein Verzeichniss der Vertebraten

in der Geographie von Württemberg, und der im Gebiete von Tübingen vorkommenden, in der Eisenbach'schen Geschichte der Stadt Tübingen; *G. v. Martens* durch eine systematische Aufzählung der in Württemberg einheimischen Thiere aus sämmtlichen Classen, mit Ausnahme der Insecten, im Landw. Corr.-Bl. 1830., wo auch schätzbare Notizen über ihre Verbreitung geliefert sind. Ueber die Fauna der Alp und die Fische der Donau hat der Letztere noch überdiess in den „Bemerkungen auf einer Reise nach Ulm" (Landw. Corr.-Bl. 1822.) und in dem grösseren Werke: „Reise nach Venedig." Ulm 1840., sowie in der bereits angeführten Mittheilung über die Alp in der Hertha Bd. 6., mit gewohnter Gründlichkeit Uebersichten und Beobachtungen gegeben.

Eine systematische Aufzählung der Vögel verdanken wir unserm Mitgliede *C. L. Landbeck*, (im Landw. Corr.-Bl. 1834. 35. 36. 37., auch als besonderer Abdruck im Buchhandel erschienen); eine Aufzählung der Vertebraten hat (ebendaselbst 1840.) Literat *Berge* geliefert, welcher auch in einer Schrift, betitelt „die Fortpflanzung der Vögel, Stuttgart 1840—43." insbesondere die Eyer der bei uns einheimischen Vögel abgebildet, und in seinem „Käferbuch" und „Schmetterlingsbuch" brauchbare Hülfsmittel für die angehenden Insectensammler geliefert hat.

Die Fauna der Bodenseegegend ist zu Anfang dieses Jahrhunderts zu bearbeiten begonnen worden und es sind die Verzeichnisse einiger Insectenordnungen anonym (von *Nott v. Schreckenstein*, vgl. oben S. 43.) erschienen: Verzeichniss der Schmetterlinge, welche um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann um den untern Theil des Bodensee's vorkommen. Tübingen 1800.; Verzeichniss der Käfer, welche um den Ursprung der Donau etc. vorkommen. Tübingen 1801.; und Verzeichniss der Halbkäfer, Netzflügler, Wespen etc., welche um den Ursprung der Donau und des Neckars vorkommen. Tübingen 1802. Allgemeiner ist die Fauna dieser Gegenden bedacht in *G. L. Hartmann's* bereits angeführter Schrift: „Versuch einer Beschreibung des Bodensee's". St. Gallen 1808., u. die Ichthyologie des See's insbesondere ist von Ebendemselben in seiner „helvetischen Ichtyologie, oder ausführliche Naturgeschichte der in der Schweiz sich vorfindenden Fische, Zürich 1827." und später

von Dr. *H. Nennig*, „die Fische des Bodensee's nach ihrer äussern Erscheinung, Constanz 1834." geschildert worden. Die Ornithologie des Bodensee's hat neuerdings *Herm. Walchner* in den „Beiträgen zur Ornithologie des Bodenseebeckens, Carlsruhe 1835." geschildert. Auch in der oben erwähnten Schrift von *G. Schwab* ist die Fauna dieser Gegenden im naturwissenschaftlichen Anhang aufgezählt.

Eine entomologische Arbeit aus älterer Zeit ist: Diss. Präs. *Gg. Fr. Sigwart de insectis coleopteris nec non de plantis quibusdam rarioribus.* Auct. *Joh. Th. Kölreuter*, Tübingen 1755.

Die Verzeichnisse der württembergischen Käfer und Zweiflügler, von Geh. Legationsrath *v. Roser*, in dem Landw. Corr.-Bl. 1835. 1838. und 1840. erkennen wir als den Anfang einer wichtigen und höchst dankenswerthen Grundlage für die Bearbeitung des weitschichtigen Feldes der Entomologie, welche uns nach einer baldgefälligen Fortsetzung lüstern machen muss. Die Wickler hat Dr. *Fröhlich* in seiner Diss. *Enumeratio tortricum Württembergiae*, Tübingen 1828. geschildert. Eine Monographie über das *Genus Melolontha* „Belehrung über den Maikäfer etc." ist von mir, Stuttgart 1838., geliefert worden; ebenso eine Zusammenstellung der, als Feinde schädlicher Thiere, nützlichen in einem Aufsatz: über unzweckmässige Verfolgung mancher Thiere, im landw. Corr.-Bl. 1832. (auch in bes. Abdr. verbreitet).

Ueber die Weichthiere hat *G. Schübler* in der *Diss. sistens characteristicen et descriptiones testaceorum circa Tubinguam indigenorum.* Auct. *Klees.* 1818., die erste und bis jetzt einzige gedruckte Nachweisung gegeben. Ebenso *Fröhlich* im 29. und 30. Heft des Naturforschers, über die Eingeweidewürmer.

Schriften über die Zoologie der Hausthiere sind: „Abbildungen kgl. württb. Gestütspferde von orientalischer Rasse, Stuttg, 1824."; „Abbildungen der Rindvieh- und anderer Hausthierrassen auf den Privatgütern Sr. Maj. des Königs, nach dem Leben gezeichnet von *Eckemann Alesson*, mit Text von *A. v. Weckherlin.* Stuttg. 1827—1834.; „*Baumeister* Hdb. d. landw. Thierkunde und Thierzucht" und „Anleitung zur Kenntniss des Aeussern des Pferdes." Stuttg. 1845.; „*Grognier* Grundriss der Veterinärzoologie, bearbeitet von *Weiss.*" Stuttgart 1844.

Kleinere Mittheilungen oder Notizen über inländische Thiere, namentlich in Betreff ihres Nutzens oder Schadens, sind folgende: Naturgeschichte der Feldmäuse (Landw. Corr.-Bl. 1822.); Notiz von Apoth. *Ducke* über den Igel (das. 1841.); von *Landbeck* und *Schlipf*, Beiträge zur Naturgeschichte der Möven (das. 1837. 1834.); von *Grill* über den Häher (das. 1843); von Geh. Legationsrath v. *Roser*, Beitrag zur Naturgeschichte der Insectengattung *Xylophagus* (naturwissenschaftliche Abhandlungen II.), über *Trypeta signata*, ein den Kirschen schädliches Insect (Landw. Corr.-Bl. 1837.) und über den Wurm an den Rebenblüthen *Tortrix Roserana*, *Fröhlich* (das. 1829.); von Dr. *Muller*, über die Hermelinmotte (das. 1838.); von *Kneller* über den Frostnachtschmetterling (das. 1827. 1828.); von Dr. *Bauer*, entomologische Bemerkungen und über den medicinischen Blutegel (das. 1840.); von Dr. *Kraus*, über die Spinnen als Wetterverkündigerinnen (das. 1829.).

Nicht unerwähnt darf bleiben die wichtige Schrift des verst. O.-Medic.-Raths *Walz*, „über die Schafraude und die Kräzmilbe der Schafe, Stuttgart 1809.“, woran sich die Bemerkung von Medic.-Rath *Hering* in den Verhandlungen der Naturforscherversammlung zu Stuttgart 1834. über die von ihm auch bei andern Thieren aufgefundenen Arten von Kräzmilben und desselben Aufsatz: die Kräzmilben der Thiere und einige verwandte Arten, nach eigenen Untersuchungen beschrieben (in den *Acta Acad. nat. cur.* Thl. 18. 2. S. 543.) anreiht, und womit zu vergleichen von historischem Interesse seyn dürfte: Diss. von *Chr. G. Reuss Präs. Sigwart. De scabie orium.* Tübingen 1763.

Endlich möchten auch noch einige Schriften über thierische Gifte oder giftige Thiere zu erwähnen seyn: *Joh. Fr. Gmelin* Allgemeine Geschichte der Gifte. Leipzig 1776. Dr. *Joh. Wolf*, Abbildung und Beschreibung der (auch bei uns einheimischen) Kreuzotter (*Vipera chersea*) Nürnberg 1815.; Dr. *Hermann Fr. Autenrieth, Diss. de piscibus venenatis. Sect. I. continens enumerationem generum et specierum, Resp. Lipp. 1829. Sect. II. cont. additamenta ad Sect. I. et mechanici piscium veneni et omnium mechanicorum venenorum explorationem. Resp. Sichler 1830;* in deutscher Bearbeitung: über das Gift der Fische (worunter

mehrere einheimische) mit vergleichender Berücksichtigung des Giftes von Muscheln, Käse, Gährung, Fleisch, Fett und Würsten, sowie der mechanischen Gifte. Tübingen 1833.; eine Schrift, an welche sich die Schriften von *Justinus Kerner*, über das Wurst- und Fettgift Stuttgart 1820. und 1822. und desselben und Dr. *Steinbuch's* Berichte über das Wurstgift in den Tübinger Blättern Bd. 3. H. 1. anreihen.

Der Arbeiten über Thierchemie sind wenige: Ueber das Osmazom (Tübinger Blätter 1. S. 337.); *Chr. G. Gmelin Diss. Analysis chemica renum hominis, vaccae et felis, Präs. F. G. Gmelin* 1812.; *Chr. G. Gmelin Diss. de limitibus actionis chemicae in corpora viva.* von *Germann* 1814 und dessen *Disquisitiones de fermentatione spirituosa lactis bubali* Auct. *Ruof* 1833.

Physiologisch-anatomische Arbeiten über einheimische Thiere sind zahlreicher vorhanden: von *Kielmeyer Diss.* v. *Luthi, Observationes zootomicae, os cordis cervi, clavículas felis, os thoracis limacis agrestis, et intestina coeca urogalli spectantes.* 1814. (Beiträge zur Stufenreihe in der organische Bildung, Wichtigkeit der Blinddärme beim Auerhahnen); dess. *Diss. sistens observationes nonnullas anatomicas in appendices genitalium ranarum luteas et in systema vasorum cancri astaci.* v. *Köhler 1811;* dess. *Diss. sist. experimenta circa resuscitationem animalium aqua suffocatorum.* Auct. *Rösler 1814;* dess. *Diss. de quantitatibus proportionalibus partium constituentium proximarum sanguinis aliquot animalium domesticorum.* v. *C. M. Lechler 1816;* dess. Versuche über die sogenannte animalische Electricität (in Grens Journal für Physik B. 8. H. 1.). Von *Emmert Diss. physiol. de vespertilionibus quibusdam gravidis velamentisque fötuum earum. Resp. Burgatzky 1817.* Von *F. G. Gmelin Diss. sist. anatomiam suis scrofae Auct. H. Welty.* (*o. J.*); desselben *Diss. sist. descr. anatom. aortae abdominalis ejusque ramorum secundum observationes in diversis mammalium generibus institutas. Auct. Conr. Kamerer* Rottweil 1820.; dess. *Diss. sist. collectanea circa reproductionem diversarum partium mammalium. Auct. E. H. Staudenmeyer 1829.* Von *Ch. G. Gmelin Diss. de aëre atmosphærico ejusque vi, quam in organismum animalem exercet.* Auct. *Möricke 1830. G. F. Jäger* Beiträge zur vergleichenden Naturgeschichte der Thiere und des Menschen.

Stuttgart 1831. *G. Schubler* Untersuchungen über das specifische Gewicht thierischer Substanzen. Diss. von *Kapf* 1832. *E. Hering* Physiologie mit Berücksichtigung der Pathologie für Thierärzte Stuttgart 1832. Desselben Vorlesungen für Pferdeliebhaber, mit Abb. v. Prof. *Baumeister*, Stuttg. 1842; Gemeinfassliches Handb. d. Thierheilkunde v. *Baumeister* und *Duttenhofer* Stuttgart 1844. m. Abb., namentl. a. d. Anat., u. einheimischer Arznei- u. Futtergewächse; *Schwab's* Lehrb. d. Anatomie d. Hausthiere. 3. Aufl. Stuttg. 1840.

Von den zahlreichen, ausgezeichneten physiologisch-anatomischen Untersuchungen *W. v. Rapp's* nennen wir zuletzt: *Diss. de situ tubi intestinalis mammalium. Resp. Haux. 1820.*; *Diss. sist. obss. quasdam de arteriarum encephali in diversis mammalibus decursu.* Auct. *Vinassa 1821.*; *Diss. de structura organi olfactus mammalium nonnullorum*, zugleich Preisschrift, von *Reifsteck 1821*; *De oculo reptilium, Diss. Auct. Fricker 1827.*; *Diss. circa differentias sexuales mammalium praeter organa generationis. Auct. Elsässer 1830.*; Diss. über zusammengesetzte Mägen verschiedener Thiere, von *Duttenhofer*. 1832.

VII. Meteorologie und Climatologie.

Es ist zu bedauern, dass gemeiniglich, und zwar nicht blos bei den Ungebildeten und dem grossen Haufen, noch so unklare und unrichtige Vorstellungen über die Meteorologie herrschen. Wie der gemeine Haufen dem wandernden Geognosten die Aufsuchung von Feuersteinen unterlegt, in dem Botaniker einen Kräuter sammelnden Pharmaceuten, in dem Ornithologen oder Entomologen wohl gar einen Müssiggänger oder Grillenjäger erblickt, so wird von dem Meteorologen in kategorischem Imperativ sichere und untrügliche Wetterprophezeihung verlangt, obgleich hiefür *Hyla arborea* und *Epeira diadema* competenter wären. Ist es aber die Aufgabe der Wissenschaft, die Naturgesetze auszumitteln, welche dem Gang der Witterung zu Grunde liegen, und ist diese Ausmittlung noch nicht so weit gediehen, um mit Sicherheit Prognosen zu stellen; so trifft der Vorwurf der Trüglichkeit und der Vergeblichkeit die Meteorologie von dieser Seite nicht mehr und nicht minder, als die grosse Zahl aller andern Erfahrungswissenschaften, aber es erfolgt dieser

Bild davon, wie ſich jetzt die Mehrzahl der Naturforſcher die Ausbildung des Landes in einer der jetzigen Periode unmittelbar vorangehenden Zeit vorſtellt. Der ſpecielle Zweck dieſer Skizze wird in den Augen der Männer vom Fach die Unvollſtändigkeit derſelben entſchuldigen.

In der langen Reihe der Flötze bildet die Ablagerung der Kreide die Grenzſcheide zwiſchen den ältern, ſogenannten ſecundären, und zwiſchen den tertiären, der Jetztzeit näher liegenden Flötzbildungen. Ein Hauptmoment, das dieſe beiden Reihen ſcheidet, iſt die in ihnen begrabene Thier- und Pflanzenwelt. Bis zur Kreide herauf, dieſe eingerechnet, ſcheint das über das Meer erhobene Land in inſulariſchen Maſſen vertheilt geweſen zu ſeyn, und von höhern, namentlich von Landthieren, faſt nur eierlegende Vierfüßer mit kaltem Blut, Eidechſen, Krokodille, Schildkröten ꝛc. genährt zu haben. Indeſſen hat man in der Formation des Jurakalks, unter der Kreide, dem heutigen Känguruh ähnliche Thiere, alſo Säugethiere entdeckt, und ſo dürfte man leicht in Zukunft die ſcharfe Demarkationslinie, die man gegenwärtig mit der Kreide zieht, aufzugeben haben. Nach dem jetzigen Stand unſerer Kenntniſſe aber treten erſt in den überall auf der Kreide gelagerten Sand-, Thon- und Kalklagern der tertiären Periode, aber auch ſogleich in den älteſten derſelben, foſſile Knochen von Säugethieren in Menge auf.

Die tertiären Lager, ein verworrenes Gemiſche von Bildungen des Meeres und des ſüßen Waſſers, haben durch ihre Ablagerung und ſucceſſive Erhebung allmählig die jetzigen Umriſſe der Länder beſtimmt, und wir geben weiterhin eine allgemeine Ueberſicht der Hebungen, welche von der Kreide an bis in die Jetztzeit erfolgt ſind. Mit dieſen Schichten beginnt der eigenthümliche, übereinſtimmende Charakter der unorganiſchen, wie der organiſchen Bildungen, der dieſe Periode im ſelben Maße von einer frühern ſcheidet, in dem er ſie der gegenwärtigen nahe rückt. Selbſt in den älteſten dieſer Lager ſind ſämmtliche organiſche Reſte den letzt lebenden See- und Landthieren wenigſtens ähnlich oder analog, in den neuern ſind ſie häufig mit ihnen identiſch. Nicht ſelten liegen am ſelben Fundort Thiere beiſammen, welche ſich von den heutigen generiſch, ſolche, welche ſich von ihnen ſpezifiſch, und noch andere, welche ſich gar

Vorwurf auch mit gleichem Unrecht, wenn der Meteorolog die Pathologie des Erdkörpers mit nicht grösserer Sicherheit durchschaut, als der Arzt die Pathologie des menschlichen Microcosmus. — Doch wozu eine Apologie der Wissenschaft gegen die von ihr geforderte „*Charlataneria eruditorum*" vor einem Kreise von Wissenden und Kundigen aussprechen? Ist es ja doch die Erforschung der climatischen Verhältnisse eines Landes in ihren constanten, wie variablen Erscheinungen und nicht die Zukunft von Regen oder Sonnenschein, was der beobachtende Meteorolog in Wolken und Winden, in der Scale seiner Instrumente, in dem Blühen und Reifen der Gewächse, und, ein Augur der Wissenschaft, in dem Fluge der Wandervögel sucht; und gehört denn die Ermittlung dieser climatischen Verhältnisse eines Landes nicht mit zu den wesentlichsten Prämissen einer rationellen Landescultur in weiterem Sinne, wie die Ermittlung der Eigenthümlichkeiten des Bodens nach Mischung, Feuchtigkeit, Exposition etc., zu denen einer rationellen Landwirthschaft? — Doch wenn die Astronomen sich zur Höhe, zwar nicht von Prophezeihungen, sondern von Vorausberechnungen heraufgeschwungen, sollte diess der Meteorologie nicht auch noch gelingen? Gehörten aber Jahrhunderte von Beobachtungen dazu, um die Mechanik des gestirnten Himmels festzustellen, um den Gesetzen *Kepplers* und *Neutons*, dem Weltsysteme des Copernicus Bahn zu brechen, die Praecession der Aequinoctien, die Nutation der Erdaxe, die Aberration des Lichtes zu ermitteln, um das allgemeine Gesetz der Schwere an den überraschenden Entdeckungen *Herschels* zu erproben; um wie vielmehr müssen die Gesetze in den Veränderungen des Wolkenhimmels der Erde, denen noch andre Kräfte, als die dem Calcul des Analytikers unterworfenen, mechanischen zu Grunde liegen, Sache einer fortgesetzten Beobachtung und Sammlung von Thatsachen seyn! Darum bilden die Acten der *Societas palatina* mit ihren meteorologischen Aufzeichnungen, der einzigen Anstalt aus frühern Zeiten für correspondirende Beobachtungen, noch jetzt die hauptsächlichste Quelle, aus welcher alle Bearbeiter der wissenschaftlichen Meteorologie geschöpft haben. Und sollten Beobachtungen der fraglichen Art, wie sie heutzutage, hauptsächlich durch den Einfluss und die Anregung des grössten Naturforschers un-

serer Zeit, *Alex. v. Humboldt*, nicht nur von jeder erleuchteten Staatsregierung der civilisirten Welt angeordnet und gefördert, sondern auch selbst von *Pascha's* und *Maha-Radja's* in ihrer Wichtigkeit anerkannt, sich immer mehr über den Erdkreis in gleichförmigem und consequentem Plane verbreiten, sollten diese Beobachtungen nicht auch einen unmittelbareren und palpableren Nutzen, selbst für die Praxis des gemeinen Lebens, im Gefolge erblicken lassen, als der Mensch des gemeinen Lebens gewöhnlich in jedem wissenschaftlichen Streben zu erblicken wähnt? Wenn sich z. B. die *Commission hydrométrique de Lyon* seit den verderblichen Ueberschwemmungen des Rhonegebiets bemüht, die Menge und Häufigkeit der meteorischen Niederschläge in dem dortigen Flussgebiete beobachten zu lassen, steht diess nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den merkantilen Interessen der Flussschifffahrt, mit den landwirthschaftlichen eines grossen Theils vom fruchtbaren Südfrankreich, wenn es sich darum handelt, die Ländereien weder durch zu weit getriebene und kostbare, noch zu dürftige Flussbauten und Correctionen vor künftigen Verheerungen zu sichern? Stehen solche Beobachtungen nicht in dem nächsten Zusammenhang mit den Fragen des Tages über Regulirung der widersprechenden Anforderungen, welche die Industrie und die Landwirthschaft an die Masse der fliessenden Gewässer eines Landes erheben? Steht die Beobachtung über die Frequenz der Hagelschläge in einer Gegend und den Einfluss, den die Culturveränderungen auf der Erdoberfläche auf dieselben haben, nicht im nächsten Zusammenhang mit den Zwecken der Hagelassecuranzen, die Beobachtung der Gewitter und der Blitzschläge in einer Gegend der Erde nicht im nächsten Zusammenhang mit der Sicherung von Leben und Eigenthum der Bewohner, die Beobachtung über Erscheinungen im Pflanzen- und Thierreich und über ihren Zusammenhang mit dem Witterungsgang nicht in nächster Beziehung zu den Interessen der Landwirthschaft, wenn auch nur um z. B. nach Ausmittlung der Gesetze, von welchen das Ueberhandnehmen schädlicher Thiere abhängen muss, dem Landwirthe prophylactische Massregeln möglich zu machen? — Doch wer will rechten mit dem Irrthum über das, was Wahrheit ist? —

Schon in früheren Zeiten erblicken wir manche, jedoch nur vereinzelte Regungen in Württemberg für den Anbau der wissenschaftlichen Meteorologie und Climatologie. Ich will nicht reden von den „Kurzen, zufälligen und vermischten Gedanken über den heftigen Schnee- und Frostwinter 1740. nach theologischer, historischer, philosophischer, juridischer, medicinischer und öconomisch-moralischer Betrachtung, als ein Plan zu einem völligen *Chiono-* und *Chimono-* (Schnee- und Winter-) Theologie, Gelehrten zu weiterem Nachdenken, Andern aber zu einer so erbaulichen als angenehmen Zeitvertreib entworfen von *Anonymo*. Tübingen 1740." einer Schrift, die in der religiösen oder vielmehr theologischen Auffassung der Naturerscheinungen, wie sie in früheren Zeiten an der Tagesordnung war, etwas seltsam in unsre Zeiten der Aufklärung, oder wenn *Schelling's* Ausdruck richtiger ist, Abklärung hereinragt; doch enthält sie manche schätzbare historische Nachweisungen über excessive Winter. Von grösserer Wichtigkeit sind die „meteorologischen und Witterungsbeobachtungen auf 19 Jahre sammt einer Anweisung hiezu und den erforderlichen Tabellen, von *Jerem. Hölin*, Pfarrer zu Böringen. Tübingen 1784," womit dieser gründliche Beobachter der Urheber der Theorie von der 19jährigen Witterungsperiode, oder dem Einfluss der Mondsstellung auf den Witterungsgang auf der Erde wurde, einer Ansicht, welche noch jetzt bei Vielen gilt.

Hieher gehören auch folgende Gelegenheitsschriften: Diss. *Präs J. Kies de Iride*, von *Spitter* und *Breunlin*, Tübingen 1772.; Dess. *de terrâ motuum causis. Diss.* Auct. *A. Chr. Reuss* Tübingen 1773. Ueber das Höhemessen mittelst des Barometers und Manometers, Preisschrift von Prof. *C. F. Kausler* Stuttgart (o. J.). *Diss. Präs. W. Theoph. Rappold de variationibus barometricis* Stuttgart 1775.; Dess. Programm 1794. *Brevis expositio causarum præcipuarum a quibus successiva climatum mutatio pendet. Diss. Präs. G. C. Chr. Storr, qua instruendâ meteorologiâ medicâ consilia instituuntur*, Auct. *Chr. G. Hopf*, Tübingen 1790. *Diss. Präs. Autenrieth: de incombustibilium nonnullorum vi in aërem atmosphäricum.* Auct. *Emmert 1800. Kies Diss. de effectibus electricitatis in quædam corpora organica.* Auct. *C. H. Köstlin. 1775.* Dess. *Diss. cont. observationes et explicationes quasdam physicas, præsertim meteorologicas.* Auct. *Bardili. 1780.*

Bohnenberger, in Physik und Astronomie gleich ausgezeichnet, gab in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen I. S. 219. 389. eine Notiz über Einrichtung eines Normalbarometers; und II. S. 142. einen Beitrag zur Hygrometrie; ferner in den Tübinger Blättern, neben Beschreibungen meteorologischer Instrumente, (Prüfung und Berichtigung der Thermometer B. 1. S. 147; über das Höhenmessen mit dem Barometer S. 217.; Beschreibung und Gebrauch eines sehr empfindlichen Electrometers S. 380.) auch seine täglichen Beobachtungen, von denen nur zu beklagen ist, dass sie kaum den Raum Eines Jahres (Nov. 1814 — Oct. 1815.) umfassen, und eine Vergleichung des Sommers von 1816 mit dem von 1770. (das. II. S. 392.). Auch gab dort Professor *Camerer* (nunmehr Prälat) einen interessanten Bericht über das Einschlagen des Gewitters auf 2 mit Ableitern versehene Häuser in Stuttgart, nebst Folgerungen daraus auf die Construction der Blitzableiter. Ferner ist hieher zu zählen: der Bericht über eine Wirkung des Blitzes auf eine Schafheerde (Landw. Corr.-Bl. 1822.) und meine Schrift „über die Blitzableiter, ihre Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten" Stuttgart 1835., sofern dort einige Erfahrungen über Blitzschläge mitgetheilt werden.

Von Domdekan v. *Vanotti* findet sich in den württ. Jahrbüchern (1829) eine interessante Nachricht über Witterung, Fruchtbarkeit und Preise der Naturalien vom Jahr 1180 — 1650, an welche sich eine ähnliche Schrift anreiht: „Kleine Chronik der Stadt Beilstein nebst einem Anhang über den Lichtenberg und einer Tabelle über die Beschaffenheit und die Preise der Weine von 130 Jahren her bis zum Jahr 1823. von *M. Imman. Hoch* 1823", sowie ein grösserer Aufsatz *G. Schübler's* (im Landw. Corr.-Bl. 1831.): „Nachrichten über die Verhältnisse des württ. Weinbaues v. J. 1236 — 1830 und wichtige sich hierauf beziehende Witterungserscheinungen" (auch besonders abgedruckt). Eine frühere Schrift: „die Geschichte des Neckarweins und Weinbaues vornehmlich in und um Stuttgart von 1200 an bis 1778" gehört gleichfalls hieher; ebenso „*Köhler's* kurze Beschreibung von heissen und trockenen Sommern, feuchten Jahren, Ueberschwemmungen etc. von 763 bis auf unsere Zeiten. Stuttgart 1834". Ferner darf nicht unerwähnt bleiben: „Luftelectricität, Erdmagnetismus und Krankheitsconstitution, von Dr. *Buzorini*. Constanz 1841"., eine

Schrift, welche das noch am wenigsten bearbeitete Thema der meteorischen Einflüsse auf den menschl. Organismus bearbeitet. Endlich üb. Hagelwetter u. Hagelableitung, Progr. v. *Schabel*. Ellwangen 1825.

Doch das Verdienst der Anregung und Einführung eines geregelteren und allgemeineren Interesse für übereinstimmende Beobachtungen und Benützungen derselben zu Ziehung von Resultaten, gebührt wiederum dem unermüdlichen *G. Schübler*. Hievon zeugen zuerst seine eigenen zahlreichen Arbeiten, die er theils selbstständig herausgab, theils als Gelegenheitsschriften und in Journalen erscheinen liess, oder die er bei Andern veranlasste. Die ersteren sind folgende:

Schübler's Bearbeitung der Meteorologie als Handbuch, in der Encyclopädie der Landwirthschaft von *Putsche*; seine auf mühsame Berechnungen gegründeten „Untersuchungen über den Einfluss des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, mit Nachweisung der Gesetze, nach welchen dieser Einfluss erfolgt, Leipzig 1830" und „Resultate 60jähriger Beobachtungen über den Einfluss des Monds auf die Veränderungen in unserer Atmosphäre (in *Kastners* Archiv f. Chem. u. Met. 1832); seine Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften: Beobachtungen über die Verdünstung des Eises (Naturw. Abh. einer Gesellschaft in Württemberg); über tägliche Perioden im Ausbruch der Gewitter und der Neigung zu wässerigen Niederschlägen (*Kastner's* Archiv f. Chemie und Meteorologie B. 6.); Ueber die Bildung und Richtung der Gewitter und Schlossen in Württemberg und einigen angrenzenden Gegenden (Landw. Corr.-Bl. 1822.); Ueber die Verschiedenheit der Temperatur auf den Höhen der Berge und in den Thälern Württembergs und ein hieraus abgeleitetes Gesetz der Wärmeabnahme für unsre Gegenden, (in den württ. Jahrbüchern 1822.); über den Blitz und die verschiedenen Richtungen der Gewitter und Schlossen (in *Schweiggers* neuem Journal B. 1.); die Ueberschwemmung im Oct. 1824. (im landwirthschaftl. Corr.-Bl. 1825, den württ. Jahrbüchern 1825. und *Poggendorf's* Annalen 1823.); Ueber die Menge des in Württemberg 1822. gefallenen Regen- und Schneewassers (*Schweigger* B. 8.) und des Wassers vom Jahr 1823. (das. B. 11.); ebenso über die Gewitter der Jahre 1822, 1823, 1824. (*Schweigger* B. 8., 11. und 14.); über den ungewöhnlichen Barometerstand am 2. Febr. 1824. (*Schweigger*

B. 8.). Ferner: Untersuchungen üb. die Temperaturverhältnisse Oberschwabens, Diss. von *Kern* 1831.; über die Regenverhältnisse der schwäbischen Alp und des Schwarzwaldes Diss. von *Aug. Hartmann* 1832.; Untersuchungen über monatliche Perioden in den Veränderungen unserer Atmosphäre, Diss. v. *Fr. Baumann* 1832; und die wohl nicht ohne seinen Einfluss erschienene Schrift „die merkwürdigen Erderschütterungen auf dem württembergischen Schwarzwald 1822. und 1823. Tübingen 1825.

Andere von *Schübler* veranlasste Aufsätze Einzelner sind im Landw. Corr.-Bl.: von *Schön* Vergleichung der Thermometer- und Barometer-Stände in Stuttgart und Würzburg (1837.); über Höhenrauch (1829. 1830.); merkwürdige Witterungserscheinungen im Octbr. und November 1835. (1836); von *Hochstetter* üb. Feuermeteore (1825); von Stadtpfarrer *Binder*, einem der eifrigsten Meteorologen in Württemberg, zahlreiche Berichte im Landw. Corr.-Bl.; von *Schlipf* über die Witterungsverhältnisse Oberschwabens (das. 1834).

Im Jahr 1824 brachte es *G. Schübler* durch seine Anregung zu Wege, dass unter der fördernden Mitwirkung der landwirthschaftlichen Centralstelle ein Verein von Männern zusammentrat, welche das freiwillige, mit Opferung ihrer Bequemlichkeit und Zeit verbundene Geschäft regelmässiger täglicher Beobachtungen nach einem von ihm entworfenen Plane, sowie die Berechnung und Zusammenstellung der monatlichen und Jahresresultate übernahmen. Auf den Grund dieser Vorarbeiten lieferte *Schübler* bis zum Jahr 1830. umfassende Jahresberichte über die Witterungsverhältnisse in Württemberg, welche in dem Landw. Corr.-Bl. mitgetheilt wurden. Dabei waren nicht nur die Beobachtungen der Instrumente, der Meteore und ins Besondere der Gewitter, sondern auch der Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich, als den untrüglichsten Functionen des Witterungsganges, zu Grunde gelegt. Zugleich erschienen vom Jahr 1825 an die Stuttgarter monatlichen Beobachtungen von mir *in extenso*, als nähere Anhaltspunkte, in d. gedachten Zeitschrift, und, als Zugabe zu denselben, später selbstständig unter dem Titel: „meteorologische Chronik" in ebendiesem Journal (dem Corr.-Bl. des landw. Vereines in Württemberg), Zusammenstellungen der bekannt gewordenen wichtigeren Erscheinungen und Ereignisse im Inlande und in fremden Gegenden, soweit sie gesammmelt werden konnten, aus welchen oft über-

raschende Coincidenzen in den verschiedensten Gegenden der Erdoberfläche hervorgiengen. Noch zu seinen Lebzeiten veranlasste mich *Schübler*, die Arbeit der Jahresberichte zu übernehmen, und der allzufrühe Verlust des Stifters dieses meteorologischen Vereines wurde für mich zu einer wenn gleich traurigen, doch durch das Andenken an den Unvergesslichen, theuren Verpflichtung, das begonnene Werk nach Kräften und in demselben Plane fortzuführen, indem solche Bestrebungen nur dann Werth haben, wenn sie möglichst consequent und möglichst lange fortgesetzt werden. So geht nun mit dem jetzigen Jahre der 20ste Jahrgang dieser Beobachtungen zu Ende und die ehrenwerthen Männer, welche dem Berichterstatter mit solchem beharrlichen Eifer das Material lieferten, sehen der Genugthuung, der einzigen, die ihnen werden kann, entgegen, in dem nächsten Jahresberichte die Frucht 20jähriger Arbeit denen vorzulegen, die ein Interesse daran nehmen, wenn dieses auch erst in später Zukunft auftauchen sollte. Ist doch jede Bemühung des beobachtenden Naturforschers eine Saat auf Hoffnung, der die Erndte selten auf dem Fusse folgt.

Mit diesem Jahre hören die meteorologischen Mittheilungen in dem Correspondenzblatt des Landw. Vereins auf. Unstreitig macht der Andrang von Gegenständen, welche neu und wissenswerth, wie in allen Gebieten der Wissenschaft und deren Praxis, so auch in der Landwirthschaft in unsern Tagen herankommen, auch hier eine Theilung der Arbeit nöthig, und es ist nicht nur denkbar, sondern auch faktisch richtig, dass eine Wissenschaft von der andern Nutzen ziehen kann, ohne für deren Förderung selbst die Hand zu bieten; die Pflicht der Dankbarkeit gilt nur in der Moral, nicht im Reiche der Ideen und des Wissens. Wir haben nun beschlossen, diesen Zweig der Vaterlandskunde mit zum Gegenstand der Sorge unseres Vereines zu machen und das Werk, so Gott will, getreulich fortzuführen.

Indessen soll mich jener Erfahrungsgrundsatz nicht verleiten, die Pflicht der Dankbarkeit hintanzusetzen, wozu mich Ihre Geduld und Nachsicht verbindet, mit der Sie dem bisherigen Vortrag geneigtes Gehör zu schenken die Güte hatten.

Im December 1844.

2. Ueber die Zähne des Hirsches

von

W. v. Rapp,

Professor in Tübingen.

Die verschiedenen Gattungen der Wiederkäuer zeigen in Beziehung auf die Zähne viel Uebereinstimmendes, doch die Eckzähne bieten noch die grösste Mannigfaltigkeit dar. Bald fehlen sie ganz, wie bei dem Schaf, der Ziege, dem Rind, der Giraffe, bald kommen sie im Oberkiefer und Unterkiefer vor, wie bei dem Kameel und dem Lama, bald finden sie sich nur im Oberkiefer, und sind dann entweder kurz und stumpf, wie beim Hirsch, oder sie sind ausserordentlich lang und ragen weit aus dem Munde hervor, so beim Moschus. Man kann in zoologischer Hinsicht auf die Grösse dieser Zähne kein besonderes Gewicht legen, und es war unrichtig, dass man jene kleinen, ostindischen Wiederkäuer, die jetzt das Geschlecht *Tragulus* zusammensetzen, wegen des langen, hervorragenden, obern Eckzahns mit dem ächten Moschusthier in ein *Genus* vereinigt hat, da sie durch ihren ganzen Bau abweichen, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe. *) Auch bei *Cervus Muntjac* aus Ostindien ragt der obere Eckzahn weit aus dem Munde hervor, und doch kann dieses Thier desshalb nicht von den Hirschen getrennt werden. Auch bei dem zahlreichen Geschlecht der Antilopen zeigt es sich, dass in Beziehung auf den Eckzahn keine Beständigkeit herrscht, indem er zwar der Mehrzahl der Arten fehlt, aber bei *Antilope pygarga* vom Cap und bei *Antilope montana* findet sich nach Rüppell im Jugendzustande oben auf jeder Seite ein kleiner Eckzahn, der aber bald ausfällt.

Die zahlreichen Arten des Hirschgeschlechts zeigen unter sich in den Eckzähnen Verschiedenheiten. Diese Zähne fehlen

*) Erichsons Archiv, 1843.

ganz dem Reh, dem Damhirsch; dagegen hat der gewöhnliche Hirsch *(Cervus elaphus)*, das Rennthier, und *Cervus muntjac* oben auf jeder Seite einen Eckzahn.

Der Eckzahn (Grane) des gewöhnlichen Hirsches ist kurz, stumpf, konisch, hat eine kurze, zusammengedrückte Wurzel und nimmt bald eine hellbraune Farbe an. Er kommt bald nach der Geburt zum Vorschein und wird im zweiten Jahr gewechselt. Der Milchzahn ist viel kleiner und spitziger als der bleibende. Letzterer hat mit der Wurzel eine Länge von einem Zoll. Die Backenzähne des Hirsches werden im dritten Jahr gewechselt, doch von den sechs Backenzähnen, die auf jeder Seite, sowohl oben als unten sich finden, werden, wie überhaupt bei den wiederkäuenden Thieren, nur die drei vordern durch neue ersetzt, die drei hintern erscheinen nur einmal.

Acht Schneidezähne finden sich, wie bei den meisten Wiederkäuern, nur im Unterkiefer. Der Zwischenkieferknochen ist zahnlos. Im zweiten Jahr werden die innern Schneidezähne gewechselt, im folgenden Jahr die drei äusseren auf jeder Seite. Der Eckzahn ist anfangs, ehe er abgerieben wird, etwas zusammengedrückt, fast zweischneidig. Nachdem der bleibende Eckzahn schon hervorgebrochen ist, besteht er aus einer sehr dünnen, zerbrechlichen, fast nur hautförmigen harten Substanz und schliesst eine grosse Höhle ein, die mit einem weissen, gelatinösen, mit sehr zahlreichen und feinen Blutgefässen durchzogenem Gewebe ausgefüllt ist, das aber nach und nach von der harten Zahnsubstanz verdrängt wird. Der grösste Theil des Zahns besteht, wie mich die mikroskopische Untersuchung lehrte, aus faseriger oder eigentlich röhrenförmiger Zahnsubstanz; die Oberfläche ist mit einer sehr dünnen Lage von Email bedeckt, und nur die Basis der Wurzel hat, wo sie horizontal abgeschnitten erscheint, eine Lage von Knochensubstanz, in welcher ich die Knochenkörperchen mit ihren fadenförmigen Verlängerungen erkannte. Der Zahn, bald nachdem er zum Vorschein gekommen ist, hat an der Basis eine grosse Oeffnung, und zeigt noch nichts von der eigentlichen Knochensubstanz, welche zuletzt am Zahn sich bildet.

Es ist auffallend, dass bisher über die Zähne eines so bekannten Thiers die Angaben der Zoologen und Anatomen nicht

richtig waren. *Hamilton Smith* *), *Thomas Bell* **), *Schinz* ***), *Rüppell* †) geben an, dem weiblichen Hirsch fehlen die Eckzähne, nur das männliche Thier habe oben auf jeder Seite einen Eckzahn. Aber dieser Eckzahn fehlt auch dem weiblichen Hirsch nicht, ich fand ihn immer, und nur die Sexual-Verschiedenheit zeigt sich, dass er beim weiblichen Thier etwas kleiner ist. Nach *Brandt* und *Ratzeburg* ††) finden sich die Eckzähne bei alten Männchen, seltener bei alten Weibchen. Aber diese Zähne finden sich immer, und bei beiden Geschlechtern, und schon in der Jugend. *Cuvier* in seinem Werke über fossile Knochen hat über diese Zähne eine andere Angabe, als in seiner vergleichenden Anatomie, indem er in ersterem Werke beiden Geschlechtern die Eckzähne zuschreibt, in seiner vergleichenden Anatomie aber angibt, dem weiblichen Hirsch fehlen die Eckzähne.

Auch beim Axis-Hirsch *(Cervus axis)* sind die Angaben über die Zähne unrichtig. Es werden ihm die Eckzähne abgesprochen †††), aber das männliche Thier hat oben auf jeder Seite einen Eckzahn, er ist aber kleiner und spitziger als bei dem gewöhnlichen Hirsch, beim weiblichen Thier fehlt dieser Zahn meist, indem er leicht ausfällt, was das Verschwinden der Zahnhöhle zur Folge hat, wie es immer nach dem Verlust eines Zahns beobachtet wird. Dem südamerikanischen *Cervus rufus* schreibt *Cuvier* ††††) obere und untere Eckzähne zu, *Rengger* †††††) dagegen behauptet, die Eckzähne fehlen beiden Geschlechtern; ich fand bei einem ganz jungen *Cervus rufus* oben auf jeder Seite einen Eckzahn, aber keinen im Unterkiefer; ich öffnete diesen Knochen und fand auch im Innern keinen Keim eines Eckzahns.

---

*) Griffith, Animal kingdom.

**) British Quadrupeds, p. 394.

***) Europ. Fauna, S. 83.

†) Proceedings of the zoological Society of London. 1836, p. 3.

††) Medizinische Zoologie, I. 35.

†††) Fischer, Synopsis mammalium, p. 451. Hamilton Smith in Griffith kingdom, V. 786. C. Bonaparte, Principe di Musignano, Iconografia animal della Fauna italica.

††††) Règne animal, I. 265.

†††††) Saugthiere von Paraguay, 358.

nicht von ihnen unterscheiden, und dies gilt von Land- wie von Seethieren. — Alle diese Sand-, Thon- und Kalklager erscheinen ferner ganz analog den Ablagerungen, welche sich jetzt noch fortwährend auf dem Meeresgrund, in Flußmündungen und Seen bilden. Die sogenannte tertiäre Aera verläuft ohne durchgreifende Abschnitte in die historische herauf. Nichts hindert, von der Kreide an einen großen Welttag zu datiren, der noch nicht abgelaufen ist, und alle Bildung des Landes, alle Entwickelung des Lebens in dieser Periode als einen Akt im ungeheuern Drama der Erde zu begreifen.

Ist dem so, so fragt es sich: wo in dieser großen Periode ist der Berührungspunkt zwischen der geologischen und der historischen Zeit? mit andern Worten, in welchen Zeitpunkt derselben, in welche Scene dieses Akts ist das Auftreten des Menschen zu setzen? Auf diese Frage hat die Geologie, wenn sie ehrlich seyn will, bis jetzt keine bestimmte Antwort zu geben. Es liegt ihr in dieser Beziehung lediglich keine Thatsache von positivem Charakter vor. — Die ältern, secundären Flötze muß die Wissenschaft allerdings vorweg als präadamitisch betrachten, und zwar, weil entschieden noch nie eine Spur des Menschen oder der Werke seiner Hand in ihnen entdeckt worden, weil die Thiere und Pflanzen derselben einen von der heutigen Welt sehr abweichenden, fremdartigen Charakter tragen, und fast keine Spur von Säugethieren in ihnen auftritt; endlich weil der ganze physische Zustand der Erde Allem nach damals ein vom jetzigen sehr verschiedener war. — Von den Bildungen über der Kreide gilt nun alles dieses nicht. Allerdings ist bis jetzt in keinem tertiären Meeresgebilde eine entschiedene Spur des Menschen entdeckt worden; aber selbst in den ältesten derselben finden wir Reste von Pflanzen und Säugethieren, welche mit den heutigen identisch oder ihnen doch sehr ähnlich sind. Die physische Constitution der Erde muß gleich beim Beginn dieses Zeitraums der jetzigen, mit Ausnahme der allgemeinen Temperatur, sehr ähnlich gewesen seyn, und diese Aehnlichkeit wird, der Oberfläche und der jetzigen Welt zu, immer größer. Allem nach fällt somit die Schöpfung des Menschen in irgend einen Zeitpunkt der tertiären Periode; in welchen, dies ist eine Hauptaufgabe der künftigen Geologie, und eine der schwierigsten.

In ältern Schriften finden sich eine Menge Fälle verzeichnet, wo wirkliche oder angebliche Menschenknochen, wo Werke der

8. Ueber die Ernährung des Fötus der Wiederkäuer

von

W. v. Rapp,

Professor in Tübingen.

Der Fötus erhält sein Blut nicht von der Mutter, sondern er bereitet es selbst, denn es findet zwischen dem Gefässsystem der Mutter und des Fötus keine Verbindung statt. Von den Gefässen der Nabelschnur aus können die Blutgefässe des Uterus nicht injicirt werden; auch dringt keine Injektionsflüssigkeit von den Blutgefässen des Uterus in das Gefässsystem des Fötus. Wenn ich bei Schafen, Hirschen, Rehen durch die Arterien oder die Venen der Nabelschnur die Hüllen des Fötus injicirte, so drang die gefärbte Flüssigkeit nie in die Blutgefässe des Uterus. Unter den neuen Anatomen behauptet zwar *Flourens* *), es finde sich bei einigen Säugthieren eine Gefässverbindung zwischen der Mutter und dem Fötus, bei andern nicht. Den Wiederkäuern spricht er mit Recht diese Verbindung ab, womit auch die früher von *Bär* angestellten Untersuchungen übereinstimmen **). Es beweisen noch andere Umstände, dass der Fötus sich sein Blut selbst bereite; die Blutkörner sind besonders in den früheren Perioden des Fötuslebens grösser als die Blutkörner der Mutter; dem Fötus der Beutelthiere fehlt die Placente, und das Ei ist nicht an dem Uterus befestigt, bei den Thieren endlich, welche Eier legen, kann der Fötus sein Blut nicht von der Mutter erhalten.

Von dem mütterlichen Organismus geht also zum Fötus kein Blut, sondern nur die Stoffe, aus denen er sein Blut selbst bereitet. Bei den Wiederkäuern ist die innere Oberfläche des zweihörnigen Uterus mit grossen, halbkugelförmig oder schüsselförmig hervorragenden Drüsen (*Cotyledones*) besetzt, an welchen die vaskulosen Organe hängen, welche der Placenta entsprechen; diese ist nämlich mehrfach bei den Wiederkäuern; es sind etwa zehen beim Hirsch, etwa fünfzig beim Schaf, hundert bei der Ziege; sie sind am grössten beim Hirschgeschlecht, da sie dort in der kleinsten Anzahl sich finden, ihre Zahl und ihre Grösse entspricht

*) Annales des sciences naturelles. 1836.

**) K. von Bär, Untersuchungen über die Gefässverbindung zwischen Mutter und Frucht, 1828.

den Drüsen *(Cotyledones)* im Uterus. Letztere vergrössern sich mit dem Wachsthum des Fötus ausserordentlich, sind aber unter sich an Grösse verschieden. Im nicht schwangern Uterus sind sie eingeschrumpft. Die Oberfläche dieser Drüsen ist siebförmig mit Löchern versehen, in welche die büschelförmig herunterhängenden Blutgefässe der Placenta hineinragen, und sie bestehen ganz aus senkrechten, parallelstehenden Röhren. Unter den Wiederkäuern zeigt das Kameel und das Lama diese Einrichtung nicht, indem die ganze gefässreiche Oberfläche des Eis die Stelle der Placenta vertritt; dieses kommt auch bei den Pachydermen vor. Die aus senkrechten Röhren zusammengesetzten Drüsen des Uterus der Wiederkäuer sondern in beträchtlicher Menge eine undurchsichtige, weisse, milchähnliche, dicke Flüssigkeit ab, die dem Fötus zur Nahrung dient, indem sie von den Blutgefässen der Placenta aufgesaugt wird. Diese Flüssigkeit gerinnt durch Hitze, durch Salpetersäure, durch Alkohol, sie scheint somit Albumin zu enthalten. Bei der mikroskopischen Untersuchung fand ich in dieser Flüssigkeit viele Fetttropfen oder Fettkügelchen von ungleicher Grösse. Schwefeläther bringt die Flüssigkeit nicht zum Gerinnen, zieht aber Fett aus, welches nach dem Verdampfen des Aethers zurückbleibt. Ueberdiess erkennt man in dieser Flüssigkeit durch Hülfe des Mikroskops Epitheliumzellen. Der Fötus der Wiederkäuer wird also durch eine Flüssigkeit ernährt, in welcher thierisches Oel, Fett suspendirt ist; er wird durch eine Art Milch ernährt. Auch der Fötus im Ei der Vögel, der Schildkröten, der Schlangen wird durch eine eiweissstoffige Flüssigkeit, in welcher ein Oel oder Fett suspendirt ist, ernährt, durch den Dotter, der theils durch die *Vena omphalo-meseraica* des Fötus aufgesaugt, theils durch einen Gang in den Dünndarm des Fötus übergeführt wird.

Im menschlichen Uterus findet eine solche Absonderung einer ernährenden Flüssigkeit, wie sie bei den Wiederkäuern vorkommt, nicht statt, die Organe dazu fehlen. Die Blutgefässe der Placenta nehmen hier aus dem mütterlichen Blute selbst die Bestandtheile (das Plasma), welche den Fötus ernähren.

Den Blutgefässen der Placenta, welche bei den Säugthieren die Ernährung des Fötus vermitteln, kommt noch eine andere

Funktion zu, sie ersetzten die Stelle eines Respirations-Organs für den Fötus. Es findet ein Austausch statt zwischen den Bestandtheilen des Bluts des Fötus und des mütterlichen Organismus.

Die Placenten der Wiederkäuer zeigen einen etwas andern Bau als die einfache Placenta des Menschen und der übrigen Säugthiere. An den Placenten der Wiederkäuer hängen die Blutgefässe fadenförmig hervor, am längsten fand ich diese Gefässbüschel beim Hirschgeschlecht. Die Venen in denselben haben keine Klappen, und die Injektion gelingt von den Venen aus vollständiger als durch die Arterien. Die Blutgefässe vertheilen sich in diesen Organen dichotomisch. Breitet man diese Gefässflocken aus, so zeigen sie Aehnlichkeit mit den Kiemen mancher Wasserthiere.

---

4. Ueber die Flora von Württemberg.

Von Professor Hugo v. Mohl.

Betrachten wir die wissenschaftlichen Zwecke, welche durch die Untersuchung der in einem bestimmten Lande wild wachsenden Pflanzen eine Förderung erhalten, und untersuchen wir, in wie weit die Kenntniss der württembergischen Flora vorgeschritten ist, um für die Erreichung jener Zwecke benützt werden zu können, so wird aus dieser Betrachtung klar hervorgehen, dass für die württembergischen Botaniker in der Untersuchung der vaterländischen Flor noch ein weites, die Mühe der Bearbeitung lohnendes Feld offen steht.

Der erste Zweck, welcher bei Untersuchung einer Localflora ins Auge gefasst werden muss und auch gewöhnlich beinahe ausschliesslich ins Auge gefasst wird, ist ein systematischer, und besteht in genauer Bestimmung der im Gebiete der Flora vorkommenden Pflanzenformen. Man könnte leicht der Ansicht sein, dass in dieser Beziehung für den württembergischen Botaniker nicht mehr vieles zu leisten sei, indem es für ihn zwar möglich sei, eine grössere oder geringere Anzahl von Arten, die im Lande noch nicht angetroffen wurden, aufzufinden, dass aber durch genauere Untersuchung unserer Pflanzen in wissenschaft-

licher Beziehung nicht mehr viel Dank zu verdienen sei, indem unsere Flora nur einen ziemlich kleinen Theil des mitteleuropäischen, folglich des am besten untersuchten Florengebietes der ganzen Erde bilde, somit die Hoffnung, Neues zu finden, eine sehr geringe sei. Eigenthümliche Species, die nicht auch in den Nachbarländern vorkommen, und die nicht schon in diesem oder jenem Werke als solche aufgestellt wurden, werden wir allerdings voraussichtlich kaum haben, allein hierum handelt es sich auch weit weniger, als um Untersuchung der verschiedenen Formen, unter welchen die bekannten Arten vorkommen, um Ausmittlung der Veränderlichkeit derselben, des Ueberganges der einen Form in die andere oder ihrer constanten Unterschiede, kurz um definitive Feststellung von Arten und Abarten. Zur Ausführung dieses Zweckes gehört eine genaue und vielfache Beobachtung des Verhaltens der wild wachsenden Pflanzen im Freien und unter verschiedenen äusseren Umständen; diese Ausmittlung eignet sich vorzugsweise für den Bearbeiter einer Localflora, aber nicht für den Bearbeiter grösserer systematischer Werke, seien dieses Floren grösserer, besonders entfernt liegender Länder, oder Monographien ausgedehnter Familien. Der Letztere muss eine zu grosse Menge von Pflanzen in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen, als dass er den einzelnen Arten die gleiche Aufmerksamkeit widmen könnte, welche dem Bearbeiter einer Localflora auf die von ihm zu behandelnden Pflanzen zu wenden möglich ist; hauptsächlich aber kommt in Betracht, dass dieser allein Gelegenheit hat, in Beziehung auf die physiologischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Arten und ihr Verhalten bei verschiedenen äusseren Umständen Beobachtungen anzustellen und hieraus Folgerungen für die Systematik zu ziehen, während der Bearbeiter grösserer Werke genöthigt ist, beinahe immer nach getrockneten, oft mangelhaften Exemplaren zu arbeiten, weshalb seine Bestimmung der Arten in sehr vielen Fällen eine ziemlich willkührliche bleibt.

In Beziehung auf diese genauere Erforschung zweifelhafter Pflanzenarten bietet eine jede Flora ein reiches, noch lange nicht zu erschöpfendes Material dar; was in dieser Beziehung geleistet werden kann, und ehe wir uns einer auch nur einigermassen genauen Kenntniss der mitteleuropäischen Flora rühmen dürfen,

geleistet werden muss, dafür bieten, um nur an die Bearbeitungen der Flora eines Nachbarlandes zu erinnern, die Arbeiten von *Spenner* über die Flora von Freiburg, von *Doell* über die rheinische Flora die belehrendsten Beispiele dar. Werfen wir einen Blick auf Gattungen, wie *Viola*, *Rubus*, *Hieracium*, auf die verschiedene Art und Weise, wie sie in den verschiedenen neueren Schriften bearbeitet sind, so ist klar, dass überall Material zu vieljährigen Forschungen für Jeden, der auch nur eine kleine Landstrecke wiederholt und aufmerksam zu durchwandern sich vornimmt, bereit ist. Ich glaube jedoch, bei Untersuchung dieses Verhältnisses nicht länger verweilen zu müssen, indem sich einem Jeden, der sich einer genauen Bestimmung der von ihm gesammelten Pflanzen unterzieht, die Ueberzeugung aufdringen muss, dass es mit der gründlichen Kenntniss von einer Menge einheimischer Pflanzen noch sehr schlecht steht.

Eine zweite Rücksicht, welche gewöhnlich weniger ins Auge gefasst wird, und welche bei der Bearbeitung einer grossen Zahl von Localfloren im höchsten Grade vernachlässigt wurde, ist die pflanzengeographische. In dieser Beziehung ist es, wie dieses in den Localfloren gewöhnlich geschieht, noch lange nicht genug, blos anzuführen, dass bei der oder jener Stadt, auf dem oder jenem Berge u. s. w. eine gewisse Pflanze wächst und das Verhältniss zu berechnen, in welchem die Zahl der zu einer Familie gehörenden Pflanzen zur Gesammtzahl der Phanerogamen der Flora steht. Soll über die Vegetationsverhältnisse einer Gegend ein klares Bild gegeben werden, so müssen die Umstände, unter welchen die Pflanzen in derselben vorkommen, in weit mehr Beziehungen untersucht werden, es muss nicht blos die Höhe, in welcher die Pflanzen über dem Meere wachsen (die Region) bestimmt werden, sondern es muss mehr Rücksicht, als es gewöhnlich geschieht, auf den Verbreitungsbezirk der einzelnen Arten, auf die Beschaffenheit des Standortes (die Station), und namentlich auf die geognostische Beschaffenheit des Bodens, auf die Menge, in der die Pflanzen vorkommen, genommen werden. Erst wenn über diese Verhältnisse in verschiedenen Gegenden Beobachtungen angestellt und die hierauf sich beziehenden Data in den Localfloren niedergelegt sind, wird es möglich sein, eine

bessere Einsicht in die Gesetze, nach welchen sich die Verbreitung unserer einheimischen Pflanzen richtet, zu erhalten. In Beziehung auf die süddeutsche Flora ist zwar schon Manches in dieser Beziehung geschehen. *Unger* gab eine vortreffliche Darstellung der auf die Verschiedenheit der Gebirgsarten sich beziehenden Vegetationsverhältnisse des nördlichen Tyrols, *Zuccarini* characterisirte die verschiedenen Vegetationsgruppen eines Theiles von Bayern, *Schübler* und *von Martens* lieferten eine Reihe sehr schätzbarer Data in Beziehung auf die württembergische Flora, *Doell* nahm in der rheinischen Flora beständig Rücksicht auf die Verbreitung der von ihm aufgeführten Pflanzen u. s. w. Es sind somit viele Anknüpfungspunkte für die weiteren Beobachtungen gegeben; das bisher gesammelte Material reicht aber noch lange nicht zu einer speciellen Ermittlung der Vegetationsverhältnisse eines grossen Theiles der süddeutschen Pflanzen hin, sondern es liefert nur die ersten, allgemeinen Umrisse zu einem erst durch künftige Bemühungen auszuführendem Gemälde.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen zur Betrachtung der württembergischen Flora über, so ist es, um eine richtige Uebersicht über die Vegetationsverhältnisse unserer einheimischen Pflanzen zu erlangen, ein durchaus verkehrtes Verfahren, unser Land isolirt zu betrachten und die Abweichungen, welche die verschiedenen Gegenden des Landes in Beziehung auf ihre Flora zeigen, aus den blosen Höhenunterschieden derselben ableiten zu wollen. Ich bin natürlicherweise weit entfernt zu behaupten, dass dieses letztere Moment in einem Lande, welches sich von 443′ Meereshöhe zu Hochebenen von 1500—2000 und mehr Fuss und an drei Stellen (Alp, Schwarzwald und Oberschwaben) in einzelnen Gipfeln über 3000′ erhebt, bei Untersuchung seiner Flora nicht höchst wichtig und bei einer Menge von Pflanzen als wesentliche Bedingung ihres Vorkommens oder Nichtvorkommens an einzelnen Orten zu betrachten sei; allein ich muss mich durchaus gegen die einseitige Berücksichtigung dieses Punktes aussprechen, es muss eine solche bei aller scheinbaren Genauigkeit des Verfahrens zu ganz falschen Resultaten führen, eine Menge von Erscheinungen unerklärt lassen und eine Masse von Widersprüchen zwischen den bei uns stat'findenden Verhält-

nissen und zwischen dem Verhalten derselben Pflanzenarten in andern Gegenden ungelöst lassen.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, diesen Punkt etwas näher zu besprechen. Ich brauche wohl nicht specieller auseinander zu setzen, dass die frühere Vorstellung, welche die Gebirge als die Centralpunkte der verschiedenen Floren betrachtete, im Ganzen genommen eine durchaus irrige ist, und dass im Gegentheile die grossen Niederungen und Thäler als die Gebiete verschiedener Floren zu betrachten sind, welche durch die Gebirgszüge mehr oder weniger vollständig von einander getrennt werden. Wie auf diese Weise der Gebirgszug der Alpen die mitteleuropäische Flora von der südeuropäischen scheidet, so lässt sich dasselbe Verhältniss, wenn gleich aus nahe liegenden Gründen weniger scharf ausgesprochen, auch in Mitteleuropa erkennen, indem die Flora dieses grossen Länderstriches nach seinen verschiedenen Niederungen in eine Reihe speciellerer Florengebiete zerfällt. Die Flora eines solchen Gebietes ist nun in den meisten Fällen keine gleichförmige, indem sowohl die Thalsohlen selbst allmählig und häufig terassenförmig ansteigen, besonders aber indem die Grenzen eines jeden Gebietes sich zu mehr oder weniger hohen Gebirgen erheben, und in Folge hievon die Flora in terassenförmig über einander liegende Specialfloren zerfällt. Bedeutendere Gebirge erhalten hiedurch eine eigenthümliche und auf ihren beiden Abhängen abweichende Flora, die sich in bestimmte, der Höhe nach übereinander liegende Schichten theilt. Zieht sich ein Gebirge eine lange Strecke weit fort, tritt es von einem Florengebiet in ein anderes über, wie z. B. die Alpen, der Jura aus dem Flussgebiete der Rhone in das der Donau, so wird zwar bei gleichbleibender Höhe im Ganzen genommen die Flora des Gebirges eine ziemlich gleichförmige sein, indem der gleichförmige Zug seiner Berge eine Verbreitung der auf ihm wachsenden Pflanzen in horizontaler Richtung begünstigt, allein es werden doch an den verschiedenen Stellen der Längenerstreckung des Gebirges bedeutende Verschiedenheiten im Einzelnen seiner Gewächsmasse auftreten, welche mit der Flor des Landes, in welches das Gebirg übertrat, im Zusammenhange stehen. Solche Veränderungen spielen bei hohen und aus einer oryktognostisch scharf ausge-

sprochenen Gebirgsart bestehenden Gebirgen (welche aus diesen beiden Ursachen ihrer Flora einen sehr bestimmten Character ertheilen), allerdings im Verhältnisse zur gleichbleibenden Vegetation eine ziemlich untergeordnete Rolle, wesshalb der Satz, dass sich die Floren nach den Gebirgen richten, ungeachtet er auf einer falschen Basis beruht, im speciellen häufig eine gewisse Gültigkeit besitzt; dessen unerachtet sind jene Veränderungen, die dem Laufe des Gebirges nach auftreten, durchaus nicht zu übersehen, und sind aus den blosen Höhenverhältnissen der Gebirge keineswegs zu erklären, wie es z. B. aus diesem Gesichtspunkte durchaus räthselhaft erscheinen müsste, warum *Helleborus niger* in den östlichen Alpen, z. B. denen des Salzkammergutes eine sehr verbreitete Pflanze ist, in dem Zuge der allgaier und schweizer Alpen dagegen vollkommen fehlt.

Wenden wir diese Grundsätze auf die Flora von Württemberg an, so geht wohl eine andere, als die bisher übliche Betrachtungsweise der Vertheilung unserer vaterländischen Pflanzen aus derselben hervor. Württemberg hat keine natürliche Grenzen, es besitzt weder hervorragende Gebirge, welche es von den Nachbarländern abschliessen, noch besitzt es ein grosses Flussgebiet, es fehlen ihm also die natürlichen Bedingungen zu einer eigenthümlichen, ein besonderes Ganzes bildenden Flora, im Gegentheile, seine geographische Lage ist der Art, dass es nach allen Seiten hin in verschiedene Flussgebiete eingreift. Von welcher Bedeutung dieses Verhältniss für unsere vaterländische Flora ist, darüber werden weiter unten specielle, aus der Erfahrung gezogene Nachweisungen folgen. Es lässt sich aber auch ein wissenschaftlicher Grund hiefür angeben. Die Verbreitung der Pflanzen hängt hauptsächlich von der Temperatur ab. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, dass hiebei weit weniger die mittlere jährliche Temperatur in Rechnung kommt, als die Vertheilung der Wärme in den verschiedenen Jahreszeiten. Eine weitere bekannte Thatsache ist es, dass in demselben Verhältnisse, wie wir in Mitteleuropa von Westen gegen Osten weiter gehen, das Verhältniss zwischen Sommer- und Winter-Temperatur ein anderes wird, die Sommertemperatur zu-, und die Wintertemperatur abnimmt; so liegt z. B. Paris nahezu unter der Isotherme von + 18° und der

Isochimene von + 3°, das badische Rheinthal in der Isotherme von + 19°,5 und der Isochimene von 2°,5, durch Württemberg läuft die Isotherme von + 20° und die Isochimene von + 2° durch, während Wien nahezu unter der Isotherme von + 22° und der Isochimene von + 1° liegt. Wir finden also zwischen dem badischen Rheinthale und zwischen dem Donauthale bei Wien einen sehr beträchtlichen Unterschied in den Wärmeverhältnissen, welcher einen bedeutenden Einfluss auf die Flora dieser Gegenden äussern muss. Nun ist leicht einzusehen, dass Pflanzen, welche in einer von diesen Gegenden ein ihnen zusagendes Clima finden, wenn das Terrain keine Hindernisse in den Weg legt, sich auch noch weiter in benachbarte Gegenden, welche ein für sie minder günstiges Clima besitzen, wenn gleich zum Theile nur in vereinzelten Vorposten vorrücken, bis ihnen endlich eine oft nicht bedeutende Erhöhung des Bodens u. s. w., eine unübersteigliche Grenze setzt. Es ist also begreiflich, wie durch das Donauthal einzelne Pflanzen des östlichen Europa gegen Westen vorschreiten, bis sie an dieser oder jener Stelle ihre westliche Grenze erreichen, wie dieses mit *Amygdalus nana* bei Regensburg der Fall ist, während andere, wie *Linum flavum*, *viscosum* bis Ulm vordringen. Auf analoge Weise verhält es sich mit den Pflanzen des Rheinthales bei ihrer Verbreitung nach Osten.

Beachten wir nun diese Verhältnisse nicht, wollen wir in Württemberg, wo viele östliche und westliche Pflanzen ihre nahe bei einander liegenden Grenzen finden, die Vegetationsverhältnisse dieser Pflanzen, das Vorkommen derselben in unserem Unterlande oder Oberlande blos nach den bei uns stattfindenden Witterungsverhältnissen beurtheilen, blos von den Höhenverhältnissen unseres Landes oder gar davon, ob einige Zolle mehr oder weniger Regen fällt, ableiten, so werden wir vergeblich suchen, zu einem bestimmten Resultate zu gelangen.

Verlassen wir also diesen localen Standpunkt und werfen wir einen Blick auf die Verbindung, in welcher die verschiedenen Theile des Landes mit den Niederungen der Nachbarländer stehen, so ist in dieser Beziehung das Neckarthal am eigenthümlichsten gebildet, indem es auf der einen Seite durch den hohen Wall der schwäbischen Alp von dem Donaugebiete, auf der andern

Seite durch den Schwarzwald von dem Rheinthale getrennt ist. Diese letztere Trennung ist aber eine sehr unvollkommene, weniger desshalb, weil der Neckar in den Rhein einmündet, als desshalb, weil der Gebirgszug des Schwarzwaldes sich in der Gegend von Pforzheim so sehr senkt und seine Verbindung mit dem Odenwalde durch so niedere Bergzüge vermittelt wird, dass dadurch ein breiter westlicher Uebergang vom württembergischen Unterlande in das Rheinthal vermittelt wird. Auf ähnliche Weise ist das Neckargebiet auf der nordwestlichen Seite vom Gebiete des Mains nicht durch bedeutendere Gebirgszüge geschieden, welche Verbindung mit dem Maingebiete dagegen für unseren Zweck eine untergeordnetere Rolle zu spielen scheint.

Eine zweite Verbindung des ebenen, freilich an und für sich schon in grösserer Meereshöhe gelegenen Landes mit dem Rheinthale, oder vielmehr mit dem Becken des Bodensees und der ebenen Schweiz findet jenseits der Alp in unserem Oberlande statt, indem die Grenze zwischen dem Südabhange und zwischen dem nördlich abfallenden Theile der oberschwäbischen Hochebene sehr leicht gezogen ist, so dass hier von der Schweiz aus ein beinahe unmittelbarer Uebergang in das Donaugebiet und eben somit in die grosse Hochebene von Oberbayern, in einen hinsichtlich seiner Vegetation äusserst interessanten Landstrich, stattfindet.

Betrachten wir unsere Gebirge, so spielt der Schwarzwald in Beziehung auf unsern Pflanzenreichthum mehr eine negative als eine positive Rolle, insoferne er für eine grosse Anzahl der Pflanzen des Rheinthals einen unübersteiglichen Damm bildet und uns, da seine höheren, eine ausgezeichnete Flora besitzenden Theile jenseits unserer Grenze liegen, nur einen sehr geringen Ersatz dagegen leistet.

Anders verhält es sich mit der Alp, indem diese, als unmittelbare Fortsetzung des schweizerischen Jura in der Form eines breiten und hohen Gebirgsrückens unser Land durchzieht und sowohl in Folge dieser Verbindung, als besonders in Folge ihrer geognostischen Beschaffenheit eine sehr characteristische Flora ernährt.

Der dritte beachtenswerthe Bergzug besteht in den zum

Menschenhand, Scherben, Werkzeuge, Schiffstrümmer, bearbeitetes Holz ꝛc. tief in der Erde gefunden worden. Meist erklärte es sich, wie diese Gegenstände zufällig ein hohes Alter simulirt hatten. Immerhin blieben dabei noch viele sehr merkwürdige Fälle stehen; aber auch diese haben für uns keinen Werth, weil meistens die Verhältnisse der Lagerstätte nicht genau angegeben sind, und man überdem vom Wesen der oberflächlichen Erdgebilde früher noch undeutlichere Begriffe hatte als jetzt. Kommt in neuerer Zeit ein auffallender Fund der Art zur Sprache, so sind die Naturforscher nicht nur äußerst vorsichtig, was nur zu loben wäre, es ist auch seit Cuvier Mode geworden, solche Vorkommnisse mit dem Aufgebot aller wissenschaftlichen Skepsis und Dialektik wegzudemonstriren. Die Enkel der Männer, welche ängstlich nach den Spuren des verfluchten, in der Sündfluth vernichteten Geschlechts gruben, fürchten nichts mehr als ein Dementi in Beziehung auf fossile Menschenknochen. Aber just, daß man so streiten und wegstreiten kann, beweist am besten, daß man auf einem Felde kämpft, das noch sehr wenig gelichtet ist. Es fehlt noch ganz an einem bestimmten Kriterium, um die so mannichfaltigen Sand-, Lehm- und Tufflager und Anhäufungen gröberer und feinerer Geschiebe, welche sämmtlich Landthierknochen führen, in Hinsicht auf relatives Alter auseinander zu halten. Man weiß im einzelnen Falle oft gar nicht, in wie weit der Umstand, ob die Knochen mehr oder minder gut erhalten sind, von ihrem Alter oder von der Natur der sie einschließenden Schichten abhängt.

Man weiß, daß früher die Knochen gigantischer Landthiere, welche von Zeit zu Zeit im Boden von Europa zum Vorschein kamen, geradezu als Riesenknochen in Anspruch genommen wurden. Die drei letzten Jahrhunderte lassen sich in dieser Beziehung durch drei Fälle charakteristisch bezeichnen. Im sechzehnten (1577) beschrieb Felix Plater, Professor zu Basel, die Knochen eines bei Luzern ausgegrabenen Mammouth als die Gebeine eines Riesen, den er neunzehn Fuß hoch schätzte. Den Luzernern gefiel dies so wohl, daß sie ein Conterfei des Riesen fertigen ließen und fortan zwei Riesen zu Schildhaltern des Stadtwappens machten. Im siebzehnten Jahrhundert wurden in Frankreich, selbst in Paris, Thierknochen, wahrscheinlich eines Nashorns, als die irdischen Ueberreste König Teutobochs vorgezeigt. Die schon geläuterteren Begriffe des

Theile 3000′ übersteigenden Ausläufern der allgaier Alpen, welche unser Gebiet in seiner südöstlichen Ecke treffen und einen sehr bemerkbaren Einfluss auf die Vegetation dieser Gegend ausüben.

Fassen wir diese geographischen Verhältnisse zusammen, so wird wohl deutlich sein, warum ich mich oben gegen eine isolirte Betrachtung unserer Flora und gegen die bisher übliche Vergleichung der verschiedenen Theile des Landes untereinander und Ableitung ihrer Verschiedenheiten aus den Abweichungen der Höhen- und Regenverhältnissen aussprach. Wollen wir uns die Verhältnisse unserer vaterländischen Flora klar machen, so müssen wir vor allem die Floren der verschiedenen Landestheile mit den Floren der Ländergebiete, von denen sie in geographischer Beziehung einen integrirenden Theil bilden, aber nicht untereinander vergleichen. Ein Beispiel wird diese verschiedenen Behandlungsweisen am deutlichsten machen. Das *Geranium pygrenaicum* wächst in grosser Menge auf der Waldburg. Da es bis jetzt in den tiefer gelegenen Theilen des Landes noch nicht gefunden wurde, so nahmen die Verfasser der Flora von Württemberg an, sein Vorkommen auf der Waldburg stehe mit der bedeutenden Höhe dieses Punktes (etwa 2300′) in Verbindung und setzten das Zeichen, mit welchem sie die Zunahme einer Pflanze in den höheren Gegenden bezeichneten, bei. Nimmt man dagegen Rücksicht auf die Flora der benachbarten Länder, so sieht man, dass die Pflanze in der Schweiz nordwärts von den Alpen vom Canton Waadt, in welchem sie überall wächst, bis Rheineck und Basel vorkommt, dass sie sich durchs Elsass und Oberbaden das Rheinthal abwärts zieht, bei Carlsruhe, Mannheim, Zweibrücken vorkommt, in die in das Rheinthal einmündenden Thäler eindringt, bei Hanau, Frankfurt, Trier wächst, dass sie zwar allerdings in der Schweiz in den Voralpen bis zur Buchengrenze in die Höhe steigt, aber ebensogut in der Ebene z. B. bei Basel vorkommt, dass sie in Oberbaiern gar nicht im Gebirge, sondern in der Ebene wächst. Der Standpunkt dieser Pflanze auf der Waldburg ist also nicht dadurch zu erklären, dass dieser Punkt zu den höchstgelegenen in Oberschwaben gehört, denn es wächst diese Pflanze an vielen Orten, an welchen an subalpine Gewächse gar nicht zu denken ist, wie bei Carlsruhe, Mannheim, sondern

dadurch, dass die Pflanze in der zwischen den Alpen und dem Jura gelegenen Niederung der Schweiz verbreitet ist, und von hier aus in die nächst gelegenen Florengebiete eingreift.

Betrachten wir die württembergische Flora mit solchen Rücksichten, so erhält ihre Bearbeitung eine bestimmte wissenschaftliche Bedeutung, indem sie nun als integrirender Theil eines grösseren Florencomplexes auftritt. Unter diesem Gesichtspunkte erhält die Frage, ob eine Pflanzenart in Württemberg wächst, ein bestimmtes Gewicht, während sie, wenn wir diese Rücksicht auf ein grösseres Ganzes nicht nehmen, als eine ziemlich müssige und häufig nur als blose Curiosität erscheint.

Eine weitere Bedeutung erhält die Untersuchung einer Flora, wenn man Rücksicht auf die chemische Mischung des Bodens, auf welchem verschiedene Pflanzen wachsen oder nicht gedeihen, nimmt. Ich habe an einem andern Orte die Gründe auseinandergesetzt, aus welchen die Untersuchung von Gebirgsfloren in dieser Beziehung ein weit bestimmteres Resultat liefert, als die Untersuchung ebener Gegenden. Ungeachtet also in dieser Beziehung die Untersuchung der württembergischen Flora nicht dieselben Vortheile bietet, wie die Untersuchung von Alpengegenden, so sind doch auf der einen Seite auch die Verhältnisse unserer Flora geeignet, manchen Beitrag zu der Lehre von der Abhängigkeit der Vegetation von der chemischen Mischung des Bodens zu liefern *), und auf der andern Seite würde die Vertheilungsweise der Pflanzen in unserem Lande eine durchaus räthselhafte bleiben, wenn wir nicht in dieser, unbegreiflicherweise von vielen Pflanzengeographen als irrig verworfene Lehre das Mittel hätten, viele scheinbar anomale Verhältnisse aufzuklären.

---

*) Ich will hier nur an das merkwürdige Verhalten der Calluna vulgaris auf der Alp erinnern. Im Allgemeinen wird man mit dem ersten Schritte, mit dem man den weissen Jurakalk betritt, das Heidekraut spurlos verschwunden sehen; an einzelnen Stellen, auf sehr thonigen Plätzen, oder auf sumpfigen Stellen kommt dasselbe, meistens aber in sehr kümmerlichen Exemplaren vor, vorzugsweise aber auf dem Aalbuche in der Gegend des Mönhofen an Stellen, wo ausnahmsweise quarzreiche Gesteine sich auf unserer Alp finden. Die Heide ist hier zum lästigen Unkraute geworden und wird durch Aufführen von Kalkmergel auf die Aecker zum Absterben gebracht.

Wenn ich im Folgenden den Versuch einer speciellen Anwendung dieser Grundsätze auf die württembergische Flora mache, so fühle ich das Missliche dieses Unternehmens nur zu gut. Es lässt sich mit Sicherheit erwarten, dass auf württembergischem Gebiete eine weit grössere Anzahl von Pflanzen, als bisher aufgefunden wurden, wachsen; schon aus diesem Grunde ist meine Arbeit nothwendigerweise eine unvollständige. Dieser Mangel wäre jedoch ein verhältnissmässig unbedeutender, indem eine Vervollständigung von an und für sich richtigen Angaben im Laufe der Zeit leicht erfolgen könnte. Weit schlimmer stellt sich die Sache dadurch, dass zur gehörigen Durchführung dieser Aufgabe die specielste, das ganze Land umfassende Kenntniss der Flora nöthig wäre, eine Kenntniss, welche nur durch vollständige, mit Rücksicht auf Pflanzengeographie mit Umsicht verfasste, an den wichtigsten Punkten des Landes verfertigte Pflanzenverzeichnisse erlangt werden könnte. Bei Ermanglung eines, diesen Anforderungen auch nur entfernt entsprechenden Materiales müssen sich nothwendigerweise manche der folgenden Angaben bei späteren Untersuchungen als unrichtig herausstellen. Wenn ich es dennoch wage, die Arbeit in dem gegenwärtigen unvollkommenen Zustande zu publiciren, so geschieht es in der Ueberzeugung, dass einmal ein Anfang gemacht werden muss und dass, wenn das minder Gute nicht vorausgeht, gar leicht das Bessere lange nicht folgen möchte.

Bei der Characterisirung der Flora des Neckar- und Taubergebietes, so weit das erstere nicht mit seinen Thälern in den Jurakalk der Alp und in den Sandstein des Schwarzwaldes eingreift, scheint mir vor Allem Rücksicht zu nehmen zu sein 1) auf die Verbindung der Flora dieses Gebietes mit der Flora des Rheinthales, 2) auf die chemische Beschaffenheit des Bodens.

Die Anzahl von Pflanzen, welche diesem Gebiete im Gegensatze gegen die übrigen Theile von Württemberg zukommen, somit sämmtlich an der Alp ihre östliche Grenze finden, ist nicht gering; wenden wir dagegen unsern Blick nach Westen, so erhalten wir das auffallende Resultat, dass (mit Ausnahme von *Orobus albus*, welcher ganz vereinzelt bei Tübingen wächst) auch nicht eine einzige dieser Pflanzen dem Rheinthale fremd ist.

Brassica nigra ist vielleicht die einzige Pflanze, welche wir dem Neckargebiete, als solchem, vindiciren dürfen und von welcher wir annehmen können, dass sie sich von hier aus abwärts in das Rheinthal verbreitet habe, indem sie in diesem von Mannheim an aufwärts nicht mehr vorkommt. Wir können unter diesen Umständen von einer eigenthümlichen Flora des Neckargebietes nicht sprechen, sondern müssen dieselbe als einen Theil der rheinischen Flora betrachten, freilich als einen verhältnissmässig armen Theil derselben. Der letztere Umstand, das Zurückbleiben eines nicht unbedeutenden Theiles der Pflanzen im Rheinthale ist ganz der allgemeinen Erscheinung gemäss, dass mit einer bedeutenderen Verengerung eines Flussbettes eine bedeutende Aenderung der Flora, das Zurückbleiben mancher Pflanzen, welche unterhalb der Verengerung häufig sind, verbunden ist. Wahrscheinlicherweise wäre der Unterschied zwischen unserer und zwischen der rheinischen Flora noch weit bedeutender, wenn die Verbindung des Neckargebietes mit dem Rheinthale nur durch die Einmündung des Neckars in den Rhein vermittelt würde, und wenn nicht die schon oben berührte westliche Verbindung stattfinden würde. Unter den im Neckar- und Taubergebiete wachsenden Pflanzen, welche für diesen Zusammenhang unserer Flora mit der Rheinflora besonders characteristisch sind, mögen folgende hervorzuheben sein *): *Anemone sylvestris. Helianthemum oelandicum. Myagrum perfoliatum. Isatis tinctoria. Teesdalia nudicaulis. Erysimum virgatum. Brassica nigra. Diplotaxis tenuifolia, muralis. Silene gallica. Gypsophila muralis. Linum tenuifolium. Althaea hirsuta. Dictamnus Fraxinella. Astragalus cicer. Lathyrus hirsutus. Rosa arvensis, gallica. Eryngium campestre. Helosciadium nodiflorum. Bupleurum falcatum. Peucedanum officinale. Seseli coloratum. Oenanthe fistulosa,*

*) Ich habe sowohl diese, als alle später aufzuführenden Pflanzen mit den von Koch in der zweiten Auflage seiner Synopsis gebrauchten Namen bezeichnet, indem dieses Werk, oder wenigstens das Taschenbuch der deutschen und schweizer Flora desselben Verfassers ein Jeder, der die württembergischen Pflanzen näher bestimmen will, nothwendigerweise besitzen muss. Aus demselben Grunde habe ich auch die Autoritäten der Namen nicht beigesetzt.

peucedanifolia. Carum Bulbocastanum. Arnoseris pusilla. Podospermum laciniatum. Crepis pulchra, foetida. Lactuca saligna. Linosyris vulgaris. Helichrysum arenarium. Artemisia pontica. Chrysanthemum segetum. Stenactis bellidiflora. Pulicaria vulgaris. Achillea nobilis. Centaurea nigra, Calcitrapa. Heliotropium europaeum. Verbascum Blattaria. Calamintha officinalis. Mentha rotundifolia. Marrubium vulgare. Euphrasia lutea. Linaria Cymbalaria. Centunculus minimus. Polycnemum arvense. Parietaria diffusa. Typha angustifolia. Spiranthes aestivalis. Scirpus mucronatus. Vulpia Myurus. Poa dura.

Betrachten wir die Pflanzen des Neckargebietes in Hinsicht auf ihre Abhängigkeit von der chemischen Mischung des Bodens, so finden wir eine auffallende Vermengung von Pflanzen des Sandbodens und Kalkbodens. Es ist dieses der geognostischen Beschaffenheit des in Rede stehenden Landestheiles völlig entsprechend, indem in einem Theile desselben der Muschelkalk frei liegt, in einem andern der Keupersandstein durch seine Verwitterung den Boden bildet, in einem dritten endlich der Liaskalk grosse Strecken bedeckt. Unter diesen Gebirgsarten äussert der Muschelkalk, als die in chemischer Beziehung am schärfsten characterisirte, am entschiedensten einen Einfluss auf die Vegetation, indem er an allen Stellen, an welchen er zu Tage tritt, der Flora ganz entschieden den Character der Kalkflora ertheilt. Merkwürdig schwankend ist dagegen das Verhalten der Keupervegetation. Der Keuper bildet bekanntlich keine Gebirgsart von gleichförmiger oryktognostischer Beschaffenheit, sondern er zeigt eine unendliche Abwechslung von feinkörnigen, thonigen Sandsteinen, grobkörnigen Sandsteinen, von Gypslagern, ausgedehnten Mergellagern, dünnen Schichten von Dolomit u. s. w., er ist ferner auf den höhern Punkten sehr häufig von dem festen, quarzreichen Liassandstein, von Liaskalk, von ausgedehnten Thonschichten überlagert. Durch die Verwitterung dieser verschiedenen Schichten, durch die mannigfache Vermengung derselben auf den Bergabhängen und in den Thälern wird an den meisten Stellen der Keuperformation ein aus sehr vielen Bestandtheilen gemengter Boden gebildet, welcher bald einen kalkreichen Thonboden darstellt, bald und dieses namentlich auf den höhern Punkten die

verschiedensten Uebergänge zum Sandboden zeigt. Dieser Bodenbeschaffenheit entspricht nun durchaus die Vegetation der Keupergegenden, indem sie mit Ausnahme jener sandigen Stellen durchgängig eine von den Pflanzen des Sand- und Kalkbodens gemengte ist. Wie sich nun in sehr vielen Fällen der Kalkboden im Gegensatze gegen den Sandboden durch einen grössern Pflanzenreichthum auszeichnet, so finden wir auch in unseren Keupergegenden, wenn wir ihre Pflanzen in Sandpflanzen und in Kalkpflanzen sondern, dass eine bedeutend grössere Anzahl derselben der Vegetation des Kalkbodens angehört und dass die für den Sandboden characteristischen Pflanzen an verhältnissmässig wenigen Punkten vorkommen.

Unter den auf dem Keuper wachsenden Sandpflanzen sind besonders hervorzuheben: *Vulpia Myurus. Aira flexuosa, caryophyllacea. Montia fontana. Polycnemum arvense. Centunculus minimus. Myosotis versicolor. Juncus squarrosus. Chrysosplenium oppositifolium. Lepigonum rubrum. Hypericum humifusum, pulchrum. Digitalis purpurea. Teesdalia nudicaulis. Genista pilosa. Cytisus sagittalis. Sarothamnus vulgaris. Arnoseris pusilla. Gnaphalium arenarium.*

Als entschieden kalkholde Pflanzen des Neckargebietes können dagegen angeführt werden: *Aconitum Lycoctonum. Thalictrum minus. Anemone sylvestris, ranunculoides, Pulsatilla, Hepatica. Actaea spicata. Corydalis digitata. Arabis brassicaeformis. Dentaria bulbifera. Linum tenuifolium. Hypericum montanum, hirsutum. Viola mirabilis. Lotus siliquosus. Vicia dumetorum. Cytisus nigricans. Astragalus glycyphyllos. Trifolium rubens, alpestre, fragiferum. Cotoneaster vulgaris. Rubus saxatilis. Potentilla cinerea. Ribes alpinum. Saxifraga tridactylites. Astrantia major. Laserpitium latifolium. Peucedanum Cervaria. Asperula arvensis, galioides. Lactuca muralis, Scariola, perennis. Hypochaeris maculata. Serratula tinctoria. Carlina acaulis. Cirsium acaule, rivulare, eriophorum. Artemisia Absinthium. Chrysanthemum corymbosum. Anthemis tinctoria. Inula salicina. Cynoglossum montanum. Lithospermum purpureo-coeruleum. Physalis Alkekengi. Digitalis ambigua. Specularia Speculum. Euphrasia lutea. Melittis Melissophyllum.*

Teucrium Botrys. Ajuga Chamaepitys. Stachys germanica. Globularia vulgaris. Thesium montanum. Aristolochia Clematitis. Euphorbia amygdaloides. Orchis coriophora etc. Anacamptis pyramidalis. Gymnadenia odoratissima. Himantoglossum hircinum. Herminium Monorchis. Ophrys muscifiora, aranifera, arachnites, epifera. Spiranthes aestivalis, autumnalis. Goodyera repens. Cephalanthera pallens, ensifolia, rubra. Neottia Nidus avis. Corallorhiza innata. Epipactis latifolia, rubiginosa, palustris. Cypripedium Calceolus. Iris sambucina. Lilium Martagon. Convallaria verticillata. Muscari botryoides. Carex pulicaris, paradoxa, teretiuscula, brizoides, tomentosa, montana, humilis, digitata, ornithopoda. Melica ciliata. Poa sudetica. Phleum Boehmeri.

Der aus der Verwitterung von rothem buntem Sandsteine und plutonischen Gesteinen entstandene Sandboden des Schwarzwaldes bildet zwar im Ganzen genommen in seiner Pflanzendecke einen schroffen Gegensatz gegen die übrigen Theile des Landes, bei näherer Untersuchung seiner Pflanzen stellt sich dagegen heraus, dass seine Vegetation mehr durch den Mangel an Kalkpflanzen und durch die Häufigkeit mancher, in andern Theilen des Landes zwar ebenfalls vorkommender, in diesen aber seltenerer Gewächse, als durch viele eigenthümliche Pflanzen characterisirt ist. Bei der bedeutenden Erhebung seiner Berge zeigt seine Vegetation manche Annäherungen an die Vegetation der hohen Gebirge, von welchen freilich im württembergischen Antheile nur wenige Spuren auftreten, während sie in den höhern Theilen des badischen Schwarzwaldes sich auffallender entwickeln. Von Pflanzen, die bei uns blos im Schwarzwalde gefunden werden, weiss ich nur *Crocus vernus, Galium saxatile, Meum athamanticum, Corrigiola littoralis, Trientalis europaea, Ornithopus perpusillus, Mulgedium alpinum, Leontodon pyrenaicus, Neottia cordata* und *Empetrum nigrum* zu nennen, welche Pflanzen nicht einmal alle zu den characteristischen Pflanzen der quarzreichen Gesteine gehören und von welchen ein Theil auch in den höhern Theilen des übrigen Landes aufzufinden sein möchte. Weitere auf dem Schwarzwalde wachsende und zum Theile auf demselben sehr verbreitete Gewächse, welche aber auch in andern Theilen

des Landes wachsen, sind die folgenden. Dem Schwarzwalde und Keuper gemeinschaftlich sind: *Juncus squarrosus, Chrysosplenium oppositifolium, Hypericum humifusum, Digitalis purpurea, Genista pilosa, Sarothamnus vulgaris, Vaccinium Myrtillus, uliginosum, Vitis idaea.* Im Schwarzwalde und auf der Alp finden sich: *Valeriana tripteris, Gentiana lutea, Melampyrum sylvaticum, Aronia rotundifolia, Lathyrus heterophyllus;* im Schwarzwalde und in Oberschwaben: *Circaea alpina, Scirpus caespitosus, Ilex Aquifolium, Vaccinium Oxycoccos, Lonicera nigra, Geranium phaeum, Adenostyles albifrons, Malaxis paludosa, Pinus Mughus.*

Als einen Theil des Landes, welcher sich durch eine sehr characteristische Vegetation auszeichne, habe ich schon weiter oben die Alp bezeichnet. Mit Ausnahme von verhältnissmässig wenigen Pflanzen, welche nur an einzelnen Localitäten vorkommen, ist die Vegetation dieses Gebirges seiner ganzen Länge nach eine sehr gleichförmige. Dass dieselbe durchaus den Character der Kalkflora in ihrer vollen Reinheit trägt, ist bei der geognostischen Beschaffenheit des Gebirges nicht anders, als möglich; nirgends sieht man den Einfluss der chemischen Mischung des Bodens schärfer ausgesprochen, als hier. Obgleich das Plateau der Alp im Durchschnitte eine Meereshöhe von mehr als 2000′ besitzt und einzelne Berge sich zu 3000′ und mehr erheben, so besitzt die Alp doch nur wenige Pflanzen, welche an die Vegetation der höhern Gebirge erinnern und diese wenigen werden noch dazu meistens nur an einzelnen, zerstreuten Punkten gefunden und erscheinen somit als vereinzelte Vorposten der alpinischen Vegetation; hierher gehören vorzugsweise: *Androsace lactea, Myosotis sylvatica β alpestris, Campanula pusilla, Anemone narcissiflora, Crepis alpestris, Hieracium rupestre, Jacquini.* Im Gegensatze gegen diese alpinischen Pflanzen zeigt die Gesammtvegetation der Alp durchaus den Character der Vegetation der niedern Vorberge der Alpen. Als characteristische und ausser den eben genannten in Württemberg nur auf der Alp vorkommende Pflanzen können genannt werden: *Eranthis hyemalis. Thalictrum galioides. Ranunculus montanus. Alyssum montanum. Draba aizoides. Thlaspi montanum. Kernera saxatilis. Biscutella laevigata. Arabis arenosa. Sisymbrium austri-*

acum. Erysimum odoratum, crepidifolium. Rhamnus saxatilis. Dianthus caesius. Silene Otites. Linum flavum. Coronilla Emerus, montana, minima. Prunus Mahaleb. Sorbus latifolia. Cotoneaster tomentosa. Rosa rubrifolia. Saxifraga Aizoon, caespitosa. Bupleurum longifolium. Laserpitium Siler. Athamanta cretensis. Libanotis montana. Leontodon incanus. Buphthalmum salicifolium. Hieracium bupleuroides. Carduus Personata, deflo-ratus. Doronicum Pardalianches. Centaurea maculosa. Specularia hybrida. Jasione perennis. Digitalis lutea. Teucrium montanum. Nepeta nuda. Salvia verticillata. Rumex scutatus. Orchis pallens, globosa. Aceras anthropophora. Iris germanica. Elymus europaeus. Festuca ovina β glauca.

Ich habe schon oben bei der Betrachtung des Neckargebietes angeführt, dass im letzteren eine grosse Menge von Kalkpflanzen wachsen. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, dass manche auf der Alp verbreitete Gewächse sich auch im Neckargebiete, theils in grösserer Menge und wohl ursprünglich in demselben einheimisch, theils nur vereinzelt oder in geringerer Menge finden, in welchem letzteren Falle sie vielleicht als Flüchtlinge der Alpflora zu betrachten sind. Als solche der Alp und dem Neckargebiete gemeinschaftliche, auf der Alp meistens sehr verbreitete Gewächse können angeführt werden: *Aconitum Lycoctonum. Actaea spicata. Thalictrum minus. Arabis brassicaeformis. Lotus siliquosus. Vicia dumetorum, sylvatica. Cotoneaster vulgaris. Rosa pimpinellifolia. Astrantia major. Laserpitium latifolium. Chaerophyllum temulum. Asperula arvensis. Sonchus muralis. Anthemis tinctoria. Cynoglossum montanum. Lithospermum purpureo-coeruleum. Physalis Alkekengi. Digitalis ambigua. Teucrium Botrys. Melittis Melissophyllum. Euphorbia amygdaloides. Globularia vulgaris. Orchis pyramidalis. Gymnadenia odoratissima. Ophrys muscifera, apifera. Corallorhiza innata. Goodyera repens. Muscari botryoides. Iris sambucina. Carex humilis. Phleum Boehmeri. Sesleria coerulea.*

Weniger auffallend würde es erscheinen, wenn im Gegensatze gegen diese der Alp und dem Unterlande gemeinschaftlichen Gewächse eine weit bedeutendere Anzahl von Pflanzen der Alp und dem Oberlande gemeinschaftlich wäre, indem auf der einen

Seite die bedeutende Erhebung der oberschwäbischen Ebene über das Meer (1400'—2000'), auf der andern Seite die allmählige Senkung des Ostabhanges der Alp gegen Oberschwaben ein Uebertreten der Gewächse des einen Gebietes auf das andere begünstigen sollte. Eine Vergleichung der beiderseitigen Floren zeigt dagegen, dass die Anzahl der gemeinschaftlichen Gewächse nicht sehr beträchtlich ist; es sind in dieser Beziehung hauptsächlich folgende Pflanzen zu nennen: *Rosa alpina. Helleborus viridis. Thalictrum aquilegifolium. Lunaria rediviva. Staphylea pinnata. Pyrola uniflora. Polemonium coeruleum. Stachys alpina. Salvia verticillata. Lonicera alpigena. Anchusa officinalis. Lysimachia thyrsiflora. Bellidiastrum Michelii. Petasites albus. Taxus baccata. Coeloglossum viride. Herminium Monorchis. Allium Schoenoprasum β alpinum.*

Stellen wir ferner diejenigen Pflanzen zusammen, welche dem Unterlande, der Alp und Oberschwaben gemeinschaftlich zukommen (natürlicherweise mit Ausschluss der überall verbreiteten Gewächse), so sind hauptsächlich folgende aufzuführen: *Helleborus foetidus. Anemone Hepatica, Pulsatilla. Dentaria bulbifera, digitata. Rubus saxatilis. Ribes alpinum. Ophrys arachnites. Spiranthes autumnalis. Cephalanthera rubra, pallens, ensifolia. Epipactis latifolia, atrorubens, palustris. Cypripedium Calceolus.*

Vergleichen wir endlich die Alp mit unserem Schwarzwalde, so tritt uns, ungeachtet beide Gebirge ungefähr die gleiche Meereshöhe erreichen, die auffallendste Verschiedenheit entgegen; eine Verschiedenheit, welche in der bereits besprochenen Eigenthümlichkeit beider Gebirge ihre Erklärung findet. Dennoch sind, wie schon bei Betrachtung der Vegetation des Schwarzwaldes aufgeführt wurde, einige wenige, nicht allgemein verbreitete Gewächse, beiden Gebirgen gemeinschaftlich, ohne Zweifel werden aber mehrere dieser schon oben genannten Pflanzen auch noch in Oberschwaben aufzufinden sein.

Gehen wir endlich zu Oberschwaben über, so finden wir in diesem wohl den interessantesten Theil unseres Gebietes. Da die oberschwäbische Ebene in Hinsicht auf ihre physikalische Beschaffenheit eine unmittelbare Fortsetzung der oberbayrischen Hochebene bildet, so liess sich auch schon früher, ehe die nun

achtzehnten Jahrhunderts werden durch Scheuchzers homo diluvii testis repräsentirt. Dieser deutsche Physikus glaubte auf einem Oeninger Kalkschiefer die deutlichen Umrisse eines menschlichen Kopfs und Rückgrats zu entdecken, und die Aehnlichkeit war, wenigstens oberflächlich, täuschend genug. Cuvier hat durch Aufschließung des Steins dargethan, daß es ein großer fossiler Salamander ist: der Kieferrand des plattgedrückten Reptils simulirte den menschlichen Schädelumriß.

Heutzutage, auf dem jetzigen Standpunkt der vergleichenden Anatomie, kann nun von Verwechslung von Menschenknochen mit Thierknochen keine Rede seyn, sondern nur davon, daß man, der oben erwähnten Umstände wegen, den wahren aufgefundenen Menschenknochen im einzelnen Fall vielleicht keinen chronologischen Werth zu geben weiß. Sobald eine unkundige Hand einen solchen Ueberrest der Lagerstätte entnommen hat, und letztere nachher nicht mehr ganz genau anzugeben weiß, hat das Monument alle Beweiskraft verloren, weil häufig seine Beschaffenheit an sich nichts aussagt.

Es ist allgemein bekannt, daß die oberflächlichen Sand- und Lehmlager, welche in Europa, im nördlichen Asien und Amerika unter merkwürdig gleichen Verhältnissen die Niederungen bedecken und bis zu einer gewissen Höhe die Spalten und Höhlen des Kalkgebirgs ausfüllen, die Hauptlagerstätten alter Säugethierreste sind. In diesem sogenannten Diluvium finden sich fast überall Knochen von Hyänen, Bären, großen Katzen und Hunden, von Elephanten und ihnen nahe stehenden Thieren, von Nashörnern, Flußpferden, Hirschen, Ochsen, Pferden ꝛc. In diesem Dilurium ist man nun häufig auch auf wahre Menschenknochen gestoßen. — Meistens ließ sich allerdings überzeugend darthun, daß sie aus späterer Zeit herrühren mußten als jene Thierknochen. Bald erwies es sich, daß die menschlichen Gebeine am Fundort erst später eingescharrt worden, bald deutete ihre Beschaffenheit unzweifelhaft auf neuern Ursprung. Immerhin bleiben aber einige merkwürdige Fälle stehen, bei welchen die Wissenschaft keinen ganz entscheidenden Spruch fällen kann.

Hieher gehört einmal der schon mehrere Jahrzehnte alte Fund bei Köstriz im reußischen Land. Die Diluvialmasse füllt dort Spalten, welche das Gypsgebirge röhrenförmig durchsetzen, und in jener Masse liegen zahlreiche Menschenknochen unter den Knochen vorweltlicher und jetziger Thiere, gerade so umgewandelt, eben so tief,

vorliegenden Data bekannt wurden, mit der grössten Bestimmtheit erwarten, dass die Flora von Oberschwaben wenn auch nicht in allem Detail, doch wenigstens der Hauptsache nach mit der Flora Oberbayerns übereinstimmen werde. Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen, welche freilich noch lange nicht als erschöpfend betrachtet werden können, bestätigen diese Vermuthung aufs vollständigste. Das württembergische Oberland bildet im Ganzen genommen eine von der etwa 2000′ hoch liegenden zwischen dem Bodensee und der Donau liegenden Wasserscheide sich allmälig nordwärts senkende, bei Ulm eine Meereshöhe von 1400′ zeigende, im Süden der Wasserscheide dagegen schneller bis zu 1200′ Höhe abfallende Hochebene. Da dieselbe von verhältnissmässig niedern Hügeln durchzogen ist und dem Wasser an vielen Stellen nur einen langsamen Abfluss gewährt, so ist Oberschwaben im Allgemeinen sehr wasserreich und besitzt an vielen Stellen grosse Torfmoore von der in Bayern mit dem Ausdrucke der „Moeser" bezeichneten Beschaffenheit. Nur in der Richtung gegen Südosten erheben sich die Berge zu bedeutender Höhe, so dass in der Gegend von Isny einige derselben über 3000′ ansteigen und somit als Vorberge des bayrischen Gebirges erscheinen. Der Boden ist, wie in allen Gegenden, deren Unterlage die Molasse bildet, ein sehr gemengter, neben grossen Ablagerungen von Sand und Kalkgeschieben finden sich Ablagerungen von Nagelfluh und weichen Sandsteinen mit kalkreichem Bindungsmittel. Es erklärt sich hieraus, dass die Vegetation im Allgemeinen den Character der Kalkvegetation zeigt.

Wenn schon die angegebenen Bodenverhältnisse einer grossen Menge von Pflanzen das Gedeihen sichern, so kommt noch eine Reihe von Umständen hinzu, welche einen begünstigenden Einfluss auf den Reichthum der Flora äussern. Vor allem sind in dieser Beziehung die grossen Verschiedenheiten anzuführen, welche die verschiedenen Theile von Oberschwaben in Beziehung auf ihre Erhebung über das Meer zeigen, indem die tiefsten am Bodensee (1255′) gelegenen Theile dem Weinstocke ein freudiges Gedeihen gewähren, während die höchsten Punkte sich zur Höhe von subalpinen Gegenden erheben. Dass dieses Verhältniss einen höchst bedeutenden Einfluss auf das Vorkommen und die Vertheilung

der wildwachsenden Pflanzen äussern muss, versteht sich von selbst; bis jetzt aber ist die Flora von Oberschwaben viel zu wenig im Detail bekannt, als dass sich das Nähere hierüber anführen liesse. Ebenso ist bis jetzt nicht ermittelt, in wie fern sich die Flora in den zum Bodensee gehörigen Theilen von den zum Donaugebiete zu rechnenden unterscheidet.

Eine weitere Ursache des Reichthums der oberschwäbischen Flora liegt in dem Wasserreichthume dieser Gegenden, welcher nicht blos vielen in fliessendem Wasser und in Seen wachsenden Pflanzen, die in den übrigen, meistens wasserarmen Gegenden des Landes fehlen, geeignete Standorte verschafft, sondern auch in Folge der Bildung der grossen hochgelegenen Torfmoore eine höchst eigenthümliche Vegetation hervorruft. Diese Moore weisen auf gleiche Weise, wie die oberbayrischen Moore in *Pedicularis Sceptrum carolinum. Carex capitata, pauciflora, limosa, microglochin, chordorrhiza, Heleonastes. Drosera longifolia. Swertia perennis. Saxifraga Hirculus. Betula humilis. Scheuchzeria palustris. Alsine stricta* eine Reihe von Pflanzen auf, welche zum Theile erst im nördlichen Deutschland, zum Theile erst in Scandinavien wieder auftreten. Diese Pflanzen stammen nicht von den Alpen her, sondern gehören der am Fusse der Alpen hinziehenden Hochebene eigenthümlich an.

Ein weiterer Umstand, welcher zur Mannigfaltigkeit der oberschwäbischen Flora vieles beiträgt, ist die Nähe der Alpen. In Hinsicht auf die Verbreitung der Alpenpflanzen auf das ebene Land müssen wir mehrere Fälle unterscheiden. Die Samen von einem Theile der Alpenpflanzen werden beständig aufs neue von den Alpenflüssen, wenn dieselben nicht durch grosse Seen fliessen, in die Ebene geführt und am Flussufer abgesetzt; es entsteht hierdurch eine eigene alpinische Flor auf den Geröllablagerungen der Flüsse, welche sich nie vom Flusse entfernt. Ein Theil dieser Gewächse hat eine sehr ephemere Existenz, indem es ganz vom Zufalle abhängt, ob die Samen gerade am Ufer angeschwemmt werden, so verhält es sich z. B. bei den an der Iller wachsenden *Cerinthe alpina, Linaria alpina, Hutchinsia alpina, Hieracium staticaefolium, Campanula caespitosa.* Da die bayrischen Flüsse und namentlich die uns hier allein interessirende

Iller im obern Laufe in der Gegend von Sonthofen und Immenstadt eine ziemliche Anzahl solcher Alpenpflanzen auf ihrem Gerölle ernähren, so ist gar nicht daran zu zweifeln, dass auch von diesen bei uns noch nicht aufgefundenen Gewächsen von Zeit zu Zeit eine Anzahl auf württembergischem Gebiete abgesetzt wird und als vorübergehende Bewohner desselben auftritt, es mag deshalb nicht überflüssig sein, um die Aufmerksamkeit auf diese Pflanzen zu lenken, ein Verzeichniss der am gewöhnlichsten an den bayrischen Flüssen auftretenden Gewächse hier mitzutheilen; es sind vorzüglich: *Valeriana saxatilis. Galium helveticum. Erigeron alpinum. Chrysanthemum atratum. Veronica alpina, aphylla. Globularia nudicaulis. Plantago montana. Saxifraga caesia, patens, aizoides. Silene quadrifida, alpestris. Moehringia polygonoides. Cerastium alpinum. Potentilla aurea. Geum montanum. Alchemilla alpina. Arabis pumila, bellidifolia. Ranunculus alpestris.*

Eine andere am Ufer von Alpenflüssen vorkommende Vegetation ist dagegen eine bleibende, indem das Gerölle der Flüsse den diesen Gewächsen vorzugsweise zusagenden Standort bildet, wesshalb man sie nicht blos in dem ebenen Lande, sondern auch in den Alpen nur an dieser Localität antrifft; hierher gehören die auch bei uns gefundenen: *Epilobium Dodonaei. Myricaria germanica. Salix daphnoides, incana, nigricans. Hippophaë rhamnoides. Gypsophila repens.*

Die Art und Weise, wie sich diese beiden Classen von Gewächsen vom Gebirge her ins ebene Land verbreiten, ist einleuchtend. Anders verhält es sich mit den folgenden. Man kann ebenfalls nicht daran zweifeln, dass sie aus dem Gebirge stammen, allein es lässt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, wie sie an ihre jetzigen Standorte kamen; es tritt hier derselbe Fall ein, wie mit der Verbreitung der Pflanzen des ebenen Landes, wo ebenfalls Niemand ermitteln kann, ob die jetzigen Standorte der Pflanzen ursprüngliche sind, oder ob sich die Gewächse von einem Centralpunkte aus allmälig verbreiteten und sich da und dort, wo sie eine ihnen angemessene Localität fanden, fixirt haben, wie z. B. Niemand wird bestimmen können, ob die *Digitalis purpurea* des Schönbuches, die *Genista pilosa* bei Degerloch vom

Schwarzwalde aus an diese Stellen gelangten oder nicht. In Oberbayern ist es eine sehr auffallende Erscheinung, von welcher ich nicht weiss, ob sie sich auch in unserem Oberlande wiederholt, von welcher ich aber der Analogie nach und wegen des Vorkommens von *Eriophorum alpinum*, *Veratrum album* auf den oberschwäbischen Torfmooren allerdings vermuthe, sie finde sich auch bei uns, dass nämlich Pflanzen des hohen Gebirges, welche oft an ihrem natürlichen Standorte nichts weniger als Sumpfpflanzen sind, in der Ebene auf Torfmooren, welche von den jetzigen Alpenflüssen weit entfernt sind, in grossen Massen und äusserst üppig wachsen, z. B. *Bartsia alpina*, *Primula Auricula*, *Gentiana acaulis*. Wie die Samen dieser Pflanzen an den Ort, wo sie nun wachsen, gelangt sind, ist höchst räthselhaft und es scheint mir eine sehr gewagte Hypothese zu sein, mit meinem verehrten Freunde Zuccarini anzunehmen, es seien diese Samen aus den Alpen in vorhistorischer Zeit durch dieselben Fluthen herabgeschwemmt worden, welche zur Bildung der ausgedehnten Flussniederungen, in denen die jetzigen Flüsse nur eine höchst unbedeutende Rinne bilden, und welche häufig die Form von ausgedehnten See'n gehabt haben müssen, Veranlassung gaben.

Ebenso sind wir nicht wohl im Stande auszumitteln, auf welche Weise die Alpenpflanzen, welche im südöstlichen Theile von Oberschwaben eine mehr oder weniger grosse Verbreitung erlangt haben, an ihre jetzigen Standorte gelangt sind, z. B. *Veratrum album*, *Streptopus amplexifolius*, *Polygonum viviparum*, *Pinguicula alpina*, *Veronica urticaefolia*, *Gentiana asclepiadea*, *Campanula barbata*, *Rhododendrum ferrugineum*, *Senecio cordatus*, *Homogyne alpina*, *Viola biflora* u. s. w. Dass diese Pflanzen ursprüngliche Gewächse Oberschwabens seien und dass ihre Abstammung nicht in den Alpen zu suchen sei, diese Ansicht wird einem Jeden, der aus eigener Anschauung mit den Vegetationsverhältnissen der Alpen vertraut ist, ganz unhaltbar erscheinen.

Von der Eigenthümlichkeit der oberschwäbischen Flora mag folgendes Verzeichniss von Pflanzen, welche in den übrigen Theilen des Landes noch nicht gefunden wurden, eine Vorstellung gewähren: *Ceratocephalus falcatus*. *Thalictrum flavum*. *Hutchinsia alpina*. *Viola biflora*, *arenaria*, *stagnina*, *elatior*, *tricolor*. *Drosera*

longifolia. Linum viscosum. Gypsophila repens. Alsine stricta. Geranium pyrenaicum. Evonymus latifolius. Rosa cinnamomea. Potentilla norvegica. Isnardia palustris. Myricaria germanica. Epilobium Dodonaei. Saxifraga Hirculus, rotundifolia, oppositifolia. Hydrocotyle vulgaris. Pleurospermum austriacum. Helosciadium repens. Valeriana montana. Adenostyles alpina. Homogyne alpina. Senecio lyratifolius, cordatus, aquaticus, paludosus. Hieracium staticaefolium. Aposeris foetida. Campanula barbata, caespitosa. Rhododendron ferrugineum. Pyrola chlorantha. Gentiana asclepiadea, utriculosa, campestris. Swertia perennis. Anchusa officinalis. Cerinthe alpina. Pedicularis Sceptrum carolinum. Veronica urticaefolia. Galeopsis versicolor. Salvia glutinosa. Pinguicula alpina. Utricularia intermedia. Primula acaulis, farinosa. Hottonia palustris. Rumex Hydrolapathum. Polygonum viviparum. Hippophaë rhamnoides. Salix pentandra, daphnoides, incana, nigricans, glabra. Betula humilis. Alnus viridis. Stratiotes aloides. Hydrocharis Morsus ranae. Potamogeton rufescens, gramineus. Calla palustris. Sturmia Loeselii. Iris graminea. Streptopus amplexifolius. Allium suaveolens. Veratrum album β Lobelianum. Juncus tenuis. Cyperus longus. Schoenus nigricans, ferrugineus. Cladium Mariscus. Eriophorum alpinum. Carex capitata, microglochin, cyperoides, chordorrhiza, Heleonastes, limosa, alba, sempervirens, Oederi, fulva, evoluta. Poa cenisia, alpina.

Vergleichen wir die oberschwäbische Flora mit der des Schwarzwaldes, so finden wir (abgesehen von Sumpfpflanzen, welche bekanntlich eine verhältnissmässig sehr grosse Verbreitung haben, z. B. von *Scirpus caespitosus, Eriophorum vaginatum, Andromeda polifolia, Vaccinium uliginosum, Oxycoccos, Vitis idaea, Carex pauciflora, dioica)* nur eine sehr geringe Anzahl von gemeinschaftlichen Gewächsen, welche schon oben bei Betrachtung der Schwarzwälder Flora aufgeführt wurden. Ebenso ist die Anzahl von nicht allgemein verbreiteten Gewächsen, welche dem Oberlande und dem Unterlande gemeinschaftlich zukommen, sehr klein, hierher gehören: *Cochlearia officinalis. Dentaria bulbifera. Astrantia major. Teucrium Scordium. Gratiola officinalis. Menyanthes trifoliata. Rumex aquaticus. Alnus incana.*

Wenn es mir gelungen ist, im Voranstehenden zu zeigen, dass die Untersuchung der württembergischen Flora nicht blos ein specielles vaterländisches Interesse hat, sondern einen wesentlichen und wichtigen Beitrag zur Ermittelung der Vegetationsverhältnisse von Süddeutschland liefert, dass aber zur vollständigen Kenntniss derselben noch vieles fehlt, so ist es mir vielleicht erlaubt, eine Bitte an die vaterländischen Botaniker anzuschliessen, da sich dieselbe nicht auf ein persönliches Interesse stützt. Die württembergische Staatsregierung hat in Anerkennung der Wichtigkeit der naturhistorischen Studien der Universität die Mittel zur Erweiterung der auf die Naturwissenschaften sich beziehenden Anstalten gewährt; einen integrirenden Theil der Letztern bildet ein in diesem Sommer zur Vollendung gelangendes Gebäude, welches die zur Aufbewahrung und Benützung von botanischen Sammlungen erforderlichen Räume enthält. Als einen Theil dieser Sammlungen habe ich im Sinne ein besonderes württembergisches Herbarium anzulegen, indem ich glaube, dass ein dem öffentlichen Gebrauche zugängliches Institut der Landesuniversität nicht blos der geeignetste Ort zur Aufstellung einer für die Förderung der naturhistorischen Kenntnisse des Landes bestimmten Sammlung ist, sondern dass die Anlegung einer solchen für dasselbe eine gebieterische Pflicht ist. Vollständigkeit einer solchen Sammlung, ebendamit aber wahrer wissenschaftlicher Werth derselben kann nur durch freundliches Zusammenwirken von vielen in verschiedenen Theilen des Landes wohnenden Botanikern erreicht werden. Bei den Bearbeitern keiner Wissenschaft ist gegenseitige Mittheilung der Objecte ihrer Forschung gewöhnlicher, als gerade bei den Botanikern; ich glaube daher keinen vergeblichen Wunsch zu äussern, wenn ich die vaterländischen Botaniker bitte, Beiträge zu dieser zu errichtenden Sammlung einzusenden.

Zum Schlusse lasse ich ein nach natürlichen Familien geordnetes Verzeichniss der auf württembergischem Gebiete wild wachsenden Pflanzen folgen, indem diese Anordnung allein geeignet ist, eine leichte Uebersicht über das Ganze und eine Vergleichung mit der Mehrzahl der neuern Floren zu gewähren. Das Verzeichniss enthält 1287 Arten, eine Zahl, welche schon an und für sich darauf hinweisst, dass wir von einer vollständigen Kenntniss der vaterländischen Flor noch weit entfernt sind.

I. Dicotyledoneae.

A. Thalamiflorae.

Fam. 1. Ranunculaceae.

Clematis Vitalba.
Thalictrum aquilegifolium.
[illegible].
galioides.
[illegible].
Anemone Hepatica.
Pulsatilla.
narcissiflora.
sylvestris.
[illegible].
ranunculoides.
Adonis aestivalis.
β pallida.
flammea.
Myosurus minimus.
Ceratocephalus falcatus.
Ranunculus aquatilis.
divaricatus.
fluitans.
aconitifolius.
Flammula.
Lingua.
Ficaria.
auricomus.
montanus.
acris.
lanuginosus.
polyanthemos.
[illegible].
repens.
bulbosus.
sceleratus.
arvensis.
Caltha palustris.
Trollius europaeus.
Eranthis hyemalis.
Helleborus foetidus.
viridis.
Nigella arvensis.
Aquilegia vulgaris.
Delphinium Consolida.
Aconitum stoerkeanum.
variegatum.
Lycoctonum.
Actaea spicata.

Fam. 2. Berberideae.

Berberis vulgaris.

Fam. 3. Nymphaeaceae.

Nymphaea alba.
Nuphar luteum.

Fam. 4. Papaveraceae.

Papaver Argemone.
Rhoeas.
dubium.
Chelidonium majus.

Fam. 5. Fumariaceae.

Corydalis cava.
solida.
Fumaria officinalis.
Vaillantii.

Fam. 6. Cruciferae.

Nasturtium officinale.
amphibium.
sylvestre.
palustre.
Barbarea vulgaris.
Turritis glabra.
Arabis brassicaeformis.
alpina.
hirsuta.
[illegible].
Cardamine impatiens.
sylvatica.
pratensis.
amara.
Dentaria digitata.

bulbifera.
Sisymbrium officinale.
austriacum.
Loeselii?
Sophia.
strictissimum.
Alliaria.
Thalianum.
Erysimum cheiranthoides.
virgatum.
odoratum.
repandum.
crepidifolium.
orientale.
Brassica nigra.
Sinapis arvensis.
Erucastrum Pollichii.
obtusangulum.
Diplotaxis tenuifolia.
muralis.
Alyssum montanum
calycinum.
Farsetia incana.
Lunaria rediviva.
Draba aizoides.
verna.
Cochlearia officinalis.
Armoracia rusticana.
Kernera saxatilis.
Camelina sativa.
dentata.
Thlaspi arvense.
perfoliatum.
montanum.
Teesdalia nudicaulis.
Biscutella laevigata.
Lepidium Draba.
campestre.
ruderale.
latifolium.
Hutchinsia alpina
Capsella Bursa pastoris.
Senebiera Coronopus.
Isatis tinctoria.
Myagrum perfoliatum.
Neslia paniculata.
Raphanus Raphanistrum.

Fam. 7. Cistineae.

Helianthemum vulgare.
rotundifolium.

Fam. 8. Violarieae.

Viola palustris.
hirta.
collina.
odorata.
arenaria.
sylvestris.
β Riviniana.
canina.
stagnina.
elatior.
mirabilis.
biflora.
tricolor.
β arvensis.

Fam. 9. Resedaceae.

Reseda lutea.
Luteola.

Fam. 10. Droseraceae.

Drosera rotundifolia.
longifolia.

Fam. 11. Polygaleae.

Polygala vulgaris.
comosa.
depressa
amara.
α genuina.
β austriaca.
Chamaebuxus.

Fam. 12. Sileneae.

Gypsophila repens.
muralis.
Dianthus prolifer.
Armeria.
Carthusianorum.
deltoides.
caesius.

superbus.
Saponaria Vaccaria.
officinalis.
Silene gallica.
nutans.
Otites.
inflata.
noctiflora.
linicola.
Lychnis viscaria.
Flos cuculi.
vespertina.
diurna.
Agrostemma Githago.

Fam. 13. Alsineae.

Sagina procumbens.
apetala.
saxatilis.
nodosa.
Spergula arvensis.
pentandra.
Lepigonum rubrum.
Alsine stricta.
tenuifolia.
Moehringia trinervia.
Arenaria serpyllifolia.
Holosteum umbellatum.
Stellaria nemorum.
media.
Holostea.
glauca.
graminea.
uliginosa.
Moenchia erecta.
Malachium aquaticum.
Cerastium glomeratum.
α eglandulosum.
semidecandrum.
glutinosum.
triviale.
arvense.

Fam. 14. Elatineae.

Elatine triandra.
Alsinastrum.

Fam. 15. Lineae.

Linum flavum.
viscosum.
tenuifolium.
catharticum.

Fam. 16. Malvaceae.

Malva Alcea.
moschata.
sylvestris.
rotundifolia.
Althaea hirsuta.

Fam. 17. Tiliaceae.

Tilia grandifolia.
parvifolia.

Fam. 18. Hypericineae.

Hypericum perforatum.
α angustifolium.
humifusum.
quadrangulum.
tetrapterum.
pulchrum.
montanum.
hirsutum.

Fam. 19. Acerineae.

Acer Pseudoplatanus.
platanoides.
campestre.

Fam. 20. Geraniaceae.

Geranium phaeum.
sylvaticum.
pratense.
palustre.
sanguineum.
pyrenaicum.
pusillum.
dissectum.
columbinum.
rotundifolium.
molle.
robertianum.
Erodium cicutarium.

Fam. 21. Balsamineae.

Impatiens Noli tangere.

Fam. 22. Oxalideae.

Oxalis Acetosella.
stricta.

Fam. 23. Rutaceae.

Dictamnus Fraxinella.

B. Calyciflorae.

Fam. 24. Celastrineae.

Staphylea pinnata.
Evonymus europaeus.
latifolius.

Fam. 25. Rhamneae.

Rhamnus cathartica.
saxatilis.
Frangula.

Fam. 26. Papilionaceae.

Sarothamnus vulgaris.
Genista pilosa.
tinctoria.
germanica.
Cytisus nigricans.
sagittalis.
Ononis spinosa.
repens.
Anthyllis Vulneraria.
Medicago falcata.
β versicolor.
lupulina
α vulgaris.
β Willdenowiana.
minima.
Melilotus macrorhiza.
alba.
officinalis.
Trifolium pratense.
medium.
alpestre.
rubens.
ochroleucum.
arvense.
fragiferum.
montanum.
repens.
hybridum.
spadiceum.
agrarium.
procumbens.
α majus.
β minus.
filiforme.
Lotus corniculatus.
β hirsutus.
uliginosus.
Tetragonolobus siliquosus.
Oxytropis pilosa.
Astragalus Cicer.
glycyphyllos.
Coronilla Emerus.
vaginalis.
montana.
varia.
Ornithopus perpusillus.
Hippocrepis comosa.
Onobrychis sativa.
Vicia pisiformis.
sylvatica.
dumetorum.
Cracca.
tenuifolia.
sepium.
sativa.
angustifolia.
α segetalis.
Ervum hirsutum.
tetraspermum.
Lathyrus Aphaca.
Nissolia.
hirsutus.
tuberosus.
pratensis.
sylvestris.
heterophyllus.
Orobus vernus.

ja noch tiefer als die unzweifelhaft fossilen Thierknochen. Der Finder, v. Schlotheim, hat später dieses auffallende Vorkommen künstlich so erklärt: in Folge von Durchbrüchen höher im Lande gelegener Seen seyen jene alten Thierknochen aus Kalkhöhlen in die tiefern Gypsspalten und Lehmlager herabgespült und dort mit Menschenknochen und Knochen jetziger Thiere vermengt worden. Trotz dem bleibt der Fall sehr zweifelhaft. Vielleicht noch größere Bedeutung kommt aber den Entdeckungen zu, welche die Franzosen Tournel, Teissier u. A. in den Höhlen von Bize, Pondres, Sauvinargues u. s. w. in der Gegend von Narbonne gemacht haben. Dort liegen menschliche Gebeine mit sehr rohem Töpfergeschirr, mit Knochen von Hyänen, Nashörnern, Auerochsen u. dgl. im selben Boden beisammen. In diesem Fall ist nie der vollständige Beweis geführt worden, daß alle aufgefundenen Menschenknochen neuerer Herkunft sind, und nur die Mehrheit der Stimmen entscheidet sich dahin: auch dieser Fall vermöge den seit Cuvier von den meisten Geologen festgehaltenen Satz nicht zu erschüttern, daß zur Zeit, wo Heerden von Elephanten und Nashörnern die dichten Wälder Deutschlands, Frankreichs, Englands, Sibiriens durchzogen, wenigstens diese Landstriche von Menschen nicht bewohnt waren.

Mehr hat auch Cuvier nicht behauptet, und konnte vernünftigerweise nicht mehr behaupten. Denn gibt man auch zu, daß bis jetzt wirklich noch nie Spuren des Menschen in wahren tertiären Gebilden gefunden worden sind, so entscheidet dieser rein negative Beweis über das wichtige Problem schon deßhalb nichts, weil er im äußersten Fall nur vom allerkleinsten Theil der Erdoberfläche gilt. Nur ein Theil des Bodens von Europa und des nördlichen Asiens, und einige Flußgebiete Nordamerikas sind in dieser Beziehung durchforscht, und dazu noch meistens auf nur wenigen Punkten; die großen Massen der Continente liegen noch ganz unberührt vor. Nichts hindert die Annahme, daß das Menschengeschlecht schon eine bedeutende Ausbreitung gehabt habe, zu einer Zeit, wo das westlichste Vorgebirge der alten Welt, auf welchem jetzt vorzüglich das Drama der Geschichte spielt, eine vom Menschen noch unbetretene Wildniß war. Man bedenke ferner, daß diese Forschungen kaum seit vierzig Jahren, in der eben erwähnten beschränkten Sphäre, mit Eifer und Sachkenntniß verfolgt werden. Zu dem kommt noch, daß, nach Analogie der heutigen Vorgänge, von jeher

tuberosum.
β tenuifolius.
album.
niger.

Fam. 27. Amygdaleae.

Prunus spinosa.
avium.
Padus.
Mahaleb.

Fam. 28. Rosaceae.

Spiraea Aruncus.
Ulmaria.
Filipendula.
Geum urbanum.
intermedium.
rivale.
Rubus Idaeus.
fruticosus.
caesius.
saxatilis.
Fragaria vesca.
elatior.
collina.
Comarum palustre.
Potentilla supina.
norwegica.
rupestris.
anserina.
recta.
argentea.
reptans.
Tormentilla.
verna.
cinerea.
opaca.
alba.
Fragariastrum.
Agrimonia Eupatoria.
Rosa pimpinellifolia.
alpina.
cinnamomea.
rubrifolia.
canina.
rubiginosa.
tomentosa.
arvensis.
gallica.
Alchemilla vulgaris.
β subcrenata.
arvensis.
Sanguisorba officinalis.
Poterium Sanguisorba.

Fam. 29. Pomaceae.

Crataegus Oxyacantha.
monogyna.
Cotoneaster vulgaris.
tomentosa.
Mespilus germanica.
Pyrus communis.
Malus.
Aronia rotundifolia.
Sorbus aucuparia.
Aria.
latifolia.
torminalis.

Fam. 30. Onagrariae.

Epilobium angustifolium.
Dodonaei.
hirsutum.
parviflorum.
β subglabrum.
montanum.
β lanceolatum.
γ collinum.
palustre.
intricatum.
roseum.
Oenothera biennis.
muricata.
Isnardia palustris.
Circaea lutetiana.
intermedia.
alpina.
Trapa natans.

Fam. 31. Haloragеae.

Myriophyllum verticillatum.
spicatum.

Fam. 32. Hippurideae.

Hippuris vulgaris.

Fam. 33. Callitrichineae.

Callitriche stagnalis.
platycarpa.
vernalis.

Fam. 34. Ceratophylleae.

Ceratophyllum demersum.

Fam. 35. Lythrarieae.

Lythrum Salicaria.
Peplis Portula.

Fam. 36. Tamariscineae.

Myricaria germanica.

Fam. 37. Cucurbitaceae.

Bryonia dioica.

Fam. 38. Portulaceae.

Portulaca oleracea.
sativa.
Montia fontana.

Fam. 39. Paronychieae.

Corrigiola littoralis.
Herniaria glabra.
hirsuta.

Fam. 40. Scleranthese.

Scleranthus annuus.
perennis.

Fam. 41. Crassulaceae.

Sedum purpurascens.
villosum.
album.
dasyphyllum.
acre.
sexangulare.
reflexum.
Sempervivum tectorum.

Fam. 42. Grossularieae.

Ribes Grossularia.
alpinum.
rubrum.

Fam. 43. Saxifrageae.

Saxifraga Aizoon.
oppositifolia.
Hirculus.
caespitosa.
tridactylites.
granulata.
rotundifolia.
Chrysosplenium alternifolium.
oppositifolium.

Fam. 44. Umbelliferae.

Hydrocotyle vulgaris.
Sanicula europaea.
Astrantia major.
Eryngium campestre.
Cicuta virosa.
Apium graveolens.
Trinia vulgaris.
Heloscindium nodiflorum.
repens.
Falcaria Rivini.
Aegopodium Podagraria.
Carum Carvi.
Bulbocastanum.
Pimpinella magna.
Saxifraga.
β dissectifolia.
Berula angustifolia.
Bupleurum falcatum.
longifolium.
rotundifolium.
Oenanthe fistulosa.
peucedanifolia.
Phellandrium.
Aethusa Cynapium.
Seseli coloratum.
Libanotis montana.
Athamanta cretensis.
Silaus pratensis.
Heum athamanticum.
Selinum Carvifolia.
Angelica sylvestris.
Peucedanum officinale.
Cervaria.
Oreoselinum.
Thyseelinum palustre.
Imperatoria Ostruthium.

Pastinaca sativa.
Heracleum Spondylium.
Laserpitium latifolium.
Siler.
pratense.
Orlaya grandiflora.
Daucus carota.
Caucalis daucoides.
Turgenia latifolia.
Torilis Anthriscus.
helvetica.
Scandix Pecten veneris.
Anthriscus sylvestris.
Chaerophyllum temulum.
bulbosum.
aureum.
β glabriusculum.
hirsutum.
Pleurospermum austriacum.
Conium maculatum.

Fam. 45. Araliaceae.

Hedera Helix.

Fam. 46. Corneae.

Cornus sanguinea.

Fam. 47. Loranthaceae.

Viscum album.

Fam. 48. Caprifoliaceae.

Adoxa Moschatellina.
Sambucus Ebulus.
nigra.
racemosa.
Viburnum Lantana.
Opulus.
Lonicera Periclymenum.
Xylosteum.
nigra.
alpigena.

Fam. 49. Stellatae.

Sherardia arvensis.
Asperula arvensis.
tinctoria.
cynanchica.
odorata.
galioides.
Galium Cruciata.
tricorne.
Aparine.
uliginosum.
palustre.
rotundifolium.
boreale.
verum.
sylvaticum.
Mollugo.
saxatile.
sylvestre.

Fam. 50. Valerianeae.

Valeriana exaltata ?
officinalis.
dioica.
tripteris.
montana.
Valerianella olitoria.
dentata.
Auricula.

Fam. 51. Dipsaceae.

Dipsacus sylvestris.
pilosus.
Knautia sylvatica.
arvensis.
Succisa pratensis.
Scabiosa Columbaria.

Fam. 52. Compositae.

Eupatorium cannabinum.
Adenostyles albifrons.
alpina.
Homogyne alpina.
Tussilago Farfara.
Petasites officinalis.
alba.
Linosyris vulgaris.
Aster Amellus.
salignus.
Bellidiastrum Michelii.
Bellis perennis.
Stenactis bellidiflora.

Erigeron canadensis.
acris.
Solidago Virga aurea.
Buphthalmum salicifolium.
Inula salicina.
hirta.
Conyza.
Pulicaria vulgaris.
dysenterica.
Bidens tripartita.
cernua.
Filago germanica.
arvensis.
minima.
Gnaphalium sylvaticum.
uliginosum.
luteo-album.
dioicum.
Helichrysum arenarium.
Artemisia Absinthium.
pontica.
campestris.
vulgaris.
Tanacetum vulgare.
Achillea Ptarmica.
Millefolium.
nobilis.
Anthemis tinctoria.
arvensis.
Cotula.
Matricaria Chamomilla.
Chrysanthemum Leucanthemum.
corymbosum.
[illegible]orum.
segetum.
Doronicum Pardalianches.
Arnica montana.
Cineraria spathulaefolia.
Senecio vulgaris.
viscosus.
sylvaticus.
crucifolius.
Jacobaea.
aquaticus.
lyratifolius.
cordatus.
nemorensis.
saracenicus.
paludosus.
Calendula arvensis.
Echinops sphaerocephalus.
Cirsium lanceolatum.
eriophorum.
palustre.
canum.
oleraceum.
rivulare.
bulbosum.
acaule.
arvense.
Carduus acanthoides.
crispus.
Personata.
defloratus.
nutans.
Onopordon Acanthium.
Lappa major.
minor.
tomentosa.
Carlina acaulis.
vulgaris.
Serratula tinctoria.
Centaurea Jacea.
phrygia.
nigra.
[illegible]montana.
Cyanus.
Scabiosa.
maculosa.
solstitialis.
Calcitrapa.
Lapsana communis.
Apocoris foetida.
Arnoseris pusilla.
Cichorium Intybus.
Leontodon autumnalis.
pyrenaicus.
hastilis.

β glabratus.
incanus.
Picris hieracioides.
Tragopogon major.
pratensis.
Scorzonera humilis.
hispanica.
Podospermum laciniatum.
β muricatum.
Hypochaeris radicata.
maculata.
Taraxacum officinale.
α lividum.
Chondrilla juncea.
Prenanthes purpurea.
Lactuca Scariola.
saligna.
muralis.
perennis.
Sonchus oleraceus.
asper.
arvensis.
Mulgedium alpinum.
Crepis foetida.
taraxacifolia.
praemorsa.
alpestris.
biennis.
tectorum.
virens.
pulchra.
paludosa.
succisaefolia.
Hieracium Pilosella.
Auricula.
praealtum.
Nestleri.
staticaefolium.
bupleuroides.
vulgatum.
murorum.
rupestre.
Jacquini.
boreale.
rigidum.
umbellatum.

Fam. 53. Ambrosiaceae.

Xanthium Strumarium.

Fam. 54. Campanulaceae.

Jasione montana.
perennis.
Phyteuma orbiculare.
nigrum.
spicatum.
Campanula pusilla.
caespitosa.
rotundifolia.
rapunculoides.
Trachelium.
patula.
Rapunculus.
persicifolia.
Cervicaria.
glomerata.
barbata.
Specularia Speculum.
hybrida.

Fam. 55. Vaccineae.

Vaccinium Myrtillus.
uliginosum.
Vitis Idaea.
Oxycoccos.

Fam. 56. Ericineae.

Andromeda polifolia.
Calluna vulgaris.
Rhododendrum ferrugineum.

Fam. 57. Pyrolaceae.

Pyrola rotundifolia.
chlorantha.
minor.
secunda.
uniflora.

Fam. 58. Monotropeae.

Monotropa Hypopitys.

C. Corolliflorae.

Fam. 59. Aquifoliaceae.

Ilex Aquifolium.

Fam. 60. Oleaceae.

Fraxinus excelsior.

Fam. 61. Asclepiadeae.

Cynanchum Vincetoxicum.

Fam. 62. Apocyneae.

Vinca minor.

Fam. 63. Gentianeae.

Menyanthes trifoliata.
Swertia perennis.
Gentiana lutea.
cruciata.
asclepiadea.
Pneumonanthe.
verna
utriculosa.
campestris.
germanica.
ciliata.
Erythraea Centaurium.
pulchella.

Fam. 64. Polemoniaceae.

Polemonium coeruleum.

Fam. 65. Convolvulaceae.

Convolvulus sepium.
arvensis.
Cuscuta europaea.
Epithymum.
Epilinum.

Fam. 66. Borragineae.

Heliotropium europaeum.
Asperugo procumbens.
Echinospermum Lappula.
Cynoglossum officinale.
montanum.
Borago officinalis.
Anchusa officinalis.
Lycopsis arvensis.
Symphytum officinale.
Cerinthe alpina.
Echium vulgare.
Pulmonaria officinalis.
mollis.
angustifolia.
Lithospermum officinale.
purpureo-coeruleum.
arvense.
Myosotis palustris.
caespitosa.
sylvatica.
β alpestris.
intermedia.
hispida.
versicolor.
stricta.

Fam. 67. Solaneae.

Solanum nigrum.
Dulcamara.
Physalis Alkekengi.
Atropa Belladonna.
Hyoscyamus niger.
Datura Stramonium.

Fam. 68. Verbasceae.

Verbascum Schraderi.
thapsiforme.
phlomoides.
Lychnitis.
β album.
nigrum.
Blattaria.
Scrophularia nodosa.
Ehrharti.

Fam. 69. Antirrhineae.

Gratiola officinalis.
Digitalis purpurea.
grandiflora.
lutea.
Antirrhinum Orontium.

Linaria Cymbalaria.
Elatine.
spuria.
minor.
alpina.
vulgaris.
Veronica scutellata.
Anagallis.
Beccabunga.
urticaefolia.
Chamaedrys.
montana.
officinalis.
prostrata.?
latifolia.
spicata.
serpyllifolia.
arvensis.
verna.
triphyllos.
praecox.
agrestis.
polita.
Buxbaumii.
hederaefolia.
Limosella aquatica.

Fam. 70. Orobancheae.

Orobanche Rapum.
Epithymum.
rubens.
coerulea.
ramosa.
Lathraea Squamaria.

Fam. 71. Rinanthaceae.

Melampyrum cristatum.
arvense.
pratense.
sylvaticum.
Pedicularis sylvatica.
palustris.
Sceptrum carolinum.
Rhinanthus minor.
major.
Alectorolophus.
Euphrasia officinalis.
Odontites.
lutea.

Fam. 72. Labiatae.

Mentha rotundifolia.
sylvestris.
aquatica.
sativa.
arvensis.
Lycopus europaeus.
Salvia glutinosa.
pratensis.
verticillata.
Origanum vulgare.
Thymus Serpyllum.
Calamintha Acinos.
officinalis.
Clinopodium vulgare.
Nepeta Cataria.
nuda.
Glechoma hederacea.
Melittis Melissophyllum.
Lamium amplexicaule.
purpureum.
maculatum.
album.
Galeobdolon luteum.
Galeopsis Ladanum.
Tetrahit.
versicolor.
pubescens.
Stachys germanica.
alpina.
sylvatica.
palustris.
arvensis.
annua.
recta.
Betonica officinalis.
Marrubium vulgare.
Ballota nigra.
α foetida.
Leonurus Cardiaca.
Scutellaria galericulata.

minor.
Prunella vulgaris.
grandiflora.
alba.
β pinnatifida.
Ajuga reptans.
genevensis.
Chamaepitys.
Teucrium Scorodonia.
Botrys.
Scordium.
Chamaedrys.
montanum.

Fam. 73. Verbenaceae.

Verbena officinalis.

Fam. 74. Lentibularieae.

Pinguicula alpina.
vulgaris.
Utricularia vulgaris.
intermedia.
minor.

Fam. 75. Primulaceae.

Lysimachia thyrsiflora.
vulgaris.
Nummularia.
nemorum.
Anagallis arvensis.
coerulea.
Centunculus minimus.
Androsace lactea.
Primula farinosa.
acaulis.
elatior.
officinalis.
Hottonia palustris.

Fam. 76. Globularieae.

Globularia vulgaris.

Fam. 77. Plantagineae.

Plantago major.
media.
lanceolata.

D. Monochlamydeae.

Fam. 78. Amaranthaceae.

Amaranthus Blitum.
retroflexus.

Fam. 79. Chenopodeae.

Polycnemum arvense.
Chenopodium hybridum.
urbicum.
murale.
album.
opulifolium.
polyspermum.
Vulvaria.
Blitum virgatum.
Bonus Henricus.
rubrum.
glaucum.
Atriplex nitens.
patula.

Fam. 80. Polygoneae.

Rumex maritimus.
conglomeratus.
sanguineus.
obtusifolius.
pratensis.
crispus.
Hydrolapathum.
aquaticus.
scutatus.
Acetosa.
Acetosella.
Polygonum Bistorta.
viviparum.
amphibium.
lapathifolium.
Persicaria.
mite.

Hydropiper.
minus.
aviculare.
Convolvulus.
dumetorum.

Fam. 81. Thymeleae.

Passerina annua.
Daphne Mezereum.
Cneorum.

Fam. 82. Santalaceae.

Thesium montanum.
intermedium.
pratense.

Fam. 83. Elaeagneae.

Hippophaë rhamnoides.

Fam. 84. Aristolochieae.

Aristolochia Clematitis.
Asarum europaeum.

Fam. 85. Empetreae.

Empetrum nigrum.

Fam. 86. Euphorbiaceae.

Euphorbia helioscopia.
platyphylla.
stricta.
dulcis.
verrucosa.
amygdaloides.
Cyparissias.
Peplus.
exigua.
Mercurialis perennis.
annua.

Fam. 87. Urticeae.

Urtica urens.
dioica.
Parietaria diffusa.
Humulus Lupulus.
Ulmus campestris.

Fam. 88. Cupuliferae.

Fagus sylvatica.
Quercus sessiliflora.
pedunculata.
Corylus Avellana.
Carpinus Betulus.

Fam. 89. Salicineae.

Salix pentandra.
fragilis.
α Russelliana.
alba.
α vitellina.
amygdalina.
hippophaëfolia
β undulaefolia?
daphnoides.
purpurea.
rubra.
viminalis.
acuminata.
lanata.
cinerea.
nigricans.
grandifolia.
Caprea.
aurita.
glabra.
repens.
Populus tremula.
nigra.

Fam. 90. Betulineae.

Betula alba.
pubescens.
humilis.
Alnus viridis.
incana.
glutinosa.

Fam. 91. Coniferae.

Taxus baccata.
Juniperus communis.
Pinus sylvestris.
Mughus.
Picea.
Abies.

II. Monocotyledoneae.

Fam. 92. Hydrocharideae.

Stratiotes aloides.
Hydrocharis Morsus ranae.

Fam. 93. Alismaceae.

Alisma Plantago.
Sagittaria sagittifolia.

Fam. 94. Butomeae.

Butomus umbellatus.

Fam. 95. Juncagineae.

Scheuchzeria palustris.
Triglochin palustre.

Fam. 96. Potameae.

Potamogeton natans.
fluitans.
rufescens.
gramineus.
lucens.
perfoliatus.
crispus.
compressus?
acutifolius.
pusillus.
pectinatus.
densus.
Zanichellia palustris.
pedicellata.

Fam. 97. Lemnaceae.

Lemna trisulca.
polyrrhiza.
minor.
gibba.

Fam. 98. Typhaceae.

Typha angustifolia.
latifolia.
Sparganium ramosum.
simplex.
natans.

Fam. 99. Aroideae.

Arum maculatum.
Calla palustris.
Acorus Calamus.

Fam. 100. Orchideae.

Orchis fusca.
militaris.
nidulata.
coriophora.
globosa.
Morio.
pallens.
mascula.
maculata.
latifolia.
incurvata.
Anacamptis pyramidalis.
Gymnadenia conopsea.
odoratissima.
albida.
Himantoglossum hircinum.
Coeloglossum viride.
Platanthera bifolia.
chlorantha.
Ophrys muscifera.
aranifera.
arachnites.
apifera.
Aceras anthropophora.
Herminium Monorchis.
Epipogium Gmelini.
Cephalanthera pallens.
ensifolia.
rubra.
Epipactis latifolia.
rubiginosa.
palustris.
Listera ovata.
cordata.
Neottia Nidus avis.
Goodiera repens.
Spiranthes aestivalis.

Menſchenknochen nur ſehr ſelten und zufällig in Meeresbildungen, und auch in Landſeen und Flußanſchwemmungen eben nicht häufig gelangt ſeyn können. Und ſo erſcheint es als ein indirekter Schluß von höchſter Wahrſcheinlichkeit, daß auch der Menſch bereits vorhanden war, als alle charakteriſtiſchen Thiere der jetzigen Welt, ſammt manchen jetzt ausgeſtorbenen oder von den jetzigen mehr oder weniger abweichenden, die Erde füllten; jedenfalls aber, als die tertiären Süßwaſſerbildungen ſich aufhäuften, in welchen Pferd, Hirſch, Ochs, Hund, Haſe, Biber, Fuchs ꝛc. ihre Knochen zurückgelaſſen haben.

Man legte bisher ein beſonderes Gewicht auf den Umſtand, daß in dem Boden der Länder, in welchen jetzt keine Affen leben, niemals Spuren dieſer Thierfamilie gefunden werden, und daß es überhaupt ſo wenig foſſile Affenknochen als foſſile Menſchenknochen gebe. Man ſah hierin gewiſſermaßen einen indirekten Beweis für den neuern Urſprung des Menſchengeſchlechts. Der Affe erſcheint als der dem Menſchen in der Körperlichkeit zunächſtſtehende thieriſche Typus, als die rohe, noch halb im Thone der Thierheit ſteckende Skizze des Menſchen. Nach der Vorſtellung, daß die Natur bei Bildung der Organismen ſtreng vom Unvollkommenern zum Vollkommenern fortgeſchritten, mußte der Affe dem Menſchen in der Bildung vorangegangen ſeyn, und ſo war es faſt, als dürfte man an foſſile Menſchenknochen gar nicht denken, ſo lange es nicht einmal foſſile Affen gab. Sey es nun mit dieſer Präcedenz, wie es wolle, auch dem Affen iſt jetzt ſein hohes Alter durch eine klare Urkunde vindicirt. Eine Commiſſion der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften hat im verfloſſenen Sommer anerkannt, daß ſich unter den foſſilen Knochen vom Nashorn, Dinotherium, Maſtodon u. ſ. w. die bei Auch in Gascogne gefunden worden, die wohlerhaltene untere Kinnlade eines ächten, ungeſchwänzten Affen befindet, der den jetzigen langarmigen Gibbons am nächſten kam. Die charakteriſtiſche Bildung und Anordnung der Zähne kommt dem menſchlichen Typus ſehr nahe. Die Gibbons leben gegenwärtig nur auf den großen Inſeln des indiſchen Archipels.

In den tertiären Flötzlagern von Europa und Nordamerika — viel weiter reichen, wie ſchon bemerkt, unſere Beobachtungen nicht — ſind alle Familien und faſt alle Genera unſerer heutigen Säugethierwelt repräſentirt. Auf einige nähere Verhältniſſe derſelben

autumnalis.
Corallorhiza innata.
Sturmia Loeselii.
Malaxis paludosa.
Cypripedium Calceolus.

Fam. 101. Irideae.

Crocus vernus.
Iris germanica,
sambucina.
Pseud-Acorus.
sibirica.
graminea.

Fam. 102. Amaryllideae.

Leucojum vernum.
Galanthus nivalis.

Fam. 103. Asparageae.

Asparagus officinalis.
Streptopus amplexifolius.
Paris quadrifolia.
Convallaria verticillata.
Polygonatum.
multiflora.
majalis.
Maianthemum bifolium.

Fam. 104. Liliaceae.

Tulipa sylvestris.
Lilium bulbiferum.
Martagon.
Anthericum Liliago.
ramosum.
Ornithogalum umbellatum.
nutans.
Gagea arvensis.
lutea.
Scilla bifolia.
Allium arenarium.
fallax.
acutangulum.
suaveolens.
rotundum.
sphaerocephalum.
oleraceum.
Schoenoprasum
β alpinum.
Muscari racemosum.
botryoides.

Fam. 105. Colchicaceae.

Colchicum autumnale.
Veratrum album.
β Lobelianum.
Tofieldia calyculata.

Fam. 106. Juncaceae.

Juncus conglomeratus.
effusus.
glaucus.
filiformis.
obtusiflorus.
sylvaticus.
lampocarpos.
supinus.
squarrosus.
compressus.
tenuis.
bufonius.
Luzula pilosa.
maxima.
albida.
campestris.
multiflora.

Fam. 107. Cyperaceae.

Cyperus flavescens.
fuscus.
longus.
Schoenus nigricans.
ferrugineus.
Cladium Mariscus.
Rhynchospora alba.
Heleocharis palustris.
uniglumis.
ovata.
acicularis.
Scirpus caespitosus.
pauciflorus.
setaceus.
maritimus.
lacustris.

Tabernaemontani.
maritimus.
sylvaticus.
compressus.
Eriophorum alpinum.
vaginatum.
latifolium.
angustifolium.
gracile.
Carex dioica.
Davalliana.
pulicaris.
capitata.
pauciflora.
microglochin.
cyperoides.
chordorrhiza.
disticha.
vulpina.
β nemorosa.
muricata.
β virens.
divulsa.
teretiuscula.
paniculata.
paradoxa.
Schreberi.
brizoides.
remota.
stellulata.
leporina.
elongata.
Halleriana.
canescens.
stricta.
vulgaris.
acuta.
limosa.
pilulifera.
tomentosa.
montana.
arenarium.
praecox.
polyrrhiza.
humilis.
digitata.
ornithopoda.
alba.
pilosa.
panicea.
glauca.
maxima.
pallescens.
sempervirens.
flava.
β polystachya.
Oederi.
fulva.
Hornschuchiana.
distans.
sylvatica.
Pseudo-Cyperus.
ampullacea.
vesicaria.
paludosa.
riparia.
evoluta.
filiformis.
hirta.

Fam. 108. Gramineae.

Andropogon Ischaemum.
Panicum sanguinale.
glabrum.
Crus galli.
Setaria verticillata.
viridis.
glauca.
Phalaris arundinacea.
Anthoxanthum odoratum.
Alopecurus pratensis.
agrestis.
geniculatus.
fulvus.
Phleum Boehmeri.
asperum.
pratense.
Chamagrostis minima.
Cynodon Dactylon.

Leersia oryzoides.
Agrostis stolonifera.
vulgaris.
canina.
Apera Spica venti.
Calamagrostis litorea.
Epigejos.
sylvatica.
Milium effusum.
Stipa pennata.
Phragmites communis.
Sesleria coerulea.
Koeleria cristata.
Aira caespitosa.
flexuosa.
Corynephorus canescens.
Holcus lanatus.
mollis.
Arrhenaterum elatius.
Avena fatua.
pubescens.
pratensis.
flavescens.
caryophyllea.
Triodia decumbens.
Melica ciliata.
uniflora.
nutans.
Briza media.
Poa dura.
annua.
alpina.
nemoralis.
fertilis.
sudetica.
trivialis.
pratensis.
remota.
compressa.
Glyceria spectabilis.
fluitans.
aquatica.
Molinia coerulea.
Cynosurus cristatus.
Festuca myuros.
ovina.
α duriuscula.
β glauca.
heterophylla.
rubra.
sylvatica.
gigantea.
arundinacea.
elatior.
loliacea.
Brachypodium sylvaticum.
pinnatum.
Bromus secalinus.
α grossus.
β velutinus.
γ vulgaris.
racemosus.
mollis.
arvensis.
asper
erectus.
inermis.
sterilis.
tectorum.
Triticum repens.
caninum.
Elymus europaeus.
Hordeum murinum.
secalinum.
Lolium perenne.
linicola.
temulentum.
Nardus stricta.

6. Eine neue Krätzmilbe (*Sarcoptes Bovis*).

Von

E. Hering.

Seit einer Reihe von Jahren den auf und in dem lebenden Thierkörper parasitisch lebenden Geschöpfen meine Aufmerksamkeit zuwendend, hatte die Gattung der Krätzmilben ein doppeltes Interesse für mich, nämlich ausser dem naturhistorischen noch ein pathologisches. Früher angestellte Beobachtungen über dieses Genus der Arachniden habe ich im Jahre 1837 zusammengetragen und der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher vorgelegt, welche meine Abhandlung über „die Krätzmilben der Thiere und einige verwandte Arten" in den 18. Band ihrer Verhandlungen (Breslau und Bonn 1838.) aufgenommen hat.

Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf jene Arbeit, in welcher ich die Krätzmilbe des Pferdes, des Schafs, der Gemse und der Katze, neben zwei Eitermilben (des Hundes und des Pferdes) genau beschrieben, mit der Käsemilbe, der Milbe süsser Früchte u. A. verglichen und sämmtliche Species nach eigenen Untersuchungen abgebildet habe.

Die Analogie führt zu der Ansicht, dass die wahre Krätze der Thiere, wie auch des Menschen, mit der Bildung einer bei jeder Thierspecies verschiedenen Milbe verbunden sei, obgleich das Auffinden dieses kleinen Insects bei mehreren Thierarten z. B. bei Hunden, Schweinen, welche nicht selten von raudeähnlichen Ausschlägen befallen sind, bis jetzt nicht gelungen ist. So ging es, mir wenigstens, auch mit dem Rindvieh; die Krätze des Rindes wird in den Büchern beschrieben, allein von der Milbe derselben wollte, mit einer gleich anzuführenden Ausnahme, Niemand etwas wissen; ich gab mir seit Jahren Mühe krätziges Rindvieh aufzutreiben, erhielt aber blos flechtenähnliche Ausschläge; mehrere Bekannte schickten auf mein Verlangen Schorfe und Schuppen von Hautausschlägen des Rindes ein, allein sie waren stets frei von Milben. Zu Ende Januar 1845 sah ich ein 7—8 monatliches Kuhkalb von schwarzer Farbe, welches seit längerer

Zeit abmagerte und nun, obwohl es gut verpflegt wurde, mehrere juckende Stellen am Kopfe, Halse, auf dem Rücken und an den Hinterschenkeln bekam, die sich rasch ausbreiteten. Da ich ein chronisches Leiden des Lymphsystems als die Ursache der stets zunehmenden Abmagerung beschuldigen musste, rieth ich zum Schlachten, welches den folgenden Tag geschah; es fanden sich bei der Section alle Organe gesund mit Ausnahme der Lymphdrüsen, welche durchgehends, besonders aber im Gekröse, speckartig verändert und bedeutend vergrössert waren. Die kranken Hautstellen wurden nach Hause genommen und noch am nämlichen Abend mit der Lupe durchsucht, wobei sich einige lebende Milben, nach langem Suchen finden liessen. In der Wärme des Zimmers krochen die unter den dünnen Schorfen und den vertrockneten Schuppen der kranken Haut verborgenen Milben zahlreich hervor und den folgenden Tag konnten ihrer viele von den Haaren, an welchen sie hinaufkletterten, abgelesen werden. In der oben citirten Abhandlung habe ich der noch zweifelhaften Krätzmilben erwähnt und von der des Rindes (S. 612.) angeführt, dass bloss der Jahresbericht der Lyoner Thierarzneyschule von 1815 folgende kurze Nachricht darüber enthält: „Die Milben des Rindes wurden in grosser Menge bei ungarischen Ochsen, die krätzig waren, gefunden; unter dem Microscop untersucht, fand man sie von denen des Pferdes nicht merklich verschieden; indessen hatte ihre Uebertragung auf Pferde, Esel und Hunde keinen Erfolg, obgleich man sie während 30 Stunden unter der Epidermis beobachtete, wo sie sich eingenistet hatten; sie scheinen daselbst zersetzt worden zu sein.“

Meine Untersuchungen ergaben, dass die Milbe des Rindes von der des Pferdes specifisch verschieden ist.

Ich habe (loc. cit. S. 583.) die bis dahin bekannten 8 Arten Krätz- und Eitermilben, in 2 Abtheilungen gebracht: bei der ersten derselben entspringen sämmtliche Füsse am Rande des Körpers (hierher: *Sarcoptes Equi*, *S. Ovio* u. *S. cynotis*); bei der zweiten Abtheilung entspringen die Vorderfüsse am Rande des Körpers, die Hinterfüsse dagegen unter dem Bauche (hierher: *S. Hominis*, *S. Rupicaprae*, *S. Cati*, *S. Hippopodos* u. *S. nidulans*). Zu letzter Abtheilung gehört auch die Krätzmilbe des

Rindes (*S. Bovis*), welche sich dadurch unterscheidet, dass das dritte Fusspaar je mit zwei langen Borsten oder mit einer Borste und einer Haftscheibe, das vierte Fusspaar dagegen mit einer Haftscheibe und einem kurzen Haare endigt.

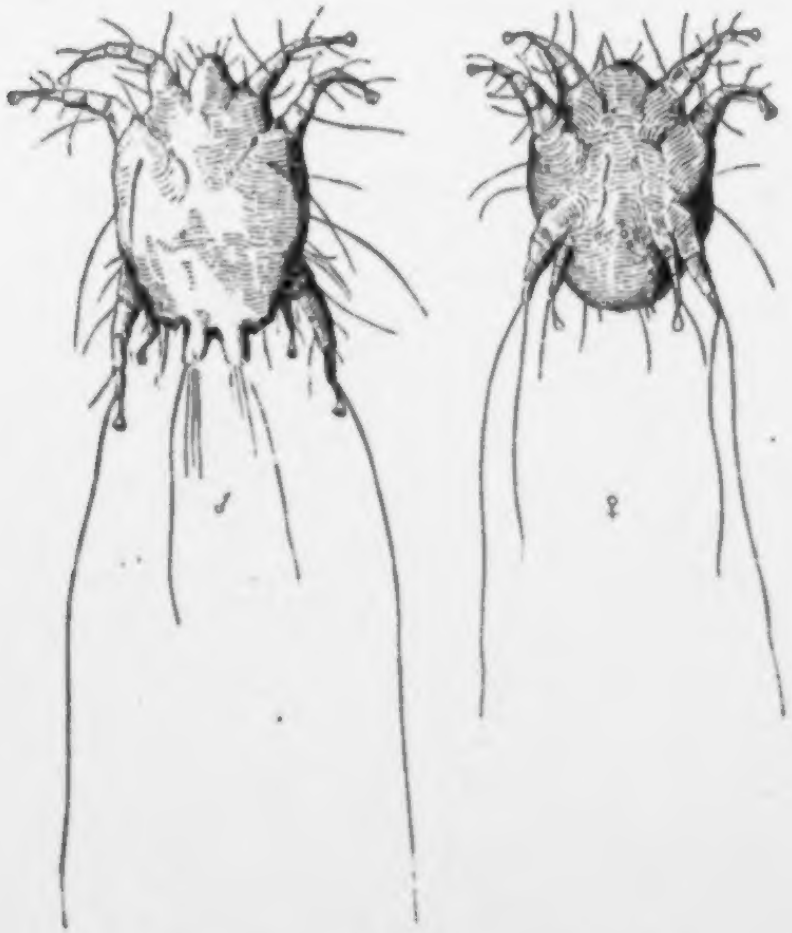

Die vollständige Beschreibung des Insects ist folgende:

Körper rundlich, fast 4eckig, vorn abgestumpft, an den Seiten wenig gewölbt, mit einzelnen Borsten besetzt, weiss-gelblich, fein gestreift, ziemlich hart.

Kopf kurz, kegelförmig. Rüssel mit 4 kurzen, haarförmigen Palpen, Augen fehlend oder wenigstens nicht deutlich zu erkennen.

Füsse acht; die vier vordern am Rande des Körpers entspringend, mässig stark, mit 6 Gliedern, deren letztes die Haftscheibe trägt; an den Gelenken stehen einzelne kurze Borsten. Das dritte Paar der Füsse entspringt am Bauche, ist sehr stark und lang und endigt bei dem Männchen in eine sehr lange Borste und eine kurzgestielte Haftscheibe, beim Weibchen dagegen in 2 lange Borsten ohne Haftscheibe; das 4te Fusspaar steht nach innen am dritten, ist viel kürzer und schwächer als die übrigen und endigt bei beiden Geschlechtern in eine Haftscheibe und ein feines, dünnes Haar.

Der Hinterleib des Weibchens ist abgerundet und mit 2 Borsten von mässiger Kürze besetzt; der des Männchens dagegen hat 2 grosse und dicke Fortsätze, deren jeder eine grössere und drei kleinere Borsten trägt.

Körperlänge der grössten Individuen: 0.15 par. Linie, Breite 0,11—0,13.

Die Unterschiede zwischen der Milbe des Rindes und der des Pferdes sind folgende: bei der Pferdemilbe entspringen die hintern Füsse am Rande des Körpers, nicht am Bauche; die Pferdemilbe ist grösser (0,22 Linien lang und 0.16 breit), und hat am dritten Fusspaar eine Haftscheibe und zwei lange Borsten, am vierten Fusspaar dagegen keine Haftscheibe, sondern blos 2 feine Haare.

Die Krätzmilben des Rindes bewegen sich in der Wärme ziemlich lebhaft; mehrere wurden in der Begattung gefunden, welche wie bei den übrigen Krätzmilben durch Annäherung des Hinterleibes geschieht, so dass die Köpfe nach entgegengesetzter Richtung sehen; abweichend von andern Species fand ich in mehreren solchen Fällen das Weibchen kleiner als das Männchen, letzteres aber wie gewöhnlich lebhafter; bei den jungen Milben scheint entweder das vierte Fusspaar zu fehlen oder von dem Hinterleib ganz bedeckt zu sein.

Beim Gehen sind vorzugsweise die 4 vordern Füsse thätig; das 4te Paar schiebt den hintern Theil des Körpers etwas nach, allein das dritte, am stärksten entwickelte Fusspaar wird blos mitgeschleppt; nicht selten hebt die Milbe das ganze Hintertheil frei empor, wie dies manche Insecten z. B. die Stubenfliegen häufig thun.

Die Lebenszähigkeit der Milben ist nicht unbedeutend; auf dem Objectträger des Microscops scheinbar vertrocknete Milben lebten nach 3 und 4 Tagen wieder auf, wenn sie durch einen Tropfen Wasser flott gemacht worden waren; im Weingeist lebten sie einige Stunden.

Einige mit dem Krätze-Ausschlag behaftete Hautstellen des Rindes band ich einem zur Anatomie bestimmten Pferde, die kranke Fläche nach unten gerichtet, auf den Rücken; allein es fand kein Uebergang der Milben statt, wenigstens war weder ein Jucken noch ein Ausschlag die Folge des mehrere Tage lang fortgesetzten Versuchs. Dieser, mit der oben citirten Beobachtung übereinstimmende, negative Erfolg, spricht ebenfalls für die Verschiedenheit der Krätzmilbe des Rindes von der des Pferdes.

---

5. Ueber die Pferderaçen.

Von Professor W. Baumeister.

(Mit einer Tafel Abbildungen.)

Unter unseren Hausthieren weist wohl nächst dem Hunde das Pferd die grösste Verschiedenartigkeit in Formen und Eigenschaften nach und begründet hiedurch einen auffallenden Unterschied zwischen den Raçen dieser Thiergattung. Nach dem strengsten Wortbegriffe gilt blos diejenige Pferdeart als Raçe, welche durch bestimmte Züchtungs-Grundsätze bei der Paarung der Stammespferde, zum Zwecke der Erzielung einer ausschliesslichen Befähigung zu besondern Nutzungszwecken gebildet wurde und sich durch längst im Stamme erhaltene Eigenthümlichkeiten in Form und Eigenschaften wesentlich unterscheidet. In diesem Sinne kann die Bezeichnung als Raçe nur auf wenige Pferdearten angewendet werden und es dürfen die mehr zufällig entstandenen und sich nicht rein in ihrer Originalität forterhaltenden Pferdezuchten, die man heut zu Tage so freigebig schon als Raçen bezeichnet, nicht als solche, sondern nur als Pferdearten, Pferdeschläge und Pferdefamilien betrachtet werden. Nicht bei allen unseren Hausthieren kann die ursprüngliche Raçe angegeben

werden und es herrschen überhaupt über die Stammesraçen derselben sehr getheilte Ansichten, nämlich ob sie blos von einer Hauptraçe, oder, nach der Verschiedenheit der Gegenden, von mehreren Hauptraçen abstammen. Bei dem Pferde scheint blos eine Hauptraçe angenommen werden zu dürfen, indem man in den noch heut zu Tage aufgefundenen wilden Pferden und in den aus dem zahmen Zustande wieder verwilderten Pferden das Bild erkennen will, das man sich von dem ursprünglich wilden Pferde entwirft. Das ursprünglich wilde Pferd, der muthmassliche Stammvater des unserigen, soll der herrschenden Ansicht zu Folge klein, von unansehnlicher Statur und seinem Gattungsverwandten, dem Esel, gleich gewesen seyn. Durch die Zähmung und Verwendung zum Dienste des Menschen mochte es sich erst allmählig aus diesem Zustande der Rohheit erhoben haben, was jedoch gewiss nur sehr langsam von Statten gieng, indem das Pferd bei dem Nomadenleben der damaligen Menschen ausser der Zeit seiner Dienstverwendung noch immer in einem Zustande natürlicher Freiheit lebte und hiebei keinen Anlass zu erheblicher Gestaltsveränderung fand. Erst in spätern Zeiten, wo das Pferd durch die Kultur der menschlichen Gesellschaft diesem freien Naturzustande mehr entfremdet wurde, änderte es seine natürliche Gestalt und gewann, je nach den Anforderungen einer vielseitigen Dienstverwendung veränderte Form und Eigenschaften, und auffallende Verschiedenheit von seinem frühern Zustande. In den verschiedenen Zeiten bildeten sich durch die Einflüsse einer mehr künstlichen Züchtung, vielseitigern Dienstverwendung, veränderter Wartung und Verpflegung und Versetzung in fremde Gegenden und die daselbst hervortretenden klimatischen Verhältnisse auch verschiedene Pferdearten, die sich nicht nur von der Stammesraçe, sondern auch unter sich wesentlich unterschieden. Die Pferdearten mochten sich in frühern Zeiten wohl mehr rein erhalten haben, indem die Völkerschaften mehr für sich abgeschlossen lebten, ihre Nationalität nicht blos im geselligen Verkehre und in den Sitten und Gebräuchen, sondern auch in dem Betriebe ihrer Thierzucht, in der ganzen Behandlung ihrer Thiere und namentlich in der Dienstverwendung der Pferde bewahrten, daher einfachere aber bestimmtere Anforderungen an die

Dienstleistungen der Pferde stellten und so bei der Züchtung entschiedener auf die Gewinnung der hiefür nöthigen Eigenschaften hin zu arbeiten vermochten. Vielfach wird bei Bildung der Pferderaçen den klimatischen Einwirkungen ein überwiegender Einfluss zugeschrieben, allein bei weitem grösser und gewichtiger ist der Einfluss der veränderten Umstände in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Anfänglich beschränkte sich der ganze Nutzen des Pferdes auf den Reitdienst, indem es dem Menschen bei der Jagd flüchtiger Thiere, bei der Bewachung und Beschützung der weidenden Viehheerden und bei den Befehdungen der Völkerstämme unter sich, diente, erst bei der vollkommnern Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Völker erweiterte sich sein Nutzen, indem es in seinen Dienstleistungen das Mittel zu wechselseitigem Verkehre bot. Gewisse politische Ereignisse verfehlten auch nicht einen gewichtigen Einfluss auf die Bildung der Pferderaçen zu verschiedenen Zeiten auszuüben, indem sie die Dienstbestimmungen des Pferdes manchfach abänderten und in seiner Züchtung die Erzielung gewisser Eigenschaften anforderten. Der kraftvolle Körperbau unserer Voreltern und deren eigenthümliche Bewaffnung machten einen starken kräftigen Pferdeschlag nöthig und veranlassten, namentlich in unserem deutschen Vaterlande, zur Züchtung der in den Sagen so vielfach gerühmten Streitrosse. Häufige Heereszüge nach entfernten Gegenden und Kriege mit fremden Völkerstämmen liessen einer flinken Reiterei grössere Vortheile zugestehen, und machten nunmehr auch die Erlangung einer grössern Gewandtheit in den Bewegungen des seitherigen schwerfälligen Pferdes wünschenswerth, so dass die Züchtung Gewandtheit mit Kraft vereinigen hiess und in diesen Eigenschaften eine vielseitigere Dienstverwendung gefördert erkannte. Als unsern unserer heutigen Zeit eine veränderte Taktik in der Kriegführung den langsameren Bewegungen der schweren Reiterei, ehemals dem Stolze und der Zierde der deutschen Staaten, eine höher gesteigerte Gewandtheit vorschrieb, so wurde natürlich in der Züchtung des Pferdes Gewandtheit als vorherrschende Eigenschaft beachtet, und der Erlangung derselben selbst andere schätzenswerthe Eigenschaften geopfert. Seitdem aber in unsern Tagen des Friedens die Erhaltung eines Kriegspferdes

müſſen wir ſpäter zurückkommen; hier iſt es uns nur um folgende allgemeine Bemerkung zu thun.

Wie die Reihe der bis jetzt entdeckten Säugethiere vor uns liegt, zeigen in ihr die Formen, nach welchen die nomenclatoriſche Zoologie die gegenwärtigen analogen Geſchöpfe in Geſchlechter (genera) und Gattungen oder Arten ſondert, keineswegs ein gleichartiges Verhältniß zu den thieriſchen Typen der gegenwärtigen Zeit; im Gegentheil, manchen Thieren, welche von den jetzigen nur ſehr ſchwer zu unterſcheiden ſind, muß man ein bedeutend hohes Alter zuſchreiben, weil ſie neben Thieren vorkommen, deren Genus ſogar ausgeſtorben iſt. Die Art, wie die neuere Geologie die Erdbildung auffaßt, ſchließt die Idee einer allgemeinen Palingeneſie der organiſchen Welt vorweg aus; aber auch das ganze Verhalten der foſſilen Thiere in Vergleich mit den lebenden läßt durchaus nicht den Gedanken aufkommen, als ob ein oder mehreremal die Thierſchöpfung über die ganze Erde vernichtet und eine neue, von der alten *etwas* abweichende hervorgerufen worden wäre, als ob demnach z. B. der ſibiriſche Elephant und der jetzige, die Höhlenbären und die jetzigen durch kein fortlaufendes Band der Zeugung verknüpft, ſondern durch die Kluft einer allgemeinen Erneuerung getrennt wären. Wir ſehen das älteſte Reich der Säugethiere im Allgemeinen gerade wie jetzt conſtituirt; wir ſehen, um nur Eines anzuführen, die Gewalten gerade ſo abgewogen: die Exiſtenz der Pflanzenfreſſer an die Vegetation, die der Fleiſchfreſſer an die Pflanzenfreſſer gebunden; dieſe in der wuchernden Verbreitung durch jene, und die Würger durch Befehdung unter einander ſelbſt beſchränkt. Und ſo iſt an ſich gar kein Grund vorhanden, warum dieſes Simulacrum eines Staats nicht vom Anbeginn im Menſchen das Oberhaupt gehabt haben ſollte, das jetzt ſo viele Thiergeſchlechter zu Leibeigenen gemacht hat.

Wie dem ſey, ſo iſt es von großem Intereſſe, zu wiſſen, in welchem Maße ſich der Umriß der Länder verändert hat, ſeit der Menſch auf Erden geweſen ſeyn *kann* und wahrſcheinlich geweſen iſt. Wir geben im Folgenden eine Ueberſicht der Hebungen, welche, ſo viel jetzt ausgemittelt iſt, ſeit Beginn der tertiären Epoche, in Europa vorzüglich, erfolgt ſind. Wir halten uns dabei beſonders an die treffliche Skizze vom gegenwärtigen Zuſtand der Geologie, welche *Phillips* in der neueſten Auflage der brittiſchen Encyklopädie gegeben hat.

nicht mehr die hauptsächlichste Bestimmung im Betriebe der Pferdezucht bildet, sondern den bürgerlichen Dienst nach den verschiedenen landwirthschaftlichen, gewerblichen und merkantilischen Rücksichten als hauptsächlichstes Moment voranstellt, wird das Pferd unserer Zeit gezüchtet, bei welchem sich neben einer vielseitigern Dienstbrauchbarkeit auch Schönheit, nach besondern Begriffen und mitunter auch nach herrschenden Modeansichten, zusammen verbunden darstellen sollen.

In frühern Zeiten wurden die Pferde blos in Gestüten gezüchtet, indem der Pferdezucht bei der geringern Bevölkerung der minder kultivirten Länder ein beträchtlicher Weideraum zu Gebote gestellt wurde, wodurch nicht nur die Auferziehung der Pferde, sondern auch die Reinerhaltung der Pferderaçen sehr begünstigt wurde. In heutiger Zeit wird dagegen die Pferdezucht zum grössten Theile als Hauszucht betrieben, indem bei der sich täglich mehrenden Bevölkerung der Länder der Weideraum dem Ackerbau zur Ernährung des Menschen übergeben werden muss und die Pferdezucht fast ganz auf den Stall verwiesen wird, wesshalb die Gestüte immer seltener werden und nur noch von reichen Privaten oder aus Staats-Mitteln bestritten werden können. Durch diese beschränktere Art die Pferdezucht zu betreiben, wird nicht nur die ganze Auferziehung der Pferde schwierig, sondern auch die Reinerhaltung der Pferderaçen erschwert. Bei der frühern einfachern Dienstverwendung der Pferde waren in der Züchtung derselben die hiefür nöthigen Eigenschaften leicht zu erringen, bei der vielseitigern Dienstverwendung des Pferdes in der heutigen Zeit, wo dasselbe mit mechanischen Bewegungsmitteln eine Konkurrenz zu erstehen hat, wird dagegen nicht nur die Gewinnung der hiefür nöthigen Eigenschaften in der Züchtung, sondern auch bei der beschränkten Gelegenheit zur Entwicklung und Ausbildung derselben, in der Auferziehung schwieriger; daher man sich nicht wundern darf, dass heut zu Tage die Reinerhaltung der Pferderaçen seltener geworden ist und die heutigen Pferde den früher erworbenen Ruhm der Kraft und Ausdauer ihrer Voreltern nicht bewahrt haben. Die Klagen über Verschlechterung der Pferderaçen in der heutigen Zeit sind aber nicht blos in der grössern Schwierigkeit des Pferdezuchtbetriebes, sondern

hauptsächlich in den veränderten Anforderungen an die Dienstleistungen der Pferde begründet. Während in frühern Zeiten die Pferde hauptsächlich nach ihren Leistungen im Reitdienste beurtheilt wurden, so treten in den Leistungen unseres heutigen Pferdes früher nie geahnte Anforderungen hervor, die sich auf möglichst gesteigerte Kraft und Schnelligkeit im Wagendienste beziehen, ohne dass bei der beschränktern Züchtungsweise Gelegenheit für die Entwicklung und Ausbildung der hiefür nöthigen Eigenschaften gegeben wäre.

Jede Pferderaçe besitzt gewisse Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich wesentlich von andern Raçen unterscheidet; diese Raçeeigenthümlichkeiten, Raçezeichen, beziehen sich vorzugsweise auf äussere Form und gewisse Eigenschaften in Befähigung zu besondern Diensten. Diese Raçeeigenthümlichkeiten, Raçeformen und Raçeeigenschaften bilden einen gewissen Typus der Raçen, der allen einzelnen Gliedern derselben zukommt, und sich, bei grosser Originalität der Raçen, selbst noch in der Kreuzung mit andern Pferdearten forterhält, so dass er sich erst bei fortgesetzter Vermischung der Pferdearten allmählig verliert. Die Raçezeichen beziehen sich auf alle Körpertheile, welche in solcher, vom gewöhnlichen Stande abweichender, Beschaffenheit eine ausschliessliche Befähigung zu gewissen Dienstleistungen bedingen, und welche sich schon längst in der Zucht als Stammeseigenschaften festgestellt haben; dagegen gelten blos zufällige Aeusserlichkeiten, die sich blos bei einzelnen Gliedern einer Pferdezucht vorfinden und nicht constant auf die Nachzucht vererben, nicht als Raçezeichen.

Bei der Eintheilung der Pferderaçen hat man schon sehr verschiedenartige Momente, als die ausschliessliche Befähigung zu gewissen Dienstleistungen, die grössere oder geringere Constanz der Zucht, die äussere Gestalt u. s. w. zu Grunde gelegt. Am natürlichsten dürften aber die Züge des ursprünglichen Typus und dessen Vervollkommnung zu möglichst umfassender Diensttauglichkeit zu Grunde gelegt werden. Nach diesem Eintheilungs-Grunde zerfielen die Pferde-Raçen in folgende drei Haupt-Abtheilungen. 1) Pferderaçen, welche dem ursprünglich wilden Pferde, dem allgemeinen Stammvater des Pferdegeschlechtes ähnlich sind,

sich dem ursprünglichen Naturzustande am meisten angenähert verhalten und entweder ganz frei und sich selbst überlassen, wild oder verwildert sind, oder in wilden und halbwilden Gestüten gezogen, diesem freien Naturzustande entsprechend leben. 2) Pferderaçen, in welchen die Urraçe zur möglichsten Entwicklung und Ausbildung der Eigenschaften gelangt ist, die zwar von dem ursprünglichen Typus abgewichen sind, aber in ihrer Vollendung die Befähigung zu den höchsten Dienstleistungen verkünden und daher als Originalien für andere Zuchten aufgestellt werden dürfen. 3) Pferderaçen, welche durch die künstliche Zucht den ursprünglichen Typus verloren haben und in ihrer nähern oder entferntern Verwandtschaft mit den vorgenannten Pferderaçen eine Befähigung für verschiedene Dienstzwecke verkünden, dabei aber nicht die Vollkommenheit ihrer Eigenschaften nachweisen, dass sie für andere als Muster gelten dürfen.

Zu der ersten Haupt-Abtheilung zählt man folgende Raçen.

1) Das ursprünglich wilde Pferd, das aber nirgends so getroffen wird, dass es seine Abstammung unbestreitbar nachweisen lässt, und daher nicht weiter aufgeführt werden kann.

2) Die wilde Pferderaçe, von welcher nicht erwiesen ist, ob sie von dem ursprünglich wilden Pferd abstamme, vielmehr mit grösserer Wahrscheinlichkeit eine Abstammung oder doch wenigstens Vermischung mit gezähmten Pferden vermuthet werden kann; sie findet sich in einzelnen Gegenden Asiens und Afrikas, in der Tartarei, in Taurien, Bessarabien etc. Sie ist klein von Statur, zeigt einen dicken schweren Kopf, kurzen Hals, tiefen, gedrungenen Leib und niedrige, stämmige Füsse, sie besitzt dichtes Haar, dicke und starke, aber nur kurze Mähne und Schweif, und eine fahle oder mausgraue Farbe, sie ist sehr flink, schüchtern, nur schwer zu zähmen, und lebt in Heerden wild. (Siehe Fig. 1).

3) Die verwilderten Pferderaçen lassen mit Gewissheit ihre Abstammung von zahmen Pferden nachweissen, so dass sie erst durch besondere Verhältnisse wieder zu ihrem freien Naturzustande gelangten. Sie gleichen dem wilden Pferde, lassen aber demungeachtet edlere Formen erkennen und können leichter gezähmt und zu Diensten verwendet werden. Sie sind klein, haben leichte Köpfe, hoch aufgesetzte Hälse, schlankern Leib und

besser gestellte Füsse, eine schlichtere Behaarung an Mähne und Schweif und mannigfaltigere Farben. Sie finden sich in einigen Gegenden des mittlern Asiens, und namentlich in den grossen Prairien Amerikas, wo sie im sechszehnten Jahrhundert durch spanische Pferde gebildet worden sein sollen.

4) Die Pferderaçen der wilden und halb wilden Gestüte, dieselben leben zwar dem freien Naturzustande ganz ähnlich, werden aber doch unter Einwirkung der Menschen gezüchtet, und zeigen sich daher den gezähmten Pferden sehr ähnlich. Sie sind grösser, haben eine schlankere Gestalt, lassen sich viel leichter zähmen und zum Dienste verwenden und tragen daher nicht mehr das eigenthümliche Gepräge der Urraçen wie die frühern. Sie besitzen meist einen gebogenen Kopf, langen, nicht selten verkehrten Hals, Hirschhals, hohen, scharfen Wiederrist, lang gestreckten Leib, häufig einen Karpfenrücken, spitzige, etwas abhängende Kruppe, gehörnte Hüften und stark sehnige Füsse, gewöhnlich sehr lange Mähne und Schweif und vielfach Missfarben, als Falchen, Grau- und Rothschimmel, Tiger u. dgl. Am häufigsten trifft man sie in den Steppen-Gegenden des südlichen Russlands, in der Tatarei, in der Moldau, Wallachei u. a. wo sie wild eingefangen, gezähmt und als sogenannte Steppen-Pferde verkauft werden; sie sind zwar immer etwas misstrauisch und lösartig, aber ausnehmend kraftvoll und namentlich zum Reitdienste geeignet. (Siehe Fig. 2.)

Zu der zweiten Hauptabtheilung zählt man folgende Raçen.

1) Die arabische Pferderaçe, dieselbe ist schon seit mehreren Jahrhunderten mit der grössten Sorgfalt gezüchtet und ihre rein erhaltene Abkunft durch streng geführte Stammregister überwacht und nachgewiesen. Sie ist in fünf Hauptstämme und mehrere geringere Nebenstämme getheilt. Sie ist von Mittelgrösse, sehr proportionirt gebaut und desshalb als Muster der Pferde-Gestalt aufgestellt. Sie zeigt einen feinen, höchst edel gestalteten Kopf, mit feurigen, lebhaften Augen und weit geöffneten Nüstern, langen, schlanken Hals, erhabenen Wiederrist, kurzen, geraden Rücken, kräftige Lenden, gerade Kruppe, hochangesetzten, im Gange bogenförmig getragenen Schweif, breite Brust, runde Rippenwölbung, gedrungenen Leib, kräftige Schultern, breite, kraftvolle

Vorderschenkel, leichte Unterfüsse mit gut gestellten Fesseln und kleinen runden Hufen, starke Hinterschenkel und trockene Sprunggelenke. Sie hat eine überaus feine, weiche Haut, zarte Behaarung und seidenähnliche Beschaffenheit der Mähne und des Schweifes, so wie in der Regel die edelsten Farben, als Silber, Atlas, Mücken- und Forellenschimmel, Goldfüchse, Goldbraunen etc. Sie hat stets ein munteres, lebhaftes, dabei aber gutmüthiges Betragen, viel Muth, Kraft und Ausdauer und die ausgezeichnetste Befähigung zum Reitdienste. Wegen ihrer constantesten Zucht unter allen Pferderacen, wird sie als die edelste Pferderace betrachtet und zur Bildung und Veredlung anderer Pferdezuchten gewählt. (S. Fig. 3).

Die andern orientalischen Pferderacen, als die Persische, die Aegyptische, die Nubische, die Syrische, die Kurdische, die Turkomannische, die Bulgarische, die Türkische, die Beduinenrace und die Berbische, nebst einigen andern, tragen mehr oder weniger den Charakter der arabischen und werden dieser gleich geachtet.

Zu der dritten Hauptabtheilung endlich werden die meisten europäischen Pferderacen gezählt, als:

1) Die englischen Pferderacen, die jedoch sowohl nach dem Adel ihrer Abkunft als auch nach ihrer Befähigung zu den verschiedenen Dienstleistungen differiren.

Die Vollblutrace ist nächst der arabischen Pferderace, von welcher sie auch abstammt, die edelste, sie ist mehr als mittelgross, zum Theil wohl von ansehnlicher Grösse, lang gestreckt und sehr schnell in ihren Bewegungen, sie zeichnet sich durch einen edel geformten Kopf, langen, schlanken Hals, sehr hohen Wiederrist, geraden Rücken und gerades Kreuz, hoch angesetzten Schweif, sehr schlanken Leib und magere, aber stark sehnige Füsse aus, sie besitzt in der Regel sehr feines Haar und eine ausnehmende Schnelligkeit. Sie wurde gezüchtet um Kraft mit möglichster Geschwindigkeit und ansehnlicher Grösse zusammen zu verbinden und wird zu Erweisung dieser Eigenschaften in ihren Leistungen vorerst zum Wettrennen und nach Nachweiss derselben erst zur Fortzucht verwendet, daher auch als Wettrennrace bezeichnet. Wegen dieser Eigenschaften und der

durch ihre constante Zucht verbürgten Vererbung derselben wird sie nächst der arabischen Pferderaçe am häufigsten zur Bildung und Veredlung anderer Pferdezuchten gewählt. (S. Fig. 4).

Die Jagdraçe, gewöhnliche Reitraçe, die Halbblutraçe und die edle Wagenraçe, werden durch die Paarung von Hengsten der Vollblutraçe mit Stuten minder edler Abkunft gebildet, und sind je nach dem Grade der Veredlung, oder wie man zu sagen pflegt, nach der Quantität des Blutes, als Halbblut, Dreiviertelblut u. s. w., bezeichnet. Sie sind immer grösser, stärker und kräftiger, aber minder schnell, und werden je nach ihren besondern Befähigungen als Jagdpferde, *hunters*, Reitpferde zu dem gewöhnlichern Dienste und Wagenpferde an Chaisen und anderem schnellen Fuhrwerke verwendet, in diesen Diensten aber sehr geschätzt. (S. Fig. 5).

Die grosse schwere Zugraçe; dieselbe soll flandrischer Abstammung sein, und wurde mit Sorgfalt für den langsamen schweren Zug gezüchtet, sie ist sehr gross, breit und stark, und wird blos zum schweren Zug, für Frachtfuhrwerke, Steinkohlen-Fuhrwerk, und namentlich für die Fuhren der Bierbrauer verwendet.

Die Ponnyraçe; dieselbe soll von schwedischen und norwegischen Pferden abstammen, sie ist klein aber stark und kräftig, hat einen etwas dicken Kopf, kurzen starken Hals, gedrungenen Leib und niedrige, aber stämmige Füsse, sie wird meist nur zum Reitdienst für Kinder verwendet, und ist äusserst fromm und sicher (S. Fig. 6). Um ihre Eigenschaften zu veredeln, hat man diese Raçe mit grössern Pferden gepaart und hiedurch eine Zucht von ansehnlicherer Grösse und besserer Gestalt erhalten, welche zu grössern Dienstleistungen befähigt ist, und als Gallowayraçe bezeichnet wird.

Ausser diesen Pferderaçen gibt es in den verschiedenen Provinzen des brittischen Reiches noch mehrere andere Pferdeschläge, welche mehr oder weniger den genannten gleichen und deren Eigenthümlichkeiten theilen.

2) Die spanische Pferderaçe, von der Maurischen oder Berbischen Pferderaçe abstammend, war in früheren Zeiten die berühmteste Pferdezucht in Europa, sie zeichnete sich durch einen

langen, meist etwas gebogenen Kopf, hoch aufgesetzten Schwanenhals, langen, schlanken Leib, etwas gesenkte Kruppe und hohe, im Gange stark erhabene Füsse aus; sie zeigte grosse Gelehrigkeit und ausgezeichnete Befähigung zu der ehemals so schwunghaft betriebenen Schulreiterei. Die schönste und beste Raçe soll in Andalusien gewesen und vielfach zur Bildung und Veredlung anderer Pferdezuchten verwendet worden sein, die noch jetzt Spuren dieser Abstammung an sich tragen, wie z. B. die neapolitanische Raçe, die Pferde mehrerer ungarischer Gestüte u. s. w. In heutiger Zeit ist diese Raçe sehr herabgekommen und fast ganz verschwunden. (S. Fig. 7.)

3) Die mecklenburgische Pferderaçe, seit lange mit grosser Sorgfalt gezüchtet, ist gross, stark und kräftig, hat einen gut geformten Kopf, hoch aufgesetzten Hals, gedrungenen Leib, kräftige, runde Kruppe mit gut angesetztem Schweife und kraftvolle stämmige Füsse, sie besitzt gelassenes Temperament, vielen guten Willen und Kraft und Ausdauer in den Bewegungen. Die ältere Raçe zeigte diese Eigenschaften in besonders hohem Grade und wurde sehr geschätzt, die neuere Zucht ist mit englischer vermischt, übrigens ist die mecklenburgische Pferderaçe für den Reit- und Wagendienst sehr brauchbar. (S. Fig. 8.)

4) Die flandrische Raçe ist sehr gross, stark und schwer und vorzugsweise zum Lastzuge geeignet. Sie hat einen grossen Kopf, starken, kurzen Hals, fleischige Schultern, sehr breite Brust, tiefen Leib, breites, gespaltenes Kreuz, niedrig angesetzten, dick behaarten Schweif und stämmige, starke Füsse, sie wird meist blos zum Frachtfuhrwerke verwendet. (S. Fig. 10). Diese Eigenthümlichkeiten der Grösse, Stärke und Schwere und hauptsächlicher Befähigung zum schweren Zuge theilen auch die friesische Raçe, die burgundische Raçe u. a., die zum Theil auch unter einander verwandt sein mögen. (S. Fig. 9).

5) Die dänische Pferderaçe ist von Mittelgrösse, aber stark und kräftig, sie zeichnet sich durch einen etwas grossen, aber sonst gut geformten Kopf, starken, hoch aufgesetzten Hals, breite Brust, gedrungenen Leib, runde, kraftvolle Kruppe und stämmige, gutgestellte Füsse aus, sie hat kraftvolle und dauernde

Bewegungen und grosse Befähigung zum Reit- und Wagendienst. (F. 10).

Eine Abart von ihr sind die sogenannten Wasserdänen, die an den Gestaden der dänischen Gewässer, namentlich in Jütland, gezüchtet werden und wegen ihrer Leistungen besonders hochgeschätzt sind.

6) Die holsteinische Pferderaçe, der dänischen durch Abstammung verwandt, ist gross und stark, zeigt einen etwas grossen Kopf, langen, gebogenen Hals, gestreckten Leib, etwas gesenkte Kruppe und hohe Füsse, sie wird mehr zum Wagendienste als zum Reitdienste verwendet und bei letzterem hauptsächlich für schwere Reiterei, Kürassiere, Dragoner etc. gewählt.

7) Die französischen Pferderaçen, sind nach den Provinzen dieses Reiches sehr verschieden und daher sich nicht nur in äusserlicher Gestalt, sondern auch in ihren Befähigungen zu gewissen Diensten nicht gleich. Die bemerkenswerthesten unter ihnen sind: die normännische Pferderaçe; dieselbe ist gross, stark und sehr proportionirt gebaut, sie hat einen leichten, etwas gebogenen Kopf, hoch aufgesetzten, gut gestalteten Hals, langen Leib, gerade Kruppe mit hoch angesetztem Schweife und gut gestellte, kraftvolle Füsse, zeigt einen gewandten, ausdauernden Gang und eignet sich gleich gut zum Reit- und Wagendienste. (Fig. 11).

Die Limousiner-Pferderaçe stammt von berberischen Pferden ab, ist von starker Mittelgrösse, leicht und gewandt, zeigt einen fein geformten Kopf, wohlgeformten, schlanken Hals, etwas gestreckten Leib, gerade Kruppe mit gutem Schweifansatze und leichte Füsse, sie hat sehr flinke Bewegungen und eignet sich vorzugsweise zum Reitdienste.

Andere Schläge, als die in der Bretagne, Auvergne, Burgund, Picardie u. dgl., sind leichter oder schwerer und eignen sich mehr zum Wagendienste und zum schweren Zuge.

8) Die ungarische Pferderaçe, so ferne es sich blos um die Nationalungarische handelt, ist von geringer Mittelgrösse, aber sehr gewandt und dauerhaft, sie hat einen etwas starken Kopf, schlanken, zuweilen verkehrten Hals, gestreckten Leib, spitzige Kruppe und leichte, aber kraftvolle Füsse, sie zeigt sehr

leichte Bewegungen und eignet sich zum Reitdienste und zum leichten Fuhrwerke. (Fig. 12.)

9) Die siebenbürgische Pferderaçe ist etwas grösser, aber gleichfalls gewandt und dauerhaft, sie hat einen langen, fein geformten Kopf, etwas mehr gebogenen Hals, stärkern Leib und kraftvolle Füsse, sie zeigt sehr leichte und dabei doch dauerhafte Bewegungen und ist vorzugsweise zum Reitdienste geeignet.

10) Die polnische Pferderaçe ist nur mittlerer Grösse, hat einen langen, etwas gebogenen Kopf, verkehrten oder Hirschhals, lang gestreckten Leib und niedrige, sehr kräftige Füsse, sie zeigt grosse Kraft, Gewandtheit und Ausdauer in den Bewegungen, ist aber immer misstrauisch und widersetzlich im Dienste, eignet sich jedoch vorzüglich zum Reitdienste und wurde früher häufig zum Dienste der leichten Reiterei in den deutschen Armeen eingeführt. In den Gestüten reicher Privaten werden jedoch auch grössere und mitunter sehr edle Pferde gezüchtet. (Fig. 13.)

11) Die russischen Pferderaçen sind nach den Provinzen des so sehr ausgedehnten russischen Kaiserreichs sehr verschieden, im allgemeinen sind sie mittelgross, haben einen langen, gebogenen Kopf, langen, meist etwas verkehrten Hals, hohen, scharfen Wiederrist, langen, gestreckten Leib, spitzige Kruppe und magere aber kraftvolle Füsse, sie zeigen sehr gewandte und dauernde Bewegungen und eignen sich zum Reitdienste und leichten Fuhrwerke. Man unterscheidet sie sowohl nach ihren Raçeverschiedenheiten, als auch nach den Provinzen und führt, als die bemerkenswerthesten, die Krimm'schen, die Don'schen, die Ural'schen, die Ukrain'schen, die Kallmück'schen, die Litthau'schen, die Liefländischen u. a., auf. (Fig. 14.)

12) Die nordischen Pferderaçen sind klein, unansehnlich, dabei jedoch lebhaft, munter und ausnehmend kraftvoll, sie haben kurze, etwas dicke Köpfe, dicke, starke Hälse, gedrungene Körper und niedrige aber sehr kräftige Füsse, zeigen sehr gewandte und dauernde Bewegungen und taugen zum Tragen verhältnissmässig schwerer Lasten und zum leichtern Wagendienste. Zu ihnen gehören besonders die norwegischen, die schwedischen, die issländischen und die lappländischen Pferde.

13) Die italienischen Pferderaçen sind zwar nach

den Provinzen sehr verschieden, zeigen aber demungeachtet eine gewisse Gleichartigkeit, sie waren früher sehr berühmt und wegen ihrer Leistungen sehr geschätzt. Sie sind etwas mehr als mittelgross, haben dicke, schwere Köpfe, etwas kurze Hälse, tiefe Körper, abschüssige Kruppen und schwere Füsse, sind mehr zu langsamern als flinken Bewegungen geeignet und leisten mehr im Lastentragen und im Reitdienste als im Zuge. Im Toskanischen und Kirchenstaate sollen die bessern zu treffen sein.

14) Die neapolitanische Pferderaçe zeigt unverkennbar die Abkunft vom spanischen Pferde, ist sehr gross und stark, hat einen starken, ramsig gebogenen Kopf, breiten, hoch aufgesetzten Schwanenhals, langen Leib, runde Kruppe, breite Brust und hohe, starke Füsse, sie zeigt eine erhabene Gangart und eignet sich mehr zum Wagendienste als zum Reitdienste. (Fig. 15).

Ausser diesen hier aufgeführten Pferderaçen haben sich noch die Zuchten einzelner Privaten und Regierungen verschiedener Länder und Gegenden berühmt gemacht und Anerkennung erworben; indem die gezüchteten Pferde einen gewissen Typus zeigen, der ihnen den Ausdruck reiner Raçen verleiht. Viele derselben haben sich durch veränderte Züchtungsgrundsätze von ihrer Nationalität getrennt und ihren ursprünglichen Charakter abgelegt, andere dagegen ganz neu gebildet. Als solche verdienen namentlich die Zuchten des Königs von Württemberg auf dessen Privatgestüten, durch ihren rein arabischen Charakter ausgezeichnet, so wie die Zuchten mehrerer Gestüte in Ungarn, welche sich durch Veredlung über ihren ursprünglichen nationellen Standpunkt erhoben haben, als die Zuchten der k. k. Hof- und Militärgestüte zu Babolna und Mezöhegies und die Zuchten mehrerer Magnaten, als *Esterhazy*, *Hunjadhy*, *Festetics*, *Fechtig* u. a., sowie die Zuchten des *Grafen von Trautmannsdorf* genannt zu werden. In Deutschland gelangten besonders die Gestüte des Herzogs von Augustenburg, die k. preussischen Gestüte zu Neustadt und Trakehnen die Zuchten des Fürsten v. Wrede u. a. zu grossem Rufe. Ausserdem zeichnen sich die Pferdezuchten mehrerer einzelner Privaten rühmlichst aus. Endlich verdienen aber auch die Zuchten verschiedener deutscher Staaten, sowohl aus Staatsmitteln unterstützt,

Es ist schon oben bemerkt worden, daß nach der jetzt herrschenden Betrachtungsweise alle Flötze von den ältesten bis auf die neuesten ihrer Hauptmasse nach gerade so entstanden sind, wie noch heutzutage die Anschwemmungen an den Flußmündungen, und auf dem Boden der benachbarten Meere Sand-, Thon- und Kalklager entstehen, d. h. dadurch, daß das Material allmählig durch die Gewässer vom Land losgerissen und der See zugeführt wurde, wo es sich rascher oder langsamer niederschlug. Die ältern Flötze erscheinen in ihrer Zusammensetzung weit einfacher und übereinstimmender als die neuern, und die Mannichfaltigkeit derselben nimmt mit ihrem abnehmenden Alter immer zu. Man sieht leicht, daß dies in der Natur des Prozesses liegt: je mehr sich nach und nach Land über das Meer hob, d. h. je mehr hinter einander Stücke des Meeresbodens in trockenes Land verwandelt und als solches dem nagenden Meer und den schwemmenden Flüssen preisgegeben wurden, desto mannichfaltiger mußten die Elemente in den jedesmaligen neuen Niederschlägen gemischt werden.

Der Augenschein lehrt, daß die über der Kreide gelagerten tertiären Flötze, welche jetzt in Europa oft auf weite Strecken die Oberfläche des festen Landes ausmachen, sich nach dem eben genannten Princip in den Golfen und Seebuchten abgesetzt haben, welche weit in das damalige Land einschnitten. Allem nach war in jener Zeit Europa noch in insularische oder durch Landengen zusammenhängende Massen zerschlagen. Die verschiedenen Landgruppen bestanden größtentheils aus gehobenen ältern, und zwar auch schon unter sich verschiedenen Flötzen. Aus dem Material, dem Detritus, der im Verlauf der Zeit durch die Gewässer von ihnen losgerissen wurde, mußten daher in den benachbarten Meeren Bildungen entstehen, die unter sich noch verschiedener waren, als die gehobenen Flötze des alten Landes. So sehen wir, daß die tertiären, jetzt ihrerseits auch gehobenen Bildungen am Fuß der Alpen, am Fuß der Pyrenäen, am Fuß des Appenins, die im Pariser Becken, die englischen u. s. w. sich nach Zusammensetzung und Lagerung bedeutend von einander unterscheiden. Sie bildeten sich bald in tief ins Land schneidenden Meerbusen, wie die am adriatischen Meer und die in den Thälern des Rheins und der Donau, bald in der offenen See, wie die in der Ebene der Garonne, häufig auch in geschlossenen Becken, wie die Pariser Flötze.

als auch rein privatim betrieben, hier genannt zu werden, als die hannöver'sche, die preussische, die braunschweigische, die oldenburgische, die zweibrückische, die bairische, die württembergische, die sächsische, die badische, die hessische, die böhmische, die mährische, die salzburgische und zum Theil auch die schweizerische Pferdezucht, indem sie eine gewisse Originalität erlangt haben und die Eigenthümlichkeiten der Raçen, durch welche sie gebildet wurden, so nützlich mit den nationalen Eigenschaften vereint darstellen, dass sie den Bedürfnissen ihrer Oertlichkeit ganz gut entsprechen. Auf solche Weise sieht man die arabischen, englischen, spanischen, ungarischen, polnischen, russischen und friesischen Raçeeigenthümlichkeiten vortheilhaft in den deutschen Pferdeschlägen hervortreten und für besondere Bedürfnisse benützt.

III. Kleine Mittheilungen.

Beobachtungen über Zugvögel im Winter 1844—45.

Seine Hoheit, der Herr Herzog Paul Wilhelm von Württemberg gab in einem, so eben an den Unterzeichneten gelangten Schreiben nachfolgende interessante Notizen über ungewöhnliche Erscheinungen von Vögeln im verflossenen Winter, welche wir nicht säumen hier mitzutheilen.

„Die grossen Züge gewisser Vögel, welche nicht zu den regelmässigen Zugvögeln gehören, scheinen immer die Vorzeichen wichtiger klimatischer Ereignisse zu sein. Auffallend war namentlich im verflossenen Spätjahr das Erscheinen ganzer Schaaren von gefleckten Nusshackern (*Nucifraga caryocatactes Briss.*). Dieser Vogel erscheint gewöhnlich nur sporadisch im südlichen Deutschland und ist selbst da, wo er sich das ganze Jahr über aufhält, nur in kleinen Familien vorhanden. In den Monaten September und October 1844 aber erschien er im mittleren und südlichen Deutschland in ungewöhnlicher Zahl, und selbst haufenweise und verbreitete sich ohne Unterschied der Gegenden eine geraume Zeit lang in dem Lande. Ohne Zweifel stand diess mit dem strengen Character des darauf gefolgten Winters im Zusammenhang. Zu wünschen wäre, dass vorzugsweise die Landwirthe, welche der Natur näher stehen, als Andere und deren Wahrnehmung Erscheinungen dieser Art nicht entgehen können, sich schon im eigenen Interesse entschliessen möchten, Thatsachen dieser Art zu beachten und so ein Material sammeln zu helfen, das für die wissenschaftlichen wie die practischen Interessen gleich wichtig ist. Das Studium der Natur und namentlich derjenigen prophetischen Gabe, welche dem Instinkt gewisser Thiere durch die Fürsorge der auch über sie wachenden Vorsehung zu ihrer Erhaltung eingeprägt ist, sollte der Mensch nicht unbeachtet vorübergleiten lassen, ohne daraus Nutzen zu ziehen. Hätten

unsere Vorfahren mit mehr Eifer praktische Erfahrungen gesammelt und auf ihre Nachkommen vererbt, so würden ohne Zweifel schon aus frühern Zeiten ähnliche Wanderungen dieses Vogels unmittelbar vor excessiven Wintern bekannt geworden seyn, und diese und ähnliche Erfahrungen würden als Wink des Schöpfers, welcher kein Uebel geschaffen hat, ohne ein Gegenmittel, oder wenigstens vorbauende, in der Energie des Menschen liegende Hülfsmittel an die Hand zu geben, vielleicht dazu gedient haben, um Vorkehrungen gegen die rauhe winterliche Witterung zu treffen, welche so verderblich auf Obstbäume und Weinberge gewirkt hat.

Pfarrer Brehm, welcher seit beinahe einem halben Jahrhundert mit aussergewöhnlichem Fleisse und dem lobenswürdigsten Eifer die Oeconomie der höheren Thierclassen beobachtet hat, stellte auch in Betreff des klimatischen und des Witterungs-Einflusses auf die Thierwelt die schätzbarsten Beobachtungen an und hat damit vieles Licht über die Lebenserscheinungen namentlich der Vögel verbreitet. So entdeckte derselbe z. B. mehrere auffallende Untergattungen von Rabenkrähen, von denen zwei Subspecies, welchen er nach einem kürzlich von ihm an mich gerichteten Schreiben die Namen *Corvus assimilis* und *C. hiemalis* beizulegen vorschlägt, jedenfalls unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die letztere Art ist nur ein Drittheil kleiner, als *corone* und nistet sogar (aber sehr selten) in Deutschland. Ich schoss diese kleine Krähe in diesem Winter, fand sie immer in Haufen von 10—20 Stück beisammen, nie aber mit der grossen Rabenkrähe vereinigt. Zunge, Luftröhre, Schnabel und Füsse weichen sehr von denen der übrigen deutschen Krähen ab.

Schon *Naumann* stellt mehrere sehr distinkte Arten von wilden Gänsen auf, welche sich charakteristisch von einander scheiden lassen. In diesem harten Winter beobachtete ich drei von diesen Arten, nämlich:

Anser arvensis Naum. Th 11. T 286,
A. segetum id. id. T. 287 und
A. intermedius id. id. T. 288,

während die grosse Graugans meines Wissens nicht vorkam. Diese Letztere (*Anser cinereus, Naum.* Th. 11, T. 285) scheint überhaupt seltener zu uns zu kommen. Von den drei obenerwähnten Gänsearten erschien *A. intermedius* nur einzeln, während *A. segetum* und *arvensis* in getrennten Haufen, oft mehrere hundert an der Zahl, einfielen.

Dass die egyptische Fuchsgans (*Cheralopes aegyptiaca*) und die rothhalsige Gans (*Brenta rufieollis*), einer der seltensten europäischen Vögel, in Württemberg vorkommen, ist nun faktisch hergestellt. Das Erscheinen der letzteren Gans ist etwas ganz aussergewöhnliches, und es sind mir nur ganz wenige Fälle bekannt, wo dieser höchst seltene Gast in Deutschland einkehrte.

Plieninger.

I. Angelegenheiten des Vereins.

1. Erste Generalversammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg am 2. Mai 1845 zu Stuttgart.

Dieselbe war durch Beschluss des Ausschusses auf den 2. Mai 9 Uhr Morgens in den Sälen des obern Museums zu Stuttgart ausgeschrieben worden, weil am 1. Mai, dem nach den organischen Bestimmungen §. 19. hierzu festgesetzten Tage, ein Festtag war. Die Mitglieder schrieben sich bei dem Eintritt in das Local ein und erhielten das erste Jahresheft und das Diplom (§. 15. der organischen Bestimmungen). Es erschienen bei der Versammlung 100 Mitglieder, 36 auswärtige und 64 in Stuttgart wohnende. Man hatte eine kleine Ausstellung neuer oder sonst interessanter Naturalien, mit einigen lebenden Thieren, frischen und getrockneten Pflanzen, Mineralien und Petrefacten, veranstaltet, wozu zunächst die in Stuttgart ansässigen Mitglieder beigetragen hatten. Die bei der Versammlung vorgezeigten Naturalien wurden der Ausstellung für den Tag der Versammlung beigesellt.

Von den Verhandlungen gibt das nachfolgende

Protokoll

Bericht, und wird nach §. 6. der organischen Bestimmungen mit den bei der Versammlung gehaltenen Vorträgen und Berichten nach deren Reihenfolge hier mitgetheilt.

I. Der erste Vorstand, Se. Erlaucht Graf *Wilhelm von Württemberg*, welcher zugleich als Vorstand des die Generalversammlung vorbereitenden Vereinsausschusses in der Eigenschaft als Geschäftsführer (Org. Best. §. 20.) der Generalversammlung auftrat, eröffnete die letztere mit wenigen, aber durch Herzlichkeit allgemein ansprechenden Worten des Willkommens.

II. Zu Folge §. 20. der Generalversammlung schlug der erste Vorstand die Wahl des Vorsitzenden der Generalversammlung vor. Er wurde durch Acclamation ersucht, den Vorsitz zu übernehmen.

III. Dr. *Wolfgang Menzel* trug sofort den

Geschäftsbericht

vor, in dem in Bezug auf die Begründung und erste Thätigkeit des Vereins im verflossenen Jahre 1844—45 im Wesentlichen nur dasselbe gesagt werden konnte, was bereits die Einleitung unserer Verhandlungen im 1. Heft S. 1 u. fg. enthält, auf welche demnach hier verwiesen werden kann.

Weiter wurde darin bemerkt: Se. Hoheit, der um die Naturwissenschaften so hochverdiente und unserm Verein so gnädig gesinnte Herzog *Paul Wilhelm von Württemberg* hat uns erlaubt, ihn als erstes Ehrenmitglied des Vereins begrüssen zu dürfen. Zum zweiten Ehrenmitgliede wurde der Freiherr *von Ludwig* auf dem Cap der guten Hoffnung ausersehen.

Die schon vorher in Umlauf gesetzten Statuten wurden nach erfolgter Genehmigung von Seiten der hohen Regierung gedruckt und darin auch die ersten Ausschusswahlen so wie das Verzeichniss der zuerst beigetretenen Mitglieder bekannt gemacht. Weiter wurde durch öffentliche Aufforderung im Schwäbischen Merkur, sowie durch Privatschreiben zum Beitritt eingeladen, und zahlreiche weitere Beitrittserklärungen sind erfolgt.

Bei der grossen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte im vorigen Herbst zu Bremen ist durch ein daselbst anwesendes Mitglied unsers Vereins, Professor *Plieninger*, jener grossen Muttergesellschaft die Constituirung des diesseitigen, gleichen Zwecken im engern Kreise nachstrebenden Vereins angezeigt worden.

Ferner war es die Pflicht des Ausschusses, sich mit dem Verein für Vaterlandskunde und der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in entsprechende Verbindung zu setzen. Die betreffenden Schreiben von unser Seite, beziehungsweise unseres Herrn Vorstandes und die darauf erhaltenen Antworten lauten wie folgt:

Das hohe Präsidium des Vereins für Vaterlandskunde

gebe ich mir die Ehre, unter Beischliessung der höchsten Orts gnädigst genehmigten Statuten des vor Kurzem ins Leben getretenen Vereins für vaterländische Naturkunde, von dessen Bestehen und beabsichtigter Wirksamkeit in Kenntniss zu setzen. Wenn der Verein für die vaterländische Naturkunde bei seiner speciellen Richtung auf die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Landes sich hierzu schon durch den Umstand aufgefordert sieht, dass seine Zwecke vielleicht theilweise nicht ganz ausser der Richtung derjenigen liegen, welche dem Vereine für Vaterlandskunde in seinem weit umfassenden Wirkungskreise vorgesetzt sind, so sieht er sich gegenüber der ausgezeichneten Wirksamkeit des Letzteren und seines vielvermögenden Einflusses um so mehr die willkommene Verpflichtung auferlegt, Euere Excellenz ebensowohl seine bereitwilligste Mitwirkung in allen denjenigen Beziehungen anzubieten, in welchen sie für den Verein für Vaterlandskunde gewünscht werden könnte, gleichwie er sich andererseits mit der Hoffnung schmeichelt, dass seine Bestrebungen von Ew. Excellenz beifällig angesehen und ihm erwünschte Förderung und geneigte Unterstützung in Verfolgung seiner wissenschaftlichen und gemeinnützigen Zwecke zu Theil werden möchte, um welche derselbe durch mich die angelegentliche Bitte stellt. Ich ergreife diese Gelegenheit zur Darlegung meiner besondern ausgezeichneten Hochachtung etc.

Stuttgart, den 20. Januar 1845.

Der 1. Vorstand d. V. f. v. N.-K.

Sr. Excellenz, dem Herrn Finanzminister
v. Gärttner etc. Präsidenten des Vereins
für Vaterlandskunde in Württemberg.

Hierauf erhielten wir folgende Antwort:

Euer Erlaucht

hatten die Gewogenheit, mittelst Zuschrift vom 20. Januar den Verein für Vaterlandskunde von dem Bestehen und der beabsichtigten Wirksamkeit des Vereins für vaterländische Naturkunde in Kenntniss zu setzen, und zugleich die organischen Bestimmungen des neugebildeten Vereins beizulegen.

Indem ich für diese sehr verbindliche Mittheilung Eurer Erlaucht den hochachtungsvollsten Dank des Vereins für Vaterlandskunde darlege, verbinde ich damit den Ausdruck meines lebhaften Interesse's über das Zusammentreten so ausgezeichneter Freunde und Kenner der Naturwissenschaften, deren vereintes Wirken erfreuliche Aussichten auf Erweiterung der Kenntniss unseres württembergischen Vaterlandes eröffnet und die Förderung wichtiger gemeinnütziger Zwecke verspricht. Je näher die Beziehungen erscheinen, in welchen der neugebildete Verein zu der Bestimmung steht, welche dem Verein für Vaterlandskunde gegeben ist, desto mehr fühlt der letztere sich aufgefordert, in jeder ihm zu Gebot stehenden Weise zu den Absichten des jenseitigen Vereins mitzuwirken, indem er dabei zugleich seine eigenen befördert, und es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, die Zusicherung einer regen Theilnahme des diesseitigen Vereines an den für Wissenschaft und Leben gleich wichtigen Bestrebungen, welche Ihren Verein ins Dasein gerufen, auszusprechen; so wie ich daran die vertrauensvolle Bitte knüpfe, die Wirksamkeit des diesseitigen Vereins durch die Ihrige auf eine fruchtbringende Weise unterstützen zu wollen.

Im Anschluss beehre ich mich, das so eben im Druck vollendete 1. Heft der Württembergischen Jahrbücher für 1843, als das Organ der Veröffentlichung für die Arbeiten des Vereins für Vaterlandskunde, dem Verein für vaterländische Naturkunde mitzutheilen.

Genehmigen Euer Erlaucht den Ausdruck meiner vollkommensten Verehrung etc.

Stuttgart, den 20. März 1844.

Der Präsident des Vereins für Vaterlandskunde,
Finanzminister
Gärtlner.

Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen
Wilhelm von Württemberg.

Der königlichen Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines

beehrt sich der Unterzeichnete, im Namen des kürzlich ins Leben getretenen Vereins für vaterländische Naturkunde, mit Uebersendung der Statuten von dessen Bestrebungen Kenntniss zu geben, wozu sich dieser Verein gegenüber dem ältesten und in einer Reihe von Jahren zum Wohle des Landes mit den schönsten Erfolgen thätigen Vereine vorzugsweise verpflichtet hält.

Die hohe Centralstelle wird aus den Statuten entnehmen, dass der Verein für vaterländische Naturkunde sich zunächst mit Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes einen Zweck gesetzt hat, welchen der landwirthschaftliche Verein seit seiner Entstehung mit unter die Gegenstände seiner Thätigkeit aufgenommen und bis daher mit den glücklichsten Resultaten verfolgt hat.

Weit entfernt, hiermit in eine, für die beiderseitigen Bestrebungen hemmende und nachtheilige Concurrenz zu treten, wünscht der Verein für vaterländische Naturkunde vielmehr angelegentlichst, seine Zwecke nur in Verbindung mit der hohen Centralstelle und unter ihrer fördernden und erfolgreichen Mitwirkung zu erreichen. Wenn in den Gebieten wissenschaftlicher Forschungen heutzutage eine Theilung der Arbeit ebenso nöthig und förderlich erkannt werden muss, wie in den verschiedenen practischen Richtungen, so konnte die in den Statuten des Vereins für vaterländische Naturkunde ausgesprochene Absicht nicht ohne gute Begründung erscheinen, wenn sie dahin geht, diejenigen Kräfte, welche sich

zahlreich genug in Württemberg für die Förderung der Naturwissenschaften in ihrer nähern Beziehung auf die Vaterlandskunde darboten, dagegen den eigentlichen Zwecken des landwirthschaftlichen Vereines in ihrer practischen Richtung mehr oder weniger ferne stehen, zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Wir schmeicheln uns daher, dass unsere auf nähere Verbindung u. Förderung unserer Zwecke gerichteten Wünsche bei der hohen Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins ein freundliches Entgegenkommen finden werden. Der Verein für vaterl. Naturkunde wird es sich stets zur angenehmen Pflicht machen, in allen Fällen, wo seine Wirksamkeit für die Zwecke der hohen Centralstelle erwünscht erscheinen möchte, jeder Aufforderung hierzu nach Kräften zu genügen. Insbesondere wünscht derselbe, seine Kräfte der Vermehrung der ebenso zweckmässig angelegten, als reichhaltigen Sammlung vaterländischer Naturproducte zu widmen, welche die hohe Centralstelle gegründet und bisher der wissenschaftlichen Benützung mit aller Liberalität angeboten hat; er würde daher alle diejenigen Gegenstände aus dem Inlande, welche ihm künftig zukommen werden, sofern es die hohe Centralstelle genehmigen wollte und das Cabinett derselben in Stuttgart verbleiben wird, diesem als Eigenthum übergeben, und nur in dem Fall, wenn dasselbe gegen Verhoffen einmal von Stuttgart entfernt werden sollte, sich deren Zurücknahme vorbehalten.

Indem der Unterzeichnete die Ehre hat, der hohen Centralstelle ebensowohl die auf eine nähere Verbindung mit derselben gerichteten Wünsche des Vereins für vaterländische Naturkunde, als auch dessen Bereitwilligkeit zu aller dieser Verbindung entsprechenden Wirksamkeit von seiner Seite mitzutheilen, bittet er, den Ausdruck seiner ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen.

Stuttgart, den 20. Januar 1845.

Der 1. Vorstand d. V. f. v. N.-K.
in Württemberg.

Hierauf erfolgte nachstehende Antwort:

Eure Erlaucht

haben mit hochverehrlichem Schreiben vom 20. Januar d. J. uns von dem Zusammentritt des Vereins für vaterländische Naturkunde, welcher Hochdieselben an seiner Spitze zu sehen die Ehre hat, unter Mittheilung der Vereinstatuten, in Kenntniss gesetzt.

Indem wir hierfür unsern geziemenden Dank verehrungsvoll aussprechen und uns über die Absichten und Bestrebungen des Vereins freuen, nehmen wir mit Vergnügen dessen Anerbieten an, wonach derselbe in dem gleichen Sinne, wie bisher der landwirthschaftliche Verein und in einer, den gemeinsamen Zweck fördernden Verbindung mit demselben, sich der nähern Erforschung der Naturkunde des Vaterlandes zu widmen die Absicht ausspricht.

Insbesondere erkennen wir die zugesagte Mitwirkung auch für unsere näheren Zwecke, sowie die gegebene Aussicht zur Vermehrung unserer naturhistorischen Sammlung auf das dankbarste; dürfen jedoch in letzterer Beziehung anzuführen nicht unterlassen, dass in jüngster Zeit die Benützung des an und für sich nicht sehr geräumigen Locals für die diesseitige Sammlung selbst in Frage gestellt und die Versetzung jener zur Sprache gebracht worden ist.

Indem wir dem Vereine für vaterländische Naturkunde das beste Gedeihen wünschen, erklären wir uns mit Vergnügen zu Allem bereit, was hierzu von unserer Seite beigetragen werden kann.

Verehrungsvoll etc.

Stuttgart, den 4. April 1845.

Centralstelle des landw. Vereins

Ergenzinger.

Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen
Wilhelm von Württemberg,
Grosskreuz etc., Generalmajor etc.
Erstem Vorstande des Vereins für
vaterl. Naturkunde in Württemberg.

Der übrige Theil des Rechenschaftsberichts betrifft den einstweilen nur auf ein Jahr abgeschlossenen Vertrag mit dem Verleger unserer Jahreshefte, und die Theilnahme, welche die in Stuttgart von Vereinsmitgliedern gehaltenen öffentlichen Vorträge gefunden haben; endlich den statutenmässigen Austritt der einen Hälfte des Ausschusses. Durch's Loos sind ausgeschieden die Herren:

Prof. *Fleischer.* Prof. *Chr. Gmelin.* Prof. *Hochstetter.* O.-Med.-Rath *Jäger.* Prof. *Kurr.* Staatsrath *von Ludwig.* Kreisforstrath Graf *von Mandelslohe.* Director *von Seyffer.*

IV. Der Cassier, Apotheker *Weisman*, trug sofort die nachfolgende Uebersicht über den Vermögensstand des Vereins vor.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Kasse zu erstatten.

Unser Verein zählt 322 Mitglieder mit 341 Actien, es sind von diesen bis heute 283 mit 764 Gulden 6 Kr. bezahlt. 58 Actien mit 156 Gulden 36 Kr. sind noch im Austand.

Die Einnahme für das erste Rechnungsjahr beträgt somit

920 Gulden 42 Kr.

Die Ausgaben lassen sich noch nicht berechnen, indem die Rechnungen zum Theil noch nicht eingekommen, zum Theil noch nicht decretirt sind. Sie möchten sich auf 460—470 Gulden belaufen.

Der Rechnungsabschluss kann desshalb erst der nächsten Versammlung vorgelegt werden.

Stuttgart, den 2. Mai 1845.

Vereinscassier,
Weisman.

V. Auf die von dem Vorsitzenden proponirte Wahl neuer Ausschussmitglieder an die Stelle der durch's Loos Ausgeschiedenen erfolgte deren Wiedererwählung durch Acclamation.

VI. Der 1. Vorstand proponirte nach §. 19. der organ. Bestimmungen die Wahl des Ortes für die nächste Generalver-

In dieſer Periode ſcheinen nun in Europa vorzüglich zwei gewaltſame Hebungen erfolgt zu ſeyn und das Profil des Landes weſentlich verändert zu haben. — Die Haupterhebung der Pyrenäen gehört der Kreideperiode an; aber manche Theile dieſes Gebirgsſtocks müſſen ſich erſt nach Ablagerung einiger Glieder der tertiären Reihe erhoben haben. Ganz gewiß iſt es aber, daß die ganze Kette der Alpen erſt nach der Bildung der meiſten, ja zum Theil ſogar aller jener Glieder emporgeſtiegen; denn auf manchen hohen Kuppen und in den Alpthälern liegen nicht nur ſecundäre, ſondern auch ſehr neue tertiäre Flötze, wie auf dem Rigi, den Diablerets und im Thal von Goſau. Auch manche Strecken Siciliens müſſen um dieſe Zeit mehrere tauſend Fuß hoch gehoben worden ſeyn. Man findet dort, 3000 Fuß über dem Meer, Muſchelbänke, in denen 95 Procent der Schaalthiere den jetzt im benachbarten Meere lebenden Arten vollkommen entſprechen.

Es läßt ſich zum Voraus annehmen, daß auch außerhalb Europa in dieſer Periode ähnliche Gebirgserhebungen ſtattgefunden haben, und rechneten wir auf jedes Feſtland auch nur Eine Dislocation, wie die durch die Alpen hervorgebrachte, ſo müßte ſchon hiedurch die Ausdehnung und der Umriß der Länder in dieſen verhältnißmäßig neuern Zeiten bedeutende Veränderungen erlitten haben. Auf Elie de Beaumonts Annahme, daß ſämmtliche, noch ſo weit entlegene Gebirgszüge, deren Richtungslinien einem größten Kreis der Erdkugel parallel ſind, gleichzeitig gebildet worden, darf man freilich keine voreiligen Schlüſſe bauen. Man hat aber wirklich Andeutungen, daß wenigſtens ein Theil der hohen mittelaſiatiſchen Gebirge ſich verhält wie unſere Alpen, und die Anden ſcheinen ſich ſpäter erhoben zu haben, als alle bis jetzt unterſuchten Gebirge. Beaumont hat dies aus der Beſchaffenheit der an ihnen vielfältig aufgerichteten Flötzſchichten ſehr wahrſcheinlich gemacht, und neuere Reiſende wollen im ſüdlichen Theil der Kette die Beobachtung gemacht haben, daß ganz moderne Bildungen mehrere tauſend Fuß hoch aufgehoben ſind.

Abgeſehen von dieſen mehr lokalen und gewaltſamern Zerreißungen der Flötze durch die aufſteigende Urgebirgsmaſſe, müſſen in der tertiären Aera auch ſanfter hebende unterirdiſche Kräfte vielfach thätig geweſen ſeyn. Sehr viele Länder, z. B. die Küſten von Italien, haben einen breiten Saum von tertiären Bildungen.

sammlung und des Geschäftsführers für letztere. Sein Vorschlag, Tübingen und als Geschäftsführer den 2. Vorstand Prof. Dr. *von Rapp* zu wählen, wurde einstimmig zum Beschluss erhoben und *von Rapp* erklärte sich zur Uebernahme der Geschäftsführung bereit.

Nach diesen, die Vereinsangelegenheiten zunächst betreffenden Verhandlungen begannnen

Die Vorträge.

VII. O.-Med.-Rath Dr. *v. Jäger* hielt nachstehende Gedächtnissrede auf den im September 1844 verstorbenen Staatsrath Dr. *von Kielmeyer.*

Indem ich von dem Präsidium der Academie der Naturforscher beauftragt wurde, der Wittwe des den 24. September 1844 gestorbenen Staatsraths *von Kielmeyer* die Theilnahme der Academie über den Verlust eines so ausgezeichneten, bahnbrechenden und vorleuchtenden Mitglieds und Gönners der Academie zu bezeugen, wurde mir zugleich der Auftrag, seinem Leben und Wirken ein Andenken in ihren Acten zu stiften. Ich glaube mich daher auf diese ausführlichere Darstellung hier beziehen zu dürfen, indem ich mich in dem Kreise von Freunden und Collegen, welche ihm grossentheils als Schüler und Verehrer näher standen, auf wenige Worte dankbarer Erinnerung beschränke. Der Kreis seiner mittelbaren Schüler, welche durch briefliche Mittheilungen und Manuscripte zum Theil durch ihn selbst, oder durch ehemalige Zuhörer und ihre wissenschaftliche Arbeiten mit seinen Ansichten bekannt wurden, muss indess weiter gezogen werden, als die Nachwelt vielleicht annehmen wird, wenn sie ihn mehr nach den wenigen von ihm unter seinem Namen bekannt gemachten Schriften, als nach dem Lichte beurtheilen wird, das er lebend in verschieden farbigten Strahlen aussandte, und die er wieder in einem Brennpunkte vereinigte, um damit das Feuer auf dem Altar der Wissenschaft zu entzünden. Dieser Flamme entflog mancher Funke selbst in entfernte Länder, in welchen er durch den Geist dessen, der ihn vielleicht unbewusst aufgefasst

hatte, selbst wieder zum glänzenden Lichte für einzelne Gebiete der Wissenschaft wurde, aber jetzt als Leuchte des industriellen Lebens dient, das in dem Drange seines Treibens nicht selten vergisst, dass es der Wissenschaft seine erste Nahrung zu danken hat. Diese Bedeutung erhielt indess die Wissenschaft hauptsächlich durch das Zusammenwirken so vieler ausgezeichneter Männer, welche gerade in dem Zeitraume von 50 Jahren, seit dem *Kielmeyer* als Lehrer auftrat, die ideale und insbesondere die reale Seite der Naturwissenschaft bearbeitet, und damit auch dem gemeinen Menschenverstande den Ausspruch *Baco's* nahe genug gelegt haben: „dass die Naturwissenschaft die Mutter aller andern Wissenschaften sei". Diese Selbständigkeit und Würde hatte *K.* für die Wissenschaft, die das Wissen schafft, stets in Anspruch genommen; er hatte ihr durch seine eigene Erscheinung persönlichen Werth gegeben, den er mit der Bescheidenheit des ächten Naturforschers, aber auch, wo es die Ehre der Wissenschaft galt, mit edlem Selbstgefühl zu behaupten wusste.

Dabei widmete er dem Einflusse äusserer Verhältnisse auf seine eigenen Schicksale eine dankbare Anerkennung, die sich auch im spätern Alter nicht selten mit tiefer Rührung aussprach.

Es sind Ihnen jene zum Theil aus dem in öffentlichen Blättern erschienenen Necrolog bekannt, in welchem auch die Beweise von Anerkennung angeführt sind, welche *K.* von Sr. Maj. dem Könige und von einer grossen Zahl wissenschaftlicher Vereine erhielt. Von diesen glaube ich hier insbesondere der im Jahr 1802 gestifteten vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens erwähnen zu sollen, an deren Gründung *K.* thätigen Antheil nahm, und welche das bald wieder erloschene Vorbild der wandernden wissenschaftlichen Vereine ist, welche sich jetzt in verschiedenen Ländern gebildet haben.

Indem ich mich auf jenen Necrolog beziehe, entlehne ich der von *K.* in lateinischer Sprache geschriebenen Selbstbiographie nur wenige Umstände, welche ohne Zweifel auf seine geistige Entwicklung von näherem Einfluss waren.

Es gehört dahin zunächst sein Geburtsort selbst, sofern die Erinnerungen der Kindheit und die Pietät des Sohnes, so wie die Schönheit und die klösterliche Stille ihn oft noch im reiferen

Alter in das ihm benachbarte heimathliche Thal führten, um dort sich tieferen Betrachtungen in gemüthlicher Abgeschlossenheit zu widmen. Es mochte die Heimath einen um so grössern Reiz für ihn haben, da er schon im 8ten Jahre in eine Gegend und in Lebensverhältnisse versetzt wurde, die von denen der Heimath sehr verschieden waren, wenn gleich der Name *Solitude* weder den Glanz eines fürstlichen Landsitzes mit nicht selten prunkvoller Hofhaltung, noch eine neben ihr blühende Bildungsanstalt ahnen liess. Ihre Früchte sollten mit ihrer Versetzung nach Stuttgart zur Reife kommen, wo sie die Elemente einer Realschule, eines polytechnischen Instituts und später einer Universität in sich vereinigte, ohne deswegen, namentlich in den äussern Formen, den Character einer Militäracademie abzulegen. Mit dem Zusammenleben so vieler Jünglinge von allen Abstufungen des Alters, des Standes, der Talente, die aus allen Ländern Europa's hier zusammentrafen, um sich in den verschiedenartigsten Bestimmungen des practischen Lebens oder einzelner Wissenschaftszweige zu bilden, von welchen nur die Theologie ausgeschlossen war, war zwar manche Gefahr für die Sittlichkeit verbunden, die indess vielleicht weniger durch die strenge militärische Aufsicht, als durch die geistige Anregung und Aufregung beseitigt wurde, welche in diesem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Verkehr lag, der durch das väterliche Auge des Regenten selbst belebt wurde. Mit seinem Scharfblick leitete er zugleich die Bestimmung der einzelnen Zöglinge, indem er ihren hervorstechenden Talenten die geeignete Richtung zu geben oder zu erhalten suchte. Indess hatte der Zwang, der in der ursprünglichen Bestimmung *K's* für die Forstwissenschaft lag, gerade eine um so grössere Anziehung für die naturwissenschaftliche Studien zur Folge, und somit seinen Uebertritt zu dem Studium der Medicin. Der Herzog ehrte sein hervorragendes Talent durch den i. J. 1785 gegebenen Auftrag, den Forst- und landwirthschaftlichen Zöglingen Unterricht in der Naturgeschichte und in der Botanik insbesondere zu geben. Es fand sich nur noch der Plan für diesen Unterricht, welchen *K.* dem Herzoge vorzulegen hatte, so wie die Locationsliste seiner Zuhörer, deren es 29, nämlich 10 Leibhusaren und 19 Leibjäger waren. Indess hatte *K.* nach der Rückkehr von einer wissen-

schaftlichen Reise, die er i. J. 1786 antrat, zunächst Zoologie zu lesen. Wenn er auch während eines zweijährigen Aufenthalts in Göttingen ohne Zweifel die Vorlesungen *Blumenbach's* über Naturgeschichte und vergleichende Anatomie besucht hatte, welche letztere *Blumenbach* vom J. 1785 an regelmässig alle Jahre vortrug, so ist doch die Idee der Verbindung der vergleichenden Anatomie und Physiologie mit der Naturgeschichte der Thiere, welche *K.* in den Vorlesungen über Zoologie ausführte, die er nach seiner Rückkehr im J. 1790, während 3 Jahre in der Academie fortsetzte, sowie die Art der Ausführung derselben ihm ganz eigen. Nach seiner Aeusserung gaben ihm einige zootomische Untersuchungen, die er schon früher in der Academie unternommen hatte, dazu Veranlassung. Er fand bei mehrern Freunden, die sich zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen vereinigten, unter denen auch *Cuvier* war, um so mehr Anklang, als die Neigung derselben auf specielle Untersuchungen gerichtet war. Ein Zeugniss dieses Verhältnisses trug lange ein in dem Garten der Academie gepflanzter Baum, in welchen *Kielmeyer*, *Cuvier* und *Parrot* am Vorabende der Abreise *K's.* nach Göttingen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen und darunter die Worte eingeschnitten hatten: *amicitia conjuncti, sorte disjuncti.*

Cuvier, der im März 1784 in die Academie eingetreten war, verliess dieselbe erst im April 1788 und führt nicht nur in seiner vergleichenden Anatomie *K.* unter den Männern auf, die ihm die Anhaltspunkte (*donnés*), Thatsachen, an die Hand gegeben haben, von welchen er ausgegangen sey, sondern erklärt ihn namentlich in einem Briefe vom October 1793 als seinen Meister, dessen Genie er immer ebenso bewundern, als er seine Persönlichkeit lieben werde. *Cuvier* war indess bei seinen übrigen hervorragenden Eigenschaften nicht nur im Besitze einer besonders klaren Darstellungsgabe, welche zum Theil das Verdienst der französischen Sprache selbst ist, sondern auch eines vorzüglichen, jene unterstützenden Zeichnentalents und im Besitze reicher Hülfsmittel, welche *K.* nur in sehr beschränktem Maasse in der Natur selbst benutzen konnte. Es muss daher um so mehr in Erstaunen setzen, dass *K.* in dem Alter von 25 Jahren schon das Material für eine vergleichende Anatomie und Physiologie zusammen-

gebracht und geordnet, und darauf eine allgemeine und specielle Thiergeschichte gegründet hatte. Wenn sich *K.* namentlich in dem speciellen Theile der Zoologie noch nicht der von *Linné* und von *Blumenbach* aufgestellten Anordnung anschloss, so findet sich darin doch schon manche Zusammenstellung nach Ordnungen, nach Familien, welche die vergleichende Anatomie an die Hand geben musste. *K.* war also in der allgemeinen Anwendung der vergleichenden Anatomie jeglichenfalls der Vorgänger *Cuvier's*, der durch die Grösse seiner Verdienste den besten Maasstab für die Verdienste *K's.* in diesen Wissenschaftszweigen gibt.

K. hatte indess i. J. 1792 neben den Vorträgen über Zoologie auch die Vorträge über Chemie begonnen, die er durch 2 Jahre fortsetzte. Indem in dieser Zeit die Wissenschaft selbst in einer Art von Gährung begriffen war, wurde schon für die Lichtung und Gewältigung der Thatsachen und Ansichten eine ungewöhnliche Geisteskraft erfordert. Die Richtung der Bahn, welche die Wissenschaft zu nehmen hatte, wäre auch an der Hand des Experiments nur sehr schwer bestimmbar gewesen, wenn *K.* dazu die ausgedehnteste Gelegenheit und Unterstützung durch Gehülfen zu Gebot gestanden wäre. Er fand sie daher mehr in den Combinationen seines schöpferischen Geistes, in dem er zugleich die Thatsachen selbst als die Punkte festhielt, von denen er messend und weissagend ausging. In der allgemeinen Chemie bestimmte er, zum Theil den Vorträgen *Lichtenberg's* über Physik sich anschliessend, aber mit der ihm eigenen Schärfe und Consequenz, die Gränzen der Physik und Chemie, und sonderte die Erscheinungen der Cohäsion, Adhäsion und Affinität als verschiedene Formen der chemischen Anziehung. Er stellte zuerst die Imponderabilien, Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus als eine eigene Classe von Stoffen auf, denen er noch die Geruchs-, Geschmacks- und Schalls-Materie und das organisirende Fluidum anreihte. Er nahm hiebei eine Verwandschaft zwischen diesen verschiedenen imponderablen Stoffen an, welche sich in der Entdeckung des Electromagnetismus, der Magnetoelectricität, der Thermoelectricität schon auf eine glänzende Weise bewährte, und zugleich der längst anerkannten Verwandtschaft des Lichts und der Wärme sich anschloss, und vielleicht in der Entdeckung

des Ozons durch *Schönbein* eine weitere Bestätigung erhält. Die grosse Entdeckung *Davy's* über die Metallicität der Alcalien und Erden hatte *K.* wenigstens in so weit geahnt, dass er, namentlich unter Bezugnahme auf die Schwererde, von den Erden überhaupt annahm, dass sie wahrscheinlich Metallkalke seien, und, in Beziehung auf die Verbindung eines combustiblen Körpers mit einem comburirenden, das Wasser selbst zu den Erden rechnete. Als Beispiel einer geistreichen Ansicht in der damals noch sehr beschränkten organischen Chemie mag angeführt werden, dass er das Bier als flüssiges Brod und das Brod als festes Bier bezeichnete. In Tübingen, wohin er i. J. 1796 nach Vollendung einer zweiten wissenschaftlichen Reise als ordentlicher Professor der Chemie versetzt wurde, hatte er später auch *Materia medica* und *Pharmacie* zu lehren, und so wenig ihm die eigentlich practischen Fächer der Medicin zusagten, so wusste er doch auch besonders dem allgemeinen Theile der *Materia medica* und der Anwendung der imponderablen Stoffe einen besondern Reiz durch die freie Auffassung zu geben, mit welcher er namentlich die Wirkungen der Musik und des thierischen Magnetismus darstellte.

Am meisten schien ihn die Botanik auch von der gemüthlichen Seite anzusprechen; daher auch später seine vorzugsweise Beschäftigung mit derselben, an welcher ihn auch seine amtliche Verhältnisse in Stuttgart festhielten, nachdem er sich von der Direction der öffentl. Bibliothek u. des Naturaliencabinets zurückgezogen hatte, das seiner Verwendung insbesondere die werthvollen Geschenke verdankt, mit welchen Freiherr *von Ludwig* dasselbe bereichert hat. Als der interessanteste Vortrag darf indess wohl der über allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper bezeichnet werden, die er nach ihren verschiedenen Attributen unter einander und mit den unorganischen Körpern verglich. Dieser Vortrag reiht sich zunächst an den Inhalt der in den Jahren 1790—93 gehaltenen Vorträge über Zoologie und insbesondere an die von ihm am Geburtstage des Herzogs *Carl* am 11. Februar 1793 gehaltene Rede an, welche die Betrachtung der Verhältnisse der organischen Kräfte in der Reihe der Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse zum Gegenstande hat. In diesen Vorträgen, sowie in der bei Eröffnung der Versammlung der deutschen

Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart i. J. 1834 gehaltenen Rede über die bei allen einzelnen Pflanzen wahrnehmbare Richtung der Wurzeln nach unten, — erdwärts — und der Richtung der Stämme nach oben — himmelwärts — brachte er die Erscheinung des organischen Lebens in Vergleichung mit der Wirkung imponderabler Stoffe und in Zusammenhang mit der Kraft, die in ihnen selbst nach Polen hinwirkt, und in Zusammenhang mit den Kräften, die bei der Bildung der Erde selbst und bei den auf ihr beobachtbaren Erscheinungen thätig sind, und somit am Ende mit den Kräften in Verbindung, durch welche die Erde mit der Sonne und mit dem Weltall überhaupt zusammenhängt. Das bisher Gesagte dürfte wohl hinlänglich erweisen, dass *K.* durchaus die ideelle Grundlage seiner Forschungen sich selbst geschaffen hat, dass er aber das Material an Thatsachen für dieselbe grossentheils von Andern entlehnen musste, indess die herrschenden philosophischen Systeme keinen wesentlichen Einfluss auf ihn gehabt zu haben scheinen.

Auf der andern Seite hat er sich bestimmt gegen einen Einfluss erklärt, den er auf die Begründung der Naturphilosophie gehabt habe, indem nach seiner Aeusserung *Schelling* seine Untersuchungen aus den Tiefen des menschlichen Geistes schöpfte, indess er sich unmittelbar an die Erscheinungen des Lebens hielt. Wenn er die Beobachtung dieser und insbesondere die Darstellung der Bildungserscheinungen bis in das feinere anatomische Detail anderen Forschern, *Haller, Blumenbach, Pallas, Soemmering, Dauberton, Vicq d'Azyr, Cuvier* u. s. w. entnehmen musste, so muss schon die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit für ein hohes Verdienst gelten, mit welcher er dieses Material als fremdes Eigenthum anerkannte und in sich aufnahm und nicht nur durch eigene Untersuchungen vermehrte, sondern in Combinationen benützte, durch die er auf der einen Seite an den einzelnen Organismus oder das einzelne Organ die Reihe aller übrigen mit ihren mannigfaltigen Abänderungen und Erscheinungen anknüpfte, auf der andern Seite durch die Stufenleiter der Gesetze und Ursachen dieser Erscheinungen an die Kräfte, durch welche sie bewirkt werden, und somit an die Urkraft aller. Indem *K.* bei seinen Vorträgen so den Witz und Scharfsinn übte

und zugleich die strengste Logik in Anwendung brachte, wurde dem Schüler ein auf andere Weise kaum zu erreichendes Bildungsmittel zu Theil. Die Vorträge brachten ihn aber auch in Absicht auf das Materielle selbst vollkommen ins Klare, indem *K.* einen und denselben Satz nach verschiedenen Seiten wandte und beleuchtete, von welchen die eine oder die andere zu klarer Auffassung des Gegenstandes führen mochte. *K.* war dabei von dem, was er sagte, selbst ergriffen, zumal wo er von den verschiedenen Thatsachen allmälig sich zu höhern Combinationen erhob. War es doch oft, als ob in den ersten Elementen zuerst nur einzelne Töne in ihrer Reinheit vernommen würden, die bald zu zusammenstimmenden Accorden wurden, die dann in ihrer Vereinigung eine Harmonie der Gedanken bewirkte, die ebenso, wie die Musik die Nerven in harmonische Schwingungen versetzt, eine Begeisterung für die Wissenschaft in dem Zuhörer bewirkte. Dieses Gefühl, einmal in der Jugend erregt, lässt wenigstens eine bleibende Neigung für die Wissenschaft und den Drang, sich ihrem Dienste zu widmen, zurück, es begründet endlich die Ueberzeugung, dass die Wissenschaft ebenso wie die Tugend für sich selbst geliebt werden müsse. Dieses Gefühl begründete aber auch die fortdauernde Liebe und Anhänglichkeit der Schüler an ihren Lehrer, der ihnen ein würdiges Vorbild für diese Tugend war, welche er ohne alle Nebenrücksichten übte, und mit welcher er moralische Eigenschaften verband, welche ihm als Mensch allgemeine Achtung erwarben. Damit mochten denn auch Eigenthümlichkeiten in der äussern Erscheinung oder auch in der Beurtheilung einzelner Personen um so eher übersehen werden, da jene nur durch Missbrauch seiner natürlichen Gutmüthigkeit zu Schwächen wurden und solche Eigenthümlichkeiten nicht selten die Begleiter der Originalität sind. Zur Bezeichnung seines Characters gehört noch die Freigebigkeit und die fortdauernde Zuneigung für seine Zuhörer, zumal wenn sie auch durch fortdauerndes Interesse für die Wissenschaft mit ihm in Verbindung zu bleiben suchten. Nicht selten bemühte er sich, auf die Förderung ihrer wissenschaftlichen Zwecke oder auf ihr äusseres Schicksal fördernd durch seinen Rath oder seine Empfehlung einzuwirken, welche auch auswärts überall Geltung fand. Bei einem solchen Geiste, wie *K.* sich

uns nach dem Bisherigen darstellt, dürfte es vielleicht weniger unerwartet erscheinen, wenn er bei der klaren Anschauung der Kräfte der Natur diesen einen höhern, unabhängigen Werth beilegte, und in ihrer Verbindung mehr die für sich bestehende Urkraft, nicht aber die Persönlichkeit des Schöpfers erkannt hatte. Wirklich finden sich auch in seinen Vorträgen und in einzelnen zum Theil schriftlich hinterlassenen Aeusserungen Belege für eine Entwicklung seiner Psyche auch in dieser Beziehung. Sie gibt, zusammengehalten mit einer entsprechenden Entwicklung anderer ausgezeichneter Männer, das erfreuliche Resultat an die Hand: dass gerade auch solche, mit ungewöhnlicher geistiger Kraft ausgezeichnete Männer von der Höhe, welche sie gleichsam unabhängig erreicht haben und nach dem Vollgenusse der freieren Aussicht über die Erscheinungen der Natur und der tieferen Einsicht in ihre Werkstätte, zu der christlichen Demuth zurückkehren, die in der Unterordnung unter den Schöpfer der Natur in Beziehung auf die sich in dieser offenbarenden Weisheit, und für die Begründung und Erhaltung des moralischen Werths des Menschen selbst, sowie in Absicht auf seine Hoffnungen jenseits ihre Befriedigung und Ruhe findet, der *K.*, wir hoffen es, jetzt in seiner Verklärung geniesen wird.

VIII. Professor Dr. *von Rapp* erfreute die Versammlung mit einem sehr anziehenden Vortrag über die nicht mehr lebenden Naturforscher Württembergs und ihre Verdienste um die Wissenschaft, welchen er jedoch nicht für den Abdruck bestimmte.

IX. Prof. *Quenstedt* hielt einen freien Vortrag über die Wahrscheinlichkeit, in Württemberg Steinkohlen zu entdecken, welcher grosses Interesse erweckte. Er hatte die Güte, Folgendes nachträglich schriftlich mitzutheilen.

Ueber die Hoffnung auf Kohlen in Württemberg.

Sieht man von kleinern Versuchen in der Lettenkohle ab, so sind bei uns hauptsächlich auf zwei Punkten grössere Nachforschungen angestellt.

1. Zu Neufen, wo das Bohrloch in der Mitte des braunen

Jura (damals Lias genannt) angesetzt wurde. Man bohrte 1045′ par., blieb aber immer in den dunklen Thonen und Mergelkalken, und fand keine Kohle. Die Sache geschah auf Analogie hin mit norddeutschen Formationen, wo man bei Neustadt am Rübenberge, am Deister etc. in der Wealden formation (zwischen Jura- und Kreidenformation ein Zwischenglied bildend) noch jetzt brauchbare Kohle gewinnt, die früher von vielen Geologen in das Liasgebiet gesetzt wurde. Wollte man die Wealder-Kohlen bei uns erwarten, so müsste man sie auf der Höhe des weissen Jura jenseits der Donau unter dem Alpenschutt suchen.

2. Bei Schramberg am Schwarzwalde. Am diesseitigen Rande des Schwarzwaldes hat Herr *von Alberti* das Steinkohlengebirge mit entschiedenen Gründen nachgewiesen. Es sind daher bei Schramberg seit Jahren zusammenhängende Bohrversuche angestellt, man hat graue Sandsteine und schwarze Schieferthone gefunden, die entschieden Kohlen andeuten; indess steht das Urgebirge zu nahe, und das Feld zeigt sich bereits zu klein, als dass auch hier bedeutende Resultate gehofft werden dürften. Gleich ungünstig haben sich die Bohrversuche auf badischem Gebiet bei Gernsbach erwiesen. Demnach ist meine Ansicht nun folgende:

Da sich am Schwarzwalde rings herum das Kohlengebirge findet; daselbst der bunte Sandstein dasselbe noch oft in den tiefern Thälern bedeckt: so wäre es wider alle Analogieen, wenn die Steinkohlenformation weiter einwärts im Becken des Neckars fehlen sollte. Sie wird nicht nur vorhanden, sondern wahrscheinlich noch stärker entwickelt sein.

Allerdings wäre es eine Ausnahme von der geologischen Regel, wenn der grosse Sektor zwischen schwäbischer und fränkischer Alp einerseits, und zwischen Schwarzwald, Odenwald und Spessart andererseits, da er an seinem westlichen und nördlichen Rande überall Anzeichen der Kohlenformation hat, in der Tiefe, wo sonst die Formationen mächtiger zu werden pflegen, in Beziehung auf Kohlengebirge leer ausginge. Selbst England, das kohlenreichste Land der Erde, widerspricht diesem, und wir dürfen wohl einige Hoffnung darauf stützen, dass gerade Centralengland

Der Thalboden des Rheins und der Donau, die abgeſchloſſenen Baſſins Böhmen und Ungarn, die großen Ebenen in Norddeutſchland und Rußland beſtehen aus tertiären Flötzen, die ſich durch die darin erhaltenen Schaalthiere als Meeresbildungen zu erkennen geben. Seitdem nun all dieſes Land Meeresboden war, iſt augenſcheinlich Europa nach ſeiner ganzen Erſtreckung ſachte, und zwar hier mehr, dort weniger emporgehoben worden.

Das geologiſche Datum dieſer gewaltſamen und allmähligen Hebungen zu ermitteln, iſt eines der ſchwerſten Probleme. So viel iſt beſtimmt, einige erfolgten, während ſich auf dem Boden der Meere die tertiären Flötze bildeten, die meiſten aber erſt nachher. Durch ſie mußte daher offenbar das europäiſche Feſtland fort und fort vergrößert werden. Dabei erhielt der Lauf der Landgewäſſer zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Richtung; es bildeten ſich auf dem Lande große Anſammlungen ſüßen Waſſers, und während ſich im Einzelnen die Verhältniſſe den jetzigen immer mehr näherten, war im Großen der ganze Lauf der Natur, im Unorganiſchen wie im Organiſchen, wie er jetzt iſt.

Zu all dieſem kommt noch eine ganze Klaſſe von Erſcheinungen, auf die man noch nicht lange aufmerkſamer geworden iſt, Wirkungen, die ſich ganz in die Jetztzeit verlaufen und ſich noch gegenwärtig bemerklich machen. Längs der Küſten des baltiſchen Meers, an der Weſtküſte von Scandinavien, an der Oſt- und Weſtküſte von Schottland und England, an der Südküſte von England, an der Weſtküſte von Frankreich und der Oſtküſte von Irland, ſo wie in den verſchiedenſten Ländern der Erde bemerkt man zahlreiche Spuren, daß das Land und der Boden der benachbarten Meere ſtreckenweiſe einmal oder verſchiedenemale emporgehoben worden ſind. Daß dieſe Veränderungen des Niveaus in eine verhältnißmäßig ſehr neue Zeit fallen, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die dabei gehobenen und aufs Trockene gelegten Schaalthiere den gegenwärtig in den angrenzenden Meeren lebenden vollkommen entſprechen. Man erklärte früher auch dieſe Erſcheinungen, wie alles Vorkommen von Meeresprodukten im Innern und auf den Höhen des Landes, aus einem allgemeinen Sinken des Meeresſpiegels; allein die unmittelbare Anſchauung und das Verhältniß dieſer gehobenen Punkte zu aufgelagerten Formationen ſprechen durchaus dagegen. Hier genügt es, Eine entſcheidende Thatſache anzuführen.

unserm Württemberg geognostisch so ähnlich sieht. Auch Centralengland bildet ein Hügelland aus horizontal gelagertem *Newred* (unserm bunten Sandsteine, Muschelkalk und Keuper entsprechend), westlich erheben sich die Berge wieder von *Wallis*, östlich die von *Stonebrashhill*, welche England vom 1100′ hohen *Clearchill* bei *Cheltenham* bis zum *Roseberry Topping* 1000′ in *Yorkshire* 65 Meilen lang durchziehen, und wie unsere Alp aus Jurakalk bestehen. In dieser grossen Sandstein- und Lettenebene würde man nirgends Kohlen gesucht haben, wenn nicht mitten darin Hügel mit steil fallenden Schichten des Uebergangsgebirges hervorträten, die auf ihrem Rücken die mächtigsten Kohlen tragen, welche man in England kennt. Hierdurch war es den Engländern leicht, auch in Gegenden Kohlen zu suchen, wo man sie sonst nicht erwartet hätte; nicht nur im Kohlengebirge, sondern auf der Höhe des *Newred*, selbst des *Lias* graben sie ein, sicher, darunter, wenn auch erst tief, das Kohlengebirge mit reichen Flözen zu finden. Ja jemehr sie untersuchen, desto mehr überzeugen sie sich, dass die entferntesten Kohlenfelder der Oberfläche tief unter den jüngern Flötzgebirgen in unterirdischem Zusammenhange stehen.

Leider hat uns die Natur das Finden der Kohle nicht in gleicher Weise erleichtert, unsere Hoffnungen liegen vielmehr in unbekannter Tiefe begraben, wir müssen erst wagen, um unsere Reichthümer kennen zu lernen.

Aber dieses Wagstück wird noch durch eine andere erfreuliche Analogie unterstützt, durch die des Salzes. Obgleich das Salzgebirge sich an vielen Punkten des Muschelkalkrandes nachweisen lässt, so würde man doch vergebens hier am Ausgehenden Salz suchen, selbst wo die tiefern Thäler den Salzgyps schneiden, liegt kein Salz über Tage, höchstens dass eine ärmliche Salzquelle den Schatz des Innern vermuthen lässt. Erst die beharrlichsten Versuche und Glück des Zufalls haben gelehrt, dass in der Tiefe des Bodens unter der Masse des Hauptmuschelkalkes Salzlager verborgen liegen, die nach den dürftigen Anzeichen der Oberfläche kein Sachverständiger wohl in solcher Mächtigkeit erwartete. Heute setzt man am Rande des Keupers, wo möglich etwas fern von tief eingeschnittenen Muschelkalkthälern, das Bohrloch an, und ist seines Fundes ziemlich gewiss. Liegt also in

der Tiefe des Beckens der Reichthum des Salzes, so liegt auch die Folgerung nahe, hier und nur hier die Kohlen zu suchen.

Freilich wird man mir einwenden: Salz und Kohle sind sehr verschiedene Bergprodukte, jene auf Feuer-, diese auf Wasserwege gebildet, sie haben daher wenig miteinander gemein. Mindestens kann man darauf erwidern, dass über die Entstehung des Salzes sich ebenso gewichtige Gegengründe anführen lassen, man könnte dagegen versucht werden nachzuweisen, warum die urweltlichen Pflanzen nicht am Rande der Schwarzwaldinsel, sondern mehr beckeneinwärts sich anhäufen mussten, dass das Steinkohlenmeer bis zum Keuper herauf wegen der Thierfährten und netzförmigen Sprünge im Sandstein wenigstens zeitweis trocken lag etc.; wenn dergleichen theoretische Ansichten nicht gar zu oft sich änderten. Nur eine Wahrheit, die durch das Salzgebirge glänzend unterstützt wird, steht über aller Ansicht: wir kennen in unserm Stufenlande die Formationen nicht eher, als bis durch eine Reihe zusammenhängender, mit wissenschaftlicher Umsicht in der Tiefe des Bodens angestellter Versuche thatsächlich dargethan ist, was wir haben und was uns fehlt. Zwar kann Niemand mit apodiktischer Gewissheit sagen, dass unter unserm Flözgebirge in der Tiefe des Bodens das Steinkohlengebirge liegen müsse, aber man kann 10 gegen 1 setzen, dass, weil es am Rande sich findet, es auch in der Tiefe nicht fehlen wird.

Somit ist das Suchen der Kohle auf ein ganz anderes Feld als bisher gespielt. Wir müssen die Ränder verlassen, und wie beim Salz in die Tiefe des Bodens gehen. Am geeignetsten dazu erscheinen diejenigen Thaleinschnitte, welche der Tiefe sich möglichst nähern und zu gleicher Zeit sich auch vom Schwarzwaldrande bedeutend entfernen. Ein solcher Punkt liegt z. B. zwischen Sulz und Horb, wo der Neckar auf einer einzigen kleinen Stelle mitten in der mächtigen Muschelkalkformation den rothen Sandstein bespült. Würde man in dieser Gegend einbohren, so würde man nicht nur sich einer Region gegenüber befinden, wo im Schwarzwalde das Steinkohlengebirge die meisten Hoffnungen gemacht hat (Kinzigthal), sondern man würde auch nur die Mäch-

tigkeit des bunten Sandsteins zu überwinden haben, um gleich darauf das Steinkohlengebirge zu erreichen, da der Zechstein, wenn etwa auch vorhanden, doch nicht bedeutend ist. Nun ist im Durchschnitt der bunte Sandstein nicht mächtiger als 800 Fuss, also schon bei dieser mässigen Tiefe würde der erste wichtige Punkt, ob überhaupt im Becken noch Steinkohlengebirge vorhanden ist, entschieden. Abgesehen von Allem lohnt schon allein das Wissen um diesen merkwürdigen Thatbestand den Aufwand, welcher an ein Bohrloch solcher Tiefe gesetzt werden müsste. Zu diesem Werke sollte man so schnell als möglich schreiten, und nicht blos an einem, sondern zugleich an mehrern Punkten des Landes beginnen. Wir müssen wissen, im ganzen Lande, wo irgend nur der Sandstein zugänglich ist, was unter ihm liegt; es ist der Fundamentalversuch, von dem alles weitere Suchen abhängt, und jedes Zögern ist eine Versäumniss, die sich straft. — Wird aber nun wirklich das Steinkohlengebirge gefunden, so dürfen wir an dieses viel grössere Hoffnungen knüpfen, als an die Anzeichen am Rande. Müssten wir auch noch 1200—1300 Fuss tief in dem entdeckten Steinkohlengebirge hinabgehen, so wären reiche Kohlenfelder eines solchen Opfers wohl noch werth. Hat man doch in Preussen an der „Porta Westphalica" bereits ein Bohrloch von 2100′ par. hinabgestossen, um auf reiche Salzquellen zu gelangen, um wie vielmehr sind Steinkohlen eines solchen Versuchs werth. Uebrigens vergesse man nicht, dass auch in England viele Schächte über 1500′ par., ja einzelne über 2000′ hinabgehen. Ja müssten einmal die Gränzen der Möglichkeit erreicht werden, so ist der *Samson* zu *Andreasberg* bereits 2500′ tief, und zu *Kuttenberg* in Böhmen soll man in frühern Zeiten noch 1000′ tiefer gekommen sein. Die Steinkohlenfelder selbst aber setzen in England, Belgien, bei Saarbrücken und an andern Punkten noch zu viel bedeutenderer Tiefe hinab. Nach der Verbreitung und dem Einfallen der Kohlenflöze zu schliessen, könnte man Steinkohlen bis auf 10,000′ ja 20,000′ Tiefe verfolgen, wenn die Wärme der Erde kein Hinderniss entgegensetzte. Die gegen solche Tiefe unbedeutende Mächtigkeit des Sandsteines darf uns daher nicht im Voraus schon abschrecken, und Bedenken über das

Anfangen erregen. Der ganze Bau des Stufenlandes lässt nicht erwarten, dass die Kohlen nahe der Oberfläche liegen; dagegen ist die Tiefe noch so, dass ein der Wichtigkeit der Sache angemessener Aufwand die Schwierigkeiten leicht überwinden lässt.

x. Prof. Dr. *Sigwart* von Tübingen berichtete über die Resultate seiner vieljährigen Untersuchungen der Canstatter und Berger Mineralquellen. Er hatte die Güte folgendes Resumé zu den Acten zu geben.

Ueber die Beschaffenheit und die constante Verschiedenheit der Canstatter u. Berger Sauerwasser.

In diesen Mineralwassern hat man bisher durch Analyse folgende Bestandtheile gefunden: kohlensaures Gas, kohlensaures Eisenoxydul, Chlornatrium, Chlormagnesium, zuweilen auch Chlorcalcium, schwefelsaures Natron, schwefelsaures Kali, schwefelsaure Bittererde, schwefels. Kalk, kohlens. Kalk, kohlens. Bittererde, Kieselerde, organische Materie; und zwar kohlens. Bittererde im Verhältniss zum kohlensauren Kalk jedenfalls in sehr geringer Menge. Es wird nun gezeigt, dass durch eine **neue Methode der Analyse des Mineralwassers**, nämlich Vermischung mit dem dreifachen Volumen Alkohol von 40° B. und Stehenlassen an der Luft, man dasselbe direct in schwefelsauren Kalk, kohlensauren Kalk, kohlensaure Bittererde, diese beide in einem ähnlichen Verhältniss, wie im Dolomit, und in Chlornatrium (mit etwas Chlorkalium) nebst einer höchst geringen Menge schwefelsaures Alkali (etwas Eisen, Kieselerde und organischen Stoff) zerlegen könne. Hierauf wird die Idee gegründet, dass **diese Mineralwasser im Wesentlichen nichts anders seyen, als eine Auflösung von Kochsalz, Gyps und Dolomit mittelst Wasser und Kohlensäure**; und dass die übrigen Salze, welche man durch Analyse daraus erhalten hat, durch gegenseitige Zersetzung jener Körper gebildet werden. Die Analyse mittelst Alkohol gab aus 16 Unzen der Sulzerrainquelle:

14,547 Gr. schwefelsauren Kalk
2,725 „ kohlensauren Kalk
2,973 „ kohlensaure Bittererde und
18,034 „ Chlornatrium etc.

Es wird gezeigt, dass man durch Kochen des Mineralwassers so viel kohlensauren Kalk im Niederschlag erhält, wie der ursprünglich vorhandene zusammt derjenigen Menge, welche durch Zersetzung der kohlensauren Bittererde mit schwefelsaurem Kalk (eine Zersetzung, die auch anderwärts in der Natur nachgewiesen wird) entstehen muss; der Versuch gab nämlich 6,634 Gr., also erzeugt 3,909 Gr. kohlensaurer Kalk durch Zersetzung von 3,150 kohlensaurer Bittererde mit 5,302 schwefelsaurem Kalk. Es wird ferner nachgewiesen, dass durch Crystallisation in anhaltender heftiger Frostkälte man nahezu soviel crystallisirtes schwefelsaures Natron erhält, als die schwefelsaure Bittererde, die aus der kohlensauren Bittererde entsteht (4,163 Gr.) durch ihre Zersetzung mit Chlornatrium liefern muss; der Versuch gab 10,167 Gr. = 4,380 wasserfreies, schwefelsaures Natron; erzeugt aus 3,728 Gr. schwefelsaurer Bittererde und 3,605 Chlornatrium. Endlich wird gezeigt, dass man durch die Analyse nach der gewöhnlichen Methode, indem die einzelnen Zersetzungen nicht vollständig vor sich gehen oder eine theilweise Rückbildung der vorigen Verbindungen statt findet, alle die Verbindungen und diejenigen Mengen derselben erhalten werden müssen, die man durch eine solche Analyse wirklich erhält und bisher erhalten hat; zumal wenn man eine kleine Menge überschüssiges Alkali mit in Rechnung nimmt, deren Radical durch das Chlor nicht gesättigt wird, und welches Alkali entweder als schwefelsaures Salz im Kochsalz vorhanden sein kann, oder vielleicht mit dem Kalk verbunden ist und mit Hülfe der Kohlensäure durch Zersetzung von schwefelsaurem Kalk, schwefelsaures Alkali und kohlensauren Kalk bildet. Was die Bildung dieser kohlensauren Thermen als solcher betrifft, so wird nachgewiesen, dass, im Allgemeinen, je höher die Temperatur, desto grösser der Gehalt an kohlensaurem Gas bei den verschiedenen Quellen und Brunnen, und dass also wahrscheinlich die Mittheilung der Kohlensäure, wie die der Temperatur (wohl zu unterscheiden von der Aufnahme der Salze, die dem Ort und der Zeit nach davon verschieden sein mag und wenigstens zum Theil gewiss ist) nach Maasgabe dieser Temperatur in einer sehr grossen Tiefe, wenigstens 770 bis 885′, d. i. immerhin 5 — 600′ unter dem tiefsten Bohrloch

stattfinden muss. Es wird vermuthet, dass die Verschiedenheiten grossentheils in dem Zufluss von Wasser oder Quellen, die mehr aus der Oberfläche kommen, zum Theil auch im Entweichen von kohlensaurem Gas ihren Grund haben. Die constante Verschiedenheit der verschiedenen Quellen und Brunnen, sowohl was den Salzgehalt, als den Gehalt von Kohlensäure und die Temperatur betrifft, werden durch viele Jahre hindurch fortgesetzte Versuche erwiesen, aus denen aber auch zugleich hervorgeht, dass dieselben Quellen und Brunnen in Absicht auf die Menge der Salze kleinen Veränderungen unterworfen sind.

Die Berger Quellen sind durch eine höhere Temperatur und grösseren Gehalt an Kohlensäure ausgezeichnet, wahrscheinlich in Folge dessen, dass sie mehr Zufluss aus der Tiefe haben. Die Inselquelle ist die reichste in Absicht auf den Salzgehalt (die Quelle in der Kunstmühle wurde in dieser Hinsicht nicht untersucht).

xi. Kreisforstrath Graf *Mandelsloh* von Ulm zeigte einen prachtvollen rechten Unterkiefer von *Palaeomeryx Scheuchzeri H. v. M.* aus dem ältern Süsswasserkalk von Steinheim bei Heidenheim vor und bemerkte hierbei, wie es durch diesen Fund erwiesen sei, dass jener Süsswasserkalk zu den jüngsten Tertiärformationen gehöre. (S. die Abbildung Taf. I. Fig 1.)

O.-Med.-Rath Dr. *Jäger* bemerkte hierüber, dass die Gattung *Palaeomeryx* beinahe den Tertiärbildungen eigenthümlich zu sein scheine; er habe kürzlich eine Unterkieferhälfte aus der Molasse von Baltringen erhalten, deren Zähne zerdrückt und daher nicht genauer bestimmbar, wohl aber etwas grösser seien, als die des *Palaeomeryx medius* der Ablagerung von Weissenau, dagegen kleiner als die des Unterkiefers aus dem Süsswasserkalk von Steinheim. Aus letzterem Fundorte habe er früher Ueberreste von 4 Wiederkäuern beschrieben, welche Hirsch- oder Antilopen-Arten angehören dürften, deren Grösse der des canadischen Hirschs, des Edelhirschs, des Rehs und wahrscheinlich einer Antilopenart entsprechen, welche etwas grösser als das Reh war. Neuerlich sei ihm von Herrn Regimentsarzt *von Klein* ein *Os metatarsi* mitgetheilt worden, das ungefähr um 1 Sechstel grösser,

als das einer *Antilope pygmaea* sei. Es gehöre folglich keinem der bisher in dem Süsswasserkalke von Steinheim aufgefundenen Wiederkäuer zu, deren Zahl demnach mit dem von Graf v. *Mandelslohe* aufgefundenen Unterkiefer von *Palaeomeryx* sechs betragen, welche ohne Zweifel den 3 Gattungen *Cervus*, *Antilope* und *Palaeomeryx* angehören, es sei jedoch zu bemerken, dass die vorhandenen Hülfsmittel nicht zureichen, um die vorhandenen Knochenüberreste der einen oder andern der beiden letzgenannten Gattungen zuzuweisen.

Ferner zeigte Graf *Mandelslohe* einen vortrefflich erhaltenen Gaumen von *Gyrodus umbilicus Ag.* aus dem Jurakalk von Wippingen vor. (S. die Abbildung Taf. I. Fig. 2.)

XII. Apotheker Dr. *G. Leube* von Ulm sprach über die Bedeutung, welche die Chemie für die Geognosie gewinnen müsste, wenn sie durchgreifend auf die Behandlung der letztern angewandt würde und bemerkt, dass Prof. *Chr. Gmelin* in Tübingen schon i. J. 1826 durch seine chemischen Untersuchungen über die verschiedenen Kalkformationen Schwabens interessante Resultate geliefert habe. Er spricht alsdann gegen die Versammlung die Hoffnung aus, der Verein möchte den Gegenstand für wichtig genug halten und „die vaterländischen Chemiker aufmuntern, durch möglichst viele plangemässe chemische Untersuchungen der verschiedenen Formationsglieder unserer Gebirge Materialien zu liefern, welche vereint eine entschiedene Förderung der Geognosie in Aussicht stellen.“

Dr. *Leube* führt ferner an, dass es ausgemacht scheine, dass aus einer chemischen Behandlung gründlichere Bildungstheorieen und festere Principe für die Trennung und Eintheilung der verschiedenen Bildungsglieder hervorgehen und grosse praktische Vortheile gewonnen werden müssen; so seien zum Beispiel der Gryphitenkalk durch sehr geringen, der Muschelkalk durch sehr grossen Gehalt an Bittererde, der Liaskalk durch Reichthum an Thon und durch fast steten Gehalt an Bitumen ausgezeichnet und daher schon in diesem Mischungsunterschiede zu unterscheiden. Auch praktisch biete die Sache wichtige Seiten.

So habe er der Festungsbau-Commission in Ulm in der Regel voraus bestimmen können, welche Kalksteine den Atmosphärilien trotzen und welche keine Anwendung für Bauten finden dürfen. Die Plattenkalke, welche $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ % Thon in ihrer Mischung enthalten, können im Freien verwendet werden, ohne dass sie leiden, von 5 bis 12 % Thongehalt können sie nur zu Riegelmauern, oder überhaupt nur ins Innere, für Wasserbauten aber nur da, wo sie immer unter Wasser bleiben, verwendet werden; über 12% Thongehalte macht die Anwendung schon höchst zweifelhaft, mit 15% Thon zerfallen sie bald, besonders bei wechselnder Temperatur und verwittern zu Mergelerde, was bei denen von 25—30 % Thongehalt schon in wenigen Tagen geschieht.

Der erste Vorstand bemerkt hierauf im Auftrage des abwesenden Prof. Dr. *Fehling*, dass er schon seit einiger Zeit Analysen von Gebirgsarten durch seine Schüler in dem Laboratorium der K. polytechnischen Schule machen lasse und dass er diese Untersuchungen auch in Zukunft fortsetzen lassen wolle.

XIII. Prof. Dr. *Zenneck* von Stuttgart erhob die Frage: **ob die Gase jetzt nicht auch, wie die Mineralien, Pflanzen und Thiere, als Gegenstände eines besondern Fachs der Naturgeschichte behandelt werden sollten** und widerlegte **zuerst** die von ihrem Mangel an unmittelbarer Wahrnehmbarkeit, ihrer Veränderlichkeit und häufigen organischen Abstammung gegen ihren naturhistorischen Charakter hergenommenen Einwürfe durch Berufung auf die mancherlei naturhistorischen Hülfsinstrumente, auf die vielen Mineral-, Pflanzen- und Thiervarietäten und auf die organischen Versteinerungen der Mineralogie, machte **zweitens** auf die Wichtigkeit der Gase in physikalisch-chemischer, geognostischer, physiologischer, meteorologischer, kosmischer, technischer und medicinischer Hinsicht, so wie auf die bereits bekannte, nicht unbedeutende Anzahl von Gasen, die sich in physikalisch-chemischen Schriften nur sehr zerstreut finden, aufmerksam, so dass es wohl der Mühe werth wäre, sie zu einem systematisch geordneten Ganzen zu sammeln und ein besonderes Fach der Naturgeschichte aus ihnen zu bilden, **drittens** erwähnte er die verschiedenen Grundsätze, nach denen man bisher

die Gase eingetheilt hat und zwar den physiologischen, den rein empirischen, den physikalischen, wonach sie in permanente, coërcible und beständige zerfallen und das chemische Prinzip, dem zufolge sie von *Thenard* in Zünd-, Brenn- und Löschgase, von *Ure* aber in brennbare, nicht brennbare, jedoch von Kali absorbirbare und in weder brennbare, noch von Kali absorbirbare eingetheilt werden, bemerkte aber dabei, dass keiner von allen diesen Grundsätzen bei dem jetzigen Umfang der bekannten Gase zu ihrer Classificirung ganz geeignet wäre und theilte daher ein physikalisch-chemisches Eintheilungsprincip mit, das sich auf die Eigenschaft gewisser Elemente gründet, an sich gasartig zu sein und auch andere gasartig zu machen, oder wenigstens für sich Gasnatur zu haben, oder an sich zwar immer fix zu sein, aber fähig durch die erstern gasartig zu werden. Unterscheide man nun, fügte er hinzu, die Metalloide von den Metallen, so erhalte man 5 Classen, welche 1. Stammgase, 2. Metalloidhalbgase, 3. Metallhalbgase, 4. Metalloidlehngase, 5. Metallehngase heissen könnten und gegen 40 Elemente als Gattungsrepräsentanten enthielten; auch lasse sich, wie bei der Mineralogie, ein Abschnitt von gemengten Gasen aufstellen und das gesammte pneumatologische Fach entweder mit dem mineralogischen der 2 andern naturhistorischen Fächer, oder (wenn es auch die künstlichen Gase aufnähme) allen 3 Fächern gegenüber stellen. Zum Schluss wies Z. endlich auf den Nutzen hin, der theils für die Pneumatologie selbst, theils für verschiedene andern Zweige der Naturwissenschaft (Physik, Chemie, Meteorologie, Geologie und Physiologie) und ihre (technische, pharmaceutische und medicinische) Anwendungen aus der Behandlung der Gase, als Gegenstände eines besondern naturhistorischen Fachs hervorgehen würde.

XIV. Prof. Dr. *Kurr* sprach über einige weniger bekannte Gebirgsarten des Schwarzwaldes, wobei er hervorhob, dass der Gneuss das Hauptgestein des südlichen und westlichen Schwarzwaldes, der bunte Sandstein das des östlichen Antheils ausmache und dass der Granit hauptsächlich in drei Parthieen, einer südlichen, mittlern oder östlichen und einer nördlichen auftrete,

wovon nur die beiden letztern theilweise auf das württembergische Gebiet fallen. Diese Granite erscheinen hauptsächlich am Rande des Gneusses, theilweise auch, wie bei Wildbad, Herrenalb, Ernstmühl ganz im Sandsteingebiet, aus dessen Thaleinschnitten sie wie isolirte Massen zu Tag stehen. Er unterscheidet Gebirgsgranit, hauptsächlich durch die Frische des Feldspathes ausgezeichnet, auch bisweilen Pinit einschliessend (so z. B. bei Schönmünznach im mittlern Murgthal), und wegen seiner Festigkeit und Schönheit hauptsächlich für die Zwecke der höhern Baukunst anwendbar, und erzführenden oder edeln Granit, neben dem Feldspath noch ein anderes erdiges, specksteinartiges Mineral einschliessend, daher meist matten Aussehens, reich an Gängen, so besonders in der Gegend von Alpirsbach, Reinerzau, Wittichen, Wolfach, wo die Hauptgangart meist ein röthlicher Schwerspath mit Braun- und Kalkspath bildet, und worin sich hauptsächlich gediegen Silber, Glaserz und derber schwarzer Erdkobalt finden, wovon der Vortragende sehr schöne Proben, die in neuester Zeit gefunden wurden, vorlegt. Aus dem Granit von Badenweiler wurden vorgezeigt; Weiss- und Vitriolbleierz, Gelbbleierz, Grün- und Traubenbleierz. Auch von dem auf dem sogenannten Karlsstein bei Hornberg den Granit durchbrechenden Basalt zeigt er ein Stück.

Von dem im Gneuss des Höllenthals und bei Schönau im Wiesenthal einbrechenden und demselben untergeordneten Gebirgsarten legte er vor: Hornblendeschiefer, Dioritschiefer, Syenit, Hornblendegestein, Gabbro, Serpentin in den mannigfaltigsten Abänderungen, ebenso Granatenführenden Gneuss von der Nähe der Farbmühle bei Wittichen und Glimmerschiefer aus der Nähe von Ebersteinsburg.

Der Gneuss führt in Quarz- und Kalkspathgängen des Schapbacherthales: Kupferkies, Malachit, Ziegelerz, Kupferindig, bisweilen Bleiglanz, Weiss- und Vitriolbleierz, Wismuthsilbererz, wovon ebenfalls sehr schöne Proben vorgezeigt wurden.

Von den am Schwarzwald nur vereinzelt auftretenden Uebergangsgebilden zeigt er Thonschiefer und körnigen Kalk von Gaggenau, Thonschiefer und Kieselschiefer

Die Küſte von Schweden iſt nicht nur ſehr reich an Spuren ſolcher partiellen Hebungen, man hat auch in den letzten Jahrhunderten die Bemerkung gemacht, daß die ganze Küſte ſich ſachte emporhebt, ſo daß die Krone Schweden immer mehr Land gewinnt. Sollte ſich dies durch das Zurückziehen des Meers erklären, ſo müßte ſich nothwendig an der gegenüberliegenden deutſchen Küſte daſſelbe Phänomen bemerklich machen. Nun hat ſich aber im Hafen von Stralſund das Niveau des Meers ſeit Jahrhunderten um nichts verändert, während die Marken, welche im vorigen Jahrhundert am ſchwediſchen Ufer auf der Meereslinie ins Geſtein gehauen wurden, jetzt viele Schuhe über dieſer Linie ſtehen.

Faſt rings um die engliſchen Küſten, und oft ziemlich tief im Land ſieht man moderne Muſchelbänke von wenigen Klaftern bis zu tauſend Fuß aufgehoben. So ſcheint namentlich, nach der Anſicht engliſcher Geologen, der ganze Landſtrich von Lancaſhire durch Cheſhire nach Shropſhire und bis zum Thal des Severn in verhältnißmäßig ſehr neuer Zeit aus dem Meer ſich erhoben zu haben. In Norwegen und Schweden wiederholt ſich, wie ſchon geſagt, dieſelbe Erſcheinung ſehr häufig. So beobachtete der Engländer Lyell in der Umgegend von Stockholm dergleichen Muſchelbänke in den verſchiedenſten Höhen über dem Meer, 30, 70, 100 Fuß; ja man entdeckte eine Fiſcherhütte unter einer ſehr mächtigen Mergelbank voll Seemuſcheln. Aus allem geht hervor, daß der Spiegel des baltiſchen Meers ſich ſehr bedeutend verkleinert hat, ſeit die noch gegenwärtig lebenden Schaalthiere in dieſer See und im benachbarten deutſchen Meere hauſen.

An der Küſte der Vendee, bei Nizza, am Helleſpont, am Cap, auf Guadeloupe, St. Domingo, an den Küſten von Nordamerika, an der Weſtküſte von Südamerika, am rothen Meer, in Timor, an der Nordoſtküſte von Island, kurz, über die ganze Erde zeigt ſich daſſelbe Phänomen, und die Muſchelthiere im gehobenen Meeresboden kommen in allen dieſen Fällen mit den in den benachbarten Meeren lebenden überein.

Vor den Unterſuchungen Leopold v. Buchs, Brongniarts und Lyells dachte kein Menſch daran, daß ſo bedeutende Küſtenſtriche der jetzigen Eilande und Feſtländer Erzeugniſſe unterirdiſcher Kräfte ſeyn könnten, und zwar zu einer Zeit, wo die organiſchen Weſen, wenigſtens in der See, bereits ganz ſo vertheilt waren wie gegenwärtig.

nebst Grauwacke und Grauwackenschiefer von Lenzkirch und Saig, von Diorit begleitet, Thonschiefer, Kieselschiefer und Diorit von Schönau, Grauwacke und Kieselschiefer von Sulzburg vor.

Hierauf legte Prof. *Kurr* einen Belemniten (*Bel. paxillosus v. Schloth.*) aus dem mittleren Liasschiefer von Boll vor, welcher während des Lebens verletzt wurde und sein in drei Stücke zerbrochenes Gehäus wieder zusammengeflickt hatte. (S. T. I. Fig. 3.)

Ferner ein *orthoceratiten*-artiges Fossil aus den untern, *Terebratula numismalis* führenden Liasschiefern von Balingen, welches auch durch eine deutliche äussere Schale, sehr lange, die Belemniten-Alveolen um das dreifache übersteigende Alveolen und randlichen Sipho ausgezeichnet ist, in letzter Beziehung daher mit den *Belemniten*, in erster mit den *Orthoceratiten* übereinstimmt. Nach den vorliegenden Bruchstücken zu urtheilen, mag das Ganze etwa $3^1/_2$—4 Zoll lang gewesen sein, in seinem grössten Durchmesser 5—6 Linien gehabt haben, Dimensionen, welche mit denen aller bisher bekannt gewordenen Belemniten-Alveolen nicht, desto besser aber mit denen der Orthoceratiten übereinstimmen. (S. Taf. I. Fig. 4.) *)

XV. Prof. Dr. *Plieninger* berichtete Folgendes über den englischen hydraulischen Cement.

Das Gestein, von welchem er Proben vorwies, habe er aus Anlass seiner Reise zu der Naturforscherversammlung in Bremen zu Hamburg angetroffen, wohin es als Ballast zu 2 Mark pr. Tonne aus England gebracht wird. Die Neubauten in Hamburg, sowohl Wasser- als Hochbauten, werden ausschliesslich aus diesem Material gemacht. Das Gestein ist sehr häufig von *Pholaden* durchlöchert, findet sich demnach an den Küsten Englands und einige Petrefakte, die es enthält, wie eine *Cytherea* und ein *Mytilus*, sowie das ganze Ansehen des Gesteins beweisen, dass es der Gruppe des braunen Jura angehört, welcher auch am Abhang der schwäbischen Alp in sehr vollkommener Ausbildung zu finden ist.

Die technische Benutzung und Verwendung dieses Materials anbetreffend, so werde der Stein in kleine, etliche

*) Eine nähere Bezeichnung dieser beiden Gegenstände wird weiter unten folgen.

Cubikzolle grosse Stücke geschlagen, mit sorgfältiger Aussonderung der oft vorkommenden, Kieselerde-Concretionen enthaltenden Stücke. Erstere werden in Oefen, welche Aehnlichkeit mit den Hochöfen haben, abwechselnd mit Steinkohlen zusammengeschichtet und gebrannt, hierauf unter einem conischen Stein zermalmt, auf einer Art Mühle gesiebt, das Pulverichte in eisernen Retorten mit reinem, aus feinen Quarzkörnern bestehendem Elbsand zusammengeglüht und zwar für Wasserbauten zu gleichen Theilen Quarzsand und Cementsteinpulver, für Hochbauten zu 2 Theilen Cementsteinpulver und 1 Theil Quarzsand. Dieses Präparat werde in Säcken verkauft, welche etwas mehr als 1 Sri. nach unserm Maas enthalten mögen, der Inhalt je eines Sacks auf dem Bauplatz in tragbaren hölzernen Wannen mit Wasser angemacht und sogleich verbraucht. Selbst Friese, Gesimse und andere Stuckarbeit können aus diesem Material gemacht werden, ebenso verschiedene Ornamente, welche, ohne dass sie gebrannt werden, sondern blos lufttrocken, als Tafeln in den Verputz der Häuser eingefügt und mit frischem Cement befestigt werden.

Das trockene Cementpulver ist rothbraun, angemacht und als lufttrockener Verputz chocoladebraun. Es effloreseirt in Kurzem ein weisser erdichter Anflug, wahrscheinlich kohlensaurer Kalk, welcher die Anhaftung der, mit saurem Bier angemachten Steinfarbe, womit die Häuser angestrichen werden, zu vermitteln scheint.

Einen ähnlichen Cement traf *Pl.* auch in Westphalen, wo z. B. die Wannen für Chlorbäder in der grossen Bleichanstalt zu Bielefeld mit diesem Cement ausgekleidet werden und dauerhafter als die Bleiplatte sein sollen. Das Gestein, wovon er Proben vorwies, ist ein ziemlich eisenhaltiger Gryphitenkalk, wie die *Gryphaea arcuata*, *Pecten inaequistriatus*, *Ammonites costatus* und *Pentacrinites subangularis* deutlich beweisen. Die Bereitung ist dieselbe wie in Hamburg, und der Wesersand von derselben Beschaffenheit wie der Elbsand.

Da das eine wie das andere Gestein in Württemberg in Menge vorhanden, und reiner Quarzsand in einigen Flüssen, wie der Enz, den Flüssen Oberschwabens zu finden ist, jedenfalls aber aus den Sandstein-Formationen zu gewinnen wäre, so bemerkte *Pl.* dass es gewiss der Mühe werth wäre, wenn Techniker nach obiger Vorschrift Proben anstellen wollten

Dr. *G. Leube* erinnert bei dieser Veranlassung an die schon seit 6 Jahren zu Ulm bestehende Fabrik hydraulischen Kalks, welcher grossen Absatz nach Oestreich geniesse und ausserhalb Württemberg bekannter, als in Württemberg zu sein scheine. Er erhärtet schon nach 10 Minuten und ist ebenso zu Wasserbauten wie zu Hochbauten anwendbar, was *Plieninger* auf den Grund früher damit angestellter Versuche bestätigt. Letzterer fügt noch bei, dass die Vorzüge des englischen wie des Hamburger und Westphälischen Cements vornehmlich auf dem vorgängigen Ausglühen des reinen Quarzsandes zu beruhen scheinen, weil der Sand hierdurch aufgeschlossen und zur Bildung eines Silicats mit den Bestandtheilen des Cementsteins geeigneter wird.

Ferner zeigte Professor Dr. *Plieninger* ein Exemplar der in den *„Beiträgen zur Palaeontologie Württembergs"* S. 90 von ihm bereits erwähnten Reliefs im feinkörnigen Keupersandstein bei Stuttgart vor. Diese Reliefs bestehen in 1 Zoll langen, ½ bis 1 Linie dicken Sandsteincylindern, welche auf der untern Fläche plattenförmiger Sandsteinschichten in die unterlagernde weiche Mergelschichte bald senkrecht, bald schief hineinragen, dichtgedrängt stehen, in die Sandsteinplatten homogen verlaufen, dagegen an dem entgegengesetzten Ende stets köcherförmig abgerundet sind, nesterweise vorkommen, indem sie 1 bis 2′ ins Gevierte haltende Strecken der Sandsteinfläche bedecken und nach Abtrennung des Mergels cylinderförmige Stummeln zurücklassen, welche mehr oder weniger über die Oberfläche des Steins hervorragen, nachdem der übrige Verlauf der Cylinder mit dem Mergel abgeschlagen ist. Im Hinblick auf die s. o. O. geäusserte die Bildung dieser Cylinder noch am wahrscheinlichsten erklärende Hypothese, dass sie nämlich die mit feinkörnigem Sande ausgefüllte Röhren von Schlammbewohnern sein mögen, welche ähnlich mit *Nais tubifex* zusammenwohnten, schlägt derselbe vorerst die Bezeichnung dieser Formen mit *Tubifex antiquus* vor. (S. d. Abb. Taf. I. Fig. 5.)

XVI. Apotheker *Lechler* von Stuttgart theilte der Versammlung mit, dass die Flora von Württemberg durch 5, während

des letzten Jahres neu aufgefundene Phanerogamen vermehrt worden sei. Sie sind folgende:

Calamagrostis montana Host. (*Arundo montana Gaud.*), welche an der Fohlensteige bei Urach durch Dr. *Finckh* im Juli 1844 in Mehrzahl aufgefunden wurde.

Calamagrostis stricta Spreng. (*Arundo neglecta Erh.*), welche von Forstverwalter *Troll* von Buchau in der Umgegend des Federsee's gefunden wurde. *Lechler* bemerkt hiebei, dass dieses Gras bis jetzt noch nicht in einer so südlich gelegenen Gegend aufgefunden worden sei, und dass die im Norden gesammelten Exemplare viel kleiner seien und eine schmälere Rispe haben.

Asperula tinctoria L., von Major *von Stapf* am südlichen Abhange des Eyberges bei Wurmlingen, O.-A. Tuttlingen aufgefunden. Dr. *Schabel* gibt diese Pflanze schon in seiner im Jahr 1837 erschienenen Flora von Ellwangen am Saxenberg bei Aufhausen vorkommend, an.

Fritillaria meleagris L. kommt auf der sogenannten Essigwiese bei Gaildorf vor.

Hieracium pratense Tausch. wurde von Forstverwalter *Troll* bei Moosburg am Federsee aufgefunden. Sie stimmt mit Exemplaren aus der Gegend von Magdeburg, welche *Reichenbach* unter *H. pratense effagelle* ausgegeben hat, vollkommen überein.

Lechler führt ferner *Arenaria segetalis Dec.*, *Saxifraga mutata L.*, *Willemetia apargioides Cass.* u. *Lonicera coerulea L.* an, welche nach Andern auch in Württemberg gefunden worden sein sollen, von welchen er jedoch die 3 erstern noch nicht gesehen, die letztere aber selbst in dem Memminger Rieth in Menge gefunden habe.

Bemerkung. Die 3 letzten Pflanzen, die von Herrn Pharmaceut *Klein* in der Gegend von Isny gefunden wurden, kamen einige Tage nach der Versammlung des Vereins bei *Lechler* an und derselbe hat sich nun von deren richtiger Bestimmung überzeugt.

Lonicera coerulea L. wurde in der Umgegend von Isny auf Sumpfwiesen in Gesellschaft der *L. nigra L.* von *Klein* entdeckt.

Saxifraga mutata L. auf der Adeleg am sogenannten Schleifer-Dobel auf Nagelflue-Felsen von demselben.

Willemetia apargioides Cassini auf Niederungen und auf der Adeleg von demselben.

XVII. Hierauf wurden der Versammlung einige Fragen zur näheren Erörterung vorgelegt.

Zuerst eine von Prof. *Kurr* vorgeschlagene: **Wie weit verbreitet sich in Württemberg der knochenführende Lehm?** Er gab zunächst als Kennzeichen desselben das Vorkommen der Mammuthüberreste an und fügte den Wunsch bei, dass sich die Mitglieder die Erforschung dieses Gebildes angelegen sein lassen und ihre Wahrnehmungen an den Verein berichten möchten.

Sodann eine von Prof. *Plieninger* vorgeschlagene: **wo finden sich in Württemberg Wetterscheiden, und welches sind ihre bis jetzt beobachteten Wirkungen?**

Er erörterte zuerst den Begriff von Wetterscheiden, wie dieser in der Volkssprache sehr verschieden bestimmt sey; es werden zunächst höhere Punkte, einzeln stehende Berge in der Ebene, wie z. B. der Bussen, oder Bergkuppen in einer Reihe von Bergen, wie z. B. manche Kuppen des Schwarzwaldes, oder Vorsprünge eines Gebirges in die Ebene, wie manche solche Vorberge der nordwestlichen Seite der Alp, oft auch nur wenig erhöhte Waldflächen darunter verstanden, an welchen eine Ablenkung eines, an denselben angelangten Gewitterzuges von seiner bisherigen Richtung, oft sogar eine Spaltung desselben in 2 Züge, welche nun in divergirenden Richtungen weiter ziehen, beobachtet werde; oft auch seyen es Punkte, von welchen eine besondere Einwirkung auf das Gewitter rücksichtlich seines Ausbruchs und besonders seines Schadens durch Hagel vermuthet werde, so dass manche solcher Wetterscheiden die Wirkung äussern sollen, dass ein auf seinem Zuge bis zur Wetterscheide im Ausbruch befindliches Gewitter, wenn es die Wetterscheide erreicht hat, in seinem Ausbruch aufhöre, also die Wetterscheide die weiterhin nach dem Zuge des Gewitters liegenden Punkte vor Hagel schütze; bei Andern werde gerade das Gegentheil behauptet, dass nämlich die bis zu der Wetterscheide auf dem Zuge des sich annähernden Gewitters liegenden Landstriche von Hagel verschont bleiben, dagegen die weiterhin liegenden desto gewisser und stärker vom Hagel betroffen werden; noch andere werden in mehr oder weniger weitem Umkreise als schützend vor Hagel angesehen.

Der verstorbene *G. Schübler* habe zwar sich emsig bemüht, Notizen über solche, „Wetterscheiden" genannte Punkte zu sammeln und dieselben in dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereines bekannt gemacht; indessen lasse sich annehmen, dass noch manche andere Punkte dieser Art in Württemberg sich finden, und jedenfalls wäre es von hohem Interesse, nicht nur die Wirkungen solcher Wetterscheiden überhaupt genauer und sicherer zu constatiren, sondern auch ihr Verhalten im Verlaufe der Zeit und bei verschiedenen Richtungen der Gewitterzüge glaubhaft kennen zu lernen, wie denn noch von manchen Wetterscheiden behauptet wird, dass sie nur bei einer Richtung eines Gewitters, schützend oder in anderer Weise, wirken, bei anderen Richtungen aber nicht. Es wäre daher wünschenswerth, wenn die Mitglieder des Vereins die ihren Beobachtungen zugänglichen Punkte der fraglichen Art näher in's Auge fassten und die Resultate ihrer Beobachtung dem Vereine mittheilen wollten.

Oberamtsarzt Dr. *Steudel* von Esslingen unterstützte diesen Antrag und berichtete, dass nach seiner bald 50jährigen Wahrnehmung im Neckarthal oberhalb Wangen ein Vorsprung des Gebirges eine solche Wetterscheide zu sein scheine, deren Wirkung die sei, dass die das Neckarthal aufwärts ziehenden Gewitter von hier aus entweder über die Filder oder in das Remsthal abgelenkt werden. Jedenfalls sei Esslingen eine vorzugsweise vom Hagel verschonte Gegend, indem er sich seit 50 Jahren keines bedeutenden, sondern nur eines nicht vollständigen (um Pfingsten 1802 oder 1803) in Esslingen und der Umgegend vorgekommenen Hagelschadens erinnere.

Prof. *Hochstetter* von Esslingen ist der Ansicht, dass der Scheidepunkt für die von Westen herkommenden Gewitter, welche theilweise in das Remsthal, theilweise, dem Neckarthal folgend, über die Filder ziehen, schon weiter unten im Neckarthal, in der Nähe von Berg oder Canstatt liegen werde.

Graf *Mandelsloh* machte dabei auch auf die Wirkung der Waldungen aufmerksam und berichtete über eine Erscheinung am westlichen Abhang der Alp; wenn nämlich eine Waldstrecke in der Nähe des grünen Felsen abgetrieben werde, so hagle es im Uracher Thal; wenn sie aber wieder etwas herangewachsen

sei, ausserhalb desselben in der Nähe von Mezingen. Professor *Plieninger* bestätigte diesen, schon von *Moreau de Jonès* berichteten Einfluss der Beschaffenheit und der Veränderung der Erdoberfläche rücksichtlich des Pflanzenwuchses, auf den Grund früher bei der Centralstelle eingekommener Berichte der Bezirks- und Gemeindebeamten des Landes über Elementarereignisse, wie namentlich Hagel, wobei einige Fälle berichtet worden seien, dass nach Abtreibung einer Waldstrecke Hagelschläge erschienen seien in Gegenden, wo sie früher zu Seltenheiten gehört haben. Um so mehr würden Beobachtungen auch in dieser Rücksicht von praktischem Werthe werden.

Nach 1 Uhr wurde die Sitzung geschlossen und zur Besichtigung der Ausstellung naturwissenschaftlicher Gegenstände geschritten.

3. Verzeichniss der bis zum 2. Mai 1843 beigetretenen Mitglieder des Vereins.

Die Beamten des Vereins sind schon im 1. Heft mitgetheil und werden hier nicht wieder mit aufgeführt. Nur folgende Veränderung ist hier zu berichten:

Als Ergänzungsmitglieder des Ausschusses (§. 14. der organ. Best.) für das 2te Verwaltungsjahr wurden vom Ausschuss gewählt:

Fehling, Dr. Prof. in Stuttgart.
Fleischmann, Inspector in Stuttgart.
Lechler, Apotheker in Stuttgart.
v. Roser, Geh. Legationsrath in Stuttgart.
v. Seckendorff, Graf, Kammerherr in Stuttgart.
Weissmann, Apotheker in Stuttgart.

---

1. Ehrenmitglieder.

Erstes Ehrenmitglied, Seine Hoheit, Herzog Paul Wilhelm von Württemberg.
Zweites, Freiherr von Ludwig auf dem Cap der guten Hoffnung.

2. Ordentliche Mitglieder.

v. Alberti, Bergrath in Wilhelmshall.
Andler, Bergraths-Revisor in Stuttgart.
Assenheimer, Med. Dr. in Stuttgart.
Autenrieth, Dr. Professor in Tübingen.
Baader, Postverwalter in Tuttlingen.
Bardili, Apotheker in Stuttgart.
Bardili, Dr. Regim.-Arzt in Ludwigsburg.
Barth, Apotheker in Leonberg.
Bauer Dr. Kreismed.-Rath in Reutlingen.
Bauer, Hermann, Med. Dr. in Tübingen.
Becher, Dr. Med.-Rath in Stuttgart.
Becher, Apotheker in Heubach bei Gmünd.
Beck, Apotheker in Nürtingen.
Bengel, Dr. U.-Amtsarzt in Kirchhausen.
Benz, Kanzleirath in Stuttgart.
v. Beroldingen, Paul, Graf und Kammerherr in Ratzenried.
Bilhuber, Apotheker in Vaihingen.
Bischoff, Apotheker in Ludwigsburg.

Blumhardt, Med. Dr. in Stuttgart.
Böhm, Thierarzt in Hohenheim.
Bodenmiller, Med. Dr. in Wolfegg.
Bopp, Hofzahnarzt in Stuttgart.
Braitmayer, Registrator in Stuttgart.
Braun, Med. Dr., zu Wangen im Allgäu.
Brecht, Oberförster in Crailsheim.
Broem, Baurath in Sigmaringen.
Bromme, Buchhändler in Stuttgart.
v. Bühler, Oberbaurath in Stuttgart.
Böhrlen, Med. Dr. in Ulm.
Börger, Pfarrer in Amlishagen.
Bürger, Pfarrer in Oberstetten, OA. Gerabronn.
Burzhan, Kaufmann in Stuttgart.
Buzorini, Dr. Oberamtsarzt in Ehingen.
Camerer, Med. Dr. in Stuttgart.
Cless, Dr. Med.-Rath in Stuttgart.
Cless, Med. Dr. in Stuttgart.
Cless, Stadtschuldheiss in Murrhardt.
Dann, Apotheker in Stuttgart.
Demler, Prof. in Stuttgart.
Dihlmann, Dr. Oberamtsarzt in Friedrichshafen.
Dörtenbach, Georg, Fabrikant in Calw.
Dörtenbach, Karl, Fabrikant in Calw.
Dornfeld, Kanzleirath in Stuttgart.
Dreiss, Vorsteher der Federhaaf'schen Apotheke in Calw.
Ducke, Apotheker in Wolfegg.
Dückert, Lehrer am Catharinenstift in Stuttgart.
Duttenhofer, Kreisbaurath in Stuttgart.
Duverney, Louis, Kaufmann in Stuttgart.
Ebner, Albert, Buchhändler in Stuttgart.
Ebner, Hermann, in Stuttgart.
Eisenlohr, Gewehrfabrikverwalter in Oberndorf.
Eisenmenger, Dr. Oberamtsarzt in Oehringen.
Elben, Karl, in Stuttgart.
Elben, Otto, Med. Dr. in Stuttgart.
Elsässer, Med. Dr. in Stuttgart.
Emmert, Med. Dr. in Schwenningen.
Engelmann, Materialist in Stuttgart.
Epting, Apotheker in Calw.
Esser, Finanzrath in Ulm.
Faber, Dr. Oberamtswundarzt in Gmünd.
Faber, Dr. Oberamtsarzt in Schorndorf.
v. Faber du Faur, Bergrath in Stuttgart.
Faber, Karl, Kaufmann in Stuttgart.
Fallati, Med. Dr. in Wildbad.
Federer, Lithograph in Stuttgart.
Federer, Friedr., Banquier in Stuttgart.
Fehleisen, Med. Dr. in Reutlingen.
Fehleisen, Apotheker in Reutlingen.
Fetzer, Med. Dr. in Stuttgart.
Finck, Amtsnotar in Ludwigsburg.
Finckh, Carl, jun. Kaufmann in Stuttgart.
Finckh, Robert, Med. Dr. in Urach.
v. Fischer, Oberbaurath in Stuttgart.
Franck, Particulier in Stuttgart.
Franken, Apotheker in Stuttgart.
Frech, Dr. Apotheker in Kochendorf.

Fribolin, Lieutenant a. D. in Bebenhausen.
Frisoni, Dr. Hofzahnarzt in Stuttgart.
Frisoni, Dr. Regim.-Arzt in Ludwigsburg.
Frisch, Professor in Stuttgart.
Fritz, Dr. Oberamtsarzt in Neresheim.
Frommann, Oberförster und Professor in Hohenheim.
Fuchs, Oberamtsrichter in Ehingen.
v. Gaisberg Hofforstmeister in Sigmaringen.
Gärtner, Med. Dr. in Calw.
Gaupp, M. Pfarrer in Bissingen, OA. Kirchheim.
Georgii, Bergrath in Stuttgart.
Geyer, Apotheker in Stuttgart.
v. Gmelin, Ferdinand, Dr. Professor in Tübingen.
Gmelin, C. F., Apotheker in Ulm.
Gmelin, F., Apotheker von Rottenburg.
v. Gock, Hofdomänenrath in Stuttgart.
Göritz, Dr. Professor in Tübingen.
Göz, A., Hofbankkassier in Stuttgart.
Gross, Lehrer an der Thierarzneischule in Stuttgart.
v. Gross, Dr. Oberamtsarzt in Tuttlingen.
Gutbrod, Med. Dr. in Stuttgart.
Gutekunst, Med. Dr. in Ludwigsburg.
Gwinner, Dr. Kreisforstrath in Ellwangen.
Haagen, Pfarrer in Zell, OA. Kirchheim.
Härlin, Med. Dr. in Stuttgart.
Härlin Dr. Med.-Rath in Ulm.
Hahn, Apotheker in Göglingen.
Hahn, Pfarrer in Kleebronn.
Hahn, Dr. Stadtwundarzt in Stuttgart.
Haidlen Apotheker in Stuttgart.
Hainlen, Pfarrer in Frauenzimmern, OA. Brackenheim.
Hardegg, Oberlieutenant in Ludwigsburg.
v. Hardegg, Dr. O.-Med.-Rath in Stuttgart.
v. Hartmann, Dr. Oberamtsarzt in Göppingen.
Hartmann, Apotheker in Neckarthailfingen.
Haussmann, Max, Med. Dr. in Stuttgart.
Hedinger, Med. Dr. in Stuttgart.
Heimerdinger, Bauinspektor in Stuttgart.
Heine, Med. Dr. in Canstatt.
Heller, Wundarzt in Stuttgart.
Hesse, Secretär bei der K. preuss. Gesandtschaft in Stuttgart.
Heust, Pfarrer in Walddorf.
Hoering, Dr. Oberamtsarzt in Ludwigsburg.
Hofer, Dr. Oberamtsarzt in Biberach.
Hoffmann, Buchhändler in Stuttgart.
Hohenacker, Prediger in Esslingen.
v. Hügel, Freifrau, Excellenz in Stuttgart.
Hüttenschmidt, Med. Dr. in Schorndorf.
Jäger, Dr. Oberamtsarzt in Nagold.
v. Jobst, Commercienrath in Stuttgart.
Jobst, Carl, Kaufmann in Stuttgart.
Jung, Reallehrer in Sanlgau.
Kaiser, Dr. Oberamtsarzt in Calw.
Kamerer, Med. Dr. in Ulm.
Kapff, Ob.-Studienrath in Stuttgart.

Ja wir haben geſehen, daß dieſer Prozeß namentlich auf der ſcandinaviſchen Halbinſel immer noch fortwirkt. Im Erdbeben von 1822 ſoll die Küſte von Chili plötzlich bedeutend gehoben worden ſeyn; ganz entſchieden iſt dies noch nicht; aber der Augenſchein lehrt, daß ſehr ausgedehnte Striche des ſüdamerikaniſchen Continents dergleichen Hebungen erlitten haben. Ein neuerer engliſcher Reiſende, Darwin, hat dargethan, daß in Patagonien das Land weit und breit nichts iſt als ein alter Meeresboden, der lauter jetzt exiſtirende Muſchelthiere birgt, und daß gleich moderne Schichten ſich im doppelten Gebirgszug der ſüdlichen Cordillere finden.

Ehe wir dieſe geologiſchen Betrachtungen verlaſſen, haben wir noch der Phänomene zu erwähnen, welche überall auf der nördlichen Halbkugel, wo der Boden aufgeſchloſſen worden, auf eine allgemeine Fluth hinzuweiſen ſchienen und die Vorſtellung unterſtützten, als ob die ganze Welt der Landthiere dadurch vertilgt worden wäre. Soviel ſcheint allerdings richtig: alle ſogenannten Diluvialbildungen ſind durch ein in der Geologie ſehr wichtiges Moment verbunden: ſie gehören Allem nach demſelben Zeitraum an. Denn die Reſte von Landthieren, welche ſie enthalten, ſehen ſich aller Orten auffallend ähnlich und weichen in ihren Charakteren gleich weit von den jetztlebenden Geſchlechtern ab, und zwar in einem Grade, der auf ein bedeutendes Alter, indeſſen keineswegs auf die früheſten Zeiten der tertiären Periode ſchließen läßt. Man weiß, welche Maſſen von Landthieren in dieſen Lagerſtätten entdeckt worden ſind, und zwar unter Umſtänden, welche ſtreng beweiſen, daß ſie nicht etwa aus großen Fernen hergeſchwemmt worden, ſondern in der Nähe der Orte gelebt haben müſſen, wo jetzt ihre Knochen begraben liegen.

Dieſe oberflächlichen, an Knochen reichen Lager füllen in Europa, im nördlichen Aſien und Amerika, und zwar bis zum Polarkreis, Thäler und Niederungen, meiſt ohne Rückſicht auf das Niveau der jetzigen Flußthäler; im Allgemeinen aber richten ſie ſich ſo weit nach dem jetzigen Zuſtand der Erdoberfläche, daß ſie in den weiten Ebenen und in den großen Thälern in bedeutenderen Maſſen liegen, als auf den Anhöhen. Sie beſtehen aus Letten, Kies, Sand, Torf, Mergel u. ſ. w., zuweilen mit See- oder Süßwaſſermuſcheln vermiſcht. Manche dieſer Lager gehören offenbar neuerer Zeit an und führen Knochen jetzt lebender Thiere, andere

Kapff, Med. Dr. in Kirchheim.
v. Karl, Oberforstmeister in Sigmaringen.
Kauffmann, Kirchenrathsrevisor in Stuttgart.
Kemler, Repetent in Schönthal.
Kern, Med. Dr. in Unter-Weissach.
Kieser, Rector in Stuttgart.
Kleiner, Med. Dr. in Stuttgart.
Klett, Med. Dr. in Stuttgart.
Köllreutter, Dr. Regimentsarzt in Ulm.
v. Köstlin, Direktor in Stuttgart.
Köstlin, Dr. O.-Mediz.-Rath in Stuttgart.
Köstlin, Otto, Med. Dr. in Stuttgart.
Kohlhaas, Med. Dr. in Stuttgart.
Kommerell, Pfarrer in Schopfloch.
Kornbeck, Med. Dr. in Stuttgart.
Krauss, Carl, Med. Dr. in Stuttgart.
Krauss, Dr. Oberamtsarzt in Tübingen.
Krell, Med. Dr. in Flieningen.
Krembs, Apotheker in Dischingen.
Kreuser, Apotheker in Stuttgart.
Kurtz, Maler in Stuttgart.
Landbeck, Ludwig, in Ludwigsburg.
Lauch, Oberreallehrer in Esslingen.
v. Launer, Dr. Oberamtsarzt a. D. in Stuttgart.
Lechler, Apotheker in Stuttgart.
Leube, W., Med. Dr. in Ulm.
Leube, G., Dr. Apotheker in Ulm.
Lindenmajer, Oberamtmann in Tuttlingen.
Lotterer, Med. Dr. in Tübingen.
Lukas, Institutsgärtner in Hohenheim.
Märklin, Finanzrath in Stuttgart.
Märklin, Dr. Prof. in Tübingen.
Maugold, Hofrath und Domänen-Director in Oehringen.
Mauch, Apotheker in Göppingen.
Majer, Med. Dr. in Ulm.
Mauz, Med. Dr. in Esslingen.
Mecbold, Med. Dr. in Heidenheim.
Mohr, Paul, in Metzingen.
Moll, Dr. Distriktsarzt in Neuffen.
Morstatt, Fr., Apotheker in Canstatt.
Möller, Med. Dr. in Calw.
Möller, Dr. Stadtarzt in Leutkirch.
Möller, Apotheker in Urach.
Müller, Redacteur in Stuttgart.
Müller, Hofgärtner in Canstatt.
v. Muschgay, Finanzkammer-Assistent in Ludwigsburg.
Nagel, Dr. Rector der Realanstalt in Ulm.
Neff, Buchhändler in Stuttgart.
Neher, Oberreallehrer in Ravensburg.
Neuber, Pfarrer in Bargau bei Gmünd.
v. Neurath, Geh.-Legationsrath in Stuttgart.
Nick, Med. Dr. in Issny.
v. Niethhamer, Hauptmann in Ludwigsburg.
Nittinger, Med. Dr. in Stuttgart.
Nöllner, Chemiker in Freudenstadt.
v. Nördlinger, Oberfinanzrath in Stuttgart.
Nörrenberg, Prof. in Tübingen.
Oeffinger, Apotheker in Nagold.
Offerdinger, Dr. in Tübingen.
Ostertag, Carl, Kaufmann in Stuttgart.
Ostertag, Gustav, Kaufmann in Stuttgart.
Palm, Med. Dr. in Göppingen.
Paulus, Christoph. in Ludwigsburg.
Paulus, Apotheker in Niederstotzingen bei Ulm.

Pfaehler, Apotheker in Solothurn, Schweiz.
Pfeiffelmann, Oberlieutenant in Ludwigsburg.
v. Plessen, Obertribunalrath in Stuttgart.
Plieninger, Forstverwalter in Kirchberg.
Plieninger, Dr. O.-Med.-Assessor in Stuttgart.
Plieninger, Dr. O.-Justizrath in Esslingen.
Plieninger, Oberförster in Bebenhausen.
v. Prittwitz, Major und Festungsbaudirector in Ulm.
v. Probst, Obertribunalrath in Stuttgart.
Quenstedt, Dr. Prof. in Tübingen.
Rampold, Med. Dr. in Esslingen.
Reichardt, Apotheker und Stadtrath in Ulm.
Reinhardt, Apotheker in Plieningen.
Reinhardt, Dr. Reg.-Arzt in Ulm.
Reiniger, Kaufmann und Stadtrath in Stuttgart.
v. Reischach, K. Kammerherr in Stuttgart.
Renschler, Ingenieur-Praktikant in Stuttgart.
Reusch, Professor in Stuttgart.
Reuschle, Professor in Stuttgart.
Reuss, Dr. O.-Med.-Assessor in Stuttgart.
Reuss, Bergraths-Registrator in Stuttgart.
Riecke, Dr. Prof. in Hohenheim.
Riecke, Dr. O.-Med.-Assessor in Stuttgart.
Rickher, Dr. Apotheker in Marbach.
Röder, Med. Dr. in Ulm.
Rösch, Dr. Oberamtsarzt in Urach.
Rogg, Dr. Professor in Ehingen.
Romig, Bergrathsrevisor in Stuttgart.
Roos, Dr. Oberamtsarzt in Marbach.
v. Roser, Geh.-Legationsrath in Stuttgart.
Rost, Professor in Stuttgart.
Röhle, Med. Dr. in Canstatt.
Salzmann, Apotheker in Esslingen.
Schaeffer, Dr. Hofrath in Zwiefalten.
Schauber, Friedrich, Fabrikant in Calw.
v. Schelling, Dr. O.-Med.-Rath in Stuttgart.
Schenkel, Apotheker in Ludwigsburg.
v. Scheriel, Oberförster in Ochsenhausen.
Schiler, Dr. St.-Arzt in Altenstaig.
Schmid, Edmund, in Stuttgart.
Schmidt, Oekonomierath in Hohenheim.
Schmidt, Apotheker in Stuttgart.
Schmidt, Oberlieut. in Stuttgart.
Schmidt, Med. Dr. in Metzingen.
v. Schmidlin, Oberfinanzrath in Stuttgart.
Schnabel, Kaufmann in Stuttgart.
Schnell, Rev.-Assistent in Sigmaringen.
v. Schnitzer, Maler in Stuttgart.
Schönleber, Kaufmann in Bietigheim.
Schreiber, Med. Dr. in Ulm.
v. Schübler, Bergrath in Stuttgart.
Schübler, Rechtsconsulent und Abgeordneter in Schwäb.-Hall.
Schüz, Med. Dr. in Calw.
Schütz, Med. Dr. in Nagold.
Schumann, Prof. in Esslingen.
Schweizerbart, Friedrich, Buchhändler in Stuttgart.

Schwenk, Oberreallehrer in Ludwigsburg.
Seeger, Med. Dr. in Stuttgart.
v. Seeger, Eugen, Fabrikant in Stuttgart.
Seeger; Apotheker in Stuttgart.
Seeger, Dr. Med.-Rath in Ludwigsburg.
Seeligmann, Kaufm. in Stuttgart.
Seyffer, Otto, Phil. stud. in Heidelberg.
Sicherer, Med. Dr. in Heilbronn.
Sigel, Apotheker in Altenstaig.
Sigwart, Dr. Prof. in Tübingen.
v. Sontheimer, Dr. Generalstabsarzt in Stuttgart.
Spring, Wilhelm, Kaufmann in Stuttgart.
v. Springer, Kaufmann in Issny.
Stälin, Adolph, Fabrikant in Calw.
Stahl, Secretär in Stuttgart.
v. Stapf, Major in Stuttgart.
v. Sternenfels, Obertribunalrath in Stuttgart.
Steudel, Dr O.-A.-Arzt in Esslingen.
Stiegele, Med. Dr. in Ravensburg.
Stoll, Med. Dr in Stuttgart.
Storr, Carl, Kaufm. in Stuttgart.
Titot, Stadtschuldheiss in Heilbronn.
Trautwein, Prof. in Stuttgart.
Troll, Forstverwalter in Buchau.
Truchsess, Dr. Oberamtsarzt in Waiblingen.
Uhland, Apotheker in Ludwigsburg.
Ullmann, Dr. in Stuttgart.
Valet, Apotheker in Ulm.
Veiel, Med. Dr. in Canstatt.
Vöttiner, Med. Dr. in Stuttgart.
Walchner, Holzverwalter in Wolfegg.
Wacker, Apotheker in Ulm.
Walker, Kaufmann in Mössingen.
Walz, Oeconomierath in Ellwangen.
Walser, Med. Dr. in Roth, OA. Leutkirch.
Warth, Finanzrath in Stuttgart.
v. Weckherlin, Geheimrath Exc. in Sigmaringen.
Weigelin, Professor in Stuttgart.
Weise, Buchhändler in Stuttgart.
Weismann, Gerichtsnotar in Crailsheim.
Weiss, Dr. Oberamtsarzt in Backnang.
Weiss, Dr. Repetitor an der Thier-Arznei-Schule in Stuttgart.
v. Wepfer, Bergrathsdirector in Stuttgart.
Widemann, Apotheker in Biberach.
Wildt, Gottlieb, in Leonberg.
Winter, Apotheker in Tübingen.
Wunderlich, Dr. Professor in Tübingen.
Wunderlich, Dr. Unteramtsarzt in Winnenden.
Zeller, Dr. O.-Med.-Assessor in Stuttgart.
Zeller, Dr. Hofrath in Winnenthal.
Zeller, Baumeister in Stuttgart.
Zeller, Heinrich, Apotheker in Nagold.
Zengerle, Med. Dr. zu Wangen im Allgäu.
Zenneck, Professor Dr. in Stuttgart.
v. Zieten, Major in Stuttgart.
Zipperlen, Med. Dr. in Bietigheim.
Zoepperitz, Fabrikant in Freudenstadt.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Versuche Holz mit Flüssigkeiten zu imprägniren.

Von Professor Dr. Fehling.

Die reine Holzfaser, in der chemischen Bedeutung ihrer Bezeichnung, ist ein durch das ganze Pflanzenreich verbreiteter Stoff, durchaus gleich in den höchsten und in den niedrigsten Pflanzen, in der stolzen Eiche und dem kleinsten Moose. Ziemlich rein haben wir diese Faser in der Baumwolle. Die reine Holzfaser ist in chemischer Hinsicht ausgezeichnet durch ihre elementare Zusammensetzung, nach welcher sie sich betrachten lässt als eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasser. Die Holzfaser bildet nun in den Pflanzen das eigentliche Skelett, das Substrat, in welchem der Lebensprozess vor sich geht, in Folge dessen vielfache andere organische Produkte gebildet oder auch nur herbeigeführt werden, die in der Holzfaser dann sich ablagern, oder im Saft darin vertheilt sind. Desshalb ist die Holzfaser im Holz der Pflanzen mit verschiedenartigen Stoffen imprägnirt, deren Bestandtheile und Quantität in den verschiedenen Pflanzen, oder auch selbst in der gleichen Pflanze nach Alter, Standort etc. verschieden sind. Am allgemeinsten in der Holzfaser verbreitet sind Stickstoff-haltige Substanzen; sie fehlen in keiner Pflanze.

in keinem Pflanzentheil. Während nun die Holzfaser, das Endprodukt der Metamorphosen ähnlich zusammengesetzter Körper, wenig Neigung hat, für sich in noch einfachere Verbindungen zu zerfallen, oder auch mit andern Stoffen Verbindungen einzugehen, zeichnen grade die stickstoffhaltigen Bestandtheile sich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus: sie zerfallen äusserst leicht in einfachere Körper, gleichgültig ob Luft zutreten kann oder nicht. Diese leichte Zersetzbarkeit übertragen sie auch sogar auf andere Körper, und so auch auf die Holzfaser, desshalb ist das Holz eine unreine Holzfaser, ungleich der reinen, sehr geneigt sich zu zersetzen, was besonders leicht bei Zutritt von hinlänglich Luft und Feuchtigkeit geschieht.

Die leichte Zersetzbarkeit, die Veränderlichkeit des gewöhnlichen Holzes ist eine Eigenschaft, welche hauptsächlich bedingt ist durch die im Holze neben der Holzfaser befindlichen fremden Bestandtheile, die löslichen überhaupt und ganz besonders die stickstoffhaltigen.

Bei der häufigen Verwendung des Holzes für solche technische Zwecke, bei welchen die Dauer desselben von Wichtigkeit ist, ist es begreiflich, dass man viele Mittel versucht, diese Zerstörbarkeit ganz aufzuheben oder zu verlangsamen.

Die Mittel, dies zu verhindern, müssen die Ursachen der Zersetzbarkeit des Holzes möglichst entfernen, wenn sie wirksam sein sollen; diese Ursachen lassen sich hauptsächlich auf folgende zurückführen.

1. Gegenwart von Sauerstoff (Luft).
2. Gegenwart von Feuchtigkeit.
3. Die stickstoffhaltigen Bestandtheile der Pflanzen.

Könnte man die Luft, und damit den Sauerstoff ganz ausschliessen, so würde das Holz durchaus unveränderlich sein; durch Ueberzüge, Anstriche von Theer, Oel etc., wird der äussere Luftzutritt aber nur unvollkommen abgehalten, es ist dadurch aber die Luft, welche von der lebenden Pflanze her schon im Holze selbst enthalten ist, nicht ausgetrieben, und so können diese Ueberzüge nur unvollkommen helfen, da sie überdies keinen absoluten Luftabschluss bewirken können. Feuchtigkeit ist eine weitere nothwendige Bedingung, bei absolutem Mangel von Feuch-

tigkeit wird sich die Holzfaser selbst bei Gegenwart der Luft nicht verändern; diese Feuchtigkeit kann nun dem Holze theils von Aussen zugeführt werden, durch Luft, Dammerde etc., theils ist sie aber auch schon im Holze selbst enthalten; denn selbst vollkommen lufttrockenes Holz enthält noch 20 bis 25% Wasser, welches erst beim Erwärmen bis zu 100° fortgeht, aber schnell wieder an gewöhnlicher Luft angezogen wird. Dieser Wassergehalt des Holzes ist mit eine Ursache der sogenannten Trockenfäule, wo von Aussen keine Feuchtigkeit zum Holz hinzuzukommen braucht, denn die Trockenfäule kann das Holz sogar an ganz trocknen Orten ergreifen, besonders wenn dann die im Holz eingeschlossene Feuchtigkeit durch Mangel an Luftzug oder durch Ueberzüge am Verdampfen gehindert ist.

Bei Zutritt von Luft und Feuchtigkeit werden nun besonders schnell die stickstoffhaltigen fremden Stoffe verändert, und sie wirken auf die eigentliche Holzfaser, wie die Hefe auf eine reine Zuckerlösung. Desshalb hat man besonders auch vielfach versucht, diese eiweissartigen, animalisch-vegetabilischen und überhaupt die löslichen Stoffe aus dem Holz zu entfernen oder ihre leichte Zersetzbarkeit zu vermindern.

Nur diejenigen Stoffe lassen sich aus dem für technische Zwecke bestimmten Holz entfernen, welche im Wasser löslich sind; da aber nicht alle der leicht zerstörbaren Stoffe sich auch im Wasser lösen, so ist diese Methode schon an und für sich unvollkommen, abgesehen davon, dass sie im Grossen kaum ausführbar ist, denn selbst wenn man Baumstämme auch Monate lang in fliessendes Wasser legt, so werden sie doch nie durchaus ausgelaugt werden, das Wasser dringt hier nicht bis in die Mitte eines nur mässig dicken Stammes ein.

Schneller als durch kaltes, werden die löslichen Stoffe durch siedendes Wasser entfernt, aber dieses Auskochen ist im Grossen schwierig ausführbar.

Leichter ausführbar, als das Sieden, ist das sogenannte Dämpfen des Holzes, hierzu lässt man auf das zu dämpfende Holz Wasserdampf von 100° C. einwirken; es sammelt sich unterhalb des Holzes dann eine gefärbte Brühe, die einen grossen Theil der löslichen Stoffe enthält, und zugleich haben manche Stoffe durch

die Wärme eine Veränderung erlitten, welche sie weniger geneigt zur Zersetzung macht.

Das mit Wasser behandelte, besonders das gedämpfte Holz trocknet an der Luft leicht aus, und es zieht beim feuchten Wetter kaum wieder Feuchtigkeit an, weil es gerade die aufgelösten Stoffe sind, welche Wasser am festesten halten und leicht wieder aus der Luft anziehen.

Man hat nun weiter versucht, den fremdartigen Stoffen des Holzes ihre leichte Zersetzbarkeit zu nehmen, indem man sie mit Metalloiden verband, mit welchen sie zum Theil unlösliche Verbindungen eingingen, die weniger geneigt sind zu zerfallen, oder man suchte auch das Holz nur mit fäulnisswidrigen Substanzen zu imprägniren, namentlich mit Theer, oder mit den flüchtigen Theilen des Theers, indem man diesen beim Dämpfen des Holzes mit in den Dampfkessel brachte; oder man setzte auch das Holz längere Zeit der Einwirkung von Holzrauch aus, wo das Holz sich dann auch mit den conservirenden Substanzen des Rauchs, wie Kreosot etc., welche das Fleisch weniger verweslich machen, imprägnirt.

Namentlich aber wandte man auch Salze in Lösung an, in welche das Holz getaucht ward, so namentlich Kochsalz, Chlorcalcium, Manganvitriol, Eisenvitriol und rohes holzessigsaures Eisen (essigsaures Eisen mit Theer und andern Produkten der trockenen Destillation des Holzes gemengt), Kupfervitriol und Quecksilbersublimat (Quecksilberchlorid oder salzsaures Quecksilberoxid). Dieses letztere Salz wirkt besonders günstig auf das Holz, es bildet eines Theils sehr unlösliche Verbindungen mit den leicht verderbenden Stoffen, andern Theils verhindert es, weil es ein sehr starkes Gift, wohl das stärkste Metallgift ist, die Ausbildung von Pflanzen und Thieren im Holz, welche Wesen besonders auch die Zerstörung der Holzfaser bewirken, indem sie hauptsächlich oder vielleicht allein die stickstoffhaltigen, und vielleicht andere lösliche Bestandtheile des Holzes als Nahrung aufnehmen.

Ein Engländer, *Kyan*, hat in neuern Zeiten besonders auch Untersuchungen angestellt, um Bauholz etc. mit Sublimatlösung zu tränken, und dieses Mittel empfohlen, und in England ein

Patent darauf genommen; nach ihm nennt man die Behandlung des Holzes mit Sublimat: das Kyanisiren.

Die Anwendung des Quecksilbersublimats ist unzweckmässig, wegen des hohen Preises dieses Präparats, denn es ist mehr als zweifelhaft, ob der Nutzen im Verhältniss zu den Kosten stehe, zweitens aber ist die Anwendung dieses Salzes wegen seiner Giftigkeit in hohem Grade gefährlich. Ueberdies gelingt es aber mit diesem Salze, sowie mit der Lösung aller Salze nicht, das Holz durch und durch zu imprägniren; wenn ein 5—6zölliger Balken von Holz selbst Monate lang in einer solchen Lösung liegt, so wird der Splint hauptsächlich nur imprägnirt sein, und man erreicht so seinen Zweck also nie vollkommen.

In neuester Zeit hat nun besonders *Boucherie* sich mit den Mitteln zur Conservirung des Holzes beschäftigt, und er hat bei seiner Arbeit

1. die chemischen Bestandtheile der zu wählenden Stoffe und
2. die Art das Holz mit diesen Stoffen am leichtesten vollständig zu imprägniren,

berücksichtigt.

Bei der Wahl der chemischen Agentien ging *B.* davon aus, dass diejenigen Stoffe die wirksamsten seien, deren Base mit den löslichen Substanzen des Holzes unlösliche Verbindungen bilde, während die abgeschiedene und freie Säure nicht ätzend und zerstörend auf das Holz einwirken kann; weniger wirksam sind die Salze mit alkalischen Basen, deren Basen durch die Substanzen des Holzes nicht gefällt werden, wie Kochsalz, Glaubersalz, Chlorcalcium u. a. m.; dass solche Lösungen im concentrirten Zustande aber dennoch das Holz dauerhafter machen, dafür spricht die Erfahrung beim Zimmerholz in den Salzbergwerken; doch sind solche Salzlösungen nicht bei Holz anwendbar, welches dem Regen und überhaupt der Witterung ausgesetzt ist, denn dadurch würden die Salze nach und nach fortgewaschen.

Demnach muss die Basis der Salze ein Oxid der schweren Metalle sein, da nur diese Oxide unlösliche Verbindungen hier eingehen.

Salze der Schwefelsäure sind nach *B.* nicht anwendbar, weil die Schwefelsäure im Innern des Holzes von seiner Base abge-

schieden, und in Freiheit gesetzt, nur nachtheilig auf den Zusammenhang der Faser einwirken kann. *B.* glaubt, dass man desshalb Metallsalze mit schwachen Säuren nehmen müsse, wie essigsaure Salze, oder solche, die sich als Ganzes ohne Zersetzung, wie das Quecksilbersublimat mit Eiweissstoff u. s. w. verbinden. Da nun letzteres Salz aus früher angeführten Gründen, keine allgemeine Anwendung finden kann und wird, so empfiehlt *B.* besonders das rohe holzessigsaure Eisen, weil es wohlfeil ist, sein Oxid mit den organischen Substanzen meist sehr wenig veränderliche Verbindungen eingeht, die Säure leicht abgeschieden wird, und nicht ätzend wirkt, es ferner Theer, Kreosot und andere Stoffe enthält, welche überhaupt organische Substanzen gegen Fäulniss und Verwesung schützen.

Durch Versuche von sehr veränderlichen Pflanzensubstanzen, wie Mehl, Brei von Runkelrüben, Melonen und s. m. hat *B.* sich überzeugt, dass solche Stoffe, mit hinlänglich holzsaurem Eisen gemengt, nur sehr langsam sich verändern, er zieht daraus wohl mit Recht den Schluss, dass er auf Holz eine gleiche Wirkung ausübe.

Die Hauptsache war aber, ein einfaches, schnelles und wohlfeiles Verfahren zu finden, um Holz vollkommen mit den Flüssigkeiten zu imprägniren. Das gewöhnliche Verfahren durch Eintauchen liefert nur sehr unvollkommene Resultate, da, wie schon erwähnt, starke Holzstücke selbst mit Wasser auch nach Jahren noch nicht vollständig imprägnirt sind; Salzlösungen dringen aber noch schwerer in Holz ein, als Wasser.

Bréant hatte einen starken Druck angewandt, um die Flüssigkeit in das Holz hineinzupressen. Diese Methode hält *Boucherie* für zu umständlich und unbrauchbar für die Anwendung zu technischen Zwecken; er versuchte die Kraft, welche die Circulation des Saftes in den Bäumen bewirkt, auch zu benutzen, um dadurch die chemischen Flüssigkeiten in die einzelnen Canäle hineinzusaugen, und glaubt hierdurch ein einfaches Mittel entdeckt zu haben, Baumstämme vollständig mit einer Lösung zu tränken. Er nimmt hierzu theils frisch gefällte Stämme, die mit dem untern Ende in eine Salzlösung eingetaucht werden, oder er durchbohrt auch den untern Theil des noch auf der

Wurzel stehenden Stammes, und leitet in dieses Loch die Flüssigkeit hinein, welche dann durch die Lebenskraft, d. h. die Kraft, welche die Circulation des Saftes bewirkt, bis in die innersten Theile des Stammes und bis in die äusserste Spitze der Zweige gesogen wird.

B. hat seine Versuche in verschiedenen Jahreszeiten angestellt, und zieht den Schluss, dass für Laubholz der Winter am ungünstigsten, der Herbst am günstigsten für die vollständige Durchdringung des Stammes sei, Frühling und Sommer günstiger als der Winter, aber weniger günstig als der Herbst; bei Nadelholz dagegen sei der Winter am günstigsten, besonders der Monat December bis in den Januar hinein, der Frühling sei aber grade am ungünstigsten.

Da die Versuche von *B.* nun unstreitig für die Technik von grosser Wichtigkeit sind, so hielt ich es wohl der Mühe werth, sie zu wiederholen, die dazu nöthigen Geldmittel wurden mir bereitwilligst von einem hohen Ministerium des Innern bewilligt, sowie mir auch die nöthige Gelegenheit, diese Versuche im Walde an lebenden Stämmen anzustellen, durch Verfügung des hohen Finanzministeriums ward.

Ich begann meine Versuche im April 1843 mit jungen Stämmen von 3—6′ Höhe von Eiche, Buche, Esche, Platane, Fichte, Forche, Lerche, Birke und einigen andern Stämmen. Diese wurden theils mit, theils ohne Wurzel in die Flüssigkeit einige Zoll hoch getaucht, nach 1—2 Tagen waren alle wurzellosen Stämme bis in die Spitze mit Eisenflüssigkeit getränkt, doch blieb bei allen selbst nach 14 Tagen im Innern die Markröhre frei von Eisen; die bewurzelten Stämme nahmen die Flüssigkeit noch schwieriger und unvollständiger auf. Nach diesen vorbereitenden Versuchen habe ich meine Versuche vom April bis zum Oktober 1843 im Walde fortgesetzt, in der Art, dass ich die Stämme ungefähr 1′ über dem Boden durchbohrte, von dem Bohrloch aus mit einer feinen Säge dann den Stamm nach beiden Seiten durchschnitt, so dass an beiden Seiten noch etwa 1—1½″ Holz stehen blieb um dem Holz Halt zu geben. Durch ein Bleirohr ward nun rohes holzsaures Eisen aus einem etwas höher stehenden Gefässe in die eine Seite des Bohrlochs eingeführt, nachdem die 2te Bohröff-

sind von hohem Alter und ihre Knochen sind Reste ausgestorbener Gattungen. Nur letztern kommt der Name Diluvialbildungen eigentlich zu; sie sind aber von erstern oft schwer zu unterscheiden, und es gibt Allem nach dergleichen Anschwemmungen, welche Knochen aus allen Perioden zwischen dem Diluvium und der gegenwärtigen Zeit bergen. Man weiß oft nicht zu entscheiden, ob das Diluvium im Meer oder auf dem Land gebildet worden, ob es eine emporgehobene Bank ist oder eine verworrene Anhäufung von Material auf festem Boden. Oft ist das Diluvium von den neuern, sogenannten Alluvialbildungen lediglich nicht zu trennen; in vielen Fällen aber ist es gewiß, daß wir Massen vor uns haben, aufgehäuft von mächtigen Fluthen, welche über beschränkte Striche trockenen, von zahllosen Thieren bewohnten Landes weggingen. Das bei weitem häufigste Thier dieser Periode, ihr eigentlicher Repräsentant, ist das Mammouth, der vorweltliche Elephant, und er hat bekanntlich im ewig gefrornen Boden Sibiriens sein Elfenbein in solcher Menge zurückgelassen, daß es seit Jahrhunderten einen Handelsartikel abgibt.

Diese merkwürdigen Diluvialbildungen sind nun zwar ausnehmend weit verbreitet, doch nicht so ganz allgemein, als man angenommen hat. Manche Landstriche z. B. das alte vulkanische Gebiet in Mittelfrankreich, zeigen nichts davon. Was aber die Hauptsache ist: überall war die Richtung der Diluvialwasser mehr oder minder bestimmt auszumitteln, und man konnte sich darnach immer mehr überzeugen, daß es keine allgemeine Fluth war, was jene verworrenen Lager zusammenhäufte, sondern viele partielle, von besondern Mittelpunkten ausgehende Fluthen. Im östlichen Strich von Nordamerika müssen nach Allem die Fluthen, welche die Kiesbänke zusammengeschleppt, von Nord und Nordost hergekommen seyn. Dasselbe gilt im Allgemeinen von Irland und Großbritannien. Die scandinavischen Geschiebe deuten auf eine Richtung der Fluth süd-, südost- und südwestwärts. Die der Alpen gingen nach allen Richtungen von der Centralare des Gebirgs aus. Im nördlichen Asien gingen die Strömungen nordwärts.

Zwei Hauptfakta beherrschen diesen ganzen, so merkwürdigen Abschnitt der Erdbildung. — Einmal, in jener Zeit sind Thiere, welche jetzt den allerverschiedensten Klimaten angehören, auf der nördlichen Halbkugel, und weit gegen den Pol hinauf, auf denselben

nung und die Schnittflächen gehörig wasserdicht vermacht waren, was grosse Schwierigkeiten bot.

Das allgemeine Resultat dieser Versuche, welche bei

3 Stämmen von Buche,
2 „ „ Eiche,
2 „ „ Forche,
2 „ „ Fichte

angestellt wurden, ist dies, das bei Buchen die Flüssigkeit nur einige Fuss hoch stieg, selbst bei länger als einen Monat fortgesetzten Versuchen; das Nadelholz nahm gar keine Flüssigkeit auf, in der Eiche stieg dagegen die Flüssigkeit bald bis in die höchsten Spitzen, aber wie bei der Buche nur im Splint. Da die Versuche bei Klein-Hohenheim angestellt wurden, so konnte ich sie beim Nadelholz nicht im Winter wiederholen, was ich sehr gewünscht hätte, falls die Resultate beim Laubholz nicht so sehr ungünstig gewesen wären. Bei diesen Versuchen ward eine grosse Quantität Eisenbrühe consumirt, da diese theils durch die Schnittflächen schweisste, hauptsächlich aber durch die Wurzel in den Boden ging, was namentlich bei einer Forche der Fall war, in der die Flüssigkeit nach 3 Wochen nur 1 Fuss hoch gestiegen war, obgleich mehr als 20 Maas Eisenbrühe verbraucht waren. Da ich glaubte, dass die Eisenbrühe zu unrein und zu dickflüssig sei, verdünnte ich sie stark mit Wasser und filtrirte sie vor dem Verbrauch; die Resultate blieben dieselben.

Da nach *Boucherie* die gefällten Stämme noch mehrere Tage die Fähigkeit behalten, Flüssigkeit aufzusaugen, so versuchte ich eine andere Durchdringungsmethode mit gefällten Stämmen. Ich brachte die frisch gefällten Stämme von 6—12′ Länge in's Laboratorium, befestigte auf das untere Ende des Stammes durch Aufschlagen wasserdicht eine eiserne Kapsel von 6—8″ Länge und der Weite des Stammes, die Kapseln waren seitwärts mit einer beiläufig zollweiten Oeffnung versehen, in welche mittelst eines Korkes luftdicht ein Bleirohr gebracht werden konnte; dieses Rohr von 6—8′ Länge mündete in ein Gefäss von Holz, welches die Flüssigkeit enthielt, und 4—6′ höher stand, als das mit der Kapsel versehene Ende des Stammes; der Stamm war in einer geneigten Lage, um das Abtropfen der daraus abflies-

senden Flüssigkeit zu erleichtern. Ich habe die Versuche auf diese Art vom August 1843 bis zum Juli 1844 fortgesetzt, ohne aber günstige Resultate zu erhalten, nur hat man hier gegen die vorige Methode der Durchdringung den Vortheil, dass der Verlust von Flüssigkeit ohne Schwierigkeit zu vermeiden ist, da der Apparat leicht wasserdicht zu erhalten ist.

Ich stellte diese Versuche mit verschiedenen Flüssigkeiten an, theils wusch ich die Stämme nur mit Wasser aus, oder ich suchte sie mit Lösungen von Manganvitriol, Kupfervitriol, Chlorcalcium, Kochsalz, oder mit Eisenbrühe aus Nadelholz und solchem aus Laubholz zu imprägniren. Die Stämme wurden theils nach dem Fällen sogleich mit der Salzlösung behandelt, theils suchte ich sie geneigter zu machen, besonders Eisenbrühe aufzunehmen, durch vorhergehendes Auswaschen mit Wasser, oder mit einer Chlorcalcium-Lösung, ohne dass ich aber sehr günstige Wirkung dadurch erhielt. Ohne die Details vieler Versuche mitzutheilen, will ich nur das Resultat im Ganzen mittheilen, welches ich im Allgemeinen aus Versuchen zog, die ich an 10—12 Nadelholzstämmen, 8 Buchenstämmen und 4 Eichenstämmen anstellte, aber überhaupt drangen diese Flüssigkeiten selbst in 3—4 Wochen nicht leicht weiter als 2—3 Fuss ein, und nie in den eigentlichen Holzkern.

Die Buchenstämme liessen die Flüssigkeiten nur schwierig durch, selbst Wasser ward oft nur wenig aufgenommen, zuweilen aber auch nur in der ersten Zeit nicht, nach einiger Zeit nahm zuweilen die Wasserabsorbtion zu, bis nach einigen Wochen die Menge des durchlaufenden Wassers wieder abnahm; in 24 Stunden lief oft 12—15 Maas Flüssigkeit ab; diese Flüssigkeit, an der Luft sich selbst überlassen, zersetzte sich, im Sonnenschein namentlich schon in wenigen Stunden, es bildeten sich Gase, und die Flüssigkeit war bald voll von Infusorien.

Andere Flüssigkeiten, als Wasser, gingen noch schwieriger durch, als dieses, am schwierigsten das aus Nadelholz erhaltene, rohe, holzsaure Eisen; Eichenholz nahm die Flüssigkeiten im Ganzen viel leichter auf als Buchenholz, namentlich Kupfersalz, und besonders Eisenbrühe aus Laubholz dringt leicht ein und vollständig durch, so dass es bisweilen schon nach 2—3 Tagen

am untern Ende abfloss; aber selbst wenn ich dann die Flüssigkeit auch noch 6—8 Wochen durchdringen liess, war nur der Splint und die äussersten Holzringe gefärbt, die ganze Hauptmasse des Kerns war frei von Eisen oder den andern Salzen. Nadelholz liess im Ganzen die Flüssigkeiten am schwierigsten durch, oft ging selbst in Monaten, und zwar auch im Winter, welcher nach *Boucherie* die günstigste Jahreszeit für Nadelholz sein soll, kein Tropfen Flüssigkeit durch; allerdings zeigten sich die Flüssigkeiten verschieden fähig, leicht in die Stämme einzudringen; Wasser, Lösungen von Kochsalz, Chlorcalcium gingen am leichtesten durch, auch Manganvitriollösung dringt ziemlich leicht ein, Kupfervitriollösung weniger leicht, dann folgt das holzsaure Eisen, aber es findet hier, nach meinen Versuchen wenigstens, ein bedeutender Unterschied zwischen dem aus Laubholz und aus Nadelholz erhaltenen Präparat Statt, ersteres dringt viel leichter ein, und bei Versuchen der Art dürfte man wohl darauf Rücksicht nehmen, nur solches aus Laubholz erhaltene Eisensalz anzuwenden. Uebrigens ist es schwierig, hier allgemeine Angaben über das Verhalten dieser verschiedenen Flüssigkeiten zu geben, denn 2 Stämme derselben Holzart zeigten sich oft sehr verschieden, wenn sie auch gleichzeitig auf gleichem Standort gefällt waren, und durchaus auf gleiche Weise behandelt wurden.

Oft auch macht das Auswaschen mit Wasser das Holz fähiger zur Aufnahme von andern Flüssigkeiten, aber nicht immer; diesen Versuch stellte ich so an, dass ich einen Stamm von beiläufig 12—16′ Länge durchschnitt, die eine Hälfte unmittelbar mit Eisenbrühe oder einer andern Salzlösung behandelte, die andere Hälfte aber zuerst mit Wasser und dann erst mit Salzlösung imprägnirte.

Gleich ungünstig, wie meine Versuche, Holz mit Flüssigkeiten zu tränken, fielen auch andere aus, von denen ich Nachricht erhielt.

Im Bebenhausener Forst wurden im Sommer 1843 3 Versuche angestellt, Eichen nach der Methode von *Boucherie* mit Eisenbrühe zu tränken, nach 3 bis 5 Wochen war der Splint vollständig mit Eisen durchdrungen, im Kern war höchstens einige Fuss vom Bohrloch etwas Eisen. Bei einem 4ten

Versuche mit einer gefällten Eiche ward diese auf die Stockfläche gestellt, das obere Ende etwas ausgehöhlt, und die Höhlung dann mit Eisenbrühe gefüllt, nach mehr als 2 Monaten war diese Flüssigkeit bis auf nahe 3′ abwärts eingedrungen. Diese Versuche und ihre Resultate wurden mir durch die Vermittlung des Herrn Ob.-Finanzrath *v. Nördlinger* mitgetheilt.

In den *Annales des ponts et chaussées VI.* von 1843 (2. *semestre p.* 19.) kommt ein Aufsatz von Herrn *Guyemard* in Grénoble über die Conservirung des Holzes. Herr *G.* versuchte zuerst die Methode von *Boucherie* und fand sie, wie ich auch, unvollkommen, indem es ihm auch nicht gelang, auf diese Weise den Kern des Holzes zu imprägniren, besonders fand Hr. *G.* die Consumtion an Eisenbrühe sehr bedeutend. Hr. *G.* hat dann eine ähnliche Durchdringungsmethode versucht, wie ich sie oben beschrieben. Die Versuche wurden mit sehr verschiedenen Laubhölzern angestellt; bei der Eiche fand Herr *G.* auch, dass nur der Splint von der Flüssigkeit imbibirt werde, dagegen soll bei der Buche auch der Kern, wenn auch nicht ganz gleichmässig, die Flüssigkeit aufnehmen. Doch geht auch aus den Versuchen des Herrn *Guyemard*, wie aus meinen, hervor, dass die beiden beschriebenen Methoden der Durchdringung des Holzes sehr mangelhaft und unzuverlässig sind, insofern häufig die Flüssigkeiten gar nicht eindringen, aber auch im günstigsten Falle nie der Kern des Holzes vollständig getränkt wird. Wenn nun auch der Splint der am meisten zum Verderben geneigte Theil des Holzes ist, muss man auch berücksichtigen, dass beim Bearbeiten des Werkholzes häufig gerade ein grosser Theil des Splints fortfällt. Die Methoden der Durchdringung sind überdies sehr zeitraubend und kostspielig, insofern sie sowohl viel Handarbeit als auch Zeit erfordern, deshalb würden sie im Grossen, selbst bei nicht so ungünstigen Resultaten kaum anwendbar sein.

Die *Bréant*'sche Methode, Flüssigkeiten durch das Holz mittelst eines starken Drucks durchzupressen, ist neuerdings in England in der Art modifizirt, dass man hier mittelst eines Drucks von 6—8 Atmosphären die Flüssigkeiten in fest geschlossenen Apparaten in das Holz hineinpresst, es lässt sich erwarten, dass man hier seinen Zweck der vollständigen Durchdringung besser

erreicht als nach den andern Methoden, und namentlich hat diese Methode den Vortheil, dass sie allein anwendbar ist, wenn es sich darum handelt, grosse Parthieen von Holz in kurzer Zeit zu präpariren; die Kosten durch Handarbeit sind auch nicht so bedeutend, und selbst die erste Ausgabe für den Apparat, der in England beiläufig 5 bis 600 Gulden kosten soll, ist nicht so bedeutend, wenn es sich um Anwendung derselben im Grossen handelt, die Reparaturen sind voraussichtlich nicht zu gross, wenn der Apparat solid gebaut ist.

Wenn die letztere Methode der Durchdringung des Holzes mit Flüssigkeiten wirklich Resultate liefert, die befriedigend sind, worüber aber noch keine genaueren Versuche publizirt zu sein scheinen, so fragt sich dann zunächst welche Flüssigkeit zur Conservation des Holzes am zweckmässigsten anzuwenden sein möchte.

Wenn man mit Sublimatlösung, mit Eisenbrühe u. s. w. behandeltes Holz gleichzeitig mit gewöhnlichem guten, nicht präparirtem Holz verwendet, dabei aber Rücksicht nimmt, dass die Hölzer nahe von gleichem Alter und von dem gleichen Standorte seien, so kann man durch Vergleichung der Dauer dieses und jenes Holzes am besten sehen, welchen Erfolg diese chemischen Mittel haben, und ob die grössere Dauer gegenüber von gesundem reinem Holz den Kosten wenigstens proportional ist. — Die in Bebenhausen mit Eisenbrühe behandelten Eichenstämme sind zu diesem Ende zu Bautheilen verwendet, welche der Witterung sehr ausgesetzt sind, als Brückengeländern, Strassenschranken, Schlagbäumen, so dass gleichzeitig auch unpräparirtes Holz mit angewandt wurde, um die äussern Umstände möglichst gleich zu haben, und so dann später den Erfolg beurtheilen zu können. Da aber Jahre hingehen werden, ehe eine Veränderung des Holzes eintreten kann, so fragt es sich, ob es nicht möglich sei, in kürzerer Zeit zu ähnlichen Resultaten zu kommen. Man hat verschiedene Wege versucht.

Boucherie nahm zu diesen Versuchen Pflanzenstoffe, die, wie Mehl, Melonen, Runkelrüben, Moorrüben, leicht verderben; diese Pflanzenstoffe bestehen aus Holzfaser, aus Eiweissstoff, d. i. aus stickstoffhaltigen und andern löslichen Bestandtheilen, wie das

Holz, nur überwiegen hier die leicht zersetzbaren Bestandtheile, die weniger leicht zersetzbare Faser tritt zurück; desshalb faulen diese Stoffe viel schneller als Holz. Man darf daher wohl auch annehmen, dass Substanzen, welche das Schimmeln und die Zersetzung dieser vegetabilischen Stoffe zu verhindern vermögen, auch dem Holze eine längere Dauer verleihen. *B.* fand nun, dass diese Substanzen mit Sublimatlösung befeuchtet, auch in 2 Monaten noch nicht schimmelten, während sie nur mit Wasser befeuchtet schon in zwei Tagen in vollständiger Fäulniss waren; auch die Lösung von weissem Arsenik, so wie holzsaures Eisen, wenn die Lösung concentrirt genug war, verhinderten die Zersetzung soweit, dass in 2 Monaten sie noch nicht eingetreten war; Kupfervitriol, Zinkvitriol und Eisenvitriol verzögerten die Zersetzung nur um einige Tage.

Es ist eine bekannte und allgemeine Erfahrung, dass gesundes Holz in Berührung mit modrigem oder schwammigem auch bald angesteckt wird. Ich habe nun versucht, diese Erfahrung für meinen Zweck zu benutzen um die relative Dauer verschieden präparirter Hölzer zu prüfen: ich habe zu dem Ende Stücke des mit Eisenbrühe, Manganvitriol, Kochsalz u. s. w. getränkten, sowie Stücke von mit Wasser ausgewaschenem, und Stücke von gesundem, nicht präparirten Holz, jedes in Berührung mit altem, schwammigem Holz in einen feuchten Keller gebracht und sie hier sich selbst überlassen.

Nachdem dieses Holz jetzt während 12 Monaten gelegen hatte, zeigten sich alle Proben mehr oder weniger stark mit Schimmel bedeckt, das mit Salzlösungen, besonders das mit Eisenbrühe behandelte, weniger, das nicht behandelte Holz war dagegen nicht allein stark mit Pilzen bedeckt, sondern auch schon in der Masse selbst in Zersetzung begriffen, und hatte sehr an Festigkeit verloren, während das imprägnirte Holz durchaus noch unverändert hart erscheint. Ein bemerkbarer Unterschied zwischen dem mit verschiedenen Salzlösungen imprägnirten Holz lässt sich dagegen noch nicht genau wahrnehmen.

Dass also das Holz durch gewisse Salzlösungen sehr an Unveränderlichkeit und Dauer gewinnen kann, ist unbestreitbar, es fragt sich nur auf welche Weise das Holz wohlfeil und vollständig damit imprägniren?

2. Beschreibung des Diluviums im Thale von Stuttgart und Canstatt.

Mit einer geognostischen Karte und 2 Profilen auf Tafel II.

Vorgetragen bei der 3ten Zusammenkunft des Vereins zu wissenschaftlichen Vorträgen im Februar 1845.

Von Director von Seyffer.

Der Umstand, dass ich in Canstatt aufgewachsen bin und dass ich durch meine amtliche Stellung seit mehr als 30 Jahren so häufig Gelegenheit hatte, bei den so bedeutenden Grabarbeiten am Rosenstein, bei so manchem Bauwesen, Bohrversuchen etc. im hiesigen und Canstatter Thale manche interessante Erscheinungen zu beobachten und manche neue Data anzugeben, die nirgends aufgezeichnet sind und die zum Theil verloren gingen, weil das Terrain meistens wieder zugedeckt worden, veranlassten mich, meine Beobachtungen über das so einzige und so interessante *Diluvial-Gebilde* des hiesigen und Canstatter Thales unserem verehrlichen Vereine mitzutheilen, um so mehr, als sie einen kleinen Beitrag zu einer künftigen möglichst genauen Beschreibung dieses Gebildes abgeben können, worüber wir ausser von *Walchner* und *Hehl* noch keine umfassende Beschreibung haben, übrigens sehr schätzbare Beiträge in verschiedenen Schriften, jedoch meistens zerstreut, vorliegen.

Wenn mir übrigens bei dem so mannigfaltig ausgestatteten Gebilde etwas entgangen sein sollte und wenn überhaupt meine Beschreibung nicht so ausfällt, wie man es streng genommen über einen so interessanten und eigenthümlichen Gegenstand erwarten kann, so muss ich um Nachsicht bitten, weil mir meine überhäuften Berufsgeschäfte zu wenig Muse zu etwas Besserem gestatten.

Zur leichtern Verständigung und Uebersicht des Ganzen habe ich die beiliegende Karte und Profile entworfen und glaube dem Ganzen eine kurze Uebersicht über die verschiedenen Gebirgs-Formationen vorausschicken zu müssen, welche das fragliche *Diluvium* theils mittelbar, theils unmittelbar einschliessen, theils seine Unterlage bilden. Dass ich übrigens auch die vielen Mineral-Quellen, die besonders in der Nähe von Berg und Canstatt vorkommen, und theils von selbst hervorsprudeln, theils durch Kunst hervorgerufen worden sind, etwas näher berühre, hat seinen Grund darin, weil ich diese Quellen für unzertrennlich vom Ganzen und namentlich für die Ursache der Entstehung von 2 ganz eigenthümlichen Hauptgliedern des *Diluviums*, nämlich des aus Neckargeschieben bestehenden Conglomerats und des so mächtig auftretenden Kalktuffes, halte, und welch letztern ich eben deswegen im Gegensatz der von demselben ganz verschiedenen Süsswasserkalkgebilde unseres Vaterlandes, Sauerwasserkalk nenne. Dass ich aber auch die Bohrversuche näher berührt habe, durch welche so bedeutende Mineralquellen zu Tage gefördert worden sind, geschah aus dem Grunde, weil sie zum Theil sehr interessante Aufschlüsse über die Auflagerungen des ganzen *Diluviums* und seiner Unterlagen gegeben haben, Aufschlüsse, die zugleich herausstellen, dass besonders das Canstatter Thalbecken manche gewaltsame Catastrophen erlitten haben muss, und deren Resultate zugleich einen Beweis liefern, welch enormer Mineralwasserreichthum in der Tiefe dieses Beckens liegen und welche ganz ausserordentliche, nie versiegende Druckkraft vorhanden sein muss, um so viele bedeutende, meist gegen einen halben Fuss mächtige Wassersäulen über mehr als 100 Fuss aus dem nie versiegenden Reservoir in die Höhe zu treiben.

Die älteste Gebirgsformation, die sich im Neckarthal zwischen

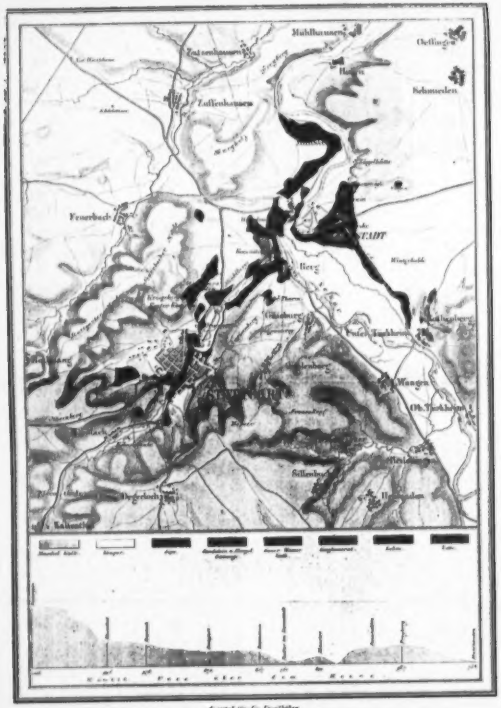
Hubthausen
Oeffingen
Schmeckten
Tuttenhausen
Feuerbach
Stuttgart
Ludwigsburg
Mangen
Ob. Turkheim
Hedelfingen
Sillenbuch
Untertürkheim
Rohracker
Degerloch
Steinhalde
Weinberge
Gärten
Felder
Wiesen
Wald
Dörfer
Straßen
Eisenbahnen
Canäle
Flüsse
Höhen
Thäler

Flecken vereinigt geweſen. Thiere, welche jetzt nur im Schoße der üppigſten Natur gedeihen, lebten beiſammen mit ſolchen, welche jetzt die Staffage der Polarnatur bilden. Unſer ganzer Glaube an den ewig gleichförmigen und conſequenten Gang der Natur müßte ſchwanken, wenn wir auch nur einen Augenblick annehmen wollten, der Elephant habe auf eiſigem Boden das Futter des Rennthiers geſucht und der Tiger das Handwerk des Eisbären getrieben. Die Temperatur muß über die ganze Erde eine weit gleichförmigere, ſie muß aber auch polwärts bedeutend höher geweſen ſeyn als jetzt. So hoch, wie während der Bildung der Steinkohle und der ſecundären Flötze, werden wir ſie uns indeſſen keineswegs vorzuſtellen haben. Alles, und beſonders die Beſchaffenheit der foſſilen Pflanzenreſte weist uns darauf hin, daß die Temperatur der Erde in der tertiären Periode im Vergleich zu der frühern ſich bereits bedeutend erniedrigt hatte. Doch ſo viel iſt gewiß, wenigſtens in den erſten Zeiten der tertiären Aera trugen unſere Breiten noch Palmen und andere Pflanzenfamilien der Wendekreiſe. Wenn das ganze Mammouth, welches man im ſibiriſchen Eiſe entdeckt hat, eine Art Wolle trug, während der jetzige tropiſche Elephant faſt nackt iſt, ſo berechtigt uns dieſes merkwürdige Faktum höchſtens zum Schluß, daß die Erde damals bereits nicht mehr überall jenes üppige Treibhaus war, das die Eidechſenungeheuer der Kreide und des Jurakalks ausgebrütet, daß die Klimate bereits angefangen hatten, ſich vom Pol abwärts nach dem Stande der Sonne abzuſtufen. Immer aber werden wir uns die ungeheuern Rudel von Elephanten, Nashörnern, Flußpferden u. ſ. w. in einer Naturumgebung denken müſſen, welche mit den Bedürfniſſen und der ganzen Lebensweiſe ihrer jetzigen Stammverwandten in Verhältniß ſtände.

Das zweite dominirende Faktum iſt eines jener unerwarteten Phänomene, welche die wohlgefügte Kette menſchlicher Folgerungen zerreißen, und mit überwältigendem Licht oft lange blenden, bis an ihnen die Wiſſenſchaft eine neue Fackel der Erkenntniß anzuzünden wagt. Häufig ſind gerade dieſe Meteorſteine, welche aus blauer Luft in die Welt unſerer Anſchauungen niederſtürzen, zu Schlußſteinen künftigen wiſſenſchaftlichen Baus beſtimmt, aber lange liegen ſie als Steine des Anſtoßes hindernd und entmuthigend jeder Forſchung im Wege. Die ſtetige Abnahme der irdiſchen Temperatur war ein oberſter

Untertürkheim und dem Freiberg oberhalb Mühlhausen zu Tage zeigt, ist der Muschelkalk, der von Rottenburg am Neckar an bis Untertürkheim das Neckarthal verlassen hat, während derselbe von dem sogenannten Katzensteigle an oberhalb der Canstatter Ziegelhütte bis zum bunten Sandstein unterhalb Neckarzimmern im Badischen das Neckarthal nicht mehr verlässt.

Derselbe kommt nämlich auf dem rechtseitigen Ufer des Neckars zuerst hinter Untertürkheim am Fusse des Rothenberges mit einem Einstürzen nach Süden und mit einer bedeutenden Ueberlage von Dolomit (*magerem Kalk*) zum Vorschein.

Von hieran verschwindet derselbe ganz bis zum sogenannten Katzensteigle und steigt dann unweit davon bei der Canstatter Ziegelhütte, wo er gegen Norden einstürzt, also gerade der Einstürzung bei Untertürkheim entgegengesetzt, vom Bett des Neckars an bis auf die beträchtlichen Höhen von mehr als 200′ der sogenannten Steinhalden und Zukerlen. Bei Untertürkheim finden sich in dem Muschelkalk wenige Versteinerungen und nur selten in dem aufgelagerten Dolomit die *Myophoria vulgaris, Goldf.* und *curvirostris* und *Palinurus Suerii*; bei der Ziegelhütte aber und an der Strasse nach Schmieden kommt eine über einen Fuss mächtige Schichte von zertrümmerten Muscheln mit *Encriniten*, den gewöhnlichen Petrefakten des obern Muschelkalks (Kalksteins von Friedrichshall von *Alberti's*), nämlich *Nautilus bidorsatus, Ceratites nodosus, Terebratula vulgaris, Plagiostoma striatum, Ophiura loricata* etc. und als Seltenheit Saurierzähne, sowie Schuppen und Zähne von *Hybodus plicatilis* und *Acrodus Gaillardoti* vor. Zwischen Untertürkheim und dem Katzensteigle scheint derselbe sehr tief versunken zu sein, indem man in einem Bohrloch am sogenannten Kienbacher Graben, einer Stelle, die nicht höher als der Muschelkalk bei Untertürkheim liegt in einer Tiefe von 150 Fuss immer noch im Keuper blieb. Ja in den noch viel tiefer liegenden Bohrlöchern, die nicht über 14′ über dem Neckar liegen, nämlich in dem vom *Herrmann*'schen Badgarten von 134′, in dem von Dr. *Heyne* von 164′ Tiefe und in dem von der *Keller*'schen Fabrik, das 125′ und in dem von der *Zais*'schen Fabrik, welches 66′ tief ist, fand man keinen Muschelkalk. Was man bei einigen für solchen aus-

gegeben, ist offenbar nichts anderers, als ein harter Keupermergel, Keuper-Dolomit, indem derselbe beim Aufguss von Salpetersäure kein Auferausen zeigt, einen sehr starken Thongeruch hat und in einigen Bohrlöchern noch Lettenschichten unter sich hatte, seine übrigen äussern Kennzeichen ohnedies dem Keuper-Mergel ganz entsprechen. Ob man in dem tiefsten und ältesten Bohrloch in der Gegend, dem ersten und ältesten artesischen Brunnen in Deutschland, nämlich der Sulzenreinquelle, die in den Jahren 1772 und 1773 angebohrt wurde und in der Minute gegen 5 w. Eimer Mineralwasser ausgiesst und das eine angebliche Tiefe von 250′ hat, Muschelkalk angebohrt, ist aus den darüber vorhandenen Acten nicht ersichtlich.

Auf der linken Seite des Neckarthales und im Stuttgarter Thale ohnedies scheint mir der Muschelkalk beinahe zu fehlen, oder wenigstens sehr tief versunken zu sein, indem derselbe erst ¼ Stunde unterhalb Münster am sogenannten Freiberg in sehr hohen mächtigen Bänken vom Bett des Neckars an, auf eine Höhe von mehr als 200′ auf einmal wieder hervortritt. Vom Häslacherthal an bis zu dem sogenannten Freiberg wurde derselbe nirgends aufgedeckt. In dem Bohrloch, das in dem sogenannten Elsenthal zwischen Kaltenthal und Häslach auf beinahe 500′ nieder getrieben wurde, blieb man im Keuper, ebenso in dem auf dem sog. Dorotheenplatz zu Stuttgart und in dem im *Burk*'schen Badgarten, jedoch wurde bei dem Ausgraben eines Brunnens in dem Garten des Herrn Dr. *König* in der untern Paulinenstrasse ein grauer Kalkmergel mit Fischschuppen und Zähnen — mit denen des obern Muschelkalks übereinstimmend — gefunden. In den 8 Bohrlöchern bei und in Berg, wovon die 5 oberhalb der *Bokshammer*'schen Fabrik 30′ über dem Neckar liegen und 163, 142, 136, 132 und 117′ tief niedergetrieben sind, die 2 an der Kunstmühle in Berg aber nur 10′ über dem Neckar liegen und eine Tiefe von 160′ haben, und in dem beim *Koch*'schen Bad auf der Sauerbrunneninsel, der 98′ tief ist, hat man meines Wissens noch keinen Muschelkalk erreicht. Ferner, und noch näher dem Muschelkalk zu, in den 5 Bohrlöchern, die unter meiner Leitung niedergetrieben wurden, fand man nichts als Keuper, und zwar in 4 im Park Rosenstein zwischen dem Canstatter

Theater und der Anhöhe hinter der Wilhelma, wovon das eine 62′ über dem Neckar und an der Grenze des *Diluviums* liegt und 187′ tief ist; die 3 andern liegen nur 18′ über dem Neckar im *Diluvium* und sind 152, 143 und 111′ niedergetrieben; das 5te, das ausser dem Bereich des *Diluviums* liegt, in der sogenannten Haasenwaide, und durch welches Süsswasser angebohrt wurde, liegt 62′ über dem Neckar und ist 95′ tief. Eben so wenig hat man, noch näher dem Muschelkalk, in der sogenannten Au zwischen Canstatt und Münster, in einer Tiefe von 136′ Muschelkalk angebohrt in einem Bohrloch, das nur 9′ über dem Neckar liegt.

Die zweite und durchaus vorherrschende Formation ist die des Keupers, auf dem das *Diluvium* im Stuttgarter und Canstatter Thale aufliegt, etwa mit Ausnahme von 2 Stellen, nämlich unweit der Canstatter Ziegelhütte und unterhalb Münster am sogenannten Freiberg, wo sich der *Diluvial*-Lehm unmittelbar an den Muschelkalk anzulehnen scheint. Dieser Keuper kommt in allen möglichen Nuancen von Sandsteinen und Mergeln vor, an einigen Stellen auch mit Gyps. Die Sandsteine sind immer mehr auf den Anhöhen, worunter der grobkörnige meistens am höchsten, der Bausandstein aber tiefer im Mergel liegt; letzterer erstreckt sich so in die Tiefe, dass derselbe, wie ich schon oben bemerkt habe, noch nicht durchbohrt worden ist. Der im Mergel liegende Gyps zeigt sich diesseits des Neckars im Stuttgarter Thale zuerst an dem Wasserleitungsstollen unter der Reinsburg, dann am Bopser und ziemlich tief unweit des Pulverthurmes, dann noch auf Canstatter Markung auf der Prag oberhalb der sogenannten Wartberge. Auf der rechten Seite des Neckars zeigt er sich zuerst unmittelbar auf dem Muschelkalk-Dolomit am Fuss des Rothenberges hinter Untertürkheim und nicht weit davon am Fellbacher Weg in sehr bedeutenden Lagern und zuletzt auf einer Anhöhe links von der Waiblinger Chaussée in den sogenannten Galgen.

Ueber die in dieser Keuper-Formation vorkommenden Versteinerungen von Pflanzen und Thieren sind schon manche spezielle Beschreibungen vorhanden, dass ich diese nicht näher berühren zu müssen nöthig haben werde, nur als eine Seltenheit führe ich die von mir in einem Bausandsteinbruch am Esslinger Berg

bei Stuttgart schon im Jahr 1834 aufgefundene *Voltzia* und 2 Saurierzähne an, die in einem sandigen, aschgrauen, weichen Mergel in einem Bohrloch hinter der Wilhelma im Park Rosenstein in einer Tiefe von 164′ vorkamen; beide Versteinerungen sind im hiesigen Naturalien-Cabinet.

Was nun das *Diluvium* des hiesigen und Canstatter Thales betrifft, so sind die verschiedenen Formationen desselben so angelagert, dass sie häufig in einander übergehen, mit einander unbemerkt abwechseln und öfters unter einander geworfen sind, auch mehr oder weniger Pflanzen- und Thierreste einschliessen, sie treten aber auch wieder in so grossen und ausgedehnten Massen einzeln hervor, dass ich sie schon desswegen und zur leichtern Uebersicht in folgende 4 Hauptabtheilungen bringen zu müssen glaube, nämlich in den

1. Sauerwasserkalk,
2. in das Conglomerat von Neckargeschieben,
3. in ein Gemenge von Keuper-, Mergel- und Sandsteinstücken von allen Nuancen, hie und da mit beigemengtem Sand und Lehm,
4. in die *Diluvial*-Lehm- und Lettenstöcke, letztere meistens mit Torf.

Der Sauerwasserkalk ist diesseits des Neckars im Stuttgarter Thal in der Stadt Stuttgart selbst bis jetzt in der Lindenstrasse in meinem eigenen Hause Nro. 21., an seinem höchsten Punkte 137 W. Fuss über dem Neckar bei Canstatt, aufgedeckt. Der nächste etwas niedrigere Punkt ist die Real-Schule in der Kanzleistrasse, bei deren Fundation derselbe im Jahre 1833 aufgefunden wurde, noch etwas niedriger zeigte sich derselbe in der nämlichen Strasse bei Fundation des Pfarrhauses erst vor 2 Jahren, und diesen Sommer wurde derselbe bei dem Graben eines Kellers in der Calwerstrasse aufgedeckt. Ob derselbe noch höher aufgedeckt worden, ist mir nicht bekannt, wohl aber das, dass derselbe bei Erbauung der neuen Häuser rechts in der obern Königsstrasse und überhaupt rechts von dieser Strasse in der innern Stadt seit dem Jahr 1806 bis jetzt nirgends aufgefunden worden ist, auch nicht in der untern Königsstrasse mit Ausnahme bei Erbauung des *Gauger'*-

schen Eckhauses an der Schloss- und Königsstrass, ebenso wenig in der Friedrichs- und Kronenstrasse, ja bei den Bohrversuchen, die im Jahr 1807 wegen des Einsinkens des Marstalles angestellt wurden, fand man bis auf 40′ tief nichts, als einen lettigten, mit Sand und Torf vermischten Grund. Ausserhalb des Königsthors im innern Schlossgarten wurde i. J. 1806 ein Graben vom Königsthor an bis an die Galgensteig angelegt und in demselben vom Orangerie-Haus an bis halbwegs der Galgensteige ein sehr mächtiges Lager von meistens sehr hartem Sauerwasserkalk aufgedeckt, das bis auf die Soole des Grabens herausgeschossen werden musste, wobei man eine sehr bedeutende Süsswasserquelle aus dem Sauerwasserkalk hervorsprudelnd entdeckte, und in den Höhlungen des Sauerwasserkalkes häufig sehr schöne Drusen von sintrigem Arragonit, wie man solchen später auch am Sulzeurein bei Canstatt gefunden hat. Links von diesem Graben bei der Fundation des Orangerie-Hauses i. J. 1818 fand man auf dem ganzen Bauplatz ein Sauerwasserkalk-Lager von meistens ganz porösen Platten, abwechselnd mit ockergelbem Tuffsand mit vielen Schnecken, das an einer Ecke, weil es sehr lose war, zur Sicherheit der Fundamente durchgraben werden musste, worauf man bei 10′ Tiefe auf eine, mit Torf und Flusssand vermengte, 2′ mächtige Lettenbank stiess, unter welcher ein sehr fester, graulichschwarzer Keupermergel lag. Im Jahre 1835 wurde hinter dem Orangerie-Haus ein Pumpbrunnen gegraben, wobei man einige dünne, ganz poröse Schichten Sauerwasserkalk und dann Tuffsand bis auf 18′ Tiefe durchgraben musste, unter der sich eine Lettenbank mit ganz feinem Sand gemengt, an 7′ mächtig und unter dieser Keupermergel mit reinem süssem Wasser zeigte. Bei der Anlage des Schillerfeldes und neuerdings bei den Abgrabungen für die Reiterkaserne wurde ein bedeutendes Sauerwasserkalklager aufgedeckt. Von hier an fehlt derselbe ganz an den Mühlbergen hinunter, bis zu dem Sauerbrunnen im äussern Schlossgarten, indem derselbe weder bei der Fundation der K. Maierei, noch bei dem Graben vom Pumpbrunnen gefunden wurde. Nach diesen Daten scheint mir dieses *Diluvial*-Gebilde hauptsächlich den linken Theil der Stadt und des Thales bis zur Reiterkaserne einzunehmen und sich dann rechts gegen das *Burk*'sche

Bad hinüber zu ziehen, indem man dasselbe weder in dem rechten Theile der Stadt, noch in der Neckarstrasse, noch durch den ganzen Schlossgarten hinunter bei Fundationen von Gebäuden und Graben von Pumpbrunnen aufgefunden hat. Erst am Ausfluss des untern rechten See's im Schlossgarten zeigte sich derselbe bei Fundation einer Brücke i. J. 1818 und früher bei Erbauung des *Burk*'schen Bades, auch bei einem Bohrversuch nach Sauerwasser im Garten dieses Bades wurde Sauerwasserkalk durchbohrt. Von hier an tritt derselbe ununterbrochen zwischen der Canstatter Chaussée und dem Stökachweg, besonders in den sogenannten Sandäckern hervor, auf welchen früher nach Tuffsand gegraben wurde und ein mächtiges Lager von sehr porösem Sauerwasserkalk aufgedeckt war; in welchem man eine Menge von Schnecken, auch Thierknochen und viele Höhlungen desselben mit einem Braunsteinmulm ausgefüllt fand. Von den Sandäckern aus erstreckt sich derselbe links über das Thal hinüber bis an den Sauerbrunnen im äussern Schlossgarten, von da aber wieder rechts hinüber gegen Berg, wo er im Nesenbachbett zu Tag ansteht, und von der Ecke am Rosenstein gegen Berg wurde derselbe bei Erbauung der Häuser bis an den Hügel, auf dem die Kirche von Berg steht, aufgedeckt. Ob sich derselbe von Berg aus gegen den Neckar hin ausbreitet, ist mir nicht bekannt, wenigstens in den Bohrlöchern an der Kunstmühle und in dem beim *Koch*schen Bad wurde er nicht angebohrt. Von der Ecke am Rosenstein gegen Berg und auf der ganzen Anhöhe des Rosensteines bis hinüber an den Thaleinschnitt, in welchem die von Canstatt nach Ludwigsburg führende Chaussée liegt, wurde bei den bedeutenden Abgrabungen keine Spur von Sauerwasserkalk gefunden, indem hier allein das Conglomerat seine Stelle einnahm, auch auf der Stelle, auf der nun die Staatsstrasse von Berg nach Canstatt führt, zeigte sich zwischen Berg und dem Garten Bellevue keine Spur weder von Sauerwasserkalk, noch Conglomerat, sondern festanstehender Keupermergel, ein Umstand, der zu beweisen scheint, dass die Anprallungen der Neckarfluthen; die wegen des Bogens oder Sackes, den der Neckar gegenwärtig noch bildet, stattfinden mussten, die Bildung dieses *Diluvial*-Gebildes entweder nicht statt finden konnte, oder nach und nach weggeschwemmt wurde.

Am Fuss des Rosensteins aber, in der Ebene vom Garten von Bellevue an, treten sogar bedeutende Bänke von Sauerwasserkalk bis in den Neckar hinein hervor, und in dieser ganzen Ebene zwischen dem Neckar und der Wilhelma und unter der ganzen Vorstadt von Canstatt zieht sich derselbe bis auf die sogenannten Halden hinter dieser Vorstadt, und nimmt von da die ganze Anhöhe bis Münster, das auf demselben erbaut ist, und unterhalb dieses Ortes bis in die Nähe des Freibergen ein.

Auf dem rechtseitigen Ufer des Neckars tritt der Sauerwasserkalk unterhalb Untertürkheim rechts von der Strasse nach Canstatt zuerst hervor, zieht sich von da an etwas links dem Seelberg zu, wo gegenwärtig bedeutende Lager desselben durch den Eisenbahneinschnitt aufgedeckt sind und wo man bedeutende Conglomerat- und Lettenbänke unter demselben sehen kann, breitet sich links gegen die Waiblinger Vorstadt u. die Stadt Canstatt aus, bis an den Neckar, wo er oberhalb der Brücke die Ufer desselben bildet. Vom Seelberg an nimmt derselbe die ganze Anhöhe bis an die Ulfkirche und über dieselbe hinaus dem Sulzerrhein zu ein bis in die Nähe des sogenannten Katzensteiglens.

Das zweite, in mächtigen und ausgedehnten Lagern hervortretende *Diluvial*-Gebilde ist ein Conglomerat von Neckargeschieben, wie sie gegenwärtig noch die Kiessbänke im Neckar bilden, ein Conglomerat, das seine Entstehung offenbar dem Absatz der fixen Bestandtheile aus den Mineralquellen zu verdanken hat, daher auch die Oberfläche der Geschiebe desselben mit einer Haut von Eisenoxyd-hydrat haltigem Kalk überzogen sind, und die mit Neckarsand sein Bindungsmittel bilden, und das meistens so hart ist, dass man es nur durch Sprengen mit Pulver gewältigen kann, ein Conglomerat das ganz eigenthümlich ist und das ich nirgends angetroffen habe, indem es von dem, welches man bei Lauffen am Neckar, bei Heilbronn, Neckarsulm zu und bei Neckar-Gartach meistens in Kiessgruben findet, sehr verschieden ist, sowohl durch sein Bindungsmittel, als auch durch seine Härte und Ausdehnung. Dasselbe kommt mit dem Sauerwasserkalk, über, zwischen und unter demselben vor und ist mit einigen Ausnahmen sein steter Begleiter.

Im Stuttgarter Thale fehlt dieses Gebilde gänzlich, und auf

der linken Seite des Neckars tritt dasselbe zuerst hinter Berg, am Weg von da nach Gablenberg, mit dem 3ten *Diluvial*-Gebilde zuerst hervor und erstreckt sich wahrscheinlich von da bis an den Hügel, auf welchem die Kirche von Berg steht, an welchem es zu Tage liegt und sich an den Sauerwasserkalk anschliesst. Von hier an fehlt es wieder ganz bis an die Ecke vom Rosenstein, welche Strecke Sauerwasserkalk einnimmt, wie ich schon oben bemerkt habe. Von der gedachten Ecke an zog sich dasselbe auf der ganzen Anhöhe des Rosensteins an der vordern Kante am Abhang gegen die Neckarseite hinter der Wilhelma herum, bis zu dem Thaleinschnitt, in welchem die Chaussée von Canstatt nach Ludwigsburg führt. Auf dieser Anhöhe zeigte sich das Conglomerat in sehr bedeutenden Massen unmittelbar auf dem Keupermergel aufliegend und füllte die Mulden desselben aus, so dass es sich an einigen Stellen 40′ mächtig zeigte, je nachdem nämlich die Mulden, die der Mergel auf seiner Oberfläche bildete, mehr oder weniger tief waren. An einigen Stellen, besonders hinter der Wilhelma, zeigten sich diese Mulden nicht wellenförmig, wie gewöhnlich, sondern ganz trichterförmig und waren theils mit dem Conglomerat, theils mit Mergel von ganz anderer Farbe so ausgefüllt, als wenn man den Mergel schichtenweise in die Trichter eingegossen hätte.

Die höchste Höhe, auf der sich das Conglomerat auf dem Rosenstein zeigte, war 80′ über dem Neckar, in gleichem Niveau mit dem hinter Berg, mit dem an der sogenannten Steige in den Halden hinter der Vorstadt von Canstatt, mit dem beim Seelberg hinter der Uffkirche und mit dem höchsten am Sulzenrein dem Katzensteigle zu. Die Tiefe, in welcher dasselbe vorkommt, ist ganz unregelmässig und am tiefsten liegt es im Neckarbett. Am Rosenstein zeigten sich in diesem Conglomerat öfters bedeutende Ablösungen, so dass manche bedeutende Massen wie zusammengestürzt da lagen und Klüfte bildeten, die theils hohl waren, theils einen ganz feinen, staubigen Braunsteinmulm enthielten, gerade wie der Sauerwasserkalk in den Sandäckern zwischen Stuttgart und Berg, theils waren einige mit Neckarsand angefüllt, der ganz zusammen gebacken war und so einen Sandstein neuester Formation, einen *Diluvial*-Sandstein bildete. Wo

dieses Conglomerat unmittelbar auf dem Keupermergel aufliegt, wie namentlich auf dem Rosenstein, sind die untersten Geschiebe immer die grössten.

In der Ebene am Fuss des Rosensteins von dem Garten von Bellevue an, die vom Neckar, der Wilhelma und der Vorstadt von Canstatt begrenzt wird, wurde dieses Conglomerat abwechselnd mit Sauerwasserkalk, aber meistens unter diesem liegend, in meistens ununterbrochen horizontalliegenden Bänken aufgedeckt, besonders bei dem Ausgraben eines Brunnens im Garten bei Bellevue und eines Canals, welcher diese Ebene hinter dem Theater durchschneidet und unter der Hallstrasse durchgeht und sich unterhalb dem Wehr in den Neckar mündet. Aller Wahrscheinlichkeit nach erstreckt sich dasselbe unter dem Sauerwasserkalk, der unter den neuen Häusern in der Neckarvorstadt aufgedeckt wurde, fort bis in die Nähe der Brücke, wo es am Neckar und in dem Bett desselben, oberhalb und unterhalb der Brücke, bis gegen die Au hinunter zu Tage liegt. An einer Stelle mitten im Sauerwasserkalk auf der sogenannten Steige in den Halden zeigt sich dasselbe ebenfalls in mächtigen Bänken, von da an aber fehlt es auf dieser Anhöhe bis unterhalb Münster ganz, indem hier der Sauerwasserkalk seine Stelle einnimmt. Auf der rechten Seite des Neckars kommt dieses Conglomerat auf der Anhöhe des Seelberges und am Abhang desselben zuerst zum Vorschein, theils über, theils unter, theils zwischen dem Sauerwasserkalk, weniger in Lagern, als vielmehr in grossen, unförmlichen, übereinander gestürzten Massen. Hinter der Kelter bei der Uffkirche wurde i. J. 1794 ein bedeutendes Lager, mit Sauerwasserkalk abwechselnd, aufgedeckt und am Sulzenrein, besonders gegen das Katzensteigle hin, kommt es in grossen, unförmlichen, übereinander gestürzten Massen, wie am Seelberg zwischen dem Sauerwasserkalk, vor. In der Ebene zwischen dem Sulzenrein und der Stadt Canstatt wurde dasselbe nirgends vorgefunden, als in dem Bohrloch bei der *Keller*'schen Fabrik, wo dasselbe 2mal durchbohrt wurde nebst einer Eiche, die zwischen den 2 Conglomeratschichten begraben lag. Unterhalb der Stadt unweit des Schiessplatzes, wo früher das Mineralwasser vom Sulzenrein über eine Kiessbank seinen Ausfluss in den Neckar hatte, zeigt es sich unmittelbar am Ufer.

Grundsatz der Physik; sie erklärte daraus eine Masse von Erscheinungen, namentlich das Verhältniß der jetzigen organischen Natur zu einer gewaltigeren früheren. Aber der einzige Fund eines Nashorns und eines Elephanten, mit Fleisch und Haut im Boden Sibiriens eingefroren, zwingt gebieterisch zum Schluß, daß in einem Zeitpunkt der Periode, in welcher diese Thiere lebten, die Temperatur rasch umgeschlagen habe. Daß Elephant und Nashorn vor diesem Ereigniß in Sibirien gelebt, ist auf keine Weise in Zweifel zu ziehen. Ihre Existenz setzt aber wenigstens ein warmes Klima voraus; und wenn nun auf diesem Boden getödtete Individuen von Eis umfangen worden, ehe die Fäulniß die weichen Theile zerstören konnte, so kann man sich dieses lediglich nur dadurch erklären, daß die Temperatur, in welcher die Thiere gelebt, sehr rasch zu einer herabgesunken, welche der jetzigen des Polarkreises wenigstens nahe kam.

Es liegt außer unserm Wege, aufzuzählen und zu besprechen, wie man in den verschiedenen Vorstellungsweisen von der Erdbildung dieses Faktum zu drehen und zu wenden, wie man anderseits die verschiedenen Systeme darnach zu modeln versucht hat. Wir haben hier zunächst nur die Vorstellung abzuweisen, als ob durch jene Katastrophe die ganze Thierwelt mit einem Schlage vernichtet worden wäre. Vor Kurzem erst hat Agassiz in Neuchatel, zu Erklärung der sogenannten blocs erratiques des Jura, auf höchst sinnreiche Weise die Diluvialerscheinungen und jene eingefrornen Dickhäuter mit der Erhebung der Alpen in Verbindung gebracht. Er läßt aber bei dieser Katastrophe die ganze Thierwelt unbarmherzig zu Grunde gehen und auf der neuen Erdoberfläche, wie Klangfiguren auf einer gestrichenen Glasplatte, eine ganz frische Organisation anschießen. Dies muß überraschen; denn die Erhebungstheorie schließt in ihren Consequenzen sicher jeden Gedanken der Art aus; sie kann unmöglich den Satz aufgeben, daß ein unmittelbares Band der Zeugung unsere jetzigen Thiere mit den ihnen analogen einer frühern Periode verbindet.

Wir erblicken in jenem Phänomen nur den Beweis, daß auch in der Geschichte der Natur, wie in der Menschengeschichte, nicht Alles ruhige, stetige Entwickelung ist, daß, wie im Leben der Völker, so auch in dem der Erde, neue Zustände aus rascher Aufhebung des Gleichgewichts hervorgingen. Auch der Gang der Erdbildung hat Abschnitte, wo für ein in der Zeit fern stehendes

Zu diesem *Diluvial*-Gebilde glaube ich noch eine unterirrdische Bank von ganz losen Neckargeschieben rechnen zu müssen, die man in der Ebene zwischen dem Garten von Bellevue, dem Theater und der Wilhelma unter dem Sauerwasserkalk und Conglomerat, und unter einer unter diesen beiden Gebilden liegenden torfartigen Lettenbank aufgedeckt hat.

Bei der Fundation des Theaters fand man nämlich ein Lager von Sauerwasserkalk in einer Länge von 10', senkrecht durch Kunst ausgebrochen und diesen Raum mit Bauschutt, römischen Dachziegeln, römischem Geschirr, Kohlen, einigen römischen Münzen und Nägeln nebst einem schönen Relief in Sandstein ausgefüllt und unter diesem Schutt eine weiche torfartige Lettenbank, die ich durchbohren liess, unter der man in einer Tiefe von 18', wie das gegenwärtige Neckarbett, auf eine 4' mächtige, ganz lose Bank von Neckargeschieben kam. Ferner fand man in den 3 Bohrlöchern zwischen dem Theater, und der Wilhelma in dem gleichen Niveau, wie am Theater, die gleiche Bank unter einer Lettenschichte, nur dass in einem der Bohrlöcher kein Sauerwasserkalk, in einem dieser und in dem dritten das Conglomerat durchbohrt wurde. Noch sonderbarer ist der Umstand, dass man in einem dieser Bohrlöcher, die alle gleich hoch über dem Neckar liegen, unter dieser Kiessbank eine dichte Lettenschichte von 14' mächtig durchbohrte, dann feinen Sand, dann eine harte weisslich graue Mergelschichte von 3' und unter dieser eine Bank von losen Neckargeschieben in einer Tiefe von 68', mithin, da die Oberfläche des Bohrloches 18' über dem gegenwärtigen Neckarbett liegt, 50' tiefer als dieses Bett.

In diesen 4 Bänken von Geschieben sind die Geschiebe an ihrer Oberfläche nicht durch Eisenoxyd, wie beim Conglomerat gefärbt, sondern blaulich-grau, wie die über denselben liegende Lette, was mir zu beweisen scheint, dass diese Bänke von Neckargeschieben von dem Sauerwasser nicht erreicht worden sind und somit auch nicht zu einem Conglomerat zusammenwachsen konnten. Es scheint mir aber auch ein Beweis von den gewaltsamen Catastrophen zu sein, welche dieses Thalbecken erlitten haben mag.

Eine dritte *Diluvial*-Abtheilung, die sich ebenfalls ganz eigenthümlich zeigt und an einigen Stellen in bedeutenden Massen

hervortritt, befindet sich im hiesigen Thale bis auf die Anhöhen von Berg und Gablenberg und auf der diesseitigen Seite des Rosensteins, fehlt aber im Neckarthale ganz. Es ist ein Gemenge von allen Nuancen von Sandsteinen, vom grobkörnigen bis zum feinkörnigsten quarzartigen, von allen den Sandsteinen die auf den Anhöhe nbei und hinter Stuttgart anstehen, und in Stücken von ½ Loth bis zu mehrern Centnern schwer bestehen, die an den Kanten etwas abgerieben sind. Mit diesen Sandsteinen sind kleine und sehr grosse Mergelstücke von allen Nuancen vermengt, hie und da auch Sand und Lehm und, was das eigenthümliche ist, auch an den Kanten etwas abgeriebener Nagelkalk in 2 Zoll mächtigen Stücken, der an den Kanten etwas durchscheinend ist, wie der, welcher bei Plattenhard auf den Fildern vorkommt, während der bei Degerloch und auf dem Hasenberg u. s. w. vorkommende Nagelkalk nichts Durchscheinendes hat; ja hier und da trifft man in diesem Gemenge Bruchstücke von den im Lias auf den Fildern vorkommenden Ammoniten an, die ebenfalls an den Kanten etwas abgerieben sind, ferner sehr schöne hornsteinartige Holzsteine und wo sich dieses Gemenge an den Lehm anschliesst, oder in denselben übergeht, viele thonartige Eisensteine in unförmlichen Knollen, die öfters über 1 Pfund schwer sind. An einigen Stellen ist dieses Gemenge vermittelst eines weissen sinterartigen Kalkes zu einer Breccie so fest zusammen gewachsen, dass man dasselbe nur mit starken Pikeln und Brecheisen durchbrechen kann, wie namentlich am Rosenstein auf der Seite Stuttgart zu, wo der Eisenbahn-Tunnel eingetrieben ist, welche Breccie auch beim Graben einiger Brunnen rechts in der Stadt Stuttgart und ihrer Umgebung gefunden wurde. Dieses Gemenge liegt unmittelbar auf dem Keupermergel auf und hat zu seinem Dach meistens *Diluvial*-Lehm und Lettenstöcke. Im Stuttgarter Thale wurde dasselbe bei Fundirung einiger Häuser in der Tübinger und Gerbervorstadt aufgedeckt, man fand es auch beim Graben mancher Brunnen, bei der Fundation des Wilhelmpalastes, des Archives, des Marstalls und bei einigen Gebäuden in der Königs-, Kronen- und Friedrichsstrasse, aber hier nie zu einer Breccie zusammengewachsen. Es scheint unter dem grössern Theil der Stadt, besonders der innern verbreitet zu sein und links an den

Sauerwasserkalk, rechts aber an den Keupermergel anzulehnen. An dem Weg hinter dem Pulverthurme, der nach Gablenberg und Gaisburg führt, kommt dieses Gemenge an das Conglomerat sich anlehnend vor. Links vom Thal in den sogenannten Worfmershalden wurde dasselbe ganz neuerdings durch den Eisenbahneinschnitt in mächtigen, meistens zu einer Breccie zusammengewachsenen Lagern, wie am Rosenstein aufgedeckt und scheint sich von da unter der Galgensteig gegen die Mühlberge herüber zu ziehen. Am Ende der Mühlberge, wo seine Decke *Diluvial*-Lehm ist, breitet es sich links gegen die Störzbachäcker aus und erstreckt sich ununterbrochen bis zum Landhaus auf dem Rosenstein, das auf demselben fundirt ist, und vom Eingang in den Park links an der diesseitigen Abdachung bis weit über das Officen-Gebäude hinaus, auf welcher Seite dasselbe auf dem Keupermergel auslauft; gegen das Landhaus hin aber ging dasselbe in einen stark eisenschüssigen Lehm mit vielem Sand vermischt über, der auf dem Conglomerat auslief und die Fundgrube bedeutend grosser Mammuthsknochen und Zähne war, die ich in das hiesige Naturalienkabinet abgeliefert habe. Links vom Landhaus ging dasselbe in sehr mächtige *Diluvial*-Lehmstöcke über, die dann weiter hinaus mit Lettenstöcken abwechselten und auf dem Keupermergel ausliefen. Gegenwärtig ist dieses *Diluvial*-Gemenge durch den Bau des Rosenstein-Tunnels bedeutend aufgedeckt.

Dass übrigens dieses Gemenge zur *Diluvial*-Formation gehöre, beweisen unbestreitbar die Data, dass

1. in demselben zu Stuttgart in der Tübinger Vorstadt und in der Kronenstrasse sowie auf dem Rosenstein Mammuthsknochen und Zähne gefunden wurden, namentlich neuerdings wieder in dem Rosenstein-Tunnel ein Mahlzahn;

2. dass dieses Gemenge häufig unter dem *Diluvial*-Lehm liegt, in welchem ich, wie z. B. am Ende der Mühlberge, Mammuthsknochen und Zähne, auch eine Menge der im *Diluvium* vorkommenden Schnecken fand.

Endlich die 4te in bedeutenden Lagern hervortretende *Diluvial*-Abtheilung ist der Lehm und die Lette, letztere häufig mit Torf, ersterer häufig mit fossilen Knochen und Schnecken, letztere dagegen besonders mit vielen Schnecken, seltener mit fossilen

Knochen. Auch diese Gebilde gehen mit den vorhergehenden ineinander über, wechseln mit einander ab und der Lehm bildet meistens die äussersten Grenzen, liegt auch meistens über und zwischen, aber nie unter denselben, während letzteres bei der Lette häufig der Fall ist.

Auf der linken Seite des Neckars sind die bedeutendsten, zum Theil noch aufgedeckten Lehmbänke im Stuttgarter Thale zwischen der alten und der neuen Weinsteige, oder zwischen dem neuen Friedhof und der alten Weinsteige, am Bothnanger Weg links von dem neuen Correctionshause, in der Sophien- und Marienstrasse, früher deswegen Leimengrube genannt, in der langen, hohen und Schlossstrasse und unweit der neuen Reiterkaserne. Von hier an fehlt derselbe bis am Ende der Mühlberge, wo über dem Sandsteingemenge ein bedeutendes Lager abgegraben wurde, das am Fuss des Rosensteins auf diesem Gemenge auslief. Auf dem Rosenstein wurde besonders links vom Landhaus eine zum Theil über 20′ mächtige, gegen 500′ lange und 250′ breite Lehmbank aufgedeckt, die sich beim Landhaus über das Diluvial-Gemenge hinzog und am Ende in einer Schlucht in eine Lettenbank auslief und an manchen Stellen 4 bis 5 Fuss mächtige Lager von zweierlei Thonknollen in sich schloss, die alle mögliche Formen hatten und wovon eine Sorte wie die gewöhnlichen sich zeigte und häufig sogenannte Klappersteine bildete, die andere Sorte aber gelbe und weisse Schichten, Streifen der Länge nach hatte, so dass sie von aussen wie Bandachat aussahen. Hinter Berg, wo sich das Conglomerat und Sandsteingemenge zeigt, treten nach der Richtung Gaisburg zu wieder einige Lehmstöcke hervor. Zwischen dem Rosenstein und Münster zeigen sich einige Lehmbänke auf dem Sauerwasserkalk, unterhalb Münster treten wieder bedeutende über und neben dem Sauerwasserkalk hervor und ein über 40′ mächtiger legt sich am Anfang des Freiberges an den Muschelkalk an.

Auf der rechten Seite des Neckars begleiten die Lehmbänke unterhalb Untertürkheim den Sauerwasserkalk, breiten sich dann beinahe über den ganzen Seelberg aus, wo sie die bekannte Fundgrube von Mammuthsknochen bilden und ziehen sich dann über dem Sauerwasserkalk über die Anhöhe gegen die Uffkirche.

dem Sulzenrein und Katzensteigle zu, wo sie sich an den Muschelkalk, nachdem sie in Lette übergehen, anzuschliessen scheinen.

Die Diluvial-Lette ist in ihrem feuchten Zustande meistens ganz schwarz und äusserst fett anzufühlen hie und da mit Torf als Ueberlage bedeckt und mit Tuff und anderem Sand durchwachsen und meistens mit einer Menge untergegangener und noch bei uns lebender Schnecken vermengt; es wurden diesseits des Neckars im hiesigen Thale an mehrern Stellen sogar vorweltliche Thierknochen darin gefunden, namentlich in der Kronenstrasse; sie zeigte sich in der Grunddohle in der Königsstrasse, bei Fundation des Marstalles daselbst und weiter unten im linken untern See des Schlossgartens und in dem Graben bei demselben, der nun für die Eisenbahn überdohlt ist. Unterhalb der Reiterkaserne in den untern Thürlen befindet sich ein bedeutendes Lager und ebenso unterhalb der Maierei im äussern Schlossgarten mit Torf überdeckt. Rechts im hiesigen Thale liegt sie unweit des Pulverthurmes auf Gyps auf und in der Nähe des Sauerbrunnens im äussern Schlossgarten legt sie sich an den Sauerwasserkalk an.

Auf dem Rosenstein lief ein Lehmlager gegen eine kleine Schlucht in eine mit vielen Schnecken vermengte, torfartige Lette aus, in der ein kleiner Wald von Birken und Eichen begraben lag. Die Birken waren etwas platt gedrückt, hatten aber zum Theil einen Umfang von 5′ 6″ und noch ihre Rinde. Die Stämme waren nicht lang, sondern in Stücken von 4 bis 15′ lang in die Kreuz und Quer untereinander geworfen, zwischen welchen Stücke von Eichen lagen, deren Holz ganz schwarz wie Ebenholz, meistens ganz zerfressen, jedoch an einigen Stellen noch so fest war, dass man es verarbeiten konnte. Das Holz der Birken war in eine schwarzbraune Braunkohle verwandelt. Die Räume zwischen diesen Baumstämmen waren mit einer torfartigen Masse ausgefüllt, aber alles so compact und zusammengepresst, wie eine bituminöse Holzkohle und in dieser Masse fanden sich noch deutliche Blätterstücke von einer *Typha*, Zweige mit den Knospen einer *Salix*, die der *Salix caprea* sehr ähnlich waren, je einige etwas platt gedrückte Kapseln (Schüsselchen) von der Frucht der Eiche und Stücke von gestreiften, goldglänzenden Flügeldeckeln eines Käfers. Die Kürze der Holzstämme und ihr plötzliches Abge-

brochensein, das Untereinandergeworfene derselben, auch der Mangel an Aesten zeugen offenbar dahin, dass diese Bäume geraume Zeit wie Treibholz im Wasser müssen umher getrieben und herbeigeflötzt worden sein.

Das ausgedehnteste Lettenlager befindet sich in der Ebene zwischen dem Garten von Bellevue, der Wilhelma, dem Theater und der Vorstadt von Canstatt bis an die Brücke. Es liegt über, zwischen und unter dem Sauerwasserkalk und Conglomerat, ja unter bedeutenden, wahrscheinlich eingestürzten, festen Keupermergelmassen und ist an einigen Stellen mit einer Menge von Schnecken angefüllt. Wo es an der Oberfläche vorkommt, geht es in ein förmliches *Alluvium* mit Torf über und enthält Ochsen- und Fuchsknochen, auch Hirschgeweihe und viele noch jetzt bei uns lebende Schnecken.

Bei dem Bau des Theaters, durch 3 Bohrlöcher unweit der Wilhelma, bei Fundation dieses Gebäudes und vieler Gebäude in der Vorstadt von Canstatt, namentlich des neuen Gebäudes zunächst dem Gasthof zum Ochsen, bei der Fundation der neuen Ufermauer daselbst, ja auch bei dem Brückenbau wurde dieses Lettenlager häufig unter dem Sauerwasserkalk und Conglomerat aufgedeckt. Zuletzt und vielleicht mit dem eben genannten unterirdisch zusammenhängend tritt dasselbe unterhalb der Vorstadt in der sogenannten Au mit einer torfartigen Ueberlage hervor. Auf der rechten Seite des Neckars liegt in den Gypsbrüchen hinter Untertürkheim unmittelbar auf dem Gyps eine schwarze Lettenbank auf, in der ich einen unvollständigen Unterkiefer mit 3 Zähnen vom *Rhinoceros* fand. In der Waiblinger Vorstadt von Canstatt fand man bei Fundation von einigen Gebäuden diese Lette ebenfalls zum Theil unter dem Sauerwasserkalk, und in den Bohrlöchern im Badgarten und bei der *Keller*'schen Fabrik wurde sie ebenfalls durchbohrt; zuletzt ist sie noch unweit des Katzensteigle in der Nähe des Muschelkalkes aufgedeckt worden.

Was nun die in beiden Thalbecken vorkommenden natürlichen und angebohrten Mineralquellen betrifft, so finden sich die meisten zwischen Berg und Canstatt vor.

Memminger gibt in seiner Schrift: „Canstatt und seine Umgebung" vom Jahre 1812 über 30 natürliche Quellen und

Walchner sogar 50 an, die ich aber nicht alle auffinden konnte, trotz meines mehr als 15jährigen Aufenthaltes in Canstatt, und ich glaube, dass es hinreichen wird, wenn ich nur die bedeutendsten mit einigen sie begleitenden eigenthümlichen Erscheinungen aufzähle.

Mit Ausnahme einiger wenigen, in welche Süsswasserquellen eindringen, haben dieselben eine immer gleiche Temperatur zwischen 13 und 16° Reaum. Die Zahl der bedeutendsten natürlichen Quellen ist 15, und 16 sind bis jetzt angebohrt worden. Nach den theils von mir, theils von Andern vorgenommenen Messungen über die Wassermenge, welche dieselben ausströmen, kann man als Minimum eine Ausströmung von 30 Württ. Eimern in der Minute annehmen, mithin werfen diese Quellen ohne die ganz unbedeutenden und ohne 2 bedeutende, die sich im Neckar selbst befinden, in 24 Stunden eine Wassermasse von 43,200 w. Eimern aus (*Walchner* hat dieselbe viel höher und offenbar zu hoch angenommen), und berechnet man die fixen Bestandtheile, die durch Analysen nachgewiesen sind, aus dieser Wassermasse, so können diese Quellen wenigstens 1200 Ctnr. fester Masse absetzen.

Von diesen Quellen befinden sich auf der linken Seite des Neckars mit Einschluss der Insel bei Berg, also bis zum eigentlichen Neckarbett (indem diese Insel durch den durch Kunst angelegten Mühlkanal gebildet wird), 7 natürliche und 11 durch Bohrlöcher ausströmende und zwar

1. die 2 Badquellen zum *Burk*'schen Bad im äussern Schlossgarten; ebendaselbst
2. der Sauerbrunnen bei dem sogenannten Rinden-Porticus;
3. die 5 Bohrlöcher oder artesische Brunnen oberhalb Berg, welche zu der mechanischen Spinnerei in Berg das Aufschlagwasser abgeben und 30′ über dem Neckar liegen, mit einer Tiefe von 163′, 142′, 136′, 132′ und 117′;
4. die 2 artesischen Brunnen bei der Kunstmühle in Berg, deren Mineralwasser auch zum Trinken benützt wird, mit 160′ Tiefe und 9 bis 12′ über dem Neckar;
5. der artesische Brunnen auf der Sauerbrunneninsel beim *Koch*'schen Bad, der zum Trinken und Baden gebraucht wird, 9′ über dem Neckar und 98′ tief;

6. die natürliche Mineralquelle auf eben dieser Insel, der sogenannte Berger Sauerbrunnen, der von Kurgästen sehr stark besucht wird;

7. die 2 artesischen Brunnen unweit der Wilhelma im Park Rosenstein, die 18′ über dem Neckar liegen und 155′ und 143′ tief sind;

8. eine sehr bedeutende natürliche Mineralquelle in gleichem Niveau mit dem Neckar am Fuss der Ufermauer, die bis zur Canstatter Brücke aufgeführt worden ist, hervorsprudelnd;

9. die natürliche Quelle im Garten des Gasthofes zum Ochsen, wo sie zu der Badanstalt benützt wird;

10. der artesische Brunnen bei der Fabrik in der sogenannten Au zwischen Canstatt und Münster, 9′ über dem Neckar und 136′ tief;

11. die natürliche, sehr bedeutende Quelle ebendaselbst, mit einer ebenso bedeutenden Süsswasserquelle vermischt.

Auf der rechten Seite des Neckars befinden sich 8 natürliche Quellen und 5 artesische Brunnen mit Mineralwasser, nämlich:

1. die Mineralquelle in den sogenannten Trommelwiesen, unweit des Exercierplatzes; die Wiesen daselbst haben den Namen Trommelwiesen dadurch erhalten, weil man periodisch in der Nähe dieser Quelle, wenn man sich mit dem Ohr auf den Boden legt, ein Getöse hört, wie wenn man in der Ferne trommelte;

2. die 2 natürlichen Quellen im *Hermann*'schen Badgarten nebeneinander, das Männlein und Weiblein genannt. Diese 2 Quellen waren in frühern Zeiten die einzigen, die kalt und warm zu Mineralbädern benutzt wurden, und schon die Römer müssen dieselben zu diesem Zwecke benutzt haben, indem man bei der neuen Fassung dieser Quellen im J. 1818 römische Dachziegel, Teichel, einen Kessel und Hahnen, römisches Geschirr und Münzen und die bekannten kleinen Stützsäulen eines Wärmebodens und Mauerwerke daselbst ausgegraben hat;

3. am *Hermann*'schen Badhaus ein artesischer Brunnen, kaum 100 Schritte von obigen 2 Quellen entfernt, dessen Bohrloch 134′ Tiefe hat;

4. der ebenfalls nicht weit davon entfernte artesische Brunnen im Garten des Dr. *Heyne*, der ein 164′ tiefes Bohrloch hat:

5. kaum 60 Schritte von diesem entfernt, die bedeutendste natürliche Mineralquelle, die sogenannte grosse Sulz, rechts von der Waiblinger Vorstadt; sie wird zu kalten und warmen und wegen ihres bedeutenden, sehr viel Eisenocker enthaltenden Schlammes, auch zu Schlammbädern benützt;

6. in der Stadt selbst, beim Rathhaus eine beinahe ebenso bedeutende Mineralquelle, die Sulz genannt;

7. gleichfalls in der Stadt ein artesischer Brunnen bei der *Keller*'schen Fabrik von 125′ Tiefe;

8. ein weiterer artesischer Brunnen von 66′ Tiefe bei der *Zais*'schen Fabrik auf dem sogenannten Mühlgrün, einer Insel im Neckar, und

9. unweit dieses Mühlgrüns unterhalb der Brücke eine bedeutende natürliche Mineralquelle im Neckar selbst;

10. eine natürliche Mineralquelle im sogenannten Burgstall unweit des Sulzenreins, die für die Bad-Cabinette im Wilhelmsbad das Wasser liefert;

11. nicht weit von derselben entfernt näher gegen den Sulzenrein hin eine natürliche Mineralquelle und endlich

12. der bedeutendste und älteste artesische Brunnen, selbst in Deutschland, am Sulzenrein, dessen Mineralwasser von den Kurgästen am meisten getrunken und auswärts verführt wird.

Als besondere eigenthümliche Erscheinungen von diesen Quellen und ihren Umgebungen glaube ich noch Folgendes anführen zu müssen.

1. So wenig diese Quellen aus dem *Diluvium* entstehen, sondern aus einer viel grösseren Tiefe, so ist es doch eigenthümlich, dass man in der Umgebung von Canstatt und Berg ausser dem Bereich des *Diluviums* noch keine Mineralquelle angebohrt hat, ebensowenig aber in dem Bereich desselben eine reine Süsswasserquelle. Dieses zeigt sich namentlich im Park Rosenstein bei der Wilhelma auffallend. Kaum 15′ hinter dem Conglomerat wurde im reinen Keupermergel ein Bohrloch 184′ tief abgetrieben und nur reines süsses Wasser angebohrt, während in 2 andern Bohrlöchern, etwa 400′ davon entfernt, die aber im *Diluvium* niedergetrieben wurden, Mineralwasser angebohrt wurde, das nur durch das etwa 18′ unter der Oberfläche vorkommende Süss-

wasser vermischt ist, das als bloses Horizontalwasser wahrscheinlich in der bei 18′ tief liegenden Neckar-Kiessbank hervorkommt und nicht aufsteigt. Diese 3 Bohrlöcher liegen in gleichem Niveau miteinander und das Terrain ist 43′ tiefer, als an dem Süsswasser enthaltenden Bohrloch, sie sind aber 155, 143 und 117′ tief, von den 2 erstern läuft das Wasser aus, vom 3ten bleibt es aber 5′ unter der Oberfläche stehen. Eben so eigenthümlich ist es, dass sich aus dem *Diluvium* einige reine natürliche Süsswasserquellen ergiessen, wie z. B. bei dem sogenannten Wasserfall in den Halden aus dem Sauerwasserkalk; unterhalb der Vorstadt von Canstatt, Münster zu, am Ufer des Neckars aus dem Conglomerat eine 2te, und in der sogenannten Au eine 3te, die keine 50 Schritte von ihrem Ursprung durch eine natürliche Mineralquelle fliesst.

2. Eine weitere besondere Erscheinung, die auf eine sehr abwechselnde Lage der verschiedenen tiefer liegenden Gebirgs-Formationen und ihrer Bestandtheile, sowie darauf hindeutet, dass die unterirdischen Mineralwasser-Reservoirs nicht immer mit einander communiciren, ist diese, dass ganz nahe bei einander liegende Mineralquellen in ihren quantitativen Bestandtheilen öfters sehr variren und dass in ganz kleinen Entfernungen von einander die Resultate von Bohrversuchen auf Wasser öfters sehr verschieden ausfallen und selten einen Einfluss auf einander haben. So wurde im *Hermann*'schen Garten an dem Badhaus daselbst in einer Tiefe von 134′ eine bedeutende Mineralquelle angebohrt, ohne dass die 2, keine 50 Schritte davon entfernten Mineralquellen dadurch in ihrem Wasserquantum alterirt worden wären; in gleicher Entfernung aber wurde in einem Bohrloch von 163′ Tiefe kein Tropfen Wasser angebohrt. Im Park Rosenstein unweit der Wilhelma ergiesst ein Bohrloch von 143′ Tiefe 2 Eimer Wasser in der Minute, ein 2tes nur 340′ davon entferntes, das 155′ Tiefe hat, aber nur 37 Maas in der Minute, ohne dass das erstere in seiner Wassermasse abgenommen hätte, ja ein 3tes, das von dem erstern nur 100′ Fuss entfernt ist, giesst kein Wasser aus, sondern das Wasser steht in demselben 5′ unter dem Horizont, wenn gleich die Mündungen von allen dreien in einem Niveau stehen; auch nahm das Wasser in dem 2ten

Auge das Diesſeits und das Jenſeits ein verſchiedenes, nur in den Hauptzügen übereinſtimmendes Gepräge tragen. Die franzöſiſche Revolution war, wenn auch lange vorbereitet, in der Erſcheinung ein raſcher Umſchlag der geſellſchaftlichen Richtungen: ſie vernichtete Geſchlechter und Inſtitutionen, welche das neue Weltklima nicht ertrugen, und rief auf ihren Gräbern neue, mannichfaltigere hervor, die aber nichts deſtoweniger Kinder der frühern waren; ſie drückte der aufwachſenden Generation einen Charakter auf, der ſie ſpecifiſch von der abſterbenden unterſchied, ließ aber im Ganzen die Menſchheit in ihrem Organismus, wie ſie war. — So erſcheint jene Kataſtrophe als eine Revolution in der animaliſchen Welt: raſch verſiegte der unterirdiſche Wärmequell, ſey es aus welcher Urſache, und die Klimate wurden ſofort, wenigſtens bedeutend mehr als bis da, von der Schiefe der Ekliptik beſtimmt. Manche Geſchlechter ſtarben bei dieſem Umſchwung der Dinge ganz aus oder wurden auf Landſtriche beſchränkt, die ihrer Conſtitution fortan allein angemeſſen geblieben waren; härtere Geſchlechter konnten ſich dem neuen Zuſtande fügen und ihre Organe wurden demſelben angepaßt. Auf dieſe Weiſe wurden die Familien der Säugethiere, welche vor jener Kataſtrophe im gleichförmigeren Klima aller Landſtriche beiſammen geweſen waren, klimatiſch zerſchlagen, organiſch umgewandelt, die einen decimirt, die andern vermannichfacht. Im Ganzen aber blieb es eine analoge Thierwelt, nur daß jene Ueberfülle des vegetativen Triebs, die ſich in gigantiſchen Formen und in unendlicher Produktivität geäußert, auf der kühleren Erde ſich mäßigte. Dagegen haben ſich mit der ſtrengern Sonderung der Klimate die Lebensbedingungen der Thiere unendlich vervielfacht.

Ueberblicken wir flüchtig die Reihe der Thiere, welche aus den Grüften des Diluviums überall erhoben worden ſind. Die verbreitetſte Familie dieſer Epoche, diejenige, welche ſie eigentlich charakteriſirt, iſt die der Pachydermen oder Dickhäuter: Elephant, Maſtodon, Nashorn, Tapir, Hippopotamus. Dieſen ſchwerfälligen Typus einer üppigeren, aber uniformeren Zeit hat die Natur großentheils zurückgenommen, ſeine Arten vermindert und dieſe auf beſchränkte Wohnplätze verwieſen. Alle dieſe Geſchlechter leben jetzt vorzugsweiſe nur unter den Tropen. Das Maſtodon, das mehrere Arten zählte, ein dem Elephanten ähnliches Rüſſelthier mit

und 3ten im geringsten nicht zu, nachdem ich das erste Bohrloch 3 Tage lang so fest zukeilen liess, dass kein Tropfen Wasser aus demselben ausfliessen konnte. Auch habe ich die bestimmte Bemerkung gemacht, dass mehre artesische Brunnen bei einem lange anhaltenden, tiefen Wasserstand des Neckars in ihrer ausströmenden Wassermenge etwas abnehmen und umgekehrt, bei einem anhaltenden höhern Wasserstand zunehmen, was seinen Grund wahrscheinlich darin hat, dass diese Brunnen mit den im Neckar selbst befindlichen, vielen natürlichen Mineralquellen in irgend einem unterirdischen Zusammenhange stehen und diese bei einem höhern Stande des Neckars einen höhern Druck auf sich erleiden, mithin nicht so viel ausgiessen können, als bei niederem Wasserstand, somit bei einem geringern Druck auf sie, was aus folgender Erscheinung hervorzugehen scheint. Bei einem lange anhaltenden, äusserst niedrigen Wasserstand des Neckars blieb der so wasserreiche artesische Brunnen am *Koch*'schen Bad in Berg nach und nach ganz aus. Weil nun gerade damalen der bedeutende artesische Brunnen bei der Wilhelma angebohrt wurde, glaubte der damalige Besitzer des *Koch*'schen Brunnens, dass das Anbohren jenes Brunnens die Ursache des Versiegens seines Brunnens sei, unerachtet die Mündung 9′ höher, als die des Letztern liegt. Als jedoch bald darauf der Wasserstand des Neckars bedeutend zunahm und mehre Wochen hoch blieb, brach das Wasser in dem *Koch*'schen Brunnen wieder an und warf mehre Tage lang eine Menge Sand und Schlamm aus, blieb aber seitdem nie mehr aus. Ebenso strömte aus dem Bohrloch bei der Wilhelma, als der Neckar so bedeutend angelaufen, das Wasser, das bisher 5′ unter dem Horizont im Bohrloch stand, plötzlich aus.

4. Eine weitere, besondere Erscheinung ist die, dass aus dem tiefsten Grund in der Sulz am Rathhaus in Canstatt vor eintretendem Regenwetter weisslichte Flocken sich entwickeln und das sonst so klare Wasser trüben, eine Erscheinung, die sich zu jeder Jahreszeit zeigt, ausgenommen bei sehr heissen Sommertagen. Das Gleiche zeigt sich in der Mineralquelle im Neckar unweit des Mühlgrüns, nur mit dem Unterschied, dass diese eine Menge rothbraunen Eisenocker auswirft und das Wasser ganz trübroth wird.

Eine gleiche Erscheinung habe ich an einer der Quellen im *Hermann*'schen Badgarten vor ihrer neuen Fassung, an dem sogenannten Weiblein beobachtet. Einer Sage nach soll diese Trübung regelmässig alle 4 Wochen eingetreten sein, daher diese Quelle wegen ihrer monatlichen Reinigung das Weiblein und die neben ihr liegende, weil sie diese Erscheinung nicht zeigte, das Männlein genannt worden sei. Diese Sage hat in frühern Zeiten die Veranlassung gegeben, dass das Wasser dieser Quelle vom weiblichen Geschlecht bei gestörter Menstruation besonders zum Trinken und Baden benutzt wurde.

Endlich glaube ich noch

5. die Erscheinung berühren zu müssen, dass zur nämlichen Zeit, als im Jahre 1773 die Sauerbrunnenquelle am Sulzenrein angebohrt wurde, auf den Aeckern in der sogenannten Winterhalde, ungefähr 1500 Schritte vom Sulzenrein entfernt, links von der Chaussée, die von der Uffkirche nach Untertürkheim führt, eine Strecke Landes von mehr als 50′ im Durchmesser über 30′ tief plötzlich eingesunken ist. Ferner wurden in der Nacht vom 9. November 1755, also 9 Tage nach dem schrecklichen Erdbeben, das Lissabon zerstörte, 2 Erdstösse verspürt, die sogenannte Sulz in der Stadt Canstatt am Rathhause trübte sich sehr stark, und das an dieselbe angebaute Schulhaus, besonders aber das Rathhaus sanken, jenes auf seiner ganzen Giebelseite, dieses aber auf der anstossenden Ecke mit entsetzlichem Krachen über dritthalb Fuss in den Sauerwasserkessel hinein.

Was nun die in diesen *Diluvial*-Gebilden vorkommenden Knochen von Säugethieren, Vögeln, Mollusken und Pflanzen betrifft, so glaube ich dieselben nicht einzeln hier aufführen zu müssen, weil wir bereits specielle Beschreibungen von Dr. *Jäger*, Dr. *Walchner* etc. besitzen und Dr. *Kurr* eine umfassende Uebersicht erst neuerdings darüber in einer unserer Sitzungen vorgetragen hat, *) daher ich hier nur einige Bemerkungen über ihr Vorkommen geben zu müssen glaube.

Der grössere Theil von Thierknochen ist bis jetzt im Lehm und sandigem Lehm, besonders wo derselbe zwischen, an oder

*) Dieser Vortrag wird später mitgetheilt werden.

auf dem Sauerwasserkalk und Conglomerat anliegt, gefunden worden, wie z. B. auf dem Rosenstein und Seelberg. Zunächst dem Lehm kommt der Sauerwasserkalk und dann das Gemenge von Sandstein, Mergel u. s. w., noch seltener zeigen sie sich im Conglomerat und Letten. Von Vögeln hat man nur einige Fussknochen und Federn im Sauerwasserkalk gefunden, neuerdings aber bei Münster Vogeleier, die in der Grösse und Form den Eiern unseres Feldhuhnes gleichen. Die Mollusken sind im Sauerwasserkalk, Letten und Lehm in grosser Anzahl vorhanden, während sie im Conglomerat und in dem Gemenge von Sandstein, Mergel etc. ganz fehlen, weil diese beiden Gebilde, besonders das letztere, bei ihrer Bildung und Anlagerung offenbar mehr gewaltsam zusammengetrieben worden sind, während sich die andern *Diluvial*-Gebilde mit mehr Ruhe ablagerten. Was die Pflanzen-Versteinerungen betrifft, so kommen dieselben blos im Sauerwasserkalk vor und bestehen aus *Conferven*, *Charen*, Moosen, Schilfen und Baumblättern und dann, als Seltenheit, Saamenzapfen und Nadeln von Tannen. Von den Baumblättern sind vorherrschend Eichen- und Erlenblätter, wovon besonders erstere in 2 bis 3′ mächtigen, dicht auf einander geschichteten Lagern in ihrer grössten Ausdehnung in der Vorstadt von Canstatt aufgedeckt wurden. Alle übrigen von *Walchner* angeführten Blätter sind seltener, und ich möchte weder diese noch die so häufig vorkommenden Eichen- und Erlenblätter für so ganz bestimmte Species ausgeben. Ich habe sehr viele von diesen Blättern mit denen noch jetzt bei uns vorkommenden lebenden verglichen, konnte aber nie eine durchaus gleichförmige Form, wenn ich sie neben einander legte, herausbringen; so haben namentlich die Eichenblätter, die *Walchner* für die von der *Quercus pedunculata* ausgibt, zwar viel Aehnlichkeit mit den Blättern dieser Eiche, doch mehr aber mit denen der *Quercus cerris*, die bei uns nicht vorkommt, auch sind die Erlenblätter beinahe immer bei weitem grösser, als die noch jetzt bei uns vorhommenden 2 Erlenarten.

Eine ganz eigenthümliche Pflanzenversteinerung habe ich früher in einem Sauerwasserkalksteinbruch oberhalb der Uffkirche, links von der Waiblinger Chaussée, aufgefunden und genau unter-

sucht. Es zeigten sich nämlich in dem vertikalen Abschnitt eine Menge cylindrische, horizontal liegende, in eine Ellipse übergehende Höhlungen; diese hatten Durchmesser von einigen Zollen bis zu 3 Fuss. Von innen waren sie an ihren Wandungen mit einem sehr dunkeln Eisenkalk gefärbt und bei 40′ Länge konnte ich ihr Ende noch nicht erreichen, ihr Durchmesser hatte aber bis auf diese Länge ganz unmerklich abgenommen; sie waren schnurgerade, ohne alle Spuren eines Astes oder Knotens, sondern der Länge nach gerade so gestreift, wie der Stamm einer *Musa*. Schon diesem nach und weil sie weder Ringe noch Knoten u. s. w. haben und beinahe gleich dick sind, können es keine Palmen gewesen sein, wie früher schon behauptet worden, eben so wenig Laub- oder Nadelbäume, weil ihnen die Aeste fehlen und weil sie gleich dick und der Länge nach gestreift sind. Bei der Regelmässigkeit und Gleichförmigkeit in allen ihren Formen können dieselben nicht durch Zufall entstanden, kein *lusus naturae* sein. Vielleicht waren es nun untergegangene Musen, die zu gleicher Zeit mit dem Mammuth in der damaligen Schöpfung florirt und mit diesem Riesenthiere bei uns ihr ewiges Grab gefunden haben. Eine einzige Spur von Pflanzenversteinerung oder vielmehr Umhüllung eines gegen $1\frac{1}{2}$′ dicken Baumes zeigt sich im Conglomerat am Sulzenrein, wo in einem sehr grossen Conglomeratblock eine ganz runde schnurgerade Oeffnung oder Loch von $1\frac{1}{2}$′ im Durchmesser durch und durch geht, eine Oeffnung, die ihr Dasein offenbar einem zu Grunde gegangenen Baume zu verdanken hat.

Wenn man nun die verschiedenen Ablagerungen dieser *Diluvial*-Gebilde und die in denselben vorkommenden Thier- und Pflanzenreste und sonstige Mineralien, so wie die vielen Mineralquellen in denselben und die, dieses Gebilde umgebenden ältern Gebirgs-Formationen in's Auge fasst und die Erscheinungen mit in Rechnung nimmt, dass nicht allein die verschiedenen Theile dieses Gebildes, sondern auch Theile von der Keuper-Formation in grossen Massen untereinander geworfen sind, dass man namentlich Letle, Sauerwasserkalk und Conglomerat unter 10 und mehr Fuss mächtigen Keupermergeln, und unter diesen wieder ganze Bänke von losen Neckargeschieben und alle diese Gebilde das

einemal so, das anderemal wieder in einer ganz andern Reihenfolge unter und über einander gestürtzt findet, dass das Conglomerat von Neckargeschieben und das Gemenge von Sandsteinen, Mergel u. s. w., auf Anhöhen von 80′ über dem Neckar, und der Sauerwasserkalk im Stuttgarter Thale in einer Höhe von 137′ vorkommt, dass sich auf einer kleinen Strecke so viele Thier- und Pflanzenreste zerstreut herum befinden und in der Tiefe eine enorme, unerschöpfliche Wassermasse von einer sich stets gleichbleibenden Temperatur, zwischen 13 und 16° R. somit von einer unerschöpflichen unterirdischen Wärmeerzeugung; wenn man ferner das bedenkt, dass auf der Anhöhe vom Rosenstein ein kleiner Wald begraben liegt, dass man in einem Bohrloch unter dem Conglomerat einen ganzen Baumstamm durchbohrt hat, dass ferner von den Anhöhen hinter Stuttgart und den Fildern die vielen Sandsteine, zum Theil in Massen von mehrern Centnern im Stuttgarter Thale und auf der Anhöhe hinter Berg, sowie auf dem Rosenstein etwas abgerundet begraben liegen, selbst Nagelkalk und Ammonitenstücke aus dem Lias von den Fildern, so geht aus allem Diesem hervor, dass

1. das Stuttgarter und Canstatter Thal von Untertürkheim bis unterhalb Münster zu dem dortigen Muschelkalk mit Wasser muss bedeckt gewesen sein, einen See muss gebildet haben, dessen Damm der Muschelkalk bildete; dass

2. bedeutende Fluthen von den Fildern her in das Stuttgarter Thal müssen eingebrochen sein, um die bedeutenden Massen von Sandsteinen in dem Stuttgarter Thale und auf den Anhöhen des Rosensteins und hinter Berg abzusetzen und die bedeutenden Holzstämme auf dem Rosenstein anzuschwemmen; dass ferner

3. durch bedeutende Hebungen und Senkungen auch bedeutende Einstürze müssen statt gefunden haben, dass durch diese der Muschelkalkdamm gebrochen wurde, dadurch der See seinen Ablauf fand und die verschiedenen *Diluvial*-Gebilde, die sich auch an seinen Ufern angelagert hatten und nun auf unsern Anhöhen anstehen, zurückgelassen habe, und dass endlich diese Catastrophe die letzte vor der Bildung unserer gegenwärtigen Thier- und Pflanzenwelt war.

3. Ueber die Benutzung der, aus den natürlichen, warmen Mineralquellen ausströmenden Wärme zu Erwärmung von Frühbeeten, Gewächshäusern und andern verschlossenen Räumen.

Von Director von Beyffer.

In dem Park Rosenstein befindet sich ein, auf 143 Fuss tief angebohrter artesischer Brunnen, der in der Minute 2 württ. Eimer ziemlich schwaches Mineralwasser ausgiesst, das eine stets gleiche Temperatur von + 14° R., und seinen Abfluss in einen offenen, über frühern Wiesengrund angelegten Graben in einen Canal hat. An diesem Graben habe ich schon mehre Winter hindurch bemerkt, dass Brunnenkresse, *Veronica beccabunga*, *Carex*-Arten, *Bellis perennis*, *Ranunculus pratensis*, die noch von den frühern Wiesen herrühren, mehre Grasarten und *Tussilago farfara* u. s. w. den ganzen Winter über nicht allein schön grün bleiben, sondern auch meistens üppig fortwachsen und viel früher als irgendwo zur Blüthe kommen, und dass in diesem Graben die *Conferva rivularis* sich ununterbrochen in solcher Menge erzeugt, dass man alle 5 bis 6 Wochen den Graben ausschlagen muss.

Diese Erscheinungen, die auch Hofgärtner *Müller* beobachtete, und die ihren Grund offenbar in der aus dem Wasser

ununterbrochen ausströmenden Wärme haben, gaben die Veranlassung zu folgendem Versuche.

Gegen 100 Schritte von der Quelle entfernt (näher an derselben war es wegen eines Bauwesens nicht wohl thunlich) wurde nämlich in dem Ablaufgraben eine Fläche von der Grösse eines gewöhnlichen Frühbeetes so ausgegraben, dass der Wassergraben die Mitte dieses kleinen Bassins bildete, in welchem das durch den Graben so reichlich herbeiströmende Wasser so gespannt wurde, dass dieses Bassin immer voll mit sich stets erneuerndem Wasser erhalten werden konnte. Ueber dieses Bassin wurden 2 bis 3 Zoll dicke Baumstangen nebeneinander gelegt, so dass sie gleichsam einen Rost unmittelbar über dem Wasser bildeten, und auf dieselbe gute fette Gartenerde, wie man sie gewöhnlich zu Frühbeeten nimmt, 1 Fuss hoch aufgeschüttet. Diese Erde wurde mit einem gewöhnlichen Frühbeetkasten eingefasst und mit Fenstern bedeckt und, damit die Wärme des Wassers auf den Seiten nicht entweichen und die Kälte nicht eindringen könne, ein gewöhnlicher Dünger-Umschlag angebracht. Das Ganze bildete sonach ein Frühbeet, in welchem das Wasser die Stelle des Düngers unter dem Beet einnahm.

Am 16. Jan. d. J. wurden in dieses Beet gewöhnliche Gartenkresse, Lattich, Monatrettige, Körbel, Kohlraben, Petersilie und Sellerie eingesät und in den übrigen Raum Kopfsalat- und Blumenkohl-Setzlinge eingesetzt. Die Saamen keimten nun in folgender Ordnung: Kresse am 23. Januar, Lattich am 25. Januar, Monatrettige und Kohlraben am 29. Januar, Körbel am 9. Februar, und Petersilie und Sellerie am 24. Februar. Sowohl die Saamen-Pflanzen, als auch die Setzlinge wuchsen äusserst üppig und kräftig heran, so dass am 9. Februar die Kresse, am 17. Februar der Lattich, am 19. März der Körbel, am 24. März 2 Büschel Monatrettige, am 14. April dichtgeschlossener Kopfsalat und am 3. Mai 4 dicht geschlossene Käse Blumenkohl abgegeben werden konnten. Uebrigens ist beim ganzen Versuch noch zu bemerken, dass sich bis zum 20. Februar bei einer meist bedeutenden anhaltenden Kälte kein heiterer Himmel zeigte und somit keine Sonnenstrahlen das Beet von oben erwärmen konnten; dass erst von diesem Tage an, an welchem der Thermometer —23½°

Kälte zeigte, der Himmel mehr heiter wurde; dass ferner das Wasser in dem Graben beim Beet nur 11° Wärme hatte, indem in der Entfernung von 100 Schritten von der Quelle bei der äussern niedern Temperatur aus dem offenen Graben sehr viel Wärme entweichen musste. Zu der üppigen Vegetation mag nun auch, nach meiner Ansicht, neben der stets gleichbleibenden Temperatur im Beet durch die immer gleiche und ununterbrochene Ausströmung der Wärme aus dem Wasser unter dem Beet, die Kohlensäure, die sich aus diesem Mineralwasser schnell entbindet, und die von der Erde über dem Wasser angeschluckt worden, manches beigetragen haben.

Das Resultat dieses Versuches gibt mir die volle Ueberzeugung, dass man in Berg und Canstatt bei den vielen Mineralquellen, die zum Theil +16° R. haben, sowie überhaupt bei jeder warmen Quelle, mit dem grössten Vortheil Frühbeete anlegen könne, bei denen der Dünger unter der Beeterde somit erspart werden kann und die vor den gewöhnlichen warmen Beeten, wo Dünger unter das Beet zu Erzeugung der Wärme gebracht werden muss, den bedeutenden Vorzug haben, dass in ihnen eine ununterbrochene gleiche Temperatur erhalten werden kann, während in den gewöhnlichen Mistbeeten der Dünger, wenn er einmal in Gährung kommt, anfangs das Beet zu warm macht, ja öfters die Pflanzen verbrennt, dann aber immer kälter, ja oft zu kalt wird und nie erneuert werden kann, weil die Pflanzen in der Erde über demselben stehen.

Ich habe ferner die Ueberzeugung, dass man schon mit +14° bis +16° R. warmem Wasser durch eine zweckmässige Einrichtung kalte Gewächshäuser bei der strengsten Kälte vor dem Einfrieren schützen kann, indem sich aus dem durchströmenden Wasser, wenn man die grösst mögliche Oberfläche darbietet, ununterbrochen Wärme entwickelt, was gewiss ein grosser Gewinn wäre, weil es rein unmöglich ist, durch die best eingerichtete, künstliche Heizung, wohin ich die mit warmem Wasser in engen eisernen Röhren nach dem *Parker*'schen System rechne, und

*) In den Gewächshäusern bei der Wilhelma im Park Rosenstein ist eine solche Warmwasserheitzung eingerichtet, die sich in dem letzen strengen Winter bewährt hat.

bei der grössten Aufmerksamkeit und Vorsicht eine stets gleiche Temperatur zu erhalten, was doch so wohlthätig für die Pflanzen ist. Ich halte es auch in öconomischer Beziehung für einen grossen Gewinn, weil eine Einrichtung, um natürlich warmes Wasser durch ein Gewächshaus zu leiten, weniger als eine Heitzungseinrichtung kostet, weil man ferner kein Brenn-Material, keine Nachtwachen u. s. w. nöthig hat, und weil ein solch erwärmtes Haus nie zu warm und zu kalt werden kann auch die Möglichkeit abgeschnitten ist, dass die Erwärmung unterbrochen werde, wie bei einer Heitzeinrichtung mit künstlicher Wärme, wenn an derselben ein Schaden entsteht, der nicht schnell wieder ausgebessert werden kann; endlich ist auch der Fall abgeschnitten, dass durch die Nachlässigkeit des Heitzers bei strenger Kälte durch unmässiges Heitzen die Pflanzen verbrennen oder durch Unterlassung erfrieren, und dass bei unserem öfters so schnellen Temperaturwechsel, wo Abends der Thermometer einige Grade über 0 haben und in der Nacht auf 10 und mehr Grade unter 0 fallen kann, bei einer Heitzung mit künstlicher Wärme die Pflanzen Noth leiden können.

Endlich behaupte ich noch, dass man mit Thermen von 30 und viel mehr Grad Wärme, wie die Quellen vom Wildbad, noch mehr aber von Baden-Baden, Wiesbaden, Gastein u. s. w. nicht blos Frühbeete und kalte Gewächshäuser, sondern auch Treibkästen, warme Gewächshäuser und selbst Wohnungen und andere Gelasse ohne alles Brennmaterial gehörig erwärmen kann.

Bemerkung. Es ist bekannt, dass in Paris u. a. O. mittelst des sogen. Thermosiphon, eines Wärmeapparats mit siedendem Wasser, die Erde in Treibhäusern und Frühbeeten in der Art erwärmt wird, dass das heisse Wasser hier die Stelle des gährenden Düngers vertritt. Die zunehmende Erzeugung von *Agaricus edulis* in Paris, welche aus Anlass der durch den Festungsbau eröffneten Steinbrüche ins Unglaubliche zugenommen hat, entzog dem Gemüsebau den Pferdedünger, daher man auf jene Treibmethode mit künstlich erwärmtem Wasser verfiel. Nur ist hier, wie schon der Name des Apparats „Thermosiphon" mit sich bringt, das heisse Wasser in Röhren eingeschlossen, worin es circulirt, es kann daher nicht mit seinen Dämpfen auf die Erde und die Pflanzen unmittelbar wirken, auch wirkt keine Kohlensäure auf letztere ein. Die in Vorstehendem beschriebene Methode ist daher schon um ihrer Einfachheit und Wohlfeilheit, dann aber um ihrer besseren Wirksamkeit und grösseren Sicherheit willen der französischen Methode weit vorzuziehen und verdient alle Beachtung und Nachahmung von Seiten der Horticulturisten. A. d. R.

4. Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche über die den Herbarien schädlichen Insekten.

Von Georg von Martens.

Aufzählung der den Herbarien schädlichen Insekten.

Die Pflanzensammlungen sind zwar nicht so sehr, wie die Sammlungen getrockneter Thiere, der Zerstörung durch Insekten ausgesetzt, aber doch noch immer in einem bedeutenden Grade, und da ich hierüber traurige Erfahrungen machen musste, die mich zu Anstellung mannigfacher Versuche bewogen haben, so sei es mir erlaubt, hier Beide zusammenzustellen.

Es ist unrichtig, dass, wie *Wiegmann* (Flora 1823. Bd. II. S. 525.) behauptet, die meisten Insekten, als *Anthreni*, *Throsci*, *Nitidulae*, *Oxyteli*, *Tachypori*, *Telephori* u. s. w. oder deren Larven, mit den Pflanzen eingelegt werden, und theils um sich zu ernähren, theils um sich zu befreien, die Pflanzen zerstören.

Gegen diese Behauptung bemerkte schon der treffliche Professor Dr. *Koch* (Flora 1824. II. S. 494.), dass er von Insekten, welche mit den lebenden Pflanzen in's Herbar gebracht worden, noch wenig Nachtheil gesehen habe; nur an den Rosen, einmal an *Isatis tinctoria* und einigemal an Weidenkätzchen habe er Larven der *Pyralis* oder verwandter *Lepidoptera* bemerkt, welche

abweichender Zahnbildung, ist ganz ausgestorben. Den Pachydermen schließt sich zoologisch das Pferd an; auch dieses Geschlecht scheint mit allen seinen Arten seit Menschengedenken im wilden Zustand nur wärmere Landstriche bewohnt zu haben. Dasselbe gilt von der Hyäne. Dagegen sind die Geschlechter des Hundes und des Bären, mit ihren verschiedenen Arten, jetzt über alle, das der Katze wenigstens über die meisten Klimate verbreitet. Die Existenz dieser Würger scheint überhaupt mehr an die Ergiebigkeit des Jagdreviers als an sonstige tellurische Verhältnisse gebunden. Noch in den historischen Zeiten reichte der Löwe bis Macedonien herauf, und der asiatische Tiger soll viel weiter gegen Norden vorgeschoben seyn, als man gemeiniglich glaubt. — Die große Familie der Wiederkäuer wird im Diluvium vorzüglich vom Ochsen und vom Hirsch repräsentirt: diese Geschlechter sehen wir jetzt in mannichfachen Formen oder Arten den verschiedensten Himmelsstrichen eingebildet.

Wir wären hier im Gang, uns in nähere Vergleichungen der fossilen Thiere mit den jetzigen einzulassen; diese Bemerkungen dürfen aber nicht zum Buche werden, und der Hauptpunkt, auf den es uns ankommt, wird auch in der Kürze scharf genug hervorzuheben seyn.

Bekanntlich kommen in den tertiären Bildungen Säugethiertypen vor, denen in der jetzigen Natur nichts entspricht. Hieher gehört namentlich jene seltsame Welt der Paläotherien, Anoplotherien, Anthracotherien u. s. w. deren Columbus Cuvier ist. Doch die große Mehrzahl unzweifelhaft fossiler Thiere hat Analoga unter den jetzt lebenden. Das Knochengerüste zeigt meistens zwischen beiden bestehende specifische Unterschiede, d. h. wenn jene ausgestorbenen Thiere noch lebten, so müßten sie im System als besondere Arten oder Gattungen (species) aufgeführt werden. Häufig ist dieses aber auch nicht der Fall, und in Lagerstätten, die man als ziemlich alt in Anspruch nehmen muß, erscheinen Arten, welche von den jetzigen nicht zu unterscheiden sind; und zwar mit solchen, welche von den jetzigen merklich abweichen. So viel sich bei der Verwirrung, die in der Chronologie der tertiären Bildungen herrscht, ausmachen läßt, kann man sagen: je weiter der Jetztwelt zu, je jünger die Flötze, desto ähnlicher wird der ganze Anblick und Charakter der Thiere den gegenwärtigen, und zwar nicht nur im numerischen Verhältniß der verschiedenen Familien, sondern auch die

unter der Presse die Blüthen verzehrten. In kurzer Zeit gingen ohnehin diese Feinde ihre Verwandlung ein und erschienen sodann nicht wieder. Auch ich legte theils aus Versehen, theils absichtlich viele Insekten mit den Pflanzen ein, aber beinahe jedesmal suchten sie ängstlich zu entfliehen und verschwanden, wenn die Presse sie nicht tödtete, noch ehe die Pflanze ganz trocken wurde; nur einmal an *Senecio jacobaea* und einigemal an männlichen Weidenkätzchen hielt sich eine Schmetterlings-Larve noch einige Tage auf. Ich bemerkte daher schon in der Flora (1825. Bd. I. S. 60.), dass alle diejenigen Insekten, welche auf frischen Pflanzen leben, mit der Pflanze absterben, wenn sie auch nicht, was der häufigere Fall sey, durch den Druck der Presse getödtet werden.

Dass Pflanzen, welche nicht schnell genug getrocknet und nicht stark genug gepresst werden, zerfallen und sich in ihren Stengeln kleine Maden erzeugen, wie *Wiegmann* (l. c. p. 526.) behauptet, ist mir unbekannt; Prof. *Koch* nennt sie Milben (l. c. p. 493.) und bemerkt, dass die Feuchtigkeit ihre Erzeugung begünstige. Ich fand durch Feuchtigkeit bei frisch eingelegten Pflanzen nur *Mucor herbariorum*, bei alten den gewöhnlichen Schimmel, *Mucor mucedo*, erzeugt.

Zu den Milben scheint auch das Insekt gehört zu haben, welches *Guckenberger* in Montpellier in einer grossen Sammlung von Laubmoosen antraf. Es zerfrass die Moose zu einem schwarzen Staub und erschreckte ihn so, dass er sich durchaus weigerte, auch nur eines der seltenen Moose dieser Sammlung anzunehmen.

Nach Professor *Wahlberg's* mündlicher Mittheilung ist in Schweden ein kleiner *Acarus* zuweilen den Herbarien schädlich.

Der erste Feind, welcher sich in meiner Sammlung zeigte, war die Bücherlaus (*Psocus pulsatorius Fabr.*), die man fälschlich des die Todtenuhr genannten Getöses beschuldigt hat. Sie zerfrass mir die Staubfäden und Blumenblätter mehrerer Pflanzen, namentlich an *Ranunculus*, *Salix*, *Hibiscus syriacus* und *Papaver rhoeas*; ein Exemplar von *Tropaeolum minus* richtete sie ganz übel zu, indem sie nicht nur die Blumen, sondern auch die Blätter zerfrass und durchlöcherte. In der Sammlung des landwirthschaftlichen Vereins hat sie sich

auch bei einigen *Lichenen* eingestellt, nach *Wahlberg* ist sie in Schweden ebenfalls häufig, besonders an den Blumenblättern der Hahnenfüsse. Prof. *Koch* bemerkt (Flora 1824. II. S. 494.), dass sie die Blumenblätter der *Ranunculus*-Arten, der Johanniskrautarten, der *Cisten* u. s. w. speise, die Zahl der Pflanzen, welche durch sie leiden, aber nicht gross sei.

Im Ganzen fand ich den durch sie verursachten Schaden nicht bedeutend. Sie vermehrte sich zwar in einzelnen Bögen ziemlich schnell, war aber leicht und schnell getödtet und kam dann gewöhnlich nicht wieder.

Mit den Flechten und Schwämmen, welche *Roesler* und *Koestlin* vom Schwarzwald einsandten, erhielt ich einigemal ein schädlicheres Insekt, einer Bücherlaus sehr ähnlich, aber länglichter und viermal so gross. Es ist die *Podura lignorum Fab.* Dem Herrn Professor *Kurr* zerfrass es einen Schwamm auf faulem Holz so, dass er im Bogen nur noch einen Haufen braungelbes Mehl fand, mir ging es mit einer *Opegrapha rimalis* auf Tannenrinde und einer *Sphaeria polymorpha* nicht viel besser, es wurde jedoch jedesmal sogleich völlig ausgerottet.

Im Jahr 1818 hatte ich in Venedig ein paar hundert in Steiermark, Krain und Triest gesammelte Pflanzen in beschnittenen Bögen von steifem geleimten Papier ungepresst in einen alten, dunklen Kasten gelegt; als ich nach einiger Zeit nachsah (es war im August), fand ich nicht weniger als 113 Larven, welche die Blätter und Blumen fürchterlich zerfrassen; sie waren etwa $^2/_3$ Linie dick, 5 bis 6 Linien lang, bleich röthlich, mit braunem Kopf, glatt und ganz unbehaart, krochen lebhaft herum, waren äusserst gefrässig, wurden aber bei dreimaliger Durchsicht rein ausgerottet. Vor und nachher traf ich sie und ihre Spuren, einen groben, schwarzen, mit Fäden verwebten Unrath, einigemal einzeln in der Sammlung an, ohne jedoch zu erfahren, was es für ein Thier sei, da diese Raupen, wenn ich sie auch nicht tödtete, doch immer nach *Lepidopteren*-Sitte vor ihrer Verwandlung das Herbarium verliessen. Herr *von Roser* vermuthet, dass es die Larven einer in den Häusern lebenden *Pyralis* waren. Ich fand auch ihre Spuren in den von *Müller* aus Sardinien und in den von Herrn *von Ludwig* vom Kap geschickten Pflanzen.

vorzüglich an den Leguminosen. Sie scheinen weiter keinen Unterschied zu machen, als dass sie die dicksten und am schlechtesten gepressten, also am leichtesten durch das klaffende Papier zugänglichen Pflanzen und zwar an dem zugänglichsten Rande anpacken, und verlassen oft die eine, um zu einer andern überzugehen, so dass ein Individuum ein ganzes Dutzend Pflanzen besuchen und beschädigen kann.

Im Jahr 1819 wohnte ich in Ulm über einem Heumagazin; durch den schlecht verwahrten Boden zogen an der feuchten Wand von der Mitte Augusts bis Anfang Octobers über tausend diesen ähnliche Raupen herauf, ich sammelte sie alle Tage und tödtete sie, doch kamen einige auch in das Herbarium; das folgende Frühjahr erschienen dann im Zimmer eine Menge grauer Motten. Ich hielt sie für das ausgeschlüpfte Insekt der meinen Verfolgungen im Herbst entgangenen Larven und für *Tinea foenella L.* und verfolgte sie eben so eifrig. Die erwartete zweite Raupen-Generation erschien aber weder an der Wand noch im Herbarium wieder.

Herr Professor Dr. *Koch* bemerkt, dass die **Kleidermotten** (*Tinea sarcitella F.*) auch das aus wollenen Lumpen verfertigte Fliesspapier angreifen, und dabei gelegentlich auch die darin liegenden Pflanzen. Professor *Wahlberg* fand die **Pelzmotte** (*Tinea pellionella F.*) den Pflanzensammlungen schädlich, Herr *von Roser* die *Tinea crinella.*

Nach Professor *Wahlberg* und Herrn *von Roser* trifft man auch *Dermestes pellio* zuweilen in den Herbarien an, ich fand ihn mehrmals im Zimmer, aber nie in der Sammlung.

Von *Cryptophagus cellaris*, 1827 in meinem Keller häufig, fand ich nur einen einzigen todten Käfer im Herbar.

Von *Anthrenus museorum Fab.* fand ich eine lebhafte Larve in den Royal-Foliobögen. Sie hatte ein Loch in *Fucus saccharinus* gefressen, sich dabei gehäutet, dann ein Blatt von *Triticum turgidum* durchlöchert und sich zuletzt im *Schoenus mariscus* aufgehalten und dessen Blüthe zernagt. 1827 zerfrass eine solche Larve die Köpfe von *Gnaphalium luteo-album.* Den 25. Oktober 1829 fand ich in meinen Doubletten zwei Individuen dieses Käfers; sie hatten ein Exemplar von *Hypericum hircinum*, wie früher

Fontinalis squamosa, tüchtig zerfressen und waren gerade in andern Bögen in der Verwandlung begriffen; ich fand nämlich die schwarzbraunen Larven mit ihrem Haarpinsel unbeweglich, als ich sie berührte, ging die trockene Hülle auseinander und ich fand darinnen den schon völlig ausgebildeten, aber noch weichen und trägen, schön schwarz und gelb gefleckten Käfer.

Nach Professor *Wahlberg* kommt in Schweden neben *Anthrenus museorum* auch *Anthrenus scrophulariae* in den Herbarien vor. *Lüdersdorff* erwähnt auch den *Anthrenus varius*, und Herr *von Roser* bestätigt mir, dass *Anthrenus scrophulariae* und *Anthrenus pimpinellae* häufig schaden, wenn gleich nicht so viel, wie *Anthrenus museorum*. Beide richteten bei mir nur wenig Schaden an; man erkennt den von ihnen angerichteten Schaden daran, dass die Pflanzen nicht am Papier kleben und an den beschädigten Stellen ein grünlicht-braunes, feines, aber mehr splitterförmiges Mehl liegt.

Für den wichtigsten Feind der Herbarien hielt man seit langer Zeit den *Ptinus fur L.* „*In museis pessimus, destruens herbaria, frigoris et humiditatis amans,*“ sagt *Linné* (Syst. nat. Ed. XIII. p. 1607.). „*Sa larve fait un grand dégât dans les herbiers et les collections d'histoire naturelle,*“ *Latreille* (*Cuvier règne animal* Tom. III. p. 248.). Ein Ungenannter in der Flora (1822. II. p. 571.) glaubt nicht, dass es viele Fälle gebe, wo man ihm die Schuld mit Recht beimesse und bemerkt ganz richtig, dass seine Lieblingsnahrung, so wie die der *Dermesten*, animalische Cadaver und Präparate seyen. In Schweden soll er indessen wirklich, wie Prof. *Wahlberg* mir versicherte, der grösste Feind der Herbarien sein, weil dort das *Anobium paniceum* oder *molle* beinahe gänzlich fehle und noch nie in den Herbarien angetroffen worden sey, so dass also Vater Linné doch Recht hätte.

Auch ich habe gefunden, dass er vorzüglich zoologischen Sammlungen, vor allem Insekten, nachstellt, dagegen habe ich bestimmte Erfahrungen, dass er den Herbarien sehr verderblich ist, wenn gleich lange nicht in dem Grade, wie die *Anobien*, welche oft mit ihm verwechselt worden zu sein scheinen. Seine Larve ist leicht daran kenntlich, dass sie grösser und gelblich, auch etwas haarig ist, obschon sie im Uebrigen dieselbe gekrümmte

Engerlingsgestalt hat. Sie macht keinen so grossen Unterschied zwischen den verschiedenen Pflanzenfamilien und findet sich in den meisten dickeren Exemplaren, selbst zuweilen in Gräsern ein, klebt Alles zusammen und zerfrisst sogleich auch das Papier.

Im Jahre 1828 bemerkte ich, dass dieser Dieb in der Samen-Sammlung des landwirthschaftlichen Vereins bedeutenden Schaden angerichtet hatte. Auch in den vom Kap gekommenen Pflanzen fand ich einige seiner Larven. Ebenso in dem auf der Bühne aufbewahrten Herbar eines Freundes. Im Ganzen kommt er indessen mehr einzeln und zerstreut vor und scheint sich in den Herbarien nicht schnell zu vermehren. Lebende Käfer fand ich häufig im Herbst, doch auch, obwohl viel seltener, im Frühling. *Dégeer* sah den Käfer Ende August aus der Puppe schlüpfen.

Bei weitem verheerender, und die verderblichsten aller Herbarienfeinde sind die *Anobien*. Der Schaden, welchen die einzelne Larve anrichtet, ist nicht so auffallend, wie bei *Ptinus fur*, weil sie nur halb so gross ist, dagegen vermehren sich die *Anobien* sehr schnell auf eine furchtbare Weise und wissen dabei die versteckstesten Schlupfwinkel aufzufinden; ich fand neun Larven in einer haselnussgrossen, getrockneten Feige, der man von Aussen gar nichts ansah, ausser dass sie unten mit einem Punkt an das Papier anklebte.

In den bedeutenden Herbarien seines Museums fand der oben erwähnte Ungenannte einzig und allein durch *Anobium paniceum F.* einen grossen Theil, vorzüglich der neueren Sachen, so zugerichtet, dass oft kaum eine Spur der Pflanzen im Bogen zurückgeblieben war, er hält ihn für den grössten Feind aller vegetabilischen Präparate, da er der sogenannte Wurm sei, welcher den Apothekern und Droguisten die Wurzeln zerfrisst. Am liebsten halte er sich in den *Cichoriaceen* und *Cynareen*, in den Dolden und fast am allerhäufigsten in allen *Amentaceen* auf, in andern Familien sey er seltener, doch unter diesen noch vorzugsweise in den *Euphorbien* und *Cruciferen*, ja auch in *Melilotus officinalis* und *Mentha piperita*, deren sich Einige bedienen wollten, um ihn zu vertreiben; die *Gentianen* seien auch nicht frei geblieben. (Flora 1822. II. S. 571 u. 572.)

Auch *Wiegmann* bemerkt (Flora 1823. II. S. 525.), dass die zusammengesetzten Blumen, so wie die der Doldenpflanzen, Weiden und Pappeln der Verheerung von Insekten am meisten ausgesetzt seien und sich Dieses oft noch vor Verlauf des ersten Jahres zeige, und Professor *Koch* (Flora 1824. II. S. 492.) nennt die *Anobien* die Hauptfeinde der Herbarien.

Linné (Syst. nat. Ed. 13. Tom. I. p. 1604.) bemerkt von seinem *Ptinus pertinax*: „*e ligno, potissimum querno, confecta destruens, libris etiam infestus*"; und vom *Ptinus mollis*: „*habitat in Europae quisquiliis, herbariis etiam invisus, larva alba frigoris patientissima*", und *Latreille* (in *Cuviers règne animal* T. III. p. 249.) von seinen *Vrillettes* (*Anobium Fabr.*): „*Plusieurs espèces de ce genre habitent l'intérieur de nos maisons, où elles nous font beaucoup de tort dans leur premier état, celui de larve, en rongeant les planches, les solives, les meubles en bois, les livres, qu'elles percent de petits trous ronds, semblables à ceux que l'on feroit avec une vrille tres-fine. Leurs excrémens forment ces petits tas pulvérulens de bois vermoulu, que nous voyons souvent sur les planches. D'autres larves de vrillettes attaquent la farine, les pains à cacheter, les collections d'oiseaux, d'insectes etc.*"

Er führt als Arten *Anobium tessellatum F., pertinax L., striatum Olivier*, und *paniceum F.*, mit welchem *A. minutum F.* synonym sei, an.

Anobium pertinax F. ist der Holzwurm, von dem die Todtenuhr herrührt, und überall in altem Holze häufig; mein Schreiner sagte mir, dass er sich besonders in dem Holze einfinde, welches im Saft gehauen worden sei, mit der Zeit aber endlich alles Holz zerstöre. Ich fand, dass er den Splint vorzieht, und im Holz grossen Unterschied macht, so zerfrass er ein Brett des Bodens einer Kammer gänzlich, ohne die andern zu berühren, und an einem Rahmen griff er zwei sichtbar aus einem Stück geschnittene Leisten an, ohne die zwei dazwischen liegenden, aus einem andern Holzstück geschnittenen zu berühren.

Das Nussbaumholz greift er eben so leicht an, als das Eichenholz, und im Tannenholze ist er häufig genug. Mit Oelfarbe angestrichenes und polirtes Holz sind etwas, doch, besonders

letzteres, nicht völlig geschützt. Ein Kästchen von Tannenholz liess er in Ruhe, seitdem ich es mit Bleiweissfarbe anstrich, dagegen stellte er sich in einer polirten nussbaumenen Bettlade ein.

Meine Pflanzensammlung, die ich im Jahr 1811 anfing, legte ich in beschnittenes Schreibpapier in ungebundenen Faszikeln, diess war gefährlich, dennoch blieb sie bis zum Jahr 1823, also zwölf Jahre lang in vier verschiedenen Wohnungen, zwei in alten und zwei in neuen Häusern, völlig von diesem Feind befreit. Die fünfte, in welche ich in diesem Jahre zog, schien zwar nicht älter zu seyn, als zwei der vorigen und war gut unterhalten, auch von allen Seiten frei, man beging aber den Fehler, eine Menge alter, unbrauchbarer Mobilien in die verschiedenen Bühnen und andern Kammern zu stellen, wo sie zu förmlichen Pflanzstätten der Schaben wurden, meinem Fenster gegenüber befand sich ein Holz- und ein Hühnerstall und über demselben war ein Schreiners-Magazin in einem alten baufälligen Gebäude, endlich waren zwei Taubenschläge in der Nähe. Seitdem ich nun in diesem Hause war, bemerkte ich nicht nur oft in dessen Brettern den Holzwurm, sondern er drang auch durch die sorgfältig verschlossenen, mit Coloquinten-Kleister verfertigten Schachteln von doppeltem Pappendeckel, welche ich bisher für hinreichend schützend hielt, zu den Pflanzen.

Gleich im ersten Winter $18^{23}/_{24}$ fand ich die *Apargia autumnalis* voller Larven, welche mein verehrter Freund *von Roser* für *Anobium paniceum F.* erkannte, ich erschrack darüber so, dass ich sie mit sammt dem Bogen, in dem sie lag, in's Feuer warf, da ich jedoch sonst keine Spur dieser Larve fand, so beruhigte ich mich wieder. Aber im Winter $18^{24}/_{25}$ waren diese Feinde schon häufiger und als im Sommer 1826 Dr. *von Frölich* meine *Hieracien* durchsah, fand er sie sehr von diesen Larven beschädigt, welche er für die schlimmsten aller Herbarien-Feinde erklärte. Ich durchging sogleich die ganze Schachtel, tödtete über fünfzig, aber im Januar 1826 fand ich doch im Ganzen noch vierundvierzig angesteckte Pflanzen, vorzüglich *Syngenesisten* und *Amentaceen*. Im Januar 1828 waren wieder 89 Bögen mit Pflanzen angesteckt, obschon ich bis dahin einen einzigen lebenden Käfer und nur sehr wenige todte fand.

Ich beschloss nun die gefährdetsten Familien öfter durchzugehen und fand vom 3. bis 13. Juli 1827 in 11 Schachteln nur 11 Larven aber 111 lebende Käfer. Leider hatten diese meistens schon ihre Eier gelegt; denn vom 7. bis 13. October 1827 fand ich in 13 Schachteln mit *Umbellaten*, *Syngenesisten* und *Amentaceen* nicht weniger als 471 Larven, dagegen nur 19 noch lebende und 6 todte Käfer. Das vorige Jahr hatten sie ihren Hauptsitz in den *Cichoriaceen*, jetzt enthielten diese weniger, sie hatten nun denselben zu den *Cynarocephalen* verlegt, wo sie weit schwerer zu vertilgen sind, ich aber dessen ungeachtet in einer einzigen Schachtel 221 Larven und 18 Käfer tödtete. Das Vernünftigste wäre nun gewesen, diese den Pflanzen so fatale Wohnung sogleich zu verlassen; da ich jedoch sonst mit derselben zufrieden war und manche Verhältnisse solches erschwerten, so entschloss ich mich, vorher noch einige Versuche zu machen, ob es nicht möglich sei, auch in einer angesteckten Wohnung seine Pflanzen zu schützen. Im December 1827 ging ich die ganze Sammlung wieder durch und fand 153 Larven, aber keinen lebenden Käfer mehr, und im April 1828 ebenfalls bei Durchgehung der ganzen Sammlung 154 Larven, den 10. Mai 1828 in der 31ten Schachtel 5 Larven, zusammen also in 2 Jahren über tausend Larven, darunter nur im Jahr 1827 724. Vom 29. September bis 5. October 1829 durchging ich nochmals die offenen Schachteln und die Faszikeln meines Herbariums, fand aber zu meiner Beruhigung nur noch 13 Larven und 16 todte Käfer. Am meisten verheerten sie die *Cichoraceen* und *Cynarocephalen*, dann die Gattungen *Artemisia*, selbst *Absinthium*, *Chrysanthemum*, *Achillea*, *Anthemis*, verschonten aber ganz die *Aster* und *Solidago*. In *Centaurea*, als einem nahen Verwandten des *Carduus*, waren sie sehr häufig, ebenso in *Eryngium*, mehrere fand ich auch in den *Umbellaten*, einzelne in *Canna*, *Plantago*, den *Ranunculaceen*, *Rosen*, den *Cruciaten*, der Feige, der *Typha* und *Sparganium*. In den *Amentaceen* mehrere, doch nicht sehr viele, so steckten sie ein Dutzend unbestimmter Weiden im Jahr 1825 an, ich tödtete sie sorgfältig und diese Weiden blieben nun 1826 und 1827 ganz frei. Auch in den Schwämmen fand ich

sie, selbst in *Agaricus emeticus*. Vollkommen frei blieben die übrigen *Cryptogamen*, die Gräser und die *Caryophylleen*.

Nach diesem furchtbaren Feinde verdient es kaum noch einer Erwähnung, dass auch *Gibbium* den Herbarien schädlich sein soll. „*Ces insectes font aussi leur sejour dans les herbiers*", sagt *Latreille* (*Curier règne animal* Tom. III. p. 240) und *Fabricius* fand *Gibbium sulcatum* in einem von den kanarischen Inseln gekommenen Pflanzenpäckchen (Gmel. syst. nat. Lin. Ed. XIII. Tom. I. p. 1607.). Herr *von Roser* bemerkte, dass er in Paris häufig sei, nicht aber in Stuttgart.

Endlich brachte ich mit einigen *Polyporen*, *Systotrema* und *Agaricus betulinus* öfters *Cis boleti F.* nach Haus, welcher in der Sammlung dann sein zerstörendes Geschäft, doch, wie es scheint, lange ohne dieses Exemplar zu verlassen und sich weiter auszubreiten, trieb. Er zerstörte mehrere *Polypori*, vorzüglich den *suaveolens*, obschon ich diesen aus Vorsicht sorgfältig im Ofen gedörrt hatte.

Das nämliche gilt von *Boletophagus agaricicola F.*, welcher mir den *Polyporus zonatus Fries* zerstörte, und von einigen anandern in trockenen, holzartigen Schwämmen hausenden Insekten.

Dagegen haben getrocknete Schwämme einen furchtbaren Feind an einer polyphagen Motte, *Tinea parasitella F.* Ein Freund von mir, Apotheker *Hering*, hatte einmal eine grosse Sammlung von mehr als 500 Arten getrockneter Schwämme, besonders *Agaricus*-Arten zusammengebracht; als er einst, von einer Reise zurückkehrend, wieder nach seinen Schwämmen sah, fand er solche auf eine so furchtbare Art zerstört, dass er im Unmuth die ganze Sammlung in's Feuer warf und, obschon fortwährend eifriger Botaniker, doch nie wieder Schwämme sammelte. Herr Geheime-Legationsrath *von Roser* fand ebenfalls seine ganze Pilzsammlung nach ein paar Jahren durch diese Motte in einen braunen Staub verwandelt.

Ich fand im Herbst 1829 von zwei Schachteln mit Schwämmen in der Sammlung des landwirthschaftlichen Vereins die eine noch unversehrt, die andere aber durch diese Motte so sehr beschädigt, dass auch mir nichts übrig blieb, als die eine Hälfte wegzuwerfen und die andere in Weingeist zu legen. Die Larven

dieser Motte, welche sich bekanntlich ein Gehäuse oder Futeral bilden, aus dem nur der Kopf heraussieht, miniren den Schwamm in allen Richtungen und schonen so lang als möglich die Oberhaut, zuletzt durchbrechen sie auch diese, lassen in der Oeffnung ihr Futeral und Haut halbherausragend zurück und schlüpfen als buntgeflügelte, sehr gewandt alle Winkel durchschlüpfende Motten heraus. Wo der Schwamm aber für die Bedürfnisse der zahlreichen Bewohner nicht ausreicht, wird er ganz total aufgefressen, so dass man an seiner Statt nur ein Häufchen Unrath, wie braunes Mehl, mit spinnwebartigen Fäden durchzogen, antrifft, und die Larven auswandern, um anderswo Nahrung zu suchen, wenn ihre Verwandlungszeit noch nicht nahe genug ist.

Schutzmittel gegen Herbarien-Feinde.

Die Schutzmittel gegen die Herbarien-Feinde lassen sich in 4 Abtheilungen bringen.

Man muss den Weibchen, welche die Pflanzen aufsuchen, um ihre Eier darauf zu legen, den Zutritt mechanisch erschweren, oder

den Geruchsinn, der sie hiebei vorzüglich leitet, irre führen, oder

die Pflanzen der bereits eingedrungenen Brutung ungeniessbar oder gar tödtlich machen, endlich

die Larven und Käfer gewaltsam tödten.

Erschwerung des Zutritts.

Man wähle so viel als möglich kleine und nicht zu dicke Exemplare und presse sie stark, um ihre Dicke so viel möglich zu vermindern.

So bleibt mir manches hübsche und seltene Pflänzchen darum verschont, weil es, mitten in einem grossen, überall anliegenden Bogen, von allen Seiten unzugänglich ist. Auch *Wiegmann* empfiehlt, die Pflanzen, gut gepresst, schnell zu trocknen (Flora 1823. II. S. 526.).

Man lege nur wenige Exemplare oder nur eines in einen Bogen.

Der Bogen klafft dann weniger und die Durchsicht ist leichter und sicherer.

einzelnen Arten nähern sich den heutigen immer mehr, und zwar in ungleichem Maße bei verschiedenen Geschlechtern.

Daß dieses Verhältniß den Gedanken an verschiedene successive Schöpfungen, an totale Erneuerungen der Organismen, an eine frische Besamung mit Keimen ausschließt, ist bereits wiederholt ausgesprochen worden. Der Hauptpunkt ist nun aber dieser: Ist es zum voraus im Geringsten wahrscheinlich, daß alle diese verschiedenen fossilen und noch bestehenden Arten eines und desselben Haupttypus, z. B. die verschiedenen Species, die man unter den Collectivbenennungen Hirsch, Ochs, Antilope, Pferd, Hund, Bär u. s. w. begreift, lauter Modelle sind, welche die Natur uranfänglich so aus ihrer Hand entlassen? Deutet nicht gerade die Weise, wie die jetzigen Arten rückwärts mit den fossilen sich verschlingen, und wie diese in jene übergehen, darauf hin, daß die sogenannten Arten oder Gattungen nichts sind als verschiedene, von einem ursprünglichen, gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Bildung auseinandergegangene Formen?

Nach welchen Regeln bildet die nomenclatorische Zoologie ihre Gattungen? Sie sagt: Thiere, welche sich durch bleibende Merkmale von einander unterscheiden, gehören verschiedenen Gattungen an; sie kommt aber dabei in unzähligen Fällen in große Verlegenheit. Die Erfahrung lehrt, daß viele Thiere ihre charakteristischen äußern Merkmale nur dann unverändert beibehalten, wenn sie in dem ihnen eigenthümlichen oder angewohnten Klima an eine bestimmte Lebensweise im weitesten Sinn, namentlich aber an eine bestimmte Zeit des Zeugens und Gebärens gebunden bleiben. Treten sie aus diesen Verhältnissen, oder werden sie daraus gerissen, so ergeben sich Modificationen in ihrem Bau, die nach einer Reihe von Generationen als Spielarten der ursprünglichen Arten erscheinen, nach längerer Zeit sogenannte Racen bilden, und für die Beobachtung nicht selten eigene Arten simuliren. Im einzelnen Fall ist es oft rein nicht auszumachen, welche dieser Stufen man vor sich hat; zwei Thiere aus zwei weit entlegenen Ländern unterscheiden sich oft nur durch scheinbar unwesentliche Merkmale, wie die Dichtigkeit oder die Bemalung des Pelzes oder des Gefieders. Man weiß hundertmal den Werth von dergleichen Merkmalen und ihr Verhältniß zum Stammcharakter nicht zu bestimmen, und wenn es sich davon handelt, ob zwei solche Thiere in Einer Gattung

Dazwischen lege man hie und da mehrere schlechtgepresste gemeine Pflanzen in einen Bogen zusammen.

Nach diesen werden sich die Insekten am liebsten ziehen und so die bessern verschonen. Dieses Mittel ist indessen etwas gefährlich, da es die Insekten anzieht, und höchstens dann anzuwenden, wenn man das Herbar fleissig durchgeht und diese verlornen Schildwachen, sobald sie angesteckt sind, sogleich verbrennt, sonst könnte es als Pflanzstätte die entgegengesetzte Wirkung haben.

Man nehme keine Pflanzen aus fremden Herbarien auf ehe sie eine Quarantaine von einigen Monaten gesund ausgehalten haben.

Dieses geschieht ohnehin, wenn man sie zusammenkommen lässt und nur zu gewissen Perioden einreiht, und ist um so nöthiger, je ausgesetzter die Familie ist, zu welcher die Pflanze gehört. Die Furcht vor Insekten, welche mit frischen Pflanzen eingelegt werden, ist hingegen, wie gesagt, unbegründet.

Man wähle zu der Sammlung ein grosses Format und trockne seine Pflanzen in Bögen von kleinerem Formate.

Je grösser der Ueberschuss des Papiers über die Enden der Pflanze ist, je sicherer ist diese.

Unbeschnittenes Papier wurde in der Flora (1822. I. S. 128.) angerühmt und gab die erste Veranlassung zu den mehreren darin enthaltenen Nachrichten über Herbarien-Feinde.

Der rauhe, ungleiche Rand erschwert den Käfern das Herumspazieren und legt sich besser in einander, auch hat man so einen kleinen Vortheil in der Grösse des Formats gegen dasselbe, wenn es beschnitten wird. Indessen hilft dieses Mittel nicht viel, der Ungenannte erwähnt (Flora 1822. II. S. 572.) sehr übel zugerichteter Herbarien in unbeschnittenem Papier und die sehr beschädigten Pflanzen von *Hartmann*, *Gukenberger*, *von Roser* lagen alle in unbeschnittenem Papier.

Ungeleimtes weisses Druckpapier wird ebendaselbst erwähnt und mit Unrecht getadelt, weil es die Feuchtigkeit mehr anziehe. Auch *Wiegmann* sagt (Flora 1823. II. S. 527.), dass geleimtes Papier weniger Feuchtigkeit anziehe und den Angriffen der Insekten mehr widerstehe. Ich fand umgekehrt, dass gerade die

Anobien geleimtes Papier und trockene Sammlungen vorziehen, und wenn man die Pflanzen an einer innern Wand eines trockenen Zimmers hat, wird ihnen die Feuchtigkeit nie schädlich werden, die Art des Papiers trägt hiezu, wie *Koch* (Flora 1824. II. S. 489.) bemerkt, nichts bei, und ich sah Pflanzen in der Vereinssammlung in Schreibpapier mehr schimmeln, als bei Herrn Förster *Knapp* auf dem Boden liegend in Fliesspapier. Herr Professor *Koch* rühmt daher dieses Papier (l. c. p. 490 bis 492.) sehr, nur müsse es nicht zu dünn seyn, weil sonst die Pflanzen leicht zerbrechen, wie ich es bei Herrn *Knapp* sah. Der Hauptvortheil eines solchen Papiers ist, dass es sich viel genauer an die Pflanze anlegt und dieselbe gegen die Angriffe deckt.

Man binde seine Pflanzenpäcke mit einer Schnur über's Kreuz recht fest zu.

Wiegmann rühmt (Flora 1823. II. S. 527.) seine Methode, die Faszikel zwischen zwei, durch Riemen festgeschnallte Bretter scharf gepresst aufzubewahren; aber die Bretter brechen gerne, wenn sie nicht sehr dick sind, nehmen mehr Raum ein, sind schwer und legen sich nicht so gut an, als Pappendeckel, welche durch ihre Wölbungen viel zum Schutz des Faszikels beitragen. Dagegen sagt Prof. *Koch* (Flora 1324. II. S. 490.) mit vollem Recht: Meine Päcke binde ich mit einer Schnur über's Kreuz zu, das geht geschwind. Man setzt auch wohl an jeden Pappendeckel sechs Schnüre, dadurch entsteht aber ein mühsames Auf- und Zubinden und es wird doch keine Festigkeit erreicht.

Es wirkt das Zuschnüren mit laufender Schlinge nach Akten-Manier wie ein Hebel, so dass man ziemlich starke Schnüre bis zum Zerreissen anziehen kann. Ich habe daher jetzt diese Methode angenommen und befinde mich sehr gut dabei.

Die Päcke zu legen ist besser, als sie zu stellen, bemerkt Herr Professor *Koch* l. c., der Unterschied ist aber wohl unbedeutend.

Will Alles nichts helfen, so verändere man seine Wohnung, da die Erfahrung zeigt, dass nur in einzelnen Wohnungen die Herbarien solchen Verwüstungen ausgesetzt sind, und mancher, wie ich früher, das seiner Vorsicht zuschreibt, was er blos der Güte seiner Wohnung zu danken hat.

Natürlich wird dieses Mittel nur unter der Bedingung gründlich helfen, dass bei dem Auszug keine angesteckten Pflanzen mitgenommen werden.

Kapseln, Schachteln, Einwicklung mit Papier, gut verschlossene Kästen u. d. gl. helfen so wenig, dass vielmehr das entgegengesetzte Extrem empfohlen worden ist, inzwischen habe ich den Versuch gemacht, und 16 Schachteln dadurch, dass ich den Rand des Deckels mit Papierstreifen und mit einem mit Terpentinöl angemachten Kleister zumachte, luftdicht verschlossen. Reine Pflanzen halten sich auf diese Weise ganz gut, sind aber schon Insekten darinnen, so können sich diese freilich ganz ungestört vermehren und das Uebel ist ärger. Ueberdem ist es sehr beschwerlich solche Schachteln auf- und zuzumachen.

Ich machte daher den weitern Versuch, die Päcke oder Schachteln in Säcke von dichter, mit kleinen Stichen genähter Leinwand zu legen, welche entweder mit einer Schnur zugebunden oder um die Schachtel umgelegt und durch ihre Schwere zugedrückt erhalten werden. Dieser Versuch, auf welchen mich die Methode der Kürschner, ihre Pelzwaaren in Leinwandsäcken aufzubewahren, geleitet hat, hat sich so vortrefflich bewährt, dass er allgemeine Empfehlung verdient. Meine Sammlung ist nun seit siebenzehen Jahren, soweit sie in Säcken liegt, versteht sich mit gehöriger Vorsicht bei Einreihung des Zuwachses, vollkommen gesund geblieben, während sich in den Schachteln immer noch von Zeit zu Zeit einzelne Bücherläuse und *Ptinus*-Larven zeigen und viele Botaniker, welche die Einrichtung gesehen haben, erklärten mir ihren Entschluss, dieselbe auch bei ihren Sammlungen zu treffen.

Nicht gepresste Schwämme verwahrte ich am sichersten in Apotheker-Gläsern mit Glaspfröpfen oder mit darauf festgebundenem Wachspapier, eben so (mit gutem Erfolg in den Sammlungen des landwirthschaftlichen Vereins) Saamen und Früchte.

Durch Irreleitung des Geruchsinns.

Hieher gehören alle starkriechenden Mittel, welche verhindern können, dass die Käfer die Pflanzen wittern. Also

Moschus. Der Ungenannte zerschnitt einen leeren Beutel in Stückchen, klebte diese an die innere Seite der Pappdeckel und fand späterhin in den vorher gereinigten Paketen wenig oder keine neuen Ankömmlinge. (*Flora* 1822. II. S. 573). Der Moschus hat den Vorzug, dass er nicht verriecht und wäre daher in öffentlichen Kabinetten vielleicht von Nutzen; in Privathäusern oder gar in bewohnten Zimmern ist aber sein Geruch zu lästig und zu schädlich, daher ich keinen Versuch damit machen möchte.

Kajeput-Oel wandte ich ohne Erfolg an, vielleicht weil es zu bald verriecht.

Kampher hat eine starke Parthie schwach gepresster Kappflanzen, auf der Reise und bei Herrn *Bosch*, auch ein Jahr lang bei mir, geschützt, nachher aber, wahrscheinlich weil er verroch, nicht mehr.

Hieher mag auch noch das von *Wiegmann* (*Flora* 1823 II. S 527) empfohlene Mittel gehören, allenfalls zwischen jedes grosse Genus oder jede Ordnung einen mit Merkurialsalbe und Wachs getränkten Bogen zu legen, ein Mittel, welches so unangenehm und unsicher ist, dass ich es nicht versuchte. Herr von *Roser* bemerkte mir, dass dieses Mittel nur gegen Bücherläuse und Milben helfe.

Wenn in der *Flora* (1822 II. S. 636) erzählt wird, dass Jemand sein Herbar aus dem Zimmer in die Hausflur brachte und dort den offenen Kasten an einem offenen Fenster stehen liess, im nächsten Frühjahr aber fast gar keine Insekten darinnen fand, so dürfte dieses wohl dem Verriechen der Pflanzen im Luftzuge zuzuschreiben seyn. Herr Apotheker *Wiegmann* vermuthete zwar, dass hier die Entfernung aus dem angesteckten Zimmer und das genauere Durchsehen das Meiste gethan haben (*Flora* 1823 II. S. 527); dagegen ist Herr Prof. *Koch*, ein eben so vorzüglicher Entomolog als Pflanzenforscher der Ansicht (*Flora* 1824 II. S. 492), dass die Anobien dunkle verborgene Orte lieben, wie die Motten, und freiliegende Päcke eher verschonen, man daher seine Pflanzen auf einem offenen Brettergestelle, oder in einem vorn und hinten nur mit einem Drahtgitter versehenen Kasten oder Schrank aufheben solle. An diese Erscheinung scheint sich die zu reihen, dass feuchte Pflanzen, bei welchen

der Schimmelgeruch an die Stelle des eigenthümlichen tritt und sehr alte, folglich geruchlose Herbarien, ebenfalls verschont bleiben, denn es ist natürlich, dass sich der Geruch der Pflanzen in verschlossenen Schachteln, Schränken, Zimmern mehr sammelt und länger erhält, als in freierer, hie und da bewegter Luft.

Dadurch, dass man die Pflanzen ungeniessbar macht.

Ungleich schwerer noch, als die Erhaltung reiner Sammlungen, ist es, bereits angesteckte wieder zu befreien. Die Vermuthung des Herrn *Bouché* in Berlin, dass Raubinsekten nie die Moose angreifen, und daher ein Absud von Moosen andere Pflanzen schützen werde, ist ganz grundlos. *Lüdersdorff* bemerkt, dass es sich noch frage, ob in den Moosen für jene Insekten wirkliches Gift vorhanden sey, oder ob ihnen nur dasjenige mangle, was den Larven zur Nahrung dient. Ich bin überzeugt, dass sie nur für die *Anobien* unpassende Nahrung sind, habe aber schon zweimal in *Fontinalis squamosa* und in *Hypnum fontinaloides* Larven des *Anthrenus museorum* und des *Ptinus fur* angetroffen, einmal selbst in *Parmelia stellaris*.

Gegen die Papierläuse empfiehlt *Funk*, die Pflanzen in einen Absud von Quassia zu tauchen (*Flora* 1824 II. S. 494); dagegen bemerkte ich schon in der *Flora* (1825 I. S. 59) dass das Benetzen der Pflanzen mit Quassia oder Coloquinten-Decokt den Pflanzen nachtheilig sey und überdem gerade die zartesten Blüthentheile, frisch eingetaucht, das Wasser nicht leicht annehmen, bei bereits trockenen aber die Farbe sehr darunter leide.

Gegen *Anobien* hilft dieses Mittel ohnehin nichts, da sie die bittersten Pflanzen, wie Wermuth und Enzian, eben so gern verzehren, auch scheint es nie angewendet, sondern blos nach der Analogie der Stubenfliegen vorgeschlagen worden zu seyn.

Ebenso verhält es sich mit dem von Herrn Hofrath Professor *Koch* vorgeschlagenen Terpentinöl. Er wendete es mit Erfolg gegen die in eine Vogelsammlung eingedrungenen Motten an und schloss daraus, dass es auch gegen Pflanzenfeinde helfen werde, wenn man den angesteckten Pflanzenpack in einen Kasten

lege, welcher nicht viel grösser als der Pack sey und dessen Fugen alle genau verklebe, um einen recht concentrirten Terpentinöldunst zu haben, der nicht entfliehen könne. In den Kasten gösse man rektificirtes Terpintinöl, zu einem $1\frac{1}{2}$ Fuss dicken Pflanzenpack etwa $1\frac{1}{2}$ Loth, und verklebe die Fugen des Deckels ebenfalls genau. So müsste der Pflanzenpack ein paar Monate lang liegen bleiben. Allein der Schluss von Motten, die sich von thierischer Nahrung nähren, auf Käfer, welche Vegetabilien verzehren, ist sehr gewagt.

Da ich an dieses Mittel keinen Glauben hatte, nahm ich mit Beobachtung aller dieser Vorschriften auf eine Schachtel von sechs Zoll Dicke, die ziemlich gut schliesst, ein halbes Loth Blausäure, die auf Fliesspapier auf den Boden der Schachtel gegossen wurde. Nach sechs Wochen wurde die Schachtel geöffnet. Es lagen einige todte Larven darin, zehn aber waren noch lebendig und hatten den Versuch ohne Nachtheil überstanden.

Eben so unzureichend dürfte Pfeffer seyn, dieses hilft bekanntlich gut gegen Kleidermotten, wahrscheinlich aber doch nur durch Irreleitung ihres Geruchsinns und ist daher bei Pflanzen sehr zweifelhaft.

Linné gibt Alaun als ein Mittel gegen *Phinus fur* an: „*Arsenico et alumine occidendus*“ (*Gmel.* Syst. nat. Ed XIII. Tom I. p. 1607), was *Degeer* aber (*Gözes* Uebersetzung, Nürnberg 1781, Band 4, S. 137) nicht alternativ, sondern von einer Mischung von Arsenik und Alaun versteht.

Arsenik anzuwenden ist eine missliche Sache, der Ungenannte versichert überdem (*Flora* 1822 II. S. 573), dass er es ohne Erfolg gethan habe. Auch Herr Professor *Koch* erwartet nichts davon (*Flora* 1824 II. S. 447).

Das berühmteste aller dieser vergiftenden Mittel ist die Sublimat-Auflösung, welche im Grossen im Pariser Museum und dem Herbarien von *Bertoloni* in Bologna und *Düvernoy* in Stuttgart angewendet wird.

Herr Apotheker *Wiegmann* (*Flora* 1823 II. S. 526) empfiehlt, das angesteckte Exemplar sanft auszuklopfen, bis nichts mehr abfällt, und dann mit einem zarten Pinsel die zerfressenen Stellen mit einer Auflösung von 8 Gran *Mercurius corrosivus*

sublimatus albus, 4 Gran Kampher und einigen Tropfen Lavendelöl in zwei Unzen Weingeist zu bestreichen, aber ja nicht die ganze Pflanze, weil eine auf diese Weise vergiftete Pflanze binnen einigen Jahren in Staub zerfalle.

Herr Hofrath *Koch* (*Flora* 1824 II. S. 447) missbilligt auch dieses Mittel unter Beziehung auf den von *Wiegmann* angegebenen Nachtheil; das Zerfallen in Staub scheint nun zwar eine Uebertreibung zu seyn, und ich bemerkte bei *Dürernoy*, der seine Pflanzen mit einer Auflösung von fünf Gran Sublimat in einer Unze Weingeist bestrichen hat, nach mehreren Jahren keinen Nachtheil davon. Doch erzählt Dr. *Brunner* (*Flora* 1828 I. S. 166), dass die Pflanzen Bertolonis durch die Sublimat-Auflösung allerdings geschützt, aber zugleich so brüchig geworden seyen, dass das Mittel beinahe schlimmer sey, als das Uebel selbst.

Ich versuchte daher, ob nicht vielleicht eine schwächere Auflösung von zwei Gran Sublimat auf eine Unze Weingeist hinreiche, und bestrich im December 1827 ein paar Dutzend Pflanzen ganz damit; allein ohngeachtet ich diese vorher möglichst gereinigt, und, nachdem ich sie mit dem Weingeist einen Tag an der Luft getrocknet, wieder scharf gepresst hatte, fand ich den 3. April doch noch acht lebende und nur zwei todte Larven daran. Bei den *Cynarocephalen* habe ich, ebenfalls im December 1827, eine Auflösung von drei Gran auf eine Unze versucht, aber an diesen fand ich im April 1828 einige, und den 10. Mai 1828 wieder zwei, zwar kränkelnde aber doch noch lebende Larven. Im Jahr 1829 fand ich die Auflösung von zwei Gran in einer Unze ganz unwirksam, und gerade in den damit bestrichenen Exemplaren (wohl nur weil sie bereits angesteckt waren), trotz des Bestreichens und Pressens, die meisten lebenden Larven. Die Käfer waren oft noch im Loche der Puppe todt, vielleicht aber blos, weil der Ausgang in dem gepressten Faszikel versperrt war. Von den mit drei Gran bestrichenen blieb nur die Schachtel mit *Cynarocephalen* ganz frei, es scheint also doch das Mittel wirksamer zu seyn, wenn es bei vielen beisammen liegenden Pflanzen zugleich angewendet wird. *Durernoy* versuchte es, über fünf Gran und bis auf acht Gran auf die Unze zu geben, das Sublimat setzte sich aber in diesem Falle an der Pflanze als

weisses Mehl an, wodurch sie entstellt und die Behandlung des Herbariums der Gesundheit gefährlich wurde.

Der Ungenannte (*Flora* 1822 II. S. 572) erzählt folgenden ungünstigen Versuch. Ich nahm ein Glas, legte auf dessen Boden ein Stück Löschpapier mit ziemlich concentrirter, geistiger Sublimat-Auflösung, mit etwas Kampher versetzt, getränkt, auf dieses etliche *Anobien*-Larven, auf diese wieder ein Stück getränktes Papier; das Glas band ich fest zu. Die hier inliegenden Gäste starben erst nach einigen Tagen, und diejenigen, denen ich in einem andern Glase, bei derselben Behandlung einige getrocknete Amenta beigelegt hatte, befanden sich fortwährend wohl und zeigten, dass jene nur aus Hunger gestorben waren. Auch wenn ich die *Amenta* selbst betröpfelte, sah ich zu meinem Leidwesen denselben ungünstigen Erfolg. Auf jeden Fall ist wahrscheinlich, dass nur die fressenden Larven, nicht aber die zur Verwandlung eingepuppten durch die Sublimat-Auflösung getödtet wurden.

Auch Herr Legationsrath von *Roser* ist der Ansicht, dass weder Pfeffer noch Sublimat die *Anobien* abhalten.

Tödtung der eingedrungenen Feinde durch mechanische Mittel.

Alle diese Mittel haben den doppelten Zweck, die vorhandenen Insekten zu vertilgen und neue Ansiedelungen zu verhüten; noch werden Mittel empfohlen, welche nur den ersten Zweck haben, so sagt

Linné (*Syst* nat. Ed. XIII. Tom. I. p. 1604) vom *Ptinus pertinax*: „*ab attelabo formicario eradicatur*," ich verstehe aber nicht recht, auf welche Art dieser *Attelabus* zu einer Art Hauskatze gegen die *Anobien* zu machen wäre; und weiter

bei Anobium molle (*Zb.* p. 1605) „*calore Furni pellendus.*" Dieses ist die gewöhnliche, bei ausgebälgten Thieren gegen *Dermestes*- und *Ptinus*-Arten mit dem vollkommensten Erfolg angewendete Dörre, bei Pflanzen aber misslich, da sie dadurch leicht sich verbiegen und für die erste Zeit so spröde und brüchig werden, dass sie gar nicht ohne Beschädigung angerührt werden können, auch ist die Anwendung im Grossen schwierig.

Das gewöhnlichste und sicherste, aber bei grossen Sammlungen äusserst beschwerliche und zeitraubende Mittel ist es ohne Zweifel, sein Herbarium recht oft, die am meisten ausgesetzten Familien alle drei Monate, aufmerksam zu durchgehen und alles, was Leben hat zu tödten; dieses Mittel empfahl *Lamark*, dessen Herbarium auch von den *Anobien* sehr heimgesucht war, den besuchenden Botanikern, die in demselben blätterten, mit dem Wortspiel: *Soyez vertueux (Vers-tueurs).*

Sehr erleichtert wird dieses Durchsuchen dadurch, dass man alle Bögen, in welchen man die geringste Ansteckung gewahr wird, herausnimmt und in Quarantaine versetzt. Der so gebildete Fascikel verdächtiger Pflanzen kann dann leicht recht oft durchgangen und gereinigt werden. Diesem Mittel verdanke ich vorzüglich die Reinigung meines Herbars von den eingedrungenen Feinden.

Da ich bisher im December, Januar, April und Mai nie einen lebenden *Anobienkäfer*, im Oktober viele todte und wenig lebende, im Juli aber fast alle lebend antraf, so scheinen die Sommermonate die der Fortpflanzung zu seyn, in welchen man am wachsamsten seyn muss. Die Larven findet man leicht an ihrem Unrath und daran, dass sie die Pflanze an das Papier kleben; die Käfer findet man gewöhnlich frei herumlaufend und sich todt stellend, sobald sie gestört werden.

Ueber einige Belemniten Württembergs.

Von Professor Dr. Kurr.

Seitdem man in England so glüklich war, allmählig auch die gleichen Theile der Belemniten aufzufinden, und Herr *R. Owen* ein vollständig restaurirtes Exemplar von *Belemnites Owenii Prat.* abgebildet und beschrieben hat,*) kann kein Zweifel mehr seyn, dass die Belemniten innere Schalen eines sepienartigen Cephalopoden sind, welche während des Lebens von einem muskulöshäutigen Mantel umschlossen und von demselben durch Ausschwizung schichtenweise gebildet wurden, wie noch jetzt die sogenannten Knochen des Tintenfisches, nur mit dem Unterschied, dass bei den Belemniten die Schale ringsum geschlossen und kegelförmig gebildet ist, so dass die inneren kleinen Kegel als die zuerst entstandenen, die äussern grössern als die zuletzt entstandenen zu betrachten sind und dass also die Schalenbildung wie bei dem Holzstamm der dikotylen Bäume in konzentrischen Schichten geschah.

Der auf Taf. II, Fig. 3 abgebildete Belemnit stellt ein ausgewachsenes nicht ganz vollständiges Exemplar des *Belemnites paxillosus v. Schloth.*, aus den mittleren Liasschiefern der Gegend von Boll dar, welches — wenn ich nicht irre — noch

*) Philosophical Transaction ofs the Royal Societ. of London. 1844, part. 1.

zu vereinigen oder in zwei zu trennen seyen, so fehlt es ganz an sichern Entscheidungsgründen. So kommt es, daß man in der Zoologie sehr häufig provisorische Gattungen bildet, um sie später, nach gesammelter Erfahrung, zurückzunehmen.

Was man Spielart nennt, das soll variabel seyn und sich durch die Zeugung bald wieder verlieren; die Racenmerkmale sollen ungleich fester seyn und sich indefinitiv fortpflanzen; aber nicht selten hat man unmittelbar die Beobachtung gemacht, daß diese Trennung noch weiter gegangen ist, daß sogar der Geschlechtsverkehr zwischen Thieren aufgehört hat, welche ganz gewiß einer und derselben Gattung angehörten. Um nur Ein Beispiel anzuführen: eine Spielart weißer Rebhühner hat alle Gemeinschaft mit den grauen, ihren Stammeltern, abgebrochen; sie paaren sich nicht mehr, obgleich sie im selben Revier beisammen leben.* Was ist nun für ein Unterschied zwischen diesen weißen Rebhühnern und Thiergattungen, von welchen wir nicht wissen, daß sie seit Menschengedenken in sich zerfallen sind? Offenbar keiner, wenn es wahr ist, daß Thiere, die sich durch bleibende Merkmale von einander unterscheiden, verschiedenen Gattungen angehören; jene weißen Rebhühner bilden demnach fortan eine eigene Gattung. So gut aber diese Hühner von ihrem Hauptstamme abgefallen sind und sich in einen eigenen Kreis der Zeugung zurückgezogen haben, eben so gut kann Alles, was unsere Systeme Art, Gattung nennen, Umbildung einer vielleicht verloren gegangenen Urform seyn. Der systematische Begriff der Species ist, wenn man consequent seyn will, offenbar ein schwankender; in unzähligen Fällen hat unser ordnender Verstand einen thierischen Typus, der ihm zum erstenmal begegnete, nur pour mémoire als Gattung ins Register eingetragen. Eine Menge Thierspecies vermögen wir bei weitem nicht so streng auseinander zu halten, wie die charakteristischen Formen der Menschheit, die Racen, und doch sollen jene uranfänglich, diese aber aus einer Einheit entsprungen seyn.

Sehr viele Gattungen erscheinen uns allerdings für alle Zeit fixirt; allein die in der Gattung ausgeprägte Thierform zeigt sich uns sicher nur deßhalb so starr und unveränderlich, weil wir nur einen so unendlich kleinen Theil der allgemeinen Entwickelung

* Dictionn. des sciences naturelles, Art. races des oiseaux.

zu Lebzeiten des Thieres durch irgend einen Zufall verletzt und in drei, resp. vier Stücke zerbrochen, von demselben aber wieder zwar unvollkommen, jedoch sehr vest zusammengeflickt wurde. Diess geschah deutlich durch eine Art von Kallusbildung, etwa nach der Art, wie zerbrochen und nicht eingerichtete Röhrenknochen bei den höheren Thierklassen sich vereinigen. Die drei kleineren Bruchstücke zeigen an den vorstehenden Rändern deutlich die bekannte konzentrisch-schalige Struktur der Belemniten, sind jedoch daselbst deutlich abgerundet und theilweise gleichsam resorbirt, dagegen ist die Verbindungsstelle der zwei unteren der Spitze zunächst liegenden Bruchstücke ziemlich ausgeglichen und an einigen Stellen innig verschmolzen, ohne dass ein fremdartiges Zement sichtbar wäre. Die übrigen mehr kallusartigen Verbindungsstellen sind wulstig vorspringend und deutlich aus kleineren Bruchstücken der Schale zusammengefügt, wo auf dieselbe Weise, wie unsere Landschnecken ihre verletzten Gehäuse ausbessern, und durch kohlensauren Kalk, woraus bekanntlich diese Belemniten überhaupt bestehen, verkittet.

Es spricht demnach die genannte theilweise Abrundung einzelner vorragender Stellen, sowie die genaue Verschmelzung anderer, einerseits für die Verletzung dieses Gehäuses, während des Lebens des Thieres, andererseits dafür, dass sie wirklich von weichen Theilen umgeben gewesen sey.

Fig. 4 derselben Tafel stellt Bruchstücke des Alveolenkegels eines anderen Belemniten aus den unteren *Terebratula numismatis* führenden Schichten des Liasmergels der Umgegend von Balingen dar, wobei die fehlenden Stücke durch Punkte angedeutet sind. Dieselben wurden durch einen meiner Zuhörer, Herrn Hörner aus Balingen aufgefunden und mir mitgetheilt, unterdessen habe ich noch ein ähnliches Exemplar aus der Gegend von Metzingen erhalten.

Dieser Alveolenkegel zeichnet sich durch ungewöhnliche Länge und Schlankheit, sowie durch den grossen Längendurchmesser der einzelnen Alveolen vor allen bis jetzt bekannt gewordenen aus und erinnert daher auffallend an die Bildung der Orthozeratiten. Ferner findet er sich in Schichten, worin bisher nur kurze Belemniten *(Bel. brevis, paxillosus* etc.) gefunden wur-

den. Da aber auch die längsten bis jetzt bekannt gewordenen Belemniten der jurassischen Formation, wie *Bel. acuarius*, *elongatus* und *gigantens*, wovon erstere nur in den Posidonienschiefern, letztere in dem braunen Jura getroffen werden, durchgängig mit sehr kurzen Alveolenkegeln versehen sind und die Höhe ihrer Alveolen sich zum Querdurchmesser höchstens wie 1 : 5—6 verhält, während sie hier demselben beinahe gleichkommt, so geht daraus hervor, dass dieser Kegel einer neuen Belemnitenart (?) angehört, die ich *Bel. macroconus* nennen will, um damit die Länge desselben zu bezeichnen.

Die Gründe, welche mich bestimmen, den fraglichen Kegel vorläufig zu den Belemniten zu zählen, sind folgende: Erstens ist der Sipho völlig am Rande befindlich und eben so klein wie bei den Belemniten. Zweitens zeigen die einzelnen Alveolen sowohl an der Siphonalstelle als auch dieser entgegengesetzt eine merkliche, gegen die Basis zu gerichtete, regelmässige Krümmung, wie ich sie bei den Orthozeratiten noch nicht, wohl aber bei den meisten Belemniten beobachtet habe und wie man sie auch bei allen guten Darstellungen von Belemniten-Alveolen findet. Endlich sind bis jetzt ächte Orthozeratiten nur in den ältesten Parthien des Flözgebirges getroffen worden, so dass die wenigen dagegen geltend gemachten Erfunde wohl noch näher begründet werden dürften. Zwar sind einige meiner Bruchstücke noch mit einer sehr dünnen Alveolarscheide versehen, welche auf keinerlei Weise einen Zusammenhang mit einem dickeren Gehäuse andeutet, was gegen die Ansicht, dass sie mit Belemnitengehäusen in Verbindung gestanden seyen, geltend gemacht werden könnte; allein die Beobachtung hat hinlänglich gelehrt, wie scharf oft verschiedene Theile von dergleichen Gehäusen durch Verwitterung sich von einander trennen, so dass ich auch darauf kein zu grosses Gewicht legen möchte. Vielleicht gehört indessen unser Petrefakt auch einer eigenen Gattung an, welche die Gattung *Orthoceras* mit *Belemnites* verbindet, und es mögen fernere Beobachtungen darüber entscheiden.

Verzeichniss der in Württemberg gegenwärtig häufiger vorkommenden, theils in freiem, theils in gezähmtem Zustande lebenden Säugethiere. *)

Von O.-Med.-Rath Dr. G. Jäger.

Cheiroptera. Flughäuter. Vespertilio. Fledermaus. **)

1) *Rhinolophus ferrum equinum Leach.* Die Hufeisennase; nicht selten auf den Böden von Kirchen und alten Gebäuden.

2) *Rhinolophus hipposideros Leach.* Die kleine Hufeisennase; selten.

3) *Vespertilio serotinus Linné.* Die späte Fledermaus, ausgezeichnet durch die langen kastanienbraunen Haare des Rückens

*) Das erste Verzeichniss der in Württemberg vorkommenden Säugethiere wurde von dem verstorbenen Professor Schübler in der ersten Ausgabe von Memmingers Geographie von Württemberg, das zweite von Herrn Kanzleirath v. Martens in dem I. Bande des Correspondenzblattes des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg 1832 bekannt gemacht. Es erscheint hier wieder, nur in etwas veränderter Ordnung und mit einigen Zusätzen und Bemerkungen, welche ich am Schlusse beifüge, indem ich zugleich auf eine weitere Zusammenstellung der Vertebraten Württembergs durch Herrn *F. Berge* im II. Bd. 1. Heft des angeführten Correspondenzblatts verweise.

**) Ohne Zweifel kommt auch *Vesp. Leisleri Kuhl* und *Plecotus barbastellus Less.*, vielleicht auch *Vesp. mystacinus Leisl.* und *Vesp. pygmeus Leach* in Würtemberg vor. Die Einsendung dieser Arten, wenn sie etwa aufgefunden würden, sowie von Exemplaren verschiedenen Alters und Geschlechts von *Rhin. ferrum equinum* würde für die Sammlung des Vereins erwünscht seyn.

und die schwarze Farbe der Ohren und der Flughaut. Sie klaftert 13 — 14 Zoll.

4) *Vesp. noctula L.* Speckmaus, etwas grösser als die vorhergehende.

5) *Vesp. murinus L. V. myotis Bechst.* Die grosse Fledermaus, mit $1\frac{1}{2}$ Fuss grosser Flugweite; in Kirchen und alten Gebäuden auch im Freien in Gärten und unter Bäumen.

6) *Vesp. pipistrellus Schreber.* Zwergfledermaus, kommt gewöhnlich bei uns in den Wohnungen vor.

7) *Plecotus Geoffr.; Vesp. auritus L.* Die langohrige Fledermaus, selten.

Insectivora. Insektenfresser.

8) *Erinaceus europæus L.* Der gemeine Igel, fast überall vorkommend.

9) *Sorex araneus L.* Die gewöhnliche Spitzmaus, nicht selten in Gärten und in der Nähe von Gärten auch in Wohnungen.

10) *Sorex fodiens Gm.* Wasserspitzmaus, an Ufern und Dämmen, auch in hohlen Weidenbäumen an Flüssen und Bächen.*)

11) *Talpa europæa L.* Der Maulwurf, meist von graulich schwarzen Haaren. Die Varietät mit gelblichen Haaren wird hin und wieder einzeln gefunden.

Plantigrada. Sohlengänger.

12) *Meles taxus Storr. Ursus meles L.* Der Dachs.

Digitigrada. Zehengänger.

Mustela.

13) *Putorius Cuv. Must. putorius L.* Der Iltis, in Wohnungen und Wäldern.

14) *Must. vulgaris Brisson.* Das kleine Wiesel, unter Steinhäufen auf den Chausseen, und in den Gräben zur Seite derselben nicht selten, auch in Häusern.

---

*) Nach der Angabe Herrn *Berge's* kommt auch *Sorex leucodon, Herrm. S. tetragonurus, Herrm. S. pygmaeus Pallas.* in der Umgegend von Stuttgart auf dem Bopserberge und in den königlichen Anlagen vor. Sie fehlen indess bis jetzt in den öffentlichen Sammlungen.

15) *Putorius Cur. Must. erminea L.* Das grosse Wiesel, der Hermelin, in Gärten, Scheunen, Ställen.

Beide Arten von Wiesel ändern die rothbraune Farbe des Sommerkleides im Winter in die weisse.

16) *Mustela Cur. Martes L.* Gold- und Baum-Marder mit gelber Kehle in Wäldern und Gebirgsgegenden.

17) *Must. foina Brisson.* Hausmarder mit weisser Kehle, nicht selten in Wohnungen.

18) *Lutra Storr. Mustela lutra L.* Die Fischotter, an den Ufern der Flüsse und Seen, zum Theil von ansehnlicher Grösse.

19) *Felis catus L.* Die wilde Katze, Kuder, hin und wieder in den Wäldern, merklich grösser als die sogenannte

20) *Felis catus domestica.* Hauskatze, welche von der wilden Katze auch noch in andern Beziehungen sich unterscheidet und von der in Afrika einheimischen *Felis maniculata Rüpp.* abzustammen scheint. Sie hat indess in Folge der Zähmung mancherlei Verschiedenheiten in der Färbung der Haare angenommen. Die durch Länge der Haare ausgezeichnete angorische Katze ist selten.

21) *Canis vulpes L.* Der gewöhnliche Fuchs findet sich in den meisten waldigten Gegenden des Landes. Der Brandfuchs, *Canis alopex*, ist wohl nur eine Abart des gemeinen Fuchses die bisweilen auf dem Schwarzwalde vorkommt.

22) *Canis lupus L.* Der Wolf, jetzt beinahe ausgerottet, erscheint nur, zumal in kalten Wintern, einzeln; doch wurden in den letzten 20 bis 30 Jahren an verschiedenen Orten, z. B. Heidenheim, Oehringen, Urach Exemplare von ansehnlicher Grösse geschossen. In dem Kabinet des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg findet sich ein ausgezeichnetes Exemplar von viel hellerer Farbe.

23) *Canis familiaris L.* Der gezähmte Hund, kommt in sehr vielen Varietäten oder Raçen bei uns vor. Von diesen hat sich wohl

a) der Schäferhund *pastoralis*, am reinsten erhalten, wenn gleich auch von Raçe mehrere, namentlich mehr oder weniger zottige Abänderungen vorkommen. Ihm schliesst sich

b) der eigentliche Hofhund (*C. villaticus*) und

c) der Pommer oder Spitzer (*C. pomeranus*) an, der sehr häufig seiner Wachsamkeit wegen namentlich auch neben grösseren Hunden gehalten wird.

d) Als Fleischerhund (*Canis laniarius*) wird jetzt nicht selten eine gefleckte (sogen. Ulmer-) Raçe gehalten. Ihm schliesst sich in Absicht auf Grösse und Form

e) die englische Dogge (*C. anglicus*) und

f) der Bärenbeisser (*C. molossus*) an, von welchen die englische Dogge und

g) eine kleinere Abart derselben mit breiter abgestutzter und meist etwas gespaltener Schnauze öfters gesehen werden, indess

h) der Mops (*C. fricator*) verhältnissweise seltener geworden ist.

i) Der Jagdhund (*C. sagax*) sowie

k) der Dachshund (*C. vertagus*) werden häufig in verschiedenen Varietäten gehalten. Von dem

l) Windspiel (*C. leporarius*) sind noch Exemplare der grossen zottigen und glatten Raçe vorhanden, die hauptsächlich zur Hasenjagd gebraucht wird; indess

m) die kleinen Abarten mit dem in einzelnen Exemplaren vorhandenen nackten guineischen oder sogenannten türkischen Hund (*C. aegyptius*), sowie die Löwenhündchen und Bologneser-Hündchen (*C. melitens*) mehr auf das Zimmer beschränkt sind.

n) Eine solche kleinere, fast zwischen Windhund und Fleischerhund mitten inne stehende Raçe, die sogenannten Rattenfänger, werden seit der Verbreitung der Wanderratte häufiger gehalten, da ihrer die Hauskatze nicht immer Meister wird.

o) Verhältnissweise seltener sieht man jetzt den Pudel (*C. aquaticus*), welche lateinische Bezeichnung der

p) Neufundländer-Hund noch mehr verdiente, von welchem unter König Friedrich ein ausgezeichnetes Exemplar in Canstadt sich befand, das ganz mit der Abbildung dieses Hundes in Blumenbachs Abbildungen naturhistorischer Gegenstände übereinkam.

Rodentia. Nagthiere.

24) *Sciurus vulgaris L.* Das Eichhorn, Achhorn. Das rothe findet sich häufig in Wäldern, seltener das rothbraune, das

schwarze mit dem weissen Bauche bisweilen auf dem Schwarzwalde: die graue Farbe des Fells scheint zum Theil Varietät und nicht blos Folge des Alters oder der Einwirkung der kälteren Jahreszeit zu seyn; weisse mit rothen Augen sind eine grosse Seltenheit.

25) *Myoxus Glis. Schreb. L.* Der Siebenschläfer, in Wäldern und Gärten, verliert sich auch zuweilen in Wohnungen.

26) *Myoxus avellanarius Desm. muscardinus Schreb.* Die Haselmaus, in Gärten und in Wäldern bisweilen vorkommend. *)

27) *Mus musculus L.* Die gewöhnliche schwarzgraue Hausmaus; die weisse Abart mit rothen Augen selten.

28) *Mus rattus L.* Die sonst gewöhnliche graulich schwarze Hausratte, ist seit etwa 30 Jahren seltener geworden, verdrängt durch die

29) grössere Wanderratte, *Mus decumanus Pallas.* Wodurch die Einwanderung dieser Ratte veranlasst wurde, ist noch nicht genau erhoben.

30) *Mus silvaticus Buff.* Die grosse graubräunlich 4—5 Zoll lange Feldmaus, nicht selten. Sie ist den Feldfrüchten und der Holzsaat insbesondere nachtheilig.

31) *Mus cricetus L. Cricetus vulgaris Desm.* Der Hamster, scheint im vorigen Jahrhundert einmal in grösserer Zahl in Würtemberg eingewandert zu seyn, nach einer Bemerkung Blumenbachs in einer der Göttinger Societät vorgetragenen Abhandlung *de animantium coloniis*, sonst weiss man von den Verheerungen, wie der Hamster sie in Norddeutschland anrichtet, nichts; doch kommt er in einzelnen Jahrgängen, in der Gegend von Heilbronn und im Hohenlohischen vor; namentlich wurden im Jahr 1842 mehrere in der Gegend von Heilbronn getödtet.

32) *Hypudaeus Ill. Mus amphibius L.* Die Wasserratte, an Bächen und Flüssen.

33) *Hypudaeus Ill. Mus terrestris L.* Schaarmaus, Raufmaus, Erdwolf, bisweilen von der Grösse einer Ratte, die Ohren im Pelz verborgen, auf Aeckern und in Gärten oft sehr schädlich, nicht selten im Schönbuch etc.

*) Hr. *Berge* fügt *Myoxus nitela Schreb.* als bei uns vorkommend hinzu.

34) *Hypudaeus Ill. Mus arvalis Pallas.* Die gewöhnliche kurzschwänzige Feldmaus, rothgrau, im Winter oft auffallend hellgrau dem Weissen sich nähernd; in Gärten und besonders in Feldern in einzelnen Jahren in ungeheurer Zahl, so dass namentlich 1842 an manchen Orten 20, 30 bis 40 Tausend Stücke erlegt und dafür Prämien bezahlt wurden.

35) *Lepus timidus L.* Der Feldhase, fast überall häufig, und durch das Benagen der jungen Bäume bisweilen grossen Schaden verursachend, besonders in kalten Wintern, wenn der Boden lange mit tieferem Schnee bedeckt bleibt. Die Farbe des Pelzes zeigt mehrere Verschiedenheiten, besonders des Winters, z. B. gleichförmig grau, röthlich gelb mit weiss in grösseren Flecken; die weisslichte Spielart mit rothen Augen ist sehr selten; ein solches Exemplar wurde im Februar 1819 in der Einsiedler Hut geschossen.

36) *Lepus cuniculus L.* Das Kaninchen, Killhase, in Frankreich, Italien etc. einheimisch, wurde doch in Württemberg noch nicht einheimisch gefunden; wird aber häufig als Hausthier gehalten, ebenso wie das angorische Kaninchen oder der Seidenhase. Mit dem zahmen Zustande sind manche Abänderungen der ursprünglich grauen Farbe eingetreten, bis zur ganz schwarzen, häufig ganz weiss, nicht selten zugleich mit Röthe der Augen, was wohl mit der Lebensweise des Kaninchens und dem Aufenthalt in der Dunkelheit und selbst unter der Erde zusammenhängt.

37) *Castor fiber L.* Der Biber, kommt jetzt nur noch einzeln und selten an der obern Donau bei Ulm vor.

40) *Cuvia cobaya Pall. Mus porcellus L.* Das Meerschweinchen, wurde hin und wieder häufiger in Häusern gehalten, da es auch bei uns leicht fortkommt. Es variirt sehr in der Farbe.

Pachydermata. Dickhäuter.

41) *Sus scrofa L.*

a) *Ferus.* Das wilde Schwein wird jetzt selten mehr frei in den Wäldern, meist nur in geschlossenen Thiergärten getroffen.

b) *Domesticus.* Das zahme Schwein kommt in verschiedenen Varietäten vor, welche seine Abstammung von dem Wildschwein

zum Theil mehr im äussern Ansehen beurkunden, als die dermalen noch am häufigsten gehaltene gelblich weisse Varietät.

c) *Sinensis*. Von dieser durch mehr gedrungene Form, reichlichere Fettablagerung, einem fast bis auf den Boden reichenden Bauch und grosser Fruchtbarkeit (bis auf 22 Ferkeln auf einen Wurf) ausgezeichneten kleineren Abart sind jetzt nur wenige Exemplare mehr vorhanden.

42) *Equus caballus L.* Das Pferd. Die vielen Abänderungen desselben sind im ersten Hefte dieser Zeitschrift angeführt, wobei zu bemerken seyn dürfte, dass wohl zu keiner Zeit so ausgezeichnete Exemplare der edelsten Raçen in Württemberg zu sehen waren, als unter der gegenwärtigen Regierung.

43) *Equus asinus L.* Der Esel in zwei Raçen oder vielleicht Arten.

a) Die grössere ist dem wilden Esel (*Onager*) in Grösse und schlankerer Gestalt ähnlicher und wird auch unter dem Namen des syrischen Esels unterschieden von

b) der kleinen Raçe, dem gewöhnlich sogenannten Mülleresel, der merklich kleiner, meist von bräunlich oder graulich weisser Farbe und durch ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken ausgezeichnet ist.

Ruminantia. Wiederkäuer.

44) *Cervus elaphus L.* Der Edelhirsch, auch in Wäldern noch häufiger als

45) *Cervus dama L.* Der Dammhirsch, der nur noch in einzelnen Gegenden vorkommt. Am häufigsten ist noch

46) *Cervus capreolus L.* Das Reh.

47) *Capra aegagrus Gm.* Die noch am Kaukasus vorkommende wilde Ziege hat mit Ausnahme der viel grösseren denen des Steinbocks ähnlichen Hörnern sehr grosse Aehnlichkeit mit

a) der gemeinen Ziege, *Capra hircus L.* Sie wird an vielen Orten in kleinen Heerden, ausserdem aber häufig einzeln gehalten. Von den eingeführten Raçenverschiedenheiten ist

b) die Cachimirziege (*C. lanigera*) bemerkenswerth, der jedoch die Production von sehr weichen Haaren, einer Art Pflaum, unter den gröberen Haaren keineswegs eigenthümlich ist, indem sie

bei der gemeinen Ziege nicht minder beobachtet wird, wenn sie auch des Winters mehr im Freien gehalten wird und ihr nicht durch das Melken zu viele Säfte entzogen werden.

46) *Ovis domestica.* Das Schaf, kommt mit keiner wilden Art von Schafen so vollkommen überein, dass man seine Abstammung mit Sicherheit davon ableiten könnte, für welche man überdiess aller historischen Dokumente entbehrt. Von den verschiedenen Raçen des Schafs, welche sich in verschiedenen Ländern gebildet haben, sind zu dem sogenannten Landschaf andere durch Feinheit der Wolle ausgezeichnete Raçen hinzugekommen, von welchem das spanische Schaf das verbreitetste ist.

47) *Bos taurus L.* Der Stier, der ursprünglich ohne Zweifel in einem grossen Theil Deutschlands neben dem Bison oder Auerochs einheimisch gewesen ist, jetzt aber nur als Hausthier in verschiedenen Raçen vorkommt, die einzelnen Gegenden eigen zu seyn scheinen, wie z. B. das kleinere Algäuer Vieh, indess in neuerer Zeit mehrere auf Befehl des Königs eingeführte Raçen vermehrt worden sind, worüber *v. Weckherlin's* Werk über die Rindviehraçen auf den Meiereien Sr. Maj. des Königs Wilhelm nachzusehen ist.

Zu den zuvor angeführten 47 Säugethieren hätten auch noch der Bär (*Ursus arctos L.*) und der Luchs (*Felis linx L.*) gezählt werden können, sofern sie zwar nicht seit Menschengedenken, aber doch nach geschichtlichen Urkunden zu den im freien Zustande in Württemberg lebenden Thieren gehört haben. Ich glaubte jedoch bei dem voranstehenden Verzeichnisse streng an der Aufzählung der jetzt noch in Württemberg in freiem oder gezähmtem Zustande vorkommenden und sich in unserem Clima fortpflanzenden Säugethiere festhalten zu sollen, indem ich das Bild der Württembergischen Fauna zu verschiedenen Zeiten durch einige historische Angaben und Muthmassungen in den folgenden **Bemerkungen zu ergänzen** suche.

Es hat sich nemlich die Fauna des zwischen dem Schwarzwald und der Alb eingeschlossenen Theils von Deutschland, der hauptsächlich unser Vaterland begreift, ebenso wie die Flora im Laufe der Jahrhunderte verändert. Es wird daher nöthig auf die einzelne Abschnitte der Geschichte der Fauna zurückzugehen, die

überblicken. Wie für unſer Gefühl die Erde, trotz ihrer doppelten ſtürmiſchen Bewegung im Raume, feſt ruht, ſo ſcheint uns alles terreſtriſche Leben feſtgebannt in den ewigen Zirkel des Werdens und Vergehens, wobei alle einander ablöſenden Generationen einer Gattung ewig gleich ſind wie die Glieder einer unendlichen Kette. Unſer Auge, das den Stundenzeiger nicht rücken ſieht, bemerkt noch viel weniger die langſame Auseinanderwickelung aller Formen, und wenn wir im Schoße der Erde den überraſchenden Beweis finden, daß einſt im Reiche der Lebendigen Alles anders geweſen, ſo macht unſer Verſtand den Fehlſchluß, daß einmal plötzlich und zu wiederholten Malen Alles anders geworden. Es iſt dies eine optiſche Täuſchung in der Zeit, wie die Bewegung des Himmelsgewölbes eine im Raum.

Um zu beweiſen, daß die Thiergattungen auch nur in den letzten paar tauſend Jahren ſich unverändert gleich geblieben ſind, hat man lediglich keinen materiellen Anhaltspunkt als hiſtoriſche Monumente. Man legt großes Gewicht darauf, daß die charakteriſtiſchen Abbildungen von Thieren, welche uns das Alterthum überliefert hat, mit den jetzigen Arten vollkommen übereinſtimmen ſollen. Jedenfalls kann hiebei nur von der beſten Zeit der Griechen, höchſtens der Römer die Rede ſeyn, und auch ihre Thierporträts möchten nur über wenige Arten ein entſcheidendes Urtheil fällen laſſen. Vor Allem aber fühlt jeder, daß Zeiträume, wie wir ſie überblicken, gar nicht in Betracht kommen, wenn von Erdperioden die Rede iſt. Das Faktum, wenn es erwieſen wäre, daß ſich die Thiergattungen, ſoweit wir zurückſehen können, unveränderlich gleich geblieben, bewieſe gerade ſo viel *für* die Uranfänglichkeit derſelben, als der Umſtand, daß ſeit Hipparchs Zeit der Tag nicht kürzer geworden, *gegen* die Theorie der allmählichen Abkühlung der Erde und die Verminderung ihres Durchmeſſers beweiſt. Nun ſtreitet aber direkte und indirekte Beobachtung geradezu gegen jene Unveränderlichkeit, und am augenfälligſten bricht die innere Beweglichkeit der Geſtalt in dem zu Tag, was die Menſchenhand an den Thieren zu verwandeln vermag.

Der Menſch hat ſeit undenklicher Zeit verſchiedene Thiergeſchlechter ſich dienſtbar gemacht, ſie mit Leib und Seele an ſich, ſeine Hand und ſein Wort gefeſſelt. Er hat nach und nach durch künſtliche Pflege, durch abgeändertes Futter bald dieſe, bald jene

grösstentheils nur in Hieroglyphenschrift in den Ueberresten von Säugthieren sich erkennen lassen, welche in verschiedenen Schichten der Oberfläche des Bodens abgelagert sind. Die ältesten Documente für diese Abschnitte gewähren die tertiären Ablagerungen. Einige derselben, wie die Bohnerzablagerungen in den Spalten des Jurakalks der schwäbischen Alb in einer Höhe bis zu 3000' über dem Meere, sind reich an Ueberresten untergegangener Thiergattungen, besonders aus der Abtheilung der Dickhäuter. Sie enthalten dabei so wenige Ueberreste der jetzt bei uns lebenden Säugethiere, dass für das Zusammenleben namentlich unserer Pferde, Ochsen und Hirsche mit den Paläotherien und Anoplotherien kein sicherer Schluss gezogen werden kann. Noch weniger geben die Molasse-Ablagerungen einen Aufschluss über die Landfauna in der Zeit, in welcher jene abgesetzt wurden, indem sie neben zahlreichen Meeresmuscheln die Ueberreste von See- und Land-Säugethieren enthalten, welche zum Theil wenigstens gänzlich ausgestorbenen Arten angehören.

Die älteste Süsswasserbildung bei Steinheim gibt uns ebenso wenig Zeugniss über den Ursprung der jetzt bei uns lebenden Säugethiere, das gerade um so mehr Werth haben würde, als die Bildung dieses Süsswasserkalks ruhiger in einem beschränkteren Raume vor sich gegangen ist. In diesem Süsswasserkalke kommen eigenthümliche Arten von Molluscen und Fischen mit Landsäugethieren vereinigt vor, von welchen nur einzelne Knochen jedoch zweifelhaft jetzt noch in der Gegend lebenden Säugethieren zugeschrieben werden können, wobei es zugleich zweifelhaft ist, ob jene nicht zum Theil neueren Ursprungs sind. Die älteste Formation, welche eine grössere Zahl von Ueberresten noch jetzt bei uns lebender Säugethiere in Verbindung mit ausgestorbenen Arten enthält, ist die Diluvial- oder ältere Alluvialbildung, die als gelber, gelblich- und röthlichbrauner und als rother Leimen einen grossen Theil der Oberfläche des Bodens in Württemberg ausmacht, und hauptsächlich das Material zu Dachziegeln und Backsteinen liefert. Namentlich ist die Zahl der Knochen und Zähne des Pferds, des Stiers und Hirsches, welche in den Leimenablagerungen, und zwar einzelne an vielen Orten, in grösserer Menge aber hauptsächlich

bei Stuttgart und Canstatt seit 150 Jahren etwa mit zahlreichen Knochen des Mammuth und Rhinoceros zusammengefunden wurden; so bedeutend und der Zahl der Knochen der letzteren Thiere entsprechend, dass wohl kein Zweifel darüber seyn kann, dass das Pferd, der Stier und der Hirsch mit letzteren zusammen, in unseren Gegenden gelebt haben. Viel sparsamer sind die Ueberreste des Tigers, der Hyäne, des Wolfs in diesen Diluvialablagerungen, und die als fossil anzunehmende Ueberreste des Schweins beschränken sich sogar nur auf wenige Exemplare. Einige kleinere, im Jahre 1700 zu Canstatt gefundene Fussknochen, welche ich Tab. XVII. Fig. 26 — 30 *) als zweifelhaft abbilden liess, gehören 2 bis 3 Individuen des Rennthiers an, und kürzlich fand ich noch in dem im Jahr 1700 bei Canstatt ausgegrabenen Lehm den ersten Lendenwirbel eines Murmelthiers mit einer zerbrochenen Rippe, woraus sich also wenigstens auf ein vereinzeltes Vorkommen dieser Thiere in jener Zeit und in diesen Gegenden schliessen lässt. Die beiden letzte Thiere gehören indess jetzt einem kälteren Clima an, wie es die höhere Breite von Lappland oder die bedeutende Höhe der Alpen mit sich bringt, in welcher das Murmelthier gewöhnlich lebt. Dieses Clima contrastirt nun so auffallend mit demjenigen, welches der Elephant, das Nashorn, der Tiger, die Hyäne verlangen, dass das Zusammenvorkommen der Ueberreste dieser verschiedenen Thiere nur etwa durch die Annahme einer vorübergehenden Eiszeit, oder auf eine Veränderung des Climas in grösseren Perioden gedeutet werden könnte, das der Abwechslung von Sommer und Winter entspräche. Die Anschwemmung der Knochen des Rennthiers oder Murmelthiers vom hohen Norden oder von den Schweizer- oder Tyroler-Alpen bis Canstatt wird schon durch die vollkommene Erhaltung der Ecken und Kanten und selbst der zartesten Fortsätze dieser Knochen widerlegt, und von einem blosen Zufalle werden sie wohl auch nicht abgeleitet werden wollen.

Mit der Umwälzung, welche die Oberfläche der Erde zur Zeit der Ablagerung des Diluviums oder des älteren Alluviums

---

*) Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind, von Dr. *G. F. Jäger*. Fol. Stuttgart 1835, bei Carl Erhard.

(das sich von dem Diluvium nicht immer genau trennen lässt, und welchem vielleicht gerade die Ablagerungen bei Canstatt zum Theil angehören) getroffen hat verschwanden der Elephant, das Rhinoceros, eine grosse dem Dammhirsche verwandte Hirschart, der Tiger, die Hyäne und wahrscheinlich der Höhlenbär. Von letzterem sind indess Ueberreste in der Höhle von Erpfingen gefunden worden, ohne dass bis jetzt von den in andern Höhlen z. B. in Franken vorkommenden Ueberreste anderer ausgestorbener Thierarten, des Tigers oder der Hyäne eine Spur entdeckt worden wäre.

Die nächste Periode begreift die noch jetzt sich fortbildende Ablagerungen, nemlich den Süsswasserkalk von Canstatt, den Kalktuff der Alb, die Torfablagerung und die Alluvialbildung. Die in ihnen aufgefundenen Ueberreste reihen sich dem Umfang an Arten und der verhältnissweisen Zahl von Individuen den Verhältnissen der jetzt bei uns lebenden Säugethiere an, über deren Bestand und Veränderung zu verschiedenen Zeiten zum Theil historische Urkunden Auskunft geben.

Der Süsswasserkalk, auf welchen in dem Neckarthal zwischen Untertürkheim und Canstatt ausgedehnte Brüche angelegt sind, und der in dem nach Stuttgart führenden Thal und in der Stadt selbst in geringer Tiefe von 10 bis 15 Fuss häufig aufgeschlossen wird, ist ohne Zweifel wenigstens theilweise durch Absatz aus den Mineralquellen entstanden, welche namentlich zunächst bei Berg und Canstatt mit ungeheurem Wasserreichthum zu Tage kommen. Es dürfte daher diesem Süsswasserkalk vielmehr der Name Sauerwasserkalk oder allgemeiner Mineralquellenkalk gegeben werden. Die Ueberreste des Mammuths, Nashorns, Pferds kommen nicht nur häufig zunächst über ihm vor, sondern sie finden sich auch hin und wieder in ihm eingeschlossen, ebenso wie Zähne und Knochen des gewöhnlichen Hirsches und Stiers. Diese Einschlüsse sind diesem Sauerwasserkalke nicht eigenthümlich, sondern sie scheinen nur für die lange Dauer dieses Absatzes aus den Mineralquellen zu zeugen, die zum Theil den Diluvialboden, in welchem die Thierüberreste ursprünglich begraben lagen, weggeschwemmt und an die Stelle desselben zugleich den Süsswasser- oder den Quellen- und Flusskalk abgesetzt haben möchten.

In einzelnen, der meist mit thonigem und sandigem Ocker ausgefüllten kleinen Höhlen dieses Kalks fand ich jedoch neben einzelnen Knochen und Zähnen vom Mammuth die Zähne und Knochen vom Hirsch, Stier, und besonders vom Pferde in so grosser Menge zusammengehäuft, dass man eine Einschwemmung derselben annehmen muss. Ihr vereinzeltes Vorkommen in dem Sauerwasserkalke würde sich dagegen allerdings mehr dem Vorkommen ihrer Ueberreste in dem Torfe und in dem Kalktuffe der Alb und in dem Alluvium anschliessen, sofern der Absatz von Süsswasserkalk aus den Mineralquellen von der Diluvialzeit an bis in die gegenwärtige Zeit fortgedauert hat, und die Mineralquellen selbst eine dem Sumpf- oder Moorboden entsprechende Umgebung hatten, deren Vegetation nur nicht in Torf verwandelt, sondern ausgelaugt und incrustirt wurde. Irgend eine Säugethierart, welche die Kalkablagerung den Mineralquellen besonders charakterisirte, zeigt also die Ablagerung von Canstatt und Stuttgart wenigstens nicht; indem namentlich die Ueberreste des Bibers auch in dem Kalktuffe der Alb und in dem Torfe gefunden wurden, und ihr Vorkommen somit wohl mehr auf das frühere Vorhandenseyn grösserer Wassermassen an diesen Stellen hinweist. In der Periode des älteren Torfs und des älteren Kalktuffs der Alb (denn beide bilden sich bekanntlich noch fort) scheint dagegen dem nicht seltenen Vorkommen von Hornkernen zu Folge die Stammrasse des gewöhnlichen Stiers nicht nur häufiger eine jetzt ungewöhnliche Grösse erreicht zu haben, sondern durch eine Grösse und Form der Hörner ausgezeichnet gewesen zu seyn, welche von der des bei uns jetzt lebenden Stiers merklich abweicht und sich in diesen Beziehungen, so wie in der Form der übrigen Knochen dem Stiere anschliesst, der das Mammuth und Nashorn und die übrige Diluvialthiere begleitete. Von diesen kommt in dem Torfe und Kalktuffe der Alb auch der Hirsch und das Pferd in völlig gleicher Beschaffenheit, wie in dem Diluvialboden vor, indess sie ebenso wie das Reh, der Hund, der Fuchs, das Schwein des Torfs und Kalktuffes von den jetzt lebenden gleichfalls nicht abweichen. Die Knochen und Zähne des Schweins kommen aber in dem Torfe in verhältnissweise grösserer Zahl, als in irgend einer der bisher angeführten For-

mationen vor, was zum Theil aus der Lebensweise des Schweins erklärbar wäre, wohl aber auch auf eine Zunahme seiner Verbreitung in der Periode der Torfablagerung gedeutet werden könnte, welcher auch das häufigere Vorkommen der Knochen und Zähne des Schweins in der Alluvialperiode entspricht. In dieser machen natürlich die Ueberreste der grösseren Hausthiere und des Hunds die überwiegende Mehrzahl aus, gegenüber der Ueberreste der im freien Zustande noch bei uns lebenden Säugethiere, von welchen nur die des Hirsches häufiger vorkommen, der lange der vorherrschende Wiederkäuer des Waldes blieb, indem er vermöge seiner Schnelligkeit, seiner Stärke und der Grösse seines Geweihs eine unabhängigere Stellung auch gegen Raubthiere einnahm. Diese mochten überdiess die grösseren und dichteren Knochen eher bei Seite liegen lassen, indem die der damaligen Periode eigenthümliche Säugethiere, der Wolf, der Bär und der Luchs nicht wie die Hyäne, solche grössere und dichtere Knochen zu zerdrücken vermochten, die eben dieser Beschaffenheit wegen auch der Verwesung länger widerstanden. Vom Bär und vom Luchs fand indess Graf *Mandelsloh* einen grossen Theil der Scelets in der Höhle von Hohenwittlingen, zwar grösstentheils mit Tropfsteinmasse incrustirt, aber nicht in dem fossilen Zustande, wie die Bärenknochen der Erpfinger Höhle, vielmehr mit Kennzeichen späteren Ursprungs. Wenn nun gleich über die Anstellung von Bärenjagden in Württemberg genauere geschichtliche Angaben zu fehlen scheinen, so ist doch an dem früher häufigeren Vorkommen desselben in Württemberg nicht zu zweifeln*). Auf den Luchs wurde noch zu Ende des 16ten Jahrhunderts Jagd gemacht, und selbst in einer Jagdordnung von 1742 ist der Luchs unter den jagdbaren Thieren aufgeführt, wie der Wolf, der jetzt so selten geworden ist, als zu Ende des 16ten Jahrhunderts der Luchs gewesen seyn mochte.**) Inzwischen ist auffallend, dass bis jetzt in den Alluvialboden, so wenig als die Ueberreste der zuvorgenannten Raubthiere die Ueberreste der wilden oder zahmen Katze gefunden worden sind, und von der

*) Ich beziehe mich hiebei auf die pag. 103 und 104 in meinem Werke über die fossile Säugethiere Württemberge angeführte Belege.

**) Beide haben sich übrigens, sowie der Bär in dem österreichischen

wilden Katze auch in älteren Formationen bis jetzt keine Spur aufgefunden worden ist, ohnerachtet sie ursprünglich zu den Raubthieren unserer Wälder gehörte, indess die entschieden nicht von der wilden Katze, sondern höchst wahrscheinlich von der *felis maniculate Nordafricas* abstammende Hauskatze erst viel später eingeführt worden ist, wie ich in einem im Laufe des verflossenen Winters gehaltenen Vortrage nachgewiesen zu haben glaube. —

Das Seltenerwerden und das Verschwinden ist aber nicht nur bei fleischfressenden Säugethieren eingetreten, sondern auch bei grösseren pflanzenfressenden Säugethieren, und es scheint bei beiden im Fortschreiten begriffen zu seyn. Dass der dem Dammhirsche ähnliche sehr grosse Hirsch, der von dem *Cervus euryceros**), dessen Ueberreste in den Torfmooren Irrlands häufig gefunden werden, verschieden ist, bei uns gelebt habe, wird wenigstens durch einzelne Geweihe und Zähne wahrscheinlich, welche in den oberen Erdschichten gefunden wurden. Von dem Riesenhirsche *(Cervus euryceros)*, dem Elennthier und dem Auerochs ist aber bis jetzt keine Spur bei uns aufgefunden worden, indem alle bis jetzt bei uns aufgefundene einer Ochsenart zugehörige Ueberreste der Stammrasse des jetzt bei uns lebenden Stiers zugehören, der also unter die ursprüngliche Säugethiere dieser Gegenden gehört, wenn gleich der Auerochs früher auch in einem Theile des nördlichen Deutschlands gefunden wurde, wie man nach römischen Schriftstellern anzunehmen hat. Es ist hiebei nur zu bemerken, dass mit dem Namen Urus diese den gewöhnlichen Stier oder seine wilde Stammrasse, und nicht den Auerochs bezeichnen, den sie vielmehr unter dem Namen *(jubatus) bison* aufgeführt haben, eine Bezeichnung, die nur auf den Auerochs passt.

Kaiserstaate noch in ziemlicher Zahl erhalten, in welchem nach einer im schwäbischen Mercur vom 19ten Februar 1841 enthaltenen Nachricht in den letzten 6 Jahren 1259 Bären, 11,025 Wölfe und 60 Luchse erlegt wurden, und hiefür die Summe von 55,513 Gulden Prämien bezahlt wurde.

*) Ich ergreife diese Gelegenheit zu Berichtigung eines Versehens, indem ich diesen Riesendammhirsch in dem Werke über die fossile Säugethiere pag. 156 u. s. w. mit dem Namen *Cervus euryceros* bezeichnete.

Von den Hirscharten scheint der Dammhirsch dem ihm verwandten riesenartigen Dammhirsche zu folgen, indem er schon verhältnissweise seltener geworden ist, als der Edelhirsch und das Reh, deren Zahl indess mit der Ausbreitung der Cultur bedeutend abgenommen hat, während die Zahl der wiederkäuenden Hausthiere in steigendem Verhältnisse zugenommen hat.*)

Zu diesen sind überdiess die Ziege und das Schaf als Hausthiere hinzugekommen, deren Ueberreste, wo sie etwa in älteren

*) Es verdiente in dieser Beziehung die zu verschiedenen Zeiten aufgenommene Zahl der Einwohner und der Hausthiere mit der Zahl der bei grösseren Jagden erlegten Thiere des Waldes verglichen zu werden, wenn gleich bei den grösseren festlichen Jagden die Thiere öfters aus den entfernteren Forsten herbei getrieben oder gar auf Wägen herbeigeführt wurden. Bei der letzten grossen, im Schönbuch den 9ten November 1812 gehaltenen Jagd wurden nach den Angaben nach Mathisons (das Dianenfest bei Bebenhausen dargestellt v. Fr. v. M. Zürch 1813) erlegt

Haupt-Schweine	10.		
Keuler „	55.		
Bachen „	53.		
Frischlinge	105.		
Wildschweine. Zusammen			223.
Hirsche, Sechzehnender		3.	
Vierzehnender		7.	
Zwölfender		17.	
Zehnender		19.	
Achtender		16.	
Spiesser		34.	
Thiere		140.	
Wildkälber		41.	
		277.	
Rehe		211.	
Rothwild. Zusammen			488.
Also Hochwild zusammen			711.

Die Zahl der zugleich erlegten 8 Hasen und 4 Füchse gibt keinen Maasstab für die verhältnissweise viel grössere Häufigkeit ihres Vorkommens. Die Zahl der Waldthiere war bei der grossen im Jahre 1785 in der Nähe des Bärensees abgehaltenen Jagd viel bedeutender. Es sprechen für die früher grössere Zahl der Waldthiere, die damals noch günstigere Verhältnisse ihrer Existenz und die treffliche Zeichnungen Riedingers, der viele in Württemberg geschossene ausgezeichnete Hirsche und Wildschweine abgebildet hat.

Ablagerungen vorkommen, entschieden späteren Ursprungs sind. Wie der Wolf, der Gefährdung des Menschen selbst und besonders der Hausthiere wegen grösstentheils vertrieben ist, so wird die Verbreitung des Wildschweins der Gefährdung der Felder wegen allmählig mehr beschränkt, indess es in seiner Metamorphose als Hausthier an Zahl bedeutend zugenommen hat.

Noch mehr ist diess in Beziehung auf den Stier und das Pferd der Fall, und letzterem ist zugleich als Hausthier der Esel in zwei Varietäten beigefügt worden, welche vielleicht als verschiedene Arten anzusehen sind und ursprünglich einem wärmeren Clima angehören. — Der Biber, von welchem in dem Kalktuffe der Alb, in dem Süsswasserkalke von Canstatt und in dem Torfe bei Roigheim Ueberreste gefunden wurden, kommt jetzt nur noch einzeln in der Donau vor. Sein früheres Verbreitungsverhältniss beurkundet zugleich die bedeutende Ausdehnung der Wassermassen in verschiedenen Gegenden, sowie der Beschränktheit des Anbaus und der damit gegebenen Ungefährtheit der dem Biber eigenthümlichen Lebensweise.

Das in Frankreich schon sehr häufig vorkommende Kaninchen wird bei uns nur hin und wieder als Hausthier gehalten. Ebenso der Seidenhase, das Meerschweinchen pflanzt sich gleichfalls leicht in der Gefangenschaft fort, erfordert aber doch schon mehr Berücksichtigung des climatischen Einflusses, welcher bei der in der früher hier bestandenen Königlichen Menagerie in grosser Zahl gehaltenen Affen und kleineren Fleischfressern trotz der ihnen gewidmeten Sorgfalt doch die Fortpflanzung gehemmt zu haben scheint. — Zu den Nagern ist dagegen ein neuer in der Wanderratte *(Mus decumanus)* hinzugekommen, welche die ursprünglich gemeine Ratte *(Mus rattus)* an den meisten Orten grösstentheils verdrängt und sich auch in andere überseeische Länder ausgebreitet hat. Ihre Verbreitung hat die Einführung einer Hunderasse, der sogenannten Rattenfänger zu ihrer Vertilgung nothwendig gemacht, welche dabei den Dienst der schwächeren Katze übernehmen müssen. Der Hund schliesst sich auch hier wieder den Bedürfnissen des Menschen an, welchen gewissermassen die verschiedenen Hunderassen angepasst sind, indess andere, wie z. B. der Mops, das Löwenhündchen, die kleinere

Windhunde mehr die Bestimmung der Unterhaltung zu haben scheinen. Ihre Verbreitung scheint daher, wie die des Mopses fast mehr in der Mode ihren Grund zu haben, welche jetzt an dieser sonst sehr beliebten Hunderasse weniger Gefallen findet.

Dass manche Säugethiere wohl noch eingeführt werden könnten, wird nicht nur durch die bereits vorhandene, offenbar nicht einheimische Hausthiere, dem Caninchen, dem Esel, der Hauskatze wahrscheinlich, sondern auch durch die hin und wieder gemachte Versuche, wie sie namentlich durch die früher in Stuttgart bestandene Menagerie veranlasst wurden. Von der kleinen Heerde von Büffeln und Dromedaren, wurden einige der letztern als Lastthiere gebraucht, und erstere als Zugthiere zu regelmässigem Dienste verwendet, jedoch mit einiger Rücksicht auf die Witterung, welche vielleicht bei dem hier gezeugten Nachwuchse weniger zu nehmen gewesen wäre. Es würde wenigstens eine Acclimatisirung des Büffels eher mit Nutzen auszuführen seyn, indess die des Cameels geringen Vortheil versprechen würde, da es der Beschaffenheit seiner Füsse wegen nicht für die mit Steinen beschlagenen Strassen, sondern nur für den Sandboden passt, eine Rücksicht, welche bei der schon vorgeschlagenen Einführung des Lamas wegfiele, dessen Benützung als Lastthier einen sehr untergeordneten Werth, gegenüber der Benützung seiner Wolle u. s. w. haben würde.

Den voranstehenden Bemerkungen zu Folge hat man über das Verschwinden oder Hinzukommen einzelner Arten von Fledermäusen, Insektenfressern und den der Familie der Mustelen zugehörigen Arten durchaus keine Kunde. Von den Sohlengängern unter den Fleischfressern ist der Bär, und von den Zehengängern der Luchs verschwunden und der Wolf dem Verschwinden nahe, indess die Zahl der Hunde in vielfachen durch besondere Zwecke bedingten Rassen zugenommen hat. — Die Zahl der Individuen der wilden Katze ist bedeutend vermindert, dagegen hat sich die auch bei uns erst eingeführte Hauskatze mit der Ausbreitung des Anbaus der Saatfrüchte und des Bedürfnisses, dessen Ertrag gegen die kleineren Nagethiere zu schützen sehr vermehrt. Letztere sind überhaupt die einzige Säugethiere, welche von Zeit zu Zeit seuchenartig sich über einzelne Gegenden verbreiten. Ihnen hat

sich als neue Art die Wanderratte zugestellt, dagegen hat die gewöhnliche Ratte in ohngefähr gleichem Verhältniss sich vermindert, und der Biber ist zur Seltenheit geworden. — Bei den Myoxus hat man bei der Gleichartigkeit der äusseren Verhältnisse keine wesentliche Veränderung anzunehmen. Die Kaninchen und Seidenhaasen sind fremde Elemente unserer Fauna, und das Meerschweinchen würde sogar in dieser eigentlich gar nicht aufzuführen seyn, da seine Existenz in unserem Clima nur künstlich erhalten werden kann. Diess ist übrigens auch bei manchen Thieren, z. B. dem Pferde, dem Esel, dem Schaf der Fall, welche denn doch eine zu bedeutende Verbreitung erlangt haben, als dass sie nicht als Zuwachs der ursprünglichen Fauna aufgeführt werden müssten, die durch Acclimatirung fremder Thiere den Verlust ersetzt erhält, den sie durch die veränderte äussere Verhältnisse an ursprünglich einheimischen Thieren erleidet. — Der Hund ist in dem Diluvialboden und den älteren Ablagerungen nicht nachweisbar, er kommt dagegen auch in dem älteren Torfe und in dem Kalktuffe nicht selten vor. Er scheint somit den Menschen selbst erst in die betreffende Gegenden begleitet zu haben, als der natürliche Feind der reissenden Thiere und als der natürliche Gehülfe des Menschen bei der Jagd und Viehzucht, und als der Beschützer seines Eigenthums bei der durch Fruchtbau und Industrie gegebenen Veränderung seiner Lebensweise.

Von dem ursprünglich in unseren Wäldern einheimischen Edelhirsch, Reh und Dammhirsch hat sich der letztere sehr vermindert, und er dürfte daher zunächst verschwinden, wie der Riesendammhirsch, der indess auch in der Diluvialperiode selten gewesen zu seyn scheint. Die Verminderung des wilden Schweins liegt, wie die des Wolfs, nicht in den äussern Verhältnissen, die vielmehr durch dargebotene reichlichere Nahrung ihrer Verbreitung ebenso, wie der der Haasen günstig wären, wenn nicht der Mensch diese künstlich beschränkte. Dagegen hat die in der Periode der Diluvial- und älteren Alluvial-Bildung, und selbst des älteren Torfs und Kalktuffs nur mässige Verbreitung des Pferds und Stiers sehr an Umfang gewonnen, und es sind seit dieser Zeit mit ihrem Uebergange in den Dienst des Menschen als Hausthiere die zwei Varietäten oder Arten des Esels und die Ziege und das

Seite ihres Organismus entwickelt; er hat ihnen die Zeit des Zeugens und Gebärens verrückt und sie so am Ende in unendliche Spielarten und Racen zerschlagen; und häufig, ja meistens ist darüber der ursprüngliche Typus ganz verloren gegangen. Wo sind die Stammeltern unserer meisten Hausthiere? Nirgends mehr, wenn der Satz wahr ist: Thiere, die sich durch bleibende Merkmale unterscheiden, bilden verschiedene Gattungen. Das Knochengerüste gilt in der vergleichenden Anatomie für das Constanteste, und die Charaktere der Knochen sind es ja auch allein, nach denen wir die fossilen Arten von den lebenden unterscheiden. Aber selbst hierin haben sich unter unsern Augen beständige Abweichungen gebildet. Es ist kein Grund vorhanden, den Auerochsen nicht für den Stammvater unseres gemeinen Stiers zu halten; jener aber hat vierzehn, dieser nur dreizehn Rippen. Hier möge auch folgende Bemerkung einen Platz finden: die Familie des Stiers zählt gegenwärtig verschiedene charakteristische Gattungen, vom asiatischen Büffel mit dem Fetthöcker bis zu den kleinen ungehörnten Arten im Norden; es ist nun sehr merkwürdig, daß der fossile, vorweltliche Stier, der Zeitgenosse des Mammouth, unserm heutigen zahmen Stier ähnlicher ist, als irgend einer gegenwärtigen wilden Stierart. — Aber das merkwürdigste, räthselhafteste Thier ist in dieser Beziehung der Hund. Er ist in eine Menge ganz constanter Racen auseinander gegangen, die bei aller Veränderung des Wohnorts und der Lebensweise unverändert bleiben und nur durch Bastardzeugung in einander übergeführt werden können. Käme es zu Bestimmung einer Gattung nur auf die constanten Merkmale an, so müßten die Stammracen der Hunde offenbar für geschiedene Gattungen erklärt werden, was doch Niemanden einfällt.

Wie sollte nun die Hand des Menschen die höchsten, ihm in der Leiblichkeit am nächsten stehenden Organismen zu so bedeutenden Metamorphosen zwingen können, wenn nicht die Keime dazu schon im freien Naturleben in ihnen lägen? Die Lebensbedingungen, Licht, Luft, Wärme, Feuchtigkeit, das Futter vor Allem, ändert der Mensch bei den in seine Gewalt gegebenen Geschlechtern willkürlich und rasch. Haben wir aber einen Begriff von den Momenten, die in ihrem Complex das Klima von Weltperioden bilden? Und haben wir nicht gesehen, daß die Natur, Einmal wenigstens, das

Schaaf hinzugekommen, von welchen in der Diluvial- oder älteren Alluvial-Bildung keine Ueberreste in fossilem Zustande sich finden. Es dürfte sich somit ergeben, dass der Mensch gegenüber der 3 bis 4 fleischfressenden Thiere, welche er aus der Reihe der wilden Thiere mehr oder weniger vollständig ausgerottet hat, den Hund und die Hauskatze eingeführt, und zum Theil auch durch vegetabilische Nahrung sich dienstbar gemacht und sie für seine Zwecke zu ausgedehnter Verbreitung gebracht hat; dass er ebenso die Verbreitung der wilden Pachydermen und Wiederkäuer theils beschränkt, theils in ihrer Unterwürfigkeit zu seinem Dienste vermehrt und ihnen neue Arten zugesellt hat. Es ergibt sich also, dass wenigstens von der Diluvial- oder älteren Alluvial-Periode an die Geschichte der Fauna der Säugthiere mit der Geschichte des Menschen selbst verwoben ist, und dass mit seiner Ausbreitung die Ausbreitung der wilden Säugthiere fällt, und die der zähmbaren steigt, indess nach einzelnen Erfahrungen namentlich in Amerika das umgekehrte Verhältniss mit Entvölkerung einzelner Landstriche eintritt. Von der Diluvialperiode an scheint somit das Clima unserer Gegenden sich ziemlich gleich geblieben und keine bedeutende Catastrophe in der Entwicklung der Oberfläche der Erde selbst eingetreten zu seyn, welche auf die Vertheilung der Säugethiere von Bedeutung gewesen wäre. Der Diluvialperiode gingen dagegen Catastrophen voraus, mit welchen der Untergang vieler Gattungen und Arten von Säugethieren verbunden war, von welchen sich selbst nur wenige in die Diluvialperiode retteten, von welchen aber mit Ausnahme der letzteren, keines in die spätere Periode überging. Es wird also auch durch die Ueberreste der Säugethiere in verschiedenen Formationen wahrscheinlich, dass mit der Diluvialperiode nicht nur eine neue Aera in der Geschichte der Oberfläche der Erde, sondern auch ihr Zusammenhang mit der Geschichte des Menschen selbst beginnt, dessen freilich leichter verwitterbare Ueberreste nie in früheren, und nur sehr sparsam in der Diluvial- oder älteren Alluvial-Ablagerung und den späteren Ablagerungen vorkommen, so dass sie selbst weniger, als die verhältnissweise Zahl der Ueberreste der Säugethiere sein gleichzeitiges Daseyn und seinen Einfluss auf die Verbreitung dieser bezeugen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Backenzähne des Oberkiefers von Palaeomeryx im älteren Süsswasserkalk.

Durch Herrn Grafen von *Mandelsloh* ist in der Generalversammlung unseres Vereins (s. pag. 152) das Vorkommen des *Palaeomeryx Scheuchzeri* v. *Mey.* im ältesten Süsswasserkalk von Steinheim, aus welchem er einen sehr schönen Unterkiefer (s. Taf. II. F. 1) vorgezeigt hat, bewiesen und als bezeichnend für das Alter dieser Bildung angegeben worden. Es dürfte jedoch die Ansicht, dass die Species dem Süsswasserkalk vom Stubenthal eigenthümlich sei, dadurch zweifelhaft werden, dass ich kürzlich den vierten und fünften Backenzahn des linken Oberkiefers (Taf. II. F. 1. a.) auch im Süsswasserkalke von Hohenmemmingen bei Giengen aufgefunden habe, der nach den bisherigen Ansichten einem jüngeren Alter angehört und sich auch durch das Vorkommen ganz anderer Schnecken, namentlich zahlreicher *Planorbis pseudoammonius* unterscheidet. Die Zähne sind etwas grösser als die entsprechenden des Unterkiefers und scheinen einem älteren Thiere angehört zu haben.

Dr. Ferd. Krauss.

Nachträge und Berichtigungen zu dem Mitgliederverzeichniss S. 163.

Dem Vereine sind weiter als ordentliche Mitglieder beigetreten und werden hier nachträglich aufgeführt die Herren:

Benedict, Sigmund, Bankier in Stuttgart.
Braun, Apotheker in Stuttgart.

Griesinger, Dr. Privatdocent in Tübingen.
v. Hartmann, Geheimerath Exc. in Stuttgart.
v. Hiller, Oberjägermeister in Hechingen.
Jenisch, Dr. Oberamtsarzt in Nagold.
Müller, Ad., Kaufmann in Stuttgart.
Schmidt, Dr., Oberreallehrer in Tübingen.

Ferner ist Folgenden in dem Mitgliederverzeichniss S. 164 fg. zu lesen:
Dreiss, Apotheker in Gmünd, statt Vorsteher: der Federhaaf'schen Apotheke in Calw.
Hesse, statt Heust, Pfarrer in Walddorf.
v. Köstlin, Dr. O.-Med.-Rath in Stuttgart.
Jäger, Dr. H., prakt. Arzt in Stuttgart, statt Oberamtsarzt in Nagold.
Schmidt, Oberlieutenant in Ludwigsburg statt in Stuttgart.
Uhland, Apotheker in Stuttgart statt in Ludwigsburg.

Berichtigung.

In Heft I. S. 74 Z. 1 v. u. und auf S. 75 Z. 1, 3, 4 v. o. steht Isotherme statt Isothere.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redaktionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

ZWEITER JAHRGANG.

Ersten Heft.

BIBL. UNIVERS. TÜB.

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1846.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp. in Stuttgart.

I. Angelegenheiten des Vereins.

1. Verzeichniss der vom 2. Mai 1845 bis zum 1. März 1846 beigetretenen Mitglieder.

Abel, Obertribunalprocurator in Stuttgart.
Baur, Dr. Unteramtsarzt in Mezingen.
v. Bauer, Hauptmann in Stuttgart.
Beck, Wilhelm, Pharmaceut aus Weilheim.
Bilfinger, Apotheker in Welzheim.
Brutzer, Professor in Stuttgart.
Challandes, Bezirksförster in der Schweiz.
Eichström, Oberlieutenant in Ludwigsburg.
Gfrörer, Dr. Leibarzt in Hechingen.
Guckelberger, Med. Dr. in Stuttgart.
Gugler, Professor in Stuttgart.
v. Gutbrod, Stadtschultheiss in Stuttgart.
Imle, Secretär bei der Ständekammer in Stuttgart.
Jordan, Rechtskonsulent in Stuttgart.
v. König, Obristlieutenant in Stuttgart.
Mayer, Apotheker in Heilbronn.
Palm, Apotheker in Schorndorf.
Pitsch, Apotheker in Sulzbach an der Murr.
Rueff, Thierarzt in Stuttgart.
Sautermeister, Apotheker in Kloster Wald b. Sigmaringen.
Schlossberger, Dr. Professor in Tübingen.
Schmidt, Kaufmann in Weilheim u. Teck.
Schuln, Dr. Unteramtsarzt in Schussenried.
Sick, Friedrich, Kaufmann in Stuttgart.
v. Vellnagel, Baron, Stallmeister in Stuttgart.
v. Wiederhold, Hauptmann im Generalstab in Ludwigsburg.
Wundt, Offizierszögling in Ludwigsburg.
Zimmermann, Apotheker in Stuttgart.

2. Verzeichniss der bis jetzt eingekommenen Geschenke an Büchern und Schriften.

Faune ornithologique de la Sicile, von *Alfred Malherbe* (de l'île de France), Juge au tribunal civil, président de l'Academie royal des sciences, lettres et arts à Metz etc. Metz 1843.

Description d'une nouvelle espèce du genre Pic, de l'Algérie, (Picus numidus) par *Alfred Malherbe*, (Extrait des Mém. de l'academie de Metz). (Beides vom Verfasser.)

Untersuchungen über das mineralische Material der Umgegend von Ulm, in Betreff seiner Verwendbarkeit für Bauzwecke und insbesondere für den Festungsbau, von *Wilh. Leube* M. Dr. und *Gust. Leube*, Ph. Dr. Ulm 1843. (Von den Verff.)

Archiv für Naturheilkunde und Agricultur von Dr. *E. F. Mauz*. 1. u. 2. Heft. Stuttg. Neff. o. J. (Vom Verf.)

Geschichte des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau und des naturhistorischen Museums zu Wiesbaden, von Dr. *C. Thomä*. Secretär des Vereins, Director des Museums und Prof. an dem landwirthschaftlichen Institut zu Wiesbaden. Daselbst. 1842.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau, herausgegeben von Dr. *C. Thomä*. 1. u. 2. Heft. Wiesbaden. 1844. 1845. (Beides von Herrn Dr. *Thomä*.)

Ueber die diesjährige Krankheit der Kartoffeln oder die nasse Fäule. Sendschreiben des Dr. *v. Martius*, Prof. der Botanik in München an Hrn. Prof. *Bergsma* in Utrecht, München. 1845.

Denkrede auf *K. F. v. Kielmeyer*, gehalten in der königlichen Academie der Wissenschaften, von Dr. *K. Fr. Phil. v. Martius*, Secretär der math. phys. Classe (a. d. gel. Anz. von 1845). (Beides von Herrn *v. Martius*.)

Württemb. Jahrbücher, herausgegeben von dem statist. topogr. Bureau. Jahrg. 1843. 1. Heft. Stuttgart. 1845. (Von dem hohen Präsidium des Vereins für Vaterlandskunde in Württemberg.)

Zwölfter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde, vorgetragen von Oberhofgerichtsrath Dr. *Löw*. Mannheim. 1846. (Mitgetheilt von dem Verein.)

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Die lebenden Land- und Süsswasser-Mollusken Württembergs.

Zusammengestellt vom Grafen v. Seckendorf.

MOLLUSCA. WEICHTHIERE.*)

Keine Wirbelsäule, kein Knochengerüste. Der Körper weich, ungegliedert, mit einem Mantel versehen.

1. Cephalophora. Gasteropoda. Schnecken.

Thier: mit freiem Kopfe; Augen und Fühler; auf einer unter dem Bauche befindlichen fleischigen Scheibe fortkriechend.

Gehäuse: einschalig, oder fehlend.

A. HYPOBRANCHIA KIEMENSCHNECKEN MIT BLÄTTERFÖRMIGEN KIEMEN.

Thier: im Wasser lebend, Wasser athmend. Zwitter durch Selbstbefruchtung; Kiemen blätterförmig rings um den Fuss, unter dem Vorstose des Mantels. Cuv. Zwei Fühler. *Pfeiffer.*

Gehäuse: ungewunden, ohne Deckel.

*) Eintheilung nach der *Synopsis methodica molluscorum* von Dr. Menke. Pyrm. 1830.

Verhältniß einer Hauptlebensbedingung, der Wärme, raſch abänderte, und die Thiere in die umbildende Schule einer veränderten Welt hinausſtieß? — Die Umbildungen, die der Menſch durch ſeine Pflege erzwingt, ſind nur Beſchleunigungen des ſachten Gangs der Natur, die ihre Typen zerfällt und die Zweige einander entfremdet. Eben darum ſind aber auch die treibhausartig vom Menſchen erkünſtelten Bildungen meiſt nicht ſo dauerhaft, als die natürlichen; daß ſie aber dauerhaft werden können, beweiſt wieder vorzüglich der Hund. Ja dieſes merkwürdige Thier legt den Gedanken nahe: nur dadurch, daß der Menſch, durch ſeinen Einfluß, mit dem Leiblichen der Thiere auch ihr Pſychiſches modificirt, ſchützt er die Racen ſeiner Hausthiere vor tieferer Trennung; nur daher, und daneben von ſeinem Zwang, kommt es, daß ſie ſich nicht entfremden, einander unkenntlich werden, daß nicht am Ende die Begattung unter ihnen aufhört, und ſo aus Spielarten oder Racen eigentliche Gattungen im gewöhnlichen Sinne werden.

Schon nach dieſer kurzen, unvollſtändigen Auffaſſung des wichtigen Gegenſtandes können wir es ausſprechen: das einzig ſichere, nicht willkürliche Merkmal einer wahren Gattung kann nichts anderes ſeyn, als die Begattung. Steffens drückt unſere Ueberzeugung in folgenden Worten aus: „Können die Naturforſcher läugnen, daß die Begattung auf eine geheime urſprüngliche Einheit deutet, auf eine innere gemeinſame Welt? Die Gegner behaupten, man könne ſich gar wohl denken, daß diejenigen Thiere, die jedes für ſich entſtanden wären, ſich dennoch unter einander begatten könnten. Der Beweis iſt freilich unmittelbar gegeben: denn ſie haben ſich's ja gedacht. Aber hat dieſer Gedanke die geringſte Wahrſcheinlichkeit? ja hebt er ſich nicht, wenn er ſchärfer betrachtet wird, ſelbſt auf? Es iſt unläugbar, daß die Begattung die innerſten Tiefen der leiblichen Organiſation aufſchließt, daß ſie die Entſtehung des Geſchlechts innerhalb der Grenzen derſelben fortdauernd erneuert. Eine neue, innerlich unendliche, alſo auf eine unendliche Weiſe von allen andern Gattungen getrennte Welt thut ſich mit einer jeden Gattung auf. Was nicht aus dieſer urſprünglichen Einheit hervorquoll, das verſteht ſich nicht leiblich.“

Was ſich in der Begattung unter unſern Augen begegnet, was ſich darin begegnen kann und ſich je darin begegnet hat, das fließt aus derſelben Quelle der Bildung, das ſind verſchiedene

Ancylea. Napfschnecken.

Ancylus Geoffroy. Napfschnecke.

Testa tenuis, oblique conica; apice acuto; posterius inflexo; aperturo ovali, marginibus simplicissimis. Lam.

Gehäuse: schild- oder mützenförmig. *Pfeiff.*

Thier: von der Schale bedeckt; Fühler kurz, stumpf, etwas zusammengedrückt; die Augen an dem inneren Grunde derselben; Fuss kurz, elliptisch, schmäler als der Körper. *Pfeiff.*

1. Ancylus lacustris, *Müller. (Patella lacustris, L.)*

Testa convexa, semi-elliptica, membranacea; vertice subcentrali. Long. 3‴; *lat.* 1¼‴; *alt.* 1‴.

Pfeiff. Land- und Süsswasser-Moll. I. Tab. IV. Fig. 46.

Thier: gelblich-grau, durchsichtig. Kopf breit, Augen schwarz, Fühler ¼‴. *Pfeiff.*

In Teichen und Sümpfen, an Wasserpflanzen. Bei Lustnau, Tübingen, Mergentheim, Heidenheim; sehr selten.

2. Ancylus fluviatilis, *Müll. (Patella fluviatilis, L.)*

Testa haemisphaerico-conoidea, cornea; mucrone verticis excentrico; apertura subrotundo-ovata. Long. 3½‴; *lat.* 2¾‴; *alt.* 2¼‴.

Pfeiff. I. Tab. I. Fig. 16. und Tab. IV. Fig. 44. 45.

Thier: dunkelgrau, Fusssohle blassgrau; Fühler ½‴. *Pf.*

In Flüssen und Bächen, auch in Quellen, an Steinen sitzend. Bei Stuttgart im Kazenbach und Feuerbach; bei Untertürkheim in Altwassern des Neckars; bei Grossbotwar, Wilhelmsdörf, zwischen Rottenburg und Niedernau im Neckar; bei Mergentheim in Quellen.

B. CÖLOPNOA GYMNOSTOMA. LUNGENSCHNECKEN.

Thier: freie Luft athmend, mittelst einer mit lungenartigen Gefässen ausgeschlagenen Höhle, deren Mündung sich nach Willkühr öffnet oder schliesst. Zwitter mit wechselseitiger Befruchtung.

Gehäuse: fehlend, oder unvollkommen, oder spiralförmig gewunden; ohne Deckel. *Pfeiff.*

a. *Limacea. Nacktschnecken.*

(Schnecken ohne Gehäuse.)

Arion. Ferussac.

Gehäuse: fehlend, statt dessen unter dem Schilde eine Anhäufung kalkiger Körner.

Thier: der obere Theil des Körpers durch längliche Tuberkeln oder querdurchschnittene Furchen runzelig. Die Respirations-Oeffnung am Rande des Schildes nach vorn, oben; am äussersten Hintertheile des Körpers eine schleimabsondernde Pore. Der Schild feingekörnt oder chagrinirt. Unter der Respirations-Oeffnung die Mündung der Zeugungsorgane. *Pfeiff.*

3. Arion empiricorum, *Fer. (Limax ater* und *rufus L., Limax succineus, Müll., Arion rufus, Michaud.)*

Tentaculis nigris, ora corporis lineolis nigris transversis adornata; Fer. Long. $3^1/_2 - 4''$; *lat.* $^1/_2 - ^3/_4'''$.

Thier: schwarz, dunkelbraun, oder schön rothgelb. Mantel fein und regelmässig gekörnt, zuweilen dunkelgefleckt. Der übrige Theil des Körpers mit unterbrochenen Leisten und Furchen bedeckt. Fussrand parallel quer gestreift. Die Seitenöffnung gross, am vorderen Seitentheile des Mantels. *Pfeiff.*

Draparnaud, Hist. nat. Pl. IX. Fig. 3. u. 6.

In Gärten, Gebüschen und Wäldern, auch auf Fusswegen; häufig; bei Stuttgart, im K. Schlossgarten; an den Wasserfällen bei Hesslach; Bopser bei Degerloch.

4. Arion gagates, *Drap.*

Niger, nitidus; corpore striato, subrugoso; dorso carinato. Drap. Long. $2''\ 3'''$; *lat.* $4'''$.

Thier: schlank, glänzend schwarz; an den Seiten etwas blässer. Obere Fühler lang, dick; untere sehr kurz. Mantel feingekörnt; auf dessen Mitte oft eine fleischige Erhöhung, gleichsam einen zweiten Mantel bildend. Körper gefurcht; über den Rücken eine scharfe Kante hinlaufend.

Drap. hist. nat. Pl. IX. Fig. 1. u. 2. *Fer. Hist. nat. Pl.* VI. Fig. 1. u. 2.

In einem Steinbruche bei Bietigheim; einzeln.

5. Arion subfuscus, *Fer. (Limax subfuscus, Drap.)*

Supra subfuscus; utrinque fascia nigra; corpore rugoso; apertura laterali media. Long. 18‴; *lat.* 4‴. *Pfeiff.*

Thier: Mittelmässig dick, gestreckt, gelblichbraun, mit zwei schwarzen, an beiden Seiten von vorn bis hinten fortlaufenden Binden. Kopf und Vordertheil des Mantels schwärzlich. Der Mantel feingekörnt, nach vorn dick, gleichsam buckelig; der Rücken gerunzelt. Der Fussrand hellgelb, mit sehr feinen schwarzen, parallel laufenden Querlinien. Die Seitenöffnung gross, in der Mitte des Mantels. *Pfeiff.*

Drap. Hist. nat. Pl. IX. Fig. 8.

Aufenthaltsort: bei *Arion empiricorum;* aber nicht so häufig.

6. Arion hortensis, *Fer. (Limax fasciatus, Nilss.)*

Niger; fasciis longitudinalibus griseis, margine aurantio. Fer. Long. 10—12‴; *lat.* 2—2½‴.

Thier: schlank, beinahe walzenförmig; Rücken feingerunzelt; Kopf und Fühler schwarz, der übrige Theil des Körpers von wechselnder Farbe: hell- dunkel- oder gelblich-grau; zu beiden Seiten mit schwarzen Binden geziert; die Fusssohle und der äussere Rand derselben graulich-weiss; bei einigen hochgelb. *Pf. Fer. Hist. des Moll. Pl.* II. Fig. 4. 5. 6. *Michaud, Complément de l'Hist. natur. Pl.* XIV. Fig. 1.

In Gärten und Feldern bei *Lim. agrestis*, und — wie dieser — den Pflanzen verderblich; bei Stuttgart im Kön. Schlossgarten.

Limax. L. Fer.

Gehäuse: fehlend, statt dessen unter dem Schilde eine kleine, flache, dünne, länglich runde Scheibe.

Thier: der obere Theil des Körpers weniger runzelig, als bei *Arion.* Die Respirations-Oeffnung am Rande des Schildes nach hinten. Die Schleim-Absonderungs-Pore fehlt. Der Schild fein concentrisch gestreift. Die Mündung der Zeugungsorgane an der rechten Seite, neben dem grösseren Fühler. *Pfeiff.*

7. Limax cinereus, *Müll. (Lim. maximus, L., Lim. antiquorum, Fer.)*

Cinereus, maculatus; clypeo laevi; corpore striato aut rugoso; apertura laterali subpostica. Pfeiff. Long. 5″; *lat.* 8‴.

Thier: etwas schlank, aschgrau, mit schwarzen länglichen Flecken. Mantel glatt; der übrige Körper rauh und höckerig. Fühler, Kopf und Hals fahl. Die Seitenöffnung mittelmässig gross, an dem hintern Seitentheile des Mantels. *Pfeiff.*

Drap. Hist. nat. Pl. IX. Fig. 10.

In Gebüschen und Wäldern, an sehr feuchten Stellen. Um Stuttgart selten; häufiger unterhalb Heilbronn.

8. Limax marginatus. *Drap.*

Cinereus; clypeo maculato punctato, utrinque fasciato; corpore ruguloso punctato; dorso carinato. Drap. Long. 3 — 4″, *lat.* ½ — ¾‴.

Thier: grau, mit einer über den Rücken hinlaufenden, etwas helleren Kante; Fühler und Hals bräunlich, auf letzterem eine schwarze Linie; zu beiden Seiten desselben zwei Furchen; Körper runzelig, mit kleinen schwarzen Punkten, und einem schwarzen Bande auf jeder Seite; Mantel gekörnt, mit grösseren schwarzen Punkten.

Drap. Hist. nat. Pl. IX. Fig. 7.

An feuchten dunklen Orten und alten Mauern. Bei dem Schlosse Domeneck, unweit Möckmühl.

9. Limax agrestis, *Müll.*

Albidus, maculatus et immaculatus; corpore subrugoso; apertura laterali postica. Pfeiff. Long. 12 — 15‴.

Thier: schlank, gewöhnlich hellgrau; Kopf und Fühler schwärzlich; der Mantel concentrisch gestreift, der übrige Körper feingerunzelt, und von der Mitte des Rückens mit einer nach hinten fortlaufenden erhabenen Längslinie bezeichnet. Die Seitenöffnung klein, an dem hinteren Theile des Mantels. *Pfeiff.*

Drap. Hist. nat. Pl. IX. Fig. 9.

In Gärten und Aeckern überall sehr häufig, und durch ihre Gefrässigkeit den Pflanzen sehr schädlich.

10. Limax tenellus, *Drap., Müll.*

Virescens, capite tentaculisque nigris. Müll. Long. 10‴.

Thier: blass, grünlich; Mantel und Körper schwärzlich

gefärbt; sehr wenig gerunzelt; Kopf und Fühler schwarz, von da zwei Streifen über den Hals hinlaufend. *Drap.*

In Gärten; auf der Erde und an abgefallenen nassen Blättern. Im Kön. Schlossgarten zu Stuttgart; einzeln.

b. *Helicea. Schnirkelschnecken.*

Vitrina. Drap. Glasschnecke.

Testa imperforata, paucispira, celeriter evoluta, dilatata, subglobosa vel auriformis, hyalina, tenerrima; apertura ampliata; peristomate simplici, margine columellari arcuato. Rossm.

Gehäuse: ungenabelt, aus wenigen schnell zunehmenden, fast horizontal entwickelten Windungen bestehend; fast kugelig bis ohrförmig, mit fast verschwindendem Gewinde; zart, glasig, durchsichtig, grünlich, starkglänzend; Mündung gross, gerundet oder sehr in die Quere erweitert; Spindelrand bogenförmig ausgeschnitten, oft häutig; Mundsaum einfach. *Rossm.*

Thier: gewöhnlich nicht gänzlich von der Schale bedeckt; Fühler kurz; der Mantel mit doppeltem Vorstoss, theils an der rechten Seite des Gehäuses anliegend, theils quer gefaltet, den Hals bedeckend. *Pfeiff.*

11. Vitrina elongata, *Drap. (Testacella Germaniae, Oken.)*

Testa auriformis, depressa; spira punctiformi; apertura patentissima, margine columellari membranaceo. Alt. 1‴; *lat.* 2‴; *anfr. vix* 2.

Rossm. Iconogr. der Land- und Süsswasser-Mollusken Fig. 26.

Thier: hellgrau, viel grösser als das Gehäuse; Länge 4‴; obere Fühler ½‴, untere kaum dem bewaffneten Auge sichtbar. *Pfeiff.*

An feuchten Orten auf der Erde, im Moos, unter Steinen oder abgefallenen Blättern. Bei Stuttgart am Fusse des Hasenberges, auf der Feuerbacher Haide und am Rosenstein. Nicht häufig.

12. Vitrina diaphana, *Drap. (Helicolimax vitrea, Fer.)*

Testa depressa, dilatata, bispira; apertura ampliata, margine columellari membranaceo. Alt. 2‴; *lat.* 3‴. *Anfr.* 2.

Rossm. Iconogr. Fig. 27.

Thier: hellgrau, Mantel schwärzlich; Fusssohle in der Mitte weisslich, an den Rändern dunkelgrau. *Rossm.*

Unter feuchtem Laub und Moos; und an Wurzeln alter Stöcke. Bei Tübingen und Denkendorf; selten.

13. Vitrina beryllina, *Pfeiff. (Vitr. pellucida. Drap. Helicolimax pellucida, Fer.)*

Testa depresso-globosa, sublaevis, trispira, beryllina; apertura lunato-rotunda. Alt. 2‴; *lat.* 2½‴. *Anfr.* 3.

Rossm. Iconogr. Fig. 28.

Thier: fahlhellgrau, Mantel dunkler. *Rossm.*

Aufenthaltsort gleich der vorigen Art; bei Stuttgart am Rosenstein; bei Tübingen, Denkendorf, Mergentheim; selten.

Succinea. Drap. Bernsteinschnecke.

Testa imperforata, tenera, ovalis, paucispira; anfractu extremo maximo, inflato; apertura magna, ovata; columella libera; margine columellari fere nullo. Rossm.

Gehäuse: ungenabelt, zart, durchsichtig, wachsgelb, oval, aus wenigen Umgängen bestehend, von denen der letzte sehr gross und aufgetrieben ist, und fast das ganze Gehäuse ausmacht; Mündung gross, lang, oval, oben spitz; die Columelle tritt frei an die Stelle des Columellar-Randes, der fast ganz fehlt. *Rossm.*

Thier: Grösser als das Gehäuse; die unteren Fühler sehr kurz, kaum bemerkbar; die oberen von der Basis bis gegen die Mitte verdickt. *Pfeiff.*

14. Succinea amphibia, *Drap.*

Testa ovata, ventricosa, concolor; apertura late ovata, subobliqua. Alt. 6—8‴; *lat.* 3½—5‴. *Anfr.* 3.

Rossm., Iconogr. Fig. 45.

Thier; dick, gekörnelt, gelblich; von den obern Fühlern aus gehen über den Rücken zwei schwärzliche Streifen. *Rossm.*

An den Ufern der Teiche und Bäche, an Wassergräben, auch auf feuchten Wiesen an Grashalmen; bei Stuttgart, Esslingen, Ulm.

15. Succinea Pfeifferi, *Rossm.*

Testa solidior, elongata, intus margaritacea; apertura ampla elongato-ovata, perobliqua. Alt. 6‴; *lat.* 3½‴. *Anfr.* 3.

Rossm. Iconogr. Fig. 46.

Thier: dunkelgrünlich-braun, oder schwärzlich, unten und an den Seiten gelblich-grau, sehr dick und schleimig, kaum in dem Gehäuse Raum findend. *Rossm.*

Auf feuchten Wiesen. Bei Stuttgart am Postsee, bei Berg am Wasserhaus.

16. Succinea oblonga, *Drap.*

Testa ovato-oblonga, acuminata, subventricosa; sutura profunda; apertura subrotundo-ovata. Alt. 3½‴; *lat.* 2‴. *Anfr.* 4.

Rossm. Iconogr. Fig. 47.

Thier: hellgrau. Kopf und Hals dunkelgrau; Augen schwarz; obere Fühler am Grunde verdickt, gegen die Mitte dünn, mit einem runden Knopfe an der Spitze. *Pfeiff.*

Bis jetzt allein unweit Kaltenthal unter Hecken lebend gefunden; während sie im Lös sehr häufig vorkommt.

Helix. Drap. Schnirkelschnecke.

Testa plus minusve (vel non) umbilicata, forma varia, e depresso per globosam in elatam tendente; apertura plerumque latiore quam longa, a pariete aperturali fere semper lunatim excisa; peristomate plerumque labiato. Rossm.

Gehäuse: niedrig gewunden; Mündung nicht höher als breit; halbmondförmig, durch die Wölbung des vorletzten Umganges ausgeschnitten, selten gezahnt. *Pfeiff.*

Thier: schlank, verlängert, in einem vollkommenen Gehäuse eingeschlossen, in welchem der nicht ausstrekbare Mantel verborgen ist; die vier Fühlhörner sind nach der Spitze hin ablaufend walzenförmig, oben stumpf, die zwei oberen viel länger, an der Spitze augentragend. *Rossm.*

a. Helicogena. Fer.

17. Helix pomatia, L.

Testa semi-obtecte perforata, globosa, ventricosa, rufescens,

fasciis obsoletis rufis notata; apertura ampla, subrotundo-ovata; peristomate patulo, sub-incrassato. Alt. $1^1/_2$ — $1^5/_6$″; *lat.* $1^1/_3$ — $1^1/_2$″. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 1. 2.

Thier: gelblich-grau, gekörnt; unten hellgrau, Augen schwarz; verhältnissmässig sehr klein. Obere Fühler 6‴, untere $2^1/_2$‴. Länge $2^3/_4$‴. *Pfeiff.*

In Wäldern, Weinbergen, Gärten und unter Hecken. Ueberall häufig; werden auf der Alp in Menge gesammelt; zu Erpfingen, Westerstetten, Brucken bei Zwiefalten und im Lauterthal in Schneckengärten gefüttert, und im Winter in Fässern nach Wien versendet. — Die linksgewundene ist immer sehr selten.

18. Helix arbustorum, L.

Testa obtecte-perforata, globosa, fusca, unifasciata; stramineo-aspersa, peristomate reflexo, libero, candido labiato. Alt. $5^1/_2$ — 11‴; *lat.* 7 — 12‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 4. 297.

Thier: blauschwärzlich; von den Fühlern aus über den Rücken zwei dunklere Streifen: Sohle braungrau; Fühler an der Spitze grau; Augen schwarz; Länge $1^1/_2$″; Obere Fühler 4‴. Zuweilen ist das Thier ganz schwarz, zuweilen ganz hellgrau. *Rossm.*

An schattigen, feuchten Orten; in niederen Gesträuchen an kleinen fliessenden Wassern, auf Pflanzen und auf der Erde. Weit verbreitet, jedoch nur auf einzelne Stellen beschränkt; an diesen aber häufig.

19. Helix nemoralis, L.

Testa imperforata, globosa, striata, fasciata, vel concolor; apertura late angulato-lunata; peristomate reflexo labiato, et pariete aperturali fusco, margine externo arcuato, reflexo, interno recto calloso. Alt. 8‴ — 1″; *lat.* 10‴ — 1″ 2‴ *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 5. 137. 138. 298. 494.

Thier: gelblich-grau, feingekörnt; Fühler dunkelgrau; zwei Streifen von derselben Farbe ziehen sich von der Basis über den Rücken. Länge 18‴. Obere Fühler 6‴; untere $1^1/_2$‴. *Pfeiff.*

In Wäldern, Gebüschen, Gärten, an Baumstämmen, auf der Erde und im Gras. Kommt überall vor; aber nirgends in grosser

Menge. Die Grundfarbe wechselt von hell- bis dunkelgelb, und hell- bis dunkelroth. Durch Zusammenfliessen und Verschwinden der fünf Bänder entstehen sehr viele Abänderungen. In der Nähe von Stuttgart fanden sich bis jetzt folgende: 1. 2. 3. 4. 5., 1.2.3.4.5., 1.2.3.4 5., 2.3.4.5., 3.4.5., 3.4.5., 3.4.5., 1.2.3., 4.5., 4 5., 3.5., 3. Zu den häufigsten gehören: 3.4.5., und 3.4.5.; zu den seltensten 4.5. und 4.5.

20. Helix hortensis, *Müll.*

Testa priori plerumque minor, peristomate albo. Alt. 7‴; *lat.* 9‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 6. 299. 300.

Thier: fahl oder hellgrau, gekörnt; die Fühler dunkelgrau; Augen schwarz. Länge 14‴; obere Fühler 4‴, untere 1¼‴. *Pfeiff.*

In Wäldern, Gebüschen und Hecken, an Baumstämmen und Pflanzen, auch in Gärten. Kommt überall vor, und häufiger als *Hel. nemoralis.* Man findet bei Stuttgart zuweilen Exemplare von der Grösse wie die der vorhergehenden Art; dagegen kommt auf dem Schwarzwalde, namentlich bei Marschalkenzimmern unter Hecken eine sehr kleine Spielart vor. Auch bei dieser Art wechseln die Farben, wie bei der vorhergehenden. Die Abart mit fleischrother Lippe, *Hel. hybrida, Poir.*, findet sich in der Nähe von Stuttgart in Gebüschen. Exemplare mit durchsichtigen Bändern, Blendlinge, kommen in den Gebüschen des kön. Schlossgartens häufig vor: Grundfarbe gelb, sehr selten roth; ebenso sind gelbe mit unterbrochenen braunen Bändern selten.

Durch Zusammenfliessen und Verschwinden der 5 Bänder entstehen auch bei dieser Art sehr viele Abänderungen. In der Umgegend von Stuttgart fanden sich bis jetzt folgende: 1.2.3.4.5., 1.2.3.4.5., 1.2.3.4.5., 1.2.3.4.5., 1.2.3.4.5., 1.2.3.4.5., 1.2.3.4.5., 1.3.5., 1.4.5., 1.3.4.5., 3.5.

b. Helicodonta. Fer.

21. Helix personata, *Lam. (Hel. isognomostomos. Gm.)*

Testa obtecte perforata, depresso — globosa, cornea, opaca, pubescens; apertura coarctata, angulato — trisinuata; peristo-

mate angulato, replicato, labiato, bidenticulato; lamella in pariete aperturali candida. Alt. 3‴; *lat.* 4‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 18.

Thier: grau; Rücken, Kopf und Fühler schwarz; Sohle grau; verschliesst sich im Winter mit einem pergamentartigen Deckel, den es vorn an den Zähnen der Mündung ausspannt. *Rossm.*

An schattigen, bewachsenen Stellen, im Moos, unter Laub und Steinen. In der Gegend von Stuttgart unweit der Wasserfälle bei Hesslach; bei Tübingen, Bebenhausen, Jaxtfeld, Ehingen, und an den westlichen Abhängen der Alp.

22. Helix obvoluta, *Müll.*

Testa late umbilicata, orbiculata, utrimque plana, brunnea, apaca, pilosa; apertura obtuse — triangulari; peristomate reflexo, lilacino-labiato. Alt. 2½ — 3‴; *lat.* 4½ — 6‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 21.

Thier: grau, Kopf mit den schlanken oberen Fühlern und zwei von ihnen ausgehenden Rückenstreifen schwärzlich; Fuss hellgrau; Winterdeckel schneeweiss, pergamentartig. *Rossm.*

An feuchten Orten, in Wäldern unter abgefaulten Blättern, an alten Weinbergsmauern im nassen Moos. Bei Stuttgart, Bietigheim, Urach, Ulm.

23. Helix monodon, *Fer. (Hel. unidentata, Drap.)*

Testa perforata, conoideo-globosa, cornea, multispira, pubescens; apertura depressa, lunata; peristomate patulo, labiato, labro in margine columellari unidentato. Alt. 2 — 3‴; *lat.* 2½ — 4‴. *Anfr.* 6 — 7.

Rossm. Iconogr. Fig. 15.

Thier: sehr schlank; Fuss schmal, hinten sehr spitz auslaufend; Kopf, Fühler und Rücken schiefergrau, übrigens hellgrau; Fühler schlank. *Rossm.*

An Vorhölzern von Wäldern, auf und unter abgestorbenem Laub auf feuchtem Grund. Bei Ulm, Denkendorf; selten.

Helix edentula, Drap. ist nach *Rossm. Icon.* Heft I. S. 66 b. keine eigene, sondern die vorhergehende Art, an welcher der Zahn noch nicht ausgebildet ist.

Zweige Eines Stammes, Einer Urgattung. Wohl fühlen wir aufs Bestimmteste, daß der Fleischfresser mit dem bewehrten Rachen und den scharfen Klauen, und der sanfte Wiederkäuer mit dem sprossenden Geweih vor der Stirn ewig getrennt sind und waren, daß ihre Stammlinien in die Nacht der Schöpfung hinaus parallel verlaufen. Nicht so bei Thiergruppen, welche innerhalb des allgemeinen Säugethiertypus nach einem besondern Schema für eine bestimmte Lebensweise gebaut sind, und die schon der gemeine Sprachgebrauch mit Collectivnamen bezeichnet, wie Pferd (Esel, Zebra ꝛc.), Ochs, Hirsch, Schaf, Hund, Katze, Bär, Marder ꝛc. Hier sagt uns dasselbe Gefühl, daß die Species jeder dieser Familien keine von der Natur uranfänglich geprägte Medaillen sind, sondern daß ihre Stammbäume rückwärts immer mehr convergiren und sich in einer Wurzel verlieren, welche wohl in den meisten Fällen längst die Erde birgt.

Sehr viele Thiere, welche das System als besondere Gattungen aufführt, begatten sich unter einander: Hund und Fuchs, Hund und Wolf, Pferd und Esel, Esel und Zebra, verschiedene Arten der Genera cervus, bos, capra, mustela. — Alle Thiere, die auf solche Weise Bastarde zeugen können, begreifen wir als von einer Urgattung abstammend, die wohl in den meisten Fällen ganz verloren ist, und der sich die jetzigen Gattungen nur mehr oder weniger nähern. Die Urgattungen haben sich im Lauf der Erdgeschichte gespalten; die Umwandlungen der tellurischen Verhältnisse, welche rascher oder langsamer, und an verschiedenen Orten verschieden erfolgt sind, haben Racen hervorgerufen; diese haben sich organisch und psychisch entfremdet, sie sind, wenn sie einander entgegen traten, sich selbst unkenntlich geworden; die Begattung unter ihnen ist Anfangs seltener erfolgt, hat am Ende ganz aufgehört, und so sind aus einem Stamm die Zweige entstanden, die uns jetzt als gesonderte Gattungen erscheinen, und denen allerdings eine Naturwahrheit zu Grunde liegt, nämlich eben das Faktum jener Entfremdung.

Bei wie vielen Thieren, welche aus derselben Einheit stammen, diese Entfremdung noch jetzt überwunden und Begattung herbeigeführt werden könnte, dies ist durch Versuche unmöglich auszumachen. Darum können wir auch den Begriff der Begattung als zoologischen Eintheilungsgrund nicht brauchen, und es wird wohl nie zu ermitteln seyn, ob und wie weit die in unsern sogenannten

c. Helicella. Fer.

24. Helix pulchella, *Müll.*

Testa minima, aperte umbilicata, depressa, albida; apertura subcirculari; peristomate reflexo, candido-labiato; marginibus approximatis. Alt. $^1/_2$ — $^3/_4$‴; *lat.* 1 — $1^1/_3$‴. *Anfr.* $3^1/_2$.

Rossm. Iconogr. Fig. 439. 448.

a) costata: majuscula, membranaceo costata, peristomate latiore, labioque crassiore, marginibus magis approximatis. (Hel. costata, Müll.)

b) lævis: minuscula, glabra, peristomate labioque subtilioribus, marginibus aliquantum distantioribus. (Hel. pulchella, Müll.)

Thier: weiss, durchsichtig, schleimig, mit dunkeln Augenpunkten auf den deutlich unterscheidbaren oberen Fühlern; untere kaum sichtbar. *Rossm.*

Erstere Form findet sich im Moos, unter abgefallenem Laub und Steinen: bei Stuttgart in einer alten Weinbergsmauer, im K. Schlossgarten und in hohlen Weidenbäumen bei Berg;

Letztere in den Anspühlungen des Neckars bei Berg, und der Donau bei Ulm, in grosser Menge, jedoch nur als leere — aber häufig frische, durchsichtige, glänzende Schaalen.

Unter diesen kommen — wiewohl nicht häufig — grössere Exemplare vor, welche ganz die Gestalt der zunächst vorhergehenden, aber eine Höhe von $^3/_4$‴, eine Breite von $1^1/_2$‴, $4^1/_2$ Umgänge, und einen scharfen Mundrand haben. Diese könnten nun unausgewachsene Exemplare einer grösseren Varietät, vielleicht auch eigene Arten seyn?

25. Helix rotundata, *Müll.*

Testa perspective-umbilicata, depressa, arctispira, spira concexa, subcarinata, corneo-lutescens, rufomaculata, subtiliter costulata; apertura lunata; peristomate acuto, simplici, recto. Alt. $1^1/_2$‴; *lat.* 3‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Icon. Fig. 454.

Thier: hellschiefergrau bis ziemlich dunkelblaugrau, durchscheinend; obere Fühler schlank, Fuss-Ende sehr spitz. *Rossm.*

In alten Mauern, in faulenden Baumstämmen und abgefallenem Laub.

In Stuttgart im K. Schlossgarten, bei Ludwigsburg, Besigheim, Grossbotwar, Wiesensteig, Tübingen, Ulm, Urach am Wasserfall, Adelberg bei Schorndorf; auf dem Schwarzwalde, namentlich bei Marschalkenzimmern in Tannenwäldern unter faulenden Rinden.

26. **Helix ruderata**, *Stud.*

Testa perspective umbilicata, depressa, lutescenti-cornea, concolor, subtilissime costulato-striata; spira convexa; anfractibus subteretibus; apertura ovali; peristomate recto, simplici, acuto. Alt. 1½‴; *lat.* 3‴. *Anfr.* 4 — 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 455.

Thier: dunkelschiefergrau bis schwarz. *Rossm.*

In hohlen Weidenbäumen im Neckarthale bei Canstatt.

27. **Helix pygmäa**, *Drap.*

Testa minima, aperte umbilicata, orbiculato-convexa, planospira, fuscula, minutissime striata, sericina; apertura lunata, peristomate simplici, recto, acuto. Alt. ½‴; *lat.* ¾‴ *Anfr.* 3½.

Rossm. Iconogr. Fig. 532.

Thier: hellgrau, Fühler und Rücken dunkler; Oberfühler lang und schlank; Augen deutlich, schwarz. Fuss kurz; die Endspitze von der Schale bedeckt; das Thierchen ist munter und kriecht schnell. *Pfeiff.*

An feuchten schattigen Orten, im Moos, unter Laub und Steinen. Sehr selten. Häufiger in manchen Jahren in den Neckaranspühlungen.

28. **Helix rupestris**, *Drap.*

Testa pygmaea, umbilicata, depresse turbinata, fusca, subtilissime striata, sericina; apertura rotundata; peristomate recto, simplici, acuto. Alt. 1‴; *lat.* 1‴. *Anfr.* 4.

Rossm. Iconogr. 534.

Thier: blauschwarz, nach unten [illegible] heller; obere Fühler sehr kurz, verdickt und sehr stumpf; die unteren sehr klein und kaum zu unterscheiden. *Rossm.*

An den Felswänden der Alp, bei Urach, Ehningen, Zwiefalten, Donzdorf.

29. Helix cellaria, *Müll. (Hel. nitida, Drap.)*

Testa aperte umbilicata, depressa, planiuscula, nitida, subpellucida, discolor, striata; apertura depressa, oblique lunata; peristomate simplici, acuto, repando. Alt. 2—3‴; *lat.* 4—5‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig 22.

Thier: sehr schlank, weisslich; am Kopf, und von den Fühlern nach dem Rücken hin, so wie die Spitze des Fusses schieferblau. *Rossm.*

In alten Mauern, unter Steinen und faulendem Holzwerk, in Hecken und feuchtem Moos; zuweilen auch in Kellern.

Bei Stuttgart, Berg, Besigheim, Denkendorf, Urach am Wasserfall; nirgends häufig.

30. Helix nitens, *Mich.*

Testa late umbilicata, convexo-depressa, tenera, glabriuscula, diaphana, supra lutescens, subtus albida; anfractu ultimo demum dilatato et deflexo; apertura ovata, deflexa; peristomate recto, repando, simplici, acuto. Alt. 3—4‴; *lat.* 4½—6½‴. *Anfr.* 4½.

Rossm. Iconogr. Fig. 524. 525.

Thier: heller oder dunkel schiefergrau; Oberfühler und Rücken dunkelblaugrau. *Rossm.*

Aufenthalt gleich der vorhergehenden Art. Beide Arten finden sich in der Nähe von Stuttgart, und gewöhnlich beisammen.

31. Helix lucida, *Drap. (H. succinea, Hartm.)*

Testa aperte umbilicata, globoso-depressa, striata, pellucida, fulvo-fusca, concolor, nitida; apertura lunato-rotunda; peristomate simplici, acuto. Alt. 2‴; *lat.* 3‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 25.

Thier: blauschwarz; am Kopfe, am Rücken und Fusse am dunkelsten. *Rossm.*

An schattigen, feuchten Orten, unter Moos und faulenden Blättern, auch an Pflanzen am Rande der Wiesenbäche. Bei Stuttgart und Tübingen; sparsam; häufiger in den Anspühlungen des Neckars.

32. Helix cristallina, *Müll.*

Testa pygmaea, perforata, depressa, vitrea, diaphana, gla-

bra', nitidissima; apertura lunata; peristomate recto, simplici. Alt. $^5/_6$*'''; lat.* $1^1/_4$*'''. Anfr.* $4^1/_2$.

Rossm. Iconogr. Fig. 531.

Thier: sehr schlank; auf dem Rücken schwärzlich, ebenso der Mantel; Fuss an den Seiten und unten weisslich. *Rossm.*

Im Moos und unter abgefallenem Laub. Bei Tübingen, Ulm, Denkendorf, Löwenstein und in grosser Menge in den Neckaranspühlungen bei Berg.

33. Helix fulva, *Müll. (Hel. nitidula, v. Alt.)*

Testa pygmaea, vix perforata, turbinato-globosa, cornea, glabra, nitida, apertura depressa, lunata; peristomate recto, simplici, acuto. Alt. 1'''; *lat.* 1'''. *Anfr.* 5 — 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 535.

Thier: schwarz, 2''' lang; obere Fühler $^1/_2$'''; Fuss lang zugespitzt. *v. Alt.*

An bemoosten Felsen und Mauern, auch unter abgestorbenen Blättern. Bei Stuttgart und Ulm; selten; etwas häufiger in den Anspühlungen des Neckars und der Donau.

34. Helix aculeata, *Müll.*

Testa perforata, pygmaea, globoso-turbinata, corneo-lutescens, lamellicostis, costis in cilias elongatis; apertura rotundata; peristomate reflexo; marginibus approximatis. Alt. 1'''; *lat.* $^2/_3$'''. *Anfr.* 4.

Rossm. Iconogr. Fig 536.

Thier: hellblaugrau, schleimig; Fühler und Rücken stets etwas dunkler; Fussspitze sehr kurz; das Thierchen ist sehr lebhaft und bewegt seine Schale beim Kriechen mit Leichtigkeit hin und her. *Rossm.*

Bis jetzt nur in wenigen Exemplaren in Waldungen bei Stuttgart im feuchten Moose gefunden.

35. Helix incarnata, *Müll.*

Testa perforata, depresse globosa, leviter carinata, tenuis, opaca, pruinosa, rufescens, pellucide unifasciata, minutissime granulata; apertura lunata; peristomate reflexo, extus rufescente; labio incarnato. Alt. $4^1/_2$'''; *lat.* 7'''. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 10. 361.

Thier: In der Farbe ungemein veränderlich, sehr schlank,

gelbröthlich, oder schmutzig fleischfarbig; Fühler schwärzlich braun; Augenpunkte schwarz; schwarze Mantelflecke schimmern durch das Gehäuse hindurch. Nicht selten kommt das Thier rothbraun und fast schwarzgefärbt vor. *Rossm.*

In Gärten und Gebüschen, in Vorhölzern der Waldungen, an Baumstämmen und an feuchten Plätzen auf der Erde.

In Stuttgart im K. Schlossgarten, bei Hesslach, Tübingen, Bebenhausen, Ulm, Heilbronn.

36. Helix fruticum, *Müll.*

Testa aperte umbilicata, globosa, opaca, rufescens aut albido-lutescens, (interdum unifasciata); apertura lunato-rutunda; peristomate patulo, sublabiato. Alt. 7 — 8‴; *lat.* 8 — 9‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 8. 140. 141.

Thier: sehr verschieden gefärbt, in den dunkeln Gehäusen braunröthlich bis dunkelrothbraun, in den helleren gelblichweiss oder fleischröthlich. Von den Fühlern laufen zwei kurze graue Striche über den Rücken. Mantel schwarzbraun oder blauschwarz gefleckt, daher der letzte Umgang des bewohnten Gehäuses schön gefleckt. Im Winter verschliesst sich das Thier durch 2—3 lederartige, weisse Winterdeckel, die je zu 2—3 Linien hintereinander im Innern des letzten Umganges angelegt werden. *Rsm.*

An Stauden und Gebüschen, besonders an Erlen. Ueberall. Die einfärbige, weisse und röthliche Varietät kommt bei Stuttgart vor; die mit braunrothem Bande nur in Oberschwaben, namentlich bei Weingarten.

37. Helix strigella, *Drap.*

Testa aperte umbilicata, depresse globosa, striata, cornea, albido-cingulata, (fugacissime pubescens); apertura lunato-rotunda; peristomate reflexiusculo, leviter labiato; marginibus approximatis. Alt. 4½‴; *lat.* 7‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 9. 438.

Thier: graugelblich mit schwärzlichen Fühlern. Das vom Thiere bewohnte Haus ist schwärzlich gefleckt. *Rossm.*

In Hecken und Gebüschen, auch auf Wiesen. Bei Heilbronn, Weinsberg, Schloss Domeneck bei Möckmühl. Nicht häufig.

38. Helix villosa, *Drap. (Hel. pilosa, v. Alt.)*

Testa aperte umbilicata, orbiculato-depressa, villosa, lutescenti-cornea, opaca, striata, subalutacea, tenera; apertura ovato-lunata; peristomate subpatulo, intus labio tenui, lato, candido, in margine columellari magis exacto. Alt. 2 — 3‴; *lat.* 4 — 6½‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 421.

Thier: bleich, durchsichtig, am Kopfe und Rücken graulich- auch blassröthlich-gelb, mit einer darüber hinlaufenden weisslichen erhabenen Kante, neben dieser 2 vertiefte Linien oder Furchen. Der Mantel mit kleinen braunen und weisslichen Flecken sparsam gesprenkelt, die meistens durch die Schale scheinen. Fühler gelblich grau, mit zwei längs dem Rücken fortlaufenden, allmählig verbleichenden Binden von gleicher Farbe. v. *Voith.*

In Weiden- und Erlengebüschen. Bei Wiblingen, Zwiefalten und Ludwigsthal an der Donau.

39. Helix circinata, *Stud. Fer.*

Testa late umbilicata, subgloboso-depressa, subcarinata, albido-cingulata, striatula, flavescenti-ferruginea; apertura ovato-lunata; peristomate patulo, remote albo-labiato; margine columellari reflexiusculo. Alt. 3¾‴; *lat.* 5‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 12. 422. 423. 424. 425.

Thier: bald heller, bald dunkler aschgrau; Kopf, Fühler und Rücken dunkler schiefergrau bis schwarz; zuweilen das ganze Thier fast schwarz, zuweilen sogar vorn braunroth. *Rossm.*

An Gebüschen, Hecken und Weinbergsmauern; häufig in dürren zusammengerollten Blättern.

In Stuttgart im K. Schlossgarten, röthlichbraun und gelblichweiss, in schönen grossen Exemplaren; bei Hesslach kleiner, zuweilen mit etwas erhabenerem Gewinde; auf der Solitude, bei Tübingen, Urach, Altshausen.

Hel. montana, Pfeiff., ist nach *Rossm. Icon. I. S.* 64 b. gleichlautend mit der voranstehenden Art, und *Hel. striolata. Pfeiff.* nur Varietät.

40. Helix umbrosa, *Partsch.*

Testa late umbilicata, suborbiculato-depressa, obtuse carinata, tenuis, pellucida, opaca, cornea vel albido-lutescens, sub-

tilissime granulata; apertura transverse ovata; peristomate simplici, reflexo; marginibus approximatis. Alt. $2^1/_2$ — $4'''$; *lat.* $5-7'''$. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 13.

Thier: graulich gelb, Kopf und Rücken etwas dunkler; Mantel schwärzlich gefleckt. *Rossm.*

An schattigen Gebüschen und Stauden. In Oberschwaben, namentlich bei Altshausen.

41. Helix hispida, *L.*

Testa aperte umbilicata, suborbiculato-depressa, spira convexa, cornea, pilis brevibus hispida, nitidula; apertura late lunata; peristomate patulo, intus labio candido, in margine columellari multo exactiore. Alt. $^3/_4$ — $2^1/_2'''$; *lat.* $3-4^1/_2'''$. *Anfr.* 5—6.

Rossm. Iconogr. Fig. 426. 427.

Thier: in der Farbe von allen Schattirungen zwischen schiefergrau bis hellgrau, zuweilen ganz schwarz, sehr schlank, mit spitzauslaufender Fussspitze und sehr schlanken oberen Fühlern und von ihnen ausgehenden schwärzlichen Rückenstreifen. *Rsm.*

An moosigen Stellen, unter Hecken und Gebüschen, in Gärten und an Wegen. Weit verbreitet. In den Anspühlungen des Neckars in leeren abgeriebenen Schalen in grösster Menge.

42. Helix costulata, *Ziegl.*

Testa orbiculato-subdepressa, umbilicata, albida, fusco-fasciata, tenuiter costata; apertura subrotunda; labro simplici. Pf. Alt. $2'''$; *lat.* $3'''$. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 353.

Thier:?

Auf steinigem, magerem Boden. Einziger bekannter Fundort ist die Waldhauser Höhe bei Tübingen.

43. Helix candidula, *Stud.*

Testa perforata, globoso-depressa, striata, albida, fusco-fasciata vel concolor; apertura rotundata; peristomate recto, acuto, albo-labiato. Alt. $1^1/_2$—$3'''$; *lat.* $2^1/_3$—$4^1/_3'''$. *Anfr.* $4^1/_2$—5.

Rossm. Iconogr. Fig. 350.

Thier: aschgrau, Fühler und Hals dunkler von Farbe, $3^1/_2'''$ lang, obere Fühler $1'''$. *Pfeiff.*

An sonnigen Rainen. Bei Stuttgart, Gaisburg, Canstatt, Tübingen. Häufig und weit verbreitet.

44. Helix ericetorum, *Müll.*

Testa latissime umbilicata, depressa, albida vel fuscescens, concolor vel fusco-fasciata, substriata; apertura rotundata; peristomate recto, intus leviter albido-labiato; marginibus approximatis. Alt. $3^1/_2$—$4'''$; *lat.* 6—$9'''$. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 17.

Thier: gelblich, auf dem Rücken mit zwei bräunlichen Streifen; obere Fühler schwärzlich grau; das Thier füllt bei weitem das Gehäuse nicht aus. *Rossm.*

Auf mässigen, zum Theil dürren Anhöhen, an Rainen und Gräben. Bei Stuttgart, Canstatt, Tübingen, Ulm, Bietigheim, Heilbronn, Weinsberg, Sulz, Oberndorf. Ueberall häufig.

Carocolla. Lam. Lampenschnecke.

Testa orbicularis, superne plus minusve convexa vel conoidea, ad periphaeriam angulato-acuta; apertura transversa, axi contigua; labro subangulato, plicis infra limbum saepe dentato. Lam.

Gehäuse: rund, niedergedrückt oder conoidisch; die untere Seite meist convex; Mündung höher als breit, schief, einfach oder umgeschlagen, oft gezahnt.

Thier: wie das von Helix.

45. Carocolla lapicida, *Lam. (Helix lapicida, L.)*

Testa aperte umbilicata, lenticulari-depressa, acute carinata, lutescenti-cornea, fusco-maculata, subtilissime granulata; apertura transverse ovata, obliqua; peristomate continuo, soluto; margine columellari reflexo, sublabiato. Alt. $3^1/_4'''$; *lat.* $8'''$ *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 11. 142.

Thier: graubräunlich, feingekörnt; von den Fühlern aus gehen zwei dunkle Linien über den Rücken; Augenpunkte schwarz; Sohle schmutzig gelblich. *Rossm.*

In den Ritzen der Mauern und Felsen, auch unter der Rinde alter Baumstämme, aus denen das Thier nach warmen Sommerregen hervorkriecht. Häufig und weit verbreitet.

Bulimus. Scop. Vielfrass-Schnecke.

Testa rimata vel imperforata, ovato-conica vel turrita; apertura acute-ovata; peristomate integro; marginibus inaequalibus; columella basi integra, in marginem columellarem transeunte. Rossm.

Gehäuse: eiförmig oder konisch oder thurmförmig, aus wenigstens 6, oft viel mehreren Umgängen zusammengesetzt, von denen der letzte fast stets bedeutend grösser als der vorletzte ist; Mündung ganz, spitzeiförmig, an der Spindelseite etwas winklich, höher als breit; Mundsaum oft innen mit einer seichten Lippe versehen, zahn- und faltenlos; Mundränder ungleich; der Aussenrand länger und gekrümmter, der Innenrand, in dem sich die an der Basis nicht (wie bei *Achatina*) abgestutzte Columelle allmählig fortsetzt, kürzer, gerader, und vor den oft ganz, oft bis auf eine Spalte verdeckten Nabel zurückgebogen. *Rossm.*

Thier: von dem der Schnirkelschnecke nicht generisch zu unterscheiden, obere Fühler lang, an der Spitze augentragend, untere sehr kurz. *Rossm.*

46. Bulimus montanus, *Drap. (Helix buccinata, v. Alt.)*

Testa rimata, oblongo-conica, obtusa, fusca, obsolete granulata; apertura acute ovata; peristomate reflexo, rubicundo, sublabiato. Alt. 6½—7½‴; *lat.* 2¾‴. *Anfr.* 8.

Rossm. Iconogr. Fig. 41.

Thier: gelblichgrau, mit kleinen, schwärzlichen Punkten; obere Fühler und Rücken schwärzlich. *Rossm.*

An Buchenstämmen und deren Wurzeln, im Moos und unter abgefallenen Blättern. Bei Stuttgart, auf der Solitude, bei Mergentheim, im Illergehölz bei Ulm, Urach, Bebenhausen, Altshausen. Nicht häufig.

47. Bulimus obscurus, *Drap. (Bul. hordeaceus, Brug.)*

Testa parva, rimata, ovato-oblonga, nitidula, fusca, pellucida, substriata; apertura ovali; peristomate reflexiusculo, albosublabiato. Alt. 4—5‴; *lat.* 1½—2‴. *Anfr.* 7.

Rossm. Iconogr. Fig. 387.

Thier: heller oder dunkler blaugrau, zuweilen gelbgrau.

Obere Fühler und zwei von ihnen ausgehende Rückenstreifen dunkelgrau. *Rossm.*

An alten Mauern, unter abgestorbenem Gras und Laub; an Baumstämmen. Bei Hesslach, unweit der Sandsteinbrüche, bei Kaltenthal, Urach, auf der Solitude, in den Gebüschen des Kön. Schlossgartens zu Stuttgart an glatten Baumstämmen in nassen Sommern häufig, in Gesellschaft von *Claus. similis, v. Charp.*

48. Bulimus radiatus, *Brug.* (*Hel. detrita, Müll. Hel. septum, Gm.*)

Testa rimata, ovato-conica, ventricosa, obtusa, albida, lineis et maculis fuscis (aut griseis) transversalibus variegata aut concolor; apertura acute ovata; peristomate recto, albo sublabiato; fauce fuscula. Alt. $7^1/_2$—$10'''$; *lat.* $4'''$. *Anfr.* 7, *raro* 8.

Rossm. Iconogr. Fig. 42. 390. 391.

Thier: gelblich, von den oberen Fühlern aus über den Rücken hin etwas dunkler. *Rossm.*

An Rainen und unter Gebüschen. Bei Stuttgart, in nassen Jahrgängen in grosser Menge, einfarbig und gestreift; auf der Achalm, bei Urach, Lichtenstein, Geisslingen, Ulm, Ehingen, Mergentheim sehr häufig, während sie an andern Orten des Unterlandes, wie z. B. bei Marbach, Baknang nicht vorkommt.

Achatina. Lam. Achatschnecke.

Testa plane imperforata, ovata vel oblonga; apertura integra, longitudinalis; margo columellaris nullus; columella ipsa ejus vice fungente; peristomate acuto, nunquam reflexo; columella laevis, basi truncata. Lam.

Gehäuse: eiförmig oder länglich; Mündung frei, länglich; Mundsaum scharf, wie zurückgebogen; der Spindelrand fehlt und wird von der hervortretenden Columelle selbst ersetzt; Spindelsäule glatt, an der Basis abgestutzt. *Lam.*

Thier: dem der Schnirkelschnecke ähnlich; Fuss zusammengedrückt, spitz; von den vier Fühlern sind die oberen länger, an den Spitzen Augen tragend, nur selten fehlen ihnen die Augen, (bei den unter der Erde lebenden Arten). *Rossm.*

natürlichen Familien vereinigten Thiere Radien alter Mittelpunkte der Bildung ſind.

Jedenfalls iſt die durch die Zeit befeſtigte Kluft zwiſchen verſchiedenen Thieren nicht gleich groß. Der Hund paart ſich nicht ſelten mit dem Fuchs, und die erzeugten Baſtarde ſich fruchtbar; dagegen erfolgt zwiſchen Hund und Wolf, zwiſchen einigen Arten von Wiederkäuern und zwiſchen Pferd und Eſel die Begattung nur zuweilen oder unter dem Einfluß des Menſchen, und wenn ſie erfolgt, ſind die Baſtarde meiſt unfruchtbar; man hat indeſſen Beiſpiele, daß ſich Maulthiere fortgeflanzt haben. Was iſt nun am Ende für ein Unterſchied zwiſchen dem Baſtard von Hund und Fuchs und dem Mauleſel? Offenbar nur der, daß die innere Entfremdung im Genus Pferd ſtärker iſt als im Genus Hund.

Iſt die Möglichkeit der Begattung wirklich das, was eine Gattung conſtituirt, ſofern es auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung zurückweiſt, ſo gehören Wolf, Fuchs, Hund, Chakal ꝛc., kurz alle Gattungen des ſogenannten Genus Hund zur Hundegattung, ſo wie Pferd, Eſel, Zebra, Quagga und alle Gattungen des Genus Pferd zur Pferdegattung.

Wir haben oben die charakteriſtiſchen Formen, in welche das Menſchengeſchlecht deutlich zerfällt, die Racen, als Analoga der Thiergattungen, der Species, in Anſpruch genommen. Die Beobachtung, daß ſie für alle überſehbare Zeit fixirt ſind und nur durch Baſtardzeugung in einander übergeführt werden können, gab uns das unbeſtreitbare Recht dazu. Wie wir jetzt den Begriff der Gattung aufgefaßt haben, ſieht man leicht, wie die Einheit des Geſchlechts, aber auch, daß ſie nur ſo gerettet werden kann. Iſt es nicht die Zeugung, was in der organiſchen Welt die Gattung beſtimmt, ſo ſind Europäer und Aethiopier beſondere Gattungen, denn ſie unterſcheiden ſich durch unveränderliche Merkmale; entſcheidet aber die Begattung über den gemeinſamen Urſprung, ſo ſind Kaukaſier, Neger, Mongole und Amerikaner Einer Gattung. Wir haben hiemit die Racenbildung keineswegs erklärt, ſondern nur auf ein allgemeines Naturgeſetz zurückgeführt; denn was wir oben von den Säugethieren behauptet, gilt wohl, wenn es wahr iſt, von der ganzen organiſchen Natur.

Die Thiergattungen unſerer Syſteme ſind demnach nicht die wahren Gattungen, ſondern Racen der Urgattungen, welche die

49. Achatina acicula, *Lam.* (*Bul. acicula, Brug., Bucc. acicula, Müll.*)

Testa minuta, fusiformi-cylindrica, apice attenuata, obtusa, alba, hyalina, polita; apertura lanceolata, angusta; peristomate recto, acuto. Alt. $2^1/_2$‴; *lat.* $^1/_3$‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 658.

Thier: $1^1/_2$‴ lang, schlank, sehr zart, schwefelgelb, Kopf und Fühler weiss. Vier walzenförmige zurückziehbare Fühler, die oberen $^1/_3$‴ lang, an der Spitze stumpf, ohne Knopf und ohne Augen. Fuss hinten sehr schmal und spitz. *Pfeiff.*

Unter Laub an Bächen und Flüssen, und am Fusse von Weidenbäumen im Moos. Selten und schwer lebend zu finden; jedoch in den Neckar-Anspühlungen bei Canstatt und der Donau als leere Schalen, häufig.

50. Achatina lubrica, *Mke.* (*Bul. lubricus, Brug. Hel. subcylindrica, L.*)

Testa parva, ovato-oblonga, fulvo-cornea, laevis, nitida. Alt. $2^1/_2$—3‴; *lat.* 1‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 43.

Thier: bleigrau; Fühler und Rücken dunkler. *Rossm.*

An schattigen Orten, im Moos, unter abgefallenen feuchten Blättern, in alten Mauern. Bei Stuttgart und Ulm, nicht selten. In den Anspühlungen des Neckars in grosser Menge.

Clausilia. Drap. Schliessmundschnecke.

Testa sinistrorsa, rimata, fusiformis, apice attenuata, obtusa, multispira; peristomate continuo, plerumque soluto, reflexo; columella bilamellata; apertura pyriformi vel ovata, vel subrotunda; ossiculo spirali, lamelliformi, columellae adhaerente, quod clausilium dicunt, faucem claudente. Rossm.

Gehäuse: linksgewunden, mit einem Nabelritz, spindelförmig, schlank, seltener bauchig, nach oben hin verschmälert; Umgänge zahlreich — bis 14 —, wenig gewölbt. Mündung meist höher als breit, birnförmig, selten eiförmig oder gerundet. Auf der Spindel an der rechten Seite der Mündung 2 Falten oder

Lamellen; am Gaumen meist einige Längsfalten oder Schwielen. Im Innern des Schlundes findet sich in ausgewachsenen Gehäusen ein eigenes Knöchelchen, Schliessknöchelchen, *Clausilium*, genannt, wodurch das Thier sein Gehäuse verschliessen kann. Mundsaum zusammenhängend oder verbunden, selten getrennt; im ersten Falle meist gelöst, zuweilen weit vom vorletzten Umgange lostretend; der Nacken meist stärker gestreift als die übrigen Umgänge, meist mit weisslichen Flecken oder Längslinien, von den durchscheinenden Gaumenfalten herrührend.

Thier: klein und schlank, dem der Schnirkelschnecke fast gleich und generisch davon nicht zu unterscheiden, meist heller oder dunkler grau gefärbt; untere Fühler sehr kurz; Sohle ziemlich breit; Fuss stumpflich endend. *Rossm.*

a. Laeves.

51. Clausilia bidens, *Drap.*

Testa minutissime rimata, subventricosa, fusiformis, rufescens, solida, substriata; apertura ovato-pyriformi; palato subcalloso; peristomate connexo; lamella inferiori emersa, flexuosa, clausilio apice emarginato. Alt. 7‴; *lat.* 1½‴. *Anfr.* 10—11.

Rossm. Iconogr. Fig. 29. 146.

Thier: grau, Kopf, Fühler und Rücken schwärzlich. *Rossm.*

An den Stämmen und Wurzeln der Buchen; in hohlen Weiden und alten Mauern. Bei Stuttgart, Esslingen, Tübingen, Ulm, Altshausen. Nicht selten, jedoch immer einzeln.

b. Costulosae.

52. Clausilia taeniata, *Ziegl. (Clausilia torquata, Held.)*

Testa rimata, cylindrico-fusiformis, obtusa, rufescens, striata; apertura ovato-pyriformi; peristomate subconnexo, limbato-reflexo; plicis palatalibus quatuor, suprema longiori; plica lunali nulla; plica columellari submersa; lamella superiore parva, inferiore flexuosa. Alt. 5—6‴; *lat.* 1¼‴. *Anfr.* 9—10.

Rossm. Iconogr. Fig. 192.

Thier: hellschiefergrau, mit dunkleren Fühlern und Rücken. *Rossm.*

An Baumstämmen. Bis jetzt nur bei Altshausen gefunden.

53. Clausilia similis, *v. Charp.* (*Cl. perversa, Pfeiff. Cl. vivipara, Held.*)

Testa rimata, fusiformis, gracilis, costulata, apice attenuata, cornea; apertura elongato-pyriformi, basi canalifera; peristomate continuo, soluto, reflexo, sublabiato; lamella inferiori remota; cervice basi cristata; palato uniplicato. Alt. 6½ — 9½‴; *lat.* 1½‴. *Anfr.* 11 — 13.

Rossm. Iconogr. Fig. 30. 144. 145.

Thier: graugelblich, hellgrau bis schwarzgrau, mithin in der Farbe sehr veränderlich. *Rossm.*

An Baumstämmen, in Gebüschen und Wäldern, häufig; seltener an alten Mauern. Im Kön. Schlossgarten in grosser Anzahl, wo sich auch Exemplare mit weiterer und engerer Mundöffnung, sowie mit abgebrochener Spitze, letztere jedoch selten, vorfinden.

54. Clausilia ventricosa, *Drap.*

Testa subrimata, fusiformis, ventricosa, solida, brunnea, costulato-striata; apertura pyriformi-rotundata; peristomate continuo, parum soluto, reflexo, albo; lamella inferiore remota, ramosa. Alt. 7½ — 8½‴; *lat.* 2‴. *Anfr.* 11 — 12.

Rossm. Iconogr. Fig. 102. 275. 276. 277.

Thier: hellschiefergrau; auf dem Rücken dunkler, zuweilen das ganze Thier hellbräunlich. *Rossm.*

Von dieser Art kommt nur die kleinere Varietät (*Cl. lineolata, Held*) im Kön. Schlossgarten bei der Vorhergehenden vor, jedoch nicht häufig.

55. Clausilia plicata, *Drap.*

Testa vix rimata, fusiformis, gracilis, apice attenuata, cornea, costulata; apertura pyriformi, basi canaliculata; peristomate continuo, soluto, reflexo, intus pliculis circumdato; lamella inferiore immersa; plicis palatalibus duabus cum plica lunata pone convergentibus; plica columellari immersa; cervice basi carinata. Alt. 6 — 8‴; *lat.* 1¼ — 1½‴. *Anfr.* 12 — 14.

Rossm. Iconogr. Fig. 31. 470.

Thier: graubräunlich, Kopf und Rücken dunkler. *Rossm.*

Unter Hecken und Gebüschen. Bei Ulm und Weingarten.

56. Clausilia obtusa, *Pfeiff.*

Testa vix rimata, fusiformis, gracilis, corneo-fusca, subtilissime striato-costulata; apertura ovato-pyriformi; peristomate continuo, parum soluto, reflexo, albo-limbato; lamella inferiore retrorsum dichotoma, antice simplici; palato callo transversali, inferne in plicam exeunte; plica palatali una supera; plica lunata distincta; plica columellari subemersa; cervice gibba, basi compressa. Alt. 5‴; *lat.* ⅘‴. *Anfr.* 11.

Rossm. Iconogr. Fig. 482. 483.

Thier: ?

In Waldungen an Buchenstämmen, an feuchten Mauern und Felsen. In hohlen Weidenbäumen im Neckarthale bei Berg nach warmen Sommerregen häufig. Diese Art findet sich übrigens auf dem Schwarzwalde, auf der Alp und im Unterlande in verschiedenen Abänderungen, mit *Cl. rugosa, Drap.* verwandt.

57. Clausilia plicatula, *Drap.*

Testa subrimata, fusiformis, violaceo-fusca, costulato-striata, subventricosa, apice attenuata, apertura pyriformi-rotundata; peristomate continuo, soluto, reflexo, albido-limbato; lamella superiore provecta, valida, inferiore truncata uni-biramosa; interlamellari pliculato; plica palatali una supera; plica lunata parum distincta; plica columellari subemersa; cervice tumida, basi gibba; palato calloso. Alt. 4½—7‴; *lat.* 1—1½‴. *Anfr.* 9½ — 13.

Rossm. Iconogr. Fig. 32. 471 — 475.

Thier: hellgrau; Kopf, Fühler und Rücken schwärzlich.

An Mauern und Baumwurzeln, auch unter Moos und abgestorbenen Blättern. Bei Stuttgart, Tübingen, Bebenhausen, Maulbronn, Besigheim, Mergentheim, Ochsenhausen, an der Honauer Steige.

58. Clausilia filograna, *Ziegl.*

Testa pusilla, non rimata, fusiformis, obtusa; corneo-fusca, subtiliter costulata, diaphana; apertura pyriformi; peristomate continuo, producto; palato transverse calloso; plica palatali una, supera; plica lunata nulla; plica columellari subemersa; lamellis parvis. Alt. 4‴; *lat.* ⅔‴. *Anfr. vix* 10.

Rossm. Iconogr. Fig. 264.

Thier: hellblaugrau, mit hellschieferblauem Kopf und Fühlern. *Rossm.*

Im Moos an Kalkfelsen. Bei Urach.

59. Clausilia parvula, *Stud. (Cl. minima, Pfeiff.)*

Testa parva, rimata, cylindrico-fusiformis, obtusa, striatula, brunnea; apertura pyriformi; peristomate continuo, soluto, reflexo, limbato; cervice gibba, basi compressa; lamellis parvis; plica palatali altera supera, altera infera e callo palatali exeunte; plica lunata distincta; plica columellari emersa. Alt. $3^1/_2$ — $4^1/_4$‴; *lat.* $^2/_3$‴. *Anfr.* 10—11.

Rossm. Iconogr. Fig. 488.

Thier: dunkelgrau, Hals und Fühler schwarzgrau; Fusssohle hellgrau; der obere Theil feingekörnt. Augen schwarz. *Rossm.*

An Stämmen und Wurzeln der Buchen, unter Moos und abgestorbenen Blättern, in alten Mauern. An Alpfelsen sehr häufig; weit verbreitet.

Pupa. Drap. Windelschnecke, Moosschraube.

Testa mediocris vel parva, plerumque rimata, interdum perforata, dextrorsa, fusiformi-cylindrica, vel ovato-oblonga, plerumque multispira; apertura semiovata vel angulata; peristomate sejuncto parieteque aperturali utplurimum dentatis vel plicatis; marginibus subaequalibus. Rossm.

Gehäuse: nie gross, höchstens 1″ hoch; rechtsgewunden, nur ausnahmsweise linksgewunden; meist geritzt, zuweilen durchbohrt; walzenspindelförmig oder verlängert eiförmig. Umgänge nicht leicht über 8; der letzte in der Regel nicht viel breiter, als der vorletzte, und nehmen meist langsam zu. Oberfläche glatt, gestreift oder gerippt, gelbweisslich oder braungelb, braun oder grau, nie sehr glänzend. Mündung halbeiförmig, oder eckig, oft von Falten und Zähnen verengert. Mundsaum unzusammenhängend, selten ganz frei, meist gelippt und mit Zähnen und Falten versehen; Mundränder meist ziemlich gleichlang.

Thier: den Schnirkel- und Schliessmundschnecken sehr ähnlich, und generisch von ihnen nicht zu unterscheiden, meist

klein, schlank, mit ganz kurzen, zuweilen fast ganz verkümmerten, unteren Fühlern. *Rossm.*

a. Fusiformes. Cereales, *Fer.* (*Chondrus, Cuv., Torquilla, Stud.*)

60. Pupa frumentum, *Drap.*

Testa oblique rimata, ovato-cylindrica, acuminata, subtiliter costulato-striata, lutescens; apertura semiovata; peristomate reflexo; fauce octoplicata, binis in apertura parietali et in columella, quatuor in palato (cervice plerumque albo callosa). Alt. 3 — 4½‴; *lat.* 1 — 1½‴. *Anfr.* 8.

Rossm. Iconogr. Fig. 34. 310.

Thier: oben schwärzlichgrau; Fusssohle hellgrau mit schwärzlichen Punkten. *v. Alten.*

An Rainen auf sandigem Boden; unter Moos und Laub. Bei Stuttgart, Besigheim, am Wunnenstein, Rechberg, bei Ulm, Mergentheim; besonders häufig an Alpfelsen.

61. Pupa secale, *Drap.*

Testa rimata, subcylindrica, tenuissime costulato-striata, cornea, obtusiuscula; apertura coarctata; fauce septemplicata, plicis binis in columella et in pariete aperturali, tribus emersis in palato. Alt. 3¼‴; *lat.* 1‴. *Anfr.* 9.

Rossm. Iconogr. Fig. 35. 317.

Thier: bräunlichgrau; Kopf, Hals und Fühler schwarzgrau; Augen schwarz. Länge 2‴, Obere Fühler ½‴. *Pfeiff.*

An Alpfelsen und in den Neckar-Anspühlungen. Nicht häufig.

62. Pupa avena, *Drap.*

Testa perforata, fusiformi-conica; brunnea, substriata, acutiuscula; apertura coarctata; cervice basi leviter compressa; fauce subseptemplicata; plicis binis in columella et in pariete aperturali, duabus vel tribus brevioribus subimersis in palato. Alt. 2½ — 3½‴; *lat.* 1‴. *Anfr.* 7 — 8.

Rossm. Iconogr. Fig. 36. 319.

Thier: dunkelgrau; die unteren Fühler sehr kurz, kaum bemerkbar. *Pfeiff.*

Auf sandigem Boden an Rainen, unter Moos und Laub.

Bei Bönnigheim, Heidenheim, Mergentheim, selten. An Kalkfelsen der Alp sehr häufig.

b. Cylindricae. (*Pupa. Stud.*)

63. Pupa muscorum, *Nilss.*

Testa ovato-cylindrica, obtusa; peristomate edentulo vel in pariete aperturali unidentato, extus callo albido cincta. Alt. 1¾‴; *lat.* 1‴. *Anfr.* 6—7.

Rossm. Iconogr. Fig. 37. 323.

Thier: blassgrau; Hals, Rücken und Fühler schwärzlich. *Rossm.*

An alten Mauern, unter Moos, faulendem Holz und Laub, und unter Steinen. Ueberall, sehr häufig. In den Neckar-Anspühlungen bei Canstatt und Berg in unzähligen Exemplaren.

Unter diesen finden sich — jedoch selten — Exemplare einer *Pupa*, welche sich von der vorigen Art wesentlich unterscheidet; es ist aber noch unentschieden, ob sie als eine Varietät von *Pupa muscorum*, oder als eigene Art gelten kann. Die Diagnose wäre folgende:

Pupa . . . .?

Testa cylindrica, spira obtusa, anfractibus convexis; peristomate edentulo vel unidentato, in pariete aperturali callo albido cincto; apertura rotundata. Alt. 2‴; *lat.* ¾‴. *Anfr.* 7—8.

Gehäuse: gleichförmig cylindrisch, mit Ausnahme des letzten Umganges, der eine stumpfe Spitze bildet; Mundöffnung rund mit einem deutlichen weissen callosen Ring; bei den meisten ein Zahn an der Mündungswand zwischen dem äusseren und dem Spindelrand. Ist grösser als *P. edentula, Drap.* und als *P. columella, Benz.*, bei welchen der letzte Umgang bauchigter ist und mehr hervorragt.

64. Pupa dolliolum, *Drap.*

Testa rimata, ovato-cylindrica, apice rotundata, multispira, lutescens, striata; apertura semiovato-rotundata; pariete aperturali unilamellato; columella obsolete unidentata; peristomate reflexo, sublabiato. Alt. 2—2¾‴; *lat.* 1¼‴. *Anfr.* 9.

Rossm. Iconogr. Fig. 328. 329.

Thier: hell braungraulich; Rücken ziemlich dunkel schwarzbraun; untere Fühler äusserst kurz. *Rossm.*

An Alpfelsen, im Moos. Bei Urach; in den Neckar-Ausspühlungen, äusserst selten.

65. Pupa dolium, *Drap.*

Testa perforata, oblongo-cylindrica, apice conico, fulvo-fusca, striata, nitidula; cervice albo-cincta; apertura semi ovata; pariete aperturali uniplicato; columella biplicata; peristomate dilatato, reflexiusculo, albo, sublabiato, intus albo. Alt. $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{4}$‴; *lat.* $1\frac{1}{4}$‴. *Anfr.* 8—9.

Rossm. Iconogr. Fig. 330. 331.

Thier: heller oder dunkler blaugrau, auf dem Rücken schwarzgrau. *Rossm.*

An Alpfelsen. Bei Tuttlingen, Fridingen; auch in den Ausspühlungen des Neckars; häufiger als *P. doliolum.*

c. Ovatae.

66. Pupa tridens, *Drap. (Turbo tridens, Gm. Bul. tridens, Müll.)*

Testa vix rimata, ovato-oblonga, vertice obtusiuscula; apertura angulata, sinuosa; peristomate subconnexo, labiato, tridentato, singulis dentibus in margine exteriore, in columella et in pariete aperturali. Alt. $3\frac{3}{4}$—$6\frac{1}{4}$‴; *lat.* $1\frac{1}{4}$—$2\frac{1}{2}$‴.

Rossm. Iconogr. Fig. 33. 305.

Thier: Aschfarbig; von den Fühlern ziehen sich zwei schwärzlichgraue Streifen nach dem Rücken hin. *v. Alt.*

An Rainen, zwischen niedern Pflanzen und Moos. Bei Stuttgart, Tübingen, Ehingen, Mergentheim. Nicht häufig.

Vertigo. Müll.

Testa minima, rimata, cylindrica vel ovata; apertura rotundata; peristomate simplici.

Gehäuse: walzenförmig; der letzte Umgang nicht grösser als der vorletzte; Mündung halboval, gezahnt oder gefaltet. *Pf.*

Thier: Fühler stumpf; die Augen an der Spitze der Fühler. *Pf.*

67. Vertigo cylindrica. *Fer. (Pupa minutissima, Hartm., P. muscorum, Drap., Helix minuta, Mull.)*

Testa pygmaea, cylindrica, obtusa, subtilissime striatula; apertura subrotunda; peristomate reflexiusculo, edentulo. Alt. $^{2}/_{3}$‴; lat. $^{1}/_{4}$‴. Anfr. 5 — 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 38.

Thier: ?

In den Neckar-Anspühlungen bei Canstatt und Tübingen, auch bei Bönnigheim und Heidenheim. Aeusserst selten.

68. Vertigo pygmaea, *Fer. (Pupa pygmaea, Drap.)*

Testa minima, subperforata, ovata, obtusa, fulva, nitida, laevigata; apertura semiovata; fauce coarctato-quinquedentata; dentibus binis in columella (altero minimo) et in palato, quinto in pariete aperturali. Alt. $^{2}/_{10}$‴; lat. $^{1}/_{2}$‴. Anfr. 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 648.

Thier: blaugrau, Hals oben und Fühler schwarz. *Nilss.*

An Wurzeln alter Bäume, unter nassem Laub und Steinen. Bei Stuttgart, Mergentheim, Ulm; selten. Häufiger in den Anspühlungen des Neckars bei Berg.

69. Vertigo pusilla, *Mull.*

Testa sinistrorsa, minima, perforata, ovata, obtusa, lutea, nitida; apertura semiovata; fauce coarctato-sexdentata; dentibus binis in columella, pariete aperturali et in palato. Alt. 1‴; lat. $^{2}/_{3}$‴. Anfr. 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 649.

Thier: weiss, Hals oben und Fühler aschgrau. *Nilss.*

In hohlen Weiden. Bei Stuttgart und Berg; und in den Anspühlungen des Neckars; sehr selten.

70. Vertigo septemdentata. *Fer. (Pupa antivertigo, Drap.)*

Testa minima, vix rimata, ovata, obtusa, fulva, splendida, laevigata; apertura subcordata; fauce coarctato-septemdentata; dentibus binis in pariete aperturali et in palato, tribus in columella; margine exteriore subuncinato-producto. Alt. $^{7}/_{8}$‴; lat. $^{5}/_{7}$‴. Anfr. 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 647.

Thier: dunkelgrau; Kopf und Hals schwarz; Fühler an der Spitze stumpf. Länge $^3/_4$‴. Breite $^1/_4$‴. *Pfeiff.*

An Teichen und Wiesengräben in Schilfblättern. Bei Stuttgart am Postsee, und bei Berg.

c. *Auriculacea. Ohrschnecken.*

Pupula. Agassiz.

Testa minima, cylindrica, imperforata; apice attenuato; peristomate obtusato.

Gehäuse: cylindrisch, rechtsgewunden, mit stumpfer Spitze; puppen- oder nadelförmig; Spindelsäule gewunden, dicht, ohne Zähne.

Thier: schlank, mit zwei cylindrischen Fühlern; Augen hinten am Grunde derselben. *Hartm.*

71. Pupula lineata, *Fer. (Carychium lineatum, Drap., Acme lineata, Hartm.)*

Testa pygmaea, imperforata, cylindrica, apice attenuato, obtuso, nitidissima, fusca; anfractibus planiusculis; apertura acute semiovata; peristomate obtusato, extus callo concolore cincto. Alt. $1^1/_4$‴; *lat.* $^1/_5$‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 408.

Thier: dunkelgrau, schlank; Fühler lang, pfriemenförmig, hinter denselben die Augen. Mund rüsselförmig. *Pfeiff.*

Im Moos und unter Steinen. Bei Ehingen unter Kalkfelsen; bei Wiesensteig, Mergentheim, und in den Neckar-Anspühlungen; selten.

Carychium. Müll. Zwerghornschnecke.

Testa pygmaea, ovali, subrimata; anfractibus convexis; peristomate reflexo.

Gehäuse: länglich, oval; Spindelsäule gewunden, dicht, gezahnt.

Thier: sehr zart; mit zwei etwas säulenförmigen Fühlern; Augen an deren hinterem Grunde. *Hartm.*

Natur zu beſtimmten Zwecken in ihrem Haushalt geſpalten; ſie zerfallen häufig wieder in das, was man gemeiniglich Racen nennt, und in Spielarten, deren unterſcheidende Merkmale mehr oder minder wandelbar erſcheinen. Die Menſchenracen ſind, vermöge ihrer Unveränderlichkeit, keineswegs ſolche Spielarten und Racen, ſondern wahre Racen im obigen Sinn, auseinandergegangene Radien eines Urtypus. Bei den Thieren geben körperliche Umbildung, Entfremdung und Aufhebung des Geſchlechtsverkehrs parallel und bedingen einander. In der Menſchengattung wird die Entfremdung und Abſtoßung, die ſich denn doch auch zwiſchen den verſchiedenen Racen bemerklich macht, in höherer Potenz durch die Vernunft aufgehoben.

Daß die charakteriſtiſchen Formen des Menſchengeſchlechts immer und überall fruchtbare Baſtarde mit einander zeugen, was bei verwandten Thieren ſeltener, oft nur als Ausnahme vorkommt, dies iſt einer der vielen großen, einander bedingenden Vorzüge der Menſchennatur; aber einen weſentlichen, abſoluten Unterſchied in der leiblichen Sphäre kann dieſer Punkt nicht begründen. Rudolphi ſagt im froſtigen Compendienten: „Die fruchtbare Begattung der Menſchen unter einander beweiſt nicht, daß ſie alle nur Eine Art ausmachen. Wenn es wirklich von den Thierarten anzunehmen wäre, daß alle, die ſich im Stande der Natur befinden, ſich lediglich unter einander begatten, ſo beweiſt dies erſtlich nichts für den Menſchen, zweitens aber kennen wir den Menſchen in einem ſolchen wilden Zuſtande faſt nirgends, oder wo es iſt, da hält er ſich ebenfalls zu ſeinem Stamm. Ja dies geſchieht noch oft bei cultivirten Völkern, wenigſtens vorzugsweiſe.“ — Ueber dieſen letzten Punkt beſonders wäre viel zu ſagen. Nach unſerer Anſicht fließt aber dieſer Vorzug unbeſchränkter Zeugung geradezu aus der ganzen geiſtigen und ſittlichen Natur des Menſchen, die auch das Organiſche ergreift. Die Vernunft erkennt die große Kluft zwiſchen Thier und Menſchen, und ihr offenbart ſich der Gattungscharakter der Menſchheit ganz unmittelbar, wogegen zwei aus Einer Gattungswurzel ſtammende Thierſpecies unter der Maske, welche die umgeſtaltende Natur ihnen übergeworfen, ſich nicht wieder erkennen.

Die von der Beſtimmung des Thiers weſentlich verſchiedene Sendung des Menſchen auf dieſer Erde bedingt auch dieſen

72. Carychium minimum. *Müll.* (*Auricula minima, Drap.*)

Testa minima, subrimata, ovali, alba, hyalina, striata; anfractibus convexis; apertura ovata; peristomate reflexo, subtiliter labiato; margine exteriore reflexo, intus subunidentato; columella et pariete aperturali unidentatis. Alt. 1/8‴; lat. 1/12‴. Anfr. 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 660.

Thier: weiss, sehr zart, schleimig, durchscheinend; die zwei kurzen Fühler unten breit, daher fast dreieckig; Augen dahinter, schwarz. *Rossm.*

In faulenden Baumstämmen und Schwämmen; nicht selten; aber schwer zu finden. In den Neckar-Anspülungen in grosser Menge.

d. *Limnaeacea. Schlammschnecken.*

Planorbis. Müll. Tellerschnecke.

Testa in discum obvoluta; spira plana, in nonnullis demersa; anfractibus omnibus utrimque conspicuis; apertura pariete aperturali lunatim excisa; peristomate simplici plerumque connexo; margine interiore magis producto; operculum nullum. Rossm.

Gehäuse: in eine flache Scheibe (wie ein Band) aufgerollt; Gewinde daher flach, oder zuweilen sogar eingesenkt; alle Umgänge sind unten so gut wie oben sichtbar; Mündung durch die Mündungswand stets mehr oder weniger mondförmig ausgeschnitten; Mundsaum einfach, meist durch eine Lamelle auf der Mündungswand verbunden; Aussenrand mehr als der Innenrand vorgezogen (daher die Mündung in Bezug auf die Axe stets schief); oft genabelt, (zuweilen durch Einsinken des Gewindes oben). *Rossm.*

Thier: ziemlich schlank, der Lappen, in dem sich der Kopf nach vorn endigt, vorn ausgerandet; 2 wenig zusammenziehbare, an der Basis etwas verbreiterte, lange, borstenförmige, innen an der verbreiterten Basis Augen tragende Fühler; Fuss ziemlich kurz, gleichbreit, vorn abgestutzt, hinten gerundet. *Rossm.*

73. Planorbis corneus, *Drap. (Plan. purpura, Müll., Hel. cornea, L.)*

Testa magna, utrimque (supra profundius) concava, olivaceo-lividove-cornea, striata; anfractibus teretibus, celeriter crescentibus; apertura lunato-rotunda; fauce fusca. Alt. 5—6‴; *lat.* $1^1/_4$—$1^1/_2$‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 113.

Thier: purpurschwarz, gegen das Licht wie Sammet reflectirend; Fühlhörner sehr lang, dünn, mit verbreiteter, zusammengedrückter Basis; Laiche gerundet, flachgewölbt, braunweiss, aus 36—40 Eiern bestehend. *Rossm.*

In Teichen und Gräben. Bei Heilbronn, Urach am Wasserfall, Hirsau, Tübingen.

74. Planorbis carinatus, *Müll. (Helix planorbis, L.)*

Testa subtus planiuscula, supra concava, laevis, cinereo-cornea; anfractibus celeriter crescentibus, utrimque depressis, supra convexioribus, extremo praevalente, in medio acute carinato; apertura oblique cordata. Alt. $1^1/_2$‴; *lat.* 7‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 60.

Thier: grau, mit hellerer Sohle, Fühler röthlich. *Rossm.*

In stehenden Wassern und Wiesengräben. Bei Canstatt, Geisburg, Esslingen, Mergentheim, am Bodensee.

75. Planorbis marginatus, *Drap. (Pl. umbilicatus, Müll.)*

Testa utrimque concaviuscula, cornco-fusca, minutissime striata; anfractibus supra convexissimis, subtus planiusculis, sensim accrescentibus, extremo deorsum flicincto; apertura transverse ovata. Rossm. Alt. $1^1/_2$‴; *lat.* 7‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 59.

Thier: schwärzlich mit blässeren, röthlicheren Fühlern. *Rossm.*

Aufenthalt und Fundort, wie bei der vorhergehenden Art.

76. Planorbis vortex, *Müll. (Helix vortex, L.)*

Testa depressissima, supra concava, subtus plana; anfractibus sensim accrescentibus, supra convexis, subtus planis, extremo penultimo multo latiore, deorsum acute carinato; apertura transverse lanceolato-subcordata. Alt. $^5/_4$‴; *lat.* $4^1/_2$‴. *Anfr.* 7.

Rossm. Iconogr. Fig. 61.

Thier: braunroth, Fühler weisslich. *Rossm.*

In stehendem Wasser, schwimmend oder an Pflanzen sitzend. In Sümpfen des Schönbuchs, bei Mergentheim, bei Ulm im Blaichergraben, bei Langenau und am Bodensee.

77. Planorbis spirorbis, *Müll. (Hel. spirorbis, L.)*

Testa depressa, utrimque concaviuscula, flavescens, laevis, nitida; anfractibus teretibus, extremo ampliore; apertura rotundata; peristomate albo-labiato. Alt. ¾ — 1‴; *lat.* 2 — 3½‴. *Anfr.* 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 63.

Thier: roth; Kopf und Hals braun; Fühler hellroth; Augen schwarz. *Pfeiff.*

In Sümpfen und Wiesengräben, an Blättern oder im Moos. Bei Degerloch, Mergentheim, am Bodensee.

78. Planorbis albus, *Müll.*

Testa alba, subtiliter reticulata, supra planiuscula, subtus umbilicata; apertura obcordato-ovata. Alt. ⅞‴. *Diam.* 2¼‴. *Anfr.* 4.

Pfeiff. I. Tab. IV. Fig. 9. 10.

Thier: fahl; Kopf und Hals dunkler; Augen schwarz. Länge 1¾‴. Fühler 1¼‴. *Pfeiff.*

In Teichen und Sümpfen, an Wasserpflanzen sitzend. Bei Stuttgart im Vogelsang, bei Hohenheim im landwirthschaftlichen Garten, bei Tübingen, Ulm, Mergentheim.

79. Planorbis contortus, *Müll. (Helix contorta, L.)*

Testa discoidea, supra plana, subtus perspective umbilicata, arctissime spirata; apertura lunata. Alt. ⅝‴; *lat.* 2½‴. *Anfr.* 7.

Rossm. Iconogr. Fig. 117.

Thier: dunkelschwarz; Fühler aschgrau, durchscheinend, an der Spitze ein wenig verdickt. *Rossm.*

In Sümpfen und Wiesengräben. Bei Stuttgart, Tübingen, Grossbotwar, Mergentheim, Ulm, am Bodensee.

80. Planorbis nitidus, *Müll. (Helix complanata, L.)*

Testa infra carinata, supra convexa, subtus planiuscula, umbilicata, fulva, pellucida, nitida; anfractibus se invicem late amplectentibus; apertura perobliqua, cordata; peristomate repando;

margine exteriore producto; fauce bis lamellis ternis coarctata. Alt. $^1/_2$ *— 1‴; lat.* $1^1/_2$ *— 3‴. Anfr.* 3 *— 4.*

Rossm. Iconogr. Fig. 114. 115.

Thier: schwarzbraun mit gelblichen Fühlern. *Rossm.*

An Wasserpflanzen, in Teichen und Gräben. Bei Stuttgart im Postsee und auf der Feuerbacher Haide; bei Waldhausen und Bebenhausen, Ulm, Mergentheim und am Bodensee.

81. Planorbis complanatus, *Drap. (Hel. complanata, L., Plan. clausulatus, Fer., Hel. lenticularis, v. Alt.)*

Testa lenticularis, medio carinata, utrimque aequaliter convexiuscula, subtus umbilicata, nitida, pellucida, lutescens; apertura cordata; margine columellari producto. Alt. $^5/_6$‴; *lat.* 2‴. *Anfr.* 4.

Rossm. Iconogr. Fig. 116.

Thier: graugelblich, mit zwei von den Fühlern ausgehenden dunkleren Linien über den Rücken; Augen schwarz. *Rossm.*

Aufenthalt: wie die vorhergehende Art. Bei Stuttgart im Postsee und im Spitalsee.

82. Planorbis imbricatus, *Drap.*

Testa supra plana, subtus umbilicata; spira lamellis transversis cincta; carina denticulata. Alt. $^1/_4$‴; *Diam.* $^3/_4$‴. *Anfr.* $2^1/_2$.

Drap. Hist. nat. Pl. I. Fig. 49. 50. 51.

Thier: gelblich, blass; Fühler mehr walzen- als borstenförmig; Augen beinahe schwarz. Länge 1‴. Fühler $^1/_2$‴. *Pfeiff.*

In Teichen, Wassergräben und Pfützen, an Wasserlinsen. Bei Stuttgart, und am Bodensee.

83. Planorbis cristatus, *Drap. (Turbo nautileus, L., Nautilus cristu, L., Plan. imbricatus, Mall.)*

Testa supra plana, subtus umbilicata; spira lamellis transversis aut striis elevatis raris cincta, carina dentata. Alt. $^1/_4$‴. *Diam.* $^3/_4$‴. *Anfr.* $2^1/_2$.

Drap. Hist. nat. Pl. II. Fig. 1. 2. 3.

Thier: ?

In Teichen und Wassergräben, an Wasserlinsen und Schilfstängeln. Bei Stuttgart im Postsee, bei Degerloch und am Bodensee; selten.

Physa. Drap. Blasenschnecke.

Testa convoluta, ovalis vel oblonga; spira prominente; apertura longitudinalis, superne angustata; columella tortuosa; labrum tenuissimum, acutum, subfornicatum, aperturam partim obtegens; operculum nullum. Lam.

Gehäuse: länglich oder blasenförmig; linksgewunden; Mündung lanzett- oder eiförmig, höher als breit. *Pfeiff.*

Thier: Fühler schlank, zugespitzt, die Augen an deren innerem Grunde; Fuss lang, vorn gerundet, hinten schmal und spitz. *Pfeiff.*

84. Physa fontinalis, *Drap. (Bulla fontinalis, L., Bul. fontinalis, Brug.)*

Testa ovata, diaphana; spira brevissima, obtusa. Alt. 5‴; *lat.* 3‴. *Anfr.* 3—4.

Pfeiff. I. Tab. IV. Fig. 28.

Thier: gelblich, Kopf und Endspitze dunkelgrau; Stirne rothbraun, gewölbt; Fühler gelb, etwas stumpf; der Mantel im Innern des Gehäuses gelb punktirt. Länge 7‴. Fühler 1¾‴. *Pf.*

In Quellwassern, Bächen und Gräben; schwimmend oder an Pflanzen sitzend. Bei Tübingen in der Ammer, in Mergentheim im Hofgarten, und am Bodensee.

85. Physa hypnorum, *Drap. (Bulla hypnorum, L., Bulla turrita, Gm.).*

Testa ovato-oblonga, fusiformis, nitida, tenuissima, diaphana; spira exserta, acuta. Alt. 5—6‴; *lat.* 2¼‴. *Anfr.* 6.

Pfeiff. I. Tab. IV. Fig. 29.

Thier: schwarz; Fühler hellgrau, zugespitzt; Augen schwarz; Mantel einfach. Länge 4‴. Fühler 1¾‴. *Pfeiff.*

In stehenden Wassern, an Pflanzen, Moos und abgefallenen Baumblättern. Im Hofgarten zu Mergentheim.

Limnaeus. Menke. Schlammschnecke.

Testa plerumque rimata, ovata seu ovato-elongata; spira acuta, interdum turrita; apertura longitudinali, acute-ovata;

peristomate replicatione lamellae columellaris quodammodo continuo, simplici; columella flexuosa seu plicata. Rossm.

Gehäuse: meist mit einem ritzförmigen, seltener lochförmigen Nabel, eirund oder eirund verlängert, mit spitzem, zuweilen thurmförmigem Gewinde; meist ziemlich, oft sehr dünn, selten stark; die Umgänge erweitern sich schnell, und der letzte (Bauch) ist meist der bedeutendste Theil des ganzen Gehäuses, das er zuweilen fast allein bildet; Mündung der Länge nach eiförmig, oben fast stets spitz und an der Spindelseite ausgebogen; Mundsaum einfach, scharf, durch einen lamellenartigen Umschlag der Spindelsäule gewissermasen zusammenhängend; Spindelsäule oft frei hervorstehend, bogig und mit einer Falte versehen. *Rossm.*

Thier: ziemlich dick, braungelblich bis dunkelolivengrünlich, meist gelbpunktirt, glatt; der den Mund bedeckende Lappen vorn ausgerandet; 2 Fühler, contractil, zusammengedrückt, dreieckig, innen an der Basis derselben sitzen die Augen; Fuss keilförmig, vorn abgestutzt, hinten spitz zugerundet; Mantel ganz eingeschlossen, mit dunkeln Flecken, die meist durch den letzten Umgang durchschimmern. *Rossm.*

86. Limnaeus auricularius, *Drap. (Hel. auricularia, L., Succ. auricula, Müll., Bul. auricularius, Brug.)*

Testa perforata, ampullacea, inflata; spira mucroniformi; apertura ampliata, maxima, ovato-rotunda; peristomate continuo, patulo. Alt. 7 — 13‴; *lat.* 7 — 11‴. *Anfr.* 4.

Rossm. Iconogr. Fig. 55.

Thier: gelblichgrau, mit kleinen weissen Punkten besäet; Augen schwarz, auf einer Warze oder einem kleinen Höcker sitzend. Mantel mit unregelmässigen braunen Flecken, durch die Schale durchscheinend. Länge 8 — 10‴; Fühler 2 — 3‴. *Pf.*

In Teichen und tieferen stehenden Wassern, schwimmend oder auf dem Boden kriechend, selten an Pflanzen. Bei Berg unweit der Kiesbrücke, bei Denkendorf, bei Beutelsbach in der Rems, bei Esslingen und Ulm in Altwassern des Neckars und der Donau; in einem Teiche bei Wilhelmsdorf unweit Ravensburg, wo die Gehäuse durch den Moorgrund braun gefärbt sind.

87. Limnaeus ovatus, *Drap. (Hel. limosa, L., Limn. acronicus, Mhlf.*

Testa rimata, ovata, corneo-lutescens, tenera; spira brevi, acuta; anfractu extremo ampullaceo; apertura ovata; plica columellari obsoleta; peristomate subpatulo. Alt. 5 — 7‴; *lat.* $3^1/_2$ — $4^1/_2$‴. *Anfr.* 4 — 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 56.

Thier: gelblichgrau, mit gelben Punkten bestreut; von dem Mantel erscheint der letzte Umgang des belebten Gehäuses schmutzig braungrün mit gelben Flecken. *Rossm.*

In stehenden Wassern, Gräben und Sümpfen. Bei Canstatt am Seelberg, bei Münster und Denkendorf.

88. Limnaeus gracilis, *Hartm. (Olim L. papillaris, Hartm.)*

Testa rimata; spira brevi, conica; apertura ampliata; peristomate recto, acuto. Alt. 6‴; *lat.* 4‴. *Anfr.* 4.

Thier: ?

Bis jetzt nur in einem Teiche bei Wilhelmsdorf gefunden.

89. Limnaeus vulgaris, *Pf. (Hel. balthica, L., Limnaea balthica, Nilss., Limn. ovatus, β., Drap.)*

Testa subrimata, ovata, acutispira, cornea; apertura ovata; peristomate recto. Alt. 8‴; *lat.*5‴. *Anfr.* 4 — 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 53.

Thier: gelblichgrau, mit kleinen gelblichweissen Punkten besäet. *Rossm.*

In Sümpfen und schlammigen Wassergräben, auch in Brunnenkästen. In und bei Stuttgart, in Ober-Schwaben und auf dem Schwarzwalde, namentlich in dem Steinbache bei Römlinsdorf.

90. Limnaeus pereger, *Drap. (Hel. peregra, Gm., Bucc. peregrum, Müll.)*

Testa subrimata, elongato-ovata, acuta, subventricosa, cornea, brevispira; anfractu ultimo superne attenuato; apertura acute ovata; peristomate plerumque sublabiato. Alt. 5 — 7‴; *lat.* $3^1/_2$ — $4^1/_2$‴. *Anfr.* 4 — 5.

Rossm. Iconogr. Fig. 54.

Thier: gelbgrau, Augen schwarz, mit weissen Pünktchen umgeben. *Rossm.*

In stehenden und fliessenden Gewässern und Wiesengräben. Bei Stuttgart im Postsee und Spitalsee, bei Canstatt am Seelberg

und auf der Feuerbacher Haide, bei Tübingen, Mergentheim und am Bodensee.

91. Limnaeus minutus, *Drap.* (*Helix limosa, L., Hel. truncatula, Gm., Bucc. truncatulum, Müll.*)

Testa parva, perforata, conico-ovata, acuta; sutura profunda; apertura ovata. Alt. 3—4‴; *lat.* 1—1⅔‴. *Anfr.* 5—6.

Rossm. Iconogr. Fig. 57.

Thier: dunkelgrau. Sohle heller; Augenpunkte schwarz; Fühler kurz; sehr zusammengedrückt und durchscheinend. *Rossm.*

In stehendem, oft nur durch Regengüsse oder Ueberschwemmung erzeugtem Wasser, auf Wegen und in Chaussée-Gräben, im Schlamm lebend. Bei Stuttgart, Degerloch, Canstatt, oft sehr häufig.

92. Limnaeus palustris, *Drap.* (*Helix corvus, Gm.*)

Testa imperforata, ovato-oblonga, striata, corneo-fusca; spira conica; apertura acute ovata; peristomate non repando. Alt. 11—15‴; *lat.* 6‴. *Anfr.* 6—7.

Rossm. Iconogr. Fig. 51. 52.

Thier: grünlich schwarzgrau, etwas ins Violette spielend, Sohle am dunkelsten; sonst überall — am dichtesten am Kopfe — mit kleinen gelblichen Punkten bedeckt. *Rossm.*

In Wassergräben und Sümpfen. Bei Canstatt am Seelberg, bei Grossbotwar, Tübingen, Heidenheim, am Bodensee.

93. Limnaeus stagnalis, *Drap.* (*Helix stagnalis, L., Bucc. stagnale, Müll., Bul. stagnalis, Brug.*)

Testa imperforata, ovata, ventricosa; spira turrita; extremo anfractu subangulato; peristomate repando. Alt. 1½—2½‴; *lat.* 10—14‴. *Anfr.* 6—8.

Rossm. Iconogr. Fig. 49.

Thier: schmutzig-gelblichgrau bis dunkelolivengrün, mit gelblichen Pünktchen bestreut; Sohle etwas dunkler mit hellem Rande. Nach dem Alter ist die Farbe ungemein verschieden. *Rossm.*

In stehenden Wassern und Teichen. Bei Canstatt, Denkendorf, Wilhelmsdorf bei Ravensburg, wo das Gehäuse durch den Moorgrund braun gefärbt ist.

C. CTENOBRANCHIA. KIEMENSCHNECKEN.

Mit kammförmigen Kiemen.

Gehäuse: vollständig gewunden; Mündung ungezahnt, mit Deckel. *Pfeiff.*

Thier: Im Wasser lebend; Wasser athmend; Geschlechter getrennt. Kiemen kammförmig. *Cur.* Zwei Fühler.

Paludina. Lam. Sumpfschnecke.

Testa operculata, subperforata, ovata vel conoidea; anfractibus convexis vel cylindraceis; sutura profunda; apertura rotundo-ovata, superne angulata; peristomate continuo; operculo concentrice annulato. Rossm.

Gehäuse: gedeckelt, oft genabelt, eiförmig oder kugelig-konisch; Umgänge meist stark gewölbt, durch eine meist sehr tiefe Naht vereinigt; Mündung rund-eiförmig, oben mit einem stumpfen Winkel; Mundsaum zusammenhängend; Deckel concentrisch geringelt. *Rossm.*

Thier: mit zwei borsten-pfriemenförmigen, aussen an der Basis Augen tragenden, wenig contractilen Fühlern und rüsselförmigem Maule; die kammförmigen Kiemen sind in einer eigenen Kiemenhöhle verborgen. *Rossm.*

94. Paludina nitida *Fer. (P. pellucida, Benz.)*

Testa minima, tenuissima, diaphana, conoidea, imperforata; apertura ovato-rotunda; peristomate subcontinuo, margine columellari subreflexo; anfractibus teretibus; suturis profundis. Alt. 1¼‴; *lat.* ½‴. *Anfr.* 5.

Schröter, Geschichte der Fluss- und Land-Conch. Tab. VIII. Fig. 7 a. und b.

Bis jetzt nur als leere Gehäuse in den Neckar-Anspühlungen bei Canstatt gefunden.

95. Paludina vivipara, *Fer. (Helix vivipara, L.)*

Testa perforata, globoso-conoidea, rentricosa, tenuis, striata, virescens, trifasciata; spira mucronata; sutura profunda;

anfractibus inflatis; apertura oblique rotundato-ovata. Alt $1^1/_4$—$1^1/_2$‴; *lat.* 13—15‴. *Anfr.* 7.

Rossm. Iconogr. Fig 66.

Thier: plump, hellbraun, ganz mit gelben Pünktchen übersäet, Sohle ohne dieselben. Fuss breit, vorn breit abgestumpft, hinten schmäler und gerundet; Kopf kurz, rüsselförmig, breit, zu beiden Seiten die dicken pfriemenförmigen Fühler, an denen aussen auf einer Anschwellung noch etwas über der Basis die Augen stehen; hinter jedem Fühler ein ohrförmiger Lappen; bei männlichen Thieren ist der rechte Fühler abgestutzt, dicker und stumpf, aus ihm tritt oben das Geschlechtsglied aus. Selten streckt das träge Thier mehr als den Kopf und den Fuss aus dem Gehäuse, so dass der Aussenrand des Gehäuses gleich im Nacken des Thieres aufliegt. *Rossm.*

In stehenden Wassern und Gräben, an Pflanzen sitzend. Bei Heidenheim in der Brentz, bei Langenau; am Wege von Jesingen nach Entringen.

96. Paludina impura, *Fer. (Helix tentaculata, L., Cyclost. impurum, Drap., Nerita jaculator, Müll.)*

Testa imperforata, ovata, ventricosa, acuta, albido-lutescens, pellucida; peristomate reflexiusculo, labiato; operculo testaceo. Alt. 4—5‴; *lat.* 3‴. *Anfr.* 6.

Rossm. Iconogr. Fig. 65.

Thier: violettschwärzlich, mit unzähligen goldgelben Punkten bedeckt; Fuss vorn breit, zweilappig, hinten verschmälert, zugespitzt; Fühler lang, borstenförmig; Augen schwarz. *Rossm.*

In schlammigen Teichen und Gräben, an Pflanzen oder auf dem Boden sitzend. Am Wasserhaus bei Berg; bei Esslingen, bei Wilhelmsdorf, wo die Schaale (wie bei *L. auricul.* und *stagnal.*) vom Moorgrunde braun gefärbt ist, und im Bodensee bei Friedrichshafen.

Valvata. Müll. Kammschnecke.

Testa discoidea aut conoidea; anfractibus cylindraceis, cavitatem spiralem non deformantibus; apertura rotundata; marginibus convexis, acutis; operculum orbiculare. Lam.

Unterſchied im Zeugungsverhältniß. Jede Thierart iſt ein simplex et unum; ſie hat, in ſich geſchloſſen, einen gewiſſen Platz in der Oekonomie der Natur auszufüllen; alle Individuen ſind unter einander gleich, und jedes trägt ungefähr gleich viel zum nothwendigen Reſultat bei, in welchem die Beſtimmung der Art erfüllt erſcheint. Zwar hat die Natur die urſprünglichen Mittelpunkte der Bildung nach und nach in mehr oder weniger verſchiedene Kreiſe auseinandergehen laſſen; ſie hielt aber dabei Schritt mit dem allmählig ſich ändernden Zuſtand der Erdoberfläche, dem ſie ihre Geſchöpfe anpaßte. Nirgends erſcheinen ihre Umwandlungen der thieriſchen Formen als Potenzirungen zu einer höhern Ordnung, und ihre Mitgift an Trieben und Inſtinkten bleibt unveränderlich ein Kapital, das aus ſich nicht zu vermehren iſt. Aber die geiſtige Morgengabe des Menſchen iſt der Heckepfennig der Fee, und dies iſt es vor Allem, was den Menſchen zum Menſchen macht und die Kluft zwiſchen ihm und dem Thier aufreißt. Auch ſein Geſchlecht iſt aus einer urſprünglichen Einheit in feſte Formen auseinander gewickelt worden, aber es hat eine gemeinſchaftliche Entwickelung in der Zeit; es hat ſich eine Offenbarung im Geiſt, eine Parole Gottes zu überliefern, und mit dieſer ununterbrochenen geiſtigen Fortzeugung hätten geſchloſſene Kreiſe leiblicher Zeugung, hätte dadurch gegebene leibliche und geiſtige Entfremdung und Sonderung in geradem Widerſpruch geſtanden. Während jede Thiergattung eine pſychiſche Einheit bildet, welche auch die Körperlichkeit meiſt vollkommen ergreift, iſt es gerade die mannichfache pſychiſche Ungleichheit, was die Perſönlichkeit und mit ihr den Charakter der Menſchheit und ihr ganzes Geſchick bedingt. Keine Thiergattung geht über die Naturformen der Familienliebe und der Rudelbildung hinaus; die Menſchheit dagegen zerfällt in mehrfache geiſtige Sphären: Race, Volk, Stamm, Gau, Gemeinde, Familie. Dieſe alle convergiren zum lebendigen Mittelpunkt der Perſönlichkeit, und in dieſem entladet ſich nach unerforſchlichen Geſetzen die über das ganze Geſchlecht latent verbreitete geiſtige Spannung in jenen Funken, die wir Genie und Talent nennen, und welche das Hauptferment aller menſchlichen Entwickelung und Bewegung ſind, und bei jedem Volk, bei jeder Race von jeher waren.

Die verſchiedenen ſpecifiſchen Menſchengeſtalten ſind nicht nur körperlich, ſie ſind auch — es wäre unnütz, es ſich zu verbergen

Gehäuse: tellerförmig auf einer Fläche aufgerollt oder etwas erhaben gewunden; Mündung kreisrund; Mundsaum zusammenhängend. *Pfeiff.*

Thier: Fuss kurz, vorn getheilt; die Augen an dem hintern Grunde der Fühler; Kiemen an der rechten Seite unter dem Mantel, wie eine Feder gestaltet; daneben ein fühlerartiges, fadenförmiges, gekrümmtes Organ. Sobald das Thier athmet sind beide ausgestreckt. *Pfeiff.*

97. Valvata piscinalis, *Fer. (Valv. obtusa, Fer., Cyclost. obtusum, Drap., Helix piscinalis, Gm., Nerita piscinalis, Müll.)*

Testa turbinata, umbilicata; spira convexa, obtusa; apertura circinnata. Alt. 3½‴; *lat.* 2½‴. *Anfr.* 4.

Pfeiff. I. Tab. IV. Fig. 32.

Thier: weisslich durchscheinend, Seitenfasern der Kiemen gefiedert. Der Fuss theilt sich vorne in zwei dreieckige Lappen, über welchen die rüsselförmige Schnauze liegt, und wird nach hinten breiter. Länge 3‴. Fühler 1¼‴. Kiemen 1‴. *Pfeiff.*

In Schlammgräben und Bächen. Bei Mergentheim selten; häufiger am Bodensee.

98. Valvata cristata, *Müll. (Valv. planorbis, Drap.)*

Testa discoidea, supra plana, subtus umbilicata; peristomate simplici. Alt. ⅝‴; *lat.* 1¼‴. *Anfr.* 3.

Pfeiff. I. Tab. IV. Fig. 35.

Thier: hellgrau; der Fuss vorn zweilappig, hinten stumpf gerundet; Augen schwarz. Länge 1¼‴. Fühler ¾‴.

In Sümpfen und stehenden Wassergräben an Wasserlinsen. Bei Tübingen, Weickersheim, Ulm, und in den Anspühlungen des Neckars bei Canstatt.

Neritina. Lam. Schwimmschnecke.

Testa operculata, imperforata, paucispira, celeriter evoluta, tenuis, hemisphaerica, oblique dilatata; apertura hemisphaerica; columella planulata, marginem internum formante, integra vel raro denticulata; operculo oblique lunato, conchaceo, spirato, in inferiore latere dente clausorio praedito. Rossm.

Gehäuse: ungenabelt, gedeckelt, aus wenigen Umgängen schnell entwickelt, meist halbkugelig, schief verbreitert, jedoch zuweilen der Kugelform sehr nahe kommend, glatt, dünn, meist sehr zierlich und mit lebhaften Farben gezeichnet, besonders oft mit sehr regelmässigen zierlichen, farbigen, meist zackigen Querlinien; Mündung halbrund oder mondförmig mit gerader Halbirungslinie; die Columelle ist in eine dünne ebene Wand verwandelt, die die Stelle des Innenrandes versieht, meist zahnlos und nur selten mit Zähnchen wie *Nerita* versehen; Mundsaum gewissermassen zusammenhängend; Aussenrand schön rund gebogen, einfach, selten mit einer deutlichen Lippe belegt; Deckel aus Schalensubstanz, schief mondförmig, fest, gewunden, das Gewinde nur aus 2 Umgängen bestehend und klein, punktförmig an der untern Spitze, wo auch ein nach innen gerichteter platter, spitziger, lanzettförmiger Schliesszahn befindlich ist. *Rossm.*

Thier: mit 2 borstenförmigen Fühlern, welche an der Basis auswendig auf einem Höcker die Augen tragen. *Pfeiff.* Fuss kurz. *Lam.*

99. Neritina fluviatilis, *Lam. (Nerita fluviatilis, L.)*

Testa dilatata, spira subcentrali, rubro- vel violascenti-reticulata, alba-guttulata; operculo miniato-marginato. Alt. 3—4‴; *lat.* 4—5‴. *Anfr.* 3.

Rossm. Iconogr. Fig. 118. 119.

Thier: weiss, Kopf und Nacken schwarz; Fuss hinten zuweilen schwarzfleckig; Fühler lang, borstenförmig, weiss, oben mit einem schwachen schwarzen Strich; Augen schwarz, auf einer Erhöhung aussen an der Basis der Fühler. *Nilss.*

In Flüssen und Bächen, auf kiesigem Grund an Steinen sitzend. Bei Besigheim am Einfluss der Enz in den Neckar, häufig; bei Mergentheim im Tauberkanal, bei Unterhausen unweit Pfullingen.

II. Acephala. Elatobranchia. Muscheln.

Thier: kein Kopf; keine Augen oder Fühler; der Mund ein einfaches Loch, ohne harte Theile; der Mantel offen; vier

grosse Lamellen, Kiemen genannt; zwei Haupt-Schliessmuskeln. Geschlecht weiblich; *) keine Begattung. Fortpflanzung durch lebendige Junge. *Pfeiff.*

Gehäuse: aus zwei gleichen Schalen bestehend, schliessend; am Rücken durch ein elastisches Band vereinigt.

a. *Mytilacea. Miesmuscheln.*

Anodonta. Brug. Teichmuschel. Entenmuschel.

Concha aequivalvis, transversa, cuneato-ovata, inaequilatera, postice prolongata, attenuata, tenuis; verticibus subretusis; cardine lineari edentulo; ligamento longitudinali, valido, externo; sinu ligamentali rotundato. Rossm.

Muschel: quer, gleichklappig, keileiförmig, ungleichseitig, dünn, hinten verlängert und verschmälert; Wirbel meist niedergedrückt; Schloss ungezahnt, blos mit zwei stumpfen Längs-Lamellen, die unter dem Schlossbande hinlaufen, versehen; Schlossband äusserlich, ziemlich stark, überbaut. *Rossm.*

Thier: zwei kurze lochförmige Tracheen, die oberen sehr kurz, nackt, die unteren mehr hervorstehend, gefranzt. Die Jungen in Schleimfäden frei gebärend. *Pfeiff.*

100. Anodonta cellensis, *Pf. (Mytilus cellensis, Gm.)*

Concha magna, ovato-oblonga, ventricosa, fragilis, sulcata; anterius rotundata, posterius in rostrum obtusatum producta; margine superiore et inferiore parallelis, rectiusculis; ligamento elongato; sinu ligamentali ovali. Alt. $2^1/_2 - 2''$; *lat.* $5 - 6'''$. *Diam.* $1^1/_2 - 2''$.

Rossm. Iconogr. Fig. 280.

Thier: gelblich, mit hellmennigrothem Fusse. *Rossm.*

In grösseren Fischteichen und See'n. Bei Stuttgart im Pfaffensee und auf der Schlotwiese; im Schlosssee bei Waldsee auffallend bauchig. *Diam. ventris* $2''$ $1'''$.

101. Anodonta cygnea, *Drap. (Mytilus cygneus L.)*

*) Nach neueren Untersuchungen sollen die Geschlechter mancher Arten getrennt sein.

Concha maxima, late ovata, ventricosa, sulcata; margine superiore subhorizontali, anteriore et inferiore rotundato, posteriore parum producto, obtuse acuto; ligamento valido, prominulo; area parum compressa, obsolete angulata. Alt. 3—4½"; *lat.* 5—7⅓". *Diam ventris* 1¾—2¼".

Rossm. Iconogr. Fig. 67. 342.

Thier: hellgelblich, mit rothgelbem Fusse. *Rossm.*

Auf dem schlammigen Grunde der Teiche. In den See'n und Kanälen des K. Schlossgartens zu Stuttgart, wo Exemplare von auffallend verkürztem Hinterrande vorkommen; im Feuersee, Spitalsee und Bärensee; bei der Solitude, bei Mergentheim in der Jaxt und im Bodensee bei Friedrichshafen. Von ausgezeichneter Grösse im Arsenalsee bei Ludwigsburg, und im Schweikfurtersee bei Schussenried. Aeusserst dünnschalig, flach, *diam.* 1" 1½"', feingerippt, durch Moorgrund bräunlich gefärbt, in einem See bei Wilhelmsdorf.

Anodonta intermedia, *Lam.* findet sich in den Seen des K. Schlossgartens bei *Anod. cygnea;* und die Vermuthung, dass sie nur unausgewachsene Exemplare der letzteren Art seien, dürfte sich auch hierdurch bestätigen.

102. Anodonta ponderosa, *Pfeiff.*

Concha major, ovali-subrhombea, ventricosa, crassa, ponderosa, rudis, intus candida; anterius rotundata, posterius in rostrum breve truncatum producta, superius adscendens, inferius subretusa; umbonibus tumidis; sinu ligamentali parvo, subcordato. Alt 2¾—3"; *lat.* 4½—5½". *Diam.* 1½—2¼".

Rossm. Iconogr. Fig. 282.

Thier: gelbgrau, mit heller oder dunkler gelblichem Fusse. *Rossm.*

Bis jetzt nur in einem Teiche der K. Domäne Seegut bei Ludwigsburg gefunden.

103. Anodonta rostrata, *Kokeil.*

Concha mediocris, subrhombeo-oblongata, compressiuscula, fuscula, nigro-fusco-cingulata, posterius in rostrum elongatum, late truncatum producta, inferius subretusa; umbonibus convexis, extremitati anteriori approximatis; area compressa, elata; sinu ligamentali parvo. Alt. 1¾—2¼"; *lat.* 3—4". *Diam.* 13—16"'.

Rossm. Iconogr. Fig. 284. 737.

Thier: gelblich fahl, mit gelblich weissem Fusse. *Rossm.*

Im Schweikfurtersee bei Schussenried.

104. Anodonta anatina, *Drap. (Mytilus anatinus, L.)*

Concha minor, elliptico-ovata, fragilis, anterius rotundata, posterius in rostrum breve angulatum producta; superius subcurvata, inferius subretusa; umbonibus extremitati anteriori approximatis; ligamento prominulo. Alt. 15 — 20‴; *lat.* 2 — 2¾″. *Diam.* 8‴ — 1″.

Rossm. Iconogr. Fig. 417 — 420.

Thier: gelblichweiss. *Rossm.*

In Flüssen und Bächen. In der Tauber bei Mergentheim, in einem Weiher bei Denkendorf, Beutelsbach, Altshausen.

105. Anodonta complanata, *Ziegl. (Anod. compressa, Menke.)*

Concha minor, obovata, posterius oblique truncata, compressa, striata, fuscula viridi-luteoque cingulata; umbonibus convexiusculis; ligamento lineari; sinu ligamentali parvo, subrhombeo. Alt. 14‴ — 2″; *lat.* 2 — 3½″. *Diam.* 6 — 10‴.

Rossm. Iconogr. Fig. 68. a. b. 283.

Thier: graugelblich, mit hellgelblich-grauem, schlankem, sehr zusammengedrücktem Fusse. *Rossm.*

Bis jetzt nur in der Donau bei Ehingen gefunden.

Unio. Retz. Flussperlenmuschel.

Concha transversa, aequivalvis, inaequilatera, postice attenuata, producta, crassa; umbonibus turgidis; cardine dentato; dente uno cardinali et lamella longitudinali sulb ligamento in dextra valva; dentibus duobus cardinalibus cum fossula interposita, et canali longitudinali lamellam illam excipiente in sinistra valva; ligamento externo; sinu ligamentali angusto, elongato. Rossm.

Muschel: quer, gleichklappig, ungleichseitig, hinten verschmälert und verlängert, dick, nach hinten zu dünner; Wirbel aufgetrieben; Schloss gezahnt; an der rechten Schale steht ein an der Spitze gekerbter, konischer oder zusammengedrückter

Schlosszahn, und unter dem Schlossbande liegt der Länge nach eine lange, scharfe, erhabene Lamelle oder Leiste; an der linken Schale ist für die Aufnahme des Schlosszahnes eine Grube zwischen zwei Zähnen oder eigentlich zwischen den Hälften eines eben durch diese Grube getheilten Zahnes; ebenso zur Aufnahme jener längslaufenden Lamelle eine Furche oder Rinne, von zwei längslaufenden Lamellen gebildet; das lange, meist schmale Schlossband ist ein äusseres; Ligamentalbucht schmal, verlängert. *Rossm.*

Thier: das der *Anodonta*. *Rossm.*

106. Unio tumidus, *Retz. (Un. rostrata, Lam.)*

Concha ovato-elongata, cuneata, tumida, posterius rostrata, crassa, fusca; margine inferiore curvato; dentibus cardinalibus crassis, compressis, validis, sinistrorum posteriore valido. Alt. $1\frac{1}{2} - 1\frac{3}{4}'''$; *lat* $3''' 3''' - 3''' 6'''$.

Rossm. Iconogr. Fig. 70. a. b., 202 — 204.

Thier: mit einem einfarbig graulich milchweissen Fusse. *Rossm.*

In Flüssen. Im Neckar bei Canstatt und Heilbronn; in der Jaxt bei Crailsheim; in der Donau bei Ehingen; (einzelne Exemplare mit sehr buchtig eingedrücktem Unterrande).

107. Unio pictorum, *Lam.*

Concha ovali-oblonga, ventricosa, posterius in rostrum truncato-obtusatum producta, viridi-lutescens (fusco-cingulata), posterius virescens; margine superiore rectiusculo, inferiore subretuso; dentibus cardinalibus compressissimis, acutis, crenatis, sinistrorum posteriore minore vel evanescente. Alt. $1\frac{1}{4} - 1\frac{3}{4}''$; *lat.* $3 - 4''$.

Rossm. Iconogr. Fig. 71. a. b., 196. 409.

Thier: mit einem hellgelblich fahlen, nach obenhin stets dunkelgraulichen Fusse. *Rossm.*

In Flüssen. In der Donau bei Ehingen, in der Jaxt bei Crailsheim und Erlenbach, im Neckar bei Laufen.

108. Unio consentaneus, *Ziegl.*

Concha oblongo-ovata, crassa, nigro-fusca, ventricosa, postice in rostrum compressum, latum, rotundato-acutum producta; infra rectiuscula; umbonibus tumidis, extremitati anteriori perquam approximatis; dentibus cardinalibus parvis, subquadratis,

compressiusculis, crenatis, lamellis distinctis. Alt. 1⅓″; *lat.* 2½″. *Diam.* 1″.

Rossm. Iconogr. Fig. 208. 491. 544. 742.

Thier: ?

In fliessenden Wassern. In der Donau bei Ehingen, in dem Mühlgraben bei Gross-Botwar.

109. Unio batavus, *Lam.*

Concha ovalis, ventricosa, luteo-virescens, saturatius radiata, posterius dilatata; umbonibus subtumidis, extremitati anteriori approximatis, dentibus cardinalibus parvis, compressis, crenatis. Alt. 1″; *lat.* 2″; *Diam.* 9‴.

Rossm. Iconogr. Fig. 128. 205. 410. 414. 745.

Thier: weiss, mit weissem an der vordern Hälfte aschgrauem Fusse. *Rossm.*

In Flüssen und Bächen. Im Neckar bei Canstatt und Berg, in der Botwar bei Gross-Botwar, in der Enz bei Unter-Riexingen (sehr klein), in der Donau bei Ehingen, in der Schussen bei Ravensburg, in der Eyach bei Balingen. Häufig und weit verbreitet.

b. *Cardiacea. Herzmuscheln.*

Pisidium. Pfeiff. Erbsmuschel.

Concha subovata, inaequilatera; dentibus cardinalibus minimis, dextra valva unico, sinistra duobus, oppositis; dentibus lateralibus duobus, lamelliformibus, valva dextra incisis.

Gehäuse: länglich, ungleichseitig, völlig schliessend; an der rechten Schale ein, an der linken Schale zwei gegeneinander überstehende, sehr kleine Hauptzähne; nach hinten und vorne zwei dünne lamellenförmige Seitenzähne; letztere an der rechten Seite gespalten, um die gegenüberstehenden aufzunehmen. *Pfeiff.*

Thier: statt der röhrenförmigen Tracheen ein schmaler fleischiger Vorstoss an dem vorderen Theile der Schalen; der Fuss lang und schmal. *Pfeiff.*

110. Pisidium obliquum, *Pfeiff. (Cyclas obliqua, Lam., Cycl. palustris, Drap., Tellina amnica, Müll.)*

Testa ovata, oblique trigona, ventricosa, cornea, striata, umbone retuso. Alt. 3‴; *lat.* 4 — 5‴. *Diam* 2½‴.

Pfeiff. I. Tab. IV. Fig. 19. 20.

Thier: weiss, sehr zart, durchsichtig. Länge des Fusses 3‴. *Pfeiff.*

In Flüssen und Bächen, an Wasserpflanzen oder im Moos. Am Bodensee, bei Friedrichshafen und bei Weingarten.

111. Pisidium fontinale, *Pfeiff.* (*Cyclas fontinalis, Drap.*)

Testa oblique cordata, ventricosa, tenuissime striata, pellucida, fragilissima; umbone obtusissimo. Alt. 1‴; *lat.* 1¼‴. *Diam.* ¾‴.

Pfeiff. I. Tab. V. Fig. 15. 16.

Thier: weiss, sehr zart, durchsichtig. Länge des Fusses 1‴. *Pfeiff.*

In Teichen, Quellwassern und Wassergräben, im Moos. Bei Stuttgart im Spitalsee, bei Degerloch, Gerlingen, Derendingen, in der Tauber bei Mergentheim, in Wiesengräben bei Besigheim.

Cyclas. Drap. Kreismuschel.

Concha ovato-globosa, transversa, aequivalvis; natum umbonibus tumidis; cardo dentibus minimis, interdum subnullis; modo duobus in utraque valva, uno complicato; modo dente unico subcomplicato vel lobato in unica valva, et duobus in altera. Dentes laterales transversim elongati, compressi, lamelliformes; ligamentum externum. Lam.

Dentes laterales duo, lamelliformes, valva sinistra incisi. Pfeiff.

Gehäuse: kreisrund, beinahe gleichseitig, völlig schliessend; an der rechten Schaale ein, an der linken zwei gegeneinander überstehende, sehr kleine Hauptzähne; nach hinten und vorne zwei dünne, lamellenförmige Seitenzähne; letztere an der linken Schale etwas gespalten, um die gegenüberstehenden aufzunehmen. *Pfeiff.*

Thier: zwei lange, getrennte, röhrenförmige Tracheen an dem hinteren Theile der Schalen; der Fuss lang und schmal. *Pf.*

112. Cyclas cornea, *Lam.* (*Tellina cornea, L.*)

Testa cordiformi-globosa, ventricosa, tenui, tenerrime striata, zona marginali lutescente; umbonibus obtusis. Alt. $^1/_2$‴; *lat.* $^5/_6$‴. *Diam.* $^1/_4$‴.

Pfeiff. I. Tab. V. Fig. 1. 2.

Thier: weiss durchscheinend; lebendig gebährend; Fuss mehr kegel- als zungenförmig. Länge des Fusses 4‴; obere Tracheen 1‴, untere 2‴. *Pfeiff.*

In Teichen und schlammigen Wassergräben. Bei der Solitüde in einem kleinen Teiche, im Neckar und in der Ammer bei Tübingen, im See bei Böblingen, in der Tauber bei Mergentheim, in der Donau bei Ulm, und bei Ludwigsthal.

113. Cyclas calyculata, *Drap.* (*Tellina tuberculata, v. Alt.*)

Testa orbiculato-rhombea, compressa, tenui, diaphana, substriata, zona marginali lutescente; natibus protuberantibus, acutiusculis. Alt. $^1/_2$‴; *lat.* $^3/_4$‴. *Diam* $^1/_4$‴.

Pfeiff. I. Tab. V. Fig. 17. 18.

Thier: sehr zart, weiss durchscheinend, lebendig gebährend. Länge des Fusses 3‴; obere Tracheen $^1/_2$‴, untere 1‴. *Pf.*

In Sümpfen, Teichen und Wassergräben. Bei Stuttgart, auf der Solitüde, bei Tübingen, im Bleichergraben bei Ulm und am Bodensee; seltener als *C. cornea.*

Nach diesem Verzeichniss leben in Württemberg von Mollusken:

Gasteropoda.

	Gener.	Spec.
A. *Hypobranchia*		
Ancylea	1.	2.
B. *Coelopnoa gymnostoma*		
a. Limacea	2.	8.
b. Helicea	9.	60.

	Gener.	Spec.
c. Auriculacea	2.	2.
d. Limnaeacea	3.	21.
C. *Ctenobranchia*	3.	6.
	20.	99.

Acephala.

A. *Mytilacea*	2.	10.
B. *Cardiacea*	2.	4.
	4.	14.
	24 Gen.	113. Spec.

*) Da bis jetzt nur wenige Punkte unseres Vaterlandes genauer auf das Vorkommen der Mollusken untersucht sind, so kann von einer geographischen Vertheilung derselben noch keine Rede seyn, so wenig als von dem Einflusse, welchen die geognostischen Verhältnisse und Vegetation auf das Vorkommen derselben ausüben, doch sei es erlaubt, einige Andeutungen zu geben, welche vielleicht Freunde der Conchyliologie auffordern dürften, genauere Untersuchungen anzustellen, und so den Grund zu einer sicherern Angabe der geographischen Vertheilung der Mollusken in Württemberg zu legen.

Topographisch zerfallen die Mollusken Württembergs in Land- und Süsswassermollusken; die Erstere wieder in Laub-, Erd- und Steinschnecken, die Letztere in Teich- und Flussmollusken.

Die Landmollusken gehen von den schallosen durch die leichtschaligen und halbbedeckten Vitrinen in die durch eine Schale geschirmten, immer aber dünnschaligen über.

Die Wassermollusken sind alle mit einer Schale umgeben, aber manigfacher gestaltet, da neben den durch Lunge athmenden auch durch Kiemen athmende auftreten, welche einen beweglichen Deckel haben, wenn sie zu den Schnecken gehören, zwei gleiche Schalen, wenn sie den Muscheln angehören, immer so die Zahl der Schalen verdoppelt haben.

*) Nach Beiträgen von v. Martens und Klein.

— geiſtig ungleich organiſirt und befähigt. In einer dieſer Formen hat ſich der Gattungscharakter unläugbar am vollkommenſten entwickelt. Sollte nun auch die Wiſſenſchaft nie nachweiſen können, daß ſich dieſe Form aus einer unvollkommeneren herausgebildet hat, ſo widerſpricht doch die Annahme, daß die Blüthe des Geſchlechts zugleich ihr Stamm ſey, nicht nur aller Naturanalogie, ſondern auch dem oben ausgeſprochenen Begriff der Menſchheit, der einen Fortſchritt im Geiſte involvirt.

Unſer Hauptzweck bei Entwerfung der obigen Skizzen war, dem mehr in Geographie und Völkerkunde als in der Naturgeſchichte bewanderten Leſer das Problem der Racenbildung in ſeiner ganzen natürlichen Schroffheit vor Augen zu ſtellen. Wir haben gezeigt, daß die angeborenen Verſchiedenheiten des Menſchengeſchlechts keineswegs chromatiſche Abſchattungen ſind, die ſich aus lokalen Verhältniſſen erklären und ſich mit ihrem Wechſel verwiſchen, ſondern fixe Formen, deren Geneſis mit der Geſammtheit der jetzigen telluriſchen Einflüſſe rein nichts zu thun hat. Wir haben im Namen des in der Natur allwaltenden Verſtandes dagegen proteſtirt, wenn ſich der Europäer in ſuffiſantem Unverſtande vorweg und ohne Beweis für den Stammvater und beſtellten Vormund ſeiner farbigen Brüder hält. Wir haben wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß das Alter des Menſchen weit höher hinaufreicht, daß der Berührungspunkt zwiſchen geologiſcher und hiſtoriſcher Zeit in der Erde ungleich tiefer zu ſuchen ſeyn möchte, als man gemeinhin glaubt.

Läßt man ſo die Wurzel des Geſchlechts ſich rückwärts in der Erdbildung unbeſtimmt verlieren, und fragt ſich dabei, wie das Verhältniß der jetzigen Racen zu einem Urſtamm zu denken ſey, ſo kommt man nur zum folgenden, eben ſo ſchwankenden Begriff: wenn die Geſetze, welche die Bildung aller Lebendigen zu beherrſchen ſcheinen, wie billig auch auf den Menſchen Anwendung finden, ſo ſind die Racen Strahlen eines gemeinſchaftlichen urſprünglichen Centrums der Bildung, und keine kann dieſen Urtypus ganz und vollſtändig repräſentiren, die eine kann ſich nur demſelben mehr nähern als die andere. Ein einigermaßen feſter Punkt ſcheint nur auf Eine Weiſe zu gewinnen: wenn man nämlich mit einigen

Nach dieser Eintheilung würde das Vorkommen der Mollusken nach folgender tabellarischer Uebersicht sich vertheilen, wobei die Flussgebiete N. Neckar, D. Donau, T. Tauber und B. Bodensee angenommen sind.

		Alluvium.	Sandstein.	Kalk.
	I. Laubschnecken.			
N. D.	Succinea amphibia	—		
N.	„ Pfeifferi.	—		
N.	„ oblonga.	—		
N. T. D.	Helix arbustorum.	—		
N. B.	„ nemoralis.	—	—	
N. T. D.	„ hortensis.	—	—	—
N. D.	„ incarnata.	—	—	
N. T. B. D.	„ fruticum.	—		
N.	„ strigella.	—		
D.	„ villosa.	—		
N. B. D.	„ circinnata.	—		
D.	„ umbrosa.	—		
N. D.	„ hispida.	—		
N. T. B. D.	Bulimus montanus.	—		
N. D.	„ obscurus.	—		
	II. Erdschnecken.			
N. T. B. D.	Arion empiricorum.	—	—	—
N.	„ subfuscus.	—	—	
N.	„ hortensis.	—		
N.	Limax tenellus.	—		
N. T. B. D.	„ agrestis.	—		
N.	„ marginatus.	—		
N.	Vitrina elongata.	—		
N.	„ diaphana.	—		
N. T.	„ beryllina.	—		
N. T. B. D.	Helix pomatia.	—	—	—
N. B.	„ pulchella.	—		
N.	„ pygmaea.	—		
N.	„ cellaria.	—		
N. D.	„ nitens.	—		
N. D.	„ lucida.	—		
N. D.	„ crystallina.	—		
N. D.	„ fulva.	—		

		Alluvium.	Sandstein.	Kalk.
N.	Helix aculeata.	—		
N. D.	„ ericetorum.	—	—	—
N. T. D.	Bulimus radiatus.	—	—	—
N. D.	Achatina lubrica.	—		
N. D.	„ acicula.	—		
N. B. D.	Clausilia bidens.	—		
N. D.	„ obtusa.	—		
N. D.	„ similis.	—		
N. T. D.	Pupa muscorum.	—	—	—
N. D.	Vertigo cylindrica.	—		
N. T. D.	„ pygmaea.	—		
N.	„ septemdentata.	—		
N.	„ pusilla.	—		
N. D.	Carychium minimum.	—		
N. T. D.	Pupula lineata.	—		

III. Steinschnecken.

N.	Limax cinereus.		—	
N.	„ gagates.			—
N. D.	Helix personata.		—	—
N. D.	„ obvoluta.		—	—
N. D.	„ monodon.			—
N. D.	„ rotundata.		—	—
N.	„ ruderata.	—		—
N. D.	„ rupestris.		—	—
N. D.	„ candidula.		—	—
N.	„ costulata.		—	
N. D.	Carocolla lapicida.		—	—
N.	Clausilia ventricosa.	—	—	—
D. D.	„ taeniata.		—	
B.	„ plicata.	—	—	
N. T. D.	„ plicatula.			—
N. D.	„ parvula.			—
N.	„ filograna.			—
N. T. D.	Pupa frumentum.			—
N. D.	„ secale.			—
N. T. D.	„ avena.			—
N.	„ dolium.			—
N. D.	„ dolium.			—
N. T. D.	„ triden.		—	—

IV. Teichschalthiere.

N. T.	Ancylus lacustris.	N. D.	Limnaeus minutus.
N.	Planorbis corneus.	B.	„ papillaris.
N. T. B. D.	„ carinatus.	N. D.	„ palustris.
N. B. D.	„ marginatus.	N. B. D.	„ stagnalis.
N. T. B. D.	„ vortex.	N. D.	Paludina vivipara.
N. T. B.	„ spirorbis.	N. B. D.	„ impura.
N. T. D.	„ albus.	N.	„ nitida.
N. T. B. D.	„ contortus.	N. T. B.	Valvata piscinalis.
N. T. B. D.	„ nitidus.	N. D.	„ cristata.
N. D.	„ complanatus.	N. D.	Anodonta cellensis.
N. B.	„ imbricatus.	N. T. B. D.	„ cygnea.
N. B.	„ cristatus.	N.	„ ponderosa.
N. B. D.	Limnaeus auricularius.	B.	„ rostrata.
N. D.	„ ovatus.	N. T. B. D.	„ anatina.
N. B. D.	„ vulgaris.	D.	„ complanata.
N. T. B.	„ peregr.	N. B. D.	Cyclas calyculata.

V. Flussschalthiere.

N. T.	Ancylus fluviatilis.	N. T. B. D.	Unio batavus.
N. T. B. D.	Physa fontinalis.	B.	Pisidium obliquum.
T.	„ hypnorum.	N. T.	„ fontinale.
N. D.	Unio pictorum.	N. T. B. D.	Cyclas cornea.
N.	„ tumidus.	N. T.	Neritina fluviatilis.
N. B.	„ consentaneus.		

Nach dieser tabellarischen Uebersicht würde sich folgendes Ergebniss zeigen, wenn die Mollusken geordnet werden, wie sie nach Flussgebieten vorkommen:

Es leben im Gebiet des	Neckars	Donau	Tauber	Bodensee
15 Laubschnecken	13.	12.	4.	3.
32 Erdschnecken	32.	20.	8.	4.
23 Steinschnecken	21.	15.	4.	2.
70 Landschnecken	66.	47.	16.	9.
32 Teichschalthiere	29.	21.	11.	19.
11 Flussschalthiere	9.	4.	7.	5.
43 Wassermoll.	38.	25.	18.	24.
113 Mollusken	104.	72.	34.	33.

Nach diesem würde das Neckargebiet die erste Stelle einnehmen, das Donaugebiet die zweite, das Taubergebiet die dritte

und das des Bodensees die vierte. Das Neckargebiet, welches den grössten Umfang, die grösste Mannigfaltigkeit der Gebirgsarten und die höchste Temperatur hat, wird wohl immer die erste Stelle behaupten, allein die andern Gebiete sind noch weniger durchforscht, und leicht könnte eine Aenderung in der Reihe der einzelnen eintreten, so namentlich das der Tauber jenes der Donau übertreffen.

Trotz der Unvollkommenheit unserer Kenntnisse des Landes in Beziehung auf das Vorkommen der Mollusken dürfte sich doch noch im Einzelnen manche Eigenthümlichkeit der verschiedenen Gegenden herausheben lassen.

Unter den Laubschnecken findet sich *Helix hortensis* in ganz Württemberg, selbst in den weinbauenden Gegenden so entschieden über *Helix nemoralis* vorherrschend, dass mehr als hundert der ersten auf Eine der letzten kommen, ein Verhältniss, das allein hinreicht, Württemberg als ein durch seine Höhe nach Norden gerücktes Bergland zu bezeichnen, denn im Rheinthal findet selbst bei Bonn das umgekehrte Verhältniss statt, und in Italien ist die Gränze der Alpen auch die der *Helix hortensis*, während *Helix nemoralis* bis Calabrien fortsetzt.

Helix arbustorum findet sich fast in allen Gegenden des Landes, aber doch immer nur auf einzelne Stellen beschränkt, an diesen aber dann häufig. Ebenso ist *Helix hispida* weit verbreitet, aber kommt nicht mehr in der Häufigkeit vor, wie sie sich im Löss findet. *Helix strigella* ist dem Neckargebiete eigenthümlich, und die um Stuttgart so häufig vorkommende *Helix circinnata* findet sich erst wieder im Gebiete des Bodensees und obern Theil des Donaugebietes. Dagegen sind *Helix villosa* und *umbrosa* eine Eigenthümlichkeit des Donaugebietes und die einzigen Laubschnecken, welche dem Neckargebiete fehlen. Die *Succineen* sind fast dem Neckargebiete eigen, nur *S. amphibia* findet sich auch im Donaugebiete, die andern sind jedoch auch im Neckargebiete selten, während *amphibia* sich häufig findet.

Von den Erdschnecken, die bis jetzt gefunden worden sind, fehlt keine dem Neckargebiete. Von den 3 *Vitrinen*, welche im Neckargebiete vorkommen, wurde nur Eine im Taubergebiete, in den andern keine gefunden, während diese Schnecken die Kälte nicht scheuen und in den Alpen auch in bedeutender Höhe

vorkommen. Am meisten verbreitet ist *Helix pomatia*, welche in allen Gegenden des Landes sich findet. *Bulimus radiatus*, um Stuttgart die häufigste aller Schnecken, geht im Neckarthal bis Heilbronn hinunter und bis Tübingen hinauf und findet sich wieder im Tauberthale, fehlt dagegen an andern Orten, selbst des Unterlandes, ohne sich an das Vorkommen der Weinrebe zu binden, denn sie zeigt sich auf der Alp, in dem Thale bei Blaubeuren, bei Urach und Geislingen, und an einzelnen Orten Oberschwabens, wie z. B. Ehingen, fehlt aber im Gebiete des Bodensees. Dem Neckargebiete eigenthümlich erscheinen *Arion subfuscus* und *hortensis*, *Limax tenellus*, *Helix pygmaea*, *cellaria* und *aculeata*, *Vertigo septemdentata*, freilich meist sehr kleine, schwer zu findende Schnecken. Auch die *Achatinen* sind bis jetzt fast auf das Neckargebiet beschränkt, doch auch bei Ehingen an der Donau gefunden worden.

H. nitens und *lucida*, *Clausilia obtusa* und *similis*, *Vertigo cylindrica* und *Carychium minimum* sind ausser dem Neckargebiete auch bei Ehingen gefunden worden.

Bei den Steinschnecken tritt noch schärfer der Einfluss der Formationen auf. Der grösste Reichthum entwickelt sich im Gebiete des Kalkes, reich an zerklüfteten Felsen und Felsenschutt, wie an fruchtbarer Pflanzenerde und Laubholz; auf diese reine Kalkbildung folgt der Keuper, der durch die untergeordneten Kalk- und Mergellager das Leben der Mollusken fördert; am ärmsten zeigt sich die Sandsteinbildung des Schwarzwaldes, wo die Pflanzenerde sich unter den Quarzkörnern verliert und die von den Mollusken weniger geliebten Nadelhölzer grosse Strecken einnehmen.

Am meisten verbreitet ist *Carocolla lapicida*, die auch auf dem Schwarzwalde, wie überall im Lande sich findet. Im Keuper fand man bis jetzt 11, im Kalke 19 und von diesen 11 nur im Kalke, ihm so eigenthümlich, dass z. B. bei Stuttgart *Clausilia parvula* durchaus fehlt, aber sogleich erscheint, sobald man unter der Canstatter Ziegelhütte ins Gebiet des Muschelkalks tritt. *Helix rupestris* und *Clausilia filograna* sind nur an den Felsen der Alp gefunden worden, und vor Allen sind die *Pupen*, mit Ausnahme der weit und allgemein verbreiteten *Pupa muscorum*, Schnecken, die vorzüglich den Kalk lieben. *Pupa secale*, *dolio-*

lum und *dolium* wurden nur im Gebiete der Alp, also des Jurakalks gefunden, *Pupa arena* auch im Muschelkalk und *Pupa frumentum*, bei Stuttgart seltener, ist bei Ulm häufig.

Helix monodon, eine Bewohnerin der Kalkalpen, findet sich in den Anspülungen der Donau, aber auch ausnahmsweise bei Denkendorf (Liaskalk.)

Auf einzelne Stellen beschränkt ist *Helix costulata*, welche bis jetzt nur bei Tübingen, *H. ruderata*, die nur bei Canstatt, *Clausilia taeniata*, die nur bei Altshausen und Ehingen, und *Cl. plicata*, die nur an wenigen Orten Oberschwabens gefunden wurde. —

Von den Süsswassermollusken sind die Fundorte noch weniger bekannt, und namentlich sind die vielen Seeen Oberschwabens noch wenig untersucht.

Am allgemeinsten verbreitet findet sich *Planorbis carinatus, spirorbis, contortus* und *nitidus*, *Limnaeus auricularius* und *vulgaris*, welche in vielen stehenden Wassern aller vier Gebiete sich finden. Auf das Neckargebiet beschränkt ist *Planorbis corneus*, *Paludina nitida*, *Anodonta ponderosa*. Dem Donaugebiet eigen ist *Anodonta complanata;* dem Bodensee *Limnaeus papillaris*. Sehr selten nur finden sich *Ancylus lacustris* und *Planorbis vortex*.

Von Flussschalthieren sind allgemeiner verbreitet *Unio pictorum, batavus* und *Cyclas cornea*. Dem Neckargebiet eigen ist *Unio tumidus* (doch ist eine Abart in der Donau bei Ehingen gefunden worden), und dem Bodenseegebiet *Pisidium obliquum*. Selten sind *Neritina fluviatilis*, die nur aus der Enz und Tauber bekannt ist, und die *Physen*, von denen *Ph. hypnorum* nur in der Tauber gefunden wurde. —

Die hier gegebenen Mittheilungen können natürlich nur eine Uebersicht der bekannt gewordenen Beobachtungen enthalten, und werden gerade durch den Mangel an Beobachtungen vielfachen Irrthümern unterliegen, deren Berichtigung sehr wünschenswerth wäre, wesshalb alle genaue Angaben über das Vorkommen der Mollusken, welche dem Verein mitgetheilt würden und wo möglich Einsendungen von Exemplaren, mit Dank aufgenommen werden, um später eine genauere Bearbeitung über die geographische Verbreitung möglich zu machen.

2. Conchylien der Süsswasserkalkformationen Württembergs.

Von Regimentsarzt Dr. v. Klein.

Der Süsswasserkalk, welcher in Württemberg vorkommt, wurde in drei verschiedenen Perioden abgelagert. Die älteste Ablagerung gehört nach den in derselben aufgefundenen Resten von Thieren der Tertiärperiode an und findet sich an dem südlichen Abhange unserer Alp von Zwiefalten bis Nördlingen und Wallerstein, dem Jurakalk angelagert.

Die jüngere Formation bildet der sogenannte Sauerwasserkalk im Neckarthale von Untertürkheim bis unterhalb Münster, und im Stuttgarterthale aufwärts bis zur Lindenstrasse in der Stadt selbst, auf Keupermergel und Neckargeschieben, oder wie bei Untertürkheim auf Keupergyps abgelagert. Diese Formation gehört der Diluvialzeit an und ist von Diluviallehm überlagert, in welchem sich, wie im Kalke selbst, viele Ueberreste der grösseren Säugethiere der Diluvialzeit finden, wie Knochen von Mammuth und Nashorn.

In diesen beiden Ablagerungen wurde bis jetzt keine untergegangene Gattung von Conchylien gefunden, wohl aber verschiedene Species, welche jetzt nicht mehr leben, oder wenigstens bei uns nicht mehr lebend angetroffen werden.

Die dritte Abtheilung ist der Alluvialkalk, der sich in Württemberg an vielen Orten diesseits der Alp findet, von dem jedoch nur der in der Umgegend von Stuttgart, bei Kaltenthal auf Keuper,

bei Nellingen auf Liassandstein abgelagerte, und der bei Geislingen auf Liaskalk aufliegende näher untersucht ist und natürlich blos lebende Conchylien enthält.

Die grosse weit verbreitete Ablagerung der Tertiärperiode bildet den südlichen Abhang der Gebirge zwischen der Schmiechen, Ach, Blau und Donau, und kommt in besonderer Mächtigkeit bei Berg, in der Nähe von Ehingen an der Donau, bei Ulm am Kuhberg und Michelsberg 2—300′ mächtig vor, bildet den südlichen Abhang des Hochgesträss und findet sich auch noch jenseits der Donau in dem Winkel, den die Iller mit der Donau bildet. Sie ist dem Jurakalk angelagert und wechsellagert an einzelnen Stellen mit der Molasse, wie z. B. bei Zwiefalten und am Michelsberg bei Ulm, wo Molassesand ihr aufgelagert ist. Dieselbe Ablagerung findet sich im Brenzthal bei Giengen, und in grosser Ausdehnung bei Nördlingen und Wallerstein, wo sie wieder dem Jurakalk angelagert ist, oder aus der Molasse heraustritt.

Von Säugethieren wurden bis jetzt Knochen von *Palaeomeryx Scheuchzeri v. Meyer* und Knochen und Zähne eines Dickhäuters, *Palaeotherium magnum Cuv.* gefunden.

Von *Crustaceen* finden sich bei Nördlingen die gedoppelten Schilde einer *Cypris* in sehr grosser Menge.

Charakteristisch für diese Ablagerung ist von Conchylien das Vorkommen von *Planorbis pseudammonius Voltz.*

Der Kalk ist mit Ausnahme der auf dem Hochgesträss vorkommenden weichen Art, in welcher ein kreideartiger Süsswasserkalk vorkommt, sehr hart, enthält oft Bitumen als schwarze Schichte zwischen den Kalkplatten, wie in der Nähe von Ehingen, während bei Grimmelfingen, am Michelsberg bei Ulm und oben auf dem Plateau der Alp bei Leer in der Nähe von Ulm oft die ganze Kalkmasse von Bitumen durchdrungen, schwarz gefärbt erscheint.

Am Michelsberg bei Ulm, bei Oggenhausen und am Randen in der Nähe von Schaffhausen findet sich eine marmorartige Ablagerung, in kugelförmigen Massen eingesprengt.

Merkwürdig ist das Vorkommen bei Böttingen auf dem Plateau der Alp zwischen Ehingen und Münsingen, wo der Kalk, von

Basalttuff durchdrungen, geröthet, oder in cristallinisch-körnige Form umgeändert ist, während der Basalttuff, der breiartig den Kalk überlagert, die Schnecken desselben mit fortgerissen hat und namentlich *Helix silvestrina v. Ziet.* und *rugulosa v. Mart.* schwarz gefärbt, aber vollkommen erhalten enthält.

Eine andere begränzte Ablagerung des Süsswasserkalks von eigenthümlicher Art, sowohl nach Vorkommen als nach Beschaffenheit des Gesteins, wie der darin eingeschlossenen Petrefacten findet sich bei Steinheim in der Nähe von Heidenheim. Den Ueberresten von Säugethieren nach zu schliessen, wie *Palaeomeryx Scheuchz.*, *Rhinoceros Steinheimensis*, einigen Gazellen u. s. w. gehört dieselbe ebenfalls der Tertiärperiode an, ist aber offenbar jünger als der zuvor angeführte Kalk und steht seinen Conchylien nach isolirt da.

In einer seitlichen kesselartigen Ausweitung des ringsum von Jurakalk umschlossenen, wasserleeren Stubenthals gelegen, erhebt sich unmittelbar hinter dem Dorfe Steinheim der Klosterberg, aus einem sehr festen, feinzelligten, bräunlichgrauen, in mächtigen Bänken abgesetzten Süsswasserkalk bestehend, der auf der Höhe dieses Hügels in grossen, ruinenartigen, vielfach zerklüfteten Felsen zu Tage steht und die *Helices*, *Limnaeen* etc. ähnlich denen vom Donauthal enthält. Diese Felsen sind bis in die Nähe von Sontheim verbreitet und liegen überall auf dem weissen Korallenkalk und mittleren Jurakalk. Der Abfall des Klosterberges gegen Steinheim zu, die sogenannte Sandgrube, besteht aus einem etwas thonigen Paludinenkalke, welcher dem Vorigen angelagert ist und aus wenig mächtigen Schichten von graulichweissem, plattenförmigem Kalk, wechselnd mit losem Tuffsande oder kreideartig zerreiblichem Kalkstein besteht, die zusammen eine Mächtigkeit von 150′ erreichen.

Eigenthümlich ist dieser Ablagerung *Paludina globulus Desh.*, welche sich Millionenweise findet und den grössten Theil des Tuffsandes bildet. Nach ihr am häufigsten findet sich *Valvata multiformis Desh.* in ihren verschiedenen Formen, und *Limnaeus socialis Schübl.*, während die andern *Limnaeen* und *Helix insignis Schübl.* etc. sich nur sparsam finden.

Die Fische, welche darin vorkommen, durchgängig Süss-

wasserfische, sind demselben gleichfalls eigenthümlich, es sind: *Leuciscus Hartmanni et gracilis; Tinca microptera Agass.* —

Diese eigenthümliche Ablagerung dürfte einen Satz, den *M. de Serres* in seiner Beschreibung der Petrefacten von *Castel-naudary* in *Annal. des scienc. nat. Zoologie*, 1844 p. 187 aufstellt, bestätigen, dass nämlich die Süsswasserkalkablagerungen nur locale Bildungen und dass die Conchylien der einzelnen Ablagerungen, wenn auch derselben Bildungsperiode, sowohl der Species als selbst der Gattungen nach verschieden seien; einen Satz, den er durch die Vergleichung der verschiedenen Ablagerungen in Frankreich zu beweisen sucht. Diese Annahme würde nothwendig voraussetzen, dass auch das Vorkommen der Conchylien, so lange sie gelebt haben, local gewesen sein müsste; dieser Annahme setzt aber die Beobachtung der jetzt lebenden Conchylien nichts entgegen, finden wir doch auch eine Menge von Species und selbst Gattungen auf bestimmte Localitäten angewiesen, während andere allerdings weit und allgemein verbreitet vorkommen.

Gerade diese Ablagerung bei Steinheim enthält eine ziemliche Anzahl von Species, die sich bis jetzt wenigstens fast nirgends gefunden haben, wie *Helix insignis*, *Pupa Schübleri*, die kleinen *Planorben*, *Limnaeus socialis* und namentlich die eigenthümliche *Valvata multiformis*, während *Helix silvestrina* im Donauthale und im Mainzer Becken sich finden, *Paludina globulus* bei Maulette in der Nähe von Houdan; dagegen fehlen hier einzelne *Helices*, wie *Ehingensis* und *rugulosa*, die *Cyclostomen* und *Melaniae* und namentlich *Planorbis pseudammonius* ganz. Auch die verbreiteten Ablagerungen im Donauthale, in welchen einzelne Species allgemein verbreitet sind, wie z. B. überall *Planorbis pseudammonius* sich findet, den ich desshalb als charakteristisch für diese Bildung angegeben habe, wie *Helix rugulosa*, die sich wenigstens sehr verbreitet findet, enthalten viele Species auf einzelne Orte beschränkt. So findet sich *Ancylus deperditus* nur bei Dächingen und Grimmelfingen; *Helix Ramondi*, der bei Wiesbaden und in der Auvergne etc. ebenfalls vorkommt, bei uns nur bei Ehingen; *Helix Kleinii* und *Giengensis* nur bei Hohenmemmingen; *Helix gyrorbis* bei Oepfingen; *Helix mucronata* am

Naturphiloſophen geradezu annimmt, der Menſch habe bereits in jenem heißen, rings um die ganze Erde ausgebreiteten Paradieſe gelebt, das der Cherub polwärts mit eiſigem Hauche in eine Wüſte verwandelt; auch er ſey Zeuge jenes raſchen Umſchlags des Klimas geweſen, wobei ſo viele Thiergeſchlechter in den höheren Breiten ausgerottet und nur die härteren erhalten und umgebildet worden.

Iſt dem ſo, hat jenes überall gleichförmig geheizte Treibhaus auch den Menſchen ausgebrütet, ſo denkt man ſich auch den Urſtamm, der in dieſer Periode bereits mehr oder weniger verbreitet lebte, von gleichförmiger Bildung. Dieſer Urſtamm, ſo ſcheint man conſequent weiter ſchließen zu dürfen, wird gewiß der Race am ähnlichſten geweſen ſeyn, welche noch jetzt als das echte Kind der heißeſten, üppigſten Erde erſcheint, nämlich der äthiopiſchen. — Als nun jene raſche Veränderung im Zuſtand der Erde eintrat, als die Klimate fortan von einer ſchwelgeriſchen Fülle bis zur eiſigen Erſtarrung eine abnehmende Reihe bildeten — welches Geſchöpf war da geeigneter, ſich polwärts dem völligen Untergang zu entziehen, als der Menſch, den ſchon die Freiheit in der Wahl ſeiner Lebensmittel am meiſten befähigt, den Wechſeln der Natur zu trotzen? Man erblickt in dieſer Kataſtrophe das Hauptmoment, das den urſprünglichen Menſchentypus zerſchlug, und in den nun klimatiſch ſehr verſchiedenen Landſtrichen verſchiedene Racen ausbildete. Wo die klimatiſchen Verhältniſſe den frühern am ähnlichſten geblieben waren, da, denkt man ſich, wird auch die Menſchengeſtalt der uranfänglichen noch jetzt am meiſten entſprechen, während ſich auf kühlerer Erde, dem Pole zu, eine andere, und vielleicht auf entgegengeſetzter Hemiſphäre eine dritte Form ausgeprägt hat. Auf dieſe Weiſe käme man ungefähr auf die Ideen mancher Naturforſcher, wie Pallas und Schelver, welche allen Ernſtes die Negergeſtalt für die Urform der Menſchheit erklärten. Während, wie wir oben geſehen haben, die ältern Anthropologen, und unter den modernen die myſtiſchen, die frommen und die oberflächlichen die Racen als Verartungen und Verzerrungen eines weißen Urſtammes faſſen, verfuhren jene gerade umgekehrt: ſie nahmen die Race, welche ihnen die unentwickelteſte und am wenigſten perfektible dünkte, als die Grundform und ließen, gemäß dem ſonſtigen Gang der Natur, welche ſtets von

Stoffelsberg bei Ehingen; *Clausilia grandis* nur bei Zwiefalten; die *Cyclostomen* und *Melanien* bei Ehingen und Grimmelfingen, eine *Neritina*, der *fluviat.* ähnlich, auf dem Hochsträss und die einzigen Muscheln, die bis jetzt gefunden wurden, *Cyclas Oepfing.*, bei Oepfingen in der Nähe von Ehingen, und *Anodonta anatinoides* bei Ilerieden und Grimmelfingen.

Die Beschreibung, welche *Thomä* über die fossilen Conchylien der Tertiärschichten bei Wiesbaden und Hochheim gegeben hat, zählt wieder andere Species und selbst Gattungen auf, während einzelne nur, wie *Helix Ramondi* und *silvestrina*, *Cyclostoma bisulcatum* und wahrscheinlich *Planorbis solidus (pseudammonius)* dort, wie bei uns sich finden.

Die von *Serres* beschriebenen Species stimmen, so weit sich nach Abbildungen urtheilen lässt, die meisten jedenfalls gar nicht mit den bei uns und im Mainzer Becken vorkommenden überein. Ebenso sind die in den andern Becken Frankreichs abgelagerten Conchylien der bei weitem grösseren Anzahl nach verschieden und nur wenige sind allgemein verbreitet, wie *Helix Ramondi*, *Limnaeus palustris* etc.

Auch die späteren Ablagerungen der Diluvialperiode stehen isolirt, wenigstens enthalten sie ausser den den lebenden ähnlichen Conchylien andere, die sich sonst fast nirgends finden, wie die nachfolgende Beschreibung zeigen wird.

Conchylien, welche im Süsswasserkalk der Tertiärperiode sich finden.

Ancylus deperditus Desm.

Tab. I. Fig. 1. a. b.

A. testa convexa, elliptica, mucrone apicis excentrico. Alt. $1\frac{1}{4}'''$, *long.* $3'''$, *lat.* $1\frac{1}{2}'''$. *)

v. Zieten **) Tab. XXXVII. Fig. 4., Bullet. de la société philomatique 1814. Decemb. P. 19.

*) Die Maasse sind immer pariser Duodecimalmaass.

**) v. Zieten, Abbildungen der Versteinerungen Württembergs. Stuttg. 1830.

ristomate reflexo, margine columellari calloso, umbilicum tegente; apertura lunata. Alt. 10 — 11‴; *lat.* 16 — 17‴.

Kommt mehr oder weniger gethürmt und fast um die Hälfte kleiner vor, nie so hoch als *H. pomatia*, ist aber breiter als diese, die Umgänge sind schmäler, weniger convex, der letzte bei weitem nicht so bauchig.

Von *H. insignis* unterscheidet sie sich durch die mehr gedrückte Form, namentlich aber durch die untere Fläche, welche ganz convex sich mit dem Wulste des Spiralrandes des Mundsaumes verbindet, der verdickt den Nabel ganz deckt.

Von *H. Muttiaca Steining.*, *Thomae* S. 129. Tab. II. Fig. 2., durch die bedeutendere Grösse, Mangel an Glanz, stärkere Streifung, geringere Convexität der Umgänge, dadurch seichtere Naht, so dass die Art der Thürmung eine andere ist, durch den Mangel einer Lamelle, welche die Mündungswand deckt.

Die Steinkerne sind sehr weit und tief genabelt, auch die jüngeren Exemplare mit Schale zeigen einen noch offenen Nabel, der aber nach und nach durch den umgeschlagenen Mundsaum, und durch einen dicken Wulst desselben völlig bedeckt wird.

Fundort: bei Blinzhofen in der Nähe von Ehingen, am Kuhberg bei Ulm, mit und ohne Schalen; bei Grimmelfingen in der Nähe von Ulm nur als Steinkern.

Helix silvestrina v. Ziet en.

Tab. I. Fig. 4. a. b. und c. mit besonders stark umgeschlagenem Mundsaum.

H. testa imperforata, globuloso-conica, anfr. 5½, *peristomate reflexo, margine externo arcuato reflexo, margine interno incrassato, margine columellari recto, basi replicatim adnato; apertura subangulato-lunata.*

v. Ziet. Tab. XXIX. Fig. 2. *Thomae* S. 131.

Kommt mehr oder weniger gethürmt vor, so dass die Durchmesser von 6‴ Höhe und 10½‴ Breite, 7‴ Höhe und 10‴ Breite bis zu 8‴ Höhe und 12½‴ Breite wechseln.

Der letzte Umgang zeigt oft noch 3 — 4 — 5 deutliche Bandstreifen. Steht *H. hortens. Müll.* und *nemoral. L.* nahe, unter-

scheidet sich aber durch die kleinere schief gestellte Mundöffnung und den stärker umgeschlagenen Mundsaum.

Fundort: Steinheim, Giengen, Grimmelfingen, Nördlingen; bei Ehingen findet sich die grössere Form, die aber weniger gethürmt ist, als *H. nemoralis*. Bei Hohenmemmingen im Brenzthale findet sie sich in kugeligen Massen eingehüllt.

Helix Ramondi Brongn.

Tab. I. Fig. 5. a. b.

H. testa obtecte perforata, globulosa, spira obtusa, prominula; anfr. 6 convexis, transverse costulato-striatis, ultimo multo ampliori, ad aperturam inflato, basi convexo; peristomate reflexo, incrassato, margine columellari basi dilatato, umbilicum tegente; apertura lunata. Alt. 6‴; lat. 8—9‴.

Brongn. Annal. du museum d'hist. nat. Tom. XV. Pl. 23. Fig. 5. Die Mundöffnung, welche der Schale fehlte, ist zu gross angenommen, und schon *Lamarck* giebt sie in seiner Hist. nat. Tom. VIII. P. 135. kleiner, halbmondförmig an, wie sie bei unseren Exemplaren ist, welche jedoch kleiner sind, als die dort angeführte Grösse sie bezeichnet.

Die Steinkerne haben einen Nabel, weshalb die Bezeichnung *obtecte perforata* statt *imperforata Lam.* gewählt wurde.

Der letzte Umgang beginnt schmal und wird rasch zunehmend sehr gross, bauchig; die Nähte ausgehöhlt, der Spiralrand ist an der Basis ganz angelegt, etwas vertieft gegen den Rand und bildet nur einen leichten Wulst an der Spindel; der andere Theil des Mundsaums ist leicht umgeschlagen; die Mundöffnung weit, schief abwärts gerichtet.

Fundort: Schiff bei Ehingen; selten.

Helix rugulosa v. Martens.

Tab. I. Fig. 6. a. b.

H. testa imperforata, globosa; anfr. 5 approximatis, confluentibus, oblique costulatis; peristomate reflexo, margine columellari recto, basi adnato; apertura parva, subovata, basin versus contracta. Alt. 5½‴; lat. 7‴.

v. *Zieten* Tab. XXIX. Fig. 5.

Unterscheidet sich durch ihre Form von allen lebenden Arten. Sie ist kugelig mit erhobener Spitze der Spindel, die Umgänge sind durch sehr seichte Nähte von einander getrennt, der letzte weicht gegen die Mundöffnung hin stark gegen die Basis, so dass die kleine Oeffnung abwärts geneigt ist, hie und da hat derselbe einen leichten Kiel, der sich gegen die Mundöffnung ganz verflacht; der Spindelrand des Mundsaumes ist ganz an die Basis angelegt, der andere Theil des Randes umgeschlagen.

Bei der Hauptform sind sehr starke Streifen, allein sie kommt bald mehr bald weniger gestreift vor und *H. globulosa Benz*, v. *Zieten* Tab. XXIX. Fig. 3. ist wohl nur abgeschliffene *rugulosa*.

Findet sich in Menge am Michelsberg und Kuhberg bei Ulm, Blinshofen bei Ehingen, Böttingen, Oggenhausen bei Heidenheim und bei Nördlingen.

Helix depressa v. Martens.

Tab. I. Fig. 7. a. b.

H. testa imperforata, conico-depressa, striata; anfr. $5^1/_2$ *subplanis, approximatis, ultimo subangulato; peristomate subreflexo, margine columellari basi adnato; apertura oblique lunata. Alt.* $7'''$; *lat.* $11^1/_2'''$.

v. *Ziet.* Tab. XXIX. Fig. 6., wo aber der letzte Umgang zu rundlich gemacht ist.

Hat die Gestalt einer niedern Pyramide mit breiter Basis, die Umgänge sind durch sehr seichte Nähte von einander getrennt, so dass die oberen Windungen selbst völlig in einander fliessen. Der letzte Umgang zeigt einen mehr oder weniger stark hervortretenden Kiel, der am obern Rand der Mundöffnung beginnt und an der äussern Seite des Umgangs verlaufend, immer niederer wird und gegen das Ende ganz verschwindet, so dass der Umgang rundlich wird. Die Mundöffnung ist schief halbmondförmig, abwärts gerichtet.

Fundort: am Kuhberg und Michelsberg bei Ulm; bei Ehingen, Grimmelfingen; selten.

Helix Kleinii Krauss.

Tab. I. Fig. 8. a. b.

H. testa conico-globosa, imperforata, striata; anfr. 6, *ultimo ventricoso, ceteris planiusculis multo majori; peristomate acuto, margine columellari subreflexo; apertura oblique lunata. Alt.* 2½‴; *lat.* 4‴.

Ist in der Form der *H. bidentata Chemn.* sehr verwandt, unterscheidet sich aber durch die geringere Anzahl der kaum convexen Umgänge, von denen der letzte sehr bauchig ist und Zweidrittel der ganzen Höhe der Schale einnimmt. Der theilweise beschädigte Mundsaum lässt nicht genau bestimmen, ob derselbe umgeschlagen ist, wohl aber ist nach dem Mangel an Eindrücken hinter dem Mundsaum anzunehmen, dass die Mundöffnung ohne Zähne ist.

Das einzige Exemplar wurde in der mittlern Schichte an der neuen Steige oberhalb Hohenmemmingen gefunden.

Helix Giengensis Krauss.

Tab. I. Fig. 9. a. b.

H. testa depressa, late umbilicata, subtilissime striata; anfr. 5½ *convexis; peristomate reflexo; apertura lunata. Alt* 2⅓‴; *lat.* 4‴.

Steht der *H. obvoluta Müll.* sehr nahe, unterscheidet sich aber durch ein zwar niedergedrücktes, aber doch gewölbtes Gewinde, geringere Anzahl von Umgängen und zärtere Streifung derselben, durch kleinern Nabel und die mehr abwärts gezogene, wahrscheinlich halbmondförmige Mundöffnung. Die obere Hälfte des Mundsaums ist abgebrochen, aber aus der Richtung der vorhandenen Hälfte lässt sich erkennen, dass die Mundöffnung die angegebene sein wird, jedenfalls fehlt der Eindruck an dem untern Theil des Mundsaums, der mit dem des obern Theils der *H. obvolut.* eine stumpfdreieckige Mundöffnung ertheilt.

Sie hat viel Aehnlichkeit mit *H. osculum, Thomae* S. 137. Tab. III. Fig. 4., ist aber auf der obern und untern Seite platter, der Nabel ist weiter offen, (*osculum* ist kugeliger, der Nabel durch

den umgeschlagenen Rand verdeckt) die Mundöffnung ist kleiner, an den Umgang angedrückt.

An der neuen Steige oberhalb Hohenmemmingen mit Schale und am Michelsberg bei Ulm als Steinkern; selten.

Helix Steinheimensis mihi.

Tab. I. Fig. 10. a. b.

H. testa umbilicata, depresse globulosa; anfr. 5 convexis, transverse rugoso-striatis; peristomate acuto, reflexo, margine columellari reflexo, callo laevi; apertura rotundato-lunata. Alt. 7‴; lat. 12‴.

Die Höhe der Schale wird fast allein durch den letzten Umgang gebildet, die andern Umgänge bilden nur eine leichte Convexität, die Umgänge sind rundlich, die Nähte tief. Der Mundsaum ist leicht zurückgeschlagen und geht in einen glatten Callus über, der die Mündungswand deckt.

Unterscheidet sich von *H. lapidaria*, *Thom.* S. 138. Tab. III. Fig. 7., und *H. verticilloides*, *Thom.* S. 138. Tab. IV. Fig. 5. durch geringere Höhe, niedergedrücktes Gewinde, geringere Anzahl von Umgängen und umgeschlagenen Mundsaum.

Von *H. increscens*, *Thom.* S. 139. durch die platter liegenden oberen Windungen, die durch seichte Nähte getrennt sind, dagegen nimmt der letzte Umgang noch mehr zu, desshalb sie auch höher ist, obgleich die Thürmung geringer ist.

Helix subangulosa Benz.

Tab. I. Fig. 11. a. b.

H. testa umbilicata, conica, striata; anfr. 6½ subplanis, ultimo subangulato; peristomate recto; apertura rotundato-lunata. Alt. 5½‴; lat. 8‴.

v. *Zieten* Tab. XXXI. Fig. 2.

Der Form nach ähnlich *H. depressa v. Mart.*, von der sie sich aber durch den tiefen, offenen Nabel bei völlig erhaltener Schale unterscheidet, und durch die grössere Zahl der Umgänge. An der Mundöffnung beginnt ebenfalls ein leichter Kiel, der sich allmählig verflacht und in der rundlichen Wandung des breiter

werdenden letzten Umgangs verliert. Die Naht zwischen dem letzten und nächsten Umgang ist ausgehöhlt, zwischen den andern sehr seicht, die Umgänge selbst platt, aneinander liegend. Der Mundsaum fehlt zum Theil, ist wahrscheinlich scharf, gerade; die Mundöffnung ist halbmondförmig, nicht abwärts gerichtet, die Ränder des Mundsaumes einander genähert.

Fundort: bei Ehingen; selten.

Helix inflexa v. Martens.

Tab. I. Fig. 12. a. b.

H. testa umbilicata, depressa; anfr. 5½ *plano-convexis, subtiliter striatis; peristomate reflexo, margine columellari reflexo; apertura magna, orato-lunata. Alt.* 6‴; *lat.* 11 — 12‴.

v. *Zieten* Tab. XXXI. Fig. 1.

Hat die grösste Aehnlichkeit mit *H. planospira Lam.* Die Schale ist fein gestreift, der letzte Umgang von oben nach unten sehr breit, seine äussere Fläche flach convex, die untere Fläche convex, die anderen Umgänge sind kaum erhaben über den letzten; die Mundöffnung ist abwärts geneigt, in die Breite gezogen, der Mundsaum stark umgeschlagen, der verdickte Spindelrand deckt etwas den Nabel.

Unterscheidet sich von *H. Arnoldi*, Thom. S. 136. Tab. III. Fig. 6., von *H. cingulata Stud.*, dass die Ränder des Mundsaums sich nicht nähern und durch keinen Callus verbunden sind, die Mundöffnung nicht rundlich, sondern in die Breite gezogen ist.

Fundort: bei Dächingen, wo die Schale hie und da auf dem letzten Umgang einen braunen Streifen hat; bei Giengen und Zwiefaltendorf mit Schale. Die bei Hohenmemmingen gefundenen Exemplare sind sehr gross und haben ein mehr erhobenes Gewinde. Bei Blaubeuren und am Schiff bei Ehingen meist als Steinkerne, die weit und tief genabelt, die Umgänge durch tiefe Nähte getrennt sind.

Helix orbicularis mihi.

Tab. I. Fig. 13. a. b.

H. testa late umbilicata, depressa, subtilissime striata; anfr. 5½ *approximatis, ultimo dilatato; spira subplana, suturis sim-*

plicibus; peristomate acuto, apertura semilunari. Alt. 4‴; *lat.* 7½‴.

Diese Species gehört zu *H. cellar. Mull.*, *nitens Mich.*

Die Schale ist zusammengedrückt, die Umgänge sind sehr wenig convex, anliegend mit sehr seichter Naht, nur der letzte, der gegen die Mundöffnung an Breite zunimmt, ist rund, aber auf der untern Fläche platter und vermehrt die Höhe der Schale dadurch, dass er auf der Basis gegen die Mundöffnung hin mehr hervorragt. Die Mundöffnung ist halbmondförmig, etwas in die Breite gezogen; der Mundsaum scharf.

Auf dem Michelsberg bei Ulm; selten.

Bei Nördlingen findet sich eine Species, die ganz ähnlich der eben beschriebenen *H. orbicularis* ist, aber, obgleich der letzte Umgang die Erweiterung gegen die Mundöffnung zeigt, also als ausgewachsen angenommen werden darf, doch viel kleiner ist, und nur 4¾‴ Breite und 2¼‴ Höhe hat.

Helix gyrorbis mihi.

Tab. I. Fig. 14. a. b c.

H. testa perspective umbilicata, depressa, arctispira, spira plana; anfr. 9 *subteretibus, subtilissime costulatis; peristomate? apertura? Alt.* ¾‴; *lat.* 3‴.

Steht der *H. rotundata Mull.* nahe, ist aber grösser, flacher, und hat mehr Umgänge, die keine Andeutung von Kiel zeigen, die Rippen sind stärker, sehr regelmässig und enggestellt. Die Mundöffnung fehlt, und somit weder diese, noch die Beschaffenheit des Mundsaums zu bestimmen.

Es wurde nur ein Exemplar bei Oepfingen in der Nähe von Ehingen gefunden.

Helix mucronata mihi.

Tab. I. Fig. 15.

H. testa umbilicata, spira apice turriformi elevata, mucronata; anfr. 5 *convexis, suturis parum excavatis; peristomate? apertura? Alt.* 1½‴; *lat.* 2‴.

Obgleich das einzige Exemplar, am Stoffelsberg bei Ehingen gefunden, nur Steinkern ist, so erschien mir doch dasselbe der ausgezeichneten Form wegen, der Mittheilung werth. Die 3 letzten Umgänge sind rundlich, der 4. und 5. bilden schnell abnehmend und stark sich erhebend eine kleine Spitze; die Nähte sind seicht. Die untere Fläche ist ausgehöhlt und desshalb die Schale als genabelt angegeben, was sich aber nicht bestimmt sagen lässt; die Mundöffnung ist nicht zu erkennen.

Clausilia grandis mihi.

Tab. I. Fig. 16. a. b.

Cl. testa elongata, fusiformi, ventricosa, solida, imperforata, transverse striata; anfr. 14 — 15 *subplanis, suturis simplicibus; peristomate connexo, margine columellari arcuato-reflexo, lamelliformi elevato, canaliformi cum margine externo confluente, margine externo recto; apertura pyriformi, fauce triplicato, plica columellari horizontali, alteris obliquis immersis; cervice non contracto. Alt.* 16 — 17‴; *lat.* 4¾‴.

Die fast platten Umgänge mit sehr seichter Naht nehmen nach oben schnell an Dicke ab, und enden in einer ausgezogenen aber abgestumpften Spitze. Die Mundöffnung ist birnförmig und endet nach oben in einen Winkel zusammengezogen. Der Spiralrand des Mundsaums ist als umgeschlagene Platte erhoben, der äussere Rand ist fast gerade, einfach und nicht umgeschlagen, und verbindet sich in einem Winkel mit dem andern Theil des Mundsaums. Die 3 Falten, von denen die obere horizontal, die beiden andern schief gestellt sind, erreichen den Rand des Mundsaums nicht, sind versenkt.

Von *Cl. bulimoides*, *Pfeiffer*, S. 149. Tab. IV. Fig. 6. unterscheidet sie sich durch die platteren, schmäleren und zahlreicheren Umgänge, im Allgemeinen weniger bauchige Form, die mehr in eine Spitze ausgezogene Spindel, durch den geraden äussern Rand des Mundsaums und die Form der Mundöffnung, sowie Stellung und Zahl der Falten.

Dagegen dürfte sie der *Cl. maxima Gratelloup*, *Lamarck* hist. nat. Tom. VIII. S. 217. nahe stehen; allein die Beschreibung

der niedrigeren Form zur höhern aufsteigt, die höhern Racen aus jener sich hervorentwickeln, so daß die kaukasische die letzte in der Reihe wäre. Nun ist aber auch diese Race, wie die mongolische und amerikanische, gegenwärtig in alle Himmelsstriche getaucht, reicht einerseits über den Polarkreis hinauf, anderseits, in Hindostan, tief in den heißen Erdgürtel hinab; und schon dies steht entgegen, wenn man die kaukasische oder jede andere Race als ein eigenthümliches, verhältnißmäßig neueres Produkt höherer Breiten betrachten wollte.

Es gibt einen auffallenden Punkt in der Ethnographie, den wir vor allen hervorheben würden, wenn es darauf ankäme, die Annahme zu vertheidigen, daß der Mensch bereits existirt habe, als in unsern Landstrichen Elephanten lebten und Palmen wuchsen. Aber sonderbar! gerade dieser Punkt widerspricht der daraus gezogenen Folgerung, daß die damalige Menschheit eine gleichförmige gewesen sey, und die Racen sich aus ihr in den Zonen der nunmehr vom Pol gegen den Aequator strenger abgestuften Klimate gebildet haben.

Für diejenigen, welche alle Völker von Einem Punkte aus über die gegenwärtige Erde wandern lassen mußten, war es von jeher eine der peinlichsten Schwierigkeiten, zu erklären, was die Völker des nördlichen Polarkreises in diese schauerlichen Wüsten getrieben haben mochte, wo Meer und Land in der Erstarrung verschmelzen. Die einzige vernünftige Annahme, Hinausdrängung durch historische Völker, wird nicht nur durch keine geschichtliche Spur unterstützt; der Anblick aller Völker weit und breit, denen man jenen Effekt zuschreiben könnte, spricht durchaus dagegen. Dächte man sich aber diese Stämme auf Inseln des warmen, vorweltlichen Polarmeers vom Umschlag des Klimas überrascht, so erklärte sich ihre Verzerrung und ihre Isolirung gleich gut. Die der Katastrophe entgangenen ärmlichen Reste der Bevölkerung fügten sich in das aufgedrungene Gesetz der harten Natur; der Druck des Klimas verbildete ihnen Leib und Seele zur jetzigen Ungestalt, und als die successiven Hebungen des Meeresbodens zwischen ihren Wohnsitzen und dem Festland Brücken bauten und der jetzige Umriß desselben sich vervollständigte, da waren sie längst ihrem Boden so einverleibt, daß sie jenes Agens, das den Menschen zur Auswanderung im Großen bestimmt, in sich nicht mehr zu entwickeln

reicht zur Bestimmung nicht aus, indem die Anzahl der Umgänge und die Stellung der Falten nicht angegeben sind, und Abbildung konnte ich mir keine verschaffen.

Fundort: Zwiefalten; selten.

Clausilia antiqua Schübler.

Tab. I. Fig. 17. a. b.

Cl. testa fusiformi, costulata; anfr. 15 *subplanis, ultimo majori; peristomate continuo, margine externo recto, columellari arcuato-reflexo; plicis columellaribus tribus, una superiore horizontali, binis inferioribus cuneatis obliquis, pariete externo glabro; cervice non contracto; apertura pyriformi. Alt.* 12‴; *lat.* 3‴.

c. *Zieten* Tab. XXXI. Fig. 3. aber ohne Falten abgebildet.

Mundöffnung und Stellung der Falten ist der *Cl. grandis* ziemlich gleich, allein die ganze Schale ist viel kleiner, weniger bauchig, gleichförmig zugespitzt, stärker gestreift; an den Nähten sind die Umgänge leicht vertieft, und zeigen neben dieser Rinne eine Anschwellung. Die 2 oberen Falten reichen bis an den Mundsaum, während sie bei *grandis* versenkt sind; der innere Rand des Mundsaumes ist leicht umgeschlagen und nicht lamellenartig erhoben.

Fundort: bei Steinheim mit Schale, selten; bei Grimmelfingen und am Michelsberg bei Ulm als Steinkerne.

Bei Ehingen finden sich Steinkerne einer *Clausilia*, welche in Grösse zwischen *grandis* und *antiqua*, in Form und Streifung an *antiqua* stehen; die 3 letzten Umgänge, welche allein vorhanden sind, zeichnen sich durch ihre Breite aus, und nehmen die Länge der 4 letzten der *antiqua* ein.

Pupa Schübleri mihi.

Tab. I. Fig. 18. a. b.

P. testa rimata, cylindrica, subtilissime striata, anfr. 8 *subplanis, suturis vix excavatis, apice obtusa; peristomate acuto, reflexo; apertura ampla, angulato-ovata, fauce quinquedentata, duabus anterioribus majoribus in columella, tribus parvis internis in fauce. Alt.* 3½‴; *lat.* 1‴.

Schübler nannte diese Species *P. antiqua*, welche in v. *Zieten* Tab. XXIX. Fig. 7. abgebildet ist, da aber *Matheron* in den Annal. de scienc. et de l'industr. du midi Tom III. pag. 56. Pl. 1. schon eine *Pupa antiqua* aufgeführt hat, welche in Form der *P. tridens Drap.* ähnlich, grösser und eiförmig ist und keine Zähne hat, so habe ich eine Aenderung des Namens für nöthig gehalten.

Die Schale, welche ich besitze, hat nur die 4 untern Umgänge, die Grösse und Anzahl der Umgänge ist nach der Abbildung angegeben, dagegen ist die Mundöffnung sehr gut erhalten und zeigt deutlich die zwei grösseren Zähne an der Spindel, hinter einander stehend, zwei kleinere schief aber unter sich parallel gestellt, in der Tiefe versenkt, und eine Falte an der hintern Wand im Gaumen sich herabziehend. Die Mundöffnung ist weit, oben breiter, nach unten verschmälert und zugerundet. Der Mundsaum ist leicht lippenartig umgebogen, der Spindelrand umgeschlagen.

Bei Steinheim; selten.

Pupa acuminata mihi.

Tab. I. Fig. 19. a. b.

P. testa rimata, acuminato-ovata, anfr. 5½ *superioribus celeriter decrescentibus, apice acuminata; peristomate reflexo; apertura minima, unidentata. Alt.* 1½‴; *lat.* 1‴.

Die Schale ist fassförmig, aber schnell nach oben zugespitzt, die Umgänge sind convex, der letzte und die 2 nächsten gross, die andern nehmen schnell ab und bilden so eine abgestumpfte Spitze. Die Mundöffnung ist klein und zeigt an der Spindel einen Zahn; der Mundsaum ist leicht umgeschlagen.

Steht der *Pup. muscorum Nils.* nahe, unterscheidet sich aber von ihr durch grössere Dicke und schnelleres Abnehmen der Umgänge.

Fundort: Dächingen, Oepfingen bei Ehingen und Hohenmemmingen; selten.

Pupa Noerdlingensis mihi.

Tab. I. Fig. 20.

P. testa ovato-elongata, subtilissime striata, anfr. 9, *subplanis; perist.? apert.? Alt.* 3½‴; *lat.* 1½‴.

Am Goldberg bei Nördlingen finden sich Abdrücke und Steinkerne dieser Art, die Abdrücke sind sehr scharf und zeigen deutlich die gestreiften 9 Umgänge, mit ziemlich seichten Nähten, an der verlängert eiförmigen Schale. Mundöffnung und Mundsaum sind aber nicht zu erkennen, und die Species blos angeführt, um aufmerksam darauf zu machen.

Cyclostoma bisulcatum v. Zieten.

Tab. I. Fig. 21. a. b. c.

C. testa subperforata, ovato-conoidea, costis sulcata, subtiliter decussata, spira obtusa; anfr. 5 *convexis, ultimo ventricoso; apertura perpendiculari, rotundata, cervice producta; peristomate continuo, subsoluto, patulo, incrassato, operculo immerso, plano, paucispiro. Alt.* 7‴; *lat.* 6 — 7‴. *Thom.* P. 146. Tab. IV. Fig. 2.

v. *Zieten* Tab. XXX. Fig. 6.

Die 3 letzten Umgänge zeigen abwechselnd stärkere und schwächere den Umgängen parallele Streifen, jedoch ist die Streifung nicht an allen Exemplaren gleich, die schwächern Streifen verschwinden und namentlich zeigen die sehr scharfen Abdrücke, wie sie bei Grimmelfingen gefunden werden, nur einfache, mehr von einander entfernte, tiefe Furchen, den stärkern Streifen entsprechend; die Schalen fehlen dort ganz und wenn auch die Abdrücke ausgefüllt sind, so sind es nur Steinkerne, welche einen deutlichen Nabel zeigen, in den sich die Naht fortsetzt.

Die 2 oberen Umgänge sind immer glatt. Die Mundöffnung ist rund, aber an der Anheftungsstelle etwas zugespitzt.

Von *Cycl. sulcatum Drap.* unterscheidet sie sich durch die weniger gestreckte, mehr bauchige Form und die runde Mundöffnung, die bei *sulcatum* mehr in die Länge gezogen ist.

Von *Cycl. costulatum Ziegl.*, mit der sie Form und Mundöffnung gemein hat, dass die transversellen Streifen kaum sichtbar, dagegen die longitudinellen stärker sind, und der Deckel versenkt ist, wie Fig. 21. c. zeigt.

Fundort: in den untern Schichten am Schiff und bei Blinzhofen in der Nähe von Ehingen, bei Grimmelfingen und am Michelsberg bei Ulm.

Cyclostoma glabrum Schübler.

Tab. I. Fig. 22. a. b.

C. testa subperforata, conico-ovata, glabra; anfr. 5 convexis, suturis profundis; apertura ovato-rotundata; peristomate continuo, subreflexo; operculo? Alt. 4½‴; *lat.* 2½‴.

v. Zieten Tab. XXXI. Fig. 9.

Die Schale glatt, viel kleiner als die vorige. Die convexen Umgänge sind durch tiefe Nähte getrennt, der letzte grössere ist gegen die Basis herabgezogen; die Mundöffnung ist im allgemeinen rund, aber etwas in die Länge gezogen; der deutlich umgeschlagene, zusammenhängende Mundsaum charakterisirt sie als *Cyclostoma.*

Fundort: bei Ulm, Grimmelfingen und Illerieden.

Planorbis pseudammonius Voltz.

Tab. I. Fig. 23. a. obere, b. untere Fläche, c. Mundöffnung.

Pl. testa magna, utrinque, infra profundius concava; anfr. 5½ *supra magis, quam subtus planis, subtiliter oblique striatis, celeriter accrescentibus; peristomate crasso, subtus retracto, supra provecto, subcontinuo, callo laevi; apertura oblique rotundata. Alt.* 3½‴; *lat.* 11 — 13‴.

v. Zieten Tab. XXIX. Fig. 8.

Steht dem *Pl. corneus Drap.* nahe, unterscheidet sich aber durch das umgekehrte Verhältniss, indem er unten concaver ist, während seine obere Fläche nur leicht ausgehöhlt ist, auch seine Umgänge, namentlich der letzte auf dieser obern Fläche viel platter sind, als auf der untern, auf der sie eine starke Wölbung mit tiefen Nähten zeigen; die Nähte der obern Fläche sind seicht. Der Mundsaum ist verdickt und durch einen glatten Callus auf der Mündungswand zusammenhängend. Die Mundöffnung ist rundlich, abgerundet nach unten durch die convexe, nach unten vorragende Fläche des letzten Umgangs; nach oben abgeplattet durch die platte, nicht vorragende obere Fläche desselben.

Von *Pl. rotundatus Brongn.* Annal. d. scienc. nat. Tom. XV. P. 370. Pl. 22. Fig. 4. unterscheidet er sich durch dasselbe

Verhältniss seiner Flächen, welche dieser mit *Pl. corneus* gleich hat, und dessen Umgänge mehr cylindrisch sind.

Dagegen dürfte *Pl. solidus Thom.* der Beschreibung nach im angeführten Werke P. 153. und des dort angegebenen Verhältnisses zu *corneus*, derselbe sein; Abbildung ist keine beigegeben.

Fundort: bei Ulm, Dächingen, Ehingen, Grimmelfingen, meist als Steinkerne, mit kreideartigem Ueberzug als Schale, bei Giengen mit völlig erhaltener Schale. Bei Hohenmemmingen ist die innere Wandung mit kleinen Kalkspathcrystallen besetzt und die Höhle selbst mit einer Flüssigkeit angefüllt.

Planorbis costatus mihi.

Tab. I. Fig. 24. a. obere, b. untere Fläche, c. Mundöffnung.

Pl. testa minima, utrinque concava, subtus umbilicata; anfr. $3^1/_2$ *oblique costatis, costis approximatis, elevatis, ultimo anfractu ampliori; peristomate continuo, acuto; apertura subrotundata. Alt.* $^1/_4$‴; *lat.* $^3/_4$‴.

v. *Zieten* Tab. XXIX. Fig. 9., wo er als *Pl. imbricatus Drap.* aufgeführt ist. Von dem lebenden *imbricatus* unterscheidet er sich aber durch die viel stärkern, im Verhältniss zur Grösse der Schale sehr erhabenen Rippen und den viel bauchigeren letzten Umgang, der auf der obern Fläche hervorragt, während die andern etwas versenkt sind, ebenso ragt der letzte Umgang gegen die Mundöffnung hin stark auf der untern Fläche hervor, so dass der nächste Umgang mit seinem Rande fast in die Mitte der Mundöffnung zu stehen kommt. Die Mundöffnung ist weit, rund; der Mundsaum zusammenhängend, etwas umgeschlagen.

Fundort: Steinheim, im Sand und den obern schieferartig sich absondernden Kalkplatten.

Planorbis hemistoma Sowerb.

Tab. I. Fig. 25. a. obere, b. untere Fläche, c. Mundöffnung.

Pl. testa depressa, subtus umbilicata, supra subconvexa, vertice depressa, subtilissime striata; anfr. $3^1/_2$, *ultimo ampliori;*

peristomate acuto, continuo, margine inferiori retracto; apertura subrotundata. Alt. ½‴; *lat.* 1⅓‴.

Sowerby mineral. conchyol. Tom. II. P. 91. Tab. 140. Fig. 6. *v. Zieten* Tab. XXIX. Fig. 10.

Schale grösser als die vorige und fast glatt, nur sehr fein gestreift; der letzte Umgang auf der obern Fläche leicht convex, nach innen mit etwas scharfem Rande, die andern Umgänge allmählig etwas versenkt; auf der untern Seite auch nur leicht convex, oft selbst fast platt, die andern Umgänge nabelförmig versenkt, aber alle sichtbar. Die Umgänge nehmen allmählig an Grösse zu und der letzte wird gegen die Mundöffnung weiter und ragt nach unten gegen die Basis hervor, so dass die Mundöffnung nach unten erweitert erscheint und über die nächste Windung hervorragt, während der obere Rand des scharfen Mundsaums mit der Windung gleich liegt. Die Mundöffnung hat einen leichten Winkel oben an der Anlagerung des Mundsaums an die Mündungswand und unten, wo sich der Mundsaum umbeugt, um sich anzulegen; der andere Theil der Oeffnung ist abgerundet.

Fundort mit dem Vorigen bei Steinheim.

Planorbis laevis mihi.

Tab. I. Fig. 26. a. obere, b. untere Fläche, c. Mundöffnung.

Pl. testa utrinque concava, supra vertice depressa, subtus umbilicata; anfr. 3½ *teretibus, sensim increscentibus; peristomate acuto; apertura subrotundata. Alt.* ¾‴; *lat.* 2‴.

Unterscheidet sich von den beiden vorigen durch seine Grösse und durch das gleichförmige Zunehmen seiner glatten, glänzenden Umgänge, welche auf beiden Seiten convex, im Allgemeinen rundlich sind, von denen der letzte Umgang nicht nach unten abbiegt, so dass die Mundöffnung in gleicher Ebene liegt.

Fundort: Dächingen in den obersten schieferartig sich spaltenden Kalkplatten und bei Hohenmemmingen, wo aber die Schale ihren Glanz verloren hat und in einen kreideartigen Ueberzug umgewandelt ist.

Planorbis oxystoma mihi.

Tab. I. Fig. 27. a. obere, b. untere Fläche, c. Mundöffnung.

Pl. testa perspective umbilicata, depressa, spira plana; anfr. 4½ subteretibus, celeriter increscentibus; peristomate continuo, incrassato, margine externo subreflexo; apertura patula, angulato-rotundata. Alt. 1‴; lat. 3‴.

Die sehr fein gestreiften Umgänge liegen auf der obern Fläche in einer ziemlich platten Ebene, sind durch deutlich ausgehöhlte Nähte von einander getrennt und nehmen rasch an Grösse zu. Der letzte Umgang ist auf der obern Fläche ziemlich platt, sehr convex dagegen auf der äussern und untern Fläche, erweitert sich gegen die Mundöffnung hin und bildet auf der untern sehr hervorragenden Fläche einen leichten Kiel, von dem er steil gegen den weit offenen Nabel abfällt, in welchem die andern Umgänge sichtbar sind. Der Mundsaum ist verdickt, etwas umgeschlagen und die im allgemeinen runde Mundöffnung durch die platte obere Fläche des Umgangs an dem anliegenden Theile winkelig gezogen.

Fundort: Steinheim, selten.

Planorbis Kraussii mihi.

Tab. I. Fig. 28. a. obere, b. untere Fläche, c. Mundöffnung.

Pl. testa minima, glabra, supra convexa, subtus subplana, umbilico minimo; anfr. 3 subteretibus, ultimo multo ampliori, subangulato, subtus prominente; peristomate continuo, incrassato; apertura rotundata. Alt. ½‴; lat. 1‴.

Die Schale ist sehr fein genabelt, die innern Umgänge sind sehr klein und versenkt auf der obern Fläche, der letzte nimmt sehr rasch zu und wird gegen die Mundöffnung hin sehr erweitert, auf seiner obern convexen Fläche zeigt er an der innern Seite einen leichten Winkel, seine untere plattere Fläche wird durch einen stärker hervortretenden Kiel von der äussern convexen geschieden. Auf der untern Fläche ist eigentlich allein dieser letzte Umgang sichtbar, und ragt gegen die Mundöffnung hin auf der Basis noch mehr hervor, die kleinen andern sind im

feinen Nabel versenkt. Durch das Hervortreten auf der obern und untern Fläche umfasst so der Umgang die andern. Der Mundsaum ist durch einen Callus an der Mündungswand vollkommen und verdickt. Der innere Theil der im Allgemeinen rundlichen, aber in die Breite gezogenen, weiten Mundöffnung wird durch die Anlagerung an der nächsten Windung etwas winkelig.

Fundort: Steinheim, selten.

Melania bulimoides mihi.

Tab. II. Fig. 1. a. b.

M. testa imperforata, oblongo-conica, obtusa; anfr. 5 *subplanis, ultimo majori elongato; peristomate acuto, margine columellari calloso; apertura elongato-ovata, ad basin effusa. Alt.* 7‴; *lat.* $3\frac{1}{2}$‴.

Die Schale ist glatt, verlängert eiförmig, mit stumpfer Spitze und an der Basis ebenfalls etwas verschmälert. Die Umgänge sind platt, der letzte grösser, nach unten ausgezogen mit leichter Zuspitzung. Die Naht zwischen dem letzten und vierten Umgang ist seichter, tiefer zwischen den andern Umgängen. Der Mundsaum ist aussen scharf, der Spindelrand dagegen verdickt; die Mundöffnung verlängert eiförmig, nach oben in einen Winkel ausgezogen.

Der Form nach steht sie der *Melania afra Zieg l.* nahe, die Umgänge sind aber weniger bauchig.

Fundort: bei Grimmelfingen, selten.

Melania turrita mihi.

Tab. II. Fig. 2.

M. testa turrita, apice obtusa; anfr. 9 *plano-convexis, costulatis, costis transversis regularibus, striis longitudinalibus decussatis, suturis parum excavatis; peristomate et apertura? Alt.* 13 — 20‴; *lat.* 5 — $7\frac{1}{2}$‴.

Die Steinkerne haben die Form einer *Turritella*, die Umgänge sind sehr convex, durch tiefe Nähte getrennt, so dass die einzelnen Umgänge völlig frei stehen. Durch die Schale werden die Nähte

ganz übersprungen und nur leicht convexe Umgänge mit seichter Naht entstehen. Die Umgänge zeigen auf der Oberfläche stark erhabene transverselle Rippen, die in regelmässiger Entfernung stehen und durch viel weniger erhabene Longitudinalstreifen gegittert erscheinen. Die ersten 3 Longitudinalstreifen am Anfange eines jeden Umgangs sind die stärksten, die andern sind weniger erhaben. Den obern Umgängen fehlen diese Längenstreifen. Die Umgänge nehmen gleichförmig ab und enden in einer stumpfen Spitze.

Mundsaum und Mundöffnung sind an keinem der Exemplare zu bestimmen, allein die Aehnlichkeit in der Form mit *Melan. truncata Lam.* und den fossilen Species *costellata* und *lactea Lam.* rechtfertigen wohl die Annahme, dass diese Species zu *Melania* gehöre.

Sie unterscheidet sich von *M. truncata* durch die Zeichnung der Umgänge. Von *costellata* durch die geringere Anzahl und Zeichnung der Umgänge, Annal. d'hist. natur. Tom. IV. P. 430. und Tom. VIII. Pl. 60. Fig. 2. und von *M. lactea Lam.* Tom. IV. P. 430. und Tom. VIII. Pl. 60. Fig. 5., deren untere Umgänge glatt sind.

Fundort: bei Hausen in der Nähe von Ehingen, wo sehr deutliche Abdrücke, Steinkerne in der Masse des Kalks mit völlig aufgezehrter Schale, und mit erhaltener Schale vorkommen.

Limnaeus bullatus mihi.

Tab. II. Fig. 3. a. b.

L. testa rimata, ampullacea, inflata, subtiliter striata; anfr. 4, ultimo $^5/_6$ partem testae amplectente, ventricoso, spira brevi mucronata, suturis profundis; peristomate acuto, margine columellari reflexo; apertura magna, ovato-rotundata, altiori quam lata, 12‴ alta, 7‴ lat. Alt. test. 13½‴; lat. 11‴.

Der letzte Umgang ist sehr bauchig, oben breit, stark hervorragend, nach unten verlängert, und bildet fast für sich die Höhe der Schale, ist parallel dem Umgang weit gerippt, und durch eine tief ausgehöhlte Naht von den andern viel kleinern, welche nur eine kleine Spitze bilden, getrennt. Die Mundöffnung

ist abgerundet eiförmig und sehr hoch; der Mundsaum scharf, der Spindelrand umgeschlagen.

Diese Species ist als *Limn. ventricosus v. Martens* abgebildet in *v. Zieten* Tab. XXXI. Fig. 7.; da aber schon *Brongn.* einen fossilen *Limn. ventricos.* in Annal. d'hist. nat. Tom. XV. P. 375. beschrieben und Pl. 22. Fig. 17 abgebildet hat, welcher viel weniger bauchig ist und eine viel kleinere Mundöffnung hat, selbst im Verhältniss seiner viel geringeren Grösse, so hielt ich eine Aenderung des Namens für nothwendig.

Fundort: Steinheim. — Am Klosterberg bei Steinheim wurde diese Species in gleicher Form aber viel bedeutendern Dimensionen, 18‴ hoch und 13½‴ gefunden.

Limnaeus subovatus Hartm.

Tab. II. Fig. 4. a. b.

L. testa rimata, ovato-oblonga, striata, spira elongata; anfr. 4½ convexis, ultimo multo altiori, - elongato-ventricoso, suturis profundis; peristomate acuto; apertura 9‴ alt., 6‴ lat., oblongo-ovata. Alt. 14‴; lat. 8‴.

v. Zieten Tab. XXX. Fig. 2.

Die Schale ist verlängert, der letzte Umgang eiförmig, die andern Umgänge bilden eine verlängerte Spitze; die Mundöffnung verlängert eiförmig, nach oben zugespitzt, unten abgerundet; der Spiralrand des Mundsaums ist umgeschlagen.

Fundort: Blinzhofen bei Ehingen, Grimmelfingen und Hohenmemmingen meist als Steinkerne, die oft durch Bitumen ganz schwarz gefärbt sind; seltener mit Schale.

Limnaeus ellipticus Kurr.

Tab. II. Fig. 5. a. b.

L. testa elongata, elliptica, striata, imperforata, spira subturrita; anfr. 4½, penultimo convexo, ultimo elongato-elliptico, suturis profundissimis; apertura elliptica 12‴ alt., 7‴ lat; peristomate acuto, margine columellari subreflexo. Alt. 17½‴; lat. 10‴.

Die Schale ist noch gestreckter, als bei *L. subovat.*, der letzte Umgang schmäler, der nächste dagegen convexer, die an-

vermochten. Wäre nun die Bildung dieſer Polarvölker gleichförmig oder entſchieden auf eine und dieſelbe Race zu beziehen, ſo könnte man meinen, in ihnen den durch den Froſt eigenthümlich modificirten Urſtamm oder den extremen Typus einer der Racen der neuen Weltära vor ſich zu haben. Nun haben aber an dieſer charakteriſtiſchen Polarverbildung Allem nach zum wenigſten zwei Racen Theil genommen. Die meiſten dieſer Stämme ſind ſichtbar mongoliſcher Race; aber manche derſelben, namentlich Lappen, Eskimos und Grönländer ſcheinen beſtimmt Verbildungen der kaukaſiſchen. Ja, das Naturell und die ganze Bildung des Samojeden erinnert ſogar auffallend an den Neger. Herder faßt die Beobachtungen Klingſtedts und Anderer über den Samojeden in folgenden Worten zuſammen: „Der Samojede hat das runde, breite, platte Geſicht, die unterſetzte, blutreiche Statur der nördlichen Bildung; nur ſeine Lippe wird aufgeworfener, die Naſe offener und breiter, der Bart vermindert ſich. Der Samojede iſt *alſo gleichſam der Neger unter den Nordländern, und ſeine große* Reizbarkeit der Nerven, die frühe Mannbarkeit der Samojedinnen im eilften, zwölften Jahr, ja, wenn die Nachricht wahr iſt, der ſchwarze Ring um ihre Brüſte, nebſt andern Umſtänden, machen ihn, ſo kalt er wohne, dem Neger noch gleicher. Indeſſen iſt er, trotz ſeiner feinen und hitzigen Natur, die er wahrſcheinlich als Nationalcharakter mitbrachte, und die ſelbſt vom Klima nicht hat bemeiſtert werden können, doch im Ganzen ſeiner Bildung ein Nordländer.“ * — Woher ſoll nun aber der Samojede, im Raum, wandernd, ſeine hitzige Natur gebracht haben? Wir aber könnten ſie als eine uralte Ueberlieferung in der Zeit und auf demſelben Boden betrachten.

Schon in jener Urzeit würden uns alſo im hohen Norden zwei der Hauptformen der Menſchheit und eine Bildung begegnen, die man als eine Spur der dritten anſprechen könnte. Die ſtrenge, ſtiefmütterliche Natur hat dieſen ihren Gefangenen den gemeinſamen Stempel arctiſcher Verzerrung aufgedrückt, aber dabei die Racenunterſchiede nicht ganz verwiſchen können. Haben wir dieſe richtig aufgefaßt, ſo drängt ſich überraſchend die Aehnlichkeit des Verhaltens mit dem auf, was wir am entgegengeſetzten Ende der Feſtländer heute noch beobachten:

* Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, VI. Buch.

dern bilden eine feine Spitze. Die Nähte, welche den letzten und dritten, und diesen und den zweiten trennen, sind viel tiefer. Die Mundöffnung ist elliptisch, oben abgerundet.

Fundort: Steinheim.

Limnaeus gracilis v. Zietem.

Tab. II. Fig. 6. a. b.

L. testa gracili, elongata, subtiliter striata; anfr. 4½ *subplanis, ultimo elongato, penultimum quadruplo superante, apice obtusa, suturis parum conspicuis; peristomate acuto, apertura* 12‴ *alt.,* 6‴ *lat., elongato-orata. Alt.* 20‴; *lat.* 9‴.

v. Zieten Tab. XXX. Fig. 3.

Die Schale noch mehr verlängert, der letzte Umgang bei weitem weniger bauchig, als bei *subovatus* und noch länger, als bei *ellipticus*, die Nähte sind sehr schwach, die Windungen fast platt, die ganze Schale auf diese Art gestreckt.

Fundort: bei Ehingen und am Michelsberg bei Ulm.

Diese 3 Species, *L. subovatus, ellipticus* und *gracilis* unterscheiden sich so nicht blos durch das allmählige Gestreckterwerden der Schale und das umgekehrte Verhältniss der einzelnen Umgänge zu einander, so dass, während der letzte Umgang immer schmäler wird, die andern länger werden, was sie als Varietät einer und derselben Species erscheinem lassen könnte, sondern auch durch Kennzeichen, die sie hinlämglich charakterisiren. Trotz der gestreckteren Schale ist bei *ellipt.* der vorletzte Umgang gerade convexer, als bei *subovat.*, die Naht dadurch viel tiefer und die Mundöffnung, die bei dem bauchigern *subovatus* nach oben zugespitzt ist, bei *ellipticus* abgerundet; und *gracilis* unterscheidet sich von beiden durch die gleichförmig gestreckte Form, die platten Windungen und somit seichten Nähte. Die Spitze der Schale wird bei *subovat.* und *gracil.* durch die gleichförmig abnehmenden Umgänge gebildet; bei *ellipt.* bilden die ersten nur eine kleine Spitze.

Limnaeus Kurrii mihi.

Tab. II. Fig. 7. a. b.

L. testa imperforata, acuminato-orata, striata; anfr. 4½ *ultimo ventricoso, ceteris celeriter decrescentibus, suturis pro-*

fundis, spira brevi, acuta; peristomate simplici, margine columellari incrassato; apertura $8\frac{1}{2}'''$ *alt.,* $5\frac{1}{2}'''$ *lat., ovata. Alt.* $12'''$; *lat.* $9'''$.

Der letzte Umgang ist an seinem Anfange convex, im Ganzen sehr bauchig, und nicht so nach unten ausgezogen, die andern $3\frac{1}{2}$ Umgänge durch tiefe Nähte getrennt, bilden eine kurze Spitze, so dass die Schale im Verhältniss zu den andern Species mehr kugelig ist. Der Spindelrand des Mundsaums bildet eine starke Wulst an der Spiralwand, der andere Theil desselben ist scharf.

Steht *L. bullat.* am nächsten, unterscheidet sich aber, dass der letzte Umgang nach unten nicht so verlängert und rundlicher ist, oben weniger hervorragt und durch den starken Wulst an der Spindel.

Fundort: Steinheim.

Limnaeus socialis Schübl.

Tab. II. Fig. 8. 9. 10. a. b.

L. testa imperforata, ventricosa, subtiliter striata; anfr. $4 — 4\frac{1}{2}$, *ultimo multo majori, ventricoso, secundo et tertio late convexo, primo mucroniformi, suturis profundis; peristomate subcontinuo, acuto; apertura ovata* $\frac{2}{3}$ *partem testae amplectente.*

v. Zieten Tab. XXX. Fig. 4.

Wechselt sehr in der Form, so dass 3 Varietäten unterschieden werden können, die sich aber durch viele Uebergänge als eine Species bezeichnen.

a. var. elongata. (Fig. 8. a. b.)

Mit gestreckter Spindel, schmalem letzten Umgange, eiförmig nach oben zugespitzter Mundöffnung, wenig umgeschlagenem Spindelrand, schwacher Streifung. $7\frac{1}{2}'''$ hoch und $4'''$ breit.

b. var. intermedia. (Fig. 9. a. b.)

Mit kürzerer Spindel, bauchigem letzten Umgang, eiförmig oben abgerundeter Mundöffnung, mehr umgeschlagenem dickerem Spindelrand. $9'''$ hoch und $6'''$ breit.

c. var. striata. (Fig. 10. a. b.)

Wahrscheinlich *Limn. striatus v. Zieten* Tab. XXX. Fig. 5.

mit ganz kurzer Spindel, sehr bauchigem letzten Umgange; Mundöffnung weit, oben winkelig, weil der Umgang selbst oben winkelig wird, zusammenfliessendem Mundsaum, dessen Spindelrand umgeschlagen und sehr verdickt ist, starke Streifung auf der dicken Schale. $6\frac{1}{2}'''$ hoch und $3\frac{1}{2}'''$ breit.

Fundort: Steinheim, wo die 3 Varietäten in Menge unter einander vorkommen.

Paludina nobilis mihi.

Tab. II. Fig. 11. a. b.

P. testa crassa, ovato-conica, apice elongata; anfr. 6 *convexis, striatis, superioribus subtiliori striatis, ultimo majori et ampliori; suturis parum profundis; umbilico parvo, striis concentricis cincto; peristomate acuto, continuo, margine columellari incrassato, reflexiusculo; apertura ovata, basi angulata. Alt.* 17‴; *lat.* 12‴.

Die Schale ist conisch-eiförmig, die Umgänge sind breit, convex, allmählig und gleichförmig abnehmend, und enden in eine leicht abgestumpfte Spitze; der letzte ist grösser und gegen die Mundöffnung hin erweitert, stark quergestreift, und zeigt an der Basis starke, den Nabel concentrisch umgebende Streifen; die andern Umgänge sind leichter quergestreift und haben feine Longitudinalstreifen, welche mit Ausnahme der concentrischen Streifen an der Basis dem letzten Umgange fehlen. Die Nähte sind nicht sehr tief. Der Mundsaum ist vollkommen, scharf, der Spindelrand verdickt und begränzt leicht umgeschlagen den kleinen Nabel. Die Mundöffnung ist breit eiförmig, nach oben leicht zugespitzt.

Von *P. aspera Mich.*, welche bei Mainz vorkommt, unterscheidet sie die Art der Thürmung, sie nimmt gleichförmig zu, während *aspera* mehr gedrückt, kugelig ist, niederer und doch breiter, und vom dritten Umgang an in eine kurze stumpfe Spitze endet. Die Umgänge sind bei *nobilis* breiter, weniger convex; die Mundöffnung ist bei gleicher Höhe breiter.

Von *P. lenta Sow.*, abgesehen von der bedeutendern Grösse, die dickere Schale, die nach oben zugespitzte Mundöffnung und die concentrischen Streifen um den Nabel.

Bei *P. Desnoyersi Lam.* ist die Schale glatt und die letzte Windung fast kugelig.

Sie steht am nächsten der *Paludina achatina Lam.*, wie sie in Oberitalien vorkommt, welche durch ihre gestreckte Form in die *var. pyramidal. Jan.* übergeht, unterscheidet sich aber von ihr durch die seichteren Nähte, und die concentrischen Streifen auf der Basis des letzten Umgangs.

Von der gewöhnlichen Form von *P. achatina* unterscheidet sie die gestrecktere Schale, deren Umgänge breiter sind, besonders der letzte Umgang durch seine grössere Höhe.

Fundort: Nördlingen, wo sie im festen Kalk mit *Hel. orbicularis* vorkommt.

Paludina acuta Desh.

Tab. II. Fig. 12. a. b.

P. testa oblongo-conica, acuta, rimata, glabra; anfr. 5—6, convexis, ultimo altiori, suturis profundis; peristomate continuo, acuto, margine columellari reflexiusculo; apertura ovata. Alt. 1 — 1¾‴; lat. 1 — 1¼‴.

Lamarck Hist. nat. Tom. VIII. Pag. 521.

Draparnaud Hist. nat. d. mollusq. Pag. 40. Pl. 1. Fig. 23. als *Cyclost. acutum* aufgeführt.

Schale conisch-eiförmig, glatt, die convexen Umgänge sind durch eine tiefe Naht geschieden und enden allmählig abnehmend in eine Spitze; oder aber der letzte Umgang ist bauchiger, die andern nehmen aber auch dann nur allmählig ab. Der Mundsaum ist durch eine kaum erhabene Linie, die sich an der Spindelwand hinzieht, vollkommen, scharf, der Spindelrand etwas umgeschlagen und bildet dadurch eine feine Nabelspalte; die Mundöffnung ist eiförmig, oft nach oben zugespitzt.

Schon *Faujas St. Fond* beschreibt diese Species als *Bulimus elongatus Moguntiacus* in Annal. d. mus. d'hist. nat. Tom. VIII. Pag. 376. Pl. 58. Fig. 5—6. und *Brongniart* als *Bulimus pusillus* in Ann. d. mus. d'hist. nat. Tom. XV. Pag. 377. Pl. 23. Fig. 3. und *Thomae* Pag. 159. als *Litorinella acuta Braun.*, welche letztere Benennung ich nicht beibehalten habe, weil nur

die Deckel den Unterschied zwischen *Litorinella* und *Paludina* geben und trotz der Menge von Exemplaren sich kein einziger Deckel fand, der die Bestimmung allein möglich gemacht hätte.

Alle bei uns sich findenden Exemplare sind aber nicht so gestreckt, haben niemals 7 und kaum 6 Umgänge und bilden keine so scharfe Spitze. Die convexen Umgänge gehen allmählig in die Spitze über und der letzte ist oft bauchiger, doch noch nicht so, dass sie auf *Lit. amplificat. Thom.* Pag. 160., oder was wahrscheinlich dieselbe Species seyn dürfte, *Bulim. inflatus Faujas*, am angef. Orte Fig. 1. und 2., passen würde; das Verhältniss des letzten Umgangs zu den andern zeigt keinen so grossen Unterschied, und die Mundöffnung ist nicht gross zu nennen, wie *Faujas*, der sie auch bei Mainz fand, und *Thomae* angeben. —

Fundort: Grimmelfingen und Illerieden bei Ulm als Steinkerne und mit Schale; oberhalb Reimlingen und am Fuchsberg in der Nähe von Nördlingen, wo sie in grosser Menge, die Schalen durch Kalk zusammengebacken, ganze Bänke über dem ältern Süsswasserkalk bilden.

Paludina globulus Desh.

Tab. II. Fig. 13. a. b. c. d.

P. testa ovato-globulosa, ventricosa, laevigata; anfr. 5 convexis, sutura simplici profunde separatis; apertura ovata, obliqua; umbilico nullo. Alt. 1 — 1¾‴; *lat.* 1‴.

Lamarck Hist. nat. Tom. VIII. Pag. 527. — *v. Zieten* Tab. XXX. Fig. 11.

Schale oval kugelig, die Umgänge convex, der letzte bauchige macht den grössern Theil der Schale aus, während die andern schnell abnehmend eine kleine Spitze bilden. Die Mundöffnung klein, oval, gegen die Längenachse geneigt, hie und da nach oben in einen Winkel ausgezogen. Der Mundsaum gerade, verdickt, zusammenhängend, der Spiralrand deckt die Nabelspalte, welche bei jüngern Exemplaren sichtbar ist.

Als Varietät findet sich eine mehr gestreckte Form (Fig. 13. c. d.), der letzte Umgang ist nicht so bauchig, die andern sind

länger und bilden eine verlängerte Spindel; die Mundöffnung ist durch Verlängerung des letzten Umgangs zur Seite gezogen, rundlich.

Fundort: Steinheim, wo sie in grosser Menge im Sand und durch Kalk zusammengebacken sich findet.

Valvata multiformis Desh.

Tab. II. Fig. 14. 15. 16. 17. 18. a. b.

V. testa subturbinata, aliquando planorbiformi, spira apice depressa; anfr. bicarinatis, ultimo tricarinato, basi depresso, profunde umbilicato; apertura subrotunda, obliqua, superne angulata.

Lamarck hist. nat. Tom. VIII. P. 508. — *v. Zieten* Tab. XXX. Fig 7—10.

Kommt in 4 Varietäten vor, welche *Schübler* unterschieden und *planorbiformis*, *intermedia*, *trochiformis* und *turbiniformis* nannte, je nachdem die 4—4½ Umgänge in Einer Ebene liegen, oder eine mehr oder weniger erhobene Spindel bilden.

a. V. multif. planorbiformis. (Fig. 14. a. b. c.)

Die Umgänge liegen auf der obern Fläche in Einer Ebene, die Schale ist von oben und unten zusammengedrückt, so dass die Umgänge 4 Seiten bilden, welche in einer viereckigen Mundöffnung aufhören; der Mundsaum ist verdickt und leicht umgeschlagen. Höhe 1½‴, Breite 4‴.

b. V. multif. intermedia. (Fig. 15. a. b.)

Die Wandungen der Umgänge sind abgerundeter und die Spindel erhebt sich mit leichter Convexität, an der Mundöffnung steht nur der innere Rand senkrecht und kommt mit dem äussern, verdickten, gelippten Rande in einem Winkel zusammen, der andere Theil der Mundöffnung ist mehr abgerundet. 2—2½‴ hoch. 3½—4‴ breit.

c. V. multif. trochiformis. (Fig. 16. a. b.)

hat noch mehr erhobene Spindel, mehr abgerundete Umgänge, der letzte ist bauchig; der äussere Theil des Mundsaums verdickt, nach aussen gebogen, der Spiralrand umgeschlagen; die Mundöffnung birnförmig. 3‴ hoch und 3½‴ breit.

d. V. multif. turbiniformis. (Fig. 17. a. b.)

Schale gestreckt, schlank, der letzte Umgang nur wenig dicker, die Spindel endet in eine stumpfe Spitze; die Mundöffnung ist eckig birnförmig. 4—5‴ hoch, 2—3‴ breit.

Diese 4 Varietäten gehen aber so in einander über, dass die Exemplare eine fortlaufende Reihe von der ganz platten bis zur ganz gestreckten Form mit thurmförmig erhobener Spindel aber immer abgestumpfter Spitze bilden. Die häufigste Form der Schale ist *trochiformis*, dann *planorbiformis*, *intermedia*, die seltenste ist *turbiniformis*.

Die ganz besondere Form der Schale durch die 3 Winkel am letzten Umgang und 2 an den andern ausgezeichnet, findet bis jetzt nur in einer einzigen lebenden Species, der *Valv. tricarinata Say.*, welche in Nordamerika vorkommt, eine Analogie, wie schon *Deshayes* am angeführten Orte bemerkt, es gilt die Aehnlichkeit jedoch nur von der ersten Varietät, *planorbiformis*; die lebende Species ist kleiner.

Unter der Menge der Exemplare findet sich eine weitere Form, auf welche die angegebene Beschreibung nicht passt;

Valv. multif. var. rotundata. (Fig. 18. a. b. c.)

V. testa minori, late umbilicata, subturbinata, spira apice plana, depressa; anfr. 4 rotundatis, ultimo majori, sutura profunda; peristomate continuo, acuto; apertura orato-rotundata. Alt. $1\frac{1}{3}$‴; *lat.* $1\frac{1}{2}$‴.

Schale kleiner, glatt, der Nabel offen, die Umgänge sind convex, rund, ohne Kiel, der letzte ragt auf der untern Fläche hervor, ist der grösste und vom dritten durch eine tiefe Naht getrennt, der dritte selbst ist treppenförmig erhoben, der zweite und erste liegen in Einer Ebene und bilden die ganz abgeplattete Spitze (Fig. c.). Der Mundsaum ist vollkommen, scharf, der Spiralrand etwas umgeschlagen. Die Mundöffnung eiförmig, nach oben zugespitzt.

Die Schalen könnten jüngern Exemplaren angehören, allein sie haben völlig 4 Umgänge, schon die jüngsten und kleinsten Exemplare der 4 andern Varietäten zeigen die Kiele, und der Nabel ist durch die Spindelfalte etwas verdeckt, bei dieser dagegen weit offen. Allein auch hier zeigen sich die Uebergänge

durch das allmählige Erscheinen der Kiele, wesshalb, obgleich die Extreme sehr verschieden sind, ich sie doch für Varietät halte.

Fundort: in grosser Anzahl die verschiedenen Varietäten unter einander in Sand und Kalk bei Steinheim, dem einzigen Fundorte, soviel mir bekannt ist.

Die Angabe in *Lamarck's* Werk *„aux environs de Bade en Autriche"* ist wohl nur ein geographischer Irrthum, denn als Gewährsmann ist *v. Zieten* angeführt, welcher sie nur von Steinheim kennt.

Valvata piscinalis Ferus.

ist von *v. Zieten* Pag. 41. Tab. XXXI. Fig. 10. bei Grimmelfingen gefunden angegeben, von mir nicht aufgefunden worden. Da die Exemplare nicht mehr vorhanden sind, nach denen die Abbildung gegeben ist, so fällt eine genaue Bestimmung weg, allein die Zeichnung lässt einige Zweifel über die Bestimmung und ich besitze einige Exemplare, die bei Dächingen gefunden worden sind, welche im Allgemeinen in der Form grosse Aehnlichkeit mit der gegebenen Abbildung *v. Zieten's* haben, deren Unvollständigkeit aber leider ebenfalls keine genauere Vergleichung und Bestimmung zulässt, deren Form jedoch, sowie der umgeschlagene Rand des Mundsaums mehr für eine Species von *Cyclostoma* sprechen würde.

Die Schale ist verlängert kugelig, die $4^1/_2$ Umgänge sind sehr convex, der letzte viel grösser, bauchig und gegen die Mundöffnung verlängert, ausgezogen, die Nähte tief. Die Umgänge nehmen schnell ab und enden in eine Spitze. Der Mundsaum ist deutlich umgeschlagen, die Mundöffnung nicht sichtbar, aber wie sich aus dem rundlichen grossen letzten Umgang schliessen lassen dürfte, rundlich. 2‴ hoch und $1^1/_2$‴ breit.

Neritina ?.

Bei Grimmelfingen finden sich, jedoch nur selten, Steinkerne einer *Neritina*, welche aber keine genauere Bestimmung gestatten. Auch bei Ringingen auf dem Hochsträss fand sich Ein Exemplar

mit der Schale, die glänzend weiss ist mit schwarzen, gewundenen Streifen und Netzen, allein nur die obern anliegenden Umgänge und der Anfang des grossen letzten sind erhalten; Mundöffnung und Innenlippe fehlen, so dass sich wohl die Aehnlichkeit mit den obigen Steinkernen, aber auch keine genauere Bestimmung herausstellen kann. Doch lässt sich folgendes angeben:

N. testa glabra, ovato-globosa, basi dilatata, spira brevi, obtusa, margine columellari edentula; apertura lunata.

Die obern Umgänge sind grösser als bei der lebenden *N. fluviatilis Lam.*, wenn Exemplare von gleicher Grösse verglichen werden, und liegen ganz flach, ohne Erhabenheit zu bilden, bei der erhaltenen Schale und den Steinkernen; der letzte Umgang ist an dem dem Spindelrande entsprechenden Theile mehr nach unten gezogen, breiter. Die Exemplare sind kaum 2‴ hoch und messen von der innern Wölbung bis zum Innenrande nicht ganz 2‴, der äussere Rand des Mundsaums ist nicht erhalten; die Schale ist so kleiner, als *N. gregaria Thom.* S. 160. Taf. III. Fig. 3., und die Oberfläche ist gleich convex wie *fluviatil.*, nicht flacher wie *gregar.*, die Schale ist ganz glatt, glänzend, so weit sie erhalten ist. Der Innenrand zeigt wenigstens an den Steinkernen keine Eindrücke, erscheint so glatt und steht nicht schief. Die Mundöffnung ist, so weit sie erhalten ist, halbmondförmig.

Anodonta anatinoides mihi.

A. concha elliptico-ovata, striata, compressa, extremitate anteriori brevi, rotundata, posteriori in rostrum angulatum producta; umbonibus extremitati anteriori approximatis. Alt. 1″ 6‴ — 8‴; *long.* 3 — 3½″.

Schale elliptisch-eiförmig, platt, stark gestreift, die auf den Abdrücken liegenden Schalenreste perlmutterglänzend; das vordere Ende ist kurz, abgerundet, das hintere lang ausgezogen, dreiviertel der Länge der Schale bildend, stosst mit dem Bauchrand fast in einen stumpfen Winkel zusammen. Der Bauchrand ist scharf, gleichförmig gekrümmt. Die Wirbel sind sehr klein und dem vordern Ende sehr genähert. Eine gerade stehende, seichte Rinne am obern Rande vom Wirbel gegen das hintere Ende ver-

laufend, bezeichnet den Eindruck der Schlossleisten an beiden Schalen.

Diese Species ist in *v. Zieten* pag. 80. Tab. LX. Fig. 6. als *Unio grandis Hehl* aufgeführt, allein die Höhe und Plattheit der Schale, der völlige Mangel an Schlosszähnen auch bei guten Abdrücken, die freilich allein vorhanden sind, und die deutlichen Längeneindrücke der Schlossleisten an beiden Schalen, die geöffnet neben einander liegen, rechtfertigen die Annahme einer zum Genus *Anodonta* gehörigen Species. Zudem spricht sich eine unverkennbare Aehnlichkeit mit *Anodonta anatina Drap.* aus, von der sie sich eigentlich nur dadurch unterscheidet, dass das hintere Ende unter einem geringern Winkel vom obern Rand abweicht, der Bauchrand gewölbter; und die Streifung stärker ist.

Cyclas Oepfingensis mihi.

Tab. II. Fig. 19. a. b.

C. testa planiuscula, concentrice striata, subinaequilaterali, ovato-rotundata; umbone obtuso. Alt. $2\frac{1}{2}$‴; *long.* 3‴.

Die Schale ist fein concentrisch gestreift, abgerundet eiförmig, aber etwas schief; der Wirbel bauchig aber wenig hervorragend; beide Extremitäten abgerundet, ohne Winkel zu bilden, die vordere etwas kürzer und breiter, als die hintere; der Bauchrand sehr gewölbt. Das Schloss ist nicht zu bestimmen.

Zeigt in der Form und Wölbung Aehnlichkeit mit *Cyclas palustris Drap., s. Pisidium obliquum Pfeiff.*, aber die vordere Extremität ist nicht so stark ausgezogen, dass eine schief dreieckige Form entstünde und ist mehr abgerundet, der Wirbel ist nicht so erhaben.

Fundort: Oepfingen bei Ehingen; selten.

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, dass, obgleich kein Geschlecht, wie oben bemerkt, in der tertiären Kalkablagerung bei uns sich findet, das nicht auch noch lebend bei uns gefunden würde, doch die Species charakteristisch von den in der Diluvial-Ablagerung bei uns vorkommenden verschieden sind

die Racen waren damals schon nahe zusammengerückt, gerade wie jetzt, nach unserer Schilderung, S. 189 die merkwürdigen Analoga derselben auf den australischen Inselgruppen, welche sich zu einem Festlande zu bilden scheinen, neben und um einander wohnen.

Wenn wir uns nicht täuschen, so ist das hier Angedeutete, trotz seiner scheinbaren Paradorie, der Beachtung nicht ganz unwerth. Doch wir enthalten uns hier der weitern Ausführung und Anwendung, deren der Gedanke fähig wäre. Man sieht aber soviel: selbst bei der ausschweifendsten Hypothese hinsichtlich des Alters der Menschheit begegnete uns nicht ihre Einheit, sondern bereits ihre Vielheit; ihre Wurzel entschlüpfte uns, so tief wir auch greifen möchten, und es bleibt uns nichts übrig, als ihre einstige Einheit, und damit die Abstammung von Einem Paare in der Idee festzuhalten.

Wir begnügen uns, die wichtige Frage nach der Genesis der Menschenracen, wie sie gemeiniglich in der Wissenschaft beantwortet wird, besprochen und auf die Schwächen und Widersprüche der hergebrachten Lösung aufmerksam gemacht zu haben. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auch die schüchterner und seltener ausgesprochene Ansicht beleuchten, nach welcher die charakteristischen Formen der Menschheit, die Racen, ursprünglich getrennte, rein autochthonische, der verschiedenen Natur entlegener Landstriche verschiedenartig entsprungene Bildungen wären, nach welcher das Geschlecht nicht Eine, sondern einige und am Ende viele, nur durch die allgemeine Einheit des Planeten verknüpfte Wurzeln hätte. — Wir können kaum hoffen, daß viele Leser nach der Ausführung und Begründung unserer eigenen Hypothesen über Verartung und Verbreitung der Menschheit lüstern seyn werden; wäre dies aber auch der Fall, so müßte dieses mißlichere Geschäft einer andern Zeit, oder einem andern Ort vorbehalten bleiben, wo dann auch der Beurtheilung unterworfen werden könnte, wie wir das Verhältniß der Racen zu der allgemeinen Entwickelung des Geschlechts und die Rechte und Pflichten des Europäers, der farbigen Menschheit gegenüber, auf naturhistorischem Standpunkt auffassen. Wir deuten hier nur noch mit wenigen Worten an, welch wesentliche Vortheile der über dem Räthsel der Verbreitung der

und nicht eine einzige in beiden Ablagerungen zugleich vorkommt, wenn *Valv. piscinal.*, die ich für sehr zweifelhaft halte, nicht die einzige Ausnahme macht. Mehrere Gattungen fehlen diesen Ablagerungen aus der Tertiärperiode ganz; so *Vitrina*, *Succinea*, *Achatina*, *Vertigo*, *Carychium*, *Physa*, während nur *Melanien*, als Analogie des *Bulimus* und *Ancylus* und *Anodonta* sich in der Tertiärablagerung, aber nicht der Diluvialablagerung finden. Alle Species aber, welche in den beiden Ablagerungen sich finden, sind verschieden, und somit für dieselben im Gegensatz zu einander charakteristisch.

Auch bei der Vergleichung der in der tertiären Kalkablagerung bei uns vorkommenden Species mit der jetzigen und Alluvial-Fauna ergiebt sich ein bedeutender Unterschied, wenn gleich eine Aehnlichkeit bei Einzelnen sich deutlich herausstellt, so finden *Helix insignis* in *pomatia*, *silvestrina* in *hortensis*, *Kleinii* in *bidentata*, *Giengensis* in *obvoluta*, *inflexa* in *planospira* ihre Analogieen: *Pupa acuminata* in *muscorum*, *Cyclost. bisulcatum* in *costulatum*, *Planorbis pseudammonius* in *corneus*, *costatus* in *imbricatus*, *Melania bulimoides* in *afra*, *Valvata multiformis* in *tricarinata*, *Cyclas Oeppingensis* in *palustris* ihre Aehnlichkeiten, allein diese Species unterscheiden sich doch meist so charakteristisch von ihren Analogieen, dass keine Verwechslung entstehen könnte; selbst bei *Paludina acuta* in der Form, wie sie bei uns vorkommt, finden Unterschiede statt. Die andern Species dagegen sind meist so charakteristisch verschieden, dass keine Analogieen aufgestellt werden konnten, so *Helix rugulosa*, *depressa*, *mucronata*; *Clausilia grandis* und *antiqua*; *Pupa Schübleri*; *Planorbis oxystoma* und *Kraussii*; mehrere der *Limnaeen*, namentlich *socialis* und *Paludina globulus*.

Im Allgemeinen wird so doch der Satz aufgestellt werden können: dass die Fauna der Tertiärperiode, so weit sich die Repräsentanten in unserer Süsswasserkalkablagerung finden, verschieden war von der jetzt lebenden Fauna und der der Diluvialzeit.

Auffallend ist das seltene Vorkommen der *Moll. acephal.*, wie es derselbe Fall in den Diluvial-Ablagerungen ist, nicht bloss der Zahl der Species, sondern überhaupt der Zahl nach. *Ano-*

donta anatinoides findet sich zwar an der angegebenen Stelle häufig, aber auch nur an dieser Stelle, und *Cyclas Oepfing.* ist selbst an dem bezeichneten Orte sehr selten.

Jüngerer Süsswasserkalk.

Der jüngere Süsswasserkalk, Sauerwasserkalk, (dessen Verbreitung im Thale von Stuttgart und Canstatt *v. Seyffer* in seiner Beschreibung im zweiten Hefte des ersten Bandes unserer Jahrbücher gegeben hat; ebenso, mit einer Beschreibung unseres Thales überhaupt, *Walchner* in: Darstellung der geognostischen Verhältnisse der am Nordrand des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen 1843, und *A. Braun* in: vergleichende Zusammenstellung der lebenden und diluvialen Mollusken-Fauna des Rheinthals mit der tertiären des Mainzer Beckens, vorgetragen bei der Versammlung deutscher Naturforscher in Mainz 1842; — beide letztern mit einer Aufzählung aller im Kalk gefundenen Conchylien) gehört der Diluvialperiode an, ist von Lössmergel an den meisten Orten überlagert, welchem eine Lage von Tuffsand folgt, und wechsellagert dann in oft mehreren Fuss mächtigen Flötzen mit Tuffsand und Tuffmergel. Die Conchylien, welche der Tuffsand und Mergel und die obern Kalkschichten enthalten, sind nur calcinirt, oft dendritisch gezeichnet; in den untern Lagen finden sie sich als Steinkerne, oder diese noch mit der Schale überzogen. Die Vertheilung der Conchylien in den verschiedenen Brüchen ist völlig verschieden, so enthält der am Sulzerrain Land- und Wasserconchylien unter einander, während der ganz in der Nähe, aber höher liegende rechts am Katzensteigle in dem sehr lockern Kalk, aus dem die tiefern Schichten bestehen, bloss *Limnaeen*, in der obern Bank aber *Helices* enthält. Der auch auf dem rechten Neckarufer bei Untertürkheim aufgedeckte, ungefähr 10′ mächtige Kalk enthält hauptsächlich *Paludinen*, *Limnaeus palustris* und *Planorben*, überhaupt in der grössern Mehrzahl Wasserconchylien. Der Bruch auf der linken Seite des Neckars im Stöckach blos *Limnaeen*. Durch

das Vorkommen besonderer Conchylien unterscheidet sich der auf dem linken Neckarufer am Wasserfall ungefähr 60′ über dem Neckar abgelagerte Kalk, welcher unter den Wasser- und Land-Conchylien *Helix bidentata* und *Limnaeus disjunctus* enthält, Schnecken, die bei uns nicht mehr lebend gefunden werden, aber auch sonst in keinem Bruche unseres Thales, während hier und am Sulzerrain auch der einzige Fundort für die ganz ausgestorbene *Succinea paludinoides* ist.

Ebenso verschieden ist das Vorkommen der Conchylien in den einzelnen Schichten eines Bruchs, welche oft durch die Conchylien charakterisirt werden, und es dürfte vielleicht nicht uninteressant seyn, eine Beschreibung der Schichten zu geben, wie sie am deutlichsten in dem Bruche zwischen dem Sulzerrain und der Strasse nach Waiblingen 30—40′ tief aufgedeckt sind, welche, wie sich beim Abteufen eines Brunnens im Bruche selbst fand, auf Neckargeschieben und Keupermergelschichten aufliegen.

Die oberste unter Löss liegende dicke Schichte bildet Tuffsand, welcher *Helix arbustorum, pulchella, hispida, fruticum, Pupa muscorum, Clausilia obtusa, Succinea amphibia, Pfeifferi, oblonga* und *paludinoides, Achatina lubrica* und *acicula, Planorbis spirorbis* und *Limnaeus pereger* enthält. Auf diesen folgt ein Conglomerat aus *Helix arbustorum* durch Kalk zusammengebacken, ohne Beimischung anderer Schnecken; dann eine Tuffsand- und Kalkmergelschichte mit den obigen *Helices, Clausilien, Pupen, Succinea Pfeifferi, Achatina lubrica* und *Limnaeus pereger*. Die erste Kalkschichte, die jetzt in plattenartig abgesonderten Massen kommt, enthält wieder *Helix arbustorum, hispida, Pupa muscorum, Succinea Pfeifferi* und *oblonga, Achatina lubrica, Planorbis spirorbis* und *Limnaeus pereger*. Eine Schichte Tuffsand mit denselben Schnecken trennt diese von der mittleren Kalkschichte, welche ausser den angeführten, *Helix nemoralis* und *silvatica* enthält. Im folgenden Tuffsand kommen ausserdem *Cyclostoma maculatum, Planorbis complanatus* und *Neritina fluviatilis* vor. Die nächste Schichte, rother Mergel, enthält *Helix hispida* und *pulchella, Pupa muscorum, Vertigo pygmaea, pusilla* und *cylindrica, Succinea amphibia, Achatina lubrica* und *Limnaeus pereger,*

Durch Eisen roth gefärbte Kalkplatten bilden die dritte Kalkschichte, welche *Helix arbustorum* und *nemoralis* enthält. Die tiefste Lage, welche aufgedeckt ist, wieder durch Tuffsand getrennt, bildet eine Schichte sehr harten, plattenartig abgesonderten Kalkes, welcher nur *Helix acieformis* und *Azeca Matoni* und diese sehr selten enthält, von denen die erste nicht mehr, die zweite wenigstens bei uns nicht mehr vorkommt.

Auffallend ist, dass einzelne Schnecken, wie namentlich *Helix cricetorum* und *Bulimus radiatus* etc., welche in unserer Gegend sehr häufig vorkommen, nirgends gefunden werden, was für ein erst späteres Auftreten dieser Species sprechen würde, wenn nicht, was noch auffallender erscheinen dürfte, auch im Alluvialkalk diese Species bis jetzt völlig fehlten. Ebenso fehlen *Anodonten* und *Unionen* ganz.

Die Conchylien, welche überhaupt in dieser Kalkablagerung gefunden wurden, sind nach dem von Graf *v. Seckendorf* zusammengestellten systematischen Verzeichnisse der lebenden Conchylien geordnet, folgende:

† Innere Schilde von Limax, *) am Sulzerrain.

Vitrina elongata *Drap.*, im Tuffsand am Wasserfall; selten.

Succinea amphibia *Drap.*, in den ockerigen Mergellagern am Sulzerrain, im Tuffsand am Katzensteigle links von der Strasse und im Tuffsand am Wasserfall.

Succinea Pfeifferi *Rossm.*, im Tuffsand und Kalk am Sulzerrain, Wasserfall und bei Untertürkheim.

Succinea oblonga *Drap.*, im Tuffsand am Sulzerrain, Wasserfall und der Reiterkaserne bei Stuttgart.

Succinea paludinoides *Braun* Mir ist keine Beschreibung von dieser ausgestorbenen Species bekannt, welche *A. Braun* benannt hat, weshalb ich hier dieselbe folgen lasse.

S. testa ovato-oblonga, striata, spira acuminata, anfractibus profundissimis; anfr. 4 convexis, ultimo ventricoso; apertura

*) Die mit † bezeichneten sind in den angegebenen Beschreibungen von *Walchner* und *Braun* angeführt, von mir aber nicht gefunden worden.

ovato-rotundata; peristomate subcontinuo, acuto, margine columellari subreflexo. Alt. 4‴; *lat.* 2‴.

Tab. II. Fig. 20. a. b.

Unterscheidet sich von *Succ. oblonga*, der sie am nächsten steht, durch die mehr kugelige Form, den viel gewölbteren letzten Umgang und die viel mehr runde als breite Mundöffnung, den leicht umgeschlagenen Spiralrand des Mundsaumes, der mit dem äussern Rand fast durch die an der Spindel heraufragende Falte zusammenhängt.

Von *Paludina impura* durch die viel kleinern obern Windungen, die tiefe Naht und den nicht ganz zusammenhängenden Mundsaum.

Fundort: im obern Tuffsand am Sulzerrain und im Sand am Wasserfall, jedoch ziemlich selten an beiden Orten.

† Succinea vitrinoides *Braun.* Ist im obigen Verzeichnisse aufgeführt, aber ohne Beschreibung.

Helix pomatia *L.*, in der obern Bank am Katzensteigle, rechts von der Strasse tief im Tuffsand.

Helix arbustorum *L.*, in den obern und mittlern Schichten von Tuffsand und Kalk bis zur ockerigen am Sulzerrain, in der obern Kalkschichte am Katzensteigle links an der Strasse und im obern Tuffsand am Wasserfall.

Helix silvatica *Drap.*

**) H. testa imperforata, (depresse) globosa, albido-lutescente, striata, quinquefasciata, fasciis plerumque maculose interruptis, vel lacera; apertura rotundato-lunata; peristomate subpatulo, recto, labiato, margine columellari et macula umbilicali plerumque violeo-rufis; anfr.* 5. *Rossm.*

In dem festen Tuff am Sulzerrain.

Helix nemoralis *L.*, in der rothen Kalkschichte und der vorhergehenden Tuffsandschichte am Sulzerrain.

Helix bidentata *Chemn.*

H. testa conico-globosa, fusca, perforata, nitida; anfr. 8;

*) Von den in Württemberg nicht vorkommenden Conchylien, deren Beschreibung somit in vorstehendem Verzeichniss fehlt, folgt immer dieselbe mit Angabe des Autors.

apertura depressa, in margine inferiore intus bidentata, margine reflexo, albo. Lam.

Im Tuffsand, den obern und untern Kalkschichten am Wasserfall.

† Helix obvoluta *Müll.*, im festen Tuff am Sulzerrain.

Helix pulchella var. costata und laevis *Müll.*, im Tuffsand und den Mergelschichten am Sulzerrain, im Tuffsand am Wasserfall, Katzensteigle und bei Untertürkheim.

Helix rotundata *Stud.*, im festen Tuff am Sulzerrain.

† Helix solaria *Menk.*

H. testa concavo-umbilicata, lenticulari, arctispira, supra planiuscula, carinata, cornea, rufo-maculata, subtilissime costulato-striata; apertura securiformi; peristomate recto, acuto; anfr. vix 6. Rossm.

Im festen Tuff am Sulzerrain und im Kalkmergel am Wasserfall.

Helix pygmaea *Drap.*, im Tuffmergel am Wasserfall; selten.

Helix cellaria *Müll.*, im Tuffsand am Sulzerrain.

Helix nitens *Mich.*, im Kalkmergel am Wasserfall.

Helix nitidosa *Ferus.*

H. testa parva, pervia umbilicata, depressa, concolori, cornea, pellucida, nitida, striatula; apertura rotundo-lunata; peristomate simplici, acuto; anfr. 4. Rossm.

Im Kalkmergel am Wasserfall.

Helix lucida *Drap.*, im Tuffsand am Wasserfall und bei Untertürkheim.

Helix crystallina *Müll.*, im Tuffmergel am Wasserfall.

Helix fulva *Müll.*, im Tuffmergel am Wasserfall; selten.

† Helix incarnata *Müll.*, im festen Tuff am Sulzerrain.

Helix fruticum *Müll.*, im obern Tuffsand am Sulzerrain und im mittlern bei Untertürkheim.

Helix circinnata *Stud., Ferus.*, im Tuffsand am Wasserfall, im obern Tuffsand und der obern Kalkschichte am Katzensteigle links, im Tuffsand bei Untertürkheim.

Helix hispida *L. var. major et minor*, auch mit grösserer und kleinerer Thürmung der Schale, eine als *scalaris* geformt mit völliger Abweichung der untern Umgänge (im rothen Mergel am Sulzerrain) im oberen und mittleren Tuffsand, rothen Mergel,

und obern Kalk am Sulzerrain, im Tuffsand am Katzensteigle, Wasserfall und bei Untertürkheim.

Helix costulata *Ziegler*, an einzelnen noch das braune Band sichtbar, aber viel stärker gestreift, als die lebende *costulata*, im Tuffsand und Kalk am Sulzerrain, Katzensteigle und bei Untertürkheim.

† Helix sericea *Mull.*

H. testa perforata, subglobosa, cornea, pilis minutis densis hirta; apertura late lunata; peristomate vix patulo, acuto, intus in margine columellari albo-labiato; anfr. 5. Rossm.

Führt *Braun* in seinem Verzeichniss auf, ohne genauere Angabe des Fundortes.

Helix acieformis mihi.

H. testa late umbilicata, convexe lenticulari, compresse carinata; anfr. 6½ contabulatis, costatis, costis subtiliter decussatis, ultimo anfr. sub carina nitido, laevi; peristomate acuto, simplici; apertura oblique lunata. Alt. 7‴; lat. 12½‴.

Tab. II. Fig. 21. a. b.

A. Braun und *Walchner* führen sie als *Hel. verticillus Ferus* auf, von welcher sich die Exemplare, welche ich besitze, durch viel geringere Höhe, die abgeplatteten Windungen, welche stärker gestreift sind und die sehr deutliche *carina*, die bei *verticill.* nur angedeutet ist, unterscheiden.

Von *Hel. acies Partsch*, der sie näher steht, unterscheidet sie sich durch die geringere Höhe, den schwächern Kiel, der nur auf der obern Seite durch eine seichte Rinne von dem stark gestreiften Umgange getrennt ist, unten aber glatt in die glatte untere Fläche übergeht. Bei *Hel. acies* ist der Kiel oben und unten durch eine Rinne getrennt, was sich an den innern Umgängen bei *acieform.* ebenfalls findet, wie diess zerbrochene Exemplare zeigen, aber niemals am letzten Umgange. Die Mundöffnung ist mehr schief in die Breite gezogen.

Fundort in der untersten harten Kalkschichte und dem sie überlagernden Tuffsand am Sulzerrain; selten.

Helix submarginalis mihi.

H. testa umbilicata, suborbiculata, striata; anfr. 5 convexis, ultimo ad basin carinato, subtus subplano, suturis profundis;

peristomate acuto, callo laevi; apertura subangulato-rotundata. Alt. 2‴; *lat.* 3‴.

Tab. II. Fig. 22. a. b.

Die $3^1/_2$ Umgänge, welche vorhanden sind (die Spitze der Spindel fehlt, aber an dem abgebrochenen Theile lassen sich die $1^1/_2$ fehlenden Umgänge deutlich erkennen) sind durch tiefe Nähte scharf getrennt, so dass die Schale treppenförmig abgesetzt erscheint. Der letzte Umgang hat an der untern Fläche, die anfangs sehr wenig convex ist, aber gegen die Mundöffnung rundlicher, hervorragend wird, einen Kiel, der am obern Rande des Mundsaums beginnt; der Umgang selbst steht auf der Basis hervor. Die im Allgemeinen rundliche Mundöffnung wird durch den Kiel am äussern Rande etwas winkelig; der Mundsaum ist scharf, gerade.

Fundort: am Katzensteigle, wo bis jetzt nur Ein Exemplar gefunden wurde.

Bulimus montanus *Drap.*, in der Mergelschichte am Wasserfall, in einer thonigen Schichte zwischen dem Süsswasserkalk und dem Conglomerat am Seelberg bei Canstatt.

Achatina acicula *Lam.*, im obern Tuffsand am Sulzerrain und bei Untertürkheim, in einer faserigen Kalkschichte an der Reiterkaserne.

Achatina lubrica *Menk.*, in allen obern Schichten am Sulzerrain, im Tuffsand am Wasserfall, und im obern Kalk am Katzensteigle links.

Clausilia bidens *Drap.*, im Tuffsand und Kalk am Sulzerrain.

Clausilia similis *v. Charp.*, im Tuffsand am Sulzerrain.

† Clausilia ventricosa *Drap.*, im festen Tuff am Sulzerrain.

Clausilia obtusa *Pfeiff.*, im Tuffsand und Kalk am Sulzerrain, im Mergel am Wasserfall, im Tuff an der Reiterkaserne.

Clausilia parvula *Stud.*, im festen Tuff am Sulzerrain und im Tuffsand bei Untertürkheim.

Azeca Matoni *Turt.*, Syn. Pupa Goodali *Ferus.*

A. testa ovato-oblonga, parva, laevi, nitidissima, diaphana, fulva; anfr. septenis subconvexis; apertura ringente, subtrian-

gulari, angulo superiori acuto; labro bidentato, dente majori marginali, alio interiore; labio biplicato, plica ad marginem, altera intus ad angulum longitudinaliter disposita; columella callosa, unidentata et unilamellata, lamella flexa, decurrente, dentibus, plicis, lamellaque albis. Lam.

Fundort: in der untersten harten Kalkschichte am Sulzerrain.

Pupa frumentum *Drap.*, im Tuffsand bei Untertürkheim. Ob wirklich fossil, steht dahin, wie später angeführt.

Pupa muscorum *Nils.*, in der Regel mehr eiförmig, in einzelnen Exemplaren aber auch mehr gestreckt, cylindrisch, jedoch niemals so gross, als die unter den Lebenden gefundene cylindrische Form.

Im Tuffsand und rothen Mergel am Sulzerrain, im Tuffsand und festen Kalk am Katzensteigle links, im Tuffsand am Wasserfall und bei Untertürkheim und im Tuffsand und Kalktuff an der Reiterkaserne.

Pupa tridens *Drap.*, im Tuffsand bei Untertürkheim.

Pupa minutissima *Hartm.*

P. testa pygmaea, cylindrica, obtusa, subtilissime striata; peristomate reflexiusculo, edentulo; apertura subrotunda. Alt. 2 Millim.; lat. 1 Millim. Lam.

Im obersten Tuffsand am Sulzerrain; selten.

† Pupula lineata *v. Charp.*, im festen Tuff am Sulzerrain.

Vertigo cylindrica *Ferus.*, in der rothen Mergelschichte am Sulzerrain, in der untern Tuffsandschichte bei Untertürkheim; selten.

Vertigo pygmaea *Ferus.*, in der rothen Mergelschichte am Sulzerrain, im Tuffmergel am Wasserfall.

Vertigo pusilla *Müll.*, in der rothen Mergelschichte am Sulzerrain, im untern Tuffsand bei Untertürkheim; selten.

Vertigo nana *Müll.*

V. testa minima, sinistrorsa, cylindrico-acuminata, ventricosa, subperforata, nitida, pellucida, cornea; anfr. primis obtusis, duobus superioribus minimis; apertura semilunari; peristomate albo, reflexo, labro angulato; columella subcallosa, biplicata,

plica altera interiori, apice obtuso. Alt. 2 Millim.; lat. 1 Millim. Lam.

Im Mergel am Wasserfall.

† Vertigo palustris *Turt.*, von *Braun* angeführt, ohne genauere Beschreibung.

Im Mergel am Wasserfall.

Carychium minimum *Müll.*, im Kalkmergel am Wasserfall und rothen Mergel am Sulzerrain.

Cyclostoma maculatum *Drap.*

C. testa oblongo-conica, longitudinaliter convexe striata, serie maculorum rubescentium notata; labro dilatato, patulo, plano. Lam.

In der tiefern Tuffsandschichte am Sulzerrain; selten.

Planorbis marginatus *Drap.*, im Kalk an der Uffkirche bei Canstatt, im Tuffsand und Kalk am Wasserfall, am Katzensteigle höher oben am Berge, bei Untertürkheim und der Reiterkaserne.

Planorbis carinatus *Müll.*, im Tuffmergel am Wasserfall.

Planorbis spirorbis *Müll.*, in den obern Schichten am Sulzerrain, im Tuffsand und Kalk am Wasserfall und an der Reiterkaserne.

Planorbis vortex *Müll.*, im Tuffsand bei Untertürkheim; selten.

Planorbis contortus *Müll.*, im Kalk an der Uffkirche, im Tuffsand bei Untertürkheim; selten.

Planorbis complanatus *Drap.*, im mittlern Tuffsand am Sulzerrain; selten.

Physa hypnorum *Drap.*, im Tuffsand am Wasserfall; selten.

Limnaeus ovatus *Drap.*, im Tuffsand und Kalk am Katzensteigle rechts.

Limnaeus vulgaris *Pfeiff.*, im Mergel am Wasserfall und Tuffsand bei Untertürkheim.

Limnaeus peregер *Drap.*, im obern Tuffsand und Kalk am Sulzerrain, wo mitunter sehr grosse Exemplare, 8‴ hoch und 4‴ breit, sich finden; im Kalk und Tuffsand am Katzensteigle rechts, im Mergel am Wasserfall, in allen Schichten bei Unter-

Menſchheit grübelnde Gedanke dabei findet, wenn er ihr Alter ſo hoch hinaufrückt, daß die Entwickelung des Geſchlechts mit der endlichen Ausbildung des Landes Hand in Hand geht; und wir haben zu zeigen geſucht, daß die Naturgeſchichte gegen dieſe genealogiſche Operation nirgends einen poſitiven Widerſpruch einlegt.

Allem nach verlaufen die drei Hauptformen des Menſchengeſchlechts aus unergründlicher Tiefe parallel mit einander herauf. Viele farbige Nationen der Erde mochten aber bereits in ihrer Weiſe gelernt haben, was ſie zu lernen überhaupt fähig waren, als der kaukaſiſche Stamm aus ſeinem Schlummer aufbrach. Vielleicht war die mongoliſche Race der alten Welt in ihrer geiſtigen und geſchichtlichen Entwickelung bereits zu dem Höhepunkt gelangt, mit welchem beim Individuum, wie bei den Völkern, Stillſtand oder Zurückſinken eintritt, während die Potenzirung des Gattungscharakters, die ſich unverkennbar in der kaukaſiſchen Race ausſpricht, auf vielleicht beſchränkten Wohnſitzen derſelben lange latent blieb. Die älteſten, von Völkern dieſer Race gebildeten Reiche, welche wir am Anfang der Geſchichte in Aſien treffen, waren, einem nothwendigen frühern Zuſtand gegenüber, gewiß ſchon bedeutende Entwickelungen; aber erſt im magnetiſchen Zuge nordweſtwärts reifte in der Race vollends jene Kraft, welche den Europäer am Ende zum Haifiſch im Völkermeere gemacht hat. Der ganze Erdſtrich, den die Race überſchwemmt hat, zwiſchen den Wohnſitzen der Lappen und der afrikaniſchen Sahara, zeigt nirgends mehr jene originellen Völkergebilde, die auf den Gebieten anderer Racen neben Völkern beſtehen, welche ſichtbar eine hiſtoriſche Entwickelung hatten; noch viel weniger hat der Tummelplatz der weißen Race jene verſunkenen Urſtämme aufzuweiſen, wie ſie anderswo von nur relativ kräftigeren Völkern eingeſchloſſen, doch nicht ganz überwältigt ſind. Der aſiatiſch-europäiſche Völkerſtrom hat alle Autochthonen der Länder weggeriſſen; wir wiſſen weder, welcher Art ſie waren, noch ob ſich außer den Lappen irgendwo Spuren derſelben erhalten haben.

Seit den paar Jahrtauſenden, zu welchen die Traditionen klarer oder verworrener hinaufreichen, iſt faſt alle große, hiſtoriſche Bewegung unter den Völkern nur Entwickelung unſerer eigenen Race. Von dem, was im Schoße anderer Racen vorgegangen iſt, ſeit die geiſtigen Regungen unſerer eigenen deutlicher hervortreten,

türkheim und eine *var. minor* im Tuffsand und Kalk an der Reiterkaserne, von welcher die grössten Exemplare nicht ganz 4‴ hoch und 2‴ breit, die andern noch kleiner sind, ohne dass sonstige Unterschiede sie von *L. pereger* trennen würden.

Limnaeus disjunctus *Mouss.* s. ambiguus *Bronn.*

L. testa rimata, elongata, spira acuta; anfr. 6 convexiusculis, suturis simplicibus; peristomate subcontinuo, acuto, margine columellari inferiore parte reflexo, superiore parte immerso, aut basi replicato; callo parum conspicuo. Alt. 4½—5‴; lat 2—2½‴.

Steht zwischen *L. pereger*, *palustris* und *minutus*. Die Schale ist gestreckter als bei *pereger*, der letzte Umgang nicht so bauchig, die Mundöffnung nicht so breit. Die Umgänge sind nicht so convex, die Nähte nicht so tief, die Mundöffnung nicht so hoch und nicht so breit, als bei *L. minutus*. Steht *palustris* am nächsten, ist aber schlanker, kleiner, die Umgänge sind platter, die Höhe der Mundöffnung beträgt wie bei *palustris* die Hälfte der Schale, aber die Breite derselben ist geringer; die Höhe der Oeffnung zur Schale ist im Verhältniss wie 2½ : 5, die Breite der Oeffnung wie 1. Die Mundöffnung ist verlängert, eiförmig, der Mundsaum scharf, der Spiralrand unten deutlich umgeschlagen, aber nach oben versenkt und kommt mit dem äussern nicht zusammen, oder nur ein undeutlicher Callus setzt den Rand fort, der vom umgeschlagenen Theile nicht durch eine Querfurche getrennt ist, wie bei *palustris* und *pereger*.

Im Tuffsand und Mergel am Wasserfall.

Limnaeus minutus *Drap.*, im Mergel am Wasserfall, im Tuffsand und Kalk an der Reiterkaserne.

Limnaeus palustris *Drap.*

In v. *Zieten* Abbild. Tab. XXX. Fig. 1. P. 39. als *L. pyramidalis Sowerb.* aufgeführt.

Die Schale ist verlängert, eiförmig, mit scharf zugespitzter Spindel, die Umgänge sind rundlich, fein quergestreift, und zeigen bei den meisten Exemplaren unregelmässige erhabene longitudinelle Streifen auf den 2 letzten Umgängen, bei einzelnen ausserdem noch erhabene schiefe Streifen, die sich mit den beiden andern kreuzen und von der Naht gegen die Mündungswand hinziehen. An den 4 obern Umgängen fehlen diese

erhabenen unregelmässigen Streifen. Die Mündung ist eiförmig, nach oben zugespitzt, nach unten abgerundet. Der Spiralrand des Mundsaumes ist von unten bis zur Mitte umgeschlagen, der obere Theil aber als Callus an die Mündungswand angelegt, der sich bis zum äussern scharfen Rand erstreckt und so den Mundsaum vollkommen macht. Beide Theile des Spiralrandes sind durch eine deutliche, schief von innen nach aussen und unten gehende Furche getrennt, wie diess auch bei der lebenden *palustris* der Fall ist.

Von der lebenden *palustris*, mit der sie sonst ganz gleich ist, unterscheidet sich diese Fossile, namentlich wenn die erhabenen Linien fehlen, eigentlich nur dadurch, dass die äussere Wand der Mündung weniger ausgeschweift ist, die Mundöffnung dadurch weniger breit und mehr in die Länge gezogen erscheint.

Von *L. pyramidal. Sowerb. miner. conch.* Tom VI, P. 54. Tab. 528. Fig. 3. unterscheidet sie aber das Verhältniss der Höhe der Umgänge, der letzte Umgang ist niederer, die andern Windungen dagegen breiter und convexer, die Schale wird dadurch höher und ist mehr zugespitzt; am Spiralrand ist die Furche sehr deutlich, während *Sowerb.* in seiner Beschreibung sie als nur undeutlich angibt. Zudem führt *Brard* in Annal. d. scienc. nat. Tom. XV. P. 407. Pl. 24. Fig. 1. u. 2. bei der Beschreibung von *L. pyramidal.*, welche *Sowerb.* selbst in seinem Werk als *Synon.* angibt, an, dass jeder Umgang eine doppelte Naht, einem Spiralband ähnlich, habe, was bei dieser *palustris* auch bei den vollkommensten Schalen fehlt, und höchstens am zweiten Umgang sehr unregelmässig angedeutet sein dürfte durch den Longitudinalstreifen.

Sie steht *L. longiscata Brongn.* Annal d. scienc. nat. T. XV. P. 372. Pl. 22. Fig. 9., *Bronn Lethaea* Tab. XL. Fig. 16. nahe, allein die Umgänge sind breiter und dadurch die Schale höher, ebenso convexer, die Nähte tiefer, der letzte Umgang ist aber niederer, als bei *longiscata*.

Diese Species sind wohl nahe miteinander verwandt und vielleicht dieselben mit geringen Modificationen, wie diese überhaupt bei dem Gen. *Limnaeus* so häufig vorkommen, wovon z. B. die oben beschriebene Species *L. social.* einen deutlichen Beweis

liefert und bei genauer Untersuchung vieler Exemplare finden sich so viele Uebergänge, dass wohl in den Extremen ein oft bedeutender Unterschied statt findet, der sich aber in einer Reihe von Exemplaren völlig ausgleicht, so dass wohl später eine Verminderung der vielen Species sich ergeben dürfte.

Fundort: im Tuffkalk und Sand am Stöckach bei Stuttgart, eine Species, die sich durch ihre Grösse auszeichnet und sich dadurch von der lebenden *palustris* unterscheidet; die Schale hat 15 — 19‴ Höhe und 7‴ Breite. Im Tuffsand und Kalk bei Untertürkheim findet sich dagegen eine kleinere Art, von 11‴ Höhe und 5‴ Breite, welche sich von der lebenden *palustris* dadurch unterscheidet, dass die Mundöffnung noch mehr in die Länge gezogen ist im Verhältniss zur Breite und der äussere Rand des Mundsaums dadurch noch weniger ausgeschweift erscheint.

Limnaeus stagnalis *Drap.*, im Kalk am Katzensteigle rechts; selten.

Paludina impura *Ferus.*, im Kalk an der Uffkirche, die Deckel ebenfalls erhalten; in allen Schichten bei Untertürkheim in grosser Anzahl und mitunter von bedeutender Grösse, 6‴ hoch und $3^3/_4$‴ breit, wobei sich auch Deckel finden; im Mergel am Wasserfall, selten; im Kalktuff unter der Realschule in Stuttgart.

† Paludina acuminata *Braun*, im angeführten Werke angegeben, aber ohne Beschreibung und Fundort.

Valvata piscinalis *Ferus.*, im Tuffsand am Wasserfall; selten.

Valvata cristata *Müll.*, im Tuffsand bei Untertürkheim, im Kalk an der Uffkirche; selten.

Neritina fluviatilis *Lam.*, im mittlern Tuffsand am Sulzerrain; selten.

Pisidium fontinale *Pfeiff.*, im Tuffsand am Katzensteigle, höher oben am Berge in sehr grossen Exemplaren; im mittleren Tuffsand bei Untertürkheim.

Pisidium obliquum *Pfeiff.*, im mittleren Tuffsand bei Untertürkheim; selten.

A. Braun führt in seiner Beschreibung als der Diluvialperiode fehlend und somit charakteristisch für Alluvialkalk unter Andern auf: *Hel. pomatia, nemoralis* und *Clausilia similis (perversa)* welche aber unbestreitbar an den angeführten Orten, wenn auch selten, aber im Diluvialgebilde gefunden wurden.

Hel. pomatia fand sich in mehreren ganz ausgewachsenen, vollkommenen Exemplaren in der Tuffsandbank, welche den lockern Kalk am Katzensteigle rechts der Strasse deckt, und zwar in den tiefern Schichten dieser obern Bank, in die Masse selbst eingebacken, mit der Masse ganz gefüllt.

Hel. nemoralis kommt in der zweiten und dritten Kalkschichte, eingewachsen im Gestein am Sulzerrain vor. Die Exemplare, welche ich vor mir habe, zeichnen sich charakteristisch als *nemoralis* durch den umgeschlagenen Rand aus. An dem Spiralrand beginnt ein weisser Wulst, der sich an der innern Seite des Mundsaums als erhabene Linie fortsetzt bis an die Wandung des zweiten Umgangs, von dieser Linie aus ist der ganze Mundsaum umgeschlagen und sichtbar dunkel gefärbt; dadurch die Mundöffnung erweitert. Die Bandstreifen, von denen an einzelnen Exemplaren alle 5, an andern die 3 untern sehr deutlich braun gefärbt vorhanden sind, gehen ununterbrochen fort, und namentlich sind die untern 2 sehr breit.

Clausilia similis *(perversa)*, charakterisirt durch den Kanal an der Basis des Mundsaums, kommt in den tiefern Tuffsandschichten am Sulzerrain vor.

Auch eine Pupa frumentum habe ich im Tuffsand bei Untertürkheim gefunden, doch wäre hier ein zufälliges Vorkommen möglich, weil das einzige Exemplar, das ich besitze, sich lose im Tuffsand fand.

In diesem Diluvialkalke finden sich ebenfalls, wie bei Nördlingen im tertiären Kalke, Reste von *Crustaceen*, die doppelten Schilde einer *Cypris*, die jedoch viel kleiner sind und bei weitem seltener vorkommen.

Für den Diluviallehm, Löss, welcher in ganz Württemberg verbreitet ist, und sich selbst auf bedeutende Höhen erstreckt, sind bei uns charakteristische Conchylien: *Succinea oblonga Drap.*, welche sich sehr häufig findet, während sie lebend nur bei Kaltenthal bis jetzt gefunden wurde; *Hel. costulata Ziegl.* und *hispida L.*, *Pupa muscorum Nils.*, welche noch lebend vorkommen, aber nicht in der Menge, wie sie im Löss getroffen werden. Diese Species finden sich überall bei uns im Löss, nur seltener findet sich:

Pupa columella *Benz.*

Tab. II. Fig. 23. a. b.

P. testa cylindrica, obtusa, laevi; anfr. 8, septem subaequalibus, ultimo prominulo, inflato; apertura semiovata, edentula; peristomate acuta, fossa umbilicali obliqua.

Benz im Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins 1830, besonders abgedruckt: Württembergs Fauna, 8. 49.

Unterscheidet sich von *Pupa muscorum* durch die viel schlankere Form, die zwei ersten Umgänge sind kleiner, die 5 nächsten gleich, walzenförmig, der letzte dagegen ist bauchig, hervorragend; die Mundöffnung hat keine Zähne. Die Schale ist $1^1/_6$‴ hoch und $^2/_3$‴ breit.

Von den in Württemberg lebenden 91 Species von *Gasteropoden*, ohne die *Limaceen* (siehe Verzeichniss von Graf von *Seckendorf*), finden sich somit in den Diluvialgebilden eingeschlossen 56. Von den 14 Species *Acephala* dagegen nur 2, aus dem Genus *Anodonta* und *Unio* keine. Dagegen finden sich 11 Species, welche jetzt nicht mehr bei uns gefunden werden, nämlich:

Hel. silvatica, bidentata, † solaria, nitidosa, † sericea; Azeca Matoni; Pupa minutissima; Vertigo nana, † palustris; Cyclostoma maculata; Limnaeus disjunctus.

Von ganz ausgestorbenen Species:

Succinea paludinoides und † *vitrinoides; Helix acieformis* und *submarginalis; Pupa columella* und † *Paludina acuminata.*

Alluvialkalk.

Der jüngste Süsswasserkalk, Alluvialkalk, welcher in Württemberg auf der nördlichen Seite der Alp sehr verbreitet ist, ist sehr porös, kann frisch im Bruche mit der Säge bearbeitet werden, erhärtet aber zum Theil später an der Luft, so dass er ebenfalls als Baumaterial verwendet wird. Die Schichten sind von einem Alluviallehm überlagert durch sandigen Kalktuff und Mergel von einander getrennt und an einzelnen Orten sehr mächtig, bei Kaltenthal 10 — 12′, bei Nellingen 14′, bei Geislingen 30′ aufgedeckt.

Die Conchylien, welche die wenigen mir bekannten Ablagerungen enthalten, sind:

Innere Schilde von **Limax agrestis** *Mull.*, im Tuffsand von Kaltenthal.

Vitrina elongata *Drap.*, im Tuffsand bei Kaltenthal, im Sand und Kalk bei Nellingen.

Succinea amphibia *Drap.*, im Tuffsand bei Kaltenthal, im Sand und Kalk bei Nellingen.

Succinea Pfeifferi *Rossm.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Succinea oblonga *Drap.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Helix pomatia *L.*, im Kalk bei Geislingen.

Helix arbustorum *L.*, im Tuffsand und Kalk bei Kaltenthal, Nellingen, Geislingen und Wiesensteig.

Kommt mit sehr verschiedener Thürmung vor, so ist bei den Exemplaren von Geislingen die Schale niedergedrückt, aber breit und hat 8‴ Höhe bei 12‴ Breite; während die Exemplare von Kaltenthal sehr gethürmt sind und fast 9‴ Höhe bei 9‴ Breite haben.

Helix nemoralis *L.*, im Kalk bei Kaltenthal, im Tuffsand bei Nellingen.

Helix hortensis *Mull.*, im Tuffsand bei Kaltenthal und Nellingen.

Helix personata *Lam.*, im Tuffsand bei Kaltenthal und Nellingen.

Helix obvoluta *Müll.*, im Tuffsand und Kalk bei Kaltenthal und Nellingen.

Helix pulchella var. costata und laevis *Müll.*, bei Kaltenthal und Nellingen im Tuffsand.

Helix rotundata *Müll.*, im Tuffsand bei Kaltenthal, im Tuffsand und Kalk bei Nellingen.

Helix pygmaea *Drap.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Helix cellaria *Müll.*, im Tuffsand bei Nellingen, im Tuffsand und Kalk bei Kaltenthal.

Helix nitens *Mich.*, im Tuffsand bei Kaltenthal, im Kalk bei Nellingen.

Helix lucida *Drap.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Helix crystallina *Müll.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Helix fulva *Müll.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Helix aculeata *Müll.*, im Tuffsand bei Nellingen und Wiesensteig.

Helix incarnata *Müll.*, im Tuffsand bei Kaltenthal, im Tuffsand und Kalk bei Nellingen.

Helix fruticum *Müll.*, im Tuffsand und Kalk bei Kaltenthal und Nellingen.

Helix circinnata *Stud.*, im Tuffsand und Kalk bei Nellingen und Kaltenthal.

Helix hispida *L.*, im Tuffsand und Kalk bei Kaltenthal und Nellingen.

Carocolla lapicida *Lam.*, im Tuffsand bei Kaltenthal.

Bulimus montanus *Drap.*, im Tuffsand und Kalk bei Kaltenthal und Nellingen.

Bulimus obscurus *Drap.*, im Tuffsand bei Nellingen.

Achatina acicula *Lam.*, im Tuffsand bei Nellingen und Kaltenthal.

Achatina lubrica *Menk.*, im Tuffsand bei Nellingen und Kaltenthal.

Clausilia bidens *Drap.*, im Tuffsand bei Nellingen und Kaltenthal.

Clausilia similis *v. Charp.*, im Tuffsand bei Nellingen und Kaltenthal.

Clausilia ventricosa *Drap.*, bei Kaltenthal und Nellingen im Tuffsand.

Clausilia obtusa *Pfeiff.*, bei Kaltenthal, Nellingen und Wiesensteig.

Clausilia parvula *Stud.*, bei Nellingen.

Pupa muscorum *Nils.*, bei Nellingen.

Pupa edentula *Drap.*

P. testa minima, subperforata, cylindrico-ovata, cornea, nitida, laevi; apertura semiovata, edentula; peristomate sejuncto, recto, acuto, simplici. Rossm.

Bei Nellingen. (Bis jetzt in Württemberg nicht lebend gefunden.)

Pupula lineata *v. Charp.*, bei Nellingen und Kaltenthal.

Vertigo cylindrica *Ferus.*, bei Nellingen.

Vertigo pygmaea *Ferus.*, bei Nellingen.

Vertigo pusilla *Mull.*, bei Kaltenthal und Nellingen.

Carychium minimum *Mull.*, bei Kaltenthal und Nellingen.

Limnaeus vulgaris *Pfeiff.*, bei Nellingen und im Kalktuff bei Geislingen.

Limnaeus peregeer *Drap.*, bei Nellingen.

Pisidium fontinale *Pfeiff.*, bei Kaltenthal und Nellingen.

Cyclas cornea *Lam.*, bei Kaltenthal.

In den bis jetzt näher untersuchten Ablagerungen von Alluvialkalk ist *Hel. pomatia* sehr selten, ich besitze nur Ein Exemplar von Geislingen, in den Brüchen von Kaltenthal und Nellingen ist keines gefunden worden; *Bulimus radiatus Brongn.* fehlt ganz, während beide Species in unserer Gegend in Menge lebend vorkommen. Die im Wasser lebenden Conchylien finden sich im Allgemeinen in weit geringerer Menge, sowohl der Species als der Anzahl nach, *Planorben* z. B. sind gar nicht gefunden worden.

Torf.

Von den Conchylien, welche die Torfbildungen unseres Vaterlandes enthalten, ist nur sehr wenig bekannt.

In unserer Gegend kommt eine bedeutende Ablagerung bei Sindelfingen auf Keuper aufgelagert vor, welche abgebaut wird und welche wohl einer frühern, der Diluvialzeit angehört, wie die bedeutenden Reste von *Bos fossilis Cuv.*, welche dort gefunden werden, beweisen; die andern Ablagerungen, bei Mussberg auf den Fildern auf Keuper und Süsswasserkalk aufliegend, welche ebenfalls bebaut wird, und die unbedeutendere an der Wilhelma am Fusse des Rosensteins, auf Süsswasserkalk und Neckargeschieben gelagert, gehören wohl der Alluvialperiode an. In keinem der beiden letztern wurden nicht mehr lebende Thiere angetroffen, nur enthält der bei der Wilhelma abgelagerte: *Helix silvatica*, *Vertigo nana* und *Limnaeus disjunctus*, welche nicht mehr bei uns leben, aber in dem Diluvialkalk des Neckarthales sich finden und somit vielleicht aus diesem in den Torf gekommen sein könnten. Als der jüngste, der blos bei uns lebende Conchylien enthält, erscheint der bei Mussberg auf Alluvialkalk aufgelagerte.

Die Aufzählung der Conchylien dieser zwei Gebilde reiht sich um so mehr dem Süsswasserkalk an, als die Gebilde und somit auch die Conchylien beider durcheinander gemengt sind, wie namentlich bei Mussberg.

Von dem übrigen Vorkommen des Torfs in Württemberg, wie im oberschwäbischen Becken, auf dem Schwarzwalde und dem Alpplateau fehlt mir bis jetzt das nöthige Material, es würden sich daher die an jenen Gegenden wohnenden Naturforscher ein Verdienst erwerben, wenn sie dem Vereine Notizen einsenden wollten.

Die Conchylien, welche an den 3 angegebenen Orten gefunden wurden, sind ohne Rücksicht auf das verschiedene Alter der Ablagerung:

Vitrina elongata *Drap.*, bei Mussberg.

Succinea amphibia *Drap.*, und Pfeifferi *Rossm.* bei Sindelfingen, Mussberg und der Wilhelma.

Helix pomatia *L.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix arbustorum *L.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix silvatica *Drap.*, bei der Wilhelma.

Helix nemoralis *L.* und hortensis *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix personata *Lam.*, bei Mussberg.

Helix obvoluta *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix monodon *Ferus.*, bei Mussberg.

Helix pulchella var. costata und laevis *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix rotundata *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix pygmaea *Drap.*, bei Mussberg.

Helix cellaria *Müll.*, bei Mussberg.

Helix nitens *Mich.*, bei Mussberg.

Helix lucida *Drap.*, bei der Wilhelma.

Helix nitidosa *Ferus.*, bei der Wilhelma.

Helix crystallina *Müll.*, bei Mussberg.

Helix fulva *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix incarnata *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Helix fruticum *Müll.*, bei Sindelfingen, Mussberg und der Wilhelma.

Helix circinnata *Stud.*, bei der Wilhelma.

Helix hispida *L.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Carocolla lapicida *Lam.*, bei Mussberg.

Bulimus montanus *Drap.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Achatina lubrica *Menk.*, bei Sindelfingen, Mussberg und der Wilhelma.

Clausilia bidens *Drap.*, bei der Wilhelma.

Clausilia similis *v. Charp.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Clausilia obtusa *Pfeiff.*, bei der Wilhelma.

Pupa muscorum *Nils.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Vertigo pygmaea *Ferus.*, bei Sindelfingen, Mussberg und der Wilhelma.

und noch lange hernach, haben wir so gut als keine Anschauung. Daß Sprachen und Naturell sämmtlicher historischen Völker, wie sie jetzt das westliche Asien, Europa und den Norden von Afrika füllen, auf einen gemeinsamen Ursprung in einem Lande Mittelasiens deuten, leidet keinen Zweifel. Es war natürlich, daß diese Völker die Ueberlieferungen, in welchen das früheste Geschick ihrer Race niedergelegt war, bei einem Gesichtskreise, der lang ein beschränkter blieb, auf das Geschick der ganzen Menschheit ausdehnten. Sie verwechselten ihren eigenen, gemeinsamen Ausgangspunkt mit dem Ur- und Stammsitz der Menschheit, und bis in die neueste Zeit mühte sich der gelehrte Glaube — man weiß, mit wie zweifelhaftem Erfolg — die Strahlen aller Racen auf diesen Focus zusammenzubrechen. Wollte man sich nun die Verbreitung des Menschengeschlechts von einem Punkte aus über das Relief der jetzigen Festländer und Inseln deutlich machen, und ging dabei, wie man nicht anders konnte, von der Idee einer historisch bewegten, wandernden und sich drängenden Völkermasse aus, so gerieth man, wie schon früher bemerkt, in unzählige Widersprüche, weil der ganze jetzige Zustand der Völker fast überall mit der Voraussetzung unvereinbar war. Hatte man durch eine geschichtliche Entwickelung oder durch rastlose, durch nichts zu motivirende Wanderung die Länder gefüllt, so mußte man an hundert Stellen wieder eine rückgängige Bewegung, ein Versinken und Krystallisiren der Stämme annehmen und erklären; aber die überall angeknüpften Fäden wollten sich nirgends auch nur zu einem einigermaßen plausibeln System verweben, sondern verliefen in ein unförmliches Gewirre. So kommt es, daß nur die Mystiker über diesen Punkt viel wissen, während das Kapitel in den gewöhnlichen anthropologischen Schriften mit weiser Mäßigung sehr summarisch behandelt wird. Uebervölkerung und Mangel an Nahrung, Flucht vor Tod, Plünderung, Sklaverei, dem Despotismus fremder Sitten u. dgl. bilden die Hauptzüge des Gemäldes. Malt man es aber weiter aus, wie es auch wohl versucht worden ist, so gleicht es einem schlechten Roman, in welchem aus falscher Auffassung des menschlichen Geistes und Herzens Motive hergeleitet, und auf die divinirten socialen Verhältnisse einer Zeit, die man nicht studirt hat oder nur noch unvollständig studiren kann, Situationen gegründet werden. Das leichteste Spiel hatten die Verbreiter in den

Vertigo pusilla *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Vertigo nana *Mich.*, bei der Wilhelma.

Carychium minimum *Müll.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Planorbis carinatus *Müll.* und marginatus *Drap.*, bei Sindelfingen und der Wilhelma.

Planorbis spirorbis *Müll.*, bei Sindelfingen, Mussberg und der Wilhelma.

Planorbis contortus *Müll.*, bei Sindelfingen.

Planorbis complanatus *Drap.*, bei Sindelfingen.

Physa hypnorum *Drap.*, bei der Wilhelma.

Limnaeus vulgaris *Pfeiff.*, bei der Wilhelma.

Limnaeus pereger *Drap.*, bei der Wilhelma.

Limnaeus disjunctus *Mouss.*, bei Sindelfingen und der Wilhelma.

Limnaeus minutus *Drap.*, bei Mussberg und der Wilhelma.

Limnaeus palustris *Drap.*, bei Sindelfingen.

Paludina impura *Ferus.*, bei Sindelfingen und der Wilhelma.

Pisidium fontinale *Pfeiff.*, bei Sindelfingen, Mussberg und der Wilhelma.

Cyclas cornea *Lam.*, bei Sindelfingen.

Wenn nach dem Angeführten die Diluvialgebilde Württembergs manche Conchylien enthalten, welche der jetzigen und somit auch der Fauna der Alluvialgebilde fehlen, und so durch das Vorkommen dieser charakteristischen Arten eine Unterscheidung zwischen Diluvial- und Alluvialbildung leicht wäre, so ist umgekehrt die Zahl der für Alluvialbildung charakteristischen Arten im Gegensatz zur Diluvialbildung sehr beschränkt, und die geringere oder grössere Häufigkeit, in welcher die einzelnen Conchylien in der einen oder andern Bildung vorkommen, kann nicht wohl als entscheidend gelten, obgleich sie z. B. bei häufigerem Vorkommen von *Succinea oblonga*, *Helix hispida*, der *Limnaeen* und bei Vorkommen der *Planorben*, die bei uns we-

nigstens im Alluvialkalk fehlen, für Diluvialgebilde; bei häufigerem Vorkommen dagegen von *Helix hortensis*, *nemoralis*, *obvoluta*, *rotundata*, *incarnata* und *Clausilia similis* für Alluvialbildung sprechen dürfte.

In unsern Alluvialbildungen finden sich von Conchylien, welche im Diluvialgebilde bis jetzt nicht gefunden wurden, nur *Helix personata*, *Carocolla lapicida*, *Bulimus obscurus* und *Pupa edentula*, und auch diese gehören wenigstens zu den seltneren Species.

Den Alluvialablagerungen fehlen dagegen eine ziemliche Anzahl der jetzt bei uns lebenden Conchylien, wobei freilich sehr in Betracht zu ziehen ist, dass nur von wenigen Orten die Einschlüsse der Alluvialablagerungen bekannt sind und das Vorkommen einzelner lebender Species an Localitäten gebunden ist. Abgesehen von diesem fehlt aber von dem Genus *Helix* die bei uns so häufig vorkommende *H. ericetorum*, von *Bulimus* der noch häufiger in unserer Gegend sich findende *B. radiatus*, von *Pupa P. frumentum* und fast alle *Moll. Acephala*, so ist kein Exemplar einer *Anodonta* noch *Unio* bis jetzt im Alluvialkalk oder Torf gefunden worden.

Erklärung der Tafeln.

Tab. I.

Fig. 1. a. b. Ancylus deperditus *Desm.*
„ 2. a. b. Helix insignis *Schübler.*
„ 3. a. b. „ Ehingensis mihi.
„ 4. a. b. c. „ silvestrina v. *Zieten.*
„ 5. a. b. „ Ramondi *Brongn.*
„ 6. a. b. „ rugulosa v. *Martens.*
„ 7. a. b. „ depressa v. *Martens.*
„ 8. a. b. „ Kleinii *Krauss.*
„ 9. a. b. „ Giengensis *Krauss.*
„ 10. a. b. „ Steinheimensis mihi.
„ 11. a. b. „ subangulosa *Benz.*
„ 12. a. b. „ inflexa v. *Martens.*
„ 13. a. b. „ orbicularis mihi.
„ 14. a. b. c. „ gyrorbis mihi.
„ 15. „ mucronata mihi.

Fig. 16. a. b. Clausilia grandis mihi.
„ 17. a. b. „ antiqua *Schübler*.
„ 18. a. b. Papa Schübleri mihi.
„ 19. a. b. „ acuminata mihi.
„ 20. „ Nördlingensis mihi.
„ 21. a. b. c. Cyclostoma bisulcatum v. *Zieten*.
„ 22. a. b. „ glabrum *Schübler*.
„ 23. a. b. c. Planorbis pseudammonius *Volz*.
„ 24. a. b. c. „ costatus mihi.
„ 25. a. b. c. „ hemistoma *Sowerb*.
„ 26. a. b. c. „ laevis mihi.
„ 27. a. b. c. „ oxystoma mihi.
„ 28. a. b. c. „ Kraussii mihi.

Tab. II.

Fig. 1. a. b. Melania bulimoides mihi.
„ 2. „ turrita mihi.
„ 3. a. b. Limnaeus bullatus mihi.
„ 4. a. b. „ subovatus *Hartm.*
„ 5. a. b. „ ellipticus *Kurr.*
„ 6. a. b. „ gracilis v. *Zieten*.
„ 7. a. b. „ Kurrii mihi.
„ 8. a. b. „ socialis *Schübler* var. elongata mihi.
„ 9. a. b. „ „ „ var. intermedia mihi.
„ 10. a. b. „ „ „ var. striata mihi.
„ 11. a. b. Paludina nobilis mihi.
„ 12. a. b. „ acuta *Desh.*
„ 13. a. b. „ globulus *Desh.*
„ „ c. d. „ „ „ var. elongata mihi.
„ 14. a. b. Valvata multiformis *Desh.* var. planorbiformis mihi.
„ 15. a. b. „ „ „ var. intermedia mihi.
„ 16. a. b. „ „ „ var. trochiformis mihi.
„ 17. a. b. „ „ „ var. turbiniformis mihi.
„ 18. a. b. c. „ „ „ var. rotundata mihi.
„ 19. a. b. Cyclas Oepfingensis mihi.
„ 20. a. b. Succinea paludinoides *Braun.*
„ 21. a. b. Helix acieformis mihi.
„ 22. a. b. „ submarginalis mihi.
„ 23. a. b. Papa columella *Benz.*

3. Ueber Milben, an und in kranken Kartoffeln.

Von E. Hering.

Die im verflossenen Herbste in einem grossen Theile Europa's unter den Kartoffeln zum Vorschein gekommene Krankheit hat bereits eine Menge Federn in Bewegung gesetzt; sie war der Inhalt von diplomatischen Noten, Regierungserlassen, Berichten, Sitzungen und Besprechungen, Protocollen und Journal-Artikeln ohne Zahl. Wenn sich Jemand die Mühe nehmen wollte zu analysiren, was damit bewirkt worden, und wie weit man nun in der Kenntniss des Gegenstandes gekommen ist, so würde man über die Geringfügigkeit der Ausbeute erstaunen; sicher ist, dass sich wieder auffallend gezeigt hat, wie wenig bisher der Einfluss der Naturwissenschaften auf das gemeine Leben, namentlich auf die Landwirthschaft gewürdigt worden ist. Hätte wohl sonst die Idee einer Verbreitung der Kartoffelkrankheit durch Ansteckung so allgemein Glauben finden und Schrecken verbreiten können? hätten so manche unüberlegte Vorschläge zur Abhülfe, so absurde Hypothesen über die Entstehung des Uebels die Runde machen können, wenn Kenntnisse in der Physiologie und Pathologie der Organismen, in der Chemie und Physik da zu finden wären, wo man sie erwarten durfte?

Es ist gewiss, dass andere Nationen darin der deutschen voraus sind, dass sie die Fortschritte der Wissenschaften zum allgemeinen Nutzen anzuwenden verstehen, während wir noch mit

Theorieen und Sammlungen vollauf beschäftigt sind. Ganz richtig drückt sich hierüber ein französischer Gelehrter, *M. Poiteau*, aus: *à quoi sert de cultiver deux cents variétés de pommes de terre? à quoi nous servent ces collections de trois cents variétés de frument? C'est une manie chez ceux, qui ont le goût de semblables collections; mieux vaut de choisir les bonnes variétés et abandonner les autres; sept ou huit variétés de pommes de terre pour les hommes et autant pour les animaux et les féculeries, ce serait bien assez. On ne saurait honorer du nom de savant, l'homme qui n'a su que rassembler des collections.*

Obgleich zahlreiche Untersuchungen und von namhaften Gelehrten über die Herbstfäule der Kartoffeln stattgefunden haben, ist man doch über ihre entfernte und nächste Ursache in Ungewissheit geblieben und da glücklicherweise eine günstige Witterung im Spätherbst der Zunahme des Uebels Einhalt that, so wird das Interesse an diesem Gegenstand vielleicht eben so schnell erkalten, als es erregt worden war. Es konnte nicht meine Absicht seyn, in die Reihe derer zu treten, welche die Ursachen der Kartoffelkrankheit, ihr Wesen und ihre Folgen zu ergründen unternehmen; denn wenn auch das allgemeine Interesse mich veranlasst hat, Untersuchungen verschiedener Art anzustellen, so geschah es mehr in der Absicht die pilzähnlich entstandene zahl- und bestandlosen Hypothesen näher zu beleuchten.

Ich nahm die Kartoffelkrankheit als eine Sache an, die nicht zu ändern sei, deren Schaden man aber so viel möglich zu mindern suchen müsse; da nun unsere Hausthiere jedenfalls einen grossen Theil des alljährlichen Kartoffelertrages zu verzehren, und in Fleisch und Fett zu verwandeln bestimmt sind, so war die erste Frage, ob der Genuss der kranken Kartoffeln ihnen nicht schädlich sei. Diese Frage konnte bloss auf dem Wege des Versuchs beantwortet werden; es wurden daher zwei Schweine und zwei Ziegen mit kranken Kartoffeln gefüttert; bei den letztern wurde dies nur einige Wochen fortgesetzt, weil sie die Waide vorzogen und sich an regelmässige Fütterung mit rohen Kartoffeln nicht gewöhnen wollten, welche sie jedoch, wenn sie dieselben stehlen konnten, mit Appetit verzehrten; die Milch dieser Ziegen ist ohne Nachtheil genossen worden.

Die Schweine dagegen verzehrten von Mitte September bis Anfangs December täglich im Durchschnitt 3 halbe Vierling (von circa 9—10 Pfund) rohe Kartoffeln und erhielten daneben 1 Vierling Kleie, nebst Wasser; beide Thiere blieben nicht nur gesund, sondern nahmen auch während jener Zeit um mehr als das Doppelte ihres Gewichts zu (nämlich von 48 auf 107 und von 58 auf 116 Pfund, lebend Gewicht). Es ist hiebei zu bemerken, dass die Thiere anfangs nach und nach an die Fütterung mit rohen Kartoffeln gewöhnt wurden, und dass sie in der letzten Zeit als die Kartoffeln zu Ende gegangen waren, noch einige Zeit Haber erhalten haben; auch wurde versucht ihnen nur die kranken Bestandtheile der Kartoffeln zu geben, welche sie aber roh nicht fressen wollten, dagegen gekocht ohne Nachtheil genossen.

Die zu diesem Versuche verwendeten Kartoffeln (ungefähr 30 Simri) waren grösstentheils aus der Umgebung von Stuttgart, zum Theil aus höheren Lagen und in verschiedenem Boden gezogen z. B. aus den sogenannten Sandäckern im Stöckach, vom Azenberg, Schellenberg, aus den Steubenäckern (Markung Gablenberg), beim Pulverthurm u. dgl. Der grösste Theil war auf den Aeckern gesammelt worden, wo die Eigenthümer sie als unbrauchbar hatten liegen lassen. Sie waren noch fest, innen mehr oder weniger bräunlich infiltrirt, nur wenige litten im hohen Grad an der Krankheit, und waren eigentlich putrid, innen dem Backsteinkäse ähnlich. Ihr specifisches Gewicht betrug zwischen 1068 und 1084, im Mittel von mehreren Versuchen 1078, während gesunde Kartoffeln derselben (gelben) Sorte und aus demselben Boden zwischen 1089 und 1118 spec. Gewicht, im Mittel 1099 zeigten.

Das geringere specifische Gewicht lässt auf grösseren Wasserreichthum der kranken Kartoffeln schliessen; ihr Inneres reagirte stark auf Lacmuspapier, was übrigens gesunde Kartoffeln auch thun; dagegen wird von den faulen Kartoffeln das geröthete Lacmuspapier entschieden blau gefärbt, was ohne Zweifel der Entwickelung von Ammoniak zuzuschreiben ist.

Dass die Stärkemehlkörner auch in den kranken Kartoffeln unversehrt blieben, hatte die microscopische Untersuchung bald nachgewiesen und selbst in den eigentlich faul gewordenen

Knollen konnte man dergleichen Körner noch in Menge sehen, allein die Reaction dieses Stärkemehls auf Jod war verändert, indem sich bei meinen Versuchen nur ausnahmsweise die schöne violette Färbung, dagegen in der Regel eine bräunlichgrüne erzeugte.

Die Epidemis der kranken Kartoffeln hatte die gewöhnliche Festigkeit; sie liess Wasser und salzige Auflösungen nur sehr langsam durch. Versuche, wobei mehrere kranke Kartoffeln in Auflösungen von Chlorkalk, oder Kochsalz (1 : 100)) gelegt wurden, zeigten, dass selbst nach mehreren Tagen noch nichts davon in das Innere der Kartoffel gedrungen war; hieraus ergiebt sich, wie haltlos die auf die Ansteckungs-Idee gegründete öffentlich anempfohlene Desinfection der kranken Kartoffeln durch Einlegen in eine Chlorkalkauflösung während einiger Stunden und nachheriges Entchloren durch Natron war. Erst wenn die Karttoffeln (gesunde wie kranke) einige Wochen in einer solchen Auflösung lagen, durchdrang sie die Masse der Knollen, weil alsdann die Epidermis sich an mehreren Stellen losgelöst und Blasen gebildet hatte. Mit einer Auflösung von blausaurem Eisenoxydulkali in Wasser lässt sich diess noch leichter beweisen (ich nahm 1 Theil des Salzes auf 50 Theile Wasser); erst nach 9tägiger Maceration erschienen, wenn man ein Eisensalz auf die Durchschnittsfläche brachte, die ersten Spuren einer Reaction durch eine bläuliche Färbung; erst nach mehren Wochen war die ganze Kartoffel von der Auflösung durchdrungen, und reagirte dann stark auf blausaures Kali.

Unter den verschiedenen Hypothesen, welche über die Ursache der Kartoffelkrankheit in Umlauf gesetzt wurden, war auch die einer Ansteckung der Knollen durch kleine, kaum sichtbare Thierchen; sie mussten jedoch bald ihre Rolle an die Cryptogamen abtreten, da Thiere, wie klein sie auch sein mögen, immer noch eher mit Bestimmtheit zu unterscheiden sind, als die Sporulen und Filamente microscopischer Pilze.

Es mag dahingestellt bleiben ob ein solcher Pilz (z. B. *Sclerotium semen*) wirklich die nächste Ursache der Kräuselkrankheit und Herbstfäule sei (wie *Desvaux* angibt), soviel ist gewiss, dass in den kranken Kartoffeln mehre kleine Thierspecies, theils im Larven- theils im ausgebildeten Zustande hausen, welche

jedoch sämmtlich nicht als Ursache der als Herbstfäule bezeichneten krankhaften Veränderung dieser Knollen anzusehen, sondern einestheils naturgemäss daselbst ihre Nahrung suchen, anderntheils aber das Ergebniss eines gewissen Grades von Zersetzung (wie im Käse, Traubenzucker, Kleister etc.) sind.

Ausser den Milben, welche ich unten näher beschreiben werde, sind die Kartoffeln der Aufenthaltsort eines *Myriapoden (Julus guttulatus Fabr., J. fragarius Lam.)*, von 5 Larven von Käfern, wahrscheinlich den Gattungen *Calodera, Staphilinus, Cryptophagus, Trichopteryx, Agrypnus* angehörend, von 3 Larven von *Dipteren* und eines ausgebildeten Insects, *Limosina Payenii* genannt; hiezu kommt noch ein *Vibrio (Rhabditis tuberculorum Guérin)*, welcher mit dem Kleisteräälchen viele Aehnlichkeit hat. Die ersten Untersuchungen darüber verdankt man *M. Rayer* und *Guérin-Méneville*.

Die zwei Arten von Milben, welche an kranken Kartoffeln beobachtet werden, schienen mir unter entgegengesetzten Verhältnissen erzeugt zu werden, die eine nämlich durch Trockenheit, die andere durch Nässe.

1. Glycyphagus fecularum Guérin.

Fig. 1., 2., 3.

Als ich zerschnittene, kranke Kartoffeln, deren Inneres ich unter dem Microscop beobachtet hatte, während eines Theils der Monate September und October in einer geräumigen Schachtel von Pappe im Zimmer hatte stehen lassen, trockneten dieselben beinahe ganz aus; nunmehr zeigten sich an der Oberfläche *Acariden* in grosser Menge und von verschiedener Grösse und Entwickelung; die microscopische Untersuchung ergab, dass sie zu der, von mir früher aufgestellten Gattung *Glycyphagus* gehörten, da das Ende eines jeden ihrer 8 Füsse nicht in eine Kralle, sondern in eine Haftscheibe *(Arolium)* ausgeht; diese Art ist mit dem von mir beschriebenen *Gl. prunorum* verwandt, aber doch hinlänglich von dieser Species unterschieden. Da ihr *M. Guérin*

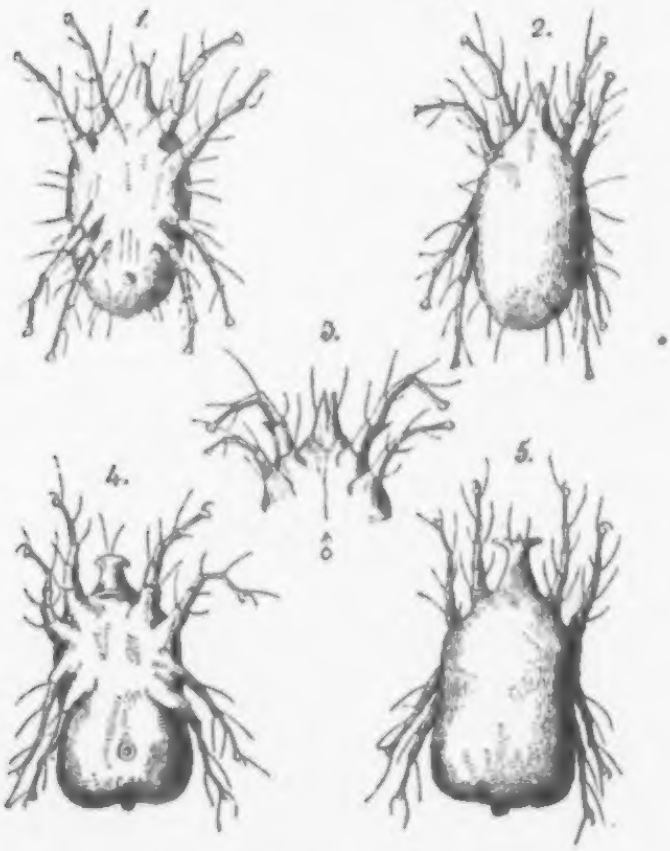

bereits den Namen *Glycyphagus fecularum* gegeben hat, so behalte ich den Namen bei und gebe nur eine in's Einzelne gehende Beschreibung dieser neuen Species.

Länge der vollständigen Exemplare 0,15 — 0,20 par. Linie. Breite 0,08 — 0,12.

Körper: länglich rund, mit kaum merklicher Andeutung einer Rinne zwischen dem Brust- und Bauchstück, wenig behaart, mattweiss, etwas durchscheinend.

Kopf: kegelförmig, zugespitzt, mit zwei ziemlich langen Tastern, die auf einer Erhöhung stehen (Fig. 2.), über und unter dem Rüssel je zwei ganz kurze, haarförmige Palpen.

Füsse: 8, fünfgliedrig, an den Gelenken mit kurzen borstenförmigen Haaren, am vorletzten Gelenk ein längeres Haar (halb

so lang als der ganze Fuss); am Ende eines Fusses eine kleine Haftscheibe, auf mässig langem Stiel. Die Füsse entspringen an der Bauchseite, von keiner gemeinschaftlichen Scheibe; der Zwischenraum zwischen dem zweiten und dritten Paar ist ziemlich gross; hinter dem vierten Paar ist die Geschlechtsöffnung; ein Fortsatz am Hinterleibe fehlt. —

Diese Milbe unterscheidet sich von der Zwetschenmilbe (*Gl. prunorum*, abgebildet in: Nova acta Acad. Natur. cur. XVIII. Bd. Tab. 45. Fig. 16., 17.) durch den nicht abgestumpften Kopf, die längeren Tastern, die längliche Form des Körpers, den Mangel an grossen, gefiederten Borsten und an einem rundlichen Fortsatz am Hinterleib, so wie durch das längere Endglied des Fusses, welches die Haftscheibe trägt. Die Vermehrung dieser Milbe war sehr stark; es entstanden im Laufe einiger Wochen mehrere Hunderte, die sich grösstentheils an der Oberfläche hielten und ziemlich rasch liefen. Die Begattung geschieht wie bei den andern *Acariden* und dauert 1 — 2 Tage; die trächtigen Weibchen sind an der Grösse des rundlich aufgetriebenen Hinterleibs zu erkennen. Die Männchen sind an der stärkeren Entwickelung des ersten Fusspaars zu erkennen (Fig. 3.).

II. Tyroglyphus feculae Rayer.

Fig. 4., 5.

Diese Milbe bildet sich unter entgegengesetzten Bedingungen; wenn nämlich die Krankheit der Kartoffel fortschreitet, so führt sie zu einer Auflösung des Gewebes; die Masse wird weich, breiartig, schmierig, stinkend und bekommt im Innern Risse und Höhlen (ähnlich wie Käse); in diesen Räumen findet sich eine glänzend weisse Milbe, die von der vorigen sehr verschieden ist.

Latreille hat die Milben, denen die Einschnürung in der Mitte des Hinterleibs fehlt, von der Gattung *Acarus* getrennt und daraus das neue Genus *Tyroglyphus* gebildet; wenn die Abweichungen in der Körperform, welche vom Geschlecht, Alter u. s. w. abhängen, einmal bestimmter gekannt sein werden, wird sich vielleicht diese Trennung als nicht genügend begründet heraus-

Auſtralländern, wo der Ocean die mannichfachſten Inſelgruppen vielmehr verknüpft als ſcheidet, und das naturgemäßeſte Moment, das Verirren auf der See, in volle Anwendung kam.

Wir haben oben gezeigt, welch bedeutende Veränderungen die Erdoberfläche erlitten haben muß, ſeit der Menſch auf ihr gelebt haben kann und wahrſcheinlich gelebt hat. Europa — und wir dürfen die Analogie auf alle Feſtländer übertragen — ſtellt ſich uns im Anfang der ſogenannten tertiären Periode als ein groſſes Inſelmeer dar, ungefähr wie jener ſüdliche Archipelagus, wo heutzutage im Neuholländer, im Neuguineer, in den Bewohnern der Molukken, der Karolinen, Neuſeelands, der Freundſchafts-, der Geſellſchaftsinſeln ꝛc. die merkwürdigen Gegenſtücke der geſchloſſenen Racen der Hauptcontinente leben. Verbreitete ſich das Menſchengeſchlecht bereits, als alles Land noch ſo zerſchlagen und aufgeſchloſſen war, ſo wird gleich die Ueberſiedlung einzelner Stämme in entlegene Landſtriche und über die Wohnſitze anderer Völker *hinaus*, viel begreiflicher, als wenn man ſie über die ſtarre, ungeheure Erſtreckung der Continente durch Wüſten und Wildniſſe und feindliche Völker hindurchführen muß. Um nur Eines anzudeuten: durch in Fahrzeugen verſchlagene Individuen konnte der Same der Menſchheit fernhin getragen werden, und wenn ſo in Iſolirung aus einfachen Wurzeln aufgewachſene Völker, bei zuſammenrückendem Land, ihren alten Stammgenoſſen wieder begegneten, ſo ſtanden ſie ihnen fremd, in ſpecifiſcher Entwickelung gegenüber und hatten etwa nur halb verſchollene Erinnerungen mit ihnen gemein, die bald vollends ganz verklangen.

Man ſieht, ſo erklärte ſich oft ſehr befriedigend ein ſehr ſchwieriges Moment: die auffallende Trennung, die hinſichtlich der Sprache und der Sitten zwiſchen körperlich ſehr nahe verwandten Völkern beſteht, und ebenſo das Vorkommen gänzlich verſunkener, körperlich und geiſtig verzerrter Stämme dicht neben weit beweglicheren und entwickelteren. Jene waren in inſulariſcher Iſolirung verdumpft, vielleicht nur, weil der Zufall ihre verirrten Stammväter der in Werkzeugen verkörperten geiſtigen Errungenſchaft ihres Volks beraubt hatte und ſie ſich dieſelben in der neuen Naturumgebung nicht oder nur unvollkommen ſchaffen *konnten*. Als ihre Wohnſitze mit andern Landſtrichen durch geologiſche Prozeſſe verſchmolzen, und ſie von rührigeren Stämmen, die den neuen

stellen, vorläufig mag jedoch diese Kartoffelmilbe mit dem ihr von *Rayer* gegebenem Namen bezeichnet werden (ehe ich *Rayer's* Untersuchung kannte, hatte ich sie *Acarus truncatus* getauft).

Länge: 0,10—0,14 par. Linie. Breite 0,07—0,11. p. L.

Körper: bei den meisten stumpf viereckig, hinten abgestutzt, nach dem Kopfe zu etwas verlängert; Brust- und Bauchstück durch eine Rinne geschieden; Farbe weiss, mit Wachs- oder Perlmutterglanz; unbehaart.

Kopf: mit zurückgezogenem Rüssel rundlich, mit hervorgestrecktem Rüssel aber kegelförmig, eingeschnürt, so dass das ganze Insect einer kurzhalsigen Flasche ähnlich ist; Rüssel in zwei seitliche, gekrümmte Hacken ausgehend, in deren Mitte eine spitze Zunge hervorragt; zwei sehr kurze, haarförmige Palpen.

Füsse: 8, fünfgliedrig, das Endglied trägt einen rundlichen Ballen und daneben eine kleine, scharfgekrümmte Kralle, an den Gelenken sind kurze, dornartige Borsten.

Am Hinterleib befindet sich ein kleiner, rundlicher Fortsatz.

Diese Milbe ist sehr zählebig; nach 3—4 Wochen, in welcher Zeit alle andern Parasiten der Kartoffel ausgestorben waren, fand sie sich in dem wohlverschlossenen Glase noch lebend, obwohl erstarrt, auf den inzwischen ganz ausgetrockneten Knollen. Ihre Bewegung ist im Gegensatz zu der des *Glycyphagus* äusserst träge; beide Species habe ich nie beisammen auf derselben Kartoffel gefunden.

Von den verwandten Arten z. B. *Acarus siro L.* und dem *Acarus passularum mihi*, welchen beiden der *Tyroglyphus feculae* am nächsten steht, unterscheidet er sich durch den Mangel an Borsten, die abgestutzte Form des Hinterleibs und die kleinen Ballen am Ende des Fusses neben der Kralle.

Erklärung der Figuren.

Fig. 1. Glycyphagus fecularum *G.* von unten, Fig. 2. derselbe von oben, Fig. 3. vordere Körperhälfte des Männchen von unten.

Fig. 4. Tyroglyphus feculae *R.* untere oder Bauchseite, Fig. 5. derselbe, obere Seite oder Rücken.

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Ueber die Kartoffelfäule.

Von Dir. v. Seyffer.

Von Manchen ist wegen der im vergangenen Jahre eingetretenen Kartoffelfäule die Behauptung aufgestellt worden, dass die Fäule ihren Grund hauptsächlich auch darin habe, dass die Kartoffeln, weil sie seit ihrer Einführung in Europa immer nur durch die Knollen fortgepflanzt worden, gleichsam degenerirt und dadurch für die Fäule viel empfänglicher gemacht, ja sogar, dass durch diese Degeneration die Fäule sich eingestellt habe. Aus diesem Grunde wurde zur ferneren Verhütung der Fäule der Vorschlag gemacht, entweder Stammkartoffeln aus ihrem Vaterlande Südamerika zur Fortpflanzung kommen zu lassen, um dadurch gleichsam eine neue Generation nach Europa zu bringen, oder diese dadurch zu bezwecken, dass man die Steckkartoffeln aus Samen erzeugen solle, um die aus Samen erzeugten Knollen zur Fortpflanzung zu nehmen.

So viel sich nun in so mancher Beziehung gegen eine solche angebliche Degeneration und die daraus geschlossene Empfänglichkeit für die Fäule oder sogar Ursache derselben sagen und diese Ansichten sich widerlegen liessen, so glaube ich mich hierüber nicht weiter äussern, sondern nur folgende 2 Erfahrungen anführen zu dürfen, welche diese Behauptungen völlig widerlegen werden.

Im Frühjahr 1842 erhielt ich nämlich von dem nun verstorbenen Prof. *van Mons* in Leyden eine ganz neue Kartoffelsorte unter dem Namen Cordilleren-Kartoffel. *Van Mons* bekam diese Kartoffel im Jahr 1838 aus Mexiko mit der Bemerkung, dass sie auf den Cordilleren in einer Höhe von mehr als 8000′ ü. d. M. angetroffen und wegen ihres ausgezeichnet guten Geschmacks von den Viehhirten in der Nähe ihrer Hütten gepflanzt werde. Diese Kartoffel wurde im Frühjahr 1842 in den Königl. Gärtnereien in Stuttgart, im Park Rosenstein und in der exotischen Baumschule zu Hohenheim ausgesteckt, gewährte aber wegen des damaligen sehr warmen und trockenen Sommers, wie alle andern Kartoffeln, wenige neue Knollen, die sich jedoch in den folgenden Jahren so vermehrten, dass im Frühjahr 1845 eine grössere Parthie in den 3 genannten Königl. Gärtnereien ausgesteckt werden konnte. Hier gewährten sie einen reichlichen Ertrag von [illegible] vollkommenen Knollen,

die nun in der 7. Generation und erst seit 8 Jahren in Europa sind, mithin unmöglich so degenerirt sein konnten, als die übrigen schon längst in Europa eingeführten Kartoffeln; allein sie bekamen an allen 3 Orten die bekannte Fäule in gleich hohem Maasse, wie alle andern Kartoffeln.

Eine zweite, obiger Behauptung widersprechende Erfahrung ist folgende. Im Jahr 1843 wurde in der exotischen Baumschule zu Hohenheim eine bedeutende Partie Samen von verschiedenen Kartoffelpflanzen gesammelt und im Frühjahr 1844 bei Zeiten in ein Mistbeet ausgesäet. Die von diesem Samen gewonnenen Pflänzchen wurden, sobald kein Frühlingsfrost mehr zu befürchten war, in besondern Beeten im Freien ausgesetzt und gewährten im September desselben Jahres einen reichlichen Ertrag von neuen ganz gesunden Knollen, worunter sehr viele schon so gross, als gewöhnliche Kartoffeln und die in der Blumen- und Früchten-Ausstellung im September 1844 zu sehen waren. Diese aus Samen erzeugten Knollen wurden im vergangenen Frühjahr in besondern Beeten ausgesteckt, gewährten einen reichlichen Ertrag, waren aber ebenso wie die andern Kartoffeln von der Fäule befallen, ein Beweis, dass auch aus Samen erzeugte Kartoffeln gegen das bekannte Uebel nicht schützen.

Vorstehender Notiz reihen wir folgende an: In der Sitzung der französischen Academie vom 17. November 1845 theilte *Boussingault* ein ihm von Bogota zugekommenes Schreiben mit, wonach in den Hochebenen von Bogota die Kartoffelfäule eine sehr bekannte Sache ist, fast jedes Jahr auf Feldern sich zeigt, welche von Natur feucht sind, in nassen Jahrgängen aber sehr überhand nimmt und auch auf sonst trockenen Feldern eintritt. Man mache sich dort aus dieser Zerstörung der Kartoffeln nicht viel, schneide nur die faulen Theile aus und geniesse das Uebrige ohne Schaden. — Hiermit ist zugleich ein Beleg gegeben, dass die Hauptursache der Fäulniss der Kartoffel, dieser aus dem sandigen, trockenen Boden von Peru und Chile stammenden Pflanze, in der Feuchtigkeit des Bodens und der Atmosphäre in nassen Jahrgängen zu suchen ist. Dieser Ansicht ist die Mittheilung *Gasparin's* in der Sitzung der französischen Academie vom 22. December 1845 nicht entgegen, obgleich er den Einfluss der Witterung zu läugnen oder vielmehr ihre Unzulänglichkeit für die Erklärung der Kartoffelfäule wenigstens im südlichen Frankreich ins Licht zu stellen trachtete. Dort nämlich werden jährlich zwei Kartoffelerndten gemacht, die erste, im März gesteckt, reift im Juni, die zweite, im Juli nach der Kornerndte gesteckt, reift im Oktober. Die erste Erndte von 1845 sei nun ganz frei, die zweite aber stark von der Fäule behaftet gewesen. Während der Periode der ersten Erndte war die Temperatur weit geringer als während der zweiten, auch fielen während der ersten häufiger Regen, dagegen war während der zweiten Periode die Regenmenge grösser. Hier ist nur zu bemerken, dass, wenn auch die beiden Reifen im October kurz vor der zweiten Erndte, von denen *Gasparin* berichtete, keinen Einfluss ausübten, indem das Uebel schon vorhanden sein musste, gerade die

erhöhte Temperatur in der zweiten Periode in Verbindung mit der grösseren Menge von Regenwasser (100 Millemeter mehr als in der ersten Periode) und der durch die Regengüsse stets entstehenden Erkältung einen Erklärungsgrund abgeben, der hinreichen dürfte. Die Witterung war in der ersten Periode offenbar viel gleichförmiger. Nur schroffe Temperaturwechsel in Verbindung mit Regengüssen sind es, die die Vegetation am meisten beeinträchtigen. *Plieninger.*

2. Ueber die procentische Zusammensetzung des Faserstoffs.

Von Professor Dr. Schlossberger.

Die genaue procentische Zusammensetzung des reinen Fibrins ist immer noch nicht vollkommen sicher festgestellt, so zahlreiche Untersuchungen darüber auch vorliegen. Unter den ältern Chemikern hatten *Gay Lussac*, *Thénard* und *Michaelis* im Faserstoff weniger Kohlenstoff gefunden als im Albumin; die Ursache war, dass sie das Fett nicht entfernt hatten. Aber selbst in den neuester Zeit angestellten Elementaranalysen des Faserstoffs findet in Betreff seines Kohlenstoff- und vorzüglich seines Stickstoffgehaltes noch ein bedeutendes Schwanken der Zahlenangaben um 1 — 2 Proc. Statt.

J. Vogel fand:	C. 52,406;	Dagegen erhielt *Mulder*:	C. 54,56;
	H. 7,094;		H. 6,90;
	N. 18,120;		N. 15,72;
	O. 19,720;		O. 22,13;
	Asche 2,660.		S. 0,36;
			P. 0,33.

Diese Zahlen stimmen so sehr mit denjenigen überein, welche *Mulder* bei der Analyse des Eiweissstoffes erhalten hatte, dass die Unterschiede innerhalb der Grenze der Beobachtungsfehler liegen.

Ganz in jüngster Zeit wurden wiederum in Paris zahlreiche Analysen des Faserstoffs sowie des Albumins von *Dumas* und *Cahours* unternommen; sie wollen abermals den etwas höhern Stickstoffgehalt des Fibrins im Vergleich mit dem Albumin nachgewiesen haben; doch ist diese Differenz nach ihren Versuchen so klein, dass sie nur bei Anwendung beträchtlicher Mengen Substanz in den analytischen Ergebnissen deutlich hervortritt.

Sie fanden im Fibrin des Blutes vom Menschen und verschiedenen Hausthieren 52,5 — 52,8 % C. (nur in dem des Weizenmehls mehr, nämlich 53,2; übrigens ist es zweifelhaft, ob diese pflanzliche Substanz Fibrin ist). Im Albumin des Blutes und Mehls dagegen fanden sie 53,4 % C. — Ihre Resultate über den Stickstoffgehalt des Fibrins sind 16,4 — 16,7, während der des Albumins nach ihnen nur 15,8 % beträgt.

Durch Professor *Mulder* erhielt ich von ihm selbst sorgfältigst dargestelltes Fibrin aus Ochsenblut, und unterwarf es zu Utrecht mit besonderer Sorgfalt der Analyse. Die Bestimmung des Kohlenstoffs und Wasserstoffs geschah durch Verbrennen (im Sauerstoffstrom) mit einem Gemische von Kupferoxid und etwas Bleioxid. Die Zumischung des letztern zu etwa $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{6}$ von der

Quantität des Kupferoxids wird von *Mulder* sehr gerühmt, indem sie die hygroscopischen Eigenschaften des letzteren sehr vermindert.

0,629 Gramm. Fibrin gaben 1,2035 Kohlensäure;
0,3885 Wasser.

Nach Abzug der Asche, die 1,1 % betrug, entsprechen diese Mengen
53,41 % C. (C. = 76,437);
6,92 % H.

In Betreff des hier erlangten, etwas geringeren Kohlenstoffgehalts ist zu bemerken, dass das angewandte Fibrin bei seiner Bereitung längere Zeit unter Alkohol der Luft ausgesetzt gewesen war; es ist aber bekannt, mit welcher Begierde feuchter Faserstoff etwas Sauerstoff aufnimmt (*Scherer*) sowie dass viel Luft in schwachem Alkohol absorbirt enthalten ist.

Die Stickstoffbestimmung geschah in dem mit Stickstoff gefüllten Apparate, durch Verbrennung mit Kupferoxid.

Die Glocke enthielt vor dem Experiment 55 C. C. Stickstoff bei 13° C. und 747,7 M. M.

„ „ „ nach demselben 139 C. C. bei 10½° C. und 749,4 M. M.

0,663 Gramm. war die Menge der angewandten Substanz.

Nach Abzug der Asche hienach 15,51 % Stickstoff, also gerade 1 % weniger als die französischen Chemiker erhalten hatten, dagegen ganz dasselbe Resultat wie es *Mulder* selbst vor einigen Jahren gefunden hatte.

3. Ueber einen in Württemberg erlegten Luchs.

Nach den Mittheilungen, die O.-Med.-Rath Dr. *Jäger* über die württembergische Thiere im zweiten Hefte des Jahrganges 1845 unserer Vereinsschrift gegeben hat, ist auf den Luchs zuletzt zu Ende des 16. Jahrhunderts bei uns Jagd gemacht und in einer Jagdordnung von 1742 der Luchs unter den jagdbaren Thieren aufgeführt worden; um so auffallender war es daher, als den 15. Februar 1846 ein Luchs auf der schwäbischen Alb erlegt wurde. Der Hergang ist folgender: Schon einige Tage vorher hatte das Jagdpersonal des Wiesensteiger Forstamts die Fährte eines Raubthiers, das ein Reh getödtet hatte, aufgespürt und zu gleicher Zeit wurde im Lenningerwalde ein fremdes Thier auf eiliger Flucht gesehen. Darauf ging Revierförster *Marx* von Wiesensteig auf die Burgruine Reissenstein und liess einen Knecht den Felsen, auf welchem die Ruine liegt, umgehen, während er sich selber in dem Burghof der Ruine gegen die Nordseite aufstellte. Der in einer Felsenspalte lagernde Luchs witterte den Knecht, stieg, ehe er ihm auf die Spur kam, den Berg hinauf und trat in die Ruine ein, gerade schussgerecht dem von einem Felsenblocke gedeckten Jäger gegenüber, der ihn sogleich mit einem wohlgetroffenen Schuss niederstreckte. Er ist männlichen Geschlechts, von ungewöhnlicher Grösse, sehr schön gefleckt und wog 44 Pfund.

F. Krauss.

I. Angelegenheiten des Vereins.

1. Zweite Generalversammlung am 1. Mai 1846 zu Tübingen.

Zu Folge Beschlusses der vorjährigen Generalversammlung fand die diessjährige zweite am 1. Mai zu Tübingen statt. Die Universitätsbehörden, Kanzler und Rector, welche auch selbst an der Versammlung Theil nahmen, hatten mit dem freundlichsten Entgegenkommen den grossen Saal des neuen Universitätsgebäudes für die Versammlung eingeräumt, auch die reichen Sammlungen und andern wissenschaftlichen Anstalten der Universität sowohl am Tage der Versammlung, als auch die Tage zuvor und hernach dem Zugang der Mitglieder geöffnet, worauf schon der Geschäftsführer, Prof. Dr. *v. Rapp* in den vorangegangenen öffentlichen Ankündigungen der Generalversammlung aufmerksam gemacht hatte.

Die Versammlung begann Morgens 9 Uhr. Es zeichneten sich 55 Mitglieder als anwesend ein; ausserdem erschienen noch zahlreiche Theilnehmer, vornehmlich aus der Zahl der akademischen Bürger, da namentlich auch den Studirenden der Zutritt zu den Verhandlungen geöffnet worden war. Ueber die Verhandlungen gibt das nachfolgende

Protokoll

den durch §. 6. der organischen Bestimmungen vorgeschriebenen Bericht.

I. Der erwählte Geschäftsführer der Generalversammlung Prof. Dr. *v. Rapp*, zweiter Vereinsvorstand, eröffnete die Versammlung mit nachstehendem Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung.

Ich begrüsse freundlich die Mitglieder unseres Vereins, wie die übrigen Theilnehmer an unserer heutigen Zusammenkunft, ich wünsche, dass dieser festliche Tag niemand unbefriedigt lassen möchte.

Unser junger Verein macht erfreuliche und rasche Fortschritte; er steht jetzt unter dem Protektorate Seiner Majestät des Königs, die Zahl der Mitglieder hat bedeutend zugenommen, und unsere naturwissenschaftliche Jahreshefte erscheinen regelmässig und inhaltsreich; alles verspricht ein glückliches Gedeihen unseres Unternehmens.

Es sei mir erlaubt in einem kurzen Vortrage den jetzigen Zustand eines Theils der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität zu schildern, nämlich der zoologischen und der zootomischen; möchten meine Worte nicht unwürdig sein des Gegenstandes und dieser Versammlung.

Wenn die vielen Abtheilungen, aus denen das weitläufige Gebiet des Thierreichs besteht, auch nicht alle in unserer Sammlung gleichförmig vertreten sind, so bietet sie doch, obgleich zunächst für den Unterricht bestimmt, manche Seltenheit, und vieles, was für die Wissenschaft neu ist. Bei der Vermehrung der Sammlung wird besonders darauf geachtet, dass die wichtigeren Formen des Thierreichs repräsentirt werden. Vor Allem wird die vaterländische Fauna berücksichtigt.

Es sind besonders einige Württemberger, die aus den entferntesten Gegenden der Erde unserer Sammlung die reichsten Sendungen zuwendeten, vor Allen nenne ich den Freiherrn von *Ludwig* auf dem Kap. Andere vaterländische Naturforscher bereicherten unsere Museen mit einem Theil der Ausbeute ihrer wissenschaftlichen Reisen in Afrika und Amerika; sie untersuchten die naturhistorischen Schätze der entlegensten und unbekanntesten Gegenden. Die kühne Hoffnung Neues zu finden trotzt jedem Hinderniss, jeder Entfernung, jeder Gefahr und jedem Opfer.

Die mannigfaltigen Formen, in welche im Thierreiche das Leben gekleidet ist, sehen wir in den zoologischen Museen vereinigt; der Norden und der reiche Süden schicken dahin ihre Fauna; die Bewohner der Luft und die noch viel zahlreicheren Wasserbewohner versammeln sich zu einer allgemeinen Musterung.

Die Natur bringt Individuen und Arten hervor, aber es ist ein Bedürfniss des menschlichen Geistes, die unendlich mannigfaltigen Gestalten der thierischen Schöpfung zu ordnen; er stellt sie in Gattungen, in Familien, in Klassen zusammen. Es ist die Aufgabe der Zoologie, das Thierreich, oder das, was wir davon zu kennen glauben, in ein System zu bringen, welches ganz der Natur entspricht. Es wäre die Aufgabe, den Plan zu finden, welchen die Natur bei Hervorbringung der thierischen Schöpfung befolgte.

Während wir dieses Ziel verfolgen, finden wir immer neue Seiten, immer neue Charaktere an den Gegenständen, deren natürliche Verwandtschaft wir auszumitteln streben, es zeigen sich neue Probleme, die wir nicht suchten, es bietet sich immer neuer Stoff unserem Nachdenken dar, aber das Ziel selbst, ein vollkommenes System, eine vollkommen zoologische Methode, erreichen wir nie; es ist der Stein der Weisen, dessen Aufsuchung viel Nutzen gebracht hat, ungeachtet er nicht gefunden werden kann. Doch das Reich des Lichtes und der Einsichten dehnt sich immer mehr aus, möchte es auch immer ein Reich des Friedens und der Eintracht sein.

Seit Aristoteles die Zoologie gegründet hat, wurde sie durch die erfolgreiche Thätigkeit so vieler Naturforscher immer weiter gefördert und steht jetzt in einer glanzvollen Periode. Aber bis sie dahin gelangte, welche Talente, welche Anstrengungen, welche Widersprüche, welche Irrwege, welche Kämpfe, welche Opfer!

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Zustand unserer zoologischen und zootomischen Sammlung. Nicht in allen Abtheilungen des Thierreichs sind unsere Sammlungen gleich gut ausgestattet. Wenn unter den Säugethieren die grossen *Pachydermen*, wie das Nilpferd, die Nashörner und der Elephant fehlen, so sind wir doch im Besitze mehrerer Stüke, um welche wir beneidet werden. Wir erhielten durch Herrn Baron v. *Ludwig* eine Anzahl von *Antilopen*, welche schon auf dem Cap so zubereitet wurden, dass sie sogleich in unsere Sammlung eingereiht werden konnten, wo sie durch ihre Schönheit und naturgetreue Stellung sich auszeichnen; unter den seltenern Säugthieren unserer Sammlung nenne ich die Gürtelthiere, Schuppenthiere, den Oryeteropus, eine ziemliche Anzahl von Faulthieren, das Schnabelthier, die Echidna. Die Zahl unserer Säugthier-Arten beläuft sich auf 160. Mit der viel zahlreicheren Klasse der Vögel ist auch unsere Sammlung wohl ausgestattet. Ausser den Vögeln Deutschlands sind besonders die afrikanischen in grosser Anzahl vorhanden. Zu den seltenern und schönsten gehört *Tragon resplendens* aus Mexiko, *Menura* aus Neuholland, *Tragopan*, *Lophophorus* und der *Argusfasan* aus Indien. Im Ganzen sind es 770 Arten von Vögeln.

Besondere Aufmerksamkeit verdient unsere Sammlung von *Reptilien*, besonders die Ordnung der Schlangen; 4 Arten von *Boa*, worunter eine neue, noch nicht beschriebene Art aus Mexiko, zahlreiche Baumschlangen, die Giftschlangen in sehr schönen Exemplaren, *Crotalus horridus* und *durissus*, *Naja tripudians* und *Naja haje* und *rhombeata*, mehrere *Elaps*, *Echidna arie-*

tans, mehrere *Trigonocephalus*, *Bungarus* und die giftigen Seeschlangen, welche man selten in den Sammlungen antrifft. Im Ganzen 84 verschiedene Arten von Schlangen.

Von Batrachiern enthält die Sammlung, ausser mehreren afrikanischen und amerikanischen Arten, die ich hier nicht nenne, die interessantesten, wie *Pipa*, *Menopoma*, *Menobranchus*, *Proteus*, *Axolotes*.

Besondere Sorgfalt wird der Klasse der Fische zugewendet. Ausser den meisten Süsswasserfischen Deutschlands sind in der Sammlung sehr viele Fische des mittelländischen Meeres und der Nordsee; in seltener Vollständigkeit die Nilfische, durch *Schimper* und *Bopp* gesammelt. Ferner viele Fische vom Cap und von Natal, worunter manche neue, noch nicht beschriebene Arten; dann die electrischen Fische, wie die Zitterrochen aus dem mittelländischen Meer, der elektrische Aal aus Südamerika und der elektrische Wels aus Egypten.

Von den wirbellosen Thieren, viel zahlreicher an Arten und an Individuen als die Wirbelthiere, enthält die Sammlung 1026 Arten von *Mollusken*, von vielen nicht blos die Schale, sondern das Thier mit der Schale in Weingeist aufbewahrt. Die kleine Klasse der *Annelidea* bietet wenig dar, das hier Erwähnung verdiente. Doch besitzen wir einen *Anneliden* aus dem südlichen Afrika, der noch nicht beschrieben ist, und alle bekannte an Grösse übertrifft, er hat eine Länge von mehr als sechs Fuss.

Unter den Crustaceen zeichnen sich besonders die seltenen kapischen Arten aus. An diese Klasse schliessen sich die Cirripeden an, viele davon sind mit dem Thier in Weingeist aufbewahrt, darunter *Tubicinella*, *Balanus*, *Coronula*, *Anatifa*, *Otion*, *Cineras*.

Das unzählbare Heer der Insekten sollte in unserer zoologischen Sammlung besser vertreten sein, doch besitzen wir jetzt eine ausgezeichnete Sammlung von *Lepidopteren* in lauter frischen Exemplaren, es sind sowohl europäische als exotische, worunter besonders in grosser Anzahl die in der neuesten Zeit von Herrn *Kappler* gesammelten Schmetterlinge von Surinam sich auszeichnen.

Aus der letzten Klasse des Thierreichs erwähnen wir vorzugsweise unserer Sammlung von *Korallen* und von *Entozoen* oder Eingeweidewürmern, die, ob sie gleich der Schönheit der Schmetterlinge und der Korallen entbehren, doch die Aufmerksamkeit und das Nachdenken des Naturforschers und des Arztes ebenso in Anspruch nehmen. Die unscheinbarsten Gegenstände können oft Licht werfen auf die grössten. Die Sammlung enthält 130 Arten von *Entozoen*, worunter einige neue Arten, welche noch nicht beschrieben sind.

Parallel mit der zoologischen Sammlung geht die Sammlung für vergleichende Anatomie. Während die Zoologie mit der Oberfläche des thierischen Körpers sich beschäftigt, hat die vergleichende Anatomie die Aufgabe, den innern Bau der Thiere zu untersuchen. Die Zoologie betrachtet die Oberfläche, die vergleichende Anatomie den Grund der Gegenstände. Eine gute,

eine naturgemässe zoologische Klassifikation kann nur auf anatomischen Grundlagen beruhen. Zur Unterscheidung der Arten, zuweilen auch der Gattungen reichen äussere Merkmale hin, aber die höheren Abtheilungen in der Zoologie stützen sich auf die Anatomie der Thiere. Das Nichtbeachten dieses Grundsatzes ist die Ursache, warum *Buffon* und *Linné* ihren Zweck verfehlten. Eine Zoologie ohne Anatomie wäre eine Wissenschaft ohne Grundlage; ohne das Licht der Anatomie kann jetzt die Zoologie nicht mehr bestehen. Die vergleichende Anatomie bildet aber nicht etwa nur eine Ergänzung der Zoologie, sie ist eine Wissenschaft für sich, und ihr Werth besteht nicht in ihren Beziehungen zur Zoologie, zur Physiologie, zur Petrefaktenkunde allein.

Die zootomische Sammlung der Universität ist viel reicher ausgestattet als die zoologische, nicht nach der Anzahl der Stücke, sondern nach ihrem wissenschaftlichen Werthe. Der osteologische Theil der Sammlung enthält 550 vollständige Skelette, ohne die einzelnen Präparate, wie einzelne Schädel, Gehörwerkzeuge u. s. f. zu rechnen. Die Sammlung enthält die Skelette der seltensten Thiere, z. B. vom *Orang-Utang*, von 12 Arten von Edentaten, die *Echidna*, den *Tapir*, das Wallross, das Moschusthier, die *Halicore*; Das Skelett vom afrikanischen und vom amerikanischen Strauss, vom Nashornvogel; im Ganzen 230 Vogelskelette. Dann dreierlei Krokodile. Unter den Schlangen nennen wir nur die Skelette von *Coronella*, *Calamaria*, *Python*, *Boa* (drei Arten), *Deirodon*, *Dipsas*, *Crotalus*, *Trigonocephalus*, *Naja*, *Vipera*, *Elaps*, *Bungarus*, *Hydrophis*; im Ganzen 41 Schlangen-Skelette. Ueber die Sinn-Werkzeuge 175 Präparate, über die Verdauungswerkzeuge 268; über die Organe des Kreislaufs und der Respiration 140 u. s. f. Sämmtliche Präparate sind nach einer physiologischen Ordnung aufgestellt, viele sind die Originale von Abbildungen, die in der Literatur der vergleichenden Anatomie bekannt sind, viele bieten noch fruchtbaren Stoff zu wissenschaftlichen Arbeiten.

III. Der erste Vorstand, Graf *Wilhelm von Württemberg* Erlaucht, begrüsste die Versammlung mit folgenden Worten:

H. H.!

Es kann mir nur zur innigen Freude gereichen, den Verein bei Beginn eines neuen Jahres seines Bestehens zu begrüssen.

Insbesondere aber am heutigen Tage, an welchem zum erstenmale die neuen Hallen der Universität einem fremden Institute sich so gastlich aufgethan haben.

Der Zweck unserer Wanderung nach dem Sitze der Landeshochschule konnte weniger dahin gehen, Samen für die Wissenschaft auszustreuen, als vielmehr von ihren Blüthen und Früchten zu sammeln, die sich hier in so reicher Fülle darbieten.

Boden füllten, entdeckt wurden, waren sie längst so erstarrt, daß sie von ihren Nachbarn in keine Bewegung hineingerissen, daß sie von ihnen nur decimirt und in ihren Resten verachtet werden konnten. Wir führen ein Beispiel an, das schlagend scheint. Der elende Feuerländer in der Südspitze von Amerika ist der unmittelbare Nachbar des riesigen Patagonen, der lediglich nichts mit ihm gemein hat als die allgemeinen Züge amerikanischer Bildung. Wir haben aber oben, S. 225, gesehen, daß der Patagone sich jetzt auf einem Boden bewegt, der vor nicht sehr langer Zeit Meeresgrund gewesen seyn muß. Der Pescherä scheint somit in weiter Trennung vom festen Lande, vielleicht mit dem Anwohner der Beringsstraße am andern Pol Amerikas durch dieselbe Katastrophe, versunken zu seyn, während der Patagone mit der Ausbreitung des Landes von Norden her sein Nachbar wurde. Der Gedanke liegt nahe, zwischen Hottentotten und Buschmännern einerseits, und den höher stehenden afrikanischen Völkern anderseits ein ähnliches Verhältniß anzunehmen. Auf diese Weise können eigenthümliche Völkerbildungen mit ihrem Gebiet mitten in Continente eingebettet worden seyn, wie die Seemuschelbänke im Rhein- und Donauthal. Einer der räthselhaftesten Punkte in der Anthropologie, eben jene unauflöslichen Völkerkrystalle in der bewegten Fluth des Lebens rings umher, würde hiedurch dem Verständniß näher gebracht, und überhaupt ein Anhaltspunkt gewonnen, um sich über das Rechenschaft zu geben, was fast überall die roheren Völker so seltsam trennt und verbündet.

In dieser Vorstellungsweise würde übrigens die Trennung der Völkerstämme keineswegs nur vom Moment des Verschlagens zur See abhängig gemacht. Wie wir gesehen haben, entsprachen den raschen, mächtigen Hebungen der Erdoberfläche eben so bedeutende Senkungen und Einstürzungen, und schon hiedurch mußten die Völker vielfältig abgeschnitten und auseinandergedrängt werden, um sich erst später wieder zu begegnen. — Wenn die neuere Geologie die Bildung des Landes als eine successive Hebung und Senkung in vertikaler Richtung begreift, so war nach unserer Annahme die Verbreitung des Menschengeschlechts in horizontaler Richtung ein Auseinanderschieben, so lange das Land noch vom Meer aufgeschlossen war oder sich accidentell wieder aufschloß, und ein Wiederzusammenrücken, als die Länder allmählig verschmolzen.

Ich heisse diesesmal die verehrliche Versammlung mit doppelter Freude willkommen, da es uns nunmehr vergönnt ist, an der Spitze des Vereins den Namen unseres allverehrten Königes vorleuchten zu sehen.

Wenn es bei dem bescheidenen Auftreten im Beginne unserer Thätigkeit gelungen ist, die Zweckmässigkeit und Nützlichkeit unserer Bestrebungen anerkannt zu sehen, so wird uns dies ermuthigen, mit desto mehr Eifer und Zuversicht auf der betretenen Bahn fortzuwandern, insbesondere wenn wir das Glück haben, dass uns die Vertreter der Wissenschaft, welchen hier der Schauplatz ihres Wirkens angewiesen ist, mit erwünschter Theilnahme auch ferner unterstützen werden. Und so dürfen wir unter den günstigsten Auspizien dem nunmehr beginnenden dritten Jahre unseres Bestehens entgegen sehen.

Sofort schlug er der Versammlung vor, den Prof. Dr. v. *Rapp* zu ersuchen, dass er den Vorsitz bei den Verhandlungen der Generalversammlung übernehme, welchem Vorschlag durch Acclamation beigestimmt wurde.

III. Prof. Dr. *Th. Plieninger* trug sofort den von ihm im Auftrage des Ausschusses verfassten

Rechenschaftsbericht

vor.

M. H.!

Dem übernommenen Auftrage zu Folge, Ihnen in kurzer Uebersicht Rechenschaft abzulegen, was im verflossenen zweiten Vereinsjahr von dem Verein und für denselben geschehen ist, werde ich wohl den Bericht nicht besser und passender als mit einem Ereigniss beginnen können, das wir alle als das Erwünschteste und Willkommenste zu begrüssen haben.

S. Majestät unser gnädigster König hat am 19. März d. J. unserem erlauchten ersten Vorstande die Uebernahme des Protectorates unseres Vereins in der huldvollsten Weise zuzusichern geruht.

Ihr Ausschuss hat nicht gesäumt, in nachfolgender Adresse vom 20. Merz den ehrfurchtsvollsten Dank im Namen des Vereins gegen den König auszusprechen.

E. K. M.

haben am gestrigen Tage geruht, unserem Vereine Höchstdero Protectorat huldreichst zu gewähren.

Ebenso hoch beglückt, als ermuthigt durch solchen Beweis höchster Gnade und Anerkennung unserer bisherigen Bestrebungen, bitten wir in Unterthänigkeit, Höchstdenselben unsern ehrfurchtsvollsten Dank darbringen zu dürfen.

Unsere eifrigste Bestrebung soll, angefeuert durch die Auszeichnung, den höchsten Namen E. K. M. an der Spitze unseres Vereins verehren zu dürfen, dahin gerichtet sein, den Erwartungen unsers gnädigsten Königs und Herrn, von welchem Württemberg gewohnt ist, die Anregung zu allem Nützlichen und Guten ausgehen zu sehen, immer mehr nach unsern Kräften nachzukommen.

Stuttgart, den 20. Merz 1846.

In tiefster Ehrfurcht

E. K. M.

unterthänigst treugehorsamste:
der Ausschuss des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Die huldvolle Aufnahme, deren unsere Dankadresse gewürdigt wurde, geht aus dem nachfolgenden Schreiben des K. Staatssecretariats vom 23. Merz an unsern ersten Vorstand hervor.

Eurer Erlaucht

beehre ich mich, höchstem Auftrage gemäss, zu eröffnen, dass Seine Königliche Majestät das Schreiben vom 20. d. M., welches Hochdieselben als erster Vorstand des Vereins für vaterländische Naturkunde, zugleich mit den übrigen Mitgliedern des Vereinsausschusses, an Höchstdieselben gerichtet, mit Wohlgefallen empfangen haben und Hochdenselben die Versicherung ertheilen lassen, dass Sie das Protectorat eines für so gemeinnützige Zwecke bestimmten Vereines mit Vergnügen übernommen haben.

Indem ich dieses höchsten Auftrags mich hiemit entledige, habe ich die Ehre, mit der ausgezeichnetsten Verehrung zu verharren

Stuttgart, den 23. März 1846.

Euer Erlaucht unterthäniger Diener
Goes.

Seiner Erlaucht, Herrn Grafen
Wilhelm von Württemberg.

Es wird wohl keines besondern Antrags bedürfen, um an die Spitze unserer heutigen Beschlüsse den zu setzen: dass wir den Ausdruck dankbarster und ehrfurchtsvollster Ergebenheit des Vereins gegen unsern erhabenen Protector in das Protokoll unserer heutigen Versammlung niederlegen.

In unsern Beziehungen gegen die beiden inländischen Vereine, mit welchen wir durch die Natur unserer Bestrebungen in einem Verwandtschaftsverhältniss stehen, dem Verein für Vaterlandskunde und dem landwirthschaftlichen Vereine, findet ein fortdauerndes freundliches Entgegenkommen statt. Insbesondere scheint nach der Mittheilung des hohen Präsidiums des erstgenannten Vereins, welche sogleich vorgetragen werden wird, die so wichtige, von unserm geschätzten Collegen *Quenstedt* auf der vorjährigen Versammlung angeregte Steinkohlenfrage die Beachtung der höchsten Landesbehörden auf sich gezogen zu haben.

Die Zuschrift unseres ersten Vorstandes an Se. Exc. den Herrn Finanzminister vom 18. Jan. d. J., womit das zweite Heft unserer Vereinsschrift begleitet war, lautete folgendermassen:

> Die wohlwollende Aufnahme, welche das erste Heft unserer Vereinsschrift bei Ew. Exc. finden durfte, lässt mich hoffen, dass vielleicht auch das beifolgende zweite einiger Beachtung werde gewürdiget werden. In diesem Fall erlaube ich mir auf die S. 145. 157. 170. 193. mitgetheilten Artikel hinzuweisen, in welchen wir die practischen Richtungen der Wissenschaft vornehmlich auf die Interessen des Vaterlandes zu verfolgen bemüht waren, uns begnügend da, wo unsere Kräfte nicht weiter reichen, wie z. B. in der Steinkohlenfrage, nur zu berichten und anzudeuten in Hoffnung, dass den wichtigeren Gegenständen vielleicht von

anderer Seite her wirksamere und erfolgreichere Beachtung geschenkt werden möchte.

Ich ergreife diese Veranlassung zur Darlegung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Stuttgart, den 18. Jan. 1846.

Der erste Vorstand des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Sr. Excellenz dem Herrn Finanzminister v. *Gärtner* etc. Präsidenten des Vereins für Vaterlandskunde.

Die Erwiederung hierauf lautete folgendermassen:

Euer Erlaucht

haben mich bei hochgeneigter Mittheilung des zweiten Jahresheftes der jenseitigen Vereinsschrift in hochverehrlichem Schreiben vom 16. d. M. unter Anderem insbesondere auf den von Professor *Quenstedt* gehaltenen Vortrag „Ueber die Hoffnung auf Kohlen in Württemberg" aufmerksam zu machen, die Gewogenheit gehabt.

Indem ich Euer Erlaucht den ganz ergebensten Dank des diesseitigen Vereins für die erwähnte interessante Mittheilung ausdrucke, bemerke ich hinsichtlich des genannten Vortrages, dass, wiewohl bekanntlich schon seit Jahren auf Steinkohlen Bohrversuche in verschiedenen Gegenden des Landes betrieben werden, ich doch Veranlassung nehmen werde, auch die Anstellung eines oder einiger Versuche nach den von Professor *Quenstedt* gegebenen Andeutungen sofort in nähere Erwägung ziehen zu lassen. Empfangen Eure Erlaucht die wiederholte Versicherung der vollkommensten Verehrung, mit der ich verharre

Stuttgart, den 21. Jan. 1846.

Euer Erlaucht

ganz gehorsamer Diener,
der Präsident des Vereins für Vaterlandskunde, Finanz-Minister
Gärtner.

An den ersten Vorstand des Vereins für vaterländ. Naturkunde, den Herrn Grafen *Wilhelm von Württemberg* Erlaucht.

Der K. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins wurde folgendes geschrieben:

Ich beehre mich, Euer Hochwohlgeboren das anliegende zweite Heft unserer Vereinsschrift als Fortsetzung zu behändigen mit dem Wunsche, recht bald Gelegenheit zu erhalten, unserer unter dem 4. April v. J.

dargelegten Bereitwilligkeit zu aller thunlichen Mitwirkung für die Zwecke des landwirthschaftlichen Vereins Folge zu geben, indem wir hiedurch nur unsere eigenen gefördert sehen; zugleich ergreife ich diese Veranlassung zur Darlegung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Stuttgart, den 20. Jan. 1846.

Der erste Vorstand des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Hofkammerdirector v. *Ergensinger*, Dirigenten der K. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins.

Hierauf erhielten wir folgende Antwort:

Euro Erlaucht

haben mit hochverehrlichem Schreiben vom 20. d. M. an unsern Dirigenten uns das zweite Heft der Zeitschrift des Vereins für vaterländische Naturkunde zuzusenden die Gnade gehabt und eine wohlwollende Erneuerung der früheren Erklärung zur Bereitwilligkeit des Vereins, für landwirthschaftliche Zwecke mitzuwirken, angeknüpft.

Indem wir für die Mittheilung der Zeitschrift hiemit unsern ehrerbietigen Dank ausdrücken, haben wir in Betreff der angebotenen Mitwirkung für unsere Zwecke beizufügen die Ehre, dass es uns bis daher nur an besonderem Anlasse gebrach, von jenem schätzbaren Anerbieten Gebrauch zu machen und dass wir das gütige Interesse des, unter dem weisen und gedeihlichen Schutze Eurer Erlaucht stehenden, Vereins für die mannigfachen Beziehungen der Naturkunde zur Landwirthschaft mit dem grössten Danke erkennen und uns vorbehalten, jede Veranlassung zu ergreifen, um uns die so gefällig angebotene, fördernde Mitwirkung des Vereins zu erbitten.

Verehrungsvoll

Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins.

Der Vorstand:

Ergensinger.

An Seine Erlaucht den Herrn Grafen *Wilhelm von Württemberg* Grosskreuz etc. K. Generalmajor etc. Ersten Vorstand des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Es wird wohl keines Beweises bedürfen, dass die Wissenschaft, wie sie aus den mannigfachen Bedürfnissen der socialen Verhältnisse des Menschengeschlechts hervorgegangen ist, sich

nicht in abgeschlossener Haltung von den verschiedenen Interessen der Gesellschaft bewegen, sondern ihr eigentliches Ziel und Ende nur in den verschiedensten Anwendungen ihrer Errungenschaften auf die Praxis des Lebens suchen und finden kann. Die sprechendsten Belege dafür finden wir in keiner Periode der Geschichte deutlicher ausgeprägt, als in unserer Zeit, der Zeit der überraschendsten und unaufhaltsamen Fortschritte. Unter allen Verzweigungen der Naturwissenschaften mit den practischen Interessen sind aber keine interessanteren, weil sie die wichtigsten sind, als die Arzneikunde und die Landwirthschaft. Beide bewegen sich in ihrer Fortschreitung auf dem Boden der Erfahrung und der die Erfahrung bedingenden Beobachtung. Wenn sie aber sich nicht auf die Wissenschaft zu stützen trachten, wenn sie Umgang nehmen wollten von möglichst allseitiger Benützung der Schätze von Erfahrungen, welche die Wissenschaft in allen ihren Doktrinen geordnet und in ihre Fächer einregistrirt darbietet, so hielten sie sich nur auf dem Niveau des Empirismus, über das die Medicin sich schon seit der glücklichen Zeit, in welcher die Emancipation der Wissenschaft von mittelalterlichem Scholasticismus gelang, zum Glück der Menschheit emporgehoben hat, und über das die Landwirthschaftswissenschaft mit *Thär*, dem Apostel der rationellen Landwirthschaft, sich emporzuarbeiten den Anlauf nahm.

Die Theilnahme, welche die Bestrebungen unseres Vereins, die ebensowohl gegen die Wissenschaft als gegen die Praxis derselben gekehrt sind, bei den ehrenwerthen Vertretern der Arzneikunde erfahren hat, verdient unsere dankbarste Anerkennung, die wir hier öffentlich auszusprechen uns gedrungen fühlen. Möchte es eben so gelingen, auch diejenigen unserer Landsleute, welche sich die „rationelle Landwirthschaft" zur Aufgabe gewählt haben, für die Förderung ihrer eigenen Interessen immer mehr zu gewinnen, indem sie sich auf den Standpunkt genauer und sorgfältiger Beobachtung stellen. Zu dieser hat der Landwirth, den sein gütiges Geschick mitten in die Welt der Naturerscheinungen versetzt hat, ebensowohl die beste Gelegenheit, als den unmittelbarsten Beruf, und, indem er durch Mittheilung dessen, was er auf dem Wege der Beobachtung errungen,

die Wissenschaft bereichert, trägt er zur Vermehrung des Schatzes bei, aus dem er selbst schöpfen muss, wenn er, mit Benützung alles dessen, was die Erfahrungswissenschaft an die Hand gibt, in seinem Thun und Treiben rationell, d. h. nach Gründen und nicht blos nach Herkommen und Tradition verfahren will.

Auch nähere Beziehungen mit auswärtigen Vereinen ähnlicher Tendenz, wie die unsrige, sind entweder schon angeknüpft, oder werden sie nach bereits gefasstem Beschlusse einen Gegenstand der Berathungen Ihres Ausschusses für die nächste Zukunft bilden. Nur durch Vereinigung der Kräfte und Austausch des für die Wissenschaft Gewonnenen lässt sich weiter fortschreiten. Bis jetzt ist eine Verbindung durch Austausch der Vereinsschriften angeknüpft mit dem Nassau'schen Verein für Naturkunde zu Wiesbaden und dem Mannheimer Verein für Naturkunde.

Unsere Jahreshefte erfreuen sich einer zunehmenden Theilnahme; nicht nur extensiv durch Verbreitung über die Grenzen Württembergs hinaus, sondern auch intensiv durch eine mehr und mehr wachsende Zahl Solcher, welche Beiträge für dieselben liefern. Insbesondere sind wir hier unter unsern Tübinger Herren Collegen vornehmlich unserem zweiten Vorstande, Prof. *v. Rapp* für seine wiederholten Beiträge zu grossem Danke verpflichtet, sowie dem Herrn Prof. *H. v. Mohl* für die gediegene Zusammenstellung der bisher bekannten inländischen Phanerogamen und für seine Zusage, durch die Zusammenstellung der Cryptogamen eine bisher gefühlte Lücke in der württembergischen Flora mit der von ihm gewohnten Umsicht und Gründlichkeit auszufüllen. Ich darf hier überhaupt nicht unterlassen zu bemerken, dass, wie die Wissenschaft überhaupt zunächst und vorzugsweise von der Universität ihre Bereicherungen und Förderungen, so auch unser Verein erwünschte Theilnahme und Belehrung zu erwarten und zu hoffen angewiesen ist.

Von dem Bestreben geleitet, vorerst das Bekannte den Mitgliedern des Vereins in Uebersicht vorzulegen, um auf dieser Grundlage den weiteren Forschungen desto sicherere Anhaltspunkte zu geben, hat sich Ihre Redactionscommission die Aufgabe gesetzt, in den ersten Jahrgängen der Vereinsschrift nach Thunlichkeit systematische Verzeichnisse der vaterländischen Flora und

Fauna mitzutheilen. Von letzterer sind die Säugethiere, von Hr. O. M. R *Jäger* bearbeitet, bereits erschienen, die Vögel liegen von Herrn *Landbek* bearbeitet vor, die Reptilien und Fische werden folgen. Von den Evertebraten sind die Weichthiere, sowohl die fossilen Süsswasser- und Landconchylien, als auch die lebenden, von unsern Collegen, Regimentsarzt Dr. *v. Klein* und Graf *v. Seckendorf* in dem kaum ausgegebenen Hefte erschienen; dagegen erwartet das weitschichtige Gebiet der Articulaten, von welchen bis jetzt nur einige Ordnungen der Insekten von Director *v. Roser* an einem andern Orte (Corresp. Blatt des landw. Vereins) zusammengestellt sind, noch seine Bearbeiter.

Auch das Gebiet der vorweltlichen Fauna und Flora, an welchem unser Vaterland vorzugsweise reich ist, hat Ihr Ausschuss nicht ausser Augen gelassen. Zwar liegen aus früherer und letzter Zeit manche schätzbare Arbeiten hierüber vor, theils monographische, theils umfassendere; allein die Idee einer *Lethaea Württembergica*, welche Ihr Ausschuss näher ins Auge zu fassen sich vorbehält, wäre mit der Zeit, sobald die Kräfte unseres Vereines gehörig erstarkt seyn werden, eine seiner würdige Aufgabe, deren Lösung um so mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens darbieten dürfte, als an den Arbeiten *Quenstedt's*, *v. Ziethen's* und Anderer schon die erwünschtesten Grundlagen gegeben sind, und dieses Feld der Naturkunde unter die namentlich auch durch Liebhaber und Dilettanten, welche sich auf emsiges Sammeln legen, am meisten betretenen gehört. Nur müsste zu diesem Zwecke diejenige Aufgabe unsers Vereins, welche in den drei ersten §§. der organischen Bestimmungen vorangestellt ist, dadurch ihrer Lösung näher zu bringen möglich werden, dass die in §. 8. ausgesprochenen Wünsche mehr und mehr in Erfüllung gehen.

Insbesondere dürfen wir hier den schon anderwärts geäusserten Wunsch laut werden lassen, dass sich die Beobachter und Sammler das Verdienst erwerben möchten, alles Neue und Wichtige dem Ausschusse des Vereins berichtlich, oder durch Einsendung des Naturals zur Einsicht, mitzutheilen und sich in letzterm Fall der baldigsten dankbaren Zurückgabe sicher zu halten. Und dieser Wunsch gilt nicht blos in Betreff der Petrefactenkunde,

sondern allgemein in Bezug auf alle Zweige der vaterländischen Naturkunde, welche zunächst und vorzugsweise den Gegenstand der Bemühungen unseres Vereins bilden.

Zu einer Vermehrung unserer Jahreshefte mit einem dritten, zunächst dem meteorologischen Jahresberichte vom Jahr 1845 gewidmeten, von dem nun bald zu Ende gehenden Vereinsjahre $18^{45}/_{46}$ an, gibt §. 5. Nr. 4 der organischen Bestimmungen Veranlassung. Es beginnt hiemit das dritte Jahrzehnt unserer württembergischen Jahresberichte, und die Aufnahme, welche die bisherigen 2 Decennien bei dem wissenschaftlichen Publicum des Inlandes und besonders des nahen und fernen Auslandes gefunden haben, hat es gewissermassen zur Ehrensache für den Verein gemacht, das von dem verstorbenen *Schübler* begonnene Werk nach Kräften fortzusetzen. Sofern die Zeit reicht, werde ich die Ehre haben Ihnen einen kurzen Abriss der Einrichtung und Tendenz dieser meteorologisch-climatologischen Veranstaltung im Laufe unserer Verhandlungen vorzutragen. *)

Der Bericht des Cassiers, welchen Sie sogleich vernehmen werden, wird die Ueberzeugung liefern, dass unsere Geldkräfte fortan zu der hiedurch vermehrten Ausgabe für unsern literarischen Zweck mehr als hinreichen, so dass wir nicht zweifeln dürfen, dass künftig auch für manchen andern Zweck, wie z. B. Preisaufgaben, Unterstützungen zu Bearbeitung specieller oder allgemeiner wissenschaftlicher Gegenstände aus dem Bereich der vaterländischen Naturkunde, oder zu Untersuchungen und Erforschungen mancher noch nicht gehörig aufgehellter Bereiche des Wissens, die Kräfte des Vereins die Mittel darbieten werden. Ich erlaube mir hier nur beispielsweise die chemische Untersuchung der, den verschiedenen Formationen des Landes zugehörigen, Bodenarten, der verschiedenen Torfarten, dieses für uns höchst wichtigen Stellvertreters der Steinkohlen, die nähere Untersuchung der für verschiedene Mörtel und Cemente tauglichen oder angewandten Gesteinsarten u. A., als solche Gegenstände zu nennen, welche schon um ihrer gemeinnützigen Tendenz willen

*) Er folgt in dem dritten meteorologischen Hefte des laufenden Jahrs. *Fl.*

die Beachtung unseres Vereins verdienen dürften. Vorschläge und Anträge in genannter Beziehung wird Ihr Ausschuss stets mit Dank aufnehmen.

Eine weitere Veranstaltung unseres Vereins in der durch die organische Bestimmungen §. 2 vorgeschriebenen Richtung, „den Sinn für Naturkunde überhaupt und insbesondere für die vaterländische Naturkunde unter allen Klassen der Gesellschaft rege zu machen und zu verbreiten," nämlich die periodischen Vorträge, bis jetzt je an einem Abend während der Wintermonate, hat auch in dem abgewichenen Winter eine stets rege Theilnahme, nicht nur unter den Mitgliedern des Vereins, sondern auch bei dem grössern Publikum gefunden, welchem mitunter, je nach der Natur der behandelten Themate oder nach dem Wunsche der Vortragenden selbst, der Zutritt geöffnet wurde.

Vorträge wurden gehalten:

Von Herrn Dr. *Cless* jun., über die herrschenden Krankheitsformen in Stuttgart.

— Dr. *Köstlin*, über Physiognomie und Cranioscopie.

— *O. M. R. Jäger*, über die sogen. Kartoffelkrankheit und über die Crystallform des Eises.

— Prof. *Reuschle*, über die electro-magnetische Welttheorie des Prof. *Pohl* in Breslau.

— Dr. *Mensel*, über die Formen der Blumenkronen.

— Prof. *Kurr*, über die Bildung der Erdrinde.

— *Edm. Schmidt*, über die Möglichkeit der Versteinerungen auf vulkanischem Wege.

— O. A. Arzt Dr. *Rösch*, über den Cretinismus und eine auf der Alp zu gründende Heilanstalt für Cretinen.

Letzteren Gegenstand, welcher durch die anregenden Bemühungen mehrerer naturwissenschaftlicher Vereine in der Schweiz ein besonderes Interesse, sowohl in psychologisch-physiologischer, als auch in philanthropischer Rücksicht gewonnen hat, glaubte Ihr Ausschuss schon in wissenschaftlicher Beziehung als einen der Tendenz des Vereins entfernt liegenden um so weniger betrachten zu dürfen, als wohl die Natur des Menschen den edelsten und wichtigsten Zielpunkt für die Naturforschung bildet. Unser College Dr. *Rösch* hat vor einem zahlreichen grössern Publicum das Ergebniss seiner Untersuchungen über diese merk-

Alles dies erklärte nun freilich höchſtens die Verbreitung einer und derſelben Race, ihre Zerſchlagung in verſchiedene Stämme und Völkerkreiſe; für die Racenbildung und die Verbreitung des ganzen Geſchlechts von Einem Punkte aus wäre damit eben nicht viel gewonnen. Wir haben aber geſehen, daß das große Räthſel aus mehreren in einander geſchachtelten beſteht, ſofern das Zerfallen Einer Hauptform in körperlich und geiſtig ſo verſchiedene Völkergebilde am Ende nicht viel erklärlicher erſcheint, als die Racen ſelbſt; und es wäre vorläufig genug, wenn man über jenes Moment nach und nach mehr ins Reine käme.

Entſpräche das, was wir hier ſkizzenhaft angedeutet, einigermaßen der Naturwahrheit, ſo verlangte eine ſolche Entwickelung des Menſchengeſchlechts im Raum, verknüpft mit der definitiven Ausbildung des Landes, nur Ein Zugeſtändniß: Zeit, unendliche Zeit. Wir haben auch nicht entfernt einen Begriff davon, wie ſich geologiſche Zeit zu hiſtoriſcher verhält, eben ſo wenig, welchen Bruchtheil vom Lebensalter der Menſchheit die viertauſend Jahre vorſtellen, hinter denen für uns Alles in Nacht und Dunkel verſinkt. Bei keinem abendländiſchen Volke reicht die Zeitrechnung über dreitauſend Jahre hinauf; wir wiſſen nicht, ob es wahr iſt, daß, um dieſe Zeit etwa, das geſammte Griechenland wegen eines geraubten Weibes zehn Jahre lang eine Stadt belagert hat. Die allerwenigſten Geſchlechter in Europa vermögen ihre Stammbäume tauſend Jahre hinaufzuführen, die Schweizer wiſſen nicht mehr zu ſagen, ob vor wenigen Jahrhunderten ein Pfeilſchuß ihnen die Freiheit überhaupt, und ob er ſie ihnen ehrlich erworben, und wenn wir vom Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung ſprechen, nennen wir in runder Zahl zweitauſend Jahre, den Ausfall, der doch fünf Generationen und dreimal ein Menſchenleben umfaßt, für nichts rechnend. Der Menſch hat wieder vergeſſen, was im Leben der Erde geſtern und vorgeſtern war, und unter dieſen Umſtänden ſollte es ihm nicht ſchwer fallen, jeder Theorie, welche es nicht mit chronologiſchen, ſondern mit geologiſchen Epochen zu thun hat, ſo viel Zeit zuzugeſtehen, als ſie nur immer verlangt.

Hätten wir nicht Unrecht, ſo könnte freilich, außerhalb des Gebiets der eigentlich hiſtoriſchen Völker, die hiſtoriſche und anthropologiſche Unterſuchung keinen Schritt machen, ohne daß der Geolog als Schanzgräber vorausginge und die Pfade ebnete. Man

würdige Entartung der Menschennatur und über die Möglichkeit, ihr durch geeignete ärztliche Einwirkung zu begegnen, sodann über die überraschend grosse Verbreitung der Krankheit in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes und die Nothwendigkeit der Gründung einer eigenen Heilanstalt, auf eine allgemein ansprechende Weise entwickelt. Der Vortrag ist gedruckt worden und der Erlös für die zu gründende Heilanstalt selbst bestimmt. Wir erlauben uns die Förderung dieser Angelegenheit den verehrten Mitgliedern des Vereins in ihren Kreisen angelegentlich zu empfehlen.

Beiträge für die Zwecke des Vereins, deren wir dankend zu erwähnen haben, sind, was die eingegangenen Geschenke an Büchern anbelangt S. 2. des kaum ausgegebenen ersten Jahreshefte vom 2ten Jahrgang verzeichnet. Ausser diesem ist noch eingekommen: das 2te Heft der historisch statistischen Zeitschrift für Hohenzollern von *Eugen Schnell*. Auch mehrere Naturalien sind als Geschenke eingesendet worden, wie z. B. einige Mineralien von Dr. *Schmidt* in Mezingen und wiederholt Cryptogamen von Apotheker *Schuldheiss* in Braunsbach O.A. Künzelsau.

Ueber den Stand unserer Casse wird Ihnen unser College, Apotheker *Weismann* berichten.

Es erübrigt nun nur noch der Veränderungen zu erwähnen, welche statutengemäss den Ausschuss treffen.

Zu Folge §. 12. der organischen Bestimmungen tritt am Ende des zweiten Vereinsjahrs die zweite Hälfte des Ausschusses aus, welche von den am 1. Mai vorigen Jahres durch das Loos ausgeschiedenen und wieder auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern übrig geblieben waren.

Es sind folgende Herren

Austretende.	Zurückbleibende.
Med. Rath Dr. Hering.	Prof. Dr. Fleischer.
Regimentsarzt Dr. v. Klein.	Prof. Dr. Christ. Gmelin.
Prof. Dr. Krauss.	Prof. Hochstetter.
Dr. W. Menzel.	O. Med. Rath. Dr. Jäger.
Bergrath Dr. Mohl.	Prof. Dr. Kurr.
Kanzleirath v. Mariens.	Staatsrath Dr. v. Ludwig.
Prof. Dr. H. v. Mohl.	Kreisforstrath Graf Mandelsloh.
Prof. Dr. Plieninger.	Director v. Seyffer.

Ferner treten aus die im vorigen Jahre vom Ausschuss gewählten Ergänzungsmitglieder:

Prof. Dr. Fehling.	Director v. Roser.
Inspector Fleischmann.	Graf v. Seckendorf.
Apotheker Lechler.	Apotheker Weismann.

Die Versammlung hat, da die Ergänzungsmitglieder sowie die Secretäre vom Ausschuss gewählt werden, nun wiederum 8 Ausschussmitglieder zu wählen.

(Bem. Die Versammlung erklärte die Austretenden durch Acclamation wieder gewählt. Ebenso wurden in der nächsten Ausschusssitzung die früheren Ergänzungsmitglieder und Sekretäre wieder gewählt.)

In Betreff der Wahl des Ortes für die Versammlung am 1. Mai 1847 habe ich zu bemerken: Nach §. 19 der Statuten kommt die Reihe an einen Ort des Neckarkreises. Es ist vornehmlich in dem ersten Turnus von 4 Jahren, neben den in den Statuten vorgezeichneten Momenten für die Wahl der Versammlungsorte, eine nicht mehr als billige Rücksicht für die entfernter von Stuttgart und Tübingen wohnenden Mitglieder, dass man ihnen die Theilnahme an den Jahresversammlungen durch die Wahl eines möglichst entfernten Ortes von dem Mittelpunkt des Landes erleichtere. Unter den für die nächste Generalversammlung geeigneten Orten des Neckarkreises sind Esslingen, Cannstatt, Ludwigsburg, Heilbronn zu nennen. Ihr Ausschuss, von der Sorge geleitet, dass auch jeder Anschein von Selbstsucht von ihm entfernt bleibe, wenn die drei erstgenannten, näher bei Stuttgart liegenden Orte in Vorschlag kommen sollten, stellt gerade auf die Wahl des entfernten, nämlich Heilbronns seinen Antrag und Stadtschultheiss *Titot* hat sich auf Befragen bereit erklärt, die Geschäftsführung für die Vorbereitung der Zusammenkunft zu übernehmen.

Wenn auch keine bedeutenden Sammlungen in Heilbronn zu finden sind, so bietet doch die Umgegend so viel Einladendes zu einem Besuch der Naturfreunde dar, dass sich auch hiedurch der gestellte Antrag rechtfertigen wird.

(Bemerk. Durch Stimmenmehrheit wurde Heilbronn als Versammlungsort für 1847 und Stadtschultheiss *Titot* daselbst zum Geschäftsführer gewählt.)

XV. Der Cassier, Apotheker *Weismann* trug nachstehende Uebersicht über den Vermögensstand des Vereins vor.

Bei der vorjährigen Generalversammlung war die Zahl der Mitglieder 321 mit 340 Actien. Diese Zahl vermehrte sich noch im Laufe des ersten Vereins-Jahres $19^{15}/_{25}$ um 25 Mitglieder, und es belief sich somit die Mitgliederzahl auf 346 mit 365 Actien à fl. 2. 42 und der Einnahme von

fl. 985. 30.

Die Gesammtausgaben für den Druck der Vereinsschrift, Fertigung und Ausstellung der Diplome, Annoncen etc. etc. worüber die einzelnen Rechnungen dem Ausschuss zur Prüfung vorgelegt wurden, betragen

fl. 455. 11.

Es ergibt sich somit für das erste Vereinsjahr ein Ueberschuss von

fl. 530. 19.

fl. 500 sind mit $4^1/_2$ pr. Ct. angelehnt und der Rest in die zweite Jahresrechnung übertragen worden.

Da erst nach Ausgabe des 2ten Heftes unserer Vereinsschrift die Rechnung pr. $18^{51}/_{60}$ abgeschlossen werden kann, so will ich für jetzt nur über den Stand unserer Mitgliederzahl Mittheilung machen.

Durch den Tod haben wir zwei Mitglieder

Herrn Hofrathsrath Hopp in Stuttgart und
— Apotheker Müller in Urach

verloren; aus dem Verein sind getreten:

Herr Ober-Lieutenant Hardegg in Ludwigsburg
— Adolph Stählin in Calw
— Oberamtsarzt Dr. Krauss in Tübingen.

Dagegen sind im Laufe des Jahres bis jetzt 36 neue Mitglieder dem Verein beigetreten und beträgt die Zahl nun

377 mit 396 Actien

was einer Einnahme von — fl. 1069. 12. entspricht.

Es sind aber von dieser Summe noch etliche 50 Actien-Beiträge im Ausstand, was zum Theil nur daher rühren mag, dass manche unserer verehrlichen Mitglieder den Zahlungstermin übersehen oder gar nicht kennen, weshalb ich mir erlaube auf den §. 9 der organischen Bestimmungen aufmerksam zu machen, wonach je mit dem 1. Juli die Einzahlung für ein neues Vereinsjahr stattzufinden hat.

Ich bin denjenigen verehrlichen Mitgliedern zu besonderem Dank verpflichtet, welche bisher die Gewogenheit hatten, die Beiträge von den Mitgliedern ihres Wohnortes gemeinschaftlich einzusenden. Es wäre sehr zu wünschen, dass sich die zusammenwohnenden Mitglieder auch dahin vereinigen würden, ihre Beiträge gemeinschaftlich einzusenden. Auf erhaltene Anzeige würde ich einem Mitgliede die betreffenden Quittungen zusenden. Die Geschäfte würden dadurch nicht nur sehr vereinfacht, sondern auch jedem Mitgliede Zeit und Kosten erspart werden.

Hienach begannen

Die Vorträge.

V. Prof. Dr. *Kurr* sprach über den Bau verschiedener Holzstämme und zeigte interessante Modificationen vor, welche durch äussere Verhältnisse veranlasst worden waren. Dieser Vortrag wird später in unsern Heften abgesondert mitgetheilt werden.

VI. Prof. Dr. *H. v. Mohl* sprach über den Bau der Pflanzenzelle und die Saftbewegung in den Pflanzen mit Demonstration des letztern in einer Tradescantia. Der Vortrag selbst wurde für den Abdruck nicht schriftlich mitgetheilt.

VII. *Finanzrath Eser* von Ulm zeigte eine Reihe fossiler organischer Reste aus dem Portlandkalk und Süsswasserkalk aus der Gegend von Ulm. Unter letzteren erschien ein Exemplar des von *H. v. Meyer* neu bestimmten *Chalicomys Eseri*, eines Nagethiers aus der Familie der Biberartigen aus dem Süsswasserkalk des Oerlinger Thales bei Ulm von solchem Interesse, dass wir dasselbe in Abbildung auf der beiliegenden Tafel III. Fig. 1. mittheilen. Ueber die Diagnose der Species theilte der Herr Besitzer folgende Notiz von *H. v. Meyer* mit:

„Die Gründe, welche mich zur Errichtung des *Chalicomys Eseri* bewogen haben, bestehen hauptsächlich darin, dass die Länge von dessen Backenzahnreihe im Unterkiefer so viel misst, als die drei vordern Backenzähne in *Chalicomys Jägeri*, dass in *Chalicomys minutus* die Backenzahnreihe so lang ist als der Raum, den die drei vordern Backenzähne von *Chalicomys Eseri* einnehmen, und dass in letzterer Species der erste untere Backenzahn verhältnissmässig kleiner sich darstellt, als in den beiden andern Species. *Chalicomys Eseri* kommt auch in der knochenreichen Tertiärablagerung von Weisenau vor.

VIII. Apotheker *Weismann* zeigte den Abdruck einer Pflanze aus den obern Schichten des Muschelkalks von Crailsheim vor. Es ist diess der erste im Muschelkalk Württembergs bekannte vegetabilische Ueberrest und scheint einer Coniferе anzugehören.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21364 / 040

IX. Graf *Mandelsloh*e, Kreisforstrath in Ulm, zeigte zwei Exemplare des Abdrucks eines bis jetzt nicht bekannten Crustaceum aus dem braunen Jura von Heiningen vor. Obgleich diese Stücke blosse Abdrücke sind, die sich jedoch gegenseitig in der Art ergänzen, dass das eine die äussere, das andere die innere Oberfläche eines 8 Zoll Dec. langen, 3 Zoll breiten Schildes darstellen, wobei alle organische Substanz fehlt, so lässt sich doch die Vermuthung auf den Schild eines des Gattung *Limulus* nahe stehenden Krustenthiers als das Wahrscheinlichste erkennen, indem die ganz gleiche Beschaffenheit der beiderlei Oberflächen rücksichtlich der durch Erhabenheiten und Vertiefungen gebildeten Zeichnungen bis jetzt bei Sepienknochen nicht bekannt ist. Uebrigens muss eine bestimmte Diagnose erst von der Auffindung deutlicherer, d. h. mit den Resten der organischen Materie versehener Exemplare abhängig gemacht werden.

X. Prof. Dr. *Th. Plieninger* hielt nachstehenden Vortrag über ein neues Saurier-genus und die Eintheilung der Saurier mit flachen, schneidenden Zähnen in Eine Familie.

Die Zahl der fossilen Reptilien, und unter diesen namentlich der Eidechsenartigen, mehrt sich, wie die Zahl fossiler Thierreste überhaupt, von Tage zu Tage und kaum sollte man denken können, dass sich noch bezeichnende Benennungen finden lassen, um ihre Eigenthümlichkeiten gehörig auszudrücken. Seit der treffenden Benennung jener merkwürdigen Mittelglieder zwischen Fisch und Eidechse mit „*Ichthyosaurus*“ durch *König* ist die Methode aufgekommen, die generischen Namen der Saurier durch Vorsetzung eines bezeichnenden Wortes vor das Endwort „*Saurus*“ zu bilden, und wir besitzen eine grosse Zahl so benannter Genera. Bald ist man jedoch von dieser Methode wieder abgekommen, unstreitig, weil sich immer mehr die Ueberzeugung aufdrängte, dass die Bezeichnung *Ichthyosaurus*, welche die Natur jener Thiere so richtig ausdrückt, nicht als Muster und Vorbild zu Bezeichnung solcher Thiere dienen könne, zu deren Saurier-natur auf der einen Seite nicht weiter gezweifelt werden kann, und bei welchen auf der andern Seite keine Verschmelzung gewisser Typen von Thieren anderer Natur mit denen der Eidechsenartigen stattfindet; abgesehen davon, dass diese Methode noch eine allzugrosse Einförmigkeit mit sich bringen würde, welche es schwer machen müsste, die so mannigfachen Eigenthümlichkeiten, welche bei den fossilen Sauriern nach und nach auftauchten, gleichsam als Reisse auf den gemeinschaftlichen Stamm des Wortes *Saurus* zu pfropfen. H. v. *Meyer* hat sich, einer der ersten, von dieser Methode losgesagt, indem er sich genöthigt sah, die Eigenthümlichkeit in der Bildung der Wirbel bei dem

Dresdner Thiere durch *Macrospondylus*, und bei dem von *Braun* (Leth. I. 517) in Zweifel gezogenen durch *Streptospondylus*, die Eigenthümlichkeit in der Kopfbildung zweier *Labyrinthodonten* durch *Metopias* und *Xestorrhytias* auszudrücken. Die Eigenthümlichkeiten einer grosen Zahl von Saurien in ihrer Zahnbildung hat man angefangen, durch Verbindung eines bezeichnenden Wortes mit dem Endworte „*Odon*" auszudrücken, und H. v. *Meyer* hat die sehr gut abgegrenzte Familie der *Labyrinthodonten* auf diese Art in das von ihm aufgestellte System eingeführt (Jahrb. 1845. S. 278). Diese Systematik, welche die ersten Anhaltspunkte für systematische Gruppirung der Saurier an die Stützwerkzeuge knüpft, indem sie die 4 Hauptgruppen: 1) *Dactylopoden*, 2) *Nexipoden*, 3) *Pachypoden*, 4) *Pterodactylier*, zu Grunde legt, ist unter allen bisher bekannt gewordenen Versuchen zu einer Systematik gewiss die wissenschaftlich am meisten Gerechtfertigte.

Ebenso wird die Famile der *Labyrinthodonten*, mag sie nun rücksichtlich der Stützwerkzeuge unter die *Dactylopoden* oder *Pachypoden* gehören, (welch letztere Ansicht mir auf den Grund der kurzen, breiten *Phalangen* bei *Capitosaurus* und *Mastodonsaurus* vgl. Beitr. zur Palaeontol. Württembergs von H. v. *Meyer* und *Th. Plieninger* Taf. III. Fig. 8. Taf. XII. Fig. 3 als die wahrscheinlichere erscheint), als eine wissenschaftlich sehr gut abgegrenzte gelten müssen. Jedenfalls liefert diese Familie ein merkwürdiges Beispiel, dass auch bei den Sauriern, wie bei den Säugethieren, die Zahnbildung ein sehr wichtiger Exponent für die durch weitere innere und äusserliche Eigenthümlichkeiten ausgeprägten Familienähnlichkeiten ist; so dass vielleicht der Versuch erlaubt ist, aus der Menge der, bis jetzt mehr oder weniger vollständig überlieferten fossilen Saurier eine weitere, auf eine sich gewissermassen von selbst darbietende, eigenthümliche Zahnbildung gegründete Gruppe auszusondern.

Die Zähne dieser Saurier sind, rücksichtlich der Form, darin übereinstimmend, dass sie, mehr oder weniger seitlich zusammengedrückt und daher zweischneidig, bald mit gekerbten oder gezahnten, bald nur in eine Schneide ausgehenden Kanten, mehr oder weniger spitzig und nach innen und rückwärts gekrümmt, die Figur einer schneidenden Waffenspitze darbieten, ähnlich den Zähnen vieler jetzt lebenden *Varanier*. Rücksichtlich ihrer Stellung sind sie, soweit bis jetzt bekannt, auf die Maxillen beschränkt, stehen nicht sehr gedrängt, noch auch in stets gleichen Intervallen. In Betreff ihrer Befestigung findet ein Unterschied darin statt, dass sie bei einigen Sauriern dieser Zahnformen blos durch Anchylose mit dem Zahnbein verbunden, bei andern aber in die Maxille mit einer offenen Wurzel mehr oder weniger eingesenkt sind, so dass bei einigen der letzteren wirkliche, gesonderte, mehr oder minder tiefe Alveolen stattfinden, (wie bei den lebenden Crocodilen und dem erloschenen *Plesiosaurus*), in welchen der Zahn mehr oder weniger, doch stets leicht eingekeilt sitzt.

In der Substanz der Zähne lässt sich keine Bildung, wie die *Gyri* und *Sulci* bei den *Labyrinthodonten* und *Ichthyosauren*, sondern eine mehr

concentrische Anlagerung der Dentine-Schichten wahrnehmen. Die Schmelzrinde, entweder glatt oder gerieft, überzieht den Zahn, von der Spitze an an Dicke abnehmend, bis dahin, wo der Zahn über das Zahnfleisch hervorgeragt haben mag, bei den anchylotisch verbundenen nicht ganz bis zu der Basis, auf der sie festsitzen, bei den in Vertiefungen sitzenden nicht ganz bis zum Rande des Zahnbeins; die Wurzel entbehrt derselben. Ueber Zahl und Entwicklung der Zähne lässt sich noch keine bestimmte Nachweisung geben.

Die Knochen dieser Saurier sind nicht bei Allen vollständig überliefert. Soviel aber lässt sich auf den Grund der bis jetzt bekannten Skelettheile derselben angeben, dass sie sämmtlich zu den Sauriern mit biconcaven, oder wenigstens nicht convexen Wirbelkörpern gehören, dass bei den meisten, soweit dies bis jetzt bekannt, der Wirbelkörper in der Mitte eingeschnürt, von einem mehr oder weniger stark hervortretenden Rand der Gelenkflächen überragt wird, der obere Bogen mit starken, mehr oder weniger hohen Dornfortsätzen und hübsch gegliederten Gelenkfortsätzen versehen, ziemlich fest mit dem Körper verbunden ist, der Querfortsatz an dem Wirbelkörper auf einköpfige Rippen deutet und die bei den meisten überlieferten *Phalangen* sie, wo nicht mit Sicherheit zu den *Dactylopoden* reihen, doch jedenfalls von den *Nexipoden* ausschliessen.

Die allen diesen Sauriern gemeinschaftliche Zahnbildung, welche einer Waffenspitze ähnlich ist, dürfte die Benennung der Gruppe mit „*Akidodonten*," von ἀκίς, Waffenspitze, rechtfertigen.

I. Zu den mit anchylotisch verbundenen Zähnen versehenen *Akidodonten* gehören:

1) *Geosaurus*, *Cuv.* aus den jurassischen Schichten von Monheim. Die Zähne sind anchylotisch auf Knochenhöckern des Zahnbeins befestigt, ein wenig einwärts- und rückwärts- gekrümmt, zweischneidig, an den Kanten leicht gezahnt, die äussere Seite flacher, die innere stärker gewölbt. Von diesem Genus ist eine ziemliche Anzahl sehr grosser abgelöster Zähne in den weissen Juraschichten von Schnaitheim bei Heidenheim gefunden worden. Einer der best überlieferten und colossalsten, dessen Mittheilung ich der Güte des H. Dr. *Schmidt* in Mezingen verdanke, ist auf der beiliegenden Taf. III. Fig. 2. abgebildet. Die bedeutende Grösse dieser Zähne dürfte einen specifischen Unterschied von *G. Sormeringii Cuv.* (Oss. foss. 4. Ed. X. S. 175.) begründen. Ich schlage daher vorerst die Bezeichnung „*Geosaurus maximus*" vor.

2) *Leiodon Owen*, von λεῖος, glatt, unterscheidet sich von *Geosaurus* dadurch, dass beide Zahnflächen, die äussere und die innere, gleich gewölbt sind. Aus der Kreide von Norfolk. *Owen* hat bis jetzt nur eine einzige Species dieses *Genus*, *L. anceps*, aufgestellt. (Odontogr. S. 261.)

II. Zu den mit eingesenkten Zähnen versehenen *Akidodonten* gehören:

1) *Thecodontosaurus antiquus*, *Riley* und *Stuchbury*; von θήκη, Büchse, weil jeder Zahn in einer eigenen, gesonderten Höhle steckt; die Zähne stehen ziemlich enge beisammen, sind im Ganzen conisch, doch etwas zusammengedrückt, sehr spitzig, beide Kanten fein gezähnelt, die Spitze

leicht rückwärts gebogen. Im dolomitischen Conglomerat des bunten Sandsteins bei Bristol. (Geol. Trans. New. Ser. V. 2. S. 349. *Owen* Odontogr. S. 266.)

2) *Palaeosaurus cylindricodon* und *platyodon*, *Riley* und *Stuchbury*, von παλαιός, alt, aus demselben Gestein wie Nr. 1. Die Zähne zusammengedrückt, spitzig, die eine Kante gekerbt, die andere schneidend. Beide Species sind nur durch den Grad der Zusammendrückung unterschieden. (Geol. Trans. l. c. S. 352.)

3) *Belodon* H. v. *Meyer*. Zähne in tiefen Zahnhöhlen, diese ziemlich weit, cylindrisch, die grössern fast vierkantig und durch Querwände unterschieden. Die Zahnwurzel cylindrisch, die Krone ziemlich platt gedrückt, zweikantig, die Kanten leicht gekerbt, die innere Seitenfläche der Krone etwas ebener, als die äussere; die Zähne leicht nach innen gekrümmt. Die Wirbelkörper, wovon einer bis jetzt aufgefunden ist, kurz, cylindrisch, mit leicht überwölbendem Rande der nur unmerklich concaven, senkrecht auf der Axe stehenden Gelenkflächen. Bis jetzt nur eine Species, *Bel. Plieningeri*, H. v. M. im kieslichten Keupersandstein Württembergs. Vgl. die Abbildungen in den Beiträgen zur Palaeontologie Württembergs Taf. XII. Fig. 19—22.

4) *Brachytänius*, H. v. *Meyer*, von βραχυς, kurz und ταινια, Streif, bis jetzt nur in einem Zahn aus dem braunen Jura von Aalen bekannt (s. v. *Munster* Beiträge zur Petref. H. 5. S. 22. f. 2.); eine nicht sehr zusammengedrückte Zahnkrone mit scharfen Kanten, die in der obern Hälfte schwach gezähnelt sind.

5) *Succhosaurus*, *Owen*, von σύχος, Schuhe oder Socken, mit der einzigen Art: *cultridens*, aus der Wealdenformation in England; die Zähne seitlich zusammengedrückt, mit schneidenden Kanten, etwas rückwärts gekrümmt, die flach gewölbten Seiten mit erhabenen, parallelen, ziemlich weit von einander abstehenden Leisten der Länge nach überzogen, die gegen die Zahnspitze und die Kanten gerichtet sind, ohne dieselben zu erreichen. (Rep. Brit. Ass. S. 67.)

6) *Megalosaurus Bucklandi*, von μεγας, gross, wegen der colossalen Dimensionen der Ueberreste dieses Thiers, aus dem oolitischen Schiefer von Stonesfield in England. Die Zähne sind, soweit sie bedeckt waren, oder soweit sie in ihren deutlichen Höhlen stecken, gerade und von elliptischem Durchschnitt, die Krone dagegen stark zusammengedrückt, stark, fast sichelartig rückwärts gebogen, spitzig, mit Zähnelung der Kanten, welche auf der concaven Kante bis zur Wurzel, auf der convexen bis gegen die Hälfte der Zahnlänge reicht: der äussere Rand des Zahnbeins viel höher als der innere, welch letzterer mit dreieckigen Knochenplättchen besetzt ist, in deren Winkeln kleinere, gerade Zähne stehen, welche *Buckland* (Bridgew. Treat. I. S. 237.) für Ersatzzähne hält.

7) *Kladyodon*, *Owen*, ein nicht glücklich gewählter Name, von κλάδος, Zweig, oder κλαδευω, Zweige abschneiden, wegen der gekrümmten Messerform der Zähne. Es hätte der Name, der diese Messerform ausdrückt, „*Kladeisteriodon*“ sein müssen, er wäre aber viel zu lang und breit. Die Zähne fanden sich bis jetzt einzeln in den oberen Schichten des bunten Sand-

steins von Warwick und haben fast ganz die Figur, wie bei *Megalosaurus*, ebenso gekrümmt, nur etwas stärker seitlich zusammengedrückt, die beiden Kanten sägezähnig gekerbt. (*Owen* l. c. S. 208.)

8) *Smilodon*. Diesen Namen, von *σμίλη*, *sculprum*, Hape, sichelförmig gekrümmtes Messer, möchte ich für ein Genus von Sauriern vorschlagen, das ich zunächst aus der Lettenkohle von Gaildorf, dann aber auch aus dem Lettenkohlensandstein von Bibersfeld und aus der dolomitischen obern Schichte des Muschelkalks bei Hoheneck, theils in vollständigen Ueberresten von Skelettheilen, theils in Zahnkronen neuerdings erhalten habe. Nach der Zahnbildung gehört dieses Genus entschieden zu den *Akidodonten*: flache, stark zusammengedrückte Zähne, mit entschiedener Rückwärtskrümmung, und Kanten, welche nicht in eine scharfe, sondern abgerundete Schneide übergehen, wobei die der Schnauzenspitze zugekehrte, convexe Kante dicker und abgerundeter ist, als die hintere concave Kante, so dass der Querdurchschnitt des Zahns die Figur einer der steinernen Obsidianäxte der alten celtischen Bewohner Europa's darbietet. Die Spitze des Zahns ist gleichfalls etwas abgerundet, d. h. nicht in eine scharfe Spitze ausgehend. Auf der Oberfläche sind diese Zähne vollkommen glatt, die dünne Schmelzrinde bekleidet sie tief herunter, doch bleibt eine ziemliche Parthie, etwa $^1/_4$ bis $^1/_3$ der ganzen Länge des Zahns unbekleidet und deutet die Bedeckung des Zahns von den weichen Umhüllungen der Maxille an.

Unter diesen Zähnen sind zweierlei zu unterscheiden: solche, bei welchen die Kanten keine Spur von Zähnung oder Kerbung zeigen, und solche, bei welchen beide sehr deutlich gekerbt sind. Erstere möchte ich durch *Smilodon laevis*, letztere durch *Sm. crenatus* unterscheiden.

Von *Smilodon laevis* sind mir aus der Lettenkohle von Gaildorf durch die Güte des Herrn Kaufmanns *Dietrich* daselbst mehrere Knochenlagen zugekommen, in welchen die Knochenreste in grosser Unordnung durcheinander liegen und durch den Druck des Gesteins oft so stark an einander geklebt sind, dass es unmöglich ist, sie von einander zu trennen. Zu den deutlichsten Ueberresten, die mir bis jetzt auszuarbeiten gelang, gehört das Fig. 3 in natürlicher Grösse abgebildete Fragment der untern rechten Maxille mit 4 starken, bis 1 Zoll hohen Zähnen, zwischen deren Intervallen keine Spur von kleinen Zähnen wahrzunehmen ist. Die Maxille ist sehr flach seitlich zusammengedrückt, und auf dem beinahe keilförmig abgerundet zugehenden Rande des Zahnbeins sitzen die Zähne sehr weit von einander (bis über 1 Zoll) entfernt, wobei sie mit einer schwachen, etwa 2 - 3 Linien tiefen Einkeilung in das Zahnbein anchylotisch eingelassen sind und die Basis des Zahns (bei a) sich innerhalb des Zahnbeins noch etwas nach unten ausbreitet. Fig. 2 b. ist ein einzelner kleiner Zahn, von welchem die schmäler zugehende Wurzel ganz überliefert zu sein scheint und trotz der Zusammendrückung noch die Spur einer Höhlung für den *Nucleus* zeigt. Eine leichte, unregelmässige, weit gestellte Streifung in schwärzlichen Linien, die sich nach unten zu vergabeln, jedoch keine Spur von Leisten oder rinnenförmigen Vertiefungen auf der völlig glatten Oberfläche zeigen, ist an allen diesen Zähnen sichtbar.

blickte damit in eine unabſehliche Perſpektive der Forſchung; aber ſie dürfte nicht entmuthigen. Zwar hat die geſammte Naturwiſſenſchaft auf der bisher zurückgelegten Strecke häufig das Terrain Schritt vor Schritt erobern müſſen; aber nicht ſelten iſt auch das Locomotiv des allgemeinen Geiſtes durch die Expanſionskraft des Genies unglaublich beflügelt und weithin über Abgründe geführt worden.

H. H.

Fig. 4 a. b. c. sind mehrere Wirbelkörper mit dem oberen Bogen und den Fortsätzen. Die beiden Gelenkflächen sind stark concav und der Rand überwölbt die Kanten, sowohl auf den Gelenkflächen, als auch auf der Seitenfläche wulstförmig. Dass jedoch diese starke Vertiefung der Gelenkflächen zum Theil eine Folge der seitlichen Zusammendrückung durch die Gebirgsart bei den a. b. c. abgebildeten sei, geht aus dem Fig. 5 von der Gelenkfläche mit den hintern Gelenkfortsätzen und dem massigen Dornfortsatz, und dem Fig. 6 von der Abdominalseite abgebildeten Wirbel hervor, welch letzterer gleichfalls Spuren des Drucks der Gebirgsart an sich trägt, indem mehrere Querspalten sichtbar und die Gelenksflächen aus ihrem Parallelismus gekommen sind. An allen ist übrigens doch eine ursprüngliche Zusammendrückung des Körpers sowie eine starke sattelförmige Einschnürung desselben von beiden Seiten und von der Abdominalseite her ersichtlich, auf welch letzterer der Wirbel einen ziemlich scharfen Grat in der Richtung der Axe zeigt. Die Dornfortsätze sind sehr hoch und flach, nehmen nach oben an Breite und Dicke zu und sind flach spatelförmig abgerundet. Die Rippenfragmente, welche ich bis jetzt entdecken konnte, zeigen eine pfriemförmige Zuspitzung am vordern Ende, was, wenn es sich bei allen bestätigen würde, auf keine Verbindung derselben auf der Brustseite mit einem *Sternum* deuten würde. Der warzenförmig gebildete Fortsatz in Fig. 3 c. an dem Wirbelkörper scheint ein Querfortsatz zu seyn, zur Aufnahme einer einköpfigen Rippe. Fig. 7 scheinen 2 Fragmente von Phalangen oder Tarsusknochen zu sein. Eine grosse Menge von Knochenschilden Fig. 8 a. b. c. elliptischer Figur von ¼ Zoll bis 1½ Zoll grösstem Durchmesser ist über die Knochenlage zerstreut; die grössern, wovon Fig. 8 a. eine in n. G. abbildet ist, zeigen auf ihrer obern convexen Seite eine feine, von der Mitte ausgehende Figuration, ähnlich der auf den Schilden und flachen Knochen der *Labyrinthodonten*, auf der untern, planen oder concaven Seite sind diese Knochenplättchen flach. Diese Knochenplättchen deuten auf eine nicht dachziegelartige, sondern glatt aufliegende Bedeckung des Thiers mit Hornschuppen, welche eine Knochenunterlage hatten.

Von *Sm. crenatus* sind blos Zahnkronen überliefert. Fig. 9 ist eine kleine, sehr flache Zahnkrone aus der Lettenkohle von Gaildorf, welche eine fast sägezähnige Kerbung zeigt. Fig. 10 ist eine Zahnkrone, welche aus dem Sandstein der Lettenkohle von Bibersfeld stammt, deren Mittheilung ich der Güte unseres ersten Vorstandes, Sr. Erlaucht, Graf *Wilhelm von Württemberg* verdanke; diese zeigt auf der Innenseite b. eine leichte, den Rand begleitende, vertiefte Rinne, die sich nach unten zu erweitert, an der concaven Kante tiefer ist und in Verbindung mit einer ähnlichen, flachern auf der Aussenseite a dieser Kante eine Art von Zuschärfung verleiht, eine Beschaffenheit, welche, auch abgesehen von der Kerbung, bei *S. laevis* nicht zu finden ist. Fig. 11 ist eine ziemlich dicke, auf der Aussenseite ziemlich gewölbte, auf der Innenseite, gleich der vorigen von Bibersfeld, mehr abgeflachte Zahnkrone aus dem Dolomit des Muschelkalks von Hohenecke, deren Mittheilung ich der Güte Herrn Stadtraths *Reiniger* verdanke, und

Fig. 12 a. b. sind 2 Zahnkronen aus derselben Formation, welche mir Professor *Quenstedt* mitzutheilen die Güte hatte. Sämmtliche Zahnkronen sind etwas vergrössert, um die Kerbung zu zeigen, die natürliche Grösse ist durch die Striche angegeben.

XI. Prof. Dr. *Quenstedt* hielt den nachfolgenden Vortrag über das Vorkommen von Mineralien in den Luftkammern der Cephalopodenschalen, unter Vorzeigung mehrerer interessanter Exemplare.

Man hat bis jetzt bei Erklärung der Erzgänge eine schlagende Analogie übersehen: die Anhäufung von Mineralien in den hohlen Kammern der Ammoniten und Nautiliten, welche nicht nur mit den gewöhnlichen Mineralien der Gangmittel specifisch übereinstimmen, sondern auch in ganz ähnlicher Ablagerung erscheinen. Bergkrystall, Kalkspath, Braunspath, Spatheisenstein, Schwerspath, Colestin, Nadeleisenerz, Schwefelkies, Blende, Kupferkies finden sich in den hohlen Kammern jener merkwürdigen Cephalopodenschalen in den schönsten krystallinischen Drusen zusammen, und zwar unter Verhältnissen, wobei nur an eine langsame Bildung auf nassem Wege gedacht werden kann. Die Wohnkammer der Cephalopodenschalen zeigt nie Minerale, sondern nur den Schlamm des Flözes, in welcher sie liegt; dagegen konnte in die ringsgeschlossenen, blos von dem Syphonalstrange durchlaufenen Luftkammern der Schlamm nicht eindringen, sie blieben immer hohl und bekleideten sich nur an den Wänden, wie die Erzgänge von den Salbändern aus, mit jenen zum Theil prächtigen Mineralien. Denn die mineralische Lösung allein fand durch die Schale, die wie ein Filtrum wirkte, ihren Weg zum Innern, und mit der Scheidung von Schlamm nahm die Krystallisationskraft der chemischen Substanzen zu. Fänden wir blos leicht lösliche Substanzen in den Kammern krystallisirt, so wäre die Sache zwar interessant, aber doch weniger auffallend, dass aber gerade die unlöslichsten Minerale hiebei eine wichtige Rolle spielen, verdient näher beleuchtet zu werden.

1. Bergkrystall. Bekanntlich findet sich Kieselerde besonders in dem kalkigen Flözgebirge häufig; sie ist nicht nur das Versteinerungsmittel vieler Petrefakte, sondern sie tritt auch in Knollen als Feuerstein, Jaspis, sogar Achat auf, in deren Innern sich nicht nur zuweilen Krystalle, sondern auch traubige Oberflächen finden, wie bei isländischen Chalcedonen. Ja in den, den Dolomiten des weissen Jura benachbarten Korallenbänken sind grosse Quarzdrusen mit 6 Linien (und darüber) breiten Krystallen gar keine Seltenheiten. Wiewohl ich diese alle nur als Bildungen aus nassen und zwar kalten Lösungen ansehen kann, wenn ich auf die umlagernden Gebirge sehe, so könnte doch bei manchen Geologen gerade wegen des Dolomites noch einiger Zweifel entstehen. Nun kommen aber auch Quarzkrystalle in Kammern von Ammoniten des Lias vor und zwar in den Steinmergeln des Lias γ, welche bei Ofterdingen und Balingen den *Ammonites Turneri* von *Ammonites oxynotus* trennen, und da darüber und darunter der weiche Thonschlamm

noch ganz einem getrockneten Wasserniederschlage gleicht, so könnte an Feuereinfluss gar nicht gedacht werden. Die Ammoniten gehören zu den seltenern, dem

Ammonites Brookii und dem

Ammonites Boucaultianus, d'Orbigny, letzterer erreicht über einen Fuss im Durchmesser. Zunächst bekleidet eine linsendicke Lage von Kalkspath mit Dreikantnern die Schale; darauf folgen die klaren, durchsichtigen, nach Art der sogenannten Marmaroscher Diamanten verzogenen Quarze, die grössten 8 Linien lang, und mehr als halb so breit. Ausserdem liegen auf der Kalkspathdecke in Brauneisenstein verwandelte Spatheisensteingruppen und Schwerspathtafeln. Der bei weitem grösste Theil der Kammern ist hohl. Ein anderes Beispiel liefert der

Nautilus triangularis Montf. aus der chloritischen Kreide von Pyn bei Castellane (südöstliches Frankreich), wo ebenfalls eine Schichte von Kalkspathdreikantnern mit kleinen, aber deutlich krystallisirten, halbdurchsichtigen Krystallen überzogen ist, wie etwa die Quarze den gelben Flussspath von Gersdorf überziehen.

2. Kalkspath. Dieser ist am häufigsten, und füllt zuweilen mit strahliger, aber stets blättriger Masse den ganzen Kammerraum aus. Die Grösse der Krystalle richtet sich oft nach der Kammer, grosse Kammern haben auch grössere Krystalle, Dreikantner von ½ Zoll Länge gehören indess schon zu den seltenern. Er bildet in den Kalk- und Thonflötzen meist die erste Schichte, ich möchte sagen die Gangmasse. Darauf deuten denn auch wohl verschieden gefärbte Schichten verschiedene Niederschläge an, oder es liegen in verschiedenen Kammern verschieden gefärbte Kalkspäthe etc. Besonders interessant ist bei erhaltenen Schalen der scharfe Absatz zwischen dem Schlamm in der Wohnkammer und zwischen den lichter gefärbten Kalkkrystallen der Luftkammern, was sichtbar wird, wenn man die Schale von dem Sternkerne absprengt, wie das namentlich in den Arietenkalken des Lias α so prächtig vorkommt. Vergleiche hier *Ammonites obtusus Sw.* in *Buckland's* Geol. and Mineral. tab. 36., wo der äussere Schlamm bis zur ersten Kammer dunkeler gehalten ist. Zuweilen dringt auch noch durch das Siphonalloch Schlamm in die erste Kammer ein, allein es verstopft sich bald, und die inneren Kammern sind stets frei, wenn die äussere Schale bei der ursprünglichen Ablagerung nicht schon zerbrochen war. Zwar ist es nicht Regel, doch kommt es in gewissen Schichten oft vor, dass eine grössere Zahl der Scheidewände gänzlich fehlt, die in solchen Fällen prächtigen Krystalldrusen sind dann durch die Kammern nicht unterbrochen und fanden um so mehr Platz zu ihrer Ausbildung. So zeigt fast jeder gut erhaltene *Ammonites inflatus* aus dem mittlern weissen Jura im Innern eine lange Kalkspathdruse, wo jede Spur von Kammerwand fehlt, die Krystalle setzten sich nur auf der Innenseite der Schalenröhre an. Daher sind diese inneren Windungen auch sehr zerbrechlich. Eine prachtvolle röthliche Druse zeigt der *Nautilus squamosus Schl.* aus dem untern Neocomien von Escragnolle (süd-

westliches Frankreich). Offenbar hat in diesen Fällen die eindringende Flüssigkeit den Kalk der Scheidewände gelöst und wieder in jenen schönen Krystallen abgesetzt.

3. Braunspath und Spatheisen unterscheiden sich leicht vom vorigen Minerale durch ihre sattelförmig gekrümmten Rhomboëder und durch ihren grössern Glanz, meist ziemlich starken Fettglanz. Zwar findet man sie in den an Talkerde reichern Gebirgen häufiger, doch fehlen sie auch den darin ärmern nicht. Beide Minerale gehen unmerklich in einander über, und reine Spatheisensteine dürften kaum vorkommen; indess sind die Afterkrystalle tief braun gefärbt, also gerade wie die ächten Spatheisensteine zu Brauneisen verwandelt, was jedenfalls einen sehr reichen Eisengehalt andeutet. Bald tapezieren die kleinen mehr oder weniger veränderten Rhomboëder dieser Minerale zusammenhängend über der unterliegenden Kalkspathlage die ganze Kammer aus, oder sie schwellen zu kugelförmigen Massen bis zu Hühnereiergrösse an. Der schwarze und braune Jura liefern die schönsten Exemplare, und die vollkommene, bis in alle Einzelnheiten verfolgbare Gleichheit mit den Braunspathen der Erzgänge lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sie.

4. Schwerspath, für die Erzgänge von so grosser Bedeutung, und dabei eines der unlöslichsten Salze, spielt in den Cephalopodenkammern eine auffallend grosse Rolle. Er kommt nicht nur in den verschiedensten Lagern, zumal des Lias und braunen Jura vor, sondern zuweilen auch in bedeutender Menge. In den *Amaltheenthonen* des mittlern Lias wird man auf weiten Strecken kaum einen Ammoniten finden, dessen Kammern neben Kalkspath, Schwefelkies und Blende nicht einen bedeutenden Theil Schwerspathblätter enthielten, die sich in grossen Exemplaren bis auf mehrere Pfunde belaufen mögen. Hätte sich hier die Schwerspathmasse nicht in so viele tausend Räumchen zersplittert, sondern mehr auf einzelnen Punkten angehäuft, so würde sie die mächtigsten Gangspalten auszufüllen im Stande sein. Warum aber sucht der Schwerspath vorzugsweise die unzugänglicheren Räume auf, wie Ammonitenkammern, Höhlen der Terebrateln, Poren der Knochengewebe von Wirbelthieren; während man in den offenen Spalten des Gebirges sich Jahre lang vergebens nach ihm bemüht? Wo ringsum der schwache feine Schlamm nur mechanisch angehäufte Wasserbildungen verkündigt, wo das mächtige, unveränderte und kompakte Thongebirge von vornherein jeden Gedanken an Feuereinwirkung verscheucht, da entblösst ein glücklich geführter Schlag aus der thierischen Schale die glänzendsten, wohlgebildetsten, oft mehr als Zoll langen Krystalle, die, man möchte sagen, wie isolirte Pflänzchen, unsern Theorien zum Trotz, dem heterogensten Boden entsproseen! Ein solcher kleiner, drei Linien breiter, klarer Krystall, der zwischen braunem Kalkspath in der Kammer eines *Ammonites amaltheus gigas* lag, zeigt zweierlei Oktaëder: a:b:c und 2a:b:c; die drei zugehörigen Paare a:c:∞b, b:c:∞a, a:b:∞c nebst dem Paare 2a:c:∞b und die drei einzelne Flächen c:∞a:∞b, b:∞a:∞c und a:∞b:∞c; also zusammen neunerlei verschiedene Flächen mit 19 Krystall-

räumen! Aber in derselben Kammer liegt neben andern grossen noch ein ringsum gebildeter, über 1½ Zoll langer, 11 Linien breiter und 4 Linien dicker Schwerspathkrystall. Man darf behaupten, unsere berühmtesten Schwerspathgänge haben zwar grössere, aber keineswegs lehrreichere Krystalle aufzuweisen, als diese Ammonitenkammern. Im *Ammonites macrocephalus* Brauner Jur. *c* und *Ammonites angulatus* Lias *a* kommen die Schwerspäthe zwar grösser vor, aber immer mehr dünner und tafelartiger.

5. Coelestin. Wenn nicht unter den vielen weissen Schwerspathtafeln noch schwefelsaure Strontianerde versteckt ist, so sind die Cölestine mit jener charakteristischen, lichtschmalteblauen Farbe zwar seltener, aber desto wohlgebildeter. Sie treten meist als dicke Säulen von mehreren Linien Länge in kleinen Drusenhaufen auf, die gesonderten Platten sind zum wenigsten nicht so blau gefärbt. Man kennt sie schon längst aus den Kammern des *Ammonites angulatus* Lias *a* der Filder. Weniger bekannt, aber um so vollkommener finden sie sich in den Kammern des *Ammonites Parkinsonii* Brauner Jur. *c* bei Jungingen östlich von Rechingen.

6. Nadeleisenerz erscheint in kleinen, garbenförmigen Büscheln von zarten Krystallnadeln, die mit ihrer nelkenbraunen Farbe auf dem weissen Grunde des Kalkspathes sehr hervorstechen. Sie liegen nur sparsam in den Kammern des *Ammonites macrocephalus triplicatus* brauner Jura *c*, sind aber merkwürdig, da ausserdem aus den eisenreichen Oolithen nicht die Spur von färbenden Mitteln in die schneeweissen Kammern eingedrungen ist. Warum hat der Brauneisenstein sich nicht als Färbungsmittel mit dem Kalkspath vermischt? Brauneisenocher und andere Afterprodukte des Brauneisensteins sind in andern Formationslagern bekanntlich häufig zu finden.

7. Schwefelkies, das bekannte Vererzungsmittel so vieler Muscheln, kommt von den unreinsten dichten Anhäufungen bis zu den reinsten Krystallen vor. Im Allgemeinen sind die Thone im Lias und braunen Jura am reichsten daran, doch ist es auffallend, wie in verschiedenen Schichten die Energie der Vererzung verschieden war. Im braunen Jura erreichen die verkiesten Ammoniten selten einen grösseren Durchmesser als einige Zolle, die übrigen Umgänge sind verkalkt oder zerdrückt, und nur die Abdrücke im Thone beweisen noch, das die lebendigen Schalen viel grösser waren. Im Lias finden wir dagegen verkieste Exemplare von ½ Fuss Durchmesser, die Verkiesung trifft sogar die dickeren Theile der Umgänge, und die dünneren nicht, daher denn auch die zahlreichen, grossen, verkiesten Bruchstücke in den *Numismalismergeln*. Nur die Vererzungskraft der *Amaltheenthone* übertrifft alle, Ammoniten von 1 Fuss Durchmesser erglänzen hier im schönsten Schwefelkies, und bergen zugleich im Innern die ausgebildetsten Schwerspathkrystalle. Zu beiden gesellt sich

8. Blende. Sie ist an dem Glanze ihres sechsfach blättrigen Bruchs leicht zu erkennen, und meist von schwarzer oder bräunlicher Farbe. Ist sie gleichwohl an Masse dem Schwefelkies untergeordnet, so wird man doch in den *Amaltheenthonen* nur in wenigen Ammoniten sie vergebens suchen.

9. Kupferkies habe ich nur ein einziges Mal in der Kammer eines *Ammonites angulatus* Lias *a* gefunden.

Sehen wir von den übrigen mineralogisch nicht erkennbaren Stoffen in den Kammern ab, so genügen schon vorstehende krystallinischen, entschieden auf nassem Wege gebildeten Minerale zu sichern Schlüssen. Denn welcher Geologe würde es wagen, den Liasschlamm im Allgemeinen nicht als reines Wasserprodukt zu erklären? Oder was bliebe dem Wasser noch übrig, wenn selbst auch diese den metamorphischen Gesteinen anheim fallen sollten? Nicht zu gedenken der vielen thierischen und pflanzlichen Reste, welche nur wenig verändert im Schlamm begraben liegen. Sind nun eben diese Sachen auf nassem Wege gebildet, so sind es auch die, welche in Spalten und Nestern derselben Gebirge sich oft in grössern Massen anhäufen. Nehmen wir die schönen Kalkspathgänge, welche man z. B. öfter in den *Numismalis*mergeln (Lias γ) antrifft; sie erreichen mehr als einen Fuss Mächtigkeit, streichen in mehreren Gangzügen parallel neben einander fort, haben Dreikantner von 1½ Zoll Länge und 1 Zoll Breite, sind aber durchaus an den Mergel gebunden, in den unterliegenden *Turneri*- und den überliegenden *Amaltheen*thonen findet man sie nie. Diese Kalkspathgänge sind nur Lateralsekretionen der Steinmergel. Das Gleiche gilt von dem krystallisirten Quarz in Spalten des bunten Sandsteins, ja selbst von den Schwerspathgängen. Denn in Regionen, wo solche Schwerspathgänge zahlreicher getroffen werden, wie z. B. bei Freudenstadt, ist dieser Schwerspath nicht blos in Gängen angehäuft, sondern er durchzieht auch streckenweise den ganzen Sandstein in so feinen Massen, dass man ihn anfangs für das Bindemittel ansieht, bis man am blättrigen Bruch den Schwerspath erkennt. Hier würde nun die Frage entstehen: ist der im Sandstein fein eingesprengte Schwerspath der erste und die Gänge nur daraus entstanden, oder ist der Schwerspath umgekehrt von den Gängen in den Sandstein übergegangen? Wenn man auf die Beimengungen des Schwerspaths in den Schichten des Lias sieht, so muss man die erstere Ansicht durchaus für die wahrscheinlichere halten. Wir kommen hiermit auf das Gebiet, wo der Chemiker zuvor den Geologen unterstützen muss, ehe letzterer sich für eine Antwort bestimmt entscheidet. Vor allem muss untersucht werden, ob und wie viel das Nebengestein von den Substanzen enthält, welche in den Drusenräumen oder in Gangspalten auskrystallisiren. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass das ganze Gestein noch Spuren von den Mineralen und Erzen enthält, welche in ihm eingesprengt liegen: so wird der Muschelkalkdolomit, der so oft die schönsten Blendeknoten einschliesst, zinkhaltig, der weisse Keupersandstein mit den spathigen Bleiglanzen bleihaltig sich zeigen. Analysen, in dieser Weise angestellt, dürften dann auch für die Bestimmung der Schichten nicht ohne Nutzen sein. Denn man darf nicht meinen, dass diese Beimengung seltenerer Fossile durchaus regellos sich wiederhole, sondern sie ist an gewisse Schichten gebunden. Am schlagendsten erkennt man diess an den Kupfererzen. Bekannt ist der Kupferreichthum in dem bituminösen Mergelschiefer

der Zechsteinformation Mitteldeutschlands, die in England und bis zum Ural (Perm) hin sich wiederfindet. In Süddeutschland fehlt diese Kupferformation, dagegen tritt eine ähnliche im obersten bunten Sandstein und in den harten Dolomitplatten, welche diesen Sandstein unmittelbar überlagern, auf. Wo man am Schwarzwalde diese Dolomitplatten trifft, wird man alsbald auch blaue Kupferlasur und grünen Malachit in grössern oder kleinern Quantitäten eingesprengt finden. Was man sonst von Kupfererzen im Muschelkalk und Keuper eingesprengt sieht, ist höchst unbedeutend, und stammt vielleicht nur von diesen grössern Vorräthen her. Die Kupfermengen sind in der That an vielen Stellen nicht unbedeutend (besonders in einem weiten Kreise von Bulach), und es wäre dem Techniker zu empfehlen, gerade auf diese Dolomitflötze sein Augenmerk zu richten, um so mehr, da sie meistens sehr oberflächlich liegen. Nun ist es auch mehr als wahrscheinlich, dass die Kupfererze, welche den obern bunten Sandstein von Bulach in Spalten durchschwärmen und in frühern Zeiten abgebaut wurden, nur die durch Wasser infiltrirten Erze sein möchten, welche in dieser Dolomitperiode den Meeresschlamm schwängerten. Auf jeden Fall müssen uns Thatsachen der Art aufmerksam machen, wir dürfen nicht gleich zu unbekannten Feuerkräften unsere Zuflucht nehmen, wo unlösliche Substanzen in dem Gebirge auskrystallisirten, und nicht wähnen, dass in unsern kleinen chemischen Laboratorien schon die Gesetze im Voraus gefunden seien, nach welchen die Natur das grosse Laboratorium der Erde nur ausstatten konnte. Sondern je fleissiger wir uns in diesem grossen Laboratorium umsehen, desto mehr lernen wir unsern Theorien misstrauen. Wenn Bergkrystalle in den Kammern der Ammoniten entstanden, so konnte auch kaltes Wasser sie in den Spalten der Alpinischen Granite erzeugen, und kein Schwerspathgang, mit Erzen gefüllt, ist zu mächtig, als dass nicht dasselbe Wasser wie in den Amatheenthonen zu seiner Bildung hingereicht hätte. Denn absolut unlöslich im Wasser (besonders im Erdwasser, das doch immer kleine Portionen von Säure und Salzen enthält) ist wohl keine Substanz; gib mir also nur Zeit, so können daraus die grössten Berge anwachsen!

Gehe ich einen Augenblick noch zur letzten Frage: woher kommen diese Substanzen? so ist diese unter allen die schwierigste. Da wir nun ein Mal als Naturforscher nicht annehmen können, dass sich die Stoffe in einander verwandeln, dass also aus Erden Erze werden könnten, so bleiben uns nur zwei Wege übrig: entweder wurden die Minerale den Flötzen aus dem Erdinnern oder aus dem Weltall zugeführt, und das Wasser vertheilte sie nur auf der Oberfläche. Wenn man in einem weissen Keupersandstein, dessen Schichten oben und unten scharf durch Letten begränzt sind, einen rings von Sandstein umgebenen Klumpen Bleiglanz oder Schwerspath findet (wie bei Tübingen etc.), so ist ein solcher Fremdling, mag man auch Quellen und heisse Dämpfe, so viel man will, zu Hilfe nehmen, von unten aus nicht zu erklären. Fast sollte man meinen, wie noch heute Meteoreisen und Meteorsteine vom Himmel fallen, so könnten uns auch in frühern Zeiten edlere und

daher in der Erde nur sparsam gefundene Substanzen von aussen mitgetheilt sein, die dann durch Zersetzung, Lösung und Krystallisation in die Form gebracht wurden, in welcher wir sie heute finden. Wenigstens würden dadurch Erscheinungen klar, die sich auf andere Weise unserer Einsicht entziehen. Zwar traue ich selbst solchen Einfällen nicht, bin aber auch auf der andern Seite überzeugt, dass über den Weg, auf welchem uns diese willkommenen Fremdlinge zugeführt worden, wir zur Zeit nichts Sicheres wissen.

XII. Director *v. Seyffer* trug nachstehende Erklärung der sogenannten Zauber- oder Hexenringe auf Wiesen und Weideplätzen *) vor.

Auf freien Waideplätzen und Waldwiesen, wo noch die Viehweiden bestehen oder Wild vorhanden ist, findet man krumme Streifen von mehreren Zollen Breite, seltener der Kreisform sich nähernde und noch seltener ganze Kreisflächen bildende, unregelmässige Platten, welche obige Benennung bei dem Volke erhalten. Die Streifen sind selten von gleicher Breite, haben meist an einem Ende eine rundliche breitere Platte, von der somit irgend eine krumme Linie, seltener mehrere nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Man findet ferner oft mehrere solche hinter einander fortlaufende Platten, ohne dass sie mit einander zusammenhängen, andere jedoch, welche hie und da in einander fliessen, äusserst selten aber findet man Streifen von einer ganz geraden Linie. Auf der Oberfläche, welche alle diese verschiedenen Figuren bilden, sind alle Gräser und übrigen Pflanzen von dem übrigen Rasen durch dunkelgrüne Farbe unterschieden, meist scharf abgegränzt und von üppigem Wuchse, so dass man sie schon in der Ferne unterscheiden kann. Viel seltener trifft man aber auch bei manchen dieser Figuren, und nur meist bei den rundlichen Platten, die Oberfläche aller Vegetation beraubt, indem die Pflanzen darauf abgestorben erscheinen, während diese abgestorbenen Flächen mit schmalen Streifen von äusserst üppig wachsenden, dunkelgrünen Pflanzen begränzt sind.

Alle diese Figuren werden von dem Landvolke für Werke des Teufels, der Hexen, der Zauberer u. s. w. gehalten, daher auch ihre Benennung „Teufels-, Hexen- und Zauber-Ringe, Hexensprünge, Hexenstelzen u. s. w.“ Der Aberglaube ist in frühern Jahren so weit gegangen, dass Geisterbeschwörer, Schatzgräber, Quacksalber und dergleichen diese Stellen, oder die auf denselben wachsenden Pflanzen zu ihren Betrügereien und Kuren benützten; dass ferner das Vieh, wenn es an solchen Stellen gewaidet hatte und dann krank wurde, oder wenig und schlechte Milch gab, für verhext gehalten wurde. Der Umstand, dass diese Zauberringe meistens schnell zum

*) Vergl. die weiter unten folgende, uns im Dec. v. J. übergebene Notiz von Prof. Dr. Schlossberger über denselben Gegenstand.

A. d. R.

Vorschein kommen, öfters ganz eigenthümliche Formen haben und ihr dunkles Grün von dem sie umgebenden Rasen so auffallend absticht, mag ihre Benennung und den Aberglauben hervorgerufen haben.

Die Entstehung dieser Erscheinung ist schon auf mancherlei Art zu erklären versucht worden.

Die erste mir bekannte Erklärung gibt *Nicholson* in seinem *Journal of natural Philos.* vom J. 1797 indem er bemerkt, dass man 2 Ursachen angegeben, einmal nämlich Erdschwämme, die sich unter dem Rasen verbreiten, eine Ursache, welche nicht zu bezweifeln sei; dann habe man gemeint, dass der Theorie nach eine Explosion des Blitzes auf dem Erdboden eine ähnliche Wirkung hervorbringen müsse, wie sie *Priestley* durch Entladung einer Batterie auf der polierten Oberfläche einer Metallplatte entstehen sah, nämlich eine Menge von concentrischen Ringen. Dass nun der Blitz die Ursache sei, scheine folgende Beobachtung zu bestätigen. Bei einem am 19 Juni 1781 über London ausgebrochenen heftigen Gewitter spalteten sich die Blitze an ihrem untern Ende häufig, aber niemals an ihrem obern Ende, woraus man folgern konnte, dass sich die Wolken die meiste Zeit hindurch in einem positiven Zustande befanden. Vier Tage nach diesem Gewitter besuchte nun *Nicholson* den Park von Kensington und bemerkte an allen Theilen dieses weitläufigen Gartens Spuren des Blitzes. Das Gras war nämlich häufig in zikzakigen Streifen gebleicht; an einer Gruppe von Bäumen bemerkte er viele Löcher im Boden und einen Baum mit einem Ringe umgeben, der 18 Zoll Breite hatte und dessen Radius 6 Fuss betrug, innerhalb des Ringes stand das Gras ganz frisch, aber im Umkreise des Ringes waren Gras und Boden stark verbrannt und im Ringe selbst befanden sich 2 Löcher, worin die Erde wie Asche aussah; solche Ringe fand er noch an zwei andern Bäumen.

Ferner bemerkt der Geheime Rath v. *Heim* von Meinungen in einem Briefe vom 16. Februar 1805 an *Gilbert* *): dass die Zauberringe auf Stellen, die vom Blitze getroffen worden, hervorkommen, könne er aus eigener Erfahrung durch folgendes bezeugen. Bei einem Gewitter schlug nämlich der Blitz in eine Kiefer, folgte einer am Tage liegenden Wurzel bis an die Stelle, wo sie sich unter der Erde verbarg, sprang von diesem Punkte an auf beiden Seiten ab, riess den Boden auf und sprengte auf der andern Seite des Baumes einen Ast ab, den er gegen 30 Schritte weit fortschleuderte. Alles dieses geschah im Monat August, und im September, nachdem es einige Tage zuvor geregnet hatte, fand *Heim* zu beiden Seiten der oben erwähnten Wurzel die schönsten, dunkelgrünen, bogenförmigen Streifen aus kurzem, dichtgewachsenem Grase, die besonders auf der einen Seite, wenn man die zwischenliegenden, wahrscheinlich vom Blitze übersprungenen Räume in eine Figur zusammenzog, eine spiralförmige Linie beschrieben. Auch auf der Stelle, wo der Ast gelegen, zeigten sich zwar keine Streifen, aber mehrere

*) Gilbert's Annalen 19ter Band p. 351.

dunkelgrüne, sowohl runde, als längliche Flecken; die Streifen erhielten sich den Herbst über, kamen auch im folgenden Frühling wieder zum Vorschein, dauerten das ganze Jahr hindurch, bis sie endlich im dritten Jahre verschwanden.

Gegen die Erzeugung der Zauberringe durch den Blitz ist in dem *Monthly Magazine* *) folgendes bemerkt: So annehmlich die scharfsinnige Hypothese Dr. *Darwin's* über die Entstehung der Zauberringe durch Electricität den theoretischen Physikern auch scheinen mag, so wenig wird durch sie das Phänomen gehörig erklärt. Es wird in ihr angenommen, Feuchtigkeit ziehe den Blitz zum Grase herab, es finden sich aber Zauberringe an völlig trockenen Orten; ferner soll die von der Nässe angezogene Wolke cylindrisch, oder conisch werden und der electrische Strom an ihrer Aussenfläche herabfahren und einen kreisförmigen Ring einbrennen; aber statt immer rund zu sein, sind die Hexenkreise vielmehr von verschiedener Form, bald Kreise, wiewohl selten ganze, bald Segmente, mitunter auch unregelmässige Flecken; dabei verändern sie allmälig ihre Gestalt und Lage und es lässt sich bei mehreren deutlich wahrnehmen, dass sie jährlich grösser werden; dieses ist ein starkes Argument gegen die Bildung durch den Blitz.

Doch statt weiterer Widerlegungsgründe stehe hier eine Stelle, die sich in des verstorbenen Dr. *Withering* sehr genauem botanischen Werke am Ende seiner Beschreibung des *Agaricus orcades* findet, worin das Phänomen der Zauberringe auf eine weit genügendere Art erklärt wird. Ich bin überzeugt, sagt er, dass die schlecht bewachsenen braunen, oder die stark bewachsenen grünen Kreise auf den Weideplätzen, welche man Zauberringe nennt, durch das Wachsen dieses *Agaricus* bewirkt werden. Wir haben in Edyhaston-Park neben einem Felde, das nach Südwest zu geneigt ist, mehre solcher Zauberringe von verschiedener Gestalt; der grösste, der 18 Fuss im Durchmesser hat und eben so viele Zolle am Umfang breit ist, wo die *Agarici* wachsen, besteht seit mehreren Jahren am Abhange eines Weideplatzes der nach Süden liegt, und wo der Boden grober Sand ist. Die grössern Kreise sind selten vollständig, der hier erwähnte ist etwas mehr als ein halber Kreis, doch die Figur nicht genau. Wenn man da, wo der Ring braun und fast ganz kahl ist, den Boden etwa 2 Zoll tief aufwühlt, so finden sich graulich weisse Knötchen dieses Schwammes; an den Stellen dagegen, wo das Gras wieder grün und gail wächst, fand ich unter der Erde nie etwas von diesen Schwämmen.

Diese 3 Beispiele, wodurch die Entstehung der Zauberringe durch den Blitz, oder durch einen *Agaricus* bewiesen werden soll, erscheinen mir abgesehen von meinen Beobachtungen und Versuchen, an und für sich ganz ungenügend. *Nicholson* will beweisen, dass die dürren Zauberringe durch den Blitz, und Dr. *Withering*, dass sie durch einen *Agaricus* entstehen, es müsste also der Eine oder der Andere Unrecht haben, oder man müsste annehmen, beides trage zur Entstehung derselben bei, eine Annahme, die

*) Aprilheft 1803. p. 219.

Die Gesangbuchsreform.

Die in der Aufschrift dieser Zeilen bezeichnete Frage ist auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens von vielen Seiten her gerade jetzt lebhafter denn jemals angeregt, und wird von der Mehrzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, im Wesentlichen nach derselben Richtung hin besprochen. Darin erweiset sich offenbar nicht bloß ein allgemeines Interesse für den Gegenstand, sondern auch schon ein gleichartiges Bedürfniß in Beziehung auf denselben. Im Norden nämlich und im Süden, zumal des protestantischen, Deutschlands sind im jüngsten Zeitraume theils neue Liedersammlungen für den kirchlichen Gebrauch hervorgegangen, unter welchen das Rheinländische (1824), das Berliner (1829), das Lübecker (1832) auf der einen — von der andern Seite das neue evangelische Gesangbuch des Großherzogthums Baden (1835), so wie ein israelitisches (1836) und das neue katholische (1837) im Königreich Württemberg Beachtung verdienen; theils werden Verbesserungen vorbereitet oder nachgesucht, wie in Westpreußen mit der neuen Auflage des Danziger Gesangbuches, in den deutschen Provinzen von Rußland, wo auf Anregen des vormaligen Professors Sartorius in Dorpat seit 1834 auf zwei Synoden der lutherischen Geistlichkeit von Livland die Bearbeitung einer neuen kirchlichen Liedersammlung berathen worden ist; in Sachsen, wo die zunächstliegenden Bedürfnisse und Wünsche vornämlich von dem Pastor Stier zu Frankleben in mehreren gehaltreichen Schriften vorgetragen sind; in Schwaben, wo sich die Geistlichkeit von Stuttgart im Jahr 1836 an die evangelische Landessynode von Württemberg mit der Bitte um eine

nicht wohl gelten kann, denn wie sollen Electricität und ein Schwamm so zusammenwirken, um eine solche Erscheinung hervorzubringen. Ueberhaupt haben beide die Entstehung der grünen Zauberringe, die doch am häufigsten erscheinen, während die dürren viel seltener sind, nicht erklärt, während sie *Heim* dem Blitz zuschreibt.

Wenn man nun aber auch auf alles dieses keine Rücksicht nehmen wollte, so scheinen die 3 von obigen Erklärern angeführten Beispiele noch lange nicht genügend, um einen sichern Beweis für ihre Behauptung zu liefern. Das von *Nicholson* scheint wenigstens den Mangel zu haben, dass nicht angegeben ist, wie die Stellen vor dem Gewitter beschaffen waren und dass er es nicht gesehen, sondern nur angenommen hat, dass der Blitz an diese Stellen eingeschlagen habe, als er erst vier Tage nach dem Gewitter in den Park kam. Das Beispiel von *Heim* scheint ebenfalls keinen sichern Beweiss zu liefern, indem derselbe zwar den Blitz in der Entfernung hat einschlagen gesehen, aber weder vorher noch unmittelbar nach dem Einschlagen an der Stelle war, sondern erst einen Monat später an die Stelle kam und die grünen Streifen bemerkte; überdiess erscheint es sonderbar, wie der Blitz bei dem Aste, der auf 30 Schritte weit fortgeschleudert wurde, an der Stelle, wo der Ast niederfiel, grüne Flecken soll hervorgebracht haben; entweder müsste mit dem Ast ein Blitz an diese Stelle hingefahren sein, oder müsste der harzigte Ast der Kiefer eine Portion Electricität mitgenommen haben. Die von *Heim* angegebene Erscheinung erklärt sich viel einfacher dadurch, dass, wenn in den 4 Wochen nichts anderes auf die Stellen kam, wo sich die grünen Streifen zeigten, die Erde, welche durch den Blitz an der Wurzel aufgelockert und umhergestreut wurde, den Rasen gleichsam düngte und dass da, wo der Ast lag, mehre Stellen des Rasens durch den Ast vor den Winden und Sonnenstrahlen mehr geschützt wurden, das Gras somit besser wachsen konnte, wie man häufig sehen kann, dass da, wo Steine, Holzstücke u. s. w. liegen, das Gras am Rande derselben üppiger, als das entferntere aufwächst.

Das Beispiel von Dr. *Withering* scheint mir nichts anderes zu beweisen, als dass die Knötchen des *Agaricus* aus den Stoffen des an der Stelle abgestorbenen und verfaulten Grases, oder aus den Stoffen, welche die Ursache des Verdorrens und Verfaulens des Grases waren, entstanden sind, da bekanntlich Schwämme nur da entstehen, wo organische Stoffe verwesen; überdiess fehlt der ganzen Beobachtung die wesentliche Aufklärung, ob bei Entstehung des Zauberringes, ehe oder während das Gras abgestorben, schon Schwämme vorhanden waren.

Bei allen von mir nicht allein in Württemberg, sondern auch an manchen andern Orten angestellten Beobachtungen und Untersuchungen über die Zauberringe konnten mir die angeführten und noch manche andere Erklärungen über die Entstehung derselben schlechterdings nicht genügen, besonders wenn ich folgende dabei vorkommende oder damit analoge Erscheinungen zusammenfasste und unter einander verglich.

1) Fand ich auf fetten und gedüngten, oder auf Wässerungswiesen, welche dem Zutritt von Thieren verschlossen waren, niemalen Zauberringe, sondern immer nur auf Viehwaiden, Wald- oder sonst ganz magern Wiesen, welche dem Zutritt von Thieren offen standen.

2) Wenn man nicht bloss die auffallendsten, einer regelmässigen Form sich nähernden grünen Flecken allein, sondern alle grünen Flecke genau untersucht, so wird man finden, dass die meisten aus unregelmässigen Flecken oder gekrümmten Streifen bestehen, Halbkreise und ganze Ringe dagegen äusserst selten, diese selbst aber noch seltener ganz regelmässig sind und dass die meisten Ringe eine dürre, mit einer mehr oder minder satt grünen Einfassung versehene Fläche bilden, so dass ich unter hunderten kaum eine ziemlich regelmässige Form gefunden habe.

3) Kann man auf Wiesen oder Feldern, welche gedüngt werden, häufig finden, dass an denjenigen Stellen, wo einzelne Düngerbrocken lange liegen bleiben, das Gras, die Halmfrucht u. s. w. eine viel kräftigere Vegetation von dunkler grüner Farbe zeigen, dass aber auch da, wo ein grösserer und dichterer Düngerbrocken lange liegen bleibt, die Pflanzen unter demselben verfaulen oder verbrennen und am Ende eine kahle Stelle zurücklassen, deren Rand sich nach und nach mit üppigem Grase u. s. w. einfasst, weil der Regen von dem Düngerbrocken Theile abwascht, welche die Pflanzen unmittelbar um denselben herum stark düngen.

4) Ist es eine bekannte Sache, dass wenn man auf einer Wiese oder einem Fruchtfelde beim Güllen derselben an einer Stelle mehr als an andern Gülle ausschüttet, diese Stellen einen äusserst üppigen Graswuchs u. s. w. vor andern zeigen, dass aber auch, wenn man zu viel Gülle besonders bei anhaltend trockener und warmer Witterung an eine Stelle bringt, die Pflanzen auf derselben verdorren.

5) Habe ich die bestimmte Beobachtung gemacht, dass kein Thier das Gras oder andere Pflanzen frisst, auf welche nicht zu lange vorher Dünger oder Urin gebracht worden ist, auch habe ich genau beobachtet, dass auf Viehwaiden, wo sich Zauberringe befinden, das üppige Gras der letztern nicht leicht von einem Thiere berührt wird. Wenn ich nun alle diese Erscheinungen zu Rathe zog, so konnte ich die Ursache der Entstehung der Zauberringe weder in der Electricität, noch in einem *Agaricus*, noch sonst in etwas anderem finden, als in der sogenannten Seele der Landwirthschaft, in den Excrementen und zwar zunächst dem Urin der Thiere.

Dass nun hier und da auch ziemlich regelmässige Formen von Zauberringen vorkommen, kann durch Zufall oder durch besondere Bewegungen der verschiedenen Thiere in dem Augenblick leicht geschehen, wenn sie ihre Excremente von sich lassen. Die Pferde, das Rindvieh, die Schafe, die Ziegen, der Hirsch und das Reh lassen ihren Mist auch während des Gehens von sich, den Urin aber immer nur stehend, welch letzteres übrigens beim Schaf, der Ziege, dem Hirsch und Reh in dem Falle nicht geschieht, wenn sie im Moment des Urinlassens aufgejagt werden; dagegen lassen der

Hund, der Fuchs, der Marder, die Katze und der Hase, den Mist und den Urin immer nur stehend von sich, die meisten dieser Thiere gehen aber, besonders am Schluss dieser Verrichtung, einige Schritte vorwärts und machen sonst einige eigenthümliche Bewegungen. Hiedurch können nun, je nachdem der Mist und der Urin durch die verschiedenartigsten Bewegungen der Thiere ausgestreut wird, auch die verschiedenartigsten Figuren entstehen und wenn zu viele Excremente und besonders auch Urin auf eine Stelle kommen, muss das Gras an derselben absterben oder verfaulen und dann entstehen die seltenern dürren Zauberringe und auf diesen von dem verfaulten Grase und den Excrementen leicht Schwämme, eine Erscheinung die ich öfters beobachtet habe, die aber nicht die Ursache der Entstehung der Zauberringe, sondern Folge des obigen ist.

So sehr ich mich nun durch die oben angezeigten Erscheinungen überzeugt hatte, dass nur die Excremente der Thiere die Ursache der Zauberringe sein können, so suchte ich dennoch einen unumstösslichen Beweis dafür durch Versuche, die so leicht anzustellen waren.

Auf einem äusserst magern Rasenplatz, der schon viele Jahre hinter einander nie gedüngt wurde, und auf welchen kein Thier Zutritt hat, steckte ich vermittelst Stäbchen gerade und verschiedene krumme Linien, Kreisstücke und ganze Kreise, ja Triangel und Kreuze, auch einige Quadrate aus und liess nach diesen ausgesteckten Linien vermittelst einer Giesskanne am 10. März dieses Jahrs den Rasen handbreit satt mit Mistjauche, in welcher etwas Kühdünger aufgelöst war, begiessen. Schon am 25. März fiengen diese Figuren an dadurch etwas sichtbar zu werden, dass das Gras derselben gegen das übrige nicht so begossene Gras schon etwas dunkler grün sich zeigte, dieses wurde von Tag zu Tag immer sichtbarer, vom übrigen Rasen immer mehr abstechend und am 26. April waren die Figuren vollkommen ausgebildete Zauberringe, wie die auf Waideplätzen, mit dem einzigen Unterschiede, dass man auf letzteren keine Triangel, Quadrate und Kreuze findet.

Um aber auch dürre Zauberringe hervorzubringen, liess ich zur nemlichen Zeit an 3 Stellen ganz breiigten Kühdünger in runden Formen gegen 4 Zoll dick auf dem magern Rasen auftragen und in der gleichen Zeit wie oben zeigte sich der Rasen an der Begränzung dieser Figuren satt dunkelgrün, der Dünger aber noch als eine feste Kruste und als diese hinweg genommen wurde, das Gras unter derselben total verfault und die Stelle kahl, jedoch mit einem üppigen Graswuchs eingefasst.

XIII. Dr. *G. Leube* von Ulm sprach über die Bildung des Grundeises.

Bekanntlich bestehen über die Bildung des Grundeises verschiedene Ansichten. Es wird z. B. behauptet, dass sich das Grundeis nicht auf dem Grunde der Flüsse bilde, seine Benennung daher eine unrichtige sei, und zwar deswegen, weil das Wasser bei + 4,1° die grösste Dichtigkeit, somit

das grösste specifische Gewicht hat, weil mit dieser Temperatur es also niedersinkt, stets die unterste Schichte bildet und hernach auf dem Grunde in Folge dieser nothwendigen Temperatur Eisbildung gar nicht möglich ist.

Folgende Versuche aber, deren Mittheilung mir Herr Ingenieur-Major *Hildenbrandt*, von dem sie bei Gelegenheit des Festungsbauen zu Ingolstadt veranstaltet wurden, erlaubte, dürften ziemlich evident beweisen, dass die Eisbildung auf dem Grunde vor sich gehe.

Herr Major *Hildebrandt* construirte 3 Rinnen aus 3 Brettern von 4' Länge und 1' Höhe, die mit Steinen beschwert in geringer Entfernung aus einander der Strömung entlang 6—7' tief unter dem Spiegel des Flusses auf den Grund der Donau eingesenkt wurden. Die erste dieser Rinnen war aus gehobelten Brettern gezimmert, die zweite aus rauhen, wie sie aus der Sägmühle kamen, und die dritte aus Brettern, die stark gepickt (angehauen) waren. Alle 3 wurden überdiess durch Stricke an eingerammelten Pfählen festgehalten. Die Einsenkung geschah Abends zu gleicher Zeit bei einer äussern Temperatur von — 14 bis — 16°. Am andern Morgen wurden dieselben gleichzeitig herausgehoben und nun liess sich deutlich wahrnehmen, dass an Nr. 1 gar kein Eis, an Nr. 2 aber zarte Nadeln und an Nr. 3 (nemlich an der gepickten Rinne) ganze Eisklumpen von zum Theil Wallnussgrösse sich angesetzt hatten. Eine allgemeinere Beobachtung, die Herr Major *H.* dabei machte, ist die, dass überhaupt die Bildung des Grundeises bei 8 bis 9° äusserer Temperatur in der (ziemlich rasch fliessenden) Donau vor sich zu gehen anfange, und dann, dass sie am stärksten in der ersten Nacht erscheine und hierauf allmählig schwächer werde, bis sie nach 5 bis 7 Tagen ganz aufhöre.

Einerseits dürften diese Versuche einen directen Beweis für die Bildung des Eises auf dem Grunde enthalten, andererseits scheint es in der That, dass schon die rasche Strömung des Flusses, (der Donau) verhinderte, dass das Wasser auf der Oberfläche fest wurde, weil es bekannte Thatsache ist, dass bei rascher und anhaltender Bewegung das Wasser selbst einige Grade unter Null abgekühlt sein kann, und dennoch nicht zum Frieren gelangt. Auch fand Herr Major *H.*, dass das Donauwasser bei einer Lufttemperatur von 14 bis 16 Grad Kälte, $^1/_2$ Grad Wärme hatte, die Eisbildung konnte also um so weniger auf der Oberfläche stattfinden.

Die Thatsache der Grundeisbildung scheint unläugbar zu bestehen, erklärt ist sie freilich nicht. Vielleicht bietet die Beobachtung des Gefrierens der Fenster im Innern erwärmter Zimmer Analogie und Elemente zur Erklärung. Man darf vielleicht annehmen, dass die Gerölle des Ufers und durch sie, als gute Wärmeleiter die Gerölle des Grundes in Folge der äussern Temperatur auf einen Grad sich abkühlen, dass sie der Wasserschichte, die über sie viel langsamer, als die obere Schichte wegfliesst, so viel Wärme entziehen, dass dieselbe in die doppelte Bedingung der Eisbildung gelangt. Dazu käme dann noch ein drittes bedingendes Element, nämlich die Nähe und Mitwirkung fester Körper, durch welche auch anderwärts der Akt der Krystallisation erleichtert wird.

Bemerkung. Ich habe über die Bildung des Grundeises vielfache Beobachtungen an Flüssen, insbesondere am Neckar angestellt. Dass sich Eis auf dem Grunde fliessender Gewässer ansetze, ist hiedurch ausser Zweifel gesetzt. Ich fand klaftergrosse Strecken auf dem Grunde des Flusses bei einer Tiefe von 4—5 Fuss mit Eis bedeckt. Der Grund bestand aus ziemlich grossen Flussgeschieben, wie sie der Neckar bei Tübingen führt, aus Fragmenten der Formationen des Schwarzwaldes und seiner von Muschelkalk und Keuper überlagerten Absenker bestehend. Insbesondere fand sich das Grundeis an solchen Stellen, wo Plantagen von Wasserpflanzen sich angesetzt hatten. Dabei zeigten die Massen dieses Eises stets eine ganz eigenthümliche Bildung, nämlich eine Oberfläche, welche aus mehr oder weniger grossen, abgerundeten Bukeln von 1″ bis 1′ und darüber Diameter bestanden, eine Bildung, wie sie z. B. der Glaskopf oder der Blumenkohl im kleineren Massstab wieder gibt. Zu Zeiten liess sich auch das innere Gefüge abgelösster Stücke, die aufgefangen wurden, erkennen; namentlich wenn die äussere Temperatur gestiegen war und auch das Flusswasser eine erhöhtere Temperatur angenommen hatte, und dieses Gefüge zeigte sich strahlenförmig, indem die Eisnadeln aus dem Mittelpunkte der Buckeln divergirten. Die Oberfläche der Buckeln war nicht glatt, sondern etwas rauh und unter der Loupe erschienen kleine crystallinische Spitzen, deren Anwesenheit auch, wenn das Grundeis von oben unter Wasser gesehen wurde, die Ursache einer opaken, fast bleigrauen Färbung desselben zu vermitteln scheint. Die Ansätze des Grundeises fanden sich ebensowohl an Stellen, welche geringere, als auch an solchen, welche stärkere Strömung hatten. Sie erhoben sich um mehrere Fuss über den Grund, erreichten aber nie die Oberfläche des Wassers. Die Temperatur des Flusswassers war zu diesen Zeiten nie 0, sondern stets + 0,5 bis +1, 0 R. an der Oberfläche.

Unstreitig steht der Ansatz des Grundeises, der nach meinen Beobachtungen stets nur stellenweise stattfindet, d. h. nie sehr bedeutende Strecken des Flussgrundes überzieht, im Zusammenhang mit dem Wärmestrahlungsvermögen derjenigen Körper, welche an den Stellen des Ansatzes auf dem Grunde liegen. Hieher ist zu rechnen der Umstand, dass gerade solche Stellen am meisten mit Grundeis besetzt waren, wo die Ueberreste der Vegetation vom vorhergegangenen Sommer sich fanden. Sodann ist es eine vielfach gemachte Wahrnehmung, dass das Grundeis sich nur bei klarer Witterung bildet, und abgeht, wenn der Himmel sich mit Wolken überzieht, also unter denselben Umständen entsteht, wie sie bei der Bildung des Thaues und des Reifes stattfinden. Ferner dürfte auch die Wirkung der mit diesen Pflanzenresten, und wohl auch mit hervorragenden Geschieben gegebenen Hervorragungen nach oben hiemit Hand in Hand gehen, sey es, dass solche Körper, die wegen ihrer Hervorragung über den Grund näher an der Oberfläche des Wassers sind, eine hiedurch relativ gesteigerte Wärmestrahlung besitzen, sey es, dass sie Anhaltspunkte für den Ansatz des Eises darbieten, wie dann eine für die Erklärung der Grundeisbildung

nicht zu übersehende Analogie darin besteht, dass die in kalten Wintern, zur Zeit einer gesteigerten Kälte der Luft, im Innern der Häuser sich an Thüren, Wänden, insbesondere an metallischen Gegenständen, wie Thürschlössern, eisernen Nägeln etc. bildenden Eisnadeln sich vorzugsweise an solchen Stellen ansetzen, wo Hervorragungen über die umgebende Fläche stattfinden, wie z. B. an den Köpfen oder hervorragenden Spitzen eiserner Nägel, ja selbst an Holzsplittern, die von der Oberfläche der Hölzer abstehen. Ferner ist hieher zu zählen, die Bildung der Eisnadeln, welche in kalten, schneelosen Wintern sich an den Zweigen der Bäume strahlen- oder federförmig ansetzen und dieselben oft gänzlich überziehen. Immerhin mag jedoch auch bei der Grundeisbildung die bessere Wärmeleitung der Körper oder der Stellen, an denen sich dasselbe ansetzt, mit eine Rolle spielen, wie denn die vorhin erwähnten Eisnadeln im Innern von Häusern, Kellern etc. sich vorzugsweise an metallenen Körpern absetzen; jedoch wäre dieser Umstand noch näher durch die Beschaffenheit der dem Grundeis als Basis dienenden Körper zu ermitteln, wozu ich bis jetzt noch keine Gelegenheit hatte.

Plieninger.

XV. Prof. Dr. *Sigwart* trug nachstehende interessante Bemerkungen über einen hydraulischen Kalk aus der Nähe von Kirchheim, als Liaskalk bezeichnet, vor. Der Stein, sowie die Bemerkungen über das Verhalten des gebrannten Steins an der Luft und im Wasser wurden ihm von H. Kreisbaurath *Duttenhofer* mitgetheilt.

Der Stein ist im Innern grauweiss, auf der Oberfläche gelblich grau; in einem Retörtchen erhitzt entwickelte er Wasser, nahm eine röthliche Farbe an und verlor 4 pC. an Gewicht.

Der im Ziegelofen gebrannte Stein zeigt kein Abläschen in Wasser oder in feuchter Luft, das dunkel aschgraue Pulver desselben aber, das man durch Zerstampfen desselben erhält, ohne alle Beimischung ins Wasser gesenkt, erhärtet in ganz kurzer Zeit und bildet einen festen Kitt von weissgrauer Farbe.

Ein Stück solchen Kittes verlor in schwacher Rothglühhitze 11,6 pC. an Gewicht, ohne seine Festigkeit und Härte einzubüssen.

Der ungebrannte Stein gab mit verdünnter Salzsäure unter Aufbrausen eine grünlich gelbe Auflösung und liess einen gleichförmigen, schlammigen, hellbraunen Satz von Thon in beträchtlicher Menge zurück.

Der gepulverte gebrannte Stein zeigte mit Salzsäure gleichfalls noch Gasentwicklung; es bildete sich eine orangegelbe Auflösung, und auf dem Boden zeigte sich anfangs ein dunkler, körniger oder pulveriger Satz, auf dessen Oberfläche weisse Körnchen, und darüber Wolken, die sich allmählig vermehrten mit Verminderung des Satzes. Nach einer halben Stunde war der Satz verschwunden, dagegen stellte jetzt das Ganze eine Gallerte dar.

Wurde der gepulverte gebrannte Stein mit einer überflüssigen Menge Salzsäure erhitzt, so wurde in wenigen Minuten das Ganze in eine pomeranzenfarbene Gallerte verwandelt.

Hydraulischer Kalk von Kirchheim. Analyse.

100 Gr. ungebrannter Stein gaben

von Salzsäure ungelöst zurückgelassen 27,646 Gr. Thon, geglüht 23,175 Gr. eisen- und bittererdehaltig, wovon

bei der Behandlung mit Schwefelsäure zurückblieb 13,697 Kieselerde

aus der schwefels. Lösung durch Ammoniak gefällt 4,065 Thonerde, 1,625 Eisenoxyd und 0,5 Bittererde.

Ohne Zweifel enthält dieser Thon auch Kali, worüber noch weitere Versuche folgen werden.

Ferner aus der salzsauern Auflösung durch Ammoniak gefällt: Eisenoxyd 3,375 = 4,937 kohlens. Eisenoxydul

weiter durch oxalsaures Ammoniak gefällt u. geglüht: 66,375 kohlens. Kalk

durch phosphorsaures Natron und Ammoniak: Bittererde 0,503 = 1,042 kohlens. Bittererde.

100 Gr. gebrannter Stein gaben

durch Auflösen in Salzsäure, Abdampfen zur Trockenheit und Wiederauflösen in salzsäurehaltigem Wasser

ungelöst zurückgelassen 20,27 Kieselerde

und aus der Auflösung durch Ammoniak gefällt Thonerde und Eisenoxydul 14,54 und zwar,

durch Aetzkali gelöst 8,455 Thonerde, also 28,72 Kiesel- und Thonerde

ungelöst zurückgelassen 6,085 Eisenoxyd

ferner durch oxalsaures Ammoniak gefällt und geglüht

kohlensaurer Kalk 107,6 = 60,724 Kalk

endlich durch phosphors. Natr. und Ammoniak 1,026 Bittererde.

98,560

folglich Kohlensäure (und Verlust) 3,440 Gr.

Die Resultate dieser Untersuchung zeigen eine grosse Uebereinstimmung unseres Kalksteins mit andern untersuchten hydraulischen Kalkarten, die zu den vorzüglichsten gezählt werden; ein bestimmteres Resultat wird jedoch eine vergleichende Untersuchung mit denselben geben.

Verschiedene hydraulische Kalke.

Ungebrannter Stein.

1) Cämentstein von Avallon nach *Dumas*	2) Cämentstein von Boulogne nach *Drapiez*	3) Englisch. Cämentstein nach *Berthier*.
14 Kieselerde	15 Kieselerde	18,0 Kieselerde
5,7 Thonerde	4,9 Thonerde	6,6 Thonerde
	3,0 Eisenoxyd	6,0 kohlens. Eisen

11,6 kohlens. Eisen	6,0 kohlens. Eisen	1,6 kohlens. Mang.
63,8 kohlens. Kalk	61,6 kohlens. Kalk	65,7 kohlens. Kalk.
1,5 kohlens. Bittererde		0,5 kohlens. Bittererde
3,4 Wasser	6,6 Wasser	1,2 Wasser

4) Kalknieren von Arkona nach *Hahnefeld.*	5) Secundär. Kalkstein v. Metz nach *Berthier.*	6) Kalkmergel v. Sénonchez bei Dreux nach *Berthier.*
13 Kieselerde	15,2 Kiesel- und Thonerde nebst Eisenoxyd	18,0 Kiesel- und Thonerde nebst Eisenoxyd
— Thonerde Spuren		
4,3 kohlens. Eisen und Mangan	4,5 kohlens. Eisen und Manganoxydul	
82,9 kohlens. Kalk	76,5 kohlens. Kalk	80,0 kohlens. Kalk
	3,0 kohlens. Bittererde	1,5 kohlens. Bittererde

Gebrannter Stein.

1) Cämentstein von Avallon nach *Dumas.*	2) Cämentst. von Boulogne nach *Drapiez.*	3) Engl. Cämentst. nach *Berthier.*
28,1 Thon	31 Thon	30 Thon
13,7 Eisenoxyd	15 Eisenoxyd	8,6 Eisenoxyd
56,6 Kalk	54 Kalk	55,4 Kalk
1,1 Bittererde		

4) Englisch. Cämenstein nach *Davis.*	5) Secundär. Kalkstein v. Metz nach *Berthier.*	6) Kalkmergel v. Sénonchez bei Dreux nach *Berthier.*
38 Thon	24 Thon	29 Thon
13 Eisenoxyd	5,7 Eisenoxyd	
55 Kalk	68,3 Kalk	70 Kalk
	2,0 Bittererde	1,0 Bittererde

XV. Prof. Dr. *Kurr* hielt nachstehenden Vortrag über die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens von Steinkohlen in Württemberg.

Nachdem die Frage: ob und aus welchen Gründen man in Württemberg auf bauwürdige Steinkohlenflötze hoffen dürfe? mehrere Jahrzehnte lang die vaterländischen Geognosten beschäftigt hatte, auch von Seiten der hohen Staatsregierung an mehreren Punkten Bohrversuche angestellt worden waren, ohne zu einem günstigen Resultat geführt zu haben, erwarb sich unser verehrliches Mitglied, Herr Prof. *Quenstedt* in Tübingen das Verdienst, bei der im vorigen Jahr zu Stuttgart vereinigten Generalversammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde, diesen für Wissenschaft und Staatswirthschaft gleich wichtigen Gegenstand aufs neue zur Sprache zu bringen und von einem neuen Standpunkt aus zu betrachten. Wenn ich es nun wage, in einer Versammlung so vieler mit der Geognosie des Vaterlandes vertrauten Männer diese Sache abermals zu besprechen, so geschieht es zunächst, um mich von denselben über einige Zweifel belehren zu lassen, und dann weil ich der Ansicht bin, dass ein für den Staat — besonders in

jetziger Zeit — so hochwichtiger Gegenstand eine möglichst vielseitige Beleuchtung erheische.

Meine in dem Festprogramm der K. polytechnischen Schule für das Jahr 1845 niedergelegten Untersuchungen „über die fossile Flora der Juraformation Württembergs“ führten mich schon damals zu der Schlussfolgerung: dass, da unser Jura sich durchgängig als eine Meeresbildung zu erkennen gebe, indem die sparsamen Trümmer von Landpflanzen, die man darin antrifft, nur als von fernen Küsten hergetragene Spuren von Landvegetation betrachtet werden müssen, in so ferne sie in reinen Meeresniederschlägen begraben liegen, dass daher in denselben keine eigentlichen Kohlenflötze zu erwarten seien, indem diese überall nur in Landbildungen eingelagert vorkommen. Diese Ansicht muss ich auch bei der gegenwärtig obschwebenden Frage aufs Neue geltend machen, denn in der Geognosie, wie in jeder andern Erfahrungswissenschaft, stützt man da, wo direkte Beobachtungen nicht gemacht werden können und wo Erfahrungen allzu kostbar ausfallen dürften, wie gerade in dem gegenwärtigen Fall, seine Schlussfolgerung auf Analogieen; es sei mir daher erlaubt, unser Terrain mit dem Steinkohlengebiet anderer Länder zu vergleichen.

Die Zeit, wo man glaubte, die Steinkohlen seien aus der Atmosphäre niedergeschlagener oder vom Himmel gefallener Kohlenstoff, ist glücklicherweise vorüber, denn man weiss, dass nicht nur die in der gewöhnlichen Blätter- und Grobkohle eingeschlossene Russkohle aus deutlichen Pflanzenzellen besteht, sondern dass auch jene, gehörig zubereitet, unter dem Mikroskop häufig Pflanzenzellen zeigen; man weiss, dass alle Kohlenflötze von Schieferthonen begleitet werden, worin eine Menge wohlerhaltener Pflanzenabdrücke befindlich sind, aus riesigen Schachtelhalmen, Lykopodien, Farrenkräutern, Cycadeen und ähnlichen Gewächsen bestehend, Pflanzen, welche durchschnittlich ein lockeres, wenig feste Stoffe lieferndes Gewebe besitzen, und welche daher in ungeheurer Masse vorhanden sein mussten, um so bedeutende Ablagerungen von Kohle liefern zu können. Dass diese Pflanzenabdrücke und Stämme hier nicht zufällig vorkommen, dafür spricht der Umstand, dass Beide immer vergesellschaftet sind und dass man bis jetz nirgends erhebliche Steinkohlenvorkommnisse beobachtet hat, ohne jene Pflanzen zugleich gefunden zu haben.

Ueberdiess trifft man nicht selten mitten im Kohlengebirge noch aufrecht stehende, mit den Wurzeln erhaltene Stämme jener Pflanzen, welche noch den weitern Beweis liefern, dass die Kohlenbildung an Ort und Stelle, wo die Pflanzen selbst gewachsen sind, Statt gefunden habe. Es ist nach diesem Allem höchst wahrscheinlich, dass die Steinkohlen durch eine Art Torfbildung in sumpfigem Boden entstanden sind und erst später durch Druck der aufgelagerten Niederschläge und vielleicht durch irgend eine Erhitzung in einen halbgeschmolzenen Zustand versetzt worden seien. Diess setzt aber voraus: 1) ein mehr oder weniger ausgedehntes Festland, von Wäldern und Sümpfen bedeckt. 2) einen lockern (secundären) Boden, worauf die Pflanzen wachsen konnten.

Beide Verhältnisse finden sich in dem Bereich unseres Schwarzwaldes nicht und in sehr geringem Maase in dem Gebirge der Vogesen, welche bekanntlich so viel Uebereinstimmendes mit dem Schwarzwalde haben. Diese Verhältnisse finden sich aber in den Kohlendistrikten von England, Belgien, dem an dasselbe grenzenden Theil von Frankreich, im Gebiet der Saar und Ruhr, folglich an allen näher bekannten Stellen, wo bis jetzt ergiebige Steinkohlenflötze gefunden wurden. Die Gesteine, welche in diesen Ländern den Boden für die Steinkohlenvegetation bildeten, sind: die Grauwake, der alte rothe Sandstein, (*Old Red*), der Kohlensandstein in seinen verschiedenen Abänderungen und die demselben eingelagerten Schlammniederschläge, welche man mit dem Namen Kohlenschiefer oder Schieferthon bezeichnet, alles Trümmergesteine, welche an den aufgesuchten Orten nicht nur in gehöriger Ausdehnung, sondern auch in bedeutender Mächtigkeit entwickelt sind und wovon am württembergischen Schwarzwald bis jetzt nur eine geringe Andeutung bei Schramberg, im Badischen mehrere Punkte, ebenfalls jedoch von geringer Ausdehnung und Erheblichkeit, aufgefunden worden sind. Hieher gehört das Kohlengebirge bei Neuweier und Umwege unfern Baden und im untern Kinzigthal bei Zunsweier und Gengenbach, unweit Offenburg, die Grauwake von Lenzkirch und Sulzburg, der Thonschiefer von Schönau und Gaggenau, Orte, wo die geringe Entwicklung der Trümmergesteine auffallend ist und wo das ältere Flötzgebirge nur als geringfügiges Lokalgebilde erscheint. *)

Ganz anders verhält sich diess bei den oben angeführten Steinkohlengebirgen der Saar- und Ruhrgegenden, Belgiens und Englands, wo überall,

*) Späterer Zusatz des Verf. Da es für manche Leser von Interesse sein könnte, etwas Näheres über das Vorkommen der Kohlen- und Grauwakeformation in Baden und den Vogesen zu erfahren, so füge ich hinzu, dass das Kohlengebirge von Neuweier, Umwege, Gengenbach und Varnhalt auf Gneiss ruht, von Todtliegendem bedeckt wird und fast horizontal gelagert erscheint. Das von Berghaupten und Zunsweier, welches bis gegen Niederschopfheim fortsetzt und theilweise zu einer Mächtigkeit von 20 Lachtern ansteigt, besteht aus Kohlensandstein, Farrenkräuter führendem Schieferthon und Anthrazit, welcher schwerer verbrennlich ist, als die gewöhnliche Steinkohle, und ist zwischen Gneiss so eingelagert, dass dieser das Liegende und Hangende der Kohlengruppe bildet. Die Schichten der Letzteren sind unter einem Winkel von 75° aufgerichtet. Im Bereich der Vogesen ist sowohl das Grauwake- als Kohlengebirge nach H. Hogard (Description mineralogique et geologique du Système des Vosges, Epinal 1837, avec Atlas p. 268 und 276) ebenfalls auf kleine Oertlichkeiten beschränkt, auch haben sich die meisten Kohlenflötze theils nicht bauwürdig gezeigt, theils waren sie bald erschöpft. Letzteres war der Fall bei Lallay, Sainte-Croix, Roderen, Saint-Hippolyte, Ersteres bei Lubine, l'Allemand-Rombache, Schloss Königsburg, Schänzel, Ribeauville, Tannenkirch. Bei Ronchamp und Champagney (Haute-Saone) hatten die Unternehmer eine Zeit lang erkleckliche Ausbeute, die sich aber schon im Jahr 1822 mit jedem Tag verminderte, auch haben die in der Nähe dieser Orte angestellten Bohrversuche, welche von 127—434 Meter tief an 7 verschiedenen Stellen gemacht wurden, die Hoffnungen auf weitere Steinkohlenflötze sehr geschwächt. Das Kohlengebilde von Ronchamp ruht auf Grauwake und besteht aus abwechselnden Schichten von Kohlensandstein und Farrenkräuter führendem Schieferthon, worin 2 Kohlenflötze von 1,30 und 0,20 Meter Mächtigkeit liegen, so dass die Kohle etwa 4½ Fuss mächtig lagert. Die Grauwake führt bei Thann und Steinbach ebenfalls etwas Anthrazit, welcher von Pflanzenabdrücken begleitet wird, es scheint somit dieses Vorkommen mit dem des Kinzigthales übereinzustimmen.

zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangeliſchen Geſangbuches gewendet hat. Auch ſind außer und vor den ſo eben genannten ſeit bald einem Menſchenalter mehrere ausgezeichnete Männer aus verſchiedenſten Ständen aufgetreten, um nicht bloß ein allgemeineres Bedürfniß von dieſer Seite ins Leben zu rufen, ſondern um durch eine größere oder kleinere Auswahl von trefflichen geiſtlichen Liedern theils den Geſchmack am ächten chriſtlichen Liede zu bilden, theils den Stoff darzubieten, aus welchem bei der gewünſchten Reform der im Brauche ſtehenden Geſangbücher eine nach Inhalt und Form den gerechten Anſprüchen der Gemeinde angemeſſene Sammlung enthoben werden dürfte. J. M. Arndt iſt auch in dieſem heiligen Kampfe ein Vortreter geweſen. Nächſt ihm waren es Rambach, der in Hamburg, Kanne und Wilhelmi, die aus Franken und der Pfalz ihre Stimme kundgaben; ſpäterhin Raumer, der Geograph, veranſtaltete die Basler Sammlung (1831), und die Herausgeber des Berliner Liederſchatzes dieſes umfangreiche Werk, neben dem Zwecke der Privaterbauung, zum Behufe der Vorbereitung eines verbeſſerten Zuſtandes und gereinigten Inhaltes der kirchlichen, für den gottesdienſtlichen Gebrauch der Gemeinde beſtimmten Liederbücher. Unſtreitig aber die drei wichtigſten Werke dieſer Art und Beſtimmung ſind: der Verſuch eines allgemeinen evangeliſchen Geſang- und Gebetbuches zum Kirchen- und Hausgebrauche, von dem königl. preußiſchen Miniſter-Reſidenten in Rom, Bunſen, im Verein mit gleichgeſinnten Freunden, Schmieder, Rothe, Tholuck und Tippelskirch, verfaßt und im Jahr 1833 in Hamburg erſchienen, mit 934 Liedern; das evangeliſche Geſangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch (von Rudolph Stier), mit Stereotypen zu Halle 1835 gedruckt, aus 915 Liedern beſtehend, und der evangeliſche Liederſchatz für Kirche und Haus, eine Sammlung geiſtlicher Lieder aus allen chriſtlichen Jahrhunderten, geſammelt und nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Archidiaconus an der Stiftskirche zu Stuttgart, ebendaſelbſt (in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung) im Jahr 1837 gedruckt und mit 3572 Liedern ausgeſtattet.

Charakteriſtiſch muß es zugleich erſcheinen, daß dieſes Intereſſe der Gegenwart für dasjenige, was in der Kirche geſungen werden ſoll, mit einer nahe verwandten Bewegung zuſammentrifft, welche

so weit uns bekannt ist, nicht nur die Kohlensandsteine nebst dem Bergkalk, sondern auch das unter dem Erstern lagernde Uebergangsgebirge in bedeutender Mächtigkeit und Ausdehnung zu Tage steht; hiezu kommt in England, Schottland und Irland noch die bedeutende Entwicklung des *Old Red*, welcher die Kohlenformation unterteuft und somit das unter der Kohle befindliche Trümmergebirge noch bedeutend vergrössert. Da uns nun nach diesem Allem kein Fall von erklecklichem Kohlenvorkommen bekannt ist, ohne Begleitung mächtiger, wenigstens am Rand der Kohlenbecken zu Tage stehender Trümmergesteine und Schieferthone mit Pflanzenabdrücken; da nach unsern am Eingang ausgesprochenen Gründen dieselben eine Hauptbedingung der Möglichkeit von Steinkohlenerzeugung ausmachen, da ferner der Kohlensandstein und der Schieferthon mit den Steinkohlen gleichen Alters ist, weil sie mit derselben wechsellagern, somit eine Niveauveränderung der Kohlen selbst auch die der angeführten Kohlensandsteine zur Folge gehabt haben müsste; da man wohl Kohlensandstein und selbst Schiefer ohne Kohlen, niemals aber Kohlen ohne jene vorkommen gesehen hat; so stellen wir die Frage: ob Jemand in dieser hochgeachteten Versammlung dergleichen Fälle kennt, und welche Gründe überhaupt vorhanden seien, die auf erkleckliche Vorkommnisse von Steinkohlen am östlichen Abfall des Schwarzwaldes oder im württembergischen Binnenlande gegründete Hoffnungen gewährten?

XVI. Prof. *Quenstedt* erwiederte Folgendes, in freiem Vortrag, den er nun nachträglich zu den Acten gab.

Ueber die Kohlenformation mit Bemerkungen zu vorstehenden Einwendungen.

Dass unsere Juraformation keine Süsswasser- sondern Meeresbildung sei, bedurfte nicht erst des Beweises aus dem ärmlichen, wiewohl längst bekannten Vorkommen von Pflanzen, unter denen viele *(Algen)* zwar benannt, aber nicht entschieden als wirkliche Pflanzen erkannt sind; sondern es folgt von einer klar aus dem Heere der prächtigsten Meeresmuscheln, welche die schwäbische Juraformation schon seit *Johann Bauhin* (Historia fontis Bollensis cap. 4. 1598) berühmt gemacht haben. Nur das ist noch weniger gewiss, ob unser Jurameer flach oder tief, ob es nah oder fern einer Küste lag, und ob diese Küste Flüsse hatte oder nicht; alles Fragen die auf die Erzeugung von Kohlen nicht ohne Wichtigkeit sind. Zwar ist es zur Zeit noch gewagt, hierauf eine sichere Antwort geben zu wollen, doch lassen sich einige Punkte darüber feststellen. So ist z. B. die Gränzlinie des Lias gegen den Keuper an vielen Stellen des Landes entschieden eine Küstenlinie. Schon die bekannte Knochenschichte *(Bone bed)* über dem gelben harten Sandsteine weist entfernt darauf hin, denn die Wirbelthierreste sind durch den Wellenschlag so abgerundet, dass sie eher einem Sande als einer Breccie gleichen. Sicherer folgt die Sache aus den Keuperkuppen mit dem harten gelben Sand-

stein bedeckt, der, unter dem Bone-bed liegend, nicht zum Lias gehört, welche sich im Schönbuch, Schurwald etc. inselartig aus dem untern Lias erheben. Die durch vielen Fleiss getreue geognostische Karte über die Umgegend Tübingens von Dr. *Rominger* liefert dazu ein treffliches Bild. Wie heute aus dem Liasschlamm, so standen früher diese Berge aus dem Liasmeer empor, sonst müssten sie wie die übrigen Flächen mit Lias bedeckt sein. Der Boden, worauf die *Araucarien* und *Cycadeen* der *Possidonien*schiefer wuchsen, liegt daher zum wenigsten in demselben Lande, wo wir die Kohlen suchen. Sehen wir vom braunen Jura ab, wo trotz der sogenannten *Algen* in der mittlern Region sich allerdings, wie in England, Süsswasserbildungen wahrscheinlich machen liessen, wenigstens kommen Wellenschläge und ausgefüllte Sprünge in β öfter vor; so ist die ganze mächtige Keuperformation eine Bildung, die, möchte ich sagen, aus dem Kampfe des Süsswassers mit dem Meere hervorgegangen ist; bald lag die Gegend trocken, es erzeugten sich dann die bekannten Risse im Thon, bald brach das Wasser wieder herein. Die Wellenschläge auf dem krystallisirten Sandsteine, das öftere Auftreten von Kohlenschichten und Pflanzenresten im grauen, grünen, selbst weissen und gelben Sandsteine, die Süsswassermuscheln in dem Letten- und Kohlenthone von Gaildorf, alles weist auf flaches Meer und nahe Küste. Freilich sind diese Thatsachen für uns unbegreiflich, wenn man bedenkt, dass die Formation zum wenigsten 800′ Mächtigkeit erlangt. Wir müssen eben annehmen, dass Meer und Land zu alten Zeiten zahlreichern Schwankungen unterworfen war, als man nach heutigen Beobachtungen erwarten sollte. Denn unter dem Keuper folgt wieder eine grosse Meeresformation, der Muschelkalk; während am bunten Sandsteine zum wenigsten die obern, dünnen, plattigen Schichten mit Pflanzen, Wellenschlägen und ausgefüllten Sprüngen (am Thüringer Walde sogar mit Thierfährten) abermals Süsswasserformation bekunden!

Wer im Angesichte solcher Thatsachen sagt, es sei kein Boden da, auf welchem die Steinkohlen wachsen konnten, der müsste vor allem nachweisen, wie zur Steinkohlenzeit derjenige Boden beschaffen war, welcher gegenwärtig tief im Schoosse der Erde unter Flötzgebirge zwischen dem Schwarzwalde und der Alp uns verschlossen liegt. So wie die Diskussion auf diesen Feld gespielt wird, so müssen alle Geologen freilich bekennen, dass sie darüber noch wenig wissen. Deshalb haben aber denn Einwürfe der Art gar kein Gewicht, und sie wirken schädlich, wenn sie uns gegen die Erfahrung verschliessen. Ist es denn nicht zum mindesten eben so schwierig, zu sagen, wo das Material wuchs, aus welchem die ungeheuren Massen des bunten Sandsteins bestehen; wie die mannigfaltigen Sandsteine und der Wechsel der grellen Farben im Keuper über den einförmigen Muschelkalk die Herrschaft gewinnen konnten, um dann plötzlich den dunkeln Jurathonen Platz zu machen, die offenbar nur durch kohlige Theile gefärbt sind? Aber sie sind da und wir denken nicht an die Schwierigkeit! Den Umsichtigen sollen sie aber stets daran mahnen, dass das schwäbische Becken noch gar

mannigfaltige Gesteinswechselstellen, und vielleicht in geringen Tiefen, enthalten müsse, die der gebildete Bewohner nicht vernachlässigen darf, und die nicht durch Speculation, sondern nur durch Bohren ermittelt werden können.

Was die **Kohlenbildung** anbetrifft, so hat es zur Ehre der Geologen keine Zeit gegeben, wo man an ein rohes Herabplumpen der Kohlen vom Himmel dachte, wohl aber leben noch heute Viele der Ueberzeugung, dass die Kohle nur in einer an Kohlensäure reichern Atmosphäre sich bilden konnte, als heute, und erst *Roger* hat neuerlich berechnet, dass die heutige atmosphärische Kohlensäure nur 17 Billionen Ctr. Kohlen erzeugen könnte, während sie zur Steinkohlenzeit 100 Billionen, also 6mal mehr erzeugt hat. Mögen nun auch Pflanzen diese Bildungen vermitteln, so sind die Kohlen doch immer Luftniederschläge, und der Boden hätte in einer kohlensäurereichern Atmosphäre eine untergeordnetere Rolle gespielt haben können, als heute. Sehen wir ferner davon ab, dass in vielen Gegenden Steinölquellen und Erdpechlager durch Vulkane erzeugt sein sollen, so können wir im Allgemeinen Torf und Pflanzen (vielleicht auch Seepflanzen, Sachsen) als die Hauptquelle der Kohlen ansehen. Aber wir müssen nun ja nicht meinen, dass mit dieser allgemeinen Behauptung die Sache in allen Einzelnheiten getroffen sei. Zahllose Nebenumstände haben in verschiedenen Gegenden schwer zu erklärende Erscheinungen hervorgerufen. Sollten wir erst die aufrechtstehenden Sigillarienstämme suchen, oder die Schieferbetten mit reichlichen Farrenkräutern, ehe wir nach Kohlen zu bohren wagten, so wären bis jetzt auf Erden wenig Kohlen gefunden; denn nur an einzelnen Punkten sind diese Pflanzen die Vorboten, an den meisten zeigen sie sich erst mit den Kohlen selbst. Wer zum ersten Mal ein Kohlengebirge bereist, erstaunt meist über die geringen Andeutungen an der Oberfläche selbst in den mächtigsten Kohlenformationen. Wäre hier die Praxis nicht der Theorie zuvorgekommen, so würden trotz der vielen geologischen Compendien die meisten Kohlen noch ungefunden sein. Dennoch muss man auf der andern Seite gestehen, dass selbst die wenigen Sätze, welche einer gesunden Beobachtung abstrahirt sind, für alle Zeiten der Praxis hilfreiche Hand bieten werden. Ist es nun schon schwer, auch nur allgemeine Erfahrungen über Kohlengebirge sich zu verschaffen in Gegenden, wo keine Kohlenbergwerke sind, so ist es noch viel schwieriger, über solche Specialitäten der Ablagerung aburtheilen zu wollen. Folgen wir indessen den Ansichten, welche in Ländern sich festgestellt haben, wo Kohlen sind, so verdienen hauptsächlich zweierlei Meinungen Berücksichtigung.

Die **Einen sagen**, die Kohlen seien aus den Pflanzen entstanden, welche an Ort und Stelle des Kohlenlagers wuchsen; mochten auch die Wasser der Umgegend einzelne herbeischwemmen, so lieferten diese doch keineswegs das Hauptmaterial. Und zwar haben nicht gerade diejenigen Pflanzen, welche wegen ihrer breiten Fiederblätter uns am häufigsten auffallen und den lebenden Typen noch am ähnlichsten sind, wie die Farren,

auch am wesentlichsten zur Kohlenmasse beigetragen, sondern vielmehr die schaftartigen, wenig verzweigten Bäume der *Lepidodendren* und *Sigillarien* etc. Ihr inneres Gefüge war nicht holzig, denn nur *Sigillaria* zeigt eine dünne Axe; so schnell sie daher zur Baumhöhe emporschossen, eben so schnell sanken sie in kohliger Verwesung zusammen. Zwischen ihnen durch kroch noch eine merkwürdige Pflanze, die *Variolaria*, die in Nieder-Schlesien und England eine überaus grosse Rolle spielt. Man denke sich ein domförmiges Gewölbe von 3—4' Durchmesser, rings von diesem strahlen wie an einem riesigen Seesterne 9—15 schenkeldicke und bis auf 30 Fuss lange horizontale Aeste, welche über und über mit daumendicken, bis 3 Fuss langen, fleischigen Blättern bedeckt sind! Die Engländer behaupten sogar, die Pflanze sei frei im Wasser geschwommen; *Göppert* widerspricht dem, denn nach seiner genauen Anatomie zeigt sie, wie die kryptogamischen Gefässpflanzen des Landes, starke Entwicklung der Treppengefässe. In den Jarrower Bergwerken bei Newcastle gibt es Schieferthone, wo man in einer Tiefe von 1200' auf einem Raum von 8000 Quadratfuss 16 vollständige Exemplare beobachtet hat. *Logan* hat diese merkwürdige Pflanze in den Bergwerken von Südwallis weiter verfolgt, er zeigt, dass in dem dortigen, von Bergkalke aufwärts noch 12,000 bis 13,000 Fuss mächtigen Steinkohlengebirge 100 Kohlenflötze sich finden (50 davon sind über ein Fuss mächtig und abgebaut), keinem dieser Flötze fehlt der Underclay (Schieferthon auf dem die Kohle liegt), und nirgends kann man in diesem ½—10 Fuss mächtigen Underclaybänken auch nur einen Quadratfuss wegräumen, ohne Theile der *Variolaria ficoides* (auch *Stigmaria ficoides* genannt) zu verletzen; man findet zwar gleichfalls Stücke davon in den Zwischenlagern, aber stets zerrissen, also auf secundärer Lagerstätte, der Underclay allein war der Boden, wo sie wuchs und nach *Logan's* Worten fast ausschliesslich das Material für die Kohlen lieferte. Von Anschwemmung einer solchen Pflanze kann man hier offenbar schon wegen der guten Erhaltung nicht mehr reden. Aber was soll man sagen zu dem ruhigen Wechsel, wo hundertmal die gleiche Pflanze wieder erscheint, um hundertmal durch mächtige Gebirgsmassen wieder begraben zu werden, die endlich bis zu einer Tiefe von 13,000 englische Fuss anwuchsen? Und diese Kohlen liegen theilweise unter Keuper, Lias und braunem Jura versteckt; wäre der Boden dort nur noch um 1000 Fuss gesunken, so hätten die jüngern Formationen übergreifen können, und man würde heute von der ganzen Masse nichts ahnen, und noch weniger etwas von dem Boden wissen, worauf das Kohlenmaterial factisch gewachsen ist.

Die Andern sagen, die Kohlen seien nicht da gewachsen, wo wir sie finden, sondern das Material aus fernen Gegenden mittelst Strömen zusammen geschwemmt. Daraus würde dann die erstaunenswerthe Mächtigkeit einzelner Flötze erklärlich werden, die zwar nicht lange anhalten, sondern nur wie ein grosser Haufen in dem ihnen heterogenen Gebirge auftreten, für eine beschränktere Industrie aber immerhin reiches Material darbieten. Nicht nur die Zahl der Flötze ist in solchen Gebirgen sehr beschränkt, sondern

auch die Pflanzen treten ärmlicher auf und sind schlechter erhalten. Die Engländer wissen selbst nicht, welche ihrer Kohlenbecken sie der einen oder der andern Bildung zuschreiben sollen, und im Allgemeinen könnte man geneigt sein, dass in Gegenden, wie in England, Belgien und Saarbrücken etc., wo Kohlenflötze sich mehrere hundertmal wiederholen, Anschwemmungen nur untergeordneten Einfluss gehabt haben können. Anders sind dagegen die Verhältnisse in Centralfrankreich und in unsern Gegenden. Nehmen wir das Becken von Blanzy und Creusot (Saône-et-Loire), welches jährlich gegen 3 Millionen Hectoliter Kohlen liefert, aber noch viel mehr liefern könnte, so liegt dasselbe am Arroux Canal du Centre zwischen Gneis und Granit eingeklemmt, unmittelbar auf Urgebirge, denn gerade diejenigen Punkte, wo zwischen Urgebirge und Kohlenformation eine unbedeutende Grauwake angegeben wird, sind kohlenarm. Bedeckt ist es der Hauptsache nach von Arkosen und wenig ausgeschlemmten rothen Sandsteinen, die offenbar von den nahen Graniten herstammen und wie die Kohlen gehoben sind. Nur Keuper- und Juraformation (der eigentliche bunte Sandstein fehlt in jenen Gegenden) streifen abwechselnd horizontal gelagert an das Becken mit abschüssigen Rändern heran, oder bedecken es mit einzelnen übergreifenden Ausläufern (Annales des mines Tom. IV. 1843). Die rothen Arkosen gegen die dunkeln Thon- und Sandsteine gerechnet sind hier ähnlich vorherrschend, als in den besten Kohlenlagern des Schwarzwaldes, und doch steckt darin bei Creusot ein Flötz von 12—15 Metre Mächtigkeit, da wo sich das Flötz besonders aufthut, misst es sogar 40 Metre, allein es streicht in dieser Mächtigkeit nur 1800 Metre fort, und zieht sich dann wieder plötzlich zusammen; 600 Arbeiter fördern an dieser einzigen Stelle jährlich 800,000 Hect. Kohlen. Creusot liegt am nordwestlichen Rande, am südöstlichen bei Blanzy halten die Flötze im Allgemeinen länger aus, zerschlagen sich aber in mehrere und daher weniger mächtige Flötze, nur bei Blanzy selbst baut man auf ein Flöz von 2—5 Metre, welches am Mont Cénis auf 12 - 20 Metre anschwillt. Hier haben wir also Kohlen am Granitrande, wo man unbekümmert um ein mehr oder weniger ausgedehntes Festland, von Wiesen und Sümpfen bedeckt, auf welchem das treffliche Brennmaterial etwa gewachsen sein möchte, sich einstweilen mit der Gewinnung desselben begnügt. Und dieses granitische Centralfrankreich erscheint auf Charten mit kleinen Kohlenbecken gefleckt wie ein Tigerfell, trotz des Mangels eines lockern (secundären) Bodens. In den Vogesen sind die kleinen Becken im Granit allerdings unbedeutender, indess die beiden Flötze nördlich Champagney und Ronchamp (Haute-Saône), wo der Rahin (linke Hauptquelle des Ognon), die Vogesen verlässt, haben zum wenigsten in frühern Zeiten viel geliefert. Es tritt hier ebenfalls unter der mächtigen rothen Arkose ein kleines Kohlengebirge hervor, worin das obere Flötz nahe am ausgehenden 5 Metre Mächtigkeit hatte, leider aber verminderte es sich sowohl in der Richtung der Streichungs- als Fallinie, das Flötz hat also eine halb linsenförmige Gestalt. Doch betrug nach *Thirria* (Statistique de la Haute-Saône) die Ausbeute im

Anfange der dreissiger Jahre noch 175,000 Ctr. jährlich auf 250 Arbeiter. Die Sache soll dann immer mehr in Verfall gerathen sein, bis zum Jahr 1844 die Werke an neue Besitzer übergingen, wenigstens wurde mir zu jener Zeit, als ich den Jura von Belfort untersuchte, von mehreren Personen versichert, dass die Aussichten sich bei den kräftigern Unternehmern wieder bedeutend gebessert hätten.

Wie dem nun aber auch sein mag, wir sehen wenigstens aus obigen Beispielen, dass die Kohlen von den unterliegenden Gebirgen unabhängig sind; die Kohlenpflanzen wählten nicht das Urgebirge, noch die Grauwacke oder das Old red vorzugsweise zu ihrem Standort, sondern eine dünne Erdkrumme, die durch die Aufregung der Gewässer und durch den Druck der überlagernden Formationen oft zur Unkenntlichkeit herabgesunken sein mag, und jedenfalls mit den Kohlen selbst erst gefunden wird, wenn letztere nicht aus der Ferne hergeschwemmt sind, reichte zu ihrer Erzeugung hin. So hat die Natur, freilich auf für uns nicht immer leicht begreifliche Weise, mit scheinbar unbedeutenden Mitteln viel erzweckt.

Werfen wir einen Blick auf geognostische Uebersichtskarten, so fällt es allerdings auf, dass in den reichern Kohlengegenden des Nordens die grosse rothe Sandsteinformation sich nur selten unmittelbar an das krystallinische Urgebirge anlegt, in der Regel treten dazwischen noch Thonschiefergebirge von immenser Mächtigkeit. So ist es in England, so im rheinischen Schiefergebirge, so in Sachsen und Polen. In den Vogesen und dem Schwarzwalde sind von den Uebergangsschiefern nur ärmliche Ueberreste zu finden, der rothe Sandstein tritt vielmehr unmittelbar an oder legt sich auf das krystallinische Gebirge. In Centralfrankreich fehlt sogar meist auch der Sandstein; Lias und Jura umgränzen eine der mächtigsten Urgebirgsinseln Europas; der Schweizer Alpen nicht zu erwähnen, wo mittler brauner Jura oftmals den steil gehobenen krystallinischen Schiefern unmittelbar folgt. Beim ersten Anblick wird man hier leicht zu der Meinung verleitet, dass die Formationen, welche zwischen dem Urgebirge und den abweichend angelagerten Flötzschichten an der Oberfläche nicht sichtbar werden, wenn in der Tiefe nicht ganz fehlen, so doch zum mindesten sehr wenig mächtig sein dürften; so z. B. unter uns im schwäbischen Becken das Uebergangsgebirge, Old red und der Kohlenkalkstein. Indess muss es doch immer auffallen, dass einzelne zerstreute Parthieen am Uebergangsgebirge, dem Schwarzwalde und Vogesen nicht fehlen, man würde sich in grosse Schwierigkeiten verwickeln, wollte man diese als getrennte Glieder betrachten, die mit dem grossen Uebergangsmeere des Nordens zu keiner Zeit in Verbindung standen. Zum mindesten ist es vernunftgemäss, so lange nicht thatsächlich das Gegentheil nachgewiesen ist, einen unter der Sandsteinformation verborgenen Zusammenhang anzunehmen, der freilich auch durch Feuer und Wasserzerstörungen wieder mehr oder weniger unterbrochen sein könnte.

Aber warum wurden bei uns diese alten Formationen bedeckt? Daran ist nicht blos die grosse Mächtigkeit der Formation zwischen den Arkosen

der Kohlenformation und des Lias Schuld, sondern auch die grosse Depression der Urgebirgsinsel zur Zeit des bunten Sandsteinmeeres. Sehen wir, wie im Harze die Granite des Ramberges und Brockens sich steil und frei über den Körper des Thonschiefers erheben; wie im Riesengebirge die Gräte des Granits sich in ununterbrochenem Zusammenhange zwischen Rudelstadt und Reichenberg von jeder Ueberlagerung des nahen Uebergangs- und Flötzgebirges frei halten, oder in dem Thonschiefergebirge von Nordfrankreich und England sich der krystallinische Kern der Gebirge bestimmt aus dem Schlamm der Wasserniederschläge hervorgehoben hat: so muss es in den Vogesen und dem Schwarzwalde doppelt auffallen, dass diese sonst luftigen Vorgebirge überall eine, ich möchte sagen gedrückte Höhe einnehmen. Die Welle ist über ihren Häuptern zusammengeschlagen, erst spätere Ereignisse boten ihnen die Gelegenheit, einen Theil dieses Schlammes wieder abzuschütteln. Ja fern von den Urgebirgsgipfeln zeigen uns noch tiefe Thaleinschnitte im Sandstein einzelne Punkte von der Granitunterlage, wo man es kaum erwarten sollte: wie im Schwarzwalde bei Wildbad und Liebenzell, so an dem Südabhange der Vogesen bei Plombières, Fontenay, Chatillon sur Saône etc. an beiden Orten durch warme Quellen bezeichnet. Wenn aber das Feuergebirge noch an so fernen Punkten bedeckt ist, um wie leichter konnten nicht die Formationen der Gewässer überlagert werden, welche sich nicht nur in weiterer Entfernung, sondern auch in niedrigem Niveau zu halten pflegen. Der Behauptung, als finde sich auf unserm Schwarzwalde kein ausgedehntes Festland, worauf Steinkohlenpflanzen wachsen konnten, fehlt somit aller wissenschaftliche Grund und Boden; denn wie darf ein Geologe von der Voraussetzung ausgehen, dass nur diejenigen ältern Gebirge, welche heutigen Tages frei ausserhalb der Decke des bunten Sandsteins liegen, Pflanzenboden gebildet haben könnten? Schon die einzige Thatsache, dass im Riess bei Nördlingen eine flache Kuppe von Urgebirge aus der Juraformation hervorsteht, muss uns sagen, dass, wenn die Scheitel älterer Gebirge auch nicht bis zur heutigen Oberfläche emporragen, sie immer noch einen guten Theil in die Gebirge hineingehen können. Unser Urtheil muss sich daher nothwendig in Möglichkeiten ergehen, sie zu begränzen bleibt kein anderer Weg über, als die Formationen des schwäbischen Beckens von der Urzeit bis auf heute zu verfolgen.

Es gab offenbar eine Zeit, wo zwischen Schwarzwald und Alp nichts von allen jetzt sichtbaren Formationen da war. Denken wir sie also weg. Wie nun aber jener erste Boden beschaffen sein mochte, ob trocken oder feucht, bergig oder eben, wir wissen nur das einzige Thatsächliche, dass sich darauf die Insel ältester Formation, der Schwarzwald erzeugte, ausser der kleinen Nebeninsel im Riess. Wie hoch, wie breit diese Insel zu verschiedenen Zeiten war, darüber wissen wir nichts, namentlich müssen wir uns noch hüten, zu meinen, diese Insel habe immer so da gestanden, wie sie jetzt da steht, sondern sie war entschieden im Verlaufe der Zeit mehreren Veränderungen unterworfen. Das ganze übrige Feld ist unbekannt, jedenfalls herrschte aber daselbst auch Urgebirge.

Ob nun zur Uebergangsperiode, als in England sich Schlamme, Sande und Kalke von mehr als meilendicker Mächtigkeit ablagerten, unser Terrain unter Wasser oder trocken lag, darüber kann nur direkte Untersuchung entscheiden. War Meerwasser da, so wird es ein mehr oder weniger mächtiges Residuum zurückgelassen haben; war Sumpfland, so konnten schon in dieser ersten Zeit Pflanzen ein Feld von vielen hundert Quadratmeilen überwuchern, und, wenn nicht ein vulkanischer Heerd alles wieder zerstörte und verzehrte, was über ihm gebildet wurde, so sind die Producte von allem diesen noch vorhanden.

Erst die Kohlenperiode gewährt einen etwas sicheren Anhaltspunkt. Wir sehen hier am Rande der alten Urinsel nicht nur Gesteine angehäuft, die durch Pflanzenüberreste schwarz gefärbt sind, sondern es haben sich auch wirkliche Kohlenflötze darin ausgeschieden. Fand diess aber im Schwarzwalde statt, so ist nicht einzusehen, warum nicht dieselben Erscheinungen auch beckeneinwärts sich fortgesetzt haben sollten, um so mehr, da in jener Zeit der Gegensatz zwischen Berg und Thal noch nicht so extrem ausgeprägt war, als er heutigen Tages auf diesem uns unbekannten Boden ausgeprägt sein dürfte, da ihn bis dahin wenigere Hebungen getroffen hatten. Nach und nach fiengen die Gewässer sich wieder an zu regen, sie schlämmten das rothe krystallinische Gebirge aus, zuletzt wurden die Fluthen (wahrscheinlich Regenfluthen) so heftig, dass sie ganze Massen von den Köpfen der Berge in unverarbeiteten und nur wenig zerriebenen Brocken herabführten *(Arcosen)*, die heute in der Nähe der Granitberge unser Staunen erregen. Andere lassen noch Erschütterungen und Feuerkräfte mitwirken, wovon aber die deutlichen Spuren nachzuweisen zum mindesten sehr schwer ist. Wissen wir nun auch nicht, wie weit diese Arkosen fortgeschwemmt wurden, so werden sie doch, wenn der Schwarzwald der Hauptpunkt im alten Terrain war, von dem sie herstammen, im allgemeinen an Mächtigkeit verlieren, je weiter wir uns von ihm dem Becken zu entfernen. Die Kohlen werden also unter dem bunten Sandsteine nicht in dem Maase mit Arkosen belastet sein. Wenn diess nun schon für das Erbohren günstig ist, so tritt noch ein zweiter wichtiger Umstand ein, der wenigstens möglicherweise von Vortheil werden kann: das Kohlengebirge, welches sich ursprünglich in horizontalen Schichten zwischen den Kuppen der ältern Gebirge abgelagert haben muss, wurde nemlich durch unterirdische Erschütterungen gespalten, zerschlagen, und zu kleinen Gebirgsrücken aufgerichtet, deren Axen meist ostnordöstlich streichen, jedenfalls aber von der Hauptrichtung des Schwarzwaldes weg in das schwäbische Becken hineinstreifen. Es ist diess die erste grosse Hebung, welche den ganzen Körper des Schwarzwaldes erschüttern musste, und wahrscheinlich auch den Gneiss zerschlagen und gebrochen hat. Merkwürdiger Weise treffen wir diese Hebungen in den meisten Kohlengebirgen, und namentlich auch in England. Es braucht hiebei nicht jedes Stück aus seinem Niveau gebracht zu sein, sondern es konnten auch grosse Flächen horizontal liegen bleiben; dies liefert keine Einwürfe gegen die Allgemeinheit der Erscheinung.

Traten nun jene alten Kohlenberge so hoch aus der Fläche hervor, dass das Meer der folgenden Formationen ihre Kuppen nicht überragte, so sind sie in aller folgenden Zeit der unmittelbaren Beobachtung zugänglich geblieben; stieg aber das Meer wieder über die Kuppen hinaus, so werden sie um so schwerer zu finden sein, je mächtiger sie bedeckt sind. In England fördert man die Kohlen unter dem braunen Jura hervor (Geol. Transact. 2te Reihe I. Band pag. 278), aber dennoch ist die Mächtigkeit der fremden Gebirge daselbst noch nicht 300', und die ganze Schachttiefe 1200'; bei uns würde man tiefer müssen, wollte man auf dem Lias einbohren, aber demungeachtet ist die Möglichkeit nicht abzusprechen, dass nicht irgend wie hier ein alter Kohlenbuckel hineinragte, wie im Riess der Granit. Es hiesse sich aber ganz dem Zufall Preis geben, wollte man auf solche Möglichkeiten seine Hoffnungen bauen. Theoretisch genommen ist jedoch das Bewusstsein von einem solchen Gebirgsbau immerhin von einiger Bedeutung.

Mit dem bunten Sandstein, welcher über alle Unebenheiten des alten Kohlengebirgslandes sich einförmig hinlagert, beginnt eine ganz neue Epoche. Es ist wirklich Staunen erregend, welche ungeheuren Lasten wohl verarbeiteter Gebirgstrümmer im südwestlichen Deutschland zu jener Zeit angeschwemmt wurden, und sie sind am leichtesten durch die Annahme erklärbar, dass das Wasser grosse Flächen der das Kohlengebirge bedeckenden Arkosen wieder aufwühlte, auswusch, und so das Material gewann, welches alle Unebenheiten des alten Kohlenterrains ausgeglichen hat. Der Sandstein erreicht zwar nicht die höchsten Kuppen des Schwarzwaldes, allein er liegt auf dem nördlichen Theile auf dem Gipfel des Katzenkopfs so hoch als der Blocksberg (3600'). Es setzt diess einen gewaltigen Andrang der Gewässer voraus, der sich aber nach und nach minderte, weil die oberen, schlammigeren Schichten des bunten Sandsteins nicht jene Höhen erreichen, sondern schon am Fusse derselben aufhören. Entweder hat sich das Wasser nach dem ersten Andrange zurückgezogen, oder der Schwarzwald hat durch langsame Hebung seine Gipfel dem Niederschlage entrückt. Von einer gewaltigen Krise, sowie sie gewöhnlich angenommen wird, findet sich zu jener Zeit nirgends ein Anzeichen. Dagegen deutet die steile Stellung der *Great Oolithe*, welche vom Breisgau aus bis nördlich Lahr (Burgheim und Heiligenzell) an vielen Stellen aus dem Löss des Rheinthales hervortreten, und die in ganz gleicher Weise auch am Rande der Vogesen im Elsass (von Ohrsweiler bis St. Hippolyt südwestl. Schlettstadt) wieder auftauchen, bedeutende Erschütterungen an, die den Schwarzwald noch in so später Zeit getroffen haben müssen.

Diess ist das kurze Bild des alten Hergangs; mag man auch die Verknüpfung der Thatsachen anfechten, die Thatsachen selbst stehen fest, und wie noch heute die Continentalinseln als sichere Vorboten das dahinter liegende Festland ankündigen, so bilden auch die kleinen auf dem Schwarzwalde zerstreuten Kohlenfelder die abgeschnittenen Splitter von einem uns zwar bis jetzt verborgenen Ganzen, das aber nur unter den Sandsteinen gesucht werden darf. Auf württembergischem Gebiet sind hauptsächlich drei

Punkte hervorzuheben: Schramberg obere Kinzig, Bulbach obere Murg und Herrenalb. Auf den ersten beiden Punkten haben Versuche zu keinem Resultate geführt, man hat sich nur überzeugt, dass sich hier Kohlengebirge finden. Der dritte Punkt, nordwestlich des Weges von Herrenalb nach Loffenau mit mächtigem buntem Sandstein bedeckt, verdient in so fern die Aufmerksamkeit, als wir hier eines der grössten Felder haben: denn die Arkosefelsen, welche unterhalb Herrenalb auf der linken Seite der Alb an der Küllenmühle hervorstehen und nach Westen am Bernbächle unterhalb des bunten Sandsteins fortsetzen, stehen auf jeden Fall mit den Arkosen bei Loffenau in unterirdischer Verbindung. Leider hat der Granit am nördlichen Schwarzwalde eine so grosse Ausdehnung, dass er hier unter den Sandsteinen südlich Herrenalb, bei Wildbad und Liebenzell in der Thalsohle der Flüsse sichtbar ist, nirgends von Kohlengebirge begleitet wird. Diess ist ein ungünstiger Umstand, der den Untersuchungen in jenen Sandsteinen nicht das Wort redet, wiewohl weiter nördlich z. B. bei Neuenbürg sich das Verhältniss schon längst günstiger gestaltet haben könnte. Anders ist die Erscheinung am mittleren Schwarzwalde, hier fällt der Granit viel steiler ab, und verschwindet schneller zur Tiefe. Dagegen lagert sich das Kohlengebirge in um so grösserer Mächtigkeit an. Wer von Schramberg die Steige nach Oberndorf passirt, findet fast bis zur halben Höhe der Steige noch überall die Arkose über der Kohlenformation, die sich hier auf Kosten des bunten Sandsteins auszubreiten scheint, denn der Sandstein ist viel weniger mächtig, als an nördlicheren Punkten des Schwarzwaldes. Dass dieses Gebirge unter dem Sandsteine fortsetzt, ist zum mindesten ebenso gewiss, als wir den bunten Sandstein im Felde des Muschelkalkes wieder erbohren können. Gerade weil man es so zuversichtlich annehmen kann, schlage ich vor, dasselbe unter dem Sandsteine zu suchen. Damit wir aber möglichst sicher sind, unsern Zweck zu erreichen, dürfen wir uns auch so wenig als möglich aus diesem Terrain entfernen. Man könnte schon auf der Höhe zwischen Oberndorf und Schramberg die Untersuchung anstellen, und hier dürfte man fast mit Gewissheit die Arkose, die Vorläuferin der Kohlenformation erwarten, allein die Verhältnisse sind wegen der Nähe wahrscheinlich den Schrambergern noch sehr ähnlich. Auf nächster Linie steht daher die Furche des Nekar-Thales. Man ist hier schon viel weiter im Becken, und braucht doch wahrscheinlich nicht viel tiefer hinab! Wenn man das Salzgebirge vermeidet und so tief als möglich in dem Wellenkalk einsetzt, so hängt das Gelingen nicht grade von einem bestimmten Punkte ab, der Praktiker mag sich denselben auswählen. Wollte man nicht an diesen Punkt Schramberg halten, sondern sich auf den allgemeinen Gesichtspunkt stellen, dass kein Grund vorhanden, warum die Kohlen überhaupt im schwäbischen Becken fehlen sollten, so lassen sich eine Reihe von Orten finden, von denen keiner vor dem andern einen besondern Vorzug behaupten dürfte; Nagold, Weil die Stadt, Neuenbürg und andre sind solche am äussersten Schwarzwaldsaume. Ja, wie ich schon früher

sich auf den Gesang selbst und überhaupt auf die musikalische Seite des Gottesdienstes bezieht. Das preußische Ministerium hatte im Jahr 1814 eine Commission mit Prüfung der gottesdienstlichen Ordnungen in den verschiedenen Ländern des Protestantismus beauftragt, um als Ergebniß eine würdige Einrichtung der Liturgie im preußischen Staate zu erzielen. Der Oberconsistorialrath Natorp u. A. wirkten zugleich auf allgemeine Verständigung über den musikalischen Bestandtheil der öffentlichen Andacht hin. Die großen Verdienste eines Becker in Leipzig, Rinck in Darmstadt und Anderer um die Veredlung des Orgelspieles in unsern Tagen sind weithin bekannt und werden in ihrem unleugbaren Einfluß auf die kirchliche Erbauung dankbar empfunden. Gleichen Schritt mit diesen Bestrebungen ist seit ungefähr fünfzehn Jahren auf die Verbesserung des Chorals das Bemühen Conrad Kocher's in Stuttgart und seiner Genossen gegangen, unter welchen Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen mit ihm das neue Württembergische Choralbuch besorgt haben. In diesem Jahr (1838) ist aber erst Kocher's Hauptwerk erschienen: „Stimmen aus dem Reiche Gottes“ (Stuttgart, bei Hallberger). Hier werden ungefähr 400 der gediegensten älteren und neueren Choräle in vierstimmiger Bearbeitung, gleichfalls zum Gebrauche für kirchliche und Privatzwecke, vornämlich aber zur Auswahl für die gottesdienstliche Erbauung dargereicht, um die deutsche Kirche mit ihren erhabensten christlichen Volksgesängen vertraut und diese in Stadt- und Dorfgemeinden heimisch zu machen; ein Unternehmen, das in schöner Wechselbeziehung mit jenem der obengenannten Liedersammlungen sich anbietet und um desto mehr Aufmerksamkeit und Benützung verdient, als es vorerst einzig ist in seiner Art. Namentlich ist jetzt die Frage nach der Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit des vierstimmigen Gesanges der Gemeinde von allen Seiten beleuchtet, am deutlichsten aber durch den glücklichen Erfolg einzelner beharrlichen Versuche in Schwaben und Franken beantwortet. Es hat sich das Bedürfniß der Aufnahme eines kirchlich gehaltenen Figuralgesanges in dem protestantischen, gleich dem katholischen Gottesdienste, geltend gemacht. Es ist, zumal auf Anregen der neuen preußischen Agende, das Verhältniß zur Sprache gekommen, in welchem der Chor und die Gemeinde, der figurirte Gesang Einzelner und das Lied der Gesammtheit mit einander in dem Cultus der evangelischen Kirche

darauf hingewiesen habe, bis auf fränkischen Boden an der Jaxt und Kocher müssten die Untersuchungen ausgedehnt werden.

Da der bunte Sandstein abweichend auf dem Kohlengebirge liegt, so lässt sich über die Tiefe gar nichts mit Bestimmtheit sagen. Je nach dem die Kuppen des Kohlengebirges hervorragen, kann mehr oder weniger bunter Sandstein darauf liegen. Da ferner das Kohlengebirge gehoben ist, so könnten in dem glücklichsten Falle unmittelbar unter dem Sandstein Kohlenflötze an den Sandstein stossen, jedenfalls wird nicht überall die ganze Mächtigkeit der Arkose zu durchsinken sein. Indessen ein einziger Versuch führt uns weiter, als alle vorherigen gelehrten Discussionen, und am wenigsten dürfen wir die Hoffnungen auf Steinkohlen aufgeben, bevor wir nicht durch gründliche Untersuchungen von den Lagerungsverhältnissen dieser bedeckten Gebirge belehrt sind. Hier gibt es keinen andern Einwurf, als den der Erfahrung. Wäre der bunte Sandstein nicht da, so wären die Erfahrungen freilich leichter zu machen, aber schon genug, dass dieses Hinderniss, von aussen betrachtet, nicht unüberwindlich erscheint. Warum also nicht bei Zeiten die Hand ans Werk legen, welches uns für immer aus der Ungewissheit reisst?

XVII. Dr. *E. Schmid* in Stuttgart sprach schliesslich über die Verdienste des Prof. *Mohs* um die mineralogischen Wissenschaften.

2. Verzeichniss der vom 1. März bis 1. Juli 1846 beigetretenen Mitglieder.

Calwer, Forstcandidat in Adelberg.
Fraas, Stadtvikar in Balingen.
Frölich, Med. Dr. in Stuttgart.
Grüneisen, Aufseher der zool. Sammlung in Tübingen.
Huber, Buchhalter beim Eisenbahnwesen in Stuttgart.
Kerner, Dr. Oberamtsarzt in Weinsberg.
Kretschmer, Apotheker in Stuttgart.
Kreuser, jun. Apotheker in Stuttgart.
Köbler, Apotheker in Stuttgart.
Oppel, Regierungsrath in Stuttgart.
v. Papst, Director in Hohenheim.
v. Reuss, Staatsrath in Stuttgart.
Reuss, Legationsrath in Stuttgart.
Römer, Pfarr-Verweser in Zwiefalten.
Schickardt, Kammeralverwalter in Tübingen.
Stritter, Kaufmann in Stuttgart.
v. Wächter, Kanzler der Landesuniversität, Präsident der Kammer der Abgeordneten in Stuttgart.
Zech, Dr. Privatdozent in Tübingen.
Zindel, Apotheker in Stuttgart.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

---

1. Ueber die Stimmblasen der Batrachier.

Von W. v. Rapp.

Die Beschreibung der Stimmblasen der Batrachier in den Schriften über vergleichende Anatomie bezieht sich blos auf den gewöhnlichen Frosch *(Rana esculenta)* und auf den Laubfrosch, ungeachtet diese Organe manche bemerkenswerthe Verschiedenheiten in der genannten Ordnung der Reptilien darbieten. Viele einzelne Angaben darüber findet man im achten Bande der Naturgeschichte der Reptilien von *Duméril* und *Bibron*. Die Species der Batrachier, welche in ein Geschlecht vereinigt sind, stimmen in diesen Organen nicht immer mit einander überein. Es lassen sich bei den Stimmblasen zwei Hauptformen unterscheiden, eine einfache und eine zusammengesetztere.

1. An der Kehle liegt ein unpaarer grosser Sack, der sich erhebt, wenn das Thier schreit. Auf dem Boden der Mundhöhle zu jeder Seite der Zunge befindet sich eine der Länge nach verlaufende Spalte, durch welche die Luft in die Stimmblase eindringt. So verhält es sich beim gewöhnlichen Laubfrosch *(Hyla arborea)*, bei *Hyla rubra*, *Daud.* aus Surinam, bei *Phyllomedusa bicolor*, *Wagl.* bei *Hylodes*, bei *Eucnemis*, bei *Pseudis Merianae*

und bei einigen *Cystignathus*. Ferner, obgleich man den Kröten gewöhnlich die Stimmblase abspricht, bei *Breviceps*, *Engystoma*, *Bufo strumosus*, *Daud*, *Bufo agua*. *Bufo pantherinus*, *Boie*, vom Cap hat, wie die genannten Batrachier eine Stimmblase, die sich von der Kehle bis gegen das Schultergelenk erstreckt, aber das Ungewöhnliche zeigt, dass die Spalte in der Mundhöhle nur auf der rechten Seite sich findet neben der Zunge, parallel mit dem Unterkieferast. Doch bei *Bufo variabilis*, welche Art in unserer Gegend nicht selten angetroffen wird, zeigt die an der Kehle gelegene Stimmblase bald eine doppelte Mündung, bald nur eine einfache, sie kann auf der rechten oder auf der linken Seite fehlen; so könnten auch bei *Bufo pantherinus* individuelle Verschiedenheiten vorkommen.

2. Es finden sich zwei Stimmblasen, eine an jeder Seite des Kopfs. Bei einigen Arten kommen sie, wenn das Thier schreit, als eine fast kugelförmige Blase hervor, bei andern Arten treten sie nicht merklich hervor, es sind innere Stimmblasen.

Die seitlichen Stimmblasen kommen bei verschiedenen Arten von *Rana*, von *Cystignathus* und von *Hyla* vor. Die weisse Blase von der Grösse einer kleinen Kirsche, welche bei dem gewöhnlichen Frosch *(Rana esculenta)* sich an beiden Seiten des Kopfs zeigt, ist längst beschrieben worden, am Ausführlichsten in einer besondern Abhandlung von Gamper*), er hat aber die Eustachische Röhre für den Eingang in die Stimmblase angesehen. Diese Blase tritt hinter dem Trommelfell hervor; füllt man sie mit Luft, so erhebt sich sogleich die auf der entgegengesetzten Seite, da beide durch den unpaaren Sack unter der Zunge zusammenhängen. Die beiden seitlichen Stimmblasen finden sich auch bei einigen Laubfröschen, so bei *Hyla variegata*, *Daud.* aus Surinam. Bei *Rana fuscigula* haben die beiden seitlichen Stimmblasen eine ungewöhnliche Lage. Sie treten nemlich nicht hinter dem Trommelfell hervor, sondern am Rande des Unterkiefers vor dem Mundwinkel. Ihre Grösse ist wie beim gewöhnlichen Frosch, und unter der Zunge hängen sie unter einander zusammen. Es findet sich eine Oeffnung auf jeder Seite des Bodens

*) *Gampers* kleine Schriften I. Bd.

der Mundhöhle zum Aus- und Eingang der Luft. Sie zeigen eine schwarzbraune Farbe. Innere, seitliche Stimmblasen kommen beim Grasfrosch *(Rana temporaria)* *) vor, dem die Stimmblasen mit Unrecht abgesproch[illegible]rden sind, ferner bei *Rana mugiens*. Ihr Eingang liegt in [illegible] Mundhöhle unter dem Mundwinkel.

Die Stimmblasen [illegible]den sich nur bei den männlichen Batrachiern, auch lassen nur diese die bekannte Stimme erschallen, und vielen Batrachiern fehlen diese Organe ganz, so bei einigen Arten von *Bufo*, z. B. *Bufo vulgaris*, *Bufo japanicus*, bei *Bombinator igneus*, ferner bei *Pipa* und bei *Ceratophrys*.

Man erkennt an den Stimmblasen deutlich eine Muskelhaut, durch welche die Luft aus ihnen ausgetrieben werden kann, und die innere Oberfläche wird von einer Schleimhaut überzogen, die mit einem Flimmerepithelium, wie die ganze Mundhöhle der Frösche, versehen ist. Eine anatomische Beschreibung des Stimmorgans selbst, des Kehlkopfs, unterbleibt hier, ich verweise auf die treffliche Schrift von *Henle:* Vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs. 1839.

Cuvier vergleicht die seitlichen Stimmblasen der Batrachier mit den Backentaschen, welche bei mehreren Säugthieren, wie bei manchen Affen, beim Hamster, sich finden, und die Stimmblase beim gewöhnlichen Laubfrosch findet er dem membranosen Sack-Unterkiefer des Pelikans ähnlich. Es scheint mir vom physiologischen Standpunkt passender, die Stimmblasen dieser Reptilien mit den membranosen Beuteln zu vergleichen, welche bei vielen Affen *(Pithecus, Macacus, Cercopithecus, Mycetes* u. s. f.) und bei einigen andern Säugthieren mit dem Kehlkopf zusammenhängen, auch unter den Reptilien kommen solche Beispiele vor, namentlich bei den verschiedenen Arten von *Chamaeleo*. Die auffallende Sexualverschiedenheit, welche im Stimmorgane bei so vielen Thieren sich zeigt, finden wir in noch viel höherem Grade bei der Stimmblase der Batrachier ausgesprochen.

*) Es ist hauptsächlich diese Art, welche in unsern Gegenden gegessen wird, sie kommt im Frühjahr viel früher zum Vorschein als *Rana esculenta* (der grüne Frosch), und hat eine viel schwächere Stimme.

2. Einiges über den See, der einst das Neckarthal bei Canstatt bedeckte, und über das Verhalten der Canstatter Mineralquellen zu einander.

Von Dr. Rampold in Esslingen.

In dem interessanten Aufsatz des Herrn Director v. *Seyffer*, „Beschreibung des Diluviums im Thale von Stuttgart und Canstatt," (1. Jahrg. 2. Heft) ist am Schluss als eines der Ergebnisse der Abhandlung p. 208 der Satz aufgestellt: das Stuttgarter und Canstatter Thal müsse von Untertürkheim bis Münster einen See gebildet haben; und diese schon ältere Annahme ist in ähnlicher Weise in „*Walchner's* Darstellung der geologischen Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen" ausgesprochen.

Es ist jedoch schon aus der Höhe, bis zu welcher der Sauerwasserkalk bei Stuttgart und das Konglomerat mit Sauerwasserkitt am Rosenstein und Sulzerrein ansteigt, leicht nachzuweisen, dass jener See beträchtlich weiter, als bis Untertürkheim, im jetzigen Neckarthal heraufgegangen seyn müsse. Der Sauerwasserkalk geht in Stuttgart, nach *Walchner*, bis zu nahe 800′ über dem Meere, während die Höhe des Neckarspiegels an der Brücke von Esslingen, $1\frac{1}{2}$ Stunde weiter im Thal aufwärts, als Obertürkheim, erst 733′ beträgt; das Wasser müsste also noch 47′ höher als der Fuss der Esslinger Brücke heraufgehen, um nur das Niveau seiner bekannten Höhe bei Stuttgart zu erreichen.

So hat man auch in der That schon vor vier bis fünf Jahren durch Anlegung eines neuen Kirchhofes oberhalb Esslingen, am Wege nach Kennenburg, eine Wand von Neckargeröllkonglomerat und Neckargerölle blosgelegt, welche nach mässiger Schätzung 60 oder mehr Fuss über dem Neckarspiegel des vorhin bezeichneten Punktes liegt. Schon damals machte ich auf diese Erscheinung aufmerksam, die durch die Erscheinungen am Sulzerrain etc. ihre natürliche Erklärung fand.

In neuester Zeit fand ich jedoch an der Strasse von Ober-Esslingen nach Zell, an der sogenannten Heusteige, auf einem Punkt, der etwa 80′ über dem dortigen Neckarspiegel, und damit etwa 60′ über der bezeichneten Stelle am neuen Esslinger Kirchhof liegt, eine ähnliche Wand von Neckargerölle, welche Wand durch ein leichtes Abgraben zum Behuf der Eisenbahnabnessungen blosgelegt worden ist.

Auch diese Bank lässt sich, wie die schon genannte, dadurch, dass ihre Rollsteine fast sämmtlich aus Jura- und Liaskalk bestehen, mit Sicherheit als solche von Neckargerölle erkennen, und die beträchtliche Grösse eines Theils der Rollsteine, bis über Faustgrösse, deutet darauf hin, dass hier noch nicht einmal die Höhengränze des ehemaligen höchsten Wasserspiegels erreicht sey.

Schon vor mehr als 20 Jahren wurde, wie mir ein Mann erzählt, der als Knabe dabei thätig war, auf der Höhe der Heusteige beim Graben eine ähnliche Geröllbank gefunden und zugleich ein Knochen, den er mir in den Sand zeichnete, ziemlich genau von der Form eines menschlichen Schulterblattes, aber gegen oder über 3′ lang und über 2′ breit war, der übrigens beim festen Fassen bald zerbröckelt sey.

Obgleich an einen Zusammenhang des Wassers, das einst diese Ablagerungen und die am Esslinger Kirchhof machte, mit dem, das die Massen am Sulzerrain und Rosenstein anflösste, nicht zu zweifeln ist, unterscheiden sich doch die erstern von den letztern dadurch, dass bei jenen das feste, zum Theil dichte, zum Theil tuffige Bindemittel, das diese auszeichnet, und das blos von einer Sauerwasserausscheidung herrührt, fehlt. Das Bindemittel ist hier nur mergelig, erdig, sandig, meist sehr locker,

und nur bei einzelnen tieferen Partien war durch Flussschlamm fester zusammengebacken. Der grösste Theil aber, auch am Esslinger Kirchhof, liegt als loses Gerölle in einer blossen Schichte thonigen Bodens, Diluviallehm, von der man annehmen muss, dass sie sich darüber erst gebildet habe, als das Wasser schon gefallen war und das Gerölle trocken zurückgelassen hatte.

Wenn daher auch die ganze Wassermasse, nach der neuesten, an der Heusteige gefundenen Geröllbank, einen zusammenhängenden See von Münster bis über Plochingen hinaus bildete, so erstreckten sich doch die Sauerwasserablagerungen nicht so weit aufwärts. Die Ausscheidungen von kohlensaurer Kalk- und Talkerde mit Eisen mussten bei der beständigen ungeheuren Verdünnung des Sauerwassers mit süssem schon weiter unten in so beträchtlichem Grade stattfinden, dass sie bei weiterer Entfernung von den Quellen nach aufwärts wenigstens unmerklich wurden, zumal bei dem beständigen Abwärtsdringen des zuströmenden, damals gewiss bedeutenden Neckars.

So wäre also bis jetzt als Gränze der Sauerwasserablagerungen die Gegend von Untertürkheim anzusehen, die des ganzen See's aber noch über Plochingen, dessen Höhe ja, wie die der höchsten Tuffablagerung in Stuttgart, nach *Walchner*, auch nicht mehr als 800′, oder nach neueren Bestimmungen selbst nur 772′ beträgt, zu setzen.

Es war somit das Herz und der Garten Württembergs, der Theil des Neckarthales, der gegenwärtig die schönste und in mancher Hinsicht interessanteste Partie Württembergs bildet, einst von einem Ende bis zum andern, in einer Länge von 5 Stunden der Grund eines See's, und zwar zum grössten Theil eines Mineralwassersee's; aber jedenfalls hat er nicht durch, sondern ungeachtet des letztern Umstandes seine jetzige grosse Fruchtbarkeit.

Jener See soll nach der Angabe der Autoren sich durch einen plötzlichen Durchbruch bei Münster entleert haben. Ein Blick auf die Karte lässt aber weder erwarten, dass dort nur ein Querdamm das Thal geschlossen, und sich dieses weiter hin wieder als solches fortgesetzt, noch dass eine plötzliche Gewalt jenen durchbrochen habe. Die vielen engen Windungen des

Thales deuten eher darauf hin, dass der Abfluss des damals mächtigen Neckars, der hier wohl immer eine Rinne hatte, sich diese immer tiefer gerissen habe, was um so schneller gehen konnte, je beträchtlicher der Fall, und je stärker der Nachdruck von hinten, von dem See und den obern Zuflüssen aus war, und wozu Verwitterung, Ueberschwemmung etc. im Laufe der Jahrhunderte auch das ihrige beigetragen haben mögen. Ein solches allmähliges Durchbrechen oder Durchsägen des hemmenden Gebirges würde auch von selber ergeben, dass die Höhe und Ausdehnung des See's zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene war; und so lässt es sich wohl erklären, dass sich am neuen Esslinger Kirchhof eine Geröllbank finden konnte, welche vollkommen den Charakter der obersten trockenen Schicht des Ufergerölles trägt, während jenseits Ober-Esslingen noch etwa 60′ höher wieder eine Geröllschicht ansteht.

Man könnte etwa daran denken, dass selbst das Thal von Canstatt ebenso, wie das unterhalb Münster und fast zugleich mit ihm erst durch die von Schwarzwald und Alb herströmenden Fluthen (Neckar) allmälig ausgetieft worden sey. Der Umstand jedoch, dass Herr Director *v. Seyffer* in einem der Bohrlöcher an der Wilhelma noch 50′ tiefer, als das jetzige Uferbette, ein Geröll von Neckargeschieben fand, und dass im Keller'schen Bohrloch 119′ unter dem jetzigen Neckarspiegel Sauerwasserkonglomerat, Gerölle mit Sauerwassercement, gefunden wurde, scheint hinreichend das Gegentheil zu beweisen.

Gerade bis Münster ist das Thal in den Keuper eingebettet, und zwar in Glieder des Keuper, die an weichen Mergelbänken überall äusserst reich sind. Hier war es also den Wassern leicht, sich bald ein tiefes und weites Bette auszuhöhlen, und diese Thätigkeit konnte bei Canstatt in den so reichlich von unten herauf dringenden lauen Quellen, die den Boden hier weiter zu erweichen ganz geeignet waren, eine kräftige Unterstützung finden. Anders war es aber auf einmal bei Münster, wo die fast überall gleichförmige, feste und harte Muschelkalkformation eine nirgends so leicht auszuwaschende oder durchzubrechende Gränze setzte, die nur allmälig von oben herab überwunden werden konnte, und die somit die Ursache abgab, dass aufwärts sich zuerst

für eine Zeitlang nur ein See bilden konnte, und erst allmählig ein freies Thal.

Wie dagegen der Keuper das Einreissen und Austiefen von Thälern oft in hohem Grade begünstigen mochte, davon bieten die Seitenthälchen, welche der Sitz der Esslinger Filialorte sind, Beispiele dar. Diese Thälchen, das Sulzgrieser und Heimbacher Thal, von 1 und 2 Stunden Länge, und in der Hauptsache jedenfalls nur durch Auswaschen entstanden, zeigen in dem Verhältniss des Keuper zum Lias zwei nicht uninteressante Erscheinungen.

Die eine ist die, dass sich im Keuper in beträchtlicher Höhe desselben starke Bänke von Liaskalk und Liassandstein aufgelagert finden, obgleich bei höherem Hinaufsteigen an derselben Stelle des Berges man wieder überall Keuper findet. Hr. Prof. *Quenstedt*, der zuerst hierauf aufmerksam macht, (als Bemerkung unter: „die Flözgebirge Württembergs." Tübingen 1843. p. 526.) zieht daraus den Schluss, dass die Oberfläche des Keuper manchen Niveau-Veränderungen ausgesetzt gewesen seyn müsse, bevor der Lias sich abgelagert haben könnte.

In der That sind die von Hrn. Prof. *Quenstedt* angeführten Bänke (im Orte Kümmichsweiler) so ausgedehnt und liegen, wie ich mich überzeugt habe, so horizontal und regelrecht, dass man kaum daran denken kann, sie hätten diese Stelle durch Herabrutschen von einem höhern Lager eingenommen. Auch findet sich ein ganz ähnliches Verhältniss gerade gegenüber auf der andern Seite des Neckarthales, wo das gleiche Glied, der Lias (brauner Jura), sich bei Bergheim noch um ein Ziemliches tiefer und gleichfalls in beträchtlichen und ganz regelrechten Bänken dem Keuper aufgelagert zeigt.

Dagegen zeigt die zweite Erscheinung, die ich anführen wollte, obgleich ähnlich, doch ganz andere Verhältnisse.

Es finden sich nämlich in beiden der oben genannten Thälchen, obgleich der Keuper überall fast bis zu den höchsten Höhen und Rücken reicht und im Allgemeinen nur hier theilweise mit Lias bedeckt ist, an mehreren Stellen in beträchtlicher Tiefe, noch im untern Drittel der ganzen Berghöhe, beträchtliche Anlagerungen von Liaskalk, theilweise auch mit Liassandstein, hier aber überall nicht vom braunen, sondern vom schwarzen Jura.

zu stehen haben. Es ist überhaupt der ächte Geist und die würdige Form kirchlicher Musik und gottesdienstlichen Gesanges in einer Weise und mit einem Ernste zur Erörterung gebracht, daß wir bei der Besprechung der auf die Gesangbuchsreform gerichteten Wünsche auch dorthin einzugehen und sowohl Melodien als Texte des kirchlichen Gesanges als einen gemeinsamen Gegenstand zu behandeln, hierorts um desto weniger Umgang nehmen dürfen, als die Verständigung eines größern Kreises von Lesern, wie die Erläuterung der Sache schon an und für sich selbst, durch den wechselseitigen Bezug beider Fragen offenbar gewinnt.

Beachten wir sofort näher das Gemeinsame in der Richtung, das Gleichartige an dem Inhalte des von allen Seiten her ausgesprochenen Bedürfnisses nach Gesangbuchsreform, und namentlich wiefern sich dieses Bedürfniß in derselben Richtung durch die bis jetzt hervorgetretenen Arbeiten kund gibt; so ist ihm eine merkwürdige Eigenthümlichkeit nicht abzusprechen. So lang es Gesangbücher gibt, was mit andern Worten so viel ist als: so lange die evangelische Kirche besteht, in welcher der christlichen Gemeinde durch den Choral eine selbstthätige Mitwirkung zum Gottesdienste zuerst wieder in größerem Maße eingeräumt worden ist, hat sich immer von Zeit zu Zeit, im Durchschnitte je nach Abfluß zweier Menschenalter, ein Fortschritt des geistigen Liedes in neuen, wenn auch eigenthümlichen, doch nicht minder, als die alten, tiefempfundenen, oder doch zumeist durch die Sprache der Gegenwart mit der neuen Zeit näher verwandten Erzeugnissen dargestellt, und war ebendamit der Wunsch nahegelegt, die öffentliche Sammlung theils durch Auslassung älterer, unter dem Volke minder beliebten Gesänge oder durch Berichtigung einzelner Ausdrücke derselben zu vervollkommnen, theils durch den Zuwachs neuer Lieder, die zum erbaulichen Gebrauch für die Zukunft empfohlen werden dürften, zu bereichern. Dasselbe ist auch mit den Choralbüchern geschehen, um die Zahl der Gesangweisen in der Kirche zu erweitern und ihre Behandlung der musikalischen Ansicht und Neigung der Zeit näher zu bringen. Die letztmaligen dergleichen Veränderungen erfolgten in und nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts beinahe durch ganz Deutschland; in der Bearbeitung der Gesangbücher ist der preußische Oberconsistorialrath Diterich, in der Behandlung des Chorals der Biberacher Organist Knecht vorangegangen. Die Tendenz solcher Verbesserungen war

So an 2 Stellen bei Krummenacker, ferner bei Kennenburg, bei Liebersbrunn und bei Heginsberg, und wahrscheinlich noch an mehreren andern Stellen, da jene mir nur zufällig bei ärztlichen Gängen aufgestossen sind, und ich nie geognostische Exkursionen gemacht habe, um Aehnliches zu suchen. Diese Anlagerungen sind so beträchtlich, dass sie auch jetzt noch an einigen Stellen als Steinbrüche zu Bausteinen und zum Strassenbeschlage benutzt werden, und es ist wahrscheinlich, dass sie es in noch unendlich grösserem Maase waren, da ungeachtet des grossen Reichthums hiesiger Gegend an leichter zu verarbeitendem Keupersandstein, jene Kalksteine doch schon zur Erbauung der gewaltigen, von den Hohenstaufen hergestellten Stadtmauern Esslingens vielfach benutzt sind, und wahrscheinlich seit diesen vielen Jahrhunderten beständig von diesen Steinen zu ähnlichen Zwecken fortgeführt wurden. Man könnte sich daher leicht versucht fühlen, diese Stellen als die ursprünglichen, als den wahren Ablagerungspunkt dieses Lias anzusehen, um so mehr, als an einigen Stellen auch die Art seiner Anlagerung dem entsprechend scheint, als auch der niedere Rücken zwischen den beiden Thälchen vielfach mit solchen Steinen bedeckt ist, und als sich in ziemlich gleicher Höhe auch beträchtliche Bänke von Kalksandstein in dem Keuper finden. Untersucht man aber jene Steinbrüche, so findet man, dass das Ganze nur aus unregelmässig durcheinander geworfenen und übereinander gestürzten Massen besteht. So haben in beiden Thälchen die jetzt noch in denselben fliessenden Bäche, nachdem sie ihre Rinne durch den Lias bis in den Keuper allmälig eingerissen hatten, die zahlreichen und mächtigen Mergelschichten dieser Formation so ausgewaschen und ausgeschwemmt, dass ein Theil der aufliegenden härteren Gesteine bald unterhöhlt war und herabstürzte, und somit die bedeutenden Massen von Liaskalk zum Theil jetzt noch sich an den Stellen finden, welche wahrscheinlich damals den Grund des Thales bildeten, während dagegen die eingestürzten Massen von Keupersandstein allmälig verwitterten und von den Wassern fortgeführt wurden. Seither wurden die Thälchen immer weiter ausgelieft und ausgeweitert, bis zu dem Zustand, in dem sie jetzt eine Bevölkerung von über 3000 Menschen beherbergen und nur durch ihren Boden ernähren.

In dem oben angeführten Aufsatz bemerkt auch Herr Director *v. Seyffer*, p. 203., dass, wie ihm mehrere Beispiele bestimmt gezeigt haben, die verschiedenen Canstatter Quellen nicht mit einander communiciren.

Wie Herr Director *v. Seyffer* hiefür mehrere Beispiele anführen konnte, so finden sich doch auch andere von unvollständiger und noch andere von vollständiger Communication, und besonders auch solche von einer sich erst allmälig bildenden, wo sie früher nicht, oder nur in sehr geringem Maase stattfand.

Schon das Beispiel des Weiblein, das Herr Director *von Seyffer* anführt, kann auch für letzteres gelten. Denn sowohl das Weiblein als das neben ihm fliessende Männlein nahmen zwar nicht sogleich nach der Erbohrung des Frösner'schen artesischen Brunnens, aber doch später sowohl quantitativ als sogar qualitativ, wie wenigstens sorgfältige Bestimmungen ihres Kohlensäuregehaltes zeigten, beträchtlich ab. Noch mehr zeigt sich in dieser Beziehung eine interessante Relation zwischen der Sulzerrain- und der Koch'schen Quelle, beide sind artesische Brunnen, nur die erstere um sehr vieles älter als die zweite. Letztere wurde im Jahr 1834 zum erstenmal untersucht, und zwar von einem zuverläsigen Chemiker, Herr Bergrath *Degen*. Er fand darin 36,5 Gran fester Bestandtheile; 1840 nahm Prof. *Sigwart* eine neue Analyse vor, und fand 37,94 Gran; 1842 Prof. *Fehling* eine dritte, welche 39,02 Gran ergab. Umgekehrt fand in der Sulzerrain-Quelle (Wilhelmsbrunnen) *Morstadt* 1834 40,92 Gran (wenn man zur Gleichstellung mit den andern Analysen die Salze als wasserleer berechnet) fester Bestandtheile, *Degen* 40,52; *Sigwart* 39,91; 1842 *Fehling* 38,63 und 1845 *Sigwart* 38,101. Während also die im Anfang stofflärmere Kochsche Quelle seit ihrer Erbohrung, oder wenigstens seit ihrer ersten Analyse im Jahr 1834, regelmässig an Menge der festen Bestandtheile zugenommen hat, im Ganzen um 2,7 Gran auf 16 Unzen, hat nach den angegebenen Analysen der salzreichere Wilhelmsbrunnen fast um eben so viel abgenommen, so dass sie sich nun so ziemlich gleich stehen. Ebenso haben sie sich in dem Verhältniss der einzelnen Bestandtheile gegen die andern genähert, wie man aus einer Vergleichung der Analysen sehen kann, und

noch mehr scheint sich ein beträchtlicher Einfluss der einen Quelle auf die andere hinsichtlich des Wasserreichthums zu zeigen, da, seit die tiefer gelegene Koch'sche Quelle ihren gewaltigen Strahl auswirft, die des Wilhelmbrunnens von ihrem früher ausserordentlichen Wasserreichthum beträchtlich verloren hat. Die von Herrn Prof. *Sigwart* in diesen Jahresheften 2. H. p. 152 behauptete constante Verschiedenheit der verschiedenen Quellen und Brunnen erleidet daher, wenigstens hinsichtlich des Salzgehaltes Ausnahmen, und auch eine ziemlich freie Communication wird zwischen den genannten beiden Hauptquellen, so entfernt sie auch von einander liegen, anzunehmen seyn, wenn auch einige andere minder bedeutende Quellen, die dazwischen liegen, gleichfalls einigen Einfluss auf die Sulzerrain-Quelle ausüben mögen, und wenn auch die etwas verschiedenen Gebirgsschichten, die dem auslaugenden Wasser an der einen und der andern Stelle ein etwas verschiedenes Verhältniss der löslichen und sich zersetzenden Bestandtheile bieten, so wie die an verschiedenen Stellen verschiedenen Kohlensäureausströmungen aus der Tiefe immer noch in den verschiedenen Quellen einigen Unterschied erhalten.

3. Ueber ein Vorkommen von Mergelkrystallen in der Keuperformation.

Von Christ. Paulus im Salen bei Ludwigsburg.

Schon längst ist die Aufmerksamkeit der württembergischen Geognosten auf eine dünne, aber in ihrer Verbreitung sehr constante Schichte eines kieseligen Sandsteins gezogen worden, deren untere Fläche mit hexaidischen Krystallen des gleichen Gesteins besetzt ist. Ueberall, wo sie bis jetzt gefunden worden ist, schloss sie sich an die untersten Glieder derjenigen Abtheilung der Keuperformation an, welche auf die Gypsbildung folgt, und durch feinkörnige Thonsandsteine, die sogenannten Schilfsandsteine ausgezeichnet ist. In gleichem geognostischem Niveau fand ich vor etwa 10 Jahren eine Schichte von hartem Mergel, die eine ganz ähnliche mineralogische Auszeichnung besitzt. Auch sind durch mich in einige württembergische Sammlungen Exemplare dieses Gesteins übergegangen, und Herr Prof. *Quenstedt* („Flötzgebirge Württembergs") erwähnt derselben, wenn gleich in zweifelhafter Ausdrucksweise, und ohne ihre Merkmale noch ihren Fundort zu berühren.

Das vereinzelte Vorkommen und die Beziehung zu dem erwähnten kieseligen Sandstein geben diesem Mineral ein Interesse, das mich entschuldigt, wenn ich mir erlaube, die vaterländischen Naturforscher zur Beachtung seines mineralogischen und geognostischen Details zu veranlassen.

Der Fundort der Mergelkrystalle ist Kornthal. Es liegt dieser Ort in einem flachen Thale, das annähernd von West nach Ost

streicht. Die Höhenzüge, die das Thal begränzen, bestehen aus den unteren Gliedern der bunten Mergel, welche zwischen dem Schilfsandstein und den Dolomiten der Lettenkohlengruppe liegen, aus den violetten und grünlichen Mergeln. Abweichend gegen das Streichen der Höhenzüge zieht sich ein mächtiges Gypslager von NW. nach SO., schief durch das Thal, so, dass es beide Höhenzüge mit einander verbindet. Ein grosser Theil des Dorfes liegt auf dem Gypsfelsen und hat seine Keller in demselben eingegraben. Da wo das Gypslager in den südlichen Höhenzug eindringt, sind einige Steinbrüche auf Gyps angelegt. Der Gyps selbst ist nicht von rothen, sondern von dunkelgrauen Mergeln begleitet, was auffallend ist, da sonst in gleicher Höhe die röthlichen und grünlichen Mergel herrschen. Gerade über diesen Gypsbrüchen, auf dem Rücken des Höhenzuges ist die beachtenswerthe Schichte mit den Mergelkrystallen blosgelegt, und man hat nur die umherliegenden tafelförmigen Stücke umzukehren, um ihre Krystallanwüchse zu sehen. Das Gestein zwischen dieser Schichte und den tieferliegenden Gypsbrüchen ist nicht blosgelegt, aber auf ihr ruht noch einiges Gebirge, das durch einen Hohlweg, der sich auf dem Rücken des Höhenzuges hinzieht, aufgeschlossen ist. Hier findet man dann schon die glimmerreichen Sandschiefer, die zur Abtheilung des Schilfsandsteins gehören. Diese Abtheilung selbst, welche hier nicht Raum hatte, sich weiter zu entwickeln, trifft man in ihrer ganzen Ausdehnung in den höheren, zwischen Kornthal und Stuttgart liegenden Bergzügen. Dies mag hinreichen, um den Fundort unseres Minerals zu bezeichnen, aber auch um zu zeigen, dass die Mergelschichte mit den Krystallen die gleiche geognostische Stelle einnimmt, wie an anderen Orten der oben erwähnte kieselige Sandstein; und man wird mir zustimmen, wenn ich dieselbe als Stellvertreterin dieses Gesteins betrachte.

Diese Ansicht wird noch weiter durch die mineralogischen Merkmale der Mergelkrystalle bestätigt, welche wir nun beleuchten wollen. Es ist die Schichte, an der sie vorkommen, wohl nirgends über einen Zoll mächtig, oft aber geringer. Sie besteht aus einem bläulich-grauen, harten Mergel, wie man denselben auch sonst häufig trifft. Die Krystalle sind immer nur auf der unteren Seite der Schichte aufgewachsen, haben eine hexaidische

Gestalt, erreichen zuweilen die Grösse von einem Kubikzoll, bleiben jedoch gewöhnlich unter dieser Grösse, und viele messen keine Kubiklinie. Sie bestehen ganz aus dem gleichen Gestein wie die Schichte, und sind innig mit demselben verwachsen, so dass man im Innern des Gesteins keine Spur von einer Absonderung bemerkt, welche etwa die Fortsetzung der Krystallgestalt vermuthen lassen könnte. Auch zeigt das Gestein keine Spur von Krystallinität, ein sonst bei spröden Mineralien unfehlbares Kennzeichen der Krystallbildung, sondern es hat vielmehr ein entschieden dichtes, mechanisches Gefüge. Zudem ist auch die äussere Gestalt mangelhaft; denn die Flächen sind gewöhnlich vertieft, dagegen die Kanten kaum merklich gekrümmt. Sonst sind die Kanten theils sehr scharf und einfach, theils aber auch durch mehrere parallele Streifen ausgezeichnet, die an einen Blätterbruch nach den Flächen des Hexaids erinnern könnten, wenn nicht die mechanische Struktur des Gesteins jeden solchen Gedanken verböte. Die Krystalle sind in den verschiedensten Stellungen aufgesetzt, bald mit einer Ecke, bald mit einer Kante, bald mit einer Fläche. Sie stehen theils einzeln, theils zufällig oder nach Krystallgesetzen gruppirt, und zwar im letztern Falle theils so, dass sie die Hexaidfläche in paralleler Stellung haben, theils aber auch so, wie sie nur eine wirkliche Zwillingsstellung verlangt. Die ganze Schichte ruht auf einem mergelichen Thon, in welchem die Krystalle eingedrückt sind, die oft erst sichtbar werden, wenn man den Thon abgelöst hat.

Wer nun die Sandsteinkrystalle kennt, wird finden, dass mit ihnen die Mergelkrystalle in ihren physischen Merkmalen so sehr übereinstimmen, dass man genöthigt ist, beiden Produkten eine gleiche Entstehung zuzuschreiben. Mit der Entstehung der Krystalle hängt aber die Gestalt so innig zusammen, dass die Bestimmung dieser eine Erklärung jener ist. Ueber die Sandsteinkrystalle herrschte bis in die neuere Zeit die Ansicht, dass es geschobene Würfel oder Rhomboëder seien. Meine Beobachtungen an den Mergelkrystallen führen zu einem anderen Resultate, dem man um so mehr Glauben schenken muss, da die Gestalt der Mergelkrystalle viel vollkommener und daher zu Abmessungen tauglicher ist als die der Sandsteinkrystalle. Ausserdem glaube

ich für Abmessungen der Art, die nur mit dem Anlegegoniometer vollzogen werden können, eine Regel geltend machen zu müssen, deren Nichtbeachtung wenigstens theilweise zur falschen Beurtheilung dieser Gestalten Anlass gegeben haben mag. Nämlich die Regel, dass bei Gestalten, die augenscheinlich durch äussere Kräfte Noth gelitten und dadurch ihre Form theilweise verändert haben, die möglichst grossen Exemplare als maasgebend betrachtet werden müssen, indem bei kleinen Exemplaren dieselben Kräfte verhältnissmässig eine viel grössere Gestaltsveränderung hervorbringen mussten. Rechne ich nun die kleinen Gestalten, die überdiess für das Anlegegoniometer unsicher sind, ab, so kann ich entschieden sagen, dass bei weitem die Mehrzahl der Winkel: Rechte, und der Flächen: Quadrate sind. Und wenn es auch, in Betreff der Ausnahmen, sehr wohl denkbar ist, wie die Winkel eines Würfels, durch äussere störende Einwirkungen verändert und dadurch schief werden konnten, so ist es dagegen schwer einzusehen, wie ein Rhomboëder gerade soviel durch zufällige äussere Kräfte sollte gelitten haben, dass es rechtwinkelig werden konnte; indem der Zufall keine regelmässige Gestalt hervorbringen kann. Wenn sodann aber nicht nur eine, sondern viele solche regelmässige, würfelähnliche Gestalten getroffen werden, so ist wohl kein Zweifel, dass der Würfel die zu Grunde liegende Gestalt sey. Hiemit fällt nun freilich die Ansicht, welche diese Gestalten für eine durch Sandkörner verunreinigte Krystallisation des Kalkspaths erklärt, und sie mit denjenigen Sandsteinkrystallen parallelisirt, welche in Frankreich, wenn ich nicht irre, bei Chessy gefunden wurden, eine Ansicht die freilich schon durch die mechanische Struktur des Gesteins aufgehoben wird. Derartige Krystalle wären überhaupt nicht hier, sondern eher in den oberen Keupersandsteinen zu suchen, deren kalkiges Bindemittel oft so krystallinisch ist, dass es, trotz der Sandkörner, doch noch einen deutlichen Blätterbruch begründet: hier in unserm Falle, wo nicht einmal ein kalkiges, viel weniger ein krystallinisches Bindemittel zugegen ist, kann hievon nicht die Rede seyn. Steht nun aber sonach die äussere Gestalt in gar keinem nothwendigen Zusammenhang mit dem Inhalte, so haben wir es überhaupt nicht mit wirklichen, sondern mit Pseudokrystallen zu thun,

und es handelt sich nur noch darum, das Mineral zu bestimmen, welches hier die Metamorphose durchgemacht hat. Und auch diese Frage kann bei den vorliegenden Umständen nicht schwer seyn. Die würfelförmige Gestalt, die Spuren eines Blätterbruches nach den Würfelflächen, die grosse Verbreitung im Keupergebirge, alles dieses lässt keinen Zweifel übrig, dass es Steinsalz sey; die würfelförmigen Krystalle des Flussspaths, Schwefelkieses, haben einen andern Blätterbruch, die des Bleiglanzes mit gleichem Blätterbruch haben nirgends sonst eine so weite Verbreitung. Ueberdies entscheidet für das Steinsalz, das alle krystallinischen Merkmale für sich hat, noch das Vorkommen in der Trias, im Salzgebirge. Auch fehlt es nicht an Analogieen, die ebenfalls der Trias angehören: H. *Haidinger* beschreibt uns aus dem Salzgebirge würfelförmige Krystalle von Gösling in Oberöstreich, die aus Gyps bestehen, und mit einer Rinde von Dolomit überzogen sind, ferner andere Krystalle von Hall in Tyrol, die aus Anhydrit und Gyps bestehen, und erklärt beides für eine Metamorphose des Steinsalzes.

Zum Schlusse machen wir noch auf den Vorgang, den diese Metamorphose hervorgebracht hat, aufmerksam. Dieser ist jedenfalls kein chemischer, sondern ein mechanischer. Es geht dies nicht allein aus der mechanischen Struktur des Mergels, sondern auch daraus hervor, dass das metamorphosirte Mineral nicht constant, sondern hier Sandstein, dort Mergel ist. Auch der Umstand, dass die Krystalle immer nur auf der unteren Seite der Schichte in den Thon eingedrückt gefunden werden, findet nur eine genügende Erklärung in der Annahme eines mechanischen Vorgangs. Dieser Thon nämlich muss früher, vor Ablagerung der Mergelschichte, die Grundlage für die Salzkrystalle gebildet haben, so dass sie ihre Gestalt in denselben eindrücken konnten. Später, nachdem die Krystalle, etwa durch Auflösung im süssen Wasser wieder hinweggeräumt waren, wurden die Höhlungen von den sich ablagernden Massen der Mergelschichte wieder ausgefüllt, und ebendadurch die Gestalten für immer erhalten. Die Salzkrystalle selbst konnten wohl auf keinem andern Wege, als dem der Ausscheidung aus einer verdampfenden und gesättigten Solution, auf diese Thonschichte ausgestreut worden seyn. Gegen eine Transpor-

tation spricht die vollkommene Conservirung aufs bestimmteste. Die scharfen, nicht im mindesten abgerundeten Kanten und Ecken zeigen deutlich, dass die Krystalle hier, wo wir sie finden, auch ihren Ursprung genommen haben. Auffallend ist die beträchtliche Verschiedenheit in der Grösse der Krystalle. Nach den Erfahrungen in unseren Salinen bilden sich bei langsamer Verdampfung, wie solche in der sogenannten Dampfpfanne vor sich geht, ebenfalls nur würfelförmige Krystalle, die aber die Grösse einer Cubiklinie wohl selten übertreffen; in der Siedpfanne dagegen, wo die Abdampfung rascher vor sich geht, erhält man nur feine Körner, die zum Theil zu der bekannten trichterförmigen Gestalt zusammenwachsen. Die Verdampfung, die nach Obigem in der Periode der bunten Mergel in grossartigem Maasstab erfolgte, kann hienach nur langsam vor sich gegangen seyn, so dass die erstgebildeten Krystalle Zeit hatten, um zu der Grösse anzuwachsen, die wir jetzt an ihnen wahrnehmen, während dann die letztgebildeten Krystalle wohl noch in der Grösse sind, wie sie, durch ihre Last niedergedrückt, zu Boden sanken, und welche auch mit den in den Salinen produzirten ganz übereinstimmt.

Wir sehen hieraus, dass das Auftreten des Salzes in den Pseudokrystallen ein ganz anderes ist, als das der eigentlichen in der Trias verbreiteten Salzmassen, die aller Wahrscheinlichkeit nach durch plutonische Gewalt, von unten herauf, in Schlammform, zwischen die Schichten des Gebirges eingedrungen sind. Diese Eruptionen hatten auch zu der Bildungszeit unserer Pseudokrystalle bereits ein Ende genommen. Denn die letzte grossartige Salzablagerung findet man in der tieferliegenden Lettenkohlengruppe in Lothringen und England. Die Bildung jener Krystalle deutet vielmehr durch die Art ihrer Entstehung auf den bereits eingetretenen Zustand der Ruhe, der nunmehr auch in der regelmässigen Schichtung der Schilfsandsteine ausgesprochen ist. So haben wir also die Salzkrystalle, welche aus der Hand Neptuns auf das weite Thonfeld des oberen Keupers ausgesät wurden, als das Friedenszeichen einer ruhigeren Zeit zu begrüssen.

4. Die Thone des unteren Lias.

(Nach Quenstedt Lias β oder Turnerithone.)

Von Stadtvicar Fraas in Balingen.

(Mit 1 Profil auf Taf. III.)

Ueber den schwarzblauen Bänken, in denen die *Ammoniten* aus der Familie der *Arieten* in so grosser Menge sich vorfinden (daher ihr Name: *Arieten*-Bänke) stehen die oftmals gegen 100 Fuss mächtigen Thone an, welche erst wieder mit den lichtgrauen Kalkmergeln der Numismalenschichte (von ihrer Leitmuschel der *Terebratula numismalis* so genannt) scharf abgränzen. Diese Thone, die ausserordentlich leicht verwittern und zerbröckeln, finden wir fast überall theilweise aufgeschlossen. Sie jedoch in ihrer Schichtenfolge genau zu beobachten, dazu wird wohl nirgends die Gelegenheit so dargeboten seyn, als in der Umgebung von Balingen gegen Schöneberg, Erzingen, Geisslingen hin. Die genannten Plätze zeichnen sich besonders auch durch reiche Petrefakten-Lager aus, nach welchen sich die einzelnen Theile um so leichter vergleichen und sondern lassen. Diese Plätze liegen auch der gegenwärtigen Abhandlung zu Grunde.

Unterscheiden sich in den Thonen selbst schon verschiedene Schichten durch ihre specifische Beschaffenheit und die Art und Weise ihrer Verwitterung, so trennen sich dieselben vollends ganz bestimmt durch ihre organischen Einschlüsse, indem die Petrefacten der untern Schichten sich niemals in den obern finden

durchaus der Fortschritt, die Aneignung von Neuem, die Durchbildung des Aelteren für das Bedürfniß und den Geschmack einer spätern Zeit; Veränderungen, die früher mit mehr schonender Hand, zuletzt aber streng und durchgreifend waren vorgenommen worden. Davon unterscheidet sich nun aber das gegenwärtige Bedürfniß allgemein dadurch, daß es nicht einen Fortschritt, sondern eine Rückkehr fordert, daß es die alten Lieder, die in einer rücksichtslosen Zwischenzeit entweder ganz verstoßen oder bis zur Umwandlung erneut worden wären, die vermißten zum vorigen Gebrauche, die entstellten in ächter Gestalt zurücksehnt. Auch in musikalischer Hinsicht nehmen wir das Streben nach den ältern Vorbildern und ernsthaft einfacheren Tonarten früherer Jahrhunderte oder doch das Verlangen nach Herstellung jüngerer Melodien und Sätze nach den Regeln jener werthgehaltenen Vergangenheit wahr. Denn für das Gute, Aechte, Alte, wird geklagt, habe man dem Volk mit dem Neuen etwas Schlimmes, Untüchtiges oder doch minder Brauchbares und weniger Erbauliches gegeben, und es spreche nur sein theures Eigenthum an, wenn es nach den alten Büchern und ehrwürdigen Tönen lechze.

Ob man jedoch mit dieser Rückkehr zum Alten nicht im Grund einen Rückschritt in die Fesseln dogmatischer Engherzigkeit und poetischen Ungeschmacks fordere, ist eine Frage, die um desto näher liegt, als nicht geleugnet werden kann, daß am lautesten hierüber und nicht ohne Heftigkeit das Wort vornämlich von derjenigen Seite her geführt wird, auf welcher die freie Durchbildung christlicher Gedanken und die vom buchstäblichen Sinn abweichende Schriftauslegung eifrigst bestritten, ja nicht selten verleumdet und verfolgt zu werden pflegt. Aber welcher Unbefangene wollte zugleich verkennen, daß abgesehen von der Einseitigkeit, worin sich Ansicht und Sitte hier bewegt, und trotz der in einzelnen Fällen damit verbundenen Hoffahrt, Unwahrheit und Herrschsucht, doch auf Seiten des Pietismus vorherrschend ein größerer Ernst in christlichen Dingen, ein wärmeres Gefühl für göttliche Wahrheit und eine, wenn auch minder klare und mehr bildliche, doch tiefere Auffassung und innigere Aneignung des kirchlichen Bekenntnisses als anderwärts gefunden wird. Von der andern Seite sind jedoch unter denen, welche eine Gesangbuchsreform wünschen und vorbereiten, auch Solche, die man weit entfernt ist, unter die Engherzigen im Glauben und die Schroffen im Bekenntniß zu rechnen, und von welchen,

oder umgekehrt. Den Anhaltspunkt, von dem aus man sich stets über die beiden Hauptabtheilungen der Schichte orientirt, ist eine ½ bis 1½ Fuss dicke Kalkbank, welche überall regelmässig auftritt. In ihr wiederholt sich der Typus der Arietenbänke, (cf. unten) so dass man sich fast versucht fühlt, die unter dieser Bank liegenden Thone und die Bank selbst zu den Arietenschichten zu zählen und erst über derselben eine neue Abtheilung des untern Lias beginnen zu lassen. Bedenkt man jedoch, wie bereits in den genannten Thonen der Schwefelkies auftritt, der in den Arientenbänken noch kein Petrefakt ergreift, so wird diese Erscheinung, welche stets die Schichten im Lias-Gebiet scharf bestimmt, auch hier entscheiden und uns berechtigen, die Thonschichten über den Arietenbänken bis zu den Kalken der *Terebr. numismalis* als Ein zusammengehörendes Ganzes zu betrachten.

Dieses Ganze wird durch die obengenannte Kalkbank in zwei Hauptabtheilungen geschieden, von denen die eine unter, die andere über der Bank liegt. Die Thone unter derselben erreichen eine Mächtigkeit von 60 — 80 Fuss. Auf den Arietenschichten auflagernd, sind sie sich bis zur Kalkbank vollkommen gleich, ohne irgend eine Abwechslung. Den Thonen dieser Abtheilung scheint ein grösseres Quantum Bittererde beigemischt zu seyn, denn sie verwittern weniger zu weichem, plastischem Thon, als sie vielmehr zu kleinen Bruchstücken zerbröckeln, die von Wasser und Regen leicht fortgeführt werden, so dass man diese Schichte fast überall offen findet, meist in grossen Halden an Bergabhängen, wo nun die kleinen Lettentheile beständig herabrutschen. Schwefelkies-Adern und Knollen, hie und da auch Nagelkalkzüge durchziehen das Ganze. Die Auflösung des Schwefelkieses, der von den Atmosphärilien zuerst angegriffen wird, beschleunigt die Verwitterung des Zunächstliegenden und gibt solchen Stellen ein gelbbraunes Aeussere. Ueberhaupt sind diese Schwefelkies-Adern, Knollen und Kugeln, sowie Brauneisenstein-Geoden von ausserordentlicher Härte, für die Kenntniss der Schichten sehr bezeichnend, indem sie fast die einzigen Vorkommnisse sind ausser den sparsam vertheilten Petrefakten. Vergebens sucht man in den mächtigen Thonhalden, nur 2 Petrefakten findet man: *Ammon. Turneri* und *Bel. brevis.* Nach *Quenstedt*, Flötzg. pag. 541

soll sich *A. capricornus* und *armatus* auch hier finden, um Balingen findet er sich blos über der Kalkbank mit *A. oxynotus* und *raricostatus*. Der *Ammon. Turneri Sowerb.* selbst, zur Familie der Arieten gehörig, findet sich nie vollkommen schön erhalten, stets durch Schwefelkies entstellt und oft in unförmliche Knollen verwandelt. Am Fuss des Galgenberges bei Balingen finden sich von diesen *Ammoniten* die äussern Umgänge verkalkt, so gross wie die der gewöhnlichen Arieten und mit schönen Loben geziert, ein Beweis, dass, wie wir es in der Region des Schwefelkieses überall finden, nur der innere Theil des Thiers von Schwefelkies ergriffen wird, während die äussern Umgänge verkalken. So scheint auch *A. Turneri* den andern Arieten nicht an Grösse nachgestanden zu haben und uns ist nur der innere, kleinere Theil, der verkieste, erhalten. — Viel häufiger als der genannte Ammonit ist *Belemn brevis*, stets dick mit Thon überwachsen. Er lässt sich niemals so reinigen, wie es z. B. bei den Paxillosen- und Amalthеen-Schichten der Fall ist, denn die Beschaffenheit der Thone scheint den Knochen angegriffen zu haben, so dass die äussern Theile zerstört und nun mit Schlamm ersetzt sind. — Von andern Thieren finden sich nicht einmal Fragmente in dieser mächtigen Schichte; alles ist ausgestorben, bis auf der darauf folgenden Kalkbank sich neues Leben zeigt.

Diese einen halben bis anderthalb Fuss mächtige Bank von blauschwarzer oder — wo sie der Luft lange ausgesetzt ist — gelbgrauer Farbe, ist überall zu treffen und so der sicherste Anhaltspunkt, zum Zeichen, dass wir die leeren Turneri-Schichten verlassen haben. Ueberall ist sie auch leicht kenntlich durch ihre Vorkommnisse. Von derselben Beschaffenheit, wie die Arietenbänke, enthält sie auch einen ausgezeichneten Arieten, der zwar nicht häufig, aber doch hin und wieder sich findet, *A. Brookii Swby*. Mit *A. Buklandi* findet er sich in unserer Gegend nicht, dieser Kalkbank ist er allein eigen. Sein schnelles Anwachsen charakterisirt ihn besonders und der stark hervorspringende Siphonalkiel, so dass die beiden Seitenfurchen verschwinden, und zum Theil die Rippen. Vollkommen rippenlose Varietäten liefert der Galgenberg. Neben diesen *Cephalopoden* ist die Zahl der

zweischaligen Muscheln um so grösser, welche, Nester und Bänke bildend, an manchen Orten das Gestein ganz erfüllen. Vor allen zeichnet sich das Geschlecht der *Pholadomya* aus, wesshalb man auch die Kalkbank mit Recht *Pholadomyen*-Bank nennen würde. *Pholad. ambigua* findet sich hier allein schön und vollkommen: die gestreifte Varietät ist die häufigste, die selbst wieder hinsichtlich der Dicke und Grösse mannigfachen Veränderungen unterliegt. Die glatte Varietät, die *Zieten Unio liasinus* nennt, findet sich oft colossal am Galgenberg — beide bald geschlossen, bald klaffend und offen im Gestein liegend. Seltener ist das Geschlecht der *Thalassiten*, unter ihnen wiederholen sich die Vorkommnisse der untersten Liasbänke, auch *Corbula cardioides* findet sich noch. — Unter den *Terebrateln* zeichnet sich besonders die Familie der *Cincten* aus; hier lassen sich alle ihre Uebergänge und Nüancen sammeln. Nehmen wir als Normalform diejenige *Cincte*, welche fast rund und sehr flach der *T. numismalis* am ähnlichsten ist — wobei jedoch immer der Unterschied der Stirnausbuchtung zu beachten ist — so variiren die vorkommenden *Cincten* auf dreierlei Weise: 1) die Muschel wird dick und bombirt, wobei zugleich die Pentagonalform am deutlichsten hervortritt. Je dicker und stärker die Muschel ist, desto tiefer und grösser wird auch die Buchtung der Stirn (ächte *Ter. vicinalis Schl.*) Hieher würde auch die *T. digona* gehören, wobei die Buchtung so stark wird, dass sich 2 Hörner auf der Stirn erheben, wenn nicht die *digona* blos dem mittlern Lias angehörte. Verkalkt findet sie sich hier gar nie. 2) die Muschel wird länglich, die Einbuchtung grösser, die beiden dieselbe bildenden Falten stärker, so dass wir die *T. biplicata* des braunen, oder die *T. insignis* des weissen Jura vor uns zu haben meinen (Varietät: *vicinalis biplicata*). 3) die Einbuchtung wird schwach, ja verschwindet an einzelnen Exemplaren ganz. Hiebei ist die Muschel bald mehr länglich, bald rund (*T. lagenalis Schl.*). Alle diese Varietäten lassen sich hier leicht sammeln und dienen dazu, die Uebergänge neben einander zu stellen. Auch eine *Pugnacee* findet sich, die *T. triplicata Phil.*, als Vorläuferin der *T. rimosa*, ist aber nicht so fein gerippt, wie jene und hat oft nur Eine Falte in der Bucht. *Spirifer Walcotti*, in der Grösse

einer Haselnuss, fehlt ebenfalls nicht. Ueberhaupt wiederholen sich — was die weitern Vorkommnisse betrifft, fast alle Muscheln der Arietenbänke: die vierseitige *Pinna Hartmanni Ziet.* meist nur *en miniature*, *Monotis inaequivalvis Sowby.*, *Pecten glaber* und *tectorius*, *Plagiostoma duplicata* und *giganteum*, sogar auch *Trochus anglicus*.

Hat so die *Pholadomyen*-Bank den ganzen Reichthum der Arietenkalke wieder kurz uns vor Augen gestellt, so eröffnet sich in der darüber liegenden Schichte von circa 20 Fuss ein neuer Reichthum der zierlichsten Petrefakten. Die Beschaffenheit der Thone schon ist eine andere, die vielen Kiesknollen und Brauneisensteingeoden fehlen, die Thone sind fetter und verwittern leichter, bis darüber die helleren Kalke der *T. numismalis* auftreten. Diese, 20 Fuss unter den Numismalen, sind der eigentliche Fundort für die schönsten und zum Theil seltensten Petrefakte, doch sind auch diese sich nicht überall gleich und die Vorkommnisse sind regelmässig in verschiedenen Schichten vertheilt. Wiederum trennt eine Kalkbank, die jedoch — verschieden von der darüber liegenden *Pholadomyen*-Bank — leer ist und aus gröberer Masse als jene besteht, zwei Abtheilungen ab. Ueberall, wo die Ablagerung nicht gestört und der Abhang wo möglich steil ist, trifft man diese Kalkbank, z. B. am Eyachriss bei Balingen, am kleinen Heuberg, bei Erzingen, Schöneberg; hier trennt diese neue Kalkbank zwei scharf unterschiedene Schichten: die *Oxynotus*- und *Raricostatus*-Schichte.

Oxynotus-Schichte nenne ich nämlich eben jene Thone zwischen der *Pholadomyen*-Bank und der leeren Kalkbank, weil hier *A. oxynotus* am häufigsten sich findet und untrügliche Leitmuschel ist. Nur wo das Gebirge, wie am Eyachriss vertikal in der Tiefe ansteht, nicht wie gewöhnlich blos in der Breite, lassen sich die Lagerungsverhältnisse genau beobachten. Dieselben sind folgende: Während 3—5 Fuss über der *Pholadomyen*-Bank die Thone vollkommen leer sind, wie unter derselben, stösst man nun auf eine zolldicke, mit der Kalkbank parallel laufende Petrefaktenbank, die fast aus nichts besteht, als aus den zerdrückten Schalen von Bivalven, Belemniten und Ammoniten; eine Bank, welche jedoch nur selten Vollständiges liefert. Allein bis zu

einer Spanne über derselben ist hier der eigentliche Fundort für *A. capricornus, bifer*, worauf die Bank der *Oxynoten* lagert, die übrigens selbst hinwiederum höchstens 2 Zoll dick ist. In den übrigen 5 — 6 Fussen sind die Erfunde von *A. oxynotus* und *Nucula ovalis* zerstreut, worauf die leere Kalkbank folgt. Die drei genannten Unterabtheilungen, wenn gleich von so geringer Mächtigkeit, trennen sich doch vollkommen scharf und bestimmt von einander, unter den *A. bifer* geht z. B. *A. oxynotus* nie hinab und über der *Oxynoten*-Bank findet sich nie ein *bifer* oder *capricornus* wieder. Sondern wie die einzelnen Petrefakte, so ist das wichtigste unstreitig *A. oxynotus*, wegen der Häufigkeit seines Vorkommens und wegen seiner Varietäten. Die Normalform dieses nach seinen Loben ausgezeichneten *Amaltheen* ist der eigentlich scharfrückige *Ammonit*, der sehr flach, mit schwacher Rippenandeutung, schnell anwächst, aber stets die innern Umgänge, 4 — 5 an der Zahl, sichtbar lässt. Diese Normalform erreicht auch allein eine beträchtliche Grösse; am Eyachriss sind Exemplare von 1 Zoll und darüber gewöhnlich, das grösste Exemplar, das ich fand, hat 2 Zoll 3 Linien im Durchmesser. Auch bei diesen *Ammoniten* wiederholt sich, was von allen verkiesten gesagt werden kann, dass uns nur die innern Theile des Thiers erhalten sind, das viel grösser war. Denn deckt man vorsichtig die Schichten ab und trifft man grössere Exemplare, so ist nur das Innere derselben erhalten, während da, wo der Schwefelkies aufhört, in der Schieferplatte der Abdruck des ganzen Thieres sich zeigt, der oft Tellergrösse erreicht. Beim ersten Anblick meint man den *Ammoniten* vollkommen zu besitzen, wird aber enttäuscht, denn der Abdruck zerbröckelt bei der Berührung sogleich. Bei solchen Exemplaren kann man auch die Mundöffnung oft vollkommen erhalten sehen, man trifft aber niemals ein Ohr und sieht nur das Ende mässig ausgeschweift. Die Varietät, die dieser Urform am nächsten kommt, ist diejenige, welche die Rippen stärker werden lässt, so dass sich dieser Einfluss auch auf den Rücken des *Ammoniten* erstreckt. Die Seiten werden faltig, der Rücken bei aller Scharfkantigkeit gezähnt und der *Ammonit* bekommt ein Aussehen wie das der *Denticulaten* des untern weissen Jura (denticulirte Varietät). Eine dritte

Varietät ist diejenige, welche, den Namen *oxynotus* gar nicht verdienend, dick und gerundet wird, dass der scharfe Kiel meist nur höchst undeutlich wird, ja sogar da und dort vollkommen verschwindet. Wie der Kiel, so werden auch die Rippen undeutlich, nur schwache Falten beobachtet man noch. Da diese Varietät die Grösse eines halben Guldenstückes fast niemals überschreitet, während der eigentliche *oxynotus* fast 6mal so gross wird, so könnte man im Zweifel seyn, diesen rundrückigen eine Varietät zu nennen und nicht vielmehr die junge Brut, aber eben diese *Oxynoten* sind einer vierten Varietät unterworfen mit geschnürten Rücken, eine Varietät, welche die Grösse eines Guldenstücks und darüber erreicht. Die Rippen sind verschieden, bald stark, bald schwach, hören aber auf, ehe sie zum Rücken gelangen, der zuweilen regelmässig, meist aber unregelmässig durch tiefe Furchen eingeschnürt ist. Wie sich überhaupt innerhalb einer Familie die Uebergänge der einen Species in die andere nachweisen lassen, so liegt in dem vorliegenden Fall nichts mehr zu Tag als der Uebergang des *oxynotus* zum *ibex* — gleichfalls ein bestimmter *Amalthee*. So könnte man als Regel aufstellen, dass wenn der dicke *Oxynot* mit dem runden Rücken grösser wird, er nicht scharf wird, sondern breitrückig bleibt, aber sich schnürt (*ibex*-Varietät). Die jüngern *ibex* aus der Numismalenschichte zeigen dieselbe Erscheinung: es ist nichts leichter, als diese *ibex*-Brut, welche fast gar nicht geschnürt ist, mit der *Oxynoten*-Brut zu verwechseln und die Schnürungen erscheinen so nicht als angeboren, sondern erst als geworden.

Neben den *Oxynoten* repräsentirt unsere Schichte auch die Familie der *Capricorner*. Der wahre *A. capricornus* mit den breiten Rippen auf dem Rücken (dessen wahre Heimath Boll und die Umgebung ist) ist sehr selten. Viel häufiger ist die Varietät mit den schmälern Rippen. Misslich bleibt hier immer der Umstand, dass der Schwefelkies meist der Muschel geschadet hat. Die innern Umgänge sind zuweilen zerstört, die äussern verunstaltet, so dass ein schöner *A. capricornus* zu grossen Seltenheiten unserer Gegend gehört. Viel häufiger ist *A. bifer*, die Varietät des *capricornus*, wobei die Rippen auf beiden Seiten je mit 2 Stacheln besetzt sind. Auch die Uebergänge vom *capri-*

cornus zum *bifer* lassen sich in verschiedenen Exemplaren ausgezeichnet nachweisen. Die breiten Rippen des *A. capricornus* werden anfangs nur schmäler, dann schärfer und nach vorne geneigt, bis sich Dornen darauf erheben. Merkwürdig ist *A. bifer* fast immer vollkommen erhalten, was in andern Gegenden nicht der Fall zu seyn scheint und Exemplare von Zollgrösse sind nicht selten. —

Weitere *Ammoniten* gibt es in diesem Bereich nicht. Aber von *Bivalven* zahllose Menge, besonders in der untersten Breccie. *Terebr. triplicata* und *lagenalis* eine Menge, aber gewöhnlich zerdrückt. *Monotis inaequivalvis* lässt sich aus den weichen Thonen prächtig herausarbeiten und erreicht eine Grösse von 3 Linien bis zu 1 Zoll. *Plagiostoma duplicatum* ist gewöhnlich nur einige Linien gross. *Nucula ovalis* findet sich verkiest, aber gewöhnlich durch Schwefelkies verdorben, *Gryphaea cymbium*, jedoch selten schön erhalten, in Menge endlich eine kleine Auster in der Grösse von 2—4 Linien, welche an die *Ostrea irregularis* der untern Liasbänke erinnert. *Pentacrinites scalaris* tritt hier zuerst auf und *Pecten glaber*, *textorius*, sowie *Bel. brevis* finden sich immer noch.

Hat man einmal diese Lagerungs-Verhältnisse genau erforscht, so hat man sich bald auch orientirt in den noch darüber liegenden 10 Fuss mächtigen Thonen, nachdem man zuvor eine leere Kalkmergelbank, die wie ein schmales Band die *Oxynotus*-Schichte von der höhern trennt, passirt hat. Es wiederholen sich nunmehr ähnliche Lagerungen wie früher: zunächst über der Kalkbank sind die Thone wieder leer; erst einige Fuss höher und von da hinauf bis unmittelbar unter die Numismalenbänke sind sie erfüllt mit neuem Reichthum: *A. raricostatus*, *natrix*, *armatus* sind die Bewohner der Schichte. Die Einschlüsse sind uns aber merkwürdiger Weise auf zweierlei Art erhalten und zwar so, dass wo die eine Art und Weise stattfindet, die andere fehlt; die Muscheln sind nämlich entweder verkiest, frei in den Thonen liegend, oder in Geoden eingeschlossen. Wo die Geoden vorherrschen, findet sich fast kein Stück verkiest und wo verkieste Muscheln — sind Geoden selten. Beides lässt sich genau bei Balingen beobachten: vom Eyachriss, von Schöneberg z. B.

erhalten wir Geoden, während der Galgenberg, die Eyach bei Frommern Verkiestes liefert. Beide Arten ergänzen sich gegenseitig, denn der Schwefelkies erhält uns das Innere des *Ammoniten*, die Geoden die Stücke in ihrer ganzen Grösse.

Der häufigste *Ammonit* dieser Abtheilung ist wieder ein *Ariet*, der *A. raricostatus*, der jüngste in der Juraformation aus dieser Familie, ein Beweis wie dieselbe besonders zur Leitmuschel des untern Lias geeignet ist. Die verkiesten Stücke finden sich nie über der Grösse eines Guldenstücks, aber sind um so zierlicher und zeigen die Loben. Die Geodenstücke dagegen erreichen die Grösse von 3 Zoll und darüber. Bei solchen grossen Exemplaren verschwinden die Rippen fast ganz und die äussern Umgänge gleichen denen des *psilonotus*. Seltener schon ist *A. natrix*. Verkieste Exemplare liefert besonders der Galgenberg und zwar die Varietät des *natrix rotundus* (mit runder Mundöffnung). Zur Familie der *Capricorner* gehörig, unterscheidet sich *natrix* vom *bifer* durch den einzigen Stachel, der auf den Rippen sitzt, ehe sie über den Rücken laufen und auf demselben verschwinden, so dass er glatt ist. Schöneberg liefert ihn in Geoden, welche den *Ammoniten* so gross werden lassen, wie *A. raricostatus*. Gewöhnlich ist auch die Schale mit erhalten, an welcher die feinsten Querstreifen sichtbar sind. — Der dritte *Ammonit*, gleichfalls *Capricorner*, ist *A. armatus*, bisher blos an der Scheichern bei Schönberg gefunden. Von *A. natrix* unterscheidet er sich, dass die Mundöffnung viel höher ist, die Rippen viel breiter auseinander liegen und statt der Knoten starke Stacheln sich erheben (an 3 Zoll langen Stücken sind die Stacheln 2 Linien lang). Neben diesen 3 *Ammoniten* finden wir noch: *Pentacr. scalaris*, theils in Geoden gebacken, theils frei liegend. Die *Bivalven* sind ganz verschwunden.

Ebendamit scheiden wir von den Thonen des untern Lias; denn die hellern *Numismaten*-Bänke verrathen eine neue Natur-Ordnung und mit ihnen beginnt der mittlere Lias. Sehen wir noch einmal zurück, so sind unsere 3 Abtheilungen, je durch eine Kalkbank von der andern getrennt, zu bestimmt, als dass sie zusammengeworfen werden sollten. Besonders fällt der Name *Turneri*-Thone (s. *Quenstedt* Flötzg.) für das Ganze auf, denn eben

der *A. Turneri* ist der seltenste *Ammonit* unter den genannten und findet sich stets nur unter der *Pholadomyen*-Bank. Für die betreffende Schichte gelte der Name immerhin! Die beiden obern Abtheilungen aber nenne man nach den Leitmuscheln *Oxynoten*-Schichte und *Raricostaten*-Schichte! Warum verwechseln, was die Natur so scharf getrennt hat? Beobachtungen an anderen Orten unseres Jura werden gewiss zu den gleichen Resultaten führen, so dass das Gesagte — im Allgemeinen wenigstens — wohl auch allgemein gültig seyn dürfte.

5. Systematisches Verzeichniss der Vögel Württembergs.

Von Christian Ludwig Landbeck.

Zur Bezeichnung der besonderen Verhältnisse, unter welchen die Vögel vorkommen, dienen folgende Zeichen:

B. Brutvögel, d. h. solche, welche in Württemberg sich fortpflanzen.

St. Standvögel, welche ihre Heimath niemals verlassen.

Str. Streichvögel, welche zwar nicht auswandern, aber in grössern Kreisen um ihre Brutörter umherziehen, um Nahrung zu suchen.

Z. Zugvögel, welche regelmässig auswandern, um einen Theil des Jahres in einer weit entlegenen Gegend zuzubringen; aber mit der nähern Bezeichnung.

Z.S. Sommerzugvögel, welche im Sommer hier brüten, im Herbst auswandern und im Frühling wieder kommen.

Z.W. Winterzugvögel, welche im Sommer nördlicher gelegene Gegenden bewohnen und den Winter bei uns zubringen.

I. Irrende, welche in ungemessenen Zeiträumen, einzeln oder in mehrfacher Anzahl theils aus nördlichen theils aus südlichen Gegenden zu uns kommen, gewöhnlich in Folge besonderer athmosphärischer Verhältnisse oder anderer ausserordentlicher Naturereignisse.

außer Schleiermachers unsterblichem Namen, nur noch zwei, eben so wissenschaftlich wie kirchlich hochgestellte Männer, der Hofprediger und Oberconsistorialrath Dr. Theremin in Berlin und der evangelische Bischof und General-Superintendent der Provinz Pommern, Dr. Ritschl, welche mit jenem an der Sammlung des neuen Berliner Gesangbuchs gearbeitet haben, bezeichnet werden dürfen, um bei Manchem, welcher geneigt wäre, Verdacht zu schöpfen, ein besseres Vorurtheil zu erwecken. Ueberhaupt war die Veranstaltung dieses Buchs von einem Beschluß der im Jahr 1817 in Berlin versammelten Kreis-Synode ausgegangen, so wie die weitere Verbreitung des von dem Presbyterium der unirten Gemeinde Unterbarmen veranstalteten durch die Provinzialsynoden von Jülich, Cleve und Berg und für die Rheinlande beschlossen; ebenso der Entwurf des Badenschen Gesangbuches im Jahr 1834 zu Karlsruhe von der aus Geistlichen und Nichtgeistlichen zusammengesetzten evangelischen Generalsynode bewilligt, der eines allgemeinen Gesangbuches für die lutherischen Gemeinden in Rußland nicht nur von dem dortigen General-Consistorium angeordnet, sondern auf Provinzialsynoden berathen, und so Bedürfniß wie Unternehmen als ein zeit- und zweckgemäßes allenthalben öffentlich anerkannt und gerechtfertigt worden. Diese Rechtfertigung darf sodann aber auch nicht bloß als von dem höheren Kreise der Gesellschaft ertheilt, von dem geistig fortgeschritteneren Theil der Gemeinden zugestanden, angesehen werden; denn sie wird aus der Mitte des Volkes in Stadt und Land zur Genüge bestätigt, wenn Männer, die im Herzen des Volkes lesen und aus dem Schoße ihrer Gemeinden heraus Zeugniß geben, wie ein Rambach und Knapp, dasselbe Verlangen aussprechen und denselben Eifer bethätigen. So ist mithin kein Grund vorhanden, warum nicht mit eben so viel Vertrauen als Vorsicht das genannte Bedürfniß wahrgenommen werden sollte. Die sicheren Kriterien der Prüfung gibt uns aber nur eine klare Ansicht von dem Wesen des Kirchenliedes und von seiner Stellung im Gottesdienste als kirchlicher Gesang an die Hand. Hierüber mögen folgende Andeutungen im Wesentlichen genügen.

Die Frömmigkeit, wie das Christenthum sie darbietet und fordert, ist Anbetung im Geist und in der Wahrheit, Leben der Seele für, mit und in ihrem Gott. Im ruhenden Zustand ist sie Andacht, Gefühl der Gottesnähe, schmerzlich im Bewußtseyn des durch die

Diese angegebenen Verhältnisse sind übrigens nicht so constant, dass nicht oftmals Abweichungen von der Regel vorkämen, vielmehr können besondere Witterungsverhältnisse bewirken, dass ein Standvogel zum Streichvogel, dieser zum Zugvogel wird und umgekehrt, und dass einzelne verirrte Paare bei uns als Brutvögel erscheinen. So bleiben z. B. in gelinden Wintern die Zugvögel *Motacilla alba, Sylvia rubecula, Accentor modularis, Sylvia tithys, Alauda arvensis* nicht selten hier, während sie in kältern Wintern stets auswandern, so brütete der Bienenfresser, *(Merops apiaster)* der eine höchst seltene Erscheinung ist, ebenfalls schon in Württemberg, aber es kann dieser Fall in 100 Jahren vielleicht nur einmal vorkommen. Ich werde desswegen meine Bezeichnungen nur für die regelmässig wiederkehrenden Verhältnisse anwenden.

I. Rapaces. Raubvögel.

I. 1. *Cathartes percnopterus Temm.* Schmutziger Aasgeier. I. Zeigt sich höchst selten als Verirrter aus der südlichen Schweiz in Oberschwaben.

II. 1. *Vultur fulvus Briss.* Brauner Geyer. I. Erscheint zuweilen in Gesellschaft des grauen Geyers, gewöhnlich in grösserer Anzahl, in Oberschwaben an der Schussen, Argen etc.

2. *Vultur cinereus Aldr.* Grauer Geyer. I.

III. 1. *Gypaëtos barbatus Storr.* Lämmergeyer. I. Wurde bei Mergentheim erlegt und am Bodensee bemerkt, ist jedoch höchst selten.

IV. 1. *Falco albicilla Linn.* Weissschwänziger Seeadler. I. Kömmt fast alle Winter die Donau und den Rhein herauf in die Bodenseegegend, und wurde auch in andern Landestheilen schon öfters erlegt.

2. *Falco leucocephalus Briss.* Weissköpfiger Seeadler. I. Wurde bis jetzt erst ein einzigesmal erlegt.

3. *Falco fulvus Linn.* Steinadler. I. In strengen Wintern kömmt er aus der Schweiz und Tyrol nicht selten nach Württemberg.

4. *Falco imperialis Temm.* Königsadler. I. Sehr selten, wahrscheinlich das Donauthal heraufkommend.

5. *Falco naevius Linn.* Schreiadler. B. und I. Selten, brütet aber zuweilen bei uns.

6. *Falco pennatus Gm. Linn.* Zwergadler. I. Höchst selten als verirrter Wanderer.

7. *Falco leucopsis Bechst.* Schlangenadler. I. Selten, brütet aber vielleicht hier.

8. *Falco haliaetus L. S.* Fischadler. B. Am Neckar, der Donau und einigen andern Flüssen, jedoch nicht gemein.

9. *Falco lagopus Br.* Rauchfüssiger Bussard. Z.W. Im Winter vom Oktober bis März fast überall gemein.

10. *Falco buteo L. S.* Mäusebussard. B. Str. Der gemeinste Raubvogel Württembergs; zuweilen erscheint im Winter eine kleinere, mehr oder weniger weisse Varietät desselben.

11. *Falco apivorus L. S.* Wespenbussard. B. Z.S. Brütet in mehreren Gegenden, zumal da, wo es viele Reptilien, besonders Eidechsen gibt, die seine Lieblingsnahrung sind.

12. *Falco milvus L. S.* Gabelweihe. B. Z.S. Ueberall als Hühner- oder Gabelweih bekannt, vom Februar oder März bis November.

13. *Falco ater Gm. L.* Schwarzer Milan. B. Z.S. Seltener und nur in wasserreichen Gegenden, besonders in Oberschwaben.

14. *Falco tinnunculus L. S.* Thurmfalke. B. Z.S. Einer der gemeinsten Raubvögel; durch Vertilgung vieler Mäuse sehr nützlich. Vom März bis Nov., bleibt oft auch ganz über Winter hier.

15. *Falco cenchris Naum.* Kleiner Thurmfalke. B.? I. Selten, brütet aber vielleicht in Württemberg.

16. *Falco rufipes Bechst.* Rothfüssiger Falke. I. Sehr selten, besonders im Donauthal auf dem Zuge, wurde bei Ehingen, Ulm etc. öfters erlegt.

17. *Falco aesalon Linn.* Zwergfalke. Z.W. Ziemlich selten, doch wird er in jedem Winter erlegt, z. B. bei Stuttgart, Ludwigsburg etc.

18. *Falco subbuteo L. S.* Lerchenfalke. B. Z.S. In ebenen, mit Feldhölzchen unterbrochenen Gegenden nicht selten; wo er mit den Feldlerchen ankommt und wieder wegzieht.

19. *Falco peregrinus Briss.* Wanderfalke. B.? Z.W. Soll auf dem Schwarzwald und der Alp brüten, kommt aber im Winter einzeln fast überall vor, und wird gewöhnlich beim Uhu erlegt.

20. *Falco laniarius Linn.* Würgfalke. I. Sehr selten von Osten das Donauthal heraufkommend. Wird gewöhnlich mit dem vorigen verwechselt, dem er im Jugendkleide ähnlich ist.

21. *Falco candicans Gm. L.* Jagdfalke. I. Sehr selten auf den Burgen des Högäus, Hohentwiel etc., doch auch auf der Alb und dem Schwarzwald; gewöhnlich im Winter.

22. *Falco palumbarius L. S.* Habicht. B. Ein gemeiner und in jeder Beziehung sehr schädlicher Raubvogel.

23. *Falco nisus L. S.* Sperber. B. St. u. Str. Noch gemeiner als der vorige und ebenso schädlich.

24. *Falco rufus L.* Rohrweihe. B. Z.S. Am Feder- und einigen andern Seen Oberschwabens, zumal am Bodensee ziemlich gemein, als „Möventeufel" bekannt.

25. *Falco cineraceus Montagn.* Wiesenweihe. B. Z.S. In Oberschwaben brütend, öfters aber auf der Wanderung, zumal im Donauthal.

26. *Falco cyaneus L. S.* Kornweihe. B. Z.S. Seltener als die vorige in ebenen getraidereichen Gegenden.

V. 1. *Strix nyctea Linn.* Schneeeule. I. Z.W. Sehr selten im Winter; wurde einmal erlegt.

2. *Strix nisoira Mey.* Sperbereule. I. Z.W. Höchstselten.

3. *Strix acadica Temm.* Zwergkauz. B. Z.S. Selten auf dem südlichen Schwarzwald; brütet aber regelmässig daselbst.

4. *Strix noctua Retz.* Steinkauz. B. St. In vielen, besonders bergigen, obstbaumreichen Gegenden, z. B. Steinlachthal, ziemlich häufig.

5. *Strix dasypus Bechst.* Rauchfüssiger. Kauz B. St. Selten, auf dem Schwarzwald und der Alp.

7. *Strix flammea L. S.* Schleyerkautz. B. St. Fast überall in alten Kirchen, Schlössern, Ruinen etc.

8. *Strix scops L. S.* Zwerg-Ohreule. B. Str. Auf dem südlichen Schwarzwalde alljährlich brütend.

9. *Strix otus L. S.* Wald-Ohreule. B. Str. Fast überall gemein, besonders in Nadelwäldern.

10. *Strix bubo Linn.* Uhu-Ohreule. B. St. u. Str. Auf der Alp im Juragebirge nicht selten, kommt im Strich auch in ganz ebene Gegenden.

11. *Strix brachyotus Forst.* Sumpf-Ohreule. B. Str. u. Z.W. Im Herbst in sumpfigen Wäldern gemein. Kommt auch bei Ludwigsburg und Leonberg alle Winter häufig vor.

II. Scansores. Klettervögel.

I. 1. *Cypselus melba Linn.* Alpensegler. B.I. Brütet vielleicht in einigen höhern Alpenthälern, als verirrter Vogel wurde er öfters erlegt.

2. *Cypselus apus Linn.* Mauersegler. B. Z.S. An alten Mauern vom Mai bis Juli in grossen Gesellschaften.

II. 1. *Caprimulgus europaeus L. S.* Nachtschwalbe. B. Z.S. Nicht selten, aber einzeln, fast im ganzen Lande.

III. 1. *Cuculus canorus L. S.* Kuckuk. B. Z.S. Mit Ausnahme der rauhsten Gebirge überall gemein. Gewöhnlich von Mitte April bis Ende August.

IV. 1. *Jynx torquilla Linn.* Wendehals. B. Z.S. Gemein, kommt mit dem Kuckuk, geht aber später.

V. 1. *Picus viridis L. S.* Grünspecht. B. Str.

2. *Picus canus Gm. L. S.* Grauspecht. B. Str. Beide Grünspechtarten sind ziemlich gemein, ersterer jedoch weiter verbreitet, während letzterer nur in einigen Gegenden ziemlich häufig ist.

3. *Picus martius L. S.* Schwarzspecht. B. Str. u. St. Ist ein Vogel der Nadelhölzer, daher eigentlich auf dem Schwarzwalde zu Hause; bewohnt jedoch auch andere Nadelholzgegenden.

4. *Picus leuconotus Bechst.* Weissrückiger Specht. Str. Höchst seltener Streichvogel.

5. *Picus major L. S.* Grosser Buntspecht. B. Str.

6. *Picus medius L. S.* Mittlerer Buntspecht. B. Str.

7. *Picus minor L. S.* Kleiner Buntspecht. B. Str. Die drei Buntspechtarten sind über ganz Württemberg verbreitet; der kleine bewohnt jedoch vorzugsweise Obstbaumfelder und Gärten, wodurch seine Verbreitung in rauheren Gegenden beschränkt ist.

8. *Picus tridactylus L. S.* Dreizehiger Specht. Kommt nur auf dem Schwarzwald und Allgäugebirge brütend vor.

VI. 1. *Alcedo ispida L. S.* Eisvogel. B. Str. An klaren Gebirgsbächen mit Forellenbrut, sodann an den grössern Flüssen des Landes gewöhnlich in einzelnen Paaren.

VII. 1. *Merops apiaster L. S.* Bienenfresser. B. I. Wurde bis jetzt nur einmal bei Munderkingen, am Donauufer brütend gefunden, sonst öfters als verirrter Wanderer erlegt. Kommt ohne Zweifel das Donauthal herauf, in dessen untern Theilen er häufig wohnt.

VIII. 1. *Coracias garrula L. S.* Blaurake. B. Z.S. Brütet im Aalbuch und auf dem Schwarzwalde und wird als Wanderer auch in andern Gegenden bemerkt.

IX. 1. *Upupa epops L. S.* Wiedehopf. B. Z.S. Vom April bis September für manche Gegenden, wo es Viehwaiden und viele hohle Bäume gibt, kein seltener Vogel.

III. Oscines. Singvögel.

I. 1. *Alauda cristata L. S.* Haubenlerche. B. St. Z.W. Brütet im Unterlande und zeigt sich im Winter in mehreren Gegenden, z. B. bei Tamm, Asperg etc. regelmässig.

2. *Alauda arborea L. S.* Baumlerche. B. Z.S. Vom Februar bis November auf hochgelegenen Waldschlägen und Waiden.

3. *Alauda anthirostris Landb.* Pieperschnäblige Lerche. B. Z.S. Bis jetzt nur auf den höchsten Bergen der Alp, z. B. auf dem Rossberg bei Oeschingen.

4. *Alauda arvensis L. S.* Feldlerche. B. Z S. Vom Febr. bis November überall gemein. Wurde früher häufig gefangen und verspeist, was in neuerer Zeit weniger der Fall zu seyn scheint.

5. *Alauda alpestris Linn.* Schneelerche. I. In strengen Wintern in Gesellschaft des Schneeammers, selten.

6. *Alauda tatarica Pall.* Mohrenlerche. I. In strengen Wintern als verirrter Wanderer, wahrscheinlich das Donauthal herauf.

II. 1. *Emberiza nivalis L. S.* Schneeammer. Z.W. In strengen Wintern in kleinen Gesellschaften.

2. *Emberiza calcarata Temm.* Spornammer. Z.W. oder I. Erscheint selten in Gesellschaft der Feldlerche, mit welcher derselbe früher beim Lerchenstreichen zuweilen gefangen wurde.

3. *Emberiza hortulana L. S.* Gartenammer. B. Z.S. Selten im Donauthal, wo er vielleicht brütet. Ich fand ihn auch einmal im Steinlachthal.

4. *Emberiza cirlus L. S.* Zaunammer. B. Z.S. Im Donau- und Steinlachthal, aber selten.

5. *Emberiza citrinella L. S.* Goldammer. B. Str. Der gemeinste Ammer und vielleicht der individuenreichste Vogel Württembergs.

6. *Emberiza miliaria L. S.* Grauammer. B. Z.S. Brütet im Unterland, zumal bei Ludwigsburg, Marbach, Vaihingen etc. ziemlich häufig und ist auf der Wanderung auch nicht selten an der Donau.

7. *Emberiza cia L. S.* Zippammer. B. Z.S. Auf den höchsten Bergen der Alp bei Möhringen, Oeschingen, auch im Brenzthal brütend, im Donauthal auf der Wanderung ziemlich selten.

8. *Emberiza schoeniclus L. S.* Rohrammer. In wasserreichen, besonders mit beschilften Sümpfen und Seen versehenen Gegenden als Brutvogel, in manchen andern als Zugvogel nicht selten.

III. 1. *Fringilla montana L. S.* Feldsperling. B. Str. u. St.

2. *Fringilla domestica Linn.* Haussperling. B. St. Beide Sperlingsarten sehr gemein.

3. *Fringilla pyrrhula Linn.* Dompfaffe. B. Str. Ein Bewohner der Nadelwälder, erscheint er aber auch in Laubhölzern, zumal im Winter nicht selten.

4. *Fringilla enucleator L. S.* Hackengimpel. I. Wurde mehrmals bei Mergentheim erlegt, ist aber sehr selten.

5. *Fringilla rosea Pall.* Rosengimpel. I. Höchst selten. Ich sah ein Exemplar im Steinlachthal.

6. *Fringilla erythrina Pall.* Karmingimpel. I. Soll im Donauthal bemerkt worden seyn, was jedoch noch der Bestätigung bedarf.

7. *Fringilla serinus L.* Girlitz. B. Z.S. Brütet in der Gegend von Stuttgart, kommt auch auf dem Schwarzwald und im Donauthal vor.

8. *Fringilla spinus L. S.* Zeisig. B. Str. Seine eigentliche Heimath ist der Schwarzwald; erscheint aber auf dem Strich fast überall, wo es Birken, Erlen und Nadelhölzer gibt.

9. *Fringilla carduelis L. S.* Stieglitz. B. Str. Fast überall gemein, oder doch nicht selten. Beliebter Stubenvogel, der sich leicht mit dem Canarienhänflinge paart und fruchtbare Bastarde erzeugt.

10. *Fringilla linaria L. S.* Birkenzeisig. I. W. Nicht alle Jahre aus dem hohen Norden kommend; dann aber in grosser Menge. Sehr einfältiger, leicht zu fangender Vogel.

11. *Fringilla cannabina L. S.* Bluthänfling. B. Str. In Weinbergsgegenden und am Fusse der Alp sehr gemein. Ein äusserst lieblicher Sänger.

12. *Fringilla montium Gm.* Berghänfling. I. W. In strengen Wintern einzeln, zumal im Donauthal, auch im Steinlachthal.

13. *Fringilla palustris Landb.* Sumpfhänfling. I. W. Bis jetzt nur in der Gegend von Altensteig auf dem Schwarzwalde bemerkt, wo er den Winter auf sumpfigen Wiesen zubringt.

14. *Fringilla citrinella L. S.* Zitronenfink. B. Str. Im höchsten Schwarzwald Brutvogel, im Winter zahlreich in mehreren niedrigeren Gegenden desselben, z. B. bei Liebenzell, Freudenstadt.

15. *Fringilla chloris L.* Grünhänfling. B. Str. In Baumgärten und Feldhölzern mancher gelindern Gegenden häufig genug, in andern selten.

16. *Fringilla petronia L. S.* Steinsperling. B. Z.S. Bis jetzt nur brütend bei Mergentheim, sonst auf dem Zuge im Donauthale.

17. *Fringilla coelebs L. S.* Buchfink. B. St. u. Str. Gemein. In strengen Wintern ziehen die Weibchen in wärmere Gegenden und werden durch nordische Ankömmlinge bei uns ersetzt.

18. *Fringilla montifringilla L. S.* Bergfink. Z.W. Fast alle Winter vom September bis April gemein; wenn aber die Bucheln gerathen sind, öfters in ungeheuren Schaaren.

19. *Fringilla nivalis Briss.* Schneefink. I. Im Winter als verirrter Vogel aus der Schweiz und Tyrol in Oberschwaben, besonders im Allgäu, jedoch selten.

20. *Fringilla coccothraustes L.* Kirschenkernbeisser. B. Str.

In Laubhölzern gemein, im Winter frisst er Hainbuchensaamen, im Sommer Kirschkerne, wodurch er schädlich wird.

IV. 1. *Loxia pityopsittacus Bechst.* Kiefernkreuzschnabel. B. Str. Selten in Nadelhölzern, lebt aber zigeunerartig.

2. *Loxia curvirostra L. S.* Fichtenkreuzschnabel. Auf dem Schwarzwalde ziemlich gemein. Brütet, wie der vorige, zu jeder Jahreszeit.

3. *Loxia leucoptera Gm. L. S.* Weissbändiger Kreuzschnabel. Sehr selten, und nur ein paarmal unter andern Kreuzschnäbeln gefangen.

V. 1. *Parus pendulinus L. S.* Beutelmeise. B.? I. Selten im Donauthal auf der Wanderung. Dass sie hier brütet, ist sehr zu bezweifeln.

2. *Parus barbatus Briss.* Bartmeise. I. Kommt zuweilen das Donauthal oder den Rhein herauf, wo sie alsdann im Ober- und Unterland bemerkt wird.

3. *Parus caudatus L. S.* Schwanzmeise. B. Str. Ueberall bekannter Strichvogel. Macht ein der Beutelmeise ähnliches, sehr kunstreiches Nest. Wird gewöhnlich Pfannenstiel genannt.

4. *Parus coeruleus L. S.* Blaumeise. B. Str. Ueberall, jedoch nicht in so grosser Anzahl, wie die beiden folgenden Arten.

5. *Parus major L. S.* Kohlmeise. B. Str. Gemein.

6. *Parus ater L. S.* Tannenmeise. B. Str. Brütend nur in Nadelhölzern.

7. *Parus palustris L. S.* Sumpfmeise. B. Str. Ueberall gemein.

8. *Parus lugubris Natt.* Trauer-Meise. I. Nur einmal an der Donau erlegt.

9. *Parus cristatus L. S.* Hauben-Meise. B. Str. In Nadelwaldungen einzeln, jedoch nicht selten.

VI. 1. *Sitta europaea L. S.* Specht-Meise. B. St. und Str. Nirgends selten, in manchen Gegenden sehr häufig, z. B. bei Ludwigsburg.

VII. 1. *Bombycilla garrula Linn.* Seidenschwanz. B. u. Z.W. Nur in einzelnen Jahren, besonders im Schwarzwalde, wo er auch schon gebrütet hat.

VIII. 1. *Corvus glandarius L.* Eichelheher. B. Str. Ueberall gemein.

2. *Corvus caryocatactes Linn.* Tannenheher. B. Str. Brütend auf dem Schwarzwalde selten; im Jahr 1844 über ganz Württemberg zahlreich verbreitet, so dass wenigstens 500 Stück erlegt wurden.

3. *Corvus pica L. S.* Elster. B. St. u. Str. Gemein.

4. *Corvus monedula L. S.* Dohle. B. Z.W. Auf Thürmen, Ruinen, Felsen, seltener in Wäldern mit hohlen Bäumen.

5. *Corvus corone Lath.* Krähe B. St. u. Str. Gemein.

6. *Corvus cornix L. S.* Nebelkrehe B. Z.W. Nur im Winter hier. Ist wahrscheinlich eine Varietät der vorigen Art.

7. *Corvus corax L. S.* Kohlkrabe. B. St. Fast überall, aber einzeln. Im Winter 1844 wurden mehrere bei Ludwigsburg todt gefunden.

8. *Corvus frugilegus L. S.* Saat-Krähe. B. Str. Brütet seltener, wird aber im Herbst und Winter in grossen Schaaren in den meisten getraidereichen Gegenden gefunden.

9. *Corvus pyrrhocorax L.* Alpen-Krähe. I. Nur als verirrter Vogel im Allgäuer Gebirge.

10 *Corvus graculus Linn.* Stein-Krähe. I. Desgleichen.

IX. 1. *Sturnus vulgaris L. S.* Staar. B. Z.S. Strichweise zahlreich, zumal in sumpfigen Gegenden Oberschwabens, wo er überall gehegt wird.

X. 1. *Gracula rosea Gl.* Hirtenvogel. I. Als verirrter Vogel selten, wurde jedoch schon einigemale erlegt, auch einmal lebend gefangen.

XI. 1. *Troglodytes parvulus Koch.* Zaunkönig. B. Str. Ueberall, jedoch nicht sehr zahlreich.

XII. 1. *Certhia familiaris Linn.* Baumläufer. B.Str. Fast überall häufig, streicht den Winter hindurch mit den Meisen und Goldhähnchen umher.

XIII. 1. *Tichodroma muraria Linn.* Mauerläufer. Z.W. Sehr selten. Wurde bei Tübingen, Ehingen, Hohenheibach, Hohentwiel etc. erlegt.

XIV. 1. *Cinclus aquaticus Bries.* Wasseramsel. B. Str. An klaren Flüssen und Bächen nicht selten, jedoch einsam lebend.

XV. 1. *Anthus aquaticus Bechst.* Wasser-Pieper. B. u. Z.W. Brütet auf den höchsten Köpfen des Schwarzwaldes, verbreitet

sich im Winter über das ganze Land, wo er alsdann auf sumpfigen Wiesen und an Flussufern gefunden wird.

2. *Anthus pratensis Linn.* Wiesen-Pieper. B. Z.S. u. W. Brütet in den Sümpfen Oberschwabens, besonders im Federsee, wird zahlreich, zieht im Winter mit dem vorigen umher.

3. *Anthus arboreus Bechst.* Baum-Pieper. B. Z.W. Vom April bis Oktober auf Wiesen, Wald- und Baumschlägen nicht selten; im Herbste gern auf Kartoffel- und Krautäckern.

4. *Anthus campestris Bechst.* Brach-Pieper. B. Z.S. Ziemlich selten auf sandigen Haiden Oberschwabens, auch selten bei Tübingen.

XVI. 1. *Motacilla alba L. S.* Weisse Bachstelze. B. Z.S. Vom März bis Ende October überall gemein.

2. *Motacilla boarula Linn.* Kuhstelze. B. Str. An Waldbächen und grössern Flüssen in einzelnen Paaren; besucht auf der Wanderung im October, sowie manchmal im Winter, Dörfer und Dungstätten einzelner Höfe.

3. *Motacilla flava L. S.* Gelbe Bachstelze. B. Z.S. Brütet einzeln auf sumpfigen Wiesen Oberschwabens, wird aber im Frühjahr und Herbst fast überall bei den Schafheerden gefunden.

XVII. 1. *Oriolus galbula L. S.* Pirolgoldamsel. B. Z.S. Vom Mai bis September in den gelindern Gegenden, zumal wo viele Kirschen gepflanzt werden.

XVIII. 1. *Turdus saxatilis Linn.* Steindrossel. I. Sehr selten im Donauthal. An der untern Donau ist sie gemein.

2. *Turdus iliacus Linn.* Rothdrossel. I. W. Nur im Winter, aber gewöhnlich in grössern Schaaren. Vom Oktober bis März.

3. *Turdus Naumanni Temm.* Naumannsdrossel. I. Als verirrter Vogel unter den Zügen der Rothdrossel.

4. *Turdus musicus L. S.* Singdrossel. B. Str. u. Z. Brütet sehr zahlreich in Laub- und Nadelhölzern; zieht im Oktober südlich und wird im Winter durch nordische Ankömmlinge ersetzt.

5. *Turdus atrigularis Natt.* Schwarzkehlige Drossel. I. Höchst selten unter andern Drosseln.

6. *Turdus torquatus L. S.* Ringdrossel. B. Z.W. Brütet selten auf dem Schwarzwalde, besucht uns aber öfters im Winter, wie 1845.

Sünde verwirkten göttlichen Wohlgefallens und der damit verbundenen Störungen einer innigen und seligen Gemeinschaft mit Gott; froh dagegen in der Anerkenntniß der Gnade und Weisheit, die Alles wirkt und Alles wohlmacht, auch die Sünde vergibt und die Versöhnung der Getrennten, die Heiligung der Unreinen, die Befriedigung der Unseligen in dem Werke der Erlösung vollzieht. Aber die Frömmigkeit ist als inneres Leben wesentlich auch in Bewegung, und diese Bewegung äußert sich in gedoppelter Thätigkeit, einmal um aus dem zwar tiefen und innigen, aber noch unentwickelten Bewußtseyn zur klaren Verständigung über sich selbst und über den Gegenstand und das Ziel des Glaubens, zur Einsicht in göttlichen Dingen zu gelangen; sodann, um das so erkannte Wesen des Glaubens an sich selbst wahrhaft zu verwirklichen und auszubilden, um das zur Einsicht erhobene Gebiet der Frömmigkeit thatkräftig anzubauen und nachhaltig auszubeuten. Ersteres geschieht in der christlichen Betrachtung, welche zunächst die Lehren und Thatsachen unserer heiligen Offenbarung sich aneignet, und hierüber bald dem eigenen Nachdenken sich zuwendet, bald anderweitige Unterweisung über den Segen und das Gebot des Christenthums aufnimmt und von hier aus das Gemüth in allen seinen Trieben und Zuständen prüft, das Leben in allen seinen Richtungen und Kreisen beurtheilt. Letzteres erfolgt, wenn wir den Glauben als unser sittliches Lebenselement in die Tiefe des Gemüths einzusenken, in die Breite des Daseyns zu entfalten, darin anzuwenden, darzustellen und zu bewahren, durch Beides aber, durch Gebet nach innen, durch Treue nach außen, in christlicher Gesinnung völliger zu werden, uns zur Aufgabe machen. So unterscheiden wir die Ruhe und Bewegung der Frömmigkeit im Gemüthe. Nicht, als wenn die ruhige Andacht und die Thätigkeit sowohl der Betrachtung göttlicher Dinge, als des Strebens nach Verwirklichung eines göttlichen Daseyns jede für sich und von den andern gesondert, wahrhaft und gedeihlich bestehen könnte. Sondern das fromme Gefühl nährt sich am göttlichen Gedanken, wie es hinwiederum denselben bei unzähligen Vorkommnissen des Lebens anregt; es drängt auf heilige Entschlüsse und erhebt sich ins gläubige Gebet, als Vertrauen, als Bitte, als Gelübde vor Gott und dem Erlöser, wie es hinwiederum der stille, wehmüthige oder selige Nachhall unsrer Pflichterfüllung und Anrufung Gottes ist. Eben so die christliche Betrachtung wäre

7. *Turdus pilaris L. S.* Krammetsvogel. B. Z.W. Brütet in manchen Jahren auf dem Schwarzwalde, kommt aber alle Herbst in grossen Flügen zu uns, um hier zu überwintern.

8. *Turdus viscivorus L. S.* Misteldrossel. B. Str. Brütet nicht selten, besonders in Laubwäldern; frisst vorzugsweise Mistelbeere.

9. *Turdus merula L. S.* Amsel. B. Str. u. St. Sommer und Winter gemein.

XIX. 1. *Accentor alpinus Gml.* Alpenflüevogel. I. Als Verirrter zuweilen in Oberschwaben, im Donauthal, auf der Alp.

2. *Accentor modularis L.* Heckenflüevogel, Braunelle. B. Z.S. u. Str. In Gärten und Wäldern vom Februar oder März bis Oktober nicht selten, überwintert manchmal bei uns.

XX. 1. *Regulus ignicapillus Brehm.* Feuerköpfiges Goldhänchen. B. Str. In Nadelhölzern nicht selten.

2. *Regulus flavicapillus Naum.* Gelbköpfiges Goldhänchen. B. Str. Ebendaselbst, jedoch weit zahlreicher als die vorige Art.

XXI. 1. *Sylvia fluviatilis M. und W.* Flussrohrsänger. I. Höchst selten an der Donau.

2. *Sylvia turdina Gl.* Rohrdrossel. B. Z.S. Ebendaselbst, aber nicht sehr selten.

3. *Sylvia arundinacea Briss.* Rohrsänger. B. Z.S. Fast an allen mit Schilf und Weidengebüsch bewachsenen See- und Flussufern nicht selten, oft recht zahlreich. Vom April bis Oktober.

4. *Sylvia palustris Bechst.* Sumpfrohrsänger. B. Z.S. Brütet einzeln an Bächen, die mit Weidenbäumen und Gebüschen besetzt sind; z. B. an der Donau, Steinlach, auf der Wanderung im Mai und September auch in andern Gegenden.

5. *Sylvia locustella Lath.* Buschrohrsänger. B. Z.S. An der Donau, Brenz etc. einzeln.

6. *Sylvia phragmitis Bechst.* Schilfsänger. B. Z.S. Vom April bis Oktober an den Seen Oberschwabens, zumal im Schilf des Federsees nicht selten. Auf der Wanderung auch an Flüssen.

7. *Sylvia aquatica Lath.* Binsensänger. B. Z.S. Ebendaselbst. Wanderungszeit dieselbe, wie beim Vorigen.

8 *Sylvia cariceti Naum.* Seggensänger. B. Z.S. Ist zweifelhaft als Art; Exemplare, welche der Naumann'schen Beschreibung entsprechen, werden auch in Württemberg gefunden.

9. *Sylvia melanopogon Temm.* Schwarzbärtiger Sänger. I. Im Donauthal höchst selten. Doch ist eine Verwechslung mit Nr. 6 möglich, daher ihr Vorhandensein noch nicht ganz gewiss.

10. *Sylvia hypolais Linn.* Gartenlaubvogel. B. Z.S. Ist nicht überall gemein und fehlt namentlich den rauheren Gegenden des Schwarzwaldes und der Alp; sonst lebt dieser liebliche Sänger in Feldhölzern, Baumgärten, Anlagen etc. vom Mai bis September.

11. *Sylvia sibillatrix Bechst.* Waldlaubvogel. B. Z.S. In ziemlich dunkeln, besonders gern in gemischten Waldungen vom Mai bis September.

12. *Sylvia trochilus Linn.* Fitis-Laubsänger. B. Z.S. Ueberall gemein bis auf die höhern Gebirge, vom Apr. bis Ende Oktobers.

13. *Sylvia rufa Lath.* Tannenlaubvogel. B. Z.S. Zahlreich vom März bis Anfang des Novembers bis auf die Gipfel der höchsten Berge, soweit der Wald hinaufgeht.

14. *Sylvia montana Landb. Nattereri T.* Berglaubvogel. B. Z.S. Ich entdeckte diesen dem Süden Europa's angehörigen Sänger in Württemberg (und überhaupt in Deutschland) zuerst im Jahre 1832 auf dem Rossberge bei Oeschingen, fand ihn später aber auf dem grössten Theile der Alp, auch im Unterland. Er kommt im April und geht im September.

15. *Sylvia curruca Lath.* Zaun-Grasmücke. B. Z.S. In Gärten und lichten Laubwäldern ziemlich gemein. Vom April bis Oktober.

16. *Sylvia atricapilla Biss.* Mönch-Grasmücke. B. Z.S. Dieser häufig im Käfig gehaltene angenehme Singvogel ist ziemlich häufig vom April bis Oktober in Gärten und Wäldern.

17. *Sylvia rubricapilla Landb.* Rothköpfiger Mönch. B. Z.S. Eine höchst seltene neue Art, welche bei Tübingen vorkommt. Vom April bis September.

18. *Sylvia cinerea Briss.* Dorn-Grasmücke. B. Z.S. Vom April bis Oktober in Dornhecken und an Waldrändern fast überall gemein. Vom April bis Ende Septembers.

19. *Sylvia hortensis Penn.* Garten-Grasmücke. B. Z.S. In Laubhölzern und grössern Gartenanlagen und Hecken vom Mai bis Ende Septembers nicht selten. Ist eine grosse Kirschenliebhaberin und gute Sängerin.

20. *Sylvia nisoria Bechst.* Sperber-Grasmücke. B. Z.S. Ist sehr selten in Württemberg. Wurde bei Tübingen brütend gefunden.

21. *Sylvia philomela Bechst.* Sprosser. Z.S. Sehr selten im Donaugebiete.

22. *Sylvia luscinia Linn.* Nachtigall. B. Z.S. In den mittlern Gegenden, in Anlagen, kleinen Gehölzen, Waldrändern, Weidenplantagen an Flüssen etc. nicht selten. Von Mitte April bis Ende Septembers.

23. *Sylvia suecica Linn.* Blaukehlchen. B. Z.S. Vom April bis Ende September an bebüschten Flussufern, Bächen etc. einzeln im Zuge nicht selten; doch nicht alle Jahre gleich häufig. Es werden auch die Varietäten mit rostfarbigem und ohne Stern auf der blauen Brust gefunden.

24. *Sylvia rubecula Linn.* Rothkehlchen. B. Z.S. u. Str. Vom März bis November fast überall gemein.

25. *Sylvia phoenicurus Linn.* Garten-Röthling. B. Z.S. Vom Anfang des April bis Ende Septembers oft Mitte Oktobers in Baumfeldern und Gärten nicht selten.

26. *Sylvia tithys Scop.* Haus-Röthling. B. Z.S. Vom März bis November auf Gebäuden, auf dem Schwarzwalde aber auf Granitfelsen, wo sie ohne Zweifel schon vor Erfindung der menschlichen Wohnhäuser genistet haben.

XXII. 1. *Saxicola rubetra Linn.* Braunkehlchen. B. Z.S. Auf Wiesenflächen mit einzelnen Büschen vom April bis September ziemlich gemein.

2. *Saxicola rubicola Linn.* Schwarzkehliger Schmätzer. B. Z.S. Einer der ersten Ankömmlinge im Frühling; denn er bezieht sonnige, steinige Raine mit einzelnen Gebüschen oft schon Ende Februars oder Anfangs März und bleibt bis Ende Oktobers. Ist nur in gewissen Gegenden anzutreffen. Bei Mössingen nicht selten.

3. *Saxicola oenanthe Linn.* Steinschmätzer. B. Z.S. In bergigen Gegenden, in Steinbrüchen, Felsen, alten löcherigen Mauern vom April bis Ende Septembers nicht selten.

XXIII. 1. *Lanius excubitor L. S.* Grosser Würger. B. Str. Das ganze Jahr hindurch nirgends ganz fehlend, doch in obstbaumreichen Gegenden mitunter ziemlich zahlreich.

2. *Lanius minor Linn.* Grauer Würger. B. Z.S. Liebt mehr die mildern Gegenden am Fusse der Alp, im Donauthal und im Unterlande, vom Mai bis September.

3. *Lanius collurio L. S.* Neuntödter. B. Z.S. So ziemlich der gemeinste und fast überall vorkommende Würger, welcher lichte Schläge, Waldränder, Feldhecken und Gärten vom Ende Aprils bis Septembers bewohnt.

4. *Lanius rufus Briss.* Rothköpfiger Würger. B. Z.S. Ein hauptsächlich nur den Obstgegenden angehöriger Würger, welcher nirgends zahlreich lebt. Wanderzeit des vorigen.

XXIX. 1. *Muscicapa grisola L. S.* Grauer Fliegenschnäpper. B. Z.S. Nirgends selten vom Mai bis September. Bewohnt lichte Wälder, besonders gerne Lindenalleen, Gärten etc. wo man seine zischende Stimme von früh bis spät vernimmt.

2. *Muscicapa parva Bechst.* Kleiner Fliegenschnäpper. B. Z.S. Sehr selten im Donauthal, auch bei Urach. Kommt ohne Zweifel von Ungarn herauf, wo er nicht selten in den Karpathen brütet und auf der Wanderung nicht selten an der Donau gefunden wird.

3. *Muscicapa atricapilla L. S.* Schwarzer Fliegenschnäpper. B. Z.S. Ziemlich selten in Laub und Nadelhölzern. Vom Mai bis September.

4. *Muscicapa albicollis Temm.* Weisshälsiger Fliegenschnäpper. B. Z.S. Ebenfalls für manche Gegenden ein sehr seltener Vogel. Bei Mössingen im Steinlachthal auf alten Obstbäumen ziemlich häufig. Singt hübsch, wird sehr zahm und zeigt sich vom April bis September.

XXV. 1. *Hirundo urbica L. S.* Hausschwalbe. B. Z.S. Ueberall gemein, wo ihr Gelegenheit zum Nestbau gegeben wird. Vom April bis Oktober.

2. *Hirundo rustica L. S.* Rauchschwalbe. B. Z.S. Ebenso.

3. *Hirundo riparia L. S.* Uferschwalbe. B. Z.S. Nur in einzelnen, besonders Sandgegenden, z. B. bei Altshausen etc. gemein; einzeln brütend in Brücken und Stadtmauern bei Tübingen, Ofterdingen. April bis September.

IV. Gallinaceae. Hühner.

I. 1. *Columba palumbus L. S.* Ringeltaube. B. Z.S. Gemein in Laub- und Nadelhölzern vom März bis Ende Oktobers.

2. *Columba oenas Gml. L.* Hohltaube. B. Z.S. In manchen Gegenden, wo sie taugliche Brutplätze, hohle Bäume etc. findet, gemein; brütet auf den Felsen des Donauthals und Hohentwiels ebenfalls nicht selten. Wanderzeit der vorigen.

3. *Columba livia Briss.* Feldtaube. B. Nur auf dem Durchzuge, die zahme Varietät verwildert nicht selten und wählt alsdann Kirchthürme und Felsen zum Aufenthalt.

4. *Columba turtur Linn.* Turteltaube. B. Z.S. Auf dem Schwarzwalde ziemlich gemein, auch in andern Landestheilen strichweise nicht selten; liebt besonders Nadelholz. April bis Oktober.

5. *Columba risoria Linn.* Lachtaube. Gezähmt. Könnte übrigens, da sie in der europäischen Türkei wild vorkommt, auch zu uns verirren, so gut wie *C. livia* vom Norden oder Süden.

II. 1. *Tetrao lagopus Linn.* Schneehuhn. I. In strengen, besonders schneereichen Wintern aus der Schweiz oder Tyrol verirrt; wurde bei Malmsheim, Leonberg etc. erlegt.

2. *Tetrao urogallus L. S.* Auerhahn. B. Str. Auf dem Schwarzwald und Allgäugebirge stellenweise nicht selten; wird jedoch durch viele Nachstellungen so vermindert, dass er bald zu den Seltenheiten gehören wird.

3. *Tetrao tetrix L. S.* Birkhahn. B. Str. Nur in einigen Strichen Oberschwabens, z. B. bei Fleischwangen, Boos, Pfrungen, im Federsee gegen Schussenried, selten im Allgäu.

4. *Tetrao bonasia Linn.* Haselhuhn. B. St. Auf dem Schwarzwald und Allgäu selten, auf der Alp in manchen Gegenden gemein, z. B. im Steinlachgebirge bei Mössingen, Genkingen etc.

III. 1. *Phasianus cochicus L. S.* Fasan. B. St. Gezähmt in Fasanerien, wild in mehreren Gegenden des Landes.

Phasianus pictus L. Goldfasan
Phasianus nyctemerus L. Silberfasan
Phasianus gallus L. Haushuhn.
Pavo cristatus L. S. Pfau.
Meleagris gallopavo L. Truthahn
Numida meleagris L. Perlhuhn.

} Nur im gezähmten Zustande, wovon jedoch nur das Haushuhn und der Puter häufiger gehalten wird.

IV. 1. *Perdix rubra Briss.* Rothhuhn. I. Als verirrter Vogel sehr selten in Oberschwaben.

2. *Perdix cinerea Briss.* Rebhuhn. B. St. War vor dem Winter von $18^{44}/_{45}$ fast überall gemein und beliebter Jagdgegenstand.

3. *Perdix coturnix L.* Wachtel. B. Z.S. Vom Mai bis Oktober fast überall nicht selten.

V. Grallatores. Sumpfvögel.

I. 1. *Glareola pratincola L.* Brachschwalbe. *Dromochelidon natrophila Landb.* Natron-Läuferschwalbe. I. Im Donauthal vorüberziehend bemerkt.

II. 1. *Otis tarda L. S.* Trappe. I. In strengen Wintern manchmal in grösserer Anzahl. Wurde schon öfters erlegt.

2. *Otis tetrax L. S.* Zwergtrappe. I. Wurde schon öfters bemerkt und erlegt, aber bis jetzt nur Weibchen. Kömmt ohne Zweifel das Donauthal von Ungarn herauf, denn alle wurden im Donaugebiet angetroffen.

3. *Otis houbara Gm. L.* Kragentrappe. I. Nur einmal im Jahr 1789 bei Esslingen erlegt.

III. 1. *Crex pratensis Bechst.* Wachtelkönig. B. Z.S. Fast überall, zumal in feuchten Wiesen und Feldern vom Mai bis Oktober gemein.

IV. 1. *Rallus aquaticus L.* Wasserralle. B. Z.S. u. Str. Vom April bis Oktober, oft auch überwinternd; an Sümpfen und Flüssen nicht selten.

V. 1. *Gallinula porzana L. S.* Sumpfhuhn. B. Z.S. Vom April bis Oktober in Sümpfen nicht selten.

2. *Gallinula pusilla Gm.* Kleines Sumpfhuhn. B. Z.S. Bis jetzt erhielt ich dieses Huhn nur vom Donauthal, namentlich von Ehingen. Ist ziemlich selten.

3. *Gallinula pygmaea Naum.* Zwerg-Sumpfhuhn. B. Z.S. Ebenso, aber weit seltener als das vorige.

4. *Gallinula chloropus L.* Teichhuhn. B. Z.S. In grossen und kleinen Teichen vom März bis November nicht selten. Wird

öfters auf der Wanderung, wenn es über weite trockene Stellen zieht, ermattet, eine Beute der Menschen und Thiere.

VI. 1. *Fulica atra L. S.* Wasserhuhn. B. Z.S. In grösseren Seen, Federsee, Bodensee etc. gemein.

VII. 1. *Porphyrio hyacinthinus Temm.* Purpurhuhn. I. Nur einmal auf der Alb.

VIII. 1. *Grus cinerea Bechst.* Kranich. Z.S. Erscheint alle Frühjahre, oft auch im Herbst in Truppen von 20—24 Stück am Federsee, einzeln auch an der Donau bis Donaueschingen.

IX. 1. *Oedicnemus crepitans Temm.* Triel. B. Z.S. Selten, am Bodensee, auf der Wanderung auch auf kiesigen Flussufern, Steinlach, Neckar, Donau etc.

X. 1.*) *Vanellus cristatus M. et W.* Kibitz. B. Z.S. In den oberschwäbischen Sümpfen, zumal am Federsee zur Brutzeit, ein sehr häufiger Vogel. Kommt im März und bleibt bis Oktober. Wird selten gejagt, obgleich sein Wildpret sehr gut ist.

XI. 1. *Charadrius quatarola Gm. L.* Schwarzbäuchiger. Kibitz ZW. Ein ziemlich seltener Vogel, der im Herbst aus nördlich gelegenen Gegenden, besonders den Rhein herauf an den Bodensee kommt.

2. *Charadrius pluvialis L. S.* Goldregenpfeifer. Z.W. Kommt alle Winter mehr oder weniger zahlreich nach Oberschwaben, aber auch in die Gegend von Ludwigsburg, wo er auf Saamenfeldern überwintert.

3. *Charadrius morinellus L.* Mornellregenpfeifer. Z.W. Weit seltener als der vorige, aber an denselben Orten.

4. *Charadrius cantianus Lath.* Seeregenpfeifer. B.? Z.W. Besucht auf der Herbst- und Frühlingswanderung die Ufer des Bodensees und selten der Donau; soll auch an ersterem brüten.

5. *Charadrius minor Mey. et W.* Flussregenpfeifer. B. Z.S. An den meisten Flüssen und Bächen mit ausgedehnten Sand- und Kiesufern, Steinlach, Neckar, Donau, vom April bis Sept.

---

*) Anmerkung. Regenpfeifer und Strand- auch Wasserläufer kommen im Juli, August, und September, bleiben theils über Winter hier, theils wandern sie südlicher und kehren im März bis Mai wieder in ihre nordische Heimath zurück; am zahlreichsten sind sie im Donauthal, Bodensee etc.

6. *Charadrius hiaticula L.* Sandregenpfeifer Z.S. Selten am Bodensee.

XII. 1. *Strepsilas interpres L.* Steinwälzer. Z.W. u. S. Ebendaselbst sehr selten.

XIII. 1. *Haematopus ostralegus L. S.* Austerfischer. Z.W. Sehr selten im Herbst am Feder- und Bodensee und Neckar, einmal bei Cannstatt erlegt.

XIV. 1. *Recurvirostra avocetta L. S.* Avosette. B.? Z.W. Selten am Bodensee, wo er wahrscheinlich manchmal brütet.

XV. 1. *Hypsibates europaeus Landb.* Strandreuter Z.S. Sehr selten am Feder- und Bodensee; kommt ohne Zweifel das Donauthal herauf.

XVI. 1. *Totanus glottis L.* Heller Wasserläufer Z.S. u. W. An der Donau nicht selten; kommt aber auch nicht selten an andern Gewässern vor.

2. *Totanus stagnatilis Bechst.* Teich-Wasserläufer. Z.S. u. W. Sehr selten im Donauthal.

3. *Totanus fuscus Briss.* Dunkler Wasserläufer. Z.S. u. W. Selten am Bodensee, Federsee, aber auch an kleinen Sümpfen, so z. B. auf dem Sindelfinger Torfmoor, am Butzersee etc.

4. *Totanus calidris L.* Gambette. B. Z.S. Brütet zahlreich an den oberschwäbischen Sümpfen und Seen; findet sich im Unterland selten auf der Wanderung.

5. *Totanus glareola L.* Bruch-Wasserläufer. Z.S. u. W. Auf der Wanderung in Oberschwaben, auch im Steinlachthal nicht selten.

6. *Totanus ochropus L.* Punktirter Wasserläufer. B. Z.S. u. W. Brütet an den grössern Flüssen und ist auf der Wanderung nirgends selten. Wandert vom Juli an bis April.

7. *Totanus hypoleucos L.* Trillernder Wasserläufer. B. Z.S. u. W. Der gemeinste Wasserläufer, welcher auf dem Zuge fast an allen Bächen und Flüssen gefunden wird. Brütet ebenfalls bei uns.

XVII. 1. *Phalaropus cinereus Briss.* Grauer Wassertreter. I.

2. *Phalaropus rufus Bechst.* Rother Wassertreter I. Beide Arten als höchste Seltenheit auf dem Bodensee, wo sie gesehen und erlegt wurden.

XVIII. 1. *Limosa melanura Leisl.* Pfuhlschnepfe. I. S. u. W.

Kommt zuweilen an den Bodensee, wurde auch am Neckar öfter erlegt.

2. *Limosa rufa Briss.* Rothe Pfuhlschnepfe. I. S. u. W. Ist seltener als die vorige Art, an denselben Orten.

XIX. 1. *Tringa pugnax L.* Kampfhahn. B. Z.S. Brütet am Boden- und Federsee nicht selten; zeigt sich auf der Wanderung an der Donau, sogar auf dem Feuersee in Ludwigsburg.

2. *Tringa arenaria L.* Sonderling. Z.S. u. W. Selten am Bodensee.

3. *Tringa canutus L. S.* Kanut. I. S. u. W. Im Donauthal und am Bodensee ziemlich selten.

4. *Tringa maritima Briss.* Meerstrandläufer. I. Am Bodensee sehr selten.

5. *Tringa subarquata Güldenst.* Bogenschnäbliger Strandläufer. I. S. u. W. Am Feder- und Bodensee auf der Wanderung nicht selten; noch häufiger im Donauthal.

6. *Tringa alpina L. S.* Alpenstrandläufer. Z.S. u. W. Der gemeinste Strandläufer Württembergs. Auf der Wanderung im Donauthal, Boden- Feder- und andern Seen.

7. *Tringa pygmaea Cuv. (T. Schinzii Br.)* Zwergstrandläufer. Z.S. u. W. Seltener als der vorige, aber ebendaselbst.

8. *Tringa Temminkii Leisl.* Temminksstrandläufer. Z.S. u. W. Im Donauthal, am Boden- und Federsee auf der Wanderung nicht selten.

9. *Tringa minuta Leisl.* Kleiner Strandläufer. Z.S. u. W. Ebendaselbst.

10. *Tringa platyrhyncha Temm.* Breitschnäbliger Strandläufer. Z.S. u. W. Im Donauthal und besonders am Bodensee soll er nicht selten sein.

XX. 1. *Scolopax gallinula L.* Kleine Bekassine. B. Z.S. In den obern schwäbischen Sümpfen, zur Strichzeit gemein, seltener während der Brutzeit.

2. *Scolopax gallinago L.* Bekassine. B. Z.S. Ebendaselbst, noch weit zahlreicher; kommt aber während der Strichzeit im ganzen Lande vor.

3. *Scolopax major Gml.* Bruchwaldschnepfe. B. Z.S. Bei weitem die seltenste der Sumpfschnepfen; am Feder- und Bodensee.

4. *Scolopax rusticola L.* Waldschnepfe. B. Z.S. Brütet in den rauhern Gegenden des Landes, zumal auf der Alp und dem Schwarzwalde; kommt aber auf ihrem Striche fast überall hin. Gesuchtes, delikates Wildprät.

XXI. 1. *Numenius phaeopus L.* Kleiner Brachvogel. Z.S. u. W. Selten am Bodensee.

2. *Numenius arquata L.* Brachvogel. B. Z.S. Brütet in den meisten oberschwäbischen Rieden, z. B. am Boden- u. Federsee, bei Altshausen etc. Vom April bis September.

XXII. 1. *Ibis falcinellus L.* Ibis. I. Wurde einigemale am Boden- u. Federsee und Donauthal erlegt, wohin er ohne Zweifel von Ungarn herauf gekommen war.

XXIII. 1. *Ardea purpurea L.* Purpurreiher. B. I. Brütet vielleicht im Donauthal; erscheint daselbst öfter auf dem Zuge, sowie auch am Bodensee.

2. *Ardea cinerea L.* Grauer Reiher. B. Str. Der gemeinste Reiher Württembergs. Er hat in verschiedenen Gegenden Brütplätze, wo er in grossen Gesellschaften vereinigt ist. Im Winter zieht er einzeln an fischreichen Flüssen und Bächen umher.

3. *Ardea alba L.* Silberreiher. I. Ich bemerkte diesen hübschen Reiher ein einzigesmal bei Ofterdingen; er wurde auch schon am Bodensee bemerkt.

4. *Ardea garzetta L.* Seidenreiher. I. Zeigt sich weniger selten in Württemberg als der vorige; denn es sind mir schon mehrere Beispiele seines Vorkommens bekannt. Es wurden Exemplare bei Horb, Comburg, im Donauthale erlegt.

5. *Ardea ralloides Scop.* Rallenreiher. I. Erscheint selten im Donauthal.

6. *Ardea minuta L.* Zwergrohrdommel. B. Z.S. Brütet nicht selten an der Donau.

7. *Ardea stellaris L.* Rohrdommel. B. Z.S. Einzeln am Boden- und Federsee und an einigen andern kleinen Seen Oberschwabens, sowie im Donauthal.

8. *Ardea nycticorax L.* Nachtreiher. Z.S. Wurde einigemale an der Donau bei Ehingen etc. auch am Neckar bei Tübingen erlegt. Kommt die Donau herauf.

XXIV. *Ciconia nigra L.* Schwarzer Storch. B. Z.S. Brütet

unfromm, wenn ſie nicht von dem Gefühl der Gottesnähe und von der tiefen Richtung darauf, daß Gemüth und Leben durch Lauterkeit und Treue in allen Stücken den Schöpfer und Erlöſer verherrlichen, begleitet würde. Deßgleichen, die mehr auf das Praktiſche gerichtete, im Wachsthum der Frömmigkeit nach Innen und Außen bewährte Thätigkeit einer gläubigen Seele erſchlafft in ihrem Vorſatz, erkaltet in ihrem Gebete, wo nicht insgeheim die ſtille Flamme der Andacht als innerſtes Gefühl und unerlöſchliches Bewußtſeyn glüht, wo nicht dieſe Gluth der Gottinnigkeit durch das Licht chriſtlicher Einſicht und Erkenntniß hell und klar erhalten wird, wo ſich nicht auch zugleich das Streben nach chriſtlicher Vollkommenheit auf Erhöhung der Innigkeit des Glaubens und auf Befeſtigung, Erweiterung und Verdeutlichung der Einſicht in die Glaubenswahrheit erſtreckt. Aber vorzugsweiſe und zunächſt wird das religiöſe Verſtändniß nur durch Belehrung, das religiöſe Leben durch Gebet und Willensrichtung, das religiöſe Gefühl und fromme Bewußtſeyn durch Solches befördert, was unmittelbar zum Gemüthe dringt, die Empfindung am tiefſten anregt, am reinſten belebt, am völligſten befriedigt. Das Organ heiliger Gefühle iſt die heilige Kunſt, vornämlich die Muſik, der Geſang, das Lied. Daher iſt, und zwar aus dieſem Grunde gewiß nicht weniger als aus polemiſcher Scheu vor den Ausartungen des Götzendienſtes in Gemälden und Bildwerken, jene Kunſt des Geſanges bereits in der apoſtoliſchen Gemeinde gepflegt worden. Daher findet noch jetzt auch in der Einſamkeit ein gläubiges Gemüth die reinſte Erquickung in einem ſchönen geiſtlichen Liede, die tiefſte Kräftigung und Beruhigung in einer, von würdiger Dichtung erläuterten, frommen Melodie. Die Muſik ſpricht auch unter allen Künſten am unmittelbarſten die Empfindung aus und wirkt auf ſie zurück. Das heilige Gebäude eines chriſtlichen Domes iſt aus dem die Phantaſie beherrſchenden Verſtande des Meiſters und der von ihm repräſentirten Bauhütte hervorgegangen, und iſt daher auch, wie eine aus weiſer Begeiſterung entſprungene Predigt, der Gegenſtand ſtaunender Betrachtung, welche von dem Themo des Grundplans in ungehemmter Spannung der Aufmerkſamkeit durch alle Momente der Entfaltung des künſtleriſchen Gedankens emporgezogen erſt in der Lilie der Thurmſpitze, worin das Kreuz oder die Jungfrau ſteht, ihren Abſchluß und ihre Befriedigung findet. Das Werk des Malers oder Bildſchnitzers,

selten in den grössern Wäldern bei Einsiedel, Tübingen, und wird am Neckar und der Donau etc. öfters erlegt.

2. *Ciconia alba Briss.* Weisser Storch. B. Z.S. Ueber das ganze Land zahlreich verbreitet. Vom Ende Februars bis Sept. Nistet gewöhnlich auf Kirchen und andern hohen Gebäuden, selten auf hohen Waldbäumen. In Reutlingen wurde einer mit rostrothen Flügeln ausgeherkt.

XXV. 1. *Platalea leucorodia L.* Löffelreiher. I. Höchst selten am Bodensee, wohin er von Holland den Rhein herauf, von Ungarn im Donauthal gelangen kann. Wurde einmal bei Bietigheim erlegt.

XXVI.? *Phoenicopterus roseus Pall.* Flamingo. I. Wurde bis jetzt nicht in Württemberg erlegt, es ist aber wahrscheinlich dass die Truppen, welche im Jahr 1811 im südlichen Deutschland umherzogen, auch unser Land berührten.

VI. Natatores. Schwimmvögel.

Anmerkung. Schwäne, Gänse, Enten, Säger, Taucher kommen in der Regel nur im Winter auf die Donau, den Neckar, die Enz, Brenz, Rems, den Boden- und Federsee, in sehr strengen Wintern äusserst zahlreich auf den Bodensee.

I. 1. *Cygnus musicus Bechst.* Singschwan. Z.W. Wird in allen kalten Wintern auf den württembergischen Seeen und Flüssen bemerkt, und wurden schon viele geschossen.

2. *Cygnus olor Gm.* Stummer Schwan. I. Erscheint weit seltener als wilder, weit öfter als verwildeter, den Teichen, wo er zahm gehalten wird, entflohener Vogel auf den Seen und Flüssen, namentlich dem Neckar und der Donau.

II. 1. *Anser cygnoides L.* Schwanengans. Naturalisirt.

2. *Anser hyperboreus Pall.* Polargans. I. Höchst selten in Oberschwaben bis zum Bodensee.

3. *Anser albifrons Penn.* Blessganz. Z.W. Ziemlich selten im Winter, doch in mehreren Landestheilen erlegt. Die wilden Gänse, gewöhnlich Schneegänse genannt, werden mit Recht als Vorboten der Kälte und des Schnees betrachtet.

4. *Anser segetum Gm.* Saatgans. Z.W. Im Winter in mehreren Gegenden, namentlich im Brenzthal so häufig, dass sie auf den Saatfeldern schädlich wird und gehütet werden muss. In grossen Schaaren ziehend.

5. *Anser cinereus M. et W.* Graue Gans. Z.W. Seltener und gewöhnlich nur in einzelnen Familien. Es ist noch ungewiss, ob die Graugans, wie gewöhnlich angenommen wird, die Stammmutter der Hausgans ist; diese soll vielmehr eine *Anser arvensis* seyn. *N.*

6. *Anser brenta Pall.* Ringelgans. Z.W. Wurde im Donauthal öfters erlegt; ist jedoch selten.

7. *Anser leucopsis Bechst.* Weisswangige Gans. Z.W. Ebenfalls eine seltene Erscheinung. Da die wilden Gänse wegen ihrer Schönheit und weil sie meistens bei Nacht wandern, selten erlegt werden, so erscheinen sie seltener, als sie wirklich sind.

8. *Anser ruficollis Pall.* Rothhalsige Gans. Dieser höchst seltene Vogel wurde in einem prächtigen Exemplar am 1. Januar 1844 bei Eltingen, Oberamts Leonberg erlegt und ist jetzt im K. Naturaliencabinet zu Stuttgart aufgestellt.

9. *Anser aegyptiaca L.* Egyptische Gans. Es wurden im Januar 1842 4 Stück dieser hübschen Gans bei Anhausen an der Brenz erlegt.

III. 1. *Anas tadorna L.* Fuchsente. I. Erscheint zuweilen auf dem Bodensee.

2. *Anas rutila Pall.* Höhlen-Ente. I. Ebendaselbst und im Donauthale, wohin sie vom schwarzen Meere herauf kömmt.

3. *Anas penelope L.* Pfeifente. Z.W. Nicht selten an Seeen und Flüssen. Ich erhielt mehrere vom Federsee und der Donau.

4. *Anas querquedula L.* Knäk-Ente. B. Z.W. Brütet an den oberschwäbischen Seen, erscheint auch im Winter nicht selten an Flüssen und Bächen.

5. *Anas strepera L.* Schnatterente. Z.W. Ziemlich selten im Donauthale und Bodensee.

6. *Anas acuta L.* Spiessente. Z.W. B. Ziemlich selten.

7. *Anas boschas L.* Stockente. Die gemeinste wilde Ente Württembergs. Hauptgegenstand der Wasserjagd.

8. *Anas crecca L.* Kriekente. Z.W. Brütet an den ober-

schwäbischen Seeen nicht selten, oder erscheint auf dem Zuge fast an allen Flüssen und Bächen. Sie ist bei den Jägern als Halbente bekannt.

9. *Anas clypeata L.* Löffelente. B. Z.W. Brütet selten an einigen oberschwäbischen Seen, namentlich am Federsee, wo ich selbst ihr Nest mit Eiern auffand.

Anas moschata L. Bisamente. Wird häufig gezähmt gehalten.

Anas ? rufo-viridis Schinz. Diese zweifelhafte Art ist ohne Zweifel ein Bastard der Stock- und Bisamente. Uebrigens wurde sie ein paarmal auf dem Bodensee erlegt und gehört somit der württembergischen Fauna an.

10. *Anas mollissima L.* Eiderente. I. Selten in strengen Wintern. Bis jetzt wurden nur Weibchen erlegt.

11. *Anas spectabilis L.* Königsente. I. Bei Leonberg wurde ein Weibchen geschossen.

12. *Anas fusca L.* Sammtente. Z.W. In kalten Wintern auf den grössern Seen und Flüssen selten.

13. *Anas nigra L.* Trauerente. Z.W. Ebendaselbst, doch noch seltener.

14. *Anas leucocephala Scop.* Weissköpfige Ente. I. Erscheint in sehr strengen Wintern auf der Donau und dem Bodensee.

15. *Anas clangula L.* Schellente. Z.W. In kalten Wintern auf den grössern Seeen und Flüssen einzeln.

16. *Anas glacialis L.* Eisente. Z.W. Im Winter auf dem Bodensee.

17. *Anas histrionica L.* Kragenente. Z.W. Ebendaselbst, aber nur in sehr kalten Wintern.

18. *Anas marila L.* Bergente. Z.W. Auf dem Boden- und Federsee im Winter nicht sehr selten.

19. *Anas fuligula L.* Reiherente. Z.W. An Seen und Flüssen im Winter, am häufigsten auf der Donau.

20. *Anas leucophthalmos Bechst.* Weissaugige Ente. Z.W. Erscheint im Winter nicht selten im Donauthal, auch auf dem Bodensee. Kommt von Ungarn herauf.

21. *Anas ferina L.* Tafelente. B. Z.W. Brütet an den grössern Seen und erscheint im Strich auch an Flüssen.

22. *Anas rufina L.* Kolbenente. Z.W. Selten im Donauthal und Bodensee. Kommt die Donau herauf, da sie östlich wohnt.

IV. 1. *Mergus merganser L.* Grosser Säger. B. u. Z.W. Brütet zuweilen am Bodensee, erscheint im Winter sowohl auf diesem als am Feder- und andern Seen und Flüssen nicht besonders selten.

2. *Mergus serrator L.* Langschnäbliger Säger. Z.W. Ist weit seltener als der vorige, gewöhnlich nur in strengen Wintern auf den grössern Seen und Flüssen.

3. *Mergus albellus L.* Weisser Säger. Z.W. Der häufigste Säger, der jeden Winter auf Seen und Flüssen erlegt wird.

V. 1. *Carbo cormoranus Mey. et W.* Cormoran Z.W. In strengen Wintern auf den grössern und kleinen Seen, besonders aber auf der Donau, ziemlich selten.

2. *Carbo graculus L.* Krähenscharbe. I. Wurde im Winter an der Donau erlegt, erscheint aber auch höchst selten auf dem Bodensee.

VI. 1. *Pelecanus onocrotalus L.* Pelikan. I. Erscheint von Zeit zu Zeit auf dem Bodensee, wo schon verschiedene geschossen, auch einmal gegen 100 Stück gesehen wurden.

VII. 1. *Podiceps minor Lath.* Kleiner Steissfuss. B. Z.S. Ist auf Seen und Flüssen gemein; so auf dem Feuersee in Ludwigsburg, auf der Lauchart bei Marienberg etc.

2. *Podiceps auritus Briss.* Ohrensteissfuss. B. Z.W. Selten auf der Donau und dem Bodensee, wo er ohne Zweifel auch brütet.

3. *Podiceps cornutus Lath.* Gehörnter Steissfuss. Z.W. Sehr selten in strengen Wintern auf Flüssen und Seen, besonders dem Bodensee, wohin er den Rhein herauf kommt.

4. *Podiceps arcticus Boj.* Polar-Steissfuss. I. Sehr selten ebendaselbst. $18^{29}/_{30}$ bei Rothenburg an der Tauber lebend gefangen.

5. *Podiceps subcristatus Jacq.* Graukehliger Steissfuss. B. I. S. Ziemlich selten auf Seen, wo er jedoch brüten soll.

6. *Podiceps cristatus L.* Gehaubter Steissfuss B. Z.S. Nach dem kleinen der gemeinste Steissfuss, der alle grössern Seen während der Brütezeit bewohnt, gewöhnlich vom März bis Okt. zahlreich auf dem Federsee.

VIII. 1. *Colymbus arcticus L.* Polartaucher I. oder Z.W. Im Winter $18^{44}/_{45}$ wurden einige alte und junge Vögel in Oberschwaben geschossen.

2. *Colymbus glacialis.* Eistaucher. I. Kommt fast alljährlich im Jugendkleide auf den Bodensee und die Donau.

3. *Colymbus septentrionalis L.* Rothkehliger Taucher. I. Z.W. Ist der häufigste Taucher, der so ziemlich alle Winter auf dem Bodensee sich einfindet. Er wird dort Haldenente genannt.

IX. 1. *Mormon fratercula.* Larventaucher. I. Wurde bis jetzt nur zweimal, nemlich bei Ludwigsburg gefangen, und bei Schorndorf geschossen.

X. 1. *Mergulus albus L.* Krabbentaucher. Einmal bei Ludwigsburg lebend gefangen. Dieses Exemplar steht in meiner Sammlung.

XI. 1. *Procellaria pelagica L.* Sturmvogel. I. Auf dem Bodensee höchst selten.

XII. 1. *Lestris pomarinus Temm.* Breitschwänzige Seemöve. I. Als verirrter Vogel schon in verschiedenen Gegenden, besonders an der Donau geschossen.

2. *Lestris leptus Briss.* Langschwänzige Raubmöve. I. Ebenso, auch am Bodensee.

3. *Lestris parasitica Briss.* Schmarotzer Raubmöve. I. Am Bodensee und überhaupt in Oberschwaben von Zeit zu Zeit. Ich erhielt im Sommer 1836 am Bodensee 2 Stück, welche lebend in Fischernetzen gefangen waren.

XIII. 1. *Larus minutus Pall.* Zwergmöve. I. Am Bodensee und der Donau sehr selten.

2. *Larus melanocephalus Natt.* Schwarzköpfige Möve. I. Als höchste Seltenheit ebendaselbst.

3. *Larus ridibundus L.* Lachmöve. B. Z.S. Gemein als Brütvogel an allen oberschwäbischen Seen, auf der Wanderung im März, April und Oktober auch anderwärts.

4. *Larus tridactylus L.* Dreizehige Möve. I. Selten in kalten Wintern.

5. *Larus canus L.* Sturmmöve. I. Ebenso.

6. *Larus argentatus Briss.* Silbermöve. I. Zuweilen an der Donau und auf dem Bodensee.

7. *Larus fuscus L.* Heringsmöve. I. Verirrt sich auch an kleinere Flüsse.

XIV. 1. *Sterna caspia Pall.* Grosse Seeschwalbe. I. Höchstselten am Bodensee. Es ist nicht zu bestimmen, ob sie den Rhein oder die Donau heraufzieht, da beide Fälle möglich sind, indem sie auch in Ungarn brütet.

2. *Sterna hirundo L.* Seeschwalbe. B. Z.S. An Seen und Flüssen nicht selten vom April bis September.

3. *Sterna minuta L.* Kleine Seeschwalbe. B.? Z.S. Selten, gewöhnlich nur durchziehend im April und September.

4. *Sterna cantiaca Gm. L.* Brandseeschwalbe I. Selten am Bodensee und der Donau.

5. *Sterna anglica Montag.* Lachseeschwalbe B. Z.S. Brütet an der Iller, kommt an der Donau und Brenz zuweilen ebenfalls vor. Sie ist am Lech gemein.

6. *Sterna leucopareja Natt.* Weissbärtige Seeschwalbe. Sehr selten an der Donau und dem Bodensee. Kömmt von Ungarn herauf.

7. *Sterna leucoptera Temm.* Weissflügelige Seeschwalbe. Ebenfalls auf dem Bodensee, wo schon einige Stück erlegt wurden.

8. *Sterna nigra L.* Schwarze Seeschwalbe. B. Z.S. Gemeiner Brut- und Zugvogel am Boden-, Feder- etc. See.

6. Ueber die Beziehung der Pilzbildung zu den sogenannten Hexenringen.

Von Prof Dr. Schlossberger.

In einer mit Dr. *Doepping* gemeinschaftlich unternommenen Untersuchung über die Pilze (*Liebigs* Annalen 1844. p. 106) hatte ich aus ihrem Reichthum an Stickstoff (Proteinsubstanzen) und phosphorsauren Salzen auf ihre hohe düngende Kraft geschlossen, indem sie demnach zum Theil mit guten Guanosoarten möchten wetteifern können. Eben damit war auch vom Standpunkte der heutigen Agrikulturchemie aus der Nachweis geliefert, wie sehr diese Art von kryptogamischen Gewächsen den Boden an seinen wichtigsten Bestandtheilen erschöpfen müssen.

Während meines Aufenthaltes in Edinburgh kam mir nun eine fast 40 Jahre alte Abhandlung über die Hexenringe (Philosophical transactions 1807. pag. 133.) von *Hyde Wollaston* zu Gesicht, deren Bestreben es bildet, diese in England und Deutschland so häufige und vom Aberglauben so mannigfach gedeutete Erscheinung auf eine sinnreiche Weise aus einer Eigenthümlichkeit im Wachsthum gewisser Pilze herzuleiten. Der Inhalt dieses Aufsatzes schien in beiden Ländern wenig beachtet oder halb vergessen zu seyn, während doch die durch ihn versuchte Erklärungsweise der Hexenringe, sofern sie sich als richtig zuweisen sollte, in diesen ein von der Natur selbst angestelltes

Experiment darstellt zur Bestätigung obiger, aus der chemischen Analyse der Pilze gefolgerten Schlüsse.

Die Hexenringe *(fairy rings)*, d. h. grössere oder kleinere, fast von aller Vegetation entblösste, kreisförmige Stellen auf manchen Wiesen, an deren äusserem Rande meist ein durch sein dunkles Grün und üppiges Wachsthum auffallender Grasring sichtbar ist, bezeichnen im Munde des Volks und der Dichter den unheimlichen Ort nächtlicher Feentänze. Aber wie die neuere Physik den Regenbogen und das Gewitter, wie die neuere Zoologie das Meeresleuchten ihrer poetischen Deutung entkleidete, so wurde auch, zuerst von *Wollaston*, die früher so mysteriöse Entstehung der Hexenringe auf einen ganz natürlichen Vorgang zurückzuführen versucht.

Wollaston fand nämlich an der Umgrenzung solcher Ringe ganz beständig gewisse Pilze, wenn zu der passenden Jahreszeit gesucht wurde. Hieraus und aus der ferneren Beobachtung des fortdauernden excentrischen Wachsens dieser Kreise schloss er auf einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ringen und den Pilzen, und setzte denselben dahin fest, dass die Entstehung der Ringe von einer Gruppe von Pilzen als einem Centralpunkte ausgehe, die zu ihrem Gedeihen den Boden auf dem sie wachsen, in hohem Grade erschöpfen. Die Wurzeln der Pilzvegetation des nächsten Jahres seien daher genöthigt, nach aussen hin sich auszubreiten, um neuen noch nicht ausgesogenen Boden aufzusuchen. Dasselbe wiederhole sich im nächsten Jahre, und so entstehe allmählig ein grosser, von Pflanzenwuchs fast ganz entblösster Kreis, an dessen Peripherie jedoch ein Grasring von besonders üppigem Wachsthum sich vorfinde. Dieser erkläre sich aus der, durch das Absterben der jeweiligen letzten Pilzgeneration vor sich gehenden, reichen Düngung des Bodens, eine Düngung, die gerade durch das Verarmen eines anderen Bodentheils ihre volle Erklärung finde.

Die excentrische progressive Zunahme der Ringe wurde wohl zuerst von Dr. *Hutton* am Arthur seath bei Edinburgh beobachtet, ohne dass er auf die Bildung von Pilzen dabei aufmerksam geworden wäre. Dr. *Withering* dagegen hatte den Zusammenhang zwischen den Ringen und Pilzen aufgefasst, aber

die Art der Vergrösserung der Ringe übersehen. *Wollaston* verknüpfte zuerst beide Momente, um so obige Theorie zu bilden.

Versuche, die Schnelligkeit des excentrischen Fortschreitens durch Einschnitte zu bestimmen, sollen erwiesen haben, dass die jährliche Ausdehnung der Kreise zwischen 8 Zoll und 2 Fuss betrage, je nach der Species der Schwämme, denen sie ihre Entstehung verdanken. Die Arten, von denen überhaupt ein Zusammenhang mit den Ringen beobachtet worden ist, sind *Agaricus campestris, procerus, orcades* und *Lycoperdon borista*.

Wollaston findet noch in den Erscheinungen, die beim Zusammentreffen zweier, von verschiedenen Mittelpunkten ausgehenden Ringen Statt finden, sowie in einigen anderen Wahrnehmungen bestätigende Momente für seine Ansicht. — Merkwürdig war mir von meinem Freunde, Dr. *Wilson* in Edinburgh, eine Stelle in Shakespeare bezeichnet zu sehen, aus welcher es gar nicht unwahrscheinlich wird, dass schon dieser wundervolle Genius einen Zusammenhang zwischen den Hexenringen und dem Wachsthum gewisser Pilze vermuthet habe.

Uebrigens liegt in der im Vorhergehenden entwickelten *Wollaston*'schen Theorie manche Dunkelheit, manches Gezwungene; namentlich ist nicht leicht einzusehen, wie bei dem Absterben und Verwesen der Pilze an Ort und Stelle eine Erschöpfung des Bodens in dem Mittelpunkt des Kreises sollte eintreten können, da doch verschiedene Ursachen, besonders aber Regengüsse immer dahin wirken müssen, die verwesenden Bestandtheile der Pilze, soweit sie sich nicht verflüchtigen, immer wieder dem Orte zurückzuerstatten, dem sie entnommen worden sind. Es liesse sich nur etwa annehmen, dass die durch das Verwesen der Pilzgruppe gelieferte Düngung eine so koncentrirte sei, dass sie die Phanerogamen in ihrer Entwicklung störe, eine Annahme, die in der Erfahrung über die Wirkungsweise des zu concentrirten Düngers ihren Stützpunkt findet.

Obgleich daher auch von Deutschland aus einige Stimmen zu Gunsten der *Wollaston*'schen Theorie sich haben vernehmen lassen (s. *Gilberts* Annalen XVII.), so kann dieselbe doch nicht als erwiesen angenommen werden, so lange nicht neue und umfassende Beobachtungen den sichern Nachweis liefern für den

Kausalzusammenhang zwischen der Pilzbildung und den Hexenringen. (v. *Martens* Italien II. S. 18.) Gegen letztere Ansicht, wenigstens soweit sie die Pilze als primitive und wesentliche Ursache dieser Ringe erklärt, tritt ein anderer Erklärungsversuch von Hrn. Professor *Plieninger* in die Schranken, der sich auf dessen eigene Beobachtungen im Vaterlande stützt, und von seinem Urheber zur Veröffentlichung an dieser Stelle gütigst mitgetheilt wurde.

Plieninger hat die Hexenringe in Württemberg früher häufig wahrgenommen, aber immer nur auf magern Wiesen und Allmanden, überhaupt aber durchaus nur auf Wiesen, auf welchen Waidgang Statt hatte. Er fand oft auch Pilze bei diesen Ringen, aber nicht gerade kreisförmig angelagert, und jedenfalls nicht bloss mit jenen Ringen vergesellschaftet, sondern auch an zahlreichen andern Stellen des Terrains. Er erklärt sich nun die Entstehung der Ringe aus der Wirkung der Excremente der Thiere und es bot ihm hiezu die Wahrnehmung den Anhaltspunkt, dass der Graswuchs an der Peripherie der fladenförmigen Faeces der Rinder in der Regel viel üppiger war, als sonst, während das Gras unmittelbar unter der Scheibe vergeilt, gelb und verkümmert war, wenn die durch die Sonne zu einer filzartigen Scheibe erhärtete Masse der vertrockneten Fladen umgewendet wurde. Nun sind aber die fraglichen Ringe stets von grösserem Durchmesser als die Fekalscheiben der Rinder. *Plieninger* deutete daher dieselben als Produkte nicht der festen, sondern der flüssigen, bei ihrem Auffallen im weiteren Kreise verbreiteten Excremente, die bis zu den Wurzeln der Pflanzen eindringen.

Man könnte nun einwenden, dass bei einer derartigen Entstehungsweise die Grasringe viel häufiger sein müssten, als es in der That der Fall ist; allein es kommt nach *Pl.* wesentlich auf die Jahreszeit an, in welcher die Ursache einwirkt. Im Frühjahr und Herbst, wo der Boden feucht ist, werde der Urin, durch die Erdfeuchtigkeit verdünnt, kein Uebermaass von Düngung lokal hervorbringen; wohl aber, wenn er im Sommer auf trockenen, halb ausgebrannten Boden fällt. Es ist eine bekannte Sache, dass die Gülle, im Sommer auf das trockene Erdreich geschüttet, zer-

des Erzgießers oder Steinmetzen ist nicht sowohl ein Lehrmittel für die rohe Jugend und den ungebildeten Theil der Gemeinde, weßhalb man im Mittelalter die christlichen Bilder biblia pauperum genannt hat, als vielmehr durch das sinnliche Vehikel der Form und Farbe geeignet, die Sehnsucht nach dem Unendlichen, das Verlangen nach den Tugenden der Heiligen zu erwecken. Deßhalb sind auch solche Werke gemeiniglich durch Gelübde und Stiftung in die Kirchen gekommen, und hängt mit ihnen das Gebet, als die tiefste Willensrichtung, so nahe zusammen, daß man sogar in den Zeiten des Aberglaubens sich verirrt hat, auch zu, anstatt nur vor den Bildern zu beten. Aber die Musik ist wie die unsinnlichste, so die ausschließliche Trägerin des frommen Gefühles, und nur durch den Text im Gesange wird sie mit dem bestimmten christlichen Gedanken vermählt, der aber selbst ihr möglichst gleichartig, Ausdruck der Empfindung, schönes Bild oder edle Vergleichung seyn muß, um das Gefühl nicht zu verwischen, sondern, indem er es beleuchtet, zu erhöhen.

In gleichem Verhältniß nun, wie die Momente der Frömmigkeit in dem gläubigen Gemüthe, bilden die Predigt, das Gebet und der Gesang die wesentlichen, einander ergänzenden Bestandtheile des christlichen Gottesdienstes, sofern dieser eine geistige Anbetung darstellt und nicht auch noch sinnlichere Elemente in seinen Bereich hereinzieht. Zu letztern gehören schon die beiden Sacramente der apostolischen und der evangelischen Kirche, ferner die protestantische Confirmation, die Ordination, der Trauungsact u. dgl., wobei übrigens der reduerische Vortrag und überhaupt das geistige Moment über die sinnliche Darstellung bedeutend vorwiegt. Noch mehr freilich ist hieher zu rechnen das mannichfaltige Plastische, Präsentative in dem Ritual der katholischen und griechischen Kirche, was in bedingter Weise immerhin unter nationalen Verhältnissen zweckmäßig, keineswegs aber wesentlich und unabweisbar erscheint. Die Predigt nun, die in ihrer wahren Form immer Schriftauslegung ist, wird, als Rede, als begeisterter Vortrag und gehobene Sprache von göttlichen Dingen, die Einwirkung auf das Gefühl so wenig versäumen, als die Mitwirkung des Gefühles zu ihrer Entstehung verleugnen können, welches ohnehin durch jede tiefe, treue, allseitige Entwickelung der biblischen Wahrheit im Innersten berührt werden muß; sie wird sich nicht minder die Anregung der Thätigkeit fürs Gute, die Läuterung der

störend auf den Pflanzenwuchs einwirkt. Innerhalb der Scheibe, auf welche ein Thier seinen Harn im Sommer gelassen, wird nun nothwendig die Vegetation zerstört werden, „ausbrennen," wie der Landwirth sagt. Bei dem nächsten Regen aber wird die mit Urin durchdrungene Stelle an der Peripherie durch Verdünnung der abgelagerten Stoffe eine dem Pflanzenwuchse förderliche Veränderung erfahren, und so der dunkle Grasring entstehen.

Plieninger leugnet durchaus nicht, dass die Pilze ihre Rolle hiebei spielen können und werden, allein er hält sie nicht für die erste Ursache, sondern mehr für eine begleitende Erscheinung, etwa wie den peripherischen Grasring selbst. Es ist bekannt, wie sehr stickstoffreicher Dünger die Vegetation der Pilze befördert, wie namentlich eine concentrirte Düngung den Pilzen förderlich ist (Champignonplantagen), während sie den Phanerogamen schadet. Uebrigens hat *Plieninger* nie ein konstantes Voranschreiten eines äusseren Pilzringes vor dem Grasringe wahrnehmen können.

Die letzterwähnte Erklärung hat wenigstens gleiche Wahrscheinlichkeit mit der von *Wollaston* versuchten, und es ist der Zweck dieser Zeilen erreicht, wenn er einige vaterländische Naturfreunde veranlassen könnte, über die Richtigkeit der einen oder andern Theorie durch eigene Beobachtungen und Versuche eine sichere Entscheidung herbeizuführen. Ist die *Plieninger*'sche Ansicht die richtige, so muss es nicht schwer sein, durch Aufbringen von Rinderharn auf unsern Wiesen in trockenen Sommern künstliche Hexenringe zu bilden. (Man vergleiche oben S. 160. flg. die durch die Discussion des vorliegenden Gegenstandes in den Ausschusssitzungen unseres Vereines veranlassten Versuche des Herrn Directors v. *Seyffer*.)

A. d. R.

7. Ueber einige aus dem sogenannten Casein erhaltene Substanzen.

Von Prof. Dr. Schlossberger (aus Liebigs Annalen vom Verfasser mitgetheilt.)

Frische Kuhmilch wurde nach Abnahme des grössten Theils des Rahms mit Salzsäure in der Wärme koagulirt, durch Leinwand kolirt, und der Niederschlag mit verdünnter Salzsäure ausgespült, wobei er anfieng gelatinos zu werden. Er wurde nun mit kaltem Wasser gewaschen und löste sich durch die geringe ihm anhängende Menge Säure nach mehrtägigem Zusammenstehen mit Wasser in gelinder Digestionstemperatur vollständig wieder auf, wobei nur noch Fett oben aufschwam. Dieses wurde abgenommen und die Lösung durch Papier filtrirt; das Filtriren gieng äusserst langsam, das Filtrat war aber ganz klar.

Das Filtrat wurde nun mit kohlensaurem Ammoniak praecipitirt, wozu eine sehr kleine Menge des letzteren hinreichte. (Ein Ueberschuss davon löste den Niederschlag wieder vollständig auf, aus welcher Lösung er durch Essigsäure wieder gefüllt wurde). Das Abfiltriren des rein weissen Praecipitats gieng sehr langsam von Statten. Der Filterrückstand (Substanz A) wurde mit Alkohol und Aether behandelt, so lange diese Fett daraus aufnahmen, dann getrocknet, und stellte jetzt eine rein weisse, etwas durchscheinende, sehr harte Materie dar, die sich erst bei

etwa 130° C vollständig von Wasser befreien liess. Sie glich auffallend dem bisher Casein genannten Stoffe, und enthielt entschieden freien (nicht oxydirten) Schwefel. Zu concentrirter Salzsäure und Salpetersäure verhielt sie sich durchaus als Proteïnkörper. Beim Einäschern, welches nur nach mehrstündigem heftigstem Glühen gelang, hinterliess sie eine kleine Quantität Phosphate enthaltender Asche.

Die von der eben angedeuteten Substanz A abfiltrirte Flüssigkeit war ganz klar und gab nun, mit überschüssiger Salzsäure versetzt, aufs Neue einen weissen Niederschlag, Substanz B. Ihre Menge war bei weitem geringer als die der Materie A. Sie liess sich schnell abfiltriren, das Filtrat enthielt nicht unbedeutende Spuren organischer Substanz, doch viel zu wenig um irgend eine weitere Untersuchung darüber anstellen zu können. — Die auf dem Filter gesammelte Substanz B wurde beim Behandeln mit kochendem Alkohol an den Kanten durchscheinend, und gab entschieden eine kleine Menge einer Materie an den letztern ab, die dann auch beim Erkalten des Alkohols darin gelöst blieb, wohl aber durch Zusatz von viel Aether sich in Flocken niederschlug. Auch ihre Quantität war so klein, dass es mir unmöglich war, schon jetzt zu entscheiden, ob die Substanz B selbst in siedendem Alkohol etwas löslich ist, oder ob sie noch eine differente Materie (C) eingeschlossen enthält.

Die Substanz B wurde hiernach bei 130° getrocknet, und stellte jetzt eine hellgelbe, halb durchscheinende, hornartig harte Materie dar, die mit Salpetersäure gelb und dann auf Zusatz von Ammoniak hochgelb wurde, auch bei eintägigem Stehen mit concentrirter Salzsäure sich schön violett färbte. Sehr merkwürdig ist, dass sie auf dem Silberblech mit Aetzkali erhitzt, keine Spur eines braunen Flecken gibt, also durchaus keinen freien Schwefel enthält. Beim Einäschern hinterblieb eine nicht bedeutende Menge von fixem Rückstand. Eine Elementaranalyse mit einem Gemenge von Kupfer- und Bleioxyd und chlorsaurem Kali ergab folgende Resultate: 52,64% C.
7,20 H.

Da die Substanz mit salpetersaurem Silberoxyd versetzt und dann mit starker Salpetersäure zerstört, entschieden einen Chlor-

gehalt zeigte, bestimmte ich denselben vorläufig und erhielt 2,61% Salzsäure. — Eine Stickstoffbestimmung nach der *Mulder*'schen Methode hatte eine geringere Stickstoffmenge gegeben, als die Proteinsubstanzen gewöhnlich enthalten; leider reichte die Menge der Substanz nicht hin, die Stickstoffbestimmung zu wiederholen.

Die bisher unter dem Namen Casein beschriebene Materie ist diesen vorläufigen Versuchen nach eine sehr komplicirte Substanz, wohl ein Gemenge verschiedener Proteinkörper, zu deren Scheidung durch die Anwendung der angegebenen Agentien, von denen eine irgend zersetzende Einwirkung kaum wird vorausgesetzt werden können, ein einfacher Weg angedeutet scheint. Jedenfalls kommt eine schwefelhaltige, und eine schwefelfreie Substanz in dem Milchcasein zusammen vor, und ich kann die Vermuthung nicht unterdrücken, ob nicht die schwefelfreie Substanz den Membranen der Milchkügelchen entspreche. Sowie es meine veränderten Verhältnisse gestatten werden, habe ich mir eine ausführliche Untersuchung der eben bezeichneten Materien, namentlich auch unter Zuratheziehen des Microscops beim Koagliren der Milch u. s. w. vorgesetzt, wobei denn eine Vergleichung der Substanz B (hypothetischer Zellmembran der Milchkügelchen) mit dem sogenannten Globulin der Blutkügelchen ihre geeignete Stelle finden dürfte.

Noch ist beizufügen, dass *Albumin* und *Fibrin* ganz auf dieselbe Weise, wie es mit dem *Casein* hier geschah, behandelt, sich nicht in 2 verschiedene Materien trennen lassen, sondern durch kohlensaures Ammoniak vollständig ausgefällt werden. Das beschriebene Verhalten des Milchcaseins erinnert an die ebenso complicirte Zusammensetzung des Pflanzenklebers.

Zum Schlusse ergreife ich diese Gelegenheit, Herrn Prof. *Mulder*, unter dessen Anregung und Berathung ich obige Versuche angestellt habe, hiefür meinen wärmsten Dank öffentlich auszusprechen.

8. Nachträgliche Bemerkungen zu dem Vortrage (S. 148 dieses Heftes) über ein neues Sauriergenus und die Einreihung der Saurier mit flachen, schneidenden Zähnen in Eine Familie.

Von Prof. Dr. Plieninger.

I. Die Benennung des von mir aufgefundenen Sauriergenus aus der Lettenkohle und dem obern Muschelkalke, welche ich S. 152. oben durch den Namen *Smilodon* vorgeschlagen, muss, wie ich mich nachträglich überzeugt habe, zurückgenommen werden. Der Name *Smilodon* ist nämlich bereits vergeben und so sehr ich es bedaure, diese in Rücksicht auf die eigenthümliche Zahnform des fraglichen Sauriers bezeichnende Benennung nicht in Anspruch nehmen zu können, so muss doch das Recht der Priorität, welches *Lund* für das von ihm so benannte fossile Säugethier zukommt, geachtet werden. Ueberdies bezeichnet das Wort σμίλη, *scalprum*, wenn gleich in einer Bedeutung für die vorliegende Zahnform bezeichnend, wenigstens nicht ausschliesslich die gekrümmte Messerform des Winzer- oder Gartenmessers mit der Schneide auf der einwärts gebogenen Seite, vielmehr wird es auch noch für andere messerartige oder sonst schneidende Werkzeuge z. B. der Schuster, Bildhauer etc. von ganz anderer Form, als der hier in Rede stehenden, gebraucht. Dagegen hat ζαγμλη oder

ξιφηλον zunächst die Bedeutung: Sichel, *falx* und insbesondere krummes Wein- oder Winzermesser; daher ich nunmehr die Benennung „*Zanclodon*" für das fragliche Genus vorschlagen möchte, wodurch ebensowohl die Priorität des Namens *Smilodon* gerettet, als auch die genauere Bezeichnung unserer vorliegenden Zahnform erzielt wird. Das Wort *Zanclodon* klingt zwar etwas hart und hat nicht die Euphonie des Wortes *Smilodon* für sich, allein es wird sich immerhin neben *Owen's Zeuglodon* in der alphabetischen Aufzählung der Namen fossiler Thiere gut genug ausnehmen.

H. *H. v. Meyer* zählt (Jahrb. 1845. S. 278 flg.) das Genus *Megalosaurus* zu seiner Hauptgruppe der *Pachypoden*, „Saurier mit Gliedmassen, welche denen der schweren Landsäugethiere vergleichbar sind." Ich habe dasselbe oben zu den *Akidodonten* gerechnet. Da manche der übrigen, von mir zu letzterer Gruppe gezählten Genera eher zu den *Dactylopoden* als den *Pachypoden* v. *Meyer's* gehören, so könnte es scheinen, als ob meine Gruppirung der Systematik v. *Meyer's* entgegen zu treten beabsichtige.

Wenn ich bei obigem Vortrage von der Ansicht geleitet wurde, dass eine so auffallende Uebereinstimmung in der Zahnbildung, wie sie bei den von mir aufgeführten Genera stattfindet, dazu dienen könne, um, nach Analogie der *Labyrinthodonten*, einen Theil derjenigen Saurier zu einer Gruppe zu vereinigen, deren Stellung nach den Stützwerkzeugen noch unbestimmt gelassen werden musste; so wird jedenfalls die nähere, in ein Detail der osteologischen Eigenthümlichkeiten dieser Thiere eingehende Begründung dieses Versuches natürlicherweise erst von einer vollständigen Diagnose der hier zusammengestellten Genera, nach Auffindung ihrer zur Zeit noch unbekannten Skelettheile und namentlich der Stützwerkzeuge, zu erwarten stehen. Es wird daher in gleicher Weise von ebendieser genaueren Diagnose abhängig zu machen seyn, ob und welche von den bis jetzt nach ihren Stützwerkzeugen noch nicht hinlänglich bekannten *Akidodonten* sich zu den *Pachypoden*, und welche sich zu den *Dactylopoden* reihen werden, ja es wird sich überhaupt alsdann erst herausstellen, wie die von den Zähnen, von der Beschaffenheit der

Wirbelkörper, und von den Stützwerkzeugen entlehnten Charaktere bei denselben in einander übergreifen, um zu entscheiden, welche dieser Charaktere das Fundament zur Aufstellung von Hauptgruppen abgeben und welche zu Ausmittelung von Unterabtheilungen dieser Hauptgruppen dienen dürften. So ist auf gleiche Weise bis jetzt noch unentschieden, ob und welche Genera aus der sehr gut abgegrenzten Gruppe der *Labyrinthodonten* zu den *Dactylopoden* einerseits und zu den *Pachypoden* andererseits zu rechnen seyn möchten. Ja es scheint sogar auch unter den *Nexipoden* bei der Unterabtheilung der *Brachytracheli* der Typus der *Labyrinthodonten* in der Zahnstructur der meisten *Ichthyosaurus* eine nicht zu übersehende Rolle zu spielen, während die Zahnform von *Ichth. platyodon* wieder an die *Akidodonten* erinnert. Die Analogie, welche rücksichtlich der Zahnbildung und der Conformation der Stützwerkzeuge in der Klasse der Säugethiere dargeboten ist, dürfte zwar immerhin bei der Gruppirung der Saurier einigen Anhaltspunkt darbieten; allein so entschiedene Unterschiede, wie sie z. B. zwischen den Land- und Wasser-Säugethieren, zwischen den Pflanzen-, den Fleischfressern und den Allesfressern, zwischen den Zehen-, den Sohlengängern und den Hufern ausgeprägt sind, werden sich weder nach der Zahnbildung, noch nach den Stützwerkzeugen unter den Sauriern auffinden lassen; wie denn die Natur der Saurier überhaupt und das geognostische Vorkommen der fossilen insbesondere auch noch keine sicheren Anhaltspunkte darbieten wird, um unter den Letzteren solche zu erkennen, welche, wie manche der schweren Landsäugethiere dem trockenen Lande ausschliesslich, oder, wie andere, zugleich den süssen Landgewässern, Sümpfen oder der Ueberschwemmung ausgesetzten Landstrichen angehört haben mögen. Sind auch die Knochen der Stützwerkzeuge bei den *Pachydoden* derber und massiver als bei den *Dactylopoden*, und verrathen sie eine auffallende Annäherung an die höhere Ausbildung der Säugethierknochen, so finden sich doch keine solche entschiedene und wesentliche Abweichungen von der eigentlichen Zehenbildung, wie sie sich bei den schweren Landsäugethieren, den *Pachydermen* und vollends bei den Ein- und Zweihufen ausprägen.

Eine andere Frage ist indessen, ob Unterschiede in der äussern Zahnform eben gerade bei den Sauriern so wesentlich seyen, um, wie ich es beabsichtige, die Saurier mit zweischneidigen Zähnen von den übrigen auszusondern, überhaupt systematische Charaktere darauf zu gründen. Die Saurier der Vorwelt werden, wie die der jetzigen Fauna angehörigen, nach ihrer Dentition ausschliesslich auf thierische Nahrung angewiesen gewesen seyn. Der geringe Unterschied in der Bildung der Zähne der Saurier nach ihrer Stellung im Rachen schliesst den Unterschied von eigentlichen Schneide-, Fang- und Mahlzähnen aus; es werden daher die vorweltlichen Saurier, gleich denen der Jetztzeit, ihre Beute, wenn auch nicht unzerstückelt, doch jedenfalls ungekaut oder unzerkleinert verschlungen haben. Die Natur dieser thierischen Nahrung ist aber nicht von solcher Mannigfaltigkeit, dass aus der Verschiedenheit der Zahnformen bei den Sauriern auf wesentliche Verschiedenheit der Nahrung, auf Verschiedenheit der Lebensweise und des Aufenthaltortes ein sicherer Schluss zu ziehen wäre. Die Landthiere, namentlich Säugethiere, spielten zur Zeit der Niederschläge der geschichteten Gebirge, zumal der secundären, nur eine untergeordnete Rolle. Die Beute der vorweltlichen Saurier wird daher zunächst unter den Wasserthieren, vorzugsweise unter den Fischen, etwa auch Sepien und ihrem eigenen Geschlechte zu suchen seyn. Crustaceen, Schaalthiere und Zoophyten blieben ihren Zähnen unzugänglich. Zum Ergreifen und Festhalten der Beute werden aber die zweischneidigen Zähne im Allgemeinen ebenso gut, wie die cylindrischen und conischen gedient haben und ebenso zum Zerstückeln der Beute, wenn sie für das Schlingen zu gross war, wie dies unter den Sauriern der Jetztzeit stattfindet.

Allein, wenn es sich um Gruppirungen nach übereinstimmenden Merkmalen handelt, so ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, dass Kennzeichen zu Hülfe genommen werden, welche an Organe geknüpft sind, deren Verschiedenheiten selbst eine ziemlich untergeordnete physiologische Bedeutung haben. Aber auch in physiologischer Beziehung dürfte in der zweischneidigen Zahnform unserer Saurier ein nicht ganz zu übersehendes Moment zu erblicken seyn; sie wird immer

geeigneter zur Zerstückelung oder Zerreissung thierischer Beute erscheinen müssen, als die cylindrische und conische der übrigen Saurier. Setzt nun diese Eigenschaft nothwendig eine grosse Beweglichkeit des Körpers in Verbindung mit grosser Muskelstärke, ebensowohl zum Fangen als zum Zerreissen der Beute, voraus, so wird ebendamit auch eher der Aufenthaltsort in dem, eine leichtere Beweglichkeit für kurzbeinigte Saurier verstattenden Element, dem Wasser, als auf dem Lande, eher der Aufenthaltsort in tieferen Wasserbecken als in Sumpfgegenden, im Zusammenhang stehen. Die grössere Beweglichkeit des Körpers geht aber Hand in Hand mit einem schlankeren, weniger gedrungenen Körperbau, mit einer starken, jedoch nicht gehäuften, sondern gehörig vertheilten Muskulatur, mit einer leichteren Bedeckung des Körpers durch Schuppen, als mit Schilderpanzern, mit schlankeren, zum Gehen wie zum Schwimmen tauglichen Stützwerkzeugen. Alles dies prägt sich aber in den von den *Akidodonten* bis jetzt bekannt gewordenen Characteren aus: meist convexen Wirbelkörpern mit starken und langen Fortsätzen zum Ansatz einer starken und zahlreichen Muskulatur, starken, jedoch nicht massigen Stützwerkzeugen mit Phalangen, welche ebensowohl auf deutliche Zehen zum Gehen auf ebenem Boden, als auf das Vorhandenseyn von Schwimmhäuten schliessen lassen, und einer leichten, jedoch hinlänglich Schutz gegen äussere Verletzung gewährenden Schuppenbedeckung. Und somit hätten wir auch in den übrigen osteologischen Merkmalen, ausser der Zahnbildung, eine merkwürdige Analogie unserer *Akidodonten* mit den jetzt lebenden *Varaniern*, mit deren Zahnbildung die der erstern am meisten Aehnlichkeit unter den Sauriern der jetzigen Fauna verräth, und ebendamit eine Begründung der oben geäusserten Ansicht auch in Betreff der zweischneidigen Saurierzähne, dass in der Zahnbildung auch bei den Sauriern ein wichtiger Exponent für die durch äussere und innere Charaktere ausgeprägten Familienähnlichkeiten zu finden sey, einer Ansicht, aus welcher eben die Aufstellung der Gruppe der *Akidodonten* hervorgegangen ist.

Es möge mir daher vorerst verstattet seyn, das Genus *Megalosaurus*, wenn gleich den *Pachypoden* zugehörig, wegen seiner so entschiedenen, dem Typus der *Akidodonten* zugehörigen Zahn-

bildung, dieser Gruppe, wenn auch als eine Unterabtheilung derselben, oder als Unterabtheilung der Hauptgruppe der *Pachypoden*, beizuzählen.

III. Wenn unsere Gruppirung der *Akidodonten* nach dem Bisherigen gerechtfertigt erscheinen darf, so würde sich in derselben Art, wie *Megalosaurus*, auch *Hylaeosaurus* unter die *Akidodonten*, welche den Typus der *Pachypoden* haben, reihen und diese beide somit eine Gruppe bilden, welche entweder als Unterabtheilung zu den *Akidodonten* zu ziehen wäre, oder eine Unterabtheilung „*Akidodonten*" unter den *Pachypoden* bilden würde. Trotz der Abnützung, welche die Zeichnung der *Hylaeosaurus*-Zähne (*Owen*, Odontogr. Pl. 62. A. Fig. 8.) verräth, lässt sich die zweischneidige Form der Krone deutlich genug erkennen, zumal da auch bei *Megalosaurus* solche Abnützung der Zähne vorkommt, von welcher *Cuvier* bekennt, dass sie ihn anfänglich über die Sauriernatur dieses Thieres zweifelhaft gemacht habe.

Ferner wird sich auch *Mosasaurus*, als Saurier mit concavconvexen Wirbeln, an die Zahl der übrigen *Akidodonten* mit nicht convexen Wirbelkörpern als Unterabtheilung anreihen dürfen. Jedenfalls ist die Dentition von *Mosasaurus* der von *Geosaurus* allzusehr analog, die zweischneidige Form allzusehr ausgesprochen, als dass wir das Genus von den *Akidodonten* trennen dürften.

Ob dagegen diejenige Unterabtheilung, welche ich bei den *Akidodonten* rücksichtlich der Verbindung der Zähne mit den Maxillen statuirte, nämlich durch *Anchylose* und *Gomphose*, sicher begründet sey, oder vielmehr, ob der Unterschied in der Verbindung der Zähne mit der Maxille so wichtig sey, um einer eigenen Unterabtheilung der *Akidodonten* das Wort zu reden, muss ich, in Ermangelung genauerer Untersuchung der Originale von *Geosaurus* und *Leiodon*, dahingestellt seyn lassen. Die Quellen, aus welchen ich zu schöpfen hatte, scheinen wenigstens keine entschiedene Einsenkung der Zahnwurzeln oder Zahnbasen in Alveolen oder alveolenartige Vertiefungen im Zahnbein zu verrathen; vielmehr spricht *Owen* (Odontogr. S. 262.) namentlich dem Genus *Leiodon* den Charakter der „*Akrodonten*" zu, welcher a. O. S. 182. darein gesetzt wird, dass die Zähne auf dem Rande

Neigungen und Affekte zum beſondern Ziele ſetzen: aber ihr vorherrſchender Charakter wird doch immer die Betrachtung ſeyn, wenn nicht, wie es leider in ſo vielen, obwohl gutgemeinten Beiſpielen vorliegt, durch allzuviel unmittelbares Hinwirken auf die Empfindung und durch den Mangel an Gedankenentwicklung der aufmerkſame Hörer gelangweilt und ſogar ſein Gefühl abgeſtumpft werden ſoll. Das Gebet, welches von dem Prieſter oder Prediger im Namen Aller geſprochen wird, muß die gemeinſame Richtung des Gemüths und Willens Aller auf die höchſten Zwecke und heiligſten Güter des Lebens enthalten, wiewohl es, der Natur der Sache gemäß, in dem frommen Bewußtſeyn der Gemeinde wurzelt und auf die Wahrheit, deren Inhalt hernach betrachtet werden ſoll, hinleitet, oder an die Lehre, die in der Verſammlung verkündigt und erörtert worden iſt, anknüpft. Gerade ſo wird auch der Geſang in der Kirche, wiewohl ſein Text ein Bekenntniß oder eine Reflexion, ein Gebet oder einen Vorſatz enthalten mag, doch vorzugsweiſe die religiöſe Stimmung überhaupt, das bußfertige oder glaubensfrohe Gefühl der Andacht ausſprechen, welches Alle ſchon beſeelt oder in ihnen durch den Erguß dieſer heiligen Regungen im Geſange jetzt lebendig werden ſoll.

Hier erkennen wir nun ſchon die eigenthümliche Wichtigkeit des Kirchengeſangs, während an ihm zugleich der Gegenſatz der chriſtlichen Kirchenordnungen verſchiedener Bekenntniſſe in einer zweifachen Unterſcheidung hervortritt. In der katholiſchen Kirche ſind die bildenden Künſte mit gleicher Liebe wie die Muſik, in der evangeliſchen iſt theils vorzugsweiſe, theils ausſchließlich nur die letzte gepflegt und ausgebildet worden. In dem katholiſchen Gottesdienſte iſt der Gemeindegeſang dem des Chors, in dem proteſtantiſchen der des Chors dem Liede der Gemeinde untergeordnet. Dies kommt in dem erſteren Gegenſatze aus der hierin freieren, auf Darſtellung der ſichtbaren Kirche gehenden Richtung des Katholicismus, wie aus der den ſinnlichen Ausdruck ſcheuenden, geiſtigeren, wiewohl hierin gebundeneren und einſeitigeren Tendenz des Proteſtantismus hervor. Im anderen Gegenſatz aber bewährt ſich das bindende hierarchiſche Dogma der römiſchen Kirche von dem Clerus, der die Kirche ſey und mit Ausſchließung der Laien Gottesdienſt für dieſelben leiſte, und das freimachende proteſtantiſche Princip des allgemeinen Prieſterthums, das Jedem ein Recht zur Mitwirkung am Gottesdienſte

der Maxille aufgewachsen (angelöthet) erscheinen (*the teeth appear to be soldered to the margins of the jaws*). Diese Definition scheint jedoch durch das, was S. 258. über die Verbindung der Zähne von *Mosasaurus*, gleichfalls einem entschiedenen *Akrodonten*, welchem sowohl *Leiodon* als *Geosaurus* sehr nahe gestellt werden, mit der Maxille gesagt wird, dahin näher bestimmt zu werden, dass letzterem dennoch eine seichte Grube zugeschrieben wird, welche übrig bleibt, wenn der Zahn ausfällt (*a shallow socket is left, where the tooth and its supporting base are left*). Eine ähnliche Grube scheint, wenigstens nach der Zeichnung (a. O. Platte 72. Fig. 1. 2.), auch bei *Leiodon* in dem Höcker des Zahnbeins sich zu finden, über dem der Zahn sich erhebt, und *Cuvier* begründet die Verschiedenheit des *Geosaurus* von *Mosasaurus* nicht durch eine Abweichung in der Verbindung der Zähne mit der Maxille, sondern nur durch Abweichungen in ihrer Form und in der Zahnung ihrer Kanten. Es scheint daher immerhin eine, wenn auch nur durch eine seichte Grube, in die die Basis des Zahns eingelassen ist, angedeutete *Gomphosis* auch bei *Geosaurus* und *Leiodon* stattzufinden.

Indessen wird diese nur angedeutete Gomphosis mit anchylotischer Anhaftung der Zahnbasis auf dem Grunde einer seichten Grube im Zahnbein in Verbindung mit den eigenthümlichen Höckern des letztern, welche den Zähnen bei *Mosasaurus*, *Geosaurus* und *Leiodon* als Unterlage dienen, als ein so eigenthümlicher Typus erscheinen dürfen, um die Absonderung der mit *Akrodonten* bezeichneten Saurier von den mit *Thecodonten* bezeichneten, die sich durch tiefere Zahnhöhlen mit wirklicher *Gomphosis* unterscheiden, als wohl begründet anzuerkennen und auf die Gruppe unserer *Akidodonten* überzutragen.

Die Gliederung dieser Gruppe würde sich nun nach dem Bisherigen folgendermaassen gestalten.

Akidodonten, Saurier, deren Zähne zusammengedrückt, zweikantig oder zweischneidig, mehr oder weniger spitzig, rückwärts oder einwärts gekrümmt, mit gekerbten, oder gezahnten, oder keilförmig zugeschärften Kanten, die Formen von schneidenden Waffenspitzen darstellen.

A. Pachypoden:
   Megalosaurus.
   Hylãosaurus.
B. Dactylopoden:
   a. Akrodonten:
      α. concavo-convexi:
         Mosasaurus.
      β. non convexi:
         Geosaurus,
         Leiodon.
   b. Thecodonten:
      Thecodontosaurus.
      Palãosaurus.
      Belodon.
      Brachytãnius.
      Succhosaurus.
      Kladyodon.
      Zanclodon.

Ob das Genus *Goniopholis Owen* mit seiner abgestumpften Zahnform, bei welcher der Typus eines zweischneidigen Zahnes nur schwach durch zwei stärkere Leisten angedeutet ist, die noch überdies nicht in der Richtung des Kiefers, also nicht die eine nach vorne und die andere nach hinten, sondern die eine nach aussen und die andere nach innen stehen, zu den *Akidodonten* zu rechnen sey, möchte ich ohne nähere Untersuchung des Originals nicht entscheiden. Eben dies ist der Fall mit dem Genus *Pholidosaurus H. v. Meyer's*, so lange noch nicht entschieden ist, ob der in dem neuerlich erschienenen wichtigen Werke *Duncker's* und *H. v. Meyer's* (Monographie der deutschen Wealdenbildung, ein Beitrag zur Geognosie und Naturgeschichte der Vorwelt. Von Dr. *W. Duncker*. Nebst einer Abhandlung über die in diesen Gebirgsformationen bis jetzt gefundenen Reptilien. Von *Hermann v. Meyer*. Braunschweig. 1846. S. 73.) beschriebene und Taf. XX. Fig. C. abgebildete Zahn wirklich dem *Pholidosaurus Schaumburgensis H. v. Meyer* zugehört.

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Ueber das Vorkommen des Titans in Eisenschlacken.

Von Prof. Dr. Fehling.

Nach *Wollaston*, der zuerst in den Eisenschlacken von Merthyr Tydwill in Wales die eigenthümlichen rothen Krystalle als metallischen Titan erkannte, haben auch Andere solche Krystalle in Eisenschlacken beobachtet, so *Nöggerath*, *Hünefeld*, *Karsten* und *Walchner* in rheinischen, schlesischen und badischen Hohöfen. Vor Kurzem fand nun Herr Hüttenverwalter v. *Zobel* auch bei uns beim Ausbrechen eines Hohofens eine Eisensau, in der theils das Titan in würfelförmige Krystalle ausgeschieden war, theils war die sehr graphitreiche Masse durchaus roth, wie von gediegenem Kupfer. Herr Hüttenverwalter v. *Zobel* hatte die Güte auf unsre Bitte uns nachstehende Mittheilung über das Vorkommen des Titans mitzutheilen.

„Das Titan, welches Sie erhalten haben, ist bei dem Ausbrechen des Hohofengestells zu Wilhelmshütte bei Schussenried gewonnen worden. Wenn gleich ein ähnliches Vorkommen bei dem Hohofenbetriebe im Allgemeinen nicht zu den Seltenheiten gehört, so sind jedoch die grosse Frequenz und die Abänderungen, unter welchen sich dasselbe hier unter besonderen Verhältnissen gebildet hat, von grossem Interesse. Die Ausscheidung des Titan hat unzweifelhaft erst stattgefunden, nachdem der Hohofen (nach einer fünfjährigen Campagne) niedergeblasen und das Eisen aus demselben bis auf die Vertiefungen im Bodenstein abgelassen war. In dieser Vertiefung, die sich bei dem Betriebe der Hohöfen gewöhnlich im Bodenstein bildet, bleibt bekanntlich bei dem Ausblasen jedesmal, je nach der Grösse derselben eine Masse Eisen zurück, welche die Sau genannt wird. Nach dem Aufbrechen der Hohöfenbrust, womit am dritten Tage nach dem Ausblasen des Hohofens der Anfang gemacht werden konnte, wurde man durch die Erscheinung über-

rascht, dass alles zurückgebliebene Eisen sich vollständig in Graphit verwandelt hatte. Die Oberfläche desselben und die Drusenräume waren mit Titankrystallen überzogen und selbst in der inneren Masse des Graphits hatte sich eine grosse Menge Titan ausgeschieden. Etwas tiefer, wo die Graphitmasse mit dem Bodenstein in Berührung gekommen war und somit eine noch langsamere Abkühlung stattgefunden hatte, erschien das Titan, jedoch nur an einigen wenigen Stellen, theils erdig, theils traubenförmig und in letzterem Zustande auf dem Bruche strahlig. In der grössten Aushöhlung, die der Bodenstein erlangt hatte, war der Graphit von einem weissen mehlartigen Mineral (vielleicht titansaurem Eisen) überzogen und durchdrungen, und an wenigen Stücken erschien dieses ebenfalls traubenförmig mit concentrisch schaliger Absonderung und strahligem Bruche.

Der Hohofen zu Wilhelmshütte verhüttet Bohnerze aus der Gegend von Riedlingen mit einem Zuschlag von Jurakalk (Oxfordthon) aus derselben Gegend, und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass diese Erze Titaneisen enthalten, was auch zum Theil auf die vorzügliche Beschaffenheit des aus diesen Erzen erzeugten Eisens von Einfluss seyn dürfte.

Das Gestelle dieses Hohofens war aus Liassandstein aus der Nähe von Aalen construirt. Hinsichtlich der Umwandlung, die dieser Sandstein erlitten hat, wurde die unerwartete Beobachtung gemacht, dass an den ausgebrochenen Steinen durchaus keine säulenförmig abgesonderte Stücke wahrzunehmen waren, die bisher niemals gefehlt haben, wo die Gestelle aus buntem Sandstein oder Keuper zusammengesetzt waren.

---

2. Insekten im Jahr 1846.

Der Jahrgang 1846 war dem Aufkommen mancher Insekten, ins Besondere *Lepidopteren*, sehr günstig. Bereits jetzt (Octob.) sind die Obstbäume mit den sehr entwickelten Nestern von *Liparis chrysorrhöa* bedeckt. Ein Freund der Insektenkunde in Ulm berichtete, dass im verflossenen Sommer *Acherontia atropos* in sehr grosser Menge geschwärmt habe, „wie Fledermäuse" selbst in der Stadt geflogen und häufig zu offenen Fenstern hereingekommen sey. In den letzteren Jahren war dieser Schmetterling sehr selten geworden. In dem königlichen Schlossgarten zu Stuttgart zeigte sich *Yponomeuta cognatella* in einer nieerlebten Menge. Zwar werden die dort häufig als Unterholz in den Baumparthieen des Parkes angepflanzten *Prunus padus* jedes Jahr von diesem Insekt heimgesucht, die Krone mehr oder weniger übersponnen und die Raupen verpuppen sich, wie gewöhnlich, in Haufen von 30 bis 100 in knäuelartigen Gespinnsten zwischen den dünnen Zweigen. Dieses Jahr aber erfolgte keine Verpuppung zwischen den Aesten, wohl ohne Zweifel in Folge der allzustarken Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die gänzlich entlaubte und perückenartig übersponnene Krone,

sondern die Raupen krochen am Stamme herab und verpuppten sich in ungeheuern Knäueln auf der Nordseite der Baumstämme hart am Fusse der letztern. Einsender fand z. B. einen solchen Knäuel von 2½ Fuss Länge, 6 Zoll Breite und 2 — 3 Zoll Dicke, das Gespinst filzartig fest und die Coccons dicht auf einander sitzend, so dass die im Innern des Knäuels befindlichen Mühe hatten, beim Ausschlüpfen heraus zu kommen. Dabei waren nicht blos die *Prunus padus*, sondern sogar die hohen *Acer campestre* und *pseudoplatanus*, sowie *Populus nigra* und *tremula* an ihren Stämmen durchaus gleichförmig mit einem eng anschliessenden, dichten, florartigen Gespinnst von oben bis unten überzogen, das sich in langen und breiten Streifen abziehen liess. Dieses Auftreten der *Yponomeuta* in solch ungeheuerer Menge, ins Besondere aber der Ueberzug der ganzen Stämme und das Verpuppen am Fuss der Bäume auf der Nordseite ist, am hiesigen Orte wenigstens, noch nie beobachtet worden.

Pl

Verkehr.

Eine Käfersammlung, durchaus in Württemberg gesammelt und gut erhalten, befindet sich bei Herrn Prof. *Hochstetter* in Esslingen, wo sie zur Einsicht der Liebhaber bereit steht. Die Sammlung ist in 8 Kästchen, 1′ 1″ breit, 1′ 4″ lang und 2″ 5‴ hoch, mit gleich hohen Stecknadeln. Das Verzeichniss ist bei Prof. *Plieninger* in Stuttgart einzusehen. Preis 33 fl.

Uebersicht der Abbildungen auf Taf. III.

Fig. 1. a. b. Rechte Unterkieferhälfte mit vollständiger Backenzahnreihe von *Chalicomys Eseri H. v. Meyer* aus dem Süsswasserkalk des Oerlinger Thales bei Ulm. Nat. Grösse. S. 147.

Fig. 2. Zahn von *Geosaurus maximus Pl.*, aus dem weissen Jura von Schnaitheim bei Heidenheim. Nat. Grösse. S. 150.

Fig. 3. Fragment des rechten Unterkiefers von *Zanclodon laevis Pl.*, aus der Lettenkohle von Gaildorf; Fig. 3. b. ein abgesonderter kleinerer Zahn, bei welchem sich die offene Zahnwurzel darstellt. Nat. Grösse. S. 152, wo der Name *Smilodon* mit *Zanclodon* zu vertauschen ist, und S. 247.

Fig. 4. a. b. Zwei Rückenwirbel von *Zanclodon laevis*, ebendaher, von der Seite; c. d. die Gelenkseiten des vollständig überlieferten Wirbels a. mit den vordern und hintern Gelenkfortsätzen; b. mit Querfortsatz. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 5. Ein dritter Wirbel von *Zanclodon laevis*, ebendaher, etwas zusammengedrückt, mit massigem Dornfortsatz und den hintern Gelenkfortsätzen. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 6. Ein weiterer Wirbel von *Zanclodon laevis*, ebendaher, von der *Abdominal*-Seite. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 7. Zwei Knochenfragmente, ebendaher, welche wohl auf *Phalangen* von *Zanclodon laevis* zu deuten sind. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 8. Vier Knochenschilder von *Zanclodon laevis*, ebendaher. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 9. Zahnkrone von *Zanclodon crenatus Pl.* aus der Lettenkohle von Gaildorf. Vergrössert. S. 153.

Fig. 10. Zahnkrone von *Zanclodon crenatus*, aus dem Lettenkohlensandstein von Bibersfeld, a. äussere Seite, b. innere Seite des Zahnes. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 11. Zahnkrone von *Zanclodon crenatus*, aus einer dolomitischen Muschelkalkschichte von Hoheneck, die Lettenkohle überlagernd. Nat. Grösse. S. 153.

Fig. 12. Zwei Zahnkronen von *Zanclodon crenatus*, ebendaher. Nat. Grösse. S. 154.

Fig. 13. Schichtungsverhältnisse der untern Liasthone bei Balingen. S. 202.

I. Einundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1845.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Vorbemerkung.

Bei Beginn des dritten Jahrzehents unserer Jahresberichte dürfte es am Orte seyn, eine kurze historische Notiz über Anfang und Bestehen unseres Vereins für Beobachtung der climatischen Verhältnisse des Landes und des jährlichen Witterungsganges, sowie eine Darlegung des zu Grunde liegenden Planes voranzusenden.

I. Der Verein württembergischer Beobachter wurde seiner Zeit, auf G. Schüblers Anregung, von der königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins durch Gewinnung einer Zahl von Beobachtern unter den correspondirenden Vereinsmitgliedern ins Leben gerufen. Die nächste Veranlassung dazu war ein im Jahr 1820 von der naturforschenden Gesellschaft zu Halle an alle wissenschaftlichen Vereine Deutschlands ergangene Einladung zu correspondirenden Beobachtungen über die Gewitter und die sie begleitenden Erscheinungen, um über Entstehung und Zug der Gewitter und die Lage der Gegenden, welche mehr als andere dem Hagelschlag ausgesetzt sind, nähere Aufschlüsse zu erhalten. Auf die Einladung der Centralstelle des landwirth. Vereins fanden sich sofort mehrere Beobachter, aus deren Mittheilungen Schübler die erste Zusammenstellung „Ueber die Bildung und Richtung der Gewitter

und Schlossen in Württemberg und einigen angrenzenden Gegenden“ im Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins 1822. Bd. I. S. 155 gab; sodann die zweite: „Ueber die Gewitter des Jahres 1822“ daselbst 1823. Bd. I. S. 150, womit zugleich eine Zusammenstellung des beobachteten Regen- und Schneewassers vom Jahr 1822 an einigen der Beobachtungsorte verbunden war. Die dritte, „Ueber die Gewitter des Jahrs 1823“ erfolgte daselbst Jahrgang 1824. Bd. I. S. 279. gleichfalls mit einem Anhang über die Menge des meteorischen Wassers im gedachten Jahrgang. Mit dem Jahrgang 1824 wurden die Beobachtungen in grösserer Ausdehnung von mehreren Beobachtern angestellt, aus denen Schübler einen umfassenderen Jahresbericht: „Allgemeine Resultate über die Witterung des Jahres 1824 mit näheren Beobachtungen über die Temperatur, Gewitter, Schlossen und Regenmenge in verschiedenen Gegenden Württembergs“ in gedachtem Journal, Jahrgang 1825. Bd. II. S. 1 mittheilte.

Der umfassendere Plan für die Beobachtungen und die daraus gezogenen Jahresberichte, der bis daher beibehalten blieb, trat aber erst mit dem Jahrgang 1825 ein. Es wurden fortan den Beobachtern Behufs der Gleichförmigkeit lithographirte Formularien für ihr meteorologisches Journal ausgetheilt, die sie mit Ende des Jahrgangs und nach Berechnung der monatlichen und Jahresresultate einsandten. Einige erhielten auch die Instrumente. Der Bericht von diesem Jahr findet sich im Correspondenzblatt Jahrgang 1826 Bd. I. S. 323 mitgetheilt. Mit diesem begann daher die nun abgelaufene zwanzigjährige Periode.

Unter der Aufschrift des „dritten Jahresberichtes über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.“ eigentlich aber war er der zweite nach dem umfassenderen Plane, wurde sofort der Bericht v. J. 1826 a. a. O. Jahrgang 1827 Bd. II. S. 65 mitgetheilt. So folgte denn der Jahresbericht von 1827 im Correspondenzblatt 1828 Bd. I. S. 327; auch wurden von diesem Jahrgange an die von mir zu Stuttgart angestellten Beobachtungen in Monatstabellen jedem Hefte des gedachten Journals einverleibt. Der Jahresbericht von 1828 erschien Correspondenzblatt 1829 Bd. II. S. 117; auch wurde von diesem Jahrgang an von mir unter dem Titel „meteorologische Chronik“ eine Zusammenstellung der wichtigeren meteorologischen Ereignisse, soweit sie aus öffentlichen Blättern und wissenschaftlichen Journalen entnommen werden konnten, in chronologischer Ordnung zusammengestellt, Anfangs den Monatstabellen der Stuttgarter Beobachtungen beigegeben, später aber (mit dem Jahrgang 1829) in dem Texte des Journals mitgetheilt.

Der Jahresbericht von 1829 erschien daselbst 1830 Bd. II. S. 119.

Der Jahresbericht von 1830 daselbst 1831 Bd. II. S. 121.

Mit dem Jahrgang 1831 gieng die Sorge für die Jahresberichte in meine Hände über; ich übernahm deren Abfassung auf den Wunsch Schüblers um so bereitwilliger, da sich seine ganze Thätigkeit in Gemeinschaft mit G. v. Martens damals der Abfassung der württembergischen Flora, einer gleichfalls von der Centralstelle ausgegangenen Unternehmung, zugewendet hatte. Auf Schüblers Antrag hatte nämlich diese hohe Stelle

verleiht und die öffentliche kirchliche Feier als Anregung, Beschäftigung und Aeußerung des Glaubens Aller behandelt. Nicht als wenn die heilige Musik der Protestanten bloß im einfachen Volksgesang bestände, der sich von hier aus erst auch allmählig in katholischen Gemeinden verbreitet; denn die künstlicheren Tonwerke und figurirten Gesänge der Bache, Graun und Händel sind denen des Palestrina, Marcello und Allegri gleichgewichtig: sondern es ist nur im eigentlichen Gottesdienst der evangelischen Gemeinde der Choral das Vorwiegende und integrirender Theil der Andacht, während das Motett und anderer Chorgesang nur einleitend vor dem Ganzen oder begleitend bei der Administrirung der Sakramente und in kirchlichen Casualacten auftritt. In diesem Choral wohnt das fromme Gefühl der Gemeinde, ihr Gefühl nicht bloß des gemeinschaftlichen Glaubens, sondern auch der gläubigen Gemeinschaft, wo die Stimme des Einzelnen in dem Strome der Gesammtheit zerfließt und von ihm getragen wird, wie der Glaube des Individuums in dem Bekenntniß Aller sich geborgen und verstärkt fühlt, wo sich das Herz demüthigt in der Buße, die kein Andrer um ihn her verschweigt, und sich wieder aufrichtet an dem Troste, den Alle bezeugen, und sich weiter ausdehnt in der Freude, davon jede Lippe übergeht, und sich tiefer hingibt in die Liebe, deren heiliges Band angezogen ist, daß es in unsichtbaren Tönen aus allen Herzen sich vernehmen läßt.

Das evangelische Kirchenlied hat zugleich einen nationalen Ursprung und Charakter. Es gehört vornämlich dem deutschen Volke zu. Während die Protestanten anderer Länder, Frankreichs, Englands, Schottlands, der Niederlande und selbst in der Schweiz, zwar auch das Bedürfniß des religiösen Volksgesangs empfanden, aber auf den kleinen Kreis der Davidischen Psalmen sich beschränkten, welche zumal nicht überall und unbedingt der Ausdruck christlicher Empfindung und Denkweise sind, ist seit der Reformation eine Anzahl von 60 — 80,000 geistlichen Liedern in deutscher Zunge gedichtet und gesungen worden. Dies hängt offenbar mit der tief eingewurzelten Lust des Deutschen am Gesang überhaupt, und namentlich mit der großen Mannichfaltigkeit, wie anmuthsvollen Innigkeit des deutschen Volksliedes zusammen, welches eine von den herrlichen Naturgaben unseres Volkes war, die das Christenthum mit seinem Geiste durchdrang und in seine Dienste nahm. Dazu

die Botaniker Württembergs zu Einsendung der in ihren Gegenden bisher beobachteten Pflanzen veranlasst, woraus dann sowohl das Material für die württembergische Flora, als auch das in den Sammlungen der Centralstelle aufbewahrte württembergische Herbarium entstand. Der Jahresbericht von 1831 findet sich im Correspondenzblatt 1832 Bd. II. S. 160.

Der von 1832 daselbst 1833 Bd. II. S. 271.

Der von 1833 daselbst 1834 Bd. I. S. 278.

Der von 1834 daselbst 1836 Bd. I. S. 274; er enthält zugleich die zehnjährigen Resultate vom Jahrgang 1825 an einschliesslich.

Der von 1835 daselbst 1836 Bd. II. S. 265.

Der von den beiden Jahrgängen 1836 und 1837 zusammen daselbst 1838 Bd. II. S. 18 und 188.

Der von 1838 daselbst 1841 Bd. II. S. 19.

Der von 1839 daselbst 1842 Bd. I. S. 139.

Der von 1840 daselbst 1843 Bd. I. S. 141.

Der von den Jahrgängen 1841 und 1842 zusammen daselbst 1844 Bd. I. S. 205 und 285.

Der von 1843 und 1844 zusammen daselbst 1844 Bd. II. S. 194, welcher zugleich die zwanzigjährigen Resultate von 1825 bis 1844 einschliesslich, und in einzelnen Rubriken des Berichts, wie namentlich der Temperaturverhältnisse, fünfzigjährige Resultate von 1795 einschliesslich an, enthält.

Hiemit wurde von der hohen Centralstelle das Aufhören der meteorologischen Mittheilungen überhaupt, also der Jahresberichte, der meteorologischen Chronik und der Monatstabellen, in dem landwirthschaftlichen Correspondenzblatt beschlossen, wogegen unser naturwissenschaftlicher Verein laut §. 5. Punkt 4. der organischen Bestimmungen beschloss, die Sache fortzusetzen, wie diess in unsern Jahresheften 1845 Bd. I. S. 63 bereits angezeigt worden ist.

Eine Anweisung zum richtigen Eintrag und zu der Berechnung der meteorologischen Beobachtungen für die Mitglieder des Vereins, sowie für alle Diejenigen, die sich für diese Beobachtungen interessiren, findet sich im Correspondenzblatt 1842 Bd. II. S. 138.

Ich erlaubte mir, hauptsächlich deshalb auf die Reihe der bisherigen Berichte hinzuweisen, um erstlich für Diejenigen, welche sich etwa für dieselben interessiren sollten, die Auffindung derselben zu erleichtern, und dann insbesondere, um künftigen Beobachtern Anhaltspunkte zu geben, ihre Bestrebungen in Einklang mit den bisherigen zu setzen, da es keines Beweises bedarf, dass nur möglichst lange nach Einem Plane fortgesetzte Beobachtungen denjenigen Werth haben, welchen man von ihnen für die Wissenschaft zu erwarten berechtigt ist.

Ein Mangel bei den bisherigen Beobachtungen ist freilich der, dass die meisten derselben nicht lange genug an einem und demselben Orte, oft nur etliche Jahre lang fortgesetzt werden konnten, wenn die Beobachter beim Abtreten von ihrem Schauplatz keine Nachfolger erhalten konnten; und es wird dieser Mangel voraussichtlich auch künftig nicht beseitigt werden

können. So fanden z. B. seit dem Tode *Schüblers* im J. 1834 seine Beobachtungen zu Tübingen keine Fortsetzung, was um so mehr zu bedauern ist, da gerade von den Universitäten, diesen mit den tüchtigsten Kräften und den reichlichsten Hülfsmitteln ausgestatteten Anstalten, die zuverlässigsten Beobachtungen erwartet werden könnten, wie denn solche auch z. B. von München, Jena, Halle, Berlin, Leipzig etc. in öffentlichen Schriften publicirt werden. Auch die einige Jahre lang von Tübingen uns mitgetheilten magnetischen Beobachtungen sind leider bald wieder versiegen gegangen.

Indessen sind doch von mehreren Beobachtungsorten, wie diess aus dem letzten Jahresbericht entnommen werden kann, Beobachtungen vorhanden, welche die ganze bisherige zwanzigjährige Periode umfassen, und für einige derselben haben sich glücklicherweise tüchtige Nachfolger an den Orten selbst, oder wenigstens an nicht sehr entfernten, climatisch nicht sehr verschiedenen Orten gefunden. Ueberhaupt hat sich der Kreis der Beobachter nicht nur nicht vermindert, sondern von Jahr zu Jahr vermehrt, die meisten Gegenden des Landes, welche sich durch climatische Unterschiede oder Eigenthümlichkeiten auszeichnen, sind mit Stationen bedacht. Nur auf der Höhe des Schwarzwaldes hat sich kein Nachfolger für den früheren, eifrigen und genauen Beobachter zu Freudenstadt finden können; erwünscht wären ferner Beobachter in den Heubergegenden, auf dem Herdsfelde, auf dem Welzheimer Waldgebirge, in den Gegenden des untern Neckars und des Zabergäus. Die Herren Pharmaceuten in dem Kreise unseres Vereins würden unstreitig diejenigen seyn, welche mit den geringsten Opfern ihrer Convenienz diese Beobachtungen anstellen könnten, da die Officin den ganzen Tag über wenigstens von Einem naturwissenschaftlich gebildeten Manne besetzt ist. Die höheren Lehranstalten des Landes, an welchen Physiker thätig sind, wie die niedern Seminarien, die Gymnasien und Lyceen, würden gleichfalls Stationsorte bilden können, von welchen fortlaufende, durch keinen Personenwechsel unterbrochene Beobachtungen zu hoffen wären, und an welchen die immer nöthige Stellvertretung in Abhaltungsfällen des Hauptbeobachters durch geübte Schüler geleistet werden könnte. Dankbare Erwähnung verdient, dass seit mehreren Jahren sich immer mehr und mehr ausübende Aerzte unter die Zahl der Beobachter gereiht haben, in der wohlerwogenen Ueberzeugung, dass der *Genius epidemicus* wohl zunächst im Zusammenhang mit den meteorischen Veränderungen stehen möge, zu dessen näherer Erforschung beizutragen nun einmal der practische Arzt der geeignetste Mann ist, wenn gleich sein Beruf vielleicht am meisten Abhaltungen an richtiger Einhaltung der Zeit für die, an gewisse Tagesstunden geknüpften Beobachtungen, mit sich bringt und es immer von Werth ist, wenn dieselben möglichst anhaltend durch Einen Beobachter angestellt werden. Die grösste Zahl unserer Beobachter findet sich unter den Geistlichen und es ist eine sehr dankenswerthe Erscheinung unserer Zeit, dass unter diesen Männern der Wissenschaft immer mehr auch die practischen Interessen des Le-

benso Anklang finden und z. B. namentlich auch eine sehr erwünschte Mitwirkung zu Verbreitung rationellen landwirthschaftlichen Strebens von ihnen ausgeht. Dass aber die Erscheinungen auf dem Felde der Landwirthschaft und das Ergebniss der Jahreserzeugnisse zunächst und hauptsächlich eine Function des Witterungsganges seyen, bedarf keines Beweises und ebenso sicher ist es, dass, wenn dem Landwirth eine Prognose des Witterungsganges wünschenswerth ist, diese sich nur nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die grösstmögliche Zahl von Erfahrungen darüber gründen kann, wie die Veränderungen in der Atmosphäre, deren Beobachtung nun eben der Gegenstand der observirenden Meterologie ist, am häufigsten auf einander folgen. Es sind daher in den neueren Zeiten von mehreren Landwirthschaftsgesellschaften in Deutschland Veranstaltungen für meteorologische Observationen und deren Bekanntmachung in ihren landwirthschaftlichen Journalen ausgegangen, wie namentlich von den landwirthschaftlichen Gesellschaften zu Wien, Prag u. s. O.

II. Der Plan, welcher unsern meteorologischen Bestrebungen zu Grunde liegt, ist, mit Auseinanderhaltung der verschiedenen Beobachtungsmomente, kurz folgender.

Auf eine kurze allgemeine Schilderung des Charakters des Jahrgangs und der einzelnen Monate folgt eine Zusammenstellung der Lufttemperaturbeobachtungen nach den täglichen, monatlichen und jährlichen Extremen, den monatlichen und Jahresmitteln sowohl von den drei täglichen Beobachtungszeiten 7h 2h 9h, als auch den thermographischen Ergebnissen, ferner die Mittel für die Tages- und die Jahreszeiten. Unter Zugrundlegung der seit dem Beginn der „schwäbischen Chronik“ in diesem Blatt erschienenen, den übrigen vorangegangenen Beobachtungen bis zum Jahr 1824 sind diese Momente nun auch von den letzten 50 Jahren ausgemittelt. Sodann folgen die täglichen, monatlichen und Jahresdifferenzen, die Zahl der Sommer-, Eis- und Wintertage, die Frost- und Schneegrenzen. Auch Vergleichungen der Temperaturresultate in den Vegetationsmonaten mit den specifischen Gewichten der Weinmoste und eine Location der Jahrgänge hienach, welche genau mit der Location der Weinernten nach Güte und Menge übereinstimmt, wurden bis jetzt von Zeit zu Zeit vorgenommen, *) so dass hieraus schon in nächster Reihe ein unmittelbares practisches Moment, jedem Herbsterträgniss im Voraus die Prognose zu stellen, deutlich hervorgeht. Ein weiteres practischen Moment in climatologischer Beziehung wird aus dem Jahresmittel erhellen, welches für alle bisherigen, die verschiedenen Gegenden des Landes vertretenden Beobachtungsorte, 42 an der Zahl, berechnet wurde, unter Angabe ihrer Meereshöhe.

Auch die Brunnentemperatur wurde bisher als ein Mittel, die auf die Vegetation ebenso, wie die Lufttemperatur, influirende Bodenwärme

*) Siehe Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins 1833 Bd. II. S. 194., 1831 Bd. II. S. 247, 1839 Bd. II. S. 222, 1836 Bd. II. S. 247.

in ihrem Gang das Jahr hindurch, sowie ihr Verhältniss zur Lufttemperatur und ihre Variationen zu ermitteln, an mehreren Beobachtungsorten ins Auge gefasst. Zu bedauern ist es, dass es die städtische Oeconomie mit dem Wasser in Stuttgart nicht weiter verstattet hat, an dem Brunnen, welcher hiezu seit zwanzig Jahren gewählt wurde, das in der ersten Hälfte dieser Periode entströmende Quellwasser wieder herzustellen; das Seewasser ist allzusehr den momentanen Variationen der Luftwärme ausgesetzt und lässt kaum in den Mitteln einen Schluss auf den gleichförmigen Gang der Bodenwärme zu.

In ähnlicher Art sind auch die barometrischen Schwankungen, wie die thermometrischen, in die Beobachtungen aufgenommen und in den Jahresberichten behandelt.

Die Zahl und die Stärke der Windströmungen nach den acht Hauptwinden, das Verhältniss der südlichen zu den nördlichen, der östlichen zu den westlichen, die mittlern, monatlichen und jährlichen Windrichtungen und die Windstärke werden als diejenigen Momente hervorgehoben, mit welchen der Witterungswechsel vorzugsweise zusammenhängt, demnach auch der Zusammenhang derselben mit der Temperatur und mit den barometrischen Stellungen ins Auge gefasst.

Die wässerichten Niederschläge werden nach ihrer monatlichen und jährlichen Menge, ihrer Intensität, ihrer Zahl notirt, und nach ihrem Verhältniss zu den Mondsrevolutionen und die Mondstellung, nach den Hauptwinden, nach der Verdunstung, in unsern Jahresberichten zusammengestellt.

Die Beobachtungen über den Stand des Neckars bei Heilbronn, des Bodensees zu Friedrichshafen, Zeit und Zahl der Ueberschwemmungen und Verhältniss zu dem gefallenen Regenwasser, bilden wieder ein Moment, dessen unmittelbarer practischer Werth nicht verkannt werden wird, wie sie denn z. B. die *Commission hydrométrique* zu Lyon erst seit den grossen Ueberschwemmungen der Rhone näher ins Auge zu fassen anfing, um aus der beobachteten Menge des meteorischen Wassers einen Schluss auf die unmittelbar folgende Höhe des Wasserniveau zu machen, und hienach Vorbeugungsmassregeln entlang des Flusses gegen die Ueberschwemmung anzuordnen. Auch die Variationen der Temperatur des Neckars bei Canstatt werden beobachtet.

Die Verdunstung wird durch Abwägung des täglich von einer bestimmten Wasserfläche verdunstenden Wassers und die Luftfeuchtigkeit nach dem Psychrometer beobachtet und hienach die Berechnung des Thaupunkts, des Sättigungsgrades der Luft und deren Wassergehalten in Granen Wasser auf einen Cubikfuss, nach Tageszeiten, Jahrszeiten und Mitteln, an verschiedenen Orten des Landes vorgenommen.

Die Gewitter und Hagelschläge werden nach ihrer Zahl in den Jahrgängen, in den einzelnen Monaten, in den Tages- und Jahreszeiten, ferner nach ihren Gränzen im Jahre und nach ihrer Vertheilung auf die Oberfläche des Landes notirt und berechnet. Hier ist wieder ein unmittelbar practisches

Moment zu erkennen, indem hieraus die Verhältnisszahlen in den letzten zwanzig Jahren für die 63 Bezirke des Landes ausgemittelt sind, aus denen sich der Grad der Wahrscheinlichkeit der Hagelschäden für die einzelnen Gegenden und die grössere oder geringere Nothwendigkeit der Hagelversicherung für ihre Bewohner entnehmen lässt.

Endlich folgt eine Uebersicht der klaren, trüben, gemischten Tage, der Nebeltage, Höhenräuche, Regen-, Schneefälle, der windigen und stürmischen Tage.

In einem allgemeinen Theile unter der Aufschrift: „besondere aussergewöhnliche Erscheinungen“ wird eine Uebersicht der zur Bekanntschaft gekommenen meteorischen Ereignisse an den verschiedensten Orten der Erdoberfläche, soweit sie aus öffentlichen Berichten zu entnehmen sind, wie Meteore, Gewitter, Hagel- und Blitzschläge, Tromben, Stürme, Erderschütterungen und vulcanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen und Regengüsse, Trockenheit und Wassermangel, grosse Hitze und Kälte, in chronologischer Ordnung gegeben; eine Fortsetzung der Zusammenstellungen, welche in beschränkterem Bereiche Chladni über Feuerkugeln und Meteorsteinfälle, und v. Hoff über Erdbeben gemacht haben, nur bei uns in ausgedehnterer Weise und in der Art, dass aus der Gleichzeitigkeit solcher Ereignisse an verschiedenen Orten mit der Zeit ein Schluss auf ihren ursächlichen Zusammenhang möglich werden soll. Es war diess bisher ein Auszug aus der sonst unter dem Titel „meteorologische Chronik“ in dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins, abgesondert von den Jahresberichten mitgetheilten, Zusammenstellung jener Nachrichten blos nach der chronologischen Reihe des Eintritts jener Ereignisse. Hieraus liessen sich oft die merkwürdigsten Coincidenzen grossartiger meteorologischer Ereignisse an den entlegensten Gegenden der Erdoberfläche entnehmen, und es ist nicht bekannt, dass irgendwo eine Publikation solcher chronologischen Zusammenstellungen stattfände. Es ist zu bedauern, dass sie fortan auch bei uns aufhören muss. Vielleicht wird ihre Fortsetzung möglich.

Eine weitere practische Zugabe bilden die in Württemberg beobachteten Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich, aus welchen Zusammenstellungen gebildet werden über die Zeit der Ankunft und des Abgangs der Wanderthiere, über die Zeit des Vegetationsanfangs, der Blüthe, der Reife und Erndte der bekanntesten wildwachsenden und Culturpflanzen, da diese Erscheinungen vorzugsweise als die Exponenten des Charakters der Jahrgänge, sowie der climatischen Stufe eines Beobachtungsortes gelten müssen. Es bedarf keines Beweises, wie diese Parthie der Jahresberichte zunächst den landwirthschaftlichen Interessen zugekehrt ist. Um so auffallender war ein Angriff gerade auf diesen Theil unserer Beobachtungen, den vor einigen Jahren das in Ulm erscheinende Bezirksblatt, „der Donaubote,“ angeblich von einem Landwirthe herrührend, zu erheben für gut fand, den wir jedoch mehr aus dem Bestreben erklären wollen, einige witzig seyn sollende Bemerkungen über

die aus der Reihe der Beobachtungen herausgegriffenen Schneegänse, Störche, Frösche u. dergl. und die Beziehung der letztern zu dem Nesenbach, an den Mann zu bringen, als dass wir bei Annahme ernstlich gemeinten Tadels hier die Blösse aufdecken möchten, die sich in jenem Artikel ein landwirthschaftlicher Verfasser gegeben hätte.

Wir dürfen uns freuen, unsere meteorologischen Bestrebungen in wissenschaftlichen Journalen und öffentlichen Blättern des Auslandes als zu den gründlichsten und vielseitigsten gehörig anerkannt zu sehen und werden uns in ihrer Fortsetzung nicht irre machen lassen, wenn sie auch ihrer Natur nach erst in der späteren Zukunft jenen Erfolg haben können, den sie beabsichtigen und Manche unzufrieden seyn mögen, wenn sie auf einem Gebiete im jetzigen Augenblick noch keine Erndte abzusehen im Stande sind, auf dem sie selbst nicht einmal gesäet haben.

1. Allgemeine Schilderung des Jahrgangs 1845.

In Beziehung auf die Vegetations-Ergebnisse des Witterungsganges gehörte der Jahrgang 1845 zu den minder günstigen.

Der Winter war durch anhaltende und in hohem Grade gesteigerte Kälte ausgezeichnet und setzte sich bis zum 23. März fort. Der spät beginnende Frühling hatte zwar nur an wenigen Tagen zu Anfang Aprils noch Frost, hob sich jedoch zu keiner bedeutenden Temperaturhöhe und hatte namentlich im Mai häufigen Regen. Der Sommer zeigte im Juni und Juli mitunter starke Hitze, jedoch nicht anhaltend, sondern durch häufige Gewitter und Hagelschläge unterbrochen. Der Herbst war kühl und hatte im September noch ziemlichen Regen. Im November wurde die Temperatur vergleichungsweise sehr gelinde und setzte sich in dieser Art den ganzen December hindurch fort.

Dieser durch schroffen Wechsel von hohen Temperaturen mit erkältenden Regengüssen ausgezeichnete Witterungsgang hatte ein Zurückgehen der Erndte-Ergebnisse, geringe Menge und Güte des Weins und wohl auch die in hohem Grade im Spätjahr eintretende Fäulniss der Kartoffeln zur Folge.

Den Witterungsgang in den einzelnen Monaten zeigt folgende, zunächst den Stuttgarter Beobachtungen entnommene Uebersicht.

Der Januar hatte bis zum 19. meist hohe Barometerstände; von da an erfolgten rasche Schwankungen und vom 27. bis Ende ein constant tiefer Stand. Die Lufttemperatur war ziemlich gelind, den Tag über meist Stände über 0. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 20. um 0,9° ab, von da an bis zum 24. um 0,4° zu und bis Ende wieder um 0,3° ab. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten bei meist ruhiger Luft die östlichen, im letzten Drittel die südwestlichen; in dem Wolkenzug, soweit derselbe bei fast stets gleichförmig umzogenem Himmel zu erkennen war, die westliche vor. Die Menge des meteorischen Wassers (vom 21. an Schnee) war sehr gering; die Ansicht des Himmels meist trüb und die Luft häufig neblicht.

Der Februar zeigte bedeutende Schwankungen des Barometers; am 4. und 9. 11. bis 13., 19. bis 21., 25. und 28. zum Theil beträchtlich hohe Stände, sonst ziemlich tiefe. Die Lufttemperatur war, mit Ausnahme weniger Tage, wo die Temperatur Mittags über 0 stieg, durchaus kalt und dieser Winterfrost war ebensowohl durch seine hohen Kältegrade, als seine Dauer ungewöhnlich. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 22. fortdauernd und zwar um 1,1° ab und hob sich von da wieder um 0,4°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich, im Vergleich zur Temperatur, ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die nordöstliche und nördliche, bei übrigens geringer Strömung, überwiegend vor; in dem Wolkenzug wurden, soweit die meist gleichförmige Bedeckung des Himmels es zuliess, häufig entgegengesetzte Strömungen beobachtet, im Ganzen herrschten, mit Ausnahme der Tage vom 22. bis 26., auch hier nördliche Richtungen vor. In den letzten Tagen erschien ein schnell eintretendes und ebenso schnell wieder aufhörendes Thauwetter mit Regen, welches die Schneedecke nicht hinwegnahm, auch auf die fliessenden Gewässer keinen merklichen Einfluss ausübte. Die Zahl der Schneefälle und die Menge

des gefallenen Schnees war ziemlich beträchtlich; die Luft meist neblicht.

Der März hatte sehr schroffe und häufige barometrische Schwankungen, wie denn das monatliche Maximum und Minimum in Zeit von vier Tagen statt fand. Die Lufttemperatur blieb winterlich bis zum 23., wo auf einmal Thauwetter eintrat und die bisher unausgesetzt gelegene, ziemlich starke Schneedecke bis zu Ende des Monats wegnahm. Die Brunnentemperatur nahm unter mehrfachen Schwankungen um 0,8° zu. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die nördliche, nach dieser die südwestliche, letztere zu Ende des Monats mit einiger Strömung vor; in dem Wolkenzug, soweit dieser bei fast durchaus gleichförmig bedecktem Himmel wahrzunehmen war, die nördliche und östliche, vom 27. an jedoch die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, bis zum 23. von dem häufigen Schneefall, von da an von Regen, war nicht unbeträchtlich; in den gebirgigen Gegenden des Landes dagegen lag der Schnee ungewöhnlich tief. Durch das Thauwetter, vom 23. an, entstanden allenthalben bedeutende Ueberschwemmungen, welche jedoch keinen wesentlichen Schaden anrichteten. Die Ansicht des Himmels war fast durchaus trüb. —

Der April hatte in den ersten drei Tagen hohe, am 29. und 30. ziemlich hohe, vom 8. bis 12. niedrige, vom 14. bis 16. ziemlich niedrige, sonst mittlere Barometerstände. Die Lufttemperatur hob sich allmählig, am 2. fand der letzte Frost im Jahr mit Reif statt. Die Brunnentemperatur hob sich gleichförmig und zwar um 4,8°. Die Luftfeuchtigkeit war eine mittlere. In der Windrichtung herrschte die östliche und nördliche, nach dieser die südwestliche vor. In dem Wolkenzug war in den letzten $^2/_3$ die westliche Richtung vorherrschend, im ersten $^1/_3$ war meist klarer Himmel. Die Menge des meteorischen Wassers war mässig. Am 2., Vormittags, erschien das erste Gewitter im Jahr.

Der Mai zeigte einen ziemlich gleichförmigen Gang der barometrischen Variationen, meist etwas unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war ziemlich mild, doch erschien

noch kein Sommertag, man zählte neun Tage, an denen die Lufttemperatur über + 15° stieg. Die Brunnentemperatur sank bis zum 9. um 0,4° und hob sich bis zum Ende des Monats ziemlich gleichförmig um 1,9°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung war die südwestliche, jedoch meist in der zweiten Hälfte des Monats, die häufigere, nach ihr die nördliche; die Strömungen waren sehr unbedeutend. In dem Wolkenzug herrschte die westliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich beträchtlich, sowie die Zahl der Regentage. Die Ansicht des Himmels war meist trüb.

Der Juni hatte, mit Ausnahme vom 2. bis 4. hohe Barometerstände, die sich jedoch selten bedeutend über das Jahresmittel erhoben. Die Lufttemperatur war ziemlich hoch, nur wurde sie durch häufige Gewitter abgekühlt, namentlich in Folge des starken und weit verbreiteten vom 22. Ausser den zehn Sommertagen zählte man noch sieben, an welchen die Temperatur + 18° überstieg. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 28. gleichförmig um 3,2°, in den zwei letzten Tagen sank sie wieder um 0,5°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte die östliche, nach ihr die südwestliche und dann die nördliche vor. Die Luft war trotz der häufigen Gewitter sehr ruhig. In dem Wolkenzug war meist westliche Richtung. Die meist in Folge von Gewittern gefallene Regenmenge war ziemlich beträchtlich und es fanden da und dort Ueberschwemmungen statt. Die Ansicht des Himmels war meist gemischt. Dem Gewitter vom 22. ging an den drei vorhergehenden Tagen eine höhenrauch-artige Umziehung der Luft voraus.

Der Juli zeigte ziemlich constante, sich nicht sehr vom barometrischen Mittel entfernende Barometerstände. Die Lufttemperatur hob sich in den ersten neun Tagen zu constanter, ungewöhnlicher Höhe, welche am 9. durch einen starken Gewittersturm nur wenig und erst vom 12. an bis zum 22. dauernder unterbrochen wurde. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 10. um 1° und sank dann bis zu Ende des Monats unter einigem Schwanken wieder um 0,5°. Die Luftfeuchtig-

keit erschien nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte einige Bewegung der westlichen Winde, die südwestlichen, nordwestlichen und westlichen waren überwiegend, nach ihnen die nordöstlichen. In dem Wolkenzug herrschten westliche Richtungen vor. Die Menge des meteorischen Wassers war, meist von Gewitterregen, nicht unbeträchtlich (vom 9. bis 15. und 23. bis 30.). Die Ansicht des Himmels war meist klar; das Gewitter vom 9. zeigte einigen Hagel.

Der August hatte meist mittlere Barometerstände mit geringen Schwankungen, blos im letzten $^1/_3$ Stände, welche meist höher als das Jahresmittel waren. Die Lufttemperatur war ziemlich niedrig für diesen Monat; ausser der geringen Zahl von vier Sommertagen zählte man nur vier, an denen die Temperatur + 18° überstieg. Die Brunnentemperatur sank vom 2. bis 13. um 1,3° und hob sich bis zum 31. unter Schwankungen wieder um 1°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich, entsprechend den zahlreichen Regentagen. In der Windrichtung war die südwestliche und westliche, bei geringen Strömungen, überwiegend; in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich, doch im Verhältniss der zahlreichen Regentage nicht reichlich. Die beiden Gewitter am 19. und 26. waren ziemlich heftig. Das am 26. war das letzte im Jahr zu Stuttgart beobachtete. Trotz der vielen Regentage war die mittlere Bewölkung des Himmels mässig.

Der September hatte ziemlich constanten Barometerstand und blos vom 14. bis 16. und am 26. Stände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war noch ziemlich günstig, erst im letzten $^1/_3$ entstand eine merkliche Erniedrigung; man zählte, ausser den drei Sommertagen, noch vierzehn, an denen die Temperatur + 15° überstieg. Die Brunnentemperatur sank unter mehrfachen Schwankungen vom 1. bis 30. um 1,5°. Die Luftfeuchtigkeit war im Ganzen nicht unbeträchtlich, in der ersten Hälfte geringer, als in der zweiten. Die Windrichtung war ziemlich wechselnd, in der zweiten Hälfte des Monats herrschten die westlichen vor, in der ersten die östlichen. In dem Wolkenzug herrschte die westliche vor. Die wässe-

ist das deutsche Volkslied in manchen Gauen, zumal des Südens, immer mehrstimmig erklungen, und seine Einfachheit wie Kraft, Wehmuth und Munterkeit ist auch ungebildeten Ohren und Kehlen alsbald geläufig, so daß der deutsche Choralgesang schon vor der Reformation theils in der katholischen Kirche sich bei Wallfahrten und einzelnen Kirchenfesten zu bilden begann, theils von den böhmischen Brüdern eine mächtige Anregung erhielt, und sonach im sechzehnten Jahrhundert keiner mühsamen Einführung in den Gemeinden bedurfte, sondern die sicherste diatonische und harmonische Grundlage vorfand. War sich nur sonst das Volk seines Rechtes, in voller Gemeinde mitzusingen, bewußt geworden, so konnte es nicht lange anstehen, bis allenthalben der Choral aufgenommen war, und es durfte Luther dieses Bedürfniß und Talent im Volke nur erkennen und sein erstes Kirchenlied: „Nun freu't euch, lieben Christen gmein" anstimmen, als es auch von allen Orten und aus allen Winkeln mächtig und jauchzend widerhallte. Es hat sogar in den Oesterreichischen Landen, wo durch die Ferdinandeischen Edicte der Protestantismus gewaltsam unterdrückt wurde, der von demselben hervorgerufene Choralgesang in den wieder zum Katholicismus zurückgeführten Gemeinden, wenn auch auf die Messe beschränkt, unverdrungen fortgedauert, und durch die nahe Berührung mit protestantischen Gemeinden sind von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an auch in streng katholisch gebliebenen deutschen Gebieten Choräle gebräuchlich gewesen und Gesangbücher erschienen. Von der nahen Verwandtschaft des Kirchenlieds mit dem deutschen Volkscharakter zeugt ferner nicht bloß die große Aehnlichkeit der schönsten Choräle, z. B. „Nun danket Alle Gott — Christus der ist mein Leben", mit dem einfachen und innigen Ton des deutschen Volksgesanges, sondern auch einzelne, ausdrückliche Beispiele sind bekannt, worin herrliche Kirchenlieder die in den geistlichen und gottesdienstlichen Gebrauch herüber genommenen Volkslieder nach Wort und Melodie sind. Schon von der früheren Zeit läßt sich nachweisen, daß solche Uebertragungen stattgefunden haben; Maßmann hat aus einer Straßburger Handschrift gezeigt, daß z. B. das weltliche Lied: „Es hat ein man sin wip verlorn" mit der Melodie in den geistlichen Gesang verwandelt wurde: „Es hat der mensch gots huld verlorn." Unter unseren gebräuchlichsten Kirchenmelodien aber ist

richten Niederschläge waren in der zweiten Hälfte des Monats nicht unbeträchtlich und auch häufig; einige reichliche Regengüsse erschienen am 26. und 30. Die Ansicht des Himmels war in der ersten Hälfte des Monats durchaus klar.

Der October hatte, mit Ausnahme vom 6. bis 12., hohe Barometerstände und zwar sehr gleichförmig. Die Lufttemperatur erhob sich nicht mehr zur Höhe der Sommertage, am 15. erschien der erste Frost im Spätjahr. Die Brunnentemperatur, die bis zum 7. noch um 0,5° zugenommen hatte, nahm von da an ziemlich gleichförmig um 4,1° ab. Die Luftfeuchtigkeit erschien ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung waren die südwestlichen und nordwestlichen vorherrschend bei meist ruhiger Luft, in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht beträchtlich. Die Ansicht des Himmels meist gemischt.

Der November hatte vom 8. bis 13. und 16. bis 23. ziemlich niedrige, sonst aber hohe Barometerstände mit geringen Schwankungen. Die Lufttemperatur war noch ziemlich mild, jedoch wechselnd. Die Brunnentemperatur sank unter Schwankungen um 1,9°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich bedeutend. In der Windrichtung war die südwestliche mit einigen starken Strömungen, vom 17. an, sonst die östliche und nordöstliche überwiegend. In dem Wolkenzug herrschte die westliche vor. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr gering; am 22. Abends erschien der erste Schneefall. Die Ansicht des Himmels war meist trüb.

Der December hatte ungewöhnlich rasche und starke barometrische Schwankungen; sehr hohe Stände vom 1. bis 2., 8. bis 11., 13. bis 14., 25. bis 27.; 29. bis 31., sonst niedrige und vom 19. bis 24. sehr niedrige; ferner vom 2. Abds. bis 3. Mgs 3,25‴ Diff. fallend, vom 7. Abds. bis 8. Mgs. 2,75‴ steigend, vom 11. Mgs. bis Mttgs. 2,07‴ fallend, vom Mttg. bis Abds 3,02‴ fallend; vom 12. Mttg. bis Abds. 3,27‴ steigend; vom 16. Mgs. bis Mttgs 2,09‴ fallend; vom 22. Mttg. bis Abds. 3,68‴ fallend, vom 22. Abds. bis 23 Mgs. 3,06‴ fallend; vom 23. Abds. bis 24. Mgs. 4,69‴ steigend; vom 24. Mgs. bis Abds. 4,86‴ steigend; vom 27. Abds. bis 28. Mgs. 3,59‴ fallend;

vom 28. Abds. bis 29. Mgs. 4,46‴ steigend. Die **Lufttemperatur** war, mit Ausnahme vom 12. bis 15., wo Schnee fiel und in dieser Zeit liegen blieb, ungewöhnlich mild, so dass die Frühlingsblüthen der Wiesen aufblühten. Die **Brunnentemperatur** fiel vom 1. bis 15. um 1,1° und stieg bis Ende des Monats wieder um 0,3°. Die **Luftfeuchtigkeit** war beträchtlich. In der **Windrichtung** herrschte die südwestliche und nach ihr die nordwestliche und westliche überwiegend vor, mit häufigen und zum Theil starken Stürmen; die östlichen Richtungen fehlten beinahe ganz; in dem **Wolkenzug** herrschte die westliche; die Zahl der **Regen- und Schneetage** war sehr beträchtlich; die **Ansicht des Himmels** mit wenigen Ausnahmen trüb.

2. Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Diese werden in dem Eckhaus der Langen- und Hospitalstrasse Nr. 23. an einer, 24′ über dem Erdboden erhabenen Stelle gegen NO, welche von der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen, sowie von strahlender Wärme gesichert ist, täglich um 7 h., 2 h. und 9 h. angestellt.

Die nachfolgende Tabelle I. gibt eine **Uebersicht der monatlichen Extreme** welche am Thermometrographen für das tägliche Maximum und Minimum beobachtet wurden, sowie die **monatlichen Mittel** vom Thermometrographen sowohl, als auch von den 3 Beobachtungszeiten, und die **Differenz** dieser beiderlei Mittel, wobei das Zeichen + den Ueberschuss des von den 3 Beobachtungszeiten erhaltenen Mittels über das von den täglichen Extremen, und das Zeichen — den Minderbetrag des ersteren gegen das letztere bezeichnet.

Tabelle I.

Monate.	Monatliche Extreme		Monatliches Mittel		Differenz beider.
	Maximum.	Minimum.	vom tägl. Max. und Minim.	von den 3 täglichen Beob.-Zeit.	
Januar	+ 4,0	— 4,8	— 0,15	— 0,11	— 0,04
Februar . . .	+ 4,5	— 10,5	— 4,90	— 4,72	+ 0,18
März	+ 9,6	— 14,0	— 1,34	— 1,12	+ 0,22
April	+ 17,0	0	+ 7,97	+ 8,19	+ 0,22
Mai	+ 18,3	+ 2,2	+ 9,24	+ 8,70	— 0,54
Juni	+ 23,3	+ 7,5	+14,79	+15,10	+ 0,31
Juli	+ 28,8	+ 9,8	+15,40	+15,78	+ 0,38
August	+ 21,5	+ 4,2	+13,02	+13,04	+ 0,02
September . . .	+ 21,5	+ 2,5	+11,53	+11,82	+ 0,29
October . . .	+ 19,5	— 0,5	+ 8,13	+ 8,21	+ 0,08
November . . .	+ 13,2	— 2,6	+ 4,90	+ 5,52	+ 0,62
December . . .	+ 8,5	— 5,0	+ 2,98	+ 3,34	+ 0,36
Im Jahr . . .	Juli	Februar	+ 6,90	+ 6,97	+ 0,17

Das jährliche Maximum trat am 7. und 8. Juli Mittags, das jährliche Minimum am 13. Februar Morgens ein. Die Jahresdifferenz war demnach 48,3°.

Die Reduction der beiderlei Mittel auf wahres Mittel nach Kämtz (Lehrbuch B. 1. S. 97 und 102) gibt die Tabelle II. wobei die Zeichen + und — in der Spalte Differenz dieselbe Bedeutung wie in Tabelle I. haben.

Tabelle II.

Monate.	Reducirtes Mittel von Max. und Min.	v. d. 3 tägl. Beob.	Differenz beider.
Januar	— 0,48	— 0,12	+ 0,36
Februar . . .	— 5,25	— 4,79	+ 0,46
März	— 1,37	— 1,26	+ 0,11
April	+ 7,99	+ 7,85	— 0,13
Mai	+ 9,30	+ 8,55	— 0,75
Juni	+14,82	+14,81	— 0,01
Juli	+15,68	+15,33	— 0,35
August	+13,18	+12,74	— 0,44
September . .	+11,30	+11,49	+ 0,11
October . . .	+ 7,75	+ 8,00	+ 0,25
November . . .	+ 4,19	+ 5,38	+ 1,19
December . . .	+ 2,49	+ 3,25	+ 0,76
Im Jahr . . .	+ 6,59	+ 6,77	+ 0,18

Wir lassen in Tabelle III. eine Vergleichung der nicht reducirten monatlichen Mittel aus den 3 täglichen Beobachtungszeiten vom Jahr 1845 mit denen vom Jahr 1844 und den 20jährigen Mitteln von 1825—1844, folgen.

Tabelle III.

		Januar.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.	Jahres-mittel.
Mrgs. 7 U.	1845	— 1,32	— 6,99	— 2,85	+ 6,15	+ 5,85	+13,84	+14,88	+11,44	+ 9,70	+ 6,20	+ 3,64	+ 2,53	+ 5,25
	1844	— 1,57	— 0,40	+ 2,61	+ 6,10	+ 8,98	+14,24	+12,63	+11,59	+10,60	+ 6,58	+ 3,92	— 2,84	+ 6,12
	20j. M.	— 2,47	— 0,72	+ 2,13	+ 5,56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+ 9,23	+ 5,60	+ 2,53	+ 0,09	+ 6,13
Mitgs. 2 U.	1845	+ 1,12	— 2,16	+ 1,16	+11,64	+12,17	+17,53	+18,48	+15,91	+15,23	+11,07	+ 7,98	+ 4,61	+ 9,56
	1844	+ 0,77	+ 2,22	+ 5,02	+13,16	+13,69	+18,58	+15,67	+15,42	+15,48	+11,15	+ 6,40	— 0,55	+ 9,75
	20j. M.	+ 0,51	+ 3,34	+ 6,61	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,50	+15,38	+10,80	+ 5,64	+ 2,23	+10,28
Abds. 7 U.	1845	— 0,14	— 5,01	— 1,67	+ 6,80	+ 8,10	+13,93	+13,99	+11,78	+10,52	+ 7,36	+ 4,95	+ 2,88	+ 6,12
	1844	— 0,71	+ 0,36	+ 3,37	+ 8,40	+ 9,92	+13,46	+12,19	+11,55	+11,76	+ 7,58	+ 4,74	— 2,39	+ 6,66
	20j. M.	— 1,37	+ 0,46	+ 3,49	+ 6,85	+10,73	+12,86	+14,27	+13,61	+10,85	+ 7,05	+ 3,41	+ 0,77	+ 6,97
v. d. 3 Tages-Zeiten	1845	— 0,11	— 4,72	— 1,12	+ 8,19	+ 8,70	+15,10	+15,78	+13,04	+11,82	+ 8,21	+ 5,52	+ 3,34	+ 7,10
	1844	— 0,49	+ 0,73	+ 3,67	+ 9,22	+10,86	+15,42	+13,49	+12,85	+12,81	+ 8,44	+ 5,02	— 1,93	+ 7,49
	20j. M.	+ 1,02	+ 1,03	+ 4,08	+ 7,62	+12,03	+14,38	+15,59	+14,87	+11,90	+ 7,81	+ [illegible]	+ 1,14	+ 7,78

Eine Vergleichung des reducirten Mittels aus den 3 täglichen Beobachtungen vom Jahr 1845 mit den reducirten Mitteln des Jahres 1844, sowie den 20jährigen Mitteln von 1825—1844 und den 50jährigen Mitteln von 1795—1844 gibt die Tabelle IV. wobei die Spalte „Differenz" je den Ueberschuss oder Minderbetrag des Mittels von 1845 gegen die übrigen Mittel bezeichnet.

Tabelle IV.

	1845.	1844.	Diff.	20jähr. Mittel.	Diff.	50jähr. Mittel.	Diff.
Januar . . .	— 0,12	— 0,55	+ 0,43	— 0,64	+ 0,52	— 0,89	+ 0,77
Februar . . .	— 4,79	+ 0,63	— 5,42	+ 0,88	— 5,67	+ 1,49	— 6,28
März	— 1,26	+ 3,59	— 4,85	+ 3,91	— 5,17	+ 3,98	— 5,24
April	+ 7,85	+ 9,01	— 1,16	+ 7,33	+ 0,52	+ 7,68	+ 0,17
Mai	+ 8,55	+10,52	— 1,97	+11,89	— 3,34	+11,87	— 3,32
Juni	+14,81	+14,93	— 0,12	+13,94	+ 0,87	+13,72	+ 1,09
Juli	+15,33	+13,14	+ 2,19	+15,23	+ 0,10	+15,20	+ 0,13
August . . .	+12,74	+12,53	+ 0,21	+14,51	— 1,77	+14,96	— 2,22
September . .	+11,49	+12,40	— 0,91	+11,50	— 0,01	+12,16	— 0,67
October . . .	+ 8,00	+ 8,22	— 0,22	+ 7,59	+ 0,41	+ 7,91	+ 0,09
November . .	+ 5,38	+ 4,95	+ 0,43	+ 3,71	+ 1,67	+ 3,98	+ 1,40
December . .	+ 3,25	— 2,04	+ 5,29	+ 1,54	+ 1,71	+ 1,12	+ 2,13
im Jahr . . .	+ 6,77	+ 7,30	— 0,53	+ 7,61	— 0,84	+ 7,77	— 1,00

Das Jahr 1845 war demnach in den Wintermonaten Januar und December, sowie im Herbstmonat November und in den Sommermonaten Juli und August wärmer als 1844; die 20- und 50jährigen Mittel aber übertraf es im Januar, April, Juni, Juli, October, November und December; dagegen war der Minderbetrag des Jahres 1845 in den Monaten Mai und August desto beträchtlicher und auch der September trug durch seinen Minderbetrag noch weiter zu den ungünstigen Ergebnissen der Vegetation bei.

Dies erhellt noch weiter aus der Uebersicht Tabelle V. über die Temperaturmittel in den Jahreszeiten sowie in den Vegetationsmonaten, wobei der Winter die Monate Januar, Februar, December, der Frühling März bis Mai, der Sommer

Juni bis August, der Herbst September bis November und die Vegetationsmonate April bis September begreifen.

Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.	Vegetat.-Monate.
1845	+ 5,04	+ 9,63	+ 8,29	— 0,55	+11,79
1844	+ 7,71	+13,33	+ 8,32	— 0,65	+12,09
20jähriges Mittel.	+ 7,71	+14,56	+ 7,60	+ 0,59	+12,40
50jähriges Mittel.	+ 7,84	+14,63	+ 8,01	+ 0,57	+12,60

Das Jahr 1845 hatte demnach im Frühling und Sommer geringere Temperatur, als 1844 und die 20- und 50jährigen Mittel; im Herbst übertraf es die beiden Mittel, wurde jedoch von 1844 noch übertroffen; im Winter stand es unter den beiden Mitteln, übertraf aber das Jahr 1841; in den Vegetationsmonaten stand es aber gegen das Jahr 1844 und die 20- und 50jährigen Mittel zurück.

Dieselben Vergleichungsmomente rücksichtlich der Zahl der Sommertage (an denen die Temperatur + 20° und darüber erreichte), der Eistage (an denen sie auf 0 und darunter stand) und der Wintertage (an denen sie nicht über 0 stieg) gibt die Tabelle VI.

Tabelle VI.

Sommertage.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Okt.	Summe
1845.			10	12	4	3		29
1844.		1	10	1	4	4		20
20j. Mittel.	0,45	5,00	11,60	13,85	12,60	3,85	0,05	46,75

Eistage.	Jan.	Feb.	März	April.	Mai.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.	Summe.
1845.	26	28	24	1			2	5	8	94
1844.	21	25	9						25	80
20j. Mittel.	12,45	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,90	9,05	14,50	84,55

Wintertage.	Januar.	Feb.	März.	April.	Okt.	Nov.	Dec.	Summe
1845.	7	13	14				1	37
1844.	10	6	1		1	5	18	41
20j. Mittel.	14,95	5,05	0,95	0,10	0,05	1,80	7,25	27,00

Es hatte demnach das Jahr 1845, wenn gleich eine geringere mittlere Sommerwärme als 1844, doch eine intensivere nach der Zahl der Sommertage, blieb jedoch auch hierin weit hinter dem 20jährigen Durchschnitt zurück. Rücksichtlich der durch die Zahl der Eistage angezeigten Dauer der Winterkälte übertraf es das Jahr 1844 und den 20jährigen Durchschnitt sehr weit, wurde jedoch an intensiver, durch die Wintertage angezeigter Winterkälte vom Jahre 1844 übertroffen, während es den 20jährigen Durchschnitt weit überstieg.

Die Frost- und Schneegrenzen nach denselben Vergleichungsmomenten gibt die Tafel VII.

Tabelle VII.

	Im Frühjahr letzter		Im Spätjahr erster		Zahl der Tage zwischen	
	Frost.	Schnee.	Frost.	Schnee.	Frost.	Schnee.
1845.	2. April.	23. März.	15. Okt.	23. Nov.	196	245
1844.	31. März.	22. März.	30. Okt.	23. Nov.	213	246
20j. Mittel.	11. April.	14. April.	28. Okt.	6. Nov.	201	206

Die Frostgrenzen waren daher im Jahr 1845 um 5 Tage näher beisammen, als im 20jährigen Durchschnitt und um 17 näher als 1844; die Schneegrenzen dagegen fielen nahe mit denen von 1844 zusammen, waren dagegen um 39 Tage weiter als im 20jährigen Durchschnitt.

b) Nach den Beobachtungen der Vereinsmitglieder.

Die nicht reducirten monatlichen und Jahresmittel aus den 3 täglichen Beobachtungen, 7 h., 2 h., 9 h., von den Beobachtungsorten gibt die Tabelle VIII.

Tabelle VIII.

Orte.	Januar	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oktbr.	Nov.	Dec.	Jahres-mittel.
Elpersheim . .	+ 1,52	— 3,60	— 0,52	+ 7,48	+ 9,50	+15,26	+15,89	+12,94	+10,98	+ 7,85	+ 5,07	+ 3,02	+ 6,86
Oberstetten . .	+ 1,85	— 2,47	+ 0,02	+ 8,21	+ 9,51	+14,60	+15,03	+12,58	+10,92	+ 7,02	+ 5,81	+ 3,56	+ 7,24
Amlishagen . .	+ 0,32	— 3,77	— 1,33	+ 7,29	+ 8,68	+13,89	+14,64	+11,99	+10,79	+ 7,09	+ 4,27	+ 1,16	+ 6,25
Rossfeld . . .	— 2,50	— 6,50	— 3,20	+ 6,20	+ 4,00	+13,20	+14,50	+11,20	+10,20	+ 6,20	+ 5,20	+ 2,00	+ 5,04
Oehringen . .	— 0,25	— 5,25	— 1,50	+ 7,75	+ 9,25	+15,50	+15,50	+12,50	+10,50	+ 8,00	+ 5,00	+ 2,25	+ 6,50
Winnenden . .	— 0,44	— 5,11	— 1,55	+ 8,28	+ 9,24	+14,84	+15,46	+12,84	+11,91	+ 7,87	+ 5,00	+ 2,89	+ 6,77
Canstatt . . .	— 0,12	— 4,75	— 1,20	+ 8,12	+ 9,49	+14,95	+15,47	+13,05	+11,60	+ 8,16	+ 5,22	+ 3,34	+ 6,94
Stuttgart . . .	— 0,11	— 4,72	— 1,12	+ 8,19	+ 8,70	+15,10	+15,78	+13,04	+11,82	+ 8,21	+ 5,52	+ 3,34	+ 6,97
Hohenheim . .	— 0,70	— 4,20	— 0,90	+ 8,12	+ 9,50	+14,90	+15,50	+12,90	+11,60	+ 6,60	+ 6,00	+ 2,20	+ 6,60
Bissingen . .	— 0,71	— 4,72	— 1,22	+ 7,87	+ 8,66	+14,19	+15,02	+12,67	+11,46	+ 8,08	+ 5,77	— 1,97	+ 6,29
Schopfloch . .	— 0,80	— 5,57	— 2,83	+ 5,98	+ 6,70	+12,32	+13,60	+10,82	+ 9,88	+ 6,22	+ 4,22	+ 0,60	+ 5,09
Giengen . . .	— 1,66	— 5,98	— 3,11	+ 6,99	+ 8,37	+14,41	+15,01	+12,08	+10,70	+ 7,15	+ 3,55	+ 1,43	+ 5,74
Ulm	— 1,22	— 4,24	— 0,68	+ 6,96	+ 8,33	+13,46	+14,49	+11,88	+ 9,92	+ 6,28	+ 4,33	+ 1,96	+ 5,95
Pfullingen . .	— 1,29	— 3,50	— 0,78	+ 8,03	+ 8,49	+13,45	+14,03	+11,22	+ 9,81	+ 5,50	+ 5,24	+ 1,85	+ 6,00
Calw	— 0,64	— 4,85	— 1,35	+ 6,75	+ 8,47	+14,49	+14,39	+11,77	+10,54	+ 7,68	+ 4,42	+ 2,22	+ 6,12
Schwenningen .	— 2,23	— 6,54	— 2,65	+ 5,45	+ 6,72	+12,79	+13,82	+10,77	+10,19	+ 6,56	+ 3,67	+ 0,52	+ 4,92
Tuttlingen . .	— 1,62	— 5,34	— 4,30	+ 6,43	+ 7,90	+13,90	+14,21	+11,45	+10,08	+ 7,38	+ 4,16	+ 1,19	+ 5,45
Wangen . . .	+ 1,30	— 2,98	+ 0,69	+ 7,73	+ 8,93	+15,62	+16,23	+12,78	+13,96	+ 8,46	+ 5,32	+ 1,90	+ 7,38
Isny	— 1,36	— 4,30	— 0,39	+ 5,56	+ 6,32	+12,51	+13,66	+10,55	+ 9,46	+ 6,05	+ 3,32	+ 0,52	+ 5,16

Die Mitteltemperaturen der Jahreszeiten, des kältesten und wärmsten Monats und deren Unterschiede, sowie die Unterschiede des Winters und Sommers, zeigt die Tabelle IX.

Tabelle IX.

Orte.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Diff. beider.	Diff. v. Sommer u. Winter.
Elpersheim	+ 5,48	+14,69	+ 7,93	— 0,70	— 3,60 Febr.	+15,89 Juli	19,49	15,39
Oberstetten	+ 5,91	+14,07	+ 7,95	+ 1,08	— 2,17 Febr.	+15,03 Juli	17,10	12,99
Amlishagen	+ 4,89	+13,51	+ 7,38	+ 0,76	— 3,77 Febr.	+14,64 Juli	18,41	12,75
Rossfeld	+ 2,33	+12,96	+ 7,20	— 2,33	— 6,50 Febr.	+14,50 Juli	21,00	15,29
Oehringen	+ 5,16	+14,33	+ 7,83	— 1,08	— 5,25 Febr.	+15,50 Juni und Juli	20,75	15,41
Winnenden	+ 5,32	+14,38	+ 8,26	— 0,88	— 5,11 Febr.	+15,46 Juli	20,57	15,26
Canstatt	+ 5,47	+14,49	+ 8,32	— 0,51	— 4,75 Febr.	+15,47 Juli	20,22	15,00
Stuttgart	+ 5,26	+14,64	+ 8,52	— 0,49	— 4,72 Febr.	+15,78 Juli	20,50	15,13
Hohenheim	+ 5,57	+14,43	+ 8,06	— 0,90	— 4,20 Febr.	+15,50 Juli	19,70	15,30
Bissingen	+ 5,09	+13,96	+ 8,43	— 2,46	— 4,72 Febr.	+15,02 Juli	19,74	16,42
Schopfloch	+ 3,28	+12,24	+ 6,27	— 1,92	— 5,57 Febr.	+13,60 Juli	19,17	14,16
Glatten	+ 4,07	+13,84	+ 7,13	— 2,07	— 5,98 Febr.	+15,01 Juli	20,99	15,91
Ulm	+ 4,87	+13,28	+ 6,84	— 1,16	— 4,24 Febr.	+14,49 Juli	18,73	14,44
Pfullingen	+ 5,25	+12,90	+ 6,85	— 0,96	— 3,50 Febr.	+14,03 Juli	17,53	13,88
Calw	+ 4,62	+13,38	+ 7,55	— 1,09	— 4,85 Febr.	+14,39 Juli	19,24	14,47
Schwenningen	+ 3,17	+12,46	+ 6,81	— 2,75	— 6,54 Febr.	+13,82 Juli	20,36	15,21
Tuttlingen	+ 3,34	+13,19	+ 7,31	— 1,92	— 5,34 Febr.	+14,21 Juli	19,55	20,51
Wangen	+ 5,78	+15,04	+11,76	+ 0,07	— 2,98 Febr.	+16,73 Juli	19,71	14,97
Isny	+ 3,83	+12,24	+ 6,28	— 1,71	— 4,30 Febr.	+13,66 Juli	17,96	13,95

Im Jahrgang 1845 war demnach der Februar allerwärts der kälteste und der Juli der wärmste Monat.

Diess bestätigt sich auch in der nachfolgenden Zusammenstellung, Tabelle X., der jährlichen Extreme, wobei zu bemerken ist, dass dieselben nur an den wenigsten Beobachtungsorten absolute Maxima und Minima, sondern nur die an den 3 täglichen Beobachtungszeiten wahrgenommenen Extreme sind.

Tabelle X.

Orte.	Jährliches Maximum.	Jährliches Minimum.	Differenz.	Meereshöhe.
Elpersheim	+ 28,9 d. 8. Juli	— 18,0 d. 20. Feb.	46,9	
Oberstetten	+ 27,0 d. 8. Juli	— 15,2 d. 20. Feb.	42,2	1075,8 p.F.
Amlishagen	+ 25,5 d. 8. Juli	— 15,5 d. 12. und 20. Feb.	41,0	1447,8 „
Rosefeld	+ 28,0 d. 7. Juli	— 22,0 d. 16. Feb.	52,0	1316,7 „
Oehringen	+ 30,0 d. 7. Juli	— 22,0 d. 13. und 20. Feb.	52,0	721,8 „
Winnenden	+ 29,0 d. 7. Juli	— 23,5 d. 13. und 20. Feb.	52,5	898,7 „
Canstatt	+ 30,4 d. 7. Juli	— 20,3 d. 20. Feb.	50,3	676,0 „
Stuttgart	+ 28,8 d. 7. und 8. Juli	— 19,5 d. 13. Feb.	48,3	831,0 „
Hohenheim	+ 28,0 d. 8. Juli	— 21,0 d. 13. Feb.	49,0	1198,0 „
Biesingen	+ 27,7 d. 8. Juli	— 20,0 d. 13. Feb.	47,7	1277,0 „
Schopfloch	+ 26,4 d. 8. Juli	— 15,3 d. 20. Feb.	41,7	2360,0 „
Giengen	+ 29,5 d. 8. Juli	— 22,8 d. 20. Feb.	52,3	1444,0 „
Ulm	+ 27,2 d. 7. Juli	— 17,7 d. 20. Feb.	44,9	465,0 „
Pfullingen	+ 28,0 d. 7. und 8. Juli	— 19,0 d. 13. Feb.	47,0	1312,0 „
Calw	+ 29,0 d. 7. Juli	— 23,0 d. 13. Feb.	52,0	1070,0 „
Schwenningen	+ 26,5 d. 7. Juli	— 22,5 d. 13. Feb.	49,0	2159,0 „
Tuttlingen	+ 28,0 d. 8. Juli	— 22,0 d. 13. Feb.	50,0	1980,0 „
Wangen	+ 28,5 d. 7. Juli	— 18,0 d. 20. Feb.	46,5	1703,0 „
Isny	+ 26,0 d. 7. und 8. Juli	— 17,5 d. 11. Feb	43,5	2184,0 „

Hiernach waren die Tage des 7. und 8. Juli durchaus die heissesten im Jahr, während die grösste aus den täglichen 3 Beobachtungszeiten wahrgenommene Kälte zwischen dem 11., 12. und 20. Februar wechselten.

Die Frost- und Schneegrenzen, die Dauer der Schneedecke, die Zahl der Schnee- Eis- und Sommertage gibt die Tabelle XI.

im Zeitalter der Reformation die „Nun ruhen alle Wälder“ aus einem im sechzehnten Jahrhundert beliebten süddeutschen Liede wandernder Handwerker hervorgegangen, das also anfängt:

Inspruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
In fremde Land dahin u. s. w.,

und wornach Johann Hesse einen frommen, kirchlichen Gesang dichtete, dessen Eingang beinahe gleichlautet:

O Welt, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
Ins ew'ge Vaterland.

So ist das Kirchenlied das gemeinschaftliche Erzeugniß der Religion und Nationalität, das heiter fromme Kind der von Gott eingesegneten Ehe, welche der hohe Geist des evangelischen Christenthums mit inniger deutscher Volksanlage geschlossen. Es verdient daher gewiß auch von beiden Seiten her das Bedürfniß der Gemeinden, welche die für ihren Gottesdienst geeignetsten Gesänge fordern, gleiche Aufmerksamkeit. Zugleich bieten sich uns aber auch in dem Zuvorgesagten zu einer hiefür anzustellenden Auswahl die wahren Kriterien dar.

Das ächte Kirchenlied muß ein Lied, und zwar ein kirchliches Lied im Wort und Klange seyn. Es muß vor Allem fromme Empfindung, christliches Gefühl athmen. Bloße Verstandessätze sind weder gereimt noch gesungen anzuhören. Daher müssen die sogenannten Bekenntnißlieder und moralischen Dichtungen, welche Glaubenslehren und Sittenregeln enthalten, genau darauf geprüft werden, ob sie zugleich ein lyrisches Element besitzen oder lediglich Prosa sind. Ohnehin sind die Bekenntnißlieder ursprünglich einem bloß didaktischen Zweck unterworfen gewesen; wie schon von den Häuptern gnostischer Parteien erzählt wird, sie hätten, um ihre Ansichten unter das Volk zu bringen, Lieder in diesem Sinne gedichtet, und von katholischen Lehrern, sie hätten, um den häretischen Gesängen entgegen zu wirken, orthodoxe Hymnen verfertigt und eingeführt. Auch von der evangelischen Kirche sind zu verschiedenen Zeiten solche Lieder, die den Lehrbegriff vortragen oder gar für gewisse Glaubenssätze Schriftstellen oder Vernunftbeweise herzählen oder welche das Pflichtgebot trocken auseinandersetzen, ausgegangen. Verse nun, welche lauten, wie z. B.:

Tabelle XI.

Orte.	Frost letzter.	Frost erster.	Tage dazwischen	Schnee letzter.	Schnee erster.	Tage dazwischen	Dauer der Schneedecke.	Schneetage.	Eistage.	Sommertage.
Kipersheim . .	8. April	3. Novem.	209 Tage.	15. März	23. Novem.	252 Tage.			63	30
Oberstetten . .	23. März	16. Oktober	207 „	19. Mai	23. Novem.	195 „	81 Tage.	38	67	20
Amlishagen . .	26. März	15. Oktober	203 „	19. Mai	23. Novem.	195 „	79 „	58	100	28
Rossfeld . . .	3. April	30. Oktober	210 „	29. März	23. Novem.	239 „	81 „	50	79	27
Oehringen . .	11. April	25. Septem.	167 „	21. März	23. Novem.	247 „	72 „	36	105	47
Winnenden . .	11. April	31. Oktober	203 „	23. März	23. Novem.	245 „	68 „	45	139	28
Canstatt . .	2. April	28. Oktober	206 „	23. März	25. Novem.	247 „	67 „	39	91	39
Stuttgart . . .	2. April	15. Oktober	196 „	23. März	23. Novem.	245 „	64 „	34	94	37
Hohenheim . .	11. April	13. Oktober	185 „	21. März	24. Novem.	248 „	70 „	21	101	39
Bissingen . .	11. April	29. Oktober	201 „	21. März	23. Novem.	247 „	59 „	38	88	21
Schopfloch . .	20. Mai	13. Oktober	155 „	20. Mai	23. Novem.	187 „	97 „	57	111	8
Giengen . . .	6. Mai	7. Septem.	124 „	21. März	23. Novem.	247 „	87 „	56	139	32
Ulm	23. März	29. Septem.	190 „	10. April	23. Novem.	227 „		35	79	23
Pfullingen . .	11. April	14. Oktober	186 „	29. März	23. Novem.	239 „		31	98	28
Calw	6. Mai	15. Oktober	160 „	20. Mai	22. Novem.	185 „	74 „	53	77	34
Schwenningen .	21. Mai	13. Oktober	156 „	20. Mai	23. Novem.	187 „		56	118	24
Sigmaringen .	17. Mai	24. Septem.	130 „	17. Mai	23. Novem.	190 „	75 „	22		
Wangen . . .	23. März	4. Novem.	226 „	16. April	23. Novem.	221 „		42	78	48
Isny	21. April	13. Oktober	175 „	20. Mai	22. Novem.	195 „	106 „	52	119	13

Die Frostgrenzen fielen demnach ziemlich gleichförmig auf den April und Oktober; die Schneegrenzen auf den Mai und, fast völlig übereinstimmend, auf den Tag des 23. Novembers.

c) Herr Pfarrer Kommerell zu Schopfloch gab folgende Uebersichten

1) über die Temperaturverhältnisse seines Ortes, Tabelle XII.

Tabelle XII.

Monat	Medium aus den 3 täglichen Beobachtungen.	Reducirtes Medium			Sommer- Eis- u. Wintertage.					
		aus den 3 tägl. Beobachtungen.	aus Max. Min.	Differenz beider.	Sommertage.		Eistage.		Wintertage.	
					Mi.	Max.	Mi.	Min.	Mi.	Min.
Januar. . .	— 0,80	— 0,80	— 2,18	+ 1,28			27	31	15	15
Februar . .	— 5,57	— 5,80	— 6,65	+ 0,85			28	28	23	24
März . . .	— 2,83	— 2,94	— 3,45	+ 0,51			25	30	16	19
April . . .	5,98	5,67	5,85	— 0,18			2	8		
Mai . . .	6,70	6,39	6,54	— 0,15				7		
Juni . . .	12,32	12,03	12,57	— 0,54	1	4				
Juli . . .	13,60	13,24	13,62	— 0,38	6	7				
August . .	10,82	10,51	10,72	— 0,21						
September .	9,68	9,61	9,51	+ 0,10	1	1				
Oktober . .	6,22	6,06	5,59	+ 0,47	—	—	2	6		
November .	4,22	4,06	3,03	+ 1,03	—		6	11		
December .	0,60	0,55	— 0,73	+ 1,28	—	—	21	27	6	8
Jahr . . .	5,09	4,87	4,53	+ 0,34	8	12	111	148	60	66
Frühling . .	3,28	3,04	2,98	+ 0,06			24	45	16	19
Sommer . .	12,55	11,93	12,30	— 0,37	7	11				
Herbst . .	6,77	6,58	6,04	+ 0,54	1	1	8	17		
Winter. . .	— 1,92	— 2,05	— 3,19	+ 1,14	—	—	76	80	44	47

Bem. In der Rubrik: „Differenz beider", bedeutet + den Mehrbetrag, das Zeichen — den Minderbetrag des reducirten Mittels aus den 3 täglichen Beobachtungen gegen das red. Mittel aus Maximum und Minimum.

2) Ferner gab Hr. Pfr. Kommerell die in Tabelle XIII. folgende Uebersicht der Thermometerstände nach Tagen, und eine allgemeine Uebersicht der Temperaturverhältnisse.

Tabelle XIII.

	Tage mit einem wenigstens an Einer der 3 Beobachtungsstunden beobachteten Thermometerstand														Mittlere tägliche Temperatur									
	auf und über 20°	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0 bis 5	Summe über 0	Summe unter u. auf 0	0 bis — 5	Summe unter — 5	— 5 bis — 10	unter — 10	über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	0 bis — 5	unter — 5
Januar .								15	15	27	27									10	10	21	21	
Februar .								4	4	28	10	18	11	7						1	1	27	13	14
März .						1	1	11	12	25	9	16	11	5						10	10	21	10	11
April . .				13	13	12	25	5	30	2	2					3	3	15	18	12	30			
Mai . .				10	10	16	26	5	31							6	6	18	24	7	31			
Juni . .	1	13	14	14	28	2	30		30						6	17	23	7	30		30			
Juli . .	6	8	14	13	27	4	31		31						10	13	23	8	31		31			
August .		9	9	17	26	5	31		31							20	20	11	31		31			
September	1	6	7	17	24	6	30		30						1	13	14	16	30		30			
Oktober .		2	2	8	10	17	27	4	31	2	2					4	4	14	18	13	31			
November				2	2	16	18	12	30	6	6					1	1	11	12	12	24	6	6	
December						2	2	21	23	21	19	2	2							19	19	12	11	1
Summe	8	38	46	94	140	81	221	77	298	111	75	36	24	12	17	77	94	100	194	84	278	87	61	26
Frühling				23	23	29	52	21	73	27	11	16	11	5		9	9	33	42	29	71	21	10	11
Sommer .	7	30	37	44	81	11	92		92						16	50	66	26	92		92			
Herbst .	1	8	9	27	36	39	75	16	91	8	8				1	18	19	41	60	25	85	6	6	
Winter .						2	2	40	42	76	56	20	13	7						30	30	60	45	15

Allgemeine Uebersicht der Temperaturverhältnisse zu Schopfloch.

Jahresmittel, red. = 4,87; Maximum des Jahres 26,4 im Juli; Minimum des Jahres — 15,3 im Februar; Differenz 41,7.

Wärmster Monat, nach den reducirten täglichen Beobachtungen Juli = 13,24; kältester Februar = — 5,80; Differenz 19,04.

Der Herbst = 6,58 ist wärmer als der Frühling = 3,04 um 3,54.

Der Sommer = 11,93 differirt vom Winter = — 2,05 um 13,98.

Die Temperatur fällt vom Januar bis Februar um 4,90, steigt vom Februar bis März um 2,86, vom März bis April um 8,61, vom April bis Mai um 0,72, vom Mai bis Juni um 5,64 vom Juni bis Juli um 1,21; fällt dann wieder vom Juli bis August um 2,73, vom August bis September um 0,90, vom September bis Oktober um 3,54, vom Oktober bis November um 2,00 vom November bis December um 3,51.

Die Temperatur nimmt zu vom Winter zum Frühling um 5,09, vom Frühling zum Sommer um 8,89; und nimmt ab vom Sommer zum Herbst um 5,35 und vom Herbst zum Winter um 8,63.

Temperatur-Veränderung. Die mittlere tägliche ist am grössten im September = 8,18, am kleinsten im December = 5,14. Differenz 3,04. Die mittlere tägliche Aenderung kommt in ihrem Jahresmittel = 6,90 dem Februar am nächsten, aber immer noch mit einer Differenz von 0,16. Monatliche Aenderung: Maximum im Juli 21,2 (22,9) Minimum im Januar 9,8 (13,8); Differenz 11,4 (9,1).

Jahres-Differenz 41,7 (46,3).

(Bem. Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die Ergebnisse der Thermometrographen, die andern auf die von den Beobachtungen an den gewöhnlichen 3 Tagesstunden.)

3) Sodann gab Hr. Pfr. Kommerell nachfolgende Uebersicht der Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

Für N fällt das Max. 14,07 im Juli, das Min. — 7,50 im Dec. Diff. 21,57.

„ NO „	„ „	11,65	„ Juli,	„ „	— 10,80 „ Febr.	„ 22,45.
„ O „	„ „	17,57	„ Juli,	„ „	— 8,40 „ Febr.	„ 25,97.
„ SO „	„ „	15,80	„ Juli,	„ „	— 3,20 „ Febr.	„ 19,00.
„ S „	„ „	16,21	„ Juli,	„ „	— 9,80 „ Febr.	„ 26,01.
„ SW „	„ „	12,33	„ Juli,	„ „	— 1,25 „ Febr.	„ 13,58.
„ W „	„ „	11,62	„ Juni,	„ „	— 4,02 „ Febr.	„ 15,64.
„ NW „	„ „	12,27	„ Juli,	„ „	— 5,93 „ Febr.	„ 18,20.

Der Wärme nach kommen die 8 Haupt-Winde in folgender Ordnung:

im Frühling: SO. S. SW. W. NO. N. O. NW.
„ Sommer: S. O. SO. NO. N. W. SW. NW.
„ Herbst: SW. SO. S. W. NO. NW. N. O.
„ Winter: SW. W. SO, NW. S. O. N. NO.
„ ganzen Jahr: SO. S. SW. W. O. NO. NW. N.

Differenz.

	des Winters u. Sommers	Frühlings u. Herbstes
bei N.	18,71	3,41.
„ NO.	18,71	2,74.
„ O.	17,03	3,65.
„ SO.	16,11	1,49.
„ S.	16,89	1,59.
„ SW.	11,06	3,05.
„ W.	12,49	2,59.
„ NW.	12,77	4,42.
„ O — N	18,00	3 20.
„ W — S	12,46	3,21.

d) Herr Med. Dr. Müller zu Calw gab folgende Zusammenstellung seiner Temperaturbeobachtungen.

Tabelle XIV. **Thermometer, im Freien im Schatten.**

1845.	Thermometrograph. Maximum.	Thermometrograph. Minimum.	Mittel Morgens 7 Uhr.	Mittel Mittags 2 Uhr.	Mittel Abends 9 Uhr.	Mittel aus drei täglichen Beobachtg.	Mittel aus Maximum und Minimum.	Grösster täglicher Unterschied.	Mittel der täglichen Unterschiede.	Monatlicher Unterschied.
Januar . . .	+ 4°	— 7,8°	— 2,293	+ 1,761	— 1,393	— 0,641	— 1,380	10,1	5,077	11,8
Februar . . .	+ 6,5	— 23,0	— 8,043	— 0,307	— 6,210	— 4,853	— 5,455	17	10,496	29,5
März	+ 10,4	— 17,3	— 4,290	+ 3,193	— 2,948	— 1,348	— 1,596	17,2	9,719	27,7
April	+ 18	— 3,5	+ 3,426	+12,236	+ 4,536	+ 6,749	+ 7,261	17,2	10,533	21,5
Mai	+ 19,7	0°	+ 6,480	+12,555	+ 6,361	+ 8,466	+ 8,759	14,2	8,561	19,7
Juni	+ 23,4	+ 6,1	+12,530	+17,833	+11,610	+13,991	+14,226	14,4	8,673	17,3
Juli	+ 29	+ 5	+12,016	+18,913	+12,255	+14,394	+14,345	15,4	9,609	24
August . . .	+ 22	+ 4	+ 9,703	+15,874	+ 9,742	+11,773	+11,901	14,8	8,358	18
September . .	+ 21,1	+ 1	+ 7,830	+15,470	+ 8,323	+10,541	+10,704	15,3	10,220	20,1
Oktober . . .	+ 19	— 1,3	+ 5,545	+11,519	+ 5,993	+ 7,686	+ 8,026	15,3	7,464	20,3
November . .	+ 13,5	— 4	+ 2,127	+ 8,073	+ 3,056	+ 4,418	+ 4,698	12,8	7,286	17,5
December . .	+ 9,6	— 10	+ 1,235	+ 4,151	+ 1,290	+ 2,225	+ 3,806	12,2	5,071	19,6
Ganzes Jahr .	+ 29	— 23	+ 3,855	+10,106	+ 4,389	+ 6,117	+ 6,358	17,2	8,413	52
	7. Juli Mittags.	13. Februar Morgens.						22. März u. 4. April.		

Temperatur der Jahreszeiten.

Frühling: März, April, Mai.	Sommer: Juni, Juli, August.	Herbst: Septemb., Okt., November.	Winter: Januar, Febr., December.	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.	Unterschied zwischen Sommer u. Winter.
+ 4,622°	+ 13,386	+ 7,548	— 1,090	+ 14,394 Juli.	— 4,853 Februar.	19,247	14,476

Tabelle XV.

1845.	Heisse Tage, von + 20° u. darüber.	Warme Tage, von + 15° bis + 19,9°	Gemässigte Tage, von + 0,1° bis + 14,9°	Eistage, von 0° bis — 4,9°	Wintertage von — 5° bis — 9,9°	Kalte Wintertage von — 10° u. darüber.
Januar .			2	19	10	
Februar .				7	5	16
März .			3	11	7	10
April .		6	15	9		
Mai . .		6	24	1		
Juni . .	13	14	3			
Juli . .	14	12	5			
August .	4	18	9			
September	3	14	13			
Oktober .		5	21	5		
November			19	11		
Dezember			15	14		2
Ganz. Jahr	34	75	129	77	22	28

Frost- und Schnee-Grenzen.

Im Frühjahr letzter		Im Spätjahr erster		Zahl der freien Tage zwischen dem letzten und ersten	
Frost	Schnee	Frost	Schnee	Frost	Schnee
6. Mai	20. Mai	15. Oktober.	22. November.	161	185

Dauer der Schneedecke: zu Anfang des Jahres 66 Tage
zu Ende des Jahres 8 Tage
74 Tage

Die Nagold war vom 1. Februar bis 24. März ununterbrochen ganz oder wenigstens theilweise mit Eis bedeckt.

e) Herr Med. Dr. Rühle zu Canstatt gab folgende Uebersicht seiner Temperaturbeobachtungen.

Lufttemperatur

beobachtet mit genauem, in Bezug auf die Fixpunkte und den Caliber sorgfältig rectificirten Thermometer die Extreme. Die

täglichen und monatlichen Temperatur-Veränderungen und der Sommertage sind durch Thermographen erhalten.

Tabelle XVI.

Monate.	Mittel der Temperatur nach d. 3 tägl. Beobachtg.	Mittel der Temperatur nach Max und Minimum	Differenz beider.	Extreme Maximum	Extreme Minimum	Monatliche Veränderung	Mittlere tägl. Veränderung	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
Januar .	— 0,12	— 0,15	— 0,03	+ 4,1	— 5,3	9,4	3,53	27	4	—
Februar .	— 4,75	— 4,99	— 0,24	+ 4,2	— 20,3	24,5	7,60	27	13	—
März . .	— 1,20	— 1,32	— 0,12	+ 9,2	— 15,3	24,5	6,94	24	10	—
April . .	+ 8,12	+ 8,28	+ 0,16	+ 18,0	— 0,5	18,5	8,96	1	—	—
Mai . .	+ 9,49	+ 9,61	+ 0,12	+ 19,5	+ 1,2	18,3	7,98	—	—	—
Juni . .	+ 14,95	+ 15,09	+ 0,14	+ 24,8	+ 7,2	17,6	8,27	—	—	13
Juli . .	+ 15,47	+ 15,78	+ 0,31	+ 30,4	+ 5,9	24,5	9,15	—	—	16
August .	+ 13,05	+ 13,20	+ 0,15	+ 22,6	+ 3,8	18,8	8,00	—	—	6
September	+ 11,60	+ 11,77	+ 0,17	+ 22,4	+ 2,5	19,9	9,44	—	—	3
Oktober .	+ 8,16	+ 8,34	+ 0,18	+ 20,3	— 0,1	20,4	6,66	1	—	1
November	+ 5,22	+ 5,25	+ 0,03	+ 13,3	— 3,4	16,7	6,01	5	—	—
December	+ 3,34	+ 3,17	+ 0,17	+ 8,9	— 4,9	13,8	4,20	6	—	—
Jahr . .	+ 6,94	+ 7,00	+ 0,06	+ 30,4 d 7 Juli	— 20,3 d 20 Feb	50,7	7,24	91	27	39

Temperatur der Jahreszeiten.

	nach d. 3 tägl. Beobachtung.	Mittlere tägl. Veränderung.
Winter . .	— 0,31	5,14
Frühling .	+ 5,47	7,98
Sommer . .	+ 14,49	8,47
Herbst . .	+ 8,32	7,38

Temperaturdifferenz zwischen Sommer und Winter: 15,0°

Kältester Monat, Febr. — 4,75

Wärmster Monat, Juli + 15,47

Differenz beider: 20,22

Jahres-Extreme nach dem Thermographen:

Maximum + 30,4 den 7. Juli. Minimum — 20,3 den 20. Febr. Diff. 50,7

Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:

Maximum + 29,5 den 7. Juli. Minimum — 20,2 den 13. u. 20. Febr.

Differenz beider 49,7°.

3. Brunnentemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Diese wurde seit 1827 täglich um 2 Uhr Mittags an einem Röhrenbrunnen im Hofe meines Hauses, in der Hospitalstrasse Nr. 23 zu Stuttgart beobachtet, um an den Variationen der Temperatur des Wassers einen Maasstab für den Gang der Erdtemperatur im Laufe des Jahres zu erhalten. Bis zum Jahre 1835 einschliesslich war der Brunnen mit Quellwasser gespeist, welches in einer 3′ unter der Erde befindlichen thönernen Röhrenleitung von circa 3″ Durchmesser aus einer Entfernung von etwa 1 Stunde Wegs zur Stadt floss. Seitdem wurde aber dieses Wasser mit Seewasser vertauscht, welches aus dem Pfaffensee, etwa 1½ St. weit her, in einer aus Sandstein ausgehauenen 1′ ins Gevierte haltenden Leitung zur Stadt fliesst, in dem sogenannten Feuersee, einem gegrabenen Bassin von circa 1 Morgen Fläche unmittelbar vor der Stadt gesammelt, und von diesem unterirdisch in ein kleineres Bassin an dem höchsten Punkte innerhalb der Stadt geführt wird, von welchem aus das Wasser, gleich dem Quellwasser, in thönernen Röhren in der Stadt vertheilt wird. Der Einfluss der Lufttemperatur ist hiernach leicht einzusehen; dennoch setzte ich diese Beobachtungen fort, um wenigstens einigermassen diesen Theil unserer Beobachtungen nicht lückenhaft werden zu lassen.

Auf Tabelle XVII ist die Uebersicht der Variationen und der Mittel mit gegenübergestellter mittlerer, nicht reducirter Lufttemperatur, mitgetheilt. Die Spalte „Abnahme“ zeigt die Grade, um welche die Brunnentemperatur vom Anfang des Monats oder der höchsten Temperatur im Monat an, bis zu Ende desselben oder bis zum Minimum abnahm, die Spalte „Zunahme“ giebt die Anzahl Grade, um welche die Temperatur vom Anfang des Monats oder der tiefsten Temperatur an bis zum Ende des Monats oder bis zum Maximum zunahm.

Tabelle XVII.

Monate.	Mittel der Brunnen-Temperatur.	Mittel der Luft-Temperatur.	Tiefste Brunnentemperatur.		Mittel der Lufttemperatur der Tageszeiten	Höchste Brunnentemperatur.		Mittel der Lufttemperatur der Tageszeiten	Brunnentmp. Abnahme.	Brunnentmp. Zunahme.
Januar	+ 3,19	— 0,11	+	2,9 d. 11.	— 1,73	+	3,6 d. 2.	+ 1,43	0,9	0,4
Febr.	+ 2,48	— 4,72	+	1,9 d. 22.	— 9,93	+	3,0 d. 1.	+ 0,86	1,1	0,4
März	+ 2,25	— 1,12	+	1,9 d. 14.	— 7,00	+	3,0 d. 31.	+ 3,73	0,2	1,1
April	+ 5,09	+ 8,19	+	3,0 d. 1.	+ 6,33	+	7,8 d. 30.	+12,93	—	4,8
Mai	+ 7,95	+ 8,70	+	7,4 d. 9.	+ 8,00	+	9,4 d. 29.	+13,93	0,4	2,0
Juni	+11,12	+15,10	+	9,3 d. 2.	+13,43	+	12,8 d. 29.	+15,60	0,1	3,5
Juli	+12,35	+15,78	+	11,8 d. 17.	+10,53	+	13,0 d. 10.	+23,15	1,2	0,4
August	+11,70	+13,04	+	11,0 d. 18.	+10,10	+	12,4 d. 2.	+16,16	1,4	1,0
Sept.	+11,34	+11,82	+	10,7 d. 29.	+11,33	+	12,2 d. 1.	+15,86	1,5	—
Oktob.	+ 9,64	+ 8,21	+	7,4 d. 31.	— 3,93	+	11,5 d. 7.	+12,63	4,1	0,5
Novem.	+ 5,92	+ 5,52	+	5,4 d. 26.	+ 2,60	+	7,4 d. 1.	+ 5,90	2,0	0,1
Decem.	+ 4,88	+ 3,34	+	4,4 d. 14.	— 1,43	+	5,5 d. 1.	+ 7,10	1,1	0,3
i. Jahr	+ 7,32	+ 6,97	Febr. März			Juli			8,6	11,1

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.
Brunnentemperatur . .	+ 5,09	+ 11,82	+ 7,93	+ 3,52
Lufttemperatur . . .	+ 5,49	+ 14,38	+ 8,85	+ 0,58

b) Von einigen Beobachtungsorten.

Ueber die Brunnentemperatur seines Ortes an 2 Brunnen der Stadt Calw hatte Herr Med. Dr. Müller die Güte folgende Uebersicht zu geben.

Der Brunnen beim Ziegelbach ist derjenige, von welchem auch im vorigen Jahre die Beobachtungen gegeben wurden. Der Bischoffbrunnen (die stärkere, in eine steinerne Rinne gefasste, nicht die schwächere, aus einem Rohr fliessende Quelle dieses Brunnens) entspringt in der Stadt aus einer Kluft des bunten Sandsteinfelsens, nur etwa 30 Schritte nordöstlich vom Ufer der Nagold, und ungefähr 5 Fuss über dem Spiegel des Flusses. Sie hat unter allen Quellen der Stadt die höchste und die gleichförmigste Temperatur. Die Stärke ihres Zuflusses hat einen bedeutenden Einfluss auf ihre Temperatur, so dass ihre Wärme selbst bei heissem Wetter, wenn ihr Wasserreichthum abnimmt, sinken kann.

Ich sterb' im Tode nicht,
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch',
In meinem Wesen finde u. s. w.,

oder:

Bescheiden, sittsam, ehrerbietig
Ist, wer ein Jünger Jesu ist:
Nie sklavisch auch nicht übermüthig,
Wenn er vor Andern glücklich ist u. s. w.;

Lieder, welche in den meisten jetzt gebräuchlichen Gesangbüchern vorkommen, — sind durchaus unlyrisch. Anders dürfte sich's mit älteren Bekenntnißliedern verhalten, welche, aus der Tiefe und Fülle des christlichen Bewußtseyns heraus, das seinen Beweis in seinem Daseyn und Segen trägt, einfach die Hauptmomente der christlichen Wahrheit aufführen und eben schon durch diese Einfachheit eine Würde, so wie durch die alterthümliche Kraft des Ausdrucks einen Reiz besitzen, der die tiefsten Saiten des Gefühls anregt und diese Anregung verstärkt durch die herrlichen Tonweisen, welche diese Lieder schon bei ihrer Entstehung empfingen, so daß die Lyrik des Bekenntnisses vorzüglich in der Melodie liegt, welche aus Einem Guße mit dem naiv derben Worte hervorgegangen war. Weniger tauglich oder ganz unzulässig sind ferner die gleichfalls aus einem didaktischen Zweck früher entsprungenen Lieder, die einen epischen Charakter zeigen durch Erzählung heiliger Geschichten, ohne darin über den Ton des gewöhnlichen Berichtes sich zu erheben. Solche, wie Bunsen sie treffend bezeichnet, balladenartige geistliche Gedichte mögen auch noch jetzt, in Schule und Familie, zweckmäßig seyn; aber zum Choralgesang der Gemeinde eignen sie sich nimmermehr. Dieser muß, nicht die Lehren und Gebote, sondern die Stimmung des Glaubens zunächst und durchgehends enthalten und zugleich ein schöner Erguß der heiligsten Gefühle seyn, welche die menschliche Brust durchdringen und bewegen. Die geistliche Lyrik muß die Kraft des Glaubens durch edeln Schwung, seine Keuschheit durch reine Sprache, seine Innigkeit durch zarten Ausdruck, seinen Reichthum durch Mannichfaltigkeit ihrer Bezüge auf die Geschichten und Lehren unseres Heils, auf das äußere Leben und die innere Erfahrung des Gläubigen offenbaren. Das fromme Gefühl auf den Flügeln einer in jeder Richtung dienstbaren geheiligten Phantasie tragend, muß sie in ihren Worten und

Tabelle XVIII.

1845.	Mittlere Lufttemperatur.	Brunnen beim Ziegelbach.					Bischoff-brunnen.				
		Mittlere monatl. Temp.	Max.	Min.	Differ. beider.	Differ. von der Luft-temp.	Mittlere monatl. Temp.	Max.	Min.	Differ. beider.	Differ. von der Luft-temp.
Januar . .	— 0,64	+ 6,93	+ 7	+ 6,9	0,1	+ 7,57	+ 8	+ 8	+ 8	0	+ 8,64
Februar . .	— 4,85	+ 6,50	+ 6,8	+ 6,3	0,5	+11,35	+ 7,63	+ 8	+ 7,4	0,6	+12,48
März . . .	— 1,35	+ 6,58	+ 6,6	+ 6,5	0,1	+ 7,93	+ 7,97	+ 8,3	+ 7,8	0,5	+ 9,32
April . . .	+ 6,75	+ 6,97	+ 7	+ 6,9	0,1	+ 0,22	+ 8,15	+ 8,3	+ 7,9	0,4	+ 1,40
Mai . . .	+ 8,47	+ 7,37	+ 7,8	+ 7	0,8	— 1,10	+ 7,93	+ 8	+ 7,9	0,1	— 0,54
							(fliesst schwächer)				
Juni . . .	+ 13,99	+ 7,70	+ 7,9	+ 7,3	0,6	— 6,29	+ 8,37	+ 8,5	+ 8,2	0,3	— 5,62
							(fliesst wieder stärker)				
Juli . . .	+14,39	+ 7,87	+ 8	+ 7,6	0,4	— 6,52	+ 8,20	+ 8,2	+ 8,2	0	— 6,19
August . .	+11,77	+ 7,93	+ 8,1	+ 7,8	0,3	— 3,84	+ 8,30	+ 8,3	+ 8,3	0	— 3,47
September .	+10,54	+ 7,98	+ 8,15	+ 7,8	0,35	— 2,56	+ 8,25	+ 8,3	+ 8,2	0,1	— 2,29
October . .	+ 7,69	+ 7,67	+ 8	+ 7,4	0,6	— 0,02	+ 8,12	+ 8,25	+ 8	0,25	+ 0,43
November .	+ 4,42	+ 7,40	+ 7,5	+ 7,35	0,15	+ 2,98	+ 8,00	+ 8	+ 8	0	+ 3,58
December .	+ 2,22	+ 7,10	+ 7,4	+ 6,9	0,5	+ 4,88	+ 7,97	+ 8	+ 7,9	0,1	+ 5,75
Ganzen Jahr	+ 6,12	+ 7,42	+ 8,15 Septbr.	+ 6,3 Febr.	1,85	+ 1,30	+ 8,07	+ 8,5 Juni	+ 7,4 Febr.	1,1	+ 1,95

Ebenso hatte Herr Med. Dr. Mühle zu Canstatt die Güte, folgende Zusammenstellung über die Neckar- und Brunnen-temperatur zu geben.

Sowohl das Neckar- als das Brunnenwasser wurde täglich einmal, Abends 9 Uhr untersucht. Die Neckartemperatur wurde aber nach den im Jahr 1844 angestellten Beobachtungen auf wahres, drei täglichen Untersuchungen entspringendes, Mittel reducirt, ihr Max. und Min. ist jedoch der abendlichen Beobachtung allein entnommen.

Tabelle XIX.

	Neckartemperatur.						Brunnentemperatur.			
	Mittel v. 3 tägl. Beobachtungen.	Diff. v. d. Mitt. d. Lufttemperatur.	Max.	Min.	Tage mit einem Maxim. von +15° u. mehr.	Tage mit einem Maxim. von +16° u. mehr.	Mittel.	Diff. v. d. mittl. Luftwärme.	Max.	Min.
Januar . .	+ 1,35	+ 1,47	+ 2,9	0			+ 3,18	+ 3,30	+ 3,6	+ 3,0
Februar . .	+ 0,19	+ 4,94	+ 1,5	0			+ 2,45	+ 7,20	+ 3,2	+ 1,8
März . . .	+ 0,86	+ 2,06	+ 4,7	0			+ 2,26	+ 3,46	+ 3,6	+ 1,7
April . . .	+ 7,30	− 0,82	+ 11,4	+ 4,4			+ 5,94	− 2,18	+ 8,0	+ 3,6
Mai . . .	+ 9,56	+ 0,07	+ 13,8	+ 7,4			+ 8,12	− 1,37	+ 9,9	+ 7,2
Juni . . .	+ 12,48	− 2,47	+ 16,1	+ 11,4	6	1	+ 10,98	− 4,07	+ 11,8	+ 9,3
Juli . . .	+ 14,83	− 0,64	+ 21,0*	+ 11,5	18	13	+ 11,88	− 3,59	+ 13,4	+ 11,0
August . .	+ 12,83	− 0,22	+ 15,3	+ 10,5	4		+ 11,19	− 1,86	+ 11,9	+ 10,5
September .	+ 12,01	+ 0,41	+ 15,2	+ 9,9	1		+ 10,95	− 0,65	+ 11,6	+ 10,1
Oktober . .	+ 8,13	+ 0,27	+ 12,6	+ 6,1			+ 9,40	+ 1,24	+ 11,3	+ 7,8
November .	+ 5,75	+ 0,53	+ 7,8	+ 3,9			+ 6,08	+ 1,76	+ 7,9	+ 6,4
December .	+ 3,76	+ 0,42	+ 5,5	+ 0,9			+ 5,48	+ 2,15	+ 6,4	+ 4,7
Jahr . . .	+ 7,45	+ 0,51	+ 21,0	+ 0,0	29	14	+ 7,39	+ 0,45	+ 13,4	+ 1,7
Winter. . .	+ 1,77	+ 2,28					+ 3,70	+ 4,21		
Frühling . .	+ 5,91	+ 0,44					+ 5,44	+ 0,03		
Sommer . .	+ 13,38	− 1,11					+ 11,32	− 3,17		
Herbst . .	+ 8,73	+ 0,41					+ 9,11	+ 0,79		
Jahresdifferenz:	21,0°.						Jahresdifferenz:	11,7°.		

*) Das Max. im Juli von 21,0° ist das wahre Max. der Neckartemperatur und fand statt den 8. Juli Abends 5 Uhr.

Der Fluss war zugefroren im Februar . . . 19 Tage
im März . . . . . 13 Tage
zusammen 32 Tage

4. Die barometrischen Verhältnisse.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die barometrischen Mittel sind von den täglichen auf + 15° R. reducirten Morgen- und Mittagbeobachtungen genommen. Tab. XX gibt die monatlichen Extreme und Mittel, die Spalten „Differenzen" bezeichnen durch + den Mehr- durch — den Minderbetrag des Monatsmittels gegen das Jahresmittel desselben Jahrs und das 20jährige Jahresmittel von 1825—1844, welches 27″4,71‴ beträgt.

Tabelle XX.

	Barometerstände:			Barometrische Differenzen:			
	höchster.	tiefster.	mittlerer.	monatliche.	vom Jahresmittel 1845.	v. 20jähr. Jahresmittel.	mittlere MoDiff. in 20 J.
Januar .	27″9,44‴	26″6,45‴	27″4,48‴	14,99‴	— 0,08‴	— 0,23‴	12,38
Februar .	27 9,89	2611,17	27 3,78	10,72	— 0,78	— 0,93	12,03
März . .	28 0,61	2611,06	27 4,44	13,55	— 0,12	— 0,27	10,71
April . .	27 9,27	26 7,01	27 3,47	14,26	— 1,09	— 1,24	9,54
Mai . .	27 7,17	27 0,02	27 3,21	7,15	— 1,35	— 1,50	7,79
Juni . .	27 8,00	2611,85	27 4,91	8,15	+ 0,35	+ 0,20	7,05
Juli . .	27 7,58	27 2,09	27 5,25	5,49	+ 0,69	+ 0,54	6,19
August .	27 8,78	27 1,61	27 4,70	7,17	+ 0,14	— 0,01	7,28
September	27 7,80	27 1,44	27 5,61	6,36	+ 1,05	+ 0,90	8,65
Oktober .	28 0,41	27 0,36	27 6,41	12,05	+ 1,85	+ 1,70	10,88
November	27 9,24	27 1,12	27 4,40	8,12	— 0,16	— 0,31	10,85
December	27 9,56	26 5,26	27 4,08	16,30	— 0,48	— 0,63	10,56
Jahr . .	Octbr.	Decem.	27 4,56	Januar		— 0,15	
in 20 Jahr.	28 0,88	26 3,80	27 4,71	19,46			
	Dec. 1840	Oct. 1825		Jan. 1836			

Die Jahresdifferenz 1845 war 19,15.

b) Von den Beobachtungsorten.

Die Extreme des Barometerstands im Jahr und die Media von den Beobachtungsorten gibt die Tabelle XXI.

Tabelle XXI.

Orte.	Höchster Barometerst.	Tiefster Barometerst.	Mittlerer.
Elpersheim . .	27 10,00 d. 22. März Mgs.	26 3,00 d. 23. Dec. Mgs.	27 2 36
Oberstetten . .	27 6,53 d. 22. März	25 10,43 d. 23. Dec.	26 10,56
Amlishagen . .	27 7,30 d. 22. März	26 1,00 d. 23. Dec.	26 11,94
Rossfeld . . .	27 10,00 d. 22. März	26 2,50 d. 23. Dec.	27 1,64
Oehringen . .	28 1,00 d. 22. März	26 4,00 d. 23. Dec.	
Winnenden . .	27 11,48 d. 22. März	26 3,50 d. 23. Dec.	27 3,68
Canstatt . . .	28 2,71 d. 22. März	26 4,79 d. 23. Dec.	27 5,97
Stuttgart . . .	28 0,61 d. 22. März	26 5,26 d. 23. Dec.	27 4,71
Hohenheim . .	27 5,70 d. 22. März	25 10,30 d. 23. Dec.	26 10,24
Bissingen . .	27 6,17 d. 22. März	26 1,29 d. 28. Jan.	26 10,67
Schopfloch . .	26 3,80 d. 22. März	24 10,30 d. 23. Dec.	25 9,51
Giengen . . .	27 4,00 d. 22. März	25 9,00 d. 23. Dec.	26 8,44
Ulm	27 2,00 d. 23. März	25 7,60 d. 23. Dec.	26 6,58
Pfullingen . .	27 6,54 d. 22. März	26 2,36 d. 10. April	26 11,12
Calw	27 8,46 d. 22. März	26 1,18 d. 23. Dec.	27 1,03
Schwenningen .	27 10,75 d. 22. März	26 4,75 d. 23. Dec.	27 3,94(?)
Wangen . . .	27 8,00 d. 14. Oktb.	26 6,00 d. 28. Jan.	
Issny	26 6,20 d. 22. März	25 0,00 d. 23. Dec.	25 10,79

5. Die Windverhältnisse nach den Windfahnen.

Die Häufigkeit der 8 Hauptwinde in den Monaten des Jahres 1845, sowie im ganzen Jahre, das Verhältniss der nördlichen zu den südlichen und der östlichen zu den westlichen, je die ersteren zu 100 angenommen, die mittlere Windrichtung, wenn S zu 360° angenommen wird, sowie die mittlere Windrichtung nach Lamberts Formel, die nach Kämtz (Lehrb. I. S. 165) berechnete Windstärke und die Stärke der Strömung, wenn hier blos die stärkeren*) Strömungen gerechnet werden, sowie die Gegenüberstellung der Jahresresultate von 1845 mit den 20jährigen Resultaten von 1825—1844. gibt Tabelle XXII in Uebersicht.

*) Die Scala für die Strömung ist folgende. Es sei der Wind z. B. O.
O Richtung der Fahnen ohne Bewegung der Barometerstände.
O 1 Richtung der Fahnen mit Bewegung der Barometerstände.
O 2 Richtung der Fahnen mit Strömung welche ein Licht im Freien auslöscht.
O 3 Richtung der Fahnen kleiner Sturm.
O 4 ein Orkan der Bäume zerbricht.
Blos die Strömungen 1 – 4 werden bei den Resultaten gezählt; windige Tage heissen in den Tabellen 1 und 2, stürmische 3 und 4.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Tabelle XXII.

	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	windige Tage.	stürmische Tage.	Verhältniss d. nörd. zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	mittlere Windrich.	Windrichtung nach Lambert.	Windstk. n. Kämtz.	Windstärk.
Januar	10	12	31	11	7	14	2	6		2		1,14	0,14	187°	93°35′	31,18	5
Febr.	17	26	6	0	4	10	7	14		2		0,24	0,96	178	184 2	34,30	9
März	16	17	9	7	2	13	9	18	2	5		0,43	1,21	170	170 43	25,09	11
April	13	10	26	1	5	20	1	13	1	2		0,72	0,92	183	225 5	13,33	2
Mai	12	5	10	3	12	20	15	16				1,06	2,83	108	85 41	24,88	5
Juni	16	4	22	3	6	21	5	12	1	3		0,93	1,31	176	162 19	45,58	4
Juli	6	14	10	3	7	26	11	15	1		2	1,03	1,92	136	86 40	17,00	11
August	7	6	8	5	8	30	19	9	1			1,95	3,05	145	64 55	34,01	8
Sept.	10	14	16	3	5	13	17	12				0,58	1,27	174	151 8	14,10	9
Oktob.	10	11	18	2	2	24	5	21				0,66	1,61	159	141 46	15,49	3
Novem.	3	18	18	4	11	22	5	9		2		0,56	0,40	192	251 46	21,87	10
Decem.	3	1	0	0	8	50	14	16	1		10	3,41	80,00	99	67 57	76,15	41
i. Jahr	123	128	174	41	77	263	110	161	7	16	12	1,06	7,99	164	106 56	35,10	118
20j. M.	115,9	193,5	154,1	73,2	79,2	261,4	75,9	111,0	13,4	33,6	11,9	0,99	1,07		249°56′	34,53	

Nehmen wir als nächsten Anhaltspunkt die mittleren Windrichtungen von 1844 und vergleichen hiemit die nach Lambert berechnete mittlere Windrichtung von 1845, so ergibt sich folgende Uebersicht.

Tabelle XXIII.

Monat.	Mittlere Windrichtung 1844.	1845.	Die mittlere Windrichtung von 1845 war		Als im Jahr 1844.
Januar	300°30′	93°35′	nördlicher	westlicher	
Februar . . .	50°51′	184° 2′	nördlicher	östlicher	
März	60°35′	170°43′	nördlicher	östlicher	
April	241°1′	225° 6′	nördlicher	westlicher	
Mai	208°46′	85°41′	südlicher	westlicher	
Juni	66°44,	162°19′	nördlicher	östlicher	
Juli	94°4′	80°40′	südlicher	östlicher	
August	65°42′	64°55′	südlicher	östlicher	
September . . .	210°53′	151° 8′	nördlicher	westlicher	
Oktober . . .	73°49′	141°46′	nördlicher	östlicher	
November . . .	8°12′	251°46′	nördlicher	östlicher	
December . . .	256°53′	67°57′	südlicher	westlicher	
im Jahr . . .	74°16′	106°56′	nördlicher	östlicher	

Vergleichen wir in derselben Art die nach dem arithmetischen Mittel aus den monatlich beobachteten Windrichtungen gezogenen Mittel, so erhalten wir folgende Uebersicht.

Tabelle XXIV.

Monat.	Mittlere Windrichtung 1844.	1845.	Die mittlere Windrichtung vom 1845 war		Als im Jahr 1844.
Januar . . .	171°	187°	nördlicher	östlicher	
Februar . . .	177°	178°	nördlicher	östlicher	
März	145°	170°	nördlicher	östlicher	
April	205°	183°	nördlicher	westlicher	
Mai	137°	168°	nördlicher	westlicher	
Juni	159°	176°	nördlicher	westlicher	
Juli	115°	136°	nördlicher	westlicher	
August . . .	126°	145°	nördlicher	westlicher	
September . .	223°	174°	nördlicher	westlicher	
Oktober . . .	189°	159°	südlicher	westlicher	
November . .	151°	192°	südlicher	westlicher	
December . .	208°	93°	südlicher	westlicher	
im Jahr . . .	172°	164°	nördlicher	östlicher	

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XXV.

	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Zahl der windig. Tage.	Zahl der stürm. Tage.
Ilpersheim .	69	156	159	70	20	167	262	195		
Oberstetten .	51	43	229	58	58	63	502	91	168	32
Amlishagen .	101	77	241	41	71	113	386	65	117	32
Rossfeld . .	103	32	75	95	36	147	580	86	265	18
Oehringen .	7	251	18	82	13	631	28	65	63	6
Winnenden .	84	76	161	83	199	149	248	95	103	36
Canstatt . .	123	117	52	83	71	203	165	195	173	13
Stuttgart . .	123	126	174	41	77	263	110	161	18	12
Hohenheim .	16	77	11	225	2	276	59	428	79	13
Biesingen .	29	96	102	142	97	334	40	109	111	8
Schopfloch .	67	95	163	73	65	305	219	108	304	18
Giengen . .	42	88	142	68	50	283	240	182	81	
Ulm . . .		43	52	3		26	152	87	41	41*)
Pfullingen .	54	7	144	58	99	115	513	91		5
Calw . . .	100	209	49	47	52	93	54	126	45	25
Schwenningen	78	97	21	41	170	345	215	128	102	45
Tuttlingen .	2	291	90	30	4	93	259	326	17	8
Wangen . .	22	309	17	68	35	588	11	13	46	3
Isny . . .	37	37	227	61	47	249	50	22	93	28

Herr Pfarrer Kommerell zu Schopfloch, einem zu diesen Beobachtungen vorzugsweise geeigneten Orte auf der Höhe der Alp an ihrem westlichen Rande, hatte die Güte, folgende Zusammenstellungen zu entwerfen.

1) Ueber die Windverhältnisse überhaupt.

Tabelle XXVI.

Monat.	Mittlere Richtung.	Mittlere Stärke	Summe der O—N	Summe der W—S	Verhältniss. N : S	Verhältniss. O : W
Januar . . .	N¼NW.	0,55	50	43	100 : 288	100 : 78
Februar . .	NW¼N.	1,12	44	40	100 : 42	100 : 170
März . . .	NNW.	1,24	40	53	100 : 167	100 : 137
April	N¼NW.	1,24	46	44	100 : 141	100 : 93
Mai	NW¼W.	1,31	25	68	100 : 123	100 : 248
Juni . . .	NNW.	1,59	39	51	100 : 100	100 : 152
Juli . . .	NW.	1,02	32	61	100 : 158	100 : 226
August . .	WNW.	1,33	21	72	100 : 195	100 : 335
September .	NW¼N.	1,22	42	48	100 : 97	100 : 152
Oktober . .	W¼NW.	1,27	24	69	100 : 285	100 : 295
November . .	NW¼W.	1,23	32	58	100 : 427	100 : 158
December . .	WSW.	1,55	3	90	100 : 491	100 : 4350
Jahr . . .	NW.	1,22	398	697	100 : 164	100 : 191
Frühling . .	NW¼N.	1,26	111	165	100 : 144	100 : 159
Sommer . .	NW.	1,31	92	184	100 : 151	100 : 238
Herbst . . .	NW¼W.	1,24	98	175	100 : 270	100 : 202
Winter . . .	NW¼W.	1,07	97	173	100 : 170	100 : 220

*) Von einmaliger Beobachtung des Tags.

2) Ordnung der Winde nach ihrer

Tabelle

	Richtung.															
Januar .	SW	27	SO	18	O	17	NO	15	W	10	S	4	NW	2	N	0
Februar .	N	21	SW	16	W	14	NO	13	O	9	NW	9	SO	1	S	1
März .	O	21	SW	20	W	16	NW	12	SO	10	N	5	S	5	NO	4
April . .	O	27	SW	15	NW	13	SO	10	W	10	S	6	N	5	NO	4
Mai . .	W	28	SW	17	NW	12	NO	12	S	11	O	7	SO	4	N	2
Juni . .	O	23	SW	20	W	15	NW	15	N	6	NO	5	SO	5	S	1
Juli . .	SW	24	W	17	NW	11	N	9	O	9	S	9	SO	8	NO	6
August .	SW	33	W	25	NO	11	NW	9	O	6	S	5	SO	3	N	1
September	SW	24	O	15	N	13	W	10	NW	10	NO	10	SO	4	S	4
Oktober .	W	31	SW	27	O	12	S	7	NO	6	NW	4	N	3	SO	3
November	SW	31	O	16	W	16	S	9	NO	8	SO	7	NW	2	N	1
December	SW	54	W	27	NW	9	S	3	N	1	O	1	NO	1	SO	0
Jahr . .	SW	305	W	219	O	163	NW	108	NO	95	SO	73	N	67	S	65
Frühling	O	55	W	54	SW	52	NW	37	SO	24	S	22	NO	20	N	12
Sommer	SW	77	W	57	O	38	NW	35	NO	22	N	16	SO	16	S	15
Herbst .	SW	82	W	57	O	43	NO	24	S	20	N	17	NW	16	SO	14
Winter .	SW	94	W	51	NO	29	O	27	N	22	NW	20	SO	19	S	65

3) Stand des Barometers und Thermometers

Tabelle

Monat.	Mittlerer Stand des		N		NO		O		SO	
	Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.
Januar . .	25″ 9,18	-0,80			25″ 9,82	- 2,43	25″11,12	-0,89	25″10,35	-0,46
Februar . .	25″ 8,06	-5,57	25″ 8,24	-5,06	25″ 9,88	-10,80	25″ 8,42	-8,40	25″ 7,13	-3,20
März . . .	25″ 8,82	-2,83	25″ 5,77	-4,40	25″ 5,88	- 4,05	25″ 8,79	-7,70	25″ 8,59	-0,79
April . . .	25″ 8,69	5,98	25″ 9,04	5,18	22″ 8,13	5,75	25″ 9,53	5,13	25″10,23	8,05
Mai . . .	25″ 8,48	6,70	25″ 9,99	6,10	25″ 9,12	8,10	25″ 7,37	8,64	25″ 7,70	10,25
Juni . . .	25″10,27	12,32	25″10,94	11,73	25″10,83	13,18	25″10,51	14,71	25″10,09	15,30
Juli . . .	25″10,80	13,60	25″11,43	14,07	25″11,65	13,60	25″11,68	17,57	25″11,05	15,80
August . .	25″ 9,99	10,82	26″ 0,70	11,50	25″10,33	12,43	25″11,68	10,72	25″ 9,52	11,73
September .	25″10,48	9,88	25″11,14	11,22	25″11,03	10,60	25″11,30	8,00	25″ 9,81	9,88
Oktober . .	25″11,22	6,22	26″ 2,04	5,17	26″ 1,42	3,22	26″ 0,18	4,44	26″ 0,54	6,33
November .	25″ 9,44	4,22	25″11,90	0,70	25″11,12	4,20	25″10,31	4,56	25″ 8,81	5,77
December .	25″ 8,72	-0,60	26″ 0,48	-7,50	26″ 0,05	- 3,70	25″ 7,15	1,20		
Jahr . . .	25″ 9,51	5,09	25″10,67	3,56	25″10,27	4,18	25″10,01	4,83	25″ 9,55	6,41
Differenz . .			+ 1,16‴	-1,53	+ 0,76‴	- 0,91	+ 0,50‴	-0,26	+ 0,04‴	+1,32
Frühling .	25″ 8,68	3,28	25″ 8,27	2,29	25″ 7,71	3,27	25″ 8,56	2,02	25″ 8,84	5,84
Sommer . .	25″10,35	12,25	25″11,69	12,43	25″10,94	13,07	25″11,29	14,33	25″10,22	14,28
Herbst . .	25″10,38	6,77	26″ 0,36	5,70	25″11,86	6,01	25″11,28	5,67	25″10,39	7,33
Winter . .	25″ 8,65	1,92	25″10,36	-6,28	25″10,58	- 5,64	25″ 8,90	-2,70	25″ 8,74	-1,83

Richtung und Stärke.

XXVII.

Stärke.

SW	0,96	W	0,60	NO	0,53	S	0,50	O	0,29	SO	0,22	NW	0,00	N	0,00
SW	1,87	NW	1,44	NO	1,08	W	1,07	SO	1,00	S	1,00	N	0,86	O	0,33
O	2,05	SO	1,40	SW	1,35	W	1,12	S	0,80	NO	0,50	NW	0,42	N	0,40
SW	1,60	O	1,41	W	1,20	SO	1,00	S	1,00	NO	1,00	NW	0,88	N	0,12
SO	2,25	W	1,68	S	1,54	O	1,29	SW	1,29	NO	1,08	NW	0,58	N	0,00
S	3,00	SO	2,40	O	2,09	SW	1,70	NW	1,27	NO	1,20	W	1,07	N	0,83
O	1,44	SO	1,38	W	1,35	SW	1,13	S	1,00	NW	0,73	N	0,33	NO	0,16
SO	2,33	O	2,00	SW	1,60	W	1,24	N	1,00	NO	1,00	S	0,80	NW	0,66
O	1,87	W	1,70	SO	1,50	S	1,22	SW	1,17	N	0,92	NO	0,80	NW	0,60
O	2,08	S	1,59	SO	1,33	SW	1,29	W	1,03	NO	0,83	N	0,0	NW	0,00
N	2,00	O	1,75	SO	1,71	NO	1,25	SW	1,19	S	11,4	W	0,69	NW	0,50
N	2,00	SW	1,84	NW	1,44	W	1,18	O	1,15	SO	0,00	NO	00	S	0,00
O	1,56	SW	1,43	SO	1,23	W	1,20	S	1,11	NO	0,88	NW	0,83	N	0,76
O	1,64	SW	1,40	W	1,39	SO	1,37	S	1,23	NO	0,95	N	0,67	NW	0,65
SO	1,87	O	1,66	SW	1,47	W	1,23	S	1,07	NW	0,97	NO	0,82	N	0,56
O	1,88	SO	1,57	S	1,30	SW	1,23	W	1,14	NO	0,96	N	0,82	NW	0,44
SW	1,60	NW	1,30	W	1,04	N	0,91	NO	0,76	O	0,41	S	0,37	SO	0,26

nach den 8 Hauptwinden.

XXVIII.

S		SW		W		NW		O—N		W—S	
Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.	Bar.	Th.
" 9,58	0,05	25" 7,08	-0,52	25" 8,52	-0,02	25" 8,30	-0,20	25"10,45	-1,19	25" 7,70	-0,33
" 9,56	-9,8	25" 6,65	-1,25	25" 7,60	-4,02	25" 8,32	-5,93	25" 8,74	-8,13	25" 7,44	-3,49
" 8,09	1,58	25"10,30	1,31	25" 9,78	-1,35	25" 8,48	-5,62	25" 8,07	-5,02	25" 9,52	-1,04
" 7,48	7,78	25" 7,63	6,05	25" 8,51	6,43	25" 8,10	5,28	25" 9,51	5,82	25" 7,95	6,15
" 7,70	6,30	25" 8,45	7,11	25" 8,98	5,98	25" 8,35	4,55	25" 8,47	8,14	25" 8,53	6,06
"10,63	15,50	25" 9,47	11,73	25"10,18	11,62	25"10,78	9,55	25"10,56	14,13	25"10,09	11,13
"10,69	16,21	25"10,34	12,33	25"10,44	11,34	25"10,69	12,27	25"11,45	15,40	25"10,48	12,62
" 9,28	12,12	25" 9,60	10,71	25" 9,74	10,24	25"11,19	9,83	25"10,71	11,80	25" 9,83	10,53
" 9,28	8,45	25" 9,86	10,07	25"10,22	11,43	25"10,47	8,85	25"11,04	9,78	25"10,01	9,96
" 9,83	6,87	25" 9,85	8,88	25"11,51	5,09	25"11,61	6,25	26" 0,77	4,46	25"10,74	6,82
" 8,87	5,12	25" 8,87	4,67	25" 9,58	2,31	25" 9,70	2,35	25"10,23	4,61	25" 9,09	4,01
" 6,37	2,90	25" 8,19	1,35	25" 9,52	-0,22	25" 8,82	-0,54	25"10,56	-3,33	25" 8,71	0,73
" 8,95	6,09	25" 8,87	5,87	25" 9,50	4,90	25" 9,57	3,89	25"10,22	4,73	25" 9,17	5,26
0,56"'	+1,00	— 0,64"'	+0,78	— 0,01"'	-0,19	+ 0,06"'	-1,20	+ 0,71"'	-0,36	— 0,34"'	+0,17
" 7,76	5,22	25" 8,79	4,82	25" 9,09	3,69	25" 8,31	1,40	25" 8,68	3,08	25" 8,67	3,72
"10,20	14,61	25" 9,80	10,92	25"10,12	11,07	25"10,89	10,55	25"10,91	13,78	25"10,13	11,43
" 9,33	6,81	25" 9,56	7,87	25"10,44	6,28	25"10,59	5,82	25"11,35	6,28	25" 9,95	6,94
" 8,50	-2,28	25" 7,31	-0,14	25" 8,55	-1,42	25" 8,48	-2,22	25" 9,92	-4,22	25" 7,95	-1,04

Bemerkungen zu der vorstehenden Tabelle.

Barometerstand bei den 8 Hauptwinden.

Für N fällt d. Max.	26"2,04	im Okt.,	d. Min.	25"5,77	im März, Diff. 8,27"
„ NO „ „ „	26"1,42	„ Okt.	„ „	25"5,88	„ März „ 7,54
„ O „ „ „	26"0,18	„ Okt.	„ „	25"7,15	„ Dec. „ 5,03
„ SO „ „ „	26"0,54	„ Okt.	„ „	25"7,13	„ Febr. „ 5,41
„ S „ „ „	25"10,69	„ Juli	„ „	25"6,37	„ Dec. „ 4,32
„ SW „ „ „	25"10,34	„ Juli	„ „	25"6.65	„ Febr. „ 3,69
„ W „ „ „	25"11,51	„ Okt.	„ „	25"7,60	„ Febr. „ 4,91
„ NW „ „ „	25"11,61	„ Okt.	„ „	25"8,10	„ Apr. „ 3,51

Die grösste Jahres-Differenz über dem Jahresmittel zeigt N
die kleinste „ „ „ „ „ „ SO
die grösste „ „ unter „ „ „ SW
die kleinste „ „ „ „ „ „ W

Nach der Höhe des Barometer-Standes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung:

N. NO. O. SO. W. NW. S. SW.

Im Sommer hat den höchsten Stand N, den niedersten SW.
„ Winter „ „ „ „ NO „ „ SW.
„ Frühling „ „ „ „ W „ „ NO.
„ Herbst „ „ „ „ N „ „ S.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Winter, der höchste im Sommer und Herbst ein.

Bildern gleichſehr das Gezierte wie das Plumpe, das Tändelnde wie das Geſpreizte, die weinerliche Sentimentalität wie das hohle Pathos vermeiden und die friſche, blühende Erſcheinung der geſundeſten Seele, des gottinnigen Glaubens ſeyn. Wie Vieles Dergleichen von einem wohlbeſchaffenen Geſangbuche ausgeſchloſſen werden müſſe, um die Kirchenlieder vorerſt nur von poetiſcher Seite zu ſichten, iſt nicht ſchwer abzuſehen, und der Nothſtand auf dieſer Seite iſt namentlich auch von Solchen aufs Kräftigſte nachgewieſen worden, bei welchen man dieſe beſondere Beachtung des dichteriſchen Elements der chriſtlichen Geſänge weniger zu erwarten hatte, und welche, indem ſie ſonſt jede nicht chriſtliche Dichtung verwerfen, ſo leicht auch für die chriſtliche den richtigen Geſchmack verlieren.

Wie von dem Texte der Kirchenlieder, ſo gilt es auch von deren Muſik, daß ihr nur in dem Maße Werth für die Erbauung der Gemeinde und Anſpruch auf den gottesdienſtlichen Gebrauch zukomme, als ihr der lyriſche Charakter zugeſchrieben werden darf. Die Tonkunſt findet hier ein reiches Gebiet offen, worin ſie ſich mit dem Ausdruck tiefſter Wehmuth, höchſten Jubels und aller dazwiſchen liegenden Abſtufungen des religiöſen Gefühls ergehen kann, ſich aber auch um deſto mehr zu hüten hat, daß nicht Ungehöriges ſich dem Liede heimiſche oder es verdränge. Das Lied iſt in der Muſik die wohlthuende Modulation der auf- und niederſteigenden Töne; ohne Melodie, ohne ſucceſſiven Wohlklang der Töne, gibt es kein Lied. Die Melodie muß nun aber, mit Worten verbunden, der muſikaliſche Ausdruck, wie das Wort der poetiſche, der Empfindung ſeyn, die in beiden ſich gleichmäßig darſtellt, ſo daß Text und Melodie ſich gegenſeitig erläutern und als unzertrennliche Zwillinge der innern Conception erſcheinen. Sofern das geiſtliche Lied den reinen Charakter des Liedes bewahren ſoll, iſt ihm ſowohl die epiſche Form der Romanze, als auch die dramatiſche recitativiſcher Deklamation fernezuhalten und Solches, wieweit es überhaupt zuläßig, namentlich der dialogiſche Charakter des Wechſelgeſanges und eine markirte rhythmiſche Bewegung und Abwechslung an die figurative Muſik des Chores zu verweiſen. Auf dem ſtrenglyriſchen Gebiet hingegen iſt, wo nicht urſprüngliche Beziehung des Textes und der Melodie auf einander, doch die nächſte Verwandtſchaft von Liedern und Tonweiſen

6. Die wässrichten Niederschläge.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Menge des meteorischen Wassers ist in Cubik-Zollen auf 1 pariser □Fuss angegeben. Das 20jährige Mittel ist von 1825—1844.

Tabelle XXIX.

Monat.	Regentage.	Schneetage.	Hagel.	Graupeln.	Gewitter.	Mittlere tägl. Regenmenge.	Regenmenge in C.Z. grösste in 24 St.	Regenmenge in C.Z. im Monat.	Meteorisches Schneewasser.	20jähr. mittl. monatliche Regenmenge.
Januar . . .	4	6				3,12	24,0	96,4	88,0	185,7
Februar . . .	4	9		1		8,75	57,5	245,1	177,5	165,5
März	6	14				10,36	101,0	321,2	250,2	212,6
April	6				1	8,37	84,5	251,2		203,6
Mai	18		1		2	13,15	160,5	407,8		310,6
Juni	17				7	24,43	193,0	733,0		410,8
Juli	16		1		2	14,03	141,5	435,1		347,9
August . . .	17				2	9,61	87,5	298,2		337,2
September . .	10					13,25	140,0	397,5		338,9
Oktober . . .	13					5,75	60,0	178,2		248,6
November . .	12	2				4,28	39,0	128,3	6,7	282,3
December . .	18	3		2		10,50	88,5	325,0	36,0	178,3
Jahr	141	34	2	3	14	10,48	Juni	3817,0	558,4	3222,0

Die grösste Menge meteorischen Wassers fiel im Jahre 1845 zu Stuttgart im Juni und übertraf das 20jährige Mittel dieses Monats beinahe um das doppelte, die geringste im Januar und blieb unter dem 20jährigen Mittel beinahe um die Hälfte zurück.

b) Von den Beobachtungsorten.

Die nachstehende Tabelle gibt eine Uebersicht der an verschiedenen Orten beobachteten Menge des meteorischen Wassers in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.

Tabelle XXX.

Orte.	Januar	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Septbr.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	Jahr.
Winnenden	126,9	318,2	410,9	238,7	639,2	623,3	482,0	496,4	311,0	486,5	124,6	414,9	4672,6
Canstatt	91,5	243,5	342,9	217,5	410,0	762,5	672,1	294,7	407,4	166,5	116,5	310,1	4034,3
Stuttgart	98,4	245,1	321,2	251,2	407,8	733,0	435,1	298,2	397,5	178,2	128,3	325,0	3817,0
Hohenheim	114,0	209,0	207,0	241,0	380,0	710,0	330,0	172,0	175,0	90,0	73,0	267,0	2988,0
Bissingen	130,0	291,0	358,0	332,0	859,0	590,0	498,0	349,0	604,0	246,0	123,0	116,0	4497,0
Schopfloch	279,3	498,1	566,9	414,7	930,1	718,3	574,8	524,0	570,5	646,5	208,0	774,6	6706,0
Giengen	116,6	217,6	492,9	290,5	422,6	627,4	388,6	289,0	383,7	185,2	85,8	312,5	3714,4
Schwenningen . . .	146,5	301,5	325,0	264,5	297,0	718,0	320,5	292,0	290,5	320,0	237,0	455,0	3967,5
Issny	260,0	588,0	532,0	468,0	344,0	926,0	750,0	992,0	786,0	568,0	152,0	1208,0	7574,0

Ueber die Regenverhältnisse des Jahres 1845 und die damit zusammenhängende Bewölkung des Himmels hatte Herr Pfarrer Kommerell zu Schopfloch die Güte, folgende Zusammenstellungen Tabelle XXXI—XXXVIII. zu machen. (s. bedeutet Tabelle XXXI—XXXIV Schnee, r. Regen, T. Tage.)

Tabelle XXXI. 1. Regenverhältnisse nach den Winden.

	N		NO		O		SO		S		SW		W		NW		O—N		W—S		Summe der
	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	Regen.
Januar			3	74,8			1	8,2			5	136,7	2	59,6			4	83,0	7	196,3	11	279,3
											s. r.		s.		s.		s. r.				
Febr.	3	137,3									5	165,0	3	41,2	4	154,6	3	137,3	12	360,8	15	498,1
		s.		s.	s.		s.		r.		s. r.		s.		r.		s.			s. r.	
März	2	29,7	1	61,8	1	41,9	1	91,5	3	154,1	4	66,4	4	75,6	4	45,9	5	224,9	15	342,0	20	566,9
		r.		s. r.	r.							s. r.	r.		r.		s. r.			s. r.	
April	1	66,3	3	114,6	3	168,9					3	40,1	1	23,8	1	1,0	7	349,8	5	64,9	12	414,7
			1	r.	r.				r.			s. r.		g. r.	r.		r.			g. r.	
Mai			1	3,5	2	9,1			3	63,2	3	350,5	6	381,3	4	82,5	3	12,6	16	917,5	19	930,1
			1	r.								r.		r.			r.			r.	
Juni			1	33,2							6	168,9	5	181,2	5	335,2	1	33,2	16	685,3	17	718,5
		r.			r.							r.		r.			r.			r.	
Juli	3	12,2			1	5,6			2	98,8	5	189,4	4	265,2	1	3,6	4	17,8	12	557,0	16	574,8
		r.		r.								r.		r.			r.			r.	
August	1	1,3	2	81,2			1	52,0	1	10,7	8	119,9	6	255,9	1	3,0	4	134,5	16	389,5	20	524,0
		r.								r.		r.			r.		r.			r.	
Sept.	1	4,5							1	0,3	8	260,7			2	305,0	1	4,5	11	566,0	12	570,5
				r.								r.		r.		r.		r.		r.	
Oktob.			1	1,2							6	69,5	8	570,6	1	5,2	1	1,2	15	645,3	16	646,5
				r.								r.		r. s.		s.				r. s.	
Novem.			3	30,4					1	42,0	5	70,6	3	40,5	1	15,5	3	30,4	10	177,6	13	208,0
										r.		s. r.		r. s.		s.				r. s.	
Decem.									2	78,5	12	288,5	9	204,7	3	205,9			26	774,6	26	774,6
Jahr	11	251,3	12	370,3	10	255,9	3	151,7	13	447,6	70	1966,2	51	2105,4	27	1157,4	36	1029,2	161	5676,8	197	6706,0
Frühl.	3	96,0	5	179,9	6	219,9	1	91,5	6	217,3	10	497,0	11	480,7	9	129,4	15	587,3	38	1324,4	51	1911,7
Sommr.	4	13,5	3	114,4	1	5,6	1	52,0	3	109,5	19	478,2	15	702,1	7	341,8	9	185,5	44	1631,8	53	1817,3
Herbst	1	4,5	1	1,2	3	30,4			2	42,3	19	460,8	11	620,1	4	325,7	3	36,1	36	1388,9	41	1425,0
Winter	3	137,3	3	74,8			1	8,2	2	78,5	22	590,2	14	302,5	7	360,5	7	220,3	45	1331,7	52	1552,0

Tabelle XXXII. 2. Regenverhältnisse 7 Tage vor und nach dem Neumond.

Vor dem Neumond							Tage des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des met. Wassers	
7ter Tag	6ter Tag	5ter Tag	4ter Tag	3ter Tag	2ter Tag	1ter Tag			1ter Tag	2ter Tag	3ter Tag	4ter Tag	5ter Tag	6ter Tag	7ter Tag	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
	r. 8,2						8. Januar									8,2	86,4
s. 44,5	s. 17,8		s. 50,4	s. 37,5	s. 49,4		6. Februar	s. 15,8	s. 96,2	s. 17,3						328,9	252,1
		s. 22,4		s. 3,1			8. März					s. 44,8	s. 19,6	s. 41,9	s. 91,5	223,3	233,2
s. 12,1							6. April					r. 23,8			s. 0,6	36,5	445,7
	r. 1,0	r. 3,4		r. 23,2			6. Mai	r. 0,1		r. 8,0		r. 0,9	r. 30,0	r. 2,6	r. 54,9	124,1	251,0
	295,5	319,3	11,5			75,4	5. Juni	6,5				178,2	20,2			906,6	138,2
21,3		4,4					4. Juli		3,2				39,0			67,9	684,1
12,6		0,8	25,8		1,2		3. August	14,8		5,5	5,2	41,2	59,0	6,0	31,5	203,6	272,4
			79,0	2,2			1. September									81,2	189,1
30,6	97,5	0,3	207,5		20,2	51,1	1. Oktober	239,4	4,3				5,2	41,8	3,4	721,3	308,5
							1. November	1,2	18,2							19,4	158,3
25,6	5,3	15,5			34,4		29. November			30,0		34,0	19,5	31,3	0,5	196,1	348,9
		19,0	15,8			46,0	28. December	5,0	47,5	5,8		8,5	10,4			158,0	171,3
146,7 (6)	425,3 (6)	385,1 (8)	390,0 (6)	66,0 (4)	105,2 (4)	172,5 (3)		302,8 (7)	169,4 (5)	66,6 (5)	5,2 (1)	331,4 (7)	202,9 (8)	123,6 (5)	182,4 (6)	3475,1	3539,2
1690,8									1081,5								

Tabelle XXXIII. 3. Regenverhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des met. Wassers.	
7ter Tag	6ter Tag	5ter Tag	4ter Tag	3ter Tag	2ter Tag	1ter Tag			1ter Tag	2ter Tag	3ter Tag	4ter Tag	5ter Tag	6ter Tag	7ter Tag	in diesen 15 Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
				s. r. 10,0	s. 40,3	s. 16,6	23. Januar			s. 17,9		s. 59,9	s. 11,8	s. 52,3	s. 44,5	253,3	137,3
s. 85,3	s. 14,1			s. 10,8			22. Februar		s. 43,2		s. 30,3	s. 11,2	r. s. 19,8	s. 16,8		231,5	139,0
r. 67,2	r. 34,6	s. 61,8	s. 26,6	s. 1,8	s. 10,2	s. 2,1	23. März	s. 28,9	r. 22,1	r. 6,2		r. 52,3	r. 9,2	s. 8,5	s. 12,1	343,6	197,8
	s. r. 98,4	r. 117,6	r. 30,9	r. 66,3		r. 11,6	22. April		r. 4,6			r. 20,4	r. 16,9			366,7	74,7
r. 27,3	r. 3,5	r. 2,0		r. 72,5	s. 53,7	s. 22,5	21. Mai		r. 2,2	r. 0,3				r. 8,2		192,2	804,6
			40,6	52,3	33,2		19. Juni	1,4	126,9	1,2		95,0	8,5	23,9	17,8	400,8	224,1
4,1	35,4	146,1	185,0	36,6	3,6		19. Juli		3,0	6,0	62,2		5,6	5,8		493,4	97,4
31,5	1,4			66,3	70,2	3,6	17. August	48,3		31,9	52,2	0,4	3,0	1,3		309,9	198,1
							15. September	100,5	11,5	22,3		15,0	4,5		9,5	163,3	666,6
3,4	5,0	53,5	0,5	151,5	35,2		15. Oktober				19,0	0,5		11,5	15,3	295,4	92,2
				18,6	11,0	42,0	14. November			2,8	9,2		2,7		21,5	107,8	99,0
0,5	77,3	39,8		7,5	18,3	70,8	13. December	135,8	55,7	18,8	19,3	27,5	36,6	1,2	12,2	520,7	200,6
219,3 (7)	269,7 (8)	420,8 (6)	283,6 (5)	494,2 (11)	275,7 (9)	168,6 (7)		314,9 (5)	289,2 (8)	107,4 (9)	192,2 (6)	282,2 (9)	118,6 (10)	129,5 (9)	132,9 (7)	3677,6	2931,4
2130,7									1232,0								

Tabelle XXXIV. 4. Regenverhältnisse nach den Mondsstellungen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.	
	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.'' met. W.	Tag.
24. Decemb. 44 —	r. 19,5	1	r. 8,2	1			r. s. 66,9	3	27,7	2	66,9	3	94,6	5
23. Januar 45 —	s. 204,2	6	153,1	4	s. 113,5	2	s. 110,2	3	357,3	10	223,7	8	581,0	15
22. Februar —	s. r. 121,3	5	s. 25,4	2	s. r. 265,0	5	s. r. 166,0	7	146,8	7	431,0	12	577,8	19
23. März —	s. r. 110,4	6			s. r. 47,0	3	s. r. 324,8	5	110,4	6	371,8	8	482,2	14
22. April —	r. 41,9	3	27,7	4	123,7	6	154,2	5	69,6	7	277,9	11	347,5	18
21. Mai —	10,7	3	708,2	5	198,4	2	127,5	4	718,9	8	325,9	6	1044,8	14
19. Juni —	273,3	6	25,7	2	46,3	3	406,7	5	299,0	8	453,0	8	752,0	16
19. Juli —	82,6	5	55,2	5	148,4	6	189,8	5	137,8	10	338,2	11	476,0	21
17. August —	88,6	5	81,2				100,5	1	169,8	7	100,5	1	270,3	8
15. September —	62,8	5	666,6	7	54,7	4	245,7	5	729,4	12	300,4	9	1029,8	24
15. Oktober —	85,5	5	2,4	2	18,2	1	71,6	3	87,9	7	89,8	4	177,7	8
14. November —	61,8	5	55,2	3	115,3	5	348,9	6	117,0	8	464,2	11	581,2	19
13. December	171,3	7	85,8	4	72,2	4			257,1	11	72,2	4	329,3	15
	1333,9	62	1894,8	41	1202,7	41	2312,8	52	3228,7	103	3515,5	93	6744,2	196

Bemerkungen zu den voranstehenden Tabellen.

Die Quantität des gefallenen meteorischen Wassers war in den 7 Tagen vor und den 7 Tagen nach dem Neumond um 64,1‴ kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs; und ebenso um 202,5 kleiner, als in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond. Die in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond gefallene Regenmenge war um 746,2‴ grösser, als die der übrigen Tage des Mond-Umlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 609,3 grösser, als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 898.7 grösser, als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

Vor dem Neumond fiel d. grösste Menge am 6. Tag, d. geringste am 3. T.
nach „ „ „ „ „ „ „ 4. „ „ „ „ 3. „
vor „ Vollmond „ „ „ „ „ 3. „ „ „ „ 1. „
nach „ „ „ „ „ „ „ 4. „ „ „ „ 2. „

Unter allen Tagen fiel die grösste Menge am 3. Tag vor dem Vollmond und die geringste am 3. Tag nach dem Neumond. Differenz 489,0‴.

Im zunehmenden Mond war die Regen-Menge, = 3515,5, grösser, als die im abnehmenden Mond, = 3228.7, um 286,8.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 93, also die Regen-Menge pro 1 Tag 37,8: im abnehmenden Mond die Zahl der Regentage 103, also die Regen-Menge pro 1 Tag 31,3. Mithin fiel im zunehmenden Mond der Regen dichter, als im abnehmenden, aber nur um 6,5.

Bei den verschiedenen Mondsphasen fiel der meiste Regen in der Stellung vom 1. Viertel bis Vollmond, der wenigste vom Neumond bis 1. Viertel mit einer Differenz von 1110,2.

Unter den synodischen Umläufen zählte

die meisten Regen Tage der $\frac{15.\ \text{Sept.}}{15.\ \text{Okt.}}$; die grösste Regen-Menge der $\frac{21.\ \text{Mai}}{19.\ \text{Juni}}$; die wenigsten Regentage der $\frac{24.\ \text{December 41.}}{23.\ \text{Januar 42.}}$; die geringste Regen-Menge derselbe.

5) Bewölkung des Himmels

Tabelle

Monat.	Mittl. Bewölkung	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.	
Januar	2,63			15	3,66	17	2,76	18	1,72	4	2,00	27	2,78
Februar . . .	2,60	21	2,62	13	1,46	9	1,22	1	3,00	1	3,00	16	3,56
März	2,85	5	3,20	4	4,00	21	1,19	10	2,60	5	3,20	20	3,55
April	1,90	5	1,40	4	3,00	27	1,30	10	0,70	6	1,66	15	2,80
Mai	2,76	2	2,00	12	2,42	7	2,14	4	2,75	11	2,27	17	2,65
Juni	2,54	6	2,67	5	2,60	23	1,65	5	1,80	1	2,00	20	2,95
Juli	2,08	9	1,44	6	1,00	9	1,00	8	1,37	9	1,89	24	2,46
August	2,32	1	3,00	11	2,09	6	1,17	3	2,00	5	2,00	33	2,52
September . . .	1,90	13	1,31	10	2,10	15	0,53	4	2,00	4	2,25	24	2,42
Oktober . . .	2,39	3	3,00	6	1,00	12	1,58	3	1,00	7	1,86	27	2,63
November. . .	2,51	1	0,00	8	1,88	16	1,94	7	2,00	9	2,56	31	2,93
December . . .	3,25	1	0,00	1	4,00	1	1,00			3	3,67	51	3,14
Jahr	2,48	67	1,83	95	2,43	163	1,45	73	1,94	65	2,38	305	2,86
Differenz . . .			−0,65		−0,05		−1,03		−0,54		−0,10		+0,38
Frühling . . .	2,51	12	2,20	20	3,14	55	1,54	24	2,02	22	2,38	52	3,00
Sommer . . .	2,31	16	2,37	22	1,90	38	1,27	16	1,72	15	1,96	77	2,84
Herbst	2,27	17	1,44	24	1,66	43	1,45	14	1,67	20	2,22	82	2,66
Winter	2,83	22	1,31	29	3,04	27	1,66	19	2,36	8	2,89	94	3,16

Ganz bewölkt = 4,00, $^3/_4$ bewölkt = 3,00, $^2/_4$ bewölkt = 2,00,

6) Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und

Tabelle

Neumond.										
Vor dem Neumond.				Tag des Neumondes.	Nach dem Neumond.				med. d. 7 Tage.
3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.	med.		med.	1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	
4,0	1,7	1,7	2,5	8. Januar	4,0	0,9	2,7	0,0	0,0	2,0
4,0	4,0	3,3	3,8	6. Februar	3,7	2,2	4,0	1,3	1,3	3,1
3,7	0,0	0,3	1,3	8. März	0,7	1,7	0,3	2,0	2,7	1,9
0,3	0,3	0,0	0,2	6. April	0,7	1,5	0,3	1,3	3,0	0,8
2,7	3,3	3,3	3,1	6. Mai	3,0	2,6	2,3	3,0	2,0	2,8
1,3	2,0	3,0	2,1	5. Juni	2,7	2,2	2,0	1,3	3,3	2,2
0,7	1,3	0,0	0,7	4. Juli	0,3	0,5	1,3	0,3	0,0	0,6
1,7	2,3	3,0	2,3	3. August	2,3	2,6	1,7	2,7	3,3	2,4
2,0	2,7	1,3	2,0	1. September	1,7	1,4	0,3	1,3	2,7	1,7
3,3	3,7	4,0	3,7	1. Oktober	3,7	1,8	2,3	1,3	1,7	2,9
0,0	0,3	0,3	0,2	1. November	2,7	1,0	2,7	0,3	0,0	0,9
3,7	2,7	0,7	2,4	29. November	0,7	2,8	3,0	2,0	2,3	2,2
3,0	3,0	4,0	3,3	28. December	4,0	3,0	3,7	3,3	2,0	3,3
30,4	27,3	25,2	27,8	Summe	30,2	24,2	26,6	18,1	24,3	26,8
2,3	2,1	1,9	2,2	Medium	2,3	1,3	2,0	1,4	1,8	2,1

nach den Winden.

XXXV.

W.		NW.		O—N.		W—S.		N.		S.		O.		W.	
				N. NO. O. SO.		S. SW. W. NW.		NW. N. NO.		SO. SW. W.		NO. O SO.		SW. W NW.	
10	2,30	2	3,00	50	2,61	43	2,60	17	3,59	49	2,33	50	2,61	39	2,63
14	3,07	9	2,89	44	2,00	40	3,22	43	2,33	18	3,50	23	1,43	39	3,23
16	3,25	12	3,58	40	2,07	53	3,43	21	3,57	35	3,23	35	1,91	48	3,46
10	2,20	13	2,69	46	1,37	44	2,48	22	2,55	31	1,90	41	1,32	38	2,61
28	3,29	12	3,00	25	2,36	68	2,91	26	2,65	32	2,53	23	2,39	57	3,04
15	2,93	15	3,20	39	1,95	51	3,00	26	2,96	26	2,69	33	1,82	50	3,02
17	2,76	11	2,82	32	1,22	61	2,52	26	1,92	41	2,12	23	1,13	52	2,61
25	2,60	9	1,89	21	1,86	72	2,43	21	2,05	41	2,41	20	1,80	67	2,16
10	2,50	10	2,50	42	1,28	48	2,14	33	1,91	32	3,34	29	1,28	44	2,45
31	2,90	4	2,75	21	1,54	69	2,68	13	2,00	37	2,35	21	1,33	62	2,77
16	2,94	2	2,50	32	1,88	58	2,86	11	1,82	47	2,73	31	1,93	49	2,92
27	3,37	9	3,78	3	1,67	90	3,29	11	3,45	54	3,17	3	1,67	87	3,28
219	2,84	108	2,88	398	1,82	697	2,82	270	2,56	443	2,61	332	1,70	642	2,87
	+0,36		+0,40		−0,66		+0,34		+0,08		+0,13		−0,78		+0,39
54	2,91	37	3,09	111	1,93	165	2,94	69	2,92	98	2,55	99	1,87	143	3,03
57	2,76	35	2,64	92	1,68	184	2,65	73	2,31	108	2,41	76	1,58	169	2,70
57	2,78	16	2,58	98	1,57	175	2,66	57	1,91	116	2,47	81	1,51	155	2,71
51	2,91	20	3,22	97	2,09	173	3,04	71	3,12	121	3,00	76	1,90	165	3,05

¼ bewölkt = 1,00, ganz klar = 0.

3 Tage nach Neumond und Vollmond.

XXXVI.

Vollmond.										
Vor dem Vollmond.				Tag des Vollmondes.	Nach dem Vollmond.				med. d. 7 Tage.
3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.	med.		med.	1ter Tag.	2ter Tag	3ter Tag.	
3,7	4,0	4,0	3,9	23. Januar	4,0	3,8	4,0	3,7	3,7	3,9
0,0	0,0	2,3	0,8	22. Februar	3,7	2,9	3,0	4,0	1,7	2,1
3,3	3,3	0,3	2,3	23. März	4,0	3,1	3,7	2,3	3,3	2,9
2,0	1,7	0,3	1,3	22. April	1,3	1,4	0,7	1,3	2,3	1,4
3,7	3,7	3,3	3,6	21. Mai.	2,7	1,8	1,7	2,3	1,3	2,9
3,7	1,3	2,7	2,8	19. Juni	4,0	3,1	4,0	2,0	3,3	3,0
3,3	2,0	0,7	2,0	19. Juli	3,3	2,4	2,3	3,3	1,7	2,4
4,0	4,0	3,3	3,8	17. August	3,0	2,1	1,3	3,0	2,0	2,9
2,0	2,3	1,7	2,0	15. Sept.	3,7	2,1	3,7	1,7	1,0	2,3
3,3	1,3	0,7	1,8	15. October.	0,0	2,8	1,3	3,7	3,3	1,9
3,3	4,0	2,3	3,2	14. November	3,7	3,6	4,0	2,7	4,0	3,4
3,7	3,7	4,0	3,8	13. December	3,7	2,5	0,3	4,0	3,3	3,2
36,0	31,3	23,6	31,3	Summe	37,1	31,6	30,0	34,0	30,9	32,3
3,0	2,6	1,9	2,6	Medium	3,1	2,6	2,5	2,8	2,6	2,7

7) Bewölkung bei ab- und zunehmendem Mond.

Tabelle XXXVII.

Mondslauf.		Tage klare.		Tage trübe.		Tage gem.		Bewolkung d. Himmels im Ganzen.		auf 1 Tag.	
Vollmond	Neumond	☾	☽	☾	☽	☾	☽	☾	☽	☾	☽
24. Decbr.	8. Jan.	7	8	3	4	5	3	110	93	2,44	2,07
23. Jan.	6. Febr.	1	10	5	3	8	3	147	96	3,50	2,00
22. Febr.	8. März.	4	3	5	6	5	6	104	137	2,48	3,04
23. März.	6. April.	5	7	1	3	8	6	88	119	2,10	2,48
22. April.	6. Mai.	8	5	0	1	6	9	92	131	2,19	2,91
21. Mai.	5. Juni.	11	8	2	2	2	4	105	104	2,33	2,48
19. Juni.	4. Juli.	10	7	1	1	4	7	102	96	2,27	2,13
19. Juli	3. Aug.	10	7	0	2	5	5	113	118	2,51	2,81
17. Aug.	1. Sept.	13	11	0	0	2	3	80	79	1,78	1,88
15. Sept.	1. Oktbr.	6	7	2	0	8	7	119	94	2,48	2,24
15. Oktbr.	1. Novbr.	4	8	3	2	10	4	124	78	2,45	2,00
14. Novbr.	29. Novbr.	2	2	3	3	10	9	131	138	2,91	3,29
13. Decbr.	28. Decbr.	2	9	4		9	6	145	64	3,22	1,42
		83	92	29	27	82	72	1460	1327	2,51	2,32

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle XXXVIII.

Regenmenge: max. im Mai 930,1. min. im November 208,0. Diff. 722,1. Nach den Jahreszeiten: max. im Frühling 1911,7. min. im Herbst 1425,0, Diff 486,7. Die mitt. Regen-Menge des Jahrs kommt der im März am nächsten.

Ausdünstung: max. im Juli 3123gr. min. im Februar 242gr. Diff 2881. Nach den Jahreszeiten: max. im Sommer 7612. min. im Winter 1311. Diff 6301. Die mittlere Ausdünstung des Jahrs kommt der im Mai am nächsten.

Die Regen-Menge ist um 280,09''' grösser, als die Ausdünstungs-Menge.

Bewölkung: max. 3,25 im December, min. 1,90 im Apr. u. Sept., Diff. 1.35,
heitere Tage: max. 21 im August, min. 4 im December. Diff. 17,
trübe Tage: max. 10 im März. min. 1 im Juli u. September. Diff. 9,
gemischte Tage: max. 20 im Dec., min. 8 im Juni u. Aug., Diff. 12.

Nach den Jahreszeiten: max. der Bewolkung 2,83 im Winter, min. 2,27 im Herbst, Diff. 0,56.

Die meisten heiteren Tage hat der Sommer, die wenigsten der Winter, Differenz 34.

Frühling und Herbst sind gleich.

Die meisten trüben Tage hat der Winter, die wenigsten der Sommer; Diff. 18.

Die meisten gemischten Tage hat der Herbst, die wenigsten der Sommer; Differenz 18.

Regen-Tage max. 20 im August, min. 1 im Februar, Diff. 19.

Im Durchschnitt fallen auf 1 Monat 11,8 Regen-Tage.

Schnee-Tage: max. 14 im Februar und März.

Gewitter max. 7 im Juni.

Windige Tage (1—3) max. 31 im Mai, min. 13 im Januar.
max. 86 im Sommer, min. 50 im Winter.

Frühling und Herbst gleich.

Stürmische Tage (4) max. 6 im Decem., min 0 im Jan., Mai, Juli, Okt.
(4) max. 8 im Winter, min. 2 im Sommer.

Nebel-Tage max. 22 im Januar, min. 2 im Juli.
max. 52 im Winter, min. 12 im Sommer.

durch die ihnen beiderſeits zu Grund liegende qualitative Stimmung unnachläßlich zu fordern.

Der andre Charakter, der dem Kirchenlied zukommen muß, iſt Kirchlichkeit. Dieſe Beſtimmung ſcheidet ſich in mehrfacher Hinſicht, jenachdem auf Inhalt, Zweck und Form des Liedes Bezug genommen wird.

Der Inhalt des Kirchenliedes iſt das in dem Bekenntniß der Kirche wurzelnde, wie daſſelbe hinwiederum tragende und erfüllende Gefühl, der chriſtliche Glaube der Gemeinſchaft. Wie das religiöſe Gefühl ſich bei jedem Menſchen in Berührung mit ſeinen religiöſen Vorſtellungen und Willensneigungen befindet: ſo ſteht auch das geiſtliche Lied der Chriſten unter dem Einfluß chriſtlicher Lehre und Sitte. Dieſes Verhältniß zwiſchen dem Kirchenlied und dem kirchlichen Lehrbegriff kann ſich ſodann enger anziehen in Allem, was dem ſogenannten Bekenntnißlied nahe liegt, oder auch ſich weiter ausdehnen bis zu bloßen Anknüpfungen an dieſe oder jene Lehre, bis zu entfernteſten Andeutungen des poſitiven chriſtlichen Glaubens; ruhen muß es jedoch allezeit, wenn auch das eine und andre Mal, wie bei etlichen der ſchönſten und beliebteſten Lieder, z. B. „Wer nur den lieben Gott läßt walten; Was Gott thut, das iſt wohlgethan; Befiehl du deine Wege“ durch keine Nennung des Namens und keine Erwähnung der Verdienſte des Erlöſers bezeichnet, auf dem chriſtlichen Grundgefühl, auf der Stimmung eines kindlichen Vertrauens, einer innigen Buße, eines herzlichen Verlangens nach Troſt und einer gewiſſen Hoffnung auf Gnade, wie ſolches Alles wahrhaft nur durch den Erlöſer in den Gemüthern gewirkt und vollendet werden kann. Ueberhaupt, wenn in die Kirche kein neues Schisma einbrechen ſoll, ſo müſſen für den dogmatiſchen Gehalt der liturgiſchen Bücher möglichſt weite Grenzen geſteckt ſeyn, worin keine Anſicht und Schule ausſchließlich Raum findet. Es iſt in unſern Tagen nicht, wie noch vor 100 Jahren, wo die unbedingt gleiche Auffaſſung der ſymboliſchen Lehren galt. Das religiöſe Bewußtſeyn hat ſich nach allen Richtungen hin ausgebildet. Die chriſtliche Wahrheit iſt aus den verſchiedenſten Bedürfniſſen und Standpunkten angeſehen, und wenn doch erſt die Liebe zur Wahrheit dem Glauben überall ſeinen ſittlichen Werth gibt und einen Segen Gottes erntet, ſo dürfen wir keinem Standpunkte ſeinen Segen, keiner Ueberzeugung ihren Werth abſprechen. Dieſen Reichthum in der Entwickelung des geiſtigen Lebens und

8) Zusammenstellung der Verdunstung gegenüber der wässerigten Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

Tabelle XXXVIII.

Monate.	Regen- und Schneemenge.				Ausdünstung.			Diffnz. d. Regen- u. Ausdünst.-Höhe.	Bewölkung des Himmels.				Meteore.							
									Tage.								Tage m. Winden.			
	Regen.	Schnee.	Zusammen	Höhe in Linien.	in Grauen	in cubic" auf 1 □'	Höhe in Linien.		klare.	trübe.	gemischt	Mittl. Bew.	Regentage.	Schneetage.	Grau es- u. Hageltage.	Gewitter.	1–3	4	Nebeltage.	Tage mit Schneedecke
Januar .	15.5	263,8	279,3	23,28	504	96,56	8,047	15.23'''	11	8	12	2,63	2	9			13		22	12
Februar .	9.5	488,6	498,1	41.28	242	46,36	3,863	37.42'''	10	9	9	2,60	1	14			24	2	16	28
März . .	191.6	375,3	566,9	47.26	672	128,75	10,732	36.53'''	7	10	14	2,85	6	14	1		23	3	14	31
April . .	353.6	61,1	414,7	34.56	1963	376,10	31,349	3,21'''	18	3	9	1,90	11	3		1	27	2	4	3
Mai . .	853,9	76,2	930,1	77,50	1835	351,57	29,304	48.20'''	13	3	15	2,76	17	2	1	3	31		7	1
Juni . .	718,5		718,3	59.86	2183	409,61	34,135	25,73'''	19	3	8	2,54	17			7	28	1	7	
Juli . .	574,8		574,8	47,90	3123	598,36	49,874	—1,97'''	19	1	11	2,08	16			5	29		2	
August .	524,0		524,0	43,67	2306	441,83	36,816	6,85	21	2	8	2,42	20			3	29	1	3	
September	570.5		570,5	47,54	1986	380,52	31,718	15,82	17	1	12	1,97	12			1	26	2	7	
Oktober .	646.5		646.5	53,87	968	185,46	15.460	38.41	11	3	17	2.39	16				28		12	
November.	187,2	20,8	208.0	17,33	1139	218,22	18,189	—0,86	10	4	16	2,51	11	2	1	1	27	1	11	3
December.	274.3	500.3	774,6	64,55	565	108,24	9,021	55.53	4	7	20	3,25	13	13	1		19	6	14	19
Summe .	4919.9	1786,1	6706.0	558,60	17486	3341,60	278,508	280.09'''	160	54	151		142	57	4	21	304	18	119	97
Tägl. Med.			18,37'''	1.53'''	48	9,16	0,763	0,57				2,48								
Frühling .	1399,1	512,6	1911,7	159,32	4470	856,42	71,385	87.94	38	16	38	2,51	34	19	2	4	81	5	25	35
Sommer .	1817.3		1817,1	151,43	7812	1449,82	120,825	30,61	59	6	27	2,31	51			15	86	2	12	
Herbst . .	1404.2	20,8	1425,0	118,74	4093	784,20	65,367	53.37	38	8	45	2,27	39	2	1	2	81	3	30	3
Winter .	299,3	1252,7	1552,0	129,11	1311	251,16	20,931	128,08	25	24	41	2,83	16	36	1		56	8	52	59

Ebenso hatte Herr Med. Dr. Mecbold zu Giengen die Güte, folgende Zusammenstellung von seinem Beobachtungsort zu geben.

1) Regenverhältnisse bei den Windrichtungen.

Tabelle XXXIX.

N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.
			5,6	0,4	65,8	22,0	22,8
42,0		8,9	11,0	4,0	57,4	80,5	13,8
	128,4	157,0			102,9	13,4	91,2
1,3	162,0	4,4			47,2		75,6
0,8	13,8	14,0	63,8		53,2	251,6	25,6
					127,6	229,0	270,8
					126,0	126,2	36,4
	12,0			0,8	203,4	25,2	47,6
					255,1	88,6	42,0
					59,2	106,0	20,0
					55,4	20,0	10,4
					214,2	60,3	38,0
44,1	316,0	184,3	80,4	5,2	1367,4	1022,8	694,2
	624,8				3089,6		
			3714,4 c."				

2) Regenverhältnisse bei dem synodischen Mondsumlauf.

Tabelle XL.

Synodischer Mondsumlauf.	☊ bis ☽	☽ bis ♈	♈ bis ☾	☾ bis ☊
vom 10. Dec. 44 bis 8. Jan. 45	9,2	76,9	10,0	5,6
„ 8. Januar „ 6. Febr.	0,0	30,8	74,6	78,6
„ 6. Febr. „ 8. März.	16,8	42,6	85,2	54,4
„ 8. März „ 6. April.	183,6	148,0	106,8	0,1
„ 6. April „ 6. Mai.	29,8	247,9	12,5	11,2
„ 6. Mai „ 5. Juni.	61,0	90,0	85,2	332,8
„ 5. Juni „ 4. Juli.	114,4	241,8	101,0	29,6
„ 4. Juli „ 3. August.	24,8	98,4	114,2	81,2
„ 3. August „ 1 Septbr.	68,2	60,0	84,0	46,8
„ 1. Septbr. „ 1. Oktbr.	0,0	24,5	123,2	232,0
„ 1 Oktober „ 1. Novbr.	28,8	134,0	20,4	2,0
„ 1. Novbr. „ 29. Novbr.	20,0	21,4	20,4	19,0
„ 29. Novbr. „ 28. Decbr.	53,2	101,2	92,0	25,1
	609,8	1323,5	915,8	918,4

3) Regenverhältnisse vor, bei und nach dem Neumond.

Tabelle XLI.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.						
7 T.	6 T.	5 T.	4 T.	3 T.	2 T.	1 T.			1 T.	2 T.	3 T.	4 T.	5 T.	6 T.	7 T.
4,0			1,2	0,4			8. Jan.								
6,0	5,6	26,0	21,4	10,0	4,6	8,0	6. Febr.	12,8	4,0						
	46,8	2,0	2,4	3,2			8. März.				0,8	4,6	21,6	60,0	96,6
	0,1						6. April.			1,8	3,6	8,0	2,0	5,6	8,8
			8,0		2,8	0,4	6. Mai.		5,2			44,4	0,2	2,6	1,6
100,0	88,0	4,0				137,6	5. Juni.	4,0			67,6	42,8			
5,6							4. Juli.	0,8				0,4	0,8		22,8
18,0	0,4	28,0	0,4			30,0	3. Aug.		0,8	0,2	8,0	27,2	12,8	19,2	30,0
	24,0	6,0	12,0				1. Sept.								
42,0		42,0		2,0	2,0		1. Okt.	6,0	2,0			2,8	16,0	2,0	2,0
						144,0	1. Nov.	20,0							
10,0	6,0	2,0		1,0			29. Nov.		2,0		18,0	16,8	12,0	4,4	42,0
	4,8	3,8				16,3	28. Dec.	26,0	2,0	4,5	10,5	10,0			
185,6	175,7	111,8	48,4	16,6	9,4	336,5		69,6	16,0	6,5	108,5	157,0	65,4	100,8	203,8
884,0									658,0						

4) Regenverhältnisse vor, bei und nach Erdnähe und Erdferne.

Tabelle XLII.

Vor der Erdferne.			Tag der Erdferne.	Nach der Erdferne.			Vor der Erdnähe.			Tag der Erdnähe.	Nach der Erdnähe.		
3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.	3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.
			19. Jan. 9,2	2,8	18,8		1,2	0,4		7. Jan.			
	17,0	16,0	16. Febr. 0,4		9,2		26,0	24,4	10,0	4. Febr. 4,6	8,0	12,8	4,0
21,6	60,0	96,6	16. März 60,4	42,0	42,6	1,0	1,2		46,8	3. März 2,0	2,4	3,2	
3,6	8,0	2,0	12. April 5,6	8,8	5,0	36,0		21,6	34,0	28. März 18,0	4,0		0,1
5,2			10. Mai 44,4	0,2	9,6	1,6		0,4		21. April		12,4	
	137,6	4,0	6. Juni.		67,6	42,8	30,0	17,2	20,0	22. Mai 0,4	0,4		19,2
			4. Juli 0,8						33,2	20. Juni 26,8		8,4	0,8
0,4	26,0	0,4	31. Juli		30,0		2,8	2,0		18. Juli	27,6	4,0	39,4
4,8		24,0	27. Aug. 6,0	12,0			0,4	3,6	16,8	15. Aug. 5,6	1,6		
	41,0		24. Sept. 42,0		42,0					12. Sept.		24,5	63,2
		11,2	22. Okt. 6,0		2,0		2,8	16,0	2,0	8. Okt. 2,0	32,0	44,0	36,0
	8,0	3,2	19. Nov.	7,2	2,0	10,0		20,0		3. Nov.			
	28,0	4,8	17. Dec. 36,8			8,4			2,0	1. Dec.	18,0	16,8	12,0
								16,5	28,0	29. Dec. 2,0	4,5	10,5	10,0
35,6	325,6	162,2		73,0	228,8	91,4	84,4	130,1	192,8		98,5	134,6	182,7
			211,6							59,4			
1128,2							874,5						

5) Regenverhältnisse nach den Mondsknoten.

Tabelle XLIII.

Im aufsteigenden Mondsknoten.							Im absteigenden Mondsknoten.						
vor			Tag des ☊		nach		vor			Tag des ☋		nach	
3 T.	2 T.	1 T.			1 T.	2 T.	3 T.	3 T.	2 T.	1 T.			1 T.	2 T.	3 T.
		1,2	5. Jan.	0,4							18. Jan.		9,2	2,8	18,8
30,2	20,4	6,0	31. Jan.	5,8	26,0	24,4	10,0				14. Feb.	17,0	16,0	0,4	
0,8	14,0	2,0	28. Feb.	1,2		46,8	2,0			0,8	4,6	13. März	21,6	60,0	96,6	60,4
11,2		21,6	27. März	34,0	18,0	4,0					1,8	9. April	3,6	8,0	2,0	5,6
7,6		0,4	23. April				12,4	2,8	0,4			7. Mai	5,2			44,4
3,2	3,6	30,0	21. Mai	17,2	20,0	0,4	0,4	4,0				3. Juni		132,6	4,0	
48,0	28,8	168,0	17. Juni			34,2	26,8			3,6		30. Juni				
	7,8	86,0	15. Juli	2,8	2,0			0,8	32,0	6,4		27. Juli	18,0	0,4	26,0	0,4
12,8	19,2	30,0	11. Aug.	2,0	0,4	3,6	16,8	3,2	4,0			23. Aug.		4,8		24,0
			7. Sept.			2,8		0,8	0,8	6,0		20. Sept.			41,0	
144,0	6,0	2,0	3. Okt.				16,0					17. Okt.	3,2			
			31. Okt.		20,0			0,4		24,0		13. Nov.				
			28. Nov.			2,0		20,0		12,0		10. Dec.	5,2	10,0	12,0	14,0
	4,8	3,8	24. Dec.				16,5									
257,8	104,4	351,0		63,2	86,4	117,2	100,9	32,0	43,6	54,8			73,8	216,0	184,8	167,6
1080,9								802,6								

Herr Med. Dr. Möller zu Calw hatte die Güte, über die Regen- und Schneemenge daselbst folgende Uebersicht zu geben.

Tabelle XLIV.

Regen- und Schneemenge in Cubikzollen.

Monat.	Grösste Menge in 24 Stunden.	Regenwasser im Monat.	Schneewasser im Monat.	Zusammen.
Januar . .	71	38,2	169,3	207,5
Februar . .	67	104,5	215,9	320,4
März . . .	96	117,3	225,4	342,7
April . . .	164	369,3		369,3
Mai . . .	115	377,4		377,4
Juni . . .	113	704,2		704,2
Juli . . .	170,5	416,5		416,5
August . .	87	416,5		416,5
September .	84	307,6		307,6
Oktober . .	81	293		293,0
November .	23,5	117,3	4	121,3
December .	55	489,3	171,8	661,1
Jahr . . .	170,5 14 Juli.	3751,1	786,4	4537,5

7. Beobachtungen am Neckar.

Die Beobachtungen der Neckarhöhe am untern Pegel des Wilhelmscanales zu Heilbronn, die wir der Güte des Herrn Oberfinanzraths von Schmidlin, Vorstandes des statistisch-topogr. Bureau, verdanken, gibt die folgende Tabelle XLV. in württemb. Fussen ausgedrückt. Das 18jährige Mittel ist von den Jahren 1827—1844 genommen. Tabelle XLV.

Monat.	Wasserhöhe.				
	mittlere aus 18 J.	v. 1845.	größte. 1845.	geringste. 1843.	Unterschied.
Januar . .	4,42	3,10	4,2	2,4	1,8
Februar . .	4,62	2,50	3,4	2,3	1,1
März . . .	4,64	8,60	21,0	2,8	18,2
April . . .	4,63	7,70	13,3	4,7	8,6
Mai . . .	4,01	3,80	15,5	3,4	12,1
Juni . . .	4,06	7,10	13,0	4,3	8,7
Juli . . .	3,35	3,30	4,9	3,3	1,6
August . .	3,08	3,60	5,0	3,0	2.0
September .	3,62	2,70	3,2	2,3	0,9
Oktober . .	3,04	4,80	10,8	3,3	6,5
November .	3,89	3,20	4,8	2,9	1,9
December .	4,45	5,90	9,0	3,0	6,0
im Jahr . .	4,01	4,50	März.	Febr.	18,7

Der höchste Wasserstand in den 18 früheren Jahren war 19,9′ im Januar 1834; es wurde daher von dem Maximum des Jahres 1845 noch um 1,1′ übertroffen. Der niedrigste Wasserstand in den 18 Jahren war 0,4′ im Oktober 1828.

Ueberschwemmungen fanden statt:

Vom 28—30. März der Donau zu Ulm. Am 27. und 28. März der Tauber zu Elpersheim. Ebenso der Flüsse bei Oberstetten, der Iaxt bei Rossfeld, des Flusses bei Oehringen des Neckars, der Rems, der Brenz. Zu Ulm erreichte der Wasserstand 15½ Fuss, 1 Fuss weniger als 1824. Bei Crailsheim erreichte die Wasserhöhe beinahe die vom 30. Okt. 1824. Die Wasserscala zu Heilbronn stand einige Fuss unter Wasser; an der Neckarbrücke stand das Wasser 22½ Fuss, so hoch wie im Jahr 1783. In Canstatt erreichte es beinahe die Höhe von

1783; war niederer um 5′ als 1824, um 4′3″ als 1778, um 3′ als 1817, um 2′4″ als 1744.

Am 12. Mai Ueberschwemmung im OA. Künzelsau in Folge anhaltenden Regens. Am 30. und 31. Mai der Tauber zu Elpersheim in Folge heftigen Regens; der Jaxt bei Oberstetten und Crailsheim; des Flusses bei Oehringen. Ebenso der Flüsse bei Oberstetten; dessgleichen daselbst am 22. Juni, 28. December.

Am 14. Juni Wolkenbruch mit Ueberschwemmung bei Sulzbach. Am 21. Juni Regengüsse mit Gewitter und Ueberschwemmung der Iller und Donau bei Ulm. Am 22. Juni Gewitter mit Ueberschwemmung bei Murrhardt, bei Welzheim u. a. O.

8. Beobachtungen am Bodensee.

Herr Oberamtsarzt Dr. v. Dihlmann zu Friedrichshafen theilte uns die Beobachtungen im Hafen der Stadt über die Variationen des Wasserniveau mit. Diese Beobachtungen sind so angestellt, dass die in den Spalten: „geringste, grösste, mittlere" Höhe stehenden Zahlen in württem. Fussen den Stand der Wasserfläche **unter** dem bis jetzt bekannten höchsten Punkt ausdrücken, den der See im Jahr 1817 erreicht hatte. Dieser liegt 12,2 w. Fuss über dem tiefsten im Februar 1827 beobachteten Punkte. Nennt man diesen den Nullpunkt, so zeigt die Spalte „Stand des Mittels über 0" die Reduction der beobachteten Höhen auf jenen Nullpunkt an. Tabelle XLVI.

Monate.	Zahl der Beobacht.	Stand des Sees unter dem höchsten Punkt von 1817. geringster.	grösster	mittlerer	Stand d. Mittel über od. unter 0.	Veränderung.
Januar . .	4	11,3′ d. 2.	12′ d. 20.	11,65′	+0,45′	0,7′
Februar . .	5	12,0′ d. 1.	12,8′ d. 22.	10,44′	+1,76′	0,8′
März . . .	3	12,6′ d. 26.	12,8′ d. 14.	12,7′	−0,50′	0,2′
April . . .	5	9,7′ d. 26.	10,3′ d. 1.	9,92′	+2,28′	0,6′
Mai . . .	4	9,3′ d. 12.	9,6′ d. 1.	9,42′	+2,78′	0,3′
Juni . . .	5	3,9′ d. 24.	7,6′ d. 1.	5,54′	+6,66′	3,7′
Juli . . .	6	4,4′ d. 1.	6,2′ d. 22.	5,26′	+6,94′	1,8′
August . .	5	6,7′ d. 15.	6,9′ d. 26.	6,78′	+5,42′	0,2′
September .	6	7,7′ d. 1.	8,8′ d. 19.	8,35′	+3,85′	1,1′
Oktober . .	6	7,8′ d. 12.	9,0′ d. 30.	8,40′	+3,80′	1,2′
November .	5	9,0′ d. 2.	10,1′ d. 26.	9,46′	+2,74′	1,1′
December .	6	10,1′ d. 17.	10,6′ d. 2.	10,31′	+1,89′	0,5′
Jahr . .	60	3,9′ Juni	12,8′ Febr. März	8,76′	+3,44′	8,9′
in 15 Jahren		3,2′ 1827.	13,5′ 1829.	8,03′	+3,17′	10,3′

9. Wässrichte Ausdünstung.

Die Ausdünstung wird zu Stuttgart mittelst eines cylindrischen Gefässes von 2.357 par. □Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe beobachtet, welches mit Regenwasser über die Hälfte gefüllt erhalten wird. Es ist an einem von Regen und Schnee sowie von Sonnenstrahlen und strahlender Wärme gesicherten Orte vor dem Fenster ins Freie gestellt. Die verdunstete Wassermenge wird Abends 9 h. nach Medicinalgewicht auf einer Granwage bestimmt. Da ein par. Cubikzoll reines Wasser = 318.9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran verdunstetes Wasser, auf die Fläche eines □Fusses reducirt, dem Volumen von 0,1916 par. Cubikzoll Wasser. Hienach wurden die in folgender Tabelle enthaltenen Zahlen von Cubikzollen Wasser auf 1 □Fuss berechnet, und die Höhe dieses verdunsteten Wassers bestimmt. Die Spalte „mittlere von 11 Jahren" enthält das Mittel aus 11 Jahren von 1834—1844 in Cubikzollen.

Tabelle XLVII.

Monate.	Verdunstung in Granen.				Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □ Fuss.					
	stärkste.	schwächste.	mittlere tägliche.	Menge im Monat.	stärkste.	schwächste.	mittlere.	Menge im Monat. Cub.-Z.	Menge im Monat. Höhe.	mittlere v. 11 Jahren.
Januar .	25	1	7,20	223	4,79	0,19	1,37	44,64	0,31"	2,63
Februar .	20	1	7,96	221	3,83	0,19	1,52	42,72	0,29"	3,69
März .	45	0	15,00	464	8,62	0	2,87	88,90	0,61"	6,76
April . .	92	10	15,86	1556	17,61	1,92	3,03	298,13	2,07"	11,16
Mai . .	126	14	50,74	1573	24,14	2,68	9,72	301,40	2,09"	14,80
Juni . .	125	20	55,56	1667	23,95	3,83	10,64	319,39	2 22	16,20
Juli . .	162	22	71,51	2217	30,98	4,21	3,69	424,77	2,94	16,47
August .	102	18	50,74	1573	19,54	3,45	9,72	301,40	2,09	13,98
September	110	12	52,80	1584	21,07	2,30	10,11	303,50	2,11	8,78
Oktober .	47	6	22,29	691	9,00	1,15	4,21	132,38	0,92	5,55
November	40	4	18,93	568	7,66	0,76	3,61	113,62	0,78	3,67
December	48	7	22,16	687	9,20	1,34	4,18	131,63	0,91	2,27
Im Jahr .	Juli.	März	42,56	13038			6,23	2498,08	17,34	8,77

Es erhellt hieraus, dass die mittlere Verdunstung im Jahr 1845 nur in den Monaten September und December das 11jährige Mittel übertraf, sonst aber in allen Monaten und auch im Jahresmittel bedeutend zurückstand. In den 11 Jahren war auch die mittlere jährliche Verdunstung nur in den Jahren 1838 und 1844 geringer als im Jahr 1845.

10. Luftfeuchtigkeit.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachfolgende Tabelle XLVIII gibt die Mittel, sowie die Extreme von den 3 täglichen Psychrometer-Beobachtungen mit den gleichzeitigen Lufttemperaturen.

Tabelle XLVIII.

Monate.	Mittel des feuchten	trocknen Thermometers.	Differenz.	Tiefster St. des Psychrometers	Gleichzeitige Lufttemperat.	Differenz.	Höchst. St. des Psychrometers	Gleichzeitige Lufttemperat.	Differenz.
Januar .	— 0,52	— 0,11	0,41	— 4,8	— 4,8	0	+ 2,0	+ 3,5	1,5
Februar .	— 5,06	— 4,72	0,34	— 19,5	— 19,5	0	+ 3,8	+ 4,0	0,2
März .	— 1,88	— 1,12	0,76	— 12,5	— 13,0	0,5	+ 5,6	— 9,4	3,3
April . .	+ 5,72	+ 8,19	1,47	+ 0,5	+ 2,0	1,5	+ 11,3	+ 16,5	5,2
Mai . .	+ 7,20	+ 8,70	1,50	+ 4,0	+ 5,4	1,4	+ 13,5	+ 16,5	3,0
Juni . .	+ 12,50	+ 15,10	2,60	+ 8,0	+ 15,7	7,7	+ 17,7	+ 21,0	3,3
Juli . .	+ 12,84	+ 15,78	2,94	+ 8,3	+ 9,8	1,5	+ 19,0	+ 28,8	9,8
August .	+ 10,77	+ 13,04	2,27	+ 5,8	+ 7,0	1,2	+ 17,5	+ 20,3	2,8
September	+ 9,52	+ 11,81	2,29	+ 2,7	+ 3,0	0,3	+ 15,0	+ 21,4	6,4
Oktober .	+ 6,80	+ 8,21	1,41	— 0,5	0	0,5	+ 15,0	+ 18,6	3,6
November	+ 4,32	+ 5,52	1,20	— 2,6	— 2,2	0,4	+ 10,0	+ 12,0	2,0
December	+ 2,22	+ 3,34	1,12	— 5,0	— 5,0	0	+ 6,6	+ 7,7	1,1
Im Jahr .	+ 5,36	+ 6,97	1,61	Febr.			Juli		

Die hieraus nach August, Fortschritte der Hygrometrie, Berlin 1830, berechneten Momente: Thaupunkt, Dunstspannung, Dunstmenge oder Sättigungsgrad der Luft und Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft, gibt nachfolgende Tabelle XLIX. für die monatlichen Mittel, die Mittel der Tags- und Jahreszeiten an.

Tabelle XLIX.

		Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wass. in 1 Cub.F.Luft.
Januar		— 0,11	— 1,35	1,24	2,22	0,90	2,99
Februar		— 4,72	— 5,90	1,18	1,48	0,89	2,12
März		— 1,12	— 3,70	2,58	2,03	0,80	2,66
April		+ 8,19	+ 1,90	6,29	4,24	0,62	4,29
Mai		+ 8,70	+ 5,47	3,23	4,00	0,76	5,45
Juni		+15,10	+10,25	4,85	7,54	0,68	7,73
Juli		+15,78	+10,27	5,51	7,93	0,65	7,75
August		+13,01	+ 8,56	4,48	6,45	0,70	6,88
September		+11,82	+ 3,57	8,25	5,87	0,52	4,69
Oktober		+ 8,21	+ 4,96	3,25	4,42	0,77	5,34
November		+ 5,52	+ 2,43	3,09	3,55	0,77	4,35
December		+ 3,34	+ 0,05	3,29	2,97	0,76	3,90
Jahr		+ 6,97	+ 3,05	3,92	4,00	0,73	4,79
im Jahr	Morgens	+ 5,21	+ 2,94	2,27	3,47	0,83	4,57
	Mittags	+ 9,56	+ 2,75	6,81	4,92	0,57	4,36
	Abends	+ 6.12	+ 3,60	2,52	3,73	0,81	4,79
Frühling		+ 5,25	+ 1,05	4,20	3,48	0,70	3,87
Sommer		+14,97	+ 9,32	5,65	7,47	0,65	7,32
Herbst		+ 8,52	+ 4,80	3,72	4,53	0,74	5,13
Winter		- 0,49	— 2,40	1.91	2,14	0,85	2,98
Frühl.	Morgens	+ 3,05	+ 1,85	1,20	2,90	0,90	4,16
	Mittags	+ 8,32	+ 0,15	7,17	4,46	0,51	3,51
	Abends	+ 4,36	+ 1,25	3,11	3,23	0,77	3,97
Somm.	Morgens	+13,38	+ 9,17	4,21	6,62	0,72	7,26
	Mittags	+17,31	+ 9,35	7,96	8,89	0,54	7,11
	Abends	+13,23	+ 9,77	3,46	6,54	0,77	7,68
Herbst.	Morgens	+ 6,51	+ 4,35	2,16	3,85	0,84	5,12
	Mittags	+11,42	+ 5,03	6,39	5,69	0,60	5,26
	Abends	+ 7,61	+ 5,07	2,54	4,21	0,81	5,37
Winter.	Morgens	— 1,93	— 3,15	1,22	1,89	0,90	2,81
	Mittags	+ 1,19	— 2,57	3,76	2,48	0,72	2,90
	Abends	— 0,76	— 2,00	1,24	2,10	0,90	3,09

b) Von den Beobachtungsorten.

1) Herr Pfarrer Kommerell berechnete von seinem Beobachtungsort die Dunstverhältnisse nach dem Psychrometer und gab davon folgende Zusammenstellungen. Tab. L. LI.

Mittlere Dunst-Verhältnisse zu Schopfloch.

Berechnet wurde der Dunstdruck nach der Formel

$$x = e' - \frac{0{,}538\,(t-t')\,b}{512-t'}$$

und für das beeiste Psychrometer $x = e' - \frac{0{,}538\,(t-t')\,b}{572-t'}$

cfr. Plieninger Anweisung pag. 17.

Die übrigen Punkte sind gleichfalls nach dieser Anweisung berechnet.

Tabelle L.

Monate.	Mittlere Lufttemperatur.	Mittlerer Stand d. Psychrom.	Diff. d. Therm. u. Psychrom.	Mittl. Bar.-St. auf 0 red.	Dunstdr. für d. mittl. Luftp.	Dunstdr. für d. Temp d. Psych.	Wirklicher Dunstdruck.	Thaupunkt.	Diff. d. Thaup. von d. Luftp.	Dunstmenge in Procenten.	Grane Wasser in 1 Cub.' Luft.
	t.	t'.	t-t'.	b.	e''.	e'.	e.			p.	
Januar .	−0,80	−1,22	0,42	308,2	2,09	2,02	1,89	−1,90	1,10	0,90	3,08
Februar .	−5,57	−5,68	0,11	307,1	1,37	1,35	1,32	−5,95	0,38	0,96	2,22
März . .	−2,83	−3,20	0,37	307,8	1,75	1,69	1,58	−3,95	1,12	0,90	2,61
April . .	5,98	4,58	1,40	307,7	3,69	3,29	2,82	2,70	3,28	0,76	4,45
Mai . .	6,70	5,58	1,12	307,5	3,92	3,57	3,19	4,20	2,50	0,81	5,01
Juni . .	12,32	10,92	1,40	309,3	6,11	5,47	4,99	9,72	2,60	0,81	7,56
Juli . .	13,60	11,39	2,21	309,8	6,74	5,68	4,92	9,55	4,05	0,73	7,56
August .	10,82	9,42	1,40	309,0	5,44	4,87	4,39	8,12	2,70	0,81	6,79
September	9,88	8,35	1,53	309,5	5,05	4,47	3,95	6,80	3,08	0,78	6,11
Oktober .	6,22	5,34	0,88	310,2	3,77	3,50	3,14	4,00	2,22	0,83	4,94
November	4,22	3,30	0,92	308,4	3,20	2,96	2,65	2,00	2,22	0,83	4,23
December	0,60	0,08	0,52	307,7	2,36	2,25	2,08	−0,85	1,45	0,88	3,38
Jahr . .	5,09	4,07	1,02	308,5	3,44	3,15	2,81	2,68	2,41	0,82	4,48
Frühling.	3,28	2,32	0,96	307,7	2,95	2,73	2,42	0,90	2,38	0,82	3,88
Sommer .	12,25	10,58	1,67	309,4	6,06	5,33	4,78	9,17	3,08	0,78	7,25
Herbst .	6,77	5,66	1,11	309,4	3,94	3,60	3,22	4,30	2,47	0,82	4,10
Winter .	−1,92	−2,27	0,35	307,6	1,90	1,84	1,74	−2,90	0,98	0,92	2,88

Tabelle LI.

Monate.	Tiefster Stand des Psychrom.	Gleichzeitige Lufttemperatur	Differenz.	Höchster Stand des Psychrom.	Gleichzeitige Lufttemperatur	Differenz
Januar	— 5,0	— 4,9	0,1	2,9	4,9	2,0
Februar	— 15,5	— 15,3	0,2	1,1	1,8	0,7
März	— 11,9	— 11,6	0,3	4,0	4,5	0,5
April	— 0,6	— 0,4	0,2	11,2	13,0	1,8
Mai	0,2	0,3	0,1	11,6	13,6	2,0
Juni	6,5	6,5	0,0	16,0	18,2	2,2
Juli	5,1	5,2	0,1	17,8	22,5	4,7
August	5,3	5,6	0,3	14,4	16,8	2,4
September	2,3	2,5	0,2	16,2	18,4	2,2
October	— 0,9	— 0,6	0,3	14,5	17,7	3,2
November	— 2,9	— 1,3	1,6	8,5	11,3	2,8
December	— 7,7	— 7,5	0,2	5,5	6,0	0,5
Im Jahr	Februar			Juni		

christlichen Denkens verkennt freilich Derjenige, welcher seine Auslegung der Schrift für die einzig unfehlbare, seine Auffassung des Christenthums für die allein seligmachende hält. Ein Solcher sucht daher auch im geistlichen Liede nur den Ausdruck einer einzelnen Vorstellungsweise, und zwar oft am liebsten in derjenigen Form, welche den Gegensatz mit anderen Ansichten am schroffsten zur Schau trägt. Ihm wird daher auch nur, wie die einseitige Vorstellung und das ihr entsprechende Lied gefallen, so eine aus diesem Princip veranstaltete Sammlung willkommen heißen, die aber eben deßhalb nur für ihn und seines Gleichen, nicht für die Anderen paßt, die nun doch auch einmal Christum lieben und Gott anbeten wollen, ob sie von Jenen für Gläubige genommen werden oder nicht. Daher ist die Aufgabe für ein Gesangbuch, aus welchem die in ihren Vorstellungen unterschiedliche Gemeinde sich soll erbauen können, eine freiere und weitere, zugleich auch eine mildere. Diejenigen, welche, wie Schleiermacher im Sendschreiben an den Bischof Ritschl mit den Worten eines Apostels sagt, nicht über die Gewissen herrschen, sondern die Gemeinschaft fördern wollen durch Vorrichtung eines Gesangbuchs, müssen Sorge tragen, daß Jeder, der nicht bloß wie ein Deist im Allgemeinen an Gott glaubt, sondern in dem Erlöser die höchste Gabe und herrlichste Offenbarung Gottes anerkennt, wie er auch in den einzelnen näheren Bezügen dieses Glaubens denken und meinen möge, in dem Buch Erbauung und Stärkung finde. Sie haben im Wesentlichen das positive Element des Christenthums festzuhalten, aber in einer Fassung, womit sowohl Derjenige, welcher die christlichen Ideen mehr durch Nachdenken fortbildet und anwendet, wie der Andre, der sich strenger an Bild und Buchstaben der Schriftlehre hängt, ohne Störung und Anstoß sich vereinigen möge. Diesen billigen und milden Grundsatz, der allein vor Zertrennung bewahrt und gegen welchen die besonnenen Freunde des Friedens wie der Wahrheit unter allen Parteien nichts einwenden werden; diesen Grundsatz haben die Herausgeber des Berliner Gesangbuchs v. J. 1829 aufgestellt, und zumal, wie das Berliner Ministerium, so jede andere unbefangene Behörde in christlichen Staaten muß denselben zu dem ihrigen machen. Ein evangelisches Gesangbuch muß allenthalben die Lehre von der heiligen Liebe Gottes, von dem tiefen Verderben des natürlichen Menschen, von dem theuren Verdienste des Erlösers, von den

2) Herr Med. Dr. Rühle gab folgende Resultate seiner Psychrometerbeobachtungen zu Canstatt.

Luftfeuchtigkeit nach 3 täglichen Beobachtungen des Psychrometers.

Tabelle LII.

Monate.	Mittel-stand des feuchten Thermometers.	trocknen Thermometers.	Diff. beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Diff. d. Thaupunkts von der Lufttemper.	Dunstdruck in par. Linien. Mittlerer	Höchster.	Tiefster.	Feuchtigkeits-Gehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Geringster.	Grösster.	Mittl. Wassergeh. eines Cubicfusses Luft in Grainen.
Januar .	0,60°	— 1,12°	0,48°	— 1,50°	1,38°	1,96‴	2,58‴ d. 1.	1,35‴ d. 11.	0,88%	0,67% d. 27	0,98% d. 1.	3,18
Februar .	— 5,13	— 4,75	0,38	— 6,20	1,45	1,29	2,72 d. 23.	0,31 d. 13u.20	0,88	0,61 d. 16	1,00 v. 8–20.	2,20
März . .	— 1,91	— 1,20	0,71	— 3,55	2,35	1,64	3,16 d. 28	0,53 d. 13.	0,81	0,56 d. 22.	1,00 v. 6—8.	2,73
April . .	+ 6,14	+ 8,12	1,98	+ 3,60	4,52	3,04	4,60 d 29	2,05 d. 2.	0,69	0,27 d. 23.	0,93 d. 23.	4,78
Mai . .	+ 7,37	+ 9,49	2,11	+ 4,00	4,59	3,38	5,51 d. 29.	2,16 d. 6.	0,69	0,31 d. 25.	0,90 d. 10.	5,30
Juni . .	+12,87	+14,95	2,08	+11,25	3,70	5,62	7,94 d. 13.	3,35 d. 24.	0,77	0,39 d. 2.	0,94 d. 9.	8,57
Juli . .	+13,07	+15,47	2,40	+11,15	4,32	5,58	8,79 d. 6.	2,72 d. 16.	0,72	0,28 d. 3	0,93 d. 24.	8,52
August .	+10,91	+13,05	2,14	+ 9,00	4,05	4,70	6,82 d. 1.	2,89 d. 18.	0,73	0,33 d. 16.	0,93 d. 5.	7,30
September	+ 9,52	+11,60	2,08	+ 7,40	4,20	4,15	5,97 d. 10.	2,57 d. 20.	0,72	0,34 d. 18.	0,99 d. 26.	6,43
Oktober .	+ 6,91	+ 8,16	1,25	+ 5,43	2,73	3,53	6,63 d. 4	2,11 d. 25.	0,80	0,50 d. 4.	0,98 d. 26.	5,56
November	+ 4,28	+ 5,22	0,94	+ 2,97	2,25	2,88	4,74 d. 13.	1,52 d. 5.	0,83	0,47 d. 4.	0,98 d. 13.	4,64
December	+ 2,28	+ 3,34	1,06	+ 0,50	2,84	2,31	3,60 d. 6.	1,08 d 14.	0,80	0,61 d. 16	0,95 d. 1.	3,83
Jahr . .	+ 5,48	+ 6,94	1,46	+ 3,45	3,49	3,00	8,79 d. 6. Juli.	0,31 d. 13. Februar.	0,75	0,27 d. 23. April.	1,00 im Februar u. März.	4,80

Die grösste psychrometrische Differenz trat ein den 3. Juli Mittags, wo das feuchte Thermometer + 17,3° zeigte bei + 27,5° Lufttemperatur, betrug also 10,2 Grade. Die geringste psychrometrische Differenz d. h. völlig gleicher Stand beider Thermometer kam zur kältesten Zeit im Februar und März vor. Bei nicht beeistem, feuchtem Thermometer fand die geringste Differenz statt den 26. Sept., wo das feuchte Thermometer + 11,4° zeigte bei 11,5° Lufttemperatur, also nur 0,1° Unterschied.

11. Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter.

Die Zahl der an den Beobachtungsorten wahrgenommenen Gewitter und gewitterartigen Erscheinungen, nämlich sowohl der zum Ausbruch am Beobachtungsort gekommenen, als auch der blos in der Ferne, jedoch im Gesichtskreis vorüberziehenden, im Ausbruch befindlichen Gewitter und Wetterleuchten von ferner, im Ausbruch befindlichen Gewittern zur Nachtzeit, gibt folgende Tabelle in Uebersicht.

Tabelle LIII.

Orte.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	Oktober.	November.	Summe.
Elpersheim . .	3	2	3	5	2				15
Oberstetten . .	1		1						2
Amlishagen . .	2	2	6	6	3	2			21
Rossfeld . . .			1						1
Oehringen . .	2	1	7	3	3				16
Winnenden . .	3	3	10	6	5		1		34
Canstatt . . .	2	2	7	2	3				16
Stuttgart . . .	1	2	7	2	2				14
Hohenheim . .	1		7	1	2				11
Biesingen . .	1	1	1	1	1				5
Schopfloch . .	1	3	7	5	3	1		1	21
Giengen . . .	1	2	5	5	3	3			19
Ulm		5	5	8	4	3			25
Pfullingen . .		6	9	9	7				31
Calw	2	2	9	7	3				23
Schwenningen .	1	1	7	0	4				13
Tuttlingen . .	1		9	2	2				14
Wangen . . .		1	2	2	1				6
Isny	4	3	10	7	4			1	28

Die grösste Gewitterzahl fiel demnach allwärts auf Juni u. Juli.

Die Gränzen der Gewittererscheinungen und die stärksten Gewitter gibt die nachfolgende Tabelle LIV. in Uebersicht.

Tabelle LIV.

Orte.	Erstes Gewitter.	Letztes Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Elpersheim .	9. April	26. Aug.	139	17. 22. Juni. 8. Juli.
Oberstetten .	9. April.	14. Juni.	66	14. Juni.
Amlishagen .	8. April.	24. Sept.	168	22. Juni. 29. Juli. 19. Aug.
Rossfeld . .	22.	Juni.		
Oehringen . .	8. April.	19. Aug.	133	
Winnenden .	8. April.	10. Okt.	185	9. April. 15. 18. 22. Juni.
Canstatt . .	9. April.	18. Juni.	70	7. 8 Juli.
Stuttgart . .	9. April.	26. Aug.	139	14.18.22. Jun. 9.Jul. 19.Aug.
Hohenheim .	9. April.	26. Aug.	139	18. Juni.
Biesingen . .	8. April.	26 Aug.	140	26 Mai.
Schopfloch .	24. April.	11. Nov.	201	22. Juni.
Giengen . .	25. April.	24. Sept.	152	3. 5. Juni. 5. Juli. 1. Aug.
Ulm . . .	12. Mai.	24. Sept.	135	5. 29. Juli.
Pfullingen . .	11. Mai.	27. Aug.	108	8. Juli.
Calw . . .	9. April.	26. Aug.	139	13. 14. 17. 22. Juni. 9. Juli.
Schwenningen	20. April.	26. Aug.	128	8. Juli. [19. Aug.
Sigmaringen .	20. April.	10. Nov.	224	
Wangen . .	7. Juni.	19. Aug.	73	19. August.
Issny . . .	7. April.	10. Nov.	217	3. 13. Juni. 10. Juli.

Ueber die an seinem Beobachtungsort wahrgenommenen Gewitter gab Herr Med. Dr. Müller zu Calw noch weiter folgende Uebersicht. Tabelle LV.

1845.	Zahl d. Gew.-Tage	Zahl der Gewitter. nahe.	ferne.	zusammen.	Tag-Gewitter.	Nacht-Gewitter.	Mit Graupenhagel.	Mit Schlossen.	Richtung der Gewitter.
Januar . .									
Februar . .									
März . . .									
April . . .	2	3		3	3				unbestimmt.
Mai	2	1	1	2	1	1			1 von NO - SW 1 unbestimmt in NW.
Juni . . .	9	9	4	13	11	2		1	3W—O. 1 S—O. 1 O—N. 1 SO—NW. 1 S—W. 1 S—N. 1 SW—NO. 4 unbestimmt.
Juli . . .	7	3	4	7	2	5			1 S—O. 2 S—N. 4 unbestimmt.
August . .	3	4		4	4			1	2 SW—NO. 1 S—N. S—O.
September .									
Oktober . .									
November .									
December . .									
Ganzes Jahr .	23	20	9	29	21	8		2	

Ersten Gewitter am 9. April Abends (Donner in S).

Letztes Gewitter am 26. August Nachmittags (SW—NO) mit wenigen Schlossen.

Stärkste Gewitter am 13. Juni Abends (SW—NO), 14. Juni Vormittags (2 Gewitter von W—O und O—N) mit einzelnen Schlossen, 17. Juni Ab. (SO—NW), 22. Juni nach Mitternacht (W—O), 9. Juli Mittags (S—O), 19. August Abends (S—O).

Wir geben in nachstehenden Verzeichnissen

a) die in Württemberg zum Ausbruch gekommenen **stärkeren Gewitter** (ohne Hagelschlag), welche in den öffentlichen Berichten gemeldet wurden.

Am 30. März Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung im Vorbachthal, (Ettenhausen OA. Künzelsau, Niederstetten OA. Gerabronn).

Am 13. Juni Gewitter ohne viel Regen den ganzen Tag in der Gegend von Balingen.

Am 14. Gewitter mit Ueberschwemmung der Eyach im Lautlinger Thale.

Am 14. Juni 12—1 U. Mittags Gewitter zu Sulzbach am Kocher mit Ueberschwemmung im Eis- und Jschbachthale.

Am 15. und 16. Juni Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung bei Spiegelberg OA. Backnang; in der Gegend von Marbach.

Am 16. Juni Morgens Gewitter mit Wolkenbruch bei Zell OA. Esslingen.

Am 17. und 18. Juni Gewitter mit Ueberschwemmung des Neckars bei Oberndorf.

Am 22. Juni, um Mittag, wo in verschiedenen Gegenden Württembergs Hagelwetter niedergingen, richtete ein Gewitter mit Wolkenbruch u. Ueberschwemmung z. Murrhardt grossen Schaden an.

Am 9. Juli Gewitter mit orkanartigem Sturm in den Taubergegenden.

Am 11. Oktober 11—12 U. Nachts beobachtete man in Ulm unter Regensturm ferne Gewitter.

Am 10. November Abends $8^1/_2$ U. wurde in Ulm fernes Wetterleuchten im N. wahrgenommen.

Am 17. December Morgens 8 U. zog ein Gewitter mit grosser Dunkelheit zu Ulm auf; es fiel Schnee in Masse, ein Blitz mit

grellem Donner erschien, worauf der Himmel sich schnell aufheiterte; der Thermometer fiel während der Erscheinung von + 3,75° auf + 2,50°.

b) Verzeichniss der Hagelschläge in Württemberg.

Wir geben in Nachfolgendem eine Uebersicht der Bezirke und Markungen, an welchen nach den uns zur Kenntniss gekommenen öffentlichen Berichten Hagelschläge stattgefunden haben, nach der Zeitfolge der Daten.

Am 12. Mai im OA. Künzelsau Gemeinde Etternhausen; OA. Gerabronn Gemeinde Niederstetten.

Am 26. Mai zog ein Hagelwetter in der Gegend des Bussen über die vordere Alp mit Hagelschlag. An demselben Tag 12—1 U. Mittags Gewitter mit Hagel zu Ulm.

Am 13. Juni 11—2 U. Mittags Hagelschlag zu Rottweil und Umgegend, Markungen, Neukirch, Zimmern, Wellendingen, Neufra und Dietingen, mit Ueberschwemmung; der Neckar trat aus. Ebenso in der Gegend von Balingen.

Am 14. Juni Gewitter mit Hagelschlag vom Bussen an in südöstlicher Richtung über die Markungen Saugert, Hundersingen. An demselben Tage im OA. Rottweil Markungen Neukirch, Zimmern, Sintringen. Ebenso im OA. Neresheim Gemeinde Elchingen und Ebnat; OA. Crailsheim Gemeinden Rechenberg, Roth und Ropfershof.

Den 22. Juni 1—2 U. Mittags starkes Hagelwetter zu Balingen; die Gemeinden Balingen, Frommern, Rosswangen, Onstmettingen, Streichen, Zillhausen, Stockhausen, Burgfelden, Dürrwangen, Ostdorf, Geisslingen, Burgdorf, Erlaheim wurden total, Engstlatt, Hesselwangen, Endingen, Weilheim, Waldstetten theilweise verwüstet. Die Schlossen wogen bis 16 und 18 Loth; der Sturm riss Bäume aus auf den Markungen Burgfelden, Pfeffingen und Onstmettingen; in letzterer Gegend wurde eine Ziegenheerde, die unter einer Buche Schutz suchte, theilweise vom Blitz erschlagen. An demselben Tag richtete ein Hagelwetter im Bezirk Oberndorf auf den Markungen Oberndorf, Fluorn, Epfendorf, Beffendorf und Winzeln grossen Schaden an. Im Bezirk Göppingen Gemeinde Jebenhausen brachte 1 Gewitter geringen Hagel, desto mehr richtete

es durch Platzregen, Ueberschwemmung und Sturm Schaden an. Im Bezirk Geisslingen richtete ein Hagelwetter an demselben Tag 1½—2 U. grossen Schaden durch Schlossen von Taubeneiergrösse an.

In der Nacht vom 4—5 Juli Gewitter mit Hagelschlag in der Umgegend des Bussen, namentlich wurde die Markung Uttenweiler stark getroffen. In derselben Nacht um Mitternacht Hagelwetter in der Gegend von Ulm, die Söflinger Markung wurde theilweise verheert.

In der Nacht vom 5—6 Juli starker Hagel im Westen der Ulmer Markung.

In der Nacht vom 8—9 Juli um Mitternacht erschien in Rottenburg a. N. ein schweres Hagelwetter, die Markungen Rottenburg, Weiler, Dottingen, Hemmendorf, Heiligen wurden getroffen.

In der Nacht vom 10—11 Juli Hagelschlag zu Wurzach.

Die Hagelschläge im Jahr 1845 trafen nach den gefälligen Mittheilungen des königl. statistisch-topographischen Bureau in 22 Bezirken 92 Ortschaften, die total beschädigte Fläche (wobei das minder Beschädigte auf total Beschädigtes reducirt wurde) betrug 24828 Morgen.

1) Mit beinahe totalem Hagelschlag auf der ganzen Markung 41 Orte, in den OAemtern Balingen, Sulz, Ellwangen, Schorndorf, Riedlingen und Saulgau, mit 6468 Morgen.

2) Mit grosser Beschädigung 20 Orte in den OAemtern Balingen, Oberndorf, Rottweil, Ellwangen, Schorndorf, Biberach, Riedlingen und Saulgau mit 6782 Morgen.

3) Mit nahmhafter Beschädigung 31 Orte in den OAemtern Weinsberg, Balingen, Oberndorf, Rottenburg, Rottweil, Sulz, Ellwangen, Neresheim, Oehringen, Schorndorf, Welzheim, Biberach Riedlingen und Saulgau mit 8307 Morgen.

4) Mit geringer Beschädigung 27 Orte in den OAemtern Stuttgart, Böblingen, Calw, Oberndorf, Reutlingen, Ellwangen, Gerabronn, Heidenheim, Neresheim, Welzheim, Riedlingen, Saulgau Tettnang, Ulm und Waldsee mit 5271 Morgen.

12. Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachfolgende Tabelle gibt eine Zusammenstellung der klaren, trüben, gemischten, Nebeltage im Jahr 1845, je mit den 20jährigen Mittel von 1825—1844, wobei unter klaren Tagen diejenigen verstanden sind, an welchen keine völlige Bewölkung des Himmels stattfand, unter trüben diejenigen, an welchen der Himmel stets umzogen war und unter gemischten diejenigen, an welchen nur theilweise eine gänzliche Umwölkung stattfand. Die Rubrik mittlere Bewölkung ist in der Weise berechnet, dass nach unserer Skale klar 4 oder ganz reiner Himmel = 0, klar 3 oder $^3/_4$ des Himmels klar = 1, klar 2 oder die Hälfte des Himmels unbewölkt = 2, klar 1 oder $^3/_4$ des Himmels bewölkt = 1, ferner tr. 1 oder gänzliche Bedeckung des Himmels, wobei jedoch das Licht der Sonne und des Mondes noch durchscheint, ebenfalls = 1; sodann die Abstufungen tr. 2, tr. 3 und tr. 4 alle = 4 gesetzt werden und aus diesen monatlich erhaltenen Zahlen das arithmetische Mittel gezogen wird.

Tabelle LVI.

Monate.	Klare Tage.		Trübe Tage.		Gemischte T.		Nebel.		Mittl. Bewölkung v. 1845.
	1845.	20jähr. Mittel.	1845.	20jähr. Mittel.	1845.	20jähr. Mittel.	1845.	20jähr. Mittel.	
Januar .	5	4,55	13	10,25	13	15,85	25	16,7	3,26
Februar .	6	7,45	10	5,50	10	15,50	20	15,9	2,84
Marz . .	1	7,50	13	6,35	11	16,60	25	12,7	3,02
April . .	12	10,35	5	4,45	13	14,70	10	9,7	2,30
Mai . .	5	12,45	3	2,55	23	15,90		1,4	2,98
Juni . .	6	11,25	3	1,80	19	16,95	3	0,8	2,75
Juli . .	15	12,85	0	1,60	16	16,55		1,4	2,20
August .	12	13,20	2	2,25	17	15,65	2	2,8	2,57
September	17	12,55	3	3,20	10	14,25	9	7,9	1,94
Oktober.	10	9,60	4	5,15	17	16,65	14	14,5	2,46
November	9	4,70	8	8,70	13	16,60	15	15,3	2,80
December	4	4,70	8	9,90	19	16,60	10	17,9	3,14
Jahr . .	112	111,20	72	66,05	181	193,75	133	117,1	2,69

b) Von den Beobachtungsorten.

Die Zahl der klaren, trüben, gemischten Tage und der Höhenrauche gibt folgende Tabelle in Uebersicht.

Tabelle LVII.

Orte.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gem. Tage.	Nebel.	Höhenrauche.
Elpersheim .	135	97	135		
Oberstetten .	95	95	175	47	30. Aug. 11. 12. Sept.
Amlishagen .	120	107	138	47	
Rosefeld . .	143	165	82	28	
Oehringen .	145	83	137	33	
Winnenden .	102	80	183	18	3
Cannstatt . .	118	64	183	33	7. 8. Juli.
Stuttgart . .	112	72	181	133	
Hohenheim .	85	156	124	19	
Biesingen .	138	68	159	33	
Schopfloch .	100	54	151	119	
Giengen . .	96	152	117	69	2 im Juni.
Ulm . . .	115	84	133	77	17. Juli.
Pfullingen .	90	133	133	106	
Calw . . .	131	72	75	127	1 im Mai.
Schwenningen	69	81	215	68	
Wangen . .	136	108	131	32	
Isny . . .	106	64	80	22	

Herr Med. Dr. Müller zu Calw gab folgende Zusammenstellung über die allgemeinen Witterungserscheinungen.

Tabelle LVIII.

1845.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tage.	Voll. Regentage.	Voll. Schneetage.	Regen überhaupt.	Schnee. überhpt.	Hageltage.	Windige Tage.	Stürmische Tage.	Hoherauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar . .	9	13	3	1	5	5	9		2			10		10
Februar . .	10	7	3	3	5	7	12		5	2		2		
März . . .	9	7	4	5	6	9	16	1	3	3		4		
April . . .	15	3	5	7		15		2	18	1		11	10	9
Mai . . .	9	6	12	4		21	1	4	15	3	1	8	14	1
Juni . . .	6	7	7	10		20		1	6	3		13	13	
Juli . . .	13	5	8	5		17			9	1		11	17	
August . .	15	3	4	9		17		1	20			12	14	
September .	21	1	3	5		13			14			16	19	
Oktober . .	11	9	6	5		14			7	2		15	14	5
November .	9	9	10	2		12	2		7			18	9	7
December .	4	2	10	11	4	20	13		9	10		7	3	3
Ganzes Jahr	131	72	75	67	20	170	53	9	115	25	1	127	113	35

13. Beobachtete aussergewöhnliche Erscheinungen und Ereignisse im Jahr 1845.

Soweit uns die bemerkenswertheren meteorischen Erscheinungen und Ereignisse zur Kenntniss gekommen, lassen wir sie in den nachfolgenden chronologischen Zusammenstellungen, der bisherigen Uebung gemäss, folgen.

a) Feuerkugeln. Meteorsteine.

Am 20. März eine grosse Feuerkugel zu Riga.

Am 7. Mai Abends 9¼ h. eine Feuerkugel zu Speier von N—S.

Am 18. Juli 7h. Abends grosse Feuerkugel zu Aleppo gegen NW; um Mitternacht folgte heftiger Regen.

In der Nacht vom 20—21. August wieder eine Feuerkugel ebendaselbst.

Am 7. September während einen Erdstosses um 2h. 10′ sei zu Calcutta eine Feuerkugel von hellem Licht mit blauem Rande von N—S ziehend gesehen worden.

Am 31. Oktober 7 h. 25′ Abends sah man zu Mailand eine Feuerkugel von O—W; am 2. November 8 h. 27′ Abends eine zweite von S—N.

Am 13. November wurden zahlreiche Sternschnuppen ¼ Stunde lang zu Magdeburg beobachtet; sie gingen alle von Einer Stelle des Siebengestirns nach O und W aus.

Am 22. Nov. wurde eine Feierkugel Abends nach 5½ h. zu Würzburg und Trier von O — W beobachtet. Dieselbe wurde auch in Württemberg (Amlishagen) gesehen.

Am 25. December zu Stuttgart eine Feuerkugel von W—O die am Ende in Funken zerstiebte.

b) Nordlichter.

Zu Newhaven wurden Nordlichter beobachtet: den 9. 29. Januar; 13. 25. Februar; 9. 16. 18. März; 13. 27. April.

In der Nacht vom 6—7 März sei zu Ulm ein Nordlicht beobachtet worden.

Am 29. August zu Olonecz ein starkes säulenförmiges Nordlicht mit Geräusch wie ferner Wasserfall.

Am 5. November zu Parma ein schwaches Nordlicht.

Am 3. December ein schwaches Nordlicht in England (Nottingham); zu Kopenhagen wurde dasselbe sehr schön gesehen.

c) Leuchtende und farbichte Meteore.

Am 19. Januar wurde ein grosser weisser Hof um den Mond zu Elpersheim beobachtet.

Am 23. Februar Abends 11 h. zu Stuttgart 2 Nebenmonde.

Am 9. April 4 Nebensonnen mit weissen und farbigten Kreisbögen zu Riga.

Am 13. April Abends 9 h. beobachtete Herr Dr. Müller zu Calw einen farbigen Mondshof mit einem Nebenmond.

Am 17. November beobachtete man zu Ulm Morgens 7½ U. einen schönen Regenbogen in NW.

Am 3. December habe man zu Boujille ein leuchtendes Meteor von Vollmondsgrösse an dem ganz verdunkelten westlichen Himmel ¾ Stunden lang gesehen.

d) Besondere electrische Erscheinungen.

Am 22. Juni Abends 8½ h. erschien zu Wien und der Umgegend ein Gewitter mit Blitzschlägen ohne Donner.

e) Gewitter, Hagel- und Blitzschläge.

1) Gewitter.

Am 6. Februar zu Brüssel ein Wintergewitter mit Schnee.

Im Laufe Februar heftige Gewitter mit Blitzschlägen und Stürmen im Neapolitanischen.

Am 18. März wurde Nachts 2½ h. zu Dornstetten in Württemberg, Donner gehört.

Am 28. März Nachts Gewittersturm zu Leipzig.

Am 24. April Nachmittags Gewitter und Wolkenbruch, Blitzschläge und Ueberschwemmung zu Wien.

Am 29. Mai Nachmittags Gewitter mit starkem Regen im Saalethal bei Jena.

In der Nacht vom 8—9. Juni Gewitter mit grossen Verheerungen in St. Gallen.

Am 14. Juni Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung im Rheingau.

Am 15. Juni Gewitter mit Wolkenbruch bei Münsterberg in Schlesien.

Am 19. 20. Juni Gewitter mit Wolkenbrüchen im Vorarlberg, der Bodensee stieg in 18 Stunden um ¾ Fuss.

Am 22. Juni 11 h. Nachts Gewittersturm mit Wolkenbruch zu Geiersberg in Böhmen; zu Straubing in Baiern und bei München.

In der Nacht vom 22—23. Juni starke Gewitter in Schlesien; eine Trombe bei Gleiwitz; zu Schönau bei Oberglogau wurde eine eben gelöschte Feuersbrunst vom Sturm wieder angefacht, der Blitz schlug 5 mal in das Feuer ein.

Am 24. Juli schweres Gewitter zu München.

Im Laufe Julis furchtbare Verheerungen durch Gewitter in Ungarn in der Marmorosch und den angrenzenden Komitaten.

Am 18. September Gewittersturm zu Schwerin.

In der Nacht vom 6—7. Oktober Gewitter mit Blitzschlägen, Wolkenbruch und Ueberschwemmung in Piemont im Thal von Soara.

Am 10. Oktober zu Neapel starkes mehrstündiges Gewitter mit Regengüssen.

Am 22—23. Oktober Sturm mit Gewitter auf und bei Sicilien.

Vom 8. November zu Rom ein 18stündiges Gewitter mit Regenguss und Ueberschwemmung. Die Regengüsse dauerten bis zum 13ten.

mannichfaltigen Gaben und den ſegensvollen Wirkungen des heiligen Geiſtes, von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, von dem Lebendigwerden des Glaubens in der Liebe und allerlei chriſtlichen Tugenden und Werken, von der Vergeltung des zukünftigen Lebens, u. ſ. w. u. ſ. w. enthalten, und es darf dabei die Auferſtehung der Todten ſo wenig als die Strafen der Hölle, die Macht des Satans ſo wenig als die Wache der Engel wegbleiben; aber ſchon das Maß, worin ſich die eine und die andere dieſer Lehren voran- oder zurückſtellen, gibt zu erkennen, welche davon mit dem Weſen des Chriſtenthums in nothwendiger Verbindung ſtehen, welche dagegen es nur mittelbar berühren und ihm überhaupt entfernter liegen, ſo daß man auch, ohne an den letzteren feſtzuhalten, im Bekenntniß der übrigen ungekränkt ſtehen und ein Chriſt heißen dürfte. So findet alsdann auch Jeder in dem Geſangbuche, was für ihn das Wichtigſte bleibt, als das Vorwiegende, Durchherrſchende, während dieſem das Uebrige, was nur der Eine für Wirklichkeit, der Andere für Bild nimmt, dermaßen untergeordnet und eingereiht iſt, daß Jener es nicht vermißt, Dieſer dadurch nicht verſtimmt wird. Was dann jeder Theil noch weiter hinzugethan oder hinweggenommen zu ſehen wünſcht, mag ihm für ſein Privatbedürfniß in beſonderen Sammlungen zufließen, deren es ja, zumal in unſeren Tagen, recht viele und ſehr treffliche gibt, wie der Berliner und Stuttgarter Liederſchatz, die Nürnberger Zionsharfe, die Heidelberger Liederkrone und das, erſt in dieſem Jahre wieder aufgelegte, mit den vorzüglichſten Dichtungen auch neuerer Zeit verſehene Kieler Chriſtoſophiſche Geſangbuch. Aber für die Kirche, als den Ort der Gemeinſchaft und des öffentlichen Gottesdienſtes, woſelbſt ein gemiſchter Kreis zum einmüthigen Geſange ſich vereinigen ſoll, iſt auf anderem Wege, als dem der billigen Ausdehnung der Grenzen des dogmatiſchen Inhaltes der zu wählenden Lieder, kein Rath zu finden noch Segen zu hoffen.

Dieſes Letztere, daß wir die Kirche anſehen als den Ort des öffentlichen Gottesdienſtes oder als die hierzu verſammelte Gemeinde, leitet uns auf den zweiten Canon der Kirchlichkeit eines Geſangbuches. Wir unterſcheiden nämlich das Kirchenlied ſeinem Zwecke nach als Lied für die Gemeinſchaft der Gläubigen von ſolchen religiöſen Dichtungen, die ſich auf individuelle Stimmungen und Verhältniſſe beziehen; wir trennen es, als gottesdienſtliches Mittel,

In der Nacht vom 11. December starkes Gewitter zu Constantinopel mit 2 leichten Erdstössen.

Vom 24. December wurde aus Neapel regnichte Witterung mit Gewittern beobachtet.

2) Hagelschläge.

Am 1. Februar zu Rom Gewittersturm mit Hagel und Schnee.

Am 28. Mai Gewitter mit Wolkenbruch und Hagel zu Dresden; am 27. hatte ein ähnliches bei Dohna in der Umgegend gehaust.

Am 29. und 30. Mai Gewitter mit Hagel, Wolkenbrüchen und Ueberschwemmung in Schlesien.

Am 30. Mai Hagelschlag in Oesterreich von Mannersdorf bis Bruck an der Leitha, mit sogenanntem Schwefelregen bei Wolfsteinsdorf.

Am 14. Juni Hagelschlag in der Gegend von Füssen in Baiern (am Lech) Hagelschlag um dieselbe Zeit in der obern Pfalz.

Um dieselbe Zeit Hagelschläge im Kirchenstaat b. grosser Hitze (bis +15°R.)

Am 22. Juni Abends Gewitter mit Hagelschlag bei Klosterneuburg bei Wien. An demselben Tag Hagelwetter in der Umgegend von Zürich; bei Ueberlingen am Bodensee; in Schlesien bis über die polnische Grenze.

Zu Ende Junis (am 22.?) furchtbares Hagelwetter in Ungarn, es begann bei Tittel an der Theiss und erstreckte sich in südöstlicher Richtung bis in die Wallachei. Der Hagel soll runde, eckige, platte pilzartige, schneckenförmig gewundene Gestalten gehabt haben.

Am 3. Juli Hagelwetter im Klettgau Kantons Schaffhausen.

Am 8. Juli Hagelwetter in der Strecke zwischen Halle und Leipzig; ebenso im Braunschweigischen; in Schlesien von Camenz bis Neisse, bei Würzburg.

Zu Anfang Augusts Hagelschläge in Baiern, wie zu Ebersberg.

In der ersten Hälfte Septembers Hagelschläge und Wolkenbrüche in mehreren Gegenden Spaniens.

Am 2. Oktober Hagelwetter zu Königsberg.

Am 8. November ein Hagelsturm zu Falmouth.

Am 16. December Hagelsturm mit Blitzschlag zu Goslar. Desgleichen Abends 4½ U. Gewitter mit Hagel, Regen und Blitzschlag in den Johannisthurm zu Göttingen.

Am 17. December Hagelwetter mit Blitzschlag zu Ulm auf das Münster.

In der Nacht vom 26—27. December Hagelsturm und Gewitter zu Cöln Coblenz und Umgegend.

3) Blitzschläge.

Am 22. April tödtlicher Blitzschlag auf eine Frau bei Böhmweiler O.A. Gerabronn.

Am 24. April zündender Blitzschlag zu Wien auf eine Kirche und ein Haus.

Den 9. April Gewitter auf den Fildern mit Blitzschlag auf einen Baum bei Heumaden.

Am 9. Juni Gewitter mit zündendem Blitzschlag bei Stockerau in Österreich.

Am 13. Juni Blitzschlag auf der Eisenbahn von Paris nach Rouen in den elektrischen Telegraphen wodurch derselbe zerrüttet wurde.

Am 14. Juni Gewitter mit Blitzschlag auf 25 Menschen, welche in einer Hütte unterstanden, im Hessendarmstädtischen Kreis Bensheim, einer wurde erschlagen, die übrigen betäubt.

Am 15. Juni 5maliger Blitzschlag im Budweiser Kreis in dem Marktflecken Welleschin, welche zündeten und den Ort in Asche legten.

Am 18. Juni Gewitter mit tödtlichem Blitzschlag auf ein Mädchen bei Happenbach OA. Besigheim.

Bei dem Hagelwetter vom 22. Juni wurde bei Onstmettingen OA Balingen eine Ziegenheerde, die unter einer grossen Buche Schutz suchte, theilweise erschlagen. In der Nacht vom 22—23. Juni entstanden grosse Gewitterstürme in Oberschlesien; zu Schönau bei Oberglogau schlug der Blitz 5mal in das Feuer einer Feuersbrunst ein; anderwärts erfolgten zündende Blitzschläge.

In der Nacht vom 8—9 zündender Blitzschlag im Darmstädtischen.

Am 21. Juli tödtlicher Blitzschlag zu Hamburg auf einen Mann der unter dem Dach an einem Schornstein arbeitete.

Am 2. August zu Altenburg heftiges Gewitter bei fast wolkenlosem Himmel mit vielen zündenden Blitzschlägen auf Getreidehäufen. Dicht bei dem Bahnhof schlug der Blitz in einen Baum, woraus man auf keine leitende Kraft der Schienen schliessen wollte. An demselben Tag Morgens früh Gewitter mit Blitzschlag zu Merseburg auf den Sixtusthurm, welcher ausbrannte, ebenso an demselben Tage Morgens Gewitter mit Blitzschlägen in der Gegend von Weimar; zu Apolda und Blankenhain.

Am 2. Oktober zu Königsberg heftiges Gewitter mit Blitzschlägen an mehreren Orten der Umgegend.

Am 16. December Nachmittags Hagelschlag mit Sturm und zündendem Blitzschlag von violettrother Farbe in den Stephani-Kirchthurm zu Goslar. An demselben Tag 4½ U. Abends Blitzschlag unter Hagelsturm in den Johannisthurm zu Göttingen, der Blitz sprang ab auf den Blitzableiter der Bibliothek und des Endbindungshauses und schmolz die Leitungsdrähte mit einem Feuerregen.

Am 17. December Blitzschlag auf das Münster zu Ulm.

f) Stürme und Orkane.

Vom 19—20. Januar starker Sirroccosturm zu Neapel.

Am 25. Januar Stürme zu Liverpool.

Am 27. und 28. Januar Weststurm mit Gewitter zu Rom.

Am 1. Februar zu Rom Gewittersturm mit Hagel.

Am 3. Februar Orkan im Neapolitanischen, namentlich der Provinz Otranto. Stürme zu Anfang Februars im tyrrhenischen Meere. Stürme und Schnee in den Pyrenäen.

Zu Anfang Februars Stürme mit Schnee in Nordamerika (Neuyork).

Am 8. Februar Stürme in dem griechischen Meere (Smyrna), bei Sicilien, Rom und Florenz.

Den 16. März Siroccosturm in Palermo.

Am 14. und 15. Mai Sturm im schwarzen Meer.

Am 22. Juni Orkan in Schlesien.

Am 8. Juli Mittags furchtbarer Orkan zu Halmstad in Schweden mit Donner und Regen.

Am 9. Juli Morgens ein Orkan bei Würzburg.

Vom 12 — 14. Juli NO.-Stürme in Algier.

Am 23. Juli Abends Orkan in Syrien (Beyrut).

Am 21. August zu Halmstad in Schweden ein Orkan mit starkem Zurückweichen des Meeres, das in wenigen Minuten mit grosser Gewalt zurückkehrte; um dieselbe Zeit ein vulkanischer Aschenfall in der Nähe der Orkneys, von NW her.

Am 27. August ein heftiger Orkan bei Arnhem.

Am 18. September 5½ h. Abends zu Schwerin ein Orkan von 5 Min. Dauer mit Regen, Blitz und Donner und vielen Verheerungen.

Vom 10 — 17. Oktober Stürme bei Constantinopel.

Am 17. und 18., 20. und 21. Okt. Stürme in der Nordsee; in der Bay von Wick wurde die See von O her weit in das Land hinaufgetrieben.

Am 21. Oct. grosse Sturmfluth zu Hamburg, an den friesischen und holländischen Küsten, an der Nordküste von Schottland und den Orkneys.

In der Nacht vom 22 — 23. Okt. SO-Sturm mit Gewitter in den Meeren von Sicilien.

In der Nacht vom 27 — 28. Okt. Orkan auf der Insel Gottland; desgleichen bei Memel.

Am 3. Dec. ein heftiger Orkan im Bezirk von Tinivelli (Madras) in Ostindien.

Am 12. Dec. Siroccosturm in den italienischen Gewässern. Sturm auf dem Bodensee

Am 20. und 21. Dec. Sturm an den englischen Küsten, besonders an der SO-Spitze.

Am 25. Dec. Sirocco mit Regen im adriatischen Meere (Venedig).

Am 27. Dec. und den vorhergehenden Tagen Stürme an den Küsten von Irland und England.

Vom 22 — 27. Dec. Stürme in den italienischen Meeren.

g) Trombe n.

Den 17. Juni Nachmittags sei zu Ulm gegen Reutti mitten auf der Donau eine Wasserhose beobachtet worden, die sich bald in Regen auflöste.

Am 22. Juni 2 — 3 h. Mittags entstand eine Windhose bei Schloss Lichtenstein, auf der Höhe der württemb. Alp, welche in einer Breite von 300 Schritt und einer Länge von 1¾ Stunden in der Richtung von W — O grosse Verheerungen in den Wäldern anrichtete.

In der Nacht vom 22—23. Juni entstand eine Windsbraut (Trombe) in der Gegend von Gleiwitz in Schlesien, welche von W – O ziehend und an Breite zunehmend grosse Verheerungen in den Wäldern bis über die polnische Grenze hinaus anrichtete.

Am 29. Juli Mittags 11—12 h. eine Windhose auf der Fläche zwischen Rhein und Neckar bei Schwetzingen und Heidelberg in einer Breite von 100—200 Schritten von Birkenheim an bis gegen Heidelberg; viele Bäume wurden auf der Strasse umgerissen, viele Vögel fand man getödtet.

Am 19. August Mittags 12 h. 35′ eine Windhose im Thal Mouville bei Rouen, welche in 2 Minuten zahlreiche Bäume und Häuser einriss; sie erstreckte sich bei einer Breite von 10 Meter 1½ Stunden weit, ging jedoch nicht gerade aus, sondern im Zickzack.

Am 29. August zog eine Windhose von Schloss Monnise gegen Trier mit grossen Verheerungen an Korngarben und Häusern. An demselben Tage eine Windhose zu Zevenbergen in Nordbrabant, wodurch Häuser und Gärten verwüstet wurden.

b) Vulcanische Ausbrüche und Erderschütterungen.

Am 16. Jan. Nachts Erdstösse zu Thessalonich.

Am 23. Jan. zu Triest 3malige Erdstösse.

Vom 24—25. Jan. leichte Erdstösse zu Posilippo und in der Umgegend von Puzzuoli. Der Vesuv war seit 5 Wochen ganz ruhig.

Am 27. und 28. Januar bei stürmischer Witterung Erdstösse in der Umgegend von Rom.

Vom 6—7. Febr. Nachts Erdstoss in Calabrien.

Vom 3—4. und 7—8. Febr. Erderschütterungen mit darauf folgenden Stürmen zu Smyrna.

Am 19. Febr. Erdbeben und Kothergus vom Vulcan Ruiz in Neugranada.

Am 21. Febr. Morgens zu Alexandria und Kairo 3 wellenformige Erdstösse.

Am 25. Febr. Erdstoss zu Nanten und Umgegend.

Am 2. März Erdstoss zu Alicante mit krachendem Geräusch.

Am 3. April 5 h. Morgens Erdstösse zu Genua, Parma, Guastalla, Reggio, Verona.

Am 7. April Nachmittags gegen 4 h. heftiges, zerstörendes Erdbeben zu Mexico; um 6¾ und 7¼ h. zwei leichtere Erdstösse. Dasselbe wurde bis Vera Cruz und zur britischen Insel St. Thomas gespürt. Am 10. ein geringerer Erdstoss zu Mexico.

In Transkaukasien sollen vom Jan. bis April häufige Erderschütterungen stattgefunden haben.

Am 14. April Erdstösse zu Murcia in Spanien.

Am 3. Mai zu Potenza in Neapel ein wellenförmiger Erdstoss.

Am 18. 19. 22. Mai Erdstösse zu Corleone, am 23. zu Salmona im Neapolitanischen.

Am 31. Mai Erdstösse zu Castrovillari.

Am 10. Juni Erdstoss in Gastein und der Umgegend.

Im Laufe Junis soll ein (geringer) Lavaerguss am Vesuv aus einem neu gebildeten Kegel im Krater stattgefunden haben.

Am 10. Juli zu Basilicata Erdstösse.

In der Nacht vom 12—13. Juli 2 Erdstösse leichter Art zu Messina.

Am 18. Juli sey unter 36° 40′ 56″ und 13° 14′ 36″ w. L. von Greenwich ein unterirdischer vulkanischer Ausbruch beobachtet worden.

Am 23. und 25. Juli Erdstösse zu Burrisal in Ostindien, zu Assam u. a. O.

Im Laufe Julis soll die Stadt Magnesia in Kl. Asien durch ein Erdbeben verwüstet worden seyn.

Am 25. Juli 7½ U. Abends Erdstoss von O—W in der Normandie, zu Yvetot, Gerville, St. Ouen u. a. O.

Zu Ende Julis erschienen rothe und gelbe Feuerdämpfe aus dem Krater des Vesuvs die den Gipfel einhüllten.

Am 6. Aug. in Ostindien bei Cherra Poonju ein heftiges Erdbeben.

Am 16. August 4 h. 38′ Mittags ein sehr starkes Erdbeben zu Ragusa (eines der stärksten seit 14. Sept. 1843), mit unterirdischem Heulen, von 8 Sekunden Dauer, Anfangs wellenförmig, später rüttelnd; wenige Minuten zuvor erhob sich das Meer plötzlich über sein Niveau und trat auf die Küste über. Am 17. Aug. 4 h. und 9 h. 45′ Abends 2 weitere Stösse. Am 18. 3 h. 47′ Nachmittags ein weiterer; ebenso am 19. 4 h. 15′ Nachmittags und am 20. 6 h. 7′ Abends.

In der Nacht vom 20—21. August heftige Erdstösse in Algier.

Am 21. August gleichzeitig mit einem ungeheuren Aschenfall bei den Orkneys beobachtete man bei Halmstadt in Norwegen während eines Orkans ein starkes Zurückweichen des Meeres. 1755 und 1783 während der Erdbeben in Lissabon und Messina beobachtete man dieselbe Erscheinung.

Nach Berichten vom 27. August ergoss der Vesuv nach einigen Tagen Ruhe wieder Lava und der Krater wuchs täglich mehr empor.

Am 2. Sept. Anfang eines furchtbaren Lava-Ausbruchs des Hekla; erneuerter Aschenfall auf den Orkneys.

Am 7. Sept. 2 h. 10′ Nachmittags starker Erdstoss zu Calcutta; gleichzeitig sey eine Feuerkugel gesehen worden.

Am 9. Sept. Erdstösse in Catalonien an mehreren Punkten; sie wiederholten sich am 7. Okt. mehrfach beinahe eine ganze Woche lang.

Am 10. Okt. Erdbeben auf Mytilene mit mehreren Stössen von 12—3 h. Mittags, bis zum 15. wiederholte Erdstösse; gleichzeitig auf Scio, Foglieri, Karaburnu und in Smyrna. Am 11. auch zu Constantinopel eine leichte Erschütterung. Die Erdstösse zu Mytilene dauerten bis Ende Oct. fort.

In der Nacht vom 26—27. Okt. ziemlich starker Erdstoss zu Constantinopel.

Am 28. Okt. erneuerte sich der Hekla-Ausbruch nach kurzer Ruhe, die Rauchsäule stieg auf 1200 Faden Höhe, der Aschenregen drang bis Reikiawik. Auch der benachbarte Fjallioo Jokul warf Rauch, Feuer und Asche aus. Die Eruption dauerte im November fort.

Am 22. Nov. 7—8 h. Mgs. in der Umgegend von Solothurn und in Oberaargau eine Erderschütterung.

Am 27. November ein leichtes Erdbeben zu Veracruz.

Am 30. November 11 h. Abends 2 wellenförmige Erdstösse zu Palermo; am 3. Decem. wiederholte Erschütterungen daselbst.

Am 1. Dec. 4 h. Abends Erdbeben zu Ragusa, am 5. 12½ h. Nachts ein 2tes daselbst und in Zara u. a. O. Dalmatiens. Vom 1—5 wurden wiederholte schwächere Stösse gespürt.

In der Nacht vom 11. December 2 leichte Erdstösse während eines Gewitters zu Constantinopel. Auch zu Smyrna spürte man leichte Erdstösse.

Mitte Dec. leichtes Erdbeben zu Palermo und Trapani.

Am 21. Dec. 9 h. 40′ Abends wellenartige Erderschütterung zu Triest mit unmittelbar darauf folgendem dichtem Nebel und nach 5tägigem Regen, der 2 Stunden zuvor aufhörte. Der Erdstoss wurde auch in Venedig gespürt. Ganz um dieselbe Zeit (9 h. 40′ Abds.) wurde auch zu Laibach eine heftige Erderschütterung gespürt. Sie erstreckte sich bis nach Illyrien und das Küstenland bis nach Klagenfurth. Gegen 2 h. Morg. ein schwächerer Erdstoss zu Laibach.

In der Nacht vom 21—22 Dec. spürte das Dampfboot zwischen Neapel und Palermo gegen 2 h. einen heftigen Erdstoss von 2 Sec. Auch im Sabinergebirge bei Rom wurden Erdstösse gespürt.

b) Ueberschwemmungen und Regengüsse.

Im Januar ungewöhnliche Regengüsse auf Jamaica.

Im letzten Drittel Januars starke Regengüsse in Algerien.

Am 2. Februar Ueberschwemmung des Tiber zu Rom in Folge eines Gewitters am 1.

In der Gegend von Algier und in Oran entstanden in Folge heftiger Regen- und Schneefalle Ueberschwemmungen um Mitte Februars.

Ebenso in der 2ten Hälfte Februars in Neapel Ueberschwemmungen durch anhaltende Regengüsse und Gewitterstürme.

Zu Anfang März (8.) erneuerte Ueberschwemmung des Tiber zu Rom; ebenso am 15.

Der Eingang des Niagara in Canada hat grossen Schaden durch Ueberschwemmung angerichtet.

Zu Ausgang März (28—30.) traten allenthalben in Deutschland Ueberschwemmungen in Folge des schnellen Thauwetters und der grossen Schneemassen ein, mit mehr oder weniger Schaden. Auch in Frankreich erfolgten Ueberschwemmungen, welche theilweise bis in den April hinein dauerten. Seit 1784 seien keine so grosse Frühlingsfluthen gewesen.

Zu Ausgang März (28?) Wolkenbruch mit Ueberschwemmung bei Bretten im Badischen.

Zu Anfang Aprils traten die Flüsse in Preussen, Polen, Galizien, Böhmen Schlesien, Ungarn und Russland aus.

Am 24. April Gewitter mit Wolkenbruch und Blitzschlag zu Wien.

Zu Anfang Mais grosse Ueberschwemmung des Dnipers. Ebenso Ueberschwemmung des Mississippi. Mitte Mais Regengüsse und Ueberschwemmung der untern Donau, der Save und der Flüsse Niederungarns.

Am 29. Mai Gewitter und Ueberschwemmung der Saale bei Jena. Ebenso im Voigtlande.

Zu Anfang Junis Ueberschwemmungen der Flüsse in Baiern (Pegnitz, Iller, Donau) und des Mains bei Frankfurt, des Rheins von Rheineck bis Cöln, in Folge anhaltender Regengüsse. Wolkenbrüche in der Schweiz, in Schlesien u. a. O.

Am 8. Juni Wolkenbruch bei Krimitzschau. In der Nacht vom 8—9 Wolkenbruch in St. Gallen; ebenso bei Dresden; desgleichen im Kreis Wohlau in Schlesien.

Am 15. Juni Wolkenbruch in Schlesien Kreis Münsterberg.

Am 20. Juni ebenso im Vorarlbergischen.

Am 9. Juli 4 h. Nachmittags schwoll das baltische Meer bei Libau plötzlich an, und überschwemmte in einer Höhe von 5 Fuss die Ufer und den Hafen, nach 10—15 Min. sank das Wasser wieder.

Zu Ausgang Junis Ueberschwemmungen im südlichen Tyrol bei Trient und Neumarkt in Folge schnellen Schneeschmelzens durch Regengüsse.

Aus England wurden Mitte Julis heftige Regengüsse berichtet, welche die Halmfrüchte zu Boden legten.

Vom 16—21 Juli starke Regengüsse im Krakau'schen mit Ueberschwemmungen.

Vom 17—19 Juli grosse Ueberschwemmung in Galizien, in Ungarn und Polen in Folge von Regengüssen. In Eperies u. a. O. setzten sich diese Ueberschwemmungen bis in den August fort. — Ueberschwemmungen und Regengüsse im Kaukasus.

Am 23. Juli plötzliches Steigen der Weichsel bei Krakau u. a. O. in Folge von Regengüssen. Ebenso der Oder. An demselben Tage Wolkenbruch im Kanton Bern im Gebiet der Niesenkette im Frutigen-Thal.

Am 23. begann der Nil zu steigen.

Im Laufe Julis waren die Niederungen der Oder noch immer überschwemmt, während in dem höheren Lande Dürre herrschte.

Zu Anfang Augusts erneuerte plötzliche Ueberschwemmung der Niederoderbrüche und der Weichselniederungen.

Am 30. August Ueberschwemmung der Etsch zu Trient.

In England war die Erndte wegen Nässe nicht befriedigend. Regengüsse im August in Frankreich; zu Ausgang Augusts in Rom.

Am 4. Sept. ungewöhnlich hohe Fluth mit Ueberschwemmung zu London.

Aus Calcutta wurde unter dem 6. Sept. grosse Ueberschwemmung in der letzten Zeit im untern Bengalen berichtet.

Vom 30. Sept. wurde eine nicht befriedigende Ueberschwemmung des Nils berichtet.

Vom Anfang Oktobers an fortdauerndes Regenwetter in Rom.

Im Oktober traten in Westindien wohlthätige Regengüsse ein.

In Canada herrschte regnichte Herbstwitterung.

Am 21. Okt. 4½ h. Mgs. Sturmfluth und grosse Ueberschwemmung zu Hamburg, Rotterdamm, Emden, Bremen etc.

In den Herbstmonaten seien wiederholte Ueberschwemmungen des Kuban und seiner Nebenflüsse erfolgt.

Im Laufe Nov. Regengüsse in Portugal (Coimbra und Figueira).

Am 10. November Regengüsse in Rom.

Am 12. Dec. 11 h. Nachts Stromfluth und Ueberschwemmung zu London; ebenso an den Küsten von Belgien.

Am 15. Dec. hohe Fluth zu Antwerpen. Mitte Dec. Ueberschwemmung der Rhone und Saone.

Zu Ende Decembers (29.) Ueberschwemmung des Mains, Rheins, der Schelde und der Mosel. Sturmfluth bei Ostende.

k) Trockenheit und Wassermangel.

Im Laufe des Winters (Febr.) hatten der Rhein und die übrigen Flüsse Deutschlands sehr niedrigen Wasserstand.

Aus Constantinopel wurde vom Ausgang Febr. mehrmonatliche Dürre und Wassermangel berichtet, erst in den letzten Tagen war anhaltender mit Schnee vermischter Regen erschienen.

In Syrien hatte man während des Winters gänzlichen Regenmangel und in Folge dessen Misserndte im Sommer, von Aleppo an bis Hebron. Auch in Griechenland wurde vom Ausgang März über anhaltende Dürre berichtet.

In der ersten Hälfte des März herrschte auf der schwäbischen Alp in Folge des strengen Frosten Wassermangel.

In den Frühlingsmonaten soll auf Florida Dürre geherrscht haben.

Im Mai und Juni fortdauernde Trockenheit in Syrien.

In der ersten Hälfte Julis grosse Dürre in Niederschlesien, Posen, preussisch Sachsen u. a. preussischen Provinzen, ebenso in Böhmen. Die Gewitter die vom 8ten an ausbrachen, fielen in die Gebirge der Sudeten vom Westrande bis zum östlichen und brachten fast täglich Regen, während tiefer im Lande hinab die frühere Trockenheit fortdauerte. Die Oder wurde sehr hoch angeschwellt.

In Constantinopel und Umgegend dauerte der Wassermangel in Juli fort. Ebenso in den neurussischen (südlichen) Provinzen.

Im östlichen Theil des Erzgebirges hatte man im Juli Regenmangel und grosse Dürre, welche bis in die oberen Gegenden der Elbe sich erstreckte.

Im Laufe des Sommers herrschte in den Staaten Ohio und Michigan Dürre bis in den August hinein, auch in den mittleren und südlichen Staaten bis Neuyork; das Wasser fiel bedeutend in den grossen Strömen, in den südlichen Staaten verbrannte das Welschkorn, die Baumwoll- und Reisernte war in Südcarolina gering. Auch auf Jamaica herrschte bis in den August Dürre.

Im Juni und Juli Trockenheit und Wassermangel unter drückender Hitze

im südlichen Russland; im August in Taurien und Sympheropol; es fehlte gänzlich an Regen.

In den Sommermonaten herrschte nach Berichten vom 4. August in Schweden, namentlich Upland und Wermeland grosse Dürre; im vorigen Jahr herrschte Nässe.

Nach Berichten vom Anfang Augusts herrschte grosse Hitze und Wassermangel in Taurien (Sympheropol). Dasselbe wurde aus Litthauen berichtet.

Um den 18. Nov. ungewöhnlich niedriger Wasserstand der Donau bei Ulm.

l) Ungewöhnliche Wärmeerscheinungen.

Im Laufe Decembers 1844 und Januars 1845 sehr milde Temperatur auf den Gebirgen der Schweiz und in Deutschland bis in den Norden.

Im December 1844 und Januar 1845 anhaltende warme Witterung in Neapel und Sicilien, die höchsten Berge waren schneelos, selbst der Aetna zeigte wenig Schnee; es herrschte häufiger Sirocco.

Aus Schlesien und Böhmen wurde vom Januar ungewöhnliche milde Winterwitterung und fast gänzlicher Schneemangel und seit 6 Wochen klarer Himmel berichtet.

Auch von Petersburg wurde Mitte Januars fortdauernde ungewöhnlich milde Witterung berichtet. Die Rhede von Reval wurde erst am 17. Jan. völlig mit Eis belegt.

Auch in Aegypten hatte man (Bericht vom 20. Jan.) seit lange keinen so gelinden Winter gehabt.

Am 29. Jan. Eisgang bei Hamburg. Am 30. Weichen des Eises von dem Hafen von Odessa.

Vom 16. Febr. wurde aus dem Norden der skandinavischen Halbinsel sowie dem nördlichen Russland ein durchaus ungewöhnlich gelinder Winter mit der heitersten Witterung berichtet. Erst im Anfang Februars brachte ein SW-Wind Schnee in Christiania, der aber bald wieder ging.

Am 23. Febr. Eisgang auf dem Rhein.

Am 27. Febr. hatte man zu Genua + 23° R.

Vom 10—18. März zu Palermo ein ungewöhnlich heisser Sirocco, die Lufttemperatur im Schatten stieg bis + 29,6°. In Rom schönes Wetter und bis + 18° R. Auch in Algerien hatte man noch + 27° C. nach Sonnenuntergang. In Aegypten sey der ganze Winter ungewöhnlich mild gewesen.

Am 19. und 20. März ging das Eis von Mainz an aufwärts ab; am 20. das der Donau, am 26. das des Mains, überall ohne Schaden, nachdem am 27. überall schnelles Thauwetter eingetreten war.

Auf den Faröern und auf Island sey der Winter ungewöhnlich mild gewesen; ebenso die Frühlingswitterung.

In den Gegenden des schwarzen Meeres begann mit Ende Mais eine plötzliche Sommerwärme ohne allen Uebergang; in Odessa hatte man Anfangs Aprils + 17° R. im Schatten. In den russischen Ostseeprovinzen folgte, nach einem ungewöhnlich harten und anhaltenden Winter vom Februar an (— 24° R. zu Riga am 17. Febr.), erst am 10. April Thauwetter.

In der ersten Woche Junis erschien allenthalben in Deutschland eine ungewöhnlich grosse Hitze; zu Hamburg hatte man bis + 27°, Kassel + 27°, Leipzig + 28°; Dresden + 20,5; Cöln + 26°; Speier + 29°; Aschaffenburg + 25°; Ulm + 25°; Wien + 28°; in Galizien + 30°; Krakau + 25°; in Marseille + 30°. Viele Menschen starben auf den Feldern am Sonnenstich.

Zu Rom herrschte um den 28. Juli excessive Hitze und Trockenheit, bis zu + 33°.

Auch in Nordamerika herrschte in den nördlichen Staaten ungewöhnliche Sommerhitze. Aus Grönland wurde sehr warme und heitere Sommerwitterung berichtet.

Zu Anfang Augusts habe man auf den Dampfbooten, welche das rothe Meer befahren, bis + 98° F. (+ 29,3° R.) Lufttemperatur und + 68° F. (+ 24° R.) Temperatur des Wassers beobachtet.

Im August herrschte noch ungewöhnliche Hitze in Algier.

Aus Galizien wurde vom 17. Sept. erneuerte Sommerwärme berichtet, nachdem noch kurz zuvor die höchsten Gipfel der Karpathen mit Schnee bedeckt gewesen.

Vom 27 — 28. Sept. ungewöhnliche Hitze in Algerien.

Zu Anfang Decembers und im Laufe Novembers milde Witterung in Schlesien und in den Karpathengegenden.

In Schweden hatte man milde Witterung bis Anfang Decembers. Zu Ende des Monats war starke Winterkälte eingetreten.

m) Ungewöhnliche Kälteerscheinungen.

Im Dec. 1844 ungewöhnliche Kälte in Griechenland mit starkem Schneefall. Erst im Januar 1845 kam die gewöhnliche milde Frühlingswitterung.

Zu Anfang Januars grosse Kälte in Syrien (bei + 5° R. zu Aleppo).

Vom 13 — 17. Jan. starker Schneefall in den Alpen.

Im Laufe Januars bis Mitte Februars regnerische, kalte und stürmische Witterung zu Rom mit häufigen Temperaturwechseln von 12° in 24 Stunden.

Zu Ausgang Januars und Anfang Februars grosse Schneemassen im südlichen Deutschland, Ungarn und Oberitalien. In Neapel und Sicilien und dem südlichen Frankreich Regengüsse mit Gewitter und Hagel.

Am 2. Febr. Schnee auf den umliegenden Bergen von Rom, der erste in diesem Winter. Zu Ausgang Januars und Anfang Februars Schneefälle im südlichen Frankreich und in Algerien; Lawinen in Piemont, der Schweiz, Tyrol bis in den März hinein; auf dem St. Gotthart lag der Schnee 30' tief im März; am 4. Febr. war der Vesuv zum erstenmal mit Schnee bedeckt; am 8. alle umliegenden Berge bei Neapel, in der Stadt + 5° R. Schnee bei Palermo, Rom, Florenz. Starke Schneefälle in den neapolitanischen Gebirgen, desgleichen in den Karpathen in der ersten Hälfte Februars.

Auch aus Neuyork wurde von den ersten Wochen Februars, nach gelinder Winterwitterung, der Eintritt strenger Winterkälte mit grossen Schneemassen und Stürmen berichtet. Auch aus Texas wurde von Mitte Februars strenge Winterkälte berichtet; im Februar aber begann der Frühling.

von ſolchen, die nur die Privatandacht zum Zwecke haben, oder die den Bedürfniſſen und Einrichtungen beſonderer religiöſen Vereine, wie der Herrnhutiſchen z. B., entſprechen. Von der Gemeinde ſoll nur geſungen werden, was in dem gläubigen Bewußtſeyn, in der chriſtlichen Erkenntniß, in der ſittlichen Erfahrung eines Jeden, der am Geſange Theil nimmt, einen Anklang findet. Was nicht nothwendig und allgemein in die religiöſen Gefühle und ſittlichen Zuſtände jedes chriſtlichen Gemüthes auf dem Wege der Buße und Bekehrung, auf dem Gebiete der Sünde und des Glaubens hereingehört, iſt von dem Kirchenlied, und ein anderes Lied, welches beſondere Erfahrungen, eigenthümliche Vorſtellungen, individuelle Verhältniſſe, behandelte, iſt von dem kirchlichen Geſangbuch auszuſchließen. Aber auch von dem, Allen gemeinſchaftlichen Gefühl und Glauben darf in dem Kirchenliede nicht ſo die Rede ſeyn, wie es wieder nur der individuelle Ton des Gemüthes, der Ausdruck eigenthümlicher Anlage und Regung iſt, wie z. B. die vertrauliche Anſprache Gottes und des Erlöſers, wie die kindliche, bei den frömmſten Dichtern der Vorzeit und der Gegenwart, zumal Gerhard und Claudius, bis an den Scherz ſtreifende Laune. Sodann ſind alle, einen außergottesdienſtlichen Zweck betreffenden Lieder bei einer ſtrengen Handhabung des Princips auszulaſſen; Morgen- und Abendlieder finden, mit Rückſicht auf beſtehende oder mögliche Morgen- und Abendgottesdienſte, Raum; aber Tiſchlieder, Standeslieder, Reiſelieder u. dgl. ſind fremde Waare, die Weſentlicherem hier den Platz verſperrt. Wo keine geiſtlichen Lieder für die Jugend mit den eingeführten Schulbüchern vereinigt ſind, mögen Schullieder einen Anhang des Geſangbuchs der Gemeinde bilden, wie denn auch die Schule, der tieferen Anſicht gemäß, die Vorhalle der Kirche, die Pflanzſtätte der Gemeinde iſt. Aber man ſollte darauf hinwirken — und wie leicht kann es bei der jetzigen Wohlfeilheit des Drucks geſchehen — daß neben der Kirche, welche das gottesdienſtliche Geſangbuch für ſich in Anſpruch nimmt, ächte geiſtliche Jugend- und Schullieder, Haus- und Berufslieder verbreitet würden im Volke, dem ſolche fliegende Blätter heilſamer, wie den Obrigkeiten willkommener wären, als die abgeſchmackten Reime und abergläubiſchen Geſchichten unzähliger Tractaten.

Ueber den Zweck eines kirchlichen Geſangbuchs haben ſich einzelne Stimmen dahin geäußert, daß für den Geſang einer aus

Am 10. Febr. starker Schneefall zu Paris bei — 5° C; an demselben Tage zu Florenz; vom 10—14. in den Vogesen. Auch in Portugal begann, nach sehr gelindem Wetter, im Februar rauhe, windige Witterung.

Vom 6—12. Febr. hatte man Nachts Frost in Constantinopel. Starke Kälte (bis — 25° R.) zu Petersburg in der ersten Hälfte Februars. In der zweiten Hälfte grosse Schneestürme in Bessarabien, Volhynien, Podolien. In Augsburg froren am 10. die Wasserwerke bei — 22° R. ein. Allenthalben lag der Schnee sehr tief.

Am 14. Febr. der Rhein bei Mannheim völlig zugefroren. Ebenso der Untersee des Bodensees.

Am 20. und 21. — 3° R. in Neapel bei scharfem NO; am 22. Siroccosturm; zu Triest — 5° R. mit Bora und Schneegestöber um den 21. Febr.

In der ersten Hälfte Febr. fielen auch in Ungarn und Siebenbürgen ungeheure Schneemassen.

Am 21. Febr. — 21° R. zu Ulm, bei 6' hohem Schnee; zu Augsburg — 22° R.; in Thüringen lagen ungeheure Schneemassen. Der Eisenbahndienst wurde an vielen Orten in Deutschland und Frankreich durch die Schneemassen gehemmt. Wilde Thiere und Vögel verhungerten.

Am 24. Febr. wurde zwar nicht sehr strenge, aber anhaltende Winterkälte aus Dänemark berichtet, der grosse Belt war seit einigen Tagen vollständig, der Sund seit dem 23. gefroren, der kleine Belt voll Eis. Diese Kälte stieg bis zum Ausgang Febr. noch höher, und die Belte blieben bis in den März hinein gefroren. Auch aus Stockholm wurde anhaltende strenge Winterkälte berichtet, welche bis in den März hinein mit grossen Schneefällen dauerte.

Am 20. Febr. hatte man nach 3 monatlichem gelinden Winter — 24° R. zu Christiana. Um dieselbe Zeit strenger Winter und grosse Schneemassen in Algerien; ebenso in Marocco; die dortige Küste und die gegenüberliegende spanische waren mit Schnee bedeckt.

Vom 27. Februar an erneuerte starke Schneefälle in Deutschland, bis in den März hinein, viele Eisenbahnen in Norddeutschland wurden gänzlich eingeschneit; starke Schneefälle in Schlesien, der Schweiz. u. a. O.

Auch in den südrussischen Provinzen war der Winter sehr streng; um Mitte Novembers zu Eriwan bis — 7° R., während im Norden der Winter sehr gelinde war; es erfroren viele Weinstöcke bei Eriwan. Im Innern Kaukasiens herrschte vom Januar bis April anhaltende Kälte (bis — 8° R.) mit häufigen Erderschütterungen.

In der ersten Hälfte März und namentlich vom 14—16. erfolgten allenthalben in Deutschland erneuerte grosse Schneefälle und Kälte auf dieselben. Die Weinberge litten im südlichen Deutschland stark durch den anhaltenden Winterfrost. In dem Rheinthal (bei Rastadt) hatte man bis über — 22° R. In Oesterreich sei fast gar kein Schnee bis zum März gefallen, wo er in der ersten Hälfte dann Schuhtief fiel. Am 8. März stellte sich das Rheineis bei Mainz aufs Neue. Diese Winterwitterung mit Schnee und Frost erstreckte sich auch bis in die pyrenäische Halbinsel, im ersten Drittel des März er-

froren Pfirsiche und Aprikosen zu Lissabon, und Stürme richteten Verheerungen an den Orangen an; bis Ausgang April's herrschte rauhe, neblichte und regnichte Witterung und erst Mitte Mais erschien Frühlingswitterung.

Am 21. April begann erst der Eisgang der Düna.

Zu Anfang Mais wiederholte regnichte und kalte Witterung in Italien, (Florenz, Rom, Neapel) und dem südlichen Frankreich, um den 12. März soll es in der Gegend von Montpellier geschneit haben. Mitte Mais Schnee in den Vogesen und dem Schwarzwalde. Am 25. Mai wurde tiefer Schnee aus Tyrol berichtet.

Zu Ende Mais kalte Witterung zu Petersburg, die Newa voll Eis, der finnische Meerbusen mit Eis bedeckt.

In den Gebirgsgegenden der südlichen Schweiz (Graubündten) begann der wirkliche Winter erst im April und vom 10. an fielen grosse Schneemassen; auch der Mai blieb winterlich und brachte Schnee in den höheren Bergthälern; Ende Mais waren die Seen des Oberengadins noch mit Eis belegt, erst mit Anfang Junis konnten die Pässe des Julier, Splügen und Bernhardins wieder passirbar gemacht werden.

Am 18. Mai erfolgte zu Wangen im Allgäu noch Schneefall bei + 3° R; am 19. und 20. zu Schrammberg 2" hoch; ebenso bei Balingen.

Zu Ausgang Mais fortdauernde kühle Witterung zu Neapel.

Im Caplande sei zu Anfang Junis (zu Grahamstown) Schnee gefallen.

Zu Petersburg rauhe Witterung bei Regenmangel zu Ausgang Mais und Anfang Junis. In Italien (Florenz und Neapel) um dieselbe Zeit rauhe Witterung und Regenwetter; ebenso in Spanien (Madrid).

Mitte Junis in Petersburg fortdauernde kalte Witterung.

In der ersten Hälfte Junis wurde aus dem nördlichen Schweden schroffer Wechsel zwischen trockenen und heissen Tagen und kühlen Nächten mit mehrfältigen Reifen berichtet.

Vom 21—29. Juni Schneefall in der Gegend von Erzerum mit beträchtlicher Kälte. Vom 18—25. Juni Schneefälle im Kaukasus.

Am 18. Juli sei zu Marrasch in Syrien tiefer Schnee gefallen.

Am 6. August fiel zu Kohlberg bei + 16° R. Luftwärme und OSO., während ein Gewitter im O aufstieg und längs dem Strande ein ziemlich bedeutender Seenebel sich entwickelte, die Temp. des Meerwassers von + 14°R. plötzlich auf + 8° R., ohne dass die Atmosphäre sich im geringsten abkühlte; am folgenden Tag war bei einer Lufttemp. von + 18° R. auf dem Land und + 15° R. auf der See die Temp. des Meeres + 5,5° R. geworden. Die Luftströmung wehte stets vom Lande her. Die Erscheinung wurde einer Meeresströmung zugeschrieben.

Mitte Augusts anhaltende nasskalte Witterung in Frankreich.

Im Hannöverischen vom 2—3 September Frost.

Am 7. Sept. Reifen in den milderen Gegenden Württembergs wovon Gartengewächse erfroren.

Am 27. Okt. wurden die Sudeten und Karpathen wieder mit Schnee

bedeckt und es trat schnell in Folge von NW.-Stürmen rauhe Witterung in den umliegenden Gegenden ein.

Am 2. Nov. hatte der Winter in den stirischen Gebirgen begonnen.

Vom 10—12. December grosse Schneemassen im baierischen Gebirge.

Am 13. December der erste Schnee zu Berlin. An demselben Tage war Rhede und Hafen von Kronstadt mit Eis bedeckt. In der Nacht vom 13. bis 14. Dec. starker Schneefall im Banat, der jedoch am 17. wieder schmolz; am 14. Schnee in Constantinopel der am 15. wieder ging. Am 15. Schneefall im südlichen Deutschland.

Mitte Decembers in den Apenninnen hoher Schnee und zu Rom — 2° R. in den Nächten. In Florenz hatte man auch etwas Schneefall. In Petersburg bis — 12° R. Die Newa ging mit Eis, Schnee lag nicht; erst vom 21. Dec. an hatte man Schnee bei gelinder Kälte.

Im Laufe Dec., namentlich am 24. Dec. grosse Schneemassen auf der schwäbischen Alp, in Oberschwaben und dem Schwarzwalde. An demselben Tag starker Schneefall in Oberitalien.

Vom 24—28. December Kälte mit Eis in den Nächten zu Rom bei klarer Witterung.

n) Aussergewöhnliche Erscheinungen.

a) Im Thierreich.

Im Laufe Januars wurden auf den Dünen der Niederlande ungewöhnlich zahlreiche Schwärme Seemöven gesehen.

In Schlesien hatte man im Winter wegen der ungewöhnlich milden Witterung ungeheure Schaaren von Feldmäusen. Auch in Oberschwaben hatte man (Balingen) viele Mäuse im April, die selbst in den Scheunen grossen Schaden stifteten.

Im Januar Heuschreckenschwärme in Aegypten. In den Frühlingsmonaten in Algerien *Acridium moestum* und *Oedipoden*-Arten).

Am 1. März und den folgenden Tagen seien viele 100 Schneegänse in die Tauber zu Mergentheim eingefallen, dagegen blieben die Schnepfen aus.

Vom Anfang Aprils an bis in den Juli hausten Heuschrecken in Syrien; im Laufe Aprils kamen die Heuschreckenschwärme bis Constantinopel. Am 29. wurden solche mit einem Sirocco-sturm bis Algier getrieben, und flogen weithin in die See; das Land litt bis tief in den Mai hinein unter dieser Plage.

Im Laufe Mais Heuschrecken in Spanien (Ciudadreal).

Zu Anfang Junis zeigten sich die Kolumbaczer-Mücken in Siebenbürgen und der Moldau.

Im Laufe Junis hatte man Verwüstungen durch die Larven der *Geometra brumata* im Pfullinger-Thal u. a. O. Württembergs.

Zu Anfang Julis hausten Heuschreckenschwärme in Griechenland; im Laufe Julis bei Constantinopel, Kertsch u. a. O. am schwarzen Meer.

In Belgien entstanden grosse Verwüstungen durch die Baumraupen.

Am 22. August 6 h. Ab. zog eine grosse Heuschreckenwolke von N—S über die Stadt Feodosia in der Krim, ihre Länge schätzte man auf 10 Werste.

Im September Mäusefrass in Oberschwaben.

Zu Anfg. Okt. wurden aus Calw Verwüstungen durch Engerlinge berichtet.

Im Oktober und November Mäuse in der Gegend von München, Ulm, Rottweil u. a. O.

b) Im Pflanzenreich.

Reife Kirschen hatte man zu Esslingen am 9. Juni; ebenso zu Pfullingen reife Erdbeeren zu Pfullingen am 11. Juni.

Die ersten weichen Trauben zu Würzburg den 11. August, zu Oehringen Kleinbottwar, Winnenden, Hohenecck den 15. August, zu Bissingen bei Kirchheim den 17. August, zu Oehringen am 11. Sept. völlig reife Clevner.

Im Oktober blühten die Birnbäume während warmer Sommerwitterung zum zweitenmal an vielen Orten in Württemberg.

Vom 25. Dec. wurde von Marseille sehr milde Witterung mit Blühen von Kräutern und Ausschlagen der Sträucher berichtet.

14. Beobachtete Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Die letzten Schneegänse.

Oberstetten	31. März.	Schopfloch	9. April.
Amlishagen	18. Februar.	Pfullingen	6. März.
Rosefeld	20. März.	Sigmaringen	22. „
Oehringen	28. Februar.	Tuttlingen	28. „
Esslingen	26. März.	Wangen	6. „

Mittlere Zeit 23. März. Unterschied 40 Tage.

Die ersten Lerchen singen.

Oberstetten	24. Februar.	Giengen	12. März.
Amlishagen	1. April.	Pfullingen	14. „
Rosefeld	26. März.	Sigmaringen	24. Februar.
Oehringen	1. April.	Tuttlingen	25. März.
Esslingen	7. März.	Wangen	4. „
Hohenheim	8. „	Issny	28. Februar.
Schopfloch	8. „		

Mittlere Zeit 11. März. Unterschied 36 Tage.

Ankunft der Storchen.

Oberstetten	28. März.	Giengen	27. März
Crailsheim	18. „	Pfullingen	13. „
Oehringen	18. „	Schwenningen	18. „
Esslingen	16. „	Tuttlingen	12. April.
Hohenheim	24. „	Issny	15. März.

Mittlere Zeit 22. März. Unterschied 29 Tage.

Anfang des Pflügens.

Oberstetten	31. März.	Ulm	9. April.
Amlishagen	3. April.	Pfullingen	4. „
Rossfeld	3. „	Schwenningen	2. „
Canstatt	3. „	Tuttlingen	4. „
Esslingen	7. „	Sigmaringen	1. „
Hohenheim	6. „	Wangen	3. „
Schopfloch	6. „	Isny	7. „
Giengen	7. „		

Mittlere Zeit 3. April. Unterschied 7 Tage.

Blühen des Seidelbasts. (Daphne mezereum.)

Oberstetten	1. April.	Giengen	12. April.
Amlishagen	13. „	Ulm	23. „
Rossfeld	10. „	Pfullingen	6. „
Oehringen	3. „	Schwenningen	9. „
Canstatt	10. „	Sigmaringen	5. „
Esslingen	5. „	Tuttlingen	6. „
Hohenheim	7. „	Wangen	8. „
Schopfloch	18. März.		

Mittlere Zeit 7. April. Unterschied 36 Tage.

Ankunft der Drosseln.

Oberstetten	27. März.	Schopfloch	24. März.
Amlishagen	31. „	Sigmaringen	31. „
Rossfeld	5. April.	Wangen	3. April.

Mittlere Zeit 30. März. Unterschied 13 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	29. März.	Schopfloch	20. April.
Amlishagen	31. „	Giengen	6. „
Rossfeld	1. April.	Sigmaringen	3. „
Oehringen	3. „	Tuttlingen	4. „
Esslingen	1. „	Wangen	6. „
Hohenheim	2. „		

Mittlere Zeit 3. April. Unterschied 22 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

Oberstetten	11. April.	Giengen	15. April.
Amlishagen	17. „	Pfullingen	17. „
Rossfeld	16. „	Schwenningen	9. „
Oehringen	19. „	Sigmaringen	12. „
Esslingen	3. „	Tuttlingen	21. „
Hohenheim	9. „	Wangen	10. „
Schopfloch	3. Mai.	Isny	6. „

Mittlere Zeit 13. April. Unterschied 27 Tage.

Blühen der Veilchen. (Viola odorata.)

Oberstetten	13. April.	Ulm	20. April.
Amlishagen	13. „	Pfullingen	12. „
Rossfeld	20. „	Sigmaringen	11. „
Oehringen	10. „	Tuttlingen	16. „
Esslingen	5. „	Wangen	12. „
Hohenheim	11. „	Isny	8. „
Schopfloch	22. „		

Mittlere Zeit 12. April. Unterschied 17 Tage.

Blühen der Pfirsiche. (Amygdalus persica.)

Oberstetten	10. Mai.	Esslingen	10. Mai.

(Sie erfroren in den meisten Gegenden.)

Ausschlagen der Birken.

Oberstetten	23 April.	Schopfloch	10. Mai.
Amlishagen	28. „	Giengen	26. „
Rossfeld	27. „	Sigmaringen	1. „
Oehringen	25. „	Tuttlingen	25. April.
Esslingen	24. „	Wangen	3. Mai.
Hohenheim	23. „	Isny	1. „

Mittlere Zeit 28. April. Unterschied 17 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Oberstetten	29. April.	Schopfloch	28. Mai.
Amlishagen	30. „	Giengen	28. April.
Rossfeld	27. „	Sigmaringen	2. Mai.
Oehringen	27. „	Tuttlingen	3. „
Esslingen	26. „	Wangen	4. „
Hohenheim	26. „	Isny	3. „

Mittlere Zeit 2. Mai. Unterschied 32 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Elpersheim	20. April.	Hohenheim	24. April.
Oberstetten	8. „	Schopfloch	11. „
Amlishagen	18. „	Sigmaringen	18. „
Rossfeld	21. „	Tuttlingen	11. „
Oehringen	4. Mai.	Wangen	13. „
Esslingen	6. April.	Isny	24. „

Mittlere Zeit 14. April. Unterschied 28 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

Oberstetten	8. April.	Schopfloch	14. April.
Amlishagen	24. „	Sigmaringen	23. „
Rossfeld	20. „	Wangen	27. „
Esslingen	22. „	Isny	21. „

Mittlere Zeit 20. April. Unterschied 19 Tage.

Ankunft der Hausschwalben.

Elpersheim	9. April.	Schopfloch	27. April.
Oberstetten	30. März.	Giengen	8. „
Amlishagen	5. April.	Pfullingen	11. „
Rossfeld	9. „	Sigmaringen	18. „
Oehringen	3. Mai.	Tuttlingen	12. „
Esslingen	3. April.	Isny	21. „
Hohenheim	1. „		

Mittlere Zeit 12. April. Unterschied 34 Tage.

Erstes Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	27. Mai.	Hohenheim	6. Juni.
Amlishagen	28. „	Schopfloch	30. Mai.
Rossfeld	3. Juni	Tuttlingen	24. „
Esslingen	23. Mai.	Wangen	3. Juni.

Mittlere Zeit 29. Mai. Unterschied 14 Tage.

Blühen des Winterrepses. (Brassica napus.)

Oberstetten	30. April.	Schopfloch	15. Mai.
Amlishagen	30. „	Giengen	20. „
Oehringen	27. Mai.	Sigmaringen	5. „
Esslingen	3. „	Tuttlingen	15. „
Hohenheim	14. „		

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 21 Tage.

Blühen der Schlehen. (Prunus spinosa.)

Oberstetten	26. April.	Schopfloch	19. Mai.
Amlishagen	1. Mai.	Giengen	6. „
Rossfeld	6. „	Schwenningen	15. „
Oehringen	5. „	Sigmaringen	30. April.
Canstatt	25. April.	Tuttlingen	4. Mai.
Esslingen	29. „	Wangen	1. „
Hohenheim	9. Mai.	Isny	15. „

Mittlere Zeit 5. Mai. Unterschied 24 Tage.

Blühen der Kirschen.

Oberstetten	3. Mai.	Ulm	13. Mai.
Amlishagen	4. „	Pfullingen	1. „
Rossfeld	25. „	Schwenningen	14. „
Oehringen	4. „	Tuttlingen	21. „
Esslingen	28. „	Sigmaringen	16. „
Hohenheim	7. „	Wangen	10. „
Schopfloch	15. „	Isny	8. „

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 27 Tage.

Blühen der Pflaumen.

Oberstetten	9. Mai.	Rossfeld	17. Mai.
Amlishagen	8. „	Esslingen	1. „

Schopfloch	8. Mai.	Sigmaringen	29. Mai.
Giengen	28. Mai.	Wangen	8. „
Tuttlingen	26. „		

Mittlere Zeit 18. Mai. Unterschied 28 Tage.

Blühen der Birnbäume.

Oberstetten	11. Mai.	Schopfloch	2. Juni.
Amlishagen	11. „	Giengen	20. Mai.
Rosefeld	14. „	Pfullingen	15. „
Oehringen	4. „	Tuttlingen	30. „
Canstatt	8. „	Sigmaringen	27. „
Esslingen	30. April.	Wangen	25. „
Hohenheim	20. Mai.	Isny	23. „

Mittlere Zeit 16. Mai. Unterschied 34 Tage.

Blühen der Apfelbäume.

Oberstetten	20. Mai.	Schopfloch	24. Mai.
Amlishagen	23. „	Giengen	28. „
Rosefeld	26. „	Tuttlingen	28. „
Oehringen	2. „	Sigmaringen	28. „
Canstatt	15. „	Wangen	28. „
Esslingen	10. „	Isny	26. „
Hohenheim	25. „		

Mittlere Zeit 19. Mai. Unterschied 26 Tage.

Blühen der Maiblümchen. (Convallaria majalis).

Oberstetten	15. Mai.	Esslingen	16. Mai.
Amlishagen	15. „	Hohenheim	1. Juni.
Rosefeld	19. „	Schopfloch	30. Mai.
Oehringen	7. „	Tuttlingen	2. Juni.
Canstatt	20. „	Sigmaringen	31. Mai.

Mittlere Zeit 18. Mai. Unterschied 26 Tage.

Fliegen der Maikäfer.

Oberstetten	1. Mai. (wenige.)	Schopfloch	24. Mai.
Amlishagen	12. „	Pfullingen	1. Juni. (wenige.)
Rosefeld	21. „ (wenige.)	Tuttlingen	14. Mai. (wenige.)
Oehringen	1. „	Wangen	1. „
Esslingen	29. April. (wenige.)		

Mittlere Zeit 14. Mai. Unterschied 31 Tage.

Blühen der Wintergerste.

Rosefeld	16. Juni.	Schopfloch	13. Juni.
Esslingen	6. „	Schwenningen	1. Juli.
Hohenheim	6. „		

Mittlere Zeit 14. Juni. Unterschied 25 Tage.

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	5. Mai.	Schopfloch	12. Mai.
Rossfeld	20. „	Wangen	10. „
Esslingen	2. „	Tuttlingen	13. „
Hohenheim	25. „	Sigmaringen	16. „

Mittlere Zeit 12. Mai. Unterschied 18 Tage.

Erster Ruf des Wiesenschnarres (Rallus crex.)

Oberstetten	12. Juni.	Schopfloch	24. Juni.
Rossfeld	25. Mai.	Tuttlingen	21. Mai.

Mittlere Zeit 7. Juni. Unterschied 33 Tage.

Blühen des Roggens.

Oberstetten	9. Juni.	Giengen	12. Juni.
Amlishagen	12. „	Ulm	15. „
Rossfeld	13. „	Pfullingen	19. „
Oehringen	8. „	Schwenningen	1. Juli.
Canstatt	10. „	Tuttlingen	1. Juni.
Esslingen	6. „	Sigmaringen	21. „
Hohenheim	13. „	Wangen	15. „
Schopfloch	28. „	Isny	16. „

Mittlere Zeit 16. Juni. Unterschied 31 Tage.

Blühen des Dinkels. (Triticum spelta.)

Oberstetten	18. Juni.	Giengen	29. Juni.
Amlishagen	27. „	Ulm	27. „
Rossfeld	25. „	Pfullingen	17. „
Oehringen	24. „	Schwenningen	1. Juli.
Canstatt	30. „	Tuttlingen	29. Juni.
Hohenheim	24. „	Sigmaringen	28. „
Schopfloch	24. Juli.	Isny	1. Juli.

Mittlere Zeit 28. Juni. Unterschied 47 Tage.

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	29. Juni.	Schopfloch	30. Juli.
Rossfeld	14. Juli.	Tuttlingen	4. „
Hohenheim	1. „	Sigmaringen	21. „

Mittlere Zeit 11. Juli. Unterschied 31 Tage.

Blühen des Habers.

Oberstetten	11. Juli.	Giengen	9. Juli.
Amlishagen	15. „	Tuttlingen	27. „
Rossfeld	19. „	Sigmaringen	29. „
Esslingen	27. Juni.	Wangen	12. „
Hohenheim	14. Juli.	Isny	18. „
Schopfloch	12. August.		

Mittlere Zeit 17. Juli. Unterschied 34 Tage.

Blühen des Hollunders. (Sambucus nigra).

Oberstetten	14. Juni.	Schopfloch	8. August.
Amlishagen	20. „	Giengen	18. Juni.
Rossfeld	19. Juli.	Tuttlingen	28. „
Oehringen	25. Juni.	Sigmaringen	21. „
Canstatt	12. „	Wangen	14. „
Esslingen	10. „	Isny	28. „
Hohenheim	27. „		

Mittlere Zeit 24. Juni. Unterschied 49 Tage.

Blühen der Weinreben.

Oberstetten	3. Juli.	Canstatt	17. Juni. (allg. 28.)
Oehringen	22. Juni.	Stuttgart	10. „
Weinsberg	14. „	Esslingen	17. „ (allg. 1. Juli.)

Mittlere Zeit 19. Juni. Unterschied 19 Tage.

Blühen der wilden Rose. (Rosa canina.)

Oberstetten	13. Juni.	Giengen	16. Juni.
Amlishagen	19. „	Tuttlingen	22. „
Rossfeld	19. „	Sigmaringen	20. „
Oehringen	23. „	Wangen	20. „
Esslingen	15. „	Isny	6. Juli.
Schopfloch	8. Juli.		

Mittlere Zeit 22. Juni. Unterschied 25 Tage.

Heuerndte.

Oberstetten	30. Juni.	Giengen	12. Juni.
Amlishagen	19. „	Pfullingen	29. „
Rossfeld	19. „	Schwenningen	28. „
Oehringen	26. „	Tuttlingen	1. Juli.
Canstatt	11. „	Sigmaringen	26. Juni.
Esslingen	12. „	Wangen	17 „
Schopfloch	18. „	Isny	22. „

Mittlere Zeit 23. Juni. Unterschied 37 Tage.

Blühen der Linden.

Oberstetten	12. Juli.	Schopfloch	18. Juli.
Amlishagen	15. „	Giengen	20. „
Rossfeld	8. „	Tuttlingen	1. „
Oehringen	24. Juni.	Sigmaringen	18. „
Canstatt	25. „	Wangen	17. Juni.
Esslingen	24. „	Isny	9. Juli.
Hohenheim	24. Juli.		

Mittlere Zeit 7. Juli. Unterschied 37 Tage.

Flachserndte.

Oberstetten	1. September.	Giengen	1. September.
Amlishagen	3. „	Schwenningen	6. August.
Hohenheim	24. Juli.	Wangen	12. September.
Schopfloch	30. August.	Isny	3. August.

Mittlere Zeit 21. August. Unterschied 50 Tage.

verschieden denkenden und gesinnten Christen gemischten Gemeinde keine Darstellung der schon erfahrenen Wiedergeburt und der im Glauben gewonnenen Gemeinschaft Gottes zulässig sey, weil der unbekehrte, unerweckte Theil dieser Versammlung Dergleichen nicht aus reinem Bewußtseyn und froher Erlebniß mitsingen könne, demnach, wenn man ihn zu solchen Gesängen aufforderte, zum Lippendienst und zur Lüge veranlaßt werde. Allein dieser Behauptung liegt ein Mißverständniß zum Grunde. Auch von den frömmsten unter den Erweckten wird Keiner mit ganz reinem Gewissen, daß er die Welt überwunden habe, — und umgekehrt von Denjenigen, welche noch minder in Erkenntniß und Gesittung vorangeschritten sind, Keiner ohne Erinnerung daran, daß auch er schon von dem Segen des Glaubens tief ergriffen gewesen, oder ohne die gläubige Empfindung der Gnade Gottes und der Verbindung mit dem Erlöser und seinem Reiche, die eben jetzt der christliche Inhalt des Liedes und der einstimmige Chor der Gemeinde erweckt, mitsingen können. Wie bisweilen den in der Selbstbewachung Eifrigsten mitten in seiner Andacht weltliche Gedanken und Empfindungen anwandeln können, die, wenn sie ihn auch nicht verführen, doch ihn stören und bekümmern; so reiniget hinwiederum der Gesang die Unreinen und flößt dem irdisch Gesinnten himmlische Gefühle, dem oberflächlich Zerstreuten tiefere Stimmungen ein. Es ist daher auch für eine gemischte Versammlung von Christen nicht ungeeignet, daß ein vielfältiger Ausdruck des religiösen Lebens auf allen dessen Stadien in dem Liederbuch der Gemeinde vereinigt werde, um das Gefühl je nach Bedürfniß hinauf- und herabzustimmen, die Fortgeschrittenen an frühere Stufen zu erinnern, Zurückgebliebene zu höheren Standpunkten emporzuheben, und so den Glauben in seinem Entwickelungsgange für Jeden und Alle darzustellen.

Diesen Unterschied des Gemeinsamen vom Individuellen und Besondern hat auch der musikalische Charakter des Liedes zu bewahren, indem er den bewegteren Rhythmus und die lebhafte Modulation der Arie, als Bezeichnung subjektiver Gefühle und persönlicher Stimmungen, vermeidet und dafür durch gehaltenern Gang und schlichte Anordnung der Tonfolge die Einfachheit des Gemeinsamen, wie hinwiederum durch das Mehrstimmige der Harmonie die Gemeinsamkeit des gläubigen Bewußtseyns auch in mannichfacher Unterscheidung des Individuellen und Subjektiven verträgt.

Erndte der Wintergerste.

Rossfeld	1. August.	Hohenheim	22. Juli.
Oehringen	29. Juli.	Schopfloch	8. August.
Esslingen	7. „	Schwenningen	22. Juli.

Mittlere Zeit 25. Juli. Unterschied 32 Tage.

Erndte des Roggens.

Oberstetten	28. Juli.	Ulm	23. Juli.
Amlishagen	29. „	(Pfullingen	1. „ [?])
Rossfeld	1. August.	Schwenningen	4. August.
Oehringen	28. Juli.	Tuttlingen	4. „
Canstatt	20. „	Sigmaringen	9. „
Hohenheim	1. August.	Wangen	29. Juli.
Schopfloch	11. „	Isny	30. „
Giengen	31. Juli.		

Mittlere Zeit 3. August. Unterschied 22 Tage.

Erndte des Dinkels.

Oberstetten	7. August.	Giengen	15. August.
Amlishagen	12. „	Ulm	23. Juli. (?)
Rossfeld	8. „	Pfullingen	15. Juli. (?)
Oehringen	5. „	Tuttlingen	9. August.
Canstatt	4. „	Sigmaringen	9. „
Esslingen	31. Juli.	Schwenningen	9. „
Hohenheim	4. August.	Wangen	30. Juli.
Schopfloch	16. „		

Mittlere Zeit 4. August. Unterschied 32 Tage.

Erndte der Sommergerste.

Oberstetten	8. August.	Giengen	28. August.
Rossfeld	22. „	Pfullingen	16. Juli. [?]
Esslingen	29. Juli.	Schwenningen	28. August.
Hohenheim	6. August.	Tuttlingen	2. September.
Schopfloch	19. „	Sigmaringen	25. August.

Mittlere Zeit 19. August. Unterschied 35 Tage.

Erndte des Habers.

Oberstetten	4. September.	Giengen früher	30. Juli.
Amlishagen	27. August.	später	30. August.
Rossfeld	30. „	Schwenningen	1. September.
Canstatt	22. „	Tuttlingen	21. „
Esslingen	12. „	Sigmaringen	6. „
Hohenheim	29. „	Wangen	8. „
Schopfloch	30. „		

Mittlere Zeit 28. August. Unterschied 40 Tage.

Abzug der Storchen.

Oberstetten	16. August.	Pfullingen	25. Juli.
Esslingen	18. „	Isny	14. August.

Mittlere Zeit 10. August. Unterschied 22 Tage.

Abzug der Schwalben.

Elpersheim	29. September.	Schopfloch	28. August.
Oberstetten	21. „	Giengen	25. September.
Amlishagen	30. October.	Pfullingen	31. Juli.
Rossfeld	8. „	Tuttlingen	29. September.
Esslingen	24. September.	Sigmaringen	23. „
Hohenheim	22. „	Isny	4. October.

Mittlere Zeit 22. September. Unterschied 91 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose. (Colchicum autumnale.)

Oberstetten	20. August.	Giengen	1. September.
Amlishagen	17. „	Schwenningen	14. „
Rossfeld	24. „	Tuttlingen	5. „
Esslingen	30. „	Sigmaringen	9. „
Hohenheim	1. September.	Wangen	30. August.
Schopfloch	20. August.	Isny	24. „

Mittlere Zeit 29. August. Unterschied 28 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	6. September.	Hohenheim	10. Oktober.
Amlishagen	13. Oktober.	Schopfloch	24. August.
Rossfeld	13. „	Giengen	15. September.
Esslingen	18. September.	Tuttlingen	12. „

Mittlere Zeit 22. September. Unterschied 53 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	13. Oktober.	Schopfloch	12. November.
Esslingen	19. „	Tuttlingen	22. Oktober.

Mittlere Zeit 23. Oktober. Unterschied 30 Tage.

Anfang der Weinlese.

Oberstetten	21. Oktober.	Stuttgart	18. Oktober (Clevner).
Oehringen	23. „		22. „ allgemein.
Canstatt	25. „	Pfullingen	15. „
Esslingen	23. „		

Mittlere Zeit 22. Oktober. Unterschied 10 Tage.

Erscheinen der Schneegänse.

Oberstetten	17. Oktober.	Schopfloch	18. November.
Rossfeld	22. November.	Tuttlingen	30. „
Esslingen	22. „	Sigmaringen	20. „

Mittlere Zeit 16. November. Unterschied 46 Tage.

Ankunft der wilden Enten.

Rossfeld	1. Dezember.	Tuttlingen	10. November.
Schopfloch	28. Oktober.		

Mittlere Zeit 12. November. Unterschied 34 Tage.

Dauer des Aufenthalts der Wanderthiere.

Tabelle LIX.

Orte.	Thiere.	Ankunft.	Abzug.	Aufenthalt. (Abwesenheit.)	Mittlere Dauer des letztern.
Oberstetten	Schneegänse	31. März	17. Oktbr.	200 Tage	
Rossfeld	—	20. März	22. Nov.	246 —	
Esslingen	—	26. März	22. —	241 —	233 Tage
Schopfloch	—	9. April	18. —	223 —	
Sigmaringen	—	22. März	20. —	232 —	
Tuttlingen	—	28. —	30. Nov.	247 —	
Oberstetten	Storchen	28. —	16. August	141 —	
Esslingen	—	16. —	18. —	155 —	
Pfullingen	—	13. —	25. Juli	133 —	145 Tage
Isny	—	15. —	14. August	152 —	
Elpersheim	Schwalben	9. April	29. Sept.	163 —	
Oberstetten	—	30. März	21. —	175 —	
Amlishagen	—	5. April	30. Oktbr.	208 —	
Rossfeld	—	9. —	8. —	182 —	
Esslingen	—	3. —	24. Sept.	174 —	
Hohenheim	—	1. —	22. —	174 —	165 Tage
Schopfloch	—	27. —	28. August	123 —	
Giengen	—	8. —	25. Sept.	170 —	
Pfullingen	—	11. —	31. Juli	111 —	
Tuttlingen	—	12. —	29. Sept.	150 —	
Sigmaringen	—	18. —	23. —	158 —	
Isny	—	21. —	4. Oktbr.	166 —	
Oberstetten	Schnepfen	29. März	13. —	198 —	
Esslingen	—	1. April	19. —	201 —	200 Tage
Schopfloch	—	20. —	12. Nov.	236 —	
Tuttlingen	—	4. —	22. Oktbr.	201 —	

Dauer der Vegetation zwischen Blüthe und Reife. Tab. LX.

Orte.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Roggen	9. Juni	28. Juli	49 Tage	
Amlishagen	—	12. —	29. Juli	47 —	
Rossfeld	—	13. —	1 August	49 —	
Oehringen	—	8. —	28. Juli	50 —	
Canstatt	—	10. —	20 Juli	40 —	
Hohenheim	—	13. —	1. August	49 —	
Schopfloch	—	28. —	11. —	44 —	48 Tage
Giengen	—	12. —	31. Juli	49 —	
Ulm	—	15. —	23. —	38 —	
Schwenningen	—	1. Juli	4. August	34 —	
Sigmaringen	—	21. Juni	9. —	49 —	
Tuttlingen	—	1. —	4. —	64 —	
Wangen	—	15. —	29. Juli	45 —	
Isny	—	16. —	30. —	44 —	

Dauer der Vegetation zwischen Blüthe und Reife Tabelle LXI.

Orte.	Pflanzen.	Blüthe	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Dinkel	18. Juni	7. August	50 Tage	
Amlishagen	—	27. —	12. —	46 —	
Rossfeld	—	25. —	6. —	42 —	
Ochringen	—	24. —	5. —	42 —	
Canstatt	—	30. —	4. —	35 —	
Hohenheim	—	24. —	4. —	40 —	
Schopfloch	—	24. Juli	16. —	53 —	40 Tage
Giengen	—	29. Juni	15. —	47 —	
Ulm	—	27. —	23. Juli	20 —(?)	
Pfullingen	—	17. —	15. —	28 —(?)	
Schwenningen	—	1. Juli	9. August	39 —	
Tuttlingen	—	29. Juni	9. —	41 —	
Sigmaringen	—	28. Juni	9. —	42 —	
Isny	—	1. —	30. Juli	29 —(?)	
Oberstetten	Hafer	11. Juli	4. Septm.	55 —	
Amlishagen	—	15. —	27. August	43 —	
Rossfeld	—	19. —	30. —	42 —	
Esslingen	—	27. Juni	12. —	46 —	
Hohenheim	—	14. Juli	29. —	46 —	44 Tage
Schopfloch	—	12. Aug.	30. —	18 —(?)	
Giengen	—	9. Juli	30. —	42 —	
Tuttlingen	—	27. Juli	21. Septm.	56 —	
Sigmaringen	—	29. Juli	6. —	39 —	
Wangen	—	12. —	8. —	58 —	
Oberstetten	Sommergerste	29. Juni	8. August	40 —	
Rossfeld	—	14. Juli	22. —	39 —	
Hohenheim	—	1. —	6. —	36 —	36 Tage
Schopfloch	—	30. —	19. —	20 —	
Tuttlingen	—	4. —	2. Septm.	60 —	
Sigmaringen	—	21. —	25. August	25 —	
Rossfeld	Wintergerste	16. Juni	1. —	46 —	
Esslingen	—	6 —	7. Juli	31 —	
Hohenheim	—	6. —	22. Juli	46 —	40 Tage
Schopfloch	—	13. —	8. August	55 —	
Schwenningen	—	1. Juli	22. Juli	21 —(?)	
Oberstetten	Weinrebe	3. Juli	21. Oktbr.	150 —	
Ochringen	—	22. Juni	23. —	123 —	
Canstatt	—	17. —	25. —	130 —	122 Tage
Esslingen	—	1. Juli	23. —	114 —	
Stuttgart	—	10. Juni	22. —	134 —	

Zu den vorstehenden Zusammenstellungen sind wir in den Stand gesetzt worden durch die Bemühungen folgender Herren Mitglieder des Beobachtervereins, denen wir hiemit unsern Dank öffentlich auszusprechen und die Bitte um Forsetzung ihrer schätzbaren Bemühungen anzufügen uns erlauben.

Hrn. Pfarrer Bildmann in Elpersheim, OA. Mergentheim.

„ Pfarrer Bürger zu Amlishagen.

Hrn. Pfarrer Bürger zu Oberstetten.
„ „ „ Rossfeld.
„ Oberreallehrer Christmann in Tuttlingen.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Dihlmann in Friedrichshafen.
„ Oberamtsarzt Dr. Eisenmenger in Oehringen.
„ Med. Dr. Emmert in Schwenningen.
„ Pfarrer M. Gaupp in Bissingen bei Kirchheim.
„ Apotheker Gmelin in Ulm.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Gross in Tuttlingen.
„ Med. Dr. Mauz in Esslingen.
„ Pfarrer Kommerell in Schopfloch.
„ Amtsarzt Dr. Meebold in Giengen an der Brenz.
„ Stadtpfarrer M. Memminger in Pfullingen.
„ Med. Dr. Müller in Calw.
„ Amtsarzt Dr. Nick in Isny.
„ Med. Dr. Rühle in Constatt.
„ Oberlehrer Schlipf in Hohenheim.
„ Med. Dr. Wunderlich in Winnenden.
„ Med. Dr. Zengerle in Wangen im Allgäu.

---

2. Resultate aus den meteorologischen Beobachtungen zu Bissingen, OA. Kirchheim.

In den Jahren 1845 und 1846.

Von Pfarrer M. Gaupp.

Vorwort.

Die neue Aera, in welche der meteorologische Verein unseres Vaterlandes, nach dem Abschluss seiner bisherigen 20jährigen Beobachtungsresultate im landwirthschaftlichen Correspondenzblatt, mit dem Jahre 1845 eintritt, veranlasst den Verfasser, bei der Uebergabe seiner meteorologischen Ergebnisse an die nunmehrige Redaction der württemb. naturwissenschaftl. Jahreshefte, zu einem neuen unmassgeblichen Vorschlag, der, wenn er unter Genehmigung des leitenden Vorstandes der meteorologischen Section des Vereines zur Ausführung käme, einen wesentlichen Beitrag zur speciell localen Klimatologie unseres Landes liefern würde.

Die bisherige Zahl und Vertheilung der meteorologischen Beobachter war nach Maassgabe der ihnen zu Gebot stehenden Mittel und Kräfte nicht in der Lage, dem Verein einen genauen und sicheren Blick in die klimatischen Verhältnisse des Landes nach allen Seiten hin zu verschaffen und ein anschauliches Bild von den Functionen der athmosphärischen Thätigkeit mit ihren localen Abweichungen und Anomalien, wie sie in unserem Lande durch Höhen und Tiefen, Thäler, Ebenen und Flussbezirke bedingt werden, zu entwerfen. In dieser Hinsicht erlaubt sich der Verfasser Folgendes vorzuschlagen: Die Hauptthäler des Landes wären nach dem oberen, mittleren und unteren Lauf ihrer Flüsse in wenigstens 3 Hauptstationen für die meteorologische Beobachtung zu theilen, nämlich das Enzthal etwa in die Stationen Wildbad, Dürrmenz oder Vaihingen, Bietigheim; das Neckarthal wegen seiner grösseren Ausdehnung und vielseitigen Interesses in die Stationen Rottweil, Sulz, Tübingen, Stuttgart und Canstatt, Marbach, Heilbronn; das Filsthal in die von Geisslingen, Göppingen, Plochingen; das Remsthal in die von Gmünd, Schorndorf, Waiblingen; das Kocherthal in die von Heidenheim, Aalen, Hall, Künzelsau und etwa Neuenstadt oder Oehringen; das Jaxtthal in die von Ellwangen, Langenburg, Möckmühl oder Gundelsheim; das Tauberthal in die von Mergentheim; das Donauthal in die von Tuttlingen, Sigmaringen, Riedlingen, Ulm. Für die Alpthäler wären ausser den bestehenden Stationen sehr erwünscht Balingen, Reutlingen, Kirchheim; für die Hochebene der Alb würde zu den bereits vorhandenen noch die Station Münsingen herbeizuziehen sein. Demnach wären zu Ausführung dieses Vorschlags gegen 30 Beobachter nöthig, von denen ein Theil schon vorhanden in der Nähe der bezeichneten Stationen diese repräsentiren könnte, ein Theil noch zu gewinnen, für die Sache zu interessiren und je nach Umständen aus dem reichen (?) Fond des Vereins für vaterländische Naturkunde zu unterstützen und mit den erforderlichen meteorologischen Instrumenten zu versehen wäre. Der Centralpunkt der meteorologischen Wirksamkeit wäre und bliebe Stuttgart, wo die Radien des ausgedehnteren Beobachterkreises in der Person des seit 22 Jahren unermüdet eifrigen, das Ganze mit Umsicht, Kenntniss und Erfahrung

leitenden Beobachters und werthgeschätzten Freundes des Verf., Professor etc. Plieninger, wie bisher ihren unverrückten Mittelpunkt fänden. Uebrigens wäre mit der Bestimmung der Beobachtungsorte noch nicht viel gewonnen, wenn nicht auch über die Art, was und wie an den bezeichneten Punkten beobachtet würde, eine unabänderliche Uebereinkunft Statt fände. Hauptgegenstand der Wahrnehmung wären an den bekannten 3 Beobachtungszeiten die 4 Elemente der Witterung: Luftwärme, Luftdruck, Dunstdruck und Windrichtung, mit Ausschliessung der wenn auch möglichen, doch durchaus nicht nachweislichen siderischen Einflüsse, dieser Residua astrologischen Aberglaubens aus grauer Vorzeit. Nur wirkliche Data, die in den Bereich der sinnlichen Wahrnehmung durch genaue Messungen an den meteorologischen Instrumenten fielen, müssten die Grundlage der Resultate bilden, ohne dass man sich beigehen liesse, durch Hereinziehung der Aspecten und andern Constellationen der Temperatur oder dem Luftdruck, dem Regen oder Winde ihre Nativität stellen zu wollen. Vor Allem wäre bei einer so beschränkten, auf wenige Breitengrade reducirten Klimatologie des Landes darauf zu sehen, dass die Anomalien der atmosphärischen Erscheinungen, wie sie sich in der Abhängigkeit von Höhen und Tiefen, Flüssen und Thälern zeigen, scharf hervorgehoben, nicht aber durch blosse Angabe der mittleren monatlichen und jährlichen Zustände verdeckt würden. Denn der eigenthümliche Charakter der Witterung und des Klima's von Württemberg und Süddeutschland überhaupt liegt ja gerade in dem Anomalen und Regellosen und es wäre vergeblich, einer Gegend eine Gesetzmässigkeit aufdringen zu wollen, die den unumstösslichen Daten aus einer noch so langen Reihe von Jahren geradezu widerspricht. Ferner ist es unumgänglich nöthig, will man sich eine richtige Vorstellung von der klimatischen Beschaffenheit des Landes machen, dass die einzeln beobachteten Jahrgänge mehr als bisher geschehen, mit einander nach Tagen, Monaten und besonders Jahreszeiten verglichen und nicht blos in Zahlen zusammengestellt und deren Werthe ohne begleitenden Text der Oeffentlichkeit übergeben werden. Endlich ist von dem ganzen Verein mit gleichförmigen, womöglich aus Einer Officin genommenen, genau verglichenen Instrumenten zu beobachten,

die Thermometer etc. namentlich an Plätzen im Freien aufzustellen, wo sie vor Wärmestrahlung und andern alterirenden Einflüssen zu jeder Jahreszeit geschützt sind.

1) Temperatur.

Tabelle I.

1845.	1. Monatliche Extreme. Max.	Min.	Differenz.	2. Monatmittel a) aus Max. u. Min.	b) 3 tägl. Beob. 7h 2h 9h	Differenz.	3. Wahres Mittel a) aus Max. u. Min.	b) 3 tägl. Beob. 7h 2h 9h	Differenz.
Januar .	4,7°	— 5,8°	10,5°	0,83°	— 0,71°	— 0,12	— 1,17°	— 0,75°	— 0,42°
Februar .	4,3	— 20,0	24,3	— 5,01	— 4,72	— 0,29	— 5,29	— 4,75	— 0,54
März . .	9,3	— 12,5	21,8	— 1,49	— 1,22	— 0,27	— 1,52	— 1,25	— 0,27
April . .	16,5	— 0,2	16,7	7,63	7,83	+0,10	7,60	7,64	+ 0,03
Mai . .	17,7	1,3	16,4	8,35	8,66	+0,31	8,40	8,45	+ 0,05
Juni . .	21,8	6,2	15,6	13,88	14,19	+ 0,31	14,01	13,98	+ 0,07
Juli . .	28,0	5,6	22,4	14,51	15,02	+0,51	14,57	14,80	+ 0,23
August .	21,3	5,2	16,1	12,36	12,67	+0,31	12,42	12,18	+ 0,06
September	21,5	0,9	20,6	11,27	11,46	+0,19	11,14	11,30	+ 0,16
Oktober .	19,0	— 0,3	19,3	7,87	8,08	+0,21	7,53	7,94	+ 0,41
November	13,0	— 2,8	15,8	5,43	5,77	+0,34	4,89	5,74	+ 0,85
December	7,4	— 10,3	17,7	— 2,13	— 1,97	— 0,16	2,58	— 2,07	— 0,51
Jahr . .	28,0	— 20,0	48,0	5,99	6,29	+0,30	5,82	6,12	+ 0,30
	Juli	Febr.							
Winter .	5,46	— 12,03	17,49	— 2,65	— 2,46	— 0,19	— 3,01	— 2,52	— 0,49
Frühling.	14,50	— 3,80	18,30	4,83	5,09	+0,26	4,82	4,94	+ 0,12
Sommer .	23,70	5,66	18,04	13,58	13,96	+0,38	13,63	13,75	+ 0,12
Herbst .	17,83	— 0,73	18,56	8,19	8,43	+0,24	7,85	8,32	+ 0,47
Mitt. d. Ext.	15,37	— 2,72							

1846. Tabelle II.

Januar .	11,0°	— 11,9°	22,9°	0,47°	0,58°	+ 0,11°	1,46°	0,65°	— 0,81°
Februar .	14,8	— 12,5	27,3	3,45	3,64	+0,19	3,25	3,65	+ 0,40
März . .	15,4	— 2,7	18,1	5,74	5,91	+0,17	5,72	5,76	+ 0,04
April . .	16,5	0,3	16,2	7,52	7,72	+0,20	7,38	7,58	+ 0,19
Mai . .	19,0	0,7	18,3	10,96	11,28	+0,32	10,42	11,03	+ 0,61
Juni . .	23,5	7,0	16,5	15,42	15,88	+0,46	15,46	15,53	+ 0,07
Juli . .	25,7	9,5	17,2	16,21	16,41	+0,20	16,28	16,09	— 0,19
August .	24,5	7,3	17,2	15,45	15,55	+0,10	15,41	15,29	— 0,12
September.	20,1	3,4	16,7	12,95	12,99	+0,04	12,81	12,82	+ 0,01
Oktober .	18,5	0,7	17,8	8,98	9,01	+0,03	8,69	9,06	+ 0,37
November	10,8	— 3,8	14,6	3,21	3,35	+0,14	2,74	3,30	+ 0,56
December	8,7	— 7,2	15,9	2,81	3,11	+0,30	2,40	3,06	+ 0,66
Jahr . .	25,7	— 12,5	38,2	8,59	8,78	+0,19	8,75	8,65	— 0,10
	Juli.	Febr.							
Winter .	11,50	— 7,20	18,70	2,24	2,44	+0,20	2,37	2,45	+ 0,08
Frühling.	16,96	— 0,56	17,52	8,07	8,30	+0,23	7,84	8,12	+ 0,28
Sommer .	24,56	— 7,60	16,96	15,69	15,94	+0,25	15,72	15,63	— 0,09
Herbst .	16,46	0,10	16,36	8,38	8,45	+0,07	8,08	8,39	+ 0,31
Mitt. d. Ext.	17,37	— 0,85							

Mittlere Temperatur nach Tagen.

Tabelle III.

Monate.	1845. +20	+15	+10	+5	+0	−0	−5	−10	1846. +20	+15	+10	+5	+0	−0	−5	−10
Januar .					9	22						9	8	10	4	
Februar .					3	16	4	5			1	9	14	2	2	
März . .				3	9	14	5				3	17	11			
April . .			6	10	5						2	24	4			
Mai . .			8	20	3						21	10				
Juni . .		11	17	2						11	19					
Juli . .	4	8	17	2					2	18	11					
August .		3	23	5					1	15	15					
September		3	19	8							27	3				
Oktober .		2	6	17	6					1	12	17	1			
November			2	18	10							8	19	3		
December				1	8	14	8					8	20	3		
Summe .	4	27	98	95	53	66	17	5	3	45	111	105	77	18	6	
Winter .				1	20	52	12	5			1	26	42	15	6	
Frühling.			14	42	17	14	5				26	51	15			
Sommer .	4	22	57	9					3	44	45					
Herbst .		5	27	43	16					1	39	28	20	3		

2) Luftdruck in par. Linien bei O° Temperatur.

Tabelle IV.

Monate.	1845. Max.	Min.	Differenz.	Med.	Differenz vom jährl. Mittel	Differenz vom 8jähr. Mittel	1846. Max.	Min.	Differenz.	Med.	Differenz vom jährl. Mittel	Differenz vom 8jähr. Mittel
Januar	326,00	312,22	13,78	321,49	−0,11	−0,02	329,76	315,48	14,28	321,88	+0,13	+0,37
Febr.	25,58	15,93	9,65	20,66	−0,94	−0,85	25,23	17,76	7,47	22,42	+0,67	+0,91
März	29,10	16,36	12,74	21,29	−0,31	−0,22	27,14	16,15	11,29	21,51	−0,21	+0,03
April	26,08	12,35	13,73	20,58	−1,02	−0,93	24,45	13,71	10,74	19,80	−1,95	−1,71
Mai	24,54	17,03	7,51	20,31	−1,29	−1,20	25,28	16,28	9,00	21,65	−0,10	+0,14
Juni	25,20	17,18	8,02	22,00	+0,40	+0,49	24,66	17,80	6,86	22,81	+1,06	+1,30
Juli	24,58	19,30	5,28	22,37	+0,77	+0,86	25,12	17,80	7,32	22,64	+0,89	+1,13
August	25,30	18,87	6,43	21,62	+0,02	+0,11	24,00	19,12	4,88	21,55	0,20	+0,04
Septbr.	23,96	18,68	5,28	22,09	+0,49	+0,58	24,62	16,61	8,01	21,90	+0,15	+0,39
Oktbr.	28,30	17,90	10,40	23,20	+1,60	+1,69	23,26	15,28	7,98	20,32	−1,43	−1,19
Novbr.	25,58	18,24	7,34	21,40	−0,20	−0,11	26,00	16,00	10,00	22,78	+1,01	+1,25
Decbr.	26,08	16,09	9,29	22,29	+0,69	+0,78	26,79	10,10	16,69	21,76	+0,01	+0,25
Jahr	29,10	12,22	16,88				29,76	10,10	19,66			
	März.	Jan.					Jan.	Dec.				
Winter	25,88	14,74	11,14	21,48	−0,12	−0,03	27,26	14,45	12,81	22,02	+0,27	+0,51
Frühl.	26,57	15,25	11,32	20,72	−0,88	−0,79	25,72	15,38	10,34	20,99	−0,76	−0,52
Somm.	25,03	18,45	6,58	21,99	+0,39	+0,48	24,59	18,24	6,35	22,33	+0,58	+0,82
Herbst	25,95	18,27	7,68	22,23	+0,63	+0,72	24,62	15,96	8,66	21,66	−0,09	+0,15
Mittel	325,85	316,68	9,17	321,60			325,54	316,00	9,54	321,75		

Die mittleren Dunstverhältnisse

aus 3 täglichen Beobachtungen berechnet nach August. Tabelle V.

Monate.	1845. Dunstdr. in par. Linien	Thaupunkt n. R.	Diff. d. Thp. v. d. mittl. Lufttemp.	Dunstmge.	Dunstgew. in 1C. Luft nach Gran.	1846. Dunstdr. in par. Linien	Thaupunkt n. R.	Diff. d. Thp. v. d. mittl. Lufttemp.	Dunstmge.	Dunstgew. in 1C. Luft nach Gran.
Januar .	1,85'''	—2,29°	1,19°	0,87	2,99	1,91'''	—1,40°	1,09°	0,84	3,20
Februar .	1,28	—6,30	1,58	0,86	2,13	2,17	—0,35	3,99	0,71	3,41
März . .	1,61	—3,75	2,53	0,92	3,02	2,19	—0,25	6,18	0,57	3,32
April . .	2,73	2,33	5,50	0,82	5,52	2,84	2,80	4,92	0,66	4,40
Mai . .	3,13	3,98	4,68	0,68	4,87	3,07	3,73	7,55	0,55	4,77
Juni . .	5,18	10,20	4,99	0,73	7,79	4,69	8,95	6,93	0,58	6,93
Juli . .	4,63	8,78	6,24	0,61	6,89	5,17	10,18	5,23	0,62	7,71
August .	4,26	7,73	4,94	0,68	6,52	5,53	11,05	4,50	0,71	8,30
September	3,98	6,90	4,56	0,69	6,07	4,41	8,18	4,81	0,68	6,67
Oktober .	3,30	4,60	3,48	0,75	5,15	3,55	5,50	3,51	0,75	5,51
November	2,71	2,25	3,52	0,74	4,25	2,36	0,60	2,75	0,79	3,76
December	1,63	—3,60	1,63	0,86	2,66	2,15	—0,40	3,51	0,74	3,46
Winter .	1,58	—3,95	1,59	0,86	2,57	2,06	—0,95	3,39	0,74	3,28
Frühling.	2,36	0,60	4,19	0,66	3,59	2,67	2,07	6,23	0,59	4,11
Sommer .	4,69	8,95	5,01	0,67	7,05	5,11	10,02	5,92	0,63	7,61
Herbst .	3,61	5,70	2,73	8,00	5,63	3,48	4,80	3,55	0,75	5,28
Mittel .	2,54	1,50	4,79	0,67	4,02	3,08	3,78	5,60	0,68	4,75

Windverhältnisse. Tabelle VI. u. VII.

1845.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Wind-Tage.	Sturm-Tage.	N zu S	O zu W	Mittlere Windrichtung	Windstärke
Januar .	6	13	20	12	5	20	7	10	6		100:127	100: 83	259° 46' ONO	30,40
Februar .	1	6	19	18	2	22	3	13	8	1	210	88	332° 35' SSO	17,85
März . .	3	10	17	11	2	25	5	20	16		115	131	56° 52' SW	5,93
April . .	3	13	23	9	3	25	2	12	11		132	86	301° 29' OSO	3,30
Mai . .	1	9	7	9	11	35	5	16	11		211	224	44° 52' SW	9,56
Juni . .	4	10	13	7	10	23	6	17	10		132	154	61° 3 SW	14,56
Juli . .	2	12	12	16	11	21	2	17	7		155	100	348° 10' SSO	5,55
August .	2	5	15	19	7	29	4	12	12		289	113	2° 10' S	26,94
September	5	6	22	10	7	21	3	16	7		140	105	325° 2' SO	3,22
Oktober .			20	13	19	32	1	8	7		800	124	0° 7'SgSSW	14,28
November	1	11	19	11	7	27		14	8	1	137	100	339° 53' SSO	16,17
December	2	10	41	7	3	8	1	11	5		56	29	258° 8' ONO	46,66
Summe .	30	114	228	142	87	288	39	166	108	2	100:167	100:102	330° 6' SSO	12,23
1846.														
Januar .		3	13	24	9	42	1	1	5	3	100:875	100:110	359° 7' gS	14,13
Februar .	1	4	12	4	2	48	2	11	13	2	347	303	43° 48' SW	11,93
März . .		7	15	9	3	42		17	8		225	100	34° 5' SSW	8,51
April . .	2	9	10	10	3	41	3	12	12	2	257	193	48° 14' SW	7,22
Mai . .		18	25	8	3	16	1	22	11		67	76	118° 12' WNW	17,60
Juni . .	2	21	34	7		12	1	13	9		53	42	246° 15' ONO	12,21
Juli . .	1	9	23	17	4	22	2	15	5		164	79	315° 15' gSO	18,79
August .	3	16	32	9	7	9		17	11		69	45	256° 34' ONO	33,38
September	2	11	49	5	4	8		11	10		70	29	264° 42' O	47,32
Oktober .	2	6	27	17	5	18	5	13	10		190	72	311° 13' gSO	6,87
November	4	11	35	9	5	22		4	16		189	47	291° 50' OSO	10,47
December	1	1	5	7	13	54	2	10	8	6	616	508	41° 30' SW	55,20
Summe .	18	116	280	126	58	334	17	146	118	13	100:185	100: 95	334° 20' SSO	69,10

Das Vierſtimmige iſt nun zwar nur in einzelnen proteſtantiſchen Ländern dem Gemeindegeſang eigenthümlich. An andern Orten wird es wenigſtens einigermaßen durch die Orgel erſetzt, welche auch deßhalb, wie kein anderes muſikaliſches Inſtrument, für die kirchlichen Zwecke des öffentlichen Gottesdienſtes, zumal in Begleitung des Geſangs der ganzen Gemeinde, ſich eignet, weil ſie, theils durch ihre großartige Vollſtimmigkeit, theils durch die Fülle des einzelnen Tones und noch mehr durch die Kraft und den Reichthum ihrer Regiſter, die Geſammtheit der Gläubigen repräſentirt und mit dem Strom ihrer Klänge das Schiff der ſingenden Gemeinde umwogend trägt.

Das Kirchenlied, in ſeiner Kirchlichkeit ſo nach Inhalt und Zweck näher begrenzt, behauptet dieſen Charakter auch durch ſeine Form. Dahin gehört ſchon im Allgemeinen, daß ein Lied der Gemeinde, welches von Leuten jeder Faſſungskraft und Bildungsſtufe mit Erbauung gebraucht werden ſoll, von ſprachlicher, dichteriſcher und muſikaliſcher Seite durchaus anſprechend, faßlich, erlernbar und behältlich ſey. Das klare Gemüth des Bürgers und Bauers muß in ſeinen tiefſten Bedürfniſſen und heiligſten Anliegen durch die ganze Faſſung und den Ton des Liedes angeregt und befriedigt werden: und worin anders als in dem Ausdruck einfach ächter Gemüthlichkeit wird auch der im Denken Gebübte, wahrhaft Gebildete für ſein religiöſes Leben Halt und Genüge ſuchen? Das hohle nicht allein, ſondern auch das geiſtreiche Pathos muß hier ausgeſchloſſen ſeyn — die chriſtliche Dithyrambe, in ihrem gehobenern Ausdruck, freien Bildeskreiſe, dunkeln Ideengange, ſchwerern Strophenbau, paßt, weil ſie dem Verſtändniſſe von nur Wenigen zugänglich iſt, nicht in ein Geſangbuch, denn ſie iſt kein Kirchenlied. Dieſes iſt nichts anders, als ein frommes Volkslied, deſſen Gedanken und Worte klar und in ihrem Zuſammenhange deutlich und doch wieder von einer geheimnißvollen Innigkeit und heiligen Tiefe der Empfindung ſind, daß man ſie bald inne und doch nie ſatt bekommt. Ausdrücke demnach müſſen wegbleiben, die einer abgezogenern Denkweiſe angehören, Bilder, die über den Geſichtskreis des einem Jeden im Volke bekannten Daſeyns und der in der Schule kundgewordenen Geſchichte hinausliegen; Sätze und Satzreihen, die einer künſtlichen Darſtellungsart entnommen ſind und mehr einen raſchen Sprung des Gedankens oder eine Verwickelung

Mittlere Heiterkeit der beiden Jahre.

Tabelle VIII.

Monate.	1845. VII.	II.	IX.	Med.	1846. VII.	II.	IX.	Med.
Januar .	0,28	0,31	0,45	0,31	0,56	0,54	0,57	0,56
Februar .	0,33	0,47	0,49	0,43	0,37	0,38	0,42	0,39
März . .	0,42	0,40	0,40	0,40	0,52	0,50	0,54	0,52
April . .	0,56	0,55	0,60	0,57	0,43	0,34	0,39	0,38
Mai . .	0,51	0,39	0,38	0,43	0,50	0,55	0,55	0,53
Juni . .	0,36	0,40	0,41	0,39	0,76	0,70	0,70	0,72
Juli . .	0,57	0,53	0,51	0,53	0,62	0,60	0,62	0,61
August .	0,46	0,46	0,52	0,48	0,52	0,48	0,49	0,48
September	0,59	0,58	0,63	0,60	0,64	0,62	0,61	0,62
Oktober .	0,42	0,50	0,57	0,49	0,35	0,32	0,38	0,35
November	0,46	0,45	0,45	0,45	0,41	0,53	0,48	0,48
December	0,30	0,31	0,31	0,30	0,25	0,32	0,32	0,29
Winter .	0,30	0,36	0,38	0,35	0,39	0,41	0,44	0,43
Frühling.	0,50	0,45	0,46	0,47	0,48	0,46	0,49	0,48
Sommer .	0,46	0,46	0,48	0,46	0,63	0,62	0,60	0,62
Herbst .	0,49	0,51	0,55	0,51	0,48	0,49	0,49	0,48
Mittel. .	0,437	0,445	0,467	0,447	0,490	0,490	0,505	0,495

Regenverhältnisse.

Tabelle IX.

Monate.	1845. Regen.	Schnee.	Hgl. u. Grp.	Gewitter.	1846. Regen.	Schnee.	Hagel.	Gewitter.	1845. Regen-Meng. K.	Höhe. Z.	1846. Regen-Meng. K	Höhe. Z.
Januar .	2	5			10	1			130	0,90	161	1,11
Februar .	3	11			8	5			291	2,02	228	1,50
März . .	3	11			12	2	1 Gr.		359	2,49	434	3,00
April . .	13			1	15	2	3	2	342	2,30	373	2,59
Mai . .	18		1	1	8			1	859	5,96	365	2,53
Juni . .	14			1	9			1	590	4,09	269	1,86
Juli . .	13			1	12		1	3	498	3,45	477	3,31
August .	12			1	17		1	4	349	2,48	734	5,10
September	8				8			1	604	4,19	190	1,32
Oktober .	8				16				246	1,70	423	2,93
November	9	2			9	1	1 Gr.		123	0,86	342	2,37
December	3	1			10	9			116	0,81	362	2,51
Summe .	107	30	1	5	134	29	7	12	4497	31,22	4356	30,25
Winter .	8	17			28	15			537	3,72	749	5,20
Frühling.	34	11	1	2	35	4	4	3	1550	10,76	1172	8,00
Sommer .	39			3	38		2	8	1437	9,97	1490	10,27
Herbst .	26	2			33	1	1	1	937	6,75	955	6,63
Mittel. .	9	6		1	11	3		2	375	2,60	363	2,52

Bemerkungen

Allgemeine zu allen Tabellen. Das meteorologische Jahr beginnt in unserem Lande, wie überhaupt in der Breite Deutschlands, naturgemäss mit dem Winter und schliesst mit dem Herbste und kann deswegen mit dem bürgerlichen Jahre nicht ganz zusammenfallen; denn dieses geht mit dem Dezember, dem ersten Wintermonat, zu Ende, der mit seinem im Cyklus des gemeinen Jahres befindlichen Januar und Februar nichts als die Jahreszahl gemein hat, meteorologisch aber durch Frühling, Sommer und Herbst von jenen getrennt ist. Bei dieser Bestimmung, die nach den bisherigen übereinstimmenden Erfahrungen annähernd sichere Resultate über die Temperaturbeschaffenheit der einzelnen Jahreszeiten liefert, wird die gleiche Länge derselben vorausgesetzt, so dass in die Mitte des Winters der Januar, in die des Sommers der Juli fällt, beides Monate, die der bezüglichen Jahreszeit ihren eigenthümlichen klimatischen Charakter geben. Dieselbe Eintheilung muss aber auch bei der Angabe der übrigen atmosphärischen Erscheinungen sowohl der Gleichförmigkeit als der Consequenz wegen Statt finden, weil Temperatur, Luft- und Dunstdruck, Windrichtung und Heiterkeit des Himmels einander gegenseitig bedingen. Aus diesen Gründen sind in vorliegenden Tafeln die Witterungsverhältnisse durchweg nach obiger Eintheilung berechnet und es ist unter dem Dezember als dem Anfangspunkt des meteorologischen Jahrs immer der des vorangegangenen Jahres, nicht der seiner Jahreszahl zu verstehen.

Zu Taf. 1, 2 und 3. Die Angabe der mittleren Temperatur der einzelnen Monate und des ganzen Jahres genügt nicht, um eine richtige Vorstellung von der klimatischen Beschaffenheit und dem eigenthümlichen Wärmezustand der verschiedenen Gegenden unseres Landes zu erhalten, weil durch jenes mittlere Verhältniss, indem es das Unregelmässige und Anomale einer Gegend ausscheidet, der wahre Charakter derselben, ihre individuelle Natur verwischt wird. Denn zwei nach Länge, Breite und Höhe verschiedene Länder und Gegenden können bekanntlich bei ungleicher Sommer- und Winterwärme und abweichenden Vegetationsverhältnissen dennoch eine gleiche mittlere Temperatur haben und umgekehrt. Demnach erscheint die mittlere Temperatur als ein Ausdruck für etwas, das in concreto nicht vorhanden oder mit wenigen Ausnahmen nur zufällig vorhanden ist, als der Indifferenzpunkt zwischen Plus und Minus, in welchem alle Anomalien der atmosphärischen Zustände, oder gerade das Wesentliche und Charakteristische derselben, nach einer längeren Reihe von Jahren sich ausgleichen und aufheben. Diese Ansicht konnte bei gehöriger Würdigung derselben auch ein wirksames Antidotum gegen die in der That krankhaften Richtungen derer werden, welche auf den Grund der bisher gesammelten mangelhaften Resultate über den monatlichen und jährlichen Gang der mittleren Temperatur- und Barometerverhältnisse sich auf die Vorherbestimmung der Witterung nicht blos auf Monate, sondern selbst auf Jahre in unserer Breite einlassen. Solche Versuche können,

wenn sie auch noch so gut gemeint sind, der Wissenschaft nicht frommen, sondern für jetzt nur dazu dienen, einer Disciplin, die eben im Begriff ist, sich einen wissenschaftlichen Kredit zu schaffen, diesen in seiner Entstehung zu schwächen und zu verdächtigen. — Sonach möchte die bisherige Tendenz, etwas Constantes und Gesetzmässiges in den mittleren Temperaturen aufzufinden und nachzuweisen und dadurch der Meteorologie, welche ja die Aufgabe hat, die Erscheinungen des Luftkreises auf erkennbare Naturgesetze zurückzuführen, ihre wissenschaftliche Bedeutung in der angewandten Physik zu sichern, eine Tendenz, die der Verf. durch das Gesagte, wie die vorliegenden Tabellen beweisen, nicht verwerfen, sondern nur limitiren will — vorerst für unsere Gegenden nur den Gewinn haben, der vielgliedrigen Isothermencurve ein kleines, vielleicht noch nicht einmal sicher gemessenen Stück einfügen zu können.

Jeder Jahrgang und so auch der von 1845 erhält in Absicht auf die Temperatur nach Tab. 1 und 2 sein eigenthümliches Gepräge durch Ermittlung der Differenz der Temperaturextreme nach Monaten und Jahren, durch Bestimmung des verschiedenen Wärmezustandes der Jahreszeiten und seiner Differenz im Gegensatz der mittleren Jahrestemperatur, durch Summirung der letztern nach Tagen, Monaten und Jahreszeiten, endlich durch Berechnung und Vergleichung fünftägiger Wärmeepochen, um zur genauen Kenntniss der Temperaturschwankungen und nach einer längeren Reihe von Jahren zum Entwurf von Thermometercurven und bei gleichmässiger Behandlung der Barometerschwankungen zur Vergleichung mit diesen, deren Curven und Ausbiegungen zu gelangen. Der letztere Punkt musste für jetzt hier unberücksichtigt bleiben und ist einer späteren Zeit vorbehalten; die Ergebnisse der ersteren sind folgende:

Die Differenz der jährlichen Temperaturextreme = 48,0° ist die grösste seit dem Jahre 1840;

die Differenz der mittleren Maxima und Min. = 19,55° die grösste unter dem Jahre 1842;

die Extreme der mittleren Temperatur fallen in gleiche Monate mit den absoluten Extremen;

die Extreme der Sommer- und Winterwärme differiren um 18,24°;

— — — — — — kälte — um 17,69°;

— — der Herbst- und Frühlingswärme — um 3,33°; um so viel ist die Herbstwärme grösser.

Die Differenzen der Jahresextreme sind nicht bedeutend; die kleinste fällt in den Winter.

Die grösste monatliche Differenz fällt in den kältesten Monat des Jahrs in den Februar;

die kleinste monatliche Differenz fällt ganz anomal in den Januar; diese beiden halten einen Differenzwerth von 13,8°. — Der Januar war demnach, wie auch aus der mittleren Temperatur desselben zu ersehen ist, weder warm, noch kalt.

Die mittlere beobachtete Jahrestemperatur = 6,29 ist die kleinste seit 1840 und weicht von der berechneten um 0,17 ab. Die beobachteten und berechneten Monatmittel aus den mittleren Extremen sind durchweg im Winter grösser als die aus den 3 Beobachtungszeiten, und in den 3 übrigen Jahreszeiten kleiner, was in den grösseren unvermittelten Minimis des thermographischen Instruments seinen Grund haben mag. Denselben Unterschied zeigt auch die wahre mittlere Wintertemperatur. Das Jahresmittel aus den Extremen ist kleiner als das aus den 3 Beobachtungszeiten, und zwar haben nach Taf. I. II. 2 und 3 hierin gleiche Differenz.

Die Differenzen der mittleren monatl. Extreme betragen Taf. I. II. 3,b. 10,5°.
— — des Sommers und Winters im Mittel — 16,27°.
— — des Frühlings und Herbstes — — — 3,38°;
dieser um so viel wärmer.

Im Jahre 1845 ist nichts sicheres aus der Differenz der jährlichen absoluten Temperaturextreme für die mittlere Wärmebeschaffenheit des Jahrs, aber vielleicht desto mehr für den Gang der Vegetationserscheinungen zu erschliessen; nur soviel ergibt sich aus diesem Jahrgang, jedoch nur zunächst aus diesem: je kleiner die Differenz der monatlichen thermographisch bestimmten Temperaturextreme ist, desto grösser ist die mittlere Wärme des gleichnamigen Monats; im umgekehrten Fall bleibt der mittlere Wärmezustand des Monats unbestimmbarer.

Von besonderem Interesse ist es, die Aenderungen der Temperatur von einem Monat zum andern und einer Jahreszeit zur andern, mit mehreren Jahren verglichen, auszuheben, und daran den klimatischen Charakter eines Jahres zu messen, was aber hier unterbleiben muss, weil die Angaben auf das Jahr 1845 zu beschränken sind. — Wo kein Zeichen in den Rubriken 1, 2, 3 steht, ist immer + zu verstehen; in den beiden Rubriken „Differenz" bezeichnet das Pluszeichen den Mehrbetrag der täglichen Beobachtungen über die Extreme; das Minuszeichen den Minderbetrag derselben.

Bei Tab. 3, welche die mittlere Temperatur des Jahres nach Tagen summirt enthält, bedeutet + 20, + 15 u. s. w. die Anzahl der Tage mit der mittleren Temperatur von 15 bis 20 Grade, von 20 Graden und darüber. Sie muss mit der mittleren Heiterkeit des Jahrs Taf. 6 verglichen werden. Alle hier befindlichen Angaben erhalten nur einen Werth durch Vergleichung mit andern Jahrgängen vor und nach und es wird hier blos bemerkt, dass der Sommer 1845 nur 22 Tage mittlerer Temperatur von + 15 und darüber enthält, der von 1846 aber 44 Tage. Die grösste Heiterkeit des Jahres hatte der September und überhaupt der Herbst, was mit seinem Wärmeüberschuss über das Frühjahr ganz harmonirt.

Schliesslich wird hier ein für allemal bemerkt, dass die Beobachtungen alle bei mittlerer Bissinger Zeit geschehen sind; die Wärmemessungen mit Thermometern und einem Rutherford'schen Thermometrographen aus der Officin von Mechanikus Geiger in Stuttgart; diese Instrumente sind gegen NNW 12 par. Fuss über dem weder gepflasterten noch mit Gras bewachsenen Boden

aufgehängt im Freien, nicht in eng umschlossenem Raume, ohne unmittelbare Berührung mit Mauern oder Fensterverkleidung, so dass sie von einem nie geheizten Zimmer aus ohne Oeffnung des Fensters notirt werden können. Im hohen Sommer wird das Maximumthermometer des Nachmittags gegen NO verlegt, um durch Vermeidung des Wärmereflexes, dem bei der starken nördlichen Ausweichung der Sonne in den Sommermonaten auch die nördlichste Lage des Beobachtungsortes ausgesetzt ist, ein möglichst sicheres, nicht zu hohes Maximum zu gewinnen. Uebrigens sind die Angaben der thermographischen Instrumente nach ihrer bisherigen Construktion trotz alles Schutzes vor Wärmestrahlung ungenau, weil die Röhren gewöhnlich nicht gut kalibrirt, nicht ganz luftleer sind und der Abweichung der beiden verschiedenen Flüssigkeiten in den Röhren, des Quecksilbers und Weingeistes, von einem correspondirenden Gang durch keinen Correktionscoefficienten Rechnung getragen wird.

Zu Tab. 4. Die Aenderungen des Luftdrucks sind an einem Heberbarometer von Geiger, der die zu einer genauen Messung erforderlichen Eigenschaften hat, beobachtet; die Barometerstände sind der Einfachheit und Kürze wegen in Pariser Linien ausgedrückt und auf die Temperatur 0° reducirt. Die Reduction geschieht des Winters bei der Beobachtung um 7 h. immer, nachdem das Zimmer schon 2 Stunden geheizt ist, weil, wenn kurz nach dem Einheizen beobachtet wird, die schnellere Ausdehnung des empfindlichen Quecksilberfadens in der Thermometerröhre mit der der Quecksilbersäule in der Barometerröhre in keinem richtigen Verhältniss steht und der Reductionswerth zu hoch genommen, folglich die Barometerstände zu niedrig angegeben werden. An der Rubrik „Differenz vom jährlichen Mittel" steht das Pluszeichen vor den Zahlen, wenn die monatlichen Barometerstände grösser als das jährliche Mittel sind; im umgekehrten Fall steht das Minuszeichen; dieselbe Bedeutung haben die Zeichen in der Rubrik „Differenz vom achtjährigen Mittel, das nach den bisherigen Beobachtungen 321,51‴ beträgt.

Die Maxima der Extreme des Luftdrucks fallen bei uns in die Monate Oktober bis März und wechseln unter diesen 6 Monaten. Die niedrigsten Maxima haben die Sommermonate, aber nicht wohl die niedrigsten Minima. Die Differenz der mittleren Extreme des Jahrs = 9,17‴ nähert sich am meisten der des Dezembers; das mittlere Max. des Jahrs dem absoluten des Januars und noch mehr dem des Winters überhaupt; das mittlere Min. dem absoluten des März. Die Distanzen der Extreme des Sommers sind 4,56‴ kleiner als die des Winters; die Differenzen der Extreme des Herbstes sind 3,64‴ kleiner als die des Frühlings. Der mittlere Luftdruck des Jahrs übersteigt den aus 8 Jahren um 0,09‴, und ist derselbe mit dem mittleren des August. Die Differenz der mittleren Extreme = 2,89‴ aus Mai und Oktober kommt dem Jahresmittel = 2,60‴ sehr nahe.

Merkwürdig ist, dass die Differenzen des Med. vom jährlichen wie vom 8jährlichen Mittel in allen Monaten durchgängig in gleichem Sinne stattfinden, d. h. die Media sind in den Monaten Januar, Februar, März, April,

Mai und November kleiner als das jährliche und 8jährliche Mittel; in den übrigen grösser, woraus eben die unbedeutende Differenz dieser letzteren Mittel zu ersehen ist. Der Frühling hat im Mittel die tiefsten, der Herbst die höchsten Barometerstände; der Sommer hat höheren Luftdruck als der Winter. — Es wäre zu wünschen, dass der Beobachterverein dem Gang des Luftdrucks nach Tagen, Monaten und Jahren noch mehr Aufmerksamkeit schenken möchte, einmal weil, wenn irgend bei einer atmosphärischen Erscheinung, bei dieser unbestreitbar ein genauer Zusammenhang der Barometerstände mit der Witterung stattfindet, ein Gegenstand der Meteorologie, der noch seiner Erledigung entgegensieht, da jedes Klima, jede Gegend und Localität hierin verschiedene Verhältnisse zeigt, die nur durch genaue und eifrig fortgesetzte Beobachtungen sich ermitteln lassen; sodann hat es ein besonderes Interesse für den Naturforscher überhaupt, wie für den Klimatologen insbesondere, unsere Atmosphäre nach ihren zwei wesentlich von einander verschiedenen Bestandtheilen, der trockenen Luft und den Wasserdünsten näher kennen zu lernen, und den Antheil, den die Dunstatmosphäre an dem Gesammtdruck der Luft hat, von dem der trockenen Atmosphäre auszuscheiden und in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten nach ihren von einander abweichenden Gesetzen zu verfolgen. In dieser Hinsicht sind die Resultate der Barometeränderungen mit den extremen und mittleren Dunstverhältnissen, wie sie hier Tab. 4 angibt, in stete Verbindung zu setzen.

Zu Tab. 5. Die hier angegebenen mittleren Dunstverhältnisse sind aus den Daten eines beobachteten August'schen Psychrometers für den Dunstdruck nach der Formel $x = e - \frac{0,558\,(t - t')\,b}{512 - t'}$ und für den Fall einer beeisten Psychrometerkugel mit dem Divisor 572 — t', für die Dunstmenge nach der Formel $p = \frac{\text{exp. vor.}}{\text{exp. max.}_{t}}$, für das Dunstgewicht nach $y = \frac{1,63\,x}{1 + 0,003\,t}$ berechnet und mit einem Lamont'schen Psychrometer verglichen worden. — Es ergibt sich aus vorliegenden Resultaten, dass der Druck der Dunstatmosphäre im Sommer grösser als im Winter ist, weil die warme Luft viel mehr Dünste aufzunehmen im Stande ist, als die kalte; aber doch ist dieser Druck in Vergleich mit dem Gesammtdruck der Atmosphäre unverhältnissmässig klein. In den drei Sommermonaten beträgt er im Jahr 1845 im Mittel nur 4,69‴, würde also für sich allein in der Barometerröhre eine Höhe von etwas über 4,5‴ par. Linien hervorbringen, während der gesammte Luftdruck die Quecksilbersäule in genanntem Sommer bis zu 322 Linien in die Höhe getrieben hat. Das Gewicht, mit dem die dunstlose und völlig trockene Atmosphäre in gedachtem Sommer auf unserer Gegend lag, beträgt demnach genau nach obiger Angabe 317,31‴. Auch dieses Gewicht zeigt sich veränderlich, doch nicht so sehr, als der ganze Atmosphärendruck, woraus sich ergibt, dass die Veränderungen des Barometers ihren Wechsel hauptsächlich 2 Ursachen, den Wärmeänderungen und dem Dunstdruck und seinen veränderlichen Einflüssen zuzuschreiben haben. — Der Unterschied des mittleren Dunstdrucks zwischen Frühling und Herbst ist hier

ebenso auffallend, wie der des mittleren Luftdrucks in beiden Jahreszeiten, und beträgt 1.25‴; der des Luftdrucks 1,51‴. — Die Dunstmenge oder der Sättigungspunkt der Luft erreicht sein Maximum in den Wintermonaten; im Jahr 1845 ausnahmsweise im März, sein Minimum im Sommer, diesmal im Juli; der Herbst ist nach der Angabe die feuchteste Jahreszeit nach dem Winter. Umgekehrt ist es mit dem Dunstgewicht; der in einem Cubikfuss Luft enthaltene Wasserdunst wiegt im Winter 2,57 Grane; im Sommer 7,05 Grane, weil mit der Zunahme der Temperatur in einem bestimmten Raum auch das Vermögen Dünste in denselben aufzunehmen, wächst.

Zu Tab. 6, 7. Unter windigen Tagen sind solche zu verstehen, in welchen Wind 2 weht, der die Zweige der Bäume bewegt; die Grade des Sturms (Wind 4) sind nicht unterschieden. — Die Zahlen der mittleren Windrichtung wurden nach der Lambert'schen Formel gefunden; die Azimute werden von Süd anfangend über West wachsend vorausgesetzt, so dass Süd = 0°, West = 90° u. s. w. genommen wird. Die Windstärke ist nach Kämtz berechnet und die ganzen Zahlen mit ihren Theilen zeigen die Häufigkeit des Windes an, den die mittlere Windrichtung bezeichnet. Diese Zahlen erhalten aber erst ihre Ergänzung durch die Angabe des Verhältnisses der nördlichen zu den südlichen und der östlichen zu den westlichen Winden. Der S-Wind war in allen Monaten vorherrschend und SSO die mittlere Windrichtung des Jahrs. Die Gegensätze von O und W heben sich im Jahresmittel auf; die meisten Ostwinde hat der December.

Zu Tab. 8. Die Zahlen dieser Tafel geben an, der wievielte Theil des Himmels im Mittel aus allen Beobachtungen heiter war. Ein ganz heiterer Himmel wird mit 1, ein ganz trüber mit 0 bezeichnet. — Der September ist der heiterste Monat, und nach ihm der Juli. Der Winter ist die trübste Jahreszeit, der Herbst die heiterste. Die Heiterkeit des Himmels ist von vielen Umständen abhängig: einmal von der Temperatur der Luft, weil in warmer Luft eine grössere Menge von Dünsten enthalten sein kann, ohne sichtbar zu werden und den Himmel zu trüben, als in kalter; sodann von der absoluten Menge der vorhandenen Dünste, d. h. von dem Druck der Dunstatmosphäre, weil bei jedem Wärmegrad nur eine bestimmte Masse Wassers als Dunst in der Luft bestehen kann; ferner von den Luftströmungen, die vornehmlich die Veränderungen der Heiterkeit bedingen. — Die Heiterkeit des Himmels richtet sich nach den Jahreszeiten. Sie nimmt in der Regel mit Ausnahme des Frühlings Morgens ab bis etwa Nachmittags 2 Uhr, und von da an wieder zu bis gegen Mitternacht. Auch die mittlere Heiterkeit des Jahrs fällt auf die Nachtstunden und differirt von den Morgenstunden um 0,030. Uebrigens ist bei diesen Bestimmungen Vieles noch auf weitere Beobachtungen auszusetzen. Jedenfalls aber hat diese Berechnung das für sich, dass mit diesen Zahlen in Absicht auf Maxima, Minima und Media ganz so verfahren werden kann, wie mit denen bei der Temperatur, dem Luftdruck u. s. w. und diese Behandlung eine Vergleichung mit den genau gemessenen Erscheinungen zulässt.

3. Hypsometrische Tafel,

für die orographischen und geographischen Verhältnisse Schwabens eingerichtet.

Von Professor Rogg in Ehingen.

Die Beobachtung der Höhe einer Quecksilbersäule an einem gehörig construirten Barometer ist eine so einfache Operation, dass sie von Jedem, der nur einigermassen ein Geschick hat, in einer Viertelstunde erlernt und in ein paar Stunden gehörig eingeübt werden kann. Ebenso ist die Kunst, aus gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten angestellten Barometer- und Thermometerbeobachtungen den Höhenunterschied derselben, durch Zuziehung der unten gegebenen Hülfstafel, zu berechnen, bald erlernt, indem dabei weiter nichts, als die gehörige Anwendung der vier Species in Anspruch genommen wird. Das ganze Geschäft reducirt sich auf die successive Anwendung folgender Regeln:

1) Man ziehe die Angabe des fixen (am Barometer befindlichen) Thermometers am obern Standort vom Stand des correspondirenden Instruments an der untern Station ab; den Rest heisse $\triangle\tau$.

2) Man addire die Angabe der beiden Lufthermometer, halbire die Summe und ziehe davon die Zahl 12 ab; der Rest heisse $\triangle t$.

3) Man nehme aus der Hülfstafel denjenigen Werth von A, welcher der Barometerhöhe an der untern Station entspricht; er heisse α.

4) Man nehme aus der Tafel denjenigen Werth von A, welcher dem Barometerstand der obern Station correspondirt; er heisse α'.

5) Von α ziehe man die Summe $(\alpha' + \triangle\tau)$ ab, multiplicire den Rest mit 5, dividire mit 1000 und werfe die dritte, so wie alle folgende Decimalbruchstellen weg; was noch übrig bleibt,

werde mit $\triangle t$ multiplicirt. Dieses Product addire man zu $\alpha - (\alpha' + \triangle \tau)$; was herauskommt, ist der gesuchte in (par.) Toisen ausgedrückte Höhenunterschied.

Um diese Vorschriften auf eine bequeme Formel zu bringen, so bezeichne an der untern Station:

b die Barometerhöhe in pariser Zollen und Linien;

τ die Quecksilbertemperatur nach der 80theiligen Skale;

t die Lufttemperatur;

α den zu b gehörigen Werth von A (Tafel).

Es bezeichne analog an der obern Station:

b' die Barometerhöhe;

τ' die Quecksilbertemperatur;

t' die Lufttemperatur;

α' den zu b' gehörigen Werth (Tafel).

Nun werde der Kürze zu lieb gesetzt:

$\tau - \tau' = \triangle \tau$,

$\frac{1}{2}(t + t') - 12 = \triangle t$,

$\alpha - (\alpha' + \triangle \tau) = \triangle' b$,

der gesuchte Höhenunterschied $= \triangle h$,

so hat man:

$$\triangle h = \triangle' h + \frac{5 \triangle' h}{1000} \cdot \triangle t \text{ in Toisen gelesen.}$$

Die Anwendung dieser Formel ist, wie die folgenden Beispiele zeigen werden, ungemein leicht.

Exempel I.

Untere Station.	Barometer	b = 28″ 1,0‴.
	Quecksilbertemperatur, R. . . .	τ = + 18,0°.
	Lufttemperatur, R.	t = + 20,0°.
Obere Station.	Barometer	b' = 26″ 0,0‴.
	Quecksilbertemperatur, R. . . .	τ' = + 8,0°.
	Lufttemperatur, R.	t' = + 10,0.

τ = + 18,0°.
τ' = + 8,0.
$\triangle \tau$ = + 10,0.

t = + 20,0°.
t' = + 10,0.
t + t' = + 30,0°.
$\frac{1}{2}(t + t')$ = + 15,0
+ 12,0.
$\triangle t$ = + 3,0.

a 5276,30
$(a' + \Delta r)$ . . 4951,55

$a' + \Delta t$ { 4941.55 + 10,00

$\Delta' h =$ 324.75 . . . 324,75

$\frac{5 . \Delta' h}{1000} = \frac{1623.75}{1000}$

$\frac{5 . \Delta' h}{1000} \cdot \Delta t = 1,62 . 3 = +$ 4,86

$\Delta h =$ 329,6 Toisen, oder = 1957,6 par. Fuss.

Exempel II.

Untere Station.	Barometer im par. Mass . . .	$b =$ 27^z 5,0^L
	Quecksilbertemperatur, R. . . .	$r =$ + 15,9°
	Lufttemperatur, R.	$t =$ + 16,0.
Obere Station.	Barometer	$b' =$ 22^z 4,2^L
	Quecksilbertemperatur, R. . . .	$r' =$ + 8,4.
	Lufttemperatur, R.	$t' =$ + 7,8.

$r =$ + 15,9°.
$r' =$ + 8,4.
$\Delta r =$ + 7,5.

$t =$ + 16,0°.
$t' =$ + 7,8.
$t + t' =$ + 23,8.
$\frac{1}{2}(t + t') =$ + 11,9.
+ 12,0.
$\Delta t =$ — 0,1.

a 5171.96
$(a' + \Delta r)$ . . 4292.09

$\Delta' h =$ 879,87 . . . 879,87

a' . . 4291,35
3,24
Δr . 7,5

$5 . \Delta' h =$ 4399,35

$\frac{5 . \Delta' h}{1000} \times \Delta t = 4,40 . — 0,1 = — 0,44$

$\Delta h =$ 879,43 Toisen. oder = 5276,6 par. Fuss.

Exempel III.

Untere Station.	Barometer in par. Zollen . . .	$b =$ 26^z 0,25^L
	Quecksilbertemperatur, R. . . .	$r =$ + 11,1°.
	Lufttemperatur, R.	$t =$ + 7.2.
Obere Station.	Barometer	$b' =$ 25^z 2,7^L
	Quecksilbertemperatur, R. . . .	$r' =$ + 6,4.
	Lufttemperatur, R.	$t' =$ + 4,5.

von Vorstellungen und Bildern, als die ruhige Ausbreitung und Zusammenknüpfung des Inhalts darbieten; Strophen von langer Dehnung; Reime von bunter Verschränkung; Melodien von schwieriger Ausführung und weitem Stimmumfange; Choräle mit scharfen Dissonanzen und chromatischen Uebergängen u. dgl. m. Die Sprache muß vielmehr concret, das Bild anschaulich und bewußt, der Satz einfach und übersichtlich, die Strophe möglichst kurz, der Reim ungesucht in Auswahl und Stellung, die Tonweise dem natürlichen Ohr und den Kräften einer unausgebildeten Kehle angemessen, das Verhältniß der Ripienstimmen zur Hauptstimme immer ein solches seyn, welches in den Grenzen der diatonischen Tonleiter sich bewegt und jede Unterstimme melodisch, eben dadurch aber auch ansprechend und behältlich seyn läßt. Unedle Bilder sind durch die religiöse Würde, ein sentimentaler Ton durch die Forderung der Volksmäßigkeit ausgewiesen; vielmehr so rein als richtig muß der Ausdruck, so körnigt, frisch, kräftig und naiv als klar und faßlich muß die Sprache des deutschen Kirchenlieds, als Ausdruck und Sprache einer gesunden Frömmigkeit im Volke, seyn.

Diese allgemeinen formellen Ansprüche vereinigen sich aber für das Kirchenlied in einem eigenthümlichen dreifachen Typus, den die kirchliche Sprache, Dichtung und Tonkunst mit einander haben. Die erhabenste Darstellung göttlicher und heiliger Gegenstände und zugleich den klarsten, concretesten Ausdruck für das Verständniß jeder Bildungsstufe gibt die Bibel. Sie ist für den Protestanten ohnehin die Quelle des Lehrbegriffs seiner Kirche; ebenso ist sie die vorbildliche Form der christlichen Predigt und des Kirchenliedes in den evangelischen Gemeinden. An den Bildern der Psalmisten und Propheten, an den Gleichnissen Jesu und der Apostel, an den wundersamen Begebnissen und Thatsachen der heiligen Geschichte hat sich die christliche Anschauungsweise und Darstellungskunst herangebildet, und es ist auch wirklich darin eine so unerschöpfliche Fülle, ein so hoher Schwung und eine so zarte Innigkeit des Ausdrucks für alle Beziehungen des religiösen und sittlichen Lebens enthalten, daß diesen tiefen, weiten Schacht des Morgenlandes zumal unser abendländisches Bedürfniß sein Lebtage nicht ausbeuten kann. Dieser biblische Bilderkreis ist nicht nur dem größeren Theile nach so durchaus anschaulich, ansprechend und volksmäßig, daß er von Jedermann verstanden werden kann und geliebt werden muß;

$$\begin{aligned} \varepsilon &= +\ 11{,}1 \\ \varepsilon' &= +\ 6{,}4 \\ \hline \Delta\varepsilon &= +\ 4{,}7 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} t &= +\ 7{,}2 \\ t' &= +\ 4{,}5 \\ \hline t+t' &= +\ 11{,}7 \\ \tfrac{1}{2}(t+t') &= +\ 5{,}8 \\ & \quad +\ 12{,}0 \\ \hline \Delta t &= -\ 6{,}2 \end{aligned}$$

$$\alpha \ldots\ldots \begin{cases} 4941{,}55 \\ 2{,}78 \\ 0{,}59 \end{cases}$$

$$\alpha' \ldots\ldots \begin{cases} 4800{,}07 \\ 10{,}08 \end{cases}$$

$$\begin{aligned} 4945{,}92 & \\ (\alpha' + \Delta\varepsilon \ldots & 4814{,}85 \\ \Delta' h &= 130{,}17 \quad \ldots\ldots 130{,}17 \\ 5 \,.\, \Delta' h &= 650{,}85 \\ \frac{5 \,.\, \Delta' h}{1000} \cdot \Delta t &= 0{,}65 \,.\, -\ 6{,}2 = -\ 4{,}04 \\ \hline \Delta h &= 126{,}13 \text{ Toisen, oder } 757{,}7 \text{ par. Fuss.} \end{aligned}$$

Barometer. 22 par. Zoll.			Barometer. 23 par. Zoll.			Barometer. 24 par. Zoll.			Barometer. 25 par. Zoll.		
Linien.	A	Diff. für 1/10 Lin.	Linien.	A	Diff. für 1/10 Lin.	Linien.	A	Diff. für 1/10 Lin.	Linien.	A	Diff. für 1/10 Lin.
0	4216,04	1,64	0	4409,10	1,57	0	4593,92	1,51	0	4771,21	1,45
1	4232,46	1,64	1	4424,80	1,56	1	4608,98	1,50	1	4785,66	1,44
2	4248,82	1,63	2	4440,45	1,56	2	4623,98	1,50	2	4800,07	1,44
3	4265,11	1,62	3	4456,04	1,55	3	4638,93	1,49	3	4814,43	1,43
4	4281,35	1,62	4	4471,58	1,55	4	4653,83	1,48	4	4828,74	1,43
5	4297,52	1,62	5	4487,06	1,54	5	4668,68	1,48	5	4843,00	1,43
6	4313,64	1,61	6	4502,49	1,54	6	4683,47	1,47	6	4857,21	1,42
7	4329,69	1,60	7	4517,86	1,53	7	4698,22	1,47	7	4871,38	1,42
8	4345,69	1,60	8	4533,18	1,53	8	4712,92	1,46	8	4885,51	1,42
9	4361,63	1,60	9	4548,45	1,53	9	4727,56	1,46	9	4899,58	1,41
10	4377,51	1,59	10	4563,66	1,52	10	4742,16	1,46	10	4913,62	1,40
11	4393,33	1,58	11	4578,82	1,51	11	4756,71	1,45	11	4927,69	1,40

Barometer. 26 par. Zoll			Barometer. 27 par. Zoll.			Barometer. 28 par. Zoll.			Barometer. 29 par. Zoll.		
0	4 41,55	1,39	0	5105,45	1,34	0	5263,59	1,29	0	5415,79	1,25
1	4955,44	1,39	1	5118,83	1,33	1	5276,30	1,29	1	5428,25	1,24
2	4969,30	1,39	2	5132,18	1,33	2	5289,17	1,28	2	5440,68	1,24
3	4983,11	1,38	3	5145,48	1,33	3	5302,00	1,28	3	5453,07	1,24
4	4996,87	1,38	4	5158,74	1,32	4	5314,79	1,28	4	5465,43	1,23
5	5010,59	1,37	5	5171,96	1,32	5	5327,54	1,27	5	5477,75	1,23
6	5024,27	1,36	6	5185,14	1,31	6	5340,26	1,26	6	5490,03	1,23
7	5037,91	1,36	7	5198,28	1,31	7	5352,94	1,26	7	5502,28	1,22
8	5051,50	1,35	8	5211,38	1,31	8	5365,58	1,26	8	5513,50	1,22
9	5065,05	1,35	9	5224,44	1,30	9	5378,19	1,26	9	5526,68	1,22
10	5078,56	1,35	10	5237,46	1,30	10	5390,76	1,25	10	5538,83	1,21
11	5092,03	1,34	11	5250,45	1,29	11	5403,29	1,25	11	5550,94	1,21

Anmerkung. Der Formel $\triangle h = \triangle' h + \frac{5 . \triangle' h}{100} . \triangle t$ liegt 12° R. als Fundamentaltemperatur zu Grunde. Diese kann als der mittlern Breite von Schwaben angehörig betrachtet werden. Nun ist den Physikern wohl bekannt, dass eine solche Normaltemperatur sich mit der geographischen Breite äusserst langsam ändert, und eben deswegen kann die obige Tafel als für ganz Schwaben gültig angesehen werden, d. h. man darf, ohne einen erheblichen Fehler befürchten zu müssen, die Correction wegen der Polhöhe vernachlässigen. Ebenso unbedeutend ist die Correction wegen den verschiedenen Meereshöhen.

---

4. Der Sommer 1846 in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

Stuttgart liegt unter 48°, 46′, 32″ nördlicher Breite, 763 pariser Fuss über der Meeresfläche und hat nach einem Durchschnitte der 50 Jahre 1795 bis 1844 eine mittlere Jahrestemperatur von + 7,823 Reaumur. Das Jahr 1846 entwickelte aber eine Wärme, welche eine mittlere Jahrestemperatur von + 9,118 ergab, eine Wärme, welche in den letzten 55 Jahren nur von dem einzigen Jahre 1801 (+ 9,360) übertroffen wurde.

Diese Wärme und ihre nächste Ursache, eine ungewöhnliche Trockenheit, hatten viele Erscheinungen zur Folge, welche mich lebhaft an Italien erinnerten; ich verglich daher die von meinem verehrten Freunde Professor *Plieninger* mir gütigst mitgetheilten meteorologischen Beobachtungen mit den auf der ersten Tabelle zum ersten Bande meines Italiens zusammengestellten von 18 italienischen Städten und fand, dass die 1846-Temperaturen von Stuttgart zwar noch hinter den durchschnittlichen mittleren Temperaturen aller jener Städte zurückgeblieben sind, jedoch derjenigen der kühlsten dieser Städte, Turin, viel näher stehen, als der mittleren von Stuttgart. Es ergaben sich nämlich:

	Mittlere Temper. in Stuttgart.	1847. in Stuttgart.	Mittlere Temp. in Turin.
Winter: Jan., Febr. und Dec.	+ 0,667	+ 1,220	+ 1,000.
Frühling: März, Apr. u. Mai	+ 7,819	+ 8,733	+ 9,100.
Sommer: Juni, Juli und Aug.	+ 14,767	+ 17,346	+ 17,400.
Herbst: Sept., Okt. und Nov.	+ 7,996	+ 8,973	+ 9,800.
Im ganzen Jahr	+ 7,823	+ 9,118	+ 9,300.

Turin liegt 738′ über der Meeresfläche, also beinahe ebenso hoch wie Stuttgart, unter 45° 4′ Breite; Stuttgart erscheint sonach für dieses Jahr um drei und einen halben Grad nach Süden gerückt. Die Erle und der Haselstrauch begannen schon im Januar zu blühen, im Februar die Salweide *(Salix caprea L.)*, die Cornelkirsche, der Seidelbast, Veilchen, Scillen, *(Scilla bifolia L.)*, Anemonen *(Anemone nemorosa L.)* und in Gärten Schneeglöckchen *(Galanthus nivalis L.)* und Frühlingssafran *(Crocus vernus L.* und *luteus Lam.)*.

Die Kirschen kamen schon den 16. Mai auf den Markt, waren zahlreich und ungewöhnlich süss, nach einer Angabe in der schwäbischen Kronik Seite 1061 lieferte das Oberamt Esslingen allein 3419 Centner Kirschen, wovon 2160 Centner in das Königreich Baiern ausgeführt wurden. *) Den 27. Mai erschienen die Erdbeeren, bald darauf und zahlreich die schönsten Ananas-erdbeeren; als aber die Reihe an die anderen nordischeren Beerenfrüchte kam, an Heidel- Preissel- Himbeeren, vermisste man den Reichthum regenreicherer Sommer. Nur die Gartenfrucht der Stachelbeeren und Johannisbeeren war als nie fehlschlagend in Menge vorhanden, die letzteren begannen am 11. Juni und dauerten bis gegen den October.

Ungemein würzig und zuckerreich waren die vielen Birnen, von denen die ersten am 30. Juni auf den Markt kamen, die letzten noch im März 1847 zu kaufen waren, aber der nordischere Apfel blieb, wenn auch süss, meist klein, selten und theuer,

*) Auf den Stuttgarter Markt kommen die ersten Kirschen meistens von Heidelberg, in den letzten 30 Jahren erschienen sie am frühesten 1841 bei einer mittleren Frühlingstemperatur von + 9,91 den 14. Mai, am spätesten 1837 bei einer mittleren Frühlingstemperatur von + 5,29 den 17. Juni; sind am ersten Juni noch keine Kirschen da, so ist keine Hoffnung vorhanden, vorzüglichen Wein zu erhalten.

zum Theil in Folge häufiger Regen und starker Temperaturerniedrigung während der Blüthezeit in der letzten Hälfte des Aprils, wie denn beinahe nie Birnen und Aepfel zugleich gerathen, weil die Frühlingsregen, oft auch Fröste, wenn sie die Blüthe der einen Frucht verschonten, um so gewisser die der andern getroffen haben und jede Blume, die nach der Oeffnung vor erfolgter Befruchtung nass wird, fehlschlägt. Die ersten Aepfel sah ich den 11. Juli feil bieten, (1843 den 28. Juli, 1845 den 22. Juli), im folgenden Winter kostete ein guter Apfel 3 kr. und auch der schlechteste noch 1 kr. Den 21. Juni begannen die Aprikosen und den 14. Juli die Pflaumen, alle vorzüglich gut und ziemlich häufig; nur die Zwetschgen, welche in Italien nicht gerathen, hatten zwar einen ungewöhnlich süssen Geschmack, gleich den türkischen, die seit einigen Jahren in Stuttgart verkauft werden, blieben aber klein, sparsam und theuer.

Reich war dagegen die Ernte der Wallnüsse; nie habe ich so viele Nüsse auf dem Markte gesehen und nur südlich der Alpen mit so harter Schale und so vollkommen ausfüllendem Kerne, man sah sie scheffelweise aufgestellt, 10 bis 12 um 1 kr., das Simri um 2 fl., und als der erste Frost die Sommerfrüchte verscheucht hatte, bildeten sie die Hälfte alles auf dem Markte befindlichen Obstes. Ebenso lieferte uns das Rheinthal Kastanien in Menge und zu billigen Preisen, mehlreicher, haltbarer und den südtirolischen Maronen näher stehend, als in anderen Jahren.

Der warme Sommer und die Theurung aller Lebensmittel brachten auch ungewöhnliche Früchte auf den Markt; zum erstenmal sah ich Artischoken, Feuerbohnen und Brombeeren feilbieten, einzeln erschienen honigsüsse Feigen, grosse Apfelmispeln, häufiger als jemals glühendrothe und goldgelbe Tomaten *(Solanum lycopersicon L.)* bis in den November, Kürbisse und treffliche Melonen; von diesen letztern zog Gärtner Schickler eine Menge, die grösste wog 26 Pfund, eine zwischen andern Pflanzen versteckte entdeckte er durch den Geruch, welcher so stark war, dass ich eine aus dem Zimmer entfernen musste. Selbst Wassermelonen reiften in dem Garten des Herrn Schickler.

Die Krone des Obstes waren jedoch, ganz wie in Südeuropa,

die Pfirsche und die Traube. Die Pfirschen begannen den 8. Aug. und traten, wie die Wallnüsse, nicht nur in ungewöhnlich grosser Anzahl, sondern auch in einer von mir hier noch nicht erlebten Vollkommenheit auf, gewürzhaft und duftend, so dass ich den Geruch auch einer einzigen sogleich bemerkte, wenn ich in das Zimmer eintrat. Die Trauben erreichten eine Vollkommenheit, welche dieses Jahr, es neben 1788 und 1811, über 1834 und 1842 stellend, auf lange Zeit im Andenken der Weingärtner, Weinhändler und Wirthe erhalten wird. Der Weinstock trat schon Anfangs Juni in die Blüthe, welche rasch und unbenetzt vorübergieng, da es vom 1. bis 18. Juni nur am 8. und 9. ein wenig regnete. Den 18. Juli begannen schon die Trauben der günstigsten Lagen sich zu färben und den 4. August erschienen die ersten reifen Trauben auf dem Obstmarkte. Ein milder Herbst vollendete, was der warme Frühling und Sommer begonnen hatten, und die schwäbische Kronik vom 24. September lieferte schon den ersten Weinpreisszettel aus Brackenheim, den 7. October ertönte in Stuttgart die grosse Glocke, um die Weinlese einzuläuten. Schon früher hörte man überall das lustige Klopfen der Küfer und ein tiefer Ton verkündigte grosse Fässer; am 12. Oct. waren bereits die Landstrassen mit Weinfuhrwerken bedeckt, Wirthe, Kaufleute, Handwerker, Weingärtner und Taglöhner bekamen vollauf zu thun, von letzteren zogen ganze Schaaren aus Gegenden ohne Weinbau den Weinorten zu Hülfe und mit der Ueberzeugung von der Güte des Mostes, mit der Verspätung der Weinlese stieg der Preis von Tag zu Tag, selbst Reutlingens Gewächs wurde zu 40 bis 77 fl. der Eimer verkauft, in guten Weinorten wurden 80 bis 100 fl. gewöhnliche Preise und aus dem königlichen Weinberg auf der Prag wurden drei Eimer Rissling zu 152 fl. der Eimer verkauft.

Die schwäbische Kronik vom 1. October enthält eine interessante Zusammenstellung der Weinmessungen im königlichen Weinberge zu Untertürkheim in den Jahren 1834, 1842, 1845 und 1846 mit Angabe des Tages, an welchem die Messung vorgenommen wurde, woraus man zwei wichtige Lehren ziehen kann: die erste, dass Messungen ohne Angabe des Tages sehr geringen Werth haben, die andere, wie vortheilhaft die Verspätung der

Lese für die Güte des Weins ist. Von den am 28. September 1846 an zwölf Traubensorten vorgenommenen Messungen stehen drei den von 1842 nach, welche 11 Tage später vorgenommen wurden, alle aber übertreffen die 12 des Jahrs 1834, welche 11 Tage früher Statt fanden, endlich übertreffen alle bedeutend diejenigen von 1845, obschon diese am 19. October, also drei Wochen später vorgenommen wurden. Den leichtesten Most gab weisser Gutedel mit 80°, den schwersten Veltliner mit 103°, aber derselbe Rissling, welcher den 28. September 90° gab, zeigte am 29. October 104°.

Ein Aufsatz in der schwäbischen Kronik S. 1138 berechnet den diesjährigen Weinertrag Württembergs zu 177000 Eimern im Gesammtwerth von 8,850,000 fl.; der Hohenheimer Erntebericht schäzt zwar diesen Ertrag auf höchstens 150,000 Eimer, also auf sieben und eine halbe Million Gulden, wenn man den keineswegs zu hohen Durchschnittspreis von 50 fl. annimmt; aber auch diese Summe ist, da sie grösstentheils in die Hände der ärmeren Familienväter des Landes gelangte, eine kräftigere Unterstützung des Volkes gewesen, als die der Regierung und aller Wohlthätigkeitsvereine und Wohlthäter zusammengenommen, ein grosses Glück für Württemberg, denn dieses trockene, heisse Jahr, welches den Trauben die Süssigkeit und Klebrigkeit der südeuropäischen verlieh, zeigte sich unserem Getreide weniger hold. Es fehlt uns der Weizen, welcher unter allen Halmfrüchten der trockenen Hitze am Besten widersteht, und obschon unsere nordischeren mehlreiche Körner mit starkem Klebergehalt und ein ausgezeichnet schönes Mehl lieferten, so fiel doch die Ernte bei dem Wintergetreide nur mittelmässig aus, bei dem Sommergetreide unter mittelmässig. Schon das vorige Jahr hatte Theurung gebracht, die Vorräthe waren erschöpft, und so betrachtete man es als ein glückliches Ereigniss, dass die Ernte um 14 Tage früher als gewöhnlich eintrat. Um Tettnang wurde schon am 14. Juni Wintergerste geschnitten, am 5. Juli Roggen und den 15. Juli wurde in Stuttgart der erste Erntewagen feierlich eingeführt, während an demselben Tage in Heilbronn der erste neue Dinkel auf die Fruchtschranne kam. Auch die Hülsenfrüchte gewährten nur einen mittleren Ertrag, das Brod stellte sich in

Stuttgart lange auf 29 kr. der sechspfündige Laib fest und stieg im April 1847 auf 36 kr. Mangel war indessen nicht zu bemerken, nie sah ich so hohe Haufen, so volle Körbe von ungewöhnlich schönem Brod, Weken, Milchbrod, Butterbretzeln und selbst Kuchen aller Art unter freiem Himmel feilgeboten. Vor allem nahmen die Laugenbretzeln überhand und waren auf mehreren Plätzen bis spät in die Nacht hinein zu haben, ja, während ich dieses schreibe, bringt mir ein Knabe zum erstenmal in meinem Leben einen Korb voll bis ins Zimmer. Die Laugenbretzeln sind nämlich ein Backwerk, welches die guten Stuttgarter als ein ihnen eigenthümliches Kunstproduct betrachten, wie der Ulmer sein Ulmerbrod, der Nürnberger und Basler seine Lebkuchen, der Turiner seine Gressini. Man hätte sich mitten im Ueberfluss wähnen können, wenn man nicht durch den stark verjüngten Massstab der Formen dieser feineren Backwerke eines andern belehrt worden wäre.

Auffallend ist es, dass die durch ein ungewöhnlich kühles und nasses Jahr begonnene Theurung durch ein ungewöhnlich warmes und trockenes sich fortsetzte, der Hauptgrund scheint in dem unerwarteten wiederholten Fehlschlagen der Kartoffeln zu liegen, welche als treffliches Schutzmittel gegen Theurungen empfohlen und aufgenommen, nun von einer noch unerklärten Krankheit befallen jährlich mehr den Muth rauben ihnen treu zu bleiben. Ich hatte mich der Hoffnung überlassen, dass die vielbesprochene Kartoffelfäule eine Folge der Nässe sey und diese Erwartung wurde auch in diesem Jahre in so weit bestätigt, als sich die Krankheit im Oberlande nach den heftigen Regengüssen vom 17. bis 23. August entwickelte, während das wärmere, von diesen Gewittern nicht erreichte Unterland grösstentheils auch von der Kartoffelkrankheit verschont blieb; allein, wenn jetzt das zweitwärmste unter 53 Jahren kranke Kartoffeln liefert, während früher selbst ziemlich kühlen und nassen Jahren diese Erscheinung fremd blieb, so wird es einleuchtend, dass ausser der Nässe noch eine entferntere Ursache dieses Unglücks vorhanden seyn muss, eine Ursache, welche bis jetzt trotz unendlich vieler darüber gesprochenen, geschriebenen und gedruckten Worte, noch völlig unbekannt geblieben ist.

Wie der Sommer 1842. so förderte auch der diesjährige kräftig eine südliche Anstalt, die Wiesenbewässerung, es sind 479 Morgen Bewässerungsanlagen bekannt geworden, darunter der kön. Landgestütskommission zu Marbach und Güterstein mit 120 Morgen, durch welche jährlich 720 Wagen Dünger erspart werden, an 7300 Morgen sollen noch angelegt werden, bei einem bedeutenden Theil haben die Arbeiten bereits begonnen, und es ist tief zu bedauern, dass sich auch gegen diesen nützlichen, vielleicht einst nothwendigen Fortschritt eine Stimme erheben zu müssen geglaubt hat.

Ein auf den heissen Sommer gefolgter ungewöhnlich milder und verlängerter Herbst gestattete auch den zahlreichen, aus wärmeren Ländern stammenden Blumen und anderen Zierpflanzen unserer Gärten ihre Entwicklungsperioden bis zur Sommerreife üppig und gesund zu durchlaufen. Im kön. Schlossgarten blühte vom 8. bis 15. August eine prächtige Yucca, welche in dem heissen Sommer 1842 mit einem August von + 17,66 zum letzten mal geblüht hatte, und vor meinen Fenstern reifte eine seit 1836 gepflegte *Stapelia* aus Lampedusa zum erstenmal eine Frucht. Statt dass beinahe jedes Jahr ein in der letzten Hälfte des Septembers oder in der ersten des Oktobers eintretender Frost in einer Nacht dem bunten fröhlichen Leben unserer Gärten plötzlich ein Ende macht, von den Bohnen und Kürbissen bis zu den Balsaminen und Dahlien Alles wie mit siedendem Wasser übergossen erscheint, eine Stunde hinreicht, um uns mit unserer ganzen Umgebung aus dem Leben einer Tropenwelt in den erstarrten Norden zu versetzen, sah man dieses Jahr alle einjährigen, auf die heissen Sommer und kalten Winter des Continentalklima's eingerichteten Gewächse ihren Lebenslauf behaglich vollenden, so dass, als endlich in der Nacht vom vierten auf den fünften November der erste Frost eintrat, auch die letzte Seitenblume des chinesischen Asters verblüht war, die indische Balsamine ihre elastischen Früchte bereits gesprengt hatte. Und wie im Wald das Laub gemächlich alle Stufen der bunten Herbstfärbung vom dunklen Grün des Augusts durch die helle Frühlingsfarbe, durch Gelb und Roth zu der braunen Leichenfarbe des Winters durchlief, Birken und Buchen ihre Blätter

vor Eintritt des Frostes abwarfen und der Adlerfarn die untere Fläche seines Laubs mit braunen Fruchthäufchen umsäumte, so färbten sich in den Gärten die amerikanischen Reben *(Ampelopsis quinquefolia Michaux)* so purpurroth, wie in der Heimath, und die brasilianischen Topinamburs *(Helianthus tuberosus L.)* gaben durch goldgelbe Blumenrispen Zeugniss von dem guten Weinjahre.

Ob sich auch der schwirrende Weinvogel *(Cicada haematodes Fabr.)* hören liess, welcher in warmen Sommern aus dem Rheinthale in das Neckarthal heraufzieht, habe ich nicht erfahren können. Im Ganzen war nach den gütigen Mittheilungen unseres berühmtesten Entomologen dieses Jahr auffallend arm an Insekten, besonders hemmte seine Trockenheit die Entwicklung der Zweiflügler, von Käfern erschien kaum der sechste Theil der gewöhnlichen Anzahl, auch fand er keine seltene Hymenopteren, indessen kommt nach einer Bemerkung meines scharfsinnigen Freundes *Nördlinger* bei allen denjenigen Insecten, welche nicht mehrere Generationen in einem Jahr durchlaufen, auch die Witterung des vorhergehenden Sommers in Rechnung und der südliche Charakter des Sommers 1846 bewährte sich dennoch in mehreren Erscheinungen der Thierwelt. Wie bereits in diesen Heften (2ter Jahrgang S. 256) bemerkt wurde, erreichte die jährlich wiederkehrende Entblätterung der Traubenkirschenbäume unseres Schlossgartens durch die spinnenden Larven einer Motte *(Yponomeuta cognatella)* eine früher nie beobachtete Ausdehnung, und der gleich dem Seidenschwanze nur in wenigen einzelnen Jahren erscheinende Todtenkopf *(Acherontia atropos O.)* schwärmte um Ulm in so grosser Anzahl, dass er selbst in die Stadt kam und häufig durch die offenen Fenster hereinflog. Besonders auffallend war die kräftige Entwicklung mehrerer Hymenopteren; die Schlupfwespen trugen durch ungewöhnliche Häufigkeit viel zur Verminderung einiger anderen Insekten bei, weit stärker noch nahmen die von Obst sich nährenden Hornisse *(Vespa crabro L.)*, Baumwespen *(Polistes gallica Latr.)* und Erdwespen *(Vespa vulgaris L.)* überhand. Im Juli schon klagte man über den von ihnen an den letzten Kirschen und ersten Birnen verursachten Schaden und am 26. August hatten sie bereits ange-

fangen, die reifenden Trauben anzugreifen, so dass bald die Zeitungen und Lokalblätter Ermahnungen und Vorschläge zu ihrer Vertilgung enthielten. Von den Hornissen fand man ungeheure Nester von mehr als zwei Fuss Höhe und Umfang, aber auch die nützlichen Bienen vermehrten sich ungewöhnlich stark und lieferten, weniger als sonst in ihrer Arbeit gehemmt, eine Ausbeute an Honig und Wachs, wie man sich seit vielen Jahren nicht zu erinnern weiss.

Ein Forstbeamter auf dem Schwarzwald sah am 17. Januar Staaren und eine Schnepfe, in Ulm kamen am 1. März Störche und Schwalben an und am 20. März begann man schon an mehreren Orten über die Feldmäuse zu klagen, welche im Herbst auf den Kleefeldern und in den Wintersaaten bedeutende Zerstörungen anrichteten, denen erst die durchdringenden Regen vom 20. bis 29. November ein Ende machten.

Auch der Mensch bekam in diesem Sommer einen südlicheren Charakter; leichter als gewöhnlich gekleidet, sah man ihn besonders auf dem Lande und in den abgelegeneren Theilen der Stadt ächt italienisch nicht nur die Zeit der Erholung in traulichen Gesprächen vor den Hausthüren zubringen, sondern auch häufiger als sonst seine Arbeit aus den geschlossenen Räumen in die freie Luft versetzen und so ein antikes Leben unter dem unbewölkten blauen Himmel führen.

Ueber den Einfluss dieser hohen Temperatur auf unsere Gesundheit hat unser werthes Mitglied Dr. *Cless* den 11. Januar 1847 einen ungemein anziehenden und belehrenden Vortrag erstattet, aus welchem ich, da er nicht gedruckt erscheint, einiges anzuführen mir erlaube.

Der kalte Anfang des Jahres (bis zum 16. Januar hatten zwölf Tage ein Minimum von — 6 bis 10°) war, wie das Klima der Polarländer und Alpen, die Zeit der Entzündungskrankheiten, doch zeichnete sich der Januar nur durch ungewöhnlich viele Catarrhe aus, bald trat milde trockene Witterung ein, schon mit der Mitte des Februars verloren sich die Husten und Schnupfen und gastrische Affectionen traten ungewöhnlich bald an deren Stelle, besonders das berüchtigte, in Stuttgart wie in so vielen andern Gegenden Deutschlands endemische Schleimfieber, welches sich im vor-

nicht nur so poetisch, tiefsinnig und geistvoll, daß es zu seinem dichterischen Gebrauche nur der einfachen Aneignung und keuschen Behandlung bedarf; er ist auch zugleich so allgemein unter dem Volke verbreitet, dem die Bibel sein einziges oder doch Hauptbuch ist, und das in der christlichen Schule früh mit dessen Geschichten und Lehren vertraut gemacht und zum Lesen der heiligen Schriften angeleitet wird, daß hier der wahre Typus für den poetischen Bestandtheil des Kirchenliedes vorliegt, wie er es denn auch von je so gewesen ist in der christlichen Kirche, zumal des evangelischen Bekenntnisses. Indessen reichen uns für die Wahl auch der biblischen Bilder im Kirchenliede das christliche Princip und die Bibel selbst einen unabweisbaren Maßstab. Es gibt in der Bibel tropische Bezeichnungen und Schilderungen, die, aus morgenländischer Phantasie erzeugt, dem auch in der Dichtung mehr nüchternen und besonnenen Abendländer als ein Uebermaß erscheinen müssen, jedenfalls aber für das Gottesbewußtseyn und die Glaubensansicht des Christen unziemlich und zu seiner Erbauung ungeeignet sind. Wer möchte wohl ein Lied, welches getreu nach der, zwar anschaulich großartigen, aber auch sinnlich grellen Darstellung des göttlichen Zorns im achtzehnten Psalm gedichtet wäre, mit christlicher Ueberzeugung und Andacht übereinstimmend finden? Wem dürfte in einer christlichen Dichtung das, einem bekannten apostolischen Ausdruck entnommene Bild willkommen heißen, daß im Vergleich mit der Liebe des Erlösers alles Andere Koth sey? Wer müßte nicht ein Bedenken finden bei der Aufnahme erotischer Scenen und Seufzer des Hohenliedes in christlichen Hymnen, um darnach den Heiland und die gläubige Seele in dem Verhältniß bräutlicher Liebe, Sehnsucht und Umarmung auszufassen? Das erste der genannten Bilder verletzt den religiösen Sinn, das zweite den ästhetischen Geschmack, das dritte den sittlichen Geist einer christlichen Lebensansicht und Gemüthsstimmung. Geschweige, daß in der Bibel selbst nirgends die Verbindung einzelner Frommen mit dem Erlöser, sondern, im Alten Testamente nur der Bund Gottes mit dem auserwählten Volk Israel, im Neuen nur die Vereinigung des Herrn und der Gemeinde unter jenem ehelichen oder bräutlichen Bilde dargestellt, und eben im N. T. — ausgenommen die Hochzeit des Lammes in der Apokalypse — namentlich von dem Apostel Paulus so zart, keusch und geheimnißvoll, mehr angedeutet als

hergehenden Jahre bis zur Epidemie gesteigert hatte, die Brechruhr, ganz im Gewande des bengalischen Cholera morbus, doch selten tödtlich, und die mörderische Magenerweichung der neugeborenen Kinder. Auch die Rötheln und eine milde Form des Scharlachs wurden häufig, doch mit einem einzigen Falle tödtlichen Ausgangs.

Im Herbste, als die Temperatur der Nacht sank, während sich die des Tages auf ihrer Höhe erhielt, erschien die Ruhr, wie 1811 und 1834, doch minder gefährlich, weil diesesmal die Temperatur langsamer und gleichförmiger sank. Auch Sonnenstiche, diese Gegenfüssler des Erfrierens, kamen vor, weil die südliche Sitte, nie den blosen Kopf der Sonne auszusetzen, nicht gehörig beachtet wurde, und, mit dem überhaupt gegebenen Andrang des Bluts gegen den Kopf, die Krankheit der Römer, der Schlag.

Die Sterblichkeit mit 963 war geringer als 1845 mit 1071, das Maximum fiel auf die drei heissesten Monate; trennt man jedoch die Erwachsenen von den Kindern, so zeigt sich, dass von den ersteren im Sommer weniger starben als im Winter, von letzteren aber so viele, dass sie ein Ueberwiegen selbst der Gesammtzahl bewirkten, und wieder, dass diese grosse Mehrzahl der Sommertodesfälle unter Kindern lediglich der Brechruhr und Magenerweichung zuzuschreiben ist.

Als Nachwehen des vorangegangenen Jahres wird der Frühling 1847 auch in Württemberg einen Zug erhalten, welcher in gewöhnlichen Jahren nur dem südlichsten und nördlichsten Europa eigen ist. Mit dem Wiedererwachen der Natur ziehen Weiber und Kinder hinaus in Feld und Wald, um sich wild wachsende Kräuter zur Nahrung zu suchen. Auch 1817 und 1846 streifte dieser fremde Zug in unser Vaterland herein, in welchem gewöhnlich kaum ein paar alte Weiber ein Bisschen Brunnenkresse, Hopfenkeime und Löwenzahn, letzteren unter dem falschen Namen Wegwarte, zu sammeln pflegen. Es mögen daher einige Bemerkungen hierüber diesen Aufsatz schliessen.

Vor Allem versteht es sich von selbst, dass solche wildwachsende Wurzeln und Blätter, wie bei gebauten Salat- und Gemüspflanzen, gesammelt werden müssen, ehe sie Stengel und

Blüthe treiben, weil sie später den grössten Theil ihrer nährenden Bestandtheile zur Fruchtbildung abgeben und weil bei vielen Pflanzen mit der Blüthenbildung auch die Absonderung eines unserer Gesundheit nachtheiligen Milchsaftes eintritt.

Eine zweite Regel ist, sich vorzugsweise innerhalb der Grenze anerkannt unschuldiger Familien zu halten, besonders der Cichoraceen, Cruciferen und Malvaceen.

Endlich sind natürlich nur häufig vorkommende, leicht erkennbare Pflanzen praktisch, und in dieser Beziehung ist es nicht unwichtig, dass gerade mehrere unserer allerhäufigsten Unkräuter essbar sind.

Nur roh, als Salat angemacht, werden gegessen: aus der Familie der Cruciferen die Brunnenkresse (*Nasturtium officinale Brown*), die ihr sehr ähnliche bittere Kresse (*Cardamine amara L.*), die sehr häufige Wiesenkresse (*Cardamine pratensis L.*), die Winterkresse (*Barbarea vulgaris Brown*), und das Täschleinkraut (*Capsella bursa pastoris Dec.*), aus anderen Familien der wilde Ackersalat (*Valerianella olitoria Moench* und *auricula Dec.*), die Bibernelle (*Poterium sanguisorba L.*) und das Vogelkraut (*Stellaria media Villars*).

Die anderen essbaren wildwachsenden Kräuter können zwar grossentheils auch roh genossen werden, eignen sich aber noch besser in Wasser abgesotten zu Kräutersuppen und mit einem kleinen Zusatz von Butter, Schmalz, Milch oder Oel als Gemüse. Hieher gehören unsere meisten und häufigsten Cichoraceen, vorzüglich die Wegwarte (*Cichorium intybus L.*), der Löwenzahn (*Leontodon taraxacum L.*), der Hasenkohl (*Sonchus oleraceus L.*), der Hasenlattich (*Lapsana communis L.*), das Bitterkraut (*Picris hieracioides L.*), die wilde Haberwurzel oder Morgenstern (*Tragopogon pratense L.*), dann die häufigsten Cruciferen, namentlich der Hederich oder wilde Rettig (*Raphanus raphanistrum L.*) und der Ackersenf (*Sinapis arvensis L.*), deren Einsammlung überdem das Getreidefeld von einem schädlichen Unkraute befreit, der Wegsenf (*Erysimum officinale L.*) an allen Strassen und der schwarze Senf (*Sinapis nigra L.*) auf den Neckarinseln, alle unsere Campanulaceen, darunter der Rapunzel (*Campanula rapunculus L.*), die Glockenblumen

(*Campanula rotundifolia*, *patula*, *rapunculoides* und *trachelium L.*) und der Waldrapunzel (*Phyteuma spicatum L.*), welcher nach Walters Gartenkunst ehemals in den Küchengärten von Stuttgart gezogen wurde, auch einige Umbelliferen, wie die wilde Mohrrübe (*Daucus carota L.*), der Kümmel (*Carum carvi L.*), der Giersch oder Geissfuss (*Aegopodium podagraria L.*) und die Steinbrechе (*Pimpinella saxifraga L.*).

Aus anderen Familien liefern geringere Gemüse: die Goldwurz (*Senecio vulgaris L.*), die Maaslieben oder Gänseblümchen (*Bellis perennis L.*), die geschälten dicken Stengel aller Disteln, ehe solche blühen, alle Ampfer (*Rumex*), der weisse Wiederstoss (*Silene Behen Smith*), die Käspappeln (*Malva rotundifolia* und *sylvestris* L.), der gute Heinrich (*Chenopodium bonus Henricus L.*) und selbst die Brennnessel (*Urtica dioica L.*) und die Klatschrose (*Papaver rhoeas L.*)

---

5. Bericht über das Niederfallen eines Meteorsteines.

Von Chr. L. Landbeck in Klingenbad bei Schönenberg in Baiern.

Mit einer Abbildung auf beiliegender Tafel.

Es gewährt mir grosse Freude, dem vaterländischen naturhistorischen Verein eine Erscheinung, die zu den interessantesten im Reiche der Natur gehört, als Augen- und Ohrenzeuge mittheilen, dieselbe also vollkommen verbürgen zu können.

Es hatte am 25. December 1846 Vormittags stark geschneit, der Himmel war trüb und umwölkt und das Thermometer zeigte den Gefrierpunkt. Um 2 Uhr Nachmittags wurde ich und meine Familie durch vier langsam aufeinander folgende, Kanonenschüssen ähnliche Explosionen überrascht. Ich war eben im Begriffe, meine Verwunderung über die ungewöhnliche Zeit und den Ort, wo diese Kanonade stattzufinden schien, zu äussern, als dieselbe aufs Neue begann und in so raschem Tempo auf einander folgte,

dass man unwillkührlich an das Getöse eines fernen Manövers erinnert wurde. So mochten etliche und zwanzig bis dreissig Schläge erfolgt sein, als das Kanoniren aufhörte und ein Trommeln oder Pauken begann, welches den Tönen einer F Pauke sehr ähnlich war, aber einen Lärm verursachte, als ob 20 Tambours den Generalmarsch schlügen, so dass meine Hunde fast von den Ketten rissen und heftig zu bellen anfingen. Während des Trommelns eilten wir alle an die Fenster, indem wir das Anrücken von Militär oder einer Comödiantenbande erwarten zu müssen glaubten; da merkten wir aber, dass der Lärm über mein Haus hin ziehend aus der Luft kam und entweder einem Gewitter oder Meteorsteinfall seine Entstehung zu verdanken haben müsse. Den Schluss der ganzen Erscheinung, die etwa 3 Minuten gedauert hatte, bildete ein langes gezogenes Sausen und Klingen, welches dem Tone ferner Trompeten zu vergleichen war. Das Gewölke hatte aber in Folge der heftigen Lufterschütterung zu gleicher Zeit in der Richtung der Meteorbahn einen Riss bekommen, durch welchen die Sonne hervortrat und die übrigen Wolken auflöste.

Während wir über die höchst sonderbare Naturerscheinung unsere Vermuthungen gegen einander äusserten, kam ein Eilbote von dem ½ Viertelstunde entlegenen Dörfchen Schönenberg angesprungen, und brachte mir die Nachricht, dass in einem am östlichen Abhang des Ortes gelegenen Garten, von dem erwähnten Geräusche begleitet, ein grosser Stein aus der Luft in die Erde gefahren sei und immer tiefer hineinschlüpfe. Ich begab mich natürlich eilends auf den Fundort, wo schon die halbe Gemeinde versammelt war und ihre Verwunderung in den sonderbarsten Vermuthungen aussprach. Viele Einwohner von Schönenberg, königl. bayr. Landgerichts Burgau, auf dem Bergzuge zwischen den Flüsschen Kamel und Mindel gelegen, hatten das Getöse im Freien über ihren Köpfen vernommen und wurden dadurch so in Schrecken versetzt, dass sie das Anbrechen des jüngsten Gerichts erwarteten und in ihrer Todesangst sich in den tiefen Schnee niederdrückten; die Wirthin und ein Bürger, Leopold Weckherlin, sahen aber eine faustgrosse schwarze Kugel über ihre Köpfe hinsausen und letzterer bemerkte sogar das Nieder-

fallen derselben unterhalb seines Hauses im Grasgarten des Bartholomäus Emminger, welches mit einer solchen Heftigkeit erfolgte, dass der fest gefrorene Lehmboden zwei Fuss tief durchschlagen und die Erde weit umher geschleudert wurde. Weckherlin begab sich sogleich an das eingeschlagene Erdloch und bemerkte dabei einen ziemlich starken Schwefelgeruch, welcher auch bei meiner Ankunft noch nicht ganz verflogen war. Der Stein zeigte, nachdem er nicht ohne Aengstlichkeit ausgegraben war, noch eine etwas erhöhte Temperatur und mochte wohl ziemlich warm niedergefallen sein.

Der zu Tage geförderte Meteorstein bildet eine abgestutzte unregelmässige Pyramide mit 4 schmälern und einer breitern Seitenfläche, einer ziemlich ebenen Grundfläche und einer stumpf prismatischen Spitze und meistens abgerundeten Kanten; ist auf der Oberfläche uneben, mit einer schwarzen, schlackenartig geflossenen Rinde überzogen, und scheint das Bruchstück einer grössern Steinmasse zu sein. Da er beim Ausgraben etwas beschädigt wurde, so konnte auch seine innere Structur betrachtet werden. Sie gleicht der eines feinkörnigen Dolerits, der Bruch ist weissgraulich und weiss gefleckt und es sind viele Metallflimmerchen, welche von metallischen Krystallen herrühren, die grösstentheils aus octaëdrischem Eisen, Nikel etc. bestehen, darauf zu bemerken, während die übrigen Bestandtheile weniger deutlich hervortreten. Auf der äussern schwarzen Rinde zeigen sich einzelne erhabene Eisenstreifen und Körner, welche theils unregelmässig, theils krystallinisch geformt sind und die Magnetnadel anziehen, auch durch Berührung im Wasser mit Rost beschlagen werden. Das körnige Gefüge ist zwar ziemlich dicht, so dass der Stein am Stahl Feuerfunken gibt, aber Stückchen davon sind mit den Fingern leicht zu zerreiben. Das Gewicht des Ganzen beträgt 17 Pfund 5 Loth württ. und erscheint zu seiner Grösse, 8 Zoll Höhe, 7 Zoll Breite und 5 Zoll Dicke par. M. als bedeutend, indem das spec. Gewicht 3,7 ist.

Nach der Ansicht verschiedener Ohrenzeugen ist es höchst wahrscheinlich, dass in den oberen Theilen der hiesigen Gegend, sowohl im Mindel- als Kamelthal, noch mehrere Meteorsteine gefallen sind, indem das oben erwähnte, den Fall begleitende

Sausen und Klingen an verschiedenen Stellen ganz in der Nähe gehört wurde, obgleich bis jetzt kein weiterer Stein aufgefunden worden ist. Wie es mir und mehreren Anderen vorkam, drehte sich die ganze Meteormasse in einem Bogen, dessen Sehne eine halbe Stunde betragen mochte, kam von Osten und kehrte wieder nach Osten zurück, wobei der gefallene Stein zuletzt eine ziemlich horizontale Richtung erhielt, bis er fast plötzlich senkrecht herabstürzte; der übrige Theil des Meteors schien aber hierauf ziemlich in südöstlicher Richtung weitergeflogen zu sein. Nach meiner unvorgreiflichen Meinung hat dieser Meteorstein in Folge seiner pyramidalen Gestalt beim Eintritt in die oberen Schichten unserer Atmosphäre eine schrauben- oder schneckenförmige Bahn angenommen, durch welche die Kraft des Falles, statt vermehrt, immer mehr vermindert wurde, was aus der verhältnissmässig geringen Fallkraft, mit der er in die Erde einschlug, hervorgeht. Hätte er die Luft senkrecht durchschnitten, so wäre er nicht sichtbar geworden und hätte sich wohl so tief in die Erde begraben, dass er niemals gefunden worden wäre. Aus seiner Schneckenbahn liesse sich auch der Umstand erklären, dass das Getöse, welches in Folge des Durchdringens der verschiedenen Luftschichten entstand, ringsum auf eine Entfernung von 15—20 Stunden deutlich und fast zu derselben Zeit, eine Viertelstunde später oder früher, vernommen wurde.

Dieser Meteorsteinfall ist nun der dritte in Bayern constatirte, aber unter diesen dreien der bedeutendste und am genauesten beobachtete.

Bemerkung. Die 3 Zeichnungen auf beiliegender Tafel geben den Stein mit seinen Facetten in natürlicher Grösse; Fig. 1 eine Ansicht von der Seite in senkrechter Richtung auf die längste Axe; die punktirten Linien bezeichnen die Facetten auf der entgegengesetzten Seite; Fig. 2 in derjenigen Lage, wie er ausgegraben wurde; Fig. 3 die Facetten auseinander gelegt mit Hinweisung auf die Nummern derselben in Fig. 1. Der Meteorstein wurde von der k. bayrischen Regierung für das Kabinet in München requirirt und wird dort aufbewahrt werden.

III. Kleinere Mittheilungen.

1) Ueber den Winter 1844—45. Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Die Winterwitterung mit Frost und Schneefall nahm schon frühe im Jahr 1844 ihren Anfang. Zu Ausgang Okt. und Anfang Nov. fiel reichlicher Regen und Schnee, letzterer besonders in den höher liegenden Gegenden und in der norddeutschen Ebene; gleichzeitig ereigneten sich bedeutende Ueberschwemmungen in Ober- und Mittelitalien, sowie auf Corsika, in Folge anhaltender Regengüsse. Diese dauerten auch in Deutschland beinahe den ganzen Monat über fort und auch in Polen folgten bedeutende Ueberschwemmungen. Erst in der zweiten Hälfte des Novembers begann in Italien, dem südlichen Frankreich und Spanien eine schöne und, in Folge von Südwinden, welche sich mitunter bis zu Stürmen steigerten, sehr warme Witterung.

Mit Ende des Novembers und Anfang Decembers erschienen ungewöhnlich starke und häufige Schneefälle, welche sich fast über ganz Europa erstreckten; so namentlich in den Pyrenäen, den Alpen, Karpathen und andern Gebirgsländern; am 4. December selbst Schneefall zu Constantinopel und in den Gebirgen des Peloponnes; in Portugal herrschten in dieser Zeit die heftigsten Regengüsse mit Gewittern, ebenso auch auf den westindischen Inseln. Darauf folgte starke Kälte. Am 7. December beobachtete man in Mailand — 9,3° C., am 8. zu Turin — 15,8°; Genua — 5,0; Venedig + 2,0°; Bologna + 3,0°; Rom + 2,3; Neapel + 7,0°; am 9. zu Marseille — 3,0° während starken Schneefalls; bei London waren am 9. die stehenden Wasser mit Eis bedeckt; am 11. zu Lyon — 10,0° C., zu Wien — 14,0° R.; auf den Apenninen lag der Schnee so tief, dass die Verbindungen unterbrochen wurden. Zu Madrid lag am 13. December 1 Fuss tiefer Schnee. Während dieser Zeit herrschten verderbliche Stürme auf dem schwarzen, dem mittelländischen und atlantischen Meere.

Mit dem 15. Dec. trat wieder allenthalben gelindere Witterung ein, zu Rom hatte man bis + 18,0° C.; zu Lyon + 10,0°, zu Neapel dagegen von + 10 bis + 13,0° C. Die Flüsse in Deutschland wurden auf kurze Zeit wider von Eis frei.

Zu Ausgang des Monats folgten dagegen im östlichen Europa und westl. Asien wieder Schneemassen, wie im Caucasus; bei Odessa sammelten sich grosse Eismassen, welche bis zum 30. Januar blieben; während zu Anfang des Januars in dem übrigen Europa wieder gelindere Witterung in Folge von südlichen Winden bis Mitte des Monats eintrat.

Mit diesen bisher erwähnten Erscheinungen waren die Berichte aus dem hohen Norden, sowie aus den Alpen in schroffem Contrast, in St. Petersburg war der Winter bis zum 14. Januar ungewöhnlich mild gewesen, man hatte bisher blos bis zu — 5° R. Kälte gehabt; aus der Schweiz

besagten Berichte vom 20. Januar über sehr milde Witterung den ganzen Winter hindurch folgendes: von Mitte Novembers bis Mitte Januars hatte man auf der Höhe des Splügen nie über — 14,0° C. (7. Dec.), häufig sogar + 4,0° C., meist herrschten Süd- und Ostwinde, im Laufe Decembers thaute der Schnee sogar zur Nachtzeit (20. Dec.); der Rhein und seine Nebenbäche waren nur vom 5—8 Dec. zugefroren und blieben stets wasserreich; man fand am Kelchberg (5300 Fuss M. H.) blühende *Gentiana verna*, (6. Jan.), treibende *Polygala chamaebuxus*, *Rhododendrum ferrugineum;* auf den Thalflächen bei Splügen und Sufers lag der Schnee nie über 1 Fuss tief, während die nach S. auslaufenden Alpthäler bis in die Ebene der Lombardei mit tiefem Schnee bedeckt waren; auf den Bergabhängen, sowie in Splügen und Rheinwald traf man oft geringere Kälte, als in den zu beiden Seiten des Gebirgs liegenden Umgebungen von Chur (1780 F.). Cleven und Bellenz. Auch auf der Hochebene des Oberengadins (5470 F.) war in der ersten Hälfte Decembers noch keine Schlittenbahn. Im letzten Drittel Januars fielen auf der südlichen Seite des Gotthards grosse Schneemassen, welche sich über ganz Oberitalien verbreiteten, besonders stark fielen sie in den Seealpen und den Graiischen, auf dem Mont Cenis erfolgten gewaltige Lawinenstürze, in Südfrankreich und Neapel herrschten Regengüsse, ebenso in Algerien. Am 4. Febr. war der Vesuv zum erstenmal in Schnee gehüllt, am 8. lag Schnee auf allen umliegenden Bergen.

In Deutschland waren von Mitte Januars an ungeheure Schneemassen gefallen, nachdem in der ersten Hälfte im Ganzen milde Temperatur geherrscht hatte; sie wiederholten sich im Februar, zu Frankfurt hatte man am 8. Febr. — 12,0° R. Am 10. war die ganze Gegend von Florenz mit Schnee bedeckt. In Frankreich lagen im ersten Drittel des Februars in den Vogesen und der Auvergne ungeheure Schneemassen, bei Clermont, Bordeaux, Toulouse, Pau, Bayonne lag er fusshoch, noch tiefer auf den Pyrenäen und weithin nach Spanien. Dagegen war der Winter in Nordfrankreich weniger hart, der Schnee lag blos im Ardenner Walde fusshoch. Auch in den Karpathen, sowie den Gebirgsgegenden Deutschlands fielen in dieser Zeit neue Schneemassen, namentlich am 14. u. 17.

Im hohen Norden erfolgte erst in der zweiten Woche des Februars strenge Winterkälte, zu Petersburg hatte man erst seit dem 7. oder 8. starke Kälte bis zu — 23° R. Im Norden der skandinavischen Halbinsel war vom Anfang Novembers bis Ende Januars, mit Ausnahme weniger Sturmtage, der Himmel stets rein und heiter gewesen und selbst bei schwachen Nord- und Ostwinden stieg die Kälte nicht unter — 8° C. Mit Anfang Februars brachte ein starker SW. viel Schnee, der aber nicht liegen blieb. Doch erst zu Ausgang Februars erstreckte sich der strengere Winter in den Norden. Der grosse Belt überfror mit dem 22. und der Sund seit dem 23. Februar, der kleine Belt lag voll Eis, selbst das Kattegat bis zum hohen schwedischen Kullen war zugefroren. Auch in

Schweden wurde die Kälte anhaltend streng, in Christiania hatte man am 20. Februar — 24° R.

In der zweiten Hälfte Februars dauerte auch in Italien die winterliche, stürmische und unbeständige Witterung fort, zu Rom klagte man (unter dem 17.) über Temperaturwechsel von 18° C. an einem Tage, zu Neapel sank die Temperatur bis zu + 4,0°, in den Gebirgen von Basilicata, den beiden Principati und den drei Calabrien fiel eine grosse Menge Schnee, die Gegend zwischen Amalfi und Castellamare war ganz eingeschneit, am 20. und 21. hatte man — 3,0° C. und an den Bäumen von Neapel hingen starke Eiszapfen; erst am 21. fiel Schnee und am 22. trat ein heftiger Sirocco ein. Auch zu Lissabon trat nach gelinder Winterwitterung in der zweiten Woche Februars kalte Witterung mit nördlichen Winden ein.

In Württemberg lagen im Februar ungewöhnlich grosse Schneemassen, in manchen, namentlich den höheren Gegenden bis zu 3 Fuss hoch, mehrere Menschen kamen auf Wanderungen um und erfroren. Die Kälte war sowohl in ihren hohen Graden als ihrer Dauer ungewöhnlich; vom 9–13. hatte man im Unterlande — 17 bis — 20°, im oberen Remsthal, Gmünd — 22°, zu Ulm — 21°, im Illerthal — 20 bis 24°, ebenso auf dem Schwarzwald, in Rottweil — 26°, im Breisgau nur bis — 12° und — 14°. Zu Augsburg hatte man am 13ten — 18,4°, am 9ten — 13,0°, 10ten — 16,0°, 11ten — 17,3°, 12ten — 11,5°, 14ten — 15,0°, 15ten — 4,4°, 16—18ten — 5 bis 5,3°, 19ten — 13,0°, 20ten — 15,0°, 21ten — 14,5°, 22ten — 8,5°, 23. + 1,3°. Das absolute Minimum sei aber anderwärts nach anderen Berichten bis — 22 oder — 23° gestiegen.

Auch auf das nordwestliche Afrika erstreckte sich der Winter mit ungewohnter Strenge, bei Medeah waren die Verbindungen mit Blidah vom Schnee unterbrochen, heftige Regengüsse dauerten fast den ganzen Februar hindurch fort und erregten Ueberschwemmungen; die Küste von Marocco (bei Ceuta) wie die von Spanien war um die Meerenge von Gibraltar zu Ausgang Februars mit Schnee bedeckt. Dagegen wurde aus Egypten über warme, mitunter heisse Witterung den ganzen Winter hindurch und ein sehr niedriger Stand des Nils berichtet.

In den letzten Tagen des Februars erfolgten noch weitere beträchtliche Schneefälle in Deutschland, namentlich am 21., 27. und 28., wodurch die Eisenbahnen gesperrt wurden. Der Schnee lag selbst in dem flachen Lande 3 bis 6 Fuss hoch, in den Gebirgsgegenden, z. B. Thüringens, waren ganze Dörfer eingeschneit.

Erdbeben fielen bis Ende Februars vor: am 6. Nov. in Florenz ein leichter Erdstoss, am 12. Nov. ereignete sich eine beträchtliche Wassereruption in der Solfatara. Am 31. Dec. zu Messina zwei leichte Erdstösse. Am 23. Januar zu Triest ein dreimaliges Erdbeben mit schwankenden Bewegungen. In der Nacht vom 24—25. Januar in der Gegend von Puzzuoli und bei Posilippo einige sehr leichte Erderschütterungen,

der Vesuv hatte seit 5 Wochen aufgehört Feuererscheinungen zu zeigen; am 27. und 28. Januar in der Umgegend von Rom Erdstösse bei heftigem Sturmwetter. In der Nacht vom 5—6. Febr. ein heftiger Erdstoss zu Salute, Provinz Molise und zu Monteleone, vom 3 - 4. und 7—8. waren auch zu Smyrna unter heftigem NW-Sturmwetter Erdstösse erfolgt. Am 19. Feb. Schlammauswurf des Vulcans Ruiz am Magdalenenfluss (s. *Popp* Ann. B. 69. S. 160). Am 21. Februar 5 Uhr Morgens zu Alexandria 3 wellenförmige Erdstösse, ebenso zu Cairo. Am 25. Febr. 4 Uhr Morgens zu Nantes ein Erdstoss.

2) Ueber ungewöhnlichen Hagel- und Graupelnfall. Von Demselben.

Am 12. Mai 1833 Mittags 2 Uhr erschien zu Stuttgart ein **starker Hagelfall** etwa ¼ Stunde lang, mit schwerem Gewitter, dessen Körner eine Beschaffenheit zeigten, welche merkwürdig genug erscheint um hier mitgetheilt zu werden. Die verschiedenen Formen der Hagelkörner sind auf der beiliegenden Tafel Fig. 4. a, b, c, d, e, in n. G. abgebildet. Fig. c. und e zeigten auf der gewölbten Basis des Kegels den gewöhnlichen weissen Kern des Hagels, das Graupelkorn, zugleich aber zeigten sie, sowie auch Fig. a und b mehrere der Basis parallele Schichten von weissem Eis mit fasrichter Textur, die Fasern gegen die Spitze des Kegels convergirend, und diese weisse Eisschichten wechselten ab mit dazwischen liegenden durchsichtigen Eisschichten. Die Spitze des Kegels bestand bei allen aus festem durchsichtigem Eis, bei a ist die Spitze flach abgestumpft, bei b ist auch die Kuppe oder gewölbte Basis von durchsichtigem Eis und Fig. d ist ein im Schmelzen begriffenes Korn, bei welchem ein Zerfallen in der Richtung der gegen die Spitze des Kegels convergirenden Eisnadeln bemerklich ist, so dass sich an der Seitenfläche des Kegels abgerundete Wülste zeigen. Fig. e stellt eine einzelne der Basis des Korns angehörige Schichte dar, von welcher die Kuppe des Kegels sich während des Falls oder durch denselben losgetrennt hat.

Am 16. Jan. 1846 3½ Nachmittags fiel in Stuttgart und der nächsten Umgebung, bei starkem Nebel und Nebelrieseln, ein **sternförmiger Graupenhagel** in nicht sehr reichlicher Menge, etwa 1 Korn auf 1 □ Zoll, dessen Form auf der beiliegenden Tafel Fig. 5. c. in n. Gr. und Fig. a. b. vergrössert abgebildet ist. Die Körner blieben bei — 4,2° R. auf dem gefrornen Boden bis zum andern Tag liegen und konnten gut beobachtet werden. Sie zeigten eine flache, etwas gewölbte Bildung und 6 regelmässige abgerundete Strahlen, die Textur war die des Graupelkorns. Offenbar ein Mittelding zwischen dem Schneestern und dem Graupelkorn; bei mehreren war zwischen den Strahlen ein Klumpen unregelmässiger Graupelmasse angewachsen Fig. a, bei andern blos einige Strahlen ausgebildet, das Uebrige unregelmässige Graupelmasse Fig. b. — Ich begnüge mich, aus Mangel an Raum, hier die Thatsachen zu berichten, die nähere Erörterung dieser beiden Erscheinungen mir vorbehaltend.

umrissen und ausgemalt wird, daß man dieses, ohnehin so leicht dem Mißbrauch auf Seiten des Schwärmers wie des Spötters ausgesetzte Gleichniß am besten dadurch ehrt, wenn man sich desselben nur zart und schonend, niemals aber, weder in der Predigt noch im Kirchenliede, zur Bezeichnung der Glaubensgemeinschaft des Einzelnen mit Christus bedient. In gleichem Maße ist auch sonst der alttestamentliche Bilderkreis nach dem Sinn und Geiste neutestamentlicher Auswahl und Behandlung zu gebrauchen und die geistigere Ausdrucksweise des christlichen Gebietes der gröberen des vorchristlichen unbedingt vorzuziehen. Die typologische Beziehung alttestamentlicher Namen, Geschichten, Einrichtungen auf Christus und sein Reich gehört unstreitig zu dem Erhabensten, was die christliche Poesie aufzuweisen hat. Aber gerade hier verfällt die Dichtung durch Uebermaß leicht in's Spielende und wird Ungeschmack, nicht bloß, wenn einzelne solcher Typen immer und immer wiederkehren, sondern wenn man sie kleinlich im Bild und Gegenbild ausmalt, wie Abrahams Opfer, die Stiftshütte, das Tempelritual u. dgl., oder wenn man dem Erlöser alttestamentliche Namen gibt, deren Anspielung auf seinen Beruf entweder unzureichend ist, wie die Bezeichnung als Josua, oder unwürdige Nebenvorstellungen weckt, wie die Anrufung als Salomo (Friedensfürst), u. s. w. Außerdem aber, daß die christliche Glaubensansicht in der Wahl biblischer Tropen die weise Grenze ziehen lehrt, gibt uns die Bibel selbst ein Vorbild des rechten Verhältnisses in dem verschiedenen Maße, worin sie sich der für uns erlaubten Bilder bedient. In der Bibel selbst nämlich wird Jesus häufiger als der Sohn und Gesalbte Gottes, selten aber als dessen Knecht und Engel, häufiger als der Hirte, selten als das Lamm bezeichnet. Von dem Blute des Erlösers ist an vielen Orten, von seinen Wunden nur in wenigen, und zwar bloß in alttestamentlich-prophetischen Stellen die Rede. Sein Tod wird als Lösegeld für die Sünde der Menschheit, als Opfer unserer Versöhnung, aber nicht ausschließlich, vielmehr seine ganze Erscheinung auf Erden wird als eine Hingebung um unsertwillen, sein gesammtes Leben, Wirken und Leiden als der Grund unserer Erlösung gerühmt. Die Sünde wird hier und dort vom Satan, meistens aber von der Schuld des Menschen selbst hergeleitet. Als Strafe wird dem Sünder die Pein der Hölle gedroht, aber noch häufiger das Gericht im Allgemeinen und der

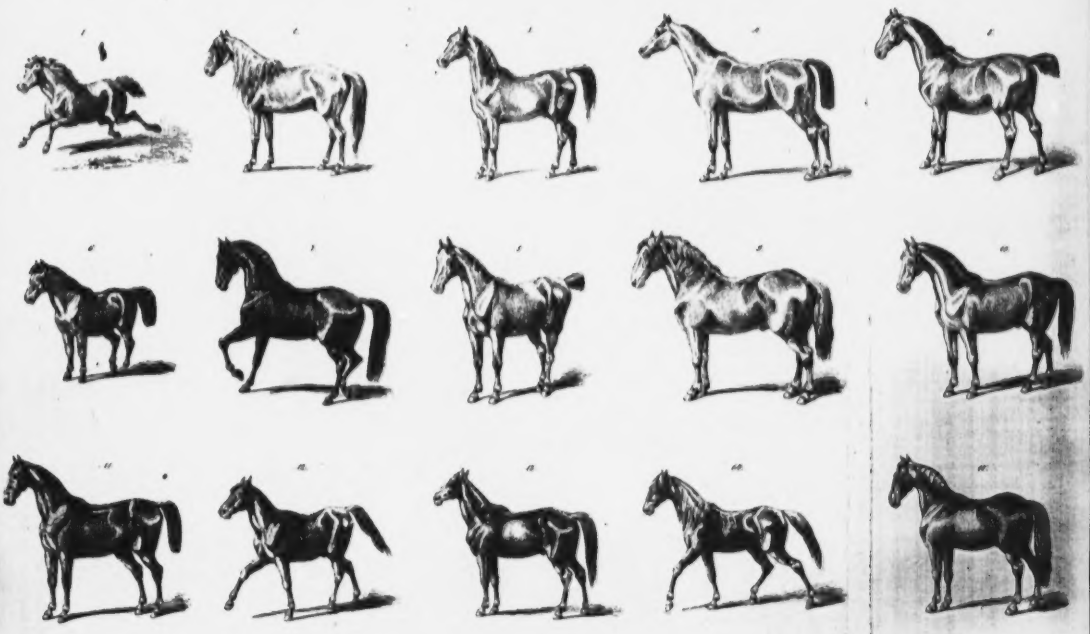

Verzaj van Haan de Schreber.

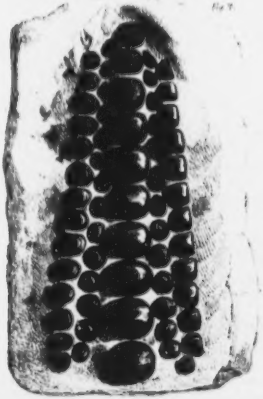

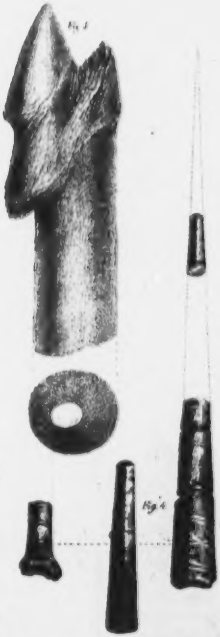

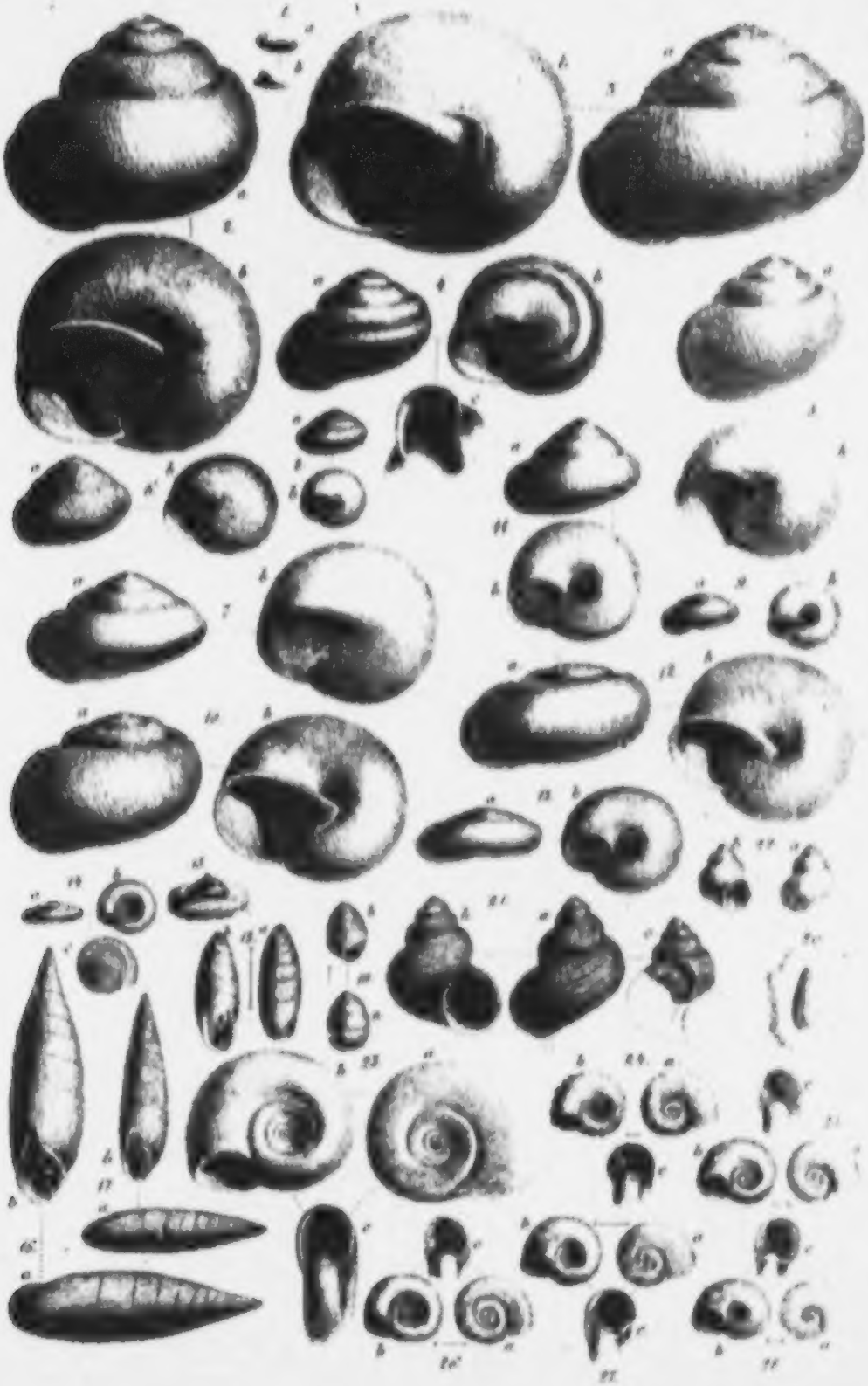

nach der Natur mit Steinpr. v. Ulrich

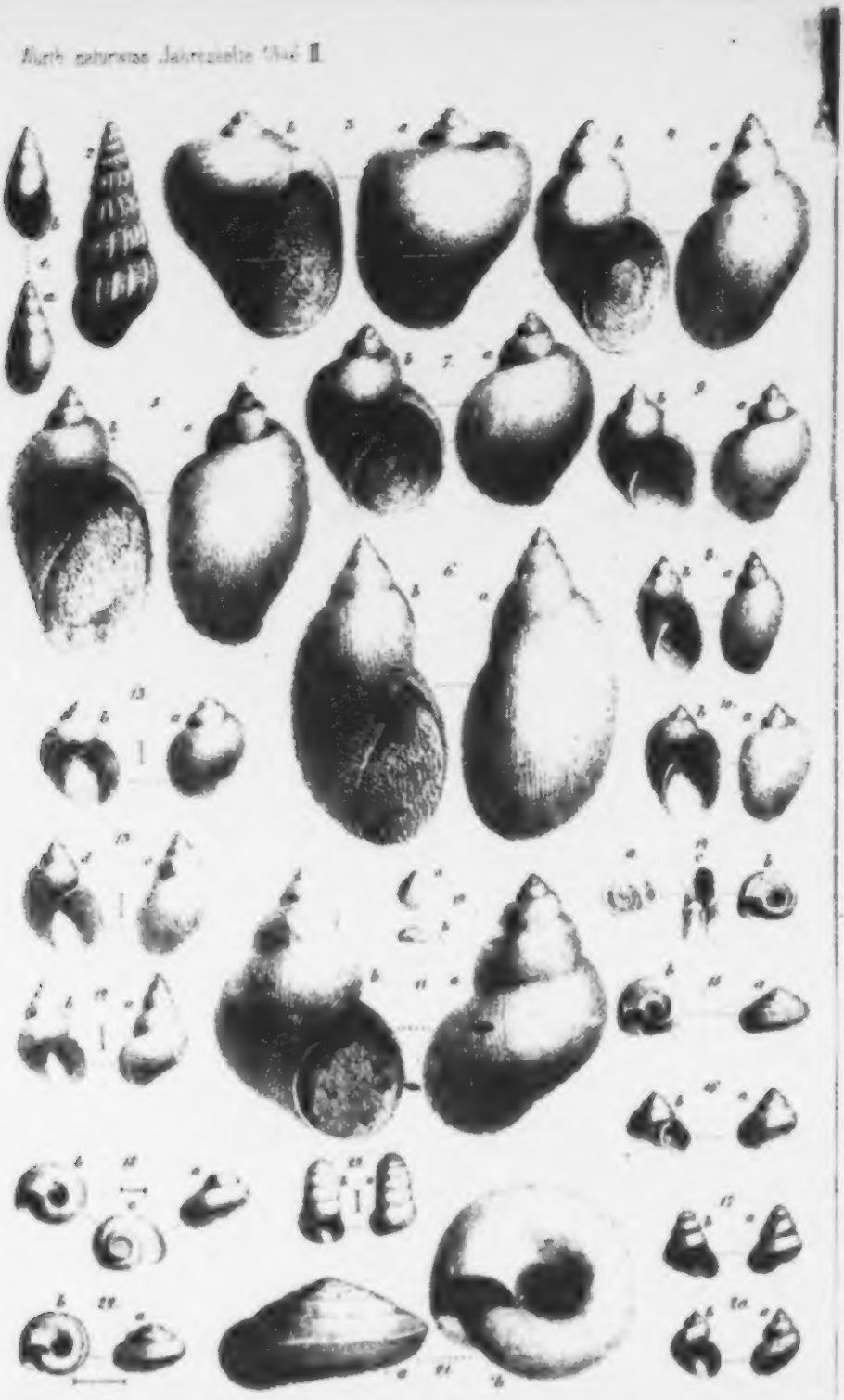

Druck v. Kaiserl. Hofbuchdr. H. Laakmann in St. Petersburg

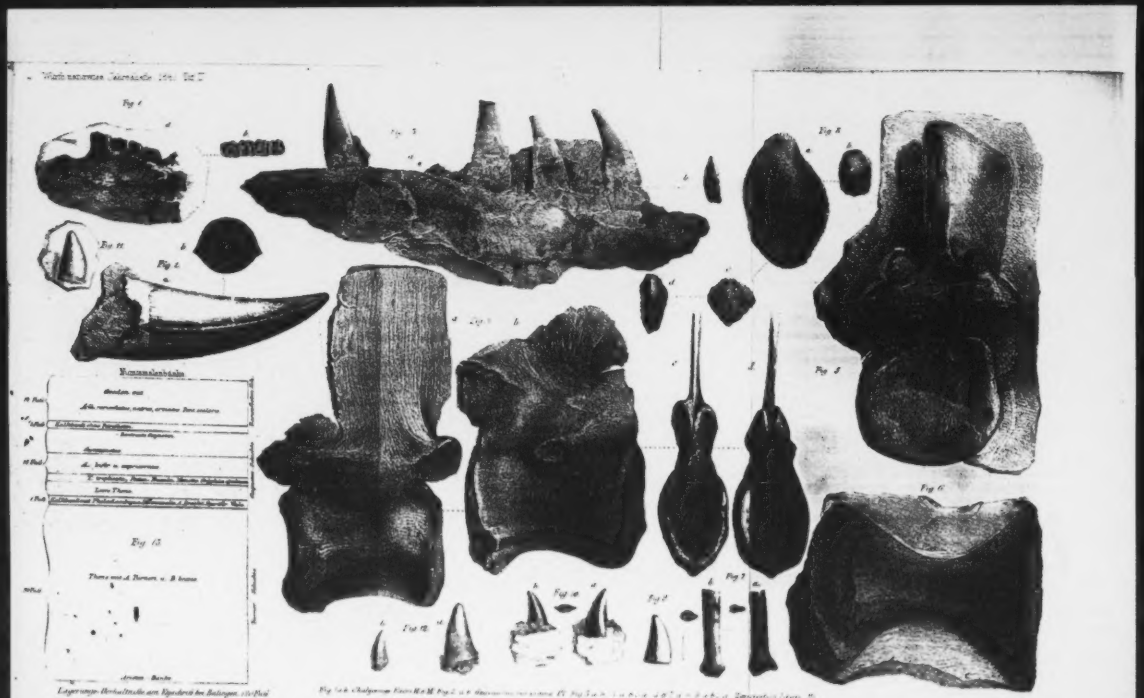
Fig. 1
Fig. 2
Fig. 3
Fig. 4
Fig. 5
Fig. 6
Fig. 7
Fig. 8
Fig. 9
Fig. 10
Fig. 11
Fig. 12
Fig. 13

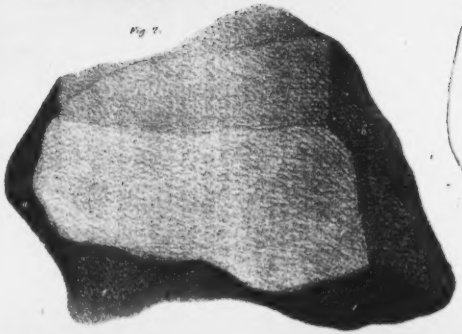

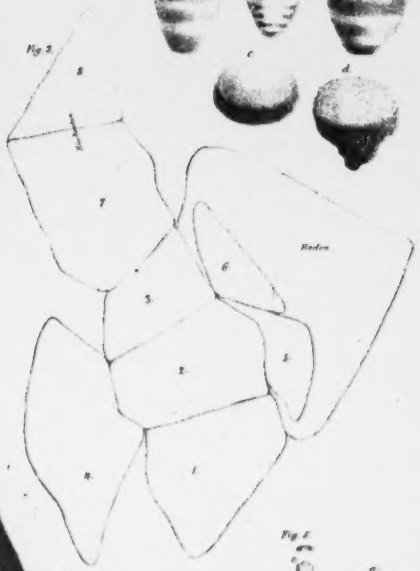
Hinden

Tod, als der Inbegriff alles gegenwärtigen und zukünftigen, geiſtigen und leiblichen Verderbens, bezeichnet. Wenn demgemäß die chriſtliche Hymnologie ſich nach dem Maßſtab der Bibel richtet, ſo wird ſie das richtige Verhältniß in der poetiſchen Darſtellung chriſtlicher Ideen, Zuſtände und Gefühle treffen und wohl verhüten, auf der einen Seite durch das Uebermaß rührender Tropen tändelnd, auf der andern Seite durch Anhäufung ſinnlich derber Gleichniſſe grell und durch Eins wie das Andere widerlich zu werden. Nur eine ſolche Liederſammlung, in welcher ſich die heilige Bilderſprache demſelben Geſetz des Maßes und der Auswahl unterwirft, wird dem Zwecke der Erbauung einer aus allerlei Volk der Gläubigen gemiſchten Gemeinde entſprechen.

Iſt auf ſolche Weiſe das poetiſche Element des chriſtlichen Kirchenliedes zunächſt in den Kreis unſerer heiligen Urkunden und an die Quelle des göttlichen Wortes Chriſti, der Apoſtel und Propheten gewieſen, ſo iſt es die Sprache des deutſchen Kirchenliedes nicht minder an den Typus der deutſchen Bibelüberſetzung. Dieſes Werk iſt nicht allein, trotz der unläugbaren Mängel ſeiner Interpretation ſchwieriger Schriftſtellen, doch im Ganzen und Weſentlichen ſeines Inhalts, auch im Styl, Ton und Wortausdruck, ſo vollkommen und wahrhaft eine deutſche Reproduction des Originals; es iſt ferner in ſprachlicher Hinſicht ſo volksmäßig als gediegen, ſo kernigt, naiv und kraftvoll, allgemein verſtändlich und tiefgemüthlich, erhaben und kindlich, Lapidarſtyl und Herzensſprache, daß, wenn es erlaubt wäre, die Entſtehung des Inhalts und der Form in dieſer Uebertragung der Bibel von einander geſchieden zu denken, man nicht umhin könnte, anzunehmen, den Sinn habe Luthern Gott eingegeben, in die Sprache aber habe das deutſche Volk ſelbſt, das er ſo innig liebte, daß ihn der Geiſt deſſelben wie keinen Andern durchdrang, den heiligen Inhalt durch ihn gekleidet. Daher darf es uns nicht verwundern, wie dieſe Ueberſetzung, auf der einen Seite mit Recht als das Fundament für die Ausbildung der hochdeutſchen Sprache betrachtet wird, woraus unſre größten Schriftſteller in jedem Zeitraume gelernt haben, anderntheils bei dem Volke ſelbſt, in den Familien und Gemeinden zu Stadt und Land, ſo heimiſch iſt und werth, daß andere, in exegetiſcher Hinſicht gelungenere Verſuche noch niemals gleichen Beifall und Vertrieb gefunden haben, ja daß jeder wahre Fortſchritt hierin auf

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redaktionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

DRITTER JAHRGANG.

(Mit vier Steintafeln.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

STUTTGART.

Verlag von Ebner & Seubert.

1847.

Gedruckt bei E. F. Haering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Dritte Generalversammlung am 1. Mai 1847 zu Heilbronn . . . 135
Eröffnungsrede von Stadtschultheiss Titot 135
Präsident der Versammlung: S. H. Herzog Paul Wilhelm von Württemberg 136
Rechenschaftsbericht und Rechnungsablegung 137
Ausschusswahl und Wahl des nächsten Versammlungsortes . . 143
Prof. Dr. Kurr's Antrag zu ausserordentlicher Geldverwilligung . 144

Vorträge.

Apotheker W. Lechler: Neue Pflanzen 147
Prof. Dr. Kurr: Missbildung von *Pyrola rotundifolia* . . . 148
Chemiker Nöllner: *Conomitrium Julianum*, blühend . . . 149
G. v. Martens u. Prof. Dr. Kurr: Themen für Abhandlungen 150
Stadtschultheiss Titot: *Ficus elastica* mit Früchten 151
Prof. Dr. Schlossberger: Arsenik im Cannstatter Mineralwasser-Schlamm 151
Prof. Dr. Sigwart: Brom im Wasser von Friedrichshall und Cannstatt 152
Prof. Dr. Plieninger: Ueber die Kartoffelfäule 153
— Cyprinoiden-Zähne im Süsswasserkalk von Steinheim 162
— *Macrolastes antiquus* und *Sargodon tomicus* in der Grenzbreccie von Degerloch 164
H. v. Meyer: *Palaeochelys bavaricus* im ältern Süsswasserkalk 167
Fabrikant Münzing: Knochenmehl als Nahrungsmittel . . . 169
Vicar Fraas: Die Loben der Ammoniten 169
O.-Med.-Rath Dr. Jäger: Ueber Gerölliebildung 172
Derselbe: Ueber *Bos bison* und *Bos urus* 176
O.A.-Arzt Dr. J. Kerner: Ueber die ausserordentlichen Erscheinungen, welche an bestimmten Orten und Häusern haften 178
Med. Dr. v. Gärtner: Ueber Bastardbefruchtungen im Pflanzenreich 181
Forstpract. Calwer: Ueber gesellige Brüteplätze einheimischer Vögel 188
Apotheker Weismann: Crailsheimer Petrefactenverzeichniss 191

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Seite

Prof. Dr W. v. Rapp: Ueber die Zunge der Geier 85
G. v. Martens: Ueberwinterung zweier Menagerieen in Stuttgart 87
Prof. Dr. W. v. Rapp: Einige Notitzen über die Anatomie des afrikanischen Strausses 127
Prof. Dr. Schlossberger: Bildung von Vivianit im thierischen Organismus 130
Prof. Dr. Th. Plieninger: Verzeichniss der Reptilien Württembergs 194
O.Med.-Rath Dr. Jäger: Unvollständige Schwimmhäute zwischen den sonst gehörig entwickelten Zehen einer Gans 209
Prof. Nördlinger: Eine neue Borkenkäferart *Hylesinus spratii* . 217
Prof. Ch. Fr. Hochstetter: Aufbau der Graspflanze, ihren Halms ihrer Blüthe und Frucht, nebst morphologischen und taxonomischen Andeutungen, andere Pflanzenfamilien betreffend 1
Med. Dr. Walser: Phytotopographische Skizze der Umgegend von Münchroth in Oberschwaben 229
Prof. Dr. Th. Plieninger: Bildung junger Kartoffelknollen in alten Knollen 228
Stadtvicar Fraas: Orthoceratiten und Lituiten im mittleren schwarzen Jura 218
Prof. Dr. Th. Plieninger: die Wirbelthierreste im Korallenkalk von Schnaitheim 226
Apotheker A. Ducke: Beschreibung des Mineralwassers des Krummbach-Mühlebades zwischen Wolfegg und Kisslegg 223
Necrolog des Majors v. Zieten 249
Prof. Dr. Th. Plieninger: Zweiundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg 263
— Anweisung für die Witterungsbeobachtungen 387

III. Kleinere Mittheilungen.

Prof. Dr. Fehling: Analyse einiger Ofenbrüche aus dem Hochofen in Ludwigsthal 133
Stadtschuldheiss Titot: blühendes Exemplar von Ficus elastica . 134
Prof. Dr. Fehling: antike Bronceen 253
— chemische Untersuchung von Koproliten aus der Grenzbreccie bei Degerloch 254
— Analyse des Wassers eines Pumpbrunnen bei Stuttgart . . 256
Analyse des Absatzes der Sulzerrainquelle bei Cannstatt . . 257
Dr. Seyffer: Einfluss der Electricität auf die Vegetation . . . 259
— Insekten im Sommer 1846 260
Shakespeare über Hexenringe 261
Prof. Dr. Th. Plieninger: *Anoplotherium commune* im ältern Süsswasserkalk 261
Knochenführender Diluviallehm im Gebiet der Molasse . . . 261
— Ein nicht fossiles Nagethier im Muschelkalk 262
Oeconomierath Walz: Bericht über Fata Morgana 428

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Aufbau der Graspflanze,

ihres Halms, Blüthenstands, ihrer Blüthe und Frucht, nebst morphologischen und taxonomischen Andeutungen, andere Pflanzenfamilien betreffend.

Von Prof. Ch. F. Hochstetter in Esslingen.

Zu den Untersuchungen, deren Resultat gegenwärtiger Aufsatz ist, gab mir die höchst interessante Abhandlung über die Familie der Gräser Veranlassung, welche Professor *Röper* in dem zweiten Theil seiner Flora Mecklenburgs (Rostock 1844 pag. 11—158) den Notizen über die einzelnen Gattungen und Arten, die in Mecklenburg vorkommen, vorausschickte. Ich habe diese Abhandlung mehrmals mit der grössten Aufmerksamkeit durchgelesen und viele Belehrung daraus geschöpft. Aber die Gründe, womit *Schleiden's* Ansichten über die Grasblüthe und Grasfrucht zurückgewiesen werden, schienen mir doch nicht überall stichhaltig zu sein. So schlagend auch *Schleiden's* irrthümliche Auffassung des Schlauchs und besonders des *hamulus* der Riedgräser von *Röper* widerlegt wird, so konnte ich mich doch nicht überzeugen, dass das Gleiche auch von dem unternommenen Angriff auf die Ansicht *Robert Brown's* über die *palea superior* der Gräser, welche *Schleiden* adoptirt hat, gelte. Denn obgleich der Schlauch der Riedgräser allerdings

jenem Organ der Gräser analog ist, so wird doch nicht angenommen werden dürfen, dass beide Organe völlig auf gleicher Stufe stehen. Den Hauptgrund, warum die *palea inferior* und *superior* der Gräser nicht als der erste Wirtel der Grasblüthe betrachtet werden können, hat übrigens der berühmte Verfasser der Flora Mecklenburgs mit andern bedeutenden Autoritäten darin zu finden geglaubt, dass beide Organe zwei verschiedenen Axen angehören. Es scheint nun allerdings die von allen oder doch den meisten neueren Botanikern angenommene Meinung zu sein, dass die dreigliedrigen Cyklen der Monocotylen-Blüthen von Blättern gebildet werden, die der gleichen Axe angehören.

Dieser Satz wird freilich nicht bestritten werden können, wenn die aufeinanderfolgenden Cyklen selbst als an der gleichen Axe befindlich betrachtet werden, d. h. wenn jedes Axenglied *(internodium)* in der Blüthe als die Fortsetzung des vorhergehenden angesehen wird (eine Ansicht, die ich nur in einem gewissen, also nicht im strengsten Sinne gelten lassen kann, wie ich in der Folge zu zeigen mich bemühen werde). Wenn aber der Ausdruck gleiche Axe in dem Sinne genommen werden wollte, dass er das gleiche Axenglied *(internodium)* bedeuten sollte, so halte ich jene Behauptung von dem dreigliedrigen Cyklus der Monocotyledonenblüthen für entschieden falsch, weil ich beweisen zu können glaube, dass der dreiblättrige Wirtel (streng genommen kann man dann freilich einen solchen Cyklus keinen Wirtel nennen) durch zwei aufeinanderfolgende, zwar fast bis zum Verschwinden verkürzte Internodien gebildet wird, wovon das unterste ein Blatt, das obere zwei Blätter, oder auch umgekehrt das untere zwei Blätter und das obere ein Blatt trägt. Ich bin bei meinen Untersuchungen auf das Resultat gekommen, dass von den drei Blumenblättern *(tepala, lodiculæ)* der Gräser, wo sie vorhanden sind (bekanntlich sind bei der Mehrzahl der Gräser nur zwei vorhanden), die beiden nach vorn stehenden einem untern Axenglied *(internodium)*, das einzeln nach hinten stehende einem darauffolgenden (obern) Axenglied angehört, und das einzeln nach vorn stehende Staubgefäss beziehungsweise zu jenen Axengliedern einem dritten, die zwei seitlichen Staubgefässe aber einem vierten, also das einzelne einem untern, die paarigen

einem obern Axenglied zugewiesen werden müssen. Es stimmt dies einigermassen, aber nicht völlig, mit der Ansicht *Kunth's* und einiger andern Agrostographen überein, welche die drei *tepala* und ebenso wieder die drei *stamina* verschiedenen Wirteln zutheilen, in jedem Wirtel aber Fehlschlagungen eintreten lassen. Bei meiner Ansicht bilden die drei *tepala* nur Einen Wirtel, und ebenso die drei Staubgefässe nur Einen Wirtel, aber ich construire jeden Wirtel aus den Blättern zweier Internodien. Es scheint zwar, dass auch andere Botaniker (namentlich *Röper*) die Wirtelbildung von mehreren Internodien herleiten, die aber unentwickelt blieben (siehe Flora Mecklenburgs S. 103) — ich bediene mich lieber des Ausdrucks bis fast zum Verschwinden verkürzt, weil doch das Blatt am Internodium sitzen muss und dieses desswegen nicht völlig unentwickelt sein kann — aber es scheint, sie nehmen mit *Röper* beim dreiblättrigen Wirtel drei unentwickelte Internodien an, denen er seinen Ursprung verdanke, weil *Röper* am angeführten Orte sagt, im Perianthium der Gräser sei die bis zu demselben hinanreichende Zweizeiligkeit der Organe und Zweigliedrigkeit der Wirtel als vollkommen überwunden zu betrachten. Nach meiner Ansicht dauert die Zweizeiligkeit auch in der Blüthe der Gräser fort, aber die Wirtel sind dreigliedrig geworden nach Gesetzen, die ich eben in der folgenden Abhandlung zu entwickeln versuchen werde. Hierzu ist aber erforderlich, dass ich die ganze Graspflanze construire, was in dem Folgenden versucht werden soll.

In wiefern ich hinsichtlich der *palea inferior* und *superior* der Gräser diesem zufolge von den *Röper'*schen Ansichten abweiche und zu *Schleiden's* Construction (die ursprünglich von *Robert Brown* herrührt, der sie aber aufgegeben zu haben scheint) mich hinneige, wird sich in der Folge zeigen. Aber die Frucht der Gräser betreffend, nämlich die Zusammensetzung derselben aus zwei Blättern, die nach hinten stehen, wobei ein Ei als fehlgeschlagen zu betrachten ist und auch das dritte nach vorn stehende Blatt meist ganz fehlt, stimme ich *Röper* vollkommen bei und verwerfe entschieden die Meinung *Schleiden's*, welcher die Grasfrucht nur aus Einem Blatt entstehen lässt. Nur werde ich die Gründe *Röper's* durch die Art, wie ich die

Reihenfolge der Wirtel und ihrer Glieder construire, zu verstärken suchen.

Das Bisherige möge als Einleitung dienen, auch zur Erörterung anderer wichtiger Fragen, von denen ich hier noch nichts berührt habe.

I. Vom Samenlappenkörper und von der Keimpflanze der Gräser.

Bei den Monocotylen und wohl bei allen Gefässpflanzen kann der Samenlappenkörper als eine Scheide oder Röhre angesehen werden, die den Hals der Keimpflanze *(blastema)* umgibt und sowohl mit dem untern Ende (Stiel, Fuss) des Keimfederchens *(plumula)* als mit dem obersten Theile des Würzelchens verwachsen ist. Der Theil, wo diese beide verwachsen sind, heisst der Urknoten. Aus dem untern Theil der Röhre oder des Knotens kommt die Wurzel, aus dem obern das Knöspchen (*gemmula* — man könnte sagen: die Urknospe) mit seinem Stiel *(caudiculus)*; die Urknospe mit ihrem Stiel ist das vorhin genannte Keimfederchen. Bei den Gräsern ist der obere Theil des Samenlappenkörpers nach einer Seite gespalten und offen — dieser Theil ist der sogenannte Samenlappen *(cotyledon)* und heisst wegen dieser Beschaffenheit seitlich und wegen seiner Gestalt schildförmig. *Richard* nennt ihn Keimträger *(blastophorus — hypoblastus)* und andere Botaniker wollen ihn als erstes Blatt ansehen, was nicht ganz zu verwerfen ist, halten aber dann das Schüppchen, das bei manchen Gräsern z. B. bei *Avena*, *Triticum*, *Olyra* u. s. w. vorkommt, nämlich die *squamula cotyledonaris (epiblastus Rich.)* für den eigentlichen Samenlappen — dann wären aber die meisten Gräser ohne Samenlappen (dieser Meinung auszuweichen wollen Manche denjenigen Gräsern, welche dieses Schüppchen zeigen, zwei Samenlappen zuschreiben, wie *Decandolle* gethan hat). Aber dieses Schüppchen scheint mir eine ganz andere Bedeutung zu haben als die eines Samenlappens — ich halte es für ein verkümmertes drittes Fruchtblatt, wie ich in der Folge bei der Construction der Grasfrucht näher zeigen werde.

Das Knöspchen der Keimpflanze enthält den Halm mit seinen

Knoten und Scheiden schon präformirt, aber in höchst gedrängtem unentwickeltem Zustande und so, dass in der ersten Scheide alles Uebrige eingeschlossen ist. Man wird sich wohl zu denken haben, dass die Anlagen der Knoten, Halmglieder und Scheiden, so weit sie schon im Keimfederchen enthalten sind, gleich nach der Befruchtung des Eis (dieses möchte ich vorher nicht Knospe nennen — es soll vielmehr erst in ihm die Urknospe erzeugt werden) bis zur Ausreifung des Samens sich gebildet habe. Seitenknospen können in der Keimpflanze noch nicht als vorhanden angenommen werden.

II. Vom Halm, von den Knoten, Scheiden, Blättern und dem Innenblatt *(ligula)* der Gräser.

Aus der Keimpflanze entwickelt sich das Obergebäude und Untergebäude der Graspflanze. Das Untergebäude (die Wurzel) lasse ich hier bei Seite, weil seine nähere Untersuchung nicht zu meinem Zwecke gehört. Das Obergebäude, nämlich der Stengel (Halm) mit seiner Gliederung und mit seinen appendiculairen Organen (wie man sich auszudrücken pflegt — sie scheinen mir aber näher betrachtet nicht appendiculair zu sein) soll vor der Hand ohne Blüthenstand und Blüthen, und ohne Seitenknospen gedacht und betrachtet werden.

Nun theile ich dieses Obergebäude in eben so viele Stockwerke ein, als Halmglieder vorhanden sind. Jedes Stockwerk zerfällt zunächst in drei Glieder, in das Halmglied, die auf dasselbe folgende Scheide und die Blattscheibe. In der Knospe sind Scheide und Blattscheibe noch Eins, also noch nicht durch Bildung eines Blatthäutchens von einander geschieden, was erst während des Wachsthums geschieht. Das Halmglied nenne ich **Fuss**, die Scheide **Rumpf**, die Blattscheibe **Haupt** des Stockwerks. Dann unterscheide ich an einem Stockwerk noch folgende Theile: den **Fussknoten** als den untersten Theil des Halmglieds, der meist etwas angeschwollen ist, den **Rumpfknoten** oder den Grund der Scheide (den äusserlich sichtbaren Knoten, welchen man gewöhnlich bei den Gräsern unter dem Knoten versteht), den **Blattknoten**, nämlich den Ort, wo die Scheide in die

Blattscheibe übergeht, und endlich das Innenblatt (Blatthäutchen — *ligula*) an der Innenseite des Blattknotens.

Die Figuren 1 und 2 auf Tab. I. mögen die Sache näher erläutern. Da ich die Scheide (den Rumpf) und die Blattscheibe (das Haupt) nicht blos als appendiculaire Organe, die an einer sogenannten Axe (dem Halm) sich befinden, betrachte, sondern vielmehr als höhere Entwicklungsstufen des Halms, nämlich die Scheide als halbaufgeschlossenen, und die Blattscheibe als völlig aufgeschlossenen Halm, wodurch der Verkehr mit der Athmosphäre und dem Licht vollständig wird, so habe ich zur Bezeichnung des Rumpfs und Haupts die Exponenten 2 und 3 gewählt. Figur 1 ist also folgendermassen zu verstehen:

Stockwerke	Fuss	Rumpf	Haupt.
ersten	a	a^2	fehlt
zweiten	b	b^2	b^3
dritten	c	c^2	c^3
vierten	d	d^2	d^3
fünften	e	e^2	e^3

Figur 2 stellt ein einzelnes Stockwerk vor, woran folgende Theile zu unterscheiden sind:

Fuss b mit dem Fussknoten l.
Rumpf b^2 mit dem Rumpfknoten mn.
Haupt b^3 mit dem Blattknoten o und dem Innenblatt p.

Der Blattknoten wird zum Blattstiel, wenn er sich verlängert, aber dies findet nur bei wenigen Gräsern statt, denn bei den meisten Gräsern ist der Blattknoten nur eine schmale Querlinie zwischen Rumpf und Haupt, bald mit mehr, bald mit weniger Einschnürung verbunden.

Der Rumpfknoten lässt an sich drei Theile unterscheiden, nämlich den untern Knotenring *mm*, eine ringförmige Einschnürung des Halms (oberes Ende des Fusses), den oberen Knotenring *nn*, eine ähnliche aber meist schwächere Einschnürung (erst hier spaltet sich der Rumpf nach einer Seite), und die zwischen diesen beiden Ringen liegende Zone, welche ich den Knotengürtel nenne. Im vegetirenden Zustande ist der Knotengürtel erhaben, wohl hauptsächlich in Folge des darunter verborgen liegenden saftig angeschwollenen Fussknotens des folgenden Stockwerks. Bei getrockneten Pflanzen, wo der

dem Grunde der Lutherischen Uebersetzung weiterbauen muß, wie die von Meyer und de Wette und nur auf diesem Wege hoffen darf, mit der Zeit volksthümlich zu werden, indem sie nur durch die Sprache der Lutherischen Uebersetzung volksmäßig ist. Diese Sprache ist überhaupt im protestantischen Deutschland die eigentliche Norm der Kirchensprache geworden; sie herrscht in den dem Volke werthgewordenen liturgischen Gebeten, sie gibt der christlichen Predigt den rechten Ton der Kraft, Innigkeit und Würde und bewahrt vor allem überflüssigen rhetorischen Prunke, sie verleiht auch der christlichen Dichtung, zumal aber dem für den gottesdienstlichen Gebrauch der Gemeinde bestimmten Kirchenliede die wahre Verständlichkeit, anregende Kraft, naive Anmuth und tiefe Herzlichkeit und ist weit entfernt, sich zu leeren Gedanken, weichlichen Empfindeleien herzugeben, ohne daß der Gegensatz der derben Form und des matten Inhalts nur desto greller sich kundthäte.

Auch der christlichen Musik fehlt es nicht an einem solchen eigenthümlichen Typus für das Kirchenlied. Sie besitzt ihn an demjenigen Charakter, der, wie lange es eine christliche Tonkunst gibt, sich in der Kirche, gegenüber der weltlichen Musik, ausgebildet und im Wechsel der Zeiten dieselben wesentlichen Züge beibehalten hat, gleich dem eigenthümlichen Styl der bildenden Künste, der schon in den frühesten Jahrhunderten im Gegensatze mit der Kunst des Heidenthums gekeimt und vom dreizehnten abwärts bis ins sechzehnte sich in großartigster Weise entfaltet hatte; kunstreicher, mannichfaltiger, in unzählbaren Verschlingungen der Töne durchgeführt bei großen Chorwerken, zuerst der niederländischen, dann auch der italienischen Schule, einfacher, faßlicher und behaltbarer in dem Lied der Gemeinde, aber in beiden Darstellungsformen einen feierlichen Ernst, eine geheimnißreiche Tiefe, eine unendliche Innigkeit, bald mehr in Sehnsucht und Wehmuth, bald wieder in Befriedigung und Wonne, und über das Alles eine hohe Klarheit des frommen Bewußtseyns offenbarend. Diesen Charakter bewirken vornämlich die eigenthümlichen Kirchentonarten, welche auf dem einfachen diatonischen Systeme ruhen und darin ihre Kraft, Erhabenheit und Würde bewähren. So müssen auch die Choräle beschaffen seyn, die man in das christliche Volk einzuführen gedenkt. Was von diesem strengen und doch so gemüthvollen Typus abweicht, was in den Bereich der zierlichen, galanten oder durch

Halm noch nicht ausgezeitigt war, zeigt sich der Knotengürtel eingefallen, weil der darunter liegende unreife Fussknoten durch die Vertrocknung so zusammenschwindet, dass in diesem Zustande hier der Halm am dünnsten ist.

Vom Fussknoten wird im nächsten Abschnitt näher die Rede werden. Uebrigens gelten nun von den Stockwerken und ihren Gliedern (denn ich betrachte nicht allein den Fuss, sondern auch Rumpf und Haupt als Internodien) in ihrer Stellung zu einander folgende Sätze:

1) Der Fuss jedes Stockwerks ist umfasst von dem Rumpf des vorhergehenden Stockwerks, oder umgekehrt der Rumpf jedes Stockwerks umfasst den Fuss des folgenden Stockwerks — in den untern und mittleren Regionen des Gebäudes stecken die Füsse meist ganz in den Scheiden (Rumpfgliedern), so dass sie völlig von ihnen verhüllt sind, und nur der Deutlichkeit wegen sind in Figur 1 die Scheiden b^2, c^2, d^2 abstehend gezeichnet.

2) Die Füsse aller Stockwerke bilden mit einander den ganzen Halm, an welchem die Rumpfglieder mit ihren Häuptern zweizeilig und abwechselnd zu stehen kommen.

3) Der Fuss jedes Stockwerks (und mit ihm eigentlich das ganze Stockwerk) ist als geboren zu betrachten aus dem Rumpfknoten des vorhergehenden Stockwerks, d. h. die Gefässbündel jedes oberen Stockwerks oder seines Fusses sind Töchter (Abzweigungen) der Gefässbündel des vorhergehenden unter ihm befindlichen Stockwerks — die Abzweigung findet im Rumpfknoten nach innen da statt, wo nach aussen der untere Knotenring liegt, so dass die im Knotengürtel nach dem obern Knotenring und durch denselben im Rumpf weiter fortlaufenden Stämme ihre im neuen Fuss vereinigten Zweige umfassen. Da der untere Knotenring des Rumpfknotens zugleich das obere Ende des Fusses ist, so kann man auch sagen, ein Fuss gehe aus dem andern durch Abzweigung seiner Gefässbündel hervor.

4) In den untersten Stockwerken bleiben die Füsse (Halm-

glieder) meist sehr kurz, die Rumpfglieder sind länger und das Haupt verhältnissmässig am längsten.

Anmerk. Der Saamenlappen gehört nicht zum untersten Stockwerk sondern zum Urknoten und ist gleichsam nichts als ein aufgerissener Rumpf, dem Fuss und Haupt fehlt, oder das, was später in Fuss, Rumpf und Haupt sich gliedert, ist hier noch in Eins verschmolzen. Will man ihn das erste Blatt nennen, so kann dies nur in dem Sinn geschehen, dass eine Neigung zur Blattbildung hier schon erwacht sei, aber erst in den folgenden Generationen (in den Stockwerken) kommt es dazu.

5) In den mittleren Stockwerken, die aber doch dem Untergebäude (der Wurzel) noch sehr nahe sein können, wenn nämlich alle Füsse der untern Stockwerke sehr kurz geblieben sind, zeigen sich in der Regel alle Glieder schon gestreckter, doch die Füsse im Verhältniss noch am kürzesten, die Scheiden schon länger, das Haupt am längsten, oder es werden auch alle drei einander ziemlich gleich.

6) Sobald in einem der obern Stockwerke, wo die Füsse schon weit länger geworden sind, sich die Blattscheibe etwas verkürzt hat, so pflegt das nächste Stockwerk nicht nur kein Haupt mehr zu tragen, sondern auch der Rumpf ist meist nur noch rudimentär vorhanden als ein meist abgestutzter oder stumpfer, seltner sich nach einer Seite zuspitzender Rand, der einen sehr lang gewordenen Fuss (das letzte Glied des Halms, aus dem nun die Spindel des Blüthenstands hervorgeht) unter sich hat und als eine Art von offenem Knoten angesehen werden kann, woraus die Grasähre oder Grasrispe sich erhebt — so bei *Triticum*, *Hordeum*, *Avena*, *Bromus* u. s. w. Aber bei andern Gräsern pflegt die Blüthenstandsspindel sich unmittelbar aus einem vollständigen Stockwerk, das nicht nur mit Fuss, sondern auch mit Rumpf und Haupt wohl versehen ist, zu erheben — so bei *Panicum*, *Setaria* u. s. w.

Die Gefässbündel in den drei Gliedern jedes Stockwerks laufen geradlinicht und parallel, mit Ausnahme im Grunde der Blattscheibe (des Haupts), wenn nämlich diese am Grunde sich schnell in die Breite ausdehnt, ja sogar herzförmig oder pfeilförmig ist, in welchem Falle die Nerven eine dieser Figur ent-

sprechende Beugung machen. Eine herzförmige Basis bei den Blättern der Gräser ist nicht selten. Aber bis jetzt ist mir nur ein einziges Gras bekannt geworden, das vollkommen pfeilförmige Blätter hat, nämlich eine Abyssinische Art aus der Gattung *Panicum*, die ich *P. sagittifolium* genannt habe *(pll. exsicc. Abyssinicæ Un. it. nr. 1655)*. Der Verlauf der Nerven in dem Blatt dieser Art ist nicht etwa wie bei *Sagittaria* oder andern Gewächsen mit Pfeilblättern, wo in jeden Lappen der pfeilförmigen Basis vom Blattstiel her ein seitlicher Hauptnerv ausläuft, der durch die Mitte des Lappens bis zur Spitze geht und daselbst endet. Das Blatt des genannten Grases (siehe Figur 3 auf der ersten Tafel, wo der untere Theil desselben mit dem Blattstiel abgebildet ist) hat 5 Hauptnerven, wovon der mittlere wie gewöhnlich in gerader Linie durch die Mitte des Blattes lauft, die Seitennerven dagegen krümmen sich vom Blattstiel aus zurück, gehen aber nur bis zu einem gewissen Punkt in der Richtung des Lappens, ohne dessen Spitze zu erreichen, und kehren dann plötzlich unter einem sehr spitzen Winkel zurück, um wieder der Hauptrichtung des Blattes zu folgen und mit dem Mittelnerven parallel zu werden. Mit diesen Seitennerven parallel machen alle zwischen ihnen liegenden die gleiche Beugung. Dieses Gras hat zugleich einen sehr langen Blattstiel, wie ich auch noch bei keinem andern Gras gesehen habe, nämlich 3—5 Zoll lang.

Dass die Gräser durchaus einfache, ganzrandige, meist gleichbreite oder lanzettförmige, seltner eiförmige Blattscheiben haben, braucht kaum bemerkt zu werden. Eine Spaltung der Blattscheibe in 2—3 Abschnitte oder Lappen wird bisweilen an den obersten Blättern von *Zea Mays* bemerkt, was aber lediglich eine Abnormität oder Monstrosität ist.

III. Näheres von dem Innenblatt *(ligula)* unter Vergleichung mit andern Pflanzenfamilien.

Von dem Innenblatt, wie ich das Blatthäutchen oder die *ligula* nenne, will ich noch einiges sagen. Man wird dieses blattartige Organ nicht anders richtig erklären können, als dass

es eine Abzweigung im Blattknoten sei, die ebenso nach innen statt findet, wie die Abzweigung der Gefässbündel eines jeden Halmglieds (Fusses) im Rumpfknoten zur Bildung eines neuen Fusses oder Stockwerks. Zwar hat das Innenblatt gewöhnlich keine Nerven und besteht oft blos aus einer Reihe von Haaren oder Borsten, aber es gibt wohl einige Gräser, wo das Blatthäutchen mit Nerven versehen ist und wo man die Abzweigung aus den Gefässbündeln, die in das Hauptblatt laufen, deutlich sehen kann, z. B. bei *Lamarckia aurea* und bei *Lygeum spartum*. Ganz auf die gleiche Weise müssen die häutigen Scheiden bei *Potamogeton*, die Stiefelscheiden (*ocreæ*) bei *Polygonum*, *Rumex* u. s. w. erklärt werden. Es ist ungereimt sie für Nebenblätter (*stipulæ*) zu halten; denn die wahren Nebenblätter z. B. bei den Leguminosen, Columniferen, Rosaceen, Rubiaceen u. s. w. sind ganz andre Organe, nämlich Seiten-Blätter oder Blattstiele an jeder Seite des Hauptblatts, die nur ihre vollkommene oder normale Ausbildung nicht erlangen. Man mag sie zwar theilweise als Abzweigungen aus dem Blattstiel ansehen, aber es sind keine Abzweigungen auf der Innenseite des Blatts oder Blattstiels, sondern nur seitwärts, und wenn sie auch im Blattwinkel zusammenwachsen, wie bei *Pisum*, so ist ihr Ursprung doch ein anderer als bei der *ligula* der Gräser.

Es kommt wie mir scheint, bei einigen Monocotylen der Fall vor, dass das Innenblatt vollkommen ausgebildet wurde und die Rolle des Hauptblatts eingenommen hat, während dieses verkümmert ist und nun für eine *stipula infrafoliacea* angesehen wird. So bei *Ruscus*. Hier wollen freilich Andere, um der Verlegenheit mit der sogenannten *stipula infrafoliacea* oder der unbegreiflichen Schuppe am Grunde des Blatts auszuweichen, dieses für einen flach ausgebreiteten Stengelast erklären, wozu auch noch die sonderbare Art sie veranlasst, wie die Blüthen bei den meisten Arten dieser Gattung scheinbar aus dem Blatt hervorgehen. Aber eine solche Stengelbildung, plötzlich in den Aesten auftretend, ist doch sonst bei den Monocotylen etwas Unerhörtes *) und die nahe Verwandt-

*) Ein Blatt bei den Monocotylen (und am Ende auch bei Dicotylen) ist freilich in gewissem Betracht nichts Andres als ein aus seiner Geschlos-

schaft mit *Streptopus* würde nöthigen, bei dieser Gattung ein Gleiches anzunehmen, besonders da auch hier am Grunde des Blatts nach aussen ein häutiger Wulst sich findet, der jener bei *Ruscus* von Vielen als *stipula infrafoliacea* gedeuteten Schuppe entspricht. In der That ist meine Ansicht, dass wir auch bei *Streptopus* und noch bei vielen verwandten Gattungen z. B. bei *Polygonatum*, *Smilacina*, *Paris* und vielleicht noch bei andern Monocotylen völlig ausgebildete Innenblätter haben, während das Hauptblatt nicht zu seiner Entwicklung kommt, sondern seine Stelle nur als ein vorspringender Rand oder Wulst bezeichnet ist. Angenommen muss hierbei werden, dass die Blattscheide (was ich den Rumpf nenne) mit dem Stengel verwachsen ist, eine Annahme, die sich bei *Polygonatum*, *Smilacina* und *Paris* ohnedies von selbst darbietet, wenn man die Pflanzen genau ansieht. Die Sonderbarkeit, dass bei *Ruscus* die Blüthenknospe aus der Mitte oder aus dem Rande des Blattes entspringen soll, hebt sich durch die ebenso nahe liegende Annahme, dass der Blüthenstiel dem Nerven des Blatts entlang mit diesem verwachsen ist, und wenn bei *Ruscus Hypophyllum* die Blüthen gar auf der untern Seite des Blatts erscheinen, so darf man nur wieder an Streptopus denken, wo der Blüthenstiel an seinem Grunde sich so wendet und um das Blatt herumbiegt, dass der Stand der Blüthe auch unter dem Blatt zu sein scheint. Gleich in frühester Kindheit, gleichsam in Mutterleibe (in der Knospe) ist die Wendung und Verwachsung vor sich gegangen. Dies leitet mich nun auch auf *Bryophyllum*, wo sicher anzunehmen ist, ein *pedunculus racemosus*, dessen Knospe im Blattwinkel gebildet war, sei mit dem Blatt so verwachsen, dass der *pedunculus* dem Mittelnerv folgend und die *pedicelli* einigen Seitennerven folgend in die Verwachsung eingiengen.

---

seuheit aufgerissenen und mehr oder weniger in eine Ebene ausgebreiteten Stengelglied — aber eben deswegen haben wir ein Blatt vor uns und keinen Stengel, wo dieses eintritt. Bei zusammengedrückten Cactusstengeln, bei Blattstielen gewisser Acacien u. dgl. verhält sich die Sache ganz anders — denn hier ist nichts Aufgerissenes.

IV. Näheres über den Knoten des Grashalms und über das endogenische Wachsthum der Monocotylen nebst einem Versuch auch das sogenannte exogenische Wachsthum der Dicotylen aufzuklären.

In Figur 4*) ist der verticale Durchschnitt eines Grashalms durch den Knoten (das Wort im gewöhnlichen Sinn genommen, wo nicht zwischen Fussknoten und Rumpfknoten unterschieden und an einen Blattknoten gar nicht gedacht wird) dargestellt. Man sieht hier, wie in dem Knoten *mm* zwischen dem Fuss (Halmglied) *aa* und dem Rumpf (Scheide) a^2a^3 ein zweiter Fuss (zweites Halmglied) *bb* als Anfang eines zweiten Stockwerks entspringt. Durch einige senkrechte Strichelchen unter dem Knoten *mm* habe ich ein hier entspringendes Untergebäude (Gefässbündel von Wurzelnatur) mit dem Zeichen — *b* angedeutet. Ich glaube nämlich, dass wie die ganze Pflanze ihr Untergebäude hat, das dem Mittelpunkt der Erde zugekehrt ist, wie das Obergebäude dem Himmel (dem Licht), so auch jedem Stockwerk ein Untergebäude zukommt. Ich habe übrigens in Fig. 4 den Knoten nur mit einer Linie angedeutet und seine Beschaffenheit nicht näher darlegen wollen. Dazu habe ich die Figuren 5 und 6 bestimmt. Fig. 5 zeigt den senkrechten Durchschnitt des Grasknotens und Fig. 6 den Querdurchschnitt (also in horizontaler Richtung) durch die Mitte des Knotengürtels (zunächst bei einem Gerstenhalm).

Mit *aa* in Fig. 5 ist der Fuss des untern Stockwerks bezeichnet (nämlich der obere Theil dieses Fusses, der an den Knoten grenzt), mit *bb* der Fuss des obern Stockwerks, welcher durch Abzweigung aus dem untern Knotenring *mm* sich erhebt und dadurch den Knotenwinkel *oo* bildet, mit *mn* der Knotengürtel, mit *nn* der obere Knotenring, mit a^2 der Theil des Rumpfes (der Scheide), der über dem Knotengürtel sich befindet, mit *op* der Fussknoten des obern Stockwerks. An dem untern

*) Alle Figuren, die zu diesem Aufsatz gehören, sind auf der ersten Tafel des Heftes zu suchen — ich werde also wie hier in Zukunft blos die Zahl der Figur angeben.

Ende des Fussknotens befindet sich nach innen der **Wurzelring** *xx*, von welchem das Untergebäude des obern Stockwerks (und auf ähnliche Weise bei jedem Stockwerk) ausgeht. In *y* treffen die Gefässbündel etc. des Untergebäudes, die aus dem Wurzelring kommen, zusammen und bilden hier den **Knotenkern**; sie biegen sich dann gegen die Innenwand des Fusses *aa* zurück, wachsen hier an die Innenwand an und längs derselben bei *zz* herab.

Ich war hier, wie schon im zweiten Abschnitt, genöthigt verschiedene technische Ausdrücke für die verschiedenen Theile des Knotens zu schaffen — denn ich habe mich danach, wie überhaupt nach näheren Untersuchungen über den Knoten der Gräser, vergebens umgesehen und muss auch glauben, dass nicht viel darüber vorhanden ist, weil die Kunstausdrücke fehlen (wenigstens fehlen sie in Professor *Bischoff's* Handbuch der botanischen Terminologie einem nicht genug zu lobenden Werke, worin der gelehrte Verfasser mit dem grössten Fleisse das Vorhandene zusammengetragen hat, so dass eine Auslassung in diesem wichtigen Gegenstande nicht wohl angenommen werden kann). Es möchte freilich um so mehr Ursache sein, sich darüber zu wundern, dass dem Knoten bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, als hier doch vornehmlich die Räthsel des innern Wachsthums der Pflanzen zu suchen sein dürften, wie in der Knospe die Grundlage der äussern Entfaltung.

Ich habe als Resultat der Untersuchung vieler Grasknoten und durch allerlei Ueberlegungen und Betrachtungen dahin geführt vorhin den Gedanken oder die Ansicht ausgesprochen, dass jedes Stockwerk der Graspflanze auch sein Untergebäude habe, und gebrauchte desswegen den Ausdruck Wurzelring für den Ort, wo ich den Anfang des Untergebäudes im Knoten setze. Ich weiss nicht ob eine ähnliche Vorstellung von dem Wachsthum der Pflanzen, dass von den Knoten aus nicht blos ein Wachsthum nach oben, sondern auch ein wurzelartiges nach unten stattfinde, schon mit Bestimmtheit geäussert worden ist, und trage daher meine Hypothese mit einiger Schüchternheit vor. Inzwischen scheinen viele Gründe dafür zu sprechen. Schon die Erfahrung, dass die Internodien gewöhnlich früher an ihrem obern als an ihrem untern Ende ausreifen oder fest werden, wie man besonders an den Nelken

nachweisen kann, scheint darauf hinzuweisen, dass hier das Fortschreiten eines inneren Wachsthums von oben nach unten stattfindet. Jeden Zweig eines Baums, der im Frühjahr aus der Knospe sich entfaltet, betrachtet man doch als eine neue Pflanze. Sollte jener Zweig nicht der ganzen Pflanze darin ähnlich sein, dass er auch sein Untergebäude hat? Wohin kann er es aber bauen, als in den Stamm oder Ast hinein, an dem die Knospe sass? So auch bei den verschiedenen Stockwerken, woraus die ganze Graspflanze besteht. Sollten sie nicht dem Ganzen darin ähnlich sein, dass sie auch ihr Untergebäude haben, wie dieses Ganze? Und wie soll der Kern im Knoten erklärt werden, wenn nicht auf die Weise, wie ich es oben versucht habe?

In Figur 6 habe ich fast zum Ueberfluss, doch der grösseren Deutlichkeit wegen auch einen Querdurchschnitt des Knotens gegeben, nämlich oberhalb des Knotenkerns durch den Knotengürtel, so dass *aaaa* diesen mit seinen Gefässbündeln und *bbbb* den Fussknoten, der vom Knotengürtel eingeschlossen wird, vorstellt. Bemerken muss ich hier, dass am Fussknoten nicht bei allen Gräsern, ja vielleicht bei der geringeren Zahl ein oberer Knotenring bemerkt wird, wie am Rumpfknoten, dass aber häufig die Gefässbündel des Knotengürtels nicht blos einen Kreis, sondern eine Spirale bilden, so dass eine Strecke weit eine doppelte Reihe derselben zu sehen ist und diesem entsprechend die Scheide (Rumpf) mit einem ihrer Ränder den andern oft weit übergreift.

Bei denjenigen Gräsern, wo der Fussknoten deutlich einen obern Knotenring zeigt, wie bei *Andropogon*- und *Panicum*-Arten wahrzunehmen ist, scheint von diesem Ring aus im Innern des Fusses eine zweite Abzweigung der Gefässbündel stattzufinden, so dass von hier an eine doppelte Gefässbündelschichte*) aufsteigt und dann ein zweiter Knotenkern sich bilden musste,

*) Es mag wohl sein, dass bei manchen Gräsern, wie *Bambusa*, die zuletzt einen holzigen Halm bilden, diese Abzweigungen sich nach innen wiederholen oder neben den Hauptgefässbündeln an ihrem Ursprung auch Nebengefässbündel sich erheben, wie eine Knospe oft ihre Beiknospen hat.

der aber mit dem untern in einen einzigen, desto längern und dichtern zusammenfliesst. Diese Gräser haben auch dichte, oft fast holzige Halme. Und hiermit scheint das Geheimniss des endogenischen Wachsthums der Monocotylen aufgeklärt zu seyn, oder vielmehr die Ansicht *A. P. Decandolle's* von der Natur des Stamms der Monocotylen wieder zu Ehren gebracht zu sein, da neuere Forscher sie verwerfen wollten.

Ich habe dieses Wachsthum in Fig. 7 darzustellen versucht, zunächst freilich vom Grashalm ausgehend. Wir haben hier drei Internodien *aa*, *bb*, *cc*, und zwei Knoten vor uns. Von den Rumpfgliedern a^2 und b^2 sind die Fussknoten, um die es sich hier vorzüglich handelt, umschlossen. Die Knotengürtel sind hier nur durch Linien *(mm, nn)* angezeigt, (also nur der untere Knotenring) in den Fussknoten aber ist der obere Knotenring innerlich angedeutet; mit den Buchstaben *oo* und *pp* sind die Gefässbündel bezeichnet, die an diesem obern Knotenring nach innen entspringen und in den punktirten Linien emporwachsen. Diesen entgegen wachsen von den Knoten abwärts die Gefässbündel des Untergebäudes, welche durch senkrechte Striche angedeutet sind, ohne jedoch damit eine streng senkrechte Richtung, sondern nur um damit eine abwärts gehende (wenn auch im Bogen) zu behaupten. Es liegt sehr nahe sich zu denken, dass innerhalb dieser neuen Gefässbündelschichten sich von Periode zu Periode bei den Holzpflanzen der Classe der Monocotylen stets wieder neue Knotenringe bilden, von denen Schichten aufsteigen, die auch wieder ihr Untergebäude bilden. Diese neuen Schichten treiben die sie umgebenden nach der Peripherie des Stamms, daher dort das Holz der Monocotylen am dichtesten zu sein pflegt (wenigstens bei den Palmen), wozu aber auch noch beiträgt, dass die absteigenden Gefässbündel, nämlich die des Untergebäudes, in einem Bogen nach der Peripherie streben, jene Schichten durchkreuzen und dann in den äussersten Schichten herabwachsen. Dass bei den Palmen die Gefässbündel der Blätter von diesen aus zunächst nach der Mitte des Stamms zulaufen und dann erst in einem Bogen wieder der Peripherie sich nähern (diese Gefässbündel halte ich für das Untergebäude der Blätter) stimmt mit der Art überein wie im Grashalm nach Figur 5 vom Wurzelring

xx die Gefässbündel entspringen, aber zugleich aus der Blattscheide *mna*[2] zu kommen scheinen, zuerst nach der Mitte des Halms gehen, um sich im Knotenkern *y* zu vereinigen, und dann nach der Innenwand des untern Stockwerks (Fusses) sich zurückwenden und an derselben abwärts laufen. Die neuen Gefässbündel, die durch das endogenische Wachsthum in der Mitte des Stamms sich bilden, verdrängen jene vorher schon bis zur Mitte vorgeschrittenen Gefässbündel des Untergebäudes der Blätter nicht, sondern schieben sich nur zwischen dieselben ein.

Es ist den Lesern klar, dass ich hier nur eine Hypothese gebe, wie so Viele vor mir gethan haben, um so mehr als ich den Palmenstamm nicht selbst untersucht habe, und ich erbitte mir für meine Hypothese eine nachsichtige Beurtheilung von unserm gelehrten und gründlichen Erforscher der anatomischen Beschaffenheit des Palmenstamms *Hugo v. Mohl*. Es versteht sich aber, dass sich bei dem Palmenstamm Manches anders verhalten *muss*, *als bei* dem Grashalm, da eine andere Blattstellung auch ein andres Knotensystem voraussetzt, und nur aus der Analogie habe ich Schlüsse zu machen gesucht, die so verstanden werden müssen, wie es die abweichende Beschaffenheit der Knotenordnung erfordert.

Nun wage ich es aber noch einen Schritt weiter zu gehen und auch über das exogenische Wachsthum der Dicotylen meine Ansicht zu geben, um auch hier die Vorstellungsweise *Decandolle's* in der Hauptsache zu verfechten, da ich mich in das endumsprossende Wachsthum, wie es *Endlicher* und Andere angeben, mit meinen Gedanken nicht finden kann.

Ich habe in den Figuren 8 und 9 eine Darstellung dieses Wachsthums zu geben gesucht, aber dabei begreiflich den einfachsten Fall gewählt, wo die Blattstellung $^1/_2$ ist, d. h. wo die Blätter gegenständig sind. Ob die zweiblättrigen Wirtel gleichgestellt sind oder alterniren, thut hier nichts zur Sache. Sie sind in Figur 8 gleichgestellt. *A*, *B*, *C* sind hier drei Internodien und stellen zugleich die Markröhre vor. Es ist nämlich ein Stamm oder Stengel mit zwei Knoten und zwei Paar Blättern so durchschnitten gedacht worden, dass der Durchschnitt durch den Mittelnerv der Blätter geht. Von jedem untern *a* zu jedem obern *a* ist die Holzschichte, vom untern *b* zum obern *b*

Leidenſchaften aufgeregten, mehr die Sinne als das Gemüth anſprechenden Muſik hinüberſchweift, paßt nicht für die Gemeinde, nicht in die Kirche, nicht zur Orgel, welche, wie kein anderes Inſtrument noch die Geſammtheit aller übrigen, dieſen kirchlichen Charakter der chriſtlichen Muſik am vollkommenſten ausdrückt.

Iſt man denn über ſolche Grundſätze in der Beſtimmung und Auswahl der Lieder für ein kirchliches Geſangbuch einverſtanden, ſo laſſen ſich hiernach die Maſſen des Kirchenliedes aus den verſchiedenen Jahrhunderten prüfen und ſichten. Zwar ſtammt in dieſem Gebiete Manches aus den der Reformation vorhergehenden Zeiten; aber ſofern es aus dem Lateiniſchen und anderwärts in die deutſche Sprache zumeiſt erſt von den Meiſtern und Dichtern der Reformation übertragen oder doch erſt für den kirchlichen Gebrauch der ganzen Gemeinde zugerichtet worden iſt, ſo haben wir die ſo verarbeiteten Dichtungen eines Ambroſius, Johannes von Damascus, Jacopone, Johann Huß, der böhmiſchen Brüder u. ſ. w. eigentlich auch erſt in das Zeitalter der Reformation zu ſetzen. Luther ſelbſt ging hierin bekanntlich voran; denn, ſchrieb er i. J. 1524 an den ſächſiſchen Hofprediger Georg Spalatin, er ſey Willens, nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche, deutſche Pſalmen fürs Volk zu machen, nämlich geiſtliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Geſang unter den Leuten bliebe. Gleicherweiſe ſuche er nun allenthalben Poeten für dieſes Werk und bitte auch ſeinen Freund, daß er, der deutſchen Sprache ſo mächtig und darinnen beredt, mit ihm Hand anlege; er wünſche aber, daß die neuen Wörtlein vom Hofe wegbleiben, damit die Worte alle nach dem Begriff des Pöbels ganz ſchlecht und gemein, doch aber rein und geſchickt herauskämen, hernach auch der Verſtand fein deutlich und nach des Pſalmes Meinung gegeben würde. So waren denn auch, wie er's von ſich und den Freunden forderte, ſeine geiſtlichen Volksgeſänge eine für den gottesdienſtlichen Gebrauch eingerichtete Aneignung bibliſcher Pſalmen, woran ſich ſpäter theils die Bearbeitung älterer Kirchengeſänge, theils auch freie und ſelbſtſtändige Erzeugniſſe des evangeliſchen Glaubens anſchloſſen, dem Verſtändniß und Gemüth des Volks angepaßt, ja wie aus der Seele der neugeworbenen prieſterlichen Gemeinſchaft ſelbſt hervorgedichtet und erklungen. Es ſpricht ſich in Wort, Bild und Ton der Mehrzahl dieſer Lieder, deren erſte Sammlung ſchon

die Rindenschichte angedeutet, je von *n* zum gegenüberliegenden *n* sind die Knoten zu denken; *c*, *d*, *e*, *f* sind die Blätter, in welchen auch eine obere (innere) und eine untere (äussere) Schicht unterschieden werden können — ich möchte diese die Gefässschichte nennen, weil vornehmlich an der untern Seite der Blätter die Gefässe hervortreten und also auch mehr nach dieser Seite hin liegen, und jene die Zellenschichte, weil auf der oberen Blattseite mehr das Zellensystem vorherrscht; übrigens sind sie der Holzschichte und Rindenschichte des Stamms analog, und mit diesen beiden Schichten im organischen Zusammenhang — namentlich entspringen die Gefässbündel des Blatts im Knoten aus der Holzschichte durch Abzweigung. Jeder Winkel, den ein Gefässbündel im Stamm mit dem Gefässbündel macht, der in das Blatt austritt, gibt in der nächsten Wachsthumsperiode, nachdem das Blatt abgefallen ist, einem neuen Gefässbündel mit Zellenbegleitung den Ursprung; diese neuen Gefässbündel mit ihrem nach aussen gerichteten Parenchym etc. sind bei den Buchstaben *i*, *k*, *l*, *m* vorgestellt und bilden ringsum die neue Holzschichte und die neue Bastschichte. In den Blattwinkeln aber werden die Knospen (*g*, *h*) geboren, welche die Aeste geben. Die Blätter, deren Gefässbündel zunächst aus der innersten Holzschichte (der Markscheide) entspringen, erzeugen ohne Zweifel auch ein Untergebäude, d. h. da, wo ihre Gefässbündel entspringen, gehen auch wurzelartige Gebilde nach unten und tragen zur weiteren Ausbildung der Holzschichte bei. Ebenso werden die neuen Schichten *i*, *k*, *l*, *m* auch ihr Untergebäude bilden müssen. Von den Knospen in den Blattwinkeln behaupte ich das Gleiche; jede Knospe hat an ihrem Fuss einen Urknoten, aus dem ein Wachsthum nach unten (ein Wurzelgebilde) entspringen muss, das in den Stamm eindringt. Das, was die Schreiner die Aeste im Holz nennen, sind eigentlich die Pfahlwurzeln der wirklichen Aeste.

In Figur 9 sind zwei Querdurchschnitte durch die Hälfte des Stamms oder Stengels gegeben. *AA* soll einen Durchschnitt gerade durch den Knoten vorstellen — doch ist dabei die Hälfte des Blatts mit seinen Nerven noch beigegeben, die bei einem wirklichen Durchschnitt wegfallen müsste. Es versteht sich dabei

von selbst, dass die Figuren blos ideale Durchschnitte sind. In *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, *f*, *g*, *h*, *i* sind die Gefässbündel der Markscheide vorgestellt, aus denen sich die Gefässbündel des Blatts abzweigen und nach *BB* zusammenlaufen; während sie zusammenlaufen, bilden sie eine Art Scheide (Rumpf) und wo diese am engsten wird, den Blattstiel *BB*. Der Blattstiel gehört entweder zur Scheide (ist ein Theil derselben) oder zur Blattscheibe; nur dann ist er zur Blattscheibe zu ziehen, wenn an seinem untern Ende eine Articulation sich zeigt, welche der Blattknoten zu nennen ist, wie bei den Gräsern — in diesem Fall ist der Blattstiel ein Blattknoten-Gürtel, der kurz oder lang sein kann. Vom Blattstiel breiten sich die Gefässbündel (Nerven) wieder aus und bilden dadurch bei a^3, b^3, c^3 etc. die eigentliche Blattscheibe. Bekanntlich laufen aber die Nerven nicht immer so handförmig vom Blattstiel aus, sie verwachsen oft im Blattstiel miteinander und durchziehen das Blatt nur als ein einziger Mittelnerv, der dann meist nur von Stelle zu Stelle Seitennerven aussendet. Dies weiter auszuführen ist hier nicht am Ort. In den Winkeln, wo die Gefässbündel des Blatts von dem Holzring (zunächst von der Markscheide) ausgehen, sind durch schwarze Punkte die Gefässbündel einer neuen Wachsthumsperiode angedeutet, welche als zweiter Holzring an dem ersten emporwachsen. Dabei hat man sich zu denken, dass von dem Ursprung dieser neuen Gefässbündel aus nach unten, rechts und links von dem Ursprung der Blattgefässbündel, wurzelartige Bündel abwärts steigen, welche die Holzschichte, die vom untern Knoten aufsteigt, verstärken und vollständig ausbilden helfen, wie dies in gleicher Weise von jedem Knoten aufwärts und abwärts zu denken ist.

In *DD*, welches den Durchschnitt hart unter dem Knoten vorstellt, soll die mittlere Zone, in welcher die kleinen Kreise *k*, *l*, *m*, *n*, *o*, *p*, *q*, *r*, *s* enthalten sind, die neu zu bildende Holzschichte andeuten, die Durchmesser durch die kleinen Kreise aber die drüber liegenden Gefässbündel, die nach dem Blattstiel gehen (sie sind eigentlich nur darauf projicirt zu denken, da der Durchschnitt unter dem Knoten sie eigentlich nicht treffen, sondern nur berühren würde), die kleinen Halbkreise die jederseits von oben aus dem darüberliegenden neuen Wachsthumsring kommen-

den und absteigenden wurzelartigen Gefässbündel. Dass die abwärtssteigenden oder wurzelartigen Gefässbündel von den aufsteigenden wenig oder kaum verschieden seyn werden, lässt sich daraus schliessen, weil ja auch Stengel und Wurzel so gleichartiger Natur sind, dass Eines in das Andere sich verwandeln kann, wie aus vielen Beispielen bekannt ist, und nur dadurch, dass der wirkliche Stengel mit Licht und Luft verkehrt, die Wurzel aber mehr mit Erde und Wasser, scheint der auffallende Unterschied ihrer Bildung oder Entwicklung gegeben zu sein. Die aufwärts und abwärts steigenden Gefässbündel im Innern des Stengels aber stehen unter ziemlich gleichen Bedingungen des Wachsthums. Da die Gefässbündel keine geschlossenen Ringe bilden, d. h. nicht unmittelbar einander berühren, sondern Parenchym zwischen sich haben, welches aber von den absteigenden Bündeln mannigfaltig durchflochten wird, so erklärt dies die Bildung der Markstrahlen und die gedrückte mauerförmige Gestalt ihrer Zellen, weil sie von den abwärtssteigenden Holzfasern durch die Wirkung der Reibung niedergedrückt werden.

Auf diese Art erkläre ich mir das exogenische Wachsthum der Dicotylen, wobei ich den ganzen Stamm von allen seinen Knoten aus nach oben und unten mit Wachsthum belebe und nicht blos von der Spitze herab die Schichten wachsen lasse. Es versteht sich, dass die Bastschichten, von denen ich hier geschwiegen habe, auf analoge Weise sich bilden müssen. Ich habe sie in der Fig. 9 durch eine weise Leiste i und k und ihr Wachsthum durch eine Reihe kleiner Punkte, welche gegen den drüber liegenden Knoten aufsteigt, angedeutet, während die neue Holzschichte (der Splint) durch eine schwarze Leiste und ihr Wachsthum durch eine Reihe aufsteigender Linien bezeichnet ist. Wie die obere Schichte des Blatts mehr dem Licht zugekehrt ist, als die untere, so ist auch die Bastschichte, da sie nach aussen liegt, mehr dem Einfluss des Lichts ausgesetzt, als die nach innen liegende Holzschichte, und darin wie zugleich in einer gewissen Polarität mag ihre verschiedene Natur begründet sein. Wie im Blatt der Monocotylen weit weniger Unterschied zwischen oberer und unterer Schichte ist, so ist auch in ihrem Stamm keine solche Differenz wie bei den Dicotylen.

Möge mein Wagniss, bei Gelegenheit des Grashalms und

Grasknotens in die Lehre vom Wachsthum der Pflanzen eingegriffen zu haben, billige Beurtheiler finden. Es ist freilich nur ein schwacher Versuch, zur Aufklärung oder Förderung dieser dunkeln Sache etwas beizutragen. Ich gehe nun in meinem Hauptthema weiter.

V. Von den Knospen und vom Blüthenstand der Gräser.

Ich unterscheide bei den Gräsern vier verschiedene Arten der Knospen und möchte behaupten, dass auch bei den meisten übrigen Gewächsen diese vier Arten zu unterscheiden sind, nämlich Wurzelknospen, Halmknospen (Stengelknospen), Blüthenstandsknospen und Blüthenknospen. Die Urknospe, von welcher beim Keim die Rede war, ist eine Halmknospe. Will man auch das Ei (abgesehen von der Urknospe, die sich in ihm bildet — also gleich bei seinem Hervorbrechen aus dem Mutterkuchen) eine Knospe nennen, so wäre dies die fünfte Art und könnte die Mutterknospe genannt werden.

Die Wurzelknospen brechen aus dem Fussknoten hervor, meist nach allen Seiten, durchbrechen dann den Rumpf (die Scheide) und gehen von da unter der Gestalt gewöhnlicher Wurzelfasern in die Erde oder sie erscheinen manchmal auch als Luftwurzeln an höher gelegenen Knoten, von denen sie die Erde nicht erreichen, während sie am häufigsten nur an den untersten Knoten sich bilden, von wo sie den Boden alsbald erreichen, oder bei kriechenden Halmen an allen Knoten, weil diese unmittelbar den Boden berühren.

Ausser der Urknospe, welche die erste Halmknospe und manchmal die einzige ist, die sich entwickelt, entstehen am häufigsten in den untersten Rumpfwinkeln (Blattscheidenwinkeln) alsbald noch andre Halmknospen, d. h. Knospen, aus denen seitliche Halme werden, so dass alsdann aus Einer Wurzel mehrere Halme zu kommen scheinen, und wenn auch die Halme dieser Knospen gleich anfangs in ihren untersten Rumpfwinkeln selbst wieder Halmknospen erzeugen, die sich entwickeln, oder wenn Beiknospen sich erzeugten, so sehen wir eine Menge Halme einer einzigen Wurzel entsteigen und es bildet sich auf diese Art über dem

Hals der Wurzel oft ein dichter Rasen. Bei vielen Gräsern gehen auch die neuen Halme zum grossen Theil gleich Wurzeln unter die Erde und bilden dann die sogenannten kriechenden Wurzeln, die aber eigentlich unterirdisch fortlaufende Halme sind, die ihre Knoten und schuppenartigen Scheiden haben und aus ihren Knoten (aus den Fussknoten) die eigentlichen Wurzeln entsenden.

Der Ursprung der Halmknospen ist niemals aus den Fussknoten, sondern immer nur im Rumpfwinkel aus dem Rumpfknoten, aber sie wachsen mit ihrem Fuss gewöhnlich an den Fussknoten des nächsten Stockwerks an, treiben auch wahrscheinlich Würzelchen in denselben hinein, so dass es bei flüchtiger Betrachtung ganz den Schein hat, als kämen sie nicht aus dem unteren Ringe des Rumpfknotens, sondern aus dem Fussknoten des andern Stockwerks, der vom Knotengürtel umschlossen wird.

Viele Gräser bringen auch aus den höheren Stockwerken ja in der Regel aus allen Rumpfwinkeln Halmknospen hervor, besonders manche *Paniceæ* und *Andropogoneae*, von denen man dann sagt, dass sie einen ästigen Halm haben, weil sie dann viele Halmäste treiben (die nach zwei entgegengesetzten Seiten stehen), welche oft wieder ästig werden. Aus einem Rumpfknoten kommen häufig zwei oder mehrere Knospen, wovon dann eine die Hauptknospe, die andern Beiknospen sind. Es gibt zunächst obere und untere Beiknospen, von denen jene in dem Winkel zwischen der Hauptknospe und dem Halm (dies scheint der gewöhnliche Fall zu sein und ist bei andern Monocotylen häufig zu sehen, namentlich bei *Smilax* und *Asparagus*, wo diese Knospe gewöhnlich Blüthenstandsknospe ist), diese zwischen der Hauptknospe und dem Rumpfglied zum Vorschein kommt; statt der obern oder untern Beiknospe können aber auch zwei nebenständige Beiknospen erscheinen, wovon aber meist die eine abortirt, so dass nur eine Beiknospe vorhanden ist, die dadurch von der obern oder untern Beiknospe unterschieden wird, dass sie seitlich von der Hauptknospe (welche auch die Mittelknospe heissen kann, weil sie hinter dem Mittelnerv des Rumpfglieds sitzt und mit diesen zunächst in organischer Verbindung zu stehen scheint) sich befindet.

Merkwürdig ist, dass die Halmknospe, meist (oder wohl immer — vielleicht nur manchmal zu klein oder zart, um leicht bemerkt zu werden, oder durch Verwachsung der Beobachtung entschwunden) dem Halm des Hauptgebäudes zugekehrt eine zweinervige Scheide zu ihrem ersten Blatttheil hat, welche ich die Zwillingsscheide nenne, im Grunde das gleiche Organ, was man bei den Doldenstrahlen von manchen *Cyperus*-Arten die *ocrea* nennt (ich nenne es bei diesen, wo es gewöhnlich eine Art von Röhre bildet, Stiefelscheide). Beim entwickelten Ast ist diese Zwillingsscheide, die dem Samenlappen entspricht, meist sehr deutlich zu sehen (oft über einen Zoll lang), zweikielig und an der Spitze gewöhnlich zweispaltig. Es weist diese Zwillingsscheide gewissermassen schon auf die *palea superior* in der Blüthe hin, und könnte als zusammengewachsen aus zwei Scheiden (denn sie sieht ganz wie zwei gegenständige dünne Blätter oder Scheiden aus, die auf der einen Seite mit einander verwachsen sind) oder blattartigen Theilen angesehen werden, was ich aber doch mit dem Ausdruck Zwillingsscheide nicht andeuten will — vielmehr bin ich der Ansicht, dass durch Fehlschlagung des Mittelnervs, was bei der Lage zwischen zwei Axen leicht erklärlich ist, zwei desto stärkere Seitennerven hervorgerufen worden sind und dass nun die Neigung in zwei Blätter sich zu spalten vorhanden ist, was durch den Einschnitt in der Spitze sich zu erkennen gibt, wie sie auch manchmal sich wirklich in zwei Scheiden spaltet, und dann statt der obern Beiknospe, die sich in ihrem Winkel hätte entwickeln können, zwei seitenständigen den Ursprung gibt. Dieses kann man sehr lehrreich bei verschiedenen Arten der Gattung *Asparagus* sehen, wo bei einigen Arten die Zwillingsscheide noch als Einheit sichtbar ist (z. B. *A. horridus L.* und *A. Thunbergianus R. u. S.*) bei andern aber in zwei spitzige Schuppen zerfallen ist, welche die Autoren gewiss sehr unrichtig *stipulae* zu nennen pflegen (z. B. bei *A. officinalis L.*, *Astragalus aphyllus L.* u. *A. stipularis Forsk.*) *)

*) Ich habe nicht aus Beschreibungen, sondern aus sorgfältigen Beobachtungen an sehr gut erhaltenen Exemplaren dieser und anderer *Asparagus*-Arten, die ich in meinem Herbar besitze, diese Wahrnehmungen geschöpft,

Ich komme jetzt zu den Blüthenstandsknospen und zum Blüthenstand der Gräser. Unter Blüthenstandsknospen verstehe ich den unentwickelten noch in den engsten Raum zusammen-

---

bemerke aber, dass die Sache vornehmlich an den Aesten des Hauptstengels untersucht werden muss, denn an den secundären Aesten bilden sich an der Stelle dieser Blättchen, die vermöge der gespaltenen Zwillingsscheide aus der Einzahl zur Zweizahl geworden sind, gewöhnlich schon Blüthenknospen, und dann sind diese Blättchen verschwunden (verkümmert?) oder was mir das wahrscheinlichste ist, jeden zu einer Stiefelscheide (*ocrea*) geworden, welche das Blüthenstielchen an seinem Grunde bis zu seinem Knoten in völliger Verwachsung umgibt. Diese Verwachsung findet auch bei dem Aussenblatt der meisten *Asparagus*-Arten mit einem verkümmerten Aestchen statt. Ich muss nämlich hier bemerken, dass nach meiner Ansicht die wahren Blätter von *Asparagus* in den häutigen Schuppen zu suchen sind, welche unter jedem Ast sich finden, und diese nenne ich Aussenblätter im Gegensatz jener nach innen liegenden Zwillingsblättchen. Von wahren *stipulis* (siehe oben im Abschnitt von der *ligula*) kann bei *Asparagus* keine Rede sein. Dieses Aussenblatt also, das freilich nur eine häutige Schuppe oder Scheide ist, hat gewöhnlich in seinem Blattwinkel eine untere Beiknospe, die nur zu einer nach aussen oder, gar nach unten gekrümmten Axe verkümmert als Dorn oder Sporn erscheint, der das Aussenblatt an seinem Grund ausgedehnt und vertieft hat und mit ihm verwachsen ist (die Spitze aber oder der obere Theil des Aussenblatts erhebt sich frei über dem Dorn am Ast emporsteigend). Eine ähnliche Erscheinung eines spornartigen Dorns oder weil hier nichts Holziges sich bildet, einen scheinbar sehr merkwürdigen Sporns kommt bei einem Grase vor, nämlich bei *Andropogon acicularis Retz* an der *gluma inferior* des Aehrchens, wovon ich in dem Abschnitt von der Blüthe der Gräser die Erklärung geben werde, da die ganze Sache lediglich auf einem Schein beruht.

Ueber *Asparagus* muss ich nur noch bemerken, dass ich die spitzigen nadelförmigen Organe, welche selten einzeln sondern meist büschelförmig an den Knoten der Aeste erscheinen und von den Schriftstellern für die Blätter erklärt werden, als verkümmerte Aestchen (Zweige) ansehe und ihnen genau dieselbe Bedeutung zuschreibe, wie den am Grunde der Aehrchen stehenden Borsten (*setae basilares*) bei vielen *Panicum*-Arten, namentlich bei der Untergattung *Setaria*. Es ist wirklich merkwürdig, dass dieselben Schriftsteller, welche das *Ruscus*-Blatt zum Stengelglied machen (siehe oben) die Stengelgliedchen d. h. die verkümmerten Zweigchen von *Asparagus* zu Blättern stempeln. Dieses ist selbst *Endlicher* begegnet.

gedrängten Blüthenstand, wie in der Urknospe der Halm zusammengedrängt, zwar schon präformirt, aber noch nicht entwickelt ist. In der Blüthenstandsknospe sind nun freilich auch die Blüthenknospen enthalten, welche aber nebst den entwickelten Blüthen einer besondern Betrachtung unterworfen werden müssen.

Geboren wird die Blüthenstandsknospe aus einem Rumpfknoten und zwar aus dem letzten Knoten des Halms oder seiner Aeste, und in so fern ist sie jedesmal Endknospe (der Blüthenstand nimmt stets den Gipfel des Halms oder seiner Aeste ein). Zwar in sofern sie als eine Abzweigung, die dem letzten Stockwerk des Halms in dessen Rumpfknoten entspringt, zu betrachten ist, kann sie nicht im strengsten Sinn eine Endknospe genannt werden, sondern sie wäre in diesem Sinn seitlich, aber doch nur ebenso wie jedes Halmglied, das auf dem vorhergehenden sich erhebt (denn seine Gefässbündel sind eine seitliche Abzweigung aus dem Rumpfknoten des vorhergehenden).

Dass die Blüthenstandsknospe, die gewöhnlich zur Aehre oder Rispe sich entfaltet, schon in der Urknospe präformirt vorläge, wie der Halm, muss billig bezweifelt werden, sie scheint vielmehr ebensowohl als die Wurzelknospen und Halmknospen, die in den untern Stockwerken entspringen, erst in Folge des Wachsthums der Urknospe und ihrer Blätter sich zu bilden. Während ihrer Bildung ist sie ganz von den Scheiden des Halms umschlossen, weil der letzte Rumpfknoten, dem sie entspringt, um diese Zeit mit seinem Fuss, der erst später in die Länge sich dehnt, noch weit zurück ist.

Diese Blüthenstandsknospe nun, die sich ebensowohl am Ende der Seitenhalme (Aeste), die aus den Halmknospen sich entwickelt haben, bilden kann und zu bilden pflegt, begreift in sich die sogenannte Spindel mit ihren Aesten und an diesen die Blüthenknospen, von denen später die Rede sein wird.

Wir betrachten sie nun in ihrem entwickelten Zustand als Blüthenstand. Haben wir den Halm mit seinen Blättern als übereinander gebaute Stockwerke uns gedacht, so ist der Blüthenstand die Thurmspitze, die in ihrer Construction sehr mannigfaltig ist. Das Axengebilde des Blüthenstands oder die Spindel *(axis florifera, rhachis)* ist bei weitem bei der kleineren Zahl der

Gräser wie der Halm aus verschiedenen übereinanderliegenden Stockwerken zusammengesetzt, obgleich es so scheint, sondern wir haben hier gewissermassen ein Mittelding von Halm und Blatt vor uns, ein einziges Stockwerk, das aber durch abwechselnde **Halbknoten** in eine fortlaufende Reihe von Abtheilungen mehr oder weniger deutlich sich gliedert. Die Knotenringe umfassen hier nur einen Theil der Spindel, nur ihre Hälfte, oft weniger als die Hälfte, oft aber auch mehr als die Hälfte z. B. bei *Aegilops*, *Elymus* (hier nahezu die ganze Spindel). Es gibt nun freilich auch Gräser, z. B. *Ophiurus* und eine grosse Zahl der *Andropogoneæ*, wo die Knotenringe in den Spindeln ringsum gehen, also ganze Knoten vorhanden sind, und dann ist die Spindel wirklich als ein in Stockwerke abgetheilter Halm zu betrachten — nur sind die Stockwerke auf den Fuss und den oft sehr schmalen Knotengürtel reducirt, aus dessen Winkel eine oder mehrere Seitenspindeln oder die Aehrchen entspringen.

Den Ausdruck **gegliederte Spindel** (*rhachis articulata*) brauchen die Schriftsteller nicht allein von Spindeln mit ganzen Knoten, sondern auch mit Halbknoten, wenn bei diesen die Knotenringe die Hälfte oder mehr als die Hälfte umfassen, in welchem Falle sie meist stark eingeschnürt sind. Aber bei allen Spindeln mit Halbknoten, also auch bei diesen, gehen doch die Hauptgefässbündel ununterbrochen bis zur Spitze. Völlig unrichtig wäre es, wenn Jemand bei dem Ausdruck ungegliederte Spindel (*rhachis inarticulata*), dessen sich die beschreibenden Schriftsteller bedienen, eine Spindel ohne Knoten sich denken wollte, da immer wenigstens Halbknoten vorhanden sind; und auf den Unterschied der sogenannten gegliederten und ungegliederten Spindel allein eine generische Differenz gründen zu wollen, wäre ebenso gefehlt.

Sowohl wo ganze als wo halbe Knoten sind, befindet sich über dem Knotenring eine Nische, in welcher bei der Hauptspindel eine (auch mehrere) Seitenspindel mit ihren Aehrchen oder diese selbst oder Seitenspindeln zweiter Ordnung u. s. w., und wenn es eine Aehrchenspindel ist, die Blüthenknospe selbst geboren werden. Weil die Halbknoten wie die Knoten abwechseln, so enthält jede Spindel (Hauptspindel oder Seitenspindel) zwei Reihen solcher Nischen. Demnach kann die Spindel als ein Halmglied (Fuss) angesehen

werden, der abwechslungsweise aufreisst und immer stellenweise Blattnatur annimmt (zur Scheide wird). Jede Nische stellt ein Rumpfglied vor, jeder Knoten (auch Halbknoten) einen Rumpfknoten; aber jedes Rumpfglied ist zugleich Fuss für das folgende Rumpfglied, d. h. auf der einen Seite ist es Fuss, auf der andern Rumpf. Deutlich spricht sich dieses Verhältniss freilich nur an denjenigen Spindeln aus, wo die Nischen stark vertieft und zugleich die Internodien kurz sind; im Grund ist es aber doch bei allen das Gleiche — nur verlängert sich bei vielen der Fuss (das Internodium) weit über die Nische, die er an seinem Grunde auf der einen Seite hat, z. B. bei *Poa*, *Avena*, überhaupt, wo die Spindeln mit ihren Aesten Rispen bilden, während bei andern die Nische die ganze Länge des Fusses einnimmt, z. B. bei *Triticum*, *Lolium*, *Hordeum*, *Aegilops*, *Monerma*, *Ophiurus* u. s. w. Auch theilt sich die Nische bei Knoten, aus denen mehre Aeste entspringen, nicht selten in eben so viele schmale neben einander liegende Nischen als Aeste sind.

Der Knotengürtel an den Spindeln der Gräser reicht begreiflicherweise nur so weit, als der Knotenring geht, d. h. selten um die ganze Spindel herum, und in seiner Breite (Höhe) ist er bei verschiedenen Gräsern sehr verschieden, oft kaum bemerkbar (nur eine kleine Anschwellung) oder so mit dem Spindelast, der aus der Nische kommt, verschmolzen, dass nichts davon sichtbar wird (so meist bei dem rispenförmigen Blüthenstand an den Verzweigungen der Spindel und ihrer Aeste); aber bei andern Gräsern tritt er an der Spindel stark hervor, z. B. bei *Secale*, wo er wie ein Zahn erscheint, und in den kleinen Spindeln (*rhacheolæ*) der Aehrchen bei allen oder doch gewiss den meisten Gräsern, wo er sehr deutlich vorzuspringen pflegt.

Wohl höchst selten ist der Blüthenstand der Gräser nur auf eine einfache Spindel (ein Spindelchen) reducirt, wie bei den Cyperaceen z. B. *Isolepis*, *Eleocharis* etc. häufig vorkommt, und es ist mir von unsern inländischen Gräsern kein Beispiel bekannt, als der sogenannte *Bromus nanus*, der aber nichts ist als eine höchst dürftige Form von *Bromus mollis L.*, die manchmal nur ein einziges Aehrchen an der Spitze des Halms hervorbringt, was wohl auch noch bei *Bromus tectorum* und einigen andern vorkommen

im Jahr 1524, binnen dreißig Jahren aber bereits über vierzig ſolcher Geſangbücher in den deutſchen proteſtantiſchen Ländern erſchienen waren, das Schlichte und Gemeinſame, das Reine und Schickliche, das Klare und Tiefe des ächten chriſtlichen Volksgeſanges aus. Vornämlich ſtellen ſie die Empfindung der Frommen im Beginn der Glaubensreinigung und Kirchenverbeſſerung dar, das feſte Vertrauen auf Gottes Schutz und Beiſtand, den heiligen Jubel über den Sieg der für gerecht erkannten Sache, den demüthigen Dank für Gottes Wort und das bußfertige Hangen an dem Glauben, der ohne unſer Verdienſt aus Gottes Gnaden ſelig macht. Die Innigkeit und Fülle der Ueberzeugung drängte ſich zumeiſt in wenigen Strophen mit körnigter Sprache zuſammen; und dieſe Schlichtheit des Ausdrucks entbehrt dann freilich bei einem Theil jener Lieder den poetiſchen Schwung, der oft mehr in der Melodie und in der Sprache des Zeitalters überhaupt, als in dem beſtimmten Vortrage der einzelnen Dichtung ſelber liegt. Indeſſen iſt es eine ſtattliche Reihe ächter Kernlieder, die den Glaubensmuth der Gemeinden des ſechzehnten Jahrhunderts athmen, von Luthers Kraftreimen bis auf die Hymnen des Philipp Nicolai, der am Schluß dieſes Jahrhunderts den Uebergang zu einem andern Zeitraum bezeichnet.

Es hatte ſich bereits bald nach Luthers Tode die politiſche Reaktion gegen die neue Glaubensweiſe zu äußern begonnen, und die Gefahren ſammelten ſich zu der Drangſal, welche zuletzt im dreißigjährigen Krieg den Beſtand des Proteſtantismus untergraben zu müſſen ſchien. In dieſer Periode der äußeren Verwirrung und Zerſtörung, recht im Gegenſatze mit den ſteigenden Drohungen weltlicher Uebermacht der Feinde, feierte der chriſtliche Geſang ſeine ſchönſten Stunden durch das Opfer der innigſten Hingebung in Glauben, Hoffen und Gedulden. Er flüchtete ſich aus der düſteren Gegenwart des Kriegs und der Verwüſtung in die blühende Vergangenheit der heiligen Geſchichte und verherrlichte mit anmuthsvollem Preis die großen Thaten Gottes und die bis in den Tod getreue Liebe des Erlöſers und die mannichfaltigen Gaben ſeines Geiſtes in der Gemeinſchaft der Gläubigen. Den Mittelpunkt dieſes duftenden Gartens geiſtlicher Dichtung bildet, wie ſie von Roſenkranz treffend bezeichnet worden iſt, die ſtille Innigkeit Paul Gerhards, des lieblichſten wie fruchtbarſten unter allen

mag — da aber dies nicht normal ist, so gehört es nicht hierher. Von ausländischen Gräsern weiss ich nur *Lygeum spartum* anzuführen, je nachdem man den Inhalt seiner *spatha terminalis* ansieht; bei *Endlicher (genera plantarum)* und Andern heisst es: *spatha terminali solitaria, spiculam unicam includente*, aber *Kunth* in seiner *Agrostographia synoptica* sagt: *spatha terminalis solitaria, includens spiculas 2 vel 3 inferne connatas*, und ich glaube, man wird ihm Recht geben müssen, so dass auch dieses Beispiel nicht angeführt werden kann.

Die Spindel aller Gräser scheint also bei gehöriger Entwicklung des Wachsthums stets wieder Seitenspindeln zu treiben, eine oder mehre zugleich aus jeder Nische der Hauptspindel. Wenn diese Seitenspindeln einfach sind, also aus ihren Nischen unmittelbar die Blüthenknospen bringen, also die Spindelchen je eines Aehrchens sind und dabei ihr unterster Fuss sehr kurz ist, in welchem Falle die Aehrchen sitzend oder fast sitzend heissen, so nennt man den ganzen Blüthenstand eine Aehre *(Spica* — Beispiele *Secale*, *Triticum*, *Lolium)*; sind aber die Füsse dieser einfachen Seitenspindeln ziemlich lang, so dass die Aehrchen gestielt heissen müssen, wie bei vielen Arten der Gattung *Melica*, so ist dieser Blüthenstand eine Traube oder eine traubenförmige Aehre *(racemus vel spica racemosa)*.

Kommen aus dem letzten Rumpfknoten des Halms mit einander 2, 3, 4, 5 oder noch mehr Aehren, so heisst dies der Aehrenbüschel, welcher zweifingrig, dreifingrig etc. ist, oder man sagt, es seien gepaarte oder gefingerte Aehren *(spicæ geminæ* z. B. *Paspalum conjugatum Berg* und *notatum Flügge*, *Andropogon distachyus L.* — *digitatæ vel digitato-fasciculatæ* z. B. *Cynodon Dactylon Pers.* und sonst noch sehr viele Gräser aus der Familie der *Chlorideæ)*. Oft entspringen büschelförmig zusammengestellte Aehren nicht aus Einem Knoten, sondern die seitlichen besonders aus den untersten Nischen (Knotenwinkeln) der ersten Aehre, die nur einzeln aus dem letzten Rumpfknoten des Halms hervorgieng, z. B. *Digitaria sanguinalis*, oder es gehen wohl aus dem letzten Rumpfknoten des Halms mehre zugleich aus, aber die mittelste derselben entsendet aus ihrem untersten Spindelknoten Seitenähren, z. B.

Andropon Ischænnum L. Manche Schriftsteller unterscheiden dies vom Aehrenbüschel und brauchen den nicht zu lobenden Ausdruck einfache Rispe *(panicula simplex)*. Zwar wenn sich diese Abzweigung von Aehren an der Hauptspindel öfter wiederholt, wie bei *Leptochloa arabica Kunth*, kann man nicht mehr von gefingerten Aehren oder vom Aehrenbüschel sprechen, und dann könnte der Ausdruck eher gebilligt werden; doch braucht man dafür, wenigstens in dem Fall, wo die Aehren an einer Hauptspindel alterniren, wie bei *Panicum colonum L.*, lieber den Ausdruck traubenartig gestellte Aehren *(spicæ racemosim dispositæ)*, und man könnte diesen Blüthenstand die Aehrentraube nennen.

Die Rispe *(panicula)* im gewöhnlichen Sinne des Worts, z. B. bei *Poa, Eragrostis, Bromus, Avena* u. s. w. entsteht, wenn aus den an der Hauptspindel ziemlich entfernt stehenden Knoten (Halbknoten) langgliedrige Aeste entspringen, welche aus ihren Articulationen wieder Zweige, also Aeste zweiter Ordnung, hervorbringen und diese dann manchmal Aeste dritter Ordnung, bis die Aehrchen kommen. Da die Rispenäste erster Ordnung *(rami rhacheos primarii)* selten einzeln, sondern meist zu zwei oder drei aus den Spindelknoten kommen, ja aus den untersten Knoten auch zu 4, 5 — 7 und noch mehr quirlartig *(rami verticillati)*, so wäre für die Rispe der Gräser der Name Quirlrispe passend. Den Ursprung der Aeste, welche quirlartig aus einem Knoten kommen, hat man sich aus mehren Knospen zu denken, die aus jenem zugleich entsprungen sind, also aus einer Hauptknospe und ihren Beiknospen. Wo zwei Aeste sind, ist entweder eine nebenständige Beiknospe fehlgeschlagen oder die Hauptknospe (beide Fälle scheinen vorzukommen); wo drei Aeste sind, verdankt der mittlere, welcher der stärkste zu seyn pflegt, der Hauptknospe, die zwei seitlichen den nebenständigen Beiknospen ihren Ursprung u. s. w. Manchmal scheint es, dass auch eine obere oder untere Beiknospe noch ausser den nebenständigen sich entwickelt hat, und diese können wieder Beiknospen bekommen.

Die ährenförmige Rispe *(panicula spicæformis* oder *subspicata)* ist der vorige Blüthenstand, nur mit dem Unterschied, dass die Aeste der verschiedenen Ordnungen alle sehr kurz-

gliedrig sind, so dass der ganze Blüthenstand Aehrenform hat, obgleich er Rispe ist, z. B. bei *Alopecurus*, *Phleum*, *Kæleria*. Man könnte füglich dafür den Ausdruck Rispenähre gebrauchen; zwar sind auch hier die Aeste erster Ordnung meist in Halbquirlen gestellt, aber diese Stellung ist mehr verborgen und die Rispe bildet für das Auge eine Aehre. Dagegen würde ich die Rispe mancher Gräser aus der Gruppe der Andropogoneen, z. B. der Gattungen *Cymbopogon* und *Anthistiria*, Aehrenrispe nennen, weil hier die Rispe immer aus gepaarten Aehren zusammengesetzt ist — übrigens ist diese Art von Rispe immer beblättert, es sind nämlich hier scheidenartige Deckblätter *(bracteæ)* vorhanden, welche bei andern Rispen nicht vorkommen, und aus dem Rumpfknoten dieser Deckblätter entspringt jedesmal die Zwillingsähre mit einem mehr oder weniger langen Fuss.

Ich komme noch einmal auf die Aehre zurück, um das, was ich bei der Rispe von quirlartig entspringenden Aesten gesagt habe, auch auf die Aehre anzuwenden und noch einiges Andere nachzuholen. Hinzufügen will ich hier noch, dass in den Fällen wo die Spindel nur Halbknoten hat, nur von Halbquirlen die Rede seyn kann. Nämlich auch bei der Aehre, wo die untersten Füsse der Spindeläste immer sehr kurz (kaum bemerkbar) sind, können die Aeste, welche hier bereits die Aehrchen sind, entweder einzeln oder zu 2 oder 3 und mehren aus den Knoten oder Halbknoten hervorkommen, weil auch hier die Hauptknospe ihre Beiknospen haben kann. Einzeln *(spiculæ solitariæ)* kommen sie bei *Triticum*, *Secale*, *Lolium*, *Aegilops*, *Lepturus*, *Monerma*, *Ophiurus* u. s. w. vor, zu zwei bei *Asprella Hystrix Willd.*, dann bei *Rottbœllia* (die Gattung nach ihrer Purification durch *R. Brown*), *Manisuris L.* und den meisten *Andropogoneæ*, wo jedoch die Endknoten mit drei Aehrchen versehen sind, woraus ersichtlich ist, dass bei den untern Knoten je ein Aehrchen fehlschlägt. Bei *Elymus* und *Hordeum* scheinen je drei Aeste aus jedem Knoten zu kommen und so wird die Sache gewöhnlich aufgefasst, weil drei Reihen von Aehrchen auf jeder Seite der Spindel aufsteigen (bei einigen Arten von *Hordeum* sind constant nur die mittleren Aehrchen in jeder Reihe fruchtbar, und bei *Elymus* schlägt oft eins von den drei Aehrchen gänzlich fehl) — ich werde aber später,

wenn ich auf die *glumæ* in den Aehrchen zu sprechen kommen werde, zeigen, dass bei *Elymus* und *Hordeum* eigentlich 9 Aestchen oder Spindelchen aus jedem Halbknoten kommen, wovon aber die 6 äussersten nur verkümmerte Aehrchen bringen, d. h. von dem ganzen Aehrchen nur eine schmächtige *palea inferior* erzeugt haben — diese 6 *paleae inferiores* der fehlgeschlagenen Aehrchen wurden bisher als *glumæ laterales* der Gerstenährchen angesehen und je zwei zu einem Aehrchen gezogen, während sie doch von besondern Beiknospen herstammen. Doch davon später mehr.

Was nun weiter die Stellung der Aehrchen an der Spindel der Aehre betrifft, so ist bekannt, dass weil in der Regel die Halbknoten an der Spindel ebenso alterniren, wie die Blätter am Halm, dies auch die Ordnung zu seyn pflegt, in welcher die Aehrchen ihre Stellung nehmen, so dass zweizeilige Aehren entstehen, wenn die Aehrchen einzeln aus den Knoten kommen, vierzeilige, wenn je zwei aus einem Knoten entspringen, 6zeilige, wenn die Aehrchen zu drei hervorkommen. Doch ist bei dieser Stellung noch auf einen Unterschied zu achten, welche Seite nämlich das Aehrchen der Spindel zukehrt, ob die flache Seite *(spiculae rhachi communi parallelæ)* *), wie bei *Secale, Triticum, Aegilops*, oder eine von den beiden Seiten, an denen die Blüthen angeheftet sich befinden *(spiculæ rhachi communi contrariæ)*, und ob im letztern Fall diejenige Seite der Spindel zugekehrt ist, wo das unterste Blüthchen sich befindet, wie bei *Lolium* und *Lepturus*, oder die entgegengesetzte Seite, so dass das unterste Blüthchen nach aussen gekehrt ist, was der gewöhnliche Fall ist, z. B. bei *Ophiurus*, bei allen Gräsern mit Aehren aus der Familie *Andropogoneæ* und *Chlorideæ*. Diese gewöhnliche Lage ist wohl im ersten Zustand bei allen Gräsern vorhanden, und erst bei weiterer

---

*) Dieser Ausdruck bezieht sich nur auf die Gestalt der Hauptspindel (*rhachis communis*), die in diesen Fällen flachgedrückt zu seyn pflegt, z. B. bei *Triticum*: denn in anderer Beziehung, wenn man nämlich zugleich auf die Aehrchenspindel (*rhacheola*) sieht, ist kein Parallelismus bei diesem Fall, sondern gerade das Gegentheil, weil die Ebene der rhacheola dann senkrecht gegen die Ebene der *rhachis* steht, während bei *Lolium* rhachis und rhacheola ziemlich parallel gestellt sind, ungeachtet man sagt: *spicula rhachi contraria*.

Entwicklung der Aehrchen aus dem Knospenstand macht der Fuss des Aehrchens bei einigen eine Drehung, eine halbe, wie bei *Triticum*, oder eine ganze, wie bei *Lolium*.

Zu den Aehrchen der *Chlorideæ*, welche ich eben angeführt habe, gehört die Bemerkung, welche auch für viele andere Gräser mit Aehren gilt, dass die Aehrchen an der Spindel einseitig *(unilaterales)* geordnet sind, was von der Gestalt der Spindel herrührt. Die Spindel der Gräser ist nämlich bald stielrund, bald viereckig oder dreieckig, auch wohl vieleckig, häufig aber plattgedrückt. Plattgedrückt ist z. B. die Spindel bei *Hordeum* und den meisten *Triticum*-Arten. Ist aber die plattgedrückte Spindel bei Halbknoten, deren Knotenring weit nicht die Hälfte der Spindel einnimmt, von der Beschaffenheit, dass die eine Seite der Spindel sich vorherrschend in die Breite entwickelt hat, so kommen die ursprünglich zweiseitigen Aehrchen alle auf diejenige Seite der Spindel, die sich weniger in die Breite ausgedehnt hat, und es entsteht die einseitige Aehre, bei welcher die Aehrchen gleichwohl in zwei Reihen zu stehen pflegen *(spiculæ biseriales)*, z. B. *Nardus*, fast alle *Paspalum*-Arten, nicht wenige *Panicum*-Arten (z. B. *Panicum colonum L.*) und die vorhin angeführten *Chlorideæ*. Kommen bei dieser Lage der Dinge aus jedem Halbknoten zwei Aehrchen, so entstehen einseitige Aehren, welche vierzeilig sind, z. B. *Paspalum quadrifarium Lam.* Es kommen aber auch Fälle vor, wo an der einseitigen Aehre nur Eine Reihe von Aehrchen vorhanden zu seyn scheint, z. B. bei einer schönen, neuen Art eines abyssinischen *Panicum*, das ich *P. brizanthum* genannt habe, weil seine auffallend grossen Aehrchen fast aussehen, wie die Aehrchen einer *Briza*. In diesen Fällen sind dennoch zwei Reihen vorhanden, aber das Aehrchen einer Reihe biegt sich immer gegen die andere Reihe, und da dies bei den Aehrchen der andern Reihe ebenso der Fall ist, so kommt bei der Alternation, welche zwischen den beiden Reihen stattfindet, immer ein Aehrchen zwischen zwei Aehrchen der andern Reihe zu stehen, wenn die Stellung nur von obenher betrachtet wird. Es ist dies fast derselbe Fall, wie in den Schoten der *Cruciferæ* mit den Samen, welche bei einigen Gattungen einreihig stehen, bei andern zweireihig, ein sehr seichter Unterschied, der meines Erachtens von den Systematikern nicht

zur Scheidung von Gattungen hätte benützt werden sollen; die Sache hängt hier lediglich von der Breite der Schote und der kürzern oder längern Nabelschnur ab.

Es mag übrigens nun Zeit seyn, dass ich den allgemeinen Blüthenstand der Gräser verlasse, und die Aehrchen selbst, welche die Elemente dieses Blüthenstands sind, näher ins Auge fasse.

VI. Von den Aehrchen der Gräser und den Organen, welche an ihrer Basis vorkommen, namentlich von denjenigen blattartigen Organen, welche *gluma* genannt werden.

Jeder Grasblüthenstand, Aehre, Traube oder Rispe ist aus Aehrchen *(locustæ, spiculæ)* zusammengesetzt, d. h. aus einer Anzahl von scheidenartigen Blättchen, Spelzen genannt, welche an einem Spindelchen zweizeilig geordnet sind. Die beiden untersten dieser Spelzen sind gewöhnlich leer, d. h. in ihrem Winkel ist kein weiteres Erzeugniss zu finden, aber die übrigen (nur die obersten machen ebenfalls oft eine Ausnahme) beherbergen in ihrem Winkel Staubgefässe oder Stempel oder beide zugleich, welche meist auch noch mit besondern blattartigen Theilen umgeben sind. Es könnte hiernach scheinen, das Grasährchen bestehe aus Stockwerken wie der Halm, jedes Stockwerk aus einem Fuss und aus einem Rumpf (der Spelze — *gluma* oder *palea inferior*), der nur selten in der Gestalt einer oder mehrer Grannen *(aristae)* eine Art von Haupt trägt; in den Rumpfwinkeln der Spelzen, wo zugleich die Füsse der Stockwerke sich abgliedern, sitzen die Blüthenknospen oder Blüthen, aber die untersten Rumpfwinkel seyen gewöhnlich leer und nicht selten auch die obersten. Es wird sich in der Folge zeigen, dass diese Ansicht nicht ganz richtig ist. Es frägt sich nun vorerst, für was sind sowohl die leeren Spelzen als auch diejenigen, welche die Blüthentheile enthalten, anzusehen?

Es wird zweckmässig seyn, hier zunächst Vergleichungen mit andern verwandten Pflanzenfamilien anzustellen. Da fällt uns nun aus der Familie der *Cyperaceæ* zunächst die Gattung *Cyperus* in die Augen, deren Blüthen in vollkommen ährliche Aehren geordnet

sind. Wir sehen nämlich hier auch eine Reihe aufeinander folgender Spelzen oder Rumpfglieder (*gluma*, *palea* — die Schriftsteller nennen's aber hier gewöhnlich *squama*, also Schuppen) in zweizeiliger Stellung, deren unterste auch gewöhnlich leer sind, während in den übrigen die Blüthentheile sich finden und nur die letzte meist auch leer gefunden wird. Die meisten neueren Botaniker, so *Kunth*, *Link*, *Nees v. Esenbeck* und Andre, betrachten jede dieser zweizeilig geordneten Spelzen als Deckblatt (*bractea* — obgleich *Kunth* in den Beschreibungen den Ausdruck *squama* beibehalten hat), und sehen demzufolge die untersten leeren Spelzen als Deckblätter an, in deren Winkel die Blüthe durch Fehlschlagung regelmässig ausbleibt. Diese Ansicht, welche in gewissem Betracht richtig genannt werden mag, wird nun von ihnen auch auf das Grasährchen übergetragen, was ohne Zweifel nothwendig folgt. Die ältere Ansicht, die nur noch in beschreibenden Werken hier und da wiederkehrt, wo man die unteren leeren Spelzen derselben als Kelch betrachtete und Kelchspelzen nannte, ist längst abgethan. Aber doch wollen nun (freilich in anderer Weise) die sämmtlichen als Deckblätter angesprochenen Spelzen des Grasährchens durch *Schleiden* (in seinen Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik 1843) wieder auf die Bedeutung des Kelchs zurückgeführt werden, indem ein spelzartiger Theil aus der Blüthenknospe, die sogenannte *palea superior* (die obere Kronspelze nach alter Benennungs- und Betrachtungsweise), dazu gezogen, diese selbst als zusammengewachsen aus zweien betrachtet und so ein dreigliedriger Cyklus angenommen wird, welcher die äussere Perigonialhülle bilde, eine Ansicht, die zwar auch nicht neu und von ihm auch nicht als neu angekündigt, sondern zuerst von dem grossen schottländischen Botaniker *R. Brown* aufgestellt worden ist, aber doch mehr nur problematisch als mit völliger Entschiedenheit, während *Schleiden* höchst entschieden auftritt und desswegen von *Röper* in der schon oben citirten Flora Mecklenburgs hart angefochten wird. Wie ich mich zu diesen beiden entgegengesetzen Ansichten verhalte, will ich vor der Hand noch nicht aussprechen, weil ich hier eigentlich noch nicht in die Beschaffenheit der Blüthen selbst

tiefer eingehen, sondern zunächst nur vom Grasährchen und von den untern leeren Spelzen desselben (*glumæ* — sie werden von den deutschen Botanikern jetzt meist **Hüllspelzen** genannt) handle.

Um mit diesen Hüllspelzen und den in dem Aehrchen auf sie folgenden, ihnen meist sehr ähnlichen, die Blüthentheile in ihrem Winkel beherbergenden, von Vielen als **Deckspelzen** begrüssten Organen besser ins Reine zu kommen, möge eine Vergleichung mit dem Blüthenstand einiger Gattungen aus der Familie der den Gräsern ziemlich nahe verwandten *Irideæ* folgen. Auch *Röper* verweist zu Vergleichungs-Momenten auf *Iris* und besonders auf *Gladiolus* und *Ixia*. Noch augenfälliger für diesen Zweck ist die Gattung *Watsonia Mill.* und *Micranthus Pers.* (letztere von *Watsonia* kaum anders als durch die kleinen Blüthen verschieden und desswegen von Vielen unter *Watsonia* subsumirt — früher waren freilich beide Gattungen unter *Gladiolus* oder auch unter *Ixia* vereinigt). Hier haben wir bei den meisten Arten zweizeilige Aehren, die dem Bau des Grasährchens sehr genau entsprechen, nämlich abwechselnd gestellte scheidenartige Theile, welche zwar hier *spathæ* genannt werden, aber offenbar dieselben Organe sind, die bei den Gräsern als *bracteæ* (*palea inferior*) angesprochen werden, und jeder *spatha* gegenüber zwischen ihr und der Aehren-Axe eine gewöhnlich zweinervige oder zweikielige *spathella* *).

*) Ich brauche hier den Namen *spathella* in dem Sinne Vorblatt oder *bracteola* gegenüber von *spatha* als *bractea* gefasst, aber nur vorläufig und accommodirend, da ich diesen Organen eine solche Bedeutung im Ernst nicht zuschreibe. Ich weiss wohl, dass die meisten Autoren bei den *Irideae* beide Organe *spatha* nennen und sie dann nach der Lage als vordere und hintere unterscheiden, und dass diejenigen unter ihnen, welche bei den Gräsern den gleichartigen Ausdruck für *palea* substituiren, beide Organe *spathellas* nennen und dann die *spathella inferior* und *superior* unterscheiden. Dieses Verfahren aber ist gewiss höchst inconsequent, weil die vollkommne Uebereinstimmung dieser Organe in der Familie der *Irideae* und der *Gramineae* keinem Zweifel unterworfen seyn kann. Ich habe mir daher erlaubt, die vordere Scheide im Blüthenstand der *Irideae* zwar mit dem üblichen Ausdruck *spatha*, aber die hintere Scheide *spathella* zu nennen. Es bleibt dann immer noch für die ästigen Blüthenstände bei manchen *Iris*-Arten und anderen Irideen, wo am Ursprung der Aeste schon Scheiden sich finden, der Ausdruck *spatha universalis* übrig, und,

In Mitte beider, hinten von der *spathella*, vorn von der *spatha* gedeckt, befindet sich die Blume; beide, *spatha* und *spathella*, pflegen die meisten botanischen Schriftsteller mit dem Ausdruck *spatha bivalvis* zu bezeichnen. Das Verhältniss ist ganz dasselbe, wie zwischen *palea inferior* und *superior* der Gräser, und nicht nur die Lage, sondern auch der Bau der *spathella* entspricht oft aufs genaueste der *palea superior* bei den Gräsern. Ein besonderes Beispiel mag *Watsonia Meriana Ker.* abgeben, wo dies Verhältniss deutlich genug ausgeprägt ist — die *spathella* ist hier vielnervig, aber deutlich zweikielig (*bicarinata*) und zweispaltig (*bifida*), und am Grund der ganzen Aehre, d. h. unterhalb der untersten Blüthe und ihrer *spatha*, befinden sich noch zwei leere Scheiden, welche genau der *gluma bivalvis* (*gluma inferior* und *superior*) oder den sogenannten Hüllspelzen der Gräser entsprechen. Noch weit ausgezeichneter aber wird das Grasährchen (z. B. einer *Eragrostis megastachya*) vorgebildet oder nachgebildet durch eine *Watsonia*, die unter Nr. 4536 in der Drègischen Sammlung Capischer Pflanzen völlig unbestimmt vorliegt. Hier ist die *Watsonien*-Aehre bei ansehnlicher Grösse der zugespitzten und sich dachziegelartig und enge deckenden Scheiden zugleich stark zusammengedrückt und einem vielblüthigen Grasährchen oder auch dem Aehrchen eines *Cyperus* so ähnlich, nur riesenmässig vergössert, dass man nichts Aehnlicheres sehen kann. Auch hier sind die untersten Scheiden leer — nur sind wohl mehr als nur zwei leere Scheiden zu zählen, denn es folgt nach unten eine ganze Reihe, die nach und nach den Blättern ähnlich werden und zuletzt die wirklichen Blätter der Pflanze sind; aber es gibt auch Gräser, namentlich einige Gattungen aus der Abtheilung der *Bambusaceæ*, wo das Grasährchen nicht blos zwei, sondern wohl 4 oder mehr leere Spelzen an seinem Grunde hat. Ebenso ist *Micranthus alopecuroides Pers.* (*Watsonia plantaginea Gawl.*) ein ausgezeichnetes Beispiel, wie übereinstimmend hier der Bau der Aehre mit dem Bau eines vielblüthigen Gras-

---

weil hier, wie bei *Iris germanica*, auch zwischen dem Ast und Hauptstengel eine kleinere Scheide (wie die Zwillingsscheide bei den Seitenhalmen der Gräser — siehe oben) vorkommt, der Name *spathella* unpassend.

ährchens ist. Niemand, der diese Vergleichungen mit Aufmerksamkeit anstellt, wird zweifeln können, dass hier nicht nur die *paleæ*, sondern auch die *glumæ* des Grasährchens vor Augen liegen, und dass also diesen genau dieselbe Bedeutung beizulegen ist, wie den übereinstimmenden Theilen bei den angeführten Irideen.

Aber auch in den *Cyperus*-Aehrchen und noch in den Aehrchen vieler andern *Cyperaceæ* sind dieselben Integumente (um mich dieses von Einigen gebrauchten allgemeinen Ausdrucks für *glumæ* und *palea inferior* und *superior* der Gräser zu bedienen) aufzufinden, wie in den Aehrchen der Gräser. Es ist schon vorhin gesagt worden, dass die zweizeilige Reihe von Schuppen (*squamæ* — ein Ausdruck, dessen sich die Schriftsteller bei *Cyperus* u. s. w. statt *glumæ* und *paleæ* bedienen) als gleich zu betrachten sei mit den Hüllspelzen und Deckspelzen der Gräser (ich bediene mich einstweilen dieser Ausdrücke, die gangbar geworden sind, für *gluma* und *palea inferior*). Es fehlt nun nur noch auch das Vorhandenseyn der *palea superior* hier nachzuweisen. Ich behaupte nun und glaube auch die gleiche Ansicht schon irgendwo gelesen zu haben, dass sie in den Aehrchen der Gattungen *Cyperus*, *Mariscus* und *Kyllingia* vorhanden sei, aber dem Spindelchen angewachsen, doch bei vielen Arten trotz dieser Verwachsung immer noch sehr deutlich sichtbar. Das Spindelchen (*rhacheola*) der Aehrchen dieser *Cyperaceæ* wird bei vielen Arten als geflügelt beschrieben, und diese häutigen Flügel des Spindelchens sind oft sehr deutlich von Gliedchen zu Gliedchen jederseits in ein spitziges und durchsichtiges Läppchen vorspringend. Hier haben wir nun unverkennbar eine *palea superior apice bifida*. Ausgezeichnet deutlich und schön ist diese *palea superior* in der bezeichneten Gestalt bei einem *Cyperus* zu sehen, der in der werthvollen Sammlung getrockneter Pflanzen aus Nubien, welche der wackere Naturforscher *Th. Kotschy* dem Reiseverein geliefert hat, unter der Nummer 52 mit dem irrigen Namen *C. retusus Nees* ausgegeben wurde. Er wurde seitdem durch *Nees v. Esenbeck*, der ihn nicht für seine Pflanze anerkannte, *C. Hochstetteri* genannt. Er ist übrigens dieselbe Art, die auch von *W. Schimper* aus Abyssinien eingesandt, von unserem Freunde Dr. *Steudel* gleichfalls irriger Weise als *C. retusus Nees* be-

Kirchenlieder-Dichtern, nachdem ſchon Philipp Nikolai, Johann Herrmann u. A. vor ihm in zarten Tönen aus tiefer Bruſt die heilige Gottesgnade geprieſen und dem Erlöſer ihre Liebe zugeſungen hatten, und während neben ihm Johann Frank u. A., wenn auch minder gewandt und annehmlich, doch bisweilen noch tiefer dieſelbe Richtung verfolgten, Johann Scheffler beſonders, bevor er im Jeſuitenkloſter ſich dem ſchwärmenden Pantheismus ergab, bereits in myſtiſcheren Bildern und Tönen, wiewohl noch ganz in den Grenzen einer evangeliſchen Geſinnung und Denkweiſe, Jeſum als den minniglichen Gegenſtand all ſeiner Gedanken und Sorgen verherrlichte, zugleich aber die Genoſſen der damaligen Dichterorden, Martin Opitz, Andreas Gryphius, Simon Dach, Georg Neumark, Paul Flemming u. A. der frommen Reflexion über göttliche Lehren und menſchliche Looſe einen edeln, erbaulichen Ausdruck gaben. Dieſe Innigkeit des Glaubens, dieſe Ruhe des Vertrauens, dieſe Freude an dem Wort des Herrn und dieſes Genughaben an ſeinen Verheißungen iſt in unzähligen Liedern mit einer wahrhaft klaſſiſchen Volks- und Bibelſprache vorgetragen, welche gegen das damalige Gemengſel deutſcher und fremder Wörter und gegen die Schwerfälligkeit weltlicher Darſtellungsweiſe rühmlichſt abſticht und von dem hohen äſthetiſchen Charakter, welchen die reine Gottesfurcht und ächte Sittlichkeit nie verleugnen, unzweideutige Kunde gibt. Im Unterſchiede freilich von der kraftvollen Gedrungenheit und bedeutſamen Kürze mancher Dichtungen des vorigen Jahrhunderts finden wir in dieſem eine größere Ausführlichkeit theils chriſtlicher Betrachtungen über das Leben, theils eines den Gegenſtand der Andacht und Liebe von jeder Seite betaſtenden frommen Gefühls, und allerdings ſind dabei viele ſchöne Lieder zu ſehr ins Breite gerathen, und mehrere, in Einzelnem vortreffliche Dichter, wie Johann Riſt, haben ſich nicht ſelten in matte Redſeligkeit von geiſtlichen Dingen verlaufen.

Dieſe beiden Zeiträume des Kirchenlieds ſind gleichfalls in muſikaliſcher Hinſicht überaus wichtig und von hoher Gediegenheit, aber auch eigenthümlichem Unterſchied ihrer Hervorbringungen. Luthers und ſeiner Freunde mannhafte Choräle drangen mit Macht an's Herz und unter das Volk. Auch Goudimels Pſalmen hatten ſich durch einfachen Ernſt in den reformirten Kirchen eingebürgert und fortgeerbt. Aber ſchon athmen am Schluſſe des ſechzehnten

stimmt und in dem Jahrgang 1842 der *Flora* p. 582 von ihm flüchtig beschrieben wurde, wobei freilich die ausgezeichnete Beschaffenheit der *rhacheola* übergangen ist. Ein *Mariscus*, den Dr. *Krauss* aus Natal mitgebracht hat und den ich *M. Kraussii* genannt habe (siehe *Flora* 1845 p. 756), zeigt die den Gliedern des Spindelchens angewachsene, aber zum Theil doch noch frei hervorragende *palea superior* auch sehr deutlich. Aber nicht allein die mit zweizeiligen Aehrchen begabten *Cyperaceæ* zeigen uns an dem Spindelchen diese Erscheinung, sondern auch *Fimbristylis* und *Isolepis*, bei denen die Schuppen, welche demzufolge als *paleæ inferiores* zu fassen wären, eine andere Stellung zu einander haben. Wahrscheinlich sind es bei *Fimbristylis* alle oder doch die meisten Arten, wo das besprochene Organ mittelst einer starken Luppe vollkommen deutlich zu sehen ist. Es zeigt sich hier an jedem Knoten des Spindelchens in Form eines durchsichtigen häutigen Randes, der nach vorn, wo der Knoten vorspringt, sehr niedrig, an beiden Seiten des Internodiums aber breiter und flügelartig, oben aber, wo dasselbe endet, meist in zwei Läppchen gespalten ist — mit dem Rücken ist es in die Nische des Spindelchens eingewachsen und diese Verwachsung ist die Ursache, dass es bisher meist nur als ein Flügelrand des Spindelchens angesehen und weiter nicht beachtet wurde. Sehr schön bietet sich diese angewachsene *palea superior*, wie ich diesen Theil nun unbedenklich nenne, dem bewaffneten Auge bei *Fimbristylis dichotoma* und *hispidula Kunth* dar, aber fast noch ausgezeichneter bei einer neuen Art aus dem tropischen Africa, die sich in *Kotschy Flora æthiopica exsiccata* unter Nr. 575 findet, dort unbestimmt, aber von mir *F. squamulosa* genannt, um mit diesem Namen die hier sehr ausgezeichnete Beschaffenheit des Spindelchens zu bezeichnen. Auch bei einigen Arten der Gattung *Isolepis* habe ich diese *palea superior* auf die gleiche Weise angewachsen, zwar ihre Ränder weniger vorspringend, aber doch noch immer gegen das obere Ende der Internodien des Spindelchens rechts und links ausschreitend beobachtet, z. B. bei *Isolepis supina RBr.* und bei einer nahe verwandten Art, die ich *Isolepis pollicaris* nenne (sie ist wahrscheinlich der *Scirpus pollicaris Del.*, wurde aber in der vom Reiseverein im Jahre 1835

ausgegebenen Sammlung Aegyptischer Pflanzen unter Nr. 31 irriger Weise *Scirpus minimus Vahl* benannt — doch wurde beigefügt: an *Sc. policaris Del?*). Es wird sich wohl annehmen lassen, dass in diesen und den verwandten Gattungen die *palea superior* auch bei denjenigen Arten, wo sie nicht als ein häutiger Rand vorspringt und sich desswegen den Blicken gänzlich entzieht, nichtsdestoweniger vorhanden sei, nämlich in die Nische des Knotens (eigentlich Halbknotens) so völlig eingewachsen und mit ihr verschmolzen, dass sie nicht unterschieden werden kann. Dagegen halte ich dafür, dass die *palea superior* bei den Gattungen *Hypolytrum* und *Diplasia* völlig frei und sogar in zwei Blättchen zerfallen vorhanden sei, welche einige Schriftsteller wirklich *paleæ*, andere *squamæ propriæ interiores duæ, exteriori majori contrariæ* nennen. Bei *Diplasia* finden sich ausser diesen beiden seitlich gestellten noch zwei innere, deren eine nach vorn, die andre nach hinten gestellt sind, die wohl jedenfalls die Bedeutung eines Perigoniums haben müssen. Ich werde später, wo noch ausführlicher von der *palea superior* die Rede seyn wird, vielleicht darauf zurückkommen.

In dem Voranstehenden über die Aehrchen einiger *Cyperaceæ* und ihre sogenannten *squamæ*, und die besondere Beschaffenheit ihrer *rhacheola*, welche mir das Vorhandenseyn einer *squama* oder *palea superior* andeutet, was als eine Abschweifung von meinem Thema erscheinen könnte, habe ich bezweckt, die völlige Identität der sogenannten Hüllspelzen und Deckspelzen des Grasährchens mit den sogenannten Schuppen der Aehrchen bei den Cyperaceen nachzuweisen, um hiernach mich dahin aussprechen zu können, dass ich die Hüllspelzen nicht für wesentlich verschieden von den Deckspelzen halten kann, sondern nur für unfruchtbare Deckspelzen, wie bei den Aehrchen der *Cyperaceæ* die untersten leeren Schuppen auch nur als unfruchtbare Schuppen betrachtet werden, denen alsdann die fruchtbaren folgen. Ich halte also die Hüllspelzen nicht für Scheiden oder Blätter, in deren Winkel etwa ein Blüthenstand (ein Aehrchen) abortirt wäre, sondern nur eine einzelne Blüthe, wie sie sich im Winkel der Deckspelze findet. Aber wohlgemerkt — ich spreche hier nur von der Mehrzahl der Organe, welche die beschreibende

Botanik bisher unter dem Namen der Hüllspelzen (*glumæ*) begriffen hat, und auch von Deckspelzen nicht im Ernste, sondern nur mit Accommodation. Es gibt Gräser, wo sicherlich das, was man bisher ihre Hüllspelzen genannt hat, den Deckspelzen nicht in ebenderselben Weise gleichgestellt werden kann, und so komme ich hier auf die sogenannten Hüllspelzen von *Hordeum* und *Elymus* zurück, wovon ich schon im vorigen Abschnitt vorläufig gesprochen habe.

Sind die Hüllspelzen nur unfruchtbare Deckspelzen, so müssen sie nothwendig mit den fruchtbaren Deckspelzen die gleiche zweizeilige Ordnung beobachten, was auch insgemein bei ihnen beobachtet wird. Aber wie ganz anders sind sie nun bei *Hordeum* und *Elymus* gestellt? Kann man denn hier eine solche völlig abnorme Verrückung von ihrer ursprünglichen Lage annehmen? Worin lag denn die Nothwendigkeit dieser Verrückung, wodurch beide völlig symmetrisch vor die *palea inferior* zu stehen gekommen wären, während die eine davon zwischen Aehrenspindel und Aehrchen stehen sollte, wo sie wohl am allernatürlichsten hätte abortiren müssen, wie das dort hier und da noch angedeutete zweite Blüthchen? Man sehe nur einmal eine Gerstenähre, etwa von *Hordeum vulgare* oder *hexastichum* an und suche sichs begreiflich zu machen, wie die Schwenkungen in der ersten Kindheit oder Geburt hätten vor sich gehen sollen. Offenbar wären die beiden Seitenährchen ein völliges Hinderniss gewesen, dass die hintere *gluma* des Mittelährchens nicht hätte nach vorn sich bewegen können. Aber wenn auch nicht diese ganze Lage der Dinge davon abrathen müsste, Hüllspelzen in der gewöhnlichen Bedeutung zu sehen, so reicht die Untersuchung der häufig vorkommenden Monstrosität oder Varietät von *Hordeum vulgare*, wo die Aehre ästig wird, gewiss vollkommen hin, den Beweis dagegen zu führen. Wenigstens in einem Exemplare, das ich vor mir habe, stehen die beiden Aeste, der erste am 6ten, der zweite am 9ten Knoten der Spindel, jedesmal zwischen zwei Seitenährchen an der Stelle des Mittelährchens — gleichwohl befinden sich die sogenannten *glumæ laterales geminæ*, die dem Mittelährchen zugehören, an ihrer Stelle, ungeachtet sie hier keinem Aehrchen vorstehen, sondern einer Seitenähre, d. h. vor dem Fuss der hier entsprungenen neuen Aehre, an welcher die Aehrchen wieder zu drei

mit drei Paar sogenannten Hüllspelzen stehen, wie an der Hauptähre. Hier sieht man nun unwidersprechlich, dass man keine Hüllspelzen vor sich hat, wie sie sonst an den Aehrchen der Gräser vorkommen; denn sonst müssten sie in diesem Falle verschwunden seyn. Oder wollte Jemand etwa behaupten, in dem angeführten Beispiel liege gerade der Beweis, dass in den Hüllspelzen überhaupt nicht blos unfruchtbare Deckspelzen gegeben seyen, sondern vielmehr Scheiden oder Blättchen, in deren Winkel für gewöhnlich ein Aehrchen oder wohl gar eine ganze Aehre abortiren, wie sie in gegenwärtigem Fall sich eingefunden habe, so ist dagegen zu bemerken, dass dann entweder zwei Aehren müssten hervorgesprosst seyn, weil zwei *glumæ* nebeneinander stehen, oder die Seitenähre eine andere Stellung zeigen müsste, nämlich eine seitliche, nur hinter einer der beiden Hüllspelzen, nicht eine centrale, wie der Fall ist, so dass die beiden Hüllspelzen in völlig gleichem Abstand und Ebenmass vor ihr stehen; überdies setzt jener Einwurf voraus, dass hinter der Seitenähre noch das Mittelährchen, oder wenn man einen Abortus desselben durch den Druck der entsprungenen Seitenähre annehmen wollte, doch seine Stelle noch zu finden seyn müsste — es ist aber nichts der Art zu finden, sondern vielmehr klar, dass die Axe des Mittelährchens selbst zu einer wirklichen Aehrenspindel geworden ist und dass diese völlig die nämliche Stelle hat, an welcher sonst das Mittelährchen sich befindet.

Wie ist es also bei diesen sogenannten Hüllspelzen der Gerstenähre und der Aehre von *Elymus?* Ich habe schon im vorigen Abschnitt meine Ansicht gegeben, die ich nun aber näher begründen will. Wir haben in der Gattung *Cynosurus*, namentlich bei *C. cristatus L.* einen Fall, der nicht völlig gleich, aber sehr analog ist. Hier entspringen zur Seite jedes fruchtbaren Aehrchens ziemlich gleich gebildete aber unfruchtbare Aehrchen, deren *glumæ* und *paleæ inferiores* zwar vorhanden, aber leer sind. Diese Bedeutung des sonst *involucellum pinnatum* genannten, zu beiden Seiten des fruchtbaren Aehrchens vorhandenen kammförmigen Organs ist jetzt allgemein anerkannt. Sehen wir nun zu, wie es bei *Hordeum* und *Elymus* ist. Bei *Hordeum vulgare* sind drei fruchtbare Aehrchen, die aus jedem Knoten kommen,

jedes hat aber zwei unfruchtbare Aehrchen zur Begleitung, die aus nebenständigen Beiknospen entsprungen sind, so dass hier 6 unfruchtbare Aehrchen sind, wie bei *Cynosurus* zwei *). Weil bei *Hordeum* das Aehrchen nur einblüthig und in der That ohne Hüllspelzen ist, so kann kein kammförmiges Organ erscheinen, sondern statt dessen nur eine einzige leere Spelze, aber doch je zu zwei vor jedem fruchtbaren Aehrchen stehend, wie bei *Cynosurus* die *bractea* (wie Einige hier das unfruchtbare Aehrchen nennen) doppelt vorhanden ist. Dass *Hordeum* und *Elymus* keine eigentliche Hüllspelzen haben, beweist die nahe verwandte *Asprella Hystrix Willd.*, wo keinerlei *glumæ* vorhanden sind — hier kommen aber gewöhnlich nur zwei Aehrchen aus dem Spindelknoten, seltener drei, und manchmal das dritte unvollkommen, nämlich unfruchtbar, nur auf eine *palea inferior* reducirt, und dann sieht dieses dritte Aehrchen genau aus, wie eine sogenannte *gluma* bei *Hordeum* oder *Elymus*. Zwischen *Hordeum* und *Elymus* ist nur ein sehr geringer Unterschied, er besteht fast nur darin, dass bei *Elymus* die Aehrchen gewöhnlich nur zu 2, weit seltener zu 3 aus dem Knoten kommen (die Autoren sprechen auch von 4 und 6 — dies ist aber doch wohl nur dann richtig, wenn man einen Halbknoten auf der einen und den nächsten Halbknoten auf der andern Seite zusammennimmt und dann die Aehrchen ringsum zählt) und dass sie 2 — 3blüthig sind. Namentlich scheint *Elymus europæus L.* wirklich zu *Hordeum* gestellt werden zu müssen, wohin ihn auch viele der bewährtesten Botaniker gestellt haben, so dass ich mich wundre, warum ihnen *Kunth* nicht gefolgt ist, da die Aehrchen zu drei stehen und meist nur einblüthig sind (denn ein *flosculus alter superior tabescens* findet sich zwar allerdings im Aehrchen, der Hauptspindel zugekehrt, aber auch bei den allgemein angenommenen Arten der Gattung *Hordeum* findet er sich gar nicht selten). Anders ist es freilich mit *Elymus arenarius*, wo nicht nur die Aehrchen dreiblüthig sind, sondern die sogenannten *glumæ* sich nicht nur abweichend von *Hordeum*,

*) Bei sehr vollkommnen Exemplaren von *Cynosurus cristatus* finden sich auf jeder Seite zwei, also im Ganzen 4 unfruchtbare Aehrchen, die das fruchtbare umgeben, und es ist in diesem Fall jederseits das zweite die Abzweigung des ersten äussersten.

sondern auch von den andern *Elymus*-Arten verhalten, indem sie scharf gekielt sind und eine solche Stellung annehmen, dass sie wirklich so ziemlich (doch nicht ganz) in die zweizeilige Stellung der Deckspelzen des Aehrchens eingehen und wirklich auffallend den Schein der gewöhnlichen Hüllschuppen annehmen. Gleichwohl zeigt die Analogie mit den andern *Elymus*-Arten und mit *Hordeum* und die Art ihrer Anheftung am Fusse des Aehrchens dass sie ebenso zu beurtheilen sind, wie bei jenen. Wenn ich im vorigen Abschnitt diese angeblichen Hüllspelzen von *Hordeum* und *Elymus* aus Beiknospen habe entstehen lassen, so könnte dies mit dem Umstand im Widerspruch zu stehen scheinen, dass bei *Elymus arenarius* und auch bei andern *Elymus*-Arten, ja auch bei gewissen Arten von *Hordeum*, die Füsse der *glumæ* mit dem Fuss des Aehrchens wirklich zusammengewachsen sind und aus demselben entsprungen scheinen. Entweder möchte dies aber nur eine Verwachsung ursprünglich getrennter Organe seyn, wie es eben viele solcher Verwachsungen gibt, oder dürfte es auf die Entstehung der Beiknospen selbst ein Licht werfen, dass diese nämlich aus dem Fuss der Hauptknospe an dessen oberem Ende im Rumpfwinkel (der freilich hier noch sehr wenig markirt ist, weil ein ausgebildetes Rumpfglied noch fehlt) entspringen.

Nun liegt freilich auch die Vermuthung nahe und besonders *Elymus arenarius* führt darauf, dass bei der Sippschaft oder Unterfamilie der *Hordeaceæ* überhaupt die *glumæ* nicht ebenso zu beurtheilen seyen, wie bei den meisten andern Sippschaften, namentlich bei den *Poaceæ* und *Paniceæ*, nämlich nicht als unfruchtbare Deckspelzen, sondern als unfruchtbare Aehrchen. Ich liess mirs daher zunächst angelegen seyn, den sogenannten Wunderwaizen (*Triticum compositum L.*, als Varietät von *Tr. turgidum L.* abstammend) näher zu untersuchen, wie ich die ästige Monstrosität von *Hordeum vulgare* untersucht hatte. Ich fand aber hier die Sache in Betreff der Hüllspelzen entschieden anders und sah, dass nichts dazu berechtigt, bei *Triticum* von der gewöhnlichen Bedeutung der Hüllspelzen abzugehen; denn hier hat sich das Aehrchen sämtlicher Knoten (mit Ausnahme der obersten und manchmal des untersten) in eine kurze Seitenähre verwandelt, die an ihrem Grunde nackt ist (keine Hüllspelzen

hat) — nur die Aehrchen an den Seitenähren haben ihre regelmässigen Hüllspelzen. Ich untersuchte auch Exemplare von *Lolium perenne* mit ästigen Aehren. Hier könnte man leicht durch den Schein getäuscht werden, als gehöre die unterste Hüllspelze nicht zum untersten Aehrchen, sondern sie sei ein Deckblatt, aus dessen Achsel die Spindel der Seitenähre entspringe, weil sie sehr nahe am Ursprung dieser Spindel sitzt. Wenn man aber mit einem scharfen oder bewaffneten Auge den Ursprung untersucht, so sieht man deutlich den offenen Knotengürtel (Halbgürtel) der Hauptspindel, aus dem die Seitenspindel kommt, und an dieser in sehr geringer Entfernung (kaum etwas höher liegend) den Knotenring (Halbring, weil hier nur Halbknoten vorhanden sind), an dem die Hüllspelze sich abgliedert, welche scheinbar in ihrem Winkel das erste oder zweite Aehrchen trägt. Ich sage, sie trägt es scheinbar in ihrem Winkel, weil in der That sie selbst auch zum Aehrchen gehört und nur eine unfruchtbare Deckspelze desselben ist, und eigentlich die zweite Deckspelze (obere Hüllspelze), weil die erste (die untere Hüllspelze) im Winkel zwischen dem Aehrchen und der Seitenspindel auf die gleiche Weise fehlschlug, wie bei den Aehrchen der Hauptspindel — eine Lage der Dinge die durch eine Drehung der Aehrchenspindel hervorgebracht ist, wie schon oben bei der Auseinandersetzung des Blüthenstandes bemerkt wurde. Ich sagte ferner, dieses nach aussen stehende Aehrchen der Seitenspindel sei das erste oder zweite — so nämlich liegen die Exemplare verschiedener ästiger Aehren von *Lolium perenne* vor mir, dass an einigen das erste Aehrchen der Seitenspindel (das unterste) nach innen (zwischen Hauptspindel und Seitenspindel), an andern nach aussen liegt. Liegt dieses erste Aehrchen nach innen, so hat es keine Hüllspelze und ist oft nur auf ein Blüthchen reducirt (*palea inferior* und *superior* mitbegriffen), liegt es aber nach aussen, so ist es ein vollständiges mehrblüthiges Aehrchen mit gewöhnlicher d. h. oberer Hüllspelze (weil die untere, wie bei diesem Gras Regel ist, fehlschlug). Dass diese beiden Fälle vorkommen, erklärt sich daher, dass auch bei der Spindel der Seitenähre, die ja nur aus der Spindel eines Aehrchens durch Metamorphose hervorgegangen ist, die Drehung stattgefunden

hat, die dem Aehrchen oder seinem Spindelchen eigen ist, wodurch das unterste Aehrchen nach innen zu liegen kommt, aber häufig ebenso ganz abortirt, wie bei den einzelnen Aehrchen die untere Hüllspelze. Die Neigung zu diesem Abortus erhellt deutlich daraus, weil das erste Aehrchen, wenn es die Seitenähre wirklich erzeugt hat, doch gewöhnlich nur auf den Bestand eines Blüthchens herabgesunken ist. Es liegt hierin eine vollkommene Bestätigung der, wenn ich nicht irre, von *Kunth* zuerst aufgestellten Behauptung, dass die bei *Lolium* vorhandene Hüllspelze die *gluma superior* sei, zugleich aber auch der Ansicht, dass bei den Aehrchen von *Lolium* eine gewöhnliche Hüllspelze vorliegt und nicht die unterste Spelze eines abortirten Aehrchens (oder irgend eines abortirten Blüthenstands) wie bei *Hordeum* und *Elymus*.

Dass *Hordeum* und *Elymus* gar keine Hüllspelzen in der gewöhnlichen Bedeutung haben, darf nicht befremden, da es auch andere Gräser gibt, denen sie fehlen, z. B. *Nardus*, wo keinerlei Art von Hüllspelzen vorhanden sind, oder *Leersia* nach der gewöhnlichen Ansicht. Die Schriftsteller begehen übrigens in Betreff der *glumæ* manche Inconsequenzen. So sagt *Beauvais* von der Gattung *Zizania* sowohl bei den männlichen als weiblichen Blüthen: *glumæ nullæ* nach dem Vorgang *Linné's* und *Willdenow's*, welche gesagt hatten: *calyx nullus*. Aber *Kunth* in seiner *Agrostographia synoptica* sagt nur von den weiblichen Blüthen: *glumæ nullæ*, von den männlichen aber: *glumæ duæ minutissimæ rotundatæ, membranaceæ in unam orbicularem connatæ*, und ebenso von den weiblichen bei *Hydropyrum*: *glumæ rudimentum cupuliforme, membranaceum, orbiculatum*. Nun sind aber jene *glumæ duæ minutissimæ rotundatæ* oder dieses *rudimentum cupuliforme* auffallend von gleicher oder doch fast gleicher Beschaffenheit auch unterhalb der vermeintlichen Hüllspelzen von *Oryza* vorhanden, so dass *Kunth* bei dieser Gattung consequenter Weise sagen müsste: *glumarum duo paria, par inferius glumæ duæ minutissimæ rotundatæ* u. s. w. Ja bei *Oryza* sind diese *glumae duae minutissimae rotundatae* weniger verwachsen, als bei *Zizania*, so dass man sie viel deutlicher als zwei unterscheiden, zugleich freilich auch die Ueberzeugung schöpfen kann, dass es

zwei alternirende, fast bis zur Opposition genäherte Halbknoten-Gürtel sind, also zwar Rudimente eines Rumpfs, aber ohne den eigentlichen Rumpfkörper, der sich sonst zur Scheide oder Spelze ausbildet. Diese zwei Halbknotengürtel scheinen wohl am Grunde der Aehrchen bei allen Gräsern vorhanden zu seyn, nur schmelzen sie gewöhnlich so völlig zusammen, dass sie nur ein einziges Knötchen bilden, meist kaum unterscheidbar, bisweilen aber kuglicht angeschwollen z. B. bei *Monachne racemosa Beauv.* oder als rundes, häutiges Scheibchen oder Schälchen, das man am deutlichsten sieht, wenn das Aehrchen abgefallen ist, wie bei sehr vielen *Panicum*-Arten z. B. *P. colonum L., prostratum Lam., umbrosum Retz* u. s. w.

Man kann auch fragen, warum unsre berühmten Agrostographen in einigen Familien einen *flos unipaleaceus neuter* auftreten lassen z. B. bei *Ehrharta* in der Familie der *Oryzeae* (hier sogar zwei) und *Kunth* in der Gattung *Ratzeburgia*, die zu den *Rottbœlliaceae* gehört, und in der Gattung *Lucaea*, welche eine *Andropogonea* ist u. s. w., denn mit eben dem Recht könnte man bei *Briza* die Hüllspelzen negiren und dafür dem Aehrchen *flosculos duos infimos unipaleaceos neutros* geben. Doch man gibt nicht gerne jener ersten Gattung vier und den beiden andern Gattungen drei Hüllspelzen, da die übrigen aus der Familie nur zwei oder gar keine haben, und *Kunth* hat das Aehrchen bei den Gattungen *Lucaea* und *Ratzeburgia* nicht gerne auf Ein Blüthchen reducirt, da die übrigen aus der Familie meist zwei Blüthchen besitzen. Aber warum schafft man denn nicht lieber alle Hüllspelzen ab, und gibt den Aehrchen aus den Familien der *Andropogoneae* und *Rottbœlliaceae* lieber 4 Blüthchen, wovon gewöhnlich 2, manchmahl aber auch 3 *flosculi neutri unipaleacei* seyen, und so in gleicher Weise auch bei den andern Familien. Es wäre diess viel consequenter, da es nun doch einmahl wirklich Gräser gibt, denen die sogenannten Hüllspelzen gänzlich fehlen. Man wird vielleicht sagen, die mit dem Namen der Hüllspelzen bezeichneten Organe seyen doch meist der Grösse und Beschaffenheit nach von den darauf folgenden sogenannten Deckspelzen der Blüthchen so verschieden, dass sie nicht blos als *flores neutri unipaleacei* anzusehen und zu unterscheiden

seien. Hierauf antworte ich, dass man nach diesem Princip, um consequent zu bleiben, wenigstens bei der Gattung *Panicum* und mehreren verwandten Gattungen nur Eine Hüllspelze annehmen dürfte, weil nur die unterste in Grösse und Beschaffenheit von den beiden folgenden Spelzen bedeutend abweicht, diese aber sich meist völlig gleich oder doch höchst ähnlich sind, so dass man nicht einsieht, warum nicht die eine ebenso gut wie die andere als ein Blüthchen gelten sollte. Consequenter Weise sollte bei *Panicum* gesagt werden; *spiculae uniglumes triflorae, flosculo infimo semper unipaleaceo neutro, secundo uni-bipaleaceo, neutro vel masculo, tertio bipaleaceo hermaphrodito.* *) Dies würde auch besser mit der so nahe verwandten Gattung *Paspalum* harmoniren, die auch nur Eine Hüllspelze hat. Ferner weichen bei *Briza* und einigen andern Gattungen die angenommenen Hüllspelzen gar nicht von den Deckspelzen ab. Dass aber die Hüllspelzen bei sehr vielen Gattungen kleiner sind, als die Deckspelzen, weniger Nerven haben u. dergl., ist durchaus kein stichhaltiger Grund, sie für etwas Anderes zu halten als *flores neutros unipaleaceos*, da bei *Cyperus*, *Mariscus* und so vielen andern Gattungen aus der Familie der *Cyperaceae* die untersten leeren Schuppen des Aehrchens auch gewöhnlich kleiner und mit weniger Nerven begabt sind und doch nicht als Hüllschuppen unterschieden, sondern schlechtweg leere Schuppen genannt werden. Es bleiben also nur noch die Fälle übrig, wo die Hüllspelzen grösser als die Deckspelzen und von auffallend verschiedener Farbe, Consistenz und Benervung sind, wie wir dies am auffallendsten in der Familie der *Rottbœlliaceae* und *Ardropogoneae* sehen. Hierauf erwiedere ich, dass auch unter den Blüthen selbst, je nachdem sie männlich oder weiblich oder hermaphroditisch sind, in der Beschaffenheit der Deckspelze (*palea inferior*) oft ein grosser Unterschied ist. Man vergleiche bei *Hydropyrum* und *Zizania* die *palea inferior* der männlichen Blüthen**) mit der *palea inferior* der weiblichen Blüthen, oder

*) Hiernach würde die Zahl der Hüllspelzen bei *Panicum*, dem man früher 3 zuschrieb (*calyx triglumis*), nachher aber nur noch 2 liess, nunmehr auf Eine reducirt werden müssen, wenn man nicht die gänzliche Abschaffung beschliessen will.

**) Uebrigens ist nach meiner Ueberzeugung, die ich später noch näher

Jahrhunderts die Tonweisen, welche David Scheidemann zu den Liedern des Philipp Nikolai erfunden, wo nicht einen höhern Schwung, doch eine freiere Bewegung und anmuthreichere Inbrunst. Sodann offenbart sich auch in den späteren Melodien des 17ten Jahrhunderts, besonders des Johann Hermann Schein, der die Gerhard'schen Lieder, des Johann Krüger, der die Frank'schen, des Gastorius, der des Rodigast: Was Gott thut, das ist wohlgethan, und des Georg Neumark, der sein eigenes: Wer nur den lieben Gott läßt walten, in Musik setzten, der milde, stille, innige und gelassene Geist, der die Frömmigkeit des Zeitalters beseelte und die evangelische Kirche durch so schwere Stürme und andauernde Wehen hinübertrug. Doch hatte in der harmonischen Behandlung des Chorales die strenge Regel allmählig nachgelassen, und die Annäherung an die weltliche Tonleiter war vorbereitet.

Am Schluß des 17ten Jahrhunderts hatte sich die Spener'sche Schule aufgethan, und bald hernach entstand durch den Grafen von Zinzendorf die Brüdergemeinde. Der Gegensatz, der sich dadurch im Schoß der Kirche selbst ausbildete, die Scheidung, welche alsbald zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie eintrat, mußte auch dem geistlichen Liede sich aufprägen, das auf derjenigen Seite von jetzt an seine meiste Nahrung fand, wo man sich vom Dogma zum Leben, vom Buchstaben zum Geiste, vom Gelehrtenzank zur Glaubensgemeinschaft hingewendet und in dieser Gemeinschaft auch den rechten Boden für innigere Dichtung und herzlichen Gesang betreten hatte. Spener, in seiner Art und Zeit ein andrer Luther, hatte selbst, in wenigen zwar, aber lebensvollen Liedern, der geistlichen Dichtkunst gepflogen. Aeltere Lieder von einer mehr innerlichen Beziehung und mystischem Tone, wie von Nikolai, Frank, Silesius, mußten in diesem Kreis heimisch werden. Aber, wie die tiefere gemüthliche Richtung des Glaubens in ihrem Gegensatz mit der äußerlichstrengen Darstellung der Lehre im orthodoxen System, eine eigenthümliche Entwickelung solcher Lieder bewirkte, die das geistige Leben der Gläubigen zum Gegenstande hatten; so nahm diese neue Richtung gleichwohl eine zwiefache Bahn, wovon die eine, in Speners Fußstapfen, mehr zu den frühern Dichtern haltend, das Praktische des Christenthums, die Frömmigkeit und Heiligung von der Gefühlsseite und als Wachsthum im gottgefälligen Wirken behandelte; die andere, nach dem Vorgange Zinzendorfs, das innere Leben

die als *flores neutri unipaleacei* richtig erkannten Deckspelzen der Gattung *Ehrharta* mit der Deckspelze ihrer hermaphroditischen Blüthe, oder bei den meisten Gattungen der *Paniceae* die *palea inferior floris masculi vel neutrius* mit der *palea inferior floris hermaphroditi*, so ist der Unterschied nicht geringer, als zwischen den sogenannten Hüllspelzen eines *Andropogon*-Aehrchens und seiner *palea inferior floris masculi vel neutrius*.

Viel wichtiger als dieser Unterschied scheint mir bei der Familie der *Rottbœlliaceae* und *Andropogoneae* der Umstand zu seyn, dass die als *gluma inferior* angesprochene Spelze immer grösser oder vollkommner zu seyn pflegt als die *gluma superior*, besonders aber als die *paleæ*, was bei den andern Gräsern und bei den in Vergleichung kommenden Gattungen der Familie der *Cyperaceae* das gerade Gegentheil ist. Dies macht mich sehr geneigt, hier eine andere Deutung zu versuchen und die Vermuthung aufzustellen, dass die Aehrchen oder Blüthen der genannten Grasfamilien mit Deckblättchen (nicht Deckblättern-*bracteae*, sondern Vorblättern-*bracteolae*) an ihren Füssen versehen seyen, wie ja auch der Fuss ihrer Aehren häufig aus einem scheidenartigen Deckblatt (*bractea*) entspringt, namentlich in den Gattungen *Cymbopogon*, *Apluda* und den meisten Arten von *Anthistiria*. Hiernach müsste freilich die Aufeinanderfolge der Theile in den zweiblüthigen Aehrchen dieser Familien wohl anders zu denken seyn, als sie allgemein angenommen wird. Ich würde nämlich lieber geneigt seyn anzunehmen, dass jede *gluma* in ihrem Winkel ein Blüthchen hervorbringe, also die sogenannte *gluma inferior* das männliche oder ge-

---

zur Sprache bringen werde, bei den männlichen Aehrchen von *Hydropyrum* und bei den weiblichen von *Zizania* der Sachverhalt anders, als ihn die Agrostographen bisher angegeben haben. Was sie dort für die *palea inferior floris masculi* ausgeben, halte ich für einen *flos unipaleaceus neuter*, und was sie für die *palea superior floris masculi* erklären, ist mir die *palea inferior floris masculi* oder ebenfalls ein *flos unipaleaceus neuter*, und eine *palea superior* gar nicht vorhanden — auf ähnliche Weise bei *Zizania*. Es verhält sich die Sache also fast wie bei *Ehrharta*, wo freilich zwei *flores unipaleacei neutri* vorhanden sind und in ihre Mitte ein *flos bipaleaceus hermaphroditus* gesetzt ist, der bei jenen beiden Gattungen herausgenommen und als weibliche Blüthe besonders gestellt (zum abgesonderten Aehrchen gemacht ist).

schlechtslose Blüthchen, dann die *gluma superior* das hermaphroditische oder weibliche Blüthchen. Es wurde zwar bis jetzt die Ordnung der Dinge so angeschaut, dass an einem gemeinschaftlichen Spindelchen, wie bei andern Gräsern zuerst die *gluma inferior*, dann die *superior*, auf der entgegengesetzten Seite, und nun erst auf der dritten Stufe über der *inferior* das männliche oder geschlechtslose Blüthchen und endlich auf vierter Stufe das hermaphroditische auf der Seite der *superior* folge. Da ein Spindelchen bei diesem Aehrchen kaum zu sehen ist, so lässt sich das Verhältniss kaum mit Sicherheit ausmitteln — wenigstens ist es mir bis jetzt nicht gelungen, das wahre Verhältniss deutlich zu sehen, und die Abbildungen in sehr vergrössertem Maasstab, welche ich zu Rathe ziehen konnte, gaben auch kein Licht. Inzwischen ist Manches, was mir für meine Ansicht zu sprechen scheint. Auch die *glumae* der gestielten Aehrchen wären als Vorblättchen zu deuten.

Ich komme nun noch auf die Fälle, wo man zwar nicht von Hüllspelzen, aber von Hüllen und Hüllchen (*involucra* und *involucella*) am Grunde der Grasährchen spricht. Bei *Cynosurus* ist jetzt erkannt, dass das sogenannte *involucrum* aus zwei sterilen Aehrchen (manchmal auch aus 4) besteht, wie schon oben bemerkt wurde. Aber *Beauvais* in seinem *Essai d'Agrostogr.* und *Trinius* in seinen *Fund. Agrostogr.* hatten diese Deutung noch nicht zu geben gewusst. Das *involucrum* von *Cenchrus* und *Anthephora* finde ich noch jetzt nicht gehörig gedeutet. *Kunth* hat zwar in seiner *Agrostographia synoptica* eine Deutung der Aehrenhülle von *Anthephora* zu geben versucht, aber er lässt hier das *involucrum* aus der *gluma inferior* der Aehrchen entstehen, so dass bei *Anthephora elegans* 4 *glumae inferiores* das sogenannte *involucrum* bilden sollen. Dieser Deutung aber stehen zwei Momente entgegen. Einmal ist diese angebliche *gluma inferior* lederartig und gar vielmal grösser als die sehr kleine und äusserst zarthäutige *gluma*, welche die *superior* seyn soll, was ganz gegen die Ordnung der Dinge ist, wie ich vorhin schon auseinander setzte. Fürs Zweite ist offenbar das *involucrum* von *Cenchrus* eine Bildung gleichen Ursprungs, aber hier hat jedes der in diesem *involucrum* eingeschlossenen Aehrchen eine *gluma inferior* und *superior*, so dass über die *gluma inferior* zur Erklärung des

Involucrums nicht disponirt werden kann, und *Kunth* hat es auch ganz unterlassen, hier eine Erklärung zu geben, er sagt nur: *involucrum multifidum, externe setosum; fructiferum induratum, una cum spiculis deciduum.*

Ich will es nun wagen, zuerst die Aehrchenhülle von *Anthephora* zu construiren. Zuvörderst haben wir den ganzen Blüthenstand anzuschauen, welcher ohne Zweifel eine ästige Aehre ist, aber mit sehr kurzen Aesten (zu 2 und 3 Knoten). Nehmen wir an, der erste Knoten des Aestchens bei *Anthephora elegans Schreb.* bringe eine fruchtbare Hauptknospe (Blüthenauge) und zwei fruchtbare Seitenknospen hervor, es erhalte ferner sowohl die Hauptknospe als auch jede Seitenknospe eine untere Beiknospe, aber in ihrer Entwicklung reducirt auf eine lederartige Spelze (hiermit hätten wir von den 4 Involucralblättern vor der Hand 3) — der zweite Knoten aber bringe 1 fruchtbares Aehrchen und eine untere Beiknospe, diese wiederum auf eine lederartige Spelze reducirt (das vierte Blättchen des Involucrums, das nach hinten steht); so könnte es scheinen, dass wir fertig seyen. Aber es fehlt noch die Erklärung von 4 zwischen den Involucralblättchen nach aussen und abwärts sich biegenden schmalen kurzen und stumpfen stielartigen Blättchen, welche den am *involucrum* von *Cenchrus* an der Basis nach aussen befindlichen Borsten analog zu seyn scheinen. Man wolle sich nicht zu sehr wundern, wenn ich auch diese zu Beiknospen mache, nämlich zwei davon zu Rudimenten nebenständiger Beiknospen der untern Beiknospe der Hauptknospe des ersten Knotens, und die beiden andern ebenso zu Rudimenten nebenständiger Beiknospen im zweiten Knoten. Die Abyssinische Art derselben Gattung, *Anthephora Hochstetteri Nees* (siehe *Flora* 1844 p. 249 — ich folgte damals, als ich das Gras beschrieb, der *Kunth*'schen Ansicht vom Involucrum dieser Gattung), hat nicht blos ein *involucrum quadrifidum*, um mich hier der älteren Sprache in der Sache zu bedienen, sondern ein *involucrum* 7 — 8 *fidum* und in demselben 5 — 7 Aehrchen eingeschlossen, dagegen fehlen die bei *Anthephora elegans* vorkommenden Rudimente, welche hier in der Stufe der Entwicklung so weit gekommen sind, wie die andern Beiknospen, so dass in der Erklärung kein wesentlicher Unterschied statt

findet — nur müssten hier dem zweiten Knoten zwei oder wie dem ersten drei fruchtbare Aehrchen, und einem dritten Knoten, der manchmal ein siebentes Aehrchen lieferte, auch noch eine Rolle zugetheilt werden (dieser dritte Knoten wäre ohne Beiknospen zu denken, und die Ordnung der Beiknospen der beiden ersten einander sehr nahe gestellten Knoten, womit auch der dritte fast zusammenfliessend gedacht werden muss, entsprechend zu construiren). Will man nun durchaus für die Aehrchen von *Anthephora* eine *gluma inferior* haben, als ob es keine *spiculas uniglumes* geben könne, so hat man nichts zu thun, als sie abortiren zu lassen, was um so thunlicher ist, da die als *gluma superior* angesprochene Spelze schon schmächtig genug und fast verschwindend ist.

Das *involucrum* von der Gattung *Cenchrus* bildet sich nun wohl ganz auf dieselbe Weise — nur sehen wir hier die Blättchen oder Lappen des Involucrums (d. h. die zur lederartigen oder knorplichen Spelze verkümmerten Aehrchen der Beiknospen) bei den verschiedenen Arten mehr oder weniger mit einander verwachsen und noch eine grössere Anzahl äusserer Beiknospen auf steife Borsten reducirt an der Basis erscheinen. Ich verweise hinsichtlich solcher Beiknospen, die statt sich zu Aesten oder Blüthen zu entwickeln, nur unfruchtbare Stengelglieder oder borstenartige Organe werden, auf *Asparagus*. Man studire zu diesem Zweck besonders *Asparagus capensis L.*, wo die Ordnung der zahlreichen Beiknospen und was aus ihnen wird, deutlich vor Augen liegt. *)

Auf gleiche Weise sind nun auch die Hüllborsten von *Pennisetum*, *Penicillaria*, *Gymnothrix*, *Setaria* u. s. w. zu erklären. Sie sind die auf borstenartige Stiele reducirte Aehrchen der Beiknospen, die in grosser Zahl nach einer bestimmten Ordnung auftreten können. Insofern etwa manche Beiknospen bei ihrer vollkommnen Entwicklung nicht blos Aehrchen, sondern Aehren geworden seyn möchten, können auch diese Borsten theilweise als die Füsse

*) Ich habe schon oben das Beispiel von *Asparagus* angeführt und mich gegen die Ansicht geäussert, als ob die büschelförmig gestellten, nadelartigen Organe, welche an den Knoten dieser Pflanzengattung hervorzubrechen pflegen, Blätter seyen.

oder Axenanfänge von Aehrenästen betrachtet werden, da einige der Borsten auffallend stärker als die andern zu seyn pflegen. *)

Von ganz anderer Art aber und eigentlich gar nicht in den Abschnitt von den Aehrchen gehörig sind jene von den botanischen Schriftstellern gleichfalls *involucra* genannte Hüllen, welche bei den Gattungen *Lygeum*, *Cornucopiae*, *Coix* vorkommen. Ich erwähne sie nur desswegen hier, weil sie von den Schriftstellern mit dem gleichen Namen belegt werden, wie die vorhin abgehandelten Theile. Das *involucrum* bei *Lygeum* ist in der That nichts Andres als das oberste Blatt des Grases, das hier sein Haupt (die Blattscheibe) bis zu einem *mucro* verkürzt, aber den Rumpf (die Scheide) bedeutend verbreitert hat, und mit diesem Rumpf die zusammengewachsenen Aehrchen wie eine Tute umhüllt und einschliesst. *Kunth* nennt dieses Blatt *spatha terminalis* — es hat allerdings ganz die Gestalt der *spatha* von *Arum*, ist aber nichts Andres, als was man auch bei *Alopecurus utriculatus* sieht, wo nur die Blattscheibe sich nicht so verkürzt hat, und noch ähnlicher bei *Crypsis aculeata*, wo die beiden obersten Blätter das Köpfchen mit ihrer breiten Scheide umhüllen und die Blattscheiben auch oft schon sehr verkleinert sind. Bei der Gattung *Cornucopiae* ist das sogenannte *involucrum* auch aus dem letzten Blatt entstanden, das aber hier gar keine Scheibe mehr entwickelt hat, sondern nur Scheide (Rumpfglied) geblieben ist, welche mit ihren beiden Seitenrändern in einen Köcher zusammengewachsen und am obern Rand zahnartig gekerbt ist; das vorletzte Blatt zeigt schon den Anfang der Bildung in der aufgeblasenen Scheide und der verkürzten Blattscheibe. Was endlich *Coix* betrifft, so ist hier vom letzten Blatt nicht nur das Haupt (die Scheibe) ganz verschwunden, sondern auch der Rumpf

*) Uebrigens möchte auf diesen Unterschied kein besonderes Gewicht zu legen seyn — ich glaube überhaupt, dass unter Umständen jedes Aehrchen auch eine Aehre oder ein Rispenästchen werden kann, wie die ästigen Aehren beweisen, die bisweilen bei *Lolium*, *Triticum*, *Hordeum* u. s. w. vorkommen, wo die unteren Aehrchen sich in Seitenähren verwandeln. Es dürfte genug seyn zu wissen, dass die Hüllborsten aus Beiaugen entstanden sind, die sich nur sehr unvollkommen entwickelt haben. Vergleiche auch *Botanische Zeitung J.* 1843 Nr. 15. 16. 17 über die *involucra* bei *Cynosurus* und *Setaria*.

(die Scheide) zum grössten Theil und nur der Knotengürtel übrig geblieben, der sich nun auffallend ausgedehnt, gefärbt und verhärtet hat und das weibliche Aehrchen nebst ein Paar männlichen Aehren einschliesst — diese männlichen, wenn sie zu ihrer vollen Entwicklung kommen (denn manchmal verkümmern sie zu stielartigen Rudimenten) überragen das sogenannte *involucrum*, das weibliche Aehrchen bleibt aber darin versteckt und streckt nur die Narben seines Blüthchens durch die Oeffnung heraus. Dass *Trinius* in seinen *Fundamentis Agrostogr.* pag. 39 diesen Knotengürtel von *Coix* mit dem *involucrum* von *Cenchrus* als gleichartig zusammenstellt, ist wirklich zum Verwundern. Eher passt die Vergleichung jenes Organs bei *Coix* mit dem *utriculus* von *Carex* und *Schoenoxiphium*; doch wird auch hier ein bedeutender Unterschied nicht verkannt werden dürfen, der darin besteht, dass bei *Coix* nur ein Knotengürtel sich so wundersam ausgebildet hat, bei *Carex* aber eine vollständige Scheide, deren Mittelnerv abortirte, so dass zwei Seitennerven sich desto stärker ausgebildet und an der Spitze meist eine kleine Spaltung bewirkt haben (*utriculus apice bifidus*).

Ich bin nun mit den Aehrchen als Blüthenstand, dem Unterschied von *palea inferior* und *gluma* und den unterhalb der sogenannten *glumae* und in ihrer Umgebung auftretenden Organen, welche *involucra* oder *involucella* genannt werden, so weit zu Ende, dass es für den Zweck gegenwärtiger Abhandlung genügen kann. Vielen Lesern möchte die Sache ohnedies schon zu breit geworden seyn. Es wäre in diesem Abschnitt nun nur noch übrig, von dem Unterschied der Aehrchen hinsichtlich der Menge der Blüthchen, die sie enthalten, und von der verschiedenen Vertheilung der Befruchtungswerkzeuge in denselben zu sprechen. Ich kann mich aber darüber ganz kurz fassen, da diese Verhältnisse bekannt genug und besonders von *Trinius* in seinen *Fund. Agrostogr.* ausführlich behandelt sind. In letztgenannter Beziehung erwähne ich nur, dass es hermaphroditische Gräser gibt, in welchen die Aehrchen durchaus Zwitterblüthchen enthalten (abgesehen davon, dass die *glumae* als unfruchtbare Blüthchen betrachtet werden können) — es machen diese die eine grosse Hälfte der Gräser aus — dann polygamische Gräser, bei

denen entweder alle Aehrchen polygamisch sind, d. h. Zwitterblüthen und männliche oder weibliche oder geschlechtslose Blüthen zugleich enthalten, oder einige Aehrchen hermaphroditisch (auch polygamisch), andere getrennten Geschlechts auf derselben Pflanze — diese Abtheilung wird kaum kleiner seyn als die vorige, z. B. die meisten *Paniceae*, *Andropogoneae* und *Rottbœlliaceae* — endlich einhäusige (monöcische) Gräser, wie *Zea*, *Pharus*, *Zizania*. Was die Zahl der Blüthchen in den Aehrchen betrifft, so ist die Eintheilung in Gräser mit einblüthigen, zweiblüthigen und vielblüthigen Aehrchen (bei diesen steigt die Zahl von 3 bis zu 20 und 30, z. B. in der Gattung *Eragrostis*) gewöhnlich. *Trinius* hat die zweiblüthigen Aehrchen unter die vielblüthigen gezählt und diese weiter danach unterschieden, ob sie von unten her oder nach oben zu unvollkommen seyen, d. h. leere Deckspelzen haben oder ob mit Ausnahme der Hüllspelzen, die er noch als Kelch behandelt, sämtliche Blüthchen Befruchtungswerkzeuge führen (er hat diesen Unterschied eigentlich von *R. Brown* entnommen). Wenn man aber die ächten *glumae* sämtlich als leere Blüthchen *(flores unipaleacei steriles)* betrachtet, so bleiben gar wenige einblüthige und zweiblüthige Aehrchen übrig, wie leicht einzusehen ist. Diese ganze Eintheilung hat überhaupt sehr wenig Werth, seit man die Familie der Gräser in gewisse Unterfamilien getheilt hat, und nur noch zur Characterisirung dieser und ihrer Gattungen lässt sich der Unterschied theilweise benützen.

VII. Von der *palea superior* in den Grasblüthen.

Ehe ich meine Construction der Grasblüthe vortrage, will ich noch besonders von der *palea superior* reden, nachdem ich in dem vorigen Abschnitt zwar schon Vorläufiges darüber gesagt, aber mich mehr auf Bemerkungen über die *palea inferior* beschränkt habe. Beide gehören zwar meiner Ansicht nach, wie der nächste Abschnitt zeigen wird, zur Blüthe selbst und sind eigentlich nicht als Deckblätter und Vorblätter zu begrüssen. Ich habe die *palea inferior* bisher nur dem herrschenden Gebrauche nach Deckspelze genannt. Von der *palea superior*, über welche unter den Botanikern schon viel verhandelt worden ist, will ich

zunächst die Behauptung zu rechtfertigen suchen, dass sie stets zweinervig sey, was von *Röper* und Andern widersprochen wird, indem sie Gräser citiren, wo sie 1nervig und 3nervig auftrete. Diese Beispiele eben sind es, die ich zurückweisen zu können glaube. Von *Hydropyrum* und *Zizania*, denen eine *palea superior trinervis* zugeschrieben wird, jener in den männlichen, dieser in den weiblichen Aehrchen, habe ich schon in einer Anmerkung zum vorigen Abschnitt meine Ansicht vorläufig mitgetheilt. Die Vergleichung mit *Ehrharta* muss hier den Ausschlag geben, und diese Vergleichung lehrt mich mit Evidenz, dass das weibliche Aehrchen von *Zizania* zwei einspelzige geschlechtslose Blüthchen hat, welche ein nacktes (spelzenloses — die Spelzen müssen als fehlgeschlagen gedacht werden) weibliches Blüthchen zwischen sich fassen, und ebenso, dass bei *Hydropyrum* in den männlichen Aehrchen zwei geschlechtslose einspelzige Blüthchen und in ihrer Mitte ein männliches nacktes Blüthchen gegeben ist, so dass überall nur *paleae inferiores* und keine *paleae superiores* vorhanden sind. Ebenso ists mit *Oryza* und *Leersia*, deren Blüthen bisher gänzlich verkannt worden sind. Nur in der Art, wie ihre Aehrchen bisher aufgefasst worden sind, liegt es, dass *Röper* eine *palea superior uninervis* bei ihnen triumphirend aufweisen zu können meint. Mir hat *Oryza* drei Blüthchen im Aehrchen, nämlich zwei geschlechtslose einspelzige und ein spelzenloses hermaphroditisches, und ebenso *Leersia*, die nur durch den Mangel der *glumae* von *Oryza* verschieden ist. Sind aber zugleich die *glumae* für geschlechtslose einspelzige Blüthchen zu halten, so wäre *Oryza* sogar mit einem 5blüthigen Aehrchen begabt, ebenso dann auch *Ehrharta*, die sich nur dadurch unterscheidet, dass das hermaphroditische Blüthchen in der Mitte nicht nackt ist, sondern Spelzen hat — aber wie klein und zart sind diese Spelzen in Vergleichung mit den Spelzen ihrer geschlechtslosen Blüthen und auch derer von *Oryza* — welche Discrepanz, wenn diese für die *palea inferior* und *superior* der Zwitterblüthe sollten gehalten werden! Diese Discrepanz zwischen zwei so nahe verwandten Gräsern scheint mir unmöglich. Freilich entstünde, wenn man bei *Oryza* und *Ehrharta* 5blüthige Aehrchen annehmen wollte, eine andere Discrepanz, nämlich zwischen

den Spelzen der beiden untern geschlechtslosen Blüthen und den Spelzen der beiden obern; desswegen bin ich weiter der Ansicht, dass die in diesen beiden Gattungen als *glumae* angesprochenen Spelzen vielleicht keine *glumae* im gewöhnlichen Sinn wie bei *Briza*, *Poa* u. s. w. sind, sondern wirkliche Deckblättchen *(bracteolae)*, wie ich bei der Familie der *Andropogoneae* die *glumae* deute, wovon im vorigen Abschnitt die Rede war. Doch ist es nicht gerade nothwendig, diese Ansicht zu fassen, weil auch die unterste *gluma* bei *Panicum* und einigen andern Gattungen aus der Familie der *Paniceae* ebenso abweichend von den darauf folgenden Spelzen gebildet ist, von denen die nächste von den Agrostographen doch noch als *gluma* betrachtet wird, was ich freilich früher schon als inconsequent getadelt habe; und wenn man bei *Ehrharta* und *Oryza* die insgemein für *glumae* gehaltenen Spelzen nicht in dem gleichen Sinne wollte gelten lassen wie bei *Poa*, so müsste man auch der untersten *gluma* von *Panicum* diese Bedeutung absprechen. Merkwürdig ist die Gattung *Rhynchelytrum*, die *Nees v. Esenbeck* aufgestellt hat, weil sie zwischen den Sippschaften *Oryzeae* und *Paniceae* in der Mitte steht, so dass man sieht, wie beide eigentlich doch nur Eine Sippschaft bilden. Fasst man *Rhynchelytrum* in der Art auf, wie *Panicum* definirt wird, so sind zwei sehr ungleiche *glumae* vorhanden und zwei Blüthen, eine männliche und eine hermaphroditische; fasst man es im Sinn von *Ehrharta* auf, so ist nur eine *gluma* vorhanden und drei Blüthen, eine geschlechtslose, eine männliche und eine harmaphroditische. — so könnte nun freilich auch die ganze Gattung *Panicum* aufgefasst werden, wie ich schon früher bemerkte; nur hat *Rhynchelytrum* in der Gestalt der Spelzen mehr Aehnlichkeit mit *Ehrharta* als mit *Panicum*, so dass die Verwandtschaft mit jener näher zu seyn scheint, obgleich der künstliche Character die Gattung näher zu *Panicum* bringt und unter die *Paniceae* zu stellen nöthigt. Ich bin aber überzeugt, dass die Scheidewand zwischen beiden Sippschaften fallen muss, sobald die Dinge richtig angeschaut werden, wozu gehört, dass *Oryza*, *Leersia*, *Hydropyrum* und *Zizania*, denen fälschlich eine *palea superior uninervis* und *trinervis* zugeschrieben wird, besser verstanden werden.

Mehr Schwierigkeit könnte es machen, die *palea superior uninervis* bei *Anthoxanthum*, *Reynaudia* und *Hierochloa* wegzubringen, wo sie in dem *flos terminalis hermaphroditus* vorkommen soll. Aber hier ist schon durch die Lage der zwei Staubgefässe in der Endblüthe, deren eins nach vorn, das andere nach hinten steht, was ganz gegen die Stellung in andern zweimännigen Grasblüthen ist, geboten, ein 5blüthiges Aehrchen anzunehmen, nämlich bei *Anthoxanthum* und *Reynaudia* ausser den beiden äusseren geschlechtslosen Blüthchen zwei innere einspelzige männliche je mit Einem Staubgefäss und zwischen ihnen eine nackte (spelzenlose) weibliche Blüthe — und bei *Hierochloa* zwei dreimännige männliche Blüthen und über diesen noch zwei einspelzige männliche Blüthen je mit einem Staubgefäss und zwischen ihnen eine nackte weibliche Blüthe. Ich sehe nicht ein, was diese Annahme verbieten sollte — sie erklärt vielmehr zwei Räthsel zugleich, nämlich die *palea superior uninervis*, welche nun gar nicht vorhanden ist, und die abnorme Stellung der Staubgefässe, welche nun ganz normal wird. Will man auch die *glumae* noch zu besondern Blüthen machen, nämlich zu geschlechtslosen, so haben beide Gattungen siebenblüthige Aehrchen, was freilich sehr frappant ist, wenn man bedenkt, dass in den Augen der älteren Botaniker *Anthoxanthum* nur Ein Blüthchen hatte.

Gibt es sonst noch Beispiele, wo die Schriftsteller von einer *palea superior uninervis* fabeln, so werden sie sich auf ähnliche Weise leicht beseitigen lassen, ohne der Natur der Dinge Gewalt anzuthun; denn das vielmehr scheint eine unerlaubte Gewalt zu seyn, wenn man sich erlaubt eine *palea* mit einem oder drei Nerven zu einer *palea superior* zu stempeln.

Ich will nun auch näher auf einige Vergleichungen eingehen, die ich schon im vorigen Abschnitt berührt habe, zwischen der *palea superior* und der sogenannten *spatha* oder *spathella superior* bei der Familie der *Irideae*, und die Neigung bei beiden, in zwei Theile sich zu trennen. Nicht nur finde ich, dass bei den Irideen-Gattungen und Arten, die ich untersucht habe, jene *spathella* auch meist vorwiegend zweinervig oder wenn vielnervig, doch *bicarinata* ist, wie bei der *palea superior* der Gräser (auch diese hat bisweilen 4 — 6 Nerven, wovon aber immer zwei Kiel-

unter dem Einfluß der göttlichen Gnade in ſeinem Urſprung und Fortgang, in ſeiner Entwickelung und Vollendung beſchaulich darzuſtellen ſuchte. Es war nicht anders, als daß jene praktiſche Behandlung oftmals trocken und matt, dieſe myſtiſche häufig unklar und geſchmacklos werden mußte. Zwar iſt auch auf dem letzteren Wege viel Erhſtes, Tiefes und Wahres zu Tage gekommen. Der Bußkampf und die Wonne der Wiedergeburt iſt in den verſchiedenen Momenten und Stadien des inneren Lebens treffend bezeichnet. Den bedeutſamſten Bildern der heiligen Schrift, den feinſten Winken der bibliſchen Lehre, den zarteſten Punkten der heiligen Geſchichte iſt im Gebiete der gläubigen Aneignung und Erfahrung ihr Ort angewieſen und ihr Segen ausgebeutet worden. Aber die Verſuchung lag zu nahe, um nicht das Gefühl gegen die Beſchaulichkeit zurückzudrängen, vom Strom der Bilder ſich fortreißen zu laſſen und in den nicht immer hellen Fluthen einer ſinnlichen Myſtik unterzuſinken. So iſt denn viel Mißbrauch, Spiel und Witz mit bibliſchen Namen und Tropen geübt, viel Ungeſchmack durch Umtreiben bald im Zärtlichen und Tändelnden, bald im Groben und Grellen gezeigt, viel Anſtoß und Aergerniß aber den nüchternen Leuten gegeben worden. Doch dies darf uns nicht wehren, die trefflichen Geſänge von Spener und Spangenberg, Zinzendorf und Terſteegen, Lavater und Hiller da, wo ſie mit Maß im Ausdruck eine tiefe, innige Glaubensweiſe offenbaren, dankbar anzunehmen und auch dem öffentlichen Gebrauche zuzuwenden. Für die Muſik hatte dieſe Schule das Eigenthümliche, daß die Melodien der Brüdergemeinde im Durchſchnitte einfach und anſprechend ſingbar, aber weniger kirchlich gehalten ſind. Jenes iſt aus der beſondern Vorliebe des Pietismus zum gemeinſchaftlichen Geſang, dieſes aus der nächſten Beſtimmung ſeiner Geſänge für die von der größeren Kirchengeſellſchaft abgeſchloſſene partielle Gemeinde, vielleicht auch aus der beſchränkteren Bildung, aus dem mangelnden Sinn für den traditionell-kirchlichen Typus zu erklären, der im 18ten Jahrhundert ohnehin auch in der Kirche je mehr und mehr zurückgedrängt wurde.

Nun trat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue Periode für das Kirchenlied und für die kirchliche Liederſammlung ein. Das Uebermaß der Orthodoxie hatte den ſkeptiſchen Sinn unter den Theologen, die Uebertreibungen des Pietismus hatten längſt eine nüchternere Auffaſſungsweiſe der Religion und des Chriſtenthums

nerven sind), sondern dass sie auch häufig in zwei Abschnitte oder Lappen sich spaltet, z. B. bei *Crocus*, namentlich ausgezeichnet bei *Cr. variegatus Hoppe*, besonders aber bei sehr vielen Capischen Arten der Gattungen *Agretta*, *Ixia*, *Gladiolus*, *Hesperantha*, *Tritonia* u. s. w., besonders merkwürdig bei *Sparaxis*, wo zugleich die *spatha (spathella) inferior* in drei Lappen (bei einigen Arten sogar in 5 — 7 Lappen) sich spaltet, endlich am auffallendsten und zu manchen Aufschlüssen führend, bei *Babiana*, wo die *sp. superior* völlig in zwei Spathellenblätter zerfällt (die Autoren sagen zwar nur: *spatha superior bipartita*, ich finde sie aber bei vielen Arten bis auf den Grund getrennt, z. B. bei *Babiana cærulescens* und *lilacina Eckl.*), so dass hier eigentlich eine *spatha trivalvis* vorhanden ist, ein Fall, der auch bei den Gräsern nicht fehlt. Ich habe dieses merkwürdige Zerfallen der *palea superior* in zwei Spelzen, so dass die *lodiculæ* und Befruchtungswerkzeuge zwischen einen Cyclus von drei Spelzen zu stehen kommen, wie die Blüthentheile bei *Babiana* innerhalb einer *spatha trivalvis* sich befinden, zuerst bei einem Abyssinischen Gras bemerkt, das ich desswegen im Jahr 1840 als eigene Gattung neben *Agrostis* und *Sporobolus* unter dem Namen *Triachyrum* zu stellen gewagt habe (siehe *Triachyrum adoënse Hochst. in pll. exsicc. Un. it. Abyss. Nr. 81*). Zwar fand ich in der im folgenden Jahr erschienenen *Flora Africæ australioris* unsers grossen Agrostographen *Nees v. Esenbeck* das gleiche Gras als *Sporobolus discosporus N. a. E.* beschrieben, wobei er jedoch meine Benennung und den Abyssinischen Fundort nicht citirt (es scheint also die Abyssinischen Exemplare, die er in demselben Jahr 1841 von mir erhielt, noch nicht in Händen gehabt oder die Sache übergangen zu haben, vielleicht weil ihm die Identität beider Arten nicht vollkommen sicher schien — ich glaube aber daran nicht zweifeln zu können, wenn ich Drègische Exemplare von *Sp. discosporus* mit meinem *Triachyrum adoënse* vergleiche — das Gras, welches *Nees* beschreibt, rührt von Drège her). Folgende Bemerkung aber setzt der Autor seiner Beschreibung bei: „*Maturescente fructu valvula superior in duas partes finditur, quo fit, ut flosculus triphyllus ab incauto observatore dici possit.*“ Ich erlaube mir diese Bemerkung als eine blosse Ver-

muthung oder einen flüchtigen Erklärungsversuch der Erscheinung, um die sichs hier handelt, in Verdacht zu nehmen. Meine sorgfältigen Beobachtungen an dieser und noch an einer zweiten Art, die mir später unter die Hände kam (*Triachyrum Cordofanum Hochst. in pll. exsicc. ex Kotschyi itinere Nubico Un. it. Nr. 30*) haben mich gelehrt, dass die Sache sich anders verhält und zwar genau so wie bei *Babiana*. Es mag zwar seyn, dass die scheibenförmige Gestalt der Frucht, welche zugleich noch ein andres Moment für die neue Gattung ist, zum Zerfallen der *palea superior* in zwei Hälften beiträgt, aber nicht erst *maturescente fructu*, sondern schon in der Blüthenknospe, wo die künftige Frucht, d. h. die Fruchtblätter, wenn auch noch in zartester Kindheit, doch auch schon eine Andeutung ihrer künftigen Haltung werden gehabt haben. Nicht nur ist schon im ersten Zustand des Aufblühens die Spaltung der *palea superior* bis auf den Grund deutlich vorhanden, wenn auch die zwei Hälften jetzt sich noch sehr nahe stehen, sondern es sind diese beiden Hälften nach vergrösserter und fast gereifter Frucht, wo sie weit von einander abstehen, noch vollkommner seitlich sich gestellt haben und mit der *palea inferior* einen sehr regelmässigen dreigliedrigen Cyclus bilden, so ebenmässig und an ihren Rändern so rein und scharf begränzt, dass an eine blosse Zerreissung der *palea superior* durch die sich ausdehnende Frucht gar nicht zu denken ist. Ich denke aber desswegen doch auch nicht daran, dass die *palea superior* ursprünglich aus zwei Blättchen bestehe, die nur gewöhnlich zusammengewachsen seyen. Wenn man das annehmen wollte, so müsste man auch annehmen, dass der Samenlappen der Gräser, welcher in der That viel Aehnlichkeit mit der *palea superior* hat und auch zweinervig zu seyn scheint (wenigstens habe ich ihn bei aufgekeimten *Triticum*-Arten so gesehen) aus zwei Samenlappen zusammengewachsen sey, während mir weit eher einleuchten will, dass die beiden Samenlappen der Dicotylen durch Spaltung Eines blattartigen Organs in zwei entstanden gedacht werden müssen, weil sie beide an dem nämlichen Knoten sitzen. Was ich nun von dem Umstande, dass die *palea superior* der Gräser immer zweinervig oder zweikielig auftritt, sehr häufig auch deutlich zweispaltig und sogar bei den erwähnten Arten, die

meine Gattung *Triachyrum* bilden, in zwei Hälften zerfallen ist, denke, besteht in Folgendem. Es ist unläugbar, dass die *palea superior* immer an eine Axe (an ein Fussglied, wie ich es nenne), wenn auch in den obersten Blüthen der Aehrchen oder wo sie einblüthig sind, nur an eine verkümmerte Axe sich anlehnt (denn Endblüthen im strengen Sinne des Worts gibt es bei den Gräsern nicht). Diese Lage mag die Ursache seyn, dass der Mittelnerv dieser *palea* sich nicht entwickeln kann, wogegen dann zwei Seitennerven desto stärker sich entwickeln, was eine Neigung, zwei Blättchen zu bilden, nach sich zieht, die sich aber nur annähernd in der *palea bifida* ausspricht und blos, so weit bis jetzt bekannt ist, bei meiner Gattung *Triachyrum* vollkommen realisirt, wie bei *Babiana* unter den *Irideae*, wo das Verhältniss das gleiche ist. Dieses Ausbleiben des Mittelnervs in den Blättern (Blatt im weitesten Sinn genommen) und das Zerfallen des Einen in zwei Blätter, was sehr häufig die Folge davon ist, scheint mir überhaupt eine weit grössere Rolle zu spielen, als man bisher geahnt hat. Fehlschlagungen und Verwachsungen hat man bisher in Menge stattfinden lassen und viele Erscheinungen und Metamorphosen daraus hergeleitet (viele ohne Zweifel richtig, manche aber auch falsch) — nur von einer Spaltung oder Trennung der Organe hat man, so viel mir bekannt ist, bis jetzt wenig Gebrauch gemacht, und doch liegen darin, wie mir scheint, sehr viele Geheimnisse verborgen. Ich erkläre daraus nicht nur den dreigliedrigen Cyclus in den Blüthen der Gräser, sondern auch der übrigen Monocotylen, und werde das Princip auch auf die Dicotylen anzuwenden suchen. Die Gesetze der Blattstellung überhaupt werden daraus noch Aufhellung schöpfen müssen.

VIII. Von der Blüthe der Gräser.

(Hiezu Figur 10.)

Nach meiner Ansicht ist die Grasblüthe aus 10 Knoten (Stockwerken) zusammengesetzt, die in Figur 10 als ebensoviele Kreise vorgestellt sind. Je zwei dieser Knoten treten meist besonders nahe zusammen (man kann es ein Verschmelzen nennen, wenn man will) — ich habe dieses Verhältniss aber in der Figur

nicht näher angedeutet — und bilden auf diese Art mit ihren Blättern einen Wirtel oder Cyclus.

Doch ist nothwendig, vorher noch einmal auf das Spindelchen des Aehrchens zurückzukommen, dem die Blüthen seitlich entspringen. Mit diesem Spindelchen verhält sichs wie mit der Spindel (Axe der Aehre oder der Rispe), dass nämlich jeder Fuss, d. h. jedes Internodium nur einen Rumpfgürtel und kein daraus erstehendes Rumpfglied (Scheide) bildet, und es ist die Grundursache aller falschen Schlüsse in Betreff der *palea inferior* und ihrem Verhältniss zur *superior*, dass jene als dem darunter liegenden Axenglied angehörig oder als sogenanntes appendiculaires Organ desselben betrachtet wurde. Ich kam auch selbst lange nicht von diesem Wahn los, der so lange als ein verjährtes und verhärtetes Vorurtheil fortwucherte. Der Rumpf der Halmblätter ist die Fortsetzung des darunter befindlichen Fusses, aber nicht eben so die *palea inferior* die Fortsetzung des unter ihr befindlichen Internodiums des Aehrchens. Vielmehr gehört diese *palea inferior* ganz der Blüthenknospe an, die aus dem Knotengürtel des Spindelchens entspringt, und hat ihren eigenen, wenn auch sehr kurzen, oft kaum bemerklichen Fuss. Das Microscop belehrt in den meisten Fällen sehr genau über den Ursprung der *palea inferior* nebst dem übrigen Aehrchen aus einem Knotengürtel des Spindelchens, indem der Knotengürtel bald als ein scharfer Rand, bald als ein stumpfer Wulst sichtbar wird, der sich unmittelbar unter der *palea inferior* hervorthut. Was freilich oft sehr täuscht, ist der Umstand, dass die *palea inferior* bei vielen Gräsern mit ihrer Basis nicht blos die *superior*, sondern auch das Spindelchen des Aehrchens umfasst und übergreift, was ihr ganz den Anschein gibt, als gehöre sie diesem an. Auch bilden sich in den Füssen (Internodien) des Spindelchens nicht immer Nischen zur Aufnahme der Blüthenknospen, sondern es tritt auch der umgekehrte Fall ein, dass jene Füsse stielrund bleiben, wogegen der Fuss der *palea inferior* nach hinten zur Aufnahme des Spindelchens eine Hohlkehle bildet. Ferner wächst die *palea superior* mit ihrem Fuss häufig dem Spindelchen an, ein Fall, der wie mir scheint zu grossen Irrthümern Veranlassung gegeben hat. Ich sah mich zum Beispiel durch ein Citat *Röper's*

in der schon mehrmals erwähnten Flora Mecklenburgs T. II. p. 157 aus *R. Brown's* Schriften veranlasst, die Aehrchen von *Danthonia Forskälii Trin.* näher zu untersuchen, da ich auch *Röper's* Grundsatz habe, wo möglich mit eigenen Augen zu sehen, und manchmal auch in die bedeutendsten Autoritäten ein kleines Misstrauen zu setzen, was in diesem Fall von *Röper's* Seite nicht stattgefunden hat, weil er ohne alles Bedenken die citirte Stelle zur Erläuterung seiner Sätze gebraucht. In der citirten Stelle spricht *R. Brown* von der sehr merkwürdigen Schiefheit der Gelenke des Aehrchens bei dem genannten Gras, wonach jede Blume, wenn die Gelenke getrennt werden, einen fast senkrecht hinabsteigenden Sporn zu haben scheine. Er sagt, das untere Ende des obern Gelenks verlängere sich wirklich über das andere Gelenk hinab, so dass ein kurzer Sporn vorhanden sey, und diese schiefe Gliederung sey noch merkwürdiger, als selbst diejenige, welche bei *Holcus aicularis (Andropogon acicularis Retzius)* *) vorkomme. Zwar unterscheidet er beide Fälle insofern, als bei *Danthonia Forskälii* die merkwürdigen Gelenke in der Axe des Aehrchens sich befinden, bei *Andropogon acicularis* aber in dem *pedunculus* oder Aste des *racemus*. Wie ich nun aber die Sache ansehe und unter einer scharfen Luppe beobachtet habe, findet in keinem dieser Fälle ein Sporn statt. Bei *Andropogon acicularis* entspringt das sogenannte sitzende Aehrchen, zunächst seine *gluma inferior*, welche aber wie überhaupt bei den *Andropogoneæ* keine eigentliche *gluma* (siehe oben), sondern ein Vorblättchen mit einem verhältnissmässig sehr langen haarigen Stiel oder Fuss ist, aus dem tiefsten Punkt eines allerdings sehr schiefen Rumpfknotens (Knotengürtels) des Astes, und jener Fuss liegt anfänglich darin wie in einer langen Nische oder Furche, ist aber an seinem obern Ende an die Fussknoten der beiden gestielten Aehrchen angewachsen, die im obern Theil des sehr langen und schiefen Knotengürtels entspringen, und zwischen denen das sogenannte sitzende Aehrchen sich befindet, das (zunächst dessen *gluma inferior*) den für einen Sporn gehaltenen Stiel hat.

*) Hier ist auch auffallend, wie *R. Brown* dazu kommt, eine *Andropogonea*, die unter *Chrysopogon* gehört, in die Gattung *Holcus* aufzunehmen.

Die Sache verhält sich wie bei andern *Chrysopogon*-Arten) *), nur mit dem Unterschied, dass bei diesem der Knotengürtel weniger schief ist und der desshalb viel kürzere Fuss des sogenannten sitzenden Aehrchens nicht aus dem Knotengürtel sich löst, während sich bei *Andropogon (Chrysopogon) aciculatis* mit vorrückender Entwicklung, nämlich zur Blüthezeit und gegen die Fruchtreife hin, jener haarige Stiel oder Fuss, den das zwischen den beiden gestielten Aehrchen befindliche sogenannte sitzende Aehrchen hat, aus seiner Nische und dem Knotengürtel losreisst und nun als der wunderliche Sporn erscheint, der die Botaniker seither geäfft hat. Wer sich überzeugen will, dass ich mit meiner Erklärung Recht habe, der untersuche mit einer guten Luppe und vorurtheilsfrei das Verhältniss der Sache **).

Auf ähnliche Weise verhält sich's nun auch bei *Danthonia Forskälii Trin.* mit dem fatalen Sporn, welcher hier sogar bei jeder Blüthe des Aehrchens auftritt. Schon die beiden *gluma* sind, wenn man recht zusieht, mit ihren kantigen Füssen an die

---

*) Bei einem neuen Arabischen *Chrysopogon*, den *W. Schimper* in wenigen Exemplaren aus der Gegend von Djedda oder Mecca geliefert hat, *(Chr. plumulosus mihi)* enden die *glumae* der beiden gestielten Aehrchen in fedrige Grannen; die Blätter dieses schönen spannhohen bis fusshohen, perennirenden Grases sind bläulichgrau und feinhaarig — damit wird es für die Unterscheidung hinreichend bezeichnet seyn. Unbegreiflich ist es, durch welches Missgeschick mein Freund *Steudel* diesen neue Gras für eine *Aristida* halten und in seinem *Nomenclator ed. II.* (pag. 131 erste Zeile) *A. chrysopila* nennen konnte. Die Haare am Stielchen der *gluma inferior* und an den Füssen der beiden gestielten Aehrchen sind goldgelb, wie gewöhnlich bei den *Chrysopogon*-Arten, die Federchen aber, in welche beide *glumae* der gestielten Aehrchen sich enden, sind weiss, wie bei *Aristida plumosa L.* — aber sonst kann es *Aristida* von ferne nicht gedacht werden.

**) Am schlimmsten ist es dem guten *Trinius* mit diesem Grase gegangen, der bei Aufstellung seiner irrigen Gattung *Centrophorum* dem Sporn sogar eine Scheide und nach oben zwei abgestutzte Arme (die Stiele der seitenständigen Aehrchen, deren *glumae* sammt Blüthchen abgefallen waren) gab. Sonderbar ist es auch, dass er das nämliche Gras im nämlichen Buch, wo er *Centrophorum* beschrieben hatte, nämlich in seinen *Fudamentis Agrost.* noch einmal richtig als *Chrysopogon aciculatus* hat.

Glieder des Spindelchens angewachsen. Aus dem freilich kaum bemerkbaren (fast zur Unsichtbarkeit verschmolzenen) Knotengürtel des Aehrchenstiels entspringen zugleich das erste Axenglied des Aehrchens und die untere *gluma* (erste, aber unfruchtbare Knospe); diese hat einen kurzen Fuss, der mit jenem Axenglied verwachsen ist; ebenso ist der Fuss der zweiten *gluma* mit dem zweiten Axenglied des Aehrchens verwachsen; nun entspringen aus dem obern Ende (aus einem Knotengürtel) dieses zweiten Axenglieds sowohl das dritte Axenglied, als auch das erste Blüthchen, dessen spitziger Fuss der Länge nach eine Art von Hohlkehle bildet (vornehmlich durch seine zweireihigen Haare); dieser Fuss gehört eigentlich zunächst der *palea inferior* an und es ist ihm am Ende in jener Hohlkehle das Füsschen der *palea superior* entsprossen und angewachsen, dieses aber heftet sich mit seinem Fussknoten an den Fussknoten des vierten Axenglieds an, das dem Knotengürtel des dritten Axenglieds entspringt. So geschieht es nun, wenn man das Aehrchen der Untersuchung wegen zerlegt oder öffnet, ja vielleicht auch ohne dies durch die Reife, dass die Füsse jeder *palea inferior* aus dem Knotengürtel, dem sie entsprungen sind, sich lostrennen und dagegen ihre Rumpftheile (die Spelzen) an dem drüber liegenden Axenglied befestigt bleiben, so dass nun der Fuss der *palea inferior* wie ein von ihr herabgehender Sporn aussieht. Dies in der That und nichts andres ist die wunderliche Geschichte mit dem Sporn oder mit der sogenannten schiefen Gliederung bei *Danthonia Forskälii*. Die ganze Verwirrung rührte daher, dass man nicht erkannte, wie sichs mit der *palea inferior* eigentlich verhält, dass sie nämlich kein appendiculaires Organ des Aehrchenspindelchens, sondern das erste Stockwerk der Blüthenknospe ist und völlig zu dieser gehört. Wenn man dies gewusst und die Verwachsung des Fusses der *palea superior* mit dem Spindelchen ins Auge gefasst hätte, so wäre es nicht möglich gewesen, den Fuss der *palea inferior* in einen Sporn zu verwandeln.

Es gehörte diese Erörterung zum Beweis, dass die *palea inferior* zur Blüthe selbst zu ziehen ist und ihren ersten Wirtel bilden hilft. Und nun zur Erklärung von Fig. 10.

A stellt die Axe des Spindelchens vor, aus dem die Blüthe entsprungen ist;

a^2 auf dem ersten Kreis ist ein mit einem besondern Füsschen versehener Rumpf, die sogenannte Deckspelze (*palea inferior*) mit ihrem Mittelnerv (sie hat aber meist noch 2 oder mehr Seitennerven), der durch den schwarzen Tüpfel angezeigt ist;

b^2 *m* b^2 auf dem zweiten Kreis ist die *palea superior*, die Tüpfel bei b^2 und b^2 sind ihre beiden Nerven und *m* die Stelle, wo der Mittelnerv abortirt ist (in gewissem Sinn die Stelle der Verwachsung, nämlich ideal gedacht, ich nehme sie nicht wirklich an, wie ich im vorigen Abschnitt ausdrücklich bemerkt habe, vielmehr die Stelle, wo Neigung zur Trennung ist).

c^2 c^2 auf dem dritten Kreis sind die bei den meisten Gräsern nach vorn stehenden zwei *lodiculae* (durch Spaltung aus einem Rumpfglied 2 geworden, bei manchen Gräsern kommen sie noch in ihrer Verwachsung oder Einheit vor, bei wenigen bleiben sie durch Verkümmerung oder Fehlschlagung aus). Höchst selten werden in ihnen Nerven sichtbar — wo sie erscheinen, sind es gewöhnlich viele, wie bei *Arundinaria* und *Ehrharta*, oder nur einer wie bei *Hordeum*.

d^2 auf dem vierten Kreis nach hinten ist die nur bei wenigen Gräsern sich einstellende dritte *lodicula*, mit einem Ring bezeichnet, was anzeigen soll, dass sie bei den meisten Gräsern fehlt (fehlschlug).

e^{2+3} auf dem fünften Kreis bedeutet das nach vorn stehende Staubgefäss der Grasblüthe (der Exponent 2 bedeutet Rumpfglied, hier = Staubfaden, der Exponent 3 das Hauptblatt = Staubbeutel; diese Bezeichungsweise ist bei der Auseinandersetzung des Grashalms in analoger Weise schon vorgekommen).

f^{2+3} auf dem sechsten Kreis zweimal, rechts und links, auf der Hälfte, die dem Spindelchen *A* zugekehrt ist, zeigt die beiden seitlichen Staubgefässe der Gräser an. Sie fehlen bei denjenigen Gräsern, die nur Ein Staubgefäss zeigen z. B. *Psilurus* und *Vulpia Myurus;* bei andern Gräsern fehlt dagegen das Staub-

gefäss auf dem vorhergehenden Knoten, wie bei *Coleanthus* und vielen Arten der Gattung *Sporobolus*, die nur 2 Staubgefässe zeigen. Sie müssen wie die beiden Staubgefässe des folgenden Kreises durch Trennung Eines Blatts in zwei entstanden gedacht werden.

g^{3+3} auf dem siebenten Kreis zweimal, rechts und links in der Hälfte, die nach aussen gekehrt ist (abgewandt vom Spindelchen), sind zwei Staubgefässe, die selten zur Entwicklung kommen z. B. bei *Tetrarrhena*, wo vier Staubgefässe erscheinen (das Staubgefäss des fünften Kreises e^{3+3} und wiederum das Staubgefäss h^{3+3} des achten Kreises fehlen hier), oder bei *Ehrharta* und *Oryza*, wo 6 Staubgefässe sich finden, nämlich ausser den auf dem fünften, sechsten und siebenten Knoten befindlichen Staubgefässe noch

h^{3+3} auf dem achten Kreise nach hinten (d. h. auf der dem Spindelchen zugekehrten Seite), welches das sechste Staubgefäss ist, das aber wie die Staubgefässe des vorhergehenden Kreises gewöhnlich ausbleibt, welches Ausbleiben oder Fehlschlagen durch ein Ringelchen angedeutet ist.

i^{3+3} auf dem neunten Kreis ist ein Fruchtblatt, das gewöhnlich fehlschlägt und desswegen mit einem Ringelchen bezeichnet ist.

$k^{3+3}n$ k^{3+3} auf dem innersten, zehnten Kreis ist das zweite Fruchtblatt, das gewöhnlich allein zur Ausbildung kommt, aber sein Mittelnerv ist bei *n* abortirt (es gilt hier dasselbe, was bei der *palea superior* b^3 *m* b^3 bemerkt wurde), dagegen haben sich zwei Seitennerven gebildet, deren jeder in ein Hauptblatt (Griffel oder Narbe) ausläuft, und die Ränder des Fruchtblatts sind nach vorn zusammengewachsen.

Zu bemerken ist nun, dass auf dem zweiten Kreis zuerst die Neigung zum Zerfallen des Rumpfglieds in zwei Theile eintritt, und auf dem dritten Kreis gewöhnlich wirklich sich vollzieht, auf dem vierten und fünften Kreis dagegen bleibt der Mittelnerv und mit ihm die Einheit, wenn nicht eine gänzliche Fehlschlagung stattfindet, was in Betreff der *lodicula* auf dem vierten Kreis gewöhnlich und mit dem Staubgefäss auf dem fünften Kreis

bisweilen geschieht. Dann tritt auf dem sechsten und siebenten Kreis die Zweizahl wieder auf, was ich davon ableite, dass hier wieder eine vollständige Trennung oder Spaltung der ursprünglichen Einheit durch Fehlschlagung des Mittelnerve und Bildung zwei desto stärkerer Seitennerven (oder wie man sich die Sache denken mag), vor sich gegangen ist. Hierauf folgen wieder zwei Kreise, in denen die Einheit des Organs bleibt, wenn dieses überhaupt zu seiner Ausbildung kommt, was schon auf dem achten Kreis selten, auf dem neunten aber noch weit seltener der Fall ist (*Bambusaceae*). Auf dem letzten Kreis tritt wieder die Neigung zur Spaltung ein, vollzieht sich aber nicht vollständig. Bei einer Monstrosität in der Frucht von *Schedonorus elatior P. B.*, welche *Nees v. Esenbeck* beobachtet und in *Linnaea V* beschrieben hat, scheint sich die Trennung in zwei Fruchtblätter vollzogen zu haben, während zugleich auch das des andern Kreises zur Ausbildung kam, so dass ein *ovarium tricolle* vorhanden war. Zwar gibt der Beobachter die Lage so an, dass von den drei Fruchtblättern zwei nach aussen und das dritte gegen die Axe (das Spindelchen des Aehrchens) gekehrt gewesen seyen, eine Lage, die mit meiner Zeichnung im Widerspruch zu stehen scheint; allein es ist dabei zweierlei zu bemerken, einmal dass es wohl möglich wäre, die Rollung der *palea inferior* hätte dieser monströsen Frucht eine etwas schiefe Stellung gegeben was den Beobachter über die wahre Lage könnte getäuscht haben, da die Grasfrüchte überhaupt meist eine etwas schiefe Stellung zeigen, die von dieser Rollung herrühren kann — fürs andere, dass bei der monströsen Bildung auch der Fall könnte eingetreten seyn, dass das erste nach vorn gelegene Carpell, das sich gewöhnlich gar nicht ausbildet, hier, wo es zu seiner Ausbildung kam, in zwei sich gespaltet hätte und dass dann dagegen das zweite Carpell, das sonst zur Spaltung sich neigt, völlig einfach geblieben wäre.

Was nun die Trennung der ursprünglichen Einheit in zwei Organe betrifft, die ich in den genannten Kreisen (Knoten) annehme, so muss ich mich auf das berufen, was ich schon darüber bei der *palea superior* beigebracht habe, nämlich auf ein Gras, wo die Trennung sich schon im zweiten Kreis nämlich

bei den gebildeten Andersdenkenden unter den Zeitgenossen hervorgerufen. Der Rationalismus bekämpfte in der Theorie die als supranaturale Auffassung des Christenthums nach und nach mit dem Pietismus versöhnte und durch ihn belebte Orthodoxie und forderte das Recht zurück, die Frömmigkeit nicht bloß aus der heiligen Schrift, sondern auch aus eigenem freithätigen Nachdenken, nicht bloß in der Beziehung auf das eigenthümlich Christliche, sondern auch in einer allgemeineren Betrachtung der Natur und Geschichte aus religiösen und sittlichen Gesichtspunkten zu haben. In der Praxis aber, auf der Kanzel und in dem Gebiete der ascetischen Literatur, gab er mit dem strengeren Schriftglauben auch die Schriftsprache dahin. Gellert, ein bibelgläubiger Mann, war nicht ohne Einfluß der freisinnigeren Bildung seiner Zeit geblieben; und wiewohl ein lauter Verehrer des alten Kirchenliedes, dichtete er das eigene in einer andern Form und wurde das Vorbild einer neuen Richtung der christlichen Hymnologie. Es war nicht mehr das strenge Glaubenslied aus Gottes Wort, aber doch im Wesentlichen die positive Wahrheit der biblischen Lehre enthaltend, obschon den Glauben auch aus einem allgemeineren Gesichtspunkte fassend und vorzugsweise, nur minder tief, aber auch minder ängstlich als es in der Spener'schen Schule geschehen war, dem Lebensgebiet und Pflichtenkreise zugewendet. Es war ferner nicht mehr der gedrungene, unzweideutig biblische Ausdruck, aber doch unleugbar anschaulich, gemüthlich, volksfaßlich. Gellert war und bleibt durch seine geistlichen Lieder wie durch seine Fabeln ein Liebling des Volks, und es ist so erfreulich als gebührend, daß man erst in jüngster Zeit eine Ausgabe seiner Dichtungen in ansehnlicher Ausstattung wieder veranstaltet hat. Auch aus den Gesangbüchern würde man sie nur im Widerspruche mit der Neigung des Volks verdrängen. Von ihm angeregt, haben auch Andere nicht ohne dichterische Anlage und in gläubigem Sinn manches schöne Lied ihm nachgesungen auf ansprechende Weise. — Zu gleicher Zeit war Klopstock mit geistlichen Gesängen aufgetreten. Aber zum Verständniß für das Volk nicht geschaffen, noch besonders zu demjenigen, was das Kirchenlied in Bezug auf Reim und dergleichen fordert, geeignet, konnte er nicht einmal die Tiefe und Innigkeit seiner Oden auf die von ihm verfertigten kirchlichen Dichtungen übertragen; da, wo es einigermaßen gelang, ist er ins Rührhafte hinübergeschweift; im Uebrigen hat er durch

in der *palea superior* vollzieht (meine Gattung *Triachyrum*) und die Irideen-Gattung *Babiana*, bei welcher der gleiche Fall hinsichtlich der *spathella superior* stattfindet. Dann verweise ich noch auf *Galanthus* und andere *Amaryllideae*, wo die Trennung schon in den Blättern auftritt. Nehmen wir *Galanthus nivalis* vor uns und betrachten die beiden Blätter, die aus einer langen Scheide hervorbrechen und zwischen denen sich der Schaft erhebt, so sind sie doch nichts Anderes als eine folgende, vollkommnere, halmartige Scheide, die sich in zwei Hälften bis zu ihrem Knoten hinab getrennt hat, oder mit andern Worten: sie sind ein nach zwei entgegengesetzten Seiten zugleich aufgespaltener Halm (Schaft, Stengel), der in seinem Grund nach den Gesetzen des endogenischen Wachsthums einen neuen Halm (Schaft), der geschlossen bleibt, erzeugt hat, nämlich den Halm oder Stengel, der die Blüthe bringt, jedoch auch nicht unmittelbar sie bringt, sondern vorher noch einen Knoten macht und in ein Rumpfglied (ein Scheidchen) ausläuft, aus dessen Rumpfknoten erst der Blüthenstiel in ähnlicher Weise entspringt, wie der Schaft zwischen den beiden Blättern, aus ihrem Grund (Rumpfknoten), entsprungen war (die Blätter selbst sind auch nur Rumpfglieder oder Scheiden — denn Hauptblätter, Blattscheiben, treten bei den *Amaryllideae* nicht auf, wie sie auch in der Familie der *Liliaceae* sich noch nicht ausscheiden). Was dieses Scheidchen bei *Galanthus* betrifft, dem der Blüthenstiel entspringt, so ist hier sehr schön zu sehen, wie eine Trennung der Einheit in die Zweiheit auch schon angelegt ist, aber nicht völlig zu Stande kommt. Es besteht aus zwei grünen, blattartigen Hälften, die nur auf der einen Seite, und auch hier nicht bis auf den Grund, getrennt, auf der andern Seite aber mittelst einer durchsichtigen Haut noch zusammengewachsen sind. Es ist einer *palea superior* der Gräser nicht unähnlich, und wer nicht gelten lassen will, dass *palea inferior* und *superior* den ersten Cyclus der Grasblüthe bilden, der muss dem Scheidchen bei *Galanthus* die vollkommen gleiche Bedeutung beilegen, welche bei den Gräsern die *palea superior* hat, ist dann aber auch genöthigt, die beiden Blätter von *Galanthus* mit der *palea inferior* gleichzustellen, nur mit dem Unterschied, dass diese sich nicht in zwei Hälften getrennt hat. Aber

ich vergleiche die *phylla perigonii exteriora* von *Galanthus* mit der *palea inferior* und *superior* der Grasblüthe und finde nur den Unterschied, dass bei *Galanthus* im zweiten Kreis die Trennung in zwei Blättchen vollkommen geworden ist, welche in der *palea superior* nur angedeutet ist oder nur unvollkommen zu Stande kam — der erste dreigliedrige Cyclus ist also bei den Gräsern nur unvollkommen gebildet, bei *Galanthus* aber schon vollkommen; die *phylla perigonii interiora* bei *Galanthus* (von *Linné* als *nectarium* betrachtet) entsprechen aufs beste den Schüppchen der Grasblüthe (*squamulae, lodiculae, tepala* — von *Linné* ebenfalls *nectaria* genannt), selbst manchmal in der Gestalt, z. B. den Schüppchen von *Ehrharta*.

Hieraus erhellt aber, dass die *palea superior* der Gräser als bestehend aus zwei Blättchen ebenso gut gedacht werden kann, die nur noch nicht vollkommen sich getrennt haben, wie aus Einem Blättchen, das in zwei sich zu trennen die Anlage schon deutlich verrathe, und insofern kann man mit *R. Brown* und mit *Schleiden* von einem dreigliedrigen Cyclus, den *palea inferior* und *superior* mit einander bilden, sehr wohl sprechen. Ferner glaube ich aus folgenden Gründen beide zur Blüthe ziehen zu müssen:

1) Das Knotenglied des Spindelchens, an dem die Blüthe sich befindet, hat sich nicht unmittelbar in die *palea inferior* entfaltet, ist vielmehr an seiner Spitze nur auf einen kaum merklichen Knotengürtel reducirt, der aus seinem Rumpfknoten das Füsschen der Blüthenknospe, überhaupt die ganze Blüthenknospe hervorbringt, deren beide unterste Blättchen *palea inferior* und *superior* sind. Ich gebe der *palea inferior* den Namen Mutterspelze, weil aus ihrem Rumpfknoten die übrigen Theile der Blüthe kommen, zunächst die *palea superior*, gewissermassen eine Zwillingsgeburt, für welche ich den Namen Zwillingspelze vorschlage. Aus dem Schooss der Zwillingsspelze kommt der Fuss für die beiden *lodiculae*, welche zwischen sich ein Füsschen erzeugen, dem die dritte *lodicula* zugehört, wenn es zur Entfaltung derselben wirklich kommt, dann folgen als weitere Geburten die Internodien mit den Staubgefässen und endlich

mit den Fruchtblättern. Hier haben wir nun eine ganze Generation beisammen, deren Mutter die *palea inferior* ist. Warum sollen denn nun diese Mutter- und die Zwillingsspelze (die *palea inferior* und *superior*) von der Generation, zu der sie doch gehören, zurückgewiesen werden?

2) Die Blüthe einer Tulpe oder einer andern *Liliacea* ist fast genau ebenso construirt, wie die Grasblüthe, wenn die in dieser gewöhnlich fehlschlagenden Theile ergänzt gedacht werden. Diese Harmonie ist aufgehoben, wenn die *palea inferior* und *superior* nicht zur Grasblüthe gehören sollen. Ich vergleiche deswegen jetzt die Tulpenblüthe, welche in Fig. 11 dargestellt ist, mit der Grasblüthe.

Die Grasblüthe besteht aus fünf Wirteln, jeder Wirtel aus zwei Stockwerken analog mit den Stockwerken des Halms:

Erster Wirtel, bestehend aus Mutterspelze (erstes Stockwerk) und aus Zwillingsspelze (zweites Stockwerk).

Zweiter — zwei Kronspelzchen (*lodiculæ*, drittes Stockwerk) und ein drittes Kronspelzchen (viertes Stockwerk).

Dritter — ein Staubgefäss (fünftes Stockwerk) und weitere zwei Staubgefässe (sechstes Stockwerk).

Vierter — zwei Staubgefässe (siebentes Stockwerk) und dann noch ein Staubgefäss (achtes Stockwerk).

Fünfter — ein Fruchtblatt (neuntes Stockwerk) und weitere zwei Fruchtblätter (zehntes Stockwerk)

Die Tulpenblüthe besteht ebenfalls aus fünf Wirteln:

Erster Wirtel besteht aus drei Perigonialblättern — von diesen ist das unterste a^2 Fig. 11 an jeder Tulpenblüthe leicht auszumitteln und vergleicht sich der Mutterspelze (*palea inferior*), die beiden ihm gegenüberstehenden b^2, b^2 stehen unter sich unverkennbar gleich hoch, sind durch Trennung aus Einem Blatt entstehend zu denken und entsprechen der Zwillingsspelze (*palea superior*).

Zweiter Wirtel besteht aus drei Perigonialblättern, welche genau die Lage der *lodiculae* in der Grasblüthe haben, und aus zwei Knoten (in der Figur: Kreisen) entspringend zu denken sind, c^3 c^3 aus dem dritten Knoten, d^3 aus dem vierten Knoten, (allemal, wo zwei Organe aus Einem Knoten entspringend vorgestellt werden, ist zugleich zu denken, dass sie durch Trennung aus Einem Organ sich gebildet haben, was also in der Folge nicht mehr besonders erwähnt wird).

Dritter — besteht aus drei Staubgefässen, von denen das aus dem fünften Knoten entspringende e^{3+3} genau dieselbe Lage hat, wie das erste in der Grasblüthe, und die zwei andern f^{2+3} f^{4+3} aus dem sechsten Knoten, wieder entsprechend den gleichnamigen in Fig. 10, wo die Grasblüthe vorgestellt ist.

Vierter — besteht abermals aus drei Staubgefässen g^{2+3}, g^{2+3} und h^{2+3}, welche genau dieselbe Lage haben wie die gleichnamigen in der Durchschnittsfigur der Grasblüthe, nämlich auf dem siebenten und achten Knoten entspringend.

Fünfter — besteht aus drei Fruchtblättern, welche durch Verwachsung die dreiseitige Frucht der Tulpe bilden, i^{2+3} das untere Fruchtblatt dem 9ten Knoten entspringend und die beiden oberen Fruchtblätter k^{2+3} k^{2+3}, welche aus dem letzten Knoten kommen.

Schon weiter oben habe ich die Blüthe von *Galanthus* mit der Grasblüthe verglichen und ich kann nur hier noch hinzusetzen, dass Fig. 11 wie auf die Familie der *Liliaceae* so auch auf die meisten Gattungen der *Amaryllideae* anwendbar ist, weil bei einem ideellen Durchschnitt das unterständige *ovarium* keinen Unterschied macht. Nur müsste ich für die Familie der *Amaryllideae* die Exponenten der Buchstaben theilweise ändern, da ich der Ansicht bin, dass hier der verwachsene Theil des Perigoniums

als Rumpf, der freie Theil als Haupt (Blattscheibe) zu deuten ist, so dass hier eine Scheidung in Rumpf und Haupt muss gedacht werden, was bei der Familie der *Liliaceae* nicht der Fall ist, und ich wage nun die weitere Erklärung, dass der sogenannte Kranz *(corona)* bei *Narcissus*, *Pancratium* u. s. w. nicht als ein besondrer Wirtel in der Blüthe, sondern als verwachsene Innenblätter *(ligulae)* der Perigonialblätter zu betrachten sind, welche da zu entspringen pflegen, wo durch Blattknotenbildung (siehe oben) die Gliederung in Rumpf und Haupt vor sich geht.

Noch näher indicirt ist die Aehnlichkeit der Blüthenbildung der *Commelineae* mit der Grasblühte. Hier unterscheidet sich nicht nur bei *Tradescantia* der äussere Wirtel des Perigoniums auch sehr augenscheinlich von dem innern oder zweiten, sondern es kommt auch bei vielen Arten der Gattung *Commelina* der Fall vor, dass das innerste (sechste) Perigonialblatt ausbleibt, wie die hintere *lodicula* bei den Gräsern.

Endlich versteht sich nun fast von selbst, besonders nach den Vergleichungen, die ich oben schon zwischen *palea inferior* und *superior* mit der sogenannten *spatha bivalvis* der Familie der *Irideae* angestellt habe, dass ich dieser Familie einen Kelch oder ein *perigonium exterius spathaceum* gebe, dass ich nämlich diese *spatha bivalvis* als einen Wirtel der Blüthe selbst ansehe. Es mag dies höchst befremdlich erscheinen, aber die Consequenz führt nothwendig dahin und ich sehe nicht ein, was eigentlich davon abschrecken könnte, vielmehr muss diese Betrachtungsweise sehr einleuchten, wenn man Gattungen wie *Sparaxis* betrachtet, wo doch die Gestalt und Natur einer *spatha* so verwischt ist, dass man weit eher den Kelch einer *Orobanche* damit vergleichen könnte. Man könnte vielleicht einwenden, dass die Verwachsung des Perigoniums mit dem Ovarium und das Freiseyn der sogenannten *spatha bivalvis* verbiete, diese zu den Blüthenwirteln zu ziehen, weil sonst überall, wo Corollenwirtel mit dem Ovarium verwachsen seyen, auch die Kelchblätter in die Verwachsung eingegangen seyen. Ich sehe aber nicht ein, warum es nicht auch eine Familie geben sollte, die davon eine Ausnahme machte, und finde wenigstens insofern Analogieen, als z. B. in der Familie der *Labiatae* der Kelch frei, dagegen die beiden folgenden Wirtel,

nämlich der Blumenblätter und Staubgefässe mit einander verwachsen sind. Bei der Familie der *Irideae* wäre nun ein meist zweiblättriger Kelch *(spatha bivalvis)*, wie bei den Gräsern, nur höchst selten dreiblättrig, z. B. *Babiana*, wie auch bei den Gräsern ausnahmsweise vorkommt (*Triachyrum*, eine Gattung, von der oben die Rede war), dann eine sechstheilige Blumenkrone, aus zwei dreigliedrigen Wirteln (jeder Wirtel zu zwei Knoten) gebildet, wo auch Gliedrung in Rumpf und Haupt zu denken ist (der dem Ovarium angewachsene Theil = Rumpf, der freie Theil = Haupt), hierauf ein Wirtel von drei Staubgefässen, und der fünfte (letzte) Wirtel aus drei Fruchtblättern *) bestehend, so dass die Zahl der Wirtel mit denen der Grasblüthe übereinstimmend wäre. Diese Zahl der Wirtel dürfte sich wohl bei allen Monocotylen nachweisen lassen.

Zu den Gründen, womit ich die *palea inferior* und *superior* der Gräser zur Bedeutung eines äussern Perigonialwirtels oder eines Kelchs erheben zu können glaube, zähle ich auch noch die Grannen, womit besonders jene so häufig geziert ist. Diese Grannen werden auch von *Röper* als eine Art von Blattscheibe betrachtet. Diese Scheibe ist nun so verändert, dass bei einem blossen Deckblatt eine solche Metamorphose nicht wohl denkbar ist. Theilweise möchten jedoch diese Grannen nur als Blattstiele zu betrachten seyn, denen die eigentliche Scheibe noch fehlt, oder sie sind wenigstens blos die Nerven der Blattscheibe. Die Gattung *Aristida* gibt ein sehr hübsches Beispiel einer Granne, die zuerst Blattstiel ist, dann in drei Nerven der Blattscheibe sich spaltet. *Hordeum trifurcatum* ist ein interessantes Beispiel einer ziemlich constanten monströsen Bildung, wo die *palea inferior* eine dreitheilige Blattscheibe bilden will, aber nicht recht zu Stande bringt.

Die Grannen der Gräser deuten besonders da, wo sie in Mehrzahl auftreten, wie bei *Aegilops*, *Pentameris*, *Pappophorum*,

*) Die *stigmata petaloidea* von *Iris* und einigen andern Gattungen aus der Familie der *Irideae* möchte ich für Innenblätter (siehe oben bei *ligula*) der drei Fruchtblätter halten, während das Haupt des Fruchtblatts (das wahre *stigma*) den äussern Perigonialblättern angewachsen zu seyn scheint und hier bei vielen Arten als Bart sich kenntlich macht.

Boissiera u. s. w., so sprechend auf die Grannen des Kelchs von *Scabiosa* und auf die borstigen Haarkronen vieler *Synantherae* oder auf den Kelch von *Calycothrix* in der Familie der *Myrtaceae* hin, dass ich mich nur wundern muss, dass hierauf noch von Niemand meines Wissens näher hingewiesen worden ist. Die fedrigen Grannen von vielen Arten der Gattungen *Stipa* und *Aristida* haben doch gewiss eine höchst auffallende Aehnlichkeit mit den fedrigen Haarkronen bei *Valeriana* oder mit dem *pappus plumosus* einer grossen Zahl der *Compositae* oder mit den fedrigen Kelchzipfeln bei *Verticordia* aus der Familie der *Myrtaceae*. Hier haben wir doch auch nichts anders vor uns, als die hervorragenden haarig gefiederten Nerven der Kelche.

IX. Näheres von den Fruchtblättern und der Frucht der Gräser.

In meiner Construction der Grasblüthe im vorigen Abschnitt und in der dazu gehörigen durchschnittlichen Abbildung der Stellungsverhältnisse (siehe Fig. 10) ist meine Ansicht, wie sich's mit den Fruchtblättern bei den Gräsern verhalte, schon ziemlich genau ausgedrückt. Ein unteres oder vorderes Fruchtblatt nämlich betrachte ich bei den meisten Gräsern als abortirt (siehe i^{2+3} in Figur 10). Dagegen erkenne ich das hintere Fruchtblatt *n* zwar auch nur als Eines, aber schon durch Fehlschlagung des Mittelnervs und Hervorbildung zweier Seitennerven k^{2+3} k^{2+3} in eine Art von Zweiheit gespalten, analog der *palea superior*, so dass wie bei dieser zwei Nerven und oft auch zwei Grannen, so hier zwei Griffel erscheinen, nicht blos Einer, der sich in zwei Narben spaltete, wie *Schleiden* meint und schon vor ihm *Nees v. Esenbeck* erklärte (siehe *Linnaea* V. p. 679). Was ich auf Seite 3 dieser Abhandlung äusserte, dass ich in Betreff der Grasfrucht entschieden *Roper's* Meinung theile und *Schleiden's* Ansicht verwerfe, ist in dieser Weise zu verstehen, wie ich es hier näher bestimmt habe; denn in gewissem Betracht weiche ich doch wieder von *Röper* ab, nämlich insofern ich meine zwei Fruchtblätter mit ihren Griffeln aus Einem Blatt herleite.

Die monströse Bildung, welche *Nees v. Esenbeck* an *Sche-*

donorus ciatior beobachtet hat, wo drei Fruchtblätter sich ausgebildet hatten und jedes einen zweispaltigen Griffel oder Narbe trug, könnte freilich für seine und *Schleiden's* Meinung zu sprechen scheinen; aber mit Nothwendigkeit folgt doch daraus nichts für unsre Frage, weil bei monströsen Bildungen auch Spaltungen eintreten können, die sonst nicht stattfinden, und es könnte hier ein Innenblatt (die *ligula)* hervortreten und zur zweiten Narbe sich gebildet haben (*Schleiden* erklärt ja ohnedies beide Griffel oder Narben als entstanden aus einer *ligula bifida*). Mir ist der Griffel Blattstiel, die Narbe das Haupt (Blattscheibe), der untere Theil des Fruchtblatts aber, der den Samen einschliesst, das Rumpfglied; wo dieses in den Blattstiel übergeht, kann allerdings eine *ligula* erscheinen, und so könnte sie bei jener monströsen Bildung sich entwickelt und dem Hauptblatt conform gebildet haben.

Für jedes Fruchtblatt, das zur Entwicklung kommt, muss nun wohl eine *placenta* angenommen werden, die ich stets für ein Axengebilde halte, an dem das Ei oder die Eier gewöhnlich seitlich hervorkommen. Es frägt sich nun, ob meine Ansicht nur Eine oder zwei solche Fruchtaxen fordert, da ich bei der grossen Mehrzahl der Gräser in gewissem Betracht nur Ein Fruchtblatt, aber doch zwei Griffel und insofern doch zwei, nur noch nicht völlig gesonderte Fruchtblätter annehme. Ich antworte, dass dies ziemlich gleichgültig ist, weil die beiden Fruchtaxen jedenfalls als zusammengewachsen gedacht werden müssten, und jedenfalls nur ein Ei zum Vorschein gekommen (das andre abortirt) wäre.

Bei *Lygeum spartum L.*, das nur einen Griffel oder Narbe zeigt, scheint mir angenommen werden zu müssen, dass nur das untere (vordere) Fruchtblatt, welches gewöhnlich abortirt, nämlich s^2+^3 in Fig. 10, sich entwickelt habe, und dagegen das hintere Fruchtblatt *n* ganz ausgeblieben sey, was sich aus der völligen Verwachsung zweier Blüthchen erklären liesse. Auch scheint mir die Abbildung, welche *Kunth* in seiner *Agrostogr. synoptica Tom. II. tab. II.* von den Blüthentheilen dieses Grases gegeben hat, darauf hinzudeuten. Es kommen zwar Fälle vor, wo nicht nur die beiden Griffel des Ovariums weit hinauf zusammenge-

wachsen sind, sondern auch noch die Narben so weit, dass sie nur zur Hälfte frei sind, wie bei *Zizania miliacea Mich.* (siehe *Kunth* am angeführten Ort tab. I. Fig. 2) — aber bei *Lygeum* scheint eine Verwachsung, die hier vollkommen bis an die Spitze der Narben gehen müsste, nicht gegeben zu seyn.

Beide Fruchtblätter, das vordere und das hintere, oder wenn man das hintere in seiner Zweinervigkeit schon als zwei Blätter auffasst, drei Fruchtblätter haben sich entwickelt in den Gräsern, wo das Ovarium mit einem dreitheiligen Griffel auftritt, wie bei *Guadua Humb. & Kunth.*, oder wo Ein Griffel (der aus drei zusammengewachsen zu denken ist) in drei Narben sich spaltet, wie bei den meisten andern Gattungen der *Bambusaceae*. Es kommen auch Fälle vor, wo bei Gräsern, die sonst nur zwei Griffel haben, ein dritter sich ausgebildet hat, z. B. bei *Briza media* (siehe *Kunth* am angeführten Ort tab. XXV. Fig. 2). Dieser dritte Griffel zeigt sich bei diesem Gras, wenn er zum Vorschein kommt, nach vorn, und der Ort, wo er erscheint, ist auch sonst durch ein *tuberculum* an der Spitze des Samens angezeigt, welches sicherlich als das verkümmerte vordere Fruchtblatt zu deuten ist. In dieser Gestalt erscheint das vordere Fruchtblatt noch bei gar vielen Gräsern; aber nicht immer auf der vordern, sondern bei andern Gräsern auch auf der hintern Seite, so dass angenommen werden muss, manchmal sey es das vordere Fruchtblatt, welches in zwei sich zu spalten die Anlage bekommen und sich mit zwei Griffeln ausgebildet habe, während das hintere abotirt sey — freilich sollte man meinen, dass dann auch bei diesen Gräsern die Frucht ihren Keim dem Spindelchen zukehren müsse, was sonst der umgekehrte Fall ist; doch ist auch diese Annahme nicht gerade nothwendig, weil die Fruchtaxe in diesem Fall doch auch nur als Eine oder wenigstens in Eine verwachsen zu denken ist und das Ei, das sich an ihr entwickelt und bei den Gräsern immer nur Eines ist, immer nach aussen seinen Ursprung nehmen oder sich mit der Placenta nach aussen drehen kann, eine Lage, welche auch wirklich immer beobachtet zu seyn scheint. Die sonst so trefflichen Figuren in *Kunth Agrostogr. Tom. II.* geben hierüber keinen Aufschluss, da der Keim nur selten in den Zeichnungen ange-

deutet ist und gerade bei den Abbildungen, wo ein dritter Griffel oder ein *tuberculus* nach hinten erscheint, wie bei *Coix Lacryma L. t. IV.* oder bei *Danthonia decumbens DC. t. XXI.* über die Lage des Keims weder in den Figuren noch in den Beschreibungen etwas gesagt ist, was freilich voraussetzen lässt, dass die Lage die gewöhnliche sey. Bekanntlich hat bei den dreigriffligen *Carex*-Arten der unpaarige Griffel auch bald nach vorn, bald nach hinten seinen Ort, doch so, dass die Lage bei den einzelnen Arten immerhin constant angenommen werden dürfte.

Endlich scheint das vordere Fruchtblatt bei einigen Gräsern auch unter der Gestalt des sogenannten Schildchens *(scutellum)* am Keim einiger Grasfrüchte aufzutreten, wie ich schon anfangs, wo ich vom Samenlappenkörper der Gräser sprach, die Muthmassung wagte. Ein *tuberculum*, das einen verkümmerten dritten Griffel indicirte, ist zwar bei den Gräsern, welche an ihren Samen das *scutellum* zeigen, meines Wissens noch nicht gesehen worden; aber gerade dieser Umstand scheint mir für meine Ansicht günstig zu seyn. Ich denke mir nämlich, dass bei der Anwesenheit des Schildchens ein *rudimentum* des vordern Fruchtblatts sich gebildet habe, aber alsbald von den vorspringenden Rändern des hintern Fruchtblatts übergriffen und bei deren Vereinigung eingeschlossen worden sey. Solche rückwärts greifende Verwachsungen, wo die Knoten einander so nahe und fast verschmolzen sind, kommen ja häufig genug vor. Verwachsen ja doch die Staubgefässe von *Tulipa* und wohl fast aller *Liliaceae* an ihrem Grunde mit den unter ihnen befindlichen Blumenblättern, so dass sogar der dritte Wirtel auf den ersten und der vierte auf den zweiten zurückgreift.

Was sonst von der Grasfrucht zu sagen seyn möchte, nämlich dass sie eine sogenannte Schalfrucht *(caryopsis)* ist mit reichlichem Eiweiss, an dessen Seite der Keim gegen die Basis nach vorn sich anlegt, bei den verschiedenen Gattungen von verschiedener Gestalt ist, meist länglich oder eiförmig oder linsenförmig u. s. w., dass sie auf der hintern Seite oft eine tiefe Längsfurche hat, welche von einer erhabenen Leiste (einem starken Gefässbündel) herzurühren scheint, welche bei diesen Gräsern durch die Mitte des Spindelchens läuft u. d. g. sind so bekannte Dinge, dass ich sie füglich übergehen kann. Näheres von dem

Epitheten und Exclamationen den Schwung zu erſetzen geſucht. Auf zahlloſen Ausrufungszeichen gehen daher ſeine geiſtlichen Lieder wie auf Stelzen einher, noch dazu in Sprache und Reim ungelenk und mühſam. Nur wenige, wie Auferſteh'n — Wenn ich einſt aus jenem Schlummer — dürften ſich für den gottesdienſtlichen Gebrauch der Volksgemeinde eignen. Daneben war ſeine Neigung, ältere Geſänge, der Norm ſeiner eigenen gemäß, zu verändern. In dieſer Neigung ſtimmte mit ihm das Beſtreb n des Zeitalters überein, das Alte zu moderniſiren, um theils der mißachteten alterthümlichen und zumal bibliſchen Ausdrucksweiſe ſich zu entledigen, theils die ſtrengere ſupranaturaliſtiſche Faſſung in eine freiere Form zu verwandeln. So bekamen die älteren Lieder eine, ihrem Urſprung entfremdete Geſtalt und Farbe, wenn z. B. in dem Biberacher Geſangbuch regelmäßig, wo es nicht eben eine Reimſtörung veranlaßt hätte, Glaube in Tugend umgeſetzt wurde. Beſonders aber drängten ſich bei der um jene Zeit allenthalben veranſtalteten Erneuerung der öffentlichen Liederſammlungen, mit Ausſtoßung des einen — und mit gewaltſamer, naturwidriger Moderniſirung des andern Theils der alten geiſt- und glaubensvollen, und zugleich tiefpoetiſchen Lieder, neue Dichtungen in Mehrzahl ein, welche nach Gehalt und Form einen dürftigen Erſatz boten und überhaupt nur in einer ſolchen Zeit durchdringen konnten, wo das religiöſe und kirchliche Intereſſe durch andere, zumeiſt politiſche Begebenheiten und Zuſtände in den Hintergrund getreten und, was davon noch übrig blieb außer dem ſtilleren Kreiſe chriſtlicher Privatvereine, unter die Herrſchaft des philoſophiſchen Syſtems der Zeit gekommen war, welches dem Poſitivchriſtlichen ſeine Geltung abgeſprochen hatte. In den eigentlich neuen Liedern aber, die im Gefolge von Gellert und Klopſtock zum Vorſchein kamen, iſt nun auch wirklich zum großen Theil eine trockene Verſtändigkeit, welche die Beweiſe für Gottes Daſeyn, die Beſchreibung ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften und dergleichen mehr in Verſe brachte. Ein beſonderer Uebelſtand war in dieſer Hinſicht auch die praktiſche Richtung, in den ſogenannten Moralliedern, welche gewöhnlich um deſto dürrer und matter lauten, je umſtändlicher ſie einen ganz ſpeciellen Gegenſtand der Pflichten- und Tugendlehre auseinanderſetzen. Dazu kommt dann in den ſogenannten Troſtliedern ein weichlich weinerlicher Ton, womit man die ganze Manier der erotiſch-idylliſchen Dichtung der damaligen

Samenlappen und der Keimpflanze habe ich schon im ersten Abschnitt erwähnt. Nur das will ich noch bemerken, dass wenn der Samen gekeimt hat, die meist nur dünne Samenschale, wenn sie von der Keimpflanze durchbrochen ist, dem Samenlappen gegenüber eine Stellung und ein Ansehen hat, wie eine *palea inferior* gegenüber von ihrer *palea superior*, da sie zu ihren zwei Seitennerven zwar keinen Rückennerv, aber nach vorn eine Verwachsungsnaht hat, wodurch sie dem zweinervigen Samenlappen gegenüber dreinervig auftritt. Hierdurch ist gewissermassen etwas Vorbildliches gegeben, indem die Samenschale ein Mutterblatt vorstellt, welches gegenüber ein Zwillingsblatt hat, und zwischen diesen beiden ist die Keimpflanze enthalten, wie zwischen *palea inferior* und *superior* die übrigen Blüthentheile. So gewiss nun Samenschale und Samenlappen zum Samen gehören, ebenso gewiss meine ich, gehören jene beiden *paleæ* zur Blüthenknospe. Will man aber in dieser Blüthenknospe noch unterscheiden zwischen dem, was die eigentliche Blüthe und was nur Hülle sey, so wird wohl bei allen oder doch den meisten Blüthen der sogenannte Kelch als Theil der Blüthe fallen müssen, wenn man sich consequent bleiben will.

X. Von den Wirteln und der Stellung der Blüthentheile in einigen andern Pflanzenfamilien.

Ich habe bei der Grasblüthe und auch bei der Familie der *Liliaceae* die 5 dreigliedrigen Wirtel aus 10 Knoten (Stockwerken) construiren zu müssen geglaubt, und die Dreizahl aus der Einzahl und Zweizahl entstehen lassen. Ebenso stelle ich mir nun vor und glaube darüber ziemlich im Reinen zu seyn, dass die meisten fünfgliedrigen Wirtel aus zwei Halbknoten gebildet werden, bei denen das eine Blatt in zwei, das andere in drei Blätter sich spaltet, und so lasse ich die Fünfzahl aus der Zweizahl und Dreizahl vermöge meiner Trennungstheorie entstehen, da ich aus den bekannten Gesetzen der Blattstellung, wie sie bis jetzt aufgestellt sind, mir durchaus nicht erklären kann, wie diese oder jene Blattstellung in der Blüthe auf einmal eine durchaus andre geworden seyn soll. Als Probe meiner neuen Theorie gebe ich nun in

Fig. 12 ein Schema, wie ich mir hiernach die Blüthen der *Labiatæ* construire, die offenbar bis jetzt ganz unrichtig angeschaut worden sind.

Ich habe hier in 6 Kreisen 6 Wirtel vorgestellt, aus denen mir die Labiatenblüthe zusammengesetzt scheint. Jeder Wirtel ist von zwei gegenständigen Blättern gebildet, wie sie bei dieser Familie vorkommen, aber jedes Blatt ist bald in zwei, bald in drei Blätter gespalten zu denken, doch nicht immer vollständig, sondern meist nur unvollkommen, wie bei der *palea superior* der Gräser oder wie bei einem zweispaltigen oder dreispaltigen Blatt. Die Spaltstücke der Lappen (oder die entsprechenden Hauptnerven) oder auch, wo völlige Trennung eingetreten ist, die einzelnen Blätter sind auf den Kreisen mit schwarzen Tüpfeln bezeichnet.

A stellt nun den Stengel oder die Axe der Labiate vor, an welcher die Blüthe sitzt.

aaa ist die Unterlippe des Kelchs, welche nur zwei Zähne oder Spaltstücke besitzt, weil der Mittelnerv fehlschlug, was durch den leeren Ring angezeigt ist, der bei dem mittleren *a* sich befindet.

bbb ist die Oberlippe des Kelchs, welche drei Zähne oder Spaltstücke hat und aus dem Gegenblatt desjenigen Blatts gebildet ist, dem die Unterlippe ihren Ursprung verdankt. Dass hier der Mittelnerv nicht fehlschlug und folglich der mittlere Zahn sich bilden konnte, oder vielmehr, warum er bei dem Blatt, das die Unterlippe bildet, fehlschlug, will ich hier noch nicht erklären, wie überhaupt die Ursachen der Fehlschlagungen meist noch unerforscht sind.

Auf diesem ersten Kreis nun habe ich mit *n* die Stellen bezeichnet, wo die beiden Blätter zur Bildung des Kelchs miteinander verwachsen sind. Oft, aber nicht immer bildet hier sich ein Nerv als Verwachsungsnath. Auch das scheint noch ziemlich unerforscht zu seyn, warum bei manchen Verwachsungen eine Nath sich bildet, bei andern eine völlige Verschmelzung der Ränder ineinander ohne Nath. Wo auch auf den andern Kreisen Verwachsungen angedeutet sind, steht immer der Buchstabe *n*.

Beim zweiten Kreis oder Wirtel stehen die beiden Blätter, die ihn bilden, mit dem vorigen übers Kreuz, wie die Blattstellung am Stengel fordert. Das eine dieser Blätter heisst *ccc*, das

andre *ddd*. Hier finden keine Fehlschlagungen statt, aber die der Axe zugekehrten Lappen *c* und *d* verwachsen in *n* zur Oberlippe der Blumenkrone, die nach aussen gekehrten (vordern) Lappen, ebenfalls mit *c* und *d* bezeichnet, bilden durch ihre Verwachsung den Mittellappen der Unterlippe, die mittleren Spaltstücke *c*, *d* geben die Seitenlappen der Unterlippe (bei *Lamium* nur als spitzige Zähne hervortretend).

Nun kommt auf dem dritten Kreis der Wirtel der Staubgefässe. Die beiden Blätter, durch deren Zerfallen in je zwei Staubblätter sie entstanden sind, werden angedeutet durch die Buchstaben *eee* (das nach vorn gekehrte Blatt) und *fff* (das nach hinten gekehrte) — das mittlere *e* hat ein leeres Ringelchen, weil der Mittelnerv fehlschlug, was hier völlige Trennung in zwei Blätter zur Folge hatte; ebenso hat das mittlere *f* ein Ringelchen, weil es hier die gleiche Bewandniss hat, nur mit dem Unterschied, dass in höchst seltenen Fällen bei monströsen Bildungen hier ein steriles Staubgefäss oder ein Rudiment eines Staubblatts sich einstellt, was durch das Tüpfelchen im Ringelchen ausgedrückt ist. Bekanntlich sind diese 4 Staubgefässe dem Blumenkronenwirtel angewachsen.

Der vierte Wirtel ist ein *discus*, Honigring genannt, und ebenso der fünfte. Es war mir sehr merkwürdig, bei meiner Untersuchung der Labiatenblüthen einen doppelten *discus* oder *annulus* zu entdecken, da ich von den Schriftstellern nur einen einfachen angezeigt finde, und ich begreife wirklich nicht, wie es so vielen Forschern, namentlich auch *Bentham*, der doch diese Familie zu seinem besondern Studium gewählt hatte und uns mit einem sehr verdienstlichen Werk darüber beschenkt hat, entgehen konnte, dass dieses Organ doppelt vorhanden ist. Aber bei Anwendung einer scharfen Luppe kann die Sache Niemand verborgen bleiben, obgleich der untere *discus* gewöhnlich kleiner, oft sehr unmerklich ist und vom obern, d. h. von dem des fünften Kreises, so überragt wird, dass er sich bei flüchtiger Beobachtung den Blicken entzieht. Ich kann zwar nicht stricte behaupten, dass er bei allen Gattungen oder Arten der Familie oder auch nur bei den meisten sich wirklich doppelt finde — aber es ist durchaus wahrscheinlich, weil ich ihn bei allen Gattungen und Arten, die ich untersuchte,

so gefunden habe, besonders deutlich bei *Larandula pyrenaica* und bei einem Abyssinischen *Ocimum*, das ich *lamiifolium* genannt habe, ferner nicht zu verkennen bei *Dracocephalum Ruyschiana*, *Sideritis montana*, *Ballota foetida*, *Stachys alpina* und *annua* etc.

Der *discus*, der den vierten Wirtel bildet, ist aus den Blättern *ggg* und *hhh* zusammengewachsen und wohl meist ganzrandig oder nur undeutlich gezähnt, so dass sich nicht erkennen lässt, ob von den drei Hauptnerven, die ich bei jedem Blatt in der Labiatenblüthe zum Grunde lege, hier einer abortirt sey; es ist aber auch kein Grund es anzunehmen.

Der *discus*, welcher den fünften Wirtel bildet, ist gewöhnlich vierzähnig oder vierlappig; er wird gebildet von einem Blatt *iii* und einem andern *kkk*; die vier Lappen werden gebildet von je einem Mittelnerv und von den beiden Verwachsungsnäthen in *n*, die desswegen mit einem Tüpfel bezeichnet sind.

Es folgt nun der sechste Wirtel, der von den 4 Fruchtblättern gebildet wird, die aber durch Trennung je eines Blatts in zwei entstanden sind; *m m* ist das eine dieser Blätter und das Ringelchen zwischen den beiden Buchstaben zeigt an, dass hier durch Fehlschlagung des Mittelnervs eine Trennung entstanden ist, ebenso beim andern Blatt *l l*. Es ist nicht richtig, wenn man, wie die meisten Schriftsteller thun, nur zwei Fruchtblätter in dem Sinne voraussetzt, dass auch nur zwei Griffel vorhanden seyen, was aus dem Umstand geschlossen werden will, dass die zusammengewachsenen Griffel sich nur in zwei Narben spalten. Ich sehe bei zwei Abyssinischen *Ocimum*-Arten meines Herbars (*O. lamiifolium* und *longistylum mihi)* vollkommen deutlich von der Basis jedes der 4 reifen Nüsschen einen Griffel unter das Gerüste gehen, das die in der Mitte bei *o* durchbohrte Axe bildet. Diese der Gestalt des Stengels analog viereckig gebildete Blüthenaxe hat gegen unten vier Vorsprünge oder Leisten, die bald stärker, bald weniger stark ausgeprägt sind und oft bis an den obern *discus* vorlaufen; zwischen diesen Leisten gehen die Griffel in eine Höhlung unter der Bucht und vereinigen sich in der hohlen Axe. Warum die über der Axe nun zu Einem vereinigten 4 Griffel nur in zwei Narben sich spalten, wage ich nicht zu erklären,

mache aber doch darauf aufmerksam, dass gleichwie Ober- und Unterlippe der Blumenkrone je aus zwei Lappen zusammengewachsen sind und bei vielen Gattungen diese Verwachsung so vollständig ist, dass kein Einschnitt mehr sichtbar ist, während die beiden Lippen weit auseinanderklaffen, so auch die Sache bei den beiden Spaltstücken des Griffels sich verhalten mag. Uebrigens kommen bei den verwandten Familien der *Borragineae*, wo die Fruchtbildung und die Beschaffenheit des Griffels ganz dieselbe ist, Fälle vor, wo der Griffel wirklich in 4 Narben sich spaltet, z. B. bei *Arnebia Forsk.*

Wer diese Construction näher betrachtet, wird bemerken, dass die auf einander folgenden Blätterpaare der Wirtel gegen einander kreuzförmig stehen, nämlich so, dass die durch ihre Mittelnerven gedachten Linien mit der Fläche des Stengels, die der Blüthe zugekehrt ist, einmal eine senkrechte und dann wieder eine parallele Richtung befolgen, durch die Blätter des ersten, dritten und fünften Wirtels die senkrechte, durch die des zweiten, vierten und sechsten die parallele Richtung; ebenso bilden die Haupt-Seitennerven oder die ihnen entsprechenden Organe (die Lappen, die Staubgefässe und Früchte) in ihren Ursprungsstellen, welche nur allein in der Figur gemeint sind, ein Kreuz miteinander, dessen Linien eine schiefe Richtung gegen die Axe haben.

Bekannt ist, dass beim Kelch der Labiaten auch oft noch Zwischennerven sich ausbilden, welche wie die Verwachsungsnath *) in Zähnchen auslaufen können, so dass es Gattungen mit 10nervigen und manche zugleich mit 10zähnigen Kelchen gibt, aber auch mit einer grössern, ungeraden Zahl von Nerven, je nachdem das eine oder das andere der beiden Blätter sich in der Ausbildung solcher Zwischennerven verhält. Im zweiten Wirtel ist die Ausbildung der Lappen auch sehr verschieden, und oft werden die Seitenlappen, die den Mittelnerven der beiden Blätter entspringen, zur Oberlippe der Krone, nicht zur Unterlippe gerechnet, wie bei *Ocimum* und *Teucrium*. Im dritten Wirtel abortirt bei einigen Gattungen das ganze obere Blatt, so

*) Diese verdankt da, wo sie sich findet, wahrscheinlich Seitennerven ihren Ursprung, die sich manchmal an den äussersten Rändern der zusammengewachsenen Blätter eingestellt haben.

dass nur zwei Staubgefässe, die beiden untern, sich finden, wie bei *Salvia, Monarda, Lycopus.*

Nun will ich auch noch den Versuch wagen, meine Theorie auf eine Familie mit vierblättrigen Wirteln anzuwenden, nämlich auf die Familie der *Cruciatae*, die mir auch bisher hinsichtlich der Zahl der Wirtel und der Ordnung der Theile in denselben nicht richtig gedeutet zu seyn scheint. Ich habe dazu die Figur 13 gegeben.

Es sind 8 Wirtel oder Kreise, die ich hier annehme, je aus zwei Gegenblättern gebildet. *A* stellt die Axe vor, an der die Blüthe mit ihrem Stiel seitlich entsprungen ist.

a, *b* auf dem ersten Kreis sind die beiden untersten Kelchblätter, *c*, *d* auf dem zweiten Kreis die beiden mit ihnen übers Kreuz gestellten obern Kelchblätter.

Der dritte Wirtel oder Kreis gehört allein den Blumenblättern an; er besteht aus zwei gegenständigen Blättern, die aber durch Spaltung in vier zerfallen sind, weil die Mittelnerven abortirt sind, was durch die Ringelchen angezeigt ist — also sind *ee* zwei Blätter, die aus Einem und *ff* die beiden gegenüberstehenden, die aus dem Gegenblatt stammen.

Der vierte Wirtel gebiert nur Drüsen, d. h. seine beiden gegenständigen Blätter *g* und *z* treten nur in der Gestalt von Drüsen auf.

Der fünfte Wirtel ist Staubgefässwirtel, er enthält die beiden gegenständigen seitlichen Staubgefässe *h* und *i*, bekanntlich die kürzeren in der Cruciatenblüthe.

Der sechste Wirtel ist wieder ein Staubgefässwirtel, der sich ebenso verhält wie der Wirtel der Blumenblätter, d. h. die beiden gegenständigen Blätter sind jedes in zwei zerfallen, indem der Mittelnerv jedes Blatts abortirt ist, was wieder durch die beiden Ringelchen angezeigt ist. So sind also *l*, *l* die beiden Staubgefässe, die der Axe *A* zugekehrt sind, Einem Blatt entsprungen, und ebenso die beiden nach vorn stehenden *k*, *k* dem andern Blatt.

Der siebente Wirtel gebiert wieder nur Drüsen, seine beiden gegenständigen Blätter *m*, *n* sind diejenigen Drüsen, die sich je zwischen einem seitlichen Staubgefäss und dem Stempel

befinden. Aber bekanntlich abortiren sie bei vielen Gattungen der Kreuzblüthigen, wie dies auch von den Drüsen des vierten Wirtels gilt, die je vor den zwei längern Staubgefässen ihren Ort haben.

Der achte Wirtel sind die beiden Fruchtblätter *o* und *p*, deren eines der Axe zugekehrt ist, also nach hinten, das andre nach vorn liegt, sie sind bei *q* und *r* mit ihren Rändern verwachsen, bald mit bald ohne Nath. An die Mittelnerven dieser beiden Fruchtblätter sind die beiden *placentae* *s* und *t* angewachsen und vereinigen sich in *u* zu einer Scheidewand, so dass zwei Fächer entstehen, in welchen ich jedem Fruchtblatt an der Stelle, wo die *placenta* dem Nerv angewachsen ist, einen Samen mit seiner Nabelschnur eingezeichnet habe.

Dass man die Lage der Fruchtblätter bisher anders und sicherlich ganz falsch aufgefasst hat, mag darin seinen Grund haben, weil man gemeint hat, jede Klappe der Frucht, wie sie bei der Reife abspringt, müsse auch ein Fruchtblatt seyn; aber dadurch kam man auf den unlöslichen Widerspruch, dass der Griffel mit den beiden Narben auf der *placenta* sitzen blieb und dass auch die Lage der Narben gar nicht zu der Lage der Fruchtblätter passen wollte. Nach meiner Betrachtungsweise springt die reife Schote oder das Schötchen der *Cruciferae* nicht an den Verwachsungsnäthen der Fruchtblätter auf (in den meisten Fällen ist gar keine Verwachsungsnath der Fruchtblätter vorhanden, sondern ihre Ränder verwachsen durch Verschmelzung), vielmehr erfolgt das Aufspringen auf jeder Seite am Mittelnerv des Fruchtblatts, wo die *placenta* angewachsen ist, so dass der Mittelnerv jedes Fruchtblatts mit der Scheidewand (den zusammengewachsenen Placenten) verwachsen bleibt und oben in den gemeinschaftlichen, d. h. aus zweien zusammengewachsenen meist sehr kurzen Griffel oder je in eine der beiden Narben ausläuft. Diese Lostrennung eines Klappentheils von einem Hauptnerven bei der Fruchtreife findet sich auch in der Familie der *Leguminosae* in der Gattung *Entada*, wo Bauchnath und Rückennath (diese der Mittelnerv des Fruchtblatts) auf dem Fruchtstiel stehen bleiben, und jederseits eine Hälfte des Fruchtblatts sich ablöst.

Hiermit schliesse ich meine Abhandlung, vieles Andre, was ich noch in taxonomischen und morphologischen Beziehungen von meinem Princip ausgehend über andre Familien auf dem Herzen habe, einer spätern Gelegenheit vorbehaltend, wenn ich Musse finde. Ich bin übrigens weit entfernt, alles, was ich hier von neuen Ansichten mitgetheilt habe, schon als entschieden richtig zu betrachten, und Manches, was ich hier für neu ausgebe, ist vielleicht auch schon von Andern ausgesprochen worden, da mir die ganze Literatur in diesen Gegenständen nicht zu Gebot steht. Möge immerhin, was Stoppeln oder Mist seyn möchte (denn wem begegnet es nicht, auch bisweilen solche Waare zu Tage zu fördern), von denen, die einen tiefern Blick in die Natur der Dinge thun, verbrannt werden — aber da ich gewiss bin, dass ich doch hier auch einige Goldkörner ans Licht gebracht habe, so bitte ich mir wenigstens für diese die Gunst der Meister aus.

Endlich habe ich, was den Blüthenstand der Gräser, namentlich die Spindeln und Spindelchen der Rispen oder Aehren und der Aehrchen betrifft, selbst noch eine Modification meiner Ansicht hier nachzutragen. Es ist mir nämlich sehr wahrscheinlich, dass die Knotengürtel jener Spindeln und Spindelchen nicht als Rumpfknoten zu fassen seyen, wie ich in der Abhandlung gethan habe, sondern als Blattknoten (siehe S. 5 unten), welche unter sich zwar eine Scheide, jedoch völlig verwachsen mit dem Fuss eines andern Stockwerks (also mit der Axe), aber über sich keine Blattscheibe haben, indem diese verkümmert oder fehlgeschlagen gedacht werden muss. In den Blüthen sind dagegen die Scheiden wieder frei und treten als die verschiedenen Glieder der Wirtel, in den innersten Wirteln (den Staubgefässen und Fruchtblättern) auch mit Blattscheiben versehen, auf. Jedoch treten jene Knotengürtel der Spindeln und Spindelchen, obgleich als Blattknoten zu fassen, insofern völlig in die Functionen der Rumpfknoten ein, als aus ihnen Knospen entspringen.

2. Ueber die Zunge der Geier.

Von W. v. Rapp.

Die Zunge der Vögel dient hauptsächlich zum Ergreifen der Nahrung und beim Schlingen, ist aber mit wenigen Ausnahmen zu einem Sinnwerkzeug des Geschmacks wenig geeignet.

Sie bietet viele Verschiedenheiten dar in der Gestalt und in der Grösse, und ihre Grösse richtet sich nicht nach der Grösse des Schnabels; so haben der Pelikan und der Löffelreiher eine ausserordentlich kleine Zunge. Zur Unterscheidung der Familien oder der Gattungen der Vögel liefert die Zunge durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt beachtungswerthe zoologische Merkmale.

Die Familie der Geier (*Vulturidae*) zeigt eine eigenthümliche Einrichtung der Zunge und unterscheidet sich dadurch von den übrigen Familien der Raubvögel. Ich untersuchte den Bau der Zunge bei dem schwarzen Geier aus dem wärmeren Amerika (*Percnopterus Jota*), bei dem Geierkönig (*Sarcoramphus papa*) und bei dem gewöhnlichen grauen Geier (*Vultur cinereus*).

Die Zunge dieser Vögel ist fast löffelförmig, am Rande mit einer Reihe von dichtstehenden, hornartigen, spitzigen, rückwärtsgerichteten Zähnen besetzt, die aber an der Spitze der Zunge fehlen. Sie kann ihre Gestalt sehr verändern durch die Wirkung ihrer Muskeln; die beiden seitlichen Hälften der Zunge können gegen einander gelegt werden, wodurch die spitzigen Zähne beider Seiten mit einander in Berührung kommen. Die Zunge stellt somit eine mit scharfen Zähnen besetzte Zange dar, und dient zum Ergreifen der Nahrung.

Das *Os linguae*, das vor dem Körper des Zungenbeins liegt, ist bei den Geiern, wie bei vielen andern Vögeln in zwei seitliche Stücke zerfallen, die in der Mittellinie durch fibroses Gewebe sich mit einander verbinden, hinten aber von einander sich

entfernen. Sie sind scheibenartig und artikuliren, wie bei allen Vögeln mit dem vordern Ende des Zungenbeinkörpers, rückwärts schicken sie einen schmaler werdenden Fortsatz, der knorplich ist und den Rand der Zunge bildet *).

Das Schliessen der zangenförmigen Zunge wird durch den Zungenbeinhorn-Zungen-Muskel (*M. cerato-glossus*) hervorgebracht. Er entspringt als ein halbgefiederter Muskel nach der ganzen Länge vom ersten Stück des Zungenbeinhorns, schickt seine Sehne an der untern Seite der Zunge vorwärts, und befestigt sich endlich am innern Rande des *Os linguae*, sowohl des rechten als des linken. Zieht man diesen Muskel an, nur auf einer oder auf beiden Seiten, so legen sich die beiden Seitenränder der Zunge vollständig an einander, die Zunge schliesst sich wie eine Zange und ist geschickt Gegenstände, die verschluckt werden sollen, zu fassen. Das Oeffnen der Zange geschieht durch einen viel kleineren Muskel, den queren Zungenbein-Zungen-Muskel (*M. hyo-glossus transversus*), der in entgegengesetzter Richtung mit dem vorigen verlauft. Er entspringt von dem bei allen Vögeln der Länge nach verlaufenden Zungenbein-Körper, geht auswärts in der Zunge und befestigt sich hinter dem zuerst beschriebenen Muskel am innern Rande und der untern Fläche des *Os linguae*. Wenn man diesen Muskel anspannt, so entfernen sich die seitlichen Ränder der Zunge von einander, die Zunge wird flach.

Die hintere Hälfte der Zunge ist mit Drüsenkörnern bedeckt, die mit einer runden Oeffnung sich auf dem Zungenrücken münden. Bei *Percnopterus Jota* ist sie schwarz.

Die Zunge der Vögel aus der Familie der Falken zeigt diese Einrichtung nicht; auch der Lämmergeiger (*Gypaëtos*), der mit Recht zu der Familie der Falken gezählt wird, hat eine schmale, vorne mit einem schwachen Einschnitt versehene Zunge, die am Rande nicht gezahnt ist, und das *Os linguae* ist bei ihm, wie überhaupt bei den Falkoniden, unpaar **). Der von *Linne* für sein *Genus Vultur* angegebene Charakter, *lingua bifida*, ist unrichtig.

*) *Duvernoy*, Mém. sur les organes de la déglutation de la classe des oiseaux et des reptiles. Mémoires du muséum d'hist. nat. de Strasbourg. Tome II.

**) *Wagner*, Icones zootom. Tab. XI.

Zeit in die Kirche einzuführen sich nicht entblödete; und in den Lehr- oder Glaubensliedern ein hohles Pathos falscher Declamation in vornehmen Worten und vollen Phrasen, womit man die armen Gedanken für reich und wichtig auszubieten wagte. Diese großen Verirrungen dürfen uns aber gleichwohl gegen die, wenn auch nicht zahlreichen, doch würdigen Dichtungen eines Gellert, Uz, Schubart, Cramer, Münter, Cronegk u. A. nicht ungerecht stimmen, um auch diesen, welche, wenn schon weniger biblische Haltung und streng symbolischen Inhalt, doch nicht minder christlichen Geist und Sinn besitzen, das Bürgerrecht in der Gemeinde zu versagen.

Die pelagianische Grundrichtung des Rationalismus sagte vornämlich auch demjenigen Theile der Katholiken zu, der um die gleiche Zeit seinen Glauben wissenschaftlich zu vermitteln und kirchlich zu beleben suchte. Man findet daher auch auf katholischer Seite da, wo man zumal den lateinischen Gottesdienst zu beschränken strebte, ähnliche Gesangbücher aus diesem Zeitraume, die, das Spielende und Tändelnde der älteren Marienlieder beseitigend, und die Meßopferidee mit allgemeineren Vorstellungen vertauschend, gerade den Inhalt und die Form der aus der Gellertschen Schule hervorgegangenen protestantischen Lieder willkommen hießen. In dieser Richtung ist sogar der Vorzug einer geschmackvollern Auswahl und Behandlung auf Seiten mehrerer katholischen Gesangbücher, wie das Rottenburger von Werkmeister und das Constanzer von Wessenberg, von welchen der letztere selbst zu den innigeren Dichtern dieser Periode gezählt werden muß.

In denselben Zeitraum fällt die musikalische Erscheinung und Wirksamkeit eines hochbegabten Mannes, Justin Heinrich Knecht, von welchem einzelne kirchliche Tonweisen gedichtet sind, die mit den trefflichsten der Vorzeit die Vergleichung bestehen. So sein klassischer Confirmationsgesang zu Münters mindergediegenem Lied; seine Passionsmelodie: Ach, sieh ihn dulden, u. a. m. In anderen hat er, wiewohl immer melodisch, die kirchliche Haltung und Würde minder getroffen, und in der harmonischen Behandlung des Chorals ist ihm die weltlichere Tonleiter und Dissonanz noch weniger fremd geblieben. Man verschmähte längst nicht mehr, in den Choral den bewegteren Rhythmus und die künstlichere Modulation der Arie aufzunehmen. In dieser Art wurden von ihm und Anderen auch ältere Choräle bearbeitet. Kein Wunder, daß dem so geschah, nachdem

3. Ueberwinterung zweier Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

Zu dem Vergnügen, die mannigfaltigsten Bildungen der Thierwelt kennen zu lernen, welches uns die königliche öffentliche Naturalien-Sammlung in so reichem Masse bietet, gesellte sich im Winter 1846 auf 1847 das grössere, auch den Geist beobachten zu können, welcher eine nicht unbedeutende Zahl dieser Bildungen beseelt.

I.

Im November 1846 traf Herr Bernhard Hartmann, ein Sachse, welcher nach vieljährigen Reisen im Orient den 15. Mai Alexandrien verlassen hatte, in Stuttgart ein und baute sich auf unserem Leonhardsplatze eine Hütte, als wäre sie für die Holländer zur Ueberwinterung auf Spitzbergen bestimmt.

Um die Wärme möglichst zusammen zu halten, beschränkte man sich auf eine Länge von 36 Fuss bei 16 Fuss Breite und 13 Fuss Höhe. Der Raum zwischen der doppelten Bretterwand wurde mit Stroh gefüllt, eine sechs Zoll dicke Schichte von Sägmehl über der flachen Decke eingestampft und die Bühne mit Heu und Stroh gefüllt, endlich ein eiserner Ofen in den Mittelpunkt der Hütte gesetzt.

Nach drei Wochen war der Bau vollendet, die Menagerie wurde den 2. December eröffnet.

Durch Thüre und Vorhof auf der Nordwestseite eintretend, erblickte ich zuerst drei grüne Papageien, den wohlbekannten Sommerpapagei (*Psittacus aestivus L.*) mit blauer Stirne und gelben Backen, aus Brasilien, den Amazonenpapagei (*Ps. amazonicus L.*) mit gelbem Gesichte und scharlachrothen Schultern, vom Gebiete des Amazonenstroms, zuweilen einen Laut von sich gebend, wie das Weinen eines Kindes, und zwischen diesen beiden Südamerikanern den schöneren Chinesen (*Ps. sinensis L.*), reiner und heller grün, mit hellblauen Schultern, die Unterseite der Flügel siegellakroth, die obere Hälfte des Schnabels glühend pomeranzengelb, die untere schwarz.

Ein prächtiger Lori aus Ceilon (*Psittacus grandis Gm.*) mit karminrothem Kopfe, purpurbläulichem Nacken und Brust, der Rücken dunkelroth und olivengrün, die Schwungfedern schwarzblau, der Schwanz von der Farbe des Kopfes, aber gelb umsäumt, der Schnabel kohlschwarz, die Zunge vornen schwarz, hinten röthlichweiss, die Füsse grau, benützte das Vorrecht der Freiheit, um seinen niedrigeren Ständer zu verlassen und der Wärme folgend seinen Sitz auf einem Brette über den Kameraden zu nehmen, von welchem aus er diese zuweilen angriff und, obschon von gleicher Grösse, durch ein Uebergewicht von Muth auf die Seite jagte, wobei er wie eine kämpfende Taube den schönen Schwanz fächerförmig ausbreitete. Als wir ihn abnahmen, um ihn zu zeichnen, setzte er sich gerne auf die Hand des Maltesers, suchte aber wiederholt die an den Fuss gebundene Schnur aufzuknüpfen, was ihm auch einmal gelang, und kletterte selbst an dieser dünnen Schnur mit Sicherheit auf und ab.

Ein dritthalb Fuss langer blauer Ara (*Psittacus Ararauna L.*) aus Südamerika, benahm sich lebhafter und hieng sich gerne herab, um Nüsse und Apfelschnitte zu holen, die er mir mit lauter Stimme abforderte, wenn er sich bei der Austheilung übersehen glaubte. Er war den vorigen Sommer als Lockvogel vor die Hütte gestellt worden und hatte da im Umgang mit den Gassenbuben einen freieren Ton angenommen, als seine gesetzten Kameraden. Alle diese Papageien waren Morgens gesprächig, besonders der Ara, später wurden sie still und nur in den letzten minderkalten Wochen fand ich sie auch Nachmittags laut, jedoch

nicht um zur Unterhaltung zu reden, sondern nur um ihren Theil der Aepfel zu verlangen.

Von drei Brillen-Maki (*Lemur Mongoz L., nigrifrons Geoffroy*) aus Madagascar war einer schon in München gestorben, ein zweiter hier, der einzige noch lebende hatte seinen Platz unter den Papageien erhalten. Es war ein ungemein harmloses, sanftes und schüchternes Geschöpf, nach arabischer Sitte durch einen Gürtel um den Unterleib an eine leichte Schnur befestigt, gegen die es nie eine Unzufriedenheit äusserte, in der Grösse die Mitte haltend zwischen einem Eichhörnchen und einer Katze, mit starker, weich wolliger Behaarung, vorn von der Farbe der Hausmaus, nach hinten in die der Feldmaus übergehend, Backen, Kehle und Brust weiss, ein breiter kohlschwarzer Ring um die grossen Augen mit orangegelber Iris, die Schnautze spitzig, wie bei dem Ichneumon, die kleinen schwarzen Hände mit verdikten Fingerspitzen, fast immer auf dem Boden. Die Farbe, der furchtsam fragende Blick, der unhörbare leise Gang, alles verkündigte ein nächtliches Thier, Zeitgenossen der Fledermäuse und Phalänen. Er sprang erschrocken auf, wenn man nur Miene machte, ihn berühren zu wollen; wenn Abends die Schnur von dem Malteser Giuseppe gelöst wurde, um ihn in den Kasten zu bringen, schien er sich zu freuen, auch blickte er, wenn man ihn beunruhigte, sehnsuchtsvoll zum Fensterchen dieses Asyls hinein. Als regelmässige Kost erhielt er Milch und in Milch eingeweichte Wecken. Apfel- und Birnschnitte und Nusskerne, die ich ihm reichte, nahm er zuerst mit dem Munde, was kein Affe thut, und verbiss sie durch rasche Bewegung der untern Kinnlade, ganz wie ein Nagethier; als er später Geschwüre an die Schnautze bekam, nahm er das Angebotene mit den Händen, brauchte aber solche mehr nach Art der Eichhörnchen, als nach Affensitte.

Der dunkle reich, behaarte Schweif war länger, als der Körper und wurde in ruhender Stellung um solchen geschlungen, um ihn warm zu halten, wie eine Boa, oft bog er zuerst das Ende des Schweifes zu einem Ringe und steckte dann den Kopf durch. Als Zeichen der Behaglichkeit liess er ein leises gro, gro, gro hören, derselbe Ton, lauter und schneller, drückte ein Verlangen aus. Um den 8. Februar hörte er zu fressen auf, wurde immer

düsterer und matter und starb endlich am 16. Februar. Der Explicator Johann erzählte mir, in Alexandrien seyen einmal alle drei Makis aus ihrem Behälter entkommen, es habe viele Mühe und Zeit gekostet, sie wieder einzufangen, da sie die grössten Sprünge mit ungemeiner Muskelkraft und Leichtigkeit gemacht hätten, sie hätten hierin nicht nur die Affen, sondern selbst die Eichhörner übertroffen und immer nur zu fliehen gesucht, erst als man sie fest hielt, bissen sie, dann aber heftig.

Unter dem Maki hauste der Coati (*Nasua socialis Neuwied*), in Triest von einem aus Brasilien kommenden Kapitän gekauft und auf europäisch durch ein Halsband angebunden, von der Grösse einer Fischotter, eben so lang, gestreckt und rauhaarig, fuchsroth mit schwarzer Schnautze und schwarzen Pfoten, der lange Schweif dunkel und hell geringelt, nicht sonderlich beweglich. Trotz seiner scharfen Marderzähne und obschon er nicht die geringste Furcht vor den Affen und Hunden zeigte, war dieser Miniaturbär doch ein zutrauliches Thier, welches sich gern streicheln liess, die Hände leckte und mit dem auffallend spitzigen beweglichen Rüssel überall herum roch, wühlte und suchte. Die Augen schienen ihm keine grossen Dienste zu leisten und schillerten unter einem spitzigen Winkel gesehen so schön kupfergrün wie die Flügeldecken eines Goldkäfers, vielleicht sieht es bei Nacht besser. Es zeigte viele Anhänglichkeit an den Wärter, bezeugte durch ein leises Grunzen seine Behaglichkeit und antwortete auf den Ruf Dscheck mit einem bald leiseren, bald lauteren Pfeiffen, frass Kartoffeln, Polenta, Aepfel, Birnen, Nusskerne, wobei es sich wie ein Waschbär der Vorderpfoten bediente, und rollte sich zum schlafen wie ein Igel ein.

Im Nachtkasten eingeschlossen, steckte es den Rüssel durch das enge Luftloch, bot ich ihm dann einen Apfelschnitt, so zog es den Kopf zurück und holte sich das Angebotene mit der Pfote, so gern es aber auch Aepfel verzehrte, liess es sie doch einmal, als ihm ein anderer Zuschauer ein Stück Wurst gab, so lang liegen, als es Hoffnung hatte, noch mehr Wurst zu bekommen.

Eine weisse Haubentaube (*Columba livia Brisson var. cucullata*) aus Cairo, unterschied sich von den unsrigen nur durch öfteres, anhaltenderes und lauteres Trommeln.

Später kamen auch ein Paar Makako (*Inuus Cynomolgos Wagner*) mit ungewöhnlich starkem Backenbart hinzu, in Frankfurt gekauft, da sie aber aus Mangel an Raum ihren Platz in dem Käfig unter dem Coati und der Taube erhielten, packten sie die Kleider der Vorübergehenden und zerrissen solche mit den Zähnen; diese schlechte Aufführung hatte die Folge, dass der Käfig mit dem Gitter gegen die Wand gedreht und sie so völlig abgesondert wurden, dennoch erriethen sie gleich an der Stimme des Ara und des Coati, wenn diese etwas erhielten, und schüttelten dann heftig den Behälter, um ihr Daseyn und ihr Verlangen kund zu geben. Giuseppe erzählte mir, es sey ein eigenthümlicher Bosheitszug dieser Affen, alle Kleidungsstücke, die sie erhaschen können, mit den Zähnen in kleine Stücke zu zerreissen, ihm aber thäten sie nichts, einmal hätte er seine Jacke auf ihren Behälter gelegt, einer davon habe sie sogleich heruntergerissen, aber berochen, erkannt und unverletzt gelassen.

Dem Eintretenden rechts eröffnete ein Pelikan (*Pelicanus Onocrotalus L.*) die Reihe der Thiere, welche die Südwestseite der Hütte einnahm, ein plumper, schwerfälliger, dickfüssiger Vogel, grösser als ein Schwan, welcher frei in einem offenen Raume sass, gern auf den vordersten Rand heraustrat, aber nur wenn sein Futter zu lange ausblieb von selbst den angewiesenen Platz verliess. Er war an den Mündungen des Nils mit sechs andern gefangen worden, die andern alle starben aber auf der Ueberfahrt nach Europa, weil man ihnen keine frischen Fische geben konnte und sie daher mit getrockneten zu füttern versuchte. Die kleinen in der röthlichen nackten Haut dicht am Schnabel befindlichen Augen verriethen noch weniger Geist, als die einer Gans, und der lange breite Schnabel, mit rother hakenförmiger Spitze, welchen er fast wie ein Hanswurst die Pritsche handhabte, verlieh ihm ein komisches Aussehen; er schnappte damit nach dem Vorhange der Thüre, den Pfoten der über solcher hängenden Pantherfelle, stahl Unschlittlichter und Blechlöffel aus einem nahen Behälter, und packte die Eintretenden beim Haar oder an der Kappe.

Diese scheinbar furchtbare Waffe und das Bewusstseyn der Sicherheit, welches die keiner Gefahr aussetzende Lebensart dem

gewaltigen Fischer verleiht, flössten auch den ihn umgebenden Affen Furcht ein; nur mit der grössten Vorsicht wagte sich eine flüchtige Meerkatze zuweilen in seine Nähe, um nach einigen misslungenen Versuchen endlich einen hinabgefallenen Apfel zu erhaschen, und der viel stärkere und besser bewaffnete Pavian zog sich ängstlich in eine Ecke zurück, wenn der Pelikan seine gegen neun Fuss klafternde, schwarz und weisse Flügel schwang oder mit dem Schnabel nach ihm schnappte. Nur durch wiederholte laute Drohungen gelang es Herrn Hartmann, ihn einzuschüchtern, er setzte sich dann in die hinterste Ecke nieder, den Hals rückwärts auf den Leib gelegt und den Schnabel nach vornen wagrecht auf den Hals. Dennoch zeigte Diavolett, als Herr Hartmann einmal nach mehrtägiger Abwesenheit wieder eintrat, unter allen Thieren die grösste Freude, schlug mit den Flügeln, liess statt des rauhen ä den gedehnten feinen Diskantton ih allein hören und sprang sogar von selbst von seinem hohen Sitz herab, um dem Herrn zu folgen und ihn zu liebkosen.

Bei der Abendfütterung wurde der schwere Vogel auf den Boden gesetzt, wo er auch den Zuschauern Respekt einflösste, mit einem lauten, dem des Esels ähnlichen Geschrei die vorgehaltenen Fische *(Cyprinus Barbus, Cephalus, Nasus)* verlangte oder dem Herrn schmeichelte, indem er den Schnabel zur Brust herabbog und mit dem Kopfe den Gebieter stiess. Den vorgeworfenen Fisch fieng er leicht und sicher in der Luft auf, legte man ihn aber auf den Boden, so gelang es ihm nur mit Mühe nach wiederholten Versuchen, ihn aufzuschaufeln. Gewöhnlich gelangte der Fisch mit dem Kopfe vorwärts in den Sack und ward dann sogleich hinuntergeschluckt, wenn er auch mehr als ein Pfund schwer und dicker als der Hals war, gelangte er aber verkehrt in den Sack, so kostete es einige Zeit und Arbeit, ihn umzukehren und in die rechte Stellung zu bringen.

Einmal erhielt er zwei Barben, deren Schuppen schon trocken waren, diese konnte er nicht verschlucken, sie krümmten sich im Halse, der in eine schüttelnde und zitternde Bewegung gerieth, bis endlich etwas Wasser eingeschüttet wurde, worauf Alles gut gieng.

Ein rother Geier *(Vultur fulvus L.)* aus Nordafrika spielte in seinem dunklen Käfig über dem Pelikan eine unbedeutende

Nebenrolle. Die Meerkatzen kletterten an seinem Behälter herum, ohne sich im Mindesten um ihn zu kümmern, nur selten schwang er die grossen hellbraunen Flügel, streckte den langen fast kahlen Hals aus dem wärmenden Federkragen oder liess gereizt ein heiseres Gekrächze, Kräkräkräkrä, hören. Das Pfund Rindfleisch, welches er jeden Abend erhielt, war bald zerrissen und hinuntergewürgt und alsbald trat die frühere behagliche Ruhe des trägen Vogels wieder ein.

Die wärmere Luftschichte der obern Region war von einer Gruppe von Affen bevölkert. Auf dem Geierkäfig sass ein Hutaffe *(Inuus sinicus Wagner)* aus Ostindien, der kleinste und zarteste, winselnd wie ein Kind, mit bleichem, runzeligem Greisengesicht und grossen hellen Ohren, die feine Behaarung der Lichtseiten grünlichbraun, der Schattenseiten weisslich, die langen Kopfhaare vom Wirbel nach dem Umkreise strahlend und so einer chinesischen Mütze ähnlich. Der lebhafte Blick drückte Furcht und Schlauheit zugleich aus, der kleine Constantin suchte sich nicht nur der Uebervortheilungen durch seine unruhigen Nachbarn möglichst zu erwehren, sondern auch seiner Seits durch List zu erreichen, was nicht durch Gewalt zu erlangen war, und schlug Alles fehl, so blieb ihm das Mittel der verzogenen Kinder, zu schreien und zu verklagen. Er erschien aus seinem Versteck, sobald ich eintrat, kletterte an dem Geierkäfig herab, sobald ich Miene machte, Apfelschnitte auszutheilen, und nahm das Dargebotene mit der Hand, wenn der schnappende Pelikan ihm nur einen freien Augenblick liess. Nun zog ihn oft der böse Nachbaraffe an der Schnur herauf, um ihm die Beute abzunehmen, allein meist war solche inzwischen schon in die Backentaschen gewandert.

Vier graugrüne Meerkatzen *(Cercopithecus griseoviridis Desmarest)*, dem wohlbekannten *Cercopithecus sabaeus* vom Senegal sehr ähnlich, aber schlanker und kleiner, daher lebhafter und muthwilliger, waren in beständigem Verkehr unter sich, mit den Nachbarn und mit den Zuschauern. Wenig grösser als eine Katze, hatten sie das schwarze Antlitz ihrer menschlichen Landsleute, tiefliegende, braune, ungemein lebhafte Augen, einen starken weissen, oben breiteren Backenbart, die ziemlich rauhen Haare der

dem Licht zugewandten Körpertheile grünlich und schwarzgrau gemischt, die weicheren der vom Licht abgewandten weiss. Der wenig bewegliche Schwanz von der Länge des ganzen Körpers kann kaum einen andern Nutzen haben, als bei den mit den Hinterfüssen ausgeführten Bewegungen als Balancierstange zu dienen, wie bei dem Känguruh. Zwei von ihnen setzten sich gerne dicht zusammen, um sich warm zu halten, gab es aber etwas zu naschen, so war die Freundschaft zu Ende. Nachdem ich diesen Meerkatzen einigemal Apfelschnitte zugeworfen hatte, welche eine von ihnen mit grosser Gewandheit in der Luft auffieng, geriethen sie in die lebhafteste Bewegung, sobald ich eintrat oder in die Tasche langte, richteten sich aufrecht empor, hüpften und sprangen durch einander, wie Singvögel, und verloren mich fast nie aus dem Auge.

Ich reichte einmal, ihnen den Rücken zuwendend, dem Ara an der entgegengesetzten Seite der Hütte eine Nuss, welche derselbe fallen liess; augenblicklich sprang Gretchen, die muthwilligste dieser Meerkatzen, welche ihre Schnur losgeknüpft hatte, über alle Behälter, an der Giraffe, die in Aufruhr gerieht, und an den erstaunten Zuschauern vorbei bis unter den Papagei und war eben so schnell wieder mit der Nuss in der Hand an ihrem alten Platze. Giuseppe wollte sie nun einfangen, sie versteckte sich aber hinter den Kästen, so lange er oben oder an einer Stelle war, von welcher er hinaufsteigen konnte, und kaum war er unten vor den Pavianen, so war sie oben wieder sichtbar und neckte die Kameraden. Er versteckte sich nun hinter dem Pelikan, aber so lange er auch lauerte, sie blieb unsichtbar, ohne ihn jedoch aus dem Auge zu verlieren, denn so wie er heraustrat, war auch Gretchen wieder da. Wir rechneten jetzt auf die Fütterungszeit, als er aber mit der Schüssel erschien, war sie verschwunden und erst, nachdem er die warmen geschälten Kartoffeln vertheilt hatte und wieder herabgestiegen war, kam sie wieder zum Vorschein und raubte dem armen Konstantin alles, was in seinen Backentaschen keinen Platz gefunden hatte. Als sie sich ein zweites Mal befreite, hielten die andern Meerkatzen sie an der Schnur fest, sie wurde dem Herrn ausgeliefert und war nun so fromm und schmeichelnd wie ein Schoosskätzchen.

Zwei rothe Meerkatzen *(Cercopithecus pyrrhonotus Ehrenberg), Nisnas* der Neger, aus Sennaar, waren grösser, aber ebenso hager, mit schwärzlichem Mulattengesichte, weissem Backenbart und starkem Schnauzbart, die ganze Physiognomie eine sonderbare Mengung von melancholischem und komischem Ausdruck, die Haare der Lichtseiten lebhaft fuchsroth, auf den Schattenseiten durch gelblich in weiss verbleichend. Sie benahmen sich etwas ruhiger und hüpften meist nur mit den Vorderfüssen rechts und links, um ihre Begierde auszudrücken, während die Hinterfüsse ruhig blieben. Die eine, *Pataffia* genannt, fieng das zugeworfene Obst in der Luft auf, die andere kletterte herab, um es mit den langen Händen zu nehmen, nicht ohne Mühe und Sorgen, da *Pataffia* sie auf jede Weise daran zu hindern suchte. Im Februar wurde *Pataffia* krank und kam in einen Behälter, wo ich sie in einem starken Anfall von Krämpfen dem Tode nahe sah. Sie erhielt Wasser mit Kampher eingeschüttet und erholte sich wieder. Ein drittes Exemplar war aber schon vor Eröffnung der Bude verschieden und ist in unser Naturalien-Kabinet gekommen.

Einen grossen Theil der Beletage unter diesem Paradiese nahmen die drei mit starken eisernen Stangen verwahrten Behälter der grauen Paviane *(Cynocephalus Hamadryas Cuvier)* ein. Dieser Pavian, der vergötterte Thoth der alten Aegyptier, von den Arabern Robah, in Abyssinien Hobe genannt, bildet nach Ehrenberg mit den beiden oben genannten Meerkatzen die vollständige Reihe der Affen des östlichsten tropischen Afrika's.

Herr Hartmann hat sehr zweckmässig die hinteren, wie bei dem Löwen schmächtigeren Parthien dieser Thiere durch ein breites Brett den Blicken der Zuschauer entzogen, und so sassen die drei Patrone ernst und gravitätisch da, wie bei Tische oder auf dem Katheder, und zeigten nur das hellbräunliche nackte Gesicht, ungefähr von der Farbe eines Beduinen, die starke, oben flach zurückliegende, an den beiden Seiten ballenförmig hinausstehende, die kleinen nackten Ohren verbergende Perücke und die lange dichte Mähne der obern Hälfte des Körpers, welche als weiter Rock dem kräftigen Thiere ein ganz anständiges Ansehen verlieh.

Die einzelnen Haare dieser Perrücke und Mähne waren an

der Wurzel grau, dann abwechselnd grünlichgrau und schwarz geringelt, die Nägel stark und schwarz. Die lebhaften braunen Augen sassen auffallend nahe bei einander tief im Kopfe, durch einen starken Vorsprung des Schädels vor der Sonne geschützt, dabei ziemlich klein. Um so grösser war die stark vortretende, dann stumpf abgestuzte Schnautze, so dass das von vornen gesehen noch ziemlich menschliche Gesicht im Profil dem eines Bullenbeissers näher stand.

Alle drei führten eine sitzende Lebensart, so dass der Nutzen ihrer grossen, nackten, blutrothen Gefässschwülen gleich einleuchtete, nur gereizt standen sie zuweilen auf oder zeigten als Zeichen der Verachtung den Hintern, setzten sich aber gleich wieder und nie sah ich sie wie die kleineren Affen zum Vergnügen laufen oder klettern.

Herr Hartmann machte uns auf einen allen Affen gemeinschaftlichen Hauptzug in ihrem Charakter aufmerksam, den raschen Uebergang der Affekte; er konnte sie durch die geringste Kleinigkeit in Wuth bringen, wenn er dann nur zwei Schritte weggieng und mit freundlicher Miene wieder kam, schmeichelten sie ihm, als wäre nichts geschehen; eben so rasch wechselte ihr Benehmen gegen einander. Ein zweiter Zug war die grosse Eifersucht; man konnte keinem schmeicheln, ohne den heftigsten Zorn der beiden andern zu erregen, sie kannten selbst ihre Namen und Mustapha, der sich bei dem seinigen angeredet behaglich kratzen liess, gerieth in Zorn, wenn man nur den Namen Satan aussprach; Schläge, sagte mir der Wärter, nehmen sie geduldig an, aber Vernachlässigung können sie nicht ertragen.

Die Freundschaft gaben sie durch ein leises, langsam wiederholtes Ho in tiefem Basston zu erkennen, dann wurde ein Arm zu dem Nachbar hinübergestreckt, der mit beiden Händen daran nach Milben suchte. Entsand ein Streit, so wurde derselbe Ton viel lauter und schneller auf einander ausgestossen, und den höchsten Grad des Affekts bezeichnete, wie bei den Menschen, ein helles Geschrei; dann schlug regelmässig abwechselnd, wie bei Duellanten, einer um den andern rasch herüber und zog eben so schnell die Hand zurück, Satan, der mittlere und jüngste, war so boshaft, sobald er einen Schlag geführt hatte, mit dicht

die katholische Kirche, die den Volksgesang von den Protestanten empfangen hatte, durch den Einfluß der Opernmusik späterhin zuerst ihre Offertorien, dann die ganze Messe und sogar den Meßgesang der Gemeinde in galanten Styl verwandelte, wovon auch die Protestanten in ihren Cantaten und Chorälen angesteckt, dem Geist der Kirche und der Sitte der Väter sich entfremdend, zu Gesängen Ohr und Kehle boten, die eher an Motive der Zauberflöte und des Donauweibchens als an den Ambrosianischen Lobgesang und an die Nachtmahlshymne des Nicolaus Decius erinnern.

Alle diese Zeichen des Ungeschmacks in der geistlichen Dichtung und Tonkunst laufen freilich in gleicher Linie mit demjenigen, was die kirchliche Architektur seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. von Schnörkeln und Flittern, die Skulptur von Zöpfen und Verrenkungen, die Malerei von fahlem Colorit und süßlichem Ausdruck aufzuweisen hat und wodurch sie eben so wenig das Aeltere in seinem Werthe zu schätzen und herzustellen, als das Neue mit wahrem Verstand und aus ächtem Gefühl, d. h. mit Geist zu schaffen vermochte.

Wendet man von dem Gesagten den Blick verlangend nach einer bessern Zukunft: so dürfen wir uns dessen erfreuen, daß eine solche Zukunft nach beiden Richtungen des Lieds in Text und Ton mit der Gegenwart begonnen hat. Nicht nur haben, wie schon berührt worden, während der hymnologischen Revolution einzelne begabte Dichter und Tonkünstler, wie Lavater und Hiller, Knecht und Amalie von Preußen, in einem bessern Sinn und Tone gewirkt; sondern eben in unserem Jahrhundert ist, was vorerst die Dichtung anbetrifft, mit Novalis und Schenkendorf, Arndt, Albertini, Garve, v. Meyer, Spitta, Knapp und Möwes eine gute Bahn gebrochen, auf welcher das christliche Gefühl in wahrhafter Poesie seine Kraft und Fülle, Klarheit und Tiefe aufzuschließen vermag. Ist auch nicht zu leugnen, daß gerade die talentvollsten unter diesen christlichen Dichtern sich für das Kirchenlied nicht durchaus eignen, indem sie entweder, wie Novalis, zu mystisch, dunkel und spielend, oder, wie Schenkendorf, zu sehr in Form und Ton der weltlich romantischen Schule zugeneigt sind, oder, wie Spitta, vorzugsweise subjektive Stimmungen und Zustände darstellen, oder, wie Knapp, mehr rhetorisch als lyrisch, sich in zu großer Ausführlichkeit und Wortfülle verbreiten; so ist doch von jedem derselben das eine und andere Lied in einfacher, volksmäßig erbaulicher Weise

am Gitter aufgesperrtem Rachen den Gegenschlag abzupassen und so dreimal den Bondo blutig zu beissen, das letztemal so heftig, dass er wohl einen Finger verlieren wird, obschon dieser absichtlich den Schlag bald höher bald tiefer führte und ihn so mehreremal tüchtig auf die Nase oder auf das Kinn schlug.

Ein Zug der blinden Wuth war es, dass sie sich dabei jedesmal wieder alle ersinnliche Mühe gaben, einander zu sehen, obschon dies nicht möglich war, wie die Fliegen nicht ablassen gegen das Fenster zu fliegen, obgleich sie nicht durch können, ein Zug von Ehrlichkeit aber, dass nie ohne vorgängige Herausforderung Feindseligkeiten verübt wurden. Wenn Bondo wieder Frieden schliessen wollte, und den Arm herüberstreckte, Satan aber missmuthig war, zog sich dieser in den entferntesten Winkel seiner Zelle zurück, schwieg lange still und antwortete endlich auf langes freundliches Zureden mit einem einzigen lauten verneinenden Ho, nie aber machte er die geringste Miene, die in Freundschaft angebotene Hand zu verletzen.

Die gewöhnliche Kost war Kartoffeln, zuweilen erhielten sie Kohl, Kohlraben oder gelbe Rüben, welche der Länge nach aufgebissen wurden, als wollten sie sie schälen, und schwarzes Brod, welches ihnen am wenigsten behagte. In Alexandrien sollen sie viele Pomeranzen gefressen haben. Wasser und Milch tranken sie gerne und geschickt, indem sie dabei das Geschirr mit der Hand festhielten, wie ein Mensch. Ich reichte ihnen Laugen- und Butterbretzeln, Nüsse, Birnen, Aepfel, auch weisse Rüben behagten ihnen gut und *Polenta* (Maispudding) wurde nach einigem zweifelhaften Beriechen ebenfalls verzehrt.

Das Dargebotene nahmen sie alle mit Anstand, doch zeigte sich ihr verschiedenes Temperament im Zugreifen, Bondo der älteste that es am derbsten, Satan mit weniger Muskelkraft, Mustapha, der Nachbar des Pelikans, am ruhigsten. Nüsse knakte Bondo mit den Vorderzähnen auf, die andern thaten es mit den linken Backenzähnen, alle wussten sie sehr gut zu schälen. Ebenso Kastanien. Bot ich mit einer Hand einen Apfelschnitt, mit der andern eine Nuss, so wurde stets nach dem Apfel gelangt. Oft hielt ich das Obst so, dass zwei Affen es nehmen konnten, da blieben beide ruhig und nie war einer dazu zu

bringen, seine Sehnsucht aus den Augen in die Hand übergehen zu lassen, denn jeder fürchtete sich vor dem unsichtbaren Nachbarn. Nun entfernte ich die Hand langsam von einer der beiden Zellen und kaum war dieses so weit geschehen, dass der eine das Obst nicht mehr erreichen konnte, so griff der andere zu. Einmal reichte ich dem Satan eine Zwiebel, er schälte sie sehr pünktlich und verzehrte sie mit gutem Appetit, wischte sich aber darauf mit beiden Händen die Thränen von den Augen und man spürte auf zwei Schritte den Zwiebelgeruch seines Athems.

Als wir näher bekannt wurden, sahen mir die drei Herren immer auf die Hände, machten die komische kleine Bewegung mit den Zähnen und Lippen, welche ihr Ausdruck der Zuneigung ist, begannen ihr Ho, wenn ich in die Tasche langte, schüttelten den Käfig, wenn ich jemand Anderem etwas gab, verbanden aber mit dem entschiedensten Egoismus doch auch einiges Billigkeitsgefühl, denn während jeder zuerst berücksichtigt sein wollte, hatte er doch nichts einzuwenden, wenn der Nachbar nach ihm etwas erhielt.

Giuseppe liess den Satan auf arabisch tanzen, dieser stellte sich aufrecht an die Wand der Zelle und bewegte sich im Takte auf und ab. Alle, versicherte er mich, liessen sich von ihm ohne Widerstand Kette und Maulkorb anlegen und wieder abnehmen, Bondo könne auf dem Seil tanzen, auf den Händen laufen und andere Kunststücke ausführen, zerreisse ihnen aber die Kleider, wenn er in Zorn gerathe. Einmal hätten sie auch einen grossen schwarzen Affen gehabt *(Cynocephalus ursinus Wagner)*, dieser habe noch mehr Verstand gehabt, als die andern, des Nachts habe man ihm kein Stroh gegeben, sondern eine wollene Decke, und mit dieser habe er sich ganz wie ein Beduine zugedeckt.

Zwei fettschwänzige Schafe *(Ovis Aries steatopyga Pallas)* aus Mekka hatten eine zwar dichte, aber glatte Behaarung, Kopf und Hals schwarz, das Uebrige nicht gelblich, sondern rein weiss, wie bei den Ziegen, der Schwanz war ganz verkümmert und an seiner Wurzel befand sich ein grosses, an die Gesässschwielen der Paviane erinnerndes Fettkissen.

Zwei Gazellen *(Antilope Dorcas L.)* aus Kordofan hatten beinahe die Grösse und völlig die Gesichtszüge einer Gemse,

aber einen zierlicheren Bau, besonders auffallend dünnere Füsse mit steif abwärts gerichteten dunkeln Borstenbüscheln an den Knieen der Vorderfüsse. Der Bock war hell isabellfarbig, die Schattenseiten weiss, die beiden Farben nicht, wie an den meisten Thieren, an den Seiten in einander übergehend, sondern durch ein dunkleres Band getrennt, über den Augen zwei weisse Striche, unter solchen ein dunkler, hinten wie bei den Rehen ein grosser weisser Flecken, aber mit schwarzem Strich am kurzen Schweife. Geneckt stiess er lebhaft mit den knotigen Hörnern, wollte auch wie der Gnu die scharfen Spitzen am Boden wetzen, liess sich aber doch streicheln und frass Brod, Butter- und Laugenbretzeln, Aepfel, Birnen und Rüben aus der Hand. Die Gais hatte verkümmerte Hörner, durch Beimengung schwarzer Haare eine dunklere Färbung, verschmähete das Brod und war viel friedlicher und ruhiger. Beide liessen nur selten einen Ton hören, dem Mekern einer Ziege ähnlich und wurden mit Heu und Gerste, dem Haber des Morgenlandes gefüttert. Einmal brummte der Bock anhaltende Trompetentöne durch die Nase, die er rümpfte, dass die Haut eine Falte schlug.

Eine prächtige weibliche Giraffe *(Camelopardalis Giraffa L.)* nahm im Hintergrunde beinahe ein Drittheil der Hütte ein. Es war ein zu Anfang des Jahrs 1845 in Dongola gebornes, ganz jung gefangenes Thier von auffallend heller Farbe, noch nicht erwachsen und doch schon zwölf Fuss hoch, so dass die zwei kohlschwarzen Haarbüsche der kurzen Hörner beinahe die Decke berührten.

Vor diesen den Rosenstöcken der Hirsche entsprechenden Hörnern befand sich auf der Stirne ein Höcker als Andeutung eines dritten. Von den grossen weissen Ohren drehte die freundliche Liese, dies war ihr Name, bald eines, bald beide, wie ein Pferd, gegen den Anredenden und die schönen ungemein grossen Augen blickten mild und ausdrucksvoll herab. In der vortretenden, nach allen Richtungen beweglichen Oberlippe war der erste Schritt zur Rüsselbildung angedeutet, zuweilen wurde sie zurückgeschlagen, dass die schönen, weissen Zähne sichtbar wurden und die zwar flache, aber schmale und ungemein lange blaulichröthliche Zunge trat spannenweit hervor, um die Kleestengel aus

der Raufe zu ziehen. Der schlanke lange Hals war wie bei den Pferden stark zusammengedrückt, so dass er von vorne gesehen sehr schmal erschien, von der Seite gesehen gaben ihm aber die starken Muskeln der unteren Hälfte eine ansehnliche Breite, noch vermehrt durch die fast aufrechte, bis jenseits der Schulter herablaufende Mähne. Der Leib war auffallend kurz, so dass eine von der weit vortretenden Schulter zum Schweife gezogene Linie in drei gleiche Theile zerfiel, ein Drittheil für den Vorderfuss, ein Drittheil für den Leib und eines für den Schenkel, die obere Linie senkte sich wegen der ungemein starken den Hals regierenden Muskeln und der diese stützenden Fortsätze der vorderen Rückenwirbel steil nach hinten ab, nicht aber die untere und die Hinterfüsse waren ebenso lang, wie die vorderen. Die hohen Füsse waren schlank, aber mit dicken Gelenken, wie bei dem Kameel, ohne Afterklauen, mit grossem gespaltenem Hufe, welcher in der Gefangenschaft sich so verlängerte, dass er von Zeit zu Zeit wie bei den Pferden beschnitten werden musste. Die Vorderknie zeigten Spuren vom Niederknieen, ohne jedoch die Haare verloren zu haben, zwischen den Vorderfüssen befand sich eine starke polsterartige Schwiele, von einer lockeren faltenreichen Haut umgeben, damit das Thier die Vorderfüsse weit auseinander stellen könne, wenn es trinken oder etwas vom Boden holen will. Der kleine Schweif hatte einen schiefen Busch schwarzer grober Rosshaare. Ausser diesen schwarzen Büschen an beiden Enden des Thiers waren alle Haare kürzer als bei dem Pferd und glatt anliegend, an der Lichtseite isabellfarbig, an der Schattenseite weiss, mit zimmtbraunen Flecken. Diese Flecken nehmen den grössten Theil der Oberfläche ein und bilden Vielecke der mannigfaltigsten Umrisse. Die oberen sind sichtbar aus mehreren einzelnen kleineren, mehr oder weniger in einander fliessenden Flecken zusammengesetzt, welche wie bei mehreren Katzenarten an Kopf, Bauch und Füssen sich zusammenziehend runder und kleiner werden; diese Zeichnung ist nicht symetrisch, wie bei den Insekten und Vögeln, ich zählte am Halse herab an einer Seite zehn, an der andern acht Flecken der Hauptreihe, auch an den Seiten und den Füssen harmonirten rechts und links nicht miteinander; mit diesen Abweichungen der Seiten sind auch

Abweichungen der Individuen gegeben, wie denn wirklich keine der vorhandenen Abbildungen völlig mit dieser Giraffe übereinstimmte, nicht einmal die gewiss genaue im Rüppel'schen Atlas.

Die Behandlung dieser prächtigen Giraffe war völlig wie bei dem Pferde. Mittelst einiger Riemen am Kopfe und einer drei Klafter langen dünnen Kette war sie hoch oben an der Decke angebunden, damit sie sich nicht mit den Füssen in diese Halfter verwickle. Sie ging anfangs viel auf und ab, wobei sie immer die beiden Füsse einer Seite zugleich bewegte (Passgang), ein Gang, der nur selten bei den Pferden vorkommt, bei den meisten vierfüssigen Thieren gar nicht, den sie aber mit den Kameelen und Bären gemein haben soll und den ich auch bei dem Löwen und dem Panther beobachtete. Angetrieben gallopirte sie zuweilen satzweise, die beiden Vorderfüsse gleichzeitig aufhebend, wobei sie solche allerdings etwas bog, dann die beiden Hinterfüsse; traben konnte sie gar nicht, wohl aber soll sie tüchtig ausschlagen können, und zwar sowohl mit den Hinterfüssen wie ein Pferd, als auch und noch besser mit den Vorderfüssen wie ein Hirsch. Auch rückwärts ging sie leicht und sicher. Später wurde sie viel ruhiger und begnügte sich oft, sich nur auf den Vorderfüssen zu wiegen, indem sie solche abwechselnd in die Höhe hob, ohne sich hinten zu bewegen.

Wenn die Zeit der Fütterung herannahete, scharrte sie mit einem Vorderfuss. Diese Zeichensprache gefangener Thiere, um die Nahrung zu fordern, welche sie nicht mehr selbst suchen können, fand ich wunderbar allgemein verbreitet, nicht nur das Zebra, der Addax, die Gazellen und die Schafe scharrten mit einem Vorderfusse oder abwechselnd mit beiden, sondern auch die Hyänen, die Löwen und die Panther.

Wie die arabischen Pferde wurde Liese reichlich mit Kuhmilch ernährt. Sie erhielt je Morgens und Abends vier Maass davon, dagegen kein Wasser. Diese laue Milch trank sie in starken Zügen, wie die Pferde die Nase einsenkend, so dass sie oft absetzen musste, um zu athmen, zuweilen auch niesste. Als die Milch einmal zu warm war, stiess sie die Schüssel weg. Als Futter erhielt sie je drei Pfund geschrotete Ackerbohnen in einem Trog und dürren Klee in einer Raufe, beide nahe an der

Decke befestigt. Auf der Reise erhielt sie Milch und Durra *(Sorgtum vulgare Persoon)* so lange letztere zu haben war. Den Sommer hindurch liess man sie laufen, wobei sie oft ausreissen wollte, wenn sie einen Wald erblickte, mit solcher Stärke, dass sie zwei bis drei die Halftern haltende Männer mit schleppte. Im Winter fährt sie in einem mit Kissen ausgepolsterten Kasten.

Gegen Herrn Hartmann und seine Tochter zeigte sie viele Zuneigung, horchte auf den Ruf Lieschen, liess sich gerne von ihnen streicheln und lehnte sich an ihn; er versicherte mich, dass sie gerne Gesellschaft sehe und in einem Stalle lange allein gelassen ganz traurig werde, auch schaute sie gerne zum Fenster hinaus, wenn viele Leute vorüber gingen. Zuweilen rieb sie Kopf und Seiten an der Wand wie ein Esel. Als sie einmal zum Zeitvertreib ein Stück von der Leinwand abriss, womit ihr Platz ausgeschlagen war, wurde der Riss gleich ausgebessert und mit den für den Pelikan bestimmten Fischen gerieben, sie habe einen solchen Ekel gegen den Fischgeruch, dass sie nun die Leinwand nicht mehr berühren werde.

Ich fragte, ob sie keine Stimme habe und erfuhr, noch ganz jung, bald nach dem Einfangen, habe sie ein paar mal Mö gerufen, fast wie ein Kalb, seitdem habe man aber nie mehr einen Ton von ihr gehört. Auch erzählte mir Herr Hartmann, ein ausgezeichneter Kunstreiter, er habe früher eine andere, seitdem in Berlin gestorbene und in dem dortigen Naturalienkabinet aufgestellte Giraffe zum Reiten abgerichtet gehabt, so dass er vier mal im Tagtheater zu Ofen auf ihr einen festlichen Umritt gehalten hätte und vier mal eine seiner Töchter.

Ich sah sie nie sich legen, bei Nacht aber, wo der Stall mit einem Gitter geschlossen und ihr die Halfter abgenommen wird, soll sie es öfters thun, sie knie dabei immer zuerst mit den Vorderfüssen nieder.

Gegen Ende Februars wurde Herr Hartmann krank und musste bei der Abreise seiner Menagerie zurückbleiben; diese brach am 4. März nach Mannheim auf, Lieschen wurde mittelst der als Zugbrücke herabgelassenen Thüre in den ausgepolsterten Kasten des für sie verfertigten Wagens geführt, es wehte ein scharfer Ostwind, der Thermometer zeigte Morgens — 2°, am

5. sogar — 5°; als man Bruchsal erreicht hatte, hörte man im Kasten einen Fall, als man öffnete lag die Giraffe im Todeskampfe und nach zwei Stunden war sie todt. Sie wurde noch nach Mannheim gebracht, dort mit einer Einnahme von 182 fl. zwei Tage lang ausgestellt und um 500 fl. an das Naturalienkabinet in Heidelberg verkauft, Der arme Hartmann, welcher schon den Plan entworfen hatte, auf den Sommer seinen Liebling in Stockholm und Petersburg einzuführen, vergoss Thränen über seinen herben Verlust, welcher allgemeine Theilnahme erregte.

II.

Bald nach der Eröffnung der aus Wien und München zu uns gekommenen Hartmann'schen Menagerie erfuhr man, dass eine zweite aus der Schweiz und Freiburg eintreffen werde. Wirklich kam in der ersten Hälfte des Decembers ein Neffe des durch sein Affentheater bekannten Herrn Heinrich Schreyer an und baute sich seine Hütte auf dem Wilhelmsplatze, viel geräumiger, 66 Fuss lang und 17 Fuss breit, mit zwei Oefen, aber aus einfachen Bretterwänden, mit grösseren Fenstern und da die Ritzen und Astlöcher nicht verstopft wurden, eine Scheibe fehlte, die Thüre fast immer offen blieb, trotz aller Feurung empfindlich kalt.

Den 17. December wurde sie eröffnet und blieb bis zur Abreise nach Heilbronn am 18. Februar zugänglich, ich abonnirte auch hier mit meinem Sohne Eduard, freute mich des freundschaftlichen Einverständnisses der Herren und Diener beider Menagerien, welche einander oft besuchten und andern Kunst- oder Handwerksgenossen als Muster dienen konnten und fand besonders an dem Oberwärter Angelo Gussonato aus Vicenza einen sehr verständigen und unterrichteten Mann, welchem ich reiche Belehrung verdanke.

Auch hier befand sich die Thüre an der Nordwestseite, zweiter und dritter Platz und Fenster aber lagen gegen Südwesten, die Reihe der Thiere gegen Nordost und Südost, diese daher an der kältesten Wand, aber dafür nicht ganz ohne Sonne.

Durch den von dem eindringenden kalten Luftzuge wie ein Segel geschwellten Vorhang eintretend, fand ich den kältesten Platz durch einen Eisbären *(Ursus maritimus L.)* besetzt,

einen riesigen Repräsentanten der Polarregion, von der Grösse eines Ochsen, mit langem Halse, kleinem Kopfe, kleinen runden Ohren und kleinen Augen mit milchweisser Iris, die nackte Haut der Nase, Lippen und Augenlider schwarz wie die Nägel, die dichte Behaarung weiss, nur an den Füssen, wo sie am längsten ist und selbst den Sohlen nicht fehlt, gelblich. Der Rachen war klein geschlitzt und konnte nicht weit geöffnet werden, aus dem nämlichen Grunde, aus welchem die Worte in kalten Ländern mit Consonanten enden, weil es nicht angenehm ist in der Kälte den Mund weit zu öffnen.

Koloss, dies war sein Name, war sehr träge, lag in den mannigfachsten malerischen Stellungen gelagert, oft die Vordertatzen einwärts gebogen, manchmal einem Schneeberg gleichend, und liess in behaglicher Ruhe leise Töne hören, denen einer Aeolsharfe ähnlich, ein Brüllen im Traum. Ich sah ihn nie freiwillig auf und ab gehen und der Wärter brauchte immer einige Zeit, ihn mit der eisernen Gabel zum Aufstehen zu bewegen. Dann brüllte er furchtbar, mit heiserem Basston, erhob sich auf den Vorderfüssen und stand endlich, jedoch auf kurze Zeit auf allen Vieren.

Ein tüchtiges Stück rohes Fleisch wurde ihm nun in der Höhe bald da, bald dort vorgehalten und dadurch brachte man ihn dazu, gleich einem aufwartenden Pudel auf den Hinterfüssen sitzend sich vornen bis zur Decke des Behälters aufzurichten. Einmal erhielt er einen todten Hahn, er verzehrte ihn langsam und ungeschickt, indem er ihn mit einer Tatze festhielt, um ihn zerreissen zu können, ich hörte die Knochen krachen und es blieb nichts zurück als Federn, ich meinte, er habe auch von diesen einen guten Theil verschluckt, Angelo aber behauptete, er fresse keine einzige mit. Einen Fisch *(Cyprinus Dobula L.)* verzehrte er ganz. Mit dem Fleische erhielt er jedesmal ein grosses Stück schwarzes Brod, er frass zuerst das Fleisch, dann das Brod, zuletzt nagte er an den Knochen und versuchte sie zu zerbeissen, was ihm aber bei den stärkeren nicht gelang. Ich gab ihm Weken, Milchbrod, Laugenbretzeln, Birnen, weisse Rüben, was er alles gerne frass. Als ich einen Apfel hineinrollte, fieng er ihn gleich, verzehrte ihn mit grossem Behagen, steckte dann die

Schnautze durch das Gitter und blickte mich lange mit einem so gutmüthigen bittenden Gesichte an, wie der frömmste Hund. Ein andermal reichte ich ihm eine Zwiebel und eine gelbe Rübe, er frass zuerst die Zwiebel, dann zerbiss er die gelbe Rübe, speite sie aber wieder aus, legte sich mit der Schnautze an das Gitter und lechzte, wobei er die dunkel violette Zunge wie ein Hund bei grosser Hitze heraushieng, auch gähnte er einigemal.

Als ich ihn am 11. Februar besuchte, fand ich, dass er laut seufzte und stöhnte, wobei er ganze Wolken von Dampf aus dem Rachen stiess. Der ist unser Barometer, sagte mir ein Wärter, wenn er schreit, bekommen wir Regenwetter. Es war seit einigen Tagen sehr viel Schnee gefallen, wir hatten gute Schneebahn und Abends 9 Uhr — 4 ° Reaumur, so dass man eher strengen Frost erwarten konnte, auch blieb am 12. und 13. das Wetter noch ziemlich heiter, der Boden gefroren, erst am Abend des 14., genau drei Tage nach der Prophezeihung, trat ein heftiger Sirocco oder Föhn mit Sturm und Regen ein, wir hatten diesen Abend + 1 °, den folgenden + 5 ° und fortan acht Tage lang Thauwetter.

Angelo und der Explicator Wilhelm erzählten mir die Geschichte dieses nordischen Gastes. Drei Eisbären griffen den 29. Mai 1844 die Mannschaft des Hamburgischen Grönlandsfahrers der junge Konrad, Kapitän Otto Mehler, an, zwei wurden erschlagen, der dritte mit einer Schlinge gefangen und halbtodt an das Schiff gezogen. Hier wurde er mit starken Seilen an eine Rah aufgehängt und acht Stunden lang in der Luft schwebend erhalten, bis der Zimmermann einen hinreichend festen Kasten verfertigt hatte, in welchen er nun hinabgelassen wurde. Man zweifelte an seinem Aufkommen, er erholte sich aber bald wieder, wurde in Hamburg zur Schau ausgestellt und trug den Eigenthümern in wenigen Wochen 2000 Mark ein. Herr Schreyer kaufte ihn hier, gerieth aber in nicht geringe Gefahr, da er den neuen Behälter durch Anstemmen gegen die Decke zu sprengen versuchte; schon begannen die Bretter zu krachen, als man in aller Eile an der Stelle, gegen welche er mit Erfolg drückte, von aussen lange Nägel einschlug, nun liess er ab und jetzt starrt die ganze Decke und obere Hälfte der Wände seiner Kammer von anderthalb Zoll langen Nagelspitzen, wie das Fass des Regulus.

Ich sah ihn alle Bewegungen langsam ausführen und brachte, wenn ich ihm etwas gab, die Hand, aus Vorsicht immer die linke, weit innerhalb des Gitters hinein, wurde aber gewarnt, Angelo versicherte mich, er sei schon, wenn er im hintersten Winkel lag, plötzlich und rasch vorgesprungen, um eine hineingesteckte Hand zu erhaschen, und Wilhelm erzählte, dass er in Wien einem Zuschauer, der ihm etwas reichen wollte, das vordere Gelenk des Zeigefingers rein abgebissen habe.

Nachbarn dieses trägen Polarthiers waren zwei schnellfüssige Antilopen *(Antilope Addax Ruppel)* der afrikanischen Wüste, von der Grösse eines Hirsches, mit geringelten, spiralförmig gewundenen, gegen zwei Fuss langen Hörnern, an der Stirne ein grosser chokoladebrauner Flecken, darunter gegen die Wangen zwei weisse, sonst die Lichtseiten hell chokoladefarbig, nur Gruppe und Schenkel weiss, wie die Schattenseite; an der Kehle mähnenartig verlängerte Haare, auf dem Widerrist ein Buckel, wie bei dem Zebu, nur schärfer.

Ich fand sie viel öfterer gelagert, als die Gazellen; um sich niederzulegen, knieten sie zuerst auf den Vorderfüssen, dann bogen sie das untere Gelenke der Hinterfüsse und zuletzt die oberen Gelenke. Die Knie waren daher schmutzig und abgerieben, wie bei den Gazellen und der Giraffe. Als Futter erhielten sie Heu und Gerste, frassen auch Brod, aber kein Obst. Sie tranken ganz wie die Pferde, das Maul so tief einsenkend, dass sie nicht athmen konnten, daher zuweilen absetzend, und leckten sich nachher die Schnauze.

Am Futtertrog kamen ihre Hörner beständig und oft sehr unsanft in Berührung, auch sonst gab es Streit, und es schien mir, dass solcher von der Geis ausgehe. Es war indessen nicht ernstlich gemeint, nur Hiebe mit der Wölbung der Hörner, wie ein Säbelgefecht; im Ernste werden die Spitzen gebraucht, und dass ein solcher Gebrauch zu befürchten sey, bewiesen die hölzernen Knöpfe, durch welche den Hörnern des Bocks das Aussehen von Rappieren gegeben worden war. Auch brauchten sie die Hörnerspitzen, um sich zu kratzen.

Von der Geis hörte ich nie eine Stimme, vom Bock ein einziges Mu während eines Kampfes, ziemlich tief, aber nicht laut.

gedichtet und für den gottesdienſtlichen Gebrauch vollkommen geeignet und erwünſcht. Von muſikaliſcher Seite iſt theils durch die, vornämlich von der Berliner Singakademie bewirkte Zurückführung der Oratorien von Händel und Bach, auf eine Hebung der künſtlichen Kirchenmuſik geleitet worden, wovon Mendelſohn's Paulus die großartigſte Probe iſt; theils iſt durch Kocher's Anregung und nach ſeinem Vorgange in Schwaben ein reges Streben erwacht, den Choral in ſeiner kirchlichen Einfachheit und Würde zu geſtalten, wie davon bereits im Eingange dieſes Aufſatzes Erwähnung geſchah.

Aus dieſer geſchichtlichen Ueberſicht der großen Maſſe des evangeliſchen Kirchenlieds ergibt ſich nun fürs Erſte, daß in eine kirchliche Liederſammlung Geſänge aus allen Zeiträumen gehören. Nicht nur, weil aus jedem Zeitraume ächt Poetiſches, Volksfaßliches und Erbauliches vorhanden liegt; ſondern weil die Gemeinde in jedem entſchiedene Lieblingsgeſänge hat, die ihr nicht entriſſen werden können. Auch zeigt ſich gerade hierin theils der Reichthum, theils die Mannichfaltigkeit des geiſtigen Lebens und gläubigen Gefühls in der Chriſtenheit, daß aus allen Zeiten die Zeugniſſe zuſammenklingen und die Stimmen Luthers, Gerhards, Speners, Gellerts und ihrer Freunde einen Choral bilden, worin die kräftige Frömmigkeit des erſten, die innige des zweiten, die beſchauliche des dritten und die verſtändige des vierten Zeitalters einander wechſelsweiſe ergänzen, begleiten und verſtärken. Es iſt daher zu dem Behufe, daß die Mannichfaltigkeit des gemeinſamen Glaubens in ſeinen Bezeugungen recht zum Bewußtſeyn komme und im Gedächtniß bleibe, ein gar ſchöner Brauch, wornach im bremiſchen, hohenlohe'ſchen und anderen Geſangbüchern die Namen der Verfaſſer, und gemeiniglich in den Choralbüchern die Namen der Componiſten beigeſchrieben ſind. Man hat es unangemeſſen gefunden, wie Stier ſich ausdrückt, theils weil überhaupt dieſe hiſtoriſche Beziehung zu der lebendigen Aneignung des göttlichen Worts in der ganzen Gemeinde nicht zu paſſen ſcheine, theils weil der Antheil der urſprünglichen Verfaſſer ſich mit der von Mehreren ausgehenden Bearbeitung vielfach vermiſche. Aber vorerſt von dem letztern Punkte hier noch abgeſehen, bei welchem, wenn man nicht mit den Liedern ſo grauſam umzugehen beabſichtigt, wie es von den Geſangbuchsverbeſſerern der Klopſtock'ſchen Periode geſchehen war, doch wohl immer Sinn und Geſtalt des Liedes im Weſentlichen ſeinem urſprünglichen Verfaſſer

Eine grüne Meerkatze *(Cercopithecus sabaeus Desmarest)* aus Senegambien, mit gelblichem Backenbart, auch sonst mehr gelbgrün, als die ostafrikanische, traf ich meist in einer gereizten Stimmung an, da ihr böser Nachbar ihr wenig Ruhe liess, sie langte nur schüchtern und mit einem Schrei nach den dargebotenen Aepfeln, Birnen, Rüben und Backwerk, liess auch oft ihr Ho, Ho, Hehehe und stärker gereizt ein unartikulirtes Knabengeschrei hören. Nüsse liess sie liegen, da sie ihr zu hart waren.

Ein Makako aus Java war auch hier das unartigste Mitglied der ganzen Gesellschaft. Von derberem, gedrängterem Bau, als die Afrikanerin, braungrünlich mit weisslicher Schattenseite, langschwänzig, die Hände schwärzlich, das Gesicht aber ziemlich hell, wie bei seinen Landsleuten, den Malayen, mit tiefliegenden braunen Augen und grossem, dickem Maule, äusserte er durch seine Unruhe die tropische Natur, stand oft auf, rüttelte am Käfig und fieng mit der Nachbarin Händel an. Als diese ihn einmal tüchtig in die Finger biss, wischte er sorgfältig das Blut ab, und betrachtete die Wunde mit grosser Aufmerksamkeit.

Ich reichte ihm Brod, Backwerk, Aepfel, Birnen, Rübenschnitte, er nahm alles rasch und unhöflich, schob es eilig in die Backentasche und streckte die Hand bettelnd wieder vor, um mehr zu bekommen und wo möglich zu verhindern, dass die Nachbarin etwas erhalte. Eine Nuss knackte er auf und schälte sie mit vieler Gewandtheit, eine andere aber warf er weit weg, als er sie zu hart fand, und als ich sie ihm wieder reichte, griff er statt nach der Nuss nach den Fingern, eine Bosheit, die ich bisher nur bei dem gemeinen Affen *(Inuus Sylvanus Wagner)* beobachtet hatte. Kurz vor der Abreise wurde er in einen Kasten gesetzt, welcher nur zwei runde Luftlöcher von einem Zoll Durchmesser hatte, dennoch bemerkte er es gleich, als ich dem Nils etwas reichte und rüttelte den Kasten, um mich auf ihn aufmerksam zu machen; als ich mich umsah, war auch gleich eine Hand am Loch, um den Apfelschnitt in Empfang zu nehmen. Wilhelm erzählte mir, sie hätten diesen Affen in Prag sehr wohlfeil von einem Herrn erhalten, dem er, während dieser am Fenster mit ihm spielte, fünfhundert Gulden in Banknoten aus der Tasche gezogen und auf die Strasse geworfen hatte, es sey unten ein

grosser Auflauf und Lärmen entstanden und als endlich der Herr den Grund davon entdeckt habe, seyen die meisten Banknoten schon fort gewesen.

Cäsar, ein schöner afrikanischer Panther *(Felis Pardus L.)*, benahm sich ganz als Katze, besonders wenn er mit funkelnden Augen nach dem Fleische haschte, welches der Wärter ihm bald da, bald dort vorhielt, bis er es mit den scharfen Krallen fieng, hereinzog und mühsam kauend verzehrte. Eben so katzenmässig trank er, indem er das Maul zwei starke Zoll von der Wasseroberfläche entfernt hielt und das Wasser durch ruhig wiederholte Bewegungen der Zunge aufschöpfte, ohne die Lippen nass zu machen.

Den 6. Januar trat Angelo nach vier Monaten zum erstenmal wieder öffentlich in seinen Behälter und liess ihn nach dem Kunstausdruck der Menagerien arbeiten. Cäsar hatte ziemlich Alles wieder vergessen und zwei Proben waren kaum hinreichend gewesen, ihn nothdürftig wieder einzuüben, es ging jedoch mit jedem Tage besser. Angelo, ein hübscher Mann, mit der den Vicentinern eigenen freundlichen einnehmenden Physiognomie, trat schnell und entschlossen durch das kleine Thürchen ein und redete Cäsarn liebkosend an, dieser richtete sich auf den Hinterfüssen auf, küsste ihm die Hand, dann das Gesicht, Angelo öffnete ihm den Rachen, legte den entblössten Arm hinein, als sey er von ihm gefasst und schoss dicht an seinem Kopfe eine Pistole ab, als habe er ihn erschossen, nun musste sich Cäsar todt stellen, wurde von Angelo aufgehoben und über den Rücken geworfen, als trage er ihn nach Hause, dann abgenommen und die Darstellung gegeben, wie ein Indianer das erlegte Thier seinem Häuptling vorlege, Angelo liess sich auf ein Knie nieder, fasste Cäsarn mit dem Rücken nach unten mit der rechten Hand bei einem Hinterfusse, mit der linken an der untern Kinnlade und hielt ihn so ausgestreckt auf seinem Schoose, endlich wurde er auf den Boden gelegt und mehrmals hin und her geschleift. Das Abtreten Angelo's erfolgte eben so rasch, wie das Eintreten, und zwar rückwärts, immer den Blick auf das Thier geheftet, das nun aufstand und wieder auf und ab ging. Ich glaubte beobachtet zu haben, dass Sentenac, so lange er sich im Behälter seiner Raubthiere befand, sie unverwandt im Auge behielt, Angelo war

aber weiter gegangen und benahm sich während der Darstellung ganz unbefangen; ich fragte ihn, ob er nie verletzt worden sey, er versicherte mich, schon bedeutende Wunden erhalten zu haben; man muss nur nicht den Muth verlieren, setzte er hinzu, so lange ich sie nicht fürchte, fürchten sie mich.

Als ich am Tage vor der Abreise, wo die polizeiliche Schranke schon abgenommen war, mit dem eingesperrten Affen beschäftigt den Rücken zu sehr diesem Panther näherte, eilte Angelo herbei und warnte mich vor dessen langen Tatzen, er selbst fasste dagegen ganz sorglos einen Stab des Käfigs an, während er an solchem beschäftigt war, und der Panther rieb liebkosend den Backen an seine Hand.

Ein männlicher fünf Fuss hoher **Mandrill** *(Cynocephalus Mormon Desmarest)* aus Guinea, an der Lichtseite dunkelgrünlichbraun, die Schattenflächen weisslich, zeichnete sich durch eine kammartig emporstehende Frisur aus, gerade der Gegensatz des ostafrikanischen Pavians, durch die lange schmale blutrothe Nase zwischen zwei nackten himmelblauen, starkgewölbten und der Länge nach dreifach gefurchten Backen und durch ungeheure Eckzähne. Die Lippen waren roth, darunter ein schwarzes Band und der spitzige Bart citronengelb. Die nicht ganz unbehaarten grossen Gefässschwielen schimmerten beinahe irisirend himmelblau und rosenroth, es wiederholte sich hier auffallend die Färbung des vorderen Endes des Thieres an dem hinteren, wie bei der Gazelle, dem Addax und sehr vielen andern Thieren, namentlich denen, welche bei anderer Färbung eine schwarze Schnauze und Schwanzspitze haben.

Er sass meist noch ruhiger und ernster da, als die Hamadryaden, die beiden hintern Hände zusammengelegt, stand wie Satan auf Befehl aufrecht hinten angelehnt, und trank ebenso ganz menschlich aus einem Becher.

Als Kost erhielt er Kartoffeln, gelbe Rüben und Brod. Ich reichte ihm Aepfel, Birnen, weisse Rüben, Milchbrod, Laugen- und Butterbrezeln, was er alles sanfter und artiger nahm, als die grauen Paviane. Als ich ihm einmal nach den Apfelschnitten eine Nuss bot, machte er eine rasche verneinende Bewegung mit dem Kopfe und der Hand, der Wärter wollte ihm nun die Nuss

geben, diesem schlug er sie aber aus der Hand, er wollte wieder Aepfel haben. Als ich aber ein andermal die Nüsse ohne Aepfel zum Vorschein brachte, nahm er sie an, knackte die schwächeren mit den Vorderzähnen, die härteren mit den Backenzähnen auf und schälte mit den Händen den Kern heraus. An einem andern Tage hatte ich nichts für ihn, er nahm es übel und schüttelte den Kopf, wenn ich ihn ansah, als ich nun zwei Nüsse erhielt und sie ihm gab, riss er sie mir ungestüm aus der Hand, so dass er mich kratzte, doch ohne eigentlich die Hand zu fassen. Wenn der Wärter seinen Behälter reinigte, setzte er sich in eine Ecke und sah aufmerksam zu bis dieser mit einer Seite fertig war, dann ging er von selbst hinüber, damit man auch die andere reinige. Abends erhielt er Stroh, welches er hereinzog und sich zurecht legte.

Als er eine Zeit lang mit den andern Affen einen Platz in der Höhe über den Straussen erhielt, wurde er ungestümer und schüttelte zuweilen mit allen vier Händen seinen Kasten so heftig, dass man ernstlich dessen Herunterstürzen besorgte; ihn fest zu machen half nichts, die Schnüre rissen und die Nägel gingen los, da versetzte man ihn wieder zwischen Panther und Hyänen; vor diesen Nachbarn hatte er Respekt und blieb wieder viel ruhiger, sein Missfallen nur durch das eigenthümliche Kopfschütteln äussernd, welches ich an keinem andern Affen so gesehen habe. Er gähnte, niesste und hustete wie ein Mensch, erhielt auch einigemal Thee.

Von zwei nordafrikanischen Hyänen *(Hyaena striata Zimmermann)* rühmte der Anschlagzettel: „Diese gräßlichsten aller „Raubthiere leben gegenseitig fast nie friedlich beisammen, und „dennoch gelang es der ungeheuern Mühe ihres Besitzers, dieses „Hyänenpaar so zu zähmen, dass sich beide Bestien nun in einem „Käfig recht gut zusammen vertragen, was hier noch nie gesehen „wurde.“ Indessen äusserte sich ihre Hundenatur doch durch eine auffallende Unverträglichkeit, sie blieben stets gesondert, da aber der Streit auch hier immer von ihr ausging, er mehr Mässigung zeigte, so war es in der Regel nur Wortstreit, sie stellte sich in eine Ecke, wiess die Zähne und liess ihr Geheul hören, so oft er auf und ab spazierend in ihre Nähe kam. Bei der Fütte-

rung erhielten sie langgeschnittene Fleischstücke, so dass beide zugleich zugriffen, es gewährte dann den Zuschauern viel Unterhaltung zu sehen, wie jedes sich bestrebte, das grössere Stück an sich zu reissen, er war der stärkere, sie machte mehr Worte, und so war sie immer im Nachtheile; einmal, als sie ihm hierüber sehr laute Vorwürfe machte, ging ihm die Geduld aus und er biss sie tüchtig in den Rücken, der Wärter sprang herbei und hatte Mühe, mit dem Prügel den erbosten Gemahl, welcher sich ganz fest gebissen hatte, zu trennen. Kaum hatte Angelo sich weggewendet, so machte das Paar Miene, den Streit von Neuem zu beginnen, in diesem Augenblick begann aber der Tigerwolf sein grässliches Gebell, sie horchten auf, er setzte sich still in eine Ecke, sie stand in der andern, beide schauten sich lange an, sie wedelte wie ein Hund mit dem Schweife, er behielt sein schmollendes Aussehen, und nun legte sie sich nieder. Ihre zerzauste Mähne und die zerrissenen Ohren beider bezeugten, dass solche häuslichen Zwiste nichts seltenes seyen.

Ein andermal warf ihnen Angelo einen grossen Knochen zu, er bemächtigte sich desselben so, dass zwei Drittheile davon rechts herausragten, sie lief ihm unausgesetzt nach, um ihm den Knochen zu nehmen, meist auf der linken Seite, da er die rechte möglichst zu decken suchte, er schrie unaufhörlich im höchsten Zorn, sie liess keinen Laut hören, so ging es lange rastlos fort, bis es ihr nach mehreren misslungenen Versuchen endlich gelang, den Knochen zu fassen, nun zerrten und drehten beide daran aus Leibeskräften, bis dieser abbrach, er hatte sein kleineres Stück bald verzehrt, sie aus Angst und Neid noch nichts genossen, da ging die Jagd von neuem los, die Rollen hatten gewechselt, sie wurde sehr laut, er ganz still, er benahm sich aber viel heftiger und gewandter und hatte ihr bald den Knochen geraubt; nun übernahm sie wieder ihre alte Rolle und so verstrich über eine halbe Stunde, bis endlich Angelo einen zweiten Knochen in die Zelle warf, nun fasste sie diesen, beide kehrten sich den Rücken und nach einigem Wortwechsel und misstrauischen Blicken verzehrte in wenigen Minuten jedes seinen Knochen.

Bekannt ist die Stärke der höheren Vordertheile und die Schwäche der Hintertheile dieses Grabthiers. Ebenso auffallend

ist seine Unruhe, beide frassen stehend, gingen den grössten Theil des Tages rastlos an einander auf und ab und standen oft, wenn sie sich niederlegten, in derselben Minute wieder auf. Die Eigenthümlichkeit ihres Baues zeigte sich bei dem Niederlegen, sie knieten zuerst mit den Vorderfüssen und warfen sich dann auf die Seite, die Vorderfüsse blieben bald einwärts gebogen, bald wurden sie nach vorn gestreckt, ein andermal gerade aus, die Hinterfüsse sah ich aber nur ein einziges mal am Tage der Abreise eingebogen, sonst immer gerade aus seitwärts gelegt.

Eines der merkwürdigsten Thiere dieser reichen Sammlung war ein schwarzer Riman Kumbang *(Felis variegata Wagner var. melas Peron)*, niedriger und länger gestreckt, als der Panther, mit flacherem Katzenkopfe und reicherem, viel längerem Schweife, so lang wie Rumpf, Hals und Kopf zusammen. Als die Sonne ihn beschien, konnte man deutlich auf dem glänzenden schwarzbraunen Felle die kohlschwarzen Flecken unterscheiden, bei schwächerer Beleuchtung erschien er ganz schwarz, auch an den Schattenseiten, denn bei ihm tritt, wie bei dem Hamster, Dachs, Honigbär, an den ganz vom Licht abgewendeten Körpertheilen statt des gewöhnlicheren Verbleichens die allgemeine Trübung ein. Diese bei den Hausthieren so häufige Verdunkelung der Normalfarben ist bereits an mehreren frei lebenden Katzenarten beobachtet worden, an dem ostindischen Tiger, dem afrikanischen Panther, dem Jaguar und Puma in Amerika. Sollte sie nicht eine Folge der Auswanderung dieser für das Tiefland bestimmten Raubthiere in das Hochgebirge seyn, wo eine solche Trübung an Pflanzen (Italien Band II. Seite 6) und Insekten (daselbst Seite 380) so häufig eintritt? Für diese Vermuthung spricht der Umstand, dass die Schwärzung nur da, wo hohe Berge aufsteigen, beobachtet wurde, in Südafrika, am Himalaya, auf Java und auf den Cordilleren, nicht aber in dem flachen Nordafrika; von dem Puma *(Felis concolor L.)* bemerkt der treffliche *Pöppig* ausdrücklich, dass er in der Alpenregion Chile's schwarz werde.

Die Gewandtheit und Geschmeidigkeit der dreijährigen Carlina, dies war der Name des seltenen Thiers, übertraf alles, was ich je gesehen. Sie sprang und kletterte wie ein Vogel an den Stäben ihres Käfigs nach dem vorgehaltenen Fleische herum, er-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

haschte es ungemein leicht mit einem Pfotenhieb und sprang nicht nur auf Verlangen des Wärters mehrmals über seinen Stock, sondern auch zum blosen Vergnügen hoch an den Wänden des Behälters hinauf. Dabei war sie ungemein zahm, liess sich streicheln und kratzen, und rieb die breiten Backen und die Seiten, wie eine Hauskatze an der hingehaltenen Hand. Der lange Schweif war meistens an der Spitze aufwärts gerollt, und wie bei der Hauskatze wurde oft diese Spitze behaglich auf- und abgerollt, ohne den übrigen Theil zu bewegen.

Wenn Angelo zu ihr eintrat, hörte sie ihn schon kommen, wartete an der Thüre und sprang freudig an ihm hinauf, er öffnete ihren Mund, zeigte die scharfen schönen Zähne, liess sie mehreremal über seinen Rücken springen, dann hob er sie in die Höhe und wand sich ihren schönen Schweif wie eine Pelz-Boa um den Hals. Nun holte sie ihm ein Stück Fleisch aus der flachen Hand, dann eines aus dem Munde, musste nochmals über ihn weg springen, endlich mit dem Tigersprung auf dem Nacken sitzen bleiben. Er nahm sie ab und zeigte sie wie den Panther auf den Rücken gelegt den erstaunten Zuschauern.

Carlina war, wie mir Angelo erzählte, in Hamburg von einem Schiffkapitän gekauft worden, welcher sie aus Java mitgebracht hatte. Der Kapitän habe die erlegte Mutter von gewöhnlicher gelber Grundfarbe gesehen und zwei Junge, das eine von der hellen Farbe der Mutter, das andere schwarz, dies habe ihm so merkwürdig geschienen, dass er das schwarze gekauft und mitgenommen habe.

Sie sey äusserst wild gewesen, habe nach jedem Vorübergehenden mit den Pfoten gehauen und es habe ihn viele Mühe und Geduld gekostet, sie abzurichten, bei dem Sprung auf den Nacken habe sie ihn Anfangs oft in den Kopf gebissen, manchmal sehr empfindlich, durch freundliche Behandlung sey sie aber ganz verändert worden.

Den 13. Februar war sie so freundlich, wie gewöhnlich, an ihm hinaufgesprungen, zeigte aber wenig Lust zum Arbeiten. Den Tigersprung, der ihr immer am wenigsten behagte, versagte sie und als sie ihn nach wiederholten Drohungen endlich ausführte, geschah es knurrend und unvollkommen. Angelo verlangte eine

Wiederholung, nun gerieth sie aber in Wuth, schrie, legte sich auf den Rücken und wies ihm nicht nur die Zähne, sondern auch die furchtbaren, weit herausgezogenen Krallen; da gab er ihr mehrere starke Hiebe mit der Reitgerte, sie zog sich zusammen, krümmte sich, wagte aber nicht den mindesten Widerstand und blieb liegen bis er sich entfernt hatte; es war, als hätte ein Vater seinem ungehorsamen Kinde die Ruthe gegeben. Eine Viertelstunde nachher ging er an ihrer Zelle vorbei, da reichte sie ihm liebkosend die unbewaffnete Pfote und freute sich, als er sie wieder streichelte. So haben auch diese Panther, wie die Affen, heftige Affekte, aber keine Leidenschaften. Ich machte diese Beobachtung bei vielen Thieren. Rachsucht und langgenährter Groll scheinen dem Menschen ausschliesslich eigen zu seyn.

Auch die andern Thiere arbeiteten heute schlecht, ich fragte den Angelo, warum; sie sind nicht immer gut gelaunt, war die Antwort. Eingedenk des Salzmann'schen Spruches, dass wir den Grund der Fehler unserer Zöglinge in uns suchen müssen, beobachtete ich ihn genauer. Er hatte den 15. abreisen wollen und bereits alle Anstalten dazu getroffen, aber grosse Schneemassen, welche selbst den Lauf der Posten und auf den Eisenbahnen hemmten, hatten den Fuhrmann zur Erklärung genöthigt, dass er jetzt den Akkord nicht einhalten könnte, dieser unwillkürliche Aufschub hatte den guten Angelo missmuthig gemacht und seine Verstimmung ging, ihm unbewusst, auf seine Zöglinge über, denn Thiere sind, wie Kinder, die besten Physiognomiker, und seine Freundlichkeit und Heiterkeit bei ihnen mag schwächer gewesen seyn, was sie sogleich empfanden.

Ein Tigerwolf *(Hyaena Crocuta Zimmermann)* war viel grösser, als die gestreiften Hyänen, schön geflecht, ohne ihre schwarze Kehle und regelmässiger gebaut, so dass die hintere Hälfte des Körpers nicht zurückgeblieben war. Den runden Kopf mit stumpfer Schnauze und den stieren Blick hatte er mit denselben gemein. Dieser Blick und das unbändige Geschrei scheinen diese Thiere, welche lange nicht so gefährlich sind, wie die grossen Katzenarten, schon im Alterthum in so schlimmen Ruf gebracht zu haben. Auch unser Explicator schilderte sie als die furchtbarsten Raubthiere, so begierig nach Menschenfleisch, dass

sie selbst die Leichen ausgraben. Sie sind, wie die Geier, gerade durch ihre beste Eigenschaft berüchtigt, denn ein uraltes Vorurtheil hält es für grösseren Frevel, sich an den Todten zu vergreifen, als an den Lebenden.

An eine Kette angelegt benahm sich Fidel ganz wie ein Kettenhund. Er liess sich eben so gerne streicheln und noch lieber kratzen, drückte dabei Rücken und Hinterkopf an das Gitter und Wilhelm steckte ihm selbst die Hand in den Rachen und zog die Lippe zurück, um die starken gezackten Backenzähne zu zeigen.

Zur Fütterungszeit benahm er sich am unbändigsten unter allen Hausgenossen, er fuhr mit dem Kopfe am Gitter herum, sein überlautes Ha ha ha ertönte wie ein höllisches Gelächter und ging bei höchster Steigerung in ein wahres Bellen über. Von den Knochen schälte er zuerst das Fleisch ab, dann wurden solche mit lautem Krachen zerbissen und scharfe Splitter von ein paar Zoll Länge ohne weiteres hinuntergeschluckt.

Wenn Angelo eintrat, sprang ihm Fidel freundlich entgegen, er nahm ihm die Kette ab, hiess ihn sich in eine Ecke niederlegen, dann zu ihm kommen, öffnete ihm den Rachen und steckte das ganze Gesicht hinein, dann liess er ihn zwei Fuss vom Boden über einen Stock springen, was er regelmässig und unaufgefordert dreimal that. Hierauf entblösste Angelo seinen Arm, steckte ihn in den Rachen des Tigerwolfs und reizte und zerrte diesen sehr gewaltsam, alles that Fidel so geschickt und folgsam, wie ein Pudel, nur bei dem schwersten Stück zeigte sich sein heftiges Temperament. Angelo nahm ein Stück Fleisch in den Mund, Fidel sollte sich niederlegen und ruhig auf das Zeichen zum Aufspringen warten, dies war ihm unmöglich, er legte sich zwar folgsam nieder, stand aber den Augenblick wieder auf und wiederholte dieses fünf- bis sechsmal, bis er endlich das Zeichen zum Aufspringen erhielt, worauf er dem Angelo das Fleisch aus dem Mund zerrte, es verschlang und noch den Saft von den Lippen leckte.

Zwei algierische Löwen *(Felis Leo L.)*, Nero und Fanny, Geschwister, erst sechszehn Monate alt, vertrugen sich trefflich. Dem Nero sprosste schon die Mähne, doch waren beide kaum

halb erwachsen und einander noch sehr ähnlich. Sie gingen oft lange im Passschritt an einander auf und ab, verzehrten dann friedlich jedes seinen Antheil Fleisch, obschon sparsam zugemessen, weil reichliche Nahrung bei Mangel an Bewegung ihre Gesundheit untergrabe, und legten sich, noch der Wärme des Nestes eingedenk, zum schlafen dicht an einander, wie die Soldaten auf dem Rückzuge aus Russland.

Angelo behandelte sein Löwenpaar, wie sich kaum der zahmste Hund behandeln lassen würde. Rasch und furchtlos trat er durch das kleine Thürchen ein, schmeichelte ihnen und legte sich zwischen und auf ihnen nieder. Sie leckten ihm Hände und Gesicht, dann mussten sie auf sein Geheiss aufstehen, sich rechts und links niederlegen, er warf sie herum, zog sie am Schweife weg und hob sie in die Höhe, öffnete ihren Rachen, zeigte ihre scharfen Zähne, steckte sein Gesicht hinein und schüttelte ihr Maul so, dass sie komisch zu stammeln schienen. Nero war ungemein folgsam und liess sich Alles gerne gefallen, Fanny verlangte mehr Rücksichten, machte einigemal Gegenvorstellungen und wies selbst murrend die Zähne. Im Ganzen zeigten sie sich am wenigsten unter allen Gattungsverwandten als Katzen, die Bewegungen waren minder gewandt und nicht so rasch, und um das Fleisch aus dem Munde zu holen, musste Angelo sie immer aufheben und zu sich heraufziehen. Als er sie verliess, sprangen sie so lebhaft auf und ab, dass sie manchmal sich begegnend eines über das andere hinübersprangen, es geschah aus Begierde, den Freund zu sehen, von dem sie wussten, dass er nun vorübergehen würde, kaum war er vorbei, so legten sich beide ruhig nieder. Angelo erzählte mir, ein Hauptmittel, diese Thiere recht zahm zu machen, sey, in ihrem Kerker bei ihnen zu schlafen, er habe bei dem grossen männlichen Löwen, welchen sie diesen Herbst in Lugano verloren, öfters die ganze Nacht zugebracht, ihm Arznei eingeschüttet und selbst ein Klystier gegeben.

Eine Tigerbuschkatze *(Felis Serval L.)* vom Vorgebirge der guten Hoffnung war auffallend hochbeinig, der Kopf spiziger, als bei den andern Katzen, mit viel grösseren, inwendig stark behaarten Ohren, der Schwanz kaum halb so lang, als die Füsse. Die Lichtseiten waren hell isabellfarbig, die Schattenseiten weiss, überall

eignet; so ist es meines Erachtens gerade die historische Beziehung, die zu der religiösen Werthschätzung eines Liedes einen ganz besondern Hebel abzugeben vermag, und weßhalb ich die Namen der Dichter oder Dichterinnen, und — wo die Melodien vorgesetzt würden, auch die Namen ihrer Urheber beizusetzen rathen möchte. Denn eine Zertrennung der Aufmerksamkeit des andächtigen Bewußtseyns kann gewiß nicht mit Grund davon befürchtet werden; der Eine beachtet die Namen nicht und nimmt das Lied und den Choral als Erzeugniß und Eigenthum der Gemeinde, woraus er sich gleich den Andern und wie aus den übrigen Liedern erbaut; der Andere aber achtet darauf und wird dadurch auf persönliche und geschichtliche Bezüge geleitet, die, weit entfernt, ihn von dem gläubigen Gemeingefühl abzuziehen, nur desto mehr auf verschiedenste Weise dahin zurückführen und darin tiefer begründen, indem sie zugleich dem eigenthümlichen Zustande und individuellen Bedürfnisse des einzelnen Lesers besonders zusagen mögen, ohne jedoch deßhalb von ihrer Geltung und Brauchbarkeit für die Gemeinschaft etwas zu verlieren. Da ist es denn für Solche gewiß erhebend, hier eine Versammlung christlicher Dichter und Sangmeister, wie aus allen Zeitaltern der protestantischen und der früheren Kirche, so aus allerlei Ständen und Bildungsstufen vereinigt zu sehen, wie neben dem armen Cantor, der die Herrlichkeit und Fülle des geistigen Lebens feiert, der reiche Fürst, der sich vor Gott demüthiget und um die Gnade Christi fleht; neben dem Diener des Evangeliums, der die tieferen Segnungen des Glaubens aufschließt, der Kriegsheld, der sich dem Schutze des Allmächtigen befiehlt, der Staatsmann, der seine Weisheit im Worte des Herrn sucht; neben der Predigerwittwe, die ihre Thränen im Gebete trocknet, die Königstochter, die am Fuße des Kreuzes voll Wehmuth niedersinkt, ihre Zeugnisse von dem alleinigen Werth und von der unendlichen Kraft und überschwenglichen Wonne des Glaubens zusammentragen; ferner, daß zu allen, besonders jedoch in früheren Zeiten, die größten Dichter deutscher Nation nicht nur weltlichen Gesanges in Ernst und Scherz pflogen, sondern auf dem Altar des Herrn auch geistliche Opfer niederzulegen sich getrieben fühlten, wie Hans Sachs, Opitz, Gryphius, Flemming, Gellert, Utz, Klopstock, Novalis u. A., gleichwie manche der ausgezeichnetsten Gottesgelehrten auch die christliche Dichtung und Musik fördert., wie

mit ziemlich runden kohlschwarzen Flecken von einem halben bis ganzen Zoll Durchmesser, welche besonders an den Schultern schräg ablaufende Reihen bildeten. Das Thier benahm sich völlig wie eine Hauskatze, nahm dieselben Stellungen an, wetzte die Krallen an den Wänden, leckte sich die Vorderpfoten und brauchte sie dann wie Bürsten, legte die Ohren zurück, wenn es am Gitter vorbei streifte und als Wilhelm mit der Reitgerte in den Behälter langte, legte es sich auf den Rücken und spielte damit. Das Verhältniss der Länge des Schwanzes zu derjenigen der Füsse bei den fünf Katzenarten dieser Menagerie leitete mich auf das allgemeine Gesetz, dass die Fortsetzung der Wirbelsäule über den After hinaus um so mehr zurückbleibt, je stärker die vier Glieder sich entwickeln, so durch alle möglichen Abstufungen von dem Maximum der Schlangen und Fische bis zu dem Minimum der Vögel und des Menschen herabsteigend, stark entwickelt bei den kurzbeinigen Nagethieren, schwach bei den Wiederkäuern, bei den Raubthieren von den Viverren durch die Katzen bis zu den Hunden in demselben Masse abnehmend, in welchem die Füsse zunehmen, bei den Fröschen anfangs den Mangel der Füsse als Bewegungsorgan ersetzend, dann verschwindend, wenn diese die Funktion übernehmen. Nur da, wo dem Schweife eine wichtige Verrichtung obliegt, bei den Känguruhs und Springhasen als Balanzierstange, bei den Affen mit Wickelschwänzen als fünfte Hand zum Klettern, wird dieses Gesetz durch das verwandte beschränkt, dass jedes stark gebrauchte Glied sich auch stark entwickelt.

Ueber und neben dem Serval befanden sich in abgesonderten Behältern zwei südamerikanische Tigerkatzen oder Ozelot's *(Felis Pardalis L.)*, kaum zweimal so gross, als Hauskatzen, eben so ihr Miauen kaum zweimal so laut. Physiognomie und Stellungen glichen völlig denen unserer Hauskatze, die Färbung aber war ausgezeichnet schön und ungemein lebhaft. Die Nasenspitze, bei allen Gattungsverwandten in dieser Menagerie schwärzlich, war hier rosenroth, jedes Ohr an der Spitze weiss. Von den Augen zogen sich zwei schwarze Bänder dicht an den Ohren vorbei über Hals und Rücken, zwei andere bildeten auf der Brust einen Halbmond. Die an den Seiten etwas schräg fortziehenden Fleckenreihen der Panther und Jaguare waren hier zu dunkel-

braunen Doppelbändern verzogen und zusammengeflossen. Eine dieser Tigerkatzen war dunkler und lauter, die andere schien sehr zahm zu seyn, strich Kopf und Rücken an die Gerte des Explicators, aber Angelo meinte, sie seyen zu klein, um sie arbeiten zu lassen.

Ueber der zweiten Tigerkatze spazierte eine nordafrikanische Genetkatze *(Viverra Genetta L.)* rastlos in ihrem kleinen Käfig auf und ab, lang gestreckt und niederbeinig, wie ein Marder, hellgrau mit zahlreichen Längenstreifen von kleinen schwärzlichen Flecken, mit vier schiefen schwarzen Bändern am Halse, auch der Schweif schwarz und weiss geringelt. Sie verbreitete einen starken Bisamgeruch und verzehrte ihre Fleischpartien mit weniger Mühe als die Katzen.

In der Ecke der Hütte am Ende der nordwestlichen Wägen- und Käfigreihe stand in einem freien Raume mittelst einer Halfter angebunden ein weibliches Zebra *(Equus Zebra L.)* vom Vorgebirge der guten Hoffnung, an Grösse, Umriss, Haltung und in den Bewegungen einem Esel ähnlich, nur etwas kräftiger und derber, die Ohren kürzer und breiter. Seine Berühmtheit verdankt dieses Thier, welches in den meisten Abbildungen viel zu sehr als Pferd dargestellt wird, der wunderschönen Zeichnung. Maul und Nase als vorderstes, Schweifquaste als hinterstes und das äusserste Gelenk an den Füssen als unterstes Ende sind kaffeebraun, ebenso die obere Hälfte der Ohren, deren Spitze jedoch weiss, wie bei dem Panther und dem Ozelot. Nur die tiefste Schattenseite, Bauch, oberster Theil der inneren Fussfläche und untere Seite des Schweifs sind weiss, der ganze übrige Körper auf weissem Grunde dunkelkaffeebraun gebändert. Wie die Flecken der Giraffe und verschiedener Katzenarten befolgen diese Bänder das allgemeine Gesetz, sich mit den Flächen des Körpers auszudehnen und zusammenzuziehen; an Nase und Stirne kaum fingerbreit werden sie am Hals und an den Seiten einen bis zwei Zoll breit, auf den Schenkeln bis drei Zoll. Die Bänder der Nase bilden zwischen den Augen paarweise zusammenlaufend Bögen, von den zwei unter dem Auge vorbeiziehenden sendet der äussere unter einem rechten Winkel neun Zweige an den Backen herab. An dem breiten Halse und an den Seiten laufen die

Bänder, etwa drei Viertheile der Oberfläche bedeckend, senkrecht herab, die des Halses oben auf der kurzen aufrechten Mähne fortsetzend, unten mit den gegenüberstehenden vereinigt, also Ringe, die der Seiten aber am Bauche stumpf endigend. Ich zählte auf der Stirne 10, an der linken Seite 11 Hals- und 14 Seitenbänder, die meisten einfach, viele nach oben gegabelt, also aus mehreren zusammengeflossen, die wenigsten nach unten gegabelt, also sich spaltend. Das hinterste dieser Bänder umfasste, sich oben gabelnd, eine schöne fischgrathartige Zeichnung, welche auf der Gruppe begann und auf dem Schweife fortsetzte, und welcher eine ähnliche von der Brust zwischen den Vorderfüssen gegen den Bauch ziehende Zeichnung entsprach. Gleich unter diesem Bande begann die wagrechte Zeichnung der Hinterfüsse mit drei breiten nach oben konvexen Bändern, dann folgten die Fussbänder als Ringe, ebenfalls mannigfach zusammenlaufend und sich spaltend. Die wagerechte Zeichnung der Vorderfüsse begann gemäss dem anatomischen Bau des Körpers nicht in der Höhe der Schwanzwurzel, sondern in derjenigen der Bauchlinie mit einer Gabelung des vordersten Seitenbandes nach unten. Diese Zeichnung fand ich auch hier, wie bei Giraffe und Panther an beiden Seiten wohl sehr ähnlich, aber nicht symmetrisch gleich, so war an der rechten Seite das vorletzte Seitenband nach oben dreitheilig, das letzte viertheilig und das oberste Schenkelband gegen den Bauch gegabelt, an der linken Seite dagegen das vorletzte Band einfach, das letzte nach oben zweitheilig, das oberste Schenkelband ungegabelt, eben so entsprach die Zeichnung der rechten Füsse nicht derjenigen der linken. Es ist also auch hier innerhalb gewisser Grenzen ein Spielraum der Abwechslung gegeben, so klein, dass er den Habitus nicht stört, doch gross genug, um völlige Uebereinstimmung zweier Individuen zu verhindern.

Dieses Thier, der Senior der Menagerie, war schon zwölf Jahre alt, silbergraue Haare über den Augen, auch den Braunen eingemengt, bezeugten wie bei dem Pferde dieses hohe Alter, und ein durch Satteldruck entsandener weisser Flecken auf dem Rücken bestätigte die Aussage des Explicators, dass sein Zebra schon zum Reiten und Fahren gebraucht worden sey. Gegen diesen schneeweissen Flecken erschien die natürliche weisse Grundfarbe der Zeichnung gelblich.

Von Zeit zu Zeit nahm Wilhelm seinem Zebra die wollene Decke ab und führte es wie ein frommes Pferd im Schritt und Trab an den Zuschauern auf und ab, worauf es während der Explication ruhig stille hielt und von jedermann gestreichelt werden konnte. Nachdem ich ihm mehreremal Brod, Wecken, Milchbrod, Butterbretzeln gegeben hatte, die es aus der flachen Hand nahm, kannte es mich und kam mir entgegen, so oft ich mich näherte. Als Futter bekam es Heu, mit lauem Wasser benetzte Kleie und schwarzes Brod. Verzögerte sich die Fütterung, so gab es durch Scharren mit den Vorderfüssen seine Ungeduld zu erkennen, ein kurzes Stampfen mit einem Hinterfusse war stärkerer Ausdruck derselben; ein einzigesmal hörte ich auch ein schwaches Wiehern.

Jenseits des Zebra eröffneten zwei Pelikane die nordöstliche Zellenreihe. Sie verhielten sich in ihrem abgelegenen Winkel und bei der hier herrschenden Kälte sehr ruhig. Auf ihren plumpen Füssen neben einander stehend, die breite Brust vorstreckend, den Kopf zurückgelegt und den breiten Schnabel auf dem Hals, erinnerten sie an die berüchtigte, so oft wiederholte Abbildung des erdichteten *Didus ineptus*. Gegen einander gaben sie weder Ab- noch Zuneigung zu erkennen, jedes putzte die eigenen Federn, wozu der Hacken an der Schnabelspitze treffliche Dienste leistete und nur selten sah ich einen auch an dem Kameraden dieses Geschäft verrichten. Fische und fischförmige Rindfleischstücke wurden aus einer Entfernung von drei Schritten so geschickt zugeworfen und aufgefangen, dass nie einer daneben fiel, ja nicht einmal verkehrt in den Sack gelangte, jeder von ihnen wusste, ob der Wurf ihm gelte, und da sie dabei nie gereizt wurden, so hörte ich auch nie einen Laut von ihnen.

Eine ausgezeichnete Seltenheit war ein neuholländischer Casuar (*Casuarius novæ Hollandiæ Latham*), gegen sieben Fuss hoch, stark abweichend von dem indischen durch den Mangel des beinernen Helms und der nackten Kopfhaut, aber wie dieser im Umriss dem Perlhuhn ähnlich, dreizehig, mit der merkwürdigen Eigenthümlichkeit, dass jeder Kiel sich in zwei übereinanderliegende Fahnen spaltete. Diese Fahnen waren blond, flaumhaariger und wärmender als bei dem indischen Casuar und nur

an der Spitze einfach gefiedert und schwarz. Ueber den vorderen Theil des Rückens lief eine Nath, so dass sich die Federn wie ein Haarscheitel rechts und links in entgegengesetzter Richtung abfallend schieden, was sie einer Mähne noch ähnlicher machte. Von den Flügeln war gar nichts zu sehen; als ich mit der Hand darnach suchte, fand ich ganz in den Federn verborgen einen kaum spannenlangen Stummel, an welchem ich eine Kralle fühlte, ähnlich den beiden an den Flügelgelenken des Strausses, zurückgebliebene Spuren der hier nur unvollkommen zu Flügeln metamorphosirten Vorderfüsse. Der Kopf ist nicht so flach, wie bei dem Strauss, das Auge kleiner, der schwärzliche Schnabel spitzig und mehr hühnerartig.

Der Vogel streckte oft den langen dünnen Hals aus dem Käfig, dumpf und leise kru, kru, kru rufend, wie die Stimme eines Bauchredners, was mich an die melancholischen Töne seines Landsmannes, des schwarzen Schwans, erinnerte. Als Futter erhielt er zollbreite Würfel von schwarzem Brod und gelben Rüben, welche er aufpickte, wie eine Henne Gerstenkörner, eben so gerne frass er Apfelstücke von ähnlicher Grösse. Gegen Wilhelm zeigte er viele Zuneigung und gebärdete sich einmal ganz komisch, auf den Knieen heranrutschend und ihm am Kopfe pickend, als dieser sich im Gespräch an seinen Käfig lehnte.

Ein Drathnetz trennte den Riesenvogel von zwei niedlichen Gazellen, beide der hellen Hartmännischen gleichend, auch hier die Geis mit verstümmelten Hörnern. Als sie einmal zur Futterzeit übergangen wurden, damit sie nicht zu fett würden, setzte sich die Geis ruhig im Hintergrunde der Zelle nieder, der Bock aber begann seine Hörner zu wetzen und mit Heftigkeit gegen die Stäbe des vorderen Verschlusses zu stossen; auch gegen das Drathnetz rannte er oft an, um den Casuar zurückzutreiben, wenn sich dieser zu sehr näherte.

Nun folgten in zwei oben offenen Verschlägen zwei männliche Strausse *(Struthio Camelus L.)*, beide über Alexandrien gekommen, wie alle bisher lebend nach Europa gekommenen Strausse. Der grössere, etwa sieben Fuss hoch, war ein kräftiges rüstiges Thier, Kopf und Hals noch schwächer als bei dem Geier mit Flaumhaaren besetzt, so dass überall die fleischrothe

Haut durchschien, die Füsse, die dicken Schenkel (eigentlich Schienbeine), die flache Brust, die ganze Unterseite des Leibes, selbst die innere Fläche der Flügelgelenke waren völlig nackt und von der Farbe eines Europäers. Unten am Halse begannen die Federn mit einem weissen Kragen, auch die Schwungfedern der Flügel und die berühmten reichen Schwanzfedern, welche bald aufgerichtet, bald herabgesenkt wurden, waren weiss, alle übrigen schwarz; so wiederholt sich an diesem tropischen Vogel die unscheinbare Färbung der Polarvögel, denn er schliesst sich, wie alle seine Familiengenossen, auch durch seine Farbe den minder bunten Säugethieren an.

Der kleine Kopf war ungemein flach und gab mit dem breiten stumpfen Gänseschnabel dem Thier einen Ausdruck von Dummheit, welchen die hellen schwarzen Augen, so gross wie Menschenaugen, mit Wimpern und Nickhaut zugleich versehen, nur zu mildern, aber nicht aufzuheben vermochten. Ohren und Nasenlöcher waren säugethierartig auch relativ grösser, als bei jedem andern Vogel.

Ich sah diesen Strauss immer stehen oder laufen, er langte oft mit dem langen Halse über das Geländer herüber, welches mit Leinwand umwickelt war, damit er sich nicht daran verletze, auch versteckte er gerne den Kopf hinter ein Brett und erinnerte dadurch an die Sage, dass er sich in Sicherheit wähne, wenn er nur diesen verberge.

Die Kost war die des Casuars, zuweilen erhielt er ganze Krautköpfe, von welchen er die Blätter abschälte und verzehrte. Als er Gerste erhielt, pickte er so lange fort, bis er ein paar Hände voll beisammen in der Speiseröhre unmittelbar unter dem Kopfe hatte, worauf erst der Hals emporgerichtet und die ganze Portion auf einmal hinunter geschluckt wurde; man konnte sie deutlich von aussen hinunterwandern sehen, wie die Fische im Halse des Pelikans. Ich reichte ihm einige Apfelstücke auf der flachen Hand, er pickte sie aber so derb und plump auf, dass er auch einen Finger in den Schnabel bekam und ihn empfindlich klemmte. Nun reichte ich ihm die Stücke an der Spitze des flach gehaltenen Messers, von welcher er sie geschickt abstreifte. Er war sehr heftig und zudringlich und riss fordernd

den Schnabel bis hinter die Augen auf. Einmal erhielt er ein paar Schaufeln voll nasser Neckargeschiebe, bis zu der Grösse einer Nuss, er pickte mehr als zwei Pfund dieser Steine auf und verschluckte sie wie die Gerste.

Nach der Bibel (Mich. I. 8) gleicht die Stimme der Strausse dem Trauergeschrei der alten Hebräer, sie wurde von *Cuvier* der Stimme der Taube, von *Sparrmann* derjenigen des Löwen verglichen, ich war daher sehr begierig sie zu hören, aber meine zwei Strausse blieben stumm. Da erzählte mir Angelo, man höre sie nur, wenn sie ohne Zuschauer seyen, der gesunde schreie beinahe regelmässig alle Nacht zwischen acht und neun Uhr, die Stimme sey ein tiefer lauter Bass, welchen man sehr weit höre, meist drei Rufe kurz abgesetzt auf einander, Hu — Hu — Hu! dabei blase er den Hals so stark auf, dass man den Kopf nicht sehe.

Der zweite Strauss war kaum mannshoch, bleich und hatte an den Schenkeln kleine schwarze regelmässig gestellte, aber solche nicht ganz bedeckende Federn. Er war erst achtzehn Monate alt und im Juni zu Allessandria della Paglia in Piemont von einer Seiltänzergesellschaft gekauft worden, welche in Egypten gute Geschäfte gemacht, aber dieses Land wieder verlassen hatte, weil einige Mitglieder blind geworden waren und selbst der Director ein Auge verloren hatte. Schon leidend in Stuttgart angekommen, verhielt er sich sehr ruhig; als ich ihn zuerst sah, lief er noch herum, setzte sich aber oft nieder, er senkte sich zuerst auf die Absätze, dann mit einem zweiten plötzlichen Ruck ganz hinab, nun lag er so breit und flach auf dem Boden, wie ein hingeworfener Mantel und die Bestimmung seiner Federn wurde mir einleuchtend.

Es haben die Vögel unter allen Thieren die zusammengesetzteste Bedeckung, ihre wie die Fischschuppen dachziegelförmig sich deckend in abwechselnden Reihen *(in quinquncem)* gestellte Federn haben eine doppelt gefiederte Fahne, deren unterer Theil mit krausen freien Fasern ungleich besser, als die Haare der Säugethiere, die grössere Wärme des kleineren Körpers beisammenhält, während der obere mit glatten dicht aneinander gehäkelten Fasern in dem leichteren Elemente trefflich die Dienste der Schuppen und Flossen versieht; bei den Straussen und Ca-

suaren fehlt nun dieses zum Fliegen unentbehrliche System der Einhäkelung, die Fasern sind alle frei und alle Federn, welche nicht ganz zu Haaren verkümmern, Flaum, so geniest unser Strauss am heissen Tage stehend und laufend mit allen nackten Theilen den kühlenden Zug der Luft, während der langen Tropennacht aber bietet er, den Kopf und Hals unter einen Flügel steckend, der kalten feuchten Nachtluft nur die warmbefiederten wohlgeschützten Körpertheile dar.

Der arme Patient wurde sichtbar kränker, schon am 18. Januar stand er nur selten auf und behielt dabei abstehend gewölbte Flügel, ein allgemeines Krankheitszeichen der Vögel, welches der Venezianer den Mantel machen (*far el tabaro*) nennt. Als ich ihn den 26. Januar besuchte, war er schon so weit herabgekommen, dass er, indem er zum Trinken aufstehen wollte, umfiel und Krämpfe bekam; er zappelte mit den ausgestreckten Füssen und wand und krümmte den Hals nach allen Richtungen wie eine Schlange. Alles eilte herbei, Angelo schüttete ihm frisches Wasser ein, er wurde wieder ruhig, blieb aber liegen, die Flügel weit abstehend, den Hals auf das Stroh gestreckt, nur oben eine Spanne lang aufwärts gebogen, den Kopf dicht am Geländer, den matten Blick auf uns gerichtet, als suche er Theilnahme und Hülfe. Den folgenden Tag fand ich seine Wohnung leer und Briefe waren bereits unterwegs, um seine Leiche den benachbarten Naturalienkabinetten anzutragen.

Mein verehrter Freund, Professor *v. Rapp* in Tübingen, hat die Güte gehabt, mir die Ergebnisse der Section des Cadavers mitzutheilen, welche ich hier beifüge.

Man fand im Magen noch viel unverdautes Futter, obschon das Thier in den letzten fünf Tagen nichts mehr gefressen hatte. Herr Professor Dr. *Kurr* hatte die Güte die im Magen gefundenen Steine zu untersuchen. Es waren Gerölle von derbem Quarz, Hornblendeschiefer, hornblendehaltigem oder grünem Granit und Gneus, wahrscheinlich Rheingeschiebe, jedenfalls aus den Alpen, die Menagerie war im Herbst von Lugano durch die Schweiz nach Freiburg im Breisgau gekommen, und das Verschlucken der Geschiebe fällt also in diese Zeit.

Todesfälle sind in den Menagerien gewöhnliche Erscheinungen;

die ihrer natürlichen Lebensart und Temperatur entzogenen Geschöpfe sind häufigen Krankheiten unterworfen und erreichen kein hohes Alter, die Hyänen bekommen die Raude, die Affen die Schwindsucht, auch der Mandrill hatte sich diese durch Verkältung zugezogen und wird den nächsten Winter nicht erleben. Mit Ausnahme des Zebra war kein Thier dieser Menagerie länger als seit zwei Jahren in derselben, in Venedig starb ein Bison, in Lugano ein Löwe. Einst, erzählte mir Angelo, hätten sie zwei ganz unbekannte Thiere gekauft, man wusste nicht woher sie kamen, noch wie man sie nennen sollte. Sie seyen kaum so gross wie Eichhörnchen gewesen aber ungeschwänzt, mit vier Händen und grossen Eulenaugen, die weissen Zähne scharf wie Nadeln. Man habe ihnen in einen Käfig ein Bäumchen gesetzt, an welchem sie auf und ab geklettert seyen und sie mit lebendigen Vögeln, in Ermanglung solcher mit rohem Fleische gefüttert, den Vögeln hätten sie gleich den Bauch aufgerissen, aber wenig mehr als die Eingeweide verzehrt und überhaupt sehr wenig gefressen. Endlich habe sie Professor *Lichtenstein* als *Stenops* bestimmt, bald darauf seyen aber beide gestorben, das eine noch in Berlin, das andere in Dresden.

Neben den Straussen hiengen auf schwebenden Blechstäben zwei rothe Ara mit weiss und schwarzem Oberschnabel, ganz schwarzem Unterschnabel und prächtigem buntem Gefieder. Der eine *(Psittacus Aracanga L.)* hatte ganz weisse Wangen, einen ganz rothen Schweif, und schöne goldgelbe Deckfedern mit grünen Flecken. Dieser war sehr zutraulich, hieng sich herab um etwas zu erhalten und liess sich streicheln. Ich reichte ihm oft Apfelschnitte, die er aus der Pfote so rein verzehrte, dass nur die pergamentdünne Schale übrig blieb, der untere Theil des Schnabels der Papageien greift nämlich scharf wie eine Scheere in den Zahn des oberen Theils ein, welcher das eigentliche Mundende ist, die weitere hakenförmige Fortsetzung hat mit dem Fressen nichts zu schaffen und dient nur bei dem Klettern als dritter Fuss. Die Speise wurde verkaut und geschmeckt, nicht wie vom Strauss ohne Geschmack verschluckt, mein Aracanga liess nicht nur ein Stück Wecken fallen, um nach einem Stück Apfel zu langen, sondern zeigte auch sichtbar ein um so lebhafteres

Verlangen nach einem zweiten Schnitt, je süsser der Apfel war, was sich bei einem *Calvil rouge* auffallend bewährte.

Ich hatte meinem Freund schon manchen Apfelschnitt gereicht, ohne dass der Strauss es beachtet hätte, als dieses aber einmal geschehen war, wurde letzterer immer zudringlicher und suchte dem Nachbar den Bissen wegzuschnappen, dieser setzte sich sehr beherzt zur Wehre, auch war der Kampf nicht so ungleich, da er es von seinem hohen Standpunkte aus blos mit dem Kopf des Riesen zu thun hatte und dieser so auf das Fressen erpicht war, dass ich ihn nur ein einzigesmal auch einen Hieb auf den Gegner führen sah, welcher freilich dadurch vorsichtiger gemacht wurde. Sobald der Ara den Apfelschnitt im Schnabel hatte, liess der Strauss ihn in Ruhe, ganz wie bei den Affen und Katzen und gegen die Sitte der Hunde und Hyänen.

Der zweite Ara *(Psittacus Macao L.)* von ganz gleicher Grösse aber mit breiterem Schnabel, rothgestreiften Wangen, roth und blauem Schweife und blaugrünen Deckfedern, verstand es nicht etwas zu holen, sondern gab sein Verlangen blos dadurch zu erkennen, dass er sich schwächer oder stärker schaukelte.

Den Beschluss machte ein Coati, kleiner und dunkler als der Hartmann'sche, auch lebhafter; Nils, wie er genannt wurde, liess sich nur von den Wärtern berühren, obschon er ganz artig die dargebotenen Apfelschnitte aus der Hand nahm, er benahm sich sehr kühn und unerschrocken, zerriss einem Zuschauer, welcher ihm zu nahe kam, den Rock, und wurde nur durch seine Kette verhindert einen viermal grössern Pudel, der ihn angebellt hatte, anzugreifen. An einer Bretterwand kletterte er mit Leichtigkeit auf und ab und lief auf der Kante des Bretts so sicher, wie auf dem Boden.

nächst Luther auch Justus Jonas und Zwingli (dessen „Herr nun heb den Wagen selb“ wenigstens in keinem schweizerischen Gesangbuch fehlen sollte), nächst Spener auch A. Hermann Franke, Joh. Albr. Bengel, Hedinger u. A. Es hat noch außerdem manches Lied eine eigenthümliche gar erbauliche Geschichte, die sich an den Namen des Verfassers knüpft; oder es hängt ein anderes mit den größten Erinnerungen der Kirche zusammen, so daß man gediegene Lieder dieser Art schon deßhalb nicht aus dem Gebrauch der Gemeinden hinwegthun darf, daß es aber noch besonders wünschenswerth erscheint, in den geschichtlichen Unterweisungen der Jugend sich dieses hymnologischen Stoffes je nach lokalem Stand und Bedürfniß mehr oder weniger zu bedienen. So bei dem Liede: „Nun freut euch, lieben Christen gmein,“ daß es das allererste protestantische Kirchenlied ist, welches Luther gedichtet, und das wie auf Windesflügeln die Freude des evangelischen Bekenntnisses durch die deutschen Lande trug. Bei „Ach Gott vom Himmel, sieh darein,“ wie dasselbe während der Meßhandlung in der Jakobikirche zu Lübeck zuerst von zwei Knaben angestimmt, dann von der ganzen Gemeinde jauchzend durchgesungen, den Meßpriester und die Mönche aus der Stadt verscheuchte, weil man ihnen von nun an, wo sie sich blicken ließen, jenes Lied entgegensang. Bei „Eine feste Burg ist unser Gott,“ wie Luther diesen Psalm voll des kräftigsten Vertrauens gerade in der äußersten Bedrängniß seiner Sache auf dem Schlosse zu Coburg im Jahr 1530 während des Augsburger Reichstags dichtete, und wie es hernach das Siegeslied der evangelischen Kirche geworden ist. Bei „Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ,“ von Paul Speratus, wie es am Morgen der Lützener Schlacht von Gustav Adolph und seinem Heer auf den Knien gesungen worden ist, worauf dieser christliche Held unter die Feinde brach und in den Tod sank, während seine Trompeter bliesen: Eine feste Burg ist unser Gott. Bei „Warum betrübst Du dich, mein Herz,“ wie mit diesem Trostliede des eben so frommen als fröhlichen Schusters von Nürnberg der Landgraf Philipp von Hessen in der Gefangenschaft, wohin er am Tage bei Mühlheim gerathen war, sich aufgerichtet, während sein Schicksalsgefährte, der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen in jener betrübten Lage selbst das schöne Lied gefertigt: „Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch.“ Bei Luthers „Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin,“ wie in diesem heiligen Gesang

4. Einige Notizen über die Anatomie des afrikanischen Strausses.

Von W. v. Rapp, Professor in Tübingen.

Die Zunge ist sehr kurz, fast halbmondförmig, am hintern konkaven Rande frei; sie stellt eine am vordern Ende geschlossene Tasche vor und ihre Oberfläche ist mit Drüsenkörnern besetzt. Die Luftröhre ist von vorne nach hinten stark platt gedrückt und besteht aus vollkommen geschlossenen Knochenringen; ich zählte bis zur Theilung der Luftröhre 228 Ringe; in einem andern Fall 218. Nur die beiden obersten Ringe sind nicht vollständig, indem sie an der hintern Seite nicht geschlossen sind. Nach *Stannius* (Vergl. Anatomie S. 318.) sollen bei den Struthionen die Luftröhrenringe weich und knorplich sein; dieses ist bei dem afrikanischen Strauss durchaus nicht der Fall, sie sind vollständig verknöchert. Der untere Kehlkopf fehlt ganz. An den beiden Aesten der Luftröhre sind knöcherne Bögen, keine geschlossene Ringe. Auf beiden Seiten der Theilungsstelle der Luftröhre liegt ein eiförmiges, dunkelrothes, sehr gefässreiches Organ von der Grösse einer Nuss. Es kann wohl am richtigsten mit der Schilddrüse verglichen werden, die auch bei vielen Säugethieren in zwei seitliche, nicht mit einander verbundene Abtheilungen zerfallen ist; übrigens scheint sich dieses Organ allgemein bei den Vögeln zu finden.

Die Verdauungswerkzeuge des Strausses sind schon vielfach untersucht worden; ich beschränke mich auf die Angabe weniger

Notizen. Die Speiseröhre steigt, wie gewöhnlich bei den Vögeln, an der rechten Seite der Luftröhre herunter, ist sehr weit, bildet aber keinen Kropf. Der Drüsenmagen ist sehr gross. Die Drüsen sind nicht sehr zahlreich, aber gross und liegen hauptsächlich in dem Theil, welcher an die Speiseröhre grenzt; gegen den Muskelmagen hin verschwinden sie. Beim amerikanischen Strauss bilden die Drüsen eine Scheibe, welche nur mit etwa 16 Drüsenmündungen versehen ist und nicht die Hälfte des Umfangs der Speiseröhre einnimmt.

Es findet sich am Dünndarm des afrikanischen Strausses unter dem Peritonealüberzug eine gelbe Fettmasse von der Grösse einer Bohne und gegen diese Masse verlauft, auf beiden Flächen des Gekröses, eine Falte, eine Duplikatur des Bauchfells und in dieser ein obliterirtes Gefäss. Diese Stelle des Dünndarms liegt etwas über der Mitte desselben, vom Magen an gerechnet, bis zu dem Ursprung der beiden grossen, einander gegenüberstehenden Blinddärme. Diese gelbe Fettmasse scheint ein Rest des Dotters zu sein und die obliterirten Gefässe die Dottergefässe. Auch bei andern Struthionen hat man im erwachsenen Zustande solche Reste des Dotters beobachtet, *Owen* bei *Apterix*, *Stannius* beim neuholländischen Casuar; die Beobachtung von *Carus* (Erläuterungstafeln, viertes Heft) bezieht sich auf einen jungen amerikanischen Strauss *(Rhea)*. An der Stelle, wo bei dem Vogel im Ei der Dottergang in den Dünndarm sich einmündet und wo bei den Struthionen die angegebenen Spuren zurückbleiben, findet man bei vielen Vögeln das ganze Leben über einen sehr kurzen, hohlen Anhang, ein Diverticulum, besonders bei vielen Sumpfvögeln und Schwimmvögeln, doch kommen hier häufig individuelle Verschiedenheiten vor.

Bei der Sektion des im Januar 1847 in einer Menagerie in Stuttgart krepirten afrikanischen Strausses fanden sich folgende krankhafte Veränderungen.

Auf der rechten Lunge lag ein weiches, röthliches, hautförmiges Exsudat. Beide Lungen enthielten einzelne Tuberkeln von der Grösse einer Erbse, fast bis zu der Grösse einer Haselnuss,

sie waren alle im rohen nicht erweichten Zustande. Noch viel mehr aber war die Leber mit Tuberkeln durchzogen, sie befanden sich in demselben Zustande wie in den Lungen; auch nahe am geschlossenen Ende eines der beiden Blinddärme war eine tuberkulose Geschwulst. An der innern Fläche der Bauchwandungen und im Gekröse war eine grosse Menge von Fett abgelagert.

Der Magen enthielt ausser dem Futter, welches in Kartoffeln, gelben Rüben, Aepfeln bestand, grosse, abgerundete Steine bis zu der Grösse eines Hühnereis. Steine finden sich immer im Magen dieses Vogels, sie dienen zur Verkleinerung des Futters, es sind verschluckte Quarzstücke und andere Gerölle, doch keine die aus Kalkerde bestehen, welche ohne Zweifel im Magen aufgelöst werden würden. Es fanden sich im Magen einige eiserne Nägel, gegen drei Zoll lang. Sie lagen in einem neugebildeten Blindsack, in einem Diverticulum des Muskelmagens und waren von einer schwarzen festen Masse eingehüllt, welche an der Luft eine schöne blaue Farbe annahm.*) Es fand sich ferner im Magen eine gewöhnliche Stecknadel. Bei einem Strauss, den ich im vorigen Sommer untersuchte, fand ich im Magen ausser den Steinen, zwei fünf bis sechs Zoll lange Holzstücke (abgebrochene Pfähle) und einige Kupfermünzen, zum Theil so abgeschliffen, dass nur noch ein dünnes Metallblätchen übrig war, an einer Münze konnte man aber noch das Gepräge unterscheiden.

*) S. den nächstfolgenden Aufsatz.

5. Bildung von Vivianit im thierischen Organismus.

Von Prof. Dr. Schlossberger in Tübingen.

Durch Herrn Prof. *v. Rapp* erhielt ich 3 mehrere Zoll lange eiserne Nägel, die in einer Ausackung des Magens eines Straussen sich vorgefunden hatten, welcher vor wenigen Wochen in einer Menagerie zu Stuttgart an allgemeiner Tuberkulose zu Grunde gegangen war. Jene Nägel waren zum grösten Theil in eine ranzig riechende, ziemlich feste, schwarzem Pflaster ähnliche Substanz eingeschlossen, die aus geronnenem und erhärtetem Blute neben einer grossen Menge eines schmierigen Fettes bestand. Bei der Herausnahme der Nägel aus dem Magendivertikel konnte man an denselben nur einige stark gerostete Stellen wahrnehmen, auf denen aber doch, wie Herr Prof. *v. Rapp* mir nachträglich erzählte, ein schwacher weisser Anflug sich zeigte; als aber dieselben mehrere Tage an der Luft liegen blieben, hatten sich an verschiedenen Partieen des schwarzen Klumpens, doch vorzugsweise da, wo ihn die Nägel durchbohrten, theils hell- theils indigo-blaue Flecken von nicht unbedeutendem Umfange gebildet.

Beim ersten Anblick der blauen Flecken kam mir der Gedanke an Berlinerblau, woran sich die Erinnerung an die hauptsächlich in England verhandelte Streitfrage anknüpfte, ob sich nämlich durch Zersetzung, Verwesung oder Fäulniss von Thier-

substanzen Blausäure oder überhaupt Cyanverbindungen bilden können, eine Frage die Prof. *Taylor* bekanntlich neuester Zeit entschieden und auf vielfache Versuche gestützt verneinte. Da mir nun besonders für die gerichtliche Chemie der Fall von Bedeutung schien, so unterwrrf ich die blaue Substanz einer sorgfältigen Prüfung. Sie wurde zuerst mit kaustischem Kali behandelt, wodurch sie alsbald schwarz wurde, das alkalische Filtrat enthielt keine Spur eines Cyanmetalls, dagegen war darin eine grosse Menge Phosphorsäure (nebst einer Spur Chlor) enthalten. Der in Kali unlösliche schwarze Rückstand löste sich leicht in Salzsäure, in der Lösung waren dann Eisenoxydul und Eisenoxid nachzuweisen. Auf frischen Durchschnitten der schwarzen Substanz, die die Nägel einhüllte, zeigte sich hier und da ein weisser Anflug, der unter dem Mikroscop kristallinische Bildung verrieth *) und bei längerem Verweilen in feuchter Luft sich ebenfalls hellblau färbte. Es erinnert dieses Verhalten lebhaft an die Blaueisenerde, die frisch gegraben auch weiss erscheint, und erst durch Berührung mit der Luft blau wird. Vor dem Löthrohr schmolz die mit etwas Schwefelsäure befeuchtete Substanz zu einer grauen Kugel, wobei die äussere Flamme sich deutlich blaugrün färbte. Nach dem Vorstehenden war kein Zweifel an der Zusammensetzung der blauen Materie aus Phosphorsäure und Eisen (Oxyd und Oxidul); ihr Wassergehalt betrug 25, ihr Eisengehalt (als Oxid bestimmt) 50 %.

Es liegt nun die Vermuthung nicht ferne, dass manche blaue Färbungen, die von verschiedenen Beobachtern schon zuweilen im menschlichen und thierischen Organismus bemerkt worden waren, derselben Ursache, nämlich phosporsaurem Eisenoxidul-oxyd, ihren Ursprung verdanken. So haben schon viele Chirurgen hie und da eine blaue Färbung der auf eiternde Flächen gelegten Leinwand beobachtet, eine Erscheinung, die meines Wissens bisher immer durch Bildung von Blausäure bei der Eiterung (so nach *Persoz*, *Nonat*, *Dumas*) und ihr Zusammentreffen mit dem Eisen der Leinwand oder dem Eisen-

*) Nach Herrn Prof. *Quenstedt's* Bestimmung hatten die Krystalle ganz die Form des Vivianits.

vitriol des Verbandwassers u. s. w. zu erklären versucht wurde. Abgesehen davon, dass diese Erklärung an sich höchst gezwungen erscheint, spricht nicht eine einzige Untersuchung dafür; im Gegentheil hat *Conté* vor einigen Jahren einen Fall beschrieben, bei welchem die mit Eisenvitriol getränkte Charpie auf einer Wunde ganz tief blau wurde, es ihm aber durchaus unmöglich war, dabei eine Spur Blausäure aufzufinden. Dagegen mögen manche Eiterarten, besonders der vom Knochen stammende unter gewissen Umständen leicht in Berührung mit Eisen oder Eisenoxiduloxid schon Vivianit erzeugen. Vielleicht dass auch das blaue Pigment, welches in seltenen Fällen in der Milch oder im Harn schon beobachtet wurde, da wo es nicht organischen Ursprungs ist, hierher gerechnet werden kann.

Noch füge ich bei, dass in dem Magen des oben erwähnten Straussen mehrere zum Theil faustgrosse Kieselsteine gefunden wurden, die durchaus eine glatte, fast wie polirte Oberfläche darboten. Es spricht dieser Erfund vollkommen gegen die mannigfach zu lesende Behauptung, dass sich in dem Magen der Vögel Fluorwasserstoffsäure entwickle, eine an sich schon für jeden mit den Eigenschaften dieser Säure bekannten, höchst unwahrscheinliche Annahme, die aber in der jüngsten Zeit nach v. *Gorups* Nachweis des grossen Kieselerdegehalts der Vogelfedern wieder plausibel hätte erscheinen können.

Nachtrag: So eben kommt mir das erste Heft des *Herberger*'schen Archivs 1847 zu Gesicht, worin sich die interessante auf unsern Fall bezügliche Mittheilung der blauen Färbung eines Fleisches findet, das mit eisernen Nägeln längere Zeit in Berührung gewesen war. Der Apotheker, der die Sache berichtet, konnte in der blauen Substanz zwar Eisen, aber keine Blausäure nachweisen; auch gibt er an, dass das Fleisch sich ohne allen Nachtheil habe verspeisen lassen. Er vermuthet die Anwesenheit von Phosphorsäure, hat aber leider unterlassen, dieselbe nachzuweisen. — Es möchten diese Fälle auch in sofern ihre Bedeutung haben, als man dadurch immerhin zu einiger Behutsamkeit bestimmt werden dürfte, in den aus einer blauen Färbung mit Eisenoxiduloxidsalzen gezogenen Schlüssen auf Blausäure, bei gerichtlichen Untersuchungen.

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Analyse einiger Ofenbrüche aus dem Hochofen zu Ludwigsthal bei Tuttlingen.

Von Prof. Dr. Fehling.

Beim Ausbrechen eines Hochofen zu Ludwigsthal fanden sich verschiedene Ofenbrüche, die Herrn Hüttenverwalter *Zobel* mir nebst den nöthigen Notizen mitzutheilen die Güte hatte.

Unmittelbar unterhalb des 4' hohen gusseisernen Cylinders, der den obersten Theil des Schachts bildete, fand ein Ofenbruch von grünlicher Farbe in bedeutender Menge (von 7 Ctr.), ein eisenhaltiges Zinkoxid, wie er sich häufig findet.

In den offenen Fugen des Schachtgemäuers, hauptsächlich in der Rast, hatten sich zwei verschiedene krystallisirte Ueberzüge gebildet, das eine Zinkoxid, das andere Bleioxid. Die Glätte hatte sich in röthlich gelben Blättern angesetzt, wie man sie öfter in Bleiöfen findet.

Das Zinkoxid, welches sich in ziemlicher Menge vorfand, war krystallisirt, die Krystalle aber sehr klein, sehr gehäuft und verwachsen, so dass sich die Form der einzelne Krystalle nicht genau bestimmen liess, nur von einigen konnten Flächen des rhombischen Oktaëders erkannt werden, zum Theil kombinirt mit Flächen des Prisma's. Bei einem grösseren Stück zeigten sich mehrere Krystalle, eine Combination aus zwei sechseitigen Säulen, zwei sechseitigen Pyramiden mit einem horizontalen Flächenpaar, wie nach der Bestimmung des Herrn Bergrath *Degen* die beigegebene Figur dies zeigt. Die Krystalle sind durchaus reines Zinkoxid frei von Eisen, sie zeigen Diamantglanz, Härte = 3,5, spec. Gew. = 5,6, darnach das spec. Volum = 90, wie bei den meisten Metalloxiden also um 32 gröser als das des Metalls. — Bei einzelnen Stücken zeigten sich auf den Krystallen des Zinkoxids kleine blättrige Krystalle

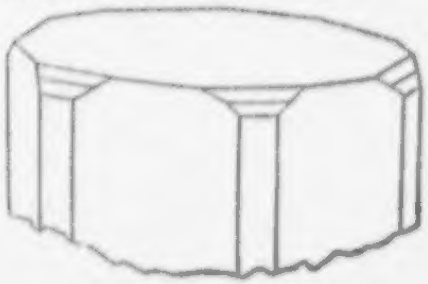

von Bleiglätte, bei andern Stücken waren Kügelchen von metallischem Blei eingemengt. Oberhalb der Form fand sich metallisches Blei (etwa 1 Ctr.), welches in der letzten Zeit der Campagne auch schon öfter an der linken Formseite des Ofens, die am meisten gelitten hatte, durchgesickert war. Dieses Blei enthielt Spuren von Eisen.

Die zum Verschmelzen dienenden Erze sind Bohnerze von mehr als 12 verschiedenen Gruben, es bleibt nun zu ermitteln, ob alle diese Erze, oder welches von ihnen Blei und Zink enthielt.

---

2. Herr Stadtschultheiss Titot zu Heilbronn hatte die Güte mir folgende Notizen einzusenden.

Vom August 1846. „Ich sende anbei zwei weibliche Fruchthalter (Feigen) von *Ficus elastica*. Herr Fabrikant *Adolph von Rauch* dahier besitzt einen wenigstens 10 Schuh hohen Baum, der noch nie geblühet hat. Vor 4 Jahren theilte er mir einen Ableger mit, welcher 2 Zoll über dem Boden schräg abgeschnitten worden war. Unter dem Abschnitt entsprosste ein Zweig, der jetzt ungefähr 1¼ Schuh hoch ist. Durch die Verstümmlung wurde die gerade Stammbildung des Bäumchens gestört und wahrscheinlich ist dieses der Grund, dass es jetzt Blüthen treibt. Auch mag der kleine Blumentopf, der unten nur 3½, oben 4 Zoll Durchmesser hat und ein sehr warmer lichter Standort des Topfes gegen Mittag dazu beigetragen haben. So treibt das Bäumchen seit dem jüngsten Winter fort und fort Blüthen und zwar immer abwechselnd mit Einem Blatt. Unter der bekannten Blatthülle, welche abfällt, entwickelt sich immer ein Blatt und 2 Blüthen darunter. Diese sind anfangs grün, werden zuletzt weich und braun und fallen ab. Sie enthalten, wie die gemeine Feige, viele Stämpel in einem schleimigen Marke von fadsüsslichem Geschmacke. Die Gestalt der Feige ist nicht birnförmig, sondern eyrund, wie die Cornelkirsche, aber etwas dicker.

Da ich allenthalben Erkundigungen eingezogen und Nachricht erhalten habe, dass man eine Frucht der *Ficus etastica* (in Deutschland) noch nicht kenne, so gereicht es mir zum Vergnügen ein Paar davon für die Naturaliensammlung in Stuttgart mittheilen zu können."

Bem. Auch hier in Stuttgart wurden, soviel bekannt, noch nie Blüthen von *ficus elastica* erhalten.

Am 20. November 1846 wurde im Mühlcanal unterhalb der Kunstmühle in Heilbronn eine männliche Lachsforelle 8½ Pfund schwer gefangen. Der abgeschnittene Kopf wurde in Weingeist aufbewahrt und in das Heilbronner Gymnasium gebracht. Pleininger.

Herzog Christoph von Württemberg, — bei Polianders „Nun lob' mein Seel den Herren," wie in diese frommen Worte Markgraf Albrecht von Brandenburg, der erste protestantische Herzog von Preußen, den sterbenden Geist aushauchte. Bei „Befiel Du deine Wege," wie Paul Gerhard, von dem großen Churfürsten wegen seiner Anhänglichkeit an die lutherische Lehrformel vom Amte gesetzt und aus Berlin gewiesen, rath- und hülflos unter den Menschen, jenes Lied kaum gedichtet hatte, sich und sein bekümmertes Weib zu trösten, als die Botschaft des Herzogs Christian von Merseburg mit dem Anerbieten einer Pension ihn erreichte. Bei „Wer nur den lieben Gott läßt walten," wie der arme Dichter Georg Neumark in Hamburg sein Dankgefühl in Wort und Tonweise dieses Gesanges ergoß, nachdem er seine aus Noth verpfändete Viola di Gamba wieder eingelöst hatte, auf welcher denn auch zum Erstenmal er die wundersam rührende Melodie sang. Bei „Was Gott thut, das ist wohlgethan," wie der Schulrector Rodigast mit diesen Worten seinen schwererkrankten Freund, den Cantor Severius Gastorius zu Jena begrüßte, der noch auf dem Bette die Melodie setzte und seine Genesung damit feierte, daß er das Lied von seinem Schulchor absingen ließ, ꝛc. ꝛc. — Dergleichen trägt unfehlbar nicht wenig dazu bei, die schon an sich bedeutsamen Lieder dem Volke durch ihre historische Beziehung näher zu bringen und werth zu machen; aber es ist ebendeßhalb auch zu wünschen, daß diese Lieder als solche in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnet und erhalten werden.

Es ergibt sich nämlich aus dem Gesagten gewiß noch weiter, daß der von vielen Seiten zugleich eben jetzt angeregte Wunsch einer Gesangbuchsreform gerecht und bei dem wieder erwachten tieferen religiösen Sinn und Bedürfniß nothwendig sey. Denn, wie wir gesehen haben, die in der Gellert-Klopstockschen Periode veranstalteten Liedersammlungen haben dem Modernen einen ungebührlichen Vorrang eingeräumt, haben treffliche alte Lieder entweder von dem öffentlichen Gebrauch ausgeschlossen oder in einer so veränderten Form beibehalten, daß die Kraft, Anmuth und Würze der alten Gesänge verwischt war. Demnach ist auch unfehlbar bei Allen, welche für diesen Gegenstand ein Interesse haben, das Bedürfniß einer theilweisen Rückkehr zum Früheren gerechtfertigt, sey es nun durch angemessene Revision der bestehenden Gesangbücher oder durch einen Anhang bisher außer kirchlichem Gebrauch gestandener Kernlieder,

Auftrag und als Stellvertreter des ersten Vereinsvorstandes, des Hrn. Grafen Wilhelm von Württemberg Erlaucht, die Versammlung zu begrüssen und dessen Bedauern auszudrücken, dass er durch unerwartete Dienstgeschäfte abgehalten worden sei, seinen Wunsch, zur Generalversammlung zu erscheinen, in Ausführung zu bringen.

Ein Schreiben des zweiten Vorstandes, Prof. Dr. v. Rapp, an den Geschäftsführer wurde verlesen, worin auch er sein Bedauern über Hindernisse ausdrückt, die seinem Erscheinen entgegenstanden.

IV. Hierauf trug Prof. Dr. Kurr den von ihm verfassten

Rechenschaftsbericht

vor. Er lautet folgendermassen:

Es ist mir von unserem Ausschusse der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie mit den verschiedenen den Verein betreffenden Ereignissen des ablaufenden dritten Jahres seit seinem Bestehen bekannt zu machen.

Die Angelegenheiten unseres Vereins haben sich auch in der abgelaufenen Periode wieder einer steigenden Theilnahme sowohl von innen als aussen zu erfreuen gehabt. In erster Beziehung gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen anführen zu können, dass die Zahl der Mitglieder auch dieses Jahr wieder einen erfreulichen Zuwachs erhalten hat, und obgleich wir den Verlust mancher werthen Collegen durch den Tod zu beklagen haben, so ist die Zahl unserer Mitglieder sich doch im Ganzen gleich geblieben. Die rege Theilnahme, welche der Verein in den wenigen Jahren seines Bestehens erfahren, hat in der That unsere kühnsten Erwartungen bei weitem übertroffen und verspricht dem Verein auch für die Zukunft ein fröhliches Gedeihen, insofern wir darin nicht sowohl eine Vermehrung seiner materiellen Kräfte, als vielmehr einen Beweis des öffentlichen Vertrauens und reger wissenschaftlicher Bestrebungen erkennen. Man kann in der That in einer Zeit, wo die materiellen Bestrebungen sich eine so grosse Geltung verschafft haben, und wo die Thätigkeit so manchen wackern Mannes fast ganz durch die nöthigsten Bedürfnisse absorbirt wird, das Verzeichniss unserer Mitglieder nicht durchblättern, ohne die befriedigende Wahrnehmung zu machen, dass Männer der verschiedensten Berufsarten und Klassen es nicht verschmäht haben, sich in unsere Reihen zu stellen und unser Unternehmen zu unterstützen. Denn obgleich das Studium der Naturwissenschaften besonders in den letzten Decennien eine mehr praktische Richtung genommen hat als früher, wie die Fortschritte in der Physik und Chemie, in der Landwirthschaft, in dem Betrieb der Forsten u. s. w. hinlänglich

lehren, so können wir uns doch nicht verhehlen, dass der reelle Einfluss derselben auf die Praxis und auf das Wohl der Gesammtmasse sich nur langsam und allmählig kund gibt. Lassen wir uns aber dadurch nicht abhalten, ein Jeder in seinem bescheidenen Theil sein Scherflein beizutragen zu dem Fortbau an dem Gebäude der Wissenschaft, sollten ihre Früchte auch erst einer spätern Generation zu Theil werden. Unter den durch den Tod aus unserer Mitte Geschiedenen beklagen wir z. B. den Herrn Major v. Zieten, einen Mann, der sich durch seine „Versteinerungen Württembergs", wie durch seinen Eifer für die Geognosie überhaupt unser Aller Hochachtung erworben hat. Ein Nekrolog desselben wird in unsern Heften erscheinen. Ebenso den Herrn Major v. Stapff, der sich um die Flora Württembergs manche Verdienste erworben hat.

Unsere Jahreshefte nehmen einen zwar langsamen, jedoch geregelten Gang, und es sind Ihrer Redactions-Commission manche schätzenswerthe Beiträge dafür geworden, noch mehrere zugesagt, so dass ich wohl die Hoffnung aussprechen darf, dieselben werden auch ferner unter dem milden Einfluss Ihrer Gunst ihr bescheidenes Dasein fortsetzen. Es sind jetzt für die Tagesliteratur einerseits sehr fruchtbare, andererseits magere Zeiten eingetreten, jene hauptsächlich durch Wiederholungen und Ausarbeitungen des bereits Gegebenen, diese durch die Schwierigkeit, etwas Neues zu produciren. Unsere Jahreshefte haben aber die Aufgabe, Neues zu geben, und überdiess sind sie theilweise, nämlich soweit sie die natürliche Vaterlandskunde betreffen, in dem bescheidenen Rahmen unseres kleinen Landes eingefasst, daher dürfen sie wohl mit Recht auf Ihre gütige Nachsicht rechnen. Dazu kommt noch die Aufgabe, alle Zweige der Naturwissenschaften möglichst gleichartig zu berücksichtigen und keinem derselben vorzugsweise eine Stelle einzuräumen oder einen unverhältnissmässig grossen Raum zu gönnen. Wir appelliren in dieser Rücksicht an diejenige Billigkeit des Urtheils, welche, vorurtheilsfrei und gerecht, nicht nach der Production eines einzigen Jahres ihre Ansichten bemisst, sondern lieber das Urtheils sich vorläufig begibt, um später ein besseres fällen zu können. Wenn aber auch einzelne Zweige, wie z. B. die Paläontologie oder später vielleicht die Meteorologie Einzelnen von Ihnen vorzuwalten scheinen könnten, so dürfte diess nur den Beweis liefern, dass wir uns hauptsächlich auf dem uns von der Natur zugewiesenen Terrain bewegen, was ein billig Denkender Ihrer Redaktions-Commission kaum zum Vorwurf machen wird. Die Sache hat aber noch eine andere, sehr praktische Seite, nämlich die, dass unsere Hefte nur das aufnehmen können, was ihnen geboten wird. Wer etwas Besseres hat und wirklich gibt, wird gewiss uns Alle sich zum grössten Dank verpflichten.

Manche interessante Naturalbeiträge sind uns auch in dem verflossenen Jahre wieder hauptsächlich aus Oberschwaben zugekommen, wofür wir hier öffentlich unsern Dank auszusprechen uns erlauben. Einigen davon werden wir nachher Ihnen vor Augen legen. Hätte unser Verein keinen weiteren

Nutzen, als dass er die ältesten aller Denkmale der Vorzeit vor der Zertrümmerung zu bewahren und zum wissenschaftlichen Gemeingut zu machen sucht, so hätte er gewiss schon einen schönen Theil seiner Aufgabe gelöst.

Der Gedanke, durch mündliche Vorträge im Schooße des Vereins das Interesse an den Naturwissenschaften rege zu erhalten, wurde auch in dem verflossenen Winter wieder aufgenommen, und es haben dieselben stets eine nicht unbedeutende Zahl von Zuhörern gefunden. Sie bestanden der Reihe nach in folgenden:

1) Prof. Dr. Kurr über die erloschenen Vulkane Württembergs.

2) Prof. Reuschle über Mädlers Centralsonne.

3) Dr. Clessin jun. über Krankheitserscheinungen im Jahr 1846.

4) Prof. Dr. Otto Köstlin über die verschiedenen Arten der Fortbewegung im Thierreich.

5) Prof. Dr. Fehling über Bestandtheile, Bereitung und Wirkung der Schiessbaumwolle.

6) Dr. Seyffer über die Töne, welche durch erhitzte Metalle und deren Abkühlung hervorgebracht werden können, mit Versuchen.

7) Med.-Rath Dr. Hering über das Miasma.

8) Prof. Dr. Schlossberger in Tübingen über die Surrogate des Brodes.

Geschenke.

a) Literarische.

1) Herr Dr. Müller in Calw: Beschreibung des Gesundbrunnens zu Teinach. 2te Aufl. 1846.

2) Dr. Wals in Speier: Beiträge zur Weincultur vom chemischen Standpunkte aus. Landau 1846.

3) Dr. E. Kratzmann in Marienbad:

a) die neue Medizin in Frankreich. 1ste Abtheil. Leipzig 1846. 8.

b) die Lehre vom Saamen der Pflanzen. Mit 4 Taf. Prag 1839. 8.

c) das Wichtigste über diejenigen Marienbader Heilwasser, welche versendet werden. 4.

4) Prof. Dr. v. Glocker in Breslau: Bemerkungen über einige Terebrateln aus dem Jurakalk Mährens und Ungarns. Mit 1 Tafel. 4.

5) Eugen Schnell in Sigmaringen: Historisch-statistische Zeitschrift über die beiden Fürstenthümer Hohenzollern. 3tes Heft.

6) Prof. Kilian in Mannheim: Wegweiser durch die Säle des grossherzogl. naturhistorischen Museums daselbst.

7) E. Schübler, Rechtsconsulent in Hall: Die Formen der Natur. 1stes Heft. Hall 1843.

8) Prof. de Koninck in Lüttich:

a) *Mémoire sur les Crustacés fossiles de Belgique.*

b) *Rapports faits par M. M. Dumont et de Koninck sur un memoire de M. Nyst, présenté à l'Academie royal de Bruxelles pour le concours de 1843.*

c) *Notice sur quelques fossiles du Spitzberg.*

d) *Notice sur une coquille fossile des terrains anciens de Belgique.*

e) *Notice sur deux espèces de Brachiopodes du terrain paléozoique de la Chine.*

9) Dr. E. F. Maus in Esslingen: Versuche und Beobachtungen über den Kartoffelbau und die Krankheiten der Kartoffeln, besonders im Jahre 1845. Stuttg. 1845.

10) Von Bergrath Haidinger, auf besondern Befehl Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Metternich in Wien: Franz v. Hauer über die Cephalopoden des Salzkammergutes. 4. Wien 1847.

b) Naturhistorische Gegenstände:

1) Herr Oberförter Graf v. Uexkull in Schornderf hat ein Fragment von einem fossilen Baumstamm eingesandt.

2) Ebenso Herr Oberamts-Arzt Dr. Hofer in Biberach ein fossiles Hirschgeweih aus den Geröllablagerungen bei Biberach.

Die schöne Aufgabe, mit andern, ähnliche Zwecke verfolgenden Gesellschaften des In- und Auslandes in nähere Verbindung zu treten, hat Ihr Ausschuss nach Kräften verfolgt, und es haben seine Bemühungen bereits die erfreulichsten Früchte getragen.

1) Das K. statistisch-topographische Bureau hat uns die Fortsetzung der Württ. Jahrbücher 1844, 1tes und 2tes Heft, mitgetheilt.

2) Die *Société Royale des Sciences de Liège* hat ihre bis jetzt publicirten Memoiren in zwei Bänden, worunter die *Monographie des Coléoptères phytophages* von Lacordaire, eingesandt.

3) Der naturhistorische Verein zu Hamburg ebenso den ersten Band seiner Verhandlungen, sowie den Jahresbericht 1847 der Hamburgischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft.

4) Der Mannheimer Verein für Naturkunde seine Jahresberichte 5—13, sowie die Statuten.

5) Die *Société d'histoire naturelle de Strasbourg* ihre Memoiren, *Tom. 3, 3ième Livraison, avec planches.*

Diese Verbindungen zu unterhalten und noch weiter auszudehnen wird Ihr Ausschuss — nach § 24 der Statuten — auch ferner sich bemühen, wie er denn bereits noch mehrere anzuknüpfen im Begriffe steht. Ist ein Austausch der literarischen Produkte verschiedener Länder und ein freundliches Verhältniss mit Gesellschaften, die ähnliche Tendenzen haben, schon an sich wünschenswerth, so muss er es für unsere Zwecke und Verhältnisse in noch höherem Massstabe seyn, weil dadurch unsere Leistungen auch im Auslande bekannt werden, und wir hinwiederum Arbeiten kennen lernen, welche in Gesellschaftsschriften versteckt nur allzuhäufig dem Einzelnen völlig unzugänglich oder selbst unbekannt bleiben.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir des Beispiels halber anzuführen, dass in der kleinen oben angeführten Schrift von de Koninck (*Notice sur une coquille fossile des terrains anciens de Belgique*) ein Fossil aus

dem Bergkalk von Visé und dem devonischen Kalk von Couvin beschrieben und abgebildet ist, welches alle Eigenschaften eines Belemniten besitzt.

So sind ferner in der schönen Schrift, welche wir der Gnade des Hrn. Fürsten von Metternich verdanken, und welche vielleicht nie in den Buchhandel kommt, ausser den schönen und meist neuen Ammoniten des alpinischen Marmors, mehrere eigenthümliche Orthoceratiten abgebildet, wodurch der Beweis, dass diese Cephalopoden-Gattung nicht allein den älteren Formationen angehöre, sondern auch in den obern jurassischen Schichten noch vorkomme, hinlänglich hergestellt ist, so dass ich nun nicht mehr anstehe, die im dritten Heft des ersten Jahrgangs unserer Jahreshefte Taf. II. Fig. 4 abgebildete und S. 234 näher beschriebene Versteinerung, welche ich *Bel. macroconus* nannte, für einen ächten *Orthoceratiten* zu erklären und dafür den Namen *O. macroconus* vorzuschlagen. Dass das Vorkommen desselben aber nicht nur auf die zwei Stellen des untern Lias in Württemberg beschränkt sey, davon habe ich mich im vorigen Sommer überzeugt, indem ich unter Lias-Petrefacten von Uhrweiler und Gundershofen des Elsasses dasselbe gleichfalls auffand.

Ueber den Stand unserer Kasse wird Ihnen unser Kassier, Herr Weismann, Bericht erstatten. Bei dem günstigen Stand derselben hat sich Ihr Ausschuss mit dem Gedanken beschäftigt, ob es jetzt nicht an der Zeit wäre, einen Theil der disponibeln Gelder für anderweitige nützliche Zwecke des Vereins zu verwenden, und es wird von Ihren Beschlüssen abhängen, ob ein in dieser Richtung von mir ausgegangener Vorschlag, den ich nach dem Vortrag des Kassiers vorzubringen mir erlauben werde, weiter verfolgt werden soll oder nicht.

Für unsere nächste Generalversammlung ist eine Stadt im Donau- oder Jaxtkreise zu wählen. Um auch in dieser Beziehung eine passende Abwechslung in den verschiedenen Landesgegenden zu treffen erlaube ich mir im Namen des Ausschusses Ihre Aufmerksamkeit für dieses Mal auf den Donaukreis, und zwar auf die Stadt Ulm zu lenken, wo durch die Festungsbauten und die Eisenbahnarbeiten in der Umgegend namentlich für die Geognosten gerade das nächste Jahr viel Interessantes darbieten dürfte. Wir treffen daselbst einige ausgezeichnete Sammlungen, w. z. B. bei Hrn. Graf v. Mandelsloh, Herrn Finanzrath Kner, Apotheker D. Leube, und die Stadt selbst bietet auch sonst viel Interessantes dar.

v. Der Vereinscassier Apoth. Weismann verlas den folgenden Nachweis über den Vermögensstand der Gesellschaft.

Bei der Generalversammlung im vorigen Jahr zählte der Verein 377 Mitglieder mit 396 Actien. Bis zum Abschluss der Jahresrechnung vermehrte sich die Zahl auf 386 mit 405 Actien und der Einnahme von 1093 fl. 30 kr.

Der Kassenübertrag vom vorigen Jahr beträgt mit

3 Actien in Ausstand	33 „	1 „
Zins von 900 fl. Anlehen	22 „	25 „
	1648 „	56 „

Bei dem Rechnungsabschlusse war das zweite Jahresheft noch nicht erschienen, weshalb die Rechnung nicht gegeben werden konnte.

Die sonstigen Ausgaben betrugen	69 fl.	11 kr.
Es konnte deshalb die grössere Summe von . .	1430 „	— „
incl. der 500 fl. vom vorigen Jahr angelehnt werden.		
In Casse befand sich baar	21 „	45 „
Im Ausstand blieben 40 Actien	108 „	— „
	1648 „	56 „

Eine Zusammenstellung der Rechnung werde ich zu den Acten geben.

Ueber die Rechnung für das laufende Jahr kann ich nur annähernde Mittheilungen machen, indem dieselbe erst bis Juli abgeschlossen wird.

Im Laufe dieses Jahres haben wir den Verlust mehrerer würdiger Mitglieder unseres Vereins durch den Tod zu beklagen, und zwar der Herren

Dr. Baur, Unteramtsarzt in Mezingen,
Major v. Zieten in Stuttgart,
Major v. Stapff in Stuttgart,
Cameralverwalter Schikhard in Tübingen,
Generalstabsarzt Dr. v. Sontheimer in Stuttgart,
Medicinalassessor Dr. Reuss in Stuttgart.

Aus dem Verein sind ausgetreten:

Böhm, Thierarzt in Hohenheim,
Wild, Gottlieb, in Leonberg,
Müller, Redacteur in Stuttgart,
Kurz, Maler in Stuttgart,
Imle, Secretär in Stuttgart,
Bährlen, Med. Dr. in Ulm,
Schreiber in Ulm.

Dagegen sind dem Verein beigetreten die Herren:

Baumann, Med. Dr. in Schrozberg,
Bleisinger, Apotheker in Gailderf,
Fischer, Apotheker in Haigerloch,
Fritz, Reallehrer in Friedrichshafen,
Gramm, Apotheker in Niederstetten.
Jäger, Forstassistent in Zwiefalten,
v. Müller, Johann Wilhelm, in Stuttgart,
Rathgeb, Apotheker in Ellwangen,
Roth, Louis, Buchhändler in Stuttgart,
Uhde, Artillerie-Lieutenant in Ludwigsburg.

Die Zahl der Mitglieder hat sich somit gegen vorigen Jahr um 3 vermindert und beträgt 383 mit 402 Actien.

Wiederholt muss ich mir erlauben, auf den § 9 der organischen Bestimmungen aufmerksam zu machen, nach welchem der 1. Juli als Termin

zur Einzahlung des Jahresbeitrags festgesetzt ist, indem vom Jahre 1845 noch 25 Actien und pro 1846 noch 93 Actien ausstehen.

Die Ausgaben für das laufende Jahr lassen sich noch nicht berechnen, sie werden sich aber durch die Ausgabe eines dritten Heftes um ein Ziemliches höher stellen als bisher.

VI. Hierauf schritt man zu den durch die Geschäftsordnung vorgeschriebenen Wahlen der Ausschusshälfte.

Die diessmal ausgetretenen Ausschussmitglieder

Prof. Dr. Fleischer zu Hohenheim,
Prof. Dr. Christ. Gmelin zu Tübingen,
Prof. Hochstetter zu Esslingen.
Ober-Med.-Rath Dr. Jäger in Stuttgart.
Prof. Dr. Kurr in Stuttgart,
Staatsrath Dr. v. Ludwig. Director des Königl. Medicinal-Collegiums zu Stuttgart.
Kreisforstrath Graf Mandelsloh zu Ulm,
Director v. Seyffer zu Stuttgart,

wurden durch Acclamation als wiedergewählt erklärt, sowie der Vereinscassier, Apotheker Weismann, aufs Neue bestätigt.

Bem. Die Ergänzungsmitglieder des Ausschusses, sowie die Secretäre wurden später durch den Ausschuss selbst gewählt. Sie sind nun:

Ergänzungsmitglieder des Ausschusses.

Prof. Dr. Fehling,
Inspector Fleischmann,
O.-Med.-Rath Dr. v. Hardegg,
Apotheker Lechler,
Director v. Roser,
Graf v. Seckendorff.

Secretäre.

Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Prof. Dr. Krauss,
Prof. Dr. Kurr,
Dr. Wolfgang Menzel,
Prof. Dr. Plieninger.

VII. Zum Versammlungsort für den 1. Mai 1848 wurde die Stadt Ulm und zum Geschäftsführer Kreisforstrath Graf Mandelsloh einstimmig erwählt.

VIII. Hierauf kam der von Prof. Dr. Kurr seinem Rechenschaftsberichte angehängte Antrag zu einer ausserordentlichen Geldverwilligung laut § 21 der organischen Bestimmungen zur Debatte, da derselbe von der Mehrzahl der Ausschussmitglieder unterstützt war. Derselbe lautet nach den eigenen Worten des Antragstellers:

„aus den überschüssigen Geldmitteln des Vereins ein grös-
„seres Werk als Extragabe für die Vereinsmitglieder heraus-
„zugeben, welches die den einzelnen Formationsgliedern des
„Württ. Flözgebirges eigenthümlichen Versteinerungen in
„guten Abbildungen mit entsprechendem Text enthalten soll."

Die etwaigen Kosten wurden auf 2 fl. 42 kr. per Exemplar von dem Antragsteller angegeben.

Prof. Dr. Plieninger erbat sich das Wort, um, gegen sein eigenes persönliches Interesse, das ihm eine seiner eigenen Fachwissenschaft angehörige Schrift nur erwünscht machen könnte, im Auftrage des ersten Vorstandes und im Interesse der Gesellschaft, das er hier stellvertretend zu wahren habe, die Schwierigkeiten darzulegen, welche dem Antrag entgegenstehen. Diese sind kurz zusammengefasst folgende:

1) Die Herausgabe von Schriften in der von der Gesellschaft verfolgten wissenschaftlichen Richtung ist zwar von den in § 21 der Statuten vorgezeichneten Geldverwendungen nicht ausgeschlossen, allein sie kann sich der Natur der Sache nach und nach Vorgängen anderer wissenschaftlichen Vereine nur auf solche Werke erstrecken, welche ohne eine Subsidie keinen Verleger finden würden. Der Antragsteller ist aber weit entfernt, eine Unterstützung vom Verein anzusprechen, seine Arbeiten werden überall auch ohne Subsidie einen Verleger finden; er will nicht, dass ihm der Verein einen Dienst leiste, sondern er will dem Verein einen solchen leisten. Es fragt sich nur, ob der Verein die Mittel hat, das jedenfalls dankenswerthe Anerbieten annehmen zu können.

2) Der von dem Antragsteller genannte Preis von 2 fl. 42 kr. per Exemplar, welchen die Vereinscasse zu bezahlen hätte, würde nicht nur eine volle Jahr[illegible]hme in Anspruch nehmen, sondern er wäre auch nach der Versich[illegible] Vereins-Verlegers nur ein Minimum, das leicht überschritten werde[illegible]ante, da die Berechnung obigen Preises der Natur der Sache nach nur eine annähernde seyn kann. Es ist daher eine Beschlussnahme der heutigen Generalversammlung über den gestellten Antrag schon aus dem Grunde unmöglich, weil die zu verwilligende Summe nicht

genau angegeben werden, eine unbestimmte Geldverwilligung aber der Natur der Sache nach nie stattfinden kann, indem dadurch möglicher Weise sogar mehr als der Reservefonds, und, bei den gegenwärtig noch sehr beschränkten Mitteln des Vereins, durch den vorliegenden Antrag sogar wahrscheinlicher Weise mehr, als die paraten Mittel des Reservefonds, in Anspruch genommen werden würde.*)

3) Aber auch für die Zusendung je eines Exemplars an jedes Vereinsmitglied liegt schon deswegen kein hinreichendes Motiv vor, weil die Fachwissenschaft, zu welcher das Werk gehört, nicht von jedem Mitgliede cultivirt wird; es ist vielmehr zu befürchten, dass ein sehr grosser Theil der Mitglieder mit dieser Verwendung ihres Jahresbeitrags unzufrieden werden, sich sogar vom Vereine trennen würde, zumal da dem Ausschuss bereits Ausstellungen dagegen zugekommen sind, dass die Jahreshefte bisher grossentheils Aufsätze geognostischen und petrefactologischen Inhalts gegeben haben. Diese Ausstellung ist zwar bis jetzt, als Vorwurf gegen die Redaction, deswegen unbegründet, weil einmal die inländische Geognosie und Petrefactenkunde der Forschung die grösste Provinz darbietet, während die übrigen Felder der vaterländischen Naturkunde bereits in hohem Grade angebaut sind, und dann, weil die Beiträge zu den Jahresheften bis jetzt nicht honorirt worden, demnach unter den Arbeiten der bisherigen Verfasser keine Auswahl behufs der gleichmässigen Vertheilung des Raumes der Jahreshefte auf die verschiedenen Zweige der vaterländischen Naturkunde möglich gewesen ist. Allein factisch ist jene Ausstellung wohl richtig, und es geht daraus nur die Nothwendigkeit hervor, in Kurzem Arbeiten für die Jahreshefte durch Honorare zu veranlassen. Es steht daher zu befürchten, dass der Antrag, wenn er beschlossen würde, der Einigkeit in der Gesellschaft Gefahr drohe. Wollte man aber, nach dem Antrag eines Mitgliedes, die Kurr'sche

---

*) Zu Bestätigung dessen mag eine nachträgliche, auch nur annähernde Berechnung dienen. Von den in Casse befindlichen 1450 fl. Capital (S. oben Rechnungsablegung des Cassiers S. 142) sind dato noch 4 Jahreshefte, nämlich das dritte von der Periode 1845—46 und die 3 von 1846—47 zu bezahlen. Laut Vertrag kostet ein Heft à 8 Bogen und 2 Tafeln, bei Abnahme von 402 Exemplaren für die Vereinsglieder, in runder Summe 166 fl. Es gehen also noch ab 664 fl., bleibt demnach Reservefonds für die Periode 1847—48 786 fl. Würde nun auch nur die beantragte Summe mit 402 Rthl. Thalern per Exemplar des fraglichen Werkes = 1085 fl. decretirt worden seyn, so wäre nicht nur das ganze Gesellschaftsvermögen verwendet worden, sondern hiedurch allein sogar ein Deficit von 300 fl. entstanden, so dass nicht nur für laufende Ausgaben keine Mittel übrig blieben, sondern auch die Jahreshefte des nächsten Jahrgangs auf keine Weise gedeckt gewesen wären. Dass aber eine Generalversammlung über mehr als die vorhandene Summe sollte verfügen können, würde weder in den organischen Bestimmungen § 21, noch in der Natur der Sache liegen, noch durch geordnete Verwaltungsmassregeln gerechtfertigt seyn.

P.

Schrift blos denjenigen Mitgliedern auf Vereinskosten zukommen lassen, welche von dem Werke wirklich Gebrauch machen wollten, und Diejenigen, welche dasselbe nicht wünschen, übergehen, so könnte diess, ohne ausdrückliche Zustimmung der letzteren, die nur auf dem Wege der Umfrage ermittelt, nicht aber durch Beschluss einer wenig besuchten Generalversammlung ersetzt werden könnte, auf keine Weise stattfinden.

4) Die Honorirung von Aufsätzen für die Jahreshefte, welche die erste und stehende Vereinsgabe zu Folge der Statuten bilden, muss nach dem eben Gesagten in nächster Zeit ins Leben treten; dazu ist nun aber eben ein Reservefonds nöthig, um von dessen Zinsen diese stehenden, sowie andere, ausserordentliche Ausgaben, und darunter auch solche von ähnlicher Art, wie sie der Antrag bezeichnet, zu bestreiten. Diess würde nicht möglich werden, wenn der Reservefonds, dessen Ansammlung sich durch die in den ersten Jahren unseres Vereins geringeren Ausgaben eigentlich von selbst ergab, den wir aber für die stets wachsenden Ausgaben möglichst schonen und zu Rathe halten müssen, jetzt schon geschwächt, oder sogar auf diesen Einen Wurf gesetzt, auf ein Werk verwendet würde, dessen Bearbeitung an und für sich so dringlich nicht ist, um eben jetzt das ganze vorhandene Vereinsvermögen, und noch mehr, zum Opfer zu bringen; ja es würde die Existenz der Jahreshefte aufs Spiel gesetzt seyn, wenn man den Grundstock des Vereinsvermögens angreifen, den Reservefonds, der allein den Verein gegen jede Wandelbarkeit seiner Einnahmen sichern kann, überhaupt auf andere Dinge verwenden wollte, ehe die Fortsetzung der Jahreshefte, des eigentlichen Organs für die Thätigkeit des Vereins, gesichert ist.

Da der Antragsteller sich jedoch nicht bewogen fand, seinen Antrag zurückzuziehen, so stellte Ober-Med.-Rath Dr. Jäger folgendes Amendement:

„den Ausschuss zu beauftragen, der nächsten Generalver-
„sammlung über die zweckmässigste Verwendung des Re-
„servefonds, sey es zu ausserordentlichen literarischen Vereins-
„gaben, unter gleichmässiger Berücksichtigung der verschie-
„denen Zweige der vaterländischen Naturkunde, sey es zu
„Lösung bestimmter Aufgaben oder Unterstützung bestimmter
„wissenschaftlicher Arbeiten, Anträge zu stellen, welche mit
„bestimmten, in Zahlen ausgedrückten Kostenberechnungen
„zu belegen wären."

Dieser amendirte Antrag wurde sofort durch Stimmenmehrheit zum Beschluss erhoben.

Hierauf begannen die Vorträge.

wodurch einmal, ungerechterweiſe verdrängtes Aeltere wieder herbeigelaſſen, entſtelltes Alte wieder hergeſtellt, ſodann unnützes Neue fortgewieſen, tüchtiges Neuere aufgenommen und eingereiht würde. Unter dem Alten, was für den gottesdienſtlichen Zweck der Erbauung zur Sprache kommt, iſt wohl am meiſten die Schule des 17ten Jahrhunderts als die in ſprachlicher und poetiſcher Hinſicht am meiſten klaſſiſche zu berückſichtigen; von den neueren gehört unſtreitig den Gellert'ſchen Liedern der Vorzug der Volksmäßigkeit; Alles aber denken wir uns nach den Grundſätzen und Kriterien ausgewählt und zuſammengeordnet, welche zuvor beſprochen worden ſind. Von den jüngſten Sammlungen iſt nun auch zu rühmen, daß ſie in dieſer Richtung veranſtaltet und mit den Geſängen aller Zeitalter, vorzüglich mit den trefflichen Liedern der zweiten Periode ausgeſtattet ſind. Darin haben das Berliner und Lübecker, das Baden'ſche und Rheiniſche Geſangbuch verwandten Charakter und Werth, und nur die neueſten katholiſchen, ſo wie die israelitiſchen ſind dahinter zurückgeblieben: wovon freilich die Abneigung der katholiſchen Kirche, den älteren Geſang der proteſtantiſchen ſich anzueignen, und der unevangeliſche, rationaliſtiſche Sinn des Judenthums die leicht erklärliche Urſache ſind.

Nun iſt ferner die Hauptfrage: wie die älteren Lieder für den gegenwärtigen Gebrauch beſchaffen ſeyn, in welchen Stand alſo namentlich die in der letzten Periode veränderten wiederhergeſtellt werden müßten. Das Recht zur Bearbeitung, und, wenn auch nur leiſen Umänderung wird von zwei Seiten her beſtritten; doch ſind dieſer Stimmen wenige im Vergleich mit den andern, welche jenes Recht zugeſtehen und vertheidigen. Bald iſt es nämlich religiöſe Pietät gegen das chriſtliche — bald hinwiederum literariſche Vorliebe für das poetiſche Alterthum geweſen, was gegen die feineren, wie gegen die gröberen Retuſchen an den Kirchenliedern Proteſt eingelegt hat. Allein für literarhiſtoriſche Zwecke gibt es diplomatiſche Abdrücke in beſonderen Ausgaben einzelner Dichter oder in eigenen Sammlungen. Hier iſt die vornehmſte Aufgabe, ein erbauliches Lied für die Gemeinde zu gebrauchen, und man nimmt ja die alten Lieder nicht, weil ſie alt, ſondern weil ſie gut, d. h. dem Zwecke der Erbauung als Ergießungen des reinen chriſtlichen Gefühls am angemeſſenſten ſind. Dieſem Zwecke muß auch die religiöſe Pietät ſich unterordnen, wenn ſichs um den Ausdruck

IX. Apotheker Lechler hielt nachstehenden Vortrag über einige neuere Entdeckungen in der württ. Flora.

Ich habe hier eine Pflanze aus der Familie der Umbelliferen, die zwar nicht neu für unsere Flora ist, aber die mich dennoch sehr überrascht hat an dem Standort, wo ich sie gefunden habe.

Es ist *Pleurospermum austriacum Hofm.*, wie Sie sich selbst hier überzeugen können.

Der verstorbene Apotheker Friedlein hat es zuerst in den Weidengehölzen an der Iller bei Ulm gefunden, ich selbst habe es an verschiedenen Stellen des Illerthals beobachtet.

Nun traf ich aber vor einiger Zeit diese Pflanze auf einer Excursion auf die Alb im Schmiechathal bei Truchtelfingen in der Nähe von Ebingen am sogenannten Veithefelsen in ziemlicher Anzahl und in Gesellschaft von *Centaurea montana L.*, *Cardamine impatiens*, *Carduus defloratus*, *Senecio Fuchsii* an, und es war mein erster Gedanke: wie kommst denn du daher?

Die Ulmer Pflanze gehört zu der eigenen alpinischen Flora, die sich auf den Geröllablagerungen mancher Alpenflüsse bildet und die sich nie weit vom Ufer entfernt; es kommt deswegen häufig vor, dass sie in manchen Jahren gar nicht gefunden wird und ist dieselbe sehr ephemerer Natur.

Der Standort, an dem ich die Pflanze fand, ist ein ganz anderer, es ist eine felsige Parthie des Schmiechathals, die nicht sehr gedrängt mit Buchen bewachsen ist, und wo ein schwarzer humusreicher Boden den Jurakalk bedeckt. Die Höhe des Standortes ist nach ungefährer Schätzung 2400 — 2500 Fuss.

Eine Uferpflanze ist das *Pleurospermum* nicht, obgleich sie bis jetzt nur am Illerufer gefunden wurde, wo sie durch jenen Alpenfluss aus den Algäuer Alpen heruntergeführt wird, sondern eine subalpinische Pflanze, wie aus den Werken von Decandolle, Koch, v. Ledebour zu ersehen ist, wo überall nur Gebirge erwähnt sind, auf denen sie vorkommt.

Die Pflanze ist ziemlich weit verbreitet, und geht von den Alpen der Dauphinée und Provence durch die Schweiz, die schwäbische Alp, durch Oesterreich bis in die Karpathen, und von Schlesien durch Volhynien, Podolien bis nach Sibirien und das Altaigebirge.

Ich glaube nun, dass der Standort des *Pleurospermum* auf der Alb, wo diese Pflanze gewiss schon lange unbemerkt lebt, ein viel natürlicherer ist als der bei Ulm, und dass jene Pflanze zu der alpinischen Flora der Geröllablagerungen, die sehr ephemerer Natur ist, gerechnet werden muss, obgleich Herr v. Mohl in seiner Aufzählung dieser Geröllpflanzen das *Pleurospermum* nicht erwähnt hat.

Ganz ähnlich, wie bei dem *Pleurospermum*, verhält es sich mit der *Arabis alpina L.* Diese wurde zuerst von Apotheker Ducke im Illerkreis bei Fertshofen gefunden.

Im vorigen Jahre fand sie Herr Rösler am Fuss des kleinen Herwarts-

steine bei Königsbronn, wohin sie in keinem Fall durch Anschwimmen oder Anspülen gekommen sein kann.

Hiernach wären diese beiden Pflanzen, nachdem solche Standorte entdeckt sind, die denen gleich sind, wo sie gewöhnlich in der Natur vorkommen, als ächte Florenbürger anzusehen.

Ich will nun noch einige neuentdeckte Pflanzen aufzählen, die in den letzten Jahren gefunden oder frisch bestimmt wurden.

Aquilegia atrata Koch halte ich nicht für eine gute Art, sondern für eine interessante Abart und Subspecies der *Aquil. vulgaris*, von der sie sich durch viel kleinere Blumen, durch schwarzblaue Farbe derselben und besonders durch die Länge der Staubfäden unterscheiden, die bei *atrata* ein und ein halb Mal so lang als die Platte der Blumenblätte sind, während sie bei *Aquil. vulgaris* die gleiche Grösse wie die Blumenblätter haben.

Diese Pflanze hat unser seliger Freund v. Stapf in der Gegend von Wurmlingen bei Tuttlingen gefunden, und ich möchte sie schon, um das Andenken an ihn zu ehren, nicht unerwähnt lassen.

Ich möchte sie also als gute Abart neben die *Aquil. vulgaris* stellen.

Stellaria crassifolia Ehrh. unterscheidet sich von *St. uliginosa Mur.* durch ganz glatte Blätter, während die von *St. uliginosa* am Grunde gefranzt sind, ferner durch blattartige Deckblätter, während *St. uliginosa* ganz dünne hautartige hat, und durch eine viel längere Fruchtkapsel als die Kelchblätter, die bei *uliginosa* ebenso lang als die Kapsel sind.

Diese Pflanze wurde im Wurzacher Torfmoor von Herrn Gessler gefunden und ist für unsere Flora neu.

Malva borealis Wallmann ist eine der *M. rotundifolia* sehr nahe stehende Art; sie unterscheidet sich aber doch wesentlich von derselben durch die Fruchtklappen, die bei *rotundifolia* fast ganz glatt, bei *borealis* aber mit grubigen Runzeln versehen sind.

Diese Art hat Herr Pfarrer Kemmler bei Schönthal gefunden.

Herr Prof. Ernst Meyer aus Königsberg, Verfasser einer Monographie der Gattung *Juncus*, durchgieng diese Pflanzen bei Herrn v. Martens, und erklärte eine von Apotheker Etti in Wangen und Ducke vom Dietmanser Ried gesammelte und als *Juncus articulatus* bestimmte Pflanze für *J. fusco-ater Schreber* oder *J. alpinus Koch*, welcher sich von *J. articulatus* durch die Blätter des Perigons, die bei dieser Art an der Spitze kurz stachelspitzig sind, unterscheidet, während sie bei *J. alpinus Vill.* abgerundet und stumpf sind.

x. Prof. Dr. Kurr zeigte ein im vorigen Sommer in der Nähe von Stuttgart gesammeltes Exemplar von *Pyrola rotundifolia L.* vor, welches an der Spitze des blühenden Stengels eine Endknospe und ein gewöhnliches Stengelblatt trägt, und knüpft einige Betrachtungen darüber an. Bekanntlich stirbt der blumentragende

Stengel (Schaft) mit der Fruchtreife dieser Pflanze ab, der blättertragende Theil des Stammes ist dagegen ausdauernd; hier wäre also ein einjähriges Axenorgan zwischen zwei ausdauernden eingewachsen, was auf die grosse Aehnlichkeit des Blüthenschaftes und Strauchstammes hindeutet.

XI. Professor Dr. Plieninger zeigte ein von Chemiker Nöllner zu Freudenstadt eingesendetes Exemplar von *Conomitrium Julianum* mit Fructification vor, dessen einziger bis jetzt bekannter Fundort in Deutschland Vaihingen a. d. Enz ist, nachdem die Pflanze durch die Emsigkeit der Botaniker bei Pirna ausgerottet wurde. Der Einsender begleitete diese eingesandte Pflanze mit folgender Bemerkung:

„Bei dieser Gelegenheit bemerke ich auch noch, dass ich anliegendes fructificirendes Exemplar dadurch mit Früchten erhielt, dass ich das Gefäss, worin ich dieses zierliche Moos aufbewahrte, mit einer hellgrünen Glasplatte bedeckte, wobei regelmässig und zu jeder Jahreszeit nach 3—4 Monaten aus sterilen Exemplaren sich eine Menge Früchte ansetzten, während andere gefärbte Glasplatten viel spätere oder gar keine Früchte hervorriefen. Aus diesen Versuchen möchte wohl der Schluss zu ziehen seyn, dass das grüne Licht des Sonnenspectrums vorzugsweise günstig auf die Moose wirkt, wie diess auch bei Betrachtung der Moose in Wäldern zu erkennen ist; da wo im grössten Dickicht der Wälder die Phanerogamen erbleichen, vegetiren die Moose am üppigsten, und unter den grünen Aesten einer jungen Fichte fructificiren viele Moose, welche einige Schritte davon steril bleiben. In immergrünen Nadelwäldern fructificiren die Moose leichter als in Laubwäldern, welche nur zur Hälfte des Jahres grünen, und in Laubwäldern wieder leichter als an freien Plätzen bei sonst gleichen Boden- und Feuchtigkeitsverhältnissen. Sicherlich werden die verschiedenen Elemente des weissen Sonnenlichts auf ebenso verschiedene Weise in der Natur verwendet, wie diess bei den Luftarten etc. der Fall ist. Wie das Thier Sauerstoff zur Erzeugung der innern thierischen Wärme aufnimmt und die ausgehauchte Kohlensäure von der Pflanze wieder in sich fixirenden Kohlenstoff und freien Sauerstoff durch gewisse Lichtstrahlen des Sonnenspectrums zerlegt wird, so mögen unstreitig gewisse Lichtstrahlen zur Erzeugung und Zerlegung bestimmter Bestandtheile in Phanerogamen verwendet werden, und die ausgeschiedenen, jene repräsentirenden Farben dienen wieder den Moosen und andern Gebilden zu ihrer Entwickelung und rufen sie gleichsam hervor, ebenso wie ich unter grünen Gläsern meist rothe Infusorien und unter rothen Gläsern bisweilen grüne Infusorien beobachtete, und es steht diesen wieder mit den electrischen Erscheinungen in Analogie, wo ein positiv geladener Körper, einem neutralen genähert, in diesem die negative Electricität her-

vertreten macht und umgekehrt etc., so dass ein gewisser Zusammenhang aller der mannigfaltigsten Erscheinungen in der Natur, eine gewisse Einheit überall erblickt wird."

XII. Derselbe trug nach dem Beschlusse des Ausschusses folgende, von Kanzleirath G. v. Martens formulirte Fragen vor, welche den Vereinsmitgliedern behufs der Einsendung von Notizen vorgelegt werden sollen, wobei der Vortragende bemerkte, dass die Versendung eines Verzeichnisses wildwachsender, zu menschlicher Nahrung tauglicher Gewächse in die Gemeinden des Landes gegenwärtig im Werke sey und sich von dem Directorium der Königl. Centralstelle des landw. Vereins ermächtigt erklärte, zur Einsendung der Notizen unfrankirt per Post unter der Adresse: „An die Königl. Centralstelle des landw. Vereins" einzuladen.

1) Welche wildwachsende Wurzeln und Kräuter werden in Württemberg überhaupt zur menschlichen Nahrung gesammelt und zu welchen hat die Noth des Frühlings 1847 getrieben. Man wünscht nur württembergische Thatsachen mit Angabe von Zeit und Ort sowie der Trivialnamen zu sammeln.

2) Beiträge zu einem botanischen schwäbisch-fränkischen Idiotikon in Namen, welche von dem Landvolk den verschiedenen wilden und zahmen Pflanzen gegeben werden, mit genauer Angabe des Orts und Uebergehung aller in der Schriftsprache angenommenen Benennungen.

3) Grenzen des Dinkelbaus; wo und wie hört der Dinkelbau auf, schnell oder allmählig übergehend in Weizen- oder Roggenbau. Auch historische Nachrichten wären wünschenswerth, ob eine andere Brodfrucht durch ihn verdrängt wurde oder sein Anbau vorhistorisch ist.

XIII. Stadtschultheiss Titot gab hierauf sogleich die Notiz, dass in der Gegend von Heilbronn der Taubenkropf (*Cucubalus behen*) sehr häufig gesammelt und selbst als Gemüse auf den Markt im Frühjahr gebracht wird. Die theuren Jahre 1816 und 1817 haben dazu die Veranlassung gegeben. Ebenso die jungen Pflanzen des Wiesenknöterichs (*Polygonum bistorta*) und der Brennnessel (*Urtica urens*).

XIV. Prof. Dr. Kurr schlug die nachfolgenden Fragen als Themate zu Bearbeitungen für die Jahreshefte vor:

1) Untersuchungen, physikalische und chemische, über die Brunnen-

und Flusswasser verschiedener Gegenden Württembergs. Grösse der Wassermenge, Temperaturen u. dgl.

2) Beobachtungen über Abzug und Ankunft der Wandervögel.

3) Missbildungen und Ueberbildungen von Gewächsen, Blumen etc. mit Einsendung getrockneter Exemplare.

4) Beobachtungen über Feldmäuse, Hamster, Insecten und andere schädliche Thiere.

5) Nachrichten über älteren und neueren Bergbau in Württemberg, namentlich auch über Steinkohlen und Steinsalznachforschungen.

6) Monographie der württembergischen Torfmoore.

7) Beiträge zur Oryktographie von Württemberg.

8) Statistische Nachrichten über Jagd- und Wildstände.

9) Schilderungen alter und neuer Waldverhältnisse und Forstculturen.

10) Nachrichten über Weincultur und Weinjahre älterer Zeiten.

11) Die Pferdezucht in Württemberg in ihren älteren und neueren Erscheinungen.

12) Beiträge zur Naturgeschichte einzelner Thiere, z. B. nützlicher Vögel, Insecten, ihren Haushalt, ihre Lebensweise, Nahrung etc.

13) Erinnerungen und Lebensbeschreibungen älterer Württembergischer Naturforscher.

14) Geschichte der Einführung einzelner Nahrungs- und sonstiger Culturpflanzen.

15) Schilderung der Flora einzelner Gegenden, welche sich durch Eigenthümlichkeiten auszeichnen.

XV. Stadtschultheiss Titot zeigte ein fruchttragendes Exemplar von *Ficus elastica* und Früchte davon in Weingeist vor, wovon er schon in dem ersten Hefte dieses 3ten Jahrgangs der Jahreshefte S. 134 Nachricht gegeben hatte. Die Pflanze gedeiht sehr gut, ist in stetem Wachsthum begriffen und fährt fort, zu blühen und Früchte anzusetzen, deren mehrere in der Grösse von Erbsen an demselben zu bemerken waren.

XVI. Prof. Dr. Plieninger zeigte eine Porcellanschale mit Flecken von Arsenik vor, welchen Prof. Dr. Schlossberger zu Tübingen aus einer Quantität Mineralschlamm des Dr. Heine'schen Bades zu Canstatt niedergeschlagen und der Versammlung zur Einsicht nebst folgender Notiz zugesandt hatte, welche verlesen wurde.

Arsenikgehalt des Canstatter Mineralquellenabsatzes.

So eben ist mir durch Herrn Dr. Burkhardt eine Quantität Mineralschlamm aus dem Mineralbad von Herrn Heine in Canstatt zugesandt

werden, und ich hatte alsbald Gelegenheit, den Arsenikgehalt, den Professor Walchner*) und Will in so vielen Absätzen von Mineralquellen aufgefunden haben, auch hier entschieden nachzuweisen.

Die einfachste Methode war hier geradezu die Anwendung des Marsch'schen Apparats, und die erhaltenen Flecken verhielten sich durchaus als Arsenik. Antimon, das auch in einigen Mineralquellen vorkommen sollte, konnte ich bis jetzt im Canstatter Mineralschlamm nicht auffinden.

Die weitere Untersuchung der Sache mir vorbehaltend, habe ich im Sinn, dieselbe auf die übrigen württembergischen Mineralquellen, die Eisen enthalten, auszudehnen.

XVII. Prof. Dr. Plieninger zeigte zwei Proben Brom vor, welche Prof. Dr. Sigwart zu Tübingen aus Mutterlauge der Soole von Friedrichshall und des stark kochsalzhaltigen Mineralwassers von Canstatt dargestellt und zur Einsicht mit folgenden Bemerkungen an den Geschäftsführer eingesandt hatte.

Ew. habe ich die Ehre, für die Versammlung am 1. Mal als Beitrag zur vaterländischen Naturkunde zwei Gläschen zu senden, wovon das eine Brom, dargestellt aus 2 Pfd. conc. Friedrichshaller Mutterlauge, unter wässeriger Lösung des Broms, das andere Mutterlauge aus dem Canstatter Mineralwasser (Sauerwasser) und durch die Reaction des in diesem Wasser enthaltenen Broms gelbgefärbte Steifleinwand enthält. Hiezu wurden 12½ Pfund Wasser vom Sulzerrain bis zu 4 Unzen Flüssigkeit abgedampft, aus dieser den Winter über in der Frostkälte das schwefelsaure Salz (Glaubersalz) herauskrystallisirt, endlich zu der kleinen Menge übriger Flüssigkeit, welche sich in dem Gläschen befindet, eine Prise Braunstein und einige Tropfen (20) Schwefelsäure gebracht, die Steifleinwand eingetaucht und das Gläschen luftdicht verschlossen.

---

*) Walchner gab hievon Nachricht auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Bremen, im Jahr 1844. (S. d. amtlichen Bericht 1ste Abthl. S. 58.) Er fand Kupfer und Arsenik in den Okerabsätzen der Mineralquellen von Griesbach, Rippoldsau, Rothenfels und Steinach am Schwarzwalde, von Lamscheid am Hundsrück, aus dem Brohlthal, von Canstatt, von Ems, Schwalbach, Wiesbaden und Pyrmont. Er machte die Bemerkung, die wir hier zu Beseitigung von etwaigen Missverständnissen wiederholen zu sollen glauben: „Alle jenen Mineralquellen, unter denen sich durch ihre Heilkraft altbewährte und berühmte finden, enthalten jene Metalle, jedoch in so äusserst kleiner Menge, dass der Gehalt einer homöopathischen Verdünnung von Milliontel gleich kommt. Dadurch wird jede Furcht vor einer schädlichen Wirkung gänzlich beseitigt, ja bei der anerkannten heilkräftigen Wirksamkeit jener beiden Metalle, wenn sie bei gewissen Krankheiten in kleinsten Gaben gereicht werden, können wir von jenen Quellen, vermöge ihres Gehalts an Kupfer und Arsenik, sogar wohlthätige heilsame Wirkungen erwarten." A. d. R.

XVIII. Prof. Dr. Plieninger hielt folgenden Vortrag über die Kartoffelfäule.

Mag es die in unseren Statuten ausgesprochene praktische Richtung auf die Interessen unseres Vaterlandes und des Gemeinwesens, die wir neben der nothwendigen wissenschaftlichen Richtung den Bestrebungen unseres Vereins zu geben trachten, mag es diese praktische Richtung entschuldigen, wenn ich hier ein Thema zur Sprache bringe, das nach der übergrossen Menge von Köpfen, Händen und Federn, die es seit zwei Jahren in Thätigkeit setzte, längst abgedroschen heissen könnte, das aber, vielleicht eben weil man den Wald vor den Bäumen, die Wahrheit vor der Menge der danach Suchenden so oft nicht erblickt, noch lange nicht erschöpft ist. Dieses Thema ist die sogenannte Kartoffelkrankheit. Ich sage die sogenannte. — Wenn jede aus keiner sichtbaren oder nachweisbaren äussern Ursache erklärbare, mit Schwächung oder Endigung der Lebensthätigkeit verknüpfte Störung, oder Zerstörung lebender Organismen, Krankheit heissen kann, so ist die Zerstörung der Kartoffeln gewiss auch Krankheit zu nennen. Die Wunde, das Gift, die der Respiration untauglichen elastischen Fluida, selbst mit Einschluss des Schwefeläthers, rasche und schroffe Temperaturwechsel in auf- oder absteigender Thermometerscala, können plötzlich tödten; sie werden deswegen aber keine Krankheit genannt werden können, denn sie sind äusserliche Ursachen der Zerstörung. Wohl aber können sie Krankheiten hervorrufen und dann sind sie nicht weiter die Ursache, sondern nur die Veranlassung der Störung oder Zerstörung des Lebensprocesses; die Ursache liegt alsdann tiefer, im Innern des Organismus selbst. Sogar die palpabeln Ansteckungsstoffe sind ebendesswegen nicht Ursachen, sondern Veranlassung der Krankheiten, weil der Stoff häufig genug nicht haftet, so oft das, was man mit „Disposition" bezeichnet (ein Wort für die eigentliche unbekannte innere Ursache der Krankheit), *a priori* nicht vorhanden ist. — Setzt man aber die Ursache der Störung oder Zerstörung des Lebensprocesses in das Vorhandenseyn oder die Erzeugung eines Krankheitsstoffes, einer *materia peccans* im Innern des Organismus, so glaube ich im Verlauf dieser Erörterung zeigen zu können, dass die Zerstörung der Kartoffeln keine Krankheit, dass von dem Vorhandenseyn eines Krankheitsstoffes, einer *materia peccans*, oder vollends eines Kartoffelpeststoffes ebensowenig, als von den geträumten Verheerungen unschuldiger Parasiten die Rede seyn könne, die sich nur mit Abfällen, mit dem bereits der Zerstörung anheim Gefallenen begnügen, das Todte oder Hinsterbende aufzuräumen die Bestimmung haben um dem Leben Raum zu machen. — Doch wir wollen die Begriffsbestimmung von Krankheit kecklich den Nosologen überlassen und uns der praktischen Seite unseres Thema zuwenden, für die es immerhin ganz gleichgültig ist, ob und von was die faulen Kartoffeln krank sind, wenn wir nur erfahren können, wie sich das Uebel prophylaktisch

und zwar auf die leichteste, weil nur in negativem Verhalten beruhende Behandlungsweise, beseitigen lässt. Und diess ist das Ziel, das ich im Auge habe. —

Betrachtet man eine ganz gesunde, dem Boden übergebene Steckkartoffel einige Zeit (etliche Wochen) nach der Keimung, so findet man beim Zerschneiden da und dort Rostflecken im Parenchym, dieses dem äusseren Ansehen nach grobfaseriger, schmieriger, matter als im frischen Zustande. Hebt man nach einigen Wochen wieder eine Knolle aus, so sind der Rostflecken mehrere, grössere, dunklere, das Zellgewebe ist wässeriger, die Schnittfläche schmieriger. Und so nimmt diese Erscheinung mit jeder Woche zu, bis die Kartoffelerndte herangekommen ist. Hier findet sich dann mitten unter den Knollen des Jahres die vorjährige Steckkartoffel braun, schwarzbraun, das Parenchym mehr oder weniger in eine dickere oder dünnere Jauche von häßlichem Geruch und schwärzlicher Farbe umgewandelt, oder auch das Innere hohl, schwarz, in allen Fällen aber die Wohnstätte der verschiedensten, schon in den früheren Stadien mehr oder weniger bemerkbaren, thierischen und vegetabilischen Parasiten. Diese Wahrnehmung gründet sich aber nicht auf Untersuchungen in den letzten zwei Jahren, ich habe sie weit früher, da noch von keiner Seuche überall die Rede war, angestellt, und Jeder wird sie zu jeder Zeit und an jedem Orte auch künftig machen können, wenn die „Kartoffelseuche" der Geschichte der Seuchen angehört.

Man sieht hier alle Symptome der sogenannten Kartoffelkrankheit, nur auf die ganze Dauer einer Vegetationszeit von der Saat bis zur Erndte vertheilt, in ganz natürlichem und regelmässigem Verlauf; Erscheinungen, die in den beiden letzten Herbsten in den Raum weniger Wochen zusammengedrängt vorkamen.

Weiter. Wenn man im Frühjahr die im Keller auswachsenden oder vielmehr schon weit im Keimen vorgerückten Kartoffeln untersucht, so findet man dieselben Rostflecken, je nach vorgeschrittenem Keimen mehr oder weniger intensiv, dieselbe Veränderung des Parenchyms und am Ende dieselbe Zerstörung, nur rascher und in kürzerer Zeitfrist eintretend. Legt man aber diese gekeimten Kartoffeln in den Boden, ja erweist man diese Behandlung auch nur dem Gewebe von vergeilten Trieben, so wird diese Saat eine vollkommen gute Erndte gewähren, zum Beweis, dass hier von einer natürlichen und unter den geeigneten Verhältnissen natürlich verlaufenden Erscheinung, nicht aber von einer Krankheit die Rede sey.

Weiter. Man beobachtete im Herbst 1845 und, weil aufmerksamer gemacht, in höherem Grade im Herbst 1846, ja schon im August nach der Erndte der Frühkartoffeln, lange ehe von der Wiederkehr der Kartoffelseuche eine Kunde vernommen war, schon in der ersten Woche nach der Erndte ein rasches Auswachsen im Keller, wie es sonst nur im Beginn des folgenden Frühjahrs bemerkt wird. Dieses Auswachsen nahm zu und die Kartoffelfäule folgte bald genug im Keller und auf Aeckern.

Weiter. Bei den Kartoffelerndten im Jahr 1845 und 1846 bemerkte man gerade unter den am meisten angesteckten, rostigen, ja schon durch und durch fauligen Knollen junge Bruten von Erbsen- bis Nussgrösse an die faulige Knolle angeheftet, d. h. ohne Schnur unmittelbar befestigt, und diese Bruten waren ganz gesund, weiss und frisch. Es ist diess aber eine auch sonst häufig genug bemerkte natürliche Erscheinung, nur in den beiden Jahren in ihrem häufigeren Vorkommen eben deswegen übersehen, weil sie als eine natürliche und bekannte betrachtet wurde.

Hat man nun das Recht in der Naturforschung (und wer wollte diess in Abrede ziehen), hat man das Recht überhaupt in allen Erfahrungssachen, aus gleichen Erscheinungen auf gleiche Ursachen und gleiche Wirkungen den Schluss zu machen: so kann die Kartoffelseuche nichts anderes, als ein gesteigerter, beschleunigter, an und für sich ganz in der Natur der Pflanze liegender Vegetations- oder Keimungsprocess seyn, und, dass er zu ungewöhnlicher Zeit und am unrechten Orte, schon im Herbste noch im Boden selbst, im Keller und in der Miethe, nicht aber erst im Frühjahr und im frisch bestellten Boden unter dem Einflusse der belebenden Frühlingssonne und Winterfeuchtigkeit auftrat: das allein ist das Abnorme, Zeit- und Regelwidrige an der Erscheinung.

Was sind aber die Ursachen dieser Regelwidrigkeit? Unstreitig müssen sie analog denen seyn, die der Regel zu Grunde liegen, nur der Zeit nach verrückt, so dass sie dieselben Resultate, nur zu anderer Zeit und unter andern begleitenden Umständen, demnach modificirt, zur Folge haben. Nur eine reife, die ihren vollen Vegetationsprocess vollendet, oder auch eine überreife Kartoffel, deren volles Ausreifen durch mehr oder weniger Zeit zwischen dem Aufhören der Vegetationsperiode, in der sie entstanden war, und dem Beginn ihrer Keimung, herbeigeführt ist, kann keimen; eine unreife keimt nicht.

Diese Reifung kann aber beschleunigt werden einmal durch künstliche, d. h. durch Mittel, die in der Hand des cultivirenden Menschen liegen, wie z. B. die Erzielung von frühzeitiger reifenden Sorten, der sogenannten Frühkartoffeln, ein Product der Cultur ist, hervorgebracht durch die derselben zu Gebote stehenden treibenden, den Vegetationsprocess beschleunigenden Mittel, wie z. B. durch Hervorbringung grösserer Nahrungs- oder Düngkraft des Bodens. Denn dass die Früh- und Spätkartoffeln, dass die grosse Menge von Kartoffelsorten mit ihren verschiedenen, unter dem Einfluss der Cultur habituell gewordenen Eigenschaften und Vorzügen oder Fehlern, von Einer Species abstammen, ist mit weit grösserer Zuverlässigkeit anzunehmen, als die Abstammung der Menschenracen von Einem Elternpaare.

Ferner. Eine Kartoffel keimt oder treibt, wie jede andere Pflanze, unter dem Einflusse von Wärme und Feuchtigkeit und zwar normal nur unter dem richtigen, der Natur der Pflanze angemessenen Verhältniss und Masse

dieser bedingenden Einflüsse. Ist dieses Maass und Verhältniss ein anderes, so kann und wird die Vegetationsthätigkeit modificirt, d. h. beschleunigt oder gestört, das Antreiben der Kartoffel der Zeit und dem Grade nach gefördert oder verzögert, mit Einem Worte: die normale Keimungsthätigkeit in eine abnorme umgeändert werden.

Wirken aber diese beiden Factoren, die natürlichen und künstlichen, bei der Keimungsthätigkeit, oder dem Beginn der Vegetation, zusammen, so wird das Resultat auch ein doppelt gesteigertes werden.

Betrachten wir zuerst, in näherer Erwägung der natürlichen Factoren, den vornehmlich durch die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse bedingten und die Vegetationsergebnisse bedingenden Witterungscharacter der beiden letzten Jahrgänge.

Im Jahr 1845 herrschte im Juni eine selten erlebte Intensität der Sommerhitze, deren Höhe zwar nur kurze Zeit anhielt, aber vor und nachher war in der Periode des Steigens zu und des Sinkens von dieser Höhe die Temperatur noch hoch und anhaltend genug. Darauf folgten profuse und theilweise auch allgemeine Regengüsse.

Im Jahr 1846 war im Juli und August die Sommertemperatur ebenso selten in ihrer langen Dauer, und die überaus grosse Trockenheit wurde in beiden Monaten und noch im September durch heftige und profuse, jedoch nicht allgemein, sondern als Gewitterregen auftretende Regengüsse unterbrochen. An die Stelle jener seltenen Mischung von Wärme und Feuchtigkeit in günstigstem Verhältniss und Maass, wie sie der Jahrgang 1811 darbot, ist vorzugsweise in den beiden letzteren Jahrgängen eine schroffe Ungleichförmigkeit in ihrer Vertheilung über die Vegetationsmonate getreten. Es ist auch so ziemlich genau nachgewiesen, dass 1846 die Kartoffelfäule in grossem Maass nur in den von Strichregen betroffenen Gegenden auftrat.

Nun ist es eine bekannte Sache, dass eine grosse, lange anhaltende, mit Trockenheit verknüpfte Sommerhitze bei Cultur- und wildwachsenden Pflanzen diejenige Erscheinung zu Wege bringt, welche man in ihrem grössten Maasse die Nothreife nennt, nämlich jene Beschleunigung derjenigen Vegetationsprocesse, welche auf die Fruchtbildung, überhaupt auf die Bildung der zur Fortpflanzung oder Erzeugung gleichartiger Generationen bestimmten Organe abzielen, immer aber mit mehr oder weniger Verkümmerung dieser Organe. Daher z. B. das Zurückschlagen der nothreifen Erndten an Menge und Grösse des Products, wie an Menge der die erste Nahrung des Keimes bildenden Stoffe (bei den Körnerfrüchten z. B. ein Zurückschlagen in der Tenne und in der Mühle). So erklärt sich, in nächster Anwendung dieser Erfahrung auf die unterirdischen Prolificationsorgane der Knollengewächse, nicht nur das geringe Ergebniss der Kartoffelerndte in den beiden letzten Jahren, vornehmlich aber in dem heisseren von 1846, an Menge und an Grösse der Knollen, sondern auch jenes vorzeitige Absterben des Krautes, über dessen Gleichzeitigkeit man sich seltsamer Weise wundert, statt zu bedenken, dass gleichzeitige Saaten ganz regelmässig, unter

und die Förderung des chriſtlichen Bewußtſeyns und Lebens in der Gemeinde handelt. Erbaulich ſind aber ſolche Lieder, die einen veralteten, jetzt unverſtändlichen oder in einer andern Bedeutung gebräuchlichen Ausdruck, ein für unſre Empfindungsweiſe abſtoßendes Bild u. dgl. enthalten, gewiß nicht, während ſie es durch ihre übrigen Vorzüge in hohem Grade ſeyn müſſen, wie bald ſolche Anſtöße hinweggeſchafft worden ſind. Trefflich weißt Schleiermacher hier das Recht der Veränderung zum Behufe der Erbaulichkeit nach, wenn er zu den Reformatoren ſich einer gleichen Zuſtimmung verſieht und u. A. an den Biſchof Ritſchl ſchreibt: „Was meinen Sie, wenn Jemand zu unſerm Martin Luther getreten wäre mit den Worten: „Ihr habt ſo ſchöne Lieder geſtellt, Herr Doctor, aber mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich denke nach dreihundert Jahren werden die Leute das doch nicht mehr ſo ſingen können wie wir jetzt, und dann werden ſie dies und jenes ändern wollen“; würde er nicht geſagt haben: „Ihr guter Narr, denkt ihr denn, daß der Luther in den Buchſtaben ſteckt? Haben wir nicht den Ambroſius und Andere aus dem Lateiniſchen ins Deutſche umgeſetzt? Dabei hat auch müſſen manches Wort ins Gras beißen, weil man's nicht eben ſo ſchaffen konnte, und mancher Gedanke hat ſich anders gewendet, ſo daß der Deutſche mit eingekrochen iſt unter des Lateiners Mantel, aber wir haben doch den Ambroſius nicht herausgetrieben. Was ſoll's denn für ein Unglück geben, wenn ſie uns aus unſerm Deutſch, daſern es nicht mehr gangbar wäre, in ihres umſetzen? Und wenn ſie dies und jenes ändern und gar nicht ſäuberlich verfahren, den Luther ſollen ſie doch lange nicht heraustreiben.““ Ob Luther das unſäuberliche Verfahren, d. h. das unnöthige und unbillige Aendern genehmigt haben würde, iſt wohl ſehr zu bezweifeln; daß er jedoch ſeine eigenen Lieder ſo gedichtet hat, daß eben an dieſen nur ſehr Weniges geändert zu werden braucht, um für die Gemeinde im Segen zu bleiben, iſt gewiß und von den Zurichtern des Berliner Geſangbuches thatſächlich anerkannt; daß er aber überhaupt den Fortſchritt in Allem, was menſchliches Werk in Glaubens- und Kirchenſachen iſt, geliebt und gefordert habe, iſt ebenſo unläugbar gewiß. Eine andere Anſicht, wenn gleich aus reinſter Verehrung des in den Zeugniſſen des Alterthums wehenden göttlichen Geiſtes hervorgegangen, iſt unproteſtantiſch, weil ſie Geiſt und Buchſtaben, Weſen und Form

gleichen und vollends gesteigerten Umständen, auch gleichzeitige Reifen und vollends sogenannte Nothreifen mit mathematischer Nothwendigkeit liefern müssen, und das in wenigen Tagen eingetretene Absterben des Krautes auf ganzen Aeckern und in ganzen Zeilgen muss hiernach das Prodigiöse in seiner Erscheinung verlieren. Und so wird sich auch das Auftreten von vegetabilischen und thierischen Parasiten in Folge der Regengüsse zuerst auf dem nothreifen, abgestorbenen, der Vegetation durch vorzeitige Verholzung der Gefässe entrückten Kraut, und dann auch an den, durch die Nothreife gleichfalls gestörten Knollen, nicht als Ursache, sondern als eine nothwendige Wirkung, oder begleitende Erscheinung aus gleicher Ursache aufdrängen, und man braucht weder zu diesen unschuldigen Thieren und Pflanzen, noch zu den noch unschuldigeren Streichzündhölzchen seine Zuflucht zu nehmen, um die Kartoffelfäule mit der Necrose in den Kinnbacken der Fabrikarbeiter in Eine Kategorie zu stellen.

Aber, höre ich fragen, warum kommt denn die Erscheinung jetzt erst seit 2 Jahren mit solcher Macht, hat es nicht schon oft, hat es nicht 1834 und 1842 heisse und trockene Jahre gegeben mit darauf folgenden oder untermischten Regengüssen? — Einmal waren diese beiden Jahrgänge heiss und trocken ohne Regengüsse während der Vegetationsperiode der Kartoffeln, und die übrigen Jahrgänge in der unserer Beobachtung zugänglichen Zeitfrist boten den schroffen Contrast der beiden letzten in Vertheilung von Wärme und Feuchtigkeit nicht dar.

Doch, geben wir diesen Einwurf theilweise auch zu, geben wir zu, dass manche der Jahrgänge in den 70 Jahren, seit die Kartoffel uns geschenkt wurde, von ähnlicher Art, wie die beiden letzten waren, geben wir zu, dass ein Auftreten der Kartoffelfäule in früheren Jahren (das kein Liebhaber dieser Speise in Abrede ziehen wird, wenn er sich erinnert, so manche rostige, übel riechende und schmeckende von seinem Teller entfernt zu haben), nur vereinzelt an einzelnen Knollen und an einzelnen Orten stattfand, und ebendesswegen unbeachtet blieb; so sind wir jedenfalls die Erklärung dieses Uebels in seinem übergrossen Masse, in dem es in den letzten zwei Jahren auftrat, noch schuldig. — Hier muss uns der oben berührte, in der Kunst des Landwirths zu suchende Factor zur Erklärung dienen.

Wenn wildwachsende Gewächse, wenn Culturgewächse, die ihren gewöhnlichen und natürlichen Vegetationsprocess noch nicht abgelegt haben, nothreif werden können, so werden diess die frühreifenden, die durch die Cultur zu frühreifenden gesteigerten, mit einem Wort die getriebenen und die durch Generationen hindurch in dieser Art gesteigerten in doppeltem Grade werden können, ja werden müssen. Und dieses Treiben erstreckt sich nicht nur auf die Erzeugung von Frühkartoffeln, sondern auch auf die Erzeugung der ausgiebigsten Sorten, wenn sie auch später reifen. Schon damit ist aber, beiläufig gesagt, dem Einwurf begegnet, dass ja die Frühkartoffeln am wenigsten oder gar nicht der Seuche unterworfen waren,

diese erst im September aufgetreten sey. Wer wollte aber die natürlichste Erklärung dieses Unterschiedes zwischen Früh- und Spätkartoffeln in ihrem Verhältniss zur Kartoffelseuche von der Hand weisen, welche darin liegt, dass jene stets vor der völligen Beendigung der Vegetationszeit, vor völlig erlangter Reife, dass sie jedenfalls zunächst vor dem Eintritt der profusen Regengüsse geerndet und dann, da sie von den Liebhabern so zeitig, wie sie zu Markte kommen und in kleinen Portionen verkauft werden, auch consumirt wurden, auf die natürlichste Weise der Kartoffelfäulniss entrückt waren.

Doch, wie gesagt, die Steigerung des Vegetationsprocesses durch das Treiben der Cultur besteht nicht bloss in der Beschleunigung der Reife, sondern auch in Steigerung des Erndtequantums. Diese Steigerungsmittel sind aber, wie bei den Züchtungsthieren die Beschleunigung und Steigerung des vegetativen Ernährungsprocesses und seiner Producte, das Mästen, so bei den Pflanzen das Misten, oder das Treiben derselben mittelst Düngung.

Welcher unter allen Culturpflanzen ist aber mit dieser landwirthschaftlichen Psyche mehr zugesetzt, welche unter allen ist von den rationellen Landwirthen mehr misshandelt worden, als die Kartoffel, alles um der Treiberei, der Steigerung des Ertrags oder der Beschleunigung der Reife willen. Ich will nicht reden von dem Zerstückeln der Saatkartoffeln, von dem Augenausschneiden, dem Amputiren des Krauts, dem Abschneiden der Blüthen, sondern nur von dem übertriebenen Düngen derselben. In der Brachzelig der Dreifelderwirthschaft älteren Datums mag hierin noch ein bescheideneres Maass stattgefunden haben, aus leicht erklärlichen Gründen, weil die Dreifelderwirthschaft wenigstens auf der früheren Stufe der landwirthschaftlichen Kunst nicht so viel Dünger erzeugen konnte, um mit diesem Gute verschwenderisch umzugehen. Allein, wo ist heutzutage eine Rotation der Wechselwirthschaft zu finden, da nicht neben dem Worte „Kartoffel“ das Wort „Düngung“ stünde, um auf diese Vorfrucht eine oder mehrere Culturen folgen zu lassen, die keine unmittelbare Düngung vertragen, denen aber die nöthige Dungkraft des Bodens von der, ebendesswegen relativ überdüngten Vorfrucht überliefert werden muss? Dazu kommt, dass es die Landwirthschaft der neuern Zeit sich zur Aufgabe gemacht hat, wie bei anderen Culturen, so namentlich bei der Kartoffel die grösstmöglichste Bodenrente an Zahl und Grösse der Knollen zu erzielen und hier nur allzuleicht das Maass überschreitet, in welchem die fast nur Stärkemehl enthaltende Knolle eine, mit geringer Wahl angewendete, selbst die roheste, am wenigsten verrottete, oder sonst vorbereitete thierische Düngung verträgt. Durch diese Kunst des Treibens hat die Landwirthschaft jene übergrosse Zahl von Spielarten oder Sorten Einer Species, des *Solanum tuberosum L.* erzeugt, die in den Saamencatalogen aufgeführt werden, und es ist in den 70 Jahren seit der Einführung der Kartoffeln in Schwaben — (und merkwürdig, dass damals eine Zeit der Theurung die Kartoffel ein-

führte und jetzt die Kartoffel die Theurung herbeigeführt hat) — es ist seit jener Zeit so manche Sorte, eine nach der andern, durch die Felder und über die Tische von Reich und Arm gewandert, immer die eine von noch ergiebigeren, noch mehr lohnenden Sorten verdrängt, und nun ist man bei denjenigen Sorten angelangt und stehen geblieben, bei denen es gelungen ist, den gesteigertsten Ertrag zu erzielen, — von den kleineren, aber an Zahl der Knollen ausgiebigsten Speisekartoffeln an bis zu den kolossalen Viehkartoffeln.

Was Wunder nun, wenn endlich der zu straff gespannte Bogen reisst, wenn die am allermeisten gepflanzten, weil am meisten ausgiebigen und die am meisten ausgiebigen, weil am meisten getriebenen Sorten nun auch eine Triebkraft erhalten haben, die unter den angegebenen meteorischen Einflüssen auf abnorme Weise sich äussert. Was Wunder, wenn nun der seiner Sünde gegen die Natur dieser Pflanze unbewusste Landwirth rathlos vor der verfaulten Erndte steht und, im Bewusstseyn der Unfehlbarkeit seiner bisherigen Culturmethode, keine Erklärung des Uebels und noch weniger Abhülfe desselben findet? Man wende nicht ein: „die Seuche hat alle Sorten betroffen!“ Es haben sich grosse Unterschiede in den Sorten gezeigt. Man wende nicht ein: „die Seuche ist auf jedem Boden, gedüngtem wie ungedüngtem, aufgetreten!“ Die Pflanze ist seit Jahrzehenden durch Düngungen über Düngungen hindurchgegangen und die habituell gewordene Eigenschaft verliert sich nicht in Einem Sommer wieder. Man sage nicht: „auch die aus Samen erzogenen, auch die aus Amerika geholten „Originalkartoffeln“ wurden angesteckt!“ Die Saamen stammen von Pflanzen, die seit Jahrzehenden gedüngt und stets gedüngt wurden, und in Amerika düngt man sie wie in Europa, sie sind auch dort, wie hier, lediglich Culturpflanzen.

Oder, sollte es unerlaubt seyn, wenn die Physiologie bei gleichen Erscheinungen Analogieen der Ursachen und der Wirkungen im Pflanzenreiche wie im Thierreiche findet? Der an üppigere Nahrungsweise *in quali* und *quanto*, in Speise und Trank gewöhnte Europäer unterliegt den climatischen und meteorologischen Einflüssen jener verrufenen Gegenden der Erde unter anderen Breiten und Meereshöhen und wird aufgerieben von Störungen im vegetativen Lebensprocess; während der mässigere Eingeborne jenen Einflüssen widersteht. Das gemästete oder wenigstens reichlicher genährte Hausthier ist Krankheiten unterworfen, die es, unter begünstigenden Umständen der Zeit und der Localität sporadisch oder epizootisch aufreiben, von Krankheiten, welche bei den wilden Stammesgenossen sich nie zeigen. So rächt sich jede Unnatur im Organismus des Thieres, wie der Pflanze, durch die Erzeugung von „Dispositionen“, welche unter dem Hinzukommen äusserer Veranlassungen eine zerstörende Wirkung nach sich ziehen. — Aus allem Diesem aber folgt:

Die Ursache der Kartoffelzerstörung ist eine der Cultur entstammende Disposition zu gesteigertem, bei gewöhnlichen Umständen in Beschleunigung der Reife oder Vermeh-

rung der Erndte sich ausprägendem Vegetationstriebe, der aber unter Hinzutritt äusserer, ungewöhnlicher Umstände, wie der, eine angenäherte oder völlige Nothreife bedingenden Sommerhitze und der darauffolgenden, eine neue Vegetation zur Unzeit anfachenden Nässe, vollends ins Abnorme gesteigert wird und mit Zerstörung des organischen Lebens endigen muss.

Was folgt aber aus dieser Erklärung für die Praxis, für das Gemeinwesen, wenn sie uns keine Abhülfe des Uebels zeigt?

Die Abhülfe liegt nahe, sobald wir den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, d. h. eine richtige Erklärung haben. Wir wollen die Corollarien, die aus unserem Satze folgen, in wenigen Punkten zusammenfassen. Sie werden einestheils geeignet seyn, uns in die grösste Besorgniss wegen der nächsten Erndten zu setzen, anderntheils aber uns wieder desto grössere Beruhigung zu schaffen, wenn sie uns zeigen, dass und wie Abhülfe möglich sey.

1) Die Kartoffelzerstörung wird nicht aufhören, sondern stets wiederkehren, so lange wir diese getriebenen Sorten bauen und nicht aufhören, sie noch weiter zu treiben und, so lange trockne, heisse Jahrgänge mit Regengüssen um die Zeit der Kartoffelreife kommen werden. — Letztere, äussere Ursachen können wir nicht entfernen, wohl aber erstere. Daher wird

2) die Zerstörung der Kartoffeln aufhören, wenn wir uns von den am meisten getriebenen und durch ihre Zerstörung in den beiden Jahren jene abnorme Disposition am meisten zeigenden Kartoffelsorten zu andern, wenn gleich minder ergiebigen Sorten wenden und aufhören, diesse Gewächs wie eine Treibhaus-, Mistbeet- oder Mästungspflanze zu behandeln.

3) Sie wird aufhören, wenn wir dem von keinem Landwirthe geleugneten Erfahrungssatz folgen: dass diejenigen Kartoffeln die besten, gesundesten und ebendarum schmackhaftesten sind, welche in nicht frisch gedüngtem Boden, wie z. B. auf Neubrüchen oder mit vegetabilischer Düngung bestellten Aeckern gebaut sind; dass aber die Kartoffel desto schlechter, übelschmeckender und übelriechender, in gleichem Maass aber unhaltbarer und leichter faulend wird, je gröber, frischer und treibender die thierische Düngung ist, die man auf sie anwendet. Wir müssen daher aufhören, sie um anderer Culturen willen zu bauen und anfangen, sie, wie sie es vor andern verdient, um ihrer selbst willen und ihrer Natur gemäss zu pflanzen.

4) Das Uebel wird insbesondere dann aufhören, wenn wir die nöthige Sorgfalt vornehmlich auf das Saatgut wenden, dafür die geeigneteten Böden und Localitäten aussuchen, oder dasselbe aus solchen Bezugsquellen herbeiholen, wo die Kartoffelzucht nicht als Treibhaus-

arbeit auf freiem Felde betrieben wird. Wird ja doch auch die Leinsaat sogar aus dem hohen Norden geholt, weil sie unter dem Einflusse unserer Düngerpraxis verschlechtert. Es soll indessen damit nicht gesagt seyn, dass hier die entfernteste Bezugsquelle die beste sey, dass man das Saatgut aus Amerika, „dem Vaterlande" der Kartoffel holen müsse, gleich als ob Boden, Clima, Witterung und Pflanzung dort specifisch andere als bei uns wären.

5) Die angesteckten Knollen führen keinen Ansteckungsstoff, am allerwenigsten einen solchen mit sich, der an und für sich mit Nothwendigkeit auf die nächsten Generationen zerstörend fortwirkt. Hat man ja doch im vorigen Jahre die Erfahrung häufig genug gemacht, dass angesteckte Saatkartoffeln in ungedüngtem Boden eine ganz gesunde Erndte, dagegen gesundes Saatgut neben ersteren in gedüngtem Lande eine faule Erndte gaben. Die angesteckten Knollen können daher ebensogut, wie die hier zu Lande gezogenen, nicht angesteckten, zur nächsten Aussaat benutzt, die Kosten für die Beischaffung frischen, gesunden Saatguts, sey es aus Europa oder Amerika, wofern man dabei nicht auf minder getriebene und daher auch minder zur Fäulniss geneigte Sorten sieht, können mit Fug und Recht erspart werden, nur muss man die Treibarbeit nicht auf sie anwenden, sondern sie auf ein Feld mit nicht übertriebener, am allerwenigsten auf ein mit frischer, thierischer Düngung bestelltes Land bringen, denn dann wird die, wenn gleich an sich gesunde Erndte in der Sommerhitze und Herbstfeuchtigkeit ebenso, wie jede andere vom Uebel heimgesucht werden.

Dass dieses übrigens nur für Solche gesagt sey, die keine Gelegenheit oder Sicherheit haben, Saatgut aus gewöhnlich nicht gedüngtem Boden und von nicht getriebenen Sorten zu bekommen, braucht zufolge Nr. 4 nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden. Eine solche Auffrischung des Saatguts, das die „Disposition" zu abnormem Treiben mittelst Düngung nicht hat, ist stets vorzuziehen.

6) Wo sich das Uebel im nächsten Herbste, vornehmlich wo es sich in grossem Maasse wieder zeigen sollte, braucht man nicht zu eilen mit der Erndte; es ist gleichgültig, ob die der Fäulniss anheimgefallenen Knollen auf dem Acker oder in dem Keller ausfaulen; man erspart jedenfalls die Arbeit der Erndte. Man lasse sie daher kecklich im Boden, so lange derselbe offen ist, und nehme vorlieb mit der Nacherndte der frischen Bruten des Spätjahrs. Die an sich gesunden Knollen werden im Boden nach allen Erfahrungen gesund bleiben, und die Nachbrut der faulenden wird den Ausfall der letzteren wenigstens theilweise ersetzen.

Immer aber ist für die Zukunft eine naturgemässe Behandlung dieser kostbaren Pflanze die einzige, aber sichere Bedingung, um das Uebel für alle Zeiten prophylaktisch von uns fern zu halten.

XIX. Prof. Dr. Plieninger zeigte Zähne aus dem Süsswasserkalk von Steinheim (siehe Fig. 1, 2 auf beil. Tafel I) und, zur Vergleichung derselben, die Dentition jetzt lebender *Cyprinoiden* vor, mit folgenden Bemerkungen.

Herr Generalstabsarzt Dr. v. Klein, welcher aus Anlass seiner Arbeit über die fossilen Schalthiere des Süsswasserkalks (Jahreshefte 1845—46, Heft 1, S. 60) den Steinheimer Süsswasserkalk genaueren Untersuchungen unterwarf, fand in dem losen Schalthiersand eine ziemliche Anzahl kleiner Zähne, welche auf den ersten Anblick denen der *Pycnodonten* ähnlich erscheinen, jedoch von diesen sich wesentlich dadurch unterscheiden, dass ihnen die massige knöcherne Unterlage fehlt. Vielmehr ist die mehr oder weniger flache, längliche Schmelzkrone auf einem Cylinder von unregelmässigem Durchschnitt und geringerem Durchmesser als die Krone aufgesetzt, und diese niedrige Röhre ist nach unten offen. Diese Beschaffenheit stimmt ganz überein mit der der Pharyngealzähne der lebenden *Cyprinoiden*, welche bei aller Verschiedenheit ihrer Formen, von der niedrigen, abgeplatteten bis zur kegel- und hackenförmigen, mittelst einer mehr oder weniger niedrigen, hohlen Basis von mehr oder weniger cylindrischem Querdurchschnitt auf den untern Pharyngeal-Knochenbögen aufsitzen.

Die Fische des tertiären Süsswasserkalks von Steinheim, welche bis jetzt untersucht sind, gehören der Familie der *Cyprinoiden* an. Agassiz stellte folgende Species auf:

1) aus der Gattung *Tinca*: *T. macropygoptera*,

2) aus der Gattung *Leuciscus*: *L. Hartmanni* und *gracilis*.

Ueber die Beschaffenheit der Zähne dieser fossilen Fische gibt Agassiz keine nähere Nachweisung.

Soviel mir bekannt, hat man bis jetzt bei keinem der Exemplare von *Tinca* und *Leuciscus*, welche zahlreich genug aus den Steinheimer Gruben in die Hände der Sammler übergingen, die Pharyngealknochenbögen mit den Zähnen überliefert gefunden. Es bleibt daher unentschieden, ob die Dentition der lebenden Species von *Tinca* und *Leuciscus* auch bei jenen fossilen zutrifft. Wäre diess der Fall, so könnten unsere Zahnformen nur mit Schwierigkeit auf die keulenförmigen der Gattung *Tinca* oder auf die conischen, an der Spitze etwas gebogenen, mehr oder weniger abgestumpften der Gattung *Leuciscus* zurückgeführt werden. Indessen stehen die eben angeführten Charactere dieser Pharyngealzähne der lebenden *Cyprinoiden* keineswegs so unabänderlich fest, dass sie schon bei diesen mit aller Schärfe zutrafen, und überdiess ist ihr Zutreffen bei den fossilen *Cyprinoiden* noch nicht nachgewiesen.

Es dürften daher die fraglichen Zähne um so mehr mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit auf die in der Formation vorkommenden *Cyprinoiden* zu deuten seyn, als die Zähne selbst erstlich den oben angegebenen Character der Pharyngealzähne der Familie der *Cyprinoiden* entschieden

tragen, und auch in der Form die grösste Aehnlichkeit mit den niedrigen, flachen Pharyngealzähnen mancher lebenden Arten, wie namentlich *C. carpio L.* verrathen; und dann weil das Zusammenvorkommen derselben mit den fossilen *Cyprinoiden* der Steinheimer Grube wohl keine andere Wahl übrig lässt, als sie diesen zuzuschreiben.

Die Form dieser Zähnchen stimmt bei allen Exemplaren überein. Eine längliche, von beiden Seiten zusammengedrückte Schmelzkrone mit einer in doppeltem Sinne, d. h. von vorne nach hinten und von aussen nach innen, schiefen, gegen die Kanten abgerundeten Kaufläche von mehr oder weniger Abnutzung, sitzt, selbst nach unten zu ziemlich stark zusammengezogen, auf einem Untersatz von Knochen- oder Dentinemasse, welcher im Ganzen eine, nach den Dimensionen der Krone zusammengedrückte, Cylinderform darstellt, die gegen die Mitte ihrer Länge sich verengt, nach unten zu aber sich wieder erweitert und öffnet, so dass die Höhlung mehr oder weniger aufwärts in den Untersatz der Zahnkrone reicht. Die Ränder dieser Oeffnung sind unregelmässig gebrochen, und verrathen, dass die Zähne auf einer Knochenunterlage anchylotisch aufsassen.

Die Grösse dieser Zähnchen wechselt von 2 bis 0,5‴ Länge, und zwar nach der Längendimension der Krone. Mehrere derselben sind ohne den Untersatz; einige haben ihn vollständig überliefert. Auf der beiliegenden Tafel sind die am besten überlieferten Exemplare Fig. 1 *a—m* vergrössert, doch mit Andeutung der natürlichen Grösse, abgebildet. Fig. 2 stellt die Knochenbögen von *Cyprinus carpio* mit abgenutzten und nachkeimenden Zähnen dar; von letzteren geht sehr häufig die loose sitzende, halbkugelförmige Schmelzkrone ab, weil sie noch nicht gehörig auf der Basis den Zahnes durch Anchylose verbunden ist.

Die grosse Aehnlichkeit der Formen der fossilen Zähnchen namentlich mit denen von *C. carpio* ergiebt sich aus der Vergleichung der beiderlei Abbildungen. In Fig. 2 sitzen die grösseren und zugleich niedrigeren, d. h. mit breiteren Zahnkronen, aber niedrigeren Zahnbasen versehenen Zähne auf der concaven Seite des Knochenbogens, die schmäleren und längeren auf der convexen Seite desselben. Nach beiden Enden des Knochenbogens hin sitzen die abgerundeten, d. h. noch nicht abgenutzten, weil nachkeimenden Zähne. Es ist nicht schwer, die diesen dreierlei Arten von Zahnformen des *C. carpio* entsprechenden Formen unter der Reihe der Fig. 1 abgebildeten fossilen herauszufinden und wieder zu erkennen.

Die ganz sichere Deutung dieser Zähne auf die eine oder andere Species der Steinheimer *Cyprinoiden* muss von der Auffindung eines Exemplars derselben abhängig gemacht werden, das den Zahnapparat aufweist; vererst aber dürfte der Vermuthung, dass sie einer dieser Species zugehören werden, ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zur Seite stehen.

Ich erlaube mir daher, die, wie ich vermuthe, zahlreichen Besitzer von Fischresten aus der Steinheimer Grube zu bitten, dass sie dieselben genauer in Bezug auf das Vorhandenseyn des Zahnapparates untersuchen und die Ergebnisse in unseren Jahresheften mittheilen möchten.

XX. Prof. Dr. Plieninger zeigte Abbildungen von Zähnen aus der oberen Grenzbreccie des Keupers bei Degerloch und Steinenbronn vor, mit folgenden Bemerkungen.

a) *Microlestes antiquus Pl.* Taf. I: Fig. 3, 4.

Es ist noch kein Menschenalter vorüber, da man, in allzu consequenter Verfolgung des Parallelismus, welcher zwischen der successiven Ablagerung der geschichteten Erdrinde und der überraschenden Stufenleiter ihrer organischen Einschlüsse herrscht, als Axiom festsetzte: dass die höheren Wirbelthiere nicht über die Tertiärperiode hinausreichen. Diesen Grundsatz festzuhalten bemühten sich französische und englische Naturforscher vor 23 Jahren, als die Thatsache von der Entdeckung einiger Maxillen in den jurassischen Schiefern von Stonesfield auftauchte, die, nach der Meinung Buckland's, Beutelthier-artigen Säugethieren angehören, und die Einen wollten die Stonesfielder Fossilien auf Reste von Reptilien deuten, die Andern den Stonesfielder Schiefer in die Reihe der über der Kreide liegenden Schichten versetzen. Erst die neuere Zeit stellte die Schiefer in die Reihe der jurassischen Gebilde und die Kinnbacken zu den *Didelphiden*, nachdem auch das unter dem Namen „*Basilosaurus*" bekannte, mit 2-wurzlichen Zähnen versehene Fossil, mit welchem man die Stonesfielder Kiefer zu Reptilienresten stempeln wollte, unter die *Cetaceen* versetzt war. So war nun die ältere Ansicht über den Haufen geworfen, und die neuere an deren Stelle getreten: dass die Stonesfielder Maxillen mit 3zackigen Zähnen, trotz der grösseren Zahl der letzteren, als sie sonst bei den Säugethieren in Einem Kiefer stattfindet, Säugethieren angehörten. Owen und Broderip erkannten in den, seitdem zu Stonesfield zahlreicher aufgefundenen Maxillen 2 Genera fleischfressender *Didelphiden*, die unter dem Namen *Thylacotherium* mit den 2 Species: *Th. Prevostii* und *Broderipii*, und *Phascolotherium* mit der Species *Ph. Bucklandi* in das System einregistrirt sind.

Hiemit ist nun die Gewissheit gegeben, dass, da die fraglichen Maxillen in den Schlamm einer, der Mitte der jurassischen Periode angehörigen Meeresablagerung gebettet sind, die Thiere, welchen diese nun fossilen Ueberreste angehörten, auf einem zu jener Zeit über das Jurameer erhobenen Erdrücken gelebt, und dort andere Thiere, wenn auch nur Seethiere, zu ihrem Unterhalt gefunden haben müssen.

Während diese Stonesfielder Maxillen bis jetzt als die älteste Spur von dem Vorhandenseyn von Säugethieren in der secundären Periode anerkannt sind, gelang es mir neuerdings, eine noch weit ältere Spur von Säugethieren aufzufinden, welche nothwendig zur Zeit der Trias gelebt haben müssen.

Diese Spuren fanden sich in dem merkwürdigen Knochenlager, das in Württemberg die Grenze zwischen Keuper und Lias bezeichnet, sehr weit verbreitet ist und, mag es nun seichten Grund oder flaches Küstenland des Liasmeeres bezeichnen, eine ungeheure Masse von Zähnen, Schuppen, Ko-

preilithen und unkenntlichen Skelettheilen von Fischen und Sauriern enthält. Ueber die geognostischen und die Lagerungsverhältnisse dieses *bone-bed* habe ich in den „Beiträgen zur Paläontologie Würtembergs" das Nöthige gesagt und will es daher nicht wiederholen.

Bei dem genaueren Studium der Fossilien dieses Lagers ging eine grosse Zahl von Stücken durch meine Hand; es war nothwendig, dieselben zu waschen, um sie von der anhängenden Letten zu befreien. Den Sand, welcher hiebei abging, denn manche Stücke von losererm Zusammenhang zerfielen theilweise, schlämmte ich sorgfältig aus und durchsuchte ihn mit grosser Mühe in kleinen Portionen mit der Loupe. Hier fand ich nun einen vollständig erhaltenen Backenzahn (Taf. I. Fig. 3) von 1,5‴ Höhe, 1‴ Länge und 0,5‴ Breite, mit zwei Wurzeln, einer längeren und einer kürzeren, und einer sehr gut erhaltenen glatten Zahnkrone. Diese zeigt 6 Höcker, nicht schneidend, auch nicht abgerundet, sondern kantig mit etwas convexen Facetten, 4 der Höcker stehen einander paarig gegenüber, so dass der Länge der Zahnkrone nach sich eine unregelmässig vertiefte Rinne erstreckt, die 2 übrigen Höcker stehen an beiden Enden der Zahnkrone vereinzelt.

Dasjenige Paar von den 2 einander gegenüberstehenden Höckern, welches neben dem niedrigsten, vereinzelten steht, ist unverhältnissmässig hoch, jedoch nicht gleich hoch, sondern der eine derselben doppelt so hoch als der andere, und 4mal höher als das andere, sich ziemlich gleiche Paar.

Fig. 3, *a*, *b* zeigt den Zahn vergrössert von beiden flachen Seiten, Fig. *c* von der schmalen Seite, welcher das höhere Höckerpaar zugekehrt ist; Fig. *d* giebt die senkrechte Ansicht der Zahnkrone.

Ein zweiter etwas grösserer Zahn von demselben Typus, in das Sandgestein der Schichte gebettet, ist Fig. 4 von Einer Seite abgebildet, mit welcher er über das Gestein zu Tage steht. Er ist gleichfalls vollständig überliefert, nur ist der zuvor erwähnte grösste Höcker abgebrochen.

Obgleich hier die Charactere zuzutreffen scheinen, welche Cuvier *Oss. foss. Nouv. Ed. T. III. p. 290* an den fossilen, Insecten fressenden *Didelphiden* aus der, freilich um sehr viel späteren Formation des Pariser Beckens wahrnahm, so wage ich doch nicht, ohne nähere Anhaltspunkte als die Backenzähne, das Thier schlechtweg zu den *Marsupialien* zu zählen. Wohl aber wird anzunehmen seyn, dass es ein Raubthier und zwar, wegen der Kleinheit der Zähne ein Insecten fressendes gewesen sey. Ich schlage daher vorerst die Bezeichnung *Microlestes antiquus* von λῃστὴς, Räuber, vor.

b) *Sargodon tomicus. Pl.* Taf. I. Fig. 5—10.

In derselben Knochenbreccie fand ich bei Steinenbronn eine ziemliche Anzahl Schneidezähne, 3—5‴ hoch, 2—3‴ breit und an der Basis der mit starker Schmelzrinde überzogenen Krone bis 1‴ dick. Eine Reihe der besterhaltenen ist Fig. 5—10 abgebildet. Von einem, Fig. 10, ist die Zahnwurzel vollständig überliefert, cylindrisch, nach unten verjüngt zugehend und geschlossen, bei den übrigen ist sie mehr oder weniger verletzt, zeigt aber

dabei die innere Textur einer massiven, nur eine schwache Spur der Markhöhle einschliessenden Zahnwurzel. Die Zahnkronen sind sämmtlich auf der Innenseite schaufelförmig ausgetieft und nehmen nach oben an Breite zu, die Schnittkante ist von aussen nach innen schief abwärts abgeschnitten, bald geradlinig, Fig. 6, oder leicht convex, Fig. 9, 10, bald schwalbenschwanzartig ausgeschweift, Fig. 7, 8, bald, wie bei den seitlich stehenden Schaufelzähnen der jetzt lebenden Pflanzenfresser unter den Säugethieren, in einem zur Axe schief stehenden Bogen abgerundet, Fig. 10. Kleinere Exemplare solcher Zähne fand ich auch in der Breccie bei Degerloch.

Es ist auf den ersten Anblick hier der Typus von Schneidezähnen Pflanzen-fressender Säugethiere zu erkennen.

Diese Ansicht könnte noch weiter bestätigt zu werden scheinen durch einen Zahn von demselben Fundort, Fig. 5, welcher nach Grösse, Form und innerer Textur zweifelsohne zu jenen Schneidezähnen gehört, jedoch sowohl in der fast 4kantigen, in ziemlicher Länge überlieferten Wurzel, als auch in der Zahnkrone massiger und dicker erscheint, und durch seine stark abgeschliffene Kaufläche, welche schief gegen die Zahnaxe steht, und kaum 1‴ Höhe in der Mitte der Zahnkrone für diese übrig lässt, den Schluss auf ein altes Exemplar des Thiers rechtfertigt, dem er angehörte. Die verhältnissmässig sehr dicke Schmelzrinde umgiebt die Kaufläche, Fig. 5 c, die ein unregelmässiges längliches Viereck mit abgerundeten Ecken darstellt, in der Art, dass die Dentine in der Mitte eine merkliche Concavität bildet. Die Grenze der Emailrinde gegen die Dentine erscheint in dem Durchschnitt, den die Kaufläche bildet, etwas gezahnt.

Allein der Umstand, dass bis jetzt wenigstens keine Art von Backenzähnen in der Breccie aufgefunden wurde, die auf ein Pflanzen-fressendes Säugethier zu deuten wäre und jenen Schneidezähnen entsprechen könnte, der Umstand, dass auch unter den Knochenresten, welche die Breccie nur fragmentarisch enthält, weder eine Form noch eine Textur zu finden ist, die auf ein Säugethier von einer diesen Zähnen entsprechenden Grösse zu deuten wäre, lässt keine Deutung dieser Schneidezähne auf ein Säugethier zu. Vielmehr erinnert die Zahnform an die Schneidezähne der *Sparoiden* der Jetztzeit. Die Dentition von *Sargus Rondeletii* zum Beispiel verräth die grösste Aehnlichkeit mit unseren Schneidezähnen. Dazu kommt, dass die Breccie ebenso zahlreiche halbkugelförmige oder flach abgenutzte Pflasterzähne enthält, die den Pflasterzähnen der *Sparoiden* sowohl nach Form der Schmelzkrone als der Basis vollkommen entsprechen. Es sind diese Zahnformen, die ich in den Beiträgen zur Paläontologie Württembergs Taf. X. Fig. 23, 24 abgebildet habe, und wovon Fig. 23 halbkugelförmig und unabgenutzt, Fig. 24 stark abgenutzt ist. Erstere habe ich S. 117 der paläontologischen Beiträge auf *Sphaerodus minimus Ag.* gedeutet; bei letzteren wurde ich durch die poröse Beschaffenheit der Abnutzungsfläche verleitet, sie zu den *Psammodonten* zu stellen und die Benennung *Ps. orbicularis* vorzuschlagen. Beide Deutungen erscheinen mir nun nach Auffindung

nicht unterscheidet; und der Berliner Liederschatz und das Halle'sche Gesangbuch, welche noch in unsern Tagen die alten Lieder mit allen Archaismen wiedergeben, können unmöglich eine vollständige und ungekränkte Erbauung bei den verschiedenen Denkweisen der Gemeinde gewähren.

Steht uns vielmehr im Dienst der Gemeinde das Recht zur Bearbeitung der alten, durch einzelnes oder mehreres Veralstete unerbaulich gewordenen Lieder für das Bedürfniß und die Empfindungsweise der Gegenwart zu: so treten freilich die Grundsätze, die der Eine und der Andere für das Maß und die Art der Bearbeitung nothwendig erachtet, gar leicht um ein Weites auseinander. Strenge Grundsätze für möglichste Bewahrung des alten Textes hat Bunsen, ebenso strenge für allseitige Heranziehung und durchgängige Zurichtung der ältern Gesänge für die jetzige Generation der Gemeinde haben sich die Herausgeber des neuen Berliner Gesangbuchs gestellt und von beiden Seiten her durch große Consequenz dort des wenigen, hier des vielen Veränderns zur Anwendung gebracht. In der Mitte zwischen beiden Bearbeitungsweisen sucht sich Stier zu halten, und mit verwandten billigern Regeln ist auch Knapp im Vorworte seines Liederschatzes aufgetreten, wiewohl beide in der Ausführung wieder nicht wenig untereinander abweichen und bisweilen an die Berliner Richtung durch zu vieles Aendern nahezu hinstreifen, wobei aber auf Knapps Seite der Vorzug der poetischern Behandlung, bei Stier nicht selten der einer vorsichtigern Erwägung und eines richtigern Taktes liegt. Unter den anderen öffentlichen Gesangbüchern der neuesten Zeit hat das Lübeck'sche sich dem Alterthum am nächsten gehalten; das rheinländische ist weniger ängstlich und bisweilen noch modernisirend, das badensche sehr frei mit ihnen verfahren. Das württembergische katholische ist auch mit ältern Liedern katholischen Ursprungs rücksichtslos umgegangen. Das württembergische israelitische hat in den wenigen ältern Liedern von Gerhard u. A., die es enthält, ohne eigene Textkritik, ein lutherisches Gesangbuch aus der Klopstock'schen Schule benützt.

Abgesehen von dem dogmatischen Gebiete, worin Alles theils auf die Richtigkeit, theils auf die Billigkeit der getroffenen Bestimmungen ankommt, beruhen die Abweichungen gemeiniglich auf dem unterschiedlichen Begriff des Alterthümlichen, ob dieses mit

der Schneidezähne unzuverlässig, und ich nehme keinen Anstand, sie mit diesen letzteren zusammenreihen; wie denn Agassiz selbst den meisten Species seines Genus *Sphärodus* nur einen provisorischen Charakter beilegt. Die Grösse der Schneidezähne, welche ich bis jetzt von Steinenbronn und von Degerloch erhalten, entspricht ganz der Grösse der an beiden Fundorten vorkommenden halbkugelförmigen Zähne; d. h. die Schneidezähne und halbkugelförmigen Zähne von Steinenbronn sind beide grösser, die von Degerloch beide kleiner, haben aber dort wie hier vollkommen das Grössenverhältniss der Schneide- und Pflasterzähne lebender *Sparoiden*. Ich schlage für das Fischgeschlecht, welchem diese Schneide- und Pflasterzähne zugehört haben, vorerst die Benennung *Sargodon tomicus* vor.

XXI. Prof. Dr. Plieninger zeigte den Rückenpanzer einer fossilen Schildkröte vor, welche Med. Dr. Schmidt zu Mezingen aus dem älteren Süsswasserkalk am Fusse des Bussen erhalten (s. Fig. 11 der beil. Taf.) und zur Vorlage bei der Generalversammlung eingesandt hatte.

Hermann v. Meyer hatte die Güte, dem Vorzeiger nachträglich folgende Diagnose des Fossils zur Mittheilung in unsern Heften zuzusenden.

„Es ist eine Seltenheit, den Panzer tertiärer Schildkröten so vollständig überliefert zu sehen, als diess bei der in letzter Zeit im Süsswasserkalk am Fusse des Bussen gefundenen Schildkröte der Fall ist, welche ich *Palaeochelys bussenensis* genannt habe. Die Entblössung geschah von der Oberseite. Die Länge des Panzers bemisst sich auf 0,278, die grösste Breite, welche in die hintere Längenhälfte fiel und durch Druck auf die Panzerwölbung sich vergrösserte, scheint nicht unter 0,219 betragen zu haben. Diese Wölbung kann ursprünglich nicht stark gewesen seyn. Die Zahl der Platten, sowie der durch Grenzeindrücke angedeuteten Schuppen entspricht dem, was die *Emydiden* gewöhnlich darbieten. In der Form aber und in der Zertheilung der Platten und Schuppen stösst man auf Eigenthümlichkeiten, auf die ich durch vereinzelte Platten tertiärer Schildkröten bereits hingewendet worden war, über die aber erst dieser vollständige Panzer den erwünschten Aufschluss gibt. Es liegt darin eine eigene Combination von Characteren der Genera *Emys* und *Testudo*, ohne dass dadurch das Thier aus der Familie der *Emydiden* entfernt würde. Während in dieser fossilen Schildkröte die erste Wirbelplatte wie in den Typen *Testudo* und *Emys* oval geformt sich darstellt und die zweite *Emys*-artig gebildet ist, gleicht die dritte Wirbelplatte der zweiten und vierten in *Testudo*, die vierte Wirbelplatte der dritten und fünften in *Testudo*, die fünfte Wirbelplatte der dritten, die sechste der vierten. Damit steht die Ausbildung des inneren Endes der Rippenplatten in Zusammenhang, welche nicht wie in *Testudo* keilförmig, sondern mehr

wie in den übrigen Schildkröten gleichförmig breit sich darstellen. So liegt die dritte Rippenplatte, wie die zweite und vierte in *Testudo* nur einer Wirbelplatte an, und zwar der dritten, in *Testudo* dagegen der vierten; die vierte Rippenplatte liegt wie die dritte und fünfte in *Testudo* dreien Wirbelplatten an und zwar der dritten, vierten und fünften. Fänden sich daher von dieser Schildkröte vereinzelte Rippen- und Wirbelplatten, so würde man Gefahr laufen, sie in die Genera *Testudo* und *Emys* zu vertheilen, hätte nicht zugleich die Natur selbst das einfachste Mittel geboten, um diesen Irrthum zu vermeiden. Das Mittel liegt in der Beachtung der schmalen Linien, welche die Oberfläche des Panzers durchziehen, und worin die Grenzen der Schuppen sich begegneten, welche den Panzer bedeckten. Zufolge dieser Grenzeindrücke besassen die Schuppen normale Ausdehnung und Vertheilung, während die Aehnlichkeit der Platten mit *Testudo* nicht die gleichnamige, sondern die vor, sowie die hinter ihr liegende Platte trifft, so dass wenn eine Wirbel- oder Rippenplatte in *Testudo* mit einem Grenzeindruck versehen ist, dieser Eindruck der ähnlich geformten Platte in der fossilen Schildkröte fehlt, und umgekehrt. Besitzt z. B. eine Rippenplatte, die nur einer Wirbelplatte anlag, den Grenzeindruck zwischen den Seitenschuppen, so rührt sie von *Testudo* her, fehlt dieser Grenzeindruck, so gehört sie *Palaeochelys* an; ebenso wird eine Rippenplatte, welche drei Wirbelplatten anlag, wenn sie frei ist von einem Grenzeindruck zwischen Seitenschuppen, zu *Testudo*, und wenn sie diesen Grenzeindruck besitzt, zu *Palaeochelys* gehören. Aehnliches gilt für die Wirbelplatten; die achteckigen ohne Grenzeindruck zwischen Rückenschuppen werden zu *Testudo* und jene mit dem Grenzeindruck zu *Palaeochelys* gehören; dagegen die viereckigen ohne Grenzeindruck letzterem Genus und jene mit dem Eindruck zu *Testudo*. Die ganze Grösse des Vortheils, der aus diesem einfachen Mittel entspringt, wird nur erkannt, wenn man sich Jahre lang abgemüht, die Menge isolirter Schildkrötenplatten, welche die Tertiärgebilde darbieten, zu bestimmen. *Palaeochelys* scheint im Uebrigen *Clemmys* und *Platemys* nahe zu stehen. Eine zweite Species von *Palaeochelys* bildet die von mir unter der Benennung *Clemmys* (?) *Taunica* begriffene Schildkröte aus dem Tertiärkalk des Mühlenthals bei Wiesbaden."

Schon früher wurden 4 fossile Schildkröten in Württemberg gefunden, die eine in der Molasse, zwei im Süsswasserkalk von Steinheim und eine im Süsswasserkalk von Canstatt, mit deren Untersuchung O.-Med.-Rath Dr. Jäger beschäftigt ist.

XXII. Derselbe theilte im Namen des Oberamtsarztes Dr. Rösch zu Urach Exemplare der Grundbestimmungen der nunmehr eröffneten Heilanstalt für Cretinen zu Mariaberg auf der Alp mit.

XXIII. Fabrikant **Münzing** von Heilbronn sprach **über die Anwendung thierischer Knochen als Nahrungsmittel** für Menschen; er stellte die Anfrage, ob es nicht ausführbar wäre, wegen des Gehalts an Knochengallerte die reinen Knochen von Schlachtthieren fein zu mahlen und mit Brodmehl gemengt zu Brod zu backen.

In der hierdurch veranlassten Discussion vereinigte man sich zu der Ansicht, dass zwar dieser Vorschlag an und für sich rücksichtlich der Nährungsfähigkeit und Unschädlichkeit dieses Stoffes ausführbar erscheine; jedoch in Betracht, dass die Knochen nur frisch, ohne einen widerlichen Geruch und Geschmack herbeizuführen, angewandt werden könnten, und dass sie wegen des Fettgehalts schwerlich zu dem für die Gewinnung eines feineren Mehls nöthigen Grade getrocknet werden könnten, dieser Anwendungsart grosse Schwierigkeiten entgegenstünden. Dazu komme, dass die Knochengallerte weit sicherer und in grösserer Menge auf dem Wege des Auskochens der Assimilation dargeboten werden würde, als wenn sie in trockenem Zustande in den kleinen Knochentheilchen des Knochenmehls zurückbleibend in die Brodmasse eingehüllt wird, und dass nach den neueren Versuchen mit Knochengallerte diese Substanz für sich allein ohne Osmazom nicht als eine angenehme und gesunde Nahrung für Menschen auf die Dauer erfunden worden sey. Man werde daher immer besser thun, die Knochengallerte aus frischen Knochen auszukochen und in Mischungen mit Fleisch oder Fleischbrühe (*Osmazom*) zu Suppen und Gemüsen zu verwenden.

XXIV. Prof. Dr. **Kurr** legte im Namen des Vicar's **Fraas** in Balingen Zeichnungen der Ammoniten-Loben vor (s. die beiliegende Tafel II), nach Familien zusammengestellt, nebst der nachfolgenden schriftlichen Mittheilung.

Die Loben der Ammoniten.

Will man die Loben und Sättel eines Ammoniten untersuchen, so halte man das Thier so, dass die Mundöffnung desselben gegen den Beschauer gekehrt ist. Diejenigen Nähte, welche nun gegen uns sich erheben, nennt man Sättel, welche von uns abwärts laufen, Loben. Die Nähte also, welche der Anschwellung des Ammoniten zu Folge aufwärts stehen, sind Sättel, die abwärts geneigt sind, Loben.

An jedem Ammoniten, an welchem die Loben vollständig sichtbar sind, unterscheidet man 1) den Rückenlobus mit 2 rechts und links von ihm liegenden Rückensätteln; 2) je rechts und links den grossen Seitenlobus mit dem ersten Seitensattel; 3) je rechts und links den kleinen Seitenlobus mit dem kleinen (zweiten) Seitensattel; 4) je rechts und links den (die) Hilfsloben bis zur Naht, mit den Hilfssätteln; 5) den Nahtlobus von der Naht bis zum Bauchsattel; 6) den Bauchlobus mit 2 Bauchsätteln.

1—4 ist auf jedem äussern Umgang sichtbar, 5—6 liegt auf der Innenseite und wird erst sichtbar, wenn der Umgang abgeschlagen wird.

I. Die Lobensäcke sind stets nadelspitzig, die Lobensättel blattspitzig.

II. Das Verhältniss der einzelnen Loben untereinander richtet sich hauptsächlich nach der Gestalt der Mundöffnung.

1) Ist die Mundöffnung rund (*lincatus*), so sind alle Loben verhältnissmässig gleich an Grösse und Stärke.

2) Ist der Rücken schmal und die Seiten breit, so sind die Seiten- und Hilfsloben auf Kosten des Rückenlobus entwickelt.

3) Ist der Rücken breit und daher die Seiten schmal, so wird der Rükkenlobus der grösste seyn.

4) Je mehr der äussere Umgang den innern umschliesst, um so mehr wird der Hilfs- und Nahtlobus sich ausbilden.

5) Ist die Nahtkante abgerundet, so liegen die Hilfs- und Nahtloben in schiefem Winkel abwärts.

III. Dasselbe richtet sich daher ebenso auch nach den verschiedenen Familien, sofern dieselben von der Form der Mundöffnung abhängen.

IV. Die Gestalt der Loben richtet sich hauptsächlich nach dem Alter des Thiers, und zwar so, dass je jünger dasselbe, desto einfacher die Loben sind, je älter, desto zackiger und verästelter.

V. Der Rückenlobus mit seinen Sätteln.

Je breiter der Rücken und je schmäler die Seite, desto entwickelter und desto verästelter ist dieser Lobus.

Je breiter der Rücken, desto schmäler ist der Lobensack, aber desto breiter der Lobensattel.

Je schmäler und schärfer der Rücken, desto stärker, breiter, aber um so weniger verästelt ist der Lobus und um so kleiner der Sattel.

Der Lobensack ist stets gespalten, gewöhnlich bis zur Hälfte; die Art der Spaltung ist wichtig zur Bestimmung der Familie.

Auffallend klein ist dieser Lobus bei der Familie der Flexuosen und Dentaten.

Tief gespalten ist derselbe bei der Familie der Arieten und Fimbriaten.

Wenig gespalten bei der Familie der Armaten, Macrocephalen und Dentaten.

VI. Die Seitenloben und Sättel.

Je gewölbter die Seite des Ammoniten, desto grösser und entwickelter ist der erste Lobus.

Je gewölbter die Seite, desto weniger Raum ist für den zweiten Lobus da, der hie und da ganz zu verschwinden scheint.

Je flacher und breiter die Seite, desto kleiner sind die 2 Seitenloben.

Die Lobensäcke beider Seitenloben sind stets mehr oder weniger deutlich **dreispaltig**. Die Basis des Lobus ist entweder schmal und schlank und dann um so verästelter, oder breit und stark und dann weniger tief zerschnitten.

Wichtig zur Bestimmung der Familien ist die Proportion der Seitenloben zum Rückenlobus und des Seitensattels zum Rückensattel.

Bei der Familie der Arieten reicht der Seitenlobus gewöhnlich bis zur Hälfte des Rückenlobus hinab.

Bei den Flexuosen überflügelt er den Rückenlobus mehr als die Hälfte.

So ziemlich in gleicher Höhe stehen Rücken- und Seitenlobus bei den Familien der Capricornen, Fimbriaten, Falciferen, Amaltheen.

VII. Die **Hilfsloben** und Sättel.

Je mehr das Thier mit dem äussern Umgang den innern umschliesst, um so grösser ist die Zahl der Hilfsloben.

Ist die Seite des Thieres flach, so liegen die Hilfsloben in Einer Geraden zu den Seitenloben.

Je gewölbter die Seite, desto grösser wird der Winkel, in dem Hilfs- und Seitenloben zu einander liegen.

Die Zahl der Hilfsloben kann sich bis auf 7 belaufen.

VIII. Die **Nahtloben** und Sättel.

Dieselben sind so zu sagen die inwendig liegenden Hilfsloben und unterliegen denselben Gesetzen wie diese.

IX. Der **Bauchlobus** und Sattel.

Derselbe ragt stets über den Nahtloben hinab, in der Regel bis zu derselben Tiefe wie der Rückenlobus.

Die Ein- und Zweispitzigkeit dieses Loben ist von grösster Wichtigkeit.

Im Lias sind alle **Bauchloben zweispitzig**.

X. Je schneller der Ammonit an Dicke zunimmt, um so grösser sind die Loben und eine um so geringere Zahl je auf einem Umgang.

Je mehr sich die Dicke eines Ammoniten gleich bleibt, um so schmaler sind die Loben und um so grösser die Anzahl je auf einem Umgang.

Die Macrocephalen haben 9—10 Lobengänge auf einem Umgang.

Die Oxynoten und Discen 25—26.

XI. Der erste Lobengang, der zunächst der Wohnkammer des Thieres liegt, ist selten ebenso vollständig wie die andern Loben.

XII. Die Rippen und Dornen verändern die Loben nicht.

Vertheilung der Ammoniten-Familien im Jura.

(⊙ = leitende Familie.)

Familie der	Schwarzer J.						Brauner J.						Weisser J.					
	α	β	γ	δ	ε	ζ	α	β	γ	δ	ε	ζ	α	β	γ	δ	ε	ζ
Arieten . . .	⊙	○																
Capricornen .	○	⊙	⊙															
Amalthеen . .		⊙	○	⊙								○	○	○	○			
Heterophyllen			○	○	○	○						○						
Fimbriaten .			○	○	○	⊙	○											
Falciferen . .					○	⊙	⊙	⊙	○			○						
Planulaten . .					○						○	○	○	⊙	⊙			
Coronaten . .			○							⊙	○	○			○			
Macroceph. .			○	○							⊙	○			○			
Armaten . . .			○									⊙			○			
Flexuosen . .											○	○	○	⊙	⊙			○
Dentaten . . .	○?									○	⊙	○			○			

XXV. O.-Med.-Rath Dr. Jäger hielt nachfolgenden Vortrag

Ueber die Bildung der Gerölle.

Für die genauere Erforschung der Natur und des inneren Zusammenhangs ihrer Vorgänge scheinen gerade die mehr alltäglichen Vorkommnisse am meisten Interesse darzubieten. Ihrer Untersuchung ist indess ebendesshalb weniger Werth beigelegt worden, weil sie Jedermann in ihrer äussern Erscheinung und in ihren unmittelbaren Folgen bekannt, vorzugsweise die practische Thätigkeit für die Abwendung oder Benützung dieser Folgen oder das materielle Interesse in Anspruch nehmen, so sehr auch ihre Ursachen und ihre Bedeutung in der Oeconomie der Natur überhaupt zu einer wissenschaftlichen Beachtung einladen mag. Eine solche alltägliche Erscheinung bieten uns die Gerölle oder Geschiebe der Bäche und Flüsse dar, die auch provinciell mit dem Namen von Kies, Kiesel, Kieselsteine bezeichnet werden, welchem dann durch Vorsetzung des Namens der Gebirgsart oder des vorzugsweisen chemischen Gehalts, als Granit-, Kalk-, Quarz-Geschiebe oder Kiesel näher in Absicht auf ihren Ursprung bestimmt werden. Im Allgemeinen nämlich sind sie abgelöste Theile der Gebirgs- oder Felsarten, welche mehr oder weniger abgerundet sind, und zwar erfolgt diese Abrundung schon durch das blosse Abreiben, z. B. bei dem Fortrollen an dem Abhange der Gebirge, und man könnte diese abgesonderten grösseren oder kleineren Massentheile der Felsarten vorzugsweise als Gerölle bezeichnen, indess der

Name Geschiebe vorzugsweise den durch das Wasser fortgeschobenen Theilen der Felsmassen beizulegen wäre. Der bekannte Hergang ihrer Bildung weist jedoch darauf hin, dass bei den meisten Geschieben das Fortrollen vermöge der Schwere des Gerölls selbst und das Fortschieben durch die Strömung des Wassers und die Abreibung des Gerölls an seiner Unterlage oder an anderen Geröllen gleichzeitig oder in mehr oder weniger getrennter Aufeinanderfolge die Abrundung bedingt und beschleunigt haben. Es ist dabei der Beitrag, welchen diese Einwirkungen bei dem einzelnen Gerölle gehabt haben, nicht genau zu trennen, und daher wird auch der Name Gerölle oder Geschiebe ohne nähere Unterscheidung und ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Bedingungen ihrer Entstehung gebraucht. — Die ursprünglichen Bedingungen, durch welche die Trennung der Felsmassen in kleinere Theile erfolgt, sind jedoch sehr verschieden. Als die wesentlichsten dürften gelten die mechanische Gewalt, wie sie durch vulcanische Ausbrüche, Erderschütterungen, electrische Entladungen der Atmosphäre, Einstürzungen, sodann die Gewalt des Wassers, die häufig unmittelbar das Herabstürzen und damit die Zertrümmerung der Felsmassen veranlasst, während das Wasser durch die Ausdehnung beim Gefrieren in den Spalten der Felsen ihre Zerklüftung bewirkt. Die Trennung der Massentheile der Felsen selbst aber wird meist vorbereitet durch die Einwirkung der Atmosphärilien, die Einwirkung der atmosphärischen Electricität, des Lichts, der Wärme, und die damit veranlasste Ausdehnung und Zusammenziehung der Theile der Felsmassen, die mechanische und chemische Einwirkung der Pflanzen und selbst einzelner Thiere. Sehr viele Gerölle lassen indess trotz ihrer Abrundung noch mehr oder weniger ebene Flächen und regelmässige Formen erkennen, welche bei weitem am häufigsten auf die rhombische Form sich zurückführen lassen. Indem ich mich auf die Untersuchung dieser Formen in einer besonderen Schrift*) beziehe, glaube ich hier nur darauf aufmerksam machen zu dürfen, dass gerade die rhomboidale und darauf zurückführbaren Formen am meisten die leichte Veränderung des Schwerpuncts der Gerölle und damit ihre Fortbewegung im Wasser und ihre Abrollung begünstigt.

Mag nun aber die Entstehung der Gerölle selbst auf die eine oder andere Art bedingt worden seyn, so haben sie je nach Verschiedenheit der Gebirgsart und der Dauer der Fortbewegung ein grösseres oder kleineres Volumen und Gewicht von den hundert und mehr Centnern schweren Geröllblöcken am Fusse der Alpen bis zu dem leicht beweglichen Sande am Ufer der Flüsse und des Meeres.

Die Gerölle lagern sich an Stellen ab, an welchen die Strömung des Wassers nicht mehr zu ihrer Fortbewegung zureicht, oder diese durch ent-

---

*) Beobachtungen und Untersuchungen über die regelmässigen Formen der Gebirgsarten, mit Hinweisung auf ihre technische Verwendung und ihre Bedeutung in der Oeconomie der Natur. Mit 7 lithographirten Tafeln. Bei Schweizerbart 1846. 4.

gegenstehende Wände aufgehalten wird, und sie werden dann nicht selten durch ein Cement zu neuen Felsmassen verbunden, wie sie z. B. in der Nähe der Canstatter Quellen in ganzen Schichten und mächtigen Blöcken anstehen. Solche Ablagerungen haben zum Theil eine sehr bedeutende Ausdehnung, wie denn z. B. der Untergrund der von dem Lech durchströmten Ebene, oder des sogenannten Lechfeldes, das zwischen der Iller, Isar und der Donau sich ausbreitet, eine an manchen Stellen mehr als 20' mächtige Ablagerung von Geröllen bildet, welche grösstentheils nach Grösse und Gewicht übereinander geschichtet und nur mit einer dünnen Decke von sandigem Boden bedeckt sind, auf dem ohne künstliche Nachhülfe nur eine sparsame Vegetation sich erhält. — Solche ältere Ablagerungen von Geröllen finden sich nun auch längs des Neckars und der in ihn einmündenden Flüsse, zum Theil von nicht unbedeutender Mächtigkeit, wie z. B. bei Esslingen auf dem Wege nach Kennenburg, in der Höhe bei Laufen (zunächst dem Tannenwäldchen), in der Nähe von Heilbronn bei Frankenbach, Grossgartach, Neckargartach u. s. w. Sie beurkunden die Höhe, in welcher in früherer Zeit der Fluss seinen Lauf nahm, und sie führen zu Erforschung der Ursachen, welche seinen jetzt bedeutend niederen Stand veranlassten. Eine Hauptursache davon mag neben dem allmähligen tieferen Einschneiden des Flussbettes und dem mit grösseren Ueberschwemmungen verbundenen Absatz von Geröllen an hervorstehenden Stellen des Ufers die Durchbrechung der Gebirgsmassen seyn, welche sich als sogenannte Flussriegel der Strömung des Flusses entgegensetzten, und dadurch ein Aufstauchen des Wassers in den ausgedehnten Becken veranlassten, welche wir längs des jetzigen Laufs des Neckars noch deutlich erkennen können.

Die plötzliche Entleerung dieser ungeheuren Wassermassen, mit welcher nothwendig ein Aufwühlen der ihren Boden bedeckenden Gerölle verbunden war, veranlasste wohl zum Theil die bedeutenden Ablagerungen von Geröllen auf den vorspringenden Ecken der Seitenwandungen des Flusses, z. B. auf dem Rosenstein, oder an den seiner Strömung entgegenstehenden Wänden, z. B. dem Sulzerrain bei Canstatt. Es lässt sich indess ihre Spur als ein schmaler Streifen von Geröllen an vielen Stellen, namentlich in der Gegend von Berg und Canstatt, verfolgen, der etwa 100' über dem jetzigen Spiegel des Flusses längs seines abschüssigen Ufers sich hinzieht. Eine Gerölablagerung von so bedeutender Masse erklärt nun wohl auch, wie dadurch der Fluss von seinem früheren Laufe abgelenkt wurde, und es lässt sich eine solche Ablenkung selbst bei kleineren Bächen nachweisen, wenn sie je zuweilen durch anhaltenderen Regen oder Schmelzen des Schnees eine ungewöhnliche Gewalt erlangen. *) Die Gerölablagerungen dienen somit als Kennzeichen des früheren Laufes eines Flusses, den er bei hohem Wasser zu-

*) Es hat sich mir diess unter anderen insbesondere bei Untersuchung der Umgegend der Sandgrube bei Kirchberg (mit *Rhinoceros Merkii*), und bei den Terrainuntersuchungen behufs der Anlegung eines neuen Friedhofs am Fusse der Weinsteige bei Stuttgart ergeben.

weilen wieder verfolgt, wie denn bekanntlich der Neckar in den Jahren 1817 und 1824 wieder vorübergehend durch den See bei Laufen zum Theil seinen Weg nahm, den er, wie sich aus den Geröllschichten der Thalsohle ergab, früher schon regelmässig oder wenigstens zeitweise genommen hatte. Es wäre wohl zu wünschen, dass diesen Merkmalen auch bei andern Gewässern mehr Aufmerksamkeit geschenkt würde. Es wird nämlich durch diese Abänderungen der Richtung eines Flusses, die er sich zum Theil selbst durch diese Geröllablagerungen giebt, die Veränderung der Oberfläche des Bodens, welche durch das Zerfallen der Felsen eingeleitet wird, in massenhafter Ausdehnung ausgeführt. Wirkt diess auch durch Ueberschütten des bebauten Bodens mit Geröllen mehr oder weniger nachtheilig auf die Cultur, so führt sie auf der andern Seite in viel ausgedehnterem Maasstabe auf die Erneuerung des fruchtbaren Bodens, und es wird damit dieser ganze Vorgang zu einem der mächtigsten Hülfsmittel der von der Natur selbst veranlassten Wechselwirthschaft, die der Mensch künstlich durch einen zweckmässigen Wechsel in der Anpflanzung zu Stande bringt, oder indem er die Fruchtbarkeit desselben Feldes dadurch erhält oder erhöht, dass er den oberen Boden unterpflügt, oder das Feld mit neuem Boden überschüttet, oder dem Boden durch Düngung diejenigen Bestandtheile wiedergibt, welche ihm durch die Anpflanzung entzogen worden sind.

Die Gerölle dienen nun aber auch vermöge ihres Ursprungs von bekannten Gebirgszügen als Belege für das Gebiet eines Flusses und der in ihn einmündenden Gewässer, auf der andern Seite aber auch als Kennzeichen der Gebirgsarten, durch welche ein Fluss seinen Weg genommen hat, oder von welchem ihm seine Nebenflüsse ihre Gerölle zugeführt haben. Bei unbekannten Ländern sind sie selbst die einzigen Kennzeichen der Beschaffenheit der Gebirge im Innern des Landes, z. B. von Afrika. Nach den Geröllen von Hornstein, Quarz und Chalcedon, welche durch Freih. v. Ludwig und Prof. Kraus von der Südspitze von Afrika mitgebracht worden sind, und nach den entsprechenden Geschieben, welche Schimper aus Nordafrika dem königlichen Naturalienkabinet überschickt hat, besteht das Hochland im Innern von Afrika zum Theil aus Urgebirgsarten. Es lässt sich selbst ein Ueberwiegen der letzteren nach der Beschaffenheit des Sandes annehmen, der die Wüste zwischen Suez und Cairo bedeckt und der fast blos aus kleinen Quarzkörnern besteht, wovon ich Ihnen hiermit eine Probe übergebe. Als ein weiterer Beleg oder als eine Bestätigung dafür könnte angeführt werden, dass die Steine, welche in dem Magen eines hier verendeten Strausses gefunden wurden, zum Theil wenigstens, wie die vorliegenden, Gerölle von Quarz oder Urgebirgsarten, wie Granit mit grüner Hornblende, waren,*) welche zum Theil wenigstens durch die französische Expedition nach Egypten als in Nordafrika vorkommend bekannt sind. Es wäre

*) Ein dem grünen Gerölle ganz ähnliches findet sich in einer Tab. 9, Fig. 7 der *Description de l'Egypte Tom. II* abgebildeten Breccie aus Urgebirgsarten von dem Thale von Gozeyr.

also wohl möglich, dass der Strauss diese Steine von seiner Heimath im Magen mitgebracht hätte.*) um sie wie andere körnerfressende Vögel als Mühlsteine oder bewegliche Zähne zum Zerdrücken oder Zermalmen seiner Nahrung zu benützen. Wenn dazu dem Krebs wirkliche Zähne im Innern seines Magens von der Natur verliehen sind, so benützt sie in dem angeführten Beispiele die Gerölle als Ergänzung der Organisation für die Erhaltung eines höher organisirten und durch seine Grösse und Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Thiers, und es dienen so die Gerölle in der Mannigfaltigkeit ihrer Substanz und in der Aehnlichkeit ihrer Form, sowie in der Verschiedenheit der Anwendung, welche sie in der Oeconomie der Natur finden, als oft wenig beachtete Belege für die Einfachheit der Mittel, durch welche die Natur ihre vielartigen Zwecke erreicht. **)

XXVI. O.-Med.-Rath Dr. Jäger hielt folgenden weiteren Vortrag über die Identität und Unterscheidung des Auerochsen, *Bos urus* und des Bison, *Bos bison*.

In neuester Zeit ist von Dr. Weisenborn (Froriep N. Not. 40. Band. Nr. 9) die Identität des *Urus* und *Bison*, im Widerspruche mit Cuvier und Andern behauptet worden, welche die von älteren Schriftstellern unter dem Namen *Urus* und *Bison* aufgeführten Ochsenarten auf 2 verschiedene Arten gedeutet haben, nämlich den noch jetzt in wildem Zustande lebenden Auerochs und die dem zahmen Ochsen ähnliche Art, welche als Stammrace des gewöhnlichen Stiers angesehen werden könnte. Ich glaube hier zuerst auf das Missverständniss aufmerksam machen zu sollen, zu welchem die Bezeichnung der litthauischen Ochsen- oder vielmehr Büffelart mit dem systematischen Namen *Urus* oder Auerochs und andererseits die Bezeichnung der in Amerika einheimischen wilden Büffelart mit dem Namen *Bison* Veranlassung gegeben hat. Letztere Species unterscheidet man auch unter dem Namen *Bos americanus*, sie scheint aber von dem europäischen Auerochs nicht wesentlich verschieden zu seyn, soweit sich diess nach der Vergleichung der bei dem Königl. Naturalienkabinet befindlichen Schädel beurtheilen lässet. Der Liberalität des Herrn Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg verdankt das Königl. Naturalienkabinet einen in den Steppen Amerika's von Sr. Königl. Hoheit aufgefundenen Schädel eines *Bison* mit den Hörnern, aber ohne Unterkiefer. Der Schädel hat vollkommen das Ansehen der längere Zeit an der Luft gelegenen Knochen, weicht aber trotz seiner riesigen Grösse in den Verhältnissen der Form und Grösse nicht wesentlich ab von dem gleichfalls von Sr. Königl. Hoheit geschenkten frischen Schädel einer Bisonkuh.

*) Wenn dies gleich in dem vorliegenden Falle nach den p. 124. 1n Hft. des gegenw. Jahrg. enthaltenen Notizen nicht gerade wahrscheinlich ist.

**) Wie viel Interesse schon ein einzelnes Gerölle darbieten kann, ergibt sich aus der kleinen Schrift von Gideon Mantell Thoughts on a Pebble or first Lesson in Geology 6te Ausg. 12° London 1842.

dem Veralteten und als ſolches für die Gegenwart Unbrauchbaren zuſammengeworfen und verwechſelt oder als ein immerhin, ja eigenthümlich Brauchbares von dem unbrauchbaren Veralteten getrennt wird. Nun iſt es aber gewiß eine Anſicht, die durch nähere Kenntniß des Volks und der Gemeinden wenig begründet iſt, daß der ältere Ton, die derbe Sprache, der minder gelenke Satz, die oft kaum noch als Aſſonanz oder Alliteration gültigen Reime durchaus unangenehm und abſtoßend ſeyen und deßhalb weggeſchafft werden müßten. So wenig ſind ſie dies, daß das Volk in die ältere Form der Rede weit mehr hineingelebt iſt als in die neuere Zeitungs- und Bücherſprache; ſo wenig, daß wirklich manche im Hochdeutſchen veraltete oder doch in einer andern Bedeutung als früherhin gebräuchliche Wörter und Wortformen unter dem Volke noch immerdar im alten Gebrauch ſtehen und den ältern Sinn behaupten, wie z. B. Leidenſchaften in dem Sinn von Schmerzen, kriegen als gewinnen, thun in Verbindung mit einem andern Zeitwort: kaufen thun u. dgl.; ohne Zweifel aber dies Alles beſonders deßhalb, weil das Volk in den ältern Liedern und Gebeten ſeine liebſte Erholung und Unterhaltung findet und dieſe Lieder am liebſten in den alten, noch unverſchlimmerten Büchern lieſt. Im Durchſchnitt und weit vorherrſchend ſogar iſt aber ja, wie bereits erwähnt worden, die Sprache und Form der alten Lieder eigentlich dieſelbe mit derjenigen unſrer noch immer unveralteten und wohl auch nicht ſo bald, wenn irgend einmal, außer kirchlichem Gebrauch geſetzten Bibelüberſetzung von Luther, deren Alterthümliches in drei Jahrhunderten unverwiſcht geblieben iſt, wenn man gleich es nicht für unverträglich mit der Pietät gegen den großen Mann und ſein gottgeſegnetes Werk gehalten hat, einzelne, im Gebrauch des Lebens abgekommene Ausdrücke und Wendungen zu verändern, und während umfaſſendere Verſuche einer Berichtigung ſich wohl hüten, den Duft und Ton des ehrwürdigen Alterthums, das in dieſer Geſtalt nie aufhören wird, verſtändlich, wie kraftvoll und anmuthreich zu ſeyn, abzuwiſchen. Unſere Kirchenlieder aus der Reformationsperiode und die weitern Klaſſiſchen von Rinkart, Gerhard, Neumark, Rodigaſt, Flemming, ſind nächſt der Bibel von Luther daſſelbe, was den Griechen ihr Homer war, deſſen joniſche Laute man in keiner ſpätern Zeit verſucht hatte zu atticiſiren; ſondern eben an der alterthümlichen und

Die Vergleichung dieser Schädel, namentlich des grösseren amerikanischen Schädels, mit dem Schädel eines aus Wilna erhaltenen Skeletts des Auerochsen ergibt eine solche Uebereinstimmung der Verhältnisse, der Form und selbst auch der Grösse der Species, welcher diese Schädel angehören, dass an der Identität kaum gezweifelt werden kann. Es dürfte wenigstens die grössere Breite des Unterkiefers der Bisonkuh, gegenüber der des Unterkiefers des Auerochs, an den hier befindlichen Schädeln erst dann als constanter Unterschied aufzustellen seyn, wenn er sich allgemeiner auch bei andern Exemplaren bestätigte.

Es wird also auch durch die hier befindlichen Schädel des amerikanischen *Bison* und des litthauischen Auer die grosse Aehnlichkeit bestätigt, welche zwischen beiden stattfindet (worüber die früheren Vergleichungen in Cuviers *Oss. foss. Tom. IV* nachzusehen sind), indess die zwischen beiden, namentlich im Aeussern, stattfindenden Unterschiede nicht grösser seyn dürften, als bei manchen Raçen des gemeinen Stiers, gegenüber von andern, welche sogar wenigstens individuell das Skelett betreffen, so dass es immerhin zweifelhaft bliebe, ob nicht beide als eine und dieselbe Species von Büffeln anzusehen seyen.

Anders dürfte es sich jedoch verhalten mit den in ältern Schriftstellern als in Deutschland einheimisch aufgeführten 2 wilden Ochsenarten, nämlich dem zottigen (*jubatus*) *Bison*, und dem durch seine grossen Hörner, Wildheit und Stärke ausgezeichneten *Urus*. Der Beisatz zottig passt nur auf den jetzt sogenannten Ur- oder Auerochs, indess die grossen Hörner nur auf unsern jetzt blos als Hausthier vorkommenden Stier passen oder auf eine wilde Ochsenart, welche grosse Aehnlichkeit mit dem gemeinen Hornvieh hatte und also wohl die Stammraçe des letztern seyn konnte.

Man hat lange die Meinung gehegt, dass dieses von dem Auerochsen abstamme, und für die Widerlegung dieser Ansicht hauptsächlich auch die verschiedene Zahl von Brustwirbeln oder Rippen angeführt, von welchen dem Auerochs 14 und dem gemeinen Stier nur 13 zukommen sollten; allein es führt schon Bojanus in seiner vortrefflichen Abhandlung *de Uro nostrate* ein Exemplar von Auerochs mit nur 13 Rippen an. An dem auf dem Königl. Naturalienkabinet befindlichen Skelett des Auerochs sind gleichfalls nur 13 Rippen und 6 Lendenwirbel vorhanden; ebenso an den Skeletten von 2 Büffeln und dem Skelett des javanischen wilden Stiers (*Bos sondaicus*). An mehreren Skeletten des gemeinen Stiers finden sich zwar, der gewöhnlichen Annahme entsprechend, nur 13 Rippen und 6 Lendenwirbel, ebenso an dem Skelett eines Zebustiers aus den Meiereien Sr. Majestät des Königs. An dem ebendaher erhaltenen Skelett eines grossen Schweizerstiers ist die Zahl der Rippen oder Brustwirbel 14, die Zahl der Lendenwirbel 5; an dem Skelett eines ungarischen Stiers die Zahl der Rippen 13, die der Lendenwirbel aber sogar 7. Es scheint somit die Zahl der Rippen und der Brust- und Lendenwirbel nicht selten sich zu compensiren, im Ganzen, aber doch einer solchen Abwechslung unterworfen zu seyn, dass sie schon deshalb nicht als

characteristischer Unterschied beider Arten angenommen werden kann. Dieser liegt hauptsächlich in der Wölbung der Stirne und der geringen Entfernung der Augenhöhlen von den Hörnern bei dem Auerochs und den Büffelarten überhaupt, und darin sowohl als durch die Grösse der Hörner weicht der Schädel des gewöhnlichen Stiers und des bei uns vorkommenden fossilen Stiers (*Bos primigenius*) von dem Auerochs und der ihm verwandten fossilen Art (*Bos priscus*) ab. Von letzterer sind im südlicheren Theile von Deutschland, namentlich in Württemberg, meines Wissens noch keine Ueberreste gefunden worden, indess sie in Sibirien wie in Nordamerika die Ueberreste des Mammuth und des Rhinoceros und anderer urweltlicher Thiere begleiten. Dagegen findet sich die dem zahmen Stier ähnliche fossile Art nach den in Württemberg aufgefundenen Ueberresten gleichfalls schon in Begleitung des Elephanten und Nashorns u. s. w., aber hauptsächlich in den Torfmooren in Gesellschaft von Ueberresten anderer noch jetzt bei uns lebenden Säugethiere. Die Ueberreste dieses Stieres schliessen sich sogar durch die Abstufungen in der Grösse und die Uebereinstimmung der Form so nahe dem Skelett des gewöhnlichen Stiers an, dass jene ursprünglich wilde Art mit grosser Wahrscheinlichkeit als die Stammrace des gewöhnlichen Stiers angenommen werden kann, der somit seine Ahnenprobe als Urstier oder Urus für unsere Fauna durch diese unterirdischen Documente erhielte, die sodann durch die etwaige Deutung des Stiers von Uri sogar in den Kreis geschichtlicher Forschung fiele, welche ich indess in solchen Untersuchungen Geübteren überlassen muss.

XXVII. Oberamtsarzt Dr. Justinus Kerner von Weinsberg hielt folgenden Vortrag

Ueber die aussergewöhnlichen Erscheinungen, welche an bestimmten Orten und Häusern haften.

Ein verehrtes Mitglied unseres Vereins entkleidete in einem Vortrage in der vorigen Generalversammlung zu Tübingen eine Naturerscheinung, die der Mund des Volkes und der Dichter als den Ort nächtlicher Geister- und Hexentänze bezeichnet, nämlich die sogenannten Hexen- und Zauberringe (die von aller Vegetation entblössten kreisförmigen Stellen auf Wiesen und Haiden), ihres vermeintlichen poetischen Ursprungs, und stellte sie als von den Excrementen des weidenden Viehs erzeugt dar. Auch die Erklärungsweisen anderer Naturforscher dieser mysteriösen Ringe kamen da zur Sprache, und obgleich keine derselben diese Erscheinung durch die gegebenen Hypothesen genügend erklärt, so wird ihr doch wohl eine ganz natürliche Ursache als Grund ihrer Entstehung unterliegen. Ob diess nach einstiger naturforscherischer Beobachtung bei einem anderen mysteriösen Naturphänomen, das ich in heutiger Versammlung unseres Vereins zu berühren wage, auch der Fall seyn werde, wird die Zukunft entscheiden, aber jedenfalls glaube ich, dass dasselbe, bisher nur von dem Volke mehr beobachtet, für eine

wissenschaftliche Forschung wohl noch wichtiger seyn würde, als die Beobachtung der sogenannten Hexen- oder Zauberringe auf Wiesen und Haideplätzen.

Ich will dieses Phänomen mit dem Titel bezeichnen:

„Aussergewöhnliche Erscheinungen, die an bestimmten Orten und Häusern haften."

Es sind von mir in den „Blättern von Prevorst" und den Heften meines „Magikons" eine Reihe von vorurtheilsfreien Männern gemachter Erfahrungen aufgeführt, welche davon zeugen, dass es nicht nur bestimmte Stellen in Wäldern und Feldern, sondern dass es auch in Städten und Dörfern bestimmte Häuser giebt, an welchen bis jetzt noch durchaus nicht erklärte Erscheinungen haften, die nicht blos in der Menschen Einbildung ihren vergänglichen Sitz haben, sondern die oft einen grossen Zeitraum von Jahren hindurch von den verschiedensten Wanderern, oder von den verschiedensten Bewohnern solcher Häuser beobachtet wurden, Erscheinungen, die solche Stellen und Häuser nicht verlassen, wechseln auch die Menschen, die sie bewohnten.

Jedenfalls bewähren solche auch schon dadurch ihre Selbstständigkeit und wenigstens ihre Unabhängigkeit von den Menschen. Hat man sich versichert, dass weder Mond- noch Sternenlicht, noch Phosphorescenzen, noch Gase, noch ein anderes natürliches Licht, noch fernere oder nähere natürliche Töne, Wiederhalle, Nachtgevögel u. s. w. an solchen Orten und in solchen Häusern so viele Jahre hindurch ihr Spiel trieben, hat man sich versichert, dass für sie kein Grund subjectiver Entstehung da ist, so hat man sie, wenn auch nicht unbestreitbar in einer Geisterwirkung, doch in einer andern noch unbekannten Natureinwirkung zu suchen, die jedenfalls der Mühe lohnt, ein naturforschendes Augenmerk auf sie zu richten.

Es könnte eine grosse Reihe einzelner Beobachtungen solcher Phänomene, die an bestimmten Orten und Häusern haften, aufgeführt werden, der Kürze wegen unterlasse ich aber die Erzählung der einzelnen Fälle, die ich auch schon meistens durch den Druck bekannt gemacht habe, und führe nur hier im Allgemeinen Folgendes an. Der Forschung fällt bei der Vergleichung dieser Beobachtungen, bei der Vergleichung der vielen Fälle mit einander, eine in die Augen springende Uebereinstimmung in der Art der Töne, des Gefühls und der sichtbaren Erscheinung auf. Bei vielen dieser Erscheinungen kommen Töne wie Menschentritte und namentlich der Art nach wie ein Gehen in Socken, oder wie Schlurgen in Pantoffeln vor. Es ist merkwürdig, dass es im Niederdeutschen ein Wort „Socke" gibt, worunter ein Gespenst verstanden wird, welches in Häusern mit schleppendem und schlürfendem Gang herumgeht, daher die Redensart: „Slarren of de Socke", in Pantoffeln oder Schlappen herumlaufen, ohne die Füsse aufzuheben. Diese alte Volkswahrnehmung wird durch die Beobachtungen bei jenen Erscheinungen bestätigt, die so häufig von Tönen wie von Gehen in Schlurgen, Schlappschuhen, sprechen. Constant kommen ferner in diesen Beobachtungen die

Töne wie von Rollen einer Kugel vor, ferner Töne, als würde mit Sand oder Erbsen geworfen, dann Töne wie vom Rauschen oder Knistern mit Papier, oder von Zerbrechen kleiner, dürrer Reiser, oder wie von aus elektrischen Flaschen gezogenen Funken.

Dazu kommt nun auch die Uebereinstimmung in der Art des Geschauten, wovon z. E. fast immer jene Lichterscheinungen, zwar in verschiedenen Formen, doch öfters in gerundeter Form, dann, bei intensiverem Schauen, in menschlicher Schattengestalt mehr oder weniger licht oder dunkel, sehr oft auch in grauen Wolkensäulen, ohne zu bestimmende Umrisse.

Wie diese Lichterscheinungen ohne Strahlen sind, so sind auch diese Töne ohne Nachhall und wahrscheinlich ganz anderen Gesetzen unterworfen, als die des gewöhnlichen Lichtes und Schalles. Dieses geht auch daraus hervor, dass selbst völlig taubstumme Personen diese Töne vernehmen. Wenn Taube diese Töne vernehmen, so ist auch wahrscheinlich, dass jene Lichterscheinungen Blinde sehen, nicht aber weil sie auf Einbildung oder Hallucinationen beruhen, sondern weil zu diesem Schauen und Hören nicht die mechanischen Sinneswerkzeuge erforderlich sind; sie berühren mehr die inneren Sinne, mit denen sie dann gesehen und vernommen werden, es tritt ein innerer magnetischer Rapport ein, der der mechanischen Sinnenwerkzeuge nicht mehr bedarf, wie es mit dem Sehen und Hören nach dem Tode des Leibes einst der Fall seyn möchte.

Das Gefühl von Pressung, das Gefühl von Anhauchung, das Gefühl, als zöge eine unsichtbare Hand die Bettdecke hinweg, als würde man im Bette aufgehoben, das Gefühl von einer rauhen oder kalten Hand, und dieses alles bei dem vollkommensten Wachen, ist bei solchen Erscheinungen auch völlig constant, so auch der Geruch, der sich dem Geruchssinne immer wie ein Leichengeruch ankündigt.

Ohne nun die Behauptung aufstellen zu wollen, als käme eine wissenschaftliche Naturforschung bei Untersuchung dieser Phänomene nicht auf andere Naturwahrheiten als auf die Einwirkung und Erscheinung Verstorbener (nicht solcher, die zurückgekehrt, sondern solcher, die noch nicht fortgehen konnten), muss ich doch die bisher nur von Stubengelehrten ohne alle Beobachtung über sie gemachten Hypothesen bestreiten.

Solche nehmen an: Erstlich, jenes höhere Schauen und Fühlen beruhe einzig auf Täuschung, auf Hallucinationen und Träumen. Dem entgegne ich: es ist doch schwer zu glauben, dass die verschiedensten Menschen viele Jahre hindurch in diesen Häusern solchen Täuschungen und Träumen alle auf gleiche Art hätten unterworfen seyn sollen, selbst beim völligsten klarsten Wachen, besonders solche von ihnen, die gar nichts, bevor sie jene Häuser bezogen, von Vorkommenheiten der Art in ihnen wussten. Zweitens sagen sie: ist es dieses nicht, so ist all dieses etwa nur ein los und lebendig gewordener ansteckender Traum, ein Heraustreten der Nervengeister einer Somnambülen in einem solchen Hause oder Orte. Ich sage dagegen: da müsste doch nachgewiesen werden, dass sich schon so lange als jene Er-

scheinungen in solchen Häusern andauern, eine Person der Art mit solchem losen Nervengeiste in ihnen oder im Orte aufgehalten, oder erwiesen werden dass nur einmal eine solche da gewesen und nun auch noch nach ihrer Entfernung oder ihrem Tode ihre objective, zu Erscheinungen gewordenen Träume in dieselben festgebannt geblieben seyen. Nun, sagen sie, ist es diesen nicht, so entstehen derlei Töne von Ratten, Mäusen, Eulen, oder sind sie Hallo von aussen u. s. w. Ich erwiedere: es käme bei dieser letzten Erklärungsart doch auch in Betracht, dass in all' diesen Geschichten meistens doch auch noch geschaut und gefühlt wird, und zwar Empfindungen und Gefühle, die durchaus nicht von aussen kommen können, und dass jene Töne und jene Lichterscheinungen der Art sind, dass derjenige, der sie nur einmal hörte und sah, sie ganz bestimmt von andern gewöhnlichen Tönen und Lichterscheinungen zu unterscheiden weiss, namentlich von denjenigen, die Ratten, Mäuse und Eulen hervorbringen. Es sind all' jene Töne und Lichterscheinungen von ganz anderer, durchaus eigenthümlicher Art, und man muss sie schon selbst beobachtet haben, um darüber urtheilen zu können. Wollen wir aber auf diese Erscheinungen die jetzige Physik anwenden, so hat es viele Wahrscheinlichkeit, dass ihnen ein der Electricität ähnliches, aber wohl noch viel geistigeres Fluidum als Medium sich zu offenbaren dient. Es haben auch jene Lichterscheinungen und Töne, z. E. das Rauschen wie von Papier, das Knistern wie aus electrischen Flaschen gezogene Funken, mit electrischen Erscheinungen Aehnlichkeit, zeigen aber, wie das Nervenfluidum des Menschen, eine noch viel geistigere Natur, und sie sind wie dieses eines geistig-magnetischen Rapports und Einwirkens auf den Menschen fähig und diesem dadurch ähnlicher als dem blos elektrischen Fluidum. Wie aber selbst für das electrische Fluidum nicht alle Menschen gleich empfänglich sind, so findet dieses in einem noch weit höhern Maasse bei diesem geistigeren statt. Arago erwähnt in seiner Abhandlung über den Blitz, dass die Empfänglichkeit für ihn, und also für das electrische Fluidum, nicht an jedem Menschen in gleicher Eigenschaft hafte, dass sich da sehr grosse Abstufungen zeigen, ja, dass es Menschen gebe, die ganz unempfänglich für das electrische Fluidum seyen.

Die electrische Materie geht ziemlich frei durch eine ganze Reihe von Menschen. Es giebt indessen Personen, welche dabei den electrischen Strom unterbrechen, und keine Erschütterung fühlen, wenn sie das zweite Glied in der Kette sind; sie verhalten sich, wie wenn sie aus Glas oder Harz wären. Beim Blitzschlage kommt somit nicht alles auf die Stellung des Menschen an, auch seine physische Constitution spielt hiebei eine grosse Rolle. Der Regel nach sind Thiere empfänglicher für das electrische Fluidum als Menschen. Nicht alle Menschen, und wohl viel bedeutend wenigere als für das electrische Fluidum, sind für jenes geistigere Fluidum, das jenen Erscheinungen unterliegt, empfänglich, und somit zu deren Wahrnehmung nicht alle fähig. Diese Glas- oder Harzmenschen sind dann hauptsächlich diejenigen, die die Existenz dieser Erscheinungen *de facto* für Täuschung oder

Betrug erklären. — Thiere, namentlich Hunde und Pferde, sind für diese Erscheinungen ebenso, wie für das electrische Fluidum, noch empfänglicher als Menschen, was wieder ein Analogon mit demselben an die Hand giebt.

Was nun die Beobachtung dieser Erscheinungen betrifft, so glaube man doch nicht, dass man sie durch Stangen, durch Lichteranzünden, durch Wacheausstellen fangen und untersuchen könne, denn es handelt sich hier gewiss in jedem Falle von weit geistigeren subtileren Phänomenen, als die jetzt bekannten imponderabeln Materien unserer jetzigen Physik sind. Wer selbst magnetischen Phänomenen auf solche Weise auf den Grund kommen will, dem wird es ganz bestimmt nicht gelingen. Jene Phänomene werden nun und nimmer nur vorzüglich mit den Sinnen des Gehirns, den aufgerissenen Augen und den langgestreckten Ohren gesehen und gehört. Sie sind Phänomene des Nachtlebens der Natur, und wer sie an der Sonne oder mit der Laterne suchen will, wird sie nie finden, und daher ist freilich ihre Beobachtung für einen ganz gewöhnlichen Beobachter palpabler Dinge sehr schwer, und es wird hier ein immerwährender Streit zwischen dem Metall und dem Glase stattfinden. Möchten sich aber dadurch diejenigen, die sich, auch Kraft ihrer physischen Anlage, zu solchen Beobachtungen fähig erachten, von ihnen nicht abschrecken lassen, und möchten diejenigen, die vermöge ihrer Natur und vorgefassten Meinung zu solchen Beobachtungen nicht fähig sind, wenigstens die Möglichkeit der Existens solcher Erscheinungen nicht mehr mit Leidenschaft bestreiten, und sie, weil sie von ihnen nichts wahrnehmen können, nicht ins Reich des Aberglaubens und der Träume verweisen, auch Den nicht verdammen, der, so lange ihm keine andere Erklärungsweise dieser Phänomene genügen kann, und veranlasst durch die Möglichkeit des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, sie nach dem Glauben aller Völker und Zeiten, nicht in Abrede stellt.

Ein geistreicher Naturforscher, Dr. Hagen in Erlangen, liesst mir aus der Seele, wenn er in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie also schreibt:

„Es gehört in unserer Zeit ein gewisser Muth dazu, unsere durch die Gewalt der Thatsachen uns aufgedrungene Ueberzeugung von der Realität dieser Phänomene offen auszusprechen, weil Jeder, der sich zu dieser Ansicht bekennt, fürchten muss, man möge dieselbe entweder seiner Phantasterei, oder seinem Mysticismus, oder seiner Unwissenschaftlichkeit und bornirten Leichtgläubigkeit zuschreiben. Wir trösten uns aber mit Kant, bei dem es sicherlich nicht Mangel an Wissenschaft oder Respect vor Ammenmährchen war, wenn er die Möglichkeit dieser Dinge zugestand. Auch wir gehörten früher zu den hartnäckigsten Gegnern eines zuweilen sich vernehmen lassenden Verkehres einer andern Welt mit der unsern, und sind jetzt noch der Ueberzeugung, dass eine grosse Anzahl von Visionen, ja der überwiegend grösste Theil derselben, in krankhaften Zuständen der Sinnesnerven und des Gehirns ihren Grund hat, und dass man immer erst nach einer strengen, die Möglichkeit subjectiver Entstehung völlig ausschliessenden

fangen, zu gestehen: Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als bisher in unsere Schulsysteme eingereiht worden.

XXVIII. Med. Dr. v. Gärtner von Calw gab eine Uebersicht der Materien, welche die Fortsetzung des 1844 erschienenen ersten Bandes seiner „Beiträge zur Kenntniss der Befruchtung der vollkommneren Gewächse" bilden werden. Er begleitete diese Mittheilung mit folgenden Bemerkungen über die Resultate seiner langjährigen verdienstlichen Bemühungen.

Summarische Uebersicht des Inhalts der Schrift: „Ueber die Bastardzeugung im Pflanzenreich."

Cap. 1. Von der Bastardbefruchtung überhaupt; enthält Geschichtliches über die Bastardzeugung sowohl bei den Thieren als bei den Pflanzen. Sie giebt durch ihre Erscheinungen und Producte genaueren Aufschluss über den stillen und geheimnissvollen Gang der natürlichen Befruchtung.

Cap. 2. Einfache Bastardzeugung bei den Gewächsen als ursprüngliche Vermischung zweier reinen Arten, woraus die folgenden Modalitäten hervorgehen.

Cap. 3. Frühe und späte Bastardbestäubung in Hinsicht der Folgen für die Befruchtung der Fruchtknoten und Ovarien; giebt keine verschiedenen Typen oder Varietäten.

Cap. 4. Von der gleichzeitigen Bestäubung der Narben mit gemischtem Pollen.

a) mit dem eigenen und mit fremdem.

b) successiv-gemischte Bestäubung mit verschiedenen Pollenarten in verschiedenen Zeiträumen.

In Beziehung auf den Zeitraum, innerhalb welchem die Befruchtung der Eichen in einem Ovarium vor sich geht, und auf Superfötation.

Cap. 5. Bastardbefruchtung durch ein fremdes Vehikel, z. B. fette Oele, Nectar; Schädlichkeit des Wassers.

Cap. 6. Von der Wirkung des fremden Pollens bei der Bastardbefruchtung.

a) desorganisirende Wirkung, nämlich auf die Narbe und den Griffel.

b) belebende, auf die äusseren Umhüllungen des Fruchtknotens und der Eichen.

c) schaffende, den Keim.

d) formbestimmende der Typen der Bastarde.

Cap. 7. Von der Fähigkeit der Pflanzen zur Bastardzeugung überhaupt, in Beziehung auf die Familien der Gewächse und ihre Unterschiede.

Cap. 8. Von der Fähigkeit der Arten der Pflanzen zur

Bastardzeugung überhaupt in Hinsicht auf Congenerität und die Frage, ob es stabile Arten bei den vollkommeneren Gewächsen gebe oder nicht?

Cap. 9. Von den Gesetzen der sexuellen Anziehung der Pflanzen bei der Bastardbefruchtung in Beziehung auf die äussere Aehnlichkeit oder die innere Natur der Gewächsarten.

Cap. 10. Von der Wahlverwandtschaft und ihren Graden bei den Pflanzen, insofern nicht alle Pflanzen sich durch Bastardbefruchtung verbinden lassen.

Cap. 11. Von der Wechselseitigkeit der Wahlverwandtschaft der Arten bei der Bastardbefruchtung, insofern sich die Arten entweder gegenseitig annehmen oder eine die andere perhorrescirt.

Cap. 12. Von der Berechnung der Wahlverwandtschaftsgrade der Arten einer Gattung nach der Fruchtbarkeit und dem Ertrag der Samen aus den Befruchtungen, als Mittel, die bildenden Kräfte der Gewächse annähernd zu bestimmen.

Cap. 13. Vermittelnde Verwandtschaft; bei der Perhorrescenz zweier Arten kann eine dritte in der Verbindung mit einer von den perhorrescirenden eine Vereinigung bewirken.

Cap. 14. Von der Kreuzung der Arten, oder von dem Wechsel der Geschlechter der Stammeltern im Falle der Wechselseitigkeit der sexuellen Anziehung, und ihren vollkommen gleichen Producten in Beziehung auf den äusseren Typus und ihre Verschiedenheit von den thierischen Bastarden in gleichen Verhältnissen.

Cap. 15. Von der Gesetzmässigkeit und der Normalität der Bastardtypen, wonach ihre Bildung nicht vag und zufällig ist, sondern constant immer wieder ebenso wie zuvor erfolgt.

Cap. 16. Von den Ausnahmetypen der Bastarde. Zuweilen weicht die eine oder die andere Pflanze aus Einer Zeugung von den übrigen ab, aber nach bestimmter Norm.

Cap. 17. Von den Tincturen oder Varianten der einfachen Bastarde als leichte Abweichungen von dem normalen Bastardtypus.

Cap. 18. Von der Entstehung und Bildung der Bastardtypen als Leitfaden für die Erklärung der Formen der Formbildung der Gewächse überhaupt.

Cap. 19. Von der Verschiedenheit und der Eintheilung der Typen der einfachen Bastarde in Hinsicht ihrer Aehnlichkeits-Verhältnisse zu den Stammeltern als Mittelbildungen, gemengte Formen oder dem einen oder dem andern der Eltern entschieden zugekehrte Gebilde.

Cap. 20. Von der Entstehung neuer Eigenschaften bei den Bastarden durch Vermischung oder Modificirung der elterlichen durch die Bastardzeugung.

Cap. 21. Von den Farben der Blumen der Bastarde und ihrer typischen Bedeutung entweder als gemischte, übertragene oder neu erzeugte Farben.

Cap. 22. Von der organischen Beschaffenheit und dem eomatischen Zustande der beiden Befruchtungstheile der Bastarde in Vergleichung mit dem der reinen Arten, wodurch ihre Mangelhaftigkeit sich darstellt.

Cap. 23. Von den Zeugungskräften der Geschlechtsorgane und von ihrem Verhältniss zu einander, wodurch sich aufs Deutlichste herausstellt, dass die männliche Potenz durch den Hybriditismus intensiver als die weibliche afficirt wird, gerade wie es auch bei den Thieren der Fall ist.

Cap. 24. Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen überhaupt als Grundlage der Vergleichung mit der der Bastarde.

Cap. 25. Von der Fruchtbarkeit und der Unfruchtbarkeit der einfachen Bastarde aus der ersten ursprünglichen Zeugung, woraus sich ihre Unstätigkeit ergiebt und die Meinung von ihrer allgemeinen Sterilität, sowie die Behauptung, dass die Unfruchtbarkeit der Bastarde nur durch äussere Verhältnisse erzeugt werde, widerlegt wird.

Cap. 26. Von der Befruchtung der ursprünglichen einfachen Bastarde mit ihrem eigenen Pollen und den daraus hervorgegangenen Producten, als Beleg der variablen Natur der Hybriden.

Cap. 27. Von den väterlichen Bastarden im zweiten Grade (erster aufsteigender Grad von Kölreuter) als Hauptquelle der Varietäten der Pflanzen.

Cap. 28. Von dem Rückschreiten oder dem Rückschlagen der Bastarde zum Typus der Mutter, als öftere Erscheinung bei der Fortpflanzung der Bastarde.

Cap. 29. Von dem Vorschreiten der Bastarde zum Typus des Vaters, als selteneres Vorkommen bei der Fortpflanzung der Bastarde.

Cap. 30. Von den väterlichen Bastarden im dritten und weiteren Graden, wenn nämlich ein fruchtbarer Bastard in weitern Generationen mit dem Pollen des Vaters zu bestäuben und zu befruchten fortgefahren wird.

Cap. 31. Von den mütterlichen Bastarden und ihren Graden (absteigende Grade Kölreuters) wenn nämlich ein Bastard durch Bestäubung mit dem Pollen der ursprünglichen Mutter in dieser ihre Form durch successive Zeugungen zurückgebracht wird, was ganz nach denselben Gesetzen erfolgt, wie bei den aufsteigenden Graden der väterlichen Bastarde.

Cap. 32. Von der Umwandlung einer Art in eine andere durch Bastardbefruchtung. Diese von einigen Naturforschern bestrittene oder bezweifelte Thatsache ist durch mehrfältige Erfahrungen vollkommen bewiesen, aber nur bei fruchtbaren Bastarden möglich.

Cap. 33. Classification der Bastarde nach ihrer Zusammensetzung.

a) einfache Bastarde,

b) gemischte Bastarde,

für Jedermann verständlichen Form hing, wie an dem Inhalte der homerischen Gedichte, die Begeisterung und der Glaube der Nation.

Steht mithin der Grundsatz fest, daß in dem Alterthümlichen als solchem noch kein Anstoß liege, daß man im Wesentlichen die eigenthümliche Form jedes Zeitalters und jeder Schule gewähren lassen möge und nur das Unverständliche, Ueberflüssige, ästhetisch oder sittlich Unerquickliche wegthun müsse, so hat man unstreitig bei den trefflichsten unter den ältern Kirchenliedern wenig Arbeit; denn diese sind vorherrschend so körnigt, so klar, so aus richtigem Gefühl und sicherer Anschauung entsprungen, und deßhalb wahrhaft klassisch und unantastbar, daß man, wo nicht unsäuberlich mit ihnen durch kleinlichte, weil unnöthige Rigorismen verfahren werden soll, dieselben in ihrer ursprünglichen Gestalt und Würde stehen lassen muß. Eher vielleicht, als bei dem Bürger und Landmann, dürfte man besorgen, daß die alten Lieder dem gesellschaftlich und literarisch gebildetern Theil der Gemeinden ferne stünden, weil dieser sich nicht in so innigem Umgange mit der Bibel und mit der kirchlichen Vorzeit zu erhalten pflegt, wie das Volk. Aber geschweige, daß die wissenschaftlich und künstlerisch auch nur einigermaßen Geförderten diesmal auf der Seite des unbefangenen Volkes stehen, welches die alten Lieder in ihrer eigenthümlichen Zeitform liebgewonnen hat und darin möglichst bewahrt wissen will; geschweige, daß man jetzt in deutschen Landen selten eine gute höhere Lehranstalt findet, wo der Unterricht in der deutschen Sprache nicht auf historischen Grundlagen ertheilt und die Jugend mit noch ältern Denkmälern des deutschen Schriftenthums als bloß aus dem 16. und 17. Jahrhunderte bekannt gemacht würde: so ist vorauszusetzen, daß, wer aus der Lutherischen Bibel auch nur die erste Unterweisung in göttlichen Dingen empfangen hat, Dem um der frühesten Eindrücke und schon an sich bedeutsamsten Erinnerungen willen die biblische Sprache der alten Kirchenlieder nichts Fremdes und der alterthümliche Ton, wenn er anders in seiner Lauterkeit bewahrt bleibt, nichts Abstoßendes sey, und wodurch für ihn die Erbaulichkeit jener Dichtungen gehindert würde. Deßhalb fallen gewiß diejenigen, welche mit dem Schneidemesser ohne Scheu dreinfahren, auch wenn sie für das religiöse Bewußtseyn und die ästhetische Gefühlsweise unsrer Zeit noch so richtig

c) vermischte Bastarde,
d) zusammengesetzte Bastarde,
e) gedoppelte Bastarde,
f) dreifache Bastarde u. s. w.

Diese Eintheilung hat nur insofern ihren Werth, als sich diese Arten von Bastarden durch einen besondern Character aussprechen, worin sich die zusammengesetzten besonders auszeichnen.

Cap. 34. Von der Benennung der Bastarde und ihrer Genealogie. Nur die genetische Bezeichnung eines Bastards kann der physiologischen Gründlichkeit genügen, muss also von ihr gefordert werden, nicht aber die vorherrschende Aehnlichkeit mit einem der Stammeltern, wie aus Cap. 19 von der Verschiedenheit und Eintheilung der einfachen Bastardtypen zu ersehen ist.

Cap. 35. Von dem Stabilwerden der Bastarde. Die Ansicht, dass Bastarde als Arten sich erhalten können, hat sich bei vielen Botanikern geltend gemacht, wonach die Bastardzeugung als Zweck der Natur bei der Schöpfung der unendlichen Mannigfaltigkeit der vegetabilischen Formen betrachtet worden ist; aus der Natur der Bastarde Cap. 26, Befruchtung der Bastarde mit dem eigenen Pollen, und Cap. 32 erhellt, dass diese Hypothese unhaltbar ist.

Cap. 36. Von den Eigenschaften der Bastarde; ihr Keimen, beschleunigtes Wachsthum, Luxuriation, Sprossungsvermögen, frühe Blüthe, vermehrte Blumenerzeugung, längere Lebensdauer, Missbildungen, Contubescenz, grössere Ausdauer gegen Kälte zeichnen die Bastarde vor ihren Stammeltern aus.

Cap. 37. Von den Varietäten und ihren Abstufungen. Varietäten-Bastarde erzeugen sich äusserst leicht und variiren ins Unendliche, wie an den Calceolarien, Aurikeln, Primeln, Nelken und vielen Garten- und Blumengewächsen zu sehen ist.

Cap. 38. Von der Bastarderzeugung im Freien. Da die Bastardbefruchtung eine gezwungene oder ganz vom Zufall abhängende Erscheinung ist, so wird dieselbe von neueren Botanikern viel zu häufig in der Natur vorkommend angenommen, und ohne allen genaueren Beweis von ihrer hybriden Entstehung vorausgesetzt, und manche Pflanzen für Bastarde angesehen, welche entweder blosse Varietäten oder längst vorhandene übersehene Arten sind.

Cap. 39. Von der Einreihung der Bastarde ins System. S. oben Cap. 34.

Cap. 40. Bastarde durch Impfung. Beurtheilung der Versuche an Kernobst von Bosch.

Cap. 41. Von dem practischen Nutzen der Bastardbefruchtung in der Blumistik, dem Gartenbau, der Landwirthschaft und der Forstcultur.

Cap. 42. Methode unseres Verfahrens bei der Bastardbe-

fruchtung, theils um die Glaubwürdigkeit unserer Resultate einigermassen beurtheilen zu können, theils um solchen Botanikern, welche Neigung und Zeit haben, in dem betretenen Wege mit den Versuchen fortzufahren, einen Leitfaden und Anweisung zu geben, wie sie manche vergebliche Mühe und Zeit ersparen können, um zu dem gewünschten Zweck zu gelangen.

XXIX. Forstpracticant Calwer von Schorndorf gab folgenden Vortrag, zu dessen Haltung die Zeit nicht mehr reichte, zu den Acten.

Ueber die geselligen Brüteplätze der einheimischen Vögel.

Werfen wir einen Blick auf das Leben der Thierwelt, so treten uns Erscheinungen entgegen, nach deren Ursachen wir billig fragen müssen. Was wir Auffallendes, Merkwürdiges, Bewundernswerthes sehen, schieben wir auf Rechnung des Instinktes; wenn wir uns aber die Frage vorlegen, was Instinkt sey, so haben wir bis jetzt noch nicht vermocht, eine genügende Antwort zu geben und wir fühlen wohl, dass jener geheimnissvolle Trieb, den wir Instinkt nennen, nicht immer ausreicht, Thatsachen genügend aufzuklären, wie wir sie zu beobachten häufig Gelegenheit haben. Abgesehen von den zahlreichen derartigen Erscheinungen im Gesammtgebiete des thierischen Lebens, wollen wir uns für diesmal nur mit Beispielen aus der Vogelwelt befassen: wie merkwürdig und wie auffallend sind hier die Verhältnisse mancher Arten, wenn wir z. B. nur die Wanderung der Zugvögel betrachten. Was lockt oder treibt diese Thiere nach einem fernen Welttheile zu einer Zeit, wo sie oft noch Nahrung genug bei uns finden? Wer hat sie die Zweckmässigkeit der besondern Anordnung ihrer Züge gelehrt? Wer zeigt ihnen den Weg über's Meer? Wie kommt es, dass unsere Sänger, welche nach Afrika ziehen, bei dem herrlichsten Clima, bei Ueberfluss an Nahrungsmitteln, weder brüten noch singen? Was zieht sie zurück, wie finden diese Vögel die alte Stelle, ihr Nest, sogar Freunde unter den Menschen wieder, von welchen sie in einzelnen Fällen Pflege oder Schutz erhalten haben?

Nicht weniger merkwürdig finden wir die sogenannten Strichvögel, welche nicht eigentlich wegziehen, sondern je nach der Strenge unserer Winter, herdenweise sich nach den gemässigteren Gegenden begeben. Wie kümmerlich fristen diese Thiere ihr Leben in den strengen Wintermonaten, wo der Boden zu Stein gefroren und Fusstief mit Schnee bedeckt ist; warum ziehen sie nicht auch weg nach Gegenden, wo sie sich mit Leichtigkeit ernähren könnten?

Ebenso interessant sind die Eigenheiten vieler Vögel in Bezug auf geselliges Leben und ihre Erscheinung zu gewissen Zeiten. Vögel, welche

selten sind und oft 20 Jahre, ja ein ganzes Menschenleben hindurch nicht häufig beobachtet wurden, erscheinen oft plötzlich in Menge, was z. B. vor einigen Jahren mit Tannenheher (*Nucifraga hemispila, Gould*) der Fall war. Mancher Jäger bekommt einen solchen Vogel in seinem ganzen Leben nicht zu sehen, damals schoss aber fast jeder Schütze einen oder mehrere dieser Vögel.

Viele Vögel leben ihr ganzes Leben hindurch einsam und vereinigen sich nur bei ihrem Zuge, andere leben gesellig, bald mit andern Vögeln vermischt, bald nur mit ihres Gleichen und dies thun sie wieder theils nur für gewisse Zeiten, theils für immer, so dass sie im letzteren Falle förmliche Colonieen bilden, welche selbst ihr Brutgeschäft in Gesellschaft, ja sogar oft gemeinschaftlich verrichten.

Wir brauchen uns, um solche Vogel-Colonieen zu sehen, nicht gerade nach dem europäischen Norden zu begeben, wo sich durch die von tausenden wimmelnden Nistplätzen auf Island, Faroë, Sylt, Amrum, Helgoland und anderen in der Nähe liegenden Inseln, dem Ornithologen ein wahres Vogelparadies öffnet; auch nicht nach den Sümpfen in Ungarn, noch nach den Tropen, wo wir Nistplätze der verschiedensten Vogelarten, namentlich der Sumpfvögel, in grossartigem Massstabe angelegt finden; wir wollen vielmehr sehen, was das eigene Vaterland, Württemberg in dieser Beziehung Bemerkenswerthes bietet.

Von unsern Raubvögeln finden wir den Thurmfalken (*Falco tinnunculus. L.*) hie und da in mehreren Paaren beisammen auf alten Gebäuden, Ruinen und Kirchen.

Unter den Raben-artigen Vögeln bemerken wir grossen Drang zum geselligen Leben und wir können hier in Württemberg viele Brüteplätze aufzählen. Es fehlen uns zwar die Saatkrähen (*Corvus frugilegus L.*), welche im nördlichen Deutschland und in einigen Gegenden Englands scharenweise brüten, so dass auf einem einzigen Baum 6 — 12 Nester sich befinden; hingegen nistet bei uns die Dohle (*Corvus monedula L.*) entweder familien- oder heerdenweise und zwar in Löchern der Thürme, Schlösser, Mauern, unter Dächern, in Felsen und in hohlen Bäumen. Wir haben in Württemberg Colonien von ihr auf Thürmen, so in Tübingen, Reutlingen, Ehingen, der Vorstadt von Rottenburg, Bierlingen, Ulm, Giengen, Ellwangen etc., in Felsen bei Königsbronn und Blaubeuren; in hohlen Bäumen nistet sie nur an einem mir bekannten Orte gesellschaftlich und dieser ist bei der Fuchsmühle unweit Lauchheim, an einer nördlichen Halde des Herdtfelden in der sogenannten Fuchshalde. Es ist dies ein buchenes Stangenholz, in welchem viele alte Buchen stehen, von denen jede 2 — 3 und mehr Löcher aufzuweisen hat, in welchen die Dohlen ihre Nester anlegen. Was diese Thiere in diese kalte Winterhalde treibt, wird uns ein Räthsel bleiben; man könnte zwar entgegen halten, dass es in der Nähe keine für sie passende Thürme gebe; allein dann könnten sie doch das Schloss Kapfenburg benützen, welches nur eine Viertelstunde von ihrem Brüteplatze entfernt ist,

in welchem sie doch Stellen genug antreffen würden, worin sie bequem ihre Nester anlegen könnten.

Von den Heft- und Paarzehern, Tauben und Hühnern, sind in unserem Vaterlande keine gemeinschaftlichen Brüteplätze bekannt, ebensowenig von den Insekten- und Körnerfressenden Vögeln, mit Ausnahme des Haussperlings (*Fringilla domestica L.*), welcher auf Thürmen und in Storchennestern Colonieen anlegt.

Bei den Schwalben finden wir schon wieder einen Hang zur Geselligkeit, so kleben die Hausschwalben (*Hirundo urbica L.*) oft an mancher Scheune und Haus ihr halbkugelförmiges Nest in Masse an, was uns ja allen bekannt ist. Hier muss ich noch der Bauernschwalbe (*Hirundo rustica L.*) erwähnen, welche manchmal ihr Nest zwischen einer Colonie von Hausschwalben anlegt.

Die Uferschwalben (*Hirundo riparia L.*) legen an manchen Orten ihre Nester an steilen Kies- und Sandwänden an, in welchen sie oft 3 und mehr Fuss weite Röhren bohren, welche hinten einen grossen Raum haben, wo ihre Nester liegen. So fand ich am Sägweiher bei Altshausen im reinsten feinsten Molassesand viele ganz nahe beisammen stehende Nester, ebenso an der Strasse von Staffiangen nach Oberndorf im Gerölle, wo aus jedem Loch Schwalben aus- und einflogen.

Unser Mauersegler (*Cypselus murarius T.*) brütet bei uns auch in kleinen Gesellschaften, wozu er die Löcher alter Thürme und Mauern benützt, wo dann die Alten des Abends unter grossem Geschrei die Luft durchfliegen.

Von den in Geselligkeit brütenden Waldvögeln haben wir zuerst den Fischreiher (*Ardea cinerea L.*) aufzuführen, von welchen man bei Kreenpach unweit Tübingen an der Steinlach und bei Schloss Moretein an der Jaxt Colonieen findet, an ersterem Orte werden 3—5 Nester auf Eichen, am letzteren auf Buchen und Ulmen angebracht, gefunden; auch bei Reichenbach an der Nagold ist eine solche Colonie.

An einigen Punkten von Oberschwaben, im Brenzthale und in der Gegend von Crailsheim findet man den Kiebitz (*Charadrius vanellus Wagl.*) oft gesellig brütend.

Die Lach-Möve (*Larus ridibundus L.*), in Oberschwaben Allenbock genannt, brütet daselbst an manchen Seen in grosser Menge, so im Sägweiher bei Altshausen etc. In unermesslichen Schaaren traf ich sie im Jahr 1845 auf dem Federsee bei Buchau brütend, während im Jahr 1842 gerade nicht viele dort anzutreffen waren; die grosse Menge mag wohl daher kommen, dass der Blitzenreuter See, auf welchem sie früher in grosser Masse brüteten, abgelassen worden ist. Als ich im Jahr 1842 den Brüteplatz auf dem Sägweiher besuchte, musste ich mit der grössten Vorsicht auf der Insel, auf welcher diese Möven ihre Nester angelegt hatten, Schritt für Schritt gehen, damit ich keine Eier zertrat, und es war wirklich freudig anzusehen, wie die Jungen aus den Schalen krochen und oft noch mit der Eier-

schale auf dem Rücken vor dem sie Erschreckenden ins Wasser sprangen und davon schwammen. Die Luft war mit dem kläglichsten Geschrei der Alten erfüllt und aus Rache für die ihnen bereitete Störung haben sie mich mit ihren Excrementen auf eine Weise gezeichnet, die dem ersten Tüncher Ehre gemacht hätte.

Ich habe hier noch zu erwähnen, dass zeitweise mehrere Vögel zu uns kommen, die in ihrem eigentlichen Vaterlande colonieenweise brüten, bei uns in Württemberg aber immer nur einzeln brütend angetroffen werden, so der Bienenfresser (*Merops apiaster L.*) und die Seeschwalbe (*Sterna hirundo L.*).

Mit diesen kurzen Bemerkungen über geselligen Leben der Vögel wird zwar nicht alles erschöpft seyn, was wir in Württemberg davon aufzuweisen haben, neue, gesellig brütende Arten werden aber nicht zu entdecken seyn. Die Vögel ahmen hinsichtlich ihrer Geselligkeit den Menschen nach und es gibt selbst Vögel, denen der Trieb zur Geselligkeit innewohnt, im zahmen Zustande in Ermanglung eines andern oder anderer Gefährten, sich an den Menschen anschliessen, dessen Gesellschaft sie sogar jeder andern vorziehen und selbst eifersüchtig darauf sind, wenn solche zwischen Andern getheilt wird.

So häufig wir indess den Trieb zur Geselligkeit zu gewisser Zeit und ununterbrochen, ausser den gemeinschaftlich brütenden Vögeln, noch bei manchen andern, wie z. B. bei den meisten Rabenarten, den Tauben, Meisen, Staaren etc. finden, so ungesellig und unverträglich zeigen sich andere und dulden nicht, dass in nächster Nähe um ihren Nistplatz eine andere Niederlassung sich bilde, so namentlich die meisten der kleineren Vögel, wogegen es die grossen Raubvögel nicht verschmähen, in ihrer Wohnung auch hie und da einem armen Teufel ein Obdach zu gönnen, denn man findet oft im Geflechte eines Raubvogelhorstes mehrere Meisennester und die Besitzer derselben ungestört dort ihr Wesen treiben.

XXX. Apotheker Weissmann legte ein Verzeichniss seiner Petrefactenvorräthe vor, die er aus dem Muschelkalk und der untern Grenzbreccie des Muschelkalks und Keupers von Crailsheim zusammengebracht und wovon er eine Suite in Heilbronn ausgestellt hatte. Die Wirbelthierreste sind zum grossen Theil in den „Beiträgen zur Paläontologie Württembergs von H. v. Meyer und Prof. Dr. Th. Plieninger, Stuttgart 1844“ beschrieben und abgebildet*). Einzelne Suiten derselben ist Weissmann bereit im Tausch oder gegen 5 fl. 24 kr. abzugeben.

*) Eine Uebersicht der Fossilien von Crailsheim, mit Beschreibung und Zeichnung der neuen oder interessanteren, wird in einem der nächsten Hefte erscheinen. *Fl.*

* * *

Bei dem gemeinschaftlichen Mahl erfüllte allgemeiner Frohsinn die Gesellschaft, wozu nach den Toasten

auf Se. Maj. den König, unsern allergnädigsten Protector,

auf Se. Hoheit den Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, unser erstes Ehrenmitglied, den unermüdeten Durchforscher ferner Zonen,

auf die abwesenden Vorstände, Se. Erlaucht Graf Wilhelm von Württemberg und Prof. Dr. W. v. Rapp,

auf die Stadt Heilbronn,

auch noch mehrere poetische Trinksprüche beitrugen, welche wir hier beisetzen.

Decan M. Dillenius in Weinsberg:

Mein Trinkspruch gilt den Meteorologen
In unserm Bund, die wohl hieher gezogen,
Um eine Witterung uns zu bereiten,
Wodurch ein Ende nimmt die Noth der Zeiten.
Ja, mischet glücklich „trüb“ und „klar“
In diesem unheilschweren Jahr!
Lasst keinen Reif die Reben sengen,
Lasst keine Wolke Hagel bringen!
Holt Regen und holt Sonnenschein
Zu rechter Zeit ins Land herein!
Macht Euch den Ober-Meteorologen
Und Eurem Bund zum Heil des Lands gewogen!
Und wie wir heute zeichnen: „hell und klar“,
So werde uns und Allen dieses Jahr!

O.-A.-Arzt Dr. Justinus Kerner:

Fünf Geistern lasst ein Hoch uns bringen heut,
Sie sind um uns, den Leib nur nahm die Zeit:
Dem edeln Herzog Wilhelm, der getreu
Blieb bis zur Gruft ein Sohn der Arzenei;
Kielmayern, dessen Geist schon früh geahnt,
Was späte Zeit gerühmt, dass sie's erfand;
Hoch Schnurrer, Schübler, hoch mein Autenrieth!
Sie alle haben für Natur geglüht,
Sie leben heut' in Herzen, Wein und Lied!

Als der Dichter einen scherzhaften Angriff des durchlauchtigsten Präsidenten auf die „Naturforschung im Geisterreich“ sogleich mit folgendem Impromptu erwiederte:

Euch dauht gerührt der abergläub'sche Dichter,
Dass Ihr ihm schneidet keine Spottgesichter.
Möcht' Euer Forschen bald dahin gelangen,
Die Geister in Mausfallen ihm zu fangen!

erscholl bei dem Toaste des Präsidenten „auf den schwäbischen Barden und geistreichen Vertheidiger des Geisterreichs“ ein dreifaches Hoch.

Auch der Noth der gegenwärtigen Zeit wurde gedacht, und das nicht unbedeutende Ergebniss einer Collecte dem Stadtschultheiss Titot zum Besten der Bedrängten übergeben, welcher die Verwendung für die nicht ortsangehörigen Einwohner Heilbronns zusicherte.

Nach Tische wurden die reichhaltigen Gartenanlagen der Herren v. Rauch, G. Scheuffelen und Pfau, sowie die grossartigen Fabriken der Herren Münzing und Scheuffelen besucht, und die Gesellschaft trennte sich Abends mit dem Wunsche eines fröhlichen Wiedersehens in Ulm.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Verzeichniss der Reptilien Württembergs.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Die Vertheilung der Thiere dieser Classe über die Erdoberfläche gehört zu den ungleichförmigsten. Der überwiegend grösste Theil ihrer Gattungen und Arten ist Eigenthum der tropischen Gegenden. Ihre Abnahme von da an gegen die Pole findet in einem ungleich rascheren Verhältniss statt, als im umgekehrten des Sinus der Breitengrade. Eine weitere Merkwürdigkeit bei dieser Thierklasse ist auch noch die, dass mit der Frequenz auch das Verhältniss der durchschnittlichen Körperdimensionen nahezu Hand in Hand geht. Die colossalsten Dimensionen finden sich in den Tropengegenden, und die Repräsentanten der Ordnungen und selbst der Familien nehmen vom Aequator an an Grösse zusehends ab. Innerhalb des Polarkreises finden sich keine Thiere dieser Classe mehr.

Den nächsten Erklärungsgrund finden wir in ihrer geringen Eigenwärme; zugleich in einer Körperbedeckung, welche die Einflüsse der Lufttemperatur weniger isolirt, als die Haar- und Federbedeckung der Säugethiere und der Vögel; endlich in ihrer vergleichungsweise geringen Fähigkeit zur Ortsveränderung oder Wanderung. Die Fische, von ähnlicher Körperbedeckung und von demselben Verhältniss der Eigenwärme zur Temperatur des umgebenden Mediums, sind weit gleichförmiger verbreitet. Die

gleichförmige Temperatur des Wassers und die ihnen erleichterten Wanderungen erklären diess.

Auch der Einfluss des Menschen auf die Erdoberfläche durch Cultur des Bodens wird das seinige beitragen. Er wirkt wesentlich auf Verminderung solcher Thiere nach Zahl der Individuen wie der Gattungen und Arten, die in unmittelbarer oder mittelbarer Abhängigkeit von dem Binnengewässer und seinem Einfluss auf Clima, Boden und Bodenbedeckung stehen.

Wir können daher mit Grund annehmen, dass die Reptilienfauna unserer Gegenden noch zur Zeit des Tacitus an Individuen, wo nicht an Arten, zahlreicher gewesen seyn möge. Die Bodencultur, welche seit der Römerzeit in zunehmendem Maasse die Wälder gelichtet, den Boden entblösst, Sümpfe und Seen ausgetrocknet, hat mit Verminderung der Wassermasse und ihrer verdunstenden Oberfläche dem Boden und der Luft nicht blos örtlich eine trockene, dem Fortkommen dieser Thiere minder günstige Beschaffenheit verliehen. Auch die, den meisten dieser Thiere mit Unrecht verhängnissvolle Verfolgungssucht der Menschen mag noch weiter ihren Antheil haben. Uebrigens ist nicht mit Sicherheit auszumitteln, welche von den Reptilien früher da gewesen seyn mögen, die jetzt bei uns fehlen, aber in benachbarten Ländern oder überhaupt in gleicher Breite anderwärts vorkommen.

Dagegen sind die vielleicht in alten Ortschroniken oder mündlichen Traditionen überlieferten Sagen von „Krokodilen“ oder „Basilisken“, die da und dort gehaust und Unheil gestiftet hätten, in das Gebiet solcher Fabeln zu setzen, die, mit wandernden Volksstämmen verpflanzt, den Gegenstand an die nächste beste Oertlichkeit knüpften. Oder stammen sie aus Zeiten des Aberglaubens und der vergrössernden Furcht vor einem an und für sich portentos erscheinenden Thiergeschlechte her. So konnte aus einem grossen Exemplar von *Salamandra maculosa* oder *Triton cristatus* ebenso leicht ein Basilisk oder selbst ein Krokodil werden, wie im Sprichwort aus der Fliege ein Elephant. *)

*) Ich kannte einen sehr wackern, der Naturforschung nahe stehenden Gelehrten, welcher sich einst mit grosser Entrüstung über das, auch sonst nicht gerade sehr gelobte Stuttgarter Trinkwasser beklagte: er habe mit dem

Der Held des „Kampfes mit dem Drachen" hat sich in mehr als Einem Raths- oder Burgkeller in Deutschland in einen muthigen Böttcher verwandelt, der den mit seinen Blicken tödtenden Basilisk durch einen vorgehaltenen Spiegel (trotz der Abwesenheit des Lichtes) einen glücklichen Selbstmord zu begehen zwang.

Bei der nachfolgenden Aufzählung ist das System von Duméril und Bibron zu Grunde gelegt. Die Belege finden sich theils ausgestopft, theils in Weingeist in dem Cabinet vaterländischer Naturproducte der Königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins aufbewahrt.

Die Ordnung I. der *Chelonier* oder Schildkrötenartigen Reptilien fehlt gänzlich. Einzelne Exemplare von *Testudo græca* sind schon von Liebhabern als Hausthiere und im Sommer in Gärten gehalten und mit Lattichsalat und Regenwürmern, auch Limax-Arten, eine lange Reihe von Jahren hindurchgebracht worden.

Aus der Ordnung II. der *Saurier* oder Eidechsenartigen fehlen ebensowohl die, die grössten Thiere dieser Ordnungen enthaltenden Familien der *Crocodilier* und *Varanier*, wie die, zwar kleinere Arten enthaltenden, allein gleich jenen der tropischen Sonne zugekehrten Familien der *Chamäleone*, *Geckonen*, *Iguanen* und der an die *Ophidier* grenzenden *Chalcidier*.

Nur aus den Familien der *Lacertier* oder der eigentlichen Eidechsen im engeren Sinn, und zwar der Abtheilung der *Coelodonten*, oder der mit hohlen Zähnen versehenen, sowie der *Scincoiden*, sind einige Repräsentanten zu finden.

Aus der Lacertengruppe mit länglichen, sechseckigen, convexen Rückenschuppen:

1) *Lacerta stirpium* Daud. (*L. agilis* Lin., *L. vulgaris* Müll.), die gemeine Eidechse. Kommt überall vor an sonnigen, trockenen Stellen, unter Hecken, Gesträuchen, Stein-

---

während der Nacht im Gasthofe getrunkenen Wasser „eine Schlange" an den Mund bekommen und beinahe verschluckt. Als man das Wasserglas vom Nachttische holen liess, war ein ziemlich starker *Gordius aquaticus* darin. Das Grössenverhältniss dieses Wurms zu der kleinsten Schlange wird das der *Salamandra* zum Krokodil nahezu übertroffen.

und geſchmackvoll verändern, doch in die Gefahr, gleich den Geſangbuchsverbeſſerern des vorigen Jahrhunderts ungerecht an der Gemeinde wie an den Liedern zu handeln.

Der Hauptcanon, welcher demgemäß aufgeſtellt werden ſollte, ginge dahin, mit Anerkennung der Alterthümlichkeit nur da, wo wirklich Veraltetes, Unrichtiges und ſonſt Unerbauliches iſt, zu ändern.

Dahin iſt nun vorerſt in dogmatiſcher Hinſicht, den oben entwickelten Grundſätzen zufolge, unzweifelhaft alles zu rechnen, was den kirchlichen Lehrbegriff verneint oder übertreibt und mit der einfachen bibliſchen und ſymboliſchen Faſſung des chriſtlichen Bewußtſeyns ſtreitet. So das patripaſſianiſche:

Vater, ach! ein treuer Vater, —
Was kein Vater thut, das that er,
Starb für unſre Miſſethat!

So die Vermiſchung des Göttlichen mit dem Menſchlichen im Erlöſer:

Der Menſch verwirkt den Tod und iſt entgangen,
Gott wird gefangen. (Stier.)

O große Noth,
Gott ſelbſt liegt todt!

So die kraſſen Anthropomorphismen, beſonders mit dem Zorne Gottes:

Dein Zorn, o Gott, iſt unerträglich,
Dein Grimm brennt in den Höllenpfuhl.

Löſch' ab in dem Lamme
Deines Zornes Flamme.

Wie heftig unſre Sünden
Den frommen Gott entzünden,
Wie Rach' und Eifer gehn,
Wie grauſam ſeine Ruthen,
Wie zornig ſeine Fluthen,
Will ich aus dieſem Leiden ſehn. (Knapp.)

So die Uebertragung der Vorſehung auf Jeſus in den kleinſten wie großen Sorgen des äußern Lebens, wodurch, um des Sohnes willen, der Vater, wie in den Ruheſtand verſetzt, bei Seite geſchoben wird, namentlich in Herrnhutiſchen Liedern:

haufen. Das Männchen unterscheidet sich von dem durchaus graubraunen, oft ins Kupferfarbene schattirten und mit dunkeln Flecken oder Augen übersäeten Weibchen, durch eine zu beiden Seiten des Kopfes beginnende und über die Flanken des Leibes bis an den Schwanz reichende, grüne Färbung, welche mehr oder weniger breit, bald mehr ins Gelbliche, bald ins Bläuliche übergehend, mit gelblichen oder weisslichen, dunkler umsäumten Flecken durchsäet ist. Diess mag Manche verleitet haben, die blos den südlichen Gegenden angehörige *L. viridis* unter die Einheimischen zu zählen. Die gemeine Eidechse findet sich in Gegenden von mittlerer Meereshöhe, nie oder höchst selten in höheren Gebirgsgegenden, macht Löcher, die ihr als Zuflucht vor Gefahr oder vor dem Winter dienen, lebt von fliegenden Insecten; wird dadurch namentlich in Weinbergen nützlich und sollte als ein ganz harmloses Thierchen nicht verfolgt werden.

2) *L. vivipara Jacq. (Zootoca crocea Wigm. L. crocea Fitz.)* mit gleichförmig brauner Färbung des Rückens, dunkeln, weiss bordirten Bändern über den Rückgrat und auf den Seiten, die meist nur erst im Weingeist hervortreten, und orangefarbigem, schwarz punktirtem Bauch, der im Weingeist zu gräulich weisser Färbung abblasst. Sie ist von geringerer Grösse als die vorige, ist in neueren Zeiten häufig in Württemberg, namentlich in Gegenden von grösserer Meereshöhe aufgefunden worden; Prof. Nördlinger zu Hohenheim fand Männchen und trächtige Weibchen auf der Hardt bei Tuttlingen, bei Heidenheim, Crailsheim, bei Hohenheim; sie scheint mehr den Laubwäldern als Nadelwäldern anzugehören. Sie hat lebende Junge.

Aus der Lacertengruppe mit körnigen, neben einander liegenden (nicht dachziegelartigen) Rückenschuppen:

3) *Lacerta (Podarcis) muralis Lichtenst. (L. agilis Daud. Seps muralis Lam.)* die Mauereidechse. Die obere Seite des Körpers dunkel olivenbraun, mit schwärzlichen, weisslich umsäumten Flecken oder Streifen; die untere Seite gelblich oder schmutzig weiss. Nach dem Berichte des Hrn. G. v. Martens (Corr.-Bl. des landw. Vereins 1830. B. 1. S. 153.) soll sie von Hrn. Director v. Roser auf dem Schwarzwald bei Neuenbürg angetroffen worden sein; gehört sonst den südlichen Gegenden von

Europa und dem westlichen Asien an, soll übrigens auch im Rheinthal vorkommen.

Aus der Familie der *Scincoiden*, und zwar der Abtheilung der *Saurophthalmen* (mit doppelten Augenliedern) findet sich blos die durch Mangel an Stützwerkzeugen ausgezeichnete Gattung Anguis durch

4) *Anguis fragilis L. (A. eryx, cliviens, lineatus, Auct.)*, die Blindschleiche, repräsentirt, nachdem die früher zu dieser Gattung gezählten geschuppten, schlangenartigen Thiere von derselben getrennt wurden. Der im Verhältniss zum Rumpfe sehr lange Schwanz bricht sehr leicht ab, wächst aber wieder nach; daher der systematische Name. Das Thierchen findet sich überall, in trockenem Gras, Heideland, Gebüschen, in Wäldern und Feldern, doch stets nur wo Schatten und nicht austrocknendes Erdreich sich findet. In der Jugend ist die Farbe heller und meist mit dunkler Streifung über den Rücken, auch dunklen Seitenstreifen; bei den Erwachsenen ist die Grundfarbe meist gleichförmig kupferglänzend, zuweilen auch mit dunklerer oder hellerer Streifung; die Unterseite ist heller. Die Blindschleiche hat lebende Junge, lebt von Insecten und Weichthieren, ist ganz harmlos und sollte nicht, wie so häufig, blos wegen ihrer Schlangenform einem Vertilgungskrieg unterworfen seyn.

Die III. Ordnung, die der *Ophidier* oder Schlangen, hat Repräsentanten blos in 2 Sectionen, nämlich in denen der Aphoberophidier, oder nicht giftigen, und der Thanatophidier, oder giftigen. Erstere haben Zähne in beiden Kinnladen; die hinteren in der oberen Kinnlade sind nach vorne mit einer Rinne versehen, wodurch sie sich den Giftschlangen nähern, obgleich die Flüssigkeit, die sich aus Drüsen in der Nähe der Augen durch die Rinne ergiesst, beim Biss nicht schädlich wirkt. Letztere haben hohle Zähne im Oberkiefer mit einer Oeffnung in der Nähe der Spitze, durch die sich ein Giftsaft in die Bisswunde ergiesst.

Unter den *Aphoberophidiern* findet sich aus der Familie der Süsswasserschlangen, Gattung *Tropidonotus*, die Art:

5) *Tropidonotus natrix Kuhl (Coluber natrix L.)* die Ringel-

natter, von stahlgrauer Färbung, auf dem Bauche schmutzigweiss, auf der obern Seite schwärzlich punktirt, hinter den Augen mit einem seitlichen, gelben Fleck. Erreicht ziemliche Grösse *), findet sich auf feuchtem Terrain, in Gebüschen, in der Nähe von Gewässern, schwimmt gut, frisst Insekten, kleine Fische, Reptilien **), die erwachsenen auch Feldmäuse und junge Wasserratten. Diese Schlange ist daher sehr nützlich und sollte nicht verfolgt werden.

Aus der Gattung der eigentlichen Nattern:

6) *Coronella austriaca Jacq. (Coluber austriacus Gmel.) (C. lavis Lacep.)* die rothe Natter, kleiner und schlanker als die Ringelnatter, von gelb- oder grau-brauner, ins Röthliche gehender Färbung mit weisslichen Flecken; sie ist behend und beisst gerne, ohne dass ihr Biss besonders schädlich wäre; findet sich seltener als Nr. 5. und bewohnt trockene Wälder und Gebüsche; hat lebende Junge.

Unter den *Thanatophidiern* finden sich aus der Familie der Schuppenköpfe und deren Gattung *Vipera*, durch lebende Junge ausgezeichnet:

7) *Vipera berus Daud. (Coluber berus Laur., Vipera chersea Cuv.)*, die Kreuzotter; von bräunlich grauer, oft ins Röthliche spielender Farbe. Ihr Hauptkennzeichen ist eine Reihe unregelmässiger, nach beiden Seiten eckig ausspringender, durch Zusammenfliessen einen meist ununterbrochenen Streifen über den Rückgrat bildender, dunkler Flecken; entlang der Seiten finden sich unregelmässigere kleinere Flecken, und auf dem Scheitel zwei, häufig in Einen zusammenfliessende Flecken von verschiedener, oft herzförmiger, oft kreuzförmiger Figur, daher der Name

*) Die Sammlung vaterländischer Naturprodukte der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines besitzt ein Exemplar von über 3' Länge und bis 1½" Durchmesser, welches mein Bruder, Medicinalrath Dr. Plieninger, i. J. 1821 bei Tübingen erlegte.

**) Ich fieng einst eine junge, etwa 14 Zoll lange Ringelnatter bei Urach, indem ich sie durch einen Schlag auf den Kopf betäubte und in eine Schachtel steckte. Beim Oeffnen zu Hause fand ich eine fast halb so lange ausgewachsene Eidechse, die sie, halb verdaut, in Folge des Schlags ausgespieen hatte.

„Kreuzotter." Sie wird gegen 2' lang, findet sich, zum Glück nicht häufig, in den Thälern der Alp, des Schwarzwaldes; ihr Biss ist immer gefährlich, wenn er auch nicht immer tödtlich wird.

8) *Vipera prester. Cuv.* die schwarze Otter; wird von Manchen nur für eine Abart von Nr. 7. gehalten, da sie sich blos durch die gleichförmige dunkle, von schwarzgrauer bis in Schwarzbraun und Dunkelschwarz gehende Färbung, von ersterer unterscheidet. Grösse und Form stimmt völlig überein. Sie findet sich auf der Alp, auf dem Schwarzwalde (bei Freudenstadt) und auf den Vorbergen des Vorarlbergs (bei Issny), woher neuerdings Hr. Amtsarzt Dr. Nick mehrere sehr dunkelschwarze Exemplare einzusenden die Güte hatte. Früher fand sie Hr. Direktor v. Roser auf der Teck, Graf Mandelslohe bei Freudenstadt.

Die IV. Ordnung, der *Batrachier*, oder Froschartigen, zählt noch die meisten einheimischen Arten, und zwar in den Familien der Froschartigen im engern Sinn, der Laubfroschartigen und der Krötenartigen unter der Reihe der ungeschwänzten, sowie in der der Salamanderartigen unter den geschwänzten.

Aus der Gattung *Rana L.*:

9) *Rana viridis Rösel (R. esculenta* L.), der grüne Wasserfrosch; der bekannteste Frosch, welcher überall an und in stehenden, auch fliessenden Gewässern vorkommt. Die obere Seite hat ein glänzendes Grün mit braunen oder schwärzlichen Flecken und drei gelbe Streifen über den Rücken, auf dem Kopfe zwei von den Augen ausgehende, schwarze Streifen, die sich meist auf dem Scheitel vereinigen; schwarze Flecken und Streifen über Arme und Schenkel; die untere Seite ist schmutzig weiss. Er frisst Insekten, Würmer, kleine Fische und Wasserweichthiere, wird seiner Schenkel auf eine grausame Weise, gleich den übrigen einheimischen Fröschen und Kröten, beraubt.

10) *Rana temporaria* L. der braune Grasfrosch; hat seinen lateinischen Namen von dem dunkeln Flecken in der Schläfengegend zwischen dem Auge und der Schulter. Die Grundfarbe der Oberseite ist ein mehr oder weniger dunkles Braun, das oft ins Graue, Grüne, Rothe abändert, mit verschiedenen dunklen Flecken. Lebt ausser der Laichzeit auf dem Lande

an feuchten Stellen, auf Wiesen, unter Gesträuchen in Wäldern, oft auch auf Bäumen; kommt auch in Weinberge, wo er durch das Fressen der Fliegen nützlich wird.

Die Gattung *Pelobates Wagl.*, durch das unter einer Hautfalte versteckte Trommelfell ausgezeichnet, hat die einheimische Art:

11) *Pelobates fuscus Wagl. (Rana fusca Rechst., Bufo fuscus Laur.)*, die braune Unke, Knoblauchskröte. Sie hat die warzige Haut der Kröten, oben graubraun und dunkler marmorirt, häufig mit einem gelben Streifen über den Rücken; unten schmutzig weiss; von der Grösse des grünen Wasserfrosches. Beunruhigt duftet sie nach Knoblauch. Sie kommt in Pfützen vor und liebt den Schlamm, daher der Gattungsname „*Pelobates*". Kommt aber auch in Höhlen, Kellerräumen vor, überhaupt wo Schatten ist.

Die Gattung *Bombinator*, ein Name, der den dumpfen Unkenruf bezeichnen soll, hat, nachdem die früher von *Merrem* zu derselben gestellten Arten wegfielen, die bis jetzt allein bekannte, inländische Art:

13) *Bombinator igneus. Merr. (Bufo igneus Auct., Rana bombina L.)* die Feuerkröte, übrig behalten. Sie ist kleiner als die übrigen Krötenartigen, auch etwas behender, oben schmutzig-olivenbraun, unten feuerfarben oder orangegelb und blau marmorirt oder gefleckt, lebt in stehendem Wasser und macht den düstern Unkenruf. Frisst Insekten.

Die Familie der Laubfroschartigen, hauptsächlich durch die Saugwarzen an den Zehenspitzen ausgezeichnet, wodurch ihnen das Besteigen von Mauern, Felsen, Bäumen möglich wird, hat den niedlichen Wetterpropheten:

13) *Hyla arborea Schlegel (Hyla viridis. Laur., Rana arborea L.)*, den Laubfrosch, als die einzige einheimische Art. Er ist oben grasgrün, unten schmutzig gelbweiss, die Grenzen beider Färbungen manchmal durch eine gelbliche oder schwärzliche Linie bezeichnet. In der Jugend ändert die grasgrüne Färbung oft in graugrün oder meergrün ab; auch fand man schon gesprenkelte. Er findet sich ausser der Laichzeit, wo er ins Wasser geht und ausser dem Winter, wo er sich in den Schlamm verkriecht, auf

dem Lande in schattigen Gebüschen, oft auf Bäumen und fängt Insekten. *)

Die Familie der eigentlichen Krötenartigen, durch zahnlose obere Kinnladen ausgezeichnet, zählt folgende einheimische Arten der Gattung *Bufo*:

14) *Bufo vulgaris Laur. (Rana bufo L. Bufo cinereus Auct.)*, die gemeine Kröte. Die Körperoberfläche stark warzig, oben grau- bis rothbraun, mit einem dunkleren Streifen entlang der Backen bis zur Schulter, unten hellgrau oder graugelb mit netzartiger, dunklerer Zeichnung durchwebt. Das Weibchen wird oft sehr gross (Pauskröte). Diese Kröte lebt ausser der Laichzeit einzeln in feuchter Erde, Höhlen, Kellern, feuchten Ställen etc., und geht bei Nacht ihrer Nahrung nach, welche in Insekten besteht. Sie sollte nicht vertilgt werden, denn dass sie giftig sey, ist ein blosses Vorurtheil; wohl aber gibt sie, gemartert, aus den Hautwarzen einen ätzenden Saft von sich.

15) *Bufo portentosa Blumenb. (B. calamites Laur.)*, die Kreuzkröte, Hausunke, kommt seltener vor und ist kleiner als die gemeine; oben olivenbraun, unten heller; auf dem Rücken mit rothbraunen Warzen; vom Auge bis zum Schenkel lauft ein vertiefter und über den Rücken ein gelblicher Streifen hin, der manchmal die Gestalt eines Kreuzes zeigen soll. Kann schnell laufen und an senkrechten Mauern hinauf klettern; lebt an feuchten Stellen des Erdreichs, in Uferlöchern, Kellern, im Schilf. Gequält stinkt sie wie Schiesspulver.

16) *Bufo viridis. Laur. (Rana variabilis Pall. Bufo variabilis. Merr.)*, die grüne oder veränderliche Kröte. Sie hat auf der oberen Seite ein ziemlich dunkles Grün mit grossen, grauweissen, buchtigen Flecken durchzogen oder marmorirt. Das Grün ändert zuweilen auch in Braun, Olivenfarb, Grau und selbst Röthlich braun ab, daher der frühere Name der „veränderlichen Kröte." Oft zieht sich auch ein gelbliches Band über den Rücken: Die Unterseite ist grauweiss oder gelblichweiss, oft mit dunkeln Punkten. Diese Kröte kommt nicht sehr selten vor, lebt einzeln

*) In meinem Garten, hinter dem Hause in Stuttgart, hielten sich zu wiederholten Malen einige Exemplare, wohl aus Gläsern entkommene, auf; sie wurden aber nach und nach durch Katzen vertilgt.

in Erdlöchern, Höhlen, alten Mauern; kommt oft in die Keller, findet sich nicht selten in Gärten *); doch wird sie nicht häufig beobachtet, weil sie nur des Nachts oder über die Mittagszeit heisser Sommertage herausgeht. Geängstigt gibt sie einen Knoblauch- oder Schwefelgeruch.

Aus der Unterordnung der Batrachier mit Schwänzen im ausgewachsenen Zustande, oder der *Urodelen* ist die Gruppe ohne Kiemenlöcher am Halse (*Atretoderen*) oder die Familie der Salamanderartigen durch zwei *Genera*, dem *Genus Salamandra* und dem *Genus Triton* repräsentirt.

17) *Salamandra maculosa Laur.* der geflechte Erdmolch, Regenmolch; schwarz und orangegelb geflecht oder marmorirt. Wird manchmal in sehr grossen Exemplaren bis 8″ und 10″ lang, getroffen. Kommt überall in feuchtem Boden, in feuchten Höhlen, Gräben, feuchten Wäldern vor. Er hat lebendige Junge, ist ein harmloses, weder giftiges noch sonst schädliches Thier und frisst Insekten.

18) *Salamandra atra Laur.* Der schwarze Erdmolch. Er wurde sonst für eine blosse Abart des gefleckten gehalten; unterscheidet sich aber von diesem als eigene Species nicht nur

---

*) Ich hatte mehrere Jahre lang hinter einander verschiedene, theils junge, theils ausgewachsene Exemplare in meinem Garten hinter dem Wohnhause; sie versteckten sich in Ritzen der Gartenmauer, kamen an heissen Sommertagen heraus und gruben sich unter der Rebenwand, womit die Mauer bekleidet ist, Löcher in die Gartenerde, so tief, dass sie sich bequem hineinlegen konnten, um sich zu sonnen.

In Cannstatt wurde unter der römischen Säule, die jetzt auf der Höhe des Salzraines aufgerichtet steht, nachdem sie 8 Jahre lang umgestürzt, mit der flachen Hinterseite des Steinpfeilers, aus dem sich die Säule halbcylindrisch erhebt, zu Boden gelegen hatte, beim Aufrichten ein erwachsenes Exemplar der B. viridis nebst 2 kleineren, je in Kesseln liegend gefunden, die sie sich selbst gebildet hatten und die innen sehr glatt waren. Doch waren diese Kessel nur so gross, dass die Thiere darin Platz fanden und ringsum geschlossen, so dass sie nicht ein- und auskriechen konnten. Ich hatte sie mehrere Jahre lang im Glas am Leben. Nur frass am Ende des ersten Jahres zu Anfang des Winters, wo die Fliegennahrung ausging, die grosse eine der Kleinen auf. Die Umstände, unter denen diese Kröten gefunden wurden, erinnern sehr an die Beispiele, wo man Kröten in festen Steinen und Baumstämmen eingeschlossen fand.

durch die gleichförmige schwarzgraue bis tiefschwarze Färbung, die nur auf der Unterseite in dunkles Grau übergeht, sondern durch geringere Grösse, kleineren Kopf und weit schlankere Gestalt. Er gehört den Gebirgsgegenden an, soll jedoch auch schon bei Stuttgart gefunden worden seyn. Hr. Amtsarzt Dr. Nick zu Issny hatte die Güte, im Sommer 1846 eine grosse Zahl Exemplare aus seiner Gegend einzusenden. Der schwarze Erdmolch lebt unter ähnlichen Verhältnissen wie der gefleckte.

Die Gattung *Triton*, Wassermolch zählt folgende Arten, die sich alle im Frühjahr durch einen starken hautigen Kamm über den Rücken und Schwanz bei den ausgewachsenen Männchen auszeichnen.

19) *Triton cristatus Laur. (Lacerta palustris* L.), der grosse Wassermolch, wird über ½ Fuss lang, hat auf der obern Seite dunkle olivenbraune Färbung, an den Seiten mit zahlreichen weissen Punkten, die untere Seite in der Jugend gelbroth, später blass- braungelb mit schwärzlichen Flecken durchzogen. Kommt vor in fast allen stehenden Gewässern.

20) *Triton taeniatus Laur. (Lacerta taeniata Schn. L. vulgaris Linn.)*, der kleine oder gestreifte Wassermolch, wird 3—4 Zoll lang, ist auf der obern Seite grünlichbraun mit dunkleren Streifen entlang des Rückens, unten gelbröthlich mit schwärzlichen Flecken. Kommt sehr häufig in stehenden Gewässern vor.

21) *Triton igneus W. (Triton alpestris Laur.)*, der Feuermolch, Bergwassermolch, wird 4—5 Zoll lang, oben dunkelgrau mit schwarzen Flecken, an den Seiten blau mit schwarzen Flecken, unten rothgelb. Der Kamm des Männchen hat meist rothgelbe Querstreifen. Kommt in höheren Gegenden des Landes vor.

Als Anhang geben wir, zur Vervollständigung der inländischen Fauna, in Nachfolgendem eine Uebersicht der bis jetzt in Württemberg aufgefundenen fossilen Reptilien.

Sie beschränken sich auf Ueberreste der *Saurier* und *Chelonier*, die *Ophidier* und *Batrachier* haben bis jetzt keine Repräsentanten unter den fossilen Vertebraten Württembergs aufgewiesen.

Wir lassen sie nach der Reihenfolge der Gebirgsarten aufeinander folgen.

Der bunte Sandstein hat bis jetzt keine Spur des in den Vogesen bei Sulzbad gefundenen Labyrinthodonten, *Odontosaurus Voltzii* H. v. Meyer, geliefert.

In dem Muschelkalk dagegen finden sich, namentlich bei Crailsheim, aber auch an vielen andern Orten, wie Gölsdorf bei Rottweil, zahlreiche Ueberreste von

Nothosaurus mirabilis Münst. Ferner fand sich bei Crailsheim ein Exemplar des Schädels von

Nothosaurus angustifrons H. v. Meyer, abgebildet und beschrieben S. 47 und Taf. X, Fig. 2 der Beiträge zur Paläontologie Württembergs von H. v. Meyer und Dr. Th. Plieninger.

Ein Unterkiefer eines noch nicht bestimmten Sauriers aus dem Muschelkalk von Zuffenhausen ist erwähnt in den Beiträgen zur Paläontologie Württembergs S. 48.

Simosaurus Gaillardoti H. v. Meyer, ist bis jetzt nur in den oberen dolomitischen Schichten des Muschelkalks bei Hoheneck unweit Ludwigsburg, und zwar ein Schädel davon, gefunden worden, beschrieben und abgebildet in den Beiträgen zur Paläontologie Württembergs S. 45. Taf. XI. Fig. 1. und ist im Besitze unseres erlauchten Vorstandes, Graf Wilhelm von Württemberg.

In demselben Gestein fanden sich bis jetzt zahlreiche Rippen, Wirbel und Zähne von *Nothosaurus*, sowie einzelne Zähne von *Zanclodon crenatus* Plien., beschrieben und abgebildet in unseren Jahresheften 2ter Jahrgang S. 148.

Zahlreiche Ueberreste von *Labyrinthodonten*, Wirbel, Zähne und Knochenschilder lieferte die *Breccie* von Crailsheim, zusammen lagernd mit Knochen und Zähnen von *Nothosaurus*.

Die Lettenkohle von Gaildorf lieferte bis jetzt colossale Exemplare von

Mastodonsaurus Jaegeri H. v. M., beschrieben und abgebildet in den Beiträgen zur Paläontologie Württemb. S. 11 flg. und 58. Taf. III—VII. Ferner einzelne Knochen, Wirbel und Rippen von

Nothosaurus, letztere beschrieben und abgebildet in den Beiträgen zur Paläontologie Württemb. S. 68, T. V., Fig. 7., und neuerdings zahlreiche Ueberreste, Wirbel, Rippen, Fussknochen und Theile des Kopfes mit Zähnen von

Zanclodon laevis Plien., beschrieben und abgebildet in unseren Jahresheften 2ter Jahrg. S. 148. Die in den Beiträgen zur Paläontologie Württemb. S. 38 aufgeführten, schon früher gefundenen Wirbel, wovon einer Taf. V. Fig. 6. abgebildet ist, scheinen nach der Diagnose, wozu uns die neuere Sendung von Gaildorf das Material darbot, nicht, wie a. a. O. vermuthet wurde, zu *Nothosaurus*, sondern ebenfalls zu *Zanclodon* zu gehören.

Der Lettenkohlensandstein von Bibersfeld und die ihn begleitenden Lettenschichten lieferten bis jetzt viele Bruchstücke von Schildern und Knochen, sowie zahlreiche Zähne von *Labyrinthodonten*, *Nothosaurus* und auch Zähne von

Zanclodon crenatus Plien., vgl. Jahreshefte a. a. O.

Der feinkörnige Keupersandstein (Werkstein) von Stuttgart lieferte Schädel, Wirbel, Rippen und Schilder von

Capitosaurus robustus H. v. Meyer, abgebildet und beschrieben in den Beiträgen zur Pal. Württemb. S. 6. 73. Taf. IX. Fig. 1. 2.; sowie Schädel von

Metopias diagnosticus H. v. Meyer, beschrieben und abgebildet a. a. O. S. 18. 73. Taf. X. Fig. 1. Auch Spuren von *Nothosaurus* enthält der feinkörnige Keupersandstein.

Der kieslichte Keupersandstein, auch mitunter Stubensandstein genannt (obgleich dieser Ausdruck eigentlich dem grobkörnigen Keupersandstein entspricht), bei Leonberg, Stuttgart und Löwenstein, sowie bei Tübingen lieferte Zähne und Knochen von

Belodon Plieningeri H. v. Meyer, vgl. die Beiträge zur Paläontologie Württembergs S. 42. flg. 91 flg. Erst neuerdings fand ich in diesem Gestein das Bruchstück einer untern Maxille, welche das a. a. O. S. 91 flg. über die Identität von *Phytosaurus* und *Belodon* Gesagte aufs deutlichste bestätigt und es wahrscheinlich macht, dass auch manche bis jetzt nicht bestimmte Knochenreste aus dem feinkörnigen Keupersandstein demselben *Genus* angehören, namentlich das S. 78 der Beiträge zur Paläontologie Württembergs erwähnte Maxillenfragment.

Der grobkörnige Keupersandstein lieferte bis jetzt keine Ausbeute von Vertebraten. Wohl aber fand unser Mitglied, Stadtrath Reiniger zu Stuttgart, in der mächtigen, den grob-

Jesu Hände, die da sorgen,
Daß auf eine gute Nacht
Folget jetzt ein guter Morgen,
Da man siehet, wie Gottes Macht
Mich, die Meinen, Hab' und Gut
Hat beschützt durch Jesu Blut.

Dir (Christ) sey Dank, daß du uns den Tag
Vor Schaden, Gfahr und mancher Plag
Durch deine Engel hast behüt
Aus Gnad und väterlicher Güt.

So im Nachtmahlsliede das allzustarke in, cum et sub:

Gab er uns sein Leib zu essen,
Verborgen im Brod so klein
Und zu trinken sein Blut im Wein.

So von der leiblichen Auferstehung:

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben wie ich gläube —

Und zu dir mit Fleisch und Beinen
Werden aus dem Grabe gehn —.

Dergleichen ist freilich für ein richtiges Gefühl und einen gebildeten Sinn verletzend, den ungebildeten aber hält es in dogmatischem Materialismus auf. Doch nicht allein durch den Gebrauch solcher Ausdrücke, die mit der Schriftlehre und dem kirchlichen Lehrbegriff streiten, sondern auch andrer, welche zwar in der Bibel, aber nur zerstreut vorkommen und mehr der gröbern alttestamentlichen als der geläuterten christlichen Glaubensansicht angehören, findet leicht Uebermaß statt. Hier müssen der Neigung der alten Dichter zur grellen dogmatischen Bezeichnung Grenzen gezogen werden. Der Teufel, der lange nicht in jedem Kapitel der Bibel auch nur Einmal vorkommt, steht in den alten Gesangbüchern fast in jedem Liede, und oft in mehreren Strophen, wo der Ausdruck Feind oder Feinde, Widersacher, umfassender und nicht weniger concret und prägnant an vielen Orten gelten möchte. Ebenso die Wunden Jesu, sein Blut, wo von seinem Kreuz, von seiner Liebe die Rede seyn könnte. Ebenso die Dreieinigkeit, wo nur im Allgemeinen die Güte und Vorsehung Gottes zur Sprache kommt, ꝛc. Allerdings auch von der andern Seite wird es zur gottesdienstlichen Herrichtung einzelner Lieder aus der Gellert'schen Schule

körnigen Keupersandstein überlagernden Schichte bunten Mergels bei Degerloch colossale Ueberreste von Wirbeln, Rippen, Fussknochen und etliche Zähne des

Zanclodon laevis Plien., wovon in unseren Jahresheften später ausführlicherer Bericht gegeben werden soll.

Die von mir sogenannte Grenzbreccie bei Degerloch, Steinenbronn und Bebenhausen lieferte bis jetzt zahlreiche Zähne, jedoch noch keine deutlichen Skelettheile von

Termatosaurus Albertii Plien., vgl. Beiträge zur Paläontologie Württembergs S. 123. Taf. XII. Fig. 94., sowie Spuren von *Nothosaurus*-Zähnen. Vgl. a. a. O. S. 122.

Die unteren Schichten des schwarzen Jura bei Degerloch (Schichten des Gryphitenkalks) zeigten bis jetzt einzelne Knochentheile, Wirbel und Rippen von

Ichthyosauren; ein fragmentarischer Schädel von *Ichtyosaurus communis* aus dem Gryphitenkalk in der Gegend von Balingen ist schon früher in meinen Besitz gekommen.

Vollständige und prachtvolle Skelette von

Ichthyosaurus communis Conyb., wovon O.Med. Rath Dr. Jäger zuerst Nachricht gab in der Schrift: Die fossilen Reptilien Württembergs. Stuttgart 1828, ferner von

Ichthyosaurus tenuirostris Conyb.

„ *platyodon Conyb.* und

„ *acutirostris Owen*

lieferte dagegen der Lias schiefer von Boll und Ohmden, wovon schöne Exemplare die Cabinette zu Tübingen und Stuttgart besitzen, und O.A.Arzt Dr. Hartmann zu Göppingen, sowie Med. Dr. Schmid zu Mezingen stets neue Exemplare zu Tage fördern. Eben diese Schichten lieferten Exemplare des

Macrospondylus bollensis H. v. Meyer (abgeb. in Jäger's a. Schrift.), wovon das erste, ziemlich vollständige Exemplar in dem Dresdner Cabinet sich befindet, ein zweites mit den Knochenschildern versehenes, in eine Mergel-Geode eingeschlossenes, jedoch minder vollständiges in dem Cabinet des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart aufbewahrt ist. Ferner lieferten diese Schichten die schönen Exemplare von

Mystriosaurus Tiedemanni, Br., *Mystriosaurus Mandelslohi*

Br. und *M. Schmidii* Br., welche von Bronn und Kaup in den Abhandlungen über die gavialartigen Reptilien der Liasformation, Stuttgart 1842 aufgeführt sind.

Zweifelhafter ist bis jetzt das Vorkommen von

Plesiosaurus dolichodeirus Conyb. in den Schiefern Württembergs geblieben.

Das bis jetzt einzige fragmentarische Exemplar von

Thaumatosaurus ooliticus H. v. Meyer, welches Dr. Schmid von Mezingen aufgefunden hat, stammt aus den Schichten des braunen Jura.

Der Thoneisenstein von Aalen und Wasseralfingen hat bis jetzt mehrere *Saurier*zähne in Geoden eingeschlossen geliefert, welche noch keine genauere Diagnose zuliessen.

Der weisse Jura lieferte in dem Korallenkalk von Schnaitheim zahlreiche, colossale und kleinere Zähne, sowie Knochentheile von

Geosaurus maximus Plien., erstere beschrieben und abgebildet in unsern Jahresheften 2ter Jahrg. S. 148 flg. (Vergl. unten S. 226).

Die tertiären Gebirgsarten Württembergs, die Molasse von Oberschwaben und die Süsswasserkalke, haben bis jetzt keine *Saurier*, wohl aber *Chelonier* geliefert. Von

Palaeochelys bussenensis H. v. Meyer, aus dem Süsswasserkalk vom Fuss des Bussen ist oben S. 20 und Taf. I. Fig. 11. Nachricht und Abbildung gegeben.

O.Med.-Rath Dr. Jäger bestimmte eine in der Molasse von Baltringen gefundene Schildkröte mit:

Testudo (Trionyx?) molassica; ferner zwei aus dem älteren Süsswasserkalk von Steinheim herstammende:

Chelonia carettoides und

„ *steinhemensis*, sowie eine aus dem Mineralwasserkalk von Canstatt herstammende:

Testudo (Emys) canstadiensis.

Ich gebe hier das bis jetzt zu meiner Kenntniss Gekommene und würde mich freuen, wenn durch die etwa bemerkbare Unvollständigkeit dieser Aufzählung den Besitzern weiterer Arten fossiler Reptilien aus unseren Schichten Veranlassung zur Ergänzung und Vervollständigung derselben gegeben würde.

2. Unvollständige Schwimmhäute zwischen den sonst gehörig entwickelten Zehen einer Gans (*Anser domesticus*).

Mit Rücksicht auf analoge Missentwickelungen der Form und Function einzelner Organe.

Von O.Med.-Rath Dr. Georg Jäger.

An den sonst regelmässig beschaffenen Füssen einer Gans war die hintere Zehe namentlich vollkommen normal. Von den drei vorderen Zehen hatte dagegen die innere Zehe auf beiden Seiten blos einen hervorstehenden häutigen Rand und war nur an der Basis durch ein Rudiment einer Schwimmhaut mit der mittleren Zehe verbunden. Auf der innern Seite dieser Zehe war die Schwimmhaut noch durch einen 2 bis 3‴ breiten freistehenden Rand angedeutet. Auf der äussern Seite der mittlern Zehe stand der häutige Rand nur wenig hervor, und ging an der Basis in eine kleine Schwimmhaut über, welche sich an der innern Seite der äussern Zehe, allmählig schmäler werdend, bis zum Nagelglied erstreckte. Auf der äussern Seite stand der häutige Rand noch weniger hervor, als auf der innern Seite der inneren Zehe. Die Füsse dieser Gans waren also nicht mehr *palmati*, sondern kaum *semipalmati*, wie die der Hühner. Allerdings gehören die Gänse mehr als viele Enten und die ihnen sonst sehr nahe stehenden Schwanen zu den Amphibien unter den Schwimmvögeln, sofern sie fast ebenso gut auf dem Lande als im Wasser leben können. Trotz ihres offenbar mehr für den Aufenthalt im Wasser berechneten Körperbaues ist denn doch ihre gleichzeitige Fähigkeit, auf dem Lande zu leben, schon durch ihre theilweise Ernährung durch Landpflanzen und die Eigenthümlichkeit ausgedrückt, dass die Gänse, wie die in Heerden lebenden Säugethiere, regelmässig auf die Weide getrieben werden, und dass sie häufig, um zu Markte getrieben zu werden, bedeutende Entfernungen zu Fusse zurückzulegen vermögen. Es scheint sogar, dass einzelne Gänse mehr aus besonderer Neigung eine anhaltendere Bewegung auf dem Lande der im Wasser vorziehen, wofür wenigstens das Beispiel eines in den öffent-

lichen Blättern erwähnten Gänserichs angeführt werden könnte, der mit der Schildwache an der Caserne in Esslingen beinahe täglich mehrere Stunden auf und abging, und es könnten dafür selbst die berühmten Gänse des Capitols angeführt werden, sofern dieser Grossthat zu Lande keine ähnliche zu Wasser an die Seite gestellt werden kann.

Ich bedaure, über die Lebensgeschichte der mit unvollständigen Schwimmhäuten versehenen Gans und ihre Eltern keine Notizen erhalten zu haben. Da indess wohl eine Bastarderzeugung von einem Hahn und selbst auch von einem andern Schwimmvogel, dessen Schwimmhäute normal weniger entwickelt sind, nicht wohl denkbar und wohl auch von einer Wirkung des Versehens bei eierlegenden Thieren kein Beispiel aufzuweisen ist, und selbst die Annahme der Bebrütung des Gänseeies durch eine Henne keinen Anhaltspunkt für die Entstehung einer solchen Missbildung geben dürfte, so bliebe nur der Einfluss der Abstammung von Gänsen, welche mehrere Generationen hindurch nie die ihnen von der Natur angewiesene Function des Schwimmens, sondern nur die der Bewegung auf dem Lande ausübten, zur Erklärung dieser Missbildung übrig. Es verhielte sich dann mit dieser Verkümmerung der Schwimmhäute wie mit der übrigens, wie es scheint, sehr zweifelhaften Verkümmerung des Schwanzes bei Pferden, welche von durch mehrere Generationen hindurch englisirten Pferden abstammen, oder wie mit der Eigenthümlichkeit der Hühner in Egypten,*) welche keine Lust zum Brüten mehr zeigen, da die Eier dort immer künstlich ausgebrütet werden, oder wie die Mode des Nichtstillens der Kinder zu einem wirklichen Mangel der Fähigkeit des Stillens bei einzelnen Weibern und in ganzen Districten, namentlich in Württemberg, und zwar nicht blos bei Vornehmen, geführt hat.

Wie weit indess die fragliche Gans die eine oder die andere Art der Bewegung vorzugsweise ausgeübt habe, ist mir unbekannt. Ein Einfluss dieses Umstandes auf die Beschaffenheit der Schwimmhaut kann indess kaum angenommen werden, da diese bei dem Jungen nach dem Ausschlusse aus dem Ei schon vollständig vorhanden ist, und zwischen dem Bau der *pedes palmati*

*) Clot-Bey, *Aperçu général d'Egypte, Tom. I. p. 111.*

und *semipalmati* nicht entschieden blos das für den vorzugsweisen Aufenthalt im Wasser oder ausser dem Wasser berechnete Verhältniss stattfindet, wie zwischen den Kiemen und den Lungen des Proteus, durch das daher auch das vorzugsweise Wachsthum des einen oder andern Organs veranlasst wird, je nachdem der Proteus mehr ausschliesslich im Wasser oder in der Luft zu leben genöthigt wird. — Analoge Abänderungen könnte man in dem Mangel der Hörner bei einer Abart von Rindvieh finden, zu welcher die Trennung des Horns vom Stirnbein den Uebergang macht, so dass es mehr ausschliesslich dem Hautsysteme angehört. Auf der andern Seite dient als Beispiel der Entwicklung eines blos rudimentären Organs die Entwicklung der Brüste, wie sie bei einzelnen Männern und Ziegenböcken (z. B. von den Herren Dr. Schmetzer, Dr. Kapf*) und Dr. Schlossberger**) beobachtet wurde, bei welchen sie sonst blosses Hautorgan ohne Drüse sind; oder des rudimentären electrischen Organs bei mehreren Rochen***), das hauptsächlich nur bei dem Zitterrochen eine functionelle Entwicklung normal erhalten hat, deren abnorme oder künstliche Entwicklung bei jenen Arten von Rochen noch nicht beobachtet worden ist. Eine der bei Männern beobachteten Erregung der Milchsecretion in den Brüsten entsprechende und zugleich der mangelhaften Entwicklung der Schwimmhäute entgegengesetzte Erscheinung würde die Entwicklung von Schwimmhäuten bei Thieren darstellen, welche sonst nur halbe oder gar keine Schwimmhäute haben. Ein solches Beispiel von einem Menschen theilt Dr. Riecke †), Garnisonsarzt in Torgau, mit, indem er zugleich die Militärärzte auffordert, bei ihren Untersuchungen recht sorgfältig auf die Missbildungen zu achten, welche allerdings bei Erwachsenen verhält-

*) Medic. Correspondenzblatt des Württemb. ärztl. Vereins, VI. Band, Nr. 33. p. 253. VII. Bd. Nr. 14. p. 111.

**) Annalen der Chemie und Pharmacie von Woehler und Liebig 51. Bd. 3s Hft. Ein solcher Bock befand sich auch in der ehemaligen Menagerie zu Stuttgart, und Geoffroy St. Hilaire zählt in der *Revue zoologique 1845. Nr. 8* die Beispiele auf, welche seit Aristoteles bekannt geworden sind.

***) *Meyer, Spicilegium observ. anatomicarum de organo electrico in Raiis anelectricis. Bonnae 1843.*

†) Journal für Chirurgie u. Augenheilkunde von Walther und Ammon 1845. 34. Bd. p. 615.

nissweise noch weniger genau in ihrer Beziehung zur Erblichkeit, zu den Veränderungen, welche die Missbildungen selbst im Verlaufe der Jahre erleiden, und zu der Art, wie die Natur auch nach der Geburt manche Hemmungsbildung ergänzt, beobachtet worden sind. Er fand nämlich unter den von ihm untersuchten 30,000 militärpflichtigen jungen Leuten auch einen, dessen sämmtliche Finger durch eine Schwimmhaut verbunden waren, welche das erste Drittheil der Finger aneinander heftete. Dabei fehlte das mittelste Glied sämmtlicher Finger, so dass auf das erste sogleich das dritte folgte. Die beiden Daumen waren normal und übrigens keine Missbildung an dem Körper wahrzunehmen. Es ist jedoch nicht angegeben, ob dieser Mensch eine besondere Neigung oder ein besonderes Geschick zum Schwimmen gehabt habe. Es dürfte vielmehr die sogenannte Entwicklung eines Analogons von Schwimmhäuten beim Menschen als eine in keiner tieferen Bedeutung zu der Form und Function der Hand und mittelbar des Individuums selbst stehende, sondern als eine weiter nicht deutbare pathologische Erscheinung sich darstellen, indess für die angeführte Missbildung der Füsse einer Gans einestheils mit der getheilten Function der Füsse der Gans für den Aufenthalt in und ausser dem Wasser und somit mit der Entwicklung der Füsse nach der einen oder der andern Seite hin im Zusammenhange stehen könnte, anderntheils dem Bildungstypus anderer nahe verwandter Vögel sich anschliessen würde. Es findet nämlich bei den verschiedenen Untergattungen und einzelnen Arten der Familie *Anas* wirklich eine solche Verschiedenheit in der Ausbildung der Schwimmhäute statt, wie diess am deutlichsten aus der von Eyton und Gray gewählten Darstellung der Verschiedenheiten der Füsse bei den verschiedenen Arten von Gänsen und Enten sich ergibt, welche wohl eine specielle Vergleichung in Absicht auf die morphologischen Bedingungen für den mehr oder weniger ausschliesslichen Aufenthalt im Wasser und auf dem Lande und der davon abzuleitenden Lebensweise verdiente. In dieser Beziehung namentlich zeigt die in Neuholland einheimische *Anas semipalmata Latham*, *Chociscopus semipalmatus Eyton* sehr grosse Aehnlichkeit in der Ausbildung der Schwimmhäute mit der an den missgebildeten Füssen der gemeinen Gans beobach-

teten, indess z. B. bei der gleichfalls in Neuholland einheimischen *Coreopsis cinerea Latham* und der *Anas clypeata Shaw* (*Sarkidiornis melanotor Eyton*), ferner bei der *Anas magellanica* und der türkischen Gans (*Anas moschata L.*) die Schwimmhäute nur ausgeschnitten sind, oder vielmehr drei spitzige Lappen bilden, von welchen der pyramidale der mittleren Zehe mit dieser am meisten hervorragt.

Ob die ebengenannten, mit weniger entwickelten Schwimmhäuten versehenen Gänse- und Entenarten ebenso wie die *Anas semipalmata* und *moschata* zuweilen auf Bäumen sich niederlassen und auf den Zweigen sich wiegen, finde ich nicht bemerkt, inzwischen verbindet die *Anas moschata* mit dieser allerdings mehr den Landvögeln zukommenden Gewohnheit wenigstens im Zustande der Gefangenschaft ebenso wie die gemeine Gans die Gewohnheit, auch häufiger ausserhalb des Wassers sich aufzuhalten und auch Wanderungen zu Fusse anzustellen, ohnerachtet die mehr nach hinten gerichtete und mehr zum Schwimmen eingerichtete Stellung der Füsse die Bewegung der türkischen Gans auf dem Lande mehr schwerfällig machen muss.

Die Stellung der Füsse, die Ausbildung der Schwimmhäute und die kräftigeren und mehr nach vornen von den Seiten zusammengedrückten Tarsen nähern die *Anas sponsa L.* mehr der *Anas moschata*. Sie hält sich auch, soviel ich sie im Zustande der Gefangenschaft beobachten konnte, nicht weniger als diese im Wasser auf, indess Eyton bemerkt, dass sie selten in die See gehe und ihr Nest auf verdorbenen, über dem Wasser hängenden Bäumen mache. Sie ist jedoch in dem Wasser wie auf dem Lande ihrer Lebhaftigkeit und Kleinheit wegen viel leichter beweglich, als die türkische Gans. Ob sie grössere Wanderungen auf dem Lande unternehme, ist mir nicht bekannt, aber zweifelhaft, wenigstens dürfte sie in der Leichtigkeit des Laufs den Gänsen und den gleichfalls mit höheren und dünneren Tarsen versehenen Enten nachstehen, unter welche die Kräckente (*Anas querquedula L., Cyanopterus circia Eyton*) allerdings gehört, wenn sie gleich nicht auf den Bäumen nistet und mehr blos in süssem Wasser sich aufhält. Wie sich in dieser Beziehung die von Eyton aufgeführte *Querquedula carolinensis* verhalte, ist mir unbekannt. Jedenfalls scheint sie der *Circia querquedula* sehr

ähnlich in Absicht auf die Hauptform des Körpers und der Füsse. Ebendamit wird aber die folgende von Geoffroy St. Hilaire *) mitgetheilte Beobachtung eines Bastards von einem Männchen der Schellente (*Canard morillon, Anas glaucion*) und dem Weibchen einer *Sarcelle de la Caroline* (*Anas querquedula L.*) etwas zweifelhaft, da die Bezeichnung *Canard de la Caroline* nicht auf *Anas querquedula* oder die gemeine Kräckente passt, und vielmehr mit dem der *Anas sponsa* von Cuvier beigefügten Synonym *Canard de la Caroline* übereinkommt, aber auch möglicherweise der als besondere Art aufgeführten *Anas* oder *Querquedula carolinensis* zukommen könnte, welche übrigens nach der von Vigors in dem zoologischen Theile von Capitain Beechey's *Voyage Tab. XIII* mitgetheilten Abbildung sehr wenig von der Krickente (*Anas crecca, petite Sarcelle*) verschieden ist. Vigors führt von der *Anas carolinensis* blos das englische Synonym *American Teal* an, dagegen von der *Anas sponsa* das Synonym *beau Canard huppé de la Caroline*. Da jedoch *Anas querquedula* und *carolinensis* und auch die ihr sehr ähnliche *Anas crecca* wohl selten in Gefangenschaft gehalten wird, was dagegen bei der *Anas sponsa* häufiger wegen des prächtigen Gefieders des Männchens der Fall ist, und da die Bezeichnung *Canard de la Caroline* bestimmt nicht auf die *Anas querquedula*, wohl aber auf die *Anas sponsa* namentlich von Cuvier selbst angewandt und da endlich bei der Beschreibung des Gefieders des Bastards des Busches der *Canard de la Caroline* in einer Weise gedacht wird, die bloss auf *Anas sponsa* passt, so ist wohl ausser Zweifel, dass die Mutter des Bastards *Anas sponsa* war, und dass Geoffroy die Linné'sche Bezeichnung verwechselt haben mochte. Die Schellente (*Anas glaucion* oder *Clangula vulgaris*) ist aber entschieden ein mehr ausschliesslicher Wasservogel, indem sie sowohl im süssen als im gesalzenen Wasser lebt. Somit behält die Beobachtung Geoffroy's jedenfalls in Absicht auf die Verschiedenheit der Lebensweise der beiden Entenarten und ihren Einfluss auf die Form und den Instinct der durch Bastarderzeugung hervorgebrachten Jungen ihr Interesse. Diese scheinen sich dem Naturell des Vaters (*Anas glaucion*) entsprechend blos im

*) *Annales du Muséum Tom. VII. p. 222.*

Wasser zu gefallen und folgten der Mutter bei ihren Wanderungen nur ungern, indess die Jungen der *Anas querquedula* (oder *Anas sponsa* obiger Auseinandersetzung zu Folge) lebhaft, beweglich und zum Laufen geneigt sind. Die Bastardjungen konnten die mühsamen Gänge nicht aushalten und starben alle bis auf eines innerhalb der ersten acht Tage. Dieser grösseren Neigung für das Wasser entsprach die grössere Ausdehnung der Länge und besonders der Breite des Schwimmfusses, der von den Seiten mehr zusammengedrückte Tarsus und die Besetzung des Daumens mit einer kleinen Haut. Letztere fehlt der *Anas querquedula* ganz, bei *Anas sponsa* ist sie sehr unbedeutend und es könnte desshalb die Mutter wohl *Anas sponsa* gewesen seyn, womit denn auch die Beschaffenheit des Gefieders der Bastardente übereinkäme. — Möchte nun aber *Anas sponsa* oder *Anas querquedula* oder *Anas carolinensis* oder *crecca* die Mutter der Bastardente gewesen seyn, so ist jedenfalls entschieden, dass sie von einer Mutter abstammte, deren Gewohnheiten sie mehr den Landvögeln näherten, indess der Vater entschieden die Form und Gewohnheiten der Schwimmvögel hatte. Es ergiebt sich also, dass bei diesen Bastardenten zwar die Zeugung merklichen Einfluss auf die Beschaffenheit des Gefieders hatte, so dass dieses mehr die Mitte zwischen dem Gefieder der Eltern hielt, dass aber die Beschaffenheit der Füsse, somit des Scelets mehr der des Vaters entsprach, dem daher in diesem Falle wenigstens eine tiefere Einwirkung auf die Gesammtorganisation zukommen dürfte. Es ist diess zumal bei den Vögeln als allgemein anzunehmen, da bei ihnen mit dem Ausschlusse des Eies aus dem Körper der Mutter der Einfluss derselben auf die körperliche Beschaffenheit des Jungen bestimmt abgeschlossen ist. Die Bebrütung, welche bekanntlich normal für den Kuckuck von andern Vögeln geleistet wird, und bei vielen Vögeln wenigstens durch Vögel einer andern Art oder selbst einer andern Familie oder selbst durch künstliche Wärme ersetzt werden kann, scheint keinerlei Einfluss auf die Form oder irgend eine Eigenschaft der Jungen zu haben, für welche nur bei einigen Vögeln, wie bei den Tauben nicht blos die Erweichung des für die Jungen bestimmten Futters in dem Kropfe der Eltern, sondern vielleicht

auch die Beimischung eines in dem Kropfe abgesonderten Stoffs behufs der Ernährung der Jungen stattfindet. Wenn auch durch die grössere Hülflosigkeit dieser Jungen und durch die angeführte Secretionsthätigkeit bei den Eltern ein innigeres Verhältniss beider während längerer Zeit stattfindet, so scheint damit doch kein Einfluss auf die Eigenthümlichkeit der Entwicklung der Jungen bedingt zu seyn. — So sehr übrigens die grössere Vollständigkeit der Schwimmhäute auf das Vermögen und die Fähigkeit zu schwimmen von Einfluss ist, so geht doch auch bekanntlich z. B. dem Flamingo bei ziemlich vollständigen Schwimmhäuten das Vermögen zu schwimmen ab, und sie scheinen bei dem Flamingo mehr zur Vergrösserung der Fläche der Fusssohle bestimmt, ohne welche seine Stellung gar zu schwankend wäre. — Bei andern Vögeln ist für die geringere Vollständigkeit der Schwimmhäute ein Ersatz durch andere Eigenthümlichkeiten *) und selbst auch wohl durch die angeborene grössere Geschicklichkeit, also durch eine psychische Entwicklung, eingetreten, welche nur bei den Vögeln und den niederen Thieren angeboren seyn muss, indess sie bei dem Menschen und selbst bei manchen Säugethieren durch Erlernung und Uebung erst veranlasst werden kann. Damit wäre denn also naturhistorisch die höhere Stellung bezeichnet, welche dem Menschen und den Säugethieren gegenüber von den Vögeln zukommt, für welche hier in der durch Missbildung entstandenen Abweichung der Form der Füsse einer Gans und der durch Bastarderzeugung veranlassten Form der Füsse und der Eigenthümlichkeit des Instincts, welche die von zwei der Art und Lebensweise nach verschiedenen Enten erzeugten Bastarde zeigten, ein neuer indirecter Beleg sich ergeben würde.

*) Rudolphi (Bemerk. Thl. I. p. 227 Note) erwähnt einer Hausente, der an dem einen Fusse die Kniescheibe fehlte. Da manche Vögel eine Kniescheibe haben, andere nicht, so liesse sich erwarten, dass diese Missbildung bei den Vögeln öfter vorkäme, da vielleicht die Abänderungen in der Conformation einzelner Organe bei einer ganzen Classe von Thieren die Missbildungen in diesen Organen bei einzelnen Individuen zum Theil bestimmt. Schade dass Rudolphi nicht bemerkt hat, ob nicht etwa an dem Fusse, an welchem die Kniescheibe fehlte, das obere Ende der Tibia verlängert war, wie bei manchen Vögeln, denen die Kniescheibe normal fehlt.

ebenso unerläßlich seyn, das aus einer pelagianischen Denkweise hervorgegangene Lob der menschlichen Natur und Denkkraft, das Gerede von Vernunft, Tugend, Verdienst, Lohn u. dgl. abzuändern; ohne daß aber Ausdrücke, wie Tugend, vernünftig, durchaus vermieden würden, wie nur die Zeloten fordern, im Widerspruche mit der Bibel selbst, die von löblicher Tugend redet und einen vernünftigen Gottesdienst im Glauben begehrt. — Hierin ist die Nothwendigkeit der Verbesserung von Bunsen, Knapp und Stier theilweise zugegeben, besonders vom letztgenannten nachdrücklichst behauptet, aber um ihres einseitigern theologischen Standpunktes willen weniger allgemein anerkannt und mit fast ausschließlichem Eifer, die gröbsten Auswüchse der ältern Dichtung abgerechnet, nur auf die neueren Erzeugnisse des Rationalismus angewendet worden, während das Berliner Gesangbuch dem Grundsatze treu geblieben ist, von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls sich mit der evangelischen Wahrheit und mit dem Wesen eines kirchlichen Buches in Einklang bringen lasse. Durch dieses Bestreben, sich im Centrum des nach den verschiedenen Richtungen hin verschieden gestalteten Bewußtseyns der Gemeinde zu erhalten, hat es die Ausartungen und Ueberflüssigkeiten jeder Partei besser, als es bis jetzt irgend einer andern öffentlichen Sammlung gelungen ist, vermieden.

Nothwendig zu verändern ist ferner, wenn wir das sprachliche Gebiet betreten, zuvörderst das Abgekommene. Wörter, die man jetzt nicht mehr versteht — fron, Köste, glimmet, bekleiben u. s. w. Wörter, die nunmehr einen andern, zumal unedeln Sinn haben — schlecht, ehrlich, niederträchtig, z. B. in:

O wie so niederträchtig
Kommst du, Herr Jesu Christ.

Fremd-Wörter, im edlern Deutsch uneingebürgert, oder eingebürgerte, auch deutsche, mit der fremden Schlußform. Außer dem in dulci jubilo z. B. in den bekannten Liedern von Nicolai und Gerhard:

Zwingt die Saiten in Cithara
Und laßt die süße Musika
Ganz freudenreich erschallen.

3. Beschreibung einer neuen Borkenkäfer-Art, *Hylesinus spartii Nrd.*

(Mit Abbildung auf Tafel I, Fig. 10.)

Von Prof. Nördlinger zu Hohenheim.

In mehreren Gegenden Deutschlands und Frankreichs, insbesondere auf unserem Schwarzwald, findet sich in dem Stamm der Besenpfrieme eine kleine Borkenkäferart, die unseres Wissens nirgends beschrieben ist auch ihre Lebensweise und ihr Vorkommen werden nirgends angegeben.

Das vollkommene Insekt hat im Habitus viele Aehnlichkeit mit *Phloiotribus oleae;* nur ist natürlich der Bau seiner Fühler wie bei andern Hylesinen. Unter unsern inländischen Arten steht ihm *H. minimus L.* am nächsten, doch ist *spartii* merklich gedrungener, auch im Durchschnitt etwas grösser, man bemerkt übrigens in der Grösse der Individuen bedeutende Abweichungen.

Eins der Geschlechter hat auf der Stirn eine ziemlich starke Vertiefung. Die Augen sind lang und viel schmäler, der Mund durch viel weniger Borsten begrenzt als bei *H. minimus*, die Mittellinie auf dem Thorax nicht deutlich, die eingedrückten Punkte sparsamer aber grösser, daher zu Runzeln verschmolzen, der Thorax mit starken und langen Borsten versehen, die wie bei mehreren anderen kleinen Hylesinen dem Leib locker aufliegen und gegen die Mitte des hintern Brustst ückrandes gebürstet erscheinen.

Die Flügeldecken tragen 8—9 sehr ausgesprochene Borstenreihen. Die denselben entsprechenden Furchen scheinen weniger regelmässig, mehr runzlich als bei *minimus*. Auch auf den Brücken stehen noch starke steife Borsten, kürzer und schwächer jedoch als die Borsten der Hauptfurchen.

Das hier beschriebene Insekt wird wohl eine eben so grosse geographische Verbreitung haben als die Besenpfrieme. Ueberall, wo wir letztere antrafen, fand sich zugleich *H. spartii*. Auch in mehreren Sammlungen steckt es, so in der des Hrn. Solier in Marseille. Der letztere, der es von Hrn. Chevrier in Genf bekommen hatte, war mit mir dahin einverstanden, dem Insekt wegen seinem Vorkommen in der Besenpfrieme den Namen *Hylesinus spartii* beizulegen.

Es nistet sich hauptsächlich in den Sträuchern und Stämmchen ein, welche vom Frost gelitten haben.

Zwischen Splint und Bast verlaufen die zierlichen Mutter- und Larvengänge, wovon wir eine Abbildung Taf. I. Fig. 19 geben. Die ersteren bestehen aus einer etwas verlängerten Rammelkammer, welche sich in eine in ziemlich spitzem Winkel zusammenlaufende Gabel verliert. (Sie hat in ihrer Form Aehnlichkeit mit der hölzernen durch einen Bindfaden verbundenen Gabel, welche die Seifensieder zum Schneiden der Seife gebrauchen). Die meisten Gänge in einem Zweig richten ihre Gabel nach derselben Seite; öfters stehen sie aber auch verkehrt. Die Eierchen werden von dem Mutterkäfer einzeln in den Gängen abgelegt. —

Anmerkung. Eine weitere für Württemberg neue Borkenkäfer-Art ist *Bostrichus fagi N.*, in dürren Zweigen der Buche vorkommend. Die Abbildung der Gänge des Käfers sind wir im Augenblick noch nicht im Stande zu geben. Beschrieben findet sich der Käfer in einem forstl. Reiseberichte im Correspondenzblatt des landw. Vereins 1847. B. II.

---

4. Orthoceratiten und Lituiten im mittleren schwarzen Jura.

Mit Abbildung auf Tafel I. Figur 12. 13. 14.

Von Vicar Fraas in Balingen.

Herr Professor Kurr hat im ersten Jahrgang dieser Jahreshefte S. 233 „über einige Belemniten Württemberg's“ unter dem Namen *Bel. macroconus* einige jener zweifelhaften Petrefacte abgebildet, welche mit Belemniten-Alveolen so viele Aehnlichkeit habend in den oberen Schichten der Numismalenthone (Lias γ) sich vorfinden. Die Gegend um Balingen gab mir Gelegenheit, dieselben in nicht geringer Anzahl zu sammeln. Dieselben finden sich stellenweise sehr häufig, wie z. B. an den Aufschlüssen, welche die Strasse von Erzingen nach Rosenfeld darbietet. Aber stets finden sie sich nur in der obersten Schichte, an der Grenze der Amaltheenlager mit *Nucula palmae, complanata, Trochus Schübleri, Helicina expansa* und Belemniten aus der Familie der Paxillosen.

Dass dieser *Belem. macroconus* ein Orthoceratit ist, davon bin ich vollkommen überzeugt.

I. Die Rücksicht auf den randlichen Sipho und dass Orthoceratiten gewöhnlich nur im älteren Gebirge sich finden, hat

Herr Prof. Kurr gegen diese Ansicht geltend gemacht. Wenn nun gleich der kleine randliche Sipho in der Regel die Belemniten-Alveole vom Orthoceratiten unterscheidet, so kann diess doch nicht als Hauptcriterium aufgestellt werden, denn es giebt viele Orthoceratiten mit randlichem Sipho. Ein solcher zeichnet z. B. den *Orth. Schlothemii* (conf. Quenst. Petrefactenk. Tab. I, 11) aus dem rheinischen Uebergangsgebirg aus. Die colossalen Orthoceratiten des Salzgebirgs von Hallstadt haben fast durchweg den kleinen Sipho am Rande. Das Charakteristische des Orthoceratiten ist eben das, dass der Sipho schwankt von der Mitte bis zum Rande, und es scheint fast dass, je jünger das Gebirge wird, in dem sich dieses Geschlecht findet, desto mehr auch der Sipho an den Rand heraustrete.

Das Salzgebirge von Hallstadt, sowie die Schichten von St. Cassian (im welschen Tyrol), wo sich neben krauslobigen Ammoniten die ausgezeichnetsten Orthoceratiten finden, beweisen ferner, dass Orthoceratiten nicht ausschliesslich dem ältern Gebirge angehören. Mag man auch von diesen Schichten und ihrem relativen Alter halten, was man will, so ist gewiss, dass sie unserem Jura am nächsten stehen. Sehr viele von den hier vorkommenden Ammoniten gleichen den unsrigen an Gestalt und Loben, einige scheinen den Uebergang zu den Ammoniten der Kreide zu machen, weshalb auch d'Orbigny diese Schichten als *Néocomien* zur untern Kreide stellt. Demnach wird wahrscheinlich, dass das Salzgebirge eher jünger ist, als unser Jura, denn gleichzeitig mit ihm. Und finden sich in wahrscheinlich jüngeren Schichten noch Orthoceratiten, warum sollte es uns wundern, wenn wir unter dem Reichthum jurassischer Cephalopoden auch einen jurassischen Orthoceratiten finden? Und wenn je vom Reichthum des Jura gesprochen wird, wird man auch den mittleren Lias nennen, in welchem ganz besonders die Schätze der Vorwelt aufgeschichtet liegen. Dieser mittlere Lias ist es nun eben auch, der uns die fraglichen Petrefacte liefert.

2) Die Analogie der jüngeren alpinischen Gebilde giebt somit die Möglichkeit an die Hand, dass auch im Jura sich Orthoceratiten finden. Dass wir solche in den besagten Pseudo-Alveolen wirklich vor uns haben, wird uns zur Gewissheit durch

die an manchen Exemplaren noch wohl erhaltene Schale. Die Schale ist stets vollkommen glatt, ohne die geringste Andeutung einer Quer- oder Längsstreifung, was in directem Gegensatz zur Streifung der Belemniten-Alveolen steht. — In Betreff des inneren Baues der Belemniten hat d'Orbigny in seiner *Paléontologie française* die erfreulichsten Entdeckungen veröffentlicht, die sich alle an wohlerhaltenen Alveolen aus unserem schwäbischen Jura bestätigen. Man nehme z. B. die Alveole des *B. giganteus* zur Hand (dieser Belemnit liefert gewöhnlich die besten Alveolen, in der Regel noch mit der Schale bedeckt) und man wird darauf 3 verschiedene Arten von Streifung beobachten. Fig. 12 zeigt die Alveole des *B. giganteus* (von mir bei Streichen gefunden). Bei *d* liegt die Rückenlinie, bei *e* der Sipho und die Bauchlinie des Thiers, dass also gerade eine Hälfte der Alveole sichtbar ist. Der Buchstabe *a* zeigt die eine Hälfte der Rückenschulpe — *la region dorsale de l'osselet* — die Querstreifung neigt sich gegen die Spitze der Alveole, ähnlich der Streifung der *Sepia officinalis*. Der Buchstabe *b* zeigt die Seitengegend der Alveole — *les expansions latérales*. Statt der Querstreifung ist hier vollkommene Längsstreifung, parallel mit der Anwachs-Streifung der Scheide (*rostre*) des Belemniten; *c* endlich bezeichnet die Bauchgegend — *godet terminal* — bedeckt mit Querstreifen, welche den Kammern der Alveole parallel sich über die Schale hinziehen. Diese Querstreifen bilden bei grossen Alveolen da, wo sie sich an die Seitengegend (*b*) anschliessen, eine schwache Krümmung in Bogenform, wie auch auf der Figur noch angedeutet ist. Wenn sich nun auch diese verschiedenen dreierlei Streifungen nicht überall, besonders bei kleinen Alveolen, beobachten lassen, so ist doch stets, wo die Schale erhalten ist, wenigstens eine Spur von Streifung sichtbar. Eine vollkommen glatte Schale habe ich noch nirgends getroffen. Dagegen hat nun das Geschlecht der Orthoceratiten entweder eine durchaus glatte oder fein concentrisch gestreifte Schale, besonders die Familie der *regulares* zeichnet sich dadurch aus (s. Quenst. Petrefactenk. T. I.). Auf diesen Unterschied von den Alveolen der Belemniten ist unstreitig ein viel grösseres Gewicht zu legen, als auf den Sipho, der

bei den Orthoceratiten nie constant ist, sondern bald in der Mitte, bald auf der Seite, bald am Rande steht. So trage ich denn auch gar kein Bedenken mehr, die fraglichen Petrefacte als *Orthoceratites* zu bezeichnen. Die Schale ist bei denselben nie gestreift, sondern vollkommen glatt (s. Fig. 13). Auch bei den von Herrn Professor Kurr gezeichneten Exemplaren (Jahreshefte a. O.) ist keine Streifung angedeutet.

3) Wenn in Fig. 13 die Röhre vervollständigt wird, so wird sie gerade einen Fuss lang. Welche Gestalt hat wohl die Belemnitenscheide, in der eine fusslange Alveole steckt? Der Zweck der Scheide ist kein anderer, als die Alveole zu schützen; das Postulat einer gehörigen Scheide zum Schutz der fusslangen Alveole wird daher nicht unbegründet scheinen. Haben wir aber je die Scheide gefunden? — Noch nie. Sonst aber findet man in 20 Fällen 19mal die Scheide mit der Alveole, bis man die Alveole einmal allein findet. Auch ist die Alveole vor Allem der Zerstörung ausgesetzt, während sich die kalkige Scheide viel eher erhält: warum sollte gerade dieser Fall den gewöhnlichen Erfahrungen zuwider laufen? Gewiss hat auch diese Röhre niemals in einer Scheide gesteckt, denn sie gehörte einem Orthoceratiten und keinem Belemniten an.

Will man nun diesen im Jura fremden Gast in seinem Geschlecht unterbringen, so ist er — wie auf den ersten Blick einleuchtet — zur Familie der *Regulares* (Quenst. Petrefactenk. p. 43) zu zählen, zu der auch die Hallstadter Orthoceratiten gehören. Mit diesen stimmt dieser Lias-Orthoceratit in Bezug auf Sipho und Schale, sowie auf die runde Mundöffnung und die Höhe der Kammern vollkommen überein. Zwar sind die Orthoceratiten des Salzgebirgs viel grösser und stärker, als die bis jetzt im Lias gefundenen, aber ebenso ist bekannt, wie wir in den Schwefelkies führenden Schichten des Lias selten die wahre Grösse des Petrefacts erhalten, indem nur die inneren kleineren Theile von demselben durchdrungen werden, die andern aber der Zerstörung blosgegeben sind. So hat unstreitig auch hier der Schwefelkies nur die unteren, feineren Theile der Röhre durchdrungen, das Uebrige ging zu Grunde.

Neben den gestreckten Orthoceratiten finden sich in der

Regel auch die gekrümmten, die Lituiten. Diese Formen sind zwar durchweg seltener, finden sich aber doch in der Regel nur in Begleitung der Orthoceratiten. Wird nun im Lias γ auch ein Lituit gefunden, so kann vollends kein Zweifel seyn, dass wir in jenen Cephalopoden-Röhren Orthoceratiten vor uns haben.

Fig. 14, *a*—*e* ist ein von meinem Vater gefundener Lituit. Er stammt aus den lichtgrauen Kalkmergeln des Lias vom Galgenberg bei Balingen und fand sich in Begleitung von *Spirifer verrucosus* und *Terebr. numismalis*. 14, *a* zeigt die Seitenansicht, 14, *b* die Rückenansicht der Röhre. Da die Lituiten in ihrer Krümmung sich keinem Gesetz unterwerfen, vielmehr eben die gesetzlose Krümmung hier Gesetz wird, so lässt sich die vollständige Röhre aus einem Fragment nicht construiren und 14, *a* zeigt nur die muthmassliche Vollständigkeit des Thieres. Der Sipho ist ausgezeichnet sichtbar; er liegt nicht vollkommen in der Mitte, sondern neigt sich, wie in der Familie *Spirulites* (Quenst. Petrefactenk. p. 48) gewöhnlich ist, gegen die Rückenseite der Röhre. 14, *c* und *d* (*d* vergrössert) zeigt ferner, wie der Sipho in der Mitte eines vierstrahligen Sternes liegt; Fig. 14, *e* endlich stellt den Rücken und Bauchlobus vor, der mit Nautileenloben am meisten übereinstimmt. —

So ungewohnt es auch anfangs dem Ohr des Geognosten seyn mag, im schwäbischen Jura von Lituiten und Orthoceratiten reden zu hören, so kann es doch nicht auffallen, eben im Jura dieselben zu finden, da die einen in dem jüngern Gebirge des *Neocomien*, die andern lebendig sich noch finden (*Spirula Peronii* im indischen Ocean). Diese Geschöpfe im mittleren Lias zu finden, wird um so weniger befremden, als gerade diese Schichte der Repräsentant fast aller jurassischen Cephalopoden ist, und die Lager der zahlreichsten Belemniten, sowie der verschiedensten Ammoniten hier zu suchen sind. So schlage ich denn, um im Namen zugleich den Fundort zu besitzen, für den *Orthoceratites* sowie den *Lituites* den Beinamen „*liasinus*" vor, überzeugt, dass weitere Erfunde in dieser Schichte mehr Licht auf diese neuentdeckten Geschöpfe werfen werden.

5. Analyse des Mineralwassers des Krumbach-Mühle-Bades zwischen Wolfegg und Kisslegg.

Von Apotheker A. Ducke in Wolfegg.

Die Quelle entspringt am südwestlichen Abhange eines Hügels aus dem, dem württembergischen Oberlande fast überall gleichkommenden Diluvium; eine seichte Schichte Dammerde, unter ihr etwas Kies, sind um die Quelle her, von Eisenoxyd roth gefärbt; unter dem Kies ist ein mächtiges Lager von bläulichem Mergel, der 56 Proc. Kieselerde, 30 Proc. Thonerde, 10 Proc. Kalk, 2 Proc. Eisenoxydul und etwas Bittererde enthält.

Die Temperatur über der Quelle war 15° R., die Temperatur der Quelle ist 6° R.

Das specifische Gewicht des Wassers ist 1,002. Lacmuspapier blieb unverändert, geröthetes Lacmus wurde leicht bläulich, Curcumapapier kaum sichtlich gelbbräunlich, Veilchensaft sogleich grün gefärbt.

Der Geschmack des Wassers ist der Tinte ähnlich, der Geruch etwas unangenehm, jedoch nicht dem Schwefelwasserstoffgas ähnlich, wie auch die zur Entdeckung dieses Gases angewandten Reagentien, wie essigsaures Kupfer-Ammoniak, salpetersaures Silber, Zinnoxydul nicht reagirten; auch nach der Methode von Kastner (Jahrbuch für pract. Pharmacie, 11ter Bd. 2s Hft.) die ich erst später zur Entdeckung der Hydrothion-Säure in diesem Wasser anwandte, konnte ich keine Reaction wahrnehmen; ich erhielt wohl Eisen-Carbonat, aber nicht Schwefeleisen, was sich durch weitere Untersuchung mit Salzsäure herausstellte.

Gallustinctur färbte das Wasser violett, Kaliumeisencyanür reagirte, nachdem das Wasser vorerst mit etwas Chlorwasserstoffsäure schwach gesäuert wurde, schwach blau. Salzsaurer Baryt reagirte nicht. Salpetersaures Silber brachte, nachdem das Wasser vorerst mit etwas reiner Salpetersäure angesäuert wurde, eine leichte weisse Trübung hervor, die, dem Lichte ausgesetzt, bald violett wurde. Kleesaures Ammoniak gab starke Trübung und weissen Niederschlag.

Kalkwasser gab starke Trübung und gelblichweissen Niederschlag; phosphorsaures Natron, nachdem der Kalk mittelst oxalsaurem Ammoniak, unter Beisatz von Essigsäure, gefällt war, nach 24 Stunden leichte Trübung.

Platinchlorid und Weinsteinsäure reagirten nicht.

Auf bis zu einem Drittel eingekochtes Wasser reagirten von obigen Reagentien nur noch salpetersaures Silber, geröthetes Lakmuspapier, und salzsaurer Baryt brachte nach 12 Stunden eine leichte Trübung hervor.

Nach Anwendung vorstehender Reagentien liess sich auf Kohlensäure, Salzsäure, Schwefelsäure, Eisen, Kalk, Bittererde und eine alkalisch reagirende Base schliessen.

Das kohlensaure Gas wurde nun in warmem Kalkwasser, aus einem einen Kilogramm Wasser haltenden, mit einer gut eingekitteten Gasentwicklungsröhre versehenen Kölbchen, durch Kochen aufgefangen; es lieferte 64 Centigrammen kohlensauren Kalk.

Das allenfalls vorhandene Stick- und Sauerstoff-Gas konnte aus Mangel eines Eudiometer nicht bestimmt werden.

Zehn Kilogrammen Wasser zur Trockene abgedampft, gaben 4,12 Grammen feste Bestandtheile, welche röthlichgelb aussahen; diese wurden in 60 Grammen destillirtem Wasser kochend ausgezogen und filtrirt; es blieben auf dem Filtrum 3,59 und 0,53 wurden aufgelöst. Das Filtrat reagirte stark alkalisch und war wohl gelb, lieferte mit essigsaurem Baryt 0,19 gut getrockneten Präcipitat; dieser wurde im Platintiegel schwach geglüht, dann mit Salzsäure behandelt; es lösten sich wieder 0,10 und 0,9 blieben auf dem Filtrum zurück, diese wurden mit Kohlenpulver vor dem Löthrohre stark geglüht, in ein Schälchen gebracht und mit Salzsäure benetzt, wo sich Hydrothionsäure deutlich zu erkennen gab. Die filtrirte Flüssigkeit wurde so lange mit essigsaurem Silber versetzt, bis keine Trübung mehr erfolgte, es lieferte 0,14 Chlorsilber; kleesaures Ammoniak lieferte 0,003 Kalk; phosphorsaures Ammoniak reagirte nicht. — Das Filtrat wurde zur Trockene abgedampft; der braune Rückstand wog 0,34: er wurde im Platintiegel stark geglüht, in destillirtem Wasser aufgelöst; wieder langsam abgedampft lieferte er 0,24 weisse crystallinische Masse.

Der in destillirtem Wasser unlösliche Rückstand wurde mit Salzsäure bis zur Trockene eingekocht, geglüht, und in mit Salzsäure gesäuertem Wasser aufgelöst, die Lösung filtrirt; es blieben unaufgelöst, gut getrocknet 0,40 auf dem Filtrum, im Platintiegel stark geglüht, 0,34 zurück, welche mit Natron vor dem Löthrohre ein dunkles Glas lieferten. — Die filtrirte salzsaure Lösung wurde mit Aetzammoniak so lange versetzt, als sich ein Präcipitat wahrnehmen liess, dann schnell filtrirt; der rothbraune Präcipitat wurde zuerst in Aetzkalilauge, dann in Salmiaklösung gekocht, getrocknet und geglüht; er wog 0,24. — Auf beide Filtrate reagirten, weder auf das erste Salmiaklösung, noch auf das zweite Aetzkalilösung. Das Filtrat wurde abgedampft, dann wieder in destillirtem Wasser aufgelöst, Salmiaksolution beigesetzt und mit kleesaurem Ammoniak präcipitirt; der Präcipitat wog, gut getrocknet, 3,59. Die filtrirte Flüssigkeit wurde mit kohlensaurem Kali gekocht und lieferte 0,36 Präcipitat.

Es enthalten also zehn Kilogrammen Wasser:

Kohlensaures Gas 80 Kubikzoll		oder (= 0,64 Gw. kohlens. Kalk).	Kohlensaures Gas 80 Kubikzoll	
Schwefelsäure . . .	0,031		Schwefelsaures Natron	0,056
Salzsäure	0,037		Chlornatrium	0,059
Natron	0,240		Kohlensaures Natron .	0,193
Extractivstoff . . .	0,100		Extractivstoff . . .	0,100
Kieselerde	0,340		Kieselerde	0,340
Eisenoxydul	0,240		Eisenoxydul	0,240 *)
Kalk	1,360		Kohlensaurer Kalk .	2,475
Bittererde, kohlensaure	0,360		Bittererde, kohlensaure	0,360
			Verlust	0,297
				4,120

*) 0,240 Eisenoxyd entsprechen 0,216 Eisenoxydul oder 0,348 kohlensaurem Eisenoxydul, welches in dem Wasser enthalten war. Danach müsste obige Zahl geändert werden. A. d. R.

6. Die Wirbelthierreste im Korallenkalk von Schnaitheim.

Mit Abbildung auf Tafel I. Figur 15. 16. 17.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

I. Hr. Mineralienhändler Paul Mohr in Esslingen hatte die Güte, mir eine Suite Fossilien aus dem Korallenkalk von Schnaitheim zur Einsicht und Bestimmung mitzutheilen. Ich fand folgende Arten darin:

1) Zähne des *Geosaurus maximus Pl.* von der verschiedensten Grösse. (S. die Abbildung auf der Tafel zum 2. Jahrg. 2s Heft. Fig. 2). Zu diesem Saurier dürften wohl gehören: die obere Hälfte eines *Femur*, ein Fragment der *Scapula* und ein sehr starkes massiges Knochenfragment, das vielleicht in Betracht der starken, auf dem schmaleren, sehr abgerundeten Rande bemerklichen, mit Gebirgsart ausgefüllten Vertiefungen, einer unteren Maxille angehört. Eine genauere Diagnose des Skelets dieses Sauriers muss jedoch von der Auffindung vollständigerer Ueberreste abhängig gemacht werden.

2) Schuppen von *Lepidotus radiatus* und *L. lavis Ag.* Ferner einen kleinen cylindrischen, oben mit einer konisch abgerundeten, verdichteten Schmelzkuppe versehenen Zahn von 2,5‴ Höhe und 1‴ Diameter, welcher nur auf einen Milixellarzahn von *Lepidotus* zu deuten ist. S. Fig. 15. der beil. Taf. I.

3) Zahlreiche Zähne von *Spharodus gigas Ag.* von verschiedener Grösse und in verschiedenen Uebergängen von flach abgeschliffenen, halbkugelförmigen, in der Mitte in einen erhabenen Punkt bis zu einer konisch abgerundeten Erhebung ausgehenden Formen, wie die Fig. 15, wovon bei mehreren Handstücken konisch erhabene und halbkugelförmige Zähne dicht beisammen stehen, so dass kein Zweifel ist, dass sie zu Einem Individuum gehörten. S. Fig. 16. der beil. Taf. I. Hiedurch scheint die Vermuthung, welche Agassiz selbst ausdrückt, eine Bestätigung zu erhalten: dass nämlich manche der unter *Spharodus* gestellten Zahnformen eher zu *Lepidotus* gehören mögen. Wenigstens möchte diess von den fraglichen in dem Schnaitheimer Kalk vorkommenden Zähnen gelten. Auch findet sich bei den verschiedenen kaum

O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret,
Gegrüßet seyst du mir.

Sodann jede veraltete und unverständliche Form noch geltender Ausdrücke, wie ferr, Feil, tügen, leit, Lahr, heunt, begunt, erschein (als Imperfect) u. dgl., während immerhin am alten wohlbekannten Orte „er muß sie lassen stan“ unverletzend und deßhalb unverletzbar ist.

Ferner die Flickſylben: Werelt, Genade, Elende, abe, schone, Hulde; wiewohl auch hier in werthgewordenen Liedern des 16. und 17. Jahrhunderts Herre, Herze u. a. nicht durchaus verwischt zu werden braucht.

Weiter die herbe Abschneidung und Verschlingung von Vor- oder Nachsylben: Vgier, Gsetz, verlorn, einrlei, deim, warn; während bei gleichen oder verwandten Selbstlautern es nicht eben kakophonisch ist: gangen, kommen (gekommen), fürcht (fürchtet), behüt (behütet), kein (keinen) u. s. w., überhaupt die Vorsylbe der vergangenen Zeit auch bei Verschiedenheit der Selbstlauter, wie noch jetzt in der Poesie, ohne Störung wegfällt: funden, wiederbracht u. s. w. Auch ist das Abwerfen des e bei dem Adjectiv in ältern Liedern bisweilen, zumal beim Liederanfange, dessen Fassung allgemein geläufig ist, zu dulden, z. B. in: Erschienen ist der herrlich Tag.

Dasselbe gilt von der Wortverbindung und Satzbildung. Hier ist die Nachstellung des Beiworts und des persönlichen Fürworts hinter das Hauptwort nicht durchaus verwerflich, zumal bei ältern Dichtungen, aber zu mäßigen; z. B. Vater mein, Jesu werth. Ebenso ist die Zurückstellung des Zeitworts, wenn nur nicht unverständlich, in ihrer Alterthümlichkeit zu belassen. Sonst mag immerhin eine ungezwungene Versetzung oder Aenderung, wodurch ein Hiatus oder sonst eine Härte beseitigt würde, gelten wie, z. B.

Wenn mich die Sünden kränken
für Wenn meine Sünd mich kränken;

Laß es nur, o Seele, gehen,
oder Laß, o Seele, nur es gehen,
für Laß, o Seele, es nur gehen.

erwähnten Zahnformen und bei den halbkugelförmigen, wie bei den konisch zugespitzten die Einschnürung an der Basis des Schmelzes, die Agassiz vorerst zum Charakter der *Lepidotus*zähne macht, (S. 234) und bei manchen ist die cylindrische Zahnwurzel, auf der die Schmelzkuppe sitzt, in sehr grosser Vollständigkeit überliefert.

4) Einzelne Zähne von *Gyrodus Cuvieri Ag.* und *Gyrodus umbilicus Ag.*

5) Einige Exemplare von *Strophodus reticularis Ag.*

6) Zähne von *Acrodus hirudo Ag.*

7) Mehrere Pflasterzähne, welche vermöge des entschieden vorhandenen Längsgrats zu *Acrodus* gehören, dagegen statt einer von diesem ausgehenden Streifung über die Oberfläche eine Beschaffenheit der letztern zeigen, ganz so, wie sie Agassiz von seinem der Kreide von Mastricht angehörigen *Acrodus rugosus* angibt, nämlich von dem erhabenen Längsgrat senkrecht abgehende, fast parallele, wenig erhabene kleine Gräte, welche gegen den Rand hin in ein Porennetz aus kreisförmigen Zellen übergehen. Jedoch sind diese kleinen Gräte nicht beiderseits von dem Längsgrate zu finden, sondern nur auf einer, während auf der andern das Porennetz schon an dem Längsgrat sich anlegt. (Siehe Fig. 17). Einige dieser Zähne haben die Form von *Acrodus hirudo Ag.*, andere, und zwar die Mehrzahl, die Form und Grösse von *Acrodus rugosus* in den Recherches (s. l. p. f. T. 3. Tf. 22. Fig. 29.), nur dass der geradlinigste Abschnitt der Zahnenden nicht zu finden ist, sondern die beiden Enden abgerundet sind und die Breite des Zahns ziemlich gleichförmig erscheint. Auch diese Zähne mögen zu Bestätigung der Vermuthung beitragen, welche Agassiz selbst ausspricht, dass die Gattung *Acrodus* keine genau begrenzte sei. Die Benennung *Acrodus semirugosus* wird vorerst den Typus dieser Zähne erschöpfend bezeichnen.

8) Einige Exemplare von *Notidanus Münsteri Ag.* aus der oberen und unteren Kinnlade; ferner von *Notidanus recurvus Ag.*

9) In zahlreichen Exemplaren und Grössen Zähne von *Lamna longidens Ag.*

10) Ganze Zähne und einzelne Hauptkegel von *Hybodus grossiconus Ag.*

7. Bildung junger Kartoffelknollen in alten Knollen.

Mit Abbildung auf Tafel I. Figur 18.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Ueber diesen Gegenstand findet sich eine Mittheilung von K. Müller zu Halle in Stück 45 der botan. Zeitung vom 6. Nov. 1846, welche mir einen ganz ähnlichen Fall in Erinnerung bringt, den ich als weiteren Beitrag zu dieser Erscheinung hier mittheile. Im Frühjahr 1839 wurde mir die auf beil. Tafel I. Fig. 18 in $^3/_4$ nat. Gr. abgebildete Kartoffel aus meinem Keller gebracht, welche unter dem Haufen der stark ausgewachsenen Knollen gefunden worden war. Es hatte sich ein ganzes Netz von Stolonen gebildet, jedoch ohne allen Knollenansatz an denselben, ein Umstand, der meine anfängliche Meinung wieder entkräftete, dass sich etwa eine an einem Stolo gebildete neue Knolle in die Vertiefung des Auges an der alten äusserlich eingekeilt und sofort durch weiteres Wachsthum die letztere aufgesprengt und sich in die Klaffung weiter eingenistet hätte. Auch spricht gegen diese Ansicht der Umstand, dass sich an der jungen Knolle keine Spur eines Stolonen-Ansatzes findet. Auch sitzt die junge Knolle so tief in der Spalte, dass ein Einkeilen von aussen höchst unwahrscheinlich erscheint. Die Brutknolle war von glatterer Haut als die alte und von hellerer Farbe, sie hatte deutliche Augenansätze, war von länglicher, nicht sehr zusammengedrückter Figur und an der einen Spitze, welche der Oberfläche der alten Kartoffel mehr, als die andere genähert war, zeigte sich ein flacher Abschnitt von grösserer Fläche, als dass dieser von der Insertion eines Stolo hätte herrühren können. Dagegen zeigt sich hier deutlich die Vertiefung für ein Auge an der alten Knolle und es erhält die Ansicht Müller's von einwärts gerichteten Augen hiedurch eine merkwürdige Bestätigung. Fig. 18 ^{a} zeigt die Kartoffel von vorn, senkrecht auf die Spalte, Fig. 18 ^{b} den Durchschnitt. Zu bemerken ist, dass die Oberfläche innerhalb der Spalte keineswegs veraltet, trocken oder welk war und selbst nicht einmal die Ränder der Spalte diese Beschaffenheit zeigen, nur war die Oberfläche der Spalte von etwas dunklerer Färbung als der frische Schnitt bei Fig. 18 ^{b}.

8. Phytotopographische Skizze der Umgegend von Münchroth in Oberschwaben.

Von Med. Dr. Walser. *)

Die Gegend, deren Flora ich hier zum Gegenstand einer phytotopographischen Skizze gewählt, liegt in einer absoluten Meereshöhe von ungefähr 1600 P. F. (Roth selbst hat eine Meereshöhe von 1855 P. F. = 2103 W. F.) Geogr. Breite 48° N. B. Länge 7° 48' O. L. v. Paris.

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach meinen meteorologischen Beobachtungen vom Jahr 1840 . . . . . + 6,55° R.

Mittlere Temperatur des Winters	. . . . .	— 0,86°
„ „ „ Sommers	. . . . .	+ 14,16
„ „ „ Frühlings	. . . . .	+ 5,29
„ „ „ Herbstes	. . . . .	+ 6,49
„ „ „ kältesten Monats	. . . .	— 3,60
„ „ „ wärmsten „	. . . .	+ 14,56
Beobachteten Maximum der Temperatur (1. Juli 1845)	.	+ 27,75
„ Minimum „ „ (Febr. 1830)	.	— 27
Tage bei welchen die Temp. über 0° R. waren es . . .		„ 302
Tage bei denen die Temp. unter 0° R.		63
Wintertage (bei welchen die Temp. den Tag über nie über 0° R.)		33
Tage an denen Regen fiel		130
„ „ „ Schnee „		28

*) Der Verfasser hat eine medic. Topographie seiner Gegend entworfen und den Abschnitt, welchen er „Phytotopographie" benennt, für die Bekanntmachung in unseren Jahresheften bestimmt. Das Areal, auf das sich seine Bemühungen erstreckten, ist zwar beschränkt, dennoch benimmt diess dem Verdienstlichen seiner Arbeit nichts. Pflanzenstatistische Uebersichten, wie wir solche Arbeiten im Gegensatz gegen die umfassenderen Uebersichten der Pflanzengeographie nennen möchten, sind auch bei sehr beschränkten Lokalfloren immer von Werth und wir möchten, indem wir die Arbeit des Hrn. Dr. Walser unseren Jahresheften übergeben, zugleich den Wunsch beifügen, dass die Methode derselben zahlreiche Nachahmung finden möchte.

A. d. R.

Menge der meteorischen Niederschläge auf 1 Q.F. Fläche berechnet . . betrug 5221 P. C.M. oder 36,24 P. M. Höhe

Menge der wässerichten Ausdünstung . betrug 2584 P. C.M. oder 20,11 P. M. Höhe

Der Frequenz nach folgen sich die Winde in folgender Ordnung W, O, SW, N, S, NW, NO, SO.

Mittlere Windrichtung nach Lambert . . 172,95° NW.

Mittlerer Sättigungsgrad der Atmosphäre mit Dünsten = 0,80

bei einem mittleren Barometerstand von 312,27 P. L. auf 0 red.

" Thermometerstand + 6,55 R.

" Psychrometerstand + 5,45

Nachdem ich in dem vorhergehenden Kapitel meiner medicinischen Topographie das Verzeichniss der in den Gegenden Roth bis jetzt entdeckten wildwachsenden Pflanzen gegeben, soll es hier meine Aufgabe seyn, die verschiedenen Beziehungen zwischen Areal und Vegetation auseinanderzusetzen, deren Data mir bis jetzt zur Hand sind; dieses und nichts anderes verstehe ich mit dem Worte Phytotopographie.

Ich werde den Inhalt dieses Kapitels nach zwei Richtungen gruppiren und, so weit Material vorhanden, in möglichster Vollständigkeit zu behandeln suchen:

A. die quantitativen, numerischen Verhältnisse der Pflanzenwelt zum Areal und der Vegetation unter sich,

B. die qualitativen Eigenthümlichkeiten des Areals in ihrer Beziehung zur Flora und umgekehrt.

A. Die quantitativ phytotopographischen Verhältnisse.

1) Quantitative Beziehungen zwischen Areal und Pflanzen.

Der Fragen die hier zu behandeln, sind es zwei:

a) Welches ist das Verhältniss des mit Pflanzendecke bewachsenen zu dem von Pflanzen entblössten Areals. Von der Be-

antwortung dieser Frage hängt, wenn man es so nennen will, der Grad der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses ab. Obgleich die kleinen Differenzen, die in diesen Beziehungen in verschiedenen Lokalitäten des Landes vorkommen, in Bezug auf den thierischen Haushalt, auf Salubrität etc. von keinem so wesentlichen Einfluss seyn mögen, obgleich auch hierüber erst eine nähere Untersuchung entscheiden könnte, so ist bekannt, dass dieses in Bezug auf viele Oertlichkeiten des Erdbodens zur wahren Lebensfrage wird. Mag, wie gesagt, für unser Land die Differenz auch klein seyn, immerhin bleibt es ein Punkt, der Erwähnung würdig.

b) Welches ist das numerische Verhältniss zwischen Areal und Pflanzenspecies. Diese Frage bezieht sich auf den Grad der Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen, welchen eine Gegend aufzuweisen hat, auf die Reichhaltigkeit der Flora.

a) Phytotopographische Schilderung der Extension der Pflanzenwelt.

Das gesammte Areal, welches ich hier im Auge habe, ist nicht das ganze Areal, auf dem die angegebenen Pflanzenspecies gewachsen sind, sondern blos die beiden Gemeindemarkungen Roth und Spindelwag.

Die Gemeindemarkung Roth misst	8131,3	Mrg.
„ „ Spindelwag	2533,8	„
Beide zusammen	10665,1	Mrg.

Von der Pflanzendecke entblöst, ist das Areal der Gebäude, der Strassen, des Gewässers und der Gruben. Dieses beträgt

in Roth	280,6	Mrg.
in Spindelwag	77,2	„
Beide zusammen	357,8	Mrg.

Es verhält sich somit das mit Pflanzen bewachsene Areal zu dem von Pflanzen entblösten auf den Gemeindemarkungen

Roth = (8131,3 — 280,6) : 280,6 = 7850,7 : 280.6 = 1 : 27,9.
Spindelwag = (2533,8 — 77,2) : 77,2 = 2456,6 : 77,2 = 1 : 31,8

Auf beiden Markungen zusammen:
(10665,7 — 357,8) : 3578 = 1 : 20,4.

Von 28 Theilen Areal hat sich also in Roth die Pflanzenwelt 27 Theile, in Spindelwag von 32 Theilen 31 und im Ganzen von 21 Theilen 20 zu Nutzen gemacht.

Eine Vergleichung mit anderen Lokalitäten anzustellen, bin ich aus Mangel an Daten ausser Stand, denn eine verschiedene, in das Gebiet der Land- und Staatswirthschaft gehörige Frage ist die: wie verhält sich das Areal des angebauten Landes zu dem des unangebauten. Von diesem Verhältniss soll weiter unten die Rede seyn.

b) Phytotopographische Schilderung der Reichhaltigkeit der Flora.

Nach meinem Pflanzenverzeichniss der Flora hiesiger Gegend, welche in der Ausdehnung von circa 3 Quadrat-Meilen verstanden ist, sind bis jetzt aufgefunden und bestimmt worden:

Pflanzengruppen.		Familien.	Genera.	Species.	Summa.
Pl. vascul.	Dicotyledonen . .	79	282	609	833
	Monocotyledonen . .	15	74	193	
	Acotyledonen . . .	4	8	21	
Pl. cellul.	Foliosae	3	52	166	368
	Aphyllae	2	22	57	
	Funginae	5	22	125	
Summa		108	460	1201	1201

Da einerseits von der *Flora cryptogamica* Württembergs bis jetzt gar kein Verzeichniss erschienen, andererseits auch das der Lokalflora, höchstens was die cryptogamischen Gefässpflanzen diesen höchst kleinen Theil des Ganzen betrifft, als erschöpft anzusehen ist, so kann auch hier nur eine Vergleichung zwischen *Phanerogamen* und *Phanerogamen* stattfinden, dieses aber um so mehr, als in dieser Hinsicht die hiesige Lokalflora (in der angegebenen Ausdehnung seit etwa 6 Jahren als vollständig

erschöpft anzusehen ist, denn, die beiden Städte Tübingen und Stuttgart ausgenommen, sind wohl sehr wenig Lokalitäten so oft durchsucht worden, als die hiesige während des 12jährigen Aufenthalts des Apothekers Ant. Duke in Wolfegg, damals Verwalters der hiesigen Apotheke.

Phanerogamen zählt die hiesige Flora auf dem kleinen Areal von 3 Q.M. 804 Pflanzenspecies, von ganz Württemberg sind auf 362 Q.M. bis jetzt nur 1287 Species aufgefunden worden (nach Hrn. v. Mohl's neuester Zählung, s. Naturw. Jahreshefte 1r Jahrg.) also circa $^2/_3$ sämmtlicher Pflanzen der Landesflora wachsen auf diesem kleinen Areal.

Die Verhältnisse bei den einzelnen Pflanzengruppen sind folgende:

Pflanzengruppen	Familien.			Genera.			Species.		
	Wirt.	Roth.	Verh.	Wirt.	Roth.	Verh.	Wirt.	Roth.	Verh.
Dicotyl.	91	79	0,87	479	282	0,58	883	609	0,61
Monocot.	17	15	0,88	103	74	0,71	304	203	0,61
Summa	108	94	0,87	582	356	0,64	1287	812	0,61

Es möchte in der That schwer halten, in Württemberg auf einem gleichen Areal von 3 Q.M. so viele Pflanzenspecies zu finden als hier. Nicht leicht ist aber auch eine Gegend günstiger gelegen als die hiesige. Von diesen Verhältnissen soll aber weiter unten besonders die Rede seyn, nur so viel muss als Resultat angenommen werden, dass die hiesige Gegend jedenfalls denjenigen des Landes angehört, welche eine grosse Mannigfaltigkeit an Pflanzenformen aufzuweisen haben, und dass somit die hiesige Lokalflora zu den reichhaltigsten des Landes gehört.

2) Quantitatives Verhältniss der Pflanzen unter sich.

Nachdem ich so eben auf die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der hiesigen Lokalflora aufmerksam gemacht habe, sollen

jetzt die numerischen Verhältnisse der verschiedenen Pflanzengruppen und Pflanzenformen unter sich, welche diese Mannigfaltigkeit der Flora zusammensetzen, näher beleuchtet werden. Der Inhalt dieses Paragraphs soll über das Wie? des mit den Quantitäten gegebenen qualitativen Momentes der Mannigfaltigkeit der Flora Aufschluss geben, somit von quantitativer Seite aus den Kern der phytotopographischen Schilderung ausmachen. —

Es sind die Pflanzenformen d. i. die Pflanzenspecies in folgender Weise unter Familien und Genera vertheilt.

Familien.	Gen.	Spec.	Familien.	Gen.	Spec.
Ranunculaceae . .	11	28	Hesperideae . . .	1	1
Berberideae . . .	1	1	Callitricheae . . .	1	2
Nymphaeaceae . . .	2	2	Ceratophylleae . .	1	1
Papaveraceae . . .	1	2	Lythrarieae . . .	2	2
Fumariaceae . . .	2	2	Tamariscineae . .	1	1
Cruciferae	18	29	Scleranthaceae . .	1	1
Cistineae	1	1	Crassulaceae . .	3	4
Violarieae	1	7	Grossulariaceae .	1	2
Resedaceae . . .	1	2	Saxifragaceae . .	2	2
Droseraceae . . .	1	2	Umbelliferae . . .	20	29
Polygaleae . . .	1	2	Araliaceae . . .	1	1
Silenaceae	6	16	Cornaceae	1	1
Alsinaceae	6	14	Loranthaceae . .	1	1
Lineae	1	1	Caprifoliaceae . .	4	10
Malvaceae . . .	1	2	Stellatae	3	14
Tiliaceae	1	2	Valerianeae . . .	2	4
Hypericineae . . .	1	7	Dipsaceae	4	5
Acerineae	1	3	Compositae . . .	41	95
Geraniaceae . . .	2	5	Campanulaceae . .	4	13
Balsamineae . . .	1	1	Vaccineae	1	4
Oxalideae	1	1	Ericeae	2	2
Celastrineae . . .	2	2	Pyrolaceae . . .	1	3
Papilionaceae . . .	15	35	Oleaceae	1	1
Amygdaleae . . .	1	3	Apocyneae . . .	1	1
Rosaceae	12	25	Gentianeae . . .	4	12
Pomaceae	3	4	Convolvulaceae . .	2	5
Onagrarieae . . .	3	8	Verbasceae . . .	2	7
Halorageae . . .	1	2	Antirrhineae . . .	3	19

Familien.	Gen.	Spec.	Familien.	Gen.	Spec.
Orobancheae . . .	1	3	Coniferae	3	5
Rhinanthaceae . . .	4	11	Cupuliferae . . .	4	5
Labiatae	19	35	Orchideae	13	24
Verbenaceae . . .	1	1	Irideae	1	2
Lentibularieae . .	2	5	Amarillideae . . .	2	2
Primulaceae . . .	4	10	Liliaceae	4	6
Globularieae . . .	1	1	Colchicaceae . . .	3	3
Plantagineae . . .	1	3	Alismaceae . . .	1	1
Chenopodeae . . .	1	3	Juncagineae . . .	2	2
Polygoneae . . .	2	14	Asparagineae . . .	3	6
Thymeleae . . .	1	1	Potameae	1	7
Santalaceae . . .	1	1	Lemnaceae . . .	1	3
Elaeagneae . . .	1	1	Typhaceae . . .	2	5
Euphorbiaceae . .	2	10	Aroideae	2	2
Aristolochieae . .	1	1	Juncaceae	1	13
Urticeae	3	4	Cyperaceae . . .	9	74
Salicineae	1	13	Gramineae . . .	30	84
Betulineae	2	6			

Zu Folge voranstehender Uebersicht tragen also die verschiedenen Pflanzenfamilien in folgender Art zur Mannigfaltigkeit der Flora bei:

Familien.	Anzahl der Spec.	Quotient z : 804		Familien.	Anzahl der Spec.	Quotient z : 804	
Compositae .	93	1:8,5	0,117	Polygoneae .	14	1:58	0,017
Cyperaceae .	74	1:10,8	0,090	Juncaceae . .	13	1:60	0,016
Gramineae .	84	1:15	0,061	Campanulaceae	12	1:67	0,015
Labiatae . .	35	1:22,8	0,043	Gentianeae .	12	1:66	0,015
Papilionaceae	35	1:22,8	0,043	Euphorbiaceae	10	1:80	0,012
Personatae .	33	1:24,2	0,041	Primulaceae .	10	1:80	0,012
Rosaceae . .	32	1:25	0,040	Caprifoliaceae	10	1:80	0,012
Cruciferae .	29	1:28	0,037	2 Famil. à 8	16	1:50	0,196
Caryophylleae	29	1:28	0,037	4 „ à 7	28	1:82	0,345
Ranunculaceae	28	1:28	0,035	3 „ à 6	13	1:45	0,221
Umbelliferae .	29	1:28	0,035	6 „ à 5	30	1:26	0,036
Amentaceae .	29	1:28	0,037	2 „ à 4	8	1:100	0,010
Orchideae .	24	1:33	0,030	7 „ à 3	21	1:12	0,024
Stellatae . .	14	1:56	0,017	20 „ à 2	40	1:20	0,048
Boragineae .	14	1:56	0,017	22 „ à 1	22	1:34	0,023

Zu Folge voranstehender Uebersicht sind es hauptsächlich 20 nach obiger Abtheilung in 12 Familiengruppen zusammengezogene Familien, welche den Charakter der Lokalflora und deren Mannigfaltigkeit bestimmen, namentlich die Familien der: *Compositae*, *Cyperaceae*, *Gramineae*, *Labiatae*, *Papilionaceae*, *Antirrhineae*, *Orobancheae*, *Rhinanthaceae*, *Amygdaleae*, *Roseae*, *Pomaceae*, *Cruciferae*, *Alsineae*, *Sileneae*, *Ranunculaceae*, *Umbelliferae*, *Salicineae*, *Cupuliferae*, *Betulineae* und *Coniferae*, denn diese 20 Familien allein umfassen 497 Species d. i. nahezu $^5/_8$ sämmtlicher Arten, während die übrigen 315 Species sich so in die übrigen 74 Familien theilen, dass 10 weitere Familien in 2tem Rang von einiger Bedeutung für die Flora sind, sofern sie zusammen beinahe die Hälfte, nämlich 132, die 64 übrigen Familien endlich den Rest mit 183 Species umfassen.

Von den 20 prävalirenden Familien sind es aber wieder hauptsächlich 2, welche den Ausschlag geben, nämlich die Familie der zusammengesetzt-blüthigen und der Riedgräser, und wenn man, wovon unten, nicht nur die Anzahl der Species, sondern auch die Masse der Individuen in Betracht zieht, so ist es unstreitig die Familie der *Cyperaceen*, welche als Basis der gesammten Lokalflora angesehen werden muss. —

Nicht uninteressant ist es, einerseits die Verhältnisszahlen der Hauptfamilien in beiden Floren, der des Landes und der Lokalflora, zu vergleichen und andererseits auch zu ermitteln, mit welcher Quote eine Familie der Lokalflora an der Summe sämmtlicher Species der gleichnamigen Familie Antheil hat. Zu diesem Zwecke dient folgende Zusammenstellung.

Hauptfamilien der Localflora.	Summe der Species.			Quotienten.			
	auf der Erde. a	in Würt. b	in Roth. c	c : a	c : 100,000	b : 1285	c : 812
Compositae . . .	10,000	144	90	0,009	0,100	0,112	0,117
Cyperaceae . . .	1200	82	74	0,061	0,010	0,063	0,090
Gramineae . . .	2080	91	82	0,104	0,020	0,070	0,084
Juncaceae	190	17	13	0,006	0,001	0,013	0,017
Glumaceae . . .	3390	190	120	0,175	0,031	0,146	0,171
Labiatae	1400	63	35	0,025	0,014	0,048	0,043
Papilionaceae . . .	3000	63	35	0,006	0,030	0,049	0,043
Personatae . . .	1350	50	33	0,024	0,014	0,038	0,041

Die gründlichsten Untersuchungen über diesen Theil der Aufgabe hat Bunsen angestellt und ist nach seinen daraus gewonnenen strengern Grundsätzen folgerichtig verfahren, aber freilich so schonend, daß offenbar der unleidlichen Härten zu viele übrig geblieben sind, als daß man sich von der ihm beliebten Gestalt der Lieder eine willkommene Aufnahme bei der gegenwärtigen Generation versprechen dürfte. Es hat sich darüber auch die Ansicht seiner Freunde so geäußert, und der Umstand, daß von seinem Werke noch immer keine zweite Auflage nöthig geworden ist, gibt von Seiten der christlichen Gegenwart die Bestätigung.

In poetischer Hinsicht kommt Dreierlei in Betrachtung: der Rhythmus, der Reim und die Tropen. Das Rhythmische der Kirchenlieder hat sich eigentlich erst im 17. Jahrhundert entschiedener ausgebildet, während im 16. noch vorherrschend die Meistersängerregel der Sylbenzählung galt. Wollte man die alten Lieder, welche nach dem ältern prosodischen Gesetz entstanden sind, in ein strenges rhythmisches Maß bringen, so würden sie nicht bloß gerade von dieser merklichsten Seite ihre Eigenthümlichkeit einbüßen, sondern es müßte in Folge dieser Verwandlung auch noch sonst so Vieles im Ausdruck, im Satz u. s. w. verändert werden, daß unter einer völlig oder doch vorzugsweise neuen Form der Charakter und Geist eines Liedes nothlitte. Deßhalb ist auch hierauf bisher zumeist eine billige Rücksicht genommen worden, indem es unverwehrt seyn mag, hier und dort eine leichte rhythmische Bewegung durch ungesuchte Umstellung der Worte zu bewirken und dadurch die Strophe dem prosodischen Gefühl der Gegenwart näher zu rücken, ohne gerade durch ein größeres Opfer den Ton und Schnitt des Alterthumes ganz aufzuheben. Anders dagegen verhält sich's mit den geistlichen Gedichten späterer Zeiträume, worin die rhythmische Regel bestanden hatte und nur durch Nachlässigkeit des Dichters übertreten worden war, und wo es ohnehin, weil die Uebertretung seltener vorzukommen pflegt, auch leichter fällt, das Ungelenke in dem rhythmischen Organismus des Liedes einzurichten.

Auch der Reim scheint für den Zweck des Kirchenliedes nicht eben mit kritischer Schärfe geprüft und verbessert werden zu müssen. Unreine Reime sind gewiß unverboten, weil sie nur dem zärteren musikalischen Ohr unangenehm lauten, die Erbauung aber in der Gemeinde gewiß nicht stören, auch den frommen Kritikus nicht

Hauptfamilien der Localflora.	Summe der Species.			Quotienten.			
	auf der Erde. a	in Würt. b	in Reth. c	c:a	c:100,000	b:1285	c:812
Rosaceae	870	57	32	0,035	0,009	0,044	0,040
Cruciferae	1200	67	39	0,030	0,012	0,047	0,036
Caryophyllaceae . .	650	48	29	0,043	0,006	0,028	0,037
Ranunculaceae . .	700	44	26	0,040	0,007	0,034	0,035
Umbelliferae . . .	1000	54	29	0,270	0,010	0,042	0,035
Salicineae	140	20	13	0,092	0,001	0,015	0,017
Betulineae	30	5	3	0,100	0,003	0,003	0,008
Cupuliferae . . .	100	8	5	0,031	0,001	0,001	0,006
Coniferae	150	6	5	0,031	0,001	0,004	0,006
Amentaceae . . .	400	37	26	0,061	0,008	0,029	0,037

Die Resultate, die sich aus dieser Zusammenstellung ergeben, sind folgende:

1) Den Quotienten betreffend, welcher den Grad anzeigt, in welchem die Gesammtzahl der Species einer Familie durch die in hiesiger Lokalflora vorkommenden Hauptfamilien repräsentirt ist.

α) Keine der in hiesiger Flora vorkommenden Pflanzenfamilien umfasst mehr als 0,20 = $\frac{1}{5}$ sämmtlicher Species.

β) Diesen höchsten Quotienten erreicht die Anzahl der Species nur bei 2 Familien, nämlich bei der der *Betulineen* und *Umbelliferen*.

γ) In Bezug auf den extensiven Grad des Typus, den eine der Hauptfamilien in hiesiger Umgegend erreicht, folgen sich in absteigender Linie dieselben in folgender Reihenfolge:

Umbelliferae, *Betulineae*, *Gramineae*, *Salicineae*, *Cyperaceae*, erst nach einer bedeutenden Kluft folgen *Caryophyllaceae*, *Ranunculaceae*, *Rosaceae*, *Coniferae*, *Cupuliferae*, *Cruciferae*, *Labiatae*, *Personatae*, *Compositae*, *Papilionaceae*, *Junceae*.

δ) Hat man also die ganze Pflanzenwelt der *Phanerogamen* im Auge und wäre der Typus anzugeben, welcher für den speciellen Fall der hiesigen Lokalflora relativ die höchste extensive Entwicklung entfaltet hätte, so wäre es von diesem Gesichtspunkt aus der Typus der *Umbelliferae* und *Amentaceae (Betulineen* und *Salicineen)*, welchen die gegebenen Lokalverhältnisse relativ die günstigsten sind.

2) Die Differenz der Quotienten betreffend, welche sich bei Vergleichung der Landesflora und der Lokalflora ergiebt:

α) In gleichem oder nahezu gleichem Verhältniss participiren folgende Familien einerseits an der Flora von Württemberg und der hiesigen Lokalflora: *Compositae*, *Ranunculaceae*.

β) Eine Differenz, indessen untergeordneten Rangs, zeigt sich bei dem grössten Theil der Hauptfamilien. Ich lasse sie folgen in der Reihenfolge, als dieselben in der Differenz zunehmen, nämlich:

Coniferae, *Cupuliferae*, *Salicineae*	differiren	0,002
Personatae	„	0,003
Junceae, *Rosaceae*	„	0,004
Labiatae, *Betulineae*	„	0,005
Papilionaceae, *Gramineae*	„	0,006
Umbelliferae	„	0,007
Caryophyllaceae	„	0,009

γ) Eine Differenz von wesentlicher Bedeutung aber zeigt sich bei den 2 Familien der *Cruciferae*, sie differiren 0,011
und *Cyperaceae* „ 0,027

δ) Diejenigen Familien, welche einen höheren Quotienten in der Lokalflora als in der Landesflora haben, sind die Familien der

Cyperaceae,	differiren	+ 0,027
Caryophyllaceae	„	+ 0,009
Betulineae	„	+ 0,005
Junceae	„	+ 0,004
Personatae	„	+ 0,003
Cupuliferae	„	+ 0,002
Coniferae	„	+ 0,002

Diejenigen Familien, welche mit einem niedrigern Quotienten in der Lokalflora als der Landesflora participiren sind die:

Cruciferae	differiren	— 0,011
Umbelliferae	„	— 0,007
Papilionaceae, *Gramineae*	„	— 0,006
Labiatae	„	— 0,004
Rosaceae	„	— 0,003

ε) Der Hauptunterschied in Bezug auf die relative Verbreitung der betreffenden Hauptfamilien in beiden Floren lässt sich also kurz so fassen:

Die höchste Differenz übersteigt 0,02 d. i. 2 % nicht. Wäh-

rend nur 2 der massgebenden Familien beiderseits gleiche Verhältnisse zeigen, nämlich die *Compositae* und *Ranunculaceae*, zeigen 12 Familien eine, jedoch grösstentheils untergeordnete Differenz; und hiebei kann man im Allgemeinen sagen, dass die Familien, welche einen höher entwickelten Blüthenbau zeigen, meistens in der Landesflora einen höhern Quotienten haben, die mit unvollkommenerem Blüthenbau dagegen z. B. die *Glumaceae* und *Amentaceae*, in der Lokalflora. Von einigermassen höherer Bedeutung aber sind die Differenzen bei der Familie der *Cruciferen* und *Cyperaceen*. Hier zeigt sich, der so eben bemerkten allgemeinen Norm getreu, dass namentlich die *Cyperaceen* mit einer starken positiven Differenz, die Familie der *Cruciferen* aber mit einer merklichen negativen Differenz in der Lokalflora prävaliren.

Im Bisherigen wurde das numerische Verhältniss zwischen Familien, Genera und Species untersucht und, so weit möglich, Vergleichungspunkte mit der Landesflora angeknüpft, jetzt soll das numerische Verhältniss zwischen Familie und Individuum einer approximativen Beleuchtung unterworfen werden und damit gehe ich über zur phytophysiognomischen Beschreibung der Lokalflora.

Zur Beantwortung der Frage, welche Familie, welche Genera und Species durch die massenhafte Entwicklung ihrer Individuen am meisten zum physiognomischen Charakter d. h. landschaftlichen Charakter beitragen, wird zuerst das Areal mit Rücksicht auf dessen Benützung in Betracht gezogen werden müssen. Was die Benützung des Areals betrifft, so gibt folgende Uebersicht hierüber die nöthigen Data an die Hand.

Die Gemeinden Roth und Spindelwag haben an

Areal	Morgen.	Quotient. x:10664
Ackerfeld	4177	0,38
Waldungen	3937	0,36
Wiesen	1640	0,15
Weiden und Oeden	398	0,03
Wegen und Gräben	202	0,018
Gärten	150	0,014
Wasserfläche	102	0,009
Gebäuden	58	0,002
Summa	10,664	1,00

Die überwiegende Masse des Areals bildet das Ackerfeld circa $^3/_5$, ein nahezu gleiches die Waldfläche, welche zusammen $^4/_5$ des gesammten Bodens ausmachen, von dem letzten $^1/_5$ kommen $^4/_5$ auf das Areal der Wiesen und das letzte $^1/_5$ des $^1/_5 = ^1/_{25}$ ist für Weiden, Oeden, Gärten, Wege und Wasserfläche bestimmt.

Das Ackerfeld ist nun stets zur Hälfte mit *Glumaceen* bepflanzt, während $^1/_4$ brach oder öde liegt, und das letzte $^1/_4$ mit *Leguminosen*, *Cruciferen* und *Solaneen* bepflanzt ist. Gleichfalls mit *Glumaceen* ist bepflanzt das Areal der Wiesen, nur mit dem Unterschied, dass dort die *Gramineen*, hier die *Cyperaceen* überwiegen, so fern die Wiesen fast durchgängig sogenannte saure Wiesen sind, auch die Mehrzahl der Gärten und Länder ist mit *Glumaceen* bepflanzt, folglich die Fläche des mit *Glumaceen* bepflanzten Areals kann wenigstens zu $^1/_3$ angeschlagen werden, wovon 2 Theile mit *Gramineen* und 1 Theil mit *Cyperaceen* bewachsen seyn mögen.

Das Verhältniss des Waldes zu dem mit *Glumaceen* bewachsenen Areals verhält sich wie $^3/_5$ zu $^1/_3$ oder wie $^9/_{15} : ^5/_{15} = 8:5$

Die Waldfläche überwiegt also über die des bebauten Feldes. Der Wald aber ist in folgendem Verhältniss bestockt:

Reine Laubwaldungen	57
Nadelholzwaldungen	3757
Gemischte Waldungen	123
	3937

Nehme ich nun die Waldfläche als 1 an, ebenso von den gemischten Waldungen $^1/_6$ als Nadelholz, wodurch die Nadelholzwaldfläche auf 3787 Morgen anwächst, so verhält sich der Laubwald zum Nadelwald wie 1 : 66 oder wie 0,14 : 0,86, wornach das Areal des Nadelwalds $^{86}/_{25}$, das des Laubwalds $^1/_{25}$ des Gesammtareals betragen würde, somit der Nadelwald nahezu das gleiche Areal wie das mit *Glumaceen* bewachsene Feld ausmachen würde, die Differenz zu Gunsten des letztern ist $^1/_{25}$. Während also bei der Betrachtung des numerischen Verhältnisses der Pflanzenspecies zur Familie i. e. bei den **phytotopographischen Verbreitungsverhältnissen der Familien** oder, was nahezu das gleiche ist, der **Formenmannigfaltigkeit der Flora**, die Familie der *Coniferen* mit 2 Genera und 4

Species gar nicht in Betracht kommt, gibt sie, was die massenhafte Entwicklung der Individuen, den phytophysiognomischen Charakter der Gegend betrifft, mit der Familie der *Glumaceae* den Ausschlag.

Was die Laubwaldungen anbelangt, die mit *Amentaceen* (exclusive der *Coniferae* hier genommen) bewachsen sind, so überwiegen die Familienglieder der *Betulineen* und *Salicineen* über die der *Cupuliferen*, da dieselben in ihrem reinen und gemischten Bestand aus Birken, Erlen und Sahlweidenwaldungen bestehen, und reine Buchen- und Eichenwaldungen nur auf kurze Strecken vorkommen, dagegen Erlengebüsche, Birken und Sahlweiden auch als Unterholz sehr häufig vorkommen.

Die Familien, welche hier in Betracht kommen, nehmen also an dem landschaftlichen oder phytophysiognomischen Charakter der hiesigen Gegend in folgender Weise Antheil.

Die Familie der

Coniferae	mit	$^1/_8$ als Nadelwald
Glumaceae	„	$^1/_4$ als Ackerfeld und Wiesen
Cyperaceae $^1/_3 \cdot {}^1/_8 = {}^1/_{24}$		
Gramineae $^2/_3 \cdot {}^1/_4 = {}^2/_{12}$		
Amentaceae	mit	$^1/_{12}$ als Laub- u. gemischter Wald
Leguminosae	„	$^1/_{32}$ Futterkräuter
Solaneae	„	$^1/_{32}$ Reacheinbau.

Dieses Areal beträgt 0,62 des Gesammtareals, die übrigen 0,38 nach Abzug des von Pflanzendecke entblößten Areals = 0,004 würden von 685 Species der *Phanerogamen* eingenommen, während von den erwähnten 5 Familien zusammen es nur 119 Species sind, welche den landschaftlichen Charakter constituiren.

B. Die qualitativ phytotopographischen Verhältnisse.

1) Die Qualität des Areals zur Pflanzenwelt.

a) Phytotopographischer Charakter der Region.

Die hieher bezüglichen Data der Climatologie, so weit dieselben ermittelt und annähernd angenommen werden konnten, sind bereits oben erwähnt.

Schübler gibt in der Flora von Württemberg für diese Erhebung am nördlichen Abhang der Alp, wo die mittlere Jahrestemperatur nahezu gleich seyn mag, die obere Gränze von *Juglans regia* an. In geschüzter Lage kommt der Wallnussbaum auch hier fort, jedoch karg, selbst das Kernobst bedarf hier, wo die Gegend den Winden so sehr ausgesetzt ist, Schutz und sorgfältige Pflege. Die hauptsächlichsten Culturpflanzen sind die *Cerealien*, und unter diesen, bei dem meistentheils schweren Lehmboden des Roththals vor allem der Dinkel, der aber bei gehöriger Pflege und einigermassen günstigen Witterungsverhältnissen eine gute Ernte abwirft. In trockenen Jahrgängen z. B. 1834 wurde auf hiesigem Herrschaftsgute schon ein Dinkel erzeugt, *in quali et quanto* so vorzüglich, dass er damals in Bregenz, einem der grossen Fruchtmärkte für Oberschwaben, weit aus als erste Qualität, wie sie selten zu Markt gebracht wird, galt. In ungünstigen Jahrgängen ist der Balg des Korns, das hier gewachsen, etwas rauh, dick, wenigstens dicker als bei dem Korn des Illerthals. Während das Roththal vorzüglich der Cultur des Dinkels günstig ist, gedeiht Roggen und Gerste besser auf dem leichteren kalkreichen Boden des Illerthals. In den höhern Lagen hiesiger Gegend und bei schlechter Cultur ist es hauptsächlich der Haber, welcher die Hauptculturpflanze ausmacht.

Was die Forstcultur betrifft, so ist bereits oben erwähnt worden, dass die *Coniferen* und von diesen die Fichte, *Pinus picea*, weniger die Edeltanne *Pinus abies* und nur versuchsweise *Pinus larix*, ebenfalls von untergeordneter Bedeutung *Pinus sylvestris*, die Föhre, die Hauptculturen bilden. Dass indessen unter den gewählteren Lagen, bezüglich der Bodenbeschaffenheit auch Eichen und Buchen gedeihen, und dass namentlich in früherer Zeit hier zu Land auch ausgedehnte Eichwaldungen und Buchwälder zu sehen gewesen seyn müssen, hiefür sprechen einerseits ältere Dokumente, z. B. ein Vertrag bezüglich der Eichelmast zwischen Grundherrschaft und Bauren vom Jahr 1456 (*Historia Rothensis* von Stadelhofer), andererseits einzelne schöne Buchenbestände, welche noch in Besitz der Grundherrschaft sind.

In Hinsicht auf die wildwachsenden Pflanzen schliesst sich die hiesige Lokalflora bereits der Subalpinen-Region der Schweizeralpen an, indem bereits, entweder begünstigt durch die Configuration des Terrains, wie im Illerthal, oder durch die Beschaffenheit des Bodens mehre Alpenpflanzen bis in die hiesige Gegend vorgerückt sind, wie in die grösseren und kleineren Riedern der hiesigen Gegend z. B. Wurzach, Benningen, Eichenberg, Füramoos.

b) Phytotopographischer Charakter des Standortes (statio).

Schübler hat in seiner Einleitung zur Flora von Württemberg die Pflanzen der Flora nach ihren Standorten gruppirt. Ich habe dieses in Bezug auf die hiesige Lokalflora nicht speciell gethan, indessen ist, ohne sich zu weit von der Wahrheit zu entfernen, anzunehmen, dass mit geringen Modifikationen die gleichen Verhältnisse für *Mono-* und *Dicotyledonen* dort wie hier gelten werden. Diese durch die Lokalität gebotenen Modifikationen bestehen aber vornehmlich darin, dass die Felsenpflanzen der *Flora würtembergica* hier ganz wegfallen, dafür aber das Verhältniss der Sumpfpflanzen gerade um so viel sich vermehren wird. Diesem zu Folge würde sich das Verhältniss der Standorte etwa folgendermassen ausnehmen

Standorte.	Monocot.	Dicotyl.	Summe beider.
Wasserpflanzen	0,019	0,007	0,026
Sumpfpflanzen	0,131	0,052	0,183
Wiesenpflanzen	0,054	0,114	0,168
Waldpflanzen	0,067	0,201	0,268
Sandpflanzen	0,005	0,019	0,024
Ackerunkräuter	0,008	0,109	0,117
Gartenunkräuter	0,012	0,028	0,040
An Strassen u. auf Schutt	0,005	0,093	0,098
An Hecken etc.	0,001	0,055	0,056
Medium	0,033	0,077	0,111

Die mineralogische Beschaffenheit des Bodens betreffend, habe ich noch folgende Data gesammelt. Wie aus der geognostischen Topographie hervorgeht, sind es überwiegende Kalkge-

rölle und Lehmlager, welche den Untergrund bilden, somit das Material auch für die Bodenkrume liefern. Diesem entsprechend finden sich auch hier von den 98 Pflanzen, welche H. v. Mohl (naturwissenschaftl. Jahreshefte Jahrg. I.) als kalkliebende Pflanzen unserer Landesflora aufgezählt hat, 37 Species, nämlich: *Aconitum lycoctonum, Anemone ranunculoides, Anem. pulsatilla, A. hepatica, Viola mirabilis, Astragalus glycyphyllus, Rubus saxatilis, Astrantia major, Cirsium rivulare, eriophorum, Artemisia absynthium, Anthemis tinctoria, Inula salicina, Digitalis ambigua, Specularia Speculum, Stachys germanica, Globularia vulgaris, Euphorbia amygdaloides, Orchis coriophora, Herminium monorchis, Ophrys apifera, Cephalanthera rubra, pallens, Epipactis latifolia, Cypripedium calceolus, Lilium martagon, Convallaria verticillata, Carex pulicaris, paradoxa, teretiuscula, digitata, brizoides, ornithopoda, montana, Lesleria coerulea.*

Der bei weitem grösste Theil dieser Pflanzen kommt entweder in der kalkgeröllreichen Illerebene oder auf den das Roththal begränzenden Kalkgeröllhügeln vor, und nur selten ist es, dass man eine dieser Pflanzen z. B. *Anemone ranunculoides, Carex pulicaris, brizoides* in dem Roththal selbst antrifft.

2) Die Quantität der Flora zum Areal.

a) Phytotopographische Eigenthümlichkeiten und Seltenheiten der hiesigen Flora.

Der hiesigen Flora gewährt das sumpfige Terrain des Roththals eine grosse Reichhaltigkeit an *Carices*. Die selteneren derselben sind: *Carex capitata, cyperoides, limosa, Oederi, pulicaris, digitata, flava, microglochin* (mit der *limosa* auf dem Eichenberger Ried, 1 Stunde von Roth gelegen, das im Roththal liegt, vorkommend) *Cyperus flavescens, Scirpus setaceus, Baeothryon*, ausserdem *Alnus viridis, Betula fruticosa, Pinus mughus, Saxifraga hirculus*, letztere drei auf dem Eichenberger Ried, *Salix daphnoides, repens, phylicifolia* (von H. v. Mohl nicht aufgezählt) *Veronica scutellata, Scutellaria galericulata, Cicuta virosa, Vaccinium myrtillus, oxycoccos, uliginosum, Senecio alpinus, Sedum villosum, Comarum palustre, Circaea alpina, Arenaria serpillifolia, Drosera rotundifolia* und *longifolia, Viola tricolor,*

palustris, *Sagina nodosa*, *Stellaria uliginosa*, *Potamogeton rufescens*, *Cochlearia officinalis* (bei Gutenzell drei Stunden von hier).

Dem Wurzacher Ried, im Flussgebiet der Aach gelegen, eigenthümlich und bisher im Gebiete der Roth noch nicht aufgefunden sind: *Pedicularis Sceptrum Carolinum* *), *Cladium mariscus*, *Pinguicula alpina*, *Scheuchzeria palustris*, *Utricularia intermedia*, *Sturmia Loeselii*, *Carex chordorrhiza*, *heleonastes*, *microglochin*, *Eriophorum alpinum*, *Rhynchospora alba*, *Lonicera alpigena* *Schoenus ferrugineus*, von Moosen, *Splachnum ampullaceum*.

Dem Riede bei Benningen im Bairischen (in der Illerebene 1 Stunde südlich von Memmingen gelegen) eigen und auf dem Wurzacher Ried noch nicht gefunden sind *Swertia perennis* und *Bartsia alpina*.

Im Illerthal allein aufgefunden sind *Cerinthe alpina*, *Poa alpina*, *cenisia*, *Inula salicina*, *Hippophaë rhamnoides*, *Polygonum riviparum*, *Hottonia palustris*, *Gentiana utriculosa*, *germanica* *Allium suaveolens*, *Lepidium alpinum*, *Hieracium staticaefolium*, *Herminium monorchis*, *Orchis ustulata*, *Carex alba*, *ornithopoda*, (die beiden Hauptcarices des Illerthals) *Rosa cinnamomea*, *Veronica urticaefolia*, *Staphylea pinnata* (bei der Ruine Markstetten, einziger Standort).

Dem *Plateau* zwischen Iller und Roththal eigenthümlich und ausgenommen den Standort bei Dikerreishausen in der oberbairischen Ebene (4 Stunden von hier), von Koch nur noch bei Oldesloe im Holsteinischen angeführt, ist der seltene *Juncus tenuis*. Zuerst wurde derselbe in Süddeutschland von Pfarrer Koeberle von Dikerreishausen gefunden und von Hoppe bestimmt, gleichzeitig fand ihn auch Apotheker Ducke im Jahr 1832 (wenn ich nicht irre) $^1/_2$ Stunde von hier, am Fusswege von hier nach Thanheim und später in der Nähe der Ruine Marstetten, welche, ein unvergleichlich schöner Punkt des Illerthals, mit den schönst gelenen Punkten des Landes Waldburg,

---

*) Die Exemplare gehen durch die Cultur des Wurzacher Rieds, noch mehr aber leider durch die Industrie einiger botanischer Herbivoren, so sehr zusammen, dass trotz aller Mühe im Sommer 1846 von Ducke, der sie für Württemberg entdeckte, und mir an den gewöhnlichen Standorten kein einziges Exemplar mehr gefunden werden konnte.

Staufen, Bussen etc. wetteifern kann, und zwei Stunden von hier entfernt, auf dem steilen Abhang des Iller-Roth Plateau's bei Aitrach liegt.

Gleichfalls als einziger Standort hiesiger Gegend für *Veratrum album*, das aber noch nie geblüht hat, ist ein Seitenthälchen des Iller-Roth Plateau's, in das Illerthal ausmündend, der sogenannte Tonschoren oder Wolfsweiher zu bemerken. Ebenso als botanische Eigenthümlichkeit dieses Höhenzuges ist das Vorkommen der *Digitalis purpurea var. albiflora*, welche bis jetzt nur an einer Stelle gefunden wurde, aufzuzeichnen. Diese schöne Pflanze wurde aber seit einigen Jahren durch das Heranwachsen des Fichtenschlages zwischen hier und Thanheim wahrscheinlich auf lange Jahre unterdrückt.

Nicht zu übersehen ist auch das periodische Vorkommen der *Carex cyperoides*, welche auf dem im Jahr 1842 ausgetrockneten Weiher bei Spindelwag nach Ducke's Aussage in solcher Masse vorkam, dass man einen Wagen voll hätte leicht abmähen können, i. Jahr 1844 aber so zusammengegangen war, dass ich mit Mühe am Ausfluss des nun wieder eingelaufenen Weihers zwei Exemplare finden konnte.

Brieflicher Mittheilung zu Folge hätte die Sommerhitze des Jahres 1846 die Flora Oberschwabens (wenigstens der hiesigen Umgegend) um eine, vielleicht zwei Pflanzenspecies bereichert.

A. Duke fand im September in der Nähe von Haidgau *Panicum sanguinale (Digitaria humifusa Pers.)*, jedoch in verkümmerten Exemplaren, ebenso in der Umgegend von Wolfegg *Leersia oryzoides*; ob letztere Pflanze in der Umgegend von Roth auch vorgekomme, steht dahin.

b) Vergleichung der qualitativen Eigenthümlichkeiten der Lokalflora mit denen der Landesflora.

Von den 55 Pflanzen, welche H. v. Mohl als dem Neckar und Taubergebiet mit der Flora des Rheinthals gemeinschaftlich und für hier eigenthümlich anführt, kommen in der hiesigen Lokalflora vor: *Verbascum blattaria*, *Typha angustifolia*, *Rosa arvensis*.

Von den auf dem Keuper wachsenden Sandpflanzen, 17 an

kränken, wenn er eben fromm und nicht als Kritikus mitſingt. In alten Liedern möchte ich ſelbſt Aſſonanzen: nimmt, bringt; Gott, Hort; oder bloße Alliterationen: Luſt, Koſt; betroffen, Waffen; nimmt, hemmt; nicht ausweiſen, wenn die bewirkte Veränderung nicht ganz nahe liegt und zeitgemäß lautet. Sogar mißrathene Aſſonanzen oder Alliterationen möchten lieber ſtehen bleiben, wie in dem bekannten Liede, Chriſtus der iſt mein Leben V. 2:

Mit Freud' fahr ich von dannen
Zu Chriſt dem Bruder mein,
Zu ſeinem Thron zu kommen,
Ewig bei ihm zu ſeyn; (Bunſen, Knapp.)

als mit Stier zu ſetzen:

Ich fahr dahin mit Frieden
Zu Dir, Herr Jeſu Chriſt,
Von dir ſtets ungeſchieden,
Der du mein Bruder biſt,

wo nicht nur gar zu viel unnöthigerweiſe, ſondern auch in einer modernen Art gegen den Schluß, verändert iſt. Eher noch wäre die Bearbeitung des Berliner Geſangbuchs zu billigen:

Mit Freud' fahr' ich von hinnen
Zu Chriſt, dem Bruder mein,
Den Himmel zu gewinnen
Und ſtets bei ihm zu ſeyn,

wenn der Himmel als ein zu gewinnendes Gut nicht zu abſtrakt genommen werden müßte; daher concreter im Gedanken, wenn auch minder prăcis im Reim, würde zu hinnen, die dritte Zeile lauten:

Vor ſeinem Thron zu dienen.

Im Reime darf ferner noch am eheſten ein alterthümlicher Ausdruck, der ſich nicht ohne Gefahr fürs Ganze wegſchaffen ließe, ſtehen bleiben, wie für ſt. vor, Erden ſt. Erde, Herze ſt. Herz, genung ſt. genug; aber nicht wohl abe auf Stabe, feynd auf Feind, heunt ſt. heut auf Freund, Riebe ſt. Rebe auf Liebe u. dgl. m.

Was die poetiſchen Bilder ſodann betrifft: ſo iſt darüber ſchon vorher geſagt, welche ins Kirchenlied gehören und welche nicht. Nun ſtehen aber in ſehr guten Liedern oft neben den tiefſten, zarteſten und ſchwungreich edelſten Tropen auch unpaſſende, ärgerliche, die

der Zahl, kommen hier vor *Lepigonum rubrum, Hypericum humifusum, pulchrum.*

Von den Pflanzen, welche Schwarzwald und die Keuperformation gemeinschaftlich haben, (9 an der Zahl) kommen auch hier vor: *Vaccinium myrtillus, uliginosum* und *vitis idaea.*

Von den 5 Pflanzen, die der Schwarzwald und Alp gemein haben, kommen vor: *Gentiana lutea, Melampyrum sylvaticum.*

Von den Pflanzen, die der Schwarzwald und Oberschwaben gemein haben, kommen vor: *Malaxis paludosa, Vaccinium oxycoccos, Pinus mughus, Lonicera nigra, Scirpus caespitosus, Circaea alpina.*

Von den 56 Alppflanzen kommen vor: *Buphthalmum salicifolium, Teucrium montanum, Salvia verticillata.*

Von den Pflanzen der Alp und des Oberlandes kommen auch in hiesiger Gegend vor: *Thalictrum aquilegifolium, Salvia verticillata, Lonicera alpigena, Lysimachia thyrsiflora, Petasites albus, Herminium monorchis, Staphylea pinnata.*

Von den Oberschwaben als eigenthümlich aufgeführten 94 Pflanzen kommen hier vor: *Viola bicolor, Drosera rotundifolia, longifolia, Rosa cinnamomea, Myricaria germanica, Saxifraga hirculus, Senecio lyratifolius (spinus L.) Campanula caespitota, Gentiana utriculosa, Swertia perennis, Cerinthe alpina, Pedicularis Sceptrum Carolinum, Veronica urticaefolia, Galeopsis versicolor, Salvia glutinosa, Pinguicula alpina, Utricularia intermedia, Primula farinosa, Hottonia palustris, Polygonum viviparum, Hippophaë rhamnoides, Salix daphnoides, phylicifolia* (s. oben) *Betula humilis Schrank (fruticosa Pallas), Alnus viridis, Potamogeton rufescens, Sturmia Loeselii, Allium suaveolens, Veratrum album, Cladium mariscus, Eriophorum alpinum, Carex capitata, microglochin, cyperoides, chordorrhiza, heleonastes, limosa, alba, Oederi, Poa cenisia, alpina.*

c) Natürliche Gränzen der hiesigen Lokalflora.

Die hiesige Flora ist ein Theil der oberschwäbischen Flora und ihre natürlichen Gränzen sind eigentlich durch das Flussgebiet der Roth gegeben. Bei seinem Ursprung unweit Baierz mittelst des oberen Rothbachs und bei Frauenlob im

Steinethal andererseits, wo die Zuflüsse der Haslach beginnen, wird dieses Flussgebiet und damit das der Flora durch die Hochebene von Treerz, Seibranz, Thalacker, Nestbaum, etc. von dem Flussgebiet der Ach oder Aiterach, zunächst hier der Wurzacher Ach, wie von dem der Iller getrennt. Ein Höhenzug begleitet das Roththal rechterseits bis gegen Balzheim im Illerthal, dieses streng von dem der Roth absondernd, seine mittlere Elevation ist etwa zu 120—130 W.F. über der Illerebene anzunehmen.

In dem unteren Lauf der Roth, wo gegen Norden hin der Höhenzug sich mählig abdacht, tritt zwischen Roth und Illerthal ein parallel mit beiden laufendes Flussthälchen, das der Wechung, das oberhalb Balzheim entspringend, unterhalb Wiblingen in die Iller einmündet. Die Roth selbst mündet unterhalb Dellmensingen, wo sie ihren letzten Zufluss erhält, in einem breiten Thale unmittelbar in die Donau. Linkerseits ist das Roththal durch ein niedriges Plateau von dem Flussgebiet der Rottum und Westernach getrennt. Die oben verzeichnete Flora umfasst somit nur einen Theil der durch natürliche Gränzen bestimmten Flora des Roththals, und müsste somit wahrscheinlich manche Pflanzen des Donauthals enthalten, die hier fehlen, weil die Pflanze Fluss-aufwärts nicht so weit geht, z. B. *Butomus umbellatus*, *Sagittaria sagittifolia*, *Muscari botryoides*, *Scilla bifolia*, *Ornithogalum luteum*, während sie von der Flora des Illerthals, die manche charakteristische Alpenpflanze enthält, wie von der des Ach oder Aiterachthals, welchem das Wurzacher Ried angehört, das wirklich eine der kostbarsten, wo nicht die kostbarste botanische Fundgrube Oberschwabens ist, manche Seltenheit entbehren muss. —

Schlussfolgerungen.

Am Ende meiner phytotopographischen Schilderung wird es nicht am unrechten Platz seyn, wenn ich die gewonnenen Hauptresultate kurz zusammen stelle.

1) Die hiesige Lokalflora ist nicht nur sehr reichhaltig, sondern auch sehr mannigfaltig.

2) Zu dieser Mannigfaltigkeit tragen bei 94 Familien 354 Genera und 804 Species bei

3) Der Anzahl der Arten nach sind die Familien der *Compositae* und *Cyperaceae* überwiegend, der Anzahl der Individuen nach, die der *Coniferen* und *Gramineen*.

4) Von sämmtlichen Pflanzenfamilien zeigt der Typus der *Amentaceen* (*Betulineen*) und *Umbelliferen* die relativ extensivste Entwicklung.

5) Die grösste numerische Artendifferenz der in der Landes- und Lokalflora vorkommenden Familien zeigen die *Cyperaceen* und *Cruciferen*. Erstere überwiegen in der Lokalflora, letztere in der Landesflora.

6) Die hiesige Flora gehört bereits der Subalpinen-Region an, obere Grenze des Wallnussbaums; Cerealienbau und unter diesem der Dinkel, ist für hiesige Gegend charakteristisch.

7) In Bezug auf den Standort überwiegen die Sumpfpflanzen und kalkliebenden Pflanzen, erstere im Rothtal, letztere im Illerthal und auf den Höhen.

8) Die merkwürdigsten Lokalitäten in botanischer Beziehung sind: die Illerebene mit Marstetten und dem Benninger Ried, das Eichenberger und Wurzacher Ried.

9) Die natürliche Gränze der Lokalflora wäre eigentlich durch das Flussgebiet der Roth bestimmt, doch fehlen zu einer solchen Sonderung der Flora noch die nöthigen Thatsachen.

---

9. Nekrolog Major v. Zieten's.

Karl Hartwig v. Zieten, Major im K. Württembergischen Ehren-Invalidencorps, ward geboren zu Neubrandenburg in Meklenburg den 2. Februar 1785. Sein Vater, Gottfried Christoph Daniel v. Zieten, ein Grossneffe des berühmten K. preussischen Feldherrn und Freundes Friedrichs des Grossen, Hans Joachim v. Zieten, trat im Jahr 1805 in Württembergische Dienste, errichtete als Oberstlieutenant das leichte Jägerregiment Prinz Paul, focht in Schlesien, ward nach der Affaire bei Strelen zum Oberst ernannt, erhielt den Militairverdienstorden und verstarb als Kommandeur des K. Ehren-Invalidencorps zu Stuttgart im Jahr 1812.

Seine Mutter war Johanna Beate v. Niesemeuschel aus Schlesien; sie ward nach dem Tode ihres Gatten zur Oberhofmeisterin der Prinzessinnen Töchter des Prinzen Paul v. Württemberg ernannt, erhielt nach dem Tode des Königs Friedrich eine Pension und starb im März 1834 zu Ludwigsburg.

Er hatte sich von Jugend an zum Militairdienste bestimmt, ward im Jahr 1801 als Standarten-Junker zu Berlin angestellt, rückte später zum Premier-Lieutenant vor, focht als solcher die unglückliche Schlacht von Jena und Auerstedt, sowie die Gefechte bei Nordhausen, Tangermünde und Wiedmannsdorf mit, wurde bei letzterem gefangen und nahm 1807 seine Entlassung aus Preussischen Diensten, um seinem Vater nach Württemberg zu folgen. Im Jahr 1808 wurde er bei dem Chevaulegers-Regiment Herzog Heinrich als Lieutenant angestellt, focht 1809 unter Napoleon die Schlachten von Abendsberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg mit und erwarb sich in den Gefechten von Schärting, Efferding und Riedau, wo er ein Pferd verlor und einen Prellschuss erhielt, den Militair-Verdienstorden. Als sein Regiment zur Avantgarde unter Massena gestossen war, wurde ihm bei der mörderischen Massacre von Ebersberg (am 3. Mai 1809) durch die Kugel eines Zwölfpfünders der rechte Arm zerschmettert, so dass er erst im August nach Württemberg zurückkehren konnte. Hier wurde er zu der Leib-Escadron der K. Garde du corps versetzt, erhielt zugleich die Ernennung zum K. Kammerjunker und wurde später, da ihn seine Armverletzung zum laufenden Dienst unfähig machte, 1810 als Stabs-Capitain in das K. Ehren-Invalidencorps versetzt. Durch wiederholten Gebrauch des Wildbades wurde sein Arm so weit wieder hergestellt, dass er wieder schreiben und zeichnen lernen konnte, welches Talent er mehr und mehr auszubilden suchte. Den 27. Sept. 1811 verband er sich mit Charlotte Amalie Treffz, seiner noch lebenden Gattin, einer Tochter des 1813 verstorbenen Rechnungsraths Treffz in Stuttgart, welche ihm zwei Söhne und eine Tochter gebahr. Im Jahr 1813 musste er, als sich der Feind dem Grenzen näherte, das Kommando einer Kompagnie Landwehr übernehmen und die Gegend von Mergentheim und Ellwangen besetzen. Als sich Württemberg der Allianz gegen Frankreich anschloss, erhielt er auf

seine Bitte wieder eine Anstellung beim aktiven Militair und marschirte als Hauptmann des ersten Infanterie-Regiments nach Frankreich, machte die Beschiessung von Hüningen und Befort mit, brach bei Francheville seinen kaum geheilten Arm und wurde dadurch für immer zum aktiven Dienst unfähig. Nach dem Frieden wurde er wieder in das K. Ehren-Invalidenkorps versetzt, später aber nochmals zu Etappenkommandos in Kannstatt und Gundelsheim benützt. Nachdem nun das Invalidenkorps nach Komburg verlegt worden war, erhielt er, um seiner zerrütteten Gesundheit besser pflegen zu können, einen unbestimmten Urlaub. Im Jahr 1828 wurde er von Sr. Majestät dem König Wilhelm zum Major ernannt. Von dieser Zeit an lebte er im Schooss seiner Familie in stiller Zurückgezogenheit und beschäftigte sich theils mit Zeichnen und Oelmalerei, theils mit Entomologie, welche Thätigkeit jedoch häufig durch Gichtschmerzen unterbrochen wurde, Leiden, die der alljährige Gebrauch des Wildbades mehremale milderte, bis plötzlich durch einen Schlaganfall die beiden Beine sowie auch der linke Arm halb gelähmt wurden. Von nun an mehr zur Ruhe genöthigt und ans Zimmer gebannt wandte sich sein lebhafter Geist dem Studium der Petrefaktenkunde und Geognosie zu. Als sich die heilsame Kraft des Wildbades abermals so weit an ihm bewährt hatte, dass er mit Hülfe des Stockes kleine Excursionen machen konnte, begann er Versteinerungen zu sammeln, das Gesammelte zu vergleichen und die besten Exemplare davon zu zeichnen, so dass er im Jahre 1830 mit Herausgabe seiner „Versteinerungen Württembergs“ beginnen konnte, eines Werkes, welches durch Richtigkeit und Schönheit der Zeichnungen sich den besten Arbeiten der Art, selbst der neuesten Zeit, anreiht und noch von Keiner übertroffen wurde, das sich ferner auch durch das rasche Erscheinen der Hefte auszeichnete und schon im Jahr 1832 vollendet war. Dafür wurde ihm auch manche erfreuliche Anerkennung zu Theil. Seine Majestät der König gestattete nicht nur gnädigst die Dedikation dieses Werkes, sondern beschenkte auch den Verfasser mit einem kostbaren Ring. Der König der Franzosen ertheilte ihm die goldene Medaille, die naturforschende Gesellschaft zu Halle ernannte ihn zum ordentlichen Mitgliede.

Kaum war das angeführte Werk vollendet, so wandte er sich dem Studium der Verbreitung der verschiedenen Petrefakten in den einzelnen Formationen und deren Schichten zu. Das Ergebniss davon hat er mit der Aufschrift: „geognostisches Verzeichniss sämmtlicher Petrefakten Württembergs mit Citaten ihrer Abbildungen und Fundorte“ in dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins 1839. 1ter Bd. niedergelegt. Nebenher war er bemüht, zum Behuf einer zweiten Ausgabe seiner Versteinerungen Württembergs Materialien zu sammeln, und entwarf so eine Menge der schönsten Zeichnungen theils neuer oder bisher wenig gekannter, theils schöner, aufgefundener oder genauer erforschter und richtiger erkannter Petrefakten. Zu dieser neuen Ausgabe liegen die Tafeln völlig vollendet vor und es ist gegründete Hoffnung vorhanden, dass dieselben dem wissenschaftlichen Publikum durch Mitwirkung seines einzigen Sohnes, des K. Ober-Lieutenants Hugo Hans v. Zieten, in Bälde können mitgetheilt werden.

Mitten unter diesen Beschäftigungen, die ihm vielfache körperliche Leiden verursachten, überraschte ihn der Tod. Zu den stets wiederkehrenden gichtischen Affectionen gesellte sich eine Desorganisation der Blase und machte nach vielfachen Schmerzen dem bewegten Leben im 61ten Jahre ein Ende.

Zieten war von untersetzter, kräftiger Statur und erfreute sich eines glücklichen, heiteren Temperaments, das ihn Alles von der leichten, oft komischen Seite auffassen und wiedergeben liess; daher bei seinem Talent zum Zeichnen die Neigung, Karrikaturen zu entwerfen. Bei so manchen körperlichen Leiden waren Kopf und Herz gesund und, wie er selbst äusserte, eine heitere Laune ihm geblieben. Er hinterlässt ausser der treuen Verpflegerin und Gefährtin seines Lebens, seiner Gattin, einen Sohn und eine Tochter, welche an den Baron v. Kutzleben auf Willeshausen bei Eisenach in Kurhessen verheirathet ist, aus welcher Ehe er 5 Enkel erlebte. Friede ruhe auf seiner Asche!

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Chemische Notizen, mitgetheilt von Prof. Dr. Fehling.

a) Antike Bronzen.

Die Herren Hauptmann v. Dürrich und Dr. W. Menzel deckten im vorigen Herbst am Lupfen bei Oberflacht eine Reihe Heidengräber auf, deren Alter sie in das 4te bis 8te Jahrhundert verlegen. (Eine nähere Beschreibung der Gräber und der darin gefundenen Gegenstände mit Abbildungen findet sich in den Jahresheften des Württembergischen Alterthumsvereins. 3tes Heft. 1846). — Die Analyse mehrerer Gegenstände von Bronze gab einen starken Gehalt derselben an Zink, was auf eine spätere Zeit der Entstehung hindeutet.

Eine Schnalle von Bronze, wohl als Schmuck gebraucht, enthielt nach der Analyse von Carl Krauss in 100 Theilen:

82.4 Kupfer,
8.5 Zinn,
7.7 Blei,
1.4 Zink mit Spuren Eisen.
100.0

1.506 Grm. der Bronze hatten nämlich gegeben

1.556 Kupferoxid = 1.241 Kupfer,
0.163 Zinnoxid = 0.128 Zinn,
0.170 schwefels. Bleioxid = 0.116 Blei,
0.027 Zinkoxid = 0.021 Zink.

Ein anderes Bronzestück, wahrscheinlich zu den Verzierungen eines Pferdegebisses gehörig, gab nach der Analyse von Gustav Roser in 100 Theilen

87.68 Kupfer,
6.94 Zinn,
1.15 Blei,
4.13 Zink mit einer Spur Eisen.

1.262 Grm. dieser Bronze gaben nämlich

1.387 Kupferoxid = 1.106 Kupfer,
0.111 Zinnoxid = 0.087 Zinn,
0.065 Zinkoxid = 0.052 Zink.

2.182 Grm. Bronze = 0.039 schwefelsaures Bleioxid = 0.025 Blei.

Ein mit Ornamenten versehenes Metallblech von Bronze, welches eine

schöne gelbe Farbe zeigte und seinen Glanz sehr gut bewahrt hatte, enthielt auch Kupfer, Zinn, Blei und Zink.

b) Chemische Untersuchung von Koprolithen. *)

Von Gustav Roser.

Diese Koprolithen bestanden aus ungefähr haselnussgrossen Fragmenten, die auf einer Seite rund, auf der andern eckig (zerbrochen), sehr hart und von schwarzbrauner Farbe waren. Sie liessen sich nur schwierig zu Pulver zerreiben. Wasser löste fast Nichts daraus auf. In concentrirter Salzsäure war der grösste Theil löslich; beim Uebergiessen damit brauste das Pulver stark auf, und es entwickelte sich ein unangenehmer Geruch, der dem des brenzlichen thierischen Oels sehr ähnlich war.

Bei der qualitativen Analyse zeigten sich folgende Bestandtheile: an Basen Kalk und Eisenoxid nebst kleinen Antheilen von Bittererde, Thonerde und Manganoxidul; von Säuren hauptsächlich Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kohlensäure; das, was in Salzsäure unlöslich war, bestand aus Kieselsäure und organischer Materie, welche stickstoffhaltig war, indem sich, beim Erhitzen mit Natron-Kalk, Ammoniak daraus entwickelte, welches in Salzsäure aufgefangen wurde, woraus dann mit Platinchlorid Platinsalmiak gefällt werden konnte.

Zur quantitativen Bestimmung wurden 6,240 Grm. fein gepulvert und mit concentrirter Salzsäure das darin Auflösliche ausgezogen. Der unlösliche Rückstand wurde auf ein gewogenes Filter gespült und bei 100 Grad getrocknet, seine Menge betrug 0,467 Grm., er wurde dann im Platintiegel geglüht, um die organische Substanz zu verbrennen, nach dieser Operation blieben noch 0,409 Grm. zurück, so dass also 0,058 Gramme verbrannt waren.

Diess entspricht 0,93 % organische Substanz.
6,53 % Kieselsäure.

Die mit Salzsäure erhaltene Auflösung wurde dann in 6 Theile getheilt, so dass einer 1,040 Grm. der zu untersuchenden Substanz entsprach.

Aus Nr. I. wurde durch Neutralisiren mit Ammoniak und Versetzen mit Essigsäure das phosphorsaure Eisenoxid abgeschieden. Es wurden erhalten 0,144 Grm. phosphorsaures Eisenoxid ($3 P_2 O_5 + 2 Fe_2 O_3$) gleich 13,84 %, diese bestehen aus 5,92 Eisenoxid und 7,92 Phosphorsäure.

Aus dem Filtrat wurde aller Kalk mittelst kleesauren Ammoniaks gefällt und der kleesaure Kalk in schwefelsauren verwandelt. 1,096 Grm. schwefelsaurer Kalk entsprechen 42,75 % Kalk.

Nr. II., III. u. IV. wurden zur Bestimmung der ganzen Menge Phosphorsäure verwendet, wobei die in Fresenius Anleitung zur quantitativen Analyse Seite 199, bb. beschriebene Methode befolgt wurde.

*) Diese Koprolithen rühren aus der oberen Grenzbreccie (zwischen Keuper und Lias) von Degerloch her, wovon ich in den Beiträgen zur Paläontologie Württembergs S. 107 Nachricht gegeben. *Plieninger.*

Es wurde erhalten 32,11 %
30,19 % Phosphorsäure.
41,25 %
im Mittel gleich 31,18 %

Bei Nr. II. wurde aus der von Phosphorsäure und Eisen befreiten Flüssigkeit mit Ammoniak ein Niederschlag enthalten, der aus Thonerde und etwas Manganoxidul bestand und dessen Menge 0,015 Grm. betrug, was 1,5 % entspricht.

Aus dem Filtrat wurde noch einmal der Kalk gefällt, und erhalten 42,71 % Kalk, die hievon abfiltrirte Flüssigkeit, mit phosphorsaurem Natron und Ammoniak versetzt, gab 0,013 Grm. phosphors. Bittererde = 1,26 %.

Nr. V. wurde mit Ammoniak gefällt und aus dem Filtrat durch kleesaures Ammoniak der Kalk niedergeschlagen, er betrug 6,84 %.

Der durch Ammoniak erhaltene Niederschlag wurde mit Essigsäure digerirt, und nachdem das phosphorsaure Eisenoxid abgeschieden worden war, wurde wieder mit kleesaurem Ammoniak gefällt, wodurch man die Menge des Kalkes erhielt, der in den Koprolithen an Phosphorsäure gebunden war. Man erhielt 0,907 Grm. schwefelsauren Kalk oder 35,91 % Kalk.

Aus Nr. VI. wurde die Schwefelsäure mit Chlorbarium niedergeschlagen, man erhielt 0,035 schwefelsauren Baryt, welche 1,12 % Schwefelsäure entsprechen. —

1,12 Schwefelsäure verbinden sich mit 0,78 Ca O zu 1,90 schwefelsaurem Kalk; von obigen aus Nr. V. erhaltenen 6,84 % Kalk, welche nicht mit Phosphorsäure verbunden waren, blieben also 6,06 %, die als kohlensaurer Kalk darin enthalten sein mussten.

6,06 Kalk erfordern 4,76 Kohlensäure zur Sättigung.

35,91 Kalk erfordern nach der Formel $P_2O_5 + 3\,CaO = 30{,}00$ Phosphorsäure,
nach der Formel $3\,P_2O_5 + 8\,CaO = 33{,}70$ Phosphorsäure,
gefunden im Mittel — 31,18 %,
davon gehen ab für die an Bittererde gebundene 0,81 %.

3,527 Grm. gepulverte Koprolithen verloren beim Trocknen bei 100 Grad 0,079 Grm., was 2,23 % Wasser entspricht.

Zusammenstellung in 100 Theilen

42,75	Kalk,
5,92	Eisenoxid mit Manganoxidul,
1,50	Thonerde,
0,45	Bittererde,
31,18	Phosphorsäure,
1,12	Schwefelsäure,
4,76	Kohlensäure,
6,53	Kieselsäure (Sand),
2,23	Wasser (hygroskopisch),
0,95	organische Substanz,
2,61	Wasser und Verlust.
100,00	

66,28 phosphorsaurer Kalk,
10,82 kohlensaurer Kalk,
1,90 schwefelsaurer Kalk,
1,26 phosphorsaure Bittererde,
5,92 Eisenoxid,
6,53 Kieselsäure (Sand),
2,23 hygroskopisches Wasser,
1,50 Thonerde und Manganoxidul,
0,95 organische Substanz.

97,39
2,61 Verlust und chemisch gebundenes Wasser.

100,00

c) Analyse von Koprolithen von Carl Krauss.

Diese Koprolithen hatten gleiche Bestandtheile wie die vorstehenden, sie lösen sich in Salzsäure wie die vorigen, unter Aufbrausen und Entwicklung einer Spur Schwefelwasserstoff neben Kohlensäure. Aus der sauren Lösung fällte Schwefelwasserstoff eine geringe Spur eines braunen Niederschlags, dessen Reaktionen gegen Ammoniak und Ferrocyankalium zeigte, dass es Kupfer sei. Die quantitative Bestimmung der einzelnen Bestandtheile geschah wie bei der vorstehenden Analyse.

In 100 Theilen der Koprolithen waren enthalten:

Phosphorsaurer Kalk	65.86
Kohlensaurer Kalk	13.39
Schwefelsaurer Kalk	2.13
Thonerde	5.60
Eisenoxid mit Manganoxid	3.96
Thon und Sand	5.65
Stickstoffhaltige organische Substanz	0.79
Hykroskopischen Wasser b. 100° verdampft	1.47
Chemisch gebund. Wasser und Verlust	0.95
	100.0

Spuren von Kupfer, Bittererde und von Chloralkalimetall.

d) Analyse eines Pumpbrunnenwassers in der Militärstrasse (gegen den Feuersee) in Stuttgart.

Von Eduard Breuninger.

1000 Theile Wasser enthielten

Kohlensauren Kalk	0.442
Schwefelsauren Kalk	0.149
Schwefelsaure Bittererde	0.047
Chlorcalcium	0.252
Chlorkalium	0.024
Chlornatrium	0.014
	0.928.

den Eindruck des Ganzen ſtören. Unſchön und widerlich iſt offenbar:

Danke, du Riecher, dem Schöpfer der Naſen,
Daß dich ſo mancherlei Geiſtwerk ergötzt.

Ich bin ein Menſch voll Sündengrind —

Laß deine Wunden, o mein Leben,
Für meine Wunden Pflaſter geben.

Das rechte Oſterlamm
Zu heißer Lieb gebraten u. ſ. w.

Benetze unſer dürr Gemüth,
Verbinde das verrenkte Glied. (Bunſen.)

Tröpfle nur, du göttlichs Blut,
Aus des Herrn Beſchneidungswunde!
Denn du tröpfelſt mir zu gut
Labſal in der Todesſtunde.

Herr Jeſu Chriſt, ich flieh allein
Zu deinen tiefen Wunden;
Laß mich da eingeſchloſſen ſeyn
Und bleiben alle Stunden.

Laß mich in die Wunden kriechen,
Laß mich als ein Bienelein
Gnügig deinen Balſam riechen.

Verbirg mein Seel' aus Gnaden
In deine offne Seit' u. ſ. w.

Mach mir ſtets zuckerſüß den Himmel,
Und gallenbitter dieſe Welt.

Mein Weihrauch, Farr und Widder
Sind mein Gebet und Lieder.

Im Grab verborgen, warten dein
Viel Kröten und auch Schlangen.
Die werden dann dein Hausgſind ſeyn,
Dich grüßen mit Verlangen.

Dergleichen iſt Legion. Wem will man zumuthen, hier ernſthaft zu bleiben oder den Ekel mitzuſingen? Aber noch unſchicklicher ſind die amoroſen Stellen, die ſich von der Liebe zu Jeſu, von der Vereinigung mit ihm, von der Wonne bei ihm, wie von ſinnlicher Brunſt, leiblicher Vermiſchung und phyſiſcher

Ausserdem enthält das Wasser Spuren salpetersaurer Salze, viele organische Substanzen und etwas freie Kohlensäure.

In 1 Pfund Wasser zu 16 Unzen sind daher:

Kohlensaurer Kalk	3.394	Gran.
Schwefelsaurer Kalk	1.114	„
Schwefelsaure Bittererde	0.365	„
Chlorcalcium	1.034	„
Chlorkalium	0.185	„
Chlornatrium	0.112	„
	6.134	Gran.

c) Analyse des Absatzes aus der Sulzerrainquelle in Canstatt.

Von Carl Krauss.

Dieser Absatz ward zuerst mit destillirtem Wasser vollständig ausgewaschen und dann getrocknet; so erhielt man ein rostgelbes, sehr feines und leicht bewegliches Pulver, welches nach der qualitativen Untersuchung: Eisenoxid, Eisenoxidul, Thonerde, Kalk, Bittererde, Kieselsäure, Schwefelsäure, Kohlensäure und arsenige Säure enthält und ausserdem ist er noch durch Sand verunreiniget.

1,024 grm. des lufttrockenen, durch Sieben von fremdartigen Körpern gereinigten Ockers wurden in Salzsäure aufgelöst und dann eingedampft; es blieb beim Wiederauflösen ein Rückstand von Sand und Kieselerde. Durch Kochen mit Kalilauge wurde die letztere aufgelöst und aus der Lösung auf die gewöhnliche Weise wieder abgeschieden; ihr Gewicht betrug 0,055 grm., der zurückgebliebene Sand wog 0,092 grm. Hiernach hat man 8,98 pc. Sand und 5,37 pc. Kieselsäure.

Die von dem Rückstand von Sand und Kieselsäure abfiltrirte Flüssigkeit gab, nachdem sie mit etwas Salpetersäure erwärmt worden war, auf die gewöhnliche Weise behandelt:

0,586 gr. Eisenoxid = 55,46 pc.

0,013 gr. Thonerde = 1,26 pc. = 1,48 pc. Thonerdehydrat.

0,141 gr. schwefelsauren Kalk = 0,05805 gr. Kalk = 5,66 pc. Kalk und 0,009 gr. pyrophosphorsaure Bittererde = 0,00677 gr. kohlens. Bittererde. = 0,66 pc. kohlensaure Bittererde.

Eine andere Portion von 1,032 gr. Ocker lieferte, nach Entfernung von Sand und Kieselsäure:

0,018 gr. schwefels. Baryt = 0,0617 gr. Schwefelsäure = 0,59 pc.

Diesem Schwefelsäuregehalt entsprechen 0,41 pc. Kalk, es bleibt also an Kohlensäure gebundener Kalk übrig: 5,25 grm. und man erhält 1,00 pc. schwefelsauren Kalk und 9,37 pc. kohlensauren Kalk.

Bei einer Eisenoxidulbestimmung, welche durch Trennung des Oxiduls vom Oxid mittelst kohlensauren Baryts in einer Kohlensäure-Atmosphäre bewerkstelligt worden war, erhielt man aus 1,021 gr. Substanz:

0,007 gr. Eisenoxid = 0,68 pc. Eisenoxid = 0,61 Eisenoxidul.

Zieht man die als Oxidul vorhandenen 0,68 pc. Eisenoxid von den oben gefundenen 55,46 pc. Eisenoxid ab, so erhält man für den wirklichen Gehalt an Eisenoxid 54,78 pc. oder, wenn man diese auf das Hydrat $Fe_2O_3 + HO$ berechnet, 60,94 pc. Eisenoxidhydrat.

0,499 gr. Substanz nahmen bei 100° getrocknet um 0,053 gr. ab, enthalten also 10,62 pc. adhärirendes Wasser.

Um den Gehalt an arseniger Säure, deren Anwesenheit in mehreren vorhergehenden qualitativen Versuchen ermittelt worden war, zu bestimmen, wurden 150 gr. des Ockers in reiner Salzsäure aufgelöst, die Lösung filtrirt, das Eisenchlorid in derselben durch Erwärmen mit schwefliger Säure zu Chlorür reduzirt und dann gewaschenes Schwefelwasserstoffgas hineingeleitet. Der entstandene voluminöse gelbe Niederschlag wurde abfiltrirt und ausgewaschen, dann auf dem Filter mit Ammoniak übergossen und die ablaufende dunkelgelbe Lösung in einer kleinen Porzellanschaale zur Trockene verdampft. Auf dem Filter blieb kaum eine Spur eines Rückstandes, und dieser war zu unbedeutend, als dass er hätte weiter untersucht werden können. Das Gewicht des so erhaltenen, bei 100° längere Zeit getrockneten Schwefelarsens betrug 1,512 gr. = 1,216 gr. oder 0,8 pc. arsenige Säure. Um das Arsen in dem Niederschlage nachzuweisen, wurde ein kleiner Theil desselben mit Soda und Cyankalium in einem Kugelröhrchen erhitzt, wodurch sich in dem Röhrchen ein Metallspiegel absetzte, der beim Erhitzen an der Luft stark den charakteristischen Knoblauchgeruch zeigte. Ein anderer Theil des Niederschlags gab, in Salpetersalzsäure gelöst und mit salpeters. Silberoxid versetzt, einen rothbraunen Niederschlag von arsensaurem Silberoxid. Endlich wurde die salpetersaure Lösung in einer kleinen Partie zur Trockene verdampft, mit Salzsäure wieder aufgelöst, in den Marsch'schen Apparat gebracht und das Gas in salpetersaures Silberoxid geleitet. In der Gasleitungsröhre setzte sich beim Erhitzen ein starker Metallspiegel an und in dem Silbersalz entstand ein schwarzer Niederschlag, ausserdem wurde noch in dieser Flüssigkeit nach Ausfällung des Silbers mittelst Salzsäure, durch Schwefelwasserstoff die arsenige Säure wieder nachgewiesen. Der noch übrige Theil des Schwefelarsens wurde mit Soda und Cyankalium in einem Porzellantiegel geschmolzen, bis alles Arsen verjagt war. Die Masse hinterliess mit Wasser ausgelaugt einen geringen schwarzen Rückstand, der in Salzsäure gelöst und die Lösung mit Schwefelwasserstoff gefällt wurde. Es entstanden hiebei röthlichgelbe Flecken, die, vor dem Löthrohr mit Soda und Cyankalium geglüht, einen weissen Beschlag auf der Kohle und dehnbare Metallflitterchen gab, was also auf Antimon und Zinn hindeutet.

Zu bemerken ist noch, dass die Salzsäure, die bei der Arsenbestimmung angewendet wurde, auch auf Arsen untersucht wurde, zu welchem Zweck man längere Zeit Schwefelwasserstoffgas durchleitete, der geringe weisse Niederschlag von Schwefel, der hiebei entstand, zeigte sich aber völlig frei von Arsen.

Die prozentige Zusammensetzung des Ockers wäre demnach folgende.

60,94 Eisenoxidhydrat,
0,61 Eisenoxidul,
1,48 Thonerdehydrat,
5,37 Kieselsäure,
1,00 schwefelsauren Kalk,
9,37 kohlensauren Kalk,
0,66 kohlensaure Bittererde,
0,80 arsenige Säure,
10,62 hygroskopisches Wasser
und 8,98 Sand.
99,83.

Nimmt man an, dass im Wasser Arsenik und Eisen in demselben Verhältnisse enthalten sind, wie im Absatz, so berechnet sich nach den früheren Bestimmungen des gelösten Eisens auf 10000000 Wasser = 1,5 Arsenik, oder auf 868 Pfund = 220 Maas Wasser = 1 Gran Arsenik.

---

2. Mittheilungen von Dr. Seyffer in Stuttgart.

a) Einfluss der Electricität auf die Vegetation.

In neuester Zeit wurde in vielen englischen Journalen, namentlich in den vielen Gartenzeitungen, ein grosser Lärmen über den Einfluss der Electricität auf die Entwicklung der Pflanzen gemacht, eine Sache, welche durchaus nichts neues ist, vielmehr schon im vorigen Jahrhundert mehrfach versucht wurde, sie aber ein besonders günstiges Resultat lieferte.

Man gieng bei diesen neuen Versuchen so weit, die Electricität in der Agricultur als eine Art von Düngungsmittel zu benützen und von Manchen wurde vorgeschlagen, die atmosphärische Electricität durch Stangen aufzufangen und durch Drahtleitungen über und unter dem Erdboden auf grosse Strecken durchzuführen; Einige wollten gefunden haben, dass die Landstrecken, welche sie auf diese Weise bearbeiteten, vor anderen gleichgelegenen in der Entwicklung der auf dieselben gepflanzten Gewächse um 14 Tage voraus waren, währenddem wieder Andere das Gegentheil versicherten und der Electricität eher einen hemmenden als beförderaden Einfluss auf das Wachsthum der Pflanzen zuschrieben.

Dass die Electricität auf die Pflanzen wie auf alle übrigen organischen Körper Einfluss ausübe, liegt sehr nahe und wurde schon von Vielen beobachtet, wie aber Schleiden (Grundzüge d. wissenschaftl. Botanik II. 502) sehr richtig bemerkt, ist über diesen Einfluss in wissenschaftlicher Beziehung noch durchaus nichts bekannt; dass aber das unwissenschaftliche Gerede in den Gartenzeitungen auf die eine oder andere Weise als baar anzunehmen

sei, wird Niemanden einfallen, da sich die Einzelnen in ihren vermeintlichen Beobachtungen vielfach selbst widersprechen.

Durch meine Untersuchungen über die Volta'sche Electricität machte ich mehrfach die Beobachtung, dass dieselbe auf die Keimkraft verschiedener Saamen von beschleunigendem Einfluss sey; um aber Näheres über die widersprechenden Gerüchte zu erfahren, machte ich folgenden Versuch, um zu weiteren eine gewisse Basis zu haben. Ich nahm zwei in allen Dimensionen ziemlich gleiche Blumentöpfe von Thon (A. und B.), isolirte beide getrennt von einander auf Glasplatten, füllte sie mit einer ammoniakreichen Erde, in die ich noch eine Hand voll Kochsalz mischte und säete dieselben mit frischem Gartenkressensaamen (*Lepidium sativum*), als einem schnell keimenden Saamen, dicht an. Der Topf B. wurde mit einer Kupfer- und einer Zinkplatte, die durch Kupferdrath mit einander verbunden waren, versehen, um somit eine geringe electrische Einwirkung zu haben. Jeden Tag wurde in beide Töpfe das gleiche Quantum Wasser gegossen, um in Allem die gleichen Bedingungen zu haben; die Temperatur des Zimmers war durchschnittlich 8 ° R. Nach 3 Tagen zeigte der Topf A. die ersten Keime, 6 Stunden später der Topf B. Nach 4 Tagen war zwischen beiden ein bedeutender Unterschied wahrzunehmen, der Topf A. war in der Entwicklung der Keime weit vor B. voraus und so gieng es fort, bis nach 12 Tagen der Saamen in A. zu vollkommenen Pflanzen so entwickelt war, dass sie bald abgeschnitten werden konnten, während dem die Pflanzen in B. so sehr zurück waren, dass es noch 8 Tage anstehen konnte, bis sie die gehörige Grösse zum Verspeisen erreicht hatten; ausserdem kamen in diesem Topfe viele Saamenkörner gar nicht zum Keimen.

Dieser Versuch zeigt nun hinlänglich, dass hiebei die Einwirkung der Electricität eher einen ungünstigen als günstigen Einfluss auf das Wachsthum der Pflanzen ausübt; nichts destoweniger werde ich aber meine Versuche fortsetzen, um in allen Theilen ein gewisses Resultat zu erzielen, da der Gegenstand an und für sich von grossem Interesse ist.

b) Insecten im Sommer 1846.

Zu der im Heft 3 des Jahrgangs 2 unserer Jahreshefte S. 379 mitgetheilten Bemerkung über das eigenthümliche Erscheinen von Insecten im vergangenen heissen Sommer erlaube ich mir noch anzuführen, dass ein Deutschland nur hie und da als Gast besuchender Schmetterling *Deilephila celerio*, sonst ein Bewohner der südlichen Gegenden Europa's, doch auch dort ziemlich selten, in mehreren Exemplaren bei uns gefunden wurde, während dem ein in sehr warmen Sommern weit häufiger als dieser bei uns als Zugvogel erscheinender Schmetterling *Deilephila nerii (Oleander)* meines Wissens in Württemberg nicht vorgekommen ist, während dem in Frankfurt und Darmstadt nach Berichten von dorther die Raupe in ziemlich vielen Exemplaren an dem Oleanderstrauch gefunden wurde.

c) Shakespeare über Hexenringe.

Herr Prof. Schlossberger hat in seinen Bemerkungen über die sogenannten Hexenringe eine Stelle aus Shakespeare's Werken angeführt, woraus hervorgehen soll, dass dieser grosse Dichter den Zusammenhang zwischen diesen Ringen und Pilzen schon erkannt habe. Ich glaube, dass es vielleicht für manche Leser dieser Jahreshefte von Interesse seyn dürfte, wenn ich die genannte Stelle näher anführe; sie kommt nämlich vor in dem Phantasiespiele „Der Sturm," Act 5. Sz. 1. Prospero sagt in einer Anrede an die Elfen: „Ihr halben Zwerge, die ihr grüne, saure Ringlein, von denen das „Schaaf nicht fressen kann, beim Schein des Mondes macht; die ihr zu „eurer Unterhaltung bei Nacht die Pilze entstehen lasset." Shakespeare will hiemit durchaus nicht sagen, dass die „grünen sauren Ringlein" Pilze enthalten, vielmehr steht das Nachfolgende nicht mit diesem in Zusammenhang, es spricht nur von einer neuen Unterhaltung der Elfen, nämlich von der, dass sie auch Pilze entstehen machen, aber durchaus nicht Pilze, die an den „Ringlein" entstehen, sondern die einzeln überallherum zerstreut über Nacht aus dem Boden keimen und die wegen ihrer schnellen Entwicklung nach einem auch bei uns herrschenden Volksglauben den Hexen und Elfen zugeschrieben werden.

---

3. Mittheilungen von Prof. Dr. Th. Plieninger.

a) *Anoplotherium commune Cuv.* im älteren Süsswasserkalk.

In dem älteren Süsswasserkalk Württembergs, welcher an vielen Stellen der schwäbischen Alp den weissen Jura überlagert, wurde neuerdings von Med. Dr. Schmidt in Metzingen am Fusse des Bussens der rechte Unterkiefer von *Anoplotherium commune Cuv.* aufgefunden. Der hinterste Mahlzahn nebst dem entsprechenden Knochentheil fehlt, der zweite ist mit seiner Krone abgesprengt und nur mit der Wurzel überliefert, von den übrigen sind die weiteren mit der Zahnkrone überliefert, die 3 vorderen sind sammt dem obern Rande des Zahnbeins abgesprengt, doch sind ihre Zahnwurzeln noch vorhanden. In derselben Art sind die Schneidezähne sammt dem vordern Theil der Maxille bis zur Symphysis vorhanden. Die Länge des Ganzen ist 5,5 Duod.Zoll württ. Einige weitere, undeutliche Knochenreste, welche noch in demselben Gestein mit der Maxille eingebettet sind, lassen vermuthen, dass sie zu demselben Individuum gehört haben, und machen es nicht unwahrscheinlich, dass noch weitere Ueberreste dieser Species an demselben Ort dürften aufgefunden werden.

b) Knochenführender Diluviallehm im Gebiet der Mollasse.

Hr. Geheimerath von Weckherlin Exc. zu Sigmaringen hatte die Güte, mir einige Fossilien zur Bestimmung zuzusenden, welche bei den Grabarbeiten

für ein grosses herrschaftliches Gebäude „im angeschwemmten hiesigen Grund“ zu Sigmaringen gefunden worden waren. Es waren diese Fossilien ein wohl erhaltener, in der ganzen Richtung der Axe gespaltener Fangzahn von *Ursus pelacus* und zwei Fragmente von Backenzähnen von *Rhinoceros tichorhinus*, wovon das eine in einer Kalkbreccie eingebettet lag. Auf meine Bitte wurde mir später eine Probe des dieses Lager unterteufenden Felsgesteins zugesendet, welche sich als derber fester Molassensandstein um so mehr auswies, als ein Zahn von *Lamna cornubica*, als aus diesem Gestein herrührend, beigelegt war. Es geht hieraus hervor, dass dort ein Diluvialgeschiebe unmittelbar auf dem Molassesandstein aufliegt, welches mit dem zur Molasse gerechneten Geschiebe Oberschwabens, das in vielen Gegenden die Dammerde unmittelbar unterteuft, nicht zu verwechseln ist. Es wäre sehr zu wünschen, dass die Ausbreitung des knochenführenden Diluviums in den Gegenden östlich von der Kette der Alp und sein Verhältniss zu der Molasse von den in jenen Gegenden wohnenden Vereinsmitgliedern näher ins Auge gefasst werden möchte.

c) Ein nicht fossiles Nagethier im Muschelkalk.

Mit Abbildung Figur 20. Tafel I.

Von Herrn Dr. Rominger wurde mir von Tübingen vor geraumer Zeit ein Fossil zur Ansicht mitgetheilt, das aus einer Schichte des oberen Muschelkalks herstammen und, der mir im voraus zugekommenen Sage zu Folge, in einem Stück der Wirbelsäule eines sehr kleinen Sauriers bestehen sollte. — Bei Ansicht des Fossils zeigte sich allerdings ein Theil der Wirbelsäule eines sehr kleinen Thieres, 4 Wirbel noch zusammenhängend in die Gebirgsart gebettet, und 3 Wirbel frei und isolirt. Das Gestein ergab sich aber nicht als ein Formationsglied des Muschelkalks, sondern als eine Muschelkalkbreccie, verbunden durch Kalksinter. Die Wirbel selbst, mit Körper und oberem Bogen, welcher eine deutliche Rückenmarkshöhle bildet, verrathen keinen fossilen Zustand.

Die Spitzen, in welche die hinteren Gelenkfortsätze ausgehen, in Verbindung mit den niedrigen, kammförmigen, gleichhohen Dornfortsätzen, welche beinahe die Länge des Wirbelkörpers einnehmen, stempeln diese Wirbel zu Lendenwirbeln eines kleinen Nagethiers, vielleicht *Mus arvalis*, der jetzigen Fauna. Die Zeichnung dieses Naturals ist dreifach vergrössert in Fig. 20 der beil. Tafel I. gegeben. Das Rückgratstück wurde ohne Zweifel in eine Ritze des Gesteins gelöst und durch den Absatz des kohlensauren Kalks an das Gestein geklebt. Diese Notiz erschien interessant genug, um hier mitgetheilt zu werden als Beitrag zu den vielen Fällen, wo ein einer Formation fremdartiges Fossil durch Zufall derselben beigesellt wurde, und als Beweis, wie Vorsicht nöthig ist, um nicht in Irrthum über die Einschlüsse einer Formation zu verfallen.

I. Zweiundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1846.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Der Jahrgang 1846 gehört durch die Ungleichheit, welche derselbe in den Erndteergebnissen mit sich brachte, zu den selteneren. Die Erndten des Ackerbaues zeigten an Menge und Güte keine Vorzüge und namentlich trat durch geringe Ergiebigkeit und starke Fäulniss eine völlige Misserndte der Kartoffeln ein, auch die Halmfrüchte zeigten eine mittelmässige Ergiebigkeit an Körnerzahl und Mehlgehalt. Dagegen war die Weinerndte nicht sowohl an Menge, welche eine gut mittlere war, als weit mehr an Güte, eine der vorzüglichsten.

Die Wintermonate (Januar und Februar) zeigten von Mitte Januars an eine anhaltende gelinde Temperatur, welche sich zu Ende Februars zu wirklicher Frühlingstemperatur erhob. Die Frühlingsmonate (März bis Mai) setzten diese gelinde Temperatur, mit Ausnahme zweier Frostzeiten im März und April, fort, und sie erhob sich im Mai beinahe bis zur Sommerwärme. Die Sommermonate (Juni bis August) hatten bis Mitte Augusts fast anhaltende Sommerwärme, theilweise mit Trockenheit, namentlich im Juni und auch im Juli; mit der Mitte Augusts begannen starke Regengüsse. Auch unter den Herbstmonaten (September bis November), behielt der September noch Sommerwärme und erst mit dem October folgte zusehends Abnahme der Lufttemperatur, welche in der ersten Hälfte Novembers ziemlich anhaltenden Frost im Gefolge hatte. Auch im December folgte, nach kurzer Erhöhung der Temperatur in der 2ten Hälfte Novembers, anhaltender Frost.

Den Witterungsgang der einzelnen Monate zeigt folgende, zunächst den Stuttgarter Beobachtungen entnommene Uebersicht.

Der Januar hatte vom 2ten an in der ersten Hälfte sehr hohe und vom 7.—11. ungewöhnlich hohe Barometerstände; in der zweiten niedrige, fast durchaus unter dem Jahresmittel stehende mit ziemlich raschen Schwankungen. In der Lufttemperatur herrschte in der ersten Hälfte anhaltend Frost,

in der zweiten gleichförmige Stände über 0. Die Brunnentemperatur sank bis zum 16. gleichförmig um 1,7° und hob sich bis zum letzten wieder um ebenso viel. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte, und zwar in der zweiten Hälfte, die südwestliche mit mehreren stürmischen Bewegungen (wie auch am 1.) vor, nach ihr die östliche und südöstliche und zwar in der ersten Hälfte; in dem Wolkenzug in der ersten Hälfte des Monats die nördliche, in der zweiten die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich gering trotz der meist auf die zweite Hälfte des Monats fallenden zahlreichen Regentage; die geringe Schneemenge vom 2ten wurde nach und nach ohne Thauwetter durch Verdunstung entfernt. Das Erdreich blieb bis in die zweite Hälfte des Monats gefroren, die Eisdicke des Feuersee's bei Stuttgart war etwa 6 Zoll. Die Ansicht des Himmels war meist gemischt.

Der Februar hatte ziemlich gleichförmigen Barometerstand, mit wenigen und nicht dauernden Ständen unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war, mit Ausnahme einer Frostzeit im 2ten Drittel des Monats, ziemlich gelind und hob sich namentlich im letzten Drittel zu einer anhaltenden Frühlingstemperatur. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 0,5°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten die westlichen, nach ihnen die südlichen, letztere im letzten Drittel des Monats, vor, bei fast durchaus ruhiger Luft; in dem Wolkenzug war die westliche Richtung die häufigste. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht ganz unbeträchtlich. Die Ansicht des Himmels war meist trüb. Schnee lag vier Tage lang.

Der März hatte mehrfache und mitunter rasche barometrische Schwankungen, vom 9. bis 14. sehr hohe, vom 1. bis 3. und am 30. ziemlich hohe, sonst meist niedrige Stände. Die ziemlich milde Lufttemperatur zeigte im zweiten Drittel des Monats eine merkliche Erniedrigung bis zu Frost, der indess keinen Schaden brachte. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 0,8°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte, mit starken Bewegungen, die südwestliche und nordwestliche vor, und zwar in der zweiten Hälfte des Monats, in dem Wolkenzug war wieder die westliche die herrschende. Die Menge des meteorischen Wassers war für den sonst trockenen Monat nicht unbeträchtlich. Es erschienen (den 24. und 26.) zwei Strichregen mit etwas Hagel; die Stürme am 26. und 29. waren in manchen Gegenden des Landes mit Donner begleitet. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der April hatte bis zum 30. tiefe Barometerstände, erst am letzten Tage hob sich das Barometer rasch. Die Lufttemperatur war den ganzen Monat über gelind, am 13. hob sie sich bis zu + 17°; erst in der letzten Woche, vom 27.–30. erfolgte eine starke Erniedrigung, welche in mehreren Gegenden Frost brachte, der namentlich den Weinreben im Remsthal, an dem Fuss der Alp und auch in den Kriegsbergen bei Stuttgart mehr oder

weniger Schaden brachte. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 26. gleichförmig um 1,8°, und sank wieder um 0,7° bis zum 29. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten die westlichen und nördlichen vor, theilweise auch SW mit stärkeren Strömungen. In dem Wolkenzug war die westliche, später die nördliche vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war im Verhältniss zu den häufigen Regentagen nicht sehr beträchtlich. Am 17. 21. 26. und 27. erschienen Gewitter in mehreren Gegenden des Landes mit Sturm und Hagel; in Stuttgart das erste Gewitter im Jahr am 26. Die Ansicht des Himmels war stark gemischt.

Der Mai hatte im ersten und letzten Drittel hohe, im zweiten niedrige Barometerstände. Die Lufttemperatur hob sich zusehends und erreichte beinahe die Höhe der Sommertage; man zählte an 6 Tagen über + 18° R. und ausserdem noch an 14 über + 15°. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 26. um 2,7°, und sank bis zum 31. wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit war in den ersten zwei Dritteln ziemlich stark, in dem letzten geringer. In der Windrichtung herrschten die nördliche, dann die nordwestliche, südwestliche und nordöstliche vor. Im letzten Drittel erschienen theilweise stärkere Windströmungen aus SW und NW und endlich ging die Richtung in NO über. In dem Wolkenzug herrschte die westliche und nördliche vor. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht ganz unbeträchtlich, und zwar auf die zwei ersten Drittel des Monats beschränkt, es erschienen auch reichliche Niederschläge. Die Ansicht des Himmels war ziemlich klar.

Der Juni hatte sehr gleichförmige und meistens ziemlich hohe Barometerstände, nur vom 23.—27. zeigte sich eine geringe Erniedrigung unter das Jahresmittel. Die Lufttemperatur hob sich schon in den ersten Tagen auf die Höhe der Sommertage und blieb, nur mit geringen Abkühlungen durch Gewitter, fast constant, an keinem Tage sank sie unter + 15° im Maximum und vom 6. an sank auch das Minimum nie unter + 10°. Die Brunnentemperatur hob sich gleichförmig um 4,7°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich sehr gering. In der Windrichtung herrschte, bei sehr ruhiger Luft, die nordöstliche vor, in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr gering; die meisten Gewitter zogen in der Gegend von Stuttgart ferne vorüber, nur zwei brachten geringen Regen. Die Ansicht des Himmels war sehr klar, nur herrschte, mit Unterbrechung durch die geringen Regenniederschläge, eine höhenrauchartige Umziehung der nächsten Berge fast den ganzen Monat hindurch.

Der Juli hatte, mit Ausnahme vom 16.—18., durchaus hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war durchaus sehr hoch und durch Gewitter nur unmerklich unterbrochen; ausser den 20 Sommertagen zählte man noch 10, an welchen die Temperatur + 18° überstieg und nur einen (d. 27.), an welchem das Minimum unter + 10° fiel; die Brunnentemperatur nahm um 1,7° zu. Die Luftfeuchtigkeit

war ziemlich gering und die Regenniederschläge hatten geringen Einfluss. Die Windrichtung war, bei fast durchaus ruhiger Luft, namentlich in der zweiten Hälfte meist östlich, nach dieser fielen die häufigsten Winde auf die südwestliche und nordwestliche, meist mit Regen. Der Wolkenzug war meist westlich, abwechselnd jedoch mit östlicher Richtung. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht gering zu nennen; die Ansicht des Himmels meist klar.

Der August zeigte nur geringe Variationen des Barometers über und unter das jährliche Mittel. Die Temperatur der Luft war in der ersten Hälfte des Monats sehr hoch und die Sommertage fielen beinahe durchaus in diese Zeit; mit der Mitte des Monats begannen Abkühlungen durch Gewitter und Gewitterregen. Die Brunnentemperatur, welche sich bis zum 7. um 1° gehoben hatte, begann allmählig zu sinken, nahm bis zum 28. um 3,9° ab und hob sich bis zum 31. nur noch um 0,3°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich in der zweiten Hälfte nicht unbedeutend, in der ersten dagegen gering. In vielen Gegenden des Landes wurde die Dürre und Trockenheit empfindlich. In der Windrichtung war die östliche bei meist ruhiger Luft vorherrschend, nach ihr die nördliche; der Gewittersturm am 8. aus N. schadete durch Flössen bei Stuttgart in einigen Weinbergshalden. In dem Wolkenzug war die westliche und südwestliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich beträchtlich, durchaus von Gewitterregen. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der September hatte bis zum 17. hohe Barometerstände über dem Jahresmittel; von da an meist niedrige. Die Lufttemperatur war in der ersten Hälfte noch beträchtlich hoch und man zählte ausser den Sommertagen noch 6, an welchen die Temperatur + 18° überstieg. Die Brunnentemperatur nahm gleichförmig um 2° ab. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich gering. In der Windrichtung herrschte bei ziemlich geringen Strömungen (nur am 24. herrschten Windstösse), die östliche vor, in dem Wolkenzug ebenfalls die östliche. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr gering. Die Ansicht des Himmels fast durchaus klar.

Der October hatte, mit Ausnahme vom 9.—11. und 27.—31. niedrige Barometerstände, und erst in den letzten Tagen hob sich das Quecksilber zu beträchtlicher Höhe. Die Lufttemperatur nahm allmählig ab, man zählte keinen Tag mehr, der über + 18° gehabt hätte und nur 5, an denen die Temperatur + 15° überstieg, auch nur 2, an denen das Minimum über + 10° stieg. Die Brunnentemperatur nahm gleichförmig um 3,8° ab. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung waren die westlichen Richtungen bei stets ruhiger Luft überwiegend, in dem Wolkenzug herrschte die westliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. Die Ansicht des Himmels war meist trüb.

Der November hatte bis zum 25. hohe, mitunter sehr hohe Baro-

Wolluſt äußern. Ganze Lieder dieſer Gattung paſſen ohnehin nicht in ein Geſangbuch, und daher muß auch das ſonſt ſo reizende und erhebende von Nicolai: Wie ſchön leucht uns der Morgenſtern, wegbleiben, wiewohl es durch ſeinen Rhythmus und ſeine Melodie in unzähligen andern Liedern unſterblich fortklingt. Wollte man etwa aus dieſem Liede, aus: O wie ſelig ſind die Seelen (von Richter) u. a. m. das Erotiſche ausmerzen, ſo würde das ganze Gedicht verſtümmelt und entſtellt. Anders bei einzelnen dergleichen Bildern, die zerſtreut in dieſem oder jenem Liede vorkommen, und wo ſich das für die Kirche Fremdartige ohne Schaden für den Werth des Gedichtes verbeſſern läßt.

Zum Unziemlichen gehören dann beſonders die zärtlichen zumal diminutiven Ausdrücke: Jeſulein, Lämmelein, — wohl uns des ſeinen Herren — an ſeiner holden Bruſt zu ruhn, und noch mehr, als wenn Jeſus Mannweib wäre: tränk' mich an deinen Brüſten. Ferner die ſtereotypen, bald weinerlichen, bald widerlichen Zuſammenſetzungen zumal von diſparaten Bildern und Begriffen, dergleichen beſonders in der Zinzendorf'ſchen Schule geläufig ſind und, wie Roſenkranz bemerkt, durch ihr ſtetes Wiederkehren als eine gedankenarme Phraſeologie erſcheinen: Sündenwuſt, Schlangenbiß, Sanftmuthsöl, Sündenſchlaf, Schwermuthshöhle, Nachtgeſchäfte u. dgl.; dann die typiſchen Bilder: Egypten, Iſrael, Jeruſalem, Schafſtall, Lamm, Hochzeitkleid u. ſ. w.

Umgekehrt aber iſt es gewiß ebenſo gerathen, einer matten Strophe durch ein kräftiges Bild, durch einen edlern Ausdruck, einer Tautologie durch Vermannigfaltigung der Bezüge aufzuhelfen. Hierin hat Knapp ein unbeſtreitbares Verdienſt um die ältere Hymnologie. Am beſten dürfte es auch erſcheinen, ganze Strophen, die zur Gliederung des Gedichtes unweſentlich und ſonſt werthlos ſind, auszuſtreichen; ſowie es gleicherweiſe unverwehrt ſeyn muß, den unſichern oder abgebrochenen Gedankengang durch zweckmäßige Veränderung in geeigneten Ausdrücken herzuſtellen, namentlich die Strophen in eine Ordnung und Folge zu bringen, worin ſie richtiger zuſammenhängen und beſſer fortſchreiten als in der urſprünglichen. Ob hingegen die Sitte der Brüdergemeinde, die in gleichem proſodiſchen Maß verfaßten Strophen verſchiedener Lieder in Ein Gedicht zu vereinigen, überhaupt, zumal ob ſie in häufigeren Fällen Nachahmung verdiene, iſt wohl zu bezweifeln.

meterstände; vom 26. an fiel das Barometer sehr rasch bis zu ziemlich tiefen Graden am 27. und 28., und hob sich von da an wieder ziemlich schnell. Die Lufttemperatur sank bis zum 6. auf Frost, hob sich erst am 19. wieder über 0 und erreichte am 25. und 26. das monatliche Maximum. Die Brunnentemperatur sank rasch und ziemlich gleichförmig (vom 8. bis 13. war die Beobachtung durch Brunnenarbeit unterbrochen), um 5,1°, hob sich bis zum 26. rasch um 2,2° und sank wieder um 1,1°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte bei meist ruhiger Luft die südwestliche und zwar in dem letzten Drittel des Monats vor, nach ihr die östlichen Richtungen in den ersten zwei Drittela. In dem Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich, am 30. erschien der erste Schnee. Die Ansicht des Himmels war sehr gemischt, in der ersten Hälfte des Monats häufiger klar, in der zweiten häufiger trüb.

Der December zeigte ungewöhnliche Schwankungen des Barometers, sowohl in Beziehung auf Raschheit als auch auf Grösse derselben; die beiden Extreme (27" 11,65 Max. d. 30. Morg. und 26" 4,72 Min. d. 24. Mitt.), gehören zu den seltenen Ständen und das Minimum wurde blos im October 1825 und Februar 1843 übertroffen. Die Lufttemperatur war für diesen Monat sehr niedrig und erreichte vom 12.—19. und 30.—31. die seltenere Tiefe unter — 10°. Häufig wurde auch ein starkes Sinken von Mittag bis Abend beobachtet. Die Brunnentemperatur nahm ziemlich gleichförmig um 2,4° ab. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die südwestliche, mit starken Windströmungen am 10. 15. und 21., nach ihr die nordöstliche vor; im Wolkenzug, soweit derselbe bei fast stets umzogenem Himmel zu beobachten war, die westliche und nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich, vom 3.—13. fiel in Stuttgart ½ Fuss tiefer Schnee, in anderen Gegenden des Landes, wie fast allerwärts im mittleren und nördlichen Europa, noch tiefer; das Thauwetter vom 20.—23. nahm denselben nicht ganz weg. Die Ansicht des Himmels war meist trüb.

2. Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Tabelle I. gibt die Uebersicht der monatlichen Extreme am Thermometrographen, die monatlichen Mittel von den Extremen sowie von den 3 täglichen Beobachtungen und die Differenz dieser beiderlei Mittel, wobei + den Ueberschuss des Mittels von den 3 täglichen Beobachtungen über das von den Extremen, — den Minderbetrag des ersteren bezeichnet.

Tabelle I.

Monate.	Monatliche Extreme		Monatlichen Mittel		Differenz beider.
	Maximum.	Minimum.	vom tägl. Max. und Minim.	von den 3 täglichen Beob.-Zeit.	
Januar	+ 11,5	— 10,0	+ 0,97	+ 1,09	+ 0,12
Februar . . .	+ 16,0	— 10,5	+ 4,09	+ 4,17	+ 0,08
März	+ 16,7	— 2,5	+ 6,13	+ 5,94	— 0,19
April	+ 17,0	+ 0,6	+ 8,33	+ 8,37	+ 0,04
Mai	+ 19,0	+ 1,5	+11,38	+11,88	+ 0,50
Juni	+ 24,5	+ 7,2	+17,75	+18,05	+ 0,30
Juli	+ 26,0	+ 9,0	+18,93	+17,51	+ 0,58
August	+ 25,5	+ 7,9	+16,12	+16,84	+ 0,72
September . . .	+ 21,4	+ 3,5	+12,33	+13,82	+ 1,49
October . . .	+ 17,5	+ 2,2	+ 9,30	+ 9,29	— 0,01
November . . .	+ 11,5	— 4,2	+ 3,78	+ 3,81	+ 0,03
December . . .	+ 6,5	— 13,5	— 2,03	— 1,60	+ 0,43
Im Jahr . . .	Juli	December	+ 8,75	+ 9,15	+ 0,40

Das jährliche **Maximum** trat am 5. und 9. Juli Mittags, das jährliche **Minimum** am 19. December Morgens ein; die **Jahresdifferenz** war demnach 39,5°.

Die nach **Kämtz** (Lehrb. B. I., S. 97 und 102) auf **wahres Mittel**, reducirten beiderlei Mittel gibt die Tab. II., wobei + den Ueberschuss, — den Minderbetrag des Mittels von den 3 tägl. Beobachtungen über das von den Extremen bezeichnet.

Tabelle II.

Monate.	Reducirtes Mittel von Max. und Min.	v. d. 3 tägl. Beob.	Differenz beider.
Januar	+ 0,48	+ 1,04	+ 0,56
Februar . . .	+ 3,85	+ 4,01	+ 0,16
März	+ 6,11	+ 5,73	— 0,38
April	+ 8,30	+ 8,08	— 0,22
Mai	+11,45	+11,56	+ 0,11
Juni	+17,81	+17,58	— 0,23
Juli	+17,00	+17,17	+ 0,17
August	+16,19	+16,52	+ 0,33
September . . .	+13,36	+13,31	— 0,05
October . . .	+ 8,95	+ 9,12	+ 0,17
November . . .	+ 3,25	+ 3,68	+ 0,43
December . . .	— 2,52	— 1,59	+ 0,93
Im Jahr . . .	+ 8,08	+ 8,24	+ 0,16

Die Vergleichung der nicht reducirten Monatsmittel aus den 3 täglichen Beobachtungszeiten vom Jahr 1846 mit denen vom Jahr 1845, und den 20jährigen Mitteln von 1825 bis 1844 gibt die

Tabelle III.

		Januar.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.	Jahres-mittel.
7h. Mrgs.	1845	— 1,32	— 6,99	— 2,95	+ 6,15	+ 5,85	+13,84	+14,98	+11,44	+ 9,70	+ 6,20	+ 3,64	+ 2,53	+ 5,25
	1846	— 0,60	+ 2,08	+ 3,91	+ 6,65	+10,38	+15,36	+15,91	+15,47	+11,71	+ 7,65	+ 2,35	— 2,41	+ 7,42
	20j. M.	— 2,47	— 0,72	+ 2,13	+ 5,56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+ 9,23	+ 5,60	+ 2,53	+ 0,09	+ 6,13
2h. Mrgs.	1845	+ 1,12	— 2,16	+ 1,16	+11,64	+12,17	+17,53	+18,48	+15,91	+15,23	+11,07	+ 7,98	+ 4,61	+ 9,56
	1846	+ 2,98	+ 6,31	+ 8,90	+11,23	+14,74	+23,55	+20,48	+19,48	+17,42	+11,38	+ 5,84	— 0,84	+11,82
	20j. M.	+ 0,51	+ 3,34	+ 6,81	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,50	+15,38	+10,80	+ 5,64	+ 2,23	+10,28
9h. Abds.	1845	— 0,14	— 5,01	— 1,67	+ 6,80	+ 8,10	+13,51	+13,99	+11,78	+10,52	+ 7,36	+ 4,95	+ 2,88	+ 6,12
	1846	+ 0,90	+ 3,52	+ 5,11	+ 7,23	+10,57	+15,55	+16,14	+15,57	+12,23	+ 8,64	+ 3,26	— 1,55	+ 8,10
	20j. M.	— 1,37	+ 0,46	+ 3,49	+ 6,85	+10,71	+12,66	+14,27	+13,81	+10,85	+ 7,05	+ 3,41	+ 0,77	+ 6,97
	1845	— 0,11	— 4,72	— 1,12	+ 8,19	+ 8,70	+15,10	+15,78	+13,04	+11,82	+ 8,21	+ 5,52	+ 3,34	+ 7,10
	1846	+ 1,09	+ 4,17	+ 5,95	+ 8,37	+11,59	+16,05	+17,51	+16,84	+13,52	+ 9,29	+ 3,81	— 1,60	+ 9,15
	20j. M.	+ 1,02	+ 1,03	+ 4,08	+ 7,62	+12,03	+14,38	+15,59	+14,97	+11,90	+ 7,81	+ 3,35	+ 1,14	+ 7,78

Die nachfolgende Tabelle IV. gibt die Vergleichung des reducirten Mittels aus den 3 täglichen Beobachtungen von 1846 mit dem von 1845, den 20jährigen Mitteln von 1825—44 und den 50jährigen von 1795—44, wobei die Spalte „Differenz" je den Ueberschuss oder Minderbetrag des Mittels von 1846 bezeichnet. Tabelle IV.

Monate.	1846.	1845.	Diff.	20jähr. Mittel.	Diff.	50jähr. Mittel.	Diff.
Januar . . .	+ 1,04	— 0,12	+ 1,16	— 0,64	+ 1,68	— 0,89	+ 1,93
Februar . . .	+ 4,01	— 4,79	+ 8,80	+ 0,88	+ 3,13	+ 1,49	+ 2,52
März	+ 5,73	— 1,26	+ 6,99	+ 3,91	+ 1,82	+ 3,98	+ 1,75
April	+ 8,08	+ 7,85	+ 0,23	+ 7,33	+ 0,75	+ 7,68	+ 0,40
Mai	+11,56	+ 8,55	+ 3,01	+11,89	— 0,33	+11,87	— 0,31
Juni	+17,58	+14,81	+ 2,77	+13,94	+ 3,64	+13,72	+ 3,86
Juli	+17,17	+15,33	+ 1,84	+15,23	+ 1,94	+15,20	+ 1,97
August . . .	+16,52	+12,74	+ 3,78	+14,51	+ 2,01	+14,96	+ 1,56
September . .	+13,31	+11,49	+ 1,82	+11,50	+ 1,81	+12,16	+ 1,25
October . . .	+ 8,12	+ 8,00	+ 1,12	+ 7,59	+ 1,53	+ 7,91	+ 1,21
November . .	+ 3,68	+ 5,38	— 1,70	+ 3,71	— 0,03	+ 3,98	— 0,30
December . .	— 1,59	+ 3,25	— 4,84	+ 1,54	— 3,13	+ 1,12	+ 2,71
Im Jahr . . .	+ 8,84	+ 6,77	+ 2,07	+ 7,61	+ 1,23	+ 7,77	+ 1,07

Der Jahrgang 1846 war demnach nur in den Wintermonaten November und December kälter als 1845, in diesen und im Mai kälter als das 20jährige Mittel und im November und Mai kälter als das 50jährige Mittel; in dem Jahresmittel sowie in den Mitteln der sämmtlichen Vegetationsmonate (mit Ausnahme des Mai) übertraf es sämmtliche anderen Mittel.

Die Tabelle V. gibt eine Vergleichung der reducirten Mittel in den Jahreszeiten (Winter: Januar, Februar, December; Frühling: März bis Mai; Sommer: Juni bis August; Herbst: September bis November) und den Vegetationsmonaten April bis September. Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.	Vegetat.-Monate.
1846	+ 7,71	+15,53	+ 8,32	— 0,65	+12,09
1845	+ 5,04	+14,29*)	+ 8,79	— 0,55	+11,78
1846	+ 8,45	+17,09	+ 8,70	+ 1,15	+14,07
20jähriges Mittel.	+ 7,71	+14,56	+ 7,60	+ 0,59	+12,40
50jähriges Mittel.	+ 7,84	+14,63	+ 8,01	+ 0,57	+12,60

*) Diese Zahl war im vorjährigen Berichte irrig zu + 9,63 angegeben.

Das Jahr 1846 hatte demnach in allen diesen Momenten ein entschiedenes Uebergewicht in der Temperatur.

Die Vergleichung nach der Zahl der Sommer- Eis- und Wintertage gibt Tabelle VI.

Sommertage.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Summe
1844.		1	10	1	4	4		20
1845.			10	12	4	3		29
1846.			25	20	13	9		67
20jähr. Mittel.	0,45	5,00	11,00	13,85	12,80	3,58	0,05	46,73

Eistage.	Jan.	Feb.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe
1844.	21	25	9						25	80
1845.	26	28	24	1			2	5	8	94
1846.	17	8	5					11	25	66
20j. Mittel.	22,35	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,80	9,05	14,50	82,55
Wintertage										
1844.	10	6	1				1	5	18	41
1845.	7	15	14						1	37
1846.	2	2							19	23
20j. Mittel.	14,95	5,05	0,95	0,10			0,05	1,80	7,25	30,15

Der Jahrgang 1846 hatte demnach ein entschiedenes Uebergewicht in der Zahl der Sommertage. In der Zahl der Eistage dagegen war derselbe im November und December dem Jahrgang 1845 entschieden voran und im December dem Jahrgang 1844 gleich, vom Januar bis März dagegen stand er gegen beide und im Februar und März auch gegen das 20jährige Mittel zurück. In der Zahl der Wintertage stand er im December allen übrigen weit voran, im Januar und Februar dagegen wieder auffallend zurück.

Die Vergleichung der Frost- u. Schneegrenzen gibt Tab. VII.

	Im Frühjahr letzter		Im Spätjahr erster		Zahl der Tage zwischen		Dauer der Schneedecke.	Zahl der Schneetage.
	Frost.	Schnee.	Frost.	Schnee	Frost.	Schnee		
1844.	31. März.	22. März.	30 Oct.	23 Nov.	213	246	27	30
1845.	2. April.	23. März.	15. Oct.	23 Nov.	196	245	36	34
1846.	22. März.	18. März.	6. Nov.	30 Nov.	229	252	26	20
20j. M.	11. April.	14. April.	28. Oct.	6 Nov.	201	209	28,38	27,25

Die Frostgrenzen waren daher um 28 Tage grösser als im 20jährigen Mittel, und entschieden grösser als 1844 und 45, die Schneegrenzen um 26 Tage grösser als das 20jährige Mittel, dagegen enger als 1844 und 45; die Dauer der Schneedecke und die Zahl der Schneetage geringer, als in den beiden vorhergehenden Jahren und als die 20jährigen Mittel.

b) Nach den Beobachtungen der Vereinsmitglieder.

Die nicht reducirten monatlichen und Jahresmittel an den 3 täglichen Beobachtungen, 7h., 2h., 9h., von den Beobachtungsorten, soweit sie eingekommen, gilt

Tabelle VIII.

Orte.	Januar.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Oktbr.	Nov.	Dec.	Jahres-mittel.
Oberstetten . .	+ 2,04	+ 4,04	+ 6,42	+ 8,49	+11,11	+15,22	+16,11	+16,11	+13,29	+ 9,22	+ 4,43	— 0,93	+ 8,79
Amlishagen .	— 3,01	+ 2,11	+ 4,29	+ 7,23	+11,15	+16,72	+16,91	+16,78	+13,52	+ 8,40	+ 3,30	— 3,17	+ 8,02
Rosellfeld . . .	— 2,50	+ 2,10	+ 3,70	+ 6,70	+10,24	+15,12	+19,50	+20,29	+12,20	+ 8,70	+ 3,50	— 5,20	+ 7,70
Ochringen . .	+ 0,50	+ 3,00	+ 5,00	+ 8,00	+11,50	+16,00	+17,00	+21,50	+13,75	+ 7,00	+ 3,25	— 2,50	+ 8,75
Winnenden . .	+ 0,06	+ 3,56	+ 5,97	+ 8,01	+11,36	+15,60	+16,68	+16,22	+13,69	+ 8,95	+ 3,26	— 3,85	+ 8,25
Cannstatt . .	+ 1,11	+ 4,13	+ 5,83	+ 8,37	+11,97	+16,63	+17,20	+16,47	+13,52	+ 9,15	+ 3,90	— 1,80	+ 8,87
Stuttgart . .	+ 1,09	+ 4,17	+ 5,94	+ 8,37	+11,89	+16,05	+17,31	+16,84	+13,92	+ 9,29	+ 3,81	— 1,60	+ 9,15
Hohenheim . .	+ 0,51	+ 3,80	+ 5,46	+ 8,20	+11,70	+16,20	+16,90	+16,20	+13,60	+ 8,50	+ 3,20	— 2,90	+ 8,41
Calw	+ 0,72	+ 3,13	+ 4,36	+ 8,77	+10,51	+15,17	+15,60	+15,20	+12,26	+ 8,29	+ 3,17	— 2,49	+ 7,70
Biesingen . .	+ 0,58	+ 3,64	+ 5,91	+ 7,72	+11,28	+15,88	+16,41	+15,55	+12,39	+ 9,01	+ 3,35	+ 3,11	+ 8,78
Schopfloch . .	+ 0,38	+ 1,67	+ 3,43	+ 5,56	+ 9,84	+14,82	+14,56	+14,21	+11,57	+ 7,06	+ 1,93	— 4,15	+ 6,77
Eussbeuren .	— 0,17	+ 1,21	+ 3,21	+ 5,76	+10,11	+14,83	+14,76	+14,42	+11,71	+ 7,16	+ 2,05	— 3,94	+ 6,76
Giengen . . .	— 1,91	+ 2,37	+ 4,12	+ 7,19	+11,42	+16,30	+16,14	+16,08	+12,51	+ 8,13	+ 2,18	— 3,61	+ 7,58
Ulm	— 0,55	+ 2,40	+ 4,89	+ 7,07	+11,07	+15,50	+15,57	+15,12	+12,62	+ 8,13	+ 3,09	— 2,08	+ 7,71
Pfullingen . .	— 0,10	+ 2,33	+ 4,18	+ 6,45	+10,85	+13,80	+15,80	+15,45	+11,75	+ 7,35	+ 2,25	— 2,22	+ 7,33
Schwenningen .	— 1,87	+ 1,81	+ 3,20	+ 3,65	+10,22	+15,34	+15,30	+14,66	+11,59	+ 7,01	+ 1,92	— 4,65	+ 6,68
Sigmaringen .	— 1,21	+ 1,97	+ 4,09	+ 6,87	+11,62	+15,90	+15,45	+15,47	+12,15	+ 6,93	+ 5,32	— 4,10	+ 7,54
Roth b. Leutkirch	— 0,73	+ 1,73	+ 3,13	+ 5,41	+10,20	+14,50	+14,56	+13,50	— 9,73	+ 7,14	+ 2,70	— 3,60	+ 6,40
Wangen . . .	— 0,96	+ 3,26	+ 5,14	+ 8,85	+15,05	+17,97	+18,29	+17,88	+14,81	+ 9,24	+ 3,41	— 1,08	+ 9,37
Issny	— 1,74	+ 1,51	+ 2,77	+ 5,79	+10,28	+14,53	+14,35	+13,81	+11,10	+ 6,37	+ 2,32	— 2,90	+ 6,35
Freudenstadt .	+ 0,96	+ 3,25	+ 4,55	+ 8,89	+10,40	+15,30	+14,49	+14,60	+12,05	+ 8,74	+ 3,77	— 2,28	+ 7,72

Die Mitteltemperaturen der **Jahreszeiten**, des **kältesten** und **wärmsten Monats** und deren Unterschiede, die Unterschiede des **Winters** und des **Sommers**, zeigt die Tabelle IX.

Tabelle IX.

Ort.	Frühling	Sommer.	Herbst.	Winter.	Monats kältester.	Monats wärmster.	Diff. beider.	Diff. v. Sommer u. Winter.
Oberstein	+ 9,87	+18,87	+12,99	+ 1,72	— 0,93 Dec.	+16,14 Juli	17,07	14,10
Anhalagen	+ 7,50	+17,67	+ 8,41	— 0,42	— 3,17 Dec.	+16,91 Juli	20,08	17,59
Bonfeld	+ 6,06	+19,27	+ 8,13	— 1,67	— 5,20 Dec.	+19,50 Juli	24,70	16,51
Gebrungen	+ 9,16	+18,16	+ 8,50	+ 0,33	— 2,50 Dec.	+21,50 Aug.	24,00	17,83
Winnenden	+ 9,45	+18,17	+ 8,63	+ 0,09	— 3,95 Dec.	+16,68 Juli	20,51	16,09
Cannstatt	+ 9,72	+16,77	+ 8,85	+ 1,13	— 1,50 Dec.	+17,20 Juli	19,00	15,62
Stuttgart	+ 9,73	+17,53	+ 8,97	+ 1,22	— 1,60 Dec.	+18,05 Juni	19,65	16,31
Ludwigsburg	+ 9,45	+16,43	+ 8,43	— 0,07	— 2,90 Dec.	+16,90 Juli	19,80	16,50
Calw	+ 7,21	+15,32	+ 7,92	+ 0,45	— 2,49 Dec.	+15,60 Juli	19,09	14,57
Reutlingen	+ 9,30	+15,94	+ 8,43	+ 2,44	+ 0,56 Jan.	+16,41 Juli	15,53	13,50
Schopfloch	+ 9,20	+14,83	+ 8,66	+ 0,29	— 4,15 Dec.	+14,86 Juli	19,01	15,53
Ellwangen	+ 8,36	+14,67	+ 8,97	— 0,87	— 3,94 Dec.	+14,83 Juni	18,77	15,54
Gmünden	+ 7,56	+16,17	+ 7,81	+ 0,63	— 3,61 Dec.	+16,30 Juni	19,91	15,54
Ulm	+ 7,69	+15,36	+ 7,94	+ 0,05	— 2,05 Dec.	+15,57 Juli	17,65	15,47
Pfullingen	+ 7,89	+15,01	+ 7,12	+ 0,01	— 2,22 Dec.	+15,90 Juli	18,02	15,01
Schwenningen	+ 8,36	+15,06	+ 8,83	— 1,57	— 4,65 Dec.	+15,34 Juni	19,99	16,63
Sigmaringen	+ 7,52	+15,61	+ 8,13	— 1,11	— 4,10 Dec.	+15,90 Juni	20,00	16,72
Rath	+ 6,40	+14,18	+ 8,59	— 0,58	— 3,60 Dec.	+14,56 Juli	18,16	15,02
Wangen	+ 9,69	+10,05	+ 9,86	+ 0,37	— 1,06 Dec.	+10,29 Juli	19,37	17,65
Isny	+ 6,08	+14,23	+ 8,59	— 1,04	— 2,90 Dec.	+14,53 Juni	16,43	15,27
Friedrichshafen	+ 7,25	+14,70	+ 8,13	+ 0,63	— 2,25 Dec.	+15,30 Juni	17,55	14,14

Es war demnach der December überall der kälteste Monat, die wärmste Mitteltemperatur wechselte zwischen dem Juni, Juli und August.

Eine Uebersicht der jährlichen Extreme der Temperatur gibt folgende Tabelle, wobei jedoch nicht überall das absolute Maximum und Minimum zu Grunde gelegt ist.

Tabelle X.

Orte.	Jährliches Maximum.	Jährliches Minimum	Differenz.	Meereshöhe des Ortes.
Oberstetten	+ 26,3 d. 6. Aug.	— 11,00 d. 18. Dec.	37,3	1075,8 p.F.
Amlishagen	+ 26,3 d. 9. Juli u. 5. Aug.	— 13,5 d. 14. Dec.	39,8	1447,8 „
Rossfeld	+ 25,0 d. 9. und 14. Juli	— 14,0 d. 14. Dec.	39,0	1346,7 „
Oehringen	+ 27,0 Jul. u. Aug.	— 19,0 d. 14. Dec.	46,0	721,8 „
Winnenden	+ 27,7 d. 24. Juli	— 16,6 d. 19 Dec.	44,3	896,7 „
Cannstatt	+ 27,6 d. 24. Juli	— 15,0 d. 19. Dec.	42,6	695,0 „
Stuttgart	+ 26,0 d. 5. und 9. Juli	— 13,5 d. 19. Dec.	39,5	831,0 „
Hohenheim	+ 26,3 d. 6. Aug.	— 15,0 d. 14. Dec.	41,3	1100 „
Bissingen	+ 25,7 d. 5. Juli	— 12,5 d. 11. Febr. u. im December	38,2	1277 „
Schopfloch	+ 23,6 d. 24. Juli	— 12,3 d. 14. Dec.	35,9	2360 „
Kannbeuren	+ 22,6 d. 2. Aug.	— 13,2 d. 14. Dec.	35,8	
Giengen	+ 26,0 d. 24. Juli	— 20,0 d. 14. Dec.	46,0	1444 „
Ulm	+ 25,5 d. 28. Juli u. 26. Aug.	— 14,0 d. 15. Dec.	39,5	465,0 „
Pfullingen	+ 28,0 d. 24. Juli	— 14,0 d. 14. Dec.	42,0	1312 „
Calw	+ 26,3 d. 24. Juli	— 18,5 d. 14. Dec.	44,8	1070 „
Schwenningen	+ 26,0 d. 1. Aug.	— 18,0 d. 14. Dec.	44,0	2159 „
Tuttlingen	+ 25,5 d. 1. Aug.	— 16,8 d. 14. Dec.	42,3	1900 „
Sigmaringen	+ 26,0 d. 9. Juli u. Aug.	— 18,0 d. 15. Dec.	44,0	1813 „
Roth	+ 23,2 d. 5. Juli	— 16,9 d. 14. Dec.	42,1	1935 „
Wangen	+ 27,0 d. 15. Aug.	— 15,0 d. 15. Dec.	42,0	1703 „
Isny	+ 22,5 d. 9. und 14. Juli	— 16,5 d. 14. Dec.	39,0	2184 „
Freudenstadt	+ 24,0 d. 24. Juli u. 1. u. 5. Aug.	— 12,5 d. 13. 14. Dec.	36,5	2464 „

Die Frost- und Schneegrenzen, die Dauer der Schneedecke, die Zahl der Schnee- Eis- und Sommertage gibt Tabelle XI.

Tabelle XI.

Orte.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schneetage.	Eistage.	Sommertage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.					
Oberstetten . .	31. April	12. Nov.	196	19. März	30. Nov.	256	45	22	50	58
Amlishagen . .	28. April	23. Oct.	179	27. April	10. Nov.	197	45	35	84	78
Rosefeld . . .	2. März	2. Nov.	245	10. März	2. Nov.	237	36	29	57	61
Oehringen . .	22. April	4. Nov.	169	19. März	30. Nov.	256	47	17	78	93
Winnenden . .	30. April	4. Nov.	188	27. April	30. Nov.	217	94	30	84	76
Cannstatt . .	31. März	6. Nov.	220	19. April	30. Nov.	224	43	23	67	85
Stuttgart . . .	22. März	6. Nov.	229	18. März	30. Nov.	232	45	20	66	67
Hohenheim . .	2. Mai	23. Oct.	174	21. März	30. Nov.	254	37	13	70	78
Bissingen . . .	13. März	5. Nov.	237	27. April	30. Nov.	217	17	22	65	50
Schopfloch . .	31. März	4. Nov.	218	28. April	1. Dec.	217	62	48	84	18
Ensheeren . .	30. März	5. Nov.	220	16. April	22. Nov.	226	62	41	91	16
Giengen . . .	21. Mai	14. Oct.	136	27. April	10. Nov.	197	41	30	106	78
Ulm	21. März	6. Nov.	232	16. Febr.	30. Nov.	287		18	51	55
Pfullingen . .	2. Mai	5. Nov.	187	21. März	30. Nov.	254	65	22	91	83
Calw	2. Mai	23. Oct.	173	27. April	10. Nov.	196	36	25	97	76
Schwenningen .	28. April	3. Nov.	189	27. April	22. Nov.	209		33	102	62
Tuttlingen . .	23. April	8. Nov.	199	8. März	30. Nov.	267	30			60
Sigmaringen . .	21. März	12. Nov.	226	27. April	1. Dec.	218			84	63
Roth	20. März	1. Nov.	226	26. März	30. Nov.	249		25	62	302 (?)
Wangen . . .	22. März	13. Nov.	236	7. April	23. Nov.	230		26	63	92
Isny	2. Mai	1. Nov.	183	27. April	23. Nov.	210	69	26	52	25
Freudenstadt . .	20. März	6. Nov.	231	27. April	23. Nov.	210	44	31	62	32

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1. von Cannstatt.

Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Köhle.

Lufttemperatur.

Bem. Dem Januar 1846 wurde noch der December 1845 vorangestellt, weil dieser Monat, wie er immer den Anfang des Winters und des wahren klimatischen Jahres bildet, besonders diessmal seinem ganzen Charakter nach zum Jahr 1846 zu rechnen ist, während der December 1846 den Typus der Witterung vom Jahr 1847 an sich trägt. Den Resultaten des gewöhnlichen Kalenderjahres 1846 und seiner Wintermonate Januar, Februar und December sind daher diessmal noch die Resultate des klimatischen Jahres vom Dec. 45 bis Nov. 46 und des klimatischen Winters — der zusammenhängenden Monate Dec. 45 und Jan. und Feb. 46 — beigefügt.

Tabelle XII.

Monate.	Mittel der Temperatur nach d. 3 tägl. Beob.	nach d. Max. u. Minim.	Extreme Maximum.	Minimum.	Mittlere tägl. Veränderung	Mittlere tägl. Veränderung	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
December 1845 .	+ 2,34	+ 3,17	+ 8,9	— 4,9	13,8	4,70	6	—	—
Januar 1846 . .	+ 1,11	+ 1,05	+ 11,7	— 10,1	21,8	5,15	17	7	—
Februar . . .	+ 4,13	+ 4,23	+ 16,1	— 10,3	26,4	5,52	7	2	—
März	+ 5,83	+ 6,08	+ 17,0	— 2,7	19,7	7,67	0	—	—
April	+ 8,37	+ 8,05	+ 17,6	+ 0,4	17,2	7,55	—	—	—
Mai.	+11,97	+11,83	+ 20,7	+ 1,0	19,7	8,98	—	—	3
Juni	+16,03	+16,25	+ 26,1	+ 6,2	19,9	11,46	—	—	25
Juli.	+17,20	+17,10	+ 27,8	+ 8,2	19,5	10,27	—	—	24
August . . .	+16,47	+16,80	+ 27,4	+ 6,1	19,3	9,76	—	—	20
September . .	+13,32	+14,11	+ 23,4	+ 3,3	20,1	9,41	—	—	13
October . . .	+ 9,15	+ 9,47	+ 17,5	+ 1,8	15,7	6,21	—	—	—
November . .	+ 3,90	+ 3,93	+ 11,4	— 4,5	15,9	5,76	11	—	—
December . . .	— 1,80	— 2,13	+ 7,0	— 15,0	22,0	4,43	28	15	—
					Jahr-D.d.				
Kalender-Jahr .	+ 8,87	+ 8,95	+ 27,8	— 15,0	42,8	7,35	97	24	85
Klimatisch. Jahr	+ 9,20	+ 9,39	+ 27,8	— 10,3	38,1	7,54	67	0	65

Bei zwei wirklich guten Gedichten läßt sich's kaum erwarten, daß sie gut zusammenpassen, weil jedem eine eigenthümliche Stimmung einwohnt und ein besonderer Gedankenzug zukommt. Mit schlechten aber haben wir's nicht zu thun, wo uns zur Auswahl für ein öffentliches Gesangbuch die reichste Fülle von gediegenem Material vorliegt. Anders, wenn, wie dieses zu allen Zeiten geschehen ist, ein späterer Dichter, der sich in die Stimmung und Absicht des älteren mit Bewußtseyn versetzt, zu dem alten Lied eine neue Anfangs-, Zwischen- oder Schlußstrophe hinzudichtet.

Eine eigenthümliche Frage ist in neuerer Zeit aufgeworfen worden: ob nicht da, wo die Melodie einen Ruhepunkt gebiete, der Text, der an dieser Stelle keinen Schluß eines Gedankens enthalte, so zu verändern sey, daß er bei der Fermate einen Absatz bekomme? Auf die Bejahung dieser Frage haben die Berliner Redaktoren ein besonderes Gewicht gelegt, und auch Knapp hat auf ihre Seite, doch nicht unbedingt sich geneigt. Schleiermacher vornehmlich sucht an einem Beispiel zu zeigen, wie nothwendig es sey, daran festzuhalten. „Ganz zufällig stößt mein Auge auf ein Beispiel, wo der Sinn dadurch (daß man jenen Grundsatz nicht beobachtet) ganz schwankend gemacht wird, und solcher Beispiele gibt es in Menge. In dem Verse: „Noch läßt der Herr mich leben. Mit fröhlichem Gemüth eil' ich ihn zu erheben; er hört mein frühes Lied", ist der musikalische Abschnitt am Ende der zweiten Zeile. Wenn ich also nicht sehe, sondern höre, so erhalte ich folgenden Sinn: „Noch läßt mich der Herr mit fröhlichem Gemüthe leben! Und wenn ich eile, ihn zu erheben, so erhört er mein frühes Lied." Scheint nun die Umbeugung des Sinnes in diesem Fall eher gleichgültig zu seyn, so denke ich wenigstens, daß auch in solchen Fällen nicht streng genug darüber gewacht werden kann, daß der Ausdruck nicht zweideutig sey und der Sinn schwankend; denn dieses ladet am meisten zum gedankenlosen Lesen und Singen ein ꝛc." Allein bei der strengen Aufstellung und Durchführung dieses Canons scheint weder die Beschaffenheit der alten Lieder noch die musikalische Anordnung selbst genugsam berücksichtigt zu seyn. Nicht die Beschaffenheit der alten Lieder; denn die Mehrzahl der schönsten, und daher auch bekanntesten und beliebtesten, enthält solche Strophen, die sich schon eingelebt haben ins Bewußtseyn der Gemeinden, und die auch in dieser minder regelrechten Form so schön und

Temperatur der Jahreszeiten.

	Mittel nach den 3 tägl. Beobacht.	Mittel nach Maxim und Minimum.	Mittlere tägliche Differenz.
Wintermonate 1846	+ 1,15	+ 1,01	5,03
Klimatischer Winter	+ 2,86	+ 2,89	4,08
Frühling	+ 8,72	+ 8,85	6,07
Sommer	+16,77	+16,74	10,18
Herbst	+ 8,86	+ 9,17	6,95

Wärmster Monat: Juli + 17,20

Kältester im Kalenderjahr: December — 1,80

Differenz beider: 19,00.

Temperaturdifferenz zwischen Sommer und Winter (Januar, Februar, December 1846): 15,62.

Jahres-Extreme nach dem Thermographen:

Maximum: + 27,8 den 24 Juli. Minimum: — 15,0 den 19. December 1846. Differenz beider: 42,8.

Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:

Maximum: + 27,5 den 24. Juli. Minimum: — 13,5 den 14. December 1846. Differenz beider: 41,0.

Die hohe Mitteltemperatur des klimatischen Jahres 1846 machte eine Vergleichung desselben mit frühern Jahren höchst interessant. Da meine eigenen Beobachtungen nur wenige Jahre umfassen, so habe ich die von Herrn Prof. Plieninger für Stuttgart berechnete Tafel der Mitteltemperaturen, die mit 1792 beginnt, zur Vergleichung gewählt, was ich wohl thun konnte, da die Jahresmittel von Cannstatt aus der letzten Zeit mit denen von Stuttgart fast völlig übereinstimmten. Hiernach waren seit 1792 die wärmsten klimatischen Jahre folgende:

1794	+ 9,39
1846	+ 9,30
1822	+ 9,23
1801	+ 9,20
1834	+ 9,14 u. s. w.

1846 wird also nur von 1794 übertroffen, und von 1822 gefolgt, welche 2 Jahre überhaupt in ihrem ganzen Charakter die grösste Aehnlichkeit mit 1846 hatten. Ueberdiess sind meine Thermometer genau corrigirt und ihr Siedpunkt von mir selbst im Wasser-

dampf bei einem auf 0 reducirten Barometerstand von 28 Zoll bestimmt, während fast alle bei uns zu erhaltende Instrumente einen unrichtigen Siedpunkt haben, der nur für 26—27″ Barometerstand gilt, also um 0,8 bis 1,6° zu tief steht, was die Folge hat, dass z. B. bei 10° ein um 0,1 bis 0,2° zu hoher Thermometerstand erhalten wird. Diese Betrachtung, auf Thermometerangaben von so früher Zeit angewandt, dürfte obiges Resultat vielleicht noch mehr zu Gunsten des Jahres 1846 modificiren.

Vorstehende Beobachtungs-Resultate wurden an Instrumenten erhalten, die in völlig freier Luft gegen NO, 25′ über dem Boden aufgehängt sind an einem Ort, der weder von directen noch reflectirten Sonnenstrahlen getroffen wird. Ob sie aber auch dem Einfluss der strahlenden Wärme — die gegenüberliegenden Gebäude sind 40′ entfernt — entzogen sind, ist eine andere Frage. Um diess zu entscheiden, hieng ich in der Nähe ein Thermometer in einem kleinen hölzernen Kasten so auf, dass zwar die Luft überall den freiesten Zutritt dazu hatte, der Zutritt der strahlenden Wärme aber, sowie die nächtliche Ausstrahlung unmöglich gemacht war. Die nöthige Uebereinstimmung der Thermometer wurde vorher durch genaue Correction derselben erzielt. Folgendes sind die Resultate dieser Beobachtungen:

Tabelle XIII.

Monate.	Temperatur im Freien.				Temperatur des geschützten Thermometers.			
	Mrgs. 7 U.	Mtgs. 2 U.	Abds. 9 U.	Durchschnitt.	Mrgs. 7 U.	Mtgs. 2 U.	Abds. 9 U.	Durchschnitt.
Januar . . .	— 0,69	+ 3,25	+ 0,76	+ 1,11	— 0,47	+ 3,79	+ 1,00	+ 1,44
Februar . . .	+ 2,40	6,28	3,70	4,13	+ 2,52	5,84	3,90	4,09
März	3,24	9,15	5,15	5,85	3,29	8,46	5,52	5,76
April	6,17	11,48	7,44	8,36	5,92	10,70	7,99	8,20
Mai	9,72	15,40	10,83	11,98	9,17	14,28	11,42	11,62
Juni	13,57	21,13	15,17	16,63	13,01	19,74	15,48	16,08
Juli	14,58	21,23	15,75	17,19	14,02	19,97	16,04	16,68
August . . .	13,96	20,06	15,36	16,46	13,63	19,06	15,60	16,10
September . .	10,33	17,99	12,19	13,51	10,22	17,09	12,53	13,28
October . . .	7,26	11,91	8,27	9,15	7,31	11,47	8,46	9,08
November . .	2,49	6,01	3,13	3,88	2,71	5,81	3,39	3,98
December . .	— 2,57	— 0,67	— 2,11	— 1,78	— 2,40	— 0,89	— 1,98	— 1,76
Jahr (Kalender-)	+ 6,70	+ 11,94	+ 7,97	+ 8,87	+ 6,58	+ 11,28	8,28	8,71
Frühling . .	+ 6,38	12,01	7,81	8,73	6,13	11,15	8,31	8,53
Sommer . . .	+ 14,04	20,81	15,43	16,76	13,55	19,59	15,71	16,29
Herbst . . .	+ 6,69	11,97	7,86	8,84	6,75	11,46	8,13	8,78
Winter . . .	— 0,29	2,95	0,78	1,15	— 0,12	2,91	0,97	1,25
(Jan. Febr. Dec. 46)								

Zu richtiger Vergleichung der Resultate ist es vorher noch nöthig, die Durchschnitte auf wahres Mittel zu reduciren und diess, nach Kämtz verrichtet, gibt folgendes Resultat;

	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Jahr.
Temperatur im Freien	1,06	8,50	16,43	8,59	8,64
Temperatur des geschützten Therm.	1,18	8,48	16,14	8,59	8,60

Es zeigt sich demnach in den Resultaten für den Frühling und Herbst eine merkwürdige Uebereinstimmung, in dem für den Winter und Sommer findet aber eine Abweichung nach entgegengesetzten Seiten statt, die sich, weil sie im Sommer grösser ist, in dem Jahresdurchschnitt nicht völlig, doch beinahe, ausgleicht. Hiernach könnte man glauben, dass die Erwärmung durch die strahlende Wärme und die Erkältung durch Ausstrahlung sich in Frühling und Herbst das Gleichgewicht halten, während im Winter durch Ausstrahlung an Wärme mehr verloren werde, im Sommer dagegen durch die stärkere Einwirkung der rückstrahlenden Wärme eine noch viel stärkere Temperaturerhöhung statt finde, so dass das Durchschnittsresultat fürs ganze Jahr im Freien dadurch über die Gebühr erhöht worden sei. Diess ist aber nur theilweise richtig, weil der verschiedene Stand der Thermometer im Freien und im eingeschlossenen Raum noch eine weitere Ursache hat; diess ist ein verschiedener Gang der Temperatur, der ganz unabhängig von aller Wärmestrahlung darin seinen Grund hat, dass Temperaturänderungen im Freien immer eine gewisse Zeit später im verschlossenen Raume eintreten, die Luft mag einen so freien Zutritt dahin haben, als nur immer möglich. Darüber und über Anderes, was für meteorologische Beobachtungen von Wichtigkeit ist, werde ich mich später besonders aussprechen, wenn meine hieher gehörigen Untersuchungen vollends beendigt sind. Hier bemerke ich nur noch, dass ich triftige Gründe habe, Thermometer-Beobachtungen an einem geeigneten Ort in völlig freier Luft allen denen vorzuziehen, wo die Instrumente auf irgend welche Weise geschützt sind, nur zur Erhaltung des Jahresmittels scheinen beide Arten gleich gut zu sein.

2) von Schopfloch.

Zusammenstellungen des Herrn Pfarrer's Kommerell.

Temperatur-Verhältnisse.

Tabelle XIV.

Monate.	Medium			Reducirtes Medium			Sommer- Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beobachtungen.	aus Max. und Min.	Differenz beider.	aus den 3 tägl. Beobachtungen.	aus Max. und Min.	Differenz beider.	Sommertage.		Eistage.		Wintertage.	
							3 B.	Max.	3 B.	Min.	3 B.	Max.
Januar	0,38	−0,07	+0,45	0,24	−0,70	+0,94			15	20	7	7
Februar	1,67	1,30	+0,37	1,53	1,01	+0,52			15	19	7	4
März	3,43	3,41	+0,02	3,22	3,38	−0,16			11	23		
April	5,58	5,33	+0,25	5,33	5,30	+0,03				9		
Mai	9,84	9,65	+0,19	9,45	9,69	−0,24				1		
Juni	14,82	14,66	+0,16	14,38	14,70	−0,32	3	8				
Juli	14,86	14,72	+0,14	14,42	14,78	−0,36	9	13				
August	14,21	14,06	+0,15	13,89	14,12	−0,23	6	9				
September	11,57	11,09	+0,48	11,28	10,97	+0,31						
October	7,06	6,72	+0,34	6,89	6,36	+0,53				1		
November	1,93	1,31	+0,62	1,79	0,52	+1,27			15	22	5	3
December	−4,15	−5,07	+0,92	−4,28	−5,83	+1,55			28	31	24	24
Frühling	6,28	6,13	+0,15	6,00	6,13	−0,13			11	33		
Sommer	14,63	14,48	+0,15	14,23	14,53	−0,30	18	30				
Herbst	6,85	6,37	+0,48	6,65	5,95	+0,70			15	23	5	3
Winter	−0,70	−1,28	+0,58	−1,17	−1,84	+0,67			58	70	38	35
Jahr	6,77	6,42	+0,35	6,43	6,13	+0,30	18	30	84	126	43	38
Winter $18\frac{45}{46}$	0,88	0,40	+0,48	0,77	−0,14	+0,91			51	66	22	17

Bem. In den beiden Rubriken Differenz bedeutet + den Mehrbetrag, — den Minderbetrag des (reducirten) Mittels aus den 3 tägliche Beobachtungen gegen das (reducirte) Mittel aus Maximum und Minimum.

Die auf diesem und einigen der folgenden Blätter befindliche Spalte: Winter $18\frac{45}{46}$ gibt die betreffenden Verhältnisse des eigentlichen Winters vom 1. December 1845 bis ult. Februar 1846.

Bemerkungen zu Tabelle XIV.

Uebersicht der Temperatur-Verhältnisse.

Jahresmittel: + 6,77; red. + 6,43. Maximum des Jahres + 23,6 (den 24. Juli); Minimum des Jahres — 12,3 (den 14. Dec.) Differenz 35,9.

Wärmster Monat nach den red. täglichen Beobachtungen: Juli = + 14,42; kältester: December = — 4,28; Differenz 18,70.

Der Herbst = + 6,65 ist wärmer als der Frühling = + 6,00 um 0,65.

Der Sommer = + 14,63 differirt vom Winter = — 1,17 um 15,80.

Die Temperatur steigt vom	Januar	bis	Februar	um 1,29.
„	Februar	—	März	„ 1,69.
„	März	—	April	„ 2,11.
„	April	—	Mai	„ 4,12.
„	Mai	—	Juni	„ 4,93.
„	Juni	—	Juli	„ 0,04.
fällt vom	Juli	—	August	„ 0,53.
„	August	—	Septem.	„ 2,61.
„	Sept.	—	October	„ 4,39.
„	October	—	Novem.	„ 5,10.
„	Novem.	—	Decem.	„ 6,07.

steigt vom Winter zum Frühling um 5,23.
„ Frühling zum Sommer um 8,23.
fällt vom Sommer zum Herbst um 7,58.
„ Herbst zum Winter um 7,82.

Temperatur-Veränderung. Die mittlere tägliche ist am grössten im Juni = 8,87; am kleinsten im October = 5,31. Die mittlere tägliche Aenderung kommt in ihrem Jahresmittel = 6,86 dem September am nächsten, aber immer noch mit einer Differenz von 0,20. Monatliche Aenderung: Maximum im Februar 25,0 (29,5) Minimum im September 12,6 (15,5) und August 12,7 (14,8) Differenz 12,4 (14,0) und 12,3 (14,7).

Tabelle XV. Thermometerstände nach Tagen.

	Tage mit einem, wenigstens an Einer der 3 täglichen Beobachtungs-Zeiten beobachteten Thermometerstand.														Tage mit mittlerer tägl. Temperatur (und zwar nach dem reducirten Mittel).									
	auf und über 20°	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter u. auf 0	0 bis — 5	Summe unter — 5	— 5 bis — 10	unter — 10	über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	0 bis — 5	unter — 5
Januar .						5	5	19	24	15	10	5	2	3				3	3	19	22	9	5	4
Februar .				5	5	2	7	15	22	15	13	2		2		1	1	5	6	10	16	12	10	2
März . .				5	5	13	18	13	31	11	11							6	6	22	28	3	3	
April . .				6	6	19	25	5	30									16	16	14	30			
Mai . .		7	7	16	23	8	31		31							14	14	16	30	1	31			
Juni . .	3	24	27	3	30		30		30						10	20	30		30		30			
Juli . .	9	15	24	7	31		31		31						12	18	30	1	31		31			
August .	6	15	21	10	31		31		31						10	21	31		31		31			
September.		14	14	14	28	2	30		30							20	20	10	30		30			
October .		1	1	9	10	16	26	5	31							4	4	17	21	10	31			
November.						12	12	14	26	15	15							4	4	17	21	9	9	
December.								7	7	28	14	14	7	7						5	5	26	13	13
Frühling .		7	7	27	34	40	74	18	92	11	11					14	14	38	52	37	89	3	3	
Sommer .	18	54	72	20	92		92		92						32	59	91	1	92		92			
Herbst .		15	15	23	38	30	68	19	87	15	15					24	24	31	55	27	82	9	9	
Winter .				5	5	7	12	41	53	58	37	21	9	12		1	1	8	9	34	43	47	28	19
Jahr . .	18	76	94	75	169	77	246	78	324	84	63	21	9	12	32	98	130	78	208	98	306	59	40	19
Winter $\frac{11}{12}$.				5	5	9	14	55	69	51	42	9	4	5		1	1	8	9	48	57	33	26	7

Tabelle XVI.

	Thermometerstand bei den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . .	0,38	— 6,85	2,20	— 3,83	— 3,52	— 1,18	2,73	1,66	— 4,50	— 1,40	2,05
Februar . .	1,67	— 7,0	— 6,06	— 2,55	6,80	6,67	2,37	0,59	— 1,23	0,27	1,87
März . . .	3,43	1,65	2,27	— 0,82	2,32	5,53	4,37	3,44	1,70	1,54	4,11
April . . .	5,58	6,61	4,98	5,74	8,19	9,35	4,98	5,31	4,30	6,16	5,16
Mai . . .	9,84	10,26	10,03	9,67	13,21	11,62	9,75	7,99	9,50	10,43	9,30
Juni . . .	14,82	15,47	14,48	15,71	17,52	12,40	14,84	12,17	14,52	15,29	14,09
Juli . . .	14,86	14,37	15,10	16,21		17,63	15,30	13,83	12,20	15,55	14,58
August . .	14,21	13,59	15,44	14,41	14,48	12,87	13,75	14,77	13,59	14,37	13,96
September .	11,57	11,90	11,76	12,83	11,61	12,51	10,86	10,50	10,06	12,26	10,85
October . .	7,06	6,13	6,65	5,50	10,06	7,31	6,85	7,24	5,41	7,62	— 6,77
November .	1,93	—	—	0,07	0,79	2,32	3,95	1,77	— 1,60	0,36	3,31
December .	— 4,15	— 7,74	— 3,85	— 4,51	— 1,60	— 0,75	— 3,55	— 3,83	— 2,74	— 5,22	— 3,34
Frühling .	6,28	6,17	5,76	4,86	7,91	8,83	6,37	5,58	5,17	6,04	6,19
Sommer . .	14,63	14,48	15,01	15,44	16,00	14,30	14,63	13,59	13,44	15,07	14,21
Herbst . .	6,85	9,01	9,20	6,13	7,49	7,38	7,22	6,50	4,96	6,08	6,98
Winter . .	— 0,70	— 7,20	— 2,37	— 3,63	0,56	1,58	0,52	— 0,53	— 2,82	— 2,12	0,19
Jahr . . .	6,77	5,61	6,85	5,70	7,99	8,02	7,18	6,28	5,19	6,27	6,89
Diff. Medium		— 1,16	+ 0,08	— 1,07	+ 1,22	+ 1,25	+ 0,41	— 0,49	— 1,58	— 0,50	+ 0,12
Winter $18\frac{1}{12}$	0,88	— 7,12	— 2,52	— 1,73	1,64	2,80	2,15	0,68	— 2,09	— 1,49	1,55

Bemerkungen zu Tabelle XVI.

Für N fällt das Max.	15,47	in d. Juni,	das Min.	— 7,74	in d. Dec.
„ NO „ „ „	15,44	„ „ Aug.,	„ „	— 6,06	„ „ Feb.
„ O „ „ „	16,21	„ „ Juli,	„ „	— 4,51	„ „ Dec.
„ SO „ „ „	17,52	„ „ Juni,	„ „	— 3,52	„ „ Jan.
„ S „ „ „	17,63	„ „ Juli,	„ „	— 1,18	„ „ Jan.
„ SW „ „ „	15,30	„ „ Juli,	„ „	— 3,55	„ „ Dec.
„ W „ „ „	14,77	„ „ Aug.,	„ „	— 3,83	„ „ Dec.
„ NW „ „ „	14,52	„ „ Juni,	„ „	— 4,50	„ „ Jan.

Der Wärme nach kommen die 8 Hauptwinde in folgender Ordnung:

Im Jahr: S. SO. SW. NO. W. O. N. NW.
„ Sommer: SO. O. NO. SW. N. S. W. NW.
„ Winter: S. SO. SW. W. NO. NW. O. N.
„ Frühling: S. SO. SW. N. NO. W. NW. O.
„ Herbst: NO. N. SO. S. SW. W. O. NW.

Differenz	des Winters u. Sommers,	des Frühlings u. Herbstes.
bei N.	21,68	— 2,84.
„ NO.	17,58	— 3,44.
„ O	19,07	— 1,27.
„ SO.	15,44	+ 0,42.
„ S.	12,72	+ 0,45.
„ SW.	14,11	— 0,85.
„ W.	14,12	— 0,92.
„ NW.	16,26	+ 0,21.

3) von Ennabeuren.

Zusammenstellungen des Herrn Pfarrer's Schiler.

Tabelle XVII. Temperatur-Verhältnisse.	Med. aus den 3 tägl. Beobachtungen.	Reducirtes Medium.	Differenz.	Sommer-, Eis- und Winter-Tage		
				Sommertg.	Eistage.	Wintertg.
Januar	— 0,17	— 0,72	0,55		17	8
Februar	+ 1,21	+ 1,02	0,19		11	4
März	3,21	2,95	0,26		10	
April	5,76	5,66	0,10			
Mai	10,11	9,85	0,26			
Juni	14,83	14,34	0,49	2		
Juli	14,76	14,39	0,37	6		
August	14,42	14,17	0,25	8		
September	11,71	11,38	0,33			
October	7,16	6,89	0,27			
November	2,05	1,74	0,31		12	1
December	— 3,84	— 4,25	0,31		5	24
Frühling	6,36	6,15	0,21		10	
Sommer	14,67	14,30	0,37	16		
Herbst	6,97	6,67	0,30		12	
Winter	— 0,97	— 1,32	0,35		33	36
Jahr	6,76	6,45	0,31	16	55	37

Tabelle XVIII. Thermometerstände nach Tagen.

	Tage mit einem, wenigstens an Einer der 3 täglichen Beobachtungs-Zeiten beobachteten Thermometerstand														Tage mit mittlerer tägl. Temperatur und zwar nach dem reducirten Mittel									
	auf und über 20°	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter u. auf 0	0 bis — 5	Summe unter — 5	— 5 bis — 10	unter — 10	über 15°	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	— 0 bis — 5	unter — 5
Januar .						4	4	19	23	17	19	8	6	2				2	2	14	16	15	10	5
Februar .				1	1	6	7	16	23	16	14	2	2					5	5	11	16	12	10	2
März . .				4	4	10	14	17	31									5	5	24	29	2	2	
April . .				4	4	24	28	2	30									16	16	14	30			
Mai . .		7	7	16	23	8	31		31							15	15	15	30	1	31			
Juni . .	2	25	27	3	30		30		30						11	19	30		30		30			
Juli . .	6	16	22	9	31		31		31						12	19	31		31		31			
August .	8	13	21	10	31		31		31						10	21	31		31		31			
September		14	14	14	28	2	30		30						1	17	18	12	30		30			
October .				14	14	14	28	3	31							2	2	21	23	8	31			
November						10	10	18	28	2	2							2	2	24	26	4	4	
December								7	7	24	8	16	10	6						5	5	26	13	13
Frühling .		7	7	24	31	42	73	19	92							15	15	36	51	39	90	2	2	
Sommer .	16	54	70	22	92		92		92						33	59	92		92		92			
Herbst .		14	14	28	42	26	68	21	89	2	2				1	19	20	35	55	32	87	4	4	
Winter .				1	1	10	11	42	53	57	31	26	18	8				7	7	30	37	53	33	20
Jahr . .	16	75	91	75	166	78	244	82	326	59	33	26	18	8	34	93	127	78	205	101	306	59	39	20

Tabelle XIX.

Wahre mittlere Temperatur.

	Januar	Feb.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Spt.	Oct.	Nov.	Dec.
1	1,2	3,8	9,3	7,1	3,8	12,6	11,2	18,3	13,4	9,3	4,7	— 0,7
2	— 2,3	1,3	8,5	6,4	8,1	12,7	12,4	16,9	14,2	8,9	3,4	0,3
3	— 6,0	0,7	7,2	4,9	12,8	13,4	14,3	17,1	13,1	9,3	1,8	0,6
4	— 7,2	2,8	7,2	4,1	11,0	13,7	16,4	18,3	13,0	10,2	2,2	— 0,4
5	—10,4	3,4	4,4	4,9	12,3	12,9	18,2	17,8	13,9	9,6	0,5	— 1,9
6	—10,6	0,9	2,1	5,1	9,4	14,3	12,9	17,9	13,8	9,3	0,1	— 4,4
7	— 6,1	1,4	2,5	2,7	9,5	15,1	12,1	16,0	14,7	8,7	2,6	— 3,2
8	— 3,8	0,0	0,7	3,8	10,9	15,1	14,3	14,6	14,3	7,4	— 0,4	— 2,8
9	— 3,0	— 2,7	0,4	2,3	10,6	13,7	17,8	14,5	15,2	6,8	0,0	— 2,9
10	— 1,3	— 7,6	— 0,2	3,2	11,3	11,8	14,7	13,7	14,3	9,2	0,8	— 4,0
11	— 0,3	— 6,0	0,7	5,3	10,3	13,4	12,0	14,8	14,1	10,0	2,2	— 2,5
12	— 1,2	— 2,7	1,5	6,7	9,5	14,7	12,3	13,4	13,3	6,2	1,9	— 6,3
13	0,0	— 0,8	2,2	8,7	7,0	14,8	16,5	13,9	9,3	5,4	0,7	— 9,2
14	— 0,5	— 0,8	3,7	9,7	5,9	15,8	16,1	12,5	7,9	6,3	— 0,7	—12,1
15	— 3,8	— 1,6	3,1	6,8	7,9	15,8	14,9	13,8	9,1	7,9	0,4	—10,0
16	— 0,1	— 1,0	5,2	7,0	12,5	15,3	13,7	16,1	10,2	7,8	0,1	— 6,1
17	0,6	0,4	2,8	7,6	8,8	14,5	11,2	15,5	8,4	8,1	— 0,3	— 4,8
18	1,0	— 0,3	0,9	7,2	7,8	16,0	11,7	16,2	10,0	7,7	1,9	— 6,8
19	1,4	— 0,5	— 1,0	8,1	6,3	17,1	16,6	11,3	9,9	9,7	4,6	— 9,0
20	1,7	— 0,9	0,4	4,6	9,7	15,1	15,4	10,8	12,8	8,3	2,3	— 1,8
21	1,7	1,3	0,2	3,2	10,9	16,1	12,8	11,2	12,0	5,4	3,2	0,6
22	5,7	2,3	2,1	4,8	12,2	16,9	13,8	11,5	9,7	3,9	3,3	1,3
23	6,0	3,3	4,7	6,0	14,9	13,8	16,0	12,2	10,8	4,3	1,1	0,4
24	3,7	6,5	3,2	8,7	13,4	12,4	18,6	13,4	9,8	3,5	4,3	— 1,2
25	4,2	6,8	4,0	8,3	12,6	10,5	16,9	12,7	7,6	3,5	7,8	— 1,8
26	4,2	5,7	1,9	6,8	10,3	13,7	10,0	12,6	9,1	3,2	6,1	— 6,0
27	2,6	5,3	2,7	1,7	9,7	13,9	12,0	12,8	9,8	3,9	3,1	— 5,5
28	1,8	8,1	3,7	3,5	7,2	14,8	13,5	12,6	11,4	4,1	1,4	— 6,6
29	2,2		0,8	4,2	6,9	17,1	14,5	12,2	9,1	4,7	0,5	— 7,2
30	2,3		1,7	4,3	9,2	11,5	16,1	11,9	7,1	5,0	— 0,3	— 9,2
31	4,3		4,8		12,6		17,4	12,6		5,0		— 8,5

trefflich gehalten sind, daß es nicht möglich scheint, sie durch gleich treffende Veränderungen zu verbessern; wie dies namentlich von: Befiehl du deine Wege; O Haupt voll Blut und Wunden; Was Gott thut, das ist wohlgethan u. dgl. gilt. Nicht die musikalische Einrichtung der Choräle, wobei ja nicht nur je ein oder zwei Absätze in einer vier- oder mehrzeiligen Strophe, sondern je am Schluß jeder Zeile eine Fermate steht, die einen Ruhepunkt bildet, und über welche der Sinn unzählige Male hinübergreifen muß. Auch wird die Gedankenlosigkeit nicht dadurch verhindert, daß man bei den größern musikalischen Absätzen mit dem Sinn des Textes innehält, sondern daß man überhaupt mit Sinn zu lesen und zu singen gewöhnt, wo immer das Komma oder der Strichpunkt stehen mag. Kann freilich ein Innehalten mit dem Gedankengang bei den größeren musikalischen Ruhepunkten leicht bewirkt und hierzu der ältere Text behandelt werden, ohne daß ihm zu viel Gewalt und ohne daß der Empfindung der Strophe ein Abbruch geschieht, so sollte man wohl die Regel ihrer Ausnahme vorziehen und den logischen mit dem musikalischen Absatz verbinden.

Aelter ist die Gewohnheit, schöne geistliche Lieder, die sich nach keiner bequemen Melodie singen lassen, durch Zusetzen oder Abschneiden von Versfüßen in jeder Strophe für eine beliebte Tonweise herzurichten. Bei ordinären Versen ist's freilich einerlei, ob sie auf ein paar Füßen mehr oder weniger hinken; aber bei ächten Dichtungen ist's nicht gleichgültig; ein gutes Lied verliert dadurch jedesmal von seinem Charakter, ohne darum an Gedanken durch einige weitere Epitheten oder Flickſylben bereichert zu werden. Denn bei dem wahren Dichter beweist sich die Begeisterung und das Gefühl auch durch die Grenzlinien der Form, durch den prosodischen Umriß, in welchen er schon mit der Conception die Gedanken seiner Dichtung beschließt oder ausbreitet. Dazu haben sich bedeutende Lieder, wie eines Flemming, Novalis u. A. so in dem Gedächtniß eines nicht unbeträchtlichen Theils der Gemeinden eingeprägt, daß, wenn auch, wie namentlich bei den oftmaligen Zusätzen zu Flemmings frommem Liede: „In allen meinen Thaten", keine Verballhornung herauskommt, dennoch durch dergleichen Zerstückelungen oder Anhängsel das von lange her durch das eigenthümliche Maß der Originaldichtung befriedigte Gemüth sich in einer schönen Empfindung gestört und verletzt fühlt.

Tabelle XX.

	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . .	— 0,17	— 3,1	— 7,3	— 6,5	— 7,2	— 5,4	1,5	2,3	— 2,4	— 7,13	1,49
Februar . .	1,21	— 6,8					5,8	7,6	— 1,2	— 6,8	1,48
März . . .	3,21	2,2	2,2	2,6			3,7	3,6	2,7	2,2	3,4
April . . .	5,76	5,7	4,8	5,5	8,3	9,8	5,3	5,0	6,2	5,9	5,7
Mai . . .	10,11	10,9	10,0	10,9	12,5	11,0	8,3	8,9	10,2	10,9	9,6
Juni . . .	14,83	14,6	15,4	15,6	13,6		14,2	13,7	14,4	15,4	14,1
Juli . . .	14,76	12,2		16,0	20,7	18,7	15,9	13,4	13,8	15,6	14,7
August . .	14,42	12,1	12,5	15,7	10,6	11,5	13,4	14,5	15,2	14,3	14,6
September .	11,71	7,6	11,7	13,7	13,4	13,1	12,0	9,7	10,7	12,7	10,6
October . .	7,16	8,1	7,9	6,1	9,3	10,3	6,6	7,3	5,9	7,8	6,9
November .	2,05	0,0		0,6	— 0,4	3,1	2,9	1,8	— 0,4	0,5	2,6
December .	— 3,94	— 9,7	— 4,6	— 4,6			— 4,0	— 3,0	— 1,9	— 4,9	— 3,6
Frühling . .	6,36	6,3	5,7	6,3	10,4	10,4	5,8	5,8	6,4	6,3	6,3
Sommer . .	14,67	13,0	14,0	15,8	15,0	15,1	14,5	13,9	14,5	15,1	14,5
Herbst . .	6,97	5,2	6,5	6,8	7,4	8,8	7,2	6,3	5,4	7,0	6,7
Winter . .	— 0,97	— 6,5	— 6,0	— 5,5	— 7,2	— 5,4	1,1	2,3	— 1,5	— 6,3	— 0,2
Jahr . . .	6,76	4,5	5,1	5,9	6,4	7,0	7,2	7,1	6,2	5,5	6,8
Diff. Med. .		— 2,2	— 1,6	— 0,8	— 0,3	+ 0,3	+ 0,5	+ 0,4	— 0,5	— 1,2	— 0,1

4) von Giengen. Zusammenstellungen Tabelle

Thermometer-Stand.

Monat.	Morgs.	Mittags	Abends	Mittlerer.	Höchster.	Tiefster.
Januar . .	− 3,42	− 0,26	− 2,05	− 1,91	+ 9,8 d. 23. Mitt.	−15,5 d. 9. Mrg.
					26″4,8‴SW.2tr.1	27″3,9‴ SO. tr. 3.
Februar . .	+ 0,62	+ 4,57	+ 1,93	+ 2,37	+12,8 d. 24. Mitt.	−14,0 d. 11. Mrg.
					26″9,8 SW. kl. 2.	26″9,9 NW. kl. 1.
März . . .	+ 1,41	+ 7,41	+ 3,52	+ 4,12	+14,0 d. 1. Mitt.	− 4,5 d. 11. Mrg.
					26″11,5 NO. kl. 3.	26″13,2 W. kl. 3.
April . . .	+ 5,01	+10,19	+ 6,37	+ 7,19	+17,0 d. 13. Mitt.	+ 0,3 d. 22. Mrg.
					26″8,4 NO. kl. 4.	26″8,8 SW. kl. 2.
Mai . . .	+ 9,03	+15,16	+10,08	+11,42	+23,2 d. 23. Mitt.	+ 2,0 d. 2. Mrg.
					26″10,3 NW. kl. 3.	26″12,4 NW. kl. 3.
Juni . . .	+13,91	+20,38	+14,61	+16,30	+25,3 d. 19. Mitt.	+11,0 d. 1. Mrg.
					26″10,3 SO. kl. 3.	26″11,0 NW. kl. 4.
Juli . . .	+14,15	+19,77	+14,43	+16,14	+26,0 d. 24. Mitt.	+10,2 d. 26. Abds.
					26″9,6 SW. kl. 4.	26″12,1 SW. kl. 1.
August . .	+13,74	+19,94	+14,53	+16,08	+25,8 d. 2. Mitt.	+ 9,2 d. 15. Mrg.
					26″7,5 SO. tr. 2	26″9,0 NW. kl. 3.
September .	+ 9,17	+17,26	+11,28	+12,51	+22,0 d. 8. Mitt.	+ 3,8 d. 28. Mrg.
					26″9,9 NO. kl. 3.	26″9,0 W. kl. 3.
October . .	+ 6,27	+10,74	+ 7,39	+ 8,13	+15,1 d. 11. Mitt.	+ 0,2 d. 23. Mrg.
					26″9,0 NO. kl. 3.	26″7,4 NW. kl. 3.
November .	+ 1,07	+ 4,14	+ 1,35	+ 2,18	+10,0 d. 25. Mitt.	− 6,0 d. 14. Mrg.
					26″8,0 SW. tr. 2.	26″11,5 W. tr. 3.
December .	− 4,51	− 2,31	− 4,03	− 3,61	+ 3,3 d. 3. Mitt.	−20,0 d. 14. Mrg.
					26″4,5 W. kl. 2.	26″5,8 NW. kl 4.
	+ 5,54	+10,58	+ 6,62	+ 7,58	+26,0 Juli.	−20,0 December.

5) von Calw. Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Müller. Tab.

1846.	Thermograph.		Mittel Morgens 7 Uhr.	Mittel Mittags 2 Uhr.	Mittel Abends 9 Uhr.
	Maximum.	Minimum.			
Januar . .	+ 10,5°	− 10°	− 1,426°	+ 3,826°	− 0,232°
Februar . .	+ 15,8	− 13	+ 1,139	+ 6,329	+ 1,932
März . . .	+ 16	− 4,6	+ 1,106	+ 8,677	+ 3,313
April . . .	+ 16,5	− 1,4	+ 4,707	+10,920	+ 4,690
Mai . . .	+ 20	− 1,3	+ 8,419	+14,945	+ 8,158
Juni . . .	+ 25	+ 4,2	+12,783	+20,463	+12,253
Juli . . .	+ 26,3	+ 6	+13,310	+20,619	+12,874
August . .	+ 28,2	+ 5,2	+12,822	+19,593	+13,197
September .	+ 22,4	+ 1,1	+ 8,863	+17,893	+10,013
October . .	+ 17,5	− 1,1	+ 5,981	+11,871	+ 6,758
November .	+ 10,5	− 5,5	+ 1,377	+ 6,030	+ 1,640
December .	+ 5,5	− 18,5	− 3,855	− 0,065	− 3,558
Im Jahr . .	+ 26,3	− 18,5	+ 5,435	+11,758	+ 5,920
	24. Juli Mittags.	14. December Morgens.		+ 7,704°	

des Herrn Med. Dr. Meebold.

XXI. Thermometer-Stand nach dem Thermometrograph.

Maxim.	Minim.	Mittel von beiden.	Monatl. Beweg.	Mittlere tägl. Beweg.	Grösste tägl. Beweg.	Kleinste tägl. Beweg.	Wärmst. Tag n. d. Maxim.	Kältester Tag n. d. Minimum.
+ 10,0	— 16,0	— 2,44	26,0	5,54	9,0	1,7	+ 7,65	— 12,15
d. 23.	d. 6.				3. u. 8.	d. 19.	d. 22.	d. 7.
+ 12,8	— 15,5	+ 2,00	28,3	6,09	13,1	1,5	+ 8,10	— 8,95
d. 24.	d. 10.				d. 10.	3.13.16	d. 25.	d. 10.
+ 14,0	— 5,5	+ 3,89	19,5	7,62	13,2	0,5	+ 7,90	— 0,50
d.1 u.2.	d. 10.				d. 23.	d. 15.	d. 1. u. 2.	d. 10.
+ 18,0	— 2,0	+ 6,88	20,0	7,65	16,2	2,8	+ 10,50	+ 1,75
d. 13.	d. 21.				d. 13.	15u.19.	d. 14.	d. 27.
+ 23,5	— 2,0	+ 10,98	25,5	9,51	15,3	3,2	+ 17,35	+ 4,00
d. 23.	d.1.u.2.				d. 31.	d. 15.	d. 23.	d. 1.
+ 25,5	+ 4,8	+ 15,52	20,7	11,55	17,0	5,6	+ 20,25	+ 12,75
d. 19.	d. 1.				d. 1.	d. 9.	d. 19.	d. 10.
+ 27,5	+ 5,5	+ 15,76	22,0	10.64	15,5	4,5	+ 20.75	+ 9,85
d. 24.	d. 27.				d. 25.	d. 1.	d. 24.	d. 26.
+ 26,5	+ 5,5	+ 15,96	21,0	9,28	14,2	3,5	+ 20,00	+ 11,27
d. 4.	d. 14.				d. 4.	d. 22.	d. 6.	d. 14.
+ 22,5	+ 1,5	+ 12,74	21,0	10,11	15,0	3,1	+ 16,65	+ 7,00
d. 8.	d. 14.				d. 27.	d. 30.	d. 9.	d. 14.
+ 18,5	— 0,3	+ 8,13	18,8	6,54	13,0	1,0	+ 12,00	+ 3,70
d. 18.	d. 14.				d. 12.	d. 5.	d. 18.	d. 22.
+ 10,0	— 6,5	+ 1,83	16,5	4,80	11,4	1,2	+ 8,25	— 3,20
d. 25.	d. 13.				d. 4.	d. 9.	d. 25.	d. 14.
+ 3,8	— 21,5	— 4,39	25,3	5,17	15,0	0,9	+ 2,50	— 16,40
d. 23.	d. 15.				d. 13.	d. 12.	d. 23.	d. 14.
+ 27,5	— 21,5	+ 7,24	21,05	7,88	17,0	0,5	+ 20,75	— 16,40
Juli.	Decem.				Juni.	März.	Juli.	Decembr.

jährliche Bewegung 49,0°

XXII. Thermometer im Freien im Schatten.

Mittel aus den drei täglichen Beobachtungen.	Mittel aus dem tägl. Maximum und Minimum.	Grösster täglicher Unterschied.	Mittel der täglichen Unterschiede.	Monatlicher Unterschied.
+ 0,723°	+ 0,460°	10,3°	6,613°	20,5°
+ 3,133	+ 3,330	14,4	6,776	28,8
+ 4,365	+ 4,548	16	9,374	20,6
+ 6,772	+ 7,070	14,6	8,887	17,9
+ 10,507	+ 10,351	16,7	9,803	21,3
+ 15,166	+ 14,621	16	12,207	20,8
+ 15,601	+ 15,533	17,3	11,345	20,3
+ 15,204	+ 15,521	18,5	10,061	21
+ 12,256	+ 12,542	17,8	11,230	21,3
+ 8,203	+ 8,474	14,2	7,129	18,8
+ 3,016	+ 3,133	12,2	6,227	16
— 2,493	— 2,892	15,2	6,081	24
+ 7,704	+ 7,714	18,5	8,811	Jahresdiffe-
		16. August.		renz 44,8

Tabelle XXIII.

Extreme der täglichen Temperaturen.

1846.	Heisse Tg. von + 20° u. darüber. (Max.)	WarmeTg. von + 15° bis + 19,9° Max.	Gemäsigte Tage von + 0,1° bis + 14,9° (Minim. bis Maxim.)	Eintage von 0° bis — 4,9° (Minim.)	Wintertg. von — 5° bis — 9,9° (Minim.)	Kalte Wintertg. von — 10° u. darüber. (Minim.)
Januar			10	7	13	1
Februar		1	17	8	1	1
März		2,5	12	16,5		
April		3	22	5		
Mai	1	17	12	1		
Juni	24	6				
Juli	22	9				
August	18	12	1			
Sept.	11	14	5			
Octob.		4	26	1		
Nov.			17	10	3	
Dec.			2	15	6	8
Jahr	76	68,5	124	63,5	23	10

Bemerk. Am 4. März stand das Maximum auf + 16°, das Minimum auf 0°, daher dieser Tag als ein halber warmer, und ein halber Eistag gerechnet wurde.

Temperatur der Jahreszeiten.

Frühling: März, April, Mai.	Sommer: Juni, Juli, August.	Herbst: Septemb., October, Novemb.	Winter: Januar, Februar, December	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.	Unterschied zwischen Sommer und Winter.
+ 7,215	+ 15,324	+ 7,825	+ 0,454	+ 15,801 Juli.	— 2,193 December	18,094	14,870

Tabelle XXIV. Mitteltemperaturen der einzelnen Tage.

		von −10° und weit.	von −9,9 bis −8	−7,9 bis −6	−5,9 bis −4	−3,9 bis −2	−1,9 bis 0	+0,1 bis +2	+2,1 bis +4	+4,1 bis +6	+6,1 bis +8	+8,1 bis +10	+10,1 bis +12	+12,1 bis +14	+14,1 bis +16	+16,1 bis +18	+18,1 bis +20
Januar . .	+ 0,460°			1	4	8	1	4	1	8	3	1					
Februar .	+ 3,133				2			8	11	4	4	2					
März . .	+ 4,365							5	10	12	3	1					
April . .	+ 6,772								3	6	13	8					
Mai . . .	+ 10,507									1	4	5	12	8	1		
Juni . .	+ 15,166													6	18	5	1
Juli . . .	+ 15,601													6	15	6	4
August . .	+ 15,204												1	9	10	8	3
September .	+ 12,256											5	8	12	5		
October .	+ 8,203									4	10	11	6				
November .	+ 3,016						5	7	7	8	1	2					
December .	− 2,493	1	4	2	3	4	6	7	4								
Im Jahr		1	4	3	9	12	12	28	36	43	38	35	27	41	49	19	8

Maximum + 19,1 den 1. August. Wintertage 105. Frühlingstage 75. Sommertage 144.

Minimum − 11,0 den 14. December. Herbsttage 41.

Differenz 30,1. 116.

Bem. Der Herr Berichterstatter weicht hier in der Bedeutung der Wintertage und Sommertage von der bei dem Vereine angenommenen wesentlich ab; Wintertage sind solche an denen die Temp. nicht über 0 steigt, Sommertage an denen sie + 20° erreicht.

P.

6) von Roth, OA. Biberach. Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Walser.

Thermometerstand nach Reaumur.

Tabelle XXV.

Monate.	Max.	Min.	Differenz.				Medium				Quellen-Temperatur.
			Max.	Min.	monatl.	mittlere tägl.	des Morgs.	des Mittags.	des Abends.	von allen.	
Januar	+ 8,5	— 15,0	10,2	1,1	23,0	5,2	— 2,5	+ 2,2	— 1,9	— 0,75	+ 3,8
Februar	+ 13,6	— 14	11,0	0,8	27,6	4,2	+ 0,9	+ 2,9	+ 1,4	+ 1,73	+ 4,8
März	+ 14,0	— 1,8	10,8	2,0	10,3	5,9	+ 2,9	+ 4,2	+ 2,3	+ 3,13	+ 5,5
April	+ 17	+ 1,0	11,5	1,7	16,0	6,6	+ 4,8	+ 6,9	+ 4,5	+ 5,41	+ 6,5
Mai	+ 20,2	+ 1,0	13,8	5,9	19,2	7,6	+ 8,5	+ 15,2	+ 8,4	+ 10,70	+ 9,5
Juni	+ 22,9	+ 7,2	10,8	3,3	15,7	7,5	+ 12,8	+ 19,0	+ 11,7	+ 14,50	+ 10,2
Juli	+ 23,2	+ 8,5	11,2	1,5	14,7	6,8	+ 14,0	+ 18,5	+ 11,2	+ 14,56	+ 10,8
August	+ 22,4	+ 9,0	10,0	1,2	13,4	5,7	+ 12,0	+ 16,4	+ 11,9	+ 13,5	+ 10,4
September	+ 18,8	+ 3,2	10,0	1,1	15,6	6,1	+ 8,81	+ 11,24	+ 9,14	+ 9,73	+ 9,0
October	+ 15,0	+ 1,5	9,6	1,1	13,5	4,44	+ 5,90	+ 9,60	+ 5,92	+ 7,14	+ 7,20
November	+ 9,2	— 3,0	8,4	0,2	12,2	3,80	+ 2,03	+ 4,29	+ 1,80	+ 2,70	+ 5,04
December	+ 4,0	— 18,9	10,9	0,6	22,9	3,16	— 4,21	— 2,15	— 4,4	— 3,60	+ 3,7
Frühling	+ 17,0	+ 0,69	12,0	3,2	15,1	6,7	+ 5,4	+ 8,7	+ 3,0	+ 6,40	+ 7,16
Sommer	+ 22,8	+ 8,2	10,3	2,6	14,6	6,6	+ 12,9	+ 17,9	+ 11,6	+ 14,16	+ 10,16
Herbst	+ 14,3	+ 0,5	9,3	1,1	13,7	4,7	+ 5,5	+ 8,3	+ 5,6	+ 6,59	+ 7,09
Winter	+ 8,7	— 15,9	10,6	0,8	24,5	4,1	— 1,9	+ 1,0	— 1,6	— 0,86	+ 4,19
Jahr	+ 15,72	— 0,97	16,69	1,70	16,93	5,65	+ 5,475	+ 8,975	+ 5,150	+ 6,350	+ 7,22

3. Brunnentemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Ueber die Art und Weise der Beobachtung der Brunnentemperatur zu Stuttgart ist das Nöthige in unserem vorjährigen Berichte gesagt. Unter Beziehung auf dieses geben wir auf Tab. XXVI. die Uebersicht der Variationen und der Mittel derselben mit gegenübergestellter mittlerer, nicht reducirter Lufttemperatur. Die Spalte „Abnahme" zeigt die Grade an, um welche die Brunnentemperatur vom Anfang des Monats oder von der höchsten Temperatur des Monats an bis zum Minimum oder bis zum Ende des Monats abnahm. Die Spalte „Zunahme" dagegen gibt die Grade an, um welche dieselbe vom Anfang des Monats oder von der tiefsten Temperatur an bis zum Maximum oder bis zu Ende des Monats zunahm.

Tabelle XXVI.

Monate.	Monatsmittel der Brunnentemper.	Monatsmittel der Lufttemper.	Tiefste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tags zuvor.	Höchste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tags zuvor.	Abnahme.	Zunahme.
Januar	+ 3,72	+ 1,09	+ 3,0 d. 16.	— 3,60	+ 4,7 d. 31.	+ 7,96	1,7	1,7
Febr.	+ 4,59	+ 4,17	+ 4,2 d. 12.	— 4,13	+ 5,2 d. 28.	+ 8,13	0,5	1,0
März	+ 5,74	+ 5,94	+ 5,2 d. 11.	+ 2,23	+ 6,3 d. 30.	+ 5,07	0,3	1,1
April	+ 7,52	+ 8,37	+ 6,7 d. 1.	+ 7,33	+ 8,5 d. 26.	+11,23	0,5	1,8
Mai	+ 9,58	+11,99	+ 8,0 d. 1.	+ 7,83	+ 10,7 d. 26.	+14,60	0,9	2,7
Juni	+12,30	+18,05	+ 10,3 d. 1.	+10,03	+ 15,0 d. 30.	+19,00		4,7
Juli	+15,82	+17,51	+ 14,7 d. 8.	+ 22,30*)	+ 16,7 d. 30	+17,80	0,3	2,0
August	+15,71	+16,84	+ 14,3 d. 28.	+15,80	+ 18,2 d. 7.	+21,50	3,4	0,9
Sept.	+13,53	+13,82	+ 12,4 d. 28.	+12,53	+ 14,7 d. 1.	+15,53	2,3	0,3
Octob.	+10,60	+ 9,29	+ 8,6 d. 29.	+ 6,86	+ 12,5 d. 1.	+ 9,36	3,9	0,1
Nov.	+ 6.21	+ 3,81	+ 4,4 d. 18.	+ 1,83	+ 9,6 d. 1.	+ 6,90	5,2	1,2
Decem.	+ 3,80	— 1,60	+ 2,9 d. 31.	— 8,63	+ 5,3 d. 1.	+ 1,20	2,4	
Jahr	+ 9,09	+ 9,15	December.		August.		18,3	15,2

*) Am 6. Juli Morgens Früh 3 h. fiel ein starkes Gewitter mit Regen und den Tag über herrschte Regenwetter.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.
Brunnentemperatur .	+ 7,61	+ 14,61	+ 10,11	+ 4,03
Lufttemperatur . .	+ 8,73	+ 17,48	+ 8,64	+ 1,22

b) Von einigen Beobachtungsorten.

1. von Cannstatt, durch Herrn Med. Dr. Rühle.

Brunnentemperatur.

Tabelle XXVII.

Monate.	Mittel Abends 9 Uhr.	Maximum.	Minimum.	Differenz des Mittels von der mittleren Lufttemperatur.
Januar	+ 3,70	+ 5,4	+ 2,8	+ 2,59
Februar.	5,05	6,3	4,5	+ 0,92
März	6,10	6,6	5,5	+ 0,27
April	7,49	8,3	6,6	— 0,68
Mai	9,49	10,6	7,9	— 2,48
Juni	11,99	13,0	10,4	— 4,64
Juli	13,37	14,5	12,7	— 3,83
August	14,44	15,3	13,7	— 2,03
September	12,94	13,7	11,7	— 0,58
October	10,60	12,0	9,2	+ 1,45
November	6,97	8,9	5,7	+ 3,07
December	4,15	6,0	2,8	+ 5,95
Kalender-Jahr	8,85	15,3	2,8	— 0,02
Frühling	7,69	Jahresdifferenz:		— 1,03
Sommer	13,27	12,5°		— 3,50
Herbst	10,17			+ 1,32
Winter (Jan. Febr. Decbr.) .	4,30			+ 3,15

2) von Calw durch Herrn Med. Dr. Müller.

Tabelle XXVIII. Brunnentemperatur.

1846.	Mittlere Lufttemperatur	Brunnen beim Ziegelbach.					Bischofsbrunnen.*)				
		Mittlere monatliche Temperatur.	Maxim.	Minim.	Differ. beider.	Differenz von der Lufttemperatur.	Mittlere monatliche Temperatur.	Maxim.	Minim.	Differ. beider.	Differenz von der Lufttemperatur.
Januar . .	+ 0,723	+ 7,000	+ 7,10	+ 6,90	0,20	+ 6,277	+ 7,983	+ 8,05	+ 7,90	0,15	+ 7,260
Februar . .	+ 3,133	+ 6,967	+ 7,10	+ 6,70	0,40	+ 3,834	+ 8,300	+ 8,30	+ 8,30	0	+ 5,167
März . . .	+ 4,365	+ 7,183	+ 7,30	+ 7,05	0,25	+ 2,816	+ 8,250	+ 8,30	+ 8,20	0,10	+ 3,885
April . . .	+ 6,772	+ 7,233	+ 7,40	+ 7,00	0,40	+ 0,461	+ 8,267	+ 8,30	+ 8,20	0,10	+ 1,495
Mai . . .	+10,507	+ 7,333	+ 7,50	+ 7,20	0,30	— 3,174	+ 8,283	+ 8,40	+ 8,20	0,20	— 2,224
Juni . . .	+15,166	+ 7,883	+ 8,00	+ 7,75	0,25	— 7,283	+ 8,133	+ 8,30	+ 8,00	0,30	— 7,033
Juli . . .	+15,601	+ 8,267	+ 8,35	+ 8,20	0,15	— 7,334	+ 8,267	+ 8,40	+ 8,00	0,40	— 7,334
August . .	+15,204	+ 8,267	+ 8,50	+ 8,00	0,50	— 6,937	+ 8,567	+ 8,60	+ 8,50	0,10	— 6,637
September .	+12,256	+ 8,033	+ 8,20	+ 7,90	0,30	— 4,223	+ 8,517	+ 8,55	+ 8,50	0,05	— 3,739
October . .	+ 8,203	+ 7,950	+ 8,25	+ 7,75	0,50	— 0,253	+ 8,283	+ 8,50	+ 8,00	0,50	+ 0,080
November .	+ 3,016	+ 7,417	+ 7,60	+ 7,30	0,30	+ 4,401	+ 7,633	+ 8,10	+ 7,40	0,70	+ 4,617
December .	— 2,493	+ 7,083	+ 7,35	+ 6,90	0,45	+ 9,576	+ 7,200	+ 8,00	+ 5,80	2,20	+ 9,693
								**)	Mitte Decembr		
Ganzes Jahr.	+ 7,704	+ 7,551	+ 8,50 Aug.	+ 6,70 Februar	1,80	— 8,153	+ 8,140	+ 8,60 August	+ 5,80 Decbr.	2,80	+ 0,436

**) Dieser Stand war Ende Decembers nach Regen- und Schneefall.

*) Fliesst vom Ende Mai's bis Mitte Decembers schwach, und ist öfters nahe am Versiegen.

4. Die barometrischen Verhältnisse.

a) nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die barometrischen Beobachtungen sind auf + 15° R. reducirt. Die Mittel sind von den Morgen- und Mittagsbeobachtungen berechnet. Die Tafel XXIX. gibt die monatlichen Extreme und die Monatsmittel, wobei die Zeichen + und — in der Spalte der Differenzen den Ueberschuss oder Minderbetrag der Mittel vom Jahr 1846 gegen das Jahresmittel von 1846 und gegen das 20jährige von 1825—1844, welches 27 4,71 beträgt, angibt.

Tabelle XXIX.

Monate.	Barometerstände: höchster.	tiefster.	mittlerer.	Barometrische Differenzen: monatl. v. Jahr 1846.	vom Jahresmittel 1846.	v. 20jähr. Jahresmittel.	mittl. M.-Diff. in 20 J.
Januar .	28 1,46	2610,11	27 5,00	15,53	+ 0,14	+ 0,29	12,38
Februar .	27 8,99	27 3,11	27 5,43	5,86	+ 0,57	+ 0,72	12,03
März . .	2710,79	2610,56	27 4,58	12,23	+ 0,02	— 0,13	10,71
April . .	27 8,27	26 8,09	27 1,69	12,18	— 2,87	— 3,02	9,54
Mai . .	27 9,27	2610,78	27 4,81	10,49	+ 0,25	+ 0,10	7,79
Juni .	27 8,69	27 0,53	27 5,77	8,16	+ 1,21	+ 1,06	7,05
Juli . .	27 8,80	27 1,12	27 5,58	7,78	+ 1,09	+ 0,85	6,18
August .	27 7,33	27 2,20	27 4,63	5,13	+ 0,07	— 0,08	7,28
September	27 8,67	2611,86	27 5,14	8,81	+ 0,58	+ 0,43	8,65
October .	27 7,22	2610,12	27 3,39	9,10	— 1,17	— 1,32	10,88
November	2710,09	2610,24	27 6,01	11,85	+ 1,45	+ 1,30	10,85
December	2711,65	26 4,72	27 2,75	18,39	— 1,81	— 1,96	10,56
Jahr . .	Januar	Decbr.	27 4,56	Decbr.		— 0,15	
i. 20Jahren	28 0,88	26 3,80	27 4,71	19,46			
1825—44.	Dec. 1840	Oct. 1825		Jan. 38.			

Das Maximum im Januar 1846 war demnach der höchste in den 22 Jahren seit 1825 beobachtete; das Minimum im December 1846 wurde in den letzten 22 Jahren nur noch im October 1825 und im Februar 1843 übertroffen. Die Jahres-Differenz im Jahr 1846 war 20,74.

Bezeichnet der erste Hauptcanon der Bearbeitung älterer Lieder, was und wo geändert werden müsse, so bezieht sich der zweite auf das Maß und die Art dieser Veränderungen. Hier ist ein Hauptpunkt, welchen die bisherigen Stimmführer zwar mehr oder weniger berührt, aber auch nur eben berührt zu haben scheinen. Man hat allerdings für nothwendig erachtet, daß bei den vorzunehmenden Veränderungen jedem Liede seine Eigenthümlichkeit verbleibe. Dabei hat Bunsen mehr in Bausch und Bogen ältere und neuere Lieder unterschieden und hingegen strengere Grenzen zwischen sogenannten Bekenntnißliedern, anerkannten Kernliedern und übrigen geistlichen Liedern in Betreff des Mehr oder Weniger der zu bewirkenden Aenderungen abgesteckt. Knapp hinwieder streift an dem Charakter der Zeiten schnell vorüber und hält sich an den Begriff der religiös poetischen Individualität der einzelnen Dichter. Und doch berühren sich im Sprachgebrauch, in der Wahl der Bilder, in den Wortformen, die mancherlei Dichter eines und desselben Zeitraums so nahe, daß man, ohne die Rücksicht auf individuelle Besonderheit aufheben zu müssen, doch vor Allem die Lieder und ihre Verfasser, wie ihre Melodien und deren Urheber, in größeren Gruppen sich zur Anschauung bringen und nach den eigenthümlichen Merkmalen, Grund- und Nebenzügen des Zeitalters, dem sie angehören, oder der Schule, zu der sie sich hielten, sondern und zusammenstellen sollte. Jeder Zeitraum aber des christlichen Kirchenliedes hat, wie wir uns an einem früheren Ort überzeugt haben, seine Eigenthümlichkeit von religiöser, sprachlicher und poetischer Seite. Der Glaube ist freilich in allen Stadien der christliche und evangelische; aber das eine Mal tritt mehr diese, das andre Mal jene Beziehung hervor. Die Sprache ist in allen Jahrhunderten die der lutherischen Bibel; aber sie ist doch von dem Wechsel der Zeit, von den Fortschritten der weltlichen Sprachbildung nicht unberührt geblieben. Die Poesie ist nach Form und Inhalt immer vorherrschend biblisch und volksmäßig; aber sie hat sich nach einander in verschiedenen Grundstimmungen, in verschiedenen Bilderkreisen, unter verschiedenen prosodischen Regeln u. dgl. m. befunden. Hierauf muß nun in der That eine Bearbeitung des alten Kirchenlieds, welche nichts Fremdes anhängen, sondern wahrhaft aus dem Wesen und Stoff des Originals heraus restauriren will, sorgfältig achten. Es darf ein Lied von Gellert nicht wie eins von Tersteegen, das

b) von den Beobachtungsorten.

Die Extreme und Media der Barometerstände. Tab. XXX.

Orte.	Höchster Barometerst.	Tiefster Barometerst.	Mittlerer.
Oberstetten . .	27 6,80 d. 9. Jan. Mt.	26 0,00 d. 23. Decbr.	26 10,84
Amlishagen . .	27 8,00 d. 9. Jan. Mt.	26 1,70 d. 23. Decbr.	27 0,29
Rossfeld . . .	27 10,50 d. 9. Jan. Mt.	26 4,20 d. 23. Decbr.	27 2,71
Oehringen . .	28 1,00 d. 9. Januar	26 8,00 d. 23. Decbr.	
Winnenden . .	27 11,83 d. 9. Januar	26 4,85 d. 23. Decbr.	27 3,94
Cannstatt. . .	28 3,01 d. 9. Januar	26 5,82 d. 23. Decbr.	27 6,05
Stuttgart . . .	28 1,46 d. 9. Januar	26 4,72 d. 24. Decbr.	27 4,56
Hohenheim . .	27 6,50 d. 9. Januar	26 3,20 d. 8. April	26 10,53
Bissingen . . .	27 6,87 d. 9. Januar	25 11,10 d. 23. Decbr.	26 9,75
Schopfloch . .	28 4,63 d. 9. Januar	24 11,02 d. 23. Decbr.	25 9,82
Ennabeuren . .	26 3,60 d. 9. Januar	24 9,62 d. 23. Decbr.	25 8,58
Giengen . . .	27 4,10 d. 9. Januar	25 9,70 d. 23. Decbr.	26 8,57
Ulm	27 3,00 d. 30. Decbr.	25 5,00 d. 8. April	26 6,80
Pfullingen . . .	27 6,53 d. 8. Januar	26 0,36 d. 23. Decbr.	26 10,63
Calw	27 8,78 d. 9. Januar	26 1,76 d. 23. Decbr.	27 1,12
Schwenningen .	27 9,25 d. 12. Mai	26 5,25 d. 23. Decbr.	
Sigmaringen . .	26 10,40 d. 9. u. 10 Jan.	25 7,00 d. 24. Decbr.	
Roth	26 9,25 Januar	25 2,79 December	26 1,88
Wangen . . .	27 9,00 d. 7. Januar	26 2,00 d. 23. Decbr.	
Isny	26 4,70 d. 13. März	24 11,80 d. 23. Decbr.	25 11,80

c) Besondere Zusammenstellungen von einzelnen Beobachtungsorten.

1. von Cannstatt durch Herrn Med. Dr. Rühle.

Barometerstand bei + 15°. Meereshöhe des Standortes: 695 par. Fuss. Das Maximum und Minimum ist absolut, so weit es beobachtet werden konnte. Tabelle XXXI.

Monate.	Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Diff.
Januar . . .	27″ 6,17‴	28″ 3,01‴	26″ 11,60‴	15,41‴
Februar . . .	— 6,91	27 10,78	27 2,17	8,61
März	— 6,14	28 0,43	27 0,32	12,11
April	— 4,21	27 10,35	26 9,50	12,85
Mai	— 6,19	27 10,90	27 0,28	10,62
Juni	— 7,04	27 9,91	27 1,56	8,35
Juli	— 6,84	27 10,41	27 1,82	8,59
August . . .	— 5,66	27 8,58	27 3,11	5,47
September . .	— 6,33	27 9,82	27 0,50	9,32
October . . .	— 4,66	27 8,84	26 11,41	9,23
November . .	— 7,57	27 11,81	26 11,79	12,02
December . . .	— 4,54	28 1,59	26 5,82	19,77
Jahr	27 6,05	28 3,01	26 5,82	11,03
		den 9. Januar Vormitgs. 8 Uhr.	den 23. Decbr. Abends 8 Uhr.	— mittlere monatl. Differenz.

Absolute Jahresdifferenz: 21,19‴.

Zur gewöhnlichen Beobachtungszeit traten die Jahres-Extreme ein:
Max.: 28″ 2,70‴ den 9. Januar Morgens 7 Uhr.
Min.: 26″ 6,18‴ den 23. December Mittags 2 Uhr.
Differenz: 20,52‴.
Merkwürdigerweise fand der äusserst tiefe Stand im verflossenen Jahre gerade auch den 23. Dec. 1845 statt, nämlich:
Absolutes Minimum: 26″ 4,79‴ d. 23. Dec. 1846 Mrgs. 5¾ U.
Minim. zur gewöhnl. Beobachtungsstunde: 26″ 5,34‴ d. 23. Dec. 1845 Mrgs. 7 U.

2. von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle XXXII.

Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.									
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O.N.	W.S.
Januar .	309,72	313,47	309,66	311,33	311,53	310,87	308,32	309,50	313,60	311,56	309,03
Februar .	310,25	309,92	310,54	310,55	311,24	311,52	310,21	310,04	310,43	310,60	310,32
März . .	309,70	311,66	312,05	313,13	309,19	309,42	308,34	309,66	310,25	311,66	308,98
April . .	308,02	309,47	308,91	308,22	308,87	308,79	306,56	307,72	310,13	308,87	307,48
Mai . . .	310,13	311,32	310,80	309,97	308,56	309,25	308,31	308,53	311,71	310,47	309,80
Juni . . .	311,32	312,72	311,96	312,11	311,42	308,98	309,41	310,45	311,81	312,08	310,14
Juli . . .	311,22	312,11	311,41	311,47		309,70	310,72	311,50	311,66	311,64	311,06
August . .	310,10	309,58	310,51	310,16	309,80	309,88	309,62	310,46	311,09	310,04	310,37
September	310,46	310,58	311,40	311,86	310,81	309,10	309,43	308,77	310,91	311,36	309,60
October .	308,63	309,01	309,35	309,85	307,15	308,35	308,78	308,73	309,11	308,50	308,77
November	310,73	—	—	312,49	312,30	311,65	310,64	308,43	307,27	312,41	309,25
December	307,52	311,80	308,55	309,43	305,84	310,44	305,25	307,38	306,52	309,69	305,77
Frühling.	309,28	310,82	310,39	310,44	309,07	309,15	307,74	308,46	310,70	310,33	308,75
Sommer .	310,88	311,47	311,29	311,25	310,61	309,19	309,92	310,91	311,53	311,25	310,52
Herbst .	309,92	309,80	310,48	311,07	310,10	309,71	308,82	308,64	309,10	310,78	309,21
Winter .	309,17	311,73	309,38	310,44	309,54	310,94	307,99	308,97	310,21	310,75	308,37
Jahr . .	309,82	310,95	310,48	310,80	309,83	309,75	308,62	309,22	310,38	310,78	309,21
Diff. v. Med		+1,13	+0,66	+0,98	+0,01	—0,07	—1,20	—0,60	+0,56	+0,96	—0,61
Winter 45	309,57	311,96	310,75	309,68	311,35	309,59	308,97	309,69	310,98	310,97	309,35

Bemerkungen zu der vorstehenden Tabelle.

Barometerstand

bei den 8 Hauptwinden, auf + 15° R. reducirt.

Für N. fällt das Max. 313,47 in d. Jan., das Min. 309,01 in d. Oct.
„ NO „ „ „ 312,05 „ März, „ „ 308,55 „ Dec.
„ O „ „ „ 313,13 „ März, „ „ 308,22 „ Apr.
„ SO „ „ „ 312,30 „ Nov., „ „ 305,84 „ Dec.
„ S „ „ „ 311,68 „ Nov., „ „ 308,55 „ Oct.
„ SW „ „ „ 310,72 „ Juli, „ „ 305,25 „ Dec.
„ W „ „ „ 311,50 „ Juli, „ „ 307,38 „ Dec.
„ NW „ „ „ 313,68 „ Jan., „ „ 306,52 „ Dec.

Die grösste Jahresdifferenz über dem Jahresmittel zeigt N. 1,13,
die kleinste „ „ „ „ „ „ SO. 0,01,
die grösste „ „ unter „ „ „ SW. 1,20,
die kleinste „ „ „ „ „ „ S. 0,07.

Nach der Höhe des Barometer-Standes kommen die Winde in folgender Ordnung:

N. O. NO. NW. SO. S. W. SW.

Im Sommer hat den höchsten Stand NW, den tiefsten S.
„ Winter „ „ „ „ N, „ „ SW.
„ Frühling „ „ „ „ NW, „ „ SW.
„ Herbst „ „ „ „ O, „ „ SW.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Winter, der höchste im Sommer ein.

3. von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle XXXIII.

Monate.	Stand des Barometers nach den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . .	308,60	315,34	311,05	303,39	312,13	314,78	310,67	307,45	309,95	311,96	307,99
Februar . .	309,17	309,53					310,24	309,12	308,65	309,53	309,27
März . . .	308,44	311,32	312,55	310,63			307,47	307,68	308,10	311,77	307,71
April . . .	306,77	307,06	308,59	306,15	306,98	308,01	305,06	307,29	307,76	307,16	306,63
Mai . . .	308,77	309,70	309,85	307,15	306,93	307,19	307,03	307,14	310,15	308,62	308,86
Juni . . .	310,04	311,12	311,07	310,30	309,90		307,99	308,74	310,24	310,80	311,99
Juli . . .	310,07	310,21		310,58	309,96	309,90	309,74	309,66	310,45	310,48	309,86
August . .	308,82	308,74	308,34	308,75	306,70	306,54	308,39	308,91	309,75	308,60	309,11
September .	309,19	307,44	309,76	310,78	309,11	307,74	306,71	308,24	308,74	310,06	308,20
October . .	307,38	307,59	307,33	308,51	304,71	306,39	307,44	307,61	307,90	307,06	307,56
November .	309,56	312,37		311,11	311,71	311,24	308,86	307,21	311,93	311,18	308,98
December .	306,20	308,97	307,76	309,36			304,36	303,99	304,89	308,86	304,70
Frühling . .	307,99	309,36	310,33	307,98	306,95	307,60	306,52	307,34	308,67	309,18	307,73
Sommer . .	309,64	310,02	309,71	309,88	308,85	308,22	308,71	308,77	310,15	309,96	310,32
Herbst . .	308,71	309,13	308,54	310,13	308,51	308,46	307,67	307,69	309,52	309,43	308,25
Winter . .	307,99	311,28	309,27	309,38	312,13	314,78	308,42	306,85	307,83	310,11	307,32
Jahr . . .	308,58	309,95	309,46	309,14	309,11	309,76	307,83	307,66	309,04	309,67	308,40
Diff. vom Med.		+1,37	+0,88	+0,76	+0,53	+1,18	−0,75	−0,92	+0,46	+1,09	−0,18

4. von Giengen durch Herrn Dr. Meebold.

Tabelle XXXIV. Barometer-Stand.

Monat.	Höchster.	Tiefster.	Mittlerer.	Monatliche Bewegung.
Januar . .	27''4,1''' d. 9. Ab.	26''2,4''' d. 26. Ab	26''8,86'''	1''1,7'''
Februar . .	27 0,8 d. 22. Mrg.	26 5,0 d. 2. Mit.	26 9,27	0 7,8
März . . .	27 2,6 d. 12. Ab.	25 3,8 d. 28. Ab.	26 8,53	010,8
April . . .	2611,8 d. 30. Ab.	26 0,5 d. 8. Ab.	26 6,86	011,3
Mai . . .	27 0,8 d. 1. Ab.	26 3,8 d. 17. Mit.	26 8,71	0 9,0
Juni . . .	27 0,6 d. 17. Mrg.	26 5,0 d. 24. Ab.	2610,00	0 7,6
Juli . . .	27 0,5 d. 27. Mitt.	26 5,0 d. 17. Mit.	26 9,73	0 7,5
August . .	2611,0 d. 11. Mitt.	26 6,5 d. 22. Mit.	26 8,72	0 4,5
September .	27 0,2 d. 11. Mrg.	26 3,0 d. 29. Mrg.	26 8,94	0 9,2
October . .	2610,9 d. 31. Ab.	26 2,8 d. 18. Mit.	26 7,23	0 8,0
November .	27 1,5 d. 9. Mit.	26 2,5 d. 27. Mit.	26 9,79	011,0
December .	27 2,4 d. 30. Ab.	25 9,7 d. 23. Ab.	26 6,32	1 4,7
Im Jahr . .	27 4,1 d. 9. Jan. bei — 10,0 NO tr. 2.	25 9,7 23 Dec. Ab. bei + 1,6 SW 2 tr. 3.	26 8,57	0 9,76 größte Dec. kleinste Aug.

5. von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle XXXV. Barometerstand auf + 15° R. reducirt.

1846.	Höchster.	Tiefster.	Mittlerer.	Monatlicher Unterschied.
Januar . . .	27''9,78'''	26''7,28'''	27''1,381'''	13.50'''
Februar . . .	27 5,17	26 9,72	27 2,087	7,45
März	27 7,17	26 7,14	27 1,131	12,03
April	27 4,70	26 5,46	2611,271	11,24
Mai	27 5,48	26 8,32	27 1,285	9,17
Juni	27 4,57	26 9,23	27 2,283	7,34
Juli	27 4,94	26 9,48	27 2,072	7,46
August . . .	27 3,27	2610,40	27 0,945	4,87
September . .	27 4,58	26 8,50	27 1,441	8,08
October . . .	27 3,91	26 7,26	2611,816	7,75
November . .	27 6,38	26 7,49	27 2,406	10,89
December . .	27 7,36	26 1,67	2611,337	17,69
Ganzes Jahr .	27 8,78	26 1,67	27 1,121	19,11
	9. Januar Mittags.	23. December Mittags.		

6) von Roth durch Herrn Dr. Walser.

Tabelle XXXVI. Barometerstand auf 15° R. reducirt.

Monate.	Maxim.	Minim.	Differ.	Medium.			
				Mrgs. 7h.	Mtgs. 2h.	Abds. 9h.	v. Morgen u. Mittag.
Januar .	26"9,25"'	25"8,35"'	12,90"'	26"1,87"'	26"1,85"'	26"2,74"'	26"1,86"'
Februar	26 5,76	2511,00	6,76	26 2,76	26 2,66	26 2,99	26 2,71
März .	26 7,40	25 9,60	10,80	26 2,11	26 3,04	26 2,68	26 2,57
April .	26 5,22	25 5,95	9,27	26 0,39	26 0,09	26 0,22	26 0,24
Mai . .	26 6,15	25 9,49	9,66	26 2,37	26 2,00	26 2,00	26 2,17
Juni . .	26 5,19	2510,70	6,49	26 3,27	26 2,99	26 2,87	26 3,13
Juli . .	26 5,68	2510,38	7,30	26 3,12	26 2,30	26 3,03	26 2,71
August .	26 4,30	2511,77	4,53	26 1,92	26 1,92	26 1,99	26 1,92
Septemb.	26 4,86	25 9,39	7,49	26 2,03	26 1,99	26 2,28	26 2,01
October.	26 3,60	25 8,40	7,20	26 0,65	26 0,69	26 0,84	26 0,67
Novemb.	26 6,18	25 8,60	9,58	26 2,25	26 2,78	26 3,28	26 2,51
December	26 7,24	25 2,79	16,45	26 1,72	26 0,72	26 0,31	26 0,90
Frühling	26 6,25	25 8,34	9,91	26 1,60	26 1,04	26 1,60	26 1,320
Sommer	26 5,42	2510,88	6,54	26 2,77	26 2,30	26 2,63	26 2,535
Herbst .	26 4,88	26 0,18	4,75	26 1,67	26 1,82	26 2,13	26 1,745
Winter .	26 7,41	25 7,38	12,03	26 2,11	26 1,74	26 1,82	26 1,925
Jahr. .	26 5,990	25 8,865	9,125	26 2,037	26 1,725	26 2,045	26 1,881

5. Die Windverhältnisse nach den Windfahnen.

a) nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachstehende Tafel XXXVII gibt eine Uebersicht der Häufigkeit der 8 Hauptwinde im Jahr 1846, des Verhältnisses der nördlichen zu den südlichen, sowie des der östlichen zu den westlichen Windrichtungen, je die ersteren zu 100 angenommen, ferner eine Uebersicht der mittleren Windrichtungen, wenn S zu 360 angenommen wird, sowie der nach der Lambert'schen Formel berechneten mittleren Windrichtungen, der mittleren Windstärke, nach Kämtz (Lehrb. I. S. 165) berechnet, und der Stärke der Strömungen, endlich eine Gegenüberstellung der Jahresresultate von 1846 mit den 20jährigen von 1825—1844.

Tabelle XXXVII.

Monate.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Windstille.	Windige Tage.	Stürmische Tage.	Verhältniss d. nördl. zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittl. Windrichtung.	Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz.	Stärke d. Str.
Januar .	1	7	21	17	3	30	8	6		5	3	3,57	0,91	150°	170°10'	26,43	21
Februar .	3	10	3	1	15	13	19	16	2	4		0,93	3,43	168	86 89	40,34	7
März . .	11	5	9	5	10	31	7	13	2	10	5	1,58	2,68	155	52 4	10,17	22
April . .	8	7	12	2	7	19	13	22		4	3	0,75	2,57	160	165 44	24,00	20
Mai . .	29	17	7	0	2	14	5	18	1	4		0,23	1,54	163	169 37	52,20	7
Juni . .	18	33	12	3	4	12	4	3	1	5		0,35	0,42	193	210 0	44,83	8
Juli . .	7	3	21	3	15	19	10	13		2		1,48	1,44	186	28 40	12,31	7
August .	18	9	22	12	8	10	9	5		5		0,94	0,55	213	255 50	17,78	12
September	16	7	28	8	11	4	9	7		2		0,76	0,47	227	263 37	22,75	5
October .	18	4	14	0	25	18	11	3		1		2,16	1,77	206	31 29	17,31	1
November	3	19	15	14	7	27	3	1	1	2		2,08	0,65	161	320 30	24,42	6
December	12	21	1	2	5	29	8	15		2	3	0,87	2,16	142	111 45	24,21	18
Jahr . .	146	144	185	71	112	226	106	122	7	46	14	0,96	1,19	185	109 2	37,06	134
20j. Mittel	115,9	193,5	154,1	73,2	79,2	261,4	75,9	111,0	13,4	33,6	11,9	0,99	1,07		249 86	34,53	

Eine Vergleichung der mittleren Windrichtungen v. 1846, sowohl der nach Lambert's Formel als auch der nach dem arithmetischen Mittel aus den täglich beobachteten Windrichtungen berechneten, mit denen des Jahres 1845, geben die nächsten zwei Tabellen.

Tabelle XXXVIII.

Monate.	Mittlere Windrichtung nach Lambert.		Die mittlere Windrichtung 1846 war	
	1845.	1846.		
Januar	93° 38′	17[illegible]° 10′	nördlicher	östlicher
Februar	184 2	8[illegible] 59	südlicher	westlicher
März	170 43	5[illegible] 4	südlicher	westlicher
April	225 8	10[illegible] 44	südlicher	westlicher
Mai	85 41	16[illegible] 37	nördlicher	östlicher
Juni	162 19	21[illegible] 0	südlicher	östlicher
Juli	86 40	2[illegible] 40	südlicher	östlicher
August	64 55	25[illegible] 50	nördlicher	östlicher
September . . .	151 8	2[illegible] 87	südlicher	östlicher
October	141 46	[illegible] 20	südlicher	östlicher
November . . .	251 46	32[illegible] 30	südlicher	westlicher
December . . .	87 57	11[illegible] 45	nördlicher	westlicher
Jahr	106 56	16[illegible] 2	nördlicher	östlicher
20jährigen Mittel .	249 56		nördlicher	westlicher

Tabelle XXXIX.

Monate.	Mittlere arithmetische Windrichtung.		Die mittlere Windrichtung 1846 war	
	1845.	1846.		
Januar	182°	190	südlicher	östlicher
Februar	178	168	südlicher	westlicher
März	170	155	südlicher	westlicher
April	183	160	südlicher	westlicher
Mai	168	163	südlicher	westlicher
Juni	176	193	nördlicher	östlicher
Juli	176	189	nördlicher	östlicher
August	145	213	südlicher	östlicher
September . . .	174	227	südlicher	östlicher
October	159	208	südlicher	östlicher
November . . .	192	161	südlicher	westlicher
December . . .	99	142	nördlicher	östlicher
Jahr	164	185	nördlicher	östlicher

b) von den übrigen Beobachtungsorten.

Tabelle XL.

Orte.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Zahl windig. Tage.	Zahl der stürm. Tage.
Oberstetten .	88	44	204	43	71	64	504	77	181	31
Amlishagen .	96	73	284	56	69	142	295	80	110	31
Rossfeld. . .	123	30	44	39	69	117	561	122	279	24
Oehringen . .	1	282	22	90	12	593	28	67	46	6
Winnenden. .	116	105	149	62	157	186	192	125	112	27
Cannstatt . .	152	119	58	65	73	218	123	155	149	7
Stuttgart . .	146	144	162	71	112	226	106	122	46	14
Hohenheim. .	14	144	24	186	5	281	25	416	80	11
Bissingen . .	18	116	280	126	58	334	17	146	106	10
Schopfloch . .	96	98	169	85	68	308	175	96	327	16
Ennabeuren .	54	97	158	43	18	244	289	192	340	11
Giengen. . .	21	200	37	82	11	356	93	290	207	6
Ulm	7	46	72	7	0	21	142	70	3	25*)
Pfullingen . .	67	32	211	17	82	71	505	102	27	15
Calw. . . .	45	282	42	67	21	97	38	140	128	17
Schwenningen.	88	70	45	93	254	190	200	125	102	33
Wangen . .	9	382	6	14	33	636	0	4	54	3
Isny . . .	42	60	341	30	53	170	33	3	84	22

*) Nach einmaliger tägl. Beobachtung.

Bem. Die Scala für die Windströmungen, welche bei unseren Beobachtungen zu Grunde gelegt werden, ist folgende. Es sey der Wind W, so ist

W die westliche Richtung der Windfahnen ohne merkliche Bewegung der Baumblätter oder Baumzweige (in dem vorjährigen Berichte steht hier [S. 294] der Druckfehler: Bewegung der Barometerstände.

W 1 westliche Richtung mit Bewegung der Baumblätter oder Zweige.

W 2 " " mit Strömung die ein Licht im Freien auslöscht.

W 3 " " bei geringem Sturm.

W 4 " " bei einem Orkan der Bäume zerbricht.

Bei der Stärke der Strömung werden blos die Strömungen 1 — 4 gezählt. Windige Tage in der Tabelle heissen diejenigen, in denen eine Windrichtung mit den Strömungen 1 und 2; stürmische, in denen eine Windrichtung mit den Strömungen 3 und 4 statt fand.

) Besondere Zusammenstellungen
1. von Schopfloch durch
Tabelle XLI. Wind-

Monate.	Summe. O. N.	W. S.	Verhältniss von N : S =	O : W =	Stärke.	Mittlere Richtung nach Graden.
Januar .	27	66	100:1650	100: 244	1,92	123° = NW¼ W
Februar .	11	73	100: 420	100: 640	1,52	92° = W + 2°
März . .	25	68	100: 227	100: 387	1,31	103° = W¼ NW + 2°
April . .	38	52	100: 128	100: 167	1,49	143° = NW + 8°
Mai . .	45	48	100: 49	100: 157	1,65	161° = NNW + 4°
Juni . .	55	35	100: 62	100: 69	1,63	176° = N¼ NW + 10°
Juli . .	29	64	100: 167	100: 276	1,05	122° = W + 32°
August .	57	36	100: 41	100: 82	1,12	181° = N + 1°
September	45	45	100: 74	100: 108	1,12	156° = NW¼ N + 10°
October .	33	60	100: 184	100: 183	1,46	135° = NW
November	42	48	100: 6000	100: 90	1,41	157° = NNW
December	41	52	100: 183	100: 167	1,49	144° = NW + 9°
Frühling .	108	168	100: 115	100: 208	1,48	138° = NW
Sommer .	141	135	100: 73	100: 114	1,26	159° = NNW + 2°
Herbst .	120	153	100: 218	100: 122	1,33	149° = NW¼ N + 2°
Winter .	79	191	100: 405	100: 269	1,43	120° = WNW + 8°
Jahr . .	448	647	100: 159	100: 165	1,36	141° = NW + 6°
Winter ¼¼	41	229	100: 648	100: 573	1,46	96° = W + 6°

von Tersteegen nicht wie eines von Gerhard oder Frank, dieses nicht wie dasjenige von Luther oder Decius behandelt werden. Es dürfen entschieden spätere Wortformen nicht in ein älteres Gedicht und umgekehrt eingeschoben werden, sondern die Regel muß gelten: wo in einem Gesange des 16., 17., 18. Jahrhunderts ein uns ärgerliches Bild, ein für die Gegenwart unverständlich gewordener Ausdruck weggethan werden soll, da darf an seine Stelle nur ein solches Wort oder Bild gesetzt werden, welches derselben Zeit angehört, ohne zugleich für uns unverständlich oder abstoßend zu seyn; ein Wort oder Bild, welches der Verfasser selbst hätte wählen können, wenn das uns ärgerliche auch schon damals unwillkommen gewesen wäre.

Wir fordern damit auf dem Gebiete der Dichtung nichts Anderes, als was man in unsern Tagen auf dem Felde der Bildhauerei und Malerei von jedem geschickten Restaurator heischt. Thorwaldsen hat die vom König Ludwig, damaligem Kronprinzen von Bayern, erkauften äginetischen Giebelbilder an den verletzten Theilen ergänzt, und wie? Nicht im Charakter der hieratischen, in allen Formen gebundenen, auch nicht im Styl der in jeder Hinsicht freigewordenen hellenischen Kunst, sondern nach den eigenthümlichen Regeln, die er an den äginetischen Bildwerken selbst entdeckt hatte und die der merkwürdigen Periode des Uebergangs von der ägyptisirenden zur ächtgriechischen, vollkommen durchgebildeten Kunstübung angehören. Die Brüder Boisserée haben die Gemälde der niederrheinischen Schule von einzelnen Flecken, Lücken, theilweise verblichenen oder beschmutzten Farben und andern Verderbnissen befreit und in eben dem Geiste, in welchem die alten Bilder durch Zeichnung, Ausdruck, Colorit u. s. w. ihren Charakter besitzen, hergestellt. Aber wie ganz anders, wenn man auf so manchem antiken Standbild in den europäischen Museen einen durchaus modernen Kopf eingesetzt findet. Ganz anders, wenn man z. B. in Colmar die Gemälde Martin Schöns, die ursprünglich den Ausdruck mildester Stimmung gewähren, und dies durch den Verein aller technischen Mittel in der Behandlung des Angesichts bewirken, während die übrigen Körperformen noch das Ungelenke älterer Kunst verrathen, durch einen Zögling der französischen Malerschule mit akademisch richtiger Zeichnung zwar, aber

von einzelnen Beobachtungsorten.

Herrn Pfarrer Kommerell.

Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.*)							
SW	SO	W	O	S	N	NO	NW	SW	W	N	NW	O	S	SO	NO
43	18	17	6	5	2	1	1	1,70	1,29	1,00	1,00	0,83	0,80	0,72	0,00
W	SW	S	NW	SO	NO	O	N	SO	N	NW	SW	O	W	S	NO
30	28	9	6	5	3	2	1	2,00	2,00	1,83	1,68	1,50	1,47	1,00	0,67
SW	W	N	S	NO	NW	O	SO	W	SW	S	SO	O	N	NW	NO
36	17	10	10	7	5	4	4	1,65	1,53	1,40	1,20	1,00	0,80	0,80	0,50
SW	W	NO	O	SO	N	NW	S	SO	SW	O	NO	W	NW	S	N
27	16	14	8	8	8	7	2	2,12	1,96	1,37	1,36	1,31	1,14	1,00	0,37
NW	N	O	W	SW	NO	SO	S	SO	O	NW	SW	N	W	NO	S
19	17	15	14	11	7	6	4	2,17	1,87	1,84	1,82	1,47	1,42	1,20	1,00
NO	O	SW	NW	N	W	SO	S	SO	O	N	W	NO	SW	NW	S
25	18	18	8	7	7	5	2	2,00	1,80	1,86	1,73	1,60	1,50	1,25	0,00
W	SW	O	N	S	NW	NO	SO	S	O	W	SW	NW	NO	N	
28	24	17	8	6	6	4	0	1,50	1,29	1,18	0,87	0,83	0,75	0,63	
O	N	NW	W	NO	SW	SO	S	SO	S	O	N	W	SW	NO	NW
23	17	13	12	11	8	6	3	1,83	1,67	1,57	1,06	0,92	0,88	0,82	0,54
O	SW	NW	N	NO	W	S	SO	S	O	SO	NO	W	SW	N	NW
20	14	12	11	11	11	3	3	2,00	1,50	1,33	1,09	1,09	0,79	0,73	0,67
SW	W	SO	NO	NW	S	O	N	SO	S	NO	SW	W	NW	O	N
27	16	12	11	10	7	6	4	2,00	1,87	1,64	1,44	1,25	1,20	1,17	0,75
SW	O	SO	S	W	NW	—	—	W	O	S	SW	NW	SO	—	—
33	25	17	10	4	1			1,75	1,72	1,40	1,39	1,00	0,94		
SW	O	N	NW	NO	W	S	SO	W	SW	N	NW	NO	O	SO	S
39	25	14	8	4	3	2	1	2,66	1,69	1,55	1,37	1,25	1,24	1,00	0,00
SW	74	N	NW	NO	O	SO	S	SO	SW	O	NW	W	S	NO	N
74	W	35	31	28	27	18	16	1,95	1,73	1,59	1,52	1,47	1,25	1,14	1,03
O	SW	W	NO	N	NW	SO	S	SO	O	NO	S	W	N	SW	NW
58	50	47	40	32	27	11	11	1,91	1,58	1,30	1,27	1,19	1,13	1,12	0,82
SW	O	SO	W	S	NW	NO	N	S	O	SO	NO	SW	W	NW	N
74	51	32	31	25	23	22	15	1,72	1,57	1,38	1,37	1,29	1,26	0,91	0,73
SW	W	O	SO	S	NW	N	NO	SW	NW	N	W	O	SO	NO	S
110	50	33	24	16	15	14	8	1,69	1,53	1,50	1,48	1,18	1,00	0,88	0,41
SW	W	O	NO	N	NW	SO	S	SW	O	SO	W	S	NO	NW	N
308	175	169	98	96	96	85	68	1,51	1,50	1,46	1,36	1,32	1,24	1,18	1,06
SW	W	SO	S	NW	O	NO	N	SW	NW	N	W	O	SO	S	NO
122	74	23	17	16	9	5	4	1,77	1,56	1,50	1,32	1,22	1,00	0,77	0,40

*) Stärke relativ, nämlich nachdem die Stärke der Winde durch die Zahl derselben dividirt worden.

2. von Ennabeuren durch

Tabelle XLII. Wind-

Monate.	Summe.		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S	O : W	Richtung.	Stärke.
Januar . .	17	36	100 : 123	100 : 469	NW	1,35
Februar . .	3	81	100 : 90	100 : 8100	W	1,64
März . . .	19	74	100 : 95	100 : 740	W	1,84
April . . .	27	63	100 : 94	100 : 254	WNW	1,97
Mai . . .	37	56	100 : 27	100 : 211	NW	1,44
Juni . . .	49	41	100 : 24	100 : 89	NNW	1,03
Juli . . .	18	75	100 : 110	100 : 480	WNW	1,29
August . .	51	42	100 : 18	100 : 97	NNW	1,62
September .	45	45	100 : 46	100 : 105	WNW	1,51
October . .	28	65	100 : 119	100 : 296	NW	1,33
November .	24	66	100 : 1400	100 : 265	W	1,40
December .	34	59	100 : 271	100 : 172	NW	1,81
Frühling .	83	193	100 : 72	100 : 401	NW	1,75
Sommer . .	118	158	100 : 51	100 : 222	NNW	1,31
Herbst . .	97	176	100 : 322	100 : 222	NW	1,41
Winter . .	54	216	100 : 161	100 : 2913	NNW	1,60
Jahr . . .	352	743	100 : 201	100 : 939	W	1,50

Herrn Pfarrer Schiler.

Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung								nach ihrer Stärke.							
W	SO	NW	O	SW	NO	N	S	NW	W	NO	O	SW	SO	N	S
62	13	11	2	2	1	1	1	1,73	1,61	1,00	1,00	0,50	0,23	0	0
W	SW	NW	N	SO	O	NO	S	W	NW	N	SW	S	SO	O	NO
46	18	17	3	0	0	0	0	1.98	1,85	1,33	0,89	0	0	0	0
SW	NW	W	N	NO	O	SO	S	W	NW	SW	NO	N	O	S	SO
37	22	15	9	8	2	0	0	2,40	2,09	1,84	1,25	1,11	1,00	0	0
SW	NW	W	O	NO	SO	N	S	SW	N	NO	W	O	NW	S	SO
23	22	16	10	8	6	3	2	2,35	2,33	1,87	1,81	1,80	1,55	1,50	1,33
NW	W	N	NO	O	SO	SW	S	SW	N	W	O	NO	NW	SO	S
32	16	11	11	8	7	7	1	1,86	1,64	1,50	1,50	1,36	1,35	1,01	1,00
NO	W	O	NW	SW	N	SO	S	W	O	SW	N	NO	NW	SO	SO
29	17	16	14	10	3	1	0	1,58	1,50	1,40	1,33	1,24	1,14	1,00	0
W	SW	NW	O	N	S	SO	NO	SO	O	N	NW	SW	W	S	NO
37	18	17	14	3	3	1	0	2,00	1,74	1,66	1,41	1,20	1,05	1,00	0
O	W	NW	NO	N	SW	SO	S	SW	O	NO	W	N	NW	S	SO
28	20	18	13	9	9	1	1	1,80	1,57	1,54	1,30	1,22	1,19	1,00	1,00
O	NW	W	NO	SW	SO	N	S	N	O	NO	SW	W	NW	SO	S
26	20	16	9	7	6	4	2	2,22	1,73	1,66	1,43	1,37	1,30	1,16	1,00
W	SW	NW	NO	O	SO	N	S	O	SW	NW	NO	W	N	SO	S
28	21	13	8	8	7	6	3	1,50	1,43	1,38	1,37	1,28	1,20	1,14	1,00
SW	O	W	S	NW	N	SO	NO	SO	O	N	W	S	SW	NW	NO
50	22	8	5	3	1	1	0	1,00	2,00	2,00	1,75	1,20	1,10	1,00	0
SW	O	NO	W	NW	N	S	SO	W	SW	NO	O	NW	N	S	SO
46	22	10	8	5	2	0	0	2,12	1,95	1,70	1,59	1,40	1,00	0	0
NW	SW	W	NO	N	O	SO	S	SW	W	N	NW	NO	S	O	SO
76	67	47	27	23	20	13	3	2,10	1,90	1,69	1,66	1,49	1,45	1,43	1,17
W	O	NW	NO	SW	N	S	SO	O	SW	N	NO	SO	W	NW	S
74	58	47	42	23	15	4	3	1,59	1,49	1,40	1,39	1,33	1,31	1,25	1,00
SW	O	W	NW	NO	SO	N	S	N	SO	O	NO	W	SW	NW	S
78	56	52	36	17	14	10	10	1,81	1,77	1,65	1,51	1,47	1,32	1,23	1,07
SW	W	S	O	SO	NO	N	NW	W	NO	O	NW	N	SW	SO	S
116	60	33	24	13	11	6	1	1,90	1,35	1,30	1,26	1,17	1,11	0,32	0
W	SW	NW	O	NO	N	SO	S	W	N	SW	O	NO	NW	S	SO
280	244	192	158	87	54	43	18	1,64	1,52	1,51	1,49	1,43	1,35	1,17	1,15

3. von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle XLIII. Windfahne, täglich zweimal beobachtet.

Monate.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Windstärke.	Zahl der windig. Tage.	Zahl der stürm. Tage.
Januar .	1	21	3	5	2	11	2	7	35	11	2
Februar .	3	11	7			7		20	26	4	4
März . .	3	12	3	6	2	17	13	6	47	10	6
April . .	4	11	1	10	5	11	1	17	31	15	2
Mai . .	4	24	1	3	3	4		23	21	12	
Juni . .	7	35	3	2	2	7	2	2	25	14	
Juli . .	10	17	3		2	9	8	13	22	15	
August .	7	21	6	4	1		2	19	21	12	1
September	3	33	4	1	1	6		12	22	13	
October .	2	15	3	19	1	13	4	5	13	8	1
November		36	2	8	2	6	3	1	12	9	
December	1	36	4	9		4	1	7	18	7	1
Jahr . .	45	282	42	67	21	97	36	140	293	126	17

4. von Roth durch Herrn Dr. Walser.

Tabelle XLIV. Frequenz der 8 Hauptwinde.

Monate	N.	NO	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Verhältniss der nördl. zu d südlichen Winden. N : S = x : 100	östl. zu den westlichen Winden. O : W = x : 100
Januar .	2	0	21	5	14	10	39	2	13,79	52,00
Februar .	11	1	4	5	4	14	3	3	65,21	16,94
März . .	6	5	19	1	9	10	50	2	40,00	25,80
April . .	5	1	16	1	5	5	38	4	100,00	47,82
Mai . .	7	6	32	0	3	6	18	0	387,00	125,00
Juni . .	4	2	51	0	1	3	24	5	275,00	165,62
Juli . .	8	2	10	1	5	8	40	5	107,14	37,00
August .	7	6	38	2	10	4	24	2	87,50	169,27
September	2	3	45	1	0	7	19	4	52,94	18,33
October .	2	0	31	2	4	13	35	5	53,84	65,38
November	17	3	25	3	6	6	25	3	135,29	86,11
December	2	3	60	1	5	0	36	1	183,33	118,91
Frühling .	16	12	58	2	17	21	106	15	112,50	50,70
Sommer .	19	10	107	3	16	15	74	12	120,50	118,87
Herbst .	21	6	101	7	19	28	79	12	72,22	94,99
Winter .	20	4	65	11	23	24	117	6	51,72	54,42
Jahr . .	76	32	331	23	75	88	376	45	69,23	79,73

Tabelle XLV. Mittlere Windrichtung.

Monate.	Morgen.	Mittag.	Abend.	Von allen.	Diff. d. mittler. Windr.
Januar .	187,39° Ng. O.	234,89° NOg. O.	183,22° Ng. O.	201,83° NNO.	47,50°
Februar .	167,17 Ng. W.	106,14 NNW.	108,10 WNW.	127,13 NWg. W.	61,03
März .	168,45 Ng. W.	143,75 NWg. N.	129,19 NWg. W.	147,13 NWg. N.	59,26
April . .	127,00 NWg. W.	154,26 NNW.	147,76 NWg. N.	143,29 NWg. N.	39,26
Mai . .	172,50 Ng. W.	197,00 NNO.	186,64 NO.	185,51 Ng. O.	24,29
Juni . .	202,63 NNO.	194,86 Ng. O.	204,00 NNO.	200,49 NNO.	10,86
Juli . .	143,90 NWg. N.	163,83 Ng. W.	145,16 NWg. N.	150,96 NWg. N.	19,93
August .	194,58 Ng. O.	211,19 NOg. N.	207,52 NNO.	206,63 NNO.	16,63
September	186,06 N.	216,70 NOg. N.	191,61 Ng. O.	198,12 NNO.	30,64
October .	186,19 Ng. W.	175,03 Ng. W.	189,35 Ng. O.	175,85 N.	16,76
November	138,60 NW.	187,56 Ng. O.	190,56 Ng. O.	172,04 Ng. W.	52,56
December	175,64 N.	204,74 NNO.	195,96 Ng. O.	192,11 Ng. O.	29,10
Frühling .	156,08 NNW.	165,27 Ng. W.	154,53 NNW.	158,62 NNW.	10,74
Sommer .	147,13 NWg. N.	189,96 Ng. O.	185,56 Ng. O.	174,18 Ng. W.	42,93
Herbst .	164,08 Ng. W.	193,09 Ng. O.	189,17 Ng. O.	182,11 N.	24,99
Winter .	176,73 N.	181,92 N.	162,00 Ng. W.	177,02 N.	19,50
Jahr . .	160,98 Ng. W.	182,56 N.	175,31 N.	172,95 Ng. W.	21,58

Tabelle XLVI. Strömung der Winde.

Monate.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Mittlere Strömung des Mrg.	des Mitt.	des Abds.	von allen.
Januar .	1,00	0	1,00	1,00	1,00	1,00	1,92	2,00	1,35	1,42	1,51	1,42
Februar .	1,00	1,00	1,75	1,00	1,00	1,07	1,57	1,06	1,46	1,38	1,25	1,35
März . .	1,16	0	1,06	1,00	1,00	1,60	1,58	3,00	1,32	1,84	1,26	1,40
April . .	1,33	10	1,19	1,00	1,20	1,60	1,64	1,25	1,38	1,46	1,36	1,45
Mai . .	1,37	1,33	1,17	1,00	1,33	1,00	1,11	1,33	1,06	1,38	1,09	1,17
Juni . .	1,50	1,00	1,20	0	1,00	1,00	1,20	1,00	1,13	1,60	1,01	1,25
Juli . .	1,37	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	1,20	1,60	1,03	1,35	1,03	1,13
August .	1,57	1,40	1,02	1,00	1,00	1,00	1,04	1,00	1,03	1,12	1,03	1,05
September	2,50	1,33	1,20	1,00	1,00	1,57	1,10	1,25	1,06	1,50	1,13	1,23
October .	1,00	0	1,06	1,00	1,00	1,23	1,35	1,40	1,13	1,35	1,03	1,17
November	1,05	1,00	1,21	1,66	1,00	1,00	1,00	1,00	1,26	1,38	1,26	1,27
December.	1,14	1,00	1,45	2,00	1,00	0	1,32	1,00	1,45	1,07	1,51	1,54
Frühling.	1,286	0,776	1,140	1,000	1,176	1,100	1,470	1,896	1,243	1,493	1,236	1,340
Sommer .	1,480	1,133	1,093	0,666	1,000	1,000	1,843	1,200	1,063	1,356	1,030	1,143
Herbst .	1,510	0,777	1,156	1,220	1,000	1,266	1,316	1,216	1,150	1,400	1,086	1,223
Winter .	1,076	0,666	1,366	1,333	1,000	0,690	1,736	1,333	1,420	1,480	1,423	1,444
Jahr . .	1,340	1,086	1,191	1,054	1,044	1,089	1,341	1,411	1,219	1,432	1,193	1,286

6. Die wässrichten Niederschläge.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Menge des meteorischen Wassers ist in par. Cubik-Zollen auf 1 pariser □Fuss Fläche angegeben. Das 20jährige Mittel der monatlichen und jährlichen Regenmenge ist von 1825—44 berechnet.

Tabelle XLVII.

Monat	Regentage	Schneetage	Graupeln	Hagel	Gewitter	Mittlere tägl. Regenmenge	Regenmenge in C.-Z. grösste in 24 St.	Regenmenge in C.-Z. im Monat.	Meteorischer Bodenwasserst.	20jähr. Mittel monatliche Regenmenge
Januar . . .	13	9				5,91	46,0	183,3	9,6	195,7
Februar . . .	10	6				8,46	100,0	237,0	84,5	165,7
März	13	1	1	2		12,09	121,0	375,3	3,6	212,6
April	17			3		8,82	82,0	264,5		203,6
Mai	9				1	8,21	110,0	254,7		310,6
Juni	8				4	3,01	23,0	90,4		410,8
Juli	9				7	10,96	98,0	339,8		387,9
August . . .	17			2	7	15,19	212,8	471,0		337,2
September . .	10				3	3,67	47,5	110,2		338,9
Oktober . . .	15					7,81	80,0	242,4		260,0
November . .	10	1				12,30	107,0	369,2		207,3
December . .	5	11				11,48	94,0	325,1	257,6	170,3
Im Jahr . . .	136	29	1	7	22	8,90	Aug.	3258,9	355,1	3222,0

Die grösste Menge des meteorischen Wassers fiel 1846 zu Stuttgart im August und übertraf das 20jährige Mittel dieses Monats um 133,8 C.-Z. Die geringste Menge fiel im Juni und blieb gegen dem 20jährigen Durchschnitt um mehr als das 4fache zurück, übereinstimmend mit der Trockenheit welche namentlich im Juni fast allenthalben fühlbar wurde.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XLVIII.

Orte.	Januar.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septbr.	Oktbr.	Novbr.	Decbr.	Jahr.
Winnenden	371,9	232,4	354,3	267,4	261,7	155,3	338,1	295,0	146,9	348,8	462,3	365,9	3802,9
Cannstatt	192,9	224,5	277,2	212,5	343,4	47,0	328,5	425,0	148,0	245,5	368,5	337,9	2951,0
Stuttgart	185,3	237,0	371,3	264,5	234,7	90,4	329,8	471,0	118,2	242,4	369,2	325,1	3258,9
Hohenheim	130,0	221,0	365,0	132,0	327,0	229,0	324,0	396,0	55,0	269,0	352,0	378,0	3424,0
Hesingen	161,0	226,0	434,0	373,0	365,0	269,0	477,0	734,0	190,0	423,0	342,0	362,0	4356,0
Schopfloch	447,1	387,1	535,7	483,6	443,7	234,4	477,6	507,3	179,1	436,4	427,3	651,7	5213,0
Ensisheim	413,1	306,9	498,1	241,0	360,7	306,4	445,7	736,8	134,6	460,2	469,7	282,3	4745,3
Giengen	306,3	226,8	237,8	225,2	238,9	283,2	198,8	318,8	94,5	300,4	211,8	210,2	2852,8
Schwenningen	411,0	178,5	247,5	213,0	479,0	253,0	252,0	514,5	234,0	212,0	150,5	313,0	3472,5
Reik	300,0	282,0	141,0	379,2	312,0	493,2	1066,0	645,0	160,3	406,5	278,5	386,0	5221,3
Isny	968,0	414,0	532,0	568,0	310,0	308,0	896,0	1032,0	92,0	622,0	564,0	435,0	7674,0
Freudenstadt	1226,0	613,0	926,0	1084,0	664,0	130,0	276,0	296,0	314,0	256,0	1104,5	916,0	8035,5

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21365 / 041

c) Besondere Zusammenstellungen

1. Von Schopfloch durch

Tabelle XLIX. Regen-Verhältnisse

Monat.	N.		NO.		O.		SO.		S.	
	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''
Januar .									1	14,8
Februar .	1	20,0	1	7,0						
März . .	1	11,5	1	6,0			1	29,5		
April . .	2	7,7	3	30,6	1	32,2			1	56,8
Mai . .	2	49,7							1	65,5
Juni . .									1	76,0
Juli . .									1	32,4
August .	3	221,6	2	130,5			1	16,5		
September	1	24,0	3	93,3						
October .	3	10,0	2	24,2					1	4,0
November									1	0,5
December	3	97,0	1	13,3	6	183,2				
Frühling .	5	68,9	4	36,6	1	32,2	1	29,5	2	122,3
Sommer .	3	221,6	2	130,5			1	16,5	2	108,4
Herbst .	4	34,0	5	117,5					2	4,5
Winter .	4	117,0	2	20,3	6	183,2			1	14,8
Jahr . .	16	441,5	13	304,9	7	215,4	2	46,0	7	250,0
Winter $\frac{11}{12}$	1	20,0	1	7,0					3	93,3

In den nachstehenden Tabellen ist eine Uebersicht

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen
als in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs, und ebenso um
Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene
übrigen Tagen des Mondumlaufes.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regen-Menge
In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regen-Menge
In den Tagen vor dem Vollmond fiel die
" " " nach " " " "
" " " vor " Neumond " "
" " " nach " " " "

Unter allen Tagen fiel die grösste Menge am 3. Tag nach
Unter allen Tagen fiel die geringste Menge am 4. Tag vor

von einzelnen Beobachtungsorten.

Herrn Pfarrer Kommerell.

nach den Winden.

SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe der	
T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	cub.''	T.	Regen-Menge.
8	138,2	6	308,9					14	447,1	14	447,1
5	105,7	8	185,1	2	54,5	2	27,0	16	360,1	18	387,1
7	240,7	4	248,0			3	47,0	11	488,7	14	535,7
9	229,5	5	40,6	2	16,2	6	70,5	17	343,1	23	413,6
		5	241,5	1	87,0	2	49,7	7	394,0	9	443,7
6	87,7	1	4,7	1	66,0			9	234,4	9	234,4
6	152,9	6	168,2	3	124,1			16	477,6	16	477,6
1	9,9	4	119,5	3	59,3	6	368,6	8	188,7	14	557,3
2	26,7	4	35,1			4	117,3	6	61,8	10	179,1
5	64,8	3	91,5	5	243,9	5	34,2	14	424,2	19	458,4
9	426,1			1	0,7			11	427,3	11	427,3
8	313,6	1	22,9	2	82,6	10	293,5	11	358,2	21	651,7
16	470,2	14	530,1	3	103,2	11	167,2	35	1225,8	46	1393,0
13	250,5	11	292,4	7	249,4	6	368,6	33	900,7	39	1269,3
16	537,6	7	126,6	6	244,6	9	151,5	31	913,3	40	1064,8
21	557,5	15	516,0	4	77,1	12	320,5	41	1165,4	53	1485,9
66	1815,8	47	1465,1	20	674,3	38	1007,8	140	4205,2	178	5213,0
25	532,4	23	695,7	5	260,4	2	27,0	56	1581,8	58	1608,8

der Regenverhältnisse nach den Mondsphasen gegeben.

vor und den 7 Tagen nach dem Vollmond um 560,7'' grösser, 348,1'' grösser als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond. Regen- und Schneemenge war um 169,6'' kleiner als die in den

um 58,6'' kleiner, als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.
um 718,7'' kleiner als in den 7 Tagen nach dem Neumond.
grösste Menge am 5. Tag, die kleinste am 3. Tag.
„ „ „ 3. „ „ „ „ 4. „
„ „ „ 5. „ „ „ „ 4. „
„ „ „ 2. „ „ „ „ 4. „
dem Vollmond.
dem Neumond.

in ſcharfen Umriſſen, ſchreienden Farben, grellen Schatten übertüncht ſieht.

Eben deßhalb ſind die Geſangbuchsveränderungen aus dem Ende des vorigen und Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ſo widerlich, weil auch ſie dem Kunſtwerke einen fremden Kopf aufſetzen, wenn ſie den Hauptbegriff des chriſtlichen Bewußtſeyns und der evangeliſchen Lehre, den Glauben, wo möglich, überall ausſtreichen, und an deſſen Stelle die vage Vorſtellung der Tugend ſetzen; weil ſie die Flecken der alten Tafel mit modernen Tinten zudecken und dadurch den Schaden gröſter machen, wenn man u. a. ſtatt der Worte Gerhards:

Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und ſüßer Koſt,
Dein Geiſt hat mich begabet
Mit mancher Himmelsluſt;

wofür unter mehreren leichten Aenderungen die einfachſte und beſte die von Stier zu ſeyn ſcheint:

Dein Mund hat mich gelabet
Mit ſüßer Worte Koſt,
Dein Geiſt hat mich begabet
Mit manchem Himmelstroſt, —

die nicht nur dürre, ſondern ganz neumodiſche Phraſe lieſt:

Du haſt mir durch dein Leiden
Vergebung, Beſſ'rungskraft,
In Trübſal, Troſt und Freuden
Der beſſern Welt verſchafft;

und dies nur ein einziges Beiſpiel aus dem tiefempfundenen, großartigen Paſſionslied: „O Haupt voll Blut und Wunden“, in eine Zeit vorgeſchoben, wo man weder von Beſſerungskraft noch von beſſerer Welt, wohl aber von Heiligung und ewigem Leben ſprach, Ausdrücke, die jedoch vor 50 Jahren unter die myſtiſchen gehörten.

Indeſſen iſt auch bei den jüngſten, mehrfach gelungenen Aenderungsverſuchen der Geiſt der Zeiten nicht vorſichtig genug unterſchieden worden. Ich will nur Zweierlei andeuten. In dem Liede von Johann Riſt aus dem 17. Jahrhundert: „Jeſu, der du meine Seele“, heißt es z. B.

Böslich leb' ich ganz und gar
Und ſehr gottlos immerdar.

Tabelle L.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des met. Wassers	
7ten Tag.	6ten Tag.	5ten Tag.	4ten Tag.	3ten Tag.	2ten Tag.	1ten Tag.			1ten Tag.	2ten Tag.	3ten Tag.	4ten Tag.	5ten Tag.	6ten Tag.	7ten Tag.	in diesen 15Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
							12. Januar.									0,0	244,5
1,0	10,5	46,0	45,5	24,0	36,5	20,0	11. Februar.	7,0	19,0	16,4			12,8	24,2	25,6	288,5	339,7
20,5	4,8	6,0					13. März.			97,0	179,8		3,4	4,0		315,5	95,5
15,5	4,5	26,5	16,1	45,6	1,5	19,6	11. April.		1,0		33,2	4,0	7,4	6,8	32,2	213,9	210,1
		25,0	18,0				11. Mai.	25,2	87,0	24,5	174,0	20,0			65,5	443,7	133,6
							9. Juni.	76,0	66,0							142,0	9,5
75,0	21,5				18,4	39,8	8. Juli.	0,8		50,3	9,3	4,0			56,4	275,5	231,6
			64,4				7. August.		40,0	30,3				12,0		146,9	94,7
2,0	38,5	86,5	2,1		8,8		5. September						59,0			196,8	274,1
2,2			12,2	0,2	7,3	148,5	4. October.	32,6		11,3		38,0	1,9			254,2	79,1
54,2	22,5	2,0	2,5	13,0	0,7	0,5	3. November.									95,1	108,4
121,0	17,1	113,4	2,2		52,5	19,4	2. December.	3,2	13,3		112,0	9,4		42,6		506,1	496,8
291,4	119,1	303,4	163,0	82,8	125,7	247,8		144,8	226,5	229,8	508,3	75,4	84,5	89,6	179,7	2878,3	2317,6

Tabelle LI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des met. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
8,3	4,5	14,8	8,8	39,4	31,2	22,7	27. Januar.	42,6	22,3	22,8	179,8	31,0	3,7	35,4	35,7	503,0	190,5
25,6	9,0						25. Februar.		14,8							49,4	103,7
		11,5			25,0	22,8	27. März.	21,4	29,5	86,0	24,0		14,5	17,1	7,5	220,2	413,5
32,2		0,3	24,5	0,9	5,8		25. April		56,8	63,5	8,8					192,8	120,6
65,5		4,5					25. Mai.									70,0	451,5
				4,7			23. Juni.	4,8	21,5	13,0		24,8	19,3		4,3	92,4	221,5
24,0	32,4	67,3			25,0		23. Juli.			19,5	27,5	6,4				202,1	184,4
				14,0	9,9	0,9	22. August.	16,5	96,6	128,5	17,0				2,0	283,4	218,4
24,0						8,0	20. September		12,8	25,5			24,5		2,2	73,0	283,8
4,3		4,0					20. October.		62,2	18,0		15,9	12,3		54,2	170,9	100,1
							18. November				4,5	0,3	48,0	67,1	121,0	240,9	207,8
11,3	50,0	186,6			3,5	22,0	18. December.	92,9		15,0		3,5	7,3	36,4	3,6	432,1	204,0
195,2	95,9	289,0	33,3	59,0	100,4	76,4		178,2	316,5	391,8	261,6	81,9	129,6	156,0	230,5	2530,2	2699,8

Tabelle LII. Regen-Verhältnisse nach den Mondsstellungen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☌		im abnehmenden Mond		im zunehmenden Mond		Summe.	
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''
12. Januar —	1	8,3	7	164,0	7	330,7	8	190,5	8	172,3	15	521,2	23	693,5
11. Februar —	6	107,0			1	14,8	3	31,3	6	107,0	4	46,1	10	153,1
13. März —	4	284,2	4	80,7	6	178,6	7	129,3	8	364,9	13	307,9	21	672,8
11. April —	6	84,6	4	31,3	3	129,1	3	68,2	10	116,1	6	197,3	16	313,4
11. Mai —	5	371,0	1	4,5			1	76,0	6	375,5	1	76,0	7	451,5
9. Juni —	1	66,0	2	9,5	6	157,9	4	80,5	3	75,5	10	238,4	13	313,9
8. Juli —	4	120,0	4	148,7	3	53,4	1	64,4	8	268,7	4	117,8	12	386,5
7. August —	3	82,5	4	41,3	4	244,1	4	135,9	7	123,8	8	380,0	15	503,8
5. September —	1	59,0	2	32,0	4	65,0	5	200,8	3	91,0	9	265,8	12	356,8
4. October —	4	59,2	2	8,3	5	162,6	6	40,9	6	67,5	11	203,5	17	271,0
3. November —					5	240,9	6	207,8			11	448,7	11	448,7
2. December.	5	187,9	6	366,3	5	65,8	4	16,1	11	554,2	9	81,9	20	636,1
	40	1429,7	36	886,8	49	1642,9	52	1241,7	76	2316,5	101	2884,6	177	5201,1

Bemerk. Im zunehmenden Mond war die Regen-Menge = 2884,6 grösser als im abnehmenden Mond = 2316,5 um 568,1.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage: 101, also die Regenmenge pro 1 Tag 30,5. Mithin fiel im abnehmenden Mond der Regen dichter, und zwar um 2''.

Bei den verschiedenen Mondsphasen fiel der meiste Schnee in der Stellung vom Neumond bis ersten Viertel, der wenigste vom letzten Viertel bis Neumond und zwar mit einer Differenz von 756,1''.

Unter den synodischen Umläufen zählte

die **meisten Regen-Tage** der $\frac{12.\ Jan.}{11.\ Febr.}$ die **wenigsten Regen-Tage** der $\frac{11.\ Mai}{9.\ Juni}$ die **grösste Regen-Menge** zählte der $\frac{12.\ Jan.}{11.\ Feb.}$ die **kleinste Regen-Menge** zählte der $\frac{11.\ Feb.}{13.\ März.}$

3. von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle LIII. Regen-Verhältnisse nach Winden.

Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''	Tag	cub.''
Januar . .					1	0,5	1	0,1			1	0,4	12	309,9	3	102,2	2	0,6	16	412,5	18	413,1
Februar . .	1	12,2									2	17,2	14	264,1	3	15,5	1	12,2	19	296,7	20	308,9
März . . .											8	218,6	6	213,7	5	33,8			19	466,1	19	466,1
April . . .			1	10,4	3	11,4					9	126,2	4	62,5	7	30,5	4	21,8	20	219,2	24	241,0
Mai . . .	2	125,8			2	53,7	2	5,3			1	60,0	4	248,6	2	7,3	6	184,8	7	315,9	13	500,7
Juni . . .											3	49,6	6	167,4	2	89,4			11	306,4	11	306,4
Juli . . .	2	29,3			1	0,5					4	51,9	6	92,0	7	272,0	3	29,8	17	415,9	20	445,7
August . .	2	19,6	3	368,6	1	4,5	1	14,7	2	17,8	1	2,2	3	171,4	3	157,8	7	407,4	9	349,2	16	756,6
September .	2	21,5			2	12,4					1	3,8	4	29,1	7	67,8	4	33,9	12	100,7	16	134,6
October . .	3	21,0	2	7,9	2	47,1	1	2,0			4	49,8	8	119,8	4	152,6	8	78,0	16	322,2	24	400,2
November .											15	366,5	1	123,2					16	489,7	16	489,7
December .			4	30,7	3	21,9					10	183,5	1	46,2			7	52,6	11	229,7	18	282,3
Frühling .	2	125,8	1	10,4	5	65,1	2	5,3			18	404,8	14	524,8	14	71,6	10	206,6	46	1001,2	56	1207,8
Sommer . .	4	48,9	3	368,6	2	5,0	1	14,7	2	17,8	8	103,7	13	430,8	12	519,2	10	437,2	37	1071,5	47	1508,7
Herbst . .	5	42,5	2	7,9	4	59,5	1	2,0			20	420,1	13	272,1	11	220,4	12	111,9	44	912,6	56	1024,5
Winter . .	1	12,2	4	30,7	4	22,4	1	0,1			13	201,1	27	620,2	6	117,6	10	65,4	46	938,9	56	1004,3
Jahr . . .	12	229,4	10	417,6	15	152,0	5	22,1	2	17,8	59	1129,7	67	1847,9	43	928,8	42	821,1	173	3924,2	215	4745,3

Tabelle LIV.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des meteor. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs.
0,1					0,4		12. Januar									0,5	190,4
4,8	12,2	30,1	5,0	11,0	9,7	12,2	11. Februar		12,1	12,2		1,2	5,3	19,9	37,2	169,9	344,0
20,5	29,5	0,2	2,9				13. März			74,4	133,2		6,1	3,1		269,9	141,4
10,6	12,5	35,2	15,4	14,1	1,4	13,1	11. April.		1,1	3,1	10,4	- 0,8	1,5	6,2	10,3	135,7	189,6
		32,0	32,8				11. Mai.	6,3	125,4	42,2	164,0	11,5	0,7	19,8	60,0	486,7	59,1
							9. Juni.	89,4	60,1							149,5	24,2
107,8	12,0				0,1	34,6	8. Juli.	3,7		42,4	7,4	10,5			21,8	240,3	261,0
0,5			144,1				7. August.			149,1				5,4		299,1	141,9
4,5	8,5	7,0	6,2	1,1	11,3		5. September.						17,7			56,3	402,7
0,3			11,2		2,0	90,1	4. October.	21,0	2,5	23,5		23,5	1,3			175,4	75,6
47,7	42,3	4,8	1,2	13,8		4,2	3. November.	1,5	1,6	1,4	1,0	0,5				119,8	107,9
137,1	26,0	87,2	4,2		55,6	33,1	2. December.		13,8		19,0	2,3		10,2		386,5	298,4

Tabelle LV.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des meteor. Wassers.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs.
10,5	2,5	28,2	10,0	25,3	31,5	22,1	27. Januar.	40,5	50,3	23,1	88,1	60,7	2,6	47,8	66,9	510,1	82,0
	2,1		2,4				25. Februar.		17,0	0,2						21,7	76,0
		5,6		13,5	2,0	17,1	27. März.	20,6	48,0	74,5	14,9		14,9	13,6	3,1	212,9	319,1
10,3		1,4	10,4	0,2	8,6		25. April.		17,3	35,1	0,7					84,0	94,5
60,0		4,6			0,4	1,0	25. Mai.									66,0	45,3
				20,6			23. Juni.	3,6	65,5	1,0	1,4	45,0	19,6		0,2	136,9	218,3
3,5	22,6	73,7			28,5		23. Juli.			12,0	22,4	42,2				204,9	226,7
			6,3	17,5	9,8	2,2	22. August.	29,5	149,6	210,5	12,6				4,5	438,0	188,6
14,1			1,1			14,8	20. September.		3,8	19,0	5,2	19,8	1,5	7,5	0,3	87,1	142,0
2,5	1,2	0,6	2,0				20. October.	2,5	59,2	14,8	10,3	16,5	5,4	1,7	47,7	164,4	128,4
							18. November.			4,2	4,3	2,0	35,7	123,2	137,1	304,5	210,6
	15,6	24,6				46,2	18. December.	22,0		6,2	1,5		17,3	50,2	5,6	189,8	59,4

Tabelle LVI.

Regen-Verhältnisse nach den Mondsstellungen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☉ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☉		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.	
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''
12. Januar bis	1	10,5	7	160,1	7	339,5	7	82,0	8	170,6	14	421,5	22	592,1
11. Februar —	6	87,9	2	4,5	2	17,2	4	53,1		92,4	6	70,3	14	162,7
13. März —	4	216,5	4	38,2	6	186,5	8	105,4	8	254,7	14	291,9	22	546,6
11. April —	6	23,1	5	30,9	3	53,1	2	64,8	11	54,0	5	117,9	16	171,9
11. Mai —	7	369,9	4	66,0					11	435,9			11	435,9
9. Juni —	2	149,5	1	20,6	7	136,3	4	154,5	3	170,1	11	290,8	14	460,9
8. Juli —	4	64,0	5	150,1	3	76,6	2	144,6	9	214,1	5	221,2	14	435,3
7. August —	1	149,1	5	41,2	4	402,2	6	38,6	6	190,3	10	440,8	16	631,1
5. September —	1	17,7	3	30,0	7	57,1	3	103,3	4	47,8	10	160,4	14	208,2
4. October —	5	71,8	5	16,3	7	110,4	6	113,8	10	88,1	13	224,2	23	312,3
3. November —	5	6,0			5	169,4	6	343,2	5	6,0	16	513,6	16	519,6
2. December —	4	45,3	4	97,4	5	97,8	4	8,7	8	142,7	9	106,5	17	249,2

3. von Giengen durch Herrn Dr. Meebold.

Tabelle LVII.

Regen-Verhältnisse bei den Windrichtungen.

Monat.	Ganze Menge.	Grösste in 24 Stunden.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.
Januar .	306,3	60,5 R. d. 29.		18,5				266,8		21,0
Februar .	226,8	53,0 R. d. 5.					2,0	78,5	81,0	65,3
März . .	237,6	84,8 d. 28.				68,0		71,8	56,8	41,0
April . .	235,2	32,0 d. 15, 20.		37,2				93,6	44,0	60,4
Mai . .	330,9	96,5 d. 15.		4,8				214,3	12,8	99,0
Juni . .	283,2	92,0 d. 20.						204,4		78,8
Juli . .	598,8	180,0 d. 26.						194,8		404,0
August .	316,8	146,4 d. 23.		190,8	2,0			22,0		102,0
September	94,8	18,0 d. 22.		10,0				42,8		42,0
October .	300,4	76,0 d. 20.		18,6				255,4		26,4
November	211,8	48,8 d. 24.		0,8	0,8			171,4		38,8
December	210,2	48,0 Sch. d. 12.		64,8				88,4	6,0	50,0
	3352,8	180,0 d. 26. Juli		345,5	2,8	68,0	2,0	1705,2	200,6	1028,7
				416,3				1916,5		

Tabelle LVIII.

Regen-Verhältnisse bei dem synodischen Mondumlaufe.

Synodischer Mondumlauf.	Vom Neumond bis erst. Viert.	Vom ersten Viertel bis Vollmond.	Vom Vollmond bis letzt. Viert.	Vom letzt. Viertel bis Neumond.
vom 28. Dec. 45 bis 27. Jan. 46.	61,0		6,5	133,8
„ 27. Jan. „ 25. Febr.	209,5	138,5	18,8	
„ 25. Febr. „ 27. März.	10,0	44,0	46,0	42,8
„ 27. März „ 25. April.	132,8	58,4	86,4	42,8
„ 25. April „ 25. Mai.	19,6	42,6	276,3	12,0
„ 25. Mai „ 23. Juni.			38,8	92,0
„ 23. Juni „ 23. Juli.	152,6	100,0	182,0	95,8
„ 23. Juli „ 22. August.	221,0	28,0	22,0	86,0
„ 22. August „ 20. Septbr.	178,8	42,0		16,0
„ 20. Septbr. „ 20. Octbr.	56,8	76,0	32,8	28,8
„ 20. Octbr. „ 18. Novbr.	137,4	33,4	0,8	
„ 18. Novbr. „ 18. Decbr.	106,2	102,8	73,4	84,0
	1286,7	665,7	781,8	604,0

Tabelle LIX.

Regen-Verhältnisse vor, bei und nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.	Nach dem Neumond.						
7 T.	6 T.	5 T.	4 T.	3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.	4 T.	5 T.	6 T.	7 T.
12,0	20,5	5,5	33,0	13,0	21,0	28,8	27. Jan. 56,0	20,5	60,5	9,0	2,0	24,5	37,9	1,9
4,8							25. Febr. 8,0	2,0						
	1,0		4,0	4,8	9,0	24,0	27. März 8,0	84,8	12,0					
		32,0	0,8	6,0	4,0		25. April	10,8	8,8					
	12,0						25. Mai							
				92,0			23. Juni 29,0	0,8	0,8	32,0	1,8			88,0
	71,8			24,0			23. Juli		183,0	38,0				
		4,0	24,0	14,0	6,0	4,0	22. Aug. 28,4	146,4						4,0
			10,0		4,0		20. Sept. 4,0	4,0	18,0	16,0	0,8	14,0		
2,8							20. Oct. 26,0	12,8		8,0	5,6	5,0	30,0	
							18. Nov.	0,8	4,8	2,0	12,0	37,8	48,8	6,0
8,0	48,0	2,0			12,0	12,0	18. Dec.	6,0	0,4		0,4	40,0		6,0
27,6	153,3	43,5	71,8	153,8	56,0	68,8	209,4	288,9	288,3	105,0	22,6	121,3	115,8	105,0
574,8								1046,9						

Tabelle LX.

Regen-Verhältnisse vor, bei und nach Erdnähe und Erdferne.

Vor der Erdferne.			Tag der Erdferne.	Nach der Erdferne.			Vor der Erdnähe.			Tag der Erdnähe.	Nach der Erdferne.		
3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.	3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.
			13. Jan.				13,0	21,0	28,8	27. Jan. 56,0	20,5	60,5	9,0
48,0	9,5	4,5	9 Febr. 10,5	4,0		2,0				24. Febr.	8,0	2,0	
	14,0		3. März 6,0				1,0		4,0	24. März 4,8	9,0	24,0	8,0
8,0	4,0	6,0	5. Apr. 16,8	10,0	12,8	8,0	27,2			20. Apr. 32,8	0,8	6,0	4,0
			3. Mai		12,8	16,8	76,0	39,0		16. Mai	96,5		12,0
			31. Mai				38,0	0,8		12. Juni			
			27. Juni						50,0	13. Juli 38,0	24,0	6,0	
			25. Juli 183,0	38,0						7. Aug. 16,0	12,0		
24,0	14,0	6,0	21. Aug. 4,0	28,4	146,4		10,0			5. Sept.			
		10,0	17. Sept.	4,0		4,0	8,0		64,0	3. Oct. 12,0	2,0	20,0	
20,0	2,8		15. Oct.				18,6		12,8	31. Oct.			
	0,8		12. Nov.				37,8	48,8	6,0	26. Nov. 32,0	6,0		24,8
	28,0		9. Dec.	2,0	8,0	48,0		40,0	0,4	21. Dec.	0,4	6,0	
100,0	73,1	26,5	220,3	86,4	180,0	78,8	229,6	149,6	166,0	185,6	179,2	124,5	57,8
199,6				345,2			545,2				361,5		
785,1							1062,3						

Tabelle LXI. Regen-Verhältnisse nach den Mondsknoten.

Vor dem aufsteigenden Knoten.			Tag des niedersteigenden Knoten.	Nach dem aufsteigenden Knot.			Vor dem absteigenden Knoten.			Tag des aufsteigenden Knoten.	Nach dem absteigenden Knt.		
3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.	3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.
	6,5	12,0	21. Jan. 20,5	5,5	33,0	13,0				7. Jan.			
	2,0		16 Febr. 4,0	4,0	4,8		2,0	24,5	37,0	3. Feb. 1,0	8,0	53,0	48,0
	8,0	28,0	16. März	„6,0	2,0	2,0	24,0	8,0	84,0	2. Mrz 12,0			
0,8			12. Apr. 4,0	19,2		32,0	4,0			29. März	10,8	8,8	
			10. Mai 13,0	48,0	16,8	76,0				25. April			
			6. Juni			38,0				23. Mai	92,0		
88,0	56,0		3. Juli			44,0	6,0		64,0	19. Juni		71,8	
			31. Juli		28,0					15. Juli		4,0	
			27. Aug.	4,0	12,0	20,0				12. Aug.			
4,0	4,0	18,0	23. Sept. 16,0	0,8	14,0					8. Sept.			
			20. Oct. 76,0	12,8		8,0	12,0	2,0	20,0	6. Oct.	8,0	2,8	
			16. Nov.			0,8	12,8			2. Nov. 2,0			
8,0	48,0	2,0	14. Dec.		12,0	12,0	32,0	6,0		29. Nov. 24,8	34,0		8,0
							40,0		6,0	26. Dec.			
100,8	124,5	60,0	133,5	100,3	122,6	245,8	132,8	40,5	211,8	39,8	152,8	140,4	56,0
285,3				468,7			385,1				349,2		
887,5										774,1			

5. von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle LXII. Regen- und Schnee-Menge, in Pariser Cubikzollen.

1848.	Grösste Menge d. meteor. Wassers in 24 St.	Regenwasser im Monat.	Schneewasser im Monat.	Zusammen.	Mittlere t. Menge des met. Wassers.	Regentage.	Schneetage.
Januar .	122	505,5	8	513,5	16,56	14	1
Februar .	92	262	109	371	13,25	13	6
März . .	110,5	453,3	18,7	472	15,23	17	4
April . .	69,5	392,7		392,7	13,09	22	1
Mai . .	265	585		585	18,87	12	
Juni . .	58,5	166,1		166,1	5,54	9	
Juli . .	124,5	371,5		371,5	11,98	12	
August .	59,5	293,5		293,5	9,47	13	
September	55	130,5		130,5	4,35	9	
Oktober .	47	248,1		248,1	8,00	22	
November	78	324,8	75,4	400,2	13,34	12	2
December	57	158	303	461	14,87	7	14
Jahr . .	265 13. Mai.	3891,0	514,1	4405,1	12,07	172	28

Austreten der Nagold am 26., 27., 29., 31. Januar, Ueberschwemmung am 28. und 30. Januar; Austreten am 2., 3., 8. Februar, 29. März; Ueberschwemmung am 13. und 14. Mai.

Hier ist, um die Steigerung des Gottlos zu entfernen, von Knapp gesetzt worden:

Böslich lebt' ich ganz und gar,
Gottentfremdet immerdar.

Aber der Ausdruck Gottentfremdet ist modern und ersetzt nicht den alten conciseren Gottlos. Wie nahe lag es aber, die unnöthige Steigerung sammt der Tautologie zu vermeiden, wenn man, wie schon Knapp sich erlaubte, das Zeitwort der ersten Zeile in die Vergangenheit rückt und so verändert:

Böslich, verständlicher noch:
Böse lebt' ich ganz und gar
Und bin gottlos immerdar;

oder noch passender mit Vertauschung der Umstandswörter:

Böse lebt' ich immerdar
Und bin gottlos ganz und gar;

gewiß dem Urtext näher und an sich belebter, als auch die Aenderung von Stier:

Böse bleib' ich immerdar
Und verderbet ganz und gar.

Ferner in dem zuvor genannten Liede von Gerhard heißt es in der ersten Strophe:

O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret,
Gegrüßet seyst du mir.

Hier ist allerdings (vergl. v. S. 289) eine Veränderung nöthig; aber gewiß nicht, wie sie in dem, sonst so rühmlichen, rheinländischen Gesangbuch neumodisch lautet:

Haupt, wo mit sanften Strahlen
Auch noch am Kreuze hier
Sich Huld und Liebe malen,
Gegrüßet seyst du mir;

sondern mit dem Berliner und Lübecker:

O Haupt, das sonst getragen
Die höchste Ehr' und Zier,
Doch schimpflich nun geschlagen, ꝛc.;

7. Beobachtungen am Neckar.

Die nachstehende Tabelle gibt die Beobachtungen am untern Pegel des Wilhelmscanals zu Heilbronn in württemb. Fussen ausgedrückt; das 20jährige Mittel ist von 1827—1846.

Tabelle LXIII.

Monat.	Wasserhöhe.				
	mittlere aus 20. J.	mittlere v. 1846.	grösste.	geringste.	Unterschied.
Januar . .	4,95	6,34	14',0''	3',5''	10,5
Februar . .	4,67	7,87	14,1	4,5	11,6
März . . .	4,74	5,18	12,0	3,6	8,4
April . . .	4,84	5,38	7,2	4,5	2,7
Mai . . .	4,05	5,09	14,0	3,5	10,5
Juni . . .	4,16	3,01	3,6	2,4	1,2
Juli . . .	3,30	2,35	2,7	2,2	0,5
August . .	3,06	2,48	3,2	2,1	1,1
September .	3,51	2,30	3,5	2,0	1,5
October . .	3,08	2,11	2,5	1,9	0,6
November .	3,70	2,63	8,0	1,8	6,2
December .	4,51	4,34	10,5	2,4	8,1
Im Jahr . .	4,05	4,09	Febr.	Nov.	12,3

Der höchste Wasserstand in diesen 20 Jahren war 21,0 im März 1845; der niederste 0,4 im October 1828.

Ueber die Temperatur des Neckerwassers zu Cannstatt stellte Herr Dr. Rühle Beobachtungen an; er gab hierüber folgende Uebersicht.

Neckartemperatur.

Neben dem Mittel aus der täglichen Beobachtung Abends 9 Uhr habe ich auch ein wahres Mittel nach 3 täglichen im J. 1844 angestellten Beobachtungen berechnet.

Tabelle LXIV.

Monate.	Mittel Abds. 9 U.	Max. Abds. 9 U.	Min. Abds. 9 U.	Diff. v. d. Lufttemperatur.	Wahres Mittel.	Diff. v. d. Lufttemp.	Badetage mit der nachfolgenden oder einer höheren Temperatur: +15°	+16°	+18°
Januar .	+ 2,51	+ 5,7	0,0	+ 1,40	+ 2,42	+ 1,31			
Februar .	4,63	7,7	1,6	+ 0,50	4,52	+ 0,39			
März . .	6,33	8,6	4,3	+ 0,50	6,14	+ 0,31			
April . .	8,45	11,0	7,0	+ 0,08	7,92	− 0,45	—	—	—
Mai . .	12,08	15,0	9,1	+ 0,11	11,71	− 0,26	1	—	—
Juni . .	16,51	18,7	14,5	− 0,12	15,94	− 0,69	30	25	9
Juli . .	17,16	19,9*	15,0	− 0,04	16,63	− 0,37	31	28	16
August .	16,47	20,1*	14,1	0,00	16,17	− 0,30	28	21	11
September	13,99	16,3	11,2	+ 0,47	13,65	+ 0,13	12	9	—
October .	9,62	11,7	7,9	+ 0,47	9,50	+ 0,35	—	—	—
November	4,84	7,6	2,5	+ 0,94	4,80	+ 0,90	—	—	—
December	1,24	3,9	0,0	+ 3,04	1,21	+ 3,01			
Jahr . .	9,43			+ 0,62	9,23	+ 0,37	102	83	36**

* absoluten Max. im Juli: + 20,2 ** darunter im Juli und Aug. noch 4 Tage mit + 20° u. darüber.

Jahresdifferenz + 20,3°

Winter Jan. Febr. Dec.	+ 2,79			+ 1,64	+ 2,72	+ 1,57			
Frühling .	8,95			+ 0,23	8,59	− 0,13			
Sommer .	16,71			− 0,06	16,31	− 0,46			
Herbst .	9,48			+ 0,63	9,31	+ 0,46			

Der Neckar gefroren an 10 Tagen, nämlich im December 1846.

8. Beobachtungen am Bodensee.

Diese verdanken wir Herrn Oberamtsarzt Dr. Dihlmann zu Friedrichshafen. Sie betreffen die Variationen des Wasserniveau des Sees; sie werden so angestellt, dass die Zahlen in den Spalten: „grösster", „geringster", „mittlerer Stand", den Stand des Wassers unter dem bis jetzt bekannten höchsten Punkt in württemberg. Fussen ausdrücken, den der See im

Jahr 1817 erreicht hatte, und welcher 12,2 württ. Fuss über dem im Februar 1827 beobachteten tiefsten Stande liegt.

Nennt man diesen den Nullpunkt, so zeigt die Spalte: „Stand des Mittels über 0“ die Reduction der Höhen auf jenen Nullpunkt an.

Tabelle LXV.

Monate.	Zahl der Beobacht.	Stand des Sees unter dem höchsten Punkt von 1817. geringster.	grösster.	mittlerer.	Stand des Mittels über 0.	Veränderung.
Januar . .	4	9,8′ d. 31.	10,2′ d. 2.	10,51′	+1,09′	0,4′
Februar . .	4	9,4 d. 10.	10,4 d. 25.	10,02	+2,18	1,0
März . . .	4	10,2 d. 31.	10,6 d. 18.	10,42	+1,78	0,4
April . . .	4	9,4 d. 20.	9,8 d. 12.	9,55	+2,65	0,4
Mai . . .	4	0,0 d. 31.	9,3 d. 6.	7,55	+4,65	3,3
Juni . . .	4	5,3 d. 30.	6,0 d. 6.	5,80	+6,60	0,7
Juli . . .	3	5,0 d. 6.	5,8 d. 30.	5,30	+6,90	0,8
August . .	4	6,1 d. 31.	8,0 d. 20.	7,00	+5,20	1,9
September .	4	6,0 d. 6.	8,7 d. 30.	7,52	+4,68	2,7
October . .	4	8,7 d. 20.	9,2 d. 14.	8,90	+3,30	0,5
November .	4	9,4 d. 4.	10,4 d. 20.	9,92	+2,28	1,0
December .	4	10,0 d. 7.	10,8 d. 28.	10,40	+1,80	0,8
Jahr . . .		5,0 Juli.	10,8 Dec.	8,39	+3,81	5,8

9. Wässrichte Ausdünstung.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Diese Beobachtung geschieht zu Stuttgart mittelst eines cylindrischen Gefässes aus Messing von 2,357 par. □ Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe, das mit Regenwasser zu ¾ gefüllt erhalten wird und in einem vor Regen, Schnee, Sonnenstrahlen und strahlender Wärme, jedoch dem freien Luftzutritt zugänglichen Gehäuse, gleich dem Thermometer und dem Psychrometer, aufgestellt ist. Der tägliche Verlust an verdunstetem Wasser wird mittelst der Granwage Abends 9 Uhr abgewogen. Da ein par. Cubikzoll reines Wasser = 3′8,9 Gran wiegt, so wird jeder Gran Wasser, welcher von der Wasseroberfläche im

Messinggefäss verdunstet, auf die Fläche eines par. □Fusses reducirt, dem Volumen von 0,1916 par. Cubikzoll Wasser entsprechen. Hiernach wurden die in der Tabelle LXVI enthaltenen Zahlen von Cubikzollen Wasser auf einen □Fuss berechnet und die Höhe dieses verdunsteten Wassers bestimmt. Die Spalte: „monatliches Mittel aus 13 Jahren“ giebt die Mittel aus den Jahren 1834 — 1846.

Tabelle LXVI.

Monate.	Verdunstung in Granen.				Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □ Fuss.					
	stärkste.	schwächste.	mittlere tägliche.	Menge im Monat.	stärkste.	schwächste.	mittlere tägliche.	Menge im Monat. Cub.-Z.	Höhe.	13jähr. Mittel.
Januar .	57	1	16,74	519	10,92	0,19	3,21	99,44	0,69	2,33
Februar .	48	8	24,21	687	9,20	1,53	4,64	131,63	0,91	3,59
März . .	62	12	36,12	1122	11,83	2,30	6,92	214,97	1,49	6,47
April . .	85	18	47,43	1423	16,29	3,45	9,08	272,64	1,89	10,37
Mai . .	111	21	60,29	1869	21,23	4,02	17,05	358,10	2,48	14,58
Juni . .	196	28	116,30	3489	37,55	5,36	22,27	668,49	4,64	16,23
Juli . .	170	32	93,77	2907	32,57	6,13	17,96	556,98	3,86	15,60
August .	175	23	70,71	2192	33,53	4,01	13,55	419,99	2,91	13,60
September	118	17	53,56	1607	22,61	3,26	10,26	307,98	2,20	8,99
October .	49	6	32,40	1004	9,39	1,15	6,21	192,36	1,33	5,32
November	34	4	17,80	534	6,51	0,77	3,41	102,31	0,71	3,64
December	36	1	10,29	319	6,90	0,19	1,97	61,12	0,42	2,39
Jahr . .	Juni	Jan. u. Dec.	48,30	17672			9,25	3385,57	23,51	8,61

Die mittlere Verdunstung übertraf demnach die des 13jährigen Mittels in allen Monaten mit Ausnahme des April, August, November und December, sowie im Jahresmittel.

b) Besondere Zusammenstellungen von einzelnen Beobachtungsorten.

1. Herr Pfarrer Kommerell zu Schopfloch lieferte nachfolgende Zusammenstellung der Verdunstung gegenüber der meteorischen Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore. Tabelle LXVII.

Monate.	Regen- und Schnee-Menge.					Ausdünstung.			Diff. d. Regen- u. Ausdünst.-Höhe.	Bewölkung des Himmels.					Meteore.								
										Tage.					Regen-Tg.	Schnee-T.	Graupen- u. Hagel-Tage	Gewit.-Tg	Tage mit Winden.			Nebel-Tg.	Tage mit Schneedecke
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe in Linien.	in Grmen.	in cubic" auf 1 □'	Höhe in Linien.		heitere.	unterbrochen heitr	durchbr. trübe	trübe.	Mittlere Bewölkung.					1—3	4	zus		
Januar .	436,7	10,4	447,1	14,4	37,258	885	169,56	14,133	+23,125	11	5	12	3	0,54	13	1			20	5	25	8	12
Februar .	113,9	273,2	387,1	13,8	32,258	869	166,49	13,877	+18,381	4	5	10	9	0,76	9	14			24	2	26	7	17
März . .	416,1	119,6	535,7	17,3	44,642	1693	324,42	27,033	+17,619	7	12	10	2	0,55	7	8	1		27	2	29	5	2
April . .	275,2	138,4	413,6	13,8	34,450	1764	337,97	28,170	+ 6,280	2	11	16	1	0,67	18	5	1	7	26	2	28	5	
Mai . .	443,7		443,7	14,3	36,975	2457	470,75	39,225	— 2,250	9	11	8	3	0,52	9			3	31		31	5	
Juni . .	234,4		234,4	7,8	19,533	4769	913,73	76,160	—56,627	15	9	5	1	0,37	9			6	28	2	30	4	
Juli . .	477,6		477,6	15,4	39,800	3517	673,87	56,166	—16,366	13	9	9		0,42	16			16	30		30	3	
August .	557,3		557,3	18,0	46,442	2968	568,66	47,390	— 0,948	8	10	11	2	0,57	14		2	8	29		29	4	
September	179,1		179,1	6,0	14,925	2315	443,56	36,959	—22,034	11	12	7		0,42	10			9	28		28	6	
October .	458,4		458,4	14,8	38,200	1087	208,27	17,359	+20,841	1	13	13	4	0,72	19				31		31	12	
November	356,8	70,5	427,3	14,2	35,608	700	134,12	11,178	+24,430	10	3	12	5	0,59	10	2			26	1	27	12	2
December	38,2	613,5	651,7	21,0	54,308	254	48,66	4,054	+50,254		6	15	10	0,84	4	18			27	2	29	23	20
Frühling.	1135,0	258,0	1393,0	15,2	116,067	5914	1133,14	94,428	+21,639	18	34	34	6	0,58	34	13	2	10	84	4	88	15	2
Sommer .	1269,3		1269,3	13,8	105,775	11254	2156,26	179,716	—73,941	36	28	25	3	0,45	39		2	30	87	2	89	11	
Herbst .	994,3	70,5	1064,8	11,7	88,733	4102	785,95	65,496	+23,237	22	28	32	9	0,58	39	2		9	85	1	86	30	2
Winter .	588,8	897,1	1485,9	18,3	123,825	2008	384,71	32,064	+91,761	15	16	37	22	0,71	26	33			71	9	80	38	58
Jahr . .	3987,4	1225,8	5213,0	14,3	434,417	23278	4460,06	371,704	+62,713	91	106	128	40	0,58	138	48	4	49	327	16	343	94	62
Med. p. Tag					1,190	64	12,22	1,019	+ 0,171														
Winter ½	624,9	783,9	1408,8	17,9	134,066	2319	444,29	37,031	+97,035					0,70	35	28	1	—	63	13	76	29	48

Bemerkungen zu Tabelle LXVII.

Regen-Menge max. im December 651,7, min. im September 179,1, diff. 472,6.

Nach den Jahreszeiten max. im Winter 1485,9, min. im Herbst 1064,8, diff. 421,1.

Der mittleren Regen-Menge des Jahres kommt die im Mai am nächsten.

Ausdünstung max. im Juni 4769 gr., min. im December 254 gr., diff. 4515, im Sommer 11.254 gr., im Winter 2.008 gr., diff. 9,246 gr.

Der mittleren Ausdünstung des Jahres kommt die im April am nächsten.

Bewölkung max. im December 0,84, min. im Juli 0,37, diff. 0,47, heitere Tage max. im Juni 15, min. im December 0, diff. 15, trübe Tage max. im December 10, min. im Juli und September 0, diff. 10.

Nach den Jahreszeiten max. der Bewölkung im Winter 0,71, min. der Bewölkung im Sommer 0,45, diff. 0,26., heitere Tage max. im Sommer 36, min. im Winter 15, diff. 21, trübe Tage max. im Winter 22, min. im Sommer 3, diff. 19.

Regen-Tage max. October 19, min. December 4, diff. 15.

Im Durchschnitt fallen auf 1 Monat 11,5 Regen-Tage.

Schneetage max. im December 18.

Gewitter max. im Juli 16.

Windige Tage max. im October 31, min. im Januar 20. max. im Sommer 87, min. im Winter 71.

Stürmische Tage max. im Januar 5, min. Mai, Juli August, September, October 0, max. im Winter 9, min. im Herbst 1.

Nebel-Tage max. im December 23, min. im Juli 3, max. im Winter 38, min. im Sommer 11.

Tage mit Schneedecke max. im December 29.

2. Eine Zusammenstellung der wässr. Niederschläge, der Bewölkung und der Meteore lieferte Herr Pfarrer Schiler von Ennabeuren. Tabelle LXVIII.

Monate.	Regen- und Schnee-Menge.					Bewölkung des Himmels.					Meteore.										
						Tage.									Tage mit Winden.						
	Regen.	Schnee.	Zusammen	Mittl. Barometerstand.	Höhe in Linien.	heitere.	unterbrochen heiter	durchbr. trübe.	trübe.	Mittl. Bewölkung.	Regen-Tg.	Schnee-T.	Graupen u. Hagel.	Gewitter.	1–3	4	zus.	Nebeltage.	Tage mit Schneed.	Reif.
Januar .	398,0	15,1	413,1	13,3	34,425	9	7	14	1	0,56	13	1	1Gp.		24		24	5	15	
Februar .	194,6	114,3	308,9	11,0	25,742	6	5	14	3	0,66	8	11			24	1	25	2	14	1
März .	335,2	110,9	466,1	15,0	38,842	9	11	7	4	0,51	11	7			26	5	31	3		10
April . .	233,3	7,7	241,0	8,0	20,083	3	9	17	1	0,69	22	2		3	29	1	30	5		6
Mai . .	500,7		500,7	16,2	41,725	12	11	5	3	0,47	13			2	31		31	8		5
Juni . .	306,4		306,4	10,2	25,512	18	5	7		0,37	8			6	30		30	2		
Juli . .	445,7		445,7	14,4	37,142	15	8	8		0,45	12			17	30		30	6		
August .	756,6		756,6	24,4	63,050	7	13	7	4	0,56	13		1	9	28	3	31	6		
September	134,6		134,6	4,5	11,217	12	15	2	1	0,43	13			8	30		30	15		1
October .	400,2		400,2	12,9	33,350	2	10	13	6	0,72	20		1Gp.		31		31	15		1
November	416,3	73,4	489,7	16,3	40,808	5	6	11	8	0,80	8	3			29		29	16	2	
December	26,0	256,3	282,3	9,1	23,525	6	4	15	6	0,69	2	17			28	1	29	16	31	
Frühling .	1089,2	118,6	1207,8	13,1	100,650	24	31	29	8	0,56	46	9		5	86	6	92	16		21
Sommer .	1508,7		1508,7	16,4	125,704	40	26	22	4	0,46	33		1	32	88	3	91	14		
Herbst .	951,1	73,4	1024,5	11,2	85,455	19	31	26	15	0,65	41	3	1	8	90		90	46	2	2
Winter .	618,6	385,7	1004,3	11,1	83,692	21	16	43	10	0,64	23	29	1		76	2	78	23	60	1
Jahr . .	4167,6	577,7	4745,3	12,9	395,421	104	104	120	37	0,57	143	41	3	45	340	11	351	99	62	24

3. Herr Dr. Walser zu Roth gab die nachfolgende Zusammenstellung.

Tabelle LXIX.

Vergleichung der meteorischen Niederschläge mit der Ausdünstung auf 1 Quadratfuss Fläche berechnet.

Monat.	Regen- und Schnee-Tage.	Meteorische Niederschläge.				Wässrichte Ausdünstung.						Ueberschuss der Niederschläge.	
		Max. in 24 h.		Summa		Max.	Minim.	Med.	Summa				
		P. C. Z.	Höhe P. L.	P. C. Z.	Höhe P. L.	P. C. Z.	P. C. Z.	P. C. Z.	P. C. Z.	Grane.	Höhe P. L.	P. C. Z.	Höhe P. L.
Januar . . .	16	58,8	4,9	300	25,0	8,00	0,61	3,09	81,90	428,8	6,74	218,10	18,30
Februar . . .	15	63,6	5,3	282,0	23,5	9,81	0,59	2,94	154,53	809,1	12,87	127,47	10,63
März . . .	13	91,2	7,6	511,2	42,2	10,69	1,52	6,42	196,15	1027	16,34	315,05	26,3
April . . .	13	72,0	6,0	379,2	31,6	16,04	4,58	8,32	256,82	1308	21,40	122,38	10,2
Mai	10	163,2	13,6	312,0	26,0	19,36	3,05	13,00	403,58	2113	33,63	−91,50	−7,6
Juni	8	136,0	11,4	493,2	41,1	37,43	12,22	14,56	436,53	2296	36,37	56,67	4.7
Juli	11	434,4	86,2	1066	88,9	27,44	13,75	15,85	492,0	2576	41,00	574,80	47.9
August . . .	16	198,0	16,5	645,0	53,7	21,39	3,08	11,21	34,56	1821	28,80	297,20	24,95
September . .	9	48,0	4,0	160,3	133,0	10,77	6,12	8,44	253,21	1322	20,78	−92,89	−7,75
October . . .	14	163,2	13,6	406,8	33,9	9,19	1,53	4,85	150,55	786	12,36	256,25	21,39
November . .	8	70,8	5,9	278,8	23,2	5,33	0,94	2,94	88,22	461	7,35	190,66	15,89
December . .	19	93,6	7,80	386,0	32,1	5,17	0,58	1,16	36,20	189	3,10	349,84	29,15
Frühling . .	36			1202,4	100,2				856,55	4448	70,97	345,85	29,23
Sommer. . .	35			2205,0	183,7				963,09	6693	107,17	1241,91	76,33
Herbst . . .	31			845,9	70,4				491,98	2569	40,49	365,92	29,91
Winter . . .	50			968,0	80,6				272,63	1426	22,71	695,37	57,89
Jahr . . .	152			5221,3	434,9				2584,25	15136	241,34	2303,20	193,56

4. Herr Dr. Meebold zu Giengen gab folgende Zusammenstellung. Tabelle LXX.

Monate.	Verdunstung.				
	in Gran.	in Cub.-Z.	grösste.	kleinste.	mittlere.
Januar .	315	60,35	38 d. 22—23.	0 d. 14—15.	10,15
Februar .	460	88,13	40 d. 7— 8.	0 d. 18—19.	16,43
März . .	696	133,35	48 d. 16—17.	9 d. 6— 7.	22,45
April . .	1031	197,53	80 d. 3— 4.	16 d. 1— 2.	34,36
Mai . .	1358	260,19	66 d. 26—27.	15 d. 14—15.	43,80
Juni . .	2289	438,57	115 d. 3— 4.	27 d. 9—10.	76,30
Juli . .	1937	371,12	90 d. 20—21.	25 d. 30—31.	62,48
August .	1701	325,93	80 d. 5— 6.	19 d. 23—24.	54,87
September	1316	252,14	92 d. 4— 5.	14 d. 22—23.	43,87
October .	501	95,99	30 d. 8— 9.	5 d. 30—31.	16,16
November	288	55,17	36 d. 10—11.	0 d. 19—20.	9,60
December	189	36,21	18 d. 24—25.	0 d. 19—20.	6,09
Jahr . .	12081	2314,68	Juni.	Nov. u. Dec.	33,05

10. Luftfeuchtigkeit

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Wir geben zuerst in Tabelle LXXI die Mittel von den 3 täglichen Beobachtungen sowie die Extreme des befeuchteten Thermometers mit den entsprechenden Lufttemperaturen.

Tabelle LXXI.

Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	trocknen Thermometers.	Differenz.	Tiefster St. des Psychrometers.	Gleichzeitige Lufttemperatur	Differenz.	Höchst. St. des Psychrometers.	Gleichzeitige Lufttemperatur	Differenz.
Januar .	+ 0,29	+ 1,09	0,80	—10,0	—10,0	0	+ 8,5	+10,5	2,0
Februar .	+ 2,73	+ 4,17	1,44	—10,5	—10,5	0	+10,0	+ 16,0	6,0
März . .	+ 3,93	+ 5,94	2,01	— 2,3	— 1,8	0,5	+10,5	+ 15,5	5,0
April . .	+ 6,05	+ 8,37	2,32	+ 2,4	+ 5,0	2,6	+12,0	+ 17,0	5,0
Mai . .	+ 9,02	+11,89	2,87	+ 4,0	+ 6,4	2,4	+14,5	+ 17,8	3,3
Juni . .	+12,55	+18,05	5,50	+ 9,3	+12,8	3,5	+16,0	+ 22,3	6,3
Juli . .	+13,43	+17,51	4,08	+10,0	+12,4	2,4	+17,0	+ 22,5	5,5
August .	+13,54	+16,84	3,30	+10,0	+12,5	2,5	+16,4	+ 20,7	4,3
September	+10,95	+12,82	1,87	— 4,7	+ 6,6	1,9	+15,6	+ 19,5	3,9
October .	+ 7,70	+ 9,29	1,59	+ 2,0	+ 2,4	0,4	+12,5	+ 17,0	4,5
November	+ 3,07	+ 3,81	0,74	— 4,5	— 2,4	0,3	+ 9,8	+ 11,5	1,7
December	— 2,37	— 1,60	0,77	—12,0	—12,0	0	+ 4,4	+ 6,5	2,1
Jahr . .	+ 6,74	+ 9,01	2,27	Dec.			Juni.		

BIBL. UNIVERS. LINZ

Die hieraus berechneten*) Momente: Thaupunkt, Dunstdruck, Dunstmenge oder Sättigungsgrad der Luft und Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft, gibt die Tabelle LXXII für die monatlichen Mittel sowie die Mittel des Jahres und der Jahreszeiten.

Tabelle LXXII.

		Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wass. in 1 Cub F. Luft
Januar		+ 1,09	— 1,43	2,52	2,46	0,81	3,23
Februar		+ 4,17	+ 0,10	4,07	3,18	0,71	3,61
März		+ 5,94	+ 0,50	5,44	3,68	0,63	3,67
April		+ 8,37	+ 2,67	5,60	4,48	0,62	4,35
Mai		+11,89	+ 5,70	6,19	5,91	0,61	5,54
Juni		+18,05	+ 7,30	10,75	9,39	0,43	5,97
Juli		+17,51	+ 9,92	7,59	9,02	0,56	7,52
August		+16,84	+10,88	5,96	8,58	0,63	8,08
September		+13,82	+ 8,05	5,77	6,84	0,64	6,99
October		+ 9,29	+ 5,78	3,51	4,82	0,75	5,63
November		+ 3,81	+ 1,80	2,01	3,09	0,84	4,15
December		— 1,60	— 4,55	2,95	1,95	0,93	2,98
Jahr		+ 9,01	+ 3,60	5,41	4,71	0,64	4,70
im Jahr	Morgens	+ 7,42	+ 3,58	3,84	4,15	0,73	4,77
	Mittags	+11,82	+ 2,55	9,27	6,34	0,43	3,88
	Abends	+ 8,19	+ 4,00	4,19	4,42	0,71	4,91
Frühling		+ 8,73	+ 2,90	5,83	4,61	0,62	4,46
Sommer		+17,53	+11,93	5,60	9,03	0,65	8,75
Herbst		+ 8,97	+ 4,63	4,34	4,70	0,70	5,13
Winter		+ 1,22	— 2,30	3,52	2,48	0,64	2,58
Frühl.	Morgens	+ 6,98	+ 3,33	3,65	4,00	0,74	4,66
	Mittags	+11,59	+ 2,20	9,39	6,23	0,43	3,92
	Abends	+ 7,63	+ 2,93	4,70	4,22	0,74	4,91
Somm.	Morgens	+15,58	+10,20	5,38	7,82	0,66	7,76
	Mittags	+21,27	+ 7,23	14,04	11,85	0,34	5,87
	Abends	+15,75	+10,45	5,30	7,92	0,68	7,85
Herbst	Morgens	+ 7,23	+ 4,56	2,67	4,09	0,80	5,15
	Mittags	+11,62	+ 4,70	6,92	5,79	0,57	5,07
	Abends	+ 8,07	+ 5,06	3,01	4,37	0,78	5,34
Winter	Morgens	— 0,12	— 2,00	1,88	2,22	0,83	3,00
	Mittags	+ 2,82	— 1,40	4,22	2,84	0,70	3,20
	Abends	+ 0,95	— 1,95	2,90	2,43	0,77	3,03

*) August Fortschritte der Hygrometrie, Berlin 1830.

oder noch prägnanter mit dem ältern hannöveriſchen Geſangbuche, dem Bunſen und Stier beipflichten:

O Haupt, ſonſt ſchön gekrönet
Mit höchſter Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch verhöhnet, ꝛc.

Auch Knapp hat durch den Reim: geſchmücket — doch nun mit Schmach gedrücket — den alterthümlichen Ton getroffen.

Ein weiterer Uebelſtand iſt aber, daß durch die vielen, an und für ſich nicht unerbaulichen und auch im Einzelnen nicht eben zeitwidrigen Aenderungen doch gar oft eine Stelle, welche in ihrer ältern Faſſung ganz verſtändlich und anſprechend war, nunmehr nicht gerade in ein für das Jahrhundert der Entſtehung des Lieds fremdartiges, aber doch in ein ſolches Gewand gekleidet iſt, welches den eigenthümlichen Charakter der Zeit eher verwiſcht als bewahrt. So lautet Gerhards bekanntes Pfingſtlied:

O du allerſüßte Freude,
O du allerſchönſtes Licht,
Der du uns in Lieb' und Leide
Läſſeſt unbeſuchet nicht;
Geiſt des Höchſten, höchſter Fürſt,
Der du hältſt und halten wirſt
Ohn' Aufhören alle Dinge,
Höre, höre, was ich ſinge.

Dieſe Strophe iſt nun gewiß durchaus klar, concret, geiſtvoll in der Steigerung von den Beſuchen des heil. Geiſtes bei einzelnen frommen Seelen zu der königlichen Herrſchaft, die ihm über alle Weſen und Dinge zukommt. Gleichwohl iſt ſie, nicht eben ſchlecht, aber auch nicht zum Vortheil, und gewiß aus keinem Bedürfniß weder in religiöſer noch ſprachlicher Hinſicht — denn ſüßte iſt wie das immer vorkommende gröſte keine Kakophonie — ſo verändert worden (Knapp):

O du Quell der Himmelsfreude,
O du allerſchönſtes Licht!
Der du uns in Lieb' und Leide
Läſſeſt unbeſuchet nicht!
Geiſt des Höchſten, heil'ge Kraft,
Die unendlich Leben ſchafft,
Und umfaſſet alle Dinge,
Höre, höre, was ich ſinge.

b) Von andern Beobachtungsorten.

1. von Cannstatt durch Herrn Dr. Rühle.

Tabelle LXXIII. Psychrometrische Resultate nach den 3 täglichen Beobachtungen.

Monat.	Mittelstand des feucht. | trockn. Thermometers.		Differ. beider.	Mittler. Thaupunkt.	Diff. d. Thaup. von d. Lufttemp.	Dunstdruck in par. Linien.			Feuchtigkeits-Gehalt der Luft in Procenten.			Mittl. Wassergehalt in 1 C. Luft in Gran.
						Mittlerer.	Höchster.	Tiefster.	Mittlerer.	Grösster.	Kleinster.	
Januar	+ 0,34	+ 1,11	0,77	— 1,05	2,16	2,04	3,99 d. 22. Ab.	0,72 d. 6. Mg.	0,83	0,99 d. 12. Mg.	0,59 d. 8. Mt.	3,35
Februar	+ 2,90	+ 4,13	1,23	+ 0,90	3,23	2,42	4,46 d. 25. Mt.	0,71 d. 11. Mg.	0,77	0,95 d. 21. Mg.	0,45 d. 28. Mt.	3,96
März	+ 4,20	+ 5,83	1,63	+ 1,75	4,08	2,60	5,02 d. 2. Mt.	1,23 d. 20. Mt.	0,71	0,93 d. 2. Mg.	0,24 d. 20. Mt.	4,20
April	+ 6,44	+ 8,37	1,93	+ 4,00	4,37	3,14	4,36 d. 17. Ab.	2,06 d. 28. Mg.	0,70	0,95 d. 17. Ab.	0,31 d. 13. Mt.	5,01
Mai	+ 9,72	+ 11,97	2,25	+ 7,47	4,50	4,17	6,15 d. 16. Ab.	2,20 d. 2. Mg.	0,70	0,95 d. 16. Ab.	0,38 d. 30. Mg.	6,40
Juni	+ 13,17	+ 16,63	3,46	+ 10,42	6,21	5,27	7,61 d. 19. Ab.	3,10 d. 3. Mg.	0,62	0,87 d. 9. Mg.	0,25 d. 3. Mt.	8,14
Juli	+ 13,96	+ 17,20	3,24	+ 11,55	5,65	5,76	7,89 d. 5. Ab.	3,05 d. 27. Mt.	0,65	0,89 d. 16. Ab.	0,29 d. 19 Mt.	8,80
August	+ 13,91	+ 16,47	2,56	+ 12,00	4,47	5,96	7,32 d. 18. Ab.	3,91 d. 15. Mg.	0,71	0,93 d. 31. Ab.	0,36 1 u. 16. Mt.	9,14
September	+ 11,40	+ 13,52	2,12	+ 9,57	3,95	4,93	6,76 d. 1. Ab.	2,42 d. 15. Mg.	0,74	0,94 d. 2. Mg.	0,37 d. 7. Ab.	7,65
October	+ 7,96	+ 9,15	1,19	+ 6,67	2,48	3,91	5,16 d. 5. Ab.	2,33 d. 23. Mg.	0,82	0,97 d. 31. Mg.	0,52 d. 10. Mt.	6,18
November	+ 3,04	+ 3,90	0,86	+ 1,70	2,20	2,59	5,04 d. 25. Mt.	1,38 d. 14. Mg.	0,83	0,98 d. 25. Mg.	0,75 d. 11. Mt.	4,17
December	— 2,32	— 1,80	0,52	— 3,50	1,70	1,65	2,73 d. 23. Mt.	0,55 d. 19. Mg.	0,86	0,96 d. 21. Mg.	0,63 d. 21. Ab.	2,75
Im Jahr	+ 7,06	+ 8,87	1,81	+ 4,90	3,97	3,38	7,89 d. 5. Juli Abds.	0,55 d. 19. Dec. Mrgs.	0,72	0,99 d. 12. Jan. Mrgs.	0,24 20. März Mtgs. } 0,25 d. 3. Juni Mtgs.	5,27

Die grösste psychrometrische Differenz im Jahr trat ein den 24. Juli Mittags und betrug 9,5° bei einem Stand des trockenen Thermometers von 27,5°, des feuchten von 18,0°. Beim geringsten Feuchtigkeits-Gehalt der Luft den 20. März Mitt. stand der trockene Thermometer auf + 9,9°, der feuchte auf + 4,3° (bei 327½‴ Barom. auf 0 red.), also Diff. 5,6°. Die kleinste psychr. Differenz von 0,05° kam den 12. Januar Morgens vor bei — 6,7° des trockenen und — 6,75° des feuchten Thermometers. Gleicher Stand beider Thermometer kam auch bei den höchsten Kältegraden im December nie vor.

2. von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell

Tabelle LXXIV. Dunstverhältnisse.

Monat.	Höchster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemperat.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemperat.	Differenz.	Mittl. Lufttemperat. t.	Mittl. Stand d. Psychr. t'.	Diff. d. Thermometers u. Psychrom. t − t'.	Mittlerer Barometer-St. auf 0° red. b.	Dunstspannung für d. mittl. Lufttemp. e''.	Dunstspannung für d. Temp. des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdr. e.	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts und der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procenten.	Gewicht d. Wasserdunst. in 1 C. Luft in Grmen.
Januar . .	6,8	8,1	1,3	— 12,2	— 12,0	0,2	0,38	— 0,37	0,75	308,7	2,31	2,17	1,94	— 1,65	2,03	0,84	3,16
Februar . .	8,9	14,5	5,6	— 10,5	— 10,4	0,1	1,67	0,90	0,77	309,3	2,58	2,42	2,16	— 0,40	2,07	0,84	3,51
März . . .	9,7	14,8	5,1	— 2,6	— 1,3	1,3	3,43	2,18	1,25	308,7	3,00	2,69	2,27	0,15	3,28	0,76	3,65
April . . .	10,0	13,2	3,2	— 0,3	2,7	3,0	5,58	4,38	1,20	307,0	3,57	3,23	2,83	2,75	2,83	0,79	4,48
Mai . . .	14,2	17,3	3,1	1,3	1,9	0,6	9,84	8,04	1,80	309,1	5,04	4,36	3,74	6,13	3,71	0,74	5,78
Juni . . .	15,5	22,0	6,5	7,3	9,2	1,9	14,82	11,60	3,22	310,3	7,39	5,78	4,67	8,90	5,92	0,63	7,03
Juli . . .	16,7	21,5	4,8	7,2	9,3	2,1	14,86	12,09	2,77	310,2	7,41	6,00	5,04	9,85	5,01	0,68	7,61
August . .	17,0	21,8	4,8	8,2	9,8	1,6	14,21	12,08	2,13	309,1	7,05	5,99	5,26	10,40	3,81	0,75	7,91
September .	15,0	16,5	1,5	4,2	6,0	1,8	11,57	9,78	1,79	309,5	5,76	5,01	4,39	8,12	3,45	0,76	6,73
October . .	11,3	12,7	1,4	1,0	1,5	0,5	7,06	6,32	0,74	307,6	4,03	3,80	3,55	5,50	1,56	0,88	5,60
November .	8,0	8,5	0,5	— 4,9	— 4,8	0,3	1,93	1,34	0,59	309,7	2,64	2,51	2,31	0,35	1,58	0,87	3,71
December .	2,0	3,7	1,7	— 12,4	— 12,3	0,1	— 4,15	— 4,40	0,25	308,5	1,56	1,52	1,44	— 5,00	0,85	0,92	2,39
Frühling .							6,28	4,87	1,41	308,3	3,78	3,37	2,89	3,00	3,28	0,74	4,43
Sommer . .							14,63	11,92	2,71	309,9	7,29	5,92	4,98	9,70	4,93	0,68	7,49
Herbst . .							6,85	5,81	1,04	308,9	3,96	3,64	3,29	4,55	2,30	0,83	5,19
Winter . .							— 0,70	— 1,29	0,59	308,2	2,11	2,00	1,82	— 2,35	1,65	0,86	2,97
Jahr . . .							6,77	5,33	1,44	308,8	3,94	3,50	3,01	3,50	3,25	0,76	4,73
Winter $\frac{11}{26}$.							0,88	0,20	0,68	308,6	2,42	2,28	2,05	— 1,00	1,88	0,84	3,29

Dunstdruck $x = e' - \frac{0{,}538\,(t-t')\,b}{512-t'}$ und für das beeiste Psychrometer $x = e' - \frac{0{,}538\,(t-t')\,b}{572-t'}$.

3. von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle LXXV. Dunst-Verhältnisse.

Monat.	Höchster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemperat.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemperat.	Differenz.	Mittl. Lufttemperat. t.	Mittl. Stand d. Psychr. t'.	Diff. d. Thermometers u. Psychrom. t—t'.	Mittlerer Barometer-Stand auf 0° red. b.	Dunstspang. für d. mittl. Lufttemp. e''.	Dunstspang. für d. Temp. des Psychr e'.	Wirklicher Dunstdr. e.	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts und der Lufttemperatur	Dunstmenge in Procenten.	Dunstgewicht in Grainen.
Januar . .	6,4	7,0	0,6	— 13,0	— 12,5	0,5	— 0,17	— 0,57	0,40	307,6	2,21	2,13	2,01	— 1,25	1,08	0,91	3,27
Februar . .	7,8	9,5	1,7	— 10,5	— 10,0	0,5	1,21	0,05	1,16	308,2	2,48	2,25	1,86	— 2,10	3,31	0,75	3,02
März . . .	9,4	12,5	3,1	— 2,8	— 1,9	0,9	3,21	1,79	1,42	307,4	2,94	2,61	2,13	— 0,55	3,76	0,72	3,39
April . .	9,4	13,4	5,0	— 0,4	0,3	0,7	5,76	4,15	1,61	305,8	3,63	3,18	2,64	1,95	3,81	0,79	4,54
Mai . . .	13,2	16,5	3,3	1,1	2,1	1,0	10,11	7,85	2,26	307,8	5,14	4,30	3,53	5,43	4,68	0,82	5,52
Juni . . .	14,7	18,3	3,6	7,2	9,3	2,1	14,83	11,32	3,51	309,0	7,40	5,65	4,44	8,25	6,58	0,78	8,70
Juli . . .	16,0	20,7	4,7	7,5	8,3	0,8	14,76	11,80	2,96	309,0	7,35	5,87	4,85	9,38	4,38	0,83	9,22
August . .	15,9	21,0	5,1	8,2	9,7	1,5	14,42	11,77	2,65	307,8	7,17	5,85	4,94	9,60	4,82	0,84	9,11
September .	14,3	17,9	3,6	5,0	5,6	0,6	11,71	9,54	2,17	308,2	5,82	4,92	4,20	7,61	4,10	0,85	7,49
October . .	11,4	12,9	1,5	0,6	3,2	2,6	7,16	6,10	1,06	306,3	4,06	3,73	3,37	4,96	2,20	0,90	5,76
November .	7,8	8,4	0,6	— 3,0	— 3,5	0,5	2,05	1,25	0,80	308,6	2,66	2,49	2,22	— 0,10	2,15	0,88	3,78
December .	1,4	2,0	0,6	— 13,4	— 13,2	0,2	— 3,94	— 4,46	0,52	305,2	1,58	1,51	1,36	— 5,60	1,66	0,90	1,77
Frühling . .							6,36	4,60	1,76	307,0	3,80	3,30	2,71	2,25	4,11	0,82	4,94
Sommer . .							14,67	11,63	3,04	308,6	7,30	5,80	5,66	11,34	3,33	0,97	10,70
Herbst . .							6,97	5,63	1,34	307,7	4,00	3,59	3,14	4,00	2,97	0,87	5,47
Winter . .							— 0,97	— 1,66	0,69	307,0	2,06	1,94	1,73	— 2,95	1,98	0,88	2,96
Jahr . . .							6,76	5,05	1,71	307,5	3,93	3,42	2,84	2,80	3,96	0,83	5,16

4. von Roth durch Herrn Dr. Walser.

Tabelle LXXVI.

Feuchtigkeits-Grad der Atmosphäre.

Monat.	Mittlerer Thermometerstand Reaum.	Psychrometerstand Reaum.	Thaupunkt Reaum.	Differenz des Thaup. und Thermometerst.	Dunstdruck in Par. Lin.	Dunstgew. in Granen in 1 Par. C'. Luft.
Januar .	— 0,73	— 1,03	— 1,5	0,77	1,96	3,19
Februar .	+ 1,73	+ 0,70	— 1,1	1,23	2,03	3,12
März . .	+ 3,13	+ 1,80	+ 1,6	1,53	2,57	4,73
April . .	+ 5,41	+ 3,94	+ 3,7	1,70	3,07	4,73
Mai . .	+10,70	+ 7,40	+ 3,5	7,20	3,02	4,64
Juni . .	+14,50	+11,16	+ 8,1	6,40	4,38	6,55
Juli . .	+14,56	+11,96	+ 9,8	4,76	5,01	7,54
August .	+13,50	+11,36	+10,5	3,00	5,30	8,90
September	+ 9,73	+ 9,02	+ 9,0	0,73	4,71	7,30
October .	+ 7,14	+ 6,05	+ 5,3	1,84	3,49	5,44
November	+ 2,70	+ 2,23	— 3,2	5,43	1,69	3,10
December	— 3,60	— 4,15	— 4,2	0,60	1,55	2,60
Frühling.	+ 6,40	+ 4,44	+ 2,93	3,47	2,88	4,70
Sommer .	+14,16	+11,59	+ 9,46	4,70	4,89	7,66
Herbst .	+ 6,50	+ 5,72	+ 3,70	2,80	3,29	5,28
Winter .	— 0,86	— 1,50	+ 2,26	1,40	1,84	2,97
Jahr . .	+ 6,550	+ 5,812	+ 3,45	2,84	3,22	5,15

11. Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter.

Die Zahl der Gewitter, d. h. zum Ausbruch gekommenen, und die gewitterartigen Erscheinungen, d. h. der blos in der Ferne am Gesichtskreis vorüberziehenden, im Ausbruch befindlichen Gewitter, sowie Wetterleuchten von fernen, im Ausbruch befindlichen Gewittern zur Nachtzeit, gibt folgende Tabelle.

Tabelle LXXVII.

Orte.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	Summe.
Oberstetten . .		1			3	2				6
Amlishagen . .		3	3	5	7	8	1			27
Rossfeld . . .				1	2					3
Oehringen . .		3	2	5	3	5	1			19
Winnenden . .	1	1	3	9	9	15	6			44
Cannstatt. . .	1	4	1		4	4	2			16
Stuttgart . . .			1	4	7	7	3			22
Hohenheim . .		1	3	3	8	7	2			24
Bissingen . . .		2	1	1	3	4	1			12
Schopfloch . .		7	3	6	16	8	9			49
Ennabeuren . .		3	2	6	17	9	8			45
Giengen . . .		2	1	4	9	3	4			23
Ulm					7	4				11
Pfullingen . . .		5	6	5	12	6	9	1		44
Calw		2	4	4	6	6	6		1	29
Schwenningen .		1	3	7	5	6	2			24
Sigmaringen . .		1	1		2	1				5
Wangen . . .		2	2	4	4	4	2			18
Isny	1	3	7	5	7	6	6	2		37

Die Gränzen der Gewitter und die stärksten Gewitter zeigt nachfolgende Uebersicht.

Tabelle LXXVIII.

	Erstes Gewitter.	Letzten Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Oberstetten .	26. April	24. Aug.	120	26. Juli. 2. August.
Amlishagen .	13. April	1. Sept.	140	26. April 23. Juni 6. 9. Juli.
Rossfeld. . .	22. Juni	14. Juli	22	14. Juli.
Oehringen . .	24. April	1. Sept.	131	
Winnenden. .	6. März	20. Sept.	198	27. Juni 9. 13. Juli.
Cannstatt . .	23. März	9. Sept.	170	2. August 2. September.
Stuttgart . .	5. Mai	29. Aug.	116	5. Mai 10. 14. 25. Juli 8. Aug.
Hohenheim. .	13. April	2. Sept.	142	14. Juli.
Schopfloch . .	13. April	10. Sept.	150	16. Juli (mit Blitzschlag das.)
Ennabeuren .	13. April	18. Sept.	158	2. August 9. September.
Giengen. . .	13. April	4. Sept.	144	13. April 1. 14. Juni.
Ulm	1. Juni	8. Aug.	68	2. August
Pfullingen . .	13. April	18. Oct	188	16. Juli. 2. 27. August.
Calw. . . .	25. April	8. Nov.	197	10. 17. Juli. 7. Aug. 2. Sept.
Schwenningen.	13. April	7. Sept.	147	2. August.
Sigmaringen .	27. April	8. Aug.	103	
Wangen . .	2. April	9. Sept.	160	23. Mai.
Isny . . .	29. März	12. Oct.	197	27 April 5. Mai 14. 17. Juli [6. 7. August.

Von Calw gab Herr Dr. Müller folgende besondere Zusammenstellungen über die beobachteten Gewitter.

Tabelle LXXIX.

1846.	Zahl d. Gew.-Tage	Zahl der Gewitter. nahe.	ferne.	zusammen.	Tag-Gewitter.	Nacht-Gewitter.	Mit Graupenhagel.	Mit Schlossen.	Richtung der Gewitter.
Januar . . .									
Februar . .									
März . . .									
April . . .	2	2		2	1	1		1	1 unbestimmt. 1 W—O.
Mai . . .	4	2	3	5	4	1		1	2 SW—NO. 1 W—O. 2 unbestimmt.
Juni . . .	4	2	3	5	4	1			3 W—O. 2 unbestimmt.
Juli . . .	6	7	1	8	6	2		2	4 SW—NO. 2 W—O. 1 SSO—ONO. 1 unbestimmt.
August . .	6	4	2	6	6				2 W—O. 2 SW—NO. 2 unbestimmt.
September .	6	3	3	6	4	2			2 O—W. 1 NW—SO. 1 SW—NO. 2 unbestimmt.
Oktober . .									
November .	1		1	1		1			In SO, Richtung unbestimmt.
December .									
Ganzes Jahr	29	20	13	33	25	8		4	9 W—O. 9 SW—NO. 2 O—W. 1 SSO—ONO. 1 NW—SO. 11 unbestimmt.

Der bei 4 Gewittern gefallene Hagel war immer unbedeutend, und beschränkte sich meistens auf wenige Körner.

b) Hagelschläge.

In 27 OA. Bezirken wurden 202 Markungen vom Hagel getroffen.

Im Neckarkreis	2	Bezirke mit	5	Markungen.
„ Schwarzwaldkreis	10	„	„ 46	„
„ Jaxtkreis	4	„	„ 30	„
„ Donaukreis	11	„	„ 121	„

Die beschädigte Fläche berechnet sich auf 52309 Morgen.

Total verhagelt wurden 26023 Morgen auf 59 Markungen in den Bezirken: Vaihingen, Balingen, Herrenberg, Horb, Nür-

tingen, Rottweil, Aalen, Gmünd, Neresheim, Blaubeuren, Ehingen, Geisslingen, Göppingen, Kirchheim, Laupheim, Münsingen, Riedlingen, Saulgau, Ulm.

Am 13. April Gewitter mit Hagelschlag, der die Baumblühte beschädigte zu Pfullingen, Metzingen, Urach.

Am 30. Juni Hagel zu Tuttlingen im Brachösch.

Am 10. Juli Vormittags im OA. Geisslingen: Markung Grosssüssen, Donzdorf, Memmingen, Treffelhausen, Weissenstein mit grossem Sturm. — OA. Kirchheim 12 h. Mit.: in Dettingen, Ochsenwang, Zell, Aichelberg, Eckwälden, Pliensbach. — OA. Göppingen Vormittags: Heiningen, Boll, Bezgenried, Dürnau, Gammelshausen (im Ganzen 9 Markungen). — OA. Gmünd: Bartholomä, Lauterburg (dieses Hagelwetter war mit bedeutendem Sturm begleitet). — OA. Nürtingen 10 h. Morgens: Frickenhausen, Beuren, Linsenhofen, Erkenbrechtsweiler, Balzholz, Neufen.

Am 14. Juli Nachmit. — OA. Rottenburg: Rottenburg, Wendelsheim, Wurmlingen. — OA. Herrenberg, 3—4 h. Nachmittags: Unterjessingen, (dabei grosser Sturm.) — OA. Tübingen: Walddorf, Pliezhausen. — OA. Ehingen, 7 h. Abends: der nördliche Theil des Bezirks, von Granheim bis Erbach. — OA. Kirchheim: Dettingen, Holzmaden, Weilheim, Ohmden. — OA. Göppingen: Boll, Bezgenried, Heiningen, Dürnau, Süssen. — OA. Kirchheim: Zell, Aichelberg, Eckwälden. — OA. Münsingen: mehreren Markungen. — OA. Blaubeuren: Ringingen, Bach, Pappelau. — OA. Laupheim: Wiblingen, Ober- und Unterkirchberg, Brandenburg. — OA. Ehingen: Risstissen.

Am 25. Juli Abends OA. Gmünd: Bartholomä, mit Rothenbacherhof, Hesselschwang, Braunhof, Heckenhof, Thannweiler, Vorderweiler, Rechberg, Weilerstoffel, Wisgoldingen; (der Hagel fiel in zackigen Eisklumpen von Grösse der Hühnereier.) — OA. Ehingen: mehrere Markungen. — OA. Spaichingen: starker Hagel in mehreren Markungen, namentlich Oberdigisheim. — OA. Aalen: Aalen, Essingen, Osterbuch, Lauterburg, Hohenroden. — OA. Kirchheim: Kirchheim, Owen, Bruken, Unterlenningen, Dettingen, Schopfloch, Randeck, Bissingen, Weilheim, Zell, Aichelberg. — OA. Göppingen: Hattenhofen, Bezgenried, Boll. — OA. Nürtingen, (Mit.): Gemeinde Beuren. — OA. Urach: Gemeinde Dettingen. — OA. Göppingen: Dettingen, Boll. — OA. Gmünd: Bartholomä, widerholt,

Lautern, Degenfeld. — OA. Aalen: Schechingen, Lauterburg. — OA. Geisslingen $^2/_3$ des Bezirks, namentlich Hohenstadt, Weilerhöfe. — OA. Münsingen: Hundersingen, Bichishausen, Dürrenstetten, Bremelau, Feldstetten Ennabeuren, Sontheim. — OA. Neresheim: Oberriffingen, Bopfingen.

Am 7. August OA. Balingen: Rosswangen, Weilheim, Waldstetten, Dürrwangen, Unterdigisheim, (im Ganzen 26 Orte). — OA. Rottweil: Schömberg. — OA. Spaichingen: (widerholter Hagelschlag) Deilingen, Mahlstetten, Kolbingen, Königsheim, Nusplingen, Hausen am Thann, Obernheim, Rathshausen, Weilen, Rosswangen. — OA. Tuttlingen: Kolbingen, Renquishausen. — OA. Urach: Grabenstetten, Strohweiler, Donnstetten, Böhringen, Zeiningen. — OA. Herrenberg: (mit Ueberschwemmung) Unterjessingen, Pfäffingen, Bondorf, Oeschelbronn. — OA. Creglingen, schadete in den Weinbergen.

In Betreff der Vertheilung der Hagelschläge und der Stärke derselben im Jahr 1846 gilt Folgendes:

stark betroffen	ziemlich stark	unbedeutend	gar nicht
Balingen 26 Orte. 3 davon $^1/_2$—$^3/_4$ Winterfrucht.	Freudenstadt 2 Orte. Spaichingen 5 Orte, 38500 fl.	Leonberg. Ludwigsburg 4 Orte. 13—30%.	31 Bezirke.
Herrenberg 4 Orte. Horb.	Tübingen 2 Orte. Tuttlingen 2 Orte.	Reutlingen einige Orte. Rottenburg 2 Orte.	
Nürtingen 52000 fl.	Urach die Alporte.	Ellwangen 1 Ort.	
Sulz, stark in mehreren Markungen.	Aalen 6 Orte.	Gerabronn 7 Orte unbedeutend.	
Gmünd 6 Orte, Bartholomä ganz.	Blaubeuren mehrere Orte, $^1/_{12}$ des Ertrags vom ganzen Bezirk.	Leutkirch 1 Ort.	
Ehingen 285900 fl.			
Geisslingen $^2/_3$ des Bezirks, $^2/_{10}$ Schaden.	Münsingen 5 Orte.		
Göppingen 9 Orte, einige ganz.	Saulgau 5 Orte.		
Kirchheim 224000 fl.	Ulm 9 Orte.		
Laupheim, Wiblingen $^2/_3$ des Bezirks.	Waldsee 6 Orte.		

12. Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Wir geben in Tab. LXXX eine Uebersicht der klaren, trüben, gemischten und Nebeltage im Jahr 1846, je mit gegenüberge-

stellten 20jährigen Mitteln von den Jahren 1825—1844. Unter klaren Tagen sind solche verstanden, an welchen keine völlige Bedeckung des Himmels stattfand, unter trüben solche, an denen der Himmel stets bedeckt war, unter gemischten solche, an denen theilweise eine vollständige Umziehung des Himmels mit Gewölk beobachtet war. Die Rubrik mittlere Bewölkung ist in der Art berechnet, dass bei unserer Skale die Ansicht des Himmels klar 4 = 0, klar 3 = 1, klar 2 = 2, klar 1 und tr. 1 = 3, tr. 2, 3 und 4 = 4 angenommen wurde, und aus diesen Zahlen das arithmetische Mittel die mittlere Bewölkung angibt. Tab. LXXX.

Monate.	Klare Tage		Trübe Tage		Gemischte T.		Nebeltage		Mittlere Bewölk. von 1846.
	1846.	20jähr. Mittel.	1846.	20jähr. Mittel.	1846.	20jähr. Mittel.	1846.	20jähr. Mittel.	
Januar .	9	4,55	4	10,25	18	15,85	17	16,7	2,69
Februar .	6	7,35	6	5,50	16	15,50	3	15,9	2,90
März . .	7	7,50	6	6,35	18	16,60	13	12,7	2,75
April . .	3	10,35	1	4,45	26	14,70	6	9,7	2,84
Mai . .	14	12,45	5	2,55	12	15,90	2	1,4	2,27
Juni . .	20	11,25		1,80	10	16,05		0,8	1,83
Juli . .	16	12,85	1	1,60	14	16,55		1,4	2,06
August .	9	13,30	5	2,25	17	15,65		2,9	2,39
September	19	12,55		3,20	11	14,35	4	7,9	1,78
October .	5	9,60	9	5,15	17	16,65	6	14,5	3,07
November	8	4,70	10	8,70	12	16,60	16	15,3	2,64
December	5	4,70	13	9,90	13	16,60	22	17,9	3,23
Jahr . .	121	111,20	60	66,05	184	193,75	89	117,1	2,53

b) Von den Beobachtungsorten.

Tab. LXXXI.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gem. Tage.	Nebel. Tage.	Höhen-Rauch.
Oberstetten . . .	119	80	166	56	0
Amlishagen . . .	142	97	126	42	
Rosefeld	184	137	44	5	
Oehringen . . .	164	76	125	28	
Winnenden . . .	115	75	175	28	14
Cannstatt . . .	129	78	158	20	5
Stuttgart . . .	121	60	184	89	0
Hohenheim . . .	103	149	113	19	
Schopfloch . . .	201	40	124	94	
Ennabeuren . . .	104	38	223	99	2
Giengen	123	136	106	52	
Ulm	144	84	121	77	1
Pfullingen . . .	117	125	123	95	4
Calw	141	51	103	115	2
Schwenningen . .	122	84	189	67	
Sigmaringen . . .	129	127	109	21	
Roth	87	137	141	59	
Wangen	188	94	83	11	
Isny	141	61	62	25	1

c) Besondere Zusammenstellungen von einzelnen Beobachtungsorten.

1. von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle LXXXII. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

Monat.	Mittl. Bewölkung.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O-N.	W-S.	N. NO. N. NW.	S. SO. S. SW.	O. NO. O. SO.	W. NW.W SW.
Januar .	0,54	0,40	0,80	0,18	0,18	0,28	0,67	0,78	0,40	0,22	0,67	0,50	0,51	0,21	0,70
Februar .	0,76	1,00	0,67	0,10	0,16	0,60	0,86	0,88	0,77	0,36	0,83	0,76	0,72	0,23	0,86
März . .	0,55	0,53	0,39	0,25	0,55	0,28	0,63	0,68	0,72	0,45	0,60	0,53	0,55	0,39	0,65
April . .	0,67	0,71	0,59	0,57	0,47	0,35	0,75	0,83	0,54	0,59	0,73	0,61	0,67	0,56	0,75
Mai . .	0,52	0,42	0,51	0,45	0,50	0,52	0,55	0,77	0,48	0,46	0,58	0,46	0,53	0,47	0,59
Juni . .	0,37	0,19	0,22	0,08	0,38	1,00	0,61	0,69	0,64	0,20	0,65	0,31	0,59	0,20	0,63
Juli . .	0,42	0,42	0,27	0,09	—	0,33	0,51	0,54	0,65	0,21	0,52	0,47	0,47	0,12	0,54
August .	0,57	0,81	0,57	0,33	0,50	0,63	0,64	0,58	0,60	0,52	0,62	0,68	0,61	0,42	0,61
September	0,42	0,46	0,35	0,06	0,27	0,41	0,44	0,82	0,69	0,24	0,59	0,51	0,41	0,17	0,63
October .	0,72	0,80	0,84	0,93	0,41	0,51	0,64	0,85	0,96	0,70	0,73	0,89	0,56	0,69	0,76
November	0,59	—	—	0,45	0,31	0,61	0,77	0,98	1,00	0,40	0,76	1,00	0,61	0,40	0,79
December	0,84	0,72	0,85	0,86	0,90	1,00	0,84	0,87	0,91	0,81	0,86	0,81	0,85	0,86	0,85
Frühling.	0,58	0,55	0,50	0,42	0,52	0,38	0,64	0,76	0,58	0,30	0,57	0,57	0,58	0,47	0,66
Sommer .	0,45	0,47	0,35	0,17	0,44	0,65	0,59	0,60	0,63	0,31	0,60	0,49	0,56	0,25	0,59
Herbst .	0,58	0,63	0,59	0,48	0,33	0,51	0,62	0,88	0,88	0,45	0,69	0,80	0,53	0,42	0,73
Winter .	0,71	0,71	0,77	0,38	0,41	0,63	0,79	0,84	0,69	0,46	0,79	0,69	0,69	0,43	0,80
Jahr . .	0,58	0,59	0,55	0,38	0,42	0,54	0,66	0,77	0,70	0,43	0,64	0,64	0,59	0,39	0,69
Diff.v.med.		+0,01	−0,03	−0,20	−0,16	−0,04	+0,08	+0,19	+0,12	−0,15	+0,06	+0,06	+0,01	−0,19	+0,11

Die zweite Hälfte dieſer Strophe, wie ſie verändert iſt!, lautet — abgeſehen von dem, wie zu begrifflichen, auch nahezu modernen, unendlichen Leben — offenbar abſtracter und dem Style der Zeit, dem das Lied angehört, minder angemeſſen.

Wenn gleich Knapp häufig die mattern Stellen des Originals durch ächtpoetiſche, lebensvolle Bilder wahrhaft verbeſſert, wie z. B. in dem ſchönen Abendliede von Schlicht, wo er, ſtatt:

Nun, mein theurer Heiland, wache,
Wache du in dieſer Nacht,
Schütze mich mit deiner Macht
Deine Liebe mich anlache:
Laß mich ſelbſt auch wachſam ſeyn
Ob ich gleich jetzt ſchlafe ein,

zwar am Schluſſe glücklicher als in der Mitte, ſo verändert:

Schütze mich mit deiner Macht
Wie mit einer Tempelwache,
Und im Schlafe ſey mein Herz
Stets gerichtet himmelwärts;

während Stier proſaiſch ſetzt:

Schütze mich mit deiner Macht,
Dir befehl' ich meine Sache;

ſo iſt er doch mit manchen Liedern gebietriſcher, als nöthig und heilſam war, verfahren, und es iſt unter dieſem Feilen auch die aerugo nobilis des Alterthums nicht ſelten weggeſchabt worden. Aber unſtreitig beſteht das wahre Bearbeiten älterer Lieder aus verſchiedenen Zeiträumen nicht bloß darin, daß man da, wo man ändert, eine dem Styl des Dichters und ſeines Jahrhunderts völlig diſparate Sprache vermeide; ſondern auch, daß man einen ſolchen Tact beobachte, ein ſolches Maß halte, wodurch auch das Gepräge des Zeitraums und die Eigenthümlichkeit der Schule beſtimmter gewahrt bleibt. Dies geſchieht, indem man ſich hütet, ältere Ausdrücke und Formen, die jetzt zwar nicht mehr gebräuchlich, aber wohl verſtändlich und nicht geſchmackswidrig ſind, wegzuthun und andere, die wirklich geſchmacklos ſind, immer bloß mit ſolchen zu vertauſchen, die zwar in der älteren Zeit gleichfalls nicht ungebräuchlich, aber deßhalb ihr nicht eigenthümlich ſind, weil ſie zugleich auch noch der Gegenwart angehören. Zieht man es nämlich vor, ſich bei der Bearbeitung der alten Geſänge nur immer

Tabelle LXXXIII. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

Mondlauf.		Im abnehmenden Mond.						Im zunehmenden Mond.					
		Tage				Bewölkung.		Tage				Bewölkung	
Vollmond.	Neumond.	heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	trübe.	im Ganzen.	v. 1 Tag.	heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	trübe.	im Ganzen.	p. 1 Tag.
12. Januar	27. Januar	3	3	8	1	2870	0,64		1	9	5	4160	0,92
11. Februar	25. Februar	2	3	3	6	3130	0,75	8	5	3		1850	0,39
13. März	27. März	1	7	5	1	2690	0,64		4	10	1	3450	0,77
11. April	25. April		7	6	1	2780	0,66	4	6	6		2320	0,48
11. Mai	25. Mai	3	4	4	3	2680	0,64	9	5		1	1420	0,32
9. Juni	23. Juni	5	5	1		1400	0,33	4	4	7		2260	0,50
8. Juli	23. Juli	4	7	4		2100	0,47	10	3	2		1380	0,31
7. August	22. August	3	5	7		2590	0,58	5	3	4	2	2340	0,56
5. September	20. September	6	5	4		1790	0,40	1	7	4	2	2730	0,65
4. October	20. October	1	10	5		2650	0,59	1	2	8	3	3430	0,82
3. November	18. November	7	3	4	1	1790	0,40	2		9	3	3420	0,82
2. December	18. December		3	6	7	4030	0,84		3	8	3	3500	0,83
		38	62	57	20	30700	0,57	44	43	70	20	32260	0,61

Tabelle LXXXIV. Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Vollmond und Neumond.

Vollmond										Neumond									
vor dem Voll-Mond.				Tag des Vollmonds.	nach dem Voll-Mond.				Med. von dies. 7 T.	vor dem Neu-Mond.				Tag des Neumonds.	nach dem Neu-Mond.				Med. von dies. 7 T.
3 T.	2 T.	1 T.	Med.		1 T.	2 T.	3 T.	Med.		3 T.	2 T.	1 T.	Med.		1 T.	2 T.	3 T.	Med.	
0,47	0,00	0,00	0,18	12. Jan. 0,07	0,00	0,13	0,27	0,13	0,13	0,93	0,97	0,90	0,93	27. Jan. 1,00	0,97	0,97	1,00	0,98	0,96
0,90	1,00	0,77	0,89	12. Feb. 0,63	1,00	1,00	1,00	1,00	0,90	0,07	0,73	0,57	0,46	25. Feb. 0,97	0,43	0,27	0,30	0,33	0,48
0,60	0,27	0,40	0,42	13. März 0,00	0,83	1,00	0,50	0,78	0,51	0,70	0,50	0,63	0,61	27. März 0,57	1,00	0,93	0,70	0,88	0,72
0,93	0,97	0,63	0,84	11. April 0,43	0,80	0,37	0,33	0,50	0,64	0,47	0,33	0,57	0,46	25. April 0,50	0,70	0,73	0,37	0,60	0,53
0,47	0,63	0,53	0,54	11. Mai 0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,79	0,20	0,63	0,43	0,42	25. Mai 0,40	0,60	0,30	0,57	0,49	0,45
0,10	0,33	0,63	0,35	9. Juni 1,00	0,77	0,37	0,63	0,59	0,55	0,53	0,20	0,23	0,32	23. Juni 0,53	0,80	0,73	0,53	0,69	0,51
0,07	0,70	0,77	0,51	8. Juli 0,30	0,37	0,83	0,80	0,66	0,55	0,50	0,37	0,67	0,51	23. Juli 0,00	0,07	0,77	0,73	0,52	0,44
0,20	0,23	0,47	0,30	7. Aug. 0,70	0,60	0,43	0,43	0,49	0,44	0,97	0,90	0,97	0,93	22. Aug. 0,80	1,00	0,93	0,70	0,87	0,90
0,23	0,13	0,10	0,15	5. Sept. 0,03	0,10	0,20	0,07	0,12	0,12	0,63	0,77	0,13	0,51	20. Sept. 0,70	0,40	0,83	0,43	0,55	0,56
1,00	1,00	0,97	0,99	4. Octob. 0,63	0,57	0,47	0,63	0,56	0,75	0,70	0,47	0,90	0,69	20. Octob. 0,97	0,77	0,57	0,60	0,65	0,71
1,00	0,30	1,00	0,77	3. Nov. 0,87	0,37	0,03	0,00	0,13	0,51	0,73	0,17	0,33	0,41	18. Nov. 0,87	0,80	0,23	0,67	0,57	0,54
0,93	1,00	0,93	0,95	2. Decbr. 0,97	0,93	1,00	1,00	0,98	0,97	0,33	0,97	0,97	0,71	18. Decbr. 0,63	1,00	0,97	0,63	0,87	0,77
0,57	0,55	0,60	0,57	0,55	0,61	0,57	0,65	0,58	0,59	0,53	0,59	0,60	0,57	0,66	0,71	0,69	0,60	0,67	0,63

Bemerkung zu Tabelle LXXXII.

Heiteres Wetter brachten die Winde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr: O. SO. S. NO. N. SW. NW. W.
„ Sommer: O. NO. SO. N. SW. W. NW. S.
„ Winter: O. SO. S. NW. N. NO. SW. W.
„ Frühling: S. O. NO. SO. N. NW. SW. W.
„ Herbst: SO. O. S. NO. SW. N. W. NW.

Bemerkung zu Tabelle LXXXIII und LXXXIV.

In den zunehmenden Mond fielen 6 heitere Tage mehr, als in den abnehmenden; — trübe Tage fallen beide gleich viel — Gleichwohl war im abnehmenden Mond die Bewölkung um 0,04 pr. Tag geringer, als im zunehmenden.

Die grösste Bewölkung hatte der zunehmende Mond $\frac{27.\ \text{Jan.}}{11.\ \text{Feb.}}$ die geringste Bewölkung hatte der zunehmende Mond $\frac{23.\ \text{Juli.}}{7.\ \text{Aug.}}$

Die 3 Tage vor dem Vollmond waren um 0,01 pr. Tag weniger bewölkt, als die 3 Tage nach dem Vollmond.

Die 3 Tage vor dem Neumond waren um 0,10 pr. Tag weniger bewölkt, als die 3 Tage nach dem Neumond.

Die 7 Tage vor, an und nach dem Vollmond waren um 0,04 pr. Tag weniger bewölkt, als die 7 Tage vor, an und nach dem Neumond.

Der Vollmonstag selbst war um 0,11 weniger bewölkt als der Neumondstag.

2) von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle LXXXV. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

Monate.	Mittl. Bewölkung.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O-N.	W-S.	N. NO. N. NW.	S. SO. S. SW.	O. NO. O. SO.	W. NW.W SW.
Januar . .	0,65	0,90	0,10	0,35	0,28	1,00	0,70	0,67	0,64	0,31	0,67	0,62	0,23	0,27	0,67
Februar . .	0,66	0,60					0,42	0,73	0,70	0,60	0,61	0,68	0,42		0,66
März . . .	0,51	0,40	0,35	0,20			0,49	0,67	0,59	0,34	0,55	0,49	0,47	0,32	0,55
April . . .	0,69	0,97	0,54	0,96	0,27	0,35	0,76	0,61	0,75	0,68	0,70	0,72	0,64	0,65	0,72
Mai . . .	0,47	0,43	0,30	0,60	0,36	0,90	0,59	0,69	0,38	0,41	0,51	0,38	0,50	0,41	0,50
Juni . . .	0,37	0,33	0,16	0,21	0,50		0,69	0,77	0,47	0,24	0,47	0,21	0,11	0,19	0,47
Juli . . .	0,45	0,73		0,20	0,10	0,13	0,40	0,50	0,57	0,32	0,48	0,33	0,35	0,19	0,49
August . .	0,56	0,77	0,71	0,40	1,00	1,00	0,52	0,60	0,51	0,56	0,59	0,64	0,66	0,51	0,56
September .	0,43	0,72	0,37	0,24	0,32	0,30	0,47	0,52	0,66	0,31	0,65	0,58	0,35	0,27	0,57
Oktober . .	0,72	0,92	0,90	0,78	0,58	0,27	0,62	0,68	0,94	0,78	0,69	0,92	0,58	0,76	0,72
November .	0,71	0,10		0,68	0,80	0,90	0,63	0,81	0,73	0,69	0,72	0,80	0,72	0,86	0,86
December .	0,69	0,20	0,66	0,62			0,77	0,64	0,90	0,61	0,76	0,67	0,77	0,62	0,76
Frühling . .	0,56	0,60	0,40	0,59	0,31	0,63	0,61	0,66	0,58	0,48	0,59	0,53	0,54	0,46	0,59
Sommer . .	0,46	0,61	0,43	0,27	0,53	0,56	0,54	0,62	0,52	0,37	0,51	0,49	0,37	0,30	0,51
Herbst . .	0,62	0,58	0,63	0,57	0,54	0,39	0,57	0,67	0,78	0,59	0,49	0,77	0,55	0,57	0,72
Winter . .	0,64	0,59	0,38	0,48	0,28	1,00	0,63	0,69	0,75	0,51	0,68	0,66	0,47	0,44	0,69
Jahr . . .	0,57	0,5.	0,46	0,48	0,41	0,64	0,59	0,66	0,66	0,49	0,57	0,61	0,48	0,44	0,63
Diff. v. med.		+ 2	— 11	— 9	— 16	+ 7	+ 2	+ 9	+ 9	— 8		+ 4	— 9	— 13	+ 6

Tabelle LXXXVI. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

Mondlauf.		Im abnehmenden Mond.						Im zunehmenden Mond.					
		Tage				Bewölkung		Tage				Bewölkung	
Vollmond.	Neumond.	heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	trübe.	im Ganzen.	v. 1 Tag.	heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	trübe.	im Ganzen.	v. 1 Tag.
12. Januar.	27. Januar.	2	5	7	1	3060	0,68		2	12	1	3660	0,75
11. Februar.	25. Februar.	4	2	5	3	2750	0,65	6	6	2	1	1870	0,42
13. März.	27. März.	3	5	4	2	2380	0,56	1	5	8	1	3130	0,69
11. April.	25. April.	1	4	8	1	3080	0,73	5	7	3		1910	0,41
11. Mai.	25. Mai.	5	3	4	3	2690	0,60	12	3			1030	0,22
9. Juni.	23. Juni.	9	2	3		1440	0,34	4	5	6		2550	0,57
8. Juli.	23. Juli.	6	5	4		2130	0,45	10	2	3		1620	0,36
7. August.	22. August.	3	8	3	1	2420	0,54	3	6	3	3	2610	0,58
5. September	20. September.	8	6	1		1660	0,37	2	7	2	3	2690	0,64
4. October.	20. October.	2	9	5		2590	0,54	1	1	7	5	3590	0,85
3. November.	18. November.	3	2	7	3	3210	0,71	1	4	4	5	3150	0,75
2. December.	18. December.	4	3	6	3	3260	0,68	2	1	6	3	3040	0,72

Tabelle LXXXVII. Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Vollmond und Neumond.

Vollmond											Neumond									
vor dem Voll-Mond.				Tag des Vollmonds.		nach dem Voll-Mond.				Med. von dies. 7 T.	vor dem Neu-Mond.				Tag des Neumonds.		nach dem Neu-Mond.				Med. von dies. 7 T.
3 T.	2 T.	1 T.	Med.			1 T.	2 T.	3 T.	Med.		3 T.	2 T.	1 T.	Med.			1 T.	2 T.	3 T.	Med.	
0,83	0,63	0,00	0,49	12. Jan.	0,07	0,10	0,20	0,40	0,23	0,32	0,97	0,60	0,97	0,85	27. Jan.	0,97	0,90	0,87	0,97	0,91	0,89
0,83	0,77	0,60	0,73	11. Feb.	0,40	0,93	0,93	0,90	0,92	0,77	0,20	0,63	0,37	0,40	25. Feb.	0,90	0,47	0,13	0,17	0,26	0,22
0,50	0,37	0,43	0,43	13. März	0,00	0,83	1,00	0,27	0,70	0,49	0,40	0,47	0,77	0,55	27. März	0,33	1,00	0,67	0,23	0,63	0,55
0,93	0,90	0,43	0,75	11. April	0,43	0,80	0,47	0,27	0,51	0,61	0,63	0,47	0,53	0,54	25. April	0,73	0,67	0,73	0,27	0,56	0,58
0,33	0,43	0,47	0,41	11. Mai	0,63	1,00	1,00	1,00	1,00	0,63	0,13	0,30	0,74	0,30	25. Mai	0,23	0,37	0,23	0,33	0,31	0,29
0,23	0,30	0,57	0,37	9. Juni	0,87	0,70	0,27	0,57	0,51	0,50	0,70	0,13	0,27	0,37	23. Juni	0,80	0,77	0,70	0,47	0,65	0,55
0,10	0,90	0,57	0,52	8. Juli	0,20	0,30	0,87	0,93	0,70	0,55	0,53	0,17	0,40	0,37	23. Juli	0,13	0,13	0,77	0,93	0,61	0,44
0,37	0,30	0,43	0,37	7. Aug.	0,83	0,63	0,53	0,60	0,59	0,48	0,97	0,70	1,00	0,89	22. Aug.	1,00	1,00	0,73	0,63	0,79	0,86
0,37	0,23	0,27	0,29	5. Sept.	0,13	0,20	0,27	0,17	0,21	0,23	0,57	0,83	0,20	0,53	20. Sept.	0,57	0,53	0,83	0,60	0,65	0,59
1,00	1,00	0,97	0,99	4. Octob.	0,67	0,73	0,50	0,53	0,59	0,77	0,60	0,37	0,73	0,57	20. Octob.	0,97	0,80	0,77	0,53	0,70	0,68
1,00	0,27	1,00	0,76	3. Nov.	0,93	0,80	0,90	0,90	0,87	0,83	1,00	0,87	0,43	0,77	18. Nov.	0,43	0,63	0,40	0,30	0,44	0,58
0,83	1,00	1,00	0,94	2. Dec.	0,97	0,47	0,93	0,83	0,74	0,86	0,23	0,43	0,40	0,35	18. Dec.	0,27	0,97	0,70	0,73	0,80	0,53

3. von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle LXXXVIII. Allgemeine Witterungserscheinungen.

1846.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tage.	Voll. Regentage.	Voll. Schneetage.	Regent. überhaupt.	Schnee. überhpt.	Hageltage.	Windige Tage.	Stürmische Tage.	Regenbogen.	Höhenrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar	13	3	4	10	1	14	1		11	2	1		3		10
Februar	7	9	4	5	3	13	6	1	4	4	2		4	4	6
März	12	3	10	5	1	17	4	1	10	6	2		4	8	10
April	7	4	15	4		22	1	1	15	2	1		13	8	3
Mai	19	3	4	5		12		1	13				17	19	1
Juni	20		7	3		9			14			1	4	23	
Juli	18	1	12	4		12		2	15				3	19	
August	10	6	10	5		13			12	1	1		9	15	
September	16	1	11	2		9			13			1	16	22	
October	7	9	11	4		22			8	1	1		20	17	1
November	9	7	8	5	1	12	2		6		1		19	4	11
December	7	5	7	3	9	7	14		7	1			3		
Ganzes Jahr	141	51	103	55	15	172	28	6	128	17	9	2	115	139	42

5. von Roth durch Herrn Dr. Walser.

Tabelle LXXXIX. Allgemeine Witterungsverhältnisse.

Monat.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tage.	Mittl. Bewölkung.	Regentage.	Schneetage.	Wintertage.	Eistage.	Sommertage.	Graupeln.	Gewitter.	Windige Tage.	Stürmische Tage.	Nebel.	Reif.	Thau.
Januar	5	13	13	2,33	13	3	7	18	13			6				
Februar	5	16	7	3,07	5	10	3	9	49			7		4	6	
März	7	7	17	2,66	11	2		6	25	1		8	2	12	12	
April	2	14	14	3,20	13			3	27		3	4		1	5	
Mai	10	8	13	2,31	10				31		8	2		1	3	18
Juni	17	4	9	1,90	8				30		4	1	1			19
Juli	14	7	10	2,02	11				31		7	2		1		16
August	10	12	9	2,70	16				31		5			8		13
September	11	3	16	2,17	9				30		3	1	1	8		12
October	2	16	13	3,51	14				31			3	1	6	5	
November	3	13	14	3,35	8	1	1	1	29			5	1	14	9	
December	1	24	6	3,49	2	14	22	26	5		1	11	1	4	1	
Frühling	19	29	44	2,75	34	2		9	83	1		14	2	14	20	18
Sommer	41	23	28	2,23	35				92		16	3	1	9		48
Herbst	16	32	43	3,01	31		1	1	90		3	9	3	28	14	12
Winter	11	32	26	2,96	20	27	32	53	37		1	24	1	8	7	
Jahr	87	137	141	2,73	120	28	33	62	302	1	20	50	7	59	41	78

13. Aussergewöhnliche Erscheinungen und Ereignisse im Witte[illegible]auf des Jahres 1846.

Soweit solche in [illegible]entlichen Nachrichten uns bekannt wurden, lassen wir dieselben [illegible] den nachfolgenden chronologischen Zusammenstellungen, wie bisher, folgen.

a) Feuerkugeln. Meteorsteine.

Am 16. Januar sey zu La Chaux im Bezirk Chalons sur Saone ein Haus durch ein Feuermeteor entzündet worden (Poggend. Ann. Bd. 68. S. 447. Froriep Not. März 1846. Nro. 811).

Am 8. Mai 9½ h. Morgens bei regnerischer Witterung und Sirocco ein Meteorsteinfall bei Monte Milone 8 Meilen von Macerata (Froriep Not. Bd. 40. Nro. 6).

Am 21. Juni 9½ h. Abends eine röthlichte Feuerkugel gegen N. von W—O ziehend, in ganz Württemberg, zu München, Speier, Coblenz, Darmstadt, Frankfurt, Mannheim etc. beobachtet.

Am 1. Aug. 9 h. 30 Min. Ab. eine grosse Feuerkugel zu Bamberg am nördlichen Horizont. Nach 10 h. wurde zu Cassel und Münster eine Feuerkugel am südlichen Horizont gesehen.

Am 14. August Abends 8 h. eine Feuerkugel von NW—SO zu Oehringen.

Am 25. September gegen 10 h. Abends eine Feuerkugel zu London (Ausland Nro. 282).

Am 17. October 6½ h. Abends eine grosse Feuerkugel von SW nach NO im Württembergischen (Stuttgart), zu Frankfurt, Mainz, Herborn, Alzei, Dijon (Poggend. Ann. Bd. 70. S. 160).

Am 9. November 7 h. 30′ Abends eine Feuerkugel zu Dijon.

Am 11. November 9 h. Abends eine solche in England, mit der ein Meteorfall verbunden gewesen sey.

Am 19. November eine Feuerkugel, welche unbeweglich blieb, von 20 Minuten Dauer zu Avranches (l'Institut Nro. 675).

Am 26. November Abends 6½ h. eine Feuerkugel im Bezirk Bohl.

Am 1. December Abends eine grosse Feuerkugel zu Halle u. a. O., in Schlesien etc.

Am 7. December eine Feuerkugel im Departem. du Jura (Orgelet).

Am 25. December 2 h. 20′ Mittags ein Meteorsteinfall in Bayern, Landgerichts Burgau (s. Jahreshefte von 1846, 3. Heft). Die Explosion wurde zu Ulm, Ehingen, Biberach u. a. O. gehört.

b) Nordlichter.

Am 27. August zu Comrie in Schottland ein Nordlicht und zugleich ein weiss und roth glänzendes Meteor am südlichen Himmel.

Am 27. und 28. August Nordlichter zu Christiania.

Am 21. September zu Durham ein starkes Nordlicht; auch in Canada an demselben Tage.

Am 22. September ein starkes Nordlicht zu Breslau, Saatz in Böhmen.

Am 17. October zu Drontheim und auf der Insel Oesel am Meerbusen von Riga ein Nordlicht.

Am 19. October ein Nordlicht in England beobachtet.

Am 3. November ein Nordlicht zu Paris.

Am 4. 6. und 8. November wurden Nordlichter auf den Orkney-Inseln wahrgenommen.

Am 17. November ein Nordlicht im nördlichen Deutschland (Berichte aus der Ukermark, Elberfeld, Leipzig); wurde auch an manchen Orten in Süddeutschland gesehen.

Am 16. December ein Nordlicht in Yorkshire in Schottland.

Am 17. December ein Nordlicht in Dänemark zugleich mit einer Lichtsäule, die sich vom westlichen Horizont erhob.

c) Leuchtende, farbichte und andere Meteore.

Am 23. Januar 8½ h. Abends zu Pillnitz eine Lichtsäule gegen W. beobachtet.

Am 22. Februar Nachts wurde zu Stavanger in Norwegen am Strand ein Leuchten der See beobachtet.

Am 7. März 9 h. Abends ein Mondregenbogen zu Calw beobachtet.

Am 11. März ein farbiger Mondshof zu Freudenstadt.

Am 12. März zu Oderberg zwei Nebensonnen. An demselben Tage Nebensonnen zu Berlin (Poggend. Ann. Bd. 72. St. 2. S. 351).

Am 22. Mai 7 h. Abends ein dreifacher Regenbogen zu Saratow (Ausl. 1846. Nro. 233).

Am 19. Juni wurde ein farbichter Hof um die Sonne mit rothem innerem Rande zu Ulm, Giengen u. a. O. beobachtet.

Am 9. August 9 h. Abends zu München ein Mondregenbogen.

Vom 26. October bis Ende des Monats ungewöhnlich dichter Nebel in England, Holland, Belgien, Nordfrankreich und Nordwest-Deutschland.

In der Nacht vom 22. November wurde nach 1 Uhr ein intensiv glänzend feuriger Streif von 8 Min. Dauer in nordöstlicher Richtung 60° über dem Horizont zu Berlin beobachtet.

Im Laufe Novembers wurde auch in Christiansand ein ähnliches Meteor beobachtet (Ausland 1847. Nro. 7).

Am 26. December zu Wetzlar ein Schneeregenbogen.

d) Hagelschläge.

Am 18. Januar Gewitter mit Hagel in Algier, worauf schöne Witterung folgte.

In der Nacht vom 26—27. Januar zu Doué la Fontaine (Maine et Loire) ein Hagelschlag, welcher Geruch von Schwefelwasserstoffgas verbreitete.

Am 28. Januar zu Paris ein vollständiges Gewitter mit Hagel.

Am 29. März Hagelwetter zu Zürich, Tettnang und Gmünd.

Am 13. April Hagelschlag im Weserthale. Hagelwetter zu Pfullingen und Urach.

Mitte Mai's Hagelschlag im Venetianischen mit Schlossen und Blitzschlägen.

Am 24. Mai verheerendes Hagelwetter zu Niederösterreich.

Am 28. Mai starkes Hagelwetter zu Venedig.

Am 15. Juli starkes Hagelwetter zu Lyon.

Am 30. Juni Hagelwetter zu Ostrach in Sigmaringen.

Am 2. Juli grosser Hagelschlag zu Grätz.

Am 6. Juli Nachmittags Hagelwetter zu Tirschenreuth in Baiern; 12 Orte wurden verheert. An demselben Tage zu Plan in Böhmen.

Am 9. Juli Hagel und Wolkenbruch in Cornwales.

Am 13. Juli Hagel bei Neisse.

Am 15. Juli Hagelwetter mit Orkan und Wolkenbruch zu Agram.

Am 17. Juli Hagel zu Oberdorf in Bayern.

Am 19. Juli 3 h. Abends Hagelsturm in den Pyrenäen (St. Jean Pied de Port).

Am 20. Juli zerstörendes Hagelwetter bei Mâcon in Frankreich; desgleichen im Mecklenburgischen.

Am 25. Juli Hagel zu Kaufbeuren.

Am 1. August Hagelsturm zu London, der sich verheerend mit Sturm und Wolkenbruch über einen grossen Theil von England erstreckte und dreitägige Regengüsse im Gefolge hatte (s. Ausland Nro. 235).

Am 2. August Hagelwetter mit Sturm in der Baar im Badischen. Es durchzog ganz Württemberg und endigte sich an der bayerischen Gränze bei Ingolstadt.

Am 7. August Hagelwetter in verschiedenen Gegenden Böhmens.

Am 18. August Hagel zu Gotha.

Am 1. September Hagelwetter mit Wolkenbruch zu Mainz, Frankfurt, Wiesbaden.

e) Blitzschläge und Gewitter.

Am 5. Januar zu Dschidscheili in Algier Blitzschlag auf ein Pulvermagazin das auffog.

Am 26. Januar 11 h. Vormittags Gewitter zu Issny mit mehreren starken Donnern.

Am 13. April Gewitter mit mehrfachen Blitzschlägen im Weserthal.

Am 25. April 5—6 h. Abends Gewitter mit tödtlichem Blitzschlag auf einen Menschen bei Immenstaad.

Am 16. Mai zündender Blitzschlag auf eine Kirche zu Dortmund.

allgemein in demjenigen Sprachkreiſe zu bewegen, der möglichſt alle Perioden auf gleiche Weiſe umfaßt; ſo verwiſcht man die Unterſchiede des einen und andern Jahrhunderts und benimmt dem ganzen Geſangbuch den Reichthum, wie dem einzelnen Liede die Friſche des hiſtoriſchen Duftes und Farbenglanzes der Poeſie, ſomit gewiß von dichteriſcher und geſchichtlicher Seite einen weſentlichen Reiz. Außer einzelnen Bemerkungen, welche ich in dieſer Hinſicht ſchon früher gegeben habe, dürfte durch Folgendes Maß und Art der Veränderung nach den verſchiedenen Perioden im Weſentlichen beſtimmt werden.

Im ſechzehnten Jahrhundert, wo die Sylbenzählung und der unſorgfältige Reim, ſo wie Wortverkürzung und die dem Antiken annähernde Satzbildung mit Nachſetzung des Zeitworts und Eigenſchaftsworts vorherrſchen, dürfen dieſe Züge nicht ganz entfernt werden. Auch das keckere Bild iſt dieſem Zeitraum eigenthümlich und mag ihm verbleiben, wenn es nur jetzt nicht Ekel oder Lachen erregt. Es erweist ohnehin ſich als ein ſchöner Grundſatz, die alten Bekenntnißlieder und die Lutheriſchen Dichtungen unverändert zu bewahren und lieber ein Lied ganz wegzulaſſen, wenn es Anſtößiges enthält, als daran zu ändern: ein Grundſatz, welchem mitten in einer für das geiſtliche Lied unheilvollen Zeit, i. J. 1788, das Wittenberger Geſangbuch gehuldigt hat. Andere aus jener Periode, zumal mehrere ſächſiſche, haben entweder die alten Texte ziemlich unverletzt oder ſetzen die Lieder im unveränderten und veränderten Text nach einander, und das Eisleben'ſche bringt die Lutheriſchen unverſehrt wenigſtens in einem Anhange nach. Aber jedenfalls wird an jenen älteſten Denkmälern der evangeliſchen Hymnologie der ungelenkere Rhythmus, der ungenauere Reim, die gedrängtere Wortform, die ſeltnere Structur der Sätze, wenn nur Alles klar und herzlich iſt, eher anſprechen als abſtoßen.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert wird die Sprache flüſſiger, der Vers rhythmiſcher, Bild und Empfindung, wo nicht erhabener, doch inniger, zärter, heimlicher; neben den, ſchon in früherer Zeit nicht ungebräuchlichen, hier aber vermehrten Zeichen des Grußes und der Liebkoſung, neben den Diminutiven der Vertraulichkeit und Demuth, vornämlich auch die, das Uebermaß des Gefühls oder den Werth des Gegenſtands bezeichnenden zuſammengeſetzten Wörter, wie allerbeſt, herzinniglich, übergroß; ferner die Flickſylben: Herze,

Am 6. Juli Gewitter mit mehrfachen Blitzschlägen zu München und in der Umgegend.

Am 14. Juli Gewitter mit tödtlichem Blitzschlag bei Stammheim OA. Calw auf einen Landmann, der vor seinen Pferden eine Anhöhe herab ging; es fand sich eine Wunde im Kopf, seine Kleider durchaus zerrissen und in der Erde zu seinen Füssen ein Loch. An demselben Tage 8 h. Abends Gewitter im OA. Spaichingen, ein Mann der hinter einem Wagen ging, wurde vom Blitz erschlagen; ein anderer drei Schritte hinter ihm blieb unverletzt. An demselben Tage 8½ h. Abends Blitzschlag zu Kleinsüssen in den Kirchthurm in der Mitte seiner Höhe neben der Kirche, mit Verwüstungen in der Kirche, in die er eindrang.

Am 15. Juli Nachts Gewitter im OA. Leutkirch mit zündendem Blitzschlag auf ein Haus in Heggenbach, die Einwohner wurden zu Boden geworfen, löschten jedoch den Brand. Zu Leutkirch Blitzschlag in den Thurm der katholischen Kirche die keinen Ableiter hat, der Blitz fuhr vom Kupferdach des Thurms an der kupfernen Wasserröhre auf das Kirchendach und richtete dort Zerstörungen an.

Am 15. Juli starkes Gewitter mit zündendem Blitzschlag im Departement du Gard.

Am 17. Juli Blitzschlag in den elektrischen Telegraphen zu München, sowie auf drei dem Eisenbahnhof nahe stehende Wärter.

Am 23. Juli Abends 9½ h. erschien zu Auch, Departement Gers, bei grosser Hitze und gewitterigem Himmel ein „leuchtendes Meteor" mit der Geschwindigkeit des Blitzes und einer Kanonenschuss ähnlichen Detonation.

Am 25. Juli 6½ h. Morgens Gewitter bei Justingen OA. Münsingen mit tödtlichem Blitzschlag auf ein Kind, (dessen Kleider zerrissen und zum Theil in den Boden geschlagen wurden) und betäubend auf ein Weib, welche beide unter einem Baum untergestanden; zündender Blitzschlag auf ein Haus in Huldstetten; ebenso Blitzschlag auf ein Haus in Buttenhausen ohne zu zünden. An demselben Abend 5—6 h. Gewitter mit zündendem Blitzschlag auf einen Schopf zu Dietwangen OA. Waldsee; zu Hochdorf Blitzschlag durch das Kamin in ein Haus, der ein Kind tödtete; zu Heisterkirch zündender Blitzschlag auf Kirche und Thurm; zu Hoeskirch OA. Saulgau auf ein Haus, das sammt Scheuer abbrannte.

Am 25. Juli zündender Blitzschlag auf den Thurm der Ansgari-Kirche zu Bremen.

Am 27. Juli Blitzschlag zu Szulak im Kaukasus in den Pulverkeller eines Forts.

Am 31. Juli Blitzschlag zu Johannisbad im Riesengebirge auf ein Haus.

Bei dem Hagelsturm am 1. August wurde ein Fahrzeug auf der Themse zu London vom Blitz gezündet.

Am 7. August zündender Blitzschlag zu Grulich in Böhmen an der Glatz'schen Gränze auf das Servitenkloster.

Am 7. August 3—5 h. Abends Gewitter mit Blitzschlag in ein Haus durch das Kamin, zu Issny, ohne zu zünden.

Am 7. December Schneegewitter mit Blitzschlag bei Klagenfurt.

Am 13. December Schneegewitter mit Blitzschlägen zu Bayonne.

Am 14. December Schneegewitter mit Blitzschlägen zu Utrecht.

Vom 21—22. December Gewittersturm im südlichen Frankreich; bei Bayonne wurden Schiffe vom Blitz getroffen.

Am 25. December 2 h. Mittags wurde an manchen Orten, wie Giengen a. d. Brenz Donner gehört.

f) Stürme und Orkane.

In den ersten Tagen des Januars Stürme im mittelländischen Meer, in der Nordsee bis zum weissen Meere; am 3. bei Algier mit Schneegestöber und in Neapel, am 4. bei England; ebenso an den Küsten von Holland.

Am 20. Jan. Gewittersturm zu Langenbrücken in Rhein-Preussen.

Am 12. Februar Schneesturm in den Hochgebirgen Schlesiens; am 18. in Polen und Galizien.

Vom 13 — 15. Februar verheerender Orkan zu Newyork.

Am 4. März Sturm an den Ostküsten Schottlands.

Am 29. März Gewittersturm zu Zürich, Tettnang, Gmünd mit Schnee und Hagel.

Zu Anfang Aprils Stürme in den Gewässern von Lissabon mit schlechter, nasser Witterung.

Am 15. und 16. Mai heftiger Süd-Sturm auf Sicilien und im Neapolitanischen bei + 28° R.

Am 17. und 18. Mai Fortdauer des Siroccosturms in Neapel.

Am 18. Mai zu Oehringen Gewittersturm, der Bäume umrieß.

Am 21. Juni verheerender Sturm im Departement Charente inférieure mit Hagel und einem heissen Wind, welcher Pflanzen versengte.

Am 2. Juli verheerender Orkan in der Gegend von Grätz mit Hagel.

Am 6. Juli verwüstender Orkan zu Prag und andern Gegenden Böhmens.

Am 20. Juli 1½ h. Nachts furchtbarer Gewittersturm im westlichen Abhang des Jura, in der Gegend von Orgelet; zerstörender Blitzschlag in den Glockenthurm.

Am 30. und 31. Juli und 1. August Sturm mit Regen, Gewitter und Hagel zu London und der Umgegend.

Am 19. September Orkan auf Neufundland, gleichzeitig mit dem Erdbeben in Gallipoli.

In der Nacht vom 30. September auf den 1. October Gewittersturm mit Regen auf Sicilien, der sich in den folgenden Tagen über ganz Italien, die Schweiz und Tyrol verbreitete.

Am 11. October Orkan in der Havannah und andern westindischen Inseln, den Bahamas und Florida. In der ersten Hälfte Octobers Stürme in den

südlichen Staaten von Nordamerika. Mitte October Orkan und Wolkenbruch zu Madras.

Am 17. October bei stürmischer Witterung ein rother Staubregen in den Departements Drôme, Isère, Rhone und l'Ain (Froriep Not. Bd. 3. Nro. 14. Ausland 1847. Nro. 7). An demselben Tage und am 18. erschien zu München nach einem Sirocconsturm ein höhenrauchartiger Nebel. Am 20. October folgte auf den vorangegangenen Höhenrauch gegen Abend ein verheerender Orkan, der besonders unter den Bäumen grossen Schaden brachte, im bayerischen Hochgebirge.

Am 17. October Gewitterstürme in Savoyen und Piemont, von Bordeaux bis Nantes. Vom 14—17. Oct. Föhn in den innern Kantonen der Schweiz und am 17. Orkan in Uri mit Ueberschwemmung.

Vom 19—23. October Stürme an den Westküsten von Grossbritannien, besonders am 22. und 23.; am 21. und 22. October an der untern Seine.

In den ersten Tagen Novembers herrschten Stürme zu Constantinopel.

Am 11. November Orkan in den westindischen Inseln (Havannah) und auf Florida.

Vom 17—20. November Stürme in den Gewässern von England. Um dieselbe Zeit Stürme an den Küsten von Nordamerika.

Am 20. November starker Sturm an der Ostküste von England.

Am 25. November Orkan im bengalischen Meerbusen.

Vom 1—6. Dec. Stürme in den griechischen Gewässern, im Bosporus etc.

Am 7. December Schneegewitter zu Klagenfurt. An demselben Tage Gewittersturm zu Rom.

Am 10. December Gewittersturm im Loire-Departement mit Schlossen.

Vom 12—15. December Schneestürme bei Venedig, Livorno und Genua.

Am 19. December Schneestürme in Norddeutschland (Leipzig).

Am 21. December Stürme in den genuesischen Gewässern.

Am 22. December SW-Orkan im südlichen Frankreich (Bordeaux bis Toulon etc.), zu La Rochelle u. a. O.

g) Tromben.

Am 5. Januar 8 h. Morgens seyen Dampftromben bei — 4° R. auf dem Genfersee beobachtet worden.

Am 7. Mai 2 h. Nachmittags zu C[illegible] in Nordamerika eine verheerende Windhose.

Am 31. Mai zu Coblenz eine unschädliche Windhose im Nauenthal.

Am 7. August zu Klentsch in Böhmen an der böhmischen Gränze eine Windhose mit Gewitter, Hagel und Wolkenbruch.

Am 25. August auf der Höhe des Goktschai See's in Armenien, Orkan mit einer Wasserhose auf dem See.

Am 27. September 3—4 h. Nachmittags eine Windhose von SO zu Husum in Schleswig.

Am 17. Oktober eine Wasserhose zwischen Marseille und Cistad.

h) Erderschütterungen, vulcanische Ausbrüche.

Am 3. und 5. Januar hat man in Chieti in Neapel ein Erdbeben während starken Sturms aus NO. gespürt.

Am 5. Januar soll im Liptauer Comitat im Dorf Kiss Olcsi auf dem rechten Waagufer eine Schlammeruption stattgefunden haben (Allgem. Augsb. Ztg. 1846. Nro. 57. Beil.; war ohne Zweifel ein Erdschlipf.)

Aus Neapel vom 26. Januar: der Kegel des Vesuvs nahm geräuschlos an Höhe zu; auch seyen am ganzen nördlichen Abhang der Abruzzen bis Loretto hinauf mannigfache Erderschütterungen vorgekommen.

Am 27. Januar 2 h. Nachts zu Wien bei grosser Schwüle ein Erdstoss; ebenso zu Malta und auf Corsika bei stürmischer Witterung.

Am 6. Februar 11½ h. Abends Erderschütterung zu Nymwegen mit heftigem Sturm im Gefolge.

Zu Anfang Februars anhaltender Lavaerguss des Vesuvs aus drei Oeffnungen.

Am 26. Februar wurde in 38° 46′ NB. und 38° 51′ OL. ein Erdstoss auf dem Meere bemerkt (l'Institut 6. Mai 1846. Nro. 644).

Am 2. und 3. März leichte Erderschütterungen auf Jamaika.

Am 19. März 7 h. Morgens heftige Erderschütterung in Dalmatien (Zara).

In der Nacht vom 27—28. März zwei heftige Erderschütterungen in Steiermark. Am 28. 5 h. Nachmittags Erdstösse auf Sicilien und in Calabrien, Malta und Gozzo. Zu Ende des Monats schwächere Erdstösse im Neapolitanischen, Sicilien (Messina), den jonischen Inseln, Smyrna, Rhodus, Alexandrien.

Am 11. April um Mitternacht starkes Erdbeben im russischen Kaukasien (Imeritien) mit einem sehr bedeutenden Erdschlipf.

Am 22. und 23 April heftige Erderschütterungen in Neapel und Sicilien.

Die Ausbrüche des Hecla seit dem 2. September 1845 hatten den ganzen Winter über mit wechselnder Heftigkeit fortgedauert; sie hielten im März inne, erneuten sich aber vom 15. April an mit neuer Gewalt.

Am 10. Mai 10 h. Abends zu Genua ein rother Staubregen. Auch am 16. Mai wurde diese Erscheinung nach 24stündigem Regen beobachtet.

Mitte Mai's fortdauernde ruhige Ausbrüche des Vesuvs, der Krater war mit Lava angefüllt.

Am 15. Mai Erdstösse zu Menado und Gorontalo im holländischen Indien.

Im Laufe Mais besondere Thätigkeit des Vulcans auf Martinique mit Erderschütterungen.

Vom 3. Juni fing der Hekla an ruhiger zu werden; vom 5. begann der Vesuv erneuerte Thätigkeit mit Lavaergüssen und Feuereruptionen.

Am 8., 9., 10. und 11. Juni Erdbeben zu Kalamata u. a. O. Messeniens. Erdsturz zu Pedrazzo im Trientinischen.

Am 25. Juni 5 h. 50′ Abends starker Erdstoss zu Smyrna.

Im Laufe Junis fortdauernde Thätigkeit des Vesuvs mit Lavaergüssen.

Am 5. Juli 4½ h. Mittags 4 Stunden nach der Ebbe eine mehrmalige Oscillation des Meeres von 5—10 Min. Dauer in der Bai von Penzance. (Am 5. Juli 1843 war ein ähnliches Phänomen daselbst.)

Am 15. Juli zwei leichte Erdstöße zu Smyrna.

Am 27. Juli leichter Erdstoss bei Messina.

Am 29. Juli Abends 9 h. 35 Min. zu Heilbronn eine leichte Erderschütterung; auch zu Stuttgart wurde sie gespürt. Auch zu Frankfurt 9 h. 32′ Abends, Wiesbaden, Langenschwalbach, Ems, in dem Rheingau, auf dem linken Rheinufer von Landau bis Cöln, zu Düsseldorf, Pyrmont, Darmstadt, Mainz, Mannheim, Giessen, Kissingen wurde die Erschütterung zum Theil sehr heftig gespürt. In Mainz blieb ein Brunnen aus, bei Coblenz wollte man eine phosphorescirende Helle auf dem Rhein bemerkt haben. Bei Thun in der Schweiz fand ein Erdrutsch in den See gleichzeitig mit dem Erdbeben statt. Am 29. Juli sollen auch in den Karpathen Erdstösse gespürt worden seyn. Auch im Departement Meurthe zu Vic wurde an demselben Tag ein Erdstoss mit dumpfem Geräusch wahrgenommen.

Am 3. August Erdstoss zu Solothurn.

Zu Anfang Augusts habe man in Ningpo einen Erdstoss gehabt.

Am 7. August Erdstoss zu Syracus und unterirdisches Geräusch zu Palermo gegen den Aetna hin; schwache Erdstösse zu Lausanne u. a. O. am Genfersee.

In der Nacht vom 8—9. August heftige Erderschütterung im Neapolitanischen; Potenza war der Mittelpunkt des Erschütterungskreises, der sich in 6 Provinzen verbreitete.

Am 10. August Lavaerguss des Vesuvs ohne Eruption.

Am 11. August starkes Erdbeben in Neapel, Castellamare u. a. O.

Am 12. August 1 h. Nachmittags starke Erdstösse zu Lucca, die sich am 14. wiederholten.

Am 14. August gegen 1 h. Nachmittags verwüstendes Erdbeben in Toskana, zu Livorno, Voltera, Lorenzana, Pisa u. a. O.; in den Maremmen; sie wiederholten sich um 2 h., 8 h. und 10½ h. Abends (Froriep Notizen Oct. Nro. 8). Am 14. August Schlammeruption bei Carciana und Oricana im Toskanischen.

Am 14. August wurde im rothen Meere auf der sogenannten Sattelinsel, einer der vulcanischen Seebayer-Inseln ein rauchender Berg gesehen (Ausland Nro. 279).

Am 16. August Erdstoss im Waadtland: Orbe, Lausanne, Yverdun.

Am 17. August zwei Erdstösse zu Macon; an demselben Tage in der Nacht wiederholte Erdstösse zu Lausanne.

Am 17. und 18. August Erdstösse am Bodensee; im Loire- und Saone-Departement in Frankreich.

Am 19. und 20. August Morgens 4 h. Erdstösse zu Pisa, in Livorno; auch in Messenien wiederholten sich seit zwei Monaten Erdstösse; desgleichen auf mehreren jonischen Inseln; am 20. Morgens 8½ h. Erdstoss zu Tiflis.

Am 22. August wiederholter heftiger Ausbruch des Hekla; die Flamme erhob sich zu ungeheurer Höhe; die Asche bedeckte das Land weithin.

Am 27. August Morgens wiederholter Erdstoss zu Livorno; Erdstösse zu Adrianopel, den jonischen Inseln, zu Comrie in Schottland.

Am 30. August Erdstoss bei Stanz in Unterwalden.

Am 31. August Erdstoss zu Livorno.

Vom 2. September an Ausbruch des Vulcans Merapi auf Java.

Am 6. und 13. September Erderschütterungen auf Trinidad.

Am 11. und 12. September Ausbrüche des Vesuvs, der seit dem Erdbeben in Toskana vom 14. August beständig thätig gewesen war, des Nachts im Feuer stand und den Tag über eine Rauchsäule zeigte.

Am 19. September 12 h. Mittags Erderschütterungen zu Gallipoli.

Am 4. und 5. October wurde ein untermeerischer Ausbruch bei Girgenti und Sciacca beobachtet.

Am 17. October Erdstösse zu Derbet im asiatischen Russland, zu Kischeneff in Bessarabien, zu Gozzo.

Am 22. October auf der Insel Taman am Ausfluss des Kuban ein flammenähnliches Leuchten an den Bergtheerquellen, das in den Pausen eines donnerähnlichen Geräusches eintrat.

Im Laufe Octobers Erdstösse auf den Marianen.

In der Nacht vom 18—19. und 30—31. October Erderschütterungen zu Eriwan.

In der Nacht vom 22—23. November Erdstoss zu Comrie in Schottland; am folgenden Morgen schwamm eine schwarze Schlammsubstanz auf der Oberfläche des Loch Dochart.

Im Laufe Novembers seyen Erdstösse in Algerien mit Regengüssen und Ueberschwemmungen vorgekommen, wodurch die Brücken über den Arrasch zerstört wurden. Vom 14—22. November haben sich die Erdstösse wiederholt.

Am 24. November starke Erdstösse in Perthshire in Schottland.

Am 28. November wurde bei den Beringsinseln ein unterirdischer Erdstoss mit donnerähnlichem Geräusch bemerkt.

Am 8. December 2 h. Morgens leichte Erderschütterung zu Klagenfurt.

Vom 8—11. Dec. Erdstösse zu Bologna, Florenz, Siena.

Am 13. December Erdstoss zu Schweidnitz; an demselben Tag Erderschütterung unter Gewittersturm zu Gemenos bei Marseille.

Am 21. December entstand bei Remagen und Oberwinter ein Erdsturz, mit dumpfem Rollen im Innern der Erde verbunden. In der Nacht vom 21. bis 22. December wollte man während orkanartigen Sturms zu Nauheim in Kurhessen Erdstösse gespürt haben; eine warme Soolquelle sprang in einem verlassenen 600′ tiefen Bohrloch an.

Am 25. December wollte man in mehreren Gegenden Oberschwabens Erderschütterungen bemerkt haben, was aber wohl die Explosion des Meteorsteinfalls im Mindelthale war.

i) Ueberschwemmungen und Regengüsse.

Zu Anfang Januars (vom 4. an) grosse Ueberschwemmung der Weichsel von Neuenburg bis Graudenz.

Im ganzen Monat Januar haben Regengüsse im Banat bei —1° bis + 3° R. geherrscht.

Vom 21. Januar bis Ende Ueberschwemmung der Kinzig bei Kehl. Um dieselbe Zeit Austreten des Rheins bei Cöln und Coblenz. Zu Ende Januars Ueberschwemmungen in allen Gegenden Deutschlands, desgleichen in Belgien und Holland. Auch die Elbe, Weser, Maas, Schelde etc. traten in dieser Zeit über. In Böhmen stand das Wasser 2 Fuss höher, als 1845 und übertraf an Höhe, Dauer, Ausbreitung und Verwüstung alle Ueberschwemmungen seit Jahrhunderten. Auch in Frankreich erfolgten Ueberschwemmungen der meisten Flüsse.

Am 29. Januar grosse Springfluth mit Ueberschwemmung zu Bristol.

Zu Anfang Februars erfolgten in Folge des Eisgangs Ueberschwemmungen der Memel, Nogat und Weichsel. Der Schnee schmolz allenthalben rasch, grossentheils in Folge von Regengüssen. Auch in Schlesien erfolgten Ueberschwemmungen.

Am 3. Februar Ueberschwemmung der Weser bei Bremen; der Donau bei Wien, der Gewässer in den Bodenseegegenden.

Am 6. Februar erfolgte neues Steigen der Gewässer in Holland in Folge grosser Regengüsse; Haag, Mastricht, Nymwegen u. a. O. wurden überschwemmt; ebenso Ueberschwemmungen in Oesterreich, am 8. des Rheins, am 9. der Weichsel (seit Juli 1844 die dritte Ueberschwemmung); am 10. ging die Oder (zum viertenmal in diesem Winter) mit neuem Grundeis.

Um die Mitte Februars grosse Ueberschwemmungen zu Paris und Rouen.

Im Februar grosse Regengüsse in Aegypten.

Vom 5. März wurde eine abermalige Ueberschwemmung der Weichsel von Thorn gemeldet, die theilweise schon seit fünf Wochen bestand. Die Flosshöhe war am 5. 19', einen geringer als 1844. Ebenso Ueberschwemmung der Memel bei Tilsit am 8. März; Ueberschwemmung der Warthe und der Negat.

In New-York und Pensylvanien grosse Ueberschwemmungen bei dem Eisgang der Flüsse, das bei der Strenge des Winters sehr stark geworden war.

In der ersten Woche Aprils Ueberschwemmungen in verschiedenen Gegenden Württembergs. Am 6. April das vierte Austreten des Rheins zu Cöln bis innerhalb der Stadtthore. Im Laufe Aprils neue Ueberschwemmungen der Oder. In der ersten Woche Aprils Ueberschwemmung der Loire u. a. Flüsse Frankreichs durch Regengüsse. Auch in Spanien folgten Ueberschwemmungen.

Im ersten Drittel Aprils Ueberschwemmungen in England, bei Hull, Doncaster, Nottingham, im Trentthal.

Im Laufe Aprils Regengüsse in den Gegenden des Caspischen Meeres.

Zu Anfang Mai's grosse Ueberschwemmungen der Theiss in Ungarn.

Am 12. und 13. Mai grosse Regengüsse in Württemberg und Austreten der Flüsse.

Am 16. und 17. Mai Ueberschwemmung der Etsch zu Trient. Am 17. und 18. Ueberschwemmungen in Oberitalien, Genua, Mailand; auch in Wallis verheerende Ueberschwemmungen der Rhone.

Aus Lyon wurden vom 22. Mai anhaltende Regengüsse berichtet.

Vom 22 — 24. Mai Ueberschwemmung im Oetzthal durch Ausbruch des Vernagt-Fernersees.

Am 9. Juni fiel nach langer Dürre plötzlich Regen in Menge in Ostindien und beförderte den Ausbruch der Cholera.

Am 28. Juni Ueberschwemmung des Rheins bei Vaduz in Folge eines Durchbruchs.

Am 17. Juli wiederholte sich dieselbe. Auch die Rhone trat wiederholt in Wallis zu Ende Julis aus.

Im Laufe Julis Ueberschwemmung des Terek in einem grossen Theil des Kuban durch Regengüsse; desgleichen Ueberschwemmungen in Mexico (des Rio grande).

Am 8. August Regenguss im OA. Balingen, der Kartoffeln ausschwemmte. Starker Platzregen mit Schaden durch Abflössungen zu Stuttgart. An demselben Tage Wolkenbruch mit grosser Ueberschwemmung in den Gebirgen von österreichisch Schlesien; Wolkenbruch mit Ueberschwemmung in der Gegend von Friedland, die sich auf viele Dörfer von Schlesien und Böhmen verbreiteten.

Am 10. August 12stündiger Regenguss zu Appel und Kosel in Schlesien, die Ueberschwemmung verbreitete sich sehr weit.

Mitte Augusts Regengüsse in Syrien, die sonst erst im October eintreten.

Am 22. und 23. August plötzliche Ueberschwemmungen in der Schweiz, in den innern Kantonen, Appenzell, Bern, Graubünden, im Thurgau u. s. O. Aus Basel wurde ungewöhnliches Anlaufen des Rheins mit Treibholz berichtet; ebenso der Sihl, Limmat, im Sitterthal und Emmenthal. In der Nacht vom 22 — 23. August plötzliche Ueberschwemmung bei Mödling, bei Wien in Folge von Regengüssen; an demselben Tag in Tyrol Ueberschwemmungen durch Wolkenbrüche; ebenso im Vorarlbergischen; am 24. August Ueberschwemmung im Pinzgau; am 25. in Steiermark.

Am 24. und 25. August Ueberschwemmung des Rheins bei Breisach; der Würz und anderer Flüsse in Steiermark, der Gewässer in Tyrol; am 29. und den folgenden Tagen Ueberschwemmungen der Gewässer in der Schweiz, in Folge von grossen Regengüssen; der Vierwaldstädter See war zu ungewöhnlicher Höhe angeschwellt.

Am 29. August Wolkenbruch und Ueberschwemmung in Wadt. Die Regengüsse dauerten in der Schweiz und Tyrol bis in den September fort mit Hagelschlägen und Gewittern.

Zu Ausgang Septembers und im October erschienen Regengüsse und

Ueberschwemmungen in Italien nach monatlanger Trockenheit. Im Neapolitanischen erschienen mit Anfang Septembers zahlreiche Gewitter mit Siroccostürmen und tropischen Regengüssen, die theilweise grosse Verheerungen durch Ueberschwemmungen anrichteten.

Im Laufe Septembers Wolkenbrüche und Ueberschwemmungen in Frankreich, Departement Ardèche und Dröme.

Am 30. September Stürme mit Regengüssen und Ueberschwemmung auf Sicilien.

Am 9. October Gewitter mit Platzregen zu Constantinopel, der erste nach einem sehr regenlosen Sommer.

Am 18. October in Folge eines Föhns der seit dem 14. herrschte, grosse Ueberschwemmung der Reuss in Uri. An demselben Tage, in Folge eines furchtbaren Gewittersturms vom 16. October an, erfolgten Ueberschwemmungen der Loire und der Rhone und ihrer Nebenflüsse mit furchtbaren Verheerungen. Der Gewittersturm erstreckte sich durch das ganze südöstliche Gebiet von Frankreich bis nach Turin und Oberitalien; der Po und Ticino richteten grosse Verheerungen an. Später am 25. erfolgten noch Ueberschwemmungen der Pyrenäenflüsse, der Adour wurde sehr verwüstend. Auch in den Gebirgsgegenden Oesterreichs erfolgten Regengüsse und Ueberschwemmungen in der zweiten Hälfte Octobers.

Im Laufe Octobers starke Ueberschwemmung des Nils.

Am 21. October trat zu Antwerpen die Fluth statt um $5\frac{1}{2}$ schon um 4 h. ein.

Aus Rom wurde vom 30. October Aufhören eines vierzehntägigen ununterbrochenen Regens berichtet; ebenso aus Neapel; die Apenninengewässer richteten grosse Verherrungen durch Ueberschwemmung an.

Am 3. November erfolgte eine grosse Ueberschwemmung der Metidschah in Algerien durch plötzliches Anschwellen der kleinen Atlasflüsse.

Vom 17 – 27. November Regengüsse und Ueberschwemmungen in Norditalien, Frankreich, Spanien und Portugal.

Am 7. December Gewitter mit Regengüssen, Schneefall und Ueberschwemmung der Tiber zu Rom. Am 9. December wiederholten Gewitter und am 20. wiederholte Ueberschwemmung.

Am 22. December Ueberschwemmung der Garonne; Ueberschwemmung zu Rennes in Folge Platzregens durch ein Gewitter.

k) Trockenheit und Wassermangel.

In Guiana und Barbadoes herrschte nach Berichten vom Ende Februars grosse Dürre. In Paramaribo war seit August 1845 kein Regen gefallen.

Im südlichen Neapel und auf Sicilien herrschte im Februar und März Regenmangel.

Auf Jamaika und den Inseln Westindiens herrschte vom Februar bis Ausgang März und im April grosse Dürre.

Zu Ende März Trockenheit in Catalonien.

Zu Anfang Aprils Dürre in Sicilien. In Palermo herrschte Sirocco bei + 24° R. Erst der Mai brachte Regengüsse und kühlere Temperatur.

In Mittel- und Unteritalien herrschte Trockenheit bis in den April, wo Regengüsse erschienen.

In Ostindien herrschte nach Bericht vom 2. Mai ungewöhnliche Dürre.

Im Laufe Mais grosse Dürre im Banat; erst in Mitte Junis folgte Regen.

Vom 12. Juni aus Hamburg anhaltende Dürre berichtet; vom 14. aus Berlin und aus Oestreich.

In Kleinasien Dürre in den Sommermonaten.

Im Caplande herrschte nach Berichten vom 7. Juli grosse Trockenheit.

Im Juli herrschte Trockenheit in Griechenland.

In den Sommer- und Herbstmonaten, vom Juni bis in den November herrschte allenthalben in Deutschland, nur theilweise durch Gewitter unterbrochen, grosse Trockenheit und in manchen Gegenden Wassermangel.

Zu Anfang Augusts Dürre und Wassermangel in Schlesien, dagegen in Oberschlesien in der ersten Woche Augusts Gewitter mit Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen.

Im Laufe Julis und Augusts anhaltend grosse Hitze und Trockenheit in Sicilien und Neapel. Es entstand in manchen Gegenden grosse Wassernoth.

Nach zwei monatlicher Hitze und Trockenheit erschienen am 8. August zu Rom Regengüsse.

Vom 10. August wurde grosser Wassermangel von Gerabronn, Künzelsau und andern Gegenden Württembergs berichtet.

Im Juli und August grosse Hitze und Trockenheit in den Ländern des schwarzen Meers (Odessa), am 14. August fiel zum erstenmal Regen, doch ungenügend.

Am 20. August erfolgte zu Berlin zum erstenmal im Sommer ein Landregen; in Karlsruhe hatte man im ganzen Sommer nur vier Regentage gehabt.

Während Regengüssen und Ueberschwemmungen zu Ausgang Augusts in Tyrol herrschte in Südtyrol noch die alte Trockenheit. Auch im übrigen Italien, namentlich Neapel, dauerte Hitze und Trockenheit fort.

Nach Berichten vom Anfang Septembers herrschte im Caplande noch fortdauernde Dürre.

In Ungarn hatte man im September fortdauernde Dürre, so dass die Baumfrüchte abfielen, und die Weinlese beschleunigt werden musste.

Am 17. September fiel im Banat der erste Regen drei Tage lang.

Zu Ausgang Septembers Fortdauer der Trockenheit in den Gegenden der Oberweser. Die sämmtlichen Flüsse Deutschlands hatten ungewöhnlich niedrigen Wasserstand.

Gleichzeitig mit Ueberschwemmungen der Flüsse im südlichen Frankreich um den 24. October hatten der Rhein und andere deutsche Flüsse einen ungewöhnlich tiefen Wasserstand.

In Schlesien dauerte im November die Trockenheit noch fort. Ebenso

Angeſichte, Creuze; — Alles dies, nebſt der gewöhnlichen großen Strophenzahl dieſer Lieder, im unverkennbaren Gegenſatz mit der Gedrängtheit des Styls und mit der Lautſparung der vorhergehenden Periode. Dergleichen darf nun in der That nicht ſammt und ſonders ausgemerzt werden, und wenn auch ein groſser Theil davon als ungeeignet auf die Seite zu ſchaffen iſt, ſo muß doch die Eigenthümlichkeit des Zeitraums, namentlich an den bedeutſamſten Stellen, und ich möchte beſonders hervorheben, an den ſchon im Bewußtſeyn der Gemeinden eingelebten Liedern, möglichſt bewahrt und auch die unvermeidliche Aenderung nur in dieſem Sinn und Ton behandelt werden. Hier iſt es zwar am nöthigſten, den üppigen Wuchs abzukürzen; denn, wenn auch das Lied von 57 langen Strophen, von welchem Knapp die ſieben beſten auserleſen und mitgetheilt hat, einer ſpäteren Periode anzugehören ſcheint, ſo fehlt es doch gerade in der Schule Paul Gerhards und zumal unter den Liedern dieſes Dichters ſelbſt, ſo wie des Johann Riſt, des Benjamin Schwelke u. A., nicht an geiſtlichen Gedichten von 20 — 30 Verſen, ein Ueberfluß, der ſchon für unſern gottesdienſtlichen Gebrauch ganz unmäßig iſt, und woraus denn mit Fug das Gediegenere für dieſen Zweck ausgewählt werden mag. Namentlich aber ſollte dann hierbei auch darauf geſehen werden, daß, wenn anders der religiöſe und poetiſche Gehalt damit übereinſtimmt, ſolche Strophen, die der wenigſten Veränderung bedurften, dem kirchlichen Gebrauch anheimblieben.

Die pietiſtiſche Schule hat im Durchſchnitte den größeren Reichthum an typiſcher Darſtellung und an ſinnlichen Tropen. Dieſen darf man ihr nicht entreißen, aber man muß das zu grelle und das zu weichliche Bild in ein edleres, wiewohl möglichſt aus demſelben myſtiſchen Ideenkreis entlehntes, verwandeln, und hat beſonders dem typiſchen Gebrauch altteſtamentlicher Namen, Oerter, Sitten u. dergl., welche nur dem in die typologiſchen Myſterien Eingeweihten von dieſer Seite bekannt und geläufig ſind, Grenzen zu ſtecken. Auch hier kann es nicht ſchwer fallen, ganze Strophen um ihres unziemlichen Inhalts willen auszuſcheiden. Dabei iſt aber die Sprachform ſchon der unſrigen verwandter, wiewohl Manche noch in dem Ton der Gerhard'ſchen Schule ſich auszudrücken befliſſen ſind, und demnach dürfen auch hier die proſodiſchen, grammatiſchen und ſyntaktiſchen Regeln ihre ſtrengern Anſprüche geltend machen

wurde von der schwäbischen Alp im Laufe Novembers über Wassermangel geklagt. Im November ungewöhnlich niedriger Wasserstand des Mains. Wassermangel in einzelnen Gegenden Württembergs, der erst zu Ende Novembers durch reichliche, da und dort Ueberschwemmungen verursachende Regengüsse gehoben wurde.

In der ersten Hälfte Decembers ungewöhnlich tiefer Wasserstand des Neckars.

D) Ungewöhnliche Wärmeerscheinungen.

Während im Neapolitanischen und Kirchenstaat zu Anfang Januars Frost herrschte, wurde vom Anfang des Monats an aus Venedig milde Frühlingswitterung berichtet. Aus Lissabon wurde eine seit drei Wochen dauernde milde Witterung vom 10. Januar berichtet. Uebrigens war mit Ausnahme jener Frostzeit zu Anfang des Jahrs der Winter einer der mildesten in ganz Italien; ebenso in Spanien, Griechenland und der Türkei. In Palermo sank der Thermometer nie unter + 8° R.

Aus Wien vom 12. Januar: nach mehrtägiger Kälte sey am 11. milde Frühlingswitterung bei + 12° R. eingetreten.

Vom 23. Jan. aus Portugal fortdauernde Frühlingswitterung berichtet.

Aus Rom wurde vom 13. Februar anhaltende milde Witterung berichtet; ebenso aus Lyon vom 26. Februar.

Am 28. Februar zu Leipzig + 16° R.; zu Cöln + 14° Abends.

Vom 1. März wurde aus Frankreich (Paris), Rheinpreussen u. a. O. ungewöhnlich früher Eintritt der Frühlingswitterung berichtet. Am 1. März zu Paris und Constantinopel + 11° R., zu Montpellier + 13°, Madrid + 10°, Lissabon + 16°, Rom + 17°, Palermo + 19°.

Aus Stockholm wurde vom 3. März plötzlicher Eintritt von Thauwetter mit der schönsten Frühlingswitterung, Aufgehen der Flüsse und des Meers an der Küste berichtet; auch in Gefle hatte man am 24. Februar die ungewöhnliche Temperatur + 8° R. In St. Petersburg war die strenge Winterkälte gewichen und hatte einer sehr veränderlichen Witterung mit Frost und Regen Platz gemacht. Auch in den südlichen Theilen Irlands begann milde Witterung.

In Transkaukasien zu Anfang März Frühlingswitterung in den Niederungen mit viel Regen.

Aus Neapel wurde vom 3. März anhaltender Frühling gemeldet; ein eigentlicher Winter sey diesmal gar nicht eingetreten; in den Gebirgen von Neapel hatte man keinen Schnee gehabt.

Am 8. März Thauwetter zu Petersburg bei + 5° R.

Mit Anfang März sey im Banat, nach Frosttagen zu Ende Februars, anhaltende Frühlingswitterung eingetreten.

Zu Anfang des März waren die Berge der Schweiz grün bis auf die beschneiten Gipfel.

Mitte März Frühlingswitterung im sächsischen Erzgebirge, was seit 1811 nicht mehr der Fall war.

Zu Ende März und Anfang Aprils Hitze in Sicilien mit Sirocco bis zu + 24° R.

Im Laufe Junis andauernde Hitze und Dürre in Neapel.

In der ersten Hälfte Julis grosse Hitze allenthalben in Deutschland und ganz Europa. Zu Mainz + 24° R., Paris und Ostende + 29°, Rom + 31°, Constantinopel + 31°, Archangel + 27°.

Grosse Hitze in Syrien im Juni und Juli. Zu Algier hatte man + 52° (?) C., 2° höher als am Senegal. In Athen am 28. Juli + 31° im Schatten, am 25. Juli zu Rom + 28,6°, am 24. + 29,3°.

Aus der Schweiz wurde von Ausgang Julis ein ungewöhnliches Schmelzen der Gletscher berichtet; die Spitze des Montblanc sei nackter Felsen, was seit vielen Jahren nicht erlebt war.

Dasselbe, nämlich Schmelzen des Schnees, auf den Gebirgshöhen der Karpathen wurde vom Anfang Augusts berichtet; in der Schweiz entstunden nach Bericht vom 15. August aus Glarus viele Lawinen durch das Erweichen der Firnen.

Zu Anfang Augusts hatte man in Rom eine Hitze von + 28° R.

Aus Stockholm wurde grosse Hitze in Schweden, in manchen Gegenden bis 32° berichtet.

Aus Petersburg wurde vom 18. und 22. August steigende Hitze, bis zu + 25° berichtet; selbst in Archangel hatte man im Laufe des Sommers bis zu + 27°. Auch im September dauerte in Russland milde Witterung fort; in Petersburg hatte man zu Anfang Septembers noch + 5° Morgens und Abends. Zu Ende des Monats folgte rauhe Witterung. Im Laufe Novembers folgte dagegen wieder ungewöhnlich milde und trockene Witterung. Aehnliches wurde auch aus Schlesien berichtet, nachdem vom 16—20. November Frost geherrscht hatte.

Mitte September Anfang der Weinlese am Rhein, in Baden, der Schweiz, Burgund, Ungarn, Italien.

Bis zum 8. November herrschte in Schweden solch milde Temperatur, dass bei Linköping und Calmar der Roggen Aehren trieb; vom 12—14. November traten aber starke Schneefälle ein.

Nach winterlicher Witterung im Anfang December trat vom 10. milde Witterung in der europäischen Türkei und Griechenland ein; am 10. Dec. hatte man + 12 bis + 16° R. zu Constantinopel.

Am 20. December erschien nach stürmischem Schneewetter auf einmal wieder Thauwetter in Deutschland das den Schnee wegnahm. Vom 24. an erneute Schneefälle.

m) Ungewöhnliche Kälteerscheinungen.

Zu Anfang des Jahrs (wie zu Ausgang 1845) strenge Kälte mit Frost in Italien (Rom), Algerien, am 3. und 4. Eis zu Paris. Am 5. Januar in

den Bodenseegegenden — 8° R. Im Apennin lagen grosse Schneemassen. Grosse Schneemassen in Tyrol und Vorarlberg. Am 28. Januar Morgens zu St. Petersburg — 26° R.

Aus St. Petersburg wurde vom 10. Februar über fortdauernde strenge Kälte bis zu — 20° R. berichtet.

Am 10. und 11. Februar grosse Schneefälle in Norddeutschland; am 12. in Schlesien, am 18. in Polen und Galizien, in Ostpreussen; klafterhohe Schneemassen auf dem Riesengebirge.

Aus Erzerum wurden vom 8. März grosse Schneemassen in den Hochebenen des türkischen Armeniens seit zwei Monaten berichtet.

Aus Schlesien wurde vom 9. März gleichwohl eine ungewöhnlich frühe (um einen ganzen Monat) Vegetation berichtet.

Am 17. und 18. März stürmische Witterung mit neuem Schnee in den Bodenseegegenden und der Schweiz.

Am 18. März Schneesturm in ganz England.

Am 7. April Schneegestöber zu München.

In der Nacht vom 27—28. April Frostschaden an Obstbäumen und Weinstöcken im württembergischen Unterlande. Auch auf dem Schwarzwalde wurden die Obstbäume beschädigt. Am Fusse der Alp erfroren Gartengewächse und Kartoffeln. Auch in den Rheingegenden sowie in ganz Süddeutschland schadete der Frost dem Obst und den Reben.

Aus derselben Zeit wurde rauhe Witterung aus Russland (Petersburg) berichtet.

Mit Anfang Mais erschienen Frost, Schnee und Hagel nach langer Frühlingswitterung in Ost- und West-Preussen, wo im April 12—20° Wärme geherrscht hatte.

Zu Anfang Mais schädliche Nachtfröste im Banat; die Weinstöcke wurden beschädigt. Rauhe Witterung in Nord- und Süddeutschland.

Am 28. Mai starker Schneefall auf den Hochgebirgen Böhmens mit einer Lawine zu St. Peter.

Am 30. Mai waren die Seen auf dem Gotthardt noch fest gefroren.

In Transkaukasien herrschte seit dem April (bis Juni) jeden Nachmittag Regen, oft mit Hagel und Wind. Am 5. Juni fiel Schnee auf den Höhen, am 6. Juni hatte man Frost. Auch in Tiflis herrschte im Frühjahr und Sommer Regen, Hagel, Kälte und Schnee auf den Bergen.

Aus Böhmen wurde vom 7. Juni fortdauernder Schnee auf den hohen Gebirgen bis zur Höhe einer Elle berichtet. Auf der Schneekoppe hinderten heftige Stürme das Ansammeln des Schnees.

Vom Anfang Junis Berichte über Kälte mit rauhen Winden aus Schlesien und Posen.

Im Banat erschienen im Mai und Juni Morgenfröste, die in den Gebirgen die Gartengewächse zerstörten, während den Tag über bis + 28° R. herrschte und starke Hagelwetter niedergingen.

Am 24. Juni Frost zu Stockholm. Auf Schottland, im nördlichen Russland kamen kalte Nächte mit Reif im Laufe Junis vor.

Auf den Färöern, auf Island und in Nordschottland war der ganze Sommer sehr regnerisch, kühl und unfreundlich (dagegen dort der Winter 1844 bis 1845 sehr gelind gewesen). In Transkaukasien war die Witterung vom Anfang Mai bis Anfang Juni kalt und feucht mit Hagel, Regen, Schnee und Frost. Am 5. Juni + 2° R. Auch in Syrien sey der Sommer ungewöhnlich kühl gewesen und es seyen ungewöhnliche Regengüsse gefallen (Ausland Nro. 281). In dem ganzen transkaukasischen Landstrich war die zweite Hälfte des Sommers mit Sturm, Regen, Hagel und Kälte bezeichnet bis nach Armenien, wo sonst im Sommer künstlich gewässert werden muss. In Erivan sank im August die Temperatur auf 0 und auf den Höhen des Alagoz in Armenien fiel Schnee. Auch in China sey in den östlichen Ländern vom 21—31° N. Br. der Sommer ungewöhnlich kalt gewesen.

Ende Octobers winterliche Witterung im südlichen Russland, die Rhede von Taganrog und der Don waren beeist. Am 10. November lief man zu Tilsit Schlittschuhe.

In den ersten Tagen Novembers fiel tiefer Schnee im württembergischen Oberlande. Mitte Novembers war das Riesengebirge eingeschneit, während im flachen Lande noch milde Witterung herrschte. Vom 17—18. November Schneestürme in Galizien.

Seit Ende October bis Mitte November Treibeis auf der Donau bei Galacz, den Dons; Mitte November der Ladogasee mit Eis bedeckt, ebenso die Rhede von Kronstadt; am 30. November die Newa festgefroren.

Zu Anfang und Mitte Decembers erfolgten allenthalben in Deutschland starke Schneefälle mit Stürmen, mehr in den Ebenen als den Gebirgsgegenden.

In den ersten Tagen Decembers kalte Regengüsse in Neapel; am 10. December ein Gewitter zu Florenz, das Kälte brachte; Schneestürme in den Alpen und Vogesen.

Am 4. December — 15° zu Petersburg.

Am 14. December zu La Chaux de fond — 26° R. An demselben Tag Schneefall zu Neapel, Rom, Livorno und Venedig. Ungewöhnlicher Schneefall in England (Wales) vom 9. December an, der sich über ganz Nordeuropa verbreitete. In Schottland, Nordirland, und Wales lag der Schnee, theilweise 16 Fuss tief.

Am 15. December starkes Treibeis zu Cöln.

Am 18. December zu Barcellona und Biscaia — 9° R.

Am 20. December war der Vesuv ganz in Schnee eingehüllt.

Am 22. December lag zu Madrid Schnee und Eis.

Am 24. December erfolgten allenthalben in Deutschland neue Schneefälle.

Am 27. December der Hafen von Odessa mit Eis belegt.

n) Aussergewöhnliche Erscheinungen.

a) im Thierreich.

Am 24. Januar wurde bei Ulm ein fliegender Schmetterling gefangen.

Zu Ende Februar wurden fliegende Schmetterlinge zu Stuttgart gesehen.

Zu Anfang März erschienen Störche bei Carlsruhe.

Aus dem Banat wurde vom 17. Mai fortdauerndes Vorhandenseyn der Kolumbaczer Fliegen berichtet, die sonst in 3 – 4 Perioden im Jahr erschienen.

Am 12. Juli soll ein ungeheurer Zug Schmetterlinge von Frankreich nach England über den Kanal gezogen seyn, England um 12 h. Mittags erreicht und sich über das Land zerstreut haben. Eine Stunde nachher erhoben sich Windstösse aus SW, der Richtung, woher der Zug der Insekten gekommen war.

Am 5. August seyen zu Nachod in Böhmen ungeheure Züge von Storchen erschienen, die in der Stadt Hronow und der Umgegend sich niederliessen. Am 10. August erschienen Nachzüge.

Am 8. August 9 h. Abends erschienen zu Wilna grosse Schwärme von Eintagsfliegen, die an der Wilia den Boden wie dichtgefallener Schnee bedeckten.

Von Mitte Augusts wurden grosse Verwüstungen durch Heuschrecken aus Taurien und Cherson, Tiflis, der Krim und Grusien berichtet.

Im August klagte man in mehreren Gegenden Württembergs über Wespen und Hornisse an den Weintrauben, ebenso im Darmstädtischen. Dort und im Allgäu erschienen auch Feldmäuse.

Im Laufe Octobers wurden in England und Dänemark einzelne Wanderheuschrecken gefunden.

Im November hatte man in vielen Gegenden Württembergs während der Trockenheit Feldmäuse.

b) im Pflanzenreich.

Im Laufe Januars sey in Kleinasien ein Mannaregen vorgekommen in den Bezirken Jenischehr, Siwrihissar, Eski Schehir und Sidi Gaer. Die Erscheinung habe sich bis in den März fortgesetzt.

Zu Anfang Februars wurde aus dem württembergischen Unterlande aus vielen Gegenden Blühen der Frühlingspflanzen (Crocus, Daphne, Viola u. s.) berichtet.

Am 21. Februar blühten Mandelbäume zu Cöln.

Aus Frankfurt a. M. wurde am 1. März ein ungewöhnlich frühes Thränen des Weinstocks berichtet.

Am 1. März hatte man blühende Aprikosen, Pfirsiche und Mandeln in Rheinpreussen.

Von Paris wurde Anfangs März eine ungewöhnlich frühe Vegetation berichtet. Ebenso aus Schweden und Norwegen.

Aus dem Gouvernement Wilna wurde ein Mannaregen in der Nacht vom 23. März nach heftigem Sturme mit Donnerschlägen in Form eines Hagels berichtet (Ausland Nro. 233).

Am 17. April Blühen des Rapses in Schlesien.

Am 14. Mai die ersten reifen Kirschen zu Stuttgart.

Am 17. Mai Rapserndte im Banat.

Am 5. Juni Fruchterndte in Slavonien und Croatien.

Zu Ende Julis gefärbte Trauben in den untern Neckargegenden; Mitte Auguste reife Trauben.

Im September sah man in vielen Gegenden Deutschlands blühende Kastanien, Akazien, Obstbäume und Weinstöcke.

In der ersten Hälfte Octobers wurde bei Kirchheim u. T. Flachs geerntet, der aus dem Samen eines im August verhagelten Flachsfeldes gekeimt war.

In Marienberg in Sachsen hatte man Mitte October an einem Kirschenbaum zum zweitenmal reife Kirschen; in manchen Gegenden gab es im October zum zweitenmal reife Erdbeeren; Mitte October wurde aus vielen Gegenden zweite Blüthe von Obstbäumen, Weinreben und anderen Pflanzen berichtet.

Im October blühende Kirschenbäume bei Reutlingen.

14. Beobachtete Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Die letzten Schneegänse.

Oberstetten	12. März.	Wangen	23. Januar.
Rossfeld	12. „	Roth	13. März.
Schopfloch	6. „		

Mittlere Zeit 3. März. Unterschied 49 Tage.

Die ersten Lerchen singen.

Oberstetten	19. Februar.	Giengen	28. Februar.
Amlishagen	23. „	Pfullingen	26. April (?).
Rossfeld	21. „	Schwenningen	20. Februar.
Oehringen	1. März.	Tuttlingen	17. „
Hohenheim	19. Februar	Roth	6. „
Schopfloch	8. „	Wangen	23. „
Ennabeuren	20. „	Issny	20. „

Mittlere Zeit 20. Februar. Unterschied 23 Tage.

Ankunft der Storchen.

Oberstetten	8. März.	Giengen	28. Februar.
Amlishagen	6. „	Pfullingen	5. März.
Oehringen	27. Februar.	Schwenningen	26. Februar.
Winnenden	22. „	Tuttlingen	22. „
Hohenheim	27. „	Issny 20. März der 1te, 27. März der 2te.	

Mittlere Zeit 27. Februar. Unterschied 9 Tage.

Anfang des Pflügens.

Oberstetten	23. Februar.	Ennabeuren	26. Februar.
Amlishagen	2. März.	Giengen	2. März.
Rossfeld	2. „	Pfullingen	1. „
Winnenden	2. „	Schwenningen	23. Februar.
Cannstatt	4. Februar.	Tuttlingen	24. März.
Hohenheim	26. „	Wangen	24. Februar.
Schopfloch	15. März.	Issny	26. „

Mittlere Zeit 26. Februar. Unterschied 39 Tage.

Blühen des Seidelbasts. (Daphne mezereum.)

Oberstetten	22. Februar.	Pfullingen	27. Februar.
Amlishagen	5. „	Calw	2. „
Rossfeld	24. „	Schwenningen	1. März.
Winnenden	27. „	Tuttlingen	3. Februar.
Cannstatt	30. Januar.	Roth	28. „
Hohenheim	17. Februar.	Wangen	3. März.
Schopfloch	20. „	Issny	1. „
Ennabeuren	23. „		

Mittlere Zeit 19. Februar. Unterschied 26 Tage.

Ankunft der Drosseln.

Oberstetten	18. Februar.	Ennabeuren	27. Februar.
Amlishagen	24. „	Pfullingen	10. März.
Rossfeld	26. „	Roth	21. Februar.
Schopfloch	2. „		

Mittlere Zeit 22. Februar. Unterschied 36 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	4. März.	Hohenheim	28. Februar.
Rossfeld	8. „	Schopfloch	18. „
Oehringen	5. „	Roth	4. „
Winnenden	12. „	Tuttlingen	3. Mai.

Mittlere Zeit 3. März. Unterschied 58 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

Oberstetten	25. Februar.	Ennabeuren	16. März.
Amlishagen	2. April.	Giengen	1. „
Rossfeld	3. März.	Pfullingen	28. „
Oehringen	27. Februar.	Tuttlingen	28. „
Winnenden	3. „	Roth	24. „
Hohenheim	25. „	Wangen	26. Februar.
Schopfloch	20. März.	Issny	5. März.

Mittlere Zeit 7. März. Unterschied 53 Tage.

Blühen der Veilchen. (Viola ordorata.)

Oberstetten	6. März.	Schopfloch	13. März.
Amlishagen	28. „	Ennabeuren	16. „
Rossfeld	3. „	Giengen	31. Januar.
Oehringen	4. „	Calw	1. März.
Winnenden	27. Februar.	Tuttlingen	12. „
Cannstatt	6. „	Roth	24. „
Hohenheim	3. März.	Isny	11. „

Mittlere Zeit 5. März. Unterschied 56 Tage.

Blühen der Pfirsiche. (Amygdalus persica).

Oberstetten	14. April.	Cannstatt	24. März.
Oehringen	13. „		

Mittlere Zeit 6. April. Unterschied 21 Tage.

Ausschlagen der Birken.

Oberstetten	13. April.	Ennabeuren	8. April.
Amlishagen	13. „	Giengen	20. „
Rossfeld	18. „	Calw	13. „
Oehringen	12. „	Tuttlingen	24. „
Winnenden	11. „	Wangen	9. März.
Hohenheim	4. „	Isny	18. April.
Schopfloch	18. „		

Mittlere Zeit 11. April. Unterschied 42 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Oberstetten	22. April.		Schopfloch	22. April.
Amlishagen	15. „	Weissbuchen.	Ennabeuren	10. „
	23. „	Rothbuchen.	Giengen	25. „
Rossfeld	15. „		Pfullingen	2. „
Oehringen	10. „		Tuttlingen	26. „
Winnenden	10. „		Wangen	10. März.
Hohenheim	13. „		Isny	27. April.

Mittlere Zeit 24. April. Unterschied 48 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Oberstetten	7. April.	Ennabeuren	4. April.
Amlishagen	2. „	Schwenningen	1. Mai.
Rossfeld	13. „	Tuttlingen	16. April.
Oehringen	13. „	Roth	28. „
Hohenheim	13. „	Wangen	22. „
Schopfloch	15. „	Isny	20. Mai.

Mittlere Zeit 17. April. Unterschied 48 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

Oberstetten	13. April.	Rossfeld	10. April.
Amlishagen	5. „	Oehringen	13. „

Hohenheim	3. April.	Schwenningen	14. April.
Schopfloch	15. März.	Tuttlingen	10. „
Ennabeuren	14. April.	Roth	2. Mai.
Giengen	12. „	Isny	25. April.

Mittlere Zeit 11. April. Unterschied 48 Tage.

Ankunft der Hausschwalben.

Oberstetten	2. März.	Giengen	10. April.
Amlishagen	13. April.	Pfullingen	3. „
Rossfeld	10. „	Tuttlingen	27. März.
Hohenheim	3. „	Roth	6. April.
Schopfloch	24. „	Isny	11. „
Ennabeuren	1. Mai.		

Mittlere Zeit 7. April. Unterschied 60 Tage.

Erstes Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	5. Mai.	Schopfloch	6. Juni.
Amlishagen	16. „	Ennabeuren	23. Mai.
Rossfeld	25. „	Giengen	1. Juni.
Oehringen	23. April.	Tuttlingen	26. Mai.
Hohenheim	2. Mai.	Isny	23. „

Mittlere Zeit 18. Mai. Unterschied 44 Tage.

Blühen des Winterrepses. (Brassica napus.)

Oberstetten	3. April.	Schopfloch	15. Mai.
Amlishagen	10. „	Ennabeuren	7. „
Oehringen	7. „	Giengen	18. April
Winnenden	13. „	Pfullingen	10. „
Hohenheim	15. „	Tuttlingen	10. „

Mittlere Zeit 17. April. Unterschied 42 Tage.

Blühen der Schlehen. (Prunus spinosa)

Oberstetten	2. April.	Giengen	18. April.
Amlishagen	15. „	Schwenningen	1. Mai.
Rossfeld	20. „	Tuttlingen	18. April.
Oehringen	14. „	Roth	17. „
Hohenheim	7. „	Wangen	14. „
Schopfloch	12. „	Isny	17. „
Ennabeuren	22. „		

Mittlere Zeit 8. April. Unterschied 29 Tage.

Blühen der Kirschen.

Oberstetten	0. April.	Hohenheim	8. April.
Amlishagen	13. „	Schopfloch	18. „
Rossfeld	23. „	Ennabeuren	27. „
Oehringen	11. „	Giengen	18. „
Winnenden	30. März.	Pfullingen	15. „

Calw	11. April.	Roth	17. April.
Schwenningen	24. „	Wangen	16. „
Tuttlingen	20. „	Isny	20. „

Mittlere Zeit 15. April. Unterschied 27 Tage.

Blühen der Pflaumen.

Oberstetten	11. April.	Ennabeuren	1. Mai.
Amlishagen	30. „	Giengen	23. April.
Rossfeld	10. „	Pfullingen	11. „
Winnenden	11. „	Calw	27. März.
Schopfloch	24. „	Tuttlingen	10. Mai.

Mittlere Zeit 19. April. Unterschied 44 Tage.

Blühen der Birnbäume.

Oberstetten	15. April.	Giengen	25. April.
Amlishagen	28. „	Pfullingen	10. „
Rossfeld	17. „	Calw	14. „
Oehringen	14. „	Schwenningen	2. Mai.
Winnenden	13. „	Tuttlingen	29. April.
Cannstatt	2. „	Roth	19. „
Hohenheim	16. „	Wangen	13. „
Schopfloch	8. Mai.	Isny	1. Mai.
Ennabeuren	2. „		

Mittlere Zeit 20. April. Unterschied 36 Tage.

Blühen der Apfelbäume.

Oberstetten	29. April.	Giengen	5. Mai.
Amlishagen	30. „	Pfullingen	10. April.
Rossfeld	7. Mai.	Calw	25. „
Oehringen	30. April.	Schwenningen	1. Mai.
Winnenden	30. „	Tuttlingen	10. „
Cannstatt	28. „	Roth	7. „
Hohenheim	9. Mai.	Wangen	6. „
Schopfloch	10. „	Isny	9. „
Ennabeuren	9. „		

Mittlere Zeit 2. Mai. Unterschied 30 Tage.

Blühen der Maiblümchen. (Convallaria majalis).

Oberstetten	10. Mai.	Hohenheim	12. Mai.
Amlishagen	2. „	Schopfloch	2. „
Rossfeld	15. „	Ennabeuren	12. „
Oehringen	3. „	Tuttlingen	12. „

Mittlere Zeit 8. Mai. Unterschied 12 Tage.

Fliegen der Maikäfer

Oberstetten	24. April. (wenige.)	Rossfeld	18. Mai.
Amlishagen	3. Mai. (wenige.)	Hohenheim	3. „

Die dem vierten Zeitraum angehörigen guten Lieder der Gellert'ſchen Schule bedürfen etwa nur von dogmatiſcher Seite einer Nachhilfe da und dort, wiewohl ich wiederholen muß, daß ich nicht gemeint bin, hier mit den Eiferern die Wörter Tugend und Gottheit juſt ebenſo oft in Glauben und Gott umzutauſchen, wie die Verbeſſerer des vorigen Jahrhunderts es umgekehrt mit den älteren Liedern gethan hatten.

Wird ſodann, wie billig, auch der muſikaliſche Theil des kirchlichen Volksgeſangs in die Bearbeitung mit aufgenommen, ſo muß davon die einfachſte, in Ober- und Unterſtimmen ſingbare Herſtellung der älteren und neueren Choräle gefordert werden. Von den am tiefſten empfundenen alten Chorälen, von welchen die Melodie vieler aus einer ſehr frühen Zeit, noch vor der Reformation, herrührt, ſind freilich nicht wenige, welche der leichten Faßlichkeit ermangeln und daher, zumal für eine Dorfgemeinde, nicht anders anwendbar ſind als dadurch, daß man ſie vor dem Gottesdienſt oder während der Sakramentshandlungen und bei Caſualien von einem methodiſch eingeübten Chore vortragen läßt. Eine treffliche Auswahl von Chorälen der leichtern und ſchwierigern Gattung bietet das obengerühmte Kocher'ſche Werk: „Stimmen aus dem Reiche Gottes“, welches mit ausgedruckten Texten die unverkünſtelte, den vierſtimmigen Satz wie die Melodie in großer Einfachheit und Würde darbietende Behandlung enthält, wie ſolche einem längſt gefühlten Bedürfniß entgegenkommt. Für ein Kirchen-Geſang- und Choralbuch kann hieraus vieles noch Unbekannte aus alter und neuer Zeit, und das Bekannte in der rechten Art und Haltung entnommen werden; aber die Hauptabſicht ſollte dabei doch immer auf das wirklich Religiöſe ſo wie Volksmäßige gehen, um den Geſang im Volke wahrhaft zu beleben und zu bilden.

In den Chorälen kann der vierſtimmige Satz nicht wohl nach verſchiedenen Zeiträumen des Urſprungs der Melodie verſchieden ausfallen; denn abgeſehen davon, daß der Tenor nicht mehr nach altrömiſcher Satzung der Cantus firmus ſeyn kann, um welchen ſich die drei anderen Stimmen figurativ bewegen, wie, nach Luthers Ausdruck, die tanzenden Kinder um den lieben Vater, obwohl dieſe Methode auch in der Lutheriſchen Kirche bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert galt und bei den Reformirten mit den Pſalmen von Goudimel ſogar jetzo noch zum großen Theile gilt: ſo trägt der

Schopfloch	15. Mai.	Tuttlingen	6. Mai.
Pfullingen	3. „ (wenige.)		

Mittlere Zeit 6 Mai. Unterschied 24 Tage.

Blühen der Wintergerste.

Rossfeld	8. Juni.	Schopfloch	30. Mai.
Winnenden	24. Mai.	Schwenningen	15. Juni.
Hohenheim	21. „		

Mittlere Zeit 1. Juni. Unterschied 25 Tage.

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	4. Mai.	Giengen	15. April.
Amlishagen	12. „	Pfullingen	31. Mai.
Rossfeld	16. „	Tuttlingen	8. „
Oehringen	29. April.	Roth	5. Juni.
Schopfloch	5. Juni.	Isny	3. „
Ennabeuren	9. Mai.		

Mittlere Zeit 15. Mai. Unterschied 41 Tage.

Ruf des Wiesenschnarres. (Rallus crex.)

Oberstetten	21. Mai.	Pfullingen	5. Juni.
Rossfeld	22. „	Tuttlingen	14. Mai.
Schopfloch	5. Juni.	Isny	1. Juni.

Mittlere Zeit 27. Mai. Unterschied 22 Tage.

Blühen des Roggens. (Secale cereale.)

Oberstetten	25. Mai.	Giengen	28. Mai.
Amlishagen	24. „	Pfullingen	7. Juni.
Rossfeld	4. Juni.	Calw	2. „
Oehringen	2. „	Schwenningen	8. Juni.
Winnenden	5. „	Tuttlingen	1. „
Cannstatt	20. Mai.	Roth	31. Mai.
Hohenheim	31. „	Wangen	24. „
Schopfloch	3. Juni.	Isny	25. „
Ennabeuren	6. „		

Mittlere Zeit 30. Mai. Unterschied 19 Tage.

Blühen des Dinkels. (Triticum spelta.)

Oberstetten	15. Juni.	Giengen	13. Juni.
Amlishagen	9. „	Pfullingen	4. „
Rossfeld	13. „	Calw	10. „
Oehringen	9. „	Schwenningen	15. „
Winnenden	5. „	Tuttlingen	12. „
Cannstatt	2. „	Roth	8. „
Hohenheim	12. „	Wangen	26. Mai.
Schopfloch	10. „	Isny	11. Juni.
Ennabeuren	6. „		

Mittlere Zeit 8. Juni. Unterschied 20 Tage.

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	22. Juni.	Ennabeuren	20. Juni.
Rossfeld	2. „	Tuttlingen	5. Juli.
Hohenheim	24. „	Roth	17. Juni.
Schopfloch	24. „		

Mittlere Zeit 20. Juni. Unterschied 33 Tage.

Blühen des Habers. (Avena sativa.)

Oberstetten	5. Juli.	Ennabeuren	10. Juli.
Rossfeld	4. „	Calw	2. „
Winnenden	2. „	Tuttlingen	24. „
Cannstatt	12. Juni.	Roth	27. Juni.
Hohenheim	29. „	Issny	29. „
Schopfloch	8. Juli		

Mittlere Zeit 3. Juli. Unterschied 42 Tage.

Blühen des Hollunders. (Sambucus nigra.)

Oberstetten	4. Juni.	Ennabeuren	9. Juli.
Rossfeld	2. „	Tuttlingen	24. „
Cannstatt	1. „	Roth	1. Juni.
Oehringen	3. „	Wangen	24. Mai.
Hohenheim	2. „	Issny	6. Juni.
Schopfloch	18. „		

Mittlere Zeit 11. Juni. Unterschied 46 Tage.

Blühen der Weinreben.

Oberstetten	21. Juni.	Calw	3. Juni.
Oehringen	15. „	Stuttgart	27. Mai.
Winnenden	13. „	Kleinbotwar	31. „
Cannstatt	(30. Mai. einzeln.)	Reutlingen	4. Juni.
	12. Juni allgemein.	Leonberg	3. „
Pfullingen	14. „		

Mittlere Zeit 6. Juni. Unterschied 24 Tage.

Blühen der wilden Rose. (Rosa canina.)

Oberstetten	1. Juni.	Ennabeuren	8. Juni.
Rossfeld	3. „	Gleegen	27. Mai.
Oehringen	6. „	Tuttlingen	6. Juni.
Cannstatt	10. „	Roth	19. „
Schopfloch	12. „	Issny	12. „

Mittlere Zeit 7. Juni. Unterschied 23 Tage.

Heuerndte.

Oberstetten	16. Juni.	Cannstatt	30. Mai.
Amlishagen	12. „	Hohenheim	16. Juni.
Rossfeld	15. „	Schopfloch	12. „
Oehringen	7. „	Ennabeuren	8. „

Giengen	20. Juni.	Wangen	14. Juni.
Ulm	1. „	Isny	13. „
Pfullingen	10. „	Leonberg	6. „
Calw	1. „	Balingen	6. „
Schwenningen	15. „	Künzelsau	13. „
Tuttlingen	18. „	Freudenstadt	15. „
Roth	15. „		

Mittlere Zeit 11. Juni. Unterschied 21 Tage.

Blühen der Linden.

Oberstetten	28. Juni.	Giengen	4. Juli.
Amlishagen	1. Juli	Pfullingen	12. Juni.
Rossfeld	5. „	Calw	20. „
Cannstatt	16. Juni.	Tuttlingen	1. Juli.
Schopfloch	18. „	Isny	19. Juni.
Ennabeuren	5. Juli.		

Mittlere Zeit 25. Juni. Unterschied 23 Tage.

Flachserndte.

Oberstetten	4. September. (?)	Giengen	25. August.
Hohenheim	27. Juni.	Pfullingen	15. Juli.
Schopfloch	25. Juli.	Schwenningen	14. „
Ennabeuren	31. „	Isny	16. „

Mittlere Zeit 27. Juli. Unterschied 96 Tage.

Erndte der Wintergerste.

Rossfeld	20. Juli.	Schopfloch	25. Juli.
Oehringen	11. „	Pfullingen	20. „
Winnenden	30. Juni.	Calw	19. „
Cannstatt	15. „	Schwenningen	2. „
Hohenheim	28. „	Tettnang	2. Juni.

Mittlere Zeit 5. Juli. Unterschied 40 Tage.

Erndte des Roggens.

Oberstetten	20. Juli.	Giengen	12. Juli.
Amlishagen	20. „	Pfullingen	20. „
Rossfeld	20. „	Calw	15. „
Oehringen	10. „	Schwenningen	14. „
Cannstatt	9. „	Tuttlingen	18. „
Hohenheim	13. „	Roth	13. „
Schopfloch	22. „	Wangen	14. „
Ennabeuren	20. „	Isny	15. „

Mittlere Zeit 16. Juli. Unterschied 11 Tage.

Erndte des Dinkels.

Oberstetten	27. Juli.	Rossfeld	22. Juli.
Amlishagen	29. „	Oehringen	19. „
Winnenden	20. Juli.	Calw	15. Juli.
Cannstatt	11. „	Schwenningen	20. „
Hohenheim	17. „	Tuttlingen	21. „
Schopfloch	20. „	Roth	20. „
Ennabeuren	22. „	Wangen	18. „
Giengen	15. „	Isny	12. „
Pfullingen	20. „		

Mittlere Zeit 18. Juli. Unterschied 18 Tage.

Erndte der Sommergerste.

Oberstetten	29. Juli.	Giengen	21. Juli.
Amlishagen	6. August.	Pfullingen	20. „
Rossfeld	4. „	Calw	15. „
Cannstatt	10. Juli.	Schwenningen	16. „
Hohenheim	20. „	Tuttlingen	3. August.
Schopfloch	28. „	Roth	27. Juli.
Ennabeuren	31. „		

Mittlere Zeit 24. Juli. Unterschied 27 Tage.

Habererndte.

Oberstetten	13. August.	Ennabeuren	4. August.
Amlishagen	20. „	Giengen	31. Juli.
Rossfeld	4. „	Calw	3. August.
Oehringen	7. „	Schwenningen	2. „
Winnenden	3. „	Tuttlingen	10. „
Cannstatt	25. Juli.	Roth	30. Juli.
Hohenheim	27. „	Wangen	28. „
Schopfloch	10. August.	Isny	23. „

Mittlere Zeit 3. August. Unterschied 28 Tage.

Abzug der Storchen.

Oberstetten	6. August.	Winnenden	15. August.
Oehringen	3. „	Isny	15. „

Mittlere Zeit 9. August. Unterschied 12 Tage.

Abzug der Schwalben.

Oberstetten	21. September.	Ennabeuren	2. October.
Amlishagen	4. October.	Pfullingen	24. September.
Rossfeld	14. September.	Tuttlingen	19. „
Hohenheim	26. „	Roth	12. October.
Schopfloch	23. „	Isny	14. „

Mittlere Zeit 28. September. Unterschied 30 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose. (Colchicum autumnale.)

Oberstetten	5. August.	Oehringen	15. August.
Amlishagen	30. Juli.	Winnenden	15. „
Rossfeld	9. August.	Hohenheim	22. „
Schopfloch	8. „	Tuttlingen	20. „
Ennabeuren	11. „	Roth	17. „
Giengen	20. „	Wangen	27. „
Calw	12. „	Isny	16. „
Schwenningen	4. „		

Mittlere Zeit 13. August. Unterschied 28 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	1. September.	Hohenheim	11. October.
Amlishagen	14. October.	Schopfloch	27. September.
Rossfeld	19. „	Ennabeuren	21. August.
Oehringen	26. September.	Pfullingen	30. September.
Cannstatt	20. „	Tuttlingen	6. „

Mittlere Zeit 21. September. Unterschied 48 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	8. October.	Schopfloch	24. October.

Mittlere Zeit 16. October. Unterschied 16 Tage.

Anfang der Weinlese.

Oberstetten	8. October.	Kleinbottwar	9. October.
Oehringen	5. „	Reutlingen	2. „
Winnenden	3. „	Leonberg	7. „
Cannstatt	8. „	Ingelfingen	28. September.
Pfullingen	6. „	Künzelsau	29. „
Stuttgart	7. „	Neuffen	12. October.

Mittlere Zeit 5. October. Unterschied 14 Tage.

(Erste reife Trauben zu Anfang Augusts im Zabergäu, Kirchheim a. d. T. Stuttgart, im untern Neckarthal, bei Gotteszell; 27. August zu Oehringen.)

Erscheinen der Schneegänse.

Oberstetten	3. November.	Ennabeuren	2. December.
Rossfeld	1. December.	Tuttlingen	12. November.
Schopfloch	12. November.	Wangen	3. December.

Mittlere Zeit 20. November. Unterschied 30 Tage.

Ankunft der wilden Enten.

Tuttlingen 18. November.

Tabelle XC. Dauer des Aufenthals der Wanderthiere.

Orte.	Thiere.	Ankunft.	Abzug.	Aufenthalt. (Abwesenheit.)	Mittlere Dauer des letztern.
Oberstetten	Schneegänse	12. März	3. Nov.	236 Tage	
Rossfeld	—	12. —	1. Dec.	264 —	266 Tage
Schopfloch	—	6. —	12. Nov.	251 —	
Wangen	—	23. Jan.	3. Dec.	314 —	
Oberstetten	Storchen	8. März	6. Aug.	151 —	
Oehringen	—	27. Febr.	3. —	157 —	157 Tage
Winnenden	—	22. Febr.	15. —	174 —	
Issny	—	20. März	15. —	148 —	
Oberstetten	Schwalben	2. März	21. Sept.	203 —	
Amlishagen	—	13. April	4. Oct.	174 —	
Rossfeld	—	10. —	14. Sept.	157 —	
Hohenheim	—	3. —	26. —	176 —	
Schopfloch	—	24. —	22. —	151 —	174 Tage
Ennabeuren	—	1. Mai	2. Oct.	154 —	
Pfullingen	—	3. April	24. Sept.	174 —	
Tuttlingen	—	27. März	19. —	176 —	
Reih	—	6. April	12. Oct.	189 —	
Issny	—	11. April	14. —	186 —	
Oberstetten	Schnepfen	4. März	8. —	218 —	233 Tage
Schopfloch	—	18. Febr.	24. —	248 —	

Tabelle XCI. Dauer der Vegetation zwischen Blüthe und Reife.

Orte.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Roggen.	25. Mai	20. Juli	56 Tage	
Amlishagen	—	24. —	20. —	57 —	
Rossfeld	—	4. Juni	20. —	46 —	
Oehringen	—	2. —	10. —	38 —	
Cannstatt	—	20. Mai	9. —	50 —	
Hohenheim	—	31. Mai	13. —	43 —	
Schopfloch	—	3. Juni	22. —	49 —	
Ennabeuren	—	3. —	20. —	47 —	
Giengen	—	28. Mai	12. —	45 —	47 Tage
Pfullingen	—	7. Juni	20. —	43 —	
Calw	—	2. —	15. —	43 —	
Schwenningen	—	8. —	14. —	36 —	
Tuttlingen	—	1. —	18. —	47 —	
Reih	—	1. —	13. —	42 —	
Wangen	—	24. Mai	14. —	51 —	
Issny	—	26. —	15. —	51 —	
Oberstetten	Dinkel	15. Juni	27. —	42 —	
Amlishagen	—	9. —	29. —	50 —	
Rossfeld	—	13. —	22. —	39 —	
Oehringen	—	9. —	19. —	40 —	40 Tage
Winnenden	—	5. —	20. —	45 —	
Cannstatt	—	2. —	11. —	39 —	
Hohenheim	—	12. —	17. —	35 —	
Schopfloch	—	10. —	20. —	40 —	

Orte.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Ennabeuren	Dinkel	6. Juni	22. Juli	46 Tage	
Giengen	—	13. —	15. —	32 —	
Pfullingen	—	4. —	20. —	46 —	
Calw	—	10. —	15. —	35 —	
Schwenningen	—	15. —	20. —	35 —	40 Tage
Tuttlingen	—	12. —	21. —	39 —	
Roth	—	8. —	20. —	42 —	
Wangen	—	26. Mai	18. —	53 —	
Isny	—	11. Juni	12. —	31 —	
Oberstetten	Hafer	5. Juli	13. Aug.	39 —	
Rossfeld	—	4. —	20. —	47 —	
Winnenden	—	2. —	3. —	32 —	
Cannstatt	—	12. Juni	25. Juli	43 —	
Hohenheim	—	29. —	27. —	28 —	
Schopfloch	—	8. Juli	10. Aug.	33 —	32 Tage
Ennabeuren	—	10. —	4. —	25 —	
Calw	—	2. —	3. —	32 —	
Tuttlingen	—	24. —	10. —	17 —	
Roth	—	27. Juni	30. Juli	33 —	
Isny	—	29. —	23. —	24 —	
Oberstetten	Sommergerste	22. —	29. —	37 —	
Rossfeld	—	2. —	4. Aug.	32 —	
Hohenheim	—	24. —	30. Juli	36 —	
Schopfloch	—	24. —	28. —	34 —	34 Tage
Ennabeuren	—	20. —	31. —	41 —	
Tuttlingen	—	5. Juli	3. Aug.	29 —	
Roth	—	17. Juni	27. Juli	40 —	
Rossfeld	Wintergerste	8. —	20. —	42 —	
Winnenden	—	24. Mai	30. Juni	37 —	
Hohenheim	—	21. —	28. —	38 —	
Schopfloch	—	30. —	25. Juli	26 —	32 Tage
Schwenningen	—	15. Juni	2. —	17 —	
Oberstetten	Weinrebe	21. —	5. Oct.	104 —	
Oehringen	—	15. —	5. —	113 —	
Winnenden	—	13. —	3. —	112 —	
Cannstatt	—	12. —	8. —	118 —	
Stuttgart	—	27. Mai	7. —	133 —	110 Tage
Kleinbottwar	—	31. —	9. —	131 —	
Reutlingen	—	4. Juni	2. —	120 —	
Leonberg	—	3. —	7. —	126 —	
Pfullingen	—	14. —	6. —	114 —	

Die Beobachtungen, auf deren Grund vorstehender Jahresbericht entworfen wurde, verdanken wir dem unverdrossenen Eifer und der uneigennützigen Mitwirkung folgender Mitglieder unseres Beobachtervereins, denen wir unseren Dank öffentlich aussprechen und die Bitte um Fortsetzung ihrer schätzbaren Bemühungen beizufügen uns erlauben.

Hrn. Pfarrer **Bürger** zu Amlishagen.

Hrn. Pfarrer Bürger zu Obersteiten.
„ „ „ „ Rossfeld.
„ Oberreallehrer Christmann in Tuttlingen.
„ Oberamtsarzt Dr. Dietz in Freudenstadt.
„ „ „ v. Dihlmann in Friedrichshafen.
„ „ „ Eisenmenger in Oehringen.
„ Med. Dr. Emmert in Schwenningen.
„ Pfarrer M. Gaupp in Bissingen.
„ Apotheker Gmelin in Ulm.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Gross in Tuttlingen.
„ Med. Dr. Maux in Esslingen.
„ Oberforstmeister Karl in Sigmaringen.
„ Pfarrer Kommerell in Schopfloch.
„ Amtsarzt Dr. Meebold in Giengen.
„ Stadtpfarrer M. Memminger in Pfullingen.
„ Med. Dr. Müller in Calw.
„ Amtsarzt Dr. Nick in Isny.
„ Med. Dr. Rühle in Cannstatt.
„ Pfarrer Schiler in Ennabeuren.
„ Oberlehrer Schlipf in Hohenheim.
„ Med. Dr. Walser in Roth.
„ Med. Dr. Wunderlich in Winnenden.
„ Med. Dr. Zengerle in Wangen.

Nachbemerkung.

Indem wir die 22ste Zusammenstellung der Beobachtungsergebnisse des württemb. Vereins für Meteorologie der Oeffentlichkeit übergeben, dürfte es vielleicht am Platze sein, nachdem über Entstehung und Wirksamkeit des Vereins, sowie über den demselben zu Grunde liegenden Plan im vorigen Jahresberichte geredet worden, nun auch einige Worte über das zu sagen, was wir noch weiter leisten sollten und, unter gewissen Voraussetzungen, wohl auch leisten könnten. Unser geschätztes Mitglied, Herr Pfarrer M. Gaupp zu Bissingen OA. Kirchheim hat aus Anlass seiner Zusammenstellung von den Jahren 1845 und 1846 (Jahreshefte 2r Jahrg. 3s Hft. S. 355) in dieser Beziehung Wünsche ausgesprochen, die grösstentheils ebenso gegründet sind, als ihre Verwirklichung wünschenswerth wäre. Sie erstrecken sich:

1) auf Vertheilung correspondirender meteorologischer Instrumente an die Beobachter,

2) auf grössere Zahl und Vertheilung der Beobachter nach dem Lauf der Flussthäler des Landes,

3) auf Ausschliessung der Aspecten und Constellationen aus dem Bereiche der Beobachterthätigkeit,

4) auf vorzugsweise Berücksichtigung der Anomalieen in den atmosphärischen Erscheinungen als Functionen der climatischen Beschaffenheit der Beobachtungsorte,

5) auf grössere Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der Jahrgänge nach Tagen, Monaten und Jahreszeiten.

Genau übereinstimmende Instrumente sind gewiss das erste Erforderniss bei Beobachtungen, deren Resultate auf Vergleichung beruhen. Die materiellen Mittel dazu sollten aber billigerweise anderwärts her geboten sein, als durch die der Beobachter selbst. Wenn diese mit uneigennütziger Aufopferung ihrer Zeit und Bequemlichkeit sich einer mühsamen und dem Ununterrichteten als unfruchtbar erscheinenden Thätigkeit hingeben, deren eigentliches Ziel und Ende selbst zu erleben für den Beobachter nicht einmal in sicherer Aussicht steht, so sollten nicht auch noch Geldopfer von ihnen gefordert werden. Die im vorigen Jahrhundert auch in dem Bereiche der Meteorologie erfolgreich thätige *Societas palatina* war von der Regierung mit Mitteln ausgestattet, und konnte daher Instrumente an die Beobachter austheilen. Auch heutzutage wird von Regierungen selbst uncivilisirter Staaten Bedacht darauf genommen, meteorologische Warten zu errichten und sie mit allen nöthigen Apparaten reichlich zu versehen. — Die Centralstelle des landw. Vereins hatte bei Entstehung des württembergischen Beobachtervereins im Jahre 1825 die Mittel nicht, um jeden Beobachter mit Instrumenten zu versehen. Allein der unermüdliche Schübler war bemüht, durch Vergleichung seiner Instrumente mit denen der einzelnen Beobachter eine Gleichförmigkeit der Instrumente zu erzielen, die dennoch einigermassen hinreichte, um eine Grundlage für die Vergleichung der Resultate der einzelnen Beobachter zu bilden. Unser naturhistorischer Verein sieht sich heutzutage darauf beschränkt, diesen Zweck wenigstens annähernd dadurch zu erreichen, dass seinen Mitgliedern Gelegenheit gegeben ist, ihre Instrumente aus Einer zuverlässigen Werkstätte (vgl. unten Seite 389.) zu beziehen, da unsere Vereinscasse durch die Actien der Vereinsglieder, ihre einzige Einnahmsquelle, in der That nicht mit so „reichem Fonds“ ausgestattet ist, um für 30 weitere Beobachter die Instrumente anzuschaffen. Dazu kommt, dass die vorzugsweise Berücksichtigung eines Zweigs der vaterländischen Naturkunde mit den Geldmitteln des Vereins wohl nicht im Sinne der Mehrzahl unserer Vereinsmitglieder liegen würde, die sich andere Zweige gewählt haben und wir dürfen nicht verkennen, dass unsere meteorol. Jahresberichte nicht unter diejenigen Mittheilungen unserer Hefte gehören, welche Alle und Jeden ansprechen, oder die überhaupt unter den Begriff der „Lectüre“ zu stellen wären.

Dass die Zahl unserer bisherigen Beobachter für die Oberfläche des Landes zu klein sei, glauben wir nicht aus den Vorschlägen unseres Herrn Collegen Gaupp zu entnehmen, vielmehr wünscht er eine zweckmässigere Vertheilung derselben. Allein wo die Bemühungen der Beobachter ganz aus Freiwilligkeit hervorgehen, lässt sich nicht erwarten, dass gerade an den geeignetsten Stationen stets Beobachter sich finden werden. An den Bemühungen, Beobachter an geeigneten Stationen aufzufinden, hat es nicht gefehlt; und wir glauben nicht, dass irgend eine der bisherigen Stationen für ungeeignet zu halten sei. Allein ob die Stationen gerade in den Linien der Hauptflussthäler des Landes von Anfang bis Ende aufzusuchen seien, oder ob die Höhen und Tiefen des Landes, durch eine minder regelmässige Vertheilung der Stationen dennoch genügend besetzt sind, wie sich diess bei dem Ueberblick der Stationsorte auf der Karte ohne Zweifel zeigen wird; darauf wird bei einem an sich nicht sehr grossen Flächenraum der Hauptwerth nicht zu legen sein.

Von grösserem Werthe wäre, wenn der bisherige häufige Wechsel der Stationen beseitigt und Beobachter, welche an einem Stationsorte längere Zeit thätig waren, bei ihrer Entfernung von demselben stets gleich tüchtige Nachfolger erhalten könnten. Doch auch dafür hat man sich bisher nach Möglichkeit bemüht.

Dass für Witterungsprognosen weder in den Aspecten noch in andern siderischen Einflüssen sichere Grundlagen zu finden seien, wird Niemand mehr behaupten wollen, seitdem mit Erweiterung der Wissenschaft jene geheime Wirksamkeit „unbekannter Kräfte" in das Reich speculativer Träume versetzt ist. Allein eben mit der Erweiterung der wissenschaftlichen Forschungen über die Gränzen des Wolkenhimmels der Erde hinaus rückt die Möglichkeit siderischer und kosmischer Einflüsse auf den Witterungsgang in der Erdatmosphäre immer mehr in das Gebiet der, der weiteren Forschungen werthen Probleme herein; hat ja doch Schübler durch mühsame Rechnungen einen, wenn auch nur angenäherten, Zusammenhang der Mondsstellungen mit den atmosphärischen Wasserniederschlägen aus deren Gleichzeitigkeit nachgewiesen.

Die „Anomalieen der atmosphärischen Erscheinungen" oder, genauer ausgedrückt, die Abweichungen des physikalischen Clima eines Punktes der Erdoberfläche von seinem mathematischen, bilden gewiss die nächsten Anhaltspunkte für die Ausmittlung der climatischen Verhältnisse eines Ortes oder einer Gegend, selbst ganzer Landstrecken, und es wird Niemand behaupten, dass die Jahres- und Monatsmittel hiefür der nächste und einzige Ausdruck seien. Doch werden diese Mittel wenigstens als ein richtiger Ausdruck für die in den Vegetationsproducten verschiedener Gegenden oder verschiedener Jahrgänge sich ausprägenden, climatischen und meteorologischen Funktionen sein, aus welchen dann der Rückschluss auf die besonderen oder allgemeineren Ursachen dieser Ergebnisse freistehen wird. Irren wir aber nicht, so sind unsre Jahresberichte keineswegs auf die Angabe der Mittel allein beschränkt; jenen gewünschten Abweichungen oder Anomalieen wird schon durch unsre Zusammenstellungen nach den verschiedenen Beobachtungsorten und nach den Jahrgängen, nach den Extremen der Beobachtungsmomente in den Monaten und Jahren etc. Rechnung getragen. Eine umfassende Vergleichung der Jahrgänge unter einander, wenn auch nicht nach Tagen, so doch nach Monaten und Jahreszeiten, nach Extremen und Differenzen, wird aber doch wohl passender in gewissen Perioden, (bei unsern Jahresberichten in 10jährigen) als jedes Jahr angestellt werden.

Was endlich die weiter gewünschte Abänderung in der Festsetzung des meteorologischen Jahres anbetrifft, dass dieses anders, als nach dem willkührlich angenommenen, bürgerlichen oder Kalenderjahr beginnen müsste, so wissen wir nicht, welch grosser Unterschied entstehen würde, wenn das meteorologische Jahr, statt mitten im Winter, d. h. mit dem 1. Januar, mehr gegen den Anfang des Winters, d. h. mit dem 1. December (nicht dem kalendarischen Wintersanfang am 21. December) begonnen würde. Auch hier ist Willkühr und wenn man einverstanden sein muss, dass jeder Cyclus von 365 Tagen, der sich auf die Umlaufsbewegungen der Erde um die Sonne gründet, nichts für sich Bestehendes ist, sondern mit Anfang und Ende sich nur an den vorhergehenden und nachfolgenden anschliesst, so wird man auch einverstanden sein, dass eine Vergleichung der Jahrgänge unter einander gleich gut und sicher ist, wie man auch Anfang und Ende der Reihe von 365 Tagen normiren möge. Eine sichere und auf richtigen Grundlagen beruhende Norm bietet blos das astronomische Jahr; hiernach müsste dasselbe mit „Frühlingsanfang" d. h. den 21. März beginnen. Allein solange das meteorol. Jahr nicht allgemein mit dem astronomischen zusammengegeben wird, ist es gleichgültig, ob man das bürgerliche mit dem 1. Januar oder

Choral, auch bei der Ueberweisung der Hauptstimme an den Sopran, nur in dem strengen diatonischen System überall wesentlich das einfache, kirchliche Gepräge und muß daher überall sich gleich bleiben. Die Unterschiede treten genugsam in den Tonweisen selbst hervor, nach deren besonderem Charakter sodann auch die Harmonie sich modificirt, wiewohl auch diese Abweichungen nur leise seyn können, und der allgemeinere Typus des kirchlichen Styls gleichmäßiger überall hervortreten wird, nicht bloß, weil die musikalischen Mittel von einer mehr allgemeinen Art und gleichartigern Behandlungsfähigkeit sind, sondern weil auch eine und dieselbe Tonweise zu Texten verschiedener Perioden, die ihr unterlegt sind, passen soll.

Aber gerade in letzterer Hinsicht kommt wiederholt zur Sprache, daß Lied und Tonweise, die im Gesangbuch als zusammengehörig verzeichnet sind, auch in ihrer Empfindung zusammen passen müssen, so daß die Verbindung nicht als eine willkürliche und äußerliche, sondern als nothwendig und organisch erscheine. Welche grobe Fehler hierin auch von einsichtsvollen Männern des vorigen Jahrhunderts begangen worden sind, mag nur durch das einzige Beispiel von Knecht belegt werden, in dessen Choralbüchern ein Passionslied nach der heitern Weise eines Danklieds für Gottes Wohlthaten zu singen verordnet ist. Diesem Unfug zu steuern, ist man der Religiosität und dem sittlichen Gefühl des Volks schuldig, welches bisher durch solche, von den Kirchenbehörden ausgegangene Maßnahmen wahrhaft verhöhnt worden ist. Droht nun freilich allenthalben noch der falsche Geschmack der Organisten und Cantoren da und dort eine neue Verwirrung, so kann auch diesem Schaden nicht sicherer vorgebeugt und entgegen gewirkt werden, als, anstatt der bloßen aufschriftlichen Bezeichnung, nach welcher Melodie das Lied zu singen sey, wie gewöhnlich geschieht, — durch wirkliche Vordruckung der ganzen Melodie in Noten vor dem Liede, und zwar im vierstimmigen Satze. Hierdurch wird nicht allein das richtige Treffen der Töne erleichtert und ein guter mehrstimmiger Volksgesang gebildet, sondern es wird die rechte Tonweise jedes Kirchenliedes durch die kirchliche Behörde fixirt, die wir uns freilich in unseren Tagen gerne so berathen denken, daß es ihr oder ihren Organen nicht am Tact auch für diesen höchst wichtigen Theil der Sache fehlt. In Deutschland ist mit dem vierstimmigen

ein anderes zu Grunde legt. Die gleiche Ausstellung, welche hier gegen die meteorologische Incongruenz des bürgerlichen Jahrs erhoben wird, würde auch gegen die der bürgerlichen Monate gelten, deren Anfang und Ende, sowie ungleiche Tagezahl keineswegs mit den, auf den Witterungsgang bezüglichen Veränderungen, zunächst den 4 Jahreszeiten, in irgend einem Bezug steht. Es müsste das Jahr, statt in 12 ungleiche Abschnitte, in die 4 astronomischen, nach den Jahreszeiten, getheilt und hiernach die Mittel berechnet werden, wenn man einer auf wirkliche Genauigkeit abzielenden Abänderung Raum geben wollte; denn auch die Berechnung der monatlichen, und aus diesen, der Jahresmittel und der Mittel der Jahreszeiten behält dieselbe, aus der ungleichen Zahl der Monatstage entspringende Ungenauigkeit, man mag das meteorol. Jahr mit dem 1. December oder 1. Januar beginnen. Jedenfalls aber ist ersichtlich, dass wenn das bürgerliche Jahr einer langen Reihe von Jahrgängen zu Grunde gelegt ist, jede andere Normirung für die Zukunft die Vergleichung der vergangenen Jahrgänge mit den zukünftigen unmöglich macht. Aus diesem Grunde müsste daher das bürgerliche Jahr vom 1. Januar an neben dem vorgeschlagenen neuen vom 1. December an für unsere künftigen Berechnungen beibehalten werden.

Der meteorologische Verein hat sich von jeher bemüht, an entsprechenden Orten Beobachter zu gewinnen; nicht überall ist es gelungen. Die Geneigtheit der Menschen hängt bei Verschiedenen von verschiedenen Motiven ab; das der Freiwilligkeit und des reinen Bestrebens nützlich zu sein ist nicht Allen gegeben. Diese Geneigtheit überall hervorzurufen hat der Verein kein Mittel, als das der Bitte. Einen Vortheil irgend einer Art anzubieten ist er nicht im Stande, nicht einmal eine Anerkennung; Viele lächeln sogar über unsre Bestrebungen, Andre verachten sie. Der Dank, den wir den Beobachtern am Ende unsrer Zusammenstellungen für ihre unverdrossene Widmung aussprechen, ist die einzige Anerkennung, die wir ihnen verschaffen können. Ueber ihre Convenienz können wir nicht verfügen. Ihre Mitwirkung ist, soweit es ihre Zeit und ihre Kräfte zulassen, wenigstens eifrig und auch zuverlässig. Was Jeder freiwillig beitragen will, ist willkommen und dankenswerth, mehr von ihnen zu verlangen wäre unbillig. Es gehört keine geringe Geduld und Ausdauer dazu, täglich 3mal an seinem Stationsort zu seyn, die Instrumente zu beobachten, auf die übrigen Elemente unserer in der That sehr umfassenden Beobachtungen zu achten und am Ende der Monate und Jahre die Resultate zu ziehen, auf welche unsre Jahresberichte gegründet sind.

Während anderwärts mit Geldopfern ähnliche Bestrebungen geweckt und angefeuert werden, hat der württembergische Beobachterverein wenigstens die Genugthuung, ohne alle fremde Hülfe, ohne Anregung oder Unterstützung von oben her, ganz aus sich selbst heraus das Seinige zu thun, um ein wissenschaftliches Material zu liefern, das schon jetzt für manche öffentliche Zwecke gerne benützt wird, aber wohl nur erst in ferner Zeit seine Früchte tragen und seine endliche Anerkennung finden wird.

II. Anweisung zur richtigen Aufzeichnung der Witterungsbeobachtungen und zur Berechnung der Resultate aus denselben.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Die Beobachtungen an den meteorologischen Instrumenten sowohl, als auch die der Witterungserscheinungen und des Witterungsganges sind, zunächst Behufs der Ermittlung der klimatischen Verhältnisse eines Landes und, in entfernterer Reihe, für die Erforschung der den Witterungserscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze, nur dann von Werth, wenn sie sowohl an einem und demselben Beobachtungsorte, als auch an verschiedenen Beobachtungsorten zugleich, so lange dauernd, als möglich und nach Einem Plane angestellt werden. Beobachtungen, welche z. B. zu verschiedenen Tageszeiten, an verschiedenartigen Instrumenten, nach verschiedenen Methoden etc. angestellt sind, lassen keine Vergleichung unter einander zu, sie stehen vereinzelt, jede für sich und lassen auf keine Weise nur irgend sichere Resultate ziehen. Ich habe daher im Jahr 1842 in dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins die Regeln mitgetheilt, welche bei dem seit dem Jahre 1824 in Württemberg bestehenden Verein für meteorologische Beobachtungen angenommen und eingeführt sind. Die nächste Veranlassung dazu waren Anfragen mehrerer landwirthschaftlicher Bezirksvereine gewesen, welche damals die Anstellung meteorologischer Beobachtungen beabsichtigten.

Es werden sich indessen ausser Denjenigen, welche sich unserm Beobachtervereine angeschlossen haben, noch manche andere vereinzelte Beobachter der Instrumente und des Witterungs-

ganges finden, welche aus Liebhaberei oder aus wissenschaftlichem Interesse sich diesen Beobachtungen hingeben, die aber entweder ihre Beobachtungen nicht regelmässig aufzeichnen, oder die Resultate, die monatlichen und die jährlichen, nicht berechnen, oder verschiedene Methoden der Beobachtung und Berechnung befolgen, oder sogar keine bestimmte Tageszeiten zu ihren Beobachtungen wählen; so dass auf keine Weise die nöthige Uebereinstimmung, oft nicht einmal ein bestimmter Zweck bei solchen Beobachtungen herrscht. So sind z. B. namentlich auch die in manchen öffentlichen Blättern mitgetheilten täglichen Beobachtungen höchst unzuverlässig und mangelhaft, weil hier nicht einmal die für die nöthige Genauigkeit unerlässlichen Reduktionen vorgenommen, die Instrumente nicht vor heterogenen Einflüssen gesichert, nicht einmal in der nöthigen Zuverlässigkeit ausgewählt sind, geschweige denn, dass für Einhaltung bestimmter Tageszeiten bei den Beobachtungen irgend eine Garantie gegeben wäre; ja sie sind für den Meteorologen vollends unbrauchbar, weil keine monatlichen und Jahresresultate aus denselben gezogen werden.

Schon für diese Liebhaber möchte es erwünscht seyn, eine Anweisung zu methodischer und erfolgreicherer Beobachtung zu erhalten, da es rücksichtlich der Mühe und des Zeitaufwandes für sie wenig Unterschied bringen wird, ob sie ihre Beobachtungen methodisch und nutzbringend, oder vergeblich und nutzlos anstellen.

Insbesondere aber hat ein grosser Theil der praktischen Aerzte Württembergs in neueren Zeiten angefangen, regelmässige Beobachtungen mit Aufzeichnung derselben anzustellen, um ihre Ergebnisse mit den herrschenden Krankheitserscheinungen in Parallele zu setzen und sie in dieser Art für ihre jährlichen Medicinal-Berichte zu benützen. Auch dieser Zweck wird jedoch entweder gar nicht oder nur höchst unvollständig erreicht, wenn dabei keine sichere Methode und keine Uebereinstimmung in der Art zu beobachten stattfindet.

Da nun jenes landwirthschaftliche Journal nicht leicht in die Hände der Nichtlandwirthe kommt, so erschien es zweckmässig, in unseren Jahresheften eine neue Anweisung erscheinen zu lassen, wobei getrachtet worden ist, zugleich alle diejenigen Hülfsmittel und Erleichterungen mitzutheilen, welche zur Ziehung der Zahlen-

resultate dienen können. In Betreff des bei den Beobachtungen des Beobachtervereins zu Grund gelegten Planes beziehen wir uns auf die unserm vorjährigen 21. Jahresberichte (von 1845) II. Jahrgang der Jahreshefte H. 3. vorausgesendete „Vorbemerkung."

Die Mitglieder unseres Beobachtervereins erhalten jährlich Behufs der Einzeichnung ihrer täglichen Beobachtungen und der aus denselben berechneten Resultate, lithographirte Tabellen, welche schon durch ihre Anordnung die nöthigen Anhaltspunkte darbieten, und sodann nach Beendigung des Jahrgangs, Behufs der Abfassung unserer Jahresberichte eingesendet werden. Diese Tabellen oder Formularien stehen auch solchen Beobachtern zu Dienste, welche bis jetzt dem Vereine nicht angehörten, wenn sie sich an die Redaktion unserer Jahreshefte diessfalls wenden wollen. Die Anordnung dieser Tabellen ist bei der nachfolgenden Anleitung zu Grunde gelegt. Letztere begreift in zwei Abschnitten zuerst die Methode der Beobachtungen selbst und dann die Berechnung der Resultate.

Bemerkung. Für Diejenigen, welche noch keine oder keine zuverlässige und mit einander übereinstimmende Instrumente besitzen, wird bemerkt, dass solche in beigesetzten Preisen für diejenigen, welche dem Beobachterverein angehören, oder demselben beitreten, bei Mechanikus Geiger in Stuttgart zu haben sind.

Ein Heberbarometer sammt Thermometer mit gläserner Scale und Nonius	22 fl.	
Ein Gefässbarometer sammt Thermometer etc.	9 „	
Ein einzelnes Thermometer nach R. mit gläserner Scale .	3 „	
Ein Quecksilber-Thermometer für das Maximum desgl. .	6 „	
Ein Weingeist-Thermometer für das Minimum desgl. . .	6 „	
Ein Psychrometer (doppeltes Thermometer für Lufttemperatur und Nasskälte) mit gläserner Scale nebst einem Wasser-Gefäschen	8 „	
Ein Gefäss für die wässerichte Ausdünstung	1 „	
Ein Regenmesser (nebst Messgefässen) von 1 par. □Fuss Oeffnung	5 „	36 kr.
Ein solcher von ½ par. □Fuss Oeffnung	3 „	

I. Abschnitt.

Methode der Beobachtungen und Eintrag derselben in die Tabellen.

Die Tagesstunden für die Beobachtung der Instrumente sind Morgens 7 Uhr, Mittags 2 Uhr, Abends 9 Uhr.

1) Das Barometer

ist ein gut ausgekochtes Heber- oder Gefässbarometer mit Eintheilung nach pariser Zollen und Linien, einem Nonius und einem

Thermometer, welch letzteres in der Mitte der Länge des Barometers an demselben angebracht ist und zur Reduktion der Barometerhöhen (s. unten b), dient. Man kann übrigens auch ein abgesondertes Thermometer an dem Barometer aufhängen.

a) Bei dem Eintrag der Barometerstände in die Tabellen werden die Bruchtheile der Linien, die man mit Hülfe des Nonius erhält, als Decimalbrüche ausgedrückt. Also statt

$\frac{1}{4}'''$	der Bruch	$0{,}25'''$
$1\frac{1}{4}'''$	„	$1{,}25'''$
$\frac{1}{2}'''$	„	$0{,}50'''$
$3\frac{1}{2}'''$	„	$3{,}50'''$
$\frac{3}{4}'''$	„	$0{,}75'''$
$3\frac{3}{4}'''$	„	$3{,}75'''$.

Z. B. statt $26''10\frac{3}{4}'''$ besser $26''10{,}75'''$; dadurch ist die Berechnung der Mittel sehr erleichtert.

b) Die an obigen Tageszeiten erhaltenen Barometerhöhen werden unmittelbar bei jeder Beobachtung mit Hülfe der nachfolgenden Reductionstabellen I. und II. auf einerlei Quecksilbertemperatur reducirt. Der Beobachterverein hat hiezu die Temperatur + 15° R. angenommen, weil diese der gewöhnlichen Zimmertemperatur das ganze Jahr hindurch am nächsten entspricht. Da nämlich der Luftdruck in Zollen und Linien der Höhe der Quecksilbersäule des Barometers ausgedrückt wird, bei höherer Temperatur aber das Quecksilber sich ausdehnt, bei niedrigerer sich zusammenzieht, also im erstern Fall die Barometerhöhe zu gross, im letzteren zu klein wird, so ist nöthig, Eine Normaltemperatur des Quecksilbers im Barometer anzunehmen, und demnach bei Temperaturen über dieser Normaltemperatur von der beobachteten Barometerhöhe einen entsprechenden Theil abzuziehen, bei niedrigeren Quecksilbertemperaturen dagegen zu addiren. Die Reductionstabelle gibt nun für jeden Stand des Thermometers am Barometer und jeden Stand des Barometers selbst die entsprechenden Correktionen an. Bei einer nur kurze Zeit fortgesetzten Beobachtung und dadurch erhaltenen Uebung ist die Reduction der täglichen Barometerbeobachtungen auf die Mitteltemperatur weder mühselig noch aufhaltend, es erfordert höchstens etliche Secunden, die Reductionszahl in den Tabellen

aufzusuchen und zu der Beobachtung zu addiren oder von derselben zu subtrahiren. Die so reducirte Barometerhöhe wird sofort in die lithographirte Monats-Tabelle eingetragen.

Nach den neueren, genaueren Untersuchungen von Dulong und Petit (Ann. de Chim. et de Phys. VII. S. 136), beträgt die Ausdehnung des Quecksilbers vom Gefrierpunkt bis zum Siedepunkt des Wassers = 0,018018....; demnach, da die Ausdehnung des Quecksilbers innerhalb dieser Temperaturgränzen gleichförmig ist, für jeden Grad der 80theiligen oder Reaumur'schen Scale $= \frac{1}{4440}$ seines Volumen. Es dehnt sich daher die Säule des Barometers mit jedem zunehmenden Reaumur'schen Grade um $\frac{1}{4440}$ seiner Höhe aus. Bezeichnet man mit B den Barometerstand in pariser Linien, mit R die Differenz zwischen der beobachteten Temperatur und der Temperatur, auf welche man die Barometerhöhe reduciren will, so beträgt die Grösse der Correction oder $x = \frac{B.R}{4440}$ Linien, wodurch man die Grösse der Correction jedesmal leicht finden kann. Um jedoch diese Berechnung nicht bei jeder Beobachtung vornehmen zu müssen, haben wir folgende zwei Tabellen berechnet, welche die Reductionen für die in Württemberg am häufigsten vorkommenden Barometerstände sogleich angeben. Die Tabelle I. enthält die Grösse der Correctionen für ganze Grade von 1 bis 15 Graden des Reaum. Thermometers; die Tabelle II. gibt die Correctionen genauer bis auf $\frac{1}{10}$ Grad von 1 bis 5 Graden für die häufigeren Barometerstände berechnet; sie lässt sich leicht auf ähnliche Art noch weiter berechnen.

Beispiele einiger Reductionen:

1) Das Barometer stehe auf 26 Zoll 6,42 Linien bei einer Temperatur des Zimmers von + 6,3 Graden; man wünscht es auf + 15° R. zu reduciren. Die Differenz der Temperatur wird seyn 15—6,3 = 8,7 Grade. Man wird also zu der beobachteten Barometerhöhe nach der Tabelle noch 0,62 Linien zu addiren haben. Der Barometerstand bei + 15° R. ist daher = 26" 7,04'".

2) Das Barometer stehe auf 27 Zoll 5,34 Linien bei einer Temperatur des Zimmers von 24,3 Graden, man wünscht es auf die Temperatur von + 15 Graden zu reduciren. Die Differenz der Temperaturen ist in diesem Fall 9,3 Grade. In der ersten

Tabelle findet man für 9 Grade die Grösse der Correction = 0,65, und für 0,3 Grade in der zweiten Tabelle = 0,02, die ganze Grösse der Correction wird also seyn = 0,67 Linien, welche von der beobachteten Barometerhöhe abzuziehen sind; die auf + 15 reducirte Barometerhöhe wird also seyn 27 Zoll, 4,67 Linien.

Da die Zimmertemperatur in den Wintermonaten in geheizten Zimmern gewöhnlich um 15° sich hält, so ist es am bequemsten, in den Wintermonaten die Reduction der einzelnen Beobachtungen auf + 15° R. vorzunehmen, in den Sommermonaten hält sich die Zimmertemperatur ohnediess auf der Höhe von + 15 Graden. Mittlere Barometerstände, welche auf verschiedene Mitteltemperaturen reducirt sind, können mit Hülfe dieser Tabellen leicht mit einander verglichen werden, wenn sie nach Obigem auf + 15° oder eine andere gleiche mittlere Temperatur reducirt werden. Bei reducirten Barometerständen ist es daher immer nöthig anzugeben, auf welchen mittlern Barometerstand die Beobachtungen schon reducirt sind.

Reductionstafel der in Württemberg gewöhnlich vorkommenden Barometerstände auf eine und dieselbe mittlere Temperatur.

Tafel I.

Bei einer Temperatur von	Grösse der Correction bei einem Barometerstand von					
	25" 6‴	26"	26" 6‴	27"	27" 6‴	28"
1 G.	0,07	0,07	0,07	0,07	0,07	0,07
2 „	0,13	0,14	0,14	0,14	0,14	0,15
3 „	0,21	0,21	0,21	0,21	0,22	0,22
4 „	0,27	0,28	0,28	0,29	0,29	0,30
5 „	0,34	0,35	0,35	0,36	0,37	0,37
6 „	0,41	0,42	0,42	0,43	0,44	0,44
7 „	0,48	0,49	0,50	0,51	0,52	0,53
8 „	0,55	0,56	0,57	0,58	0,59	0,60
9 „	0,62	0,63	0,64	0,65	0,66	0,68
10 „	0,68	0,70	0,72	0,73	0,74	0,75
11 „	0,75	0,77	0,79	0,80	0,81	0,82
12 „	0,83	0,84	0,84	0,87	0,89	0,90
13 „	0,89	0,91	0,93	0,94	0,96	0,98
14 „	0,96	0,98	1,00	1,02	1,04	1,05
15 „	1,03	1,05	1,07	1,09	1,11	1,13

Tafel II.

Bei einer Temperatur von	Grösse der Correction bei einem Barometerstand von			
	26″	26″ 6‴	27″	27″ 6‴
0,1	0,007	0,007	0,007	0,007
0,2	0,014	0,014	0,014	0,015
0,3	0,021	0,021	0,021	0,022
0,4	0,028	0,028	0,029	0,029
0,5	0,035	0,035	0,036	0,037
0,6	0,042	0,042	0,043	0,044
0,7	0,049	0,050	0,051	0,052
0,8	0,056	0,057	0,058	0,059
0,9	0,063	0,064	0,065	0,066
1,0	0,070	0,072	0,073	0,074
1,1	0,08	0,08	0,08	0,08
1,2	0,08	0,09	0,09	0,09
1,3	0,09	0,09	0,09	0,10
1,4	0,10	0,10	0,10	0,10
1,5	0,10	0,11	0,11	0,11
1,6	0,11	0,11	0,12	0,12
1,7	0,12	0,12	0,12	0,13
1,8	0,13	0,13	0,13	0,13
1,9	0,13	0,14	0,14	0,14
2,0	0,14	0,14	0,14	0,15
2,1	0,15	0,15	0,15	0,15
2,2	0,15	0,15	0,15	0,16
2,3	0,16	0,16	0,16	0,16
2,4	0,17	0,17	0,17	0,17
2,5	0,17	0,17	0,18	0,18
2,6	0,18	0,18	0,19	0,19
2,7	0,19	0,19	0,19	0,20
2,8	0,20	0,20	0,20	0,20
2,9	0,20	0,20	0,21	0,21
3,0	0,21	0,21	0,21	0,22
3,1	0,22	0,22	0,22	0,23
3,2	0,23	0,23	0,23	0,23
3,3	0,23	0,23	0,24	0,24
3,4	0,24	0,24	0,24	0,25
3,5	0,25	0,25	0,25	0,26

Bei einer Temperatur von	Grösse der Correction bei einem Barometerstand von			
	26″	26″ 6‴	27″	26″ 6‴
3,6	0,25	0,25	0,25	0,26
3,7	0,26	0,26	0,26	0,27
3,8	0,27	0,27	0,27	0,28
3,9	0,27	0,27	0,28	0,29
4,0	0,28	0,28	0,29	0,29
4,1	0,29	0,29	0,30	0,30
4,2	0,30	0,30	0,30	0,30
4,3	0,30	0,30	0,31	0,31
4,4	0,31	0,31	0,32	0,32
4,5	0,32	0,32	0,33	0,33
4,6	0,32	0,33	0,33	0,33
4,7	0,33	0,34	0,34	0,34
4,8	0,34	0,34	0,35	0,35
4,9	0,34	0,35	0,35	0,35
5,0	0,35	0,35	0,36	0,37

c) Bei dem Heberbarometer muss sowohl der Stand des Quecksilbers an dem längeren als auch der an dem kürzeren Schenkel der Röhre beobachtet, notirt und dann beide Stände zu einander addirt werden. Man stellt hiebei den Nonius mit dem an demselben befindlichen, die Glasröhre umschliessenden Hacken oder Ring auf die Kuppe der mehr oder weniger gewölbten Oberfläche des Quecksilbers ein, so dass der mit 0 bezeichnete Strich des Nonius, verlängert, die Berührungslinie der gewölbten Kuppe wird. Vor jeder Beobachtung wird das Barometer ein wenig erschüttert oder bewegt, weil das Quecksilber wegen einiger Adhäsion an den Glaswänden kleineren Aenderungen im Luftdruck nicht schnell genug folgt.

Beispiele. Es sey der Stand am längeren Schenkel = 23″ 8, 60‴
am kürzern Schenkel = 3″ 6, 20‴
so ist die Länge der senkrechten Quecksilbersäule = 26″ 14,80‴. Da nun aber die Eintheilung des pariser Masses die 12theilige ist, so sind die 14,80‴ = 1″ 2,80‴; es ist daher der Stand des Barometers = 27″ 2,80‴. War dabei die Temperatur des Quecksilbers = 10,5°, so ist bei einer Mitteltemperatur von + 15°

die Correction für 4,5° zu addiren. Für 4° beträgt sie bei 27″ Barometerstand in unserer Tafel II. = 0,29, und für 0,5° = 0,036° oder = 0,04°, zusammen also = 0,33; diese zu dem gefundenen Barometerstand addirt, erhält man denselben = 27″ 3,13‴.

Bei einem Gefässbarometer wird blos der Stand der Quecksilbersäule in der Höhe beobachtet. Obgleich die Gefässbarometer die wirkliche senkrechte Höhe der Quecksilbersäule, welche dem Luftdruck entspricht, nicht genau angeben, so genügen sie doch für die gewöhnlichen Beobachtungen. Die Art der Einstellung des Nonius, das Ablesen und Notiren und die Reduction auf die Mitteltemperatur ist alsdann dieselbe, wie vorhin.

2) Das Thermometer

ist das Reaumur'sche mit 80theiliger Scale. Wir ziehen eine gläserne Thermometerscale der gewöhnlichen metallenen oder hölzernen desswegen vor, weil die Ausdehnung durch Wärme bei der gläsernen Röhre des Thermometers und der hölzernen oder metallenen Scale sehr verschieden ist, demnach die Resultate der Beobachtung dadurch trüglich werden.

a) Bei der Wahl eines Thermometers wird man einem zuverlässigen Verfertiger den Vorzug vor den colportirenden Verkäufern geben. Es ist das erste Erforderniss, dass das Instrument die Grade der Zu- und Abnahme der Temperatur gleichförmig angebe. Diess wird nur dann der Fall seyn, wenn die Röhre überall ein gleiches Kaliber hat. Diese Eigenschaft muss von dem Verfertiger durch das Kalibriren ermittelt und die ungleich weiten Röhren ausgeschossen werden. Dass die zuverlässigen Thermometer theurer sind, kann daher nicht auffallen.

b) Das Thermometer für die Beobachtung der Lufttemperatur im Freien wird am besten gegen Norden innerhalb eines halb zugezogenen doppelten Jalousieladens befestigt, wobei die Spalte zwischen den beiden Flügeln des Ladens mittelst eines Bretts und die obere Oeffnung mit einem dachartig befestigten Brette bedeckt wird. Das so gebildete Gehäus sichert das Thermometer gegen jede störenden Einflüsse und man hat den Vortheil, seinen Stand selbst durch das ungeöffnete Fenster hindurch beobachten zu können.

Beiſpiel erſt das Israelitiſche Geſangbuch im Königreich Württemberg vorangegangen. Will man denn auch nicht Wort haben, daß das Heil noch jetzo von den Juden komme, ſo möge die ältere Gewohnheit der ſchweizeriſchen Reformirten endlich einmal Nachahmung finden.

Mit dem wohlbeſtellten Choral geht ſodann auch die Veredlung der figurirten Muſik Hand in Hand. Denn hat nur erſt Jener den feſten, klaren, ernſthaften Styl, der ihm gebührt, und iſt er mit dem richtig erleſenen Texte im Verſtändniß und Gefühl der Gemeinde verwachſen, ſo kann ſich eine opernhafte Cantate nicht mehr daneben halten, ſondern muß denjenigen Charakter ſich aneignen, der auch allein im Stande iſt, eine gottgeſegnete Stimmung, ferne von den Regungen irdiſcher Leidenſchaft oder ſinnlichen Kitzels, hervorzurufen und ſo für die Anhörung des göttlichen Wortes und die Erbauung des innern Lebens vorzubereiten.

Faſſen wir denn alle vorgetragenen Rügen und Anſprüche zuſammen, ſo wird ihnen um deſto gewiſſer Folge geleiſtet werden können, wenn man in Hinſicht auf Text und Tonweiſe ſich mit einer Zahl von Liedern begnügt, welche das gottesdienſtliche Bedürfniß der Gemeinde zwar hinlänglich verſorgt, aber doch weislich ſo beſchränkt iſt, daß man ſie mit klaſſiſchen Geſängen aus allen Zeiträumen chriſtlicher Liederdichtung ausfüllen kann und nur möglichſt wenige Veränderungen vorzunehmen braucht. Mit 300 Liedern ſind die gottesdienſtlichen Zwecke an etwa 10 Feſt- und 50 Sonntagen des Jahres, und dazu ungefähr 100 — 200 Wochen- und Caſualandachten einer Gemeinde reichlich bedacht. Ein ſchönes Lied iſt auch, zehnmal im Jahr geſungen, nicht zu oft geſungen. Mögen indeſſen die Aengſtlichen bis zu 4 oder 500 aufſteigen, ſo wird auch bei dieſer Zahl immer noch vieles Aechte und Gute mit geringer Ueberarbeitung zu brauchen ſeyn. Aber freilich, je kleiner die Maſſe, deſto köſtlicher die Auswahl reiner und kräftiger Lieder und Melodien, deſto leichter mögen Text und Tonweiſe in volksmäßigem Charakter zuſammentreffen, deſto entſchiedener und nachhaltiger muß der Segen des Buches für die öffentliche Andacht und die individuelle Frömmigkeit ſeyn, weil die wenigen Lieder und Melodien ohne Mühe auswendig gelernt und auch ohne Buch und Notenblatt aus dem Herzen geſungen werden können, und ſo nicht nur den kirchlichen Zweck genau erfüllen, ſondern auch in die

Die Befestigung des Thermometers unmittelbar an der Aussenseite des Glasfensters, oder an dem Fensterpfosten, oder der Wand neben dem Fenster ist wegen der Einflüsse der Zimmerwärme, der Temperatur der Wand und der strahlenden Wärme von aussen trüglich. Auch kann das Thermometer wegen des Einflusses der Erdoberfläche nicht in den Erdgeschossen, sondern nur in den höheren Stockwerken mit Sicherheit angebracht werden.

c) Die Bruchtheile der Thermometer-Grade, die man leicht durch Schätzung erhält, werden ebenso wie die Bruchtheile der Barometerlinien in Decimalbrüchen ausgedrückt; also z. B. statt $3\frac{3}{4}°$ setzt man 3,75°. Die Thermometerstände über 0 erhalten das Zeichen +, die unter 0 das Zeichen —; z. B. $3\frac{1}{2}$ Grade über 0 = + 3,50°; $3\frac{3}{4}$ Grade unter 0 = — 3,75°.

d) Die tägliche Temperatur-Veränderung oder Differenz ist der Unterschied zwischen dem jeden Tag beobachteten höchsten und tiefsten Stand des Thermometers. Dieser ist entweder der absolut höchste und tiefste Stand, welcher nur durch sogenannte Thermometrographen (s. Nr. e), d. h. Instrumente, welche den höchsten und tiefsten Stand innerhalb 24 Stunden selbst angeben, auszumitteln ist; letztere werden in die Rubriken Maximum und Minimum der Monatstabelle eingetragen.

Wenn hingegen einem Beobachter solche Instrumente nicht zu Gebot stehen, so genügt es, den Unterschied zwischen dem an den 3 täglichen Beobachtungsstunden erhaltenen höchsten und tiefsten Stande des Thermometers in die Spalte der täglichen Differenz zu notiren, wobei dann natürlich die Spalten der lithographirten Tabelle mit der Ueberschrift „Maximum“ und „Minimum“ unausgefüllt bleiben. Zum Beispiel, wenn die Temperatur des Morgens 7 Uhr + 3,5°, Mittags 2 U. + 12,4°, Abends 9 U. + 4,2° ist, so wäre der niedrigste Stand Morgens, der höchste Mittags, die Veränderung demnach 8,0°. Diese Zahl bekommt weder + noch —, da sie sich nicht auf den Eispunkt bezieht, sondern blos anzeigt, um wie viel Grade der höchste und der niedrigste Stand von einander entfernt sind. Ist die Temperatur Morgens — 8,2°, Mittags — 1,3°, Abends — 6,4°, so ist die niedrigste Morgens, die höchste Mittags und die Veränderung 6,9°. Oder war die Temperatur des Morgens

— 1, Mittags + 2,5, Abends — 2, so ist der niedrigste Stand Abends, der höchste Mittags, die Veränderung demnach 4,5.

Das heisst: bei entgegengesetzten Zeichen addirt man für die Temperaturveränderung beide Zahlen, bei gleichartigen Zeichen zieht man die kleinere von der grösseren ab.

e) Die Thermometrographen, Instrumente für das absolute Maximum und das absolute Minimum der täglichen Temperatur, haben folgende Einrichtung und Behandlung. Das Instrument für das Maximum ist ein Quecksilberthermometer mit horizontalstehender Röhre und Scale; ein kleiner Index von Stahl liegt in der leeren Röhre vor der Quecksilbersäule. Dieser Index wird jeden Morgen entweder mit einem Magnet auf das Ende der Quecksilbersäule rückwärts gezogen, oder auch durch schiefe Stellung des Instruments (die Kugel nach abwärts gekehrt), und leichtes Klopfen mit dem Finger auf die Fassung des Instruments, auf die Quecksilbersäule zurück gebracht und sodann das Instrument wieder horizontal gestellt. Wenn dann das Quecksilber den Tag über steigt, so wird der Index von selbst vorwärts geschoben und bleibt liegen, wenn die Quecksilbersäule gegen Abend wieder zurückgeht. Das hintere Ende des Index zeigt alsdann den höchsten Stand der Tagestemperatur an. Für das Minimum dient ein Weingeistthermometer, ebenfalls mit horizontalliegender Röhre und Scale. Innerhalb der Weingeistsäule ist ein kleiner Index von Glas, welcher durch Neigung des Instruments nach vorne (die Kugel nach oben gerichtet), jeden Abend an die Spitze der Flüssigkeitssäule vorgerichtet wird. Wenn dann die Temperatur sinkt und die Weingeistsäule die Nacht über zurückgeht, so wird auch der Index zurückgenommen und bleibt bei dem Steigen der Säule am Morgen auf der Stelle liegen, von welcher an wieder ein Steigen eintrat; das vordere Ende des Index bezeichnet alsdann das Minimum der Temperatur auf der Scale.

f) Quellen- oder Brunnen-Temperatur. Diese dient zur Ausmittlung der Variationen der Erdwärme. Wer einen Röhrenbrunnen, welcher mit Quellwasser gespeist ist, zur Beobachtung in der Nähe hat, kann durch tägliche Beobachtung

der Temperatur des Wassers den täglichen Stand der Erdwärme ermitteln, nämlich der Erdwärme, welche in der Tiefe der Röhrenleitung des Wassers stattfindet, weil das Wasser in der Röhrenleitung nach und nach die Temperatur der Erdwärme annimmt. Nur muss die Beobachtung stets zu einer bestimmten Stunde, etwa 2 Uhr Mittags, gemacht werden. Man hält dabei die Kugel eines Thermometers in den Wasserstrahl, oder steckt dieselbe in ein mit dem Wasser gefülltes Glasgefäss (Trinkglas), das man zuvor einige Minuten lang unter den Wasserstrahl hielt, um die Temperatur des letztern sich dem Glase mittheilen zu lassen. Die Aufzeichnung der Temperaturgrade des Wassers geschieht wie bei den sonstigen Thermometerbeobachtungen. Es versteht sich, dass man zu dieser Beobachtung ein Thermometer mit freier Kugel haben müsse.

3) Die Luftfeuchtigkeit.

a) Das Psychrometer ist ein gewöhnliches Thermometer, dessen Kugel mit einem Mousselinstreifen überzogen ist. Diese wird mittelst eines kleinen, mit reinem Regenwasser gefüllten Gefässes, das man unter die Kugel bringt, benetzt. Diess Instrument wird gleichfalls an den 3 täglichen Beobachtungsstunden beobachtet. Am besten wird der Beobachter thun, seine täglich 3malige Beobachtung überhaupt jedesmal mit Benetzung des Psychrometers zu beginnen und die Temperatur der Nasskälte, welche sich im Sommer binnen 6—8 Minuten einstellt, im Winter aber, wenn das Wasser an der Kugel gefriert, längere Zeit (¼—½ Stunde) dazu braucht, nach beendigter Beobachtung der übrigen Instrumente zuletzt am Psychrometer abzulesen. Die Aufzeichnungsart ist wie bei dem gewöhnlichen Thermometer.

Das befeuchtete Thermometer wird durch die Verdunstung des Wassers an demselben mehr oder weniger unter die Lufttemperatur sinken; mehr, wenn die Luft trocken ist und daher mehr Wasserdampf aufnehmen kann, weniger, wenn sie feucht ist, wornach ersichtlich ist, wie das Psychrometer zur Ausmittlung des Feuchtigkeitsgehalts der Luft diene. Daher ist nöthig, das Thermometer für die Beobachtung der Lufttemperatur, welches mit dem benetzten Thermometer gut übereinstimmen, dabei

aber natürlich trocken bleiben muss, neben dem letzteren in gleicher Höhe im Freien und, wie natürlich, gegen die Sonnenstrahlen geschützt, auf der nördlichen Seite des Hauses aufzuhängen in derselben Art, wie diess oben bei dem Thermometer angegeben wurde. Gemeiniglich verfertigt der Mechaniker das Psychrometer so, dass das trockene und das zu befeuchtende Thermometer an Einer Säule befestigt sind. Das Psychrometer ist ein sicheres Mittel, die Menge des meteorischen Wassers in der Luft, so wie den Thaupunkt, d. h. die Temperatur, bei welcher das Dunstwasser der Luft sich bei der jeweiligen Lufttemperatur tropfbar niederschlägt, zu berechnen. Diese Berechnungsart ist später in Abschnitt II. angegeben.

b) Das Hygrometer ist entweder das Deluc'sche Fischbein- oder das Saussüre'sche Haar-Hygrometer. Diese Instrumente werden nach und nach durch den Gebrauch unempfindlich, auch ist es nie möglich, genau correspondirende zu finden. Daher zieht man das Psychrometer zu genauer Ermittlung der Luftfeuchtigkeit vor. Das Hygrometer kann jedoch wenigstens dazu dienen, die täglichen Variationen überhaupt, nicht aber ihre Grösse anzugeben. Wer daher im Besitz eines Hygrometers ist, kann die Beobachtung gleichfalls an den täglichen drei Beobachtungsstunden aufzeichnen. An diesem Instrument dehnt sich nämlich das Haar oder der Fischbeinstreifen bei Trockenheit aus, bei Feuchtigkeit zieht sich dasselbe zusammen. Die Scale ist gewöhnlich in 100 Grade eingetheilt. Die Einzeichnung in die Tabelle und die Berechnung der Resultate geschieht wie bei den übrigen Instrumenten.

c) Statt des Hygrometers dient auch ein Apparat zu Bestimmung der täglichen Ausdünstungsmenge. Diess ist ein cylindrisches Gefäss von 2,357 par. Quadratzoll Grundfläche und 1,530″ Höhe. Die tägliche Gewichtsabnahme des, stets etwa zur Hälfte mit Regenwasser gefüllten Gefässes, welche auf einer Granwage nach Granen bestimmt wird, wird täglich einmal, etwa 9 Uhr Abends, aufgezeichnet. Jeder Gran verdunstetes Wasser entspricht, auf die Fläche eines par. Quadratfusses reducirt, = 0,1916 par. Cubikzoll Wasser, weil ein par. Cubikzoll reines Wasser = 318,9 Gran wiegt.

d) Um die täglich verdunsteten Grane Wasser gleich auf das

Volumen des Wassers zu indiciren, das hienach von der Fläche eines par. Quadratfusses verdunstet wäre, dient folgende Tabelle. Man findet hier die Grane Wasser, welche aus dem Verdunstungsgefäss durch Abwägen gefunden werden, den betreffenden, in Cubikzollen ausgedrückten Wassermengen gegenüber gestellt, welche nach dem Ergebniss der Beobachtung an dem Ausdünstungsgefäss der Verdunstung von der Oberfläche eines Cubikfusses Wasser entsprechen, und kann diese entweder neben die Zahl der abgewogenen Grane oder statt derselben in die Tabelle einzeichnen.

Tabelle zur Reduction der, vom Beobachtungsgefäss verdunsteten, Grane Wasser auf Cubikzolle Wasser, welche von 1 par. □ Fuss Fläche verdunstet wären.

Grane.	Cub. Zolle.	Grane.	Cub. Zolle.	Grane.	Cub. Zolle.	Grane.	Cub. Zolle.	Grane.	Cub. Zolle.	Grane.	Cub. Zolle.
1	0,1916	21	4,0236	41	7,8556	61	11,6876	81	15,5196	110	21,076
2	0,3832	22	4,2152	42	8,0472	62	11,8792	82	15,7112	120	22,992
3	0,5748	23	4,4068	43	8,2388	63	12,0708	83	15,9028	130	24,908
4	0,7664	24	4,5984	44	8,4304	64	12,2624	84	16,0944	140	26,824
5	0,9580	25	4,7900	45	8,6220	65	12,4540	85	16,2860	150	28,740
6	1,1496	26	4,9816	46	8,8136	66	12,6456	86	16,4776	160	30,656
7	1,3412	27	5,1732	47	9,0052	67	12,8372	87	16,6692	170	32,572
8	1,5328	28	5,3648	48	9,1968	68	13,0288	88	16,8608	180	34,488
9	1,7244	29	5,5564	49	9,3884	69	13,2204	89	17,0524	190	36,404
10	1,9160	30	5,7480	50	9,5800	70	13,4120	90	17,2440	200	38,320
11	2,1076	31	5,9396	51	9,7716	71	13,6036	91	17,4356	300	57,480
12	2,2992	32	6,1312	52	9,9632	72	13,7952	92	17,6272	400	76,640
13	2,4908	33	6,3228	53	10,1548	73	13,9868	93	17,8188	500	95,800
14	2,6824	34	6,5144	54	10,3464	74	14,1784	94	18,0104	600	114,960
15	2,8740	35	6,7060	55	10,5380	75	14,3700	95	18,2020	700	134,120
16	3,0656	36	6,8976	56	10,7296	76	14,5616	96	18,3936	800	153,280
17	3,2572	37	7,0892	57	10,9212	77	14,7532	97	18,5852	900	172,440
18	3,4488	38	7,2808	58	11,1128	78	14,9448	98	18,7768	1000	191,600
19	3,6404	99	7,4724	59	11,3044	79	15,1364	99	18,9684	2000	383,200
20	3,8320	40	7, 664	60	11,4960	80	15,3280	100	19, 160	3000	574,800

4) Windfahne und Windstärke. Wolkenzug.

a) Die Richtung des Windes wird 3mal täglich nach den 8 Hauptwinden notirt; wobei die Morgenzeit bis 10 Uhr Vormittags, die Mittagszeit von 10 bis 4 Uhr Nachmittags, die Abendzeit von 4 Uhr an angenommen und die innerhalb dieser Zeiten herrschende Windrichtung, also nicht blos zunächst die um die Beobachtungsstunden der Instrumente stattfindende, in Betracht gezogen wird.

b) Die Stärke der Windströmung, wird nach folgender Scale angemerkt:

Es sey z. B. die Windrichtung O, so ist

O ohne Zahl ein leichter Ost-Wind, der die Baumblätter leicht bewegt,

O1, welcher die Baumzweige bewegt,

O2, welcher ein Licht im Freien auslöschen würde,

O3 ein Sturm,

O4 ein Orkan, der Bäume zerbricht, Dächer abhebt etc.

Ist die Windfahne nach Süden gekehrt, so weht Nordwind; ist sie nach Osten gekehrt, so weht Westwind u. s. w. Jedoch ist es nöthig, dass dem Beobachter mehrere Windfahnen zu Gebot stehen, indem eine Fahne stets eine Richtung andeuten wird, auch wenn Windstille herrscht; um daher letztere auszumitteln, dient neben der bemerklichen Ruhe der Luft auch die verschiedene Stellung mehrerer Windfahnen.

c) Der Wolkenzug oder die Richtung der oberen Windströmungen in der Atmosphäre wird in derselben Art eingezeichnet, wie die Windrichtung. Wenn die Wolken von O nach W ziehen, so gibt das Zeichen O die Richtung des Wolkenzugs an, u. s. w. Entgegengesetzte Richtungen des Wolkenzugs in verschiedener Höhe werden in die Spalte: „Bemerkungen oder wässrichte und andere Meteore", eingezeichnet; z. B. cumuli unten von W, cirri oben von O. (S. unter Nr. 7 die Arten der Wolken.)

5) Der wässrichte Niederschlag

wird an einem Regenmesser beobachtet

a) Der Regenmesser. Diess ist ein Gefäss von lackirtem Weissblech mit einem Aufsatz A (s. die beil. Zeichnung), welcher genau einen pariser Quadratfuss Oeffnung hat. Derselbe hat einen etwas trichterförmig zugehenden Boden, welcher in der Mitte in eine senkrecht abwärts führende Röhre D ausgeht. Dieser Aufsatz wird mittelst eines übergreifenden Falzes auf den Untersatz B gesetzt. Nach jedem Regen oder Schneefall wird die Beobachtung gemacht, in letzterem Fall, indem man das Gefäss zuvor in die geheizte Stube bringt und den Inhalt schmelzen

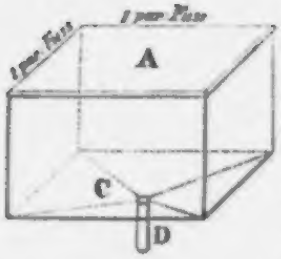

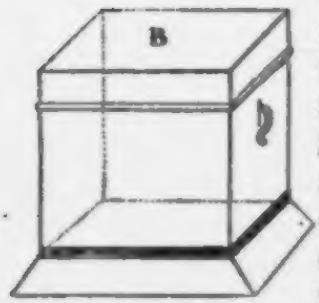

lässt, oder bei grösserer Schneemenge eine bestimmte Menge heissen Wassers zugiesst und diese bei der Messung des geschmolzenen Wassers in Abzug bringt. Bei starken Schneefällen ist es nöthig, die in die Oeffnung A gekommene Schneemenge während des Schneefalls einzudrücken, sobald sie hoch herauf kommt, weil sonst der Wind bei einem über die Oeffnung hervorragenden Stand des Schnees im Gefäss die weiter fallenden Schneeflocken von dem Gefäss wegtreiben könnte. Es genügt auch ein Gefäss mit blos ¼ par. Quadratfuss Oeffnung, oder ½ Fuss Seite, nur muss alsdann das jedesmalige Resultat, mit 4 multiplicirt, in die Tabelle eingetragen werden.

b) Die Messung des gefallenen Wassers geschieht mittelst zweier Messgefässe. Das eine ist von lackirtem Weissblech, ein Cubus von 3 par. Zoll Seite, also 27 Cubikzoll Rauminhalt. Das andere ein cylinderförmiges Glas von etwa 1 Zoll Durchmesser, welches vom Mechaniker auf der Seite eine Eintheilung nach ganzen und halben par. Cubikzollen hat. Das im Untersatz B befindliche Wasser wird, je nach Beschaffenheit seiner Menge, in das eine oder das andere Gefäss ausgegossen und die Zahl der gefundenen Cubikzolle notirt.

c) Die abgekürzte Bezeichnung der verschiedenen Arten von Niederschlägen des meteor. Wassers kann folgendermassen geschehen.

Rg. starker Regen;

rg. schwacher, kurz dauernder Regen;

Rgtrpf. Regentropfen, sehr geringer Grad des Regens der Intentität und Dauer nach;

RslRg. oder Rslrg. starker oder schwacher Rieselregen;

Nbrsln, Nebelrieseln, mit Nebel verbundener Rieselregen;

StrchRg. oder Strchrg., Strichregen;

GwRg. oder Gewrg. Gewitterregen;
LdRg. oder Ldrg., Landregen, allgemeiner Regen;
Hgl. oder hgl., starker oder schwacher Hagel;
GrpHgl. oder Grphgl., Graupenhagel;
Schn. oder schn., starkes oder schwaches Schneien;
Schnfl. Schneeflocken, geringster Grad des Schneiens;
Th. oder th., starker oder schwacher Thau;
Rf. Reif.

6) Die Mondstellung.

Die vier Mondsphasen, Erdnähe und Erdferne, auf- und absteigender Knoten, Stand im Aequator und nördliches und südliches Lunistitium, werden nach dem Kalender an den betreffenden Tagen in die betreffende Spalte der Tabelle nach den Daten eingezeichnet.

Die abgekürzte Bezeichnung ist dabei:

☋ Neumond; ☽ erstes Viertel; ☉ Vollmond; ☾ letztes Viertel; EN. EF. Erd-Nähe, Erdferne; ☊ aufsteigender, ☋ absteigender Knoten; Aeq. Stand im Aequator; NLS., SLS. nördliches — südliches Lunistitium.

7) Ansicht des Himmels.

a) Die Morgens (bis 10 Uhr), Mittags (d. h. von 10 bis 4 Uhr) und Abends (von 4 Uhr an) herrschende Bewölkung wird auf folgende Weise eingetragen.

kl1. (klar 1) wenn drei Viertheile des Himmels bewölkt sind;
kl2. (klar 2) wenn die Hälfte des Himmels bewölkt ist;
kl3. (klar 3) wenn ein Viertheil des Himmels bewölkt ist;
kl4. (klar 4) wenn der ganze Himmel blau ist. Ferner
tr1. (trüb 1) wenn der ganze Himmel bewölkt ist, jedoch die Sonne oder der Mond noch durchscheinen;
tr2. (trüb 2) wenn diess nicht mehr der Fall ist;
tr3. (trüb 3) dichte Bewölkung, wie bei allgemeinem Regen;
tr4. (trüb 4) besonders auffallende Dunkelheit, wie bei Gewittern.

b) Herrscht ein Nebel, so kommt es darauf an, ob durch denselben der ganze Himmel bedeckt wird, d. h. nichts Blaues mehr wahrnehmbar ist. Ist diess der Fall, so wird diese Ansicht mit

tr1. tr2. oder tr3. und ND. (Nebeldecke) bezeichnet. Ein starker Nebel wird mit Nb. ein schwacher mit nb. bezeichnet. Wenn ein Nebel den Himmel nur theilweise einnimmt, so wird diess mit NbHor. oder nbHor. (neblichter Horizont) und der betreffenden Scale kl3., kl2. oder kl1. bezeichnet.

e) Die Art der Wolken wird am einfachsten nach der Terminologie Howard's bezeichnet. Eine ausführliche Beschreibung der hiemit bezeichneten Hauptwolkenarten und ihrer Bedeutung für die Witterung habe ich dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins 1828 Bd. I. S. 275 fg. mitgetheilt. Ich gebe sie hier in kürzerer Bezeichnung.

1) *Cirrus* (Locken- oder Feder-Wolke, abgekürzte Bezeichnung ci.), unter allen Wolken die lockerste mit meist scharf begränztem Rande. Sie erscheint als ein mehr oder weniger langer, dünner, weisser Wolkenstreif von mehr oder weniger Breite; oft gerade, oft gekrümmt, einzeln oder zu mehreren; sie zeigt in ihrer Ausbreitung und Richtung grosse Verschiedenheit. Sie wechselt ihre Gestalt meist sehr schnell und in der Regel fortwährend, doch sieht man sie zuweilen auch Stunden lang unverändert bleiben. Nach anhaltendem hellem Wetter ist es häufig die erste Wolke, die sich zeigt. Diese Wolke ist in der Regel die höchste in der Atmosphäre, ihr Zug zeigt daher die Windrichtung in der obersten Atmosphäre an.

2) *Cumulus* (Haufenwolke, abgekürzte Bezeichnung cm.), ist eine nach oben ausgebauchte, oft kegel- oder pyramidenförmige, dichte Wolke mit stets scharf begränztem Rande und einer wagrechten Grundfläche. Sie gehört der tieferen Atmosphäre an. Gemeiniglich erscheint der *Cumulus* Anfangs als ein kleiner unregelmässiger Wolkenfleck, nimmt jedoch schnell an Grösse zu, indem sich die Wolke nach oben, wie von innen heraustreibend, und so auch nach den Seiten, vergrössert, jedoch stets die wagrechte Grundfläche behält. Sie erreicht mit ihrer Spitze oft beträchtliche Höhen, wie die an Sommertagen am Horizont stehenden *Cumuli* beweisen, die oft wie ferne Gebirgsstöcke erscheinen.

3) *Stratus* (Nebelschicht, abgekürzte Bezeichnung str.), gehört den niedrigsten Regionen der Atmosphäre an; in hohen Gegenden, namentlich Gebirgen, ruht dieselbe häufig nebelartig auf der

Erde oder auf dem Wasser. Sie bildet im Zenith eine grosse, ausgedehnte, meist graue Bewölkung des Himmels, am Horizont erscheint sie als mehr oder weniger dicke Wolkenbank mit horizontaler Oberfläche, während die untere mehr oder weniger gegen die Erde ausgebaucht ist.

4) *Cirrocumulus* (abgek. Bez. cicm.), die häufigste Modifikation des *Cirrus*, gemeiniglich weniger hoch als *Cirrus;* die einzelnen mehr oder weniger kleinen Wölkchen sind gegen den Himmel und gegen einander scharf abgegränzt, rundlich und Jedermann unter dem Namen „Schäfchen" bekannt.

5) *Cirrostratus* (abgek. Bez. cistr.) ist eine Modifikation des *Cirrus*, wenn dieser eine mehr oder weniger starke horizontale Ausbreitung am Himmel hat; oft besteht der *Cirrostratus* aus mehrfachen, grossen, oder ausgedehnten *cirri*, welche meist parallel gegen einander sind. Immer aber ist eine nicht scharfe Begränzung gegen den Himmel der Charakter des *Cirrostratus*.

6) *Cumulostratus* (abgek. Bez. cmstr.), eine dichte Wolke von unregelmässiger Gestalt, entsteht durch eine Verwandlung des *Cumulus*. Letzterer verliert in diesem Fall seine halbkugelförmige oder kegelförmige Gestalt, nimmt nach oben unregelmässig zu, wird dichter, hängt in ungleichen und groben Falten über seine Grundfläche herunter und geht stets oben in den *stratus* über.

7) *Nimbus* (Regenwolke, abgek. Bez. nmb.).

Ausser diesen Wolken wird noch der Nebel, oder die auf der Erde oder an Bergen ruhende Dunstmasse (s. o. Nr. 6), oder der die Luft umziehende Dunst, wenn ferne Gebirge duftig erscheinen, in dieser Rubrik angemerkt. Ein starker Dunst, der die benachbarten Berge undeutlich macht, wird mit Dst., ein schwacher mit dst. bezeichnet. Eine leichte florartige Umziehung des Himmels, wobei die blaue Farbe des Himmels noch vorherrscht, wird mit Fld. Flordecke; eine Umziehung des ganzen Himmels mit Nebel durch NbD. Nebeldecke; Nebelwolken, einzelne neblichte, dichte, cumulusartige Ablagerungen mit nicht scharfer Begränzung mit NbW.; eine allgemeine Bedeckung des Himmels mit solchen Wolken durch NbWD. Nebelwolkendecke; Gewitterwolke mit GW.; ein Gewitter mit Gew.; Höhenrauch mit Hbrch. bezeichnet. Ebenso wird Th. Thau und Rf. Reif angemerkt.

Verhältniſſe des Lebens wahrhaftiger eingreifen und ſogar auf dem Krankenbett die Gemeinſchaft der Kirche mit ihren Tröſtungen und Kräftigungen erhalten.

Ueber die Eintheilung und Anordnung des Ganzen mögen ſich die Theologen unter ſich verſtändigen. Geiſtreiche Belehrung hierüber hat Marheinecke ertheilt in ſeiner Beurtheilung des Bunſenſchen Werkes. Dem Volke ſelbſt iſt einfache und überſichtliche Einrichtung die liebſte, und ich erachte, daß wir auch hiefür an den Geſangbüchern der ältern Zeit das beſte Vorbild haben. Kommen zumal die vielen, ſpecielle Lebensverhältniſſe betreffenden und ſubjektive Stimmungen darſtellenden Lieder, wovon die neuen Liederſammlungen ſeit Gellert wimmeln und von welchen doch niemals und nirgends ein erbaulicher Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienſt gemacht werden kann, auch wenn dieſe Lieder ſämmtlich beſſer wären, als die meiſten es wirklich ſind; — kommen dieſe Lieder auf die Seite, ſo müſſen ſich die Rubriken vereinfachen. Die Hauptſache iſt ſodann überhaupt aber nicht, wie die Rubriken auf einander folgen und welche Aufſchrift ſie führen, ſondern ob ſie gut bedacht und hinlänglich verſehen ſind.

Damit nun in der unermeßlichen Fülle der hymnologiſchen Literatur keine tauben Nüſſe und faulen Aepfel für den Tiſch der Gemeinde herausgegriffen werden: wem ſoll man die Sammlung, Auswahl und Bearbeitung anvertrauen? Stier ſagt: „Die von ganzen Geſellſchaften und Commiſſionen beſorgten Geſangbücher ſind bisher meiſtens — das darf man wohl ohne Anmaßung ſagen — aus begreiflichen Gründen, nicht zum Beſten gerathen.“ Er findet in der Arbeit des Einzelnen den Vortheil der Conſequenz und der Begeiſterung. Aber er möchte ſelbſt wohl in ſeinem eigenen Verſuche Manches vorſichtiger ſtehen gelaſſen, Anderes poetiſcher umgearbeitet haben, wenn ihm nur von jener Seite Bunſen, von dieſer Knapp an der Seite geſtanden wäre. Und käme zu dieſen Dreien, die mit einander zu ſehr dieſelbe trübe dogmatiſche Färbung theilen, ein Vierter, der mit ruhigem Bedacht das Extreme, was auch noch den Liederſchätzen von Knapp und Bunſen, wie dem Geſangbuche von Stier anhaftet, abzuwehren wüßte; ſo ſollte fürwahr eine ſolche getroffene Vereinbarung tüchtiger Individualitäten alles Einſeitige in der Arbeit eher vermeiden, ohne die Conſequenz aufzugeben oder die Begeiſterung zu verlieren. In der That ſind auch

8) Wässrichte und andere Meteore.

Hier wird Tag, Stunde und Dauer der Regen-, Schnee-, Graupel- und Hagelfälle, sodann Zeit und Dauer der Windstösse oder starken Windströmungen (Abschnitt I. Nro. 4 b. Stufe 3 und 4 der Scale), die Abend- und Morgenröthen, Höhenrauch, Sternschnuppen, Feuerkugeln, Gewitter, Wetterleuchten etc. in die betreffende Rubrik der Tabellen nach den Tagen, Stunden und der Dauer der Erscheinungen eingetragen.

II. Abschnitt.

Berechnung der monatlichen und jährlichen Resultate.

Ohne diese Berechnungen sind die Beobachtungen unnütz, indem blos durch diese Resultate ein Schluss auf die klimatische Beschaffenheit des Beobachtungsortes, den Witterungsgang und eine Vergleichung mehrerer Beobachtungsorte und Jahrgänge in genannten Beziehungen möglich ist. Diese Berechnungen sind indessen bei einiger Uebung weder schwierig, noch langwierig und setzen blos die Bekanntschaft mit den Regeln der Decimalbruchrechnung in den vier Species voraus.

1) Barometerstand.

a) Höchster und tiefster: Der im Monat beobachtete höchste und tiefste Stand wird in den Spalten der drei täglichen Beobachtungen in den Tabellen des Journals aufgesucht und mit seinem Datum und der Tageszeit eingetragen; z. B. höchster Barometerstand des Monats: 27″ 10,34‴ den 3ten Morgens.

b) Mittlerer: Man addirt die Zahlen von allen Morgenbeobachtungen (7 Uhr), und dividirt mit der Zahl der Beobachtungen oder der Monatstage, so erhält man das Mittel von den Morgenbeobachtungen.

Eben so addirt man alle Zahlen von den Mittagsbeobachtungen (2 Uhr), und dividirt eben so, so erhält man das Mittel der Mittagsbeobachtungen.

Endlich addirt man das Mittel vom Morgen und das Mittel vom Mittag und dividirt mit 2, so ist diess das monatliche Mittel.

Es genügt nämlich für die Berechnung des monatlichen

Barometer-Mittels das Mittel von Morgen und Mittag. Da nämlich in unsern Breiten in 24 Stunden ein zweimaliges tägliches Minimum des Barometers, nämlich 3 Uhr Nachmittags und 2 Uhr Morgens, und eben so ein zweimaliges tägliches Maximum, nämlich gegen 9 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends stattfindet, so würde die Herbeiziehung der Abendbeobachtung ohne eine nochmalige Beobachtung nach Mitternacht ein unreines Resultat geben.

Man braucht übrigens bei der Mittelberechnung der täglichen Barometerstände die Zolle der täglichen Beobachtungen nicht zu addiren; je nach der Meereshöhe des Beobachtungsortes kann man immer annehmen, dass die Mittelzahl in unsern Gegenden in der Regel entweder 26 oder 27 ganze Zolle haben werde. Man addirt also blos die Linien und deren Decimalbruchtheile, subtrahirt aber so oftmal 12 Linien von dieser Summe, als man im ersten Fall blos 25, im letztern blos 26 Zoll in der Beobachtungsreihe gehabt hatte, und dividirt den Rest mit der Zahl der Monatstage.

Z. B. wenn die Mehrzahl der Barometerstände 27″ hatte, Monat December: Summe der Morgenbeobachtungen 142,5‴
hievon ab . . . . . 48‴ wenn
4mal 26″ beobachtet worden war, bleibt . . . 94,5, hierein mit 31 dividirt, gibt 27″ 3,04‴ als Mittel von den Morgenbeobachtungen.

Summe der Mittagbeobachtungen 130,1‴
davon ab . . . . . 60 wenn 5mal 26″ beobachtet worden war, bleibt . . . 70,1, diess mit 31 dividirt, gibt 27″3,03‴ als Mittel von den Mittagbeobachtungen. Nun werden die Mittel von Morgen 27‴ 3,04 und Mittag 27″ 2,26 addirt und deren Summe mit 2 dividirt, demnach 27″ 2,65‴ Mittel vom Monat.

Eintrag: Mittlerer Barometerstand Morgens 27″3,04‴; mittlerer Mittags 27″ 2,26‴; Mittel von beiden 27″ 2,65‴.

Wenn jedoch öfter 26″ in der Beobachtungsreihe vorkommt, als 27″, so liegt der Beobachtungsort so hoch, dass das Mittel 26 ganze Zoll haben wird. Man addirt alsdann zu der Summe der Linien so oft 12 Linien, als man 27 Zoll beobachtet hat und berechnet alsdann das Mittel wie vorhin, nur ist alsdann die Zahl der Zolle des Mittels 26, statt 27.

Z. B. es sey die Summe der Linien und deren Bruchtheile an einem Beobachtungsorte im März = 143,7‴. Es kamen aber 23mal 26″ und blos 8mal 27″ in der Beobachtungsreihe, z. B. des Morgens vor. So wird zu der Zahl von 143,7‴ noch $8 \times 12''' = 96'''$ addirt; die Summe der Linien ist also = 239,7‴. Hierein mit 31 dividirt, gibt das barometrische Mittel von den Morgenbeobachtungen des März = 26″ 7,73‴.

c) Veränderung im ganzen Monat. Diess ist die Differenz zwischen dem höchsten und tiefsten Stand im Monat (oben Nro. a) z. B.:

höchster 27″ 6,0‴,
tiefster 26″10,0‴,

so ist: Veränderung 8,0‴,
oder höchster 27″ 4,3‴,
tiefster 26″ 3,0‴,

so ist: Veränderung 13,3‴, oder 1″ 1,3‴.

2) Temperatur im Freien im Schatten.

a) Der höchste und tiefste Stand des täglichen Maximum und Minimum, oder, wenn kein Thermometrograph zu Gebot steht, von den drei täglichen Beobachtungszeiten, wird mit seinem Datum und der Tageszeit eingetragen; z. B. höchster + 8,2° den 3ten Mittags; tiefster — 5,0° den 6ten Morgens.

b) Das Monatsmittel: Man addirt zuerst von allen Morgenbeobachtungen alle + zu einander und alle — zu einander, subtrahirt die kleinere Summe von der grössern und dividirt in den Rest mit der Zahl der Beobachtungen (d. h. der Monatstage, wenn man keine Lücke hat); der Quotient erhält das Zeichen des Restes und ist das Mittel von den Morgenbeobachtungen.

Eben so berechnet man das Mittel aus den Mittagsbeobachtungen und endlich noch das aus den Abendbeobachtungen.

Hierauf addirt man diese drei Mittel und dividirt die Summe mit 3, so ist der Quotient das monatliche thermometrische Mittel.

Z. B. im December erhielt man Morgens als Summe der negativen Thermometerstände . . . . . = — 125,1°
als Summe der positiven Stände . . . . . = + 3,0°

die kleinere Zahl von der grössern subtrahirt, gibt — 122,1°
diess mit 31 dividirt gibt — 3,938° = — 3,94° als Mittel von den Morgenbeobachtungen.

Ferner: Summe der negativen Zahlen Mittags = — 67,5°
und Summe der positiven . . . . . = + 19,5°

die kleinere von der grösseren Summe subtrahirt, gibt — 48,0°
diess mit 31 dividirt gibt = — 1,548 = — 1,55° Mittel von den Mittagbeobachtungen.

Abends Summe der negativen Zahlen . . = — 109,4°
und Summe der positiven . . . . . = + 4,5°

die kleinere Zahl von der grösseren subtrahirt gibt — 104,9°
diess mit 31 dividirt gibt — 3,706° = — 3,71° als Mittel vom Abend.

Eintrag: Mittlerer Morgens — 3,94°; Mittags — 1,55°; Abends — 3,71°; von allen, oder Monatsmittel — 3,06°.

Haben die Mittel von den drei täglichen Beobachtungen selbst verschiedene Zeichen, so werden die gleichnamigen addirt und von dieser Summe das ungleichnamige Mittel subtrahirt, der Rest dann mit 3 dividirt; der Quotient ist alsdann Mittel des Monats und erhält das Zeichen des Rests.

Z. B. mittlerer Morgens — 3,52°; Mittags + 2,58°; Abends — 1,36°; so ist die Summe aller drei = — 3,52° vermehrt um — 1,36° = — 4,88° und vermindert um + 2,58 = — 2,30°; diess mit 3 dividirt gibt — 0,766° = — 0,77° monatliches Mittel.

Oder Mittel Morgens — 1,53°; Mittags + 4,32°; Abends + 0,84°; so ist die Summe aller = + 4,32 vermehrt um + 0,84° = + 5,16°; und vermindert um — 1,53° = + 3,63°; diess mit 3 dividirt gibt + 1,21° monatliches Mittel.

Auf dieselbe Art, wie die Morgen-, Mittag- und Abendbeobachtungen, werden die Mittel vom Maximum und Minimum berechnet; das Mittel aus beiden ist ihre Summe durch 2 dividirt.

Z. B. mittleres Maximum = + 5,83°; mittleres Minimum + 2,32°; Summe = + 8,15°; Mittel + 4,075° = + 4,07°.

Oder mittleres Maximum = + 3,31°; mittleres Minimum — 2,32°; Summe = + 0,99°; Mittel = + 0,495° = + 0,49°.

c) Die auf die angegebene Art gefundenen Thermometermittel sind jedoch nur angenähert richtig.

Das wahre Temperaturmittel würde man erhalten, wenn man die täglichen Mittel aus stündlichen oder noch besser halbstündlichen Beobachtungen berechnen könnte. Aus Vergleichung der Resultate solcher angestrengten und genauen Beobachtungen mit den an den 3 täglichen Beobachtungsstunden, und mit den aus dem täglichen Maximum und Minimum erhaltenen Mitteln ergaben sich nun folgende Methoden, um die gefundenen Mittel auf wahre Mittel zu reduciren.

α) Für die Mittel aus den Maxima und Minima (s. Kämtz Lehrbuch der Meteorologie Bd. I. S. 96 und 97.)

Man addirt zu dem täglichen Minimum (für die Berechnung des täglichen wahren Mittels) oder zu dem monatlichen Mittel aus dem Minima (wenn man das wahre monatliche Mittel berechnen will), den Unterschied des Maximum und Minimum des Tages oder den Unterschied der Mittel aus den Maxima und Minima des Monats, nachdem man diesen Unterschied je mit dem entsprechenden, in folgender Tabelle für jeden Monat verzeichneten Multiplikator multiplicirt hat.

Januar . . .	0,394.	Juli	0,508.
Februar . . .	0,452.	August . . .	0,610.
März	0,496.	September . .	0,483.
April	0,496.	Oktober . .	0,433.
Mai	0,508.	November . .	0,380.
Juni	0,505.	December . .	0,366.

Es sey z. B das mittlere Maximum im Juni = + 12,38, das mittlere Minimum = + 4,82, so ist die Differenz = 7,56. Diese mit 0,505 multiplicirt gibt = 3,8178 = 3,82; hiezu das Minimum = + 4,82 addirt, gibt + 8,64 als wahres Mittel. Das nach Nro. b oben berechnete Mittel wäre blos + 8,60° gewesen.

Oder: es sey das mittlere Maximum im December = + 2,47°; das mittlere Minimum = — 4,73, so ist die Differenz = 7,20°. Diese Zahl mit 0,366 multiplicirt, gibt 2,6352 = 2,63; hiezu das

mittlere Minimum mit — 4,73 addirt, gibt — 2,10° als wahres Mittel. Das nach Nro. b oben berechnete Mittel wäre — 1,13° gewesen.

β) Für die drei täglichen Beobachtungen, 7, 2 und 9 Uhr, gilt folgende Regel. Man addirt die Zahl für die Morgenbeobachtung zu der Mittags- und dem zweifachen der Abendbeobachtung und dividirt die Summe mit 4.

Es sey z. B. Morgens = + 2,50°; Mittags = + 13,82°; Abends = + 5,73°, so ist das wahre Mittel des Tages

$$= \frac{2{,}50° + 13{,}82° + 2 \times 5{,}73°}{4} = + 6{,}945,$$

während das nicht reducirte Mittel nach obiger Methode Nro. b

$$= \frac{+ 2{,}50° + 13{,}82° + 5{,}73°}{3} = + 7{,}35° \text{ wäre.}$$

Oder: man habe Morgens — 1,57, Mittags + 2,36, Abends — 0,98; so ist das wahre Mittel = + 2,36 vermindert um 1,57 und wieder vermindert um 2 × 0,98, d. h. um 1,96, und der Rest dividirt mit 4; d. h. da hier die Summe der negativen Zahlen die grössere ist, so wird das wahre Mittel

$$= \frac{1{,}57 + 1{,}96 - 2{,}36}{4} = \frac{3{,}53 - 2{,}36}{4} = \frac{1{,}17}{4} = - 0{,}292$$

seyn, d. h. es ist hier das wahre Mittel negativ, weil die grössere Summe negativ war. Das nicht reducirte Mittel nach Nro. b wäre gewesen = — 0,063.

Ebenso verfährt man mit den monatlichen Mitteln, aus den Morgen-, Mittags- und Abendbeobachtungen, wenn man das wahre monatliche Mittel berechnen will.

d) Grösste tägliche Veränderung. Diess ist der grösste Unterschied (s. oben, Abschnitt I. Nro. 2. d) zwischen dem tiefsten und dem höchsten Stande des Thermometers an Einem Tage, sey es nach dem Thermometrographen oder den drei täglichen Beobachtungen. Man trägt die Differenz beider ohne + oder —Zeichen, wie schon oben erwähnt, ein, mit dem Datum und der Bezeichnung: „von Morgen und Mittag", oder „von Mittag und Abend", oder „von Morgen und Abend", je nachdem die tiefste Temperatur des Tages Morgens oder Abends und die höchste Mittags oder Abends stattfand. Z. B. grösste tägliche Veränderung: 7° den 22. December von Morgen und Mittag.

e) Mittlere tägliche Veränderung. Sie wird gefunden, wenn man alle tägliche Veränderungen (Abschn. I. Nro. 2. d) addirt und mit der Zahl der Monatstage dividirt.

f) Veränderung im ganzen Monat ist der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Stande des Thermometers im ganzen Monat vom Maximum und Minimum, oder, in Ermanglung des Thermometrographen, von den drei täglichen Beobachtungen. Es war z. B. die höchste + 4,0° den 3. Decemb. Mittags,
„ tiefste —12,0° „ 11. „ Morgens,

so ist 16,0° die Veränderung im ganzen Monat;
oder höchste + 22,3° den 5. Juli Mittags,
tiefste + 9,5° „ 12. „ Morgens,

so ist 12,8° die Veränderung im ganzen Monat.

Bei entgegengesetzten Zeichen (+ und —) werden daher hier beide Zahlen addirt, bei gleichartigen Zeichen (+ + oder — —) wird die kleinere von der grösseren abgezogen.

g) Das Mittel der Quellentemperatur wird auf dieselbe Art, wie das thermometrische Mittel, berechnet: man addirt die sämmtlichen Beobachtungs-Zahlen und dividirt mit der Zahl der Beobachtungen.

h) Die Zahl der Eistage wird gefunden, wenn man entweder die Zahl der Tage, an welchen das Minimum unter 0 stand, oder in Ermanglung des Thermometrographen, die Zahl der Tage, an welchen einmal des Tags die Temperatur unter 0 gefunden wurde, zusammenzählt.

Die Zahl der Wintertage ist die Anzahl derjenigen Tage, an welchen die Temperatur gar nicht über 0 stieg.

Die Zahl der Sommertage wird gefunden, wenn man die Zahl der Tage zusammenzählt, an welchen die Temperatur entweder nach dem Maximum am Thermometrographen, oder in Ermanglung desselben, an dem gewöhnlichen Thermometer, + 20° R. und darüber erreichte.

3) Luftfeuchtigkeit.

a) Psychrometerstand. Die Ausmittlung des höchsten und tiefsten Standes des befeuchteten Thermometers, sowie der

monatlichen Veränderung geschieht, wie bei dem Thermometer im Freien, aus den drei täglichen Beobachtungen. Eben so die Berechnung der Mittel von Morgen, Mittag und Abend und dann, aus allen dreien, die des Monatsmittels.

b) Auf dieselbe Art werden diese Momente auch für das Hygrometer gefunden. Desgleichen für die

c) Ausdünstungsmenge. Die Ausdünstungsmenge im Monat ist die Summe aller den Monat über gefundenen Grane verdunsteten Wassers (s. oben Abschnitt I. Nro. 3 c). Wird diese mit der Zahl der Monatstage dividirt, so erhält man die mittlere tägliche Ausdünstung. Eben diess gilt von den oben Abschn. I. Nro. 3. d. auf einen Quadratfuss Fläche reducirten Ausdunstungsmengen, wenn man diese in das Journal eingetragen hat. Im Uebrigen kann man sich auch begnügen, blos die Resultate, welche man aus dem unmittelbaren Abwägen der täglich aus dem Ausdunstungsgefäss verdunsteten Wassermengen berechnet hat, auf die Abschn. I. Nro. 3. d. angegebene Art zu reduciren.

Es war z. B. die Menge des im October verdunsteten Wassers = 714 Gran; das Monatsmittel daher 23,08 Gran; so ist die auf einen Quadratfuss reducirte Wassermenge nach unserer Tafel Abschn. I. Nro. 3. d. für 23 Gran = 4,4068 Cubikzoll, und für 0,03 Gran = 0,0057 Gran; demnach für 23,03 Gran = 4,4125 = 4,4125 = 4,41 Cubik.-Zoll.

Im ganzen Monat wären, nach den im Ausdunstungsgefäss verdunsteten 714 Gran, die Menge des von einer Oberfläche von 1 Quadratfuss verdunsteten Wassers für 700 Gran = 134,120 Cub.-Zoll und für 14 Gran = 2,682, zusammen also = 136,802 Cub.-Zoll gewesen.

d) Die Berechnung der aus den Psychrometerbeobachtungen zu erzielenden Resultate: Thaupunkt, Dunstdruck, Menge des meteorischen Wassers in der Luft, ist in der Schrift: „Ueber die Fortschritte der Hygrometrie von Dr. E. F. August, Berlin 1830 4.“ angegeben. Wir entlehnen hieraus das Wesentliche für solche Beobachter, welche diese Momente berechnen wollen.

Man bedient sich hiezu folgender zwei Tafeln.

I. Tafel der Expansionen.

	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
−29	0,12	0,12	0,12	0,12	0,11	0,11	0,11	0,11	0,11	0,11
28	0,13	0,13	0,13	0,13	0,13	0,13	0,13	0,12	0,12	0,12
27	0,15	0,15	0,15	0,15	0,14	0,14	0,14	0,14	0,14	0,14
26	0,17	0,17	0,17	0,16	0,16	0,16	0,16	0,16	0,16	0,15
25	0,19	0,19	0,19	0,18	0,18	0,18	0,18	0,18	0,17	0,17
−24	0,21	0,21	0,21	0,21	0,20	0,20	0,20	0,20	0,20	0,19
23	0,24	0,24	0,23	0,23	0,23	0,23	0,22	0,22	0,22	0,22
22	0,27	0,26	0,26	0,26	0,26	0,25	0,25	0,25	0,24	0,24
21	0,30	0,29	0,29	0,29	0,28	0,28	0,28	0,28	0,27	0,27
20	0,33	0,33	0,33	0,32	0,32	0,31	0,31	0,31	0,30	0,30
−19	0,37	0,36	0,36	0,36	0,35	0,35	0,34	0,34	0,34	0,33
18	0,41	0,40	0,40	0,40	0,39	0,39	0,38	0,38	0,38	0,37
17	0,45	0,45	0,44	0,44	0,43	0,43	0,43	0,42	0,42	0,41
16	0,50	0,50	0,49	0,49	0,48	0,48	0,47	0,47	0,46	0,46
15	0,56	0,55	0,54	0,54	0,53	0,53	0,52	0,52	0,51	0,51
−14	0,62	0,61	0,60	0,59	0,59	0,58	0,58	0,57	0,57	0,56
13	0,68	0,67	0,66	0,66	0,65	0,64	0,64	0,63	0,62	0,62
12	0,75	0,74	0,73	0,73	0,72	0,71	0,70	0,70	0,69	0,68
11	0,82	0,82	0,81	0,80	0,79	0,78	0,77	0,77	0,76	0,75
10	0,90	0,90	0,89	0,88	0,87	0,86	0,85	0,85	0,84	0,83
− 9	0,99	0,98	0,97	0,97	0,96	0,95	0,94	0,93	0,92	0,91
8	1,09	1,08	1,07	1,06	1,05	1,04	1,03	1,02	1,01	1,00
7	1,20	1,19	1,18	1,16	1,15	1,14	1,13	1,12	1,11	1,10
6	1,31	1,30	1,29	1,28	1,27	1,25	1,24	1,23	1,22	1,21
5	1,44	1,43	1,41	1,40	1,39	1,38	1,36	1,35	1,34	1,33
− 4	1,57	1,56	1,55	1,54	1,52	1,50	1,49	1,48	1,46	1,45
3	1,72	1,71	1,69	1,68	1,66	1,65	1,63	1,62	1,60	1,59
2	1,88	1,86	1,85	1,83	1,81	1,80	1,78	1,77	1,75	1,74
1	2,05	2,03	2,02	2,00	1,98	1,96	1,95	1,93	1,92	1,90
− 0	2,24	2,22	2,20	2,18	2,16	2,14	2,12	2,11	2,09	2,07
+ 0	2,24	2,26	2,28	2,30	2,32	2,34	2,36	2,38	2,40	2,42
1	2,44	2,46	2,48	2,50	2,52	2,54	2,57	2,59	2,61	2,63
2	2,65	2,68	2,70	2,72	2,75	2,77	2,79	2,82	2,84	2,86
3	2,89	2,91	2,94	2,96	2,99	3,01	3,04	3,06	3,09	3,11
4	3,14	3,16	3,19	3,22	3,24	3,27	3,30	3,33	3,35	3,38
+ 5	3,41	3,44	3,47	3,49	3,52	3,55	3,58	3,61	3,64	3,67
6	3,70	3,73	3,76	3,79	3,82	3,85	3,89	3,92	3,95	3,98
7	4,01	4,05	4,08	4,11	4,15	4,18	4,21	4,25	4,28	4,31
8	4,35	4,38	4,42	4,46	4,49	4,53	4,56	4,60	4,64	4,67
9	4,71	4,75	4,79	4,82	4,86	4,90	4,94	4,98	5,02	5,06
+10	5,10	5,14	5,18	5,22	5,26	5,30	5,34	5,38	5,43	5,47
11	5,51	5,56	5,60	5,64	5,69	5,73	5,78	5,82	5,87	5,91
12	5,96	6,00	6,05	6,10	6,14	6,19	6,24	6,29	6,34	6,38
13	6,43	6,48	6,53	6,58	6,63	6,68	6,74	6,79	6,84	6,89
14	6,94	7,00	7,05	7,10	7,16	7,21	7,27	7,32	7,38	7,43
	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9

	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
+15	7,49	7,54	7,60	7,66	7,72	7,77	7,83	7,89	7,95	9,01
16	8,07	8,13	8,19	8,25	8,31	8,38	8,44	8,50	8,56	8,63
17	8,69	8,76	8,82	8,89	8,95	9,02	9,09	9,15	9,22	9,29
18	9,36	9,42	9,49	9,56	9,62	9,70	9,77	9,85	9,66	9,99
19	10,06	10,14	10,21	10,28	10,36	10,43	10,51	10,59	10,92	10,74
+20	10,82	10,90	10,98	11,05	11,13	11,21	11,29	11,37	11,46	11,54
21	11,62	11,71	11,79	11,87	11,96	12,04	12,13	12,22	12,30	12,39
22	12,48	12,57	12,66	12,75	12,84	12,93	13,02	13,11	13,20	13,30
23	13,39	13,48	13,58	13,67	13,77	13,87	13,96	14,06	14,16	14,26
24	14,36	14,46	14,56	14,66	14,76	14,87	14,97	15,07	15,18	15,28
+25	15,39	15,50	15,60	15,71	15,82	15,93	16,04	16,15	16,26	16,37
26	16,48	16,60	16,71	16,83	16,94	17,06	17,17	17,29	17,41	17,53
27	17,65	17,77	17,89	18,01	18,13	18,25	18,38	18,50	18,63	18,75
28	18,88	19,01	19,14	19,26	19,39	19,52	19,66	19,79	19,92	20,05
29	20,19	20,32	20,46	20,60	20,73	20,87	21,01	21,15	21,29	21,43
	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9

Tafel II. Zur Bestimmung des Dunstgewichts.

	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
−20	0,60	0,60	0,59	0,59	0,58	0,58	0,57	0,66	0,66	0,65
19	0,66	0,65	0,65	0,64	0,64	0,63	0,62	0,62	0,61	0,61
18	0,73	0,72	0,72	0,71	0,70	0,70	0,69	0,68	0,67	0,67
17	0,81	0,80	0,79	0,79	0,78	0,77	0,76	0,75	0,74	0,74
16	0,89	0,88	0,87	0,87	0,86	0,85	0,84	0,83	0,83	0,82
−15	0,98	0,97	0,96	0,95	0,94	0,94	0,93	0,92	0,91	0,90
14	1,08	1,07	1,06	1,05	1,04	1,03	1,02	1,01	1,00	0,99
13	1,18	1,17	1,16	1,15	1,14	1,13	1,12	1,11	1,10	1,09
12	1,29	1,28	1,27	1,26	1,25	1,24	1,22	1,21	1,20	1,19
11	1,41	1,40	1,39	1,37	1,36	1,35	1,34	1,33	1,31	1,30
−10	1,54	1,53	1,51	1,50	1,49	1,47	1,46	1,45	1,44	1,42
9	1,69	1,68	1,66	1,65	1,63	1,62	1,60	1,59	1,57	1,56
8	1,85	1,83	1,82	1,80	1,79	1,77	1,75	1,74	1,72	1,71
7	2,03	2,01	1,99	1,97	1,96	1,94	1,92	1,90	1,89	1,87
6	2,23	2,21	2,19	2,11	2,15	2,13	2,11	2,09	2,07	2,05
− 5	2,42	2,40	2,38	2,36	2,34	2,33	2,31	2,29	2,27	2,25
4	2,63	2,61	2,59	2,57	2,55	2,53	2,50	2,48	2,46	2,44
3	2,86	2,84	2,81	2,79	2,77	2,75	2,73	2,70	2,68	2,65
2	3,10	3,08	3,05	3,03	3,00	2,98	2,96	2,93	2,91	2,88
1	3,36	3,33	3,31	3,28	3,25	3,23	3,20	3,18	3,15	3,13
0	3,65	3,62	3,59	3,56	3,53	3,51	3,48	2,45	3,42	3,39
+ 0	3,65	3,68	3,71	3,74	3,77	3,80	3,84	3,87	3,90	3,93
1	3,96	3,99	4,03	4,06	4,09	4,12	4,16	4,19	4,22	4,26
2	4,29	4,32	4,36	4 39	4,43	4,46	4,50	4,53	4,57	4,60
3	4,64	4,68	4,71	4,75	4,79	4,82	4,86	4,90	4,94	4,97
4	5,01	5,05	5,09	5,13	5,17	5,21	5,62	5,30	5,34	5,38

unter den ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchienenen Geſangbüchern ſolche, die von einer wohlgeſinnten Mehrzahl ausgingen, wie das Dresdener, viel beſſer gerathen, als wo ein Einzelner ſeine dogmatiſche oder ſkeptiſche Einſeitigkeit, ſeinen poetiſchen Ungeſchmack oder Proſaismus vorherrſchen ließ.

Alſo nicht dem Einzelnen, weil dieſer immer ſubjektiver denkt als ein Verein und entweder dieſe oder jene Theologie vorwiegen läßt oder den aſcetiſchen Zweck, ſo daß darunter das poetiſche Element der Lieder Schaden leidet, oder das literariſche Intereſſe ausſchließlich bedenkt, wodurch die kirchliche Beſtimmung unbeachtet bleibt; — ſondern einer Verbindung von gleichgeſtimmten, wenn ſchon in ihrem Talent und in ihrer Anſicht für das geiſtliche Lied verſchiedenartig beſchaffenen Männern, die ſich auf ihren verſchiedenen Standpunkten anerkennen und einander gern die Hand zum symbolum unionis reichen, wird Wahl und Faſſung der kirchlichen Liederſammlung am zuverläſſigſten zu übertragen ſeyn. Es iſt hier nicht der Ort, zu entſcheiden, ob die Gemeinden ſelbſt auf einer Generalſynode zu der Beſtellung einer ſolchen Commiſſion mitwirken ſollten, oder derſelbe Zweck auf dem, unter uns Deutſchen in der Conſiſtorialverfaſſung vorgezeichneten Wege erreicht werden könne. Jedenfalls hat die, ſo oder anders berufene Geſangbuchscommiſſion die Benöthigung und Faſſungsſtufe der Gemeinden ſtets im Auge zu behalten. Bunſen meint, man ſollte durch ein im Volke verbreitetes Probegeſangbuch die Stimmen abhören und hiernach zu einer definitiven Sammlung gelangen. Abgeſehen von der Koſtſpieligkeit eines ſolchen Unternehmens, wird derſelben Abſicht ſchon dadurch entſprochen, daß die Gewählten im Sinn und aus dem Herzen der Gemeinden zu handeln fähig und verpflichtet ſind. Was dem Volke paßt und frommt, iſt tüchtigen Predigern, eifrigen Seelſorgern und frommen Laien wohl bewußt; was dem Volke bereits werth und heilig iſt und in Freud' und Leid es begleitet, das werden ſie aus den verſchiedenen Gebieten einer Landeskirche ohne Mühe zuſammenzutragen und als den Kern des Geſangbuchs aufzuſtellen wiſſen, um welchen ſich ſodann auch anderes, vorerſt minder Bekannte, aber im Geiſt und Ton der Volksmäßigkeit Verfaßte und der Verbreitung in den Gemeinden, der Benutzung für den öffentlichen Gottesdienſt Würdige ſich anſchließen möge. Dem Ruſſiſchen General-Conſiſtorium der Lutheriſchen Kirche gereicht es

	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
+ 5	5,42	5,46	5,51	5,55	5,60	5,64	5,68	5,73	5,77	5,82
6	5,86	5,91	5,95	6,00	6,05	6,09	6,14	6,19	6,24	6,28
7	6,33	6,38	6,43	6,48	6,53	6,57	6,62	6,67	6,72	6,77
8	6,82	6,87	6,92	6,98	7,03	7,08	7,13	7,18	7,23	7,29
9	7,34	7,40	7,45	7,51	7,56	7,62	7,68	7,73	7,79	7,84
+10	7,90	7,96	8,02	8,08	8,14	8,20	8,26	8,32	8,38	8,44
11	8,50	8,56	8,63	8,69	8,76	8,82	8,88	8,95	9,01	9,08
12	9,14	9,21	9,27	9,34	9,41	9,47	9,54	9,61	9,68	9,74
13	9,81	9,88	9,95	10,03	10,10	10,17	10,24	10,39	10,38	10,46
14	10,53	10,61	10,68	10,76	10,84	10,91	10,99	11,07	11,15	11,22
+15	11,30	11,38	11,46	11,54	11,62	11,70	11,78	11,87	11,95	12,03
16	12,11	12,29	12,28	12,36	12,45	12,54	12,63	12,71	12,80	12,88
17	12,97	13,06	13,15	13,25	13,34	13,43	13,52	13,61	13,71	13,80
18	13,89	13,99	14,08	14,17	14,27	14,37	14,47	14,56	14,66	14,75
19	14,85	14,95	15,06	15,16	15,26	15,36	14,47	15,57	15,67	15,78
+20	15,88	15,99	16,10	16,21	16,32	16,42	16,53	16,64	16,75	16,86
21	16,97	17,08	17,20	17,31	17,43	17,54	17,65	17,77	17,85	17,99
22	18,11	18,23	18,35	18,47	18,59	18,70	18,84	18,96	19,08	19,21
23	19,32	19,45	19,58	19,70	19,83	19,96	20,09	20,21	20,34	20,47
24	20,60	20,74	20,87	21,01	21,14	21,28	11,42	21,95	21,69	21,82
+25	21,96	22,10	22,24	22,39	22,52	22,67	22,81	22,45	23,10	23,24
26	23,38	23,53	23,68	23,84	23,99	24,04	24,29	24,14	24,60	24,75
27	24,90	25,06	25,20	25,47	24,53	24,68	24,84	26,00	26,16	26,32
28	26,47	26,64	26,80	26,97	27,11	27,30	27,47	27,64	27,81	27,97
29	28,14	28,32	23,49	28,67	28,85	29,01	29,20	29,38	29,56	29,73

Der Gebrauch der Tafel I., um den Feuchtigkeitszustand der Luft aus einer Psychrometerbeobachtung zu berechnen, ist folgender.

Man sucht zu der Temperatur des feuchten Thermometers die entsprechende Dunstspannung in der Tafel I. auf, in welcher man die ganzen Thermometer-Grade in der ersten Längenspalte, die Zehntelsgrade in der ersten Querreihe angemerkt findet. Die beim Zusammentreffen der, zu den ganzen Graden gehörigen Querreihe und der zu den Zehnteln gehörigen Längenspalte, gefundene Zahl drückt in pariser Linien die gesuchte Expansion des Wasserdunstes im Maximum aus.

Hätten nun beide Thermometer des Psychrometers, das trockene und das feuchte, d. h. also die Lufttemperatur und die Nasskälte, keinen Unterschied, sondern gäbe das feuchte genau dieselbe Temperatur an, welche das trockene zeigt, so würde die auf diese

Weise in der Tafel gefundene Zahl unmittelbar den Dunstdruck bestimmen, weil dann der Dunst in der Atmosphäre im Maximum, d. h. die Luft so feucht wäre, dass sie keinen Dunst mehr aufnehmen könnte.

In den Fällen aber, wo das trockene Thermometer um einige Grade höher steht, also eine Differenz zwischen der Lufttemperatur und der Nasskälte stattfindet, muss man $\frac{3}{8}$ dieser durch Reaumür'sche Grade ausgedrückten Temperaturdifferenz (oder, wenn das feuchte Thermometer beeist ist, nur $\frac{1}{3}$ der Differenz) von jener in der Tafel I. aufgesuchten Zahl subtrahiren, um gleichfalls in pariser Linien die Spannung des in der Atmosphäre befindlichen Dunstes zu erhalten.

Ist dabei der gleichzeitige Barometerstand, auf 0 reducirt, beträchtlich grösser oder kleiner als 336‴, so muss man noch $\frac{11}{10000}$ dieser Abweichung mit dem Unterschiede beider Thermometer multipliciren, und, im Falle eines grösseren Barometerstandes als 336‴, dieses Produkt zu der schon gefundenen Grösse hinzufügen, bei einem niedrigeren Barometerstande aber davon subtrahiren.

Diese Regeln lassen sich auf folgende Formeln bringen. Wenn b den Barometerstand auf 0° reducirt (s. o. Abschn. I. Nro. 1. b.), t das trockene, t′ das feuchte Thermometer und é die in Tafel I. gefundene Dunstspannung für t′ bezeichnet, so ist x (oder die Spannung des in der Luft enthaltenen Wasserdunstes)

$$= é - \frac{3}{8}(t - t') - 0{,}0011\ (336 - b)\ (t - t')$$

oder, wenn das feuchte Thermometer beeist ist

$$x = é - \frac{1}{3}(t - t') - 0{,}0011\ (336 - b)\ (t - t').$$

Genauer aber sind die Ausdrücke

$$x = é - \frac{0{,}558\ (t - t')\ b}{512 - t'}$$

$$x = é - \frac{0{,}558\ (t - t')\ b}{572 - t'}$$

von denen der erste für Beobachtungen des blos nassen, der andere für Beobachtung des mit einer Eisrinde überzogenen Psychrometers gültig ist.

Beispiel: Das trockene Thermometer zeigte + 19,1° R.
„ feuchte „ „ + 11,1° R.
Die Differenz beider war also 8,0° R.;
der Barometerstand war 338‴.

Um hieraus die Spannung des atmosphärischen Dunstes berechnen zu können, suchen wir die zu 11,1° gehörige Spannung in der oben mitgetheilten Tafel I. auf.

Man findet 5,56‴; von dieser Zahl subtrahirt man $\frac{3}{8}$ der beobachteten Temperaturdifferenz, welches in diesem Falle 3,00 beträgt. Die Subtraktion gibt 2,56‴. Da aber das Barometer 2 Linien höher als 336‴ stand, so ist noch $2 \times \frac{11}{10000} \times 8$, oder $0{,}0022 \times 8 = 0{,}0176 = 0{,}02$ zu der gefundenen Zahl zu addiren. Man erhält also auf diese Weise 2,58‴ als Expansion des in der Luft enthaltenen Dunstes.

Sucht man diese Zahl wieder in der Tafel I. auf, so findet man, dass sie für die Temperatur + 1,65° das Maximum angibt. Es ergibt sich daraus, dass wenn die Luft sich an dem gedachten Tage von ihrer Temperatur + 19,1° bis unter + 1,6° hätte abkühlen können, ein tropfbarer Niederschlag entstanden seyn würde. Es ist also 1,65° der Thaupunkt nach dem Psychrometer.

Rechnet man nach der genaueren Formel, so ist

$$x = 5{,}56 - \frac{0{,}558 \cdot 8 \cdot 338}{512 - 11{,}1}$$

$$x = 5{,}56 - \frac{1508{,}832}{500{,}9}$$

$$x = 5{,}56 - 3{,}01 = 2{,}55‴.$$

Man findet also die Expansion um 3 Hundertel einer Linie geringer als nach der ersten Formel, und es gehört zu derselben der Thaupunkt 1,53°.

Diese Abweichung kann übrigens in den meisten Fällen als zu unbedeutend vernachlässigt werden.

Sobald nun auf diese Weise die Spannung des in der Atmosphäre enthaltenen Dunstes und zugleich mit derselben der Thaupunkt gefunden ist, hat die Bestimmung aller übrigen für die Hygrometrie wichtigen Punkte keine Schwierigkeit mehr.

Will man z. B. den Sättigungszustand der Luft kennen lernen, d. h. will man wissen, wie viel die Luft von der Dunstmenge, die sie überhaupt bei der vorhandenen Temperatur aufzunehmen im Stande ist, schon aufgenommen hat, so muss man die zu der Luftwärme t gehörige Spannungszahl in der Tafel I. aufsuchen. In unserem Falle gehört zu 19,1° die Zahl 10,14‴. Da nun der Dunst nach der Psychrometerbeobachtung die Spannung 2,58‴ hat, aber bei dieser Temperatur die Spannung 10,14‴ haben könnte, sich bei derselben Temperatur die Dunstmengen aber wie die Spannungen verhalten, so ist $\frac{2,58}{10,14} = 0,25$ ein Ausdruck für die verhältnissmässige Menge des Dunstes in der Luft. Wir sehen also, dass zur Zeit jener Beobachtung die Luft nur 25 Hundertheile, d. i. ein Viertheil der Dunstmenge enthielt, welche sie bei vollkommener Sättigung enthalten konnte.

Diese Zahl $\frac{2,58}{10,14}$, welche man im Allgemeinen erhält, wenn man die zum Thaupunkte gehörige Expansion des atmosphärischen Dunstes (Expansio roralis) durch die Expansivkraft des Maximums (Exp. maxima) dividirt (wir wollen sie durch

$$p = \frac{\text{Exp. ror.}}{\text{Exp. max.}}$$

vorstellen), dient ferner zur Bestimmung für das Gewicht des in einem Cubikfuss Luft enthaltenen Wasserdunstes. Kennt man nämlich ein für allemal das Gewicht eines Cubikraumes Luft bei allen Temperaturen, so darf man dasselbe in jedem besonderen Falle nur mit dieser Zahl p multipliciren.

Die Tafel II. über die absoluten Gewichte eines pariser Cubikfusses Wasserdunst im Maximum bei den verschiedenen Temperaturen wird diese Rechnung erleichtern.

Diese enthält einen ziemlich genauen Ausdruck dieser Grössen in Granen für die einzelnen Grade und deren Zehntheile der 80theiligen Scale.

In unserem Falle würde also das aus dieser Tafel II. für + 19,1° gefundene Gewicht, nämlich 14,95, zu multipliciren seyn mit 0,25;

diess gibt 3,7375=3,74. Es wiegt also der in einem Cubikfuss Luft enthaltene Dunst unter diesen Umständen 3,74, d. i. nahe $3\frac{3}{4}$ Gran.

Genauer findet man aber das Gewicht eines Cubikfusses Dunst bei der beliebigen Spannung x und der Temperatur t nach der Formel

$$y = \frac{1{,}63\ x}{1 + 0{,}005\ t}\ \text{Gran},$$

wo x die Expansion für den Thaupunkt und t die Luftwäre bedeutet. Demnach wäre $y = \frac{1{,}63 \times 2{,}58}{1 + 0{,}005 \times 19{,}1} = 3{,}84$, also um $\frac{1}{10}$ Gran höher als nach der vorigen Formel, ein Unterschied, der in den gewöhnlichen Fällen unbeachtet bleiben kann.

Es ist nicht nöthig, diese Berechnung für jeden Tag anzustellen, um die **Mittel des Monats** zu erhalten. Man setzt t das monatliche Temperaturmittel, t' das monatliche Psychrometermittel (d. h. das Monatsmittel von den Graden des feuchten Thermometers), b das monatliche Barometermittel (s. oben Absch. II. Nr. 1 b) und findet nun nach obiger Anleitung aus diesen Elementen unmittelbar die Monatsmittel für den **Thaupunkt**, den **Sättigungsgrad der Luft mit Wasserdampf** und die **Grane Wasser in einem Cubikfuss Luft**.

4) Die Winde.

a) **Zahl der Windrichtungen im Monat.** Man zählt die Summe je aller N, aller NO, aller O u. s. w. und der Windstillen zusammen und notirt sie. Zur Rechnungsprobe dient alsdann: wenn diese 9 Zahlen addirt werden und die Zahl sämmtlicher Beobachtungen, als Summe herauskommt.

b) Bei jeder dieser Windrichtungen wird sodann die Summe der dem Zeichen des Windes beigesetzten Zahlen (Absch. I. Nro. 4 b), als **Strömung** angemerkt, z. B. wenn N 7mal, und unter diesen 7 Aufzeichnungen einmal N1, zweimal N2, einmal N3 vorkam, so ist die Strömung 8. Einzeichnung: 7mal N; Strömung 8.

c) **Mittlere Windrichtung.** Da der Kreis der Windrose, wie jeder Kreis, in 360 Grade eingetheilt ist, so kommen, wenn man S = 360° setzt, auf SW 45°, W 90°, NW 135°, N 180°, NO 225°, O 270°, SO 315°. Man wird also diese Grad-

zahlen mit den Zahlen multipliciren, welche je den an den Morgen-, an den Mittags- und an den Abend-Beobachtungen gefundenen Windrichtungen entsprechen, die Produkte addiren und jede dieser Summen mit der Zahl der Monatstage dividiren.

Z. B. es sey gefunden worden, im November Morgens 1mal N, 2mal NO, 2mal O, 4mal SO, 3mal S, 13mal SW, 2mal W, 1mal NW, Windstillen 2, so rechnet man $1 \times 180 + 2 \times 225 + 2 \times 270 + 4 \times 315 + 3 \times 360 + 13 \times 45 + 2 \times 90 + 1 \times 135$ (wobei die Windstillen natürlich übergangen werden). Diess gibt die Summe $= 4410$; diese mit 30 dividirt, gibt $= 147°$ = NW gen N als mittlere Windrichtung Morgens. In derselben Art wird dann die mittlere Windrichtung Mittags und sodann die mittlere Windrichtung Abends berechnet.

Das monatliche Mittel der Windrichtung ist alsdann die Summe der drei täglichen Mittel dividirt durch 3.

Z. B. es sey ferner die mittlere Richtung Mittags gefunden worden $= 235°$, Abends $242°$, so ist das monatliche Mittel $= \frac{624}{3}$ $= 208°$ NNO.

d) Eine andere Berechnung der mittleren Windrichtung ist die nach der Lambert'schen Formel.

Wenn $S = 360°$ und von diesem Punkte, als dem 0 Punkte der Windrose nach W. gezählt wird, so dass (wie oben in c gezeigt), $W = 90°$, $N = 180°$ etc.; und man bezeichnet den Winkel der mittleren Windrose mit φ, so ist, bei Zugrundlegung der 8 Hauptwindrichtungen

$$\text{Tang. } \varphi = \frac{a + b \text{ Cos. } 45°}{\alpha + \beta \text{ Cos. } 45°}$$

Dabei ist $a = W - O$; $\alpha = S - N$

$b = NW + SW - NO - SO$; $\beta = SW + SO - NW - NO$,

wobei die Windzeichen die Summen der Beobachtungen dieser Windrichtungen bezeichnen.

Ist dabei Zähler und Nenner des Bruchs positiv, so ist der Winkel φ, den man nach der Berechnung findet, unmittelbar der Ausdruck für die mittlere Windrichtung.

Ist aber der Zähler positiv, der Nenner negativ, so ist die mittlere Windrichtung $= 180° - \varphi$.

Ist Zähler und Nenner negativ, so ist die mittlere Windrichtung $= 180° + \varphi$.

Ist der Zähler negativ, der Nenner positiv, so ist die mittlere Windrichtung $= 360 - \varphi$.

Beispiel. Es sey 13mal N, 16mal NO, 24mal O, 5mal SO, 8mal S, 14mal SW, 7mal W, 0mal NW, 3mal Windstille beobachtet worden (welch letztere unberücksichtigt bleibt), so ist

$$a = 7 - 24 = -17$$
$$b = 14 - 21 = -7$$
$$\alpha = 8 - 13 = -5$$
$$\beta = 19 - 16 = +3.$$

Hiernach ist

$$\text{Tg } \varphi = \frac{-17 + (-7 \times 0{,}7071068)}{-5 + 3 \times 0{,}7071068} = \frac{-21{,}9497476}{-2{,}8786795},$$

demnach

$$\text{Log Tg } \varphi = \text{lg } 21{,}9497476 - \text{lg } 2{,}8786795$$
$$= 1{,}3414286 - 0{,}4591933$$
$$= 0{,}8822353$$
$$\varphi = 82° 31' 42'',$$

demnach mittlere Windrichtung $= 180° + 82° 31' 42'' = 262° 31' 42''$ oder O.g.NO.

e) Die mittlere Windstärke, oder die Stärke der nach Lambert berechneten Windrichtung wird nach der Formel von Kämtz (S. 165 Bd. I. das Lehrb. d. Meteorol.):

$$\text{mittlere Windstärke} = \sqrt{A^2 + B^2},$$

wenn A den Zähler, B den Nenner in der Lambert'schen Formel für Tang φ bezeichnet, gefunden. In unserem Fall d) ist also

$$A = -21{,}9497476$$
$$B = -2{,}8786795.$$

Die Quadratzahlen von A und B werden nun mittelst der Logarithmen sehr leicht gefunden, wenn man die Logarithmen von A und von B je mit 2 multiplicirt und die diesen verdoppelten Logarithmen zugehörigen Zahlen aufsucht. In unserem Fall ist demnach

$$A^2 = 481{,}79$$
$$B^2 = 8{,}2868$$
$$A^2 + B^2 = 490{,}0768,$$

demnach die mittlere Windstärke $= \sqrt{490{,}0768} = 22{,}14$, d. h. wenn die 87 Windrichtungen, welche während des Monats beobachtet wurden, alle auf einmal geweht hätten, so würde die gesammte Einwirkung derselben ebenso gewesen seyn, als wenn 22 von diesen Winden allein mit der Richtung von 262° oder O.g.NO geweht hätten.

f) Die Windströmung für die drei Tageszeiten und für den Monat wird aus den in Nro. b gefundenen Zahlen folgendermassen ermittelt. Es sey die Strömung Morgens für N 8, NO 2, O 0, SO 0, S 1, SW 8, W 7, NW 5, so ist die Summe = 27. Ist die Strömung Mittags in derselben Art = 15, Abends = 17, so ist die monatliche Strömung = 59.

g) Verhältniss der nördlichen zu den südlichen, der östlichen zu den westlichen Windrichtungen. Zu den östlichen (Windrichtungen) gehört NO, O, SO, zu den westlichen NW, W, SW, zu den nördlichen NW, N, NO; zu den südlichen SW, S, SO.

Sind die Zahlen der Windrichtungen im ganzen Monat, d. h. von den drei täglichen Beobachtungen, folgende: 1mal NO, 3mal N, 13mal NW; und 4mal SO, 17mal S, 39mal SW, so ist die Zahl der nördlichen = 17, der südlichen = 60; man erhält daher die Proportion $17 : 60 = 100 : x = 353$, oder das Verhältniss der nördlichen zu den südlichen $= 100 : 353$, d. h. die südliche kam $3\frac{1}{2}$mal häufiger vor, als die nördliche Windrichtung. Man kann alsdann das Verhältniss der nördlichen zu den südlichen auch so ausdrücken = 3,53, d. h. auf einen nördlichen Wind kamen 3,53 südliche.

5) Regen- und Schneemenge.

Die Regen-, Hagel-, Graupen- und Schnee-Wassermengen werden blos addirt, um die Menge des während des Monats beobachteten, im ganzen Monat gefallenen meteorischen Wassers zu finden. Wird diese Summe mit der Zahl der Monatstage dividirt, so erhält man die mittlere Menge auf einen Tag berechnet. Dividirt man die in Cubikzollen ausgedrückte Menge im Monat mit 144, so erhält man die senkrechte Höhe des gefallenen Wassers in Zollen, d. h. die Höhe, zu welcher das im

Monat gefallene Wasser gestan. ., wäre, wenn es weder abgelaufen, noch verdunstet, noch von der Erde verschluckt worden wäre.

6) Witterung und Ansicht des Himmels.

Klare Tage sind solche, an denen dreimal klar, von kl1. bis kl4. aufgezeichnet ist. Ihre Summe wird als Zahl der klaren Tage notirt.

Trübe Tage sind solche, an denen dreimal trüb, von tr1. bis tr4. aufgezeichnet wurde.

Gemischte Tage sind solche, welche klar und trüb an ihren drei Beobachtungszeiten haben. Zur Rechnungsprobe dient alsdann, wenn die Zahl der klaren, trüben und gemischten Tage zusammen der Zahl der Monatstage gleich ist.

Regen- und Schneetage sind solche, an denen es ein oder mehrmals geregnet oder geschneit hat.

Windige Tage sind solche, an denen ein Wind mit der Strömung 1 und 2 vorkam, stürmische, an denen die Strömung 3 und 4 vorkam.

Bei Berechnung der Zahl der Gewitter und der Hagelfälle wird die Zahl der zum Ausbruch mit Donner und Blitz gekommenen Gewitter oder Hagelfälle überhaupt, und nicht blos der Tage, an welchen ein oder mehrere Gewitter oder Hagelfälle vorkamen, addirt. Dagegen ist die Zahl der Nebel, Reife, Thaue die Zahl der Tage, an welchen diese Erscheinungen vorkamen.

7) Die mittlere Bewölkung

wird folgendermassen berechnet. Angenommen, die gänzliche Bewölkung des Himmels, wobei die Sonne und der Mond nicht mehr durchscheint, entspreche der Zahl 4 (welches dem tr2. tr3. und tr4. unserer Scale Abschn. I. Nro. 7 entspricht), so ist unser tr1. = 3; eben so entspricht unser kl1. der Zahl 3, wenn man die Bewölkung von $\frac{3}{4}$ des Himmels auf den ganzen Himmel ausgedehnt denkt, unser kl2. ist = 2, und unser kl3. ist = 1. Substituirt man nun den Aufzeichnungen in der Tabellenspalte: „Ansicht des Himmels", diese Zahlen, so werden je die Mittel der Bewölkung des Morgens, des Mittags und des Abends die

Summe dieser Zahlen 1 bis 4, dividirt durch die Zahl der Monatstage seyn, wobei natürlich kl4., welches = 0 ist, nicht in Rechnung kommt. Die mittlere Bewölkung des Monats ist alsdann die Summe der mittleren Bewölkung von Morgens, Mittags und Abends, dividirt durch 3.

Beispiel. Man habe im Juni Morgens 5mal kl1., 6mal kl2., 4mal kl4., 3mal kl4., 3mal tr1., 3mal tr2., 5mal tr3., 1mal tr4. beobachtet, so ist die mittlere Bewölkung Morgens

$$= \frac{5\times3+6\times2+4\times1+3\times3+3\times4+5\times4+1\times4}{30}$$

$$= \frac{15+12+4+9+12+20+4}{30}$$

$$= \frac{76}{30} = 2{,}53.$$

Hat man auf dieselbe Art die mittlere Bewölkung Mittags = 2,15, Abends = 3,67 gefunden, so ist die mittlere monatliche Bewölkung $= \frac{2{,}53+2{,}15+3{,}67}{3} = \frac{8{,}35}{3} = 2{,}78$

d. h. wenn die den ganzen Monat über zu den Tageszeiten am Himmel erschienenen Wolkenmassen in gleichförmigem Gange erschienen waren, so hätten sie zugereicht, um 2,38 des Himmels zu bedecken.

8) Das Jahresmittel

aller bisherigen Beobachtungsmomente ist nichts anders, als das Mittel aus den Monatsmitteln.

Es werden dabei die 12 Monatsmittel vom Barometer, Thermometer, Psychrometer etc. addirt und die Summe mit der Zahl 12 dividirt. Hiebei gilt bei der Addition der thermometrischen Elemente in Beziehung auf die entgegengesetzten Zeichen dieselbe Regel, welche schon oben angegeben wurde, d. h. die gleichnamigen Zahlen werden addirt, die kleinere von der grösseren Summe subtrahirt und der Rest mit 12 dividirt.

Beispiel. Es sey das Monatsmittel des Thermometers

Januar . .	= — 2,73°	April . .	= + 8,57°
Februar . .	= — 1,56°	Mai . . .	= + 10,98°
März . .	= + 4,35°	Juni . . .	= + 65,47°

zu großer Ehre, dieſe Rückſicht in den Punctationen beſonders hervorgehoben zu haben, welche es jüngſt den Provinzial-Conſiſtorien mit dem Auftrage, ein Geſangbuch vorzubereiten, übergab: „die einzuführende Sammlung müſſe der Mehrzahl der Gemeindeglieder dadurch zuſagen und lieb und werth ſeyn, daß es die meiſten der beliebten Lieder aus allen Conſiſtorialbezirken enthalte.“

Daß zu dieſem Geſchäfte aber eben nicht bloß kirchliche Oberbeamte, ſondern Pfarrer in Stadt und Land, und nicht bloß Geiſtliche, ſondern auch Laien, die Letzteren zum wenigſten, wo nicht mitbeſorgend, doch mitprüfend beigezogen werden, ſcheint unerläßlich; denn die gelehrten Theologen ſind dem Leben, die höheren Kirchendiener dem Volke, die Geiſtlichen überhaupt dem über die Pfähle ihres Standes hinausgehenden, freieren Bildungskreiſe mehr oder weniger oft entfremdet oder doch ferne, ſo daß der religiöſe Inhalt und die ſymboliſche Haltung des Geſangbuchs zunächſt von den Kirchenobern, die volksmäßige Wahl und Faſſung vorzugsweiſe von den praktiſchen Kirchenlehrern, der die verſchiedenen Bildungsſtufen und Lebenskreiſe beobachtende Tact, wo nicht allein, doch beſonders von geſellſchaftlich wie literariſch gebildeten Laien gewahrt werden zu ſollen ſcheint.

Iſt das Kirchengeſangbuch eigentlich bloß für den öffentlichen Gottesdienſt beſtimmt, ſo wird, je ſtrenger man ſich an den Begriff und Zweck deſſelben in der Ausführung hält, um deſto unabweislicher das Bedürfniß einer abgeſonderten Sammlung für Privaterbauung und häusliche Andacht ſich geltend machen. Bunſen hat dieſes Bedürfniß zuerſt mit Klarheit geſchieden und eine abgeſonderte Löſung beider nebeneinander laufenden Aufgaben verſucht. Sein Werk hat vor Allem einen großen literar-hiſtoriſchen und aſcetiſchen Werth durch die gründliche Darlegung der ihn leitenden Grundſätze und durch die genaue Anwendung derſelben in dem Buche ſelbſt; durch die anſchauliche Chronologie in der Anordnung der Lieder jedes Abſchnitts, durch die richtigen muſikaliſchen Fingerzeige und durch die im Anhang mitgetheilten trefflichen Choräle, die ein Prodromus des von ihm beabſichtigten Choralbuches ſind. Aber die Lieder, ebenſo die zunächſt für die Privaterbauung beſtimmten, wie die anderen, leiden an zu nachſichtiger Belaſſung der dogmatiſchen und ſprachlichen Härten, ſo wie poetiſcher Unziemlichkeiten, die der Andacht eher hinderlich als förderlich ſind. Auch in die

Juli . . = + 18,35° October = + 9,78
August . = + 16,38 November = + 3,26
September = + 11,53 December = + 4,58, so ist das Jahresmittel der Temperatur = der Summe der + Zahlen = 98,67° vermindert um die Summe der — Zahlen = 8,87° dividirt durch 12 = $\frac{89,80}{12}$ = + 7,483° = + 7,84°.

Auf dieselbe Art wird das Jahresmittel des Psychrometers (des befeuchteten Thermometers), berechnet.

Für die Berechnung des barometrischen Jahresmittels gilt dieselbe Regel, wie oben Abschn. II. Nro. 1. b. für die Berechnung der monatlichen Mittel rücksichtlich der Addition der Linien angegeben wurde, wenn die Zahl der ganzen Zolle zwischen 26 und 27 wechselt, und ist der Divisor für die Summe der Linien hier alsdann 12.

9) Die vierteljährigen Mittel

der Temperatur, sowie die vierteljährigen Mittel anderer Beobachtungsmomente werden folgendermassen berechnet.

Frühling ist März, April, Mai.
Sommer: Juni, Juli, August.
Herbst: September, Oktober, November.
Winter: December, Januar, Februar desselben Jahrs.

Diese bezüglichen Monatsmittel werden daher zusammen addirt und dann die Summe je mit 3 dividirt.

10) Jährliche Extreme der Beobachtungsmomente.

Höchster, tiefster, im ganzen Jahr beobachteter Barometerstand; das Wort bei in der Jahrestabelle zeigt an, dass hier der gleichzeitige Wind, das Thermometer und die Ansicht des Himmels und Ansicht des beizusetzen ist.

Höchster, tiefster Thermometerstand des Jahrs; das Wort bei zeigt an, dass hier der gleichzeitige Barometerstand, Wind des Himmels beizusetzen ist.

Letzter, erster Frost im Jahr, dessgleichen letzter, erster Schnee im Jahr; das Wort bei zeigt an, dass das gleichzeitige

Barometer, Thermometer, Wind und Ansicht des Himmels beizusetzen ist.

Erstes, letztes Gewitter; das Wort bei zeigt an, dass Barometer, Thermometer und Wind und Ansicht des Himmels beizusetzen ist.

Die übrigen Momente, welche bei den Jahrestabellen zu beachten sind, brauchen keiner weiteren Erläuterung.

11) Die Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich,

sind von grosser Wichtigkeit als Resultate des Zusammenwirkens sämmtlicher Witterungsmomente im Jahr oder zunächst in der besseren Jahreszeit. Es ist hier immer das Datum der Erscheinungen an der betreffenden Stelle der Jahrestabelle selber anzumerken.

Hier ist es jedoch nothwendig, dass man die Erscheinungen in der Vegetation wo möglich stets immer nur an derselben Pflanze, z. B. demselben Apfel- oder Birnbaum etc. beobachtet.

Bei manchen Kulturpflanzen, wie z. B. Gerste etc., hat man zweierlei Sorten, frühe und späte. Hier wird man daher angeben, ob Früh- oder Spätgerste gemeint ist.

III. Kleinere Mittheilungen.

Bericht über *Fata Morgana.*

Von Oeconomierath Walz,
Vorsteher der Ackerbauschule zu Ellwangen.

(Aus einem Schreiben an Prof. Dr. Th. Plieninger.)

Mit Zeichnungen auf Tafel IV.

Sie wünschten, verehrtester Freund, noch einige nähere Nachrichten über meine *Fata Morgana* am Rechberg und ich nehme davon Veranlassung, Ihnen alles, was ich in dieser Beziehung überhaupt schon beobachtet habe, gedrängt mitzutheilen. Das erstemal sah ich diese Erscheinung an einem der Christfeiertage des Jahres 1831 oder 1832 zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags vom Pfarrhause zu Ellenberg aus, wo der Stuifen, Rechberg und Staufen jederzeit hoch über dem Horizont hervorragen. Es war damals ein sehr kalter Tag und die Atmosphäre in einem Zustande, bei welchem sich gerne Nebensonnen bilden. Der Anblick der 3 Berge überraschte mich, auf dem Stuifen und Staufen schienen Festungswerke errichtet zu sein und der Rechberg erschien gespalten, alle 3 Berge erschienen höher als sonst, nicht aber die zwischen ihnen sichtbaren Berge von Boll und Kirchheim. Die Zeichnung I auf Tafel IV. zeigt die Berge im Normalzustand (*a* Staufen, *b* Rechberg *c* Stuifen), II. ihre damalige Form, jedoch nur mit bloßen Augen beobachtet und aus der Erinnerung gezeichnet. Die Erscheinung veränderte sich in Zeit von einer Stunde, während welcher ich mich dort aufhielt, nicht; ich schrieb sie dem duftigen Zustand der Atmosphäre zu, bei welcher sich beim Gehen im Freien auf die Kleider fortwährend Eisflitterchen ablagerten.

Am 30. December 1834 stand ich Morgens 8 Uhr auf dem Schweizerhof am Fenster und sah dem Aufgang der Sonne entgegen, welche hinter schwarzen Wolken hervorkommen sollte. Die gerade Linie eines ½ Stunde entfernten Ackers bildet, von dort aus gesehen, den Horizont. Plötzlich schien es, als versänke der Berg mit dem Acker, denn über dem Horizont erhob sich allmählig der Weiler Buchhausen, der 1¾ Stunden vom Schweizerhof entfernt liegt, und zwar so hoch, dass nicht nur die ganzen Häuser, sondern auch noch ein Theil des Hügels, auf dem sie liegen, zum Vorschein kamen, kurz ich hatte die Ansicht von Buchhausen, wie ich sie gewöhnlich 2 Stockwerke oder 18′ höher vom Dache des Hauses aus habe. Als ich dorthin stieg, hatte ich neue Ueberraschung: Der Weiler Buchhausen lag da wie immer, aber neben ihm ragte der Kirchthurm von Walxheim hervor, der dort sonst nie zu sehen ist. Ich war nun so weit im Reinen, dass sich der Berg nicht gesetzt hatte, sondern Strahlenbrechung statt fand, ich erwartete, dass wenn die Sonne hinter den schwarzen Wolken hervorkomme, den Weiler wieder in seine alte Stelle hinabsinken zu sehen, was aber nicht sobald in Erfüllung gieng. Da ich mich vom Hause entfernen musste, so übertrug ich die fernere Beobachtung einem damaligen Eleven Arthur Schott, welcher fand, dass sich der Weiler so langsam senkte, dass er erst mit der Abenddämmerung wieder unter dem Horizont verschwand. Der Thermometer zeigte damals Morgens auf dem

Schweizerhof — 10° R., während er in Ellwangen, wie ich 1 Stunde später erfuhr — 15° R. und in Walxheim nach Angaben des dortigen Pfarrers, bei dem ich mich einige Tage später erkundigte — 5° R. zeigte, Abends trat völliges Regenwetter ein. Die stärkere Strahlenbrechung entstand also dadurch, dass die Temperatur von Walxheim gegen West abnahm, die Lichtstrahlen also durch immer dichtere Luft giengen. Ich habe bis zum Herbst 1842, so lange ich noch auf dem Schweizerhof war, dieselbe Erscheinung in grösserem und kleinerem Maasse noch oft beobachtet; die Lage des Weilers Buchhausen und des Schweizerhofs liess sogar ganz genaue Beobachtungen zu, denn man sieht, wie ich bei obiger Gelegenheit entdeckte, vom Wohnzimmer des Schweizerhofs aus den First des höchsten Hauses von Buchhausen jeder Zeit einige Fuss über dem Horizont hervorragen, wenn das Auge 6′ über dem Boden des Zimmers steht; bei einer Senkung des Auges um nur 1′, oder bei dem Blick durch die untere Fensterscheibe, verschwindet dieser First ganz. Ich fand nun, dass das Hervorragen dieses Firsts fast nie einen Tag wie den andern gleich hoch ist, welches mehr oder mindere Hervorragen von dem Unterschied der Temperaturen in dieser Richtung herzurühren scheint, ein Beweis, wie unsicher Nivellements auf grossen Strecken in der unteren Atmosphäre sind, wenn auch die Erdwölbung in Rechnung gezogen wird.

Als ich einst, ich erinnere mich nicht mehr in welchem der Jahre 1837 bis 1841, auf den Kalten-Markt (also jedenfalls in der 2ten Woche des Januar) zu Fuss nach Ellwangen gieng, wurde ich gleich oberhalb der Rothsteige durch den Anblick der 3 Gmünder Berge überrascht, denn statt dass sie sich, wie auf der Zeichnung I. als Inseln zeigten, stand eine Gebirgswand da, höher als die Berge sonst erscheinen, vor welcher ich die 3 Berge längere Zeit nicht unterscheiden konnte; (Zeichnung III.) die Boller und Kirchheimer Berge (zwischen Staufen, Rechberg und Teck) waren so hoch als die drei Berge. Die Temperatur der Luft mochte nach Schätzung — 5 bis — 6° R. haben. Als ich an den Abhang an der Strasse zwischen Eigenzell und Rattstatt trat, kam vom Thale herauf eine wohl 10° kältere Luft und als ich über diese Stelle hinweg und wieder in höherer Temperatur stand, waren die Berge niederer geworden, namentlich die den Hintergrund bildenden bei Boll und Kirchheim, so dass die 3 Berge wieder etwas über den Horizont hervorragten. Ich gieng auf der Strasse wieder über die kalte, einige 100 Schritte lange Strecke zurück, und siehe da, die Berge bildeten wieder eine hohe Wand wie zuvor, ebenso sanken sie wieder, als ich die kalte Stelle abermals passirt hatte. Beim Hinabsteigen vom Schlossberge nach Ellwangen war der Temperaturunterschied am Rande des Berges mit einemmale wieder so gross, dass sogar die vielen den Weg gehenden Landleute augenblicklich ihre Verwunderung äusserten, und in der That zeigte das Thermometer in der Stadt — 17° R. Hier ist nun kein Zweifel, dass die ganze Erscheinung blos von dem Durchgang der Lichtstrahlen durch die kältere und deshalb dichtere Luft über den Thälern herrührte.

Seitdem ich nun hier auf dem Schlosse zu Ellwangen wohne, habe ich

wieder die schönste Gelegenheit, derartige Erscheinungen gerade an den 3 Gmünder Bergen zu beobachten; ich habe hier sogar einen Massstab für die Erhebungen, denn die Spitze des Hohenstaufen ragt in der Regel kaum über den Horizont, den die Fläche eines Ackers bei Neuler (1 Stunde von hier) bildet und hart am Staufen ragt, von meinem Wohnzimmer aus gesehen, der Thurm von Neuler hervor (s. Zeichnung IV. *a* durch den Tubus gesehen). Der Staufen verschwindet nur an heissen Sommertagen ganz unter dem Horizonte, an günstigen Tagen erhebt er sich aber über den Thurm von Neuler, ja sogar so, dass schon das ganze Dorf Staufen, aber in scheinbar ebener Lage hervortrat, wie Zeichnung *b* zeigt. Das schönste Schauspiel geniesse ich einigemale jährlich an schönen Morgen, wenn diese Berge verschiedene Gestalten annehmen, wobei übrigens nicht gerade jedesmal eine Erhöhung über den Horizont statt findet. So theile ich Ihnen einige frühere Zeichnungen vom Staufen IV. *b c d e*, namentlich aber eine fortlaufende Reihe der Gestalten des Rechbergs am 6. November 1847 Morgens von 7—9 Uhr mit, Fig. V. 1—13, wobei die östliche Wand des Berges und des Schlösschens schön von der Sonne beschienen war. V. 1 ist der Normalumriss des Rechbergs von meinem Wohnzimmer aus durch den Tubus gesehen; die horizontale Dimensionen des Berges sind in allen Bildern richtig gezeichnet, deshalb noch die Hülfslinien über gewisse Punkte gezogen sind. Die Umwandlung von einem Bild in das andere geht sehr langsam und unmerklich vor sich, etwa wie sich ein Wolkengebirge nach und nach verändert, ohne dass man die Veränderung speciell wahrnimmt, es sind die schönsten „Nebelbilder". Bei Nro. 3 bildet sich rechts eine Oeffnung mit der Durchsicht in den blauen Himmel, die sich in Nro. 4 vergrössert und bei Nro. 5 als die verzerrte Brücke in das Schloss sich kund gibt, durch welche man aber von hier aus sonst nichts sieht. In Nro. 8 ist das Schloss doppelt auf einander und zwar entstand dieses Bild aus Nro. 7 so, dass sich über dem Schlosse ein 2tes Dach in freier Luft bildete, von welchem allmählig das Gebäude selbst auf das untere Dach sich abrollte, ähnlich einem Hintergrunde des Theaters. Bei Nro. 8, 9 und 13 erstreckt sich die Veränderung noch auf die Kirche, die viel höher wurde und in Nro. 13 erhebt sich der Berg fast noch über sie, oder senkt sie sich unter ihn. Auf dem Dache des hiesigen Schlosses, etwa 40′ höher als mein Wohnzimmer, wo man jeder Zeit von den Bergen fast so viel sieht als in Zeichnung I., war, als ich mich hinaufbegab, keine Veränderung an den Bergen wahrzunehmen, obwohl das Spiel von unten aus gesehen fortgieng. Es scheinen daher auch diese Nebelbilder wenigstens theilweise im Unterschied der Temperaturen ihren Grund zu haben, und wahrscheinlich erhob sich die niedrigere Temperatur nicht viel über die Linien von meinem Zimmer bis zum Rechberg, während sie die höhere Linie vom Dache des Schlosses zum Rechberg nicht erreichte. Am Morgen zeigte das Thermometer + 3°, im Thale lag ein schwacher Reif. Ich habe jetzt einigen Freunden in Ellwangen zugesagt, sie, wenn die Erscheinung wieder eintritt, sogleich rufen zu lassen, da sie bisher nur mir und meiner Familie einen hohen Genuss gewährte.

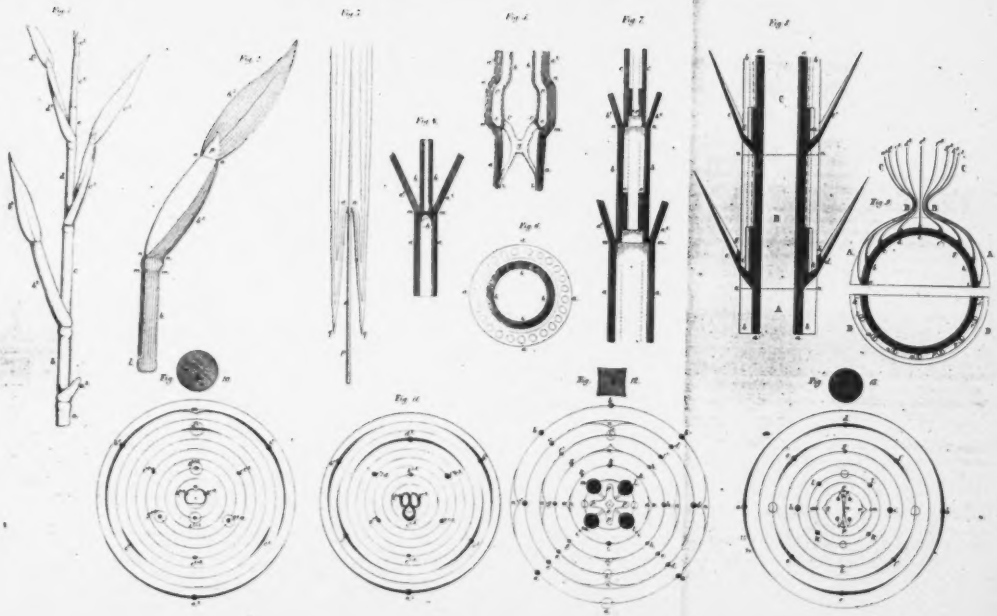

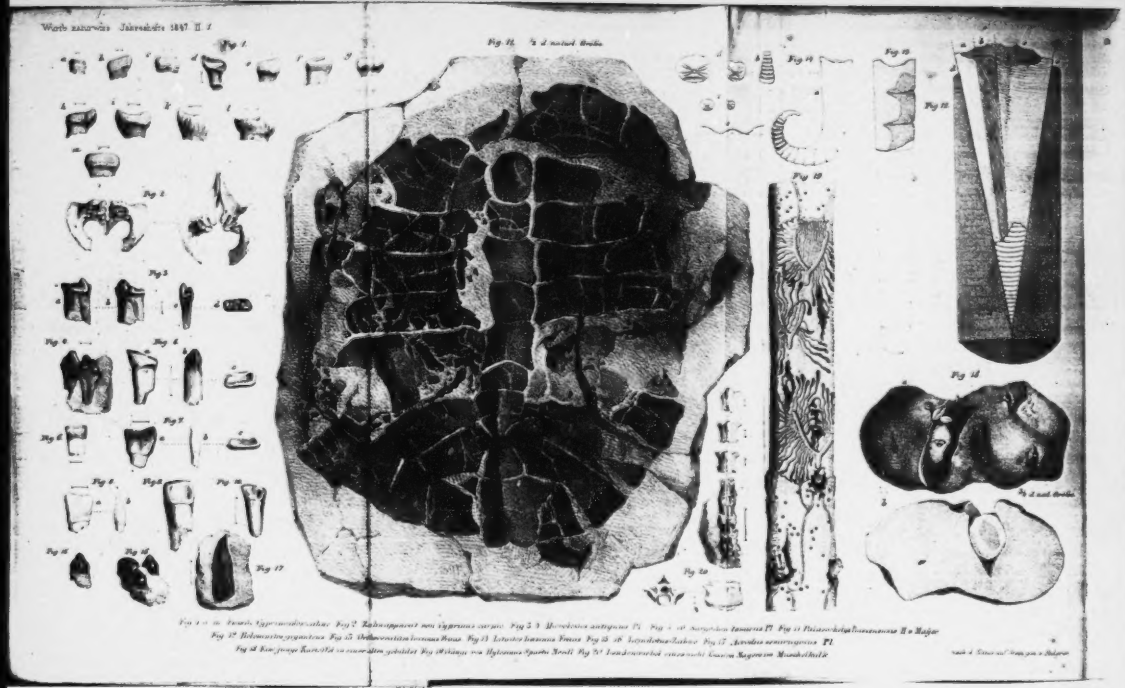

Fig. 1 a. b. Incisiv. Eppendorfensis. Fig. 2. Zahnapparat von Hyperodon. Fig. 3. 4. Hyaenodon antiquus Pl. Fig. 5. 6. Sarcophus tenuis Pl. Fig. 7. 8. Plesiarctos Hermannus II a Major
Fig. 9. Helmontia gigantea. Fig. 10. Orthocentia hermina Fitzg. Fig. 11. Lutodus hamatus Fitzg. Fig. 12. 16. Lagodus dubius. Fig. 13. Acrodus semirugosus Pl.
Fig. 14. Rana fossilis Rusc. 15. a. maxillare sinistrale. Fig. 17. Hyaena von Hyaenam Sparta Nesti. Fig. 18. Landschnecke. 19. Flussschnecke. Unio Agassizi Mandelslohii.

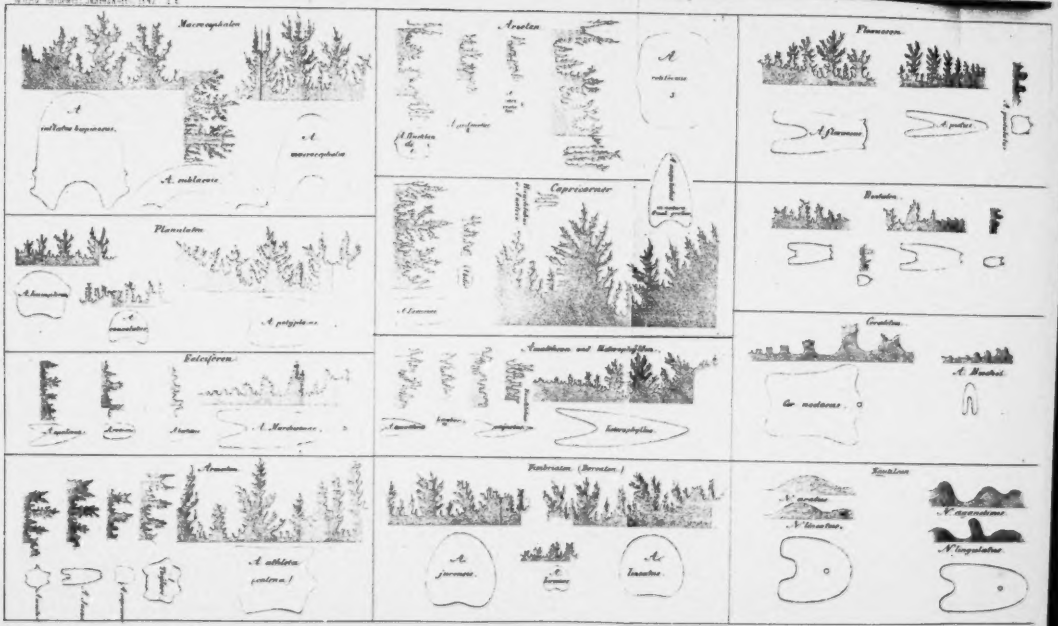
Macrocephalen
A. radiatus hyperacrus.
A. macrocephalus
A. oblaceus
Arcuaten
A. rotiformis
Pleuracren
A. pectinatus
Planulaten
A. planulatus
A. tenuistylus
A. polyphylus
Capricornier
A. Linnaeus
Ramosen
Falcaferen
A. Nordmannus
Acanthicon und Heterophyllen
A. heterophyllus
Cornuten
A. Mantelli
Armaten
A. athleta
Fenbriaten (Serraten)
A. serratus
A. limatulus
Fimbriaten
A. lingulatus

mit den Liedern verbundenen, der Zahl nach ſogar vorwiegenden Gebete iſt der dogmatiſche Rigorismus und ein tropiſcher Ungeſchmack da und dort eingedrungen.

Ebenſo für das Haus wie für die Kirche hat Knapp ſeinen evangeliſchen Liederſchatz dargeboten, den umfangreichſten, nächſt dem großen, in acht Bänden beſtehenden Leipziger Geſangbuche, von dem er jedoch unabhängig und ſelbſtſtändig und mit beſonderer Bezugnahme auf die neueſte poetiſch-aſcetiſche Literatur ausgearbeitet iſt. Dieſe Sammlung wird wohl bald in keiner chriſtlichen Familie fehlen, da ſie ſich durch ihre Wohlfeilheit ebenſo raſchen Umlauf verſchafft, wie durch ihren mannichfaltigen und darum ſehr gediegenen Inhalt Beifall gewinnt. Selbſt ein ausgezeichneter chriſtlicher Dichter, hat der Herausgeber aus allen Zeiträumen und Nationen der Chriſtenheit viel Treffliches und wahrhaft Schönes, und mit Beachtung der verſchiedenſten Lebenskreiſe, Berufszweige, Altersſtufen, Zuſtände und Schickſale, hier zu einem vieltauſendſtimmigen Hymnus der chriſtlichen Kirche aufgereiht. In ſeinen Grundſätzen über die poetiſche Bearbeitung älterer Lieder ſo billig als zart, hat er an vielen Stellen unübertrefflich gebeſſert, indem er an den Ort eines matten Ausdrucks eine belebte, kräftige Sprache, anſtatt eines unziemlichen Bildes ein edles, aus reicher Anſchauung geſchöpftes, ſetzte. Dieſe poetiſche Originalität und produktive Fülle iſt ihm freilich auch wieder darin zum Nachtheil geweſen, daß unzählige Veränderungen ohne Noth gemacht ſind, die das Gepräge der Alterthümlichkeit verwiſchen, indem ſie ſogar unwillkürlich an die Knapp'ſche Muſe oder doch an eine, unſerer Zeit eigenthümliche Ausdrucksweiſe erinnern. Am meiſten verräth der Dichter ſeinen perſönlichen poetiſchen Charakter in den vielen von ihm eingeſtreuten Ueberſetzungen aus der nicht deutſchen Literatur. Für den Zweck häuslicher und Privatandacht iſt indeſſen darin keine Behinderung vorhanden. Vielmehr dürfte gerade die Gleichmäßigkeit der Bearbeitung für dieſen Behuf Manchem zweckdienlicher ſeyn. Der Hauptwerth der Sammlung liegt jedenfalls in ihrer Menge und Vollſtändigkeit für alle Bedürfniſſe und Lebensbezüge und läßt in ihrem Vorzug von dieſer Seite es nur zu ſchmerzlich empfinden, wie wenig, gegenüber ſolchen Hilfsmitteln der Privaterbauung, für die gottesdienſtlichen Zwecke der Gemeinden noch geſchehen iſt, einzelne Städte und Bezirke ausgenommen;

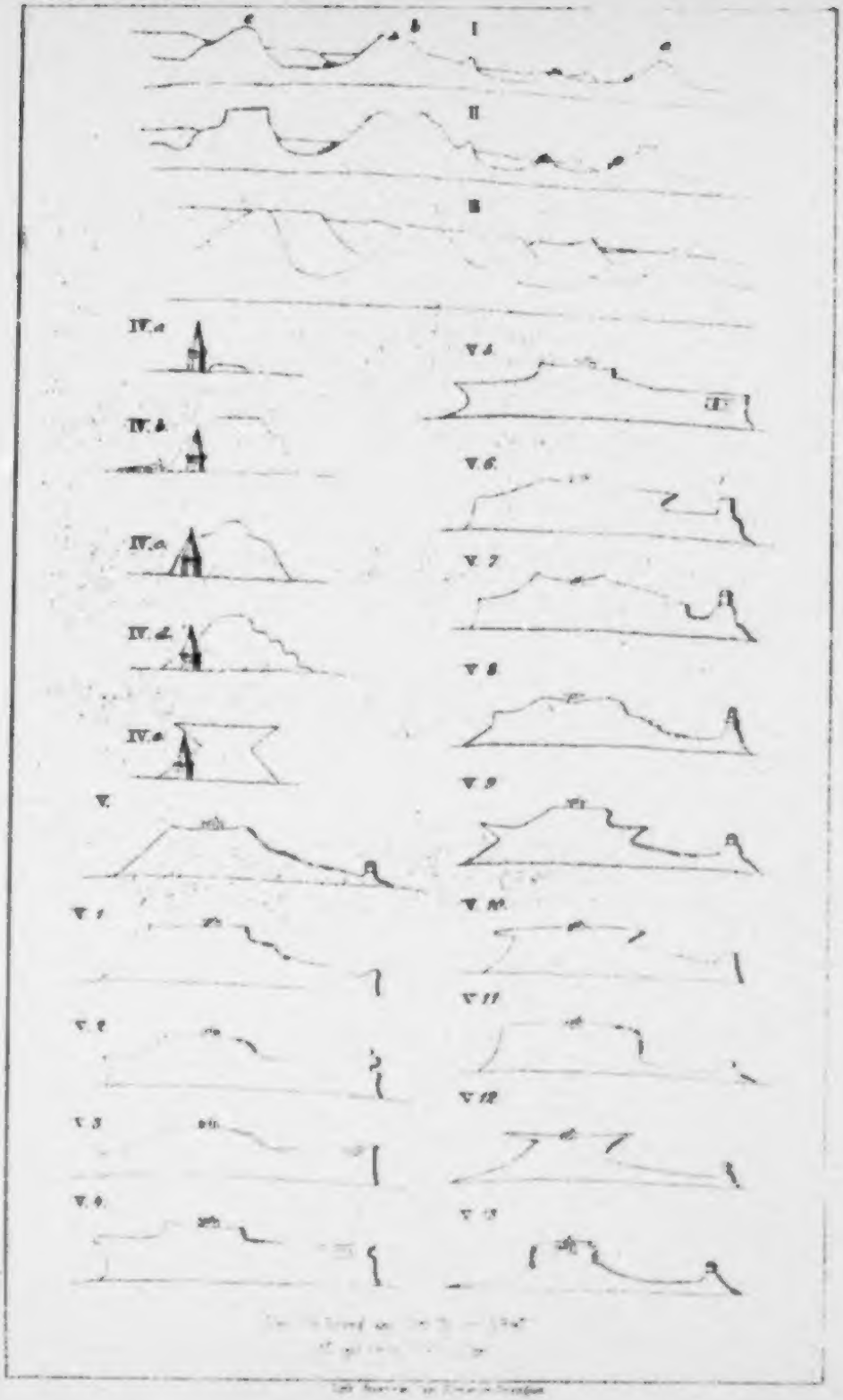
I
II
III
IV.a
IV.b
IV.c
IV.d
IV.e
V.
V.1
V.2
V.3
V.4
V.5
V.6
V.7
V.8
V.9
V.10
V.11
V.12
V.13

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

VIERTER JAHRGANG.

(Mit zwei Steintafeln)

BIBL. UNIVERS. LIPS.

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1849.

Gedruckt bei E. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1. Juli 1847 bis 1. Juli 1848. 113

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Statistik.

Die Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse Stuttgarts im Jahre 1847. Von Dr. G. Clees. 120

Zoologie.

Die Dohlen in Württemberg. Von G. v. Martens 47

Ueber den Ursprung und die Verbreitung der Hauskatze. Von Ober-Med.-Rath Dr. Jäger 65

Eigenthümliche Erscheinungen im Thierreiche in den Jahren 1844, 1845 und 1846. Von Gutsbesitzer Landbeck 84

Bemerkungen zu dem Verzeichnisse der Säugethiere Württembergs. Von Gutsbesitzer Landbeck 88

Ueber einen neuen Aal vom Cap. Von Prof. Dr. W. v. Rapp . 142

Ueber einen neuen Regenwurm vom Cap. Von Prof. Dr. W. v. Rapp 142

Botanik.

Die blüthenlosen Gefäßpflanzen Württembergs Von G. v. Martens 94

Fortsetzung der Abhandlung „Aufbau der Graspflanze etc." Von Professor Hochstetter in Esslingen 144

Geognosie und Petrefactenkunde.

Zur Geologie der Triasformation in Württemberg und des Steinsalzes im Besonderen. Von Prof. Dr. Kurr 1

Das Petrefaktenlager bei Ober- und Unter-Kirchberg an der Iller im Oberamt Laupheim. Von Finanzrath Eser in Ulm . . . 258

Ueber die Gränzen der Muschelkalkformation. Von Professor Quenstedt 57

Chemie.

Chemische Untersuchung der Soolen, des Koch- und Steinsalzes und der Siedeabfälle der K. Württembergischen Salinen. Von Prof. Dr. H. Fehling 18

Kupfergehalt einiger im Handel vorkommenden Oelkuchensorten. Von Prof. Dr. Schlossberger 90

Vorkommen des Brom's und Jod's in den Mineralwassern und Heilquellen Württembergs. Jod in unsern Schwefelwassern. Von Prof. Dr. Sigwart in Tübingen 169

Mathematik. Seite

Ueber die Bedeutung der Mathematik für die Naturgeschichte. Von Rechtsconsulent Schübler 75

Physik und Meteorologie.

Prof. Dr. Th. Plieninger: Dreiundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg 281

Nekrolog des Freiherrn von Ludwig 272

III. Kleinere Mittheilungen.

Ueber die sogenannten Spurbienen. Von Stadtrath Reiniger . 107

Superfötation bei Insecten. Von Prof. Dr. Th. Plieninger . . . 108

Ornithologische Beobachtung. Von Forstamtsassistent Jäger . 109

Kleiner Beitrag zur Naturgeschichte der Dohlen. Von Schullehrer Rehmiller in Bierlingen, O.A. Horb 278

Corydalis lutea. *Dec.* Von Apotheker Valet 110

Ein merkwürdiger Blitzschlag. Von O.-Amtmann v. Heyer . . 110

Ueber das Regnen organischer Körper. Von Prof. Dr. Th. Plieninger 404

Anzeige der Palaeozoologie von Dr. C. G. Giebel. Von Bergrath Dr. Hehl 111

Anzeige von *Generum et specierum Mineralium secundum ordines naturales digestorum Synopsis, scripsit E. Fr. Glocker. Halae* 1847 279

IV. Verkehr.

Sammlung von Futterpflanzen in getrockneten Exemplaren. Herausgegeben von R. Fr. Hohenacker 112

Ankauf oder Tausch naturhistorischer Sammlungen 280

Berichtigung.

In der Anweisung zur richtigen Aufzeichnung der Witterungsbeobachtungen und zur Berechnung der Resultate aus denselben, III. Jahrg. der Jahreshefte, Seite 410 Zeile 14 von unten, ist unter den Corrections-Coefficienten zu Berechnung der wahren mittleren Temperatur im Monat August die Zahl 0,510 statt 0,610 zu setzen.

Druckfehler.

Seite 269 Linie 14 von oben anstatt Salzsorten lies Salzseelen.

„ 270 „ 9 „ „ „ führte lies fällte.

„ 270 „ 4 „ unten „ bei jedem lies bis zu dem.

„ 270 „ 2 „ „ „ Glaubersalzungs l. Glaubersalz.

„ 271 „ 6 „ „ „ Naht lies Nähe.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Zur Geologie der Triasformation in Württemberg und des Steinsalzes im Besonderen.

Von Prof. Dr. Kurr.

Die Steinsalzablagerungen Württembergs gehören gleich denen von Baden, Hessen und der östlichen Schweiz der Muschelkalkformation an, einem am östlichen Saum des Schwarzwaldes und in den mittleren Neckargegenden, ferner in den in das Neckarthal einmündenden Hauptthälern der Rems, Murr, Enz, des Kochers und der Jaxt, sowie in dem Gebiete der Tauber entwickelten Meeresgebilde, das bei uns eine durchschnittliche Mächtigkeit von 3—500 Fuss erreicht und sich sanft an den bunten Sandstein des Schwarzwaldes anlehnt, ohne übrigens die Höhen desselben zu bedecken, woraus man vielleicht den Schluss ziehen darf, dass bei der Ablagerung des Muschelkalks das Relief des Schwarzwaldes bereits vorhanden und ausser dem Bereich des Meeres lag, in dessen Grunde sich die ersten Bänke des Muschelkalks absetzten. Zwar trägt auch der bunte Sandstein deutlich genug die Spuren von Wellen-

schlag und zwar gesalzenen Wassers an sich, denn wer wollte in den schönen Wellenformen der Schichtflächen, wie sie sich bei Hirsau und noch an andern Orten, namentlich in den obern thonigen Bänken finden, den Wellenschlag der Brandung verkennen? Wem sollte es nicht einleuchten, dass die rundlichen, an den Seiten abgeplatteten, bald linsenförmigen, bald eiförmigen Thonknollen der mittleren und oberen Bänke, wie wir sie bei Kalw, Nagold, Enzklösterle, Freudenstadt so häufig antreffen, von vertrockneten Thonschlammschichten herrührten, welche durch den an einer ausgedehnten Küste auf Ufersand geübten Wellenschlag abgerundet, in den bei grossen Fluthen höher steigenden Gewässern mit dem beweglichen Sande abgesetzt worden und erst später erhärtet seien?

Dass es aber Meereswasser gewesen, was den bunten Sandstein abgesetzt und nach seiner theilweisen und allmähligen Hebung umspült hat, dafür sprechen die salzhaltigen Quellen von Teinach, Calw u. s. w., welche daraus entspringen, sowie der deutliche Salzgehalt der oberen thonigen Schichten desselben, wie es durch bergmännische Arbeiten bei Sulz und Niedernhall nachgewiesen wurde. Am letzteren Orte ist nach Alberti *) ein aus rothem Letten, Schwerspath und Gyps bestehender Gang im kieseligen rothen Sandstein von 1—3 Schuh Mächtigkeit auf einer Strecke von 1400 Fuss aufgeschlossen worden, aus welchem eine 8 pCt. Salz haltende Soole ausschwitzt. Eine ebenso reiche Soole lieferte das am Hünerberge bei Hasmersheim 536′ tief im bunten Sandstein getriebene Bohrloch **).

Zwar hat man bis jetzt im bunten Sandstein unseres Bezirks noch keine Spur von Meerthier- oder überhaupt von Thierresten entdeckt, allein es kann dieser Umstand desswegen nicht als Beweis gegen obige Ansicht angeführt werden, weil er überhaupt ein negativer ist, indem die Sandsteine als Trümmergesteine der Konservation der Schaalthiergehäuse sehr ungünstig sind, insoferne die scharfen Quarzkörner bei dem Spiele der Wellen zerreibend

---

*) v. Alberti, Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers. Stuttg. 1834. 8vo. S. 32.

**) Ebendas. S. 32.

auf dieselben einwirken, so dass sie in kurzer Zeit zerfallen, und weil der Wellenschlag am Ufer dann desto leichter die des organischen Leimes beraubten Gehäuse der Auflösung des Meerwassers preisgibt. Sodann ist es Thatsache, dass überhaupt an sandigen Ufern sehr wenige Schaalthiere leben, theils weil der Grund und Boden die zum Leben der Zweischaler nöthigen Pflanzen nicht nährt und ihnen keine Anheftpunkte gewährt, theils weil dem Wasser der zum Schaalenbau nöthige Kalk fehlt. Eine Ausnahme hievon machen die Umgebungen der Flussmündungen, weil diese durch die einströmenden süssen Gewässer Kalktheile genug erhalten.

Anders verhält es sich mit den Bänken des bunten Sandsteins von Sulzbad und Umgebung, am Fusse der Vogesen, wo man wirklich nicht nur Schaalthiere des Meeres und namentlich Uferthiere, wie z. B. *Myophoria vulgaris* und *Goldfussii*, *Gervillia socialis* und andere im obern Muschelkalk vorkommende Zweischaler, sondern sogar Saurierüberreste *(Nothosaurus)* zugleich mit zahlreichen Landpflanzen gefunden hat. Allein dieser bunte Sandstein der französischen Geologen ist eine eigenthümliche, mehr lokale Ablagerung von vorherrschend thonigen oder thonigsandigen Gesteinen, welche vielmehr den untern Abtheilungen unseres Muschelkalkes entspricht und ein von dem Sandstein der Vogesen abweichendes Lagerungsverhältniss zeigt, so dass man dieselbe höchstens mit den obersten Thonschichten unseres bunten Sandsteins vergleichen könnte, und unser bunter Sandstein ist vielmehr mit dem Vogesensandstein jener Gelehrten identisch, welcher dort, wie bei uns, frei von allen Thierüberresten ist.

Dagegen wurden bis jetzt einige wenige Ueberreste von Landpflanzen, wie sie an den sandigen Ufern der Triasperiode überhaupt getroffen wurden, in dem Schwarzwaldsandstein gefunden, nämlich ein Kalamit, *Calamites arenaceus Jaeger*, völlig übereinstimmend mit dem von Sulzbad *), und ein eigenthümliches

*) W. P. Schimper et A. Mougeot monographie des plantes fossiles du grès bigarré de la chaine des Vosges. T. XXVIII. fg. 1 u. 2.

Farrnkraut, *Anomopteris Mougeoti Brongn.* *), Ersteres in den obern Bänken bei Nagold und Bettenhausen, O.A. Sulz, Letzteres bei Durlach und Pforzheim, sowie bei Bettenhausen. Da jener Kalamit auch ganz mit den in unseren Keupersandsteinen vorkommenden übereinstimmt und da die bei Sulzbad vorkommenden Schaalthierüberreste mit denen unseres Muschelkalks vollkommen übereinstimmen, so ergibt sich daraus unzweifelhaft die Thatsache, dass bunter Sandstein, Muschelkalk und Keuper in einer geologischen, obwohl vielleicht lang andauernden Periode sich gebildet haben, wie diess v. Alberti auch noch durch andere Gründe unterstützt hat **), daher er dieselbe auch in eine Formation zusammengefasst und mit dem Namen Trias bezeichnet hat. Hiezu kommt noch, dass auch der Keuper an mehreren Stellen Steinsalz einschliesst. Wir besitzen ein Stück Steinsalz, welches in dem Stuttgarter Bausandstein eingeschlossen war; in dem Keuper-Gyps des Aargaus findet sich dasselbe mit Glaubersalz und Bittersalz zusammen bei Mühlingen an der Reuss. Die krystallisirten Mergel und quarzigen Sandsteine bei Stuttgart und Kornthal sind höchstwahrscheinlich Afterkrystalle aus Steinsalzwürfeln entstanden. Auch finden sich im obern Keuper-Mergel bei Stuttgart *Posidonia minuta* und einige andere Meerespetrefakten mit Schuppen und Zähnen von Meerfischen zusammen.

Vor der Ablagerung des bunten Sandsteins bildete der südliche und südwestliche Theil des Schwarzwaldes gleich den mit Jenem in vielfacher Beziehung übereinstimmenden südlichen und südöstlichen Theilen der Vogesen eine mit verschiedenen gegen dem Rheinthal auslaufenden Gräten versehene Insel in dem Triasmeer, in deren einzelnen Buchten sich vereinzelte Partieen des Grauwacken- und Steinkohlengebirges abgelagert hatten, Gesteine, welche bei ihrer festen Beschaffenheit und der geringen geographischen Ausdehnung einer verhältnissmässig geringen Vegetation günstige Verhältnisse darboten, woraus, wie der Verfasser schon früher nachzuweisen suchte ***), die geringe Entwicklung des Steinkohlengebirges und die noch geringere Hoffnung auf bauwürdige Kohlen-

*) Ebendas. T. XXXIV.

**) a. a. O.

***) Württemb. naturwissenschaftl. Jahreshefte 2ter Jahrg. (1846) S. 170.

wie ſehr alſo eine ſo gründliche als billige Reform im Intereſſe des Volks wie der chriſtlichen Bildung unſerer Zeit unter die gerechten Wünſche gehört. Mögen dieſe Blätter, welche auf eine freundliche Einladung zur Theilnahme an der deutſchen Viertel-Jahrsſchrift Antwort geben, hier und dort auf beiden Seiten zum Verſtändniß beitragen, nach oben Anklang wecken und den Berufenen willkommene Fingerzeige zur Verwirklichung reichen.

G.

flöze in diesem Bezirke sich hinlänglich ergibt. Denn die Grauwackenablagerungen am südlichen und nordöstlichen Fuss des Feldberges, bei Schönau, Lenzkirch und Rothwasserdorf, sowie die westliche Fortsetzung der letztern Parthie bei Sulzburg bestehen aus Porphyr-, Thonschiefer- und Kieselschieferkonglomeraten, die, wie die darüber liegenden quarzigen Thonschiefer und Porphyre selbst, von ungemeiner Härte und Festigkeit sind. Auch die Thonschiefer von Gaggenau gewährten für die Vegetation jener Periode eine ebenso ungünstige Grundlage und verhinderten vielmehr die Bildung einer solchen wenigstens in dieser Periode. Dagegen treffen wir am Saume des damaligen Inselandes ein anderes Trümmergestein — das sog. Todtliegende, in etwas bedeutenderer Entwicklung; da aber die Bildung desselben dem Niederschlag des bunten Sandsteins unmittelbar vorausging und der deutlichen Schichtung, sowie den Bestandtheilen nach zu schliessen, unmittelbar aus der Zerstörung des unterliegenden Granits und alsbaldigem Absatz der nicht abgerundeten Trümmer desselben unter Wasser sich erzeugte, so konnte auch dieses Gestein der Steinkohlenvegetation nicht günstig sein, und es konnten die der Kohlenablagerung nothwendig vorausgehenden Braunkohlenbildungen in ausgedehnten Torfmulden nicht Statt finden.

Für die Annahme, dass der südliche und südwestliche Schwarzwald in der Periode des Triasmeers inselartig aus dem Wasser hervorragte, spricht der Umstand, dass nirgends auf den Zinnen des obern Schwarzwaldes bunter Sandstein vorkommt und dass auch keine Trümmer desselben in der Nähe getroffen werden. Dafür aber, dass dieselben vom Triasmeer umspült wurden, sprechen die sanft angelehnten Partieen des bunten Sandsteins im Südosten, Osten und Nordosten, sowie die isolirten Vorkommnisse im Westen. Diess sind Thatsachen, welche zunächst durch Merian festgestellt und graphisch nachgewiesen wurden *) und welche sich dem Verfasser bei seinen häufigen Besuchen des Schwarzwaldes unabweislich aufgedrungen haben.

Diese Thatsache hat auch Elie de Beaumont, einer der gelehrtesten und umsichtigsten Geologen unserer Zeit, eingesehen,

*) P. Merian, Beiträge zur Geognosie, Basel 1832. 2ter Bd.

als er die Erhebung der Belchen in den Vogesen in die zweite Epoche — vor der Ablagerung der Kohlenformation — versetzte *), und wir vermissen darin nur, dass er die analogen Kuppen des südlichen Schwarzwaldes nicht zu dem System der Belchen zählte. Nach ihm gehört der Schwarzwald zu dem Systeme des Rheins, in der Richtung von SSO nach NNW, nach der Bildung des Vogesensandsteins und vor der Ablagerung des bunten Sandsteins gehoben, wohin er denn auch den grössten Theil der Vogesen rechnet. Diese Annahme scheint in Beziehung auf den Schwarzwald desswegen nicht gerechtfertigt, weil zwar die Richtungslinie desselben mit derjenigen der Vogesen übereinstimmt und der das östliche Plateau bedeckende Sandstein ebenfalls mit dem Vogesensandstein identisch ist, aber für eine Hebung in der Periode zwischen der Bildung des bunten Sandsteins und Muschelkalks kein Beweis vorliegt, insoferne hier der sog. bunte Sandstein von Sulzbad fehlt und die Lagerungs- und Streichungsverhältnisse des bunten Sandsteins und Muschelkalks wenigstens im südlichen und östlichen Saum des Schwarzwaldes wesentlich übereinstimmen. — Vielmehr entspricht das Lagerungs- und Schichtungsverhältniss dieser beiden Gesteine und selbst noch der auf gleiche Weise im Südosten angelagerten jurassischen Formation einer allmähligen und langsamen Erhebung, wie bereits oben angedeutet wurde, und wie sie noch gegenwärtig an manchen Küstengegenden Skandinaviens wahrgenommen wird, so jedoch, dass nach der Ablagerung des Jura dieselbe wenigstens am Westsaume des Gebirges, wo sie ohnedem am bedeutendsten war, gewaltiger auf die Trias- und Juragesteine wirkte, welche hier unordentlich verrückt und zertrümmert nur noch an isolirten Stellen auftreten **). Um nur eine derselben namhaft zu machen, verweisen wir auf die Lokalität in der Nähe der ehemaligen Bleierzgruben bei Badenweiler, wo Keuper, Lias

*) S. die Uebersetzung seiner Arbeit über die Gebirgssysteme in Poggendorff's Annalen T. XXV. mit Taf. 2.

**) Dass aber auch noch Hebungen in Folge vulkanischer und plutonischer Durchbrüche im Bereich des westlichen Schwarzwaldes und des Breisgaues selbst in der Diluvialperiode Statt fanden, hat Frommherz (die Juraformation des Breisgaues, Freiburg 1838. S. 47.) gehörig nachgewiesen.

und Jura-Oolith neben buntem Sandstein aufs Unregelmässigste verworfen, dicht neben einander getroffen werden. Wahrscheinlich ist es aber, dass nach der Bildung des Muschelkalks eine grosse Veränderung in dem östlichen Binnenbecken des Triasmeeres Statt hatte. Der bunte Sandstein bildete in dieser Zeit ein Wallgebirge mit sanft nach Innen geneigten Schichten, welches sich von Waldshut am Rheine an über die Höhen von Grafenhausen, Villingen, Oberndorf, Freudenstadt, Kniebis und dem ganzen unteren Schwarzwald bis Durlach und Pforzheim hinzog, von hier bis Neckargmünd und Heidelberg in einer Breite von etwa 7 geogr. Meilen unterbrochen oder durchbrochen war, das von dort an über den Odenwald und Spessart sich fortsetzte und von den Wellen des Muschelkalkmeeres bespült war. Der bunte Sandstein lagert sich in diesem ganzen Verlauf in der Regel dem Granit, seltener dem Gneuss an und überdeckt denselben wohl auch an manchen Stellen inselartig, während er am Westrande des Gebirgs und zwischen Emmendingen und Offenburg eine beträchtlichere Ausdehnung gewinnt, sonst als ein schmaler Saum das Gneussgebirge bis gegen Kuppenheim umgibt und sich dort dem nördlichen Plateau von Wildbad, Neuenbürg und Ettlingen anschliesst, womit der Schwarzwald im Norden und Nordwesten endigt.

Da des Salzgehaltes im bunten Sandstein schon oben Erwähnung geschah, so bleibt hier nur noch übrig, der Erzgänge zu erwähnen, welche demselben angehören. Als solche sind hauptsächlich Mangan-, Eisen- und Kupfererze aufzuzählen, welche in der Regel von Schwerspath, Flussspath und Quarz begleitet werden und in deren Nähe der sonst meistens poröse oder thonige Sandstein in der Regel quarzig und sehr hart erscheint, was vielleicht einem Eindringen von Kieselfluorid zugeschrieben werden dürfte.

Mit der Ablagerung und Erhärtung des bunten Sandsteins und seiner allmähligen Erhebung aus dem Meer war eine grössere Strecke festen Landes und ein ausgedehnterer Küstenstrich gegeben; das Muschelkalkmeer bevölkerte sich allmählig mit zahlreichen Mollusken, Fischen und Krebsen, welche hinwiederum den damaligen Raubthieren der Binnenmeere, den Sauriern, hinlängliche Nahrung gewährten. In seinem Grunde setzten sich die

Mergel und dolomitischen Kalksteine des **Wellenkalks** ab, darauf folgte die Bildung des Gypses, Anhydrits und Steinsalzes, Gesteine, welche augenscheinlich der Vertrocknung einzelner Meeresbecken ihre Entstehung verdanken, wobei indess wohl auch unterirdische Hitze miteingewirkt haben kann, worauf vielleicht das beträchtliche Vorkommen des wasserleeren Gypses hindeutet. Wie dem auch sei, so scheint jedenfalls während und nach der Bildung des Steinsalzes eine vielfache Schwankung des Bodens Statt gehabt zu haben, denn während einzelne Theile des damaligen Seebeckens vertrockneten und die 30—50 Fuss mächtigen Steinsalzlager bildeten, waren andere in der unmittelbaren Nähe gelegene fortwährend von Seewasser bedeckt, so dass der Niederschlag der mittleren und oberen Muschelkalkbänke ungestört und stetig Statt finden konnte. Ja der Umstand, dass wir über dem Steinsalz den gleichen Muschelkalk mit seinen thonigen Zwischenschichten sich ungestört fortsetzen sehen, beweist hinlänglich, dass der an der Luft zu Salz eingetrocknete Meeresgrund sich sammt dem Salzlager wieder senkte und aufs Neue von dem Muschelkalkmeer überfluthet wurde. Für den neptunischen Ursprung des Salzes spricht die deutliche Schichtung namentlich der untern Bänke, welche sich in Wilhelmsglück sehr schön beobachten lässt, die mit den benachbarten Kalkbänken gleichmässig verlaufende Schichtung des Gypses und die völlige Uebereinstimmung der chemischen Bestandtheile des Salzgebirges mit denen des Meerwassers. Zwar könnte man einwenden, dass sich in dem Steinsalz keine organischen Ueberreste finden, welche auf vertrockneten Meeresgrund schliessen lassen, allein es ist eine Thatsache, dass in konzentrirten Soolen kein Thier leben kann und dass bei der Verdampfung des Seewassers in den südeuropäischen Salinen lange vor der krystallinischen Ausscheidung des Meersalzes alle Thiere absterben und zu Boden sinken. Ueberdiess hat man in dem röthlichen Steinsalz des Salzkammerguts wirklich Ueberreste mikroskopischer Seethiere gefunden, wodurch die Entstehungsweise des Steinsalzes wohl kaum länger in Frage gestellt werden kann.

Die bis jetzt mit Sicherheit nachgewiesenen Salzdistrikte Württembergs zerfallen in folgende:

1) der Distrikt am obern Neckar, mit den Salinen von Schwenningen, Wilhelmshall und Sulz. In der Nähe liegt die grossherzogl. badische Saline Dürrheim.

In Schwenningen und Wilhelmshall werden durch mehrere Bohrlöcher bis jetzt gesättigte Soolen zu Tag gefördert und versotten, und bei letzterm Ort wird ein Schacht abgeteuft, um das an mehreren Stellen erbohrte, bis 50′ mächtige Steinsalzlager auszubeuten. Auch die Bohrlöcher bei Schwenningen haben 37 bis 50′ mächtige Salzlager erschlossen.

Bei Bergfelden, unweit Sulz wurden in den letzten Jahren in einem kleinen Seitenthal des Neckars ebenfalls 2 Bohrlöcher getrieben, welche bei einer Tiefe von 451′ ein 40′ mächtiges Steinsalzlager erschlossen.

In Sulz selbst scheint das Ausgehende dieses Salzlagers zu sein; der Anhydrit, theils grau, theils schön himmelblau, findet sich daselbst stockförmig zwischen dem Wellenkalk und den unteren Bänken des Hauptmuschelkalks eingelagert, in Gesellschaft von Gyps, gesalzenem bituminösem und gypshaltigem Thon, der sogenannten Hallerde, welche zum Behufe der Düngung bergmännisch gewonnen wird, mit Ausscheidungen von faserigem Steinsalz, und sparsamen Anflügen von Bitter- und Glaubersalz. Die Schichtung ist daselbst sehr unregelmässig, verschiedentlich verbogen und wellenförmig bis knieförmig gekrümmt; Stinkkalk, Stinkmergel und bituminöser Gyps mit Feuersteinknollen sind nicht selten damit vergesellschaftet.

(Siehe Tabelle I.)

2) Am untern Neckar wird in der Saline Friedrichshall ebenfalls nur gesättigte Soole aus Bohrlöchern gewonnen. Die Salinen von Wimpfen, Rappenau und Clemenshall gehören ebenfalls in diesen Distrikt. In Friedrichshall wurde bei 330 — 345′ Gyps, bei 510′ Tiefe Salz an 5 verschiedenen Stellen erbohrt, und zwar durchschnittlich in einer Mächtigkeit von 27 — 47′, was bei der gegenseitigen Entfernung der Salinen auf einen ungeheuren Salzreichthum schliessen lässt. Zu Gewinnung von Steinsalz hat man in der Nähe der Saline einen Schacht begonnen, welcher bis jetzt auf 220′ niedergetrieben ist.

Tabelle I.

Tiefe der Bohrlöcher am obern Neckar.

Bemerkung. Die Mächtigkeit der Schichten ist in Württembergischen Fussen angegeben.

Gebirgsformation.	I. Wilhelmshall bei Schwenningen.								II. Wilhelmshall bei Rottenmünster.								III. Salz.
									An der Prim.							Beim Kloster.	Am Stollberg-Schacht	Bei Bergfelden.
	Nr. 1. Im Meeser Bühl.	Nr. 2. In den Hülben	Nr. 3.	Nr. 4.	Nr. 5.	Nr. 6.	Nr. 7.	Nr. 8.	Nr. 1.	Nr. 2.	Nr. 3.	Nr. 4.	Nr. 5.	Nr. 6.	Nr. 7.			
Keuper	135	101	64	36	92			57										
Lettenkohle mit Dolomit	154	102	116	121	108	167	168	118	88	88	138	138	130	135	141	53	130	62
Kalkstein von Friedrichshall	90	98	130	wurde nicht weiter gebohrt	102	151	128	101	166	164	163	163	128	116	133	115	167	173
Anhydritgruppe: Kalkmergel, Gyps, Anhydrit, Salzthon etc.	208	265	224		268	240	151	239	214	216	179	182	220	225	206	225	185	216
Anhydritgruppe: Steinsalz	wurde nicht weiter gebohrt	37	50		50	wurde nicht weiter gebohrt	wurde nicht weiter gebohrt	57	35	40	27	18	32	25	30	5	52	40
Anhydritgruppe: Salzthon und Anhydrit								26					10	10	2			
Wellenkalk									3	9	5	91				78	0,3	
Ganze Tiefe des Bohrlochs	587	603	584	157	620	558	447	598	506	517	512	592	520	501	512	476	534,3	491
Niveau über der Meeresfläche (par. Fuss.)		Erdfläche v. Nr. 2 2203'							1755'		1763'		1745			Hängebrück 1740'		Oelmühle 1618'

Tabelle II.

Tiefe der Bohrlöcher am untern Neckar.

Gebirgsformation.	I. Wimpfen.	II. Clemenshall.		III. Friedrichshall.					IV. Rappenau.
	Nr. 1.	Nr. 1.	Nr. 2.	Nr. 1.	Nr. 3.	Nr. 4.	Nr. 5.	Nr. 6.	Nr. 6.
Keupermergel									225
Muschelkalk mit Mergel	448	325	341	345	340	336	333	329	267
Gyps, Anhydrit, Salzth.		167	147	145	164	174	183	207	205
Steinsalz	23	36	42	34	27	28	47	36	38
Ganze Tiefe des Bohrloches oder des Liegenden vom Steinsalz	471	528	530	524	531	538	563	572	735
Erhöhung über den Spiegel des Neckars .	40′ 9″	20′	20′	18′ 8″	25′ 9″	29′ 3″	32′	54′ 6″	330′

Meeres-Höhe des Neckars bei Schwenningen 2150 par. Fuss,
„ „ „ „ bei Jaxtfeld 490 „ „
Fall bis dahin 1660 „ „

3) Am Kocher befinden sich die Salinen von Hall und Wilhelmsglück. Seit der Erbohrung des Steinsalzes bei der sog. Neumühle (bei 332′ Tiefe) im Jahr 1822 wurden allmählig die Bohrlöcher von Hall, welche eine nur schwache Soole lieferten, verlassen, und zuvörderst durch das Bohrloch konzentrirte Soole gewonnen, welche in Hall versotten wurde. Der einige Jahre später abgeteufte Schacht erschloss einen unermesslichen Reichthum von Steinsalz, welches nun theils zu Auflösung und Gewinnung von Kochsalz, theils als Steinsalz gemahlen verwerthet wird. Ausserdem ist nun auch ein Treppenschacht vollendet, welcher die Gewinnung des Salzes ungemein erleichtert. Das Steinsalz ist in den oberen Bänken krystallinisch-körnig, graulich-weiss, derb und massig, in den unteren mehr krystallisirt, blättrig, oft vollkommen durchsichtig, bisweilen faserig und roth, so nament-

lich in den dem unteren Gypsthon eingewachsenen Parthieen. Das Liegende desselben bildet ein fester grauer Gyps, welcher bis zu 7—8′ Tiefe mit schwachen Kalkschichten wechsellagert, worauf der Wellenkalk folgt. Das Dach besteht in einem sehr regelmässig sich ablösenden geschlossenen Gyps, mit Salzthon und Anhydrit vergesellschaftet.

Die Einlagerung bildet eine unregelmässige, Muldenausfüllung, ohne regelmässiges Streichen, von durchschnittlich 25′ Mächtigkeit, welche bis jetzt durch Strecken auf eine Länge von 2627′ und eine Breite von 1067′ aufgeschlossen ist, ohne dass ihr Ende erreicht wäre. Die bei Hall selbst getriebenen Bohrlöcher lieferten übrigens kein Salzlager, sondern es scheint, dass die dortigen Salinen durch Auslaugen des Salzthones gespeist wurden. Das Bohrloch bei Steinbach, am Rippberge, lieferte schon bei 50′ Gyps und stiess bei 307′ auf die oberen rothen Thonmergel des bunten Sandsteins, der noch einige hundert Fuss tiefer fortsetzte.

Aus dem Angeführten ergibt sich hinlänglich der ausserordentliche Reichthum unserer Steinsalz-Niederlagen und wie viele mögen erst noch vorhanden sein, deren Entdeckung späteren Zeiten vorbehalten ist! Wenigstens spricht der zum Theil sehr beträchtliche Salzgehalt der Mineralquellen von Berg und Kannstatt, sowie der im untern Schlossgarten bei Stuttgart, ferner von Mergentheim und des Salzbrunnens im Brettachthal, unfern Langenburg, hinlänglich für eine weitere Ausdehnung der Steinsalzvorkommnisse im Gebiet des untern Muschelkalkes.

Organische Einschlüsse des Muschelkalks. *)

Es wurde schon oben bemerkt, dass der Muschelkalk ein Meeresgebilde sei, auch habe man darin bis jetzt ausser wenigen Pflanzenüberresten nur Meerthiere gefunden. Diese Pflanzen be-

*) Wir übergehen hiebei die Einschlüsse der Lettenkohle und der ihr parallelen Knochenbreccie von Krailsheim, Bibersfeld und Heheneck bei Ludwigsburg, weil dieselbe durch ihre Landpflanzenflora sich mehr dem Keuper als dem Muschelkalk anschliesst.

stehen in Trümmern von Fukoiden, in der Gegend von Rottweil im obern Muschelkalk aufgefunden, und einer mit *Araucaria* verwandten Gattung, welche von Herrn Gerichtsnotar Weismann in Krailsheim ebenfalls im obern Muschelkalk daselbst entdeckt wurde und an einem andern Ort näher beschrieben werden wird. Die Anhydritgruppe selbst ist ganz frei von Petrefakten, etwas reicher daran ist der Wellenkalk, am reichsten der Hauptmuschelkalk und namentlich sind es gewisse Bänke der mittleren und unteren Schichten.

a) Petrefakte des Wellenkalks mit Einschluss des untern Dolomits und Wellenmergels: *)

† *Ceratites Buchi v. Alberti* **).
Ceratites nodosus de Haan.
— *subnodosus v. M.*
Nautilus bidorsatus Schl.
Rostellaria scalata Goldf.
Trochus Albertinus G.
Natica pulla G.
† *Buccinum gregarium Schloth.*
Nummulites (?) Althausii Alb.
Orbicula discoides Quenst.
Terebratula vulgaris Var. elongata.
Lingula tenuissima Bronn.
† *Lima lineata G.*
† — *ventricosa.*
† *Trigonia cardissoides G.*
Myophoria vulgaris Bronn.
— *orbicularis Br.*
Mytilus vetustus Goldf.
Mya musculoides Schl.
— *elongata* —
— *mactroides* —

*) Hauptsächlich nach den Angaben Alberti's a. a. O. und in der Beschreibung des Oberamts Rottweil S. 599 u. s. f.

**) Anmerkung: die mit † bezeichneten können als Leitmuscheln der einzelnen Abtheilungen betrachtet werden.

Gervillia socialis G.
— *Bronni G.*
Pecten Alberti G.
Ostrea spondyloides Schl.
— *diformis Schl.*
— *complicata G.*
Dentalium læve Schl.
Cidarites grandævus Goldf.
Encrinites liliiformis Schl.
Serpula socialis G.

Von Krebsen findet sich als Seltenheit *Pemphyx Suerii v. Meyer;* von Krokodilen: Knochen eines *Nothosaurus;* von Fischen: Zähne eines *Hybodus plicatilis.*

b) Petrefakte des Hauptmuschelkalks:

a) Eigentlicher Muschelkalk, Kalkstein von Friedrichshall nach v. Alberti.

1) Reptilien: *Nothosaurus angustifrons v. Mey.*
— *mirabilis v. Münst.*

2) Fische: † *Placodus gigas Ag.*
Gyrolepis maximus Ag.
— *Albertii Ag.*
Psammodus angussissimus —
— *heteromorphus —*
Acrodus Gaillardoti —
Hybodus plicatilis —
— *obliquus —*

3) Crustaceen: *Pemphyx Suerii v. Mey.*
— *Albertii v. Mey.*
Galathea? audax v. M.
Gebia? obscura v. M.
Limulus agnotus v. M.
Balanus? Deckel.

4) Mollusken: *Conchorhynchus ornatus Bl.*
Rhyncholites hirundo Bl.
Nautilus bidorsatus Schl.
† — *nodosus v. Münst.*

Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines.

Unter den socialen Interessen, welche die Theilnahme des deutschen Publikums in seinen verschiedenen Kreisen fortdauernd anregen, und deren Besprechung dem Zwecke dieser Blätter nicht fremd erscheinen kann, darf man ohne Zweifel den Angelegenheiten des großen deutschen Zollvereines eine Stelle anweisen.

Wenn auch die Reichhaltigkeit der Materien, welche sich der Viertel-Jahrsschrift aus den mannichfaltigen Gebieten des geistigen und praktischen Lebens darbieten, ausführliche, in einzelne den Verein berührende Fragen tiefer eingehende Erörterungen nicht gestattet, so möchte ihr doch obliegen, die Entwickelung, welche seine Gesetzgebung allmählig erhält oder eine weise Staatswirthschaft und Handelspolitik verlangen, und den Einfluß, den die glücklich zu Stande gebrachte Verbindung auf den ökonomischen und gesellschaftlichen Zustand der ihr angehörigen Länder ausübt, periodisch einer kurzen, nur auf das Wichtigere und Allgemeine gerichteten übersichtlichen Betrachtung zu unterwerfen. Hiezu werden die Ergebnisse der regelmäßig wiederkehrenden Verhandlungen der Vereinsstaaten einigen Stoff liefern, zumal wenn sie, wie zu hoffen ist, zugleich die Resultate der gesammten Zollverwaltung der Publicität übergeben. Obwohl kaum zwei Jahre seit dem Bestehen des Vereines in seinem dermaligen Umfange abgelaufen sind, so bieten schon jetzt die Veränderungen, welche die Zollgesetzgebung in Folge der ersten Zollconferenz erlitten hat, sodann die Vereinbarung mehrerer Vereinsstaaten über das Münzwesen, die kürzlich mit andern Staaten

† *Ceratites nodosus v. B.*
— *subnodosus v. Münst.*
† — *cinctus G.*
— *latus? v. Münst.*
Natica Gaillardoti Lefroy.
— *pulla G.*
Capulus mitratus G.
† *Fusus Hehlii v. Z.*
Rostellaria scalata G.
Turritella deperdita G.
— *extincta G.*
Buccinum turbilinum G.
— *obsoletum v. Schl.*
Trochus Albertinus Goldf.
Mya musculoides Schl.
— *mactroides Schl.*
Mytilus vetustus G.
Cucullæa Goldfussii Alb.
Nucula dubia v. Münst.
Myophoria vulgaris Br.
— *curvirostris —*
— *Goldfussii Alb.*
— *lævigata Alb.*
† *Perna vetusta G.*
Gervillia socialis G.
— *Bronni Alb.*
— *crispata G.*
† *Lima (Plagiostoma) striata Br.*
Pecten discites Br.
† — *lævigatus Br.*
— *Alberti G.*
Ostrea spondyloides Schl.
— *difformis Schl.*
— *subanomia v. Münst.*
— *compta G.*
— *Schübleri v. Alb.*
— *complicata G.*

† *Terebratula vulgaris Var. rotundata.*
† — *picta.*
† *Delthyris fragilis G.*
Lingula tenuissima Br.
Orbicula discoides Quenst.

5) Radiarien:

† *Encrinites liliiformis Schl.*
Cidarites grandævus.
† *Ophiura loricata G.*
Asterias obtusa G.

6) Würmer:

Dentalium læve Schl.
Serpula socialis G.

β) Der Rogenstein bei Marbach, dem Hauptmuschelkalk aufgelagert, enthält:

Mactra trigona G.
† *Venus nuda G.*
Myophoria vulgaris Br.
— *curvirostris Br.*
— *lævigata Alb.*
Gryphæa (Ostrea) prisca G.

γ) Der Dolomit, dem Vorigen aufgelagert:

Pemphyx Sueurii v. M.
Nautilus bidorsatus Schl.
Conchorhynchus ornatus Bl.
Buccinum turbilinum G.
Rostellaria scalata G.
— *obsoleta G.*
Natica pulla G.
Trochus Albertinus G.
— *funiculatus? Kloed.*
Mya musculoides Schl.
— *mactroides* —
† *Myophoria Goldfussii Alb.*
— *vulgaris Br.*
— *curvirostris Br.*

Gervillia socialis G.
Modiola n. sp.
Pecten discites Br.
— lævigatus Br.
Terebratula vulgaris Schl.

Aus dieser Aufzählung ergibt sich, dass in den verschiedenen Abtheilungen und Bänken des Muschelkalks die Petrefakten nicht jene strenge Reihenfolge einhalten, wie in den Gliedern der jurassischen Formation und dass nur wenige als Leitmuscheln für die Hauptabtheilungen gelten können. Wenn wir nun noch hinzufügen, dass in den Sandsteinen, Kalkmergeln und Gypsflözen der Lettenkohle, welche als das unterste Glied des Keupers betrachtet werden kann, viele der Muschelkalk-Petrefakte sich wiederholen und dass in der Knochen-Breccie des Lettenkohlensandsteins und über dem Muschelkalk bei Krailsheim sämmtliche Fische und Saurier wiederkehren, so dürfte der von Alberti ausgesprochene Satz: dass bunter Sandstein, Muschelkalk und Keuper zusammen nur eine Formation bilden, sich als hinlänglich begründet erweisen.

---

2. Chemische Untersuchung der Soolen, des Koch- und Steinsalzes und der Siedeabfälle der K. Württembergischen Salinen.

Von Dr. H. Fehling.

Nach dem Programm der polytechnischen Schule vom 27. Sept. 1847: Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg.

A. Die Verwendung des Salzes.

Zu den für den Menschen wichtigsten Schätzen des Mineralreichs gehört unstreitig das Salz, wichtig durch seine ausgedehnte und vielseitige Verwendung, fest als Steinsalz sich findend, in Wasser gelöst in Salzquellen und im Meerwasser.

Das Koch- oder Küchensalz, das Chlornatrium der Chemiker, findet wie der Name sagt eine wichtige Anwendung in der Küche, als Zusatz zu unsern Speisen, nicht als blosses Gewürz nur des Geschmacks wegen, sondern als unumgänglich nöthig, um die Speisen verdaulicher und zur Ausbildung und Erhaltung des Körpers dienlicher zu machen.

Das Salz gehört zu den Stoffen, welche einzelnen Organen zur Ausübung ihrer besondern Funktionen nothwendig sind, wir finden das Salz selbst oder aus ihm gebildete Produkte in den verschiedenen flüssigen und festen Bestandtheilen des Körpers wieder. Dem gewöhnlichsten unsrer Nahrungsmittel aber dem Brod setzen wir sonderbarerweise wenig oder kein Salz zu; dass auch hier ein Zusatz von 1 bis 2% Salz von wesentlichem Einfluss auf die Beschaffenheit nicht nur auf den Geschmack des Brodes ist, zeigt die Erfahrung überall wo man gesalzenes Brod braucht; ein gesalzenes Brod backt namentlich gleichförmiger aus und be-

hält auch länger eine gewisse Feuchtigkeit und Frische, die wir an dem Brod wünschen, es ist daher längere Zeit frisch als ungesalzenes.

Die meisten Thiere wohl fordern zu ihrem Gedeihen, auch als Zusatz zu ihrer Nahrung Salz. Das Wild sucht salziges Wasser auf, eine Thatsache, die der Jäger in den Wildnissen N.-Amerikas benutzt, um seiner Beute aufzulauern; manche Salz- und salinische Heilquellen sind der Sage nach auf ähnliche Weise entdeckt. Die Heerden auf den Tyroler Almen kehren zur bestimmten Tageszeit zur Sennhütte zurück, wo sie gewohnt sind, Salz zu erhalten. Der Salzgenuss zeigt hier einen wesentlichen Einfluss auf die Ergiebigkeit an Milch. Boussingault stellte eine Reihe von Versuchen über den Einfluss des Salzes bei der Viehfütterung an, als Resultat seiner neuesten Versuche gibt er an, dass von 12 Stieren, von denen längere Zeit 6 mit dem Futter Salz erhielten, die andern 6 nicht, die ersteren mehr an Gewicht zunahmen als die letzteren, doch nicht bedeutend; ein auffallender Unterschied zeigte sich im äusseren Ansehen, in der Lebhaftigkeit wie im allgemeinen Wohlbefinden der ersteren, die desshalb einen höhern Verkaufswerth hatten und viel tauglicher zum Dienst waren, als die letzteren, welche kein Salz bekommen hatten, so dass ein günstiger Einfluss des Salzes hier nicht in Abrede zu stellen ist.

Auch als Dünger für Culturpflanzen hat man das Salz angewendet, doch mit weniger entschiedenem Erfolg; die Angaben wiedersprechen sich hier so, dass sich noch nicht sagen lässt, ob der gewöhnliche Thierdünger schon hinreichend Salz enthält, oder ob ein besonderer Zusatz desselben unter Umständen wünschenswerth ist. Nach Becquerel's neuern Versuchen (Compt. rendus de l'academie 18. Octbr. 1847) wäre das Salz der Keimung der Pflanzen nachtheilig, zerstört dieselben sogar, dagegen wäre das Salz den jungen schon entwickelten Pflanzen häufig vortheilhaft, besonders im feuchten Boden. Dass gewisse Pflanzen, mehrere Salsosa-Arten, überhaupt die Strand- und Seepflanzen, die sogenannten Salzpflanzen, nur auf salzhaltigem Boden oder im Salzwasser existiren können, ist zu bekannt, als dass es nöthig wäre, näher darauf einzugehen. Von wesentlichem Interesse ist das Stein- oder Kochsalz für die chemischen Gewerbe; Salz, Schwefel und Brennmaterial ist die

Basis aller chemischen Industrie; insofern nun der Preis des Produktes die Bedingung der Produktion überhaupt ist, hängt die Möglichkeit einer chemischen Industrie insbesondere von dem Preise der genannten Stoffe ab.

Der wohlfeile Brennstoff ist wohl eine der Hauptursachen, dass die brittische Industrie die der andern Länder so überragt; die überwiegenden Vortheile, welche die Natur dieser Insel verliehen hat, sind die reichen Lager der vorzüglichsten Steinkohlen; in Folge dieser Vortheile hat sich früh industrielle Thätigkeit entwickeln und gedeihen können, so dass dieser erstarkten ausländischen Industrie gegenüber unsre noch so schwache einheimische in einem weniger günstigen Boden aufwachsende Industrie sich kaum und langsam zu entwickeln beginnt, und bis jetzt nur eine kümmerliche Existenz zu behaupten vermag. Wir haben nun in unserm heimischen Boden bis jetzt keine Stein- oder Braunkohlen gefunden, und noch keine gesicherte Hoffnung, sie zu erreichen, es bleiben uns desshalb nur fremde Steinkohlen, wenn diese durch den Transport nicht zu sehr vertheuert werden, oder Torf und Holz anzuwenden.

Wir haben zum Theil sehr guten Torf, als solcher ist mir besonders der Schopflocher bekannt, und es ist zu hoffen, dass unsre besonders in Oberschwaben zum Theil sehr ausgedehnten Torfmoore in der Zukunft besser ausgebeutet werden, als bisher. Anders verhält es sich mit dem Holz. Gleichgültig ob unsre Waldungen etwas mehr Holz liefern können, als bisher, so steht fest, dass auf einer bestimmten Fläche nur ein bestimmtes Quantum Holz wächst; bis jetzt können wir die Ausbeute nicht vermehren, ohne die Ergiebigkeit für die Folge zu beeinträchtigen; ein grösserer Verbrauch an Holz wird desshalb zunächst den Preis der Brennstoffe steigern, welche Steigerung nachtheilig auf die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, wie auf die Gewerbe einwirken müsste. Um für industrielle Zwecke Holz übrig zu haben, müssen wir es auf andern Seiten sparen, oder vielmehr nur nicht verschwenden, denn es ist Verschwendung an Material, wenn man davon mehr gebraucht, als zur Erreichung des Zwecks nöthig ist. Ein solcher unnöthiger Verbrauch findet aber überall noch in den gewöhnlichen Feuereinrichtungen Statt, bei unsern Kochherden,

bei den Zimmeröfen, besonders aber bei den Brod-Backöfen. — Unsre meisten älteren Heizöfen, sogar wenn sie nicht überheizt werden, was bekanntlich in Privathäusern, wie in öffentlichen Gebäuden sehr häufig der Fall ist, verzehren in der Regel $1\frac{1}{2}$ oder wenigstens $1\frac{1}{4}$ Mal so viel Holz als viele der neuern bei uns bekannten Oefen, besonders solcher, die vom Zimmer selbst aus geheizt werden; durch bessere Heizvorrichtungen lässt sich auch ohne Centralheizungen wohl $\frac{1}{3}$ oder mindestens $\frac{1}{4}$ des jetzigen Holzconsums ersparen, in vielen Fällen die Hälfte. — Unsre Backöfen haben nun aber gar eine Einrichtung, bei welcher sie ein sehr ungleiches und selbst unreinliches Brod bei dem höchstmöglichen Verbrauch an Brennmaterial liefern, wodurch also das Produkt, noch zu den übrigen Nachtheilen, vertheuert wird. — Hier haben die Gemeindebacköfen schon viel geholfen, aber selbst in grössern Städten sollten wir für gemeinschaftliche zweckmässige Backöfen sorgen, die von aussen geheizt Tag und Nacht im Gange sein könnten, wir würden dadurch ein besseres Brod erhalten und bedeutend Brennmaterial ersparen *). Dass solche Einrich-

---

Nach der Angabe von C. Schinz (Beilage zum Schwäbischen Merkur vom 23. Mai 1847) wird bei uns zum Backen von 1 Ctr. Brod $\frac{1}{3}$ Ctr. Tannenholz erfordert; nach einem Aufsatz desselben Verfassers in der deutschen Vierteljahrsschrift (Nr. 4. Sept. — Decbr. 1847) erfordert 1 Ctr. Brod 57 Pfd., sogar bis zu 100 Pfd. Holz. Nach den Erfahrungen, welche bei der Bäckerei im hiesigen Bürgerspital gemacht wurden, waren zum Backen von 238.157 Pfd. Brod (11.242 Pfd. Wecken, 156.145 Pfd. Weissbrod und 70.770 Pfd. Schwarzbrod) 650 Ctr. Tannenholz und 27 Ctr. Birkenholz erforderlich, und demnach berechnet sich auf 1 Ctr. Brod nahe 30 Pfd. Holz, im Werth von 11 bis 12 Kreuzer.

Der von Wimmer und Schmid in Wien construirte Backofen (nach der Angabe in der Augb. Allg. Zeitung) braucht für 1 Ctr. Brod 6 Pfd. Braunkohlen, diese mögen im Brennwerth etwa 5 Pfd. Steinkohlen oder 10 Pfd. Holz oder 8 bis 10 Pfd. gutem Torf gleich sein, deren Preis 3 bis 4 Kreuzer beträgt. Rechnen wir nun den täglichen Verbrauch an Brod in Stuttgart zu 600 Ctr., so betrüge die Ersparniss bei einem Wimmer'schen Backofen gegenüber unsern ältern Oefen (den Verbrauch an Holz zu 10 Pfd. und zu 30 Pfd. für 1 Ctr. Brod) für Stuttgart täglich 120 Ctr. Tannenholz; jährlich also 43.800 Ctr. oder beiläufig 2000 Klafter, und die Ersparniss im ganzen Lande wäre demnach mindestens auf 60 bis 70.000 Klafter anzuschlagen, oder gar zu über 120.000 Klafter, wenn nach der Angabe in der Vierteljahrsschrift (a. a. O.) für Backöfen in Württemberg jährlich über 190.000 Klafter Holz consumirt werden. Doch müssen wir abwarten, ob die Erfahrung die Wimmer'schen Angaben bestätigt.

tungen wegen bestehender Verhältnisse schwierig zu treffen seyn werden, dass ihnen Hindernisse aller Art entgegenstehen, ist nicht zu leugnen, die Vortheile für das ganze Publikum (durch Erzielung eines wohlfeileren und besseren Produkts) sind jeden Falls bedeutend genug, alle Kräfte anzuwenden zur Bewältigung der Hindernisse.

Ausser Brennmaterial bedürfen die meisten chemischen Gewerbe der Schwefelsäure, und dazu des Rohschwefels, den wir aus Sicilien holen. Der Verbrauch der Schwefelsäure ist in den chemischen Gewerben so allgemein, dass man die Ausdehnung der chemischen Industrie eines Landes nach der Menge Schwefelsäure zu schätzen gewohnt ist, die produzirt, oder nach der Menge Schwefel, die zur Säurefabrikation verwendet wird. Frankreich führt etwa 400,000 Ctr. Schwefel per Jahr ein, der Zollverein ungefähr 100,000 Ctr., davon Württemberg fast 3000 Ctr. Dabei ist es wichtig, die zu verbrauchende Schwefelsäure selbst zu erzeugen, Frankreich besteuert desshalb z. B. den Ctr. Schwefelsäure bei der Einfuhr mit etwa 10 fl., während der Verkaufswerth nur 4 fl. beträgt, der Vereinszoll beträgt nur $2^1/_2$ fl. Wir in Württemberg produciren die wenige bei uns zu verbrauchende Säure nur zum Theil selbst, einen grossen Theil beziehen wir von Mannheim, und noch weiter vom Niederrhein, und vertheuern uns diesen Stoff durch unnöthige Fracht, erstens indem wir statt für 1 Ctr. Schwefel für 3 Ctr. Schwefelsäure die Transportkosten zahlen, 2tens indem der Transport des festen Rohschwefels, abgesehen vom Gewicht, leichter und weniger kostspieliger ist, als der Transport der flüssigen so äusserst ätzenden Säure.

Ein drittes sehr wichtiges Rohmaterial für chemische Industrie ist das Salz, eine Substanz, welche unser heimischer Boden uns in grosser Fülle und Reinheit, theils fest als Steinsalz, theils gelöst als Salzsoole liefert, und dessen Produktion noch bedeutend gesteigert werden kann. — Das Salz dient in grosser Menge zur Fabrikation von Glaubersalz und Soda. Das Glaubersalz wird durch Erhitzen des Salzes mit Schwefelsäure erhalten, die Soda jetzt durch Glühen des trocknen Glaubersalzes mit Kohle und Kalkstein.

Wie noch heutigen Tages die Pottasche (kohlensaures Kali) nur aus Holzasche erhalten wird, ward früher die Soda (kohlensaures Natron) nur aus der Asche von Seepflanzen dargestellt. Diese

alte Fabrikation war in jeder Hinsicht eine begränzte, wie jetzt noch die Fabrikation der Pottasche, was sich besonders in Frankreich zeigte zu den Zeiten der Republik, die in ihren Kriegen mit beinahe dem gesammten Europa sich die Zufuhren von Pottasche wie von Soda (aus Spanien) abgeschnitten sah. Auf den Vorschlag eines Fabrikanten Carny erliess daher der Wohlfahrtsausschuss eine Aufforderung. Diese Aufforderung aus dem Jahr II. der Republik beginnt mit den Worten:

In Erwägung der Pflichten der Republik, welche ihr gebieten, die Kraft der Freiheit mit ihrem ganzen Nachdruck auf alle diejenigen Gegenstände hinzulenken, welche die Grundlagen der unentbehrlichsten Gewerbszweige sind: Pflichten, die ihr ferner gebieten, die Fesseln der Handelsabhängigkeit abzustreifen und aus ihrem eigenen Schooss Alles, was die Natur darin niedergelegt hat, an das Licht zu ziehen, ebenso um die gehässigen Zwangsmittel der Despotie zu entkräften, als um die Gaben des Bodens und der Gewerbthätigkeit in Anspruch zu nehmen: in Erwägung dieses ist beschlossen und sind alle Bürger gehalten, ihre Ansichten und Erfahrungen, die Sodafabrikation betreffend, einer besondern Commission zum Besten des Staats mitzutheilen, mit Hintansetzung aller besondern Vortheile und Privat-Spekulationen.

Leblanc's Verfahren, Kochsalz in Soda zu verwandeln, ward von der Commission als das zweckmässigste anerkannt. Dieses Verfahren ist nun im Laufe eines halben Jahrhunderts wohl vervollkommnet, ohne aber im Wesentlichen verändert zu sein, das Prinzip ist immer noch das von Leblanc angegebene. Die Produktion hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnt auf eine unglaubliche Weise gesteigert, und kann noch aufs Vielfache erhöht werden, da die Salzvorräthe überall bedeutend genug sind. Anders verhielt es sich mit der ältern Sodafabrikation, und anders verhält es sich noch mit der Fabrikation der Pottasche. Da diese nur aus Holzasche dargestellt wird, wie jene aus der Asche von Seepflanzen, so lässt sich hier die Produktion nicht ins Unendliche steigern, im Gegentheil nimmt jetzt die Produktion der Pottasche eher ab, als zu, da der Holzreichthum sich überall vermindert. Der Preis der Soda fällt daher, während der Preis der Pottasche eher steigt. Zum Glück lässt sich in den meisten Gewerben Soda für Pottasche

anwenden, und da überdiess die Soda meistens reicher an kohlensaurem Natron, als die Pottasche an kohlensaurem Kali daher reiner und wirksamer ist, so ist es begreiflich, dass der Verbrauch an Soda fortwährend steigt, während der Verbrauch an Pottasche ziemlich constant bleibt. — Die Pottasche erhalten wir grösstentheils aus Russland, Nord-Amerika, aus Ungarn und Illyrien; unser Holzvorrath reicht bei Weitem nicht zur Produktion der nöthigen Quantität. — Mit Soda verhält es sich anders, hier könnten wir wenigstens nicht allein für den eigenen Bedarf produziren, sondern sogar für die Ausfuhr; in der That fabriziren wir nicht so viel, als wir verbrauchen; der Bedarf der Zollvereinsstaaten an Soda mag jetzt etwa 300,000 Centr. betragen, die Einfuhr aus Frankreich und besonders aus England stieg von 1834 bis 1845 von 40,000 Ctr. auf nahe 140,000 Ctr. *) In diesem Quantum Soda kaufen wir den Engländern und Franzosen fast 200,000 Centr. Salz ab, wir bezahlen ihnen die Fabrikation der Schwefelsäure und der Soda, verzinsen ihre Capitalien, und ernähren ihre Arbeiter. — Der Verkaufswerth der Soda mit Zoll und Transport, was der Consument doch am Ende auch zahlen muss, beträgt etwa 10—12 fl. pr. Ctr., die eingeführte Soda hat daher bei uns einen Werth von mehr als 1 Million Gulden. — Der Preis der Soda in England ist etwa 7 fl. pr. Ctr., Transport und Zoll vertheuern die Waare also etwa um 50 %, und zwar eine Waare, deren Rohmaterial besonders in Württemberg in grosser Menge vorhanden ist. Dass diese ausländische Concurrenz möglich ist, dass sie sogar unter den herrschenden Verhältnissen eine einheimische Fabrikation fast unmöglich wenigstens sehr schwierig macht, liegt, nach dem früher Gesagten, nicht in den höhern Kenntnissen der Ausländer, der Grund liegt in ihren

*) Die Einfuhr an Soda betrug im Jahr 1834 etwa 10,000 Centr., im Jahr 1837 schon 20,000 Cent., im Jahr 1840 40,000 Cent.
" " 1842 72,500 "
" " 1844 80,000 "
" " 1845 137,000 "

Die Ausfuhr der Soda aus den Zollvereinsstaaten betrug im Jahr 1842 nur 7000 Centner.

Die Einfuhr von Pottasche und Weinstein (beide laufen in den Registern des Zollvereins unter einer Rubrik) wechselt von 1834 bis 1845 nur zwischen 140,000 und 150,000 Centner, blieb also constant.

abgeſchloſſenen Verträge und vorliegende Andeutungen über bevorſtehende Verhandlungen einige Fragen von höherm Intereſſe dar, und erlauben allgemein bekannte Thatſachen wenigſtens ein ungefähres Urtheil darüber zu fällen, ob die Vorherſagungen wirklich eintreffen, wodurch, vor dem Abſchluſſe der Verträge, von der einen Seite das Publikum beunruhigt, und von der andern Seite mit freudigen Erwartungen erfüllt wurde.

Die Betrachtungen, die ſich in dieſer Beziehung aufdringen, wollen wir einem der folgenden Hefte vorbehalten, um was von den Ergebniſſen des kaum verfloſſenen Jahres noch Näheres etwa bekannt wird, benützen zu können.

Hier ſey uns der Verſuch geſtattet, in einem Rückblick auf die Vergangenheit den langen und ſchwierigen Zeugungsproceß zu vergegenwärtigen, aus welchem der Verein, man kann ohne Uebertreibung ſagen, als eines der heilvollſten Ereigniſſe hervorgegangen iſt, das die frühere und neuere Geſchichte des öffentlichen Lebens in unſerm deutſchen Vaterlande aufzuweiſen hat.

Unſere Abſicht iſt hiebei keineswegs die mannichfaltigen Fragen, welche zur Zeit, als es ſich von der Gründung und Erweiterung des Vereines handelte, der Unterſuchung würdig erſchienen und in unzähligen Schriften zur Genüge beſprochen wurden, hier nochmals zu erörtern, ſondern lediglich die Zuſtände und Thatſachen, welche zu der Idee des Vereines, und die Hauptphaſen der Verhandlungen, welche zu dem gegenwärtigen Zuſtande führten, in flüchtigem hiſtoriſchem Umriſſe zu bezeichnen.

Zwar fehlt es nicht an hiſtoriſchen Darſtellungen dieſer Art; ſie finden ſich aber zerſtreut in einer Reihe von Schriften, welche je nur einzelne Abſchnitte der verſchiedenen Verhandlungen berühren, die ſeit der Gründung des deutſchen Bundes über die Handelsangelegenheit Statt fanden, und die, wenn auch nicht in äußern, doch in ſolchen innern Beziehungen zu einander ſtehen, daß nur eine das Ganze umfaſſende Darſtellung die allmählige Entwickelung der großen Angelegenheit und was fördernd oder erſchwerend auf ſie einwirkte, zur klaren überſichtlichen Anſchauung zu bringen vermag.

Es handelte ſich um die Löſung einer Aufgabe, die im Weſentlichen ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern geſtellt war.

Bekanntlich war das Bedürfniß heilſamer Reformen im deutſchen Zollweſen längſt vor Auflöſung des deutſchen Reiches

grössern Capitalien, hauptsächlich im Preise der Brennmaterialien, zum Theil auch im Preise des Salzes. Das See- oder Steinsalz kostet in England vielen Fabriken mit Transport etwa 9 Kreuzer pr. Ctr., das Kochsalz (durch Einsieden aus Soole erhalten) 16 bis 20 Kreuzer, den französischen Fabrikanten kostet das Salz von 16 bis 30 Kreuzer, die Bayerische Regierung lässt den Fabrikanten das Salz zu 1 fl. etwa, die Oestreichische Regierung gibt merkwürdigerweise nur einem einzigen Fabrikanten (der dadurch in der That ein Monopol für Sodafabrikation hat, besonders da seine Fabrik fast neben der Saline in Hallein ist) das Kochsalz zu 1 fl., während die andern Fabrikanten es mit 2 bis 4 fl. bezahlen müssen, der gewöhnliche Consument muss sogar 7 fl. bezahlen, dagegen überlässt sie es der Preussischen Regierung für Fabrikanten zu einem viel geringern Preise, als den eigenen Unterthanen. Den Absatz, den sie dadurch ins Ausland hat, könnte sie im eigenen Lande haben, wenn sie ihren eigenen Unterthanen das Salz zu demselben Preise geben wollte, wie den Ausländern, und dann würde es diesen unmöglich sein, in das salzreiche Oestreich, welches das Salzkammergut und Wieliczka hat, und noch Seesalz macht, Soda einzuführen,*) produzirt zum Theil wenigstens aus östreichischem Salz. — Die Württembergische Regierung überlässt den inländischen Fabriken das Steinsalz zu 30 Kreuzer, das Kochsalz zu 1 fl. etwa; diese Preise wären nicht zu hoch, wenn wir wohlfeileres Brennmaterial hätten, so aber sind sie zu hoch; nur wenn unsre Fabrikanten das Steinsalz zu einem viel niedrigeren Preise, etwa zu 6 bis 9 Kreuzer pr. Ctr., bekommen, können Sodafabriken bei uns existiren, dann könnten wir wohl mit Erfolg die ausländische Concurrenz bei uns

*) Die Einfuhr der Soda stieg dort von 1835 bis 1844 von 10.000 auf 42.000 Ctr., die Erzeugung an natürlicher Soda aus Natronseen und aus dem Boden ehemaliger Salzteiche in Ungarn beträgt etwa 12.000 Ctr., die Ausfuhr schwankt unregelmässig zwischen 700 und 1700 Ctr. — Der Bericht über die 3te Gewerbe-Ausstellung vom Jahr 1845 in Wien meint, die so sehr vorwaltende Einfuhr erkläre sich aus der billigen Erzeugung der Soda in andern Ländern, unter denen auch Sachsen, Preussen, Bayern genannt werden. Allerdings, dass aber diese Länder Soda billiger produziren können, als Oestreich, liegt nicht in den natürlichen Verhältnissen dieser Länder begründet, sondern nach dem oben Angeführten in den unnatürlichen Verhältnissen der östreichischen Gesetzgebung seiner Industrie gegenüber.

und in unsern Nachbarstaaten bestehen, und unsere Gelder zur Bezahlung unserer eigenen Arbeiter verwenden. Freilich müssen wir uns jeden Falls darauf beschränken, unser eigenes Land von fremdem Fabrikat frei zu halten, den Engländern und Franzosen in ihrer Heimath die Spitze bieten zu wollen, darf uns nicht einfallen.

B. Bestimmung der Bestandtheile.

Die qualitative Untersuchung der Soolen ergab die gewöhnlichen Bestandtheile: Natron, Kalk, Chlor, Kohlensäure, Schwefelsäure, Spuren Bittererde, Kieselerde, zum Theil auch Spuren von Kali, Mangan-, Eisen- und Kupferoxyd, letztere deutlicher in den Mutterlaugen, welche überdiess Spuren von Zinkoxyd enthalten. Brom ist in allen Mutterlaugen enthalten, Jod dagegen in keiner nachzuweisen; durch Gegenversuche überzeugte ich mich, dass 0.001 Grm. Jodkalium in 1000 Grm. Wasser gelöst, deutliche Jodreaction auf Stärkmehl gab, und dass 1 Tropfen einer schwachen Lösung von Jodkalium zu 100 Grm. Mutterlauge zersetzt, mit Stärkmehl noch eine starke blaue Färbung hervorbrachte. Aber Stärkmehl so wenig wie Chlorpalladiumkalium reagirten auf unsre Mutterlaugen.

Das Kochsalz enthält neben Natron, Kalk und Bittererde, Chlor, Schwefelsäure, Kohlensäure oft Spuren Sand und etwas Eisen, meist als Eisenrost eingemengt. Das Steinsalz enthält überdiess Thon.

Die Pfannensteine wurden von dem Assistenten des chemischen Laboratoriums Herrn Roser unter meiner Mitwirkung analysirt. Jeder Pfannenstein besteht deutlich aus verschiedenen Schichten, worauf bei der Analyse Rücksicht zu nehmen ist. Sie enthalten ziemlich dieselben Bestandtheile, Schwefelsäure, Kohlensäure, Chlor, Kalk, Natron, Bittererde, aber in wechselnden quantitativen Verhältnissen, so dass manche hauptsächlich aus Kochsalz bestehen, andere aus Gyps und schwefelsaurem Natron.

Organische Bestandtheile sind in geringer Menge in den Soolen, etwas mehr in den Mutterlaugen.

Ueber die quantitative Bestimmung, mit Ausnahme der des Broms ist nichts zu sagen, die hier zu befolgenden Methoden sind hinlänglich bekannt. Die Nachweisung des Broms in den Soolen konnte nur durch Concentration geschehen, also durch Bildung

von Mutterlauge; eine quantitative Bestimmung des Broms in den Soolen wäre bei der äusserst geringen Menge sehr ungenau ausgefallen, hier unterblieb sie desshalb. Selbst bei den Mutterlaugen war diese Bestimmung nach der gewöhnlichen Methode durch Erhitzen des Chlor- und Bromsilbers in Chlorgas, und Ermittlung des Verlustes sehr wenig genau, denn enthält das Chlorsilber nur geringe Mengen Bromsilber, so ist natürlich in demselben Maasse, als weniger Bromsilber beigemengt ist, der Gewichtsverlust auch klein, und das Resultat durch den unvermeidlichen Beobachtungsfehler ungenau. Nehmen z. B. 5 Grm. Silber-Niederschlag im Chlorgas nur um 1 Milligr. ab, so wird das Resultat schon ziemlich unsicher, es kann nur als der Wahrheit sich nähernd angesehen werden, denn ¼ Milligramm mehr oder weniger macht schon einen Unterschied von 50 Prozent, ist aber die Gewichtsdifferenz des Chlorsilbers vor und nach der Behandlung mit Chlor noch geringer, so ist das Resultat zu ungenau, um es als der Wahrheit sich nähernd ansehen zu dürfen, es ist dann ohne allen Werth. Bei den untersuchten Mutterlaugen lässt sich das Brom nachweisen, seine Menge ist aber in der Regel sehr gering, so dass die gewöhnlichen Bestimmungsmethoden desshalb unbrauchbar sind, die Soolen enthalten natürlich auch Brom, dessen Bestimmung aber noch unsicherer ist; denn selbst der aus den Mutterlaugen enthaltene Niederschlag zeigt meistens nur eine Differenz von 0.005 bis 0.001 Grm. Darnach liess sich auf diesem Wege kein brauchbares Resultat erzielen. Ich versuchte daher den von Heine *) eingeschlagenen Weg, das Brom durch Chlor frei zu machen, in Aether zu lösen, und aus der Tiefe der Färbung auf die Menge Brom zu schliessen. Dazu ist es zuerst nöthig, sich eine Probeflüssigkeit von bestimmtem Bromgehalte zu verschaffen. Durch vorläufige Versuche fand ich, dass meine Mutterlaugen in 60 Grm. höchtens 0.020 Grm. Brom enthielten. Ich stellte dess-

*) Chemische Untersuchung der Soolen, Salze, Gradir- und Siede-Abfälle von sämmtlichen Salinen der Preussischen Provinz Sachsen von L. J. Heine, k. Berg-Geardein in Eisleben im Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde von Karsten und v. Dechen, 19. Band pag. 1; auch in einem besondern Abdruck 1845 Reimer in Berlin, und im Auszug in Erdmann's und Marchand's Journal für technische Chemie Band 36. pag. 184.

halb 10 verschiedene Probeflüssigkeiten dar, aus je 60 Grm. einer gesättigten reinen Kochsalzablösung *) bestehend, welche um je 0.002 Grm. steigend, von 0.002 bis 0.020 Grm. Brom **) enthielten (in der Form von Bromkalium, welches nach wiederholten übereinstimmenden Versuchen einen Gehalt von 62,3 pr. Brom hatte). Zu den Probeflüssigkeiten ward jetzt ein gleiches Volum Aether gemischt, und dann etwas Chlorwasser dem Maass noch hinzugefügt; die Menge des letztern muss sich aber ganz nach der Menge des Broms richten, zu wenig wie zu viel Chlor ist gleich schädlich, weil die Farbe in beiden Fällen schwächer erscheint als bei der gerade nöthigen Menge Chlors. Da es aber wichtig ist, gerade diesen Punkt der tiefsten Färbung zu treffen, so nehme ich von der Probeflüssigkeit je 2—3 Gläser von gleicher Stärke und versetze diese allmählig mit verschiedenen Mengen Chlor, bis sich der Punkt zeigt, wo die Farbe nicht mehr dunkler wird. Diese Farbe dient dann zum Vergleich. So stellt man sich eine Farbenskala von gleichmässig steigender Schattirung dar. Von den zu untersuchenden Mutterlaugen wurden nun auch je 60 Grm. in ein Glas (am schnellsten dem Volum nach etwa 50 Cubikcentimeter) gebracht, und zwar so, dass 2 bis 3 Gläser auch dieselbe Mutterlauge enthielten, die dann mit dem gleichen Volum Aether wie die Probeflüssigkeit und mit der nöthigen Menge Chlor versetzt ward. Der Vergleich der Farbe des Aethers bei der Mutterlauge mit dem der Probeflüssigkeit gibt bis auf 1 oder 2 Milligramm (d. i. bis auf $^1/_{60000}$ oder $^1/_{30000}$) genau die Menge des vorhandenen Broms. Es ist nöthig, die Versuche einigemal zu wiederholen, um durch Uebereinstimmung der Resultate eine Sicherheit für ihre Richtigkeit zu erhalten. Dass der Versuch, nachdem das Chlor zu den bromhaltenden Flüssigkeiten gesetzt ist, schnell beendet werde, dass man direktes Sonnenlicht ver-

*) Statt Wasser wie Heine nahm ich eine gesättigte Kochsalzlösung zur Darstellung der Probeflüssigkeiten, weil das Wasser durch Auflösung das Volum des Aethers vermindert und dadurch die Intensität der Farbe verändert.

**) Um die Fehler zu vermeiden, die durch Wägung so kleiner Menge Bromkalium entstehen könnten, wurde 1 Grm. Bromkalium = 0.623 Grm. Brom abgewogen, zu einem beliebigen Volum Salzlösung gebracht und von dieser Lösung der reinen Kochsalzlösung dem Volum nach die nöthige Menge zugesetzt.

meiden muss, versteht sich von selbst, ich habe daher am liebsten bei bewölktem Himmel den Versuch vorgenommen. Sind die Gläser erst alle mit Kochsalzlösung oder mit Mutterlaugen gefüllt, und mit Aether versetzt, so lässt sich der Versuch schnell beendigen, wenn man Hülfe hat, und die Zeitersparniss, welche diese Methode, wenn alles vorgerichtet ist, gewährt, ist ein groser Vortheil, da eine öftere Wiederholung nöthig ist, um sich selbst die Ueberzeugung von der Richtigkeit der erhaltenen Resultate zu verschaffen. Wenn ich alle Vorsichtsmaassregeln hinsichtlich der Menge des zuzusetzenden Chlors, der Schnelligkeit der Operation und der Vermeidung eines zu starken Lichtes beobachtete, habe ich immer die gleichen Resultate erhalten.

Eine nicht hinreichende Menge Chlorwasser hat mich im Anfang zu dem Irrthum verleitet besonders in Brom reicheren Mutterlaugen weniger Brom anzunehmen, als wirklich vorhanden war. Um die auf diesem Wege erhaltenen Resultate zu controliren, versuchte ich die von Heinrich Rose in seinem Handbuch der analytischen Chemie (1838 Band II. pag. 574) angegebene fractionirte Fällung des Chlors, wo sich dann im letzten Antheil des Niederschlags alles Brom finden soll. Ich wendete dazu 100 Grm. Mutterlauge an, und setzte jedes Mal $^1/_{10}$ der zur vollständigen Fällung nöthigen Silberlösung hinzu; nachdem $^9/_{10}$ gefällt waren, ward abfiltrirt, ausgewaschen u. s. w., und dann das Filtrat vollends ausgefällt. Beide Niederschläge wurden nach dem Schmelzen im Chlor behandelt, dabei zeigte sich, dass der letzte Niederschlag mit Chlor selbst nach 2stündiger Behandlung nichts an Gewicht verlor; der zuerst erhaltene Niederschlag nahm dagegen ungefähr eben so viel oder etwas mehr ab, wie das Silberhaloid, welches aus einer sogleich vollständig gefällten Flüssigkeit erhalten war. Es lag daher nahe zu versuchen, ob nicht etwa das Bromsilber aus einer concentrirten Kochsalzlösung mit den ersten Antheilen Chlorsilber niederfällt und diess hat sich in der That durch viele Versuche vollkommen bestätigt, so dass sich auf diese Weise 0,00001 Brom noch genau bestimmen lässt. Nach der electro-chemischen Theorie sollte zuerst das Chlorsilber fast vollständig sich fällen, ehe Bromsilber sich bildet; dass diess umgekehrt ist, hat vielleicht in der grössern Unlöslichkeit des Bromsilbers in einer Kochsalzlösung seinen Grund.

Dass das Bromsilber sich auf diese Weise so zu sagen concentriren lässt, und dass man dadurch das Brom aus grössern Quantitäten Kochsalz scheiden kann, darüber lassen folgende Versuche mit künstlichen Mischungen von gesättigter reiner Kochsalzlösung mit Bromkalium keinen Zweifel. Das Bromkalium enthielt wie früher angegeben nach Versuchen 62.3 pc. Brom.

300 Grm. Salzlösung wurden mit 0.460 Grm. Bromkalium = 0.2865 Grm. Brom versetzt, der Bromgehalt beträgt also nahe 0.001. Diese ganze Quantität der Flüssigkeit war jetzt mit etwa $^1/_6$ der zur Fällung nöthigen Silberlösung kalt versetzt, geschüttelt, filtrirt und ausgewaschen. Das Filtrat ward concentrirt, wieder mit hinreichender Silberlösung gefällt, und so zum 3ten Mal verfahren. Ich erhielt so 3 Niederschläge, die ich mit a, b und c bezeichnen will, deren Gesammtmenge ungefähr $^1/_4$ so viel betrug, als die Kochsalzlösung bei vollständiger Ausfällung an Niederschlag gegeben haben würde. Diese 3 Niederschläge a, b und c wogen nämlich nach dem Schmelzen a) 27.525 Grm., b) 10.336 Grm. und c) 6.374 Grm.

Ein Theil der geschmolzenen Niederschläge ward nun in eine Kugelröhre gebracht, durch Erwärmen in einem trockenen Luftstrom alle Feuchtigkeit vertrieben, dann nach dem Wägen geschmolzen und zu wiederholten Malen mit trocknem Chlorgas behandelt, bis das Gewicht nach halbstündiger Einwirkung des Chlors unverändert geblieben war. (Bei grösseren Mengen Brom war oft eine mehrmalige Behandlung mit Chlor von je 20 bis 30 Minuten Dauer zur vollständigen Zersetzung nöthig, bei einigen Milligrammen Brom reichte eine einmalige Behandlung von 15 bis 20 Minuten hin.)

Die obigen Niederschläge gaben nun folgende Resultate:

a) 5.490 Grm. Silberniederschlag von a. verlieren im Ganzen 0.033 Grm.
5.474 „ „ „ „ 0.029 „
4.236 „ „ „ „ 0.025 „

15.200 Grm. Silberniederschlag verlieren also 0.087, das beträgt für 27.525 Grm. Silberniederschlag = 0.157.5 Grm. Verlust = 1.7957 × 0.1575 = 0.2828 Grm. Brom. *)

*) Die Aequivalentzahl des Broms dividirt durch die Differenz der Aequivalentzahl des Broms und des Chlors = $\frac{80}{80-35.45} = \frac{80}{44.55} = 1.7947$. (H. Rose's Handbuch Band II. pag. 572.)

Von b) verlieren 4.714 Grm. nach 2stündiger Behandlung mit Chlor nichts an Gewicht, ebenso verhält sich c).

Der Gewichtsverlust trifft hier nur den sechsten Theil des Niederschlags, und ist also 6mal so gross, als wenn er sich auf den ganzen Niederschlag vertheilt, der mögliche Fehler ist um so viel kleiner. Ich habe noch folgende Versuche mit Lösungen von verschiedener Stärke angestellt.

1100 Grm. Salzlösung mit 0.036 Grm. Bromkalium (0.0225 Grm. Brom) versetzt enthält $^1/_{50000}$ Brom, daraus wurden kalt zuerst 24.654 Grm. Chlorsilber gefällt, dann noch 16.398 Grm.

Von a verlieren 5.555 Grm. = 0.004 Grm.
„ 5.507 „ = 0.002 „
„ 5.656 „ = 0.003 „

16.720 Grm. verlieren = 0.009 Grm. = 0.016 Grm. Brom. 24.654 Grm. Chlorsilber enthält also 0.0236 Grm. Brom.

Bei einem zweiten Versuch mit derselben Verdünnung wurden auf 1000 Grm. Kochsalzlösung 0.02243 Grm. Brom genommen, und aus der Lösung a) 15.545 Grm. und b) 21.035 Grm. Chlorsilber gefällt.

Von a) verliert 4.899 Grm. = 0.0035 Grm.
„ „ 4.754 „ = 0.00425 „

9.653 Grm. verlieren = 0.00775 Grm. oder 15.545 Grm. verlieren 0.0125 Grm. = 0.0224 Grm. Brom. Der Niederschlag b) verändert sein Gewicht im Chlor nicht.

Selbst wenn der Gehalt an Brom auf $^1/_{100000}$ der Flüssigkeit fällt, erhält man noch brauchbare Resultate.

2000 Grm. Salzlösung wurden mit 0.0206 Grm. Brom. versetzt, daraus a) 21,466 Grm. und b) 16,938 Grm. Chlorsilber gefällt.

5.383 Grm. von a verlieren im Ganzen 0.003 Grm.
6.150 Grm. von a „ „ „ 0.0033 „

11.533 Grm. verlieren also = 0.0063 Grm. und es beträgt für 21.466 Grm. Chlorsilber der Gewichtsverlust also 0.0117 Grm. = 0.021 Grm. Brom. b) verliert in Chlor nichts an Gewicht.

Hienach lässt sich also Brom recht genau noch in Flüssigkeiten bestimmen die 0.001 bis 0.00001 Brom enthalten, auch bei geringeren Mengen Brom kann noch eine annähernd genaue

Bestimmung Statt finden, wie ich es später bei der Mutterlauge von Schwäbisch-Hall zeigen werde; doch hat die Bestimmung eines solchen Minimums von Brom wohl selten Werth. Bei mehr als $^1/_{1000}$ Brom ist die gewöhnliche Methode schon genau genug. Ich muss noch erwähnen, dass der Niederschlag aus dieser concentrirten Kochsalzlösung bei unvollständiger Fällung sich sehr langsam auswäscht, bei Anwendung des Auswaschers von Berzelius oder von Gay-Lussac waren in der Regel 2 selbst 3 Tage erforderlich, bis das Waschwasser nicht mehr auf Kochsalz reagirt. Zum Gelingen des Versuches ist es ferner erforderlich, dass man kalt fällt und man einen um so grössern Antheil des Chlors mitfällt je grösser die Menge des Broms ist.

Bei einem Bromgehalt von etwa $^1/_{1000}$ fällte ich mit $^1/_5$ bis $^1/_6$ der zur vollständigen Fällung nöthigen Silberlösung.

bei 0.0001 Brom etwa mit $^1/_{10}$ nöthigen Silberlösung.
bei 0.00002 „ „ „ $^1/_{20}$ „ „
bei 0.00001 „ „ „ $^1/_{40}$ „ „

Es ist sehr möglich, dass man mit noch geringern Mengen Silberlösung fällen darf, und so das Brom noch concentrirter erhalten kann, ich habe meine Versuche nicht so weit ausdehnen können, doch habe ich mich überzeugt, dass man nicht zu wenig Chlorsilber und nicht heiss fällen darf, wie es aus den folgenden Resultaten hervorgeht.

300 Grm. Salzlösung mit 0.2803 Grm. Brom versetzt, wurden heiss gefällt und dabei a) 22.044 Grm., b) 10.688 Grm. und c) 12.910 Grm. Chlorsilber erhalten.

von a) verl. 10.468 Grm. 0.060 Grm. Danach berechnet sich für 22.044 Grm. Chlorsilber = 9.2268 Grm. Brom.
von b) verl. 10.224 Grm. 0.018 Grm. „ für 10.688 Grm. Chlorsilber = 0.0338 Grm. Brom.
von c) verl. 9.741 Grm. 0.0075 Grm. „ für 12.910 Grm. Chlorsilber = 00179 Grm. Brom.

oder für 300 Grm. der Salzlösung = 0 2785 Grm. Brom.

300 Grm. derselben Salzlösung mit 0.2803 Grm. Brom versetzt, ward kalt gefällt, und dabei a) 15.785 Grm., b) 18.950 Grm. und c) 16.374 Grm. Chlorsilber erhalten.

a) verliert 0.1482 Grm. = 0.2661 Grm. Brom.
b) „ 0.0073 „ = 0.0135 „ „
c) „ 0 „

für 300 Grm. Salzlösung = 0.2796 Grm. Brom.

Obgleich in beiden Fällen die erste Menge des Silberniederschlags nicht alles Brom enthält, so zeigt sich doch deutlich der Unterschied, wenn kalt oder wenn heiss gefällt ward.

Nach dieser Methode habe ich nun das Brom in den Mutterlaugen genau bestimmen können, und Resultate erhalten, die mit der Schätzung des Broms nach der Farbe der ätherischen Lösung übereinstimmen.

Bei der Untersuchung werden nun, wie bekannt, die Basen sowie die Säuren meistens einzeln für sich bestimmt, und bei der Rechnung nach der Ansicht des Berechners zusammengestellt. So habe ich die gefundene Schwefelsäure, wenn genug Kalk vorhanden war, als schwefelsauren Kalk berechnet. Dass diese Säure aus dem das Steinsalz begleitenden Gyps stammt, darüber kann kein Zweifel sein, dass auch das Koch- und das Steinsalz sowie der Pfannenstein wirklich noch Gyps enthalten, zeigt sich leicht beim Auswaschen mit Wasser. In den Soolen und Mutterlaugen dagegen, besonders in den letztern, hat sich unzweifelhaft ein Theil des schwefelsauren Kalks mit dem Chlornatrium zersetzt zu schwefelsaurem Natron und zu Chlorcalcium; wie viel sich aber von den letztern Salzen bildet, wie viele von der erstern noch unzersetzt bleibt, das hängt hauptsächlich von der Temperatur ab; und bestimmte Angabe über die quantitativen Verhältnisse der zersetzten und der unverändert gebliebenen Salze kann uns noch Niemand geben.

C. Produktion der Salinen.

Die Salinen Friedrichshall, Clemenshall, Wilhelmshall und Sulz versieden durch Bohren erhaltene concentrirte Soolen; auf Wilhelmsglück wird das feste Steinsalz bergmännisch gewonnen, das reinere gemahlen verwendet, das unreinere in Kisten gelöst und diese Lösung in der Saline bei Hall zu Kochsalz versotten.

Die Gesammtproduktion und den Verkauf auf unsern Salinen im Jahr $18^{45}/_{46}$ zeigt die nachstehende Tabelle:

Saline.	Erzeugniss vom Jahr $18^{45}/_{46}$.							Soolen-verbrauch.	1 Cub.' Soole ergab Salz.
	Koch-salz. Ctr.	Vieh-salz. Ctr.	Stein-salz. Ctr.	Pfan-nen-stein. Kbl.	Haal-bözig. Sri.	Dung-salz. Ctr.	Hall-erde. Kbl. zu 1½ Sri.	Cub.-Fuss.	Sr.
Hall	89872	2497	263954	—	4714	—	—	664944	13,89
Friedrichsh	58808	7364	—	—	3979	833	—	442345	14,9
Sulz	17302	—	—	—	496	—	43547	120960	14,37
Wilhelmsh.	265373	7989	—	—	1479	346	—	2064030	13,24
Clemensh.	92785	6045	—	3110	2986	—	—	etw. 450000	—
Summe	524230	23895	263954	3110	13654	1179	43547	3742279	13,65

Saline.	Der Verkauf betrug im Jahr $18^{45}/_{46}$.						
	Kochsalz. Ctr.	Viehsalz. Ctr.	Steinsalz. Ctr.	Pfannenstein. Kbl.	Haalbözig. Sri	Dungsalz. Ctr.	Hallerde. Kbl. zu 1½ Sri.
Hall	80134	2415	127570	—	4935	803	—
Friedrichshall	69139	5960	—	—	6556	762	—
Sulz	17311	—	—	—	496	—	50128
Wilhelmshall	263703	1737	—	—	1479	366	—
Clemens-hall .	90904	5951	—	3200	2836	—	—
Summe	521251	16063	127570	3200	16322	1931	50128
Davon							
für das Ausland	293825	2412	4328				
für das Inland mit Hohenzollern	227426	13651	123242				
	521251	16063	127570				

Nach v. Alberti (die Gebirge des Königreichs Württemberg in besonderer Beziehung auf Halurgie, p. 183) betrug die Produktion der Württembergischen Salinen $18^{25}/_{26}$

Für den innern Bedarf mit Einschluss von Hohenzollern	255.000 Cent.
Für chemische Fabriken	10,000 „
Salzabgabe für Viehsalz	12.000 „
Für das Ausland	130,475 „
Ueberschuss zur Deckung von Ausfällen, zu Vorräthen etc.	8,400 „
	415,875 Cent.

gefühlt worden. Allein obwohl Deutſchland nach dem Rechtsgeſetz nicht aufgehört hatte, ein Staat und einer mit aller Machtvollkommenheit rechtlich bekleideten Staatsgewalt unterworfen zu ſeyn, ſo fehlte es an der wirklichen Macht, die alten, tief eingewurzelten Uebelſtände zu beſeitigen und neue, den Forderungen der Zeit entſprechende Einrichtungen zu ſchaffen.

Im Laufe der Jahrhunderte war der deutſche Boden nach allen Richtungen des Verkehrs mit Zollſtöcken überſäet worden, an welchen alle ankommenden Waaren einer gleichen oder, nach ihrer Beſchaffenheit einer höhern oder geringern, in den Verleihungsbriefen beſtimmten, oft auch nur auf dem Herkommen beruhenden Abgabe unterlagen. Die Reichsgeſetze ſuchten zu ſpät ihrer Vermehrung durch Beſchränkung der kaiſerlichen Reſervatrechte Einhalt zu thun, und das Verbot der eigenmächtigen Zollanlage, wornach unter andern ſich kein Reichsſtand unterſtehen ſollte, in und vor den Städten oder unter ihren Thoren und an andern Orten, die aus-, ein- und durchgehenden Waaren mit gewiſſem Aufſchlage, unter dem Namen Acciſe, Umgeld ꝛc. und dergleichen Impoſten zu beſchweren, wurde wenigſtens in der Praxis nur von durchgehenden Waaren (vom Tranſitzoll) verſtanden.

Man darf nur an die Zerſplitterung der Gebiete denken, deren Schwaben allein mehrere hundert zählte, um ſich ein Bild des ehemaligen deutſchen Zollweſens, hauptſächlich in den weſtlichen Ländern, zu entwerfen.

Zu dem Uebel, das in den eigenen Einrichtungen lag, geſellten ſich mit der Ausbildung der Mauth- und Prohibitivſyſteme der fremden Staaten, mit welchen Deutſchland verkehrte, neue Nachtheile.

Die ſtets wiederkehrenden Klagen über einen Zuſtand, in welchem der Handel in ſeiner freien Bewegung ſich unleidlich gehemmt, und die deutſche Induſtrie, deren frühere Ueberlegenheit in manchen herabgekommenen Zweigen die Geſchichte bezeugt, in ihrer Entwicklung aufgehalten fühlte, wurden, als wohlbegründet, eben ſo aufrichtig anerkannt, als ſie fortdauernd ohne Abhülfe blieben.

Eine Reihe von Wahlkapitulationen legte das offene Bekenntniß ab, „daß die deutſche Nation und das heilige römiſche Reich zu Waſſer und zu Land zum höchſten mit Zöllen beſchwert ſey,“ aber man ließ es bei jenem Verbote der Anlage neuer Zölle oder der Erhöhung der rechtmäßig beſtehenden (durch

Danach wäre die Gesammtproduktion unserer Salinen von $18^{25}/_{26}$ bis $18^{45}/_{46}$ von 415.875 Ctr. auf 813.258 Ctr. gestiegen.

Die Mutterlaugen wie auch der Pfannenstein finden bis jetzt keine Anwendung, ihre Quantitäten werden daher nicht genau ermittelt, und sind nur beiläufig in runden Zahlen angegeben; demnach liefert jährlich:

Wilhelmshall bei Rottenmünster				
an Mutterlauge . . .	19800 C',	an Pfannenstein	4875 Ctr.	
Wilhelmshall bei Schwenningen				
an Mutterlauge . . .	16000 „	„	„	2860 „
Sulz an Mutterlauge	3000 „	„	„	200 „
Friedrichshall „ „	3000 „	„	„	600 „
Clemenshall „ „	4000 „	„	„	800 „

Von Hall fehlen mir die Angaben.

Vergleichen wir unsere einheimische Salzproduktion mit derjenigen von Oestreich, Preussen und Frankreich (diese standen mir allein zu Gebot), so finden wir jene im Vergleich mit der Produktion der genannten Länder schon bedeutend, demnach ist es kein Zweifel, dass sie sich noch bedeutend steigern lässt.

Nach Angabe in dem officiellen Bericht produzirt Oestreich jährlich

etwa 2.500.000 Ctr.	Sudsalz.
1.000.000 „	Seesalz.
4.000.000 „	Steinsalz.
im Ganzen 7.500.000 Ctr.	Salz.

Preussens Produktion betrug im Durchschnitt der Jahre 1826 bis 1835 (nach Schubarth) pr. Jahr

1.760.000 Ctr.	weisses Salz.
36.000 „	gelbes, graues und schwarzes Salz.
50.000 „	Düngersalz.
1.846.000 Ctr.	Salz.

Nach der Tabelle über die Einfuhr des Zollvereins führte Preussen in den Jahren 1843 — 45 jährlich im Durchschnitt 100.000 Ctr. Stein- und Seesalz ein, letzteres von Portugal und England, das Steinsalz wohl hauptsächlich aus Oestreich.

Frankreichs Salzproduktion betrug 1834 (Schubart's techn. Chemie):

7.661.000	Ctr. Seesalz.
948.000	„ Koch- und Steinsalz.
8.609.000	Ctr. Salz.

D. Bestandtheile des Steinsalzes, der Soole und deren Produkte.

1. Steinsalzwerk Wilhelmsglück bei Hall.

Es wurden 3 grössere Stücke Steinsalz untersucht, a, b, c, deren Ansehen schon einen verschiedenen Thongehalt zeigte; das grössere Stück a, etwa 30 Pfd. wiegend, war fast ganz durchsichtig, während die andern dieses weniger waren. Das Salz selbst ist wasserfrei, und beim Glühen findet kein oder fast kein Gewichtsverlust Statt; ein solcher Gewichtsverlust zeigt sich nur beim unreineren Salz, und rührt dann von dem beigemengten Thon her. Zuletzt untersuchte ich noch d gemahlenes Steinsalz, so wie es in den Handel kommt.

	a	b	c	d
Chlornatrium	99.97	98.36	98.81	98.94
Schwefels. Natron	—	0.03	—	—
Schwefels. Kalk	0.02	0.55	0.11	0.16
Chlorcalcium	—	—	0.02	0.02
Kohlens. Kalk	—	0.52	0.16	0.07
Kohlens. Bittererde	—	0.13	0.15	0.10
Thon mit Eisenoxid	0.01	0.53	0.80	0.60
	100.00	100.12	100.05	99.89

2. Saline bei Hall.

Die durch Auflösung des unreinen Steinsalzes erhaltene Soole wird durch eine 3 Stunden lange dem Laufe des Kochers folgende Röhrenfahrt nach Hall geleitet, und hier in 4 Pfannen versotten.

Diese künstliche durchaus farblose Soole trübt sich beim Kochen kaum merklich, und zeigt nur bei Concentration Spuren von Bittererdesalzen; sie enthält in 100 Theilen:

Chlornatrium	25.72
Schwefels. Natron	0.029
Schwefels. Kalk	0.17
Kohlens. Kalk	0.003
Wasser	74.078
	100.000

Das daraus gewonnene Kochsalz enthält in 100 Theilen:

Chlornatrium	98.900
Schwefels. Natron	0.005
Schwefels. Kalk	0.498
Kohlens. Kalk	0.005
Wasser	0.602
	100.000

Die farblose Mutterlauge ist der Soole noch sehr ähnlich, und auch der Zusammensetzung noch einer verhältnissmässig reinen Salzsoole gleich, wie sich aus der Vergleichung mit unsern übrigen Soolen ergibt, sie ist sogar reiner als manche fremde Salzsoolen, wie sich diess aus der Vergleichung z. B. mit der Lüneburger Soole ergibt.

Die Mutterlauge von Hall enthält:		Die Lüneburger Soole enthält:	
Chlornatrium	25.84		24.66
Bromnatrium	Spur		Spur
Schwefels. Natron	0.002	Schwefels. Kali	0.04
Schwefels. Kalk	0.41		0.34
Shwefels. Bittererde	0.07		0.24
— — —		Chlormagnium	0.12
Wasser	73.678		74.60
	100.000		100.000

Beim Versieden dieser Soole von Hall bildet sich begreiflicherweise nur wenig Pfannenstein, im Jahr kaum einige Centner; 100 Theile dieses Pfannensteins enthalten:

Chlornatrium	6.15
Schwefels. Natron	14.27
Schwefels. Kalk	63.05
Kohlens. Kalk	10.00
Kohlens. Bittererde	0.57
Eisenoxid mit Thonerde	2.75
Thon- und Kieselerde	0.26
Wasser	2.95
	100.000

3. Saline Friedrichshall.

Diese Saline besitzt 5 Bohrlöcher, von denen zwei zum Betrieb genügen; das Fundbohrloch ist schon seit 30 Jahren in Betrieb. Die Soole ist farblos und klar, sie enthält in 100 Theilen:

Chlornatrium	25.5625
Chlormagnium	0.0059
Schwefels. Kalk	0.4374
Schwefels. Bittererde	0.0021
Kohlens. Kalk	0.0100
Salze	26.0379
Wasser	73.9221
	100.00

Die Soole wird in 9 Pfannen, mit einem Flächenraum von 11.584 □′ versotten, theils bei einer höhern Temperatur von 88° C zur Gewinnung eines feinkörnigen Salzes, theils bei 68° C behufs der Darstellung eines gröberen Salzes.

Es wurden a feinkörniges, b mittelgrobes, c grobkörniges Salz untersucht; sie bestehen in 100 Theilen aus:

	a	b	c
Chlornatrium	97.553	92.190	97.482
Schwefels. Kalk	0.934	0.818	0.695
Kohlens. Kalk	0.016	0.016	0.003
Schwefels. Natron	0.009	0.004	0.030
Wasser	1.488	6.972	1.790
	100.000	100.000	100.000

Das Salz b scheint gerade feuchter als gewöhnlich gewesen zu sein, vielleicht ist es zufällig während des Transports feucht geworden.

Die Mutterlauge fiel bei einem Siedwerk von 16.650 C′ Soole, wobei 248.370 Pfund Salz und 100 C′ Mutterlauge sich bildeten, sie ist kaum gelblich; 100 Theile enthalten:

Chlornatrium	24.490
Bromnatrium	0.024
Chlorcalcium	0.231
Chlormagnium	0.519
Schwefelsauren Kalk	0.421
Salze	25.685
Wasser	74.315
	100.000

Der sehr harte Pfannenstein bildet sich in nicht sehr grosser Menge, indem 1000 C′ Soole etwa 1 Ctr. Stein liefern, der in 100 Theilen enthält:

Chlornatrium	45.98
Chlorcalcium	0.50
Chlormagnium	0.61
Schwefels. Kalk	50.56
Eisenoxid mit etwas Thonerde	0.72
Wasser und Thon	2.08
	100.00

4. Saline Clemenshall.

Bei Clemenshall sind 4 Bohrlöcher, eines derselben ist nur im Betrieb, und liefert jährlich etwa 700,000 C′ Soole, die farblos und klar ist, diese besteht in 100 Theilen aus:

Chlornatrium	25.902
Schwefels. Natron	0.019
Schwefels. Kalk	0.444
Kohlens. Kalk	0.019
Chlormagnium	Spur
Salze	26.385
Wasser	73.615
	100.000

Die Saline ist bis jetzt nicht vom Staate administrirt, sondern an eine Gesellschaft verpachtet; die Soole wird zuerst in Vorwärmpfannen mit Alaunmehl erhitzt, und die geklärte Soole kommt dann erst in die Soggenpfannen.

Es wurden 2 Salzsorten untersucht, beide trocken und weiss a kaum etwas gröber als b, sie enthalten:

	a	b
Chlornatrium	96.714	96.686
Schwefels. Natron	0.081	0.055
Schwefels. Kalk	1.176	1.347
Kohlens. Kalk	0.040	0.050
Wasser	1.989	1.862
	100.000	100.000

Die Mutterlauge, welche ich zur Untersuchung erhielt, ist gelblich, und in ihrer Zusammensetzung wechselnd, wie aus

Untersuchung der beiden Quantitäten, welche ich erhielt, hervorgeht. Die Concentration der einzelnen Mutterlaugen war nicht angegeben, im Jahresbetrieb sollen etwa 4000 C′ Mutterlauge von 780,000 C′ Soole erhalten werden. Die Mutterlaugen a und b enthalten in 100:

	a	b
Chlornatrium	24.8232	25.6791
Bromnatrium	0.0428	0.0225
Chlorcalcium	0.4770	0.0355
Chlormagnium	0.6610	0.3056
Schwefels. Kalk	0.3400	0.5275
Salze	26.3440	26.5702
Wasser	73.6560	73.4298
	100.0000	100.0000

Pfannenstein bildet sich hier auch, doch erhielt ich keinen zur Untersuchung.

5. Saline bei Sulz.

Die frühere Soole von Sulz war salzarm, seit 1841 ist in Bergfelden, 1 Stunde östlich von Sulz bei 500′ Tiefe ein Steinsalzlager von 40′ Mächtigkeit erbohrt, und es sind hier jetzt 2 Bohrlöcher im Betrieb.

Die klare farblose Soole enthält geringe Spuren von Kupferoxid und ausserdem in 100 Theilen:

Chlornatrium	23.4733
Schwefelsaurer Kalk	0.5080
Kohlensaurer Kalk	0.0162
	23.9975
Wasser	76.0025
	100.000

Diese Soole wird bis jetzt nur in einer Pfanne versotten, das Salz ist weiss und löst sich ziemlich klar, 100 Theile bestehen aus:

Chlornatrium	96.2077
Chlorcalcium	0.0252
Schwefelsauren Kalk	1.6322
Kohlensauren Kalk	0.0343
Wasser	2.1006
	100.000

Von der klaren schwach gefärbten Mutterlauge erhielt man 288 C′ mit 2182 Ctr. Salz aus 15582 C′ Soolen.

Die Mutterlauge enthält in 100 Theilen:

Chlornatrium	25.271
Bromnatrium	0.017
Chlorcalcium	0.116
Chlormagnium	0.531
Schwefelsauren Kalk	0.468
Salze	26.403
Wasser	73.597
	100.000

Der harte Pfannenstein löst sich zum Theil in Wasser, vollständig ohne bemerkbare Gasentwicklung in verdünnten Säuren; er enthält:

Chlornatrium	51.22
Chlorcalcium	1.55
Chlormagnium	0.50
Schwefelsauren Kalk	43.33
Eisenoxid mit Thonerde	1.50
Wasser	1.90
	100.00

In der Nähe von Sulz wird ein Salz und Gypshaltender Thon gegraben, der mit Mutterlauge benetzt zum Mergeln der Felder dient. Dass er hiezu sehr geeignet sein muss, geht aus seiner Zusammensetzung hervor, eine lange Erfahrung bestätigt es.

100 Theile dieser sogenannten unbenetzten Hallerde enthalten:

Thon	22.00
Eisenoxid mit Thonerde	7.51
Schwefelsauren Kalk	46.95
Kohlensauren Kalk	9.04
Kohlensaure Bittererde	9.88
Chlornatrium	1.09
Wasser	4.25
	100.72

6. Saline Wilhelmshall bei Rottenmünster.

Diese Saline wird von 4 Bohrlöchern an der Prim versorgt, die Soole ist klar und farblos, sie enthält:

Chlornatrium	25.6251
Schwefelsaures Natron	0.0051
Schwefelsauren Kalk	0.4613
Kohlensauren Kalk	0.0297
Chlormagnium	Spur
Salze	26.1212
Wasser	73.8788
	100.0000

Das Versieden der Soole findet theils in den Siedpfannen mit unmittelbarer Feurung Statt, theils in Dampfpfannen, die durch den Wasserdampf der Siedpfannen erwärmt werden, man erhält so das Siedsalz, und das etwas grobkörnigere Dampfsalz, neben einem gelben unreineren Bordsalz, welches als Viehsalz verbraucht wird. Es sind nun in 100 Theilen:

Siedsalz		Dampfsalz	
Chlornatrium	98.1617	Chlornatrium	96.3059
Schwefels. Natron	0.1602	Schwefels. Natron	0.0663
„ Kalk	1.1757	„ Kalk	1.7320
Kohlensauren Kalk	0.0656	Kohlensauren Kalk	0.0757
Chlormagnium	Spuren	Wasser	1.8201
Wasser	0.4388		100.0000
	100.0000		

Bordsalz	
Chlornatrium	96.0747
Schwefelsaures Natron	0.1684
Schwefelsauren Kalk	2.0480
Kohlensauren Kalk	0.1117
Bittererde	Spuren
Wasser	1.5972
	100.0000

Die Mutterlauge ist eine gelbliche Flüssigkeit etwas eisenhaltig; 15680 C′ Soole gaben beim Versieden in 28 Tagen 250.949 Pfund Salz, 250 C′ der untersuchten Mutterlauge und 30 Ctr. Pfannenstein.

Die Zusammensetzung der Mutterlaugen ist in 100 Theilen:

Chlornatrium	25.0080
Bromnatrium	0.0257
Chlorcalcium	0.4381
Chlormagnium	0.5138
Schwefelsauren Kalk	0.3317
Salze	26.3173
Wasser	73.6827
	100.0000

Der erhaltene Pfannenstein ist nicht hart, giebt ein etwas feuchtes Pulver, er besteht aus:

Chlornatrium	75.34
Chlorcalcium	0.24
Chlormagnium	0.64
Schwefelsauren Kalk	21.10
Eisenoxid mit Thonerde	0.58
Wasser	2.10
	100.00

7. Saline Wilhelmshall bei Schwenningen.

Hier sind 3 Bohrlöcher im Betrieb. Die Soole ist klar und trübt sich nur wenig beim Kochen, es wurde die Soole der Bohrlöcher Nro. 2 und 5 untersucht; sie enthält:

	Nro. 2.	Nro. 5.
Chlornatrium	25.1570	25.2794
Chlorcalcium	0.0134	0.0276
Schwefelsauren Kalk	0.4652	0.4553
Kohlensauren Kalk	0.0290	0.0278
Salze	25.6646	25.7901
Wasser	74.3354	74.2099
	100.0000	100.0000

Das Kochsalz ist theils feinkörniges (in 12 Stunden fabrizirtes) theils grobkörniges (in 18 Stunden fabrizirtes) Siedsalz (a und b), ferner in 24 Stunden fabrizirtes Dampfsalz c, und endlich Bordsalz d. Das grobkörnige Salz b ist besonders weiss, während a und c in grössern Massen einen sehr schwachen gelblichen Schein haben, d ist sehr gelb und ungleichförmig, giebt auch eine sehr trübe Lösung.

Die Salze bestehen aus:

	a		b
Chlornatrium	96.5050	Chlornatrium	97.8010
Schwefelsauren Kalk	1.4136	Chlorcalcium	0.0857
Kohlensauren Kalk	0.0845	Schwefelsauren Kalk	0.3031
Wasser	1.9969	Kohlensauren Kalk	0.0050
	100.0000	Wasser	1.8052
			100.0000

	c		d
Chlornatrium	92.7806	Chlornatrium	95.3833
Chlorcalcium	0.0806	Chlorcalcium	0.0991
Schwefelsauren Kalk	1.4457	Schwefelsauren Kalk	2.9438
Kohlensauren Kalk	0.0445	Kohlensauren Kalk	0.2241
Chlormagnium	Spuren	Wasser	1.3497
Wasser	5.6486		100.0000
	100.0000		

18580 C′ Soole wurde in 30 Tagen eingedampft, und daraus 2720 Ctr. Salz, 32 Ctr. Pfannenstein und 375 C′ Mutterlauge von schwach gelblicher Farbe erhalten, diese enthält in 100 Theilen:

Chlornatrium	24.9122
Bromnatrium	0.0135
Chlorcalcium	0.6444
Chlormagnium	0.4039
Schwefelsauren Kalk	0.3037
Salze	26.2783
Wasser	73.7217
	100.0000

Der Pfannenstein ist dem von Rottenmünster in seinem Verhalten durchaus ähnlich und hat auch eine gleiche Zusammensetzung, in 100 Theilen nämlich:

Chlornatrium	86.79 pc.
Chlorcalcium	0.92 pc.
Schwefelsauren Kalk	9.44 pc.
Eisenoxid	0.11 pc.
Wasser	2.74 pc.
	100.00

kaiſerliche conſtitutionsmäßige Verleihung oder durch unvordenklichen Beſitz erworbenen) bewenden, indem man jedem, durch eigenmächtige Maßregeln beſchwerten Reichsſtande (ſo wie ſelbſt der Reichsritterſchaft) neben den Mitteln zur rechtlichen Entſcheidung und Abwehr, die Befugniß ertheilte, „ſich und die Seinigen, ſo gut er kann, zu erledigen und zu befreien.“

Die Unbeſtimmtheit der alten, oft nur auf Tradition beruhenden Tarife, die behauptete Befugniß der Anlage von Wehrzöllen und die mancherlei Formen, in welchen die Territorialgewalt den Verkehr durch Auflagen auf den Verbrauch, die Ausfuhr, auf Käufe und Verkäufe und durch unverhältnißmäßig ſtarke Abgaben für den Gebrauch nothwendiger, öffentlicher Anſtalten treffen konnte, erlaubten jedoch die fortſchreitende Vergrößerung des Uebels und mußten überdies zu endloſen Streitigkeiten führen.

Man findet, daß die Mahnungen zur Abſtellung derſelben Beſchwerden ſtets, faſt mit den nämlichen Worten, in den Geſetzen des Reiches wiederholt wurden. Eben ſo führten die ſtets wiederkehrenden Klagen über den verderblichen Einfluß der fremden Prohibitivſyſteme zu Beſtimmungen, welche von einem Reichsgeſetz in das andere übergingen, ohne jemals Früchte zu tragen, und die, endlich durch die letzten Wahlkapitulationen erregten Hoffnungen, „gemeinſame, den Verhältniſſen Deutſchlands allenthalben angemeſſene Maßregeln“ zur Beförderung „der Commerzien des Reiches“ zu Stande kommen zu ſehen, konnten unter den kritiſchen Zeitumſtänden, welche bald hierauf eintraten, eben ſo wenig in Erfüllung gehen.

Selbſt im Innern der einzelnen Territorialſtaaten beſtanden mannichfaltige Beſchränkungen des Verkehrs; und faſt überall bezeichneten da, wo verſchiedene Landestheile nach und nach zu einem größern Ganzen ſich unter derſelben Landeshoheit vereinigt hatten, die unverrückt gebliebenen Zollſtöcke die alten Grenzen ſolcher Gebiete, und konnten wohl aufgehoben, aber nicht etwa, um die innere Freiheit herzuſtellen, an die äußere Grenze gegen das Nachbarland verlegt werden; da ſolche Verlegung eines herkömmlichen Zolles von einem Orte zum andern in den Reichsgeſetzen ausdrücklich verboten war.

Mit der Auflöſung des deutſchen Reiches trat ein Zuſtand ein, der in einer Beziehung den Intereſſen des Handels und

E. Concentration der Mutterlaugen.

Da unsre Soolen sehr rein sind, so enthalten die Mutterlaugen ausser Kochsalz nur wenige fremde Bestandstheile, wie Verbindungen von Magnesium oder Calcium, sowie Bromverbindungen. Um von solchen Verbindungen reichere Salzlaugen zu erhalten, besonders für medicinische Zwecke, sind die Mutterlaugen von Friedrichshall und von Clemenshall weiter eingedampft und dabei Mutterlaugen von folgender Zusammensetzung erhalten:

Von Friedrichshall:	a	b
Chlornatrium	20.5392	10.005
Bromnatrium	0.1931	0.749
Chlorkalium	0.2839	1.229
Chlorcalcium	1.4686	4.898
Chlormagnium	3.1840	9.863
Schwefelsaurer Kalk	0.1940	0.097
Salze	25.8628	26.841
Wasser	74.1372	73.159
	100.0000	100.000

Von Clemenshall: a		b	
Chlornatrium	20.9322	Chlornatrium	11.9084
Bromnatrium	0.2405	Bromnatrium	0.7025
Chlorcalcium	0.8062	Chlorkalium	2.8200
Chlormagnium	3.5265	Chlorcalcium	2.1747
Chlorkalium	0.9000	Chlormagnium	9.5200
Schwefelsauren Kalk	0.3113	Schwefelsauren Kalk	0.1850
Salze	36.7167	Thonerde	Spuren
Wasser	73.2833	Salze	27.3106
	100.0000	Wasser	72.6894
			100.0000

Natürlich würden auch die Mutterlaugen von den übrigen Salinen bei der Concentration ähnliche Flüssigkeiten geben, nur die Mutterlauge von Hall ist zu rein und besonders zu arm an Bromverbindungen, als dass es der Mühe werth wäre, sie zu concentriren. Das bei der Concentration abgeschiedene Kochsalz ist jedenfalls für technische Zwecke hinlänglich rein, lässt sich aber auch leicht so rein wie das Kochsalz erhalten.

Die für medicinische Zwecke am häufigsten angewendete Mutterlauge ist die von Kreuznach, die in fester Form als Mutterlaugensalz von dort versendet wird. Diese Kreuznacher Mutterlauge ist nach verschiedenen Analysen Brom- und Jodhaltig, daraus hat man geschlossen, dass das versendete Mutterlaugensalz auch Brom und Jod enthalte, dies ist aber in Bezug auf Jod wenn überhaupt wenigstens nicht immer der Fall; zerflossenes Mutterlaugensalz, welches ich durch Vermittlung des Hauses von Jobst in Coblenz aus Kreuznach bekommen hatte, zeigte keine Spur Jod, auch von andern Seiten hat sich diese Erfahrung bestätigt, dagegen enthält die Kreuznacher Mutterlauge allerdings Brom, und ist sehr reich an Chlorcalcium; nach einer genauen Analyse des Herrn Wechsler enthält diese Mutterlauge in 100 Theilen:

Chlornatrium	0.3891
Bromnatrium	0.6890
Chlorkalium	2.3833
Chlorcalcium	25.7026
Chlormagnium	3.7579
Eisenchlorid	0.009
Salze	32.9309
Wasser	67.0691
	100.0000

3. Die Dohlen in Württemberg.

Von Georg v. Martens.

An einem heitern Octobertage stieg ich die dreihundert acht und zwanzig Stufen zu dem Thurmkranze des Ulmer Münsters hinauf, die schöne Aussicht zu geniessen; doch das Gebirge war verschlossen und ein näherer Gegenstand zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Zwischen mir und der tief unten liegenden Stadt schwärmten zahlreiche Dohlen um den Riesenbau, gewandter und zierlicher als Tauben weite Bögen und Kreise durch die Luft beschreibend. Mit der Leichtigkeit einer Thurmschwalbe flogen sie zu ihren Nestern in den Gerüstlöchern, stürzten sich aus solchen wieder herab und entwickelten, oft ganz nahe vor mir vorüberziehend, bei den mannigfaltigsten Wendungen und Schwenkungen alle Umrisse des schlanken, in den Lüften schwebenden, im schönsten Sonnenscheine spiegelnden Körpers, dabei eine auch das Ohr ergötzende Geschwätzigkeit, durch welche sie in Italien zum Sprüchwort geworden sind, der ganze Münster glich einem riesigen Taubenschlag.

Wie viele solcher Dohlenschläge mag es wohl geben, welche Städte geniessen dieses Schauspiel? Dieser Gedanke hatte mich oft beschäftigt, ich hatte ihn schon früher ausgesprochen, und doch wie unendlich wenig ist in dieser Beziehung bekannt. Fragt man zuerst nach der Verbreitung des Vogels, so geben beinahe

alle Schriftsteller, einstimmig, wie der Chor der Frösche bei Aristophanes, die Antwort: Europa, Sibirien und Persien, oder wie sich der treffliche *Oken* noch kürzer fasst: in der ganzen nördlichen alten Welt. Allein die Quelle aller dieser Angaben lautet anders: *Habitat in Europae, et occidentalis Sibiriae, E in Persiae agris. Linné Syst. nat. Ed. 13 cura J. Fr. Gmelin* I. p. 368. Nun ist aber der hier als *Corvus Monedula E* aufgeführte Vogel kohlschwarz, mit mennigrothem Schnabel und Füssen, also keine Dohle, sondern eine Steinkrähe, und von Sibirien wird nur der westliche Theil genannt.

Die vollständigsten Angaben über die Verbreitung der Dohlen fand ich in *Nemnich's* trefflichem Polyglotten-Lexikon, wo hundert und zwanzig Namen der Dohle in sechs und dreissig Sprachen aufgezeichnet sind. Nimmt man an, was bei der Dohle wohl erlaubt sein dürfte, dass dieser Vogel bei allen denjenigen Völkern zu Hause sei, welche einen Namen für ihn haben, und zieht man den *Sauch* der Perser und den *Anaphah* der Bibel als nicht hieher gehörig ab, so erhält man eine Verbreitung der Dohle von Norwegen bis Sicilien, von Portugal bis zu den Kalmücken, Türken und Armeniern, also über ganz Europa und das nordwestliche Asien.

Bestimmte Brüteplätze suchte ich beinahe umsonst; es ist, als nähme man, wie bei dem Sperlinge an, dass die Dohle überall vorkomme. Kaum, dass der sonst so vollständige Bechstein Erfurt und Aschersleben beiläufig als Dohlenstationen erwähnt, mit dem Beisatze dass sie in Gotha fehlen, *Lanfossi* die Torre della Gabbia in Mantua, Cetti die Stadt Oristagno und die verlassenen Ruinen von Bisarcia und Ottana auf der Insel Sardinien. Ich selbst sah ansässige Dohlen ausserhalb Württemberg nur in der Burgruine über Borgo di Valsugana im südlichen Tirol, in den Thürmen von Rovigo und am Vatican in Rom; von meinen Brüdern erfuhr ich, dass die Notre-Dame-Kirche in Paris und Moskau's Thürme Dohlenwohnungen sind, Herr Dir. v. *Seyffer* erzählte mir von der Menge dieser Vögel in Breslau, Herr Prof. *Fehling* von ihren Nestern in den alten Thürmen Lübecks. Dagegen wird die Dohle von Contarini in Venedig und Padua als nur selten durchreisend angegeben, eben so von Balsamo

Crivelli in Mailand, und mein Bruder Christian reiste von Venedig bis Frankfurt an der Oder, wo er die erste Dohlenkolonie antraf ohne früher einen dieser Vögel zu sehen.

Bei dieser Dürftigkeit der Angaben war es längst mein Wunsch, wenigstens für Württemberg ein vollständiges Verzeichniss aller Stellen zu erhalten, wo Dohlen zu Hause sind; auch hier fand ich in Büchern wenig und in der Natur weit mehr Orte, wo sie fehlen, als solche, wo sie wohnen.

Mein geliebter Bruder Carl, welcher in Amtsgeschäften jährlich alle vierundsechzig Oberämter des Landes besucht und mir schon 1846 einen reichlichen Beitrag von Nachrichten über die Vertheilung der Gasteropoden in Württemberg geliefert hatte, war so gut, sich 1847 auch der Lösung dieser Aufgabe zu unterziehen, man kam seinen Nachforschungen überall freundlich entgegen und so reichten ihm einige Wochen hin, um den grösseren Theil der siebzehn Standorte, welche die Herrn *C. L. Landbeck* und Forstpractikant *Calwer* und ich selbst bereits aufgezeichnet hatten, zu bestätigen und ihnen sechsunddreissig neue beizufügen, so dass jetzt in Württemberg achtundvierzig Brüteplätze der Dohlen bekannt sind.

Eine Zusammenstellung aller dieser Standorte lieferte die folgenden Ergebnisse.

Die Dohle ist nicht nur dem Schwarzwalde fremd, sondern auch dem ganzen westlich vom Neckar gelegenen Theile Württembergs; die Oberämter Freudenstadt, Neuenbürg, Calw, Nagold, Herrenberg, Böblingen, Leonberg, Stuttgart, Ludwigsburg, Vaihingen, Maulbronn und Brackenheim haben keine Dohlensitze. Nach einer in Brackenheim erhaltenen Nachricht, deren Richtigkeit ich dahin gestellt lasse, sollen sich die Dohlen in der schönen Burgruine Blankenhorn auf dem Stromberg und im Schlosse Neipperg am Heuchelberg von Martini an einstellen und über den Winter aufhalten, ohne zu brüten.

Im Neckarthal dagegen finden wir gleich die alte Reichsstadt Rottweil reichlich mit Dahlen (so werden sie hier genannt) bevölkert, welche zu jeder Jahreszeit nicht nur die drei Thürme der Stadt, sondern auch die Burgruinen von Herrenzimmern, Hohenstein und Neckarburg bewohnen. In Herrenzimmern

will man bemerkt haben, dass sich die Dahlen zuweilen über den Winter entfernten und sogar den folgenden Sommer ausblieben, letzteres möge jedoch in den letzten vierzig Jahren kaum zwei bis drei Mal der Fall gewesen sein. Zuweilen sollen sie zur Zeit der Kirschenreife in die badischen Thäler des Schwarzwaldes ziehen und nach der Kirschenernte zurückkehren, doch nicht alle Jahre und namentlich nicht im Sommer 1847.

Unter Rottweil entfernt sich der Neckar von der Alp und durchzieht die Oberämter Oberndorf und Sulz, wo die Dohlen fehlen; kaum hat er aber die nördliche, dem Schwarzwald parallele Richtung zu einer nordwestlichen, der Alp parallelen verändert, so treten sie im Oberamt Horb wieder auf. Das Dohlenthal hinter der Stadt, nach ihnen benannt, ist hier ihr uralter Sitz, sie nisten in Löchern der Muschelkalkfelsen an so steilen Wänden, dass ein Knabe, welcher ihre Jungen holen wollte, sich verstieg und von einem hinzugekommenen Manne nur mit bedeutender Lebensgefahr gerettet wurde. Ehemals wohnten sie auch in der Stadt, sollen aber durch Ausbesserungen am Thurme vertrieben worden sein. Als weitere Dohlenkolonien des Oberamts Horb nannte man meinem Bruder Eutingen und Bierlingen, letzteres erwähnt auch *Landbeck*.

Rottenburg hat in der auf der Alpseite liegenden Vorstadt Ehingen das ganze Jahr hindurch Dohlen, hier Dahlen und Dullen genannt, in Tübingen, wo sie den Stadtkirchenthurm bewohnen, habe ich sie selbst gesehen und die von *Landbeck* angegebenen Dohlensitze an der Kirche von Ofterdingen und bei Mössingen, wo sie in hohlen Eichen brüten, weil sie aus dem Kirchthurme durch dessen Verblendung vertrieben worden sind, beweisen, dass die Tübinger Dohlen eine Alpkolonie an der Mündung des Steinlachthals sind.

In den Gerüstlöchern des Stadtkirchenthurms zu Nürtingen nisten etwa dreissig Dohlenpaare; die Jungen flogen am 8. Juli bereits mit den Eltern auf das Feld.

Unter Nürtingen wendet sich der Neckar nach Nordwesten, verlässt die Alp und wird von den Dohlen verlassen, welche in den Oberämtern Esslingen, Cannstatt, Marbach, Besigheim, Heilbronn und Neckarsulm keine Wohnplätze haben. Ein Beobachter aus

letzterer Gegend berichtete meinem Bruder, dass in den Städten Neckarsulm, Gundelsheim, Neuenstadt und Möckmühl im Herbst, Winter und Frühling bei eintretender schlechter Witterung die Dalen oder Dullen in grosser Anzahl erscheinen und mit grossem Geschrei um die Thürme fliegen, bei günstiger Witterung aber und im Sommer sehe man keine.

Durchgehen wir nun die zwischen dem Neckar und der Donau auf und an der Alp liegenden Oberämter, so halten sich nach *E. Keller* (Hohentwiel und seine Umgebungen Seite 187) Dohlen in grosser Menge in den Ruinen von Hohentwiel auf und nach den Nachrichten, welche mein Bruder erhielt, nisten sie häufig an den Felsenwänden des romantischen Donauthals abwärts von Tuttlingen.

Das Oberamt Spaichingen scheint keine Dohlen zu haben, dagegen ist der neue Kirchenthurm von Balingen schon wieder von ihnen besetzt worden; in geringerer Anzahl bewohnen sie den Stadtkirchenthurm von Riedlingen.

Im Oberamt Münsingen nisten ziemlich viele Dohlen an den Felsen des Lauterthals und da die Lauter Obermarchthal gegenüber in die Donau mündet, so haben sie auch diesen Punkt besetzt; nach einer Mittheilung des Herrn Revierförsters *Höflinger* halten sich hier einige hundert Dohlen das ganze Jahr hindurch auf, nisten unter den Oeffnungen der beiden Kirchthürme und in den Hohlkehlen unter dem Dache des Schlosses, brüten des Jahres ein Mal und haben gewöhnlich zwei bis drei Junge. Im Nachsommer, wenn die Jungen vollkommen ausgewachsen sind, ist es öfters der Fall, dass sie ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort einen und den andern Tag verlassen und in den Wäldern übernachten.

Im Schmiechenthal nisten viele Dohlen an den Felsenwänden zwischen Schelklingen und Allmendingen, diese sollen im Winter wegziehen, nicht aber die Dohlen der an der Mündung dieses Thals liegenden Oberamtsstadt Ehingen, einer Hauptniederlassung der württembergischen Dohlen. Hier nisten sie in ziemlicher Menge in den Gerüstlöchern des Stadtkirchenthurms und in der Thurmkuppel des ehemaligen Franziscanerklosters. Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Apothekers *Schmid*

in Ehingen fliegen sie Abends, sowie die Abendglocke läutet, im Sommer um 8 Uhr, im Winter um 5 Uhr, alle von dem Thurme ab, beschreiben meist einen dreimaligen Kreis und ziehen dann in ein nahes Wäldchen, früher in das Gamerschwanger Hölzle, und seitdem dieses ausgerottet wurde, in das Ernsthofer Wäldchen, eine halbe Stunde von der Stadt. Einen solchen Ausflug sah mein Bruder mit an, der Schwarm war ausserordentlich gross und es schien, als würden seine Schwenkungen auf ein Kommando ausgeführt, denn man hörte nur einzelne Stimmen und nicht ein solches Durcheinanderkrähen, wie es gewöhnlich gehört wird, wenn sie blos um einen Thurm herum schwärmen. Nach den Aufzeichnungen des Herrn *Schmid* hat man in Ehingen seit vielen Jahren keine so zahlreichen Dohlenschwärme gesehen, wie in diesem Herbst; auch hat er beobachtet, dass man mit Sicherheit auf schlechtes Wetter, Regen oder Schnee rechnen kann, wenn die Dohlen auf die Dächer niedriger Gebäude heruntersitzen.

Im Oberamt Blaubeuren findet man Dohlenkolonien am hohen Felsen an der Strasse nach Ehingen, am Mezgerfelsen bei der Stadt, in der Burgruine Hohen-Gerhausen und am Felsen Tagstein bei Klingenstein; hier versicherte man uns, dass die Dohlen nie auswandern und auch im Winter jede Nacht ihre Nester beziehen.

Ulm liegt an der Mündung des Blauthals, ist eine alte Reichsstadt und hat einen hohen Münster mit zahlreichen Gerüstlöchern und unbewohntem Thurme, Gründe genug zu Anlegung einer blühenden Dohlenkolonie.

Auch Reutlingen ist eine Reichsstadt gewesen, welche bei ihrem Thurmbau keine Kosten gescheut hat und die Dohlen haben es dankbar anerkannt; in dem altwürttembergischen Urach dagegen behagt es ihnen nicht, sie sind hier im Urzustand verblieben und bewohnen die Felsen bei Seeburg, den Rutschenfelsen bei St. Johann und den wohl nach ihnen benannten Rabenfelsen bei Aglishardt.

Die Oberämter Kirchheim, Göppingen und Geisslingen fanden wir ohne Dohlen, in der Beschreibung des Oberamts Geisslingen wird zwar ein Vogelverzeichniss geliefert, in welchem auch die Dohle genannt wird, aber ohne wann und wo. Dagegen nisten

Dohlen in grosser Menge am Rosenstein bei Heubach und haben von da Töchterkolonien in die alte Reichsstadt Gmünd geschickt, welche noch auf der schönen gothischen Hauptkirche zum heiligen Kreutz und auf der noch älteren Johanniskirche blühen.

Aalen ist, obgleich ehemals Reichsstadt, ohne Dohlen; im Oberamt Heidenheim findet man diese muntern Vögel auf dem Hellenstein, dem Falkenstein und der Eselsburg, noch häufiger an den Felsen bei Königsbronn und den Thürmen der alten Reichsstadt Giengen, sie sollen aber an allen diesen Orten nur im Frühjahr und Sommer häufig sein, im Winter selten gesehen werden.

Nach einer gefälligen Mittheilung des fürstlichen Revierförsters *Gönner* zu Nietheim unweit Königsbronn stellen sich in seinem Revier jedes Frühjahr zwei Dohlen-Pärchen ein, welche den Sommer über auf zwei alten Buchen zwei Mal Junge ziehen, gewöhnlich zusammen sechszehn bis achtzehn, im Herbste entfernen sich aber die Alten mit den Jungen und im nächsten Frühling kehren nur die ersteren zurück. Sonst sieht man im ganzen Oberamt Neresheim nur im Frühling und Herbst, seltener im Sommer, einzelne durchziehende Dohlen.

Ellwangen hat viele Dohlen auf dem Schöneberg. Die Fuchshalde am Herdtfelde bei der Fuchsmühle unweit Lauchheim führt Herr Forstpractikant *Calwer* in seinem interessanten Aufsatze über die geselligen Brüteplätze der einheimischen Vögel (Jahreshefte 1847, 2s Heft, S. 189) als den einzigen ihm bekannten Ort an, wo die Dohlen in hohlen Bäumen gesellschaftlich nisten; es sei ein buchenes Stangenholz, in welchem viele alte Buchen stehen, jede mit zwei bis drei und mehr Löchern, in welchen Dohlen ihre Nester angebracht haben.

Sowie man sich von der Alp entfernt, verschwinden auch an der Ostseite des Neckarthals die Dohlen. Die Oberämter Waiblingen, Schorndorf, Welzheim, Backnang, Gaildorf, Hall, Oehringen und Weinsberg werden nicht von ihnen bewohnt, auch im Oberamt Künzelsau, wo sie Herr *Landbeck* im Wald bei Hollenbach angibt, lassen sich die Dohlen im ganzen Kocherthal von Braunsbach bis Forchtenberg nur im Frühling und Herbst auf wenige Tage sehen, obschon es hier mehrere Schlösser und Burgruinen gibt.

Von dem Oberamt Gerabronn sagte man meinem Bruder, es gebe Dohlen in Bartenstein und auf dem Schlosse Morstein und nach einer Mittheilung des Herrn Oberförsters Grafen von *Uexküll* halten sich viele in einem Wäldchen zwischen der Crößelbacher Steige und Kirchberg auf; auch im Oberamt Crailsheim soll es in dem Eichenwäldchen zwischen Herboldshausen und Saurach, der Luftwasen genannt, das ganze Jahr hindurch Dallen geben.

In der Muschelkalkbildung des Taubergebiets erfuhr mein Bruder das Dasein von zwei Dohlenkolonien, die eine, sehr zahlreiche, in der alten, nun baierischen Reichsstadt Rothenburg, die andere an den 150 bis 200 Fuss hohen Mauern der Burgruine Brauneck im Oberamt Mergentheim.

Im südlichen Württemberg werden die Oberämter Wiblingen, Saulgau, Leutkirch, Tettnang und Wangen nicht von den Dohlen bewohnt, nur in der ehemaligen Reichsstadt Biberach sah mein Bruder sehr viele an den Thürmen. Von Herrn Apotheker *Ducke* erfuhr ich, dass auch die beiden Kirchthürme von Roth bei Ochsenhausen Dohlensitze sind, sie werden fast jährlich von dem Koth und den hinaufgetragenen Zweigen gereinigt, ohne dass sich die Dohlen dadurch vertreiben liessen. Im Frühling sah Herr *Ducke* sie öfters eine Reihe bildend auf die Obstbäume eines benachbarten Gartens fliegen, hier Zweige abbrechen und damit auf der andern Seite heimkehren, so dass ihr Flug eine Ellipse bildete, deren eine Seite aus herabfliegenden Dohlen mit leerem Schnabel, die andere aus hinauffliegenden mit vollem Schnabel bestand. Auch in Wolfegg, Oberamts Waldsee, bemerkte Herr Holzverwalter *Walchner* im Sommer 1847 auf dem Kirchthurme nistende Dohlen.

Ravensburg soll nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Oberförsters von *Fromm* auch Dohlen haben, ich habe aber dort keine gefunden, und auch zwei Brüder von mir sahen sich vergebens nach ihnen um.

So erweisen sich also die Dohlen als Felsenvögel, welche ihre Nester an senkrechten Felsen oder Mauern so anlegen, dass sie vor Mardern, Katzen und andern ungeflügelten Raubthieren ganz sicher sind, gegen die geflügelten schützt sie dann ihr

der Induſtrie der einzelnen Länder zwar günſtiger, in anderer Beziehung aber entſchieden nachtheiliger war, als der frühere. Vermöge der erlangten Selbſtſtändigkeit konnten nun alle, auch die minder mächtigen Staaten, ihr Zollweſen nach eigenem Gutfinden ordnen, und eine für den innern Verkehr der einzelnen Länder heilſame Reform war durch die Bildung größerer, etwas beſſer arrondirter Gebiete erleichtert.

Die Staaten des Rheinbundes begannen dieſe Reform, indem ſie für den einheimiſchen, wie für den auswärtigen Handel alle Binnenzölle aufhoben, die Zollinien an ihre Grenzen hinausrückten und die durchgehenden Güter in der Regel mit ganz mäßigen Tranſitzöllen, die eingehenden Waaren mit mehr oder minder bedeutenden Conſumo-Abgaben, ſo wie die ausgehenden Güter mit Ausgangsgebühren belegten.

Die hiedurch gewonnene vollkommene Freiheit des innern Verkehrs, innerhalb der Grenzen der einzelnen Staaten, war die gute Seite der neuen Ordnung der Dinge; die ſchlimme Seite bot ſie dar in dem ſchroffern Abſchließen der Rheinbundländer gegen einander, welche bald die Erfahrung belehrte, daß die Anwendung der Grundſätze, auf welchen ihre Mautheinrichtungen beruhten, von deſto bedeutendern Nachtheilen und Unbequemlichkeiten begleitet ſey, und ihrem Zweck um ſo weniger entſpreche, je kleiner der Staat iſt, der jene Grundſätze befolgt.

Dem Zwecke der Beförderung des einheimiſchen Gewerbfleißes kam jedoch das Gebot fremder Uebermacht in dem Continentalſyſtem für kurze Zeit zu Hülfe.

Nach der Rückkehr des allgemeinen Friedens brachte zwar die wiederhergeſtellte Freiheit der Meere in den allgemeinen Verkehr eine größere Lebhaftigkeit; allein in mancher Beziehung wurden die Verhältniſſe des Handels und der Produktion weſentlich verſchlimmert. Der deutſche Markt wurde mit engliſchen Waaren überſchwemmt, während die im Jahr 1815 ergangenen brittiſchen Korngeſetze, nach Ablauf der Theuerungsperiode, ihre volle Wirkung äußerten. Die Mauthſyſteme der einzelnen Bundesſtaaten wurden in ihrer allmähligen Ausbildung für ihren wechſelſeitigen Verkehr fortſchreitend verderblicher, ohne gegen das Uebergewicht der fremden Induſtrie einen genügenden Schutz zu gewähren, und der Mangel eines ſolchen Schutzes wurde jetzt weit fühlbarer, als je zuvor, weil

Muth und ihre richtige Taktik, sich nicht auf die Vertheidigung ihrer Brut zu beschränken, sondern gegen jeden Gefahr drohenden Feind angreifend zu verfahren. Betrachtet man nun die Alp mit ihren steilen zerrissenen Felsenwänden als eine lang gestreckte Insel, emporsteigend aus dem sandigen felsenleeren Keuper- und Molassen-Meere Württembergs, so erblickt man die Küsten und Buchten dieser Inseln mit Dohlensitzen bekränzt, wie Norwegens und Islands Felsenküsten mit denen der Seevögel.

Als später vor diesen Küsten Kirchen und Thürme gleich Nebeninseln und Klippen emporstiegen, wurden auch von diesen die nächsten entdeckt und besetzt. Dass dem Schwarzwalde die Dohlen fehlen, erklärt sich aus der geringen Neigung des bunten Sandsteins zur Bildung passender Felsen und aus der Abneigung dieses Vogels vor zusammenhängenden Waldungen. Die wenigen Dohlenkolonien im nördlichen Württemberg sind nicht ohne Zusammenhang mit dem dort stärker zu Tage tretenden Muschelkalk und die vereinzelten in Oberschwaben sind, wie so manches schöne Pflänzchen dieser Gegend, vorgeschobene Posten der Alpen.

Aber auch eine materiell praktische Seite hat diese Betrachtung der Dohlensitze neben der Freude, welche die Belauschung und Erforschung ewiger Naturgesetze gewährt.

Es gab eine Zeit, wo die Unwissenheit einen Preis auf Dohlenfänge setzte, wir müssen aber die muntern Vögel als Freunde und Verbündete betrachten, deren Vortheil auch der unsrige ist. *Götze* hält sie für die besten Wetterpropheten. Sie dulden keinen Raubvogel in ihrer Nähe und nicht leicht, sagt *Beckstein*, wird es einem rothen Milan gelingen, in der Stadt oder in dem Dorfe, wo Dohlen wohnen, ein junges Huhn zu hohlen. Auf den Wiesen, erzählt *Naumann*, zupfen sie die Grashalme aus, an deren Wurzeln Maden sitzen, und verzehren diese, auf dem Felde besuchen sie die frischgepflügten Aecker und folgen dem Ackermann, wie die Möven, dicht hinter dem Pfluge, um die aufgegrabenen Engerlinge und Regenwürmer aufzulesen, vertilgen auch sonst eine Menge dem Landbau schädlicher Insekten, Insektenlarven und Puppen, nakter Schneken, und beschränken selbst die Vermehrung der Feldmäuse.

Zwar werfen sich die Dohlen auch, wie die Tauben, zu-

weilen auf ein frisch eingesäetes Feld, aber dieses dürfte nur darauf aufmerksam machen, dass man in ihrer Nähe etwas dichter säe und etwas sorgfältiger egge, auch ist es gut, im Gebiet grösserer Dohlenkolonien mehr Kernobst zu ziehen, welches sie unberührt lassen, als Zwetschgen, Pflaumen und besonders Kirschen, welchen sie zuweilen nachgehen. Jedenfalls überwiegt der Nutzen, den sie dem Menschen bringen, vielfach den Schaden und es wäre zu wünschen, dass bei dem Bau und der Ausbesserung grösserer Kirchen, Thürme und ähnlicher Gebäude absichtlich zweckmässige Löcher für sie offen gelassen oder neu angebracht würden, statt, wie so oft geschieht, durch Vermauern und Verblenden aller vorhandenen die guten Dohlen zu vertreiben.

4. Ueber die Gränzen der Muschelkalkformation.

Von Professor Quenstedt.

Der Muschelkalk obgleich ausgezeichnet durch die Gesammtmasse seiner Petrefacten gehört dennoch zu denjenigen Formationen, über deren Anfang und Ende man am wenigsten einig ist. Manche Geologen wollen ihm sogar weder Anfang noch Ende zugestehen, sondern ihn nach unten in den Bunten-Sandstein, nach oben in den Keuper verschwimmen lassen. Das ist allerdings bequem, weil man dann auf den Gränzen die Schichten bald zur tiefern, bald zur höhern Abtheilung schieben kann, ohne Gefahr zu laufen, einen direkten Fehler zu machen. Für das schärfere Orientiren wird jedoch ein solches Tasten zum grossen Uebelstande, und es entstehen daraus nicht selten die entschiedensten Irrthümer, die um so mehr zu beklagen sind, als gerade die besten Formationen hauptsächlich auf den Gränzen eine scharfe Sonderung zulassen. Denn, wenn man sich vergeblich abmühen muss, im Hauptmuschelkalke sichere Anhaltspunkte für Unterabtheilungen fest zu stellen, so ist man nach der Tiefe zu in der Wellenformation, und nach oben hin in der Lettenkohle, über bestimmt erkennbare Schichtensysteme auch nicht im geringsten im Zweifel.

Untere Gränze. Ueberall sehen wir in Süddeutschland und den angränzenden Ländern die Buntesandsteinformation mit ihrer charakteristischen rothen Farbe hart an die Muschelkalkformation heran treten. Ehe sie endigt, kann man sich aber nochmals scharf in ihr orientiren, denn die mächtigen quarzreichen

Bänke der tiefern Lagen hören auf, die Substanz wird thonig, sondert sich namentlich in dünne Platten, auf den Platten kommen einzelne meist schlecht erhaltene Pflanzen vor, die wenn sie zahlreich sind auch wohl Schichten ganz entfärben. Aber Muscheln fehlen noch ganz, denn wir befinden uns hier noch nicht im Muschelkalkgebirge. Etwas sehr Eigenthümliches sind die Wellenschläge auf den Platten, die offenbar andeuten, dass das Wasser keine bedeutende Tiefe hatte. Mitten zwischen den Wellen treten wiewohl viel seltener auf der Unterseite der Platten die netzförmig verzweigten Linien auf, über deren Ursprung sich Einige sogar noch streiten: es sind Ausfüllungen von Sprüngen, welche durch das Austrocknen der Thonschichten erzeugt wurden. Sie beweisen also, dass das Wasser die Küsten eine Zeitlang verliess. Hier und nur hier auf der äussersten Gränze des Bunten-Sandsteins zugleich mit den Netzen finden sich die Thierfährten von Hessberg am südlichen Abhange des Thüringer Waldes. Alles deutet auf einen grossen Wechsel hin, und dieser tritt auch plötzlich ein mit der gleich darüber folgenden

Wellenformation, denn die Wellen, hintereinanderliegende geschlängelte Linien, vergleichbar der ruhigen Wasserfläche, wenn ein leichter Wind über sie hinbläst, gehen noch fort. Allein es muss zwischen den Wellenlagern des Bunten-Sandsteins und denen des Muschelkalkes ein Zeitabschnitt gelegen sein, dem die sich wieder einstellenden flachen Gewässer brachten nicht mehr rothen Schlamm und Sand mit einzelnen zerrissenen Pflanzen, sondern Dolomit und Kalk, oder wenn Sand und Schlamm, so entfärbt und frei von Eisenoxyd. Seemuscheln aller Art konnten wieder darin leben, und dem Geognosten ein erfreuliches Zeichen geben, dass hier ein neues Zeitalter beginne. In einem grossen Theile Deutschlands sind sie die ersten, welche über dem Urgebirge folgen, und daher führt das Gebirge nicht mit Unrecht den Namen Muschelkalk. Diesseits des Schwarzwaldes kann man den Muschelkalk gar nicht mit dem bunten Sandsteine verwechseln. Ueber der rothen Formation stellen sich plötzlich braune Dolomitplatten ein, die in der Gegend von Freudenstadt zu Wassermörtel benützt werden. Kupferlasur und Malachit findet sich in nicht unbeträchtlicher Menge eingesprengt, weshalb man sie in frühern

Zeiten so leicht mit Zechstein verwechseln konnte, der in ähnlicher Schärfe auf dem Rothliegenden absetzt. Aber gleich in der Nachbarschaft dieser Dolomitbänke liegen Muscheln, finden sich Wellenbänke, und man kann daher nicht unpassend diese ersten Bildungen als Wellendolomite von dem höhern Wellenthone und Wellenkalken unterscheiden, zumal da sich das Wort „Wellen" so gut der deutschen Wortbildung fügt. Anders sieht die Bildung jenseits der Vogesen aus. Hier ist zwar, wie z. B. an den Ufern der Saar oberhalb Saarbrücken der rothe Sandstein scharf von der überliegenden grauen Muschelkalkformation geschieden, allein nur die Farbe ändert, der Sandstein bleibt, daher hält man denn auch diesen Wellensandstein bis heute noch für Bunten-Sandstein. Doch liegen darin dieselben Muscheln und alles ist bis auf das Einzelnste in derselben Weise erhalten, wie im Wellendolomite des Schwarzwaldes. Schon die Lagerungsart gesehen aus der Ferne oder Nähe und die Weise der Verwitterung verkündigen dem Geübten die gleiche Bildung. Dass die Gesteine ein wenig sandig werden, kann wahrhaftig kein Grund sein zur widernatürlichen Stellung. Ja der Sand findet sich hier nicht blos in der untern Schicht, sondern er wiederholt sich nochmals nach oben in einer mehrere Fuss mächtigen Bank, nachdem sich schon unter dieser ein ganzes System von Kalkbänken der Muschelkalkformation eingestellt hatte. Wir finden hier sogar in der Region des Steinsalzes also über den Wellenbildungen die thonigen Lagen nochmals ein wenig roth gefärbt, als wollte das rothe Gebirge wieder von Neuem eingreifen, doch zu wenig, als dass die rothe Farbe schon hier herrschend werden könnte.

Obere Gränze. Es ist die bekannte gut abgegränzte Lettenkohlenformation, welche von ein und demselben Schriftsteller bald Muschelkalk, bald Keuper genannt wird, und da ihre Seemuscheln sich ganz entschieden denen des Hauptmuschelkalkes zur Seite stellen, so bilden sie das Hauptgewicht für jene Ansicht dass Keuper mit Muschelkalk ein durch seine Petrefakten nicht verschiedenes Ganze bilde. Auch hier ist es wieder einzig und allein der Sandstein, welcher zu solcher naturwidrigen Spaltung den Anlass gegeben hat. Hätten wir zufällig diesen Sandstein nicht, so würde jedermann die Lettenkohle für Muschelkalk halten.

Ja noch mehr, wenn die Sandsteine zufällig nicht entblösst sind, weil die Kalke darüber sie durch ihre Mächtigkeit verdecken, so gibt man allgemein die Lettenkohlenkalke für Muschelkalke aus. So ergieng es einst den Lettenkohlenkalken bei Rottenburg, und ergeht es jetzt den durch seine Ceratoduszähne und Saurierreste so bekannt gewordenen Lettenkohlenkalksteine von Hoheneck nördlich Ludwigsburg. Ein aufmerksamer Beobachter kann sich jedoch in dieser Beziehung nur selten irren. Denn wenn bei uns die Lettenkohlenformation in einer Gegend herrscht, so bildet der Sandstein niemals die oberste Schicht, sondern er wird stets von dolomitischen und kalkigen Bildungen bedeckt. Das erhabene Lager der Hohenecker Formation muss uns daher schon auf die richtige Ansicht führen, selbst wenn die Sandsteine und Pflanzenreste mit *Lingula* und *Posidonia* östlich der Steinbrüche an der Strasse und bei Eglosheim nicht unmittelbar darunter lägen. Wenn uns demnach unter der Hand die Lettenkohlenformation immer wieder zum Muschelkalke wird, so sind das erfreuliche Beweise, sie dahin zu setzen, wohin sie uns die unmittelbare Ansicht stets zu setzen drängt. Aber auch eine strengere Sonderung spricht dem das Wort:

Sobald wir die obere Region des Hauptmuschelkalks erreicht haben, fällt schon dem weniger Aufmerksamen die Menge von Knochen, Schuppen und Zähnen von Fischen und Koprolithen auf: so ist es in ganz Schwaben, so ist es in Norddeutschland bei Rüdersdorf, Süldorf (Magdeburg) etc. Ja an der äussersten Gränze zwischen Sandstein und Kalk häufen sie sich nicht selten zu einer handhohen Schicht an, die bald mehr thonigkalkig ist, wie bei Crailsheim, bald mehr sandig, wie bei Bibersfeld südlich Hall. Auf der Sohle von Sandsteinbrüchen der Lettenkohlenformation wird man sie an wenigen Punkten vergeblich suchen, allein der Stein ist gewöhnlich in dieser Region schlecht, und die Schicht daher nicht aufgedeckt. Herr *Plieninger* nennt sie Knochenbreccie, ich würde lieber sagen Knochengrus, denn es ist eine gänzlich gelöste Masse, die zum grossen Theil schon durch den Magen der Thiere gieng, dann vom Wasser noch herum getrieben erst ihre Ruhe fand. Nach der Notiz des Hrn. Dr. *Hehl* scheinen auch die Knochen von Gaildorf der Region unter dem

Sandsteine anzugehören. Darüber folgt der bekannte graue Sandstein, welcher mit dem Grünen des Keupers zwar Aehnlichkeit hat, aber trotz dem sind doch viele specifische Unterschiede in den organischen Resten zu finden. So z. B. unterscheiden sich die Equiseten von den höhern eben so wesentlich, als diese von denen der Juraformation. Wo dieser graue Sandstein eine Mächtigkeit von 30—40 Fuss gewinnt, da lenkt er allerdings das Auge ganz besonders auf sich; doch schrumpft er dann am Rande des Gebirgs gewöhnlich wieder zu solcher Unbedeutsamkeit zusammen, dass man ihn sorgfältig suchen muss, um ihn nicht unter der kalkigdolomitischen Hauptmasse des Gebirges zu übersehen. Eine Unterbrechung hat allerdings die Muschelkalkbildung durch ihn erlitten, denn wir finden Wülste und Wellenschläge auf der Unterseite der Sandplatten, aber eine neue Ordnung der Dinge konnte noch nicht Dauer erhalten, denn unmittelbar darüber setzt die ächte Muschelkalkbildung noch eine Zeitlang fort. *Trigonia Goldfussii*, *Gervillia socialis* mit einer kleinen *Lingula* und *Posidonia* spielen nochmals eine wichtige Rolle, und mit ihnen wieder viele Fischreste. Hier ist erst die wahre Heimath der Ceratoduszähne mit ihren merkwürdigen faltigen Leisten, die in neuern Zeiten unter den Petrefacten Württembergs einen nicht geringen Platz einnehmen. Ceratoduszähne kommen zwar in Thüringen auch im Muschelkalke unter dem Sandsteine vor, Herr Dr. *Berger* in Coburg besitzt davon ein schönes Exemplar, allein ich habe aus dieser Region in Württemberg nur wenig Spuren gesehen, erst in der Schicht des Knochengruses fallen sie bei Bibersfeld, Crailsheim etc. häufiger in die Augen. Ueber dem Sandsteine auf dem Wechsel zweier dolomitischer Bänke hat sich sogar bei Bibersfeld ein ganzes Lager zerdrückter Knochen grosser Wirbelthiere gefunden, und ein unbekannter Fremder „mit ausländischer Sprache soll davon einen vollen Ranzen“ mitgenommen haben. Glücklicher Weise hat Herr Pfarrer *Daser* in Bibersfeld auch Einiges für inländische Sammler gerettet. Am leichtesten erkennt man darunter Wirbel und Panzer von Mastodonsauriern und Ceratoduszähnen. Die Art und Weise der Erhaltung erinnert auffallend an ähnliche Vorkommen in Livland und Esthland, die ich früher, wie es scheint, irrigerweise in diese

Gegend der Formation zu stellen versucht habe. (Bronn's Jahrbuch 1838 pag. 13). Ich würde jetzt nicht wieder darauf zurückkommen, wenn sich nicht auch unter den Württembergischen Erfunden handgrosse und daumendicke Platten fänden, die auf ihrer Oberfläche mit emaillirten Sternen bedeckt vollkommen den russischen gleichen, und von *Agassiz* in neuern Zeiten zwar *Asterolepis* genannt aber noch nicht erkannt sind. Man kann, die undeutlichen Stücke nicht berücksichtigt, etwa zwei Species unterscheiden: die mit den gröbern Sternen hat Herr Prof. *Plieninger* bereits von Gaildorf (Beiträge tab. 9, fig. 8) abgebildet. Wenn die Exemplare von Dorpat und dem See Burtneck wirklich dem obern Uebergangsgebirge *(Devonisch)* angehören, so ist es jedenfalls sehr merkwürdig, dass sich in einer so viel spätern Formation fast ganz dieselben Reste wiederholen. Die Dolomite über dem Sandsteine zeigen sich überhaupt reich an merkwürdigen Fischen, so findet man an der Comburg bei Hall eine Platte mit hohen schmalen Schuppen, die oben mit einem Zahne und an ihrem langen Hinterende mit scharfen feinen Säugezähnen endigen. Man könnte sie darnach *Serrolepis* nennen, denn der Charakter der Schuppen hat wirklich etwas Schneidendes und von allen leicht Unterscheidbares. Ich kenne auch noch Kopftheile dieses wahrscheinlich rhombenförmigen merkwürdigen Fisches, allein niemals etwas Ganzes, alles liegt zerstreut. So auch die schönen Ceratoduszähne von Hoheneck, in einem Gestein, das zwar dem Hauptmuschelkalke sehr gleicht, allein es ist poröser und nicht so kompakt, und bei Vergleichung mit Gesteinen andrer Gegend wird man bald enttäuscht, dass wir uns nicht unter, sondern über dem Sandsteine befinden. Der Zahn ist meist von seiner Knochenunterlage abgefallen, allein da es linke und rechte Individuen gibt, und da man an der langen Seite des Dreiecks, gegen welche die Zahnrunzeln schief stehen, zuweilen deutliche glatte Flächen sieht, ähnlich denen an den Zähnen der Säugthiere, so kann man wohl nicht zweifeln, dass diese Seite der Medianlinie entsprach, in welcher ein linker und rechter Zahn neben einander lagen, und dann muss die Kaufläche auf dem Rücken der Runzeln gelegen haben.

Erst über diesen nicht unmächtigen Kalken wird die Gränze

des Muschelkalks zweifelhaft, es stellt sich Letten, oder auch unmittelbar Gyps ein, die jegliche scharfe Sonderung verwischen. Die ganze Art der Lagerung trägt ferner daran einen guten Theil der Schuld: die Lettenkohlenformation mit allen ihren Gliedern begleitet und befruchtet den Muschelkalk in einer welligen Ebene bis fast an den Rand seines Steilfalles zum Wellendolomite. Der Keuper macht diesen Weg nicht, sondern er fällt mit steilem Rande gegen die Lettenkohlenformatien, und bleibt meilenweit gegen sie zurück. Nur an diesem Rande kann man gute Aufschüsse über die Gränze erwarten, aber hier ist dieselbe auch um so leichter durch das lose Keupergestein verwischt.

Ich bin also dafür, dass man in Schwaben sorgfältig unterscheide, was über dem Lettenkohlensandsteine und unter demselben vorkomme, und hierin soll ein württembergischer Geognost keinen Fehler machen! Bin aber dagegen, dass man aus der Aehnlichkeit der Muscheln aus Lettenkohle und Muschelkalk den Schluss ziehe, dass Keuper und Muschelkalk innig verwandt seien, — sie sind auch nicht verwandter, als angränzende Formationen überhaupt verwandt zu sein pflegen — sondern den, dass die Lettenkohlenformation noch zum Muschelkalk zu ziehen sei. Dann rundet sich das Ganze besser ab, und folgende Gegensätze bekommen grösseres Gewicht:

1) Im Muschelkalk die dunkle Farbe und gänzlicher Mangel an rothem Eisenoxyd, eine unbegreifliche Thatsache, da unter und über ihm im Bunten-Sandsteine und Keuper die Eisenoxydfarbe ganz die Oberhand hat.
2) Im Muschelkalk überall Reichthum an wirbellosen Thieren, wenn auch nicht immer gut beobachtbar, im Keuper dagegen fast gänzlicher Mangel.
3) Die den Muschelkalk absetzenden Gewässer hatten ein ganz anderes Gebiet als die des Keupers. Denn wem fällt der steile Keuperwall nicht gleich in die Augen, an dem die Lettenkohlenformation gar keinen Antheil nimmt? Die Lettenkohle ist noch auf dem Grunde des Muschelkalkmeeres erzeugt, nur einen unbedeutenden Muschelkalk-Strand bedeckt sie nicht. Erst das Keupermeer nahm eine wesentlich veränderte Stellung ein, mag auch der Steilrand nicht blos

Folge des Absatzes, sondern auch in Folge einer Fluth herausgebildet sein.

Freilich haben wir bei diesen Unterschieden auch auf die Pflanzen und Wirbelthiere zu sehen. Aber die Pflanzen beweisen zu viel, denn bei allen Unterschieden im Einzelnen zeigen sich noch Verwandtschaften mit Jurasischen- und Steinkohlenformen. Auch über die Saurier möchte ich zum Theil trotz der vielen neuen Namen ein ähnliches Urtheil fällen. Schon in der Wellenformation finden wir Wirbel, die typisch mit denen des Ichthyosaurus vollkommen übereinstimmen, zugleich hatten die Thiere ganz ähnliche Flossenfüsse. Mögen auch die Plesiosauren von denen des Lias sich etwas mehr entfernen, so ist doch ihr Typus der gleiche. So sind auch die Fische des weissen Keupersandsteins von Coburg bereits homocercisch. Nur die Mastodonsaurier bilden ein sehr bemerkenswerthes Glied, das bis jetzt der Trias ganz eigenthümlich war. Anfangs nur in der Lettenkohlenformation bekannt, lernte man ihre merkwürdigen Schildpanzer bald im grünen Keupersandstein von Stuttgart kennen, auch unter dem Muschelkalk im Bunten-Sandsteine fand man sie insonders bei Bernburg. Aber schon finde ich Schildspuren im weissen Keupersandstein, und wahrscheinlich werden auch die Saurierköpfe aus den Thoneisensteingeoden der obern Steinkohlenformation von Lebach entferntere Glieder der Kette geben. Der Geognost darf daher auf die Verwandtschaft einzelner Thiergruppen nur ein bedingtes Gewicht legen. Ueberhaupt scheint die Veränderung der beweglichen Thiere langsamer vorgeschritten zu sein, als die der so weniger Ortsbewegung fähigen Muscheln, welche mehr stossweise ihren Untergang fanden. Ich lege daher auf die Beschaffenheit der niedern Thierformen ein grösseres Gewicht für geognostische Abtheilungen, als auf die der höhern Ordnung.

die Continentalſperre manche Unternehmungen hervorgerufen und ehedem wenigſtens der Ackerbau ſich eines ungehinderten Abfluſſes ſeiner Ueberſchüſſe erfreut hatte, überdies auch mehrere jener fremden Staaten, die früher dem Prinzip der Handelsfreiheit mehr zugethan waren, nunmehr ebenfalls, wie namentlich die Niederlande, die Bahn des Merkantilſyſtems zu betreten begannen.

Ueber die Nachtheile eines ſolchen Zuſtandes, zumal für die mittlern und kleinern deutſchen Länder, war alles einverſtanden, aber über die Mittel der Abhülfe zeigte ſich eine Meinungsverſchiedenheit. Neben dem lauten Rufe nach kräftigen gemeinſamen Maßregeln, vernahm man die Stimmen gar Vieler, welche in den wechſelſeitigen Beſchränkungen das Hauptgebrechen und in der möglichſt freien Bewegung des Verkehrs im Innern des Bundes eine zureichende Hülfe, dagegen in gemeinſamen Vorkehrungen nach Außen ein neues Uebel erblickten.

Die Bundesakte hatte, ohne die commerzielle Einheit Deutſchlands in Ausſicht zu ſtellen, das Bedürfniß gemeinſamer Verabredungen über den Handel und Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Bundesländern anerkannt; aber der, in den erſten Jahren nach Eröffnung der Bundesverſammlung eingeleitete Verſuch, ſich über einzelne wichtige Handelszweige, über den Verkehr mit Lebensmitteln, zu verſtändigen, diente nur dazu, die Schwierigkeit in ein klares Licht zu ſtellen, welche eine ſolche Vereinbarung zwiſchen einer großen Anzahl von Staaten, bei der Verſchiedenheit ihrer Lage und produktiven Verhältniſſe, gerade deßhalb finden kann, weil ſie nur einen Hauptzweig der Gütererzeugung berührt, in der Alles auf das Innigſte zuſammenhängt.

Auch würden ſelbſt viel weitumfaſſendere Verabredungen über wechſelſeitige Erleichterungen wenigſtens diejenigen nicht befriedigt haben, welche für den deutſchen Handel im Allgemeinen, dem Ausland gegenüber, gemeinſame Maßregeln verlangten.

Die Lage der mittlern und kleinern Länder wurde noch ſchlimmer, als im Jahr 1818 Preußen ſein Zollweſen reformirte.

Dieſe Reform beruhte im Allgemeinen auf denſelben Grundſätzen, nach welchen die ſüddeutſchen Staaten, namentlich Bayern, Württemberg und Baden ihr Zoll- und Steuerweſen ſchon ſeit längerer Zeit geordnet hatten. Man hob dort, wie es hier bereits geſchehen war, alle Binnenzölle auf, verlegte die Zollinie an die

5. Ueber den Ursprung und die Verbreitung der Hauskatze,

ein bei der Zusammenkunft der Vereinsmitglieder im Januar 1846 gehaltener Vortrag von

Ober-Med.-Rath Dr. Jäger.

(Mit einigen Anmerkungen und Zusätzen.)

Der Ursprung vieler Pflanzen, deren Anbau von wesentlichem Einfluss auf die gesellschaftlichen Zustände der Völker gewesen ist, und der Ursprung der meisten Thiere, welche dem Menschen als Hausthiere dienen, ist weit weniger bekannt, als man gewöhnlich annimmt, und wenn auch das Vaterland derselben bekannt ist, so kann bei den wenigsten der Zeitpunk mit Sicherheit angegeben werden, in welchem sie für den Haushalt der Menschen Bedürfniss wurden, und unter welchen Umständen man angefangen hat, sie für diesen zu benützen. — Unter den Hausthieren bietet die Hauskatze das gedoppelte Interesse dar, dass sie nur für einen bestimmten Zustand der Gesellschft passt, in welchen diese durch den Anbau der Saatfrüchte getreten ist, dessen Ertrag die Katze gegen die kleinere Nagethiere zu schützen bestimmt ist, und dass diese dabei in einem juste-milieu von Zähmung und Wildheit sich erhalten hat. In lezterer Beziehung wird sie zwar den Menschen selbst nicht leicht gefährlich, besorgt aber den Dienst, den sie ihm leistet, doch mehr im eigenen Interesse.

Sie vergreift sich dabei wohl auch nicht selten an seinem Eigenthum, und wenn sie auch dazu gebracht werden kann dasselbe zu schonen, so wird sie es doch nie, wie der Hund, vertheidigen.

Der Fremde ist ihr ohne unmittelbare Berührung gleichgültig und der Hausgenosse steht ihr nur in so weit näher, als der Wärter dem gezähmten Thiere näher steht, das von ihm sein Futter empfängt, und das seine Liebkosungen gestattet oder erwiedert, ohne dass jedoch die Anhänglichkeit, welche sich daraus entwickelt, zu einer Aufopferung bei einer seinem Eigner drohenden Gefahr führte. Diese wird von der Katze häufig nicht einmal als solche erkannt, und wenn es je der Fall sein sollte, so wird sie diese blos in Beziehung auf sich selbst in Anschlag nehmen und entweder zur Flucht oder Vertheidigung oder zum Angriffe sich anschicken, je nachdem die eine oder andere Handlung ihrem Verhältnisse zu dem gefährdenden Gegenstande entspricht.

Die Hauskatze behält dabei auch als Hausthier manche Gewohnheiten bei, die nur für den Naturzustand einen Zweck haben, wie z. B. das Verscharren der Excremente, das Auflecken derselben sogar von dem Lager der anfangs blinden und in den ersten Wochen ihres Lebens noch sehr unbehülflichen Jungen, auf das sonst im freien Zustande leicht andere Raubthiere geführt werden würden. *) Doch hat sie ihren Instinct gegenüber von ihrem freien Zustand etwas abgeändert. Die junge Katze übt sich vom Instinct getrieben nicht selten im Erklettern der Bäume, auf welchen sie im Naturzustande zum Theil ihre Nahrung suchen müsste. Sie wird aber darin von der Mutter nicht weiter geübt, da das Erklettern der Bäume für ihren Zustand als Hausthier weniger Bedürfniss ist, indess der sehr methodische Unterricht, welchen die Jungen erhalten, diesem Zustand mehr angepasst zu werden scheint.

Bei der Freiheit, welche der Hauskatze schon um ihrer Dienste willen gelassen werden muss, wäre es indessen kaum begreiflich, dass sie davon nicht grösseren Missbrauch machte, wenn sie wirklich von der in unsern Wäldern einheimischen wilden Katze

*) Einige Bemerkungen über die Koth- und Harnausleerungen bei neugeborenen Säugethieren habe ich in Meckels Archiv für Physiologie III. Bd. 4 Heft pag. 546 mitgetheilt.

abstammte und dass sie nicht häufiger im Freien bliebe oder den Wäldern zuliefe, um ihrer ursprünglichen Freiheit ungeschmälert geniessen zu können. Dies geschieht indess verhältnissweise selten und hauptsächlich nur von Wohnungen aus, welche in der Nähe von Feldern oder von Wäldern liegen, und nur während der wärmeren Jahreszeit, indess sie während des Winters nicht leicht die Wohnungen verlässt und wie ich bei strenger Kälte beobachtete, selbst auf Düngerhaufen ihrem Reinlichkeitstriebe entgegen künstliche Wärme aufsucht, wenn sie nicht auf andere Weise die künstliche Wärme im Hause benützen kann.*) Als weiterer Beleg dafür kann die Bemerkung *Tschudi's* in seiner *Fauna peruviana* angeführt werden, dass nehmlich die Hauskatze in Peru über 11,000′ nicht mehr fortkommt, auch wenn sie sorgfältig gepflegt wird. Man hat unzählige Versuche gemacht die Hauskatze in der Stadt Carro di Pasco (13,228′ über dem Meere) zu halten, allein die Thiere starben alle nach wenigen Tagen unter heftigen Convulsionen.**) Schon dieser Umstand ist der Annahme ihrer Abstammung von der wilden Katze entgegen, welche jedoch selbst *Cuvier* ***) noch beibehalten hat. Hiezu kommen die anatomischen Verschiedenheiten beider, auf welche *Brehm* †) aufmerksam gemacht hat, nemlich die grössere Zahl der Schwanzwirbel und der längere ††) Darmcanal der Hauskatze, ferner der bedeutende Unterschied in der Grösse, für deren Verminderung kein Grund in der Zähmung liegt. Weniger dürfte die verschiedene Färbung in Anschlag genommen werden, da diese fast bei allen Hausthieren einem bedeutenden Wechsel unterworfen ist, für welchen überdies die Anlage von der verschiedenartigen Farbe der Felle einiger grösseren Katzenarten entlehnt zu sein scheint. †††) Die Veränderung der

*) Vergl. hierüber Rennie über die Art und Weise, wie manche Thiere verfahren, um sich zu erwärmen. Froriep, Notizen 1831, Nro. 665.

**) Froriep neue Notizen 28 Band Nro. 4, pag. 64.

***) *Regne animal* 1829, pag. 166.

†) Isis 1829, VI. pag. 639.

††) Ohne Zweifel ist die grössere Länge des Darmcanals eine Folge der nicht mehr ausschliesslich thierischen Nahrung, entsprechend einem allgemeinen Unterschiede zwischen pflanzenfressenden und fleischfressenden Säugethieren.

†††) Ausser den bekannten Abänderungen der Färbung führe ich das

Nahrung und insbesondere die theilweise oder ausschliessliche Ernährung mit vegetabilischen Stoffen vermag zwar wohl bei wilden Thieren nicht blos körperliche zum Theil krankhafte Veränderungen hervorzubringen, sondern auch wohl einige Veränderung ihres Benehmens zu bewirken, allein eine Verschiedenheit wie sie zwischen der wilden und zahmen Katze statt findet, ist nur aus der Verschiedenheit der Art nach und aus der Verschiedenheit des Climas zu erklären, welchem die Hauskatze ursprünglich angehört.

Diese Annahme wird dadurch unterstüzt, dass die Hauskatze schon in älteren Zeiten in Ländern z. B. Aegypten, Griechenland als Hausthier gehalten wurde, in welchen die wilde Katze gar nicht vorkommt, und in Zeiten in welchen die Hauskatze noch nicht durch den Verkehr aus Deutschland in jene Länder oder gar nach China gekommen sein könnte, wo schon ihre Benennung (Mao und Miao) für ihre frühe Verbreitung spricht, indess die wilde Katze weder im hohen Norden noch in den östlichen Provinzen des russischen Reichs vorkommt.

Um so interessanter erscheint die Entdeckung einer wilden Katzenart in Nubien und Kordofan durch *Rüppell* die er *Felis maniculata* nannte, welche in den äusseren Characteren grosse Aehnlichkeit mit der Hauskatze hat. Gegen die von *Rüppell* angenommene Abstammung der letzteren von der *Felis maniculata* sind indess von *Blainville* und *Owen**) Bedenken erhoben worden.

Auffallend ist übrigens, dass auch bei uns nicht selten unter den jungen Katzen eines Wurfs, das eine oder andere Junge wieder eine der Stammrasse ohne Zweifel zukommende ähnliche Färbung**) des Fells zeigt, indess bei den übrigen Jungen manch-

---

Beispiel einer Katze an, welche dem bengalischen Tiger in der schönen bräunlich gelben Grundfarbe des Fells und der schwarzen Zeichnung sehr ähnlich war.

*) History of british Mammals and Birds. London 1846 pag. 173.

**) Es stehen sich die *Felis maniculata*, die bei uns einheimische wilde Katze, die nach Geoffroy als zwei Arten geltende *Felis cafra* Desm. Südafricas und die *Felis caligata* Temmink Nordafricas in Absicht auf die Hauptfarben und die Vertheilung derselben und ebenso manche Hauskatzen sehr nahe, bei einzelnen der letztern ist das Fell zum Theil auch mit schwarzen Flecken besetzt, fast wie bei den Genetten.

erlei Abänderungen in der Farbe des Fells zum Vorschein kommen. Zu einem vollgültigen Beweise für die Identität der nubischen Katze mit unserer Hauskatze würde indess die unmittelbare Versetzung der ersteren nach Europa und ihre dadurch wenigstens nach einigen Generationen erfolgte Metamorphose in unsere Hauskatze erforderlich seyn. Wenn nämlich die in Nubien und Kordofan einheimische wilde Katze wirklich die Stammrasse unserer Hauskatze ist, so lässt sich wohl erklären, wie sie nach Aegypten gekommen ist, damit aber ist noch nicht erklärt, wie sie in Aegypten zur Hauskatze geworden ist, da sie bei dem verhältnissweise geringen Unterschied des Clima von Nubien und Aegypten ihre Freiheit eher behaupten konnte. Darüber könnte einigermaasen die in neuerer Zeit von *Rengger* in Paraguay*) gemachte Beobachtung Aufschluss geben. Die Hauskatze, welche man von Europa dahin brachte, zieht zwar häufig den Wäldern zu und bleibt daselbst einen grossen Theil des Jahres, mit dem Eintritt der Regenzeit aber kehrt sie zu den Wohnungen nicht selten mit den Jungen zurück, die sie in dem Walde geboren hatte, die aber daselbst nicht fortkommen. Ebenso fand er in einer von den Indianern zerstörten Stadt nach ein paar Jahren keine Hauskatze mehr und diese scheint daher wirklich an die Wohnsitze der Menschen selbst in einem Lande gebunden zu seyn, das wenn auch um etwa 10° tiefer südlich vom Aequator gelegen, als das unter dem nördlichen Wendekreis gelegene Aegypten, doch mit diesem den tropischen Winter, nämlich die Regenzeit, theilt. Ob diese und die regelmässige Ueberschwemmung durch den Nil schon hinreichte, jene ursprünglich wilde Katze zu zähmen und sie dem Dienste des Menschen zu unterwerfen, muss dahin gestellt bleiben. Ganz unerwartet wäre dies aber nicht, da der Aufruhr der Elemente auch bei wilden Thieren ein Gefühl von Ohnmacht hervorzubringen scheint, das die Aeusserungen ihrer angeborenen Wildheit mehr oder weniger zurückdrängt. Es möchte dieser Umstand bei einem Thiere um so stärker einwirken, das gerade aus dem Wasser sich nicht leicht retten kann, und das von den Bewohnern Aegyptens geschont und gerne aufgenommen wurde, da es gerade

*) Naturgeschichte der Säugethiere in Paraguay 1830.

während der Ueberschwemmung in ihren Wohnungen von wesentlichem Nutzen sein konnte. Dass die Katze auch in den ältesten Zeiten in Aegypten sehr verbreitet war, beweist die grosse Zahl von Mumien derselben, welche in den ägyptischen Grabmälern gefunden werden und die Menge von Darstellungen derselben auf den ägyptischen Kunstwerken*) und die Verehrung, welche ihr als geheiligtem Thier namentlich zu Bubestis gewidmet wurde, so dass schon nach *Herodots* Angaben die Tödtung einer Katze mit der schwersten Todesstrafe geahndet wurde.

Zwischen dieser ägyptischen und unserer Hauskatze lässt sich an den Skeleten nicht der geringste Unterschied entdecken, wie ich mich bei eigner Untersuchung überzeugt habe. — Somit wäre der Ursprung der Hauskatze mit vieler Wahrscheinlichkeit von Aegypten abzuleiten, von wo aus sie zunächst nach Indien, Griechenland und Italien kommen konnte. Die Katze gehörte wenigstens zu den Hausthieren der Griechen und Römer und *Herodot* gibt schon mehrere Eigenthümlichkeiten der Katze (αιλουρος) genau an. Um so mehr fällt es auf, dass ihre Verbreitung nach Deutschland und England, wie es scheint, erst einer viel späteren Zeit angehört. Namentlich ist darüber in *Pennants* brittischer Zoologie 4te Ausg. 1776, 1. Bd. pag. 69 folgende Bemerkung enthalten. Unsere Voreltern, sagt er, müssen einen hohen Begriff von der Nützlichkeit der Katze gehabt haben. Der vortreffliche Fürst *Hoel* dda oder H. der Gute der im J. 948 starb und 33 Jahre über Südwales und 8 Jahre über ganz Wales regiert hatte, hielt es nicht für zu gering, in Betracht des Preises der Thiere in den Gesetzen von Wales**) Folgendes über die Katze festzusetzen und die Eigenschaften, welche sie haben muss, zu beschreiben. Der Preis eines Kätzchens, ehe es sehen kann, soll ein Penny Stüber (ungefähr 10 Groschen Sächsisch) seyn, wenn sie eine Maus ergriffen hat, 2 Stüber, wenn sie angefangen hat auf die Mäuse Jagd zu machen, 4 Stüber. (Derselbe Preis wurde für ein Füllen unter 14 Tagen bezahlt, und der Mensch selbst galt so viel als ein Pferd). Ausserdem wird bemerkt, sie soll ein gutes

*) Vergl. *Montfaucon Antiquitates graecae et Romanae* tab. 76.
**) *Leges walicae* Ed. 12. pag. 247 und 248.

Gehör und Gesicht haben, eine gute Mauserin sein, die Klauen ganz haben und eine gute Nährerin (Nurce) und zur Zucht gut sein. Wenn sie in irgend einer dieser Eigenschaften mangelhaft befunden wird, so ist der Verkäufer verpflichtet, dem Käufer den 3ten Theil des Werthes zu ersetzen. — Wenn irgend einer die Katze stiehlt oder umbringt, welche die Kornspeicher des Fürsten bewacht, so muss er ein Milchschaaf mit Wolle und Fleisch entrichten oder so viel Waizen, dass die am Schwanze so aufgehängte Katze, dass der Kopf den Boden berührt, bis zur Spitze des Schwanzes damit bedeckt wird.*) *Pennant* bemerkt weiter: diese Gesetzstelle ist nicht nur merkwürdig als ein Beweis der Einfachheit der alten Sitten, sondern auch als ein beinahe überzeugender Beweis, dass die Katze nicht ursprünglich in den brittischen Inseln zu Hause und den früheren Einwohnern unbekannt war, wenn man den hohen Werth des Geldes in der damaligen Zeit in Anschlag nimmt. Die grosse Sorgfalt, welche auf die guten Eigenschaften und die Zucht eines Thieres verwandt wurde, das sich so stark vermehrt, ist dabei ein sicherer Beweis dass es noch wenig zu jener Zeit bekannt war. Die etwaige Vermuthung, dass vielleicht eine Seuche unter den Katzen, wie sie im Jahr 1797 in einem grossen Theile von Europa und auch in Nordamerica beobachtet wurde**), die Zahl der Katzen so sehr vermindert habe, dass sie so bedeutend im Preise gestiegen waren, ist nicht anzunehmen, vielmehr höchst wahrscheinlich, dass sie nicht lange vor *Hovel's* Regierung in Wales eingeführt worden waren.

Dass die Hauskatze in Deutschland schon in älteren Zeiten eingeführt worden sei, dafür finden sich wenigstens, soviel mir bekannt, keine Belege in älteren römischen Schriftstellern, ebenso wenig wird ihr früheres Dasein in Deutschland durch Ueberreste derselben in alten Grabmälern oder in Knochenablagerungen des Diluvial- und Alluvialbodens dargethan. Nur in den Höhlen von

*) Das Ueberschütten einen gestohlenen Hundes mit Getraide gilt als Strafe bei den nomadischen Arabern, und galt nach den Sächsischen und Lüneburgischen Beweisthümern vom Anfange des 17ten Jahrhunderts auch in Deutschland. (Grimm.)

**) Schnurrer Chronik der Seuchen 4. Bd. p. 418.

Lüttich wurden nach *Schmerlings**) Untersuchungen in Grösse verschiedene Ueberreste einer kleineren Katzenart gefunden, die aber ohne Zweifel einer eigenen untergegangenen Art angehörten. Selbst in neueren Anschwemmungen scheinen übrigens Knochen der Hauskatze seltener vorzukommen.**) Nähere Nachweisungen über den Zeitpunkt ihrer Verbreitung in Deutschland sind meines Wissens nirgends gegeben. Es wird nur daraus, dass der Katze in dem salischen Gesetze zu Ende des 8ten Jahrhunderts noch nicht erwähnt ist, und dass sie in Urkunden vom Anfang und selbst noch zu Ende des 14ten Jahrhunderts unter den Thieren genannt ist, welche bei Uebergabe eines Hofs vorhanden seyn müssen, wahrscheinlich, dass sie damals noch einigen Werth gehabt hatte. Damit würde nun zusammentreffen, dass die Hauskatze allerdings dadurch einen grösseren Werth überhaupt für den Menschen erhielt, nachdem im 8ten Jahrhundert unter Carl dem Grossen der Anbau des Getraides in Deutschland allgemeiner geworden war, von wo aus die Katze mit diesem nach dem Norden und Osten Europas gelangte.

Die gegenwärtige Verbreitung der Hauskatze erstreckt sich über einen grossen Theil der bewohnten Erde***) und sie fehlt wohl jetzt in keinem Lande Europas. Insbesondere führt indess *Pallas*†) an, dass die Katze in den Wäldern des ganzen russischen Reichs nie als wild vorkomme, indess die Hauskatze überall häufig sei, ausser bei den Nomaden, für welche sie auch eigentlich keinen Zweck hat. Es ist also deutlich, dass sie in diese Länder erst eingeführt wurde, wie dies *Linné*††) gleich-

---

*) Recherches sur les ossemens fossiles decouverts dans les cavernes de la Province de Liège II. Vol. 1ère Partie pag. 94.

**) Erklärlich wäre dies wenn die Knochen der Katzen schneller als die anderer Thiere durch Verwesung zerstört würden. Es liesse sich dafür die von Cautley und Falconer mitgetheilte Beobachtung anführen, dass auch von der grossen Menge von Affen, welche in Hindostan leben, nicht leicht Spuren aufgefunden werden, weshalb die Hindus auf den wunderbaren Glauben gekommen sind, dass die Affen ihre Todten bei Nacht begraben.

***) Zimmermann Zoologiae geographicae specimen. 1787. p. 172.

†) *Zoographia rosso-asiatica* Tom I. p. 20.

††) Linné *Fauna Suecica* 1776 p. 2, *habitat in domibus cicurata exoticae originis.*

falls für Schweden in Beziehung auf die Hauskatze bemerkt, dass sie ausländischen Ursprungs sei, indem in Schweden keine Katze mit langem Schwanze wild vorkomme, wohl aber zwei Abarten des durch einen kurzen Schwanz ausgezeichneten Luchs. Da nun den angegebenen Zeugnissen zu Folge die wilde Katze in den höher gelegenen nördlichen Ländern sich nicht findet, und die Hauskatze erst später dahin gebracht wurde, so ist es auffallend, dass die Katze auch in der nordischen Mythologie vorkommt, worauf mich mein verehrter Freund Herr Dr. *Menzel* aufmerksam zu machen die Güte hatte. Die Göttin Freya fährt, wenn sie auszieht mit zwei Katzen vor ihrem Wagen.*) Wenn nun auch vielleicht der Besuch des hohen Nordens durch phönicische Schiffer auf den Cultus der nördlichen Völker von Einfluss gewesen seyn könnte, so muss ich doch ohne genaue Abbildungen, wie sie uns die ägyptischen Denkmäler darbieten, vergleichen zu können, zweifeln ob darunter wirklich die Hauskatze verstanden war und daraus etwas auf die Verbreitung der lezteren gefolgert werden könne. Es könnte wenigstens zu dem Sinnbild einer Katze, wenn es nicht aus der Mythologie ferner Länder entlehnt war, ausser dem einheimischen Luchs, die *Felis manul.* oder *catolinx* gedient haben, sofern sie aus Sibirien oder von der Umgegend des caspischen Meers in die Gegenden gelangen konnten, in welchen die Göttin Freya verehrt wurde, wenn dafür gleich keine nähere Wahrscheinlichkeitsgründe vorliegen. Nach der Angabe von *Martinière* **) soll übrigens in jedem Hause in Lappland eine schwarze Katze gehalten werden, welche die Bewohner für heilig ansehen und mit der sie alle Angelegenheiten berathen. Er fügt bei, er habe deren viele gesehen und sie haben alle die Gestalt einer Katze, jedoch nach ihrem grausamen Aussehen glaube er festiglich, dass solche nicht anders als der Teufel seyn können. Wenn in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts es einem Manne, der nicht ohne allgemeine

*) Die *Edda* von Rühs 1812, p. 187. — *Edda Saemundar Hins Fróda Edda rhytmica seu antiquis vulgo Saemundina dicta* Pars III. Havniae 1828 pag. 251.

**) Neue Reisen in die nordischen Landschaften aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von J. Lange Hamburg 1675, pag. 18.

und naturwissenschaftliche Bildung war, mit einer solchen Ansicht ernst sein konnte, so ist es wohl um so weniger zu verwundern, dass der Glaube an eine gewisse dämonische Beziehung der Katze zu Misshandlungen derselben führte, von welchen *Görres**) ein Beispiel am Ende des 16ten Jahrhunderts mittheilt. Mehr noch zeugen dafür die Zauberopfer in den schottischen Hochländern**) welche erst in der Mitte des 17ten Jahrhunderts aufhörten. Ihnen stehen die Hexenprocesse des 17ten Jahrhunderts als verwandte Verirrungen des menschlichen Geistes zur Seite. Die dämonische Beziehung der Katze erscheint gewissermassen als eine Ausartung der mythologischen Bedeutung, welche der Katze ohne Zweifel ursprünglich in Anerkennung ihres Nutzens gewährt wurde. Sie theilt jene mit manchen anderen Thieren***) insbesondere in dem Cultus der Aegyptier, der in Spuren sich noch bei den jetzigen Bewohnern Aegyptens erhalten hat. Wenn sie wirklich von hier aus vorzugsweise in andere Länder gebracht wurde, so hängt damit das Bedürfniss, an die Wohnungen des Menschen sich anzuschliessen, zusammen, das bei ihrer beschränkten Acclimatisirung doch eine grössere Vermehrung derselben möglich macht. Wenn sich eben dadurch auch der Werth des einzelnen Thiers bedeutend vermindert hat, so hat sich dieser für einen grossen Theil der Länder Europa's und der übrigen Welttheile erhalten oder erhöht, in welche mit dem Anbau der Saatfrüchte auch dieser Wächter ihres Ertrags eingeführt und durch beide die physische Grundlage zu einem Zustande der Bevölkerung gewonnen worden ist, der eine freiere geistige Entwicklung des Einzelnen und der Gesellschaft begünstigt. Für diesen scheinen die Eigenthümlichkeiten in dem Leben mancher Pflanzen und Thiere in dem grossen Haushalte der Natur berechnet zu sein und ich hoffe ebendamit auf die Nachsicht des Lesers, wenn ich als Beleg für diese höhere Bedeutung eines Thiers ein alltägliches Beispiel gewählt habe.

---

*) Christliche Mystik 41. Band pag. 501.

**) *Deuteroscopie* von Horne 2tes Bändchen 1830 pag. 189.

***) Symbolik und Mythologie der alten Völker von Kreuzer 2. Theil.

Grenzen des Landes, und ſetzte an die Stelle der Acciſe von fremden Waaren und der aufgehobenen alten Zölle einen die Einfuhr oder den Verbrauch, die Durchfuhr und Ausfuhr unterſcheidenden allgemeinen Abgabentarif. Eine weſentliche Verſchiedenheit zeigte ſich nur in der Höhe der Zollſätze für eingehende Waaren, die dort größtentheils weit ſtärker belaſtet erſchienen, als in den mittlern Bundesländern, welche die Koſten einer ſichern Erhebung höherer Abgaben nicht beſtreiten konnten.

Zwar war der preußiſche Tarif immer noch viel milder, als alle Tarife der großen Mauthſtaaten, deren zahlreiche Prohibitionen, mit unbedeutenden (auf Salz und Spielkarten bezüglichen) Ausnahmen, ihm fremd blieben, und huldigte im Ganzen genommen dem Grundſatz der Verkehrsfreiheit ſelbſt weit mehr, als die frühere preußiſche Geſetzgebung, welche manche Artikel direkt oder indirekt ausgeſchloſſen hatte; dennoch wirkte er aber in der That gleich einer Verſtärkung der Handelsbeſchränkungen. Einzelner Tariferhöhungen, welche die Erzeugniſſe anderer deutſchen Länder empfindlich trafen, der theilweiſen Erſchwerung des Tranſits und der läſtigen, auf eingeſchloſſene Gebiete bezüglichen Beſtimmungen nicht zu gedenken, ſo wurde das neue Syſtem ſchon deßhalb für die Nachbarländer drückender, als das frühere, weil ſeine ſtrenge Vollziehung durch zweckmäßige Einrichtungen ungleich mehr geſichert erſchien. Das Gefühl dieſes Druckes preßte neue Klagen aus und veranlaßte ſelbſt einzelne Regierungen, wie namentlich Churheſſen, Retorſionsmaßregeln zu ergreifen.

Während ſich auf ſolche Weiſe die Lage der übrigen deutſchen Länder verſchlimmerte, hatte Preußen nicht nur durch die hergeſtellte innere Verkehrsfreiheit ſeinen Zuſtand verbeſſert, ſondern auch den größern Mauthländern gegenüber eine leidlichere Stellung gewonnen.

Unter dieſen Umſtänden wurde im mittlern und ſüdlichen Deutſchland der Wunſch, daß allgemeine Maßregeln zu Gunſten des deutſchen Handels getroffen werden möchten, immer lebhafter, und bald (im Frühjahr 1819) bildete ſich jener weitverbreitete Privatverein von Fabrikanten und Kaufleuten, der ſich zu ſolchem Zwecke an die Bundesverſammlung wendete, ſeine von großem Eifer für die Sache erfüllten Wortführer (Liſt, Schnell und Weber) im Juni 1819 an die Höfe von München, Stuttgart und Karlsruhe, von Heſſen, Weimar und der herzoglich ſächſiſchen Häuſer, ſodann

6. Ueber die Bedeutung der Mathematik für die Naturgeschichte.

Von Rechtsconsulent Schübler in Hall.

I. Das Allgemeine.

Mit Zeichnungen auf Tafel IV. 1.

Die Bedeutung der höhern Geometrie für die Naturgeschichte wurde schon vor einigen Jahren in der Zeitschrift Isis von mir ausgesprochen, und in einer besondern Schrift die Formen der Natur bei Haspel in Hall näher ausgeführt. Diese Ansicht fand auch da und dort Anerkennung. Je mehr man in dieser Richtung fortschreitet, desto mehr zeigt sich dieselbe begründet. Nur der Mangel an mathematischen Kenntnissen scheint der allgemeinen Verbreitung derselben im Wege zu stehen, bei Vielen aber auch nur die ungegründete Scheu vor Untersuchungen dieser Art. Denn dieselben sind nicht so schwierig, als sie zu sein scheinen, so weit sie für diesen Zweck nöthig sind.

Jedenfalls ist aber Mathematik für den Fortschritt der Naturgeschichte unentbehrlich. Man findet in der Naturgeschichte zu Bezeichnung der Formen und zu ihrer Unterscheidung höchst unbestimmte, schwankende Ausdrücke, wie rund, rundlicht, spizig, eckigt, oder ebenso unsichere Vergleichungen, wie eiförmig, blattähnlich, linsenartig. Die höhere Geometrie zeigt uns dagegen für eine unermessliche Menge von Formen Ausdrücke, die viel bestimmter sind, welche die allmähligen Uebergänge von einer

Form zur andern auf's genaueste angeben, und die auch meistens viel kürzer sich fassen lassen, als die bisher gewöhnlichen. Eine der bekanntesten Linien der dritten Ordnung ist zum Beispiel die, welche Newton in seiner Aufzählung der Linien der dritten Ordnung als die 70. und 71. Art bezeichnet, die zuerst auf beiden Seiten einer geraden Linie sich hinwindet, dann aber bei ganz geringer Aenderung ihres algebraischen Werths sich zurückbiegt zu der Form einer Glocke, hierauf mit weiterer Aenderung des Werths eine Spitze bildet, wie die Figuren 1 bis 4 der Taf. IV. 1. zeigen. Die algebraischen Werthe, welche diesen Figuren entsprechen, sind nun sich sehr nahe verwandt, so gross auch der Unterschied der Figuren ist. Die Gleichungen gehen fast unmerklich in einander über. Auf gleiche Art lassen sich noch eine viel grössere Zahl von Unterschieden finden und auf's genaueste bestimmen. Statt zu sagen, schlangenförmig sich windend, glockenförmig gebogen, spitzig, knotig, kann man viel sicherer und kürzer die Aenderungen, in der kurzen, allen diesen Linien gemeinschaftlichen Gleichung angeben und ebenso unzählige Zwischenformen, die den Unterschied zwischen den knotigen und spitzigen vermitteln, für welche man bei der jetzigen unbestimmten Bezeichnungsweise gar keine Worte hat und die nicht einmal durch Zeichnungen leicht dargestellt werden können.

Ebenso verhält es sich mit der Linie der vierten Ordnung, welche Euler in seiner Einleitung zur Analysis des Unendlichen entwickelt und in Tafel IV. Fig. 51—53 darstellt. Auch hier findet man ein unermessliches Heer von Formen durch eine einzige Grundgleichung und kleine Aenderungen derselben gegeben, die für die Bestimmung organischer Formen von Wichtigkeit sind. Denn wie viele Unterschiede liegen zwischen der sich anfangs krümmenden, dann sich zuspitzenden Linie enthalten, dann wieder zwischen dieser und der einen Knoten bildenden und am Ende zwischen dieser und der, welche ein Ei ablöst. Siehe Tafel IV. 1. Fig. 5. 6. 7.

So wie man die Mischungsverhältnisse der Stoffe in der Stöchiometrie nun mathematisch zu bestimmen gelernt hat, so ist auch nöthig, dass die Formen der natürlichen Dinge eine solche Bestimmung erhalten. Was in der Crystallographie durch

Hauy in dieser Beziehung geschah, zeigt nur den Anfang der Lösung dieser Aufgabe. Es gibt nicht nur eine organische Chemie, sondern auch eine organische Formenlehre, welche nur durch die Mathematik ihre Ausbildung erhalten kann. Die Welt ist nicht nur durch Zahlen gebaut, wie Pythagoras sagt, sondern auch durch Figuren, die der räumliche Ausdruck der Zahlen sind.

Die Geometrie kann aber der Naturgeschichte noch mehr nützen, als blos durch die genaue Bestimmung der vorhandenen organischen Formen. Denn die Formen, welche aus ihr hervorgehen, übertreffen die in der Natur vorhandenen weit, unendlichemale. Dicht neben Formen, die unverkennbare Aehnlichkeit mit Linien der jetzt existirenden Wesen haben, findet man wieder ganz diesen fremde, bis wieder unerwartet bei der Entwicklung uns bekannte Figuren zum Vorschein kommen.

Da diese Verschiedenheit bekannter und unbekannter Formen oft nur durch die Veränderung der Constanten bei der Entwicklung derselben Gleichung sich ergibt, so ist nicht unwahrscheinlich, durch genaue Vergleichung der Zahlenverhältnisse dieser Constanten zu den Constanten, welche unbekannte Formen anzeigen, auch noch die Typen vorweltlicher oder gar kosmischer Organismen aufzufinden.

Beispiele werden dieses deutlicher machen. Es werde die Conchoide zum Grund gelegt, eine Linie der vierten Ordnung, welche durch die Gleichung $aa\,(xx+yy) = 4\,(xx+yy-bx)^2$ und $aaxx = (xx+yy)\,(2x-2b)^2$ ausgedrückt wird, und die sich ganz leicht graphisch nach der Anleitung Euler's in der Einleitung in die Analysis des Unendlichen Band II. S. 414 darstellen lässt. Statt der geraden Linie, von der Euler ausgeht, nehme man aber die zwei entgegenstehenden Arme einer Hyperbel. Man nehme den Pol zwischen dem Scheitel der Hyperbel und dem Brennpunkt in der Mitte, die Grösse der Linie, welche an diesem Pole läuft und durch den Lauf der Hyperbel bestimmt wird, aber noch einmal so gross als die Entfernung des Scheitels vom Brennpunkt, so erhält man die auffallende Figur, welche mit einem Schmetterling, der fliegt, auffallende Aehnlichkeit hat, Fig. 8. Der eine Zweig der Hyperbel gibt den Leib und die Fühlhörner, der andere die Flügel, mit ihrer Abtheilung zwischen obern und

untern Flügeln. Nun erhält man aber auch die Grundform eines Schmetterlings bei der Aenderung der vier Constanten der bestimmenden Gleichung bis auf eine gewisse Gränze.

Es ist hier ein solches Verhältniss der zwei Constanten, welche die Grundlinie, die Hyperbel bestimmen, angenommen, dass die Querachse kleiner ist als die Längenachse. Die Hyperbeln, welche man hier erhält, nähern sich den Parabeln. Kehrt man aber das Verhältniss um, so erhält man eine andere Art Hyperbeln, welche den geraden Linien ähnlicher werden. In allen diesen unendlich vielen Fällen erhält man bei gleichen Constanten wieder Schmetterlingsformen, die sich jedoch wesentlich von einander unterscheiden. Während man aus den Hyperbeln, deren Längenachsen grösser sind als die Querachsen, Schmetterlinge erhält, wie die Figur 8 zeigt, bei denen die Flügel weit über den Kopf sich ausbreiten und deren Leiber schmal sind, bekommt man aus den andern Schmetterlinge, deren Flügel weniger oder nicht über den Kopf sich erheben, deren Leib breit ist, wie Fig. 9 zeigt. Es ist hier auch nicht schwer, viele Formen zu finden, die mit den vorhandenen Arten von Schmetterlingen überraschende Aehnlichkeit haben, dagegen aber auch noch mehr andere von solcher Ausdehnung der Flügel und solcher Kleinheit des Leibs und umgekehrt von solcher Schwerfälligkeit des Leibs und begränzten Flügeln, die in der jetzigen Welt sich nicht vorfinden. Aendert man nun aber auch die zwei andere Constanten, so erhält man wieder ganz andere Figuren, die jedoch auch mit der Schmetterlingsform in überraschendem Zusammenhang stehen. Wird der Pol noch näher dem Scheitel angenommen, so werden die Flügel noch weiter ausgebreitet und entfaltet, und wird der Leib noch länger und vollkommener. Man erhält auf diese Art die vollkommenste Entwicklung der Schmetterlingsform jeder in ihrer Art. Aber setzt man dann den Pol in den Scheitel selbst oder gar über denselben, zwischen den Scheitel und den Mittelpunkt, so entsteht eine andere Form, wie sie Figur 10 zeigt. Die Linien, welche bisher Flügel bildeten, schliessen nicht mehr und werden Insektenfüssen ähnlich. Der Leib, den die andern Linien geben, wird aber breiter, einem Kopf ähnlich. Die Fig. 10 zeigt solche Linien, wie sie nach und nach entstehen, je mehr

man den Pol vom Scheitel der Hyperbel entfernt. Die Füsse, die zuerst armartig sich ausbreiten, ziehen sich mehr und mehr zusammen, so wie man es bei dem Unterschied der vordern und hintern Füsse von Insekten bemerken kann. Getrennt davon entstehen dagegen Kopf- und Rumpf ähnliche Formen. Man sieht daher hier zwei getrennt äusserste Theile, so wie man den Pol über den Scheitel erhebt, die man früher nicht bemerken konnte.

Setzt man hierauf den Pol unter den Brennpunkt, so verschwinden die Flügel, der Leib, ebenso die Füsse und der Kopf. Es kommen dagegen ganz andere Formen zum Vorschein, die auch mit Schmetterlingen Verwandtschaft haben.

Die Veränderung der vierten Constante gibt wieder ganz andere Formen, die gleichfalls mit den bisherigen in Verbindung stehen, wovon vielleicht ein anderesmal. Aber aus diesem Beispiel wird sich schon ergeben, dass die mathematischen Formen viel zahlreicher sind, als die natürlichen.

II. Ein Beispiel von den Seitenprojektionen der dem menschlichen Leib ähnlichen Linien.

Wenn man die in meiner Schrift: „die Formen der Natur bei Haspel“ beschriebenen Pole schief gegen den Parameter der Curve stellt, so dass eine durch diese gehende Linie nicht mehr parallel mit dem Parameter ist, sondern einen Winkel mit demselben bildet, so verändern sich die 7 Lebenslinien der Parabel und der Ellipse und die 10 der Hyperbel. Sie verzerren sich immer mehr, je weiter die Verrückung der Polarachse geht. Zugleich bekommt aber eine der Linien nach der andern die Form eines Glieds des Organismus von der Seite gesehen. Dann verzerrt sie sich wieder, während eine andere Linie eine Seitenprojektion darstellt, und so geht es fort, bis die Verschiebung ihren Kreislauf vollendet hat und die Frontachse in den Parameter zurückfällt oder eine parallele Lage mit diesem bekommt. Man erhält dadurch eine Linie, welche vor der Verschiebung die Grundlinie des Kopfs gab, zugleich die Fähigkeit,

die Linie des Halses, sogar des Leibs und der Füsse zu werden. Ebenso kann die Fusslinie bei der Seitenprojektion die Linie der andern Theile des Leibs werden.

Es bilden daher die sieben Lebenslinien der Parabel nicht blos ein innig verbundenes Ganzes, sondern jede einzelne Linie hat die Kraft, alle Linien darzustellen. Alle sieben Linien sind Eins und jede Linie ist zugleich der Anfang zum Ganzen.

Diese Eigenschaft ist der Prüf- und Schlussstein der ganzen Darstellung. Sie ist so wichtig, dass ihre Nachweisung in einzelnen Fällen der Leser gerne hier finden wird.

Fassen wir zuerst die sieben Linien der Parabel in's Auge, wie sie in meiner Schrift die Tafel 8 darstellt, wo die Linie, welche durch die zwei Pole geht, nicht blos parallel mit dem Parameter ist, sondern ganz mit demselben zusammenfällt. Wenn wir nun die Polarachse schief stellen, zuerst nur wenig, wie in Fig. 11. der beil. Tafel, so verziehen sich alle Linien bis zur Unkenntlichkeit bis auf die mittlere Linie, welche in Tafel 8 meiner Schrift die drei obern Linien von den drei untern trennte. Der mittlere Theil dieser Linie nimmt die Gestalt einer Nase bis zum Hirn an.

In der Zeichnung Fig. 11. folgen zugleich ober und unter dieser Nasenlinie mehrere andere, welche man als Degenerationen der Menschennase ansehen kann und die dadurch entstehen, dass die Pole den Parameter ganz verlassen und ihre Axe nur parallel mit der liegt, welche die Menschennase bildete. Diese Degenerationen der Menschennase haben nun auffallende Aehnlichkeit mit Thiernasen oder dem vordersten Theil eines Thierkopfs.

Betrachten wir diese Linien genauer, so finden wir die vierte Linie erzeugt durch die zwei Pole in a und b, eine im Parameter selbst und den andern in geringer Entfernung von demselben, sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Menschennase.

Die Linie 5 entsteht dadurch, dass beide Pole unterhalb der Pole a und b genommen werden, in gleicher Entfernung von diesen in c und d.

Hier ist das Auffallende, dass die obere Erhöhung ober der Menschennase sich in eine hornähnliche Spitze verwandelt hat. Die Linie 6 ist wieder auf dieselbe Weise entstanden, auch wieder

durch Pole, die in gleicher Entfernung von a b sind, nur noch mehr entfernt. Hier hat sich der untere Theil der Nase in eine Spitze oder einen Zahn verwandelt. Die Linie 7 entstand aus noch grösserer Entfernung von a und b, hat Aehnlichkeit mit der 6ten.

Eine zweite Art der Degeneration der Menschennase zeigen die Linien 1, 2, 3, welche entstanden sind durch Pole, die oberhalb a und b auch wieder in gleichen Entfernungen von diesem liegen und die wieder ganz eigenthümliche Bildungen darstellen. Es lassen sich aber ausser diesen sechs Linien noch unzählig viele andere auf dieselbe Art finden.

Auch muss hier bemerkt werden, wie es leicht seyn kann, dass eine andere Verrückung der Polarachse in einem andern Winkel noch viel genauer diese Bildung darstellt. Denn es gibt unendlich viele Stellungen. Jede hat einen bestimmten Charakter, gibt die Projektion eines bestimmten Theils am vollkommensten. Die hier gewählte nähert sich vielleicht nur der besten. Es ist nun aber nicht unwahrscheinlich, dass bei einer geringen Verrückung wie bei der hier angegebenen, der am meisten hervorstehende Theil sich zuerst nach der Seite darstellte. Betrachten wir die Fig. 12. Hier ist der Winkel, welchen die Polarachse mit dem Parameter bildet, noch einmal so gross, als der vorige in Fig. 11. angenommene. Hier hat sich dieselbe mittlere Linie verwandelt zu Curven, welche den Formen des Bauches zu entsprechen scheinen. Die Linie 4 entsteht aus den Polen a und b, von denen die eine im Parameter selbst liegt. Diese Linie ist dem vorderen Theil des Menschenleibs auffallend ähnlich. Die Linien 1, 2, 3, 5, 6, 7, sind entstanden aus Polen, die in verschiedenen Stufen aber immer gleich weit von denselben entfernt sind und zwar nach oben und unten. In Fig. 13. ist die Polarachse noch schiefer gegen den Parameter gestellt, so dass der Winkel, den sie mit diesem bildet, fast dreimal so gross ist, als der in Fig. 11. angenommene.

Hier wird die mittlere Linie oben zweimal rückläufig und bildet mit einer der untern Linie, der durch die innern Pole erzeugten, eine Curve, welche einer Menschenhand oder einem vordern Thierfuss ähnlich ist. Es sind in der Fig. 12. drei solche

Curven gezeichnet, Nro. 1, 2, 3. Die mittlere (zweite) Curve ist aus zwei Polen a und b erzeugt, von denen auch wieder einer im Parameter selbst sitzt, die daher auch wieder der menschlichen Figur angehören. Das Bezeichnende ist hier die Hand mit dem Daumen. Die erste Linie ist aus zwei Polen c und f entstanden, die in gleicher Entfernung von a b nach oben liegen. Die dritte dagegen aus zwei Polen c und d unterhalb a und b.

Bei der Curve 1 ist der Daumen mit dem Fuss oder der Hand verwachsen. Bei der entgegengesetzten Degeneration geht der Fuss in zwei Theile auseinander, und bemerkt man rückwärts etwas einem Daumen Aehnliches. Die Menschenhand bildet hier auch wieder die Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Degenerationen. Diese drei Figuren stellen nur einzelne Fälle von Projektionen vor, deren sich noch unzählige entwerfen lassen, sie enthalten weitere Beispiele der schon in meiner Schrift auf Tafel 11. 12. angegebenen. Der Uebergang einer Projektion in die andere bei der Aenderung der Neigung für die Pole bietet bei genauerer Betrachtung überraschende Erscheinungen dar. Denn eine bestimmte Stellung der Pole gibt zwar immer die Projektion eines Theils der Form von vorn angesehen. Es geschieht diess aber in vielen Uebergängen. Ehe die Projektion vollendet ist, hat sie schon bei annähernder Stellung der Polarachse sich zu bilden begonnen, auch verschwindet sie nicht auf einmal, sondern sie bleibt noch sichtbar, auch wenn die Neigung der Achse schon sehr verändert ist, bis sie ganz verschwindet. Wenn man daher alle sieben Linien vollständig bei einer bestimmten Neigung entwickelt, so bemerkt man neben der vollständigen Projektion eines Theils zugleich die Anfänge und die Ausgänge anderer. Ueberraschend ist auch oft, wie unvermuthet von einer Linie, die man wenig beachtete, bei einer bestimmten Neigung eine Form zum Vorschein kommt, die man von einer andern Seite erwartet hatte.

Man kann auf diese Art wahrscheinlich durch die Verrückung der Polarachse von der Richtung des Parameters nach beiden Seiten die Seitenprojektion aller Theile eines Organismus finden. Denkbar ist aber bei der unendlich grossen Zahl von Degenerationen, die sich auf beiden Seiten des Parameters einer Parabel

bilden lassen, Organismen darzustellen, welche von den jetzt lebenden weit verschieden sind, dass man ein Reich von Organismen finden könnte, von so grosser Zahl, dass das Reich der jetzt lebenden nur ein kleiner Theil desselben wäre. Denkbar ist ferner, auf diese Art selbst die Formen urweltlicher Thiere, selbst der Thiere anderer Weltkörper vor die Augen zu stellen. Wenn man nämlich diejenigen Zahlen gefunden hat für die Achsenverhältnisse und für die Entfernung der Pole von dem Parameter, unter denen am besten die den jetzigen am meisten ähnliche Organismen sich darstellen, so wäre möglich, durch die Vergleichung dieser Zahlen mit den Zahlen, welche den Lauf der Erde bestimmen, die Grössen zu finden, welche die Erde in ihrer Urzeit oder andern Weltkörper angehören. Ebenso wäre möglich aus den fossilen Resten urweltlicher Thiere auf die astronomische Zahl zu schliessen, welche die Erde hatte, als sie solche Bildungen hervorrief. Alles dieses sollte nur eine Andeutung geben, von dem was geschehen könnte, eine Hoffnung aussprechen, von dem, was erst später sich entwickeln wird, sollte die Aufmerksamkeit Anderer darauf richten, welche die Mittel haben, diese Forschungen zu fördern und die Kenntniss, um den Werth und die Hindernisse zu würdigen.

7. Eigenthümliche Erscheinungen im Thierreiche in den Jahren 1844, 1845 und 1846.

Betrachtet von Gutsbesitzer Landbeck
zu Klingenbad in Baiern.

Die letzten drei Jahre, ausgezeichnet durch extreme Witterungsverhältnisse, waren von nicht geringerem Einfluss auf das Thierreich, wie auf das Pflanzenreich. Der fast unerhört strenge Winter von 1845/46 ruinirte ganz oder grössentheils eine grosse Anzahl von sonst äusserst ergiebigen Jagdrevieren, so dass dieselben sich bis dato noch nicht erholt haben. Das Hochwild hatte zwar weniger gelitten, indem es der strengsten Kälte, sowie den Gefahren durch Raubthiere eher zu begegnen vermag, auch eine rauhere Knospen- und Rindennahrung länger ertragen kann, als die Thiere der niederen Jagd. Namentlich waren es die Rehe, welche in manchen Wildbahnen fast gänzlich aufgerieben wurden, indem sie bei gefrornem Schnee, welchen sie durchtraten, eine leichte Beute der Füchse wurden, zumal sie durch Nahrungsmangel so entkräftet waren, dass man sie öfters mit Händen fangen konnte. In einer an die meinige angrenzenden Jagd wurden nicht weniger als 100 verhungerte Rehe gefunden, in der meinigen etwa 18, obgleich sonnige Halden den Schnee bälder lüfteten, Heu umhergestreut und Saalen und

Deputationen nach Berlin, und zur Zeit der Miniſterial-Conferenzen nach Wien abordnete, auch ſpäter, während der Dauer der Verhandlungen über einen ſüddeutſchen Verein, durch einen thätigen und umſichtigen Agenten (Miller von Immenſtadt) die Theilnahme des Publikums an dieſer Angelegenheit rege erhielt.

Verſchiedene Regierungen waren, von der Unzulänglichkeit der am Bundestage zur Sprache gekommenen Vorſchläge überzeugt, zu umfaſſendern Verabredungen bereit. Um dafür die Meinungen zu gewinnen, war es nicht genug, das Bedürfniß gemeinſamer Anordnungen im Allgemeinen darzuthun, und allgemeine handelspolitiſche Anſichten aufzuſtellen; man mußte ſich in näherer Entwickelung der zu ergreifenden Maßregeln klar machen, wie der Zweck, den man wollte, zu erreichen, auf welche die Handels- und Finanzintereſſen der verſchiedenen Staaten vermittelnde Weiſe gründlich zu helfen ſey.

Als den erſten Verſuch, dieſe Aufgabe durch die nähere Entwickelung der Idee eines großen deutſchen Zollvereines zu löſen, deren faſt vollſtändige Realiſirung der ſpätern Zukunft vorbehalten war, glauben wir die Denkſchrift bezeichnen zu dürfen, welche von der Großh. Badiſchen Geſandtſchaft der Miniſterial-Conferenz zu Wien (1819—20) mitgetheilt und ſpäter veröffentlicht worden iſt.* Die Milderung der beſtehenden Zollſyſteme, allgemeine Anordnungen, neben der Fortdauer einer Abſonderung der einzelnen Staaten durch Zollbarrieren, als halbe, unzureichende Maßregeln verwerfend, fand jene Denkſchrift eine wahre gründliche Hülfe nur in der commerziellen Einheit Deutſchlands, oder, — da Oeſterreich ſich mit ſeinem großen Markte ſelbſt genügte, und die Verhältniſſe zu den übrigen Theilen der Monarchie vorausſichtlich Hinderniſſe darboten — der übrigen deutſchen Länder; in einem Vereine, den nur das wechſelſeitige Bedürfniß und die Ueberzeugung des gemeinſchaftlichen Nutzens ſchließen und dauernd erhalten, aus welchem daher jedem, wenn er ſeine Rechnung nicht dabei finden würde, nach Ablauf einer beſtimmten Zeit, der Austritt freiſtehen ſollte. Sie verlangte im Weſentlichen die Aufhebung der beſtehenden Zolleinrichtungen

* Sie findet ſich abgedruckt in einem Anhang zur Denkſchrift des Verfaſſers des gegenwärtigen Aufſatzes für den Beitritt Badens zu dem zwiſchen Preußen, Bayern ꝛc. abgeſchloſſenen Zollverein. Karlsruhe. 1833.

Aspen zum Füttern gehauen wurden. Hasen gingen ebenfalls sehr viele ein, doch litten sie verhältnissmässig weniger als die Rehe. Dagegen starben in vielen Revieren sämmtliche Hühner aus, so dass manche bis jetzt noch davon entvölkert sind. Diess war auch in meiner Jagd der Fall, und erst im Herbst 1846 stellten sich 8 Stück daselbst ein, die ohne Zweifel in einem benachbarten Reviere ausgewandert sind. Nicht minder litten die übrigen Standvögel; denn Hunderte von Raben, Elstern, Nusshähern, Ammern, Finken, Spechten etc. starben Hungers oder erfroren, und die scheuesten Arten wurden so zahm, dass sie sich ungescheut den Häusern näherten und die ihnen vor die Fenster gestreute Nahrung begierig aufzehrten. Eine eigenthümliche Erscheinung, welche mit dem darauf folgenden strengen Winter vielleicht im Zusammenhange stand, waren die im vorhergegangenen Herbste (1844) wahrscheinlich aus Norden eingewanderten zahlreichen Nussknacker (*Corvus caryocatactes*), welche sich über ganz Südeuropa, namentlich über fast alle Theile von Deutschland verbreitet hatten, so dass Tausende derselben erlegt werden konnten. Ob diese Vögel durch früher eingetretene Kälte und dadurch herbeigeführten Nahrungsmangel, oder blos in der Voraussicht dessen, was kommen werde, oder in Folge des Missrathens der Nadelholzsämereien zur Auswanderung in so grosser Anzahl gezwungen wurden, bleibt wohl Problem, so interessant auch dessen Lösung wäre!

Das Jahr 1845, ausgezeichnet durch viele Regen, überhaupt durch viele atmosphärische Niederschläge, daher im Ganzen feucht, zeichnete sich demgemäss ebenfalls durch eigenthümliche Erscheinungen im Thierreiche aus. Grosse Schaaren von Kibitzen (*Vanellus cristatus*) und rothfüssigen Wasserläufern (*Totanus calidris*), so wie Stockenten (*Anas boschas*) und grosse Brachvögel (*Numenius arcuata*) brüteten hier und benutzten die sumpfige Beschaffenheit der hiesigen Wiesen, welche in trockenen Jahren denselben nicht zum Aufenthalte dienen könnten. Viele Schilfsänger, darunter die seltenen Arten *Sylvia locustella, aquatica, cariceti*, aber auch die gemeineren *S. phragmitis* und *arundinacea* hielten sich hier längere oder kürzere Zeit auf oder zogen blos durch. Tausende von Enten (*Anas boschas, ferina, clangula,*

crecca und *querquedula*) hielten sich während des sehr gelinden Winters an der Mindel auf, sowie die Riede des Mindelthales von grossen Kibitzschaaren bis zum Januar besucht waren, die wohl kaum südlicher zogen, sondern die warme Frühlingswitterung im Donauthale vollends abwarteten. Auf die Entwickelung der eigentlichen Wasserinsecten hatte die feuchtwarme Witterung des Sommers 1845 einen auffallend günstigen Einfluss, so dass Libellen und Florfliegen in ungeheurer Anzahl erschienen, sowie auch die Schnacken nicht minder zahlreich zum Vorschein kamen und Menschen und Vieh zur grössten Plage wurden. Käfer und Schmetterlinge waren aber verhältnissmässig seltener.

Das Jahr 1846 zeigte sich consequent trocken und warm, atmosphärische Niederschläge waren verhältnissmässig selten und ohne Wirkung, da die niedergefallene Feuchtigkeit schnell verdunstete, ohne die Atmosphäre abzukühlen; Hagelschauer waren allgemein und betrafen Localitäten, die seit Menschengedenken davon verschont geblieben waren. Diesem gemäss waren auch die Erscheinungen im Thierreiche. Zahlreiche Schaaren von Kibitzen, Wasserläufern und grossen Brachvögeln erschienen zwar im Frühjahr ebenfalls hier, aber im Vorgefühl der kommenden Trockenheit zogen sie weiter, ohne sich lange aufzuhalten, und nur wenige Paare derselben brüteten an den Altwassern der Mindel, welche allein noch Sümpfe bildeten. Ziemlich viele Schilfsänger zeigten sich wieder auf dem Durchzug im Frühling, sowie sich sehr viele Rohrammern zum Brüten einstellten. Eigenthümlich war die Erscheinung von vielen Siebenschläfern (*Myoxus glis*), welche sonst in hiesiger Gegend gar nicht bekannt waren. Ich traf auf einer Hirschjagd im Juli über ein halbes Dutzend im Walde an, einer hielt sich in einem Reisbüschelhaufen in meinem Hof auf und besuchte die Obstbäume und Traubenspaliere, und ein anderer hatte sich in meiner Milchkammer eingefunden und ernährte sich hier von Milch und Brod, hatte aber in kurzer Zeit alle Mäuse vertrieben. Im October verschwanden beide. Wahrscheinlich sind alle diese Thiere von südlicheren Gegenden hieher eingewandert. Auf die Farbe der Eichhörnchen hatte die nachhaltig heisse Witterung einen merkwürdigen Einfluss: sie erhielten eine intensivere Färbung, so dass man nur schwarzbraune Exem-

plare bemerkte, wo früher alle roth waren. Die meisten Zugvögel blieben sehr lange hier, fast alle 14 Tage oder 3 Wochen über ihre gewöhnliche Abgangszeit. Die Vogelwanderung nahm ihre Richtung diessmal von vielen sonst seltenen Arten durch das Mindelthal. Es erschienen diesen Herbst viele Schilfsänger, Kibitzen, Strandläufer, Goldregenpfeifer, Blaukehlchen, Becassinen und Rohrhühner. Von Becassinen erlegte ich alle Arten: *Scolopax major*, *gallinago* und *gallinula*, wovon *gallinago* so zahlreich war, dass man an Torfgräben 40—50 Stück aufgehen konnte, die übrigen Arten waren seltener. Ihr Aufenthalt dauerte vom August bis November. Das Merkwürdigste aber war das Vorkommen der kleinen Rohrhühner. Von *Gallinula pusilla* erhielt ich zwar nur ein Exemplar, von *G. porzana* aber, von welchem jährlich 1 oder 2 Paar in einem Torfmoor brüten, erlegte ich vom August bis November wenigstens 80 Exemplare und ein halbes Dutzend fing mein Hühnerhund lebendig. Ebenso häufig waren diese Vögel in andern Thälern und wurden wahrscheinlich viele Tausende derselben erlegt. Woher dieser sonst eben nicht häufige Vogel auf einmal in solcher Anzahl gekommen seyn mag, ist räthselhaft; vielleicht die Donau herauf aus den wohl ebenfalls ausgetrockneten Sümpfen Ungarns?! Im Reiche der Insecten zeigte sich die heisse Witterung theils befördernd, theils zerstörend. Sehr merkwürdig war das Vorkommen vieler seltenen, hier sonst nicht bemerkten Käferarten, namentlich aus der Familie der Laufkäfer, wovon ich nur den prachtvollen *Carabus nitens* nennen will, von dem ich auf meinem Torfstich mehr als 100 Exemplare fing. Dieser Käfer ist nach dem Verzeichnisse des Herrn Legationsraths v. Roser in Württemberg noch nicht aufgefunden worden. Ich vermuthe aber, dass er bis jetzt am unrechten Orte gesucht wurde und den oberschwäbischen Rieden wohl ebenfalls nicht fehlen dürfte. Schmetterlinge waren ebenfalls sehr zahlreich, namentlich die prachtvollen Schiller- und Pappelfalter, sowie Trauermantel und Admirale, welche letzteren Arten wahrscheinlich in einer dritten Generation noch im October in prachtvollen Exemplaren in grösster Menge umherflatterten. Libellen waren dagegen verhältnissmässig seltener, indem viele von ihren Larven bewohnte Sümpfe vor ihrer Entwicklung aus-

trockneten und denselben den Tod brachten. Aber als eine Wirkung der hohen Temperatur muss ich die intensivere Färbung der *Libellula grandis* erwähnen. Die grösste deutsche Libelle ist gewöhnlich grün, gelb und schwarzblau, gelb und schwarz, und endlich braun und gelb, oder braungelb und blau gefleckt; ich bemerkte aber heuer eine grosse Anzahl von Exemplaren, welche fast ganz prachtvoll himmelblau gefärbt waren und so lebhaft glänzten wie der Rücken des Eisvogels. Später gegen das Ende des Sommers war diese prachtvolle blaue Farbe verbleicht und in ein schmutzigeres Lasurblau verwandelt. Auch einige andere Libellenarten zeigten deutlich eine schönere Färbung als in gewöhnlichen Jahren.

Der mit dem 1. December in hiesiger Gegend begonnene Winter 1846 brachte nebst viel Schnee ziemlich viele wilde Enten und zahlreiche Züge von Schneegänsen, welche genau von Osten gegen Westen zogen. Die einzelnen Züge, welche im Fluge einen Triangel oder Hacken bildeten, bestanden gewöhnlich aus 25—30 Stücken, und erschienen stets etwa 12 Stunden vor zunehmender Kälte oder starkem Schneefall.

---

8. Bemerkungen zu dem Verzeichnisse der Säugethiere Württembergs.

Jahresheft von 1845 II. S. 236 und folg.

Von Gutsbesitzer Landbeck.

Ausser *Sorex araneus* und *fodiens* kommen in Württemberg noch einige Arten vor, die jedoch noch nicht genau bestimmt sind.

Mustela putorius lebt in der Regel weder in Wohnungen, noch Wäldern, sondern an den Ufern der Teiche, Sümpfe und Flüsse, indem er sich fast ausschliesslich von Fröschen (*Rana*

esculenta) ernährt, und in Höhlen wie Fischotterbauen oft mehr als 100 derselben aufbewahrt. Im Winter schleicht er sich durch Hohlkehlen nicht selten in Metzigen und stiehlt Fleisch oder frisst Abfälle. Die Riede des Federsees bewohnt er sehr zahlreich, und zwar erwählt er sich die für den Winter daselbst aufgeschichteten Streuhaufen von Wasserpflanzen, welche er nach verschiedenen Richtungen durchminirt. Dort plündert er dann auch die Nester der Wasservögel.

Von *Mustela erminea* und *vulgaris* wird nur das erstere im Winter weiss. Höher gegen Norden soll das andere ebenfalls ein weisses Winterkleid bekommen, in Württemberg dürfte dieses aber ein sehr seltener Fall seyn; wenigstens habe ich in den strengsten Wintern nur braune Exemplare gesehen.

Myoxus nitela, die grosse Haselmaus, ist in Württemberg weit zahlreicher, als *avellanarius*, und ist bei Mössingen im Steinlachthal ganz gemein. Ich fing und schoss dort öfters beide Arten.

9. Kupfergehalt einiger im Handel vorkommenden Oelkuchensorten.

Von Prof. Dr. Schlossberger in Tübingen.

Die Theurung und Lebensmittelnoth des letzten Winters, die nun Gottlob bei uns für den Augenblick völlig überwunden scheint, brachte neben einer Legion anderer Vorschläge aus anderen Ländern, so auch von Oesterreich aus eine enthusiastische Anzeige eines neuen Brodsurrogates zum Vorschein. Ein Herr Pollack nämlich wollte gefunden haben, (Augsb. Allg. Zeitung 30. März 1847) dass die Oelkuchen aus Rubsaamen nach einer gewissen Vorbereitung zur Erzielung eines wohlschmeckenden und gesunden Brodes sehr geeignet seien; sein Rath fand selbst in sehr hohen Kreisen Oestreichs viele Beachtung und nicht geringe Unterstützung und wurde namentlich in Böhmen und Schlesien in ziemlichem Maassstabe in Ausführung gebracht. Die grosse Nahrhaftigkeit der Oelkuchen, wie sie sowohl die chemische Untersuchung als die Erfahrung der Landwirthe (die darin ein so treffliches Viehfutter erprobt haben) feststellten, schien überdiess jenen Vorschlag höchst annehmbar zu machen.

Gar bald aber zeigte sich das Irrthümliche der anfänglichen Hoffnungen und es wurden von verschiedenen Seiten grosse Klagen laut über die üblen Folgen des Genusses jener sogenannten Oelkuchenbrode. Es erfolgten ausser zahlreichen leichteren Störungen des Verdauungsgeschäftes, einige schwerere Erkrankungen

bei armen Leuten, die viel von jenen Broden genossen hatten, und die ganze Sache nahm eine so bedenkliche Wendung, dass laut den öffentlichen Nachrichten bald hernach der Genuss jenes Brodes den Menschen der dortigen Gegenden nicht nur abgerathen, sondern strenge verboten wurde.

Es ist nun zwar unzweifelhaft, dass viele dieser Indigestionen sich einfach und allein schon daraus erklären lassen, dass manche der im Handel vorkommenden Oelkuchen entweder durch schimmelige Verderbniss oder durch einen grossen Gehalt an ranzigem Oel, wenn sie genossen wurden, der Gesundheit sehr nachtheilig wirken mussten. Hatten doch schon mehrere, besonders französische, Landwirthe selbst beim Rindvieh, dessen Verdauungsorgane viel weniger empfindlich und wählerisch sind, in einzelnen Ausnahmefällen beobachtet, dass dasselbe die Oelkuchen nur mit grossem Widerwillen frass, und in diesen Fällen entweder erkrankte oder mindestens davon schlecht ernährt wurde, Wirkungen die schon *Gasparin* der Verderbniss der angewandten Oelkuchen zuschreiben zu müssen glaubte.

Einige jener Erkrankungen übrigens, die bei den Menschen nach dem Genusse von Oelkuchen entstanden, hatten so heftige Symptome zur Folge, dass man dabei leicht an eine Art Vergiftung denken konnte. Wenn man nun bedenkt, dass an manchen Orten die erwärmte Saamenmasse in kupfernen*) Schaalen ausgepresst wird, dass nicht so ganz selten auch das Oel wie es im Handel vorkommt, Spuren von Kupfersalzen aufgelöst enthält, so liegt die Vermuthung nahe, dass wo die Oelkuchen in kupfernen Schaalen gewonnen werden, zumal bei Mangel der nöthigen Reinlichkeit und Vorsicht, dieselben hie und da mit Kupfer verunreinigt in Handel gebracht werden dürften.

Ich habe nun eine grössere Reihe von Oelkuchensorten (von Reps, Lein, Leindotter, Mohn u. s. w.), die ich theils direkt durch Kaufleute oder von einem Oelmüller aus hiesiger Gegend bezogen, theils durch die Güte des Herrn Professor *Riecke* in

*) Nicht selten wird auch das Erwärmen der Saamenmasse in kleinen kupfernen Pfannen über freiem Feuer vorgenommen (s. Boussingault Economie rurale Uebersetzung pag. 220).

Hohenheim erhalten hatte, in der sogleich zu beschreibenden Weise genau auf Kupfer geprüft, und allerdings unter den zahlreichen Proben nur zweimal, aber hier in nicht so ganz geringer Menge, dieses giftige Metall auffinden können. Die Oelkuchen wurden zum Behufe dieser Untersuchung in einer völlig kupferfreien, aus Meissner Chammottemasse verfertigten Muffel, ganz nach der zweckmässigen Empfehlung von Hrn. Prof. *Erdmann*, in 2—4 Stunden im gutziehenden Muffelofen weiss gebrannt (ohne diese Verrichtung gelingt ihre vollständige Einäscherung, wegen ihres ausserordentlichen Reichthums an phosphorsauren Salzen nur sehr schwer und langsam); ihre Asche wurde hernach mit Salpetersäure ausgezogen, und in die saure Lösung Schwefelwasserstoff geleitet. Nur in zwei Fällen entstand hiebei eine braune Fällung (von Schwefelkupfer, dessen Lösung in heisser Salzsäure die Reactionen des Kupfers unzweifelhaft darstellte).

Bei sehr vielen der von mir untersuchten Proben konnte ich mit Entschiedenheit ausmitteln, dass bei ihrer Darstellung nur eiserne Pressschaalen angewandt worden waren; in diesen Fällen fand sich dann auch nie Kupfer, das also nicht den ölgebenden Saamen selbst (als integrirender Bestandtheil, wie nach *Sarzeau* und *Meissner* dasselbe in so vielen Vegetabilien sich vorfindet), zuzuschreiben sein dürfte. Dagegen konnte ich von den zwei kupferhaltigen Oelkuchen nicht erfahren, aus welcher Fabrik sie stammten, und daher ebensowenig, ob kupferne Schaalen bei ihrer Gewinnung angewendet worden waren; doch bleibt mir dieses immer die wahrscheinlichste Vermuthung, indem nicht leicht abzusehen ist, wie sonst Kupfer in die Rückstände der Oelbereitung hinein kommen sollte. Gerade diese kupferhaltigen Kuchen waren auch in bedeutendem Grade mit ranzigem Oel durchtränkt, und hätten so sicher bei ihrer Anwendung anstatt des Getreidebrodes aus zweifachem Grunde die übelsten Zufälle erregen können. Wenn ich auch hoffe, dass namentlich bei uns Niemand daran denken wird, auf die Empfehlung des Oelkuchenbrods gegenwärtig zurückzukommen, so glaube ich doch ein für alle mal (besonders für etwaige künftige Theurungszeiten) vor diesem Brodsurrogate entschieden warnen zu müssen, soweit nicht darüber völlige Gewissheit herrscht, dass die gerade zu dieser

Verwendung bestimmten Oelkuchen vollkommen kupferfrei sind. Für das Vieh scheinen die Oelkuchen in den allermeisten Fällen ein ganz ausgezeichnetes Futter; es ist möglich, dass dasselbe selbst durch etwaigen Kupfergehalt jener Rückstände nicht in seiner Gesundheit benachtheiligt wird; sollten aber auch bei uns Erkrankungen desselben vorkommen, die mit der Fütterung mit Oelkuchen in Verbindung stehen, so wäre eine Untersuchung der letzteren auf Kupfer sicher nicht ohne Interesse.

10. Die blüthenlosen Gefässpflanzen Württembergs

geordnet und benannt nach Dr. G. D. J. Koch Synopsis florae germanicae et helveticae, editio secunda, pars tertia. Lipsiae 1845. 8.

Von Georg v. Martens.

I. Die Schachtelhalme. *Equisetaceae.*

Equisetum arvense L. Auf feuchten Aeckern, an Rainen und Bächen überall. April, Mai. Die unfruchtbaren Wedel werden als Schäftsgenhen zum Reinigen des Zinn- und Blechgeschirres in Menge zu Markte gebracht.

E. Telmateja *Ehrhart.* Sparsam an feuchten, abhängigen Gehölzen. I. Stuttgart im Häslacher Thal, Schäfer. Tübingen am Steinriegel, Schübler. Vaihingen, Bilhuber. Am Erlenbach bei Oetisheim, Hiller. Ellwangen bei dem alten Schloss, Rathgeb. III. Am Farrenberg, Rossberg, Lochen, Schübler. Ulm, Leopold. IV. Bei Friedrichshafen, Schübler. Mai. Unser schönster und grösster Schachtelhalm.

E. silvaticum L. An feuchten, schattigen Wäldern. I. In Menge in den nassen Schluchten des Schurwaldes bei Adelberg, Lechler. Zwischen Buoch und Rohrbronn, Mohl. Heilbronn, Lang. II. Valet. III. Am Rossberg, Hiller. Am Bussen, Balluf. IV. Häufig. Um Roth und Wolfegg, Ducke. Bei Saulgau und Wangen, Jung. An der Iller und im Eisenharzer Wald bei Isny, Martens. Mai.

E. palustre *L.* Nicht häufig, aber allgemein verbreitet, an

der einzelnen theilnehmenden Länder, die Vereinigung derselben zu einem, von einer Zollinie umschlossenen Markte, die Aufstellung eines gemeinschaftlichen Zollsystems und einer gemeinschaftlichen Verwaltung, in Bezug auf die Zollanlage im Allgemeinen die Annahme der Grundsätze, auf welchen größtentheils der gegenwärtige (ursprünglich preußische) Vereins-Tarif beruht, nämlich Schutzzölle zu Gunsten der Manufaktur-Industrie, die in der Regel 10, 15 bis höchsten 20 Procent nicht übersteigen sollten, die Befreiung oder ganz niedrige Belastung der eingehenden Fabrikbedürfnisse, so wie der ausgehenden Produkte, insonderheit solcher, die nur auf kurze Distanzen in den Verkehr treten, eine den Bedürfnissen der Finanzen und den Mitteln zur Abwehr der Contrebande angemessene Besteuerung jener Einfuhr-Artikel, die, wie verzehrbare Colonialwaaren, Gegenstand eines allgemeinen und gleichförmig verbreiteten Verbrauchs sind, sodann die Theilung der reinen Zolleinkünfte nach der Grundlage der Bundesmatrikel oder der Volksmenge, die unbedingte wechselseitige Verkehrsfreiheit zwischen den einzelnen Ländern, unter alleinigem Vorbehalt der gesetzlichen Abgaben von solchen Gegenständen, welche (wie Wein, Bier, Branntwein, Tabak u. s. f.) ohne Rücksicht auf ihren Ursprung Verbrauchssteuern unterliegen, die Beschränkung dieser Abgaben auf wenige, bestimmte Artikel, und folgeweise eine in jeder Beziehung wünschenswerthe Annäherung der deutschen Staaten in ihren Abgabensystemen, die Bestimmung eines Maximums für die Wegegelder, Vereinbarungen über Maß und Gewicht, Münzsystem, Erfindungspatente u. s. f.

Die Absichten der badischen Regierung, für die Gründung eines solchen Vereines, so viel an ihr lag, zu wirken, blieben den Mitgliedern der Kammern, die sich im Frühjahr 1819 zu Karlsruhe versammelten, nicht unbekannt, und ein demselben entsprechender Antrag, den der Freiherr von Lotzbeck im April jenes Jahres mit wenigen, aber kräftigen Worten in öffentlicher Sitzung entwickelte, fand eine frohe, begeisterte Zustimmung. Eben so sprachen die Kammern der übrigen süddeutschen Staaten sich in dem günstigsten Sinne für entscheidende Maßregeln zu Gunsten des deutschen Handels aus.

Allein bei den Wiener Ministerial-Conferenzen fand die Idee eines auf commerzielle Einheit gegründeten Zollvereines,

feuchten und nassen Waldstellen, an Bächen, Flüssen, auf den oberschwäbischen Riedern. Juni, Juli.

Gemäht oder abgeweidet treibt dieser Schachtelhalm mehrere, aber einfache binsenartige Stengel mit einzelner Fruchtähre; er gleicht dann auffallend dem *Equisetum Scirpoides Michaux* und wurde in diesem Zustande von *Hoppe* als neue Art, *Equisetum prostratum*, aufgestellt.

E. limosum *L.* Häufig und gesellig in den Altwassern des Neckars und der Donau, auch in andern ruhigen Gewässern mit Schlammgrund bis zu 3′ Tiefe; im Frühling und in tiefem Wasser einfach, bei geringer Wassertiefe später ästig. Juni—August.

E. hyemale *L.* Einzeln in feuchten Gehölzen mit Sandboden. I. Stuttgart in einer Klinge links beinahe am Ende des Häslacher Thals, Schäfer. Tübingen im Walde zwischen Lustnau und Bebenhausen, Seyffer, und am Waldsaum gegen Kirchentellinsfurt, Martens. Bei Bühl, Hiller. Gmünd, Werfer. Ellwangen, Rathgeb. IV. Bei Ravensburg, Gessner. Mai—Juli.

Unser seltenster Schachtelhalm, wird aber in Menge aus dem badischen Rheinthal eingeführt und von den Schreinern und Drechslern zum Glätten des Holzes gekauft.

E. variegatum *Schleicher.* In feuchtem Sandboden, daher wenig verbreitet. I. Am Bach hinter Bebenhausen, Kurr. Bei Waldenbuch, Gmelin. IV. An der Iller bei Aitrach, Martens. Bei Friedrichshafen, Schübler. Juni, Juli.

II. Die Wurzelfrüchtler. *Rhizospermeae.*

Pilularia globulifera *L.* Ueberzieht in dichten Rasen ganz untergetaucht den Grund stehender Gewässer von geringer Tiefe. I. Nur bei Ellwangen in einem Weiher zwischen Adelmannsfelden und Bühler von Fröhlich entdeckt und neuerlich von Rathgeb wiedergefunden. August, September.

Marsilea quadrifolia *L.* Ueberzieht mit schwimmenden Blättern stehende klare Gewässer bis zu höchstens anderthalb Fuss Wassertiefe. IV. 1840 im Sammelweiher an der Klostermühle bei Friedrichshafen von Reinpp entdeckt. August, September.

III. Die Bärlappen. *Lycopodiaceae.*

Lycopodium Selago *L.* In feuchten Bergwaldungen an Felsen und Baumwurzeln. I. Ellwangen in der Braunenhart, Mohl. II. Calw, Delkeskamp. Wildbad, J. Kerner. Hornisgründ, Schübler. Reinerzau, Köstlin. IV. Wolfegg, Ducke. Waldburg, Jung. Wangen, Zengerle. Eisenharzer Wald, Martens. Juli, August.

L. inundatum *L.* In Torfsümpfen. I. Im Birkensee zwischen Bebenhausen und Hildrizhausen, Schübler. Ellwangen bei Schwabsberg und Sauerwang, Rathgeb. II. Freudenstadt, Lechler. IV. Im Röthener Moos und im Wurzacher Ried, Ducke. Im Theuringer Moos bei Waldburg, Jung. Isny im rothen Moos, Martens. Juli, August.

L. annotinum *L.* In Nadelwaldungen. I. Zwischen Ellwangen und Ellenberg, Mohl. II. Wildbad, Hiller. Enzklösterle und Hornisgründ, Schübler. Teufelsmühle über Loffenau, Gmelin. Freudenstadt, Lechler. III. Mönigsbronn, Hermann Nördlinger. IV. Siessen, Troll. Roth und Wolfegg, Ducke. Eriskirch, Hopfer. Wangen, Zengerle. Isny, Martens. Juli, August.

L. alpinum *L.* An Felsen. II. Am wilden See, Werner. Bei Dennach gegen den Tobel, Roser. Auf der Teufelsmühle, Gmelin. August, September.

L. **Chamaecyparissus** *Braun.* In Nadelwaldungen. I. Mohrenstetten, Abtsgmünd, Rathgeb. Ellwangen, Mohl. II. Calw, Delkeskamp. Am Kniebis, Rösler. IV. Roth bei Ochsenhausen, Wolfegg, Ducke. Juli, August.

L. clavatum *L.* In Bergwaldungen durch das ganze Gebiet, unser häufigster Bärlapp. Liefert das Bärlappenmehl *(Semen Lycopodii)*, welches vorzüglich auf dem Welzheimer Wald für die Apotheken gesammelt wird.

IV. Die Farne. *Filices.*

Botrychium Lunaria *Swartz.* Selten, auf Bergweiden und Heiden. I. Auf dem Bopser, Kerner. Hasenberg, W. Hartmann. An den Steinbrüchen bei Eglosheim, Plieniger und Lechler. Am Oesterberg, Fuchs. Bei Herrenberg, Mohl. Vaihingen, Bilhuber. Kleebronn, Pfau. Ellwangen, Fröhlich. Schönthal, W. Hartmann.

III. Offenhausen, J. Nördlinger. Mössingen, Gmelin. Mägdleinfels bei Ehningen, Schübler. Ursulaberg und Schopflocher Torfgrube, Lechler. Hengen, Hiller. Michelsberg bei Ulm, Leopold. Blaubeuren, Valet. Ehingen, Rogg. Bussen, Balluf. IV. An der Iller bei Aitrach, Martens. Um Roth und Wolfegg, Ducke. Buchau, Ebe. Ravensburg, Gosner. Wangen, Zengerle. Juni bis August.

B. matricariaefolium *Braun.* I. Ellwangen im Fuggerhölzle auf kahlen Waldstellen mit *Veronica officinalis* und *Hieracium Pilosella*, Fröhlich. Juni — August.

B. rutaceum *Braun.* I. Ebendaselbst, Fröhlich. Juni bis August.

Ophioglossum vulgatum *L.* Selten, auf Bergweiden und Waldwiesen. I. Am Oesterberg, Fuchs. Bei Baknang, Hartmann. Im Fuggerhölzle unter Wachholder, Fröhlich. Bei Schönthal und Neusach, W. Hartmann. Mergentheim, Bauer. III. Bei Offenhausen, J. Nördlinger. Ehningen ob der Würtinger Steige, Gmelin. Genkingen, Mohl. Gmünd, Werfer. Ulm im Böfinger Holz, Valet. Balingen, Gmelin. IV. Um Roth, Ducke. Bei Siessen, Troll. Mai, Juni.

Osmunda regalis *L.* II. An der Enz im Tannenwald bei Wildbad, Werner. Juni, Juli.

Grammitis Ceterach *Sw.* I. Stuttgart an einer gegen Westen gekehrten Weinbergsmauer zwischen dem Herdweg und der Botnanger Steige, Hiller. Feuerbacher Heide an Sandsteinen, Lechler. Juni, Juli.

Polypodium vulgare *L.* In Steinritzen jeder Gebirgsart und an alten Baumwurzeln. Nicht häufig, aber allgemein verbreitet. Juni, Juli.

P. Phegopteris *L.* In felsigen Nadelwaldungen. I. Stuttgart in einer Klinge am Ende der Degerlocher Weinberge, Closs. Im Schurwalde bei Adelberg, Lechler. Ellwangen am Galgenberg, Mohl. II. Wildbad und Kniebis, Mohl. Schönmünz, Lechler. Alpirsbach, Köstlin. IV. Bei Schussenried und am weissen Brunnen bei der Waldburg, Valet. Am Bodensee, Hopfer. Eisenharzer Wald, Martens. Juni — August.

P. Dryopteris *L.* An Felsen und Mauern. I. Allgemein

verbreitet von Schwenningen, Sturm, bis Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Werner. Simmersfeld, Mohl. Alpirsbach an Granitfelsen, Köstlin. III. Bei Lichtenstein, Hiller. Hohen-Urach, Martens. Russenschloss bei Blaubeuren, Gmelin. Hörvelsingen, Moser. IV. Bei Roth, Ducke. Zwischen Waugen und Eglofs, Martens. Juni — August.

P. robertianum *Hoffmann.* An sonnigen Felsen und Weinbergsmauern. I. Stuttgart an der alten Weinsteige und am Eingang der Reinspurger Heide (Sandstein), Martens. III. Dettinger Rossberg, Schübler. Wasserfall im Brühl bei Urach und am Reissenstein, Lechler. Ruinen der Burg Helfenstein bei Geisslingen, Martens. Bei Lauchheim, Rathgeb. Juni — August.

P. alpestre *Hoppe.* II. Hornisgründ mit *Sonchus alpinus* und *Cacalia albifrons*, Lechler. Juli, August.

Aspidium aculeatum *Doell.* In Nadelwaldungen selten. I. Hasenberg, Schäfer. Im Hagelschiess, Valet. Am Heuchelberg über Güglingen, Pfau. Ellwangen auf dem Krummberg bei Killingen, Fröhlich. II. Im Nagoldthal, Valet. Neuenbürg am Schloss, Lechler. Alpirsbach, Köstlin. III. Unter Lichtenstein, Gmelin. Im Donauthal bei Bronnen, Lechler. IV. Um Roth, Ducke. Im Eisenharzer Wald, Martens. Juli, August.

Polystichum Thelypteris *Roth.* Am und im Wasser, in letzterem Falle unfruchtbar. IV. Im Buchauer Ried und am Aulendorfer See, Valet. Bei Roth, Ducke. Im Torfsumpf bei Moos zwischen Eriskirch und Langenargen, Martens. Juli, August.

P. Oreopteris *Dec.* In bergigen Nadelwaldungen. I. Bopser, Schäfer. Solitüde, Closs. In Menge in den Weisstannenwaldungen bei Adelberg, Schübler und Lechler. II. Häufig; Wildbad, Martens. Am Dobel, Mohl. Hornisgründ und Freudenstadt, Lechler. Glaswald bei Alpirsbach, Köstlin. Juli, August.

P. Filix mas *Roth.* In lichten, steinigen Gebüschen, allgemein verbreitet. Juli, August. Der grösste der Gattung, ich mass bei Stuttgart Wedel von 3′ bis 3′ 9″ Länge. Der halb unterirdische Strunk wird für die Apotheken gesammelt und gegen den Bandwurm angewendet.

P. cristatum *Roth.* An ähnlichen Stellen, selten. I. Ellwangen an Hecken bei Schönau, Rathgeb. Mergentheim, Bauer.

II. Wildbad, Werner. Am Waldfelsen bei Röthenbach (Granit), Martens. III. Offenhausen, J. Nördlinger. Balingen am Lochenstein, Gmelin. Juli, August.

P. spinulosum *Dec.* In Nadelwaldungen unser häufigstes Farnkraut. Juli, August.

β dilatatum *Koch.* I. Bei Ellwangen, Rathgeb. II. Hornisgründ und Freudenstadt, Lechler.

γ muticum *Braun.* II. Bei Freudenstadt, Lechler.

Cystopteris fragilis *Bernhardi.* An schattigen Felsen und Mauern am häufigsten in den Thälern der Alp, dann in denen des Schwarzwaldes. Juli, August.

β pinnatipartita *Koch.* III. Am Reissenstein im Neidlinger Thal, Lechler.

Asplenium Filix femina *Bernh.* In steinigen Gebüschen, allgemein verbreitet. Juli, August.

A. Trichomanes *L.* An feuchten Felsen und Mauern durch das ganze Gebiet. Juni — September.

A. viride *Hudson.* An feuchten Kalkfelsen und Mauern, viel seltener. I. Bei Oberndorf am Neckar und bei Sulz an der Steige nach Vöhringen, Köstlin. Ellwangen, Fröhlich. Mergentheim, Bauer. III. Am Ursulaberg bei Pfullingen und unter dem Lichtenstein, Gmelin. Am Wasserfall bei Urach, Hochstetter. Heidenheim, Moser. Friedingen und Bronnen, Rösler. IV. Bei Roth, Ducke. Saulgau, Wolfegg, Waldburg, Jung. Im Wald bei Zirgenstein ohnweit Eglofs, Martens. Juni — August.

A. Breynii *Retz.* II. An Mauern bei Wildbad, Deikeskamp. An Granitfelsen in der Reinerzau, Köstlin. Juni — August.

A. Ruta muraria *L.* Ueberall an Mauern, selbst in Städten z. B. am Stadtkirchenthurm in Heilbronn, Martens. Auch an den Felsen der Alp sehr häufig. Juni — August. Wird unter dem Namen Mauerraute für die Apotheken gesammelt.

A. Adiantum nigrum *L.* In Felsenritzen, selten. I. An den Sandsteinbrüchen der Feuerbacher Heide, Martens. Bei Maulbronn, Hartmann. Heilbronn, Lang. II. Einzeln an Mauern bei Teinach, Martens. IV. Saulgau, Jung. Juli—September.

A. septentrionale *Sw.* An trockenen Felsen und Mauern. I. An der Feuerbacher Heide und der Ulrichshöhle bei Hardt,

Lechler. Liebenacker Burg im Hagelschiess, Valet. II. Wildbad und Altensteig, Werner. Bulach, Zeller. Nagoldthal, Valet. Bei Alpirsbuch häufig an Feldmauern, Rösler. Juni — August.

Scolopendrium officinarum *Sw.* An schattigen Kalkfelsen. I. Vaihingen, Bilhuber. Heilbronn, Lang. Mergentheim, Bauer. Von keinem geliefert. III. Am Farrenberg, Fuchs. Rossberg, Schübler. Schalksberg bei Balingen, Gmelin. Unter Lichtenstein, Gmelin. Wasserfall bei Urach, Martens. Burghalden bei Boll, Bauhin. Geisslingen und Ueberkingen, Leopold. Bei dem Hohlenstein im Lonthal, Gmelin. Blaubeuren, Wiedenmann. Waldschlucht bei Friedingen, Rösler. Juni — August. Wird noch hie und da unter dem Namen Hirschzunge für die Apotheken gesammelt.

Blechnum Spicant *Sw.* In feuchten Nadelwaldungen. I. Bei Ellwangen, Fröhlich. II. Wildbad, Weisser. Altensteig, Werner. Freudenstadt, Lechler. Alpirsbach, Köstlin. IV. Bei Roth, Duke. Kissleg, Pfenner. Eisenharzer Wald, Martens. Auf der Adelegg. bei Isny, Schübler. Juli — September.

Pteris aquilina *L.* In Waldungen. I. Um Stuttgart, Kerner. Bei der Solitüde bis 5′ hoch, Martens. Tübingen, Duvernoy. Zwischen Herrenberg und Nagold und im Schurwald bei Adelberg, Lechler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Am wilden See, Schübler. Hornisgründ, Lechler. Alpirsbach, Köstlin. IV. Bei Marstetten im Illerthal bis 6′ hoch, Lechler. Um Roth, Ducke. Im Tannenwald bei Dürmentingen, Balluf. August, September. Unser grösstes Farnkraut, nur in guten Weinjahren mit Früchten, daher Weinfarn genannt.

Die blüthenlosen Gefässpflanzen sind die ältesten. Von den längst untergegangenen Pflanzen der Epoche der Steinkohlenformation bildeten nach *Brongniart* die ächten Farne zwei Drittheile der Gattungen, zwei Fünftheile der Exemplare; dann folgten die Bärlappen, mit Stämmen bis zu sechzig und siebenzig Fuss Höhe gegen drei Fünftheile der Masse bildend; die dritte Stelle nahmen die Schachtelhalme ein, mehrere mit Stämmen von zehn Fuss Länge und fünf bis sechs Zoll Durchmesser. Andere Gewächse waren nur wenige da, Zapfenträger *(Coniferae)* und *Cy-*

cadeen. Das junge Land bestand aus kleinen Inseln im unermesslichen Ocean, mit trüber warmer Luft, so reich an Kohlensäure, dass warmblüthige Thiere nicht darin hätten leben können, daher die Amphibien die Hauptrolle in der Thierwelt übernahmen, wie die Farne in der Pflanzenwelt. Eine ernste, fast schauerliche Schöpfung, wo sich nirgends eine Blume der Sonne öffnete, nirgends ein warmes Herz schlug.

Noch gegenwärtig lieben die Farne eine gleichförmige Temperatur, mässige Feuchtigkeit und sparsamen Sonnenschein. Meist unvermögend, grosse Trockenheit und grosse Kälte zu überstehen, sind sie noch immer die natürlichen Gefährten der immergrünen Holzpflanzen und erreichen wie diese die höchste Entwicklung auf den Inseln des gemässigten südlichen Erdgürtels, die geringste im Kontinentalklima der Sahara und Sibiriens.

Auf Neuseeland (34—46° S.B.) sind nach *Baoul* 890 Pflanzengattungen gefunden worden, darunter 482 Akotyledonen und unter diesen 104 Farne und 10 Bärlappen. Diese beiden letzteren Familien bilden also den achten Theil aller Gewächse, den fünften Theil der Gefässpflanzen. Eben so stark in der Zahl der Exemplare auftretend, zum Theil baumartig, bilden sie einen vorherrschenden Zug in dem Charakter der neuseeländischen Landschaften; *Marattia elegans*, unter dem Namen *Para* ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen liefernd, *Dicksonia squarrosa*, *Cyathea medullaris* und *Cyathea dealbata* erheben sich den Palmen ähnlich zu den zierlichsten Bäumen von 20′ bis 40′ Höhe, während andere Gattungen gesellig grosse Strecken ausschliesslich überziehend die Rolle übernehmen, welche im Kontinentalklima die Gräser spielen. Auf Tristan da Cunha (38° S.B.) bilden die Farne über die Hälfte der gefundenen Pflanzenarten, auf der Norfolk-Insel (29° S.B.) mass *Cunningham* eine 57′ hohe *Alsophila excelsa* und *King* gibt diesem Farnbaume bis 80′ Höhe. Auch innerhalb der Wendekreise bilden auf Sankt Helena (15° S.B) und Ascension (8° S.B.) die Farne mit den Bärlappen noch die Hälfte der Pflanzen, auf grösseren Inseln, Isle de France, Bourbon, Jamaica ungefähr den achten Theil; auf Sumatra fand *Junghuhn* ein baumartiges *Lycopodium*, dessen Stamm einen halben Fuss Durchmesser hat, ein lebendes *Lepidodendron*; *Cuming* sammelte

auf den Philippinen und Malacca 419 Farngattungen. Auch auf dem tropischen Festlande ist die Zahl der Farne noch bedeutend, besonders in dem feuchtern Amerika, wenn sie hier gleich hinter der reichen Zahl höherer Pflanzengattungen zurückbleibt. *Gardner* nennt um Rio de Janeiro 75 Farne und 6 Bärlappen. *Schomburgk* sammelte in Guiana 1400 Pflanzengattungen, darunter 78 Farne und 6 Bärlappen, *Galeotti* in Mexiko 182 Farne.

Ganz andere Verhältnisse zeigt unser Welttheil, es kommen Gattungen der blüthenlosen Gefässpflanzen vor:

	auf d. ganzen Erde	in Europa	in Deutschland	in Württemberg
Schachtelhalme	18	11	10	7
Wurzelfrüchtler	37	6	4	2
Bärlappen	274	10	9	6
Farne	1800	63	36	28
Zusammen	2129	90	59	43

Es kommen also von der Gesammtzahl blüthenloser Gefässpflanzen vor: in Europa nicht ganz der vierundzwanzigste Theil, in Württemberg der fünfzigste Theil, wenig über zwei Drittheile der Deutschen, nicht ganz die Hälfte der europäischen.

Legt man die Gesammtzahl der Phänogamen in *Steudels* Nomenclator, 78.005, zu Grunde, so bilden die blüthenlosen auf der ganzen Erde den achtunddreissigsten Theil der Gefässpflanzen.

In Württemberg kennt man jetzt 1269 wildwachsende Phänogamen, hier bilden also die blüthenlosen den neunundzwanzigsten Theil, in ganz Deutschland den siebenunddreissigsten. Italiens 77 blüthenlose Gefässpflanzen treten bei der grossen Mannigfaltigkeit des Klimas gegen dem grossen Reichthum an blühenden zurück und bilden nur den fünfundfünfzigsten Theil der Gefässpflanzen, auf Spitzbergen dagegen bilden sie den sechsundzwanzigsten Theil, obschon alle Farne fehlen, und überhaupt nur drei gefunden wurden (*Equisetum arvense* und *scirpoides* und *Lycopodium Selago*), weil auch der andern Pflanzen nur wenige da sind. Noch stärker tritt das Inselklima auch im hohen Norden in den Hebriden hervor, welche nach *Balfour* und *Babington* 290 Phänogamen und 21 blüthenlose Gefässpflanzen nähren, ebenso in Grönland, wo man nur die Küste kennt und *Schreber* bei Cranz neben 82 Phänogamen acht blüthenlose Gefässpflanzen

angibt, wovon sieben auch in Württemberg vorkommen (*Equisetum arvense*, *Lycopodium Selago*, *annotinum* und *alpinum*, *Polypodium Dryopteris* und *Cystopteris fragilis*), das achte (*Aspidium Lonchitis*) in den Alpen.

Wie entscheidend Wärme- und Feuchtigkeits-Verhältnisse die Verbreitung auch dieser Pflanzenfamilien bestimmen, so, dass alle übrigen Ursachen zusammen genommen dagegen kaum in Betracht kommen, zeigt sich auffallend bei einer Vergleichung der deutschen blüthenlosen Gefässpflanzen mit den europäischen. Von neunzig europäischen fehlen in Deutschland, die Alpen als seine südliche Gränze angenommen, einunddreissig, und von diesen einunddreissig sind dreiundzwanzig Bürger der *Flora mediterranea*, denen Deutschlands Jahrestemperatur zu niedrig ist: *Marsilea pubescens Tenore*, *Isoëtes setacea Delile*, *Selaginella denticulata Sprengel*, *Ophioglossum lusitanicum L.*, *Grammitis leptophylla Swartz*, *Polystichum palliäum Bory*, *Asplenium Halleri Brown*, *palmatum Lam.*, *Petrarchae Dec.*, *obovatum Viviani*, *acutum Willd.*, *tenuifolium Gussone*, *Matthioli Gasparrini* und *pilosum Gussone*, *Scolopendrium Hemionitis Cavanilles*, *Pteris langifolia L.*, *cretica L.* und *arguta Vahl*, *Notochlaena Marantae Brown* und *lanuginosa Dec.*, *Woodwardia radicans Sw.*, *Cheilanthes suaveolens Sw.* und *odora Sw.* Ein Farn, *Davallia canariensis Sw*, zieht als rein atlantischer Südländer aus Afrika nach Portugall herauf. Zwei Bürger der mittelländischen Flora: *Asplenium marinum L.* und *Adiantum Capillus veneris L.*, und vier atlantische Farne: *Asplenium lanceolatum Hudson*, *Trichomanes hibernicum Sprengel*, *Hymenophyllum tunbridgense Smith und Wilson Hooker*, ziehen längs der Meeresküsten bis nach Grossbritannien der letzte sogar bis nach Norwegen, fehlen uns aber dennoch, weil ihnen Deutschlands Klima zu kontinental ist, das heisst, zwar hinreichend warme Sommer, aber zu kalte Winter hat. Eine einzige dieser einunddreissig Deutschland fehlenden Pflanzen, *Equisetum scirpoides Michaux*, kommt nur nördlicher vor, es ist unter allen blüthenlosen Gefässpflanzen die einzige reine Polarpflanze, in Nordamerika, Lappland und Spitzbergen einheimisch.

Ganz andere Verhältnisse stellen sich heraus, wenn man nach den sechzehn deutschen Gattungen dieser Familie forscht,

welche Württemberg fehlen. Nur drei sind Bewohner wärmerer Gegenden, welche sich bis in das mittlere Rheinthal verbreitet haben: *Equisetum ramosum Schleicher* hat Baden mit Italien und Frankreich gemein und *Equisetum trachyodon Braun* mit Frankreich und Grossbritannien; *Salvinia natans Hoffmann* zieht nicht nur aus Italien und Frankreich nach Baden und in die Rheinpfalz herauf, sondern selbst aus dem östlichen Europa nach Schlesien, Berlin, Barbi, Lübeck; es ist eine Kontinentalpflanze, welche als einjährig nicht die Winterkälte scheut, aber heisse Sommer verlangt, und eine schwimmende Pflanze tiefer, ruhiger Gewässer, für welche Württemberg zu sehr Bergland ist.

Den andern dreizehn ist Württemberg als süddeutsches Hügelland zu trocken und zu warm. *Isoëtes lacustris L.* kommt als Pflanze der Torfseen in den Vogesen vor, im Feldsee auf dem Feldberg, bei Hamburg, in Holstein und in Scandinavien bis Lappland, die andern zwölf: *Equisetum umbrosum Meyer, Lycopodium complanatum L., Selaginella spinulosa Braun* und *helvetica Spring, Woodsia hyperborea Koch, Aspidium Lonchitis Sw., Polystichum rigidum Dec., Cystopteris regia Presl* und *montana Link, Asplenium fissum Kitaibel, Allosorus crispus Bernhardi* und *Struthiopteris germanica Willd*, sind lauter Alpenpflanzen, welche Württemberg überspringend im höheren badischen Schwarzwald, im Odenwald, dem Harz, den Sudeten, dann jenseits der Ostsee in Norwegen und Schweden, zum Theil bis tief in Lappland hinein, wieder auftreten und von welchen höchstens die eine oder die andere in unserem rauhesten Schwarzwald oder in den bei Isny hereinreichenden Vorbergen der Alpen noch aufgefunden werden könnte.

Die Wurzelfrüchtler scheiden sich als reine Wasserpflanzen scharf von den drei andern Familien der blüthenlosen Gefässpflanzen ab, wir besitzen jedoch nur zwei Gattungen, jede an einer einzigen Stelle, und so kommen sie als äusserste Vorposten anderer Floren, ohne allen Einfluss auf den Charakter der unsrigen, nur als den Sammler erfreuende Seltenheiten in Betracht.

Die übrigen Familien enthalten gar keine Wasserpflanzen und nur vier Sumpfpflanzen, wovon blos *Equisetum limosum*, bis vier Fuss lang, durch seine zierliche Tannengestalt viel zur

welche die badiſche Geſandtſchaft in dem oben angedeuteten Sinne in Antrag brachte,* anfänglich gar keinen und erſt ſpäter nur bei einigen Staaten den gewünſchten Anklang.

Die Separatverhandlungen, die in Folge der von verſchiedenen Seiten ergangenen, beſtimmt ablehnenden Erklärungen zwiſchen einigen kleinern, zu Vereinbarungen geneigten Staaten begannen, führten zunächſt lediglich zu einem Projekte über die Herſtellung der wechſelſeitigen Verkehrsfreiheit, unter dem Vorbehalte für jeden Paciscenten, Grenzzölle gegen andere Länder, nach eigenem Ermeſſen, jedoch ohne Belaſtung der Ein- und Ausfuhr der Verbündeten Staaten, anzulegen.

Nachdem der badiſche Hof eine ſolche Grundlage anzunehmen ſich geweigert hatte, und Bayern und Württemberg den Separatverhandlungen beigetreten waren, kam zwiſchen dieſen beiden Staaten, ſodann Baden, Heſſendarmſtadt, Weimar, den herzogl. ſächſiſchen Höfen, Naſſau und den reuſſiſchen Häuſern unterm 19. Mai 1820 ein Präliminarvertrag zu Stande, der die Einleitung zu dem Darmſtädter Handelscongreſſe traf, und als deſſen Aufgabe die Vereinbarung über die Aufhebung der Binnenzölle und die Aufſtellung eines gemeinſchaftlichen Zollſyſtems bezeichnete.

Die im September 1820 eröffneten Verhandlungen, an welchen, in Folge ihres ſpätern Beitrittes zu dem Wiener Präliminarvertrage vom 19. Mai noch Churheſſen, die fürſtlich hohenzollernſchen Häuſer und Waldeck Antheil nahmen, ſchienen anfänglich raſch zu einem Reſultate zu führen; indem ein Verſuch, die Aufgabe des Congreſſes, in dem Sinne des obenerwähnten erſten Projektes auf die Herſtellung der wechſelſeitigen Verkehrsfreiheit zu beſchränken, ſogleich wieder aufgegeben ward, und die hierauf von der badiſchen Regierung geſtellten Anträge, welche von dem Entwurfe eines Vereinsvertrages und den Grundzügen einer gemeinſchaftlichen Einrichtung begleitet waren, von der großen Mehrheit im Weſentlichen günſtig aufgenommen wurden.

Als Bayern dieſe Vorſchläge verworfen hatte, ſtanden im Verlaufe der Verhandlungen hauptſächlich Bayern und Württemberg, in ihren Anſichten näher übereinſtimmend, den übrigen und

---

* Baden hatte dieſe Frage bereits auf dem Karlsbader Congreſſe im Allgemeinen angeregt.

Verschönerung unserer Gewässer beiträgt. *Lycopodium inundatum* ist zu selten und zu klein, um eine Rolle zu spielen, *Osmunda regalis* nur an einer einzigen Stelle gefunden und *Polystichum Thelypteris* auch eines unserer seltensten Gewächse.

Der gemeine Schachtelhalm wird als die einzige dieser Pflanzen, welche der Kultur trotzt, häufig auf Aeckern gefunden, alle übrigen Pflanzen dieser Familien, von welchen die der Schachtelhalme die nordischste, die der Bärlappen die bergliebendste ist, sind bei uns Wald- oder Felsenpflanzen, oft beides zugleich und zwar so, dass die Waldbewohner vorzüglich die gleichförmige Beschattung durch Nadelholz lieben, die Felsenbewohner Gerölle, Felsen und Mauern, welche wenig oder keinen Sonnenschein empfangen.

Ein grosser Reichthum an Nadelwaldungen, an Nebel und an Regen, macht den Schwarzwald zum Hauptsitz unserer Farne. Unter seinen siebenundzwanzig blüthenlosen Gefässpflanzen befinden sich vier ihm für Württemberg ausschliessend eigenthümliche, drei, nämlich *Lycopodium alpinum, Polypodium alpestre* und *Asplenium Breynii*, die ihn an die Alpen knüpfen, und die königliche Osmunde als äusserster Vorposten der Küstenflora. Mehr noch bestimmen andere durch ihre Häufigkeit die Physiognomie der Landschaft. Die dichte, mit dem bleichen Laube und den weissen Blüthen des Sauerklees durchwirkte Moosdecke der ausgedehnten Fichtenwaldungen betretend, wird man durch die zahlreichen prächtig entwickelten Wedel des breiten *Polystichum spinulosum*, hier der häufigste aller Farne, des zierlichen *P. Oreopteris*, des dunkeln *Polypodium Phegopteris* und des zweigestaltigen *Blechnum Spicant* überrascht, welche reich an Formen und arm an Farben die Fülle sichtbar blühender Gewächse vertreten. Wo Laubholz auftritt und an freieren Stellen sind der starre Adlerfarn und das bis drei Fuss hohe *Polystichum Filix mas* häufig und auch Felsenfarn, die städteliebende Mauerraute, das schmale *Asplenium septentrionale*, die ebenholzstieligen *Asplenium Adiantum nigrum* und *Trichomanes* sprossen häufiger, als anderswo, aus den Ritzen des bunten Sandsteins und der plutonischen Gebirgsarten des Schwarzwaldes hervor.

Die weisse Alp bildet auch in ihrer Farnwelt den auffal-

lendsten Gegensatz des dunkeln Schwarzwaldes. Sie nährt nur zwanzig der dreiundvierzig blüthenlosen Gefässpflanzen, also nicht einmal die Hälfte, und auch diese zwanzig nur sparsam. Es sind entweder allgemein verbreitete, nirgends fehlende, wie *Equisetum arvense*, *Telmateja*, *sylvaticum* und *palustre*, *Lycopodium clavatum*, *Polystichum Felix mas* und *Asplenium Filix femina*, oder Felsenfarn, welche jedoch meist die Sandsteinbildungen dem Kalk entschieden vorziehen.

Das schöne, oft fusslange *Scolopendrium officinarum* ist unser einziger kalksteter Farn, eine der häufigsten Zierden der Alpenfelsen, jedoch auch im Muschelkalk des Unterlandes angegeben, so dass die Alp auch nicht eine einzige ihr bei uns ausschliessend eigenthümliche blüthenlose Gefässpflanze aufweisen kann. Kalkholde Felsenfarn und als solche hier am häufigsten scheinen *Polypodium robertianum*, *Cystopteris fragilis* und *Asplenium viride* zu sein, auch nähren die Bergweiden der Alp häufiger als andere mehr angebaute Gegenden zwei Lieblinge unserer Botaniker, die Mondraute und die Natternzunge.

Fasst man unter dem Namen Unterland das ganze Gebiet unseres Keupers und Muschelkalks zusammen, so tritt in diesem grössten Theile des Landes mit der grössten Mannigfaltigkeit der Temperatur- und Bodenverhältnisse auch die grösste Mannigfaltigkeit der Pflanzengestalten als Hauptcharakter auf. Wir finden hier siebenunddreissig blüthenlose Gefässpflanzen, aber nicht die meisten Exemplare, und von den vier diesem Gebiet ausschliesslich eigenthümliche, *Pilularia globulifera*, *Botrychium matricariaefolium* und *rutaceum* und *Grammitis Ceterach*, ist jede nur an einer einzigen Stelle gefunden worden, die beiden Mondrauten nur ein Mal.

Das fruchtbare Oberschwaben, Gebiet der Molasse, hat zwar wenig Felsenbildungen, aber bei seiner hohen kühlen Lage und seinem Regenreichthum besonders in der Nähe der Alpen lebhaft an den Schwarzwald erinnernde Gegenden, es hält ziemlich die Mitte zwischen Schwarzwald und Unterland und nährt dreissig blüthenlose Gefässpflanzen, wovon zwei ihm für Württemberg eigenthümlich sind, und zwar sehr bezeichnend eine Sumpfpflanze, *Polystichum Telypteris*, und eine Wasserpflanze, *Marsilea quadrifolia*.

III. Kleinere Mittheilungen.

1) Ueber die sogenannten Spurbienen.

Von Stadtrath Reiniger.

Seit mehreren Jahren unterhalte ich einen kleinen Bienenstand (übrigens nebenbei gesagt mit wenig Glück). Meine Bienen stehen in theilbaren Kästchen nach Wurster'scher Angabe, welche ich jedoch um dem nicht mit Unrecht gemachten Einwurf, dass Holzkästen im Winter zu kalt seien, zu begegnen, aus einer möglichst leichten Holzart nämlich aus Pappelholz machen liess, welches in der Stärke eines Zolles so ziemlich die Vorzüge des Holzes mit denen des Strohes vereinigt. Hinten sind an jedem Kästchen Scheiben, deren Thürchen mit Draht angeschlagen sich ganz ohne Geräusch öffnen lassen.

Der lange Winter von 1846 auf 1847 war für meine Bienen verderblich, denn ob ich gleich längst auf den Nutzen von meinen Bienen verzichtet habe, und ihnen ihre sämmtlichen Vorräthe lasse, giengen mir gleichwohl von sieben Stöcken nicht weniger als fünfe drauf. Einige hatten aufgezehrt, andere Würmer bekommen. Die letzteren benutzte ich auf Wachs, die guten vollgebauten aber leeren Stöcke liess ich auf dem Stand stehen, in der Absicht die Schwärme, die ich von meinen übrig gebliebenen zwei Stöcken erhalten würde, darein zu fassen.

Bei herannahender Schwärmzeit bemerkte ich sofort, dass auch an diesen leeren Stöcken Bienen aus- und einflogen und beobachtete diese leeren Stöcke mit steigender Aufmerksamkeit. Jeden Morgen waren diese Stöcke am Flugloch mit Bienen besetzt, gleich den wirklich bewohnten, innen sah ich anfänglich nur wenige, doch mehrte sich der Besuch täglich und bald waren diese leeren Gebäude voll Bienen, die mit stürmischer Hast innen auf- und abliefen, die Zellen untersuchten, und kleine Unreinigkeiten daraus wegtrugen. Jeden Abend waren diese Stöcke wieder leer. Von meinen durchwinterten zwei Stöcken, von denen einer bald darauf eingieng und keine Brut hatte, also schon längere Zeit weisellos gewesen sein muss, der andere aber auch wenig Volk hatte, stammten diese Kolonisten nicht her, denn meine Stöcke waren Abends nicht bevölkert. Obwohl mir auf grössere Entfernung kein fremder Bienenstand bekannt war, musste ich doch annehmen, dass meine Stöcke von fremden Bienen in der Absicht besucht wurden, hier in einer der

ihnen geeignet erscheinenden Wohnung sich anzusiedeln. Meine Ansicht bestätigte sich am 10. Mai d. J. an welchem Tage Vormittags 9 Uhr ein schöner Schwarm auf eine der Wohnungen zuflog und in schönster Ordnung einzog. Einige Stunden darauf war an den beiden andern leeren Stöcken keine Biene mehr zu sehen. Dieser Stock wurde, weil er eine ausgebaute Wohnung hatte und die schöne Baumblüthe vollständig benützen konnte, recht gut.

Unter ganz gleichen Umständen zog am 24. Mai ein fremder Schwarm in eine der übrigen Wohnungen ein, die er ebenfalls etwa 8 Tage lang in steigender Zahl von Morgens bis Abends besetzt gehalten hatte.

An diese Thatsachen knüpfe ich nun noch einige Bemerkungen über die von den Bienen besuchten Blüthen.

Bekanntlich wird der Buchwaitzen von allen Schriftstellern als eine der Hauptnahrungspflanzen angesehen, ich habe denselben (*Polygonum fagopyrum* und *Polyg. tataricum*) schon mehrmals gebaut, aber nie eine Biene darauf gesehen. Auch heuer besäte ich ein Stück Land, das eben von Wintergerste geräumt war, am 16. Juli mit Buchwaitzen (*P. fagopyr. et tataricum* untereinander) und obgleich derselbe zu einer Zeit herrlich blühte, wo die Nahrung der Bienen schon sehr zusammenging, zeigte sich doch nie eine Biene, während sie an Boragen und Reseden sehr geschäftig waren.

Von Obstbaumblüthen wurde namentlich diejenige der Aepfel und Kirschen stark besucht.

Erwähntes Buchwaitzenstück, das einen schönen Ertrag versprach, erfror am 3. October total, während unmittelbar daneben stehende *Dahlien* unbeschädigt blieben bei 0° Réaum.

---

2) Superfötation bei Insecten.

In der Sitzung der Academie zu Paris vom 25. September 1847 berichtete Duméril für sich und im Namen von Sevres und Milne Edwards über zwei Aufsätze von Bouraler über die Eier eines *Bombyx mori*, welche fruchtbar waren ohne vorausgegangene Befruchtung des eierlegenden Weibchens durch ein Männchen. Duméril bemerkte dabei, dass diese Thatsache nicht so vereinzelt da stehe, wie der Verfasser glaubte. D. hatte selbst Gelegenheit zu beobachten, dass Insectenweibchen von sehr verschiedenen Species, besonders aber von Abend- und Nachtschmetterlingen fruchtbare Eier legten und zwar kurze Zeit nachdem sie vor seinen Augen aus der Puppe geschlöpft waren, ohne dass sie zuvor durch ein Männchen befruchtet worden wären. Bekannt ist diese Erscheinung bei den Blattläusen, von denen man im Sommer nur Weibchen findet, erst im Herbst finden sich Männchen darunter, die sich sodann mit dem Weibchen begatten. Diese legen dann Eier aus denen im nächsten Frühjahr blos Weibchen sich entwickeln. Diese erzeugen ohne Befruchtung durch Männchen Junge und diese wieder andere Junge und so fort bis an 10 Generationen, die ersten Weibchen dieser neuen Generation

kommen also schon befruchtet aus dem Eiern, so dass die Befruchtung den eierlegenden Weibchens im Herbste zuvor sich auf alle Generationen des nächsten Jahres erstreckt. Jurine beobachtete dasselbe bei den *Daphnien* unter den *Entomostraca* und Carus bei *Paludinen* unter den Mollusken. — Es wäre wichtig, diejenigen Arten von Insekten näher kennen zu lernen, bei welchen diese Eigenschaft einer Superfötation vorkommt. Ich beobachtete das Nämliche bei den sogenannten Apfel, *Gastropacha quercus*. Die hellgelben, Weibchen, welche noch überdiess weit grösser als die braunen Männchen sind, zeigten eine grosse Lebenszähigkeit, so dass wenn sie auch durch die gewöhnlichen Mittel, die glühende Nadel, das Zusammendrücken den Thorax, anscheinend getödtet sind und weder Empfindung noch Bewegung an den Antennen zeigen, doch das Abdomen noch mehrere Tage fortfährt sich zu bewegen, bis der ganze Eiervorrath ausgestossen ist. Ich spiesste solche Weibchen frisch von dem Ausschlüpfen weg und doch war ein grosser Theil der unter diesen Verhältnissen ausgestossenen Eier fruchtbar. Diese fruchtbaren Eier unterscheiden sich von den unfruchtbaren dadurch, dass sie ihre Rundung beibehalten bis zur Entwicklung, während die unfruchtbaren nach etlichen Tagen durch das Vertrocknen einsinken und eine merkliche Vertiefung zeigen, welche durch Einwärtsstülpung desjenigen Kugelsegments entsteht, das bei der Entwicklung der ganzen Raupe abgestossen wird.

Plieninger.

---

3) Ornithologische Beobachtung.

Von Forstamtsassistent Jäger zu Zwiefalten.

(Aus einem Schreiben an Prof. Dr. Th. Plieninger.)

Ew. beehre ich mich als Mitglied des Vereins für vaterländische Naturkunde die Mittheilung zu machen, dass sich im Aachthale und dessen nächsten Seitenthälern von Zwiefaltendorf bis Ehrenfels 8 Tage vor Weihnachten 1847 2 Störche (zweifelsohne ein Paar) eingefunden und sich daselbst bei einer Kälte von 5—13° und 1½′ tiefem Schnee bis Ende Januars 1848 aufgehalten haben. Dieselben befanden sich vollkommen gesund und nährten sich in derzeitiger Ermanglung an Fröschen etc. von Gruppen, welche Fischgattung die Aach in reichlichem Masse enthält.

Verwichenes Jahr (1847) wurde ein *Colymbus glacialis* auf der Donau bei Zell 1 Stund von hier geschossen (Winter 1847) und verwichenen Herbst wurden 5 wilde Schwäne auf der Donau bei Munderkingen gesehen, wovon 2 geschossen wurden.

---

4) Corydalis lutea. Dec.

Von Apotheker Valet zu Schussenried.

(Aus einem Schreiben an Prof. Dr. Th. Plieninger.)

Ew. habe ich hiemit die Ehre einen noch nicht in der Württ. Flora und Supplement aufgezeichneten Bürger unsrer vaterländischen Flora vorzustellen. Es ist diess *Corydalis lutea Dec.* zu den *Fumarianeen* gehörig, welche schon seit Menschengedenken auf der südöstlichen Seite der Stadtmauer von Rottweil in den Ritzen der Mauer sich sehr wohl gefällt und jedes Jahr üppig blüht. Ein Bekannter von mir in Rottweil erinnert sich ebenfalls seit seinem längsten Gedenken (20 bis 30 Jahren) dieser Pflanze an besagtem Standorte, und da auf mein Befragen sich Niemand entsinnen kann, dass sie jemals in der Nähe in Gärten gezogen worden wäre, so kann sie meines Erachtens füglich als wild wachsend angenommen werden.

---

5) Ein merkwürdiger Blitzschlag

nach einer Mittheilung des

Herrn O.-Amtmann v. Hoyer zu Gerabronn.

Am 2. April 1847 Abends zwischen 6 und 7 Uhr kam in den Thälern der Jaxt und Brettach und auf den sie beiderseits bekränzenden Anhöhen und Hochebenen ein starkes Gewitter zum Ausbruche. Durch einen besonders starken Schlag entlud es sich in Dünsbach, einem Pfarrdorf auf dem linken Ufer der Jaxt, in einer dadurch ausgezeichneten Bucht, dass seit Menschengedenken wie nach Tradition dort weder je Hagelschlag noch Blitzschlag vorgekommen.

Auch diessmal schien der, jeden Hausbewohner mit dem Gefühl dass er auf das eigene Haus gefallen, erschütternde Schlag keinen Schaden zurückgelassen zu haben.

Als aber der 40 Schritte von seiner unbewohnten Scheuer entfernt behauste Israelite Simson Strauss am folgenden Morgen sein einsam im Stall gestandenes Pferd füttern wollte, fand er es todt ausgestreckt an der Kette, mit aufgetriebenem Leib, verbrannter Mähne, und abgebrannten Haaren des rechten Vorderfusses, todt zu Boden liegen. Diese und die weitern Merkmale einer in das Ziegeldach der Scheuer in gerader Richtung auf den Standort und Kopf des Thiers eingeschlagenen Oeffnung, sowie ein starker Schwefelgeruch der noch jetzt den Stall durchdrang, liessen keinen Zweifel über seine Tödtung durch Blitz übrig. Kette und Hufeisen waren unverletzt, aber der Huf des rechten Fusses zerschmettert und dessen Fleisch- und Sehnenbedeckung von schwarzer Farbe.

6) Palaeozoologie.

Entwurf einer systematischen Darstellung der Fauna der Vorwelt. Von Dr. Ch. Gottl. Giebel. Merseburg 1846.

Der Verf. durch mehrere petrefactologische Abhandlungen in v. Leonhard's Jahrbüchern rühmlichst bekannt, sucht in dem vorliegenden Werk, in dem er die Paläontologie in zwei Abtheilungen in die zoologische und botanische oder in Paläozoologie und Paläophytologie trennt, durch die Aufstellung von drei geologischen Perioden, wovon die erste die Uebergangs-Gebirge, die zweite die Flöz-Gebirge, und die dritte die tertiären Gebirge befasst, durch eine systematische Zusammenstellung aller bisher bekannt gewordenen urweltlichen Gebilde des Thierreiche diese Abtheilung so vollständig als möglich darzustellen und will dann auf gleiche Weise die botanische Abtheilung behandeln.

In der erstern Periode, oder der Periode des ersten Lebens, in welcher er, wie in den nachfolgenden, 3 Typen annimmt, finden sich:

Im 1. Typus. Gastrozoa.
Amorphozoa (Phytozoa, Infusoria). Zoophyta, (Polypina, Radiata). Conchifera.

Im 2. Typus. Arthrozoa.
Palaeadae. Insecta.

Im 3. Typus. Vertebrata.
Pisces.

In der zweiten Periode. Durchgangsperiode.

Im 1. Typus. Gastrozoa.
Amorphozoa (Phytozoa, Infusoria). Polypina. Radiata. Conchifera.

Im 2. Typus. Arthrozoa.
Crustacina (Tubicolae, Crustacea). Insecta.

Im 3. Typus. Vertebrata.
Pisces. Amphibia.

In der dritten Periode des Land- und Luft-Lebens.

Im 1. Typus. Gastrozoa.
Infusoria. Polypina. Radiata. Conchifera.

Im 2. Typus. Arthrozoa.
Crustacina (Tubicolae, Crustacea). Arachnoidea. Insecta.

Im 3. Typus. Vertebrata.
Pisces. Amphibia. Aves. Mammalia.

Die Darstellung, welche zwar in der Idee nicht neu, wohl aber in der Ausführung neu ist, zeugt von einer sorgfältigen und durchdachten Zusammenstellung der vorhandenen aber sehr zerstreuten Literatur, und bietet dem Leser ein wohlgeordnetes und möglichst vollständiges Gemälde der Fauna der Vorwelt dar, und wir wünschen, dass uns der Verf. recht bald mit der ebenso sorgfältig entworfenen Flora der Vorwelt erfreuen möge.

Bergrath Dr. *Hehl.*

IV. Verkehr.

Sammlung von Futterpflanzen in getrockneten Exemplaren.

Die europäischen Futterpflanzen, eine Sammlung der für den Viehzüchter wichtigeren Pflanzen in getrockneten Exemplaren und zwar der eigentlichen Futtergewächse sowohl, als auch derjenigen, die in Zeiten des Futtermangels verfüttert werden können, der Wiesenunkräuter, sowie derjenigen Pflanzen, die durch giftige oder andere Eigenschaften beim Betriebe der Viehzucht Schaden bringen, mit beigefügter kurzer Angabe des Wissenswürdigsten über dieselben versehen und herausgegeben von R. Fr. Hohenacker. Erste aus 200 Arten bestehende Hälfte.

Es soll diese Sammlung bestehen:

1) Aus allen denjenigen in ganz Deutschland und der Schweiz freiwillig wachsenden, angebauten, oder sich für das Clima eignenden, der Aufnahme würdigen Arten, die als gute Futterpflanzen betrachtet werden können;

2) denen, die in einzelnen Gegenden Europas als Futter wichtig sind, wie unter andern einige Meeralgen und die für die Alpenwirthschaft wichtigsten Pflanzen, welche Letztere neben andern die zweite Lieferung bilden werden;

3) denjenigen häufiger vorkommenden Pflanzen, die in Fällen von Futtermangel als Aushülfe dienen können;

4) den Gewächsen, die als Gifte dem Vieh Schaden bringen, oder auf deren Produkte einen nachtheiligen Einfluss äussern, z. B. der Milch oder dem Fleisch einen übeln Geschmack mittheilen;

5) endlich denjenigen Pflanzen, die entweder in jedem Fall oder wenigstens unter gewissen Umständen als Wiesenunkräuter zu betrachten sind.

Der bei der schönen und sorgfältigen Ausstattung sehr billige Preis beträgt für die aus 200 Arten bestehende erste Hälfte der Sammlung 14 fl. rh. oder bei einfacherer Ausstattung und ohne Befestigung der Pflanzen und Etiquetten auf gewöhnlichem Papier 12 fl. rh.

Esslingen bei Stuttgart.

R. Fr. Hohenacker.

I. Angelegenheiten des Vereins.

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1. Juli 1847 bis 1. Juli 1848.

Die politischen Ereignisse im Frühjahr 1848 mussten es auch dem Vereine für vaterländische Naturkunde in Württemberg, wie so manchen andern wissenschaftlichen Vereinen gerathen erscheinen lassen, die d. J. im vorigen Jahre auf den 1. Mai nach Ulm anberaumte Generalversammlung vorerst zu vertagen, bis eine ruhigere, den wissenschaftlichen Bestrebungen günstigere Zeit erscheinen würde. Es wurde dem zu Folge, unter Rücksprache mit dem für die Generalversammlung zu Ulm designirten Geschäftsführer, Graf Mandelsloh e, der auf Vertagung der Generalversammlung gerichtete Beschluss des Ausschusses, im Laufe des April d. J. in öffentlichen Blättern bekannt gemacht.

Auch das Spätjahr 1848 schien noch nicht geeignet, um eine so zahlreiche Theilnahme der Mitglieder hoffen zu lassen, wie sie für die einer Generalversammlung vorbehaltenen Arbeiten und Beschlussnahmen wünschenswerth ist. Der Ausschuss nahm es daher über sich, die Zusammenkunft der Vereinsmitglieder in Ulm auf den 1. Mai 1849 zu vertagen. Die nächste Folge davon, die Fortdauer des im Jahr 1847 durch die Generalversammlung zu Heilbronn gewählten geschäftsleitenden Ausschusses in seiner Thätigkeit, wird voraussichtlich keine Störung herbeiführen.

Um jedoch den Mitgliedern des Vereines über die Thätigkeit ihres Ausschusses im Laufe des Jahres 1847—48 die schuldige Rechenschaft nicht vorzuenthalten und namentlich die Rechnung über Einnahmen und Ausgaben abzulegen, wurde beschlossen, den Rechenschaftsbericht gleichwohl in den Jahresheften zur Kenntniss der Mitglieder zu bringen und die Genehmigung derselben der nächsten Generalversammlung vorzubehalten.

Die Theilnahme, welcher sich unser Verein bisher zu erfreuen hatte, hat sich auch im Laufe des Jahrs 1847—48 zu erkennen gegeben, indem, trotz des Austritts einiger Mitglieder, sich die Mitgliederzahl dennoch auf der früheren Höhe durch neue Beitritte erhalten hat.

Tief zu beklagen haben wir den Tod eines unserer Ehrenmitglieder, des Freiherrn v. Ludwig auf dem Cap der guten Hoffnung, welcher sich durch seine vielfachen Sendungen naturhistorischer Gegenstände den grössten Dank aller Naturforscher des Vaterlandes erworben hatte.

Die Jahreshefte haben ihren bisherigen Gang fortgesetzt. Die Aufnahme der Meteorologie unter die Bestrebungen des Vereins, welche schon in den organischen Bestimmungen enthalten ist, hat schon mit dem 2ten Jahrgang unserer Vereinsschrift die Vermehrung der Hefte um ein 3tes Heft veranlasst, das jedoch, wie die beiden Jahrgänge 1845—47 zeigen, der Meteorologie nicht ausschliesslich eingeräumt ist. Die in dem 3ten Hefte des Jahrgangs 1846—47 erschienene Anweisung zur Anstellung der Beobachtungen und Berechnung der Resultate soll ebensowohl zu der so nöthigen Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung der Beobachtungen beitragen, als auch zur Aufforderung an Alle dienen, welche sich für diesen Zweig der Naturkunde interessiren, regelmässige und somit erfolgreiche Beobachtungen anzustellen und dem Verein einzuschicken. Noch fehlen von manchen in dieser Hinsicht interessanten Punkten Württembergs Beobachtungen, wie z. B. von den Höhen des Schwarzwaldes, den nördlichen Gegenden des Landes, den südlichen und nördlichen Theilen der Alp.

insbeſondere den Rheinuferſtaaten gegenüber, die auf der andern Seite in ihren entgegengeſetzten Anträgen über die wichtigern Fragen unter ſich mehr übereinſtimmten. Der Streit drehte ſich vorzüglich um die Höhe der Zölle * und die durch höhere Zolltarife bedingten Einrichtungen, die Beſteuerung der ausgehenden Naturprodukte und die zu Gunſten der gröſsern Staaten verlangte Annahme eines idealen Stimmenverhältniſſes.

Die Vermittelungsverſuche, welche hauptſächlich der königlich württembergiſche Hof ſich angelegen ſeyn ließ, und die der ausgezeichnete Staatsmann, den derſelbe zu dem Congreſſe bevollmächtigt hatte (Freiherr von Wangenheim) mit beharrlichem Eifer und der ihm eigenthümlichen geiſtigen Gewandtheit verfolgte, waren nicht ohne erhebliche Reſultate geblieben und die Hoffnung auf ihr vollſtändiges Gelingen noch nicht verſchwunden, als Heſſendarmſtadt, welches noch kein Grenzzollſyſtem hatte, und ohne offenbaren Nachtheil nicht länger in ſeinem dermaligen Zuſtande beharren konnte, ſich von den Verhandlungen losſagte, jedoch zugleich erklärte, nach Vollendung ſeiner Einrichtung zu einer Vereinbarung auch fernerhin die Hand bieten zu wollen.

Während der Darmſtädter Verhandlungen hatte die Verſchärfung der franzöſiſchen Mauthtarife, insbeſondere die Erhöhung der Zölle von Wolle und Schlachtvieh (im Jahr 1822) dem Handel

* Schon bei dem Beginnen der Verhandlungen (in der erſten Sitzung des Handelscongreſſes) hatte ſich der badiſche Bevollmächtigte in Bezug auf den Tarif für den Grundſatz der größten Mäßigung erklärt, und zugleich den Geſichtspunkt bezeichnet, unter welchem ſein Hof die zu Wien eingeleiteten Separatverhandlungen betrachtete. Obwohl man vor der Hand die Hoffnung hatte aufgeben müſſen, daß ſämmtliche deutſche Staaten oder außer Oeſterreich alle übrigen dem Vereine beitreten würden, ſo war dieſe Hoffnung, beim möglichen Wechſel der Anſichten, ſo wie der Perſonen und ihres Einfluſſes, doch nicht für immer verſchwunden. Daher ſollte als höheres Ziel die Gründung eines großen deutſchen Vereines ſtets im Auge behalten werden, und auch in dieſer Hinſicht ſchien ein ganz mäßiges Zollſyſtem den Vorzug zu verdienen, durch deſſen Aufſtellung man jedenfalls nicht nur die Ausführbarkeit einer Zollgemeinſchaft nachweiſen und künftige Verhandlungen über die Erweiterung des Vereines erleichtern, ſondern auch für den Fall ihres Gelingens die koſtbaren Einrichtungen an den künftigen Binnengrenzen erſparen konnte.

Ihr Ausschuss hat es sich angelegen sein lassen, mit einer Anzahl auswärtiger Gesellschaften in Verbindung zu treten und durch gegenseitigen Austausch der Schriften sowohl die Arbeiten derselben kennen zu lernen, als auch die Arbeiten des Vereins im Auslande bekannter zu machen. Es wurde dem zu Folge das Anerbieten der Gesellschaft für Freunde der Naturwissenschaften in Wien zum Austausche der Schriften angenommen; in gleiche Verbindung traten wir mit den Société géologique de France und der naturhistorischen Gesellschaft in Zürich.

In eben diesem Sinne wurde auch mit der Universität Tübingen die Uebereinkunft geschlossen, die ihrem Inhalt nach unseren Bestrebungen näher stehenden academischen Schriften und Dissertationen, welche in Tübingen herauskommen, gegen die Vereinshefte auszutauschen.

Von Büchern sind dem Verein übersandt worden:

Von Bergrath *Haidinger* in Wien:

W. Haidinger, Bericht über die Mittheilungen der Freunde der Naturwissenschaften in Wien 1. Band 1—6. Mai—Oct. 1846.
2. Band 7. November 1846.
3. Band 1847.

Von Professor *De Koningk* in Lüttich:

Memoires de la société royale de sciences de Liège. Tom. IV. 1. partie.

De Koningk, Monographie des genres Productus et Chonetes mit 20 Tafeln. Liège 1847.

Bulletin de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Tom. XIII—XIV.

Annuaire de l'académie royale etc. de Belgique. Tom. XII—XIII.

Instructions pour l'observation des phénomènes periodiques.

Observations des phénomènes periodiques.

Von Prof. Dr. *E. Glocker* in Breslau:

E. Glocker Synopsis generum et specierum mineralium secundum ordines naturales digestorum. Halae 1847.

Von Apotheker *Valet*:

Uebersicht der in der Umgegend von Ulm wildwachsenden phanärogamischen Pflanzen. Ulm 1847.

Als Fortsetzung:

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde in Nassau 3. Heft 1846.

Memoires de la société de l'histoire naturelle de Strasbourg. Tom. III. 1840—46.

Löw, vierzehnter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.

Giebel, Palaeozoologie, Entwurf einer systematischen Darstellung der Fauna der Vorwelt. Merseburg 1846.

Von Apotheker *Voelter* zu Bönnigheim wurden Knollen und Samen von Bunium Bulbacastanum eingesendet, welche bis jetzt in Württemberg selten aufgefundene Pflanze auf den Ackerfeldern in der Gegend des untern Neckars nach dem Bericht des Herrn Einsenders in grosser Zahl wächst, so dass die Knollen von den Kindern bei der Ackerbestellung im Spätjahr nicht selten gesammelt und verspeist werden.

Die Mitglieder des Vereins haben auch dieses Jahr beschlossen, durch mündliche Vorträge für das grössere Publikum den immer reger werdenden Antheil an naturwissenschaftlichen Studien zu fördern und desshalb vorläufig den, wenn gleich bis jetzt noch nicht zur Vollführung reifen Entschluss gefasst, nach einem geordneten Plane Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände zu halten. Die Vorträge für die Vereinsmitglieder wurden im Winter 1847—48 gehalten von Reallehrer Fritz über eine übersichtliche Vergleichung des Körperbaus der Säugethiere und der Vögel; von Oberamtsarzt Dr. Blumhardt über Aetherisation; von Dr. Otto Seyffer über Galvanismus, von Prof. Dr. Köstlin über den Instinct.

Die Rechnungsablegung unseres Vereinscassiers, Hrn. Apotheker Weismann, welche unser Vereinsmitglied, Herr Oberrevisor Romig mit grösster Bereitwilligkeit zu revidiren übernommen hat, ist folgende. Wir finden uns hiebei verpflichtet, diesen beiden geschätzten Mitgliedern für ihre uneigennützigen Bemühungen zu Sicherstellung unserer Vereinsrechnung unsern verbindlichen Dank öffentlich auszudrücken.

Uebersicht über den Vermögensstand des Vereins von dem Cassier Apotheker Weismann.

Zusammenstellung der Rechnung des 3. Jahres 1847.

Einnahme.	fl.	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 383 mit 402 Actien.				
Es haben bezahlt 353, à 2 fl. 42 kr.	953	6		
In Ausstand sind geblieben 49 . .	132	18		
An Zinsen erhalten	61	21	1146	45
Der Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt mit Einschluss der 40 Actien-Ausstände	—	—	1579	45
Summe			2726	30

Ausgaben.	fl.	kr.	fl.	kr.
Druckkosten der Vereinsschriften .	862	31		
Annoncen, Diplome, Porto etc. . .	82	31	945	2
4 nicht bezahlte Beiträge	10	48		
Ausstand von 25 Actien pr. 1846 .	67	30		
— von 49 — pr. 1847 .	132	18	210	36
Baar in Cassa	—	—	—	52
Anlehen bei Gavard, Spring & Comp.	—	—	1570	—
Summe			2726	30

Dem Verzeichniss der im vorigen Jahr dem Verein beigetretenen Mitglieder sind noch beizufügen die Herren:

Dr. Beta Assistent an dem anatomisch-physiolog. Cabinet in Tübingen.
Dillenius, Decan in Weinsberg.

Da von den zwei vorangegangenen Jahren 4 Actien in Abgang gerechnet werden mussten, so blieb die Mitgliederzahl pr. 1847 der von 1846 gleich, nämlich 383 mit 402 Actien.

Der 4. Jahrgang 1848 zählt 385 Mitglieder mit 404 Actien; es sind demselben folgende Herren beigetreten.

Kerner, Theobald Dr. in Weinsberg.
Kehrer, Ober-Reallehrer in Heilbronn.
Leyh, Oberlehrer an der Thierarzneischule in Stuttgart.
Gessler, Apotheker in Wurzach.
Stalb, Apotheker in Calw.
Müller, Carl, Buchhändler in Stuttgart.
Müller, Medic. Dr. in Rothenburg.
Wieser, Lithograph in Stuttgart.
Bruckmann, Dr. in Radolfzell.
Knapp, Pfarrer in Neckarthailfingen.
Neubert, Particulier in Stuttgart.
Roser, Gustav, Chemiker in Stuttgart.
Schill, Buchhändler in Stuttgart.
Tienemann, Buchhändler in Stuttgart.

Dagegen sind ausgetreten die Herren:

Kreuser, Apotheker, Stadtrath in Stuttgart.
Schauber, Friedr. in Calw.
Goetz, Hofbank-Cassier in Stuttgart.
Rueff, Adolph, Thierarzt in Hohenheim.
Dornfeld, Kammeralverwalter in Heidenheim.
Mohr, Paul, in Esslingen.
Fribolin, Forstassistent in Neuenstadt.
Reinhard, Präceptor in Cannstadt.
Hesse, preuss. Gesandtschafts-Secretär in Stuttgart.

Durch den Tod haben wir verloren:

v. Springer, Kaufmann in Issy.
Hüttenschmidt, Med. Dr. in Stuttgart.

Zusammenstellung der Rechnung des 4. Jahres 1848.

Einnahme.	fl.	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 385 mit 404 Actien.				
Es haben bezahlt 341 à 2 fl. 42 kr.	920	42		
In Ausstand sind geblieben 63 . .	170	6		
An Zinsen erhalten	95	11	1185	59
24 ältere bezahlte Actien	—	—	64	48
Der Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt mit Einschluss der in Ausstand befindlichen 50 Actien . .	—	—	1705	52
Summe			2956	39

Ausgaben.	fl.	kr.	fl.	kr.
Druckkosten der Vereinsschriften, Annoncen, Diplome, Porto etc. . .	—	—	414	11
In Ausstand 21 Actien von 1846 .	56	42		
— — 29 — — 1847 .	78	18		
— — 63 — — 1848 .	170	6	305	6
Baar in Cassa	367	22		
Anlehen bei Gavard, Spring & Comp.	1870	—	2237	22
Summe			2956	39

III. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Die Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse Stuttgarts im Jahre 1847.

Von Dr. G. Cless.

Seit den bis zu Ende des Jahres 1833 reichenden Arbeiten des verewigten Professor Schübler, meines verehrten Lehrers, welchem das Verdienst der ersten Anregung und Pflege einer vaterländischen medicinischen Statistik gebührt, ist den Geburts- und Sterblichkeitsverhältnissen Stuttgarts keine weitere Bearbeitung mehr zu Theil geworden. Ich habe mich entschlossen diese Arbeiten wieder aufzunehmen, und liefere hier als erste Probe davon die Ergebnisse des leztverflossenen Jahres 1847. Wenn ich aber meine Arbeit gerade diesen Blättern einverleibe, so geschieht es in der Ueberzeugung dass sie daselbst nicht am unrechten Platze stehe. Es ist ein Stück vaterländischer Naturgeschichte, was ich hier gebe, eine Nachweisung der höheren Gesetze des Lebens, wie die Statistik mit der strengen Methode der Zahlen sie aufschliesst, und deren besonderer Modifikationen in dem Organismus der Bevölkerung Stuttgarts. — Das Material meiner Arbeit musste ich aus dem Stuttgarter Kirchenregister schöpfen. Es gehört eine grosse Lust an der Statistik dazu, um dem wahrhaft ekeln Geschäfte der Benützung dieses Buches in seiner dermaligen Gestalt zu einer wissenschaftlichen Arbeit sich zu unterziehen. Sollte es mir gelingen unsere städtische Behörde dahin zu vermögen dass sie das Kirchenregister einer geordneten officiellen Redaktion und Ausgabe würdigt, so wären zukünftige Arbeiten dieser Art ungemein erleichtert, neben dem dass sie an Zuverlässigkeit und Vollständigkeit gewännen. — Zahlen und Tabellen allein sind todte Massen, sie müssen erst belebt werden durch

Raisonnement und Auslegung. Dies zu thun habe ich mich möglichst bestrebt. Wo ich konnte, habe ich die Ergebnisse des einzelnen Jahres vergleichend an die früherer Perioden gehalten, für einzelne grössere und wichtigere Verhältnisse die besondern Resultate der lezten zehn Jahre denen des Jahres 1847 zur Seite gestellt, ferner — wo die Notizen mir zur Hand waren — die Ergebnisse der Hauptstadt mit denen des ganzen Landes verglichen und endlich zur Feststellung des Gesamtcharakters der Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse unserer Stadt eine Vergleichung derselben mit denen anderer grösserer Städte gegeben. Vor Allem habe ich mich bestrebt die im Kleinen gewonnenen Ergebnisse anzuknüpfen an die Errungenschaften der Statistik im Grossen und ihren Zusammenhang mit den allgemeinen Gesetzen nachzuweisen. Dass einzelne Zahlen der Tabellen und einzelne Berechnungen über Verhältnisse die erst in grösseren Perioden zu einem Ergebnisse führen können, in dem Berichte eines einzigen Jahres noch unfruchtbar und ohne bestimmtere Geltung dastehen, liegt in der Natur der Sache; sie durften aber nicht ausgeschlossen bleiben, indem sie als Material für Resultate dienen, welche erst die eine Reihe von Jahren in gleicher Art fortgesetzte Arbeit auszubeuten im Stande sein wird.

I. Tabelle über die Geborenen des Jahres 1847.

Monat.	Gesamtzahl der Geborenen			Hierunter Uneheliche			Zwillinge		
	männl.	weibl.	Summe	männl.	weibl.	Summe	männl.	weibl.	Zahl d. Paare.
November 1846	66	64	130	21	14	35	1	1	1
December	63	64	127	11	12	23	2	—	1
Januar 1847	63	71	134	18	31	49	2	—	1
Februar	51	60	111	17	20	37	—	—	—
März	74	67	141	17	13	30	3	3	3
April	41	44	85	10	13	23	—	—	—
Mai	70	39	109	22	11	33	1	1	1
Juni	42	37	79	8	10	18	1	3	2
Juli	67	53	120	12	14	26	5	3	4
August	58	40	98	13	7	20	1	1	1
September	64	70	134	12	16	28	—	3	1
Oktober	45	43	86	10	8	18	—	2	1
Total	704	652	1356	171	169	340	16	16	16

II. Tabelle über die Gestorbenen des Jahres 1847.

	December 1846			Januar 1847			Februar			März			April			Mai			Juni			Juli			August			Septbr.			Octob.			Novbr.			Summa		
	m.	w.	S	m.	w.	S.	m.	w.	S.	m.	w	S	m.	w.	S.	m.	w	S.	m.	w.	S.	m.	w.	S.	m.	w.	S.	m.	w.	S.	m.	w.	S.	m.	w.	S.	m.	w.	Sum.
todtgebor.	5	3	8	6	6	12	2	2	4	—	1	1	12	3	15	6	1	7	5	—	5	4	1	5	2	4	6	6	1	7	1	6	7	4	2	6	53	30	83
gestorb.im 1.Lebensj.	10	11	21	13	6	19	9	6	15	9	8	17	18	11	29	13	10	23	9	10	19	21	8	29	33	18	51	18	18	36	18	9	27	12	7	19	183	122	305
im 2. Lebj.	2	2	4	2	4	6	2	1	3	8	2	10	3	1	4	2	1	3	3	—	3	1	2	3	5	7	12	7	5	12	1	—	1	1	3	4	37	28	65
v. 2—5 J.	1	2	3	2	1	3	5	3	8	—	2	2	—	3	3	3	—	3	4	6	10	2	1	3	2	2	4	2	—	2	3	1	4	3	2	5	27	23	50
„ 6—9 „	1	—	1	2	—	2	—	—	—	2	1	3	—	2	2	—	1	1	1	—	1	1	—	1	—	—	—	1	—	1	1	—	1	1	1	2	10	5	15
„ 10—14 „	1	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	2	1	—	1	—	—	—	2	—	2	1	—	1	—	2	2	7	4	11
„ 15—19 „	1	1	2	1	—	1	—	—	—	—	3	3	1	1	2	2	1	3	—	3	3	1	—	1	1	—	1	1	1	2	—	2	2	1	1	2	9	13	22
„ 20—29 „	4	—	4	7	1	8	5	3	8	—	3	3	4	9	13	6	2	8	4	2	6	5	1	6	4	4	8	3	1	4	5	6	11	2	6	8	49	38	87
„ 30—39 „	4	1	5	9	1	10	2	1	3	1	3	4	1	5	6	5	4	9	6	2	8	5	2	7	1	—	1	—	1	1	3	2	5	3	2	5	40	24	64
„ 40—49 „	5	3	8	8	2	10	2	4	6	4	1	5	7	4	11	6	5	11	1	3	4	1	—	1	2	2	4	2	—	2	7	5	12	5	5	10	50	34	84
„ 50—59 „	4	5	9	3	3	6	1	6	7	4	2	6	4	1	5	2	3	5	1	3	4	—	2	2	3	3	6	2	6	8	3	2	5	4	2	6	31	38	69
„ 60—69 „	1	6	7	4	8	12	1	9	10	5	4	9	9	5	14	2	3	5	3	5	8	1	6	7	1	2	3	1	2	3	6	6	12	7	4	11	41	60	101
„ 70—79 „	1	4	5	10	3	13	4	3	7	3	4	7	6	5	11	2	4	6	5	2	7	2	4	6	1	5	6	2	2	4	2	1	3	1	10	11	39	47	86
„ 80—89 „	—	3	3	2	2	4	—	3	3	2	1	3	—	1	1	—	1	1	2	—	2	—	—	—	—	—	—	1	—	1	1	1	2	4	1	5	12	13	25
„ 90—99 „	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Total . .	40	41	81	69	38	107	33	41	74	40	35	75	65	51	116	49	36	85	45	37	82	45	27	72	55	47	102	48	37	85	52	41	93	48	48	96	589	479	1068

§. 1. *Verhältniss der Geburten zur Bevölkerung.*

Nach der amtlichen Zählung vom 3. December 1846 betrug an diesem Tage die Bevölkerung Stuttgarts (ohne die Weiler), d. h. die Gesamtzahl der Ortsanwesenden — 44,554. Die Zahl der im Jahre 1847 (oder vielmehr — was durch die Einrichtung unseres Kirchenregisters geboten war — vom 1. November 1846 bis lezten Oktober 1847) geborenen Kinder ist 1356. Hieraus ergibt sich für das genannte Jahr ein Verhältniss der Geburten zur Bevölkerung = 1 : 32,8. Im Herbst 1825 betrug die Bevölkerung Stuttgarts 31,854 Seelen; in den 11 Jahren von 1823—33 wurden in Stuttgart geboren 10,590 Kinder, somit im Durchschnitt jährlich 962 (nach Schübler und Stimmel: Untersuchungen über die Bevölkerung, Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse von Stuttgart. Inaugural-Dissertation. Tübingen 1834). Dies ergibt für den genannten Zeitabschnitt ein mit dem des Jahres 1847 fast völlig übereinstimmendes Verhältniss der Geborenen zur Bevölkerung = 1 : 32,7. In ganz Württemberg war dasselbe nach den Mittheilungen des statistisch-topographischen Bureaus (Württemberg. Jahrbücher 1843. 2. Heft) in dem Jahrzehend von 1832—42 = 1 : 27,12.

§. 2. *Verhältniss der Geborenen zu den Gestorbenen.*

Beifolgende Tabelle gibt eine Uebersicht der Zahl der Geburten und Todesfälle und ihres gegenseitigen Verhältnisses in den lezten zehn Jahren.

Jahr.	Geboren.	Gestorben.	Differenz.	Verhältniss der Gestorbenen zu den Geborenen.
1838	1176	943	233 mehr geb.	100 : 124
1839	1222	931	291 — —	100 : 131
1840	1237	1034	203 — —	100 : 119
1841	1383	1059	324 — —	100 : 130
1842	1219	1068	151 — —	100 : 114
1843	1190	1016	174 — —	100 : 117
1844	1244	954	290 — —	100 : 130
1845	1420	1177	243 — —	100 : 120
1846	1385	1045	340 — —	100 : 132
1847	1356	1068	288 — —	100 : 126
1838—47	12832	10295	2537 — —	100 : 124

Das Uebergewicht der Geborenen über die Gestorbenen war in früherer Zeit weit nicht so beträchtlich. In den Jahren 1812 bis 1833, über welche Schübler und Stimmel Berechnungen angestellt haben, kam dreimal der Fall vor dass die jährliche Zahl der Gestorbenen die der Geborenen überwog; der Ueberschuss der Geborenen über die Gestorbenen betrug in den 22 Jahren zusammen nur 1987, somit noch um ein Viertheil weniger als in den leztvergangenen 10 Jahren; und das Verhältniss der Gestorbenen zu den Geborenen ergab sich von 1812 — 33 =100:110, in dem Jahrzehend 1838—47 dagegen wie 100:124.*)

Bei Schätzung dieser Verhältnisse müssen wir in Anschlag bringen, dass die Gründung, beziehungsweise erweiterte Wirksamkeit und zweckmässige Einrichtung der Heil- und Versorgungsanstalten unserer Stadt samt der Verbesserung der öffentlichen Gesundheitspflege überhaupt zum grössten Theile in die Zeit nach jener der Schübler'schen Berechnung zu Grunde gelegten Periode fällt, dass die hiesige Gebäranstalt zum Schutze der neuen Leben ihren mütterlichen Schoss aufgethan und damit auch einen direkten Zuwachs von Geburten der Residenz zugeführt und dass im lezten Jahrzehend keine verheerende Seuche die Stadt heimgesucht hat. Als Arzt endlich darf ich es nicht versäumen darauf aufmerksam zu machen, wie in diesem Zeitraume gegen früher die Zahl der Heilkünstler selbst in unserer Stadt in stärkerem Verhältnisse als alle übrigen Gesundheits- und Lebensverlängerungsinstitute sich vermehrt hat. War schon das Resultat der Schübler'schen Periode ein günstiges im Vergleich zu dem der früheren Zeiten zu Anfang dieses und der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so ist aus unserer Zusammenstellung vollends ersichtlich, wie die Friedensjahre bis jezt in steigender Progression befruchtend auf das Wachsthum der Bevölkerung gewirkt haben.

Die Verhältnisse der einzelnen Jahre unseres Decenniums zeigen eine ziemliche Stabilität. Die Zahl der jährlichen Geburten schwankt zwischen 1190 und 1420, die der Todesfälle zwischen

*) Ganz dasselbe Verhältniss (100 : 124) ergibt sich für ganz Würtemberg in dem Jahrzehend von 1832—42 (nach den Mittheilungen des statist.-topograph. Bureaus).

des ſüdweſtlichen Deutſchlands eine neue Wunde geſchlagen, und die Veranlaſſung zu gemeinſchaftlichen Retorſionen mehrerer Staaten gegen Frankreich gegeben.

Der heſſiſche Tarif führte ebenfalls neue Beſchränkungen herbei, deren Wirkungen in dem Verkehre mit Baden man durch eine Uebereinkunft über interimiſtiſche, wechſelſeitige Erleichterungen im Jahr 1824 zu mildern ſuchte.

Die Verhandlungen über den Verein ruhten nun, bis Bayern und Württemberg vorläufige Verabredungen über eine Punktation getroffen hatten, welche die Grundlage der Negociationen bildeten, die zwiſchen dieſen Staaten, ſodann Baden, Heſſen und Naſſau im Jahre 1825 zu Stuttgart eröffnet wurden. Eine weſentliche Abweichung von den frühern Grundlagen beſtand in dem, wenn wir nicht irren, urſprünglich von Heſſen ausgegangenen ſehr zweckmäßigen Vorſchlage, wornach keine gemeinſchaftliche Centralverwaltungsbehörde beſtellt, ſondern jedem Staate die ſelbſtſtändige Zolladminiſtration, nach der Vorſchrift der gemeinſchaftlich verabredeten Geſetze, unter angemeſſener Controle, überlaſſen werden ſollte, und welcher, indem er auch bei ſpätern Verhandlungen benutzt wurde, und große Schwierigkeiten beſeitigte, von entſchieden günſtigem Einfluß auf die Entwickelung der Vereinsangelegenheit war.

Auch die Stuttgarter Verhandlungen führten bekanntlich nicht zu dem gewünſchten Reſultate.

Der hier beabſichtigte ſüddeutſche Verein ſcheiterte, nachdem man ſich über verſchiedene frühere Streitpunkte verſtändigt hatte, oder noch zu verſtändigen hoffen konnte, an der entſchiedenen Weigerung Badens, einen Tarif anzunehmen, den es, in einer ſolchen engern Verbindung einer geringern Anzahl von deutſchen Staaten, der Lage und den Intereſſen ſeines Landes nicht für angemeſſen hielt *

Wurde aber das Ziel der mehrjährigen Darmſtädter und Stuttgarter Verhandlungen auch verfehlt, ſo blieben ſie doch nicht ohne fruchtbaren Einfluß auf die Entwickelung der Handelsangelegenheit

* Die Gründe, aus welchen Baden das von Bayern und Württemberg verlangte Zollſyſtem nicht annehmen konnte, ſind ausführlich entwickelt in der bereits angeführten Denkſchrift für den Beitritt Badens zum großen deutſchen Zollvereine, Karlsruhe, 1833.

931 und 1177, das Verhältniss der Geborenen zu den Gestorbenen zwischen 114 und 132 zu 100.

§. 3. *Verhältniss der Knaben zu den Mädchen unter den Geborenen.*

Es wurden geboren 704 Knaben und 652 Mädchen; hieraus ergibt sich das Verhältniss der weiblichen Geburten zu den männlichen wie 100 : 107,9. Das Uebergewicht der männlichen Geburten über die weiblichen ist eines der konstantesten und allgemeinsten Gesetze der vitalen Statistik; es hat sich bis jetzt aller Orten wo Zählungen angestellt wurden, in ganzen Ländern wie in einzelnen Städten, in grösseren wie in kleineren Zeitabschnitten bewährt, und als Mittel wird im Allgemeinen das Verhältniss von 20 : 21 oder von 100 : 105 angenommen. In Württemberg betrug dasselbe nach einem Durchschnitt der 18 Jahre von 1812 — 29 100 : 105,7, in dem Jahrzehend von 1832—42 100 : 106. Nach Schübler und Stimmel war es in Stuttgart im Allgemeinen etwas geringer; eine Zusammenstellung von 102 Jahren lieferte ein Verhältniss von 100 : 104,7. Das Jahr 1847 hat sich somit durch ein ungewöhnlich starkes Uebergewicht der männlichen Geburten über die weiblichen bemerklich gemacht.

§. 4. *Zwillingsgeburten.*

Die Zahl der Zwillingsgeburten im Jahre 1847 betrug 16; sie lieferten gleich viel Knaben und Mädchen, d. h. je 16; in der Hälfte der Fälle, 8mal, waren die Zwillinge Pärchen, 4mal waren es 2 Knaben, 4mal 2 Mädchen. Auf 84 Geburten kam 1 Zwillingsgeburt. In ganz Württemberg war dieses Verhältniss nach Riecke (Beiträge zur geburtshülflichen Statistik Württembergs 1827) in den Jahren 1821—25 = 1 : 85.

Drillingsgeburt kam in diesem Jahre keine vor.

§. 5. *Todtgeborene.*

Die Zahl der todtgeborenen Kinder betrug 83, worunter 53 Knaben und 30 Mädchen. Das Verhältniss der todtgeborenen

Kinder zu den lebendig geborenen ist = 1 : 15,3. Dasselbe Verhältniss war in ganz Württemberg nach Riecke in dem Decennium von 1812—22 = 1 : 25, in Stuttgart nach Schübler in dem Decennium von 1823—33 = 1 : 19,1. Schon Schübler macht die Bemerkung, dass die Zahl der todtgeborenen Kinder in Stuttgart seit einer langen Reihe von Jahren auffallend sich vermehrt habe; diese Zunahme scheint bis auf die neueste Zeit fortgedauert zu haben.

Dass weit mehr Knaben als Mädchen todt zur Welt kommen, dass unter den Todtgeborenen die Zahl der Knaben die der Mädchen in noch weit stärkerem Verhältniss überwiegt als unter den Geburten überhaupt, ist ein aller Orten durch die Statistik erhobenes Gesetz.*) In ganz Württemberg kamen nach Riecke auf 100 todtgeborene Mädchen 144 todtgeborene Knaben. Für Stuttgart ist dieses Verhältniss im Jahre 1847 sogar = 100:176.

§. 6. *Unehliche.*

Die Zahl der unehlichen Kinder betrug in diesem Jahre nicht weniger als 340, 171 Knaben und 169 Mädchen. Schon im Jahre 1834 bemerkt Schübler, dass das Verhältniss der ehlichen zu den unehlichen Kindern seit den letzten 130 Jahren sich bedeutender als irgend ein anderes geändert und die Zahl der Unehlichen nur mit wenig Unterbrechungen bis in die neuste Zeit sich vermehrt habe. In den Jahren 1831—33 war das Verhältniss der unehlichen zu den ehlichen Kindern = 1 : 5,9; im Jahre 1847 stellt es sich heraus = 1 : 2,9 (340 unehliche, 1016 ehliche); und zwar ist dieses Verhältniss nicht als ein gerade für das letzte Jahr besonders ungünstig ausgefallenes zu betrachten, sondern die Summirung der ehlichen und unehlichen Geburten der letzten 10 Jahre ergibt für das ganze Jahrzehend genau dasselbe Verhältniss wie das des letzten Jahres, d. h.

*) Das Uebergewicht der Knaben über die Mädchen zeigt sich nicht nur bei den Todtgeborenen, sondern auch bei den schweren, künstliche Hülfe erfordernden Geburten. Knaben werden im Durchschnitt schwerer geboren als Mädchen, weil die Dimensionen ihres Körpers und namentlich des Kopfes grösser sind; ihr Leben ist bei der Geburt grösseren Gefahren ausgesetzt, und geht deshalb auch häufiger zu Grunde.

= 1 : 2,9 (3239 unehliche, 9593 ehliche Kinder). Bekannt ist dass die Residenz in diesem Punkte von den Sünden des ganzen Landes auf sich nimmt, das einen grossen Theil seiner unehlich Geschwängerten in die Gebäranstalt nach Stuttgart schickt; eine Ausscheidung letzterer für die Berechnung der Stuttgart allein zukommenden unehlichen Kinder ist aber nicht wohl möglich. Nichts desto weniger ist das obige Verhältniss ein sehr starkes und erschreckend durch die rasche Progression in der es bis jetzt sich gesteigert hat. Zwar ist es noch besser bei uns als in München, wo, wie es heisst, die Zahl der unehlichen Kinder die der ehlichen übersteigt; aber mit Paris, wo das Verhältniss im Mittel = 1 : 2,84 ist, hat Stuttgart bereits sich gleich gestellt. In ganz Württemberg war das Verhältniss der unehlichen Kinder zu den ehlichen in den Jahren 1823 — 33 = 1 : 7,2, im Jahrzehend von 1832—42 = 1 : 7,6.

Wir haben oben von der Ueberzahl der Knaben über die Mädchen bei den Geburten im Allgemeinen gesprochen. So konstant dieses Gesetz aller Orten und zu allen Zeiten sich bewähret, ebenso konstant zeigen die unehlichen Geburten hievon eine Abweichung: unter ihnen ist durchaus — wo immer man bis jetzt diese Zählung vorgenommen hat — die Zahl der Knaben geringer als unter den ehlichen; entweder ist die Zahl der unehlichen Knaben selbst kleiner als die der Mädchen, oder ist doch jedenfalls das Verhältniss der Ueberzahl der ersteren geringer als unter den ehlichen. Nach Schübler war in den 11 Jahren von 1823—33 bei den unehlichen Geburten Stuttgarts das Verhältniss der Knaben zu den Mädchen wie 100 : 102,6 (also mehr Mädchen als Knaben); in ganz Württemberg kamen in den Jahren 1812—19 je auf 100 geborene Mädchen bei den ehlich Geborenen 105,9, bei den Unehlichen dagegen nur 103,6 Knaben. Im Jahre 1847 wurden in Stuttgart geboren 171 unehliche Knaben und 169 unehliche Mädchen, auf 100 Mädchen 101,1 Knaben; bei den ehlichen Geburten dagegen ergibt sich das Verhältniss = 100 : 110,3, bei beiden zusammen, wie wir oben gesehen haben, = 100 : 107,9. *)

*) Zur Erklärung dieses räthselhaften, als allgemeines Gesetz feststehenden Verhältnisses ist mir die Vermuthung gekommen: liegt nicht der

§. 7. *Einfluss der Jahreszeiten auf die Geburten.*

Schübler hat aus einer Summirung der Geburten von 32 Jahren das Resultat erhalten, dass in Stuttgart das Maximum der Geburten auf den Winter, das Minimum auf den Sommer fällt. Dasselbe Resultat: dass im Winter die meisten, im Sommer die wenigsten Kinder geboren werden, ergeben die Geburtstabellen von Württemberg, von Belgien, von Paris, Berlin und Hamburg. Es scheint somit ein wenigstens für unsere Zone allgemeines Gesetz zu sein.

Im Jahre 1847 wurden in Stuttgart geboren:
im Winter (Dec. bis Febr.) 372 (hierunter unehliche 109),
im Frühling (März bis Mai) 335 (. . . . . 86),
im Sommer (Juni bis Aug.) 297 (. . . . . 64),
im Herbst (Sept. bis Nov.) 352 (. . . . . 81).

Wir finden somit das obige im Grossen konstatirte Gesetz (denn mit der grösseren Anzahl von Thatsachen nimmt natürlich die Regelmässigkeit der Resultate zu, und statistische Gesetze lassen sich nur aus grossen Zahlen ableiten) auf eine überraschende Weise auch in den kleinen Zahlen eines einzigen Jahres wieder. Auch hier lieferte der Winter die meisten, der Sommer die wenigsten Geburten; und selbst bei der kleinen Anzahl der unehlichen Geburten ist das Ergebniss dasselbe, und zwar in einer für Maximum und Minimum noch stärker ausgesprochenen Proportion.

Wenn im Winter die meisten Kinder geboren werden, so fällt demnach das Maximum der Empfängnisse in den Frühling;

Grund der Erscheinung darin, dass vielleicht bei den Erstgeburten im Allgemeinen das Verhältniss der Knaben zu den Mädchen ein anderes ist als bei den späteren Geburten? Wäre dies nachgewiesen — eine solche Nachweisung ist mir aber nicht bekannt —, wäre namentlich nachgewiesen dass bei den Erstgeburten verhältnissweise mehr Mädchen zur Welt kommen als bei den späteren Geburten, so hätten wir den fraglichen Knoten auf die einfachste und natürlichste Weise gelöst, insofern man annehmen muss dass unter den unehlichen Geburten verhältnissweise immer weit mehr Erstgeburten vorkommen als unter den ehlichen.

und zwar nimmt nach den Berechnungen aus grösseren Zahlen sowohl für Stuttgart (nach Schübler) als für andere Städte und Länder (nach Quetelet: über den Menschen, übersetzt von Dr. Riecke. 1838) unter den einzelnen Monaten artiger Weise gerade der Mai die oberste Stelle in dieser Beziehung ein, indem der Februar die meisten Geburten zählt. So können fürder die Dichter, wenn sie von „Lenz und Liebe" und von „Maienlust" singen, nicht blos an die allgemeinen Gefühle der Menschenbrust sondern auch an die Resultate der Statistik appelliren. — Das Minimum der Geburten im Sommer (vorzugsweise Juni und Juli) weist auf ein Minimum der Empfängnisse im Herbst (vorzugsweise September und Oktober) zurück.

Sind auch diese Differenzen zwischen dem Maximum und Minimum der Geburten (beziehungsweise der Empfängnisse) nicht bedeutend (die beiden monatlichen Extreme der aus der Schübler'schen Zusammenstellung von 33 Jahren für Stuttgart sich ergebenden Mittelverhältnisse verhalten sich wie 100 : 107 *), so geht doch daraus hervor, dass — obgleich der Mensch von den Thieren unter Anderem durch den Mangel einer bestimmten Brunst- und Wurfzeit sich auszeichnet — dennoch die Jahreszeiten einen konstanten Einfluss auf die Energie der Zeugungskräfte äussern, die ihren bestimmten jährlichen Cyklus mit einer Fluth im Frühling und einer Ebbe im Herbst durchläuft.

§. 8. *Ehen.*

Schübler hat das Verhältniss der Fruchtbarkeit der Ehen berechnet aus einer Vergleichung der Zahl der in einem längeren Zeitraume ehlich geborenen Kinder mit der Zahl der geschlossenen Ehen. Wenden wir diese Berechnung auf das lezte Jahrzehend an, so erhalten wir folgende Zusammenstellung:

*) Dieselben sind übrigens nach Quetelet in den Niederlanden bedeutender als bei uns, und sprechen sich daselbst, was sehr bemerkenswerth erscheint, auf dem platten Lande, d. h. in den Dörfern, viel deutlicher aus als in den Städten (die monatlichen Extreme verhalten sich auf ersterem wie 83 : 117, in letzteren wie 89 : 112).

Jahr.	Ehen.	Ehlich geborene Kinder.
1838	215	965
1839	243	936
1840	199	944
1841	189	1020
1842	275	903
1843	242	879
1844	274	911
1845	262	1013
1846	256	1006
1847	285	1016
1838—47	2442	9393

Hieraus ergibt sich das Verhältniss der Trauungen zu den Taufen oder mit andern Worten die Fruchtbarkeit der Ehen = 1 : 3,9. In den Jahren 1812—33 betrug dasselbe nach Schübler 1 : 4,12. Die Fruchtbarkeit der Ehen in Stuttgart scheint sich demnach gegen früher etwas vermindert zu haben. In ganz Württemberg kamen (nach Schübler) nach einem Durchschnitt der 18 Jahre von 1812—1829 auf eine Ehe im Mittel 4,83 Kinder. Die Fruchtbarkeit der Ehen auf dem Lande scheint somit grösser zu sein als die der Ehen in der Residenz. (Vielleicht liegt der Grund hievon auch darin, dass die Ehen auf dem Lande im Durchschnitt wohl in einem früheren Alter geschlossen werden als in der Stadt.)

Bei einer Gesamtbevölkerung Stuttgarts von 44,554 Seelen wurden im Jahre 1847 285 Ehen geschlossen; es kam somit eine Heirath auf 156 Einwohner. In den Jahren 1822—1833 war das Verhältniss der Ehen zur Bevölkerung etwa = 1 : 168. Das Heirathen hat sich demnach in unserer Stadt seit den lezten 20 Jahren zum Wenigsten nicht vermindert.

§. 9. *Verhältniss der Gestorbenen zur Bevölkerung.*

Bei einer Gesamtbevölkerung Stuttgarts von 44,554 Seelen starben daselbst im Jahre 1847 — mit Einschluss der Todtgeborenen — 1068. Hieraus ergibt sich ein Sterblichkeitsverhältniss von 1 : 41,6 (oder 2,39 von 100). In den 12 Jahren von

1822—32 war dasselbe = 1 : 37,7, im Jahre 1840 (Jahrb. d. statist.-topograph. Bureaus 1843) = 1 : 40,3. Diese Zahlen liefern einen neuen Beweis für die schon oben (bei dem Verhältnisse der Geborenen zu den Gestorbenen) zur Sprache gekommene offenbare Verminderung der Sterblichkeit in unserer Stadt.

Dass die Sterblichkeit in der Residenz stets günstiger sich herausstellen werde als die Sterblichkeit auf dem Lande, lässt sich mit Bestimmtheit deshalb erwarten, weil erstere eine unverhältnissmässig grosse Anzahl von Einwohnern aus der gesünderen, einer geringeren Sterblichkeit unterworfenen Altersklasse, dem Jünglings- und ersten Mannesalter, zählt (Dienstboten, Arbeiter, Militär). Es hat sich hierin auch von jeher ein beträchtlicher Unterschied ergeben. Während nach Schübler das Sterblichkeitsverhältniss Stuttgarts (mit Ausschluss der Todtgeborenen) von 1822—33 = 1 : 40 sich ergab, war dasselbe in den benachbarten Oberämtern Cannstatt, Ludwigsburg, Leonberg, Esslingen etc. zwischen 1 : 31 und 33. In dem Jahrzehend von 1832—42 war das Sterblichkeitsverhältniss in ganz Württemberg = 1 : 28,8 (oder 3,47 von 100); und keines der einzelnen Oberämter erreichte die günstigen Resultate der Residenz.

§. 10. *Verhältnisse der Sterblichkeit nach Geschlechtern und Altersstufen.*

Die Bevölkerung Stuttgarts bestand, nach der Zählung vom 3. December 1846, aus 22,618 männlichen und 21,936 weiblichen Einwohnern. Gestorben sind im Jahre 1847 (mit Einschluss der Todtgeborenen) 589 männliche und 479 weibliche Individuen. Das Sterblichkeitsverhältniss stellt sich somit beim männlichen Geschlechte = 1 : 38,4, beim weiblichen = 1 : 45,8 heraus.

Wie das Ueberwiegen der männlichen Geburten über die weiblichen ein durch die Statistik erhobenes, mit merkwürdiger Gleichmässigkeit in grösseren wie kleineren Perioden sich bestätigendes Gesetz ist, so geht demselben ein anderes, nicht minder konstantes zur Seite, das der grösseren Sterblichkeit des männlichen Geschlechts. Die nähere Beleuchtung dieser interes-

santen Verhältnisse ergibt sich aus der Betrachtung der Sterblichkeit in den verschiedenen Altersstufen.

Dass schon unter den Todtgeborenen eine Ueberzahl von Knaben sich befindet, haben wir oben gesehen. Dasselbe Verhältniss setzt sich auch durch die ganze Periode der Kindheit fort, und ist, wie die Sterblichkeit überhaupt, am stärksten ausgesprochen im ersten Lebensjahre.

Durch die ganze organische Schöpfung, Thier- wie Pflanzenreich, können wir bemerken, dass die Natur mehr oder weniger verschwenderisch zu Werke geht bei Erzeugung neuer Keime und Fortpflanzung der Geschlechter, dass sie aber auch in demselben Verhältnisse verschwenderisch mit den neuen Keimen verfährt, von denen immer nur die Minderheit zur Entwicklung und eigenen Fortpflanzungsfähigkeit gelangt; sie zeigt, dass es ihr mehr um Erhaltung der Species als um Erhaltung des Individuums zu thun ist. Diesem Gesetze ist auch das Menschengeschlecht unterworfen. Auch hier findet eine Ueberproduktion neuer Individuen statt, deren Mehrheit dem Kampfe mit den feindlichen Potenzen, welche jedes geschaffene Wesen in der Aussenwelt findet, vor vollendeter Entwicklung unterliegt.

Nach Tabelle II. betrug im Jahre 1847 die Zahl der Todtgeborenen 83, die Zahl der im ersten Lebensjahre Gestorbenen 305. Von 1000 geborenen Kindern starben demnach vor oder während der Geburt 61 und vor Ablauf des ersten Jahres 225; es waren somit zu Anfang des zweiten Jahres noch am Leben 714. Das Sterblichkeitsverhältniss im ersten Lebensjahre (unter den lebendgeborenen) ist = 1 : 4,1. Es ist dieses übrigens noch ein ungewöhnlich günstiges (nach Schübler war dasselbe in den 20 Jahren von 1812—31 = 1 : 2,9); es mag sich auch in der Wirklichkeit weniger günstig verhalten als es sich aus unserer Berechnung herausstellt, weil ein grosser Theil der in Stuttgart geborenen unehlichen Kinder nach Verfluss von wenigen Wochen auf's Land in die Kost gegeben werden und somit, wenn sie dort sterben, unter den Geborenen Stuttgarts aber nicht unter dessen Gestorbenen zählen. — Trennen wir die beiden Geschlechter, so erhalten wir aus den Ergebnissen des Jahres 1847 folgende Resultate. Von 1000 geborenen Kna-

ben kamen todt zur Welt 75, von 1000 Mädchen 46; von 1000 lebend geborenen Knaben starben im ersten Lebensjahre 281, von 1000 Mädchen 196. Das Sterblichkeitsverhältniss im ersten Lebensjahre unter den lebendgeborenen ist bei den Knaben = 1 : 3,5, bei den Mädchen = 1 : 5,1; der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern ist somit ein sehr beträchtlicher. — Ziehen wir von der Gesamtzahl der 704 im Jahre 1847 geborenen Knaben die Zahl der in demselben Jahre todtgeborenen und im ersten Lebensjahre gestorbenen ab, so bleiben für den Anfang des zweiten Lebensjahres noch 468 Knaben übrig; von den 652 geborenen Mädchen aber leben zu Anfang des zweiten Jahres noch 500. Somit wäre die Ueberzahl der Knaben, wie sie sich bei der Geburt herausstellt, bereits nach dem ersten Lebensjahre zu Gunsten der Mädchen ausgeglichen. Mit Ablauf des ersten Lebensjahres hört dieser Unterschied in der Sterblichkeit beider Geschlechter bereits auf; bei Berechnungen nach grösseren Zahlen und Zeiträumen stellt sich für die weitere Kindheit ein so ziemlich gleiches oder nur unbedeutenden, mehr oder weniger unbeständigen Schwankungen nach der einen oder anderen Seite unterworfenes Verhältniss in der Sterblichkeit beider Geschlechter her. Wenn auch in späteren Altersabschnitten bei grösseren Berechnungen für dieses Verhältniss einige bestimmtere Regeln sich auffinden lassen, so kehrt doch nie mehr im ganzen späteren Leben ein so bedeutender und mit solcher ausnahmsloser Gesetzmässigkeit überall und jederzeit auftretender Unterschied wieder, gleich dem in der Periode der Geburt und des ersten Lebensjahres. Derselbe reicht hin, nicht nur um für die späteren Perioden der Kindheit einen Ueberschuss der Mädchen über die Knaben herzustellen (die Mädchenschulen sind stets voller als die Knabenschulen, und jeder Pfarrer weiss dass er mehr Mädchen als Knaben zu confirmiren hat), sondern auch einen bleibenden Ueberschuss der weiblichen Bevölkerung über die männliche zu begründen. (So zählte Württemberg am 3. December 1846 859,000 männliche und 893,000 weibliche Einwohner. Dass in Stuttgart selbst die Grösse der ortsanwesenden männlichen Bevölkerung die der weiblichen um etwas überwiegt, rührt von der Menge männlicher Individuen her, welche als

Arbeiter und Soldaten von aussen in die Hauptstadt kommen; zählt man nur die ortsangehörigen Einwohner, so hat auch Stuttgart mehr weibliche als männliche Individuen.) Die Ungleichheit in der Sterblichkeit der Kinder beiderlei Geschlechts vor, während und in den ersten Monaten nach der Geburt ist eine für die Naturgeschichte des Menschen bemerkenswerthe Thatsache, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die oben angegebene Erklärung für die Erschwerung und die grössere Gefährlichkeit der Geburt männlicher Kinder auch für deren überwiegende Mortalität im ersten Lebensjahre ausreicht.

Um das Sterblichkeitsverhältniss der andern Altersstufen zu erheben, sind theils, wie natürlich, die Resultate eines einzigen Jahres durchaus ungenügend, theils fehlt es uns an dem für die Berechnung nothwendigen Material. (Die officielle Zählung der ortsanwesenden Einwohnerschaft vom 3. December 1846 statuirt leider nur zwei Altersklassen: unter und über 14 Jahren; während die von dem statistisch-topographischen Bureau im zweiten Hefte von 1846 gelieferte Bevölkerungstabelle des ganzen Königreiches zwar 11 Altersklassen, je von 10 zu 10 Jahren, aufstellt, aber nur die Ortsangehörigen zählt, deren Zahl und Altersvertheilung für einzelne Bezirke und namentlich für Stuttgart von der bei unserer Berechnung allein zu gebrauchenden ortsanwesenden Bevölkerung natürlich sehr bedeutend differirt, so dass die Verhältnisse der ersteren für die der lezteren keinen Anhaltspunkt geben können.) Nur einige wichtigere, zur Bestätigung allgemeinerer Gesetze dienende Thatsachen sollen aus den Ergebnissen des Jahres 1847 in Folgendem noch hervorgehoben werden.

So klein die Zahlen unserer Tabelle sind, so prägen sich in ihnen doch die Hauptzüge der Gesetze der Sterblichkeit aus. Nach dem ersten Lebensjahre, in welchem die Mortalität den höchsten, selbst an den äussersten Gränzen des Greisenalters nicht mehr vorkommenden Grad erreicht hat, nimmt dieselbe rasch ab und erreicht ihr Minimum am Ende des kindlichen Alters, um die Zeit des 14. und 15. Jahres. Im ersten Lebensjahre starben 305 Kinder, im zweiten starben 65, von 2—5 Jahren 50 (auf 1 Jahr also im Durchschnitt 12—13), von

und zunächst auf die partiellen Vereine einzelner Staaten, welche für das glückliche Zustandekommen des großen deutschen Vereines vielleicht selbst zuträglicher waren, als der Zustand, in welchen das südliche Deutschland oder die Gesammtheit der Staaten, welche an den Stuttgarter Verhandlungen Theil genommen, durch eine frühere Vereinigung auf die Grundlage eines hohen Mauthtarifs versetzt worden wäre.

Zur Erläuterung dieser Ansicht mögen hier einige Bemerkungen nicht am unrechten Platze stehen.

Man konnte alle Opposition oder Abneigung, die sich von vorne herein oder im Verlauf der Zeit gegen einen großen deutschen Verein erhob, aus drei verschiedenen Ansichten herleiten. Es gab Viele, welche die Idee der Zollvereinigungen überhaupt für unausführbar und abenteuerlich hielten; eine zweite Klasse bekämpfte sie durch eine unrichtige Anwendung der Principien der Handelsfreiheit und eine dritte war aus politischen und andern Gründen einer Verbindung des Südens mit dem Norden entgegen.

Die Darmstädter und Stuttgarter Verhandlungen blieben nun weit entfernt, die Meinungen Derer zu unterstützen, welche die Idee der Vereine als unpraktisch und chimärisch betrachteten; sie stellten vielmehr ihre Ausführbarkeit, die Bedingungen, unter welchen sie sich einem Lande als wahrhaft wohlthätig erweisen mußten, und die Mittel zur Beseitigung von Schwierigkeiten in ein helleres Licht; sie gaben mannichfaltige Belehrungen über die Produktions- und Verkehrsverhältnisse und die wechselseitigen Handelsbeziehungen der einzelnen Länder, und wenn bei der Verschiedenheit ihrer Lage und Interessen die Bedingungen nicht gefunden werden konnten, unter welchen die commerzielle Verbindung, die den Zweck jener Verhandlungen bildete, den Interessen aller daran theilnehmenden Staaten auf gleiche Weise entsprochen hätte, so ergab sich doch nicht nur für einzelne dieser Staaten die Ueberzeugung, daß sie nach ihrer Lage und ihren Verhältnissen auch in solchen engern Verbindungen ihre Rechnung finden können, sondern für alle zugleich die evidente Bestätigung der Ansicht, daß ein großer deutscher Verein in Beziehung auf die Vereinbarung über ein, den Bedürfnissen des deutschen Handels und Gewerbfleißes, so wie der Finanzen der theilnehmenden Staaten angemessenes System, und auf eine

6—9 Jahren 15 (auf 1 Jahr 3—4), von 10—14 Jahren 11 (auf 1 Jahr wenig mehr als 2). Die Zahl der Confirmanden betrug im Jahr 1847, nach Angabe des Kirchenregisters, 557 (257 Knaben und 300 Mädchen). Wir dürfen dies mit ziemlicher Sicherheit als die Gesamtzahl der 14jährigen Einwohner Stuttgarts annehmen. Multipliciren wir diese Zahl mit 5, so erhalten wir 2785 als die ungefähre Anzahl der Altersklasse von 10—14 Jahren; von dieser Altersklasse starben 11, ihr Sterblichkeitsverhältniss im Jahre 1847 ist somit = 1 : 253. — Die Gesamtzahl der bis zum Ende des 15. Jahres gestorbenen Individuen (ohne die Todtgeborenen) beträgt 264 Knaben und 182 Mädchen, zusammen 446. Die Gesamtzahl der Bevölkerung Stuttgarts unter 14 Jahren betrug am 3. December 1846 4848 Knaben und 4807 Mädchen, zusammen 9655. Dies ergibt für die ganze Periode der Kindheit (von der Geburt bis zu 14 Jahren) eine jährliche Sterblichkeit bei den Knaben = 1 : 18, bei den Mädchen = 1 : 26, bei beiden Geschlechtern zusammen = 1 : 21. — Die Gesamtzahl der Bevölkerung Stuttgarts über 14 Jahren betrug 17,770 Männer und 17,129 Weiber, zusammen 34,899; die Gesamtzahl der Gestorbenen vom 15. Jahre an betrug im Jahr 1847 — 272 Männer und 267 Weiber, zusammen 539; Sterblichkeitsverhältniss unter den Männern = 1 : 65, unter den Weibern = 1 : 64, im Ganzen = 1 : 64,7. Das Sterblichkeitsverhältniss für die Gesamtbevölkerung, wie wir es oben erhalten haben (= 1 : 41), steht somit so ziemlich in der Mitte zwischen den Verhältnissen der Kinder und der Erwachsenen.

Dürften die Resultate eines einzigen Jahres als massgebend genommen werden, so wäre bei uns mit etwa 35 Jahren die Gesamtzahl der Geborenen durch den Tod auf die Hälfte reducirt; für das männliche Geschlecht wäre dies schon mit 25, für das weibliche (dessen Sterblichkeit in diesem Jahre ganz besonders günstig ausgefallen zu sein scheint) erst mit 50 Jahren der Fall. Diese Verhältnisse sind aber im Vergleich mit den früheren von Schübler berechneten und mit denen anderer Länder so überaus günstig, dass wir vorderhand keine allgemeinen Schlüsse daraus ziehen, sondern sie nur als einen weiteren Beweis für

die derzeit sehr günstigen Mortalitätsverhältnisse Stuttgarts betrachten dürfen. Nach Schübler's 20jähriger Berechnung von 1812—31 war in Stuttgart mit dem 14. Jahre bereits die Hälfte der Geborenen wieder gestorben — ein, wenn in die Berechnung kein Fehler sich eingeschlichen, auffallend ungünstiges Ergebniss —, in Belgien, nach Quetelet, mit dem 25. Jahre.)

Das älteste im Jahr 1847 gestorbene Individuum war ein Mann von 90 Jahren.

§. 11. *Einfluss der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit.*

Folgende Tabelle gibt eine Uebersicht der Vertheilung der Todesfälle im Jahr 1847 nach Monaten und Jahreszeiten, und zwar bei Kindern (unter 14 Jahren), Erwachsenen und insgesammt.

	Kinder.	Erwachsene.	total.
December . .	30	43	73
Januar . . .	31	64	95
Februar . . .	26	44	70
Winter . .	87	151	238
März	33	41	74
April	38	63	101
Mai	30	48	78
Frühling . .	101	152	253
Juni	35	42	77
Juli	37	30	67
August . . .	67	29	96
Sommer . .	139	101	240
September . .	53	25	78
Oktober . . .	34	52	86
November . .	32	58	90
Herbst . .	119	135	254

Für die Gesamtheit der Todesfälle ergibt sich, wie wir sehen, kein erheblicher Unterschied zwischen den einzelnen Jahreszeiten. Anders verhält sich dies bei Trennung der Kinder

und Erwachsenen. Die grösste Sterblichkeit fällt bei den Kindern in den Sommer mit 139, die niederste in den Winter mit 87. Gerade das umgekehrte Verhalten zeigen die Erwachsenen: niederste Sterblichkeit im Sommer mit 101, höchste im Winter und Frühling mit je 151 und 152. Es ist dies kein zufälliges Ergebniss eines einzelnen Jahres, sondern bildet eine wenigstens bei uns ganz konstante Erscheinung. Schon Schübler hat aus seiner 30jährigen Berechnung dasselbe Resultat erhalten; und mit seltenen Ausnahmen (durch Epidemieen u. dergl.) wird wohl jedes Jahr der gleiche Unterschied, nur bald mehr bald weniger stark, sich herausstellen. — Wir kommen der Sache noch näher auf den Grund, wenn wir die Sterblichkeitsverhältnisse einerseits der Kinder im ersten Lebensjahre, andererseits die der älteren Personen über 60 Jahren besonders untersuchen.

Es starben Kinder im ersten Lebensjahre:

vom December bis Februar 55 (Minimum im Febr. mit 15)
— März — Mai 69
— Juni — August 99 (Maximum im August mit 51)
— September — Novemb. 82

zusammen 305.

Es starben im Alter über 60 Jahren:

vom December bis Februar 64 (Maximum im Januar mit 29),
— März — Mai 58
— Juni — August 39 (Minimum im August mit 9),
— September — Novemb. 52

zusammen 213.

Nehmen wir alle übrigen zwischen diesen beiden Altersgränzen, zwischen dem 2. und 60. Jahre gelegenen Todesfälle zusammen, so erhalten wir für den Winter 119, den Frühling 126, den Sommer 102, den Herbst 120.

Wir sehen hieraus, dass der Gegensatz welchen die Kinder und die Erwachsenen in der Vertheilung ihrer Sterblichkeit nach Jahreszeiten zeigen, fast ausschliesslich in den Verhältnissen der beiden Extreme des Lebens, des ersten Kindes- und des Greisen-

alters, begründet ist. Diese beiden Altersklassen stehen in Bezug auf ihre Sterblichkeit unter dem unmittelbarsten und eingreifendsten Einflusse der Jahreszeiten, respective Witterungsverhältnisse. Die grosse Masse der Bevölkerung die zwischen diesen beiden Extremen steht, von der zweiten Periode der Kindheit an bis zum Beginne des Greisenalters, ist wohl in der Form eines Theiles ihrer Erkrankungen überhaupt (was man gewöhnlich den genius epidemicus nennt) und der den Tod herbeiführenden Krankheiten insbesondere gleichfalls den krankheitserzeugenden Einflüssen der verschiedenen Jahreszeiten unterworfen, ihre Sterblichkeit im Allgemeinen aber modificirt sich weit nicht in dem Grade nach lezteren.

Diejenigen Altersklassen somit bei welchen die Sterblichkeit am grössten ist, das früheste Kindes- und das Greisenalter, zeigen zugleich auch die geringste Resistenz gegen die äusseren Einflüsse der Temperatur und Witterung; die Hitze des Sommers ist dem kindlichen, die Kälte des Winters dem Greisenalter am verderblichsten; und die Krankheiten die nach den ärztlichen Erfahrungen den grössten Beitrag zu der erhöhten Sterblichkeit jener beiden Altersklassen liefern, sind auf der einen Seite die Krankheiten des Darmkanals, Diarrhöen, Ruhren und vor Allem Brechruhren, denen in den heissen Sommermonaten die meisten kleinen Kinder als Opfer fallen, auf der andern Seite die Entzündungen, namentlich die Lungenentzündungen, denen die Mehrzahl der Greise in den Wintermonaten unterliegt. Es bildet diese Erscheinung, die so konstant von Jahr zu Jahr bei uns sich wiederholt, ein sehr bemerkenswerthes Gesetz für den Zusammenhang der Vorgänge in der äusseren Natur mit den Vorgängen im menschlichen Organismus.

Zum Schlusse füge ich noch für die wichtigeren Verhältnisse eine Vergleichung mit den Ergebnissen anderer Städte bei (grösstentheils nach Quetelet). Das Sterblichkeitsverhältniss ist in Genf = 1 : 47 (in den Jahren 1842—45), in London 1 : 46, in Paris 1 : 31, in Hamburg 1 : 30, in Berlin 1 : 29, in Dresden 1 : 27, in Wien 1 : 23 (im Jahr 1847), in Venedig 1 : 19.

Für Stuttgart aber erhielten wir im Jahr 1847 das Verhältniss von 1 : 41. *) Stuttgart nimmt somit in dieser Scala einen der obersten Plätze ein, und gehört zu denjenigen Städten die durch sehr niedere Mortalität sich auszeichnen. — Das Verhältniss der Geburten zur Bevölkerung ist in Wien 1 : 21, in Berlin 1 : 21, in Dresden 1 : 23, in Hamburg 1 : 25, in Venedig 1 : 26, in Paris 1 : 27, in London 1 : 35 (über Genf fehlen mir die Notizen); in Stuttgait 1 : 32. Hier also, was die Zahl der Geburten, die Fruchtbarkeit betrifft, steht unsere Stadt so ziemlich unten an; wie die Zahl ihrer Todten geringer ist als in den meisten anderen Städten, so ist es auch die Zahl ihrer Geburten (womit im nächsten Zusammenhange die, wie wir oben gesehen haben, ziemlich niedere Fruchtbarkeit der Ehen). Weit entfernt dass diese Thatsache vereinzelt dastehe und als ein blosses Curiosum hinzunehmen sei, gewinnt sie an Werth und tieferer Bedeutung, indem sie sich an ein allgemeineres Gesetz, das die Statistik der Bevölkerung beherrscht, anschliesst. Wir sehen schon bei der obigen kleinen Liste der Städte, dass die Scala ihrer Fruchtbarkeit so ziemlich die umgekehrte von der ihrer Sterblichkeit ist. Quetelet hat in dieser Beziehung die Ergebnisse von 24 grösseren Städten aus allen Ländern Europas zusammengestellt, und sagt dann beim Rückblick auf dieselben folgendes: „Alle hier aufgeführten Zahlen können zum Beweise dienen, dass eine unmittelbare Beziehung zwischen der Intensität der Mortalität und der der Fruchtbarkeit besteht, oder mit andern Worten, dass die Zahl der Geburten sich nach der Zahl der Sterbefälle richtet. Dies bestätigt vollkommen die Ansichten derjenigen Nationalökonomen, welche behaupten, die Bevölkerung suche sich stets mit der Produktion ins Gleichgewicht zu setzen. An

*) Obgleich nur das Ergebniss eines einzelnen Jahres dürfen wir die von uns gewonnenen Resultate doch so ziemlich als maasgebend für das Verhältniss der Todesfälle und Geburten Stuttgarts wenigstens im letzten Decennium ansehen, indem die zu Anfang dieser Arbeit gegebene Zusammenstellung der Gestorbenen und Geborenen der letzten zehn Jahre verhältnissweise nur geringe Schwankungen der einzelnen Jahre zeigt und wir annehmen dürfen dass die Resultate des ganzen Decenniums von denen des letztvergangenen Jahres nur wenig abweichen würden.

den Orten, wo besondere Ursachen eine grössere Sterblichkeit veranlassen, müssen also die Generationen eine kürzere Dauer haben und einander rascher ablösen.“ So freuen wir uns für dieses überraschende und interessante Gesetz in der Oekonomie der Bevölkerung (das natürlich in einzelnen Lokalitäten und unter dem Einfluss besonderer Verhältnisse mancherlei Ausnahmen und Abweichungen unterworfen sein wird, aber nichts desto weniger als Grundgesetz fest steht) eine weitere schlagende Bestätigung aus den Populationsverhältnissen unserer Hauptstadt liefern zu können. — Mit eben diesem Gesetze steht auch das Ergebniss in Uebereinstimmung, welches wir oben aus einer Vergleichung der neuesten Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse Stuttgarts mit denen früherer Perioden erhalten haben, nämlich: eine Abnahme der Sterblichkeit bei gleichzeitiger Verminderung der Fruchtbarkeit.

Sehen wir uns schliesslich nach etwaigen Besonderheiten um, durch welche das Jahr 1847 in den Hauptverhältnissen der Produktion und Consumtion seiner Bevölkerung sich auszeichnete, so finden wir deren keine. Es sind im Jahre 1847 29 Kinder weniger geboren worden als im Jahr 1846 und 64 weniger als im Jahr 1845; gestorben sind im Jahre 1847 23 Menschen mehr als im Jahr 1846 und 109 weniger als im Jahr 1845 — lauter unbedeutende Differenzen. Ferner steht im Jahr 1847 sowohl der absolute Ueberschuss der Geborenen über die Gestorbenen als das relative Verhältniss der Geborenen zu den Gestorbenen (nach der in §. 2 gegebenen Tabelle) noch etwas über dem zehnjährigen mittleren Durchschnitte. Diese Resultate sind desshalb von besonderem Werthe, weil sie beweisen dass die Theurung, welche im Jahr 1846 begonnen und ihren höchsten Grad im Jahr 1847 erreicht hatte, in keiner Weise einen nachtheiligen Einfluss auf die Sterblichkeit sowohl als die Fruchtbarkeit des Jahres 1847 geäussert hat. Im Gefolge der Theurung hat weder die Sterblichkeit sich merklich vermehrt, noch die Zahl der Geburten sich vermindert. Auch die Zahl der Trauungen hat sich in diesem Jahre nicht nur nicht vermindert, sondern ist im Gegentheil die bedeutendste in dem ganzen letztverflossenen

Jahrzehend (vergl. §. 8). So gross und allgemein auch die Calamität dieser Theurung war, so hat sie doch, wie wir sehen, nicht denjenigen Grad erreicht, der durch wirkliche Hungersnoth und die im Gefolge der lezteren auftretenden Seuchen zerstörend in die Oekonomie und den Fortschritt der Bevölkerung eingreift; und wir dürfen dies als ein befriedigendes Resultat der Anstrengungen betrachten, welche Staat und Gemeinde in Verbindung mit der Privatwohlthätigkeit jener Theurung entgegensetzten.

Es kamen im Verlaufe des Jahres 1847 drei Epidemieen in Stuttgart vor: zweimal herrschte die Grippe zu Anfang und zu Ende des Jahres, und einmal, im Sommer, die Masern. Alle drei Epidemieen waren sehr verbreitet, die der Grippe unter den Erwachsenen, die der Masern unter den Kindern; sie waren aber durchaus gutartig und äusserten, wenn auch mancher einzelne Todesfall auf ihre Rechnung kam, doch im Allgemeinen keinen merklichen Einfluss auf die Sterblichkeit.

2. Ueber einen neuen Aal vom Cap.

Von

W. Rapp.

Muraena macrocephala, Rapp.

Tafel 2.

Leib schlangenförmig. Die Kiefer abgestumpft, der Unterkiefer länger. Alle Zähne von gleicher Länge. Auf jeder Seite des Oberkiefers ein kurzer Fühlfaden. Das vordere Nasenloch viel kleiner als das hintere. Kopf sehr dick. Die Rückenflosse beginnt über dem Anfang der Afterflosse. Rückenflosse, Schwanzflosse und Afterflosse zusammenfliessend. Kiemenöffnung vor der Brustflosse. Unter der Oberhaut liegen sehr schmale und lange Schuppen in Zickzack-Linien. Seitenlinie am Schwanz deutlich. Gleichförmig lebhaft dunkelbraun, an der untern Seite heller. — Länge 28 par. Zoll. Von Natal. Wurde von Herrn Prof. Krauss von seiner Reise nach dem südlichen Afrika mitgebracht.

---

3. Ueber einen neuen Regenwurm vom Cap.

Von

W. Rapp.

Lumbricus microchaetus, Rapp.

Taf. 3. Fig. 1. 2.

Der Kopf vom übrigen Leibe nicht abgeschnürt, die Mundöffnung am Rande gekerbt, weit, ohne Maxillen. Keine Augen, keine Fühlfäden. Der Leib in schmale Ringe getheilt; ich zählte 726 Ringe, aber die meisten sind durch eine ringförmige Furche wieder in zwei Abtheilungen getheilt, diese wurden aber nicht doppelt gezählt. Vom 30. Ring an wird der Leib dünner. Auf jeder Seite des Leibes verlauft eine doppelte Reihe von sehr kurzen, gelblichen Borsten, die auf einer kleinen Warze stehen; es sind in jeder Reihe je zwei Borsten neben einander; gegen das hintere Ende des Leibes werden die Borsten sparsamer, und eine Strecke weit fehlen sie oft ganz; sie fehlen auch am vordern dickern Theil des Wurms; mit unbewaffnetem Auge sind sie kaum wahrzunehmen. Mit den Borsten abwechselnd zeigen sich aber

nur in der äussern Reihe kleine, runde Oeffnungen, die in ein kleines, unter der Haut liegendes Bläschen führen, es scheinen Schleimabsonderungswerkzeuge (oder Respirationsorgane?) zu sein. Der After ganz am hintern Leibesende. Kein Gürtel (Clitellum), wie er bei den meisten Regenwürmern vorkommt. Die Haut glatt, grau, ohne Warzen. — Länge sechs Fuss zwei Zoll; also das grösste Thier unter den Anneliden. Vorne von der Dicke eines kleinen Fingers; hinten dünner.

Vom Cap. Wurde in mehreren Exemplaren von Herrn Prof. Krauss mitgebracht.

Der Darmkanal dieses Ringwurms ist ausserordentlich dünnwandig, durchsichtig und zeigt, nachdem man ihn aufgeblasen hat, ein perlschnurartiges Ansehen, indem er an jedem Leibesring eingeschnürt ist; er verlauft gerade, ohne Krümmungen zu bilden. Wenn er ganz ausgedehnt ist, so nimmt er fast die ganze Leibeshöhle ein. Als Schlund und Magen kann man eine etwa zwei Zoll lange Strecke betrachten von der Mundöffnung an; es fehlen an diesem Stück die ringförmigen Einschnürungen und es ist vom übrigen Darmkanal durch eine kreisförmige Verdickung geschieden. Durch dünne, querlaufende, membranose Scheidewände ist der Darmkanal an die allgemeine Leibeswand befestigt. Blinddärme finden sich nicht. Der Darm war mit Sand und Erde gefüllt. An der Bauchseite verlauft ein dünner, mit dichtstehenden Ganglien versehener Nervenstrang. Ueber den Zusammenhang der einzelnen Abtheilungen des Gefässsystems und über die Fortpflanzungswerkzeuge konnte ich nichts mit Sicherheit ermitteln. Die Epidermis löst sich leicht ab, ist schillernd und vollkommen durchsichtig. Unter dem Mikroskop erscheint sie ganz strukturlos.

Dieser Regenwurm hat viel Aehnlichkeit mit *Geoscolex maximus, Leuck.* aus Brasilien. Wie für *Geoscolex*, *Helodrilus*, *Pheroryctes**), so könnte auch für diesen Wurm ein besonderes Genus gebildet werden, unter dem Namen *Microchaetus*.

Die Abbildung Fig. 1 stellt den Wurm in halber natürlicher Grösse vor. Fig. 2. Ein Stück von der untern Seite vergrössert.

*) Hoffmeister, Familie der Regenwürmer. 1845.

4. Fortsetzung der Abhandlung „Aufbau der Graspflanze etc.“

im ersten Heft des Jahrgangs 1847. *)

Von Professor Hochstetter in Esslingen.

I. Vom Halm und Blatt der Gräser in Vergleichung mit dem Halm und den Blättern einiger Cyperaceen, Juncaceen, Liliaceen u. s. w., um den Satz zu erweisen, dass Blatt und darunter liegendes Halmglied als ein Ganzes (von mir Stockwerk genannt) zusammenzubegreifen seien, und dass das Blatt vom Halm, oder das Deckblatt, womit ein Schaft sich endigt, von diesem gewöhnlich nur durch seine Ausbreitung und einen oder zwei prävalirende Nerven, oft aber auch dadurch nicht einmal verschieden seien, und nicht als appendiculäre Organe, sondern als Endorgane des von mir Stockwerk genannten Complexes anzusehen seien.

Die geneigten Leser meines Aufsatzes über die Graspflanze im ersten Heft des vorigen Jahrgangs werden sich noch erinnern, dass ich zwischen Halm und Blatt ein anderes Verhältniss mir denke, als im Allgemeinen von den Männern der Wissen-

*) Zum Theil wurde das hier Gegebene schon in einigen Nummern der Regensburger botanischen Zeitung (März und April d. J.) unter dem Namen „Nachträglicher Commentar etc.“ dem botanischen Publikum mitgetheilt. Da aber seitdem eine Menge neuer Beobachtungen meinen Ansichten zu Hülfe

befriedigende Ausgleichung widerſtreitender Intereſſen weit weniger Schwierigkeiten darbiete.

Da eine nahe Ausſicht auf die Bildung einer ſolchen Aſſociation, die vor Allem durch den Zutritt des preußiſchen Staats bedingt erſchien, wie die Wiener Verhandlungen gelehrt hatten, nicht vorhanden war, ſo ſuchten nun einzelne Staaten ſich wenigſtens der Vortheile theilhaftig zu machen, welche ſie von einer innigern Verbindung mit ihren Nachbarländern erwarten durften.

Wie das große Ziel, das man auf dem Wege, in den die Vereinsangelegenheit nunmehr geleitet wurde, in wenigen Jahren glücklich erreichte, eher verfehlt werden konnte, wenn der früher beabſichtigte ausgedehntere ſüddeutſche Verein auf die Grundlage eines hohen Mauthtarifs zu Stande gekommen wäre, iſt für Jeden nicht ſchwer einzuſehen, der den Einfluß, den die Zölle auf die ökonomiſche und induſtrielle Entwickelung ausüben, und die Lage und Verhältniſſe der Länder, welche jener Verein umfaſſen ſollte, erwägt. Die meiſten derſelben hatten nur ganz mäßige Eingangszölle, und ſelbſt in den beiden größern Staaten gewährten die früher und damals beſtandenen Tarife und Einrichtungen dem einheimiſchen Gewerbfleiße nur unbedeutende Vortheile; die Einführung höherer Schutzzölle würde daher wohl nicht verfehlt haben, eine Reihe neuer Unternehmungen hervorzurufen und dadurch in wenigen Jahren einen Zuſtand herbeizuführen, in welchem die Neigung zur Vereinigung mit den nördlich gelegenen deutſchen Ländern weſentlich geſchwächt erſcheinen konnte. Gewiß würde aus der Mitte der gewerbetreibenden Klaſſen, die ihre Kapitalien jenen Zweigen zugewendet, in welchen ſie ſich gegen die Mitbewerbung der preußiſchen und ſächſiſchen Induſtrie geſchützt fühlten, eine lebhafte Oppoſition gegen die Erweiterung des Vereines hervorgegangen ſeyn. Weit ſicherer, als in dem ſpäter gebildeten engern bayriſch-württembergiſchen Vereine wäre aber durch den Beitritt von Baden, Heſſen und Naſſau, welcher das Mauthgebiet ungleich beſſer arrondirt und die Bewachung der Grenzen ungemein erleichtert hätte, die beabſichtigte Wirkung eines Schutzzolltarifs erreicht worden. Auch für die norddeutſchen Länder konnte im nämlichen Maße, als ſich die Induſtrie der ſüddeutſchen Vereinsländer entwickelte, ein gemeinſchaftlicher Zollverband minder wünſchenswerth erſcheinen, indem die Einwerfung der Verbrauchszölle von ihrer Conſumtion an den höher beſteuerten

schaft zwischen Stengeln und Blättern angenommen wird, indem ich diese nicht als appendiculäre Organe ansehe, die aus dem Stengel seitlich hervorgewachsen seien, sondern dafür halte, bei den Gräsern besonders bilde jedes Blatt mit dem unter ihm befindlichen Halmglied ein Ganzes, das erst in der Blattspreite seine vollkommene Entwicklung finde. In diesem Ganzen, das ich Stockwerk genannt habe, unterscheide ich bei den Gräsern drei Glieder, Abtheilungen oder Stufen, nämlich den Fuss (das Halmglied), den Rumpf (die Blattscheide) und das Haupt (die Spreite oder Blattscheibe). Auf der Grenze zwischen Fuss und Rumpf, dem Knoten zwischen zwei Halmgliedern, wo man sonst sagt, dass das Blatt angeheftet sei, nehme ich rundum eine Abzweigung sämmtlicher Gefässbündel nach innen an, welche mir der Anfang eines neuen Stockwerks ist (das neue Halmglied), oder ich sage, hier sei durch Abzweigung ein neues Stockwerk entstanden. Hiernach kehre ich die gewöhnliche Betrachtungsweise um, wonach das Blatt als eine eigenthümliche Abzweigung des Halms aufgefasst wird, während ich dasselbe vielmehr für die Fortsetzung und vollständige Entwicklung des Halmglieds erkläre und dagegen die einzelnen Abtheilungen des Halms als Abzweigungen, nicht als Fortsetzungen des vorhergehenden Gebildes betrachte, aber als Abzweigungen, die so übereinandergestellt sind und in einander verwachsen, dass sie ein fortlaufendes Ganze, den Halm, mit einander bilden. Ich will nun diese Theorie näher zu beweisen suchen, und zwar zunächst aus den verwandten Familien.

Bei den Scheingräsern *(Cyperaceae)* und Liliengräsern *(Juncaceae)* sind zwar die Blätter oft sämmtlich nur auf Scheiden reducirt, z. B. bei *Scirpus palustris L.*, *Juncus acutus*, *conglomeratus*, *effusus*, *glaucus L.* u. s. w., d. h. die Spreite fehlt,

---

gekommen sind und zu vielen wichtigen Ergänzungen und Zusätzen Anlass gegeben haben, die ich hier bekannt zu machen im Begriffe bin, so schien es zweckmässig, das Zusammengehörige in ein Ganzes zu verschmelzen und in den naturwissenschaftlichen Heften, wo dem botanischen Publikum der erste Aufsatz über den Gegenstand vorgelegt wurde, als Fortsetzung erscheinen zu lassen.

oder es ist zu keiner Differenzirung zwischen Scheide und Spreite gekommen, so dass das Stockwerk nur zwei Glieder zählt, nämlich Fuss (Halmglied) und Rumpf (Scheide).*) Aber bei der Mehrzahl der Gewächse dieser Familien sind doch auch die Scheiden (wenigstens die oberen) mit einer Spreite (der Rumpf mit einem Haupt) geziert und zwischen beiden ein Unterschied vorhanden, obgleich kein Blatthäutchen die Grenze zwischen beiden bildet und ein Blattknoten (eine Articulation, wie bei den Gräsern zwischen Scheide und Breite) nicht vorhanden ist.**) Der Unterschied besteht nur darin, dass die Scheide eine fast bis zu dem Punkt, wo die Spreite anfängt, geschlossene Röhre bildet, die den Halm umgibt (bei weitem bei den meisten Gräsern ist die Scheide eine bis zum Grund geschlitzte Röhre), während die Spreite vom Halm mehr oder weniger absteht, gewöhnlich eine weit geringere Breite zeigt und bei einigen Gattungen (z. B. bei *Carex* und *Cyperus*) im Verhältniss zur Scheide meist als eine aufgeschlitzte, mehr oder weniger flach gelegte und gekielte Röhre sich darstellt (wie bei der Mehrzahl der Gräser); bei andern Gattungen der Scheingräser aber, oder in der Familie der Liliengräser bei *Juncus* zeigt sich die Spreite gewöhnlich gar nicht blattartig oder flach ausgebreitet, sondern als geschlossene Röhre halmartig, manchmal stielrund, z. B. bei *Buekia Nees (Schoenus punctorius Vahl)* und einigen *Juncus*-Arten, meist aber halbrund oder rinnenförmig, was als eine der

---

*) Aechte Gräser, deren Blätter nur Scheiden wären, gibt es nicht — doch treten bei einigen die untersten Blätter ohne Spreite auf, und erst die auf sie folgenden haben die Spreite entwickelt, z. B. *Nardus stricta L.* und *Lygeum spartum L.*

) Einige botanische Schriftsteller sehen die Scheiden als Blattstiele an, was aber nicht immer zutrifft, da es Gräser und andere Monocotylen, ja auch Dicotylen gibt, wo Scheide und Blattstiel zugleich auftreten und deutlich unterschieden sind. Namentlich bei den Gräsern ist diese Betrachtungsweise völlig unrichtig, denn hier ist die Grenze zwischen Scheide und Blattstiel, wo dieser auftritt (z. B. bei einigen Arten von *Oryza* und *Panicum*), durch das Blatthäutchen sehr genau bezeichnet. Bei solchen Gräsern können vier Glieder in jedem Stockwerk unterschieden werden: **Fuss (Halmglied), **Rumpf** (Scheide), **Hals** (Blattstiel), **Haupt** (Spreite).

Länge nach eingedrückte Röhre zu betrachten ist, wie bei *Scirpus Holoschoenus L.*, *Schoenus nigricans L.*, *Juncus bulbosus L.* u. s. w., oder dreieckig wie bei *Scirpus triqueter L.* u. s. w., oder schwertförmig und reitend wie bei *Narthecium ossifragum Huds.* oder bei *Chrysitrix L.*, *Mackaerina Vahl.*, *Baumea* und *Vincentia Gaudich.* u. s. w.

Es ist nun besonders da, wo stielrunde Blätter auftreten, sehr in die Augen fallend, dass die Spreite des Blatts vom Halm nur dadurch noch sich unterscheidet, dass jene ohne ein weiteres Gebilde in eine Spitze sich endet, während der Halm an seinem Ende eine weitere Geburt, den Blüthenstand, hervorbringt, oder vielmehr unter seinem Ende einen Knoten bildet, aus dessen Schoos der Blüthenstand hervorbricht. Der den Blüthenstand aus sich hervorbringende Halm aber ist aus dem zunächst unter ihm befindlichen, anfangs völlig geschlossenen, hohlen Blatt durch eine Ritze, die er sich bohrte, hervorgeschlüpft, und war ursprünglich von dem Blatt ebenso eingeschlossen, wie in ihm selbst der Blüthenstand eingeschlossen war, so dass das Blatt sammt seiner Scheide in der That vorher auch nur ein hohler, völlig geschlossener Halm war, der sich erst durch das Ausschlüpfen des fruchtbaren Halmglieds (oder Schafts) in Scheide und Spreite abtheilte.

Am deutlichsten und unverkennbarsten zeigt sich dieses Verhältniss, dass Blatt und Halm nicht wesentlich verschieden sind, bei den obersten Blättern gewisser Binsengräser und Simsen, nämlich bei den Deckblättern oder sogenannten Involucren ihres Blüthenstandes, z. B. bei *Scirpus lacustris* und *mucronatus L.* oder bei *Juncus acutus*, *conglomeratus*, *glaucus L.* u. s. w. Wir wollen insbesondere zuerst unsern Blick auf diejenigen *Juncus*-Arten richten, wo die Schriftsteller von einer *anthela lateralis* sprechen, folglich den Halm oder Schaft über den Blüthenstand hinaus fortgesetzt sich denken. In was ist denn bei *Juncus conglomeratus* oder *glaucus L.* die Fortsetzung des Halms über den Blüthenstand hinaus verschieden von dem *apex culmi* bei *Juncus acutus* oder *maritimus L.*, wo sie sagen: *anthela ex fissura sub apice culmi erumpens* — oder wo sie diesen *apex culmi* eine *spatha pungens* nennen? Die verhältnissmässige Länge

begründet doch keinen Unterschied in der Bedeutung? Warum sagen sie dort, wo sie von einer *anthela lateralis* sprechen, nicht in gleicher Weise: *anthela ex fissura in medio culmi erumpens*, oder warum nennen sie denn dort den über den Blüthenstand hinaus sich erstreckenden Theil des Halms nicht gleichfalls eine *spatha pungens* oder eine *spatha filiformis?* Und worin ist denn die *spatha pungens* ihrem Wesen nach verschieden von dem, was sie sonst *bractea* oder *involucrum* (erstes Blatt desselben) nennen? Bei *Juncus acutus* und *maritimus* hat nun freilich der Blüthenstand, der aus der sogenannten *spatha pungens* oder aus der Ritze des Halms hervortritt, noch eine andere oder zweite *spatha (bractea spinosa auctt.)*, die aber von jener durch nichts verschieden, als dass sie um Vieles kürzer und kaum gestielt ist, d. h. statt des langen Schafts (= Halmglied, Fuss) nur einen sehr kurzen Fuss hat; ja der aufmerksame Beobachter sieht noch ein oder mehre viel kürzere, ähnliche Deckblätter, die an den untersten Verästelungen des Blüthenstands sich finden. Davon ist nun bei *Juncus conglomeratus* und *glaucus L.* freilich nichts zu sehen, was aber die Gleichheit der Bedeutung der ersten *bractea* oder *spatha* (des *apex culmi*) nicht aufhebt. Die Sache verhält sich ganz wie bei *Scirpus lacustris* und *mucronatus L.* Von jenem sagt Kunth in seiner Cyperogr. syn. pag. 164 vollkommen mit meiner Ansicht zusammenstimmend: *„involucro monophyllo, culmum continuante, subulato, umbellam superante,“* und pag. 161 bei *Sc. mucronatus*, dessen Halm dreieckig ist, gleichermassen: *„involucro monophyllo, cum culmo continuante, carinato-triquetro, patentissimo reflexo.“* Warum soll denn nun aber bei *Juncus conglomeratus* und *glaucus L.*, da die Verhältnisse offenbar die gleichen sind, nicht auch die gleiche Sprache geführt und gesetzt werden: *involucro monophyllo culmum continuante?* Und warum sagt der treffliche Koch in seiner Synopsis Fl. Germ. et Helv. bei den genannten *Juncus*-Arten schlechtweg: *„anthela lateralis,“* während er bei den oben genannten beiden *Scirpus*-Arten einen Beisatz gebraucht, durch den er das Verhältniss anders deuten zu wollen scheint, indem er hier sagt: *anthela spuria lateralis* und *spiculae spuriae laterales?* Hier wollte er sagen, die über den

Blüthenstand hinausragende Fortsetzung des Halms sei als *bractea* zu fassen, und in sofern sei der Blüthenstand nur scheinbar seitlich. Aber ist denn bei jenen *Juncus*-Arten die Verlängerung des Halms über den Blüthenstand hinaus nicht ebenso wohl als *bractea* zu fassen? Eine *bractea* (ein Deckblatt) ist freilich nach meiner Ansicht ebenso wenig als ein anderes Blatt nur ein appendiculäres Organ, sondern die über einen fruchtbaren Knoten hinaus sich erstreckende Fortsetzung eines Stengelglieds, gewöhnlich (doch nicht immer) eine veränderte, mehr offene oder entfaltete Gestalt annehmend, ein Hochblatt, in dessen Achsel (Schoos, Rumpfknoten) eine oder mehre Blüthen entspringen. Bei den genannten Simsen und Binsen behält das Deckblatt die Gestalt des Halms, ist allerdings nichts anders als die Fortsetzung desselben; aber auch Deckblätter, die eine andere Gestalt haben, nämlich wirklich blattartig gebildet sind, müssen als das Ende (die äusserste Fortsetzung) des Halmglieds (Stengelglieds) betrachtet werden.

Sonnenklar dürfte aus der Betrachtung genannter *Juncus*- und *Scirpus*-Arten erhellen, wie wenig Blatt und Halm verschieden sind (dynamisch sind sie freilich verschieden, aber morphologisch nicht immer), und dass bei grasartigen Gewächsen das Blatt eine directe Fortsetzung des unter ihm befindlichen Halmglieds ist — denn was hier von dem Deckblatt gilt, muss von allen Laubblättern, ja auch von den Rhizomblättern gelten. Die Lehre wird sich aber zunächst auch auf alle andern Monocotylen anwenden lassen, obwohl da, wo die Blattstellung weniger einfach ist und die Knoten sich sehr dicht auf einander folgen, so dass die Stengelglieder unmerklich kurz sind, die Sache Manchen wenig einleuchten wird.

Der Blüthenstand bei jenen *Juncus*- und *Scirpus*-Arten ist in seiner ersten Jugend noch völlig vom Halm eingeschlossen (bei den Gräsern ist er im letzten Blatt eingeschlossen oder von ihm umhüllt, welches Blatt aber auch nichts anders ist, als die Fortsetzung des letzten Halmglieds unter dem Blüthenstand, nur gewöhnlich schon in der Knospe geschlitzt), und seine Erzeugung hängt von einer Knotenbildung ab, die in demselben an einer gewissen Stelle vor sich geht. Da wo der Knoten sich bildet,

entsteht aus ihm nach innen die ganze Knospenbrut der Blüthen oder der Blüthenstand. Oder dieser Knoten ist nur eine Folge der im Innern des Halms an einem gewissen Punkt entstehenden Brut, wie auch jede Knotenbildung überhaupt als Folge einer neuen Geburt durch Abzweigung nach innen, sei sie nun ein neues Halmglied oder ein Blüthenstand, angesehen werden kann. Erst wenn der Blüthenstand zu einer hinreichenden Stärke der Entwicklung gelangt ist, öffnet er sich mit spaltender Gewalt eine Ritze und bricht nach aussen durch, und jetzt erst wird der obere Theil des Halms zur *bractea*. Ebenso sagte ich schon vorhin, dass bei vielen Juncaceen und Scheingräsern auch die Blätter sammt dem Halm, der sich über ihnen befindet, mit Einschluss des Blüthenstandes, aus den vorhergehenden völlig geschlossenen Blättern mittelst Durchbruchs ausschlüpfen müssen. Bei diesem Durchbruch, der dann erst in Scheide und Spreite abtheilt, was zuvor die Gestalt eines Halms hatte, entsteht dann oft am Ende der Scheide eine häutige Umstülpung des obern Bruchrandes, welche irrigerweise für eine *ligula* gehalten werden könnte, z. B. bei *Schoenus nigricans L.* Die Scheingräser und Liliengräser haben aber, wie ich schon oben bemerkte, kein Blatthäutchen, und bei den Gräsern, wo dieses auftritt, geschieht kein derartiger Durchbruch des Blüthenstands oder der Blätter, weil die Blätter in der Knospe schon, wenigstens nach oben, offen und nur scheidenartig zusammengefaltet oder gerollt sind.

Ich berufe mich aber für meine Ansicht vom Blatt als Fortsetzung und Oeffnung oder Entfaltung eines Stengel- oder Halmglieds auch auf einige nahe liegende Beispiele aus der Familie der Kronenlilien, namentlich auf *Allium Cepa* und *Porrum L.* Hier ist das letzte röhrenförmige, stielrunde Stengel- oder Halmglied, gewöhnlich Schaft genannt, vor der Sichtbarwerdung der reichen Blüthendolde in eine völlig geschlossene Spitze sich verdünnend und auslaufend. Bald, meist schon beim Ausschlüpfen des Endglieds oder Blüthenschafts aus dem letzten Stengelblatt, sieht man nahe unter der Spitze des ausschlüpfenden Endglieds eine Anschwellung, welche nach und nach bedeutend zunimmt. Hier nämlich befindet sich nach innen ein Knoten, aus dem die

Blüthenbrut sich verborgen entwickelt, welche aber durch die Ausdehnung des Stengels sich schon zu erkennen gibt und noch völlig eingesperrt ausbildet, bis die eingeschlossene Blüthendolde so mächtig wird, dass sie das Ende des röhrigen Stengels seitwärts aufsprengt, der Länge nach zerreisst und nun aus der Oeffnung hervorbricht. Das aufgeschlitzte Ende des Halms oder Stengels heisst nun Scheide (allgemeine Blumenscheide) oder Deckblatt (*spatha* oder *bractea*), und schlägt sich mehr oder weniger zurück. Es ist dies im Wesentlichen gar nicht verschieden von dem Verhältniss bei den zuvor angeführten Arten von *Juncus* und *Scirpus*.

Aber auch bei den Amaryllideen verhält es sich mit der sogenannten *spatha* ebenso. Wir dürfen nur *Galanthus*, *Leucojum*, *Sternbergia*, *Narcissus* betrachten; der Unterschied besteht nur darin, dass hier das Ende des Schafts, welches auch zuletzt, um die Blüthe herauszulassen, aufreissen muss, als eine zweikielige *bractea* oder *spatha* auftritt (besonders deutlich bei *Galanthus* und *Leucojum*). Diese zweikielige Beschaffenheit der *bractea* steht wohl mit der zusammengedrückten, zweikantigen Gestalt des Schafts in Beziehung, dessen Fortsetzung die *spatha* ist; diese Gestalt des Schafts aber mag von der Art herrühren, wie derselbe zwischen zwei oder mehr einkieligen Laubblättern, die in paralleler Gegenlage fest zusammenschliessend aus den engen Scheiden emporwachsen, in seiner ersten Jugend gepresst gehalten wird und unter diesem Druck sich emporarbeiten muss. Vielleicht ist es aber auch nicht sowohl der Druck als ein polarer Gegensatz, wodurch bewirkt wird, dass zwei Hauptgefässbündel des Schafts und seiner Fortsetzung, des Deckblatts oder der Blumenscheide, mit den Nerven der Blätter sich kreuzen.

Uebrigens will ich hier die Ansicht zurücknehmen, die ich in meiner Abhandlung (S. 67) über die Vegetationsblätter oder Laubblätter von *Galanthus* und *Narcissus* aufgestellt hatte, als seien hier gegenständige Blätter anzunehmen, die durch Spaltung der röhrenförmig gedachten Fortsetzung nur Eines Internodiums gebildet worden seien (zwei aus Einem). Es war dies eine Uebereilung. Sie sind nicht gegenständig, wie es besonders bei *Ga-*

lanthus den Anschein hat, sondern jedes gehört einem besondern Internodium an. Dass sie wechselständig sind, erhellt theils aus den verwandten Gattungen und Familien, theils daraus, dass diese Blätter nicht immer nur zu zwei (so gewöhnlich bei *Galanthus* und einigen Arten von *Narcissus*) oder zu vier (so bei *Narcissus Tazetta*, *Leucojum vernum* u. s. w.), sondern auch zu drei — überhaupt auch in ungerader Zahl erscheinen, und dass man bei *Narcissus Tazetta* (wahrscheinlich auch bei andern Arten) sieht, wie ein Blatt abwärts gegen den Ort, wo es aus den umschliessenden Scheiden sich erhebt, und noch mehr innerhalb derselben das andere mit seinen beiden Rändern umfasst. *)

---

*) Es dürfte ein zweckmässiges Licht auf meine ganze Theorie vom Blatt und seinem Verhältniss zum Stengelglied (Internodium) werfen, wenn ich hier noch näher darlege, was ich über die Blattbildung von *Narcissus Tazetta L.* beobachtet habe, und wie ich mir zufolge dessen, was ich hier gesehen habe, die Sache denke. Es stimmt wohl mit den Betrachtungen der meisten neueren Botaniker überein, wenn ich die Zwiebel als einen verkürzten Stengel, der dicht mit Rhizomblättern (den Zwiebelhäuten) umgeben ist, ansehe. Hiernach muss der Zwiebelkern aus lauter äusserst kurzen, verschmolzenen Internodien bestehen. Am Trieb, der wohl immer achselständig hervorkommt (wenn es auch bisweilen den Anschein hat, er sei gipfelständig, so mag das daher kommen, dass er den wirklichen Gipfel des Zwiebelkerns oblitterirt, wenn er nahe an seiner Spitze hervorbricht), erscheinen zu unterst Rhizomblätter, den Häuten der Zwiebel selbst ähnlich, in der Gestalt kürzer, röhrenförmiger, etwas zusammengedrückter, abgestutzter, dünnhäutiger, weisslicher oder blasser Scheiden mit vielen parallelen, ziemlich gleich starken Nerven durchzogen. Jede dieser Scheiden wird von mir als einem Internodium angehörig, d. h. als die Fortsetzung eines sehr kurzen Internodiums angesehen; das erste dieser Internodien entspringt unmittelbar aus dem Zwiebelkern, als der Anfang eines Asts, jedes folgende aber setzt den Ast fort und ist mir eine durch innere Abzweigung der Gefässbündel des vorhergehenden erzeugte neue Geburt, umgeben und eingeschlossen von einer der oben beschriebenen kurzen Scheiden, nämlich von derjenigen, welche dem vorhergehenden Astglied angehört. Diese Internodien oder Astglieder sind sehr kurz, viel kürzer als ihre Scheiden und völlig in ihnen verborgen. Auf diese Scheiden (Niederblätter, die noch auf der Stufe der Rhizomblätter stehen) folgen dann plötzlich in scheinbar gegenständiger, aber doch in Wahrheit wechselständiger Lage die langen, gleichbreite, ziemlich flache, stumpfe, mit Rückenkiel oder vorstehendem Mittelnerv versehene, saftige,

Die zweiblättrige Blumenscheide (zwei alternirende Deckblätter) bei andern Amaryllideen, z. B. bei *Crinum* und vielen Arten der Gattung *Amaryllis* wird nun entweder so zu erklären sein, wie oben bei *Juncus acutus* und *maritimus L.* geschehen ist, wo ausser dem *apex culmi*, der zugleich als eine *spatha* aufzufassen ist, noch eine zweite *spatha*, die sogenannte *bractea spinosa*, erscheint; oder, was mir wahrscheinlicher ist, die untere, grössere Klappe der *spatha* ist bei diesen Amaryllideen das freie Ende eines Blattes, das den Schaft seiner ganzen Länge nach mit einer Scheide überwachsen hat und einschliesst, und nur die obere, kleinere Klappe der *spatha* ist wie bei der einblättrigen *spatha* das Ende des Schaftes selbst. So mögen auch noch andere zweiblättrige Blumenscheiden aufzufassen sein, vielleicht sogar bei *Juncus acutus* und *maritimus*, so dass dann auch bei diesen die oben gegebene Erklärung fiele. Die Analogie dieser Verwachsung ist ja bei den Amaryllideen ohnedies schon dadurch gegeben, dass die Blätter des Perianthiums mit ihrem untern Theil über das Eihaus hergewachsen und mit demselben verschmolzen sind.

Dies leitet mich nun auf eine andere Familie, auf die Zaunlilien *(Smilaceae)*, namentlich *Convallaria* und *Smilacina*. Es scheint mir nämlich das Zweiblatt *(Smilacina bifolia Desf. = Con-*

---

grüne Vegetationsblätter (Laubblätter, bei der Art, von der ich hier spreche, gewöhnlich vier an der Zahl) und zwischen ihnen der Blüthenschaft. Diese Vegetationsblätter sind jedes auch als die anfänglich röhrenförmige Fortsetzung eines kurzen Internodiums (Astgliedes) zu betrachten, welche Fortsetzung nicht mehr auf der Stufe der Scheide (der rhizomblattähnlichen Bildung) stehen geblieben, sondern durch einen vermehrten Safttrieb zu einem üppigern Wachsthum gediehen, aber in einseitiger Richtung zur Entwicklung gekommen ist — auf der entgegengesetzten Seite ist ein Abortus oder eine Schwächung eingetreten (man sieht zwar zu unterst noch den Anfang der Röhre, aber das Wachsthum wirft sich plötzlich nur auf die eine Seite, wo nun das Blatt emporsteigt, während die entgegengesetzte Seite nicht mehr fortwächst, sondern nur als eine kurze Blattbasis erscheint, oder das ganze Blatt stellt sich nun so dar, dass es mit seiner Basis den Knoten völlig umfasst). Der Blüthenschaft aber, der nach dem letzten Vegetationsblatt erscheint, ist ein sehr langes Internodium, in das der vermehrte Saftzug nun ebenfalls übergegangen ist u. s. w.

vallaria bifolia L.) in seinen beiden Blättern eine Vergleichung mit einer zweiblättrigen Blumenscheide darzubieten. Um aber dieses näher zu begründen, fange ich mit der Betrachtung der Blätter von *Convallaria majalis L.* an, welche viel Merkwürdiges darbieten und den Satz besonders deutlich zu machen geeignet sind, dass man die Blätter mit Unrecht appendiculäre Organe nenne. Der Stengel dieser Pflanze beginnt mit 3—5 Scheiden (Niederblättern), welche ebensoviel sehr kurzen Internodien angehören und am Grunde, wo sie von ihren Knoten ausgehen, röhrenförmig sind; hierauf folgt ein längeres, den Stengel nur halb umfassendes, auch noch scheidenartiges, häutiges Blatt, welches den Blüthenschaft in seiner Achsel hat und als eine Blumenscheide betrachtet werden kann; nun erst folgen die langscheidigen Vegetationsblätter, gewöhnlich zwei, welche den Stengel schliessen, d. h. den beiden letzten Internodien desselben angehören. Diese beiden Internodien (Fussglieder oder Füsse nach meiner Terminologie) sind sehr kurz, kaum unterscheidbar; aber die röhrenförmigen Scheiden (Rumpfglieder), wovon die eine (die des untern Blatts) die andre fast völlig einschliesst, sind desto länger und enden in eine elliptische, spitze Spreite (= Haupt), sie stellen jede gleichsam einen Halm vor, der an seinem obern Ende aufreisst und sich flach ausbreitet und zur Blattscheibe ausdehnt. Wie kann man denn nun diese beiden Blätter mit ihren langen Scheiden appendiculäre Organe eines Stengels nennen, da sie doch offenbar die Fortsetzungen der letzten, ausnehmend kurzen Stengelglieder sind? Noch auffallender ist das Verhältniss bei oft vorkommenden unfruchtbaren, **einblättrigen** Schösslingen, wo nur Ein Laubblatt den kurzen, unten auch mit einigen Scheiden (Niederblättern) bekleideten Stengel endet. Internodium, Scheide, Blattscheibe bilden sichtlich ein zusammengehöriges Ganze, das in einer fortlaufenden Continuität sich erstreckt; die Scheide erscheint hier wie ein Blattstiel, der in seinem Grunde, dem Knoten, eine terminale Knospe einschliesst, welche den Trieb des folgenden Jahres gibt. Eine solche Knospe birgt auch die Scheide des obersten Blatts der **zweiblättrigen**, unfruchtbaren oder fruchtbaren, Schösslinge in ihrem Grunde. Gehen wir nun zu *Smilacina bifolia* über, wo

Colonialartikeln ihnen nach aller Wahrſcheinlichkeit Opfer koſtete, wofür ſie nur in den vermehrten Gewinnſten ihrer Manufakturen billige Vergütung zu finden hoffen durften.

Wenige Jahre der Herrſchaft eines Mauthtarifs, der hoch genug geweſen wäre, auf dem vereinigten Markte ſämmtlicher ſüddeutſcher Länder des fortdauernden Schutzes bedürftige Unternehmungen hervorzurufen, würden genügt haben, um in den angegebenen Beziehungen eine ſehr fühlbare Wirkung zu äußern, und zwiſchen dem Süden und Norden eine Scheidewand zu ziehen, deren allmählige Befeſtigung allein jene antinationale Anſicht hätte beſtärken und verbreiten können, die ſich kurz nach dem Beginnen der Darmſtädter Verhandlungen kund gegeben hatte, und deren Anhänger Nord- und Süddeutſchland als zwei von der Natur geſchiedene Theile des gemeinſchaftlichen Vaterlandes betrachteten, in dem Nationalcharakter der ihnen angehörigen deutſchen Stämme, in den Intereſſen und Beſtrebungen, wie in dem eigenthümlichen Geiſt der nord- und ſüddeutſchen Staaten und Regierungen weſentliche, ſie auseinanderhaltende Verſchiedenheiten erblickten und daher nicht ihre innigere Verbindung durch gemeinſchaftliche nationale Einrichtungen, ſondern vielmehr ein zwar in ſich innig verbundenes, aber von dem Norden ſcharf geſchiedenes ſüdliches (ſüdweſtliches) Deutſchland wollten. *

In den engern Vereinen, die ſich nach dem Fehlſchlagen der Stuttgarter Verhandlungen bildeten, war die Gefahr, daß ſich neue Verhältniſſe geſtalten möchten, welche eine größere commerzielle Verbindung eher zu erſchweren als zu befördern geeignet ſchienen, auf keine Weiſe zu beſorgen, wie ſich aus den weiter unten folgenden Betrachtungen ergeben wird.

Nachdem Baden und Naſſau abgetreten waren, konnte die großh. heſſiſche Regierung nach der Lage ihres Landes ſich einem bayriſch-württembergiſchen Vereine bei weitem nicht mit gleichem Vortheil, wie dem früher beabſichtigten anſchließen. Sie mochte zwar anfänglich eine ſolche Verbindung noch nicht aufgegeben haben, denn man weiß, daß ſie im März 1826 zu Berlin anfragen ließ, ob Preußen geneigt ſey, über wechſelſeitige Verkehrs-

* Wir erinnern unter andern an das Manuſcript aus Süddeutſchland, 1820 (mit dem angeblichen Druckort London).

die Blätter herzförmig sind, so habe ich hier alle unfruchtbaren Schösslinge einblättrig gefunden, alle fruchtbaren zweiblättrig, (übrigens in beiden Fällen am Grunde mit einigen schuppenförmigen Niederblättern bekleidet); aber was bei *Convallaria majalis* lange Scheiden sind, tritt hier beim einblättrigen Schössling als langer Blattstiel, nicht hohl sondern dicht, mit Parenchym gefüllt, auf, bei der blühenden, zweiblättrigen Pflanze aber als Stengel und theilweise auch als Blattstiele. Uebrigens hat jener Blattstiel des einblättrigen Schösslings in seinem Grunde völlig eingeschlossen ebenfalls jene terminale Knospe, die den Trieb des künftigen Jahres bildet, wie bei *Convallaria majalis*. Schon im Herbst pflegt diese Knospe sich so zu vergrössern, dass sie ihr Gefängniss, den untersten Theil des Blattstiels, aufbricht und aus demselben ausschlüpft, was ich bei *Convallaria majalis* nicht bemerkt habe, wo die Knospe durch die hohle Scheide, welche wenig Widerstand leistet und später abfault, leicht emporzudringen scheint. Es ist also auch hier das Blatt kein appendiculäres, nicht einmal ein seitliches Organ, sondern bildet vielmehr das jährige Ende des Stengels, der erst im künftigen Jahr durch die eingeschlossene Knospe sich weiter fortsetzt. Ich komme nun aber auf die blüthentragende, zweiblätterige Pflanze zu sprechen. Hier sehe ich die Sache so an, dass das untere der beiden Blätter (denn diese sind nicht gegenständig, sondern wechselständig, obgleich sie jenen Anschein haben — einige Schriftsteller nennen sie entfernt gegenständig) mit einer langen Scheide über einen Schaft hergewachsen ist, der oben einen Knoten bildet, aus dem die Blüthentraube entspringt, und dann in das obere Blatt ausläuft, welches ich ebenso für das Ende (Haupt) des Stockwerks halte, von dem mir der Schaft als Fuss gilt, wie ich bei *Juncus conglomeratus* den unter dem Blüthenstand befindlichen Theil des Halms als Fuss, den oberen als *spatha* oder *bractea* (scheidenartiges Haupt, doch weder deutlich zum Haupt, noch deutlich zur Scheide entwickelt, vielmehr noch halmartig geblieben) betrachte. Ich stelle also die beiden Vegetationsblätter von *Smilacina bifolia* in Parallele mit der zweiblättrigen Blumenscheide von *Crinum* und denjenigen *Amaryllis*-Arten, welche den Blüthenstand zwischen

zwei Deckblättern hervortreiben, worüber ich oben meine Ansicht gegeben habe. Insofern wäre der Blüthenstand von *Smilacina bifolia* nicht gipfelständig im strengen Sinne des Worts, sondern nur in dem Sinne, wie der Blüthenstand bei *Narcissus* oder *Galanthus*, wo er mit eben dem Rechte lateral genannt werden könnte, wie bei *Juncus conglomeratus L.* Ich erkläre mir übrigens auch die vielblättrigen Arten von *Smilacina* auf gleiche Weise, indem ich jedem Blatt eine Scheide zuschreibe, die über den Fuss des nächstfolgenden Blattes (also über ein Stengelglied) hergewachsen sei; die Scheide des letzten Blatts schliesst den in ihr verborgenen untern Theil der Spindel des Blüthenstands ein, d. h. ist mit diesem Theil der Spindel völlig verwachsen; die Spindel selbst ist also aus dem Rumpfknoten (der Achsel im Grunde der verwachsenen Scheide) des letzten Blatts entsprungen. Ebenso sehe ich die Sache bei der Gattung *Polygonatum* an, nur mit dem Unterschied, dass hier fast aus allen oder doch aus vielen Blattachseln Blüthenstiele kommen, deren unterer Theil aber auch in einer verwachsenen Scheide eingeschlossen und verborgen zu denken ist, übrigens ebenso verschmolzen wie der untere Theil der Blumenblätter oder Staubgefässe bei einer Blüthe mit einem unterständigen Fruchtknoten. *) Ich sehe desswegen auch die Blätter von *Polygonatum verticillatum* nicht als quirlförmig stehende Blätter im gewöhnlichen Sinn an, sondern als fingerförmige Blätter, deren Blattstiel oder hier Scheide über den Fuss des folgenden Stockwerks (das Stengelglied) hergewachsen sei (in verwandten Familien, z. B. *Dioscorea* kommen ja die fingerförmigen Blätter unzweideutig vor). Eine ähnliche Ansicht habe ich nun auch über die Blätter von *Paris* und *Trillium*. Ich denke mir bei *Paris* einen Schaft, dessen Ende sich in zwei Blätter oder Spreiten (blattartige Bracteen) spaltet, aus deren gemeinschaftlichem Rumpfknoten (diesen Blättern fehlt zwar die Scheide, aber dies hindert nicht die Grenze,

*) Hiernach wird von mir die Ansicht modificirt, die ich über die Blätter von *Polygonatum*, *Smilacina* u. s. w. auf Seite 11 meiner Abhandlung im ersten Heft des Jahrs 1847 zu geben versucht hatte, wo ich sie mit den Blättern von *Ruscus* zusammenstellte.

wo der Schaft = Fuss in die Spreite = Haupt alsogleich übergeht, Rumpfknoten zu nennen) der Blüthenstiel entspringt, dann über den Schaft seiner ganzen Länge nach hergewachsen die lange Scheide eines in zwei Spreiten gespaltenen Blatts, welche Spreiten denen des Schafts gerade gegenüber zu liegen kommen, so dass vier Blätter quirlartig an einem Stengel erscheinen. In ähnlicher Weise ist die quirlartige Stellung der drei Blätter bei *Trillium* zu betrachten, nur dass hier die blattartige *bractea* des Schafts ungespalten zu denken ist, während die Spreite des Blatts mit der langen und um den Schaft herumgewachsenen Scheide in zwei Spreiten getheilt zu denken ist oder umgekehrt.

Endlich komme ich nun auch noch auf ein Paar dicotylische Pflanzen zu sprechen, die belehrend dafür sind, dass ein Blatt nicht als ein appendiculäres Organ des Stengels aufzufassen sei. Man sieht bei *Bunium Bulbocastanum L.* und *Bulbocapnos cava Bernh.* (s. Linnaea VII, Fig. 5A, 5B, 6A u. 6B) den Stengel des ersten Jahrs sogar ohne Articulation unmittelbar in ein Blatt enden, so dass hier, wo dieses Blatt vollkommen terminal steht und das einzige der ganzen Pflanze ist, aufs deutlichste vor Augen liegt, wie das Blatt nichts anderes ist als der Stengel selbst in seiner Verbreiterung oder Entfaltung, keine aus dem Stengel herausgewachsene seitliche Geburt, sondern unmittelbare Fortsetzung des Stengels nur mit Uebergang in eine andere Form. Wollte man auch sagen, dass hier nur ein Samenlappen entwickelt sei, so mag hierauf geantwortet werden, dass der Samenlappen immerhin als das erste Blatt der Pflanze betrachtet werden könne und hier um so mehr dafür gelten müsse, da im ersten Jahr die ganze Pflanze lediglich aus Wurzel, Stengelchen und diesem vorgeblichen Samenlappen bestehe, dem hier jedenfalls Blattfunction zukomme.

Nach diesen Auseinandersetzungen und vergleichenden Momenten wird, wie ich hoffe, meine Ansicht vom Grasstengel und von den Grasblättern, die ich in der öfter citirten Abhandlung vom Jahr 1847 in diesen Heften gegeben habe, desto weniger Widerstand finden können.

II. Ueber die Blätter und Zweige bei den Gattungen *Ruscus* und *Asparagus* — Unterscheidung primärer und secundärer Blätter — irrige Vorstellung von Afterblättchen, die bei *Asparagus* vorkommen sollen, und von Blüthenstielchen, die in der Mitte articulirt seien, wie viele der ersten botanischen Schriftsteller irriger Weise angeben.

Wie wenig Blatt und Ast (oder Zweig) von einander unterschieden sind, oder wie Stengelbildung und Blattbildung in einander überspielen, darüber geben besonders die Gattungen *Ruscus* und *Asparagus* ein schönes Licht. Ich habe, um die blattartige Natur der sogenannten Ruscuszweige zu erläutern, die von den ältern Botanikern als wirkliche Blätter betrachtet wurden, und um ihnen diese Bedeutung wieder herzustellen, in meiner Abhandlung über die Graspflanze (Seite 10 und 11) eine Ansicht aufgestellt, die ich jetzt theils zurücknehme, theils modificire. Gleichwohl bin ich noch der Meinung, dass dieselben eher den Namen von Blättern als von Zweigen verdienen, und wenn die stechenden oder nadelförmigen Organe von *Asparagus* den Namen Blätter führen dürfen, wie ihnen dieser Name wirklich von den meisten Schriftstellern gegeben wird, so müssen ohne Zweifel noch vielmehr die vorgeblichen Ruscuszweige Blätter sein, denn es besteht zwischen ihnen ein völlig analoges Verhältniss.

Obgleich die Benennung Innenblatt, die ich dort wie für das Blatthäutchen der Gräser, so auch für jene blattartigen Gebilde bei Ruscus, die man als Zweige angesehen hat und ansehen kann, in Anwendung brachte, ihrer Lage vollkommen entsprechend gefunden werden durfte in Beziehung zu den häutigen Schuppen am Grunde derselben, die als die gesetzmässigen Blätter der Pflanze zu betrachten sind und früher verkehrter Weise für *stipulae (infrafoliaceae)* gehalten wurden; so gebe ich doch jene Benennung auf, weil ich die Parallele mit dem Blatthäutchen der Gräser, die ich zu stellen versucht hatte, nicht mehr für zutreffend halte, sondern nach näherer Vergleichung mit *Asparagus* und *Smilax* der Ansicht derer, die sie als Zweige

ansehen, in soweit beipflichte, dass ich sie für umgeformte Zweige halte (aber nicht blos für blattartige, sondern zu wirklichen Blättern umgeformte Zweige) — denn ich gebe zwar zu, dass sie die Stellung der Zweige haben, aber behaupte, dass ihnen im Uebrigen die Natur und Function der Blätter zukommt, was aus der Differenzirung ihrer beiden Flächen, der obern, dem Licht zugewendeten, und der untern, zur Erde gekehrten, erhellt. Wo man sonst blattartige Zweige findet, z. B. bei *Xylophylla L.*, ist kein Unterschied der beiden Flächen bemerkbar.

Ich habe desswegen schon früher in der Regensburger bot. Zeitung (siehe Flora Nro. 7, S. 109) für Innenblätter bei *Ruscus* den Ausdruck secundäre Blätter substituirt, indem ich jene häutigen Schuppen an ihrem Grunde die primären Blätter der Pflanze nenne, weil sie die Stelle der gewöhnlichen Blätter einnehmen und sich bei *Asparagus* deutlich als diese ausweisen, obgleich sie nur den Rhizomblättern ähnliche oder auch manche Deckblätter nachahmende häutige Schuppen sind. Es haben auch schon andre botanische Schriftsteller mit dem Ausdruck primäre und secundäre Blätter zwei verschiedene Arten von Blättern an diesen oder jenen Pflanzen unterschieden, wenn nämlich wie bei *Berberis vulgaris L.* und andern Arten dieser Gattung die Blätter des Stamms und der Aeste von denen der jungen Zweige in der Gestalt gänzlich abweichen. Das Beispiel von *Berberis* zeigt uns, dass am Stamm und den Aesten statt gewöhnlicher Blätter eigenthümliche Dornen auftreten (hier die primären Blätter), an den sehr verkürzten (ungemein kurzgliedrigen) Zweigen aber Blätter in gewöhnlicher Form, nämlich krautige Spreiten (die sogenannten secundären Blätter). Ganz analog wird nun von einigen neueren Schriftstellern das Verhältniss der nadelförmigen Blätterbüschel, insofern man sie für wirkliche Blätter hält, bei *Asparagus* zu den häutigen Schuppen am Grunde derselben gedeutet. Obgleich ich nun diese Analogie nicht völlig zugeben kann, weil die nadelförmigen Organe bei *Asparagus* nicht einem verkürzten Zweig gemeinschaftlich angehören (wovon später Näheres), so nenne ich doch diese Organe bei *Asparagus* auch secundäre Blätter, aber ebenso auch die blattartigen Gebilde, die aus der Achsel der häutigen Schuppen bei *Ruscus*

kommen, weil sie ihnen durchaus analog sind. Ehe ich dies und überhaupt ihre Bedeutung oder Geltung als Blätter näher ausführe, ergreife ich das eben beigezogene Beispiel von *Berberis*, um auch hieran zu zeigen oder darauf hinzuweisen, wie Blatt und Zweig in einander überspielen, und wie zwar der Unterschied des Orts oder der Stellung, die sie einnehmen, für ihre Bedeutung geltend gemacht werden kann, anderseits aber die Gestalt und Function als entgegenstehende Momente erscheinen, wodurch jener Unterschied oft wieder neutralisirt, ja aufgewogen wird. Doch versteht sich, dass ich die Dornen von *Berberis* in ihrer Dignität als primäre Blätter völlig anerkenne, obgleich ihre Gestalt eine Zweig- oder Astgestalt ist — denn sie haben nicht nur die Stellung sondern auch die Function eines Blatts, nämlich in ihrem Winkel eine Zweigknospe zu gebären oder zu schützen. Auch bei einigen *Asparagus*-Arten erscheint das primäre Blatt (sonst gewöhnlich bei dieser Gattung als häutige Schuppe auftretend, die gerne in einen spornartigen Sack oder Stachel nach unten auswächst) völlig als ein holziger Dorn gebildet, der andre Dornen, die nur sterile Aeste oder Zweige sind, aufs vollkommenste nachahmt. Das auffallendste Beispiel ist *Asparagus capensis L.* und neben ihm *A. albus L.*

Wenn ich nun zwar bei *Asparagus* die nadelförmigen Organe secundäre Blätter nenne, so läugne ich doch nicht, dass sie in einem gewissen Sinn und ihrer Stellung nach als Zweiglein anzuschauen seien, und ebenso gebe ich bei *Ruscus*, obgleich ich auch hier von secundären Blättern spreche, doch der Theorie der blattartigen Zweige in einem gewissen Sinne Recht — aber ich behaupte dennoch, dass sie Blätter statt Zweige mit grösserem Rechte zu nennen seien; denn der Stellung nach mögen sie zwar für Zweige angesehen werden, aber nach Form, Organisation und Function sind es Blätter mit völlig differenzirten zwei Flächen, die untere Fläche von der obern durch die stärker hervortretenden Nerven (besonders den Rückennerven) deutlich unterschieden, und in ihren Achseln die Blüthen hervorbringend wie bei *Polygonatum* und *Uvularia* (ich werde nachgehends den genügenden Beweis liefern, dass die Stiele der Blüthenköpfchen oder Blüthenbüschel bei *Ruscus* von der Achsel ihren

Ursprung nehmen und nur mit der Blattfläche sehr innig verwachsen sind).

Nur wenn man diesen Organen bei *Ruscus* das Recht wieder einräumt, Blätter zu sein, kann man auch bei *Asparagus* von secundären Blättern sprechen, und es ist kaum zu begreifen, wie Endlicher und andere Schriftsteller die nadelförmigen und meist büschelweise stehenden Organe bei *Asparagus* Blätter nennen können, während sie bei *Ruscus* die völlig analogen Organe, die hier weit mehr blattartig sind, Zweige nennen. Der Grund dieses Widerspruchs liegt wohl darin, weil sie die büschelweise beisammenstehenden nadelartigen Organe der Gattung *Asparagus* an ein verkürztes Aestchen stellen zu müssen oder stellen zu können glauben. So können sie dann hier zu Blättern stempeln, was ihnen bei *Ruscus* Zweig ist. Aber diese Rechtfertigung beruht auf einer irrigen Hypothese, deren Haltlosigkeit man alsbald erkennt, wenn man auf *Asparagus aphyllus L.*, *A. horridus L.*, *Asparagus stipularis Forsk.* u. s. w. blickt, wo das nadelförmige Organ ebenso einsam zwischen dem primären Blatt (der *squama scariosa* oder der dornartigen *squama*) und dem Ast oder Zweig seine Stelle hat wie bei *Ruscus*, und so auffallend die Zweignatur an sich trägt, dass alle ältern Botaniker hier nur dornartige Zweiglein und keine Blätter zu sehen geglaubt und desswegen von blattlosen Arten gesprochen haben, während sie den andern Blätter zuschreiben zu können glaubten. Betrachtet man aber diese Organe bei den Arten, wo sie büschelförmig stehen, als Blätter, so sind auch bei den eben genannten Arten die einsam stehenden dafür zu halten — oder betrachtet man die einsam stehenden als eingliedrige, sterile Zweige, so müssen auch die büschelförmig stehenden ebenso als eine Mehrzahl gedrängt beisammenstehender Zweiglein betrachtet werden. Denn es kommt auch bei einer und derselben Art vor, dass sie in Mehrzahl beisammen oder auch einzeln stehen. Ich habe namentlich bei *Asparagus officinalis L.*, wo an den sterilen Knoten der Zweige gewöhnlich 3—5 secundäre Blätter (eingliedrige Zweiglein) in der Achsel des Primärblatts (der häutigen Schuppe) beisammenstehen, unzweifelhaft gesehen, dass bisweilen, obgleich selten, nur eines steht; häufiger kommt vor, dass

da, wo ein wirklicher (mehrgliedriger) Ast oder Zweig aus der Achsel des Primärblatts am Stamm oder an einem Ast entspringt, jederseits Ein secundäres Blatt steht, also zwei aus demselben Knoten und aus der gleichen Achsel des Primärblatts, aber geschieden durch den dazwischen stehenden Ast oder Zweig, der die Stelle eines fehlenden dritten Blattes einnimmt. Obgleich nun diese von mir secundäre Blätter genannten Organe bei *Asparagus* Zweiggestalt und auch zweigartige Stellung in einer Blattachsel haben, so gebe ich ihnen doch in vorwiegendem Sinn die Bedeutung von Blättern, weil sie nicht mehrgliedrig, sondern eingliedrig sind, und zur Natur eines wirklichen Astes oder Zweiges doch das zu gehören scheint, dass er den Stamm nachahmt, d. h. mehrgliedrig sei (mit andern Worten: Knoten an sich wahrnehmen lasse). Immerhin mögen sie eingliedrige Zweige genannt werden, aber ein eingliedriger Zweig oder vielmehr das Endglied eines Zweigs, das keine Blüthe oder Knospe aus sich hervorbringt, scheint mir eben der Begriff des Blatts zu sein*) — bringt das Endglied eine Blüthe aus seiner Spitze hervor, so heisst es Blüthenstiel. Insofern ist es nicht ganz zu verwerfen, dass Einige die secundären *Asparagus*-Blätter sterile Blüthenstiele genannt haben. In der That sieht man bei *Asparagus officinalis* sehr häufig aus der Achsel des Primärblatts, die aus ihrer Mitte einen wirklichen Ast hervorgetrieben hat, auf der einen Seite einen Blüthenstiel mit seiner Blüthe, auf der andern Seite nur ein secundäres Blatt (eingliedriges Zweiglein) hervorkommen, während gewöhnlich beiderseits ein fruchtbarer Blüthenstiel und gar kein solches Blatt erscheint, oder wie vorhin bemerkt wurde, beiderseits ein secundäres Blatt.

---

*) Streng genommen sind zwar diese Zweiglein nicht eingliedrig, sondern zweigliedrig, d. h. sie haben, wie ich nachher zeigen werde, noch ein sehr kurzes, fast verschwindendes, oder für das Auge wirklich verschwundenes und nur noch in Gedanken zu supplirendes Glied unter sich — ich spreche aber auch nur das Endglied dieses mit Zuziehung eines sich der Beobachtung fast ganz entziehenden Unterglieds zweigliedrigen Zweigleins als secundäres Blatt an, indem ich behaupte, ein Endglied, das weder Knospe noch Blüthe bringt, sei Dorn oder Blatt, und bei Dorngestalt doch Blatt zu nennen, wenn die holzige Natur des Dorns fehlt.

Ueber das secundäre Ruscusblatt und die Natur der Ruscuspflanze überhaupt will ich nun noch folgende Bemerkungen machen:

1) Die Endglieder des Ruscusstengels und der Ruscusäste haben bei *R. aculeatus*, bei *R. hypoglossum* und bei *R. hypophyllum* kein Primärblatt *(squama scariosa)* an ihrer Basis, während bei *R. androgynus* auch das Endglied jene von mir als Primärblatt angesprochene Schuppe an seiner Basis hat. Aber eben aus dem Umstand, dass die Endglieder jener Arten ohne die häutige oder dürre Schuppe auftreten, folgre ich ihre Blattnatur. Denn das Endglied (letzte Internodium) eines Stengels oder Asts hat, wenn es nicht zum Dorn oder sonst auf eine Art verkümmert ist, stets an seiner Spitze entweder eine Knospe zu weiterer Entwicklung, oder eine Blüthe oder einen Blüthenstand. Hier haben wir aber Endglieder vor uns, die nicht als zusammengezogen oder verkümmert angesehen werden können, sondern in schönster Vegetation und völlig entwickelt sich darstellen, aber weder Knospe noch Blüthe hervorbringen und vollkommene Blattgestalt mit differenzirten Flächen zeigen. So hätten wir nun freilich gipfelständige Blätter, die sonst geläugnet werden, weil man sich in den Kopf gesetzt hat, die Blätter seien nur seitliche Organe. Aber nach meiner Theorie sind vielmehr in einem gewissen Sinne alle Blätter gipfelständig d. h. sie bilden die Spitze oder den Gipfel eines sogenannten Stockwerks (siehe Abhandlung über den Aufbau der Graspflanze S. 5 u. 6), und dass es auch für die gewöhnliche Betrachtung gipfelständige Blätter gibt, sehen wir an *Convallaria*, *Smilacina*, *Polygonatum*, *Streptopus* u. s. w., wie ich schon im vorigen Abschnitt zu zeigen gesucht habe, und wer dies an genannten Pflanzen dort abläugnen wollte, kann es wenigstens an *Bulbocapnos cava Bernh.* und *Bunium Bulbocastanum L.* unmöglich in Abrede ziehen, wie ich ebendaselbst näher gezeigt habe.

2) In Betreff des Blüthenstandes von *Ruscus* bleibe ich meiner auf S. 11 jener Abhandlung aufgestellten Behauptung getreu, dass ein gemeinschaftlicher Blüthenstiel in dem Winkel zwischen dem secundären Blatt und dem Stengel (oder Ast) entsprungen und jenem angewachsen zu denken sei, auf ähnliche

Weise, wie der gemeinschaftliche Blüthenstiel bei *Tilia* zur Hälfte mit dem Deckblatt verwachsen ist. Bei *Ruscus aculeatus* und *Hypoglossum* ist der gemeinschaftliche Blüthenstiel dem Mittelnerv des Blatts bis zu seiner Hälfte auf der obern Fläche angewachsen, bei *R. Hypophyllum* auf der untern Seite — hier vielleicht analog der Erscheinung bei den Blüthenstielen von *Streptopus*, die sich um die Basis des Blatts herumbiegen und nun mit ihren Blüthen unterhalb desselben zu stehen kommen. Bei *R. androgynus* sind es gewöhnlich zwei aus dem Blattwinkel entsprungene Blüthenstiele, wovon der eine rechts, der andere links nach dem Blattrande sich gewendet, und gewöhnlich 2, 3 oder 4 Blüthenköpfchen hervorbringend eine Verwachsung mit den Seitennerven der Blattfläche oder längs derselben eingegangen hat, so zwar, dass die Köpfchen aus dem Blattrand zu kommen scheinen. *) Der Verlauf dieser Blüthenstiele im Blatt oder auf der Blattfläche ist durch die stärkere Hervorragung sehr deutlich bezeichnet.

3) Da bei den verwandten Gattungen *Smilax* und *Asparagus* die Aeste und Zweige Vorblätter haben (ich komme später auf diese Vorblätter bei *Asparagus*, wo sie von den Schriftstellern gänzlich verkannt worden sind, näher zu sprechen), so konnte man sie etwa auch bei *Ruscus*, namentlich an den secundären Blättern (den eingliedrigen Zweiglein) suchen oder diese selbst dafür halten und in diesem Fall den ganzen Zweig als abortirt und nur das Vorblatt ungewöhnlich ausgebildet denken. Aber

---

*) Als ein analoger Fall ist in meiner Abhandlung über den Aufbau der Graspflanze S. 11 von einem *pedunculus racemosus* die Rede, welcher der Blattfläche bei der Gattung *Bryophyllum* angewachsen sei, was ich zu streichen bitte. Es war hier gar nicht *Bryophyllum* genannt, sondern *Xylophylla L.*, wofür jener Name durch einen Schreibfehler zu stehen kam, wie aus dem Zusammenhang leicht erhellt und in der Regensburger Flora dieses Jahrgangs auf S. 113 von mir bereits bemerkt worden ist, wo ich nicht nur den Druckfehler angezeigt, sondern auch in Betreff des Blüthenstandes von *Xylophylla*, der gemeint war, die gewagte Behauptung und Vergleichung zurückgenommen habe, indem bei dieser Untergattung von *Phyllanthus* (dieser Name will zwar anzeigen, als ob die Blüthen an einem Blatt stünden) die Blüthen wirklich aus den Knoten eines blattartigen Zweiges kommen, der keineswegs als ein Blatt angesehen werden kann.

erleichterungen zwiſchen beiden Staaten in Unterhandlungen zu treten, oder in dem Falle, daß zwiſchen Heſſen-Darmſtadt, Bayern und Württemberg ein Zollverein zu Stande komme, Preußen Bedenken tragen werde, ſich dieſem Vereine durch einen Handelsvertrag zu nähern. *

Es konnte dem Scharfblick der heſſiſchen Staatsmänner, welche, wie Frhr. du Thil ſeit 1820 und ſpäter, mit ihm, Frhr. v. Hofmann, der Handelsangelegenheit ihre ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit und Thätigkeit gewidmet hatten, nicht entgehen, daß überwiegende Intereſſen ihres Landes nach Preußen hinwieſen, die um ſo mehr zu ſchonen waren, wenn man ebenſo wie gegen Churheſſen, welches im Jahr 1825 Retorſionen gegen das Großherzogthum angeordnet hatte, auch gegen Baden und Naſſau abgeſchloſſen blieb; daher mußte es angemeſſen erſcheinen, eine etwaige Vereinigung mit Bayern und Württemberg durch eine vorläufige Sicherſtellung jener Intereſſen zu bedingen.

Von Seite des Berliner Hofs wurde auf die Anfragen Heſſens erwidert, daß man kaum glaube, von ſolchen Verhandlungen Erfolg erwarten zu dürfen, jedoch etwaige beſtimmtere Anträge entgegen nehmen wolle, und was die zweite Frage betreffe, man zuvörderſt wiſſen müſſe, unter welchen Bedingungen jener Verein zu Stande kommen und welche Anerbietungen derſelbe an Preußen etwa machen werde. Dieſer erſte Schritt blieb vor der Hand ohne Erfolg.

Im Süden führten erneuerte Verhandlungen endlich am 18. Januar 1828 zu dem bayriſch-württembergiſchen Vereinigungsvertrage, deſſen glückliches Zuſtandekommen man hauptſächlich den beharrlichen Bemühungen des Grafen von Armansperg und des Frhrn. v. Schmitz-Grollenburg zuſchrieb. Die Vereinigung wurde am 1. Juli 1828 wirklich vollzogen und umfaßte auch die ſchon früher (1824) in den württembergiſchen Zollverband aufgenommenen hohenzollerſchen Länder, ſchloß aber zur Zeit noch den bayriſchen Rheinkreis von der Verbindung aus.

---

* Dieſe und einige weiter unten folgenden Notizen über die Verhandlungen zwiſchen Preußen und Heſſen findet man in der hiſtoriſch politiſchen Zeitſchrift von Leop. Ranke 2r Band, 1s Heft, 1833, S. 114 f.

dies ist nicht meine Meinung,*) sondern ich sehe das Vorblatt als abortirt an, oder es mag auch als gar nicht in der Anlage vorhanden gedacht werden, und betrachte die secundären Ruscusblätter wirklich als Substitutionen von Zweigen, glaube sie aber doch als Blätter ansehen und Blätter nennen zu müssen, weil sie eingliedrig sind und differenzirte Flächen haben.

4) Besonders merkwürdig ist noch das lange Perenniren des Ruscusstengels über der Erde ohne Erneurung der Blattbildung und Zweigbildung, indem Alles miteinander ausdauert. Der Stengel mit seinen Aesten und primären nebst secundären Blättern entwickelt sich in weniger als einem Jahr vollkommen aus einer Knospe, die der horizontale (bei *R. aculeatus* — wahrscheinlich bei den andern Arten ebenso beschaffene) Wurzelstock oder unterirdische Stamm über die Erde hervortreibt, vergrössert sich dann nicht mehr, und kann eine lange Reihe von Jahren ohne allen Zuwachs von Aesten, Zweigen oder blattartigen Bildungen fortdauern. Nur neue Blüthen und Früchte bringt er in der Regel jedes Jahr, die immer aus der gleichen Stelle der perennirenden Secundärblätter hervorkommen, und zugleich pflegt er aus dem Wurzelstock jährlich auch einen oder den andern neuen Stengel zu treiben, der in Kurzem neben den älteren Stengeln mit gleicher Bildung sich erhebt. Es ist gewiss sehr bemerkenswerth, dass die Blüthenknospen immer wieder an derselben Stelle erscheinen, und dieser Umstand könnte der unter Nro. 2 gegebenen Erklärung zu widersprechen scheinen, als habe man das Hervorkommen der Blüthen aus der Mitte des Secundärblatts (blattartigen Zweigs) sich so zu denken, dass ein Blüthenstiel (bei *R. androgynus* zwei Blüthenstiele) aus der Achsel des Secundärblatts entsprungen, aber ihm bis zu seiner Mitte (bei *R. androgynus* beiderseits) angewachsen sei; denn Blüthenstiele sind sonst mit den Blüthen und Früchten vergänglich und erzeugen aus ihrer Spitze nicht nach Jahresfrist oder zu wiederholten Malen neue Blüthen. Aber man bedenke, dass eben die

---

*) Ich hatte sie zwar in meinem nachträglichen Commentar (Flora 1848 Seite 112) geäussert, aber ebendaselbst (Seite 186 in der Anmerkung) wieder zurückgenommen.

Verwachsung des Blüthenstiels mit dem perennirenden Secundärblatt (eingliedrigen Zweiglein) ihn potenziren und an der perennirenden Zweignatur Antheil nehmen lassen müsse, so dass er die Kraft erhält, da wo die ersten Blüthenknospen aus ihm hervorgingen, in den künftigen Jahren neue hervorzubilden; vielleicht liegen auch an seinem Ende unter seinem kleinen Deckblatt schon alle Blüthenknospen präformirt vor, und kommen nur von einem Jahr zum andern nacheinander zu ihrer Entwicklung. Man kann zwar auch, was ich hier Blüthenstiel nenne, wegen der perennirenden Natur, die er annimmt, ein blüthenbringendes Zweigchen nennen. Nur darf man nicht, wie der jüngere Nees gethan und Koch in der Synopsis Fl. G. et Helv. ed. I. p. 706 adoptirt hat, das Secundärblatt als erstes Blatt dieses Zweigleins betrachten; denn *R. androgynus*, wo zwei solche Zweiglein aus der Achsel des Secundärblatts, das doch nur eines ist, entspringen, lehrt aufs deutlichste, dass dies nicht sein kann. Man vergleiche *Smilax*, wo zwischen dem Blatt und dem aus der Achsel sich erhebenden Blüthenstiel stets noch eine Astknospe sich befindet, die bei den strauchartigen Smilaxarten zwar meist unentwickelt bleibt oder erst im nächsten Jahr zur Entwicklung kommt, aber bei den krautartigen z. B. *Sm. herbacea L.* und *peduncularis Mühlenb.* als wirklicher Ast entwickelt vor dem Blüthenstiel sich erhebt, so dass dieser in dem Winkel zwischen Stengel und Ast steht — so wird man sich desto eher überzeugen, wo der Ursprung des Blüthenstiels bei *Ruscus* zu suchen sei und dass derselbe dem Secundärblatt (dem blattartigen eingliedrigen Zweig) zwar angewachsen sei, dass aber dieses doch nicht als ein aus ihm hervorgegangenes oder als sein erstes Blatt betrachtet werden dürfe. Es sind also bei *Ruscus* in jeder Achsel des Primärblatts vor der völligen Entwicklung zwei Knospen zu denken, eine obere, die den Blüthenstand gibt, und eine untere, die sich zum Secundärblatt (dem eingliedrigen, blattartigen Zweiglein) ausbildet; sie entwickeln sich gleichzeitig und es findet dabei die schon hinlänglich bezeichnete Zusammenwachsung statt. Ob auch der umgekehrte Fall angenommen werden dürfe, dass die untere Knospe zum Blüthenstand sich entwickle, und die obere zum Secundärblatt

und ob sichs vielleicht bei *R. hypophyllum L.* so verhalte und bei der Gattung *Myrsiphyllum Willd.*, wo auch secundäre Blätter oder blattartige Zweiglein werden angenommen werden müssen, das lasse ich noch dahin gestellt sein. Ich habe wenigstens vorhin unter Nro. 2 über die Erscheinung der Blüthen auf der untern Seite des Secundärblatts bei *R. hypopyllum* eine andere Deutung zu geben versucht.

Nachdem ich mich nun über die Morphose bei *Ruscus* hinreichend ausgesprochen habe, gehe ich wieder zu *Asparagus* über, wo ich zu zeigen habe, wie die secundären Blätter dieser Pflanzengattung ihrer Stellung nach zu construiren seien. Die meisten Arten haben bekanntlich, wie man sich kurz auszudrücken pflegt, büschelförmig gestellte Blätter. Bei *A. officinalis* und andern Arten, wo die secundären Blätter (eingliedrige Zweiglein) erst an den Zweigen (Aesten der letzten Ordnung) zu stehen pflegen, während die Blüthen an den Knoten der Aeste stehen, scheinbar aus den gleichen Blattachseln seitwärts hervorbrechend, die den Zweigen ihren Ursprung geben, bilden jene Blätter in der Achsel des Primärblatts gewöhnlich nur Einen Büschel in ungerader Zahl, indem ein Blatt genau in der Mitte der Achsel, und von diesem auf jeder Seite gleich viele symmetrisch gestellt sind. Man kann auch sagen, die Blätter bilden hier einen Halbquirl am Knoten, am Grunde von einer kleinen Scheide (dem Primärblatt) geschützt. Einige ungemein ästige Arten z. B. *A. capensis L.* haben die Aeste an den Knoten des Stammes in einer ganz ähnlichen Weise oder Stellung halbquirlartig zu vielen beisammenstehen, und bei diesen Aesten ist deutlich zu erkennen, dass sie nicht an einem verkürzten gemeinschaftlichen Aste, oder auch an einem mittleren Hauptaste als dessen ihm angewachsene Seitenäste ihre Stellung haben, sondern dass alle aus dem gemeinschaftlichen Knoten des Stamms gleich selbstständig hervorgehen, jeder mit seiner eigenen Basis an ihm haftend. Hieraus möchte schon der Schluss zu ziehen sein, dass sichs mit der Stellung der secundären Blätter, die immerhin auch als eingliedrige Zweiglein anzuschauen sind, ebenso verhalten werde. Ich stelle mir die Sache analog den Knoten der Gerstenähre vor, wo je drei Aehrchen, ja an den

untersten Knoten oft 5—7 Aehrchen (diese freilich meist nur verkümmert) aus einem Spindelknoten kommen. Ich glaube nicht mit Unrecht hier auf Hauptknospen und seitliche Beiknospen hindeuten zu können, indem ich das mittlere Aehrchen als erwachsen aus einer Hauptknospe und die andern als die Erzeugnisse von seitlichen Beiknospen betrachte, wie ich auch beim rispenförmigen Blüthenstand der Gräser die an der Spindel in Halbquirlen stehenden Aeste auf gleiche Weise (siehe meine Abhandlung über den Aufbau der Graspflanze S. 28) erkläre. Wie bei den zweizeiligen Gerstenarten das mittlere Aehrchen prävalirt und auch bei den rispenförmigen Grasspindeln meist der mittlere Ast des Halbquirls länger und mächtiger ist als die seitlichen, so zeigt sich auch bei jenen ausnehmend ästigen *Asparagus*-Arten (siehe *A. capensis L.*) der mittlere Ast des Knotens stärker als die seitlichen. Es gibt nun aber viele andre Arten, wo rechts und links von dem der Achsel des Primärblatts entsprungenen und die Mitte dieser Achsel einnehmenden Aste nicht wieder seitliche ihm ähnliche Nebenäste entspringen, sondern nur nadelförmige eingliedrige Zweiglein, oft in bedeutender Zahl, nämlich die von mir sogenannten secundären Blätter, so dass dann der Knoten immer zwei Blätterbüschel und zwischen ihnen einen Ast vor Augen stellt. Ein Beispiel gibt uns *A. tenuifolius Lam.*, wo jeder dieser beiden Büschel oft 20 und mehr solcher nadelförmigen Secundärblätter oder eingliedriger Zweiglein enthält, in deren Mitte gewöhnlich noch ein Blüthenstiel sich befindet, der mit ihnen von gleicher Dicke und Länge ist, so dass hier der Gedanke nahe liegt, die secundären Blätter nicht sowohl als eingliedrige Zweiglein, sondern als sterile Blüthenstiele zu betrachten, wie Einige gethan haben. Manchmal aber sieht man auch aus einem dieser Blätterbüschel bei *A. tenuifolius* eines der vielen nadelförmigen Blätter oder eingliedrigen Zweiglein zu einem zweigliedrigen gesteigert und über die andern weit hervorragen, indem das obere Ende seines untern Glieds ein häutiges Scheidchen (ein Primärblatt) entwickelt hat, welches einen ganzen Büschel von 5—7—9 Secundärblättern hervorgehen lässt, von denen eines als das zweite Glied (Endglied) der Production zu betrachten ist, während die übrigen in zwei Büschel, die

rechts und links von ihm sich befinden, zerfallend gedacht werden müssen. Wo sonst noch scheinbar einfache Büschel erscheinen, auch bei den zuerst angeführten Arten (z. B. *A. officinalis*) sind sie auf ähnliche Art in zwei Büschel zu zerlegen nebst einem Mittelblatt (Zweiglein), das aus einer Hauptknospe abzuleiten ist, während die übrigen rechts und links aus Beiknospen erster, zweiter, dritter Ordnung u. s. w. abzuleiten sind.

Betrachtet man die Stelle, wo die Blätter (eingliedrige Zweiglein) eines Büschels abgefallen sind, besonders bei Arten, wo diese Blätter *) etwas stärker sind, z. B. bei *A. verticillatus L.*, näher, so sieht man ebensoviel runde Scheibchen, als Blätter abgefallen sind, die eine kleine Wölbung mit einander bilden und einander sehr nahe berühren, und als äusserst kurze Stielchen oder Füsschen sich darstellen, von denen je ein secundäres Blatt sich abgelöst oder abgegliedert hat. Ich glaube aber nicht, dass man diese Wölbung als einen verkürzten Ast **) ansehen kann; denn die Füsschen scheinen eben so gesondert zu stehen, wie jene Aeste von *A. capensis*, von denen ich oben sprach, und jedes mit einem besondern Untergebäude ***) in die Axe ein-

*) Ich muss hier eine Rechtfertigung darüber geben, warum ich in meiner Abhandlung über die Graspflanze S. 23 unten mich gegen diejenigen Schriftsteller erklärt habe, welche die nadelförmigen Organe bei *Asparagus* als Blätter bezeichnen, während ich doch jetzt selbst ihnen diesen Namen gebe. Meine Rechtfertigung liegt darin, dass ich sie nur secundäre Blätter nenne und zugleich dabei bleibe, dass sie ihrer Stellung nach eingliedrige Zweiglein seien, sie von den Primärblättern oder gewöhnlichen Blättern der Pflanzen wohl unterscheidend, was diejenigen Schriftsteller nicht thun, welche nur von einer *squama scariosa* oder einem Dorn am Grunde derselben sprechen, ohne der Bedeutung dieser als der eigentlichen Blätter zu gedenken.

**) Ich weiss recht wohl, dass man mit gutem Grund den gemeinschaftlichen Blüthenboden einer grossen Zahl von Pflanzen mit kopfförmigem Blüthenstand, namentlich der Synantheren, als eine verkürzte oder gestauchte Blüthenspindel ansieht — auch wird sich die Sache bei vielen doldenförmigen Blüthenständen, z. B. bei *Allium* so verhalten; aber bei ähnlichen Blüthenständen anderer Familien dürfte doch wohl die Sache anders aufzufassen sein, z. B. bei den Amaryllisblüthlern, wo ich lieber die Theorie der Beiknospen in Anwendung bringen möchte, die sich mir bei den Secundärblättern (eingliedrigen Zweiglein) von *Asparagus* aufdrängt.

***) Was ich unter Untergebäude verstehe, ist in meiner Abhandlung über den Aufbau der Graspflanze S. 12 und andern Stellen zu sehen. Uebrigens

gewurzelt zu sein, aus deren Knoten sie entsprungen sind. Insofern ich nun diese äusserst kurzen Füsschen von ihrem verborgenen, im Knoten und Stengel der Pflanze nistenden und mit ihnen verschmolzenen Untergebäude unterscheide und noch zum Obergebäude des Achsel-Erzeugnisses rechne, so können die secundären Blätter von *Asparagus* auch als zweigliedrige Zweiglein betrachtet werden, wie ich schon oben in einer Anmerkung vorläufig bemerkt habe — dennoch habe ich sie mit Hintansetzung dieser fast verschwindenden Füsschen bisher eingliedrige Zweiglein genannt, weil nur das Endglied in die Augen fällt und jenes Füsschen eigentlich nicht zum secundären Blatt selbst, sondern zu einem verschwundenen oder abortirten Vorblättchen gehört, wie dann deutlicher erhellen wird, wenn von den Vorblättern bei *Asparagus* die Rede werden wird.

Um die Sache aber noch vollkommener ins Licht zu stellen, komme ich jetzt auf diejenigen Arten von *Asparagus*, welche im Gegensatz der übrigen von den ältern Autoren blattlos (*aphylli*) genannt wurden, namentlich *A. aphyllus L.*, *stipularis Forsk.*, und *horridus L.* Ich habe ein Exemplar von *A. aphyllus L.* aus Sardinien vor mir, wo aus den Achseln der Primärblätter (hier gespornte häutige Schuppen) des Hauptstengels meist nur ein Ast allein hervortritt; doch sehe ich an meinem Exemplar auch drei Knoten des Stengels, wo aus der Achsel des Primärblatts nicht nur ein Ast, sondern jederseits desselben noch ein dornartiges eingliedriges Zweiglein (secundäres Blatt nach meiner Bezeichnungsweise) entspringt, wie sie dann an den Aesten selbst einzeln aus allen Knoten kommen mit Ausnahme des letzten Knotens, wo jedesmal vier beisammen stehen, so zwar, dass eines, das nicht aus der Achsel eines Primärblatts kommt, als Fortsetzung (Ende) des Asts zu betrachten ist, die drei andern als Geburten des Knotens, jedes mit einem Primärblatt*) am

---

darf ich auch nur an den wurzelartigen Theil erinnern, mit dem jede Knospe in das Stengelglied eingreift, an dem sie sich befindet.

*) Die beiden seitlichen sind eigentlich aus den Achseln von Vorblättern entsprungen, wie ich später zeigen werde. Ich nenne sie aber hier auch Primärblätter, weil sie nicht wesentlich von dem verschieden sind, was ich überhaupt so nenne.

Grunde, aus deren Achseln sie entsprungen sind. Nur wo die secundären Blätter (eingliedrige Zweiglein) einzeln stehen, kommen aus den gleichen Knoten auch Blüthen, meist zwei auf jeder Seite des secundären Blatts. Hier sind die Blüthenstiele in Vergleichung mit dem secundären Blatt, das 1 — 1½ Zoll lang, stengelartig dick und an seiner Spitze stehend, daher dornartig ist, sehr kurz und dünn, wenigstens zehnmal kürzer, so dass man entfernt nicht in Versuchung kommen kann, die secundären Blätter (eingliedrigen Zweiglein) dieser Art für sterile Blüthenzweige zu erklären, wie Einige durch den Schein bei andern Arten (z. B. *A. tenuifolius Lam.* — siehe oben) verleitet, allgemein auszusprechen gewagt haben. Niemand wird heutigen Tags leugnen wollen, dass diese einzeln stehende, eingliedrige, dornartige Zweiglein, die uns *A. aphyllus L.* zeigt, den büschelförmig stehenden so vieler andern *Asparagus*-Arten völlig gleichbedeutend seien, besonders wenn man jene am Ende der Aeste, wie ich angeführt habe, ebenfalls büschelartig, nämlich zu 4, und an einigen Knoten des Hauptstengels seitlich zwar einzeln, aber jederseits des Astes hervorkommen sieht, wie ich oben sagte, dass man es bei *A. officinalis* manchmal sehen könne. Betrachtet man nun die zur Seite eines Astes an dessen Ursprung stehenden Secundärblätter (eingliedrige Zweiglein) bei *A. aphyllus* oder die zu 4 am Ende eines Astes stehenden näher, um zu sehen, wie sie sitzen oder hervorgehen, so findet man, dass jene mit dem Aste, an dessen Ursprung sie stehen, und diese untereinander in keinem solchen Zusammenhange stehen, dass sie zu einander gehören könnten wie Nebenaxen zu einer Hauptaxe; vielmehr können jene beiden ohne Verletzung des Astes, neben dem sie stehen, und die 4 am Ende des Astes büschelförmig stehenden, jedes ohne Verletzung des andern abgelöst werden, und es zeigt sich dann, dass jedes seine besondere Stelle hat, wo es aufsass, woraus ich den Schluss ziehe, dass hier das Verhältniss von Beiknospen angenommen werden muss. An den Stellen, wo diese Secundärblätter abgefallen sind oder leicht sich abnehmen liessen (bisweilen pflegen sie leicht abzugehen — sich abzugliedern), sieht man eine freilich nur sehr wenig sich hervorhebende runde Scheibe oder Narbe, welche als

das äusserst verkürzte, fast bis zum Verschwinden verkümmerte Internodium angesehen werden muss, wovon ich schon oben sprach, dass ein solches unter jedem secundären Blatt (Zweiglein) bei *Asparagus* anzunehmen sei, weil man Vorblätter nachweisen könne. Von diesen Vorblättern, die bei *Asparagus* unläugbar vorhanden sind, an den Aesten wenigstens vollkommen deutlich, werde ich bald näher zu sprechen kommen.

Bei *A. stipularis Forsk.*, wovon ich ein Exemplar aus Arabien vor mir habe, verhält sich die Sache am Ende der Aeste ebenso wie bei *A. aphyllus L.*, d. h. es stehen daselbst gewöhnlich 4 dornartige Zweiglein (secundäre Blätter) beisammen, doch manchmal auch nur 3; sonst aber stehen sie immer einzeln, denn davon bietet mein Exemplar kein Beispiel, dass hin und wieder am Grunde eines Asts oder Zweigs seitlich noch ein secundäres Blatt hervorgewachsen wäre. Die Blüthen kommen sowohl am Grunde der Aeste zweiter Ordnung als auch am Grunde der einzeln stehenden secundären Blätter (eingliedrigen Zweiglein), höchst selten auch der am Ende zu 3 oder 4 beisammenstehenden vor, meist nur eine Blüthe jederseits, sehr selten zwei, ebenso kurz gestielt wie bei *A. aphyllus L.*, dem diese Art überhaupt sehr nahe steht. Auch *A. horridus L.* ist diesen beiden Arten sehr nahe verwandt. *) An dem Exemplar,

---

*) Es ist merkwürdig, dass der grosse Meister Linnée in seinen *Species plantarum* und sein ebenfalls ausgezeichneter Sohn in *Lin. Supplem. plant.* die beiden so nahe verwandten und im ganzen Habitus höchst ähnliche Pflanzen laut der gegebenen Diagnosen hinsichtlich der eingliedrigen Zweiglein (Secundärblätter) völlig heterogen beurtheilt haben, indem jener dem *A. aphyllus* im Widerspruch mit dem Trivialnamen *folia subulata, striata, inaequalia, divergentia* zuschreibt, während der Sohn von *A. horridus* schreibt: *aphyllus, aculeis tetragonis, compressis, striatis* — so dass er Stacheln nennt, was sein Vater dort Blätter genannt hatte. Mit diesen einander widersprechenden Diagnosen stehen die beiden Arten in *Willd. Species pl.* neben einander. Daraus ist ersichtlich, dass über diese Organe schon frühe entgegengesetzte Ansichten herrschten. Diese Widersprüche oder Gegensätze lösen sich aber in einer höheren Einheit auf, nämlich in dem Satze, dass Stengelglied und Blatt ein Ganzes mit einander ausmachen, wovon das Stengelglied der Anfang, das Blatt die Endbildung ist; wo nun Anfang und Ende der Bildung sich

das ich aus Sardinien besitze, stehen die eingliedrigen Zweiglein (Secundärblätter) wie bei *A. stipularis* niemals am Grunde von Aesten oder Zweigen, sondern immer nur im Verlaufe derselben einzeln in den Achseln ihrer Primärblätter.*) Aber am Ende der Aeste und Zweige, das übrigens hier oft verkümmert erscheint (wenigstens an meinem Exemplar), finden sich die eingliedrigen Zweiglein (die secundären Blätter) gewöhnlich zu 3 oder auch nur zu 2 beisammen, im letzteren Fall ganz wie bei *Ruscus aculeatus* oder *hypoglossum* und *hypophyllum* d. h. eines der beiden Zweiglein (Secundärblätter) ist als das Ende des Asts, als letztes Astglied anzusehen und zeigt kein Primärblatt, aus dessen Achsel es als Nebenaxe hervorgegangen wäre, das andere aber hat unmittelbar unter sich das Primärblatt (das häutige Schüppchen oder Scheidchen), aus dessen Achsel es entsprungen ist und ueben sich aus der gleichen Achsel entspringend jederseits 2—3 Blüthen. Gleicherweise finden sich auch jederseits am Grunde der einzelnen Secundärblätter und aller Aeste zweiter Ordnung die Blüthen zu 2 oder 3, jede auf einem besondern kleinen Blüthenstiel, wie bei *A. aphyllus* und *stipularis*, aber jedes Stielchen an seinem Grunde mit einem häutigen Deckblättchen versehen, was ich bei *A. stipularis* nicht entdecken konnte (bei *A. aphyllus* scheinen sie auch vorhanden zu sein). Am Ursprunge der Aeste erster Ordnung, also an den Knoten des Stamms, finden sich keine Blüthen. Dagegen treten hier die Vorblätter der Aeste den Primärblättern ähnlich, aber zweinervig, in schönster Vollkommenheit auf, und nun ist es Zeit von den Vorblättern der Aeste und Zweige bei der Gattung *Asparagus* näher zu reden.

Die ältern botanischen Schriftsteller (auch noch Schultes

---

gleich bleiben und unentschieden in einander fliessen, da kann man das Organ Blatt oder Zweiglein nennen, je nachdem man die Function desselben anschauen zu müssen glaubt.

*) Die Stellung der Primärblätter am Stamm und an den Aesten von *A. horridus L.* habe ich $^2/_5$ gefunden, ebenso am Stamm von *A. aphyllus L.*, aber an dessen Aesten $^2/_3$. Uebrigens ist es nicht diese Stellung, auf welche meine Untersuchung geht, sondern die Stellung der Secundärblätter in ihren Büscheln, worüber Weiteres noch folgt.

in R. et S. Syst. Veget. T. VII) sprechen bei ihren Beschreibungen der verschiedenen Arten von *Asparagus* nicht nur von einer *stipula exterior* oder *inferior solitaria*, sondern auch von zwei inneren über jener am Grunde des Asts oder Zweigs sitzenden Afterblättern (*stipulae binae interiores*). Dass diese bei *Asparagus* auftretenden Organe zu der Ehre gelangt sind *stipulae* genannt zu werden, rührt daher, dass man die Vergleichung mit den verwandten Familien versäumt hat. Zwar haben die meisten neueren Botaniker erkannt, dass die vermeintliche *stipula exterior* d. h. das scheidenartige oder häutige Organ, das unmittelbar unterhalb jedes Asts oder Zweigs nach aussen sich befindet und bei den meisten Arten in einen Sporn oder Dorn*) nach auswärts sich verlängert, als das eigentliche Blatt der Pflanze, nur scheidenartig gebildet oder auf der Stufe der Rhizomblätter verharrend, zu betrachten sei; aber die sogenannten *stipulae binae interiores* haben sie sonderbarer Weise noch als Afterblätter beibehalten, obgleich ihre wahre Deutung nahe genug liegen musste, nachdem die vormalige äussere *stipula* in ihrer Bedeutung als ordentliches Stengelblatt erkannt war, und an einigen *Asparagus*-Arten jene zwei in ihrem Zusammenhang als Eine deutlich gesehen werden konnten, was freilich als eine Zusammenwachsung aus zweien angesehen wurde. Ich behaupte nun und bin meiner Sache vollkommen gewiss, dass diese beiden *stipulae interiores* der Schriftsteller nichts Anderes sind als das in zwei Hälften zerfallene Vorblatt oder das erste Primärblatt des Asts oder Zweigs der Pflanze. Wo diese beiden Organe noch vereinigt

*) Eine Ansicht, welche ich in meiner Abhandlung über den Aufbau der Graspflanze vom vorigen Jahr S. 23 in einer Anmerkung von diesem Dorn bei *Asparagus* zu geben versucht habe, als ob ein verkümmertes Aestchen in das häutige Primärblatt (die *stipula exterior* der ältern Autoren) sich eingesenkt habe und mit ihr verwachsen sei, nehme ich hier zurück, und glaube, dass die Annahme der Einsackung und Hornwachsung der Basis des Blatts in einen Sporn oder der Auswuchs und die Verholzung derselben in einen Dorn allein schon genügt. Man kann oft schon an den Blättern des Perianthiums der gemeinen Gartenhyacinthe (*Hyacinthus orientalis L.*) eine ganz ähnliche spornartige Verlängerung der Basis am Blüthenstiel herab bemerken, wie an dem scariosen Stengelblatt von *Asparagus officinalis L.*

Bayern und Württemberg gebührt das unbeſtrittene Verdienſt, durch dieſe Uebereinkunft die Aufgabe eines auf commerzielle Einheit gegründeten Vereines zwiſchen mehreren unabhängigen Staaten zuerſt praktiſch gelöst und dadurch den Weg zu Erreichung des großen Zieles gebahnt zu haben.

Noch vor dem definitiven Abſchluſſe dieſes Vertrags erhielt der heſſiſche Hof eine erneuerte Einladung zum Beitritte. Er entſchied ſich aber für die Wiederaufnahme ſeines früher dem Berliner Cabinette gemachten Antrages, drückte ſofort demſelben wiederholt ſeinen Wunſch aus, über gegenſeitige Zollerleichterungen in Unterhandlungen zu treten, indem er ſich zugleich bereit erklärte, ſein indirektes Steuerſyſtem dem preußiſchen zu aſſimiliren, jedoch ein Anſchließen an den preußiſchen Zollverband als unthunlich anſah.

In ſeiner Erwiderung erklärte der Berliner Hof ſich geneigt, jenem Wunſche zu entſprechen, und äußerte zugleich ebenfalls die Beſorgniß, daß die Schwierigkeiten einer vollſtändigen Verſchmelzung der beiden Zollſyſteme unbeſiegbar ſeyn möchten.

Die im J. 1828 begonnenen Unterhandlungen, welche zunächſt lediglich beſtimmtere heſſiſche Anträge über wechſelſeitige Zollbegünſtigungen zum Gegenſtande hatten, führten indeſſen ſchnell zu der Ueberzeugung, daß man, um ein befriedigendes Reſultat zu erlangen, die breitere Baſis einer Zollvereinigung annehmen müſſe. Nachdem dieſe Grundlage ſogleich die vorläufige Billigung beider Souveräne erhalten hatte, kam in ganz kurzer Zeit, nämlich ſchon am 14. Febr. 1828 der Vereinigungsvertrag zu Stande.

Die Uebereinkunft erhielt den vollen Beifall der heſſiſchen Kammern, in deren Mitte ſchon früher, vor dem Beginne der Stuttgarter Verhandlungen, die Vortheile eines Anſchluſſes an Preußen von einzelnen Mitgliedern (namentlich ſehr nachdrücklich von dem Abgeordneten Perrot) zur Sprache gebracht worden waren.

Nach der Gründung des preußiſch-heſſiſchen Vereines begann eine neue Periode fruchtbarer Verhandlungen. Man durfte dieſes Ereigniß als eine entſchieden günſtige Vorbedeutung für weit Größeres betrachten. War auch der gewonnene Erfolg zunächſt, im Ganzen genommen, ohne erheblichen Einfluß auf Deutſchland, und nur für Heſſen, dem ſich ein fremdes Marktgebiet, zwanzigfach größer als das eigene, eröffnete, von Bedeutung; ſo konnte man

erscheinen, wie am Ursprung der Aeste erster Ordnung von *A. horridus L.*, den ich vorläufig allein nennen will (obgleich auch andere Arten des Gleiche zeigen), da ist die Sache sonnenklar. Das Gleichartige in der häutigen und scariösen Bildung des inneren wie des äusseren blattartigen Organs hätte schon darauf leiten sollen, sie gleich zu deuten, und nachdem das äussere richtig erkannt war, auch das innere oder obere am Grunde des Asts richtig zu fassen, und ich kann mich desswegen nicht genug wundern, dass Prof. Dr. v. Schlechtendal laut der Berliner botan. Zeitung des Jahrs 1847 (Seite 698 oben) bei der Gattung *Asparagus* „keine Spur eines Vorblatts an den Zweigen" finden konnte. Der einzige Unterschied des Vorblatts von dem äussern Blatt am Stamm und von den folgenden Primärblättern des Asts besteht darin, dass das Vorblatt ohne Sporn ist, und zwei Nerven zeigt (ein Mittelnerv fehlt), wie dies bei den meisten Vorblättern monocotylischer Pflanzen, namentlich bei den Gräsern, zu sehen ist. Das Vorblatt der Grasäste will ich desswegen jetzt zunächst damit in Vergleichung setzen. Ich habe dasselbe in meiner früheren Abhandlung (naturw. Hefte 1847, I, Seite 22) Zwillingsscheide genannt, weil es vermöge seiner beiden Nerven oder Kiele wie aus zwei zusammengewachsen erscheint und den jungen Ast scheidenartig vollkommen einschliesst. Es ist übrigens nicht meine Meinung, als sei es wirklich aus zwei Blättern zusammengesetzt, sondern ich halte dafür, dass der Mittelnerv des Vorblatts vermöge des Drucks zwischen zwei Axen abortiren musste, was die vollkommene Ausbildung zweier Seitennerven zur Folge hatte. Dasselbe unterscheidet sich von den folgenden Blättern des Astes auch noch durch den Mangel des Blatthäutchens, und ist in jeder Beziehung dem ersten Blatt der ganzen Graspflanze, das Richard als den eigentlichen Samenlappen der Gräser betrachtet, höchst ähnlich und vollkommen analog.*) Auch dieser Richard'sche

*) Wenn ich in meiner Abhandlung im ersten Heft 1847, S. 4 in Betreff des Samenlappens der Gräser der gewöhnlichen Ansicht gefolgt bin, dass ich den schildförmigen Theil des Keims, den Gärtner *vitellus* nannte, als Samenlappen annahm, so finde ich mich nun aus mehren Gründen bewogen, der Richard'schen Ansicht beizupflichten, wonach das scheiden-

Samenlappen ist zweinervig und entwickelt kein Blatthäutchen, was besonders an noch nicht lange aus der Erde aufgekeimten Getraidearten deutlich zu sehen ist. Was nun aber wieder das Vorblatt der Aeste betrifft, so sieht man dieses sehr schön bei grossen Grasarten, namentlich an den kurzen Aesten der *Zea Mays*, welche in die weibliche Aehre, in den sogenannten Kolben sich enden, und ebenso bei den Aesten von *Sorghum*-Arten. Bei beiden ist das Vorblatt sehr ansehnlich und nicht nur auf gewöhnliche Art zweinervig oder zweikielig, sondern die Kiele sind flügelartig beschaffen, d. h. jeder Kiel ist in eine vorspringende Haut ausgedehnt. Auch sieht man hier aufs deutlichste, dass dem Vorblatt ein kurzes Internodium vorangeht, welches der Fuss des Vorblatts ist und mit ihm in eine Einheit zusammengedacht werden muss, indem sie beide mit einander das erste Stockwerk des Astes bilden. Ferner sieht man bei vielen

---

artige Blatt, welches beim Keimen zuerst allein sichtbar ist und als eine bis zur Spitze völlig geschlossene Scheide die übrigen Blätter noch in sich birgt, als der Samenlappen anzusehen ist. Uebrigens glaube ich, dass das schildförmige Organ, was von Richard *hypoblastus* genannt wird und gewöhnlich als der Samenlappen gilt, als ein integrirender, basilärer Theil des Richard'schen oder eigentlichen Samenlappens angesehen werden muss. Es lehrt mich dies der Samenlappen von *Canna indica*, wo der im ersten Stadium des Keimens noch im Eiweiss zurückbleibende Theil des Samenlappens dem *hypoblastus* des Grassamens zu vergleichen ist, während der hervorgetretene Theil das Keimfederchen auch völlig wie eine kurze Röhre oder Kappe einschliesst. Ebenso bleibt bei *Phoenix dactylifera*, nachdem die Keimpflanze aus den Samenhäuten und dem Eiweiss ausgetreten ist, ein Theil des Samenlappens im Eiweiss zurück, während der ausgetretene Theil eine lange völlig geschlossene Röhre bildet, in welcher das Keimherz (Keimfederchen) geborgen ist. Den innerhalb der Samenhäute im Eiweiss zurückbleibenden Theil des Samenlappens vergleiche ich auch hier mit Richard's *hypoblastus* oder Gärtner's *vitellus* bei den Gräsern, obgleich dieser Theil hier nur am Eiweiss anliegt und an der Basis des Samenlappens sich befindet, während er bei jenen beiden Pflanzen ins Eiweiss eingesenkt ist, und bei *Canna* fast in der Mitte, bei *Phoenix* nahe an der Spitze der Röhre des Samenlappens seine Lage hat. Darin sehe ich aber keinen wesentlichen Unterschied; immerhin scheint es der Theil des Samenlappens zu sein, mit welchem derselbe die Nahrung für die ganze Keimpflanze aus dem Eiweiss an sich saugt.

Vorblättern der Grasäste, namentlich bei den Aesten von *Cymbopogon*, dass das Vorblatt an der Spitze zweispaltig ist.

Ebenso ist nun auch bei den Aesten von *Asparagus* ein zweikieliges Vorblatt vorhanden, das bei einigen Arten an den Aesten erster Ordnung noch ungespalten bleibt, bei andern Arten aber zweispaltig auftritt, oder alsbald (wenigstens an den Aesten zweiter Ordnung und an den Zweigen, noch vielmehr an den Zweiglein) völlig in zwei Hälften sich trennt, die durch das Wachsthum des Astes oder Zweigs meist weit von einander geschoben werden, so dass sie sich mehr oder weniger, oft völlig, jederseits unter das Primärblatt, aus dessen Achsel der Ast oder Zweig entsprungen ist, verbergen und bei einigen Arten durch Verkümmerung wohl auch ganz wieder verschwinden (denn ursprünglich scheint ein Vorblatt immer vorhanden gewesen zu sein). Da ich dieses Verhältniss in meinem nachträglichen Commentar (Flora 1848 S. 130—132) in der Hauptsache schon deutlich auseinander gesetzt und durch eine hinreichende Zahl von Beispielen und Vergleichungen, welche den Gegenstand ins hellste Licht zu stellen geeignet sein dürften, nachgewiesen habe, so will ich mich hier darauf beschränken, auf die dortige Ausführung zu verweisen, und namentlich die dort näher abgehandelten *Asparagus Nivenianus R. und S.* und *A. africanus Lam.* zur Untersuchung zu empfehlen, weil diese ebenso wie der schon oben mehrfach angezogene *A. horridus L.* vollkommene Ueberzeugung zu geben im Stande sind. Dort habe ich auch gezeigt wie das Primärblatt am Stamm und das Vorblatt am Ast eine *spatha bivalvis* miteinander bilden, d. h. genau ebenso stehen und dieselbe Bedeutung haben, wie bei *Iris germanica L.* und andern Arten dieser Gattung und Familie die nicht allein an der Blüthe, sondern schon an den Stengelästen oder Blüthenstandsästen auftretende *spatha bivalvis*. Ebenso habe ich Beispiele aus der Familie oder Gruppe *Asphodeleae*, namentlich *Agraphis Link* und *Asphodelus L.* angeführt, wo eben diese *spatha bivalvis* oder die bei *Asparagus* ehedem als *stipula exterior* und *interior* begrüssten Organe auftreten, und besonders darauf aufmerksam gemacht, dass man bei *Asphodelus fistulosus L.* und *A. microcarpus Viv.* (durch einen Druckfehler steht dort: *A. mi-*

crophyllus) einen Anfang der Spaltung des Vorblatts in zwei Abtheilungen oder Hälften sehen könne.

Hier nun aber liegt mir ob, noch weiter zu zeigen, wie aus der Trennung des Vorblatts in zwei Hälften, deren jede mit einem Nerv versehen ist, die Stellung der secundären Blätter (der eingliedrigen Zweiglein) und der Blüthenstiele sich ableiten lasse. Ich gehe hier zunächst auf *Asparagus aphyllus L.* zurück, wo es nicht nur vorkommt, dass hin und wieder ein Ast erster Ordnung jederseits ein Secundärblatt (eingliedriges Zweiglein) aus der gleichen Achsel des Primärblatts, die den Ast aussendet, hervorgehend neben sich hat, sondern auch als Regel sich findet, dass die letzten Knoten der Aeste vier Secundärblätter (eingliedrige Zweiglein) aus sich erzeugen. Beide Fälle sind nur wenig verschieden.

Im ersten Fall entspringen die seitlichen Secundärblätter am Grunde des Asts aus den Achseln der beiden Vorblätter, welche durch die Trennung des ursprünglich Einen Vorblatts in zwei Hälften entstanden und durch das Wachsthum des Asts auseinandergerückt worden sind. Diesem Fall gesellt sich noch ein andrer bei, den ich oben nicht erwähnt habe, dass nämlich nur auf der einen Seite des Asts das secundäre Blatt (eingliedrige dornartige Zweiglein) aus der Achsel der Vorblatthälfte erscheint, während das andre hälftige Vorblatt leer bleibt; und dies ist der Hauptsache nach der gleiche Fall, der an den untern Aesten von *Asphodelus fistulosus* und *microcarpus* sehr häufig eintritt, wo das häutige Vorblatt des Asts aus der einen Seite seiner Achsel einen kleinen Nebenzweig hervorgehen lässt, auf der andern aber nicht, und sehr bemerkenswerth ist dabei, dass diejenige Seite des Vorblatts, wo der Nebenzweig hervorgeht, grösser, mehr zugespitzt und mit einem sehr deutlichen Nerv versehen ist, während die andere Hälfte, welche aus ihrer Achsel keinen Zweig hervorbringt, nur selten in eine schwache Spitze sich erhebt und ohne Nerv zu sein pflegt (man darf aber daraus nicht schliessen, jener Nerv sei der Mittelnerv des Vorblatts und dieses nur zur Seite gerückt worden — die ganze Lage der Dinge und die Vergleichung mit dem Vorblatt bei *Asparagus* lehrt, dass der Mittelnerv abortirt und dafür ein Seitennerv

zur Ausbildung gekommen ist, während sonst das Vorblatt bei Monocotylen, wenn es erscheint, für den unterdrückten Mittelnerv zwei Seitennerven zu erzeugen pflegt). Ferner ist für die Erscheinung der Nebenzweige bei *Asphodelus* zu bemerken, dass diese Nebenzweige selbst wieder ihre besondere Vorblätter oder ihre Bracteen haben, aus deren Achseln bisweilen noch eine unentwickelte Beiknospe hervorragt. Aehnlich ist auch, was ich bei den Rispenästen der Grasgattung *Cymbopogon* beobachtet habe. Wo aus der Achsel eines Blattes die beiden ersten Rispenäste hervorgehen, da gehört das zweikielige, ungleich zweispaltige Vorblatt dem stärkeren Ast an, und nun entspringt aus der Achsel dieses Vorblatts, nicht da, wo dessen nervenlose Mitte ist, sondern am Ursprung des Nerven, welcher der längeren Hälfte des Vorblatts angehört (ich sagte so eben, dass dieses ungleich zweispaltig sei), ein zweiter Ast, der ein ähnliches Vorblatt hat, und dieses hat selbst wieder in seiner Achsel einen unausgebildeten, verkümmerten Ast. Aehnlich verhält sich die Sache da, wo bei dieser Grasgattung 5, 6 oder mehr Aeste aus einer Blattachsel hervorgehen; einer dieser Aeste, der stärkste hat an seinem Grunde das grösste der vielen Vorblätter (Scheiden), die man hier sieht, und nur an der einen Seite, nicht in der Mitte der Achsel dieses Vorblatts entspringt ein andrer Ast mit seinem Vorblatt, das dann den übrigen Aesten auf ähnliche Weise ihren Ursprung gibt. Diese Einseitigkeit der Nebenast- oder Nebenzweig-Bildung ist nun bei *Asparagus* überhaupt und auch bei *A. aphyllus L.* bei weitem der seltenere Fall; denn die Regel ist hier, dass wenn Nebenäste oder eingliedrige Nebenzweiglein auftreten, dies beiderseits geschieht, d. h. aus der Achsel jeder der beiden seitlichen Vorblätter, in welche das Vorblatt des Astes zerfallen ist.

Ich komme nun auf den zweiten Fall, den wir bei *A. aphyllus L.* vor uns haben und der hier durchaus als Regel auftritt, dass nämlich der letzte Knoten des Stengels ebenso wie die Aeste vier Secundärblätter (eingliedrige Zweiglein) aussendet, welche einen ähnlichen Büschel bilden, wie wir sie bei andern Arten dieser Gattung zu sehen gewohnt sind, nur bei diesen meist aus viel dünneren und zahlreicheren, nadelartigen Zweiglein

(Secundärblättern) bestehend. Es ist schon früher dieser Fall zur Sprache gekommen und ich habe daselbst schon geltend gemacht, dass eines jener vier Secundärblätter oder Zweiglein, und zwar dasjenige, welches zunächst keine häutige Schuppe (Primärblatt) an seiner Basis zeigt, als das Endglied des Stengels oder Asts zu betrachten sei. Nun stehen diesem nackten Zweiglein (Secundärblatt) zwei der drei übrigen zur Seite und zwischen diesen beiden das dritte gegenüber. Sowohl das gegenüberstehende als die beiden seitlichen zeigen jedes an seiner Basis eine häutige Schuppe. Die Schuppe des mittleren ist als das letzte Primärblatt des Stengels oder Asts anzusehen, aus dessen Achsel dieses mittlere Zweiglein geboren ist, und die Schuppen der beiden seitlichen Zweiglein (Secundärblätter) sind zusammen als das Vorblatt jenes mittleren zu betrachten, ich sage zusammen, weil dasselbe in zwei Hälften getrennt und völlig auseinander gerückt wurde; aus den Achseln dieser beiden auseinander gerückten und in eine durch das Wachsthum der Zweiglein ziemlich veränderte Lage gekommenen sind nun die seitlichen Zweiglein (Secundärblätter) entsprungen. Eigne Vorblätter zeigen diese bei *A. aphyllus L.* nicht; aber bei andern Arten der Gattung sind sie vorhanden, wie bei Gräsern, die aus Einer Blattachsel mehre Aeste entsenden (ich habe vorhin die Gattung *Cymbopogon Spr.* angeführt und den Fall erläutert), oder bei *Asphodelus fistulosus L.* Wo diese eignen Vorblätter der Seitenzweiglein auftreten, da können sie nun abermals aus ihren Achseln Zweiglein (weitere Secundärblätter) erzeugen und so fort, und wenn auch diese eignen Vorblätter nicht sichtbar werden, so sind sie nur als sehr frühe schon verschwunden, oder anfänglich schon unterdrückt doch da zu denken, wo eine Mehrzahl von Secundärblättern (eingliedrigen Zweiglein) erscheint, die sich demnach in zwei Büscheln ordnen werden, welche aber meines Erachtens doch deswegen nicht als zwei gestauchte oder verkürzte Zweige angesehen werden können, weil jedes Zweiglein (Secundärblatt) mit seinem Fuss (eigentlich mit des Fusses Untergebäude oder Wurzel) unmittelbar in den Stengel oder Ast eingreift, an dessen Knoten der ganze Büschel sitzt. Dies muss so gedacht werden, dass die Vorblätter (und theilweise auch ihre Füsse) von den

aus den Füssen der ihren Achseln entspringenden neuen Gebilde herabwachsenden Untergebäuden durchbrochen, auseinander gerückt und durchsetzt werden.*) So kommt es, wie ich schon oben angeführt und gezeigt habe, dass alle diese Zweiglein oder Secundärblätter eines Büschels, jedes mit einem besondern Fuss unmittelbar am Stamm oder Ast haften,**) aus dessen Knoten sie hervorgehen, obgleich sie nicht nur jederseits aus einem ersten Nebenzweiglein als dessen Seitengeburten, sondern auch beide Büschel (wo sichs nämlich um zwei Büschel handelt, wie in den meisten Fällen) aus einem zwischen ihnen befindlichen Zweige ursprünglich hervorgegangen sind. Aber eben darin finde ich den Unterschied zwischen verkürzten oder gestauchten Aesten (wie bei *Berberis*) und der Bildung eines Büschels durch Beiknospen, einmal dass die Blätter eines gestauchten Aestchens einer gemeinschaftlichen Axe zugehören, bei den Secundärblättern von *Asparagus* aber hat jedes seine besondere Axe unter sich, den Fuss, von dem die zuletzt gegebene Note unter dem Texte handelt, und erst diese besondern Axen gehörten ursprünglich einer gemeinschaftlichen sehr kurzen Axe an, die aber (hier der zweite Unterschied) durch das weitere Wachsthum gänzlich auseinander getrieben und verwischt worden ist. Man sehe nur jenen Endbüschel der 4 Secundärblätter (Zweiglein) von *Asparagus aphyllus L.* an, um sich davon zu überzeugen. Man be-

---

*) Einigermassen erläutert kann dies werden durch die Vergleichung mit der ganz gewöhnlichen Erscheinung, dass an den untersten Knoten der Gräser die Blattscheiden oft ringsum von Wurzeln durchbrochen werden, die aus dem über dem Knoten liegenden Anfang jenes neuen Gelenkes (von mir Fussknoten genannt) kommen und in die Erde sich Bahn machen. Auf ähnliche Weise erreicht jedes unterste Glied eines Secundärblatts bei *Asparagus* mit seinem Untergebäude, das von ihm gebildet wird, seine Einwurzelung in den Knoten des Stamms oder Asts.

**) Dieser Fuss wird aber hier nicht in dem Sinn von mir der Fuss des Secundärblatts genannt, als bilde er mit ihm Ein Stockwerk; er ist vielmehr der Fuss eines besondern Stockwerks, mit dem Vorblatt zusammengehörig, das freilich durch Verkümmerung meist ganz verschwunden ist; dasswegen habe ich auch schon früher gesagt, streng genommen müssten die Secundärblätter bei *Asparagus* als zweigliedrige Zweiglein betrachtet werden, weil sie aus zwei Stockwerken bestehen, deren untersten freilich kaum zu bemerken ist.

trachte besonders ihre Basis und die zurückbleibenden Narben, wenn sie abgefallen sind, wie ich schon oben darauf hingewiesen habe. Damit wird aber das, was ich beweisen wollte, bewiesen sein; denn läugnen wird man nicht können, dass die Zweigleinbüschel (Büschel der Secundärblätter) aller *Asparagus*-Arten im Wesentlichen ebenso zu construiren seien, wie sie bei *A. aphyllus* ohne Zweifel construirt werden müssen. Ich will hier noch bemerken, dass mir scheint, Beiknospen dürften meist als Achselgebilde der ersten Schuppen der Hauptknospe betrachtet werden, aber sie erzeugen in Kurzem ein eigenes Untergebäude in den Stamm oder Ast hinein, und werden auf diese Art selbstständig.

Ich habe nun nur noch das zu sagen, dass die Blüthenstiele von *Asparagus* meist auf eine ganz ähnliche Art beiderseits seitlich an den Aesten oder Zweigen hervorzugehen pflegen wie die Secundärblätter, dass es aber ein grober Irrthum ist, wenn die Schriftsteller sagen: *pedicelli, medio articulati,* worüber ich mich gleich nachgehends näher erklären werde. Nicht immer finden sich am Grunde der Blüthenstiele Deckblättchen (ihre Vorblätter); bei einigen Arten stehen die Blüthenstiele einsam oder zu 2—3 jederseits eines Secundärblatts (Zweigleins) z. B. bei *A. aphyllus*, oder jederseits eines Asts oder Zweigs ohne Begleitung von Secundärblättern, bei andern im Gegentheil steht mitten in einem Büschel derselben eine oder ein Paar Blüthen z. B. bei *A. tenuifolius Lam.* Besonders merkwürdig ist *A. racemosus Willd*, wo aus der Achsel des Dorns (Primärblatts), welche aus ihrer Mitte am Stamm einen Ast oder am Ast einen Zweig entsendet, seitlich eine Blüthentraube hervorgeht, deren Stiel am Grunde mit vielen dachziegelartig gehäuften leeren Deckblättchen bekleidet und seiner ganzen Länge nach mit entfernt stehenden Deckblättchen, am Grunde eines jeden Blüthenstielchens eines, besetzt ist. Am Grunde dieses traubigen Blüthenstiels befinden sich dann aber gewöhnlich noch ein Paar sterile Beiknospen, die aus ähnlichen dachziegelartig über einanderliegenden häutigen Blättchen gebildet sind, wie sie sich am Grunde des Blüthenstiels befinden; ähnliche sterile Beiknospen finden sich in der Achsel des Dorns auf der andern Seite, welche

gewöhnlich blüthenlos ist.*) Die nadelförmigen Secundärblätter erscheinen bei dieser Art erst an den Knoten der Zweige und haben keine Blüthentrauben oder Blüthen zwischen sich.

Was nun die bereits vorläufig gerügte Behauptung der Schriftsteller betrifft (die berühmtesten z. B. Professor Endlicher scheinen noch in dem Irrthum befangen zu sein — siehe dessen *genera plantarum* bei *Asparagus* und einigen verwandten Gattungen), dass die Blüthenstielchen bei *Asparagus* in der Mitte eine Gliederung oder Articulation haben, so stellt sich die Sache freilich dem flüchtigen Blick so dar, weil die Blüthenhülle eine mehr oder weniger lange, dünne Röhre hat, welche für einen Theil des Blüthenstiels gehalten wird. Die Articulation ist aber nicht in der Mitte, sondern völlig am Ende des Blüthenstielchens, wo die Blüthe selbst entspringt, und diese hat keine sechsblättrige Blüthenhülle, wie häufig angegeben wird, auch nicht eine sechstheilige (*perianthium sexpartitum*), wie Andere sich ausdrücken, sondern eine röhrige Blüthenhülle mit sechsspaltigem oder sechstheiligem Saum, das Ovarium aber ist gestielt und die Röhre der Blüthenhülle mit dem Stiel des Ovariums verwachsen. Da sieht es nun freilich besonders im Fruchtzustand völlig so aus, als sitze die Beere auf einem in der Mitte articulirten Blüthenstielchen; aber sie sitzt nicht auf dem Blüthenstielchen, sondern sie steht auf demselben, d. h. sie hat selbst ihren besondern Stiel oder Fuss, mit welchem sie auf dem Ende des Blüthenstielchens sich erhebt — nur ist dieser ihr besonderer Stiel mit der bleibenden Röhre der Blüthenhülle überwachsen. Bei *Asparagus albus*, *acutifolius*, *aphyllus* und andern Arten ist

---

*) Diese Beschaffenheit des Blüthenstands finde ich übereinstimmend mit der Beschreibung der Willdenow'schen Pflanze nach Brosler (Brosler Asp. diss. nr. 13) an einem Exemplar aus Ostindien, in der Sammlung Ostindischer Pflanzen vor mir liegend, die Herr Hohenacker kürzlich ausgegeben hat. Aber an einem Exemplar aus dem Garten von Calcutta, das Herr Hofrath v. Martius in seinem Herbarium besitzt, sollen die Blüthentrauben selten einzeln, sondern zu 2—4 aus den Achseln der Dornen hervorgehen. Entweder haben also hier die sonst sterilen Beiknospen auch Blüthentrauben getrieben, oder liegt eine andere Art vor (siehe R. und S. Syst. Veg. T. VII p. 330).

der eigentliche Blüthenstiel kürzer als die Röhre der Blüthenhülle, so dass hier das Verhältniss besonders auffallend und täuschend ist. Aber *A. amarus L.* und *tenuifolius Lam.*, wo die Röhre der Blüthenhülle nur kurz ist, belehren desto deutlicher über das wahre Verhältniss. Wie aber bei *Asparagus*, so verhält sichs auch bei *Dracaena Vand.* und *Myrsiphyllum Willd.*, wo die Sache von den Schriftstellern, die ich nachschlagen konnte, ebenso unrichtig angesehen wird, indem es z. B. bei *Dracaena* heisst: *pedicellis infra apicem articulatis* und bei *Myrsiphyllum*: *pedicellis medio articulatis*. Inzwischen bin ich in meinen Betrachtungen über die Gattung *Asparagus* fast schon zu weit geführt worden, und es ist Zeit, dass ich zu meinem Hauptgegenstand dem Bau der Gräser, zu dessen Erläuterung übrigens dieser Abschnitt wesentlich beitragen sollte, zurückkehre.

III. Von dem Blüthenstand der Gräser, dem Bau der Spindel, der Spindeläste und des Spindelchens.

Der Blüthenstand der Gräser ist blattlos, sofern man unter Blättern Vegetationsblätter (mit einer Spreite ausgerüstete Blätter) versteht und den Blüthenstand jedesmal von dem Knoten anfangen lässt, aus welchem das erste oder die ersten Aehrchen auf ihren Stielen oder deren Verzweigungen entspringen; denn von hier an erscheinen nirgend mehr Vegetationsblätter. Man kann aber auch umgekehrt sagen: der Blüthenstand beginnt bei denjenigen Knoten des Halms und ebenso seiner Aeste, wo die Blattbildung aufhört oder auf ein unscheinbares Rudiment reducirt ist (in einzelnen seltenen Ausnahmen erscheint das Rudiment noch blattartig — gewöhnlich tritt es nur als eine leistenartige, ringförmige oder halbringförmige, oder oft noch weiter reducirte Hervorragung, oder als ein Kranz oder Halbkreis von Haaren auf). Versteht man aber unter Blatt auch scheidenartige Organe, so kann man nur sagen, die Spindeln des Blüthenstands nebst ihren Aesten und Verzweigungen seien blattlos; denn die Spindelchen, welche den Aehrchen zum Grunde liegen, sind durchaus mit Scheiden, den sogenannten Spelzen, auf verschiedene Art besetzt.

doch nun keinen Augenblick mehr zweifeln, daß Preußen nicht abgeneigt ſey, ſich an die Spitze der Handelsaſſociation zu ſtellen.

Statt daß dieſe Erwägung ſogleich allgemeine Freude erregt hätte, ſcheint ſie vielmehr den Impuls zu jenem mitteldeutſchen ſogenannten Zollvereine gegeben zu haben, der am 24. Sept. 1828 aus den zwiſchen Hannover, den ſächſiſchen Staaten, Churheſſen, Oldenburg, Braunſchweig, Naſſau, den reußiſchen und ſchwarzburgiſchen Häuſern und den Bundesſtädten Frankfurt und Bremen zu Caſſel gepflogenen Unterhandlungen hervorging und ſeiner Abſicht und ſeinem Inhalt nach als eine Demonſtration gegen das Prinzip der Zollgemeinſchaft gelten konnte, und daher vor der Hand wenigſtens einer weitern günſtigen Entwickelung der Handelsangelegenheit hinderlich zu werden drohte, wenn er auch als Verſuch, die Intereſſen des Verkehres zwiſchen den theilnehmenden Staaten auf einem andern Wege als durch die Aufſtellung eines gemeinſamen Mauthſyſtems zu befördern, ganz geeignet war, eine ſchnelle praktiſche Belehrung über die Unzulänglichkeit der geſuchten Hülfe zu geben, und daher mittelbar dem großen Ziele näher zu führen.

In dem Vertrage machten ſich nämlich ſämmtliche contrahirende Staaten, mit einem auf die Enclaven in andern Gebieten bezüglichen Vorbehalt, gegeneinander verbindlich, ohne ausdrückliche Zuſtimmung der Geſammtheit, in keinen auswärtigen Zoll- oder Mauthverband ſich einzulaſſen, verabredeten auch wechſelſeitige Erleichterung, ließen aber die Iſolirung fortbeſtehen und jedem einzelnen Theilnehmer die Befugniß, für ſich oder gemeinſchaftlich mit andern unirten Staaten gegen nicht unirte Repreſſalien oder Retorſionen vorzukehren.

Verſchiedene Separatverträge und namentlich der Einbecker Handelsvertrag vom 27. März 1830 modificirten den Zuſtand, den die Caſſeler Convention hervorrufen ſollte.

Auf ſolche Weiſe bildeten ſich vier verſchiedene Handelsgebiete, die im Jahre 1830 folgende Länder umfaßten:

	□Meilen.	Einwohner.
1) Der preußiſch-heſſiſche Mauthverein:		
Die preußiſche Monarchie, verſchiedene Enclaven, das Großherzogthum Heſſen mit .	5288	13,428,000
2) der bayriſch-württembergiſche Verein:		
Bayern, Württemberg, mit einigen unbedeu-		

Wenn aber bei Gräsern, deren Halm nach oben ästig ist, z. B. bei manchen Gattungen der *Andropogoneae* (z. B. *Anthistiria L.*, *Apluda L.*, *Cymbopogon Spr.*) der ganze Complex von Blüthenständen, sowohl die Terminal-Inflorescenz als die der sämmtlichen Aeste, unter dem Namen Rispe zusammengefasst wird, so ist dieser in einem weiteren, uneigentlichen Sinn genommene Blüthenstand, den ich in meiner schon öfter citirten Abhandlung (siehe S. 29) Aehrenrispe genannt habe (die Schriftsteller sagen hier *spicae paniculatae*) keineswegs blattlos: denn nicht nur der Halm hat noch an allen den Knoten, aus welchen die Aeste entspringen, also weit hinaus über denjenigen Knoten, wo der erste blühende Ast ausgeht, Vegetationsblätter, sondern auch alle diejenigen Aeste, welche selbst wieder ästig sind, haben an den Knoten, aus denen sie Zweige mit Aehrenpaaren entsenden, Vegetationsblätter, so dass eine solche uneigentliche Rispe blättrig erscheint, was am auffallendsten an der Ostindischen *Apluda aristata L.* zu sehen ist. Bei den genannten Gattungen der *Andropogoneae* pflegt das letzte Blatt, das den gepaarten Aehren vorausgeht, meist keine Spreite mehr zu entwickeln und nur als Scheide, häufig kahnförmig (ausgezeichnet schön bei *Anthistiria cymbaria Roxb.*) aufzutreten, und oft schon der Gestalt und Beschaffenheit einer Hüllspelze *(gluma)* sich ausserordentlich zu nähern, was bei *Apluda aristata L.* besonders deutlich ist, wo übrigens dieses letzte scheidenartige und kahnförmige Blatt an den zahlreichen Verzweigungen des Halms noch eine winzige Spreite, fast nur in der Gestalt einer Stachelspitze *(mucro)*, aber durch ein nicht zu verkennendes Blatthäutchen von der bauchigen Scheide abgegränzt dem Auge darbietet.

Von diesen beblätterten Rispen, die eigentlich viele Blüthenstände sammt den vorausgehenden Halmtheilen und Verästelungen des Halms in sich fassen und in so fern nicht unter den Begriff reiner Blüthenstände gehören, unterscheiden sich die wahren Rispen und andere zusammengesetzte Blüthenstände der Gräser wesentlich. Ueber diese Blüthenstände habe ich mich schon nach manchen Beziehungen in meiner Abhandlung vom Jahr 1847 S. 27—29 ausgesprochen. Doch habe ich noch Manches nach-

zuholen, besonders in Betreff der Quirlrispe, der häufigsten Form der wahren Grasrispe (z. B. bei *Poa*, *Aira*, *Avena*), und der ährenförmigen Rispe (z. B. *Phleum*, *Alopecurus*). Ich habe dort nur diejenige Quirlrispe ins Auge gefasst und construirt, welche aus alternirenden Halbquirlen besteht, und mich über Quirlrispen, deren Aeste ganze Quirle bilden, wie man bei einigen Gattungen der *Andropogeneae* wahrnimmt (z. B. *Sorghum* und *Pollinia*) nicht ausgesprochen. Ebenso habe ich dort über die ährenförmige Rispe zu wenig gesagt, und namentlich über den sogenannten vielzeilig-spiraligen Bau mancher dieser Rispen keine Erklärung gegeben. Dies nachzuholen liegt mir noch ob. Aber hierzu ist erforderlich, über die Ordnung und Beschaffenheit der Knoten im Blüthenstand der Gräser noch Einiges vorher näher zu erörtern.

Die Spindel des Blüthenstands, obgleich sie die Fortsetzung des Halms oder eines Halmasts ist, hat doch meist ein andres Knotensystem als der Halm, insofern bei dem grösseren Theil der Gräser die Spindel nur Halbknoten bildet, so dass ein Theil der Gefässbündel ununterbrochen bis zur Spitze der Spindel fortläuft, und auch die Markröhre ununterbrochen durch die Hauptspindel sich erstreckt (doch keineswegs auch in die Seitenäste ununterbrochen übergehend). Es ist übrigens doch auch hier wie beim Halm eine Reihe übereinanderliegender Stockwerke anzunehmen; aber die Stockwerke greifen eines in das andre über. Doch gibt es auch eine grosse Anzahl Gräser, wo die Stockwerke gesondert sind, wie beim Halm, d. h. durch ganze Knoten (ich will diese Vollknoten nennen) streng geschieden, und hier ist auch die Markröhre in der Spindel nicht durchlaufend, sondern jedesmal unterbrochen und abgeschlossen, so oft ein neues Stockwerk beginnt, so dass es eine irrige Behauptung ist, die man da oder dort liest, als unterscheide sich die Grasspindel vom Halm im Allgemeinen dadurch, dass der Markkanal bei jener ununterbrochen durchlaufe. *) Ich verweise

*) Was diesen Markkanal betrifft, so habe ich ihn auch bei *Triticum Spelta L.*, das wie alle Arten von *Triticum* nur Halbknoten in seiner Aehrenspindel hat, bei jedem Halbknoten unterbrochen und abgeschlossen gefunden; aber bei *Tr. amyleum* und *monococcum*, wo man das Gleiche ver-

auf die Gattung *Ophiurus* und auf die grosse Zahl der *Andropogoneae* mit articulirten Spindeln, wo wir Vollknoten vor uns haben. Hier sind die Stockwerke durchweg auf den Fuss (auf das Spindelglied) reducirt, und der Ort, wo am Halm die Scheide sich erhebt, ist nur durch den Knotengürtel, eine oft kaum bemerkbare kreisförmige Leiste oder einen vorspringenden Rand oder einen Ring von Haaren bezeichnet. Dadurch ist schon für den äusseren Anblick das eine Stockwerk vom andern ringsum geschieden. Bei den Halbknoten ist dies nun freilich anders.

Ich denke mir den Aufbau der Spindel mit den Halbknoten folgendermassen. Das letzte Glied des Halms, das keine Scheide und Spreite mehr entwickelt, also sein Stockwerk nicht mehr ausbaut, weil andre Bildungen vor sich gehen sollen, spaltet sich auf einer gewissen Höhe in zwei Hälften, deren eine in der Bildung zum Blatt begriffen nur höchstens noch ein Rudiment desselben hervorbringt oder ganz in ihrer weiteren Entwicklung zurückgehalten, lediglich als ein grösserer oder kleinerer Abschnitt eines Knotengürtels oder auch nur als eine geringe Anschwellung zum Vorschein kommt, während an der innern Seite dieses Rudiments oder Knotengürteltheils, welcher den Halbknoten bezeichnet, sich aus der Achsel Gefässbündel abzweigen, die mit der andern fortwachsenden Hälfte des Halmglieds sich vereinigen und so das erste Spindelglied bilden, das auf diese Weise emporwachsend, alsbald in ähnlicher Weise sich spaltet, nur mit dem Unterschied, dass nun die Ausschreitung des abgespaltenen Theils, d. h. der Knotengürtelabschnitt oder die Schwiele, welche den Halbknoten anzeigt, folglich auch dieser selbst, auf der entgegengesetzten Seite hervortritt; hier zweigen sich aus dem inneren Knotenring (Halbknotenring, innere Grundlinie der Abspaltung, wie vorhin) wiederum Gefässbündel ab, die mit der fortwachsenden andern Hälfte des ersten Spindelglieds zusammentretend, das zweite Spindelglied bilden, an dessen Ende der gleiche Vorgang, nur der Seite nach wechselnd, wieder eintritt, und so fort bis zum Ende der Spindel, wodurch

---

muthen könnte, wird er bei den Spindelknoten zwar sehr eng, läuft aber doch ganz durch.

zwei Knotenreihen entstehen, deren einzelne Knoten (Halbknoten) in zweizeiliger Lage mit einander abwechseln. Aus den Achseln der Halbknotengürtel, die (wie schon gesagt) oft blosse Schwielen darstellen, entspringen kürzere oder längere Spindeläste, einzeln oder mehrere zugleich neben einander. Das erste Spindelglied zeigt oft an seinem Grunde noch einen Vollknoten, dessen Gürtel ringsum geht, oder doch einen Knoten, der fast noch Vollknoten ist und dessen Gürtel nahezu einen geschlossenen Ring bildet, aber meist in schiefer Lage; erst die folgenden zeigen sich dann mehr oder weniger auf Halbknoten reducirt. Es gibt grosse und kleine Halbknoten, z. B. bei *Aegilops* nähern sie sich durchweg noch sehr den Vollknoten, bei *Triticum*, *Hordeum* u. s. w. umfassen sie die Hälfte der Spindel, bei *Poa* erscheinen sie nur als kleine Schwielen. Wie die ursprünglich stets nach zwei entgegengesetzten Seiten abwechselnd zu denkenden Halbknoten einseitig werden können (zweireihig und abwechselnd bleiben sie eigentlich immer), z. B. bei vielen Arten von *Panicum* und *Paspalum*, habe ich bereits in meiner Abhandlung vom Jahr 1847 S. 31 gezeigt.

Aber wie die Knoten der Grasspindeln auch vielzeilig spiralig (nach dem Ausdruck mancher Schriftsteller) sich ordnen können, oder wie diese Ordnung aus der ursprünglich zweizeiligen abzuleiten sei, will ich jetzt zeigen. Die Sache war mir längere Zeit ein mit Sicherheit nicht zu lösendes Problem und ich habe nirgends Aufschluss darüber finden können, bis mir endlich ein *Alopecurus agrestis L.*, dessen Aehrenspindel ich näher untersuchte, auf die Spur half und den Beweis für die Art der Ableitung in die Hände gab, die nun folgen soll.

Denken wir uns die Halbknoten in abwechselnd zweizeiliger Ordnung wie gewöhnlich, und aus jedem derselben etwa 2—3 Seitenspindeln (Spindeläste) aufsteigend, die selbst wieder zweizeilig gestellte kurze Seitenspindeln zweiter Ordnung aus ihren Knoten erzeugen; denken wir uns zugleich alle jene Seitenspindeln erster Ordnung der Hauptspindel angewachsen und heraufreichend bis in das zweite Stockwerk (Internodium) über ihrem Ursprung, so kommen die Knoten zweiter Ordnung (d. h. die Knoten der Seitenspindeln erster Ordnung) in 8—12 Reihen an

die Hauptspindel zu stehen, weil aus je zwei auf einander folgenden und mit einander abwechselnden Knoten der Hauptspindel jederseits 2—3 Seitenspindeln hinaufwachsen, und von diesen wieder jede zwei Knotenzeilen hat. Die kurzen Seitenspindeln zweiter Ordnung kommen nun aus den durch Anwachsung an die Hauptspindel verpflanzten Knoten zweiter Ordnung entweder einzeln oder paarig, wohl selten zu mehreren, aber die einzelnen oder paarigen können sich selbst wieder in kurze Aeste spalten, d. h. Knoten dritter Ordnung bilden und aus ihnen Seitenspindeln dritter Ordnung hervorbringen (so bei *Alopecurus pratensis L.*). Dass die Sache bei den sogenannten vielzeilig-spiraligen Grasähren oder Grasrispen so zugeht, zeigt mir das vorgenannte Exemplar von *Alopecurus agrestis*, an welchem nicht allein der unterste Knotengürtel der Hauptspindel noch sehr deutlich zu sehen ist, sondern auch noch der zweite mit ihm alternirende; da sieht man nun aus beiden ganz deutlich die Seitenspindeln entspringen, zwar schon der Hauptspindel angewachsen, aber noch nicht ganz mit ihr verschmolzen, sondern noch ohne allen Zweifel zu unterscheiden. Ich will, was ich an dieser vor mir liegenden Spindel sehe, noch näher beschreiben. Ihr erster Knoten ist fast noch ein Vollknoten, blattlos zwar, aber mit scharf vorspringendem, etwas schiefem Knotengürtel; aus diesem erheben sich zwei nicht zu verkennende, mit der stark gedrehten Hauptspindel, der sie angewachsen sind, nach links gedrehte Seitenspindeln, die mit freien, sehr kurzen Seitenspindeln zweiter Ordnung besetzt sind und mit ihrem obern, ebenfalls noch angewachsenen Ende über die Stelle hinaufreichen, wo auf der entgegengesetzten Seite der zweite Hauptknoten in dem sehr schiefen Knotengürtel, der fast wie ein angewachsenes Blatt sich ausnimmt, noch sehr gut sichtbar ist. Dieser zweite Knoten ist ein Halbknoten, und der Achsel seines ungemein schiefen, in die Länge aufwärts gezogenen Gürtels sieht man wieder zwei angewachsene Seitenspindeln entsteigen, ähnlich den vorigen, aber schon mehr mit der Hauptspindel verschmolzen. Weiter hinauf sind die Knoten der Hauptspindel und die angewachsenen Seitenspindeln nicht mehr zu unterscheiden; aber aus dem an den beiden ersten Spindelknoten Gesehenen erhellt un-

läugbar, wie man auch weiter hinauf den Bau sich vorzustellen hat, und dass nur die folgenden Hauptknoten sammt ihren Seitenspindeln erster Ordnung durch Verwachsung und Oblitterirung unkenntlich werden und in der Hauptspindel sich verbergen und gleichsam darin verschmelzen. Ich habe auch mehrere Aehren von *Perotis latifolia Ait.* untersucht,*) und auch hier deutlich bei einigen die unteren Knotengürtel und Spuren aus ihnen hervorgehender, verschmolzener Seitenspindeln entdeckt, wodurch ich mich abermals überzeugen konnte, was für eine Bewandtniss es mit den Aehren oder Rispen hat, welche die Schriftsteller vielzeilig-spiralig nennen, oder wo kurze Seitenspindeln zerstreut aus der Hauptspindel zu entspringen scheinen.

Ich komme nun weiter auf diejenigen Rispen zu sprechen, deren Seitenspindeln erster Ordnung nicht, wie wir es bei unsern einheimischen Gräsern, z. B. bei *Bromus*, *Poa* und *Avena* zu sehen gewohnt sind, in abwechselnden Halbquirlen stehen, sondern ganze Quirle bilden, was besonders bei den Gattungen *Sorghum Mönch*, *Pollinia Trin.*, bei den ächten *Sacharum*-Arten und einigen bis jetzt noch unter der Gattung *Andropogon* aufgezeichneten Gräsern, z. B. *Andropogon muricatus Retz* die Regel ist. Hier zeigt eine aufmerksame Untersuchung, dass je zwei abwechselnde Halbknoten mit ihren Halbquirlen zusammentreten, und auf diese Weise einen ganzen Quirl von Seitenspindeln bilden. Ich nenne Knoten, welche auf diese Art zusammenkommen und scheinbar Einen Knoten bilden, Doppelknoten. Die Mark-

*) Wie Kunth dazu kommt, dieses ostindische Gras unter die *Andropogoneas* zu stellen, und wie ihm Andre darin folgen konnten, ist mir schwer begreiflich. Inflorescenz und Beschaffenheit der Aehrchens streiten dagegen. Ich halte dafür, dass dieses Gras neben *Phleum* gehört, und sehe auch, dass Nees v. Esenbeck in seiner Flora Afr. austr. Illustr. dasselbe unter seine *Phleoideas* stellt, die er von den *Phalarideas* getrennt hat. Mir scheint, man dürfte die *Phleoideas* den *Oryzeas* einverleiben, wohin ich also *Perotis* sammt *Phleum* stellen möchte; denn was bei diesen zwei Gattungen bisher für *Glumae* gegolten hat, scheinen mir *flores unipaleacei neutri* zu sein, und die *Glumae* wie bei *Leersia* zu fehlen, oder nur in kaum sichtbaren Rudimenten vorhanden zu sein. Ich werde später, wenn ich meine Gedanken über die Hüllspelzen der Gräser noch weiter mittheilen werde, auf diese Ansicht zurückkommen.

röhre pflegt an solchen Doppelknoten unterbrochen zu sein, wenn auch nicht so vollkommen wie bei Vollknoten. Uebrigens fängt eine solche Rispe nicht immer schon mit einem Doppelknoten an, und oft findet man auch die Aufeinanderfolge der Doppelknoten durch einen Halbknoten unterbrochen, so dass zwischen den ganzen Quirlen der Seitenspindeln auch Halbquirle auftreten — doch sind dies nur Ausnahmen oder Unregelmässigkeiten, denn die Regel bei diesen Gräsern ist die Bildung von Doppelknoten und als Folge davon das Erscheinen der Seitenspindeln in vollen Quirlen. Auch bei einfacheren Blüthenständen der Gräser, z. B. bei *Monerma subulata Beauv.*, wo der reguläre Blüthenstand eine zweizeilige Aehre mit abwechselnden sitzenden Aehrchen ist, sieht man nicht selten Doppelknoten auftreten, so dass man gegenständige Aehrchen vor sich hat. Ich habe mehrere Aehren dieser Art gesehen, wo die 3—4 untersten Aehrchen in ihren gemessenen Zwischenräumen abwechselnd standen, dann 6—8 oder mehr Paare gegenständiger Aehrchen folgten, die Paare auch in gemessenen Zwischenräumen von einander entfernt, und erst die übrigen bis zum Ende der Spindel wieder beiderseits mit einander abwechselnd. Doch fand ich bei diesen Doppelknoten von *Monerma* die Alternität der beiden Halbknoten, durch deren Zusammentreten sie sich bildeten, nicht völlig verwischt, und die Markröhre der Spindel an der Stelle des Zusammentretens der beiden Knoten zwar ausserordentlich verengt, aber nicht völlig geschlossen.

Die paarigen Aehren, die in der Gruppe der *Andropogoneae* und der *Paniceae* so häufig sich finden, gehen nicht aus einem Doppelknoten, sondern bei jenen aus einem Vollknoten, bei diesen aus einem Halbknoten hervor, so zwar, dass die eine der beiden Aehren als diejenige anzusehen ist, welche den Halm fortsetzt, die andere als die der Achsel des Knotengürtels seitlich entsprungene. Bei den sogenannten fingerförmigen Aehren der *Andropogoneae* ist es nicht Ein Knoten, aus dem sie entspringen, sondern es gehen dem letzten Vollknoten, der die paarigen Aehren aus sich hervortreibt, noch ein oder der andere Vollknoten, sehr genähert und je mit einer seitlich aus demselben entspringenden Aehre in abwechselnder Ordnung voran;

bei den fingerförmigen Aehren der *Paniceae* ist es der gleiche Fall, nur sind es hier Halbknoten, von denen die beiden letzten oft in einen Doppelknoten zusammentreten. Aber bei den wirklich fingerförmigen Aehren der *Chlorideae*, z. B. *Cynodon*, *Dactyloctenium*, *Eleusine* ist es nur Ein Knoten, entweder Halbknoten oder Vollknoten (denn derjenige Knoten, mit welchem der Blüthenstand der Gräser beginnt, d. h. wo zuerst keine Blattbildung mehr stattfindet, ist häufig noch Vollknoten auch bei denjenigen Gräsern, die sonst nur Halbknoten in ihren Spindeln haben), aus welchem der ganze Aehrenbüschel entspringt; von diesem Büschel ist eine Aehre als diejenige zu betrachten, welche den Halm fortsetzt, die übrigen sind aus dem Knotengürtel ebenso seitlich entsprungen zu denken, wie bei einer gewöhnlichen Quirlrispe die einen Halbquirl bildenden Seitenspindeln, oder wie bei andern Pflanzen eine Hauptknospe mit ihren seitlichen Beiknospen aus der Achsel eines Blatts zu entspringen pflegt.

Hier wird es nun auch der Ort sein, mich über den weiblichen Blüthenstand bei *Zea Mays L.* zu erklären, der als ein Kolben mit 8—12 Reihen von Aehrchen erscheint. Es ist augenscheinlich und wird auch von den Schriftstellern hervorgehoben, dass an diesem Kolben die Reihen paarig erscheinen, indem je zwei derselben genähert sind. Dass sie paarweise zusammengehören, erhellt auch daraus, weil die Zahl sämmtlicher Reihen immer eine gerade ist, 8, 10 oder 12. Da nun bekannt ist, dass die Aehren vieler Gräser, besonders in der Gruppe *Chlorideae* und in den Gattungen *Paspalum und Panicum* einseitig sind, so dass zwei Aehrchenreihen an der gleichen Seite der Spindel neben einander laufen (den Grund habe ich in meiner Abhandlung über die Graspflanzen vom Jahr 1847 auf Seite 31 angegeben), so ist wahrscheinlich und wird von mir als unzweifelhaft angenommen (ich weiss nicht, ob schon andere Botaniker die gleiche Ansicht geäussert haben), dass bei *Zea Mays* ein Büschel einseitiger, fingerförmig genäherter Aehren in den sogenannten Blüthenkolben zusammengewachsen vorliege. Die Hüllen oder Scheiden, welche diesen Complex zusammengewachsener Aehren umgeben und einschliessen, sind sicher nichts anders, als die dichtstehenden Blätter des verkürzten Astes,

welche scheidenartig bleiben (selten entwickelt eines oder das andere eine Spreite), und zuletzt von der zweizeiligen Stellung, welche die unteren vollkommen behaupten, durch Drehung ihrer Füsse in eine spiralige übergehen. *)

Ich will nun auch noch zur Ergänzung von denjenigen Aehren kurz reden, welche vierreihig und sechsreihig genannt werden. Die sechsreihigen sind namentlich der Gattung *Hordeum* und *Elymus* eigen, indem die abwechselnden, zweizeiligen Halbknoten je 3 Aehrchen aus ihren Achseln hervorbringen, welche auf sehr kurzen Seitenspindeln stehen, so dass sie zum Theil oder alle sitzend genannt zu werden pflegen (die beiden seitlichen Aehrchen sind bei einigen Arten, z. B. bei *H. maritimum* deutlich gestielt). Ich betrachte die beiden seitlichen Aehrchen in dem nämlichen Verhältniss zu den mittleren stehend, wie Beiknospen zu ihrer Hauptknospe; andere betrachten sie als tiefliegende Abzweigungen aus der kurzen Spindel des mittleren Aehrchens, was auf Eines herauskommt, da auch die Beiknospen solche Abzweigungen einer Hauptknospe sein dürften — nur habe ich schon im vorigen Abschnitt bei den Secundärblättern (eingliedigen Zweiglein) von *Asparagus* gezeigt, dass man doch einen genau bestimmten Unterschied zwischen Beiknospen und Verästelungen im gewöhnlichen Sinn angeben könne, indem die Beiknospe von der Hauptknospe sich dadurch emancipiren, dass sie mit einem Untergebäude, durch das sie ihre Nahrung ziehen, unmittelbar in die Axe eindringen, in der auch die Hauptknospe wurzelt. Es gibt Arten von *Elymus*, z. B. *E. Crinitus Schreb.*, welche die Aehren nicht zu 3, sondern paarig aus jedem Halbknoten hervortreiben, so dass nun an der Hauptspindel nicht 6, sondern nur 4 Reihen von Aehrchen erblickt werden. Es scheint,

*) Bei dieser Gelegenheit muss ich mein Befremden ausdrücken, dass Kunth in seiner Agrostogr. synopt. und ihm folgend Endlicher in seinen Gen. pl. dieses Gras zu den *Phalarideae* zählt, da es doch weit besser unter der Gruppe *Paniceae* neben *Olyra* sich stellt, wohin ihm freilich auch *Coix* folgen muss. Der eben aufgeklärte weibliche Blüthenstand und auch der männliche, der bisweilen mit weiblichen Blüthen untermischt vorkommt, sammt dem Bau der Blüthen stimmt weit besser mit *Paniceae*, als mit *Phalarideae*.

dass die Hauptknospe abortirt sei, und nur die Seitenknospen sich ausgebildet haben. Aber bei andern Gräsern pflegt von drei Knospen, die in der Achsel ihres Halbknotens zu denken sind, je eine Seitenknospe zu abortiren — so bei *Rottboellia Brown* und *Hemarthria Brown*, wo das gestielte Seitenährchen bisweilen (bei *Hemarthria* in der Regel) an die Hauptspindel anwächst, so dass man vier Reihen sitzender Aehrchen zu sehen glaubt (zwei dieser Reihen sind aber die gestielten, nur angewachsenen, seitlichen Aehrchen). Bei vielen Gattungen der *Andropogoneae* sieht man das Gleiche, nämlich aus jedem Knoten der Spindel ein sitzendes und daneben ein gestieltes Aehrchen (die Anwachsung des gestielten an die Hauptspindel kommt in dieser Gruppe meines Wissens nicht vor). Aber das gestielte scheint mit seinem Stiel aus dem kurzen Fuss des für sitzend ausgegebenen Aehrchens hervorzukommen, ist ihm aber wohl nur angewachsen und mag doch sein eigenes Untergebäude im Knoten der Hauptspindel stecken haben. Auch bei *Rottboellia* und *Hemarthria* sind das sitzende und das gestielte Aehrchen unten zusammengewachsen. Merkwürdig aber ist, dass bei den *Rottboelliaceae* die Spindel mit einem einzelnen Aehrchen schliesst (das gestielte fehlt), während bei jenen *Andropogoneae*, welche vier Reihen Aehrchen zeigen, nämlich zwei Reihen sitzender und zwei gestielter, indem jedem sitzenden ein gestieltes zur Seite steht, der letzte Knoten drei Aehrchen hervorbringt, nämlich zwei gestielte und ein zwischen ihnen sitzendes, so dass in diesem letzten Knoten kein Abortus mehr stattfindet. Bei einigen Arten der *Rottboelliaceae* und bei vielen Gattungen und Arten der *Andropogoneae* sind die gestielten Aehrchen verkümmert (*tabescentes*), ja oft nur auf den Stiel reducirt.

Das Wichtigste nun aber beim Blüthenstand der Gräser ist das Spindelchen, an welchem die Spelzen und Blüthentheile auftreten, welche zusammen das Aehrchen bilden. Es fragt sich nämlich, wie ist dieses Spindelchen zu construiren? Ist es dem Halm ähnlich zu betrachten, so dass an ihm die sogenannten Hüllspelzen und Deckspelzen (*glumae* und *paleae inferiores*) auf gleiche Weise befestigt oder ihm angehörig zu denken sind, wie die Blätter am Halm? Oder ist das Spindelchen gebaut wie die

	□Meilen.	Einwohner.
tenden badiſchen Enclaven, und die beiden hohenzollernſchen Länder mit	1765	5,646,000
3) Der mitteldeutſche Verein ohne gemeinſchaftlichen Mauthverband: Königreich Sachſen, Sachſen-Weimar, die ſächſiſchen Herzogthümer, Naſſau, Homburg, Rudolſtadt, die reuſſiſchen Länder mit . .	656	2,530,000
4) Der Einbecker Verein ohne gemeinſchaftlichen Mauthverband: Hannover, Churheſſen, Oldenburg und Braunſchweig mit	1087	2,616,000

Daß dieſer Zuſtand, in welchem in der That dem deutſchen Handel nicht geholfen und nicht einmal eine weſentliche Veränderung des beſtehenden Zuſtandes fühlbar werden konnte, nicht lange dauern werde, war ſchon vor dem Jahr 1830 klar geworden.

Bayern und Württemberg mußten bald finden, daß ihre Verbindung weit entfernt war, ihnen die Vortheile darzubieten, die ſie von einer Vereinigung mit Baden, Heſſen und Naſſau ſowohl in Beziehung auf den Handel, als auf die ſchickliche Arrondirung des Mauthgebietes erwarten durften. Ihr vereinigter Markt blieb, vom Rheine durch ihre weſtlichen Nachbarländer geſchieden, gegen dieſe in einer gewiſſen, ihrem Handel nicht zuträglichen Abhängigkeit. Vorzüglich waren es aber die Ausdehnung der Grenzen und die Beſchaffenheit des im Weſten und Südweſten von der Zollinie durchſchnittenen Terrains, welche ſich den Intereſſen und Zwecken des Vereines nachtheilig erwieſen, indem ſie die wirkſame Handhabung ſeines Mauthtarifs ungemein erſchwerten.

So wie die Finanzen einer der Höhe der Abgaben angemeſſenen Einnahme ſich nicht erfreuten, ſo blieb auch die Wirkung der Schutzzölle für die einheimiſche Induſtrie weit unter dem Maße der Tarifſätze, und es würde ohne Zweifel immer klarer geworden ſeyn, daß man entweder das geſetzliche Maß des Schutzes (den Zolltarif) bedeutend reduciren oder die wirkſamerere Handhabung des Geſetzes mit einem ganz unverhältnißmäßigen Koſtenaufwand erkaufen müßte.

In dieſer Lage konnte dem ſüddeutſchen Verein die durch den

Hauptspindel, dass an ihm nackte (blattlose) Knoten anzunehmen wären, aus deren Achseln Seitenaxen entspringen, denen erst die sämmtlichen Spelzen, namentlich die *palea inferior* ebensowohl wie die *superior* zugehörten. Die gewöhnliche Ansicht geht dahin, das Spindelchen in der erstgenannten Weise zu betrachten, so dass ihm *glumae* und *palea inferior* ebenso zugehörig seien, wie die Blätter dem Halm, und nur die *palea superior* an die Axe des Blüthchens als dessen Vorblatt gesetzt werden dürfe. Hiernach wäre die *palea inferior* wirklich als Deckblatt des Blüthchens zu betrachten, und der Name Deckspelze für dieselbe vollkommen entsprechend. Aber folgende vier Hauptgründe dürften gegen diese Ansicht und für meine Construction sprechen, wonach die *palea inferior* (die *glumae* lasse ich hier noch bei Seite) nicht dem Spindelchen des Aehrchens, sondern einer Seitenaxe desselben zugehörig zu denken ist, welcher die *superior* und das ganze Blüthchen angehört.

1) Ueberall, wo das Spindelchen des Aehrchens zerbrechlich ist, so dass die Axenglieder sich leicht von einander trennen, wie bei *Trachynia distachya Link* (*Triticum ciliatum DC.*) und bei allen *Bromus*-Arten geht immer die *palea inferior* zugleich mit ihrer *superior* von dem Axenglied ab, dem jene angehören müsste, wenn sie ein Deckblatt vorstellen sollte. Demjenigen Axenglied kann sie nicht angehören, das mit ihr abgeht und um das sie mit ihrer Basis herumgewachsen ist; denn Niemand wird der Meinung sein, dass ein Blatt oder, wo zwei gegenüberliegende Blätter an einem Stengel auftreten, diese dem über ihm befindlichen Internodium angehören, sondern dem darunter befindlichen. So muss nun auch die *palea inferior* in gegenwärtigem Fall von demjenigen Axenglied ihren Ursprung herleiten, das unter ihr sich befand, aber nach meiner Meinung mit ihrem Fuss aus einem blattlosen Rumpfknoten dieses Glieds entspringend, erstes Glied des Blüthchens, seiner Axe angehörend, die sich zum Spindelchen des Aehrchens als Seitenaxe verhält. Ich will nun zum Beweis anführen, was ich bei *Trachynia distachya* untersucht und beobachtet habe. Betrachtet man zuerst die abgebrochene obere Hälfte des Aehrchens am untern Ende, wo es sich abgelöst hat, um die Bruchfläche zu

untersuchen, so fällt zunächst der unterste Theil der um das Spindelchen herumgewachsene *palea inferior* als ein geschwollener, glänzender, kreisförmiger Ring ins Auge, der dieser Beschaffenheit nach nicht Bruchfläche sein kann; innerhalb dieses Rings aber sieht man einen andern, seiner Beschaffenheit nach rauhen, bräunlichen Ring, der ohne Zweifel die Ablösung oder den Bruch der *palea inferior* anzeigt, d. h. die Stelle, mit der sie dem unterhalb befindlichen Axenglied des Spindelchens angewachsen war; von dieser ringförmigen bräunlichen Bruchfläche wird eine kleine, rauhe, weissliche Kreisfläche umschlossen, welche die Stelle der Ablösung des Knotenkerns des Spindelchens ist. Eine dritte Bruchstelle aber, wo ein Anfang der Axe des Blüthchens, der verschieden wäre vom Anfang der *palea inferior*, zu suchen sein sollte, ist nicht zu sehen. Ich machte nun auch mit einem scharfen Messerchen verschiedene Längsschnitte von der Bruchfläche aus zugleich durch die *palea inferior*, *superior* und das Spindelchen, um zu sehen, wo die *palea superior* ihren Ursprung nimmt. Es war aber nie möglich die *palea superior* bis in die Bruchfläche zu verfolgen; sie endigte stets früher an einer von der Bruchfläche noch entfernten Stelle des untern Theils der *palea inferior*, so dass von dieser Stelle bis zur Bruchfläche der Fuss der *palea inferior*, d. h. das erste Axenglied des Blüthchens angenommen werden muss, ein Axenanfang, der freilich von eigenthümlicher Gestalt, nämlich breit, ja das Spindelchen des Aehrchens umfassend ist, eine Gestalt, die er übrigens erst durch Wachsthum in die Breite nach und nach erlangt haben dürfte. Ausserhalb am untern Theil der *palea inferior* bemerkt man einen Eindruck in die Quere, der als eine Art von Articulation an der Stelle angesehen werden kann, wo nach innen die *palea superior* selbst wieder mit einem kurzen, aber schmäleren Fuss (dem zweiten Axenglied des Blüthchens) entspringend, von mir gedacht wird. Ich habe vollkommen übereinstimmende Untersuchungen und Beobachtungen an den sehr zerbrechlichen Aehrchen von *Bromus asper L.* gemacht. Auch untersuchte ich bei beiden Gräsern das obere Ende desjenigen Axenglieds des Spindelchens, von dem die *palea inferior* sich abgelöst hatte, und konnte mich überzeugen, dass

zwischen dem äussersten Rande der Bruchfläche und dem Knotenkern noch eine besondere kreisförmige Schichte lag, mit der die *palea inferior* im Zusammenhang gestanden sein musste. Sie mag zugleich auch mit dem äussersten Rande im Zusammenhang gestanden haben, aber meiner Meinung nach nicht ursprünglich, sondern durch Verwachsung, wie solche Verwachsungen auch an den Knotengürteln der Hauptspindel fast durchweg beobachtet werden. Es kann dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass ich dem Spindelchen dieser zerbrechlichen Aehrchen Vollknoten zuschreibe, deren Gürtel ringsum gehen. In der vorstehenden Auseinandersetzung aber ist für meine Behauptung, die *palea inferior* gehöre zur Blüthenaxe, das der Beweisgrund, dass der Anfang einer besondern Axe für die Blüthe auf der Bruchfläche der zerbrechlichen Aehrchen nirgends zu entdecken ist; folglich müsse der Fuss der *palea inferior* der Anfang der Blüthenaxe sein.

2) Einen sehr erheblichen Beweis bildet auch die Beschaffenheit des Spindelchens und der *palea inferior* der Aehrchen von *Danthonia Forskalii Trin.* Hier hat nämlich jede *palea inferior* einen wunderlichen Sporn, der am Spindelchen herabgewachsen ist. *) Wenn ich sage, er sei an dem Spindelchen herabgewachsen, so will ich damit nicht gerade ausdrücken, dass er an demselben angewachsen sei, sondern nur, dass er sich längs eines Glieds desselben von oben nach unten erstreckt und an dasselbe anlegt, doch mag er diesem Glied in seiner Jugend ziemlich fest anhängen (denn er ist in den Knotengürtel desselben eingefangen), was auch von einer leichten Anwachsung kaum verschieden sein könnte; aber bei der Reife der Aehrchen zeigt er sich frei. Aussen ist er behaart, wie die übrige Aussenfläche der *palea inferior*, der er angehört, während das Spindelchen völlig unbehaart ist, was schon ein Beweis sein möchte, wenig-

*) Von diesem Sporn und dem ganz ähnlichen Sporn, den die *gluma inferior* der sitzenden Aehrchen bei *Chrysopogon acicularis Trin.* zeigt, habe ich schon auf S. 61—63 meines Aufsatzes im ersten Hefte des vorigen Jahres gesprochen, aber eine theilweise irrige Erklärung darüber gegeben und selbst die Bezeichnung als Sporn angefochten, was ich hiermit zurücknehme, indem ich dem dort Gesagten das substituire, was nun im Texte folgt.

stens die Aussenseite des Axenglieds, von dessen Ende die *palea inferior* ausgeht, sei nicht in einer organischen Continuität mit dieser zu denken. Es wird zweckmässig sein, durch eine beigegebene Figur die Sache zu erläutern, welche übrigens nur dasjenige in vergrössertem Maasstabe vorstellen soll, was hier zur Deutlichkeit der Hauptmomente nothwendig ist, so dass Nerven, Behaarung u. s. w. wegbleiben.

a Oberer Theil (Scheide) der *palea inferior*, unter Weglassung ihrer Spitze (insofern mittlerer Theil).

b e Unterer Theil (Fuss) derselben, in den Sporn g e endend.

d *palea superior*.

b Ort der *palea inferior*, wo nach innen (nun ihrem Rumpfknoten, der versteckt liegt) die *palea superior* entspringt.

e g Glied des Spindelchens, dessen unteren Theil von b bis f die *palea inferior* mit ihrem Fuss umfasst und überwachsen hat — bei e die sehr scharfe Bruchfläche (Articulation) am obern Ende dieses Axenglieds, und f g die ähnliche Bruchfläche am untern Ende desselben, in einer Rinne liegend, welche die beiden vorspringenden Ränder des Fusses der *palea inferior* bilden, der hier in den Sporn übergeht.

h k Glied des Spindelchens, von dessen Bruchfläche sich das vorgenannte Spindelchen e g sich in f g abgelöst hat.

Der Beweis, den ich nun führen will, geht von den ausserordentlich schiefen Articulationen aus, die sich in dem sehr zerbrechlichen Spindelchen von *Danthonia Forskalii Trin.* finden, in unsrer Figur sichtbar bei e, f g und h i, wo sie in den Bruchflächen sich offenbaren. Sie sind ohne Zweifel so schief in Folge des Sporns, welcher vom Fuss der *palea inferior* herabgewachsen ist. Viele Untersuchungen lehrten mich, dass eine spornartige Protuberanz am Fuss der *palea inferior* bei allen Aehrchen gefunden wird, wo das zerbrechliche

Spindelchen schiefe Articulationen zeigt, z. B. bei den *Bromus*-Arten und bei der oben schon genannten *Trachynia distachya Link*. Die Bruchfläche in diesen Spindelchen zeigt uns jederzeit einen Knotengürtel mit einem Knotenkern in seiner Mitte. Denken wir uns nun die *palea inferior* entsprungen aus dem Raum zwischen dem Knotengürtel und Knotenkern, d. h. aus der Achsel, den der Knotengürtel mit dem folgenden Axenglied bildet, so ist es sehr begreiflich, dass das einseitige Herabwachsen einer spornartigen Protuberanz am Fuss dieser *palea* das Wachsthum des Axenglieds auf dieser Seite hemmen und zurückhalten muss, während das Axenglied auf der entgegengesetzten Seite ungehindert fortwächst. Bei *Danthonia Forskalii* ist nun der Sporn ungleich länger, als bei andern Gräsern jene Protuberanz, und ausgezeichnet spitzig, wovon nun auch der ungleich schiefere und sehr in die Länge gezogene Knotengürtel die Folge ist. Denke ich mir aber die *palea inferior* nicht innerhalb des Knotengürtels entsprungen, sondern nach der gewöhnlichen Ansicht in einem solchen organischen Zusammenhang mit demselben, dass sie ursprünglich so mit demselben verbunden gewesen wäre, wie das Blatt mit dem Halm, wo eine Continuität der Gefässbündel zwischen beiden sich nachweisen lässt, so fällt damit auch der Grund für die schiefe Bildung der Knoten; dann hätten wir den Fall, wie beim Sporn, den die Primärblätter von *Asparagus officinalis* an ihrer Basis hervorbringen, mit welchem keine solche Schiefheit des Knotens verbunden ist.

Zur Befestigung meiner Erklärung der schiefen Knoten in den Spindelchen der Aehrchen bei so vielen Gräsern, mag noch der erstaunlich lange Sporn dienen, welchen die *gluma inferior* der sitzenden Aehrchen von *Chrysopogon acicularis Trin.* hat, und die Wirkung dieses Sporns auf den Knoten des Spindelasts, an dem das Aehrchen entsprungen ist. Ist schon der Sporn der *palea inferior* bei *Danthonia Forskalii* auffallend genug, so ist er noch weit auffallender bei dem genannten Gras aus der Familie der *Andropogoneae*, wo er an Länge dem übrigen Theil der *gluma*, der er zugehört, ungefähr gleichkommt. Es ist aber hier nicht eine sogenannte Deckspelze *(palea inferior)*, sondern eine Hüllspelze *(gluma)*, an welcher der Sporn sich findet, und zwar

die untere Hüllspelze, mit welcher das Aehrchen beginnt. Nun sieht man den Sporn dieser Hüllspelze in einen ausserordentlich schiefen rinnenförmigen Knotengürtel eingebettet, der sich von der Spitze der Seitenspindel bis zum Ende des Sporns erstreckt und mit demjenigen Knotengürtel die vollkommenste Aehnlichkeit hat, der sich an den Gliedern des Spindelchens von *Danthonia Forskalii* zur Aufnahme des Sporns befindet. Dass aber jene Rinne bei *Chrysopogon aciculatis* ein Knotengürtel ist, lehrt uns die Vergleichung mit so vielen andern Arten aus diesen und jenen Gattungen der *Andropogoneae*, wo man sieht, dass nicht nur die Glieder der Hauptspindeln und die sitzenden Aehrchen ihrer Knoten, sondern auch die gestielten Aehrchen, die gewöhnlich neben den sitzenden sich erheben, aus becherartigen Knotengürteln hervorgehen (ja bei den gestielten Aehrchen hat der Stiel selbst an seinem Ende eine becherartige Vertiefung, d. h. einen blattlosen Knotengürtel, aus dessen Grunde das Aehrchen entspringt). Ohne Zweifel aber haben diese häufig schief gestalteten Knotengürtel, welche nur an Schiefheit von der gedachten Rinne bei *Chrysopogon aciculatis* bei weitem übertroffen werden, die gleiche Bedeutung mit den Knotengürteln bei *Ophiurus* (wo sie ringsum gehen) und mit den Halbknotengürteln bei *Triticum* oder *Hordeum*, aus deren Achseln die Aehrchen entspringen. Nur der herabwachsende Sporn der *gluma* hat bei jenem Grase die Achsel oder den einen Rand des Knotengürtels so weit herabgedrückt oder vielmehr das Wachsthum dieser Seite des Spindelasts so gehemmt, dass der Ursprung des Aehrchens weit über der Achsel oder dem untersten Rand des Gürtels zu suchen ist, nämlich da, wo der Sporn an der Basis der Hüllspelze anfängt. Ist es nun hier ganz offenbar und aus der Betrachtung anderer *Andropogoneae* unwiderlegbar dargethan, dass das sitzende Aehrchen mit seiner gespornten *gluma inferior* ebenso wie die beiderseits neben ihm sich erhebenden gestielten Aehrchen aus dem Innern eines Knotengürtels kommen, dessen Rand in keiner organischen Verbindung mit dem Aehrchen und seinem Sporn steht, so wird die Sache auch bei dem höchst ähnlichen Fall der gespornten *palea inferior* von *Danthonia Forskalii* und der Rinne in dem Gliede

des Spindelchens, in welche auch hier der Sporn sich leicht eingebettet findet, ebenso sich verhalten, d. h. die *palea* mit ihrem Sporn wird zu der Blüthenaxe gehören, wie jene *gluma* mit ihrem Sporn zur Axe des Aehrchens gehört und nicht zum Spindelast.

3) Ich habe eine nicht unbedeutende Zahl von Gerstenähren vor mir, der sogenannten Jerusalemsgerste oder kurzen zweizeiligen Gerste Metzger's *) angehörig, wo in einzelnen Knoten das Mittelährchen eine doppelte *palea inferior* zeigt, eine hinter der andern, beide am gleichen Ort hinter den sogenannten collateralen Hüllspelzen entsprungen (deren vor diesem Mittelährchen wie gewöhnlich nur Ein Paar vorhanden ist) und ungefähr von gleicher Gestalt, Grösse und Grannenlänge, jede ihren Rücken nach aussen kehrend; die seitlichen männlichen Aehren sind mit ihren Hüllspelzen vollkommen regelmässig. Eigentlich sind es zwei hintereinander stehende Zwitterblüthen; nur sind *palea superior* und Befruchtungsorgane des einen Blüthchens, stets des vordern, mehr oder weniger verkümmert, manchmal gar nicht sichtbar, das hintere Blüthchen aber ist wie gewöhnlich eine vollkommene Zwitterblüthe, und auch in seiner gesetzlichen Lage, d. h. die *palea inferior* nach aussen, die *superior* nach innen, d. h. der Spindel zugekehrt. Jene Abnormität scheint mir nur dann erklärbar, wenn man das Spindelchen des Aehrchens im Verhältniss zu den daran befindlichen Blüthen allgemein ebenso beschaffen sich denkt, wie die Hauptspindel im Verhältniss zu den Aehrchen, d. h. mit blattlosen Knoten, aus denen die Blüthenaxe und an ihr zuerst die *palea inferior* ebenso entspringt, wie aus einem Knoten der Hauptspindel seitlich die Axe des Aehrchens und an ihr zuerst die *gluma inferior*. Denn in diesem Fall ist die angeführte Doppelblüthe in jenen Gerstenähren ebenso zu betrachten, wie eine Hauptknospe mit einer bisweilen hinzukommenden untern Beiknospe, wie ich auch

*) Uebrigens stelle ich diese Gerste nicht wie Metzger zu *Hordeum distichum L.*, sondern zähle sie wegen der abstehenden und dichtstehenden Aehrchenzeilen zu *H. Zeocriton L.* Zu dieser Art gestellt kann sie aber nicht kurz genannt werden — sie müsste vielmehr die lange Pfauengerste heissen, weil ihre Aehre die gewöhnliche Pfauengerste an Länge übertrifft.

Aehren von *Triticum amyleum* vor mir habe, wo an einem Knoten der Hauptspindel unmittelbar unter (nicht seitlich) dem regelmässig gebildeten Aehrchen noch ein minder vollkommenes Aehrchen hervorbricht. Denke ich mir aber die *palea inferior* als Deckblatt, so ist mir kein Beispiel bekannt, dass sonst in Einem Knoten zwei Deckblätter so vorkämen, dass eines unmittelbar über oder unter dem andern stünde.

4) Den stärksten Grund für meine Ansicht über das Spindelchen des Aehrchens erblicke ich in den ästigen Aehren, die als Abnormitäten oder Varietäten in der Familie der *Triticeae* häufig vorkommen. Am bekanntesten ist der Wunderweizen (*Hordeum turgidum* var. *compositum* = *Tr. compositum L.*); dann kommt die Erscheinung constant beim weissem ästigen Emmer (*Triticum amyleum* var. D. Metzger), ferner beim rothen ästigen Emmer (*Triticum amyleum* var. F. Metzger) vor, und auch ziemlich häufig beim rothen Winteremmer (*Tir. amyleum* var. H. Metzger); ausserdem habe ich auch ästige Aehren von *Triticum Spelta muticum* gesehen, endlich bei *Lolium perenne*, bei *Secale cereale*, bei *Hordeum vulgare* und *H. distichum*. Wenn man ästige Aehren sieht, wie ich namentlich bei *Triticum Spelta* eine vor mir sehe, wo die Spindel des Asts zu unterst die beiden *glumae*, dann zwei abwechselnd an dem Spindelast stehende Blüthen, und erst weiter oben Aehrchen an demselben hervorbringt, so kann doch kaum anders geurtheilt werden, als dass die Blüthchen sich weiter oben in Aehrchen umgestaltet haben, und dass in denjenigen Seitenähren, welche durchweg mit alternirenden Aehrchen besetzt sind, wie bei *Tr. turgidum compositum*, sämmtliche Blüthchen in Aehrchen sich verwandelt haben. So ist es auch bei *Lolium perenne*, wenn es ästige Aehren bildet, ziemlich einleuchtend, dass jeder Ast durch Metamorphose sich aus einem Aehrchen gebildet haben müsse, dessen Blüthchen zu Aehrchen umgewandelt wurden, wobei aus den Blüthenaxen die Aehrchenspindelchen werden mussten. Ein bei mir vorliegendes Exemplar dieser Art, das mit vier ästigen Aehren versehen ist, gewährt interessanten Aufschluss. Die untersten der Seitenähren haben 8—11 vollständige Aehrchen, deren unterstes nach aussen steht, und sind von der Hauptähre nur dadurch

verschieden, dass die Aehrchen armblüthiger sind; aber an einer Seitenähre, die in ihrer Ordnung die zweite ist, verhält sich die Sache anders, nämlich im Wesentlichen so, wie ich vorhin von einer Seitenähre an *Triticum Spelta* angeführt habe. Es erscheint zu unterst am Ast, dicht am Knotengürtel der Hauptspindel, die gewöhnliche *gluma superior* an ihrem Ort nach aussen, aber leer (ohne Aehrchen), dann etwas höher an der andern Seite des Astes, also der Hauptspindel zugekehrt, ein einzelnes Blüthchen mit *palea inferior* und *superior*, und damit abwechselnd auf der Seite der *gluma superior*, aber schon ziemlich entfernt von ihr, ein zweites einzelnes Blüthchen, und nun erst damit wechselnd auf der entgegengesetzten Seite das erste vollständige Aehrchen, und so fort in regelmässiger Ordnung die weitern Aehrchen. Auch sieht man am zweiten jener beiden einzelnen Blüthchen, das wegen seiner isolirten Lage der Betrachtung hinlänglich entblösst vorliegt, deutlich den offenen Knotengürtel des Spindelastes, aus dem der Fuss der *palea inferior* jenes Blüthchens sich erhebt. Hier zeigt sich unwidersprechlich, dass die *palea inferior* der Axe des Blüthchens zugehört, mit der sie aus einem Knotengürtel des Astes ebenso entspringt, wie weiter hinauf aus den folgenden Knotengürteln die vollständigen Aehrchen sammt ihrer *gluma superior*. Also ist folgender Satz erwiesen: wie die *gluma superior* bei *Lolium* (ob sie gleich aussieht wie eine *bractea*) der Axe des Aehrchens angehört und nicht dem verlängerten Halm (der Hauptspindel), oder, wo ästige Aehren sind, auch nicht dem Aste, ebenso gehört auch die *palea inferior* nicht zur Spindel des Aehrchens, sondern zur Blüthenaxe. Es erhellt überhaupt schon allgemein aus der Metamorphose eines Aehrchens in eine Aehre, sofern der Vorgang so gedacht wird, wie er sich darstellt, nämlich je ein Blüthchen zum Aehrchen sich steigernd; dass die *palea inferior* nicht zum Aehrchenspindelchen gehören kann, weil dieses nun zur Aehrenspindel wird, an welcher doch bei diesen Metamorphosen niemals ein blattartiges Organ zurückbleibt. Offenbar bringt jeder Knoten des Aehrchens statt einer Blüthe ein vollständiges Aehrchen hervor, wodurch eine Aehre erwächst; aber ein Aehrchen entspringt aus einem nackten Knotengürtel (dieses ist namentlich bei *Tri-*

ticum und den verwandten Arten unverkennbar) — also muss wohl auch das Blüthchen aus einem nackten Knotengürtel entsprungen sein und zu jenem musste die *palea inferior* gehören, weil man sie sonst durch Abortus verschwunden denken müsste, wozu kein Grund vorhanden und wovon auch nirgends Anzeigen zu finden sind.

Auch die ästigen Aehren von *Hordeum* erläutern einigermassen die Sache; denn die Genesis der Aehrenäste ist die gleiche — doch scheinen es hier, wo je drei Aehrchen aus einem Knoten der Hauptspindel kommen, immer nur die mittleren Aehrchen zu sein, welche den Seitenähren ihren Ursprung geben. Es ist also das Spindelchen eines mittleren Aehrchens dasjenige, das zum Ast (zur Seitenspindel) wird. Das fragliche Spindelchen erscheint bekanntlich schon in seinem normalen Zustande auf der hinteren Seite des einzigen Blüthchens über das Knötchen hinaus, woran jenes nach vorn sitzt, noch verlängert, in dieser Verlängerung das Knötchen oder die Spur eines zweiten fehlgeschlagenen Blüthchens mehr oder weniger deutlich anzeigend. Da aber die Axen dieser Grasähren in einem gewissen Sinn unendlich zu sein scheinen, so kann jenes Spindelchen bei seiner Ausbildung zu einem Ast noch weitere Knoten bilden, und aus diesen Knoten gehen dann Aehrchen hervor, gewöhnlich je drei, die wie die Aehrchen der Hauptspindel beschaffen sind. Ich will übrigens hier, was ich an mehreren ästigen Gerstenähren gesehen habe, näher beschreiben:

a) an *Hordeum distichum* — kurzzeilige Varietät aus Abyssinien. *)

Hier habe ich Exemplare vor mir mit 1, 2—7 Seitenähren. Diese beginnen gewöhnlich am zweiten Knoten der Hauptspindel, die untern sind aber noch wenig entwickelt. An einem Exemplar mit zwei vollständig entwickelten Seitenähren entspringen diese aus dem sechsten und siebenten Knoten der Hauptspindel; die Aeste und Aehrchen der vorhergehenden Knoten sind mehr oder weniger unvollständig oder verkümmert. Ich beschreibe

*) Jene Varietät, welche Dr. Steudel als eigene Art unter dem Namen *H. deficiens* aufgestellt hat.

Anschluß Hessens an das preußische System eröffnete Aussicht nicht anders, als höchst erwünscht erscheinen.

Wie bereits bemerkt worden, war früher und wohl bis zum Jahr 1827 keine Hoffnung vorhanden, Preußen für die Sache eines großen deutschen Zollvereines zu gewinnen. Die in der jüngsten Zeit häufig vernommene Behauptung, daß man dort bereits bei der Reform des Zollwesens im Jahr 1818 sich die Gründung des Vereines in Aussicht gestellt und durch die damals getroffenen Einrichtungen den Weg hiezu zu bahnen beabsichtigt habe, ist ebenso unbegründet, als die früher nicht minder häufig ausgestreuten Gerüchte über angebliche Hindernisse es waren, die man von dieser oder anderer Seite den zwischen den süddeutschen Staaten beabsichtigten Vereinen in den Weg zu legen suche. Nie und von keiner Seite haben, wie jeder von dem Gange der Verhandlungen näher Unterrichtete weiß, auch nur die entferntesten Einwirkungen solcher Art statt gefunden. Daß, wie das Königreich Sachsen, auch Preußen ohne alle Theilnahme blieb, hatte wohl hauptsächlich seinen Grund in der von gar Vielen bei der ersten Anregung der Vereinsidee getheilten Meinung, daß die Zerstückelung der deutschen Bundesgebiete, die Verschiedenheit der Interessen und der bestehenden Steuersysteme, die Eifersucht der einzelnen Staaten auf ihre Unabhängigkeit und das Bedürfniß einer sichern Bürgschaft für die übereinstimmende und gewissenhafte Vollziehung der gemeinsamen Anordnungen fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbiete. Dazu kam die günstigere Lage, in welche sich die preußische Industrie durch die Aufstellung des Grenzzollsystems vom Jahr 1818 gesetzt sah, und die hauptsächlich in der ersten Periode, als die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtungen sich entwickelten, das Bedürfniß einer Vereinigung weniger fühlbar machte. Jenes System erleichterte durch seine innere Zweckmäßigkeit allerdings eine Vereinigung, allein daß seiner Einführung zugleich ein Plan der eben bezeichneten Art zu Grund gelegen, davon wird man vergebens sich nach irgend einer Spur umsehen.

Alle Verträge, die Preußen bis zum Jahr 1828 mit benachbarten Staaten, wie namentlich mit Schwarzburg-Sondershausen, mit Sachsen-Weimar, mit Lippe-Detmold, mit Mecklenburg-Schwerin, mit Anhalt-Dessau abgeschlossen, hatten lediglich den Zweck, durch die Einverleibung der von seiner Zollinie umschlossenen

nur diese vollständig entwickelten Seitenähren und finde bei beiden im Wesentlichen die gleiche Bewandtniss. Der Knoten, aus welchem die Aehre sich erhebt, zeigt dem Scheine nach kein Mittelährchen, aber 4 seitliche (männliche oder sterile) Aehrchen, zwei auf jeder Seite der Astspindel. Doch ergibt sich bei näherer Betrachtung, dass das erste Axenglied des Mittelährchens sich nur stärker ausgebildet, verdickt und verlängert hat und zum ersten Glied der Seitenspindel geworden ist, an deren erstem, nach vorn gerichteten Knoten nun das vermisste Mittelährchen sitzt, das übrigens jederseits ein verkümmertes männliches Aehrchen zeigt, so dass der Knoten, der die Seitenspindel aussendet, wenn wir ihm jenes emporgehobene Mittelährchen mit seinen beiden sterilen Nebenährchen zurechnen, 7 Aehrchen haben würde. Die übrigen Knoten der Seitenspindel wechseln nun ab und zeigen ebenso je ein fruchtbares Mittelährchen jederseits mit einem sterilen Nebenährchen, so dass die Sache sich dann weiter verhält, wie an einer einfachen Hauptspindel.

b) an *Hordeum vulgare* aus einheimischen Samen, die ich selbst cultivirt habe.

Hier treten bei einem Exemplar, das ich vor mir habe, an der Aehre zwei Seitenäste auf, der erste im fünften, der andere im achten Knoten. Im fünften Knoten und ebenso im achten treten hier auch 4 Aehrchen auf, wie bei dem Beispiel von *Hordeum distichum ramosum*, aber fruchtbare, jedes wie auch dort mit zwei Hüllspelzen versehen. *) In der Mitte zwischen

*) Ich habe auf Seite 39 meiner Abhandlung die Beschaffenheit der Dinge in Betreff dieser Hüllspelzen und der Seitenspindel bei *H. vulgare ramosum* nicht richtig dargestellt, weil ich mir die Ausrüstung des Knotens am Ursprung der Seitenspindel zu flüchtig angesehen hatte. Ich übersah die beiden äussersten der 4 Aehrchen, welche hier aus dem Knoten kommen, weil sie bedeutend zurückstehen, eben deswegen übersah ich auch die äusserste Hüllspelze eines jeden derselben, und nahm nun die nach der Mitte zu stehenden beiden Hüllspelzen, die zwei verschiedenen Aehrchen zugehören, nämlich die rechts und links der Seitenspindel stehenden, für zusammengehörig, also für ein Paar, das der Seitenspindel vorstehe und zu ihr in Beziehung stehe. Dies war, wie aus Obigem erhellt, irrig, und damit fällt auch das dort darauf Gebaute zusammen, was ich übrigens ohnedies schon zurückgenommen habe.

diesen Aehrchen, so dass je zwei zur Seite stehen, aber von ihnen nach hinten gedrängt erhebt sich die Seitenspindel, die ihren ersten Knoten (Halbknoten) wie bei den ästigen Aehren von *H. distichum* nach vorn hat, und aus demselben im ersten Fall, wo sie aus dem fünften Knoten entspringt, 3 fruchtbare Aehrchen hervorbringt, im zweiten Fall aber (bei der Seitenspindel aus dem achten Knoten) nur Eines. Der zweite Knoten der Seitenspindel, der nach hinten steht, hat an der ersten Seitenspindel nur 2 Aehrchen (eines mag abortirt sein), an der andern Seitenspindel aber drei, wie die Regel fordert; die folgenden Knoten dieser Seitenspindeln habe je ihre drei fruchtbaren, einblüthigen Aehrchen, wie es stets die Regel bei *H. vulgare* ist.

Diese Beispiele ästiger Aehren von *Hordeum* besagen das Gleiche, was die zuvor genannten Beispiele von *Triticum* und *Lolium* zeigen, dass das Spindelchen des Aehrchens zur Aehrenspindel wird, und dass da, wo an dem Spindelchen sonst nur einzelne Blüthchen (die *palea inferior* mitbegriffen) hervortreten, oder der Idee nach angelegt sind, vollkommene Aehrchen, ja ihrer drei sich bildeten. Es erhellt auch hieraus, dass es ein Knotengürtel sein muss, aus dem die *palea inferior* sammt der *superior* und den übrigen Blüthchen ihren Ursprung nimmt, weil aus diesem Gürtel bei der ästigen Metamorphose ein vollständiges Aehrchen oder deren drei sich erheben, ohne dass der Gürtel die Spur eines Deckblatts zeigt.

In diesen ästigen Metamorphosen erblicke ich, wie schon oben bemerkt wurde, den stärksten und unwiderlegbaren Beweis, dass die Aehrchenspindel blattlos ist, wie die Aehrenspindel, und dass die *palea inferior* der Axe des Blüthchens zugehört.

Dagegen tritt nun freilich eine andere Metamorphose in den Kampf, welche Hugo v. Mohl in der Berliner bot. Zeitung vom Jahre 1845 S. 33—37, durch lithographirte Figuren erläutert, als Beweis anführt, dass die *palea inferior* dem Aehrchenspindelchen zugehören müsse, nämlich die Erscheinung der lebendig gebärenden Aehrchen, hier namentlich bei *Poa alpina vivipara*. Ich gestehe, dass diese Metamorphose, wo die *paleae inferiores* zu förmlichen Grasblättern sich umgestalten und be-

sonders der obere Theil des Aehrchens zu einem regelrechten Grashalm sich ausbildet, mit Nothwendigkeit dahin zu führen scheint (aber auch nur scheint), anzunehmen, die *palea inferior* gehöre unmittelbar der Axe des Aehrchens an, weil das Blatt allerdings dem Halm angehört und bei jener Metamorphose der Halm aus der Axe des Aehrchens und jedes seiner Blätter aus einer *palea inferior* sich gebildet haben. Lange habe ich darüber mit mir selbst gekämpft, wie diese Metamorphose mit der andern, wo die Blüthchen zu Aehrchen werden, sich vereinigen lasse. Ich glaube nun die Lösung des scheinbaren Widerspruchs beider Metamorphosen in folgender Annahme gefunden zu haben, die ich durch eine sehr nahe liegende Analogie zu erläutern und zu erhärten im Stande bin, welche ich voran schicke. Man sehe die Aehre von *Lolium* genau an, so wird man zwar an den untern Knoten deutlich genug erkennen, dass die nach aussen stehende *gluma superior* (die *inferior* fehlt in der Regel ganz) dem Spindelchen des Aehrchens zugehört, mit ihm aus der Tiefe des Knotengürtels hervorkommt und mit diesem keine unmittelbare Verbindung hat; aber bei den weiter nach oben folgenden Knoten sieht man Knotengürtel und *gluma* offenbar zusammengewachsen und ineinander überfliessend, was auch den ausgezeichneten Morphologen Schleiden verleitet haben mag, die *gluma superior* bei *Lolium* für ein Deckblatt des Aehrchens zu halten, das dem Halm (nämlich der Aehrenspindel) angehöre, welchen Fehlgriff des berühmten Morphologen ich schon oben zur Sprache gebracht habe. Wir sehen also hier, dass der Knotengürtel einer Axe mit einer Spelze zusammenwachsen oder verschmelzen kann, die einer aus ihm entsprungenen besondern Axe zugehört. Dies wende ich auf die lebendig gebärenden Aehrchen an, indem ich eine innige Zusammenwachsung und Verschmelzung der *palea inferior* mit dem Knotengürtel des Aehrchens annehme, wie ich überhaupt glaube, dass diese Verwachsung mehr oder weniger fast durchweg in den Aehrchen der Gräser vorkömme. Erreicht diese Verschmelzung den höchsten Grad, so mag dies vielleicht den Anlass zu der Metamorphose geben, von der wir sprechen, dass nämlich dann diese mit der Axe des Aehrchens verbundenen *paleae* zu Blättern

werden und in das ganze Aehrchen der Trieb kommt, ein Halm zu werden, wobei die Blüthentheile verkümmern müssen. Die Sache kann mit einer Impfung verglichen werden. Die *palea* impft sich selbst auf den Knotengürtel und wird auf diese Weise ein Blatt des unter dem Knotengürtel befindlichen Axenglieds, ist nun allerdings ihm zugehörig, wogegen ihr ursprünglicher Zusammenhang mit der Axe des Blüthchens und eben damit dieses selbst verkümmert. *) Es ist merkwürdig, dass bei *Poa alpina vivipara* die *glumae* des Aehrchens und häufig auch das unterste Blüthchen unverändert bleiben, so dass die Metamorphose erst weiter oben im Aehrchen beginnt, gleichwie bei der Aehre von *Lolium* in den untern Knoten noch keine Verwachsung des Knotengürtels mit der *gluma superior* stattzufinden pflegt, sondern erst in den höher liegenden Knoten eintritt.

Zum Schlusse dieses Abschnitts habe ich nur noch zu bemerken, dass ich das Spindelchen des Aehrchens nur so weit, als es mit Blüthen besetzt ist, in der Weise construire, für welche ich die vorstehenden gewichtigen Gründe angegeben habe; denn wo Hüllspelzen (*glumae*) vorhanden sind (es gibt bekanntlich auch Gräser, deren Aehrchen keine Hüllspelzen haben, und manche Spelzen, welche bisher dafür galten, dürften diese Bedeutung verlieren), da gilt mir der Anfang des Spindelchens nicht für blattlos; sondern von den Hüllspelzen urtheile ich, dass sie Blätter seien (freilich nur Scheiden), die von den ersten Internodien des Spindelchens ausgehen und ihnen zugehören, und erkläre sie für eine *spatha universalis* (gewöhnlich ist sie zwei-

*) Aehnliche Verwachsungen kommen ja häufig vor. Ich erinnere nur an Blumenkrone und Staubgefässe der Lippenblümler, wo die Staubfäden aus ihrem Wirtel auf den Wirtel der Blumenblätter übergetragen sich finden, oder an Blumenkrone und Kelch bei den Blüthen der Weiderichs (*Lythrarieae*), wo der Wirtel der Blumenblätter auf dem Kelchrand sitzt. Gewiss sind diese Verwachsungen viel inniger, als man die Sache gewöhnlich zu fassen scheint, nämlich nicht ein blosses Aneinanderwachsen, sondern jene Staubgefässe scheinen mit ihrer Basis ganz in das Gewebe der Blumenkrone verschmolzen, oder ihre Basis vielleicht von ihrem ursprünglichen Grunde ganz abgelöst und mit der sich ausdehnenden und in die Höhe wachsenden Blumenkrone emporgehoben zu sein, und ebenso jene Blumenblätter in ihrer Verwachsung mit dem Kelch.

blättrig), während ich die *palea inferior* und *superior* zusammen für eine *spatha partialis* halte, die hiernach auch zweiblättrig, oder, wenn die *superior* fehlt, einblättrig ist. In dieser Beziehung modificire ich also die in meiner Abhandlung im ersten Hefte vorigen Jahrs gegebenen Ansichten, und nähere mich den Vorstellungen der meisten neueren Autoren über diese Organe, obgleich meine Auffassungsweise noch immer sehr wesentlich von der ihrigen verschieden ist. Der nächste Abschnitt wird dies noch besser ins Licht setzen.

IV. Von den Spelzen des Grasährchens.

Bekanntlich unterscheiden die Schriftsteller, welche sich in neuerer Zeit mit den Gräsern beschäftigt haben, drei Hauptarten der Spelzen am Grasährchen, nämlich die Hüllspelze (*gluma — inferior* und *superior*), die Deckspelze *(palea inferior)* und Vorspelze oder Vorblatt *(palea superior)*. Die Hüllspelzen, welche früher der Kelch des Aehrchens genannt wurden, gelten ihnen meist für leere Deckspelzen und werden von einigen Schriftstellern auch so genannt, so dass diese streng genommen nur zwei Hauptarten von Spelzen unterscheiden. In meiner Abhandlung vom vorigen Jahr stimmte ich mit diesen Schriftstellern, obgleich mir die *paleae inferior* nicht als Deckblatt oder Mutterblatt galt, doch insofern überein, als ich auch diese Hüllspelzen, welche gewöhnlich zu zwei in Wechselstellung das Aehrchen beginnen, in Hinsicht auf Bedeutung und Stellung der *palea inferior* gleichsetzte. Sie galten mir also gleichfalls als leere *palene inferiores*, und ich wies besonders auf die Gattung *Panicum* hin, wo man früher drei *glumae* angenommen hatte, bis die dritte zur leeren Blüthe gestempelt und *flosculus neuter* genannt wurde, weil man sah, dass sie bei manchen Arten hinter sich eine *palea superior* hatte, ja bisweilen auch noch *stamina* einschloss — ich wies dann noch weiter darauf hin, dass die zweite *gluma* meist diesem *flosculus neuter* (der ehemaligen dritten *gluma*) aufs Haar gleicht, so dass man nicht recht einsehe, warum nicht auch sie ein *flosculus neuter* sein sollte. Ich gedachte überhaupt der auffallenden Aehnlichkeit, welche bei so vielen

Gräsern die *glumae* mit der *palea inferior* haben. Zugleich machte ich aber auch darauf aufmerksam, wie bei andern Gräsern diese Aehnlichkeit gar nicht stattfinde, und namentlich bei der Gruppe der *Andropogoneae* die *glumae* nicht nur in der Regel weit grösser, sondern auch von einer ganz andern Beschaffenheit auftreten als die *paleae*, und glaubte desswegen die *glumae* dieser Gruppe möchten vielleicht eine andere Bedeutung haben, d. h. sie möchten nicht als leere *paleae inferiores* zu erklären sein.

Meine weiteren Untersuchungen haben mich nun darauf geführt, dass allerdings unter den Organen, welche von den Schriftstellern *glumae* genannt werden, unterschieden werden müsse und dass nicht alle ersten Spelzen des Grasährchens, die keine Blüthen in sich fassen, die gleiche Bedeutung haben. In Folge dessen hat sich nun meine Ansicht dahin geändert, dass ich den sogenannten Hüllspelzen bei den meisten Gräsern eine andere Bedeutung zuschreibe, als die Bedeutung einer leeren *palea inferior*. Ich gebe ihnen nämlich bei der Mehrzahl der Gräser die Bedeutung einer *spatha universalis* oder *primaria*, namentlich bei den *Stipaceae*, *Agrostideae*, *Avenaceae*, *Festucaceae*, *Chlorideae* u. s. w. Aber bei verschiedenen anderen Gräsern, z. B. bei den meisten *Paniceae* (vielleicht trifft es bei allen zu) betrachte ich diese *spatha* als fehlend, und halte das, was man bei ihnen *glumae* genannt hat, wirklich nur für *paleae inferiores vacuae* oder *steriles*. Die *palea inferior* aber fasse ich bei sämmtlichen Gräsern mit der *superior* zusammen als eine *spatha partialis* oder *secundaria*, die in diesem Falle, wie die *universalis* gewöhnlich zu sein pflegt, *bivalvis*, d. h. zweiblättrig ist; oft besteht sie aber auch nur aus einer Spelze (ist *univalvis*), wenn die *palea superior* fehlt, was bei den männlichen und geschlechtslosen Blüthen der *Andropogoneae* sehr häufig der Fall ist — aber auch die *spatha universalis* besteht bisweilen nur aus Einer Spelze (hier ist es gewöhnlich die *gluma inferior*, welche durch Abortus fehlt), z. B. bei *Lolium*.

Zwei Kriterien hauptsächlich sind es, welche eine Anzeige geben, ob ein Aehrchen wirkliche Hüllspelzen (eine *spatha universalis*) hat, oder ob, was bisher dafür gehalten wurde, nur

leere *paleae inferiores*, d. h. *spathae partiales univalves steriles* seien. Wirkliche Hüllspelzen wird man meist annehmen dürfen, wo die ersten Spelzen des Aehrchens am Spindelast *(pedunculus)* sitzen bleiben, während die übrigen Spelzen sammt dem dazu gehörigen Spindelchen abfallen, z. B. bei den *Agrostideae*, *Festucaceae* (besonders deutlich bei *Bromus*), bei vielen bisher zu den *Triticeae* gerechneten Gräsern (z. B. *Trachynia*), *Avenaceae*, *Chlorideae*. Dagegen werden da im Durchschnitte keine Hüllspelzen anzunehmen sein, wo das Aehrchen sammt seinen untersten Spelzen von dem Aehrchenstiel (Spindelast oder Spindelästchen) abfällt, der dann an seinem obern Ende, wo das Aehrchen abgefallen ist, meist wie eine kleine runde Scheibe oder wie ein Tellerchen sich zeigt. So sehen wir es fast bei allen *Panicum*-Arten und überhaupt bei vielen Gräsern aus der Gruppe der *Paniceae*, wo sich das Ende des Aehrchenstiels vom Aehrchen ebenso abgliedert und eine ähnliche Figur zeigt wie bei *Leersia*, wo anerkannt ist, dass die *glumae* fehlen. Hiernach spreche ich den Gattungen *Panicum* und *Paspalum* alle *glumae* ab, und erkläre die beiden, die man jener Gattung von dreien, und die eine, die man dieser von zweien (nach früherer Betrachtungsweise) bisher noch übrig gelassen hatte, für geschlechtslose Blüthchen oder vielmehr für *spathae univalves steriles*. Ich verweise auf die mit *Leersia* zunächst verwandte Gattung *Oryza* hin, wo die *glumae* schon sehr klein, rundlich und hohl sind und stehen bleiben, während der übrige Theil des Aehrchens, das meiner Ansicht zufolge dreiblüthig, nicht einblüthig ist, *) abfällt. Lasse man diese *glumae* noch kleiner

*) Ebendasselbe gilt mir von *Leersia*. Ich habe diese Ansicht schon auf S. 54 meiner früheren Abhandlung aufgestellt und dort die Gründe dafür angegeben. Zu bemerken habe ich aber hier, dass ich auf S. 44 derten über die Hüllspelzen von *Oryza* zwar die richtige Bemerkung gemacht habe, man könnte ihr nach den gangbaren Ansichten über die Hüllspelzen zwei Paare zuschreiben, wenn man erkannt habe, dass das, was man bisher für *palea inferior* und *superior* der hermaphroditischen Blüthe gehalten, ebenso *flosculi duo univalves neutri* seien, wie bei *Ehrharta* der hermaphroditischen Blüthe zwei geschlechtslose Blüthen vorausgehen, welche früher von den Botanikern für äussere Corollenspelzen gehalten worden, so dass sie dieser Gattung eine *corolla duplex* zuschrieben, wofür sie aber mit

werden und zusammenwachsen, so kann man sie abortirt nennen, aber sie werden dann ein Tellerchen oder rundes Näpfchen bilden, wie es am Ende der Aehrchenstiele von *Leersia*, *Panicum* und *Paspalum* gefunden wird. Noch lehrreicher als *Oryza* ist in dieser Beziehung *Zizania*. Von den männlichen Aehrchen dieses Grases heisst es in Kunth Agrostog. syn. p. 9 in Betreff der Hüllspelzen: *glumae duae minutissimae, rotundatae, membranaceae, in unam orbicularem connatae*; ebenso finden sie sich bei den weiblichen Aehrchen von *Hydropyrum Link.*, wo Kunth am angemerkten Ort von ihnen sagt: *rudimentum cupuliforme, membranaceum, orbiculatum*. Dies ist vollkommen richtig, und weist, wie ich glaube, darauf hin, dass wir eine Spur von verwachsenen und verkümmerten Hüllspelzen allgemein in dem Ende derjenigen Aehrchenstiele vor uns haben, wo sich dieses Ende als eine kleine Scheibe oder als ein Näpfchen darstellt, von dem sich das Aehrchen abgegliedert hat.

Ein drittes Kriterium finde ich für wahre Hüllspelzen auch noch darin, wenn die untersten Spelzen in Vergleichung zur *palea inferior* grösser, von bedeutend verschiedener Gestalt und zugleich (sofern es zwei sind) mehr oder weniger ungleich sind. Diese Merkmale treffen besonders bei den *Avenaceae* und *Phalarideae* zu. Von den Grannen, welche die *palea inferior* bei *Avena*, *Danthonia*, *Trisetum* u. s. w., hat, zeigen die *glumae* hier keine Spur. Auch haben die *glumae* von *Danthonia Forskalii* keine Andeutung des auffallenden Sporns, den die *palea inferior* hat, und eine ganz andre Art der Anheftung, wie man überhaupt diese Verschiedenheit der Anheftung der *gluma* und der *palea inferior* am Spindelchen bei sehr vielen Gräsern, namentlich bei den *Arenaceae* und bei *Bromus* leicht beobachten kann. Bei den *Andropogoneae* sind die *glumae* nicht nur in

---

gleichem Rechte dieselbe auch für innere Kelchspelzen (Hüllspelzen) hätten erklären können, und also dann von einem *calyx duplex* oder zwei Paar Hüllspelzen hätten sprechen müssen (dies thun auch noch neueste Schriftsteller, z. B. Döll in der rheinischen Flora S. 121 bei *Phalaris*) — dass ich aber anderseits dort eine irrige Behauptung, ich weiss nicht durch welche Verwechslung, ausgesprochen habe, als seien nämlich von dem grossen Meister der Gräser Kunth die wahren *glumae* bei *Oryza* übersehen worden.

ihrer Consistenz und Grösse der *palea inferior* stets sehr überlegen, sondern die *gluma inferior* tritt hier fast durchgehends paarnervig *(parinervis)* auf, was bei der *palea inferior* meines Wissens niemals der Fall ist (*Erianthus* und *Sacharum* haben stets eine zweinervige *gluma inferior*, ebenso einige Arten aus der Gattung *Andropogon*, während andere dahin gehörige Arten, vier, sechs oder mehr Nerven in der *gluma inferior* zeigen, wie *Anthistiria*, *Apluda* u. s. w.). Hiernach muss geurtheilt werden, dass bei diesen Gräsern die *gluma* ein andres Ding sei, als eine leere *palea inferior*, aber kaum eine gewöhnliche Hüllspelze.

Wenn aber die beiden untersten Spelzen eines Grasährchens zwar grösser, als die darauf folgende und von jenen eingeschlossene, aber vollkommen oder fast vollkommen gleich sind, ferner an einer Articulation, die sich unter dem Aehrchen befindet, mit diesem abfallen (zweites Hauptkriterium, das ich vorhin aufgestellt habe), und zugleich eine Verwandtschaft mit solchen Gräsern zeigen, wo die *glumae* verhältnissmässig klein oder sehr klein und fast verschwindend auftreten oder wirklich fehlen, so hat man Grund anzunehmen, dass hier keine *glumae* vorhanden seien, sondern leere *paleae inferiores (flosculi univalves neutri)*. Dies wende ich auf *Phleum L.* und *Perotis Ait.* an, die ich beide zu den *Oryzeae* oder doch in die nächste Verwandtschaft mit denselben (etwa zwischen *Phalarideae* und *Oryzeae*) stelle. Sie haben nach meiner Ansicht keine Hüllspelzen *(spatha universalis)*, sondern zwei *paleae inferiores vacuae (flosculi duo univalves neutri — spathae duae partiales univalves vacuae)*; dann erst folgt bei beiden Gattungen eine *spatha partialis bivalvis uniflora*, d. h. die hermaphroditische Blüthe innerhalb der kleinen *palea inferior* und *superior*. Man vergleiche *Phleum* und *Perotis* *) mit *Ehrharta*, *Oryza*,

*) Ich habe schon weiter oben die Beschaffenheit der Aehrenspindel von *Perotis* erklärt, und dabei meine Verwunderung ausgedrückt, dass Kunth dieses Gras zu den *Andropogoneae* gestellt hat. Wahrscheinlich hat ihn die Articulation in dem Aehrchenstiel dazu veranlasst. Aber diese Articulation findet sich auch bei *Leersia* und bei *Phleum* — sie ist der Ort der abortirten *spatha universalis* (der *glumae* nach gewöhnlicher Sprache); nur sind bei *Perotis* die beiden *paleae inferiores vacuae*, welche von den Autoren für *glumae* genommen werden, unten in eine Art von Stiel miteinander

Zizania, *Leersia*, woraus die Richtigkeit meiner Ansicht erhellen dürfte. Die *Phalarideae* aber haben stets Hüllspelzen, welche meist wie die vermeintlichen bei *Phleum* gross und auch gewöhnlich einander gleich sind, aber ihr Stehenbleiben, während die Blüthchen mit dem Spindelchen ausfallen, wie man besonders bei *Anthoxanthum* und *Hierochloa* sehen kann, zeugt nach dem oben aufgestellten ersten Hauptkriterium für ihre Natur als Hüllspelzen *(spatha universalis)*.

Ich habe schon am Schluss des vorigen Abschnitts ausgesprochen, dass ich die *glumae*, nämlich die wahren, die nach meiner Ansicht eine *spatha universalis* oder *primaria* bilden, zum Spindelchen des Aehrchens in einem andern Verhältniss mir denke, als die *palea inferior* der Blüthen, nämlich als Scheiden der ersten Glieder des Spindelchens, oder wie die Blätter am Halm, wogegen ich mir die folgenden Glieder des Spindelchens ebenso blattlos denke, wie die Hauptspindel des Blüthenstands jede *palea inferior* aber als erste Scheide eines Blüthenspindelchens ansehend, das aus einem Knoten des Aehrchenspindelchens entspringt. Das Blüthenspindelchen construire ich aber ebenso, wie das Aehrchenspindelchen, nämlich mit der *spatha partialis (palea inferior* und *superior)* beginnend, die aus zwei auf einander folgenden Scheiden besteht, die den beiden ersten Internodien ebenso zugehören, wie die Blätter dem Halm oder wie die *glumae* den ersten Gliedern des Aehrchenspindelchens; dann die folgenden Knoten des Blüthenspindelchens blattlos, und aus ihnen die verschiedenen Organe der Blüthenwirtel ebenso geboren, wie die Blüthenaxen aus den Knoten des Aehrchenspindelchens. Hiernach ist dasjenige zu modificiren, was ich in meiner ersten Abhandlung (im vorigen Jahrgang dieser Hefte) auf Seite 68 und 69 über das Blüthenspindelchen gesagt habe. Auch fällt

---

verwachsen, so dass die Articulation weiter von ihnen abzustehen scheint, als bei *Phleum* und *Leersia*. Man vergleiche *Microlaena R. Br.* mit *Perotis Ait.*, um sich zu überzeugen, dass das Aehrchen dieser Grasgattung ebenso zu construiren sei, wie bei jener — nur sind die Hüllspelzen bei *Perotis* (die wahren, nicht die dafür gehaltenen) noch weit kleiner (fast verschwindend und verwachsen — da wo die Articulation am Aehrchenstielchen sich findet).

Gebietstheile den Vollzug ſeines Zollſyſtems zu ſichern, oder dem Schleichhandel wirkſamer zu begegnen. Die Vereinigung mit Heſſen dagegen, deſſen Gebiet den preußiſchen Markt nur auf kurze Strecken berührte, und in ſeiner parcellirten Lage ohne den Beitritt von Naſſau und Churheſſen nicht ſchicklich arrondirte, vielmehr die Grenzzollinie in einem ſtärkern Verhältniß ausdehnte, als die zu Zolleinkünften beitragende Bevölkerung ſich erhöhte, mußte auf andern Gründen beruhen und als eine unzweideutige, dem Prinzip der commerziellen Einheit Deutſchlands dargebrachte Huldigung betrachtet werden.

Daß die Anſicht erleuchteter Staatsmänner ſich dort mit der Idee eines groſſen Zollvereines allmählig mehr befreundete, darf man vielleicht auch dem Einfluß zuſchreiben, den die Entwickelung der fremden Mauthſyſteme auf die preußiſche Induſtrie ausübte. Wenn manche Zweige derſelben die fortſchreitende Erhöhung der franzöſiſchen Tarife ſchmerzlich empfanden, ſo waren die Verluſte, welche ſie durch die ſchärfere Abſperrung des ruſſiſchen Marktes erlitt, noch bedeutender. Von dieſer Seite her wurde nicht nur, die Steigerung der Tarife, ſondern auch die ſtrengere Bewachung der Grenze von den Jahren 1824 bis 1828 fortſchreitend fühlbarer. Der Nachtheil traf nicht nur den eigenen Verkehr mit Polen und dem ruſſiſchen Reiche, ſondern zugleich den Abſatz, welchen die preußiſche Induſtrie für verſchiedene Erzeugniſſe durch die Vermittelung des ruſſiſchen Zwiſchenhandels und die Benutzung der ruſſiſchen Tranſitſtraßen in Aſien gefunden hatte. Die Folgen dieſer wachſenden Beſchränkungen zeigten ſich in den öſtlichen Provinzen ſelbſt in zahlreichen Auswanderungen von Arbeitern. *

Unter dieſen Umſtänden mußte man weit mehr, als in den verfloſſenen 6—8 Jahren, da der Gewerbfleiß die erſten reichlichern Früchte des neuen verbeſſerten Zollſyſtems erntete, das Bedürfniß einer Verbindung mit dem weniger in der Induſtrie vorangeſchrittenen Süden empfinden, und die Bedenklichkeiten, die eine ſolche Vereinigung in *finanzieller* Hinſicht einflößen mochten, verloren den nationalökonomiſchen Intereſſen gegenüber an Gewicht. An Bedenklichkeiten der bezeichneten Art konnte es wohl nicht fehlen.

* Geſchichtliche Darſtellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues von Guſt. v. Gülich. Bd. 2. S. 469.

damit die Ansicht, die ich aufgestellt hatte, dass *palea inferior* und *superior* den ersten Wirtel der Grasblüthe bilden, aber nicht zugleich meine Behauptung, dass beide der Blüthenaxe zugehören; diese Behauptung steht vielmehr fest und wurde im nächstvorhergehenden Abschnitt durch Beweise begründet, die sich nicht werden umstossen lassen — eben desswegen ändert aber auch jene Modification nichts in der Fig. 10, die genannter Abhandlung zur Erläuterung der Grasblüthe beigegeben ist, indem die beiden ersten dort verzeichneten Kreise immerhin die *palea inferior* und *superior* vorstellen, die nur nicht mehr als erster Wirtel des Perianthiums, sondern als *spatha* zu fassen sind, wogegen das Perianthium auf die beiden folgenden Kreise, die den Wirtel der *lodiculae* mit einander bilden, sich reducirt.

Ich komme nun auf die Lage der Hüllspelzen zu sprechen. In dem seltenen Fall, wo nur eine vorhanden ist, wird sie wohl immer wie bei *Lolium* nach aussen gekehrt sich finden und auf der entgegengesetzten, der Hauptspindel zugekehrten Seite eine abortirte untere Hüllspelze hinzuzudenken sein, die man *Lolium temulentum* wirklich bisweilen entwickelt findet. Ueber *Oropetium*, dem man früher auch nur eine Hüllspelze zuschrieb und später noch eine zweite nach innen entdeckte, werde ich in der Folge meine Meinung sagen. Man hat desswegen anzunehmen, dass die Natur bei den Hüllspelzen ursprünglich immer die Zweizahl, die sich sonst findet, angelegt hat; denn der Fall, dass gar keine Hüllspelzen sich finden, wie bei *Nardus*, ist ebenfalls selten, und obwohl ich die Fälle dadurch allerdings jetzt sehr vermehrt habe, dass ich bei vielen Gräsern die wahren Hüllspelzen, wo man bisher solche angenommen hat, läugne, so habe ich doch aus der Vergleichung der kleinen Hüllspelzen von *Oryza* und der noch kleineren von *Hydropyrum* und *Zizania* mit dem Scheibchen oder Schüsselchen, was man bei *Leersia*, *Panicum* u. s. w. nach abgefallenem Aehrchen am Ende des Aehrchenstiels erblickt, gezeigt, dass man hier zwei sehr kleine, völlig in einander verschmolzene, also verkümmerte oder abortirte Hüllspelzen sich denken könne. Wo nun aber die beiden Hüllspelzen wirklich deutlich entwickelt vorkommen, so frägt sich, welche Lage oder Stellung sie zu einander und zu der Spindel oder dem Spin-

delast haben, aus dem das Aehrchen hervorgegangen ist. Die Schriftsteller sprechen von wechselständigen, fast gegenständigen und nebenständigen Hüllspelzen (*glumae alternae, subopositae* und *collaterales*). Bei weitem die häufigste und als Regel zu betrachtende Stellung ist die wechselständige, wo sie zwar auf entgegengesetzten Seiten des Spindelchens, aber die eine deutlich über der andern erscheinen, so dass eine untere und eine obere Hüllspelze ohne Mühe unterschieden werden können. Hier frägt sichs nun, in welcher Lage zur Spindel, aus welcher das Aehrchen entsprungen ist, befindet sich gewöhnlich oder wohl ursprünglich immer die untere Hüllspelze.

Aus der Stellung, welche bei den Aesten des Halms das Vorblatt (die Zwillingsscheide) immer auf der Seite des Halms, also nach innen zwischen Ast und Halm, hat, möchte man wohl vermuthen, dass auch die untere Hüllspelze immer nach innen gekehrt sein, d. h. ihre Lage an der Seite der Spindel haben werde, aus deren Knoten das Aehrchen hervorgegangen ist. So sieht man die Stellung auch wirklich bei vielen Gräsern, z. B. bei der ganzen Gruppe der *Chlorideae* *), bei einigen *Festucaceae*, namentlich bei *Gaudinia*, die ich zu diesen rechne, und auch bei *Lolium*, insofern hier die in der Regel fehlende (abortirte) untere Hüllspelze auch bisweilen zum Vorschein kommt. Aber bei sehr vielen andern Gräsern ist es entschieden der umgekehrte Fall, d. h. die untere Hüllspelze steht nach aussen, so namentlich bei allen *Andropogoneae*, dann bei *Ophiurus* und *Rottboellia Brown*. Da nun auch bei den vorgenannten Gräsern, wo die untere Hüllspelze nach innen und die obere nach aussen gekehrt erscheinen, doch immer das Endährchen, dasjenige, womit die Hauptspindel oder ein Ast sich endigen, die umgekehrte Stellung zeigt, so mag dies zu dem Schluss berechtigen, es habe bei allen andern Aehrchen dieser Gräser eine Drehung stattgefunden (wohl schon im frühesten Knospenzustand des Aehrchens). Eine mehr oder minder starke Drehung der

*) Auf S. 30 meiner ersten Abhandlung in diesen Heften führte ich die *Chlorideae* unter den Gräsern auf, bei denen die untere Hüllspelze nach aussen stehe, was jedoch nur vom Endährchen wahr ist.

Aehrchen zeigt sich ja unläugbar bei einer grossen Zahl anderer Gräser, namentlich bei allen denen, wo das Aehrchen mit der Spindel oder dem Spindelast, an welchem es erscheint, eine parallele Lage eingenommen hat, wie wir diese Lage bei *Agropyrum Beauv.*, *Brachypodium Beauv.*, *Secale L.*, *Triticum* u. s. w. vor Augen haben. Hier zeigt uns nun aber besonders bei *Triticum* das Endährchen, dessen Breite nicht die parallele, sondern die senkrechte Lage zur Spindel hat, die ursprüngliche Stellung sehr deutlich. Wie bei den Blüthen die *palea inferior* an dem Spindelchen des Aehrchens immer nach aussen steht, so scheint also auch die ursprüngliche Stellung des Aehrchens an der Hauptspindel oder dem Spindelast immer die zu sein, dass die *gluma inferior* und diesem gemäss auch immer das erste Blüthchen des Aehrchens nach aussen stehen; aber durch Drehung kommt bei vielen Gräsern das Aehrchen entweder in eine parallele Lage zur Spindel, oder wenn die Drehung noch weiter geht, kehrt sich die *palea inferior* einwärts und bei manchen Gräsern durch eine ganze Umdrehung völlig nach innen. Eine andere Deutung wird später folgen.

Bei *Secale* und *Triticum* (letztere Gattung mit Ausschluss von *Agropyrum*, *Brachypodium* u. s. w. — also nur die genuinen Arten), die ich so eben auch als Beispiel einer Drehung (hier ist es eine halbe Schwenkung) des Aehrchens angeführt habe, finden sich eigentlich keine alternirende Hüllspelzen, sondern diese stehen hier so, dass sie von den Schriftstellern fast gegenständig *(subopposita)* genannt werden, ja sie könnten, weil sie am Spindelchen des Aehrchens gleich hoch stehen, wirklich gegenständig genannt werden, wenn sie nicht jede mit einer breiteren Seite nach aussen gekehrt wären, wo sie bei *Triticum* einander unten berühren, was auf der inneren Seite nicht der Fall ist, so dass sie bei dieser Gattung fast mit gleichem Rechte für *collaterales* erklärt werden könnten, wie bei *Aegilops*. Ich gestehe, dass mir diese untersten Spelzen von *Triticum* und ebenso von *Secale* schon viel Kopfzerbrechens verursacht haben, weil ich sie ziemlich übereinstimmend mit den collateralen für *glumae* ausgegebenen Spelzen von *Elymus* und *Hordeum*, aber wenig zusammenstimmend mit den Hüllspelzen

von *Agropyrum*, *Brachypodium* und *Trachynia* finde, deren Arten noch in der neuesten Zeit von vielen Schriftstellern unter *Triticum* gestellt werden. Meiner Ansicht nach, wie sie sich mir nun festgestellt hat, finden sich bei *Triticum* (die Gattung auf diejenigen Arten reducirt, welche Kunth in seiner *Agrostographia synoptica* mit dem Namen *Tritica legitima* von den übrigen, die er in seine weite Gattung aufnimmt, unterschieden hat) keine Hüllspelzen im engern Sinn des Worts, wie ich dieses fasse, d. h. keine *spatha universalis*, und diese Gattung stimmt mir darin mit *Aegilops*, *Elymus* und *Hordeum* überein, wo ich auch den unter dem Namen *glumae* gangbaren Organen eine andere Bedeutung gebe, während ich bei *Agropyrum*, *Brachypodium*, *Trachynia* u. s. w. wahre Hüllspelzen annehme, aber eben deswegen diese Gräser sammt *Lolium* von den *Hordeaceae* ausschliesse und zu den *Festucaceae* versetze, mit denen sie auch in der Beschaffenheit der Hauptspindel mehr Uebereinstimmung zeigen. Aber ich deute die beiden untersten Spelzen von *Secale* und *Triticum* doch nicht wie bei *Phleum* als *flores unipaleacei neutri* (siehe oben), sondern wie ich alle diejenigen deute, welche die Schriftsteller mit dem Namen *glumae collaterales* benennen, nämlich als nebenständige Aehrchen (Beiknospen), die ihre Entwicklung nicht erreicht, sondern sich durch einen Abortus nur zur Spelze gebildet haben. Diese Meinung wird ihre Begründung vornehmlich im Folgenden erlangen, wo die *glumae collaterales* der Autoren besprochen und abgethan werden, und ich weise vorher nur noch kurz auf *Secale villosum L.* hin, wo die nähere Untersuchung des Ursprungs, den das Aehrchen aus dem Spindelknoten nimmt, dem Auge besonders auf der Bruchfläche (wenn man das Aehrchen ausgebrochen hat) deutlich zeigt, dass die beiden sogenannten Hüllspelzen aus einem sehr kurzen, aber breiten *pedicellus* entspringen (ich halte dafür, er sei aus zweien zusammengewachsen), der nach vorn liegt, während nach hinten ihm angewachsen die Axe der Blüthen in einer stielrunden Bruchfläche sich erkennen lässt.

Es sind die Gattungen *Aegilops*, *Hordeum*, *Elymus*, *Pariana* und einige Gattungen und Arten der *Rottboelliaceae*, z. B. *Lepturus incurvatus* und *filiformis Trin.* und *Pholiurus pannonicus*

Trin., wo insgemein *glumae collaterales* angegeben werden. Was nun die zuletzt genannten Gräser aus der Gruppe der *Rottboelliaceae* anbelangt, so hat schon *Robert Brown* darauf hingewiesen, dass die eine der beiden neben einander stehenden Spelzen für einen *pedicellus glumaeformis* eines abortirten Aehrchens zu halten sei, wie die Vergleichung mit andern Gattungen der *Rottboelliaceae* beweist, wo dieses gestielte Nebenährchen in seiner vollkommenen Ausbildung vorhanden ist, z. B. bei *Hemarthria R. Br.* Ich stimme dieser Erklärung mit voller Ueberzeugung bei und finde einen Beweis für dieselbe auch in den Fällen, wo in der Gruppe der *Andropogoneae* die hier ungemein häufig verkümmernde (tabescirende) gestielte Nebenährchen bisweilen auch nur auf den *pedicellus* reducirt sind und dieser bei *Apluda* sogar vollkommen in Form einer *gluma* auftritt. *) Was nun die Gattung *Aegilops* betrifft, deren Habitus und Spindelbau besonders bei *A. caudata L.*, *squarrosa L.* und *ventricosa Tausch* so auffallend zu den *Rottboelliaceae* hinneigt, welche aber ihre wahre Stelle zwischen *Hordeum* und *Triticum* hat, so

*) Nur das möchte noch zu fragen sein, ob nicht beide collaterale sogenannte Hüllspelzen von *Lepturus* und *Pholiurus* als *pedicelli glumaeformes* abortirter Aehrchen zu betrachten seien, und bei *Rottboellia* und *Hemarthria* die *gluma inferior* des sitzenden Aehrchen ebenfalls als ein zur Spelze metamorphosirter Stiel einen zweiten, aber abortirten Nebenährchens, während das andere hier zu seiner Ausbildung gekommen ist, nach Analogie von *Apluda*, wo einer der beiden Nebenährchen auf seinem Stiel ausgebildet dasteht, das andere aber abortirt ist und nur den *pedicellus glumaeformis* zurückgelassen hat. Wo bei den *Rottboelliaceae* kein gestieltes Nebenährchen und auch keine collateralen Hüllspelzen erscheinen, sondern die sogenannte *gluma inferior* nach aussen allein, z. B. bei *Monerma Beauv.*, da ist entweder anzunehmen, dass beide *pedicelli glumaeformes* in einen verwachsen, oder dass der andere ganz abortirt sei (bei den Endährchen von *Hemarthria* und *Rottboellia* haben wir den gleichen Fall). Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass die Sache sich so verhält und dass die *Rottboelliaceae* eigentlich gar keine Hüllspelzen haben, wie *Nardus* zeigt. So kommen sie dann auch in eine weit nähere Verwandtschaft mit den *Hordeaceae*, denen ich auch die Hüllspelzen absprechе. Was bei *Hemarthria* und *Rottboellia*, ebenso bei *Ophiurus* u. s. w. für eine *gluma superior* angesehen wird, müsste dann als ein *flosculus univalvis neuter* betrachtet werden, und insofern würden drei Blüthen im Aehrchen anzunehmen sein, wovon das mittlere oder oberste hermaphroditisch wäre.

halte ich auch hier die nebenständigen äusseren Spelzen des Aehrchens (die sogenannten *glumae collaterales*) nicht für wirkliche Hüllspelzen, sondern für unvollkommen entwickelte Beiährchen, welche nur die *palea inferior* des ersten Blüthchens ausgebildet haben, wie bei *Triticum* und den jetzt sogleich zur Sprache kommenden Gattungen *Hordeum* und *Elymus*. Die *pedicelli* dieser Beiährchen sind so kurz und in den Knoten der Spindel, aus welchem sie hervorgehen, so eingesenkt, dass man selten eine Spur von ihnen zu erkennen im Stande ist, wie sie auch bei *Triticum* sehr kurz und meist schwer zu erkennen, doch manchmal deutlich genug sind. Uebrigens vertreten diese unvollkommenen Beiährchen immerhin die Stelle von Hüllspelzen.

Was nun *Elymus* und *Hordeum* betrifft, so habe ich schon in meiner ersten Abhandlung über den Aufbau der Graspflanze (Heft I. des Jahrs 1847. S. 40—42) die Ansicht aufgestellt, dass die sogenannten *glumae collaterales* keine Hüllspelzen im eigentlichen Sinne, wie bei den *Festucaceae* u. s. w. seien, sondern unvollkommen entwickelte Beiährchen. Ich ging aber damals noch nicht so weit, diese Ansicht auch auf andere *Hordeaceae*, namentlich die *Tritica legitima*, *Secale* und *Aegilops* auszudehnen, weil mich die der Gruppe zugezählten Gattungen *Brachypodium*, *Agropyrum*, *Lolium* u. s. w. daran hinderten, die ich aber jetzt den *Festucaceae* beizähle, wie ich schon oben bemerkt habe. Eben dieser Umstand nebst einigen andern Erscheinungen, die ich noch nicht gehörig zu deuten wusste, bestimmten mich nachher, die über die sogenannten Hüllspelzen der Aehrchen von *Elymus* und *Hordeum* gefasste Ansicht wieder zu verlassen, sie in meinem nachträglichen Commentar (siehe Flora Ratisb. 1848. S. 124—129) ausdrücklich zu widerrufen und eine andere Hypothese an die Stelle zu setzen, wonach sie eine in zwei Hälften zerfallene *gluma inferior* seien (die *gluma superior* müsse als abortirt gedacht werden). Nun aber bekenne ich mich wieder zu der früheren Ansicht, die ich in diesen Heften gegeben habe, und werde sie in Nachfolgendem zu befestigen suchen.

Die Thatsachen, welche ich in meinem nachträglichen Commentar als Beweise für die Spaltung einer *gluma inferior* in zwei völlig geschiedene Hälften zu geben versucht habe, lassen sich

theilweise anders erklären, wie ich selbst dort schon bemerkte, dass die Fälle, wo an der Stelle der collateralen Spelzen nur eine erscheine, entweder eine ganze (völlig ungetheilt) oder oben von der Spitze an mehr oder weniger gespalten, dies als eine Zusammenwachsung angesehen werden könne — eine Erklärung, die ich jetzt für diese Abnormitäten wirklich annehme. Ich habe allerdings seitdem mehrere Gerstenähren gesehen, wo bald an den untersten Knoten, bald an den obersten das Mittelährchen nur eine *gluma* zeigt, welche genau die Mitte vor der *palea inferior* einnimmt, ohne dass an der Spitze eine Spur von einer Spaltung bemerkbar wäre, und häufiger noch andere Fälle, wo eine die Mitte vor dem Blüthchen einnehmende einzelne *gluma* von der Spitze an bis etwa zur Hälfte gespalten auftritt. Aber derjenige Fall, den ich in meinem nachträglichen Commentar (Flora 1848. S. 124) unter Nr. 3 angeführt habe, war nicht richtig von mir beobachtet worden — denn hier liegt vielmehr die von mir im vorigen Abschnitt gegenwärtigen Aufsatzes S. 201 angeführte Erscheinung einer doppelten *palea inferior* des Aehrchens vor. Den Fall, wo ich bei *Hordeum distichum* die beiden seitlichen (männlichen, oft auch geschlechtslosen) Aehrchen je mit 3 sogenannten Hüllspelzen versehen fand, wie ich dort unter Nr. 2 anführte, habe ich seitdem an den untersten Knoten von *Hordeum distichum* und *Zeocriton* noch öfter gesehen, und nicht nur an diesen beiden zweizeiligen Arten, sondern auch an einer aus abyssinischen Samen gezogenen Varietät von *H. vulgare* an den beiden seitlichen Aehrchen des untersten Knotens. Diese Erscheinung, welche ich dort so erklärte, dass die sonst abortirte *gluma superior* zu ihrer Ausbildung gekommen sei, während die *inferior* sich wie gewöhnlich gespalten habe, wird vielmehr daraus abzuleiten sein, dass häufig an den untersten Knoten der Gerstenähre sich nicht nur 3, sondern manchmal 5—7 Aehrchen neben einander entwickeln, in welchem Falle die äussersten immer die schwächsten und oft nur auf einen kurzen Stiel mit einer einzigen Spelze reducirt sind. Wenn nun dieser Stiel oder Fuss mit dem Stiel des Nebenährchens verwächst, so erscheint dieses mit 3 sogenannten Hüllspelzen ausgerüstet. Das Zusammenwachsen der Stielchen jener

unvollkommenen Aehrchen, wofür ich die sogenannten collateralen Hüllspelzen von *Elymus* und *Hordeum* erkläre, lässt sich nicht nur an den untersten Knoten ihrer Aehrenspindeln häufig beobachten, sondern scheint auch bei den collateral-zusammengehörigen die stets herrschende Regel zu sein, d. h. hier befinden sich stets beide scheinbar auf einem Stielchen, weil ihre beiden Stielchen stets zusammenwachsen und in eines verschmelzen, ja sie wachsen auch stets mehr oder weniger mit dem Stielchen des hinter ihnen befindlichen vollkommenen Aehrchens zusammen. Ich habe zwei Aehren von *Hordeum murinum L.* vor mir, wo man an den untersten Knoten in jenem Stielchen deutlich eine Furche sieht, weil die Verschmelzung nicht so vollkommen wie sonst vor sich gegangen ist. Manchmal dehnt sich nun die Zusammenwachsung und Verschmelzung auch auf die Spelzen aus, so dass jene schon oben erwähnte Erscheinung sich zeigt, wo nur eine sogenannte Hüllspelze die Stelle ausfüllt, an der sich sonst zwei collaterale befinden. Ein lehrreiches Beispiel davon liegt in einer Aehre von *Hordeum bulbosum L.* aus Sardinien vor mir, wo am untersten Knoten die beiden sogenannten Hüllspelzen des Mittelährchens bis zur Hälfte verwachsen sind, so dass man eine zweigrammige Spelze zu sehen glaubt (den gleichen Fall habe ich an *H. murinum* aus der Stuttgarter Gegend vor mir), am zweiten Spindelknoten aber sind jene sogenannten Hüllspelzen des Mittelährchens völlig in eine verschmolzen.

Bemerkt muss hier noch werden, dass die Stielchen der vollkommenen und der unvollkommenen Aehrchen von *Hordeum* nur an den untersten Spindelknoten deutlich betrachtet werden können, weil sie sich an den folgenden Spindelknoten immer mehr verkürzen, und bald gar nicht mehr sichtbar sind. Auch sieht man nur hier einigermassen deutlich, dass die Stielchen von den Spelzen ursprünglich abgegliedert sind, d. h. dass die Aehrchen aus dem blattlosen Rumpfknoten des Stielchens ebenso hervorgehen, wie ich behaupte, dass dies beim Aehrchen von *Panicum* geschehe, dem ich keine Hüllspelzen zuschreibe (siehe oben), oder wie ich die Grasblüthe mit Zuziehung nicht nur der *palea inferior*, sondern auch der *superior* aus den blattlosen

Knoten des Aehrchenspindelchens hervorgehen lasse. Besonders deutlich sieht man die Abgliederung bei *Elymus europaeus L.* Hier ist auch am deutlichsten zu sehen, dass die beiden collateralen Hüllspelzen auf einem besondern Stielchen stehen (dieses selbst muss aus zweien zusammengeschmolzen gedacht werden, wie vorhin auseinandergesetzt wurde), welches von dem Stielchen des dahinter stehenden vollkommenen Aehrchens verschieden, obwohl mit ihm zum grössern Theil verwachsen ist. Bei einigen Gerstenarten, z. B. *Hordeum maritimum* und *murinum* sind die seitlichen Aehrchen nicht nur an den untersten Spindelknoten, sondern durchweg deutlich gestielt, ihre Stielchen müssen aber nach dem schon Gesagten jederzeit als aus dreien zusammengewachsen betrachtet werden, weil drei Aehrchen, ein ausgebildetes und zwei unvollkommene (die beiden sogenannten Hüllspelzen) anzunehmen sind. *) Diese Zusammenwachsung wird ihre schönste Analogie und dadurch einen neuen starken Beweisgrund in der Beschaffenheit der Dinge bei den sogenannten Hüllspelzen von *Pariana Aubl.* finden, worauf wir nachher kommen werden. Vorher aber muss ich noch von der zu den *Hordeaceae* gehörigen Gattung *Asprella Willd.* reden.

Zur Unterstützung meiner Ansicht von den sogenannten Hüllspelzen bei *Elymus* und *Hordeum* führte ich schon in meiner ersten Abhandlung auf S. 41 die Erscheinung bei *Asprella Hystrix Willd.*, welche sonst unter *Elymus* gestellt wurde und auch kaum davon zu trennen ist, an, dass am Grunde der Aehrchen, welche von den Schriftstellern gewöhnlich als nackt, d. h. ohne Hüllspelzen (daher der Name *Gymnostichum Schreb.*) beschrieben werden, bisweilen eine eigenthümliche Borste oder sonst nicht auftretende borstenartige Spelze sich zeige, die ich als ein unvollkommenes, nur auf eine *palea inferior* reducirtes drittes Aehrchen ansehen zu müssen glaubte, indem der Spindelknoten gewöhnlich nur zwei, bisweilen aber auch wirklich drei vollkom-

*) Hiermit nehme ich die Bemerkung zurück, die ich in meinem nachträglichen Commentar (Flora 1848. S. 133) dahin gemacht hatte, dass *Hordeum maritimum, murinum, nodosum* u. s. w. als eine eigene Gattung auszuscheiden sein möchten. Meine jetzige Erklärung über das Stielchen und die sogenannten *glumae* bei *Hordeum* hebt den Grund meines Vorschlags auf.

neue Aehrchen entwickle. Dies erfordert eine theilweise Berichtigung, indem die manchmal auftretende Borste oder ausserordentliche Spelze (selten sind es zwei zugleich) nicht das dritte Aehrchen repräsentirt, das bisweilen vollständig erscheint, sondern als ein unvollkommenes unteres Beiährchen an einem der vollkommenen Aehrchen betrachtet werden muss. Ich hatte damals den Ort der ausserordentlichen Spelze nicht scharf genug ins Auge gefasst und den sogenannten *callus* am Grunde jedes Aehrchens, auf dem die fragliche Spelze zu erscheinen pflegt, noch nicht zu deuten gewusst und auch übersehen, dass derselbe gewöhnlich *bidenticulatus* ist und dass die auf ihm vorkommenden *denticuli* wirklich Rudimente sogenannter collateraler Hüllspelzen sind. Von diesen Rudimenten bildet sich nun wirklich bisweilen eines (höchst selten beide) zu der schon genannten Borste oder borstenartigen Spelze aus. Der *callus* aber, aus welchem diese Borsten oder gewöhnlich nur *denticuli* hervorgehen, ist aus der Zusammenwachsung und eigenthümlichen Bildung zweier *pedicelli* entstanden, auf denen statt besondrer Aehrchen nur jene *rudimenta denticuliformia* sich gebildet haben.*)

Ich komme nun auf die sogenannten *glumae collaterales* der männlichen Aehrchen von *Pariana Aubl.* zu sprechen, zunächst von *P. campestris*, wovon ich die Spindel der Aehre und viele Aehrchen untersucht habe.**) Dieses in mehr als einer Beziehung höchst merkwürdige Gras ist sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit seiner Aehren, als auch hinsichtlich seiner natürlichen Verwandtschaft ohne Zweifel sehr irrig beurtheilt worden.

---

*) Hiernach ist das, was ich auf S. 134 meines nachträglichen Commentars in der Flora 1848 über diesen *callus* gesagt habe, zu modificiren, und trifft die dort versuchte Vergleichung mit dem Rudiment der *gluma* bei *Hydropyrum esculentum Link* nicht mehr zu.

**) Das Exemplar, das mir für die Untersuchung zu Gebot stand, gehört zu den von Herrn Hohenacker in Esslingen unter dem Namen *Pariana inaequilatera Miqu.* in der Sammlung surinamischer Pflanzen ausgegebenen Mustern, ist aber sicherlich nicht von *P. campestris Aubl.* verschieden, da es mit Beschreibung und Abbildung dieser Pflanze in Aubl. Hist. d. pll. de la Guyiane fr. vollkommen übereinstimmt, so dass ich nicht einsehe, was Herrn Miquel bestimmt haben kann, eine neue Art daraus zu machen.

Als Folge einer Zollvereinigung war ein Verluſt an Einkommen in einer Hinſicht, wenn man die Tarife nicht gleichzeitig erhöhte, mit Gewißheit zu erwarten, in einer andern wenigſtens nicht unwahrſcheinlich. Man verlor jedenfalls den ganzen Ertrag der Zölle von dem Verkehre mit den Vereinigten Staaten und erwog man die Verſchiedenheit der Produktion der nördlich und ſüdlicher gelegenen Länder, und der Lebensweiſe ihrer Bewohner, ſo wie den Einfluß der Nähe des Meeres und der größern ſtädtiſchen Bevölkerung auf die Conſumtion der höher beſteuerten Colonialartikel, ſo mußte man in der That mit gutem Grunde beſorgen, in der Theilung der gemeinſchaftlichen Einkünfte nach dem Maßſtab der Volksmenge verkürzt zu werden.

Ob für dieſe Opfer in commerziellen Vortheilen ein zureichender Erſatz zu finden ſey, durfte vielleicht auch ſpäter noch für zweifelhaft gehalten werden, aber die nächſten, materiellen Intereſſen waren es gewiß nicht allein, welche in die Wagſchale gelegt wurden.

Die höhern Rückſichten auf die deutſche Nationalität, auf die dauerhafte Befeſtigung des innern Friedens, auf eine kräftige Entwickelung des ökonomiſchen Zuſtandes der deutſchen Länder und das davon abhängige Fortſchreiten der Geſammtheit an Reichthum und Macht, konnten nicht ausgeſchloſſen bleiben.

So klar indeſſen aus dem Vertrag mit Heſſen die entſchieden günſtige Geſinnung des preußiſchen Cabinets für eine große deutſche Zollaſſociation hervorleuchtete, ſo gingen doch von dieſer Seite keine Anträge an andere Staaten aus.

Ein Entgegenkommen war zunächſt von dem mitteldeutſchen und dem Einbecker Vereine nach dem Prinzip ihrer Entſtehung nicht zu erwarten; wenn aber Bayern und Württemberg ſich nähern wollten, ſo mußte Churheſſen, das ſchon früher geneigt war, einem ſüddeutſchen Zollvereine ſich anzuſchließen, den Zutritt zu dieſem Bunde von ganz entſchiedenem Nutzen finden; ſo wie auch auf der andern Seite das Ausſcheiden Churheſſens aus der Einbecker Verbindung und ſein Anſchluß an den preußiſch-heſſiſchen Verein jenen beiden ſüddeutſchen Staaten verſtärkte Motive zu einer Verbindung mit Preußen geben mußte. Dann konnte aber auch den Staaten des mitteldeutſchen Vereines die, nach drei Seiten hin, von dem Gebiete jener in einem gemeinſchaftlichen Zollverband ſtehenden Länder

Die sogenannten *glumae* seiner zu 5—6 im Kreise um jeden Spindelknoten stehenden männlichen Aehrchen (die Spindel hat Vollknoten, so dass die Markröhre nicht durchläuft) sind sicher zwei gestielte, verkümmerte vordere Beiährchen, die mit ihrem Stiel *(pedicellus)* dem Stiel des männlichen Aehrchens jederseits angewachsen sind. Diese Verwachsung gibt sich so deutlich zu erkennen, dass ich mich nicht genug wundern kann, wie dieser Umstand unsern beiden grossen Agrostographen Kunth und Nees, von denen wenigstens Kunth getrocknete Exemplare aus zwei verschiedenen Herbarien (siehe seine Agrostogr. synoptica T. II. p. 372) untersucht und beschrieben hat, entgangen ist. Für meine Ansicht über die beiden sogenannten Hüllspelzen von *Hordeum* und *Elymus* ist *Pariana* ein trefflicher Beleg, weil nun die Existenz von Beiährchen bei den Gräsern wohl nicht mehr bezweifelt werden kann, namentlich bei Gräsern, die mehrere Aehrchen aus einem Knoten neben einander hervorbringen. Uebrigens stelle ich doch keineswegs wie Kunth und ihm folgend Endlicher die Gattung *Pariana* zu den *Hordeaceae*. Richtiger wohl hat sie Nees zu den *Paniceae* gestellt, aber gewiss unrichtig auf *Antephora* und *Cenchrus* hinweisend, von denen sie weit absteht. Mir gehört das Gras zu den *Olyreae*, die zwischen die *Oryzeae* und *Paniceae* gestellt werden müssen. Will man die Gruppe der *Olyreae* in der Gruppe der *Paniceae* aufgehen lassen, wie Kunth in seiner Agrostogr. synoptica gethan hat, so müssen in eben dieser Gruppe wohl auch die *Oryzeae* aufgehen (in der That verbindet die Gattung *Rhynchelythrum* Nees die *Oryzeae* so nahe mit den *Paniceae*, dass man nicht wohl entscheiden kann, ob sie mit grösserem Recht zu der einen oder der anderen dieser bis jetzt unterschiedenen Gruppen zu zählen sei). Zu bemerken ist hierbei noch, dass auch bei dem inneren, weiblichen Aehrchen *(spicula centralis)* von *Pariana* keine wirklichen *glumae* anzunehmen sind, sondern nur scheinbare, wie bei *Panicum* (siehe oben), d. h. *flores neutri univalves*. Ich will nun aber die Verwandtschaft des Grases mit *Olyra*, worauf schon sein Blattbau hinweist, näher zu erläutern suchen. Zwar hat *Olyra* keine Vollknoten, sondern Doppelknoten, aus denen die Spindeläste hervorgehen; aber wohl möchten auch bei *Pariana*

lieber Doppelknoten anzunehmen sein, weil die männlichen Aehrchen rings um den Knoten gestellt sind, wie die Spindeläste bei *Olyra*. Bekanntlich pflegen bei *Olyra* die weiblichen Aehrchen an den Spindelästen gipfelständig zu sein, die männlichen dagegen seitlich an ihnen vertheilt, meist sparsam, oder bisweilen bringt auch der obere Theil der Rispe weibliche Blüthen, während die Blüthen der untern Rispenäste durchaus nur männlich sind. Denken wir uns nun eine *Olyra*, wo nur je der mittelste oder Hauptspindelast eines Knotens ein weibliches Aehrchen an seinem Ende hätte, die übrigen Aeste aber nur männliche Blüthen, und denken wir uns nun diese Aeste sämmtlich verkürzt, den mittelsten bis zum Verschwinden, so dass das weibliche Aehrchen sitzend würde, die übrigen noch einen kurzen Stiel nebst zwei Seitenstielchen (diese nur mit verkümmerter Blüthe) behaltend, so haben wir so ziemlich, was wir bei *Pariana* vor uns sehen. Die Autoren geben zwar den männlichen Blüthen von *Olyra* Hüllspelzen, und auch Kunth hat sie ihnen in seiner Agrost. synopt. T. I. p. 68 gegeben, aber in seinen näheren Beschreibungen verschiedener Gräser, die der zweite Theil dieses Werks enthält, hat er diese Angabe ausdrücklich widerrufen (siehe T. II. p. 47), dagegen jene vorgeblichen Hüllspelzen als *palea inferior* und *superior* eingeführt und verlangt, dass in seinem ersten Theil p. 68 gesagt werde: *glumae nullae etc.* Hiernach verhält sich nun hinsichtlich der Spelzen der männlichen Aehrchen von *Olyra* die Sache ebenso, wie nach meiner Ansicht bei *Pariana*. Was die weiblichen Aehrchen von *Olyra* betrifft, so behält zwar bei diesen Kunth zwei *glumae* bei, von denen *palea inferior* und *superior* umschlossen seien, was wenigstens mit der gewöhnlichen Ansicht über die Spelzen des weiblichen Aehrchens von *Pariana* übereinstimmen würde; aber er macht doch in dem T. II. seiner Agrostogr. syn. bei den Beschreibungen von *Olyra paniculata Sw.* und *O. micrantha H. & K.* die Bemerkung, man könne vielleicht richtiger die *gluma superior* als einen *flos neuter unipaleaceus* ansehen, so dass mir nichts im Wege zu stehen scheint, auch die *gluma inferior* ebenso anzusehen, was dann vollkommen der Analogie der männlichen Blüthen gemäss ist, sofern man diesen keine Hüllspelzen zu-

schreibt, ja diese Analogie möchte wohl nöthigen, sie auch bei den weiblichen Aehrchen wegzuräumen, wie ich oben bei *Pariana* gethan habe, woraus dann wieder Uebereinstimmung hervorgeht. Was ich sonst noch über die 4 *lodiculae* und die vielen Staubgefässe der merkwürdigen Gattung *Pariana* zu bemerken hätte, behalte ich mir zur Mittheilung an einem andern Orte vor, da ich hier zunächst nur von den Spelzen rede.

Eine andere merkwürdige Grasgattung ist es jetzt noch, die ich wegen zweier nur in einfacher Spelzengestalt auftretender Kümmerblüthen *(flores neutri unipaleacei)*, die nach meiner Ansicht das letzte fruchtbare Blüthchen des Aehrchens jederseits neben sich oder fast hinter sich hat, hier einer näheren Betrachtung unterwerfen will. Diese Gattung ist *Ichnanthus Beauv.*, von *Panicum* nur dadurch verschieden, dass die hermaphroditische Endblüthe des Aehrchens eine Art von Stiel hat (Kunth in seiner Agrostogr. syn. T. I. p. 134 sagt: *flore hermaphrodito pedicellato* *)) und hinterwärts zu beiden Seiten eine eigenthümliche Spelze, kürzer als die *paleae* der Blüthe selbst. Jene beiden ausserordentlicher Weise, d. h. sonst bei der Gruppe nicht auftretenden Spelzen sind es, welche in ihrer Bedeutung bisher verkannt worden zu sein scheinen. Der Gründer der Gattung, Beauvais, und ihm folgend Andere, z. B. Sprengel, fassen diese beiden Spelzen als eine geschlechtslose, aber zweispelzige Zwischenblüthe auf *(flosculus intermedius:*

*) Der Ausdruck *pedicellatus* für diese stielartige Verlängerung des hermaphroditischen Blüthchens nach unten scheint nicht ganz gut gewählt, weil er missverständlich ist, indem hier kein solcher Stiel vorhanden ist, wie bei den gestielten Aehrchen der *Andropogoneae*, d. h. nicht streng abgegliedert, sondern nach meiner Theorie nur ein sogenannter Fuss, der unmittelbar in die *palea inferior* übergeht (sich ausdehnt) und schon den Anfang der *spatha partialis* bildet — bei den gestielten Aehrchen der *Andropogoneae* geht das Stielchen *(pedicellus)* nicht unmittelbar in die *gluma inferior* (erstes Stockwerk des Aehrchens) über, sondern diese *gluma inferior* entspringt mit einem sehr kurzen Fuss aus dem Grund des Knotengürtels, den das Stielchen an seiner Spitze bildet, wie man bei einigen Arten der Gruppe sehr deutlich sehen kann, während freilich bei andern durch Verwachsung der Knotengürtel so verwischt wird, dass das Stielchen unmittelbar in die *gluma* sich auszubreiten scheint.

incompletus, abortivus, cujus paleae cartilagineae, oppositae, altis flosculis contrarie dispositae — so Beauvais), welche sich zwischen der gewöhnlichen geschlechtslosen oder männlichen und der darauf folgenden hermaphroditischen Blüthe der *Paniceae* hier eingestellt habe, und deren beide Spelzen eine den andern Blüthen des Aehrchens conträre Lage haben. Diese Ansicht der Dinge, welche den grössten Widerspruch mit dem allgemeinen Gesetz der Wechselstellung im Grasährchen enthält, konnte Kunth sich nicht entschliessen zu adoptiren, und hat desswegen für jene Spelzen den Namen *paleae* gar nicht gelten lassen wollen, sondern dafür den völlig unbestimmten, sonst von ihm für die *lodiculae* gebrauchten Ausdruck *squamulae* gesetzt, indem er von der *palea inferior floris hermaphroditi* sagt: *ad utramque basin squamula aucta*, und dann von diesen sogenannten Schüppchen: *squamulae magnae, carnoso-membranaceae, oblique oblongae, obtusae, glabrae, in pedicellum decurrentes* (unter dem *pedicellus* ist hier die stielartige Basis des hermaphroditischen Blüthchens zu verstehen, worüber ich vorhin in der Anmerkung mich eines Näheren erklärt habe). Hiermit scheint es, hat er auf Entzifferung der Bedeutung dieser beiden Organe verzichten, und nur der Ansicht von Beauvais widersprechen wollen. Mir sind nun diese beiden Kunth'schen *squamulae*, aus denen der *flosculus intermedius neuter bivalvis contrarie positus* des Gründers der Gattung *Ichnanthus* zusammengesetzt ist, vielmehr *flosculi univalves neutri*, welche zur hermaphroditischen Blüthe des Aehrchens die gleiche Lage haben, welche bei den polygamischen Arten der Gattung *Hordeum* die beiden seitlichen männlichen Aehrchen zu dem zwischen ihnen am gleichen Spindelknoten stehenden hermaphroditischen Aehrchen haben, oder wie wir am letzten Spindelknoten der meisten *Andropogoneae* sehen, dass zu jeder Seite des sitzenden Aehrchens ein gestieltes sich erhebt. Ich denke nämlich, dass drei Blüthen aus einem Knoten ebenso naturgemäss sein dürften, wie drei Aehrchen aus einem Knoten, besonders nachdem ich im vorigen Abschnitt bewiesen zu haben glaube, dass das Spindelchen des Aehrchens hinsichtlich der Knoten, aus denen die Blüthen kommen, die gleiche Beschaffenheit habe, wie die Hauptspindel

oder ein Spindelast bezüglich der Knoten, aus denen die Aehrchen kommen. Die Gattung *Anthenantia Beauv.* zeigt die beiden accessorischen, einspelzigen, geschlechtslosen Blüthen wie *Ichnanthus.* *) Ja es kam mir die Vermuthung, dass auch bei *Panicum*, vielleicht auch bei andern Gattungen der *Paniceae* im letzten Knoten des Aehrchens eigentlich drei Blüthchen angelegt seien, von denen aber die beiden seitlichen mit der *palea inferior* des mittleren hermaphroditischen Blüthchens verwachsen und mit ihr zu einem Ganzen verschmolzen sind; denn so etwa könnte erklärt werden, was ich bei einigen Arten von *Panicum* an der *palea inferior* des hermaphroditischen Aehrchens sehe, z. B. an *Panicum colonum L.*, *P. Helopus Trin.* (= *Urochloa pubescens Kunth*) und an *P. brizanthum mihi (pl. exsicc. Un. itin. Abyssinicae Nr. 89.)*, wo gegen die Basis dieser *palea* ein mehr oder weniger halbkreisförmiger Ausschnitt dem Auge sich darbietet, welcher der Basis zugekehrt ist und hier sogar manchmal klafft. Die Vermuthung mag gewagt sein und ich will auch kein grosses Gewicht darauf legen; aber man muss die Erscheinung an den genannten *Panicum*-Arten mit eignen Augen sehen, um über den Grund oder Ungrund einer solchen Vermuthung urtheilen zu können. Ich will übrigens selbst noch eine andere Erklärung jenes Ausschnitts versuchen. Er befindet sich nämlich an der Stelle, wo gegenüber die *palea superior* aus einem

*) Die beiden *paleae* von *Anthenantia Beauv.*, welche nach dem Autor einen *flosculus bivalvis neuter contrarie positus* mit einander bilden sollen, haben genau dieselbe Lage, wie bei *Ichnanthus*, und können deswegen ebensowenig in der Weise des Autors angelegt werden. Kunth hat aus diesem Grunde, wie es scheint, die Gattung gar nicht angenommen. Da er sie aber zu seinem *Panicum ignoratum* citirt (siehe Agrostogr. synopt. T. I. p. 98) und doch in der näheren Beschreibung dieses Grases (Agrost. syn. T. II. p. 75) die beiden *paleae* gar nicht erwähnt, die den unterscheidenden Character der Beauvois'schen Gattung ausmachen, so scheint Kunth ein anderes Gras vor sich gehabt zu haben, oder er war der Meinung, Beauvois habe die zweikielige *palea superior* des männlichen Blüthchens irrig für zwei *paleae contrariae positae* angesehen; aber Beauvois hat überhaupt kein männliches Blüthchen vor sich gehabt, sondern ihm lagen nur zwei sogenannte Hüllspelzen vor, dann jener *flosculus bivalvis neuter contrarie positus* und das hermaphroditische Blüthchen.

Knoten des Aehrchenspindelchens entspringt; aber bis zu diesem Punkt scheint die *inferior* um das Spindelchen herumgewachsen zu sein, und da, wo sie frei wird, zeigt sich nun ein Knotenring von eigenthümlicher Gestalt (jener Ausschnitt).

Wer in der Frage der collateralen Hüllspelzen, die ich in Vorstehendem ins Licht zu setzen und besonders durch *Pariana* (hier liegt die Sache aufs Deutlichste vor Augen) zu beweisen gesucht habe, mir zuzustimmen geneigt ist, der wird wohl wenig einzuwenden finden, dass ich auch bei *Triticum* und *Secale* schon oben die sogenannten Hüllspelzen, die zwar nicht im strengsten Sinn collateral sind, aber doch durch ihre Gleichheit, ihre gleich hohe Insertion und durch die Gattungsverwandtschaft mit *Aegilops*, *Elymus* und *Hordeum* auch gleich beurtheilt zu werden Anspruch haben dürften, ebenso für unvollständig gebliebene und auf eine blosse Spelze reducirte Neben- oder Beiährchen erklärt habe, wie die vorgeblichen Hüllspelzen der letztgenannten Gattungen. Nur ist noch ein wichtiger Punkt zu besprechen übrig, nämlich die abweichende Gestalt und Lage der sogenannten Hüllspelzen am Endährchen der Spindel sämmtlicher genannten Gattungen der *Hordeaceae*. Bei *Hordeum* und *Secale* findet man zwar das Ende der Spindel meist verkümmert; aber desto deutlicher pflegt bei *Aegilops*, *Elymus* und *Triticum* das Endährchen sich dem Auge und der Untersuchung darzubieten. Dasselbe steht hier immer in einer der Spindel conträren Lage, folglich bei *Aegilops* und *Triticum* einen rechten Winkel bildend mit der Lage aller übrigen Aehrchen, die der Spindel parallel sind. Zugleich erscheinen an diesem Endährchen die sogenannten Hüllspelzen nicht collateral, sondern auf entgegengesetzten Seiten, in derselben Lage, wie die *paleae inferiores* der Blüthen und wie bei andern Gräsern die wahren Hüllspelzen stehen. Dieser Umstand könnte nun sehr gewichtig gegen meine Ansicht der collateralen Hüllspelzen zu sprechen scheinen, und brachte mir auch anfänglich schwer zu lösende Zweifel. Aber in Folgendem glaube ich die Entzifferung gefunden zu haben. *)

*) Die Endährchen der fraglichen Gattungen waren es hauptsächlich, welche mich in meiner Ansicht von den collateralen Hüllspelzen bei *Elymus*

Die eine der beiden vorgeblichen Hüllspelzen des Endährchens, welche als die obere sich darstellt (bisweilen erscheint nur eine, die untere, wenn nämlich das Ende der Spindel abortirt — so bei *Elymus crinitus L.* in der Regel*)) ist wohl als das letzte Glied der Aehrenspindel anzusehen, das hier zur Spelze metamorphosirt erscheint, wie diese Metamorphose ja auch anderwärts vorkommt, z. B. wo *pedicelli* in Spelzengestalt auftreten *(Rottboellia, Apluda)*; die andere aber, welche als die untere zu bezeichnen ist, mag durch Zusammenwachsung der beiden sonst collateralen entstanden sein (sie tritt bei *Triticum* ohnedies meist zweispaltig, manchmal fast bis auf den Grund gespalten auf). Verschiedene Gründe führen auf diese Ansicht. Wollten wir beide für Hüllspelzen, oder auch beide für verkümmerte Aehrchen halten, so wäre das Endährchen gipfelständig, was der Beschaffenheit des Blüthenstands derjenigen der beiden grossen Abtheilungen der Gräser, in welche die *Hordeaceae* gehören, nämlich der *Poaceae R. Br.* widerspricht, indem hier ein Gesetz waltet, wonach die Aehrchen ebenso wie die Blüthen nur seitenständig hervorgehen können. Man sieht da, wo das Endährchen beide sogenannte Hüllspelzen hat, keine Spur eines abortirten letzten Spindelglieds, was zu der Annahme nöthigt, eine der beiden Spelzen sei selbst das letzte Spindelglied. Man sieht auch bei andern Monocotylen das Ende des Schafts oder allgemeinen Blüthenstiels zum Blatt oder blattartig werden, und

und *Hordeum* wankend gemacht und in dem in der Flora publicirten nachträglichen Commentar bestimmt hatten, eine andere Hypothese zu substituiren, für welche mir die Beschaffenheit der *glumae* an den Endährchen zu zeugen schien. Jetzt aber sehe ich ein, dass ich durch Annahme von Metamorphosen und Verwachsungen, wie sie auch anderwärts vorkommen und hier nahe indicirt sind, diese Beschaffenheit vielmehr zur Befestigung meiner ursprünglichen Ansicht gebrauchen kann.

*) Ausnahmsweise fehlt hier und da bei *Triticum* statt der oberen die untere der beiden fraglichen Spelzen. So habe ich namentlich einige Aehren von *Triticum ampleum var. II. Metzger* vor mir, wo am Endährchen von den beiden sogenannten Hüllspelzen die untere fehlt (ohne Zweifel durch Abortus, denn ich habe auch einen Fall vor mir, wo sie wie gewöhnlich zwar vorhanden, aber schon sehr klein und unscheinbar ist). Bekanntlich sind bei *Rottboellia R. Br.* und *Hemarthria R. Br.* die an den Spindelknoten einseitig auftretenden gestielten Nebenährchen am Endährchen immer abortirt.

ich berufe mich hierbei auf das, was ich im ersten Abschnitt gegenwärtiger Abhandlung über die *spatha* bei *Scirpus*, *Juncus*, *Narcissus*, und über die Endblätter von *Convallaria* und *Smilacina*, und im zweiten Abschnitt über das Ende der Ruscuszweige gesagt habe. Was aber die untere Spelze des Endährchens betrifft, welche ich aus den beiden collateralen, wie sie an den übrigen Aehrchen sich finden, zusammengewachsen mir denke,*) so sieht man bei *Hordeum* (besonders an *H. distichum* habe ich dies oft beobachtet) manchmal schon an den vorletzten Spindelknoten die beiden collateralen Spelzen, welche als Hüllspelzen gelten, in eine zusammenschmelzen und zwar meist so, dass sie an der Spitze noch getrennt erscheinen. Zudem liegt eine Aehre von *H. distichum* vor mir, wo auch noch der letzte Knoten mit seinem Gebilde so deutlich entwickelt ist, dass man unwidersprechlich eine ziemliche breite (aus zweien zusammengewachsene?), einfache, ungespaltene Spelze vor sich hat, die als die untere Hüllspelze anzusehen wäre, wenn *Hordeum* wirkliche Hüllspelzen hätte; ihr gegenüber zeigt sich auf der entgegengesetzten Seite das sehr kurze Ende der Spindel, scheinbar eine *gluma superior* vorstellend, die aber um sehr vieles kleiner ist, als die vermeintliche *gluma inferior*. Auf ähnliche Art wie im letzt genannten Fall verhält sichs mit dem letzten Aehrchen bei *Elymus europaeus L.*, das gewöhnlich deutlich ausgebildet ist, — wobei zu bemerken ist, dass diese letzten Aehrchen keine Seitenährchen zu haben pflegen, und dass bei *Hordeum* und *Elymus* die Lage der Endährchen zur Spindel dieselbe ist, wie an den übrigen Knoten die Lage der Mittelährchen. Nur bei denjenigen Arten von *Elymus*, wo jeder Knoten der Spindel in der Regel nur zwei Aehrchen hervorbringt, welche dann eine mehr oder weniger seitliche oder schiefe Lage zur Spindel anzunehmen pflegen, wie besonders bei *E. rhachitrichus mihi* (siehe Kotschy's aleppische Pflanzen, getrocknet ausgegeben von Hrn. Hohenacker unter Nr. 130b) auffallend ist, hat das einzeln stehende Endährchen eine von der Lage der andern Aehrchen mehr oder

*) Später folgt noch eine andere Ansicht über die *gluma inferior* des Endährchens der *Hordeaceae*.

weniger abweichende, d. h. der Spindel vollkommen entgegengesetzte Lage, also immerhin die gleiche Lage zur Spindel, wie alle Endährchen sämmtlicher Gattungen und Arten, von denen hier die Rede ist. Darin aber findet sich an dem Endährchen des genannten *Elymus rhachitrichus* eine sehr merkwürdige Anomalie, dass dasselbe, obgleich nur eines, von vier sogenannten Hüllspelzen umgeben ist, wie ich schon in meinem nachträglichen Commentar (Flora 1848. pag. 125—127) bemerkt und dort für meine Spaltungstheorie angeführt habe. Hier habe ich bei der veränderten Ansicht über die Natur der sogenannten Hüllspelzen der wahren *Hordeaceae* und bei der Art, wie ich jetzt diese Spelzen an den Endährchen betrachte, mich in modificirter Weise über die wunderliche Vierzahl derselben auszusprechen. Da eine dieser Spelzen gerade vor der *palea inferior* der Blüthe des Aehrchens steht (die Aehrchen sind einblüthig, wenn man ein verkümmertes Blüthchen nicht zählen will, das die ziemlich verlängerte Axe des Aehrchens an ihrer Spitze hinter dem vollständigen Blüthchen noch zeigt), so ist diese als die vordere und entweder aus den zwei sonst collateralen zusammengewachsen oder nach einer Ansicht, die später zur Sprache kommen wird, als das Blatt des letzten Knotens zu betrachten, die drei hinteren aber sind als die Fortsetzung der Spindel, d. h. als ein in drei Abschnitte getheiltes letztes Spindelglied aufzufassen, was in der sehr nahen Analogie der sogenannten Hüllspelzen von *Aegilops comosa Sm.* seine Bestätigung findet, weil bei dieser Art von *Aegilops* die untere *gluma* des Endährchens auch ungetheilt in eine einzige Granne ausläuft, während die obere sich in drei ebenso lange und ebenso breite Grannen spaltet (diese Grannen sind wohl zehnmal so lang, als der ungespaltene Theil der Spelze und stellen auffallend die drei getrennten Spelzen von *Elymus rhachitrichus* vor, welche der vor dem Aehrchen stehenden gegenüber sich befinden). Bei den andern Arten von *Aegilops* habe ich dasselbe in verkürzter Weise beobachtet, d. h. am Endährchen hat die vor dem untersten Blüthchen stehende *gluma* nur eine Spitze, die gegenüber liegende aber zeigt immer drei Spitzen. Auch bei den begrannten *Triticum*-Arten (besonders bei *Tr. vulgare aristatum*) hat sich mir fast durchgängig die Er-

scheinung dargeboten, dass die sogenannte *gluma superior* des Endährchens drei Spitzen (die mittlere oft grannenartig) oder doch drei ausgezeichnete Hauptnerven hat, während die *gluma inferior* meist schwach ausgerandet oder zweizähnig erscheint und zwei Seitennerven stärker hervortreten, als der Mittelnerv. Es ist nun auch hier noch der Ort auf die symmetrische Gestalt aufmerksam zu machen, welche bei *Aegilops* und *Triticum* jede *gluma* des Endährchens zeigt, während die *glumae* der übrigen Aehrchen eine schiefe, ungleichseitige und unsymmetrische Form haben, und bei *Triticum* noch überdies durch den scharfen Kiel unterschieden sind, welche Abweichungen in der Form nicht allein von der Lage herrühren können.

Ich verlasse nun die sogenannten Hüllspelzen der *Hordeaceae* welche ich nicht für wirkliche Hüllspelzen erkennen kann, obgleich sie ihnen in manchem Betracht sehr ähnlich sind und ihre Stelle zu vertreten, nämlich die Aehrchen zu schützen die Bestimmung haben. Wir wollen nun die Natur der wahren Hüllspelzen, die stets in Wechselstellung am Grunde der Aehrchen auftreten, noch näher zu erforschen suchen, als gleich zu Anfang dieses Abschnitts angedeutet wurde, wo ich mich schon in so weit darüber ausgesprochen habe, dass sie mir eine *spatha universalis bivalvis* vorzustellen scheinen. Besonders will ich zunächst die *glumae* derjenigen Gattungen ins Auge fassen, welche sonst auch zu den *Hordeaceae* gezogen zu werden pflegen, die ich aber zu den *Festucaceae* verweise, wie namentlich *Agropyrum*, *Brachypodium*, *Trachynia*, *Lolium*. Bei den genannten Gattungen ist nicht nur die Wechselstellung, wonach die eine der beiden Hüllspelzen tiefer am Spindelchen hervorgeht als die andere, unverkennbar, sondern die untere zeigt sich auch immer etwas kürzer als die obere, während Beides bei *Triticum* und *Secale*, die ihnen nahe zu stehen scheinen, nicht der Fall ist, ebensowenig als bei *Elymus und Hordeum;* ja bei *Lolium* ist mit Ausnahme des obersten Aehrchens die untere Hüllspelze meist bis zum Verschwinden klein oder sie abortirt ganz. Von dem genannten Abortus ist wohl die Lage dieser Spelze zwischen dem Aehrchen und der Spindel die Ursache, indem das Aehrchen eine Umdrehung gemacht zu haben scheint, wovon schon oben die

ſich umſchloſſen ſahen, keinen Augenblick mehr zweifelhaft bleiben, daß der Zutritt zu dieſem großen Handelsbunde ihnen überwiegende Vortheile und eine entſchiedene Verbeſſerung ihrer Lage darbiete.

Auch Baden und Naſſau, obwohl in günſtigerer Stellung, konnten alsdann durch ihren Beitritt nur gewinnen und zogen vorausſichtlich die, als merkantiliſcher Centralpunkt des ſüdweſtlichen Deutſchlands, wichtige Bundesſtadt Frankfurt nach ſich.

Reichten alſo Bayern und Württemberg dem preußiſch-heſſiſchen Vereine die brüderliche Hand, ſo war der Sieg der deutſchen Nationalität über das Syſtem der Abſonderung im Gebiete des Verkehrs entſchieden, die commerzielle Einheit Deutſchlands in der ganzen Ausdehnung gewonnen, in der ſie nach allen Umſtänden zur Zeit möglich und zur Befriedigung der Geſammtintereſſen der Bundesländer zureichend erſchien; denn der Zutritt aller übrigen genannten Staaten konnte nicht fehlen; ſie bildeten in ihrer Vereinigung einen wohlarrondirten, großen Markt und eine Handelsmacht vom erſten Range; es blieben nur jene deutſchen Länder außerhalb der gemeinſchaftlichen Zollinie liegen, deren Zutritt zwar in hohem Grade wünſchenswerth wäre, welche aber theils, wie die öſterreichiſchen Staaten, für ſich allein eine große Handelsmacht bilden, theils, wie Hannover, Oldenburg, Braunſchweig, Mecklenburg und Holſtein und die Hanſeſtädte, ihrer Lage nach, wenigſtens ohne weſentlichen Nachtheil für das allgemeine deutſche Handelsintereſſe, in ihrer Iſolirung beharren konnten.

Unter dieſen Umſtänden ſah man einem entſcheidenden Schritte zur Annäherung zwiſchen dem preußiſch-heſſiſchen und dem bayriſch, württembergiſchen Vereine mit der geſpannteſten Erwartung entgegen; und hatte die Handelsfrage von Anfang an nicht allein die Cabinette beſchäftigt, ſondern vielfache Theilnahme im vaterländiſchen Publicum, hier mehr, dort weniger, erregt, ſo mußten die Bildung der beiden Zollvereine und die wenig befriedigende Lage, in welcher der deutſche Handel beim fortdauernden Nebeneinanderbeſtehen dieſer beiden Aſſociationen geblieben wäre, das Verlangen nach einer weitern, vollſtändigen Entwickelung der großen Angelegenheit noch dringender und allgemeiner machen.

Sie wurde endlich in nahe, erfreuliche Ausſicht geſtellt, als im Anfange des Jahres 1829 die Höfe von Bayern und Württemberg,

Rede war, so dass die untere Spelze in diese ungünstige Lage kam, wodurch entweder ihre Entstehung ganz verhindert oder sie in ihrer Geburt gleichsam erstickt wurde (bei *Lolium temulentum* kommt sie manchmal doch zu einer dürftigen Entwicklung und wird im Winkel zwischen der Spindel und dem Aehrchen als eine kurze, stumpfe, bisweilen ausgerandete, häutige Schuppe erblickt). Inzwischen frägt sich doch, ob die Annahme der Umdrehung aller andern Aehrchen an der Spindel darum eine unabweisbare ist, weil das Endährchen die umgekehrte Lage hat. Man könnte etwa denken, es wäre einfacher, die Drehung des Endährchens anzunehmen und alle andern in Ruhe zu lassen; aber nach meiner Construction der beiden *glumae* des Endährchens ist dieses nicht zulässig, und eher lässt sich vermöge der Betrachtungen, die jetzt folgen werden, annehmen, dass nirgends eine Drehung der Aehrchen bei *Lolium* statt gefunden habe, was dann auch für andre Gräser, wo ich oben eine ganze Umdrehung postulirt habe, namentlich für die *Chlorideae* gelten würde; dann würde auch jener Satz fallen, dass die *gluma inferior* der Gräser ursprünglich immer ihre Stellung nach aussen habe. Doch — es ist Zeit dass wir das Endährchen von *Lolium* und ebenso die Endährchen der verwandten Gattungen *Agropyrum* u. s. w. näher betrachten, um zu erkennen, wie sichs mit ihren beiden Hüllspelzen verhält, woraus ein Licht auf die Hüllspelzen überhaupt sich verbreiten dürfte.

Meine Ansicht ist in Folgendem enthalten — der Beweis wird nachfolgen. Die *gluma superior* des Endährchens ist, wie ich die Sache oben schon bei *Triticum* und andern Gattungen der wahren *Hordeaceae* erklärt habe, letztes Glied der Aehrenspindel auch bei *Lolium*, *Agropyrum* u. s. w. (ich zähle diese Gattungen zu den *Festucaceae*); die *gluma inferior* ist das Blatt (auf der Stufe der Scheide) des vorletzten Spindelglieds (des letzten nach der gewöhnlichen Ansicht), mit ihm ein Stockwerk bildend, dieses Spindelglied also Fuss des Stockwerks. Im Winkel (in der Achsel) zwischen *gluma inferior* und dem letzten Spindelglied *(gluma superior)* entspringt das eigentliche Aehrchenspindelchen, hiernach achselständig. Der letzte Knoten der Aehrenspindel hat also sein Blatt (die *gluma inferior*), während

alle andern Knoten der Spindel blattlos sind (das Blatt ist bei ihnen auf einen oft kaum sichtbaren Rand, den Knotengürtel reducirt, wie schon im vorigen Abschnitt von der Spindel auseinandergesetzt wurde). Hieraus erhellt aber, dass das Endährchen seine vollkommen richtige Lage in Vergleichung mit den andern Aehrchen hat, die sich abwechselnd unter ihm befinden; denn der Halbknoten, an dem die *gluma inferior* als sein Blatt steht, wechselt mit dem Halbknoten, aus dem das vorletzte Aehrchen hervorgeht. Der Unterschied besteht nur darin, dass der Fuss der Seitenährchen (der Spindelast) ausserordentlich kurz ist in Vergleichung mit dem Spindelglied, auf dem das Endährchen sich erhebt, und bei Lolium besonders noch ausserdem darin, dass die *gluma inferior* jedes Seitenährchens der Aehrenspindel zugekehrt und in Folge davon verkümmert oder ganz abortirt ist, während die *gluma inferior* des Endährchens vom letzten Spindelglied abgewandt ist und die umgekehrte Lage hinsichtlich der Aehrenspindel hat. Wegen dieser in gewissem Betracht nur umgekehrten Lage habe ich schon in meiner ersten Abhandlung in diesen Heften und noch zu Anfang dieses Abschnitts die Meinung aufgestellt, die, wenn ich nicht irre, auch schon von Andern aufgestellt worden ist, als haben alle Aehrchen mit Ausnahme des Endährchens ihre ursprüngliche Lage durch eine völlige Umdrehung verändert. Ich nehme aber diese Hypothese hier zurück, weil ich sie jetzt nach näherer Prüfung der Verhältnisse für durchaus überflüssig und unbegründet halte. Dies wird sich zeigen, sobald wir die Seitenährchen und ihre Hüllspelzen gründlich untersucht haben. Die beiden *glumae* des Seitenährchens haben völlig die gleiche Bedeutung einer *spatha universalis* wie die *glumae* des Endährchens und bilden zwei Stockwerke; die *gluma superior* ist das zweite Stockwerk oder das letzte, blattartig gebildete Glied der Seitenspindel, wie die *gluma superior* des Endährchens das letzte, blattartige Glied der Hauptspindel ist; dagegen besteht das erste Stockwerk aus dem sehr kurzen Fuss (erstes Glied der Seitenspindel) der bei *Lolium* meist abortirenden, bei *Agropyrum* und allen andern *Festucaceae* aber ausgebildeten *gluma inferior* und aus dieser selbst, sofern sie sich entwickelt hat, und in der Achsel dieser *gluma* oder

ihres Rudiments entspringt nun das eigentliche Spindelchen des Aehrchens zwischen den beiden Hüllspelzen, also auch wie beim Endährchen achselständig, da die *gluma superior* als das Ende der Seitenspindel anzusehen ist. So zeigt sich nun, dass die Lage der Dinge beim Endährchen im Grunde ganz dieselbe ist, wie bei den Seitenährchen; denn das unterste Blüthchen ist bei ihm der *gluma inferior* zugekehrt wie bei den Seitenährchen, wo dieselbe entweder vorhanden ist oder von der Aehrenspindel gewissermassen vertreten wird (nämlich bei *Lolium*, wo jene durch Abortus meist fehlt), und das zweite Blüthchen ist dem letzten Spindelglied (der *gluma superior*) ebenso beim Endährchen zugekehrt, wie beim Seitenährchen. Desswegen ist es nicht nöthig, bei *Lolium* eine Drehung der Aehrchen anzunehmen.

Als Beweis für diese Ansicht über das Endährchen bei *Lolium*, *Agropyrum* und allen *Festucaceae* (ja wohl aller *Poaceae R. Br.?*) ist der wichtige Umstand anzuführen, dass am Ursprung der Seitenährchen von *Lolium* und *Agropyrum* immer zwei Knotenringe (Halbringe) übereinander vorhanden sind, der untere den Gürtel oder Rand des Halbknotens anzeigend, aus welchem das Aehrchen hervorgeht (bei *Lolium* ist dieser Gürtel oder Rand durch Verwachsung mit dem Aehrchenfuss oft sehr verwischt, aber bei *Agropyrum* meist sehr deutlich zu erkennen), der obere andrer Beschaffenheit, nur eine mehr oder weniger tiefe Einschnürung oder Einbiegung, den Knoten der *gluma superior* bezeichnend, wodurch sie in ihren Fusstheil und in ihren Blatttheil sich scheidet (mit ihrem Fusstheil hat sie das an ihrem Grunde entspringende eigentliche Aehrchenspindelchen, welches blattlos ist, umwachsen). Betrachten wir nun aber den Ort, wo man den Ursprung der beiden *glumae* des Endährchens vermuthen möchte, nämlich das obere Ende des dem Scheine nach letzten Gliedes der Aehrenspindel (mir gilt es für das vorletzte, weil mir die *gluma superior* das letzte ist), so sieht man hier beiderseits, nämlich auf der Seite der *gluma inferior* und der *superior* nur einen Knotenring (Halbring), eigentlich nur eine Einschnürung unter jeder *gluma* (keinen Rand, wo die Gefässbündel ihr Ende hätten), woraus erhellt, dass der Ursprung des Aehrchens oder eigentlich seiner *spatha bivalvis* hier nicht zu suchen ist, sondern

dass man bis zum vorhergehenden Spindelknoten hinabsteigen muss, um zunächst den Ursprung des Stockwerks zu finden, dem die *gluma inferior* angehört. Diese hat nämlich zu ihrem Fuss, mit welchem sie in Continuität der Gefässbündel zusammengehört, das Internodium, welches gewöhnlich als das letzte der Aehrenspindel angesehen wird, mir aber das vorletzte ist, und wo dieses Internodium in sie übergeht, ist die Einschnürung, welche den Knoten anzeigt, wo aus diesem Fuss die *gluma superior* (das wirkliche letzte Spindelglied) entspringt. Ein Gürtel kann am Grunde dieser *superior* nicht sichtbar sein, weil *Lolium* und überhaupt die *Festucaceae* nur Halbknoten haben, so dass auf der nämlichen Seite der Spindel nach einem vorhergegangenen Gürtel allemal ein Gürtel ausbleibt, weil er dann auf der entgegengesetzten Seite ist (beim Endährchen in ein Blatt ausgestreckt = *gluma inferior*); aber nahe über dem Ort ihres Ursprungs, der nach aussen nicht zu sehen ist, findet sich eine Einschnürung (ein Halbring), die Stelle anzeigend, wo ihr Fusstheil, der um das eigentliche Aehrchenspindelchen herumgewachsen ist, in den Scheidentheil übergeht.*)

Es könnte scheinen, dass bei der Gruppe der wahren *Hordeaceae (Aegilops, Triticum, Secale, Elymus, Hordeum)* und der *Rottboelliaceae* die beiden *glumae* des Endährchens ebenso zu fassen seien, wie ich nach dem Gesagten das Endährchen von *Lolium* und aller *Festucaceae*, ja aller verwandten Gruppen fasse. Die *gluma superior* habe ich ohnedies schon oben ebenso gefasst, nämlich als letztes Spindelglied, das blattartig wird; aber die *inferior* des Endährchens habe ich bei den genannten Gattungen dort als zwei zusammengewachsene *pedicelli glumaeformes (Rottboelliaceae)* oder *paleae inferiores vacuae* abortiver Aehrchen

*) Wenn ich die Zwillingsscheide eines Grasastes (von Andern das Vorblatt des Astes genannt) betrachte, so scheint mir auch, diese Scheide sei mit ihrem untern Theil um den Ast herumgewachsen, und an der Gränze der Anwachsung, wo sie frei wird, nur ein Scheinknoten entstanden. Bei *Sorghum* glaube ich dieses Verhältniss genau gesehen zu haben, so dass dann der Grasast auch aus einer *Spatha bivalvis* hervorgehen würde, wovon das Blatt die *valva inferior*, die Zwillingsscheide die *superior* wäre, wie es bei den Aesten mancher *Iris*-Arten gesehen wird.

(Hordeaceae) ausgelegt, wie ich für zwei getrennte die beiden collateralen *glumae* ihrer Seitenährchen erklärte. Man könnte sich aber dafür vorstellen, dass die beiden abortiven Aehrchen am letzten Spindelknoten ganz fehlen, dagegen dieser letzte Knoten ein Blatt (auf der Scheidenstufe) ebenso ausbilde wie bei *Lolium* oder *Agropyrum* u. s. w., und dass dieses die *gluma inferior* des Endährchens auch bei den *Hordeaceae* und *Rottboelliaceae* sei. Dies ist nun bei den *Rottboelliaceae* nicht zulässig, weil hier das Endährchen auf der Seite der *gluma inferior* immer deutlich zwei Knotenringe übereinander zeigt, wie bei den Seitenährchen, nämlich den Knotengürtel und über ihm eine tiefe Einschnürung, so dass es hier mit der *gluma inferior* eine andre Bewandtniss haben muss als bei *Lolium*.*) Bei den wahren *Hordeaceae* ist zwar scheinbar nur ein Knotenring oder Einschnitt unter der *gluma inferior* des Endährchens vorhanden, aber auch am Grunde der collateralen *glumae* der Seitenährchen ist je höher an der Spindel hinauf desto weniger zu sehen, dass zwei Knotenringe (der Gürtel und über diesem noch eine Articulation oder ein Einschnitt) wirklich vorhanden sind, weil die Füsse der Spelzen meist äusserst kurz und fast ganz oder völlig in den Knotengürtel eingesenkt sind. Auch habe ich eine Aehre von *Secale cereale* vor mir, die den letzten Knoten der Spindel, welcher fast immer so verkümmert, dass an ihm nichts deutlich zu sehen ist, doch in soweit schön ausgebildet hat, dass das letzte Spindelglied in Gestalt einer schmalen, gestreiften, ungekielten, zugespitzten *gluma* unverkennbar vorliegt, völlig analog der *gluma superior* des Endährchens bei *Triticum*; eine gegenüber liegende *gluma inferior* aber, die das Blatt des Knotens sein könnte, ist nicht mit Sicherheit zu unterscheiden — wenigstens könnte das, was dafür gehalten werden müsste, die *palea inferior* eines schon sehr verkümmerten Blüthchens sein, die allerdings der gewöhnlichen Gestalt einer *palea inferior* von *Secale* sehr unähnlich ist, was jedoch von der Verkümmerung her-

*) Doch ist nicht gerade nöthig, zwei zusammengewachsene *pedicelli glumaeformes* anzunehmen. Es reicht auch hin, nur einen anzunehmen, und den andern, der an den Seitenährchen meist mit seinem Aehrchen auftretten pflegt, als abortirt anzusehen.

rühren könnte; dagegen sind nun die *glumae suboppositae* der übrigen Aehrchen in ihrer gewöhnlichen Stellung unverkennbar vorhanden, obwohl durch Verkümmerung schon auffallend klein; die Blüthen sind aber so sehr verkümmert, dass ich bei der Ungewissheit, ob ich durch Analyse mit der Nadel oder dem Messerchen etwas Sicheres unter dem Mikroscop zu sehen bekäme, diese Operation lieber unterliess, um mein Document, womit ich Andre überzeugen kann, nicht ganz zu verlieren. So viel lehrt diese Roggenähre jedenfalls, dass die *glumae suboppositae* von *Secale* nimmermehr das sind, was bei *Triticum* die *glumae* des Endährchens sind, weil an dem Ende dieser Roggenähre ausser denselben noch dasselbe spelzenartige Ende der Spindel sich zeigt, was bei *Triticum* die *gluma superior* des Endährchens ist, genau in derselben Lage; in Betreff der gegenüberliegenden, Spelze, welche beim Endährchen von *Triticum* die *gluma inferior* ist, bin ich freilich ungewiss, ob sie am Ende meiner Roggenähre auch vorhanden ist, (beim Endährchen von *Triticum* fehlt manchmal auch die *gluma inferior*), aber es ist wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich. Nun kann ihr Endährchen doch nicht drei *glumae* haben, wovon eine durchaus abweichend von den beiden andern gebildet wäre, oder gar, falls jene der *gluma inferior* des Endährchens bei *Triticum* entsprechende Spelze vorhanden wäre, vier in ihren Paaren sich kreuzende, ebenfalls von völlig verschiedener Bildung. Hiernach ist wenigstens möglich, dass die *glumae* des Endährchens der *Hordeaceae* eine *spatha bivalvis* sind wie bei *Lolium*, *Agropyrum* u. s. w. und überhaupt alle wahren *glumae*, aber immerhin bei jenen morphologisch durchaus verschieden von den sogenannten Hüllspelzen der Seitenährchen. Diese Verschiedenheit des Apparats an den Endährchen und Seitenährchen könnte zwar Manchen von dieser Ansicht abschrecken; aber da der Apparat zum Schutz der Aehrchen doch jedenfalls bei den Endährchen der *Hordeaceae* anders gebildet ist, als bei den Seitenährchen, was besonders bei *Aegilops comosa Sm.* höchst auffallend ist, und was durch die verschiedene Lage zur Spindel nicht genügend aufgeklärt wird, so dürfte nicht mit Unrecht auf eine Verschiedenheit der zu der verschiedenen Ausrüstung dienenden Organe geschlossen werden.

Bei der näheren Vergleichung des Endährchens und der Seitenährchen von *Lolium* habe ich gezeigt, dass die Annahme einer Umdrehung der letztern durchaus überflüssig sei. Dies führt mich nun aber auch dahin, dass ich zurücknehme, was ich über die ursprüngliche Lage der *gluma inferior* im Allgemeinen bald zu Anfang dieses Abschnitts und schon in meiner ersten Abhandlung annehmen zu müssen geglaubt hatte,*) und vielmehr die Lage dieser *gluma*, entsprechend dem Vorblatt der Aeste des Grashalms, überall wo wahre *glumae* vorhanden sind, ursprünglich nach innen, d. h. mit ihrem Rücken der Spindel oder dem Spindelast, woran das Aehrchen sitzt, zugekehrt, also nicht nach aussen anzunehmen (ausgenommen alle Endährchen), so dass nur höchstens halbe Umdrehungen, wie bei *Agropyrum Brachypodium* u. s. w., aber niemals ganze anzunehmen sind, und gar keine Drehung, wo die *gluma inferior* nach innen steht, wie bei den *Chlorideae* und bei *Lolium*.

So komme ich aber mit verstärkten Gründen auf das zurück, was ich in meiner ersten Abhandlung als wahrscheinlich ausgesprochen hatte, dass die sogenannten *glumae* der *Andropogoneae* keine Hüllspelzen im gewöhnlichen Sinne, wie bei den *Agrostideae*, *Festucaceae*, *Chlorideae*, *Avenaceae* u. s. w. seien, sondern morphologisch anders gedeutet werden müssen. Da sie in diejenige der beiden grossen Hauptabtheilungen der Gräser gehören, welche die *Paniceae R. Br.* ausmachen, und ich den *Paniceae* im engeren Sinn bereits oben die Hüllspelzen abgesprochen habe, so ist es schon aus diesem Grunde für mich eine Forderung, einen Versuch zu machen, auch ihre *glumae* wegzubringen, welche sich mit ihrer entschieden nach aussen gekehrten *inferior* nun vollends nicht mehr in den Zusammenhang meiner Ansichten fügen wollen. Ich wage nun in Betreff ihrer sogenannten Hüllspelzen eine Hypothese, auf die mich die Gattung *Anthistiria* geleitet hat. Hier stehen gewöhnlich 7 Aehrchen auf eigenthümliche Weise beisammen. Vier gestielte geschlechtslose umgeben ein sitzendes fruchtbringendes und zwei

*) Der Anfang dieses Abschnitts war schon gedruckt, als ich durch nochmalige Betrachtung des Endährchens von *Lolium* und Vergleichung desselben mit den Seitenährchen auf den richtigeren Weg geführt wurde.

gestielte männliche. Die Sache verhält sich so. Gleich anfangs dieses Blüthenstands entspringen drei Stielchen (Gelenke oder Axenglieder) aus einem Knoten, alle drei sehr kurz und mehr oder weniger unter einander verwachsen, zwei dünner, von diesen jedes ein geschlechtsloses Aehrchen tragend, das dritte dicker, ein Internodium der Spindel selbst, aus dessen Ende (seinem Rumpfknoten) dann wieder drei ebenso kurze Stielchen d. h. Gelenke sich erheben, wovon die zwei dünnern wiederum mehr oder weniger verwachsen sind und jedes ein geschlechtsloses Aehrchen trägt (mit den beiden vorigen also vier Aehrchen, welche in eine Art von Kreis zu stehen kommen, weil zwei nach vorn, zwei nach hinten gestellt sind), das dickere aber wieder ein Internodium der Spindel, das aus seinem Endknoten nun die drei letzten Aehrchen, das sitzende (d. h. sehr kurz gestielte) fruchtbare und zwei ziemlich lang gestielte männliche entsteigen lässt. Zu bemerken ist, dass die meisten Arten dieser Gattung, ebenso wie *Cymbopogon Spr.* beblätterte Rispen haben (s. Abschn. III.), wo scheidenartige Deckblätter an den Aesten und Verzweigungen den eigentlichen Blüthenständen vorausgehen. Diese Deckblätter sind in ihren Nerven und in ihrer Gestalt den sogenannten Hüllspelzen der Aehrchen oft sehr ähnlich. Da es nun wahrscheinlich, ja nach den Gesetzen der Analogie fast ein Erforderniss scheint, dass die Deckblätter, die an den Aesten und Zweigen der Rispe auftreten, sich auch in die Verzweigungen der einzelnen Blüthenstände erstrecken, von denen ich vorhin sagte, dass sie bei *Anthistiria* gewöhnlich aus 7 auf eigenthümliche Weise zusammengestellten Aehrchen bestehen (durch öftere Wiederholung der beschriebenen Verzweigung können es auch 9 oder 12 werden), so suchte ich nach ihnen und fand sie auf folgende Weise in den sogenannten Hüllspelzen der Aehrchen.

Was bei diesen für die untere Hüllspelze gilt, sind allemal zwei zusammengewachsene Deckblättchen, die aber ursprünglich nicht dem Aehrchen zugehören, dem sie in ihrer Verwachsung nun zum Schutze dienen; ich nenne sie Doppelspelze. Die sogenannte obere Hüllspelze aber ist das dem Aehrchen ursprünglich zugehörige Deckblatt, und wäre, sofern man dieses Hüll-

spelze nennen wollte, doch weder obere noch untere zu nennen, weil es hier keine zweite gibt. Ich will dies nun für die verschiedenen Aehrchen von *Anthistiria* anwenden und bei dem sitzenden fruchtbaren, das die Mitte oder das Ende des Blüthenstandes bildet, anfangen. Die Doppelspelze *(gluma inferior)* dieses sitzenden Aehrchens besteht aus zwei zusammengewachsenen Deckblättern, welche zwei abortirten, gar nicht zur Entwicklung gekommenen Aehrchen angehören, die mit dem entwickelten Aehrchen, das in der sogenannten obern Hüllspelze sein Deckblatt hat, wiederum eine Dreizahl gebildet haben würden. Die sogenannte *gluma inferior* jedes gestielten Aehrchens (sowohl der beiden Begleiter des sitzenden Aehrchens, als der 4 im Kreise stehenden) ist wiederum zusammengewachsen aus den Deckblättern zweier abortirten Aehrchen, die mit dem vorhandenen männlichen oder geschlechtslosen wiederum die Dreizahl gebildet haben würden; mit der *gluma superior* aber hat es hier dieselbe Bewandtniss wie beim sitzenden Aehrchen — sie ist das Deckblatt des vorhandenen Aehrchens. Auf ähnliche Art verhält sich nun die Sache bei allen *Andropogoneae;* denn die andern Gattungen dieser Gruppe unterscheiden sich im Blüthenstande nur dadurch von *Anthistiria*, dass ein sitzendes (scheinbar — denn es hat auch seinen, nur äusserst kurzen Stiel oder sein besondres Internodium, aus dem es hervorgeht) Aehrchen nicht erst am Ende der Hauptaxe (der Spindel) erscheint, sondern gleich am ersten Knoten, wo Aehrchen hervorkommen, also neben einem gestielten. Als sei noch ein andres gestieltes Aehrchen auf der andern Seite des sitzenden abortirt, wie früher angenommen wurde, ist ein Irrthum — denn dies würde die Dreizahl stören und eine Vierzahl bringen, weil die Aehrenspindel selbst, das sitzende und das gestielte Aehrchen zusammen die Dreizahl bilden; aber das sitzende bildet schon wieder mit seiner sogenannten *gluma inferior*, welche zwei abortirte Aehrchen (d. h. zunächst die zusammengewachsenen Deckblätter dieser Aehrchen) vorstellt, eine neue Dreizahl. Bei einigen Gattungen der *Andropogoneae* erscheint das gestielte Aehrchen nur auf das Stielchen reducirt *(Lucaea Kunth,)* oder es fehlt durch Abortus ganz (*Dimeria R. Br.*, wovon *Lucaea* wohl nicht generisch verschieden sein

möchte). Wo dies der Fall ist, sind auch in der sogenannten *gluma inferior* nicht zwei verwachsene Deckblättchen zu suchen, sondern nur eines, dessen Aehrchen aber auch abortirt ist, und neben ihm ist das andre Deckblättchen sammt Aehrchen abortirt zu denken. Hier sind auch am Endknoten des Blüthenstands nicht zwei gestielte, sondern nur ein sitzendes Aehrchen zu finden, während bei denjenigen *Andropogoneae*, wo an den sitzenden Seitenährchen der Spindel je ein gestieltes erscheint, das sitzende des Endknotens jederseits ein gestieltes (also zwei) neben sich hat, ebenso wie bei *Anthistiria*.

Bei dieser Ansicht der sogenannten Hüllspelzen der *Andropogoneae* ist es nun auch erklärlich, warum wenige Gattungen ausgenommen die *gluma inferior parinervis*, bei *Erianthus*, *Sacharum* u. s. w. *binervis*, und auch häufig *bifida* ist; denn sie ist ein Doppelorgan, aus zwei Deckblättern zusammengewachsen. Nur bei den wenigen Gattungen, von denen ich vorhin *Dimeria R. Br.* und *Lucaea Kunth* genannt habe, wo nur Ein Deckblatt zu Grunde liegt, weil das andre samt seinem Aehrchen abortirt ist, hat die sogenannte *gluma inferior* nur einen oder eine ungerade Zahl von Nerven. Durch diese Construction in der Gruppe der *Andropogoneae*, welche ein wunderbares Gesetz der Regelmässigkeit enthüllt und kaum wird bestritten werden können, wird auch zugleich meine Ansicht über die *glumae* der *Rottboelliaceae* und *Hordeaceae* noch mehr befestigt, indem es hier auch eine Dreiheit der Aehrchen ist, die ich am Spindelast annehme, wovon aber bei zweien nur die Spelze zum Vorschein kommt; diese bis auf die Spelzen abortirten Aehrchen bleiben aber hier in ihren Spelzen getrennt (auch sind diese Spelzen keine Aehrchendeckblätter, sondern *paleae inferiores*). Von den *Rottboelliaceae* habe ich diese Ansicht oben in einer Anmerkung gegeben.

Endlich verbreitet sich dadurch auch ein erwünschtes Licht auf die Blüthenspelzen der Gräser, zu denen ich jetzt übergehe.

Ich habe die Blüthenspelzen *(paleae)* in meiner ersten Abhandlung als den ersten Cyclus der Blüthentheile und diesen als dreigliedrig betrachtet, ungeachtet nur zwei *paleae* vorhanden sind,

um eine Annäherung mit Preußen zu erzielen, den Freiherrn von Cotta nach Berlin abordneten, der, rühmlich bekannt durch ſeine lebhafte Theilnahme an allen gemeinnützigen Beſtrebungen, wie man wußte, insbeſondere auch von dem wärmſten Eifer für die Sache des deutſchen Handels beſeelt war, und deſſen Wahl für ſolche Miſſion, da er nicht dem Staatsdienſte angehörte, den bedeutenden Einfluß, den man ihm auf den Entſchluß jener beiden Cabinette zuſchrieb, ebenſo klar bezeichnete, als ihn ſeine unabhängige Stellung, das perſönliche Vertrauen, deſſen er bei den Königen von Preußen, Bayern und Württemberg genoß, und ſeine Intimität mit den einflußreichſten Staatsmännern Witzleben, Motz, Humboldt, Armansperg u. ſ. f. vorzugsweiſe fähig machten, für jene Annäherung zwiſchen den beiden Vereinen zu wirken, von welchen das Seyn oder Nichtſeyn eines großen deutſchen Zollbundes abhing.

Von dem Vertrag, den er am 27. Mai 1829 nach mehrmonatlichen Verhandlungen unterzeichnete und, nach perſönlich bei den Königen von Bayern und Württemberg eingeholter Genehmigung, nach Berlin zurückbrachte, darf man die neuere glücklichere Periode des deutſchen Handels datiren. Es wurde dadurch die vollſtändige Vereinigung der beiden Vereinsgebiete auf eine Weiſe eingeleitet, welche die Erreichung des vorgeſteckten Zieles erleichterte und mit aller Wahrſcheinlichkeit in der nächſten Zukunft erwarten ließ.

Vom 1. Januar 1830 an ſollten alle inländiſchen Erzeugniſſe der Natur, des Gewerbfleißes und der Kunſt wechſelſeitig frei von Ausgangszöllen eingeführt werden dürfen, mit verſchiedenen Ausnahmen, die theils die Gegenſtände der auch ſpäter vorbehaltenen Ausgleichungsabgaben betrafen, theils einige andere Artikel, für welche einſtweilen nur eine, für die erſte Zeit minder bedeutende und vom Jahr 1831 an ſtärkere Ermäſſigung der Zollſätze zugeſtanden wurde. Alle durchgehenden Waaren der contrahirenden Staaten wurden von allen Tranſitzöllen befreit.

Indem dieſe Verabredungen einſtweilen, bis es möglich war, über die mannichfaltigen Bedingungen einer vollſtändigen Vereinigung übereinzukommen und die zum Vollzuge nöthigen Vorbereitungen zu treffen, beide Theile ſogleich in den Genuß weſentlicher Erleichterungen ſetzten, gewährten ſie den Vortheil eines, dem Intereſſe

weil die *superior* so gebaut sei, dass sie aus zweien zusammengesetzt oder in der Spaltung zur Bildung zweier Blätter begriffen sich darstelle. Diese Ansicht habe ich jedoch schon oben in soweit zurückgenommen, dass ich eine *spatha bivalvis particularis (spathella bivalvis)* in ihr zu sehen glaube, wie die wahren Hüllspelzen eine *spatha bivalvis universalis* bilden. Aber durch meine Entdeckung in Betreff der beiden sogenannten *glumae* der *Andropogoneae*, auf die ich erst im Laufe der Ausarbeitung der gegenwärtigen Abhandlung gekommen bin, modificirt sich jene Ansicht noch weiter und ich glaube nun auf den rechten Sprung hinsichtlich der *palea superior* gekommen zu sein. Wie nämlich bei den *Andropogoneae* nicht von einer *spatha bivalvis* der Aehrchen die Rede sein kann, sondern höchstens von einer *univalvis*, weil sich die sogenannte *gluma inferior* zu einer andern Deutung aufgeschwungen hat, als dass sie in strenger Weise mit der sogenannten *superior* zusammengenommen werden könnte; so kann auch streng genommen nicht von einer *spatha (spathella) bivalvis* des Blüthchens die Rede sein, ja im strengsten Sinn nicht einmal von einer *univalvis;* denn die Sache scheint sich so zu verhalten, dass die *palea inferior* Deckblatt ist an einem Knoten, aus dem drei Axenglieder hervorgehen (wie oben beim Blüthenstand von *Anthistiria*), das eine (das centrale) die Blüthenspindel selbst, die beiden andern zusammengewachsen, mit ihren ebenfalls zusammengewachsenen Deckblättchen die *palea superior* bildend. Insofern hätte die einzelne Blüthe eigentlich kein Deckblättchen, aber die Hülle oder Scheide der Dreiheit dient ihr als Deckblatt, wie auch das Doppelspelzchen (die *palea superior*) ihr von der andern Seite zur Hülle dient, so dass man oberflächlich genommen wohl von einer *spatha* (besser *spathella*) *bivalvis* sprechen kann. So muss es nun auch verstanden werden, wenn ich schon einigemal weiter oben von einer *spatha bivalvis* des Blüthchens gesprochen habe. Uebrigens werden auch die *spathae bivalves* der *Irideae* wohl auf gleiche Weise zu fassen sein, wie ich sie jetzt bei den Grasblüthen construirt habe.

Hiernach wäre nun doch die *palea superior* als zusammen-

gewachsen aus zwei Organen nachgewiesen und, ohne einen Abortus zu Hülfe zu rufen, erklärlich, warum sie stets *binervis* oder doch *parinervis* aufzutreten pflegt. Jene Fig. 10 aber, in welcher ich den Bau der Grasblüthe auf der meiner ersten Abhandlung in diesen Heften beigegebenen Tafel (Siehe Heft I. vom Jahr 1847) darzustellen gesucht habe, wäre in Betreff der beiden äussern Kreise dieser Figur dahin umzudeuten, dass der zweite Kreis nur in soweit seine Gültigkeit behalte, als die beiden auf ihm vorgezeichneten Punkte b^2, b^2 Aeste vorzustellen hätten, die aus diesem Knoten oder Kreise hervorgehen, welche Aeste freilich ihre Entwicklung nur bis zu zwei zusammenfliessenden Deckblättchen (der *palea superior*) bringen. Zu bemerken ist, dass in dem Schoos (in der Achsel) jedes dieser beiden Deckblättchen, woraus die *palea superior* zusammengesetzt ist, wieder jene Dreiheit abortirt gedacht werden kann, von der schon mehreremal die Rede war.

Hinsichtlich des Blüthenstandes habe ich aber nun hier noch nachzutragen, was erst aus meiner Untersuchung über die *glumae* der *Andropogoneae* und der dadurch zugleich gewonnenen Ansicht über die *palea superior* klar hervorgehen konnte, dass die Blüthen der *Andropogoneae* gipfelständig sind, und nicht nur die Blüthen dieser Gruppe, sondern auch der *Paniceae* und wohl aller derer, welche in die Abtheilung gehören, welche Robert Brown in einem weiteren Sinne *Paniceae* genannt hat; während alle *Poaceae R. Br.* achselständige Blüthen haben. Ueber die sogenannten *glumae* von *Panicum* aber trage ich noch die Bemerkung nach, dass zwar die zweite allerdings als ein *flosculus neuter univalvis* zu betrachten sein wird, dass aber die unterste oder erste wohl als einer andern Axe angehörig, d. h. als eine *spicula tabescens* einer verschwindend kurzen Seitenaxe und der *gluma inferior* der *Andropogoneae* analog zu betrachten sein dürfte, jedoch weil sie ungleichnervig ist, nur in der Art, wie ich oben bei *Dimeria* die Sache erklärt habe. Auch bei *Ehrharta* scheinen mir keine *glumae* in dem Sinn vorhanden zu sein, wie bei den *Agrostideae*, *Festucaceae* u. s. w., worüber ich später einmal die Beweise beizubringen versuchen werde.

Um meinen vorstehenden Entwicklungen für den geneigten

Leser mehr Deutlichkeit zu geben, will ich meine Ansicht durch ein Paar Holzschnitte zu erläutern suchen, und zunächst das sogenannte sitzende Endährchen, wie es bei *Anthistiria* und den meisten *Andropogoneae* beschaffen ist, in seinem Aufbau bildlich darzustellen suchen.

Nebenstehende Figur stellt einen Durchschnitt der Internodien dar, aus welchen die Aehrchenspindel sich zusammensetzt, bis die Endblüthe, welche hermaphroditisch oder weiblich ist, beginnt. In der Wirklichkeit können diese Glieder kaum unterschieden werden, weil sie äusserst kurz und in einander verschmolzen sind; aber durch Schlüsse kommt man ihnen auf die Spur.

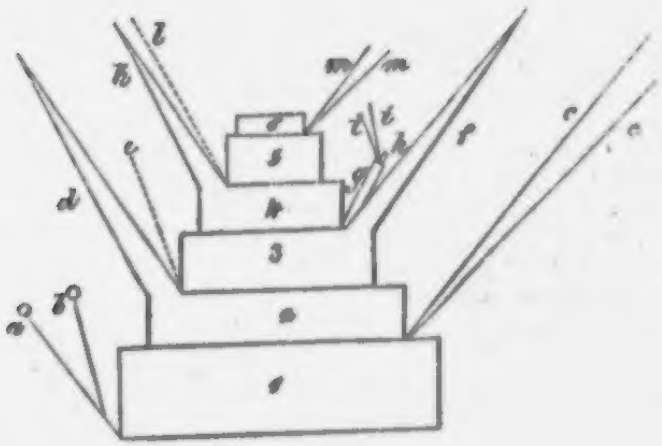

Am Grunde des ersten Gliedes, das mit 1 bezeichnet ist gehen die beiden gestielten Nebenährchen hervor, welche mit diesem Internodium die Dreiheit bilden; von ihnen sind nur die Durchschnitte ihrer Stiele in a und b und durch die Linien der Ort ihres Ursprungs angedeutet.

Aus der blattlosen Achsel dieses Gliedes auf der entgegengesetzten Seite sieht man die beiden Linien c, c hervorgehen, welche die Doppelspelze (die sogenannte *gluma inferior* der *Andropogoneae*) vorstellen. Die Fortsetzung der Aehrchenspindel ist in

dem Gliede 2 gegeben, das mit der vorgenannten Doppelspelze eine Dreiheit bildet, die aus dem Gliede 1 hervorgegangen ist. Dieses Glied ist nicht blattlos, sondern baut sich aus in der Spelze d (der sogenannten *gluma superior*), in deren Winkel die punktirte Linie e verzeichnet ist, welche andeuten soll, dass hier ein Blüthenspindelchen mit seinem Vorblättchen (Doppelspelzchen = *palea superior*) und der Blüthe selbst, wie sie in der Achsel des nächsten Internodiumblatts wirklich erscheint, abortirt zu denken sein möchte.

Das Glied 3 entwickelt, wie eben bemerkt wurde, aus der Achsel seiner Spelze f (*palea inferior flosculi masculi vel neutrius*) ein Spindelchen g, das aus der Achsel seines ersten blattlosen Internodiums ein Doppelspelzchen i i (*palea superior*) hervorbringt, und zugleich aus seiner Mitte das Glied h, wo nun die Blüthenwirtel beginnen; doch arbortiren stets die Fruchtblätter und oft alle Blüthentheile samt der *palea superior* — denn das Blüthchen ist nur männlich oder gar geschlechtslos. Uebrigens ist zu bemerken, dass das Gliedchen g, aus dessen Articulation die *palea superior* entspringt, in der Wirklichkeit stets dem nächsten Spindelgliedchen 4 angewachsen ist.

Das Glied 4 hat sein Blatt k (*palea inferior flosculi hermaphroditi*), das bei den meisten Gattungen der Gruppe mit einer langen geknieten und gedrehten Granne versehen ist. In der Achsel dieser Spelze ist durch die punktirte Linie l ein ähnlicher Abortus angedeutet, wie in der Achsel der Spelze d, d. h. eines seitlichen Blüthchens, mit seinem Doppelspelzchen (Vorspelze).

Das Glied 5 ist blattlos, bringt aber aus seiner Achsel das Doppelspelzchen m, m (*palea superior flosculi hermaphroditi*) und aus seiner Mitte das Glied 6 hervor, mit welchem die Blüthe selbst mit ihren Internodien beginnt, worüber im nächsten Abschnitt das Nähere zu lesen ist. Das Glied 6 und m m bilden wieder eine Dreiheit mit einander.

Das Aehrchen von *Panicum* ist wohl im Wesentlichen ebenso beschaffen; nur ist hier das Produkt des ersten Knotens keine Doppelspelze, sondern einfach. Ich habe schon weiter oben gesagt, dass diese unterste Spelze des Aehrchens bei *Panicum* als ein seitliches Neben-Aehrchen, das durch einen Abortus auf

diese Spelze reducirt sei, betrachtet werden dürfte, wie die Doppelspelze cc der *Andropogoneae* in demselben Knoten zwei abortirte Aehrchen repräsentirt. Ferner fehlt bei *Panicum* und den verwandten Gattungen stets die gekniete, oft sehr starke Granne, welche bei den meisten Gattungen der *Andropogoneae* die *palea inferior* des hermaphroditischen oder weiblichen Blüthchens auszeichnet. Dagegen sind beide *paleae*, die *inferior* und *superior*, fast immer von auffallend festem, lederartigem Gewebe *(coriaceae)* und die *superior* scheint niemals zu abortiren, was bei den *Andropogoneae* bisweilen vorkommt. In der Achsel der *inferior* mag aber auch bei *Panicum* und den verwandten Gattungen der Abortus eines Seitenprodukts anzunehmen sein. Bei der mit *Panicum* so nahe verwandten Gattung *Ichnanthus* scheint dieses Achselprodukt nicht zu fehlen, sondern in der Gestalt zweier Spelzen beiderseits herausgetreten zu sein, und diese beiden Spelzen dürften als die durch einen eigenthümlichen Gang des Wachsthums und der Anwachsung an die Seiten der *inferior* von einander getrennten Theile eines Doppelspelzchens zu betrachten sein, das demjenigen analog wäre, welches in der Achsel der vorhergehenden Spelze als *palea superior*, ii erschienen ist. Dahin mag auch modificirt oder näher bestimmt werden, was ich oben über diese Organe bei *Ichnanthus* gesagt habe.

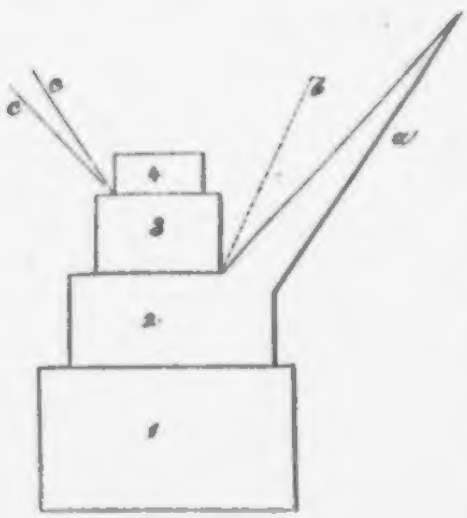

Was die Aehrchen bei *Poa*, *Bromus* und andern *Poaceae* betrifft, so bestehen sie aus lauter seitlichen Blüthchen, die mit neben verzeichneten Vorgliedern beginnen, welche aus blattlosen Knoten des Aehrchen-Spindelchens hervorbrechen, wie ich die Sache ansehe:

Das unterste Glied Nro. 1 ist blattlos und

erzeugt kein Seitenprodukt aus seinem Knoten, ist fast verschwindend kurz und mit dem zweiten eng verschmolzen, verwächst auch gewöhnlich mit dem Knotengürtel des Spindelchens, aus dem es kommt, so dass es nicht leicht unterschieden werden kann.

Das zweite Glied, mit 2 bezeichnet, hat seine Spelze a *(palea inferior)*; man kann sich als wahrscheinlich denken, dass in seiner Achsel eine Blüthe abortirt sei.

Das Glied 3 ist blattlos, erzeugt aber aus der blattlosen Achsel das Doppelspelzchen cc *(palea superior)*, und nun beginnen mit dem Gliede 4 die Wirtel der Blüthe.

Aus diesen Darstellungen ist nun zugleich ersichtlich, dass die *palea inferior* im Grunde doch am Blüthenstiel sich befindet, so gut wie die *superior*, obgleich auf andere Art, und dass man sie in gewisser Art wohl als den ersten Cyclus der Blüthe ansehen könnte, wenn nicht wahrscheinlich wäre, dass in ihrer Achsel ein Blüthchen abortirt sei. Die folgenden Wirtel der Blüthe sind freilich auch in sofern anders gebildet, als alle Wirteltheile Seitenprodukte sind, die aus blattlosen Knoten kommen, während die *palea inferior* dem einen Gliede des Spindelchens unmittelbar angehört, also kein Achselprodukt eines blattlosen Knotens ist.

V. Ueber die Wirtel der Blüthenhülle, der Staubgefässe und Fruchtblätter der Gräser.

Ich habe in meiner ersten Abhandlung über die Gräser die Entstehung der dreigliedrigen Wirtel in der Grasblüthe dadurch zu erklären gesucht, dass ich jederzeit zwei Knoten des Spindelchens mit ihren Seitenprodukten einen Wirtel bilden liess, und an dem einen dieser beiden Knoten jedesmal eine Spaltung des aus ihm entspringenden Organs (Blüthenblatts) annahm, so dass dann aus diesem Knoten eine Zweiheit des Organs hervorging, welche mit dem ungespaltenen einzelnen Organ des andern Knotens in der Wechselstellung eine Dreiheit der gleichen Organe um die gemeinschaftliche Axe bildete. Jene Spaltung aber suchte ich allgemein durch einen Abortus des Mittelnervs zu erklären,

weil ich fand, dass verschiedene berühmte Schriftsteller wenigstens die zweinervige oder gleichnervige Beschaffenheit der *palea superior* dadurch zu erklären gesucht hatten, dass durch den Druck, unter dem sie sich zwischen zwei Axen habe entwickeln müssen, ihr Mittelnerv abortirt sei. Ich war der Ansicht dieser Schriftsteller gefolgt und hatte sie nur noch weiter anzuwenden und auszudehnen gesucht. Aber nachdem ich nun auf eine ganz andere Erklärung der zweinervigen oder gleichnervigen Beschaffenheit der *palea superior* gekommen bin, so lasse ich jene Spaltung durch Abortus gänzlich fallen, und ich finde es überhaupt nach näherer Ueberlegung unstatthaft, hier einen Abortus durch Druck anzunehmen, da zu der Zeit, wo ein solcher Abortus müsste eingetreten sein, die etwa im Wege stehenden Organe noch so weich und zart gedacht werden müssen, dass der mächtige Trieb des Wachsthums, der die grössten Hindernisse zu überwinden pflegt, durch so weiche Theile gewiss nicht zurückgehalten werden konnte.

Inzwischen hindert dies meine Spaltungstheorie nicht, sobald eine besser begründete Ursache für die Erscheinung der Spaltung gefunden werden kann und das Wort Spaltung oder Theilung richtig gefasst wird. Man bedient sich ja ganz gewöhnlich bei Verästelungen des Ausdrucks Theilung oder Spaltung, und so will ich nun nur statt der Fehlschlagung des Mittelnerve, die ich ohnedies ausdrücklich blos als die mögliche Ursache der Spaltung in zwei Theile angeführt hatte, diese Spaltung allgemein auf diejenige Weise zu erklären suchen, wie ich sie bei den Spindelverzweigungen von *Anthistiria* vor mir sehe. Ich verweise auf die Bildung einer Dreiheit, die ich dort schon im vorigen Abschnitt nachgewiesen habe, indem aus demjenigen Knoten, mit welchem der Blüthenstand im engeren Sinne (der Complex von 7 Aehrchen) bei *Anthistiria* beginnt, drei Stiele (Gelenke oder Axenglieder) entspringen, wovon einer, den ich den ersten oder centralen nennen will, ein Glied der Hauptspindel selbst ist, die beiden andern aber seitlich heraustreten. Es hat aber mit diesen beiden, dem zweiten und dritten die Bewandtniss, dass der eine wieder ein Zweig des andern ist. Ich sehe nämlich, dass sie nicht getrennt aus dem Knoten hervorgehen, son-

dern unten vereinigt sind, und sehe hier auch eine Articulation*), welche zeigt, dass der dritte aus einem Knoten des zweiten ebenso hervorgegangen ist, wie der zweite aus dem Knoten der Hauptspindel am Ursprung des ersten oder centralen. Flüchtig betrachtet, hat es den Anschein, als ob jene beiden unmittelbar aus diesem Knoten hervorgegangen seien, aber sie sind, wie schon gesagt, in der That unten vereinigt, und es geht ein sehr kurzes Internodium voraus, ehe sie sich spalten, und die Spaltung besteht eben darin, dass an der Articulation der dritte Stiel aus dem zweiten entspringt. Beide Stiele sind übrigens sehr kurz und überdies meist noch über die Articulation hinaus mehr oder weniger verwachsen, so dass sich ihre Aehrchen paarig stellen und oft kaum gestielt erscheinen.

Die Dreiheit, von der ich nun hier zunächst spreche, und welche noch nicht derjenigen analog gesetzt werden darf, die von ganz anderer Art in den Blüthenwirteln herrscht, nämlich die genannten drei Stiele oder Spindelgelenke, will ich zur Verdeutlichung der Sache mit Vater, Sohn und Enkel vergleichen. Die Hauptspindel (der centrale Stiel) ist der Vater, die beiden Seitenspindeln mit ihren Aehrchen sind Sohn und Enkel; diese beiden aber sehen einander aufs Haar gleich und stehen als ein Paar vor dem Vater. Im nächsten Knoten der Hauptspindel (ihr Internodium ist hier sehr kurz), kommen nun auf der entgegengesetzten Seite wieder ein Sohn und ein Enkel zum Vorschein — und so steht nun eine Vierzahl um den Vater herum, zwei Söhne und zwei Enkel. Dies ist die Art, wie der Wirtel der vier geschlechtslosen (seltener männlichen) Aehrchen bei *Anthistiria* durch zwei sehr nahe zusammentretende Knoten der Hauptspindel sich bildet, aus deren jedem zwei Stiele mit ihren Aehrchen auf die

*) Ich habe meine Untersuchungen an einigen Arten der Gattung *Anthistiria* gemacht, aber die Beschaffenheit der Dinge nur an einer abyssinischen Art deutlich sehen können, die ich *A. abyssinica* genannt habe. Sie wurde unter Nro. 457 der abyssinischen Pflanzen Schimpers vom Reiseverein ausgegeben. Bei andern Arten sind die Stielchen der im Quirl stehenden 4 Aehrchen so kurz und die Articulationen so verwachsen und verschwollen, dass man nichts deutlich sehen kann. Dies gilt überhaupt und oft noch viel mehr für die Articulationen und Verwachsungen der Glieder und Stielchen bei den Aehrchenspindelchen und Blüthenspindelchen aller Gräser.

angezeigte Weise entspringen. Und hier haben wir nun die Analogie eines Blüthenwirtels, aber zunächst eines viergliedrigen. Setzen wir nun aber, im zweiten Knoten wäre nur ein Sohn gekommen und kein Enkel (der Sohn konnte ja unfruchtbar sein), so hätten wir einen dreigliedrigen Wirtel erhalten; oder wäre der zweite Knoten ganz unfruchtbar geblieben, so wäre der Wirtel nur ein halber oder einseitig zweigliedrig.

Dies wollen wir nun auf die Blüthenspindel und ihre Wirtel anwenden. Hier sehen wir bei *Pariana Aubl.* 4 Blüthenhüllenblätter *(lodiculae)*, die ich mir aus zwei Knoten des Spindelchens ebenso hervorkommend denke, wie jene 4 Aehrchen bei *Anthistiria* aus der Aehrenspindel. Nehmen wir aber an, die Produktion des zweiten Knotens der Blüthenspindel habe sich nicht gespalten, es sei also hier der Sohn ohne einen Enkel gekommen, so haben wir 3 Blüthenhüllenblätter, wie wir dies fast bei allen *Bambusaceae* und bei den meisten *Stipaceae* sehen, indem hier 3 *lodiculae* auftreten. Lassen wir aber den zweiten Knoten des Spindelchens ganz unfruchtbar sein, und nur den ersten seine Produktion mit Sohn und Enkel regelmässig machen, so haben wir nur einen vordern Halbquirl, von zwei Blüthenhüllblättchen gebildet, wie denn bei den meisten Gräsern nur 2 *lodiculae* in der Blüthe gefunden werden, die ihre Stellung vorn neben einander haben *). Manchmal abortiren beide Knoten, so

*) Dass Kunth ungeachtet seiner höchst genauen und vortrefflichen Abbildungen der Blüthentheile der Gräser in seinem zweiten Theile der *Agrostographia Synopt.*, wo besonders die *lodiculae* immer sehr schön und der Wahrheit getreu abgebildet sind, diese Organe dennoch zu vorragenden Spitzen einer *ligula* der *palea superior* stempeln oder gar für *stipulae* derselben halten wollte, hat mich über die Massen in Erstaunen gesetzt. Denn da heisst es in *Agrostogr. synopt.* Tom. I., was in T. II. nicht widerrufen wird: *palearum interior..... ad utramque basin squamula (stipularum apice superstite duplici) auriculata.*" In dem trefflichen Werk *Genera plantarum* von Endlicher heisst es dafür pag. 77: *palearum postica ..... intus interdum ad basin utrinque squamula (ligulae bifidae vestigio) auriculata.*" Dieses „*interdum*" in Endlichers Phrase, da doch die *lodiculae* oder *squamulae* bei den meisten Gräsern vorkommen, möchte vielleicht schliessen lassen, Endlicher habe nicht geglaubt, dass Kunth, von dem er diese Beschreibung der *palea superior* mit einer kleinen Aenderung entlehnt zu haben scheint, die *squa-*

dass gar keine *Lodiculae* erscheinen. Dass wo die *lodiculae* vorhanden sind, die beiden nach vorne stehenden nicht nur paarig stehen (nach hinten, d. h. im zweiten Knoten des Spindelchens stehen sie bei *Pariana* ebenfalls so, aber dies ist überhaupt das einzige bis jetzt bekannte Beispiel von zwei Paaren oder von 4 *lodiculae*), sondern auch häufig verwachsen sind, spricht für ihren gemeinschaftlichen Ursprung, dass sie aber auch ganz getrennt erscheinen, mag entweder davon herrühren, dass ihr gemeinschaftlicher Fuss im Knoten, aus dem sie hervorgegangen sind, sich verbirgt, oder dass sie auch wirklich aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gekommen sind, weil ein Zweigchen immer an seinem untern Ende die Fähigkeit hat, sich abwärts zu verlängern (ein Untergebäude zu bilden) und so mit unter ihm und neben ihm gelegenen Organen sich mehr oder weniger zu verbinden und ihnen anzuwachsen, wobei es dann von seiner frühern Anheftungsstelle sich lostrennen kann und selbständig wird (ich habe dies im zweiten Abschnitt von den büschelartigen Secundärblättern bei *Asparagus* nachgewiesen). Es gilt nun dies besonders auch für die Staubgefässe, welche ganz der Ordnung der *lodiculae* gemäss sich um das Spindelchen stellen, und entweder durch Spaltung paarweise, oder, wo keine Spaltung stattfindet, einzeln an den aufeinander folgenden Knoten erscheinen, oder auch ganz ausbleiben.

Bei *Microlaena* und *Tetrarrhena R. Br.* erscheinen alle vier Staubgefässe, wie bei *Pariana* 4 *lodiculae*, d. h. in jedem der beiden Knoten, welche dem Staubgefässwirtel zum Grunde liegen,

---

squlae hypogynae oder *lodiculae*, sondern irgend eine andere seltene Beschaffenheit, die ihm nicht bekannt sei, darunter verstanden habe. Denn mir ging es wenigstens mit jenen Kunth'schen Worten anfangs so, bis ich aus der Beschreibung von *Ichnanthus leiocarpus* (*Agrostogr. synopt.* T. II. p. 97 sah, dass Kunth wirklich die *lodiculae* für Nebenblättchen der *palea superior* ansehe, und so den *flosculus intermedius Beauv.* bei *Ichnanthus* auch für Nebenblättchen (*stipulae*) der *palea inferior* ansehe oder angesehen habe, was ich meiner Bemerkung über *Ichnanthus* im vorigen Abschnitt hier nachtrage, indem ich früher die Kunth'sche Beschreibung nicht aufmerksam genug gelesen und deswegen dort gesagt habe, Kunth habe dem *flosculus intermedius Beauv.* keine Deutung gegeben, sondern ihn nur unbestimmt als zwei Schüppchen bezeichnet.

der Gewerbe entsprechenden, allmähligen Uebergangs in den Zustand vollkommener freier Mitbewerbung, ohne das Bedürfniß einer vollständigen Vereinigung zu schwächen, da die mit diesem Zwischenzustande verbundenen lästigen Formalitäten auf der anderen Seite die längere Fortdauer desselben nicht zuträglich erscheinen ließen.

In dieser Uebergangsperiode konnte auch mit jenen Staaten, deren Stellung und Lage gegen den preußisch-süddeutschen Verein ihnen den Zutritt zu dem großen Handelsbunde wünschenswerth machen mußten und die zum Theil schon ihre Bereitwilligkeit zum Abschluß ausdrücklich erklärt hatten, hierüber unterhandelt und die Einleitung getroffen werden, daß die vollständige Vereinigung aller dieser Länder in ein gemeinschaftliches, wohl arrondirtes Mauthgebiet gleichzeitig zum Vollzuge komme.

Die nächste Wirkung des preußisch-hessischen Vertrags mit den Kronen Bayern und Württemberg war der Rücktritt Churhessens von dem Einbecker s. g. Vereine und sein vollständiger Anschluß an den preußisch-hessischen Verein, der am 25. August 1831 beschlossen und am 1. Januar 1832 vollzogen wurde.

So wenig die Einsprache jener Staaten, mit welchen Kurhessen sich in unfruchtbare Verbindung eingelassen hatte, den Vollzug des neuen Vereinigungsvertrags, der den heißen Wünschen und den wohlverstandenen Interessen des Landes entsprach, zu hindern vermochte; so wenig konnten die erneuerten Verhandlungen der Bundesversammlung über den Vollzug des Art. 19. der Bundesacte und die hierüber im Jahr 1832 hauptsächlich von Hannover und dem königlich sächsischen Hofe ausgegangenen Vorschläge von dem weiteren Fortschreiten auf der betretenen Bahn zurückhalten.

In rascher Folge kamen nun, als Ergebniß gleichzeitiger und rastloser Beflissenheit und bewunderungswürdiger Einsicht geleiteter Verhandlungen, an denen von Seite mehrerer Staaten namentlich von Seite Preußens, Bayerns und des Königreichs Sachsen die Chefs der Finanzverwaltungen, Maaßen, v. Mieg, v. Zeschau, unmittelbaren, thätigen Antheil nahmen, die Verträge zu Stande, welche den, mit dem 1. Januar 1834 ins Leben getretenen, großen deutschen Zollverein begründeten.

Am 22. März 1833 schlossen Preußen und die beiden Hessen mit Bayern und Württemberg ab.

zwei: aber bei den meisten Gräsern abortirt das zweite Staubgefäss des ersten Knotens, oder wie ich mich schon bei den *lodiculae* ausgedrückt habe, der Sohn kommt ohne den Enkel, so dass der Wirtel drei Staubgefässe hat, nämlich vorn eines und nach hinten (stark seitlich aus einander gerückt) zwei. Manchmal abortirt die Produktion des ersten Knotens ganz; dann erscheinen nur die beiden Staubgefässe des zweiten Knotens — so bei vielen Arten der Gattung *Sporobolus* und andern. Auch kommt vor, dass im ersten Knoten ein Staubgefäss erscheint und im zweiten gar keines, wie bei *Festuca (Vulpia) Myurus* und anderen. In den weiblichen Blüthen findet in beiden Staubgefäss-Knoten ein völliger Abortus statt und es erscheint gar kein Staubgefäss. Ob bei *Erharta* und einigen andern Gräsern (besonders *Bambusaceae*), wo 6 Staubgefässe erscheinen, 4 Staubgefässknoten zum Grunde liegen und dadurch zwei dreigliedrige Wirtel gebildet werden, wie ich das Verhältniss in meiner ersten Abhandlung und der dort darauf Bezug habenden Figur dargestellt habe, oder ob es auch nur 2 Knoten sind, deren jeder 3 Staubgefässe bringt, so dass es nur ein Wirtel mit 6 Gliedern wäre, wage ich nicht zu entscheiden. Doch ist mir jetzt, nachdem ich *Pariana* zu untersuchen Gelegenheit hatte, das Letztere wohl möglich. Die Sache verhielte sich dann so, dass die Produktion jedes der beiden Knoten unten zwei Articulationen gehabt hätte, so dass rechts und links eine Spaltung sich ergeben hätte, und der Sohn mit zwei Enkeln erschienen wäre. Bei *Pariana* aber, wo 30—40 Staubgefässe in der Blüthe erscheinen, sind diese, soweit ich an getrockneten Exemplaren das Verhältniss sehen konnte, diadelphisch oder gar monadelphisch und unter einander verästelt, so dass sie alle aus zwei Knoten abstammen dürften. Ich glaube diese Vervielfältigung der Staubgefässe durch wiederholte Spaltungen auch bei vielen andern Pflanzen eher annehmen zu müssen, als eine Wiederholung der Wirtel, z. B. bei Abutilon und andern vielmännigen Gattungen der *Malvaceae*, und glaube auf das wunderschöne Vorbild dieser Verästelung in den Blumenblättern von *Abutilon striatum* und *venosum* hinweisen zu müssen, wo die Spaltung oder Verästelung in den Nerven so deutlich vor Augen liegt.

Ich erkläre betreffend die Spaltung oder Verästelung bei den Staubgefässen der Gräser (auch allgemein auf alle Pflanzen mit zweifächrigen Staubbeuteln anwendbar) noch weiter, dass jedes Staubgefäss in sich dieselbe Dreiheit zeigt, auf die ich bei dem Blüthenstand von *Anthistiria* und andern *Andropogoneae* aufmerksam gemacht habe. Die beiden Fächer des Staubbeutels bilden mit dem Connectiv die gleiche Dreiheit. Das Connectiv ist hier das centrale Glied; aus der Articulation zwischen ihm und dem Staubfaden, die freilich meist verwischt oder verwachsen ist, ging ein Glied (Blatt) hervor, das sich unten sogleich mittelst einer Articulation wieder spaltete, so dass zwei Blättchen erschienen sind, nämlich die beiden Fächer des Beutels, die unter sich und mit dem Connectiv ebenso zusammenwuchsen, wie die beiden Blätter, aus denen die *palea superior* besteht, unter sich und theilweise, nämlich unten in ihren Stielen, auch mit dem Blüthenspindelchen verwachsen. Ueberhaupt ist die *palea superior* das Vorbild des Staubbeutels (vom ganzen Staubgefäss aber ist das gestielte Aehrchen der *Andropogoneae* und besonders noch von ihrer gewöhnlichen Stellung zu zweien im zweiten Staubgefässknoten sind die beiden gestielten Aehrchen bei *Anthistiria* in der Mitte der vier quirlförmig stehenden kurz gestielten oder scheinbar sitzenden das nicht zu verkennende Bild). Die *lodiculae* aber sind mir Vorbild der Fruchtblätter. Bei den *Bambusaceae* sind drei Fruchtblätter, wie 3 *lodiculae;* nur sind jene zur Bildung des Ovariums völlig zusammengewachsen. Wie bei den übrigen Gräsern meist nur zwei *lodiculae* vorhanden sind, so auch nach meiner Ansicht zwei Fruchtblätter, zur Bildung des Ovariums auch, wie sich versteht, zusammengewachsen. Da man bei den *Bambusaceae* nicht wohl anders die Sache ansehen kann, als dass drei Fruchtblätter vorhanden sind, weil man drei Griffel sieht, was den übrigen Monocotylen entspricht; so wird es wohl auch am sichersten sein, bei der grossen Menge der übrigen Gräser, wo zwei Griffel erscheinen, auch zwei Fruchtblätter anzunehmen, besonders da diese Griffel oft in ihrer Ursprungsstelle weit von einander abstehen, wie bei den meisten Arten von *Bromus* und *Festuca*. Dass immer nur ein Ei vorhanden ist, mag mich nicht stören, da ja bei den *Bambusaceae*

auch nur eines vorhanden ist oder zur Entwicklung kommt. Da die Meinung derer, welche die Eier für Produktionen der Axe halten, noch nicht widerlegt ist, so steht auch nichts im Wege, die Axe geradezu bei den Gräsern mit der Bildung eines Ei's zu schliessen, was dann um so weniger Widerspruch finden kann, wenn meine Construktion der Aehrchen und Blüthchen richtig ist, nach welcher ein Theil der Gräser (die *Paniceae R. Br.* siehe am Schluss des vorigen Abschnitts) gipfelständige Aehrchen hat, bei allen aber die hermaphroditische Blüthe an ihrem Aestchen auch als gipfelständig angesehen werden muss, weil die *paleae inferiores* für die hermaphroditischen oder weiblichen Blüthen keine Deckblätter im strengsten Sinne sein dürften.

Hiermit glaube ich diese Abhandlung schliessen zu sollen und nur das noch beifügen zu müssen, dass in derselben Weise, wie von mir der dreigliedrige Wirtel der Gräser abgeleitet wird, derselbe überhaupt bei den sämtlichen Monocotylen abzuleiten sein wird, und dass der viergliedrige Wirtel, der bei *Smilacina bifolia* und bei *Paris* vorkommt, ebenso erklärt werden kann, wie ich die 4 *Lodiculae* bei *Pariana* und die 4 Staubgefässe bei *Microlaena* und *Tetrarrhena* erklärt habe. Insofern behält auch meine Construktion, die ich beispielsweise über die Tulpenblüthe in Fig. 11 des ersten Hefts dieser Blätter vom Jahr 1847 gegeben habe, ihre Gültigkeit und Bedeutung unverändert.

Ueber die Construktion der Labiatenblüthe und der Cruciferenblüthe, die ich daselbst ebenfalls gegeben habe, werde ich im nächsten Hefte einige Modificationen nachtragen. Ich habe schon in meinem nachträglichen Commentar (Flora 1848, Februar und März) theilweise Abänderungen und nähere Erörterungen darüber gegeben, auf die ich einstweilen verweise.

5. Das Petrefaktenlager bei Ober- und Unter-Kirchberg an der Iller im Oberamt Laupheim.

Von Finanzrath Eser in Ulm.

Die Untersuchungen der Molassegebilde am rechten Ufer der Donau bei Günzburg, welche mein Freund Herr August Wetzler daselbst seit einigen Jahren mit einem so glücklichen Erfolge unternommen hat, dass die Fauna der Molasse eine wesentliche Bereicherung an neuen Arten fossiler Mollusken und Wirbelthiere erhielt, veranlassten mich zu dem Entschlusse, die steilen Abhänge des linken Illerufers bei Ober- und Unterkirchberg, deren geognostische Beschaffenheit im Allgemeinen jener der Umgebungen von Günzburg ähnlich ist, gleichfalls einer genauen Durchforschung zu unterwerfen.

Meine Vermuthung, dass diese theils wegen ihrer Steilheit, theils wegen ihres öfter unmittelbaren Absturzes in den Fluss schwer zugänglichen und wohl blos desshalb von mir noch nicht genau untersuchten Molassewände zahlreiche Einschlüsse von Petrefakten darbieten dürften, erhielt im Frühling 1847 dadurch die erste überraschende Bestätigung, dass mir Herr Forstverwalter Plieninger zu Oberkirchberg auf mein Befragen, ob ihm nicht etwa an jenen Abhängen Petrefakten vorgekommen, vom südlichen Ende des Schlossgartens aus, eine uns ganz nahe aber nur vom Flusse aus ohne Gefahr zugängliche Uferwand zeigte, welche zahlreiche Spuren von fossilen Mollusken verrieth.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich mit Gefahr eines unwillkommenen Bades der Wand in solcher Weise zu nähern, dass mir das Zusammenraffen einiger der zahlreichen fossilen Schnecken möglich wurde. Das kleine Abenteuer wurde glücklich bestanden und ich hatte zu meiner grossen Freude ein

mir bisher ganz unbekannt gebliebenes Petrefakt, die *Paludina varicosa Bronn*, mitgebracht.

Ich begann nun meine Nachforschungen mit der Untersuchung sämmtlicher, durch Abspülungen des Flusses oder Einstürze blossgelegten Uferwände von Unterkirchberg bis zum sogenannten alten Schlossberg oberhalb Oberkirchberg, in einer Ausdehnung von einer starken Wegstunde, indem ich mich bald eines Kahnes bediente, bald an den steilen Abhängen abwärts steigend, die von der Humusdecke befreiten Stellen aufsuchte, und sah meine Bemühungen bald durch einen ansehnlichen Vorrath von fossilen Mollusken, welche später näher bezeichnet werden sollen, so wie durch einige Pflanzenreste belohnt.

Doch wollte es mir lange nicht gelingen, Reste von Wirbelthieren aufzufinden, auf welche ich mein hauptsächliches Augenmerk gerichtet hatte.

Erst im Oktober 1847, als ich die geschichteten Thonlager bei Unterkirchberg in Angriff nahm, entdeckte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung den wohlerhaltenen Doppelabdruck eines kleinen Fisches, *Smerdis minutus Ag.*, welcher Fund die eifrigsten Nachforschungen an jener Stelle und bis jetzt die Entdeckung von 6 neuen Arten aus den Geschlechtern *Clupea*, *Rhombus*, *Smerdis* und *Gobius* zur Folge hatte.

Nach dieser historischen Einleitung will ich es versuchen, die Lokalität des neu aufgefundenen Petrefaktenlagers durch die nachstehende topographische Schilderung näher zu beleuchten, und sofort die geognostische Beschreibung folgen lassen.

Aus dem grossen Becken, welches die Einmündungen der Blau und Iller in die Donau bei Ulm umgibt, erheben sich bei Wiblingen, theils den südlichen Rand dieses Beckens, theils das linke Ufer der Iller bildend, sanft aufsteigende Hügel, welche bei Unterkirchberg, nachdem sie von dem Thal der Weihung durchschnitten worden, schnell zu einer Höhe von 80 bis 100′ über das Niveau der Iller aufsteigen, von Unter- bis Ober-Kirchberg ein wellenförmiges Plateau bilden und von einem schmalen Thaleinschnitte bei Kirchberg unterbrochen, sich zu dem steilen, das gräfl. Fugger'sche Schloss Oberkirchberg tragenden Hügel gestalten.

Diese Höhe, welche 120′ und darüber haben mag, wird durch Thaleinschnitte nicht weiter unterbrochen und bildet sofort eine bis in den Oberamtsbezirk Leutkirch fortlaufende, von Waldungen bedeckte Hochebene, welche östlich mehr oder weniger steil gegen die Iller, gegen Westen aber in sanften Abdachungen in das Weihungsthal und weiter nach Süden in das Roththal abfällt.

Die eben erwähnten Anhöhen bestehen unmittelbar unter der Humusdecke aus mächtigen diluvialen Massen von Geröllen, Sand und Lehm. Diese Bestandtheile sind in der Regel gemengt, öfter aber ausgeschieden, und bilden in diesem Falle reine Ablagerungen von Rollsteinen (Kies), welche von verschiedenen, hauptsächlich den Alpen angehörigen Gebirgsformationen herrühren, von glimmerreichem, gelblichem Sand, mit Kalkconcretionen und reinem gelbem Lehm, welcher sich zur Bereitung von Ziegeln eignet.

Diese Ablagerungen, selbst die oft 20—30′ mächtigen Lehmlagen, welche in den Thälern des Neckars und des Rheins nicht selten die Reste vorweltlicher Säugethiere enthalten, sind hier ohne organische Einschlüsse und die petrefaktenführenden Schichten folgen erst, so weit sich dies aus den Profilen der steilen Abdachungen gegen die Iller beurtheilen lässt, 50 und beziehungsweise 60—70′ unter den Hochebenen.

Zur besseren Versinnlichung und Uebersicht der geognostischen Schichtenfolge der untern, meistens Petrefakten führenden Ablagerungen, gebe ich die beifolgenden Profile A und B. Das erste stellt das Fischlager bei Unterkirchberg mit den weiter über und unter demselben befindlichen Schichten dar. Das zweite aber einen der bedeutendsten Abstürze bei Oberkirchberg, welchen ein Sandlager zugänglich gemacht hat, das durch zahlreiche Einschlüsse der *Unio Eseri* von seltener Erhaltung und einiger Arten von *Cardium* sich auszeichnet.

Ich begleite dieselben mit folgenden weitern Bemerkungen.

Die organischen Einschlüsse, deren Lagerung die Profile nachweisen, bestehen in

a) Pflanzenresten;

b) Mollusken;

c) Fischen und
d) Insekten.

Was die Pflanzen anbelangt, so enthält das seinem Hauptcharakter nach als marine Bildung sich aussprechende Fischlager A. 6. Abdrücke von Fucoiden, welche sich jedoch ihrer Undeutlichkeit wegen nicht näher bestimmen lassen.

In den Thonschichten, welche die Fische enthalten, treten aber auch Blätter und Früchte von Pflanzen auf, die zu den *Dicotyledonen* zu zählen sind. Die Blätter, oder vielmehr Blättchen, scheinen von einem zusammengesetzten Blatte herzurühren, wie von einer Leguminose, und haben mit *Cytisus laburnum* die meiste Aehnlichkeit. Eine sehr nahe verwandte Form kommt auch in der Molasse von Günzburg vor. Die Früchte aber, welche mit den Blättern in keinem Zusammenhange stehen, sondern immer vereinzelt vorkommen, zeigen überall keine rechte Aehnlichkeit mit den, wenn gleich so mannigfaltigen Formen der Samen und Früchte lebender Pflanzen. Doch will ich zu einiger Versinnlichung bemerken, dass die eine Frucht, welche ziemlich häufig in Abtheilung c. des Fischlagers erscheint, dem Samen von *Strychnos Nux vomica*, und die andere, welche der Abtheilung d. eigenthümlich ist, der Form nach einer kleinen unausgebildeten Frucht der Quitte noch am meisten ähnlich sieht.

Verkohlte Pflanzenstengel, welche diese Schichten gleichfalls bergen, sind bis jetzt nur in undeutlichen Resten vorgekommen. Abdrücke von Früchten und Pflanzenstengeln enthält auch der lichtgelbe Kalk der Schichte 5 des Profils A. Erstere erinnern an den Samen von *Acer campestre* und die Karpellen der Ranunculaceen, letztere an *Equisetum*.

In neuester Zeit sind auch noch Blätter von 3 verschiedenen Formen in dem Paludinensande gefunden worden, deren Substanz hellbraun und so wohl erhalten ist, dass die Blattrippen unterschieden werden können. Sie stimmen so ziemlich mit *Populus*- und *Salix*-Arten der Gegend überein.

Unter den Mollusken dieses Petrefaktenlagers tritt *Paludina varicosa* (Schichte 7 des Prof. A. und 6 von B.) in unzähligen Exemplaren von verschiedener Grösse auf. Die im Ganzen ziemlich wohl erhaltene, doch nicht zerbrechliche und

meistens am Mundsaum etwas beschädigte Schale, ist bei den grössern ausgewachsenen Exemplaren mit unregelmässigen Wülsten bedeckt und im Innern mit Sand ausgefüllt. Sowohl an den steilen Wänden südlich von Unterkirchberg, welche fast unmittelbar in den Fluss abfallen und nur mit Hülfe eines Kahnes besucht werden können, als den ausgedehnten, blossliegenden Uferstrecken südlich von Oberkirchberg, ist diese fossile Schnecke selbst für die landschaftliche Physiognomie der Gegend charakteristisch, indem sie diesen Sandwänden dadurch, dass sie schon aus einiger Ferne weiss gefleckt erscheinen, ein ganz eigenthümliches, seltsames Ansehen gibt.

Nur an einer Stelle bei Oberkirchberg, wo der sonst so reiche Sand sich in Mitte der weichen Masse zu einem sehr harten, völlig horizontal lagernden Sandstein gestaltet hat, erscheint dieses Fossil über dem Liegenden in der Gestalt wohlerhaltener Steinkerne mit leichten Spuren der aufgelösten Schale.

In dem fraglichen Sande fand ich ein einziges Fragment einer grossen, *Anodonta* ähnlichen Muschel; auch enthält es, besonders bei Unterkirchberg, *Neritinen* mit erhaltener Farbe, *N. fluviatilis* sehr ähnlich.

Charakteristisch für einen Theil der Schichten ist ferner die kleine *Paludina acuta*. Sie erscheint nesterweise in dem lichtgelben Kalke. A. 5, und durchschwärmt sämmtliche Abtheilungen der Fischlager.

In gleicher Weise treten Muscheln aus der Familie der *Mytilaceen* und der Gattung *Cardium* ungemein häufig und zahlreich auf. Bei den erstern glaubte ich bis jetzt *Congeria acutirostris Goldf.* und *amygdaloides Dnkr.*, sodann eine mittlere Form, welche *Tichogonia polymorpha* nahe stehen dürfte, unterscheiden zu können.

Aus einem Conglomerat von unzähligen *Mytilaceen*, gemischt mit Cardien, besteht die Schichte 2 des Prof. B., und das Fischlager bei Unterkirchberg enthält in allen Abtheilungen *Mytilaceen*, deren Färbung vollkommen erhalten ist, und grosse Mannigfaltigkeit darbietet.

Cardien von verschiedener Grösse, wovon eine Art dem *Cardium edule* nahe steht, begleiten *Unio Eseri* in dem Sande

von B. 4 eine seltsame Vereinigung einer Seemuschel mit einer Süsswassermuschel, und treten sofort wieder ihrem marinen Charakter mehr entsprechend, im Liegenden des Fischlagers, A. 6. unmittelbar über dem Paludinensande auf.

Zu den Zierden dieses Petrefaktenlagers gehören endlich die obengenannte *Unio* mit vollkommen erhaltenen Schalen und Schlossbildung, die durch den hintern Kiel ausgezeichnet und für diese Bildung sehr charakteristisch ist; sodann eine grosse *Anodonta*, deren Schalen beim Zerschlagen von Trümmern der zerklüfteten Kalkschichte A. 5. in ihrem vollen Silberglanze sich darstellen, aber leicht in kleine Bruchstücke zerfallend, ungemein schwer zu erhalten sind.

Die in den Profilzeichnungen weiter aufgeführten Mollusken sind bis jetzt nur in kaum erkennbaren Fragmenten vorgekommen, es muss daher eine nähere Erwähnung derselben bis zum Erscheinen besser erhaltener Exemplare vorbehalten werden.

Noch habe ich beizufügen, dass mir eine genauere Untersuchung der Kirchberger Mollusken behufs der definitiven Bestimmung derselben von Herrn General-Stabsarzt v. Klein mit freundlichster Bereitwilligkeit zugesagt worden ist.

Zu den Fischen übergehend, muss ich zuerst der gefälligen Bemühungen des Herrn Hermann v. Meyer in Frankfurt um die Bestimmung derselben dankbarst erwähnen.

Nach den Untersuchungen desselben gehört die Mehrzahl der Kirchberger Fische dem Geschlechte der Häringe an, von welchen bis jetzt 3 Arten, *Clupea gracilis*, *C. lanceolata* und *C. ventricosa* festgestellt werden konnten. Das Genus *Clupea* umschliesst schon die Kreide von Glarus, noch häufiger findet es sich im Grobkalke des *Monte Bolca* bei Verona und am Libanon, wo es sowohl in der weissen Kreide von *Sach el Almà*, als einer eocenen, dem *Monte Bolca* parallelen Bildung bei *Hakel* erscheint.

Von dem erloschenen Genus *Smerdis* enthält Kirchberg zwei Species, *S. minutus Ag.*, zuvor schon aus dem Tretiärgyps von Aix in der Provence bekannt, und *S. formosus v. M.* Auch von *Bolca* ist das Genus *Smerdis* durch 2 Arten vertreten.

Am seltensten findet man *Rhombus Kirchbergianus v. M.*, welcher sich durch eine höchst eigenthümliche Gestalt besonders bemerklich macht, und *Gobius multipennatus v. M.* Von diesen Geschlechtern ist nur je noch eine Art vom *Bolca* fossil bekannt.

Ausser den bestimmbaren Fischen sind aber noch viele Reste von zur Zeit unbestimmbaren vorhanden, welche nachweisen, dass das Fischlager von Kirchberg, von welchem bis jetzt überhaupt nur ein verhältnissmässig geringer Theil untersucht werden konnte, noch lange nicht erschöpft ist und später noch wichtiger werden dürfte. Namentlich deuten die einzeln aufgefundenen Flossenstrahlen und Rückenwirbel auf das Vorhandensein weit grösserer Fische hin.

Die Aehnlichkeit besonders der fischreichsten Abtheilung A. 6. c. des Lagers mit der Molasse von Oeningen ist dem äussern Ansehen nach gross, aber es besteht die bedeutende Verschiedenheit, dass die Oeninger Schichten nur Süsswasserfische enthalten, während in Kirchberg mit Ausnahme von *Smerdis minutus* Meeresfische auftreten, und dass in Kirchberg die thonige, statt der kalkigen Beschaffenheit des Materials vorherrschend ist.

Was das Vorkommen der Fische anbelangt, so sind sie in der Abtheilung c. des Fischlagers Prof. A. in grosser Anzahl vorhanden und bilden manchmal Gruppen von 10 bis 20 Stücken. Der Umstand aber, dass die Schichte oft zerklüftet ist und die Fische nicht auf den Ablösungsflächen, sondern überall im Gestein zerstreut liegen, macht die Gewinnung vollständiger Exemplare schwierig und selten.

Noch habe ich zu erwähnen, dass in den Fischschichten öfters Koprolithen von 2—3‴ bis ½″ Durchmesser gefunden werden, deren Bestandtheile Reste von Fischschuppen, Gräten und Zähnen enthalten. Sie lassen grosse Fische oder Saurier vermuthen, welch letztere der Molasse von Baltringen und Günzburg nicht fremd sind, hier aber noch fehlen.

Endlich ist für diese Schichten das Vorkommen von Insekten bezeichnend, welche einige Aehnlichkeit mit der Wasser-

Die Bevollmächtigten dieſer ſämmtlichen Staaten unterzeichneten am 30. März 1833 den Vereinigungsvertrag mit dem Königreich Sachſen, das anfänglich wenig geneigt ſchien, ſich dem preußiſchen Syſtem anzuſchließen oder überhaupt in eine Verbindung zu treten, welche die Freiheit zu ſchmälern drohte, die es in ſeinem iſolirten Zuſtand dem auswärtigen Handel bisher gegönnt hatte. Als aber der Beitritt von Kurheſſen erfolgt und die Verſchmelzung des bayriſch-württembergiſchen und des preußiſch-heſſiſchen Vereines nicht mehr für zweifelhaft gehalten wurde, auch vorauszuſehen war, daß die thüringiſchen Staaten, wie namentlich Weimar ſchon im Jahr 1830 angekündigt hatte, nach Ablauf der für die Dauer des mitteldeutſchen Bundes beſtimmten Zeit, ſich anſchließen würden; ſo mußte man die Ueberzeugung gewinnen, daß die ganz freie Bewegung auf dieſem großen Vereinsgebiete dem Intereſſe der blühenden ſächſiſchen Induſtrie weit mehr zuſage, als die Fortdauer des iſolirten Zuſtandes unter ganz andern als den bisherigen Verhältniſſen. Den eifrigen Beſtrebungen des Vertreters der ſächſiſchen Intereſſen gelang es, für Leipzig günſtige Conceſſionen zu erhalten, welche eine wichtige Oppoſition beſchwichtigte.

Da der Beitritt des Königreichs Sachſen von der Abänderung ſeines Syſtems der indirecten Steuern abhängig war, ſo hatte die Regierung hiezu bereits im Januar 1833 die nöthigen Einleitungen getroffen. In Beziehung auf verſchiedene ſolcher Abgaben wurde nun gleichzeitig eine beſondere Uebereinkunft mit Preußen geſchloſſen. Im Laufe von zwei Monaten wurde, als die Ratificationen erfolgt waren, die gänzliche Umgeſtaltung eines, ſeit länger als einem Jahrhundert beſtandenen Zoll- und Acciſeweſens ohne erhebliche Anſtände und nachtheilige Störungen vollbracht und hier der evidenteſte Beweis geliefert, wie wenig begründet die anfänglich von Manchen gehegte Meinung war, daß eine, alle deutſche Staaten oder die große Mehrheit derſelben umfaſſende Vereinigung zu einem gemeinſchaftlichen Zollſyſtem, wenn ſie je ausführbar und mit der politiſchen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Staaten vereinbarlich befunden werden ſollte, doch nur in weiter Ferne, nach allmähligen, ſtufenweiſen Vorbereitungen, möglich ſeyn würde.

Die von Bayern, Churheſſen, Preußen und dem Königreich Sachſen umſchloſſenen und mit Parcellen jener Staaten vermiſchten Länder bildeten eine bunte Maſſe kleinerer Gebiete,

Profil A.

Lagerungsverhältnisse bei Unterkirchberg.

Beraster Abhang, theilweise mit Wald bewachsen, welcher bis zur Hochebene c. 50′ aufsteigt. Nach den aufgeschlossenen Stellen besteht er aus petrefaktenlosen Sand-, Lehm- und Gerölllagern.

1. Gelblicher Sandmergel mit weissen Kalkconcretionen, die manchmal ein krystallinisches Ansehen haben. 5′ mächtig.

2. Gelber, glimmerreicher Sand, mit Trümmern von *Limneus*. 1′ m.

3. Gelblichweisser, kalkreicher Thon, mit *Cyclostoma glabrum*, *Planorbis*, *Limneus* und *Anodonta*. 1′ m.

4. Weicher grauer Sandstein, mit Trümmern von *Anodonta* und Feuersteinknollen. 1′ m.

5. Lichtgelbes, kalkreiches Trümmergestein, mit grossen *Anodonten*, deren Schalen meistens erhalten sind, aber beim Herausnehmen zerbröckeln, *Paludina acuta*; Fischgräten, Kiemendeckeln und Abdrücken von Früchten und Pflanzenstengeln. 3′ m.

6. Fischlager.

Abtheilung a.

Grauer Thon, mit vielen unregelmässigen, häufig keulenförmigen Absonderungen, mit Fischschuppen und Gräten. 3′ m.

Abtheilung b.

Grauer, oft gelblicher Thon, ziemlich regelmässig geschichtet, mit Fucoiden, Fischschuppen, Gräten und Kiemendeckeln. 6′ m.

Abtheilung c.

Gestein wie oben (regelmässige Schichtung) mit *Clupea lanceolata*, *ventricosa* und *gracilis v. M.*, *Rhombus Kirchbergianus v. M.*, *Smerdis formosus v. M. u. minutus Ag.*, *Gobius multipennatus v. M.*, Koprolithen, Insekten, Mytilaceen mit erhaltenen Farben, *Paludina acuta*, Fucoiden, Früchten und Blätterabdrücken. 3′ m.

Abtheilung d.

Starke, graue, sandig-thonige Blöcke, mit *Clupea ventricosa* und *Smerdis minutus*. Im Liegenden gegen den Sand *Cardium*. 3′ m.

7. Gelber Sand mit *Paludina varicosa Bronn*, Trümmern von *Anodonta*, *Neritina fluviatilis*? mit gefärbter Schale. Pflanzen. c. 20′ mächtiges Lager mit Schutt bedeckt.

Iller ⟶ Unterkirchberg.

Profil B.

Lagerung bei Oberkirchberg.

Waldbewachsener steiler Abhang, welcher vom obern Ende der durch Abstürze aufgeschlossenen Wand, die diesen Durchschnitt gewährt, bis zur Hochebene, auf welcher Schloss und Dorf sich befinden, eine Höhe von 60—70′ haben mag. Die etwa noch petrefaktenführenden Lagerungen über den Fischschichten sind bedeckt.

1 Flötzlager.

Obere Fischschichte.

Gelblich-weisses, kalkiges Trümmergestein mit *Anodonta*, *Limneus*, *Paludina acuta*, Fischschuppen und Gräten. 5′ m.

Untere Fischschichte.

Grauer Thon, regelmässig geschichtet, mit Fischschuppen und Gräten und *Anodonta*. 2′ m.

2. Ockerfarbiges und bläulich-graues Conglomerat von *Mytilaceen* und *Cardien*, mit kalkig-sandigem Bindemittel. 1′ m.

3. Gelblicher, petrefaktenloser Sand. c. 8′′ m.

4. Gelber Sand mit *Unio Eseri* und *Cardien*. 3′ m.

5. Bläulich grauer Sand, abwechselnd mit dünnen Sandsteinschichten, der untern Fischschichte ähnlich, die Lagen c. 1′ von einander entfernt. Petrefaktenlos. 5′ m.

6. Gelber Sand mit *Paludina varicosa Bronn*, 20—25′ mächtig, grossentheils mit Schutt bedeckt, in welchem sich Braunkohlen fanden, deren Lagerung noch nicht ermittelt werden konnte.

Iller ⟶ Oberkirchberg.

Aus der Ablagerung von Oberkirchberg wurden mir von Hrn. Prof. Kurr 3 unvollständige Säugethierzähne mitgetheilt, welche das Vorkommen 1) der *Acerotherium incisivum*, 2) einer mit dem *Chaeropotamus* der Bohnerzablagerungen der schwäbischen Alb wahrscheinlich übereinstimmenden Art, und 3) einer dem *Dichobune cervinum Owens* sehr nahe stehenden, aber wahrscheinlich etwas grösseren Art von *Anoplotherium* wahrscheinlich machen, die in England gleichfalls in eocenen Ablagerungen vorkommen. Indem ich mir den ausführlichen Nachweis über diese Ueberreste den Nachträgen zu dem Werke über die fossile Säugethiere Württembergs vorbehalte, erlaube ich mir um die Mittheilung von Säugethierüberresten aus dieser Ablagerung zu bitten, welche etwa im Besitze anderer Mitglieder des Vereins sich befänden.

In Beziehung auf die vegetabilische Ueberreste, welche in dieser Ablagerung aufgefunden worden sind, füge ich die Bemerkung bei, dass die runden, scheibenförmigen, ganz aus Lehm bestehenden Formen allerdings einige Aehnlichkeit mit den Samen von *Strychnos nux vomica* zeigen, dass aber ihre vegetabilische Abstammung überhaupt etwas zweifelhaft wird, weil sich an ihnen nichts von vegetabilischer Substanz erhalten hat, indess andere vegetabilische Ueberreste sich durch die schwarzbraune, pulverige Farbe als solche erweisen. Es gilt dies namentlich von einem Haufen vertiefter Abdrücke von Samen, welche denen einer *Umbellifere*, z. B. der *Pimpinelle* sehr ähnlich sind, so wie von Ueberresten von Stengeln, welche jedoch nach den vor mir liegenden Exemplaren noch keine bestimmte Deutung gestatten.

G. Jäger.

6. Vorkommen des Broms und Jods in den Mineralwassern und Heilquellen Württembergs. Jod in unsern Schwefelwassern.

Von Prof. Dr. Sigwart in Tübingen.

Das Brom ist, wie wir längst wissen, in allen Salzsoolen vorhanden, in grösserer Menge in den Mutterlaugen, aus denen es sich auch durch blosse Destillation mit Braunstein und Schwefelsäure, wenn diese im gehörigen Verhältniss genommen werden, als tropfbare Flüssigkeit darstellen lässt, welche in dunkelblutrothen Tropfen übergeht, so namentlich aus der Friedrichshaller Mutterlauge nach meinen im Winter 1847 angestellten Versuchen. Dagegen kann ich die Angaben des Hrn. Dr. Rieckherrs, Apothekers in Marbach über den Jodgehalt unserer Salzsorten (vergl. die Ankündigung in Schwäbischen Merkur vom 29. Januar 1847 von Herrn Prof. Dr. Schlossberger) nicht bestätigen, nach welchen ein Centner concentrirter Mutterlauge von Friedrichshall tausend einhundert und sechzig, und ein Centner Mutterlauge von Clemenshall (Offenau) sogar zweitausend zweihundert und drei Gran Jod liefern könnte! In den concentrirtesten Mutterlaugen fand ich kein Jod oder höchstens eine zweideutige Spur desselben, unerachtet ich nicht, wie Herr Dr. Rieckherr die Salzlaugen in einem silbernen Kessel abdampfte, um sodann aus dem Rückstande das Jodsalz durch Weingeist auszuziehen (s. die chem. Untersuchung einiger Soolmutterlaugen etc. von Hrn. Rieckherr, Marbach 1846), weil ich mich vorher überzeugte, dass das Silber das Jodsalz zersetzt und unlösliches Jodsilber gebildet wird. Wenn man z. B. eine wässrige Lösung von Jodkalium in einem Silbertiegel abdampft, so wird

die Flüssigkeit bald immer mehr alcalisch und gibt bei der Verdünnung mit Wasser oder Vermischung mit Weingeist einen gelben Niederschlag von Jodsilber. Die angegebenen Mengen von Jod lassen sich aus der Lösung von Jodsalz in destillirtem Wasser oder selbst in den Mutterlaugen durch eine mit schwefeliger Säure gesättigten Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd vollständig niederschlagen und man erhält genau die Menge von Jodkupfer, welche die Rechnung gibt; die Mutterlaugen selbst liefern keine Spur von Jodkupfer. Herr Dr. Rieckherr führte (vermeintlich) das Jod durch Chlorpalladium, er hat aber keineswegs gezeigt, dass die Niederschläge, die er erhielt, Jodpalladium waren und ich muss behaupten, dass sie es nicht waren; ich habe dasselbe Mittel angewendet, ohne einen Niederschlag von Jodpalladium zu erhalten; wurde dagegen der Mutterlauge eine Spur von Jodkalium zugesetzt, so zeigte sich alsobald die Reaction. Mit diesen negativen Resultaten stimmen auch die von den Herren Professor Fehling, Bergrath Degen und Professor Christian Gmelin erhaltenen überein (man sehe die chemische Untersuchung der Soolen von Prof. Dr. Herm. Fehling. Stuttgart 1847.)

Von dem Vorkommen nicht allein des Broms, sondern auch des Jods in andern Mineralwassern Württembergs, bis dahin gänzlich unbekannt, habe ich mich durch entscheidende Versuche überzeugt. Das Cannstatter Mineralwasser stimmt mit den Salzsoolen wesentlich überein, und ich habe es sogar vermittelst Alcohol direct in Kochsalz, Gyps und Dolomit oder vielmehr die Bestandtheile des letzteren (in kohlensaurem Wasser aufgelöst) zerlegt (Württemb. naturwissenschaftliche Jahreshefte I. 2. Stuttgart 1845.) Diese wesentliche Uebereinstimmung brachte mich auf die Vermuthung, dass dieses Mineralwasser auch Brom enthalten werde, und so fand ich es dann in dem Cannstatter und Berger Sauerwasser. Wenn man eine hinlängliche Menge dieses Mineralwassers bis auf weniges abdampft, und von dem entstandenen Niederschlag das Flüssige trennt und bei jedem Krystallisationspunkt concentrirt, so erhält man eine beträchtliche Menge Glaubersalzungskrystalle. Die übrige Flüssigkeit gibt durch langsames Verdunsten Krystalle von Kochsalz und wenig Bitter-

salzkrystalle, und bringt man zu derselben etwas Braunstein und einige Tropfen Schwefelsäure und taucht einen Streifen Steifleinwand in die Flüssigkeit, so zeigt eine prächtige pomeranzengelbe Färbung der Steifleinwand die Gegenwart des Broms an.

Das Jod entdeckte ich im Jahr 1831 in dem Schwefelwasser zu Sebastiansweiler zwischen Tübingen und Hechingen (s. die Mineralwasser in dem Königreich Württemberg. Tübingen 1831), und mehrere Versuche haben mir dieses Vorkommen bestätigt. Eine grössere Menge Jod aber enthält nach meinen neuesten Untersuchungen das Schwefelwasser zu Boll. Durch Abdampfen von nur 100,000 Gran dieses Mineralwassers, welche $96^1/_2$ Gran festen Rückstand gaben, Ausziehen dieses Rückstandes mit Weingeist von 37° Beck, Verdunsten des Weingeists und Auflösen des Rückstandes in wenig Wasser erhielt ich eine Flüssigkeit, welche mit etwas Braunstein und Schwefelsäure im gehörigen Verhältniss vermischt eingetauchte Steifleinwand entschieden blau färbte, also die bekannte Reaction des Jods auf die Stärke zeigte. Das Vorkommen dieses Stoffs gerade an solchen Orten, wo sich in der Naht viele Reste von Seethieren finden, stimmt auch vollkommen mit dem bekannten Vorkommen des Jods in den im Meere lebenden Thieren und Pflanzen überein. In verschiedenen andern Mineralwassern Württembergs, wie namentlich im Teinacher Sauerwasser, auch in den warmen Quellen des Wildbades fand ich weder Brom noch Jod.

7. Nekrolog des Freiherrn von Ludwig.

In der Morgenstunde des zweiten Christfeiertages 1847 verschied Baron von Ludwig weit entfernt von seinem Vaterlande. Er hing ihm mit der innigsten Liebe an und erwarb sich um dasselbe Verdienste, die ihm ein ehrendes Andenken unter uns für immer sichern.

Carl Ferdinand Heinrich Ludwig wurde den 6. October 1784 zu Sulz am Neckar geboren, und ist der einzige Sohn des Johann Gottfried Ludwig, geistlichen Verwalters daselbst, den er aber schon in seinen Knabenjahren durch den Tod verlor. Seine Mutter, die Tochter des verstorbenen Siechenhaus-Vaters Mayer in Stuttgart, kehrte wieder in ihre Vaterstadt zurück und verheirathete sich mit Registrator Martz. Nach vollendeten Schuljahren kam der Sohn zu Apotheker Ullmann in Kirchheim in die Lehre und wurde nach erstandener Lehrzeit von dem Stiefvater, da Ludwig durch den inzwischen erfolgten Tod seiner Mutter ganz allein stand, auf gut Glück zu seinem Oheim, Kaufmann J. H. Ludwig in Amsterdam geschickt, der den fast aller Mittel entblössten Neffen mit Liebe aufnahm und in einer Apotheke und bald darauf in einem chemischen Laboratorium daselbst unterbrachte. Ein Jahr später machte der mit den württembergischen Truppen nach dem Kap der guten Hoffnung abgegangene und daselbst angesiedelte Dr. Liesching in den Amsterdamer Blättern bekannt, dass er einen Gehülfen für seine Apotheke in der Kapstadt suche. Mit Freuden ergriff der junge Ludwig diese Gelegenheit und ging, nachdem ihn sein Oheim mit vielen Waaren, welche damals mit Vortheil verkauft werden konnten, ausgerüstet hatte, im Oktober 1805 unter Segel. Erst

im Frühling 1816 gab Ludwig, wahrscheinlich durch die damaligen politischen Verhältnisse verhindert, seiner Familie Nachricht und zeigte seine Vermählung mit Wittwe Algenstädt, einer einfachen, braven und überall hoch geachteten Frau, welche eine sehr einträgliche Tabakhandlung in der Kapstadt hatte, an. Durch seine Thätigkeit verbesserte und vergrösserte er dieses Geschäft so sehr, dass er bald als ein wohlhabender und geachteter Mann unter seinen Mitbürgern galt. Aber auch seine Lieblingsbeschäftigung im Sammeln von naturhistorischen Gegenständen vernachlässigte er in diesen glücklichen Umständen nicht und nahm sich vor, diese in seinem jetzigen Aufenthaltsorte zum Nutzen seines Geburtslandes fortzusetzen. Zu diesem Zwecke brachte er nach und nach eine namhafte Anzahl von Insekten und Pflanzen zusammen, und schickte diese erste Gabe im Jahr 1826 an das königl. Naturalien-Kabinet zu Stuttgart, wofür ihm die Freude zu Theil wurde, dass er zum Ritter des k. Ordens der württembergischen Krone ernannt wurde.

Eine reichere Sammlung überbrachte aber v. Ludwig den Instituten seines Vaterlandes im Jahr 1828 selbst, als er seinen 11jährigen Sohn Wilhelm zur Erziehung seinem damals in Leonberg lebenden Oheim übergab. Sie bestand aus Säugethieren, Vögeln, Reptilien, indischen und amerikanischen Geräthschaften und Waffen. Für diesen neuen Beweis seines wohlwollenden Bestrebens, unsere wissenschaftlichen Sammlungen durch reichhaltige Beiträge zu heben, ertheilte ihm die philosophische Fakultät zu Tübingen im September 1828 das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie.

Durch diese Anerkennung aufgemuntert, bemühte er sich nach seiner Rückkehr in die Kapstadt, mit vielen Zeit- und Geldopfern eine grosse Sammlung zu bereiten; desshalb machte er grössere Reisen in das Innere der Kolonie, und liess auch sonst keine Gelegenheit vorübergehen, Naturalien aus andern Ländern aufzukaufen.

Im Anfang des Jahres 1837, neun Jahre nach seinem ersten Besuch, kam v. Ludwig mit drei Töchtern wieder nach Stuttgart, um sich längere Zeit daselbst aufzuhalten. Ein paar Monate später trafen auch die werthvollen Beiträge zu den natur-

historischen Sammlungen ein, welche Gegenstände aus Amerika, Madagaskar, Neuholland, Ostindien, China und Südafrika enthielten. Es wird wohl schwerlich von einem Privatmann, eine Sammlung nach dem Continent zum Geschenk gebracht worden sein, welche sich so sehr durch Seltenheit und Reichhaltigkeit der einzelnen Gegenstände auszeichnete, anderseits aber auch einen so hohen wissenschaftlichen Werth hatte. V. Ludwig hatte nicht allein auf die Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten grosse Aufmerksamkeit verwendet, sondern auch viele Säugethiere und Vögel durch den als geschickten Ausstopfer bekannten Verreaux nach der Natur aufstellen lassen. Insbesondere befanden sich bei dieser Sammlung sehr viele neue und sehr seltene Vögel und interessante Gebirgsarten, welche Dr. Andreas Smith auf der Expedition nach dem Innern, zu deren Ausführung v. Ludwig mit grossen Geldopfern behülflich war, gesammelt hat.

Von dieser Sendung wurden den Stuttgarter Anstalten übergeben, 1) dem königl. Naturalien-Kabinet: 133 Säugethiere, 1860 Vögel, 14 Fische und Reptilien, über 3000 St. Conchylien, eine grosse Insekten-Sammlung, viele Mineralien und eine schöne Suite von Gebirgsarten; 2) dem königl. Kunst und Münz-Kabinet: 45 Waffen und Geräthschaften der verschiedenen Kafferstämme und 36 indische Münzen; 3) dem botanischen Garten über 600 Paquete Sämereien, Zwiebel und prächtige Zamien.

Die Landesuniversität Tübingen wurde mit etwa 500 St. zoologischer Gegenstände, worunter viele Säugethiere, Vögel, sehr werthvolle Skelette und Thiere in Weingeist sich befanden, mit einem Herbarium und mit einer Sammlung von Hölzern, Samen und mit Zamien bedacht.

Ueberdies erhielten die Institute in Darmstadt und Frankfurt gegen 400 Stück Säugethiere und Vögel.

Der Dank für solche reiche Spenden konnte nicht ausbleiben und gab sich auf entsprechende Weise kund.

Im Mai wurde ihm während seiner Anwesenheit in Tübingen das Diplom des Doctors der Medizin überreicht.

Am 14. Juni verlieh ihm der Stadtrath in Stuttgart „aus „Dankbarkeit für seine freigebige Bereicherung der württemberg.

deren Aufnahme in den Geſammtverein verlangte, daß zuvörderſt beſondere Verabredungen zwiſchen den Regierungen dieſer Länder und Landestheile, nicht nur über gleichförmige Anlage und Erhebung der indirecten Abgaben, ſondern auch über die Aufſtellung einer gemeinſchaftlichen (Control-)Behörde getroffen würden. Dies geſchah durch den zwiſchen Preußen und Churheſſen, den herzoglich Sächſiſchen, den Schwarzburgiſchen und Reuſſiſchen Häuſern abgeſchloſſenen Vertrag vom 10. Mai 1833, welcher den Thüringiſchen Zoll- und Handelsverein gründete.

Am 11. Mai wurde ſodann der gleichzeitig unterhandelte Vertrag, durch den die Staaten dieſes Vereines dem Geſammtvereine ſich anſchloſſen und die ſo eben berührte Behörde als gemeinſchaftliche Zolldirection conſtituirten, ſo wie eine weitere Uebereinkunft über die Mittel zum kräftigen Schutze des vertragsmäßigen Zollſyſtems (Zollcartels) unterzeichnet. Zugleich kam zwiſchen Preußen, Sachſen und den Thüringer Staaten über die Gleichſtellung verſchiedener Abgaben (von Bier, Wein, Branntwein und Tabak), welche die Thüringer Staaten unter ſich bereits verabredet hatten, ſo wie über die Gemeinſchaft und die Theilung der Steuern von Branntwein ein Separatvertrag zu Stande. Aehnliche beſondere Uebereinkünfte traf Preußen noch mit mehreren anderen Staaten, von welchen ſchon früher einzelne Gebietstheile in ſeinen Mautverband aufgenommen worden waren.*

Nachdem dieſe ſämmtlichen Verträge, ſo wie die, auf die Zollordnung, das Zollgeſetz und auf Erlaſſung übereinſtimmender Strafgeſetze bezüglichen Zuſätze vom 31. October 1830, die vorbehaltene Ratification (und zwar, wo es nöthig war, unter Zuſtimmung der ſtändiſchen Verſammlungen) erhalten hatten, kam am 1. Januar 1834 die Vereinigung zum wirklichen Vollzuge.

Es fehlte zwar, ſelbſt in den ſtändiſchen Verſammlungen der betheiligten Staaten, noch in der letzten Zeit kurz vor der Ratification der Verträge, nicht an einer Oppoſition, wie namentlich in der württembergiſchen Kammer, in welcher (von dem Abgeordneten Zais) im Februar 1833 der Antrag geſtellt wurde, die der

---

* Alle auf die am 1. Januar vollzogene Vereinigung bezüglichen Verträge ſind in No. 21. der Geſetzſammlung für die königlich preußiſchen Staaten vom Jahr 1833 enthalten.

„Institute, durch welche sie unter den naturhistorischen Samm-„lungen Deutschlands zum Vortheil der Wissenschaft und der „Stadt einen ausgezeichneten Rang erhielt, das Bürgerrecht für „sich und seine Nachkommen“ und liess ihm das Bürger-Diplom durch eine Deputation feierlich überreichen.

Im Juli haben Se. Maj. der König „dem C. F. H. v. Lud-„wig, bisherigem Ritter des K. Ordens der württemberg. Krone, „in Anerkennung der von demselben vielfach bethätigten auf-„richtigen Ergebenheit und treuen Anhänglichkeit an sein ange-„bornes Vaterland, das Kommenthur-Kreuz dieses Ordens zu ver-„leihen und denselben nebst seinen ehelichen Nachkommen in „den Freiherrnstand des Königreichs zu erheben“, gnädigst geruht. Ausser dieser huldvollen Auszeichnung erhielt v. Ludwig eine reich mit Brillanten besetzte Tabatière mit dem Bildnisse des Königs, und in gnädigster Anerkennung seiner Verdienste um die Naturkunde und die vaterländischen naturhist. Sammlungen, wurde seine Büste in dem hiesigen Naturalien-Kabinet aufgestellt.

Auch der Grossherzog von Darmstadt hat ihm für die dem dortigen naturhist. Museum gemachte Schenkung von Säugethieren und Vögeln den Ludwigsorden ertheilt.

Nachdem bei einem Festmahle, das dem Abschiednehmenden v. Ludwig gewidmet wurde, durch seine Anwesenheit der Gedanke einer neu zu constituirenden naturhistorischen Gesellschaft Württembergs angeregt worden war, verliess derselbe im August dieses Jahres mit seinen Töchtern Stuttgart und schiffte sich erst im Februar 1838 in Portsmouth nach der Kapstadt ein, wo er nach einer langen und stürmischen Ueberfahrt im Mai glücklich landete.

Dieselbe Achtung, welcher v. Ludwig sich in seinem Vaterland zu erfreuen hatte, genoss er aber auch auf dem Kap. Auf jedem Bauernhof der Kolonie, welchen ein Reisender besuchte, reichte es hin, seinen Namen zu nennen, um freundlich und mit Zuvorkommenheit aufgenommen zu werden. Ueberall, wo es galt, eine nützliche und wohlthätige Anstalt ins Leben zu rufen oder zu unterstützen, stand sein Name obenan. Er brachte eine Menge Modelle von Geräthschaften und Maschinen aus Europa mit, um die Landwirthschaft und Industrie seines zweiten Vater-

landes zu befördern. Er legte selbst auf einem unbenützten und sterilen Grunde einen grossen Garten an, der später der Kolonie ein Muster für Gartenbau und Blumenkultur wurde, indem er aus allen Welttheilen Pflanzen herbeischaffte, und ausländische, besonders aber europäische Früchte und Gemüse dem dortigen Klima mit Unverdrossenheit und vielen Opfern anzupassen suchte. Ein mit unsäglicher Mühe gebohrter artesischer Brunnen bewässerte in diesem seinem „Ludwigsburg" hier die schönsten Beete der afrikanischen Zwiebelgewächse, dort neuholländische Gebüsche und Bäume neben Beeten von Ananassen und den herrlichsten Gemüsen, an andern Stellen Hecken von Quitten und Johannisbeeren und einen 600' langen Gang von Weinreben. Diese nützliche Anlage stand Jedermann zur Besichtigung offen und jeder Besucher, welchem Welttheile er angehören mochte, fand daselbst Gewächse, die ihn an seine Heimath erinnerten. Die South african scientific Institution, dessen thätiges Mitglied er war, verdankte ihm viel durch Schenkungen an Büchern und naturhistorischen Gegenständen.

Die Freude, überallhin Nutzen schaffen zu können, wurde ihm aber gegen das Ende seines Lebens durch häufiges Unwohlsein getrübt. Schon während seines Aufenthalts in Europa klagte v. Ludwig über Schmerzen in den Hüften und im Rücken, welche ihn auch im wärmern Klima nicht mehr verliessen. Dieses Kränkeln, vielleicht aber auch Familienverhältnisse und grosse in der Kolonie eingetretene Veränderungen, welche ihn unangenehm berührten, hatten auf seine sonst heitere Laune grossen Einfluss und versetzten ihn öfters in eine melancholische Stimmung. Hiezu kam noch der Verlust seiner Frau, die im Frühjahr 1840 nach kurzem Kranksein starb und an der er mit Zärtlichkeit hing. Mit diesem Verlust, der ihn um so härter traf, als die Verblichene das Hauswesen und das Geschäft mit vieler Gewandtheit und Umsicht überwacht hatte, schien auch die Sehnsucht, seinem V[illegible] wieder ganz anzugehören, aufs Neue zu erwachen und [illegible] sich namentlich bei der Abfahrt seines mit ihm nach dem Cap gereisten Landsmannes so offen kund, dass er ihn ohne Zweifel ausgeführt hätte, wenn er in den damaligen ungünstigen Zeiten seine Besitzthümer hätte veräussern

können. Durch diesen schickte er noch einmal eine kleine Sammlung von Naturalien, Münzen, Waffen und Sämereien für die Institute in Stuttgart und gab ihm auch die Versicherung, dass seine noch übrige ziemlich bedeutende Sammlung bald nachfolgen werde. Wohl kam über diese Gabe im Frühling 1843 die Nachricht, dass sie jetzt eingepackt und zum Einschiffen bereit sei, aber es sollte sein letzter Brief sein, den er in die Heimath schrieb, denn im Frühjahr 1848 schickte der älteste Sohn seinen Verwandten im Vaterlande die Trauerkunde, dass sein Vater, nachdem er sich ein halbes Jahr zuvor wieder verheirathet hatte, den 27. December 1847 Morgens ¼ 6 Uhr auf einem kleinen Landgut, in einem Alter von 64 Jahren plötzlich gestorben sei.

v. Ludwig hatte einen biederen Charakter und ein weiches, zum Wohlthun sehr geneigtes Gemüth. Er zeigte sich gegen die welche ihn früher unterstützt und überhaupt gegen alle, welche ihm einen Gefallen erwiesen haben, sehr erkenntlich. Er liebte seine Familie zärtlich und war gegen seine zwei Söhne und drei Töchter vielleicht öfters allzu nachsichtig. Seinen Freunden war er treu und stand ihnen bei jeder Gelegenheit mit Rath und That bei. Als einen wahrhaften Freund und fürsorgenden Vater in allen seinen naturhistorischen Bestrebungen durfte den Verewigten auch der Verfasser dieser Zeilen betrachten, dem es vergönnt ist, in diesen das Andenken eines edeln Menschen ehrenden Worten zugleich die Gefühle seiner nie versiegenden Dankbarkeit gegen den verblichenen Wohlthäter niederlegen zu dürfen. Vor allen aber zeigte er an sein Vaterland und dessen Regentenhaus eine unbegränzte Anhänglichkeit und bewies dies bei jeder Gelegenheit aufs Uneigennützigste durch reiche Geschenke, für welche die Nachwelt seinen Namen mit Dankbarkeit immer nennen wird; was auch sein verstorbener Freund, Staatsrath v. Kielmeyer auf der Gedenktafel unter die kunstvoll ausgeführte und im königl. Naturalien-Kabinet aufgestellte Büste am Treffendsten bezeichnete mit den Worten:

absentem e patria,
präsentem inter dona.

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Kleiner Beitrag zur Naturgeschichte der Dohlen. Von Schullehrer Rohmiller in Bierlingen, O.A. Horb.

(Eingesendet an Kanzleirath G. v. Martens.)

Die Dohle nistet dahier in dem grossen Thurme, hauptsächlich in den grossen Gerüstlöchern, die aber nur von aussen zugänglich sind; erst wenn diese Löcher vollgebaut sind, werden auch ins Innere des Thurmes Nester gebaut, aber immer so viel als möglich versteckt. Eine Kolonie von immer 200 – 300 Stück hält sich hier auf, die sich nach der Brutzeit wenigstens ums Doppelte vermehrt, und in steigender Vermehrung zunehmen würde, wenn nicht viele vor der Zeit das Leben verlören. Ihre Feinde sind die Eulen, die über die Eier und Jungen herfallen, dann die Marder, endlich auch die Knaben, die die Jungen theils aus den Nestern holen, theils fangen, solange sie noch nicht gut fliegen können. Die Knaben zähmen sie dann, und die Dohlen begleiten ihre Pfleger überall zu Hause, auf der Strasse und auf dem Felde; fliegen aus und in das Haus und sind überhaupt lustige und muntere Vögel. Für glänzende Dinge sind sie sehr diebisch und tragen Nadeln, Fingerhüte, Scherben etc. in Winkel und Löcher zusammen. — Für die Oekonomen sind sie sehr nützlich, indem sie regelmässig hinter dem Pfluge her eine Menge Engerlinge, Würmer, Käfer etc. auflesen. Wird wenig geackert, so spazieren sie zu Hunderten auch auf den Wiesen umher und verzehren eine Menge Ungeziefer; die Bäume reinigen sie von Raupen. — Zum Essen sind sie sehr gut, ihr Fleisch gleicht dem der Tauben, wenn sie jung geschlachtet und etwa 12 Stunden ins frische Wasser gelegt werden, wodurch der wilde Geschmack sich verliert; ich habe schon Tauben und Dohlen mit einander gegessen, aber sehr wenig Unterschied gemerkt. — Hauptsächlich nützlich ist ihr Dung für Gärten und Felder. Alljährlich sammle ich denselben auf dem Thurme mit vieler Mühe von den Böden und Gebälken etc., erhalte 1½ bis 2 Scheffel und dünge damit wenigstens ½ bis ¾ Morgen Gerste, die dann weit üppiger wird, als vom Schaafpferch. Hanf, Wiesengras etc. werden davon zu üppig, fallen und faulen dann. Aber auch Schaden verursachen sie, indem sie Zweige von den Bäumen abbrechen, wovon sie ihre Nester bauen und zur Reifezeit stehlen sie besonders gern Kirschen, Zwetschgen, Nüsse und Trauben. Dieser Schaden steht jedoch in keinem Vergleich mit dem Nutzen, den sie der Landwirthschaft bereiten; was liegt denn an den paar Zwetschgen, die sie sich von dem Baume holen, von dem sie im Frühlinge und Sommer Hunderte von Raupen weggefressen haben, und an den paar Saathälmchen, die sie nach dem Schnee-

gang von dem Acker wegfressen, aus dessen Furchen sie eine Unzahl Engerlinge vertilgt haben! — Wenn die Jungen ausgeflogen sind, so ziehen alle mit einander fort, kommen aber oft zur Nachtzeit wieder in den Thurm, besonders bei schlechtem Wetter. Wo sie hinziehen, ist mir unbekannt; wahrscheinlich ist aber dieser Auszug mehr eine Flugübung. Wenn die Trauben reif sind, besuchen sie auch die Weinberge. Wird aber die Witterung schlechter, gegen den Spätherbst, so kommt Alt und Jung wieder in ihre Geburtsstadt, schwatzen und lärmen oft die ganze Nacht fort. — Zur harten Winterzeit suchen sie Nahrung in Höfen, vor Scheuern und auf Dunglegen. Nur zur Winterzeit erzeugen sie den Dünger; zur Sommerzeit geht er durch das viele Ausfliegen und die kurzen Nächte verloren. — Bei recht dunkler Nacht sind sie sehr leicht zu fangen; wenn man mit brennender Laterne sich ihnen nähert, so fliegen alle dem Lichte zu und man kann sie zu Dutzenden ergreifen. Wenn man zur Nachtzeit eine auf der Strasse fliegen lässt, so schiesst sie richtig dem Nachbar die Scheiben ein, indem sie auf den Lichtschein in seiner Stube zufliegt. — Gleich zu Anfang des Frühlings gesellt sich Männchen und Weibchen zusammen, und immer sieht man sie paarweise auf den Dächern sitzen, wo sie unaufhörlich schwatzen und sich kosen und schnäbeln. — Zur Herbstzeit sammeln sie sich oft in ungeheuren Schwärmen, fliegen im Kreise umher und lassen ein unaufhörliches Jak-Jak oder Zah-Zah hören. Auch Raben gesellen sich zu ihnen; wahrscheinlich ist dieses wieder eine Flugübung. — Fremde, denen diese Vögel unbekannt sind, haben schon oft ihrem Treiben, Geschwätze und Lärmen zugehört und gefragt: „Wem gehören doch diese vielen schwarzen Tauben? — Sie führen eine treue keusche Ehe, schnäbeln sich wie die Tauben, plaudern und schwatzen beständig, stehlen einander auch die Baumaterialien und bekommen so öfters Streit und Händel. — Naht man sich ihren Nestern, so lässt eine einen rauhen Schrei hören und alle werden aufmerksam und flüchten sich und umschwärmen den Thurm mit rauhem Geschrei, bis sie keinen Feind mehr [illegible].

---

2. Mineralogie.

Generum et specierum Mineralium secundum ordines naturales digestorum Synopsis scripsit E. Fr. Glocker. Halae 1847.

Der Verfasser Professor v. Glocker in Breslau hat schon in der Vorrede zu seinem Anno 1839 erschienenen Grundriss der Mineralogie auf das Bedürfniss einer systematischen Darstellung der gesammten Mineralogie nach dem damaligen Standpunkt aufmerksam gemacht, und dazu als vorzügliche Bedingung die Aufstellung der Mineralien nach einem möglichst natürlichen System angegeben, und in derselben die einzelnen Mineralgattungen mit ihren Arten und Varietäten in 18 Familien aufgeführt, in der Synopsis diese Eintheilung aber noch bestimmter in fünf Classen geschieden, wovon die

erste, die Mineralia anthracodea et bituminosa: kohlig-harzige Mineralien;
zweite, die Mineralia sulphurea: geschwefelte, selenische, tellurische, arsenische und antimonische Mineralien;
dritte, die Mineralia metallica: im engern Sinn metallische Mineralien;
vierte, Mineralia oxydata: oxydische Mineralien;
fünfte, Mineralia salina: salinische Mineralien

begreift.

Jede Classe zerfällt nun nach dem verschiedenen Verhalten der Mineralkörper in mehrere Ordnungen, deren Gattungen und Varietäten mit einer kurzen Charakteristik, Angabe des spezifischen Gewichtes, der bekannten Analyse, nebst den Synonymen.

Der Verfasser hat sich durch diese mühsame Arbeit ein um so grösseres Verdienst erworben, als das Ganze nach dem vorgesetzten Plan ungemein genau, deutlich und so ausführlich als nöthig dargestellt ist und daher für jeden Kenner und Liebhaber der Mineralogie, besonders aber auch für Ausländer einen ganz geeigneten Wegweiser auf diesem so ausgedehnten Feld der so interessanten Wissenschaft darbietet, und besonders auch bei Aufstellung und Ordnung grösserer Sammlungen eine ausserordentliche Erleichterung durch ihre Einfachheit und die natürliche Zusammenstellung der Mineralien gewährt.

Mit dem ausgesprochenen Wunsch des Verfassers, dass doch die Nomenclatur in Beziehung auf richtigere und passendere Namen für die Mineralien mehr berücksichtigt werden möchte, sind wir ganz einverstanden, und der Verfasser hat bei seiner lateinischen Nomenclatur Winke gegeben, die wie wir hoffen, künftighin berücksichtigt werden sollen.

Bergrath Dr. Hehl.

IV. Verkehr.

Den Freunden naturhistorischer Sammlungen bietet theils zum Ankauf theils zum Tausch an:

1) Mineralien für Anfänger, 100 Arten je nach ihrem verschiedenen Werth für 2—3 fl. (Das Verzeichniss davon wird zur Auswahl nach Wunsch verabfolgt werden.)
2) Herbarien der Stuttgarter Flora und zwar
   a. 640 Arten in Conceptpapier (6 Fascikel von Pappe) für 16 fl.;
   b. 1100 Arten in Fliesspapier (21 Fascikel von Pappe) für 22 fl.

   Beide Herbarien enthalten auch einige Gartenpflanzen.
3) Deutsche und besonders Württembergische Insekten aus allen Ordnungen, gegen Tausch oder je 100 Arten für 3—5 fl.

Stuttgart. Prof. Zenneck (Paulinenstrasse Nro. 7).

---

1. Dreiundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1847.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

1. Allgemeine Schilderung des Jahrgangs.

Der Jahrgang 1847 gehörte in Beziehung auf die Vegetationsergebnisse des Ackerbaues zu den mittleren, mit Ausnahme der Kartoffeln, welche nach den Regengüssen im August in überaus rascher und weit verbreiteter Zunahme von der Fäulniss befallen wurden; in Beziehung auf die Weinernte gehörte er zu den an Qualität geringen, an Quantität mittleren. Die Wintermonate (Jan., Febr.) zeigten eine zwischen Frost und milder Temperatur getheilte Witterung; die Frühlingsmonate März und April hatten noch Frost, grösstentheils aber milde Witterung, welche sich im Mai rasch bis zur Höhe der Sommertage hob. Die Sommermonate dagegen waren sehr ungleich, im Juni wurde die Lufttemperatur stark durch Gewitter abgekühlt, im Juli hatte man zwar anhaltendere Sommerwärme, allein im August folgten wieder beträchtliche Abkühlungen durch weitverbreitete Gewitterregengüsse, und die Herbstmonate September und Oktober erhoben sich nicht mehr zur Sommerwärme, dagegen folgte ein ungewöhnlich milder November und erst vom 9. Dec. an anhaltenderer Winterfrost.

Der Witterungsgang der einzelnen Monate war nach den Stuttgarter Beobachtungen folgender:

Der Januar hatte bis zum 24sten unausgesetzt hohe Ba-

rometerstände, vom 25sten an sank das Barometer ziemlich rasch zu niedrigen Ständen. In der Lufttemperatur herrschte vom 3ten bis 9ten und 23sten bis Ende des Monats milde Witterung mit Temperaturen über 0, sonst Frost vor. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 13ten um 0,5°, fiel aber von da an sehr rasch und unter Schwankungen bis zu Ende des Monats um 0,6°. In der Windrichtung herrschte die östliche und vom 23sten an die südwestliche mit stärkerer Strömung vor. In dem Wolkenzug, soweit er bei meist neblicht bedecktem Himmel bemerkbar war, herrschte die westliche, vom 23sten an bei offener Ansicht des Himmels die nördliche und östliche. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich; die Menge des meteorischen Wassers gering. Am 16ten fiel ein 6strahliger, sternförmiger Graupenhagel mit abgestumpften Strahlen.*) Die Ansicht des Himmels war ziemlich gemischt.

Der Februar hatte vom 1—3ten, 6—12ten und am 15ten niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel, sonst hohe und mitunter sehr hohe; dabei sehr rasche Schwankungen in der ersten Hälfte, vom 17ten an beharrlich hohe Stände. In der Lufttemperatur folgte auf anhaltenden Winterfrost am 15ten auf einmal Thauwetter und beständige Temperatur über 0 bis zum 23sten, wornach wieder anhaltende Wintertage folgten. Die Brunnentemperatur folgte annähernd dem Gang der Lufttemperatur, d. h. sie erhob sich vom 15—18ten um 0,6°, fiel aber vom 19ten bis Ende wieder um 0,4°. Die Feuchtigkeit der Luft war mit Ausnahme der wärmeren Tage nicht sehr bedeutend. In der Windrichtung herrschten vom 6ten bis 22sten die südwestliche und westliche mit stürmischer Bewegung, sonst die nordöstliche und nördliche vor, die südliche und südöstliche fehlten ganz. In dem Wolkenzug fand grosse Uebereinstimmung mit der Windrichtung statt. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Schnee, war nicht unbeträchtlich, es fiel jedoch nur in der ersten Hälfte des Monats; vom 18ten an war trockene Witterung. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der März hatte vom 6—10ten und 19—24sten Stände von

*) Siehe Jahreshefte 2r Jahrgang. S. 392.

etlichen Linien unter dem Jahresmittel, sonst sehr hohe; und erst vom 24sten an sank das Quecksilber zu namhaft tiefen Ständen. Die Lufttemperatur war, vorzugsweise in der 2ten Hälfte des Monats, ungewöhnlich mild, der starke Frost am 12ten that einigen Schaden an Gartengewächsen. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,4°. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war ziemlich gering, und bis zum 27sten waren die Strassen staubig. In der Windrichtung herrschten die östlichen, nach ihnen die nordwestlichen und nördlichen, letztere im 2ten und 4ten Viertel des Monats vor. Der Wolkenzug, welcher meist nur an niedrig ziehenden Wolken zu beobachten war, folgte meist dem Strich der Winde. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich gering, erst in den letzten Tagen erschien reichlicher Schneefall. Die Ansicht des Himmels war in dem 2ten Drittel des Monats klar, sonst gemischt.

Der April hatte fast durchaus niedrige Barometerstände, und erst vom 25—28sten überstiegen sie das Jahresmittel, um sogleich wieder unter dasselbe zu sinken. Die Lufttemperatur hob sich allmählig; der letzte Frost im Frühjahr erschien am 20sten. Die Brunnentemperatur hob sich unter geringen Schwankungen um 2°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten die westlichen, theilweise mit stärkern Strömungen, überwiegend vor, ebenso im Wolkenzug. Die Menge des meteorischen Wassers war im Vergleich der Zahl der Regen- und Schneetage nicht beträchtlich. Der letzte und zwar beträchtliche Schneefall erschien am 18ten. Das Gewitter mit Hagel am 2ten war sehr weit verbreitet und richtete durch den da und dort sehr starken Hagelschlag Verwüstungen an Gebäuden und Obstbäumen an. Auch am 6ten erschienen Schlossen. Die Ansicht des Himmels war stark trüb.

Der Mai hatte im ersten Drittel niedrige, sonst durchaus ziemlich hohe Barometerstände, die sich in den 2 letzten Tagen zu ungewöhnlich hohen steigerten. Die Lufttemperatur nahm rasch bis zur Höhe der Sommertage zu und wurde nur durch Gewitter abgekühlt. Die Brunnentemperatur

nahm unter Schwankungen um 4.2° zu. Die Luftfeuchtigkeit war namentlich im letzten Drittel ziemlich gering. In der Windrichtung herrschte grosser Wechsel, doch herrschten die nördlichen vor. Im Wolkenzug war die westliche vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers, blos von Strich- und Gewitterregen, war ziemlich unbeträchtlich. Am 16ten, Abends 5 Uhr, erschien ein starkes Gewitter mit Sturm, der Bäume zerbrach; am 25sten und 29sten erschienen Gewitter, welche an vielen Orten durch Hagel und Ueberschwemmung beträchtlich schadeten. Vom 25sten an erschien ein starker Höhenrauch, der sich auch, nur in verändertem Grade, nach dem Gewitter vom 29sten bis in den Juni hinein zeigte. Die Vegetation nahm einen sehr raschen Verlauf während der heissen Tage des Monats, so dass die Baumblüthe sehr schnell vorüberging, die *Geometra brumata* nichts schadete, dagegen erschien *Curculio pomorum*, der jedoch nicht viel von der überreichen Masse von Blüthen zu Grunde richtete und ebenso schnell vorüberging. Dasselbe war mit der *Phalaena neustria* der Fall. Die Ansicht des Himmels war meist klar.

Der Juni zeigte geringe barometrische Schwankungen, und in der ersten und letzten Woche Stände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war nicht sehr hoch, ausser den 4 Sommertagen war die Wärme nur an 4 Tagen + 18° und darüber, und an 21 Tagen sank das tägliche Minimum unter + 10°. Am 8ten erfroren an manchen Orten die zärteren Gartengewächse und das Kartoffelkraut. Die Brunnentemperatur hob sich unter mehrfachen Schwankungen um 1,4°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten die nördlichen vor, im Wolkenzug ebenso. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht sehr beträchtlich, meist nur von Strich- und Gewitterregen, die in mehreren Gegenden Hagel brachten. Die Ansicht des Himmels war ziemlich gemischt. Vom 5—7ten herrschte entschiedener Höhenrauch, und auch sonst herrschte ein starker Duft, der die nahen Berge umzog.

Der Juli hatte geringe barometrische Schwankungen, und nur am 19ten und 20sten, 25—28sten Stände unter

Regierung auf dem vorangegangenen Landtage ertheilte Ermächtigung zum Abſchluß eines Vereinigungsvertrags mit Preußen zurückzunehmen. Die wichtigſten Gründe, welche in einem Nachtrage zur Motivirung des Antrages im Juli vorgebracht wurden, beruhten auf der Vorausſetzung, daß Baden ſich nicht anſchließen werde.

Im Großherzogthum beſtanden ungleich niedrigere Zölle, als in den Vereinsländern, und keine ſtrengen Grenzcontrolen, wie ſie die Handhabung hoher Tarife erfordert; ſein Gebiet berührte das württembergiſche auf nicht weniger als $80^{8}/_{10}$ Meilen, und dieſe weitausgedehnte Zollinie war, wie bereits bemerkt worden, ſo ſchwer zu ſchützen und die bisherige Bewachung hatte ſich ſo wenig wirkſam gezeigt, daß der Schleichhandel eine ungemeine Ausdehnung gewonnen hatte, ſowohl zum empfindlichen Nachtheil der Vereinscaſſe, als zum Ruin des redlichen auswärtigen Handels, insbeſondere in Colonialwaaren. Man beſorgte nun, daß die zur Abwehr der heimlichen Einfuhr erforderlichen Anordnungen für einen großen Theil des Landes ſehr drückend werden könnten, ohne zureichende Hülfe zu gewähren, wenn Baden im Zuſtand der Iſolirung beharren ſollte.

Da auch ein weiterer Verſuch, welcher geraume Zeit nach der zwiſchen Bayern und Württemberg im Jahr 1828 vollzogenen Vereinigung, unter freundlicher Vermittelung eines dritten Staates, gemacht worden, ſich mit Baden über den Eintritt in den ſüddeutſchen Verein zu verſtändigen, ohne Erfolg geblieben war und man wußte, daß die Kammern ſich dagegen ausgeſprochen hatten, ſo hielt man, zumal, da von einer Wiederaufnahme der Verhandlungen nichts verlautete, die im Großherzogthum vorherrſchende Anſicht auswärts als entſchieden ungünſtig für jede Vereinigung oder zweifelte wenigſtens an ſeinem Beitritte.

Dieſe Meinung, welche unter den angedeuteten Umſtänden nachtheilig wirken konnte, war irrig.

Man wollte und konnte nach der in Baden vorherrſchenden Anſicht weder dem preußiſch-heſſiſchen Vereine, wovon in der That auch niemals die Rede war, — noch unter den angebotenen Bedingungen dem ſüddeutſchen beitreten, wohl aber beiden, wenn es gelang, ſie in einen einzigen zu verſchmelzen. Man hatte dort von vorn herein klar erkannt, daß eine gründliche, vollſtändige

dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur hob sich bis zum 5ten zu constanter Sommerhitze, welche nur vom 24sten an durch Gewitter unterbrochen wurde. Nur an 2 Tagen war das tägliche Minimum unter + 10°. Die Brunnentemperatur folgte der Sommerhitze, hob sich jedoch im Ganzen nur um 1,5°, nachdem sie bis zum 23sten um 5° gestiegen war. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich im Verhältniss zu der hohen Lufttemperatur. In der Windrichtung herrschten die nördlichen überwiegend vor, im Wolkenzug hatte die westliche Richtung einiges Uebergewicht. Die Menge des meteorischen Wassers, durchaus von Gewitterregen, war sehr beträchtlich; das Gewitter vom 19ten brachte starken Hagel, welcher einigen Schaden anrichtete. Die Ansicht des Himmels war meist klar, jedoch dauerte der Höhenrauch des vorigen Monats noch geraume Zeit und am stärksten am 1sten und 2ten fort und wurde nur durch die Gewitterregen unterbrochen.

Der August hatte vom 2—9ten und 20—27sten Barometerstände unter dem Jahresmittel, sonst durchaus hohe, doch waren die Schwankungen nicht beträchtlich. Die Lufttemperatur erlitt vom 3—10ten und vom 23sten an merkliche Erniedrigungen unter die Sommerhitze durch Strich- und Gewitterregen. Die Brunnentemperatur folgte diesen Schwankungen, sie stieg bis zum 25sten unter Schwankungen um 1,3° und fiel wieder um 1,7°. Die Luftfeuchtigkeit war während der beiden Regenperioden vom 3—10ten und 20sten bis 27sten ziemlich beträchtlich, sonst geringer. In der Windrichtung herrschte bei fast durchaus ruhiger Luft die östliche, nach ihr die nordwestliche vor; in dem Wolkenzug hatte die westliche einiges Uebergewicht. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich, und es erschienen auch mehrere reichliche Niederschläge. Die Ansicht des Himmels war meist klar.

Der September hatte ziemlich schwankende Barometerstände, doch ohne starke Oscillationen; am 1sten und 2ten, 4—7ten, 16—18ten Stände unter dem Jahresmittel, sonst höhere. Die Lufttemperatur erhob sich nicht mehr zur Höhe der Sommertage, nur an 8 Tagen erreichte der Thermometer + 15°

und darüber, und darunter hatten nur 2 Tage + 18° und darüber. Am 28sten, Morgens, erschien Frost und Reif, der erste im Jahr, wodurch Gartengewächse beschädigt wurden. Die Brunnentemperatur sank unter Schwankungen um 2,9°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten die westlichen überwiegend vor, vom 16—18ten mit starken Strömungen. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht sehr beträchtlich. Am 7ten, Nachmittags, erschien halbstündiger Hagel, der einige Zerstörungen verursachte. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der Oktober hatte wechselnde Barometerstände, vom 2—4ten, 9—11ten, 16ten, 21—23sten Stände über dem Jahresmittel, und am 25sten rasches Steigen bis zu ungewöhnlicher Höhe am 27sten; sonst niedrige Stände. Die Lufttemperatur war im Ganzen noch mild, nur mit Ausnahme von 4 Morgenreifen. Die Brunnentemperatur nahm gleichförmig ab, um 3,7°. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich. In der Windrichtung herrschten die östlichen und nördlichen vor, in dem Wolkenzug die westliche. Die Luft war mit Ausnahme zweier Stürme am 19ten und 25sten ziemlich ruhig. Die Menge des gefallenen Regens war nicht beträchtlich. Die Ansicht des Himmels gemischt. Am 24sten Abends wurde ein schönes Nordlicht gesehen. Am 31sten Abends schwaches Wetterleuchten im Osten.

Der November hatte in den ersten Tagen ungewöhnlich hohe und auch überhaupt sehr hohe Barometerstände, mit Ausnahme des 21sten und 22sten und 27—29sten, wo rasche Erniedrigungen stattfanden. Die Lufttemperatur war ungewöhnlich mild, viele Pflanzen trieben im Freien an oder blühten wieder. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 3,2° ab. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten die östlichen, nach diesen die südwestlichen vor, bei fast durchaus ruhiger Luft; in dem Wolkenzuge war die westliche Richtung überwiegend. Die Menge des meteorischen Wassers war ungewöhnlich gering. Es herrschten häufige Nebel und die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der December hatte starke und rasche Wechsel im Barometerstand, wie die um nur 6 Tage verschiedenen Extreme von seltener Höhe und Tiefe (27,10″, 58‴ den 1sten und 26,6″, 74‴ den 7ten Mitt.) beweisen; vom 5—8ten, 18—24sten und am 31sten herrschten Stände unter, sonst Stände über dem Jahresmittel; bis zum 9ten dauerte milde Lufttemperatur fort; von da an begann anhaltender Frost und der Erdboden war dauernd gefroren. Vom 12ten an begann der Feuersee zu überfrieren, und das Eis erreichte 4—5 Zoll Dicke. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 7ten um 0,7°, fiel aber vom 8ten an gleichförmig um 2,3°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich nicht unbeträchtlich, womit auch die häufigen Nebel zusammenstimmen. In der Windrichtung herrschte die östliche überwiegend vor; am 5ten und 6ten traten S.W.-Stürme ein. In dem Wolkenzug war bis zum 3ten die westliche Richtung bemerklich, von da an folgte bis zum 19ten klare Witterung und vom 20sten beinahe durchaus neblichte Umziehung des Himmels; doch war mitunter westliche Richtung der oberen *cirri* bemerklich. Die Menge des meteorischen Wassers war auffallend gering, bis zum 22sten waren die Bäume und die Erdoberfläche mit starkem Reif dick belegt; am 23sten folgten geringe Schneefälle; der Schnee blieb liegen.

Wir geben nun im Nachfolgenden die Uebersichten der einzelnen Beobachtungsmomente von den Monaten, dem Jahr und den Jahreszeiten in der bisherigen Weise, nämlich indem wir das Kalenderjahr zu Grunde legen.

Zugleich aber fügen wir diesen Uebersichten, entsprechend dem in dem 22sten Jahresberichte vom J. 1846 (3ter Jahrgang unserer Jahreshefte S. 385 f.) Gesagten, um einer gewünschten Annäherung an das „meteorologische Jahr" gebührende Rechnung zu tragen, dieselben Uebersichten je vom 1. Dec. des vorhergehenden Jahres bis 30. Nov. des laufenden hinzu, um ebensowohl eine Vergleichung der Resultate der künftigen Jahrgänge mit den bisherigen 22 unserer Beobachtungen, als auch mit den Resultaten anderer Beobachter, welche die letztgenannte Periode vorziehen, möglich zu machen.

2. Lufttemperatur.

a) Die Stuttgarter Beobachtungen.

Tabelle I. gibt die monatlichen Extreme am Thermometrographen, das Monatsmittel von den täglichen Extremen und von den 3 täglichen Beobachtungen, die Differenz dieser beiderlei Mittel, wobei + den Ueberschuss des Mittels von den 3 täglichen Beobachtungen 7h, 2h, 9h über das von den täglichen Extremen, — den Minderbetrag des ersteren gegen das letztere bezeichnet. Die beiden Jahresmittel sind a) vom Kalenderjahr 1847; b) vom meteorol. Jahr, nämlich 1. Dec. 1846 bis 30. November 1847.

Tabelle I.

Monate.	Monatl. Extreme		Monatsmittel		Differenz beider.
	Maximum.	Minimum.	vom tägl. Max. und Minim.	von den 3 täglichen Beob.Zeit.	
December 1846 .	+ 6,5	— 13,5	— 2,03	— 1,60	+ 0,43
Januar 1847. . .	+ 9,0	— 10,0	— 0,30	— 0,23	+ 0,07
Februar	+ 10,5	— 8,0	— 0,13	+ 0,63	+ 0,76
März	+ 15,1	— 11,0	+ 3,01	+ 3,11	+ 0,10
April	+ 14,2	0	+ 5,54	+ 5,79	+ 0,25
Mai.	+ 26,1	+ 1,7	+ 13,40	+ 14,29	+ 0,89
Juni	+ 21,0	+ 3,8	+ 12,28	+ 12,83	+ 0,55
Juli.	+ 25,8	+ 8,3	+ 16,07	+ 16,54	+ 0,47
August	+ 24,5	+ 8,7	+ 15,14	+ 15,63	+ 0,49
September . . .	+ 19,8	+ 1,0	+ 10,44	+ 10,54	+ 0,10
October	+ 16,1	+ 0,5	+ 7,82	+ 7,81	— 0,01
November . . .	+ 11,0	— 3,0	+ 4,12	+ 3,94	— 0,18
December . . .	+ 10,0	— 7,5	— 0,60	— 0,60	0
a) Kal. Jahrm. .	Mai	Januar 47.	+ 7,22	+ 7,52	+ 0,30
b) Met. Jahrm. .		Dec. 46.	+ 7,11	+ 7,44	+ 0,33

Es trat daher das Maximum im Jahr am 24. Mai, das Minimum vom Kalenderjahr am 1. Januar 1847, vom Met. Jahr am 19. December 1846 ein.

Die nach Kämtz (Lehrb. Bd. I. S. 97, 102) auf wahres Mittel reducirten beiderlei Mittel gibt Tabelle II, wobei in der Spalte „Differenz" + den Mehr-, — den Minderbetrag des Mittels von den 3 täglichen Beobachtungen gegen das von den Extremen bezeichnet.

Tabelle II.

Monate.	Reducirtes Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Reducirtes Mittel von Max. und Minimum.	Differenz beider.
December 1846 .	— 1,59	— 2,52	+ 0,93
Januar 1847. . .	— 0,29	— 0,67	+ 0,38
Februar	— 0,09	— 0,36	+ 0,27
März	+ 2,89	+ 2,71	+ 0,18
April	+ 5,59	+ 5,52	+ 0,07
Mai	+ 13,84	+ 13,69	+ 0,16
Juni	+ 12,48	+ 12,31	+ 0,17
Juli	+ 16,24	+ 16,14	+ 0,10
August	+ 15,33	+ 15,22	+ 0,11
September . . .	+ 10,33	+ 10,33	0
October	+ 7,64	+ 7,41	+ 0,23
November . . .	+ 3,80	+ 3,50	+ 0,30
December . . .	— 0,69	— 1,12	+ 0,57
a) Kal. Jahr . .	+ 7,25	+ 6,95	+ 0,30
b) Met. Jahr . .	+ 7,10	+ 6,84	+ 0,26

Tabelle III. gibt die Vergleichung der nicht reducirten Mittel aus den 3 täglichen Beobachtungszeiten vom Jahr 1847 mit denen vom Jahr 1846 und den 20jährigen Mitteln von 1825 bis 1844. Die erste Spalte links mit der Aufschrift „December" enthält die Mittel je vom December des vorhergehenden Jahres.

Tabelle III.

		Dec.	Januar	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.	Jahresmittel a	Jahresmittel b
7h Mrgs.	1846	+2,53	−0,60	+2,68	+3,91	+ 6,65	+10,38	+15,36	+15,91	+15,47	+11,71	+ 7,65	+2,35	−2,41	+ 7,42	+ 7,83
	1847	−2,41	−1,32	−1,15	+0,29	+ 4,43	+12,34	+11,62	+14,99	+14,08	+ 8,99	+ 5,65	+1,98	−2,02	+ 5,82	+ 5,79
	20j. M.		−2,47	−0,72	−2,13	+ 5,56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+ 9,23	+ 5,60	+2,53	+0,09	+ 6,13	
2h Mtgs.	1846	+4,61	+2,38	+6,31	+8,80	+11,23	+14,74	+23,85	+20,48	+19,48	+17,43	+11,58	+5,84	−0,34	+11,82	+12,28
	1847	−0,84	+1,14	+1,90	+6,81	+ 7,93	+18,01	+15,45	+19,50	+18,40	+12,96	+10,63	+6,49	+1,14	+10,03	+ 9,87
	20j. M.		+0,51	+3,34	+6,61	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,50	+15,38	+10,80	+5,64	+2,23	+10,28	
9h Abds.	1846	+2,88	+0,90	+3,52	+5,11	+ 7,23	+10,57	+15,55	+16,14	+15,57	+12,33	+ 8,64	+3,26	−1,55	+ 8,10	+ 8,47
	1847	−1,55	−0,50	−0,56	+2,24	+ 5,00	+12,51	+11,42	+15,23	+14,43	+ 9,69	+ 7,15	+3,36	−0,94	+ 6,58	+ 6,53
	20j. M.		−1,37	+0,46	+3,49	+ 6,85	+10,73	+12,86	+14,27	+13,61	+10,85	+ 7,05	+3,41	+0,77	+ 6,97	
	1846	+3,34	+1,09	+4,17	+5,95	+ 8,37	+11,89	+18,05	+17,51	+16,84	+13,52	+ 9,29	+3,81	−1,60	+ 9,15	+ 9,48
	1847	−1,60	−0,23	+0,63	+3,11	+ 5,79	+14,29	+12,83	+16,54	+15,63	+10,54	+ 7,81	+3,94	−0,60	+ 7,52	+ 7,44
	20j. M.		+1,04	+1,03	+4,08	+ 7,62	+12,03	+14,38	+15,59	+14,87	+11,90	+ 7,81	+3,35	+1,14	+ 7,78	

Tabelle IV. gibt eine Vergleichung der reducirten Mittel von 1847 mit denen von 1846, aus den 20 Jahren von 1825—44 und aus den 50 Jahren von 1795—44; wobei die Spalte „Differenz" je den Ueberschuss oder Minderbetrag der Mittel von 1847 anzeigt.

Das Jahresmittel a) ist wieder das Mittel vom 1. Januar bis 31. December; das Jahresmittel b) vom 1. December des vorhergehenden Jahrs bis 30. November.

Tabelle IV.

Monate.	1846.	1847.	Diff.	20jähr. Mittel.	Diff.	50jähr. Mittel.	Diff.
December . .	+ 3,25	— 1,59					
Januar . . .	+ 1,04	— 0,29	— 1,33	— 0,64	+ 0,35	— 0,89	+ 0,60
Februar . .	+ 4,01	— 0,09	— 4,10	+ 0,88	— 0,97	+ 1,49	— 1,58
März . . .	+ 5,73	+ 2,89	— 4,84	+ 3,91	— 1,02	+ 3,98	— 1,09
April . . .	+ 8,08	+ 5,59	— 2,49	+ 7,33	— 1,94	+ 7,68	— 2,09
Mai	+11,56	+13,84	+ 2,28	+11,89	+ 1,95	+11,87	+ 1,97
Juni	+17,58	+12,48	— 0,10	+13,94	— 1,46	+13,72	— 1,24
Juli	+17,17	+16,24	— 0,93	+15,23	+ 1,01	+15,20	+ 1,04
August . . .	+16,52	+15,33	— 1,19	+14,51	+ 0,82	+14,96	+ 0,37
September . .	+13,31	+10,33	— 2,98	+11,50	— 1,17	+12,16	— 1,83
October . .	+ 9,12	+ 7,64	— 1,48	+ 7,59	+ 0,05	+ 7,91	— 0,27
November . .	+ 3,68	+ 3,80	+ 0,12	+ 3,71	+ 0,09	+ 3,98	— 0,18
December . .	— 1,59	— 0,69	+ 0,90	+ 1,54	— 2,23	+ 1,12	— 1,81
Jahr a). . .	+ 8,84	+ 7,25	— 1,59	+ 7,61	— 0,36	+ 7,77	— 0,52
Jahr b) . .	+ 9,23	+ 7,10	— 2,15				

Es war demnach der Jahrgang 1847 nur im Mai, November und December wärmer als 1846, im Januar, Mai, Juli, August, October und November wärmer als die 20jährigen Mittel, und im Januar, Mai, Juli und August wärmer als die 50jährigen Mittel.

Tabelle V. gibt die Vergleichung der reducirten Mittel von den Jahreszeiten und den Vegetationsmonaten, April bis September, wobei die Spalte „Winter a)“ das Mittel von Januar, Februar und December desselben Jahres, die Spalte „Winter b)“ das Mittel unter Hinzuziehung des December vom nächstvorhergehenden Jahre enthält.

Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter a)	Winter b)	Vegetat.-Monate.
1844.	+ 7,71	+ 13,53	+ 8,32	— 0,65	+ 0,50	+ 12,09
1845.	+ 5,04	+ 14,29	+ 8,29	— 0,55	— 2,32	+ 11,79
1846.	+ 8,45	+ 17,09	+ 8,70	+ 1,15	+ 2,76	+ 14,07
1847.	+ 7,44	+ 14,35	+ 7,26	— 0,36	— 0,66	+ 12,30
20jähr. M.	+ 7,71	+ 14,56	+ 7,80	+ 0,59		+ 12,40
50jähr. M.	+ 7,84	+ 14,63	+ 8,01	+ 0,57		+ 12,60

Das Jahr 1847 ging daher in der Mitteltemperatur des Frühjahrs und des Winters b) nur dem Jahrgang 1845, im Sommer und Winter a) den Jahren 1844 und 45 voran, im Herbst dagegen stand es allen übrigen nach; in den Vegetationsmonaten ging er nur den Jahren 1844 und 45 vor.

Tabelle VI. gibt die Vergleichung der Sommer-, Eis- und Wintertage.

Tabelle VI.

Sommertage.

Jahre.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Summe.
1844.		1	10	1	4	4		20
1845.			10	12	4	3		29
1846.			25	20	13	9		67
1847.		11	4	17	14			46
20jähr Mittel.	0,45	5,00	11,00	13,85	12,60	3,58	0,05	46,75

Eistage.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844.	21	25	9						25	80
1845.	26	28	24	1			2	5	8	94
1846.	17	8	5					11	25	66
1847.	20	20	20	3			-	9	23	95
20jähr. M.	22,35	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,90	0,05	14,50	82,55

Wintertage.

1844.	10	6	1				1	8	16	41
1845.	7	15	14						1	37
1846.	2	2							19	23
1847.	12	10	3						15	40
20jähr. M.	14,95	5,05	0,95	0,10			0,05	1,80	7,25	30,15

Der Jahrgang 1847 stand demnach dem Jahrgang 1846 in der Zahl der Sommertage bedeutend nach, übertraf jedoch die beiden andern ebenso bedeutend. In der Zahl der Eistage übertraf er sämmtliche und in der Zahl der Wintertage wurde er nur von 1844 übertroffen.

Tabelle VII. gibt die Vergleichung der Frost- und Schneegrenzen derselben Jahrgänge.

Tabelle VII.

	Frühjahr letzter		Spätjahr erster		Tage zwischen		Dauer der Schnedecke.	Zahl der Schnetage.
	Frost.	Schnee.	Frost.	Schnee	Frost.	Schnee		
1844.	31. März.	22. März.	30 Oct.	23Nov.	213	246	27	30
1845.	2. April.	23. März.	15 Oct.	23Nov.	196	245	36	34
1846.	22. März.	19. März.	6 Nov.	30Nov.	229	232	26	20
1847.	20. April.	18. April.	6 Nov.	18Nov.	200	214	25	27
20j. M.	11. April.	14. April.	28 Oct.	6Nov.	201	206	28,58	27,25

Es waren daher die Frostgrenzen blos grösser als im Jahr 1844 und kamen denen des 20jährigen Mittels am nächsten; die Schneegrenzen waren geringer als in den drei vorhergehenden Jahren, übertrafen jedoch die des 20jährigen Mittels. Die Dauer der Schneedecke war geringer als in allen übrigen Jahrgängen und dem 20jährigen Mittel; die Zahl der Schneetage übertraf die vom Jahr 1846 und kam dem 20jährigen Mittel gleich.

b) Nach den Beobachtungen der Vereinsmitglieder.

Tabelle VIII. gibt die nicht reducirten Monats- und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten 7h, 2h, 9h, der einzelnen Beobachter, soweit sie eingekommen sind. Tabelle VIII.

Orte.	Dec. 1846.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahresmittel a	Jahresmittel b
Mergentheim	−2,86	−2,73	−0,96	+1,80	+4,68	+13,02	+12,19	+15,47	+14,62	+ 9,31	+3,70	+2,98	−1,22	+6,09	+5,95
Oberstetten .	−0,93	+0,46	+0,64	+0,31	+5,53	+13,24	+12,21	+15,38	+15,19	+10,30	+7,67	+4,83	+1,15	+7,49	+7,07
Amlishagen .	−3,17	−1,56	−2,27	+2,79	+4,50	+13,51	+12,16	+15,87	+15,61	+ 9,82	+7,06	+3,53	−1,06	+6,66	+6,48
Oehringen .	−2,50	−0,89	−0,40	+2,33	+5,18	+13,58	+12,42	+15,96	+15,20	+ 9,75	+7,30	+3,76	−0,76	+6,95	+6,80
Winnenden .	−3,85	−0,66	−1,01	+2,23	+4,87	+13,48	+12,00	+15,04	+14,50	+ 9,84	+7,71	+3,99	−0,25	+6,82	+6,51
Canstatt . .	−1,80	−0,28	−0,06	+3,01	+5,86	+14,09	+12,75	+16,25	+15,42	+10,28	+7,68	+3,89	−0,55	+7,36	+7,26
Stuttgart . .	−1,60	−0,23	+0,63	+3,11	+5,79	+14,29	+12,83	+16,54	+15,63	+10,54	+7,81	+3,94	−0,60	+7,52	+7,44
Hohenheim .	−2,90	−0,30	−0,80	+2,70	+5,40	+13,80	+11,40	+16,05	+15,20	+ 8,40	+7,70	+3,30	−1,10	+6,81	+6,66
Calw . . .	−2,49	−0,22	−0,48	+1,92	+4,70	+12,34	+11,62	+15,40	+14,06	+ 9,32	+7,10	+3,65	−0,97	+6,51	+6,38
Freudenstadt	−2,28	−0,70	−1,82	+0,11	+3,91	+12,13	+10,44	+15,21	+14,24	+ 9,09	+7,74	+4,90	−1,13	+6,17	+6,08
Binsingen .	−3,11*	−0,12	−0,29	+2,76	+4,95	+13,42	+11,62	+15,24	+14,60	+ 9,96	+7,56	+3,78	−0,91	+6,88	+6,61
Schopfloch .	−4,15	−0,45	−2,63	+0,71	+2,70	+12,11	+ 9,84	+14,06	+13,42	+ 8,03	+6,16	+3,99	−1,40	+5,54	+5,31
Ennabeuren .	−3,94	−1,18	−2,61	+0,56	+2,91	+11,95	+10,12	+14,29	+13,52	+ 8,29	+6,56	+3,21	−2,25	+5,45	+5,22
Giengen . .	−3,61	−2,90	−2,06	+1,19	+4,44	+13,10	+11,44	+15,33	+14,98		+5,91	+2,23	−2,23		
Ulm . . .	−2,06	−0,80	−1,22	+2,31	+4,45	+13,11	+10,88	+11,88	+15,45	+ 9,53	+7,04	+3,00	−1,97	+6,14	+6,13
Pfullingen .	−2,22	−0,57	−1,23	+2,66	+3,95	+14,45	+11,16	+15,64	+15,67	+ 9,91	+8,15	+3,33	−1,16	+6,92	+6,74
Schwenning.	−4,65	−1,81	−2,57	+0,17	+3,43	+12,17	+10,38	+14,95	+13,80	+ 8,52	+6,23	+2,62	−2,53	+5,46	+5,27
Wangen . .	−1,08	−0,92	−0,67	+2,49	+5,27	+14,46	+12,90	+16,83	+16,36	+11,50	+8,71	+4,19	−1,32	+7,49	+7,50
Leuy . . .	−2,90	−0,57	−1,64	+0,94	+2,92	+11,36	+ 9,32	+13,57	+12,74	+ 7,51	+5,90	+2,72	−2,43	+5,19	+5,15

* Diese Angabe ist im vorigen Jahresbericht irrig = +3,11

Hilfe nur in einem großen deutſchen Vereine zu finden, daß in einer ſolchen ausgedehnteren Verbindung eine befriedigende Ausgleichung der Intereſſen der theilnehmenden Staaten viel leichter falle, ein höherer Mauthtarif, den man für die engere ſüddeutſche Aſſociation verworfen hatte, viel leichter zu handhaben und leichter zu ertragen und für die damit verbundenen Nachtheile und Unbequemlichkeiten ein reichlicher Erſatz zu erwarten ſey. Man konnte daher in der Bildung des großen Vereines nur die Erfüllung eines längſt gehegten Wunſches erblicken.

Gleichwohl beſtand auch im Großherzogthum, wie anderwärts, eine Oppoſition, deren Thätigkeit es wünſchenswerth machte, das Publicum über die weſentlich veränderte Stellung der Frage und, was nicht ſchwer fiel, über die unzweifelhafte Räthlichkeit des Anſchluſſes des Großherzogthums, aufzuklären. Dieſe Aufgabe hatte ſich eine Denkſchrift geſetzt, die, von einem badiſchen Staatsbeamten, der früher in der Handelsangelegenheit zu wirken berufen war, herrührend,* gerade im Monat der entſcheidenden Schlußverhandlungen in den württembergiſchen Kammern erſchien und welche vielleicht, indem ſie auswärts gehegte Zweifel und im Lande theilweiſe verbreitete Vorurtheile zu beſeitigen beitragen konnte, nicht ohne günſtigen Einfluß blieb, aber auch auf der andern Seite die ganze Stärke jener Oppoſition an den Tag brachte, die theils auf Principien der unbedingten Handelsfreiheit ſich ſtützte, theils aus dem Standpunkt der Politik oder aus anderen Gründen ſich hauptſächlich gegen eine Vereinigung mit Preußen erklärte und unter deren Stimmführern Freiherr v. Weſſenberg und v. Rotteck hervorragten.

Allein die überwiegende Mehrheit in beiden Kammern zollte der ihnen auf dem Landtage von 1833 erklärten Abſicht der Regierung, über den Beitritt zu dem Zollvereine in erneuerte Unterhandlungen zu treten, unerachtet der Anſtrengungen der Gegner innerhalb wie außerhalb der Kammer, ihren Beifall.

Die eigenthümlichen Verhältniſſe des Großherzogthums boten bei den Verhandlungen einige Schwierigkeiten dar, die glücklich

---

* Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes hatte in dieſer Schrift, ſowie in der weitern: „Der große deutſche Zollverein, ſeine Syſteme und ſeine Zukunft“, lediglich ſeine Privatanſichten niedergelegt.

Die Mittel-Temperaturen der Jahreszeiten, des kältesten und des wärmsten Monats und deren Differenzen, sowie die Differenzen des Sommers und des Winters gibt Tabelle IX.

Tabelle IX.

Orte.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter a	Winter b	Monate kältester.	wärmster.	Differenz beider.	Differenz von Sommer und Winter a	b
Mergentheim	+ 6,50	+14,09	+ 5,33	— 1,64	— 2,18	—2,73 Jan.	+15,47 Juli	18,19	15,73	16,97
Obersteetten	+ 6,37	+14,26	+ 7,60	+ 0,75	+ 0,06	+0,46 Jan.	+15,38 Juli	14,92	13,51	14,20
Amlishagen	+ 6,93	+14,55	+ 6,90	— 1,64	— 2,33	—2,27 Febr.	+15,87 Juli	18,14	12,91	12,22
Oehringen	+ 7,03	+13,96	+ 6,93	— 0,70	— 1,28	—0,89 Jan.	+15,96 Juli	16,85	14,66	15,22
Winnenden	+ 6,96	+13,85	+ 7,18	— 0,64	— 1,84	—1,01 Febr.	+15,04 Juli	16,05	14,49	15,69
Canstatt	+ 7,65	+14,81	+ 7,28	— 0,29	— 0,71	—0,29 Jan.	+16,25 Juli	16,53	15,10	15,52
Stuttgart	+ 7,73	+15,00	+ 7,43	— 0,49	— 0,82	—0,60 Dec.	+16,54 Juli	17,17	15,49	15,82
Hohenheim	+ 7,30	+14,22	+ 6,46	— 0,73	— 1,33	—1,10 Dec.	+16,05 Juli	17,15	14,93	15,55
Calw	+ 6,32	+13,59	+ 6,69	— 0,56	— 1,08	—0,97 Dec.	+15,10 Juli	16,07	14,25	14,65
Freudenstadt	+ 5,36	+13,29	+ 7,24	— 1,22	— 1,60	—1,13 Dec.	+15,21 Juli	16,34	14,51	14,89
Bissingen	+ 7,04	+13,92	+ 7,10	— 0,44	— 1,17	—0,91 Dec.	+15,24 Juli	16,15	14,26	14,99
Schopfloch	+ 5,17	+12,07	+ 6,06	— 1,49	— 2,41	—2,63 Febr.	+14,06 Juli	16,69	13,56	14,48
Ennabeuren	+ 5,15	+12,64	+ 6,02	— 2,01	— 2,58	—2,61 Febr.	+14,29 Juli	16,90	14,65	15,22
Giengen	+ 6,24	+13,92		— 2,39	— 2,86	—2,90 Jan.	+15,33 Juli	18,23	16,31	16,78
Ulm	+ 6,62	+12,73	+ 6,52	— 1,33	— 1,37	—1,22 Febr.	+15,45 Aug.	16,67	14,06	14,10
Pfullingen	+ 7,02	+14,16	+ 7,13	— 0,99	— 1,34	—1,23 Febr.	+15,67 Aug.	16,90	15,15	15,50
Schwenningen	+ 5,26	+13,04	+ 5,79	— 2,27	— 3,08	—2,57 Febr.	+14,95 Juli	17,52	15,31	16,12
Wangen	+ 7,41	+15,36	+ 8,13	— 0,97	— 0,89	—1,32 Dec.	+16,83 Juli	18,15	16,33	16,25
Lusy	+ 3,05	+11,66	+ 5,36	— 1,55	— 1,70	—2,43 Dec.	+13,57 Juli	16,00	13,43	13,58

Es war demnach im Kalenderjahr abwechselnd der Januar oder der Februar in den nördlichen Gegenden des Landes sowie

in den Alpgegenden der kälteste Monat; in den mittleren und den südlichen Gegenden war es der December 1847; im meteorol. Jahr dagegen war der December 1846 überall der kälteste Monat. Mit Ausnahme der beiden am Fuss der Alp liegenden Beobachtungsorte Ulm und Pfullingen war der Juli überall der wärmste Monat.

Ueber die jährlichen Extreme der Temperatur gibt Tabelle X. die Uebersicht, wobei jedoch nur an wenigen Orten das absolute Maximum und Minimum zu Grunde liegt.

Tabelle X.

Orte.	Jährliches Maximum.	Jährliches Minimum.	Differenz.	Meereshöhe des Ortes.
Mergentheim .	+ 27,7 24. Mai. 7. Juli.	— 16,0 14. Jan.	43,7	600,0 p.F.
Oberstetten .	+ 24,5 7. Juli.	— 10,0 12. März.	34,5	1078,8 „
Amlishagen .	+ 27,0 7. Juli.	— 12,0 15. Jan.	39,0	1447,8 „
Oehringen . .	+ 27,0 7. Juli.	— 12,0 12. März.	39,0	721,8 „
Winnenden .	+ 25,5 7. Juli.	— 13,8 12. März.	39,3	898,7 „
Canstatt . .	+ 28,0 24. Mai.	— 11,0 12. März.	39,0	695,0 „
Stuttgart . .	+ 26,1 24. Mai.	— 11,0 12. März.	37,1	831,0 „
Hohenheim .	+ 26,5 24. Mai.	— 13,5 12. März.	40,0	1198,0 „
Calw . . .	+ 26,8 24. Mai.	— 16,2 12. März.	43,0	1070,0 „
Freudenstadt .	+ 22,5 24. Mai.	— 12,5 12. März.	35,0	2444,0 „
Bisingen . .	+ 25,7 24. Mai.	— 12,6 12. März.	38,3	1277,0 „
Schopfloch . .	+ 25,0 24. Mai.	— 11,5 12. März.	36,5	2360,0 „
Ennabeuren .	+ 23,7 24. Mai.	— 12,7 12. März.	36,4	
Giengen . .	+ 27,0 24. Mai.	— 17,0 12. März.	44,0	1444,0 „
Ulm	+ 25,5 24. Mai.	— 12,5 12. März.	38,0	465,0 „
Pfullingen . .	+ 27,0 19.20 Aug.	— 10,0 15. Jan.	37,0	1312,0 „
Schwenningen	+ 26,5 24. Mai.	— 17,0 12. März.	43,5	2159,0 „
Sigmaringen .	+ 26,0 24. Mai.	— 13,0 12. März.	39,0	1813,0 „
Wangen . .	+ 27,0 24. Mai.	— 13,0 1. Jan.	40,0	1703,0 „
Isny . . .	+ 23,0 8. Juli.	— 12,5 6. Febr.	35,5	2184,0 „

Hiernach fielen die jährlichen Extreme fast überall auf den gleichen Tag und die Abweichungen an einzelnen Orten werden sich daraus erklären, dass dort nicht die absoluten Maxima und Minima beobachtet werden, wie denn z. B. zu Pfullingen am 12. März Morgens blos — 3° eingezeichnet wurden.

Ueber die Frost- und Schneegrenzen, Dauer der Schneedecke, Zahl der Schnee-, Eis-, Winter- und Sommertage gibt die Tabelle XI. die Uebersicht. Tabelle XI.

Orte.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schneetage.	Eistage.	Sommertage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.					
Mergentheim	20. April	23. Oct.	183	18. April	22. Dec.	248	54	a) 18 b) 22	a) 23 b) 25	63
Oberstetten	2. Mai	27. Oct.	178	18. April	17. Nov.	213	57	a) 30 b) 38	a) 72 b) 78	37
Amlishagen	18. April	6. Nov.	202	18. April	25. Oct.	190	54	a) 37 b) 49	a) 106 b) 108	55
Oehringen	20. April	28. Sept.	161	18. April	17. Nov.	213	46	a) 26 b) 33	a) 110 b) 113	57
Winnenden	20. April	28. Sept.	161	18. April	17. Nov.	213	43	a) 36 b) 48	a) 117 b) 120	53
Canstatt	20. April	27. Oct.	190	18. April	17. Nov.	213	35	a) 33 b) 41	a) 97 b) 100	59
Stuttgart	20. April	6. Nov.	200	18. April	18. Nov.	214	a) 27 b) 26	a) 27 b) 33	a) 95 b) 97	46
Hohenheim	8. Juni	28. Sept.	112	18. April	17. Nov.	213	36	a) 12 b) 15	a) 103 b) 106	52
Calw	3. Mai	23. Oct.	173	19. April	17. Nov.	212	52	a) 34	a) 131	44
Freudenstadt	2. Mai	23. Oct.	174	18. April	25. Oct.	190	24	a) 38	a) 116	21
Bissingen	17. April	5. Nov.	202	18. April	17. Nov.	213	22	a) 29 b) 37	a) 93 b) 96	32
Schopfloch	25. April	27. Sept.	155	18. April	26. Oct.	191	93	a) 41 b) 56	a) 135 b) 136	25
Ennabeuren	19. April	12. Nov.	207	18. April	25. Oct.	190	108	a) 46 b) 58	a) 112 b) 117	15
Giengen	7. Juni	10. Oct.	125	18. April	25. Oct.	190	95	a) 38 b) 45	a) 138 b) 139	45
Ulm	5. April	19. Nov.	228	18. April	17. Nov.	213		a) 28 b) 35	a) 80 b) 83	32
Pfullingen	18. April	3. Oct.	168	30. April	17. Nov.	201	13	a) 30 b) 36	a) 118 b) 121	63
Schwenningen	8. Juni	30. Sept.	114	16. April	25. Oct.	192		a) 36 b) 45	a) 113 b) 115	46
Sigmaringen	30. April	3. Nov.	187	28. April						46
Wangen	18. April	5. Nov.	201	18. April	17. Nov.	213		a) 28 b) 39	a) 99 b) 94	73
Isny	2. Mai	20. Sept.	141	1. Mai	26. Oct.	178	122	a) 35 b) 41	a) 124 b) 127	24

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt.

Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Rühle.

1. Lufttemperatur.

Mit der Zusammenstellung wurde es ganz so gehalten, wie mit der vom Jahr 1846. Die Thermometer sind genau corrigirt und ihr Siedpunkt bei 28" Bar. bestimmt.

Tabelle XII.

Monate.	Mittel der Temperatur nach d. 3 tägl. Beob.	nach d. Max. u. Minim.	Extreme Maximum.	Minimum.	Monatliche Veränderung	Mittlere tägl. Veränderung	Eintage.	Wintertage.	Sommertage.
Decemb. 1846	— 1,80	— 2,13	+ 7,0	— 15,0	22,0	4,43	26	15	—
Januar 1847 .	— 0,28	— 0,38	+ 8,6	— 10,2	18,8	4,26	20	11	—
Februar . .	— 0,06	— 0,19	+ 10,9	— 9,5	20,4	6,01	20	4	—
März . . .	+ 3,01	+ 3,24	+ 16,0	— 11,0	27,0	9,44	22	1	—
April . . .	+ 5,86	+ 5,97	+ 14,1	— 0,7	14,8	6,18	2	—	—
Mai	+14,09	+13,98	+ 28,0	+ 2,1	25,9	10,88	—	—	13
Juni	+12,75	+12,89	+ 22,4	+ 3,2	19,2	9,25	—	—	3
Juli	+16,25	+16,35	+ 27,4	+ 7,3	20,1	10,29	—	—	21
August . . .	+15,42	+15,80	+ 26,3	+ 8,0	18,3	9,37	—	—	6
September. .	+10,28	+10,72	+ 21,3	+ 1,1	20,2	7,28	—	—	1
October . .	+ 7,68	+ 7,92	+ 16,8	— 0,4	17,2	7,32	1	—	—
November . .	+ 3,89	+ 4,07	+ 11,1	— 3,1	14,2	5,99	8	—	—
December . .	— 0,55	— 0,47	+ 9,9	— 7,9	17,8	4,86	23	13	—
					Jahr-Diff.				
Kal. Jahr a) .	+ 7,36	+ 7,49	+ 28,0	— 11,0	39,0	7,59	97	29	59
Met. Jahr b).	+ 7,26	+ 7,35	+ 28,0	— 15,0	43,0	7,56	100	31	59

Temperatur der Jahreszeiten.

	Mittel nach den 3 tägl. Beobacht.	Mittel nach Maxim. und Minimum.	Mittlere tägliche Differenz.
Wintermon. 1847	— 0,20	— 0,31	5,04
Meteor. Winter .	— 0,71	— 0,90	4,90
Frühling . . .	+ 7,65	+ 7,73	8,53
Sommer . . .	+14,81	+15,01	9,64
Herbst. . . .	+ 7,29	+ 7,5	6,86

Wärmster Monat: Juli + 16,25.
Kältester im Kalenderjahr: December — 0,65.
Differenz beider: 16,90.

Temperaturdifferenz zwischen Sommer und Winter (Januar, Februar, December 1847): 15,11.

Jahres-Extreme nach dem Thermographen:
Maximum: + 28,0 den 24. Mai. Minim.: — 11,0 den 12. März.
Differenz beider: 39,0.

Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:
Maximum: + 27,7 den 24. Mai. Minim.: — 10,8 den 12. März.
Differenz beider: 38,5.

Vorstehende Resultate sind von Instrumenten erhalten worden, die in völlig freier Luft hiengen. Zur Vergleichung damit folgen hier noch die Resultate eines geschützten Thermometers, wie das erstemal für das Jahr 1846 im dritten Jahrgang dieser Hefte pag. 278 geschehen ist.

Tabelle XIII.

Monate.	Temperatur im Freien.				Temperatur des geschützten Thermometers.			
	Mrgs. 7 U.	Mtgs. 2 U.	Abds. 9 U.	Durchschnitt.	Mrgs. 7 U.	Mtgs. 2 U.	Abds. 9 U.	Durchschnitt.
Januar .	— 1,58	+ 1,39	— 0,83	— 0,27	— 1,52	+ 1,18	— 0,57	— 0,30
Februar .	— 1,48	+ 2,21	— 0,87	— 0,05	— 1,45	+ 1,86	— 0,79	— 0,13
. . .	— 0,58	+ 7,24	+ 2,33	+ 3,00	— 0,62	+ 6,83	+ 2,50	+ 2,91
April . .	+ 4,27	+ 8,16	+ 5,17	+ 5,87	+ 4,07	+ 7,63	+ 5,31	+ 5,67
Mai . .	+11,24	+18,48	+12,52	+14,08	+10,95	+17,75	+12,66	+13,78
Juni . .	+10,87	+15,90	+11,46	+12,75	+10,50	+15,19	+11,62	+12,44
Juli . .	+13,61	+20,08	+15,06	+16,25	+13,34	+19,34	+15,19	+15,96
August .	+12,77	+19,04	+14,40	+15,40	+12,57	+18,41	+14,53	+15,17
Septemb.	+ 8,29	+13,14	+ 9,41	+10,28	+ 8,26	+12,72	+ 9,54	+10,17
October .	+ 5,33	+10,98	+ 6,74	+ 7,68	+ 5,42	+10,59	+ 6,88	+ 7,63
November	+ 1,73	+ 6,53	+ 3,38	+ 3,88	+ 1,82	+ 6,42	+ 3,48	+ 3,91
December	— 2,16	+ 1,46	— 0,94	— 0,55	— 2,08	+ 1,32	— 0,82	— 0,53
Jahr . .	+ 5,19	+10,39	+ 6,50	+ 7,36	+ 5,10	+ 9,94	+ 6,63	+ 7,22
Winter .	— 1,75	+ 1,69	— 0,81	— 0,29	— 1,68	+ 1,45	— 0,73	— 0,32
Frühling.	+ 4,98	+11,29	+ 6,67	+ 7,65	+ 4,80	+10,74	+ 6,82	+ 7,46
Sommer .	+12,42	+18,34	+13,64	+14,80	+12,14	+17,65	+13,78	+14,53
Herbst .	+ 5,12	+10,21	+ 6,51	+ 7,28	+ 5,17	+ 9,91	+ 6,63	+ 7,24

Werden diese Werthe nach Kämtz rectificirt, so gestalten sich die Resultate nach den Jahreszeiten folgendermassen:

	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Jahr.
Temperat. im Freien	— 0,42	+ 7,40	+ 14,51	+ 7,09	+ 7,14
Temperatur des geschützten Therm.	— 0,42	+ 7,30	+ 14,34	+ 7,09	+ 7,08

Demnach stimmen diesmal die Resultate des Winters und Herbstes völlig überein; die des Frühlings differiren stärker; die des Sommers schwächer als 1846; die Jahres-Resultate erhalten sich dagegen in ihrer geringen Abweichung fast der des Jahres 1846 gleich. Ueber die daraus zu ziehenden Folgerungen will ich später einmal etwas veröffentlichen.

2) Von Schopfloch.

Zusammenstellungen des Herrn Pfarrers Kommerell.

Tabelle XIV.

Wahre mittlere tägliche Temperatur nach den 3 täglichen Beobachtungen.

	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septbr.	October.	Novemb.	Decemb.
1.	—8,0	—2,1	—5,1	1,2	3,2	8,2	10,1	14,8	9,4	4,0	6,8	2,8
2.	—5,6	—2,7	—4,0	3,4	7,0	9,9	8,9	15,5	7,5	3,5	3,9	2,1
3.	1,5	—3,2	—3,4	0,5	8,6	10,1	10,8	13,6	7,1	5,3	6,3	5,0
4.	1,8	—3,9	—3,2	—0,5	4,5	10,9	12,9	12,0	6,4	5,7	5,8	2,0
5.	2,2	—5,2	—3,0	1,0	7,7	12,0	15,9	10,9	6,3	9,5	6,3	2,9
6.	0,2	—4,3	—2,6	0,8	10,7	6,3	18,5	11,4	6,8	7,3	7,5	4,1
7.	0,7	—0,9	—2,9	1,6	11,4	5,7	18,6	10,3	5,5	8,6	6,6	1,5
8.	—2,4	—5,0	—3,0	4,5	9,2	9,3	16,7	12,5	7,4	6,2	7,2	—0,8
9.	—4,2	—5,3	—3,4	3,8	10,2	6,3	11,6	11,1	8,0	6,1	6,6	—0,9
10.	—6,8	—6,4	—5,7	0,8	14,3	5,2	13,3	10,5	9,7	6,2	6,4	—1,1
11.	—5,8	—4,4	—10,0	1,6	14,5	5,1	14,9	12,6	10,8	6,3	6,2	1,4
12.	—0,7	—7,2	—6,1	3,9	11,1	5,4	16,2	13,2	11,8	7,1	2,6	1,0
13.	—0,3	—5,6	—1,7	5,3	9,6	8,3	15,5	15,3	13,3	6,6	3,2	1,0
14.	0,3	—3,7	—1,8	5,1	14,1	12,8	14,4	16,5	10,6	4,3	4,2	0,7
15.	—1,1	2,2	—0,3	—0,8	11,5	12,1	15,1	16,7	6,2	5,9	4,3	0,1
16.	0,9	0,3	2,5	—1,8	13,9	12,6	15,2	16,9	6,8	8,8	5,1	—0,6
17.	2,0	3,0	4,5	—1,7	9,0	14,4	16,1	17,7	8,0	11,4	—0,3	—0,7

	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septbr.	October.	Novemb.	Decemb.
18.	1,7	3,7	4,5	—1,1	12,7	10,3	17,4	18,3	7,9	10,9	— 0,9	—7,4
19.	—0,6	3,4	4,9	0,7	14,3	8,3	16,5	17,3	5,9	9,2	—2,6	—6,0
20.	—2,5	1,4	5,0	3,1	10,4	8,0	11,7	18,1	7,1	10,1	—1,1	—6,1
21.	—2,6	1,4	5,6	4,0	8,5	10,1	12,1	15,5	7,8	6,5	—0,0	—5,9
22.	—0,9	2,3	6,4	2,9	12,9	14,7	14,3	15,1	8,1	4,4	1,4	—4,8
23.	0,1	—2,2	5,8	3,3	18,2	8,2	15,6	12,0	11,8	6,3	2,3	—3,5
24.	2,9	—5,9	5,2	4,3	20,5	10,1	12,1	10,7	10,5	5,2	4,0	—4,7
25.	2,1	—7,1	4,0	4,7	12,5	10,7	13,0	8,7	9,4	2,3	2,5	—2,5
26.	1,3	—6,2	5,0	6,2	11,0	10,8	8,8	7,1	7,6	0,9	2,7	—3,9
27.	2,3	—6,9	8,2	5,8	12,9	9,1	11,1	9,1	3,4	1,2	2,0	—5,5
28.	3,2	—7,2	7,4	6,8	17,1	8,3	10,8	9,9	4,1	1,7	2,2	—4,9
29.	2,2		4,4	5,5	17,3	10,3	9,8	10,6	4,7	2,0	5,1	—5,1
30.	0,9		—0,8	4,3	11,9	12,8	11,2	12,6	4,4	3,6	2,4	—5,0
31.	—1,9		—0,6		10,3		13,5	6,8		5,9		—4,7

Bemerkungen zu Tabelle XV.

Jahresmittel: +5,54, reduc. +5,31. **Maximum des Jahres** +25,5 (den 24. Mai). **Minimum** — 14,5 (den 12. März). Differenz 40,0.
Wärmster Tag, mit mittlerer Temperatur von +20,5 den 24. Mai.
Kältester Tag, mit —10,0 den 11. März. Differenz 30,5.
Wärmster Monat (nach den red. tägl. Beobacht.) Juli mit +13,64.
Kältester Monat, Februar mit — 2,76. Differenz 16,40.
Der Herbst, mit +5,82 ist wärmer als der **Frühling** mit +4,93 um 0,89.
Der Sommer mit +12,08 differirt vom **Winter** mit —1,61 um 13,69.

Die Temperatur fällt vom Januar bis Februar um 2,21.
steigt „ Februar „ März „ 3,33.
„ „ März „ April „ 2,01.
„ „ April „ Mai „ 9,06.
fällt „ Mai „ Juni „ 2,11.
steigt „ Juni „ Juli „ 4,11.
fällt „ Juli „ August „ 0,57.
„ „ August „ Septbr. „ 5,26.
„ „ Septbr. „ October „ 1,89.
„ „ October „ Novbr. „ 2,17.
„ „ Novbr. „ December „ 5,25.
steigt vom Winter (1861) zum Frühling um 7,46.
„ „ Frühling „ Sommer „ 7,15.
fällt „ Sommer „ Herbst „ 6,26.
„ „ Herbst „ Winter „ 7,43.

Die mittlere tägliche **Temperatur-Differenz** ist am grössten im Mai = 8,30, am kleinsten im Januar = 5,15. Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel = 6,43 der im October = 6,39 am nächsten. Monatliche Differenz: Maximum im März = 27,0, Minimum im April = 15,8. Unterschied: 11,2.

Tabelle XV. Temperatur-Verhältnisse.

Monate.	Medium.			Reducirtes Medium.			Wärmster Tag nach der red. mittlern täglichen Temper.		Kältester Tag nach der red. mittlern täglichen Temper.		Zahl der Sommer-, Eis- und Wintertage.					
											Sommertage.		Eistage.		Wintertage.	
	aus den 3 tägl. Beobachtungen.	aus Maxim. und Minim.	Differenz beider.	aus den 3 tägl. Beobachtungen.	aus Maxim. und Minim.	Differenz beider.		d.		d.	t. B.	Max.	t. B.	Max.	t. B.	Max.
Januar . .	— 0,45	— 0,92	+ 0,47	— 0,55	— 1,46	+ 0,91	3,2	28.	—8,0	1.			19	27	9	9
Februar . .	— 2,63	— 3,17	+ 0,54	— 2,76	— 3,45	+ 0,69	3,7	18.	—7,2	12. 28.			22	26	19	18
März . . .	0,71	0,26	+ 0,45	0,57	0,44	+ 0,13	8,2	27.	-10,8	11.			18	19	14	13
April . . .	2,70	2,22	+ 0,48	2,58	2,20	+ 0,38	6,8	28.	—1,8	16.			10	17	4	4
Mai . . .	12,11	11,85	+ 0,26	11,64	11,91	— 0,27	20,5	24.	3,2	1.	6	7				
Juni . . .	9,84	9,62	+ 0,22	9,53	9,65	— 0,12	14,7	22.	5,1	11.						
Juli . . .	14,06	14,01	+ 0,05	13,64	14,07	— 0,43	18,6	7.	8,8	26.	6	8				
August . .	13,42	13,62	— 0,20	13,07	13,69	— 0,62	18,3	18.	7,1	26.	7	10				
September .	8,03	8,11	— 0,08	7,81	8,00	— 0,19	13,3	13.	3,4	27.				1		
October . .	6,16	6,22	— 0,06	5,91	5,80	+ 0,11	11,4	17.	0,9	26.				2		
November .	3,89	3,43	+ 0,56	3,74	2,69	+ 1,05	8,3	5.	—2,6	19.			6	16	3	2
December .	— 1,40	— 1,97	+ 0,57	— 1,51	— 2,77	+ 1,26	5,0	3.	—7,4	18.			24	27	16	15
Frühling .	5,17	4,78	+ 0,39	4,93	4,85	+ 0,08	d. 24. Mai		d. 11. März		6	7	28	36	18	17
Sommer . .	12,44	12,42	+ 0,02	12,08	12,47	— 0,39	d. 7. Juli		d. 11. Juni		13	18				
Herbst . .	6,06	5,92	+ 0,14	5,82	5,50	+ 0,32	d. 13. Sept.		d. 19. Nov.				6	19	3	2
Winter . .	— 1,49	— 2,02	+ 0,63	— 1,61	— 2,56	+ 0,95	d. 3. Dec.		d. 1. Jan.				65	80	44	42
Jahr . . .	5,54	5,27	+ 0,27	5,31	5,77	+ 0,24	d. 24. Mai		d. 11. März		19	25	99	135	65	61
Winter $18\frac{19}{47}$	— 2,41	— 3,05	+ 0,64	— 2,53	— 3,58	+ 1,05	3,7 d. 18. Febr.		—10,4 14. Dec.				69	84	52	51

Tabelle XVI. Thermometer-Stände nach Tagen.

Monate.	Tage mit einem, wenigstens an Einer der 3 täglichen Beobachtungs-Zeiten beobachteten Thermometerstand														Tage mit der reduc. mittlern täglichen Temperatur									
	auf und über 20	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter —0	—0 bis —5,0	Summe unter —5,0	—5,0 bis —10	unter —10	über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter —0	—0 bis —5	unter —5
Januar .						1	1	21	22	19	13	6	6							17	17	14	10	4
Februar .						2	2	7	9	22	9	13	13							8	8	20	9	11
März . .				4	4	10	14	3	17	18	10	8	6	2				8	8	6	14	17	13	4
April . .				1	1	13	14	12	26	10	10							6	6	19	25	5	5	
Mai . . .	6	9	15	13	28	3	31		31						4	18	22	7	29	2	31			
Juni . .		6	6	16	22	8	30		30							15	15	15	30		30			
Juli . .	6	14	20	11	31		31		31						12	16	28	3	31		31			
August .	7	10	17	12	29	2	31		31						11	15	26	5	31		31			
Septemb.		4	4	6	10	20	30		30							6	6	20	26	4	30			
October .		1	1	10	11	14	25	6	31							3	3	18	21	10	31			
Novemb.				6	6	13	19	8	27	6	6							12	12	13	25	5	5	
December						4	4	11	15	24	13	11	11					1	1	11	12	19	12	7
Frühling	6	9	15	18	33	26	59	15	74	28	20	8	6	2	4	18	22	21	43	27	70	22	18	4
Sommer .	13	30	43	39	82	10	92		92						23	46	69	23	92		92			
Herbst .		5	5	22	27	47	74	14	88	6	6					9	9	50	59	27	86	5	5	
Winter .						7	7	39	46	65	35	30	30					1	1	36	37	53	31	22
Jahr . .	19	44	63	79	142	90	232	68	300	99	61	38	36	2	27	73	100	95	195	90	285	80	54	26
Winter $\frac{18}{17}$						3	3	35	38	69	36	33	26	7						30	30	60	32	28

Tabelle XVII.

Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . .	— 0,45	— 4,37		— 3,39	— 0,35	0,74	1,67	— 0,61	— 1,80	— 2,28	0,66
Februar . .	— 2,63	— 0,83	— 3,60	— 6,52			— 1,49	— 0,27	— 4,60	— 4,43	— 1,65
März . . .	0,71	0,47	— 2,89	— 0,44	4,04	6,43	3,19	— 2,14	0,71	— 0,26	1,88
April . . .	2,70	2,58	3,32	4,22	2,35	6,52	3,75	0,75	1,93	3,10	2,56
Mai . . .	12,11	10,88	11,51	10,01	12,85	15,72	13,28	10,03	11,07	11,44	12,45
Juni . . .	9,84	9,71	10,57	11,74	12,75	10,70	10,91	8,39	8,21	10,74	9,39
Juli . . .	14,06	13,23	13,55	14,56	15,28	15,12	15,15	13,91	13,24	13,94	13,24
August . .	13,42	10,78	13,82	16,03	13,07	14,87	12,72	12,71	11,50	14,22	12,56
September .	8,03	5,90	4,90	10,20	6,30	12,57	8,77	7,90	7,28	6,75	8,26
October . .	6,16	3,14	3,46	6,66	8,33	6,69	8,26	5,58	4,60	5,91	6,37
November .	3,99	8,20	— 2,24	4,46	4,52	3,36	4,89	4,21	2,17	3,68	4,04
December .	— 1,40	— 4,86	— 7,90	— 4,32	— 2,25	— 0,51	0,85	2,34	— 0,75	— 3,70	0,84
Frühling .	5,17	4,64	3,98	4,60	6,41	9,56	6,74	2,88	4,58	4,76	5,63
Sommer . .	12,44	11,24	12,65	14,11	13,70	13,56	12,93	11,67	10,98	12,97	11,73
Herbst . .	6,06	5,75	2,04	7,11	6,45	7,54	7,31	5,90	4,68	5,45	6,22
Winter . .	— 1,49	— 3,35	— 5,75	— 4,74	— 1,30	0,12	0,34	0,49	— 2,38	— 3,47	— 0,05
Jahr . . .	5,54	4,57	3,23	5,27	6,31	7,69	6,83	5,24	4,47	4,93	5,88
Diff. v. Med.		— 0,97	— 2,31	— 0,27	+ 0,77	+ 2,15	+ 1,29	— 0,30	— 1,07	— 0,61	+ 0,34
Winter $18\frac{46}{47}$	— 2,41	— 4,31	— 3,72	— 4,81	— 0,98	— 0,00	— 1,12	— 1,57	— 3,05	— 3,98	— 1,44

beſiegt wurden. Der am 12. Mai 1835 abgeſchloſſene Vertrag gewährte für die beſonderen, auf den Rückzoll von Tabak, auf die Beſtimmung des Grenzbezirks, auf einzelne Tranſitſtraßen und auf die Verhältniſſe zu der Schweiz bezüglichen Intereſſen des Landes eine vollſtändige Befriedigung, die man den einſichtsvollen und ſtandhaften Beſtrebungen des Chefs der badiſchen Finanzen, von Böckh, ſo wie dem freundlichen Entgegenkommen der verbündeten Staaten und den conciliatoriſchen Geſinnungen ihrer Vertreter zu danken hatte. Hier dürfen wir nicht unterlaſſen, insbeſondere der förderlichen Bemühungen des Freiherrn v. Otterſtedt zu gedenken, der, in ſeiner Eigenſchaft als preußiſcher Geſandter an mehreren ſüddeutſchen Höfen zu vermittelnder Wirkſamkeit berufen, ſeine Stellung hiezu, wie früher (im Jahr 1827 zu Darmſtadt) auch jetzt im Intereſſe der Handelsſache, eifrig benutzte und in den erlangten Erfolgen den Sieg der Ideen und Anſichten feierte, denen er, wie man wußte, ſchon ſeit lange perſönlich befreundet war.

Obwohl der mit Baden abgeſchloſſene Beitrittsvertrag allen billigen Forderungen Derer, welche überhaupt den Verein wollten, entſprach, ſo erlangte er doch nur nach ſchwerem, erneuerten Kampfe gegen eine nicht unbedeutende Minorität die Zuſtimmung der Kammern der badiſchen Stände. Die Vereinigung wurde ſodann nach einer kurzen Zwiſchenperiode, für deren Dauer vorläufige Handelsbegünſtigungen ſtipulirt waren, mit dem 1. Januar 1836 wirklich vollzogen.

Nachdem auch mit Naſſau, das bei allen früheren Verhandlungen vorzüglich mit Baden ſympathiſirt hatte, vorläufige Verabredungen über wechſelſeitige Erleichterungen, die am 10. September 1835 eintraten, getroffen und am 10. Dezember der Vereinigungsvertrag abgeſchloſſen worden, erfolgte der Anſchluß des Herzogthums am 1. Januar, zuvörderſt noch unter fortdauernder Grenzbeſitzung, und in voller Ausdehnung am 1. April 1836.

Unter gleichen Beſchränkungen für eine kurze Uebergangsperiode ſchloß Heſſenhomburg, in Folge des mit Heſſendarmſtadt unterhandelten Vertrags vom 20. Februar 1835, das Amt Homburg dem Großherzogl. Heſſiſchen Zollgebiete an.

Die iſolirte Stellung der Stadt Frankfurt war durch den Anſchluß aller ihrer Nachbarſtaaten an den Verein unhaltbar geworden. Ihr Beitritt wurde durch eine, auf billige Berückſichtigung

Bemerkungen zu Tabelle XVII.

Für	N	fällt das	Max.	13,23	in	Juli,	das	Min.	—4,86	in	Dec.
„	NO	„	„	13,82	„	August,	„	„	—7,90	„	Dec.
„	O	„	„	16,03	„	August,	„	„	—6,52	„	Febr.
„	SO	„	„	15,28	„	Juli,	„	„	—2,25	„	Dec.
„	S	„	„	15,72	„	Mai,	„	„	—0,51	„	Dec.
„	SW	„	„	15,15	„	Juli,	„	„	—1,49	„	Febr.
„	W	„	„	13,91	„	Juli,	„	„	—2,14	„	März.
„	NW	„	„	13,24	„	Juli,	„	„	—4,00	„	Febr.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

Im Jahr: S SW SO O W N NW NO.
„ Sommer: O SO S SW NO W NO NW.
„ Winter: W SW S SO NW N O NO.
„ Frühling: S SW SO N NO NW NO W.
„ Herbst: S SW O SO W N NW NO.

Es differirt die Temperatur

bei	N	im Winter u. Sommer um:	14,59,	im Frühling u. Herbst um:		—1,11.
„	NO	„ „	18,40,	„ „		+1,94.
„	O	„ „	18,83,	„ „		—2,51.
„	SO	„ „	15,00,	„ „		—0,04.
„	S	„ „	13,44,	„ „		+2,02.
„	SW	„ „	12,59,	„ „		—0,54.
„	W	„ „	11,18,	„ „		—3,02.
„	NW	„ „	13,36,	„ „		—0,10.

3) Von Ennabeuren.

Zusammenstellungen des Herrn Pfarrer's Schiler.

Bemerkungen zu Tabelle XVIII.

Uebersicht der Temperatur-Verhältnisse.

Jahresmittel +5,45, reduc. Mittel +5,24. Maximum des Jahrs +23,7 den 24. Mai, Minim. —12,7 den 12. März. Differenz 36,4.

Wärmster Monat nach den reducirten täglichen Beobachtungen Juli = +13,85; kältester Februar = —2,82. Differenz 16.67.

Der Herbst = +5,85 ist wärmer als der Frühling = +4,92 um 0,93.

Der Sommer = +12,30 differirt vom Winter = —2,11 um 14,41.

Die Temperatur fällt vom Januar bis Februar um 1,54.
steigt „ Februar „ März „ 3,24.

Die Temperatur steigt vom März bis April um 2,33.
„ „ April „ Mai „ 8,83.
fällt „ Mai „ Juni „ 1,77.
steigt „ Juni „ Juli „ 4,04.
fällt „ Juli „ August „ 0,61.
„ „ August „ Septbr. „ 5,18.
„ „ Septbr. „ October „ 1,73.
„ „ October „ Novbr. „ 3,18.
„ „ Novbr. „ Decbr. „ 5,39.

steigt vom Winter zum Frühling um 7,03, v. Frühl. zum Sommer um 7,38.
fällt vom Sommer zum Herbst um 6,45, v. Herbst zum Winter um 7,96.

Temperatur-Veränderung. Die mittlere tägliche ist am grössten im März = 5,15; am kleinsten im Januar = 2,96. Die mittlere tägliche Aenderung kommt in ihrem Jahresmittel = 3,99 dem November am nächsten = 3,97. Monatliche Aenderung: Maxim. im März = 23,9, Minim. im April = 13,1. Differenz 10,8.

Tabelle XVIII.

Temperatur-Verhältnisse.

Monate.	Medium aus den 3 täglichen Beobachtungen.	Reducirt. Medium.	Differenz.	Sommer-, Eis- und Winter-Tage.		
				Sommertg.	Eistage.	Wint.-tage.
Januar	— 1,18	— 1,28	0,10		14	10
Februar . . .	— 2,61	— 2,82	0,21		6	18
März	0,56	0,42	0,14		8	11
April	2,94	2,75	0,19		10	
Mai	11,95	11,58	0,33	4		
Juni	10,12	9,81	0,31			
Juli	14,29	13,85	0,44	7		
August	13,52	13,24	0,28	4		
September . .	8,29	8,06	0,23			
October . . .	6,56	6,33	0,23			
November . . .	3,21	3,15	0,06		10	1
December . . .	— 2,25	— 2,24	0,01		4	20
Frühling . . .	5,15	4,92	0,23	4	18	11
Sommer . . .	12,64	12,30	0,34	11		
Herbst	6,02	5,85	0,16		10	1
Winter	— 2,01	— 2,11	0,11		24	48
Jahr	5,45	5,24	0,21	15	52	60

Tabelle XIX. Thermometer-Stände nach Tagen.

Monate.	Tage mit einem, wenigstens an Einer der 3 täglichen Beobachtungs-Zeiten beobachteten Thermometerstand														Tage mit mittlerer täglicher Temperatur (reducirtes Mittel)									
	auf und über 20°	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter u. auf 0	0 bis −5	Summe unter −5	−5 bis −10	unter −10	über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	−0 bis −5	unter −5
Januar .								10	10	21	16	5	5							13	13	18	13	5
Februar .						1	1	7	8	20	6	14	14							7	7	21	11	10
März .				4	4	8	12	4	16	15	7	8	7	1				5	5	10	15	16	12	4
April .						16	16	10	26	4	4							5	5	21	26	4	4	
Mai . .	4	12	16	12	28	3	31		31						4	18	22	7	29	2	31			
Juni . .		6	6	15	21	9	30		30							15	15	15	30		30			
Juli . .	7	16	23	7	30	1	31		31						13	16	29	2	31		31			
August .	4	13	17	13	30	1	31		31						10	17	27	4	31		31			
Septemb.		3	3	11	14	16	30		30							7	7	21	28	2	30			
October .		1	1	8	9	18	27	4	31							2	2	18	20	11	31			
Novemb.				4	4	12	16	13	29	1	1							18	18	5	23	7	7	
December						2	2	7	9	22	9	13	13							7	7	24	18	6
Frühling	4	12	16	16	32	27	59	14	73	19	11	8	7	1	4	18	22	17	39	33	72	20	16	4
Sommer .	11	35	46	35	81	11	92		92						23	48	71	21	92		92			
Herbst .		4	4	23	27	46	73	17	90	1	1					9	9	57	66	18	84	7	7	
Winter .						3	3	24	27	63	31	32	32							27	27	63	42	21
Jahr . .	15	51	66	74	140	87	227	55	282	83	43	40	39	1	27	75	102	95	197	78	275	90	65	25

Tabelle XX.

Wahre mittlere tägliche Temperatur nach den 3 täglichen Beobachtungen.

	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.
1.	—7,9	—1,1	—6,2	1,9	3,5	9,0	10,9	14,1	9,7	4,6	8,7	
2.	—7,5	—2,4	—4,1	4,0	6,4	9,5	9,6	15,4	7,7	5,4	5,3	
3.	—0,6	—2,2	—2,5	1,3	8,4	10,8	11,8	14,3	7,2	5,6	5,8	
4.	0,4	—3,5	—2,4	—1,7	4,9	10,6	13,1	13,1	6,9	6,5	5,4	
5.	0,8	—4,5	—3,7	0,8	8,2	12,3	16,0	10,8	7,3	7,0	7,6	
6.	—0,2	—4,7	—2,6	0,7	10,8	7,1	18,0	11,3	6,4	7,5	6,5	
7.	1,1	—1,4	—3,0	1,7	10,4	6,8	18,5	11,1	6,4	9,1	7,3	
8.	—0,5	—5,2	—2,8	4,1	8,3	9,8	17,2	12,4	6,5	6,1	5,3	
9.	—2,8	—5,5	—3,2	2,7	9,8	6,6	12,4	11,1	8,6	6,2	6,7	
10.	—5,4	—7,2	—6,5	0,8	11,9	5,2	14,4	10,5	10,4	8,5	5,6	
11.	—8,3	—4,3	—9,1	1,8	13,8	5,9	15,1	11,6	11,4	6,4	5,9	
12.	—5,7	—7,6	—5,7	2,8	12,0	6,7	16,3	13,9	11,5	5,0	—0,3	
13.	—3,3	—6,5	—2,7	4,3	10,1	8,9	16,1	15,1	12,4	7,0	3,2	
14.	—1,7	—5,3	—1,2	5,9	12,6	12,6	15,4	16,5	10,5	8,2	4,9	
15.	—2,4	0,9	—0,4	0,3	11,5	12,6	15,8	16,7	6,1	6,7	4,3	
16.	0,7	—0,2	1,0	—0,6	12,9	12,8	14,9	16,7	6,3	9,6	5,7	
17.	1,2	2,4	2,7	—1,6	9,6	13,7	15,2	17,6	7,8	11,2	2,2	
18.	0,8	3,0	3,7	—0,9	12,3	10,3	15,9	17,8	8,2	10,9	0,9	
19.	0,5	2,3	4,4	1,6	13,7	8,9	15,8	17,8	5,8	9,8	—2,9	
20.	—1,2	0,8	5,7	3,0	11,3	8,5	11,6	16,9	7,1	9,7	—2,4	
21.	—1,8	1,5	5,8	4,3	9,2	10,1	12,6	16,2	8,6	6,9	—0,9	
22.	—1,7	2,2	5,6	4,0	12,4	13,7	14,8	14,2	8,7	4,9	—0,1	
23.	—0,7	—1,5	6,0	4,7	16,3	8,5	15,1	13,5	11,1	5,1	0,9	
24.	—0,1	—4,7	4,8	4,5	10,0	10,1	13,4	12,0	11,6	4,9	3,5	
25.	1,1	—5,6	4,1	4,9	13,6	10,5	13,6	9,8	9,4	2,8	2,1	
26.	0,5	—5,3	5,8	5,4	13,0	11,0	8,9	7,2	8,0	2,4	0,6	
27.	1,5	—6,2	7,5	5,9	13,8	9,9	11,1	9,6	4,4	2,1	—0,5	
28.	2,4	—7,1	6,3	6,4	16,7	9,0	10,4	10,7	5,1	3,2	—1,7	
29.	1,8		3,9	5,6	18,0	10,1	10,3	12,1	6,0	4,3	3,7	
30.	0,5		0,0	4,0	12,5	12,7	12,3	11,9	5,0	3,9	1,3	
31.	—1,6		1,8		11,2		12,8	9,3		4,8		

Tabelle XXI.

Monate.	Stand des Thermometers nach den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . .	— 1,18			— 5,6	— 3,3		0,4	0,2	2,0	— 4,5	0,3
Februar . .	— 2,61	— 1,9	— 4,2	— 5,1			— 2,3	— 1,9	— 1,7	— 4,4	— 1,9
März . . .	0,56	— 1,3	— 5,8	— 1,6	3,9	3,6	— 0,6	1,3	0,5	— 0,1	1,3
April . . .	2,94	2,1	5,9	3,3	5,4	3,6	3,6	2,4	3,0	3,5	2,8
Mai . . .	11,95	11,7	9,2	9,7	15,0	15,8	13,1	12,8	10,7	10,9	12,3
Juni . . .	10,12	8,5	11,1	12,3	13,3	17,5	10,8	9,1	9,1	11,0	9,9
Juli . . .	14,29	13,7	14,7	15,3			16,2	14,0	13,6	14,4	14,2
August . .	13,52	12,3	14,5	15,7	16,7	14,4	14,6	11,5	11,1	15,9	12,3
September .	8,29	6,7	8,5	11,7	12,4		9,0	7,9	7,3	8,9	8,0
October . .	6,56	3,7	4,1	7,1	8,0	7,8	8,4	6,7	4,7	5,9	6,9
November .	3,21	0,1	0,3	2,1	0,7	4,5	1,1	5,5	4,5	3,2	3,2
December .	— 2,25	— 4,5		— 4,7	— 3,6	— 3,7	— 2,2	0,1	3,5	— 4,6	— 1,2
Frühling. .	5,15	4,2	3,1	3,8	8,1	7,7	5,3	5,5	4,7	4,8	5,5
Sommer . .	12,64	11,5	13,4	14,4	15,0	15,9	13,9	11,5	11,3	13,8	12,1
Herbst . .	6,02	3,5	4,3	6,9	7,0	6,1	6,2	6,7	5,5	6,0	6,0
Winter . .	— 2,01	— 3,2	— 4,2	— 5,1	— 3,4	— 3,7	— 1,0	— 0,5	1,3	— 4,4	— 0,6
Jahr . . .	5,45	4,5	4,2	5,0	6,7	6,3	6,1	5,8	5,7	5,1	5,7
Diff. v. Med.		— 0,9	— 1,2	— 0,4	+ 1,3	+ 1,1	+ 0,7	+ 0,4	+ 0,3	— 0,3	+ 0,3

Bemerkungen zu Tabelle XXI.

Für	N	fällt	das	Max.	13,7	in d.	Juli,	das	Min.	—4,5	in d.	Dec.
„	NO	„	„	„	14,7	„	Juli,	„	„	—5,8	„	März.
„	O	„	„	„	15,7	„	August,	„	„	—5,6	„	Jan.
„	SO	„	„	„	16,7	„	August,	„	„	—3,6	„	Dec.
„	S	„	„	„	17,5	„	Juni,	„	„	—3,7	„	Dec.
„	SW	„	„	„	16,2	„	Juli,	„	„	—2,3	„	Febr.
„	W	„	„	„	14,0	„	Juli,	„	„	—1,9	„	Febr.
„	NW	„	„	„	13,6	„	Juli,	„	„	—1,7	„	Febr.

Der Wärme nach kommen die Winde in folgender Ordnung:

Im Jahr:	SO	S	SW	W	NW	O	N	NO.
	6,7	6,5	6,1	5,8	5,7	5,0	4,5	4,2.
„ Sommer:	S	SO	O	SW	NO	N	W	NW.
	15,9	15,0	14,4	13,9	13,4	11,5	11,5	11,3.
„ Winter:	NW	W	SW	N	SO	S	NO	O.
	1,3	—0,5	—1,0	—3,2	—3,4	—3,7	—4,2	—5,1.
„ Frühling:	SO	S	W	SW	NW	N	O	NO.
	8,1	7,7	5,5	5,3	4,7	4,2	3,8	3,1
„ Herbst:	SO	O	W	SW	S	NO	NW	NO.
	7,0	6,9	6,7	6,2	6,1	5,5	5,5	4,2.

Differenz:

bei	N	des Winters	u. Sommers	14,7,	des Frühlings	u. Herbstes	—1,3.
„	NO	„	„	17,6,	„	„	—1,3.
„	O	„	„	19,5,	„	„	—3,1.
„	SO	„	„	18,4,	„	„	+1,1.
„	S	„	„	19,6,	„	„	+1,6.
„	SW	„	„	14,9,	„	„	—0,9.
„	W	„	„	12,0,	„	„	—1,2.
„	NW	„	„	10,0,	„	„	—0,8.

4) Von Calw. Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Müller.

Tabelle XXII. Thermometerstand im Freien im Schatten.

1847.	Thermograph. Max.	Thermograph. Min.	Mittel Morgens 7 Uhr.	Mittel Mittags 2 Uhr.	Mittel Abends 9 Uhr.	Nicht reduc. Mittel aus den 3 tägl. Beob.	Nicht reduc. Mittel a. d. tägl. Max. u. Minim.	Reducirtes Mittel aus den 3 tägl. Beob.	Reducirtes Mittel a. d. tägl. Max. u. Minim.	Grösster täglicher Unterschied.	Mittel der tägl. Unterschiede.	Monatl. Unterschied.
Januar . .	+ 7,5	−11,7	− 2,051	+ 2,458	− 1,055	− 0,216	− 0,245	− 0,426	− 0,941	9,5	5,619	19,2
Februar . .	+10	−10,6	− 2,554	+ 2,936	− 1,828	− 0,482	− 0,743	− 0,818	− 1,102	12	7,521	20,6
März . . .	+16	−16,2	− 1,829	+ 7,639	− 0,061	+ 1,916	+ 2,253	+ 1,422	+ 2,208	16,8	11,235	32,2
April . . .	+14	− 4	+ 2,717	+ 8,230	+ 3,167	+ 4,705	+ 4,793	+ 4,320	+ 4,762	14,5	7,940	18
Mai . . .	+26,8	− 1,2	+ 9,348	+17,864	+ 9,800	+12,337	+12,175	+11,703	+12,272	17,2	12,087	28
Juni . . .	+21,5	+ 0,9	+ 9,857	+15,597	+ 9,400	+11,618	+11,223	+11,063	+11,271	16,7	9,427	20,6
Juli . . .	+25,5	+ 5,8	+12,587	+19,735	+12,987	+15,103	+14,772	+14,574	+14,853	15	10,119	19,7
August . .	+24,5	+ 7	+11,564	+18,319	+12,303	+14,062	+14,121	+13,622	+14,212	14,1	9,100	17,5
September .	+19,3	+ 0,4	+ 7,380	+12,603	+ 7,980	+ 9,321	+ 9,200	+ 8,986	+ 9,078	13,4	7,173	18,9
October . .	+16,7	− 0,1	+ 4,639	+11,016	+ 5,655	+ 7,103	+ 7,353	+ 6,741	+ 6,854	13,6	7,442	16,8
November .	+11,6	− 4,6	+ 1,013	+ 7,357	+ 2,557	+ 3,649	+ 3,753	+ 3,371	+ 2,879	12,1	7,280	16,2
December .	+ 9	−10,1	− 2,774	+ 1,703	− 1,835	− 0,969	− 1,016	− 1,185	− 1,762	10,3	5,552	19,1
Ganzes Jahr	+26,8 24. Mai Mittg.	−16,2 12. März Morgs.	+ 4,156	+10,455	+ 4,922	+ 6,512	+ 6,470	+ 6,114	+ 6,215	17,2 24. Mai Min. Mrgs. + 9,6 Max. Mitt. + 26,8	8,377	Jahresunterschied 43
			+ 6,511									

Die Reduction der Mittel geschah bei den 3 tägl. Beobachtungen nach der Formel $\frac{\text{Morgen} + \text{Mittag} + 2 \times \text{Abend}}{4}$, bei den Maximi's und Minimi's nach der Formel Min. + (Max. − Min.) × z, wobei für z die in den württ. naturw. Jahresh., 3. Jahrg. 3. Heft, S. 410 für die einzelnen Monate angegebenen Zahlen gesetzt wurden, nur dass bei dem August anstatt 0,610 die Zahl 0,510 angenommen wurde; die nach der zweiten Formel berechneten Resultate scheinen jedoch keineswegs richtig zu sein, wenn sich auch die Jahressumme ziemlich ausgleicht.

Tabelle XXIII.

Extreme der täglichen Temperaturen.

1847.	Heisse Tg. (Sommertage), Max. +20 u. darüber.	Warme Tage, Max. zwischen +15 und +20	Gemässigte Tge., Max. unter +15, Minim. über 0	Eistage.			Wintertage, an denen die Temp. gar nicht über 0 hinaufstieg.
				Minimum über —5	Min. zwischen —5 und —10	Min. unter —10	
Januar .			8	14	8	1	5
Februar .			4	10	13	1	6
März . .		2	2	18	7	2	1
April . .			18	12			
Mai . .	9	17	3	2			
Juni . .	3	15	12				
Juli . .	18	10	3				
August .	14	14	3				
Septemb.		7	23				
October .		4	26	1			
Novemb.			15	15			
Decemb.			4	16	10	1	10
Ganz. Jahr	44	69	121	88	38	5	22

Temperatur der Jahreszeiten (nicht reducirt).

Frühling: März, April, Mai.	Sommer: Juni, Juli, August.	Herbst: Septemb. October, Novemb.	Winter: Januar, Februar, Decemb.	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.	Unterschied zwischen Sommer und Winter.
+6,319	+13,594	+6,691	—0,556	+15,103 Juli.	—0,969 Decemb.	16,072	14,150

Tabelle XXIV. Mitteltemperatur der einzelnen Tage.

1847.	−7,9 bis −7	−6,9 bis −6	−5,9 bis −5	−4,9 bis −4	−3,9 bis −3	−2,9 bis −2	−1,9 bis −1	−0,9 bis 0	0,1 bis 1	1,1 bis 2	2,1 bis 3	3,1 bis 4	4,1 bis 5	5,1 bis 6	6,1 bis 7	7,1 bis 8	8,1 bis 9	9,1 bis 10	10,1 bis 11	11,1 bis 12	12,1 bis 13	13,1 bis 14	14,1 bis 15	15,1 bis 16	16,1 bis 17	17,1 bis 18	18,1 bis 19	19,1 bis 20
Januar . .	1		2	2	2	2	2	4	2	6	5	1	2															
Februar . .			2	2	4	3	3	3	3	1	1	4	1	1														
März . . .			2	1		2		4	4	3	1	1	4	3	2		2											
April . . .									1	3	2	6	5	6	4	3	1											
Mai . . .														1	1	1	1	1	2	6	6	5	2	2	1	2		
Juni . . .																	5	2	3	6	3	4	1	2				
Juli . . .																				2	1	7	7	5	2	3	1	1
August . .																			1	4	6	4	5	3	7	1		
September .														2	2	3	5	7	4	6	1							
October . .												1	3	6	6	6	3	3	2	1								
November .							2	1	2	3	4	4	7	5	1	2												
December .			2	1	3	6	3	3		2		1	3	1	1													
Ganzes Jahr	1		8	6	14	13	10	15	12	18	13	18	25	25	17	15	17	13	14	25	19	20	15	12	10	8	1	1

Winterliche Tage 129 — Frühlingstage 46 — Herbsttage 66 — 112 — Sommerliche Tage 125

Wärmster Tag . . + 19,03 (reducirt + 18,42) den 7. Juli.
Kältester Tag . . — 7,20 (reducirt — 7,02) den 1. Januar.
Unterschied beider 26,23 (25,44).

Tabelle XXV.

Frost- und Schnee-Gränzen, Dauer der Schneedecke etc.

Frost			Schnee						
letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.	Tage dazwischen.	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.	Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schneetage.	Eistage.	Sommertage.
3. Mai	23. Oct.	172	19 Apr.	17 Nov.	211	52	34	131	44

3. Brunnentemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Brunnentemperatur kann, so wünschenswerth es wäre, sie mittelst Quellwasser beobachten zu können, das den Abwechslungen der Lufttemperatur minder unterworfen ist, immer noch nur an dem zur Stadt geleiteten Seewasser beobachtet werden. Die Resultate dieser Beobachtungen täglich 2h Mittags gibt

Tabelle XXVI.

Monate.	Monatsmittel der Brunnentemp.	Monatsmittel der Lufttemp.	Tiefste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur des Tags zuvor.	Höchste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur des Tags zuvor.	Abnahme.	Zunahme.
Dec. 46	+ 3,80	— 1,60	+ 2,9 d. 31.	— 8,63	+ 5,3 d. 1.	+ 1,20	2,4	
Januar	+ 2,90	— 0,23	+ 2,3 d. 15.	— 5,23	+ 3,5 d. 13.	+ 4,26	0,6	0,5
Febr.	+ 2,44	+ 0,63	+ 2,5 d. 10.	— 3,23	+ 3,1 d. 18.	+ 6,23	0,4	0,8
März	+ 3,33	+ 3,01	+ 2,3 d. 12.	— 6,46	+ 5,0 d. 28.	+ 9,70	0,3	2,7
April	+ 5,61	+ 5,79	+ 4,9 d. 2.	+ 3,06	+ 7,0 d. 30.	+ 8,90	0,1	2,1
Mai	+ 9,33	+14,29	+ 7,1 d. 1.	+ 8,30	+11,5 d. 30.	+16,26	0,2	4,4
Juni	+11,58	+12,83	+10,4 d. 7.	+10,26	+13,8 d. 23.	+18,33	0,7	3,4
Juli	+13,87	+16,54	+12,2 d. 1.	+16,43	+17,0 d. 21.	+14,56	3,3	4,8
Aug.	+13,92	+15,63	+13,2 d. 11.	+13,36	+15,0 d. 25.	+13,00	0,5	1,8
Sept.	+11,45	+10,54	+10,4 d. 30.	+ 8,16	+13,3 d. 1.	+12,16	2,9	
Oct.	+ 8,80	+ 7,81	+ 7,5 d. 31.	+ 6,16	+11,2 d. 1.	+ 8,00	3,7	
Nov.	+ 5,05	+ 3,94	+ 4,5 d. 30.	+ 5,20	+ 7,7 d. 1.	+ 6,96	3,2	
Dec.	+ 3,37	— 0,61	+ 2,9 d. 31.	— 1,40	+ 5,2 d. 7.	+ 6,40	2,3	
Kal. J.	+ 7,71	+ 7,32	Januar		Juli			0,6
Met. J.	+ 7,75	+ 7,44						0

der überwiegenden ſtädtiſchen Bevölkerung ihres Gebietes gegründete und auf den Maßſtab ihrer Theilnahme an den gemeinſchaftlichen Zolleinkünften bezügliche Conceſſion erleichtert.

Nachdem ſie, in Gemäßheit des Beitrittsvertrags vom 2. Januar 1836, bereits am 7. Februar den Vereinstarif eingeführt hatte, trat ſie in den gemeinſchaftlichen Zollverband an dem nämlichen Tage mit Naſſau und Heſſenhomburg ein.

Nähere Verabredungen über ganz oder größtentheils enclavirte Gebiete, wodurch ſchon früher beſtandene Verträge modificirt wurden, oder zu welchen die veränderten Umſtände eine Veranlaſſung gaben, vollendeten die Verfaſſung des gemeinſamen Zollverbandes.

Zwiſchen Preußen auf der einen und den ſchwarzburgiſchen und herzoglich ſächſiſchen Höfen, den anhaltiſchen Häuſern über ihre ſämmtlichen Länder, mit Lippe-Detmold, Mecklenburg-Schwerin, Heſſenhomburg (wegen Meiſenheim), Holſtein, Oldenburg, Waldeck und Pyrmont, auf der andern Seite; ſodann zwiſchen Bayern, Sachſen-Weimar, Sachſen-Coburg; ferner zwiſchen Baden auf der einen und Württemberg, Heſſendarmſtadt und Hohenzollern-Sigmaringen auf der andern Seite; zwiſchen dem Großherzogthum Heſſen und Heſſenhomburg und zwiſchen Württemberg und den beiden hohenzollernſchen Häuſern beſtehen ſolche, theils vor der Bildung des großen Vereines, theils ſpäter verabredete oder modificirte Verträge.

Im beſonderen Intereſſe der mit der Schweiz angrenzenden Vereinsſtaaten Bayern und Württemberg und Baden wurden endlich noch ausgedehntere Begünſtigungen im Verkehr mit der Eidgenoſſenſchaft verabredet.

Nur wer den Gang und den Inhalt aller dieſer Verhandlungen, deren detaillirte Darſtellung mehrere Bände füllen würde, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, vermag nach ihrem ganzen Werthe die Geſchicklichkeit, die raſtloſe Thätigkeit und den feſten und redlichen Willen zu ſchätzen, welche von allen Seiten an den Tag gelegt wurden und werden mußten, um die ſo mannichfaltig verweigerten Negociationen zu einem befriedigenden Reſultate zu führen.

Wenn Bayern und Württemberg durch die rühmliche Beharrlichkeit, womit ſie die Vereinsidee verfolgten und die erſte

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter a)	Winter b)
Brunnentemperatur	+ 0,09	+ 13,12	+ 8,76	+ 2,90	+ 3,05
Lufttemperatur . .	+ 7,44	+ 14,35	+ 7,26	— 0,30	— 0,66

Die Spalte „Abnahme" zeigt die Grade an, um welche die Brunnentemperatur vom Anfang des Monats oder von der höchsten Temperatur des Monats an bis zum Minimum oder bis zum Ende des Monats abnahm, die Spalte „Zunahme" dagegen gibt die Grade, um welche die Brunnentemperatur vom Anfang des Monats oder von dem Minimum bis zum Maximum oder bis zum Ende des Monats zunahm.

b) Von einigen Beobachtungsorten.

1) Von Canstatt durch Herrn Med. Dr. Rühle.

Brunnentemperatur.

Tabelle XXVII.

Monate.	Mittel Abends 9 Uhr.	Maximum.	Minimum.	Differenz des Mittels von der mittleren Lufttemperatur.
Januar	+ 2,91	+ 3,5	+ 2,4	+ 3,19
Februar	3,14	4,1	2,2	+ 3,20
März	4,16	6,0	2,7	+ 1,15
April	5,90	7,0	5,1	— 0,06
Mai	9,66	11,9	7,0	— 4,43
Juni	11,04	12,1	10,2	— 1,71
Juli	13,02	14,0	11,3	— 3,23
August	13,21	14,4	12,3	— 2,21
September	10,97	12,3	10,0	+ 0,69
October	9,17	10,0	8,1	+ 1,49
November	6,02	8,0	5,8	+ 3,03
December	4,27	6,3	2,8	+ 4,82
Jahr	7,86	14,4	2,2	+ 0,50
Winter	3,44	Jahresdifferenz:		+ 3,74
Frühling	6,54	12,2.		— 1,11
Sommer	12,42			— 2,39
Herbst	9,02			+ 1,74

2) Von Calw durch Herrn Med. Dr. Müller.

Tabelle XXVIII.

Brunnentemperatur.

1847.	Mittlere monatl. Luftwärme.	Brunnen beim Ziegelbach.				
		Mittlere monatl. Temperatur.	Maxim.	Minim.	Unterschied beider.	Unterschied von der monatl. Luftwrm.
Januar . .	— 0,216	+ 7,133	+ 7,4	+ 6,9	0,50	+ 7,349
Februar . .	— 0,482	+ 7,283	+ 7,35	+ 7,2	0,15	+ 7,765
März . . .	+ 1,916	7,267	7,3	7,25	0,05	+ 5,351
April . . .	+ 4,705	7,100	7,2	7,0	0,20	+ 2,395
Mai . . .	+12,337	7,550	7,9	7,4	0,50	— 4,787
Juni . . .	+11,618	7,900	8,0	7,7	0,30	— 3,718
Juli . . .	+15,103	8,333	8,4	8,3	0,10	— 6,770
August . .	+14,062	8,400	8,7	8,2	0,50	— 5,662
September .	+ 9,321	8,000	8,1	7,9	0,20	— 1,321
October . .	+ 7,103	7,867	8,0	7,8	0,20	+ 0,764
November .	+ 3,649	7,433	7,5	7,3	0,30	+ 3,784
December .	— 0,969	6,850	7,3	6,5	0,80	+ 7,819
Ganzes Jahr	+ 6,512	+ 7,692	+ 8,7 August.	+ 6,5 Decemb.	2,20	+ 1,180

4. Die barometrischen Verhältnisse.

a) Stuttgarter Beobachtungen.

Die Barometerstände sind auf + 15° R. reducirt; die Mittel von den Morgen- und Mittagsbeobachtungen berechnet; die Tabelle XXIX. gibt die Uebersicht der monatlichen Extreme, Mittel und Differenzen; die Zeichen + und — in den betreffenden Spalten bezeichnen den Ueberfluss oder Minderbetrag der Mittelstände gegen das Jahresmittel von 1847 und das 20jährige von 1825 — 1844 (27 4,71).

Tabelle XXIX.

Monate.	Barometerstand			Barometrische Differenzen				
	höchster.	tiefster.	mittlerer.	monatliche.	vom Jahresmittel a)	vom Jahresmittel b)	v. 20jähr. Jahresmittel.	Mittl. Monats-Diff. in 20 Jahr.
December 1846 .	27‴ 11,65‴	26‴ 4,72‴	27‴ 2,75‴	18,93‴	— 2,26	— 2,07	— 1,96	
Januar	27 9,44	26 10,64	27 5,25	10,80	+ 0,24	+ 0,43	+ 0,54	12,38
Februar	27 9,53	26 11,00	27 4,27	10,53	— 0,74	— 0,55	— 0,44	12,03
März	27 10,37	26 9,82	27 5,20	12,55	+ 0,19	+ 0,38	+ 0,49	10,71
April	27 5,64	26 6,58	27 2,63	10,99	— 2,38	— 2,19	— 2,08	9,54
Mai	27 9,35	27 1,90	27 5,15	7,65	+ 0,14	+ 0,33	+ 0,44	7,79
Juni	27 8,81	27 1,88	27 4,85	6,93	— 0,16	+ 0,03	+ 0,14	7,05
Juli	27 8,27	27 1,75	27 5,46	6,52	+ 0,45	+ 0,64	+ 0,75	6,19
August	27 8,04	27 0,88	27 4,93	7,16	— 0,09	+ 0,11	+ 0,22	7,28
September . . .	27 8,19	27 0,75	27 5,43	7,44	+ 0,42	+ 0 61	+ 0,72	8,65
October	27 10,16	26 11,76	27 5,46	10,40	+ 0,45	+ 0,64	+ 0,75	10,88
November . . .	27 10,93	26 10,30	27 6,52	12,63	+ 1,51	+ 1,70	+ 0,81	10,95
December . . .	27 10,58	26 6,75	27 5,02	15,82	+ 0,01	+ 0,20	+ 0,31	10,56
Kal. Jahr a) . .	November	April	27 5,01	Dec. 1847		+ 0,19	+ 0,30	
Met. Jahr b) . .	Dec. 1846	Dec. 1846	27 4,82	Dec. 1846	— 0,19		+ 0,11	
In 20 Jahren . .	28 0,88	26 3,80	27 4,71	19,46	— 0,30	— 0,11		
1825 — 1844.	Dec. 1840	Oct. 1825						

Das Maximum im Januar 1846: 28 1,46 wurde daher im Jahr 1847 nicht übertroffen; das Minimum im April 1847 erreichte das Minimum im December 1846 nicht und noch weniger das vom October 1825. Die Jahres-Differenz von 1847 war 16,35‴

b). Von den Beobachtungsorten.

Die Extreme und die Mittel der Barometerstände gibt die Tabelle XXX.

Orte.	Höchster Barometerstand.		Tiefster Barometerstand.		Mittlerer.
Mergentheim	28″ 1,00‴	2. Nov.	26″ 9,80‴	2. April	
Oberstetten .	27 4,66	1. Nov.	26 2,07	2. April	26″11,20‴
Amlishagen .	27 6,00	2. Nov.	26 3,50	7. Dec.	27 0,47
Oehringen .	27 11,50	2. Nov.	26 10,00	9. Febr. 31. März, 3. April, 28. Nov.	27 5,57
Winnenden .	27 9,50	1. Nov.	26 6,57	2. April	27 4,24
Canstatt . .	28 0,39	2. Nov.	26 7,10	2. April	27 6,51
Stuttgart . .	27 10,93	2. Nov.	26 6,58	2. April	27 5,01
Hohenheim .	27 4,20	2. Dec.	26 1,00	2. April	26 10,84
Calw . . .	27 6,86	2. Nov.	26 3,74	2. April	27 1,61
Freudenstadt	26 3,00	2. u. 3. Nov.	25 0,00	2. April	
Bissingen .	27 4,27	14. März	26 1,38	2. April	26 10,98
Schopfloch .	26 2,77	14. März	25 1,28	2. April	25 10,16
Ennabeuren .	26 1,84	2. Nov.	26 11,64	2. April	25 8,63
Giengen . .	27 2,00	14. März	25 10,30	7. Dec.	
Ulm . . .	27 6,00	1. u. 2. Nov.	25 10,40	26. April	
Pfullingen .	27 4,75	14. März	26 1,36	2. April	26 10,98
Schwenning.	27 9,50	2. Nov.	26 8,00	7. Dec.	27 4,36
Sigmaringen	26 7,50	2. Nov.	25 0,80	5. April	
Wangen . .	27 7,00	6. Januar	25 3,00	31. August	
Isny . . .	26 4,10	2. Nov.	25 2,70	1. Febr.	25 10,98

Die Extreme fielen demnach beinahe allgemein auf den 2. November und 2. April; nach diesen Tagen erschienen der 14. März und 7. December als Tage des höchsten und tiefsten Luftdrucks; die übrigen Abweichungen werden sich jedoch dadurch erklären lassen, dass die Barometerstände nicht überall auf einerlei Temperatur reducirt werden.

c) Besondere Zusammenstellungen von einzelnen Beobachtern.

1) Von Canstatt durch Herrn Med. Dr. Rühle.

Barometerstand bei +15°. Standort 695 par. Fuss hoch. Die Extreme sind absolute, so weit sie zu beobachten waren.

Tabelle XXXI.

Monate.	Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Diff.
Januar . . .	27″ 6,78‴	27″ 11,05‴	26″ 11,45‴	11,60‴
Februar . . .	27 5,78	27 11,12	26 10,48	12,64
März	27 6,83	28 0,12	26 10,70	13,42
April	27 4,14	27 7,43	26 7,10	12,33
Mai	27 6,66	27 11,17	27 3,38	7,79
Juni	27 6,30	27 10,41	27 3,12	7,29
Juli	27 6,91	27 9,73	27 3,01	6,72
August . . .	27 6,28	27 9,55	27 2,16	7,39
September . .	27 6,82	27 9,57	27 1,88	7,69
October . . .	27 6,91	27 11,56	27 1,17	10,39
November . .	27 8,08	28 0,39	26 11,34	13,05
December . .	27 6,60	27 11,43	26 8,43	15,00
Jahr	27 6,51	28 0,39	26 7,10	10,44
		den 2. Nov. Vormitt. 10 U.	den 2. April Abends 6 U.	= mittlere monatl. Differenz.

Absolute Jahresdifferenz: 17,29‴

Zur gewöhnlichen Beobachtungszeit traten die Jahres-Extreme ein:
Maximum: 28″ 0,14‴ den 2. Nov. Morgens 7 U.
Minimum: 26″ 8,51‴ den 2. April Abends 9 U.
Differenz: 15,63‴.

2) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Bemerkungen zu der nachstehenden Tabelle XXXII.

Für N fällt das Max. 314,76 in d. Nov., das Min. 308,05 in d. April.
„ NO „ „ 312,11 „ Juli, „ 305,73 „ Dec.
„ O „ „ 312,91 „ Nov., „ 307,48 „ April.
„ SO „ „ 311,31 „ Dec., „ 306,01 „ April.
„ S „ „ 311,58 „ Sept., „ 308,78 „ April.
„ SW „ „ 312,42 „ Nov., „ 308,16 „ Febr.
„ W „ „ 311,49 „ Nov., „ 307,10 „ April.
„ NW „ „ 311,73 „ Mai, „ 304,25 „ Jan.

Die grösste Jahresdiffer. über dem Jahresmittel zeigt N mit 1,22.
Die kleinste „ „ „ SO „ 0,01.
Die grösste „ unter „ SW mit —0,42.
Die kleinste „ „ „ NO „ —0,13.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung: N O SO NO S NW W SW.

Im Sommer hat den höchsten Stand NO, den tiefsten S.
„ Winter „ „ N, „ NO.
„ Frühling „ „ NO, „ W.
„ Herbst „ „ N, „ S.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Winter, der höchste im Herbst ein.

Tabelle XXXII.

Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O–N.	W–S.
Januar . .	309,91	312,67		311,07	310,38	309,98	308,78	309,73	304,25	311,21	309,10
Februar . .	308,82	310,64	308,53	309,72			308,16	309,31	308,71	309,31	308,70
März . . .	310,19	309,04	310,32	310,64	310,07	309,73	310,03	309,01	310,58	310,36	309,93
April . . .	307,81	308,05	308,81	307,48	306,01	308,78	308,35	307,10	307,84	307,90	307,84
Mai . . .	310,78	311,85	311,56	309,62	310,35	310,36	310,84	309,89	311,73	310,88	310,79
Juni . . .	310,32	311,45	311,05	311,50	309,35	309,33	309,63	309,74	310,61	311,04	309,95
Juli . . .	311,11	311,44	312,11	311,39	311,08	310,72	310,11	311,13	310,87	311,53	310,76
August . .	310,53	310,98	311,32	311,53	311,28	308,79	309,31	309,67	310,77	311,36	309,75
September .	310,67	312,05	311,68	312,20	311,30	311,58	310,03	310,68	310,90	311,88	310,53
October . .	310,61	312,43	311,23	311,07	309,64	310,08	310,38	310,58	310,48	311,04	310,42
November .	311,45	314,76	310,90	312,91	310,40	309,19	312,42	311,49	311,21	311,68	311,18
December .	309,73	311,23	305,73	308,61	311,34	310,76	308,84	310,21	310,97	309,90	309,59
Frühling .	309,59	309,65	310,21	309,21	308,81	309,62	309,74	308,67	310,05	309,71	309,54
Sommer . .	310,65	311,29	311,49	311,47	310,37	309,61	309,68	310,18	310,75	311,31	310,15
Herbst . .	310,91	313,08	311,27	312,06	310,45	310,28	310,94	310,92	310,86	311,53	310,71
Winter . .	309,49	311,31	307,13	309,80	310,86	310,37	308,59	309,82	307,98	310,14	309,13
Jahr . . .	310,16	311,38	310,03	310,64	310,17	309,97	309,74	309,90	309,91	310,67	309,84
Diff. v. Med.		+ 1,22	− 0,13	+ 0,50	+ 0,01	− 0,19	− 0,42	− 0,26	− 0,25	+ 0,51	− 0,28
Winter $18\frac{16}{17}$	308,75	311,70	308,54	310,07	308,11	310,21	307,40	308,87	306,49	310,14	307,86

3) Von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle XXXIII.

Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O–N.	W–S.
Januar . .	308,42			310,40	308,91		307,72	308,11	302,70	309,69	307,86
Februar . .	307,12	305,17	309,53	307,76			304,88	307,06	307,66	307,28	306,85
März . . .	308,55	309,51	310,51	307,12	308,84	309,44	309,78	308,05	309,41	308,49	308,59
April . . .	306,28	306,27	306,57	305,96	304,07	307,46	307,17	306,18	306,37	305,98	306,44
Mai . . .	309,19	311,31	309,54	307,94	311,15	308,76	308,88	309,65	309,19	309,37	309,21
Juni . . .	308,74	308,87	310,54	309,19	307,88	307,48	308,36	307,97	308,99	309,61	308,52
Juli . . .	309,56	309,98	310,18	309,11			308,63	309,13	310,14	309,87	309,48
August . .	309,01	309,38	310,22	309,64	310,44	310,73	307,99	307,89	308,92	310,36	308,43
September .	309,16	309,97	310,83	310,55	310,74		308,50	308,55	309,63	310,35	308,81
October . .	309,23	310,95	310,09	308,77	309,27	309,81	308,92	308,97	309,30	309,59	309,03
November .	310,03	311,35	307,76	311,19	309,69	308,21	308,72	311,24	308,58	310,91	309,49
December .	308,28	309,18		307,56	306,91	307,31	308,43	309,13	310,47	307,98	308,45
Frühling. .	308,01	309,06	308,87	307,01	308,02	308,55	308,61	307,96	308,32	307,95	308,08
Sommer . .	309,10	309,41	310,31	309,31	309,16	309,10	308,33	308,33	309,53	309,95	308,81
Herbst . .	309,47	310,76	309,56	310,17	308,90	309,01	308,71	309,59	309,17	310,28	309,11
Winter . .	307,94	307,17	309,33	308,58	307,91	307,31	307,01	308,10	306,94	308,19	307,72
Jahr . . .	308,63	309,10	309,57	308,77	308,77	308,49	308,16	308,49	308,49	309,09	308,43
Diff. v. Med.		+ 0,47	+ 0,94	+ 0,14	+ 0,14	− 0,14	− 0,47	− 0,14	− 0,14	+ 0,46	−0,20

Bemerkungen zu Tabelle XXXIII.

Für	N	fällt das Max.	311,35	in d.	Nov.,	das Min.	305,17	in d.	Febr.
„	NO	„ „	310,83	„	Sept.,	„	306,57	„	April.
„	O	„ „	311,19	„	Nov.,	„	305,96	„	April.
„	SO	„ „	311,15	„	Mai,	„	304,07	„	April.
„	S	„ „	310,73	„	Aug.,	„	307,31	„	Dec.
„	SW	„ „	309,78	„	März,	„	304,88	„	Febr.
„	W	„ „	311,24	„	Nov.,	„	306,18	„	April.
„	NW	„ „	310,47	„	Dec.,	„	302,70	„	Jan.

Die grösste Jahresdiffer.	über	dem Jahresmittel zeigt	NO	+0,94.
„ kleinste „	„	„	O u. SO	+0,14.
„ grösste „	unter	„	SW	—0,47.
„ kleinste „	„	„	S W u. NW	—0,14.

Nach der Höhe den Barometerstanden kommen die Winde in folgender Ordnung:

NO N O SO S W NW SW

Im Sommer	hat den	höchsten	Stand	310,31	NO,
„	„	tiefsten	„	308,33	SW u. W.
„ Winter	„	höchsten	„	309,53	NO,
„	„	tiefsten	„	306,94	NW.
„ Frühling	„	höchsten	„	309,06	N,
„	„	tiefsten	„	307,01	O,
„ Herbst	„	höchsten	„	310,76	N,
„	„	tiefsten	„	308,71	SW.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Winter, der höchste im Herbste ein.

4) Von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle XXXIV.

Barometerstand, auf + 15° R. reducirt.

1847.	Höchster.	Tiefster.	Mittlerer (aus Mittag und Morgen).	Monatlicher Unterschied.
Januar . . .	27″ 5,76‴	26″ 6,89	27″ 1,762‴	10,87‴
Februar . . .	27 5,89	26 6,28	27 0,531	11,61
März	27 6,51	26 6,42	27 1,803	12,09
April	27 1,68	26 3,74	26 11,144	9,94
Mai	27 5,86	26 10,99	27 1,793	6,87
Juni	27 5,32	26 10,60	27 1,494	6,72
Juli.	27 4,23	26 10,50	27 2,241	5,73
August . . .	27 4,29	26 9,70	27 1,753	6,59
September . .	27 4,40	26 9,65	27 2,058	6,75
October . . .	27 5,87	26 8,98	27 2,115	8,89
November . .	27 6,86	26 7,17	27 3,128	11,69
December . .	27 6,38	26 4,34	27 1,526	14,04
Ganzen Jahr .	27 6,86	26 3,74	27 1,612	Jahresunterschied. 15,12
	2. Nov. Abends bei + 3,6°, NO, Nebel.	2. April Abends bei + 4,4°, W, Regen.		

5. Die Windverhältnisse nach den Windfahnen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die 8 Hauptwindrichtungen sind auf 100 reducirt; S ist zu 360 angenommen; bei dem Verhältniss der nördlichen zu den südlichen, der östlichen zu den westlichen Richtungen sind je die ersteren zu 100 angenommen; die mittlere Windrichtung ist einmal nach der arithmetischen Mittelzahl der 8 Hauptrichtungen, dann nach Lambert's Formel berechnet, die mittlere Windstärke nach Kämtz Lehrbuch I, S. 165. Die Stärke der Strömung ist die Summe der in jedem Monat vorgekommenen Beobachtungen, bei welchen irgend eine Windrichtung mit den Zahlen 1 — 4 vorkam. Windige Tage sind solche, an denen die Strömungsgrade 1 und 2, stürmische, an denen 3 und 4 vorkamen.

Tabelle XXXV.

Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Wind. Tage	Stürm. Tage.	Verhältniss der nördl. zu den südl.	Verhältniss der östl. zu den westl.	Mittl. arithmet. Windrichtung	Mittlere Windrichtung nach Lambert.	Windstärke n. Kämtz.	Stärke der Strömung.
Dec. 1846 .	12,90	22,58	1,07	2,15	5,37	3,11	8,60	16,12		2	3	0,75	2,08	142°	116°41'	26,27	18
Januar 1847	16,12	5,37	33,33	9,67	8,60	17,20	3,22	2,15	3	1		1,50	0,46	206	280 15	27,75	3
Februar . .	10,71	17,85	13,09			30,95	20,23	5,95	1	6	2	0,90	1,84	135	105 19	21,37	23
März . . .	11,82	12,90	25,81	9,67	3,22	7,84	8,60	17,20	3	3		0,48	0,68	196	209 21	31,54	7
April . . .	17,77	2,22	3,33		2,22	45,55	16,66	12,22		5	2	2,00	13,40	95	83 1	53,00	15
Mai . . .	26,89	6,45	17,20	9,67	2,15	18,29	3,22	15,69	1	6	1	0,62	1,09	179	184 9	20,66	11
Juni . . .	14,44	13,33	10,00	7,77	5,55	15,55	4,44	28,88		7		0,51	1,57	165	67 47	11,81	13
Juli . . .	22,58	21,50	10,75	5,37	2,15	7,84	10,75	19,46		2		0,23	1,05	183	179 34	40,05	5
August . .	12,90	6,45	39,79	1,07	4,31	7,84	8,60	17,20	2	2		0,35	0,70	200	224 40	26,83	3
September .	7,77	5,55	11,11	3,33	1,11	30,00	14,44	25,55	1	3	1	0,88	3,50	132	97 58	36,68	13
October . .	14,95	19,46	20,43	5,37	8,60	9,67	6,45	10,75	4	5		0,52	0,59	191	225 3	24,15	11
November .	14,44	17,77	26,66	3,55	8,88	15,55	7,77		3	3		0,93	0,46	218	217 6	25,48	3
December .	5,37	10,75	51,61	5,37	9,67	10,75	1,07	5,37		4		1,20	0,25	230	274 51	50,73	8
Kal. Jahr a)	14,70	11,59	22,10	5,20	4,76	17,80	8,67	13,51	18	47	6	0,70	1,02	186	196 24	11,90	115
Met. Jahr b)	15,34	12,60	17,80	5,02	4,38	19,54	9,31	14,42	18	45	9	0,68	1,22	180	168 11	14,88	125
20j. Mittel .	13,83	17,67	14,07	6,69	7,23	23,87	6,93	10,13	13,4	33,6	11,9	0,99	1,07	174	183 58	4,65	

praktiſche Löſung der Aufgabe in einem engern Kreiſe erſtrebten, der Entwickelung der Vereinsangelegenheit den kräftigſten Anſtoß gaben, wenn ſodann Heſſen jene Entwickelung durch ſeine wohlberechnete Annäherung an Preußen, deren wohlthätige Folgen über die Nützlichkeit einer Verbindung mit dem Norden belehrte, mächtig förderte, ſo war es Preußen, das durch ſein Zollſyſtem, durch den Umfang der Länder, die es dem Vereine beifügte, und durch die Zugeſtändniſſe, welche es als der größte der theilnehmenden Staaten machte, die vollſtändige und raſche Erreichung des Zieles ſicherte.

Waren die Conſumozölle des preußiſchen Tarifs auch höher, als ſie die meiſten mittlern und kleinern Staaten wünſchten, ſo war doch das Verhältniß der Abgaben faſt durchgängig nach richtigen Grundſätzen bemeſſen, und die Bedenklichkeiten verſchiedener Art, welche gegen die Annahme eines ſolchen höhern Tarifs für ein beſchränktes Mauthgebiet von dem Umfang der Vereine, worauf die Darmſtädter und Stuttgarter Verhandlungen abzielten, von verſchiedenen Seiten erhoben worden waren, verſchwanden bei der Betrachtung des drei- bis vierfach größern freien Marktes. Vorzüglichen Werth hatten auch bei frühern Verhandlungen mehrere mittlere und kleinere Staaten auf Befreiung oder ganz mäßige Belaſtung der ausgehenden Naturprodukte gelegt; dieſer Forderung entſprach der preußiſche Zolltarif in ausgedehntem Maße. Oertliche Verhältniſſe, die hauptſächlich in jenen Ländern, welche die Grenze bilden, Ausnahmen von allgemeinen Regeln wünſchenswerth machten, fanden überall billige Berückſichtigung. Vor allem wurde aber eine Verſtändigung weſentlich gefördert durch die gänzliche Beſeitigung der Frage über ein ideales Stimmenverhältniß, und durch das Princip vollkommener Rechtsgleichheit, welches Preußen, zufrieden mit dem natürlichen ſtärkern Einfluß, den der große Länderbeſitz gewährt, bereitwillig anerkannte.

Auch die Art und Weiſe, wie die Verhandlungen geleitet, und durch ihre ſchickliche Trennung die Verwickelungen und Zögerungen vermieden wurden, welche bei einer gleichzeitigen unmittelbaren Theilnahme aller Betheiligten nicht gefehlt hätten, erleichterten und beſchleunigten ihren Erfolg.

Der Staat, der den Mittelpunkt der Verhandlungen bildete, und deſſen erleuchteten Staatsmännern, wie v. Motz, nach ihm

Vergleichen wir die Jahrgänge 1847 und 1846 nach den mittleren Windrichtungen, sowohl den nach Lambert's Formel aus den auf 100 reducirten 8 Hauptwindrichtungen, als auch den aus dem arithmetischen Mittel berechneten, so erhalten wir folgende Uebersichten.

Tabelle XXXVI.

Monate.	Mittlere Windrichtung nach Lambert. 1846.	1847.	Die mittlere Windrichtung 1847 war		
Dec. d.vor.Jahrs	64°48′	116°41′	nördlicher	westlicher	
Januar . . .	350 8	280 15	nördlicher	östlicher	
Februar . . .	66 50	105 19	nördlicher	östlicher	
März	61 55	209 21	nördlicher	östlicher	
April	112 48	83 1	südlicher	westlicher	
Mai	168 25	184 9	nördlicher	östlicher	
Juni	212 31	67 47	südlicher	westlicher	
Juli	35 25	179 34	nördlicher	östlicher	
August . . .	286 24	224 40	nördlicher	westlicher	
September . .	286 21	97 58	nördlicher	westlicher	
October . . .	32 18	225 3	nördlicher	östlicher	
November . .	320 30	217 6	nördlicher	östlicher	
December . .	116 41	274 51	südlicher	östlicher	
Kal. Jahr a) .	154 25	196 24	nördlicher	östlicher	
Meteor. Jahr b)	69 53	166 11	nördlicher	östlicher	
20jähr. Mittel .	183 58	Kal. Jahr	südlicher	östlicher	als 1846.
		Met. Jahr	südlicher	westlicher	

Tabelle XXXVII.

Monate.	Mittlere arithmetische Windrichtung 1846.	1847.	Die mittlere Windrichtung 1847 war		
Dec. d.vor.Jahrs	99°	142°	nördlicher	östlicher	
Januar . . .	190	208	südlicher	östlicher	
Februar . . .	168	135	südlicher	westlicher	
März	155	196	nördlicher	östlicher	
April	160	95	südlicher	westlicher	
Mai	163	179	nördlicher	östlicher	
Juni	193	165	südlicher	westlicher	
Juli	188	183	nördlicher	westlicher	
August . . .	213	200	nördlicher	westlicher	
September . .	217	132	südlicher	westlicher	
October . . .	206	191	nördlicher	westlicher	
November . .	161	218	nördlicher	östlicher	
December . .	142	230	nördlicher	östlicher	
Kal. Jahr a) .	185	196	südlicher	westlicher	
Meteor. Jahr b)	170	189	nördlicher	östlicher	
20jähr. Mittel .	174	Kal. Jahr	nördlicher	östlicher	als 1846.
		Met. Jahr	nördlicher	östlicher	

Tabelle XXXIX.

Monate.	Mittlere Windrichtung nach Graden	Mittlere Windrichtung nach Bezeichnung der Windrose.	O–N. Summe.	O–N. Stärke.	W–S. Summe.	W–S. Stärke.	Mittl. Stärke v. allen Wind	N:S verhält sich =100:	O:W verhält sich =100:
Januar . .	130,5	NW ¼ W +7	35	1,26	58	1,28	1,27	:431	:172
Februar . .	131,8	NW ¼ W +8	29	1,28	55	1,76	1,71	:100	:220
März . . .	175,5	N ¼ NW +6½	51	1,45	42	1,38	1,42	:118	:81
April . . .	113,0	WNW	25	1,14	65	1,80	1,70	:131	:469
Mai . . .	126,0	NW ¼ W +2½	29	1,65	64	1,70	1,69	:139	:235
Juni . . .	132,3	NW ¼ W +8½	31	1,81	59	1,76	1,78	:71	:275
Juli . . .	158,8	NNW +1½	46	1,42	47	1,49	1,45	:51	:145
August . .	167,4	NNW +9½	48	1,27	45	1,20	1,24	:76	:98
September .	102,1	W ¼ NW +¾	13	1,23	77	1,57	1,52	:133	:925
October . .	153,0	NW ¼ N +6½	41	1,80	52	1,23	1,49	:136	:137
November .	151,6	NW ¼ N +5½	37	1,43	53	0,72	1,00	:346	:119
December .	160,6	NNW +3	46	1,13	47	0,89	1,00	:578	:95
Frühling .	138,1	NW +3	105	1,51	171	1,63	1,60	:129	:183
Sommer . .	153,0	NW ¼ N +7½	125	1,50	151	1,48	1,49	:65	:151
Herbst . .	135,4	NW	91	1,58	182	1,23	1,34	:205	:394
Winter . .	141,3	NW +6	110	1,23	160	1,31	1,33	:370	:162
Jahr . . .	142,2	NW +7,2	431	1,43	664	1,44	1,44	:137	:172
Winter 18⅔	134,5	NW	105	1,29	165	1,61	1,49	:198	:185

Wind-Verhältnisse.

Reihenfolge der Winde nach der Richtung.								der Stärke.							
SW	SO	W	S	N	O	NW	NO	N	NW	SW	O	S	W	SO	
25	16	15	15	10	9	3	0	2,20	2,00	1,68	1,44	1,13	0,60	0,56	
SW	W	NO	O	NW	N	SO	S	W	O	SW	NW	N	NO		
27	18	13	12	10	4	0	0	2,33	2,18	1,89	1,40	1,00	0,54		
O	SW	NO	NW	SO	W	N	S	W	O	SW	SO	NO	S	NW	N
25	21	14	11	9	7	3	3	2,00	1,80	1,76	1,22	1,21	0,66	0,46	0,33
SW	W	N	NW	O	NO	S	SO	SW	W	O	NW	N	NO	SO	S
28	24	12	9	6	5	4	2	2,11	1,79	1,67	1,56	1,44	1,40	1,00	0,25
SW	NW	W	S	NO	SO	N	O	O	W	SO	NW	SW	S	NO	N
25	16	13	10	9	8	6	6	2,16	2,08	1,75	1,62	1,60	1,60	1,44	1,33
SW	NW	W	N	NO	O	SO	S	SO	S	NW	N	W	SW	O	NO
21	19	15	11	11	5	4	4	2,75	2,25	1,84	1,82	1,73	1,62	1,60	1,55
N	NW	W	NO	O	SW	SO	S	O	NW	S	W	N	SO	SW	NO
17	17	14	11	11	11	7	5	2,00	1,71	1,60	1,36	1,29	1,28	1,27	1,09
NO	O	SW	W	NW	SO	N	S	O	SW	NO	NW	W	S	SO	N
18	18	16	15	11	7	5	3	1,78	1,44	1,11	1,09	1,07	1,00	0,86	0,60
W	SW	NW	N	NO	O	S	SO	O	SW	W	NW	N	SO	S	NO
31	27	16	5	3	3	3	2	2,33	1,81	1,48	1,44	1,20	1,00	1,00	0,33
O	W	SW	NW	SO	N	S	NO	O	N	SO	NW	NO	W	S	SW
17	17	16	11	10	9	8	5	2,06	1,78	1,60	1,55	1,40	1,29	1,12	1,00
SW	O	W	SO	S	NW	NO	N	N	NO	SO	O	W	NW	S	SW
20	16	16	15	10	7	5	1	2,00	1,80	1,40	1,31	0,94	0,86	0,60	0,55
SW	O	SO	W	S	N	NW	NO	W	O	SO	SW	N	NW	S	NO
26	22	17	10	9	6	2	1	1,60	1,36	1,00	0,88	0,83	0,50	0,22	0,00
SW	W	O	NW	NO	N	SO	S	W	O	SW	SO	NO	NW	N	S
74	44	37	36	28	21	19	17	1,91	1,84	1,84	1,42	1,32	1,25	1,24	1,12
SW	NW	W	NO	O	N	SO	S	O	S	NW	SW	SO	W	N	NO
48	47	44	40	34	33	18	12	1,82	1,67	1,62	1,48	1,44	1,39	1,36	1,23
W	SW	O	NW	SO	S	N	NO	O	N	SO	NW	NO	W	SW	S
64	63	36	34	27	21	15	13	1,75	1,60	1,44	1,35	1,31	1,30	1,21	0,86
SW	O	W	SO	S	N	NW	NO	O	W	N	SW	NW	SO	S	NO
78	43	43	33	24	20	15	14	1,60	1,56	1,55	1,49	1,40	0,79	0,79	0,50
SW	W	O	NW	SO	NO	N	S	O	SW	W	N	NW	SO	NO	S
263	195	150	132	97	95	89	74	1,75	1,52	1,51	1,42	1,42	1,22	1,16	1,03
SW	O	W	N	NW	NO	SO	S	SW	N	W	O	NW	S	NO	SO
91	46	36	25	21	17	17	17	1,75	1,72	1,64	1,52	1,48	1,00	0,71	0,59

2) Von Ennabeuren durch

Tabelle XL.

Monate.	Summe.		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S	O : W	Richtung.	Stärke.
Januar	27	66	100:4100	100 : 244	NW	1,22
Februar . . .	23	61	100 : 38	100 : 444	NW	1,41
März	49	44	100 : 124	100 : 85	N	1,27
April	21	69	100 : 58	100 : 600	WNW	1,71
Mai	22	71	100 : 93	100 : 437	WNW	1,45
Juni	28	62	100 : 54	100 : 277	NW	1,51
Juli	33	60	100 : 19	100 : 316	NW	1,45
August	46	47	100 : 62	100 : 125	NNW	1,55
September . .	17	73	100 : 68	100 : 811	WNW	1,77
October . . .	39	54	100 : 101	100 : 189	NW ¼ N	1,63
November . . .	37	53	100 : 189	100 : 191	NW	1,32
December . . .	30	63	100 : 131	100 : 277	NW ¼ W	1,69
Frühling . . .	92	184	100 : 92	100 : 374	NW	1,44
Sommer . . .	107	169	100 : 45	100 : 239	NW	1,50
Herbst	93	180	100 : 120	100 : 397	NW	1,57
Winter	80	190	100:1069	100 : 322	NW	1,41
Jahr	372	723	100 : 336	100 : 334	NW	1,48

Herrn Pfarrer Schiler.

Wind-Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
W	SW	O	SO	NW				O	SW	NW	W	SO			
37	26	14	13	1				2,14	1,53	1,00	0,68	0,23			
W	NW	O	SW	N	NO			SW	O	NW	NO	W	N		
30	15	12	10	7	4			2,50	2,25	2,07	2,00	1,92	1,14		
W	O	SO	NW	NO	S	N	SW	W	O	NO	NW	N	SO	SW	S
27	19	19	10	8	5	3	2	1,63	1,37	1,12	1,10	1,00	0,68	0,50	0,20
W	NW	SW	N	NO	O	SO	S	SW	W	SO	S	N	NW	NO	O
39	16	11	10	5	3	3	3	2,36	1,82	1,67	1,67	1,40	1,06	1,00	0,67
SW	NW	W	O	N	SO	NO	S	S	NW	O	W	N	SO	NO	SW
25	24	21	12	6	3	1	1	2,00	1,75	1,75	1,62	1,50	1,33	1,00	0,88
W	NW	SW	NO	N	O	SO	S	N	W	NW	O	NO	SW	SO	S
26	19	16	14	6	4	4	1	2,00	1,96	1,84	1,50	1,07	0,87	0,75	0,00
NW	W	N	NO	SW	O			O	SW	W	N	NW	NO		
26	24	14	12	10	7			2,00	1,80	1,50	1,36	1,27	1,25		
O	W	NW	SW	N	NO	SO	S	NW	O	SW	W	N	NO	SO	S
28	17	15	12	11	4	3	3	1,86	1,68	1,50	1,47	1,27	1,25	1,00	0,66
W	NW	SW	N	O	NO	SO		SW	W	N	O	NW	NO	SO	
39	17	17	8	4	3	2		1,88	1,82	1,75	1,75	1,71	1,33	1,00	
SW	W	O	N	NW	SO	NO	S	NW	S	N	SW	W	SO	O	NO
21	21	19	11	11	5	4	1	2,00	2,00	1,82	1,71	1,66	1,40	1,37	1,00
SW	W	O	N	S	SO	NW	NO	O	NW	W	N	SW	SO	NO	S
23	18	17	13	7	6	5	1	1,76	1,40	1,39	1,31	1,22	1,16	1,00	0,57
SW	W	O	N	NW	S	SO		NW	O	N	S	W	SW	SO	
35	22	21	8	4	2	1		2,50	1,95	1,62	1,50	1,41	1,40	1,00	
W	NW	SW	O	SO	N	NO	S	W	N	NW	S	O	SW	SO	NO
87	50	38	34	25	19	14	9	1,69	1,30	1,30	1,29	1,26	1,25	1,23	1,04
W	NW	O	SW	N	NO	SO	S	O	NW	W	N	SW	NO	SO	S
67	60	39	38	31	30	7	4	1,73	1,66	1,64	1,54	1,39	1,19	0,87	0,33
W	SW	O	NW	N	SO	NO	S	NW	N	O	W	SW	S	SO	NO
78	61	40	33	32	13	8	8	1,70	1,63	1,63	1,62	1,60	1,28	1,19	1,11
W	SW	O	NW	N	SO	NO	S	O	NO	NW	SW	S	W	N	SO
115	73	33	20	15	14	4	2	2,11	2,00	1,86	1,81	1,50	1,43	1,38	0,61
W	SW	NW	O	N	SO	NO	S	O	NW	W	SW	N	NO	S	SO
347	210	163	146	97	59	56	23	1,88	1,63	1,59	1,51	1,46	1,34	1,10	0,98

3) Von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle XLI.

Windfahne, täglich zweimal beobachtet.

1847.	N.	Strömung.	NO.	Strömung.	O.	Strömung.	SO.	Strömung.	S.	Strömung.	SW.	Strömung.	W.	Strömung.	NW.	Strömung.	Summe der Strömungen.	Windigte Tage.	Stürmische Tage.
Januar			18		32	3	3	1	1		2	2	4		2		8	5	
Februar	13	11	15	13	1		2	4	1	3	7	6	5	6	12	15	30	9	6
März	7	9	26	18	1	1	2		3	2	5	4	3	1	13	6	41	19	2
April	8	3	16	2	1		3	2	4	3	11	22	7	10	10	11	53	11	6
Mai	5	6	25	11	4	2	1	2	3	2	5	8	1	3	18	14	48	18	3
Juni	12	8	18	10	1	1	2		1	1	4	5	5	5	12	9	39	20	2
Juli	9	4	23	10	2	2					3	2	3	2	20	6	28	17	
August	4	3	29	11	3		2		2	2	5	2	3		14	6	24	14	
September . . .	9	5	16	1			3	8			9	3	8	5	15	11	33	7	4
October	5		17	3	3		2	1	9		13		4	5	9	3	12	4	2
November . . .	1	1	39	3	13	1			1				1	1	5	3	9	6	
December . . .	4		10		23	4	8	9	9	1	1	1	1	1	6		16	3	3
Ganzes Jahr . .	82	50	254	82	84	16	28	27	36	14	65	55	45	39	136	66	369	133	30

6. Die wässerichten Niederschläge.

a) Stuttgarter Beobachtungen.

Die Menge des meteorischen Wassers ist in pariser Cubikzollen auf einen par. □Fuss angegeben. Das 20jährige Mittel der monatlichen und jährlichen Mengen des meteorischen Wassers ist wieder von 1825—1844.

Tabelle XLII.

Monate.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln.	Hagel.	Gewitter.	Mittl. tgl. Menge met. Wasser.	Met. Wasser in Cub.-Z. grösste in 24 St.	Met. Wasser in Cub.-Z. im Monat.	Schneewasser allein.	20jähr. mittlere Wassermenge.
Decemb. 1846	5	11				11,48	94,0	325,1	257,6	
Januar 1847 .	8	4	1			4,10	54,0	127,3	108,3	185,7
Februar . .	3	6				11,41	135,0	319,5	181,5	165,7
März . . .	4	6		1		4,46	104,0	138,5	95,2	212,6
April . . .	12	5		2	1	12,83	96,0	384,8	136,0	203,6
Mai	10				5	7,21	78,0	223,7		310,6
Juni	14			1	3	9,87	94,0	296,1		410,5
Juli	12			1	4	16,30	185,0	506,0		347,9
August . . .	12				3	23,96	267,0	742,7		337,2
September. .	14			1		9,11	48,0	273,4		338,9
October . .	11					6,13	62,0	190,1		248,6
November . .	11	1				2,67	53,5	80,2	1,6	282,3
December . .	5	5				2,10	26,0	86,6	33,2	178,3
Kal. Jahr a) .	115	27	1	6	16	9,18	Aug.	3368,9	553,9	3222,0
Met. Jahr b).	115	33	1	6	16	9,90		3607,4	770,2	

Die grösste Menge meteorologischen Wassers fiel, wie 1846, im August und übertraf das 20jähr. Mittel um 405,5 Cub.-Zoll. Die geringste Menge fiel im November und im December.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XLIII.

Orte.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septbr.	Octobr.	Novemb.	Decemb.	Jahr.
Winnenden .	182,2	411,4	58,5	626,7	347,1	462,5	615,0	769,6	246,8	306,8	116,9	141,2	4284,7
Canstatt . .	156,2	276,0	44,9	434,0	300,0	274,0	573,2	680,0	196,0	256,0	70,2	96,5	3559,0
Stuttgart. .	127,3	319,5	138,5	384,8	223,7	296,1	506,0	742,2	273,4	190,1	80,2	86,6	3368,9
Hohenheim .	103,0	257,0	125,0	343,0	233,0	312,0	597,0	647,0	186,0	189,0	81,0	92,0	3165,0
Calw . . .	244,0	264,2	165,3	588,3	183,8	398,5	357,0	532,4	197,6	247,3	77,0	111,5	3478,1
Freudenstadt	328,0	1076,0	168,0	747,0	100,0	462,0	194,0	544,0	239,0	338,0	195,0	268,0	4522,0
Ebingen .	83,0	379,0	58,0	664,0	323,0	651,0	638,0	737,0	486,0	241,0	132,0	150,0	4662,0
Schopfloch .	155,0	309,2	177,7	556,4	367,0	799,4	914,7	1011,7	359,9	331,5	124,9	221,6	5929,0
Ellwangen.	139,5	455,4	119,9	768,9	424,5	758,4	958,4	648,7	269,3	235,7	123,5	167,6	5067,9
Giengen . .	209,0	210,1	125,1	340,8	231,3	400,6	622,5	406,0		148,8	93,2	103,5	
Schwenning.	63,5	63,0	93,5	161,5	74,0	456,5	187,0	368,0	134,5	117,0	29,0	90,5	1861,0
Issny . . .	284,0	276,0	100,0	1576,0	660,0	1256,0	868,0	1316,0	528,0	456,0	140,0	304,0	7884,0

c) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kammerell.

Tabelle XLIV. Regen-Verhältnisse nach den Winden.

Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."
Januar .	1	6,0			1	7,0	1	4,2	3	46,5	4	31,2	3	21,1	1	39,0	3	12,2	11	137,6	14	155,0
Februar .											4	218,0	5	146,2	3	145,0			12	509,2	12	509,2
März . .			2	7,9	2	6,4					1	12,9	2	71,0	4	79,5	4	14,3	7	163,4	11	177,7
April. .	1	42,2			1	63,5					8	326,7	5	230,5	5	271,5	2	122,7	18	828,7	20	956,4
Mai . .			1	11,4							5	182,4	5	134,7	1	38,5	1	11,4	11	355,6	12	367,0
Juni . .	1	4,3	3	90,8					1	7,8	6	206,6	4	130,8	6	359,1	4	95,1	17	704,3	21	799,4
Juli . .	1	210,0			1	24,6	2	161,5	2	45,8			5	266,7	4	206,1	4	296,1	11	518,6	15	914,7
August .			1	18,3			1	21,0			4	269,8	6	369,6	1	131,0	2	41,3	11	970,4	13	1011,7
Septemb.	1	35,5									5	55,1	11	196,1	2	73,0	1	31,5	18	324,4	19	359,9
October .	3	17,4					1	5,0					5	138,1	4	171,0	4	22,4	9	309,1	13	331,5
Novemb.													2	116,3	2	8,6			4	124,9	4	124,9
December	1	60,0									4	72,5	2	68,3	1	20,8	1	60,0	7	161,6	8	221,6
Frühling	1	42,2	3	19,3	3	91,9					14	522,0	12	436,2	10	389,5	7	153,4	36	1347,7	43	1501,1
Sommer .	2	214,3	4	109,1	1	24,6	3	184,5	3	53,6	10	476,4	15	867,1	11	696,2	10	532,5	39	2193,3	49	2725,8
Herbst .	4	52,9					1	5,0			5	55,1	18	450,7	8	252,6	5	57,9	31	758,4	36	816,3
Winter .	2	66,0			1	7,0	1	4,2	3	46,5	12	321,7	10	235,6	5	204,8	4	77,2	30	809,6	34	885,8
Jahr . .	9	375,4	7	128,4	5	123,5	5	193,7	6	100,1	41	1375,2	55	2089,6	34	1543,1	26	821,0	136	5108,0	162	5929,0
Winter $\frac{15}{47}$	4	103,0	1	13,3	7	190,2	1	4,2	3	46,5	16	562,8	9	183,1	6	206,6	13	310,7	34	1005,2	47	1315,9

Bemerkungen. Die meisten Regentage gab es bei W, nemlich 55; die wenigsten bei O und SO, nemlich 5.

Die grösste Regenmenge fiel bei W, nemlich 2089,6; die geringste bei S, nemlich 100,1.

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 41,7; bei NO 18,3; bei O 24,7; bei SO 38,7; bei S 16,7; bei SW 33,5; bei W 37,6; bei NW 21,0.

Am dichtesten fiel also der Regen bei N; am dünnsten bei S.

Die grösste Regenmenge (532,5) brachten die 4 O—Nlichen Winde im Sommer, die geringste (57,9) im Herbst. Desgleichen die W—Slichen Winde nur mit weit geringerem Unterschied 2193,3 im Sommer und 758,4 im Herbst.

Tabelle XLV.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefallenen W.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 7 Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
3,6			1,7	2,4		5,0	1. Januar	7,0	4,2		6,5					30,4	69,7
	14,5		4,0	6,0	11,5	9,7	31. Januar	29,0	75,0						26,4	186,1	362,3
							2. März		18,0				0,2	5,3	1,0	24,6	157,8
	12,9			7,5		10,4	31. März	6,1	85,5		17,5	3,5	25,0		37,8	275,2	330,7
		6,5		15,8	29,6	14,8	30. April	19,9	40,0	10,0		11,4				147,8	486,5
		6,7					30. Mai	24,5							4,3	35,5	356,9
24,6		23,3	2,2	17,0	44,7	46,6	28. Juni	16,4	19,0	1,8		4,4	3,2			293,4	322,6
126,5	26,9	35,0				98,8	27. Juli	117,0	132,5	18,5	29,2					345,3	292,5
			23,0	101,0	18,3	21,9	26. August	210,0	243,2	131,0					5,4	803,8	74,6
31,8		57,0	1,5	10,0	36,0	4,1	24. September			5,6	23,3		16,0	25,5	80,0	300,8	200,9
		5,0		23,0	8,9		24. October		25,1	10,8	29,2	4,3	2,3	1,1		169,7	0,0
6,6	23,2	93,1					22. November				2,0					124,9	111,6
							21. December		2,8						60,0	62,5	66,7
193,1	77,4	226,8	32,4	182,5	149,0	319,3		439,9	645,3	178,7	107,7	23,6	46,8	41,9	234,9	2980,3	3033,1
1171,5								439,9	1278,9								

Maaßen, zuletzt Graf von Alvensleben, in allen Phaſen der Verhandlungen vorzüglich Eichhorn, ſodann Michaelis, Kühne u. ſ. f. der größte und ſchwierigſte Theil der Aufgabe anheimgefallen war, entwickelte aber gleichzeitig eine auch für den Verein mittelbar fruchtbar gewordene Thätigkeit zum Beſten des auswärtigen Handels.

Nachdem nämlich noch vor dem Beginnen der Vereinsverhandlungen von 1827 das preußiſche Cabinet bereits Handels- und Schifffahrtverträge mit Dänemark (1818), Großbritannien und Irland (1824), mit Rußland und Polen (1825), mit Mecklenburg-Schwerin (1826) abgeſchloſſen hatte, wurde in der Periode, welche mit den erſten Verhandlungen mit Heſſen begann, eine Reihe weiterer ſolcher Verträge verabredet, namentlich mit Schweden und Norwegen (1827) mit Braſilien (1827 und 1828), mit Nordamerika (1828), mit Lübeck, Hamburg und Bremen (1828), mit Oldenburg (1830), mit Oeſterreich (1831), mit den vereinigten Staaten von Mexiko (1831, ratif. 1834).

In dieſe Periode fiel auch die Regulirung der Rheinſchifffahrtsverhältniſſe, die noch lange Zeit hindurch, nachdem bereits in den Jahren 1821 und 1823 über die Elbe und Weſer die nöthigen Verabredungen zum Vollzug der Pariſer und Wiener Verträge getroffen worden, Gegenſtand ermüdender Verhandlungen geblieben war, und die man in der befriedigenden Weiſe, wie ſie (1831) erfolgte, der Standhaftigkeit verdankte, womit unter den betheiligten Staaten hauptſächlich Preußen die deutſchen Handelsintereſſen gegen die von Holland geltend gemachte, bekannte Auslegung der Verträge vertrat.

Der Beitritt ſämmtlicher deutſcher Rheinuferſtaaten aber zu dem Vereine gewährte dieſem für die Rheinſchifffahrt weit größere wechſelſeitige Vortheile, als die Convention von 1831 einräumte und ließ noch weitere günſtigere Verabredungen erwarten.

So wurde alſo in einem Zeitraum von ſieben Jahren für den deutſchen Handel ein Zuſtand errungen, in welchem ſeit Jahrhunderten gefühlte Bedürfniſſe befriedigt und Ideen und Plane verwirklicht erſchienen, die Manche noch zehn Jahre zuvor als unſchuldige Träume und fromme Wünſche betrachteten.

Es fanden ſich nun vom Jahre 1836 an die induſtriellen und commerziellen Intereſſen aller deutſchen Staaten, außer Oeſterreich,

Tabelle XLVI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefallenen W.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
6,0							17. Januar	1,5	25,5		12,3		6,3			52,6	95,4
96,3	26,1	15,5	16,4	22,6	20,5		15. Februar	119,8	62,2	9,6	18,6					407,8	101,4
1,0	33,0		2,6		11,6		16. März									68,2	109,5
17,0	131,3	67,7	15,0			40,5	15. April	38,0	64,3	42,2	219,0	24,5				650,7	275,7
		43,5			66,5	26,5	14. Mai		34,3		16,7			48,2	38,5	274,4	92,6
4,3	1,0		7,8	12,0	92,2	92,1	13. Juni	12,8			21,0	22,3	66,0	20,0	181,0	603,6	175,0
				210,0	32,3		12. Juli		61,0						13,5	321,8	432,5
93,3	34,2	6,0	14,8	5,6		39,4	11. August									213,2	605,4
5,4	26,3	1,0	27,5	5,8	4,5	9,5	9. September						12,0	47,1		138,1	140,4
60,3						79,5	9. October	2,0								141,8	197,3
							8. November								6,6	6,6	72,9
	37,3	20,8		3,0		31,0	7. December	19,5		47,2						158,8	2,0
283,6	259,4	154,5	84,1	259,0	227,7	319,5		214,6	252,3	99,2	288,6	46,8	184,3	165,3	239,6	3068,7	2309,0
1657,8								214,6	1136,3								

Bemerkungen zu vorstehenden Tabellen XLV und XLVI.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond um 1668,7‴ grösser als in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs; und ebenso um 1078,4‴ grösser als in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond gefallene Regenmenge war um 142,8 kleiner als die in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 107,4‴ weniger Regen als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 461,5‴ mehr Regen, als die 7 Tage nach dem Neumond.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Menge am 1ten,
" " " " " die kleinste " " 4ten.
" " nach " " die grösste " " 1ten,
" " " " " die kleinste " " 4ten.
In den 7 Tagen vor dem Neumond fiel die grösste Menge am 6ten,
" " " " " die kleinste " " 4ten.
" " nach " " die grösste " " 3ten,
" " " " " die kleinste " " 4ten.

Auffallenderweise bringt in allen 4 Perioden der 4te Tag die kleinste Regenmenge.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge am 1ten Tag nach dem Vollmond, die geringste den 4ten Tag nach dem Vollmond.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XLVII.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge um 296,4‴ grösser als im zunehmenden.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 88, also kommt von dem im abnehmenden Mond gefallenen Regen (3027,8) auf 1 Tag 35,0.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 79, also kommt von dem im zunehmenden Mond gefallenen Regen (2781,4) auf 1 Tag 39,6.

Mithin fiel im zunehmenden Mond der Regen dichter als im abnehmenden, und zwar um 4,6‴.

Bei den verschiedenen Mondsphasen fiel der meiste Regen in der Stellung vom letzten Viertel bis Neumond, der wenigste vom Neumond bis ersten Viertel und zwar mit einer Differenz von 346,2‴.

Unter den synodischen Umläufen zählte:

die meisten Regentage der Umlauf	31. März	30. April,
die wenigsten " " "	22. November	21. December,
die grösste Regenmenge " "	31. März	30. April,
die kleinste " " "	1. Januar	31. Januar.

Tabelle XLVII.

Regen-Verhältnisse nach den Mondphasen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☉ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☉		Im abnehmenden/zunehmenden Mond.				Summe.		Differenz.
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	cub.''
1. Januar bis	2	10,7	2	7,5	3	45,1	6	84,7	4	18,2	9	129,8	13	148,0	a — 111,6
31. Januar —	3	197,7	6	230,9	3	98,6			9	415,6	3	98,6	12	509,2	a + 229,0
2. März —	5	77,6	2	14,2			4	85,9	7	91,5	4	85,9	11	177,7	a + 5,9
31. März —	6	206,3	5	311,7	4	250,0	5	98,4	11	320,0	9	426,4	20	956,4	a + 82,6
30. April —	3	61,4	3	136,3	4	137,9	2	31,2	6	197,9	6	169,1	12	367,0	a + 28,8
30. Mai —	1	4,3	6	219,0	5	280,3	7	173,0	7	223,3	12	555,3	19	778,6	a — 332,0
29. Juni —	4	29,4	2	242,3	3	206,0	4	277,6	6	220,7	7	483,6	13	754,3	a — 212,9
29. Juli —	3	191,2	6	213,3			5	424,2	9	394,5	5	424,2	14	818,7	a — 394,5
28. August —	2	374,2	7	80,0	3	90,9	5	108,6	9	454,2	8	199,5	17	653,7	a + 254,7
24. September —	5	160,4	3	141,8			3	36,9	8	302,2	3	36,9	11	339,1	a + 265,3
26. October —	6	72,8			1	6,6	2	116,3	6	72,8	3	122,9	9	195,7	a — 50,1
22. November —	1	2,0	5	111,6	1	47,2			6	113,6	1	47,2	7	160,8	a + 66,4
21. December.	41	1377,0	47	1709,9	27	1334,6	43	1426,5	88	2877,8	70	2761,4	158	5639,2	a + 296,4

2) Von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle XLVIII. Regen-Verhältnisse nach den Winden.

Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O – N.		W – S.		Summe d.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	Regenmenge.
Januar .					1	1,9					6	81,5	9	76,1			1	1,9	15	137,6	16	139,5
Februar .											4	281,0	7	168,2	1	6,2			12	455,4	12	455,4
März . .	1	1,8	1	1,1	4	118,7							5	63,1	3	34,1	6	121,4	8	97,2	14	218,6
April . .	2	112,0	1	3,6	1	89,7					4	155,5	17	319,3	5	77,8	1	214,3	26	552,6	30	766,9
Mai . .											1	21,5	4	127,0	8	276,0			13	424,5	13	424,5
Juni . .	3	111,7	3	21,2			1	6,1			6	177,0	9	193,5	6	248,9	7	129,0	21	619,4	28	758,4
Juli . .	2	87,2			1	75,9					2	173,3	5	575,6	3	40,5	3	163,1	10	789,6	13	952,7
August .	1	59,0			3	40,4	1	14,2			3	38,0	7	193,9	5	303,2	5	113,6	15	535,1	20	648,7
Septemb.	2	41,0									3	47,5	13	161,1	3	19,7	2	41,0	19	228,3	21	269,3
October .	3	63,0									7	51,8	2	33,3	5	87,6	3	63,0	14	172,7	17	235,7
November	1	67,3			1	3,5					2	20,3	4	31,1	1	1,3	2	70,8	7	52,7	9	123,5
December	1	30,2									3	46,6	7	59,6	1	33,2	1	30,2	11	139,4	12	169,6
Frühling.	3	113,6	2	4,7	5	217,4					5	177,0	26	509,4	16	387,9	10	335,7	47	1074,3	57	1410,0
Sommer .	6	257,9	3	21,2	4	116,3	2	20,3			11	388,5	21	963,0	14	592,6	15	415,7	46	1944,1	61	2359,8
Herbst .	6	171,3			1	3,5					12	119,6	19	225,5	9	108,6	7	174,8	40	453,7	47	628,5
Winter .	1	30,2			1	1,9					13	389,1	23	303,9	2	39,4	2	32,1	38	732,4	40	764,5
Jahr . .	16	573,0	5	25,9	11	339,1	2	20,3			41	1074,2	89	2001,8	41	1128,5	34	958,3	171	4204,5	205	5162,8

Tabelle XLIX.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.	Nach dem Vollmond.							Summe des meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.		1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
3,6			1,7	2,4		0,5	1. Januar			16,6		0,5	8,8	3,3	37,4	69,7
	16,1		7,0	12,5	19,5	2,5	31. Januar	9,4	27,5	1,0				13,2	108,7	349,0
							2. März		11,2	1,1		0,1	1,4	4,2	18,0	149,6
				6,5	2,1	22,0	31. März	18,5	98,7	3,1	19,0	6,6	7,5	25,3	24,4	233,7	284,3
	6,0	2,7		3,5	27,4	11,0	30. April	4,2	18,7	6,3		2,0			81,8	387,7
		3,1					30. Mai	33,2					4,2		5,5	46,0	290,9
19,2		1,8	3,8	29,8	55,1	86,0	28. Juni		23,7	5,0	5,7	8,2	3,7			242,0	446,1
310,2		97,6				151,8	27. Juli	101,6	79,2	8,0	16,5					764,9	295,1
3,0	1,7	2,1	28,2	15,2	35,7	66,2	26. August	160,2	113,8	59,0			1,6		2,5	489,2	70,9
38,1	3,1	49,0		12,5	14,3	7,7	24. September		1,0	0,2	24,2		4,6	40,0	18,2	212,8	115,6
		10,8	8,0	14,7	9,2		24. October	9,8	30,2	16,2	4,5	32,2				135,6	6,2
	7,7	67,3	1,3				22. November	3,3		17,0						96,6	125,9
							21. December		4,3		2,0				30,2	36,5	11,1
374,1	34,6	234,4	50,0	117,1	163,3	347,7		340,2	408,3	116,9	88,5	49,0	22,2	75,5	101,5	2503,2	2600,1

Tabelle L.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
	1,9						17. Januar	9,1	13,5	2,0	10,1		6,5			43,1	96,4
63,2	10,5	14,1	52,2	41,1	6,2		15. Februar	129,6	75,0		21,8					413,7	41,7
4,2	41,2	1,6			10,0		16. März									57,0	62,9
24,6	159,8	72,1	10,0	8,2		17,0	15. April	17,2	25,7	12,0	150,1	27,2			3,6	527,5	239,4
		27,6			84,3	57,2	14. Mai		22,0		19,2			55,0	95,9	361,2	63,3
5,5			6,0	4,2	28,5	65,8	13. Juni	2,3		36,1	23,6	6,1	128,4	79,8	143,3	529,8	199,9
				28,6			12. Juli		5,2						142,1	175,9	707,5
36,6		68,5	1,6	3,0	5,8	32,3	11. August								14,2	162,0	416,0
2,5	23,2	4,5	11,8	1,8	4,9	7,2	9. September	3,3						15,5		74,7	299,1
30,1			3,2	2,1		29,5	9. October	17,0								81,9	140,6
	3,5						8. November	2,7						4,3		10,5	162,7
16,4	16,2	13,0		2,1		33,2	7. December	40,7	3,9	22,0						147,3	17,0
183,1	256,3	201,4	84,8	91,1	139,7	242,2		221,9	145,3	72,1	224,8	33,3	134,9	154,6	399,3	2584,8	2446,5

Bemerkungen zu voranstehenden Tabellen XLIX und L.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor und in den 7 Tagen nach dem Vollmond um 781,6 kleiner als in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Neumond, und ebenso um 96,9 kleiner als in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Menge des Wassers war um 138,3 grösser als die in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufes.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 459,3 grösser als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 34,3 grösser als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Regenm. am 7ten Tg.
" " " " die kleinste " " 6ten "
" " nach " die grösste " " 1ten "
" " " " die kleinste " " 5ten "
" " vor dem Neumond fiel die grösste " " 6ten "
" " " " die kleinste " " 3ten "
" " nach " die grösste " " 7ten "
" " " " die kleinste " " 4ten "

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenm. am 1ten nach dem Vollm.
" " " geringste " 5ten " "

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle LI.

Im zunehmenden Mond war die Regenmenge = 2795,1"
grösser als die im abnehmenden Mond = 2411,0"
um 384,1"

Im zunehm. Mond war d. Zahl d. Regent. 80, die Regenm. p. Tg. = 34,9,
" abnehm. " " " 101, " " = 23,9,
mithin fiel im zunehmenden Mond der Regen dichter, und zwar um 11".

Bei den verschiedenen Mondsphasen fiel der meiste Regen (1546,4") in die Stellung vom Neumond bis 1ten Viertel, der wenigste vom Vollmond bis letzten Viertel mit 1181,1". Differenz 365,3.

Unter den synodischen Umläufen zählt:
die meisten Regentage 31. März / 30. April, die grösste Regenmenge 28. Juni / 27. Juli,
die wenigsten " 22. Novemb. / 21. Decemb., die kleinste " 2. März / 31. März.

Tabelle LI.

Regen-Verhältnisse nach den Mondsstellungen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ☌		☌ bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.	
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."
1. Januar bis	4	29,4	1	1,9	5	41,2	5	57,6	5	31,3	10	98,8	15	130,1
31. Januar —	4	51,1	6	197,3	3	246,4			10	248,4	3	246,4	13	494,8
2. März —	5	18,0	3	52,8			3	30,6	8	70,8	3	30,6	11	101,4
31. März —	8	203,1	6	261,7	5	232,2	6	54,2	14	494,8	11	286,4	25	781,2
30. April —	4	31,2	3	169,1	4	192,1	2	35,3	7	200,3	6	227,4	13	427,7
30. Mai —	2	37,4	5	110,0	6	276,3	7	339,2	7	147,4	13	615,5	20	762,9
28. Juni —	5	46,3	1	28,6	3	457,5	3	351,0	6	74,9	6	808,5	12	883,4
27. Juli —	4	205,3	6	147,8	1	14,2	7	162,1	10	353,1	8	176,3	18	529,4
26. August --	4	334,6	7	59,2	2	53,6	5	86,6	11	393,8	7	140,2	18	534,0
24. September —	6	88,1	5	82,9			5	52,5	11	171,0	5	52,5	16	223,5
24. October —	4	83,1	1	3,5	2	7,0	4	79,6	5	86,6	6	86,6	11	173,2
22. November —	1	17,0	6	121,6	2	25,9			7	138,6	2	25,9	9	164,5
21. December.	3	36,5	1	4,8					1	41,3				

3) Von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tab. LII. Regen- und Schnee-Menge, in par. Cub.-Z.

1847.	Grösste Menge des met. Wassers in 24 Stunden.	Regenwasser im Monat.	Schneewasser im Monat.	Zusammen.	Mittlere tägliche Menge des met. Wassers.	Regentage.	Schneetage.
Januar .	38	209	35	244	7,87	14	3
Februar .	101 (Schnee.)	77,5	286,7	364,2	13,01	5	10
März . .	52,5	71	94,5	165,5	5,34	6	9
April . .	114,5 (Schnee.)	416,3	172	588,3	19,61	21	8
Mai . .	63	183,8		183,8	5,93	14	
Juni . .	116,5	399,5		399,5	13,32	16	
Juli . .	136	357		357	11,52	11	
August .	205	552,4		552,4	17,82	17	
Septemb.	24	187,6		187,6	6,25	18	
October .	43	247,3		247,3	7,98	12	
Novemb.	58	70	7	77	2,57	8	1
Decemb.	27	76,5	35	111,5	3,60	5	3
Gnz. Jahr	205 24. Aug.	2847,9	630,2	3478,1	9,53	147	34

Grosser Schnee am 11. Februar und am 18. April. Austreten der Nagold am 9. und 10. April. Wassermangel am Ende des Jahres.

7. Beobachtungen am Neckar.

a) Höhenstand, wie er zu Heilbronn, am unteren Pegel des Wilhelmscanals beobachtet wurde, in württemberg. Fussen; das 20jähr. Mittel ist von 1827—46. Tabelle LIII.

Monate.	Wasserhöhe				
	mittlere aus 20 J.	mittlere von 1847.	grösste.	geringste.	Unterschied.
Dec. 1846 .		4,34	10,5	2,4 v. 14—17.	8,1
Januar 1847	4,95	3,35	7,4 d. 29.	2,6 v. 13—15.	4,8
Februar . .	4,67	5,90	16,5 d. 19.	3,0 v. 14—17.	13,5
März . . .	4,74	4,06	4,9 d. 31.	3,5 d. 1.	1,4
April . . .	4,84	6,91	12,8 d. 10.	4,9 d. 31.	7,9
Mai . . .	4,05	4,09	5,6 d. 4.	3,1 v. 16—18.	2,5
Juni . . .	4,16	3,10	4,0 d. 21. 22.	2,8 d. 20.	1,2
Juli . . .	3,30	2,97	5,3 d. 28.	2,3 v. 17—20. 22.	3,0
August . .	3,08	3,90	12,1 d. 29.	2,5 d. 19.	7,6
September .	3,51	3,24	4,9 d. 1.	2,8 v. 17-21.24.25.	2,1
October . .	3,08	3,15	4,0 v. 2—5.	2,8 d. 29.	1,2
November .	3,79	2,35	2,8 v. 1—3.	2,3 d. 16.18-21.25.26.	0,5
December .	4,51	2,53	3,4 d. 13.	2,2 v. 18—20.	1,2
Kal. Jahr .	4,05	3,80	Februar	Decbr. 1847.	14,3
Met. Jahr .		3,95	Februar	Novbr. 1847.	14,2

Von 1827—1846 war der höchste Stand 21,0 im Merz 1845, der tiefste 0,4 im December 1828.

b) Temperatur des Neckarwassers zu Canstatt durch Herrn Dr. Rühle.

Tabelle LIV.

Aus dem Mittel von Abends 9 U. wurde auch noch nach Analogie früherer Beobachtungen ein wahres Mittel berechnet.

Monate.	Mittel Abds. 9 U.	Max. Abds. 9 U.	Min. Abds. 9 U.	Differ. von d. Luft-tempe-ratur.	Wah-res Mittel.	Differ. von d. Luft-tempe-ratur.	Badetage mit der nachfolg. oder einer höheren Tem-peratur.		
							+15°	+16°	+18°
Januar . .	+1,35	+3,8	0,0	+1,63	+1,26	+1,54			
Februar . .	2,00	4,4	0,0	+2,06	1,89	+1,95			
März . . .	4,48	8,0	1,0	+1,47	4,29	+1,28			
April . . .	6,30	8,3	3,7	+0,44	5,77	−0,09			
Mai . . .	13,47	17,4°	8,1	−0,62	13,10	−0,99	12	6	2
Juni . . .	13,46	16,6	10,6	+0,71	12,95	+0,20	8	2	—
Juli . . .	16,39	19,2**	13,1	+0,14	16,06	−0,19	23	21	13
August . .	15,13	18,6	11,5	−0,29	14,83	−0,59	17	15	8
September .	10,84	13,5	9,1	+0,56	10,50	+0,22			
October . .	8,46	10,5	6,1	+0,78	8,34	+0,66			
November .	5,09	8,5	2,1	+1,20	5,05	+1,16			
December .	1,43	5,4	0,0	+1,98	1,40	+1,95			
Jahr . . .	8,20			+0,84	7,95	+0,59			
Winter . .	1,59			+1,89	1,52	+1,82			
Frühling. .	8,08			+0,43	7,72	+0,07			
Sommer . .	15,00			+0,19	14,61	−0,20			
Herbst . .	8,13			+0,85	7,96	+0,68			

*) Absolutes Maximum im Mai + 18,2.

**) Absolutes Maximum im ganzen Jahr: + 19,5° im Juli.

Jahresdifferenz: 19,5°.

Der Neckar gefroren im Januar an 5 Tagen,
im December an 16 „
also im ganzen Jahr an 21 „

8. Beobachtungen am Bodensee

nach den Mittheilungen des Herrn Oberamtsarztes Dr. v. Dihlmann in Friedrichshafen. Die bis jetzt beobachteten Extreme in der Höhe des Sees fanden statt: tiefster im Febr. 1827; höchster im Jahr 1817, und zwar 12,2 württemb. Fuss über ersterem. Die Zahlen in den Spalten „grösster, geringster, mittlerer Stand" der nachfolgenden Tabelle geben nun die Wasserstände unter dem

Hannover und Mecklenburg mit den wenigen, durch diese Länder von dem Vereinsmarkte geschiedenen kleinern deutschen Gebieten, auf das innigste verflochten, und geschützt durch einen Bund, der ihnen in ihrer Gesammtheit eine imposante Stellung in der Reihe der europäischen Handelsmächte anwies.

So stehen wir nun nicht mehr auf dem Gebiete der Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Wirkungen der commerziellen Einheit der großen Mehrheit der deutschen Länder, sondern sind in der günstigern Lage, ihren Einfluß in wirklichen, wahrnehmbaren Erscheinungen zu beobachten und die praktische Entwickelung aller auf den Verein bezüglichen Verhältnisse mit dem Interesse zu verfolgen, welches eine der wichtigsten Angelegenheiten des Volkslebens in Anspruch nimmt.

Was sich in dieser Beziehung unserer Betrachtung darbietet, wollen wir, wie gesagt, einem zweiten Aufsatze vorbehalten, indem wir hier zum Schlusse der geschichtlichen Darstellung eine Uebersicht der Vereinsgebiete, ihrer, den jüngsten Maßstab der Revenuentheilung bildenden Bevölkerung (fast durchgängig nach den Zählungen von 1834) und der Grenzstrecken, mit einigen hierauf bezüglichen Bemerkungen, folgen lassen.

Die Regierungen, welche Zollvereinsverträge abgeschlossen haben, sind:

	Einwohner.
1) **Preußen.** An der Einwohnerzahl des Königreichs, welche, ausschließlich von Neuchatel und einschließlich des neu acquirirten Fürstenthums Lichtenberg, 13,510,030 beträgt, kommen in Abzug a) die Garnisonen von Luxemburg und Mainz mit 11,906. b) die Bevölkerung der isolirten, vom Zollverbande ausgeschlossenen Orte: 9033, und c) die Einwohner der zum Thüringer Vereine gehörigen Kreise 88,534, zusammen mit 109,473, und es bleiben	13,400,557
Dazu kommen die Länder, deren Einwohnerzahl bei der Revenuentheilung dem Königreich Preußen, welches dafür Entschädigung gewährt, zugerechnet werden	290,096

bis jetzt bekannten höchsten Stande in württemberg. Fussen an. Nennt man den tiefsten Punkt vom Jahr 1827 0, so zeigt die Spalte: „Stand des Mittels über 0“ die Reduction des Mittels auf diesen Nullpunkt an.

Tabelle I.V.

Monate.	Zahl der Beobachtungen.	Stand des Sees unter dem höchsten Punkt von 1817.			Stand des Mittels über 0	Veränderung
		geringster.	grösster.	mittl.		
Dec. 1846. .	4	10,0 d. 7.	10,8 d. 28.	10,400	+1,80	0,8
Januar 1847.	4	11,0 d. 4.	11,8 d. 26.	11,375	+0,825	0,8
Februar . .	4	11,3 d.20.26.	11,7 d. 4.	41,475	+0,725	0,4
März . . .	6	11,3 d. 11.	12,1 d. 20.	11,666	+0,534	0,8
April . . .	9	8,6 d.29.30.	10,3 d. 2.	9,288	+2,912	1,7
Mai . . .	18	3,8 d. 31.	8,5 v. 1—4.	5,872	+6,328	4,7
Juni . . .	21	3,4 d.22.24.	5,3 d. 12.	4,112	+8,088	1,9
Juli . . .	15	4,9 d. 1.	6,0 d. 24.	4,936	+7,264	2,0
August . .	15	5,0 d. 1.	6,6 d. 20.	5,733	+6,467	1,6
September .	11	5,7 d. 1.	7,4 d. 30.	6,518	+5,682	1,7
October . .	7	8,6 d. 4.	10,2 d. 30.	9,528	+2,672	1,6
November .	7	10,2 d. 1.	11,3 d. 30.	10,785	+1,415	1,1
December .	6	11,5 d. 4.	12,2 d. 31.	11,833	+0,367	0,7
Kal. Jahr a)	123	Juni	December 47.	7,171	+5,029	9,8
Met. Jahr b)	121	Juni	December 46.	7,042	+5,178	

Bemerkungen. Am 22. Mai Mittags 2h war die Lufttemperatur +22,0° im Schatten. Am 1. Juni war der Sentis schneefrei. Am 10. Juni fiel neuer Schnee auf dem Sentis, der jedoch nicht blieb. Vom 18—20. Juni regnete es ununterbrochen; am 20. Juni erfolgte allgemeines Austreten der Flüsse und Bäche der Seegegend und der See erreichte die seltene Höhe von 3′ 4″ unter dem höchsten Punkt = 8,8′ über dem 0-Punkt von 1827. Am 28. Juli trat eine neue Ueberschwemmung der Gewässer der Seegegend in Folge eines 48stündigen Regens ein und der See stieg vom 28—29. in 24 St. um 1 Fuss. Der Sentis wurde dabei mit neuem Schnee bedeckt. Am 12. Juli erschien ein starker Höhenrauch in der Seegegend.

9. Wässrichte Ausdünstung.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtung geschieht mittelst eines cylindrischen Messinggefässes von 2,375 par. □Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe, das mit Regenwasser zu $^3/_4$ seiner Höhe gefüllt und so

oft aufgefüllt wird, als das Wasser unter die Hälfte seiner Höhe gesunken ist. Es wird im Freien in einer vor Regen, Schnee und Wärmeinflüssen gesicherten Lage aufgestellt, und jeden Abend der Wasserverlust mit einer Granwage nach Medicinalgewicht abgewogen. Da jeder Cubikzoll Wasser = 318,9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran verdunstetes Wasser, auf die Fläche eines par. □Fusses reducirt, = 0,1916 par. Cubikzoll Wasser. Hiernach ist die Spalte „Verdunstung in Cubikzoll auf 1 par. □Fuss" berechnet. Die Spalte „13jähriges Mittel" enthält die Monats- und Jahresmittel von 1834—1846.

Tabelle LVI.

Monate.	Verdunstung in Granen.				Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.					
	stärkste.	schwächste.	mittlere tägliche.	Menge im Monat.	stärkste.	schwächste.	mittlere tägliche.	Menge im Monat. Cub.-Z.	Menge im Monat. Höhe.	13jhr. tägl. Mittel.
Dec. 46.	36	1	10,29	319	6,90	0,19	1,97	61,12	0,42	
Januar 47	34	2	11,06	443	6,51	0,38	2,12	65,72	0,46	2,33
Februar.	53	6	20,76	579	10,15	1,15	3,89	110,94	0,77	3,59
März. .	66	10	35,00	1085	12,64	1,92	6,71	207,89	1,44	6,47
April. .	62	8	30,86	926	11,83	1,53	5,91	177,42	1,33	10,37
Mai . .	159	27	79,87	1476	30,46	5,17	15,24	282,80	1,96	14,58
Juni . .	111	22	61,70	1851	21,27	4,21	11,82	354,65	2,46	16,23
Juli . .	170	20	80,77	2504	32,57	3,83	15,47	479,76	3,33	15,60
August .	170	13	67,61	2096	32,57	2,49	12,95	401,59	2,78	13,60
Septemb.	76	10	35,83	1075	14,56	1,92	6,86	205,97	1,43	8,99
October.	54	9	23,03	714	10,35	1,72	4,41	136,80	0,95	5,32
Novemb.	34	4	12,56	377	6,51	0,77	2,41	72,23	0,50	3,84
Decemb.	46	2	10,10	313	8,81	0,38	1,93	59,97	0,41	2,39
K. Jahr a)	Juli Aug.	Jan. Dec.	39,10	14339			7,491	2747,35	19,078	8,61
M. Jahr b)		Dec. 46.	39,11	14345			7,493	2748,50	19,079	

Die mittlere Verdunstung war demnach im Jahr 1847 grösser als das 13jährige Mittel in den Monaten Februar, März und Mai, in allen übrigen Monaten und im Jahresmittel war sie geringer.

b) Besondere Zusammenstellung von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle LVII. Zusammenstellung der Verdunstung gegenüber der wässrigten Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

Monate.	Regen- und Schnee-Menge.					Ausdünstung.			Differenz der Regen- und Ausdünstungshöhe.	Bewölkung des Himmels.					Meteore.								
										Zahl d. Tage mit Bewölk.												
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge	Höhe des gefallenen W. in Linien.	in Grauen.	in cub." auf 1 □'	Höhe in Linien.		1	2	3	4	Mittel der Bewölkung.	Regentage.	Schauertage.	Gewitter.	Gewitter.	windige.			Nebeltage.	Tage m. Schneedecke.
																			1–3	4	zusam.		
Januar .	79,2	75,8	155,0	5,0	12,917	570	109,21	9,101	+ 3,816	6	2	18	5	0,60	8	6			24	2	26	9	31
Februar .	90,6	418,6	509,2	18,2	42,433	613	117,45	9,788	+ 32,645	3	11	9	5	0,66	3	9			17	7	24	11	20
März . .	20,4	157,3	177,7	5,7	14,808	1819	348,02	29,049	— 14,241	11	8	9	3	0,50	2	9		1	27	2	29	8	17
April . .	305,9	650,5	956,4	31,9	79,700	1185	227,04	18,928	+ 60,772	1	4	19	6	0,83	12	12		1	24	5	29	16	13
Mai . .	367,0		367,0	11,8	30,584	3593	688,46	57,376	— 26,792	7	16	7	1	0,49	12		1	8	30		30	5	
Juni . .	799,4		799,4	26,6	66,617	2387	457,35	38,110	+ 28,507	5	9	14	2	0,63	21		4	5	30		30	9	
Juli . .	914,7		914,7	29,5	76,225	2905	556,59	46,382	+ 29,843	10	10	10	1	0,51	14		3	14	31		31	5	
August .	1011,7		1011,7	32,6	84,308	2516	482,07	40,170	+ 44,138	12	7	8	4	0,52	13			13	29	1	30	10	
Septemb.	359,9		359,9	12,0	29,992	1346	257,88	21,495	+ 8,497	5	6	17	2	0,66	19		1		28	2	30	11	
October .	326,1	5,4	331,5	10,7	27,625	1116	213,83	17,822	+ 9,803	8	8	12	3	0,59	13	1	1	2	30	1	31	14	
Novemb.	78,9	46,0	124,9	4,2	10,408	970	185,85	15,490	— 5,082	13	7	8	2	0,44	4	1			27		27	11	
December	111,6	110,0	221,6	7,1	18,467	589	112,88	9,403	+ 9,064	9	3	9	10	0,60	5	3			22	2	24	17	12
Frühling	693,3	807,8	1501,1	16,3	125,092	6597	1263,32	105,353	+ 19,739	19	28	35	10	0,61	26	21	1	10	81	7	88	29	30
Sommer .	2725,8		2725,8	29,6	227,150	7808	1496,01	124,662	+102,488	27	26	32	7	0,55	48		7	32	90	1	91	24	
Herbst .	764,9	51,4	816,3	9,0	68,025	3432	657,56	54,807	— 13,218	26	21	37	7	0,56	36	2	2	2	85	3	88	36	
Winter .	281,4	604,4	885,8	9,8	73,817	1772	339,54	28,292	+ 45,525	18	16	36	20	0,62	16	18			63	11	74	37	63
Jahr . .	4465,4	1463,6	5929,0	16,2	494,084	19609	3756,61	313,114	+180,970	90	91	140	44	0,59	126	41	10	44	319	22	341	126	93
Med. p. T.					1,354	54	10,34	0,861															
Wint. $18\frac{45}{47}$	208,0	1107,9	1315,9	13,6	109,658	1437	275,32	22,943	+ 86,715	9	19	42	20	0,70	15	33			68	11	79	43	80

Bemerkungen zu voranstehender Tabelle LVII.

Regenmenge: Max. im August 1011,7, Min. im November 124,9. Differenz 886,8.

Nach den Jahreszeiten: Max. im Sommer 2725,8, Min. im Herbst 816,3. Differenz 1909,5.

Der mittleren Regenmenge des Jahres kommt die im Februar am nächsten.

Ausdünstung: Max. im Mai 3593 Gr., Min. im Januar 570. Differenz 3023.

Im Sommer 7808, im Winter 1772. Differenz 6036.

Der mittleren Ausdünstung des Jahres kommt die im März am nächsten.

Bewölkung: Max. im April 0,63, Min. im November 0,44. Differenz 0,39.

Heitere Tage Max. im November 13, Min. im April 1. Differenz 12.

Trübe Tage Max. im December 10, Min. im Mai und Juli 1. Differenz 9.

Nach den Jahreszeiten Max. der Bewölkung im Winter 0,62, Min. der Bewölkung im Sommer 0,55. Differenz 0,07.

Heitere Tage Max. im Sommer 27, Min. im Winter 18. Differenz 9.

Trübe Tage Max. im Winter 20, Min. im Frühling und Sommer 7. Differenz 13.

Regentage: Max. im Juni 21, Min. im März 2. Differenz 19.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 10,5 Regentage.

Schneetage: Max. im April 12.

Gewitter: Max. im Juli 14.

Windige Tage (1—3): Max. im Juni 30, Juli 31, September 30, October 31. Min. im December 24. Max. im Sommer 91, Min. im Winter 74.

Stürmische Tage (4): Max. im Februar 7, Min. im Mai, Juni, Juli und November 0.

Nebeltage: Max. im December 17, Min. im Mai und Juli 5; im Winter 37, im Sommer 24.

Tage mit Schneedecke: Max. im Januar 31.

10. Luftfeuchtigkeit.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachfolgende Tabelle enthält die Mittel sowie die Extreme, welche an dem befeuchteten Thermometer des Psychrometers beobachtet wurden, mit den gleichzeitigen Lufttempera-

turen zusammengestellt. Die mittlere Lufttemperatur ist nach den 3 täglichen Beobachtungen und zwar nicht auf wahres Mittel berechnet.

Tabelle LVIII.

Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz.	Tiefster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.	Höchster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.
Dec. 1846 .	— 2,37	— 1,60	0,77	—12,0	—12,0	0	+ 4,4	+ 6,5	2,1
Januar 1847.	— 0,76	— 0,23	0,53	—10,0 d. 1.	—10,0	0	+ 3,9 d. 28.	+ 7,3	1,5
Februar . .	— 0,60	+ 0,63	1,43	— 6,5 d. 10.	— 6,0	0,5	+ 6,9 d. 18.	+ 8,3	1,5
März . . .	+ 1,16	+ 3,11	1,95	—10,5 d. 12.	—10,5	0	+11,8 d. 20.	+14,7	2,9
April . . .	+ 4,00	+ 5,79	1,79	0 d. 17.	+ 0,2	0,2	+ 8,8 d. 13.	+12,3	3,5
Mai . . .	+10,54	+14,29	3,75	+ 5,0 d. 2.	+ 7,6	2,6	+17,2 d. 24.	+26,1	8,9
Juni . . .	+ 9,58	+12,83	2,95	+ 5,7 d. 10.	+ 8,5	2,9	+13,0 d. 22.	+21.0	6,0
Juli . . .	+12,91	+16,54	3,43	+ 7,2 d. 2.	+11,7	4,5	+17,0 d. 18.	+23,3	6,3
August . .	+12,99	+15,63	2,64	+ 8,7 d. 29.	+ 9,0	0,3	+17,0 d. 22.	+22,0	5,0
September .	+ 8,54	+10,54	2,00	+ 0,5 d. 28.	+ 1,2	0,7	+13,5 d. 13.	+19,6	6,1
October . .	+ 6,38	+ 7,81	1,43	+ 0,6 d. 27.	+ 0,8	0,2	+12,4 d. 17.	+16,1	3,7
November .	+ 3,06	+ 3,94	0,88	— 3,5 d. 21.	— 3,0	0,5	+ 8,4 d. 1.	+10,6	2,2
December .	— 1,15	— 0,60	0,55	— 6,2 d. 16.	— 6,2	0	+ 7,0 d. 1.	+ 7,6	0,6
Kal. Jahr a)	+ 5,32	+ 7,52	2,00	Januar			Mai		
Met. Jahr b)	+ 5,46	+ 7,44	1,98	Dec. 1846.			Mai		

Die hieraus berechneten Momente: Thaupunkt, Dunstdruck, Dunstmenge und Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft für die monatlichen, die Jahreszeiten- und Jahres-Mittel gibt die folgende Tabelle.

Tabelle LIX.	Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdr. für d. Lufttemperat.	Dunstmenge	Grane Ws. in 1 Cub. F. Luft.
December 1846 .	— 1,60	— 4,20	2,60	1,95	3,20	2,53
Januar 1847. . .	— 0,23	— 1,90	1,67	2,20	3,58	2,51
Februar	+ 0,63	— 4,30	3,67	2,36	3,85	2,50
März	+ 3,11	— 3,00	6,11	2,91	4,68	2,76
April	+ 5,39	+ 0,30	5,09	3,64	5,77	3,69
Mai.	+11,29	+ 6,57	4,72	7,10	10,76	6,02
Juni	+12,83	+ 6,70	6,13	6,35	9,69	6,10
Juli	+16,54	+ 9,73	6,81	8,40	12,58	8,07
August	+15,63	+ 8,20	7,43	7,85	11,81	6,61
September . . .	+10,54	+ 6,23	4,31	5,32	8,23	5,81
October	+ 7,61	+ 4,60	3,21	4,28	6,72	5,10
November . . .	+ 3,94	+ 1,57	2,37	3,12	4,89	2,09
December . . .	— 0,60	— 2,35	1,75	2,12	3,48	3,06
Kal. Jahr a) . .	+ 7,52	+ 2,60	4,92	4,18	6,58	4,34
Met. Jahr b) . .	+ 7,44	+ 2,55	4,89	4,16	6,54	4,31
Morgens a) . . .	+ 5,83	+ 2,75	3,08	3,65	5,78	4,45
Mittags a) . . .	+10,03	+ 5,37	4,66	5,11	7,92	5,38
Abends a) . . .	+ 6,58	+ 3,40	3,18	3,88	6,13	4,72
Morgens b) . . .	+ 5,79	+ 2,60	3,19	3,64	5,77	4,38
Mittags b) . . .	+ 9,86	+ 5,50	4,36	4,63	7,84	6,03
Abends b) . . .	+ 6,53	+ 3,20	3,33	3,86	6,10	4,63
Frühling	+ 7,73	+ 1,42	6,31	4,25	6,68	4,00
Sommer	+15,00	+ 9,15	5,85	7,49	11,30	7,12
Herbst.	+ 7,43	+ 4,02	3,41	4,16	6,54	4,90
Winter a) . . .	— 0,07	— 2,60	2,63	2,23	3,63	2,90
Winter b) . . .	— 0,40	— 3,20	2,80	2,16	3,53	2,64
Frühling Morgens	+ 5,68	+ 1,53	4,15	3,61	5,72	4,00
„ Mittags .	+10,92	+ 2,15	8,77	5,48	8,44	4,13
„ Abends .	+ 6,18	+ 3,00	3,18	3,78	5,94	4,51
Sommer Morgens	+13,57	+ 8,83	4,74	6,22	9,52	6,94
„ Mittags .	+17,78	+ 8,73	9,05	9,21	13,69	6,16
„ Abends .	+13,69	+ 9,82	3,87	6,79	10,30	7,62
Herbst Morgens	+ 5,54	+ 3,45	2,09	3,56	5,66	4,75
„ Mittags .	+10,02	+ 4,43	5,59	5,10	7,90	4,97
„ Abends .	+ 6,73	+ 4,40	2,33	3,93	6,20	5,08
Winter a) Morgens	— 1,49	— 2,65	1,16	1,96	3,23	2,94
„ Mittags .	+ 1,39	— 1,70	3,09	1,98	4,09	3,97
„ Abends .	— 0,66	— 2,30	1,64	2,37	3,47	2,76
Winter b) Morgens	— 1,67	— 3,90	2,23	1,78	3,19	2,80
„ Mittags .	+ 0,73	— 2,00	2,73	2,38	3,87	3,05
„ Abends .	— 0,67	— 2,35	1,48	2,08	3,40	2,95

B) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt durch Herrn Med. Dr. Rühle.

Tabelle LX. Psychrometrische Resultate nach den 3 täglichen Beobachtungen.

Monate.	Mittelstand des feuchten Thermometers.	Mittelstand des trockenen Thermometers.	Diff. beider.	Mittl. Thaupunkt.	Diff. d. Thaup. von d. Lufttp.	Dunstdruck in par. Linien. Mittlerer	Höchster.	Tiefster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Grösster.	Kleinster.	Mittl. Wassergehalt in 1 C. Luft in Gran.
Januar . .	— 0,79	— 0,28	0,51	— 1,80	1,52	1,92	3,27 d. 25. Mt.	0,85 d. 1. Mg.	0,87	0,995 d. 7. Mg.	0,59 d. 26. Mt.	3,16
Februar . .	— 0,93	— 0,06	0,87	— 2,60	2,54	1,78	3,58 d. 18. Mt.	0,90 d. 8-9 Min.	0,80	0,98 d. 7. Ab.	0,50 d. 23. Mt.	2,95
März . . .	+ 1,43	+ 3,01	1,58	— 1,60	4,61	1,93	4,14 d. 28. Mt.	0,74 d. 12 Mg.	0,67	0,97 d. 31. Ab.	0,31 d. 20. Mt.	3,21
April . . .	+ 4,43	+ 5,86	1,43	+ 2,40	3,46	2,75	4,02 d. 13. Mt.	2,06 d. 20. Mg.	0,75	0,96 d. 1. Mg.	0,40 d. 28. Mt.	4,43
Mai . . .	+11,18	+14,08	2,90	+ 8,53	5,55	4,54	7,20 d. 24. Ab.	2,45 d. 2. Mg.	0,65	0,90 d. 20. Mg.	0,27 d. 10. Mt.	7,08
Juni . . .	+10,45	+12,76	2,31	+ 8,27	4,49	4,45	6,47 d. 22. Ab.	2,30 d. 8. Mg.	0,70	0,93 d. 21. Ab.	0,38 d. 14. Mt.	6,96
Juli . . .	+13,66	+16,26	2,60	+11,74	4,52	5,84	8,20 18.19 Mt.	4,42 d. 17. Mt.	0,70	0,97 d. 30. Mg.	0,32 d. 17. Mt.	8,97
August . .	+13,21	+15,42	2,21	+11,52	3,90	5,74	7,85 d. 17. Ab.	4,35 d. 26. Mt.	0,74	0,98 d. 29. Mg.	0,34 d. 19. Mt.	8,82
September .	+ 8,75	+10,28	1,53	+ 7,16	3,12	4,07	6,02 d. 13. Ab.	2,38 d. 28. Mg	0,78	0,99 d. 24. Mg.	0,50 d. 13. Mt.	6,39
October . .	+ 6,62	+ 7,68	1,06	+ 5,43	2,25	3,53	5,65 d. 5. Mt.	2,11 d. 27. Mg.	0,83	0,99 d. 16. Mg.	0,57 d. 19. Mt.*	5,63
November .	+ 3,21	+ 3,89	0,68	+ 2,20	1,69	2,70	4,16 d. 1. Mt.	1,54 d. 20. Mg.	0,87	0,98 d. 3. Ab.	0,60 d. 20. Mt.	4,36
December .	— 1,11	— 0,36	0,55	— 2,35	1,73	1,82	3,97 d. 5. Mt.	1,07 d. 21. Mg.	0,85	0,98 d. 2. Ab.	0,53 d. 7. Mt.	3,01
Jahr . . .	+ 3,84	+ 7,36	1,52	+ 3,85	3,51	3,10	8,20 d. 18. 19 Juli Mt.	0,74 d. 12 März Mrgs.	0,75	0,995 d. 7. Jan. Mrgs.	0,27 d. 10. Mai Mtgs.	4,96

*) Am 16. October trat merkwürdigerweise Morgens die grösste Feuchtigkeit, Mittags die grösste Trockenheit des ganzen Monats ein. Die grösste psychrometrische Differenz im Jahr betrug den 7. Juli 9,2° bei 27° des trockenen und 17,8° des feuchten Thermometers. Die kleinste psychrom. Differenz den 7. Januar Morgens betrug nur 0,03° bei + 1,45° des trockenen und + 1,42° des feuchten Thermometers — nach der genauesten Schätzung: also fast völlig gleicher Stand beider Thermometer und zugleich die grösste Luftfeuchtigkeit im Jahr. Den 10. Mai Mittags bei der geringsten Luftfeuchtigkeit des Jahres stand das trockene Thermometer auf + 20,7, das feuchte auf + 12,3, also Differenz 8,4°; der Barometerstand auf 0 reducirt betrug 27″ 4,68‴.

2) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle LXI. Dunst-Verhältnisse.

Monate.	Höchst. Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	t. Mittlere Luft temperatur.	t'. Mittl. Stand des Psychrometers.	t−t'. Diff. d. Thermomet. und Psychrom.	b. Mittl. Barometerstand auf 0° red.	e''. Dunstspan. für d. mittl. Lufttemp.	e'. Dunstspan. für d. Temp. des Psychr.	e. Wirklicher Dunstdruck	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts von der Lufttemperatur	Dunstmenge in Procent.	Gewicht d. Wasserdunst. in 1 C. Luft in Grains
Januar . .	4,6	5,0	0,4	— 8,4	— 8,2	0,2	−0,45	−0,95	0,50	308,9	2,15	2,00	1,91	−1,85	1,40	0,89	3,13
Februar . .	4,1	5,0	0,9	— 9,7	— 9,5	0,2	−2,63	−3,13	0,50	307,8	1,78	1,71	1,56	−4,10	1,47	0,88	2,60
März . . .	9,1	10,3	1,2	−11,6	−11,5	0,1	0,71	−0,50	1,21	309,2	2,38	2,14	1,78	−2,60	3,31	0,75	2,90
April . . .	8,9	10,4	1,5	— 2,9	— 2,7	0,2	2,70	2,00	0,70	306,8	2,82	2,65	2,42	0,90	1,80	0,86	3,89
Mai . . .	16,8	25,0	8,2	2,0	2,5	0,5	12,11	9,46	2,65	309,8	6,01	4,88	3,98	6,90	5,21	0,66	5,66
Juni . . .	13,5	17,5	4,0	3,0	3,3	0,3	9,84	8,08	1,76	309,3	5,03	4,37	3,77	6,24	3,60	0,75	5,86
Juli . . .	16,3	20,1	3,8	7,0	7,5	0,5	14,06	11,90	2,16	310,1	6,98	5,91	5,16	10,15	3,91	0,74	7,82
August . .	17,3	20,0	2,7	6,5	7,0	0,5	13,42	11,69	1,73	309,5	6,64	5,81	5,21	10,27	3,15	0,78	7,88
September .	13,7	17,8	4,1	1,5	1,5	0,0	8,03	6,97	1,06	309,7	4,36	4,00	3,64	5,80	2,23	0,83	5,67
October . .	13,5	16,3	2,8	0,1	0,4	0,3	6,16	5,31	0,85	309,6	3,75	3,49	3,20	4,22	1,94	0,85	5,04
November .	10,0	12,2	2,2	— 4,0	— 3,5	0,5	3,99	3,04	0,95	310,4	3,14	2,90	2,58	1,65	2,34	0,82	4,10
December .	5,4	5,4	0,0	— 8,3	— 7,9	0,4	−1,40	−1,90	0,50	308,7	1,98	1,90	1,75	−2,80	1,40	0,88	2,87
Frühling .							5,17	3,65	1,52	308,6	3,46	3,05	2,54	1,50	3,67	0,74	4,06
Sommer . .							12,44	10,56	1,88	309,6	6,16	5,32	4,67	8,90	3,54	0,76	7,17
Herbst . .							6,06	5,11	0,95	309,9	3,72	3,44	3,12	3,93	2,13	0,84	5,05
Winter . .							−1,49	−1,98	0,49	308,5	1,96	1,88	1,73	−2,95	1,46	0,88	2,84
Jahr . . .							5,54	4,33	1,21	309,2	3,56	3,23	2,83	2,75	2,79	0,79	4,47
Winter 18$\frac{4}{5}$							−2,41	−2,83	0,42	307,8	1,81	1,75	1,62	−3,70	1,29	0,90	2,70

Dunstdruck $= e' - \frac{0{,}538\ (t-t')\ b}{512-t'}$ und für das beeiste Psychrometer $x = e' - \frac{0{,}538\ (t-t')\ b}{572-t'}$.

3) Von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle LXII. Dunst-Verhältnisse.

Monate.	Höchst. Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	t. Mittl. Lufttemperatur.	t'. Mittl. Stand des Psychrometers.	t—t'. Diff. d. Thermomet. und Psychrom.	b. Mittl. Barometerstand auf 0° red.	e''. Dunstspann. für d. mittl. Lufttemp.	e'. Dunstspann. für d. Temp. des Psychr.	e. Wirklicher Dunstdruck	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts und der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Grauen.
Januar . .	2,4	4,5	2,1	—10,1	—10,0	0,1	—1,18	—1,60	0,42	307,4	2,02	1,95	1,91	—2,40	1,22	0,93	3,91
Februar . .	3,5	4,5	1,0	— 9,5	— 9,2	0,3	—2,61	—3,27	0,66	306,1	1,78	1,68	1,49	—4,60	1,99	0,84	2,48
März . . .	7,1	10,6	3,5	—12,9	—12,7	0,2	0,56	—0,96	1,52	307,5	2,35	2,06	1,75	—2,80	3,36	0,74	2,82
April . . .	6,1	8,8	2,7	— 4,0	— 3,2	0,8	2,94	1,77	1,17	305,3	2,87	2,60	2,04	—1,05	3,89	0,71	3,25
Mai . . .	16,4	23,7	7,3	1,1	2,2	1,1	11,95	8,81	3,14	308,2	5,93	4,64	3,57	5,59	6,36	0,60	5,46
Juni . . .	12,8	17,1	4,3	3,0	4,5	1,5	10,12	7,78	2,34	307,7	5,14	4,27	3,48	5,29	4,83	0,67	5,33
Juli . . .	16,0	22,5	6,5	7,1	7,7	0,6	14,29	11,36	2,93	308,5	7,09	5,67	4,67	8,90	5,39	0,66	7,09
August . .	17,0	19,8	2,8	6,1	6,9	0,8	13,52	11,47	2,05	308,0	6,69	5,71	5,01	9,78	3,74	0,73	7,43
September .	12,6	16,0	3,4	2,2	3,2	1,0	8,29	6,64	1,65	308,1	4,46	3,90	3,90	6,63	1,66	0,87	6,06
October . .	12,0	15,5	3,5	0,3	1,0	0,7	6,56	5,20	1,15	308,2	3,87	3,47	3,08	3,77	2,79	0,79	5,21
November .	8,4	10,5	2,1	— 4,7	— 4,2	0,5	3,21	2,17	1,04	309,0	2,94	2,69	2,34	0,50	2,71	0,79	3,72
December .	4,9	5,0	0,1	—10,0	— 9,8	0,2	—2,25	—2,70	0,45	307,2	1,85	1,77	1,64	—3,55	1,30	0,88	2,67
Frühling .							5,15	3,21	1,94	307,0	3,45	2,94	2,30	0,30	4,85	0,67	3,67
Sommer . .							12,64	10,20	2,44	308,1	6,26	5,18	4,32	7,92	4,72	0,70	6,65
Herbst . .							6,02	4,67	1,35	308,4	3,70	3,32	2,86	2,90	3,12	0,77	4,51
Winter . .							—2,01	—2,52	0,51	306,9	1,88	1,80	1,65	—3,50	1,49	0,88	3,77
Jahr . . .							5,45	3,89	1,56	307,6	3,56	3,11	2,59	2,79	2,66	0,69	3,90

11. Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter und Gewittererscheinungen.

Die Zahl der zum Ausbruch gekommenen Gewitter und der „Gewittererscheinungen," d. h. der blos im Gesichtskreis erschienenen, jedoch an Ort und Stelle nicht zum Ausbruch gekommenen Gewitter, sowie des Wetterleuchtens zur Nachtzeit als Zeichen ferner, unter dem Horizont ausgebrochener Gewitter, gibt folgende Tabelle.

Tabelle LXIII.

Orte.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septembr.	October.	December.	Summe.
Mergentheim.		1	4		3			1		9
Oberstetten .		1	3	2	1	2				9
Amlishagen .		2	4	6	5	5		2		24
Oehringen. .		2	3	3	7	4				19
Winnenden .	1	2	11	10	10	5		2		41
Canstatt . .		2	8	6	4	1		1		22
Stuttgart . .		1	5	3	4	3				16
Hohenheim .		2	6	4	3	3				18
Calw . . .	2	1	7	2	6	5		2		25
Freudenstadt.	2	2	6	2	2	4				18
Binsingen . .	1	2	3	2	5	2				15
Schopfloch .	1	1	8	5	14	13		2		44
Ennabeuren .	1	1	11	14	17	14		1		59
Giengen . .	1	1	9	7	7	6				31
Ulm			7	3	4	2				16
Pfullingen .		1	9	6	13	12	1	2	1	45
Schwenningen		1	7	4	5	7				24
Sigmaringen.			2		2	4				8
Wangen . .			3	3	1	2				9
Isny . . .			11	3	10	11				35

nämlich a) Schwarzburg-Sondershauſen: Unterherrſchaft (30,330 Einw.); b) Schwarzburg-Rudolſtadt; Unterherrſchaft (13,697 E.); c) Sachſen-Weimarſche Aemter Allſtädt und Oldisleben (8329 E.); d) Anhalt-Bernburg: Oberherrſchaft, Unterherrſchaft und Amt Mühlingen (45,292 E.); e) Lippe-Detmold: Orte Lipperode, Kappel und Grevenhagen (915 E.); f) Mecklenburg-Schwerin: Orte Roſſov, Netzeband und Schönberg (920 E.); g) Anhalt-Deſſau: Aemter Sondersleben, Groß-Alsleben und Hauptland (59,331 E.); h) Anhalt-Köthen: Grafſchaft Warmsdorf und Hauptland (38,569 E.); i) Coburg: Amt Volkerode (2569 E.); k) Heſſenhomburg: Amt Meißenheim (13,550 E.); l) Oldenburg: Fürthum Birkenfeld (26,597 E.); m) Waldeck: Fürſtenthum (49,797 E.).

	Einwohner.
2) Bayern. An der Bevölkerung des Königreichs von 4,246,778 geht ab die Einwohnerzahl a) der in Thüringen gelegenen Enclave Kaulsdorf mit 434, und b) einiger von Böhmen eingeſchloſſenen Ortſchaften mit 1261 . Dazu kommen die vom bayriſchen Gebiete umſchloſſenen weimar'ſchen Orte des Amts Oſtheim mit 3679, und das coburgiſche Amt Königsberg mit 2356 Einw., im Ganzen .	4,245,083. 6035
3) Königreich Sachſen	1,595,668
4) Württemberg einſchließlich des badiſchen Condominatsorts Widdern (1298 Seelen) .	1,571,012
mit a) Hohenzollern-Sigmaringen, ausſchließlich der von Baden enclavirten Orte . . .	41,339
b) Hohenzollern-Hechingen	19,428
5) Baden mit Ausſchluß der Inſel Reichenau, des Orts Büſingen (bei Schaffhauſen), der Kreuzlinger Vorſtadt und des ſogenannten Paradieſes bei Conſtanz	1,228,298

Ueber die Grenzen der Gewitter und die stärksten Gewitter an den Beobachtungsorten geben wir folgende Uebersicht.

Tabelle LXIV.

Orte.	Ersten Gewitter.	Letzten Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Mergentheim	2. Apr. Ab.	18. Oct. Ab.	199	
Oberstetten .	2. April	23. Aug.	143	2. April. 29. Mai. 25. Juni.
Amlishagen .	2. April	25. Oct.	206	2. April. 7. 8. Juli. 3. 5. Aug.
Oehringen .	11. Mai	24. Aug.	105	
Winnenden .	24. März	18. Oct.	209	2. April. 11. 20. Mai. 26. Juni. 19. Juli
Canstatt . .	2. April	26. Oct.	207	2. April. 12. Mai. 19. Juli.
Stuttgart. .	2. Apr. Ab.	21. Aug. A.	208	2. April. 12. 16. Mai. 26. Juni. 19. Juli
Hohenheim .	2. April	23. Aug.	141	2. April.
Calw . . .	23. März A.	18. Oct.	209	2 April. 15 Juni. 20 Juli. 17. 21. Aug.
Freudenstadt	2. April	18. Aug.	138	2. April. 16. Mai. 20. Juli.
Bissingen .	27. März	23. Aug.	149	
Schopfloch .	27. März	7. Oct.	194	12. Juli.
Ennabeuren.	23. März	6. Oct.	197	18. 19. Juli.
Giengen . .	23. März	24. Aug.	154	12. Mai. 15. Juni. 8. 19. 20. Juli.
Ulm . . .	12. Mai	24. Aug.	104	24. August. [4. Aug.
Pfullingen .	3. April	6. Dec.	247	8. 19. 20. Juli. 20. 21. Aug.
Schwenning.	2. April	21. Aug.	141	4. Juli.
Sigmaringen	11. Mai	21. Aug.	102	
Wangen . .	16. Mai	18. Juli	63	25. Mai.
Issny . . .	16. Mai	23. Aug.	99	16. 25. 29. Mai. 15. Juni. 8. 19 Juli.

Herr Dr. Müller zu Calw gab folgende besondere Uebersicht.

Tabelle LXV.

1847.	Zahl d. Gw.-T.	Zahl der Gewitter.			Tag-Gewitter	Nacht-Gewit.	Mit Schlossen	Richtung der Gewitter.
		nahe.	ferne.	zusam				
März . . .	2		2	2	1	1		W—O 2.
April . . .	1	1		1	1			W—O 1.
Mai . . .	7	7	2	9	6	3		W—O 6. SW—NO 1. unbest. 2.
Juni . . .	2	2		2	2		1	SW—NO 1. NW—SO 1.
Juli. . . .	6	3	5	8	4	4		NW—SO 3. S—N 1. W—O 1. unbestimmt 3.
August . .	5	3	5	8	6	2	1	NW—SO 2. W—O 1. NO—SW 1. unbestimmt 4.
September .								
October . .	2		2	2	2			unbestimmt 2.
Ganzes Jahr	25	16	16	32	22	10	2	NO—SW 1. S—N 1. SW—NO 2. W—O 11. NW—SO 6. unb. 11.

Erstes Gewitter am 23. März Ab. 5 U. (ferner Donner in W). Letztes Gewitter am 18. Oct. Ab. 5 U. (Donner in W). Stärkste Gew. am 2. April, 15. Juni, 20. Juli, 17. Aug., 21. Aug. Der Hagel (am 15. Juni u. 21. Aug.) war unbedeutend und that keinen erheblichen Schaden. Bei dem Gewitter am 28. Juni wurde ein Jüngling im Walde bei Möttlingen vom Blitz erschlagen.

b) Zusammenstellung der in Württemberg erschienenen aus öffentlichen Blättern bekannt gewordenen Gewitter mit Hagel- und Blitzschlägen, in chronologischer Folge.

Am 23. März Mittags Gewitter zu Ennabeuren und Giengen, am 27. zu Schopfloch und Bissingen.

Am 2. April 5—6h Abends ein sehr weit verbreitetes Schneegewitter mit Schlossen und Blitzschlägen von NW. In Rottenburg fiel Hagel in Taubeneiergrösse, der Fenster zerschlug und die Strassen dicht bedeckte; auch in Freudenstadt, Sulz, Nagold, Horb, Tuttlingen, Balingen, Nürtingen, Heilbronn, Aalen entstanden Verwüstungen durch Hagel. In Gomaringen schlug der Blitz in ein Bauernhaus ohne zu zünden; desgleichen an andern Orten. In Stuttgart erschien das Gewitter von W—O mit starken Blitzen und Donnern, Sturm, Regen und Hagel. Das Gewitter scheint zunächst in dem westlich von der Alp gelegenen Theile Württembergs gehaust zu haben; am Westabhang der Alp löste es sich in Schnee auf. Bei Pfullingen und Grafenberg wurden Bäume und Dächer durch den Sturm zerstört.

In der Nacht vom 11—12. Mai ein Gewitter, das zunächst durch Sturm, wolkenbruchartigen Regen (weniger durch Hagel) und Abflössen der Weinberge in den Taubergegenden (Mergentheim und Weikersheim) schadete.

Den 16. Mai Abends 5—6h Gewitter zu Oehringen mit Sturm, der Bäume umriss. Hagelwetter in den Bezirken Marbach, Backnang und Leonberg.

Am 20. Mai 3h Mittags zu Ennabeuren, OA. Münsingen, Hagel von Haselnussgrösse, vor und nach dem Gewitter dichter Nebel.

Am 25. Mai Gewitter in den Heubergsgegenden, mit Hagelschlag an einzelnen Orten, namentlich Mahlstetten. (Auch in Schlesien und in Berlin herrschten an demselben Tage verheerende Hagelwetter.)

Am 27. Mai 3h Nachmittags Gewittersturm, der Bäume zerbrach, mit Hagel von Hühnereigrösse in den Bezirken Spaichingen, Saulgau und Riedlingen; die Gemeinden Altheim, Waldhausen, Andelfingen, Wilfingen, Emerfeld, Hundersingen, Marbach, Herbertingen, Binswangen, Ittenhausen, Ertingen, Thalhof, Heiligkreuzthal wurden mehr oder weniger stark betroffen. Auch der Bezirk Tuttlingen wurde vom Hagel beschädigt. Im Bezirk Nagold litten die Orte Nagold, Gundringen, Schietingen, Iselshausen, Unterthalheim, Haiterbach durch Hagel und Wolkenbruch; ebenso der Bezirk Herrenberg und Horb. Auch Waldenbuch, OA. Stuttgart, wurde von Hagel betroffen.

In der Nacht vom 18. Juni wurden mehrere Ortschaften des obern Schwarzwaldes durch Hagel beschädigt.

Am 24. Juni Nachmittags Gewitter mit einigem Hagelschaden im Neckarthal bei Esslingen.

Am 3. Juli Gewitter mit 2 Minuten dauerndem Hagel bei Issny, der einigen Schaden brachte.

Am 5. Juli Hagel in OAmt Urach mit einigem Schaden auf der Markung Hengen.

Am 7. Juli Nachmittags heftiges Gewitter im OA. Hall mit Blitzschlag in Uttenhofen, ein Mensch wurde getödtet, zwei beschädigt; an mehreren andern Orten zündende Blitzschläge; zu Fronsbach bei Murrhardt schadete das Wasser durch Flössen; an mehreren andern Orten des Landes fiel Hagel.

Am 8. Juli 4—5h Nachmittags Gewitter mit Sturm und Hagel in einem grossen Theil Oberschwabens; der Hagel traf besonders die Ortschaften von Waldsee gegen Kisslegg, namentlich Heidgau, Ziegelbach, Arnach. Im OA. Balingen Blitzschlag auf das Schulhaus zu Bitz. Zu Gruibingen, OA. Göppingen, kam das Gewitter von SW mit Hagel von Baumnussgrösse und 4 Minuten Dauer, welcher an Häusern, in Gärten und im Sommerfeld schadete. Zu Wiesensteig, OA. Geislingen, 10 Minuten dauernder Hagel von Baumnussgrösse, der den westlichen Theil der Markung stark verwüstete. Im OA. Urach wurden die Gemeinden Hengen, Böhringen, Dornstetten, Zainingen stark verhagelt.

Am 9. Juli 1h Mittags wiederholtes Gewitter im Bezirk Geislingen mit Hagelschlag auf den nordöstlichen Theil der Markung Wiesensteig, der jedoch nur etliche Minuten lang dauerte. An demselben Tag Hagelschlag von geringem Belang im Bezirk Gaildorf.

Am 10. Juli Mittags im Bezirke Crailsheim Gewitter mit Wolkenbruch, und Hagel von platter Form in der Grösse von Guldenstücken; die Orte Osthalden, Groshub, Wäldershub, Waldthann litten durch Ueberschwemmung.

Am 12. Juli 4h Nachmittags erfolgte ein Wolkenbruch und viertelstündiger Hagel auf der Markung von Wiesensteig, der das Winterfeld und das Obst ganz zerstörte, und durch Gussregen schadete. An demselben Tage 1—4h Nachmittags im Bezirk Horb mehrere Gewitterzüge, die zwei ersten mit Hagel von 4 Minuten Dauer auf der Markung Bieringen, mit geringem Schaden. An demselben Tage Nachmittags Gewitter mit Hagel zu Wendelsheim, OA. Rottenburg, und Bieringen, OA. Horb, mit ziemlichem Schaden auf den Aeckern.

Am 12. Juli 9—10h Ab. Gewitter bei Issny mit Blitzschlag auf ein Haus zu Ratzenhofen, ohne zu zünden.

Am 18. Juli 4½h Nachmittags Gewitter im Bezirk Ehingen mit Hagel von Hühnereiergrösse in den Markungen Frankenhofen, Tiefenhülen, Hauhof, von einer halben Stunde Dauer und darauf folgendem wolkenbruchartigem Regen. Geringerer Schaden entstand zu Weiler-

steusslingen, Grözingen, Ennahofen, Ermelau. An demselben Tag Hagel im Bezirk Reutlingen mit geringem Schaden.

An demselben Tage 4—5h Nachmittags nach + 25° R. im Schatten Gewittersturm zu Neuenstadt, OA. Neckarsulm, mit starkem Schlagregen, der das Getraide vielfach niederlegte, und Sturm, der Dächer abdeckte, eine Kegelbahn niederriss, Obst abwarf, die Bäume zerriss und den noch stehenden Hauptstamm von 125' Höhe und 9' Dicke der grossen, 1000 Jahre alten Linde abbrach. (Der andere Hauptstamm war 1773 am 17. Juni durch einen ähnlichen Gewittersturm abgebrochen worden.)

An demselben Tage 4—5h Nachmittags Gewitter von NW—SO mit Hagelschlag im Bezirk Gaildorf, der die Erndte grösstentheils verwüstete, das Obst, die Kartoffel-, Hanf- und Flachsäcker beschädigte, hauptsächlich in den Gemeinden Altersberg, Gschwend, Vordersteinenberg, Eichenkirnberg, Krämersberg, Horlachen, Sturmhof, Brandhof, Hugenbeckenreute, Birkhof, Hetschenhof, Seelach, Nordenheim, in der Richtung gegen Gmünd hin. Zu Kleinaltdorf erfolgte ein tödtlicher Blitzschlag auf eine Frau in ihrem Hause.

Am 19. Juli Nachmittags Gewitter im Bezirk Rottenburg mit Blitzschlag auf ein Haus, der eine den Fensterladen unter dem Dach schliessende Frau und ein Kind in der Wohnstube mitten unter andern am Tische sitzenden erschlug. In mehreren Orten des Steinlachthals vom Bezirke Rottenburg und Tübingen, wie zu Nehren, Mössingen, Gomaringen, Hinterweiler, Ohmenhausen, Ofterdingen, schadete dasselbe Gewitter durch viertelstündigen Hagel auf den Fruchtfeldern und am Obst; es lag der Hagel in jener Gegend des Abends noch wie Schneefall.

An demselben Tage 2¾ Uhr Nachmittags Hagelschlag in Ennabeuren, OA. Münsingen, 3 Viertelstunden lang, von Taubeneiergrösse, der allen Feldertrag total vernichtete. In den Bezirken Urach und Reutlingen (Ehningen) erschien gleichfalls theilweiser Hagel.

An demselben Tage Nachmittags 1½ Uhr Gewitter zu Winnenden, OA. Waiblingen, mit Blitzschlag in mehrere Gewitterableiter in der Stadt.

An demselben Tage Gewitter mit Hagel und Sturm im OA. Gmünd; die Felder wurden stark beschädigt und Bäume durch den Sturm entwurzelt in den Gemeinden Muthlangen, Hussenhofen und Oberbettringen.

Im Bezirke Künzelsau erschien das Gewitter von 8—10h Abends von W; die Orte Marbach, Sindeldorf, Ebersthal, Dörrenzimmern wurden fast ganz, Oberkessach, Aschhausen, Westernhausen, Diebach, Ingelfingen, Untergänsbach, Hermuthhausen, Steinbach und Parzelle von Buchenbach zu sehr grossem Theil, Bieringen, Altkrautheim, Obergünsbach, Messbach, Weldingsfelden, Belsenberg, geringer von Hagel getroffen.

Im Bezirk Crailsheim erschien das Gewitter 10h Nachts und rich-

tete beträchtlichen Schaden in den Markungen Satteldorf, Burleswagen und Neidenfels an.

Am 28. Juli 2h Nachmittags Gewitter im Bezirk Rottweil; bei Dormettingen Blitzschlag auf eine Eiche, unter der 4 Menschen standen, einer starb nach 17 Tagen, 2 wurden stark verletzt, der vierte, welcher entfernter stand, blieb unbeschädigt.

Am 2. August 4h Nachmittags Gewitter mit Platzregen und einigem Hagelschaden am Sommerfeld auf der Markung Tuttlingen; starker Hagel und Sturm mit Platzregen in den Markungen Oberflacht, Seitingen, Wurmlingen mit Ueberschwemmung der Wiesen. Im Bezirk Spaichingen, Markung Dürbheim, gleichfalls Hagelschaden.

Am 3. August Gewitter mit zweistündigem Platzregen und starker Ueberschwemmung in den Bezirken Nagold und Sulz; in den Thälern von Sulz und Göttlingen erfolgten Erdstürze und Verschlammungen; Hagel fiel in den Gemeinden Ergenzingen, OA. Rottenburg; desgleichen in Vaihingen, OA. Rottweil. Zu Bieringen, OA. Horb, an demselben Tage 10h Vormittags Hagelschlag von mehreren Minuten Dauer mit grösserer Verwüstung am Korn- und Gerstenfeld als am 12. Juli.

Am 16. August 5—6h Abends Gewitter im OA. Wangen auf den Markungen Kisslegg, Siegratshofen, Goppertshofen, Zaisenhofen, Immenried mit Schaden an den Sommerfrüchten, in derselben Richtung, wie am 8. Juli.

Am 21. August Abends Gewitter zu Neuenbürg nach langer, drückender Hitze mit starkem Regenguss in höher gelegenen Gegenden und bedeutender Ueberschwemmung. Bei Birkenfeld tödtlicher Blitzschlag auf eine Frau unter einem Baum, bei Waldrennach auf eine weidende Kuh.

An demselben Tage Nachmittags Gewitter mit Hagel und Platzregen im Bezirk Rottenburg, welcher von allen Seiten Giessbäche erzeugte, die Weinberge abflösste und Felder und Wiesen überschüttete; der Hagel beschädigte die Weinberge und Obstbäume; dieselben Verheerungen entstanden auf der Markung Wendelheim, das Gewitter nahm dieselbe Richtung wie das vom 12. Juli.

Am 24. August Nachmittags Gewitter im Bezirk Laupheim, zu Unterweiler zündender Blitzschlag auf ein Wohnhaus mit Scheuer, das abbrannte. In Ober- und Unterkirchberg Hagelschlag.

Am 8. September 1—1½h Mittags starker Hagel zu Isny.

Am 5. October 6h Morgens bei +7,5° R. Gewitter im Bezirk Leonberg, Gemeinde Mönsheim, der Blitz fiel auf ein Haus und tödtete einen zum Fenster heraussehenden Mann ohne beträchtliche Beschädigung des Hauses; nur das Fenster wurde zertrümmert. In dem Stockwerk über dem Getödteten wurde ein eichener Pfosten einer Bettlade zertrümmert, ohne dass der darin Schlafende beschädigt wurde. Am 3. und 4. Morgens hatte man +1,0° und +1,5° R. gehabt.

Am 6. October 3h Nachmittags erschien noch ein leichtes Gewitter zu Ennabeuren, OA. Münsingen, von W.

Am 7. October Abends 5h bei +11° R. Gewitter mit mehreren Blitzen und Donnerschlägen zu Rottweil; die Nacht darauf starker Regen.

Am 6. December Nachts wurde von Hrn. Pfarrer Memminger in Pfullingen noch ein Gewitter nördlich vom Ort mit Blitz und Donner bei sonst stürmischer Witterung beobachtet.

c) Uebersicht der Hagelschläge nach Bezirken und Stärke des Schadens.

Wir geben im Nachfolgenden eine Uebersicht der im Jahr 1847 vom Hagel betroffenen Bezirke, und des Umfangs der durch den Hagel verursachten Verheerungen, wie sie auf den Grund der aus den 4 Kreisen des Landes eingegangenen Berichten Behufs der Steuernachlässe zusammengestellt wurden; es ist dabei zu beklagen, dass die Tage und Stunden nicht angegeben wurden, was zwar auf die Grösse des Schadens und die davon abhängige Besteurung der Betroffenen von keinem Einfluss ist, in meteorologischer Beziehung dagegen sehr erwünscht gewesen wäre.

Backnang, 1 Theil des Roggens hat gelitten.
Böblingen, 3 Orte unbedeutend.
Leonberg, sehr unbedeutend.
Ludwigsburg, ganz unbedeutend.
Marbach, Wintergerste und Roggen gegen $\frac{1}{4}$ beschädigt.
Neckarsulm, ganz unbedeutend.
Stuttgart Amt, 1 Gemeinde.
Vaihingen, 4 Gemeinden unbedeut.

Balingen, 1 Ort bedeutend, 2 geringer.
Freudenstadt, ganz unbedeutend.
Herrenberg, 6 Gemeinden mit $\frac{1}{5}$ Schaden am Dinkel.
Horb, an Waizen, Roggen, Dinkel, Gerste, Haber, zieml. beträchtl.
Reutlingen, ganz unbedeutend.
Rottweil, unbedeutend.
Spaichingen, 6 Gemeinden ziemlich bedeutend, in 2 Gemeinden das Sommerfeld beschädigt.
Tübingen, in 2 Orten $\frac{1}{3}$ des Ertrags.
Tuttlingen, in 4 Orten cca. 1000 Scheffel Schaden.
Urach, einige Alporte haben ziemlich Schaden gelitten.

Aalen, in 6 Orten zu $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$.
Crailsheim, in 8 Gemeinden meist bedeutend.
Ellwangen, blos in 1 Ort bedeutend.
Gaildorf, in 6 Gemeinden etwa $\frac{1}{10}$ des Ertrags im ganzen Bezirk.
Gerabronn, in 2 Gemeinden unbedeutend.
Gmünd, in 2 Orten $\frac{1}{3}$, und in 5 $\frac{1}{4}$.
Hall, unbedeutend.
Künzelsau, in 22 Gemeinden von $\frac{1}{3}$—$\frac{3}{4}$ des Ertrags.
Neresheim, in 2 Gemeinden.
Schorndorf, in 2 Gemeinden zu $\frac{1}{10}$.

Biberach, in 6 Orten mehr oder weniger Schaden.

Blaubeuren, $\frac{1}{180}$ des Ertrags des Bezirks.
Ehingen, in 11 Orten unbedeutend.
Geislingen, in 8 Orten $\frac{3}{10}$ des Ertrags.
Göppingen, in 1 Gemeinde unbedeutend.
Kirchheim, in 2 Orten circa 400 Scheffel Schaden.
Laupheim, sehr gering.
Münsingen, $\frac{3}{10}$ des ganzen Ertrags.
Ravensburg, strichweise, unbedeut.
Riedlingen, in 7 Gemeinden.
Saulgau, in 20rten $\frac{3}{4}$—$\frac{1}{4}$ des Ertrags.
Tettnang, im Haber, unbedeutend.
Ulm, in einigen Orten, unbedeutend.
Wangen, in 2 Orten die Hälfte.
Waldsee, in 8 Orten von $\frac{3}{10}$—$\frac{1}{8}$ des Ertrags, durchschnittlich $\frac{1}{5}$.

12. Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Zahl der klaren, trüben, gemischten, Nebeltage und die mittlere Bewölkung, die ersten 3 Rubriken je mit gegenüberstehenden 20jährigen Mitteln von 1825—44, gibt die nachfolgende Tabelle, unter Verweisung auf den Jahresbericht von 1846 in Betreff des von uns angenommenen Begriffs von klaren, trüben, gemischten Tagen und mittlerer Bewölkung.

Tabelle LXVI.

Monate.	Klare Tage.		Trübe Tage.		Gemisch. T.		Nebeltage.		Mittlere Bewölk.
	1847	20jähr. Mittel.	1847	20jähr. Mittel.	1847	20jähr. Mittel.	1847	20jähr. Mittel.	
Decemb. 1846	5		13		13		22		3,23
Januar 1847 .	7	4,55	9	10,25	15	15,85	19	16,7	2,96
Februar . .	6	7,35	6	5,50	14	15,50	15	15,9	2,71
März . . .	13	7,50	5	6,35	13	16,60	16	12,7	2,35
April . . .	4	10,35	7	4,45	19	14,70	8	9,7	3,15
Mai	18	12,45	1	2,55	12	15,90	3	1,4	2,72
Juni	13	11,25	2	1,90	15	16,95		0,8	2,64
Juli	15	12,85	1	1,60	15	16,55	3	1,4	2,03
August . . .	15	13,30	3	2,25	13	15,65	2	2,9	2,09
September. .	8	12,55	3	3,20	19	14,35	3	7,9	2,63
October . .	13	9,60	6	5,15	12	16,65	2	14,5	2,58
November . .	9	4,70	5	5,70	16	16,60	22	15,3	2,49
December . .	4	4,70	9	9,90	11	16,60	20	17,9	2,71
Kal. Jahr a) .	134	111,20	57	66,05	174	193,75	115	117,1	2,59
Met. Jahr b).	128		61		176		117		2,63

Die Zahl der klaren Tage übertraf demnach im Jahr 1847 das 20jährige Mittel bedeutend, die der gemischten und trüben sowie der Nebeltage war dagegen geringer als das 20jährige Mittel.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle LXVII.

Orte.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tage.	Nebeltage.	Höhenrauch.
Mergentheim	78	116	171	21	
Oberstetten .	102	98	165	53	d. 26. 27. Mai. 1. 5. 6. Juni. 12. 14. Juli.
Amlishagen .	122	99	144	52	4 im Ganzen.
Oehringen .	168	77	120	40	
Winnenden .	116	76	173	39	16 im Ganzen.
Canstatt . .	120	83	162	51	d. 24. 26. 27. Mai.
Stuttgart . .	134	57	174	115	d. 25—28. Mai. 5—7. Juni. 1—3. Juli.
Hohenheim .	101	127	137	31	d. 26. 27. Mai. 6. Juni.
Calw . . .	152	103	110	110	Im Mai 6. Juni 3. Juli 6. Aug. 1.
Freudenstadt	129	109	126	16	
Bissingen .	144	63	158	43	d. 26. 27. Mai. 14. Juli.
Schopfloch .	176	44	145	126	
Ennabeuren .	91	50	224	112	d. 25-27. 31. Mai. 1-6. 28. Juni. 11. 14. Juli
Giengen . .	100	149	86	82	7 im Ganzen.
Ulm . . .	134	79	121	119	7 im Ganzen.
Pfullingen .	115	127	116	148	21 im Ganzen.
Schwenning.	91	44	230	72	d. 1. Juni.
Wangen . .	212	72	90	47	
Isny . . .	135	44	70	30	d. 6—24. Juli. *)

*) Hr. Dr. Nick vermuthet, dass sie local und durch das „Motten“ entstanden waren.

e) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle LXVIII. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

Monate.	Med. der Bewölkung.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O–N	W–S	N NO N NW	S SO S SW	O NO O SO	W NW W SW
Januar .	0,60	0,76		0,42	0,51	0,69	0,80	0,86	1,00	0,56	0,78	0,82	0,69	0,48	0,83
Februar .	0,66	0,52	0,84	0,30			0,55	0,78	0,96	0,57	0,70	0,84	0,55	0,58	0,70
März . .	0,50	0,90	0,68	0,27	0,07	0,10	0,71	0,86	0,55	0,38	0,65	0,65	0,48	0,35	0,69
April . .	0,83	0,80	0,90	0,36	0,95	0,78	0,82	0,91	0,84	0,73	0,85	0,83	0,82	0,66	0,86
Mai . .	0,49	0,26	0,53	0,23	0,25	0,37	0,56	0,63	0,66	0,34	0,57	0,55	0,46	0,36	0,61
Juni . .	0,63	0,58	0,50	0,22	0,30	0,92	0,70	0,79	0,63	0,46	0,72	0,59	0,67	0,40	0,70
Juli . .	0,51	0,53	0,44	0,18	0,31	0,46	0,69	0,66	0,62	0,39	0,63	0,54	0,53	0,31	0,65
August .	0,52	0,92	0,30	0,08	0,20	0,70	0,76	0,77	0,88	0,27	0,79	0,58	0,60	0,19	0,80
Septemb.	0,66	0,88	0,50	0,03	0,30	0,17	0,62	0,78	0,72	0,51	0,68	0,73	0,56	0,27	0,71
October .	0,59	0,89	0,38	0,35	0,40	0,40	0,55	0,74	0,95	0,49	0,67	0,81	0,47	0,37	0,72
Novemb.	0,44	0,80	0,22	0,14	0,27	0,48	0,54	0,64	0,87	0,22	0,60	0,61	0,44	0,20	0,63
December	0,60	1,00	0,20	0,74	0,29	0,24	0,69	0,60	1,00	0,60	0,60	0,91	0,48	0,53	0,68
Frühling	0,61	0,65	0,70	0,29	0,42	0,42	0,70	0,80	0,68	0,48	0,69	0,68	0,59	0,46	0,72
Sommer .	0,55	0,68	0,41	0,16	0,27	0,69	0,72	0,74	0,72	0,37	0,71	0,57	0,60	0,30	0,72
Herbst .	0,56	0,86	0,37	0,17	0,32	0,35	0,57	0,72	0,85	0,41	0,65	0,72	0,49	0,28	0,69
Winter .	0,62	0,76	0,52	0,49	0,40	0,47	0,68	0,75	0,99	0,58	0,69	0,92	0,57	0,53	0,74
Jahr . .	0,59	0,74	0,50	0,28	0,35	0,48	0,67	0,75	0,81	0,46	0,68	0,72	0,56	0,39	0,72
Diff. v. Md.		+0,15	−0,09	−0,31	−0,24	−0,11	+0,08	+0,16	+0,22	−0,13	−0,09	+0,13	−0,03	−0,20	+0,13
Winter $\frac{15}{47}$	0,70	0,67	0,84	0,53	0,70	0,84	0,73	0,84	0,96	0,65	0,78	0,82	0,70	0,64	0,79

Bemerkungen zu vorangestehender Tabelle LXVIII.

Heitern Himmel brachten die Winde in folgender Ordnung:
Im ganzen Jahr: O. SO. S. NO. SW. N. W. NW.
„ Sommer: O. SO. NO. N. S. SW. NW. W.
„ Winter: SO. S. O. NO. SW. W. N. NW.
„ Frühling: O. SO. S. N. NW. NO. SW. W.
„ Herbst: O. SO. S. NO. SW. W. NW. N.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle LXIX.

In den zunehmenden Mond fallen 23 heitere Tage mehr als in den abnehmenden; in den abnehmenden 3 völlig trübe mehr, als in den zunehmenden.

Die Bewölkung im Ganzen war im abnehmenden Mond um 5100% grösser als im zunehmenden, die Bewölkung pro 1 Tag um 0,10.

Die grösste Bewölkung hatte der abnehmende Mond 31. März / 15. April
Die geringste Bewölkung hatte der zunehmende Mond 7. December / 24. December.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle LXX.

Die 3 Tage vor dem Vollmond waren um 0,08 per Tag weniger bewölkt, als die 3 Tage nach dem Vollmond.

Die 3 Tage vor dem Neumond waren um 0,21 per Tag mehr bewölkt, als die drei Tage nach dem Neumond.

Die 7 Tage an und um den Vollmond waren um 0,18 per Tag mehr bewölkt, als die 7 Tage an und um den Neumond.

Der Vollmondstag selbst war um 0,10 per Tag mehr bewölkt, als der Neumondstag.

	Einwohner.
Dazu die zum badischen Vereinzollgebiet gehörigen Theile von Sigmaringen	3887
6) Churhessen, an dessen Einwohnerzahl von 700,327 die Bevölkerung a) der ausgeschlossenen Grafschaft Schaumburg mit 34,500 und b) der zum Thüringer Verein gehörige Kreis Schmalkalden mit 25,153 abgehen . . .	640,674
7) Großherzogthum Hessen mit dem hessen-homburgischen Amte Homburg (8997 E.) .	769,691
8) die zum Thüringer Vereine gehörigen Länder, nämlich	
a) die preußischen Kreise Erfurt, Schleusingen, Ziegenruck nebst den Dörfern Kischlitz und Mollschütz, Alt-Löbnitz	88,534
b) Churhessen, Kreis Schmalkalden . . .	25,153
c) Weimar mit Ausschluß der Aemter Allstadt, Oldisleben und Ostheim	226,664
d) Sachsen-Meiningen	146,224
e) Sachsen-Altenburg	117,921
f) Sachsen-Coburg, ausschließlich der Aemter Volkerode und Königsberg	129,740
g) Schwarzburg-Sondershausen Oberherrschaft	23,750
h) Schwarzburg-Rudolstadt Oberherrschaft .	50,332
i) Reußische Länder, Schleitz, mit 20,580, Greitz mit 30,293, Lobenstein und Ebersdorf mit 21,394, Gera mit 27,359 Einw., zusammen	99,626
k) Von Bayern, Kaulsdorf	434
9) Nassau	373,601
10) Frankfurt	60,000

Hiernach ergeben sich als Hauptsummen

	Seelenzahl.	□Meilen.
Preußen nebst Zubehör	13,690,653	5157,21
Bayern	4,231,118	1477,26
Sachsen	1,595,668	271,68
Württemberg	1,631,779	385,15
Baden	1,252,185	279,54
	22,401,403	7570,84

Tabelle LXIX. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

Bei abnehmendem Mond.								Bei zunehmendem Mond.								Differenz der Bewölkung im ab- u. zunehmend. Mond.
Von	Zu	Tage				Bewölkung.		Von	Zu	Tage				Bewölkung.		
○	●	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	Summe.	p. Tag.	●	○	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	Summe.	p. Tag.	
1. Januar	17. Januar	5		10	1	2960	0,62	17. Januar	31. Januar	1	2	7	4	3340	0,80	a—0,18
31. Januar	15. Febr.	1	3	7	4	3510	0,78	15. Febr.	2. März	2	10	2	1	2170	0,48	a+0,30
2. März	16. März	4	4	4	2	2410	0,57	16. März	31. März	7	2	5	1	2010	0,45	a+0,12
31. März	15. April		1	11	3	3910	0,87	15. April	30. April	1	3	8	3	3520	0,78	a+0,09
30. April	14. Mai	2	7	4	1	2220	0,55	14. Mai	30. Mai	5	8	3		2140	0,45	a+0,10
30. Mai	12. Juni	3	6	4	1	2160	0,51	13. Juni	28. Juni	2	3	9	1	3210	0,71	a—0,20
28. Juni	12. Juli	4	5	5		2130	0,50	12. Juli	27. Juli	4	6	4	1	2430	0,54	a—0,04
27. Juli	11. August	4	4	7		2400	0,53	11. August	26. August	8	2	2	3	2060	0,46	a+0,07
28. August	9. Septbr.	1	3	9	1	3160	0,76	9. Septbr.	24. Septbr.	5	3	6	1	2330	0,52	a+0,24
24. Septbr.	9. Octbr.	1	6	6	2	3150	0,70	9. Octbr.	24. Octbr.	7	3	5		1890	0,42	a+0,28
24. Octbr.	8. Novbr.	4	4	5	2	2600	0,59	8. Novbr.	22. Novbr.	6	2	5	1	2080	0,50	a+0,08
22. Novbr.	7. Decbr.	4	2	7	2	2700	0,60	7. Decbr.	21. Decbr.	8	3	3		1140	0,27	a+0,33
		33	45	79	19	33430	0,63			56	47	59	16	28320	0,53	a+0,10

Tabelle LXX. Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Vollmond und Neumond.

Vollmond.											Neumond.										
vor dem Vollmond				Tag des Vollmonds.	nach dem Vollmond				Med. von d. 7 Tag.		vor dem Neumond				Tag des Neumonds.	nach dem Neumond				Med. von d. 7 Tag.	
3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		Med.	1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.			3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		Med.	1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.		
0,73	0,43	0,93	0,70	1. Januar	0,93	0,93	0,77	0,90	0,90	0,78	0,17	0,03	0,77	0,32	17. Januar	0,97	0,96	0,87	1,00	1,00	0,69
0,93	0,60	0,93	0,79	31. Januar	1,00	0,93	0,97	1,00	1,00	0,80	0,47	0,73	0,70	0,63	15. Febr.	1,00	0,84	1,00	0,93	0,60	0,77
0,60	0,37	0,47	0,48	2. März	0,43	0,50	0,80	0,63	0,07	0,48	0,97	0,60	0,07	0,61	16. März	0,00	0,02	0,00	0,00	0,07	0,27
0,67	0,43	0,80	0,63	31. März	1,00	0,90	0,97	0,60	0,93	0,60	0,83	0,77	0,90	0,76	15. April	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	0,91
0,97	0,60	0,83	0,80	30. April	0,90	0,10	0,77	0,23	0,47	0,66	0,83	0,73	0,40	0,65	14. Mai	0,40	0,49	0,43	0,43	0,60	0,55
0,30	0,30	0,80	0,30	30. Mai	0,33	0,33	0,40	0,33	0,27	0,35	0,97	1,00	0,73	0,90	13. Juni	0,37	0,52	0,07	0,90	0,60	0,52
0,63	0,70	0,93	0,75	29. Juni	0,90	0,70	0,53	0,93	0,90	0,77	0,53	0,43	0,70	0,55	12. Juli	0,67	0,50	0,43	0,67	0,40	0,55
0,53	0,63	1,00	0,72	27. Juli	0,77	0,66	0,67	0,97	0,13	0,70	0,73	0,47	0,13	0,44	11. August	0,03	0,12	0,17	0,17	0,03	0,25
1,00	1,00	1,00	1,00	26. August	1,00	0,57	0,90	0,70	0,60	0,81	0,90	0,93	0,60	0,88	9. Septbr.	0,37	0,03	0,03	0,07	0,00	0,47
0,97	1,00	0,20	0,72	24. Septbr.	0,17	0,74	0,93	0,60	0,70	0,71	0,53	0,63	0,93	0,70	9. Octbr.	0,47	0,08	0,13	0,10	0,00	0,40
0,90	0,37	0,53	0,57	24. Octbr.	0,93	0,93	0,93	0,97	0,90	0,76	0,00	0,03	0,37	0,13	8. Novbr.	0,63	0,00	0,00	0,00	0,00	0,15
0,63	0,03	0,70	0,25	22. Novbr.	0,60	0,70	0,70	1,00	0,40	0,49	0,07	0,67	0,93	0,56	7. Decbr.	0,97	0,12	0,37	0,00	0,00	0,43
0,90	0,47	0,37	0,58	21. Decbr.	0,70	1,00	1,00	1,00	1,00	0,78											
0,68	0,52	0,70	0,64	Med.	0,79	0,72	0,81	0,72	0,64	0,69	0,57	0,60	0,62	0,60	Med.	0,59	0,39	0,37	0,44	0,36	0,51

2) Von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle LXXI. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

Monate.	Mittl. Bewölkung.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O–N	W–S	N NO N NW	S SO S SW	O SO O NO	W NW W SW
Januar .	0,73			0,95	0,28		0,69	0,85	1,00	0,62	0,75	1,00	0,15	0,40	0,78
Februar .	0,62	0,34	0,22	0,41			0,80	0,60	0,71	0,58	0,66	0,70	0,80	0,39	0,66
März . .	0,49	0,50	0,31	0,62	0,21	0,22	0,30	0,62	0,70	0,40	0,38	0,52	0,22	0,39	0,62
April . .	0,81	0,93	0,74	0,40	0,53	0,47	0,53	0,88	0,66	0,76	0,82	0,73	0,77	0,70	0,84
Mai . .	0,45	0,60	0,30	0,34	0,17	0,30	0,25	0,49	0,67	0,38	0,47	0,65	0,24	0,20	0,45
Juni . .	0,69	0,83	0,39	0,20	0,37	0,40	0,62	0,74	0,66	0,45	0,69	0,59	0,58	0,35	0,69
Juli . .	0,48	0,35	0,25	0,34			0,59	0,60	0,56	0,21	0,58	0,43	0,59	0,28	0,43
August .	0,53	0,70	0,12	0,32	0,20	0,13	0,60	0,67	0,93	0,39	0,72	0,92	0,45	0,19	0,76
Septemb.	0,64	0,95	0,63	0,17	0,15		0,56	0,69	0,68	0,56	0,66	0,72	0,32	0,32	0,66
October .	0,60	0,96	0,60	0,47	0,24	0,29	0,57	0,64	0,75	0,56	0,63	0,77	0,49	0,44	0,63
November	0,57	0,79	0,90	0,36	0,72	0,46	0,73	0,60	0,92	0,55	0,66	0,55	0,67	0,47	0,69
December	0,85	0,99		0,68	1,00	0,50	0,59	0,59	0,55	0,57	0,56	0,84	0,59	0,70	0,55
Frühling.	0,58	0,64	0,28	0,39	0,30	0,22	0,49	0,66	0,68	0,51	0,62	0,63	0,41	0,46	0,64
Sommer .	0,53	0,63	0,25	0,29	0,25	0,27	0,60	0,70	0,74	0,38	0,66	0,65	0,54	0,27	0,63
Herbst .	0,60	0,70	0,71	0,33	0,37	0,33	0,62	0,64	0,75	0,56	0,65	0,68	0,56	0,41	0,66
Winter .	0,67	0,96	0,52	0,68	0,63	0,50	0,69	0,68	0,75	0,59	0,67	0,85	0,64	0,56	0,66
Jahr . .	0,59	0,73	0,39	0,47	0,39	0,36	0,60	0,67	0,73	0,51	0,65	0,68	0,54	0,42	0,65
Diff. v. Md.		+ 14	— 20	— 12	— 20	— 23	+ 1	+ 8	+ 14	— 8	+ 6	+ 9	— 5	— 17	+ 8

Bemerkungen zu vorstehender Tabelle LXXI.

Heiteres Wetter brachten die Winde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr	S	NO	SO	O	SW	W	N	NW
	0,36	0,36	0,39	0,47	0,60	0,67	0,73	0,73.
„ Sommer	NO	S	SO	O	SW	N	W	NW
	0,25	0,27	0,28	0,29	0,60	0,63	0,70	0,74.
„ Winter	NO	S	SO	O	W	SW	NW	N
	0,22	0,50	0,68	0,68	0,68	0,69	0,75	0,96.
„ Frühling	SO	S	NO	SW	O	N	W	NW
	0,30	0,33	0,38	0,40	0,59	0,64	0,66	0,68.
„ Herbst	O	S	SO	SW	W	N	NO	NW
	0,33	0,37	0,37	0,52	0,64	0,70	0,71	0,75.

Bemerkungen zu nachfolgenden Tabellen LXXII und LXXIII.

In den zunehmenden Mond fielen 80 heitere Tage, also
mehr als in den abnehmenden Mond mit 52 „ Tagen

um 27 Tage.

Trübe Tage hatte der abnehmende Mond 25.
der zunehmende „ 16.

also der abnehmende mehr 9.

Die grösste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{31.\ März}{15.\ April.}$

Die geringste „ „ „ zunehmende „ $\frac{22.\ März}{31.\ April.}$

Die 3 Tage vor dem Vollmond waren um 0,14 weniger bewölkt als die 3 nach dem Vollmond.

Die 3 Tage vor dem Neumond waren um 0,13 mehr bewölkt als die 3 Tage nach dem Neumond.

Die 7 Tage vor, an und nach dem Vollmond waren um 0,26 mehr bewölkt als die 7 Tage vor, an und nach dem Vollmond.

Der Vollmondstag selbst war um 0,06 mehr bewölkt als der Tag des Neumonds.

Tabelle LXXII. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

Mondlauf.		Im abnehmenden Mond.						Im zunehmenden Mond.					
		Tage				Bewölkung		Tage				Bewölkung	
Vollmond.	Neumond.	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	in Ganzen	p. 1 Tag.	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	in Ganzen	p. 1 Tag.
1. Januar	17. Januar	3	4	4	5	3240	0,69	2		9	3	3220	0,76
31. Januar	15. Februar		5	6	4	3360	0,75	4	7	3	1	2330	0,52
2. März	16. März	5	3	4	2	2220	0,59	8	6	1		860	0,19
31. März	15. April		1	12	2	3770	0,84		4	6	5	3560	0,79
30. April	14. Mai	3	6	3	2	2220	0,54	6	7	3		1930	0,69
30. Mai	13. Juni	3	5	6		2460	0,56	3	3	8	1	2920	0,65
28. Juni	12. Juli	5	5	4		2670	0,49	7	4	3	1	2160	0,48
27. Juli	11. August	4	4	8	1	2740	0,61	7	5	1	2	1940	0,43
26. August	9. Sept.	1	4	7	2	2240	0,77	5	4	6		2340	0,52
24. September	8. October	1	4	9	1	2910	0,67	5	5	5		2290	0,51
24. October	6. November	5	1	6	2	2870	0,64	3	3	4	2	2340	0,56
22. November	7. December	2	3	7	3	2990	0,66	7	4	2	1	1680	0,40
21. December		32	45	76	25	34490	0,65	59	52	51	16	27570	0,52

Tabelle LXXIII. Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Vollmond und Neumond.

Vollmond.										Neumond.									
Vor dem Vollmond				Tag des Vollmonds.	Nach dem Vollmond				Medium von dies. 7 Tag.	Vor dem Vollmond				Tag des Neumonds.	Nach dem Neumond				Medium von dies. 7 Tag.
3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.	Med.		3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.	Med.	
0,30	0,27	1,00	0,52	1. Januar	0,97	0,20	0,60	0,20	0,67	0,65	0,20	0,20	0,63	0,34	17. Januar	0,77	0,77	0,97	1,00	0,91	0,65
0,90	0,50	0,50	0,63	31. Januar	1,00	0,93	1,00	0,57	0,97	0,91	0,47	0,53	0,53	0,61	15. Febr.	1,00	0,90	0,57	0,77	0,75	0,72
0,20	0,27	0,53	0,49	2. März	0,47	0,30	0,63	0,20	0,50	0,52	0,87	0,83	0,23	0,64	16. März	0,17	0,20	0,17	0,20	0,19	0,38
0,63	0,30	0,63	0,52	31. März	1,00	0,97	0,73	0,60	0,86	0,72	0,77	0,80	0,90	0,79	15. April	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	0,91
1,00	0,77	0,97	0,85	30. April	1,00	0,67	0,27	0,40	0,45	0,70	0,73	0,27	0,43	0,61	14. Mai	0,43	0,43	0,47	0,37	0,42	0,52
0,23	0,20	0,53	0,29	30. Mai	0,53	0,57	0,43	0,20	0,33	0,35	0,97	0,97	0,90	0,95	13. Juni	0,27	0,10	0,77	0,53	0,47	0,50
0,63	0,67	0,73	0,67	29. Juni	0,77	0,53	0,20	0,20	0,48	0,63	0,60	0,43	0,53	0,52	12. Juli	0,33	0,30	0,30	0,23	0,28	0,39
0,30	0,63	1,00	0,64	27. Juli	0,47	0,80	1,00	0,30	0,70	0,70	0,50	0,63	0,33	0,49	11. August	0,33	0,10	0,23	0,17	0,17	0,33
0,77	1,00	1,00	0,92	26. August	1,00	1,00	0,97	0,23	0,73	0,85	0,97	0,90	0,83	0,92	9. Septbr.	0,50	0,13	0,30	0,13	0,19	0,51
0,77	0,91	0,23	0,66	24. Septbr.	0,67	0,20	0,53	0,20	0,70	0,71	0,53	0,60	0,73	0,55	9. Octbr.	0,67	0,27	0,47	0,67	0,47	0,53
0,97	0,57	0,37	0,50	24. Octbr.	0,97	0,43	0,23	0,83	0,60	0,69	0,17	0,17	0,50	0,28	8. Novbr.	0,83	0,20	0,10	0,17	0,16	0,29
0,17	0,30	0,33	0,23	22. Novbr.	0,67	0,93	1,00	1,00	0,91	0,60	0,20	0,70	0,70	0,53	7. Decbr.	0,77	0,70	0,47	0,10	0,42	0,52
1,00	0,50	0,27	0,59	21. Decbr.	0,67	1,00	1,00	1,00	1,00	0,79	0,56	0,55	0,60	0,59		0,75	0,42	0,48	0,44	0,46	0,52
0,63	0,51	0,65	0,59		0,81	0,79	0,77	0,62	0,73	0,67											
(9,47)	(8,68)	(9,40)	(7,76)		(6,49)	(6,31)	(5,99)	(5,62)	(5,46)	(5,26)	(5,59)	(5,68)	(5,26)	(5,47)		(5,67)	(5,10)	(5,92)	(5,34)	(5,47)	(5,22)

Tabelle LXXIV.

Zusammenstellung der wässrigten Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

Monate.	Regen- und Schnee-Menge.					Bewölkung des Himmels.					Meteore.										
						Tage									Tage m. Wind.						
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge	Höhe in Linien.	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	Medium der Bewölkung.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln und Hagel.	Gewitter.	1—3	4	zusamm.	Nebeltage.	Tage m. Schneedecke.	Reif.	Hoherauch.
Januar .	106,1	32,4	138,5	4,5	11,825	3	4	13	9	0,73	8	4			25		25	13	31		
Februar .	21,8	432,6	455,4	16,2	37,117	4	11	9	4	0,62	5	11			22	6	28	5	28		
März . .	8,5	111,1	119,6	3,9	9,992	13	10	5	3	0,49	2	9		1	26	2	28	11	17	1	
April . .	311,0	255,9	566,9	21,1	47,908		5	18	7	0,81	10	12	1	1	26	3	29	4	8	1	
Mai . .	424,5		424,5	13,7	35,275	9	13	6	1	0,43	11		2	11	25	2	30	6		1	4
Juni . .	736,4		736,4	25,3	63,200	6	7	16	1	0,60	19		Gr 2	14	27	2	29	3		3	3
Juli . .	956,4		956,4	30,9	73,967	14	6	7	2	0,46	11		Hg 3	17	30	1	31	9			2
August .	649,7		649,7	20,9	54,050	10	10	7	4	0,53	18			14	30		30	13			
Septemb.	269,3		269,3	8,9	22,447	5	8	17		0,64	20				28	2	30	8		1	
October .	235,7		235,7	7,6	19,642	7	6	13	3	0,60	13	2	1	1	30	1	31	10		5	
Novemb.	95,3	36,5	122,5	4,1	10,291	10	6	9	5	0,57	7	3			29	1	29	14		12	
December	101,2	62,4	167,6	5,4	13,967	6	5	7	11	0,61	4	5			30		30	16	24		
Frühling	944,3	367,0	1311,3	14,3	109,275	22	30	29	11	0,58	23	21	3	13	69	7	67	21	25	3	4
Sommer .	2361,5		2361,5	25,7	197,117	30	23	30	7	0,53	48		3	45	87	3	90	25		3	5
Herbst .	500,3	38,5	538,8	6,9	52,375	22	22	39	8	0,60	40	5	1	1	86	4	90	32		18	
Winter .	233,1	329,4	562,5	9,7	82,309	17	29	29	24	0,67	13	29			77	6	83	34	83		
Jahr . .	4133,2	934,4	5067,6	12,9	421,476	91	97	127	50	0,59	124	46	9	59	330	20	350	112	108	24	9

Bemerkungen zu vorausstehender Tabelle LXXIV.

Regenmenge: Maxim. im Juli 958,4, Minim. im März 119,9. Differenz 838,5.

Nach den Jahreszeiten Maxim. im Sommer 2363,5, Minim. im Herbst 626,5. Differenz 1737,0.

Der mittleren Regenmenge (13,9) kommt die im Mai (13,7) am nächsten.

Bewölkung: Maxim. im April 0,81, Minim. im Mai 0,45. Differenz 0,36.

Heitere Tage Maxim. im Juli 14, Minim. im April 0. Differenz 14.

Trübe Tage Maxim. im December 11, Minim. im September 0. Differenz 11.

Nach den Jahreszeiten Maxim. der Bewölkung im Winter = 0,67, Minim. der Bewölkung im Sommer = 0,53. Differenz 0,14.

Heitere Tage Maxim. im Sommer 30, Minim. im Winter 17. Differenz 13.

Trübe Tage Maxim. im Winter 24, Minim. im Sommer 7. Differenz 17.

Regentage: Maxim. im September 20, Minim. im Februar 1. Differenz 19.

Im Durchschnitt fallen auf 1 Monat 10,4 Regentage.

Schneetage: Maxim. im April 12.

Gewitter: Maxim. im Juli 17.

Windige Tage: Maxim. im Juli, August, October und December 30, Minim. im Februar 12.

Maxim. im Sommer 87, Minim. im Winter 17.

Stürmische Tage: Maxim. im Februar 8, Minim. im Januar, August und December 0.

Maxim. im Frühling 7, Minim. im Sommer 3.

Nebeltage: Maxim. im December 16, Minim. im Juni 3.

Maxim. im Winter 34, Minim. im Frühling 21.

Tage mit Schneedecke: Maxim. im Januar 31 und im Februar 28.

3) Von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle LXXV. Allgemeine Witterungserscheinungen.

1847.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tg.	Hagel.	Regentage.	Höhenrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar . .	9	14	9				10		9
Februar . .	10	0	10		2		1		0
März . . .	16	0	9				3	2	12
April . . .	5	15	10	3	1		7	4	3
Mai . . .	10	3	13		2	0	4	19	2
Juni . . .	12	0	10	1	3	2	7	16	
Juli . . .	21	0	0			6	0	20	
August . .	14	7	10	1		1	12	22	
September .	6	10	14				12	15	
October . .	14	7	10	7 Grasp.	1		21	10	1
November .	10	8	6	1 Grasp.			17	9	11
December .	12	12	7				2	1	10
Jahr . . .	152	103	110	15 Schloss 1 Grasp. 2	9	16	110	148	58

Am 10. November Abends vor 10 Uhr bis nach 10½ Uhr schönes Nordlicht in N.

Am 17. December Abends 6½—7 Uhr prächtiges Nordlicht, von W bis über N hinaus sich erstreckend.

Am 29. Mai furchtbarer Wolkenbruch bei Nagold.

Am 3. August Wolkenbruch bei Göttlingen, OA. Nagold.

13. Besondere Erscheinungen und Ereignisse.

Soweit solche aus öffentlichen Nachrichten zu entnehmen waren, lassen wir sie in nachfolgender chronologischer Zusammenstellung, wie bisher, folgen.

a) Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteinfälle.

Am 10. Januar 5h Abends zu Wien eine Feuerkugel von 3″ scheinbarem Durchmesser mit weissem Licht, die sich in zwei Streifen theilte,

der eine aufwärts, der andere wie bei einer langsam streichenden Rakete, von N—S abwärts ziehend und einen blassen Strich zurücklassend, endlich zerplatzend. An dem blassen Streifen bildeten sich zwei Knoten, die wie lichter Nebel nach und nach verschwanden.

Am 15. Mai zu Freiburg zwei glänzende Meteore von S—N ziehend; zu Mannheim an demselben Abend zwei Feuerkugeln von O—W.

Mitte Juni zu Potenza und Montepeluso in Neapel eine doppelte Feuerkugel. Am 27. Juni Abends bei Dippoldiswalda in Sachsen eine schöne Feuerkugel.

In der Nacht vom 13—14. Juli in Schlesien zwischen Freiburg und Hohenfriedberg eine grosse Feuerkugl von N—S. Am 14. Juli Morgens 3¾h bei Braunau in Böhmen und Reichenbach in Schlesien an der böhmisch-schlesischen Gränze ein Meteorsteinfall aus mehreren im Zickzack fallenden grossen und kleinen, weiss und gelb leuchtenden Kugeln unter donnerähnlichem Knall; ein 24 Pfund schwerer Stein wurde bei Hauptmannsdorf 3′ tief in die Erde eingeschlagen gefunden, ein anderer 30 Pfund schwerer drang zu Ziegelschlag in einem Domanialhaus in das Schlafzimmer der Kinder; beide bestehen aus gediegenem Eisen (S. Pogg. Annal. B. 72. H. 1. S. 170. Erdm. Journal B. 22. H. 1. S. 59. L'Institut 15me. année. Nr. 722.

Vom 10—12. August wurden auf der Sternwarte zu Breslau wieder grosse Sternschnuppenzüge beobachtet; zu Hamburg erschienen in der Zeit vom 9—12. August binnen 10¾ Stunden 398 Sternschnuppen, wovon 8 die Grösse kleiner Feuerkugeln hatten. Am 14. August, 8h Abends, eine Feuerkugel von NW—SO zu Biberach, die am Ende in hellglänzende Funken zerstob; später bemerkte man Wetterleuchten. Auch zu Stuttgart, Ennabeuren, Oehringen, Issny, Leutkirch und Kempten wurde sie gesehen. Zu Freiburg im Breisgau erschien sie weissglänzend und grösser als Jupiter, auch sprühte sie Funken während ihres Laufs und bewegte sich langsamer als die gewöhnlichen Sternschnuppen. Auch zu Carlsruhe, Frankfurt u. a. O. wurde sie beobachtet. Am 15. August wurde in ganz Süddeutschland, namentlich in den Bodenseegegenden, eine schöne Feuerkugel von NW—SO ziehend beobachtet.

In der Nacht vom 10—11. October wurde ein grosser Sternschnuppenfall (100 in einer Stunde) zu Brüssel beobachtet.

Am 19. November, Abends, zu Paris eine glänzende Feuerkugel (l'Institut 24. Nov. 47).

Am 16. Dezember, 5h Abends, zu Leipzig eine Feuerkugel; der Tag war kalt, —6,5°. Im Laufe Decembers wurden zu Leipzig wiederholt grosse und zahlreiche Sternschnuppen beobachtet.

b) Nordlichter.

Am 19. März 8¼h Abends in Norddeutschland ein blasses Nordlicht (zu Emden, Oldenburg, Leipzig u. a. O.). Es erschien (nach einer

	Seelenzahl.	□Meilen.
Transport	22,401,403	7570,64
Churheſſen	640,674	182,10
Großherzogthum Heſſen	769,691	179,25
Thüringen	908,478	233,49
Naſſau	373,601	82,70
Frankfurt	60,000	4,33
und im Ganzen	25,153,847	8,252,71 *

Die Bevölkerung der norddeutſchen, nicht zum großen Vereine gehörigen Länder, nämlich von Hannover und Braunſchweig, die im Jahr 1834 einen abgeſonderten Verein verabredeten, von Oldenburg, das dieſer Verbindung ſpäter beitrat, ſodann von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die in ihrer Iſolirung verharren, und der übrigen durch dieſe Staaten von dem großen Vereinsmarkte abgeſchnittenen norddeutſchen Bundesgebiete, wird durch die Bevölkerung der preußiſchen zum großen Vereine, nicht aber zum deutſchen Bunde gehörigen Länder ungefähr ausgeglichen. **

Die Land- und Seegrenzen des geſammten Vereinsgebiets betragen 1,064,49 Meilen. Die Grenzen gegen Luxemburg, Belgien und Holland von 83,60 M., gegen Mecklenburg von 81,50 M., gegen Rußland und Polen von 183,30 M., gegen Krakau von 4 und die ganze Oſtſeeküſte in der Ausdehnung von 128,80 M. hat Preußen ausſchließlich; von den Grenzen gegen Hannover, Braunſchweig und Lippe mit 188,62 M. Preußen 172,22 und Churheſſen 16,40; von den Grenzen gegen Oeſterreich mit 299,77 M. hat Preußen 103,37, Bayern 138,40 und Sachſen 58; von den Grenzen gegen die Schweiz mit 40,35 M. hat Bayern 2, Württemberg 3,10,

* Der Flächenraum der von den Hauptländern getrennten, einem andern Zollgebiete zugetheilten Gebietstheile, wie namentlich der preußiſchen, churheſſiſchen zum Thüringer Verein gehörigen Gebiete iſt unter der Angabe für die Hauptländer enthalten.

** Mit Hannover, Braunſchweig und Oldenburg wurden kürzlich über die Aufnahme einzelner Landestheile dieſer Staaten in den großen Verein, ſo wie über die Aufnahme einiger preußiſchen Landesparzellen in den hannöveriſchen Verein und über einige andere Gegenſtände Verträge abgeſchloſſen, deren jedenfalls ganz unbedeutender Einfluß auf die Volksmenge des groſſen Vereinsgebiets und deſſen Grenzlänge uns unbekannt iſt und daher oben unberückſichtigt blieb.

Beobachtung von Hamburg) zuerst als eine dunkle Wolke am NW-Horizonte, die etwa den 4ten Theil des Horizonts einnahm und bis 20° Höhe erreichte; der obere Rand bildete fast ein vollkommenes Kreissegment und erschien mit einem 10° breiten Hof eingefasst, der gegen den Himmel verschwamm. Um 9h erhoben sich wechselnde Streifen aus dem hellen Rande schnell fast bis zum Zenith, zuweilen 4—5 zugleich. Dies dauerte bis 10h, wo plötzlich ein das Nordlicht umgebender Lichthof erschien, der in NNO begann und in SSW endete, viel heller als die Lichtstrasse und ziemlich genau begränzt und gegen das nordnordöstliche Ende schwächer an Licht als gegen das südsüdwestliche war. Er erreichte fast das Zenith. Am südsüdwestlichen Ende war ein kometenartiger Schweif der sich auf 30° erstreckte und unter spitzem Winkel von 10° von dem Lichthof abstand, die Stelle wo der Lichtschweif sich mit dem Lichthof vereinigte, war am hellsten und stand 10° über dem Horizont. Um 10½h war blos noch der Lichtschweif deutlich zu sehen, und glich einem Kometenschweif, um 11h war auch dieser verschwunden und nur noch ein heller Schein im NW bemerkbar. Der Mond war zur Zeit, als der Lichthof vorhanden war, schon untergegangen.

Am 17. September Abends ein schwaches Nordlicht zu Paris. Am $\frac{17}{18}$. September zu Moskau ein prachtvolles Nordlicht, das an 150° Längenausdehnung hatte und bis zum Zenith reichte, gegen Westen vorrückte und von 7h 40′ bis 8h am glanzvollsten war (Ausland 1847 Nr. 252). Am 24. Sept. fand in England, auf Brisbane's Observatorium zu Backerstowe, die grösste bis jetzt beobachtete magnetische Störung statt (Ausland Nr. 250); auch zu Brüssel und Parma wurden magnetische Störungen beobachtet. Das Nordlicht am 24. wurde auch im nördlichen Frankreich gesehen. (Es ist indessen diese Nachricht wohl eine Verwechslung mit dem Nordlicht vom 24. October.) Am 27. und 29. Sept. wiederholte Perturbationen zu Brüssel und Parma; am 29. beobachtete man zu Brüssel einen schwachen Nordschein (Acten der belg. Acad.)

Am 23. und 24. October wurden zu Brüssel, Parma und Toronto in Canada (Acten der belg. Academie und l'Institut vom 1. Dec. 1847) bedeutende magnetische Perturbationen beobachtet. Am 24. folgte zu Moskau ein prachtvolles Nordlicht; das an 150° Ausdehnung am Horizont hatte, bis zum Zenith reichte, und von 7h 40′ bis 8h die glänzendste Entwicklung hatte. Dasselbe wurde im nördlichen Frankreich (l'Institut vom 1. Dec. 1847), in Irland um 9h 45′ in grosser Ausdehnung und bis zum Zenith (l'Institut 15. Dec. Nr. 728), zu Leipzig (l'Institut Nr. 722), und zu Parma beobachtet (l'Institut vom 1. Dec. 1847). Zu London begann es von 6½h mit Streifen bis 9¾h, von da an mit beständiger Veränderung, nach dem Zenith zusammenlaufend. In Mitteldeutschland wurde es von 10—11½h wahrgenommen. In Württemberg wurde es bis nach Mitternacht (1h) als ein rother Schein oder als röthlich

gefärbte Wolken gesehen. Am 28. Oct. wurde zu Cambridge ein schönes Nordlicht beobachtet (Ausland 22. Nov.)

Am 11. November wurde zu Benares 6h Abends eine nordlichtartige Erscheinung am westlichen Horizont, einem Kometenschweif ähnlich, gesehen, die sich später schlangenförmig gestaltete und nach 10 Minuten verschwand. Am 19. Nov. Abends und in der Frühe darauf wurde zu Leipzig ein Nordlicht wahrgenommen.

Am 17. December 7h Abends zu Stuttgart, Heilbronn, Brackenheim, Hall, Calw, Freudenstadt, Carlsruhe u. a. O. ein schönes Nordlicht. Zu Esslingen erschien es einige Minuten vor und nach 7h in Form einer länglichen Scheibe, deren mattes Roth sich nach allen Seiten allmälig in den blauen Himmel verlor, so dass auch unter der Scheibe am Horizont ein blauer Streifen sichtbar war. Zu Balingen sah man dasselbe in einem Halbkreis von W—O ausgedehnt, mit der grössten Lichtstärke von dunkelrother Farbe an beiden Enden, in der Mitte gegen N am schwächsten beleuchtet, wo auch das Licht am frühesten verschwand, während die Enden noch ½ Stunde lang leuchteten. Die Lufttemperatur war —1°. In Kirchheim u. T. sah man es von NW–NO in solcher Helle verbreitet, dass man einen Brand vermuthete. Zu Paris wurde es um dieselbe Stunde in Form von 4 lebhaft rothen Flecken oder Streifen gesehen; auch in den Departements der Unterseine, Seine, Marne und Loire wurde es in dieser Art erblickt. Auch in Belgien wurde dasselbe beobachtet. Am 31. Dec. Abends ein Nordlicht zu Leipzig.

c) Leuchtende, farbichte und andere Meteore.

Am 25. Januar zu Pfullingen ein doppelter Hof um den Mond.

Am 6. Februar 8h Morgens eine Fata morgana zu Ulm; von der Spitze des Münsterthurms erhob sich ein dunkler Nebelstreif bis zu halber Thurmhöhe, senkrecht, nur dass sich die Spitze desselben zuweilen gegen NW neigte; an diesen Streifen schloss sich von Zeit zu Zeit das getreue Bild des obern Theils des Thurmes als Nebelbild an, wie auf die östlich vom Thurm aufsteigenden weissen Wolken gezeichnet; es entstand und verschwand mit dem Aufsteigen oder Entweichen dieser Wolken, 6—8 mal, darunter 3—4 mal so deutlich, dass von jedem der kleinen Thürmchen der Umriss und die Spitze genau zu bemerken war. Der Morgen war sehr kalt, der Himmel fein, die Sonne ging prachtvoll auf, die Erscheinung dauerte etwa eine Viertelstunde.

Am 24. Mai wurde das Moorbrennen im Oldenburgischen begonnen und in Folge dessen entstanden starke Höhenrauche bei herrschenden nördlichen Winden in fast ganz Deutschland, zu Bremen am 24. und 25., am 25. zu Leipzig 8h Abends, zu Dessau am 25. den ganzen Tag, des Nachmittags so stark, dass man auf 500 Schritte nichts mehr sehen konnte, und die Sonne roth erschien; auch in Böhmen hatte man am 25. 4h Nachmittags riechenden Nebel, der den Mond auf kurze Zeit

verfinsterte und Vögel und Insekten zu Grossbeusen getödtet haben soll, und am 26. fortdauerte. Vom 26—29. herrschte er zu Nürnberg und Freising, am 26. wurde er auch in Baden, am 25. in Oesterreich (zu Lilienfeld) gespürt, während man im Gebirge, 3 Stunden von Lilienfeld, nichts wahrnahm. Am 26. und 27. erschien der Höhenrauch zu Augsburg.

Am 5. und 6. Juni wiederholter Höhenrauch in vielen Gegenden Deutschlands, der an diesen Tagen auch zu Stuttgart erschien; zu Nürnberg und am Taunus erschien er am 5., zu Carlsruhe vom 3—6., am 5. im ganzen nördlichen Franken, vom 6. bis 8. im baierischen Hochgebirge, mit Sinken der Temperatur von + 15° auf + 10°, am 11. Höhenrauch in Oesterreich, dem gegen Abend Regen folgte.

Am 18. Juli bei Johanngeorgenstadt in Sachsen ein schön glänzender farbichter Lichtstreifen bei Sonnenaufgang.

Am 3. und 4. August erschien Höhenrauch zu Dessau nach vorangegangenen Gewittern am 3. Am 14. nach grosser Tageshitze, +23,5°, erschien bei NWind wieder ein schwächerer Höhenrauch zu Dessau; um dieselbe Zeit war auch wieder ein Moorbrand im Oldenburgischen ausgebrochen. Am 20. Nachmittags zu Dessau, nach +27° und Gewittern mit Regen aus SO, wiederholter Höhenrauch bis zum andern Tag. Am 21. Aug. 9h Abends während eines Gewitters ein Mondregenbogen zu Kirchheim u. T. von 5 Minuten Dauer.

Zu Anfang Octobers wurden im sächsischen Erzgebirge und Voigtlande Nebensonnen gesehen. Am 24. Oct. dichter Nebel zu London.

Am 2. December dichter Nebel in Nordfrankreich, dem Canal und dem südlichen England. Vom 18. Dec. wurde aus Heidenheim von mehrere Wochen dauerndem Nebel berichtet, der das Thal bedeckte, und von Ulm, dass seit dem October 37 Tage Nebel war, worunter am 9. Dec. so stark, dass man den Münsterthurm nicht sehen konnte; am 17. hatte man den ganzen Tag über —7°.

d) Hagel-, Blitzschläge und Gewitter.

Am 28. Januar hatte man zu Paris ein Gewitter mit Hagel.

Zu Anfang Februars (Bericht vom 9. aus Wien) Gewitter in Krain mit Blitzschlag auf den Thurm der Kirche zu St. Peter 1½ Stunden von Adelsberg; das Dach der Kirche verbrannte oder wurde weggeschleudert, Glocken und Uhrwerk beschädigt; in der Kirche wo 500 Menschen versammelt waren, hob der Blitz vier grosse Steine aus der Erde, auf denen Menschen standen, zersplitterte einen Kirchenstuhl, in dem 5 Menschen standen, riss gegen 40 Menschen ihre mit Nägeln besetzten Schuhe von den Füssen, zerriss ihre Kleider, zertrümmerte einen Theil der Kirchhofmauer. Doch kam kein Mensch dabei um.

Am 20. März erschienen an verschiedenen Orten Deutschlands Gewitter. Am 22. Gewitter an der französisch-belgischen Grenze, am

25. zwischen Leipzig und Altenburg und zu Brüssel, am 27. zu Carlsruhe mit starkem Regen, am 28. Gewittersturm zu Leipzig, am 29. ein solcher auf dem Harz.

Am 2. April Abends 5h erschien fast im ganzen westlichen Theil Schwabens ein Gewittersturm mit starkem Hagel von NW, der Hagel war theilweise von Wallnussgrösse; in der Gegend von Heilbronn erfolgten zündende Blitzschläge; zu Augsburg herrschte gleichzeitig ein Sturm.

Am 12. Mai Gewittersturm und Wolkenbruch in der Taubergegend, am 13., 15. und 16. im Elsass mit Hagel und Verwüstungen an Bäumen, am 16. ebenso im obern Murgthal; am 22. verwüstender Hagelschlag zu Koschentin in Schlesien; am 25. wurden 30 Ortschaften in Schlesien verhagelt; vom 24—25. Nachts Hagelschlag zu Lörrach; Morgens am 25. Hagel von Taubeneiergrösse zu Berlin; Nachmittags im sächsischen Gebirge bei Königswalda u. a. O. Hagel von 4—8 Loth schweren Schlossen. Am 26. 5h Abends während starken Gewitterregens eine elektrische Detonation mit Zerstörung der Leitungsdrähte auf den electrischen Telegraphen zu St. Germain (l'Institut 9. Juni 48). Am 29. Gewitter und Hagelschlag bei Carlsruhe. Am 29. starke Gewitter und Hagelschläge längs des Schwarzwaldes in Württemberg.

Am 2. Juni 4h Nachmittags Hagelschlag mit Gewittersturm bei Genua, das Bisagnothal wurde verwüstet; ein Platzregen dauerte darauf bis tief in die Nacht hinein. Am 18. Nachts Gewitter mit Hagelschlägen auf dem obern Schwarzwald; gleichzeitig (9—11h Abends) Gewitter mit Wolkenbruch und Blitzschlägen in der Oberlausitz (Bernstadt); der Blitz schlug in einen Brunnen, dessen Wasser aufwallte und verdorben wurde. (Poggend. Ann. B. 72. H. 1. S. 176) Am 23. Hagelwetter bei Dresden. Am 30. ein kugelförmiger Blitzschlag zu La Chartre auf das Gefängniss, das Dach wurde durchschlagen, ein Theil der Mauer und Fenster zerbrochen, einige Menschen niedergeworfen (l'Institut 1847. Nr. 706.)

Vom 6—8. Juli Gewitter in der Umgegend von Leipzig, ohne dass sie die Sommerhitze merklich abkühlten. Am 7., besonders aber am 8. Nachmittags Hagelschläge in einem grossen Theile Württembergs; desgleichen am 8. im Fürstenbergischen, auf der Bergstrasse von Schwetzingen an abwärts, im Meiningenschen Gewitter mit Blitzschlägen auf Häuser, Bäume und Menschen. In der Nacht vom 8—9. sei ein Dammbruch am Ludwigskanal zwischen Beilegries und Blankenstetten entstanden, den, nach einem Augenzeugen, ein Blitzschlag verursacht haben sollte. Am 9. 1h Nachmittags verwüstende Hagelwetter bei Ladenburg, Dossenheim u. a. O., an der Bergstrasse, ebenso im Neckarthal zu Neckarzimmern, Hassmersheim, Neckarelz etc., zwischen Heidelberg und Mannheim, im Breisgau bei Freiburg u. a. O. Am 12. Gewitter und Hagelschläge in mehreren Gegenden Württembergs und Badens; zu Wiesensteig mit Wolkenbruch, zu Carlsruhe mit Platzregen. Am 14.

und 15. Gewitter im sächsischen Gebirge, bei Buchholz. Am 18. Juli Abends Gewitter mit verheerendem Hagel im sächsischen Voigtlande, besonders bei Schleiz, Wurzen, Eulenburg, bis Pause, Plauen, Falkenstein; der verheerte Strich war von 8 Stunden Länge und ½ Stunde Breite von Limohne in Preussen bis Oschatz; an demselben Tag verheerende Gewitter- und Hagelstürme in Württemberg; ebenso zu Macon in Frankreich. Am 19. verheerende Hagelschläge in Württemberg, in Baden, wo in der Nähe von Carlsruhe drei unter einem Nussbaum unterstehende Menschen vom Blitz erschlagen, ein 4ter betäubt wurde, bei Freiburg, bei Bruchsal, in der nördlichen Schweiz, bei Radolfzell u. a. O.; in den Maingegenden, bei Bischoffsheim mit tödtlichem Blitzschlag auf ein Mädchen im freien Felde. Am 20. Hagelwetter in Böhmen, das bei Buchau und Umgegend in 30 Ortschaften die Ernte vernichtete.

Am 3. August Hagelschläge auf dem württembergischen Schwarzwald; am 3. und 4. im Fürstenbergischen mit Blitzschlägen und Wolkenbruch. Am 10. Blitzschlag in die Capelle auf der Schneekoppe.

Am 5. September heftiges Gewitter mit Regenguss zu Mailand.

Am 5. October noch ein Gewitter zu Carlsruhe. Am 12. Gewitter in Tenessee; zu Naschwille wurde das Pulvermagazin vom Blitz entzündet und die Stadt theilweise zerstört. Am 15. Blitzschlag in den elektrischen Telegraphen zwischen Durlach und Carlsruhe; in Carlsruhe schlugen die Glocken stark an, in Durlach ging der Blitz durch das Bureau in den Brunnen, wohin der Ableitungsdraht führt. Am 19. folgte wieder ein starkes Gewitter zu Carlsruhe.

In der Nacht vom 16—17. November Gewittersturm mit Regen und Donner zu Carlsruhe.

Am 27. December erschien zu Rom noch ein Gewitter.

e) Stürme und Orkane.

Vom 26—28. Januar stürmische Witterung in ganz Deutschland; ebenso in England, namentlich Irland.

Zu Anfang Februars Sturm in Graubündten. Am 14. ein 24stündiger Schneesturm durch ganz Deutschland.

Ende März Gewitterstürme in mehreren Gegenden Deutschlands, am 27. und 28. Stürme bei Vera Cruz und Sacrificios im westindischen Meerbusen.

Am 5. April ein starker Gewittersturm zu Colombo auf Ceylon. Vom 19—21. Orkan an den Küsten von Malabar, von Ceylon bis Kurratschi mit Gewitter und Wolkenbruch, in einer Länge von 60 englischen Meilen an der Südseite des Nilgherris bis über die Mahabuleschwurberge hinauf mit grossen Verheerungen. Vom 23—28. stürmische Witterung im adriatischen Meer; vom 27—28. Sturm im Nordkanal mit Schiffbrüchen.

Am 12. Mai Gewittersturm in den Taubergegenden mit Wolken-

bruch und Abheben der Dächer, am 16. im Elsass und im obern Murgthal, zu Rastatt wurde ein im Bau begriffenes Haus eingestürzt, Menschen im freien Felde niedergeworfen.

Am 22. Juli Nachmittags ein furchtbarer Orkan in Bessarabien und der Moldau mit Hagel, Wolkenbrüchen und Ueberschwemmung; ebenso in Ungarn; in dem Bakonyer-Walde wurden grosse Verwüstungen an entwurzelten Bäumen, anderwärts an Obstbäumen, Häusern angerichtet, in Vesovitz wurden die Thürme der Franziskanerkirche zerstört; zahlloses Wild wurde erschlagen, in 60 Meilen Entfernung von der See fand man Seemöven in den Waldschluchten, die vom Sturm dahin verschlagen worden (kamen wohl von den grossen ungarischen Binnenseen und Sümpfen).

Am 21. August grosser Sturm in den englischen Gewässern, es seien Seemuscheln gegen die Fenster des Feuerthurmwächters bei Edinburg 70' über dem Meeresspiegel geworfen worden.

Am 7. September und den folgenden Tagen Stürme und Regengüsse in Nordamerika (Baltimore bis Philadelphia). Vom 16—18. Sturmwetter im Badenschen. Vom 15—18. Stürme an den Westküsten Englands.

Zu Anfang Octobers Stürme mit Regengüssen in den Gewässern von Cochinchina. Am 11. ein Orkan auf Tabago, Trinidad mit grossen Verheerungen. Zu Ende Octobers Stürme in Venezuela, auf Trinidad und Margarita.

Zu Anfang Novembers Stürme in den griechischen Gewässern.

Zu Anfang Decembers Stürme im schwarzen Meere, besonders vom 8—14.; ebenso an den Nordküsten von Frankreich, besonders am 7. und den folgenden Tagen zu Havre. Im Laufe Decembers wiederholte Stürme im sächsischen Erzgebirge und —5 bis —8° Kälte.

f) Tromben.

Am 8. Juni 12—1h Mittags eine Windhose zwischen Leimen, Rohrbach, Heidelberg, Dossenheim und Schriessheim, welche eine grosse Menge Staub in die Luft führte. Zu Anfang Junis sei im Voigtlande bei Winda, Lengenfeld, Treuen ein „Maunarregen" erschienen. Am 13. und 19. Juni an mehreren Orten Böhmens, sowie in anderen Theilen Oesterreichs, bei Lauffen, Straubing, Traunstein, Reichenhall, Salzburg, Braunau ein „Körnerregen". Am 25. wurde auch in mehreren Theilen Sachsens ein „Körnerregen" bemerkt (Knollen von *Ficaria ranunculoides*).

Am 5. September eine Trombe bei Ostende (l'Institut 26. Jan. 1848).

g) Erderschütterungen, vulcanische Ausbrüche.

Am 12. Januar ziemlich starkes Erdbeben zu Catania ohne bedeutenden Schaden. Vom 13—15. auf mehreren der Far-Oer-Inseln ein Aschenregen, wie im Jahr 1845, nur in geringerem Grade. Am 19. nach ungewöhnlicher Hitze ein starkes Erdbeben zu Copiapo mit grossen

Verwüstungen an Gebäuden, die Stösse setzten sich drei Tage lang fort. Nach Bericht vom 30. Januar brachen seit dem 4. Jan. am alten Kraterrande des Vesuvs, da wo der neue Auswurfskegel diesen berührt, unaufhörlich grosse Lavaergüsse mit grosser Kraft hervor und stürzten in das Atrio di cavallo hinter dem Eremiten; der Vulkan strotzte von innerer Gluth, entleerte sich aber langsam. Die Masse der seit 24 Tagen ausgestossenen Lava sei sehr gross gewesen.

Am 13. Februar erfolgte am Vesuv ein neuer Lavaerguss durch den frisch gefallenen Schnee. Am 18. Bergsturz zu Montjoie bei Aachen, jedoch wohl in Folge des Schmelzens der Schneemassen. Am 22. in den Gebirgen von Port royal auf Jamaika ein leichter Erdstoss.

Vom 2—3. März Nachts starke Erderschütterungen auf Island; seither war der Hecla nach Bericht vom 6. März beständig ruhig gewesen, so dass die vulkanische Asche auf den Färöern Mitte Januars nicht von Island kommen konnte. Am 17. Mittags Erdstoss auf der Insel Matusin. Am 19. Abends eine Erderschütterung zu Bergen in Norwegen von SW—NO. Am 20. versank ein Hügel (Schlangenberg) in Ungarn (Com. Tolna) an der Donau zwischen Packs und dem Dorfe Kömlöd. Am 31. fiel rother Schnee bei wehendem Föhn im Pusterthal; der rothe Staub erwies sich gleich mit dem meteorischen Staub, wie er an den atlantischen Küsten von Nordafrika und in Südungarn schon mehrmals fiel. (Froriep N. Not. B. 4. Nr. 20. 1847.) Im Laufe des März stürzte der Berg Nimbarack auf Timor ein und zerstörte viele Häuser (Ausland 1847. Nr. 265.) Zu Ende März plötzliches Versiegen sämmtlicher Salzquellen zu Nauheim in Kurhessen.

Am 1. April heftiger Ausbruch des Vulkans Fogo auf den Capverdischen Inseln, der 14 Tage dauerte (Pogg. Ann. 1848. Nr. 6. S. 320.) Am 9. 7h 7′ Abends Erderschütterung ebendaselbst, die sich um 8h 1′ heftiger wiederholte und mit einer Aschenruption verknüpft war, der ein starker, verwüstender Lavaerguss folgte. Der Vulkan hatte seit mehr als 50 Jahren geruht. Am 7. Abends 7½h Erdstoss zu Coburg, Hildburghausen, Weimar, Nürnberg, Eisfeld, Henneberg, Schleusingen, Suhl, Zelle u. a. O. Thüringens. In den ersten Tagen Aprils seien auch zwei Erdstösse binnen einer halben Stunde zu Bayonne, Eaux-bonnes u. a. O. gespürt worden. Vom 26—27. Nachts zu Klagenfurt Erderschütterung mit unterirdischem Donner.

Am 1. Juli 10h 50′ Abends zwei Erdstösse zu Fécamp und Umgegend und längs der Küste von Havre bis Honfleur, Montvilliers und Orbec; der erste war der stärkste, mit Geräusch wie von beladenen Wagen verbunden, von 15 Secunden Dauer, der zweite dauerte blos 2 Secunden. Seit 1783 hatte man in diesen Gegenden keinen Erdstoss gespürt. Am 12. fiel in der Nähe von Barbadoes und St. Vincent ein Aschenregen auf ein Schiff; man vermuthete einen Ausbruch des Vulkans zu Amagura auf der Insel Tonga (l'Institut 22. Dec. 1847. Nr. 729.).

Am 28. 11½h Nachts heftiger Erdstoss zu Sevilla von 2 Sec. Dauer und wellenförmiger Bewegung; mehrere Gebäude wurden beschädigt.

Am 1. August versiegten zu Resina, Portici, Bosco tre case die Brunnen; vom 2—5. folgte ein Lavaerguss am Vesuv und es bildeten sich zwei neue Krater. Am 2. zwei Erdstösse zu Tiflis. An demselben Tage ein Erdschlipf bei dem Dorfe Schlauis in Graubündten. Am 8. 8h 32′ Mittags drei heftige Erdstösse zu Alexandria und Cairo von W—O mit starkem unterirdischem Rollen, von 50 Sec. Dauer; in Cairo war die Erschütterung stärker, es stürzten Häuser und Menschen um; es herrschte fortwährend eine unerträgliche Hitze. Am 10. Morgens 3½h zu Madrid zwei Erdstösse, der erstere von 10 Sec. Dauer. Am 14. ein Schlamm- und Gasausbruch bei Castignaro.

Am 11. und 12. September Eruption des Vesuvs. Am 11. Felsensturz in Norwegen, im Dorf Helsingegard wurden 34 Häuser und 280 Menschen verschüttet. Am 14. Einsturz des Gipfels des hohen Felsen Armanny über dem Dorfe Simbrancher an der Dranse.

Am 9. October 9h Abends ein ziemlich heftiges Erdbeben zu Chateau roux und der Umgegend. Am 13. 2h Mittags Erdstösse zu Iferten im Waadtlande von N—S mit donnerähnlichem Geräusch. Am 23. verwüstendes Erdbeben in Mexico, die Stadt Atlisco wurde zerstört. Am 25. Erderschütterung in der Gegend am Zusammenfluss der Dordogne mit der Bezére, wo sich im Fluss eine hohe Welle aufthürmte (Ausland Nr. 266.).

Am 16. November starkes Erdbeben auf Java, die Residenz Cheribon und die Festung Palembang wurden stark beschädigt. Am 20. wiederholtes Erdbeben daselbst, am stärksten wüthete es auf dem Berge Tjerman, wo der Boden furchtbar zerrissen wurde. Auf den Nicobarischen Inseln sei von Anfang bis Mitte Octobers ein anhaltendes Erdbeben gewesen, das sich bis nach Java erstreckte (Ausland 1848. Nr. 75). Vom 13—19. Lavaergüsse des Vesuvs, in der Richtung von Bosco Riale bildete sich ein neuer Krater. Am 25. zu Bjasta Bo im schwedischen Kirchspiel Naträ ein Erdstoss von 5 Sec. Dauer vom NW—SO.

Nach Bericht vom 24. December aus Lissabon waren „neuerdings“ mehrfache Erdstösse ohne erheblichen Schaden gespürt worden.

b) Ueberschwemmungen und Regengüsse.

Vom 20. Januar an auf Bourbon anhaltende Regengüsse bis in den Februar hinein mit Ueberschwemmungen; am 6. Febr. Sturmfluth daselbst. Zu Ende Januars Ueberschwemmung der untern Elbe bei Strehla und der Weser bei Hameln in Folge des Eisgangs und Stockens des Eises.

Vom 8—10. Februar Regengüsse zu Cöln und Mainz. Vom 15. an theilweises Austreten der deutschen Flüsse. Am 18. plötzliches Steigen des Rheins bei Cöln von 11′ (am 17.) auf 20′, am 19. auf 24½′ mit Ueberschwemmung. Vom 12—18. theilweises Austreten des Mains, Rheins,

der Elbe, Donau, letzterer am 19. bei Wien; am 21—22. des Mains bei 15' Höhe am Pegel zu Frankfurt; vom 20—21. starke Ueberschwemmung zu Pressburg, der Fluss stieg um 22', am 21. Ueberschwemmung zu Pesth. Um dieselbe Zeit Ueberschwemmung der Sulinamündungen in Folge heftiger Nordstürme.

Am 3. April Austreten der Argen und anderer Flüsse in Oberschwaben in Folge anhaltender Regengüsse.

Am 1. Mai Ueberschwemmung der Moldau zu Prag in Folge von Regengüssen, ebenso der Elbe bei Dresden. Am 18. und 19. Ueberschwemmung in Tyrol, das Dorf Lichtenberg an der Malser Poststrasse wurde theilweise zerstört. Am 25. Abends Ueberschwemmung bei Vent im Oetzthale in Tyrol durch Losbrechen des Vernaghtgletschersees, um dieselbe Zeit wie 1846, der jedoch am 27. durch einstürzendes Eis wieder geschlossen wurde. Am 29. Ueberschwemmung in Folge von Gewittergüssen zu Nagold. Zu Ende Mais Ueberschwemmung der Etsch in Folge grosser Hitze.

In der ersten Hälfte Junis Regengüsse und Ueberschwemmungen zu Batavia mit Verwüstungen an Strassen und Brücken, ebenso in Ost-Indien, wo man für die Indigoernte fürchtete. Vom 11—13. verwüstende Ueberschwemmungen der Oder u. a. Flüsse in Schlesien in Folge von Regengüssen, mehr als 50 Ortschaften verloren den Feld- und Wiesenertrag; am 16. in Folge von viertägigem Regen, der den Karpathenschnee schmolz, grosse Ueberschwemmung bei und in Krakau und in Galizien; vom 12—16. Ueberschwemmung in Mähren, vom 14—20. Regengüsse und in deren Folge Ueberschwemmung zu Breslau; vom 18—22. Regengüsse im Rheingebiet mit Austreten des Rheins; am 23. Wolkenbruch bei Pilsen; vom 18—20. Ueberschwemmung in Folge von Regengüssen in Oberschwaben, namentlich der Eschach, der Argen, mit bedeutenden Verwüstungen an Feldern, Strassen und Brücken.

Mitte Julis (Bericht vom 15.) häufige und starke Regengüsse mit bedeutendem Schaden in den Gebirgsgegenden von Siebenbürgen. Zu Ende des Monats Regenwetter mit Gewittern in mehreren Gegenden Deutschlands, zu München, im sächsischen Erzgebirge, wodurch die Ernte verzögert wurde.

Aus Schlesien wurden vom 16. August, gleichzeitig mit der Trockenheit in vielen Gegenden Deutschlands, anhaltende Regengüsse mit Ueberschwemmung und Versumpfung der niedrigen Aecker berichtet, und zwar bis tief nach Galizien und Ungarn hinein.

In der ersten Hälfte Septembers Wolkenbruch bei Mainz; in Italien Ueberschwemmung der Ebene von Arezzo, bei Castiglione, Firstino und Assinalonga; vom 6—7. Ueberschwemmung bei Laibach; zu Ende Septembers neue Ueberschwemmungen der Oder und Neisse in Schlesien in Folge von anhaltenden Regengüssen; bis Ende Octobers nasse Witterung daselbst.

Am 9. October zu Arles ein Wolkenbruch mit Ueberschwemmung der Durance. In derselben Zeit grosse Ueberschwemmung in Folge von Regengüssen in Schottland, zu Perth, Dundee u. a. O. Zu Ende Octobers neue Ueberschwemmungen in Schlesien; zu Ende Octobers grosse Ueberschwemmung zu Caracas. Am 29. und 30. in Folge starker Regengüsse Ueberschwemmung der Wien zu Wien und Meidling.

Am 10. November stieg von Morgens bis 10h Abends das Meer bei Uleaborg in Finnland um 6 Ellen über den Sommerwasserstand und verursachte eine gänzliche Ueberschwemmung der Stadt. Am 20. Springfluth zu Algier mit Beschädigung an Bauten und Schiffen.

Mitte Decembers starke Ueberschwemmungen des Ohio u. a. Nebenflüsse des Missisippi zu Cincinati, Pittsburg u. a. O. mit grossen Verheerungen.

i) Trockenheit und Wassermangel.

Aus Schlesien wurde vom 20. Januar über Wassermangel in einigen Gegenden (Hirschberg) berichtet; es wurde der Wasserverbrauch zum Scheuern der Stuben und Treppen verboten. Aus Cöln wurde vom 22. ein ungewöhnlich niedriger Wasserstand des Rheins und Mangel an Trinkwasser berichtet, da über 50 Brunnen versiegt waren.

Im April und Mai herrschte Trockenheit in mehreren Comitaten Ungarns; in Bessarabien anhaltende Trockenheit im Frühjahr mit Schaden an den Saatfeldern. Gegen Ende Mais Trockenheit in Niederschlesien, während starke Gewitter und Hagel in Oberschlesien hausten.

Zu Anfang Junis in Frankreich bei scharfem Nordwind anhaltende Dürre.

Zu Anfang Augusts herrschte Trockenheit in vielen Gegenden Europas; Mitte Augusts Hitze und Trockenheit in Kurhessen, Westphalen u. a. Gegenden Norddeutschlands; in den Marschgegenden hatte der Erdboden klaffende Risse, in manchen Gegenden (Oldenburg) entstanden Moorbrände; da und dort musste das Wasser in grosser Ferne hergeholt werden. Zu Ende Augusts wurde über monatlange Trockenheit und Dürre in der Mark Brandenburg geklagt. Auch aus Westindien wurde über verderbliche Dürre in den Sommermonaten berichtet.

Im Laufe Octobers ungewöhnlich tiefer Wasserstand des Rheins bei Mainz, 1′ tiefer als der tiefste Wasserstand der letzten 9 Jahre, so dass die Pfeiler der Römerbrücke sichtbar wurden.

Vom 1. December wurde ungewöhnlich niedriger Stand des Rheins berichtet, bei Hamm nur 4′, bei Caub 3½′ Tiefe. Vom 25. wurde aus Cöln sehr niedriger Stand des Rheins, 4½′ am Pegel, berichtet, so dass man zur Rheinau, der vor der Stadt liegenden Insel, die sonst durch einen Schiffe beherbergenden Canal von der Stadt getrennt ist, zu Fuss kommen konnte. Auch in vielen andern Gegenden Deutschlands

Baden 35,25; von den Grenzen gegen Frankreich mit 54,35 M. hat Preußen 18, Bayern 11,10 und Baden 25,25 zu bewachen. Von der zu schützenden Zollgrenzlinie von 1064,49 Meilen kommen daher

auf Preußen	774,99,	auf Sachsen	58
„ Bayern	151,50,	„ Churhessen	16,40
„ Baden	60,50,	„ Württemberg	3,10.

Die Grenze der preußischen Staaten, welche nach Einführung des Zollgesetzes vom Jahr 1818 zu bewachen war, wird zu 1073,17 Meilen angegeben.

Durch die Aufnahme der eingeschlossenen anhaltschen Länder (1823 und 1828) verminderte es seine Grenzschutzlinie auf 990,11 Meilen.

Die Vereinigung mit dem Großherzogthum Hessen, welches im isolirten Zustande eine Grenzlinie von nicht weniger als 160,99 Meilen hatte, gab dem Vereinsgebiete eine Zollgrenze von 1107,67 Meilen; sie verlängerte sich daher um circa 10/10 Proc., während der Zuwachs an Einwohnern nur circa 5/10 Proc. betrug.

In Folge der mit Oldenburg, Coburg und Homburg über ihre Besitzungen am Hundsruck in den Jahren 1829 und 1830 getroffenen Verabredungen verminderte sich die Grenze des preussisch-hessischen Vereines auf 1098,57, also um 910 Meilen.

Der Anschluß von Churhessen gewährte vom Januar 1832 eine weitere Verminderung auf 1071,73 Meilen oder um 2/10 Proc., während sich die Einwohnerzahl des Vereines um 4/10 Procent erhöhte.

Bayern, dessen Grenze im Zustande der Isolirung, ohne den Rheinkreis 315,60 Meilen, und mit diesem Kreise 371,64 betrug, und Württemberg, das eine Grenzlänge von 170,05 und nach der Aufnahme der hohenzollerschen Fürstenthümer von 144 Meilen hatte, fanden in Folge ihrer Vereinigung und der Aufnahme der weimar'schen und coburg'schen Enclaven, im Jahre 1828 ihre Zollgrenzen von zusammen 485,60 auf 341,90 M., also um nahe 30 Procent, und nach der Aufnahme des isolirten Rheinkreises von 541,64 auf 397,94 M., also um 26 Proc. vermindert.

Nachdem die Staaten des preußisch-hessischen, des bayrisch-württembergischen und des Thüringer Vereines mit dem Königreich

entstand im November und December Wassermangel, so dass das Wasser oft weit her geholt werden musste.

k) Ungewöhnliche Wärmeerscheinungen.

Im Laufe Januars zu Neapel heftige Stürme mit Kälte und Regengüssen, die jedoch später sehr milder Witterung und schönem Frühlingswetter wichen; auf dem Posilippo blühten Mandelbäume, auf die Märkte kamen Rosen und Veilchen; es herrschte theilweise schwüle Siroccoluft, die erst zu Ende des Monats durch starke Gewitter abgekühlt wurde. In Deutschland trat vom 20. Januar an Thauwetter und milde Witterung ein, bis am 30. der Winter sich erneuerte.

Im ersten Drittel Februars milde Witterung mit Südwind in den Gegenden des schwarzen Meeres; der Hafen von Odessa war bereits von Eis frei. Zu Petersburg hatte man, laut Bericht vom 4. Febr., noch keinen Schnee in diesem Winter und ungewöhnlich milde Witterung, dagegen häufige Regengüsse gehabt. Auf Island und den Farörn (man hatte nur einmal —7°) herrschte gleichfalls den ganzen Winter über ungewöhnlich milde Witterung mit wenig Schnee. In Persien zu Anfang Februars Trockenheit und in Mesopotamien ungewöhnliche Hitze. Am 11. Febr. erschien zu Rom, nach stürmischer und nasser Witterung, wieder schönes Frühlingswetter. Am 19. Anfang des Eisgangs auf der Donau; in Leipzig hatte man am 19. + 8,3°.

Am 8. März Eröffnung der Dampfschifffahrt auf der Weser. Am 14. begann zu München Frühlingswitterung; vom 15—24. klare und gelinde Witterung in ganz Norddeutschland; am 23. zu Leipzig + 11,7, am 24. zu Carlsruhe + 15°. Auch in Oberitalien trat in der Mitte des März, nach —5 bis —4° Kälte den Winter über, Frühlingswitterung ein, nur in den höheren Gebirgen lag noch Schnee. In Ungarn Frühlingswitterung um den 25. März.

In den ersten Tagen Aprils erschien Frühlingswitterung in Neapel, aller Schnee war verschwunden; auch im südlichen Frankreich herrschte milde Witterung. Trotz der winterlichen Witterung von Mitte Aprils an hatten einige Gegenden Deutschlands mitunter mildere Witterung; am 19. blühten zu Carlsruhe die Aprikosen, am 21. die Kirschen, am 25. hörte man Nachtigallen; am 26. hatte man +14,2°; die Hausschwalben bezogen ihre Nester. Am 29. war das Haff von Eis frei und die Schifffahrt begann wieder.

Mit Anfang des Mai begann in den meisten Gegenden Deutschlands der Frühling. Am 8. blühten Aepfelbäume zu Leipzig und die Wälder schlugen aus; von Posen wurde sehr warme Witterung berichtet. Am 24. erschien der erste Sommertag, zu Leipzig +26°. Zu Carlsruhe +19,8° mittlere Tageswärme; zu Kremsmünster +23,1 Max.; zu Nagold auf dem Schwarzwalde +24°. In den letzten Tagen des Mai in Oberitalien ausgezeichnete Hitze mit +24 bis 25° jeden Tag. Die

Vegetation nahm allenthalben diesseits und jenseits der Alpen den schnellsten Fortgang.

Am 14. und 15. Juni, nach langdauernder kalter Witterung, auf einmal Sommerhitze mit +21° im Schatten zu St. Petersburg.

Mitte Julis grosse Hitze in Oberitalien.

Zu Anfang Augusts Waldbrände in Schweden in Folge grosser Hitze; in der Türkei herrschte drückende Hitze. Zu Anfang Augusts grosse Hitze in Unterregypten. Am 18. zu Carlsruhe +20°, zu Kremsmünster +21.5, am 20. zu Leipzig +26.7, zu Dessau +27°.

In der zweiten Hälfte Septembers mildes Herbstwetter in den russischen Ostseeprovinzen; am 2. October aber trat der Winter ein.

Aus Genua wurde vom 4. December berichtet, dass nach rauhem Herbstwetter bei +6 und +7° R., wobei indessen Blumen und Orangebäume im Freien fortvegetirten, schnell Frühlingswitterung eingetreten sei und die Orangebäume zu blühen anfingen. Gegen Ende Decembers zu Constantinopel schöne Frühlingswitterung. Aus Petersburg wurde vom 25. Dec. mässige Kälte während des Monats, —12 bis —15° ohne Schnee, berichtet. Vom 26. Dec. an bis Ende war der Rhein bei Cöln wieder ganz von Eis frei.

l) Ungewöhnliche Kälteerscheinungen.

Zu Anfang Januars anhaltend trockene Kälte in Süddeutschland mit wenig Schnee, der nur in den Gebirgsgegenden lag. Am 16. zu Leipzig —13,8°, zu Carlsruhe —8°. Vom 24. an folgte Regen mit Thauwetter; am 30. starker Schneefall, der in den Gebirgsgegenden (Issny) bis ½ Fuss tief fiel. — Von Galizien (auf den Karpathen) und von Tilsit wurde starker Schneefall vom Ende Januar, aus Griechenland Schneien von der Mitte Januars berichtet. Vom 9. wurde aus Genua nachtheilige Wirkung auf die Vegetation durch kalte Witterung gemeldet. In Portugal herrschte gleichfalls strenge Witterung, oft mit —2° und —4° R. In Neuorleans hatte man im Laufe des Monats Frost mit Eis auf den Strassen.

Zu Anfang Februars war die Donau unterhalb Wien von Eis frei, bei Wien selbst und bei Presburg war der Strom noch fest und das Eis trug Fuhrwerke. In ganz Deutschland, in Belgien, Frankreich, England und Ungarn erfolgten vom 7. bis 14. ungeheure Schneefälle; es traten vielfache Stockungen auf den Eisenbahnen und den Posten ein; zu Stuttgart 2′ Fuss tiefer Schnee, auf dem Schwarzwald und der Alp war er bis 10′ tief zusammengeweht, in Issny vom 7—12. fast ununterbrochenes Schneien, bei Landrecis, Havre, in den Thälern der Seine, Marne, Yonne, bei Brest, Rennes u. a. O. lagen bis zum 18. ungeheure Schneemassen. Auf der Elbe wurden bei Strehla und Mühlberg die vom Eisgang im Januar aufgestauten Eismassen im ersten Drittel Februars 7—9 Ellen dick und das Eis reichte stellenweise bis auf den Grund; es erschien auf allen Flüssen neues Treibeis; am 12. wurde der Main bei

Frankfurt wieder fest; in Leipzig am 13. —12,5°; in Kremsmünster —13,6°. In Irland herrschte (im Gegensatz zu Island) den ganzen Monat hindurch strenge Kälte. In Italien hatte man vom 7—14. Eis und Schnee zu Florenz, am 13. zu Neapel wiederholten Hagelfall, mit kalten Nächten (+3°), Regen und Nordwind im Gefolge; auf den Bergen fiel Schnee. Vom 14—15. noch starkes Schneien in Württemberg (bei Wangen im Allgäu 4—5′ dicke Schneedecke); am 15. dagegen schnell eintretendes Thauwetter mit Regen, wodurch die Schneemassen schnell entfernt wurden. Am 15. grosse Lawinen im Chamounythal von den Aiguilles rouges, der Weiler des Brats und die Arve, die übertrat, wurden verschüttet; an demselben Tag eine Lawine von 60′ Breite bei Schwende in der Gegend von Leuzkirch in Baden, von einer von Wald befreiten Anhöhe, auf der Schneemassen zusammengeweht waren, eine Mühle wurde halb fortgerissen. Am 18. wurde die Strasse über den Loibl in Illyrien von einer Lawine verschüttet, durch die man einen Tunnel graben musste, der bis zum 4. März dauerte. Am 19. Febr. grosse Lawine im Niedersimmenthal; dagegen wurde aus Graubündten vom 21. Febr. berichtet, dass die Schneestürme in der Richtung des Splügens bei weitem nicht so stark als anderwärts waren, und die Communication mit Italien nie gehemmt wurde. Am 24. Schneegestöber zu Constantinopel, am 26. Schnee zu Florenz und 0° in der Nacht zum 27.

Der März war in seiner ersten Hälfte in Deutschland kalt und schneereich. Am 9. zu Issuy Schneefall von ½ Fuss Tiefe und strenge Kälte, es war die dritte Schlittenbahn in diesem Winter. Zu Leipzig hatte man zu Anfang März noch —5° bis —9°. Am 8. und 9. Schneefall zu Paris mit 6—7° Kälte darauf. In der Nacht vom 9—10. Schneefall zu München, ebenso zu Wien, an einigen Stellen mehrere Fuss tief; ebenso Schnee in Baden, Sachsen, auf dem sächsischen Gebirge 6—8 Ellen tief. Vom 10—12. März zu Carlsruhe —7° bis —10°, zu Dresden und Leipzig —10°, zu Kremsmünster —12°, zu Augsburg —7° bis —14°. Am 12. Treibeis auf der Elbe und die Schifffahrt bei Hamburg unterbrochen. Vom Vogelsberg wurde Mitte März ein strenger Winter und Schneedecke bis 15′ Fuss hoch berichtet, die so hart war, dass sie beladene Wagen trug. Das Erzgebirge lag tief unter Schnee. In Norwegen fast den ganzen März hindurch Schneestürme. In Neapel während der ersten Hälfte des Monats nasskalte Witterung mit Nordwinden, mit Schaden an Pflanzen und Fruchtbäumen, bis zum 16. waren kaum 5 warme Frühlingstage erschienen. Zu Ende des März, nach milder Witterung, erneute Winterwitterung in Deutschland. Am 30. Schnee zu Leipzig, am 29. und 30. zu Carlsruhe u. a. O.

Auch der April begann mit Winterwitterung und Schneien. Auf das in Schwaben weit verbreitete Gewitter vom 2. folgten in den nächsten Tagen bedeutende Schneefälle in andern Gegenden Deutschlands, in Sachsen, Baiern, mit Frost im Gefolge, der in den Main- und Rhein-

gegenden (Bericht von Frankfurt vom 8.) den Repsfeldern strichweise Schaden brachte. Zu Pest herrschte, nach Bericht vom 11., anhaltend rauhe Witterung mit Regen. Am 8. und 9. folgte im südwestlichen Deutschland starker Regen, und am 12. Austreten der Flüsse am westlichen Abhange des Schwarzwaldes. Mitte Aprils folgten neue Schneefälle, zu Issny vom 15—18. zwei Fuss tief bei —1° und +1°; zu Ulm musste am 18. der Bahnschlitten gebraucht werden; zu Hall fiel Schnee vom 17—20.; am 20. hatte man zu Stuttgart Frost mit Eis; zu München lag bei ziemlicher Kälte am 17. der Schnee Fuss tief; zu Augsburg anhaltendes Schneien vom 14—17. Vom 17—18. Nachts Schneesturm im Odenwald, mit Fuss hohem Schnee; am 18. Schneien in fast ganz Deutschland, theilweise mit Sturm, auf dem Schwarzwald 3' tiefe Schneedecke. Vom 18—21. Schneien in Südengland; auch in Italien und im südlichen Frankreich wurden zu Ende Aprils die Olivenpflanzungen durch die winterliche Witterung beschädigt.

Zu Anfang Mais lagen noch beträchtliche Eismassen an der norwegischen Küste bei Christiania. In Russland herrschte von Mitte Mais an rauhe Witterung, zu Archangel bis Ende Mais Frost und Schnee, das Meer war dicht von Eis bedeckt. Am 15. Mai war zu Umea der Schnee zwar geschmolzen, dagegen der Fluss noch so stark gefroren, dass das Eis Wägen trug. Bis Mitte Mais rauhe Witterung in der Krimm, wodurch die Weinstöcke und Fruchtbäume Noth litten.

Am 8. Juni waren die Alpen noch in 4000' Höhe eingeschneit. Vom 7—8. Morgens Frost an vielen Orten des südlichen Deutschlands mit Reif, wodurch Schaden an Gartengewächsen, Kartoffeln, theilweise an blühenden Saaten entstand; in Württemberg zu Issny, Freudenstadt, Calw, Tuttlingen, Balingen, Münsingen, Blaubeuren, Esslingen; ebenso in München. Mitte Junis war in den Schluchten des Matesegebirges, über 5500' Höhe in Neapel der Schnee noch nicht ganz verschwunden. Vom 24—25. entstand ziemlich kühle Witterung in Südwestdeutschland.

Am 1. Juli noch starkes Treibeis im weissen Meer, das die Schifffahrt hemmte; dagegen am 13. die Schifffahrt in vollem Gange. Am 26. fuhr man in Graubünden von Lenz nach Parpen im Schlitten.

Aus Schottland wurde ungewöhnlich früher Eintritt des Winters berichtet, am 4. September waren die Höhen um den Loch Loggan mit Schnee bedeckt. Am 8. Morgens war das Riesengebirg weit herab mit Schnee bedeckt. In der zweiten Hälfte Septembers häufige Regengüsse in vielen Gegenden Deutschlands; in Frankreich wurde durch nasskalte Witterung die Traubenreife in vielen Gegenden verzögert. Am 20. waren, nach kaltem Regen den Tag über, die Karpathen mit Schnee bedeckt.

Am 2. October völliger Eintritt des Winters zu Petersburg mit Fuss hohem Schnee, der viele belaubte Bäume zerdrückte. Zu Anfang Octobers Schneestürme mit —3° auf dem Riesengebirge. Am 4. Eis zu

Bremen. Am 5. in den hohen Gegenden im Badenschen Reif. Am 24. Schnee zu Carlsruhe auf den umgebenden Höhen; am 28. Schnee zu München.

Zu Anfang Novembers lag Schnee im Canton Wallis. Mitte Novembers fror die Newa zu St. Petersburg zu. Am 16. war der Furkapass verschneit. Am 17. war die schwäbische Alp mit Schnee bedeckt. Am 25. Nachts erfolgte ein starker Eisgang der Newa, wodurch am 26. viele Schiffe beschädigt wurden.

Um den 10. December herrschten in den höheren Theilen der Schweiz Kälte, Schnee und stürmisches Wetter. Um Mitte Decembers war in einem grossen Theil des südlichen Russlands die Kälte weit stärker, als im nördlichen, zu Odessa hatte man −5 und −6,5°, der Dniester und der Liman waren gefroren. Auch in Deutschland folgte in der zweiten Hälfte Decembers starke Kälte; in Hamburg vom 16—17. −6° mit Treibeis in der Elbe; am 21. zu Kremsmünster −6,7°. Am 19. starken Treibeis auf dem Main und in den Nebenflüssen des Rheins bei Cöln. Am 19. nach sehr schönem Herbstwetter erschien Schnee zu Florenz. Am 20. starken Treibeis auf dem Oberrhein, so dass Schiffbrücken abgefahren wurden.

m) Aussergewöhnliche Erscheinungen.

α) Im Thierreich.

Am 30. Januar Morgens fand man bei dem Dorfe Nöthen in der Eifel auf dem Schnee viele Larven von *Cantharis fusca*, die bei −3° R. ziemlich heftigem NW und schwachem Schneefall aus der Luft gefallen sein sollten (Frorieps N. Notizen Bd. 3. Nr. 18); die Schneedecke war geschlossen und ½ Fuss dick. Nach dem Berichte von Augenzeugen seien die Larven mit dem Schnee gefallen, auch 1½ Zoll lange Raupen und Spinnen, alle lebendig, darunter gewesen. Die Strecke, in der die Insekten zu sehen waren, war 1½ Stunden lang zwischen Nöthen und Blankenhain.

Am 9. März erschien zu Issny der erste Storch. Am 12. fliegende Storchenzüge im Stuttgarter Thale.

Am 9. April erschienen die Schwalben zu Carlsruhe.

Im Laufe des Mai Heuschreckenschwärme in Grusien, die im Grossen gefangen wurden.

Zu Anfang Junis fingen Heuschreckenschwärme in der Moldau und in Bessarabien an zu erscheinen.

Mitte Julis in Bessarabien und der Moldau grosse verwüstende Heuschreckenschwärme, die gegen Osten zogen; am 21. Juli Abends zog bei klarem Himmel und gänzlicher Windstille ein Zug in ziemlicher Entfernung von Galatz gegen Bessarabien zu heran, welcher am 22. von 9—10h Morgens die Sonne verdunkelte; um 2½h Nachmittags aber erhob

sich ein Orkan mit Hagel von Taubeneigrösse und Platzregen, der grosse Verheerungen durch plötzliche Ueberschwemmung und durch Hagel an Gebäuden, Vieh und Feldertrag, namentlich in Weinbergen anrichtete, aber die Heuschrecken wegnahm. Am 28. Juli fielen Heuschreckenschwärme aus Bulgarien und der Wallachei in Siebenbürgen ein, bei St. Domoskos bedeckten sie 1′ hoch den Boden; bei Odessa sah man Heuschreckenschwärme längs der Meeresküste gleich schwarzen Wolken ziehen.

Am 12. August Abends sei ein ungeheurer Schwarm von „Sommerkäfern" (?) von Ostende und Calais gegen die südliche Küste von England (Ramsgate, Brighton) über den Kanal gezogen, um 10h seien sie auf der Promenade von Ramsgate angelangt und alles sei von denselben bedeckt worden. Am 14. und 15. habe man Dasselbe bei Brighton bemerkt. In den Annals and Magazine of Nat. hist. Sept. 1847. S. 112. werden die Käfer als verschiedene Arten von *Coccinella*, gelb mit 7 und 9 schwarzen Dupfen, auch einige schwarz mit orangefarbigen Dupfen, angegeben, dagegen der Zug in Schwarmwolken über die See her in Abrede gestellt, sondern vermuthet, dass sie aus den englischen Hopfenpflanzungen kamen, wo sich die Larven von den Hopfenblattläusen nährten. Um die Mitte Augusts erschienen wiederholte Heuschreckenschwärme in Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei, dem östlichen Ungarn, in Neurussland, in Croatien, auch selbst in Finnland und Ermeland wurden einzelne Wanderheuschrecken bemerkt.

Am 7. October Abzug der Schwalben zu Carlsruhe.

b) Im Pflanzenreich.

Am 19. April bei Carlsruhe Blühen der Aprikosen, am 21. der Kirschen, am 30. der Birnen.

Am 14. Mai blühten die Kirschen zu Freudenstadt. Am 11. schlugen zu Carlsruhe die Weinreben aus, am 13. schossten Halmfrüchte, am 29. war bei Freiburg im Breisgau die Roggenblüthe vorüber; reife Kirschen und Erdbeeren kamen zu Markte. Am 16. Mai die ersten reifen Kirschen, am 24. blühende Reben am Bodensee, was nur erst 1800, 1822 und 1834 der Fall war; die mittlere Zeit der Weinblüthe von 1799 bis 1846 ist dort der 16. Juni; die mittlere Zeit für reife Kirschen der 26. Mai. An diesem Tag die ersten reifen Kirschen zu Stuttgart. Am 30. Mai blühende Reben im württemb. Unterlande und reife Kirschen.

Am 1. Juni blühende Trauben zu Esslingen. Am 15. Anfang der Heuernte bei Carlsruhe. Am 26. hatte zu Esslingen in den frühen Lagen der Weinstock abgeblüht, in den späteren fing die allgemeine Blüthe an; zu Ende des Monats war die Traubenblüthe in ganz Württemberg allgemein.

Am 23. Juli die ersten gefärbten Clevnertrauben in Württemberg zu Thalheim, den 29. zu Heilbronn.

Am 3. August reife Trauben bei Stuttgart im Laushühl, gefärbte Clevner in der Halde Steinhausen; an demselben Tage weiche Trauben zu Esslingen und Wäldenbronn. Am 7. August gefärbte und weisse Trollinger zu Laufen, reife Clevner und weiche Gutedel zu Mergentheim. Am 10. Aug. reife Clevner zu Besigheim im Schalkstein. Am 14. reife Clevner auf dem Markte zu Stuttgart feil. In ganz Deutschland hatte man eine ungewöhnlich reiche Obsternte.

In der zweiten Hälfte September's erschien, gleichzeitig mit Regengüssen, die Kartoffelfäule in den Rheingegenden, in Württemberg und Galizien.

Das erste Drittel des December war sehr gelind, so dass an vielen Orten Württembergs Frühlingsblüthen zum zweitenmal erschienen.

14. Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich, an den Beobachtungsorten.

Die letzten Schneegänse erschienen.

Oberstetten	19. März.	Pfullingen	12. März.
Schopfloch	12. April.	Wangen	18. Februar.

Mittlere Zeit 16. März. Unterschied 53 Tage.

Die ersten Lerchen singen.

Oberstetten	19. März.	Ennabeuren	18. März.
Amlishagen	13. Februar.	Giengen	10. Februar.
Oehringen	26. März.	Pfullingen	24. März.
Winnenden	17. „	Wangen	20. „
Hohenheim	21. Februar.	Issny	6. „
Schopfloch	23. „		

Mittlere Zeit 7. März. Unterschied 44 Tage.

Ankunft der Storchen.

Oberstetten	18. März.	Pfullingen	17. März.
Oehringen	2. „	Schwenningen	16. „
Winnenden	6. „	Wangen	15. „
Hohenheim	14. „	Issny.	10. „
Giengen	11. „		

Mittlere Zeit 12. März. Unterschied 16 Tage.

Anfang des Pflügens.

Oberstetten	20. Februar.	Ennabeuren	23. März.
Amlishagen	15. März.	Pfullingen	15. „
Oehringen	26. „	Schwenningen	18. „
Canstatt	22. Februar.	Wangen	28. „
Hohenheim	22. März.	Issny	3. Mai.
Schopfloch	29. „		

Mittlere Zeit 18. März. Unterschied 42 Tage.

Blühen des Seidelbasts. (Daphne mezereum.)

Oberstetten	8. März.	Ennabeuren	6. April.
Amlishagen	9. April.	Pfullingen	15. März.
Hohenheim	21. März.	Schwenningen	20. April.
Calw	21. „	Wangen	6. „
Schopfloch	10. „		

Mittlere Zeit 23. März. Unterschied 32 Tage.

Ankunft der Drosseln.

Oberstetten	25. Februar.	Ennabeuren	26 März.
Amlishagen	21. März.	Pfullingen	18. „
Calw	15. „	Wangen	2. April.
Schopfloch	8. „		

Mittlere Zeit 18. März. Unterschied 36 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	17. März.	Schopfloch	1. April.
Amlishagen	3. April.	Pfullingen	15. März.
Hohenheim	23. März.		

Mittlere Zeit 24. März. Unterschied 19 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

Oberstetten	28. März.	Giengen	29. März.
Oehringen	3. April.	Pfullingen	28. „
Hohenheim	20. März.	Schwenningen	20. April.
Schopfloch	2. Mai.	Wangen	8. „
Ennabeuren	20. April.	Isny	27. März.

Mittlere Zeit 6. April. Unterschied 42 Tage.

Blühen der Veilchen. (Viola ordorata.)

Oberstetten	15. März.	Ennabeuren	22. April.
Oehringen	25. „	Pfullingen	26. März.
Hohenheim	27. „	Wangen	6. April.
Calw	21. „	Isny	26. März.
Schopfloch	26. April.		

Mittlere Zeit 3. April. Unterschied 45 Tage.

Blühen der Pfirsiche. (Amygdalus persica.)

Oberstetten	6. Mai.	Calw	3. Mai.
Canstatt	24. April.	Isny	26. April.
Hohenheim	26. „		

Mittlere Zeit 29. April. Unterschied 12 Tage.

Ausschlagen der Birken.

Oberstetten	3. Mai.	Winnenden	29. April.
Amlishagen	4. „	Hohenheim	1. Mai.
Oehringen	1. „	Calw	7. „

Schopfloch	12. Mai.	Pfullingen	6. Mai.
Ennabeuren	10. „	Wangen	16. April.
Giengen	6. „	Isny	10. Mai.

Mittlere Zeit 8. Mai. Unterschied 26 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Oberstetten	7. Mai.	Ennabeuren	12. Mai.
Amlishagen	6. „	Giengen	6. „
Oehringen	1. „	Pfullingen	6. „
Winnenden	5. „	Wangen	20. April.
Hohenheim	6. „	Isny	8. Mai.
Schopfloch	18. „		

Mittlere Zeit 5. Mai. Unterschied 28 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Oberstetten	3. April.	Ennabeuren	22. April.
Amlishagen	14. „	Giengen	26. „
Winnenden	2. „	Pfullingen	7. Mai.
Hohenheim	22. „	Wangen	12. April.
Calw	10. Mai.	Isny	5. Mai.
Schopfloch	13. April.		

Mittlere Zeit 20. April. Unterschied 38 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

Oberstetten	28. April.	Ennabeuren	11. April.
Amlishagen	1. Mai.	Schwenningen	7. Mai.
Hohenheim	5. „	Wangen	5. „
Schopfloch	22. April.	Isny	5. „

Mittlere Zeit 1. Mai. Unterschied 15 Tage.

Ankunft der Hausschwalben.

Oberstetten	13. April.	Ennabeuren	2. Mai.
Amlishagen	30. „	Giengen	20. April.
Oehringen	10. Mai.	Pfullingen	23. „
Hohenheim	4. April.	Wangen	3. Mai.
Calw	23. „	Isny	14. April.
Schopfloch	13. Mai.		

Mittlere Zeit 25. April. Unterschied 39 Tage.

Erstes Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	23. Mai.	Schwenningen	3. Juni.
Hohenheim	19. „	Wangen	12. Mai.
Schopfloch	20. „	Isny	2. Juni.
Ennabeuren	20. „		

Mittlere Zeit 23. Mai. Unterschied 22 Tage.

Blühen des Winterrepses. (Brassica napus.)

Oberstetten	18. Mai.	Schopfloch	28. Mai.
Amlishagen	13. „	Ennabeuren	26. „
Oehringen	18. „	Pfullingen	15. „
Hohenheim	14. „		

Mittlere Zeit 19. Mai. Unterschied 15 Tage.

Blühen der Schlehen. (Prunus spinosa.)

Oberstetten	25. April.	Giengen	7. Mai.
Oehringen	9. Mai.	Pfullingen	8. „
Hohenheim	7. „	Schwenningen	11. „
Schopfloch	18. „	Wangen	1. „
Ennabeuren	12. „	Isny	9. „

Mittlere Zeit 8. Mai. Unterschied 23 Tage.

Blühen der Kirschen.

Oberstetten	4. Mai.	Ennabeuren	13. Mai.
Amlishagen	8. „	Giengen	8. „
Oehringen	4. „	Pfullingen	6. „
Winnenden	2. „	Schwenningen	11. „
Hohenheim	8. „	Wangen	8. „
Calw	4. „	Isny	8. „
Schopfloch	20. „		

Mittlere Zeit 8. Mai. Unterschied 18 Tage.

Blühen der Pflaumen.

Oberstetten	5. Mai.	Schopfloch	24. Mai.
Canstatt	30. April.	Ennabeuren	14. „
Hohenheim	8. Mai.	Pfullingen	8. „

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 24 Tage.

Blühen der Birnbäume.

Oberstetten	11. Mai.	Ennabeuren	15. Mai.
Amlishagen	11. „	Giengen	11. „
Oehringen	8. „	Pfullingen	10. „
Winnenden	5. „	Schwenningen	14. „
Canstatt	2. „	Wangen	12. „
Hohenheim	12. „	Isny	14. „
Schopfloch	22. „		

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 13 Tage.

Blühen der Apfelbäume.

Oberstetten	14. Mai.	Hohenheim	16. Mai.
Oehringen	8. „	Calw	12. „
Winnenden	13. „	Schopfloch	26. „
Canstatt	9. „	Ennabeuren	18. „

Sachſen im Jahr 1834 ihre Vereinigung vollzogen hatten, berechnete man die Grenzen des großen Vereinsgebietes (ohne Baden, Naſſau und Frankfurt) zu 1206,14 Meilen und die Bevölkerung der ihm angehörigen Gebiete betrug nach den Zählungen am Schluſſe des gedachten Jahres 23,491,948 (nach den frühern Zählungen, welche bis dahin den Maßſtab der Revenuenvertheilung bildeten 23,086,543) Seelen.

Da der preußiſch-heſſiſche Verein mit den dazu gehörigen Staaten, vor der Bildung des Thüringer Vereines und der Verbindung mit Sachſen und dem bayriſch-württembergiſchen Vereine, eine Grenzlinie von circa 1071,73 und eine Volksmenge von circa 15¼ Mill. hatte, ſo zeigte ſich eine Vermehrung der Zollgrenze von 134,41 oder 12½ Proc., während die Bevölkerung des großen Vereines um circa 53 Proc. höher ſtand.

Durch den Beitritt von Baden, Naſſau und Frankfurt verminderte ſich, wie man geſehen, die Zollgrenze auf 1064,49, alſo um 141,65 Meilen oder 11⁷⁄₁₀ Proc., während ſich die Einwohnerzahl auf 25,153,847 oder um 1,661,899, d. i. 7 Procent erhöhte.

Es iſt nicht ohne Intereſſe den Einfluß, den die Zollvereinigungen auf das Verhältniß der Länge der Zollinien zu der Zahl der Einwohner (Verbrauchsſteuerpflichtigen) in den davon umſchloſſenen Gebieten ausübten, in einer vergleichenden Darſtellung zu überſchauen, da von jenem Verhältniß hauptſächlich die relative Koſtbarkeit gleichartiger Mauthanſtalten abhängt.

Theilt man die Einwohnerzahl durch die Meilenzahl der frühern Zollgrenzlinie, ſo kamen in den einzelnen, zum großen deutſchen Zollvereine gehörigen Gebieten im iſolirten Zuſtande:

	Einw.
in Churheſſen (640,327 Einw. und 153,76 Meilen Zollgrenzen) auf 1 Meile	4164
im Großherz. Heſſen (760,694 E. und 160,99 M. Gr.)	4,725
in Baden (1,228,298 E. und 187,60 M. Gr.) . .	6545
in Württemberg (1,571,012 E. und 170,05 M. Gr.)	9241
in Bayern (4,246,778 E. und 371,64 M. Gr.) . .	11,427
in Preußen (13,400,557 E. und 1073,17 M. Gr.) .	12,488
Nach Aufnahme der enclavirten anhaltiſchen Länder kamen in Preußen vor der Vereinigung mit Heſſen auf eine Meile	13,677

Giengen	16. Mai.	Wangen	15. Mai.
Pfullingen	10. „	Issny	17. „
Schwenningen	11. „		

Mittlere Zeit 14. Mai. Unterschied 18 Tage.

Blühen der Maiblumen. (Convallaria majalis.)

Oberstetten	19. Mai.	Ennabeuren	19. Mai.
Amlishagen	17. „	Giengen	15. „
Oehringen	13. „	Pfullingen	13. „
Hohenheim	17. „	Wangen	16. „
Schopfloch	30. „		

Mittlere Zeit 17. Mai. Unterschied 18 Tage.

Fliegen der Maikäfer.

Oberstetten	10. Mai.	(viele.)	Schopfloch	26. Mai.
Amlishagen	10. „	(viele.)	Ennabeuren	14. „
Oehringen	6. „	(viele.)	Pfullingen	10. „ (viele.)
Hohenheim	9. „		Wangen	2. „ (nicht v.)
Calw	9. „		Issny	15. „ (selten.)

Mittlere Zeit 11. Mai. Unterschied 24 Tage.

Blühen der Wintergerste.

Hohenheim	31. Mai.	Pfullingen	1. Juni.

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	10. Mai.	Schopfloch	12. Mai.
Amlishagen	8. „	Ennabeuren	16. „
Oehringen	15. „	Wangen	12. „
Hohenheim	12. „	Issny	13. Juni.

Mittlere Zeit 15. Mai. Unterschied 35 Tage.

Ruf des Wiesenschnarrers. (Rallus crex.)

Schopfloch	8. Juni.	Issny	14. Juni.

Blühen des Roggens. (Secale cereale.)

Oberstetten	31. Mai.	Ennabeuren	11. Juni.
Amlishagen	27. „	Giengen	31. Mai.
Oehringen	6. Juni.	Ulm	1. Juni.
Winnenden	30. Mai.	Pfullingen	1. „
Canstatt	27. „	Schwenningen	3. „
Hohenheim	2. Juni.	Wangen	1. „
Calw	7. „	Issny	7. „
Schopfloch	18. „		

Mittlere Zeit 3. Juni. Unterschied 22 Tage.

Blühen des Dinkels. (Triticum spelta.)

Oberstetten	21. Juni.	Ennabeuren	20. Juni.
Amlishagen	19. „	Giengen	20. „
Oehringen	27. „	Ulm	23. „
Winnenden	22. „	Pfullingen	23. „
Canstatt	15. „	Schwenningen	20. „
Hohenheim	26. „	Wangen	21. „
Calw	27. „	Isny	1. Juli.
Schopfloch	28. „		

Mittlere Zeit 23. Juni. Unterschied 12 Tage.

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	28. Juni.	Schopfloch	18. Juli
Amlishagen	21. „	Ennabeuren	22. „
Hohenheim	8. Juli.	Pfullingen	23. Juni.

Mittlere Zeit 10. Juli. Unterschied 32 Tage.

Blühen des Hafers. (Avena sativa.)

Oberstetten	24. Juli.	Ennabeuren	6. Juli.
Winnenden	10. „	Pfullingen	29. Juni.
Hohenheim	30. „	Wangen	12. „
Schopfloch	28. „	Isny	14. Juli.

Mittlere Zeit 10. Juli. Unterschied 46 Tage.

Blühen des Hollunders. (Sambucus nigra.)

Oberstetten	16. Juni.	Ennabeuren	29. Juni.
Amlishagen	17. „	Ulm	6. „
Oehringen	12. „	Pfullingen	1. „
Hohenheim	15. „	Wangen	15. „
Schopfloch	14. Juli.	Isny	17. „

Mittlere Zeit 17. Juni. Unterschied 43 Tage.

Blühen der Weinreben.

Oberstetten	1. Juli.	Canstatt	16. Juni.
Oehringen	27. Juni.	Pfullingen	1. Juli.
Winnenden	22. „	Wangen	23. Juni.

Mittlere Zeit 25. Juni. Unterschied 15 Tage.

Blühen der wilden Rose. (Rosa canina.)

Oberstetten	14. Juli.	Schopfloch	16. Juli.
Amlishagen	22. Juni.	Ennabeuren	24. Juni.
Oehringen	5. „	Wangen	20. „
Hohenheim	12. „	Isny	17. „

Mittlere Zeit 20. Juni. Unterschied 34 Tage.

Heuerndte.

Oberstetten	30. Juni.	Oehringen	28. Juni.
Amlishagen	29. „	Canstatt	4. „

Hohenheim	27. Juni.	Pfullingen	4. Juli.
Calw	7. „	Schwenningen	29. Juni.
Schopfloch	2. Juli.	Wangen	14. „
Ennabeuren	26. Juni.	Isny	22. „
Ulm	3. „		

Mittlere Zeit 21. Juni. Unterschied 30 Tage.

Blühen der Linden.

Oberstetten	3. Juli.	Schopfloch	19. Juni.
Amlishagen	13. „	Ennabeuren	10. Juli.
Oehringen	10. „	Wangen	29. Juni.
Hohenheim	18. „	Isny	6. Juli.

Mittlere Zeit 5. Juli. Unterschied 30 Tage.

Flachserndte.

Oberstetten	1. September.	Schopfloch	20. August.
Hohenheim	10. Juli.	Ennabeuren	8. September.

Mittlere Zeit 17. August. Unterschied 59 Tage.

Erndte der Wintergerste.

Hohenheim	12. Juli.	Wangen	29. Juli.
Schwenningen	7. „		

Mittlere Zeit 15. Juli. Unterschied 19 Tage.

Erndte des Roggens.

Oberstetten	31. Juli.	Ennabeuren	16. August.
Amlishagen	2. August.	Giengen	22. Juli.
Oehringen	24. Juli.	Pfullingen	1. August.
Canstatt	16. „	Schwenningen	31. Juli.
Hohenheim	28. „	Wangen	29. „
Calw	30. „	Isny	2. August.
Schopfloch	16. August.		

Mittlere Zeit 30. Juli. Unterschied 31 Tage.

Erndte des Dinkels.

Oberstetten	9. August.	Schopfloch	15. August.
Amlishagen	13. „	Ennabeuren	23. „
Oehringen	3. „	Giengen	4. „
Winnenden	1. „	Pfullingen	6. „
Canstatt	26. Juli.	Schwenningen	8. „
Hohenheim	2. August.	Wangen	2. „
Calw	2. „	Isny	8. „

Mittlere Zeit 6. August. Unterschied 31 Tage.

Erndte der Sommergerste.

Oberstetten	11. August.	Oehringen	9. August.
Amlishagen	13. „	Hohenheim	4. „

Schopfloch	18. August.	Pfullingen	6. August.
Ennabeuren	6. September.	Schwenningen	11. "
Giengen	9. August.	Wangen	12. "

Mittlere Zeit 13. August. Unterschied 33 Tage.

Erndte des Hafers.

Oberstetten	30. August.	Ennabeuren	18. September.
Amlishagen	23. "	Pfullingen	15. "
Oehringen	26. "	Schwenningen	16. August.
Winnenden	18. "	Wangen	24. "
Hohenheim	16. "	Isny	17. "
Schopfloch	8. September.		

Mittlere Zeit 27. August. Unterschied 33 Tage.

Abzug der Storchen.

Oberstetten	15. August.	Pfullingen	12. August.
Oehringen	14. "	Isny	13. "
Winnenden	19. "		

Mittler Zeit 14. August. Unterschied 7 Tage.

Abzug der Schwalben.

Oberstetten	28. September.	Ennabeuren	28. September.
Amlishagen	11. October.	Pfullingen	23. "
Hohenheim	20. September.	Isny	10. October.
Schopfloch	30. "		

Mittlere Zeit 29. September. Unterschied 20 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose. (Colchicum autumnale.)

Oberstetten	2. September.	Ennabeuren	16. September.
Amlishagen	1. "	Pfullingen	1. October.
Oehringen	24. August.	Schwenningen	15. September.
Hohenheim	10. September.	Wangen	1. "
Calw	10. "	Isny	10. "
Schopfloch	1. "		

Mittlere Zeit 5. September. Unterschied 21 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	14. September.	Pfullingen	1. October.
Hohenheim	10. October.	Wangen	10. September.
Schopfloch	10. September.	Isny	12. "
Ennabeuren	18. "		

Mittlere Zeit 20. September. Unterschied 26 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	15. October.	Schopfloch	15. October.
Amlishagen	8. November.		

Mittlere Zeit 23. October. Unterschied 24 Tage.

Anfang der Weinlese.

Oberstetten	26. October.	Vaihingen	28. October.
Oehringen	26. „	Brackenheim	25. „
Winnenden	28. „	Esslingen	27. „
Canstatt	28. „	Schorndorf	27. „
Pfullingen	24. „	Benigheim	27. „
Stuttgart	25. „	Canstatt	27. „
Heilbronn	27. „	Ludwigsburg	26. „
Künzelsau	31. „	Mergentheim	28. „
Marbach	27. „	Waiblingen	27. „
Neckarsulm	27. „	Oehringen	25. „
Nürtingen	27. „	Weinsberg	27. „

Mittlere Zeit 26. October. Unterschied 7 Tage.

Erscheinen der Schneegänse.

Oberstetten	1. October,	Ennabeuren	2. November.
Schopfloch	17. November.		

Mittlere Zeit 26. October. Unterschied 47 Tage.

Tabelle LXXV. Dauer des Aufenthalts der Wanderthiere.

Orte.	Thiere.	Ankunft.	Abzug.	Aufenthalt (Abwesenheit.)	Mittlere Dauer des letztern.
Oberstetten	Schneegänse	19. März	1. Octbr.	196 Tage	207 Tage
Schopfloch	—	12. April	17. Novbr.	219 —	
Oberstetten	Storchen	18. März	15. August	150 —	
Oehringen	—	2. —	14. —	165 —	
Winnenden	—	8. —	19. —	164 —	144 Tage
Pfullingen	—	17. —	12. —	149 —	
Isny	—	10. —	13. —	156 —	
Oberstetten	Schwalben	13. April	28. Sept.	168 —	
Amlishagen	—	30. —	11. Oct.	164 —	
Hohenheim	—	4. —	20. Sept.	169 —	
Schopfloch	—	13. —	28. —	138 —	160 Tage
Ennabeuren	—	2. Mai	28. —	149 —	
Pfullingen	—	23. April	23. —	154 —	
Isny	—	14. —	10. Oct.	179 —	
Oberstetten	Schnepfen	17. März	15. —	212 —	
Amlishagen	—	3. April	8. Nov.	219 —	209 Tage
Schopfloch	—	1. —	15. Oct.	197 —	

Tabelle LXXVI.

Dauer der Vegetation zwischen Blüthe und Reife.

Orte.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Roggen	31. Mai	31. Juli	62 Tage	
Amlishagen	—	27. —	2. Aug.	68 —	
Oehringen	—	6. Juni	24. Juli	48 —	
Canstatt	—	27. Mai	16. —	50 —	
Hohenheim	—	2. Juni	28. —	56 —	
Calw	—	7. —	30. —	53 —	
Schopfloch	—	18. —	10. Aug.	53 —	57 Tage
Ennabeuren	—	11. —	16. —	66 —	
Giengen	—	31. Mai	22. Juli	52 —	
Pfullingen	—	1. Juni	1. Aug.	61 —	
Schwenning.	—	3. —	31. Juli	58 —	
Wangen	—	1. —	28. —	57 —	
Isny	—	7. —	2. Aug.	56 —	
Oberstetten	Dinkel	21. —	9. —	49 —	
Amlishagen	—	19. —	13. —	55 —	
Oehringen	—	27. —	3. —	37 —	
Winnenden	—	27. —	1. —	35 —	
Canstatt	—	15. —	26. Juli	41 —	
Hohenheim	—	26. —	2. Aug.	37 —	
Calw	—	27. —	2. —	36 —	44 Tage
Schopfloch	—	28. —	15. —	48 —	
Ennabeuren	—	20. —	23. —	64 —	
Giengen	—	20. —	4. —	45 —	
Pfullingen	—	23. —	6. —	44 —	
Schwenning.	—	20. —	8. —	49 —	
Wangen	—	21. —	2. —	40 —	
Isny	—	1. Juli	8. —	38 —	
Oberstetten	Hafer	24. —	30. —	37 —	
Winnenden	—	10. —	18. —	39 —	
Hohenheim	—	20. —	16. —	27 —	
Schopfloch	—	28. —	8. Sept.	42 —	60 Tage
Ennabeuren	—	6. —	18. —	74 —	
Pfullingen	—	20. Juni	15. —	77 —	
Wangen	—	12. —	24. Aug.	73 —	
Isny	—	14. Juli	17. —	34 —	
Oberstetten	Sommergerste	28. Juni	11. —	44 —	
Amlishagen	—	21. —	12. —	52 —	34 Tage
Hohenheim	—	8. Juli	4. —	27 —	

Orte.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Schopfloch	Sommergerste	18. Juli	18. Aug.	30 Tage	
Ennabeuren	〃 —	22. —	6. Sept.	46 —	34 Tage
Pfullingen	〃 —	23. Juni	6. Aug.	44 —	
Hohenheim	Wintergerste	31. Mai	12. Juli	42 —	
Oberstetten	Weinrebe	1. Juli	26. Oct.	117 —	
Oehringen	—	27. Juni	26. —	121 —	
Winnenden	—	22. —	28. —	126 —	
Canstatt	—	16. Juni	28. —	134 —	130 Tage
Pfullingen	—	1. Juli	24. —	115 —	
Esslingen	—	1. Juni	27. —	148 —	
Heilbronn	—	30. Mai	27. —	149 —	

Die Mitglieder des Beobachtervereins in Württemberg, welche zu vorstehenden Zusammenstellungen ihre Beobachtungen freundlichst darboten, sind nachfolgende Herren, denen wir für ihren unverdrossenen Eifer, womit sie unser gemeinnütziges Unternehmen fortwährend unterstützen, unsern Dank öffentlich auszudrücken für Pflicht halten.

Hrn. Pfarrer Bürger zu Oberstetten.
〃 〃 〃 〃 Amlishagen.
〃 Oberamtsarzt Dr. Dietz in Freudenstadt.
〃 〃 〃 v. Dihlmann in Friedrichshafen.
〃 〃 〃 Eisenmenger in Oehringen.
〃 Amtsarzt Dr. Emmert in Schwenningen.
〃 Pfarrer M. Gaupp in Bissingen.
〃 Apotheker Gmelin in Ulm.
〃 Oberforstmeister Karl in Sigmaringen.
〃 Pfarrer Kommerell in Schopfloch.
〃 Oberamtsarzt Dr. Meebold in Giengen (nun Heidenheim).
〃 Stadtpfarrer M. Memminger in Pfullingen.
〃 Med. Dr. Müller in Calw.
〃 Amtsarzt Dr. Nick in Isny.
〃 Med. Dr. Rühle in Canstatt.
〃 Pfarrer Schiler in Ennabeuren.
〃 Oberlehrer Schlipf in Hohenheim.
〃 Apotheker Wrede in Mergentheim.
〃 Med. Dr. Wunderlich in Winnenden.
〃 Med. Dr. Zengerle in Wangen.
〃 Apotheker Zilling in Freudenstadt.

III. Kleinere Mittheilungen.

Ueber das Regnen organischer Körper.

Ueber das Herabfallen von Körpern organischen Ursprungs aus der Luft, mit oder ohne Begleitung von meteorischem Wasser, herrschen noch immer grosse Verschiedenheiten in der Erklärung. Dass manche dieser Erscheinungen wirklich ein „Regen" gewesen, d. h. dass organische Körper in grösserer oder geringerer Zahl aus der Luft auf die Erde gefallen seien, ist durch glaubwürdige Beobachtungen allzusehr constatirt, als dass gerade diese beobachteten Erscheinungen in das Gebiet der Fabeln zu verweisen wären (man vergl. Gehler, physik. Wörterbuch neue Ausgabe Bd. V. [illegible] 2030, Bd. VII. S. 1223). Allein es gibt noch eine grosse Zahl von Fällen, wo man solche organische Körper auf der Erdoberfläche in grösserer oder geringerer Zahl, und in ersterem Fall auf grösseren oder geringeren Strecken mehr oder weniger dicht verbreitet fand, ohne dass ihr Herabfallen aus der Luft constatirt wäre; und diese Fälle lassen alsdann ein weites Feld zu Hypothesen frei. Aber auch unter diesen sind manche zu finden, wo eine Erklärung durch Regen (Herabfallen aus der Luft), oder durch andere Ursachen, aus den begleitenden Umständen leicht an die Hand gegeben ist. Wenn z. B. eine unter dem Namen „Mannafall" in Zeitungen berichtete Wahrnehmung, die sich am 22. März 1846 während eines starken Gewitters in der Gegend von Wilna zugetragen haben soll, später (in dem Bull. de St. Petersb. T. VI. Nr. 15, Froriep Notizen 3te Reihe, Nr. 167, Dec. 1848) dahin berichtigt wird, dass man auf einer Wiesenstrecke von 3—4 Quadratruthen kleine weisslichte Körner gefunden habe, welche das Ansehen von Kleisterknöllchen hatten, wie sie durch Leinwand gepresst werden, wenn man diese mit Kleister steift, und dass hier den Tag über Wäsche ausgelegt worden war; so ist die Deutung des Ursprungs dieses Mannaregens leicht gegeben. Wenn hingegen am 24. Januar 1849 Morgens, 35 franz. Meilen von Wilna auf einer cultivirten, von drei Seiten mit Tannenwäldern umgebenen Fläche, nach einem heftigen, Windbrüche in diesen Wäldern veranlassenden Orkan, dem einige Tage zuvor Thauwetter vorangegangen war, auf einer Strecke von 750000 Quadratfuss eine Menge von schwarzen, 7—9 Millim. langen Larven, 2—3 auf einem Quadratfuss gefunden wurden, die man als Larven einer, der Gattung *Telephorus* angehörigen Käferart erkannte, so liegt hier die Erklärung nahe, dass sie aus den Tannenwäldern durch den Wind entführt worden seien.*) Einen ähnlichen Fall, nur dass er auf ein einzelnes Individuum beschränkt war, erlaube ich mir zu berichten. Vor Jahren schon fand ich im Spätherbst (November) Morgens, nachdem in der Nacht ein starker Südwestwind gehaust hatte, in meinem Garten hart an der nordwestlichen Seite des Hauses auf der geringen Schneedecke, welche den Boden bedeckte, eine etwa zollange Larve von *Deilephila euphorbiæ* in einem halb erstarrten Zustande liegen. In dem Garten selbst, innerhalb der Stadt, hat sich diese Raupe auf den Exemplaren von *Euphorbia platyphylla*, welche häufig als Unkraut in den Gartenbeeten vorkommen, nie gefunden. Sie konnte also nirgends anders, als durch den Sturm in den Garten geführt worden sein, worauf auch eine leichte Verwundung am hinteren Ende deutete, an der die Raupe nach einigen Tagen zu Grunde ging. Ob sie aus freiem Felde oder vielleicht aus einem schlecht verwahrten Behälter eines Insektensammlers herstammte, mag unentschieden bleiben. Unwahrscheinlich bleibt übrigens in dieser Jahreszeit der letztere Fall; sie konnte daher wohl auf dem freien Felde vom Sturm aus dem Schlupfwinkel entführt worden sein, in den sie sich zurückgezogen hatte.

Pfleumger.

*) Revue et magazin de zoologie par Guerin-Menéville et Feeilon. 1849. S. 72.

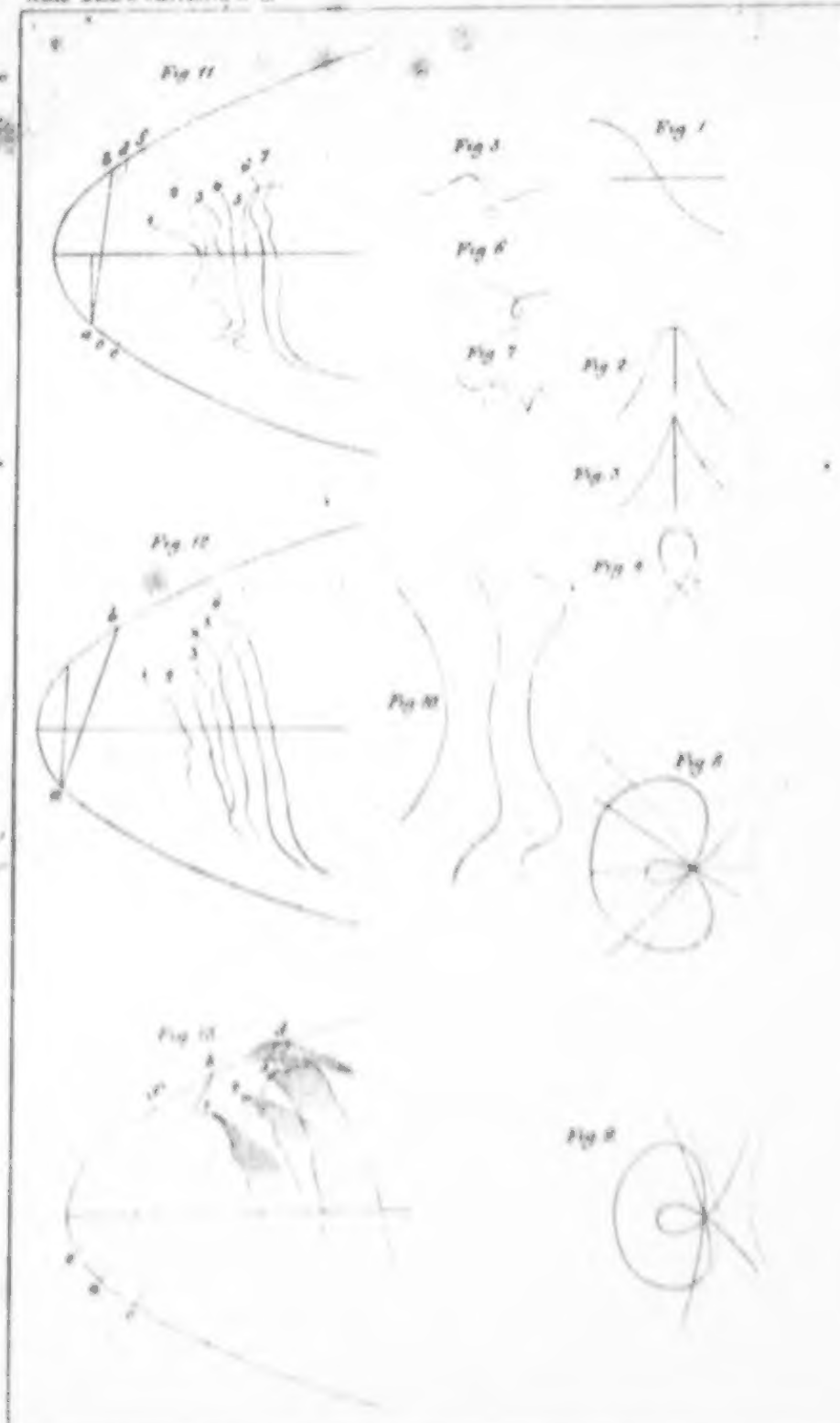
Fig 11
Fig 3
Fig 1
Fig 6
Fig 7
Fig 2
Fig 5
Fig 4
Fig 12
Fig 10
Fig 8
Fig 13
Fig 9

	Einwohner.
nach der Vereinigung mit dem Großherzogthum Heſſen in dieſem Vereine	12,914
nach der Vereinigung mit Churheſſen und der Aufnahme einiger anderer, kleinerer Gebiete in dem preußiſch-heſſiſchen Vereine, wie er kurz vor Bildung des großen Vereines beſtand (circa 15¾ Mill. Einw. und circa 1071,73 M. Gr.)	14,220
in dem bayriſch-württembergiſchen Vereine, einſchließlich des Rheinkreiſes und der hohenzollernſchen Länder (5,876,862 E. und circa 397,94 M. Gr.) . .	14,080
in dem großen Vereine, unmittelbar vor dem Zutritt von Baden, Naſſau und Frankfurt (23,491,948 E. und 1296,14 M. Gr.)	19,476
nach dem Anſchluß dieſer drei Staaten im Jahr 1836 .	23,640

In Preußen war daher eine relativ faſt zweifach, in Bayern eine relativ mehr als zweifach und in den kleinern Mauthſtaaten eine mehrfach und zwar bis faſt ſechsfach größere Grenze zu bewachen als in dem gegenwärtigen Vereinsgebiete.

Unter allen ſtattgefundenen Vereinigungen war die von Preußen und dem Großherzogthum Heſſen allein, in der angegebenen Beziehung, nicht günſtig, indem die dadurch gebildete Grenze im Verhältniß zu der Einwohnerzahl noch etwas ausgedehnter war, als die Zollinie des unmittelbar zuvor beſtandenen preußiſchen Mauthgebiets. Sie verlängerte ſich im umgekehrten Verhältniſſe von 13677:12914, alſo um nahe 6 Procent.

Dagegen hatte der Anſchluß von Baden, Naſſau und Frankfurt in Beziehung auf die Grenzbewachung die relativ vortheilhafteſte Wirkung; er war in dreifacher Hinſicht von Nutzen, indem er die Zollgrenze im Verhältniß zur Einwohnerzahl des Geſammtgebietes um nicht weniger als 21⁵⁄₁₀ Proc. (in der umgekehrten Proportion von 19,476:23,640) verkürzte, ſodann, auf eine Strecke von circa 60 Meilen im Südweſten, die Grenzlinie von einem durch ſeine Beſchaffenheit ungünſtigen Terrain auf ein weit günſtigeres vorrückte, nämlich von dem Gebirgs- und Hügellande, auf welchem die Territorien von Württemberg und Baden ſich berühren, an die Ufer des Bodenſees und des Rheins, der mit zwei kurzen Unterbrechungen die Gebiete von Baden, der Schweiz

Fig. 1

Fig. 2

Lumbricus microdactus Rapp.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

FÜNFTER JAHRGANG.

(Mit drei Steintafeln.)

STUTTGART.

Verlag von Ebner & Seubert.

1850.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Vierte Generalversammlung am 30. April 1849 zu Ulm. Bericht von Prof. Dr. Th. Plieninger 135
Uebersicht der Fauna der Gegend von Ulm. Eröffnungsvortrag von Graf Mandelslob 136
Rechenschaftsbericht von Prof. Kurr 142
Bericht des Kassiers, Apotheker Weissmann 144
Beschluss über Honorirung von Aufsätzen 145
Beschluss über Sammlung vaterländischer Naturprodukte . 145
Verzeichniss eingekommener Bücher 146, 147
Vorträge an Winterabenden zu Stuttgart 143
Ehrenmitglieder des Vereins 142
Verzeichniss der Mitglieder des Vereins nach den Wohnorten 173

II. Aufsätze und Vorträge.

1. Zoologie.

C. L. Landbeck, Beitrag zur Ornithologie Griechenlands 253
Dr. G. Leube über zwei bei Ulm erlegte Biber 149
Prof. Dr. Th. Plieninger über populäre Bearbeitung der landwirthschaftlich nützlichen und schädlichen Thiere . . 161
Dr. O. Seyffer, Verzeichniss und Beobachtungen über die in Württemberg vorkommenden Lepidopteren 16
F. Walchner, Notizen über Ankunft und Abziehen einiger Vögel in der Gegend von Wolfegg. Von den Jahrgängen 1845—1848 360

2. Botanik.

Forstassistent Calwer, über *Lycopodium complanatum* . . 161
Dr. Finckh, über einige neue Entdeckungen in der württembergischen Flora 217
Apotheker W. Lechler, über die Pflanzen der Juraformation 152
Apotheker W. Lechler, über neue Pflanzen und neue Standorte in Württemberg 157

Seite

3. Mineralogie und Geognosie.

Stadtvikar Fraas, über die oberste Schichte des weissen Jura 158
Stadtvikar Fraas, Vergleichung des schwäbischen Jura mit dem französischen und englischen 1

4. Petrefaktenkunde.

Finanzrath Eser, über die Fossilien von Oberkirchberg . 151
O.-Med.-Rath Dr. Jäger, fossile Knochen aus Griechenland 124
„ „ Ausfüllung fossiler Knochen . 126
Graf Mandelsloh, über Entstehung der Stylolithen . 147
Prof. Dr. Th. Plieninger, über ein Saurierskelett im obersten Keupermergel (*Belodon*?) 171
Prof. Dr. Th. Plieninger, über Amphicyon 216
„ „ über *Geosaurus maximus* . . 252

5. Chemie, Physik und Meteorologie.

Prof. Dr. Fehling, Gehalt einiger Kalksteine an Alkalien und an Phosphorsäure 72
Apotheker Kerner über ein Meteor 379
Prof. Dr. Th. Plieninger, über das atmosphärische Ozon und dessen Beobachtung 168
Prof. Dr. Th. Plieninger, meteorologischer Jahresbericht v. Jahr 1848 263
Prof. Dr. Th. Plieninger, Aufforderung an die Meteorologen 390
Th. Schramm, Untersuchung der Kalksteine Württembergs auf Alkalien und Phosphorsäure. 58
Dr. Otto Seyffer, über den gegenwärtigen Zustand der Electrochemie 179

6. Biostatik.

Dr. Walser biostatische Studien 225

III. Kleinere Mittheilungen.

Prof. Nördlinger, über *Lacerta crocea* und *muralis* . . . 134
Forstamts-Assistent Jäger, über *Thenthredo Laricis* . . . 261
„ „ über den schwarzen Storchen . 262
G. v. Martens, über *Centaurea solstitialis* 257
Prof. Dr. F. Glocker, mineralogische Beobachtungen . . 133
Stadtvikar Fraas, über einen Stylolith 259
Ph. Roman, über Rhyncholithen im württembergischen Jura 260

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Versuch einer Vergleichung des schwäbischen Jura mit dem französischen und englischen.

Von Stadt-Vikar Fraas in Balingen.

Je älter die Formationen sind, desto leichter ist ihre Vergleichung unter einander in den verschiedenen Gegenden der Erdoberfläche. Denn je weiter man die Genesis der Erde in ihre Urzeit verfolgt, um so gleichförmiger findet man Boden und Clima mit seinen Bewohnern, so dass es im Uebergangsgebirge Spezies gibt, welche in Asien, Europa und Amerika dieselben sind. In neuern Formationen zeigt sich diese Erscheinung nie wieder, weil, je jünger die Erde wird, um so mannigfaltiger sich auch Boden und Clima gestalten. Boden und Clima waren denn auch bereits in der Juraperiode so verschieden, dass bei einer Vergleichung derselben Schichte in verschiedenen Ländern nur relativ von der Identität der Schichte gesprochen werden kann. Der Ungleichheit des Meeresgrundes, der Buchten und Golfe ist Rechnung zu tragen, deren Einfluss auf die Schichtenbildung zu gross war, als dass sich eine Schichte überall als die gleiche zeigen könnte; zudem war es die Beschaffenheit der Ufer, die Nähe oder Ferne des Landes, die Höhe der See, die Mündungen von Strömen, überhaupt locale Einflüsse, welche dieselbe Schichte in verschiedenen Gegenden verschieden gestalten mussten. Je jünger die Schichten des Jura werden, um so mehr tritt auch consequenter Weise die verschiedene Gestal-

tung Einer Schichte an verschiedenen Lokalitäten hervor. Während die Niederschläge des schwarzen Jura in den verschiedenen Ländern so ziemlich gleich sind, weichen sie im braunen Jura schon mehr von einander ab, im weissen Jura ist die Mannigfaltigkeit so gross, dass es nicht mehr möglich ist, die Identität gewisser Schichten nachzuweisen. Die Arieten- und Gryphäen-Kalke finden sich von Schwaben bis England überall. Sie beginnen den Jura; die aber das letzte Glied sind, die Portlandkalke, die finden sich eigentlich nur im Dorsetshire; denn dieselben Formen des Gesteins und der Fossilen wiederholen sich sonst nirgends, weil die Bildung von Portland das Resultat von Bedingungen ist, die an andern Localitäten fehlten. Der Portlandkalk findet sich in Schwaben so wenig als in der Schweiz, aber gleichzeitige Niederschläge finden sich, die mit Portland parallelisirt werden können. Somit kann überhaupt bei einer Vergleichung des Jura in verschiedenen Ländern weniger von gleichen, als von gleichzeitigen Schichten, es kann nur von einem Synchronismus der Formationen die Rede sein.

Demnach ist die Aufgabe einer Vergleichung des Jura in verschiedenen Gegenden: Die gleichzeitigen Schichten unter einander zu parallelisiren und dann aus der, je nach den Localitäten verschiedenen, Gestaltung und Beschaffenheit der Formation aus den Arten der Petrefakten die Form des Meeres zur Jurazeit, seine Ausdehnung und Grenze nebst seinen Bewohnern wieder herzustellen. Dabei ist aber die Beachtung der localen Einflüsse auf die Schichtenbildung von grösster Wichtigkeit. Zu beachten ist daher

1) der Einfluss des Ufers, dessen Beschaffenheit, dessen Nähe oder Ferne. Der Liassandstein z. B., diese in Schwaben so mächtige Entwicklung des untern schwarzen Jura, findet sich vom Mont-Jura*), bis ins nördliche England nirgends wieder in der Form, wie bei uns. Erst dort tritt er wieder auf, weil die Faktoren zur Bildung desselben dort die gleichen sind, wie in Schwaben. Der Liassandstein ist nichts Anderes, als der Niederschlag des

*) Unter Mont-Jura verstehe ich den französischen Jura im engern Sinn: Franche comté, Départ. Doube und Mont-Jura.

Lias zugleich mit dem Keuper, der Uebergang beider Formationen in einander. Der gelbe, obere Keupersandstein ist die erste Bedingung und Faktor des Liassandsteins, dieser aber eigentlich nur ein in die Jurazeit fortgesetzter Niederschlag des Keupersandsteins. Dass sich Sandstein überhaupt bildete, deutet auf die Nähe eines aus Sandstein bestehenden Ufers hin, welcher vom Wasser gelöst in anderer Gestalt wieder neue Niederschläge bildete. Das Sandsteinufer war in Schwaben der Schwarzwald, im östlichen Frankreich die Vogesen. Je weiter man sich von diesen Sandsteinufern entfernt, um so mehr verschwinden Sandsteinbildungen im Lias. Und so gestaltet sich dieselbe Schichte des untern schwarzen Jura, die sich in der Nähe des Ufers als ein Wechsel von Kalk- und Sandstein zeigt, fern vom Ufer, in der Tiefe der See, als reiner Kalkniederschlag. Die Normandie ist ein Normaltyp für rein pelagische Niederschläge, für Bildungen fern vom Ufer in der offenen See: Sandstein im Jura ist hier gar nicht gekannt, die Mächtigkeit der Schichten ist ganz gering, denn Anhäufungen auf hoher See sind nicht möglich, Saurier, Fische, Zähne und Breccien im Lias (welche eine Ufernähe beurkunden), fehlen ganz oder gehören doch als Findlinge zu grossen Seltenheiten. Bei Fontaine Etoupefour (Dep. Calvados) ist der ganze Lias 6—8 Fuss mächtig, in diesen 6—8 Fuss aber sind alle Abtheilungen des Lias in Miniatur dargestellt; ein Beweis, wie auch die Mächtigkeit der Schichten, nicht blos ihre Beschaffenheit, von der Nähe oder Ferne des Ufers abhängt.

2) Die Tiefe oder Untiefe der See übt ihren Einfluss besonders auf die Art und Beschaffenheit der Meeresbewohner, der Petrefakten aus. Nach Korallen, die hauptsächlich auf Untiefen hinweisen, sucht man im schwäbischen Lias vergeblich: das Calvados ist reich daran. In Burgund, Mont-Jura und der Normandie trifft man im braunen Jura auf ganze Bänke und Riffe von Korallen: in Schwaben gehören sie hier zur Seltenheit. Ebenso verändert sich mit der Tiefe der See die Taille der Muscheln: die Terebrateln und Spiriferen des Lias sind im Calvados doppelt so gross, als in Schwaben; die Ammoniten der Ornatenthone wachsen hier zu einer Riesengrösse an, dass sie fast nimmer erkennt, wer nur die schwäbischen Stücke aus

dieser Schichte gesehen hat. Dass auch die Beschaffenheit der Niederschläge und ihre grössere oder geringere Mächtigkeit hiemit zusammenhängt, versteht sich von selbst.

3) Die Beschaffenheit des Wassers. Abgesehen von den vielen Quellen und Strömungen in der See, die Kalk-, Kiesel- und andern Gehalt mit sich führen und dem Gebirge mittheilen, sind es besonders zwei grosse Wirkungen, die fortdauernd theils mit, theils nach einander in demselben Meeresbassin thätig sind und die gleiche Schichte an verschiedenen Orten ungleich gestalten. Diese so wichtigen Faktoren sind das Salzwasser und Flusswasser. Jenes ist vorzugsweise geneigt, Kalkbänke zu bilden, Bänke, bestehend aus den (oft kaum mehr erkenntlichen) Trümmern von Mollusken und Zoophyten. Pflanzenreste oder Knochen gehören darin zur Seltenheit; ohne Ordnung zerstreut, die Bivalven mit getrennten Schaalen, abgenützt und gerollt liegen die Muscheln begraben. Wo aber Flusswasser mit der See sich verbindet, da bestehen die Niederschläge aus Thonen, thonigen Kalken und Sandsteinen, je nachdem das Festland ist, das die Flüsse durchströmen. Regelmässige Schichtung herrscht hier vor; Pflanzenreste, Holz und Kohlentrümmer, Saurier, Sepien sind gewöhnlich. Die Muscheln liegen häufig in Ordnung nach Familien gruppirt, in Nestern bei einander. Feste Korallen fehlen ganz. Constant Prevost hat es gewagt, allein aus diesen zwei Ursachen den Wechsel aller Formationen zu erklären. Unter den jurassischen Schichten bezeichnet er als marine Bildung die Arieten- und Gryphiten-Bänke, die oolitischen Kalke des braunen Jura, den great oolite, die Macrocephalen-Schichte, den Coralrag und Portlandkalk, — als fluvio-marine Bildung aber den Liassandstein, die Thone und Mergel des schwarzen Jura, das System der Sandsteine und Thone des braunen Jura, den Oxfordclay und Kimmeridgeclay. — Jedenfalls erhellt auch daraus, wie Eine Schichte an verschiedenen Localitäten verschieden sich gestaltete, je nachdem da oder dort das Seewasser allein oder verbunden mit Flusswasser wirkte.

Von diesem Gesichtspunkt aus die verschiedenen jurassischen Formationen aufgefasst, ist zugleich die Unmöglichkeit ausgesprochen, gemeinschaftliche, allgemein gültige Namen für die

und Frankreich scheidet, und indem er endlich, so weit diese neue Grenze gegen Frankreich gelegen ist, dem Vereine, statt eines Landes, das nur ganz unbedeutende Zollabgaben kannte, und daher dem Schleichhandel bequeme Gelegenheit darbot, einen Staat zum Nachbarn gab, dessen strenges Mauthsystem die Bewegungen der Contrebande nach jeder Richtung erschwert.

Fr. Nebenius.

einzelnen Schichten zu erhalten. Die meisten Namen sind nur als Localnamen richtig und haben nur specielle Bedeutung, sobald aber diese Specialnamen auf andere gleichartige Schichten übertragen werden, verwirren sie und verrücken den Gesichtskreis. Was haben nicht schon die Namen Bradfordthon, Oxfordthon, Kimmeridgethon und gar der Portland für Confusionen in dem deutschen Jura gestiftet! Der Deutsche darf fürwahr stolz sein auf seinen Jura, denn in keinem andern Land hat der Jura eine so schöne und klare Entwicklung gefunden, mit solch deutlichen Kennzeichen für die Schichten. Warum gibt man immer noch so mancher ächt deutschen Schichte einen englischen Namen, der eben durch die Uebertragung falsch wird! Ich bin fest überzeugt, dass es nirgends in Deutschland wie in Frankreich einen Bradfordclay gibt, jene grauen Thone über dem great oolite mit dem Reichthum der schönsten, wohlerhaltenen *Apiocrinites intermedius*, *elongatus*, *Parkinsoni* mit dem Heer von Terebrateln, Aviculn, Myen etc. die alle wie im Tertiär conservirt sind. In Schwaben haben wir nichts Aehnliches, denn die Bradfordthone sind eine dem südlichen England eigenthümliche locale Bildung. Ebenso ist es mit Kimmeridge und Portland; sie sind und bleiben Localnamen, die auf andere Localitäten keine Anwendung mehr finden.

Viel grössern Werth haben die Namen der Schichten nach den Fossilien: Soweit die Leitmuscheln in den verschiedenen Schichten dieselben sind, ist man mit der Vergleichung alsbald im Reinen; aber auch hierin tauchen wieder eigene Schwierigkeiten auf, indem Vorkommnisse, die in der einen Gegend leitend sind und der Schichte den Namen geben, in einer andern Gegend aus dieser Schichte verschwinden und dort wieder in einer tieferen oder höheren Schichte als leitend auftreten. Dies ist z. B. mit *Ammon. Parkinsonii* der Fall; in Schwaben leitet er für die Schichte über *Ammon. coronatus* und unter *Ammon. macrocephalus*, in Frankreich und England ist er Leitmuschel für den untern Oolith und hat im Gefolge den *Ammon. Murchisonae, Humphresianus* und *coronatus!* Ebenso lassen sich die für den deutschen Jura so vorzüglichen Namen einer Amaltheenschichte, Opalinusthone, Jurensismergel, Scyphienkalke u. A. nicht mehr

für Frankreich und England brauchen, indem die genannten Petrefakten dort theils fehlen, theils nur sparsam auftreten und dagegen andere Muscheln mit sich führen, welche die Schichte besser charakterisiren. Eine Synonymik der verschiedenen Schichten-Namen ist daher nothwendig zur Vergleichung des Jura. Doch genug der Einleitung!

A. Schwarzer Jura. Lias.

Von Wichtigkeit ist, die Schichte zu bezeichnen, auf welcher der Jura auflagert, und somit die Grenze des Jurameeres zu ziehen. Nicht überall ist es Keuper, wie in Schwaben, was die Unterlage des Lias bildet, auch diese wechselt mit den verschiedenen Ländern. Ist es ja doch in Schwaben nicht überall die gleiche Schichte des obern gelben Keupersandsteins, auf der Lias lagert, sondern fast ebenso häufig die rothen Letten, die unter dem Sandstein sind. So ist denn auch die Grenze des Lias nach unten in der Schweiz und dem Mont-Jura der obere Keuper. Bei der Verwerfung der Schichten in diesen Gegenden ist freilich die regelmässige Aufeinanderfolge aller Formationen zu selten, dass es überhaupt hier schwierig wird, Grenzlinien zu ziehen. Es sind bei Salins (Dep. Mont-Jura) Punkte, wo die Grenze zwischen Keuper und Lias sehr gut sichtbar ist und die Auflagerung des Lias bald auf dem obern Sandstein, bald auf den buntschekigen Letten — den *marnes irisées* — deutlich zeigt. Bereits ist aber der Keupersandstein, wo er sich überhaupt noch zeigt, auf eine Mächtigkeit von höchstens zwei Fuss reducirt und weiter hin gegen das Burgund verschwindet nicht nur diese Schichte des Keupers, sondern der Keuper selbst fast ganz. In geringer Mächtigkeit zeigt er sich nur noch, an die Sandsteingebirge von Central-Frankreich sich anlehnend, im Cherdepartement zwischen Cher und Allier und am Canal du centre, der die Loire und Saône verbindet. Aber fern von diesen Sandsteinufern findet man den Keuper entweder blos durch eine schwache Schichte von Arcose vertreten oder ganz fehlend und den Lias unmittelbar auf Granit

auflagernd. Vom Bourbonnais an weiter hin gegen Westen ist nirgends mehr eine Spur von Keuper oder Trias und die Grenze des Lias allenthalben älteres crystallinisches Gebirge. Im Calvados und de la Sarthe liegen die Arietenkalke auf rothem Uebergangssandstein mit Trilobiten, in der Gegend zwischen Caen und Alençon liefern hierin Steinbrüche die interessantesten Profile. In den Arietenkalken, ja bis hinauf in die Kalkmergel des mittleren Lias sind Rollstücke des rothen Sandsteins eingebacken, so wie andererseits in die Spalten und Risse des Sandsteins der Liasschlamm eindrang und darin verhärtete. Die Grenze zwischen dem rothen Sandstein und den blaugrauen Liasthonen ist dabei sehr deutlich ausgesprochen, daher man Handstücke bekommen kann, die halb aus rothem Trilobitensandstein halb aus blauen Kalken mit Liaspetrefakten bestehen. — Erst drüben über dem Canal bildet wieder Keuper die Grenze des Lias.

Welch enger Zusammenhang des Lias mit dem Keuper stattfindet, kann man sich unmöglich verbergen, wenn man überall die Thatsache bestätigt findet, dass je schöner und mächtiger in einer Gegend der Keuper aufgeschlossen ist, der Lias um so mächtiger und schöner sich entwickelt; wo aber der Keuper fehlt oder gering ist, da ist auch der Lias nur unbedeutend. Auf solche Thatsachen gestützt, haben Franzosen wie Thirria (notices sur le jura de la haute-Saône) die Keupersandsteine als couches inférieures liasiques zum Jura gerechnet, indem in jenen Gegenden der Keuper für eine eigene Formation viel zu unbedeutend ist. Nach unsern geologischen Begriffen ist dies ein Verstoss, der einem schwäbischen Kenner nie widerfährt: so aber, wie der französische Keuper ist, kann es den betreffenden Geognosten nicht übel gedeutet werden, dass sie denselben, als viel zu gering, mit dem Jura zusammenfassten: fängt ja doch auch die ganze Trias von Lothringen gegen Westen zu verschwinden an.

Nach den Grenzen des Lias richtet sich natürlicher Weise auch dessen Vertheilung und Ausdehnung. Bald bildet der Lias nur einen schmalen Zug, hart am Steilrand des Gebirges anstreifend, bald dehnt er sich zu Flächen aus, bald liegen die verschiedenen Schichten des unteren, mittleren und oberen Lias

regelmässig terrassenförmig über einander, bald sind die Terrassen wie auseinander gezogen und die verschiedenen Schichten liegen neben einander in derselben Höhe. Hiebei ist es nun der schwäbische Jura, der dem Geologen als Normaltyp gelten muss, denn in keinem anderen Lande ist die Uebereinanderlage der Schichten und die Terrassenbildung besser markirt. Bald ist der Lias in Schwaben zu einer Filderfläche ausgedehnt, je nachdem die Keupergränze entwickelt ist (wie zwischen Eyach und Schlichem, zwischen Tübingen und Stuttgart, Rems und Kocher, Ellwangen und Oeffingen) bald sind es nur schmale Streifen (wie an der Wutach, dem obern Neckar, zwischen Hechingen und Reutlingen); überall aber orientirt man sich leicht, weil die Abgrenzung der Schichten meist schon an den äusseren Umrissen und den Abstufungen des Bodens erkennbar ist. Dies gestaltet sich nun aber ganz anders, sobald man den Rhein passirt hat, denn von da an fehlt die terrassenförmige Aufeinanderfolge der Schichten. Wo im Mont-Jura oder dem Berner Unterlande schwarzer Jura aufgeschlossen ist, findet nie eine grössere Ausdehnung in die Breite statt, meist sind es nur Rutschen und Risse, an denen in einer Mächtigkeit von circa 100 Fuss wie an einem Profil die verschiedenen Schichten sich zeigen, am Fusse des Risses liegen dann die Fossile aller Schichten unter einander. Das Nebeneinanderliegen der Schichten ist in Burgund, dem Cherdepartement, dem Calvados nicht minder der Fall. Man gehe z. B. von Avallon nach Vassy, wo aus den Posidonienschiefern der berühmte *ciment romain* fabricirt wird, oder von Arcy nach Avallon, so sind an der Strasse, die in Einer Ebene liegt, alle Formationen des Lias eröffnet, doch so, dass die Grenzen verwischt sind: unvermerkt ist man plötzlich wieder in einer anderen Schichte. Oder man sehe sich in der Umgegend von Caen um. In dieser weiten Ebene, wo auch durchaus kein Markstein der Formationen, wie sie in Schwaben Jeder erblicken kann, sichtbar ist, liegen, meist noch dazu von Alluvium bedeckt, alle Formationen des Jura in geringer Mächtigkeit neben einander: unmittelbar bei Caen ist der grande oolite (oolite de Caen), geht man einige 1000 Schritte auf der Strasse nach Alençon, so gelangt man ins rothe Uebergangsgebirge mit

Trilobiten, wendet man sich von da eine halbe Stunde gegen Norden, so steht man bei Fontenay Etoupefour vor den berühmten Liasbrüchen, dann tritt wieder der einförmige grande oolite auf, unter welchem in kleineren Thaleinschnitten der oolite inférieure oder der obere Lias bloss liegt. Kurz: es ist ausserordentlich schwierig und für Einen, der einen Normallias nicht kennt, fast unmöglich, sich in dem französischen schwarzen Jura genau zu orientiren. Zudem verwirren die Höhenverhältnisse, indem in Frankreich das umgekehrte Verhältniss stattfindet als z. B. in Schwaben, denn die Höhen des weissen Jura liegen niederer als die des schwarzen Jura; die Marne, Seine, Yonne, Loire, Cher, Indre etc., alle die Flüsse die nach Westen fliessen, kommen von dem Lias herab nach dem braunen durch den weissen Jura, während in dem deutschen Jura die Flüsse von den Höhen des weissen Jura durch den braunen und schwarzen herabfliessen.

Da es nun, wie schon gesagt, kein Land gibt, in welchem der schwarze Jura so gut gegliedert und dessen Grenzlinien so scharf gezogen sind, als es in Schwaben der Fall ist, so stelle ich auch bei der Vergleichung mit Frankreich und England den schwäbischen voran, um sofort zu sehen, wie sich die schwäbischen Schichten in den verschiedenen Gegenden verschieden gestalten. Für unsern Jura lege ich die in Schwaben den Weg weisende Eintheilung Quenstedt's zu Grunde.

I. Unterer schwarzer Jura. *α* und *β*.

Limestone of the Lower Lias Shale. Lias.
Lias inférieur; Calcaire à Gryphées arquées.
Etage sinémurien. (*d'Orb.*)

In Schwaben beginnt der Jura mit den blauschwarzen Thalassitenbänken, welche über dem gelben Sandstein, beziehungsweise dem Bonebed desselben auflagern. Die ersten jurassischen Petrefakten sind *Ammonites psilonotus* in Begleitung von Thalassiten und Plagiostomen. Darüber erhebt sich ein Wechsel von Thonen und Sandsteinen, in denen Thalassiten wiederum die Rolle spielen, während statt des *Ammon. psilonotus* der überall

so wichtige *Ammon. angulatus* auftritt, bis in den schwarzblauen Arietenbänken die Blüthe der Fauna sich zeigt. Die Menge der Arieten, die Millionen von *Gryphaea arcuata*, die Lager von *Pentacrinites basaltiformis* lassen hierin niemals einen Irrthum zu. In der 2ten Abtheilung des untern schwarzen Jura, dem β, folgt hierauf eine mächtige Entwicklung von schwarzen Thonen nur spärlich von geringen Kalkbänken unterbrochen. Während in diesen Kalkbänken zum letztenmal Ammoniten aus der Arietenfamilien in Gesellschaft von Pholadomyen und Terebrateln (*T. cincta*) sich zeigen, beginnt in den Thonen ein neues Leben mit den Capricornern und Oxynoten, welche den Uebergang bilden zu dem Petrefaktenreichthum des mittleren Lias. Dieser aber ist durch seine lichtgrauen Kalkbänke zu scharf von den schwarzen Thonen des β abgegränzt, als dass man hier nicht eine Scheidelinie der Formationen ziehen sollte. — Innerhalb des untern Lias zeigt sich aber schon im deutschen Jura die grösste Mannigfaltigkeit. Im fränkischen Jura z. B. sind die schwarzen Arietenbänke durch einen hellen, keuperartigen Sandstein repräsentirt; den Uebergang hiezu macht schon das Ries, wo sich die Kalke mit groben Quarzkörnern füllen und die obige Beschreibung passt eigentlich nur auf den Jura zwischen dem Ries und dem obern Neckar. Besonders variirt die Entwicklung der Sandsteine; am Ende verschwinden sie, je näher man der Wutach kommt, und mit denselben auch der Thalassitenreichthum und der *A. psilonotus*, letzterer um erst wieder im englischen Lias zu erscheinen. Die Hauptentwicklung der Sandsteine ist auf den 4 Filderflächen Württembergs, die ich oben schon bezeichnet habe, während da, wo der Lias nur schmale Züge bildet, die Parthien unter den Arietenbänken keine Rollen spielen. So fehlen denn auch in der Schweiz diese untern Schichten fast ganz; sogleich über dem Keuper findet sich der *Ammonites Bucklandi*. Die Thone über den Arietenbänken sind ebenfalls nur unvollkommen: bei Pratteln sind Turnerithone aufgeschlossen, es findet sich wohl auch noch ein *A. psilonotus* (in H. Merians Sammlung zu Basel sind solche) aber einen geognostischen Horizont bilden sie nimmermehr. Dieselben Resultate hat H. Dr. Rominger in den Heidelberger Jahrbüchern vom

Jahr 1846 (Vergleichung des Schweizer Juras mit der württembergischen Alb) veröffenlicht.

Die Schweizer Verhältnisse stimmen ganz mit denen des Mont-Jura. Wegen der vielfachen Verwerfungen ist das Studium des Lias ausserordentlich schwierig; wo aber sich die Schichtung glücklicherweise beobachten lässt, wie in der Umgebung von Salins, da ist die Aufeinanderfolge der petrefaktenführenden Bänke ganz dieselbe wie in Schwaben; nur ist die Mächtigkeit derselben viel geringer. Ueber dem Keuper liegt eine gelbgraue $1\frac{1}{2}$ Fuss dicke Kalkbank mit *Thalassites* (franz. *Cardinia*) *concinna*, *securiformis* und *Plagiostoma;* darauf ruht sodann die Arietenbank wie bei uns nach oben mit Pentacriniten. Mit den schwarzblauen Gryphitenkalken schliesst aber hier der untere schwarze Jura. Wohl liegen darüber jene grauschwarzen Thone von Kalkbänken durchzogen, die Thone voll des *Ammon. oxynotus* und *bifer*, die Kalkmergel mit *Pholadomyen*, *Mactromyen* und *Arcomyen* (*Corb. cardissoides* und *Thal. Listeri*) mit *Ammon. raricostatus* und *Gryphaea cymbium*, aber ohne eine Grenzlinie gegen den mittleren Lias zu bilden. Dieselben grauschwarzen Thone, die nach unten die Oxynoten enthalten, haben weiterhin die *A. Taglori, Jamesoni etc.*, kurz sie werden unsere Numismalenmergel. Offenbar müssen also die französischen Geologen den mittleren Lias schon mit unserem β beginnen lassen, zumal da sie die *Gryphaea cymbium* als Leitmuschel aufstellen, welche vom β an durch das γ sich findet. Ueber die geognostischen Verhältnisse des Mont-Jura hat mein Freund Jules Marcou in seinen *„recherches géologiques sur les Jura salinois* (*mém. de la soc. géol. de France* 2 *S. T. III.*) eine werthvolle Arbeit veröffentlicht; unser β ist ihm die erste Abtheilung seines *lias moyen*, welche er früher *marnes à Gryphaea cymbium* genannt, nun aber, nachdem er ihre mächtige Entwicklung bei Balingen gesehen, in *marnes de Balingen* umgetauft hat.

Der untere Lias des Burgunds tritt bereits wieder etwas anders modificirt auf als der des Mont-Jura. Er hat vor Allem eine grössere Mächtigkeit der Kalkablagerungen, so besonders die Schichte der Thalassiten (hier *Sinemuria* genannt). Bei Semur und Beaurégard wird die Schichte eisenhaltig, die zahlrei-

chen Thalassiten sind darin in Eisen verwandelt aufs trefflichste erhalten. Diese Schichte spielt eine solche Rolle in diesen Gegenden, dass d'Orbigny die ganze Parthie des untern Lias als *étage sinemurien* bezeichnet. Wie die Thalassitenbänke, so sind auch die Thone und Kalke des *A. angulatus* (*A Moreanus* und *Boucoltianus d'Orb*) trefflich entwickelt, worauf in einer Mächtigkeit von 10—12 Fuss die Arietenbänke lagern. Ueber diesen ist es eine thonige Kalkschichte von wenigen Fuss mit *A. Brookii* und einkten Terebrateln, so wie von *A. oxynotus*, der aber verkalkt ist und einen Durchmesser von 6—8 Zoll erhält, was das β von Schwaben vertritt. Verkiest findet sich *A. oxynotus* mit *A. bifer* und *raricostatus* im Cherdepartement, bei St. Amand, wo eigentlich schwäbische Verhältnisse vorhanden sind. Dagegen gestaltet sich die Sache ganz anders im Süden Frankreichs, in den Rhonegegenden, wo nach den treffenden Mittheilungen des Herrn Victor Thiollière (Bulletin de la société géologique: séance du 4. Novembre 1847), statt der Arietenbänke Englands, Nordfrankreichs und Deutschlands schwarze Kalke in viel mächtigerer Ablagerung als sonst wo, aber ohne die betreffenden Arieten und Gryphaeen sich vorfinden. Diese Gestaltung der Schichte nennt er den *type méditerranéen*, indem überhaupt der ganze südfranzösische Jura ein anderes Gepräge trägt.

Während der untere Lias im Süden an Mächtigkeit zunimmt, verliert er im Norden. So ist im Calvados die ganze Abtheilung auf 1 oder 2 Fuss reducirt und eine *Gryphaea arcuata* oder ein Ariete wird zur wahren Seltenheit, bis in England (*Lymeregis*) die volle grossartige Entwicklung der Buklandischichten wieder beginnt. Hier findet sich auch wieder wie in Schwaben *A. psilonotus* und die Liassandsteine (*Lias sandstone. Linksfield of Brora*).

Die vollkommenste Entwicklung des untern schwarzen Jura findet so in Deutschland und England statt, der die in Frankreich bei weitem nachstehen muss. In gleichem Verhältniss stehen auch die Vorkommnisse der Schichte: Schwaben ist hierin das reichste Land, reicher selbst als England, das nur den Vorzug der besseren Erhaltung der Stücke hat; (dort ist es besonders *A. obtusus Sow.*, der in den hohlen Kammern mit weissem Kalk-

spath, in der Wohnkammer mit blauem Kalk angefüllt, als Kabinetstück sich auszeichnet). Dagegen ist Frankreich wahrhaft arm zu nennen, trotz der vielen Species, die d'Orbigny aufführt. Jedem Lande sind auch immer wieder besondere Versteinerungen eigen, was in dem einen Lande sich findet, fehlt in dem andern, entweder ganz oder kommt nicht in dieser reichen Entwicklung vor. Nehmen wir nur, wie sich die Familie der Arieten in den verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Species und Varietäten gestaltet; der ächte *Ammonites obtusus Sow.* ist nur England und dem Aisne-Département eigen, *A. Turneri Sow.* findet sich nur in England und Schwaben, ebenso tritt *A. Brookii Sow.*, nach meiner Ansicht der verkalkte *A. Turneri*, nur sparsam im östlichen Frankreich über den Arietenbänken auf (cf. bei d'Orbigny etc. *A. Stellaris* und *Scipionianus*, welche offenbar theils die inneren Windungen theils junge Exemplare von *A. Brookii Sow.* sind). Der ächte grosse *A. Bucklandi Sow.* findet sich in Frankreich viel seltener als in den beiden andern Ländern, während hier *A. bisulcatus Brug.* (= *rotiformis* und *multicostatus Zieten*) der häufigere ist. Von *A. psilonotus Quenst.* habe ich schon gesagt, dass ich denselben in Frankreich niemals fand. Jules Marcou jedoch will seine Spuren auch im Mont-Jura entdeckt haben, jedenfalls wären das nur einzelne Erfunde. *A. tortilis d'Orb.* stammt mit *A. liasicus d'Orb.* aus den Arietenschichten und ist eine Varietät desselben ohne Siphonalfurchen; dagegen ist *A. torus d'Orb.* der ächte *psilonotus*, aber er stammt auch nicht aus Frankreich, wie ich sicher weiss. *A oxynotus Qu.* der in der Mitte des deutschen Jura seinen Anfang nehmend durch den Mont-Jura und das Burgund bis in das Cherdepartement (St. Amand) in Begleitung des *A. bifer* sich hinzieht, verschwindet von da für Frankreich, um jedoch in England (Gloucester) wieder zu erscheinen. Eben hier geht übrigens dieser Ammonit in verschiedenen Spielarten immer dicker und stärker werdend in den *A. heterophyllus* über. *A. bifer* ist sein Genosse, der sehr vollkommen wird und an der Mundöffnung ein lang hervorragendes zungenförmiges Ohr trägt. An Bivalven scheint England eigen zu sein: das schöne und ziemlich häufige *Hippopodium ponderosum*, eine grosse *Avicula cygnipes*, an Schönheit und Vollkommenheit zeich-

nen sich vor andern Gegenden die Lima, Pecten und Thalassiten (*Pachyodon*) aus.

Allgemein leitend sind dagegen in allen Ländern für die unterste Bank die Thalassiten und *A. angulatus*, für die schwarzblauen Kalke *Gryphaea arcuata* und die Spielarten von *A. Bucklandi;* für die Thone und Kalke darüber *Gryphaea cymbium* und *A. raricostatus*. Die beiden letztern machen den Uebergang zu der Fauna des mittlern Lias.

II. Mittlerer schwarzer Jura. γ und δ.

Argillaceous Lias. Marlstone series.
Lias moyen, zum Theil *Lias supérieur. Marnes à Belemnites et à Gryphaea cymbium.*
Étage liasien. (*d'Orb.*)

In Schwaben ist die Grenze zwischen β und γ zu scharf von der Natur vorgezeichnet, als dass sie nicht auch die Wissenschaft ziehen sollte. Der mittlere Lias beginnt mit den lichtgrauen Kalkmergeln und dem Reichthum verkiester Ammoniten aus der Familie der Capricorner, im Bunde mit zahllosen Exemplaren von *Terebr. numismalis*. Die erste Abtheilung, das γ, schliesst mit der Belemnitenschichte und einer Kalkbank mit *A. Davoei*. Darüber treten dunkle Thone auf mit *A. amaltheus*, deren Schluss wiederum hellere Kalkmergel mit *A. costatus*, *Bel. paxillosus* und *Plicatula spinosa* bilden. Sowohl die Mächtigkeit der Schichte, als die Vorkommnisse darin wechseln schon innerhalb Schwaben auf mancherlei Weise; oft sind es blos die Numismalenthone, welche aufgeschlossen liegen, das Uebrige ist auf ein Minimum reducirt. So ist denn auch in der Schweiz meist nur die Numismalenschichte, welche den mittlern Lias darstellt und zwar so, dass über den sandigen Arietenbänken heller gefärbte, jedoch weniger sandige Kalke mit *Terebr. numismalis* und *rimosa*, *Gryphaea cymbium*, *Spirifer verrucosus* und den *Capricornern* und *Linealen* sich einstellen, dagegen ist die Amaltheenschichte fast nirgends aufgeschlossen.

Im Mont-Jura ist, wie schon bemerkt, keine solche Grenz-

Ueberſicht der Leiſtungen der konſtantinopolitaniſchen Preſſe in den letzten ſieben Jahren.

Die Centurie der Werke, welche in dem erſten Jahrhunderte der konſtantinopolitaniſchen Preſſe (im Jahr 1828 — 1830) aus derſelben hervorgegangen, iſt vollſtändig in dem ſiebenten Bande von Hammers Geſchichte des osmaniſchen Reichs gegeben worden, und ſeitdem hat, ein paar kurze Anzeigen im Journal asiatique abgerechnet, nichts darüber verlautet. Die Zahl der ſeitdem zu Konſtantinopel erſchienenen Werke beträgt indeſſen nicht weniger als dreißig, worunter freilich manche Kleinigkeiten von ein paar Blättern, wie z. B. die kleine Choleraſchrift des Protomedicus, die kleine Schrift über 25 Ueberlieferungen des Propheten, welche den Gehorſam gegen den Sultan einſchärfen, die arabiſchen Conjugationstabellen (Emsilet) u. dgl. mehr; aber auch Werke von großem Umfange und innerem Werthe. Wir wollen uns hier nur mit dem Ueberblicke der in dieſem Zeitraume von ſieben Jahren erſchienenen wichtigſten Werke beſchäftigen, welche aus den Preſſen Konſtantinopels hervorgegangen, und deren nicht weniger als ſieben, ſo daß alſo im Durchſchnitte wenigſtens Eines auf das Jahr zu rechnen iſt. Das wichtigſte derſelben in Bezug auf den Fortſchritt der Bildungsanſtalten der Hauptſtadt durch Benützung europäiſcher Werke, iſt die unter dem Titel: Sammlung der mathema-

linie zwischen β und γ, wie in Schwaben: Ein System grauer Thone, wechselnd mit Kalkbänken, erhebt sich von den Arietenbänken an bis zu den Posidonienschiefern, jedoch bleibt die Ordnung der Petrefakten dieselbe. Zu unterst liegen in den Thonen *A. bifer* und *oxynotus*, in den Kalkbänken *Pholadomya ambigua* (*Volzii*), *Mactromya gibbosa* und *Am. raricostatus*, weiter nach oben folgen, in den Thonen verkiest, in den Bänken verkalkt, *A. planicosta*, *natrix*, *lineatus* und hierauf die Belemnitenschichten mit *A. Davoei*. Darüber liegen wieder verkiest *A. amaltheus* (*margaritatus d'Orb.*) und *costatus* (*spinatus Brug.*) den Schluss bildet eine Unzahl von *Plicatula spinosa*, und *Bel. paxillosus*, der aber nicht so schön und zahlreich wie in Schwaben vorkommt. Diese letzte Schichte nennen die Geologen des Jura *marnes à Plicatules*.

Wenn weiterhin im Burgund die Numismalenthone von der schwäbischen Bildung sich nicht unterscheiden, so haben dagegen die Amaltheenthone (δ) eine Entwicklung, wie sie in Schwaben nicht gesehen ist. Es sind keine Thone mehr, welche das δ bilden, sondern graublaue Kalke von grosser Mächtigkeit, in denen mit dem riesenmässigen *A. amaltheus*, und *costatus Gryphaea gigantea Goldf.* (varietät von *cymbium?*) *Terebratula acuta, digona, lagenalis, vicinalis, Pecten aequivalvis, glaber*, Pholadomyen, Myen und colossale Spiriferenarten in grosser Menge und meist auch von grosser Gestalt und Form sich finden. Die Umgegend von Avallon, Vassy besonders ist eine Normalgegend dieses mittleren Lias; die Amaltheenkalke bilden hier ganze Felsen graugelb anzusehen, welche angefüllt sind mit den genannten Petrefakten. Thone, in denen die Muscheln verkiest wären, fehlen ganz; die Schichte tritt nur in Kalkform auf und weist ebendamit, wie auch aus dem ganzen Habitus der Bewohner ersichtlich, auf die Tiefe des Meeres hin, das hier sich niederschlug. Es scheint auch nur im Burgund diese Grossartigkeit der Amaltheenschichte statt zu finden, denn im Cherdepartement oder dem Isère wird sie wieder viel geringer; an letzterem Ort ist dieselbe ausserordentlich eisenhaltig, wie unsere Wasseralfinger Kalke und *A. amaltheus* und *heterophyllus* darin gar nicht selten. Weiter gegen Süden verschwindet die Schichte so wie auch gegen Westen, um

erst wieder im Calvados bei Bayeux, Curcy, Croisille etc. zu Tage zu liegen. Bereits ist aber hier der Charakter der Schichte ein ganz anderer geworden, hauptsächlich in Bezug auf die Petrefakten: denn in den hellgelben Kalkmergeln des γ finden sich mit *A. Jamesoni*, *Davoei* und einem Heer der schönsten und seltensten Terebrateln und Spiriferen auch eine Anzahl von Korallen, Cidaritenstacheln und ganz ungewöhnliche Gasteropoden, *Euomphalus* und *Conus*. Ausgezeichnet findet sich hier *Terebr. quadrifida*, *T. Deslongchampii* (letztere ist ganz neu und gleicht im Habitus, ausgenommen das Loch in der Mitte, der *T. diphya*), *T. lagenalis* und *vicinalis* (in merkwürdiger Grösse). *Euomphalus cadomensis*, eine Menge von *Turbo*, *Trochus* und *Pleurotomaria* so wie nach oben mit *A. amaltheus* und *spinatus* die *Gryphaea gigantea* der Burgund, *Pecten aequivalvis* und *glaber*. Die hellgelben Kalkbänke, darin die genannten Sachen sich finden, sind kaum 3 Fuss mächtig, Thone fehlen hier ganz, treten aber doch auch an einigen Stellen auf, z. B. bei Vieuxpont, wo in denselben *A. amaltheus*, *Peterophyllus*, *maculatus*, *lineatus* (dieser zuweilen mit einem an einer Kammerwand heraufgeschlagenen Bauchlobus) in wohlerhaltenem, verkiestem Zustand und eine reiche Erndte von *Bel. Bruguierianus* (*paxillosus*) sich findet.

Die gleichen Verhältnisse setzen sich auch über den Kanal fort und die *Marlstone series* begreift ganz dasselbe in sich, was der Lias *moyen* der Franzosen und unser β, γ, δ. Die *A. oxynotus* und *bifer* sind geognostisch mehr von den Arietenbänken abgeschieden als von den Numismalenthonen, sonst gleichen aber die Verhältnisse vollkommen den schwäbischen: nur treten theilweise andere Leitmuscheln auf, und eben die beiden Petrefakten, welche den schwäbischen Schichten den Namen gaben *T. numismalis* und *A. amaltheus* (*A. Stokesii*) gehören zu wahren Seltenheiten. In England ist vielmehr *Gryphaea cymbium* und *gigantea* leitend für den mittleren Lias.

Vergleichen wir die Schichte der verschiedenen Länder unter einander, so fällt vor Allem das Fehlen der *Gryphaea gigantea* für Schwaben auf. In Frankreich ist diese Muschel so zahlreich, dass sie durchweg als Leitmuschel für unsere Amaltheenthone gilt. d'Orbigny nennt dieselbe in seiner Paléontologie française

Gr. cymbium, während er unsere deutsche *Gr. cymbium* aus dem Lias β als Varietät der *G. arcuata* bezeichnet, daraus folgte nothwendige Confusion für den Deutschen, wenn er als Begleiterin des *A. margaritatus* die *Gr. cymbium* liest. Es ist also wohl zu beachten, dass d'Orbigny unter diesem Namen die *Gr. gigantea* des Burgund begreift, welche sich besonders durch die concentrischen Ringe der Bauchschale auszeichnet und von der Ovalform bis zur vollständigen Kreisform variirend eine Grösse von 5—6 Zoll erreicht. Während so in Schwaben diese französisch-englische Leitmuschel fehlt, ergeht es umgekehrt der *Terebratula numismalis*, welche durch die Menge des Vorkommens für Schwaben, die Schweiz und das östliche Frankreich einen scharf gezeichneten Horizont bildet: sie findet sich wohl auch noch in dem Burgund, aber von da an im Westen Frankreichs und in England ist sie nicht nur nicht mehr leitend, sondern in ihrer Urform als *numismalis* kaum mehr zu finden; für sie treten ihre Verwandten, die *T. vicinalis* und *quadrifida*, auf. Derselbe Fall ist bei den Ammoniten der Schichte: denn der schwäbische Reichthum findet sich in keinem andern Lande wieder. *A. Jamesoni*, einer der häufigsten Ammoniten in Schwaben, findet sich nur selten in Frankreich, denselben scheint *A. Regnardi d'Orb.*, ein verwandter Ammonit, aber mit Dornen, der sich da und dort bei uns findet, zu vertreten. Dagegen ist *A. armatus Sow.* England eigen und in Schwaben und Frankreich seltener, ebenso *A. striatus Zieten* (*Henleyi*, *Bechei Sow.*) der für Schwaben doch immer ein gesuchtes Stück ist, aber in England häufig vorkommt. Den *A. amaltheus* ferner, den häufigsten schwäbischen Ammoniten, findet man um so seltener, je weiter man gegen Westen kommt, während sein Begleiter, *A. costatus* in England und Frankreich häufiger ist, denn in Schwaben. Der allgemeinste Ammonit ist *A. heterophyllus*, den ich jedoch nicht gerade als Leitmuschel für diese Schichte anführe, da er fast überall, wo es Ammoniten gibt, sich findet. Hat doch erst kürzlich Herr v. Alberti den ächten *A. heterophyllus* in dem γ des weissen Jura am Braunenberg bei Wasseralfingen gefunden. Zudem verändert sich seine Form ausserordentlich, cf. bei d'Orbigny *A. Guibalianus*, *Buvignieri*, *Loscombi*. Für die Form mit weitem Nabel ist *Vicux-*

pont ein reicher Fundplatz, in England tritt er am liebsten im Lias ε und ζ auf. Die schönsten Stücke hat aber das δ Schwabens geliefert. — Die *Gasteropoden*, die wir in Schwaben schon in grosser Menge, meist verkiest und klein finden, haben im Calvados ihre grösste und reichste Entwicklung: es sind wohl dieselben Arten, wie bei uns, aber die Exemplare sind viel grösser und wohlgenährter, so dass unsere Turbo- und Trochus-Arten kaum mehr darin zu erkennen sind. Dazu kommen noch viele neue Sachen, die bei uns noch nie gefunden wurden, wie *Euomphalus* oder *Conus*, und die meines Wissens auch sonst im Jura fehlen, dazu kommen noch verschiedene Korallenarten, *Anthophyllum*, *Lithodendron* etc. die ganz eigene, von den übrigen verschiedene Verhältnisse des Meeres beurkunden. *

III. Oberer schwarzer Jura. ε und ζ.

Upper lias shale. Alumshale. Withbyshale.
Marnes du lias supérieur. Schistes bitumineux et marnes à Trochus. Couche de ciment de Vassy.
Étage toarcien. (*d'Orb.*)

Scharf gegen den mittleren Lias abgegrenzt, treten in fast allen Ländern die bituminösen Schiefer oder Kalke mit Posidonien,

---

* Bei dieser Schichte füge ich mit Berufung auf eine Mittheilung von mir im 2ten Heft des 3ten Jahrgangs bei, dass ich den zweifelhaften *Orthoceratites liasinus* oder *Belemnites macroconus* auch in Frankreich und England in dieser Schichte wieder entdeckt hatte. In der Sammlung der geologischen Gesellschaft zu London (Sommer sethouse) ist ein vollständiges Exemplar, von de la Bèche mitgetheilt und als Orthoceras elongatum nebst Fragezeichen bestimmt. Die Alveole, die gegen 2 Zoll lang ist, hat an der Spitze einen einige Linien langen belemnitenartigen Fortsatz, der etwa jener schlanken Varietät von B. clavatus oder lanceolatus zu vergleichen wäre. Das wenigstens steht fest, dass eine schwarze, belemnitenartige Scheide die Röhre umgibt, und doch kommt man wegen der Grösse der Röhre und der Länge der einzelnen Kammern in Verlegenheit das Petrefakt den Belemniten zuzutheilen, auf der andern Seite kann man wegen der belemnitenartigen Scheide es kaum als ächten Orthoceratiten betrachten. Es scheint dieses fragliche Stück, das übrigens gar nicht selten sich findet, einem eigenen neuen Geschlecht angewiesen

schwarzgrau von Farbe, als sicherer geognostischer Horizont auf. In Schwaben und England hat diese Schichte ihre Hauptentwicklung und den grössten Reichthum an Vertebraten und Mollusken. Das british museum weist mit Stolz hin auf das 25 Fuss lange, vollständige Skelett von *Ichthyosaurus platyodon*, auf die zahlreichen, ganz frisch aussehenden *J. tenuirostris*, *Teleosaurus Chappmanni*, auf die zahllosen Fische, welches Alles von *Lyme-regis* und *Withby* aus dieser Schichte stammt. Nicht minder glücklich ist Schwaben, wo es die classische Umgebung von Boll, Ohmden und Holzmaden ist, welche die deutschen Kabinette mit ihren Reichthümern versorgt. Doch nur zufällig ist der Ruhm dieser Orte, sicherlich liessen sich noch an 100 andern Orten dieselben Resultate bezwecken. Frankreich zwar scheint diese Schichte in viel geringerer Mächtigkeit und Ausdehnung zu besitzen: Hauptfundorte sind *Vassy* bei Avallon (Dep. Yonne), wo die 12—15 Fuss mächtigen Posidonienschiefer zur Fabrikation von hydraulischem Kalk (*ciment romain*) ausgebeutet werden. Reste von Sauriern und Fischen kommen hier nicht selten zu Tag, wie auch *A. heterophyllus*, *annulatus*, *Deplacei* etc. *Croisilles* (Dep. Calvados) steht *Vassy* nicht nach, aber die englisch-deutsche Entwicklung erreicht die französische nimmermehr. In den Gebirgen des Mont-Jura und der Schweiz lässt sich diese Schichte nicht überallhin verfolgen, sie ist oft meilenweit bedeckt oder verworfen, doch theilen hier auch noch andere Schichten das gleiche Schicksal und im Aargau, Basel, Solothurn z. B. erreicht sie immerhin keine unbeträchtliche Entwicklung. Die Beobachtung dieser so wichtigen Formation des Lias in den verschiedenen Ländern scheint darauf hinzuweisen, dass in ruhigen, geschützten Golfen, an Flussmündungen, in Mulden und Bassins der Reichthum der Schichte sich vorzugsweise zeigt. Solche Plätze, Flussmündungen besonders, lieben vor Allen die Saurier, Fische aller

---

werden zu müssen, das mitten inne steht zwischen Orthoceratit und Belemnit. Mit jenem Orthoceratiten theilte ich zugleich den Fund eines Lituiten mit. Ich gestehe, dass es mehr die Idee war, die mich damals dem so allein und verlassen im Jura dastehenden Orthoceratiten einen verwandten Freund beigesellen liess, und erkläre jetzt, dass jenes Petrefakt ein nach Art der Lituiten gekrümmter Arm irgend eines Crinoiden ist.

Art, Sepien, schlanke Belemniten, gestielte Crinoideen, kleinere Ammoniten belebten diese für ihre Natur so günstigen Wohnorte. Mit dem Tode zu Boden sinkend, wurden sie in dem feinen Schlamm begraben und durchdrangen verwesend denselben mit ihrem Bitumen, ein Umstand, der wie an einem Buttertaige die Schieferstruktur bewirkt hat. — In Verbindung mit dem Niederschlage der Posidonienschiefer müssen nothwendig die Niederschläge der darüber liegenden graugelben Thone gebracht werden. Wenn auch in Schwaben die hellgelben Kalkmergel der Jurensisschichte scharf abgegrenzt zu sein scheinen von den schwarzen Posidonienschiefern, so verschwimmt doch diese Grenzlinie in den anderen Ländern und besonders in petrefaktologischer Hinsicht findet kein Unterschied der beiden Schichten statt. Im Calvados, in England, im Dorset wie im Yorkshire ist Eine Schichte, die nach unten Jet Rock, schieferig und bituminös, Ein grosses System von Thonen (in Yorkshire 30mal mächtiger als unsere Jurensisthone) bis zum β des braunen Jura bildet. Mit den Sauriern und Fischen finden sich schon *A. radians*, *Walcotti*, *heterophhyllus*, *communis*, *fimbriatus* und setzen sich bis nach oben durch die ganze Thonmasse hindurch fort.

Ammonites jurensis eine der instruktivsten Leitmuscheln der Thone des obern Lias (ζ) hört mit der Schweiz und dem Elsass auf; vereinzelt findet er sich wohl auch noch im Mont-Jura, aber weiterhin im Burgund, dem Westen Frankreichs und England fehlt er. *A. lineatus opalinus* findet sich dafür in diesen Gegenden und geht selbst in den Oolite inférieure hinauf. Ausserdem sind es noch andere Ammoniten aus der Familie der Lineaten, welche in Frankreich und England die Stelle des *A. jurensis* vertreten, wie *A. cornucopiae*, *Germaini*. — *Ammonites radians* ist durchweg in allen Ländern leitend für den obern Lias. Interessant ist es aber immerhin die Variationen dieses Ammoniten zu verfolgen. Schon innerhalb Schwabens halten sich gewisse Spielarten dieser so weit verbreiteten Muschel mit Vorliebe nur an gewissen Lokalitäten auf: um Aalen kommt *A. aalensis* am häufigsten vor, ebendort fast einzig jene Varität des *A. radians depressus*, die dem *A. psilonotus* ganz gleich wird, in Franken ist es besonders *A. radians costula*, eben dort und bei Aalen *A. radians comptus*,

die wiederum an anderen Orten seltener sind. In der Umgebung von Balingen (und ich denke, dass es auch sonst bei genauer Prüfung gefunden wird), findet schon innerhalb eines Raumes von 2—3 Stunden ein Unterschied der Varietäten statt, die mit den Lokalitäten wechseln; wie viel mehr muss das natürlicher Weise in einer Verbreitung von 100 Meilen der Fall sein? *A. Levesquei d'Orb.* ist dem Mont-Jura, *A. serpentinus* der Burgund, *A. Thouarsensis d'Orb.* dem Calvados vorzugsweise eigen. *A. Walcotti* der im deutschen Lias nicht so häufig ist, findet sich im Burgund schon zahllos und erreicht allmählig in England seine grösste Verbreitung. — Die Planulaten des schwarzen Jura finden sich in Schwaben nur im ε, erreichen dagegen in Frankreich und England nicht sowohl hier, als im ζ, besonders den oberen Thonen, ihre Hauptentwicklung. Im Calvados kann man in den hellgelben Kalkmergeln *A. Holandrei d'Orb.* und *annulatus Schl.* zu Tausenden sammeln, die *annulatus* des Yorkshire sind in allen Kabinetten bekannt und gesucht, die *A. mucronatus*, *Raquinianus* etc. am *Pinperdu* bei Salins finden sich in Deutschland nicht. — Der Mont-Jura und die haute-Saône hat noch einen ganz eigenen, sonst nirgends gefundenen Ammoniten, den *A. sternalis d'Orb.*, der zwar zur Verwandtschaft des *A. insignis* gehörig, durch die ganze Gestalt und seine Loben einen ganz eigenen Platz behauptet. In der Umgebung von Salins, die durch meinen Freund Marcou und den Herrn Dr. Germain berühmt geworden, lässt er sich in Begleitung einer Legion kleiner verkiesten Ammoniten nicht selten finden. — Eines merkwürdigen Petrefakts ist noch zu gedenken, des *Cyathophyllum mactra* und anderer kleinerer Korallen, die eben in dieser Schichte fast überall sich finden und mit ein Beweis sind, dass nicht in der tiefen See die Schichte sich niederschlug, sondern im seichten Wasser zum Theil nicht fern von dem Ufer.

Allgemeine Leitmuscheln für die Schichten sind *A. insignis*, *A. radians* mit seiner Verwandtschaft und die Familie der Lineati, besonders die geschnürten Arten. Charakteristisch ist ferner der vollständige Mangel der Terebrateln. Marcou nennt die Schichte *marnes à Trochus ou de Pinperdu.* An diesem Berge bei Salins stehen die Thone des obern Lias in grosser Masse steil abfallend

an und gewähren ein herrliches Profil der Lagerung der einzelnen Petrefakten: in zahlloser Menge findet sich hier *Trochus duplicatus*, *Capitaneus*, *Vesuntius*, *Cerithium tuberculatum*, *Nucula Hameri*, *clariformis*, *ovalis*, *Arca aequivalvis* u. A., es findet sich dies zwar besonders nach oben, aber mit *A. mucronatus*, *insignis*, *sternalis*, ein Beweis, dass wir hier bereits die französische Gestaltung haben, nach welcher der obere Lias mit dem untern braunen Jura, der Opalinusschichte zusammenfällt.

Im deutschen Jura endet mit dieser Schichte, Lias ζ, der Lias und muss hier auch allem nach gegen den braunen Jura abgeschlossen werden. Mit den Opalinusthonen beginnt ein neuer Abschnitt der Gebirge, eine neue Terasse in der Stufenfolge der Schichten, neue Petrefakten treten auf und die Verwandtschaft des α mit der nächsten Schichte des β ist zu gross, als dass man sie trennen könnte. Anders in Frankreich und England. Hier ist Ein untrennbares System von Thonen und Mergeln zwischen den Posidonienschiefern und den sandigen Kalken des *A. Murchisonae*. Man ist daher in Frankreich ebenso im Recht, die Thone der *Nucula Hameri* zum Lias zu rechnen, als es in Schwaben nicht geschehen darf: fehlen ja dort eben auch unsere charakteristischen Muscheln *A. opalinus* und *Trigonia navis*.

B. Brauner Jura. Oolite.

Der Hauptunterschied des deutschen braunen Jura vom französischen ist, dass hier die Kalke, dort die Thone vorherrschen. In Schwaben umfasst der braune Jura eine viel mächtigere Gesteinsmasse als der schwarze, aber dennoch bleibt er eben, weil die Thone vorherrschen, nur Steilrand ohne Ausdehnung in die Breite, also dass er auf kleineren Karten kaum aufgetragen werden kann. Ganz anders in Frankreich, wo die Kalkbänke des oolite inférieure und besonders des great oolite weithin Ebenen bilden, an Ausdehnung oft um das 6fache den Lias überflügelnd. Im Süden Englands ist derselbe Fall, während der Norden sich mehr den schwäbischen Verhältnissen nähert. Bezeichnend für diese Gegensätze von Thon- und Kalkbildung im braunen Jura

sind die Gegenden an der Wutach und das Burgund. Bei Blumberg besteht der ganze braune Jura in Einer bei 300′ hohen, steilen Rutsche; auf dem Gipfel des Berges ist weisser Jura, am Fuss des Risses ist Lias, somit ist blos eine vertikale Entwicklung vorhanden, indem Thone keinen Haltpunkt haben, überhaupt niemals Flächen zu bilden im Stande sind. Fast dasselbe ist am obern Neckar, bei Spaichingen, Aldingen, Schömberg und noch an manchem Orte Schwabens der Fall, dass ein Bach, vom weissen Jura herabstürzend, in einer halben Stunde den braunen Jura durchschneidet. Der Gegensatz hiezu findet sich im Burgund, wo die Thone durch grosse, mächtige Kalkmassen ersetzt sind, die meilenweit sich verbreiten und bald Ebene, bald kühne Felsenthäler bilden. Oolite ist es, der in Lothringen, im Calvados, im Norden Englands durch seine weite Ausdehnung die Hauptrolle im Jura spielt. Diese verschiedene geognostische Gestaltung weist zurück auf die Verschiedenheit der localen Verhältnisse im alten Jurameer; grosse Kalkbildungen sind immer Zeugen einer pelagischen Bildung; Thone und Sandsteinanhäufungen deuten auf die Nähe eines Ufers, Insel u. dergl. hin, und es ist so an den Kalk- oder Thonentwicklungen uns Gelegenheit gegeben, die Verhältnisse des braunen Jurameeres, seine Bewohner und seine Niederschläge, wie sie theils am Ufer, theils auf der hohen See waren, kennen zu lernen. Die Vergleichung der einzelnen Schichten unter sich wird dadurch immer schwieriger, die gleiche Schichte in allen Ländern zu finden geradezu unmöglich, es kann nur von einem Synchronismus derselben die Rede sein. Immer weiter gehen die Aeste des Jura-Stammes aus einander, immer schwieriger wird es, die gleichen Alters sind aufzufinden. — Interessant bleibt auch hier wieder eine Parallele zwischen Lias und braunem Jura in den fraglichen Ländern, wo vor allem wieder eine gleiche Erscheinung in die Augen fällt, nämlich die Sandsteinbildung im untern braunen Jura wie im untern schwarzen in Deutschland und Nordengland, während in Frankreich und Südengland diese Bildung wenn nicht fehlt, doch ausserordentlich gering ist. Dies führt uns alsbald zur ersten Abtheilung des braunen Jura.

Der untere braune Jura. α und β.

Inferior oolite. Nordhampton sandstone. Cheltenham free-stone. (Ferruginous-beds).
Grès superliasique. Oolite ferrugineuse.
Étage bajocien. oolite inférieure theilweise.

Mit dieser Schichte, besonders dem α, den Opalinusthonen sind wir in einer fast ausschliesslich deutschen Lokalbildung. Die Vogesen bilden die Grenze dieser Formation gegen Westen; und Elsass, Schwaben, Franken ist der Mittelpunkt dieser Bildung, einigen Antheil daran hat noch die Schweiz. Es sind dies fette, schwarze Thone, in denen die Muscheln aufs beste, gewöhnlich noch mit Schale und in natürlichem Glanz opalinisirend erhalten sind. Im Ganzen sind diese oft über 100 Fuss mächtigen Thone arm an Petrefakten, und sind nur von Bänken und Lagern durchzogen, in denen dann aber auch ein Reichthum der schönsten Muscheln sich eröffnet. Die eigenthümlichen Petrefakten nennt Leopold v. Buch die eigentlich deutschen Muscheln: von Allen ist dies *Trigonia navis*, als Leitmuschel oben an stehend, bis jetzt allein im Elsass, Schwaben und Franken gefunden. Die Familie der Falciferen, die in der Jurensisschichte zu erscheinen anfing, ist in der ebenfalls deutschen Species des *A. opalinus Rein.* (*ammonius Schl.*) repräsentirt, dem gewissenhaften Begleiter der *Trig. navis*, der mit ihr sich zeigt, mit ihr verschwindet. Mit den Lineaten, welche in dieser Schichte gerne sich schnüren (*A. hircinus*, *torulosus*) findet sich noch *Belemnites tripartitus**) und ein Heer von *Nucula Hameri*, *claviformis*, *Astarte* und kleinerer Gasteropoden. Als Parallele dieser dem deutschen Golfe eigenthümlichen Schichte tritt nun in Frankreich und England die oberste Schichte ihres Lias *supérieur* auf, wo mit den *A. radians* die geschnürten Lineaten, Nuculn und Gasteropoden sich einstellen, gleich darüber treten Sandsteine, beziehungsweise Oolite, auf.

Aufs engste hängt mit den Opalinusthonen das β, die eisenschüssigen Sandsteine zusammen. Es sind ebenfalls lokale Ufer-

*) Nach Quenstedts Petref.-Kunde ist es B. compressus Volz, indem B. tripartitus sich auf den Lias beschränkt.

tiſchen Wiſſenſchaften* in vier dicken Quartbänden erſchienene mathematiſche Encyclopädie Elhadſch Hafis Iſhak Efendi's, des erſten Chodſcha, d. i. Profeſſors an der kaiſ. Schule der Ingenieurs. Der erſte Band enthält die Arithmetik und Geometrie, der zweite die Algebra, die höhere Geometrie und die Lehre von den Kegelſchnitten, der dritte die Mechanik, Hydraulik und Optik und der vierte die Aſtronomie mit den Anfangsgründen der Phyſik. Dieſes für den Unterricht der Ingenieure ſo weſentliche Werk iſt im Buchhandel zu haben, was nicht der Fall iſt mit den lithographirten Reglements der Truppen, welche nur an die Offiziere vertheilet werden und nicht käuflich zu haben ſind; dies iſt auch der Fall mit einem der hier ausgezeichneten ſieben Werke, welches von dem dermaligen Muſti auf ſeine Koſten gedruckt, nur unter Freunde vertheilt worden; dies iſt der Commentar zu dem berühmten Lobgedichte Bußivi's auf den Propheten, von den Orientaliſten insgemein die Burda genannt, in der feineren Ausſprache zu Konſtantinopel aber El-Bürdet, welche zuerſt der Ungar Uri im Text und lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben,** Hammer im Anhange des erſten Bandes von Konſtantinopolis und der Bosporus deutſch überſetzt, und zwei Jahre nachher Roſenzweig*** zu Wien im Texte herausgegeben hat, ſo daß die Bürdet bisher nur durch drei öſterreichiſche Orientaliſten bekannt wurde.

Der Commentar des dermaligen Muſti, Mekkiſade Muſtafa Efendi, ein Quartant von 621 Seiten, iſt auch durch ſeine äußere Ausſtattung eines der ausgezeichnetſten aus der kaiſerlichen Druckerei unter der Leitung des Direktors derſelben, Seid Mohammed Eſaad, welcher zugleich der Redakteur der osmaniſchen Staatszeitung iſt, zu Tage geförderten Werke, nicht nur durch ſehr netten Druck und weißes ſchönes Papier, ſondern auch durch den ſehr breiten Rand, ſo daß der Text eigentlich ein ſchmales großes Oktav von 29 Zeilen auf der Seite. Der türkiſche Commentar läßt insbeſondere hinſichtlich der Ausführlichkeit, womit alle Fragen und

* Modschmuai ulumi rijasije.

** Carmen mysticum Borda dictum, edidit Joh. Uri. Lugd. Bat. 1761. 4.

*** Funkelnde Wandelſterne zum Lobe der Beſten der Geſchöpfe, ein arabiſches, insgemein unter dem Namen Gedicht Burde bekanntes Gedicht. Wien, 1824.

bildungen, die sich aber etwas weiter verbreiten als die Thone. Eine bestimmte Grenze zwischen α und β lässt sich in Schwaben nicht nachweisen, nach unten fett und fein, werden die Thone nach oben mehr und mehr glimmerig und sandig, bis sie zu förmlichen Sandsteinbänken mit Thonschichten wechsellagernd sich gestalten. *A. Murchisonae*, *discus*, *Pecten personatus*, *Gryphaea calceola*, *Gervillia* charakterisiren die Schichte. Im Nordosten Schwabens sind Eisenerzlager in diesen Sandsteinen; Eisen findet sich auch mehr oder weniger überall, wo diese Schichte auftritt, und hat die eigenthümlich braune Farbe dem Gestein mitgetheilt. Die Mächtigkeit der Schichte ist im Kocherthal bis zu 300 Fuss, nimmt aber gegen Südwest hin immer mehr ab; an der Wutach, wo sich der Reichthum der Schichte noch einmal in seiner ganzen Grösse zeigt, in der Schweiz (Bern, Basel, Solothurn, Aargau), wo die Petrefakten nicht so häufig sind, ist es in geringerer Mächtigkeit ein Wechsel von sandigen Thonschichten und Sandbänken, die nach oben in harte Kalkbänke übergehen. Die Geologen des Mont-Jura nennen die Schichte *oolite ferrugineuse*, verstehen aber darunter blos die Sandbänke mit *A. Murchisonae*, *Nautilus lineatus*; die sandigen Thone, die über der Jurensisschichte, der *Marnes à Trochus* liegen, nennen sie *grès superliasique*, darin als besonders merkwürdig eine Menge *Asterias* auf den grauen Sandplatten sich finden. Dieser *grès superliasique* ist auch noch in dem Burgund (*Vassy*), wo aber die Sandbänke bereits zu fehlen beginnen. Vollständig ist dieses der Fall im Calvados, im Süden Englands, wo der sogen. *oolite inférieure* unmittelbar über den radians Schichten lagert, und in härteren Kalkbänken nach unten den *A. Murchisonae*, *Naut. lineatus*, *A. Edouardianus d'Orb.*, *Tessonianus d'Orb.* enthält. Nördlich Bath stellen sich endlich auch in England wieder Sandsteinlager ein, zum Theil sehr mächtige Lokalbildungen in Nordhampton, Cheltenham (*Cross Hands*) die mit *inferior oolite* bezeichnet sind. Diese Bildungen wechseln vom Groboolithischen an in allen Nüancen bis zum feinsten Sand, bald braun eisenschüssig, bald weiss mit gelben Bändern (*Arbury Hill*) *A. Murchisonae* fehlt zwar, aber *Pecten personatus*, *Clypeus sinuatus*, *Pholadomya obtusa* u. A. sind die hauptsächlichen Vorkommnisse.

So ist denn auch hier wieder beim Anfang des braunen Jura dieselbe Erscheinung wie bei dem schwarzen Jura, die der Sandsteinbildungen in den Gegenden, welche in der Nähe älterer Sandsteingebirge liegen, wie der Peaks, der Vogesen, des Schwarzwalds. Fern von solchen Gebirgen, auf der hohen See fehlten die Bedingungen für diese Niederschläge, fehlt daher auch diese Schichte oder wird nur durch geringe Kalkbänke dargestellt.

Mittlerer brauner Jura. γ und δ.

Inferior oolite. Étage bajocien. (d'Orb.)
γ. *Lower Coal. Calcaire à entroques. Calcaire laedonien. Calcaire à polypiers.*
δ. *Oolite inférieure. Oolite de Bayeux. Marnes véseuliennes. Marnes à foulon. Fullers earth.*

Harte blaue Kalke mit *Pecten dennissus*, die zu braunen Mergeln mit *Myacites depressus* und Cidaritenstacheln nach oben sich gestalten, bilden den Uebergang zu einem System von Thonen und Kalkmergeln — δ —, die bald von hellerer bald von dunklerer Farbe durch ihren Reichthum an Petrefakten sich auszeichnen. *Ammonites coronatus* und *humphresianus*, *Ostraea cristagalli* und *pectiniformis*, eine Legion von Terebrateln, *Donax Alduini* sind leitend für diese Schichte. Darauf folgen dunkle Thone mit *Belemnit. giganteus*. So in Schwaben. Aehnlich auch in der Schweiz, wo über den sandigen Thonschichten mit *A. Murchisonae* und einer *Gryphaea* mit grossem Ohr (die sich auch im südwestlichen Schwaben nicht selten findet), eine Bank von rothen Eisenoolithen lagert, welche die Muscheln des δ enthält, die Terebrateln, den *A. coronatus*, die *Ostraea* und *Bel. giganteus*. — Im Mont-Jura trennt sich die Schichte, wie in Schwaben, in Bänke von harten Kalken und Thonen, jene überwiegen aber, umgekehrt, als es in Schwaben ist, die darüberliegenden Thone. Die Kalkbank, die sich sehr constant zeigt und durch das ganze Burgund sich hinzieht, besteht aus graublauem Kalk, hart und spröde, darin eine Menge Encrinitenglieder eingebacken sind. Daher auch ihr Name *Calcaire à*

entroques: ein anderer Name ist *Calcaire laedonien*, von *Laedo*, *Lons le Saunier* (Dép. Mont-Jura), wo diese Kalke ihre grösste Mächtigkeit erreichen. Darüber stehen nun ebenfalls mächtige Kalkbänke mit Korallen an, dem *Calcaire à Polypiers*, welche im östlichen Frankreich eine nicht unbedeutende Stelle einnehmen. Denn diese Kalke ziehen sich vom Mont-Jura an längs der Vogesen über Besançon, Pesoul, Nancy bis Metz. *Agaricia*, *Pavonia*, *Astraea*, *Anthophyllum*, *Lithodendrum* in Gemeinschaft mit Terebrateln, Myen, Cidaritenstacheln bezeichnen die Schichte, welche an vielen Orten solchen Kieselgehalt hat, dass die Schalen der Myen und Terebrateln verkieselt aufs beste sich erhalten haben und die Aehnlichkeit dieser Schichte mit dem Koralrag wirklich überraschend ist. Diese Korallenkalke müssen nun zwar als eigenthümlich französische Bildung angesehen werden, denn ein Gleiches findet sich in der Schweiz und Deutschland nimmer wieder, aber als gleichzeitige Schichte möchte ich unsere blauen Kalke — γ — bezeichnen: deren untere Partien, die eigentlichen harten blauen Kalke arm an Versteinerungen, entsprechen jedenfalls dem *Calcaire d'entroques* und die französischen Korallenkalke könnten dann der obern mergeligen Lage des γ, darin wie in Frankreich Myen und Cidaritentrümmern enthalten sind, parallelisirt werden. Korallen eignen sich ja niemals zu Leitmuscheln für verschiedene Länder, da Eine Schichte je nach den klimatischen Bedingungen hier Korallen mit sich führt, dort nicht. Auch in Schwaben hat man schon Korallen im γ gefunden. Herr Wittlinger z. B. fand längst schon welche in den Steinbrüchen von Donzdorf, und erst kürzlich fand ich, von H. Stud. Roman aufmerksam gemacht, vier verschiedene Arten von Korallen (*Anthophyllum*, *Astraea* und eine Art, die ich nicht bestimmen kann) am Fuss des Hohenzollern, wo durch die Schlossbauten Steinbrüche eröffnet sind. Auch in dem Burgund stellen sich Korallen über dem Trochitenkalk ein, ebensowenig fehlen sie in dem englischen *inferior oolite*, wenn auch nirgends so allgemein verbreitet, wie an der Ostgrenze Frankreichs. —

Ueber diesen Kalken lagern nun in Frankreich gelbgraue bis blaue Thonmergel mit sehr schlecht erhaltenen Ammoniten

und Belemnitenresten aber reich an Bivalven, es sind die *marnes vesouliennes* oder *Fullerscearth*, welche ich für unser δ zu erklären keinen Anstand nehme. Es fehlt hier zwar *A. coronatus* und *Bel. giganteus* aber die sonstige Vereinigung derselben Muscheln findet wie in Schwaben statt: denn *Ostraea Marshii* (*cristagalli*), *Knorri, acuminata, Gervillia, Perna, Pholadomya Vezlayi, Pleuromya, Nucleolites* und *Disaster* bezeichnen die Schichte gehörig. Im Burgund, wo die Kalkbildung alle Thone überflügelt, sind es gelbe harte Kalke, *Oolite inférieure* genannt, mit *A. Parkinsoni* und *Donax Alduini*, was meist an der Stelle der Thone lagert, doch findet sich beinahe immer noch eine kleine Thonschichte darüber mit *Gervillien* und *Pernen*, welche die Geologen der Gegend *marnes à foulon* nennen. Im Departement *de la Sarthe* treten diese Thone wieder besonders auf, wo es eben die beiden letztgenannten Muscheln sind, besonders *Gervillia tortuosa, gastrochaena* die zahlreich und wohl erhalten sich findet. — Hieran lehnt sich auch die englische Bildung. Das γ wird noch als *inferior oolite* bezeichnet oder es ist vielmehr nicht als besondere Schichte ausgehoben: es sind noch die Sandsteine, die in einen oolitischen Kalk mit *Pentacrinites vulgaris*, Terebrateln und Korallen übergehen. Darüber lagern dann im südlichen England die bald thonigen, bald sandigen Schichten des Fullerscearth, in welchem *Gervillia*, *Perna* und *Pinna*, *Ostraea acuminata*, *Modiola gibbosa, Unio abductus, Mya, Isocardia striata, concentrica, Pleurotomaria* und Terebrateln sich zahlreich finden. Im nördlichen England (*Carlton Bank of Yorkshire*) ist der *Lower Coal* oder auch *Lower Moorland Sandstone* nach Murchison eine mächtige lokale Sandsteinbildung mit einer Menge von Pflanzenüberresten, welche zwischen dem *inferior oolite* und dem *gray limestone Philipps* mitten inne steht. Der *gray limestone* aber des Yorkshire ist nichts anderes, als was der *fullerscearth* des Südens, die *marnes à foulon*, die *marnes vesouliennes* auch sind, das δ des schwäbischen braunen Jura. Denn *A. coronatus* findet sich in demselben, *Perna, Terebratula biplicata* und *perovalis*, Cidaritenstacheln, freilich auch *A. macrocephalus* und *hecticus*, die bei uns erst in der folgenden Schichte auftreten.

Eine Ausnahme von diesem Schichtenparallelism macht auch hier die Normandie. Ueber den hellgelben Kalken des oberen Lias (*A. radians*, *Thouarsensis*, *communis*) lagern die Bänke des *Oolite inférieure*, auch *oolite de Bayeux*, *terrain bajocien* genannt, mit all ihrem berühmten Muschelreichthum. In der Umgebung von Bayeux (westlich und nördlich von der Stadt) bildet dieser oolite das Plateau des Landes, und ist zwar nicht durch Bäche und Flüsse — denn sie sind selten in dieser Gegend — aber in Gräben und Steinbrüchen aufgeschlossen. Die grössten dieser Steinbrüche, die zum Zwecke von Kalk- und Ziegelbrennen eröffnet sind, sind bei St. Vigor und Moutiers. Hier liegen in der Schichte des *oolite inférieure* so ziemlich alle Muscheln begraben, die in andern Gegenden der ganze braune Jura enthält. Man stelle sich keine mächtige Entwicklung dieser Schichte vor, es sind 3—4 Fuss dicke Bänke, bald grob, bald fein oolitisch, von gelber Farbe, die fast aus nichts Anderem, als aus Petrefakten bestehen — und in diesem beschränkten Raume Alles bieten, was an andern Orten kaum eine Entwicklung von ebenso viel 100 Fussen enthält. *A. Murchisonae* und *discus*, *A. coronatus* und *humphresianus*, *Ammonites* und *Hamites Parkinsoni*, *A. hecticus*, *Truellei*, *subradiatus*, *A. triplicatus* und *planula*, *Macrocephalus*, *Herveyi*, *Brogniartii*, *Gervillii*, *bullatus*, *microstoma* und viele Andere, *Pleurotomaria pyramidalis*, *cadomensis*, *ornata*, *decorata*, *Trigonia costata*, *Astarte obliqua*, *depressa*, *Ostraea pectiniformis*, *Marshii*, *Terebratula bullata*, *biplicata*, *Bel. giganteus* und *canaliculatus* (*sulcatus*) lassen sich zahlreich sammeln. Dazu kommt eine Menge kleinerer, seltener Sachen, die sonst nicht leicht sich finden, wie *Natica adducta* etc. *Melania vittata* etc. *Corbula*, *Arca*, *Auricula*, *Cardita*, *Crassina* etc. Alles aufs beste erhalten und leicht von der oolitischen Gesteinsmasse zu reinigen. — Schon aus dem Gesagten erkennt Jeder, wie sich dieser Oolite de Bayeux mit keiner andern Schichte vergleichen oder gar identificiren lässt, sie ist der Normandie eigen. Der schwäbische Geognost, der den *A. coronatus* und *humphriesianus* vom *A. Parkinsoni* und beide wieder vom *A. macrocephalus* so scharf getrennt weiss durch dazwischen liegende Thonschichten und Bänke, sieht hier in Einer Schichte von vier

Fuss alle diese — anderswo in verschiedenen Schichten leitenden — Muscheln friedlich bei einander, ein deutlicher Beweis wie an gewissen Lokalitäten des Meeres, die sonst durch Schichten getrennten Thiere verschiedene Zeit in Einer Schichte beisammen liegen können und an dem einen Ort die gleichen Niederschläge fortdauern, die an einem andern schon wieder andern Niederschlägen Platz gemacht haben. Auch hieran sieht man wieder, wie wir im Calvados die Niederschläge der hohen See haben, der hohen See, wo so wenig als möglich Material zum Niederschlag vorhanden war, während England und Schwaben auch hier wieder als Zeuge der Uferbildungen dastehen, und der Synchronismus der genannten Schichten dürfte wohl keinem grossen Zweifel mehr unterliegen.

Great oolite. Oolite of Bath. Bradfordclay. Forestmarble. Grande oolite. Oolite de Caen. Étage bathonien. (*d'Orb.*) ***Calcaire de Ranville. Forestmarbre.***

Hauptrogenstein.

So heisst die mächtige Gebirgsmasse von oolitischer Struktur und weissgelber Farbe, die vom Süden Englands an bis an den westlichen Schwarzwald verbreitet, den ausgezeichneten geognostischen Horizont für den braunen Jura bildet. Das ganze Gestein besteht aus einer Menge Hirsekorn grosser, mehr oder weniger runder Kalkkügelchen, die bald fester, bald schwächer durch ein Bindemittel vereinigt sind. Das sonderbare Gefüge dieses Gesteins, seine mächtige Entwicklung, seine Farbe, sowie auch der grosse Mangel an Petrefakten lassen es überall bald erkennen.

Der schwäbisch-fränkische Jura, der bisher von der Natur so reichlich in allen Schichten ausgestattet war, ist hier zu kurz gekommen; östlich vom Schwarzwald zeigt sich diese offenbar rein pelagische Bildung nimmer mehr und theilt hier wie in so manchem Andern das Schicksal des nördlichen Englands, wo diese grosse Formation ebenfalls fehlt. Sobald man aber auf der Westseite des Schwarzwaldes ins Rheinthal hinabsteigt, erblickt man nördlich Lahr die steil einfallenden Massen, die bei Freiburg den 2000 Fuss hohen Schöneberg bilden. Bei Kandern finden sich auch Petrefakten (Echiniden und Terebrateln). An

die Breisgauer Oolithe schliessen sich durch den Wartenberg bei Basel, die der Schweiz an, die oft in mächtigen Bergen anstehen. Petrefakten enthalten die weissgelben Oolithe nur wenige und nur in den oberen Schichten, wo *Galeirites depressus*, *Nucleolites scutatus*, *Disaster*, *Discoidea*, *Terebratula varians*, *biplicata*, *spinosa*, *quadriplicata* etc. sich finden. Von der Schweiz in den Mont-Jura, von da in das Burgund und haute Saône, und weiterhin bis an die See und über die See fehlt der *Great-Oolite* nirgends. Bald geringer, bald mächtiger entwickelt, bald grobkörnig, bald fein oolithisch, allenthalben den ausgezeichnetsten Baustein liefernd, bildet er bald weite Ebenen wie im Calvados um Caen, bald steil ansteigende Berge und tief abfallende Felsenthäler wie in dem Burgund und dem Jura, je nachdem die Entwicklung der Schichte mehr horizontal oder vertikal mächtig ist. In den Ebenen um Caen ist ein Steinbruch, *carrière d'Allemagne*, genannt, in welchem Erfunde von Fisch- und Saurierresten, Knochen und Zähnen nichts Seltenes sind. Dieselben entsprechen vollkommen denen von Stonsfield, nicht weit von Oxford, wo Fische, Reptile, auch die berühmte Didelphis Prevostii sich gefunden haben. Diese Stonsfelder Oolithe wollte noch im Jahr 1831 Murchison mit den Solenhofer Schichten identificiren! bis Volz und Buch sich dagegen erhoben, um die Anglomanie deutscher Geologen zu bekämpfen.

Mit dem *Great-oolite* ist fast immer auch ein compakter, graublauer, marmorartiger Kalk verbunden, *Forest marble* genannt. — Eine Grenze zwischen beiden lässt sich nicht wohl feststellen; im Mont-Jura, dem Burgund gehen beide Schichten in einander über, indem die oolithische Struktur allmählig dem kompakten, harten Kalke Platz macht. Eben hier gewinnt dieser *forest marble* eine mächtige Entwicklung. Aehnlich den plumpen Felsmassen des weissen Jura, welche die Thäler unserer schwäbischen Alb beherrschen, ragt der *forest marble* in grossartigen Felspartien empor. Zerklüftet wie in unserer Alb bildet er Höhlen und Grotten, die an Schönheit und Grösse den Deutschen nicht nachstehen. Die Höhle von Arcy zwischen Avallon und Auxerre ist in diese Schichte eingesenkt. Dieselbe enthält nun eben da, wo die Entwicklung eine Mächtigkeit erreicht (Mont-Jura, Bur-

gund) keine Petrefakten, füllt sich aber mit solchen bei geringerer Mächtigkeit. Letzteres ist im Westen Frankreichs und in Süd-England der Fall. Grosse Steinbrüche bei Ranville (2 Stunden von Caen an der Dives gelegen) entblössen die Schichten, die zu der Abtheilung des *great-oolite* gehören. Die grossen Quader, die aus den Brüchen weithin auf der See verführt werden, bricht man im *grande oolite*; um sie zu erreichen, wird der darüber liegende 10—12 Fuss mächtige *forestmarble* abgehoben, der voll steckt von Korallen, Echinodermen und Apiocriniten.

Am glücklichsten ist jedoch die Entwicklung dieser Schichte in Südengland ausgefallen. An sich schon ist der *great-oolite* überaus mächtig und alle möglichen Nüancen des Gesteins vorhanden, zudem füllt er sich an vielen Localitäten mit einem Reichthum kleiner, niedlicher Muscheln. Bei Bath, Stonsfield etc. z. B. ist dies der Fall, daher auch der Name *oolite of Bath*, den die Franzosen adoptirten, weil auch noch diesseits des Kanals dieselbe Schichte sich findet, z. B. bei Luc. Diese Schichte ist nichts anderes, als eine locale Bildung des *grande oolite*, reich an Fossilen: es ist ein schneeweisser oolithischer Kalk, weich, dem alles Bindemittel fehlt, und der fast aus nichts als aus Muscheln und Muscheltrümmern besteht. Zwischen Luc und Langrune, 3 Stunden nördlich Caen, am Gestade des Meeres, lässt sich diese Schichte am besten beobachten. Die tägliche Fluth wascht hier das Ufer aus und die Ebbe legt dann das Ausgewaschene bloss; in der 20—25 Fuss mächtigen Bank ist nach oben besonders der unermessliche Terebratelreichthum; *Terebratula digona, biplicata, reticularis, pticatella, concinna* liegen zahllos herum; unter ihnen stellen sich Seeigel ein: *Hemicidaris, Echinus, Galerites etc.*, weiter unten die Bivalvenschichte, d. h. gewöhnlich nur die Eine Schale von *Nucula, Arca, Lima, Corbula etc.* Die ganze Schichte ist durchzogen von Korallen mit starker Basis, von *Astraea, Macandrina, Lithodendron, Madrepora, Scyphia; Serpulen* sitzen überall in Menge auf den Muscheln auf, die oft ganz mit Schmarotzern überdeckt sind, kleine Gasteropoden, Patellen fehlen ebenso wenig. Dagegen sind die Cephalopoden wie ausgestorben; nicht eine Spur von ihnen! — Unter dieser Localbildung des Bathoolits tritt in Südengland eine

weitere locale Formation auf, der **Bradfordclay**, eine Thonschichte zwischen *great-oolite* und *forestmarble* mitten inne, voll der herrlichsten Fossile, die aber in andern Ländern keine Parallele findet. Im Wiltshire in der Nähe von Bradford besonders stösst man hier auf eine Reihe grauer, fetter Thone, welche die enthaltenen Fossile in einer Reinheit und Schönheit bewahren, wie man es sonst nur im Tertiär zu sehen gewohnt ist. Miss **Benett of Hortonhouse** hat sich viele Mühe gegeben, die Petrefakten dieser Schichte vollständig zu sammeln und den geologischen Kabineten zu erhalten. Die berühmten *Apiocrinites intermedius, rotundus, elongatus, dichotomus* mit Krone, Stiel und Wurzel kommen hieher, *Terebellaria ramosissima, Avicula costata, Terebratula coarctata, concinna, digona, Serpula triangulata, Lima, Gervillia, Modiola, Cidariten* u. A. etc. zieren aufs Beste erhalten diese Schichte. Ueber den *Bradford*-Thonen entwickelt sich erst der *forestmarble*. Der durch den *great-oolite* schon berühmte Ort Stonsfield zeigt auch diese Schichte schön entwickelt; man findet hier *Clypeus* und *Galerites, Millepora straminea* und *Ceriopora, Trigonia pullus, Pecten similis, Modiola imbricata, Ostraea, Pleurotomarien etc.* Schon zeigt sich aber auch an dieser Schichte wieder die allgemeine Neigung des englischen Jura zu Sandsteinbildungen, und es wechseln an vielen Orten die harten Marmorbänke mit weicherm Thon und Sandschichten ab, besonders dem Norden zu gewinnen diese Sandsteine an Mächtigkeit (Uppersand), in welcher *Pentacrinites vulgaris* und Pflanzen sich zahlreich einstellen. Schon im Wiltshire bei Castlecombe sind diese Sandsteine in der Schichte des *Forestmarble*, bekannt durch die kleinen Thierfährten *(tractes of animals)*, welche auf den graugelben Platten häufig sich zeigen. Im Yorkshire werden endlich diese Sandsteine so gewaltig, dass sie die ganze *great-oolite*-Formation überflügeln und ähnlich der *lower coal* so jetzt als *upper coal* oder *upper mooreland sandstone* mit einer Menge Pflanzenresten (20 Arten *Monocotyledonen* und einige *Dicotyledonen*) als alleinige Formationen zwischen dem *gray limestone* und *Cornbrash* lagern. Und so sind es denn auch hier wie in Schwaben die mächtigen jurassischen Sandsteinbildungen, welche für den Hauptrogenstein keinen Raum mehr liessen.

Oberer brauner Jura. ε und ζ.

1) Die Thone des ε: *Cornbrash limestone. Assise supérieur de l'étage bathonien. Dalle nacrée. Thurm.*
2) Die Eisenoolithe des ε: *Kelloway-rock. Kellovien. Oxfordien inférieur (d'Orb.)*

ζ: *Oxfordclay. Oxfordien moyen (d'Orb.). Argiles de Dives. Marnes oxfordiennes.*

Ueber den graublauen mergeligen Kalken mit *A. coronatus* und den Thonen mit *B. giganteus* stellt sich in Schwaben eine oft sehr mächtige Entwicklung von schwarzen Thonen ein. Verkieste Ammoniten: *A. Parkinsoni, Hamites bifurcati, A. hecticus, Ostraea costata*, kleine Bivalven, *Trig. costata, Pleurotomaria decorata, Trochus monilitectus, Turritella echinata*, ein kleines *Anthophyllum, Dentalien etc.* ziehen sich durch die Thone hin. Ueber ihnen lagern harte Kalke gewöhnlich mit einer Anzahl *Terebr. varians* erfüllt, worauf in einigen wenigen Fussen die rothbraunen oolithischen Bänke mit *A. Macrocephalus, triplicatus, subl.aevis, bullatus, microstoma* mit *Galerites depressus* und *Belemn. latesulcatus, canaliculatus* sich erheben. So ist es im nordwestlichen Schwaben z. B. an der Lochen, wo diese Schichten in einer Schönheit und Vollkommenheit entwickelt sind, wie sonst wohl selten; aber auch an andern Orten Schwabens fehlt nirgends zwischen der Coronaten- und Macrocephalenschichte die Schichte des *A. Parkinsoni, bifurcatus, Pholadomya Murchisonae, Trigonia costata.* Ich glaube, dass dieser Schichte am ehesten der Cornbrash der Engländer entspricht, der wohl auch noch theilweise die Schichte des *A. coronatus* treffen mag. Denn *Cornbrash* bezeichnet graublaue Kalke und Thone mit *Pholadomya Murchisonae, Ostraea Marshii, Mya Vscripta*, einem Heer von *Terebrateln*, wohl auch schon *A. Herveyi.* Freilich sind es nicht die Petrefakten, welche hier übereinstimmen, vielmehr nur die Lage der Thonschichte unmittelbar unter den oolithischen Kelloways; man sieht aber doch in der Gestaltung der Schichte in den verschiedenen Gegenden, wie das ε Schwabens allmählig in den Cornbrash übergeht. Mitten inne liegt der französische Cornbrash, der auch durchaus nicht derselbe ist, wie der eng-

Feinheiten des arabiſchen Sylbenmaßes erörtert ſind, nichts zu wünſchen übrig. Voraus eine kurze Lebensbeſchreibung, ſowohl des Verfaſſers, Mufti Mohammed Mekki Efendi, als des Herausgebers ſeines Sohnes Mekkiſade Muſtafa Efendi, welcher dieſe Würde nun zum dritten Male bekleidet; die erſte Lebensbeſchreibung aus dem Haine der Scheiche; * die zweite aus der dritten Fortſetzung deſſelben Werkes. ** Der Verfaſſer des Commentars war der Sohn Chalil Efendi's, eines Aga aus der Speiſekammer (Kilar, das deutſche Keller) des neuen Serai, und erhielt den Namen Mekki, weil er zu Mekka im J. 1126 (1724) geboren war; er durchlief die Bahn der Geſetzwürden als Muderris und dann als Richter von Selanik, Damaskus, Medina, Mekka, Konſtantinopel, Oberſtlandrichter von Anatoli und Rumili, und ward endlich i. J. 1204 (1789) mit der oberſten Würde des Geſetzes bekleidet, die er aber nur durch hundert und vier Tage verwaltete, ſo daß, wie ſein Biograph bemerkt, die Zahl der Tage ſeiner Muftiſchaft dieſelbe mit der vom Himmel geſandten Bücher, welche ebenfalls hundert und vier. Die Dauer ſeiner Zurückgezogenheit von Aemtern war nur ſehr kurz; denn ſchon im folgenden Jahre ward er zum zweiten Male zum Mufti erhoben und wieder nach 16 Monaten zum zweiten Male abgeſetzt. Seine erſte Muftiſchaft fiel in die Regierung Sultan Abdolhamids, die zweite in die Sultan Selims; er ſtarb im Jahr 1212 (1797) im Alter von 87 Mondjahren. Er ſtiftete eine Lehranſtalt an der Moſchee Sultan Mohammed, eine Geburtsfeier (des Propheten) an der Moſchee Ali Portok's (bekannt aus der Eroberung Szigeths), am europäiſchen Schloſſe des Bosporos; ebenda eine jährliche Pilaw-Vertheilung an die Armen am Tage Aaſchura (der zehnte Moharrem, der Tag des Martyrthums Huſeins), und eine jährliche Geldſendung an die Armen von Mekka. Außer dieſem Commentar der Bürdet, hinterließ er einen vollſtändigen Divan von Gedichten und mehrere Abhandlungen. Sein Sohn Mekkiſade Muſtafa ward im Jahr 1233 (1817) das erſte Mal zum Mufti ernannt, und [illegible] Jahre abgeſetzt; dann im Jahr 1239 (1823) zum zweiten Mal zum Mufti befördert, nach Jahresfriſt

* Dewhatol-meschaich von Suleiman Seadeddin, berühmt unter dem Namen Muſtakim Efendi.

** Seili seili seili tewhatol-meschaich von Munib Efendi.

lische, auf den aber eben wegen des offenbaren Synchronismus die Franzosen den englischen Namen übertrugen. Im Westen Frankreichs fand ich die Schichte nicht, aber in den östlichen Theilen, besonders dem Mont-Jura. Hier sind es bald feine oolithische Kalke, bald dunkle Thone mit kleinen Korallen und Bivalven, die aber theils unterhalb, theils oberhalb sich auch vorfinden, weshalb bestimmte Leitmuscheln nicht angegeben werden können. Im Aargau und Basel endlich tritt erst der charakteristische *A. Parkinsoni* auf, *Pleurotom. decorata*, aber auch *A. macrocephalus*, *athleta*, *triplicatus*. Nach den Muschelbreccien, die zum Theil noch natürlichen Glanz haben, nennt Thurmann in „*Essai sur les soulevements jurassiques du Porrentruy*" *Dalle nacrée*. Diese Schweizer Schichten machen endlich einen sichern Uebergang zu den schwäbischen Parkinsonthonen. Weit gefehlt ist es demnach keinesfalls die fraglichen Schichten zu parallelisiren; der Zeit nach sind sie gleich, denn sie liegen überall unter dem so wichtigen geognostischen Horizont, dem Kellovien- oder der Macrocephalenschichte. So weit ich Jura sah, sah ich diese nur wenige Fuss mächtigen, rothbraunen bis gelben oolithischen Bänke nie fehlen, welche, wenn auch die Schichten unterhalb verwirren, alsbald wieder den Weg weisen zu den über ihnen lagernden Ornatenthonen.

Diese Bank von Eisenoolithen, der *Kelloway* der Engländer und Franzosen ist überall vorhanden und fast überall auch als dieselbe. Von Franken zieht sie an den Rhein, vom Rhein durch die Schweiz in den Mont-Jura, in dem Burgund, an der Loire, im Calvados, in Süd- und Nordengland, nirgends fehlt sie: das Einzige, was sie in den verschiedenen Gegenden verschieden gestaltet, ist das Auftreten verschiedener Leitmuscheln in derselben. Für Franken und Schwaben ist die ausgezeichnetste Leitmuschel *A. macrocephalus*, weder tiefer noch höher findet er sich, allein in der nur wenige Fuss mächtigen Schichte, und niemals finden sich mit ihm die Petrefakten der darüber liegenden Ornatenthone. Dies ist die eigenthümlich deutsche Gestaltung, die sich mit den Grenzen des deutschen Reiches verändert; denn mit der Schweiz und sofort in Frankreich und England verschwindet *A. macrocephalus* aus der Schichte und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21366 / 042

die Petrefakten der Ornatenthone steigen in die Oolithe herab. Am Balmberge bei Solothurn, bei Bettlach, Valorbes, im Berner Jura finden sich mit den Petrefakten der Macrocephalenschichte (diesen Ammoniten ausgenommen) *A. ornatus, annularis, athleta, convolutus* verkalkt, welche Muscheln alle verkiest in den schwarzen Thonen sich wiederholen. Hiemit beginnt die französisch-englische Gestaltung der Schichte. Im Mont-Jura und dem Burgund *(Chatillon sur Seine)* erreicht der Kellovien eine bedeutende Mächtigkeit. Das Gestein bleibt immer das Gleiche. An Muscheln sind als leitend zu betrachten *Bel. lataesulcatus, Ammonites anceps, triplicatus, Jason, cordatus* und *Ter. biplicata.* Hie und da findet sich im Mont-Jura wohl auch noch *A. macrocephalus.* Im Calvados bei Dives in England ist die gleiche Erscheinung, dass die Muscheln der Ornatenthone hier schon auftreten, wie *A. Calloviensis (= Jason), Duncani, gemmatus (= ornatus) perarmatus, athleta, bifrons (= hecticus) Königii, funiferus (= Lamberti), sublaevis, macrocephalus.* Bei Chippenham findet sich hier noch *Crioceratites Parkinsoni (= Hamites bifurcati),* was in Schwaben in der Schichte unterhalb gefunden wird.

Gehen so die Eisenoolithe petrefaktologisch auseinander in eine deutsche und französisch-englische Gestalt, so vereinigen sich die Schichten der Länder wieder in den Ornatenthonen, dem Oxfordclay, schwarzen fetten Thonen mit verkiesten Muscheln. *Amm. ornatus, Jason, annularis, caprinus, convolutus, bipartitus, hecticus, Lamberti* finden sich im deutschen Jura in ihnen, doch nicht überall alle die genannten mit einander. Schon in Schwaben ist der Wechsel der Muscheln mit den Localitäten nicht zu verkennen: so ist die Heimath des *A. ornatus* und *bipartitus* die Alb zwischen dem Neuffen und der Lochen, er findet sich wohl auch vereinzelt an andern Orten, aber nie in der Grösse und dem Reichthum wie bei Neuhausen, Jungingen, Margarethhausen, Lochen. Dagegen fehlt hier die Varietät des *A. Jason* fast gänzlich, der bei Gammelshausen, Heiningen am häufigsten ist. *A. Lamberti* bleibt durchweg ziemlich selten, wie auch *athleta, Backeriae.* Ganz anders wird die Vertheilung der Muscheln im Mont-Jura und der Schweiz. Der Monte terribile,

Belfort, Besançon, Salins, Andelot sind reiche Fundgruben für die Ornatenthone. Die Hauptrolle spielen hier *A. Lamberti, annularis, hecticus*, während unser *A. ornatus* und *Jason* aus der Schichte verschwunden ist und sich nur unterhalb im Kellovien verkalkt vorfindet. Allgemein leitend tritt auch *Bel. hastatus* auf. — Also wechselnd und doch sich gleich bleibend ziehen sich die Thone durch Frankreich (im Burgund, wo die Kalkbildung vorherrscht, fehlen sie an einigen Orten) hin an die See. Hier zeigen sie sich gleichsam Abschied nehmend vom europäischen Festland noch einmal in ihrer ganzen Pracht. Zwischen dem modernen Seebade des französischen Adels, Trouville und dem uralten Normannenstädtchen Dives (*argiles de Dives*) ragen an der Küste des Meeres thurmhohe Klippen empor, die *vaches noires* nennt sie der Seemann; es sind Thon- und Kalkmassen täglich von der Brandung gepeitscht und zernagt, wild übereinander gestürzt und zerrissen, die weithin im Meere sichtbar sind. Von dem *great-oolite* an bis hinauf zum *greensand* liegen hier die Schichten in einem Profil vor: Die des braunen Jura bestehen aus Ablagerungen von Thon, in denen die *Gryphaea dilatata* fast mit jedem Schritte gefunden wird. Die oolitische braune Kalkbank des Kellovien (von den normännischen Geologen fälschlich nach dem Englischen *calcareous grit* genannt) mit verkalktem *Lamberti, caprinus, perarmatus* trennt die schwarzen Thone in 2 wohl zu sondernden Abtheilungen, die einzig nur die *Gryphaea dilatata* gemein haben; denn nur oberhalb sind die verkiesten Ammoniten (Oxfordclay) unterhalb des Kellovien nur Bivalven und Gasteropoden (Cornbrash); die See wascht aus allen 3 Schichten die Muscheln aus und wirft sie an der Küste unter einander, wo man freilich ihr Lager nicht mehr erkennen kann, und woher es kam, dass man alles, was schwarzer Thon ist, als Oxfordthon bezeichnete. In dem eigentlichen Oxfordthon treten nur *A. ornatus* und *Jason* wieder auf. *A. Lamberti*, der sehr dick und gross wird, *A. sublaevis, athleta, perarmatus, caprinus*, auch *macrocephalus* zeigen sich hier: alles ist verkiest und in einer seltenen Pracht erhalten und besonders auch die Grösse aller Muscheln zu bewundern, welche die der schwäbischen Exemplare um das 3- bis 6fache übersteigt. *A. athleta*,

perarmatus, *Lamberti* erreichen 1—1½ Fuss im Durchmesser, und sind rein verkiest, metallglänzend. Was in Schwaben sich nicht findet, hier aber noch vorkommt, ist *Pecten fibrosus* und *Trigonia clavellata*, letztere ganze Bänke bildend zu oberst der Thone. Dieselben Verhältnisse setzen sich nun auch über den Kanal fort: in der Umgebung von Oxford sind *A. athleta*, *Jason*, *sublaevis*, *Comptoni (convolutus)* leitend, eben hier sind an einigen Orten die Kammern der Ammoniten mit schneeweissem Kalkspath erfüllt, wodurch die Muscheln das zierlichste Aussehen gewinnen. Seit den Eisenbahnbauten sind aus dem Chippenham-Tunnel (Christian Malford) eine Menge Muscheln aus dieser Schichte in die Kabinete Europas gekommen, meist sind es Ornaten, zerdrückt mit weisser Perlmutterschale und wohl erhaltener Mundöffnung. *Ammonites Elisabethae* nennen sie den Jason mit zollgrosser Schnauze, ebenso gross wird das Ohr des *A. convolutus*, daneben finden sich ausser den übrigen Ammoniten die Belemniten mit fast ganz erhaltener Alveole, Abdrücke von einer Menge Insekten, von Batrachiern und andern Seltenheiten, denn die Feinheit und Fettigkeit des Schlamms begünstigt die Konservation ausserordentlich. Endlich tritt im Yorkshire wiederum wie in Schwaben die Verkiesung der Muscheln ein; hier finden sich auch Squaluszähne, Krebse, Astacus *(Klythia Mandelslohi)* in den kleinen Geoden der Schichte.

Hiemit ist der braune Jura Leopold von Buch's geschlossen. Hiemit hat auch der braune Jura in Deutschland seine natürlichen Grenzen erreicht, und die hellereren Thone und Kalke, welche jetzt sich entwickeln, kündigen eine neue Aera, die des weissen Jura an. In der Schweiz und Frankreich tritt nun aber hier alsbald wieder der gleiche Fall ein, wie beim Uebergang des schwarzen in den braunen Jura, dass keine absolute Grenze stattfindet. Es hängt hier das, was in Schwaben unterer weisser Jura ist, so eng mit den Ornatenthonen zusammen, dass dieser Name in den nicht deutschen Ländern noch für den untern weissen Jura gilt.

Der weisse Jura.

Die mächtige Entwicklung dieser Formation ist dem deutschen Jura vorzugsweise eigen. Hier ist sie eine oft über 1000 Fuss mächtige Bildung, welche im englisch-französischen Jura oft kaum 100 Fuss erreicht. Der deutsche Jura kam durch das Fehlen von *grande oolite* und *foreste marble* zu kurz in der Höhenentwicklung; um nun das Niveau wieder herzustellen, hat die Natur die Schichten des weissen Jura wieder mächtiger gestaltet, welche in Frankreich und England nur unbedeutend vorhanden sind. Deutschland und die Schweiz ausgenommen bildet der weisse Jura immer wieder jene hohen überhängenden Felsmassen, welche den ganzen Jura beherrschen und krönen: was für Frankreich und England der braune Jura, ist für Deutschland der weisse — die alle andern Juratheile überflügelnde Formation. Daraus schon erhellt die Schwierigkeit einer Parallelisirung der Schichten in den verschiedenen Ländern; im Einzelnen gehen dieselben vollkommen auseinander, und nur allgemeine Aehnlichkeiten bleiben — geognostisch: das Vorherrschen der Kalke — petrefaktologisch: die Entwicklung der Korallen und Echiniden, während die Cephalopoden mehr und mehr untergeordnete Rollen spielen, am Ende fast ganz aussterben.

Unterer weisser Jura. α und β.

(Marnes oxfordiennes supérieures.)

Ueber den Ornatenthonen erhebt sich in Schwaben bis zu 600 Fuss und darüber ein Wechsel von Thon und Kalk; es sind dünne weisse Kalkbänke, welche in sehr regelmässiger Ablagerung die grauen Thone durchziehen. In den unteren Thonschichten — α — ist die *Terebratula impressa* eine sichere Leitmuschel, auch kleine verkieste Planulaten, Rostellarien, Astarten finden sich mit, während in den Kalkschichten nach oben *Ammonites polygyratus* und *flexuosus* die Schichte bezeichnen. Ich kenne für den untern weissen Jura keinen instruktiveren Ort, als den Hundsrücken, einen 2800 Fuss hohen Berg, östlich von

Balingen, auf der Grenze von Hechingen und Württemberg. Am Fuss des Berges bei dem Dörfchen Streichen stehen die Ornatenthone an, darüber die hellgrauen Thone mit *T. impressa*; die Kalke mit Thonschichten wechselnd steigen nun auf die Höhe des Berges hinan, wo an einer grossen und steilen Halde in den weissen Kalkbänken die herrlichsten Planulaten und Flexuosen, *Bel. hastatus* mit grosser Alveole, Squaluszähne etc. sich finden. Dass daneben auch Trümmer von Holz und Nester von Algen sich zeigen, deutet auf eine mächtige Uferbildung hin, die eben in Schwaben stattfand. In der Schweiz und dem Mont-Jura findet sich *T. impressa* noch oben in den Thonen des *A. Lamberti* und *ornatus*; unsere grossartige Schichte reducirt sich so im französischen Jura auf ein Minimum und wird einfach noch unter dem Namen der *marnes oxfordiennes* mit einbegriffen. — Von Burgund an findet sich weder von dieser noch der folgenden Schichte auch nur eine Spur.

Mittlerer weisser Jura.

Scyphienkalke und Lacunosabänke.

Terrain argovien. Terrain à chaille.

Aus den regelmässig gelagerten, wohlgeschichteten Kalkbänken wuchern in Schwaben Korallenriffe empor, worauf zum Theil wieder regelmässige Schichten von Kalkbänken folgen. Diese Abtheilung des weissen Jura ist die natürliche Fortsetzung des unteren, denn *Ammonites planulatus, flexuosus, Bel. hastatus* setzen sich auch hier fort; es sind hier die Korallenriffe des untern weissen Jura, in denen ein Heer kleiner Mollusken und Radiarien, die stets im Gefolge der Korallenbänke sind, sich nährte. Für den deutschen Jura ist diese Schichte eine der wichtigsten, indem die Bildung dieser Korallenriffe zur ganzen Bildung des Albrandes unstreitig sehr viel beitrug. Am mächtigsten sind die Spongitenlager entwickelt in Schwaben und Franken; von da aus lässt sich ihr Zug verfolgen durch die Schweiz, den Mont-Jura bis in das Burgund, mehr und mehr nimmt aber die Mächtigkeit der Schichte selbst ab. An vielen Orten der Schweiz, bei Andelot liegen unmittelbar über den Ornatenthonen mit *A. Lamberti*

und *T. impressa* die verkalkten Planulaten, Scyphien, Knemidien und *Terebratula lacunosa*, beide Schichten in einer Entfernung von 8—10 Fuss. Zum letzten mal traf ich die Lacunosa und die Spongiten bei Chatel Censoir (Dép. Yonne), wo die berühmte Sammlung des Herrn Cotteau ist. Hier sind die Ornatenthone, wie überhaupt alle Thone, verschwunden, und über dem *forest marble* und *great oolite* liegen die marmorartigen, zerklüfteten Spongitenkalke und hart darüber die Schichte mit *Cidarites Blumenbachi, Apiocrinites Milleri etc.* — Weiterhin findet sich merkwürdiger Weise keine Spur mehr von dieser Schichte, weder in der Normandie, noch in England. Herr William Smith in London beschäftigt sich gegenwärtig mit näherer Untersuchung der Schwämme im brittischen Museum, die alle vom Randen stammen; aus dem englischen Jura, sagte er mir, habe er ähnliche Vorkommnisse noch nie gesehen, aber im *greensand* findet er viele mit den Spongiten unseres weissen Jura verwandte Species.

Der mittlere weisse Jura ist, mit dem unteren eng zusammenhängend, als besonders deutsche Formation zu betrachten, im Allgemeinen charakterisirt durch Planulaten, *Ter. lacunosa* und Schwammkorallen. Korallen, ein Zeichen der seichten See, konnten erst dann dem Meeresboden entwachsen, nachdem die Niederschläge des untern weissen Jura das Niveau der See erreicht hatten. Am stärksten waren nun die Thonanhäufungen in Franken, Schwaben und der Schweiz, deren Spuren sich noch über den Mont-Jura in das Burgund fortsetzen, mit den Thonanhäufungen aber halten auch die Spongitenlager gleichen Schritt. *Terrain argovien* nennen die Jurageologen die Schichte nach ihrer mächtigen Entwicklung im Aargau und fassen hiemit den untern und mittlern weissen Jura L. v. Buch's zusammen, indem sie die Korallenriffe als locale, aber unwesentliche Begleiter der Thon- und Kalkschichten betrachten. — In diese Kategorie fällt auch eine dem Schweizer Jura eigene locale Entwicklung, das *terrain à chaille*, eine Schichte, so kieselhaltig, dass die reichlichen Fossile sämmtlich in *silex* verwandelt sind. Die Muscheln erinnern zum Theil noch an die Oxfordthone, sie sind: *A. cordatus, convolutus, Gryphaea dilatata, Trigonia clavellata,*

Terebr. biplicata und *lagenalis*, *Apiocrinites*, *Pentacrinites*. Offenbar ist diese Schichte nur eine örtliche Bildung, die in andern Gegenden keine Parallele findet, aber hier wohl am füglichsten ihre Stelle, wo auch im deutschen Jura eine Blüthe der Fauna sich zeigt. Am meisten Aehnlichkeit hat das *terrain à chaille* petrefaktologisch mit dem *lower calcareous grit* des Yorkshire, einer localen Bildung zwischen dem oolitischen Coralrag und den Oxfordthonen, wo ebenfalls *A. cordatus*, *convolutus* und *Gryphaea dilatata* Leitmuscheln sind.

Coralrag. Groupe corallienne.

Plumpe Felsenkalke. ε des weissen Jura.

Kommt man auch, sei es in Deutschland oder in Frankreich, oft in Verlegenheit, in den Schichten des unteren weissen Jura sich zu orientiren, so ist doch überall der Coralrag wieder leitend. Der ganze Anblick der Formation, die orographischen und mineralogischen Verhältnisse, wie auch die Petrefakten vereinigen sich, diese Abtheilung mit Sicherheit erkennen zu lassen. Der Name stammt aus England. Hier, wo der untere und mittlere weisse Jura Schwabens vollkommen fehlt, lagert der Coralrag, d. h. ein harter, blaugrauer Kalk, voll Austern, Cidaritenstacheln, Korallen und Muscheltrümmern, nur wenige Fuss mächtig, und nach oben zu dem mächtigeren *coralline oolite* sich gestaltend, unmittelbar auf den Thonen von Oxford mit *A. perarmatus*, *ornatus* u. s. f. Im Norden Englands trennt man die Schichte in 3 Abtheilungen, indem man die Oolite von den Kalken oben und unten sondert; die untere Schichte ist der *lower calcareous grit*, bezeichnet durch eine Menge kleiner Bivalven, *Gryphaea dilatata* und durch Ammoniten, die verkiest auch in den Oxfordthonen sich finden. Korallen sind hier noch keine. Darüber ist der *coralline oolite* mit *Anthophyllum obconicum (Turbinolia dispar)*, *Manon capitatum (Spongia floriceps)*, *Lithodendrum (Caryophyllum) cylindricum*, *Astraea helianthoides*, *alveolata*, *tubulifera* u. s. f. Ferner mit *Cidarites coronatus (florigemma)*, *Echinus germinans*, *Clypeus emarginatus*, *Spatangus ovalis*, *Galerites depressus*, *Apiocrinites Milleri*, *subpentagonalis*, *Mya*, *Terebra-*

tula, Trochus, Turbo, Turritella, Nerinea. An Ammoniten finden sich *Planulaten, inflatus, perarmatus*, sie sind aber nicht häufig. Die obere Bank des Coralrag bildet endlich der *Upper calcareous grit*, der jedoch sich nicht regelmässig vorfindet und wiederum eine Menge kleiner Bivalven und Muscheltrümmer enthält. Im Süden Englands lagert in der Regel sogleich über dem Oolit der dunkelfarbige Kimmeridgeclay. — In der Normandie sind es ebenfalls nur Oolite, welche hier sich finden. Die Profile der Meeresufer zwischen Caen und Honfleur zeigen sie als einen weissgelben Oolit mit den Korallen weniger, aber um so mehr mit den Strahlthieren angefüllt über den Ornatenthonen lagern. Eine blaue Kalkbank mit *Trigonia clavellata*, die hier zahllos vorkommt, sondert den Oolit von den Thonen. Im Innern des Landes bei Lisieux, in der Mortagne treten die Oolite in beträchtlicher Ausdehnung und Mächtigkeit auf. — In dem Burgund ruhen die Felsmassen bald oolitisch, bald marmorartig, bald zuckerkörnig oft in sehr mächtiger Entwicklung über den Spongitenbänken und Planulatenschichten. Nach oben werden sie schneeweiss. Die Kalke bestehen fast aus nichts denn aus Korallenmassen *(Agaricia, Columnaria)* mit einer Menge *Nerineen* und *Diceras arietina.* Letztere Muschel stellt sich von nun an ein bis in den Schweizer Jura, stets den obern Schichten des Coralrag eigen, setzt merkwürdiger Weise im schwäbischen Jura ganz aus, findet sich aber in Franken wiederum zum Theil sehr zahlreich, wie in den Walhallafelsen bei Kehlheim, bei Neuburg, Ingolstadt. — Im Mont-Jura und der Schweiz sind so ziemlich dieselben Verhältnisse, dass die Schichte in einen Korallen-Oolit und Kalk zerfällt, die verkieselten Fossile sind in den Ooliten enthalten, die Diceras sind stets, die Nerineen meist in den Kalken. Im deutschen Jura fehlt — einige Localitäten ausgenommen — die oolitische Formation, die Kalke und Dolomite herrschen vor, und wo verkieselte Petrefakten sind, sind sie immer ganz oben auf den Feldern blossgelegt in einer nur wenige Fuss mächtigen Schichte. Nattheim, Sirchingen, Blaubeuren sind hier einige der ausgezeichnetsten Localitäten für den Coralrag.

Das Fehlen aller Schichtung, die massenhafte Bildung, verbunden mit grossem Kieselgehalt, petrefaktologisch das Fehlen

abgeſetzt, und bekleidet nun dieſe höchſte Würde des Geſetzes zum dritten Male ſeit dem 17. Ramaſan 1248 (7. Febr. 1833) ins fünfte Jahr. Der Titel dieſes Commentars der Bürdet iſt Tewweſül, das am trefflichſten mit: Moyen de parvenir überſetzt werden könnte.

Wenn die Bürdet als philologiſches Schatzkäſtchen und, weil nicht verkäuflich, als einzige Perle, hier vorausgeſchickt worden, ſo verdient doch das große, unter dem Titel: der Roſenflor der Kenntniſſe, * erſchienene, nicht weniger als 1693 Quartſeiten ſtarke hiſtoriſche Werk vor allen übrigen in Vordergrund geſtellt zu werden; nicht nur weil es ſeit der, vor einem Jahrzehend erſchienenen Geſchichte der Janitſcharenvertilgung das einzige hiſtoriſche, ſondern auch weil der bald nach dem Drucke deſſelben verſtorbene Verfaſſer Feraiſiſade für Schreibung deſſelben, wie es ſeiner Zeit in den Begebenheitstafeln d. i. in der türkiſchen Staatszeitung angekündigt worden, vom Sultan Mahmud, dem er daſſelbe dargebracht, durch eine Penſion belohnet, und der Druck auf Unkoſten der Staatsdruckerei unternommen ward. Dieſes als eine Weltgeſchichte (deren vorher keine zu Konſtantinopel gedruckt worden) von der Staatszeitung ſo hoch geprieſene Werk, iſt eine theils höchſt dürftige, theils höchſt alberne Compilation aus bekannten Geſchichtswerken, und namentlich (wo die Geſchichte des osmaniſchen Reichs beginnt), aus den osmaniſchen Reichsgeſchichten geſchöpft, in welcher die Weltgeſchichte bis zur Gründung des osmaniſchen Reichs nur ein Viertel des ganzen Werkes, dieſe aber hernach allein die übrigen drei Viertel einnimmt. In der Prophetengeſchichte kommen außer den ſchon aus dem Roſenöl zur Genüge bekannten Legenden doch noch manche neue vor, ſo z. B. wird die Aufmerkſamkeit Aſias, der Gemahlin Pharaons auf das im Nile ſchwimmende Kind (den kleinen Moſes) dadurch angezogen, daß zwiſchen den beiden Augen deſſelben ein Lichtſtrahl hervorbricht, und daß es dem im Mund geſteckten Finger Milch entſaugt; Pharao erſchrickt über den Anblick des Moſes ſo ſehr, daß er das Waſſer nicht halten kann und wie ein Eſel pißt. ** Die Pfalmen Davids werden als eben ſo viele

* Güldeſteni manrif.

** Chaufden char miseli tebewwül oder idi.

von Cephalopoden und das Vorherrschen von Korallen, Radiarien und Austerartigen Bivalven vereinigt sich, die Schichte zu einem ausgezeichneten geognostischen Horizont zu machen. In den verschiedenen Ländern gestaltet sich freilich auch diese Schichte immer wieder verschieden und ohne Kenntniss der Aufeinanderfolge der Schichten könnte Niemand den schwäbischen Coralrag dem englischen identisch achten, aber die Hauptähnlichkeit der Schichten unter einander geht darob nicht verloren, und in allen Ländern lässt sich der Parallelismus herstellen. Dies ist geologisch um so wichtiger, als die weiteren Glieder des Jura vom Coralrag an so auseinander gehen und zu Localbildungen sich gestalten, dass es ausserordentlich schwer wird, auch nur noch eine Aehnlichkeit der Schichten in den verschiedenen Gegenden zu finden. Zunächst zeigt sich dies an der Zusammenstellung der folgenden Bildungen:

ζ des weissen Jura: die Krebsscheerenkalkplatten. Die Solenhofer Schiefer.
Kimmeridgeclay.
Calcaire à Astartes. Groupe séquanien. Groupe kimméridien.

Alle diese Namen bezeichnen geschichtete Lager von Thonen oder Kalkbänken. Wenn es auch petrefaktologisch schwer hält, dieselben in Eine Linie zu stellen, so kann man doch mit Gewissheit sagen, dass der Zeit nach diese Bildungen als geschichtet über den ungeschichteten Coralrags lagernd zusammengehören. Im deutschen Jura ist diese Schichte ein System von thonigten, sehr regelmässig geschichteten Kalkplatten, das Schlussglied des Jura. Ihre hauptsächlichste Entwicklung haben sie in Franken an der Altmühl (Eichstedt, Pappenheim, Solenhofen, Kehlheim). Der Reichthum dieser Schiefer an Landthieren, Amphibien und Fischen weist auf die Nähe eines Ufers, die Feinheit des Korns, die so regelmässige horizontale Ablagerung auf ruhige Buchten und Golfe, in denen der Niederschlag stattfand. Von Franken zieht sich die Schichte der Donau entlang über die Höhen der schwäbischen Alb hin, den südlichen Flachrand gegen die oberschwäbische Molasse hin bildend; es sind regelmässig

brechende Kalkplatten mit kleinen Krebsscheeren, *Aptychus solenoides, Terebr. pentagonalis, Nautilus biangulatus, Mytilus amplus, Trigonia etc.* Dass in Schwaben und Franken die gleiche Schichte es ist, hat Quenstedt's Flötzgebirge schon längst mit Evidenz nachgewiesen. Eine ganz andere Gestalt gewinnen diese Schiefer am Fuss der Alpen in der Schweiz und dem Mont-Jura. Ohne jahrelange Detailstudien kann man sich in den Gebirgsmassen des obern weissen Jura unmöglich orientiren, und blosses Bereisen der Gegend lässt immer über Dieses oder Jenes im Unklaren, doch verdanken wir genaue Kenntniss den eifrigen Studien besonders eines Thurmann (in Bruntrut). Es treten über den Korallenkalken die sehr constant geschichteten Thone und Kalke mit *Astarte minima, Apiocrinites Meriani, Exogyra Bruntrutana* auf, die Jules Marcou *Groupe séquanien* nennt; es sind weissgraue Thone im Wechsel mit dünnen, aber compakten Kalkplatten, welche letztere besonders nach oben mächtig werden. Petrefaktologisch unterscheidet sich diese Gruppe sehr scharf von dem darüber liegenden Thon und Kalkwechsel, den die Franzosen und Schweizer *groupe kimméridien* nennen und dessen Gestein dem äussern Aussehen nach zwar wie das vorhergehende, im Grunde aber doch etwas leichter und sandiger ist. Bald tritt die Schichte mehr als Thon, bald mehr als Kalkbildung auf. Ueber solchen Wechsel von Thonen und Kalken in den verschiedenen Ländern macht Marcou in dem Bulletin der geologischen Societät von Frankreich (2. Nov. 1846) eine Bemerkung, die auch anderweitigem Schichtenwechsel gilt. „Die Niederschläge der Thonschichte, in dem Ufergrunde von beträchtlicher Mächtigkeit, werden immer geringer, je weiter man sich vom Ufer entfernt, und verschwinden endlich vollkommen im Grunde der hohen See, wo ihre Stelle die Kalke vertreten.“ Unter „Ufergrund — *région littorale*“ ist so die Nähe der Alpen, der Schweizer Jura, der Mont-Jura verstanden, wo Kimmeridgethone vorherrschen, je weiter man gegen Westen geht in das Gebiet der haute Saône, dem Burgund, Normandie, kommt man in das Gebiet der région pélagique, wo Kalkablagerungen an die Stelle der Thone treten. *Pteroceras Oceani, Ostraea solitaria, Mytilus jurensis, Ceromya, Homomya, Pleuroyma*, besonders grosse

Pholadomya Protei, *truncata* charakterisiren die Schichte. — In dem Burgund ist es Auxerre und seine Umgebung, wo besonders die Kimmeridgekalke abgelagert sind, dem Ansehen nach vollkommen unsern Krebscheerenkalkplatten gleichend, die grosse *Perna plana*, *A. gigas Sow.*, *Nautilus giganteus* sind hier leitend, kleinere Muscheln fehlen gänzlich, während weiterhin im Calvados eben die kleinen Muscheln die von grösserer Taille überwiegen. Unter dem greensand lagernd beginnen bei Pont-levêque, da wo das Thal der Tronques das Land durchschneidet, die Kimmeridgekalke der Jura; die Kalkmergel werden insgemein zu hydraulischem Kalk benützt und in vielen Orten für die reichen Fabriken der Gegend verwendet. Steinkerne von Cardium, Venus, Pinna, Modiola, Natica, Pteroceras, kleine Cidarites und Echinus, Nerineen, Pholaden erfüllen die gelblichen Mergel nach oben, während in den unteren oolitischen Kalken Pinna, Perna, Trigonia, auch Astarten sich reichlich finden. Diese untere Kalkbank scheint jedoch bereits zum Coralrag gezählt werden zu müssen, da zahlreiche Korallen in ihr sich finden. Auch in der Form von Thonen, was die englische Bildung schon anzeigt, tritt die Schichte auf. Bei dem Dörfchen Mault oder zwischen Honfleur und Trouville sind die letzte Schichte des Jura schwarze Thone unmittelbar auf dem coralline oolite ruhend, *argiles de Honfleur*, mit einer Menge Bivalven, besonders Myen, die mit weisser Schale, aber meist gedrückt und sehr zerbrechlich sich zeigen. Schwarze oder blaugraue Thone mit Kalkbänken wechselnd sind es endlich auch in England die den Kimmeridge-clay, stets über dem weissgelben Coralrag lagernd, bestimmt erkennen lassen. Bei Oxford z. B. auf der Strasse nach Woodstock sind sie mässig entwickelt. Um zu den grossen Steinbrüchen im coralline oolite, welche das Baumaterial zu Oxford lieferten und liefern, zu gelangen, werden zuvor die dunklen Thone des Kimmeridge abgeräumt und seine Muscheln blossgelegt. Trigonien mit concentrischen Ringen, biplicate Ammoniten, pugnacirte Terebrateln, besonders aber *Ostraea deltoidea* und weisse, klare Gypskrystalle sammelt man hier in Menge.

Indem wir so von den Solenhofer Schiefern vergleichend zu dem Kimmeridge-clay gelangt sind, soll durchaus nicht, wie

oben bemerkt, die Identität der Schichte ausgesprochen werden, sondern nur der Synchronismus derselben. Mehr als dies haben der Kimmeride-clay und die Solenhofer Schiefer als die beiden Extreme in den verglichenen Ländern nichts gemein, denn es haben die geschichteten Lager über dem Coralrag ihre Beschaffenheit und ihre Bewohner je nach den Localitäten so verändert, dass die schwäbische Bildung in dieser, die französisch-englische in jener Form sich präsentirt.

Portland stone.

Groupe portlandien. Calcaire à exogyres virgules.

Enge mit den Kimmeridgethonen zusammenhängend bildet in einem Theile des englisch-französischen, norddeutschen und Schweizer Jura die sogenannte Portlandgruppe den Schluss des ganzen Juragebildes, während es an den andern Orten schon mit der Kimmeridgegruppe endet. So ist in Schwaben und Franken oder im nördlichen England Nichts, was dem Portland entspräche: denn Portland ist reine pelagische Bildung und muss darum schon in Schwaben, wo die Uferbildungen überwiegen, fehlen. Ueberhaupt hat man „Portland" jede weitere Jurabildung, die über den Kimmeridgethonen noch vorkommt, genannt, zum Theil aber mit grossem Unrecht, wie im östlichen Frankreich und der Schweiz: denn es findet nicht die geringste Aehnlichkeit in mineralogischer oder petrefaktologischer Hinsicht statt zwischen dem Portland auf der Halbinsel dieses Namens und dem sogenannten Portland des Mont-Jura, der Schweiz oder gar der schwäbischen Alb. Es war daher nur die gemeinsame Reihenfolge der Schichte, oder das natürliche Gefühl der letzten Juraschichte denselben Namen zu geben, was die Veranlassung zur Verallgemeinerung des „Portland" war. Der ächte und alleinige Portlandstone auf der Halbinsel Portland und im Süden Englands ist eine rein locale marine Bildung, die schon im Norden Englands nichts Entsprechendes mehr hat. Es sind weissgelbe, nicht sehr harte Kalke bald thonigt, bald auch oolitisch; als leitend ist in der Sammlung des Sommer seth house angegeben: *Ammonites biplex* (sehr colossal), *A. giganteus*, *Buccinum naticoide*, *Terebra portlandica*,

Nerita angulata, *Trigonia incurva*, *gibbosa*, *Perna ampla*, *Pecten lamellosus*, *Ostraea falcata*, *expansa*, *Astarte cuneata*, *Cardium dissimile*, *Columnaria oblonga*, auch Krebsscheeren, die Miss Benett zu Tisbury im Wiltshire fand. Bei Oxford traf ich den Portlandstone als eine nur wenige Fuss mächtige weisse Kalkmergelschichte mit *A. planulatus* und Bruchstücken von Bivalven; sehr scharf ist die Schichte nach unten gegen die dunkelblauen Kimmeridgethone abgegrenzt.

Auf dem Continent wird die Portlandbildung wieder eine ganz andere. Ammoniten finden sich keine mehr; Gasteropoden von grosser Gestalt herrschen vor und eine kleine Auster *Exogyra virgula* ist es, die allgemein sich findet und von den französischen und Schweizer Geologen als leitend für die Schichte bezeichnet wird. In den höhern Gebirgen des Mont-Jura und der Schweiz finden sich diese letzten Jurabildungen nie streng gesondert; bei der ungeheuren Entwicklung dieser Kalke ist es auch fast rein unmöglich, sich gehörig zu orientiren, da überdies eine regelmässige Uebereinanderlagerung der Schichten bei den vielfachen Verwerfungen und Dislokationen nicht gefunden wird. Es ist mehr ein Bedürfniss des Geistes diese grossen, dem Gestein nach gleichen Massen, zu systematisiren als ein in Wirklichkeit bestehendes Vorhandensein von Abtheilungen. So betrachten auch Thurmann, Marcou diese Schichten über dem Coralrag; wenn die Korallenkalke als das Reich der jurassischen Zoophyten gelten, so gestalten sich die Bildungen darüber in verschiedenen Gruppen; zunächst findet ein Uebergang statt von den Korallen zum Reich der Acephalen *(groupe séquanien)*, wo die Blüthe der Fauna der Acephalen ist, da ist die groupe kimméridien, wo die Hauptentwicklung des Reichs der Gasteropoden statt hat, da gilt der Name Portland. Diese Gruppen gehen aber stets auch in einander über, verwischen ihre Grenzlinien und bilden zusammen jene grossartige Schichtenfolge von harten, festen Kalken, ohne Unterbrechung von Thonen, welche die Spitzen der Gebirge im französischen und Schweizer Jura bilden. An besondere Localitäten lassen sich in dieser Schichte auch noch ganz besondere Erfunde machen, wie die der Fischzähne und Schildkröten zu Solothurn.

Hiemit schliesse ich die Vergleichung des Juras in den besagten Ländern. Jedes derselben hat somit seine besonderen, hervorragenden Bildungen, welche die andern Theile des Jura überflügeln; in Nordengland sind es im Allgemeinen grossartige Sandsteinbildungen, welche die Thon- und Kalkschichten in den Hintergrund rücken, in Südengland und Westfrankreich die Oolite, in Ostfrankreich und der Schweiz die Kalke, in Schwaben die Thone, welche vor den übrigen Bildungen vorherrschen. Eine Schichte, die nach der geognostischen Reihenfolge und nach den Muscheln dieselbe ist, kann in den verschiedenen Ländern bald als Sand- oder Thonschichte, bald als Kalk- oder Oolitschichte auftreten. — Doch nicht blos in der Schichtenbildung sind Unterschiede, sondern auch wirkliche, geognostische Verschiedenheiten. Dies ist einmal der Fall mit dem great-oolite, der für den englisch-französischen Jura so wichtigen Formation, die aber im schwäbisch-fränkischen Golfe vollkommen fehlt; durch diese grosse, oft bedeutender, als der ganze andere Jura entwickelte Gruppe, erhält dort die jurassische Bildung ein Glied mehr in der Kette, was sich auch auf die geologische Eintheilung erstreckt, denn dadurch bekommt man 4 Hauptabtheilungen für den Jura, *lias*, *oolite*, *oxfordien* und *corallien*, oder auch *lias*, *oolite*, *inférieure*, *moyenne* und *supérieure*. Die grande-oolite sind so mächtig, dass man sie zu einer eigenen Hauptabtheilung macht und dann die Schichten darüber bis zum Coralrag als dritten Haupttheil zusammenfassend, den Coralrag endlich und was darüber ist, als letztes viertes Glied aufführt. Im deutschen Jura ist die Proportion eine ganz andere; hier, wo der Hauptrogenstein fehlt, müssten wir aus unserem braunen Jura 2 Hauptabtheilungen, den oolite und oxfordien bilden, was zu der Mächtigkeit des schwarzen und weissen Jura in gar keinem Verhältniss stünde. Dazu kommt die andere bedeutende Verschiedenheit, dass die Thone und Kalke des unteren und mittleren weissen Jura, die Spongitenbänke im englisch-französischen Jura ganz fehlen. Schwaben fehlt der Oolit, es hat dafür den weissen Jura, in Frankreich und England ist der Oolit, fehlen aber die in Deutschland so wichtigen Glieder des untern und mittleren weissen Jura, denn es liegen in England, wie in Westfrankreich die Coralrags unmittel-

bar über den Ornaten — d. h. Oxfordthonen. In Schwaben bilden die Spongitenbänke, die Korallenriffe des deutschen Meeres, den grossen Mittelpunkt, dem sich der übrige weisse Jura unterordnet, sie bilden die Höhen der Alb und vorherrschend die Masse derselben, während in England und Nordfrankreich erst mit dem Coralrag der weisse Jura beginnt. So sind denn im Nordwesten Europas die Oolitbildungen vorzugsweise, welche den Jura bezeichnen, in Deutschland die Bildungen des weissen Jura, der Spongitenbänke. Die weissen Jurabildungen lassen sich vielleicht noch viel weiter ausdehnen auf die alpinischen Kalke der Provence, Italiens und Oestreichs. Victor Thiollière hat durch Quenstedt's „Flötzgebirge" und „Petrefakten Deutschlands" aufmerksam gemacht, an der Hand derselben die provençalischen Alpen studirt und in der schon berührten Note „sur les terrains jurassiques de la partie méridionale du bassin du Rhône" (bullet. de la Société géolog. séance 8. Nov. 1847) die Ansicht vertheidigt, dass die alpinischen Kalke mit *Terebr. diphya, A. tatricus,* und weiterhin die rothen Marmorkalke Italiens nichts anderes seien, als das Aequivalent der schwäbischen Scyphienkalke. Weder die *diphya*, sagt er, noch *A. tatricus* seien für irgend eine Schichte bezeichnend, sie finden sich im Lias, der Oxfordgruppe (d. h. mittlerer weisser Jura) und im Neocomien zugleich, beide Muscheln charakterisiren nur im Allgemeinen den Jura im Gebiet des Mittelmeers (*le jurassique méditerranéen*), nicht aber einzelne Schichten desselben. In den fraglichen Kalken nun, auch Kalke von Crussol und Porte la France genannt, finden sich besonders *A. polygyratus, polyplocus, biplex, flexuosus, hecticus, Bel. hastatus, Aptychus imbricatus, Ter. lacunosa* und *nucleata* (cf. Quenst. Petref. Deutschl. pag. 264), was Alles für weissen Jura stimmt. Wenn nun auch die Schwammkorallen in den Alpen fehlen, so darf uns dies nicht irre machen, Korallen können ja niemals leitend sein für eine Schichte, sie treten vielmehr in jeder Schichte auf, wo die climatischen Bedingungen gegeben sind, und die Spongitenkalke Deutschlands wären nur eine andere Facies des Meeres, das im Süden Europas die Alpenkalke gebildet hat. Auch stimmt für diese Ansicht die geognostische Reihenfolge der übrigen Juraschichten, denn unter den Alpenkalken finden sich in

der Provence die Ornatenthone, *A. Parkinsoni*, weiter unten die Opalinusthone und der Lias. Diese Form des Jura reicht in Frankreich vom Mittelmeer längs der Sevennen und Alpen bis zum Mont d'Or lyonnais und im Norden des Isère-Departements, wo die Form des englisch-französischen Jura ihren Anfang nimmt. Wenn nun in letzterem Jurazug die Oolite vorzugsweise sich entfalten, und im Norden Europas (Russland) der braune Jura vor allem Andern vorherrscht, so scheint der deutsche Jura den Uebergang zu bilden vom Jura des Nordens zu dem des Südens, wo der weisse Jura seine Hauptentwicklung hat. Der englisch-französische Golf des Jurameers, in dessen Mitte nun das Bassin von Paris und London ist, steht mit seinen Oolitbildungen als eigene Gruppe da, so wie auch der nordische Jurazug mit seinen Massen braunen Juras; nicht viel ist unter sich die Fauna des Nordens verschieden. Ganz anders aber sind die Bildungen und Bewohner des südlichen Jurameers, das über Italien und Griechenland nach Afrika und Asien sich erstreckt. Mitten inne zwischen Nord und Süd von Europa liegt der deutsche Jura, getrennt vom Nordwesten durch das Fehlen von *great-oolite*, im Allgemeinen aber die Theile des nördlichen und südlichen Juras in sich tragend, jedenfalls durch seine Spongitenbänke den Nordrand des südlichen Jurameers bildend.

Balingen im Frühjahr 1848.

In nachstehenden Tabellen versuchte ich es, einen allgemeinen Ueberblick zu geben über die gleichzeitigen Schichten des Jura in Schwaben, Frankreich und England, wobei ich bemerke, dass die verticale Schichtenentwicklung nur im Allgemeinen durch die Druckverhältnisse angedeutet werden sollen.

Der schwarze

Schwaben.	Schweiz und Mont-Jura.	Burgund.
Jurensis-Mergel. A. radians, jurensis, insignis. Posidonien-Schiefer. Saurier. Fische. Lolige. A. depressus, Lythensis, annulatus. Bel. acuarius. Pentacr. subangularis. A. costatus. Terbrat. digona. Bel. paxillosus. Amaltheen-Thone.		
A. Davoei, lineatus. Belemnitenlager. Numismalen-Thone. A. Taylori, Jamesoni.		
A. raricostatus. A. oxynotus et bifer. Thaladomienbank. A. Brookl. T. vicinalis. Turneri-Thone. A. Turneri.	Grès superliasique. Asterias. Lias supérieur. Marnes a Trochus. A. communis, radians, insignis, jurensis, Germanii, sternalis. Schistes bitumineux.	Grès superliasique. Marnes à Trochus. A bifrons, radians. Couche du ciment de Vassy. Saurieus. Poissons. A. heterophyllus, annulatus.
Pentacr. basaltiformis. A. Buckland. Gryphaea arcuata. Arieten-Bänke. Sandsteine. A. angulatus.	Marnes à Plicatules. Marnes à A. margaritatus. A. Davoei. Marnes grises à Belemnites. Ter. numismalis. Couches à Cymbium. Mactromya gibbosa. A. raricostatus. A. oxynotus, bifer, natrix.	Calcaire à cymbium. Gryphaea gigantea. A. amaltheus. Pecten aequivalvis. Ter. digona, lagenalis. A. Davoei. Marnes à Belemnites. T. rimosa et numismalis.
Thalassiten-Bank. Thalassites concinna. A. psilonotus.	Pentacrinus. A. Bucklandi. Calcaire à Gryphées arquées. Couche à Cardinia. Cardinia concinna, securiformis.	A. Brookii, T. vicinalis. Calcaire à Gryphées et Bucklandi. Étage sinémurien. Cardinia.
Keuper.	Keuper.	Arcose und Granit.

Jura in

Normandie.	Süd-England.	Nord-England.
		Withby-Shale. Posidonia. Inoceramus. A. Walcotti, annulatus, subarmatus, heterophyllus, succulentum.
		Banbury-Sandstone. (Dondsdale.) Bel. penicillatus. **Edgehill-Sandstone.** (Ferruginous.) Amphiura, Mya, Unio.
	Alumshale. (Lyme regis.) Saurier. A. Walcotti, heterophyllus. **Jet rock.**	**Downcliffs Sandymarl.** A. armatus et Taylori. **Aberthan bleumarl.** A. oxynotus, bifer.
A. communis Thouarsensis, Holandrei, bifrons. Poissons de Croisilles.	**Marl-Stone.** A. Stokesii. Cryphaea maccullochii.	A. Buckiandi, Conybeari etc. (Rugby.)
Gr. gigantea. T. lagenalis, quadrifida. A. margaritatus, heterophyllus. Spirifer. Euomphalus, Conus. A. Jamesoni, Davoei.	A. Buckiandi. **Lias.** A. angulatus. Lima Hermanni. Pachyodon concinna, hybrida.	**Sandstone of Linksfield.**
Lias inférieur. Cardinia.		
Trilobiten-Sandstein.	**Keuper**	**(Red-marl.)**

Suren angeführt, wovon ſich fünfzig auf die Begebenheiten Babylons unter Nabuchodonoſor, fünfzig auf die Gefangenſchaft der Kinder Iſraels in Perſien beziehen, und fünzig bloß Lehren der Weisheit enthalten ſollen. An den David ſey das berühmte Wort der himmliſchen Ueberlieferung ergangen: Ich war ein verborgener Schatz und wollte geöffnet werden, welches die Grundlage moslimiſcher Myſtik. Aus der Legende unſers Herrn Jeſus, welche drei Blätter füllet, wäre ſchwerlich ein Beitrag zur Lebensgeſchichte Jeſu von Strauß zu ſchöpfen, und die von Mohammed enthält (wiewohl einige und zwanzig Blätter ſtark) nichts Neues; auf dieſelbe folgt in kurzen Abſchnitten die Geſchichte ſeiner zwölf Frauen, ſeiner zehn auserwählten Gefährten, der eilf erſten großen Rechtsgelehrten (Fukeha) und der erſten ſieben Ueberlieferer (Hufaſi Hadis), der ſechs großen Imame der Ueberlieferung und der dreiundſiebenzig großen Scheiche des Islams.

Hierauf folgt die Geſchichte der vier alten perſiſchen Dynaſtien, die der Chalifen aus dem Hauſe Omeije und Abbas, die der Beni Sſoffar, Beni Saman in Choraſan, der Familie Sebuktegia's zu Ghaſna, der Söhne Buje's in Iran, der Seldſchuken, der Aſſaſſinnen, der perſiſchen Atabege, der Chuaremſchahe, der Fatimiten in Aegypten, der Beni Ejub, der Mamluken vom Nile und der tſcherkeſſiſchen, der Dynaſtien aus der Familie Dſchengiſchans und Timurs und endlich der osmaniſchen Sultane. Um ſich einen Begriff von der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit des Verfaſſers zu machen, genüge die Stelle S. 420, wo Nikomedien als die Reſidenz Philipps von Macedonien und der alte Name der Stadt als Makedonia aufgeführt wird, weßhalb ſein Sohn Alexander der Macedoniſche genannt werde. Höchſt charakteriſtiſch für den pragmatiſchen Geiſt, in welchem dieſe Geſchichte geſchrieben, iſt das gänzliche Stillſchweigen, welches über die Stiftung der Janitſcharen beobachtet wird, als ob dieſer Hebel der erſten Eroberungen des Reichs und die Urſachen ſeiner Vergrößerung gar nie in demſelben gegründet worden wäre. Selbſt unter Sultan Mohammed II., wo ihr erſter Aufruhr ſchon am Throne zu rütteln begann, wird ihrer mit keinem Worte erwähnt, eben ſo wenig bei der Thronbeſteigung Sultan Selims, den ſie auf den Thron ſetzten, und erſt bei der

Der braune

Schwaben.	Schweiz und Mont-Jura.	Burgund.
		Kellovien et Oxfordien. Calcaire à A. annularis, cordatus. Cornbrash ou calcaire oolitique.
	Marnes oxfordiennes. A. annularis, Lamberti, hecticus. Bel. hastatus. Kellovien. A. macroceph. anceps, ornatus. Cornbrash ou oolite blanchâtre.	Foreste marble. Polypiers. Grande oolite.
Ornatenthone. A. ornatus, Lamberti, hecticus, bipertitus, annularis. Klythia. Macrocephalen-Bank. Thone. A. Parkinsoni. Trigonia costata. Ostrea costata.	Foreste marble. Calcaire bleue compacte. Polypiers. Grande oolite.	Marnes à foullon. Terebratula et Rhynchonella.
Braune oolitische Thone. Terebrateln. A. bifurcatus. Bel. giganteus. Thone und Kalkmergel. A. coronatus, humphres. Ostraea crista galli. Braune Thone. Cidaritenstachein. Blaue Kalke. Pecten demissus.	Marnes vesuliennes. Bel. giganteus. Piques de cidaris, serinea.	Oolite inférieure. A. Parkinsoni. Donax Alduini.
Sandsteine und Thone. A. Murchisonae, Pect. personatus. Gryph calceola. Opalinus-Thone. A. opalinus, Nucula Hameri, Trigonia navis.	Calcaire à polypiers. Calcaire laedonien. Oolite ferrugineuse. A. murchisonae.	Calcaire à entroques. Polypiers. Oolite ferrugineuse. Terebratula.

Jura in

Normandie.	Süd-England.	Nord-England.
		Oxfordclay. A. Jason, Dunkani, athleta. Astacus (Klythia). Kelloway-rock. Cornbrash. Galer. depressus. Clypeus Plotad. Murchisonae. Ostr. Marshii.
Argiles de Dives. (Oxfordiennes.) A Jason, ornatus, Lamberti, sublaevis Gryphaea dilatata. Kellovien. A. cordatus, caprinus, Lamberti. Marnes noires. Ostrea Marshii. Gervillia Perna.	Oxfordclay. A. caprinus, perarmatus. A. macrocephalus, sublaevis. Cornbrash. Terebratein.	Upper Moorland Sandstone. [illegible] plants.
Foreste marble. Polypiers. Apiocrinites rotundus, Parkinsoni etc. (Oolite de Luc) Terebr. digona, concinna, Polypiers. Hemicidaris.	Foreste-marble. Pentacr. vulgaris. Corals. Bradfordclay. Apiocr. intermedius. rotundus etc. Ter. digona.	Gray limestone. A. Blagdeni. Trig. costata. Perna quadrata.
Grande oolite. (Oolite de Caen.) Oolite de Bayeux. A. Parkinsoni, coronatus, humphresianus. Pleurotomaria. Trigonia costata. Ostrea Marshii, Terebratula etc.	Great oolite. Oolite of Bath. Fullersearth. Gervillia. Pinna. Ostrea acuminata.	Lower Moorland Sandstone. monocot. plants.
	Inferior Oolite. Pect. personatus. (Marly-Sandstone.)	

Der weisse

Schwaben.	Schweiz und Mont-Jura.	Burgund.
	Néocomien.	
Molasse.	Groupe portlandien. Calcaire et marnes. Exogyra virgula. Nerinea trinodosa. Trigonia concentrica.	
Solenhofer-Schiefer oder Krebsscheeren-Platten. Aptychus. Ter. pentagonalis. Blaue Thone. Corallenschichte von Nattheim. Antoph. obconicum, Lithod. trichotomum. Astraea. Apiocrinites Milleri. Cidarites coronatus. Nerinea depressa.	Groupe kimméridien. Calcaire et marnes. Pholadomya Protei. Mya. Perna plana. Trigonia plicata.	
Plumpe Fels-Massen. Ter. insignis.	Groupe séquanien.	Néocomien.
Marmor. Dolomit. Zuckerkörniger Kalk. Höhlen.	Calcaire et Marnes. Astarte minima. Apiocr. Meriani. Nalica. Rostellaria. Ostrea bruntrutana et sequana Thurm.	Calcaire portlandien. Exogyra virgula.
Bel. hastatus.		Calcaire schisteux Kimméridien.
Spongitenlager. T. lacunosa etc. A. alternans, polyplocus, Eugeniacrinites et Pentacr. cingulatus. Scyphien.	Terrain corallien. Nerinea bruntrutana. Cidaris coronata. Apiocrinus Milleri. Astraea. Anthophyllum. Lithodendron.	Perna. Pinna. A. gigas. Dicras. Polypiers.
Thone und Kalkbänke. A. polygyratus. Flexuosus.	Facies à chaille.	Corallien.
	A. biplex.	
Thone mit Ter. impressa.	Terrain argovien. Spongites. Ter. impressa.	Terrain argovien. T. lacunosa et spongites.

Jura in

Normandie.	Süd-England.	Nord-England.
	Hastingsand. (Partechstone.)	
	Portland-stone. A. bipler. Buccinum naticoide. Terebra portlandica. Trig. incurva. Perna.	Greensand.
	Kimmeridge-clay. Ostrea deltoidea. Plants.	Kimmeridge-clay. Plants.
Grès vert.		Oolite. Turbinolia. Caryoph.
Argiles de Honfleur.	Coralrag oolite. Cidaris. Nedington etc.	Coralrag. Astraea. Apiocr. Milleri. Cidaris.
Mya. Trigonia.		
Oolite de Coralrag. Ter. insignis. Cidaris et Hemicidaris.	Calcareous grit.	Calcareous. A. perarmatus.

2. Untersuchung der Kalksteine Württembergs auf Alkalien und Phosphorsäure.

Von Theodor Schramm.

Die vorliegende Untersuchung ist ein Auszug aus der gekrönten Preisschrift des Verfassers auf die von der medicinischen Fakultät in Tübingen gestellte Preisfrage:

> „Man verlangt eine genaue Untersuchung der württem-
> „bergischen Kalk- und Mergelarten auf Beimengungen von
> „kohlensaurem Kali und Natron und andern alkalischen
> „Salzen, nebst einem etwaigen Phosphorsäuregehalt der
> „dieselben begleitenden Eisenoxyde."

Unter allen Analysen, die wir von Mineralien oder Gebirgsarten besitzen, sind es die wenigsten, denen eine genaue Bestimmung von Kali und Natron eigen ist, und gewöhnlich ist dies blos bei solchen der Fall, die eine grössere Menge dieser Alkalien enthalten. Solche Mineralien, denen blos ganz geringe Mengen Alkalien beigemengt sind, wie z. B. dem Kalk (?), haben sich meines Wissens einer genauen Bestimmung der letzteren noch nie zu erfreuen gehabt, sondern es ist bei ihnen blos auf die Kalkerde, die Bittererde, die Thonerde, die Kieselerde, das Eisen und Mangan, die Kohlensäure, Schwefelsäure etc. Rücksicht genommen. Derartige Analysen haben wir aus dem vorigen Jahrhundert schon von Meyer, Weber, Well, Blak und einigen Andern. In der neueren Zeit hat die grösste Ehre Ch. Gmelin dem Kalk erwiesen, und sogar sämmtliche Kalkformationen Schwabens im Jahr 1827 untersucht, allein auf Kali und Natron keine Rücksicht genommen. Das Resultat dieser

Untersuchungen ist im ersten Bande der „Naturwissenschaftlichen Abhandlungen von einer Gesellschaft in Württemberg“ veröffentlicht. Ausserdem sind noch anzuführen de Saussure, Fourcroy, Vauquelin, Klaproth, Stromeyer, Bucholz etc., die sich alle auch mit Kalkanalysen beschäftigt, von denen aber keiner sich daran zum Narren philosophirt hat, wie der alte Neumann (im vorigen Jahrhundert) in seinen *Praelect. chymic. edit. Zimmermanni* S. 1531 von anderen behauptet.

Jedes einzelne Handstück ward zuerst qualitativ untersucht, und so überzeugte ich mich nach Abscheidung der Thonerde, des Eisenoxyds, des Kalks und der Bittererde aus der salzsauren Lösung leicht überall von der Gegenwart von Kali und Natron. Diese Untersuchung ward nach der gewöhnlichen Methode ausgeführt. In Hinsicht auf die Säuren überzeugte ich mich, dass Salzsäure und Schwefelsäure meistens aber stets nur in geringer Menge vorhanden, die grössere Menge der Alkalien aber an Kohlensäure gebunden seien. Auf die Auffindung der Phosphorsäure verwendete ich besondere Mühe. Da die Kalksteine jedenfalls einen Ueberschuss von Eisenoxyd und Thonerde enthielten, so musste in dem aus der sauren Lösung mit Ammoniak erhaltenen Niederschlag alle Phosphorsäure mit Eisenoxyd u. s. w. enthalten sein. Dieser Niederschlag in Salpetersäure gelöst, gab mit essigsaurem Blei eine deutliche Fällung, die vor dem Löthrohr geschmolzen wohl eine Perle gab, wegen der Kleinheit derselben konnte ich aber nicht erkennen, ob beim Erkalten sich Krystallflächen zeigten, unter der Loupe glaubte ich aber Flächen und Kanten zu erkennen. Ein anderer auf gleiche Weise mit Blei erhaltener Niederschlag ward mit Schwefelwasserstoff zersetzt, filtrirt und nach der Neutralisation mit schwefelsaurem Bittererde-Ammoniak gefällt; ich erhielt einen Blei-freien Krystall-Niederschlag, der nichts anderes sein konnte als phosphorsaures Bittererde-Ammoniak. — Eine dritte Probe des Eisen- und Thonerde-Niederschlags ward in Salzsäure gelöst, mit Essigsäure und essigsaurem Natron versetzt; ich erhielt hiebei nur bei einigen Kalkarten einen Niederschlag von phosphorsaurem Eisenoxyd, welches in Salpetersäure gelöst mit essigsaurem Blei eine Trübung und später einen Niederschlag

gab. Nach dieser Reaction schliesse ich, dass Phosphorsäure sich nur in einigen Kalken und hier in sehr geringer Menge finde, der grosse Ueberschuss von Eisenoxyd beweist mir, dass diese Säure nicht an Alkalien gebunden sein kann. Bemerken muss ich weiter noch, dass die saure Lösung der Kalksteine 4 Stunden lang mit Schwefelwasserstoff behandelt war, um Arsen und Kupfer zu fällen, welche beide Metalle ich in einigen Kalksteinen fand.

Ueber den Gang der quantitativen Analyse habe ich nur zu bemerken, dass ich zu jeder Analyse 5 bis 10 Grm. gepulverten und bei 100° getrockneten Kalkstein anwandte. Nach der Lösung desselben, und der Abscheidung der übrigen Stoffe ward das Kali und Natron durch Platinchlorid getrennt. Die Salzsäure der Kalksteine ward in einer besondern Portion bestimmt, daraus Chlornatrium und Chlorkalium nach der Annahme berechnet, dass beide Metalle, in demselben Verhältniss in welchem sie im Stein vorkommen, auch als Chlormetalle enthalten seien; der bleibende Ueberschuss an Alkali ward dann als kohlensaures Salz berechnet. Zur Bestimmung der Phosphorsäure wurden 5 — 10 Grm. Kalkstein in Salzsäure gelöst, das mit Ammoniak abgeschiedene Eisenoxyd wieder in Salzsäure gelöst, und hieraus nach Berthier mittelst essigsauren Natrons und freier Essigsäure das phosphorsaure Eisenoxyd gefällt, und dem Gewicht nach bestimmt, und aus diesem Niederschlag, der 3 Atome Phosphorsäure auf 2 Atome Eisenoxyd ($3 P_2 O_5 + 2 F_2 O_3$) enthält, die Phosphorsäure berechnet.

Die zur Analyse angewandten verschiedenen Handstücke aus den einzelnen Formationen nahm ich nach der Ordnung, wie sie in „Quenstedt's Flötzgebirge Württembergs“ beschrieben sind, und begann daher mit der untersten Schichte des Muschelkalks; nach diesem untersuchte ich den Keuper, den schwarzen, braunen und weissen Jura, einige Süsswasserkalke und den Kalktuff. Es durfte mir natürlich nicht genügen, von jeder Formation blos ein Exemplar zur Analyse zu verwenden, im Gegentheil, um der Sache mehr Interesse zu bieten, und um mehr Nutzen daraus ziehen zu können, war es nöthig, Exemplare von verschiedenen Schichten der

einzelnen Formationen zu untersuchen. Ob und von welchem Nutzen jedoch diese Analysen in irgend einer Hinsicht sein und werden könnten, wage ich meiner Unerfahrenheit halber nicht zu bestimmen, und überlasse dies dem Urtheile sachverständiger und erfahrener Männer.

II. Muschelkalk.

Wie schon Ch. Gmelin in seiner Analyse der Kalkformationen Schwabens dieser Formation, als der für Schwaben wichtigsten, am meisten Aufmerksamkeit schenkte, so nahm auch ich von verschiedenen Stellen und von sehr verschiedenen Schichten dieser Formation Exemplare in Untersuchung, und zwar:

1. Unterster Wellendolomit von Wittlensweiler bei Freudenstadt.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,3043
Kohlensaures Natron	0,6208
Chlorkalium	0,0382
Chlornatrium	0,0627
Phosphorsäure	0,1763
	1,2023

2. Oberer Wellendolomit von Aach.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2531
Kohlensaures Natron	0,5548
Chlorkalium	0,0216
Chlornatrium	0,0520
Phosphorsäure	0,0637
	0,9452

3. Wellenkalk von Egenhausen.

In diesem wie in allen folgenden Kalksteinen wurde trotz aller Genauigkeit kein Niederschlag, auch nicht eine Trübung von phosphorsaurem Eisenoxyd erhalten, daher nach meiner Ueberzeugung in diesen Kalken keine Phosphorsäure enthalten ist.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2303
Kohlensaures Natron	0,5200
Chlorkalium	0,0177
Chlornatrium	0,0419
	0,8099

4. Zellenkalk von Aach (aus dem Salzgebirge).

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1860
Kohlensaures Natron	0,4118
Chlorkalium	0,0165
Chlornatrium	0,0374
	0,6517

5. Mittlerer Muschelkalk von Rottweil.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,154
Kohlensaures Natron	0,259
Chlorkalium	0,023
Chlornatrium	0,041
	0,477

6. Mittlerer Muschelkalk von Dornstetten.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1332
Kohlensaures Natron	0,2392
Chlorkalium	0,0218
Chlornatrium	0,0406
	0,4348

7. Dolomitischer Muschelkalk (poröser) von Untertürkheim.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2045
Kohlensaures Natron	0,3364
Chlorkalium	0,0259
Chlornatrium	0,0387
	0,6055

8. Encrinitenkalk von Kirchberg an der Jaxt.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2300
Kohlensaures Natron	0,2190
Chlorkalium	0,0264
Chlornatrium	0,0246
	0,5000

9. Dünngeschichteter Kalkstein von Wilhelmsglück.

Dieser Kalkstein, auf Salzsäure geprüft, gab eine so geringe Trübung, dass es bei der Berechnung unberücksichtigt bleiben durfte.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2280
Kohlensaures Natron	0,1892
Chlorkalium, Chlornatrium	Spuren.
	0,4172

10. Oberer grobgeschichteter Muschelkalk von Untertürkheim.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1641
Kohlensaures Natron	0,2884
Chlorkalium, Chlornatrium	Spuren.
	0,4525

11. Oberster Muschelkalk (mit *Bone-bed*) von Crailsheim.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1840
Kohlensaures Natron	0,2423
Chlorkalium, Chlornatrium	Spuren.
	0,4263

Entthronung Sultan Oſman II., den ſie in den ſieben Thürmen erwürgten, wird derſelben im Vorbeigehen, als der verworfnen Rotte oder der abgeſchafften Herrſchaft (Odſchagi mulgha), erwähnt. Dieſe Correctheit eines Reichshiſtoriographen iſt wahrhaft muſterhaft für alle von gleichem Geiſte beſeelten Cenſoren. Für den Verfaſſer dieſer osmaniſchen Geſchichte ſind die Janitſcharen nie gegründet, eigentlich bis zu ihrer Vernichtung gar nicht vorhanden geweſen, und der Leſer, der ſonſt nichts von ihnen gewußt, kann ſagen: „C'est en pleurant leur mort que j'apprend leur naissance.“ Da die Geſchichte aber mit der Thronbeſteigung Sultan Abdolhamids endet, ſo erfährt der Leſer eigentlich gar nichts davon und hört nur im Vorbeigehen von einer verworfenen Rotte und abgeſchafften Herrſchaft ſprechen, ohne daß der Geſchichtſchreiber gewagt, dieſelbe zu nennen, weil heute ſelbſt der Name Jenitſcheri hoch verpönt iſt. Das Seitenſtück zu ſolcher Correctheit eines Reichshiſtoriographen iſt nur die Gefälligkeit der osmaniſchen Staatszeitung, welche bei Gelegenheit eines Berichtes über Wampyren ſich allerdevoteſt dahin äußert, daß dieſelben nur der abgeſchafften Rotte angehört haben können. Das Studium dieſer ſo correct geſchriebenen osmaniſchen Reichsgeſchichte iſt daher Cenſoren, welche, indem ſie alles Geſchichtliche, das nicht in ihren Kram taugt, ſtreichen, die Geſchichte wie die Janitſcharen zu vernichten hoffen, ganz beſonders anzuempfehlen.

Zu Ende des Werks gibt der Verfaſſer von ſeinen eigenen Lebensumſtänden, ſeiner Ausbildung und den Quellen, woraus er ſeine Geſchichte geſchöpft, Kunde; er iſt der Sohn Feraiſi Mohammed Efendi's, welcher als Profeſſor der allgemeinen öffentlichen Schule zu Bruſa angeſtellt war, und von dem er die erſte Anleitung im Arabiſchen empfing; er nennt dann mehrere Scheiche und Profeſſoren, unter deren Anleitung er zu Konſtantinopel ſtudirte und im Perſiſchen Fortſchritte gemacht. Er führte ſich erſt die Ueberlieferung des Propheten zu Gemüthe: „Wenn der Sohn des Menſchen ſtirbt, überleben ihn nur drei Dinge: gute Werke, nützliche Wiſſenſchaft und ein redlicher Sohn, der ſeinen Namen fortpflanzt;“ dann den perſiſchen Vers:

Am Baum iſt jedes Blatt für den Verſtändigen
Ein Kenntnißbuch des Herrn, des Allebendigen.

12. Oberer poröser dolomitischer Kalk (aus der Lettenkohlenformation von Ludwigsburg.

In der salpetersauren Lösung dieses Kalks erhielt ich wie bei mehreren der folgenden keine Spuren von Chlorsilberniederschlag, in der Lösung mit Salzsäure auch nur eine Spur Schwefelsäure. Dieser Kalkstein enthält daher nur kohlensaure Alkalien, und zwar in 100 Theilen:

Kohlensaures Kali	0,2088
Kohlensaures Natron	0,4172
	0,6250

13. Kalk, auf der Lettenkohlenformation aufliegend, von Kornwestheim.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1458
Kohlensaures Natron	0,3595
	0,5053

III. Keuper.

1. Grüner Mergel (Thonmergel) von Spitzberg bei Tübingen.

Nur nach einiger Zeit zeigt sich eine schwache Trübung von Chlorsilber, wesshalb keine Chlormetalle in Rechnung kommen können.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1233
Kohlensaures Natron	0,1794
	0,3027

2. Blauer Mergel von Spitzberg bei Tübingen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1680
Kohlensaures Natron	0,2495
	0,4175

3. Rother Keupermergel vom Spitzberg bei Tübingen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1453
Kohlensaures Natron	0,2218
Chlorkalium	0,0092
Chlornatrium.	0,0146
	0,3909

4. Leberkies vom Bopser bei Stuttgart.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2589
Kohlensaures Natron	0,4299
	0,6888

5. Keuperdolomit von Stuttgart.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1594
Kohlensaures Natron	0,2457
	0,4051

III. Schwarzer Jura.

1. Sandkalk von Neuhausen auf den Fildern.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1856
Kohlensaures Natron	0,1416
Chlorkalium	0,0301
Chlornatrium.	0,0366
	0,3939

2. Nagelkalk aus der Gegend von Stuttgart.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1853
Kohlensaures Natron	0,1886
Chlorkalium	0,0238
Chlornatrium.	0,0250
	0,4227

3. Unterer schwarer Jura (Psilonotenschichte) von Nellingen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1582
Kohlensaures Natron	0,3502
Chlorkalium	0,0095
Chlornatrium	0,0217
	0,5396

4. Numismalismergel von Dusslingen bei Tübingen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,0804
Kohlensaures Natron	0,1247
Chlorkalium, Chlornatrium . . .	geringe Spuren.
	0,2051

5. Posidonienschiefer von Boll.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,0616
Kohlensaures Natron	0,0533
Chlorkalium, Chlornatrium	Spuren.
	0,1149

6. Jurensismergel von Metzingen (oberster Liasmergel).

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1763
Kohlensaures Natron	0,2291
Chlormetalle	Spuren.
	0,4054

IV. Brauner Jura.

1. Unterster brauner Jura von Metzingen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1991
Kohlensaures Natron	0,2784
Chlormetalle	Spuren.
	0,4775

2. Eisenoolith von Aalen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,2039
Kohlensaures Natron	0,2299
	0,4338

V. Weisser Jura.

1. Unterer weisser Jura von Urach.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1881
Kohlensaures Natron	0,2209
Chlormetalle	Spuren.
	0,4090

2. Mittlerer weisser Jura von Urach.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1875
Kohlensaures Natron	0,2566
	0,4441

3. Oberer weisser dolomitischer Jura von Urach.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1116
Kohlensaures Natron	0,1333
	0,2449

4. Oberer röthlicher dichter Jura vom Jusiberg.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,0762
Kohlensaures Natron	0,0841
	0,1603

5. Oberer gelber dichter Jura von St. Florian bei Metzingen.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,11204
Kohlensaures Natron	0,00513
	0,11717

6. Korallenkalk von Nattheim.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,10397
Kohlensaures Natron	0,03529
	0,13926

7. Oberer weisser Jura (Krebsscheerenkalk) von Böhmenkirch.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1069
Kohlensaures Natron	0,0347
	0,1416

VI. Süsswasserkalk.

Von diesem Kalk, der keiner Formation angehört, sondern bald da, bald dort, überall aber oben sich findet, untersuchte ich zwei Exemplare, nämlich den kreideartigen Süsswasserkalk von Blaubeuren und einen von Okenhausen bei Heidenheim.

1. Kreideartiger Süsswasserkalk von Blaubeuren.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,0672
Kohlensaures Natron	0,0344
	0,1016

2. Süsswasserkalk von Okenhausen bei Heidenheim.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,06318
Kohlensaures Natron	0,01510
	0,07828

VII. Kalktuff.

Von dieser letzten Kalkart, die noch unter unsern Augen aus kohlensäurehaltigen Quellen sich absetzt, konnte ich blos zwei Abänderungen erhalten; lange bemühte ich mich, mir einen Kalktuff aus dem Becken des Bodensees zu verschaffen, allein vergebens. Von Honau erhielt ich zwei Exemplare, die ich zwar beide analysirte, sie jedoch nicht besonders anführen wollte, wegen ihrer Identität sowohl, als auch desshalb, weil sie in ihrem Gehalt an Alkalien ganz mit einander übereinstimmen, und nur darin abweichen, dass der eine durch einen Gehalt an Eisenoxyd etwas röthlich gefärbt, während der andere von schön weisser Farbe ist und kaum Spuren von Eisen nachweisen lässt.

1. Kalktuff von Honau.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,1225
Kohlensaures Natron	0,1736
	0,2961

2. Kalktuff von Cannstatt.

In 100 Theilen sind enthalten:

Kohlensaures Kali	0,0361
Kohlensaures Natron	0,2722
	0,3083

Am Schlusse meiner Analysen nun angekommen, dürfte es nicht unwesentlich erscheinen, die Resultate derselben zur Uebersicht nochmals im Allgemeinen zu betrachten:

Dass Alkalien (Kali und Natron) in allen Kalkarten vorkom-

men, habe ich durch vorliegende Analysen bewiesen, ebenso dass der grösste Theil dieser Alkalien an Kohlensäure gebunden vorhanden ist. An Chlor gebunden kommen die Alkalien bei weitem sparsamer vor, doch so, dass ich sie (die wirklich vorhandenen Chlormetalle) in einigen Kalkarten, wie z. B. im untern und zum Theil auch im mittlern Muschelkalk, noch quantitativ bestimmen konnte; im obern Muschelkalk konnte ich blos noch Spuren und in der Lettenkohlenformation gar kein Chlor mehr nachweisen. Im Keuper erscheint wieder Chlor und zwar, ausgenommen im rothen Keupermergel, auch blos in Spuren. Im untern schwarzen Jura war das Chlor wieder zu bestimmen, im obern aber, sowie im braunen und weissen Jura konnte es theils blos in Spuren, theils gar nicht nachgewiesen werden. Im Süsswasserkalk und Kalktuff endlich fand ich so wenig Chlor, dass ich es nicht der Mühe werth hielt, es anzuführen. Was die Schwefelsäure betrifft, so konnte ich diese nie nachweisen, einen Fall ausgenommen, wo ich einige Pfunde gewöhnlichen gepulverten Kalks mit Wasser kochte und im Filtrat höchst geringe Mengen Schwefelsäuren entdecken konnte. Um nun auf die Quantität der Alkalien zu kommen, so beträgt dies im Durchschnitt etwa $^1/_{10}$ bis $^3/_{10}$ %. Auffallend ist es mir dabei, dass die Alkalien, meistens, zwar nicht ganz, aber doch so ziemlich genau, (atomistisch berechnet) aus $^1/_3$ Kali und $^2/_3$ Natron bestehen. Bei einigen ist das Verhältniss des Kalis zum Natron auch gleich, ja bei einigen Wenigen übersteigt sogar die Quantität des Kalis die des Natrons. Trotz dem aber verhält sich unter den 38 von mir untersuchten Kalkarten der durchschnittliche Gehalt an kohlensaurem Kali zum kohlensauren Natron ungefähr wie das Atomgewicht des Kalis zum doppelten Atomgewicht des Natrons. Weit entfernt jedoch, diese Thatsache erklären, vielweniger ein allgemeines Gesetz aufstellen zu wollen, glaubte ich blos, sie werde nicht so ganz uninteressant sein, um sie wenigstens als Thatsache nicht anführen zu dürfen; ihre weitere Verfolgung muss ich den ferneren Fortschritten der Wissenschaft überlassen.

Die Phosphorsäure, die in den Kalk- und Mergelarten an Eisenoxyd gebunden ist, fand ich, wie oben angegeben wor-

den ist, blos im Wellendolomit mit Sicherheit; einige der übrigen Kalkarten liessen blos Spuren von Phosphorsäure entdecken.

Wenn nun der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit seine innere Befriedigung nicht ganz verbergen will, so hat er in ehrerbietiger Bescheidenheit nur noch den Wunsch beizufügen, dass solche auch von Denen, für die er sie zunächst bestimmt hat, gewogen aufgenommen, und für die Wissenschaft selbst, beziehungsweise für Gewerbe und Landwirthschaft, von nicht ganz verschwindendem Werthe erfunden werden möge.

3. Ueber den Gehalt einiger Kalksteine an Alkalien und an Phosphorsäure.

Von Prof. H. Fehling.

In den Sommern 1847 und 1848 war Herr Faist im Laboratorium der polytechnischen Schule mit Untersuchung von etwa 60 bis 70 verschiedenen meist württembergischen Kalksteinen für einen bestimmten technischen Zweck beschäftigt. So viel die Zeit es erlaubte nahm Herr Faist hiebei auch auf den Gehalt dieser Steine an Alkali und deren quantitative Bestimmung Rücksicht. Die erhaltenen Resultate stimmen mit denen des Herrn Schramm (s. vorstehenden Aufsatz) im Ganzen überein, es fanden sich in allen Kalken Alkalien, theils als Chlorkalium und Chlornatrium, hauptsächlich als kohlensaures Kali und Natron, und zwar waren immer Gemenge von Kali- und Natronverbindungen vorhanden.

Zur quantitativen Bestimmung der Alkalien ward der gebrannte Kalkstein in Wasser fein vertheilt, durch wiederholtes Aufgiessen von Wasser wurden die leichter löslichen Bestandtheile aufgenommen, die Lösung zum Theil eingedampft, dann mit Kohlensäure behandelt, darauf vollends im Wasserbade zum Trocknen abgedampft, der Rückstand in wenig Wasser gelöst, nach dem Filtriren eingetrocknet und geglüht. Der gewogene Rückstand zeigte dann bei der qualitativen Untersuchung, Spuren von Chlorkalium und Chlornatrium, mit grösserer Menge von kohlensaurem Kali und Natron. Kali und Natron wurden nicht quantitativ getrennt.

Diese Methode hat vor der von Herrn Schramm befolgten Lösen des ungebrannten Steins in Salzsäure den Vortheil, dass man grössere Mengen Kalk behandeln kann (es wurden 40 bis 50 Gramm gebrannten Kalk zu jeder Untersuchung genommen) und dass man daher auch mehr Rückstand an Alkalien erhält, daher die Beob-

achtungsfehler kleiner ausfallen. Ein weiterer Vortheil liegt darin dass man weniger oft zu filtriren hat, und daher schneller arbeiten kann; wesentlich ist besonders dass im gebrannten thonhaltigen Kalkstein aller Thon aufgeschlossen ist, daher durch Wasser alles Alkali ausgezogen werden kann; während beim Auflösen des ungebrannten Kalksteins in Säure der Thon zurückbleibt, und leicht etwas Alkali zurückhält. Mag die Menge des letztern dann auch noch so gering sein, so ist sie doch in Anschlag zu bringen, da man es ja überhaupt nur mit geringen Mengen zu thun hat.

Bei Kalksteinen, welche nach dem Brennen hydraulisch sind, ward der gebrannte Kalk mit kohlensaurem Wasser behandelt, und damit fein abgerieben, um das Erhärten desshalb im Wasser zu verhindern.

Herr Faist fand nun folgende Resultate:

Ein mergeliger Muschelkalk von Zuffenhausen, eine wenig mächtige Schichte und zwischen den eigentlichen Muschelkalkbänken eingelagert, an der Luft verwitternd.

1) 16,895 gr. gaben: 0,496 gr. = 2,93 % kohlensaures Alkali. *)
2) 22,347 gr. gaben: 0,619 gr. = 2,77 % kohlensaures Alkali.

Wellenkalk von Freudenstadt.

100 gr. gaben: 0,315 gr. = 0,31 % kohlensaures Alkali.

Rothe Mergelknauern zunächst oberhalb der Fellgersburg bei Stuttgart.

50 gr. gaben: 0,057 gr. = 0,11 % kohlensaures Alkali.

Rother Mergel (Leberkies) leicht verwitternd, ziemlich mächtig, von der Weinsteige bei Stuttgart.

50 gr. gaben: 0,037 gr. = 0,07 % kohlensaures Alkali.

Harter Steinmergel in kleinen Schichten abgelagert, aus dem gleichen Bruch wie die beiden vorhergehenden.

50 gr. gaben: 0,038 gr. = 0,07 % kohlensaures Alkali.

Harter Mergel häufig mit krystallisirtem Schwerspath vorkommend, ditto von der Weinsteige.

50 gr. gaben: 0,048 gr. = 0,096 % kohlensaures Alkali.

Blauer Mergel (Leberkies) ziemlich mächtig, aus demselben Bruch wie der vorhergehende.

*) D. i. ein Gemenge von kohlensaurem Kali und kohlensaurem Natron mit Spuren von Chlorkalium und Chlornatrium.

Als die erſten Quellen ſeiner Weltgeſchichte gibt er die Ergötzlichkeit der Geſchichten° Weiſi's an, welcher in der Ueberſetzung der arabiſchen Geſchichte, welche den Titel: Oriente der Geſchichten führt, allen überflüſſigen Redeſchmuck weggeſchnitten.°° Außer den Orienten der Geſchichten ſchöpfte er die alte Geſchichte aus dem Sammler der Geſchichten Hadſchi Chalfa's. Es iſt unglaublich, daß der Verfaſſer einer auf Koſten des Sultans gedruckten Weltgeſchichte ſo unwiſſend in der Literatur osmaniſcher Geſchichte, daß er den Sammler der Geſchichten Mohamed Kjatib's dem Hadſchi Chalfa zuſchreibt, unter deſſen, aus ſeiner Lebensbeſchreibung wohlbekannten vierzehn Werken°°° ſich keines dieſes Titels befindet, ſo daß Feraiſiſade den wahren Verfaſſer des Sammlers der Geſchichten Kjatib Saim mit Kjatib Tſchelebi vermengt hat. Die osmaniſche Geſchichte compilirte er aus den bekannten Reichsgeſchichten Seadeddins, Naima's, Raſchids, Iſi's, Subhi's, Waſifs binnen zehen Jahren. Dieſe arabiſche, perſiſche, türkiſche Chronogrammenſpielerei iſt bekannt genug; aber kein Orientaliſt hat noch unſeres Wiſſens die höchſt ſeltſame Art zu datiren erklärt, deren ſich auch Feraiſiſade zu Ende ſeines Werkes bedient. Indem wir dieſes Datum wörtlich hierherſetzen, fordern wir alle Orientaliſten und namentlich die haarſpaltenden Herren Fleiſcher und Weil zur Erklärung deſſelben auf. Dieſes ſeltſame Datum lautet: „Die Feder hat ausgeruht von der Reiſe in den wichtigen Geſchäften der Schrift in der ſechsten Stunde des Tages,† welcher das achte Zehntel vom dritten Drittel, vom erſten Sechstel von der zweiten Hälfte von dem zehenten Zehntel von dem vierten

---

° Behdschet et-tewarich.

°° Hier ſcheint eine doppelte Irrung untergelaufen zu ſeyn; denn erſtens iſt das Behdſchet et-tewarich die perſiſche Geſchichte Schukrallah er-Rumi's (Geſch. des Oſm. Reichs I. Bd. S. XXXI.); zweitens iſt die Ueberſetzung des Eſchrak et-tewarich, des Richters Adhadeddin, nicht von Weiſi, ſondern von Aali. S. Jahrbücher der Literatur, B. LXX. Anzeigeblatt S. 76.

°°° Geſchichte des Oſmaniſchen Reichs B. VI. S. 47.

† We huwe aschres-sami min es-sülü es-salis min es-südü el-ewwel min en-nussfes-sani min el-ascher el-aaschir min el-ikd er-rabii min el-ikd es-salis min el ikd es-sani min el-hidschret en nubuwijet.

50 gr. gaben: 0,060 gr. = 0,12 % kohlensaures Alkali.

Sandiger Liaskalk von Vaihingen (Pflasterstein).

44,700 gr. gaben: 0,085 gr. = 0,19 % kohlensaures Alkali.

Liaskalk von Rohr bei Vaihingen (guter hydraulischer Kalk).

46 gr. gaben: 0,886 gr. = 1,92 % kohlensaures Alkali.

Liaskalk von Metzingen.

60 gr. gaben: 0,557 gr. = 0,93 % kohlensaures Alkali.

Liasmergel von Kirchheim.

60 gr. gaben: 0,508 gr. = 0,84 % kohlensaures Alkali.

Liasschiefer von Zell (sehr weich).

1) 100 gr. gaben: 0,127 gr. = 0,13 % kohlensaures Alkali.

2) 100 gr. gaben: 0,191 gr. = 0,19 % kohlensaures Alkali.

Bei diesem Schiefer musste bei der Bestimmung der Alkalien die Gegenwart vom löslichen schwefelsauren Kalk berücksichtigt werden.

Hydraulischer Kalk von Leube in Ulm.

15,796 gr. gaben: 0,126 gr. = 0,79 % kohlensaures Alkali.

Hydraulischer Kalk von Blaubeuren.

20,150 gr. gaben: 0,150 gr. = 0,74 % kohlensaures Alkali.

Hydraulischer Kalk von Hall.

30 gr. gaben: 0,167 gr. = 0,56 % kohlensaures Alkali.

Ein blaugrauer thoniger Kalkstein aus Englaud (blue Lias).

50 gr. gaben: 0,425 gr. = 0,85 % kohlensaures Alkali.

Hydraulischer Kalk von Hamburg (Roman Cement).

1) 50 gr. gaben: 0,155 gr. = 0.31 % kohlensaures Alkali.

2) 50 gr. gaben: 0,231 gr. = 0,46 % kohlensaures Alkali.

Roman Cement aus England.

1) 50 gr. gaben: 0,150 gr. = 0,30 % kohlensaures Alkali.

2) 50 gr. gaben: 0,226 gr. = 0,45 % kohlensaures Alkali.

Portland Cement aus England.

1) 50 gr. gaben: 0,373 gr. = 0,74 % kohlensaures Alkali.

2) 50 gr. gaben: 0.364 gr. = 0,72 % kohlensaures Alkali.

Bei der Untersuchung auf Phosphorsäure hatten die mit Essigsäure und essigsaurem Natron angestellten Versuche kein befriedigendes Resultat gegeben, denn hatte man auch zuweilen geringe Spuren einer Trübung bemerkt, so konnte in dem allmählig sich bildenden Niederschlag, doch nie mit Sicher-

heit Phosphorsäure erkannt werden, und es musste daher voreilig erscheinen, die Gegenwart dieser Säure zu behaupten, so wahrscheinlich sich auf ihr Vorhandensein aus mehreren Gründen schliessen liess. - Nachdem nun in neuester Zeit Svanberg und Struve (Erdmann und Marchand's Journ. für. prakt. Chemie, Bd. 44 s. 291), das molybdänsaure Ammoniak als ein sehr empfindliches Reagenz auf Phosphorsäure empfohlen haben, Heinrich Rose (Poggendorff's Annalen Bd. 76. 1849 Nr. 1.) nach Wiederholung der Versuche das bezeichnete Reagenz besonders für geringe Spuren der fraglichen Säure sehr passend hält, so sind eine Reihe von Kalksteinen Württembergs mittelst molybdänsauren Ammoniaks nach der angegebenen Methode (a. a. O.) von Herrn F. geprüft, und nach der eingetretenen Reaktion muss man allerdings schliessen, dass bei weitem die meisten Kalksteine etwas Phosphorsäure enthalten.

Mit molybdänsäurem Ammoniak wurde die salpetersaure Lösung folgender Kalksteine geprüft:

1) Jurakalk von Unterkochen.

2) Dolomit von Jaxtfeld (oberste Schichte des Friedrichshaller Kalksteins).

3) Liaskalk von Rohr bei Vaihingen.

4) Juramergel von der Geisslinger Steige (über der ersten Spongitenbank).

5) Keupermergel von der Weinsteige bei Stuttgart.

6) Jurakalk von Hundersingen.

7) Amaltheenthon von Jesingen bei Kirchheim.

8) Oberer Posidonienschiefer von Ohmden.

9) Thoniger Kalkstein von Blaubeuren.

10) Thoniger Muschelkalk von Zuffenhausen (Zwischenschichte).

Diese vorstehenden Kalksteine gaben alle eine deutliche zum Theil verhältnissmässig starke Reaktion auf Phosphorsäure, dagegen gaben die nachstehenden Kalksteine keine Reaktion auf Phosphorsäure:

Diluvialkalk von Cannstatt. Liasmergel von Vaihingen. Carrarischer Marmor.

4. Verzeichniss und Beobachtungen über die in Württemberg vorkommenden Lepidopteren.

Von Dr. Otto E. J. Seyffer.

Von verschiedenen Seiten wurde schon bedauert, dass in einem Lande wie Württemberg noch so wenig für die Kenntniss der daselbst vorkommenden Insekten gethan worden sei. In der That ist dieser Vorwurf einigermassen gerechtfertigt, da wir in den verschiedensten Gegenden des Landes Leute genug haben, die hinlängliche Musse hätten, sich mit dem Sammeln und Beobachten von Insekten abzugeben, ja solche, welche wie z. B. die Forstleute, vielfach durch ihren Beruf darauf hingewiesen sind. Die grössere Anzahl der Freunde der Natur aber widmet sich in Württemberg seit 20 — 30 Jahren der Erforschung der geognostischen Verhältnisse, insbesondere der Petrefaktenkunde und der Reichthum dieses Feldes mag einer der Hauptgründe sein, warum die Entomologie so vernachlässigt wurde. Hiebei wirkt aber auch der Umstand mit, dass das Sammeln und Erforschen der Insekten mit weit mehr Schwierigkeiten, besonders aus Mangel an literarischen Hülfsmitteln verknüpft ist. Der Botaniker hat seine Floren, der Geognost seine Lethaea u. s. w., was hat aber der angehende Entomolog, der es noch insbesondere meist mit den kleinsten Thieren zu thun hat? Mancher mag schon den Plan gefasst und theilweise auch ausgeführt haben, eine Insektensammlung anzulegen, wurde aber, wenn ihm nicht die grössten materiellen Hülfsmittel oder ein älterer Sammler zur Seite standen, um ihm Rath zu ertheilen, veranlasst, die Sache wieder aufzugeben, oder wie Viele in einen groben Dilettantismus zu verfallen, der ihn unbekümmert

lässt über das, was er besitzt und wie sich dieses und jenes verhält, was er beobachtet hat.

Trotz dieser Schwierigkeiten haben einige verdienstvolle Entomologen wie Herr Direktor v. Roser, der verstorbene Pfarrer Kunkel, auch Herr Prof. Zenneck eine grosse Anzahl württembergischer Insekten aus allen Klassen zusammengebracht. Wer sollte aber eine so grosse Anzahl von Thieren zu umfassen vermögen? Es gehören hiezu Zeit und Studien, welche beinahe eine Lebensdauer in sich schliessen, und wenn man durch andere Berufsgeschäfte in Anspruch genommen ist, so grenzt ein derartiges Unternehmen beinahe an Unmöglichkeit. Ebendesshalb haben auch die Entomologen aller Länder es unternommen nur einzelne Klassen der Insekten zu sammeln und zu bearbeiten, und wie dieses für die gesammte Insektenfauna gilt, so gilt es auch für die Lokalfaunen. Wir besitzen auch aus den meisten Gegenden Deutschlands Verzeichnisse und Beobachtungen über die verschiedensten daselbst vorkommenden Insektenklassen, von württembergischen Insekten aber ist nur Weniges bekannt gemacht worden. Herr Prof. Dr. Plieninger hat in den Jahresheften des Vereins (1. Jahrg. pag. 54) eine genaue Zusammenstellung desjenigen gegeben, was über württembergische Insekten bekannt gemacht wurde.

Da nun bei Constituirung des Vereins für Naturkunde in Württemberg sich derselbe zur besonderen Aufgabe gemacht hat, die Erforschung der noch unbekannten Verhältnisse der Fauna und Flora unseres Vaterlandes einzuleiten und zu veranlassen, so ist vielleicht hier der beste Platz an alle Freunde der Naturkunde, besonders aber an die Mitglieder des Vereins die Bitte ergehen zu lassen, sich mit dem Sammeln und Beobachten der bei uns indess so sehr vernachlässigten, in allen Theilen aber so interessanten und für die verschiedenartigsten Verhältnisse so höchst wichtigen Klasse der Insekten zu beschäftigen und nach Jahren — denn solche sind hiezu immer erforderlich — ihre Ergebnisse dem Verein einzusenden.

Vor allen andern Insekten haben die Schmetterlinge und Käfer von jeher das Interesse der Menschen auf sich gezogen und das Sammeln derselben macht bei Vielen eine Lieblings-

beschäftigung der frühesten Jugendjahre aus; diese Jugendsammlungen bildeten bei manchen berühmten Naturforschern, wie bei Linné und Cuvier die Grundlage ihrer späteren Studien und erweckten in ihnen die Lust und das Interesse an der Natur. Daher kommt es auch, dass diese Insektenklassen die meisten Bearbeitungen aufzuweisen haben und vorzugsweise ist dieses bei den Schmetterlingen der Fall. Seitdem einige Wiener Entomologen schon im vorigen Jahrhundert ein Verzeichniss der Schmetterlinge der Wiener Gegend herausgaben, sind beinahe von jeder Gegend, ja von den kleinsten Landstrichen Deutschlands Verzeichnisse erschienen, aber von unserem Vaterlande fehlen auch hierüber beinahe alle Nachweisungen, trotzdem, dass dessen Lage, Boden- und Pflanzenverhältnisse schon von vornherein eine grosse Ausbeutung an Arten erwarten lassen. Um nun hierin einen Anfang zu machen, vereinigte ich mich schon vor fünf Jahren mit meinem Freunde Ludwig Roser zur Verfassung eines Verzeichnisses der um Stuttgart vorkommenden Schmetterlinge; unsere Sammlungen, welche wir in einem Zeitraum von 8—10 Jahren zusammengebracht hatten, boten hiezu das Material dar und es ergab sich hieraus, dass wir die für eine so kleine Gegend grosse Anzahl von circa 650 Arten (Papilioniden-Geometriden incl.) aufgefunden hatten. Indessen wurden wir beide durch andere Geschäfte veranlasst, das Sammeln aufzugeben; an zwei andern Gegenden des Landes traten aber Herr Prof. Hepp mit seinen Söhnen in Tübingen und Herr A. Keller in Reutlingen an unsere Stelle. Dieselben haben seit dieser Zeit eine Reihe der seltensten Arten in Württemberg aufgefunden, so dass sich jetzt eine Zusammenstellung der von uns und von diesen gemachten Erfahrungen als wünschenswerth erwies. — Neben diesen haben der kürzlich verstorbene Pfarrer Hahn in Kleebronn und der Herr Pfarrer v. Wocher in Christazhofen sehr schätzenswerthe Beiträge geliefert. Von dem verehrlichen Verein wurde ich mit dem Auftrage beehrt, dieses auszuführen und ich unterzog mich dieser Arbeit um so bereitwilliger, als ich immer noch eine grosse Vorliebe für die Entomologie hege.

Dieses so entstandene Verzeichniss, so unvollständig es

auch noch ist, möge nun mit den beigefügten Beobachtungen und Erfahrungen, welche manches Neue enthalten, den Anfang zu weiteren Bearbeitungen der württembergischen Insekten bilden, andern Sammlern als Maassstab dienen, sie aufmuntern und ihnen beweisen, dass Württemberg in dieser Klasse der Insekten, von welcher man wohl auch auf andere schliessen kann, einen Reichthum wie wenig andere deutsche Länder, ja Seltenheiten besitzt, welche man sonst vielfach in Ungarn und andern entfernteren Gegenden zu suchen und um hohen Preis zu kaufen gewohnt war.

Gewöhnlich soll bei Aufzählung der in einer Gegend vorkommenden Thiere und Pflanzen eine topographische Beschreibung vorausgehen, dieses ist aber für Württemberg unnöthig, da in dieser Beziehung bereits alles Nöthige als bekannt vorausgesetzt werden kann. Eine Abtheilung der vorkommenden Arten nach Flussgebieten, Gebirgsformationen u. dgl. kann bei den Insekten nicht gegeben werden, da sie nie an einen gewissen Ort gebunden sind, ja in den meisten Fällen nicht einmal von einzelnen bestimmten Nahrungsmitteln abhängen, sich vielmehr mit der Zeit an dieses oder jenes gewöhnen *) und man Beispiele kennt, dass gewisse Arten, wie unter den Schmetterlingen *Deil. Nerii* und *Celerio* die grössten Reisen zurücklegen, um bei uns ihre Brut abzusetzen und dass der eifrigste Sammler und Forscher Jahrzehnte lang eine Gegend in allen Richtungen aufs genaueste durchforscht und durchsucht hat und nach dieser Zeit doch Arten entdeckt, von deren Dasein ihm vorher nie eine Spur vorgekommen war. Solche Abtheilungen sind nur auf grössere Strecken als Württemberg, wie besonders für die Alpen und für die nördlichen Gegenden zulässig und nur für unsere Alp möchte vielleicht eine grössere Anzahl eigenthümlicher Arten ermittelt werden, Gewisses lässt sich aber auch hierüber nichts feststellen, da man schon manche der Alp als eigenthümlich zugeschriebenen Arten in andern Gegenden gefunden hat.

---

*) Ein auffallendes Beispiel hiefür liefert unter anderen die Raupe des Todtenkopfes *Ach. Atropos*, welche in Europa schon längst einheimisch war, als die Kartoffeln eingeführt wurden, nun aber nur auf dem Kartoffelkraut gefunden wird.

Ich unterlasse aus diesen Gründen und weil viele Gegenden des Landes noch nicht genau untersucht sind, jede Zusammenstellung nach Gegenden und Landstrichen und gebe nur für jetzt eine summarische Zusammenstellung der Arten. Boisduval hat in seinem *Index methodicus Europaeorum Lepidopterorum* (*Parisiis* 1840.) Papilioniden bis Geometriden incl. 1943 damals bekannte europäische Arten aufgestellt, in der That mögen aber nunmehr gegen 2200 europäische Arten bekannt sein. Doch gehen wir von der ersten Zahl, als der bestimmteren aus, so kommen in Württemberg nach dem jetzigen Stand des Wissens hievon 758 Arten, also circa $\frac{6}{15}$ vor, was für ein so kleines Land eine bedeutende Anzahl ist. Folgende tabellarische Uebersicht mag beweisen, wie sich die Anzahl der Arten in die einzelnen Familen vertheilt:

Familien.	Europa.	Württemberg.	Ergebniss.
Papilioniden . .	310 Boisd.	128	$\frac{6}{15}$
Sphingiden . . .	146 „	47	$\frac{5}{15}$
Bombyciden . .	238 „	126	$\frac{8}{15}$
Noctuiden . . .	715 „	254	$\frac{5}{15}$
Geometriden . .	532 „	207	$\frac{6}{15}$

Neben diesen Arten kommen, ausser vielen andern, 25 Varietäten vor, welche eigene Namen besitzen und von vielen als eigene Arten betrachtet werden, welche ich aber als Varietäten aufgezählt und nicht in Rechnung gebracht habe. Sie vertheilen sich unter die betreffenden Familien:

Papilioniden 0
Sphingiden 1.
Bombyciden 6.
Noctuiden 9.
Geometriden 0.

Zu dem Ganzen sind noch die Mikrolepidopteren (Pyraliden, Tortriciden, Tineiden und Alueiden) zu rechnen, von denen Württemberg eine grosse Anzahl besitzt, welche ich aber für jetzt zu liefern noch nicht im Stande bin, und mit diesen kann

für Württemberg die grosse Anzahl von mehr als 1200 Arten sich ergeben;*) ja rechnet man noch das hinzu, was in den noch nicht untersuchten und durchforschten Gegenden aufgefunden werden kann und auch das, was in den bekannten nach vorausgegangenen Erfahrungen noch jährlich Neues aufgefunden wird, so dürfte diese Zahl noch viel zu gering sein und sich vielleicht um mehrere Hunderte vergrössern.

Als Maassstab habe ich dem Verzeichnisse den obengenannten *index methodicus Lep.* Boisduval's zu Grunde gelegt, weil in demselben die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Arten verzeichnet sind und mit Rücksicht auf dieselben Boisduval sein neues System bildete. Dieses System hat neben manchen Fehlern doch so viel vor allen andern, bis jetzt gebildeten voraus, und erleichtert das Einreihen neuer Arten durch die genau angegebenen Charaktere der Genera so sehr, dass es eine allgemeine Annahme von Seiten der Lepidopterologen verdient. Nebenbei hat sich Boisduval das Verdienst erworben, stets den älteren Benennungen der Genera und Arten den Vorzug zu geben, und durchaus keine Abänderung eines Namens vorgenommen, wenn ihn hiezu nicht die triftigsten Gründe, wie um Verwechslungen vorzubeugen u. s. w. veranlassten, ein Beispiel, dem alle Systematiker folgen sollten. Um aber denjenigen, welche an das in Deutschland meist gebräuchliche Ochsenheimer-Treitschke'sche System gewöhnt sind, die Uebersicht zu erleichtern, habe ich stets bei Genera und Arten, deren Namen von denen des obigen Systems abweichen, die Ochsenheimer-Treitschke'schen Namen beigesetzt. Ausserdem fand ich es für nöthig, bei den Genera sämmtliche in Boisduval aufgezählte und mir sonst noch bekannte Benennungen anderer Schriftsteller beizufügen. Bei den einzelnen Arten, deren Namen nach Boisduval und Ochsenheimer-Treitschke gleich lauten, habe ich stets nur den Namen des Naturforschers beigefügt, welcher das Insekt zuerst unter demselben beschrieben hat, bei denen, welche aber von einander abweichen, sind stets die Quellen beider angegeben.

*) Dr. Fröhlich führt in seiner Dissertation allein 249 in Württemberg einheimische Tortriciden auf.

Bei denjenigen Arten, welche in ganz Württemberg verbreitet sind, vorzugsweise aber in Stuttgart, Tübingen, Reutlingen, dem grössten Theile des Neckarthales, im Jaxt- und Kocherthale häufig vorkommen, ist kein Wohnort näher bezeichnet, bei denjenigen aber, welche bis jetzt nur in einzelnen Gegenden gefunden wurden, (vorzugsweise in Tübingen durch Herrn Prof. Hepp und in Reutlingen durch Herrn Keller) ist dieses genau bezeichnet, immer auch, wenn eine Art selten vorkommt, dieses durch „selten" bemerkt.

Abkürzungen sind folgende: ♂ Mann, ♀ Weib, Boisd. Boisduval, Borkh. Borkhausen, Dup. Duponchel, Esp. Esper, Fabr. Fabricius, God. Godart, Hübn. Hübner, Latr. Latreille, Lasp. Laspeyres, L. Linné, Ochs. Ochsenheimer, Tr. Treitschke, W. V. Wiener Verzeichniss und andere, welche sich von selbst ergeben.

Nachträge jeder Art und aus jeder Gegend des Landes werden höchst willkommen sein, ebenso Beiträge zu den in diesem Verzeichnisse nicht inbegriffenen Mikrolepidopteren, welche nachgeliefert werden sollen, sobald der zweite Theil von Boisduval's *Index* erschienen sein wird.

Stuttgart im September 1847.

RHOPALOCERA.

SUCCINCTAE.

I. Tribus Papilionides.

1. Genus Papilio. Latr. Ochs.

1. Podalirius. *L.* — In Stuttgart fand ich Exemplare von orangegelber Farbe.

2. Machaon. *L.*

2. Genus Thais. Fabr. Latr. (Zerynthia. Ochs.)

3. Hypsipyle. *Fabr.* (Polyxena. *Hübn. Ochs.*) — Um Stuttgart selten; soll auch in Oberschwaben am Bodensee schon gefunden worden sein.

3. Genus Parnassius. Latr. (Doritis. Fabr. Ochs.)

4. Apollo. *L.* — Auf der ganzen Alp; soll auch schon bei Esslingen auf dem Zollberg gefunden worden sein.

5. Mnemosyne. L. — In einzelnen Thälern der Alp und bei Tübingen.

II. Tribus Pierides.

1. Genus Pieris. Latr. (Pontia Ochs.)

6. Crataegi. *L.*

7. Brassicae. *L.*

8. Rapae. *L.*

9. Napi. *L.* — Ueberall in vielen Varietäten, namentlich ♂ mit der Zeichnung des ♀.

10. Daplidice. *L.* — Um Stuttgart und Tübingen und andern Orten selten.

2. Genus Anthocharis. Boisd. (Pieris. Latr. Pontia. Ochs.)

11. Cardamines. *L.*

3. Genus Leucophasia. Steph. (Pieris. Latr. Pontia. Ochs.)

12. Sinapis. *L.* — Um Stuttgart und auf dem Schwarzwald fand ich Exemplare, die in beiden Geschlechtern ganz weiss waren.

4. Genus Rhodocera. Dup. (Gonopteryx. Leach.) Colias. Latr. God. Ochs.)

13. Rhamni. *L.*

5. Genus Colias. Ochs. Latr. God. (Eurymus. Swains.)

14. Edusa. *L.* — Ueberall verbreitet, besonders im unteren Jaxtthal, auch in Oberschwaben.

15. Hyale. *L.*

16. Palaeno. *L.* — Schwarzwald. Gegend von Isny (Pfr. v. Wocher in Christazhofen.)

17. Phicomene. *Esp.* — Nach v. Wocher's Angabe auf den Bergen bei Isny.

Knoten vom dritten Knoten vom zweiten Knoten der prophetiſchen Auswanderung.“

Das vierte der in den letzten ſieben Jahren zu Konſtantinopel erſchienenen wichtigen Werke iſt der Sammler gerichtlicher Aufſätze* des Richters Debbaghſade Nuuman Efendi, welcher ein Abkömmling Seadeddins, des großen Mufti und Reichshiſtoriographen im neunten Grade, der Sohn Bekajiſade Achmed Efendi's, welcher als Richter von Medina ſtarb. Nuuman Efendi bekleidete i. J. 1203 (1788) die Richterſtelle von Bagdad, drei Jahre hernach die von Philippopolis, von welcher er nach Jahresfriſt abgeſetzt wurde, dieſelbe aber i. J. 1214 (1799) wieder erhielt, und zwei Jahre früher, als die geſetzmäßige Friſt der Amtsverwaltung eines Jahres aus war, d. i. im Jahr 1800, ſtarb. Ein höchſt nützliches Werk, welches das berühmteſte der bisher bekannten dieſer Art, nämlich: die Formen Baldürſade's,** dann die beiden nach dem Muſter Baldürſade's verfaßten Muſtafa Efendi's und Baliſade's*** bei weitem an Vollſtändigkeit und Ordnung übertrifft; zu Ende des fünfzehn Blätter ſtarken Regiſters ſind die Titel von einundachtzig Werken angegeben, aus denen der Verfaſſer ſein Werk zuſammengetragen, und welches Verzeichniß für ſich allein ſchon ein höchſt ſchätzbarer Beitrag orientaliſcher Bibliographie. Es ſind die berühmteſten Werke moslimiſcher Rechtsgelehrſamkeit und Fetwaſammlungen, darunter allein ſieben türkiſche† und vier arabiſche Wörterbücher, nämlich: Kamus, Achteri, Wankuli (alle drei gedruckt zu Konſtantinopel) und die Definitionen Seid Dſchordſchams, welche letzte Orientaliſten durch die von de Sacy in den notices et extraits und von Freittag in ſeinem Wörterbuche gegebenen Auszüge hinlänglich bekannt ſind. Das Ganze iſt in fünf Hauptſtücke getheilt; das erſte handelt von den verſchiedenen Arten der gerichtlichen Urkunden und Stiftungsbriefe††, das zweite von den

* Dschamd es-sikk.

** Auf der königl. Bibliothek zu Berlin unter den v. Dieg'ſchen Handſchriften.

*** Geſch. d. Osm. Reichs VIII. Bd. S. 250.

† Die Ali Efendi's, Ebuſunds, Sekeria Efendi's, die Athajiſchen, die Feiſiſchen, das Behdſchetul-Fetawi und das Netidſchetul-Fetawi.

†† El-hudschedach wel-wakfiat.

III. Tribus Lycaenides.

1. Genus Thecla. Fabr. (Polyommatus. Latr. God. Lycaena. Ochs.)

18. Betulae. *L.* — Unter 100 aus Raupen erzogenen Exemplaren sind stets 90 ♂.

19. Pruni. *L.*

20. Lynceus. *Fabr.* (Ilicis. *Hübn. Ochs.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten; um Stuttgart selten.

21. Spini. *Fabr.* — Selten.

22. Quercus. *L.*

23. Rubi. *L.*

2. Genus Polyommatus. Latr. God. (Lycaena. Ochs.)

24. Ballus. *Fabr.* — Gegend von Isny, durch Pfarrer v. Wocher gefunden.

25. Phlaeas. *L.*

26. Virgaureae. *L.* — Ueberall auf Bergen, besonders häufig im Schwarzwald.

27. Chryseis. *Fabr.* — Tübingen und Reutlingen häufig, um Stuttgart selten.

28. Hiere. *Fabr.* (Hipponoë. *Ochs.*) — Tübingen selten.

29. Thersamon. *Fabr.* — Stuttgart selten.

30. Xanthe. *Fabr.* (Circe. *Ochs.*) — Stuttgart ziemlich selten.

31. Helle. *Fabr.* — Tübingen selten.

3. Genus Lycaena Ochs. (Polyommatus. Latr. God.)

32. Telicanus. *Herbst.* — Von Herrn Pfarrer Hahn im Jahr 1834 an der Schotzach zwischen Thalheim und Horkheim, indessen aber nicht wieder gefunden.

33. Amyntas. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten; Tübingen selten.

Var. Polysperchon. *Ochs. Tr.* — Nach Ochsenheimer und Anderen eine eigene Art, unterscheidet sich aber zu wenig von Amyntas, um als solche zu gelten, wie schon Graf Hoffmannsegg bemerkt hat (Illig. Magaz. p. 66) und man sonst noch viele andere Abweichungen unter den Lycaenen als eigene Arten aufstellen müsste.

34. Hylas. *Fabr.* — Stuttgart und auf der Alp selten.

35. Aegon. *Borkh.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten, um Stuttgart selten.

36. Argus. *L.*

37. Agestis. *Esp.*

38. Alexis. *Fabr.*

39. Adonis. *Fabr.*

40. Dorylas. *Hübn.* — Alp bei Sigmaringen, selten.

41. Corydon. *Fabr.*

42. Acis. Wien. Verz.

43. Alsus. *Fabr.*

44. Damon. *Fabr.* — Nur auf waldigen Bergwiesen.

45. Argiolus. *L.*

46. Cyllarus. *Fabr.*

47. Alcon. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.

48. Erebus. *Fabr.* — Stuttgart und Alp selten.

49. Euphemus. *Hübn.* — Stuttgart und andern Orten, besonders Oberschwaben.

50. Arion. *L.*

IV. Tribus Erycinides.

1. Genus Nemeobis. Steph. (Hamearis. Curt. Argynnis. Latr. Lycaena. Tr.)

51. Lucina. *L.*

PENDULAE.

V. Tribus Nymphalides.

1. Genus Limenitis. Ochs. (Nymphalis. Latr.)

52. Sibylla. *Fabr.*

53. Camilla. *Fabr.* — Stuttgart und Alp ziemlich selten.

2. Genus Nymphalis. Latr. God. (Limenitis. Ochs.)

54. Populi. *L.*

Var. Tremulae. *Guénée.* — Mit grossen weissen Flecken des ♂ auf den Vorder- und weisser Binde auf den Hinterflügeln, doch mehr verwischt als bei dem ♀; kommt um Stuttgart nicht selten vor.

3. Genus Argynnis. Latr. Ochs.

55. Paphia. *L.*

Var. Valezina. *Esp.* — Boisduval führt diese Varietät nur als eine solche des ♀ auf. Vielfach wurden aber schon ♂ von gleicher Dunkelheit der Färbung an den verschiedensten Orten aufgefunden. Das Exemplar in meiner Sammlung, das einzige aus Württemberg, welches ich kenne, ist aus der Gegend von Stuttgart.

56. Aglaja. *L.*

57. Adippe. *Fabr.*

58. Niobe. *L.*

Var. Eris. *Schönherr.* — Dieser um Stuttgart seltenen Varietät fehlen die Silberflecken auf der Unterseite der Hinterflügel, sonst kommt sie in allen Theilen der Niobe gleich. Aglaja, Adippe und Niobe variiren überhaupt sowohl in der schwarzen Zeichnung auf der Oberseite, als auch in gänzlichem oder theilweisem Mangel der Silberflecken auf der Unterseite. Ich bemerkte um Stuttgart und auf dem Schwarzwalde Exemplare, an denen die Silberflecken durch rostbraune ersetzt waren und Uebergänge von einer Art silbernen Pupille in diesen, bis zu vollständiger Ausbildung der Silberflecken.

59. Lathonia. *L.*

60. Amathusia. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.

61. Thore. *Hübn.* — Nach den Angaben des Herrn Pfarrers von Wocher auf den Bergen bei Isny.

62. Ino. *Esp.* — Stuttgart und Tübingen selten.

63. Hecate. *Fabr.* — Stuttgart selten.

64. Arsilache. *Hübn.* — Auf den Isnyer Bergen wie bei 61.

65. Pales. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten.

66. Dia. *L.* — Tübingen und Reutlingen selten, um Stuttgart nur einzeln.

67. Euphrosyne. *L.*

68. Selene. *Fabr.*

69. Aphirape. *Hübn.* — Stuttgart selten.

4. Genus Melitaea. Fabr. Ochs. (Argynnis. Latr. God.)

70. Maturna. *L.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten, Stuttgart selten.

71. Cynthia. *L.* — Fand ich erst einmal bei Stuttgart.

72. Merope. *Dup.* — In Stuttgart und auf dem Schwarzwald fand ich Varietäten von Artemis, die bedeutend kleiner sind und deren Zeichnung auf der unteren Seite der Hinterflügel ganz verwischt ist; dabei ist die ganze Farbe viel heller als bei Artemis. Diese Varietät kommt der als Merope bestimmten, an verschiedenen Gegenden, besonders dem südlichen Abhang der Alpen vorkommenden Art ziemlich gleich. Anderregg fand die Raupe von Merope bei Gamsen, sie soll sehr verschieden von der Raupe von Artemis sein. So lange bei uns die Raupe der fraglichen Varietät nicht aufgefunden ist, stelle ich die Art für unsere Fauna als problematisch auf; sehr merkwürdig wäre es, wenn sie identisch mit diesem Alpenschmetterling wäre.

73. Artemis. *Fabr.*

74. Cinxia. *Fabr.* — Stuttgart und Alp.

75. Phoebe. *Fabr.* — Stuttgart selten.

76. Trivia. *Hübn.* — Stuttgart selten.

77. Didyma. *Fabr.* — Alp häufig. Eine Varietät von hellgelber Farbe sah ich einmal im Besitze eines Knaben.

78. Dictynna. *Esp.*

79. Parthenie. *Borkh.* — Um Stuttgart selten.

80. Athalia. *Borkh.*

5. Genus Vanessa. Ochs.

81. { Prorsa. *L.*
{ Levana. *L.* — Stuttgart selten. Bei Bebenhausen und in Oberschwaben.

82. Cardui. *L.*

83. Atalanta. *L.*

84. Jo. *L.*

85. Antiopa. *L.* — Die überwinterten Exemplare immer mit weisser Randbinde.

86. Urticae. *L.* — Vor einigen Jahren erzog Herr Kohl in Stuttgart aus vollkommenen Raupen sehr kleine Exemplare, bei denen die dunkle rothbraune Farbe sehr hell ist und nach Aussen ins Fleischfarbe übergeht.

87. Polychloros. *L.*

88. Xanthomelas. *Esp.* — Stuttgart selten.

89. C. Album. *L.* — Sowohl in der Grösse der Zeichnung auf der Oberseite, als auch in der Farbe auf der Unterseite gleicht kein Exemplar dem andern.

VI. Tribus Apaturides.

1. Genus Apatura. Ochs. (Nymphalis. Latr.)

90. Iris. *L.*

91. Ilia. *Fabr.*

Var. Clytie. *Hübn.* — Um Stuttgart sehr häufig.

Var. Iris rubescens. *Borkh.* — Stuttgart sehr selten.

VII. Tribus Satyrides.

1. Genus Arge. Esp. (Satyrus. Latr. Hipparchia. Ochs.)

92. Galathea. *L.* — Bei sonst sehr rein erhaltenen Exemplaren von beiden Geschlechtern ist manchmal die gelbe Farbe durchaus weiss. Wegen ihrer Frische ist hiebei eine Abbleichung durch die Sonne nicht wohl möglich.

2. Genus Erebia. Dalm. (Hipparchia. Ochs. Satyrus. Latr.)

93. Medusa. *Fabr.*

94. Blandina. *Fabr.* (Medea. *Ochs.*)

95. Ligea. *L.* — Tübingen und Reutlingen häufig, bei Stuttgart selten.

3. Genus Satyrus. Latr. (Hipparchia. Ochs.)

96. Phaedra. *L.* — Tübingen, um Stuttgart ziemlich selten.

97. Hermione. *L.* — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

Var. Alcyone. *Hübn.* — Stuttgart ziemlich selten.

98. Circe. *Fabr.* (Proserpina. *Hübn. Ochs.*) — Auf dem Schwarzwald ziemlich häufig, wurde auch schon bei Stuttgart auf der Solitude gefangen.

99. Briseis. *L.*

100. Semele. *L.*

101. Eudora. *Fabr.* — Stuttgart nicht selten.

102. Janira. *God. Ochs.* (♂ Janira, ♀ Jurtina. *L.*)

103. Tithonus. *L.*

104. Maera. *L.*

Var. Adrasta. *Hübn.* — Stuttgart selten.

105. Megaera. *L.*

106. Aegeria. *L.* — Eine sehr dunkle Varietät fing ich vor 5 Jahren in der Gegend von Stuttgart.

107. Dejanira. *L.*

108. Hyperanthus. *L.*

109. Hero. *L.*

110. Iphis. *Hübn.*

111. Arcanius. *L.*

112. Davus. *L.* — Im Oberland.

113. Pamphilus. *L.*

INVOLUTAE.

VIII. Tribus Hesperidae.

1. Genus Steropes. Boisd. (Hesperia. Latr. Ochs.)

114. Paniscus. *Fabr.* — Eine Varietät, die ganz mit der Esper'schen Abbildung (Tab. XCV. Cont. Pap. L.) übereinkommt, befindet sich in der Sammlung des Herrn L. Roser in Stuttgart und wurde in dortiger Gegend gefunden.

2. Genus Hesperia. Latr. Ochs.

115. Linea. *Fabr.*

116. Lineola. *Ochs. God.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten, Stuttgart selten.

117. Sylvanus. *Fabr.*

118. Comma. *L.*

119. Actäon. *Esp.* — Tübingen und Reutlingen selten.

3. Genus Syricthus. Boisd. (Hesperia. Latr. Ochs.)

120. Malvae. *Fabr.* (Malvarum. *Ochs.*)

121. Carthami. *Hübn.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten, um Stuttgart nur einzeln.

122. Fritillum. *Hübn.*

123. Alveolus. *Hübn.*

4. Genus Thanaos. Dup. (Hesperia. Latr. Ochs.)

124. Tages. *L.*

HETEROCERA.

IX. Tribus Sesiariae.

1. Genus Thyris. Illig. Latr. Ochs.

125. Fenestrina. *Fabr.* — Stuttgart, Alp selten.

2. Genus Sesia. Lasp. Latr. Ochs. (Aegeria. Fabr.)

126. Teuthrediniformis. *Hübn.* — Tübingen und Reutlingen selten.

127. Tipuliformis. *L.*

128. Nomadaeformis. *Lasp.* — Stuttgart selten.

129. Formicaeformis. *Lasp. Esp.* — Stuttgart selten.

130. Matillaeformis. *Lasp.* — Stuttgart ziemlich häufig.

131. Culiciformis. *L.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen und Reutlingen selten.

132. Cynipiformis. *Hübn.* — Stuttgart selten.

133. Ichneumoniformis. *Fabr.* — Stuttgart selten.

134. Hylaeiformis. *Lasp. Hübn.* — Tübingen und Reutlingen selten.

135. Spheciformis. *Hübn.* — Tübingen und Reutlingen selten.

136. Asiliformis. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten.

137. Apiformis. *L.*

X. Tribus Sphingides.

1. Genus Macroglossa. Ochs. (Sesia. Fabr. Steph.)

138. Fusciformis. *L.*

139. Bombyliformis. *Ochs.*

Var. Milesiformis. *Dahl. Tr.* — Stuttgart selten.

140. Stellatarum. *L.*

2. Genus Pterogon. Boisd. (Macroglossa. Ochs. Tr.)

141. Oenotherae. *Fabr.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen selten.

3. Genus Deilephila. Ochs.

142. Porcellus. *L.*

143. Elpenor. *L.*

144. Celerio. *L.* — Raupe und Schmetterling nur in einzelnen Jahren in der Gegend von Stuttgart, z. B. im J. 1846.

145. Nerii. *L.* — Die Raupe nur in einzelnen Jahren; seit 1834 wurde sie nicht mehr gefunden.

146. Euphorbiae. *L.* — Wie keiner der Sphingiden überall verbreitet und sehr zahlreich. Varietäten mit durchaus rosarother Färbung um Stuttgart nicht selten.

147. Galii. *Fabr.*

148. Lineata. *Fabr.* — Um Stuttgart und Reutlingen selten.

4. Genus Sphinx. Ochs.

149. Pinastri. *L.*

150. Ligustri. *L.*

151. Convolvuli. *L.*

5. Genus Acherontia. Ochs. (Brachyglossa früher Boisd.)

152. Atropos. *L.*

6. Genus Smerinthus. Ochs Latr. (Dilina. Dalm.)

153. Tiliae. *L.* — Um Stuttgart sind Exemplare mit grüner Zeichnung weit häufiger als solche mit dunkelbrauner.

154. Ocellata. *L.*

155. Populi. *L.* — Aus vollkommen ausgebildeten Raupen und Puppen, die in allen Theilen mit denen von Populi übereinkamen, erzog ich eine grössere Anzahl von Schmetterlingen, welche nicht grösser sind als Porcellus und eine weissgraue Farbe ohne viele Zeichnung haben. Vielleicht Smer. Tremulae?

156. Quercus. *Fabr.* — Von einem Eichenbusch klopfte ich bei Stuttgart im Jahr 1843 die Raupe, welche kaum einige Tage alt war, nach kurzer Zeit ging sie aber zu Grunde.

XI. Tribus Zygaenides.

1. Genus Zygaena. Latr. Ochs. (Anthrocera. Scop. Steph.)

157. Minos. Wien. Verz.

158. Scabiosae. *Hübn.*

159. Achilleae. *Esp.*

160. Cynarae. *Esp.* — Stuttgart selten.

161. Meliloti. *Esp.* — Stuttgart häufig, Alp selten.

162. Trifolii. *Esp.* — Stuttgart häufig, Alp selten.

163. Lonicerae. *Esp.* — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten.

164. Filipendulae. *L.*

165. Hippocrepidis. *Ochs. God.* — Tübingen selten.

166. Peucedani. *Esp.* — Stuttgart nicht selten.

167. Onobrychis. *Fabr.* — Blos auf Bergen; sehr zahlreich auf der Alp.

168. Fausta. *L.* — Auf der Alp selten.

2. Genus Procris. Fabr. Latr. God. (Atychia. Ochs.)

169. Statices. *L.*

170. Globulariae. *Esp.* — Stuttgart selten, Tübingen, Reutlingen häufig.

171. Pruni. *Fabr.* — Stuttgart häufig.

XII. Tribus Lithosides. (Chelonarii früher Boisd.)

1. Genus Euchelia. Boisd. (Callimorpha. Latr. Steph. Euprepia. Ochs. Dejopeia. Curt. Steph.)

172. Jacobeae. *L.*

2. Genus Emydia. Boisd. (Euprepia. Ochs. Eulepia. Steph.)

173. Cribrum. *L.*

Var. Candida. *Ochs. God.* — Tübingen selten.

174. Grammica. *L.* — Bei Zwiefalten.

3. Genus Lithosia. Ochs. (Lithosia und Callimorpha. Latr. Setina. Schrank.)

175. Rubricollis. *L.*

176. Quadra. *Hübn.*

177. Complana. *L.*

178. Complanula. *Dup.* (Luridcola *Tr.* — Stuttgart nicht selten.

179. Helveola. *Ochs.* — Stuttgart selten.

180. Unita. *Hübn.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

181. Luteola. *Hübn.* — Stuttgart häufig.

182. Aureola. *Hübn.* — Selten um Stuttgart, Tübingen und Reutlingen.

183. Rosea. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

184. Mesomella. *L.* (Eborina. *Hübn. Ochs.*)

4. Genus Setina. Steph. Schrank. (Lithosia. Ochs. Callimorpha. Latr.)

185. Roscida. *Fabr.* — Auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart selten.

186. Irrorea. *Hübn.*

5. Genus Naclia. Boisd. (Lithosia. Ochs. Callimorpha. Latr.)

187. Ancilla. *L.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen selten.

6. Genus Nudaria. Steph. (Lithosia. Ochs. Callimorpha. Latr.)

188. Mundana. *L.* Stuttgart selten.

XIII. Tribus Chelonides. (Chelonarii früher Boisd.)

1. Genus Callimorpha. Latr. (Euprepia. Ochs. Hyperocampa. Steph.)

189. Dominula. *L.*

190. Hera. *L.* — Stuttgart und Alp häufig.

2. Genus Nemeophila. Steph. (Euprepia. Ochs. Chelonia. früher Boisd.)

191. Russula. *L.*

192. Plantaginis. *L.*

Var. Hospita. W.V. — Um Stuttgart zahlreicher als Plantaginis selbst, auch im untern Kocherthal auf bergigen Waldwiesen.

Var. Matronalis. *Frey.* (Heft 68 der Beiträge.) Mit schwarzen Hinterflügeln. Fand ich einmal bei Stuttgart. Ausserdem habe ich noch Subvarietäten von Plantaginis und Hospita bemerkt. Anstatt der von der Wurzel der Hinterflügel bei den ♂ ausgehenden bogenförmigen Zeichnung haben sie ganz schmale schwarze Striche, überhaupt fliesst die schwarze Zeichnung nicht in einander. Auch in der Zeichnung der Vorderflügel zeigen manche Exemplare wesentliche Abweichungen.

3. Genus Chelonia. Latr. God. (Euprepia. Ochs. Arctia. Steph. früher Latr.)

193. Aulica. *L.* — Zwischen Kleebronn und Freudenthal von Herrn Pfarrer Hahn gefunden.

gerichtlichen Anzeigen,* das dritte von den Verträgen,** das vierte von den gerichtlichen Zuſtellungen,*** das fünfte von den verſchiedenen Formeln der Unterſchriften und der Eingänge. † Das ganze 417 Quartſeiten ſtarke Werk enthält nicht weniger als 670 Muſter und nennt auf der vorletzten Seite, ohne der oben genannten drei Sammlungen gerichtlicher Urkunden zu erwähnen, noch ſechs andere, aus welchen die hier zuſammengetragenen Muſter geſchöpfet werden, †† worunter die Sammlungen drei Lebender, nämlich: des Reichshiſtoriographen und Redakteurs der Staatszeitung, Scheichſade Eſaad Efendi; des erſten Sekretärs der Gerichtsbehörde von Balata (hinter Pera), Huſein Feiſi Efendi und eines der Sekretäre der Erbtheilungsbehörde, Feraiſi Huſein Efendi, welcher mit Feraiſi Mohammed, dem Vater des Verfaſſers der oben angezeigten Weltgeſchichte nicht zu vermengen iſt.

Die drei noch zu erwähnenden Werke ſind drei Commentare dreier der berühmteſten Werke dreier der größten perſiſchen Dichter, nämlich der Commentar zum Güliſtan (Roſenhain) Saadi's, zum Beharistan (Frühlingsgarten) Dſchami's und zum Pendname (Buch des Rathes) Attar's. Der erſte ein Foliant im größten Formate von 513 Seiten, die beiden andern Quartanten von 607 und 689 Seiten. Das Güliſtan iſt durch die lateiniſche Ueberſetzung von Gentius, die engliſche von Roß und die franzöſiſche von Semlet, das letzte durch die Ueberſetzung und den Commentar Silv. de Sacy's bekannt genug, nur das Beharistan Dſchamis iſt bisher nirgends im Ganzen überſetzt worden, und nur durch die in der Anthologia persica gegebenen Auszüge bekannt. Der Verfaſſer des Commentars des Güliſtan's iſt Sudi, der Commentator mehrerer perſiſcher Dichter aus der Zeit Suleiman's des Geſetzgebers, der Verfaſſer des Commentars zum Pendname, der große Gelehrte Ismail Hakki geſt. 1138 (1735), der Verfaſſer der voriges Jahr zu Konſtantinopel gedruckten und im Journal asiatique ausführlich angezeigten Synonymik (Forul); der Verfaſſer des dritten endlich Eſaid Mohammed eſch-ſchakir, ein lebender osmaniſcher Gelehrter, welcher durch dieſen

* El-ilamat. ** El-maarudat. *** El-muraselat. † El misa wed dibadschat.
†† Nämlich die Hadſchibſade's, Muſaſade's, Dſchanifade's, Scheichſade's, Huſein Feiſi Efendi's und Feraiſi Huſein Efendi's.

194. Matronula. *L.* — Selten.

195. Villica. *L.* — O.A. Wangen von Herrn Pfarrer von Wocher gefunden.

196. Purpurea. *L.* — Varietäten mit grösserer schwarzer Zeichnung auf den Vorderflügeln erzog ich in St. aus der Raupe. Manchmal sind bei solchen die Flecken auf den Hinterflügeln schön gelb eingefasst.

197. Caja. *L.* — Beinahe jedes Exemplar verschieden von dem andern. Die Sage dass durch Ernährung der Raupe mit Wallnussblättern dunkle Varietäten erzielt werden sollen, fand ich nicht bewährt.

198. Hebe. *L.* — O.A. Wangen von Herrn Pfarrer von Wocher gefunden.

4. Genus Arctia. Latr. früher. (Euprepia. Ochs. Chelonia. Latr. God.)

199. Fuliginosa. *L.*

200. Luctifera. *Fabr.* — Stuttgart selten.

201. Lubricipeda. *Fabr.*

202. Menthastri. *Fabr.*

203. Mendica. *L.* — Selten.

XIV. Tribus Liparides.

1. Genus Liparis. Ochs. (Hypogymna, Psilura, Penthophera, Porthesia und Leucoma. Steph.)

204. Monacha *L.* — In Nadelwaldungen überall häufig, hat in Württemberg, namentlich in Oberschwaben schon bedeutende Verheerungen angerichtet.

205. Dispar. *L.*

206. Salicis. *L.*

207. Auriflua. *Fabr.*

208. Chrysorrhaea. *L.* — Hat schon grossen Schaden an Obstbäumen angerichtet.

2. Genus Orgya. Ochs. Steph. (Dasychira, Demas und Laelia. Steph.)

209. V. Nigrum. *Fabr.* — Selten.

210. Pudibunda. *L.*

211. Fascelina. *L.*

212. Coryli. *L.* — Ausser Stuttgart, Tübingen und Reutlingen auch in Oberschwaben.

213. Gonostigma. *Fabr.*

214. Antiqua. *L.*

XV. Tribus Bombycini.

1. Genus Bombyx. Boisd. (Gastropacha. Ochs. Lasiocampa. Trichiura, Poecilocampa, Eriogaster, Cnethocampa und Clisiocampa. Steph.)

215. Neustria. *L.* — Die Raupe, die sogenannte Ringelraupe, ist, wenn sie in Massen auftritt, für die Obstbäume unter allen am schädlichsten.

216. Castrensis. *L.* — Oberschwaben durch Herrn Pfarrer von Wocher gefunden.

217. Lanestris. *L.*

218. Everia. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

219. Catax. *L.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen und Reutlingen selten.

220. Processionea. *L.* — Manchmal überaus zahlreich.

221. Crataegi. *L.*

222. Populi. *L.*

223. Dumeti. *L.* — Stuttgart und Tübingen selten.

224. Taraxaci. *Fabr.* — Alp selten.

225. Rubi. *L.* — Als Raupe im Herbst oft sehr zahlreich, der Schmetterling im Verhältniss zu diesen sparsam.

226. Quercus. *L.* — Eine Varietät des ♀ mit sehr breiter und auffallend dunkler Binde auf den Vorderflügeln fand ich auf dem Schwarzwald.

227. Trifolii. *Fabr.*

Var. Medicaginis. *Hübn.* Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen häufig.

2. Genus Odonestis. Germar. (Gastropacha Ochs. Lasiocampa. früher Boisd.)

228. Potatoria. *L.*

3. Genus Lasiocampa. Latr. Dup. (Gastropacha. Ochs. Steph.)

229. Pini. *L.* — Wo sich der Schmetterling findet kommen viele Varietäten vor; auf dem Schwarzwald fing ich im Jahr 1840 eine solche, die durchaus rothbraun und ohne alle Zeichnung ist. Verwüstungen an Nadelhölzern hat diese Art noch nirgends angerichtet.

230. Pruni. *L.* — Ueberall selten.

231. Quercifolia. *L.*

Var. Alnifolia. Ochs. — Um Stuttgart nicht selten.

232. Populifolia. *Fabr.* — Selten.

233. Betulifolia. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen, Reutlingen selten.

234. Ilicifolia. *L.* — Stuttgart selten.

XVI. Tribus Saturnides.

1. Genus Saturnia. Schrank. Ochs. (Attacus Germ. Latr.)

235. Carpini. *Borkh.* — Beim Aufziehen von ganzen Bruten bemerkte ich manchmal die Merkwürdigkeit, dass zwei Raupen ein gemeinschaftliches Gespinnst zu ihrer Verpuppung machen. Solche Doppelhüllen haben dann 2 Enden zum Auskriechen des Schmetterlings.

XVII. Tribus Endromides.

1. Genus Aglia. Ochs.

236. Tau. *L.* — Die ♂ weit zahlreicher als die ♀, sowohl im Freien, als beim Erziehen aus Raupen; eine Erscheinung die bei den verwandten Arten Sat. Carpini und Endr. Versicolora gerade zum Gegentheil wird, indem ich beim Erziehen von vielen Bruten derselben immer im Durchschnitt ⅔ ♀ bekam.

2. Genus Endromis. Ochs. (Dorvillia. Leach.)

237. Versicolora. *L.* — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

3. Genus Sericaria. Boisd.

238. Mori. *Fabr.* — Vielfach in Württemberg zur Gewinnung der Seide gepflegt.

XVIII. Tribus Zeuzerides.

1. Genus Cossus. Latr. Fabr. Ochs.

239. Ligniperda *Fabr.* — Die Raupe erkennt man schon aus der Ferne durch ihren auffallenden Rosenwassergeruch.

240. Terebra. *Fabr.* — Stuttgart sehr selten.

2. Genus Zeuzera. Latr. (Cossus. Fabr. Ochs.)

241. Aesculi. *L.* — Selten.

242. Arundinis. *Hübn.* — Fand ich ganz zerstümmelt einmal bei Berg an einem Pappelbaum sitzend.

3. Genus Hepialus. Fabr. Latr. (Hepiolus. Ochs. Illig.)

243. Humuli. *L.* — Selten.

244. Sylvinus. *L.*

Var. Flina. *Esp.* — Stuttgart selten.

245. Lupulinus. *L.*

246. Hectus. *L.*

XIX. Tribus Psychides.

1. Genus Psyche. Ochs. Latr. Schrank. Steph. (Fumea. Steph.)

247. Pulla. *Esp.*

248. Plumella. *Ochs.* — Stuttgart selten.

249. Nitidella. *Hübn.* — Stuttgart häufig.

250. Bombycella. Wien. Verz. — Stuttgart und Tübingen selten.

251. Pectinella. *Fabr.* — Selten.

252. Calvella. *Ochs.* — Stuttgart selten.

253. Nudella. *Ochs.* — Stuttgart ziemlich selten.

254. Muscella *Fabr.* — Stuttgart selten.

255. Graminella. Wien. Verz. — Ausser diesen beobachtete ich noch mehrere Psychiden, zu deren näheren Bestimmung ich aber noch nicht gekommen bin, da sie viele Schwierigkeiten darbietet.

XX. Tribus Cocliopodes.

1. Genus Limacodes. Latr. Steph. (Heterogenea. Knoch. Tr.)

256. Asellus. *Fabr.*

257. Testudo. *God.*

XXI. Tribus Drepanulides.

1. Genus Cilix. Leach. (Platypterix. Tr. Latr. Lasp. früher Boisd.)

258. Spinula. *Hübn.*

2. Genus Platypterix. Tr. Lasp. Leach. (Drepana. Schrank.)

259. Lacertula. *Hübn.*
260. Sicula. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen selten.
261. Curvatula. *Borkh.* — Reutlingen selten.
262. Falcula. *Hübn.*
263. Hamula. *Esp.*
264. Unguicula. *Hübn.*

XXII. Tribus Notodontides.

1. Genus Dicranura. Latr. (Cerura. Schrank. Steph. Harpyia Ochs. Pania. Dalm.)

265. Bicuspis. *Hübn.* — Tübingen selten.
266. Bifida. *Hübn.*
267. Furcula. *L.*
268. Erminea. *Esp.* — Reutlingen selten.
269. Vinula. *L.*

2. Genus Harpyia. Ochs. (Stauropus. Steph.)

270. Fagi. *L.* — Stuttgart und Tübingen selten.
271. Milhauseri. *Fabr.* — Tübingen und Reutlingen selten.

3. Genus Asteroscopus. Tr. (Petasia Steph.)

272. Cassinia. *Fabr.*
273. Nubeculosa. *Esp.* — Stuttgart selten.

4. Genus Ptilodontis. Steph. (Notodonta. Ochs. Orthorhinia. Boisd. früher.)

274. Palpina. *L.*

5. Genus Notodonta. Ochs. (Leiocampa, Lophopteryx, Ptilophora, Chaonia und Peridea. Steph.)

275. Camelina *L.*
276. Cucullina. Wien. Verz. — Stuttgart und auf der Alp selten.

277. Carmelita. *Esp.* — Stuttgart selten.
278. Dictaea. *L.*
279. Dictaeoides. *Esp.*
280. Dromedarius. *L.*
281. Tritophus. *Fabr.* — Stuttgart nicht selten. Tübingen selten.
282 Ziczac. *L.*
283. Torva. *Ochs.* — Stuttgart und Tübingen selten.
284. Trepida. *Fabr.*
285. Velitaris. *Esp.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen selten.
286. Bicolora. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.
287. Argentina. *Fabr.* — Stuttgart häufig.
288. Chaonia. *Hübn.*
289. Dodonaea. Wien. Verz.
290. Plumigera. *Fabr.* — Stuttgart selten. Alp häufig.

6. Genus Gluphisia. Boisd. (Notodonta. Ochs.)

291. Crenata. *Esp.* — Tübingen und Reutlingen selten.

7. Genus Diloba. Boisd. (Episema. Ochs. Steph.)

292. Coeruleocephala. *L.*

8. Genus Pygaera. Ochs. (Sericaria. Latr.)

293. Bucephala. *L.*

9. Genus Clostera. Gr. von Hoffmannsegg. Steph. (Pygaera. Ochs. Sericaria. Latr.)

294. Curtula. *L.*
295. Anachoreta. *Fabr.*
296. Reclusa. *Fabr.*
297. Anastomosis. *L.* — Stuttgart selten.

NOCTUAE.

XXIII. Tribus Noctuobombycini.

1. Genus Cymatophora. Tr. (Ceropacha. Steph.)

298. Ridens. *Fabr.* (Xanthoceros. *Hübn. Tr.*)

299. Octogesima. *Hübn.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

300. Or. *Fabr.*

301. Flavicornis. *L.*

302. Diluta. *Fabr.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen und Reutlingen selten.

303. Bipuncta. *Borkh.* selten.

2. Genus Cleoceris. (Polia und Cosmia. Tr.)

304. Viminalis. *Fabr.* (Saliceti. *Borkh. Tr.*)

305 Oo. *L.*

3. Genus Plastenis. Boisd. (Cosmia. Tr. Tethea. Steph.)

306. Subtusa. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.

307. Retusa. *L.*

XXIV. Tribus Bombycoides.

1. Genus Acronycta. Ochs. Tr. Steph. (Apatela. Steph.)

308. Leporina. *L.* — Selten.

Var. Bradyporina. *Hübn.* — Stuttgart selten.

309. Aceris. *L.*

310. Megacephala. *Fabr.*

311. Alni. *L.* — Stuttgart sehr selten.

312. Ligustri. *Fabr.* — Um Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

313. Tridens. *Fabr.*

314. Psi. *L.*

315. Menyanthidis. *Esp.* — Stuttgart selten.

316. Auricoma. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

317. Rumicis. *L.*

318. Euphorbiae. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

319. Euphrasiae. *Borkh.* — Stuttgart selten.

2. Genus Diphtera. Ochs. Tr.

320. Caenobita. *Esp.* (Coenobita. *Tr.*) — In Oberschwaben von Herrn Pfarrer von Wocher gefunden.

321. Ludifica. *L.* — Wie 320.
322. Orion. *Esp.*

3. Genus Bryophila. Tr. (Poecilia. Ochs.)

323. Glandifera. Wien. Verz.
324. Perla. *Fabr.*
325. Algae. *Fabr.* (Spoliatricula. *Hübn. Tr.*) — Selten.
326. Fraudatricula. *Hübn.* — Stuttgart selten.
327. Raptricula. *Hübn.* — Stuttgart häufig.

XXV. Tribus Amphipyrides.

1. Genus Gonoptera. Latr. Dup. (Calpe Tr. Calyptra. Ochs. Steph.)

328. Libatrix. *L.*

2. Genus Spintherops. Boisd. (Amphipyra. Tr.)

329. Spectrum. *Fabr.* — In Oberschwaben nach der Angabe des Herrn Pfarrers von Wocher.

3. Genus Amphipyra. Ochs. (Amph. und Syntomopus Guenée.)

330. Pyramidea. *L.*
331. Perflua. *Fabr.* — Im O.A. Wangen von Herrn Pfarrer von Wocher gefunden.

4. Genus Scotophila. Hübn. (Pyrophila Steph. Philopyra. Guenée. Amphipyra. Tr. und Boisd. früher.)

332. Tetra. *Fabr.* — Reutlingen selten.
333. Tragopogonis. *L.* — Dieser Schmetterling hat mit Pyramidea das gemein, dass er meist in Gesellschaft den Tag über zubringt. Es sitzen oft 30—40 Stück dicht aufeinandergedrängt in Ritzen von Bäumen, Zäunen und Häusern.

5. Genus Mania. Tr. (Man. und Amphipyra. Tr.)

334. Maura. *L.* — In Stuttgart wurde einst eine Varietät gefangen, deren Farbe hellgrau war und ins Fleischfarbige überging.
335. Typica. — Stuttgart und Reutlingen selten.

6. Genus Rusina. Steph. Guen. (Agrotis. Tr. Noctua. Boisd. früher.)

336. Tenebrosa. *Hübn.* — Selten.

XXVI. Tribus Noctuides.

1. Genus Segetia. Steph. (Mythimna. Ochs. Tr. Boisd. früher.)

337. Xanthographa. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten.

2. Genus Cerigo. Steph. (Polia. Tr. Boisd. früher. Mythimna. Tr. Suppl.)

338. Cytherea. *Fabr.* (Texta. *Esp. Tr.*) — Stuttgart und Tübingen selten.

3. Genus Triphaena Tr.

339. Linogrisea. *Fabr.* — Stuttgart selten.

340. Janthina. *Fabr.* — Stuttgart selten.

341. Fimbria. *L.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

342. Orbona. *Fabr.* (Comes. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart selten.

343. Pronuba. *L.*

Var. Innuba. *Tr.* — Stuttgart häufig, ebenso im Kocherthal. Die an andern Orten gemeine Triph. Subsequa konnte ich in Stuttgart und andern Gegenden Württembergs noch nie finden, wogegen Pronuba und ihre Varietät Innuba ungemein zahlreich und vielfach varirend überall angetroffen werden. Die Farbe und Zeichnung der Oberflügel eines Exemplars gleicht nie derjenigen des andern. Triph. Fimbria weicht ebenfalls in Farbe und Zeichnung bedeutend ab und eine prachtvolle Varietät mit olivengrünen Vorderflügeln kommt in Stuttgart nicht selten vor.

4. Genus Chersotis. Boisd. (Agrotis, Noctua und Trachea Tr. Noctua. Boisd. früher.)

344. Porphyrea. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen selten.

345. Plecta. *L.* — Stuttgart häufig.

5. Genus Noctua. Tr.

346. C. Nigrum. *L.*

347. Triangulum. *Tr.* — Stuttgart nicht selten, Reutlingen selten.

348. Rhomboidea. *Esp.* — Stuttgart selten.

349. Depuncta. *Esp.* — Selten.

350. Festiva. Wien. Verz. — Stuttgart und Reutlingen selten.
351. Dahlii. *Hübn.* — Stuttgart selten.
352. Brunnea. *Fabr.*
353. Candelisequa. Wien. Verz. — Stuttgart selten.
354. Baja. *Fabr.* — Selten.

6. Genus Spaelotis. Boisd. (Noctua, Agrotis und Amphipyra. Tr.)

355. Augur. *Fabr.* — Stuttgart selten, Tübingen, Reutlingen nicht selten.
356. Ravida. *Hübn.* — Stuttgart selten.
357. Praecox. *L.* — Stuttgart selten.
358. Lucipeta. *Fabr.* — Stuttgart sehr selten.
359. Pyrophila. *Fabr.* — Stuttgart häufig.

7. Genus Agrotis. Ochs. Tr. (Noctua. Boisd. früher. Agr. und Xylina. Tr.)

360. Suffusa. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.
361. Segetum. Wien. Verz.
362. Exclamationis. *L.*
363. Corticea. Wien. Verz.
364. Tritici. *L.* — Stuttgart selten.
365. Obelisca. Wien. Verz. — Stuttgart häufig.
366. Aquilina. Wien. Verz.
Var. Ruris. *Hübn.* — Stuttgart selten.
367. Fumosa. *Fabr.*
368. Putris. *L.*
369. Crassa. *Hübn.* — Stuttgart selten.

8. Genus Heliophobus. Steph. Guén. (Episema und Hadena. Tr.)

370. Popularis. *Fabr.* — Eine ♀ von durchgängig weissgrauer Farbe erhielt ich unter vielen gewöhnlichen ♀ und ♂ aus der Puppe.

XXVII. Tribus Hadenides.

1. Genus Luperina. Boisd. (Hadena, Apamea, Cleophana und Xylina. Tr. Xylophasia. Steph. Guen.)

371. Leucophaea. *Borkh.*

höchſt ausführlichen und genügenden Commentar den früheren Schemiis in Schatten ſtellt; er betitelte denſelben: „Geſchenk für kundigen Mann als Commentar des Beharistan.“ * Da das Beharistan Dſchami's, dieſes, wie das Gülistan Saadi's, theils in Proſa, theils in Verſen geſchriebene Meiſterwerk bisher der europäiſchen Literatur ſo gut als unbekannt, ſo lohnt es ſich der Mühe, hier von dieſem allein vorzugsweiſe vor dem längſt bekannten Gülistan Saadi's und Pendname Attar's zu ſprechen. Daſſelbe iſt in acht Gärten nach der Analogie der acht Gärten des Paradieſes eingetheilt. Der erſte enthält Kunden von Heiligen und großen Scheichen, nämlich: 1. Dſchuneid, 2. Abdallah Anßari, 3. Sirri Sakati, 4. Manßur Halladſch, 5. Ebu Haſchim der Sſofi, 6. Solum der Aegypter, 7. Fadil Ben Ajadh, 8. Karchi, 9. Schubli, 10. Ebuſaid Charas, 11. Ebubekr Waſithi, 12. Ebu Ali Dokak, 13. Ebul Haſan Charkani, 14. Ebuſaid Fadhlallah, 15. Beſcher Hafis, 16. Schakik Balchi, 17. Juſuf Ben el-Huſein Raſi, 18. Ebubekr Werrak, 19. Ibrahim Chawwaſi, 20. Ebu Ali Rudbari, 21. Ebu'l Abbas Kaßßab d. i. der Fleiſcher, 22. Ebu Huſein Haßri, 23. Chodſcha Juſuf Imnes Saka, 24. Abdel Chalik Ghidſchdewani, 25. Chodſcha Ali Ramtini, 26. Chodſcha Behaeddin der Nakſchbende. Der zweite Garten von den Philoſophen, eine Sammlung von Weisheitsworten und Anekdoten; der dritte Garten von der Regierung und Herrſchaft mit verſchiedenen, auf die Eigenſchaften der Herrſcher ſich beziehenden Geſchichten. Der vierte Garten (S. 232) von der Freigebigkeit und Großmuth; der fünfte Garten (S. 279) von Liebe und Freundſchaft; der ſechste Garten (S. 345) von Scherzen und Schwänken, ein halbes Hundert von Anekdoten; der ſiebente Garten der der Dichter; der achte Garten Anekdoten von Stummen d. i. Fabeln und Apologen, zwanzig an der Zahl; die letzten ſind aus der Anthologia persica bekannt, da dieſe aber von den ſiebenunddreißig Dichtern, welche der ſiebente Garten enthält, nur eilf aufgenommen hat, ſo gewährt dieſer Garten noch eine reiche Ausbeute für perſiſche Literaturgeſchichte und Anthologie. Die Dichter, von denen hier Kunden und Verſe mitgetheilt werden, ſind: 1. Rudegi, 2. Dakiki, 3. Ammar, 4. Anßari, 5. Aßdſchedi, 6. Ferruchi,

* Hedijetul irfan der -cherhi Beharistan.

372. Cespitis. Wien. Verz. — Stuttgart ziemlich selten.
373. Testacea. Wien. Verz.
374. Infesta. *Ochs. Tr.* — Tübingen selten.
375. Virens. *L.* — Besonders an Distelblüthen fliegend.
376. Lateritia. *Esp.*
377. Rurea. *Fabr.*
378. Pinasti. *L.* — Stuttgart und Reutlingen ziemlich häufig.
379. Lithoxylea. Wien. Verz.
380. Polyodon. *L.*
381. Conspicillaris. *L.* — Stuttgart gemein, Reutlingen selten.
382. Basilinea. *Fabr.*
383. Gemina. *Tr.* — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen häufig.
384. Didyma. *Tr.* — Vielfache Varietäten, worunter sich besonders eine auszeichnet, die eine breite hellgelbliche Zeichnung, ähnlich wie bei der in unseren Gegenden nicht vorkommenden Lup. Ophiogramma, auf den Vorderflügeln hat und auf keine Weise mit Didyma übereinkommt.
385. Nictitans. *L.* — Stuttgart selten, Reutlingen häufig.

2. Genus Apamea. Tr. (Miana. Steph.)

386. Strigilis. *L.*
Var. Latruncula. Wien. Verz.
387. Furuncula. *L.* — Stuttgart selten, Tübingen nicht selten.

3. Genus Hadena. Tr. (Had. Agrotis, Mamestra, Cleophana, Phlogophora, Xylina. Tr.)

388. Persicariae. *L.* — Stuttgart und Reutlingen häufig.
389. Brassicae. *L.*
390. Suasa. Wien. Verz.
391. Oleracea. *L.*
392. Pisi. *L.*
393. Petrorhiza. *Borkh.* — Stuttgart häufig.
394. Chenopodii. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen. Um Stuttgart früher ungemein zahlreich, seit 10 Jahren aber nur einzeln vorkommend, ja sogar selten.

395. Dentina. *L.*

396. Saponariae. *Esp.* — Stuttgart und Tübingen selten.

397. Atriplicis. *L.* — Selten.

398. Satura. Wien. Verz. — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen häufig.

399. Adusta. *Esp.*

400. Thalassina. *Borkh.*

401. Genistae. *Borkh.*

402. Contigua. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

403. Convergens. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten.

404. Protea. *Esp.*

4. Genus Phlogophora. Tr.

405. Lucipara. *L.*

406. Scita. *Hübn.* — Bei Reutl. am Fusse der Alp selten.

407. Meticulosa. *L.*

5. Genus Aplecta. Guén. (Polia. Tr. Boisd. früher.)

408. Advena. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten.

409. Tincta. *Borkh.* — Reutlingen selten.

410. Nebulosa. *Tr.*

411. Occulta. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen selten.

412. Herbida. *Hübn.* — Fand ich im Jahr 1840 auf dem Schwarzwald, in neuerer Zeit wurde sie auch von Herrn Keller bei Reutlingen entdeckt.

6. Genus Agriopis. Boisd. (Miselia. Tr. Steph. Chariptera. Guén.)

413. Aprilina. *L.*

7. Genus Miselia. Tr. (Mis. und Chariptera. Guén. Valeria. Germ. Steph.)

414. Oleagina. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

415. Oxyacanthae. *L.*

416. Culta. — Selten. Ich fand die Raupe auch im Kocher- und Jaxtthal.

8. Genus Dianthoecia. Guén. (Polia, Hadena, Xanthia und Miselia. Tr.)

417. Conspersa. W. V. — Stuttgart selten.

418. Comta. *Fabr.*

419. Capsincola. *Esp.*

420. Cucubali. W. V.

421. Carpophaga. *Borkh.* (Perplexa. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

9. Genus Polia. Tr.

422. Dysodea. W. V.

423. Serena. *Fabr.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen selten.

424. Chi. *L.*

425. Flavicincta. *Fabr.* — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten.

10. Genus Thyatira. Ochs. Tr.

426. Batis. *L.*

427. Derasa. *L.* — Tübingen und Reutlingen selten.

XXVIII. Tribus Leucanides.

1. Genus Leucania. Ochs. Tr.

428. Conigera. *Fabr.* — Tübingen, Reutlingen selten.

429. Albipuncta. *Fabr.*

430. Lithargyrea. *Esp.* — Stuttgart und Tübingen ziemlich häufig.

431. Comma. *L.* — Selten am unteren Neckar.

432. L. Album. *L.*

433. Obsoleta. *Hübn.* — Stuttgart ziemlich selten.

434. Impura. *Hübn.* — Stuttgart selten.

435. Pallens. *L.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

2. Genus Nonagria. Tr. Ochs.

436. Extrema. *Hübn.* (Junci. *Boisd?*) — Stuttgart selten. Von diesem im südlichen Deutschland sonst so zahlreich repräsentirten Genus mögen wohl in sumpfigen Gegenden des Landes, namentlich in manchen Theilen Oberschwabens, von woher überhaupt wenig Berichte über die daselbst vorkommenden Insekten vorliegen, mehrere Arten vorkommen.

XXIX. Tribus Caradrinides.

1. Genus Caradrina. Ochs. Tr.

437. Bilinea. *Hübn.* — Selten an verschiedenen Orten.

438. Trilinea. W. V.

439. Plantaginis. *Hübn.* (Ambigua. W. V. *Tr.*) — Um Stuttgart häufig.

440. Blanda. *Hübn.* — Stuttgart selten, Tübingen häufig.

441. Alsines. *Borkh.* — Stuttgart und Tübingen häufig.

442. Morpheus. *View.* — Stuttgart ziemlich selten.

443. Cubicularis. W. V. — Erscheint oft zahlreich in den Häusern im Monat August.

XXX. Tribus Orthosides.

1. Genus Orthosia. Ochs. Tr. (Orth. und Noctua. Tr.)

444. Gothica. *L.*

445. Litura. *L.* — Stuttgart häufig, sonst selten.

446. Neglecta. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen selten. Von Herrn Professor Hepp in Tübingen wurde die nach Treitschke noch unbekannte Raupe beobachtet. Derselbe fand sie auf einem mit Haidekraut, Geissklee, Ginster u. s. w. bedeckten Boden in Gesellschaft von Oleagina, Genistae, Contigua, Caecimacula u. s. w. und zog sie mit Geissklee auf. In der Jugend ist sie grün, ändert aber später ihre Farbe, verpuppt sich im Sommer in der Erde, hat eine hellbraune Puppe mit kleiner Spitze und schlupft in der Mitte oder gegen Ende August aus. Die frischen Exemplare haben einen hübschen Anflug von röthlicher Farbe, besonders um die Mackeln. Ich selbst beobachtete den Schmetterling im ersten Frühling bei Stuttgart; er musste also überwintert haben, wie so viele dieser Gattung, in die er auch der Anordnung von Boisduval zu Folge, am besten passt.

447. Caecimacula. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.

448. Gracilis. *Fabr.*

449. Laevis. *Hübn.* — Stuttgart nicht häufig.

450. Nitida. *Fabr.* — Reutlingen selten.

451. Pistacina. *Fabr.*

452. Rubricosa. *Fabr.* — Selten.
453. Macilenta. *Tr.* — Stuttgart selten.
454. Munda. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Reutlingen selten.
455. Instabilis. *Fabr.*
456. Ypsilon. W. V.
457. Lota. *L.*
458. Populeti. *Fabr.* — Stuttgart selten.
459. Stabilis. *Hübn.*
460. Miniosa. *Fabr.* — Stuttgart gemein, Tübingen und Reutlingen selten.
461. Ambigua. *Hübn.* (Cruda. W. V. *Tr.*)

2. Genus Trachea. Ochs. Tr. (Achatea Steph.)

462. Piniperda. *Esp.*

3. Genus Cosmia. Ochs. Tr.

463. Diffinis. *L.* — Stuttgart selten.
464. Affinis. *L.* — Stuttgart nicht selten.
465. Pyralina. W. V.
466. Trapezina. *L.*
467. Fulvago. W. V. — Stuttgart nicht selten.

4. Genus Mesogona. Boisd. (Cosmia. Tr. Mythimna. Boisd. früher.)

468. Acetosellae. *L.* — Stuttgart nicht selten.

5. Genus Gortyna. Tr. (Gort. und Cosmia. Tr. Xanthia. Boisd. früher.)

469. Cuprea. Wien. V. — Stuttgart und Reutlingen selten.
470. Flavago. *Esp.*

6. Genus Xanthia. Tr. (Xanth. und Cosmia. Tr.)

471. Ferruginea. W. V. — Stuttgart gemein, Tübingen und Reutlingen selten.
472. Rufina. *L.*
473. Ambusta. W. V. — Stuttgart selten.
474. Aurago. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich häufig, Alp selten.
475. Silago. *Hübn.* — Stuttgart häufig.
476. Cerago. W. V. — Stuttgart gemein.
Var. Flavescens. *Borkh.* — Stuttgart ziemlich häufig.

477. Gilvago. *Fabr.* — Stuttgart sehr häufig.
Var. Palleago. *Tr.* — Stuttgart und Reutlingen selten.
478. Citrago. *L.*

7. Genus Hoporina. Boisd. (Xanthia. Tr. Boisd. früher. Dup.)

479. Croceago. *Fabr.* — Ueberwinterte Exemplare fand ich sehr zahlreich an dürren Blättern von jungen Eichbäumen sitzend zur Zeit, wo es Miniosa gibt. Von dem Genus Xanthia traf ich nie eine Art im Frühling.

8. Genus Dasycampa. Guén. (Cerastis Tr. Boisd. früher.)

480. Rubiginea. W. V. — Stuttgart und Tübingen selten.

9. Genus Cerastis. Tr. (Glaea. Steph. Mecoptera. Guén. Scopelosoma. Curt.)

481. Vaccinii. *L.* — Ebenfalls wie die meisten dieser Gattung als Schmetterling überwinternd und in den mannichfachsten Varietäten vorkommend, so dass beinahe kein Exemplar dem andern gleicht. Die Farbe wechselt vom hellen Gelb und Aschgrauen bis ins dunkelste rothbraun, mit sehr deutlicher und oft ohne alle dunklere Zeichnung.

482. Erythrocephala. W. V. — Stuttgart selten.
Var. Glabra. W. V. — Stuttgart selten.

483. Silene. W. V. — Stuttgart und Tübingen ziemlich häufig.

484. Satellitia. *L.*

485. Serotina. *Ochs. Tr.* — Stuttgart und Tübingen selten. Die Raupe, welche in manchen Jahren um Stuttgart haufig gefunden wird, lebt keineswegs unter Steinen verborgen, wie Manche angeben; in beinahe ganz ausgewachsenem Zustande fand ich sie mehrmals auf der Feuerbacher Haide an niederen Schlehenstämmchen am Rande des Waldes sitzend; sie konnte mit gewöhnlichen Salatblättern ernährt werden. Wegen ihrer bedeutenden Grösse scheint sie leicht dem Stiche von Schlupfwespen ausgesetzt zu sein, so dass ich selbst nie eine bis zur Entwickelung zum Schmetterling brachte. Wie die Raupe von Satellitia, ist sie eine Mordraupe; eine grosse Raupe von Chaonia wurde von einer solchen in kurzer Zeit beinahe ganz aufgefressen.

XXXI. Tribus Xylinides.

1. Genus Xylina. Tr.

486. Vetusta. *Hübn.* — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten.

487. Exoleta. *L.*

488. Conformis. *Fabr.* — Stuttgart häufig, Reutlingen selten.

489. Rhizolita. *Fabr.*

490. Petrificata. *Fabr.*

491. Oculata. *Germ.* — Stuttgart häufig.

2. Genus Cloantha. Boisd. (Cleophana. Tr.)

492. Hyperici. *Fabr.* — Stuttgart selten.

493. Perspicillaris. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.

494. Radiosa. *Tr.* — Auf der Alp selten.

3. Genus Cleophana Tr.

495. Linariae. *Fabr.*

4. Genus Chariclea. *Kirby. Steph.* (Xylina. Tr. Heliothis Tr. Suppl.)

496. Delphinii. *L.* — Von Herrn Pfarrer von Wocher in Christazhofen gefunden.

5. Genus Cucullia. Ochs. Tr. Dup. Steph.

497. Abrotani. W. V. — Stuttgart nicht selten.

498. Absynthii. *L.* — Stuttgart seltener als die vorige.

499. Umbratica. *L.*

500. Lactucae. *Esp.*

501. Lucifuga. *Esp.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

502. Asteris. *Fabr.* — Stuttgart sehr häufig, Tübingen selten.

503. Thapsifaga. *Tr.* Tübingen selten.

504. Scrophulariae. *Ramb. Hübn.*

505. Verbasci. *L.*

XXXII. Tribus Plusides.

1. Genus Abrostola. Ochs. Tr. Suppl.

506. Urticae. *Hübn.*
507. Triplasia. *L.*

2. Genus Chrysoptera. Latr. Dup. (Plusia. Tr.)

508. Moneta. *Fabr.* — Stuttgart und Tübingen selten.

3. Genus Plusia. Ochs. Tr. Latr.

509. Illustris. *Fabr.* — Tübingen nicht selten.
510. Festucae. *L.* — Stuttgart ziemlich selten.
511. Chrysitis. *L.*
512. Orichalcea. *Fabr.* — Von Herrn Pfarrer von Wocher in Christazhofen gefunden.
513. Bractea. *Fabr.* — Bei Tübingen ziemlich selten. Wurde auch schon auf dem Schwarzwald gefunden.
514. Jota. *L.* — Stuttgart und Tübingen selten.
515. Gamma. *L.*
516. Interrogationis. *L.* — Schwarzwald selten.

XXXIII. Tribus Heliothides.

1. Genus Anarta. Ochs. Tr.

517. Myrtilli. *L.*
518. Cordigera. *Thunb. Esp.* — Nur in Oberschwaben selten.
519. Arbuti. *Fabr.* (Heliaca. *Hübn. Tr.*)

2. Genus Heliothis. Ochs. Tr.

420. Ononis *Fabr.* — Stuttgart selten.
421. Dipsacea. *L.*
422. Marginata. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich häufig, Tübingen selten.

XXXIV. Tribus Acontides.

1. Genus Acontia. Ochs. Tr.

523. Solaris. W. V. — Stuttgart selten.
524. Luctuosa. W. V.

XXXV. Tribus Catocalides.

1. Genus Catephia. Ochs. Tr.

525. Leucomelas. W. V. — Stuttgart ziemlich selten.
526. Alchymista. *Fabr.* — Stuttgart selten.

2. Genus Catocala. Ochs. Tr.

527. Fraxini. *L.* — Im ganzen Land verbreitet, mehr oder weniger häufig. Um Stuttgart in manchen Jahren in grosser Menge.
528. Elocata. *Esp.* — Stuttgart nicht selten, Tübingen und Reutlingen selten.
529. Nupta. *L.*
530. Dilecta. *Hübn.* — Stuttgart selten.
531. Sponsa. *L.*
532. Promissa. *Fabr.*
533. Electa. *Borkh.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.
534. Agamas. *Hübn.* — Soll in Stuttgart nach glaubwürdigen Aussagen gefunden worden sein an einem Eichbaume sitzend; ich selbst habe aber den Schmetterling oder die Raupe nie beobachtet.
535. Paranympha. *L.*

3. Genus Ophiusa. Ochs. Tr.

536. Lunaris. *Fabr.* — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten. In Stuttgart wurde er stets zur Zeit wenn es Agl. Tau gibt, beobachtet.
537. Pastinum. *Tr.* — Stuttgart nicht selten.
538. Lusoria. *L.* — Stuttgart selten.
539. Viciae. *Hübn.* — Selten.
540. Craccae. *Fabr.* — Stuttgart ziemlich selten.

XXXVI. Tribus Noctuophalaenides.

1. Genus Euclidia. Ochs. Tr.

541. Mi. *L.*
542. Glyphica. *L.*

2. Genus Brephos. Ochs. Tr.

543. Parthenias. *L.*

544. Notha. *Hübn.*

545. Puella. *Esp.* — Stuttgart selten.

3. Genus Anthophila. Tr. (Anth. und Erastria. Tr.)

546. Aenea. Wien. Verz.

547. Argentula. *Borkh.* — Stuttgart selten.

4. Genus Agrophila. Boisd. (Anthophila und Erastria Tr.)

548. Sulphurea. *Hübn.*

549. Unca. W. V. — Stuttgart ziemlich selten.

5. Genus Erastria. Tr. (Acosmetia. Curt.)

550. Fuscula. W. V.

551. Atratula. *Borkh.*

GEOMETRAE.

1. Genus Geometra. Tr. Dup.

552. Papilionaria. *L.* — Stuttgart häufig, Reutlingen selten.

2. Genus Phorodesma. Boisd. (Geometra. Tr. Geom. und Hemithea. Dup.)

553. Bajularia. *Esp.* — Stuttgart selten.

3. Genus Hemithea. Dup. (Geometra. Tr.)

554. Cythisaria. W. Verz.

555. Vernaria. W. V. — Stuttgart und Tübingen selten.

556. Viridaria. *Hübn.* (— ata *Tr.*)

557. Aeruginaria. W. V.

558. Putataria. *L.* — Stuttgart selten.

559. Aestivaria. *Esp.*

560. Buplevraria. W. V. — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

4. Genus Metrocampa. Latr. Dup. (Ellopia. Tr.)

561. Fasciaria. *L.*

Var. Prasinaria. *Hübn.* — Stuttgart gemein.

562. Margaritaria. *L.*

7. Firdewſi, 8. Naßir Chosrew, 9. Eſraki, 10. Moiſi, 11. Abdul-Waſii Dſchebeli, 12. Edib Sſabir, 13. Enweri, 14. Wathwath, 15. Amiki, 16. Suſeni, 17. Chakani, 18. Fochr Dſchordſchani, 19. Sahireddin Farjabi, 20. Niſami, 21. Kemal Ismail, 22. Selman Sawedſchi, 23. Mohammed Aaßar, 24. Saadi, 25. Hafis, 26. Kemal Chodſchendi, 27. Chosrew Dehlewi, 28. Amad Fakih, 29. Chodſchu, 30. Naßir Bochari, 31. Iſmet, 32. Binaketi, 33. Chijali, 34. Aſeri, 35. Kjatibi, 36. Schohd, 37. Aarafi.

Die Kunde von dieſen ſiebenunddreißig Dichtern ſowohl als von den ſechsundzwanzig Scheichen ſind ein koſtbarer Beitrag zur Geſchichte perſiſcher Sſofi und Poeten. Der grammatikaliſche und proſodiſche Commentar iſt nicht ſo ausführlich wie der Sudi's zum Gülistan und Ismail Hakki's zum Pendname, aber doch hinlänglich, und der ſächliche enthält manches Neues, ſo z. B. bemerken wir nach demſelben, daß der urſprüngliche Name des gerechteſten der perſiſchen Könige nicht, wie er gewöhnlich geſchrieben und ausgeſprochen wird, Nuſchirwan, ſondern Nuſchinrewan oder noch eigentlicher Nuſchini-rewan lautet. So heißt es S. 182:

Er, der Prophet, der zu der Zeit Nuſchinrewan's
Das Auge des Geſichts, die Lampe war der Welt
Er ſprach: ich bin von Ungerechtigkeiten frei,
Weil ich geboren bin zur Zeit Nuſchinrewan's.

S. 198 werden mit dem Neweus (dem perſiſchen Frühlingsfeſte) die Oſtereier in Verbindung geſetzt, welche alſo das Symbol der in das Zeichen des Frühlings tretenden Sonne; daß Horus auf hieroglyphiſchen Gemälden oder Steinen, als das Symbol der wachſenden Sonne, ſich in einem rothen Ei befindet, iſt bekannt. Ein für die Proſodie höchſt wichtiger Beitrag iſt S. 393 die ausführliche Erörterung des Unterſchiedes zwiſchen dem Vierers (Rubai) und dem Bruchſtücke (Kitaa). Es iſt ſeltſam, daß trotz des Erſcheinens dieſer Commentare dreier Meiſterwerke perſiſcher Dichtkunſt noch bis heute kein einziges Werk türkiſcher Poeſie aus der Druckerei Konſtantinopels hervorgegangen, wiewohl ſchon in der Staatszeitung vom 22. Oktober 1833 die vier Diwane: Wehbi's, Suriri's, Kjani's und Ghalib's auf Subſcription angekündiget worden. Hammer-Purgſtall.

5. Genus Urapteryx. Kirby. Leach. Steph. Dup. (Acaena Tr.)

563. Sambucaria. *L.*

6. Genus Rumia. Dup. (Ennomos. Tr.)

564. Crataegaria. *Hübn.* (— ata. *L. Tr.*)

7. Genus Ennomos. Dup. Tr.

565. Syringaria. *L.*

566. Dolabraria. *L.*

567. Apiciaria. W. V. — Stuttgart und Tübingen häufig.

568. Parallelaria. W. V. — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten.

569. Advenaria. *Esp.* — Stuttgart selten.

570. Lunaria. W. V. — Stuttgart häufig.

571. Delunaria. *Hübn.* — Stuttgart ziemlich selten.

572. Illunaria. W. V.

573. Illustraria. *Hübn.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

574. Angularia. W. V.

575. Erosaria. W. V.

576. Tiliaria. *Hübn.* — Stuttgart häufig.

577. Alniaria. *L.* — Stuttgart gemein, Tübingen und Reutlingen selten.

578. Dentaria. *Esp.* — Stuttgart und Alp selten.

579. Prunaria. *L.*

8. Genus Himera. Dup. (Crocallis Tr.)

580. Pennaria. *L.*

9. Genus Crocallis. Tr. Dup.

581. Elinguaria. *L.*

10. Genus Aventia. Dup. (Ennomos. Tr. Platypterix. Lasp.)

582. Flexularia. *Hübn.*

11. Genus Macaria. Curtis. Steph. (Ennomos. Tr. Philobia. Dup.)

583. Notataria. *Esp.*

584. Alternaria. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen.

585. Lituraria. *Hübn.*

586. Signaria. *Hübn.* — Stuttgart häufig.

12. Genus Halia. Dup. (Fidonia. Tr.)

587. Wavaria. *L.*

13. Genus Aspilates. Tr. (Asp. Ennomos und Idaea. Tr. Asp. und Pellonia Dup.)

588. Vibicaria. *L.*

589. Purpuraria. *L.* — Stuttgart selten.

590. Adspersaria. *Borkh.* — Stuttgart gemein, Tübingen selten.

591. Gilvaria. W. V. — Stuttgart und Tübingen selten.

14. Genus Ploseria. Boisd. (Fidonia. Tr. Numeria. Dup.)

592. Diversaria. *Hübn.* (— ata. *Tr.*)

15. Genus Numeria. Dup. (Fidonia. Tr.)

593. Pulveraria. *L.* — Selten.

594. Capreolaria. *Fabr.* — Stuttgart selten.

16. Genus Fidonia. Tr. Dup.

595. Plumaria. W. V. — Stuttgart und Tübingen selten.

596. Piniaria. *L.*

597. Atomaria. *L.*

17. Genus Eupisteria. Boisd. (Fidonia. Tr. Dup.)

598. Quinquaria. *Hübn.* (Pinetaria. *Tr.*) — Stuttgart und auf dem Schwarzwald selten.

599. Hepararia. *Hübn.*

18. Genus Speranza. Curt. (Fidonia. Tr. Dup.)

600. Conspicuaria. *Esp.* — Kniebis.

601. Roraria. *Esp.* (Spartiaria. *Tr.*) — Auf dem Schwarzwald häufig.

19. Genus Anisopteryx. Steph. (Fidonia. Tr. Hibernia. Dup.)

602. Aescularia. W. V.

20. Genus Hibernia. Latr. Dup. (Fidonia und Amphidasis. Tr. Hib. und Phigalia. Dup.)

603. Aceraria. W. V. — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

604. Rupicapraria. W. V. — Stuttgart selten.

605. Aurantiaria. *Esp.* — Stuttgart gemein, Reutlingen selten.

606. Progemmaria. *Hübn.*

607. Defoliaria. *L.* — Die Raupe desselben verwüstete im Jahr 1843 die Obstbäume auf grosse Strecken in Württemberg. Vorher war weder die Raupe noch der Schmetterling nie so zahlreich, und die Verwüstungen geschahen sonst nur durch Neustria oder Brumaria. Da der Schmetterling wie der letztere im Spätherbste erscheint (doch etwa 8 — 10 Tage früher) und das ♀ ungeflügelt ist, so kann er ebenfalls durch Pechgürtel vertilgt werden.

608. Leucophaearia. W. V.

609. Bajaria. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen häufig.

610. Pilosaria. W. V. — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

21. Genus Nyssia. Dup. (Amphidasis. Tr.)

611. Hispidaria. W. V. — Reutlingen selten.

612. Zonaria. W. V. — Heilbronn gemein, Stuttgart und Tübingen selten.

613. Pomonaria. — Selten.

22. Genus Amphidasis. Tr. Dup.

614. Hirtaria. *L.*

615. Betularia. *L.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

616. Prodromaria. *Fabr.*

23. Genus Boarmia. Tr. Dup. (Boarm. und Acidalia. Tr.)

617. Repandaria. W. V.

618. Roboraria. W. V. — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

619. Consortaria. *Fabr.*

620. Rhomboidaria. W. V. — Stuttgart gemein, Tübingen und Reutlingen selten.

621. Abietaria. W. V. — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

622. Secundaria. W. V. — Stuttgart nicht selten.

623. Cinctaria. W. V. — Stuttgart gemein, Tübingen und Reutlingen selten.

624. Viduaria. W. V. — Selten.
625. Lichenearia. W. V.

24. Genus Tephrosia. Boisd. (Boarmia Tr. Steph. Dup. Gnophos. Tr.)

626. Crepuscularia. W. V.
627. Consonaria. *Hübn.* — Stuttgart häufig.
628. Extersaria. *Hübn.* — Selten.
629. Punctularia. *Hübn.* (— ata. *Tr.*)

25. Genus Elophos. Boisd. (Gnophos. Tr. Dup.)

630. Dilucidaria. W. V. — Alp selten.
631. Obfuscaria. *Hübn.* (— ata. *Tr.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

26. Genus Gnophos. Tr. Dup.

632. Furvaria. *Hübn.* (— ata *Tr.*) — Alp, Tübingen und Reutlingen selten.
633. Obscuraria. *Hübn.* (— ata *Tr.*) — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten.

27. Genus Mniophila. Boisd. (Boarmia. Tr. Dup.)

634. Corticaria. *Hübn.* Stuttgart nicht häufig.

28. Genus Boletobia. Boisd. (Gnophos. Tr. Dup.) Fidonia. Steph.)

635. Carbonaria. W. V. — Stuttgart häufig.

29. Genus Eubolia. Dup. (Aspilates, Idaea, Cidaria und Larentia. Tr. Eub. und Phasiana. Dup.

636. Artesiaria. W. V. Stuttgart selten.
637. Palumbaria. W. V.
638. Mensuraria. W. V.
639. Moeniaria. W. V.
640. Bipunctaria. W. V.
641. Vespertaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*) — Tübingen nicht selten.
642. Scapraria. *Tr.* — Stuttgart ziemlich häufig.
643. Miaria. W. V.
644. Ferrugaria. W. V.

645. Quadrifasciaria. W. V. — Stuttgart selten.

646. Ligustraria. *Tr.* — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

30. Genus Anaitis. Dup. (Larentia und Aspilates. Tr.)

647. Plagiaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

648. Praeformaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn.* Cassiata. *Tr.*) — Tübingen und Reutlingen selten.

31. Genus Larentia. Tr. Dup. (Lar. und Acidalia. Tr.)

649. Dubitaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

650. Certaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*)

651. Rhamnaria. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*)

652. Vitalbaria. (— ata. *Tr.*) — Tübingen selten. Herr Professor Hepp fand die noch nicht beschriebene Raupe. Sie lebt Ende Juli auf Clematis erecta und viticella in Gärten und verpuppt sich in einem leichten Gespinnste in der Erde. Länge: Ungefähr 1 Zoll. Grundfarbe: Lilla, gegen die Zeit der Verpuppung lichter. Am Kopf und gegen die Schwanzklappe läuft eine gerade dunkle Linie; dieselbe bricht über dem Rücken ab, wo sich fünf dunkle Ringe oder Kreise finden, von denen sich auf beiden Seiten feine, aufwärts gehende Seitenlinien gegen die Füsse hinziehen. Der Schmetterling erscheint regelmässig im nächsten Jahr.

653. Vetularia. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

654. Undularia. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.* — Selten.

655. Bilinearia. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

656. Tersaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

657. Petraria. *Esp.* — Stuttgart ziemlich selten.

658. Lineolaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Tübingen nicht selten.

659. Psittacaria. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*)

660. Coraciaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart und unteres Neckarthal.

661. Dilutaria. *Boid.* (— ata. W. V. *Tr.*)

662. Brumaria. *Esp.* (— ata. *L. Tr.*) — Die Raupe (Kaiwurm) als Zerstörer der Obstbaumblüthen bekannt.

32. Genus Lobophora. Curtis. (Amathia. Dup. Acidalia. Tr.)

663. Hexapteraria. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*)

664. Sexalaria. *Boisd.* (— ata. *Borkh. Tr.*) — Stuttgart selten.

33. Genus Eupithecia. Curt. (Larentia. Tr. Dup.)

665. Pimpinellaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

666. Centaurearia. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart selten.

667. Exiguaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart selten.

668. Innotaria. *Boisd.* (— ata. *Borkh. Tr.*)

669. Venosaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart und Tübingen selten.

670. Valerianaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart häufig.

671. Linaria. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

672. Strobilaria. *Boisd.* (— ata. *Borkh. Tr.*)

673. Rectangularia. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*)

674. Cydoniaria. *Boisd.* (— ata. *Tr.*) — Stuttgart selten.

675. Inturbaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart häufig.

34. Genus Cidaria. Tr. Dup. (Cid. Larentia, Chesias, Acidalia. Tr.)

676. Achatinaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen häufig.

677. Popularia. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

678. Marmoraria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Schwarzwald.

679. Pyraliaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart und Schwarzwald.

680. Chenopodiaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*) — Stuttgart selten.

681. Fulvaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

682. Juniperaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.* — Stuttgart und Oberschwaben nicht selten.

683. Variaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

684. Ruptaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart und Tübingen selten.

685. Firmaria. *Hübn.* — Tübingen selten.

686. Sinuaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Tübingen und Reutlingen häufig.

687. Rubidaria. *Boisd.* (— W. V. *Tr.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

688. Badiaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

689. Berberaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

690. Derivaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart gemein, Tübingen und Reutlingen selten.

691. Suffumaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart häufig, Tübingen und Reutlingen selten.

692. Ribesiaria. *Boisd.* (Prunata. *L. Tr.*) — Boisduval änderte den Namen, weil schon ein anderer Spanner Prunaria heisst.

693. Silacearia. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart selten.

694. Russaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

695. Elutaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*)

696. Impluviaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart häufig.

697. Propugnaria. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

698. Viretaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Wie beim vorigen.

699. Frustraria. *Boisd.* (— ata *Tr.*) — Ebenso.

700. Olivaria. *Tr.* — Ebenso.

701. Picaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart häufig.

35. Genus Melanippe. Dup. (Acidalia, Cidaria, Zerene. Tr.)

702. Macularia. *L.* (— ata. *Fabr. Tr.*)

703. Marginaria. *Hübn.* (— ata. *L. Tr.*)

704. Hastaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

705. Tristaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

706. Rivularia. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart häufig, Tübingen selten.

707. Rivaria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Auf der Alp selten.

708. Alchemillaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

36. Genus Melanthia. Boisd. (Zerene, Acidalia und Cidaria Tr.)

709. Montanaria. *Tr.*

710. Ocellaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*) — Stuttgart selten, Reutlingen und Tübingen häufig.

711. Fluctuaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

712. Blandiaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Tübingen und Reutlingen häufig.

713. Rubiginaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

714. Procellaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart häufig, Reutlingen selten.

715. Adustaria. *Boisd.* (— ata. W. V. *Tr.*)

716. Albicillaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

37. Genus Zerene, Dup. Tr. (Xerene. Steph.)

717. Grossularia. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*)

38. Genus Cabera. Dup. Tr. (Cab. und Fidonia. Tr. Corycia. Dup.)

718. Taminaria. *Hübn.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart nicht selten, Tübingen und Reutlingen selten.

719. Pusaria. *L.*

720. Exanthemaria. *Esp.*

721. Strigillaria. *Esp.* — Stuttgart und Alp häufig.

722. Cararia. — Untere Neckargegend nicht selten.

723. Ononaria. *Borkh.* — Stuttgart selten.

39. Genus Ephyra. Dup. (Cabera. Tr.)

724. Trilinearia. *Borkh.*

725. Punctaria. *L.* — Stuttgart selten, Tübingen und Reutlingen nicht selten.

726. Poraria. *Tr.* — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

727. Pendularia. *L.*

728. Omicronaria. W. V.

40. Genus Acidalia. Tr. Dup. (Acid. Zerene, Larentia, Idaea, Fidonia, Cabera und Ennomos. Tr. Acid. und Dosythea. Dup.)

729. Temeraria. *Hübn.* (— ata. W. V. *Tr.*) — Selten.

730. Ornataria. *Esp.* (— ata. W. V. *Tr.*)

731. Immutaria. *Hübn.* (— ata. *Tr.*)

732. Incanaria. *Hübn.* (— ata. *Tr.*)

733. Rusticaria. *Dup.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Stuttgart häufig.

734. Scutularia. *Hübn.* (— ata. *Tr.*) — Tübingen und Reutlingen nicht selten.

735. Bisetaria. *Dup.* (— ata. *Tr.*)

736. Auroraria. *Hübn.* — Stuttgart selten.

737. Aureolaria. *Fabr.* — Stuttgart häufig.

738. Ochrearia. *Hübn.* — Tübingen und Reutlingen häufig.

739. Rufaria. *Hübn.* — Wie der vorige.

740. Rubicaria. *Hübn.*

741. Ossearia. *Hübn.* (— ata. W. V. *Tr.*)

742. Lutearia. *Hübn.* — Selten.

743. Decoloraria. *Boisd.* (— ata. *Hübn. Tr.*) — Alp selten.

744. Albularia. *Boisd.* (— ata. *Fabr. Tr.*)

745. Candidaria. *Hübn.* (— ata. W. V. *Tr*).

746. Glarearia. W. V. — Tübingen selten.

747. Immoraria. *Hübn.* (— ata. *L. Tr.*)

748. Sylvestraria. *Borkh.* (— ata. *Tr.*

749. Remutaria. *Hübn.* (— ata. *L. Tr.*) — Stuttgart selten.

750. Aversaria. *Hübn.* (— ata. *L. Tr.*)

751. Emarginara. *Hübn.* — Stuttgart und Tübingen selten.

752. Prataria. *Boisd.* (— Strigillata. W. V. *Tr.*) — Stuttgart gemein.

41. Genus Timandra. Dup. (Ennomos. Tr. Bradyepetes. Steph.)

753. Amataria. *L.*

42. Genus Strenia. Dup. (Fidonia. Tr. Macaria. Curt.)

754. Clathraria. *Hübn.* (— ata. *L. Tr.*)

43. Genus Siona. Dup. (Idaea. Tr.)

755. Dealbaria. *Hübn.* (— *L. Tr.*) — Herr Keller gibt folgendes über die Raupe dieses Spanners an: sie lebt im Mai auf hohen Gräsern, an denen sie unten an der Erde sitzt; sie erreicht eine Grösse von einem Zoll und ist ziemlich dick. Die Farbe ist gelblich-weiss, mit zwei weissen Längslinien an der Seite. Die Puppe ruht in einem gelblichen Gespinnste, das dem der Zyg. Trifolii gleicht und an Gräsern hängt; sehr leicht kann es mit diesem verwechselt werden. Sie ist sehr lebhaft und dreht sich bei der geringsten Erschütterung spindelförmig herum; die Entwickelung erfolgt nach drei Wochen.

44. Genus Odezia. Boisd. (Psodos und Minoa. Tr. Tanogra Dup)

756. Chaerophyllaria. *Boisd.* (— ata. *L. Tr.*) — Schwarzwald, Tübingen und Reutlingen.

45. Genus Torula. Boisd. (Psodos. Tr. Dup.)

757. Equestraria. *Esp.* (Alpinata. W. V. *Tr.*) — Berge bei Isny. Von Herrn Pfarrer v. Wocher gefunden.

46. Genus Minoa. Dup. Tr. Curt.

758. Euphorbiaria. *Hübn.* (— ata. W. V. *Tr.*)

Druckfehler.

Im erſten Heft.

S.	120	Z.	14	von	unten	lies	Cormanrik für Formanrik
„	—	„	13	„	„	„	Cádwynes für Fádwynes
„	—	„	11	„	„	„	Calhhilden für Falhhilden
„	—	„	10	„	„	„	Cádwynes für Fádwynes
„	—	„	9	„	„	„	Cádgils für Fádgils
„	—	„	8	„	„	„	Cormanrik für Formanrik
„	122	„	3	„	„	„	brachte für brachten
„	123	„	5	„	oben	„	Hradagès für Gradagès
„	125	„	15	„	unten	„	laſſung für loſung
„	126	„	15	„	oben	„	allgemeinſte für allgemeiſte
„	127	„	1	„	„	„	ihnen für ihm
„	—	„	7	„	„	„	Wilda für Wilke
„	—	„	11	„	„	„	der in deutſcher für in der deutſcher
„	—	„	2	„	unten	„	Miniſterialen für Miniſterialien
„	128	„	3	„	oben	„	Wilda für Wilke
„	—	„	11	„	„	„	Wilda für Wilke
„	130	„	18	„	„	„	Identität für Idendität
„	134	„	6	„	unten	„	Menapier für Menopier
„	136	„	7	„	oben	„	Baudi für Bandi
„	—	„	9	„	„	„	deiſ für deil,

Im zweiten Heft.

„	31	„	20	„	„	„	Seehandel für Thierhandel
„	—	„	22	„	„	„	Schleier für Schlacken
„	142	„	9	„	„	„	Capefigue für Coveſique
„	157	„	1	„	„	„	Pardeſſus für Pardeſſne
„	165	„	8	„	„	„	Hommel für Hummel
„	169	„	14	„	„	„	Réputure für Procedure.

5. Ueber einige aus Griechenland erhaltene fossile Knochen.

Von Dr. G. Jäger.

Vor mehreren Jahren erhielt das Königl. Naturaliencabinet von einem damals in Griechenland sich aufhaltenden Württemberger Herrn Architect Knecht einige Bruchstücke fossiler Knochen, welche in dem Thale von Marathon gefunden worden waren, und zwar, nach der anhängenden Erde zu schliessen, in einem ziegelrothen fein geschlemmten fetten Thone, der mehr lemnischer Erde oder Bolus, als dem gewöhnlichen Lös oder Diluvialmergel ähnlich ist. Die Knochen selbst gehörten dem Pferde und einer Hirschart an.

1) Das obere Drittheil eines *Os metatarsi* kommt mit dem eines gewöhnlichen Pferds von mittlerer Grösse vollkommen überein, und dazu mögen auch wohl zwei kleinere Bruchstücke der untern Hälfte eines Röhrenknochens gehören. Sie sind von fast kreideweisser Farbe und weniger fest, wahrscheinlich in Folge des durch das längere Liegen in der Erde oder an der Luft bewirkten Verlustes des Knochenleims, wodurch auch das stärkere Ankleben derselben an der Zunge ohne Zweifel bedingt wird. Die innere Oberfläche des grösseren und eines der kleineren Bruchstücke ist mit weisslichten Kalkspathkrystallen besetzt, eines der Bruchstücke ganz mit Kalkspath angefüllt. Dies ist auch

2) bei einem kleinen Bruchstücke eines Röhrenknochens der Fall, welcher vielleicht derselben Art von Wiederkäuern zugehört, von welchem Bruchstücke von zwei rechten Unterkieferhälften herrühren, in welchen beiden noch die zwei hintere Backzähne stecken. Beide Kieferbruchstücke scheinen etwas weniger calcinirt, als die Röhrenknochen, und auch die in jeden

derselben befindliche Zähne sind, leichte Beschädigungen abgerechnet, gut erhalten. Die Kieferbruchstücke sowohl als die Zähne kommen in Grösse und Form mit denen des gemeinen Rehs (*Cervus capreolus*) überein.

Aus einer ohne Zweifel der von Marathon entsprechenden Ablagerung nämlich aus einem Thale am Fusse des Penthelicon erhielt Herr Prof. Andreas Wagner in München im J. 1838 *) fossile Knochen und Zähne darunter namentlich Backzähne einer Pferdeart, welche dem *Equus primigenius Hippotherium gracile Kaup* zugehören. Die Ueberreste von hirschartigen Wiederkäuern scheinen drei Arten anzudeuten, von welchen eine die Grösse des Rehs gehabt haben mochte, die andere grösser, die dritte kleiner als das Reh war. Ausser dem unteren Ende des Schenkelknochens eines Raubthiers hat A. Wagner zwei Backzähne eines zweiten den Viverren verwandten Raubthiers abgebildet, welches er *Galeotherium* **) nennt. Der interessanteste Fund unter den von A. Wagner angeführten fossilen Ueberresten ist indess ein Bruchstück des Oberkiefers eines in der Mitte zwischen den *Hylobates* und *Semnopithecus* stehenden Affen, den Wagner daher *Mesopithecus* und von dem Fundorte *penhelicus* nannte, eine Bezeichnung welche auch insbesondere dem *Galeotherium* gegenüber von dem von mir beschriebenen *Galeotherium molassicum* zu geben sein möchte.

In der allgemeinen Zeitung vom 26. Februar 1841 wird von Bonn aus die Nachricht mitgetheilt, dass das Museum eine Sendung fossiler Knochen aus Athen erhalten habe, welche in der nächsten Umgebung der Stadt in einem röthlichen feinkörnigen weichen Sandsteine gefunden worden waren. Sie gehören dem dreizehigen vorweltlichen Pferde (*Hippotherium gracile*) und einem Rhinoceros an, deren Ueberreste auch in der Gegend von Eppelsheim im Rheinthale und in den Bohnerzgruben auf der Höhe der schwäbischen Alb zusammen vorkommen.

*) Abhandlungen der math. physical. Classe der Acad. der Wissenschaften. 8. München III. Bd. 1. Abthlg.

**) Gelegenheitlich bemerke ich, dass der Name *Galeotherium* beinahe gleichzeitig mit A. Wagner auch von mir einem viverrenähnlichen Raubthiere gegeben worden ist, von welchem Zähne in der Molasse Oberschwabens gefunden worden sind.

Es scheint somit, dass die obersten Schichten des classischen Bodens von Griechenland ziemlich ergiebig an Ueberresten einer untergegangenen Fauna seien, auf welche wir auch von unserer Seite die Aufmerksamkeit lenken möchten, die vielleicht indess durch die Ergiebigkeit an Kunstschätzen eher abgelenkt worden ist, welche die bisherigen Ausgrabungen geliefert haben, wobei denn allerdings sehr zu wünschen wäre, dass die Aufmerksamkeit der Finder insbesondere auch auf die Verhältnisse des Vorkommens dieser fossilen Ueberreste gerichtet würde. — Den voranstehenden Notitzen füge ich nun noch einige Bemerkungen bei.

---

6. Ueber die Ausfüllung der fossilen Knochen durch erdige oder krystallinische Substanzen.

Von Dr. G. Jäger.

Bei der Röstung der Knochen durch Feuer verkohlen bekanntlich die verbrennlichen Theile derselben, insbesondere der in ihnen enthaltene Leim, die Knochen werden schwarz oder zu sogenannter Knochenkohle. Wird die Einwirkung des Feuers länger fortgesetzt, so verbrennen und verflüchtigen sich die verbrennlichen Theile vollends, die Knochenerde selbst aber bleibt zurück, und die Knochen sind nun weiss gebrannt oder calcinirt. Dieselbe Wirkung hat im Wesentlichen das längere Liegen der Knochen an der Luft oder in der Erde, jedoch treten dabei einige Modificationen ein. Durch das längere Liegen der Knochen an der Luft geht gleichfalls allmählig ein grosser Theil ihres Leims verloren, es bedarf jedoch eine längere Zeit, bis sie den weissgebrannten Knochen ähnlich werden und zerfallen. Es zeigt sich dabei unter den Knochen verschiedener Thiere und unter den verschiedenen Knochen desselben Thiers ein bedeutender Unterschied je nach der ursprünglichen Lockerheit oder Dichtigkeit ihres Gewebes und des Gehalts ihrer Höhlen an Mark, das die Einwirkung der Atmosphärilien mehr oder weniger aufhält, die durch verschiedene Umstände modificirt sein kann. Derselbe

Hergang findet mit einiger Abänderung bei den unter der Erde liegenden Knochen insbesondere je nach Beschaffenheit des Bodens statt. Ist der Boden, wie z. B. mancher Diluvialmergel feucht und eisenhaltig, so bildet sich, wie in Torflagern in Folge einer nassen Verkohlung, bisweilen wirklich schwarze Knochenkohle, oder die Knochen erhalten auch wahrscheinlich durch das gebildete phosphorsaure Eisen eine mehr oder weniger dunkle blaue Färbung nicht selten mit dendritischer Zeichnung. Das Auflockern und Zerfallen der Knochen und Zähne erfolgt sofort, indem die Feuchtigkeit zwischen ihre Blätter und Fasern eindringt, und daher die Schwierigkeit, insbesondere grössere Knochen und Zähne, wie die des Mamuths, des Rhinoceros unversehrt zu Tage zu fördern. Unter gewissen Umständen scheint jedoch gerade der Verlust der Knochen und Zähne an Leim ihre vollständigere Erhaltung zu veranlassen. Durch die Beimengung des Leims der Knochen zu dem sie umgebenden, mehr Sand und Kalkerde enthaltenden Thon oder Mergel nimmt die Dichtigkeit des letzteren zu, und er bildet daher eine oft sehr feste Hülle um solche Knochen oder Zähne, wie dies bei manchen auf dem Rosenstein und in der Nähe der Reitercaserne an der Strasse nach Ludwigsburg gefundenen Exemplaren der Fall ist, bei welchen zum Theil diese Umhüllung noch durch Absatz von Süsswasser- oder Mineralwasserkalk an Festigkeit gewonnen haben mag, indess dadurch zugleich die Erhaltung der Einschlüsse selbst begünstigt wurde, wie sich dies aus der Beschaffenheit der in dem Mineralwasserkalk von Cannstadt oder in den Süsswasserkalken der schwäbischen Alb unmittelbar eingeschlossenen Knochen und Zähnen ergibt.

Nicht selten findet man die in Diluvial- oder älteren Alluvialboden eingeschlossene Knochen, wie dies bei manchen am Sulzerain bei Cannstadt gefundenen Knochen namentlich: vom Pferd, Stier, Hirsch insbesondere der häufiger aufgefundenen Mittelfussknochen der Fall ist, dadurch petrificirt, dass das sie umgebende erdige Cement vielleicht in Verbindung mit dem in dem Mineralwasser oder dem Neckar aufgelösten Kalk in die Substanz des Knochens selbst eingedrungen ist. Bei manchen füllt auch die Höhlen derselben, ohne sichtbare Brüche oder

Risse der Knochen ein zusammenhängender fester Cylinder von Thon aus, dessen Substanz jedoch viel gleichförmiger ist, als der ihr sonst ähnliche die Knochen umgebende Thon oder Mergel, wie wenn dieser fein geschlemmpt oder durch ein enges Sieb hindurch getrieben worden wäre. Ein solches Sieb stellt nun wirklich der durch den Verlust des Leims poröser gewordene Knochen dar, indess in der von Mark leergewordenen Höhle des Knochens der freie Raum für die Aufnahme der Ausfüllungsmasse und in der über dem Knochen liegenden Masse des Bodens der nöthige Druck gegeben ist, um den Thon durch den porösen Knochen hindurch zu treiben, wenn auch damit nicht gerade immer eine natürliche hydraulische Presse eingerichtet sein mochte, was jedoch in manchen Fällen füglich angenommen werden kann. Im Gegensatze mit diesen Knochen ist dagegen die Höhlung der in dem rothen Diluvialmergel vorkommenden Knochen nur mit dem gleichen Diluvialmergel angefüllt, wenn sie, irgend Spalten oder Querbrüche zeigen, durch welche die Masse des sie umgebenden Bodens in Folge des Druckes, welchen sie selbst ausübte, unmittelbar in die Höhlung der Knochen eindringen musste. Wenn auch nicht aller Leim aus dem Gewebe der fossilen Knochen verschwunden ist, so ist der Verlust an demselben in der Regel doch sehr bedeutend, wie dies schon das ohne Zweifel vorzugsweise davon abzuleitende Ankleben solcher Knochen an der Zunge andeutet, noch mehr aber die Menge von Leim erweist, welche solche Knochen, wenn sie in Leimauflösung gelegt werden, wieder aufnehmen. Diese ist um so grösser, je poröser und zerreiblicher die Knochen geworden sind, wie z. B. die in Sandmergel des Süsswasserkalkes von Steinheim gelegene Knochen welche durch die Wiederaufnahme von Leim die ursprüngliche Festigkeit und eine entsprechende Zunahme des specifischen Gewichts wieder erhalten, und zugleich die Eigenthümlichkeit des Anklebens an der Zunge verlieren. Mit der Entfernung des Leims und des Marks aus den Knochen ist somit schon das mechanische Eindringen fremder Stoffe in die Substanz und die Höhlen der Knochen in Folge des Druckes erleichtert, welchem die sie umgebende Masse auf ihre Ober-

fläche ausübt, es ist aber dadurch auch eine zweite Art des Eindringens fremder Stoffe in sie bedingt, nämlich die Infiltration der im Wasser suspendirten oder aufgelösten Stoffe vermöge der Adhäsion derselben an das Gewebe der Knochen, das zugleich eine Sammlung von Haarröhren darstellt, wodurch denn ebenso die Petrification derselben als die Ausfüllung ihrer Höhlen eingeleitet werden kann. Solche poröser gewordene Knochen haben aber auch wohl die Eigenschaft erlangt, ebenso wie die porösen Thonplatten oder die thierische Membranen durch Endosmose und Exosmose den Austausch von Flüssigkeiten oder im Wasser aufgelöster oder auflöslicher Stoffe welche sich innerhalb und ausserhalb der Knochen befanden, zu bewirken*). Dabei dürften die im Innern der Knochen enthaltene zum Theil durch Fäulniss entwickelte Gasarten zugleich in Betracht kommen, wenn das Verhältniss der endosmotischen Aequivalente**) bei diesem Ausfüllungsprocess überhaupt fest-

*) Diese verschiedene Bedingungen für die Ausfüllung hohler Räume fossiler organischer Körper mit krystallinischen Substanzen könnten wohl auch bei der Ausfüllung der hohlen Räume unorganischer Körper, wie z. B. der *Agatnieren*, der *Sphaeroiden* des Keupers und Muschelkalks angenommen werden, (welche ich in der Schrift über die regelmässige Formen der Gebirgsarten ausführlicher besprochen habe) indess machen die Untersuchungen Nöggeraths, welche er bei der Versammlung der Naturforscher zu Aachen 1847 durch die Aufstellung einer ausgezeichneten Sammlung von *Agatnieren* belegt hat, wenigstens für diese sehr wahrscheinlich, dass ihre Ausfüllung in der Regel durch Infiltration an einer oder mehreren Stellen der *Agatniere* erfolge. Dies schliesst jedoch die Möglichkeit des Eindringens des einen oder andern Ausfüllungsstoffes vermöge der Porosität oder Haarröhrenwirkung der Wendung selbst oder durch Endosmose keineswegs aus. Die letztere Arten des Eindringens solcher Substanzen könnten sogar bei andern Sphäroiden, wie z. B. des Keupers und Muschelkalks mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, da sie meist vollkommen geschlossene Höhlen mit ziemlich dünnen aber durchaus zusammenhängenden Wandungen bilden, indess an den Geoden des Diluvialmergels den sogenannten Klappersteinen nicht selten eine oder mehrere Oeffnungen bemerkt werden, durch welche eine Ausfüllungsmasse von aussen eindringen konnte, was jedoch keineswegs immer der Fall ist.

**) Vergl. Experimentaluntersuchungen über Endosmose von Ph. Jolly Annalen der Chemie und Pharmacie 68. Bd. 1. H.

gestellt werden wollte. Wenn nun aber auf die eine oder andere Weise der Absatz irgend eines Stoffs im Innern der Knochen zumal in krystallinischer Form erfolgt ist, so wird er den gleichartigen Stoff aus der ausserhalb des Knochens befindlichen Flüssigkeit vorzugsweise anziehen und so allmählig die ganze Höhle des Knochen mit demselben Stoffe, z. B. Kalkspath (wie bei den aus Griechenland erhaltenen Knochen) ausgefüllt werden. Auf gleiche Weise kann aber auch die Auflösung eines 2ten und 3ten u. s. w. Stoffs in eine solche geschlossene organische Höhlung gelangen, wie dies wirklich nicht selten in den Kammern der Ammoniten beobachtet wird, wobei ich auf die von Hrn. Prof. Quenstädt*) mitgetheilte Zusammenstellung der verschiedenen Mineralien welche in den Cephalopodenschalen vorkommen, mich beziehe.

Bei diesem Zusammentreffen mineralischer Auflösungen mit organischen Stoffen, tritt indess in vielen Fällen eine gegenseitige chemische Wirkung ein; es erfolgt dadurch ohne Zweifel die Ablagerung von oft krystallisirtem Schwefeleisen zunächst um die Belemniten und Ammoniten des Liasschiefers. Sie ist oft so bedeutend, dass die ganze Masse der Ammoniten durch Schwefelkies ersetzt, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke in Schwefelkies verwandelt ist. Für den chemischen Vorgang, welcher bei dieser sogenannten Verwandlung, angenommen werden muss, ist nun ein näherer Nachweiss in der Ausfüllung der Markhöhlen der in der Lettenkohle (Alaunschiefer) von Gaildorf vorkommenden Knochen des Mastodonsaurus (Labyrinthodon Jägeri Owen), mit Schwefeleisen gegeben, welche ich auch bei einigen aus dem Liasschiefer namentlich bei Reutlingen erhaltenen Wirbeln des Ichtyosaurus in auffallendem Grade beobachtete**). Es muss in diesen Fällen vorausgesetzt werden, dass das Schwefeleisen aus einer Auflösung von Eisen, höchstwahrscheinlich von Eisenvitriol, welche in der Gebirgsart sich gebildet hatte, und in die Höhle der Knochen eindringen konnte, entstanden sei. — Auf die Ausscheidung des Eisens aus einer solchen Auf-

*) Württ. naturw. Jahreshefte II. Jahrg. 2. Heft p. 154.

**) Ueber die fossilen Reptilien Württembergs 1828. pag. 20.

lösung konnte nun das in den Knochenhöhlen enthaltene Mark ebenso gut hinwirken, wie ein in eine Auflösung von schwefelsaurem oder essigsaurem Kupfer gelegtes Stückchen Butter, die Ausscheidung von Kupferoxyd bewirkt, das sich auf die Butter absetzt, die daher als eine auffallende Probe des Kupfergehalts des Branntweins benützt werden kann. Es findet hiebei zugleich die von Böhm*) bei Ausschluss der Luft beobachtete Reduction des in Pfeffermünzöl aufgelösten Kupferoxyds in Kupferoxydul ihre Anwendung, das dagegen bei erneuertem Zutritte der Luft wieder in Kupferoxyd überging, und damit entsprechende Farbenveränderungen hervorbrachte. Diesen Erfahrungen zu Folge welchen wohl noch manche andere zur Seite stehen, erfolgt somit die Ausscheidung metallischer Substanzen und ihre Reduction zu einer niederen Oxydationstufe ebensowohl durch thierische oder vegetabilische Stoffe, welchen ein grösserer Gehalt an Kohle zukommt. Es findet sich daher in manchen Gebirgsarten, wie namentlich der Lettenkohle, dem Liasschiefer und wohl auch in andern Schichten des Keupers und Lias, ebensowohl auf thierische als vegetabilische Ueberreste Schwefeleisen in grösserer Menge abgelagert oder diese erscheinen als verkiest oder in Schwefeleisen verwandelt**). Für diese Umwandlung der Sulphate in Sulphurete durch organische Substanzen sind viele den zuvor angeführten analoge Fälle bekannt, wie z. B. die Bildung von Schwefelzink auf Holz in zinkhaltigen Grubenwassern***) die von Karsten****) angeführte Beobachtungen älterer Minera-

*) Buchners Repertorium XXXIX. Bd. pag. 261, und Berzelius Jahresbericht XIII. pag. 294.

**) Es zeigt sich dabei, dass einzelne organische Ueberreste eher als andere auf diese Ablagerung von Schwefeleisen hinwirken. Im Lias sind die häufig vorkommende Faroiden wohl selten verkiest, wohl aber das Holz, und unter den thierischen Ueberresten weniger die der Reptilien als die Molluscen; im Alaunschiefer dagegen zwar die darin vorkommende Molluscen gleichfalls häufig ganz verkiest, diese selbst aber in viel geringerer Menge vorhanden, als im Lias, und daher vielleicht auch die Verkiesung mehr bei den Reptilien und fast allen Pflanzentheilen des Alaunschiefers eingetreten.

***) Berzelius Jahresbericht XIII. pag. 116.

****) Journal für practische Chemie 39. Bd. 8. Heft pag. 491.

logen von Holz und Menschenknochen, welche mit Bleiglanz incrustirt waren, und die von ihm zur Erläuterung dieser Umwandlung von Bleivitriol in Bleiglanz angestellten Versuche. Die Bildung von Schwefelmetallen durch organische Substanzen dürfte übrigens vorzugsweise auch durch Vermittlung von Schwefelwasserstoffgas erfolgen, welches sich bei der Fäulniss derselben entwickelt, indem letzteres nach Haidingers Versuchen schon bei gewöhnlicher Temperatur phosphorsaure, kohlensaure und schwefelsaure Bleisalze zu Schwefelblei reducirt, was wohl ebenso für manche andere Metallsalze gilt. Die Wirksamkeit der Kohle und vorzüglich der Knochenkohle auf die Zersetzung metallhaltiger Flüssigkeiten ergibt sich indess noch besonders aus den Versuchen von Chevalier*), nur ist dazu verschieden lange Zeit erforderlich. Die entsprechenden natürlichen Vorgänge, sind aber durch die dabei anzunehmende lange Dauer und den zugleich nicht selten stattfindenden Abschluss der atmosphärischen Luft um so eher erklärlich. — Viel seltener werden, wie es scheint die Metalle aus den Auflösungen ihrer Salze durch organische Stoffe regulinisch ausgeschieden, wie dies nach Stenhouse**) bei dem Silberoxyd durch mehrere ätherische Oele und auch durch Traubenzucker schon in der Kälte geschieht. Ob dies auch bei dem Quecksilber oder leicht oxydirbaren Metallen im Contact mit organischen Stoffen erfolgt, ist mir unbekannt. In dieser Beziehung erhalten indess die denn doch von mehreren glaubwürdigen Zeugen***) bestätigte Beobachtungen von dem Vorkommen regulinischen Quecksilbers in menschlichen Knochen nach Quecksilbercuren, mehreres Interesse, sofern hier eine vollständige Reduction in metallischen Zustand unter dem Einflusse des Lebensprocesses vor sich gegangen zu sein scheint, der,

*) *Annales d'hygiène publique* 1845, und daraus in Buchners Repertorium 2. Reihe 39. Bd. Nr. 3, pag. 325.

**) Annalen der Chemie und Pharmacie 54. Bd. 1. H.

***) Bruckmann in Horns Archiv 1810, *du Chateau*, (Häcker Literatur der syphil. Krankeiten)), Hänn, Hufelands Journ. d. pract. Heilk. 1820, 5. Stück), Otto (seltene Beobacht. 2. St. pag. 36 etc. Munde (*Hydrotherapie* 1836. Correspondenzblatt des württemb. ärztl. Vereins. XIII. Bd. Nr. 12. pag. 9.

wie ich früher zu zeigen versuchte*), der physiologischen und pathologischen Rolle der Knochen und des Knochenmarks eine grössere Bedeutung gibt und in dem Chemismus des Lebens eine ähnliche Potenz erkennen lässt, wie sie in den gewöhnlichen chemischen Processen durch die vereinte Wirkung der kohlenhaltigen Substanzen und einer höheren Temperatur erfolgt, für deren Entwicklung der Verbrennungsprocess das einemal durch die Respiration, das anderemal durch Feuer als Bedingung sich ergeben würde.

*) Bemerkungen über die Entwicklung der Gräthe des Schädels bei den Säugethieren und über die Entwicklung und Function der Knochenhöhlen. Archiv f. Anat. und Physiol. 1842. Nr. V. pag. 433.

III. Kleinere Mittheilungen.

1.

Auf meiner letzten Reise habe ich unter Andrem eine interessante Amiantbildung wahrgenommen, nämlich sphäroidische und ellipsoidische 1—4 Zoll dicke Ringe von Amiant, welche einen 1—2½ Fuss im Durchmesser haltenden Kern von Serpentin umgeben, im Serpentingebirge bei Bistritz im Iglauer Kreise. Bei Zuckmantel besuchte ich einen uralten, erst seit Kurzem der Silbergewinnung wegen wieder eröffneten Stollen, in welchem das an den Schieferwänden überall herabrieselnde und in der Sohle sich sammelnde Wasser eine Menge Allophan von hoch himmelblauer Farbe abgesetzt hat; ich habe noch nie eine grössere unterirdische Schönheit gesehen, als diesen wie mit blauem Sammt ausgeschlagenen Stollen. Nirgends ist bis jetzt in Schlesien und Mähren ein so schöner Allophan vorgekommen. — Bei Schönberg in Mähren fand ich einen mächtigen Gang von Chromeisenerz im Granit, das erste Vorkommen dieser Art, da bekanntlich bisher das Chr. immer nur im Serpentin angetroffen worden ist. In den Braunkohlen bei Czeitsch fand ich „Bernerde" mit Reptinit, bei Sternberg ein neues Vorkommen von Stilpnomelan im mandelsteinartigen Thonschiefer, bei Constadt kugligen, knolligen und dendritischen Psilomelan im Brauneisenstein u. s. f. Von Tertiärconchylien habe ich eine grosse Menge und zum Theil von neuen Localitäten mitgebracht. *G. F. Glocker.*

2.

Ueber das Vorkommen von *Lacerta crocea W.* und *Lacerta muralis Ct.* von Prof. Nördlinger in Hohenheim.

Schon im Jahr 1847 ist zur Kenntniss des naturhistorischen Vereins gebracht worden, dass *Lacerta crocea W.* von mir sehr häufig auf der ganzen Alb, von Tuttlingen bis Crailsheim, ebenso im Hohenheimer Revier, endlich auch im Schönbuch, und zwar stets auf grasigen Lichtungen im Walde, gefunden wurde, dass ferner die trächtigen Weibchen die man unter den ohnedies schon ganz charakteristischen Exemplaren trifft, keinen Zweifel mehr über den specifischen Werth der Art aufkommen lassen.

Auch *Lacerta muralis Ct.*, dieselbe welche man an den warmen Waldrändern längs der Enz bei Neuenbürg findet, kommt gewiss in den wärmeren Theilen des Unterlandes ziemlich häufig vor. Wenigstens sah ich sie vor wenigen Tagen an Weinbergmauern bei Thalheim (Lauffen) und obgleich ich dieselbe nicht erhaschen konnte, habe ich mich doch gewiss im Ansprechen der Art die ich seit Jahren kenne, nicht getäuscht.

I. Angelegenheiten des Vereins.

1. Vierte Generalversammlung am 30. April 1849 zu Ulm.

Zusammengestellt von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Die auf der dritten Generalversammlung zu Heilbronn am 1. Mai 1847 nach Ulm designirte, vierte für das Jahr 1848 war verschoben worden, weil der Ausschuss wegen der damaligen politischen Unruhen befürchten musste, dass die Versammlung nicht zahlreich genug besucht werden würde. Sie wurde daher auf das nächste Jahr vertagt und dieser Beschluss seiner Zeit in öffentlichen Blättern bekannt gemacht.

Obgleich die Zeiten im Frühjahr 1849 auch nicht gerade einladender zu friedlichen wissenschaftlichen Berathungen geworden waren, so erschien es doch nicht räthlich, eine abermalige Vertagung anzuordnen, wenn nicht in manchen Beziehungen Uebelstände und Stockungen in dem innern Haushalt des Vereins eintreten sollten. Da der 1. Mai in diesem Jahre auf den Dienstag fiel, so erlaubte sich der Ausschuss in Gemeinschaft mit dem Geschäftsführer, Kreisforstrath v. Mandelsloh blos die kleine Abweichung von §. 19 der organischen Bestimmungen, dass der vorhergehende Montag, der 30. April, zum Tag der Berathung bezeichnet wurde, um den auswärtigen Mitgliedern den vorangehenden Samstag zur Her- und den Feiertag 1. Mai zur Zurückreise zu lassen, zugleich aber noch den Mitgliedern geistlichen Standes durch die Anberaumung eines Werktages die Theilnahme möglich zu machen.

Der Geschäftsführer hatte folgende Vorbereitungen getroffen. Der grosse Saal in dem Gasthof zum Hirsch war für die Zwecke

der Versammlung eingerichtet. Ferner waren auf seine Veranlassung im Local der Versammlung mehrere Ausstellungen naturhistorischer Gegenstände veranstaltet worden.

1) Von Graf Mandelsloh selbst:

Ardea egretta, der grosse Silberreiher, geschossen im Donaustetter Ried;

Ardea stellaris, der grosse Rohrdommel, geschossen bei Pfuel;

Anas acuta, die Spiessente, geschossen an der Donau bei Ulm.

Viele *Stylolithen* aus der weissen Jurakalkformation von Urach; desgl. aus dem Coral rag vom Oerlinger Thal, als Wurzeln des *Apiocrinites rotundus Miller* erkannt (s. unten);

Zähne eines noch nicht bestimmten kolossalen Sauriers aus dem Coral rag bei Alpeck (s. unten);

aussergewöhnlich grosse Säulenglieder des *Apiocrinites rotundus Miller* aus dem Coral rag vom Oerlinger Thal;

Hydrurus crystallophorus aus dem Blautopf, von Herrn Apotheker Gross in Blaubeuren geliefert.

2) Von Finanzrath Eser die folgend erwähnten Fossilien aus der eocenen Ablagerung von Ober- und Unterkirchberg bei Ulm:

Fische: *Clupea ventricosa. v. M.*
lanceolata. M.
gracilis. M.
Smerdis minutus. Ag.
formosus. M.
Rhombus Kirchbergensis. v. M.
Gobius multipennatus. v. M.
Cyprinus unbestimmt.

Pflanzenreste: unbestimmt.

Früchte: unbestimmt.

Mollusken: *Cyclostoma glabrum.*
Paludina vericosa.
acuta.
Neritina fluviatilis.
Mytilaceen unbestimmt.
Cardium unbestimmt.
Unio Eseri.
Anodonta unbestimmt.
Koprolithen.

3) Von Apotheker Dr. G. Leube:

Eine geognostische Sammlung der Ulmer Gegend, darunter befanden sich eine vollständige Suite des Süsswasserdolomits (von Dächingen), wobei Leube bemerkte, dass derselbe seines Wissens an keinem zwei-

ten Orte bis jetzt nachgewiesen worden sei. Dann machte er aufmerksam auf einen petrefactenfreien Süsswasserkalk (von Eggingen) der sich, da er sich schneiden und sägen lässt, zu Bildhauerarbeiten bestens eignet, er hat an der Luft Bestand (ist frei von Thon). Endlich machte er aufmerksam auf geschliffene Platten des Plattenkalkes (vielleicht Portlandkalk), die sich für lithographische Zwecke ganz gut eignen.

Ferner zeigte Leube ein sehr schön ausgebälgtes Exemplar eines Donaubibers (s. unten), je 2 Beutel des männlichen und weiblichen Bibers, einen degenerirten weiblichen Fettbeutel, die Pulver und Tincturen dieser Castor-Beutel, und zum Vergleiche Pulver und Tincturen von *Castoreum moscoviticum* und *canadense*.

Endlich zeigte Leube 2 Exemplare von in Weingeist aufbewahrten *Proteus anguinus*, das stärkere Exemplar krepirte einige Stunden vor seiner Ankunft in Ulm, dagegen das kleinere abgemagerte hatte er 2 Jahre 8 Monate lebend, es hatte in dieser Zeit niemals gefressen, bekam täglich frisches Wasser; nur in den ersten Monaten war das Glas überdeckt; dann aber war es stets in der Helle; auf der obern Seite, wo das Sonnenlicht einwirken konnte, war er geschwärzt von Zersetzung der Kohlensäure.

4) Die in Ulm ansässigen Sammler, Grieb und Gutekunst, welche ihre Sachen zum Verkauf bestimmen, hatten gleichfalls sowohl Petrefacten aus den Formationen der Umgegend, als auch andere einheimische und ausländische Naturalien ausgestellt; Verzeichnisse haben sie nicht zu den Akten gegeben.

Für den Tag zuvor, Sonntag den 29. April, hatte der Geschäftsführer eine Excursion nach der erwähnten Ablagerung von Ober- und Unterkirchberg bestimmt, und dafür alle Veranstaltung getroffen. Sie konnte jedoch wegen ungünstiger Witterung erst den folgenden Tag, am Nachmittag nach den Verhandlungen ausgeführt werden, und man benützte den Tag zuvor zu Besichtigung der reichen Sammlungen des Grafen Mandelsloh und des Finanzraths Eser.

Es hatten sich 67 Theilnehmer an der Versammlung eingefunden, worunter 24 stimmberechtigte Mitglieder. Insbesondere waren auch, auf die zuvor öffentlich bekannt gemachte Einladung des Geschäftsführers, Mitglieder des landwirthschaftlichen Bezirksvereins von Ulm in grosser Zahl als Theilnehmer erschienen.

Die Verhandlungen begannen am 30. April Morgens 9 Uhr. Wir geben hienach das

Protokoll

zu Folge §. 6 der organischen Bestimmungen.

Der Geschäftsführer, Graf Mandelsloh, eröffnete die Verhandlungen mit nachfolgendem Vortrag, welcher eine interessante Uebersicht der natürlichen Verhältnisse der Umgegend von Ulm gibt.

Meine Herren!

Sie haben bei der am 1. Mai 1847 stattgehabten General-Versammlung des Vereins zu Heilbronn beliebt, Ulm zum nächsten Vereinigungspunkt für die Gesellschaft zu bestimmen und mir dabei die Geschäfts-Führung übertragen.

Indem ich Ihnen für dieses in mich gesetzte Vertrauen meinen gefühltesten Dank abstatte, heisse ich Sie freundlichst willkommen, und ersuche Sie, das Wenige, was uns zu Ihrer Unterhaltung beizutragen möglich sein wird, mit Nachsicht aufzunehmen.

Ulm ist an Sammlungen in naturwissenschaftlicher Beziehung nicht ausgezeichnet, dagegen werden Sie bei einer Zusammenstellung und Vergleichung der Fauna mit der, anderer Gegenden eine besondere von dem nordwestlichen Theile Württembergs sehr verschiedene Schöpfung beobachten.

Die Botaniker mache ich auf das Vorkommen nachstehender in der Umgegend wildwachsender selteneren Pflanzen aufmerksam:

Ceratocephalus falcatus,
Eranthis hyemalis,
Aconitum variegatum,
Viola stagnina,
Spergula pentandra,
Linum flavum,
viscosum,
Epilobium Dodonaei,
Oenothera muricata,
Pleurospermum austriacum,
Gnaphalium margaritaceum,
Swertia perennis,
Cerinthe alpina,
Iris germanica,
Linaria alpina,
Veratrum album,
Lilium bulbiferum,
Allium suaveolens,
Hippophaë rhamnoides,
Tamarix germanica.

Unter den Kryptogamen ist der im Blautopf entdeckte *Hydrurus crystallophorus* eine seltene Merkwürdigkeit, welche Ihnen durch die Gefälligkeit des Herrn Apothekers Gross von Blaubeuren hier vorgelegt wird.

Wenn Sie diese Pflanzen auch gegenwärtig nicht vollständig entwickelt zu beobachten Gelegenheit haben, so werden Ihnen dieselben doch aus den Herbarien des Herrn Finanzraths Esser hier gezeigt werden können.

Die Entomologen finden von Schmetterlingen aus hiesiger Gegend bei Demselben:

Papilio mnemosyne,
edusa,
camilla,
maturna,
Zygaena fausta,
Sesia sphociformis,
Sphinx oenotherae,
Bombyx versicolora,
fagi,
bicolora,
Bombyx hera,
aulica,
matronula,
Noctua fimbria,
[illegible],
virens,
jota,
fraxini,
Platypteris curvatula,
spinula.

Ebenso finden Sie von Käfern

Cicendela germanica,
Carabus catenulatus,
auronitens,
Calosoma inquisitor,
Nebria fabulosa,
picicornis,
Blethisa multipunctata,
Callistus lunatus,
Necrophorus humator,
vespillo,
Lamia textor,
Silpha IV punctata,
Trichius eremita,
octopunctatus,
Cetonia marmorata,
metallica,
Sinodendron cylindricum,
Clytus detritus,
arcuatus,
gazella,
mysticus.
Chrysomela dersalis,

Einige dieser Gattungen haben Sie Gelegenheit hier käuflich zu erwerben.

Zu den hier lebenden Land- und Süsswasser-Mollusken gehören hauptsächlich:

Succinea amphibia,
Helix obvoluta,
monodon,
pulchella
rotundata,
crystallina,
fulva,
incarnata,
villosa,
Bulimus montana,
Achatina acicula,
Clausilia bidens,
Clausilia plicata,
Pupa frumentum,
Vertigo pygmea,
Planorbis vortex,
albus,
contortus,
nitidus,
Lymnaeus auricularis,
Valvata cristata,
Cyclas cornea,
calyculata.

Unter den zahlreichen Fischen hiesiger Gewässer zeichnen sich aus und sind denselben eigenthümlich:

Salmo hucho, der Rothfisch,
Cyprinus brama, der Bretzing,
alburnus, der Lauing,

Cyprinus cephalus, der Alet,
aspinus, der Schieken,
Cobitis fossilis, die Meer-Grundel,
Gadus lota, die Treische,
Perca lucioperca, der Schiel,
zingel, der Zindel,
cernua, die Pfaffenlaus,
schraetzer, der Stör.

Unter den Amphibien hat sich die giftige *Vipera berus* im verflossenen Jahre durch ihren gefährlichen Biss hier bemerklich gemacht.

Bei der günstigen Lage grösserer Flüsse und für einen Vogel nicht zu sehr entfernten Seen, so wie der benachbarten Hochgebirge, ist die Fauna der Vögel für hiesige Gegend sehr interessant.

Mich nur auf die seltneren Gattungen beschränkend, führe ich folgende theils hier beobachtete, theils auf dem Strich geschossene an.

Aquila fulva, der Steinadler,
Aquila haliaetos, der Fischadler, jeden Winter hier vorkommend,
Pernis apivorus, der Wespen-Bussard,
Falco subbuteo, der Baum-Falke,
Caprimulgus punctatus, der Ziegenmelker, wurde in der Friedrichsau geschossen,
Merops apiaster, der Bienenfresser,
Coracias garrulus, die blaue Racke,
Cynchramus schoeniclus, der Rohr-Ammer,
Cyanecula suecica, das Blaukehlchen,
Luscinia major, der Sprosser,
Pterocosyphus saxatilis, die Stein-Drossel,
Otis tetrax, die kleine Trappe bei Ehingen,
Ardea egretta, der grosse Silberreiher, bei Donaustetten erlegt,
Botaurus stellaris, die grosse Rohrdommel, in hiesiger Nähe geschossen,
Ibis falcinella, der braune Ibis,
Telmatias gallinago, die Heer-Sumpfschnepfe,
Philolimnos gallinago, die Moos-Schnepfe,
Machetes pugnax, der Kampf-Strandläufer,
Himantopus rufipes, der rothfüssige Strandreutter,
Rallus aquaticus, die Wasser-Ralle,
Gallinula porzana, und *pusilla*, das bunte und das Zwerg-Rohrhuhn,
Stagnicola corephus, das grünfüssige Teichhuhn,
Fulica atra, das schwarze Wasserhuhn,
Larus ridibundus, die Möve,
Sterna hirundo, die Fluss-Seeschwalbe,
Hydrochelidon nigra, die schwarze Wasserschwalbe,
Cygnus musicus, der Singschwan,

Die meisten Gattungen von wilden Gänsen und Enten, die Säger
Mergus merganser und *serrator*,
Podiceps serrator, der Hauben-Steissfuss, und
Colymbus arcticus, der Polar-Taucher.

Nicht minder merkwürdige Exemplare liefert die versteinerte Fauna der Vorwelt. Ich übergehe die Namen, da Ihnen mit denselben die Exemplare selbst, in den hiesigen Sammlungen nach Formationen besonders aufgestellt, zur Einsicht bereit stehen.

Die Molasse von Baltringen, Mietingen, Rammingen und Niederstozingen liefert uns die Reste von Cetaceen, des Rhinozeros, Pferdes, Haifisches mit Austern und andern Seemuscheln in ein und demselben Lager.

Ein Theil von Ihnen wird vielleicht heute noch bei Kirchberg die wunderbare Wechsellagerung von Seefischen aus dem Geschlecht der Häringe, mit Süsswasser-Fischen, Land-, Sumpf- und Seeschnecken in der eocenen Tertiärbildung wahrnehmen. In unserer nächsten Umgebung findet man im Diluviallehm die Zähne des Mammuths und im Süsswasserkalk Zähne und Knochen des Rhinozeros, Tapirs, des mächtigen Raubthiers *Amphycion intermedius H. v. M.*, des Pferdes und Hirsches, Paläomeryx, Paläotheriums und fossilen Bibers in Gemeinschaft mit Land- und Sumpfschnecken. Stellen wir diese Vorkommnisse zusammen, so möchte uns dieses zu dem Schlusse berechtigen, dass wir hier das Ufer oder die Mündung eines durch den Rückzug des Meeres trocken gelegten grösseren Flusses der Vorzeit bewohnen, in dessen sumpfigem Delta jene ausgestorbenen Thiere lebten, und deren Reste durch Strömungen, Ebbe und Fluth in jene wunderbare Wechsellagerung geriethen.

Ich wünsche und hoffe, Sie werden diese interessanten Verhältnisse einer genauen Prüfung unterwerfen, damit dieses eigenthümliche Vorkommen möglichst ergründet und aufgeklärt werde.

Hierauf wurde zur Wahl eines Präsidenten für den Tag der Versammlung geschritten, und der zweite Vorstand des Vereins, Prof. Dr. v. Rapp zu Tübingen hatte die Güte, auf den einstimmigen Wunsch der Versammlung den Vorsitz zu übernehmen.

Im Namen des ersten Vorstandes, Graf Wilhelm von Württemberg, welcher damals mit den württembergischen Truppen im badischen Oberlande zu Felde lag, theilte dessen Stellvertreter, Prof. Dr. Plieninger nachfolgende Stelle aus einem Schreiben desselben mit.

Recht sehr bedaure ich, dass ich der im schwäbischen Merkur angekündigten Generalversammlung zu Ulm nicht beiwohnen kann. Meine dienstlichen Verhältnisse gestatten mir eine, wenn auch nur kurze Ent-

fernung von meinen Truppen um so weniger, als ich erst kürzlich einige Tage abwesend war. Ich ersuche Sie der verehrlichen Versammlung mein innigstes Bedauern deshalb ausdrücken und die Versicherung beifügen zu wollen, dass, wenn auch entfernt, meine rege Theilnahme an den Interessen des Vereins nichts destoweniger fortwährend gleich lebhaft und warm sein wird.

Hierauf wurde von Prof. Dr. Plieninger der nachfolgende

Rechenschaftsbericht

vorgetragen, welchen Prof. Dr. Kurr verfasst hatte, der jedoch verhindert worden war, an der Verhandlung Theil zu nehmen.

Wenn die politischen Bewegungen des verflossenen Jahres es nicht gestatteten, Ihnen über die Wirksamkeit unseres Vereins in dem Jahr 1847 – 48 mündlichen Bericht zu erstatten, so gereicht es mir heute zu desto grösserem Vergnügen, dieses über das nunmehr verflossene Rechnungsjahr zu thun und damit den faktischen Beweis zu liefern, dass die Naturwissenschaften, friedlich wie sie selbst sind, auch in bewegter Zeit ihren Verehrern einen Zufluchtsort gewähren und hinreichenden Stoff zu friedlicher und nützlicher Thätigkeit darbieten. Still und geräuschlos, aber gemessen und ununterbrochen fährt die Natur fort in ihrem Schaffen und Wirken, den ewigen Gesetzen gemäss, welche ihr der Herr der Schöpfung von Anfang an gegeben hat. Welche schöne Aufforderung für uns, ihren Winken zu folgen und in unsern bescheidenen Bestrebungen nicht lässig zu werden, unbekümmert ob die Früchte derselben früher oder später nutzbringend werden; dass sie aber nicht nutzlos sind, dafür birgt uns die fortgesetzte freundliche Theilnahme, die unserem Verein auch in dem letzten Jahr zu Theil ward und die auch Sie heute hier versammelt hat. Wir müssen es mit Dank erkennen, dass der politischen und finanziellen Stürme unerachtet die Zahl unserer Mitglieder im Wesentlichen sich auf beinahe gleicher Höhe erhalten hat.

Leider haben wir auch wieder einige Todesfälle zu beklagen, worunter der um die vaterländische Hochschule und namentlich um die medizinischen Wissenschaften hochverdiente Prof. Dr. Ferd. v. Gmelin in Tübingen, dessen Andenken noch lange in den Herzen seiner Schüler fortleben wird; sowie den Stifter der naturhistorischen Sammlung des Landwirthschaftl. Vereins, Geheimen Rath v. Harttmann.

Zu Ehrenmitgliedern hat Ihr Ausschuss einstimmig die Herren

Dr. v. Barth in Calw und

Prof. Dr. v. Glocker in Breslau

wegen ihrer Verdienste um die Forderung der Naturwissenschaften und die vaterländischen Naturaliensammlungen ernannt.

Die Verbindungen mit andern naturforschenden Gesellschaften und der Austausch der Vereinsschriften sind auch in dem verflossenen Jahre fortgesetzt worden; so wurde namentlich mit der Schlesischen Gesell-

schaft für vaterländische Kultur in Breslau ein Tauschverkehr eingeleitet und wir haben bereits für unsere Bibliothek die „Uebersicht ihrer Arbeiten und Veränderungen im Jahr 1847, Breslau 1848. 1. Band in 4°." zugesandt erhalten.

Weiter sind eingelaufen durch Herrn Prof. Haidinger:

1) Bericht über die Mittheilungen der Freunde der Naturwissenschaften in Wien. 4. Band 1848. und
2) Haidinger, naturwissenschaftliche Abhandlungen. 4°. 1. Band mit 22 Kupfertafeln, Wien 1847. — 2. Band mit 30 Tafeln, Wien 1848.

Von Prof. De Koningk in Lüttich:

Mémoires de la société royale des sciences de Siège Tom. V. (Monographie des Physophages Vol. II.) 8°. 1848.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

1) Mittheilung der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, Nro. 1 — 13. 8°. 1847.
2) Denkschrift zur Feier des 100jährigen Stiftungsfestes der Gesellschaft. 4°. Zürich 1846.
3) Meteorologische Beobachtungen der Gesellschaften in Zürich. 4°. 1837 — 46.

Von der Bibliothek zu Tübingen:

1) Tübinger Universitätsschriften vom Jahr 1848. 4°.
2) Leisinger, anatomische Beschreibung eines kindlichen Beckens. 4°.
3) v. Mangoldt, über die Aufgabe, Stellung und Einrichtung der Sparkassen. 1847. 8°.
4) Röse, philos. Thesen, 8°. 1848.

Ferner:

Sechster Jahresbericht der Pollichia 1848.

Archiv des Vereins der Freunde der N. G. in Mecklenburg. 1 — 2. Heft.

Jahresbericht des physik. Vereins in Frankfurt a. M. 1846 — 47. (Geschenk des Herrn v. Martens.)

Von Vorträgen, welche im Laufe des letzten Winters von Mitgliedern unseres Vereins gehalten wurden, haben wir zu erwähnen:

Prof. Reusch über die Einrichtung des von Mechanikus Geiger gefertigten elektrischen Telegraphen für die württ. Eisenbahn.

Prof. Dr. Köstlin über die menschlichen Sinne.

Dr. Otto Seyffer über die Bedeutung und den jetzigen Stand der Naturwissenschaften.

Ueber den finanziellen Zustand verlas sofort der Cassier, Apotheker Weismann nachfolgende Uebersicht:

Die Rechnung über das vierte Jahr unseres Vereins wurde den verehrlichen Mitgliedern im 2ten Hefte unserer Jahresberichte von 1848 bereits vorgelegt.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1838.

Bibliothek des
Philologisch. Seminars
der Universität Leipzig
Journal Nr. 4 1 16.
Katalog Nr. 2 6 3 g.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Ueber die Rechnung des laufenden Jahres kann ich Ihnen nur theilweisen Bericht erstatten, indem der Abschluss erst im Juli stattfindet.

Von den im vorigen Jahre in Ausstand gebliebenen 113 Beiträgen wurden im Laufe des Jahres 62 bezahlt und 3 mussten in Abgang gerechnet werden; es sind somit 48 Actien von den Jahren 1846—47—48 in Ausstand.

Dem Verein sind beigetreten die Herren:

Apotheker Heimsch in Stuttgart,
Med. Dr. Ritter in Rottenburg.
Oberförster Starkloff in Kapfenburg,
Hofrath Dr. Saucerotte in Strasburg,
Oberförster v. Kauffmann in Kirchheim,
Dr. Carl Vischer in Ulm,
Amtsnotar Reuss in Heubach.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 385 mit 404 Actien: diese Zahl hat sich in diesem Jahre vermindert, indem wir durch den Tod verloren haben:

Professor Dr. Ferdinand v. Gmelin,
Legationsrath Reuss in Stuttgart.
Apotheker Wacker in Ulm,
„ Sigel in Laichingen,
„ Zimmermann in Stuttgart.
Pfarrer Hahn in Kleebronn,
Dr. Bodenmüller in Wolfegg,
Geheimerath v. Harttmann in Stuttgart.

Ausgetreten sind die Herren:

Andler, Bergrathsrevisor in Stuttgart,
Beck, Apotheker in Nürtingen,
Bischoff, Apotheker in Ludwigsburg,
Braun, Apotheker in Stetten,
Bruzer, Professor in Stuttgart,
Demmler, Professor in Stuttgart,
Epting, Apotheker in Calw,
Federer, Lithograph in Stuttgart,
Fehleisen, Apotheker in Reutlingen,
Fehleisen, Med. Dr. in Reutlingen,
Frank, Particulier in Stuttgart,
Kapff, Oberstudienrath in Stuttgart,
v. Köstlin, Staatsrath in Stuttgart,
Kohlhaas, Med. Dr. in Stuttgart,
Kornbeck, Med. Dr. in Stuttgart,
Müller, Adolph, Kaufmann in Stuttgart,
Nöllner, Chemiker in Freudenstadt,

Ostertag, Gustav, Kaufmann in Stuttgart,
Schenkel, Apotheker in Ludwigsburg,
Schübler, Rechtsconsulent in Hall,
Schwenk, Oberreallehrer in Ludwigsburg,
Uhde, Lieutenant in Ludwigsburg,
v. Wächter, Kanzler in Tübingen,
v. Weckherlin, Geh. Rath in Sigmaringen,
Zech, Privatdocent in Tübingen,
Zeller, Baumeister in Stuttgart,
Zipperlen, Med. Dr. in Brettheim.

Die Zahl der Mitglieder beträgt somit 361 mit 380 Actien, von denen 236 bezahlt sind, während sich 144 in Ausstand befinden.

Prof. Dr. Plieninger stellte den

Antrag:

es möge die Redactionscommission, Behufs der Verfolgung eines wünschenswerthen Redactions-Planes und der Herstellung einer passenden Gleichförmigkeit in der Wahl der Aufsätze für die Jahreshefte, namentlich damit, wo immer möglich, keiner der Zweige der Naturkunde, welche den Gegenstand der Thätigkeit des Vereins bilden, in den Heften ausfalle, ermächtigt werden, erforderlichen Falls solche Arbeiten, zu deren Uebernahme die Commission einzelne Verfasser veranlassen würde, mit einem angemessenen Honorar, etwa 11—15 fl. per Druckbogen, zu belohnen, namentlich wenn die Bearbeitung mit Auslagen für den Verfasser verknüpft ist.

Dieser Antrag wurde von der Versammlung einstimmig genehmigt.

Ferner wurde von demselben der von dem Ausschuss gefasste

Beschluss

verkündet, dass der Verein von nun an die Sammlung und Aufstellung vaterländischer Naturprodukte nicht länger aufschieben, sondern, übereinstimmend mit §. 3 der organischen Bestimmungen, und im Hinblick auf die vielfachen schätzbaren Anerbietungen freiwilliger Beiträge von Seiten mancher Mitglieder, nunmehr zu Aufstellung einer Sammlung vaterländischer Naturprodukte die geeigneten Schritte thun werde.

Da als Versammlungsort für das nächste Jahr nach §. 19 der organischen Bestimmungen eine Stadt des Jaxtkreises an die Reihe kommen soll, so wurden die Städte Schorndorf, Gmünd und Ellwangen in Wurf gebracht.

Die Mehrzahl entschied sich für Gmünd und es wurde, vorbehältlich der Annahme, Oberamts-Wundarzt Dr. Faber daselbst zum Geschäftsführer designirt. (Derselbe hat seitdem die Wahl angenommen.)

Zu Folge §. 12 der organischen Bestimmungen hatte die Hälfte der Ausschussmitglieder auszutreten. Diese sind:

Bergrath Dr. Hehl,
Medic.-Rath Dr. Hering,
Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Ferdinand Kraus,
Kanzleirath Georg v. Martens,
Dr. Wolfgang Menzel,
Prof. Dr. H. v. Mohl,
Prof. Dr. Plieninger, sämmtliche in Stuttgart,

und zurück blieben folgende:

Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim,
Prof. Dr Christ. Gmelin in Tübingen,
Prof. Hochstetter in Esslingen,
Ober-Med.-Rath Dr. Jäger in Stuttgart,
Prof. Dr. Kurr in Stuttgart,
Staatsrath Director v. Ludwig in Stuttgart,
Kreisforstrath Graf Mandelsloh in Ulm,
Director v. Seyffer in Stuttgart.

An die Stelle der Ausgetretenen wurden nun gewählt:

Prof. Dr. Fehling,
Prof. Dr. Krauss,
Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Apotheker Willib. Lechler,
Kanzleirath v. Martens,
Prof. Dr. Plieninger,
Graf v. Seckendorff,
Apotheker Weismann, sämmtliche in Stuttgart.

Weitere Stimmen erhielten:

Med.-Rath Dr. Hering,
Bergrath Dr. Hehl,
Dr. Wolfgang Menzel,
Prof. Dr. H. v. Mohl.

Von dem Ausschuss wurden sofort später als Ergänzungsmitglieder des Ausschusses nach §. 14 der organischen Bestimmungen gewählt:

O.-Medic.-Rath Dr. v. Hardegg,
Inspector Fleischmann,
Bergrath Dr. Hehl,
Medic.-Rath Dr. Hering,
Dr. Wolfgang Menzel,
Prof. Dr. H. v. Mohl,
Stadtrath Reiniger,

und zu Secretären:

Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Prof. Dr. Krauss.

Hierauf erwähnte Prof. Dr. Plieninger mehrerer Geschenke, welche dem Verein in neuester Zeit zugekommen.

Von Prof. Alexis Perrey an der *Faculté des Sciences* zu Dijon, neu ernanntem correspondirendem Mitgliede des Vereins:

Note sur les tremblements de terre en 1847.
Mémoire sur les tremblements de terre dans le bassin du Rhin und
Mémoire sur les tremblements de terre en Italie.

Ferner von Apotheker Gmelin in Ulm:

Resultate seiner meteorol. Beobachtungen in Ulm im Jahre 1848, welche er in einer Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung an die Mitglieder der Versammlung bestimmte.

Hierauf begannen die Vorträge:

Kreisforstrath Graf Mandelsloh hielt folgenden Vortrag über Stylolithen (S. die Abbildungen am Ende des Hefts.).

Seit ungefähr 30 Jahren werden unter dem Namen Stylolithen konische, nach der Länge gestreifte, räthselhafte Massen von wenigen Linien bis zu 6 Zoll Länge und von 1½ bis 3 Zoll Durchmesser begriffen, welche Klöden zuerst bei Rüdersdorf aufgefunden und unter diesem Namen bekannt gemacht hat.

Hausmann nannte dieselben Stängel-Kalk und war geneigt, sie von Quallen abzuleiten; v. Alberti erwähnt ihrer in seiner Monographie der Trias, als im Kalkstein von Friedrichshall vorkommend, und theilt die Beobachtungen Klöden's hierüber in einem Auszuge mit, ohne sich auf ihren Ursprung einzulassen.

Quenstedt hält sie, so viel mir erinnerlich, für durch Auswaschungen entstandene Säulen, auf deren Spitze immer ein Steinchen ruhen soll, wogegen Arnold Escher von der Linth bei der Versammlung der schweizerischen Naturforscher zu Basel im Jahr 1838 Stylolithen aus dem Corallrag

von Baden im Aargau vorzeigte, bei welchen sich stets ein Canal durch ihre Mitte wahrnehmen liess, und die er desshalb für Hippuriten erklärte.

Damals dieser Versammlung anwohnend, erinnerte ich mich, die angeführte, mitten durch das Petrefact gehende Höhlung auch schon beobachtet zu haben, ich bestätigte daher in dieser Beziehung die Beobachtung Escher's.

Vorerwähnte Autoren bemerken sämmtlich, dass diese räthselhaften Bildungen in den Kalken der Zechstein-, Muschelkalk- und Jura-Formation vorkommen.

Mir waren dieselben hauptsächlich aus dem unteren weissen Jurakalk in der Lagerstätte der Planulaten von Urach bekannt, wo sie häufig gefunden werden und immer senkrecht auf der Schicht stehen.

Seit dieser Zeit beobachtete ich diese Petrefacte nicht weiter, bis ich vor Kurzem aus einem für die Eisenbahn dahier durch den Coralrag geführten, tiefen Felseinschnitt Exemplare erhielt, welche Aufschluss über ihren Ursprung geben.

Bei den Ihnen hier vorgelegten Stylolithen von Urach Fig. 1 werden Sie bemerken, dass diesen Bildungen mit Ausnahme der äusseren Streifung, jede Spur eines Organismus abgeht.

Dagegen zeigten die mir zuerst hier vorgekommenen vorliegenden Exemplare aus dem Coralrag vom Oerlinger Thal Fig. 2 neben der Streifung, eine späthige Beschaffenheit und Andeutungen eines durch das Petrefact gehenden Canals, sie gewährten aber immer noch nicht genügenden Aufschluss.

Durch Sammlung und Vergleichung vieler Exemplare, von welchen ich hier die ausgezeichnetsten vorlege, Fig. 3 hat sich mir aber endlich diese Bildung enträthselt.

Sie werden bei diesen Musterstücken Fig. 3 u. 4 im Querbruch und auf der horizontalen Ablösungsfläche des Petrefactes, ohne mikroscopische Hülfe, die charakteristische Zeichnung der Säulenglieder gestielter Seesterne erkennen und zwar die den *Apiocrinites rotundus Miller*, welche hier von der Wurzel dieses Asteroiden umhüllt sind. Die cylindrischen Stylolithen scheinen daher, mit Ausnahmen kleinerer, in allen Kalken vorkommender Rutschflächen von wenigen Linien, nichts anderes als Encrinitenwurzeln zu sein, welche auf dem damaligen Meeresgrunde wuchernd, von einer gestreiften Haut umgeben waren, oder diese Streifung im Act der Petrification, etwa durch den Druck der aufliegenden sich verhärtenden Schlamm-Schichten erhielten.

Wie ich Ihnen hier gleichfalls vorzuzeigen im Stande bin, kommen mit diesen aufrecht stehenden Wurzeln, viele horizontal im Kalkstein lagernde Säulenglieder von demselben Apiocriniten vor, welche, wie die Wurzeln, einen durch ihre Mitte ziehenden Nährungscanal haben, und, wie beifolgendes Muster, Fig. 5 von ungewöhnlicher Grösse gefunden

werden. Eigenthümlich bleibt aber hierbei immer die spitze Form des auf der Wurzel basirenden Endglieds.

Vielleicht ist der Stängel mit dem Becher vor dem Act der Petrification nach dem Tode des Thiers abgefallen und auf die vor uns liegende Weise verweset oder verwittert. Vielleicht haben Saurier, Raubfische u. dgl., diese Stiel-Asterien bis auf die Wurzel abgenagt und verzehrt und sie in den gegenwärtigen Zustand versetzt, was auch aus den einzelnen herumlagernden Säulengliedern geschlossen werden dürfte, oder ist es überhaupt der Habitus dieser wohl erst im Entstehen begriffenen Wurzel-Thiere.

Wunderbar bleibt immer, dass die Stylolithen vom Zechstein an bis zum unteren weisen Jurakalk einschliesslich hinauf, so wenig organische Spur verrathen. Es scheint, der Act der Versteinerung war bei diesen Kalksteinen ein anderer, da Petrefacte in diesen Bildungen durchschnittlich immer nur aus Steinkernen bestehen, was auf eine fast gänzliche Auflösung der thierischen Materie vor der Petrificirung schliessen lässt, während in der Formation des Coralrags sowohl die Crinoiden, wie die Brachiopoden und Zoophyten noch mit Schaale versehen, zum Theil sogar silificirt sind und häufig in ihren Höhlungen Quarz- oder Kalkspath-Krystalle enthalten; die innere Masse der Crinoiden aber stets in Kalkspath verwandelt ist.

Pfarrer Neubert von Bargau O.A. Gmünd zeigte Exemplare des Amonites Davoei Sow. aus den Schichten des schwarzen Jura seiner Gegend vor, welche in seltener Vollständigkeit erhalten sind, sprach über deren Vorkommen und theilte sie den Mitgliedern aus.

Apotheker Dr. G. Leube von Ulm hielt folgenden Vortrag über zwei bei Ulm erlegte Biber unter Vorzeigung eines derselben.

Der Biber, den ich Ihnen vorzuzeigen die Ehre hatte, ist von zweien mir im vergangenen Jahre zugekommenen Exemplaren das männliche Thier. Beide wurden in der Donau unfern der Grenze unseres Landes unterhalb des Einflusses der Brenz geschossen. Das Männchen wog 46, das Weibchen 48½ ℔. Ich unterlasse es, über die naturgeschichtlichen und anatomischen Verhältnisse dieses interessanten Thiers irgend eine Bemerkung zu machen, dagegen erlaube ich mir, Sie auf eine Abnormität in der Bildung und dem Inhalte der Nebenbeutel des Weibchens aufmerksam zu machen, die ich nirgends beschrieben finde, und die vielleicht pathologisch wichtig, jedenfalls aber von praktischer Bedeutung ist. —

Beim Männchen nämlich wogen die beiden Castorbeutel 14½ Loth nachdem sie von den ihnen anhängenden Muskelfasern und Zellgewebe

vollkommen gereinigt waren. Ihr Inhalt lieferte ein Castoreum von äusserst reinem und feinem eigenthümlichem Geruche. — Die Nebenbeutel desselben männlichen Thiers wogen $5^3/_4$ Loth und enthielten $3^1/_4$ Loth der unter dem Namen *Axungia castorei* bekannten öligen, dickflüssigen, weissgelblichen, homogenen, schwach castoreumartig riechenden Substanz.

Die Handbücher machen bekanntlich keinen wesentlichen Unterschied in der Bildung der Bibergeilbeutel beider Geschlechter bemerklich. Bei dem Weibchen nun, das mir ein Paar Wochen nach dem Männchen zukam, fühlten sich die Geilbeutel von aussen durch die Bauchdecken noch grösser und voller an, als beim männlichen Exemplar, so dass ich nach diesem Merkmale und dem schwereren Gewichte des ganzen Thiers seinen Werth noch höher anzuschlagen geneigt war, als den des letzteren. Allein die Section belehrte mich eines Bessern. Die Geilbeutel erschienen gegen die des Männchens wie verkümmert, kleiner, dickhäutiger, runzlicht, die Haut nicht durchscheinend, ohne auffallende Zeichnung; ihr Gewicht betrug nur $6^1/_2$ Loth, das Gewicht ihres Inhalts war relativ noch geringer durch das Vorwalten und die Verdickung der Häute- und Zellenbildung an demselben. Dagegen ungemein entwickelt traten die Nebenbeutel hervor. Sie waren es, die man durch die Bauchdecken gefühlt hatte. Sie hatten die Grösse einer halben Faust, eine länglich ovale gleichmässige Gestalt, eine feste wurstähnliche Füllung und ihr äusseres Aussehen war charakterisirt durch das Durchscheinen von 30—36 stark erbsengrosser, in der Totalform runder, aber am Rande laubartig eingekerbter, auch in ihrer centralen Fläche dendritisch-laubartig gezeichneter Flecken, welche in getrocknetem Zustande vollkommen verschwanden. Sie wogen zusammen 14 Loth 3 Quint, nachdem sie vom anhängenden Zellgewebe rein präparirt waren. Noch überraschender, als die Beschaffenheit ihres Aeussern, war die ihres Inhalts. Statt dass jenes reine gelbliche, nicht ganz unangenehm riechende Castoröl ausfloss, stockte in ihnen eine teigige Masse von käseartiger Consistenz, schmutzig blaugrauer Farbe und einem häslichen, ammoniakalischen Fäcesgeruch. Während das Castorfett beim Erhitzen augenblicklich ganz dünnflüssig wird, sehr leicht mit Flamme brennt, bei Luftzutritt kaum eine Spur Asche hinterlässt und in Aether fast ganz löslich ist, wurde die fragliche Substanz beim Erwärmen gar nicht flüssig, sondern unter Schäumen alsbald terpentinartig zähe, beim Erhitzen auf Platinblech, wo die Hitze viel stärker sein muss als beim Castorfett, verbrannte es mit Flamme, hinterliess viel schwarze Masse und erst nach längerem Erhitzen blieb $^1/_{32}$ Asche zurück, bestehend aus Aetzkalk, kohlensaurem Kalk, Bittererde und Spuren von phosphorsaurem Kalk. In Aether und Terpentinöl löste sich diese fettige Masse nur zum kleinsten Theile auf, die ätherische Flüssigkeit an die Luft gestellt, zeigte nun nach dem Verdampfen des Aethers einen nicht widrigen Castoreum-Geruch.

Die physiologische oder pathologische Würdigung dieses Erfunds

muss ich andern überlassen; praktisch lehrt er Thatsache und Grund, dass man sich bei der Werth-Schätzung eines Bibers in Betreff seines Geilgehalts im wörtlichsten Sinne bedeutend vergreifen kann. —

Finanzrath Eser von Ulm gab folgende Notiz über die Fossilien von Oberkirchberg unter Vorzeigung seiner interessanten Suite derselben.

In einer kleinen Abhandlung welche in das zweite Heft unserer Vereinszeitschrift vom Jahr 1848 aufgenommen wurde, habe ich die geognostischen Verhältnisse des Petrefactenlagers bei Ober- und Unterkirchberg an der Iller zu schildern versucht, und die Schichtenfolge mit Angabe ihrer fossilen Einschlüsse in zwei Profilen dargestellt. Nachdem die auf gestern beabsichtigte Excursion nach den von mir besprochenen Localitäten leider wegen der Ungunst der Witterung unterbleiben musste, glaube ich um so mehr voraussetzen zu dürfen dass es den Herren Geologen angenehm sein werde, die sämmtlichen Arten von fossilen Wirbelthieren, Mollusken, Insekten und Pflanzen, welche Ober- und Unterkirchberg bis jetzt geliefert haben, nach der Schichtenfolge geordnet, in einem Ueberblick überschauen zu können. Ich benütze dazu sowohl meine eigene Sammlung, als einige derselben noch fehlende Petrefacte welche H. Gutekunst mir zu diesem Behufe anvertraut hat.

Bevor ich Sie aber zur Beschauung dieser Sammlung einlade, habe ich noch zu erwähnen, wie auch die ersten Frühlingstage von 1849 unseren Bemühungen um die Erforschung der Fauna von Kirchberg schon günstig sich erwiesen haben, da

1) der von Herrn H. v. Meyer in Franfurt aus Fragmenten vermuthete Cyprinus priscus in einem ganzen, stattlichen Exemplar sich dargestellt hat, wonach die fossilen Fische nunmehr in 8 Arten bestehen;
2) in der Schichte 5 des Profils A. und dem Paludinen-Sande von Unterkirchberg 3 für diese Localität neue Mollusken, welche noch nicht näher untersucht werden konnten, entdeckt, und endlich:
3) in der untersten Abtheilung der Fischschichte von Unterkirchberg der erste Rest eines Säugethiers, bestehend in dem Zahne eines Carnivoren, welchen mein geehrter Freund H. Professor Plieninger Amphicyon Eseri benannt hat, aufgefunden wurde, was uns hoffen lässt, dass auch in diesem interessanten Gebiete weitere Entdeckungen bevorstehen. Ich nehme hierbei Veranlassung zu bemerken, dass die von H. Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger in dem Nachtrage zu meiner Abhandlung aufgeführten Säugthierreste nicht von Ober- oder Unterkirchberg sondern aus einer Molassenbildung des Oerlinger Thals bei Ulm herrühren und dass sonach jene Angabe rücksichtlich des Fundortes auf einem Missverständnisse beruhe. Ich lade Sie nun ein, die fossilen Schätze von Kirchberg in Augenschein zu nehmen.

Apotheker W. Lechler von Stuttgart hielt nachfolgenden Vortrag über die Pflanzen aus der Juraformation.

Vergleichung des schweizerischen Jura mit der schwäbischen Alb in Beziehung auf die Vegetation, und die geographische Verbreitung der Pflanzen auf derselben.

Die grosse Aehnlichkeit, die diese beiden Gebirge mit einander haben, wird auch durch die Pflanzen, die auf ihnen vorkommen, ausgesprochen.

Beide Gebirge bestehen, wie Ihnen Allen wohl bekannt ist, aus einem gelblich oder bläulich-weissen Kalkgebilde (Jurakalk) und laufen in beinahe gleicher Richtung von Süd-West nach Nord-Ost. Der schweizerische Jura vom *Fort d'Ecluse*, wo er von der Rhone durchbrochen ist, zieht sich als Gränzgebirge der Schweiz von Frankreich bis gegen Basel hin, wo er sich gegen den Rhein hin abflacht. Unsere Alb, die ich Ihnen näher zu beschreiben unterlasse, wird als eine vom Rhein durchbrochene Fortsetzung des Jura betrachtet werden müssen.

Eine weitere Aehnlichkeit beider Gebirge ist die, dass der schweizerische Jura von der *Franche Comté* betrachtet, ebenso wie unsere Alb von dem linken Donauufer angesehen, allmählig in einer unebenen Fläche ansteigt bis zur Wasserscheide, welche dem nördlichen steilern Abhange nahe ist.

Der Abfall unserer Alb in das Nekargebiet ist kurz und sehr steil, ähnlich dem Jura von dem Aargebiete angesehen.

Mit der Vegetation des Jura machte ich mich in der ganzen Ausdehnung desselben bekannt, von den Niederungen und Thälern bis auf die höchsten Kuppen *Réculet*, *Dolé*, *Mont Tendre* u. s. w.

Die Pflanzen unsrer Alb habe ich seit einer Reihe von Jahren mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet, so dass ich im Stande zu sein glaube, eine Vergleichung beider Florengebiete anstellen zu können.

Ranunculaceae.

Diese Familie ist auf beiden Gebirgen ziemlich stark vertreten und mit einer einzigen Ausnahme treffen sich alle Pflanzen unsrer Alb wieder auf dem Jura. Diese Ausnahme ist *Thalictrum galioides*, hingegen hat der schweizer Jura mehrere die bei uns fehlen. Die Ursache liegt aber hier nahe, denn die höchsten Kuppen des schweizerischen Jura erreichen eine Höhe von 4—5,000 Fuss über dem Meere, und in dieser Höhe treten Alpenpflanzen auf, die uns fast ganz fehlen. So: *Anemone alpina*, *Ranunculus alpestris*, *R. thora*, *Aconitum anthora*.

Auf beiden Gebirgen am weitesten verbreitet ist *Helleborus foetidus*.

Die *Anemone pulsatilla L.* die auf der Alb so häufig vorkommt, ist im Jura ziemlich selten.

Cruciferae.

Hier haben wir wieder eine *Species* die nicht auf dem Jura der Schweiz vorkommt.

Dentaria bulbifera, die auf unserer Alp ziemlich weit verbreitet ist.

Hingegen hat die Schweiz hier die *Braya supina* an dem Ufer des *Lac de Joux*, dies ist keine Alpenpflanze und sie könnte wegen der Höhe unsrer Alb recht wohl bei uns vorkommen.

Ferner: *Erysimum ochroleucum (DC.)*, *Thlaspi alpestre*, *Dentaria pinnata*, *Aethionema saxatile (R. Br.)*, *Iberis amara.*

Violarieae

haben wir keine die nicht auch auf jenem Gebirg vorkommen. Daselbst finden sich aber folgende Arten die uns fehlen: *Viola biflora L.*, Alpenpflanze auf dem *Mont Tendre*, *Viola calcarata* und *Viola lutea Sm.*

Sileneae

finden sich einige Nelkenarten auf dem schweizerischen Jura die uns ganz fehlen. So: *Dianthus monspeliensis D. sylvestris*; ferner: *Saponaria ocymoides.*

An *Alsineae* - Arten

ist ebenfalls der schweizer Jura reicher als wir. Es sind da die *Spergula saginoides*, *Alsine laricifolia*, *A. verna*, *A. fasciculata*, *Möhringia muscosa*, *Arenaria ciliata.*

Lineae

hat der schweizer Jura den *Linum montanum*, wir dagegen den *Linum flavum*, der nicht blos hier bei Ulm, sondern auch in der Nähe von Blaubeuren vorkommt.

Malvaceae

verhalten sich ganz gleich.

Hypericineae.

Hypericum Richeri, auf dem *Dole*, *Chasseron*, *Chasseral* vorkommend, haben wir gar nicht auf der Alp.

Rhamneae

hat der schweizer Jura den *Rhamnus alpinus*, und wir den *Rhamnus saxatilis.*

Leguminosae.

Die grösste Zierde des Jura ist der *Cytisus laburnum* und *alpinum*, welcher daselbst so hoch wird, als unsre Hagenbuche und zur Blüthezeit einen prachtvollen Anblick darbietet. Es treten von *Leguminosen* folgende Pflanzen in dem Jura auf: *Genista Hallerii*, *G. pilosa*, *Anthyllis montana*, *Cytisus alpinus* und *laburnum*, *Orobus luteus*, *Trifolium caespitosum (Regnier).*

Die *Coronilla montana L.* hingegen ist als eine auf beiden sehr verbreitete Pflanze und eine ächte Kalk-Pflanze anzusehen.

Auf der Alb und nicht auf dem Jura kommt nur *Vicia pisiformis* vor, die wir auf dem Ursulaberg, Wackerstein u. s. w. bei Reutlingen haben.

Rosaceae.

Hier treten wieder die Alpenpflanzen auf, wodurch der Jura reicher

ist als unsre Alp. *Dryas octopetala*, *Geum montanum*, *Potentilla caulescens*, *P. salisburgensis*, *P. aurea*, *Alchemilla alpina*, *Sorbus chamae-mespilus*.

Wir haben dagegen *Sorbus latifolia Pers.*

Saxifrageae.

Von dieser Familie ist *Saxifraga aizoon.* durch die ganze Kette verbreitet: weniger allgemein ist *S. tridactylites* und *granulata*. Hingegen wächst nur auf dem Jura *S. rotundifolia* und *S. oppositifolia*, und auf der schwäbischen Alb blos *Saxifraga caespitosa.*

Umbelliferae.

Von den Dolden ist auf beiden Gebirgen am weitesten verbreitet das *Genus Bupleurum*, und zwar 3 Species *B. longifolium*, *rotundifolium* und *falcatum* durch die ganze Kette. *B. ranunculoides* tritt wieder nur auf den höchsten Kuppen des schweizer Jura auf; ferner findet sich von Dolden einzig auf dem Jura *Ligusticum ferulaceum*, *Heracleum alpinum*, *Seseli biennae*, *Peucedanum chabraei.*

Valerianeae.

Hievon hat der schweizer Jura *V. montana* und *Centranthus angustifolius*, die uns beide fehlen.

Dipsaceae.

Hier tritt im schweizer Jura die prachtvolle *Cephalaria alpina* auf, ausser dieser ist noch die *Scabiosa lucida* auf dem *Reculet* und *Creux du Van.*

Compositae.

In dieser umfassenden Familie hat die Alb 3 Pflanzen aufzuweisen, die dem Jura fehlen: *Leontodon incanum Schr.*, *Hieracium rupestre* und *H. bupleuroides. Gmel.*

Der Jura dagegen: *Homogyne alpina*, *Aster alpinus*, *Erigeron alpinum*, *Gnaphalium leontopodium L.*, *Senecio doronicum*, *Mulgedium alpinum* (*Cassin*), *Crepis aurea* (*Tsch.*), *C. blattarioides Tsch.*, *Soyeria montana*, *Hieracium aurantiacum*, *H. glaucum All.*, *H. flexuosum W.*, *H. villosum*, *H. amplexicaule L.*, *H. prenanthoides.* (*Vill.*)

Campanulaceae.

Dem Jura eigen: *Campanula latifolia*, *C. thyrsoides L.*, *C. rhomboidalis.*

Vaccinieae

sind ganz gleich vertreten. Hingegen die

Ericineae

sind im Jura durch *Rhododendron ferrugineum* und *Arbutus uva ursi* in stärkerer Zahl.

Gentianeae.

Jura: *Swertia*, *Gentiana acaulis*, *nivalis*, *G. campestris.* Die übrigen Glieder dieser Familie haben beide mit einander gemein, und besonders *G. lutea* tritt auf allen erhabenen Punkten auf, steigt aber auch bis gegen 2000 Fuss über dem Meere in die Thäler herab.

Borragineae.

Jura: *Cerinthe alpina.*

Solaneae

sind ganz gleich vertheilt.

Anthyrrhineae.

Jura: *Linaria alpina, Erinus alpinus, Veronica urticaefolia, V. aphylla, V. spicata, V. saxatilis, V. prostrata, V. verna, V. accinifolia.*

Rhinanthaceae.

Jura: *Tozzia alpina L., Pedicularis foliosa, Bartsia alpina L.*

Labiatae.

Jura: *Galeopsis ochroleuca, Sideritis hyssopifolia.*

Primulaceae.

Das Genus *Lysimachia* und *Anagallis* ist gleich vertheilt. Hingegen *Androsace* ist im Jura mit 2 Species vertreten und diese beide, *A. villosa* und *A. lactea* sind wenigstens auf den höchsten Kuppen ziemlich häufig, während wir auf unsrer Alp nur die *A. lactea* und zwar sehr selten nur an einer Stelle bei Bronnen im obern Donauthal haben.

Die Gattung *Primula* ist im Jura durch *P. acaulis* und *P. auricula* und *farinosa* stärker vertreten als bei uns. Dann kommen noch zwei Genera, die die Alb gar nicht besitzt, im Jura vor: die *Soldanella* und *Cyclamen.*

Globularieae

besitzen wir auf der Alb nur *G. vulgaris.* Der Jura hat diese und die *cordifolia.*

Plantagineae

sind im Jura durch *P. montana Lam.* und *P. alpina L.* stärker vertreten als auf der Alb.

Amaranthaceae

sind ganz gleich vertheilt. Ebenso die

Chenopodeae.

Polygoneae

sind im Jura durch *Rumex alpinus L., R. arifolius (All.),* welche beide etwas höhere Regionen zu bewohnen pflegen, als wir sie auf der Alb haben, stärker vertreten.

Thymeleae.

Von dieser Familie ist *Daphne mezereum* am gleichförmigsten auf Beiden verbreitet, und steigt von den Thälern bis auf die höchsten Spitzen im Jura, bis in die Region der Alpenrose. Diese Gattung ist aber noch durch zwei Arten, *D. laureola* und *D. alpina* im Jura verstärkt.

Santalaceae

sind ziemlich gleich verbreitet.

Euphorbiaceae.

Hier ist der Jura, wenigstens einige rauhe Thäler desselben, durch einen immergrünen Strauch ganz besonders vor unsrer Alb bevorzugt. Der Buchs wächst an verschiedenen Stellen desselben, von der Rhone bis zum Rheine wild, und fehlt unserem Gebirge ganz.

Die Gattung *Euphorbia* ist ziemlich gleich verbreitet, ebenso *Mercurialis* und die Urticeen und Cupuliferen.

Salicineae.

Hier ist wieder ein bedeutender Unterschied, besonders weil hier einige Alpenweiden wieder im Jura erscheinen, die unsrer Alb ganz fehlen; die *Salix retusa* und *S. reticulata*. Dann hat der Jura noch die *S. grandifolia* (*Ser.*), *S. incana* (*Schrank*), *S. rubra* (*Thuil.*), *S. pentandra*.

Betulineae.

Hier ist die *Betula nana* auf dem Jura, die uns fehlt; ferner eine Form der *Betula alba*, die *Betula pendula*, deren Zweige den Trauerweiden ähnlich herunterhängen und der Pflanze ein malerisches Ansehen geben.

Die *Coniferen*

sind mit Ausnahme des *Juniperus nana*, der auf der *Dolé*, *Mont Tendre* etc. vorkommt, gleich vertreten. Die *Alismaceae*, *Juncagineae*, *Potameae*, *Lemnaceae*, *Typhaceae*, *Aroideae*, sind vollkommen gleich vertheilt.

Orchideae.

An *Orchideen* ist der Jura viel reicher als die Alb. Auf dem Jura finden sich *Orchis simia*, *O. sambucina*, *Himantoglossum hircinum* (*A.*), *Peristylus albidus* (*Lindl.*), *Nigritella angustifolia* (*Rich.*), *N. suaveolens* (*Koch*), *Limodorum abortivum*, *Listera cordata* (*R. Br.*), die alle der Alb fehlen.

Irideae.

Hier ist der schöne *Crocus vernus*, der das ganze schweizerische Juragebiet im Frühjahr überzieht und bei uns vollständig fehlt; ferner die *Iris sibirica* im *Vallée du Lac de Joux*.

Amaryllideae.

Der Jura hat 3 Species *Narcissus*; am Fusse desselben erscheint der *Narcissus pseudonarcissus*; höher hinauf geht der *Narcissus poeticus*, denn er überzieht nicht blos die 3000 Fuss hoch gelegenen Weiden, sondern steigt bis beinahe auf die Spitze der *Dolé Creux du Van*.

Die *Asparageae*

sind im schweizerischen Jura durch *Steptopus amplexifolius DC.* und *Thamus communis*, die beide der Alb fehlen, vertreten. Die *Convallaria* und *Paris* ist ganz gleich verbreitet.

Liliaceae.

Hier ist *Lilium martagon* die Pflanze, die durch die beiden Gebirge am stärksten verbreitet ist. Auf dem Jura kommt dann die *Frittilaria meleagris*, *Paradisia liliastrum* (*Bertolon*), *Ornithogalum pyrenaicum*, *O. nutans*,

Allium victoriale, *A. vineale*, *A. paniculatum*, *Muscari racemosum* vor, die unsrer Alb alle fehlen.

Juncaceae

sind ziemlich gleich vertheilt; von den *Cyperaceae* das Genus *Cyperus*, *Scirpus*, *Schoenus* und *Eriophorum*. Hingegen Carex-Arten hat der Jura folgende, die der Alb fehlen: *C. chordorhiza*, *C. heleonastes*, *C. Personii*, *C. mucronata All.*, *C. Buxbaumii*, *C. gynobasis*, *C. alba*, *C. nitida Host.*, *C. pilosa* (*Scop.*), *C. sempervirens*, *C. ferruginea*, *C. capillaris*.

Gramineae

hat der Jura: *Phleum Michelii* (*All.*), *Ph. alpinum L.*, *Agrostis rupestris* (*All.*), *Lasiagrostis calamagrostis* (*Link*), *Köleria vallesiaca* (*Gd.*), *Poa cassia* (*Sm.*), *P. hybrida* (*Gd.*), *Festuca pumila* (*Vill.*).

Die Alb hat keine Gräser, die dem Jura fehlen.

Die Gefässcryptogamen

sind bei dem *Genus Equisetum* gleich verbreitet; *Lycopodium* ist im Jura stärker vertreten als auf der Alb. *Lycopodium alpinum* und *selaginoides* kommen im Jura vor, während beide auf der Alb fehlen.

Von Farnen ist im Jura: *Ceterach*, *Polypodium alpestre*, *Polystichum oreopteris*, *Aspidium lonchitis*, *Asplenium Halleri*.

Die schwäbische Alb hat 8 Pflanzen, die dem Jura fehlen.

Der schweizerische Jura dagegen 150 Pflanzen, die der Alp fehlen.

Ferner gab Apotheker W. Lechler folgende Notiz:

Mittheilung einiger für die Flora von Württemberg neu entdeckten Pflanzen und neuer Standorte.

Salvia sylvetris (*Linn.*)

an einem Kartoffelacker links der Kirschen-Allee bei Hohenheim. — Von Herrn Professor Fleischer.

Ferner in der Nähe von Nürtingen gegen dem Walde Tiefenbach. — Von Beck, Apotheker.

Poa bulbosa (*L.*)

Auf einem Dolomitfelsen bei Blaubeuren, gegen Urach; ferner auf dem Rothenberg. — Fleischer.

Cirsium acauli-oleraceum (*Naegeli*).

Auf dem Lochen bei Balingen. — Fischer, Apotheker in Haigerloch.

Cirsium cano-oleraceum, *C. tartaricum* (*Wimmer et Grabowsky*).

In der Gegend von Schlier in Oberschwaben. — Valet in Schussenried.

Veronica longifolia Linn.

In einem Wäldchen des Langenauer Rieds, wohin sie aus keinem Garten gekommen sein wird. — Miller in Langenau.

Nepeta violacea (*Ait*).

Eine constante Varietät von der *Nepeta nuda L.* wurde von Herrn

Fischer in Haigerloch, an einem sonnigen Abhang der Eiach bei Stetten im Oberamt Haigerloch entdeckt.

Epilobium Dodonai (Vill.),

seither nur an der Argen und einigen andern Orten Oberschwabens, wurde ebenfalls von Herrn Fischer am Neckar bei Aistaig, Oberamts Oberndorf, gefunden; es scheint daher auch auf dem Schwarzwald vorzukommen und von diesem an die Ufer des Neckars herab zu steigen.

Lonicera alpigena L.

habe ich selbst auf dem Maisenbühl bei Oesbingen, aber nur in spärlichen Exemplaren gefunden. — L.

Gymnadenia albida (Rich.),

die zwar von Herrn Professor von Mohl unter die württembergischen Pflanzen gezählt ist, die ich aber weder selbst irgendwo gefunden habe, noch erfahren konnte, wo sie vorkommt, wurde von Herrn Apotheker Kaupp auf dem Kniebis und Rossbühl gefunden und mir mitgetheilt.

Nuphar Spennerianum (Gaud.)

wurde von Apotheker Gessler in Wurzach in dem Schwindelsee, einem tiefen See im Wurzacher Ried, entdeckt, es ist dies eine höchst seltene Pflanze, die bisher nur im Feldsee und Titisee des Schwarzwaldes gefunden wurde.

Stadtvicar Fraas von Balingen hielt nachfolgenden Vortrag:

Die Schichten des oberaten weissen Jura, die Kalkplatten, welche hier um Ulm so schön entwickelt und so gründlich ausgebeutet sind, gewähren in wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht ein grosses Interesse. Für den Geognosten haben sie, wie überhaupt die Anfangs- und Schlussglieder einer Formation als das letzte Glied des ganzen Jura, eine besondere Bedeutung, vorzüglich auch bei der Vergleichung mit den Schlussgliedern des Jura in andern Ländern, für die Industrie sind sie wichtig, sofern sie an gewissen Lokalitäten zum Steindruck tauglich werden. Seit der Erfindung letzterer Kunst zu Anfang dieses Jahrhunderts und der Benützung der Sohlenhofer Kalkplatten zu diesem Zwecke hat das praktische Interesse auch die württembergische Staatsregierung beschäftigt, welche in einer Reihe von Jahren an vielen Stellen der Alp Nachforschungen nach dem lithographischen Stein vornehmen liess. Aus Veranlassung einiger Versuche, die ich im verflossenen Jahre auf unserem Heuberg machte und von denen die Regierung Notiz erhielt, wurde mir vom Steuercollegium ein Stoss Acten mitgetheilt, in welchem die Kunde von den vergeblichen Forschungen, sowie die theuren Kostenzettel aufbewahrt bleiben. Aus diesen Acten ersah ich, wie im Ganzen 9 grössere Versuche gemacht worden sind. 5 derselben wurden im unteren und mittleren weissen Jura angestellt und mussten daher misslingen (bei Wasseralfingen im Jahr 1818, im Wannenthal bei Ebingen im Jahr

1821, bei Wingoldingen und Weissenstein im Jahr 1822, bei Honau im Jahr 1840 wurden die Versuche im β, bei Nattheim, Neresheim und Steinweiler im δ des weissen Jura gemacht) dagegen griff man bei Steinhütten, auf der Zwiefalter Alb und endlich bei Kolbingen die Schichten des oberen weissen Jura, das γ an. Bei Kolbingen fand man zum Theil recht brauchbare Platten, also dass das lithographische Bureau einen Accord auf 150 Halbbogenplatten mit den Kolbinger Steinbrechern abschloss, ein Accord der jedoch nicht ganz realisirt wurde, weil das Format der Platten nicht eingehalten werden konnte. Ueber diese Kolbinger Platten stellte Herr Inspektor Fleischmann folgendes Gutachten: „Sie sind dreierlei Gattung, 1. der grösste Theil hat ein gelbgraues Korn mit dunklen Punkten von Kalkspath, die härter sind als die Platte, was im Graviren hindert und unreine Arbeit liefert, 2. der andere Theil ist von röthlichgrauer Farbe und geschmeidiger und eignet sich recht wohl zur chemischen Dinte. Der dritte aber geringste Theil ist ganz frei von allen Punkten und eignet sich zu Federzeichnungen gleich wie zum Graviren." So sind denn zwar bisher alle Versuche, die Kalkplatten zur Lithographie auszubeuten, missglückt; nach meiner Ansicht aber nur darum, weil der Staat diese Versuche machte, der Staat aber wie bekannt, stets ein schlechter Speculant ist, würde ein industriöser Privatmann mit Eifer die Sache in die Hand nehmen und ausgedehntere Versuche wagen, es möchte wohl kaum am Gelingen zu zweifeln sein. Denn es ist z. B. auf dem Heuberg die Lagerung der Platten ganz übereinstimmend mit den Sohlenhofer Schichten; an beiden Orten liegen die guten Platten unter den spaltbaren Schieferplatten und über dem massigen gröberen Kalke, an beiden Orten finden sich in den Schiefern die zerdrückten Planulaten, Reste von Fischen, Krebsen, Anneliden, die merkwürdigen *Aptychus* etc.; also dass an der Identität der Sohlenhofer Schiefer und der schwäbischen Platten gar nicht gezweifelt werden kann. Zu dem Allem lassen sie sich geographisch von der Spaichinger Alb an bis auf die Höhen des fränkischen Landrückens bei Kehlheim und Regensburg verfolgen. Wo nun in diesem Schichtensystem für die Lithographie günstige Lokalitäten sind, müssen Versuche herausstellen; geognostisch ist es Eine Schichte.

Eine weitere interessante Frage ist nun, welcher Schichte in andern Ländern diese Kalkplatten des oberen weissen Jura entsprechen. Man hat es von jeher in Deutschland geliebt, fremde, besonders englische Namen unsern oft so ächt deutschen Bildungen aufzudringen, wobei man aber sehr häufig neben das Ziel geschossen hat. So werden wohl auch noch die Kalkplatten „Portland" genannt, nach der Jurabildung auf der Halbinsel Portland im Dorsetshire, obgleich weit und breit keine andere Aehnlichkeit zwischen beiden Schichten stattfindet, als dass beide in ihrer Gegend das letzte Glied des Jura bilden. Die mineralogische Beschaffenheit des Gesteins, die Schichtung, die Petrefacten sind sämmt-

lich verschieden, denn der Portlandstone ist in England eine Bildung von weissgelben, nicht sehr harten, bald thonigten, bald oolithischen Kalken, ohne alle Schieferstruktur, mit riesigen Planulaten, *Buccinum*, *Terebra*, *Nerita*, *Trigonia*, *Perna*, *Pecten*, *Ostraea*, *Astarte*, *Cardium etc.* und in Frankreich und der Schweiz wird dazu noch *Exogyra virgula* als charakteristische Muschel aufgestellt; lauter Dinge, die mit den schwäbisch-fränkischen Vorkommnissen gar nicht stimmen wollen.

Die Veranlassung, dass unsere Kalkplatten mit dem Portland-Namen beehrt wurden, gab die *Pinna granulata* die 1835 in grosser Menge bei Ensingen gefunden wurde, diese Muschel wurde mit *Sowerby's Perna ampla* oder *Mytilus amplus* identificirt, welche allerdings im Portlandstone sich findet. Diese *Perna* gab nun den Ausschlag, dass die damals noch namenlosen Kalkplatten vorläufig als Geschwister des Portland betrachtet wurden, bis nähere Untersuchungen der Lagerung sowohl als der ehmaligen Meeresbewohner diese Verwandtschaft als vollkommen unbegründet herausstellten.

Soll eine Parallele zwischen dem englisch-französischen und schwäbisch-fränkischen Jura gezogen werden, so gehören die Kalkplatten in das Gebiet des Kimmeridge, eine Parallele, welche Graf Mandelsloh schon vor 18 Jahren gezogen hat. Denn mit Kimmeridge bezeichnen Engländer und Franzosen die wohlgeschichteten Thon- und Kalkablagerungen über den Korallenkalken, welche durch Planulaten und ein Heer 2schaliger Muscheln sich auszeichnen. So stimmen z. B. bei einer Vergleichung der Ulmer Vorkommnisse mit denen von Bruntrut oder Auxerre: Die Planulaten, *Nautilus giganteus*, *Ceromya lata Agass.* *Pleuromya*, *Pholadomya abbreviata*, *Perna*, *Terebr. inconstans* und besonders auch eine *Trigonia* mit concentrischen Ringen. Hiemit soll jedoch nicht mehr als eine Parallelisirung der Kalkplatten und des Kimmeridge ausgesprochen sein und nichts weniger als der englische Name unserer Bildung gegeben werden, einer Bildung, welche ihrem ganzen Karakter nach eine rein deutsche, speciell schwäbisch-fränkische Entwiklung ist und mit einem ausländischen Namen nur falsch bezeichnet werden kann.

Forstassistent Calwer von Zwiefalten gab folgende Notiz über *Lycopodium complanatum.*

Ich beehre mich Ihnen hier eine der Familie der Lycopodiaceen angehörige, für unsere Flora neue Pflanze vorzulegen, es ist *Lycopodium complanatum L.* Diese Pflanze fand ich vergangenen Winter nur an einer einzigen Stelle bei Kapfenburg, im sogenannten Scheuterhau, unweit Hühlen, an der Strasse von Lauchheim nach Neresheim; sie kommt daselbst in einem 40—50jährigen Fichtenstangenholz, an einer dunkeln, mit Moos dicht überzogenen Stelle, vor, wo sie sich unter einigen niedrigen, buschigen, verkrüppelten Fichten gegen die lichtere Seite zu, ausbreitet.

Sie steht in wenigen Exemplaren auf dem wohlgeschichteten Jurakalk, in einer ungefähren Höhe von 24 — 2500 Fuss über dem Meere.

Es scheint ein seltener Bärlapp zu sein, denn man findet ihn immer zerstreut; so auf der Alpenkette, im badischen Schwarzwald, Odenwald, Harz, in den Sudeten, in Schweden, Norwegen und in Columbien.

Prof. Dr. Plieninger, welcher schon zuvor erklärt hatte, nur dann Einiges zur Sprache bringen zu wollen, wenn nach Anhörung der Vorträge auswärtiger Mitglieder noch Zeit übrig wäre, berührte in freiem Vortrag, den er später geschrieben zu den Akten gab, zuletzt noch folgende Gegenstände:

Gemäss dem in §. 4 der organischen Bestimmungen ausgesprochenen Zwecke unseres Vereins: „der Wissenschaft auch in ihren praktischen Richtungen auf das Leben Eingang und Anerkennung zu verschaffen“ möchte ich unter den mir heute vorliegenden Gegenständen zuerst einige derjenigen zur Sprache bringen, welche eben auf dieser Grenze zwischen wissenschaftlicher Forschung und praktischer Anwendung liegen. Unter den Gebieten wissenschaftlich-praktischer Thätigkeit, welche der erfolgreichen Anwendung der naturwissenschaftlichen Errungenschaften offen stehen, sind die Medicin und die Landwirthschaft die hauptsächlichsten. Auf dem Gebiete der Heilkunde ist schon längst der Boden der Empirie verlassen, seitdem eine sorgfältige, von der Hand der Wissenschaft geleitete Beobachtung an die Stelle scholastischer Einseitigkeit, theoretischer Selbstgenügsamkeit und leichtgläubigen Festhaltens an Auctoritäten getreten ist und ein tieferes Eindringen in die anatomischen und physiologischen Grundlagen der Krankheitslehre auch einer rationellen Heilmittellehre ihre sichere Begründung zuwege gebracht hat. Das andere Gebiet, die Landwirthschaft, hat erst mit Thär seine Emancipation vom Empirismus und von blindem Festhalten am Althergebrachten begonnen, nachdem dieser, mit Recht als der „Apostel der rationellen Landwirthschaft“ verehrte Mann, durch sein vorangegangenes Studium der Medicin auf den Weg des Forschens und des Beobachtens geleitet, bald erkannt hatte, dass die Praxis des Landwirths an denselben Uebeln leide, wie früher die Praxis des Arztes, und, durch seine zahlreichen gediegenen Schriften und durch sein Beispiel als praktischer Landwirth vorangehend, den Lehren der Landwirthschaft erst den Stempel der Wissenschaftlichkeit aufgedrückt hatte. Je rascher aber die Zunahme ist, in der die Naturwissenschaften sowohl in extensiver Erweiterung ihres Umfanges als in intensivem Anbau des bereits gewonnenen Bereiches heutzutage begriffen sind, desto mehr werden auch diese ihre beiderlei Verzweigungen in die, auf das Wohl und Wehe der Menschheit Bezug habende Praxis, in ihrer Wichtigkeit erkannt werden und die Praktiker werden

sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit überzeugen, die Grundlage für ihre Thätigkeit auf dem sicheren Boden der naturwissenschaftlichen Erfahrung zu suchen. Es wird wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn ich mir erlaube, einige in diesen beiderlei Richtungen liegende, gerade im jetzigen Augenblick zeitgemässe Gegenstände, wenn auch nur im allgemeinen Umriss, zur Sprache zu bringen.

1) Die erfreuliche Theilnahme so vieler Mitglieder des Ulmer landwirthschaftlichen Vereins, welche unserer Einladung gefolgt sind, gibt mir Veranlassung, zuerst ein kurzes Wort über ein die Landwirthschaft berührendes Thema aus der vaterländischen Naturkunde, nämlich die für die Landwirthschaft nützlichen und schädlichen, im Freien vorkommenden Thiere zu reden, ein Thema, dessen Wichtigkeit für den praktischen Landwirth um so weniger in Abrede zu ziehen sein wird, als dasselbe in den letzten Jahren gerade von dem landwirthschaftlichen Bezirksverein Ulm in eine, die Theilnahme der Regierung erheischende Anregung gebracht worden ist.

Von der erfahrungsmässigen Ansicht geleitet, dass, je mehr die landwirthschaftliche Cultur in einem Lande in Aufnahme kommt und die Bodenfläche für den Anbau in Anspruch genommen wird, desto mehr die landwirthschaftlich schädlichen Thiere intensiv wie extensiv überhand nehmen, während ein grosser Theil derjenigen Thiere, welche an der Verminderung der erstern arbeiten und die natürlichsten Bundesgenossen des Landwirths in dem Krieg gegen seine Feinde sind, entweder durch eben diese Zunahme der Cultur abgetrieben werden, oder mit desto weniger Grund einer fortdauernden Verfolgung des Menschen selbst unterliegen, in beiderlei Hinsicht aber destomehr Schutz und sogar Förderung ihrer Vermehrung verdienen, — von dieser Ansicht geleitet, hat der Bezirksverein Ulm schon im Jahr 1845 einen, zugleich der Oeffentlichkeit übergebenen Antrag an die Regierung gestellt: „zunächst einen angemessenen Schutz der insektenfressenden Vögel auf dem Wege der Verordnung herbeizuführen;“ ein Antrag, welchem sich sofort eine grosse Zahl anderer Bezirksvereine angeschlossen hat. Bei der Frage, auf welche Weise die Sache am besten ins Werk gerichtet werden könnte, wurden nun verschiedene Ansichten und Anträge vorgebracht, wie namentlich: öffentlich Belehrungen und Warnungen besonders der Jugend, Verbote gegen das Ausnehmen der Nester, gegen das Wegfangen und das Verkaufen solcher Vögel, Besteurung des Gefangenhaltens derselben, Bezeichnung derjenigen Vögel überhaupt, welche in dieser oder in andern wirthschaftlichen Rücksichten geschont, und derjenigen, welche vertilgt werden sollen. Bei der Berathung dieses Gegenstandes vom Standpunkte der Naturkunde aus, mussten nun hauptsächlich folgende Punkte ins Auge gefasst werden.

Wenn von den Vögeln nicht nur, sondern auch von einer grossen

Zahl anderer Thiere, welche sich von den landwirthschaftlich schädlichen Thieren, besonders den hieher zu zählenden Insekten nähren, manchmal eine erwünschte Beihülfe zu der, auf den Schutz der Culturen oder die Abwendung ihrer Beschädigungen abzielenden Thätigkeit des Menschen mit Recht erwartet wird, so ist es auf der andern Seite eine desto irrigere Ansicht, wenn von dem Schutz und der Schonung dieser Thiere, wie dies so häufig der Fall ist, Alles erwartet wird und die Landwirthe ihre eigene Thätigkeit deswegen für entbehrlich halten. Aus diesem Grunde würden polizeiliche Massregeln zum Schutz dieser Thiere für sich allein, ohne die eigene Thätigkeit des Landwirths, nur den entgegengesetzten Erfolg von dem beabsichtigten haben, und es müssten demgemäss, neben den gewünschten Massregeln zum Schutze der nützlichen Thiere, gleichzeitig alle diejenigen Verordnungen in Kraft erhalten oder erneuert werden, welche auf die eigene Thätigkeit der Gutsbesitzer (wie z. B. auf die Abnahme der Raupennester, Einsammlung und Vertilgung schädlicher Thiere u. s. w.) Bezug haben. Ferner würde eine blosse Bezeichnung der auf dem Verordnungswege zu schützenden nützlichen, sowie der zu vertilgenden schädlichen Thiere überhaupt (und nicht blos der Vögel), nicht nur grosse Schwierigkeiten haben, sondern in ein und andern Betrachtungen den Zweck sogar verfehlen. Ein Detail mit Beschreibung und Angabe der Kennzeichen, wäre von einer Verordnung von selbst ausgeschlossen; mit einem blossen Verzeichniss der Gattungen und Arten wäre aber dem beabsichtigten Zweck um so weniger gedient, da die einzig richtige Bezeichnung durch die wissenschaftlichen Namen dem Landwirth in der Regel unverständlich ist, die Trivialnamen der Thiere aber fast durchgehends so unbestimmt sind, dass oft ein und dieselbe Art in verschiedenen Gegenden ganz verschiedene Namen hat, und wiederum ein und derselbe Name sehr verschiedenen Arten ein und derselben Gattung, ja sogar Thieren verschiedener Gattungen gegeben wird. Ueberdies haben die meisten der für nützlich zu erklärenden Thiere einen, wenn gleich wirksamen, doch immer nur relativen Nutzen, den näher anzugeben durch eine Verordnung gleichfalls nicht möglich wäre, weil die Zeiten, die Orte, die Umstände geschildert werden müssen, an und unter welchen solche Thiere nützlich und zu schützen, oder schädlich und zu entfernen sind. Die rein Insekten fressenden Vögel z. B. fressen nützliche und schädliche Insekten ohne Unterschied, und doch werden durch eine grosse Zahl Insekten selbst, wie z. B. durch das grosse Heer der Schlupfwespen und die Raubinsekten, weit mehr schädliche Insekten vertilgt, als durch die Insekten fressenden Vögel. Letztere sind ferner in der Nähe von Bienenstöcken sehr unerwünscht, und auch die kleineren Raubvögel werden in der Nähe der Taubenschläge und der Hühnerhöfe mit Recht verfolgt, während sie anderwärts durch Insektenfrass oder Verminderung der Feldmäuse höchst nützlich werden. Die grösseren Raubvögel werden

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Inhalt.

Seite

Die Leiſtungen einiger Pariſer Vereine in Hinſicht auf das allgemeine Wohl. Von Depping 1
Die jetzige Stellung des Adels, beſonders des deutſchen. Von H. K. 26
Der bergmänniſche Diſtrikt zwiſchen Birmingham und Wolverhampton; mit beſonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eiſens. Von A. v. T. 47
Ueber die Negerſklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. VII. 71
Welche Früchte hat bisher die deutſche gewerbwiſſenſchaftliche Literatur getragen? X. 157
Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußſteigen, Fahrbahnen und architektoniſchen Zwecken in Frankreich. 158
Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. Von Dr. Leonhard Tafel 168
Ueber die Verſammlung der deutſchen Landwirthe. Von H. W. Pabſt. 207
Die Vorſorge- und Verſorgungs-Anſtalten der Mittelſtände. Von R. Mohl 220
Ueber den Mißbrauch geiſtiger Getränke. Von Dr. Carl Rösch 264
Die zweckmäßigſte Pflege der ſchönen Künſte in Deutſchland. Von A. M. 307
Duldſamkeit. Von J. H. v. Weſſenberg 327
Kurze Notizen 333

von Forstleuten und Jagtberechtigten, ja selbst von Landwirthen in bedauernswerther Verkennung ihres eigenen Vortheils, ohne Gnade erlegt, während sie die schädlichen Nagethiere (Mäuse), und auch schädliche Vögel verzehren und, wenn sie mitunter auch dem wilden Geflügel, den Hasen und dem jungen Wild nachstellen, dem Landwirth dadurch nur in die Hände arbeiten. Dazu kommt, dass ausser den nützlichen Vögeln, auf deren Schutz allein die Anträge der Bezirksvereine gestellt wurden, noch eine grosse Zahl anderer Thiere den gleichen Schutz und zwar um so mehr verdienen, als sie grösstentheils mit Unrecht einer allgemeinen Verfolgung unterliegen, wie namentlich die Fledermäuse, die Spitzmäuse, das Wiesel, die sämmtlichen einheimischen Reptilien (mit Ausnahme der einzigen in Gebirgsgegenden einheimischen Kreuzotter, *Vipera chersea*, und der schwarzen Abart derselben, *V. prester*). Die von dem Volksglauben allein in Schutz genommenen Schwalben dagegen fressen eben so wohl nützliche wie schädliche Insekten; die ebenso geschützten Störche verzehren nützliche Insekten und Reptilien, während die so nützlichen, in keiner Weise aber schädlichen Nachtschwalben (Ziegenmelker), welche blos die durch ihre Raupen schädlichen Nachtschmetterlinge fressen, die Spechte, welche blos den die Baumrinden zerstörenden Insekten nachstellen, die Nachtraubvögel (Eulen, Kauze), welche die vorzugsweise des Nachts thätigen Mäuse vertilgen, allgemein aufs Aeusserste verfolgt werden. Ja sogar die zumeist von Körnern lebenden kleinen Vögel, die gleichfalls unter die „Singvögel“ gehören, welche man schützen will, selbst der verhasste Haus- und Feldsperling, sind zur Brutzeit unbedingt nützlich, weil sie ihre Jungen fast ausschliesslich mit Schmetterlingen und den nackten Raupen füttern, welch letztere, wie namentlich die verschiedenen Spanner, oft den grössten Schaden an den Obstbäumen anrichten. — Wenn daher eine Verordnung gegen das Ausnehmen der Vogelnester der kleineren Vögel überhaupt und gegen den Verkauf derselben im Frühjahr und Sommer an und für sich zweckmässig erscheinen kann, so würde in Betreff eines weiteren Schutzes nützlicher und einer Vertilgung schädlicher Thiere (resp. Vögel) eine Verordnung, da sie kein naturwissenschaftliches Detail einschliessen kann, desto mehr auf eine populäre Beschreibung solcher Thiere Bezug nehmen und verweisen müssen, die zwar bis jetzt unter der grossen Zahl von Schriften über Nutzen und Schaden der Thiere, in der hier vorliegenden Richtung und der dadurch gegebenen Kürze neben der nöthigen Vollständigkeit und mit den nöthigen Abbildungen, nicht zu finden ist, dagegen unter gewissen Voraussetzungen leicht und ohne Kosten für das Aerar ins Leben gerufen und verbreitet werden könnte.

Die in letzterer Beziehung höheren Orts gestellten Vorschläge haben bis jetzt keine weitere Folge gehabt. Dagegen hat eine Stuttgarter Buchhandlung im Laufe des Jahrs 1847 die Herausgabe einer populären,

für den Landwirth und Gutsbesitzer bestimmten Schrift unternommen, welche unter dem Titel:

„Die Verderber in Feld und Haus; Beschreibungen und naturgetreue Abbildungen der in Land- und Hauswirthschaft schädlichen oder beschwerlichen wirbellosen Thiere, mit Angabe der bis jetzt bekannt gewordenen und bewährten Mittel gegen dieselben."

vorerst die schädlichen Thiere der genannten Thierklassen behandeln, und auf welche sodann eine Behandlung der nützlichen in derselben Art folgen sollte. Der Standpunkt, den die Schrift einnehmen soll, ist in nachfolgenden Grundzügen im Vorwort gezeichnet.

„Wie es sich einerseits bei einer der Praxis zugekehrten Schrift nicht darum handeln kann, die Wissenschaft zu bereichern, so kann es andererseits bei Darstellung eines Zweiges der Naturkunde für Gebrauch und Belehrung des Praktikers in irgend einem Bereiche des Gewerbslebens auch keineswegs Absicht sein, sich rein auf dem Boden der Praxis zu bewegen. Dies hiesse dem Empirismus huldigen. Die rationelle Praxis kann ihre Regeln für Thun und Lassen nur aus der Errungenschaft der Wissenschaft schöpfen und dann ist sie die folgerichtige Anwendung der letzteren. Die Wissenschaft aber darf, ja sie muss wiederum so manche Erfahrung, Beobachtung, Wahrnehmung, die nur auf dem Wege der Praxis zu gewinnen ist, in das Bereich ihrer Erwerbungen hineinziehen, wenn sie nicht einseitig werden soll. Gemäss diesem Wechselverkehr zwischen Wissenschaft und Praxis ist es daher die Absicht, alles dasjenige, was für die Praxis Wichtiges und Brauchbares von der Wissenschaft dargeboten ist, aber auch nicht mehr, aus dem wissenschaftlichen Apparate, sodann aber auch alles dasjenige, was die Praxis bisher an Erfahrungen über Schaden durch die in Rede stehenden Thiere und die Gegenmittel gegen denselben an die Hand gegeben hat, zusammen zu stellen und dem Land- und Hauswirthe darzubieten. Wir besitzen eine grosse Anzahl von Schriften über schädliche Thiere, welche ihr Thema theils umfassend, theils speciell und monographisch behandeln. Manche derselben sind mehr dem Bedürfniss und dem Verständniss des Praktikers zugekehrt, und aus den Wahrnehmungen und Erfahrungen desselben hervorgegangen; andere halten sich mehr auf dem wissenschaftlichen Boden. Wenn wir mit einer neuen auftreten, welche sich auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Praxis halten soll, so wollen wir deshalb keine Entschuldigung oder Rechtfertigung voraussenden. Der Sachkundige mag entscheiden, ob sie zweckgemäss und nützlich ist. Fällt die Entscheidung bejahend aus, so ist die Rechtfertigung ihres Erscheinens damit besser gegeben, als der Verfasser sie in einer Vorrede geben könnte; im andern Fall wäre letztere unnütz. Manche der Thiere, welche in den vorhandenen Schriften als schädlich aufgeführt werden, sind es nicht oder nur in so untergeordnetem Masse, dass sie kaum in

Betracht kommen. Es erschien, um Ueberladung zu vermeiden, gerathener, sie entweder zu übergehen, oder ihren Schaden in seiner geringen Bedeutung zu schildern. Das was seiner Natur nach nur möglicherweise schädlich auftreten kann, sollte nicht als wirklich schädlich aufgeführt werden, damit das wirklich Schädliche desto mehr ins Auge gefasst werde und der Muth des Landwirths über der grossen Menge seiner Feinde nicht im Voraus erlahme."

„Rücksichtlich der Mittel, welche in der Hand des Menschen liegen, vorhandenen Schaden zu beseitigen oder künftigen zu verhüten, gilt dasselbe. Wir haben getrachtet, auch hier nur das Bewährte und das zum Ziele Führende aus der Menge der Anweisungen und Recepte auszuwählen."

Dieses Unternehmen, von welchem Proben der bereits vollendeten colorirten Steinplatten hiemit vorgelegt werden, ist nur durch die ungünstigen Zeitverhältnisse des vorigen und des heurigen Jahres ins Stocken gerathen, und wird sich voraussichtlich auch keines günstigeren Erfolges in den nächsten Zeiten erfreuen können, wenn nicht das dabei betheiligte Publikum selbst die Hand bietet. Nach der Berechnung der Buchhandlung würden die Kosten durch eine Subscription von 300 Abnehmern à 4 fl. für 18—20 Bogen Text und 30—36 colorirten Tafeln in 8. gedeckt sein, während der spätere Ladenpreis auf 5 fl. 24 kr. zu stehen kommen würde.

Bei dieser Veranlassung möchte ich aber auch noch eine andere, gerade auch für den vorliegenden Gegenstand wichtige Angelegenheit den Landwirthen ans Herz legen. Auf dem Schauplatz der Thätigkeit, welche sich der Landwirth erwählt, ist Erfahrung allein die sichere Lehrmeisterin. Warum soll er sich denn nun diejenige Summe von Erfahrungen nicht zu Nutze machen, welche Andere durch Beobachten und Forschen im Reich der Natur zusammengebracht haben? Wer die Ursachen der Erscheinungen gehörig ermittelt hat, die um uns auf dem Schauplaz unserer Thätigkeit vor sich gehen, und wer die Umstände und die Art und Weise kennen gelernt hat, die bei diesen Erscheinungen stattfinden, der hat die Natur der Wirkung eingesehen, er hat die Erklärung derselben, und diese wird ihm der sichere Leiter für sein Thun und Lassen werden. Ohne diese Erklärung der Erscheinungen, ohne Einsicht in den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung bei den Naturerscheinungen und Naturereignissen, ohne Bekanntschaft mit diesen Erscheinungen in ihrem Zusammenhang unter einander wird er rathlos sein und entweder verkehrt oder gar nicht handeln, wenn es gilt, sich vor Schaden zu bewahren oder selbst das vorhande Uebel zu bekämpfen. Allein wir sind mit dem Sammeln von Thatsachen, von Beobachtungen und Wahrnehmungen noch lange nicht zu Ende; die Masse der Erscheinungen im Reiche der Natur ist so unendlich gross, wie dieses Reich selbst, und jedes Jahr taucht eine

Menge neuer, bisher unbekannter Thatsachen auf, die jetzt erst zur Beobachtung und Wahrnehmung gekommen sind. Die Zahl derer aber, die sich die Erforschung der Natur in ihrem stillen Walten zum ausschliesslichen Berufe gewählt haben, die man mit dem Namen Naturforscher oder Naturkundige beehrt, ist nur klein und verschwindet fast gegen den Umfang ihres Tagewerks.

Hier kann und muss nun hinwiederum der Landwirth selbst auch an seinem Orte ins Mittel treten, wenn das Werk gefördert werden soll. Wenn der Landwirth manche Erfahrungen, die er nicht gemacht hat, von dem Naturkundigen lernen kann, wenn dieser es ist, der ihn über die Naturerscheinungen in ihrem Zusammenhang unter einander zu unterweisen vermag; so kann und muss auch der Naturkundige wieder vom Landwirthe so manches lernen, er muss von ihm die einzelnen Thatsachen und Wahrnehmungen erfahren können, die nur der Landwirth und sonst niemand zu gewinnen im Stande ist. Denn wer unter allen Menschen steht der Natur näher als der Landwirth, den sein gütiges Geschick so gerade mitten in den Schauplatz der Naturerscheinungen gesetzt hat? Sollte der Landwirth es verschmähen, diese Gelegenheit zu benützen und selbst auch zu beobachten, zu beobachten, was ihm sich gleichsam von selbst aufdrängt, wenn er nur nicht mit verschlossenen Augen an Dingen vorübergehen will, die ihn doch so nahe angehen?

Damit aber diese gegenseitige Belehrung recht fruchtbringend werde, ist dringend nöthig, dass der Landwirth keine Wahrnehmung unbeachtet lasse, sondern sie so weit verfolge und untersuche, als er dazu im Stande ist, und sie dem Erforscher der Natur mittheile, der ihm gewiss für jede solche Mittheilung die Hand drücken wird. Hat doch wohl jeder Landwirth Gelegenheit, mit einem solchen Manne in Verkehr zu treten, der sich entweder selbst mit der Naturkunde beschäftigt, oder in der Lage ist, solche Wahrnehmungen an Diejenigen gelangen zu lassen, welche die Erforschung der Naturerscheinungen zu ihrem Beruf gemacht haben. Um wie Vieles wären wir weiter in der Kenntniss der Thiere, Pflanzen, Mineralien, wenn sich die Landwirthe nur die Wahrnehmung und Mittheilung der einzelnen Erscheinungen, die ihnen von selbst aufstossen, ja gewissermassen aufdrängen, möchten angelegen sein lassen, statt dass so manche Thatsache unbekannt bleibt und so für die Wissenschaft, dann aber in allernächster Reihe für die Anwendung und Nutzbarmachung für Landwirthschaft und die Gewerbe selbst verloren bleibt. Oft handelt es sich ja nur um die Einsendung eines unbekannten Thieres an Diejenigen, die sie kennen, um zu erfahren, was es für eines ist, ob schädlich, oder nützlich, oder keines von beiden, um sich vor unnöthigen Besorgnissen für seine Saaten zu bewahren, oder um Mittel zu Abwendung des Schadens zu vernehmen.

Hiezu bietet unser Verein die erwünschteste Gelegenheit dar, und jeder Landwirth, welcher sich den zahlreich auch auf dem Lande verbreiteten Mitgliedern mit Notizen über seine Wahrnehmungen im Gebiete der Natur nähert, wird den Dank des Vereins erndten, indem er nur seinen eigenen Vortheil dabei erreicht, wenn ihm dafür die von ihm gewünschten Aufschlüsse zu Theil werden.

2) Ein zweiter Gegenstand ist der Medicin zugewendet und betrifft Beobachtungen über das atmosphärische Ozon. Prof. Dr. Schönbein in Basel, der Entdecker dieses Stoffes, hat gefunden, dass derselbe bei Freiwerden der Electricität, sowie bei langsamen Verbrennungen entsteht und sich durch den bekannten Geruch ankündigt, der sich bei Operationen mit der Electrisirmaschine entwickelt. Der Umstand, dass dieser Geruch zu Zeiten auch in der atmosphärischen Luft auftaucht, in Verbindung mit der Wahrnehmung, dass das in stärkerem Grade künstlich entwickelte Ozon beim Einathmen die Respirationswerkzeuge in der Art reizt, dass Symptome von katarrhalischer Art dadurch erzeugt werden, legte den Gedanken nahe, dass vielleicht die zeitweise stärkere Entwicklung des Ozons in der Atmosphäre der nächste Grund des zu Zeiten auftauchenden katarrhalischen Krankheitscharakters sein könnte. Hievon ausgehend, forderten die Herren Oberamtsarzt Dr. Faber in Schorndorf und Dr. Betz in Tübingen, im Correspondenzblatt des württembergischen ärztlichen Vereins B. XVIII, Nr. 44, B. XIX, Nr. 1 auf zu Beobachtungen mittelst Aushängen von Papierstreifen, welche mit Jodkalium-Kleister bestrichen sind, wobei alsdann die mittelst Freiwerden des Jods durch die Einwirkung des Ozons entstehende Bläuung des Stärkmehls als Massstab für die Anwesenheit und Menge des Ozon in der Atmosphäre dienen soll. Seit dem Januar d. J. bin ich durch Herrn Betz zur Theilnahme an diesen Beobachtungen veranlasst worden und erlaube mir nun das, was ich aus denselben, weniger in medicinischer (den hiezu liegen noch so viel als gar keine Resultate vor), als in meteorologischer Hinsicht bis jetzt entnehmen konnte.

Ich erhielt die Papierstreifen von Herrn Betz und zwar in zwei Editionen, d. h. von verschiedenen Zubereitungen. Sie wurden innerhalb eines mit Jalousieen versehenen Kastens vor dem Fenster meiner Wohnung in nordöstlicher Richtung, geschützt vor Sonnenschein und Regen, neben den meteorologischen Instrumenten ausgehängt und 3mal des Tags zu den gewöhnlichen Beobachtungsstunden, 7, 2 und 9h, beobachtet.

Ich fand nun bis jetzt folgende Resultate.

1) Bei einer Lufttemperatur unter + 10° R., also in der Winterzeit des Januar, Februar und auch im März, erfolgte die Bläuung der Streifen mehr oder weniger rasch, oft schon des Mittags, wenn der Streifen des Morgens ausgehängt war. Dagegen erschien mit Zunahme der Lufttemperatur im April oft in 3—4 Tagen keine Bläuung. Aus ebendem Grunde erfolgte auch die Bläuung die Nacht über stärker oder schneller als am Tage.

2) Eine unmittelbare Einwirkung des Lichts auf die ausgehängten

Papierstreifen war bei der Art der Aushängung ausgeschlossen. Dem Sonnenlichte unmittelbar ausgesetzt, erfolgte ein Abblassen des schon gefärbten Streifen bis zu einem gelblichten Ton des Papiers, jedoch ist diese Wirkung nicht sowohl dem Lichte als der damit verbundenen Erwärmung zuzuschreiben, da diese Wirkung auch dann in demselben Grade und derselben Zeit erfolgte, wenn der Streifen in Papier eingewickelt im geheizten Zimmer aufbewahrt wurde.

3) Die Luftfeuchtigkeit übte einen merklichen Einfluss auf die Färbung; bei grösserer Luftfeuchtigkeit erfolgte sie schneller und stärker als bei geringerer. Hiemit im Zusammenhang steht auch der Einfluss der Winde, dass nämlich bei westlichen Richtungen des Windes die Bläuung stärker und schneller als bei östlichen erfolgte.

4) Bei stärkeren Strömungen des Windes war derselbe förderndo Einfluss bemerkbar; nicht so bei ruhiger Luft.

5) An Tagen wo Schnee fiel, noch mehr aber an solchen, wo Graupenfall stattfand, zeigte sich gleichfalls eine schnellere und stärkere Färbung; ebenso, jedoch in geringerem Grade, an Regentagen. Wurde jedoch der Streifen, wenn er durch den Wind durch die Jalousieen hindurch geschoben war, vom Regen benetzt, so verschwand die Färbung auf der benetzten Stelle, und es blieb nur am Rand des Papierstreifens ein blauer Saum übrig.

Fand ich hiemit die Wahrnehmungen des Herrn Oberamts-Arztes Dr. Faber im medicin. Correspondenzblatt B. XIX, Nr. 1 im Allgemeinen bestätigt, so lieferten mir diese Beobachtungen noch andere Resultate, die geeignet sind, manche Regeln in Bezug auf die Art und Weise der Beobachtungen an die Hand zu geben.

1) Die Streifen der zweierlei Editionen, welche ich erhielt, lieferten ein sehr verschiedenes Resultat. Die zuerst erhaltenen zeigten sich weit empfindlicher; die Färbung erschien der Länge der Streifen nach in schlangenförmigen Strichen von etwa 1—½ Linie Breite, die sich verschiedentlich in einander verästelten; die Streifen der zweiten Edition, gleichzeitig und an demselben Orte ausgehängt, wurden viel langsamer und weniger intensiv gefärbt und zeigten die Färbung ziemlich gleichförmig in Form feiner Flocken über das Papier verbreitet.

Hieraus geht hervor, dass auf die Bereitung des Papiers sehr viel ankommt. Die Kleistermasse muss stets in derselben Proportion der Ingredienzien und des verdünnenden Wassers, gut gemengt, jedoch nicht gekocht werden, es muss stets dasselbe Papier, am besten geschöpftes und niemals ein mit Chlor gebleichtes genommen, es muss bei dem Aufstreichen auf möglichst gleichförmige Verbreitung des Kleisters Bedacht genommen werden. Am besten wird man thun, das Papier durch die Masse hindurch zu ziehen und letztere mittelst Durchziehen durch zwei runde Stäbe, die in bestimmter Entfernung von einander sind, abzustreichen. Es wäre daher nöthig, dass alle Beobachter die Streifen nur aus Einer Quelle beziehen könnten.

2) Die Befestigung der Streifen geschieht am besten mittelst eines spitzigen Stiftes, mit dem sie auf einer senkrechten Holzwand fixirt werden; jede andere, wie z. B. mit Fäden, ist deswegen unzuverlässig, weil die Streifen leicht von dem Winde entführt werden, auch diese Befestigung zeitraubender ist.

3) Rücksichtlich der Methode der Beobachtung ist zu bemerken, dass die von Herrn Betz im medic. Corresp.-Bl. Bd. XIX, Nr. 4 vorgeschlagene Scale: starke, mittlere, schwache Färbung, wohl als viel zu unzuverlässig erscheinen muss, weil sie blos der Schätzung überlassen ist, als dass den hiernach angestellten Beobachtungen ein gröserer Werth, als z. B. denen eines Darmsaiten-Hygroscops im Gegensatz eines Hygrometers zukommen könnte. Die hier nöthige Vergleichung der Beobachtungsresultate an einem und demselben Orte zu verschiedenen Zeiten, oder der gleichzeitigen an verschiedenen Orten ist nur dann möglich, wenn sie in Zahlen ausgedrückt werden. Die Grade der in gleichen Zeiten entstehenden Färbungsunterschiede lassen sich nun aber leicht nach einem Saussüre'schen Cyanometer oder einer diesem analog angeordneten Scale von Weiss bis zu dem tiefsten Dunkel, das durch Jod auf Stärkmehl entstehen kann, bestimmen. Hiebei wären nun zwei Wege denkbar.

a) Entweder würden jeden Tag um eine bestimmte Zeit frische Streifen ausgehängt und die in 24 Stunden entstandene höchste Färbung würde nach dem Grade am Cyanometer und der Zeit, wo sie eintritt, notirt. Hiebei ist aber der Materialverbrauch neben der Mühe des Anheftens unwillkommen. Es würde sich daher

b) das Aushängen eines Streifens bis zum Eintritt der stärksten Färbung, die er erhalten kann, mehr empfehlen, nach welchem erst ein neuer ausgehängt würde. Hiebei müssten nun natürlich blos die Differenzen von einer Beobachtung bis zur andern in auf- oder absteigender Scale des Cyanometers, nicht aber die absoluten Grade desselben notirt werden. Ein Beispiel möge dies erläutern.

Die erste Beobachtung nach dem Aushängen habe den Grad 3 nach dem Cyanometer gegeben; bei der zweiten sei die Färbung desselben Streifens auf 7 gestiegen, so hätte die zweite Beobachtung nur eine Färbung $= 7 - 3 = 4$ auf einem frischen Streifen zuwege gebracht, und es würde das Resultat der zweiten Beobachtung $= 4$ sein. Bei der dritten sei die Färbung von 7 auf 5 zurückgegangen, so hätte ein frischer Streifen nur eine Intensität von $4 - 2 = 2$ mit sich gebracht. Bei der vierten Beobachtung sei aber die Färbung von 5 auf 8 gestiegen, so wäre das Resultat $= 8 - 5 = 3$.

Hiebei würde nun, wie sich von selbst versteht, ebenso wie bei der Methode a) vorausgesetzt, dass die Färbung des Streifens gleichförmig von weiss bis zur stärksten Schattirung zunimmt; eine Voraussetzung, die, so natürlich sie an sich erscheinen könnte, doch erst auf dem Wege der Beobachtung, d. h. durch gleichzeitige Beobachtung nach

der Methode a) und b) in ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit ausgemittelt werden kann.

c) Eine dritte Methode könnte auch darin bestehen, dass die Zeit ins Auge gefasst wird, innerhalb welcher die relativ stärkste Färbung, d. h. diejenige entsteht, bei welcher keine weitere Zunahme bemerklich wird; allein es liegt auf der Hand, dass diese, bei welcher die Intensität des atmosphärischen Ozon im umgekehrten Verhältniss der Zeit stehen würde, wohl als die minder zuverlässige erscheinen muss, indem die Berechnung dieser Intensität an und für sich schwierig ausfallen und überdies, die Zu- oder Abnahme derselben innerhalb der Periode dabei ausser die Beobachtung fallen würde.

Aus allem dem wird hervorgehen, dass diese Beobachtungen des atmosphärischen Ozon, (oder welch anderer Stoff es sein möge, der auf den Papierstreifen reagirt), noch im Keime liegen und erst auf dem Wege der Beobachtung selbst eine weitere Ausbildung erhalten müssen, wenn sie zuverlässige Resultate liefern sollen. Immer wird aber der Einfluss höherer Temperaturen, die bei einem gewissen Grade nach Schönbein's Erfahrungen das Ozon gänzlich zerstören, so lange ein Hinderniss sein, diese Beobachtungen als einen zuverlässigen Index der hiebei thätigen Agenzien in der Atmosphäre, sei dies nun freie Luftelectricität oder etwas Anderes, zu benützen, als nicht auf dem Wege der Beobachtung entweder ausgemittelt ist, dass mit Zunahme der Lufttemperatur das die Färbung hervorbringende Agens abnimmt, oder wenn dasselbe von der Luftwärme abhängig ist und diese nun auf die Wirkung, nämlich die Intensität der Färbung vermindernd einwirkt, Mittel gefunden sind, um die nöthigen Correctionen der Beobachtungen bei verschiedenen Temperaturen vorzunehmen, die übrigens jedenfalls schwieriger sein werden, als z. B. die Correctionen der Barometerstände auf einerlei Quecksilbertemperatur. Bei alledem aber verdienen diese Beobachtungen alle Aufmerksamkeit und sind werth, von möglichst zahlreichen Beobachtern fortgesetzt zu werden, denn Resultate, und wären sie auch nur negative, sind immer zu erwarten und müssen jedenfalls zur Bereicherung der Wissenschaft ausfallen.

3) Derselbe hielt sofort einen Vortrag über ein, bis auf den Schädel, welcher nicht aufgefunden wurde, vollständiges fossiles Skelett eines Saurier's, welches von unserem Mitgliede, Stadtrath Reiniger in der obersten, den grobkörnigen Keuper- oder Stuben-Sandstein überlagernden Schichte des Keupermergels, im Jahr 1847 auf der Stuttgarter Markung gefunden worden war und in seiner Sammlung aufgestellt ist. Zugleich legte der Vortragende die in natürlicher Grösse von ihm veranstalteten Zeichnungen des Beckens, des Brustbeins und der Extremitätenknochen vor. Die Wirbelsäule, aus sechzig und etlichen Wirbeln bestehend, ist bis zur äussersten Schwanzspitze vollständig überliefert; nur von den Halswirbeln ist es noch zweifelhaft, ob sie vollständig sind; das Vorhandene hat eine Länge von etwa 17 Fuss. Wenn schon die Auffindung eines

Wirbelthierresten in diesem, bisher für versteinerungsleer gehaltenen Formationsgliede des Keupers überraschte, so mussten die colossalen Dimensionen dieses Fossils noch mehr in Verwunderung setzen. Die 2½ Fuss langen, 6—9 Zoll Durchmesser haltenden Schenkelknochen geben denen der fossilen und lebenden Pachydermen an Masse nichts nach und erinnern noch überdies durch einen starken, flügelförmigen Ansatz in der obern Hälfte unterhalb des Trochanter an ähnliche Muskel-Anheftungspunkte, z. B. bei dem Elephantengeschlechte. Der 2 Fuss lange Oberarmknochen zeigt an dem oberen Ende eine massige, Flügel- oder Schildähnliche, auf der Innenseite concave Ausbreitung des Schultergelenkkopfes. Die Unterschenkel- und Vorderarmknochen sind nicht vollständig überliefert, zeigen jedoch in den von ihnen vorhandenen Resten eine den Oberarm- und Schenkelknochen entsprechende Länge und Stärke, so dass das Thier schon aus diesem Grunde mehr dem festen Lande als dem Wasser angehört haben musste. Dies wird noch weiter durch die starken Fussknochen, Phalangen und die 1—3 Zoll langen, massigen, sichelförmigen letzten Phalangen bestätigt, welche die Knochenkerne starker Hornkrallen bildeten und an Iguanodon erinnern. Die Rückenwirbel, deren 5—6 Zoll langer Körper sattelförmig vertieft erscheint, haben 5—7 Zoll Durchmesser haltende, fast kreisrunde, beinahe ebene, d. h. nur leicht concave Gelenkflächen, starke Gelenkfortsätze, ebensolche Querfortsätze für die Anlagerung der zweiköpfigen, an den Typus der Crocodile erinnernden Rippen und 4—5 Zoll hohe, 3—4 Zoll breite, flache nach vorne zu geneigte Dornfortsätze. Das flache, 2 Fuss breite und 2½ Fuss lange Brustbein zeigt zwei starke, zu beiden Seiten bogenförmig hervorragende, in einen flachen, knopfförmigen Gelenkkopf ausgehende Fortsätze, ohne Zweifel als die Stellvertreter eines Schlüsselbeins. Obgleich der Schädel fehlt, so machen es die zwischen den Rippen, welche jedoch nicht vollständig vorhanden sind, gefundenen, vereinzelten Zahnkronen von flacher, zweischneidiger, mehr oder weniger nach einer Seite hin gekrümmter Form, wahrscheinlich, dass dieser Saurier dem von Hermann v. Meyer (Beitr. zur Paläont. Württembergs S. 43 flg.) aufgestellten Genus *Belodon* angehört, wo nicht mit der von ihm bestimmten Species *Belodon Plieningeri* identisch ist. Die genauere Diagnose muss natürlich von der Auffindung des Schädels abhängig gemacht werden. *)

Zum Schluss zeigte Apotheker Reichardt von Ulm eine Anzahl Pferdezähne aus dem Diluviallehm der Umgegend von Ulm vor, welche jedoch nicht als fossil erkannt wurden, und daher nicht dem perpethischen Diluvium, sondern dem angeschwemmten Lande angehören.

*) Der Vortragende behält sich die ausführliche Beschreibung nebst den Zeichnungen des Ganzen für eine spätere Mittheilung vor, da in dem gegenwärtigen Hefte wegen Andrang anderweitiger Mittheilungen kein Raum dazu vorhanden wäre.

2. Verzeichniss der gegenwärtigen Mitglieder des Vereins nach deren Wohnorten.

Zur bequemern Uebersicht hat der Ausschuss erwünscht erachtet, den gegenwärtigen Bestand der Mitglieder, nach dem Wohnorte in alphabetischer Ordnung, in nachfolgendem Verzeichniss mitzutheilen.

A. Beamte des Vereins.

Erster Vorstand: Graf Wilhelm von Württemberg Erlaucht zu Stuttgart.
Zweiter Vorstand: Prof. Dr. W. v. Rapp zu Tübingen.
Stellvertreter des Vorstandes: Prof. Dr. Th. Plieninger zu Stuttgart.
(Die übrigen Beamten siehe S. 139.)

B. Mitglieder.

1) Ehrenmitglieder.

Se. Hoheit Herzog Paul Wilhelm von Württemberg.
Prof. Dr. Glocker zu Breslau.
Dr. Bahrdt zu Calw.

2) Correspondirende Mitglieder.

Prof. Alexis Perrey zu Dijon.

3) Ordentliche Mitglieder.

Altenstaig.
Schiler, Dr. Stadtarzt.

Amlishagen, OA. Gerabronn.
Bürger, Pfarrer.

Asberg.
Kleiner, Dr. Regimentsarzt.

Backnang.
Weiss, Dr. Oberamtsarzt.

Bahlingen.
Franz, Stadt-Vikar.

Bargau, OA. Gmünd.
Neuber, Pfarrer.

Bebenhausen.
Plieninger, Oberförster.

Biberach.
Hofer, Dr. Oberamtsarzt.
Wiedemann, Apotheker.

Bietigheim.
Schönleber, Kaufmann.

Bissingen, OA. Kirchheim.
Gaupp, M. Pfarrer.

Buchau.
Troll, Forstverwalter.

Calw.
v. Gärtner, Med. Dr.
Kaiser, Dr. Oberamtsarzt.
Müller, Med. Dr.
Schütz, Med. Dr.
Staib, Apotheker.

Canstatt.
Finck, Carl, Kaufmann.
Heine, Med. Dr. Hofrath.
Müller, Hofgärtner.
Morstadt, Apotheker.
Rühle, Med. Dr.
Veiel, Med. Dr. Hofrath.

Chur in Graubündten.
Challandez, Eidg. Staabs-Hptm.

Comburg, OA. Hall.
Jäger, Forstassistent.

Crailsheim.
Brecht, Oberförster.
Weismann, Gerichtsnotar.
Dischingen, OA. Neresheim.
Kremba, Apotheker.
Ehingen.
Buzorini, Dr. Oberamtsarzt.
Fuchs, Oberamtsrichter.
Rogg, Dr. Professor.
Eningen, OA. Reutlingen.
Lotterer, Med. Dr.
Ensingen, OA. Vaihingen.
Haagen, Pfarrer.
Ellwangen.
Gwinner, Dr. Kreisforstrath.
Rathgeb, Apotheker.
Walz, Oekonomierath.
Esslingen.
Hochstetter, M. Professor.
Hohenacker, Prediger.
Lauch, Oberreallehrer.
Maus, Med. Dr.
Plieninger, Dr. Oberjustizrath.
Rampold, Dr. Hospitalarzt.
Salzmann, Apotheker.
Schumann, Professor.
Steudel, Dr. Oberamtsarzt.
Frauenzimmern.
Hainlen, Pfarrer.
Friedrichshafen.
Dihlmann, Dr. Oberamtsarzt.
Freudenstadt.
Zöpperitz, Fabrikant.
Gaildorf.
Blezinger, Apotheker.
Gmünd.
Dreiss, Apotheker.
Faber, Dr. Oberamtswundarzt.
Gerber, Adolph, Kaufmann.
Göppingen.
v. Hartmann, Dr. OA.-Arzt a. D.
Mauch, Apotheker.
Palm, Dr. Oberamtsarzt.
Güglingen.
Hahn, Apotheker.
Hailfingen, OA. Rottenburg.
Müller, Med. Dr.
Haigerloch.
Fischer, Apotheker.
Hechingen.
Gfrörer, Dr. Leibarzt.
v. Hiller, Oberjägermeister.
Heidenheim.
Meebold, Med. Dr.
Heilbronn.
Kehrer, Oberreallehrer.
Maier, Apotheker.
Roman, Med. stud.
Sicherer, Dr. Hospitalarzt.
Titot, Oberamtspfleger.
Heubach.
Becher, Apotheker.
Reuss, Amtsnotar.
Hohenheim.
Fleischer, Dr. Professor.
Frommann, Oberförster Prof.
Lucas, Institutsgärtner.
Nördlinger, Professor.
v. Pabst, Director.
Riecke, Professor.
Schmidt, Oekonomierath.
Horb.
Lindenmaier, Oberamtmann.
Ingelfingen.
Frech, Dr. Apotheker.
Issny.
Nick, Med. Dr. Amtsarzt.
Kapfenburg, OA. Neresheim.
Starkloff, Oberförster.
Kiel.
Griesinger, Dr. Professor.
Kirchberg a. d. Iller.
Plieninger, Forstverwalter.

Kirchheim u. T.
v. Kaufmann, Oberförster.
Klingenbad bei Günzburg.
Landbeck, Gutsbesitzer.
Kloster Wald in Sigmaringen.
Sautermeister, Apotheker.
Leonberg.
Barth, Apotheker.
Leutkirch.
Müller, Dr. Stadtarzt.
Ludwigsburg.
Bardili, Dr. Regimentsarzt.
v. Eichström, Hauptmann.
Fink, Amtsnotar.
Frisoni, Dr. Regimentsarzt.
Gutekunst, Dr. Regimentsarzt.
Höring, Dr. Oberamtsarzt.
Klett, Med. Dr.
v. Niethhammer, Hauptmann.
Paulus, Chr., Instituts-Vorsteher.
v. Pfeiffelmann, Hauptmann.
Seeger, Dr. Med.-Rath.
Wundt, Lieutenant.
Marbach.
Rieckher, Dr. Apotheker.
Roos, Dr. Oberamtsarzt.
Mezingen.
Schmidt, Med. Dr.
Mössingen.
Walker, Kaufmann.
Murrhardt.
Closs, Stadtschultheiss.
Nagold.
Jenisch, Dr. Oberamtsarzt.
Oeffinger, Apotheker.
Schütz, Med. Dr.
Zeller, Apotheker.
Neckarthailfingen.
Hartmann, Apotheker.
Knapp, Pfarrer.
Neresheim.
Fritz, Dr. Oberamtsarzt.
Neuenbürg.
Fritz, Reallehrer.
Kapff, Dr. Oberamtsarzt.
Niederstetten, OA. Gerabronn.
Gramm, Apotheker.
Niederstozingen.
Paulus, Apotheker.
Oberkochen.
Römer, Pfarrer.
Oberndorf.
Eisenlohr, Gewehrfabrik-Verwalter.
Oberstetten, OA. Gerabronn.
Bürger, Pfarrer.
Ochsenhausen.
v. Schertel, Oberförster.
Oehringen.
Einemenger, Dr. Oberamtsarzt.
Mangold, Hofrath.
Oppelsbohn.
Heuss, Pfarrer.
Plieningen.
Krell, Med. Dr.
Reinhardt, Apotheker.
Radolfzell.
Bruckmann, Dr. Ingenieur.
Ratzenried.
v. Beroldingen, Paul Graf.
Ravensburg.
Neher, Oberreallehrer.
Stiegele, Med. Dr.
Reutlingen.
Bauer, Dr. Kreis-Med.-Rath.
Roth bei Ochsenhausen.
Walser, Med. Dr.
Rottenburg.
Gmelin, Apotheker.
Ritter, Med. Dr.
Schopfloch.
Kommerell, Pfarrer.

Schorndorf.
Beck, Apotheker.
Faber, Dr. Oberamtsarzt.
Palm, Apotheker.

Schrozberg.
Baumann, Med. Dr.

Schussenried.
Schulz, Med. Dr.
Valet, Apotheker.

Schwenningen.
Emmert, Med. Dr.

Sigmaringen.
Bröm, Baurath.
v. Gaisberg, Hofforstmeister.
v. Karl, Oberforstmeister.

Solothurn.
Pfähler, Apotheker.

Strassburg.
Saucerotte, Dr. Hofrath.

Stuttgart.
Abel, Ober-Tribunal-Procurator.
Assenheimer, Med. Dr.
Bardili, Apotheker.
v. Bauer, Hauptmann.
Becher, Dr. Med.-Rath.
Benedict, Sigmund, Banquier.
Bengel, Dr. Unteramtsarzt.
Benz, Kanzleirath.
Blumhard, Dr. Oberamtsarzt.
Braitmaier, Registrator.
Bromme, Buchhändler.
v. Bühler, Oberbaurath.
Burzhau, Kaufmann.
Cammerer, Med. Dr.
Cless, Dr. Med.-Rath.
Cless, Med. Dr.
Dann, Apotheker.
Degen, Bergrath.
Dörtenbach, Georg, Kaufmann.
Dörtenbach, Karl, Kaufmann.
Dückert, Lehr. a. Catharinenstift.
Duttenhofer, Kreisbaurath.
Duvernoy, Louis, Kaufmann.
Duvernoy, Dr. Stadtarzt.
Ebner, Albert, Buchhändler.
Ebner, Hermann.
Elben, Carl, Redacteur.
Elben, Otto, Med. Dr.
Elsässer, Med. Dr. Hofrath.
Engelmann, Chemiker.
v. Faber du Faur, Bergrath.
Faber, Carl, Kaufmann.
Federer, Friedrich, Banquier.
Fehling, Professor.
Fetzer, Med. Dr.
v. Fischer, Oberbaurath.
Fleischmann, Inspector.
Franken, Apotheker.
Frisoni, Dr. Hofzahnarzt.
Frisch, Professor.
Frölich, Theodor, Med. Dr.
Georgii, Bergrath.
Geyer, Apotheker.
v. Gock, Hofdomänenrath.
Gross, Lehrer a. d. Thierarzneisch.
Guckelberger, Med. Dr.
Gugler, Professor.
Guthrod, Med. Dr.
v. Gutbrod, Stadtschultheiss.
Härlin, Med. Dr.
Hahn, Dr. Stadtwundarzt.
Haidlen, Dr. Apotheker.
v. Hardegg, Dr. Ober-Med.-Rath.
v. Hartmann, Geheime-Rath.
Haussmann, Max, Med. Dr.
Hedinger, Med. Dr.
Hehl, Dr. Bergrath.
Heimerdinger, Baninspector.
Heimach, Apotheker.
Heller, Dr. Stadtwundarzt.
Hering, Dr. Med.-Rath.
Hoffmann, Buchhändler.
Huber, Revisor.
v. Hügel, Freifrau.
Jäger, Dr. Ober-Med.-Rath.
Jäger, Med. Dr.
v. Jobst, Comerzienrath.

Jobst, Carl, Kaufmann.
Jordan, Rechtsconsulent.
Kauffmann, Kirchenrathsrevisor.
Kieser, Rector.
v. Klein, Dr. Generalstabsarzt.
Köllreutter, Dr. Regimentsarzt.
v. König, Oberstlieutenant.
v. Köstlin, Dr. Ober-Med.-Rath.
Köstlin, Dr. Professor.
Krauss, Carl, Med. Dr.
Krauss, Ferd., Dr. Professor.
Kremner, Apotheker.
Kübler, Apotheker.
Kurr, Dr. Professor.
v. Launer, Dr. Oberamtsarzt a. D.
Lechler, Apotheker.
Leyh, Oberl. a. d. Thierarzneisch.
v. Ludwig, Dr. Staatsrath.
Märklin, Finanzrath.
v. Martens, Kanzleirath.
Menzel, Wolfgang, Dr.
Müller, Carl, Buchhändler.
v. Müller, John, Baron.
Neff, Buchhändler.
Neubert, Particulier.
v. Neurath, Geh. Legat.-Rath.
Nittinger, Med. Dr.
v. Nördlinger, Oberfinanzrath.
Oppel, Regierungsrath.
Ostertag, Carl, Kaufmann.
v. Pleasen, Obertribunalrath.
Plieninger, Dr. Med.-Rath.
Plieninger, Dr. Professor.
v. Probst, Obertribunalrath.
Reiniger, Alb., Handlungs-Vorst.
v. Reischach, K. Kammerherr.
Reuschler, Ingenieurpracticant.
Reusch, Dr. Professor.
Reuschle, Professor.
Reuss, Bergrathsregistrator.
v. Reuss, Staatsrath.
Riecke, Dr. Med.-Rath.
Romig, Bergrathsrevisor.
v. Roser, Director.
Roser, Gustav, Chemiker.
Rost, Professor.
Roth, Louis, Buchhändler.
v. Schelling, Dr. O.-Med.-Rath.
Schill, Buchhändler.
Schmidt, Apotheker.
v. Schmidt, Hauptmann.
v. Schmidlin, Oberfinanzrath.
Schnabel, Kaufmann.
Schnell, Eugen.
v. Schnitzer, Maler.
v. Schübler, Bergrath.
Schweizerbarth, F., Buchhändl.
v. Seckendorf, Graf.
v. Seeger, Eugen, Fabrikant.
Seeger, Med. Dr.
Seeligmann, Kaufmann.
v. Seyffer, Director.
Seyffer, Otto, Dr.
Sick, Friedr., Kaufmann.
Spring, Wilhelm, Kaufmann.
Stahl, Secretär.
v. Sternenfels, Obertribunalrath.
Stoll, Med. Dr.
Storr, Carl, Kaufmann.
Stritter, Kaufmann.
Tienemann, Buchhändler.
Trautwein, Professor.
Uhland, Apotheker.
Ullmann, Doctor.
v. Vellnagel, Baron.
Warth, Finanzrath.
Weigelin, Professor.
Weise, Buchhändler.
Weinmann, Apotheker.
Weiss, Dr. Repetitor an der Thierarzneischule.
v. Wepfer, Bergraths-Director.
v. Wiederhold, Oberstlieutenant.
Wiener, Lithograph.
Wilhelm Graf v. Württemberg.
Zeller, Dr. Med.-Rath.
Zenneck, Professor.
Zindel, Hofapotheker.

Sulzbach.

Pitsch, Apotheker.

Tübingen.

Autenrieth, Dr. Professor.
Bauer, Hermann, Doctor.
Betz, Dr. am Anatom. Cabinet.
Gmelin, Chr., Dr. Professor.
Göritz, Dr. Professor.
Grüneisen, Conservator.
Märklin, Dr. Professor.
v. Mohl, Hugo, Dr. Professor.
Nörrenberg, Dr. Professor.
Ofterdinger, Dr. Professor.
Quenstedt, Dr. Professor.
v. Rapp, Dr. Professor.
Schlossberger, Dr. Professor.
Schmidt, Dr. Reallehrer.
Sigwart, Dr. Professor.
Winter, Apotheker.
Wunderlich, Dr. Professor.

Tuttlingen.

Baader, Postverwalter.
v. Gross, Dr. Oberamtsarzt.

Ulm.

Esser, Finanzrath.
Gmelin, Apotheker.
Härlin, Dr. Kreis-Med.-Rath.
Kammerer, Med. Dr.
Kretschmar, Apotheker.
Leube, Dr. Apotheker.
Leube, Med. Dr.
v. Mandelsloh, Graf, Kreisforstrath.
Maier, Med. Dr.
Nagel, Rector.
v. Prittwitz, Oberstlieutenant.
Reichart, Apotheker.
Reinhardt, Dr. Regimentsarzt.
Röder, Med. Dr.
Vischer, Dr. Carl.

Untersontheim.

Kemmler, Pfarrer.

Untertürkheim.

Vöttiner, Med. Dr.

Unter-Weissach, OA. Backnang.

Kern, Med. Dr.

Urach.

Finck, Med. Dr.
Rösch, Dr. Oberamtsarzt.

Vaihingen a. Enz.

Bilhuber, Apotheker.

Waiblingen.

v. Truchsess, Dr. Oberamtsarzt.

Wangen im Allgäu.

Braun, Med. Dr.
Jung, Reallehrer.
Zengerle, Med. Dr.

Weinsberg.

Dillenius, Decan.
Kerner, Dr. Oberamtsarzt.
Kerner, Theobald, Med. Dr.

Welzheim.

Bilfinger, Apotheker.

Wildbad.

Fallati, Med. Dr.

Wildberg.

Seeger, Apotheker.

Wilhelmshall.

v. Alberti, Bergrath.
Schmidt, Edmund, Doctor.

Winnenden.

Wunderlich, Med. Dr.
Zeller, Dr. Hofrath.

Wolfegg.

Bodenmüller, Med. Dr.
Ducke, Apotheker.
Walchner, Holzverwalter.

Wurzach.

Gessler, Apotheker.

Zwiefalten.

Calwer, Forstassistent.
v. Muschgay, Revierförster.
Schäffer, Dr. Hofrath.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Electrochemie.

Ein Vortrag, gehalten vor dem Verein am 13. December 1847.

Von Dr. Otto Seyffer.

Es sind nunmehr kaum 70 Jahre, dass mit Hülfe der Reibungselectricität der erste Tropfen Wasser zersetzt worden ist und noch nicht 50 Jahre, dass nach Entdeckung des Galvanismus oder der galvanischen Electricität mittelst der Volta'schen Säule eine so grosse Umwälzung in einigen Theilen der Chemie hervorgerufen wurde. Und welches Gebäude ist seitdem aufgebaut worden! damals die kaum bemerkbare Zersetzung eines Wassertropfens und jetzt neben der Vertausendfältigung seltener plastischer Kunstwerke, die Ausbeutung von Metallen im Grossen auf galvanischem Wege. Gewiss eine tiefe Kluft zwischen beidem, ein kleiner Anfang, ein unsicherer Haltpunkt auf den der Fleiss des Menschen in so kurzer Zeit so Grosses gethürmt hat.

Es war also die Zersetzung des Wassers, welche die beiden Engländer Nicholson und Carlisle mittelst der kaum erfundenen Volta'schen Säule im Jahr 1800 bemerkten, und welche zu allem Uebrigen den Grund gelegt hat. Obgleich Lavoisier und mit ihm die meisten Chemiker seiner Schule das Wasser als einen zusammengesetzten Körper betrachteten, bestehend aus Oxygen und Hydrogen und für diese Ansicht viele thatsächlichen Beweise über die Zersetzung und Wiederzusammensetzung des Wassers vorlagen, so gab es doch viele Chemiker zu Ende des vorigen Jahrhunderts, welche es noch für einen Elementarstoff ansahen, als welchen es schon von den ältesten Naturforschern

in Verbindung mit Luft und Erde erkannt worden war. Diese alte eingewurzelte Ansicht umzustossen fruchteten weder die Polemik derjenigen Naturforschern, welche die Zersetzung und Zusammensetzung aus theoretischen Gründen bereits erkannt hatten, noch die thatsächlichen Beweise, denn nur wenigen war es vergönnt gewesen, die Zersetzung mit eigenen Augen zu sehen und die Aussagen dieser wurden als unrichtig in Zweifel gezogen. Es bedurfte eines beweisenden Mittels, wodurch sich jeder diese Zersetzung augenscheinlich machen konnte und dieses wurde in der Volta'schen Säule gefunden. Die beiden oben genannten Engländer sprachen mit dem ihrer Nation eigenen umfassenden, praktischen Blick die Ansicht unumwunden aus, dass das Wasser mittelst der Electricität der Säule in seine beiden Grundbestandtheile, Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt werde. In Frankreich wurde diese Thatsache allgemein angenommen und nur in Deutschland erhoben sich noch die Stimmen einiger grübelnden Gelehrten dagegen, bald mussten aber auch diese verstummen, die erste Entdeckung im Gebiete der Chemie mittelst der Volta'schen Säule war anerkannt und man sah ein, was für ein bedeutendes Hülfsmittel man in diesem Instrumente für die Chemie gefunden habe, und welch unberechenbare Vortheile man durch dasselbe in der Zukunft erzielen könne.

Da diese erste Zersetzung die Grundlage aller übrigen Entdeckungen bildet, welche mit Hülfe der Säule gemacht wurden, so muss ich dieselbe etwas näher begründen, um später über die übrigen Zersetzungen schneller hinweggehen zu können. Bekanntlich äussert sich die Electricität, welche in der Volta'schen Säule, sei es durch Contact oder chemische Wirkung hervorgebracht wird, in ihren beiden Gegensätzen, der + und — Electricität, an den beiden Enden derselben, welchen desshalb der Name + und — Pol beigelegt wurde. Bringt man nun mittelst zweier Drähte eine Verbindung zwischen diesen beiden Polen zu Stande und schliesst diese Verbindung durch Wasser, so tritt sogleich eine Gasentbindung in demselben ein und zwar sammelt sich, wenn hiezu eine gehörige Vorrichtung gemacht ist, der Sauerstoff am +, der Wasserstoff am — Pole. Werden hiebei Drähte von Metallen verwendet, welche grosse

Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, so gehen sie sogleich eine Verbindung mit demselben ein, während man bei Anwendung von Platin, die beiden Gasarten ziemlich rein erhält.

Diese Thatsache wurde von nun an nicht mehr angefochten und hat sich bis zum heutigen Tage insoweit gestaltet, dass man durch die Gesetze Faraday's über die sogenannte bestimmte electrolytische Action nunmehr im Stande ist die Quantität der durch einen Leiter strömenden Electricität durch die Wasserzersetzung zu messen. Dieses Gesetz des berühmten Reformators der gesammten Electricitätslehre kann man in folgende Worte zusammenfassen: Die Quantität der zersetzten Theile eines Electrolyten (Electrolyt heisst nach Faraday diejenige Flüssigkeit, welche zersetzt wird), ist der Menge der durch denselben geleiteten Electricität proportional. Das nächste Ergebniss dieses Gesetzes ist das Voltaelectrometer, bestehend aus graduirten Gasentbindungsröhren, die durch Wasser und Electroden (diejenigen Drähte, an welchen die Zersetzung zu Stande kommt), von Platin mit einem galvanischen Apparate in Verbindung stehen, und wobei man nach dem Stand des Wassers oder der Menge des entwickelten Gases mit Sicherheit auf die Menge der Electricität schliessen kann, welche die Zersetzung hervorgerufen hat. Dass dieses Gesetz und mit ihm das Messinstrument seine Richtigkeit habe und also untrüglich angewandt werden könne, wurde durch die vergleichenden Versuche Jacobi's dargethan, welche dieser ausgezeichnete und in seinen Unternehmungen so glückliche Naturforscher zwischen dem anderen Messinstrument der Volta'schen Electricität, dem Galvanometer oder der Magnetnadel mit Multiplicator, welches auf die magnetischen Wirkungen des Volta'schen Stromes basirt ist, angestellt und wobei er gefunden hat, dass in einem galvanischen Strome, in den beide Instrumente eingeschaltet waren, sie in allen Theilen die gleichen Resultate gewährten.

Aber nicht allein diese, für diesen Theil der Physik höchst wichtigen Ergebnisse wurden durch die Wasserzersetzung erreicht, gehe ich mit Hinweglassung einzelner unbedeutender Thatsachen auf das für die Chemie so wichtige Schönbein'sche Ozon über. Dieser noch bis zum heutigen Tage in verschiedenen Beziehun-

gen problematische Körper, dessen Existenz für den ohne allen Zweifel sein muss, welcher ihn gehörig beobachtet hat, ist zunächst aus den neueren Versuchen über die Electrolyse (Electrolyse ist nach Faraday so viel wie electrochemische Zersetzung) des Wassers entsprungen. Bei Gewittern und bei Versuchen mit der Electrisirmaschine wurde er im vorigen Jahrhundert schon durch seinen Geruch wahrgenommen, blieb aber ganz unbeachtet, bis Schönbein, dem die Electrochemie so viele neue Entdeckungen zu verdanken hat, die Erscheinung näher und von einer ganz neuen Seite auffasste, so dass er jetzt so weit gekommen ist, den Stoff zwar nicht als sichtbaren Körper, so doch als riechendes Princip auch ohne Hülfe der Electricität darzustellen.

Ich erlaube mir die Geschichte des Ozons etwas näher zu beleuchten, da man den berühmten Baseler Naturforscher in dieser Sache allzusehr verkannt hat. Schon im vorigen Jahrhundert haben mehrere Franzosen und Deutsche diesen bei electrischen Erscheinungen stets auftretenden Geruch als das Produkt einer durch die Electricität bewirkten Zersetzung betrachtet, durch welches die Geruchsnerven afficirt werden; am Volta'schen Apparate war diese Wahrnehmung vor Schönbein nicht gemacht worden. Als er nun im Jahr 1840 in den Verhandlungen der königlichen Bayrischen Akademie der Wissenschaften über die von ihm bei der Electrolyse des Wassers wahrgenommenen Geruchserscheinungen berichtete und dieselben einem eigenthümlichen, dem Jod, Brom oder Chlor ähnlichen Körper zuschrieb und diesem den Namen Ozon gab, weil er sich zuerst durch seinen Geruch geoffenbart hatte, so war es vielleicht diese etwas kühn scheinende Hypothese, welche ihm so viele Gegner zuführte; betrachtete man aber seine Untersuchungen genauer, namentlich die Umstände, unter welchen der Geruch hervorgebracht und nicht hervorgebracht wurde, sein electrisches Verhalten mit Platin und Gold, seine Verbindungen mit verschiedenen Körpern und die hiedurch erfolgte Zerstörung des Geruches, seine Aufbewahrung und Anderes, so schien die Hypothese nicht mehr so kühn als Anfangs, ja man musste ihr sogar Beifall zollen. Die Einwendungen de la Rive's, der Geruch möchte von fein zertheilten, von den Leitungsdrähten durch die mechanische Kraft

des galvanischen Stromes losgerissenen Oxydtheilchen herrühren, war bald beseitigt, da bei Anwendung verschiedener Metalle zu Leitungsdrähten, derselbe Geruch zum Vorschein kam.

Unermüdet suchte Schönbein die Sache weiter zu erforschen, bis er dahin gekommen war, die fragliche Substanz auf chemischem Wege darzustellen und er brachte es soweit, dass er seine Aehnlichkeit mit Chlor, besonders durch die Zerstörung von Pflanzenfarben aufs evidenteste nachwies. Ebenso fand er, dass Schwefel- und Phosphorwasserstoffgas, schweflige Säure, die unedlen Metalle und auch Phosphor das Ozon sogleich zerstören. Nächst diesem bemerkte er, dass zur Erzeugung des Ozons stets Stickstoff nöthig sei und ging desshalb in seiner Hypothese so weit, das Stickgas, wie man es schon längst geahnt hatte, als zusammengesetzt zu erklären. Dasselbe würde nach dieser Ansicht Ozonwasserstoff sein. In der That wurde diese Hypothese wahrscheinlich durch die Aehnlichkeit desselben mit dem Chlorwasserstoff. Er wies nach, dass es keine Phosphorverbindung sein könne, wie viele glaubten, und stellte sogar die Verhältnisse fest, in denen sich das Ozon mit Wasserstoff und Sauerstoff verbinde, wenn man den Stickstoff als Ozonwasserstoff betrachte. Wegen dieser neuen Kühnheit fiel Alles über ihn her, der Eine hielt das Ozon für salpetrige Säure, der Andere für eine neue, noch unbekannte Verbindung des Stickstoffes mit Sauerstoff u. dergl. mehr. Herr von Kramer bewies aber auf der Versammlung der Italienischen Gelehrten in Mailand, dass ersteres nicht sein könne und Schönbein unterliess nicht, immer neue Beweise für seine Ansicht zu sammeln, verwahrte sich aber gegenüber seiner Gegner ausdrücklich dahin, dass er seine Betrachtungsweise des fraglichen Körpers für nichts anderes angesehen wissen wolle, als für das, was sie wirklich sei, eine Hypothese, die er in der Absicht aufgestellt habe, Zusammenhang in die von ihm über das Ozon ermittelten Thatsachen zu bringen.

Viel weiter waren die Kenntnisse über den merkwürdigen Stoff bis zum vorigen Jahre nicht gelangt, Gegner hatte Schönbein aber immer noch viele, namentlich stillschweigende, die ihre Ansicht nur durch ein vornehmes Achselzucken kund gaben.

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Die

Leiſtungen einiger Pariſer Vereine

in Hinſicht

auf das allgemeine Wohl.

Als eine nothwendige Folge der Einführung des Repräſentativ-Syſtems müſſen die Vereine betrachtet werden, welche ſich mit Erreichung eines allgemein-wohlthätigen Zweckes abgeben, und dahin, ihre Kräfte, ihre Thätigkeit und ihren Eifer richten. Mit einer freien Rednerbühne iſt noch nicht alles abgethan, auch da nicht, wo eine freie Preſſe ihr zu Hülfe kommen, ſie unterſtützen und aufklären kann. Eine Verſammlung von Volksvertretern kann irre geleitet werden aus Mangel an Unparteilichkeit, Einſicht, Ruhe und Muße. Sie ſind zuweilen mit Geſchäften allzu überladen, und können zu wenig Zeit auf die Unterſuchung wenden, als daß ihnen ſtets die Vortheile und Mängel eines Vorſchlags gehörig einleuchten könnten. *Regierungen ſind ſchon von Haus aus gegen* alle Neuerungen mehr als gleichgültig, und ſelbſt Verbeſſerungen in den Staatseinrichtungen müſſen ihnen meiſtentheils abgedrungen werden; auch die Volksſtellvertreter in ihren Verſammlungen halten es wie die Regierungen für Pflicht, das Alte ſo lange beizubehalten, bis ihnen die Vortheile des Neuern gleichſam handgreiflich werden; und auch dann beſteht faſt immer ein Theil der Verſammlungen auf dem Beibehalten des Alten, als auf dem Sichern.

Hiezu kommt nun, dass Marignac Ozon unter Umständen erhalten haben will, wo durchaus alle atmosphärische Luft und somit aller Stickstoff ausgeschlossen war. Schönbein sammelte indess immer neue Thatsachen und die Früchte derselben sind seine vielen Aufsätze, wovon ich besonders denjenigen „über die Anwesenheit des Ozons in der atmosphärischen Luft," den „das Ozon verglichen mit dem Chlor" und den „über die Einwirkung des Ozons auf organische Substanzen" hervorheben will. Einige hielten es selbst für eine isomere Modification des Sauerstoffs; die Ansicht, dass es eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, also ein höheres Wasserstoffoxyd sei, fand aber immer mehr Anklang und selbst Schönbein stimmte unter gewissen Bedingungen derselben bei. Somit wären die Untersuchungen über den fraglichen Körper geschlossen, die Thätigkeit Schönbein's aber und sein Scharfsinn, mit dem er die mannigfaltigsten Versuche erdachte um die verschiedensten Verhältnisse des Ozons zu ermitteln, bringt von Jahr zu Jahr neue Umstände zur Sprache, welche bei der Bildung und Wirkung dieses Körpers vorkommen, so dass er sich durch seine grossen Bemühungen die Sache aufzuklären, den Dank aller Physiker und Chemiker erworben hat.

Es musste auf keine Weise auffallen, dass gleich anfangs der Entdeckung der Volta'schen Säule aufgefunden wurde, dass dem Wasser analog alle Mischungen desselben mit Säuren, ja die wässrigen Sauerstoff- und Wasserstoffsäuren selbst auf eine ähnliche Weise zersetzt werden. Die Resultate, welche hieraus erzielt wurden, sind aber so unbedeutend, dass ich sie nicht näher zu erwähnen brauche, ich verlasse daher die Wasserzersetzung mit ihrem Gefolge und gehe auf die Zersetzungsversuche der Salzlösungen der Alkalien über, welche zunächst zu Davy's grosser Entdeckung der Metalle der Alkalien Veranlassung gaben. Berzelius und Hisinger fanden im Jahr 1803, dass, was Manche schon in einzelnen Versuchen dargethan hatten, alle Salze, durch deren Auflösungen in Wasser die Säule sich entlade, zerlegt werden und stellten, durch ihre Versuche dazu ermächtigt, das Gesetz auf, dass durch die Entladung der electrischen Säule die Bestandtheile einer Flüssigkeit abgeschieden werden, indem sich einige an der —, andere an der + Polar-

spitze ansammeln. Die Bestandtheile, welche sich um denselben Pol sammeln, haben eine gewisse Uebereinstimmung; zu dem — Pol ziehen sich alle brennbaren Körper, alle Alkalien und Erden, nach dem + der Sauerstoff, die Säuren und die oxydirten Körper. Ihnen folgte Davy mit ähnlichen Untersuchungen bei seiner Baker'schen Vorlesung, die er am 20. November 1806 in London hielt und wobei er alle von ihnen aufgefundenen Thatsachen bestätigte und die Wissenschaft mit neuen bereicherte.

Dies war der grosse Schritt und die Bahn, welche Davy'n ein Jahr später zur Entdeckung der Metalle der Alkalien führte, eine der grössten Entdeckungen, welche im Gebiete der Chemie je erzielt wurde, und welche all die Bestrebungen realisirte, welche seit mehr als hundert Jahren gemacht worden waren, um die Grundstoffe der Alkalien und Erden aufzusuchen, seitdem zuerst Lemery und dann Stahl und seine Schule ihr Zusammengesetztsein ausgesprochen hatten. Davy entdeckte diese Metalle dadurch, dass er nicht, wie seine Vorgänger, wässrige Lösungen der Wirkung der Säule aussetzte, sondern die Alkalien in geschmolzenen oder festen Massen hiezu verwendete, also die im ersten Falle allein auftretende Wasserzersetzung umging und seinen früheren Forschungen analog schloss, dass, wie sich bei der Zersetzung des Wassers die beiden Grundstoffe desselben an den bestimmten Polen ansammeln, sich auch, wenn die Alkalien zusammengesetzte Körper seien, ihre Bestandtheile an den bestimmten Polen ausscheiden müssen. Durch diesen Schluss kam er sogleich zu einem Resultate und entdeckte die Metalle des Natrons und des Kalis, bald auch neben Berzelius, mittelst Amalgamation, die Metalle des Baryts, Strontians, des Kalks und der Magnesia und bahnte hiedurch den Weg zur rein chemischen Darstellung dieser Metalle durch Gay-Lussac mittelst des Feuers, wie sie in neuerer Zeit durch Berzelius auch in der Kieselerde und Zirkonerde und durch Wöhler in der Alaun-, Beryll- und Yttererde aus Oersted's wasserfreien Chlorverbindungen nachgewiesen wurden.

Die Entdeckung Seebeck's, dass sich Ammoniak ebenso zu einem Amalgam wie die Alkalien und Erden mit Hülfe der Electricität bilden lassen könne, ist eine der merkwürdigsten

Erscheinungen im Gebiete der Electrochemie, indem zwei sonst nur gasförmig auftretende Stoffe, Stickstoff und Wasserstoff, die Bestandtheile des Ammoniaks, sich wie ein Metall verhalten; eine Erscheinung, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärt ist. Vielleicht, dass sie in späterer Zeit die Kenntnisse über den Stickstoff aufzuklären hilft; jedenfalls steht auch diese Bildung mit der Ozonentwicklung in Verbindung, denn ich habe bei Darstellung dieses Amalgams den stärksten Ozongeruch wahrgenommen.

Von der Darstellung der Alkali und Erdenmetalle, welche für die Jetztzeit eine abgeschlossene Thatsache ist, hier bei dieser allgemeinen Schilderung des jetzigen Zustandes der Electrochemie, als zur Kenntniss des Ganzen gehörig, nicht umgangen werden darf, kann ich, da die Versuche von Brande in den pflanzlichen Alkaloiden, z. B. in Morphin, Cinchonin, Chinin u. s. w., auch metallische Basen zu entdecken, zu keinem Resultate geführt haben, zu den weiteren Zersetzungsversuchen übergehen, welche mit Hülfe der Säule angestellt wurden, nämlich zu den Zersetzungen der Metallsalze und ihrer Lösungen, auf denjenigen Theil der Electrochemie, welcher für das praktische Leben bereits den grössten Nutzen gebracht hat. Es sind diese Zersetzungen diejenigen, in welchen sich die Electrochemie heutzutage beinahe ausschliesslich bewegt, weil hiedurch die erspriesslichsten Resultate für Künste und Gewerbe erzielt wurden.

Gleich mit den ersten Versuchen über die Wasserzersetzung und denjenigen der Zersetzung der wässrigen Lösungen der Alkalien, wurden auch solche über die Zersetzung von Metallsalzlösungen angestellt und diese ersten Versuche gaben schon das Resultat, auf das man heuzutage die Galvanoplastik mit ihrem ganzen Gefolge von neuen Entdeckungen aufgebaut hat, eine Entdeckung, zu der man schon damals hätte gelangen können, die aber erst 40 Jahre später zu Stande kam. Schon Nicholson hatte bei seinen ersten Versuchen mit der Säule gefunden, dass, als er die kupfernen Leitungsdrähte in verdünnte Salzsäure gehen liess, um letztere zu zersetzen: der + Draht aufgelöst wurde, während sich am — metallisches Kupfer ansetzte. Es war also bei diesem Vorgange durch die Zersetzung der Säure

an der + Electrode oder dem damals sogenannten Sauerstoffpole irgend eine Kupferverbindung mit Salzsäure, Sauerstoff oder einem der andern Bestandtheile der mit Wasser verdünnten Salzsäure gebildet worden. Diese blieb in der zurückbleibenden Salzsäure gelöst und nehme ich an es sei dieses, was das wahrscheinlichste ist, salzsaures Kupferoxyd gewesen, so wurde im ferneren Verlauf der electrischen Action nicht mehr das Wasser der Salzsäure zersetzt, vielmehr die sich bildende wässrige Lösung des salzsauren Kupferoxyds und die Salzsäure mit dem Sauerstoff wurde am + Pole entwickelt, während sich das von diesen befreite und reine metallische Kupfer am — ansetzte. Ich habe dieses Beispiel näher auseinandersetzen zu müssen geglaubt um für die übrigen Entdeckungen in diesem Felde eine Basis zu gewinnen. Kurze Zeit nach Nicholson entdeckte nun Cruikshank die Zersetzung von Metallsalzlösungen, die er der Einwirkung der Säule aussetzte, wo sich also nicht mehr, wie im obigen Beispiele, die Metalllösung ebenfalls durch galvanischen Einfluss erst bilden musste, vielmehr schon gebildet vorhanden war. Er setzte den Drähten der Säule Lösungen von essigsaurem Bleioxyd, von schwefelsaurem Kupferoxyd und von salpetersaurem Silberoxyd aus, wodurch er namentlich bei letzterem den prächtigsten Dianenbaum von metallischem Silber am — Pole erhielt. Diese Versuche wurden tausendfältig an den verschiedensten Metallsalzlösungen wiederholt und bald brachte man mit ihnen durch die Bemühungen des scharfsinnigen Forschers Theodor's von Grotthuss die schon längst bekannten Metallvegetationen und Metallreductionen, welche ohne äussere galvanische Einflüsse lange vor Entdeckung des Galvanismus zu Stande gebracht worden waren, damit in Verbindung und erhielt dadurch eine weitere Einsicht in die durch das ganze Gebiet der Chemie vorkommenden galvanischen Wirkungen, welche man füglich mit dem Namen mikrogalvanische Wirkungen am besten bezeichnen könnte.

Aus diesen electrochemischen Zersetzungsversuchen ging eine der herrlichsten Entdeckungen hervor, welche zunächst die Aufmerksamkeit der Mineralogen und Geologen auf sich zog, leider aber an vielen derselben unbeachtet vorüberging. Es ist

diess die von dem älteren Becquerel durch secundäre galvanische Wirkung bewirkte Erzeugung verschiedener chemischen Verbindungen, welche sonst schwer darzustellen sind und wobei die Substanzen so schön krystallisirt geliefert werden, wie sie in der Natur vorkommen, so dass Becquerel auf den Schluss geleitet wurde, sie möchten in der Natur ebenfalls auf electrischem Wege gebildet worden sein. Er stellte auf ähnliche Weise wie man sonst die mikrogalvanischen Metallreductionen erhält, krystallisirte Oxyde von Kupfer, Blei und Zink, Oktaeder von Chlorsilber, Tetraeder von salzsaurem Kupferoxydul, Oktaeder von Schwefelsilber, graue Krystalle von Schwefelkupfer, kubische Krystalle von Schwefelzinn und Schwefeleisen, goldgelbe Krystalle von Jodblei, Oktaeder von Jodkupfer, Tetraeder der salzsauren Salze von Ammoniak, Kalk, Kali, Baryt, Strontian und Magnesia und viele andere her. Er machte hiebei die für die Krystallkunde so merkwürdige Wahrnehmung, dass in vielen Fällen die Krystalle anfangs vollkommen ausgebildet waren, sich aber nach und nach enteckten. Diesen Versuchen folgten seine neuesten Arbeiten vom Jahr 1845 über die Erklärung verschiedener problematischer Erscheinungen im Gebiete der Geologie mittelst der Electrochemie, eine Arbeit, welche Davy schon im Jahr 1806 gleichsam vorhergesagt hatte, indem er damals bemerkte, man werde einst in der Geologie auf Erklärungen kommen, welche auf den chemischen Erscheinungen des Galvanismus fussen. Von den vielen Anwendungen der Volta'schen Electricität besonders bei Analysen von metallischen Substanzen will ich nicht reden und nur noch die von Edmund Davy eingeführte Anwendung der chemischen Erscheinungen derselben in der gerichtlichen Medizin zur Erkenntniss von Arsenikkupfer- oder Bleivergiftungen erwähnen, welche ein ebenso schönes Resultat gewährt, als die vielen andern Methoden auf rein chemischem Weg, indem diese Metalle bis auf die kleinsten Spuren aus den verschiedensten Lösungen geschieden werden.

Ich habe nun eine grosse Anzahl von Entdeckungen angeführt, welche im Zusammenhang zwischen electrochemischer Wirkung und Metalllösungen oder wie man sie schon genannt hat in der electrochemischen Metallurgie gemacht wurden und

gelange nunmehr an das wichtigste Ergebniss derselben, an die Galvanoplastik mit der electrochemischen Vergoldung, Versilberung u. s. w., überhaupt der Ueberziehung eines Körpers mit einem Metall auf nassem Weg.

Bedenkt man bei Verfolgung der Geschichte der Electrochemie wie vielfache Erscheinungen von Erfindung der Säule an bekannt wurden, welche die Grundlage der Galvanoplastik bilden oder die Ueberziehung eines Metalles durch ein anderes in allen Theilen beweisen, so muss man staunen, dass man nicht früher auf den Gedanken gekommen ist, diese Erscheinung weiter zu verfolgen und in der Technik Gebrauch davon zu machen. Betrachtet man alle Metallreductionen von Brugnatelli und Davy an bis zur neuesten Zeit, ja bedenkt man, dass ersterer sogar wirkliche Vergoldungen auf galvanischem Wege an Silbermünzen schon im Jahr 1802 herstellte, so muss man in der That auf obigen Gedanken kommen. Niemand dachte aber hieran und erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten die Sache zu der ihrigen zu machen; es hat sich aber auch die Technik keiner neuen Erfindung in kurzer Zeit so sehr bemeistert als dieser, denn bereits jetzt, nachdem noch keine 10 Jahre ihrer eigentlichen Entdeckung vorüber sind und sie aus den Händen der Gelehrten in die der Techniker übergegangen ist, wurden die grössten Fabriken für diesen neuen Gewerbszweig in Petersburg, Berlin, London, Paris, Wien und einigen andern Orten errichtet.

Gewöhnlich nennt man den ersten Erfinder der sogenannten constanten Kette, Wach, auch den Erfinder der Galvanoplastik, indem er metallisches Kupfer aus einer Kupfervitriollösung niederschlug. Dieses ist aber ebenso unrichtig als unstatthaft, denn ebenso gut als er, hätten alle diejenigen das Recht die Erfindung für sich zu reklamiren, die sich schon lange vor ihm und auch nachher noch mit den galvanischen Metallreductionen beschäftigten. Blos denjenigen kann aber die Wissenschaft als Erfinder einer Sache betrachten, welcher dieselbe ausführlich und nicht in blossen Andeutungen von sich gibt. Dieselbe kann keinem anderen zugeschrieben werden, als Jacobi, der seine neue Entdeckung auf eine so vollkommene Weise aus seinen Händen gab,

wie es selten bei einer neuen Entdeckung der Fall gewesen ist. Im Jahr 1838 machte er die ersten Versuche zu Dorpat und schon 1840 legte er dem Kaiser von Russland die schönsten Proben von Medaillenabdrücken vor, die er auf galvanischem Wege erhalten hatte und der Kaiser, welcher jedes wissenschaftliche und gemeinnützige Bestreben zu unterstützen sucht und grössere wissenschaftliche Unternehmungen, wie es sonst in keinem Staate geschieht, befördert, war über diese glänzenden und nutzbringenden Resultate sehr erfreut und liess dem Entdecker eine Belohnung von 25000 Silberrubel überreichen.

Das ganze von Jacobi entdeckte Verfahren beruht auf den oben näher beschriebenen Metallreductionen. Man nimmt eine Lösung von Kupfer und lässt in den Fällen, wo man die Modelle und die ganze Vorrichtung überhaupt nicht als Electromotor benützt, wie es besonders bei kleineren Arbeiten geschieht, die Electroden in dieselbe tauchen; an der negativen befestigt man irgend einen Gegenstand, den man abformen oder mit Kupfer überziehen will, der aber stets eine die Electricität gut leitende Fläche besitzen, also metallisch sein muss, was bei nichtmetallischen Körpern, namentlich bei Abgüssen von Stearin, Gyps oder besonderen Mischungen aus Wachs und Gyps, auch durch einen Ueberzug mit Graphit geschehen kann. Die Kupferlösung wird nun zersetzt auf die früher angegebene Weise und das metallische Kupfer schlägt sich auf dem Körper nieder, welcher die — Electrode bildet, so dass, da es in äusserst feinen und kleinen Theilchen ausgeschieden wird, ein getreues Bild desselben erhaben oder vertieft entsteht, je nachdem das Modell beschaffen ist. Dieses Verfahren wurde durch die Bemühungen Böttger's, besonders auch des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg vervollkommnet, so dass gegenwärtig nicht nur Abformungen von Münzen, Medaillen, Sigel und Gemmen gemacht, sondern auch grössere plastische Werke, Büsten und ganze Statuen in den Fabriken verfertigt werden, ja es wurde sogar vorgeschlagen, den todten menschlichen Körper mit Kupfer zu überziehen, welche Vortheile aber hiedurch erzielt werden sollen, weiss ich nicht zu ermessen. Dagegen wurden feine Stoffe,

wie Gaze, Moll u. s. w., Insecten und Pflanzen mit Kupfer und andern Metallen überzogen und die letzteren dadurch haltbar gemacht.

Von besonderer Wichtigkeit ist das galvanoplastische Abformen der gravirten Kupferplatten, welches Böttger zuerst im Jahr 1841 an einer Platte von Felsing so meisterhaft zu Stande gebracht hat, dass man die davon abgezogenen Abdrücke von denen der Originalplatte nicht unterscheiden kann. Schade dass diese Erfindung nicht früher gemacht wurde um die herrlichen und seltenen Werke der alten Kupferstecher vertausendfältigen zu können; wer weiss aber, ob diese dem Erfinder der Galvanoplastik nur Dank gezollt hätten? denn die Kupferstecherkunst ist zwar hiedurch, seitdem sie durch die Erfindung der Lithographie in Schlummer gewiegt worden war, wieder etwas gehoben worden, wird aber durch solche leicht zu Stande bringende Vervielfältigung wie die Lithographie sich unter die Gewerbe verlieren und wo die Kunst gewerbsmässig betrieben wird, geht sie bekanntlich ihrem Ruin entgegen.

Ausser der Vervielfältigung der gravirten Kupferplatten gingen aber in kurzer Zeit aus der Galvanoplastik Abformungsmethoden hervor, die sich selbst bis zur Nachahmung von Banknoten und Urkunden erstreckte, wodurch die Galvanoplastik zu einem gefährlichen Zweig der Falschmünzerei und des Betruges zu werden droht, denn in der That ist sie schon, wie Beispiele lehren, zur Falschmünzerei im Grosen verwendet worden; es kamen nämlich im vorigen Jahr und erst neuestens wieder in den Rheingegenden und in Frankreich 20 Francsstücke in Umlauf, die galvanoplastisch von Kupfer gefertigt, wegen des Gewichtes mit Blei oder mit einem anderen Metall ausgegossen und galvanisch vergoldet waren. Das haben die, welche sich auf diese Weise mit Falschmünzen abgeben, vor den andern voraus, dass ihre Münze vom Original nicht so leicht unterschieden werden kann. Ob Banknoten und Urkunden ebenso untrüglich hergestellt werden können, will ich dahingestellt sein lassen, übrigens könnte ein denkender und wissenschaftlich gebildeter Gauner ein neues Verfahren aus demjenigen der Galvanographie des Herrn von Kobell sich selbst bilden. Derselbe stellte Zeichnungen und

Gemälde galvanoplastisch dar, um die so gewonnenen Platten nachher zum Abdrücken benützen zu können. Er malt irgend ein Bild mit geeigneter Farbe, deren Bindemittell eine Auflösung von Wachs und Dammaraharz in Terpentinöl ist, auf eine silberplattirte Kupferplatte und zwar so, dass die lichtesten Stellen ganz frei bleiben, die andern nach dem Verhältniss der Dunkelheit eine dickere Lage erhalten, so bekommt er nach und nach ein gewisses Bild, ähnlich wie die Schattirung der Bilder bei der sogenannten orientalischen Malerei erhalten wird, und da die Formen und Zeichnungen desselben nur in den verschieden dicken Schichten bestehen, so drückt sich das Bild in einer Kupferplatte ab, welche auf galvanoplastischem Wege darüber hergestellt wird. Auf dieser Platte erscheint dann das Bild wie eingravirt und man kann es durch Abdrucken vervielfältigen.

Spencer, von Kobell und Schöler in Kopenhagen bildeten ein weiteres Verfahren aus, welches zu diesem das Gegenstück bildet, nämlich die sogenannte Voltaitypie; es besteht darin, dass man eine galvanisch versilberte Kupferplatte mit einem leicht zu schneidenden Wachsgrund überzieht, die Zeichnung hineingravirt, so dass an den gravirten Stellen die Metallplatte blossgelegt wird. Hierauf macht man die ganze Wachsmasse mit Graphit leitend und bringt sie in den galvanoplastischen Apparat um eine Platte darüber herzustellen, welche nach ihrer Vollendung ein erhabenes Bild darbietet, das zum Abdrucken geeignet ist; solche Voltaitypen eignen sich zu Bildern, welche in den Text gedruckt werden sollen und können wegen ihrer leichten Herstellung und geringen Abnützung die Holzschnitte ersetzen.

Eine weitere Anwendung der Galvanoplastik ist das Nachbilden von Kupferplatten auf Daguerre'sche Lichtbilder. Beinahe zu gleicher Zeit gelangte man zu diesen beiden merkwürdigen Erfindungen, welche in der Geschichte der Kunst und der Gewerbe so grosses Aufsehen erregten und in späterer Zeit noch eine weit grössere Rolle in denselben spielen werden. Durch die Anwendung zweier Naturkräfte kam man zu dem Verfahren, Abbildungen zu erhalten, die in ihrer Entstehungsweise so sehr verschieden von einander sind, auf der andern Seite

aber wieder so viel Aehnlichkeit mit einander haben, indem beide auf der chemischen Wirkung, die Galvanoplastik auf derjenigen der Electricität, die Daguerreotypie auf derjenigen des Lichtes beruhen und als Repräsentanten der beiden verwandten Zweige der Kunst, der Bildhauerkunst und der Malerei auftraten. Während das eine Verfahren die treuesten Bilder wie mit einem Hauch hinzaubert, ähnlich wie bei einem klaren durchsichtigen Gemälde, erscheint das andere massenhaft, und gibt die plastischen Formen eines jeden Gegenstandes metallisch von sich, wie sie bisher nur durch Abgüsse erhalten werden konnten. Es konnte nicht auffallen, dass man gleich bei Entdeckung der Galvanoplastik die so feinen Lichtbilder durch Niederschlagung eines Metalles auf dieselben nachzubilden suchte, um so eine Kupferplatte zu erhalten, welche das Bild vertieft enthielte und von welcher man dann beliebig viele Abdrücke, wie von jedem Kupferstiche erzielen könnte. Kaum sollte man glauben, dass dieses wegen der ungemein feinen Schichte, welche das Bild auf der Silberplatte bildet, geschehen könne, und doch gelang die Sache nach wenig Versuchen. Der Engländer Grove überzog nämlich das Lichtbild auf der Rückseite und an den Kanten mit Schellack bis auf eine kleine Stelle zur Aufnahme des Leitungsdrahtes; ebenso verfuhr er an einer nach Smee's Methode mit Platinpulver überzogenen Platinplatte. Durch Einfluss des Galvanismus ätzte er sie nun, indem er beide Platten in ein Gemisch von 2 Theilen Salzsäure und 1 Wasser brachte, und zwar so, dass das Lichtbild mit der +, die Platinplatte mit dem — Pole in Verbindung kam. War die Aetzung nach 25 bis 30 Sekunden vollendet, so formte er auf galvanoplastischem Wege eine Kupferplatte darüber ab. Dieses Verfahren gab aber kein sehr günstiges Resultat und erst Berres und Fizeau vervollkommneten dasselbe in soweit, dass es einigermaassen angewandt werden kann; es beruht auf einer ähnlichen Aetzung durch Salpetersäure, salpetrige Säure und Chlorwasserstoffsäure, die auf den schwarzen Stellen Silberchlorür erzeugen, ohne die weissen anzugreifen. Die Einzelheiten desselben sind aber zu umständlich, als dass ich sie hier näher anführen könnte und leider sind die erhaltenen Kupferplatten und hievon abgezogenen Bilder noch

Sie haben die Verantwortlichkeit für ihre Beſchlüſſe, und müſſen daher bedachtſam zu Werke gehen. Oft aber rührt der Widerſtand gegen Vorſchläge zu Verbeſſerungen bloß von Mangel an hinlänglicher Einſicht oder aus allzu großer Liebe der Behaglichkeit her, und deßhalb ſollen Preſſe und Vereine dahin ſtreben, daß diejenigen, welche zur Geſetzgebung beitragen, von dem Guten und Nützlichen, was zu bewirken iſt, hinlänglich überzeugt werden, damit ſie ſelbſt zur Einführung beitragen können.

Dies hat ſchon ſeit langer Zeit in England und Nordamerika zur Stiftung von Vereinen Anlaß gegeben, welche mit der Preſſe zuſammenwirken, um die im Staate zu bewerkſtelligenden Verbeſſerungen vorzubereiten, und die Gemüther der Regierenden für dieſelben empfänglich und geneigt zu machen. So hat z. B. in England die Geſellſchaft, welche den Zweck hatte, die Abſchaffung des Sklavenhandels durchzuſetzen; viele Jahre hindurch unabläſſig gearbeitet, um die öffentliche Meinung, welche in einem Handelsſtaate wie England jeder Art von Handel, alſo auch dem Sklavenhandel, geneigt iſt, zu Gunſten des Verbots dieſes Handels umzuſtimmen. Auch hier war die Regierung nur allzu geneigt, es beim Alten zu laſſen, und ſtellte ſich die Schwierigkeiten einer Aenderung ſo groß vor, daß ſie kaum an die Möglichkeit glaubte, man könne dahin gelangen, den Engländern zu verbieten, Menſchen als eine Waare zu betrachten. Lange wies ſie alle Vorſchläge in dieſer Hinſicht ab, und da ſie auf die Zuſtimmung des Unterhauſes rechnen konnte, ſo ſchien für den Verein keine Ausſicht zur Erreichung des Ziels da zu ſeyn. Dennoch ließ er ſich nicht abſchrecken. Es wurde ſo lange geredet, geſchrieben und gedruckt, bis endlich die Ueberzeugung von der Abſcheulichkeit des Sklavenhandels allgemein wurde, und die Miniſter es nun für ihre Pflicht hielten, Hand ans Werk zu legen, und den Sklavenhandel *nicht allein den Engländern* zu verbieten, ſondern auch zur gänzlichen Abſchaffung deſſelben Verträge mit fremden Mächten einzugehen.

Nicht anders iſt es mit Reform der ſogenannten rotten boroughs in England gegangen. Hier war der Widerſtand der Miniſter um ſo ſtärker, als ſie die Beibehaltung der faulen Wahlflecken für ihren Privatnutzen hielten, und durch die Aufhebung

nicht sehr vollkommen. Doch muss man das Ganze erst als einen Anfang betrachten und die Betriebsamkeit unserer Zeit und der Eifer mit dem neue Entdeckungen aufgesucht werden, wird auch dieses Verfahren gewiss noch weiter vervollkommnen, so dass wir vielleicht in kurzer Zeit mit Hülfe des Lichtes und der Electricität mit leichter Mühe unser eigenes Antlitz vertausendfältigen können.

Endlich muss ich noch die Methode des Professors Osann in Würzburg erwähnen, wodurch er in Metallplatten auf galvanischem Wege Bilder ätzte. Er nennt dieselbe Galvanokaustik und sie dürfte vielleicht ebenso wichtig werden, als die Galvanoplastik selbst. Das Verfahren beruht auf der schon längst bekannten Wahrnehmung, dass ein von dem — Pole einer Volta'schen Säule ausgehender Strom eine in Kupfervitriol aufgehangene Kupferplatte auflöst und dieses Kupfer zu einer andern überführt welche mit dem + Pole der Säule verbunden ist. Hieraus schloss er, dass wenn die erste Platte an einigen Stellen mit einem Ueberzug bedeckt sei, auf den die Kupfervitriollösung nicht wirke, so werden nicht diese, wohl aber die andern Stellen aufgelöst und es müsse sich so jede beliebige Figur erzeugen lassen. Diesen Ueberzug stellte er durch einen Firniss aus Kienruss, venetianischem Terpentin und Terpentinöl her und die Aetzung gelang ihm vollkommen, besonders auf Zinnplatten, wobei er dann natürlicherweise anstatt der Kupferlösung eine Zinnlösung (Zinnchlorür) anwandte.

Doch alle diese Methoden mit Hülfe der Galvanoplastik Metallplatten herzustellen, welche zum Abdrucken und Vervielfältigung einer Zeichnung bestimmt und meistentheils erst in ihrer Ausbildung begriffen sind und somit noch keine allgemeine Anwendung finden, müssen vor dem Nutzen zurücktreten, welcher für die Metallgewerbe, namentlich Messerschmide, Waffenschmide, Ciseleure u. s. w., besonders aber Silberarbeiter aus der Galvanoplastik hervorgegangen ist. Ich meine damit die electrochemischen Vergoldungen, Versilberungen, Verplatinirungen u. s. w., welche nunmehr nach so kurzer Zeit zu allgemeiner Anwendung sogar bei dem geringsten Gewerbsmann gekommen sind. Wie ich früher bemerkte vergoldete schon Brugnatelli

gleich nach der Entdeckung der Säule Silbermünzen auf galvanischem Wege; Vergoldungen auf rein chemischem Wege ohne Beihülfe des Feuers waren ebenfalls manche bekannt, aber theilweise wegen der Unvollkommenheit der Vergoldung oder wegen der Kostspieligkeit nicht zur Anwendung gekommen. Durch die Entdeckung der Galvanoplastik lag es natürlicherweise sehr nahe, ebenso wie mit Kupfer Ueberzüge von andern Metallen zu erhalten und bei der Wichtigkeit der Sache für die technischen Gewerbe, der Unbequemlichkeit und Schädlichkeit des bisherigen trockenen Verfahrens mit Quecksilber, bemühten sich Viele, ein geeignetes Verfahren dieser Art zu entdecken. Das Französische Institut hatte schon vorher einen Preis ausgesetzt für die Auffindung einer zweckmässigen Vergoldung ohne Quecksilber und jetzt kam es nur noch darauf an, schickliche Goldlösungen zu bereiten, wodurch so wenig als möglich Verlust dieses kostbaren Metalls erlitten wird, denn die Apparate waren alle schon vorhanden.

Der berühmte Genfer Physiker August de la Rive machte das erste geignete Verfahren bekannt und erhielt desshalb die Hälfte des ausgesetzten Preises und durch Böttger's und vieler Anderen Bemühungen ist die Sache nun so weit gediehen, dass man in der Gegenwart die schönsten und dauerhaftesten Vergoldungen electrochemisch zu Stande bringt und zwar so wohlfeil, schnell und unschädlich, dass die Feuervergoldung oder trockene Vergoldung weit dahinter zurückbleibt. Das Verfahren hier näher zu beschreiben würde zu nichts führen, nur im Allgemeinen will ich bemerken, dass bereits gegen 100 verschiedene Methoden vorhanden sind. Die schönsten und sichersten Vergoldungen erhielt man gerade auf die Weise, wie man die Kupferplatten bei der Galvanoplastik erhält, Haupterfordernisse sind aber, dass die zu überziehenden Gegenstände, um eine dauerhafte Vergoldung zu erhalten, höchst rein und blank polirt sein müssen, dass man die stattfindende Vergoldung von Zeit zu Zeit unterbricht, d. h. die Gegenstände aus der Kette herausnimmt, abreibt, und dieses mehrmals wiederholt und dass man sich endlich eine gehörige Goldlösung bereite. Dieses ist die Hauptsache des Ganzen und bis zum heutigen Tage sind die

technischen Zeitschriften angefüllt mit sogenannten Recepten zur Bereitung einer geeigneten Lösung und ein Jeder will die beste gefunden haben. Im Allgemeinen kann man annehmen, dass die Cyanverbindungen des Goldes die zweckmässigsten sind. Die Bereitung derselben anzugeben ist hier nicht am Platze, sehr zweckmässig und einfach scheint mir die von Elsner zu sein; derselbe nahm Eisencyankaliumlösung und löste Knallgold darin auf. Die Legirungen des Goldes mit Kupfer oder Silber, je nach der Farbe der Vergoldung, welche man haben will, bringt man entweder schon in der Goldlösung an, oder lässt man sie nach einer interessanten Methode von Jacobi sich erst bei dem ganzen Verfahren dadurch bilden, dass man die + Electrode je nach der gewünschten Farbe von Kupfer oder Silber wählt, wobei sich dann von diesen Metallen in der Cyangoldkaliumverbindung ein gehöriges Quantum auflöst um die beliebige Farbe hervorzubringen. Hat man nun diese erhalten, so nimmt man diese Electrode wieder heraus und ersetzt sie mit einem Stücke Gold. Auf ähnliche Weise brachte Jacobi die schönsten Bronzemischungen zu Stand und somit hätte man mit Hülfe der Galvanoplastik ein Verfahren entdeckt, wornach die sonst so schwierigen Legirungen auf beliebige Weise auf nassem Wege hergestellt werden können, und man könnte also auch hier die Macht des Feuers umgehen.

Ausser Vergoldungen kommen noch Versilberungen, Verkupferungen, Verplatinirungen, Verbleiungen, Vernickelungen, Verkobaldungen, Verzinkungen und Verzinnungen vor, wovon aber keine ausser der beiden letzteren eine erweiterte Anwendung gefunden hat. Als Lösungen dieser Metalle braucht man meist Chloride. Die galvanische Verzinnung und Verzinkung erlangte in neuester Zeit keine geringe Wichtigkeit. Erstere wurde schon lange, ohne dass man es wusste, bei Fabrikation der Stecknadeln auf galvanischem Wege bewerkstelligt, man schichtete nämlich die fertigen Nadeln mit Zinnplatten und kochte sie in Weinsteinlösung. Die Verzinkung des Eisens wurde zu einem eigenen Industriezweig und man sieht es täglich in den Zeitungsblättern als galvanisirtes Eisen zum Verkauf ausgeboten. In der That wird hiedurch das Eisen vor Oxydation geschützt und er-

hält ausserdem ein schönes blankes Aeussere. Mit diesem stehen die Protectoren in Verbindung, welche schon vor 25 Jahren Humphry Davy an See- und andern Schiffen, welche mit Kupfer beschlagen oder von Eisen gefertigt sind, zur Verhütung der Oxydation und des Ansetzens von Seethieren und Seepflanzen in Gestalt von kleinen Stücken Zink angebracht hat, welche gewöhnlich als Knöpfe von Nägeln zu $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{500}$ der Kupfer- oder Eisenfläche verwendet werden und bis jetzt einen so grossen Nutzen gestiftet haben, dass sie auf allen Marinen in Anwendung gekommen sind, und Laplace diese Entdekung Davy's die grösste nannte, welche dieser berühmte Chemiker gemacht habe. Freiherr von Althauss verwendete sie sogar in den Salinen zur Schützung vor Oxydation der eisernen Siedepfannen wo sie sich sehr nutzbar erwiesen haben und Dumas brachte sie bei metallenen Wasserleitungen an um das Verstopfen derselben an Löthstellen, Messinghahnen u. s. w. durch kohlensauren Kalk und andere feste Bestandtheile zu verhüten, indem er von Distanz zu Distanz kurze Seitenröhrchen einschloss und diese mit einem Stöpsel von Zink, Kupfer oder einem andern Metalle verschloss, welches mit der Leitung eine geeignete galvanische Kette bildete; in diesen Röhrchen setzen sich dann alle metallische und Kalktheilchen ab, und durch Oeffnen des Stöpsels können sie von Zeit zu Zeit entfernt werden.

Den grössten Nutzen für die Zukunft gewähren aber vielleicht die aus der Galvanoplastik hervorgegangenen Metallausbeutungen und Metallreductionen auf galvanischem Wege im Grossen, indem durch dieselben das von Jahr zu Jahr theurer werdende Brennmaterial bei allen bisher vorgekommenen metallurgischen Arbeiten dieser Art umgangen werden kann, wenn die jetzt noch in ihrer Kindheit befindlichen Methoden einer Ausbildung entgegengeschritten sein werden, welche sie zur Anwendung im Grossen geeignet macht. Gaultier de Claubry und Dechaud wandten sie zuerst im Grossen zur Ausbeutung des reinen Metalls aus Kupfererzen an, indem sie dasselbe dadurch in Vitriol umwandelten, dass sie das kohlensaure mit Schwefelsäure, die Schwefelerze durch Rösten behandelten und die Lösungen in ein Gefäss brachten, das durch eine poröse

Wand von einem andern mit verdünnter Eisenvitriollösung getrennt war. In letztere liessen sie eine Eisenplatte tauchen und stellten eine leitende Verbindung mit der Kupfervitriollösung her. Die erzielten Niederschläge sind sehr rein und haben nur den Nachtheil, dass sie leicht ins pulverförmige übergehen.

Mit diesem geht die grosse Anzahl von Entdeckungen zu Ende, welche sich an die ersten Zersetzungen von metallischen Lösungen anreihen, keineswegs aber das grosse Gebiet der Electrochemie und somit komme ich an den vierten Theil meines Aufsatzes, gleichsam ein Gemisch der früheren, nämlich an die electrochemische Zersetzung verschiedener Flüssigkeiten mit den sogenannten electrochemischen Ueberführungen und der grossen Reihe von Wahrnehmungen, welche sich an dieselben anschliessen.

Bei den ersten Wahrnehmungen der durch Hülfe des Galvanismus bewirkten Zersetzungen bemerkte man das Ansammeln bestimmter Stoffe an dem einen oder andern Polardraht, wie ich oben schon vielfach bemerkt habe. Viele konnten sich dieses nur durch eine Art Hindurchführung erklären, Niemand sann aber auf Mittel dieses direct nachzuweisen. Dieses thaten zuerst Berzelius und Hisinger bei ihren oben angeführten Zersetzungsversuchen, indem sie in eine zweischenklige Röhre auf die mit dem + Pol verbundene Seite salzsauren Kalk, auf die — Wasser brachten. Es entwickelte sich hiebei am + Pole Chlor, während der Kalk durch das Wasser hindurchgeführt und am — frei wurde. Durch diese und verschiedene andere Wahrnehmungen war zwar die Sache ausser allen Zweifel gesetzt, doch bei weitem nicht so augenscheinlich dargestellt, wie dieses einige Jahre später Davy in seiner schon oben erwähnten Baker'schen Vorlesung vom Jahr 1806 an den verschiedensten Substanzen dadurch nachwies, dass er z. B. drei Gefässe durch Dochte von Asbest mit einander verband, in die zwei äusseren verschiedene flüssige Substanzen, Salzlösungen u. s. w. brachte, während das mittlere Wasser oder eine der beiden in den äusseren Bechern befindliche Lösungen enthielt. Wurde nun die Volta'sche Säule mit den beiden äusseren Bechern in Verbindung gesetzt und trat die immer erfolgende Zersetzung ein, so sah man wie die frei gewordenen Stoffe durch die Asbestdochte hindurch von

einem Becher in den andern geführt wurden, um sich an dem Pole anzusammeln, an welchen sie ihrer electrochemischen Natur nach gehören. Man konnte hiebei den Gang und das Fortschreiten eines Alkalis oder einer Säure durch die mit Curkuma oder Lackmus gefärbten Papiere verfolgen, ja es zeigte sich, dass solche Ueberführungen von Stoffen in der kürzesten Zeit durch chemische Mittel hindurch stattfanden, zu denen sie grosse Anziehung hatten.

Der k. russische Staatsrath von Reuss in Moskau beschäftigte sich damals vielfach mit solchen Versuchen und machte die Wahrnehmung, dass ausser dieser electrochemischen Ueberführung noch Bewegungen der Stoffe ohne dabei stattfindende Zerlegung vorkommen, wie er an folgendem Versuche nachwies; Er nahm ein grosses Stück feuchten Thones und brachte auf eine Entfernung von mehreren Fussen offene Glascylinder in dasselbe, füllte diese mit Wasser an und liess in dieses die Electroden einer starken Volta'schen Batterie gehen. Das Wasser bewegte sich von dem + electrisirten Cylinder durch die ganze Schichte des Thones zum negativen Cylinder, so dass es dort, allen Gesetzen des Gleichgewichtszustandes und der Bewegung tropfbarflüssiger Körper zuwider, auslief. Diese Sache, welche etwas räthselhaft klang, erhielt erst ihre volle Aufklärung durch die Entdeckung der Exosmose und Endosmose durch Dutrochet, welche zu so schönen und wichtigen Resultaten in der Physiologie geführt hat und die man anfangs allein electrischen Einflüssen zuschrieb, nunmehr aber sehr leicht durch die Gesetze der Capillarität erklärt. Leopold Gmelin in Heidelberg und Andere gingen in neuerer Zeit soweit, eine grosse Anzahl der von Davy bemerkten electrochemischen Ueberführungen capillaren und andern äusseren Einflüssen zuzuschreiben, so dass wirkliche electrochemische Ueberführungen nur selten vorkommen; nichtsdestoweniger gibt es aber eine grosse Anzahl von Fällen, wo sie in der That mit Leichtigkeit nachgewiesen werden können. Zu diesen Erscheinungen gehören ferner noch die electrochemischen Zerlegungen verschiedener organischen Substanzen, wie Fleisch, Pflanzenstängel u. s. w., welche wie die Asbestfäden zwischen Wassergefässen als Verbindungen gebraucht werden. Das Fleisch verwandelt sich hiebei in eine Art Gallerte und die

Bestandtheile der Substanzen sammeln sich, durch die Wassergefässe übergeführt, an den bestimmten Polen an. Die von dem Engländer Crosse bei Darstellung solcher Gallertbildung wahrgenommene Erscheinung von Infusorien, welche vor einigen Jahren die Runde durch alle Zeitungen machte und dem Galvanismus zugeschrieben wurde, steht mit letzterem in gar keinem Zusammenhang, sondern beruht entweder auf Täuschung oder lässt sich aus der gewöhnlichen Entstehungsweise dieser Thiere erklären.

Einer besonderen Erwähnung werth sind die am besten hier anzureihenden sogenannten Nobili'schen Ringe. Mittelst der Electricität brachte man schon im vorigen Jahrhundert auf Metallplatten ringförmige Bildungen hervor, indem man den electrischen Funken darauf überschlagen liess, auch auf Quecksilberflächen hatte man solche durch Einwirkung des Galvanismus erhalten. In einem sehr vagen Zusammenhang stehen diese Bildungen mit denjenigen, welche man jetzt unter dem Namen Nobili'sche Ringe begreift. Im December 1826 theilte Nobili die erste Nachricht mit, dass auf Metallplatten, die mit einer Flüssigkeit in Berührung standen und auf die er eine Volta'sche Säule einwirken liess, so dass ein Polardraht derselben die Platte berührte, der andere aber in beliebige Entfernung von ihr gebracht werden konnte, Figuren gebildet werden, die aus mehreren concentrischen Zonen bestehen, sich auf einen Mittelpunkt beziehen, welcher der Drahtspitze gegenüberliegt und mit den schönsten Regenbogenfarben nach einem bestimmten Gesetze geschmückt sind.

Diese Ringe, welche durch eine electrochemische Zersetzung der Flüssigkeit und einen dadurch erfolgten Absatz der + und — Stoffe derselben in höchst dünnen aber verschieden dicken Schichten gebildet werden, schillern ebenso schön wie die Newton'schen Farbenringe und entwickeln sich einer aus dem andern. Ihre Lebhaftigkeit hängt aber sehr von dem Grad der Politur der Metallplatten ab. Auf Silberplatten als + Electrode stellte er solche durch phosphorsaures und kohlensaures Kali, schwefelsaures Natron, Salmiak, Chlorkalium, Kochsalz, Brechweinstein, Zinkvitriol, Chlorkobald, schwefelsaures, salpetersaures und essigsaures Kupferoxyd, Chlorplatin u. s. w. her.

Auf solchen Platten als — Electroden gaben Ringe: Die Lösungen von Brechweinstein, Kupfersalzen und Chlorplatin. Auf Kupfer- und Messingplatten als + Electrode gaben dieselben Flüssigkeiten Figuren, auf Platin- und Goldplatten: Schwefelsaure Manganoxydullösung, salpetersaures Wismuthoxyd und Bleizucker. Von Figuren gebenden Flüssigkeiten aus dem organischen Reiche sind besonders bemerkenswerth: Petersiliensaft, Mangoldsaft, Serum von Menschenblut, Kuhmilch und Schweinsgalle. Nobili nannte das ganze Verfahren Metallochromie. Alle welche Versuche darüber anstellten, die Ringe namentlich chemisch untersuchten, leiteten diese Bildungen aus den Zersetzungsproducten ab, welche in verschieden dicken Schichten die Metallplatten überziehen. Böttger hat das Verfahren in neuester Zeit vervollkommnet und wer Platten gesehen hat, welche nach seiner Angabe gefertigt sind, kann sich über die Farbenpracht nicht genug wundern, sie übertrifft Alles, was man je in dieser Beziehung sehen kann. Die schönsten Farben stellte er auf Platinplatten besonders durch Chlormanganlösung, schwefelsaures Manganoxydulkali, essigsaures, bernsteinsaures und hippursaures Manganoxydul in Wasser dar. Die Ringe wechseln, umgeben von einer goldenen Zone in Purpur, Grün, Goldgelb und Blau, das schönste Farbenspiel, welches man denken kann. Vielleicht, dass auch hievon einst Anwendung in der Technik gemacht wird, da die Ringe sich sehr schön erhalten und nur durch Feuer, starke Säuren oder grosse Feuchtigkeit mit der Zeit trübe werden und zuletzt verschwinden.

Diesen Ringen zunächst stehen die sogenannten electrochemischen Bewegungen. Dieselben wurden zuerst von Professor Gerboin zu Strassburg kurze Zeit nach der Entdekung der Volta'schen Säule nachgewiesen und von Erman, Herschel, Davy und Anderen näher untersucht, man weisst aber bis auf den heutigen Tag nicht viel mehr über sie, als schon Gerboin bekannt machte, auch werden die verschiedenen Erklärungen, welche man dafür gegeben hat, von Vielen in Zweifel gezogen. Gerboin's Grundversuche sind folgende: Er nahm eine doppelschenklige Glasröhre, füllte sie bis auf eine gewisse Höhe mit reinem Quecksilber, goss darüber in beide Schenkel Wasser und

verschloss sie mit Korkstöpseln, durch welche Golddrähte gesteckt waren. Diese Drähte setzte er mit einem Volta'schen Apparate in Verbindung, und sogleich traten in dem Wasser die gewöhnlichen Zersetzungs- und Oxydationserscheinungen ein. In den + Schenkel der Röhre liess er durch Zufall kleine Sägespäne von Fernambukholz fallen, worauf dieselben sogleich zwischen dem Quecksilber und dem Golddrahte einen Tanz begannen, indem sie häufig auf- und abhüpften, sich im Kreise herumdrehten, kurzum die mannigfaltigsten Sprünge machten. Auf der — Seite fand keine dieser Bewegungen statt. Durch Sigellackpulver, Glimmerblättchen, schwarzes Quecksilberoxyd, Eisenvitriol und viele andere kleine Körper brachte er die nämlichen Bewegungen zu Stande und erklärte die ganze Erscheinung einfach aus der electrischen Anziehung und Abstossung.

Erman suchte ihre Erklärung in der durch die Electricität erhöhten Flächenanziehung. Herschel wies die Bewegungen bei den verschiedensten Flüssigkeiten nach, welche er auf Quecksilber brachte, ja sie wurden in letzterem sichtbar ohne dass man kleine Körper darauf anbrachte, das Quecksilber begann bei Annäherung des Drahtes den Tanz und die Umkreisungen selbst. Seine Erklärung, welche im Allgemeinen auch den Anziehungs- und Abstossungserscheinungen der Electricität folgt, hat aber, wie er selbst zugab, viele Schwierigkeiten. Andere wie Schweigger wollten sie mit den electromagnetischen Erscheinungen in Einklang bringen, aber auch hier traten Schwierigkeiten in den Weg, obgleich viele Versuche von Herschel in der That mit diesen zusammenfallen. Erst in neuerer Zeit hat man diesen räthselhaften Bewegungen, welche nicht zu letzteren gehören, eine Stelle unter den electrochemischen Erscheinungen angewiesen, von denen sie auch nach den neuesten Wahrnehmungen nicht mehr getrennt werden dürften. Man brachte sie nämlich mit den Bewegungen der Alkalimetalle in Zusammenhang. Wirft man z. B. Kalium auf eine Quecksilberfläche, so kommt solches bald in so schnelle und abenteuerliche Bewegungen, dass es schwer ist sie zu beschreiben. Diese Bewegungen rühren theilweise von der erfolgenden Amalgamation her, theilweise aber auch von der Wasserzersetzung, denn die

Bewegungen treten in höherem Grade ein, wenn eine dünne Wasserschicht über dem Quecksilber ist, es wird nämlich durch die Oxydation des Kalium Wasserstoffgas oder durch die dabei eintretende Erwärmung Wasserdampf frei. Aehnlich wie bei diesem Vorgang hat nun Runge Bewegungen ohne Volta'schen Apparat, sondern nur bei einfacher galvanischer Wirkung nachgewiesen. Besonders schön zeigen sie sich, wenn man Quecksilber mit Kochsalzlösung überschüttet, Kupfervitriolstückchen darauf wirft und einen Eisen- oder andern Metalldraht hineinsteckt. Die Kupfervitriolstückchen gerathen in eine äusserst rasche Bewegung, welche bis zu ihrer gänzlichen Auflösung fortdauert.

Ich habe nun schon die mannigfachsten Erscheinungen, welche die Electricitätslehre in Verbindung mit der Chemie darbietet, in kurzen Umrissen erwähnt und doch bleiben noch zwei Gegenstände übrig, die für die Theorie der Volta'schen Electricität von nicht geringem Interesse sind, nämlich die electrische Polarisation und die Passivität des Eisens. Es werden hiedurch weder die schönen Abbildungen erzielt, welche die Galvanoplastik darbietet, noch auf Metallplatten die schönsten Regenbogenfarben hingezaubert, noch die phantastischen Tänze kleiner Körper auf dem Quecksilber hervorgerufen, ich muss vielmehr jetzt auf gleichsam ernstere Gegenstände übergehen, die nur rein wissenschaftliches Interesse darbieten.

Beginne ich mit der electrischen Polarisation. Gautherot machte kurze Zeit nach der Entdeckung der Säule die Wahrnehmung, dass zwei mit derselben in Verbindung gestandene Drähte welche zur Wasserzersetzung gedient hatten, auch nach Aufhebung ihrer Verbindung mit der Säule noch electrische Polarität zeigten. In dieser Wahrnehmung ist der Grundsatz der ganzen Lehre der Polarisation enthalten. Man versteht also im Allgemeinen unter elektrischer Polarisation das Zurückbleiben der Electricität in solchen Körpern, welche mit einer Electricitätsquelle bei Zersetzungsversuchen in Verbindung gestanden sind. Der durch seine naturphilosophischen Phantasien allzu verwirrte aber doch ausgezeichnete Forscher, der Professor und Akademiker Ritter in München, der so viele Entdeckungen im Gebiete des Galvanismus anbahnte, wies nach, dass die von Gautherot

derſelben ihren Einfluß aufs Parlament gefährdet glaubten. Hätten ſich die Anhänger des Reformweſens durch die beſtimmten Erklärungen und Abweiſungen einſchüchtern laſſen, welche von Seiten der Kronbeamten auf die erſten Vorſchläge folgten, ſo beſtände der Unfug vielleicht jetzt noch. Aber auch hier wirkten Vereine im Einverſtändniß mit der Preſſe. Jährlich wurde der Antrag wiederholt, der Mißbrauch handgreiflich gemacht. Einwendungen und Ausflüchte wurden widerlegt; man redete nicht allein dem Parlamente und der Regierung, ſondern auch dem Volke zu. Das Verlangen nach einer Verbeſſerung des Wahlſyſtems äußerte ſich immer lauter und heftiger; vergebens zauderten Regierung und Parlament; letzteres mußte zuletzt ſelbſt anerkennen, daß es großentheils aus verdorbenen Elementen beſtehe, die Stelle des Volks ſchlecht vertrete, und einer durchgängigen Verbeſſerung bedürfe. So kam es endlich dahin, wohin Preſſe und Verein ſchon ſeit 50 Jahren gezielt hatten.

Ein Gleiches hat mit der Emancipation der irländiſchen Katholiken ſtatt gefunden, gegen welche verjährte Vorurtheile lange gekämpft haben, und welche erſt dann durchgeſetzt worden iſt, nachdem Jahre lang nicht allein im Parlamente, ſondern auch außerhalb deſſelben in eigenen Vereinen und in von denſelben verbreiteten Flugſchriften die Nothwendigkeit dieſer Maßregel deutlich bewieſen worden war.

In Frankreich hat die Vernunft gegen dergleichen tief eingewurzelte Vorurtheile wenig zu kämpfen. Die meiſten ſind bereits durch die erſte Revolution vernichtet worden. Allerdings waren die dagegen angewandten Mittel zuweilen nicht beſſer, wo nicht gar noch ſchlimmer, als das vorhandene Uebel. Aber dagegen hat der gewaltſame Sturm, welcher ſo vieles Alte mit ſich fortgeriſſen hat, unter den ſchrecklichen Verheerungen, die er ausgeübt, dieſen Nutzen für Frankreich hervorgebracht, daß er es von manchen Mißbräuchen auf Einmal befreit hat, deren man ſonſt ſchwerlich ohne langwierige Streitigkeiten würde los geworden ſeyn. Frankreich beſitzt ſeitdem manche Einrichtungen, nach denen man anderswo vergebens ringt, und iſt nicht mehr mit Uebeln in der Staatseinrichtung behaftet, welche noch auf andern Völkern laſten.

Damit iſt aber nicht geſagt, daß die franzöſiſchen Staatseinrichtungen nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen und als

bemerkten Erscheinungen an Leitungsdrähten ihre Richtigkeit hätten, dass aber ihre Polarität eine entgegengesetzte von derjenigen sei, welche die Säule zeige, mit der sie in Verbindung gestanden seien, dass also der + Pol des Drahtes da auftrete, wo er mit dem — der Säule verbunden sei und umgekehrt. Kurzum die Drähte oder andere Metallstücke bilden einen eigenen Electromotor, den man zur Unterscheidung von der Säule, durch welche er hervorgerufen wird, einen secundären nennen kann. Dieses fasste Ritter näher auf und construirte die sogenannte secundäre oder Ladungssäule, ein Instrument, das aus mehreren auf einander gehäuften homogenen Metallplatten und nassen Pappscheiben dazwischen, besteht, selbst keine oder wenig Electricität hervorbringt, sogleich aber eine starke entgegengesetzte electrische Wirkung zeigt, wenn seine Pole mit einer gewöhnlichen Volta'schen Säule in Verbindung gesetzt werden. Die ganze Erscheinung brachte Ritter mit derjenigen in Zusammenhang, welche bei der Reibungselectricität die Flaschenbatterieen zeigen und wähnte, diese Ladungs- oder secundäre Säule könne für den Galvanismus das werden, was eine Flaschenbatterie für die Reibungselectricität.

Der Graf Volta, dieser scharfsinnige Naturforscher, dessen Genie wir neben vielen anderen Entdeckungen allein die Wichtigkeit zu verdanken haben, welche die Electricitätslehre durch die daraus hervorgegangenen grossartigen Entdeckungen erlangt hat, denn vor seiner Entdeckung der Säule herrschten Finsterniss und Dunkel in diesem Gebiete, erkannte durch seinen tiefdringenden Geist auch damals schon den wahren Grund dieser Erscheinungen und sprach unumwunden aus, dass sie allein auf den chemischen Wirkungen der galvanischen Electricität beruhen und die Ansichten über dieselben waren somit von Anfang an getheilt. Erst im Jahr 1816 machte der Professor Steffano Marianini durch eine Vorlesung, welche er im Athenäum zu Venedig hielt, auf die in Vergessenheit gerathene Sache aufmerksam und seitdem hörten die wissenschaftlichen Debatten über dieselbe nicht mehr auf, bis sie in neuester Zeit zum Abschluss gekommen und ihre Ursache in den schon von Volta angedeuteten Umständen erkannt worden ist. Marianini gab der

Ladungssäule eine andere Gestalt, nämlich die des Volta'schen Becherapparates, indem er die Metallplatten je in einen Becher hängen liess, der mit irgend einer Flüssigkeit angefüllt war und je mit der Platte im andern Becher in Verbindung stand. Er fand, dass die einzelnen Platten herausgenommen und abgetrocknet, ihre Polarität längere Zeit beibehielten und dass sie, mit andern Metallen in Verbindung gebracht, ein ganz verschiedenes electrisches Verhalten als gewöhnlich zeigten. De la Rive, welcher den ganzen Zustand „das electrodynamische Vermögen" nannte, wollte eine Uebereinstimmung dieser Erscheinung mit dem Magnetismus nachweisen und viele andere Physiker und Chemiker gaben verschiedene Erklärungen, die aber die Sache um keinen Schritt weiter brachten.

Becquerel sammelte nun alle bekannt gewordenen Thatsachen, betrachtete sie unter einem Gesichtspunkte und kam auf die alte Volta'sche Erklärung zurück, dass die Polarisation nur dann eintrete, wenn die Electrode in eine Flüssigkeit tauche; sei diese z. B. salzig, so häufe sich am — Ende die Basis, am + die Säure an, und bringe man diese Electrode in eine leitende Flüssigkeit, so verbinden sich beide wieder mit einander, worauf nach electrochemischen Gesetzen ein entgegengesetzter Strom entstehen müsse. Schönbein gerieth mit Becquerel über diese Erklärung in Streit, da er sich diese Anhaftung der Elemente nicht erklären konnte und vermuthete die Polarisationserscheinungen stehen in einem innigen Zusammenhang mit der Passivität des Eisens; nach einiger Zeit verständigte er sich aber mit Becquerel und trat ganz seiner Ansicht bei. So wurde nachgewiesen und ist seitdem allgemein angenommen, dass die Polarisation und Ladung keine eigenthümliche Erscheinung sei, dass vielmehr alle sogenannten secundären Ströme, welche durch die polarisirten Körper entwickelt werden, ihre Quelle in einer gewöhnlichen chemischen Action haben, die entweder in einer Vereinigung von Stoffen oder in der Zersetzung einer chemischen Verbindung bestehe. In neuester Zeit kam diese Erscheinung durch den Streit über den sogenannten Uebergangswiderstand, welchen ich hier nur dem Namen nach erwähne, da er zu den Erörterungen über die Theorie des Galvanis-

mus gehört, dort gestrichen und zu den Polarisationserscheinungen gewiesen wurde, wieder zur Sprache. Ebenso erhielten durch die Entdeckung der Grove'schen Sauerstoff-Wasserstoffkette die Ladungssäulen eine neue Wichtigkeit, indem diese Kette durch Schönbein und Poggendorff als blosse Ladungssäule erkannt wurde. Letzterer erwarb sich durch die Construction einer solchen Säule, die aus platinirten Platinplatten in gesäuertem Wasser besteht und durch eine Art Disjunctor, welchen er Wippe nannte, durch blossen Druck der Finger in einer Minute 200 bis 300 mal von der primären Säule, wodurch sie ihre Eigenschaft als secundäre erhält, getrennt und wieder verbunden werden kann, ein besonderes Verdienst. Diese secundäre Kette gab durch diese immer wieder erneute Polarisation bei Anwendung eines einzelnen Grove'schen Elementes, die stärkste Wasserzersetzung, Erschütterungen und Funken und durch eine gehörige Verbindung des primären mit diesem secundären Strom konnte die Wirkung noch weit stärker gemacht werden; man hätte also nur auf andere Weise das erreicht, was Ritter von der Ladungssäule einst vermuthete. In seinen weiteren Versuchen brachte Poggendorff durch ein neues Instrument, das er Ueberträger nannte, solche successive Polarisationen mit noch weit grösserer Leichtigkeit zu Stande und wies nach, dass man durch gehörige Einrichtungen hydroelectrische Säulen erster, zweiter, dritter, vierter und noch höheren Ordnungen errichten könne, dass also der secundäre Strom einen neuen secundären Strom u. s. f., so weit man die Einrichtung treffe, hervorbringen könne, eine Entdeckung, welche electrische Wirkungen verspricht, die in ihrer Stärke so bedeutend wären, als bisher kaum denkbar war. Für die Wissenschaft hat man in der Gegenwart neben der Kenntniss der Sache selbst und der letzteren Anwendung zu electrischen Strömen höherer Ordnungen durch die Polarisationserscheinungen noch das erreicht, dass man bei problematischen Stoffen, wie es z. B. bei dem Ozon vielfach geschehen ist, ihre polarisirende Wirkungen auf Metalle untersucht, um solche mit andern vergleichen und von ihnen unterscheiden zu können.

Was nun endlich die Passivität des Eisens anbelangt, so

will ich mich hiebei kurz fassen. Es ist hier wiederum Schönbein, welcher diese Sache durch seinen unermüdeten Eifer so weit gebracht hat, dass man ihn gleichsam als Entdecker und Begründer dieser für den Chemiker, wie für den Physiker gleich wichtigen und interessanten Lehre nennen kann, obgleich schon im vorigen Jahrhundert darauf Bezug habende Wahrnehmungen bekannt waren. Es wurde nämlich vielfach bemerkt, dass das Eisen in sehr starker Salpetersäure, nicht wie in verdünnter und in andern starken und schwachen Säuren angegriffen, vielmehr in derselben in einen erhöhten glänzend blanken Zustand versetzt wird, der die merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten darbietet. Diesen Zustand untersuchte Schönbein in den Jahren 1837 und 1838 genauer und nannte ihn Passivität. Er nahm ihn auch an andern Metallen, z. B. Staniolstreifen, insbesondere aber an Eisen wahr, sowohl wenn dieses in reinem Zustande, als auch wenn es mit Platin oder Bleihyperoxyd überzogen war. Ein solcher präparirter Draht hat die eigenthümliche Eigenschaft, dass er Drähte, welche mit ihm in Verbindung stehen, oder mit ihm eingetaucht werden, ebenfalls in diesen Zustand bringt, während derselbe augenblicklich durch Erhitzung der Säure, durch Erschütterung oder Berührung mit activen Metallen aufhört. Was aber das Wichtigste von Schönbein's ersten Versuchen war, ist die Entdeckung, dass er unter gewissen Umständen mit Hülfe der Volta'schen Säule diesen Zustand an Eisendrähten in Salpetersäure ebenfalls hervorbrachte, während er in andern Fällen nicht eintrat. Ein hiebei stattfindender Wechsel der Passivität ist von besonderem Interesse; es traten nämlich in manchen Fällen Pulsationen ein, indem der Draht einmal activ, das anderemal passiv wurde; diese Zustände erfolgten stossweise, bis der Draht ganz passiv geworden war.

Die neue Erscheinung erregte grosses Aufsehen, namentlich in England, wo Schönbein seine Arbeiten erstmals bekannt machte und Alles bemühte sich, diese Versuche zu wiederholen, sich zur Aufgabe stellend, diese merkwürdigen Erscheinungen zu erklären. Faraday, Leopold Gmelin und viele Andere suchten eine solche Erklärung in der Annahme einer Bildung von Ueberzügen auf diesen Metallen. Mousson z. B.

glaubte, solche Ueberzüge werden von salpetriger Säure gebildet, dieselbe greife das Eisen nicht an und entstehe durch Entziehung eines Theiles Sauerstoff, den die concentrirte Säure abgebe und lege sich als dünne Hülle an das Metall, wodurch dieses unlöslich werde. Bei Eintauchung des Drahtes in die Säure entstehe stets ein electrischer Strom, derselbe verschwinde aber bald; je nachdem er Säure zuführe oder entziehe, befördere oder hindere er die Ansammlung der salpetrigen Säure und hiedurch seien auch die Pulsationen zu erklären. Mit den triftigsten Gründen widerlegte aber Schönbein diese Annahmen und stellte ihnen directe Versuche entgegen, welche von der Unstatthaftigkeit derselben Kunde geben. Indessen wurden viele neue Versuche über die Sache bekannt, namentlich durch die Bemühungen von Andrew's Passivitätserscheinungen an verschiedenen andern Metallen, sowohl durch Salpetersäure, als auch einige andere Flüssigkeiten, und durch Erhitzung der Drähte. Bei allen diesen Erörterungen trifft man auf Schönbein's Namen, als Ordner und Erweiterer der gefundenen Thatsachen, als Widerleger falscher, sich einschleichenden Ansichten. Dabei ist er es auch vor allen Andern, dem man ein Urtheil über diese merkwürdige Erscheinung zutrauen kann, da durch ihn gleichsam die ganze Lehre entstanden ist und alle Versuche durch seine Hände gegangen sind, wie es bei keinem der übrigen Forscher in diesem Gebiete der Fall ist. Durch seine erweiterten Versuche über den Zusammenhang der Electricität und der Passivitätserscheinungen gelangte er nämlich zu dem Resultate, dass letztere auf einem eigenthümlichen electrischen Zustande der Metalldrähte beruhen, gleichsam auf einer Beharrung des electrischen Stromes, und in der That sprechen die neuesten Erscheinungen für diese Annahme, welche weiter auseinander zu setzen hier nicht am Platze wäre. Doch Schwierigkeiten treten auch hiebei in den Weg; Schönbein's Unermüdlichkeit in Erforschung seiner einmal unternommenen Arbeiten wird aber auch hierin weiteres Licht verbreiten und am Ende dürfte hiedurch auf das Wesen des electrischen Stromes, von dem man in der Gegenwart noch so wenig als nichts weisst, einige Strahlen dieses Lichtes fallen.

So hätte ich endlich ein buntes Gemälde vorübergeführt,

ein wahres Knäuel von Erscheinungen, die aus einem einzigen Punkte hervorgegangen sind, aus dem sie sich wie der einzelne Faden abwickeln lassen. Ich erlaube mir in einer kurzen Uebersicht das Ganze noch einmal zu beleuchten, um an den Schlussstein desselben, an die electrochemischen Theorieen gelangen zu können. Um einige Ordnung in dasselbe zu bringen, habe ich alle Erscheinungen, welche die Electrochemie darbietet, in vier Hauptgruppen getheilt: 1) die Zersetzung des Wassers; 2) die Zersetzung der Alkalien und Erden; 3) die Zersetzung der Metallsalze und 4) die Zersetzung verschiedener, mit einander in Berührung stehenden Flüssigkeiten. Alle diese Hauptgruppen führen ein grosses Gefolge mit sich und die Zersetzung des Wassers steht gleichsam als Begründer dieses Staates an der Spitze, sie bildet den Centralpunkt, aus dem alle übrigen Erscheinungen, wie die Strahlen aus der Sonne hervorgehen. An die Zersetzung des Wassers reiht sich zunächst die Bildung des Ozons an, des merkwürdigen Körpers, der sich nur durch seinen Geruch offenbart; an die Zersetzungen der wässrigen Lösungen von Alkalisalzen, die Entdeckung der wunderbaren metallischen Basen derselben, welche, mit Wasser in Berührung gebracht, unter Feuerentwicklung in einem phantastischen Tanze vergehen; an die Zersetzung der Metallsalzlösungen die Gestaltungen der Galvanoplastik, welche es möglich machen, alle vertieften und erhabenen Gegenstände zu vertausendfältigen, nebst den vielen Nachbildungsmethoden, welche hieraus hervorgingen, die selbst die nicht minder wunderbaren Daguerre'schen Lichtbilder in die Möglichkeit einer Vermehrung einschliessen, und die electrische Vergoldung, welche es möglich macht, alle Gegenstände auf eine leichte Art mit Gold zu überziehen und die Schädlichkeit der Quecksilberdämpfe, welche bei der unbequemen und lästigen Feuervergoldung vorkommen, übergeht. Endlich die Zersetzung verschiedener einander berührenden Flüssigkeiten, an die ich die merkwürdigen chemischen Ueberführungen, die tanzenden Bewegungen auf Quecksilber und Wasser, die zauberhaften Nobili'schen Ringe und endlich die ernsten nur für die Wissenschaft erspriesslichen Erscheinungen der Polarisation und Passivität angereiht habe. Von

allem diesem wusste man vor 50 Jahren noch nichts, es ist dieses ein neuer Beweis, wie Grosses der menschliche Geist durch vereinte Beihülfe, Zusammenhalten und freundliches Entgegenkommen der verschiedenen Nationen in kurzer Zeit zu Stande bringen kann. Die alten Entdeckungen und Erfindungen stehen aber bei einer solchen Betrachtung noch weit erhabener und ehrwürdiger da, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten aller Art früher solche Arbeiten verknüpft waren und die jetzigen Hülfsmittel betrachtet, wovon ich nur den literarischen Verkehr und die persönlichen Communicationen anführen will, welche vom höchsten Norden bis zum Süden ins Leben getreten sind. Unter solchen Umständen hat es die jetzige Zeit leicht, grosse Entdeckungen anzubahnen und zu vollenden.

Dass es nun an Theorieen nicht gefehlt habe, welche einzelne oder mehrere dieser Erscheinungen umfassen, wird jedermann natürlich finden. Der Nutzen dieser Theorieen, aus denen nach und nach die sogenannten electrochemischen Theorieen entstanden sind, ist aber sehr problematisch, da die Electrochemie überhaupt noch so in der Ausbildung begriffen ist, dass nur einzelne Sätze mit Sicherheit begründet werden können. Unter allen Umständen mussten aber die electrischen Zersetzungserscheinungen von Anfang an die Aufmerksamkeit der ausgezeichnetsten Chemiker auf sich ziehen und **Davy** und **Berzelius** brachten schon zu Anfang dieses Jahrhunderts ihre chemischen Systeme mit den electrochemischen Erscheinungen in Einklang. Es gestaltete sich nämlich nach und nach die Ansicht, dass die electrischen Erscheinungen die Grundlage der chemischen seien und jede chemische Verbindung eine blosse Folge der Anziehung der entgegengesetzten, in den sich verbindenden Körpern durch Berührung erzeugten Electricitäten sei, worauf man sämmtliche Elementarstoffe in die electropositiven und electronegativen einzutheilen versuchte. In der That musste sich eine solche Ansicht von selbst ergeben, wenn man bedenkt, dass es mit Ausnahme des Titanoxydes, Ceriumoxydes, Tantaloxydes, der Ytterde, Kieselerde und Thonerde, keinen sonst auf chemische Weise zerlegbaren und sich also als zusammengesetzt beweisenden Körper gibt, den es nicht gelungen wäre durch Hülfe der

Volta'schen Säule zu zersetzen und seine Bestandtheile wenigstens vorübergehend isolirt darzustellen, und dass sich sämmtliche Elementarstoffe in ihrem electrochemischen Verhalten, ähnlich wie in ihrem electrischen in zwei grosse Gruppen theilen, nämlich in solche, welche aus ihren Verbindungen an dem + und in solche, welche an dem — Pole der Säule ausgeschieden werden.

Davy war der erste, welcher eine Identität der chemischen Verwandtschaft mit der Electricität nachzuweisen suchte. Nach ihm werden der Wasserstoff, die alkalischen Substanzen, die Metalle und gewisse Metalloxyde von der negativ electrisirten Metallfläche angezogen und von der + zurückgestossen, dagegen der Sauerstoff und die Säuren von der + angezogen und von der — zurückgestossen und diese anziehenden und abstossenden Kräfte seien energisch genug um die gewöhnlichen Wirkungen der Wahlverwandtschaft zu zerstören und zu hemmen. Diese Kräfte wirken von Theil zu Theil derselben Art, so dass diese Theile in der Flüssigkeit eine Leitung bilden, woraus eine Ortsveränderung entstehe. Nimmt man nach dieser Ansicht z. B. zwei Körper an, von denen die Theilchen des einen mit denen des andern sich in einem entgegengesetzten electrischen Zustande befinden, und setzt man, diese Zustände wären so kräftig, dass die verschiedenartigen Theilchen sich mit einer Kraft anzögen, welche ihre Aggregationskräfte an Stärke übertrifft, so muss eine Verbindung entstehen, die mehr oder minder innig ist, je nachdem die Kräfte in ein mehr oder minder vollkommenes Gleichgewicht treten und die Veränderung ihrer Eigenschaften wird diesem entsprechen. Dieses ist der einfachste Fall der chemischen Vereinigung; ähnlich gab sie Davy für die verwickeltsten Fälle und erklärte daraus alle zusammengesetzten chemischen Verbindungen mit Leichtigkeit. Dabei muss man noch bedenken, dass wenn Körper, welche man durch künstliche Mittel zu hohen Graden entgegengesetzter Electricität gebracht hat, und die hierauf ihr Gleichgewicht wechselseitig wieder herstellen, Licht und Wärme die gewöhnlichen Folgen dieser Wiederherstellung sind. Wärme und Licht sind aber auch das Resultat aller intensiven chemischen Wirkungen, und in Volta'schen Batterieen, wo grosse Quantitäten Electricität von langsamer

Intensität wirken, entsteht Hitze ohne Licht, ähnlich wie in schwachen chemischen Verbindungen.

Bei diesen auffallend übereinstimmenden Thatsachen konnte es nicht auffallen, dass Berzelius bei der Organisation, die er in dem ganzen Gebiete der Chemie vornahm, aus Veranlassung seiner Bearbeitung der schwedischen Pharmacopoe diesen Ansichten im Allgemeinen beitrat und sie später in seinem Lehrbuche noch weiter ausbildete. Theodor v. Grotthuss erklärte die electrochemische Zersetzung auf eine so ausgezeichnete Weise, dass diese Erklärung in neuerer Zeit mit wenigen Modificationen zu allgemeiner Annahme kam. Als Beispiel will ich seine Wasserzersetzungstheorie kurz auseinandersetzen: Zwischen den Elementen des Wassers findet eine ähnliche Polarität statt, wie zwischen beiden Metallen einer Kette, durch welche die Wasserzersetzung vermittelt wird. Nimmt man an, dass in dem Augenblick des besonderen Auftretens von Wasserstoff und Sauerstoff in diesen beiden eine Theilung ihrer natürlichen Electricität vor sich gehe, so dass ersterer +, letzterer — würde, so folgt, dass das Metall, aus welchem unaufhörlich — Electricität ausströmt, Wasserstoff anziehen und Sauerstoff abstossen muss, während es beim andern umgekehrt der Fall ist. Betrachtet man nun eine bestimmte Menge Wasser, zusammengesetzt aus Sauerstoff, der durch das — Zeichen und Wasserstoff, der durch das + bezeichnet werden mag, so wird in dem Augenblick, wo durch Schliessung der Kette der electrische Strom in dieses Wasser geleitet wird, dieselbe Electricität zwischen den Elementartheilen des Wassers erregt, so dass diese gleichsam das Complement des galvanischen Bogens zu bilden scheinen. Zugleich haben alle Theilchen Sauerstoff, welche in dem Wege des electrischen Stromes liegen, eine Neigung nach dem +Pole sich zu begeben, während alle Theilchen Wasserstoff, die auf demselben Wege liegen, nach dem — Pol zu gelangen streben. Hiedurch entsteht eine Folge von Zersetzungen und Wiedervereinigungen, welche so lange stattfindet, bis dasselbe vollständig zerlegt worden ist. Jede Zersetzung, welche man also mit dem Namen chemische belege, sei daher nur eine Störung des natürlichen, immer fortwährenden Molekular-Galvanismus oder eine

Ausgleichung des unendlichen kreisförmigen Molekularaustausches zu einem endlichen, linienförmigen.

Diese Theorieen habe ich so umständlich angeführt, als es bei dieser Darstellung von Interesse ist; sie sind für die Entwicklung des ganzen Gebietes der Volta'schen Electricität in neuester Zeit von ganz besonderem Einflusse. Es haben sich nämlich diese Theorieen, welche anfangs neben ihrer Allgemeinheit für alle chemischen Erscheinungen nur für die electrochemische Zersetzung geltend sollten, zu einer Theorie der galvanischen Erscheinungen selbst, besonders durch die Bemühungen de la Rive's, Faraday's, Leopold Gmelin's und Schönbein's emporgeschwungen und drohten die Theorie Volta's, welche auf den Contact begründet ist und ihre Ausbildung insbesondere den Bemühungen des Conferenzrathes Pfaff in Kiel, ihre mathematische Begründung denen von Ohm und Fechner verdankt, umzustossen, so dass seit 15 Jahren zwischen den bedeutendsten Physikern und Chemikern ein Streit über die Oberherrschaft der einen Ansicht über die andere geführt wird, der bis zum heutigen Tage noch fortdauert und so lange nicht beendet sein dürfte, als die Wortführer desselben scheuen, sich gegenseitig einige kleine Zugeständnisse zu machen, auf denen die Differenzen noch basirt sind.

Die electrochemische Theorie selbst als Grundlage aller chemischen Erscheinungen und als ein integrirender Theil der neuen atomistischen Lehre, aber im Gegensatz stehend zu den Hypothesen einer allgemeinen Anziehungskraft nach Berthollet und zu der von den meisten Chemikern angenommenen Affinitätslehre, erhielt, wie ich oben bemerkt habe, durch Berzelius ihre eigentliche Ausbildung; Anhänger derselben sind ausser Davy und von Grotthuss, Dumas, Ampère, Ferré, Schweigger und Fechner. Die Anhänger der chemischen Theorie des Galvanismus können, um sich consequent zu sein und nicht in allzugrosse Schwierigkeiten zu verfallen, natürlicherweise diesen Theorieen nicht huldigen, weil sie sonst die Affinität, welche die Basis ihrer Theorie ausmacht, umgehen müssten, und so bliebe mir noch übrig um den Stand, welchen diese Lehre in der Gegenwart einnimmt, klar zu machen, die Grund-

vollkommene Muster gelten können. Frankreich besitzt ein Repräsentativ-System, wie es den Forderungen des Zeitgeistes angemessen zu seyn scheint. Es muß sich aber durch die Erfahrung ausweisen, ob eine Pairskammer wie die seinige nicht vielmehr hemmend als beförderyd ist, und ob die Vortheile, die man sich von derselben verspricht, durch eine Verbesserung der Deputirtenkammer nicht eben so gut erreicht werden können; das Wahlsystem scheint ebenfalls noch nicht seine völlige Ausbildung erhalten zu haben. Man verlangt, daß eine größere Menge von Bürgern Antheil an derselben nehme, damit die Deputirtenwahlen mit mehrerem Rechte denn jetzt als der Ausdruck des allgemeinen Willens angesehen werden können. Das Munizipal-System ist noch zu neu, als daß man schon die Vor- und Nachtheile desselben gehörig beurtheilen könne. Wahrscheinlich wird auch hier noch Mehreres in der Folge zu berichtigen und zu verbessern seyn. An der Departemental-Verwaltung und den conseils généraux wird noch vorbereitend gearbeitet, und hier ist Einsicht durch mündliche und schriftliche Erörterung noch zu gewinnen. Manche andere Staatseinrichtungen bedürfen einer Verbesserung, die nur das Werk der Zeit und Erfahrung seyn kann, wogegen einige durch schleunige Abhülfe von den daran haftenden Mängeln oder Mißbräuchen sehr gewinnen würden.

Aus allem diesem folgt nun, daß Vereine, welche die Verbesserung der Staatseinrichtungen zum Zwecke haben, und nach diesem Zwecke mit Ruhe und Umsicht zielen, in Frankreich eben so großen Nutzen stiften können, als in England und in den nordamerikanischen Staaten. Auf dem Festlande hat bisher die Gesetzgebung diese Stütze und Führer nicht gehabt; um desto interessanter ist es, die Anfänge dieses Ergänzungsmittels der freien Verfassungen hier näher zu beleuchten.

Der Hauptverein, welcher zu dieser Kategorie gehört, und derjenige, welcher bisher sich am Nützlichsten erwiesen, ist wohl die sogenannte société de la morale chrétienne, Gesellschaft der christlichen Moral, deren Titel nicht völlig ausdrückt, was sie bezweckt. Ihrem Angeben nach will sie nämlich die Anwendung der Grundsätze des Christenthums auf die gesellschaftlichen Verhältnisse befördern helfen. Diese Grundsätze sind aber eigentlich

züge derselben kurz anzugeben. Nach de la Rive sind chemische Verwandtschaft und Electricität verschieden von einander, bei jeder Verbindung zweier Atome kommt aber ein electrischer Strom zum Vorschein, dessen Intensität von der Stärke der Verwandtschaft abhängt, ebenso geschieht es bei einer Trennung im entgegengesetzten Sinn. Diese Vereinigung der chemischen Verwandtschaft und der Electricität scheint, nach ihm zu beweisen, dass beide nur verschiedene Formen einer und derselben Kraft seien, die höchst wahrscheinlich darin bestehe, dass sie den Aether in gewisse Schwingungen versetzen. Nach Becquerel ist die Wärme ein Resultat der + und — Electricität, dieselbe trennt sich bei ihrer Strömung, wenn sie Widerstand findet, in + und — Electricität. Die chemische Affinität steht in genauestem Zusammenhang mit den electrischen Kräften, die letzteren sind aber in keiner Beziehung die ursprüngliche Wirkung des chemischen Processes, setzen vielmehr die von ihnen unabhängigen Affinitäten voraus. Eine ähnliche Theorie wie de la Rive stützte Faraday auf seine electrochemischen Gesetze, deren wichtigstes über die bestimmte electrolytische Action ich früher schon angeführt habe. Er sagt ausdrücklich, dass die electrische Kraft, welche neben der Affinität bestehe, mit dieser nicht zusammenfalle; die Affinität werde aber durch den electrischen Strom sowohl geschwächt und neutralisirt, als auch verstärkt und unterstützt. Schönbein sagt bei Entwicklung seiner Theorie des Tendenzstromes, dass in den zusammengesetzten Körpern sich ihre Grundstoffe durch chemische Anziehung in einem bestimmten Zustande der Anordnung und des Gleichgewichtes befinden; in diesem Zustande müsse eine Veränderung eintreten, wenn mit demselben Körper ein drittes Element in Berührung gebracht werde, das gegen den einen oder andern Bestandtheil der chemischen Verbindung eine merkliche Anziehungskraft ausübe. Wie nun durch die geringste mechanische Molekularveränderung, die in einem Körper stattfinde, das electrische Gleichgewicht desselben gestört werde, so habe auch diese Veränderung eine electrische Polarisation der mit einander in Berührung stehenden Materien zu Folge.

Alle diese waren also genöthigt, um ihrer Annahme getreu

zu sein, dass die galvanische Electricität durch chemische Affinität hervorgerufen werde, um nicht schon gleich Anfangs sich zu widersprechen, die electrochemische Theorie als unhaltbar zu betrachten und anstatt derselben die Affinität anzunehmen. Alle führen aber die Electricität doch noch ein und lassen sie stets neben der Affinität auftreten. So besonders Leop. Gmelin, dessen Ansicht ein treues Bild dieser Meinung gibt: Nach ihm haben die wägbaren Stoffe Affinität zu einander, die beiden Electricitäten sind Materien, die ebenfalls Affinität gegen einander besitzen und aus deren Vereinigung nach dem Verhältniss, in dem sie sich neutralisiren, Wärme entsteht. Sowohl die einzelnen Electricitäten, als auch die Wärme haben bedeutende Affinität gegen die wägbaren Stoffe und werden mit um so grösserer Kraft und in um so grösserer Menge von den wägbaren Stoffen gebunden, je einfacher diese sind. Je nach ihrer Natur halten die wägbaren Stoffe neben Wärme einen grösseren oder geringeren Ueberschuss von + oder — Electricität, wie z. B. der Sauerstoff die meiste +, das Kalium die meiste — Electricität enthält. Die zwischen diesen beiden Extremen liegenden Stoffe halten eine grössere Menge von Wärme, nebst einem kleinen Ueberschuss der einen oder andern Electricität nach einem gewissen Verhältniss und so bilden sie eine electrische Reihe, welche vielleicht mit der Affinitätsreihe des Sauerstoffs zusammenhängt. Man ersieht hiedurch zur Genüge, dass es trotz vieler Bemühungen bis jetzt noch nicht gelungen ist, die electrischen Gesetze als Basis der chemischen auf eine durchaus consequente Weise durchführen zu können und man noch immer genöthigt ist, zur ungezwungenen Erklärung der chemischen Erscheinungen auch anderen Einflüssen als der Electricität einen Platz einzuräumen.

Mit diesem geht meine Darstellung des jetzigen Zustandes der Electrochemie zu Ende. Die Wichtigkeit derselben für die Zukunft kann man aus der wichtigen Stellung ersehen, welche sie schon in der Jetztzeit erlangt hat und man die Worte Becquerel's bedenkt, die er am Schlusse der Vorrede seiner Electrochemie sagt: „Und fragt man die Gegenwart, um die Zukunft errathen zu können, so sehen wir, dass die nöthigsten

Erfordernisse des Lebens, welche durch das Wachsthum der Bevölkerung herbeigeführt werden, wenn man die Fortschritte der Civilsation bedenkt, eine Ausrottung der Wälder herbeiführen; dass die Steinkohlenlager nicht unerschöpflich sind und dass eine Zeit kommen wird, wo die Seltenheit des Brennmaterials ein Hinderniss für die metallischen Arbeiten und eine Menge von Industriezweigen sein wird, welche dasselbe nothwendig haben. Diese Zeit ist in der That noch sehr weit entfernt, beschäftigen wir uns aber von jetzt an um unseren späteren Nachkommen die Mittel zu bieten, die Metalle aus ihren Verbindungen auszuscheiden und die verschiedensten Industriezweige ohne Beihülfe des Feuers möglich zu machen."

2. Ueber Amphicyon.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Die auf Taf. I. Fig. 8 u. 9 in nat. Gr. abgebildeten Zähne aus der Kirchberger eocenen Ablagerung sind mir von meinen Freunden v. Mandelsloh und Eser Behufs der Abbildung in unseren Jahresheften anvertraut worden. Den Zahn Fig. 8 hat Herm. v. Meyer als ersten Querzahn der ersten Oberkieferhälfte einer Species des, von Lartet auf den Grund der in den Tertiärgebilden von Sansans aufgefundenen Fossilien aufgestellten *Genus Amphicyon*, eines zwischen Bär und Hund stehenden Raubthiergeschlechts, erkannt, und diese Species *A. intermedius* benannt. Der Zahn Fig. 9 lässt sich, vermöge der Bildung der Zahnkrone und namentlich der geringen Ausbildung des inneren Höckers, auf einen Fleischzahn und zwar den des rechten Oberkiefers derselben Gattung zurückführen, unterscheidet sich jedoch von denen der bekannten 3 Species durch die geringere Stärke des Mittelhöckers, der trotz der starken Abnutzung der ganzen Zahnkrone dennoch vollständig überliefert ist. Auch steht dieser Zahn rücksichtlich der Grösse zwischen *A. intermedius* und *minor*. Ich habe daher keinen Anstand genommen, diesen Zahn, vorbehältlich weiterer Nachforschungen, welche von Seiten der Ulmer Collegen in dem Kirchberger Lager bevorstehen, einer 4ten, nach meinem Freunde Eser benannten Species: *Amphicyon Eseri*, zuzuweisen.

3. Ueber einige neue Entdeckungen in der württembergischen Flora.

Von Dr. Finckh in Urach.

Unsere vaterländische Flora, von der zur Zeit ihrer Bearbeitung durch Schübler und von Martens 1207 phanerogamische Species bekannt waren, ist seit dieser Zeit um mehr als 100 Arten vermehrt worden, von denen in Lechler's Supplement und in diesen Heften Nachricht gegeben wurde. In Folge der Anregung, die durch solche periodische Mittheilungen gegeben und unterhalten wird, lässt sich erwarten, dass unser Florengebiet auch ferner durch Auffindung neuer Pflanzen, zumal in Gegenden, die bisher weniger durchforscht waren, werde bereichert werden. In den vom statistisch-topographischen Bureau verfassten Oberamts-Beschreibungen finden sich gleichfalls Angaben über mehrere für Württemberg neue Pflanzen, die ich aber, als zu wenig verbürgt, hier übergehe. Dagegen erlaube ich mir, diejenigen Mitglieder unseres Vereins, die für die vaterländische Flora thätig sind, auf eine kürzlich erschienene Lokalflora aufmerksam zu machen, zu deren Gebiet ein beträchtlicher Theil unseres Jaxtkreises gehört, und worin die Verfasser neue Entdeckungen mittheilen, die sie hier gemacht haben und welche geeignet sind, die Aufmerksamkeit unserer Botaniker auf dieses Gebiet hinzulenken, und zugleich wieder einen Beweis liefern, wie viel Neues bei uns noch da und dort zu finden sein dürfte. Der Titel dieser Schrift ist: Schnizlein und Frickhinger, die Vegetationsverhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flussgebieten der Wörnitz und Altmühl, Nördlingen 1848. Das Gebiet der Verfasser greift in unser Land über und umfasst hier die Oberämter Crailsheim, Ellwangen, Neresheim, Aalen und Heidenheim. Als neue Bürger unserer Flora werden daselbst folgende Pflanzen aufgeführt: *Vicia cassubica L.* Bergbronn bei Crailsheim; *Levisticum officinale L.* bei Bopfingen, westlich von der Stadt an dem in Oolith gegrabenen Keller; *Cirsium Lachenalii Koch.* Schönenberg bei Ellwangen; *Chlora perfoliata L.* bei Roth am See; *Galeopsis ochroleuca Lam.* bei Fleinheim und Dischingen; *Stachys ambigua*

Sm. bei Ellenberg, O.A. Ellwangen; *Androsace septentrionalis L.* auf Sandäckern bei Tauberscheckenbach, „auf württembergischem Grund und Boden"; *Ulmus effusa Willd.* bei Neresheim; *Populus canescens Sm.* Bergbronn; *Orchis sambucina L.* auf dem Lias zwischen Ellenberg und Dinkelsbühl; *Allium vineale L.* am Fuss des Brunnen bei Aalen; bei Heidenheim an der Brenz und bei Ellenberg; *Allium carinatum L.* auf Aeckern bei Igenhausen, O.A. Neresheim; *Carex binervis Smith.* bei Thannhausen, O.A. Ellwangen (mit dem Beisatz: „ist sicher die ächte Smith'sche Pflanze"); *Stipa capillata L.* bei Heidenheim an der Brenz; *Poa bulbosa L.* bei Fleinheim; *Allosurus crispus Bernh.* in Felsenritzen der Alp zwischen Geislingen und Heidenheim; *Struthiopteris germanica Willd.* in der Neidenfelser Klinge (O.A. Crailsheim) und andern tiefen, schattigen Stellen an der Jaxt.

Von diesen Pflanzen hängen zwei entschieden mit benachbarten Floren zusammen, als deren äusserste Vorposten sie hier auftreten, nämlich *Chlora perfoliata*, welche dem östlichen Deutschland angehört, und *Androsace septentrionalis*, die (ähnlich dem *Helianthemum oelandicum Wahl.*, das bei Mergentheim vorkommt) im Würzburger Gebiet und von da weiter gegen Osten sich findet. Die übrigen Pflanzen gehören nicht zu denen, die im Gebiet der deutschen Flora zerstreut vorkommen. *Carex binervis Sm.* wurde bisher als dem nördlichen Deutschland angehörig angesehen, scheint aber die Bedingungen zu ihrem Wachsthum bei uns ebenso zu finden, wie die *Stellaria crassifolia Ehrh.* und die *Calamagrostis stricta Spr.*, die gleichfalls aus dem Norden stammen, oder wie die *Orchis Spitzelii Sauter.*, die früher blos auf Alpenwiesen in Tyrol gefunden, vor wenigen Jahren aber von Apotheker Oeffinger auch bei Nagold entdeckt wurde.

Schwerer zu erklären wäre das Vorkommen von *Allosurus crispus* und *Struthiopteris germanica*, wenn wir nämlich der Ansicht unseres verehrten Naturforschers, des Herrn v. Martens, beitreten wollten, der beide Pflanzen nebst noch zehn anderen Farn (in unseren Jahresheften IV. 1. S. 104) zu den „Alpenpflanzen" rechnet, die bei uns „höchstens im rauhesten Schwarzwald oder auf den Voralpen bei Isny" vorkommen könnten. Allein

die Natur erlaubt sich gar viele Ausnahmen, und es dürfte aus diesem Grund und so lange unser Florengebiet in Beziehung auf Cryptogamen noch nicht genauer durchforscht ist, gewagt erscheinen, in Beziehung auf das geographische Verhalten unserer Farne allgemeine Sätze aufstellen und aus dem bis jetzt Bekannten schon Schlüsse ziehen zu wollen, die durch künftige Beobachtungen leicht bedeutend modificirt werden dürften. Zum Beweis für das eben Gesagte führe ich an, dass von den zehn weiteren Farn, deren mögliches Vorkommen in Württemberg (a. a. O.) bezweifelt werden will, einer, *Lycopodium complanatum*, in neuester Zeit und zwar auch im Jaxtkreise, und ein anderer, *Aspidium lonchitis*, von Herrn Prof. Hochstetter schon früher bei Esslingen aufgefunden worden und in dessen Herbarium zu sehen ist.

Ebenso kommen von sechs europäischen Farnen, von denen a. a. O. Seite 103 behauptet wird, dass sie in Deutschland fehlen, weil ihnen das deutsche Clima zu continental sei, dennoch drei im deutschen Florengebiet (die Alpen — mit Herrn v. Martens — als südliche Grenze angenommen) vor, nämlich *Adianthum capillus Veneris L.* im schweizerischen Jura, *Asplenium lanceolatum Hudson.* in der Pfalz, *Hymenophyllum tunbridgense Sm.* in Kärnthen und in der sächsischen Schweiz. Und so überspringen auch *Asplenium Halleri Br.* und *Grammitis leptophylla Sm.* die Alpen und kommen in der südlichen Schweiz, ersteres selbst im Berner Oberland vor *). Und wenn *Salvinia natans Hoffm.* und *Woodsia hyperborea Koch.* **) unfern der württembergischen Grenze, bei Dinkelsbühl vorkommen, so dürfte wenigstens das Clima kein Hinderniss sein, dass sie nicht auch in Württemberg noch gefunden werden könnten.

Einen weiteren Beweis für den botanischen Reichthum desjenigen Theils unseres Florengebiets, der in der angeführten Schrift von Schnizlein und Frickhinger Berücksichtigung gefunden hat, liefern auch folgende von den Verfassern daselbst aufgefundene Pflanzen, die bis jetzt zum Theil zu unseren sel-

*) Vergl. Rabenhorst, Deutschlands Cryptogamenflora II. 3. S. 300 u. ff.

**) Vergl. Schnizlein und Frickhinger a. a. O. S. 216 u. ff.

tensten gehört haben, zum Theil als mehr oder weniger characteristische Eigenthümlichkeiten anderer Gegenden bei uns angesehen worden sind. Ich erwähne in dieser Beziehung zuerst zwei Arten, die seither blos auf unserem Schwarzwald gefunden wurden, nämlich *Ornithopus perpusillus L.*, der „nordwestlich von Kirchberg im Württembergischen", und *Trientalis europaea L.*, die an feuchten Stellen der „Klingen" (Schluchten im Muschelkalk) an der Jaxt gefunden werden. Einige andere Arten gehören der Alp an und verbreiten sich von da mit dem Jura nach Osten, wie z. B. *Laserpitium siler L.* auf dem Thierstein hinter dem Eger-Ursprung und den Felsen des Schenkensteins, genau südlich neben Aufhausen; *Leontodon incanus Schr.* auf dem Aalbuch; *Hieracium bupleuroides Gm.* bei Nerenstetten; *Cynoglossum montanum Lam.* *) bei Heidenheim an der Brenz; *Rhamnus saxatilis L.* bei Unterkochen; *Aconitum variegatum L.* bei Igenhausen und Königsbronn; *Calamagrostis montana Host.* **) bei Ellenberg und am Schenkenstein. Von oberschwäbischen Pflanzen finden sich hier: *Senecio aquaticus Huds.* bei Goldburghausen und Ellenberg; *Pyrola chlorantha Sw.* bei Bergbronn; *Gentiana asclepiadea L.* bei Fleinheim und Nattheim; *Galeopsis versicolor Curt.* bei Schwabsberg; *Salix nigricans Fr.* bei Ellenberg; *Schoenus nigricans L.* bei Geisslingen und bei Zöschingen, O.A. Neresheim; *Carex heleonastes Ehrh.* bei Rosenberg, westlich von Ellwangen. Weitere interessante Pflanzen, die hier gefunden werden, sind: *Farsetia incana Br.* bei Ellwangen; *Myagrum perfoliatum L.* ebendaselbst; *Polygala comosa Schrk.* am Schenkenstein bei Aufhausen; *Astragalus cicer L.* auf Aeckern neben der Uzmemminger Kirche; *Fragaria collina Ehrh.* am Eger-Ursprung; *Eryngium campestre L.* ***) am Weg von Pflaumloch nach Uzmemmingen; *Seseli coloratum Ehrh.* auf Jura bei Fleinheim; *Torilis helvetica Gm.* bei Wasseralfingen; *Lonicera periclymenum L.* an Hecken bei Ellwangen; *Asperula tinctoria L.* am Schenkenstein; *Valerianella Morisonii DC.* bei Uzmemmingen; *Centaurea phrygia L.*

*) Kommt nach Dr. Schäffer auch bei Zwiefalten vor.

**) Kommt in der Uracher Gegend an vielen Stellen vor und wurde von mir vorigen Sommer auch bei Geislingen gefunden.

***) Kommt auch auf der Alp zwischen Hayingen und Indelhausen vor.

in der Gegend von Ellwangen; *Centaurea solstitialis L.* ebendaselbst auf Luzernkleeäckern; *Crepis succisaefolia Tausch.* auf Wiesen bei Dischingen; *Hieracium sabaudum L.* (nicht *boreale Fries.*) bei Wasseralfingen und bei Bergbronn; *Allium rotundum L.* auf dem Rothenberg bei Uzmemmingen; *Scirpus ovatus L.* an der südlichen Abdachung des Hertsfelds; *Scirpus baeothryon Ehrh.* zwischen Baldringen und Goldburghausen; *Panicum glabrum Gaud.* am Sandberg bei Ellwangen; *Phleum asperum Vill.* bei Ellenberg und zwischen Crailsheim und Kirchberg; *Chamagrostis minima Borkh.* westlich von Roth am See; *Avena caryophyllea Wigg.* bei Bergbronn; *Poa dura Scop.* bei Roth am See; *Festuca heterophylla Lam.* im Wald zwischen Benzenzimmern und Zipplingen. Mehrere andere Raritäten, die nur in einzelnen Exemplaren an einer einzigen Stelle gefunden wurden (wie z. B. *Leersia oryzoides Sw.* u. a.) habe ich absichtlich übergangen.

Vielleicht findet sich da oder dort ein Mitglied unseres Vereins veranlasst, den oben genannten neuen Pflanzen nachzuspüren und Exemplare davon als urkundliche Dokumente an das neu anzulegende Vereinsherbarium einzusenden. Mehrere dieser Pflanzen, wie *Ulmus effusa*, *Chlora perfoliata*, *Allium vineale* und *carinatum*, *Poa bulbosa* sind in der Flora von Schübler und v. Martens als *Plantae pseudowürttembergicae* aufgeführt und also wahrscheinlich schon früher, wenn nicht hier, doch in anderen Gegenden gefunden worden. Wie nun seit dem Erscheinen jener Flora bis heute nicht wenige dieser *Plantae pseudowürttembergicae* das Bürgerrecht bei uns wieder erlangt haben, so dürfte dies nach und nach mit den meisten der noch übrigen wieder der Fall sein, vielleicht mit Ausnahme einiger, die falsch bestimmt gewesen waren und offenbar nie hieher gehören konnten, z. B. des *Gossypium arboreum*, das früher an der Erms bei Seeburg vorgekommen sein soll *).

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir einen kleinen Nachtrag zu dem Verzeichniss württembergischer Filices des Herrn v. Martens (in IV. 1. dieser Jahreshefte) zu geben mit dem

*) S. Rösler's Beiträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Württemberg 1790, II. 237.

Wunsch, dass auch andere Vereinsmitglieder das ihnen Bekannte hier mittheilen und damit zur Erfüllung eines im §. 4 Nro. 2 unserer Statuten besonders hervorgehobenen Zweckes unseres Vereins beitragen möchten. Für die mit S. und Fr. bezeichneten Standörter sind die Verfasser der am Eingang erwähnten Schrift meine Gewährsmänner. Es kommen nämlich vor:

Equisetum sylvaticum L. bei Thannhausen und Bergbronn (S. und Fr.).

Equisetum telmateja Ehrh. am Hornberg, bei Ellenberg und bei Thannhausen (S. u. Fr.).

Equisetum hyemale L. bei Treppelbuch im Wald und bei Dietrichsweiler (S. u. Fr.).

Lycopodium selago L. in der Gegend von Ellwangen bei Hohenberg, Galgenberg und Schinderhütte und bei Ellenberg, ferner zwischen Crailsheim und Kirchberg (S. u. Fr.).

Lycopodium annotinum L. bei Bergbronn (S. u. Fr.).

Lycopodium chamaecyparissus Br., Galgenberg bei Ellwangen und zwischen Thannhausen und Ellenberg (S. u. Fr.).

Botrychium lunaria Sw. bei Urach an der Eichhalde, auf den Glemser Hochwiesen und auf dem Dettinger Rossberg in der Nähe des Glemser Hirtenhäuschens. Nach Dr. Schäffer auch bei Zwiefalten.

Ophioglossum vulgatum L. bei Mayerkrügen; beim Fohlenstall oberhalb Güterstein (Weissmann).

Polypodium vulgare L. bei Urach in der sogen. Hölle; zwischen dem grünen und Wolfsfelsen; auf dem Hohenschild bei Reutlingen; an Felsen beim Heimenstein.

Aspidium aculeatum Döll. a) *vulgare* bei Urach in der sogen. Hölle.

Polystichum oreopteris DC. bei Heumaden (Prof. Hochstetter); bei Ellwangen auf dem Galgenberg und bei Ellenberg (S. u. Fr.).

Asplenium viride Huds. bei Urach an verschiedenen Orten, sowohl an Mauern und Felsen, als auf nassem, felsigem Waldboden und zwar hier viel grösser und üppiger, am Thierstein bei Aufhausen (S. u. Fr.).

Asplenium septentrionale Sw. unter schattigen Muschelkalkfelsen bei Crailsheim (S. u. Fr.).

Asplenium adiantum nigrum L. bei Hagelloch (Gessler); an der Jaxt; da wo sie auf den Muschelkalk tritt und auf diesem die eigenthümlich sogenannten „Klingen“ durchlauft (S. u. Fr.).

Scolopendrium officinarum Sm. unter Felsen am Dettinger Rossberg (Prof. Hochstetter); im Lauterthal zwischen Dernek und Weiler; bei Ehrenfels im Wald Pfannenhalde beim Heimenstein; an der Jaxt auf alten Mauern in der Gegend von Crailsheim (S. u. Fr.).

Blechnum spicant Roth. im Wurzacher Stadtwald (Gessler); Ellwanger Gegend am Galgenberg, Dankolzweiler Sägmühle; zwischen Aumühle und Ellenberg; südwestlich von Thannhausen (S. u. Fr.).

Pteris aquilina L. im Wald am Wackerstein zwischen Pfullingen und der Nebelhöhle (Springer).

Allosurus crispus Bernh.

Struthiopteris germanica Willd.

Die Standörter dieser beiden Farn sind oben schon angeführt worden.

Aus dem Angeführten geht hervor und bestätigt sich, was Herr v. Martens an einem andern Ort ausgesprochen hat, dass nämlich in Württemberg die Cryptogamenverzeichnisse noch immer weniger den Charakter der Gegend, als die Wohnorte der Botaniker bezeichnen, und es scheint wirklich, als ob auch in Beziehung auf unsere Filices die Akten noch lange nicht geschlossen seien. Es unterliegt z. B. keinem Zweifel, dass in Beziehung auf Cryptogamen auf dem Schwarzwald viel, auf der Alp wenig gethan wurde und es ist demgemäss zu erwarten, dass mit der Zeit durch diesseitige Entdeckungen die grosse Ungleichheit zwischen diesen beiden Gegenden sich vermindern und, wenn nicht in Beziehung auf die Zahl der Individuen, so doch in Beziehung auf die Zahl der Arten ein Gleichgewicht sich herausstellen werde.

Wesentlich gefördert könnte die Erforschung unserer Cryptogamenflora dadurch werden, wenn die Redaction unserer Jahreshefte die Bestimmung einzusendender Cryptogamen vermitteln würde, da es manchem auf dem Land wohnenden Botaniker

diejenigen der allgemeinen Moral, und gehören zwar wohl dem Chriſtenthum, aber auch jeder andern Religion an; die Geſellſchaft könnte ſich alſo eben ſo füglich einen Verein zur Beförderung der politiſchen Moral nennen. Auch hat man ſich ſo wenig durch den Titel irre leiten laſſen, daß ſelbſt jüdiſche Glaubensgenoſſen Antheil an demſelben nehmen. Indeſſen iſt es wahr, daß ein bloß religiöſer Gedanke die erſten Stifter des Vereins beſeelte. Die ältern Bourbonen, in dem Wahne, mit Hülfe der Geiſtlichkeit die alt-monarchiſche Regierung wiederherſtellen zu können, begünſtigten nämlich die geiſtlichen Corporationen, damit dieſe den Zeitgeiſt bekämpfen ſollten. Allgemein bekannt ſind die Verſuche, welche damals gemacht wurden. Gegen dieſen Obſcuranten-Unfug und gegen die Umtriebe der Ultraroyaliſten-Partei hatten mehrere aufgeklärte und wohlgeſinnte Männer beſchloſſen, einen rein chriſtlichen oder rein moraliſchen Verein zu ſtiften, und dadurch den von der Reſtauration öffentlich und mehr noch heimlich begünſtigten Frömmlern entgegenzuwirken, jedoch auf eine rechtliche und geſetzliche Weiſe, ſo daß auch nicht die geringſte Beſchuldigung gegen ſie angebracht werden, und ſie in ein falſches Licht ſtellen könnte. Daher heißt es in ihren Statuten: „Mehrere Menſchenfreunde, in der Ueberzeugung, daß die meiſten Irrthümer und Laſter, welche das Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens unter den Menſchen verzögern, aus Unwiſſenheit oder Vergeſſenheit der Vorſchriften des Chriſtenthums herrühren, und in dem Wunſche, zu der Anwendung derſelben auf die verſchiedenen Verhältniſſe der Völker und Individuen beitragen zu können, haben unter Genehmigung der Regierung einen Verein geſtiftet, um mit gemeinſchaftlichen Kräften die Aufmerkſamkeit der Menſchen, ihrer Brüder, auf ſo wichtige Intereſſen hinzulenken.“

Und der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt ſagte in der Rede zur Eröffnung der erſten allgemeinen Verſammlung der Mitglieder: „Einige wohlwollende Männer, durchdrungen von der handgreiflichen Wahrheit, daß die chriſtliche Moral die bewunderungswürdigſte Sammlung von Vorſchriften über Religion, Gerechtigkeit, Vernunft und öffentlicher Ordnung iſt, haben ſich zu einer Geſellſchaft vereint, um dieſe erhabenen Grundſätze zu verbreiten, die Ausübung derſelben zu befördern und ſie auf alle

sehr oft entweder an Uebung im Untersuchen oder an den nöthigen Hilfsmitteln dazu gebricht, worunter ich namentlich die Gelegenheit rechne, grössere Herbarien vergleichen zu können.

Bemerkung der Redaction.

Die voranstehende, sowohl durch ihren Inhalt, als durch die damit gegebene Anregung sehr dankenswerthe Abhandlung gibt der Redaction, zunächst durch den zuletzt ausgesprochenen Wunsch, Veranlassung zu nachstehender Bemerkung.

Wenn der in §. 1—5 der organischen Bestimmungen unseres Vereins vorgezeichnete nähere Zweck desselben: „zunächst die vaterländische Naturkunde zu fördern, ohne jedoch die übrigen allgemeinen Beziehungen der Wissenschaft auszuschliessen“ (vergl. Jahreshefte erster Jahrgang Seite 5 u. 6), wirklich erreicht werden soll, so ist dringend nothwendig, dass die in §. 1 der organischen Bestimmungen vorgezeichnete „Vereinigung der im Vaterlande zerstreuten Kräfte“ wirklich in's Leben trete. Diese Nothwendigkeit ist daher schon im Anfang des Bestehens unseres Vereins in Form eines „Wunsches“ Seite 7 des ersten Jahrgangs unserer Jahreshefte in der Art ausgesprochen worden, dass, unter Hinweisung auf den §. 8 der organischen Bestimmungen angezeigten „Verkehr“, nicht nur die Mittheilung von „Nachrichten“ über neu aufgefundene Gegenstände, sondern auch die Einsendung dieser Gegenstände selbst gewünscht wurde, mit dem Beifügen, „dass die HH. Einsender sich der dankbaren Zurückgabe sicher halten dürfen.“

Dass hierin die Bereitwilligkeit, die eingesendeten Gegenstände den HH. Einsendern nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zu bestimmen, eingeschlossen sei, wird weder einer besonderen Versicherung, noch eines weiteren Beweises bedürfen, und zwar um so weniger, als manche unserer Mitglieder von dieser Bereitwilligkeit Gebrauch zu machen bereits angefangen haben.

Die Redaction erklärt sich daher wiederholt mit Vergnügen bereit, nicht nur allen Vereinsmitgliedern, sondern auch Anderen, welche ihr Naturalien zur Bestimmung zusenden wollen, für diese Bestimmung zu sorgen und die eingesendeten Gegenstände mit der Bestimmung wieder zuzusenden.

Ist einer oder der andere Herr Einsender in dem Fall, von seinen Naturalien Doubletten für die Vereinssammlung beizulegen, so wird dies mit Dank angenommen, jedoch nie zur Bedingung, vielmehr die Einverleibung eingesendeter Gegenstände in die Vereinssammlung nur von der ausdrücklichen Erklärung des Hrn. Einsenders, ob und welche Gegenstände er hiezu bestimme, abhängig gemacht werden. *Plieninger.*

4. Biostatische Studien.

Von Med. Dr. Walser in Roth bei Ochsenhausen.

(Mit Tafel III.)

Ueberall wo wir das unermessliche Gebiet der Naturwissenschaften betreten und in der Absicht durchwandern, um an der Hand der Erfahrung zu den die Welt der Erscheinungen beherrschenden Gesetzen emporzusteigen, stehen uns zwei Wege offen. Beide führen zum gleichen Ziele, wenn auch beide nicht immer mit gleicher Leichtigkeit zu verfolgen sind. Während der eine dieser Wege von dem beschränkten Wirkungskreise des Einzelwesens ausgeht, den Wanderer zwingt, das geheimnissvolle Wirken der Natur gleichsam in nächster Nähe und in seinen einzelnen Momenten zu betrachten, führt uns der andere mit einem Mal auf einen Standpunkt, von dem aus wir, gerade umgekehrt, darauf hingewiesen sind, die Erscheinungen der Natur in ihrem massenhaften Totaleindruck zu erfassen. Ist es im ersten Falle Zweck unserer Forschungen, das Wirken der Naturkräfte an unserem uns vorgesetzten Einzel-Objecte so genau als möglich zu beobachten, um aus den, gleichsam im Minimo des Raumes und der Zeit, möglichst genau in Erfahrung gebrachten Thatsachen den Gesetzen der Natur auf die Spur zu kommen, so muss es im andern Fall unsere unverwandte Aufgabe bleiben, von allen Einzelerscheinungen als solchen und den durch sie gegebenen Variationen der Naturerscheinungen abzusehen, um nur die innerhalb der gegebenen Gränze von Veränderlichkeit, wo möglich im Maximo des Raumes und der Zeit constant bleibenden Thatsachen als Grundlage für die zu erforschenden Naturgesetze zu benützen.

Noch ist es kein Jahrhundert, dass mit seltenen Ausnahmen ausschliesslich nur der erste der angedeuteten Wege von den Naturforschern betreten wurde. Der Mangel an grossen Massen genau beobachteter Thatsachen einerseits, wie die Unvollkommenheit der Methode, dieselben für bestimmte Zwecke zu benützen, waren in früherer Zeit unübersteigliche Hindernisse. Während es dem unsterblichen Genie eines Laplace, Legendre, Gauss, Lagrange, Fourier u. A. gelungen ist, mit Hülfe des höhern Calculs Methoden anzugeben, welche, um

aus gegebenen Beobachtungen die der absoluten Wahrheit nächste Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, von unermesslichem Werthe sind, gebührt vor Allen Alexander v. Humboldt die Ehre, auf dem Gebiete der physischen Geographie die grosse Masse Materials, welche neben fremden Erfahrungen hauptsächlich sein umfassender Geist in drei Welttheilen gesammelt hat, benützend, diesen Weg mit grossem Erfolge betreten zu haben. Seitdem hat es namentlich auf dem Gebiete der Physik und Meteorologie nicht an Nachfolgern gefehlt, welche wie Sabine, Hallström, Kämtz, Gauss u. A. der Wissenschaft durch ihre Arbeiten die wesentlichsten Dienste geleistet haben. War dieses weniger der Fall auf demjenigen Gebiete der Naturwissenschaften, welchem die Erscheinungen der sogenannten lebenden, der organischen Natur angehören, so finden wir hiefür einen ungezwungenen Erklärungsgrund vor Allem darin, dass abgesehen von dem theilweise gänzlichen Mangel an gesammelten Thatsachen, die unendliche Mannigfaltigkeit von Beziehungen zwischen Wirkung und Ursache und damit die ungewöhnliche Breite, innerhalb welcher auf diesem Gebiet die Erscheinungen und deren Gesetze schwanken, dem Forscher, seltene Ausnahmen abgerechnet, bisher jeden Anhaltspunkt entzogen haben, um aus dem bunten Chaos von Erscheinungen das sie beherrschende Gesetz herauszufinden. Daher kam es z. B., dass Angesichts der formellen und materiellen Gebrechen der sogenannten numerischen Methode in der Medicin, den Gegnern dieser, im Princip gewiss ganz richtigen Methode, ein Leichtes wurde, deren Anhänger und Verfechter anscheinend durch die tagtägliche Erfahrung überall aus dem Felde zu schlagen, ja durch eine bald geflissentlich, bald unwissentlich oberflächliche Auffassung der Sache dieselbe ordentlicher Weise zu verhöhnen. In neuerer Zeit hat besonders Gavarett das Verdienst, die Principien des Wahrscheinlichkeitscalculs und dessen von gewissen unerlässlichen Bedingungen abhängige Anwendbarkeit in der Medicin als die ausschliesslich sichere Grundlage der sogenannten numerischen Methode hingestellt und damit den Werth derselben einerseits, wie die derselben gemachten Vorwürfe andererseits auf ihr wahres Maass zurückgeführt zu haben.

Wie weit wir freilich mit unseren tausend und abermal tausend von gemachten sogenannten medicinischen Beobachtungen hinter den unerlässlichen Bedingungen der Anwendbarkeit des Calculs bisher zurückgeblieben sind, und immer noch zurückbleiben, wird jedem Forscher, der mit der erforderlichen Sincerität und Sachkenntniss ausgerüstet zu Werke geht, auf den ersten Blick auffallen. So lange die Vorstände und angestellten Aerzte an den grossen Spitälern der Hauptstädte und an den Cliniken der Universitäten nicht einmal dazu sich bequemen und vereinigen können, nach einem von jeder subjectiven Anschauungsweise möglichst, ich sage möglichst befreiten gemeinschaftlichen und ganz bestimmten Plane zu beobachten und dadurch eine grosse Masse innerhalb ganz bestimmter Gränzen brauchbarer Thatsachen zu sammeln, kann von einer Anwendung des Calculs gar keine Rede sein und jeden Augenblick wird die Erfahrung dem prachtvoll gefiederten Popanz falscher Theorieen eine Schmuckfeder um die andere ausrupfen, bis der Strohmann in puris naturalibus dasteht.

Wenn uns bisher eine derartig brauchbare Masse von Thatsachen zur Erforschung derjenigen Abweichungen der Lebensgesetze fehlt, welche die organische Natur, in specie der animalische Organismus des Menschen in seinen abnormen Erscheinungen bedingt, so sind wir einigermassen reicher an gesammeltem Material aus dem Erscheinungskreise des normalen Lebens des gleichen Organismus. Dieses Material wurde in den civilisirten Ländern der Erde zu den verschiedenartigsten Zwecken gesammelt. In der Absicht, die Lebensgesetze der animalischen Sphäre des menschlichen Organismus zu deduciren, hat sich die statistische Methode die hieher gehörigen Data zu sammeln, unter dem besonderen Namen „Biostatik“ als eigenes Feld auf der grossen Arena der medicinischen Doctrinen geltend gemacht. Soll indessen die Endung *-statik* eine dem, der Physik entlehnten, Sprachgebrauche analoge Bedeutung haben — und dieses soll sie offenbar — so muss man zugestehen, dass dieser Name ein durch Corruption des Wortes Statistik erschlichener ist, denn in jenem Sinne hat sich unsere Biostatistik noch lange nicht zu einer Biostatik erhoben; letztere ist bis jetzt eine noch zu wer-

dende Wissenschaft. Ich habe es zwar versucht in Folgendem einige Bausteine für diese Wissenschaft sensu strictiori genommen zu liefern, allein bei den grossen Schwierigkeiten die sich dem Forscher jeden Augenblick in den Weg stellen, glaubt der Verfasser die Nachsicht der competenten Leser mit einigem Rechte in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn er denselben manche naheliegende Frage schuldig bleiben muss.

Alle Erscheinungen in der unserer Beobachtung zugänglichen Natur sind wir gewohnt, d. h. durch unsere menschliche Organisation eigentlich gezwungen, als ebensoviele Wirkungen allemal unbekannter End-Ursachen, die wir Kräfte zu nennen pflegen, anzusehen. So schreiben wir auch die Erscheinungen in der organischen Natur gewissen Kräften oder, wenn wir wollen, einer Collectivkraft zu, die wir unter dem Namen **Lebenskraft** begreifen. Bleiben wir bei diesem mathematisch strengen Begriff von Kraft stehen und wollen nicht mehr und nicht weniger damit erklären, als eben die allemal **unbekannte Ursache einer gegebenen Wirkung**, so hat man nicht nur das volle Recht, sondern ist logisch gezwungen, die Existenz einer **Lebenskraft** zuzugeben. Diese Kraft als solche befolgt auch alle jene allgemeinen Gesetze, welche aus der logischen Beziehung zwischen Ursache und Wirkung hervorgehen und welche die Grundlage dessen ausmacht, was man in der höhern Mathematik unter der sogenannten „Mechanik des Atoms" versteht.

A posteriori und a priori aufgefasst können wir uns die Wirkung irgend einer Kraft gar nicht anders denken, denn als eine Veränderung des irgend einer Kraft dienstbaren Mittels von einem gegebenen Zustand in einen andern, d. h. so fern jede, unserer Beobachtung zugängliche Wirkung eine Erscheinung innerhalb Zeit und Raum ist, als eine **Bewegung**. Jede Kraftäusserung somit sind wir genöthigt, uns unter dem Bilde einer Bewegung vorzustellen, wie wir umgekehrt jede Bewegung als die Wirkung irgend einer Kraft anzusehen gezwungen sind. Jeden andern Zustand der Materie, d. h. jeden Zustand wo wir die Materie nicht in Bewegung sehen oder in Bewegung befindlich uns denken, können wir uns als das Ergebniss von wenigstens zwei Kräften vorstellen, welche an Stärke gleich, in der

Richtung aber entgegengesetzt sind. Die Gesetze für diese beiden möglichen Beziehungen zwischen Kraft und Mittel, dessen sich erstere bedient, werden in der Mechanik unter dem Namen Dynamik und Statik behandelt und je nach dem Aggregatzustand des Mittels unterscheidet man wieder Statik der festen Körper, Hydrostatik, Aerostatik u. dgl. Denken wir uns aber die irdische Materie als solche unter dem Einfluss nicht nur der Kräfte der sogenannten todten Natur, sondern durch den Hinzutritt eines *ens sui generis* in ihren Erscheinungen in der Art modificirt, wie sie uns die organische Natur beobachten lässt, so befinden wir uns auf dem Gebiete der noch zu werdenden Wissenschaft, der Biostatik und Biodynamik im strengen Sinn des Worts. Um nicht missverstanden zu werden, so erkläre ich hiemit ein für allemal, dass bei der Annahme eines solchen *ens sui generis* die Natur desselben, die Art und Weise seiner Existenz den Naturforscher vorerst unberührt lässt, indem es bei der Annahme desselben zum Zwecke der Erklärung der Lebenserscheinungen eben so wenig um dieses selbst sich handelt, als es z. B. zunächst nicht Aufgabe der Optik ist, die Natur des leuchtenden Princips zu ergründen. Dieses kann und muss wohl einmal letzter Zweck der Optik sein, vorerst aber handelt es sich dort wie hier nur um die Gesetze der Erscheinung selbst, nicht um die Art und Wirkungsweise der dieser Erscheinung zu Grund liegenden Kraft, von welcher wir vorerst gar nichts wissen, als dass sie existirt und existiren muss.

Nach dem Vorhergehenden müsste es nun nächste Aufgabe der Biostatik sein, die allgemeinen Gesetze der Mechanik auf die Lebenserscheinungen anzuwenden und deren Gesetze etwa nach dem D'Alembert'schen Principe zu formuliren. Dieses ist nun zur Stunde freilich nicht möglich, denn dazu fehlen die nöthigen Anhaltspunkte. Dessen ungeachtet habe ich es mit Hülfe der Analysis versucht, die gesammelten Materialien in einen Ausdruck zusammenzufassen, welcher der ferneren mathematischen Behandlung fähig ist. Ich habe einen Rahmen aufgesucht, in welchen die durch die Erfahrung zu eruirenden Data gespannt und dadurch untereinander verglichen werden können. Während Jeder, der sich bisher mit ähnlichen Studien abge-

geben hat, zur Genüge weiss, dass z. B. die Geburts- und Todesfälle sich von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, Monat zu Monat ändern, dann aber nach einer bestimmten Periode mit den nämlichen Werthen wiederkehren, die Geburts- und Todesfälle damit offenbar als von dem variablen Stande der Erde zur Sonne abhängige Functionen erscheinen; so begnügte man sich doch stets mit der Angabe der veränderlichen Werthe dieser Functionen, ohne dass man versucht hätte, das Verhältniss der unabhängig variabeln Grösse zu der abhängig veränderlichen Function selbst zu eruiren. Ich habe es versucht, wenn auch nicht die Function selbst hinzustellen, so doch ein ihr gleichwerthiges Aequivalent. — Nachdem es nemlich dem Scharfsinne Fourier's in seiner *Theorie de la chaleur* 1822 gelungen ist, die merkwürdigen Eigenschaften der nach ihm benannten Reihen, zu welchen allerdings Lagrange schon im Jahr 1760 die Formel entdeckt hatte, ohne jedoch die Eigenschaften derselben nach ihrem ganzen Umfange zu kennen — nachdem es, sage ich, Fourier gelungen ist, die merkwürdigen Eigenschaften dieser Reihen näher ans Licht zu setzen, hat er namentlich auch die Aufgabe ganz allgemein gelöst: jede beliebige bekannte oder unbekannte Function in eine nach Sinus und Cosinus der Vielfachen des Bogens — letztere als Variable eingeführt — fortlaufende Reihe umzuwandeln.

Da nun der Biostatiker gerade in der Lage sich befindet, an sich der Form nach völlig unbekannte Functionen zu behandeln, so habe ich es auf diese Grundlage hin versucht, unter allen Umständen gültige Aequivalente für diese mittelst dieser Reihen hinzustellen und dadurch den Calcul auf das vorhandene Material der Biostatik anwendbar zu machen.

Nachdem ich im Voranstehenden meine Ansichten über die Aufgabe, welche sich die Biostatik zu setzen hat, ferner den Weg wie etwa diese Aufgabe zu lösen sein möchte, welche bisher unbenützte Methode von mir wenigstens versucht worden ist, auseinandergesetzt habe, so bleibt mir, ehe ich auf den speciellen Theil meiner Arbeit komme, nur noch übrig, über den Ursprung des hiezu benützten Materials mich auszusprechen.

Im Jahr 1845 bearbeitete ich eine physisch-medicinische

Topographie der nächsten Umgebung meines Wohnortes, eine Arbeit, die zunächst nur als medicinischer Jahresbericht für das Medicinalcollegium gelten sollte, und nicht für die Oeffentlichkeit bearbeitet war. Bei dieser Gelegenheit gewann ich manche interessante Resultate, deren Werth indessen in so fern geschwächt wurde, als eines Theils das gewählte Terrain von zu geringem Umfang war und die gesammelten Data sich in zu geringer Menge darboten, um allgemein güllige Schlüsse daraus zu ziehen. Ich entschloss mich daher, meine Untersuchungen auf ein grösseres Areal und somit auf eine grössere Anzahl von Einzelfällen auszudehnen. Als specielle Aufgabe habe ich mir die Frage gestellt:

Welchen Einfluss üben die Tages- und Jahreszeiten auf die Reproduction und den physischen Tod der organischen Materie des menschlichen Organismus, als für eine bestimmte Oertlichkeit gültig, aus?

Zu diesem Zweck habe ich das kleine Geschäft im Jahr 1847 unternommen, die Geburts- und Sterbe-Register sämmtlicher Pfarreien des Oberamts Leutkirch vom Jahr 1808—1845 zu durchgehen, jeden einzelnen Fall nach Jahr, Monat, Tag und Stunde einzutragen und auf diese Weise mir 23960 Todes- und 27801 Geburtsfälle zur Disposition zu setzen.

Trotz den umfassenden Arbeiten von Quetelet, Buek, Ranke, Casper u. A. ist meines Wissens die Tagescurve der Mortalität und der Geburten von Stunde zu Stunde mit solch umfassendem Material noch nirgends gezeichnet worden; ich glaubte desshalb, abgesehen von der eigenthümlichen Behandlungsweise meines gesammelten Materials, durch die Publication der gewonnenen Resultate an sich schon der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen.

Die Mortalitätscurven, gültig für die menschliche Bevölkerung der im Südwesten von Deutschland gelegenen oberschwäbischen Hochterrasse.

Den westlichsten Theil der Scheitelfläche des Plateau's von Deutschland nimmt das südliche Grenzgebiet des Königreichs Würt-

temberg ein. Zu diesem gehört insbesondere der dem württembergischen Oberschwaben zugehörige Oberamtsbezirk Leutkirch an. Diesem Oberamtsbezirk sind die hieher gehörigen Data entnommen. Ohne in ein zu weitläufiges Detail einzugehen, kann ich doch nicht unterlassen, die auf das Leben der Bevölkerung einflussreichsten Momente in conciser Fassung hier voranzustellen.

Zwischen dem 47° 43′ 46″ und 48° 5′ 57″ N.B., wie 27° 31′ 28″ und 27° 48′ 14″ O.L. v. Paris gelegen, nimmt dieser Bezirk einen Flächenraum von 8,0765 geographischen Quadratmeilen ein. Die Oberfläche desselben ist von Hügelreihen und Bächen vielfach durchschnitten. Hauptthäler sind das Illerthal (mit den Nebenthälern der Ach, Aitrach und Nibel), dasselbe bildet die östliche Gränze des Oberamts zum grössten Theil und zugleich die Landesgränze gegen Baiern. Ein weiteres, indessen bei weitem untergeordneteres Hauptthal ist das Roththal; beide, Iller und Roth gehören dem Donaugebiet an. Von Ebenen können angeführt werden, die sogenannte Leutkircher Haide, 2 Stunden lang, $\frac{3}{4}$ Stunden breit, im südlichen Theile des Bezirks, und das Wurzacher Ried im mittleren Theile des Bezirks, dasselbe ist das grösste Torfmoor Oberschwabens, $1\frac{1}{2}$ Stunden lang, $\frac{3}{4}$ Stunden breit, während ersteres zum grössten Theil Ackerfeld ist. Die höchste Erhebung, der Wachbühl ist 2429 p. F. über dem Mittelmeer, der niedrigste Punkt, das Niveau der Iller bei Kirchdorf ist 1725 p. F. Die mittlere Höhe beträgt 2077 p. F., was die mittlere Höhe von Oberschwaben um 247 Fuss übersteigt.

Die climatischen Verhältnisse, wie ich dieselben als für Roth gültig im Jahre 1846 beobachtet habe, und so fern Roth nahezu die mittlere Höhe des Bezirkes erreicht, auch als die Mittelwerthe für den ganzen Oberamtsbezirk, ohne einen grossen Fehler zu machen, hinstellen kann, sind folgende:

Roth, im nördlichen Theile des Oberamtsbezirks gelegen, hat eine Elevation von 1855 p. F. über der Meeresfläche. Die mittl. Jahrestemperatur im Jahr 1846 betrug + 6,55 R.; die mittlere Temperatur des Winters — 0,86 R., des Sommers + 14,16 R., des Frühlings + 5,29 R., des Herbstes + 6,49 R., des kältesten Monats — 3,60 R., des wärmsten + 14,56 R., absolutes Maximum der Temperatur (1. Juli 1845) + 27,75 R., absolutes Mi-

nimum (Februar 1830) — 27 R., Tage, bei welchen die Temperatur den Tag über 0 R. hatte, 302, Tage, bei denen die Temperatur unter 0 war, 62, Tage, bei denen die Temperatur nie über 0 war, 33, Tage, an denen Regen fiel, 120, Tage, an denen Schnee fiel, 28. Menge des meteorischen Wassers auf 1 Q.F. Fläche berechnet, 5221 p. Cz., oder Höhe: 36,24 p. Z. Menge der wässerichten Ausdünstung 2584 p. Cz., oder Höhe: 20,11 p. Z.

Der Frequenz nach folgen sich die Winde in folgender Ordnung: W O SW N S NW NO SO. Mittl. Windrichtung 172,95°NW. Mittlerer Sättigungsgrad der Atmosphäre mit Dünsten 0,80, bei einem mittleren auf 0 reducirten Barometerstand von 312,27 p. L., Thermometerstand + 6,55 R. und Psychrometerstand + 5,45 R.

Aus diesen Data, welche nach der Eigenschaft des Jahres 1846 immerhin als etwas über dem wahren Mittelwerthe stehend angenommen werden müssen, ergibt sich, dass die hiesige Bevölkerung unter dem Einfluss eines ziemlich nasskalten Clima's steht.

Ueber die Bevölkerung selbst kurz Folgendes: Im Jahr 1840 zählte der Oberamtsbezirk 20,934 ortsangehörige Einwohner. Auf die Quadratmeile kommen nach diesem Stand 2591 Menschen, der Bezirk gehört zu den am dünnsten bevölkerten Bezirken Württembergs, wo die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit 4579 Menschen auf 1 Quadratmeile ist. Die Nahrungsquellen dieser Menschen ergeben sich am besten aus folgenden der Oberamtsbeschreibung pag. 37 entnommenen Daten. Es leben im Oberamtsbezirk: Bauern 1518, Taglöhner 429, Gewerbsleute 1282, in öffentlichem Dienste stehend 761, Renteniere 205, im Almosen stehend 238, zusammen 4433. Daraus folgt, dass die Bevölkerung zum bei weitem grössten Theile Ackerbau treibend ist und auf dem platten Lande lebt, wobei noch zu bemerken, dass der diesseitige Bezirk zu denjenigen Württembergs gehört, wo das Vereinödungssystem vorherrschend ist; der Hauptort des Bezirkes selbst ist ein kleines Landstädtchen von etwas über 2000 Einwohnern; von allen übrigen Orten zählt, exclusive der zugehörigen Einzelhöfe, kaum einer über 1000 Seelen.

Vorausgesetzt, dass die Todesursachen sich allenthalben im Oberamtsbezirke so verhalten, wie nach einem 37jährigen Durchschnitte selbige sich für meine nächste Umgebung, nemlich der

gesellschaftlichen Verhältnisse anzuwenden. Als Zeugen des Zwiespalts, welcher die Welt erschüttert, haben sie es für eine Pflicht der Friedensliebe gehalten, mit vereintem Streben die Eintracht zurückzurufen, und zwar durch die Verbreitung der Aufklärung. Eine sicherere, unwiderruflichere könnten sie aber nirgends anders schöpfen, als in der völlig himmlischen Moral, welche einzig unter den göttlichen und menschlichen Dingen nie ein Gegenstand des Hasses oder des Zwiespalts geworden ist, welche alle Völker zugestehen, verehren und lieben, welche auf unseren innigsten Bedürfnissen gegründet ist, welche man die zur Vollkommenheit gesteigerte Vernunft nennen könnte; in einer durch ihre Einfalt reizenden, durch ihre Grundsätze sanften und tröstenden Moral, welche den Menschen räth und vorschreibt, sich einander zu lieben, zu helfen und beizustehen, und welche also die Ausübung des sanftesten, von Gott unsern Herzen eingeprägten Gefühles zur dringendsten Pflicht macht!

„Mit einer solchen Führerin, von welcher er sich nie entfernen wird, hofft der Verein, daß er sich in seinem Gange nicht werde verirren können. Bei seinen reinen Absichten, und seinem eben so vorsichtigen als eifrigen Wirken, wird er nie vergessen, daß die Moral, zu welcher er die Menschen zurückrufen will, ihm vorschreibt, mit ihnen in steter wechselseitiger Liebe und Eintracht zu leben und sie darin zu erhalten; denn diese gegenseitige Liebe hat der Schöpfer als die erste Pflicht des Menschen und als die sicherste Grundlage seines Glückes anbefohlen.

„Die Gesellschaft der christlichen Moral wird emsig aus ihren Debatten und aus ihren Schriften alles entfernen, was in religiöser Hinsicht zu Streitigkeiten aufregen oder Zweifel erwecken könnte; solche Erörterungen sind deßhalb gefährlich, weil sie die Gemüther trennen, die wir vereinen, die Leidenschaften aufregen, die wir dämpfen wollen, und zuletzt dem wechselseitigen Wohlwollen schaden, womit wir unsere Nächsten zu durchdringen beständig streben werden. Dieser Verein täuscht sich keineswegs in Betreff der großen Arbeit, die er übernimmt, und welche einige Personen verwegen nennen könnten. Er weiß, daß die löblichsten Absichten stets Hindernisse antreffen ..... das Haupthinderniß liegt in dem Unternehmen selbst. Der Verein wird mit der Unwissenheit, der größten Geißel der Welt, zu kämpfen haben, mit derselben

Pfarrei Roth, herausstellten, was auch wohl der Wahrheit nicht fern liegen wird, so sind als Todesursachen aufzuzählen: das natürliche Lebensende (Altersschwäche) mit 0,1197, Schwächlichkeit im ersten Lebensjahre 0,3991, Entbindungen, unglückliche Geburten und äussere Gewalt 0,0487, Krankheiten des Gefässsystems (Fieber) 0,0947, Krankheiten des gesammten Nervensystems (somat. und psychische Neurosen) 0,0710, Krankheiten der gesammten Säftemasse (Dyscrasien, Phthisen, Hydropsieen etc.) 0,1629, locale Krankheiten des Kopfes und der Schädelhöhle 0,0397, locale Krankheiten der Brust und der Brusthöhle 0,0737, locale Krankheiten des Bauches und der Bauchhöhle 0,0505, zusammen 1,0000.

Die meisten Menschen sterben an Krankheiten der Respirationsorgane. Verheerende Epidemien sind ungekannt, epidemisch treten von Zeit zu Zeit auf: Morbilli, Scarlatina, Variolois, Croup, Tussis convulsiva, Typhus und typhoid. Dysenteria. Als eine Endemie kann angesehen werden das Carcinoma ventriculi, wie überhaupt die Krebsdyscrasie gegenwärtig im Zunehmen ist. Geisteskrankheiten gehören zu den häufigern Erscheinungen; Cretinismus jedoch ist, einzelne wenige Fälle abgerechnet, in hiesiger Gegend ungekannt.

Sollen endlich noch die Hauptergebnisse in Bezug auf Mortalität und mittleres Alter angegeben werden (so fern dieselbe ihre Geltung auch für den Oberamtsbezirk haben sollten, was fernere Untersuchungen zu ermitteln haben), wie sie sich für die Pfarrei Roth nach meinen früheren Untersuchungen herausgestellt haben, so sind es folgende:

Jährliche Todesfälle 50,62 bei einer Bevölkerungsconstante nach 26jährigem Durchschnitt von 1538,63 Einwohnern, somit Sterblichkeitsquotient der Bevölkerungsconstante 0,027, Cyclus der Generation 30,32 Jahre, i. e. 30 Jahre 3 Monat. Mittleres Alter des Einzelnen 54,80 Jahre, d. h. 54 Jahre 10 Monat.

Die Oberamtsbeschreibung gibt als Sterblichkeitsquotient von $18\frac{7}{12}$ an 0,0331 = $\frac{1}{30}$ der Lebenden, vom Jahr $18\frac{30}{40}$ 0,0295 = $\frac{1}{33}$ der Lebenden.

Jahrescurve der Mortalität.

Für die voranstehenden örtlichen Verhältnisse soll nun eine das Gesetz, welchem die Mortalität in ihren monatlichen

Differenzen unterworfen ist, ausdrückende Gleichung vorerst gefunden werden.

Wie aus der hieher gehörigen angehängten Tabelle hervorgeht, stehen uns zu diesem Zwecke die den 12 Monaten entsprechenden Werthe der Mortalität zu Gebot.

Wählen wir nun die für den vorliegenden Zweck angemessenste Form der Fourier'schen Reihen, nemlich

$$u_x = A_0 + A_1 \cos x + A_2 \cos 2x \ldots + A_{n-1} \cos (n-1)x + B_1 \sin x + B_2 \sin 2x \ldots + B_{n-1} \sin (n-1)x$$

so haben wir zur Bestimmung der einzelnen Coëfficienten

$$n = 12;\ x = \frac{2\pi z}{n} = \frac{360^\circ}{12} z = 30^\circ z,$$

wobei z von 0 bis (n—1) z eine arithmetische Reihe, deren Differenz = 1 ist befolgt, folgende zugleich dem Princip der kleinsten Quadratsummen entsprechende Gleichungen.

$$A_0 = \frac{1}{n}(u_0 + u_1 + u_2 \ldots\ldots u_{n-1})$$

$$A_1 = \frac{2}{n}(u_0 + u_1 \cos 30^\circ + u_2 \cos 2.30^\circ + \ldots u_{n-1} \cos (n-1)30^\circ$$

$$A_2 = \frac{2}{n}(u_0 + u_1 \cos 2.30^\circ + u_2 \cos 4.30^\circ \ldots u_{n-1} \cos 2(n-1)30^\circ$$

$$\vdots$$

$$A_{n-1} = \frac{2}{n}(u_0 + u_1 \cos (n-1)30^\circ + u_2 \cos (n-1)30^\circ \ldots u_{n-1} \cos (n-1)(n-1)30^\circ$$

und

$$B_1 = \frac{2}{n}(u_0 + u_1 \sin 30^\circ + u_2 \sin 2.30^\circ \ldots + u_{n-1} \sin (n-1)30^\circ$$

$$B_2 = \frac{2}{n}(u_0 + u_1 \sin 2.30^\circ + u_2 \sin 4.30^\circ \ldots + u_{n-1} \sin (n-1)30^\circ$$

$$\vdots$$

$$B_{n-1} = \frac{2}{n}(u_0 + u_1 \sin (n-1)30^\circ + u_2 \sin 2(n-1)30^\circ \ldots u_{n-1} \sin (n-1)(n-1)30^\circ$$

wobei unter u_0, u_1, u_2 .... u_{n-1} nach der Reihe die bekannten Werthe der Function u_x verstanden werden, wie sich dieselbe aus der Beobachtung vom Monat December = u_n oder u_0 bis Monat November = u_{n-1} aus der Tabelle I. des Anhangs ergeben.

Die Resultate der numerischen Auswerthung obiger Coëfficienten sind folgende:

$A_0 = +\ 0{,}083333$ $\quad B_1 = +\ 0{,}0120239$
$A_1 = +\ 0{,}0040399$ $\quad B_2 = -\ 0{,}0058035$
$A_2 = -\ 0{,}0075450$ $\quad B_3 = +\ 0{,}0013842$
$A_3 = +\ 0{,}0023449$ $\quad B_4 = +\ 0{,}0025859$
$A_4 = -\ 0{,}0022367$ $\quad B_5 = +\ 0{,}0049169$
$A_5 = -\ 0{,}0008458$

Unter Zugrundlegung obiger Gleichung mit den eben voranstehenden Constanten berechnet sich die Monatscurve der Mortalität, die Mortalität des ganzen Jahres = 1 gesetzt: wie folgt:

	Monat.	Berechnete Curve.	Beobachtete Curve.		Monat.	Berechnete Curve.	Beobachtete Curve.
u_0	Dec.	0,0837985	0,084182	u_6	Juni	0,0829371	0,072245
u_1	Jan.	0,0896009	0,091296	u_7	Juli	0,0672347	0,063293
u_2	Febr.	0,0783621	0,087893	u_8	Aug.	0,0893735	0,071536
u_3	März	0,1087061	0,107765	u_9	Sept.	0,0580295	0,077671
u_4	April	0,0900921	0,098372	u_{10}	Oct.	0,0766445	0,079507
u_5	Mai	0,0957257	0,088773	u_{11}	Nov.	0,0710199	0,077128

Tagescurve der Mortalität.

Ich gehe vorerst ohne weitere Erörterung sogleich über zur Tagescurve der Mortalität, wie sich dieselbe aus den hieher gehörigen Beobachtungen ergibt. Auch hier kommt am besten die gleiche, oben hingestellte Form der Fourier'schen Reihen in Anwendung. Die Data, welche hier zur Berechnung zu Grund liegen, sind die 24 Werthe der stündlichen Oscillationen der Mortalität, wie sie sich aus der oben erwähnten tabellarischen Uebersicht des Anhangs ergeben. Die Anzahl der bekannten Werthe = n = 24, die Anzahl der zu berechnenden Constanten = n—1 = 23.

Bezugs der Auswerthung und numerischen Zusammensetzung der Constanten verweise ich auch hier wieder auf die Tabelle des Anhangs und stelle blos hier die gewonnenen Resultate hin.

$A_0 = +\ 0{,}0416666$ $\quad B_0\ 0$
$A_1 = -\ 0{,}0029700$ $\quad B_1 = +\ 0{,}0055293$
$A_2 = -\ 0{,}0035143$ $\quad B_2 = -\ 0{,}0032595$
$A_3 = +\ 0{,}0032844$ $\quad B_3 = -\ 0{,}0003315$
$A_4 = -\ 0{,}0029745$ $\quad B_4 = -\ 0{,}0008906$
$A_5 = -\ 0{,}0015536$ $\quad B_5 = -\ 0{,}0004719$
$A_6 = -\ 0{,}0007145$ $\quad B_6 = -\ 0{,}0009197$
$A_7 = +\ 0{,}0023602$ $\quad B_7 = -\ 0{,}0033408$
$A_8 = -\ 0{,}0011645$ $\quad B_8 = +\ 0{,}0006408$
$A_9 = -\ 0{,}0009284$ $\quad B_9 = -\ 0{,}0003232$
$A_{10} = -\ 0{,}0000227$ $\quad B_{10} = -\ 0{,}0007412$
$A_{11} = -\ 0{,}0006777$ $\quad B_{11} = -\ 0{,}0000947$

Mittelst dieser der Gleichung $A_0 + A_1 \cos x + B_1 \sin x \ldots$ angehörigen Werthe der Constanten werden folgende Werthe der Tagescurve der Mortalität gewonnen, die Mortalität des ganzen Tages = 1 angenommen:

Berechnete Curve.				Beobachtete Curve.			
hora.		hora.		hora.		hora.	
0	0,0327835	12	0,0503419	8	0,0330649	12	0,0404548
1	0,0316121	13	0,0517193	1	0,0353387	13	0,0336652
2	0,0318292	14	0,0521885	2	0,0376967	14	0,0376599
3	0,0447035	15	0,0524402	3	0,0411180	15	0,0424444
4	0,0425443	16	0,0407871	4	0,0448127	16	0,0402653
5	0,0346104	17	0,0487210	5	0,0432812	17	0,0383231
6	0,0512118	18	0,0321816	6	0,0485078	18	0,0420180
7	0,0581802	19	0,0251512	7	0,0529607	19	0,0360493
8	0,0518101	20	0,0315213	8	0,0577451	20	0,0345334
9	0,0544713	21	0,0268601	9	0,0525343	21	0,0358598
10	0,0547084	22	0,0286244	10	0,0496723	22	0,0435812
11	0,0383842	23	0,0449472	11	0,0387020	23	0,0390810

Nachdem im Voranstehenden die sämmtlichen Constanten der obigen Sinus- und Cosinusreihen numerisch berechnet vorliegen, so möchte wohl hier der rechte Platz sein, dem Leser die praktische Anwendbarkeit dieser Formel zur Beantwortung mancher speciellen Fragen an betreffenden numerischen Beispielen zu zeigen. Sie liegen im Manuscript auch wirklich vor, mussten aber der nothwendigen von der Redaction verlangten Kürze wegen unterbleiben; ich beschränke mich daher hier nur auf kurze Andeutung derjenigen biostatischen Probleme, welche mittelst numerischer Auswerthung obiger beiden Reihen gelöst werden können. Hieher gehören die Fragen:

1) Welches ist die Mortalität zu einem beliebigen Zeitpunkt des Jahres oder Tages; z. B. für den 20. Mai in der Stunde von 12 bis 1 Uhr. Die Rechnung gibt die Mortalität des Jahres = 1 für diesen Moment 0,00012786 und es sterben unter 21110, die in einem Jahre sterben, in dieser Stunde 2,6990. Meine Beobachtung aus den mir zu Gebot stehenden Tabellen ergeben, dass an diesem Tag 60 Menschen starben, folglich im Mittel in 1 Stunde 2,50, was mit der Rechnung genau genug zusammentrifft.

2) Zu welchem Zeitpunkt des Tages oder in welchem Monat

tritt das Maximum oder Minimum der Mortalität ein? Für die Tagescurve rechnet sich das Minimum aus der Curve:

$$\text{tang } x + \text{tang } 2x + \text{tang } 3x \ldots + \text{tang } 11x = \frac{B_1}{A_1} + \frac{B_2}{A_2} + \frac{B_3}{A_3} \ldots + \frac{B_{11}}{A_{11}}$$

auf den Zeitpunkt 12 Uhr 44 Minuten Nachts aus, was wieder mit der Erfahrung übereinstimmt.

3) Wie verändert sich die Mortalität innerhalb diesem oder jenem Zeitraum?

4) Welches ist die Summe der vorgekommenen Todesfälle innerhalb eines beliebigen Zeitraums? — Quadratur der Mortalitätscurve. —

Diese Frage beantwortet sich aus der numerischen Auswerthung folgender Reihe:

$$fx = nA_0 + \Sigma A_a \left[\frac{\cos\left(ax + \frac{1}{2}(n-1)\,ad\right) \cdot \sin \frac{nad}{2}}{\sin \frac{ad}{2}} \right]$$

$$+ \Sigma B_b \left[\frac{\sin\left(bx + \frac{1}{2}(n-1)\,ad \sin \frac{nbd}{2}\right.}{\sin \frac{bd}{2}} \right]$$

wobei die (mit deutschen Lettern gedruckten) a und b nach und nach alle in arithmetischer Reihenfolge auf einander folgenden Werthe der ganzen Zahlen von 1 bis (n—1), (unter (n—1) das letzte Glied der beiden obigen Sinus- und Cosinus-Reihen verstanden) bedeuten; sämmtliche Glieder sind durch das bekannte Σ Summenzeichen zusammengefasst, n bedeutet die Anzahl der verlangten Stunden oder Monate innerhalb des gesuchten Zeitraums, $d = \frac{1}{24}$ oder $\frac{1}{12}$ je nachdem die Reihe sich auf die Tages- oder Monatscurve bezieht. Für den Zeitraum von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags erhält man durch die Rechnung 0,2780733, durch die Beobachtung 0,2720092.

Zum Schlusse dieses Abschnitts will ich hier nur noch die für die Berechnung bequemere, abgekürzte aus 3 Gliedern bestehende Form jener Reihen, die zugleich auch die in ähnlichen

Fällen gewöhnlichere ist, hinstellen, da dieselbe die Resultate bereits mit genügender Genauigkeit gibt. Anstatt der Reihen

$$fx = A_0 + A_1 \cos x \ldots + A_{n-1} \cos (n-1)\, x$$
$$+ B_1 \sin x \ldots + B_{n-1} \sin (n-1)\, x$$

kann man mittelst Hülfswinkel die gleichbedeutende Sinus-Reihe einführen:

$$fx = A_0 + \alpha_1 \sin (\psi + x) + \alpha_2 \sin (\psi_2 + 2x) \ldots .$$

wo die beiden Constanten α und ψ aus folgenden zwei Bestimmungsgleichungen ausgewerthet werden:

$$\alpha \sin \psi = A;\ \alpha \cos \psi = B$$

woraus beide Werthe sind:

$$\alpha = \sqrt{A^2 + B^2};\ \sin \psi = \frac{A}{\sqrt{A^2 + B^2}};\ \cos \psi = \frac{B}{\sqrt{A^2 + B^2}}$$

Für die Tagescurven erhalten wir diesem zu Folge für deren drei erste Glieder folgende 5 Constanten: $\alpha_0 = +0{,}0416657$; $\alpha_1 = +0{,}0062767$; $\psi_1 = 331° 43'$; $\alpha_2 = +0{,}0047931$; $\psi_2 = 227° 10'$, und die abgekürzte Function derselben ist nun

$$fx = 0{,}0416666 + 0{,}0062767 \sin [15x + 331° 43'] +$$
$$+ 0{,}0047931 \sin [30x + 227° 10'].$$

In ähnlicher Weise erhalten wir für die Monatscurve fy folgende 5 Constanten: $A_0 = +0{,}0833678$; $A_1 = +0{,}0126844$; $\varphi_1 = 18° 34'$; $A_2 = +0{,}0095188$; $\varphi_2 = 232° 26'$, und die abgekürzte Function für die Monatscurve ist nun folgende:

$$fy = 0{,}0833678 + 0{,}0126844 \sin [30x + 18° 34'] +$$
$$+ 0{,}0095188 \sin [60x + 232° 26']. —$$

Untersuchungen über das Maass der Genauigkeit, mit welcher fx und fy bestimmt sind.

Ich gehe von dem Grundsatz aus, dass jedem Forscher, der als unverwandtes Ziel seiner Bestrebungen die Entdeckung irgend einer Wahrheit sich vorgesetzt hat, nach jedesmaliger Beendigung seiner Untersuchungen recht sehr daran gelegen sein müsse, zu wissen, wenn es immer möglich ist, wie nahe er denn wirklich dem vorgesteckten Ziele gekommen sei, in welchem Verhältniss das Erreichte zum Angestrebten stehe, ob und welche zufällige oder unvermeidliche Fehler sich bei der Untersuchung einge-

schlichen haben. Dass dieses im strengsten Sinne genommen entweder nie möglich oder nie nöthig ist, liegt am Tag, so fern diese Aufgabe den geistigen Besitz der gesuchten Wahrheit voraussetzt. Soll diese Aufgabe Sinn haben, so kann stets nur von der Erzielung des unter den gegebenen Umständen der Wahrheit möglichst genäherten Resultates die Rede sein, und ist von einer Differenz des erhaltenen und gesuchten Resultates die Rede, so ist auch diese nur so verstanden, dass man sich die ganze Differenz darunter denkt zwischen dem, sei es durch Erfahrung oder durch auf dieser beruhenden Berechnung erhaltenen und demjenigen Resultate, welches wir logisch gezwungen sind, als das unter den obwaltenden Umständen eruirbare, der idealen Wahrheit nächstgelegenste anzusehen. Alle derlei Untersuchungen beruhen somit auf der Anwendung der dem Gebiete der höhern Mathematik angehörigen Wahrscheinlichkeitsrechnung. Es kann mir nicht beifallen, an diesem Orte die Theorie dieses Calculs, insbesondere hier des Princips der kleinsten Quadratsummen auseinanderzusetzen, ich beschränke mich darauf, als nothwendige Einleitung für die der höhern Analysis kundigen Leser meiner Abhandlung die einschlägigen allgemeinen Resultate hier den Ergebnissen meiner speciellen Untersuchung voranzustellen.

Es ist bekanntlich das Abhängigkeitsverhältniss der Beobachtungsfehler und der Wahrscheinlichkeit, diese Fehler wirklich begangen zu haben, ausgedrückt durch die Gleichung:

$$W = \varphi u_0 \, \varphi u_1 \, \varphi u_2 \ldots \varphi u_n = \pi^{-\frac{\mu}{2}} h^{\mu} e^{-h^2(u_0^2 + u_1^2 + u_2^2 \ldots u_n^2)}$$

wo $u_0\ u_1\ u_2 \ldots\ldots\ u_n$ die einzelnen Beobachtungsfehler, $\varphi u_0, \varphi u_1 \ldots\ldots \varphi u_n$ die von dem jeweiligen Fehler abhängige zugehörige Wahrscheinlichkeit, W die aus diesen zusammengesetzte Gesammtwahrscheinlichkeit, μ die Anzahl der Beobachtungsfehler, h das Gewicht der Beobachtungen, π die Ludolphische Zahl und e die Basis der natürlichen Logarithmen bedeuten. Für den grössten Werth von W rechnet sich $h = H$ durch Differenziirung und Auflösung der $= 0$ gesetzten Gleichung:

$$H = \sqrt{\frac{\mu}{2\,(u_0^2 + u_1^2 + u_2^2 \ldots\ldots u_n^2)}}$$

für diesen Werth von H ist somit die Wahrscheinlichkeit am grössten.

Nennen wir denjenigen bestimmten und constanten Werth von U, für welchen die zugehörige Function $\varphi_u = \frac{1}{2}$ wird, wo also die Wahrscheinlichkeit der Art ist, dass sie für den Fall, wo der Fehler den Werth u überschreitet, gerade so gross ist wie für den Fall des Gegentheils, nennen wir, sage ich, diesen zugehörigen Fehler $= \varrho$, so rechnet derselbe sich aus der Gleichung:

$$\varphi_u = \int_{u=0}^{\frac{2}{\sqrt{\pi}}} e^{-u^2}\, du = \frac{2}{\sqrt{\pi}}\left(u - \tfrac{1}{3}u^3 + \frac{1}{5.2}u^5 \ldots\right)$$

aus: $\varrho = 0{,}4769363$. Dieses ist gleichsam das Normalmaass, an welchem die Fehler gemessen werden $u = \frac{\varrho}{n}$, wo n das zu dem Fehler u zugehörige Gewicht der Beobachtung bedeutet. $\frac{\varrho}{n} = R$ ist somit der wahrscheinlichste Fehler.

$$R = \varrho\sqrt{\frac{2(v_0^2 + v_1^2 + v_2^2 \ldots v_n^2)}{\mu}} = 0{,}6744897\sqrt{\frac{v_0^2 + v_1^2 + v_2^2 \ldots + v_n^2}{\mu}}$$

Die wahrscheinlichsten Gränzen des wahrscheinlichsten Beobachtungsfehlers endlich sind nach dem Princip der kleinsten Quadratsummen:

$$R\left(1 \pm \frac{0{,}4769363}{\sqrt{\mu}}\right).$$

Nach dieser wie mir schien nothwendigen Einleitung kann ich zu meiner speciellen Untersuchung übergehen. Wie aus dem Voranstehenden hervorgeht, ist dieses Princip der kleinsten Quadratsummen ganz dazu geeignet und wird auch meistentheils dazu benützt, um mittelst Zugrundlegung der wahrscheinlichsten Beobachtungsfehler, für einen gegebenen mathematischen Ausdruck die wahrscheinlichsten Werthe seiner Constanten zu berechnen. Es kann ferner dieses Princip dazu benützt werden, um in dem Falle, wo die Beobachtungsfehler nach ihren wahrscheinlichsten Werthen bereits bekannt sind, das Maass der Zuverlässigkeit, mit welcher ich auf meine Resultate bauen kann, auszumitteln. In beiden Fällen handelt es sich darum, durch Berechnung zu ermitteln, welches die, der a posteriori unbekannten Wahrheit, nächstgenäherten Werthe der Beobachtungsfehler sind, und welches Maass der Genauigkeit für die berechneten Resultate daraus hervorgeht. Ich bin aber gleichsam im umgekehrten Fall, nicht die Beobachtung, sondern die Berechnung will ich

controliren. Ich bin genöthigt, das statistisch gesammelte Resultat als die Wahrheit vor der Hand anzuerkennen und wäre es mir gelungen, die berechneten Resultate ganz genau mit diesen in Uebereinstimmung zu bringen, so hätte ich für diesesmal meinen Zweck vollkommen erreicht.

Nehmen wir die sämmtlichen 12 oder 24 Ordinaten der beobachteten Jahres- oder Tagescurve als zu erzielende Wahrheit nun gegeben an, ferner die mittelst der berechneten Constanten auszurechnenden Werthe gleichfalls als gefunden, so ergeben sich hieraus die Differenzen zwischen der als Wahrheit angenommenen Beobachtung und der Berechnung. Denken wir uns die sämmtlichen berechneten Ordinaten einer Curve als ebenso viel specielle Anwendungsfälle ein und der nemlichen Gleichung, so sind wir mit Zugrundlegung der so eben erwähnten Differenzen, hier Rechnungsfehler, im Stande zu fragen:

1) nach dem wahrscheinlichsten mittleren Fehler, welcher in erster Reihe der Summe sämmtlicher für eine der beiden Functionen fx und fy sich herausfindenden Einzelfehler, sodann in zweiter Reihe den diese bedingenden Constanten der Reihen zu Grund liegt;
2) nach den mit diesen mittleren wahrscheinlichsten Fehlern zusammenhängenden wahrscheinlichsten Grenzen, innerhalb welcher dieser wahrscheinlichste mittlere Fehler jedenfalls schwankt;
3) nach der wahrscheinlichsten Unsicherheit, mit welcher der wahrscheinlichste Fehler bestimmt ist.

Die drei Fragen beantworten sich für die Jahrescurve = fy also: Die Summe sämmtlicher einzelnen Fehlerquadrate ist gleich:

$$S = (u_0^2 + u_1^2 + u_2^2 \ldots) = 0{,}0008599.$$

Daraus ergibt sich für den wahrscheinlichsten mittleren Fehler:

$$R = 0{,}6744897 \sqrt{\frac{S}{\mu}} = \pm 0{,}0057071$$

$\mu = 12$, nemlich gleich der Anzahl der berechneten Ordinaten und Einzelfehler.

Daraus geht hervor für die wahrscheinlichsten Grenzen des wahrscheinlichsten Fehlers: $R\left(1 \pm \frac{0{,}769363}{\sqrt{\mu}}\right)$ d. h. $\pm$ 0,0064928

und $\pm$ 0,0049213; somit ist die wahrscheinlichste Unsicherheit, womit R bestimmt ist:

$$\frac{R \,.\, 0{,}769363}{\sqrt{\mu}} = 0{,}00078578.$$

Die nemlichen drei Fragen für fx, die Tagescurve, beantworten sich also: Die Summe der Fehlerquadrate ist:

$$S = 0{,}0001997665;$$

der wahrscheinlichste mittlere Fehler ist:

$$R = 0{,}6744897 \sqrt{\frac{S}{\mu}} = \pm\, 0{,}0061571.$$

$\mu = 24$. Die wahrscheinlichsten Grenzen des wahrscheinlichsten Fehlers: R $(1 \pm 0{,}097352) = \pm$ 0,0067565 und $\pm$ 0,0055577. Die wahrscheinlichste Unsicherheit bei der Bestimmung von R:

$$\frac{R \,.\, 0{,}769363}{\sqrt{\mu}} = 0{,}0005994.$$

Fassen wir die so eben erhaltenen Resultate in Worten zusammen, so ergibt sich, dass der mittlere Fehler, welcher durch die constanten Grössen den Resultaten der beiden Reihen anklebt, zwischen $\frac{64}{10000}$ und $\frac{49}{10000}$ bei fy, zwischen $\frac{67}{10000}$ und $\frac{55}{10000}$ bei fx schwebt, bei fy somit $\frac{15}{10000}$, bei fx $\frac{12}{10000}$ umfasst, für fy den wahrscheinlichsten Werth $= \frac{57}{10000}$, für fx den wahrscheinlichsten Werth $\frac{61}{10000}$ beträgt, bei fy der mittlere Werth um $\frac{4}{10000}$ kleiner als bei fx ist. Ob aber dieser Fehler eine positive oder negative Grösse sei, mit andern Worten ob die berechneten Resultate zu hoch oder zu nieder im Allgemeinen ausfallen, darüber kann uns nur die Vergleichung mit der beobachteten Curve belehren, und diese Vergleichung gibt uns: Für fy erhalten wir bei 7 Monaten ein zu hohes, bei 5 Monaten ein zu niederes Resultat; im Ganzen genommen gibt also fy die Mortalitätscurve zu hoch. Ein ziemlich gleiches Ergebniss gibt die Vergleichung der Function fx mit der beobachteten Tagescurve; von 24 Einzelwerthen von fx fallen 13 zu hoch und 11 zu nieder aus. Zieht man somit von den betreffenden Resultaten den mittleren Fehler ab und addirt bei den übrigen den gleichen mittleren Fehler dazu, so würde man der Wahrheit bis auf Weniges nahe kommen. Bei dieser Gelegenheit muss ich bemerken, dass die Grenzen, innerhalb welcher der mittlere Fehlerwerth

Unwiſſenheit, welche Alles im Menſchen niederſchlägt, das Herz ſo wie den Verſtand; ihm den Weg zum Guten dadurch verſchließt, daß ſie ihm denſelben verbirgt; welche ihn ſeinen Pflichten, ſeinen Glücksmitteln entfremdet, indem ſie nicht zuläßt, daß er ſie kennen lerne; welche, eben weil ſie durch Irrthümer und Vorurtheile geblendet wird, die Augen dem Lichte verſchließt und ſich gegen die Klarheit wehret. Dieſen Hauptfeind alſo wird der Verein zu bekämpfen haben: er will und muß es ſich zur Pflicht auferlegen. Hiezu wird ihm die chriſtliche Moral Hülfsmittel verſchaffen: dieſe zeichnet dem Menſchen alle ihm als Menſch und Bürger obliegenden Pflichten vor. Religion, häusliche und bürgerliche Tugenden, Liebe zur Arbeit, Menſchenliebe, Widerſtand gegen ſeine eigenen Leidenſchaften, Gehorſam gegen die Geſetze, Achtung gegen die Obrigkeit, Unterwerfung und Ergebenheit gegen den Regenten; Alles ſteht in dem erhabenen Buche. Hier wird der Verein auch Lehren und Beiſpiele des ausdauernden Muthes, der wohlwollenden Sanftmuth und der unerſchütterlichen Geduld finden, welche weder Zeit noch Mühe ſcheuet, um zum Ziele zu gelangen.

„Nichts von allem, das Glück der Menſchen Angehenden, in welcher Lage ſie ſich auch finden mögen, wird den Arbeiten der Geſellſchaft fremd bleiben. Sie hält ſich mit Eifer an den Grundſatz, daß der Menſch nur deßwegen auf der Welt iſt, um Gutes zu thun, daß hierin ſeine Beſtimmung, ſeine Pflicht, und zu gleicher Zeit das ſicherſte Mittel zu ſeinem Glücke liegt. Unglücklich ſind diejenigen, deren Herz dieſes Bedürfniß nicht empfindet; ſie berauben ſich dadurch des ſüßeſten Genuſſes, der jedwedem Alter des Lebens, jedweder Lage zuſteht, ſogar ein Troſt im Unglücke, und ſtets der unausbleibliche Lohn derjenigen iſt, welche ſich mit dem Glücke Anderer beſchäftigen. Dies iſt das Ziel unſeres Vereins, dies ſind auch ſeine Pflichten und Hoffnungen.“

Der Verein ſollte alſo eine rein philanthropiſche und religiöſe Beſtimmung haben. Jedoch ſieht man ſchon aus den Statuten und der Eingangsrede, daß etwas Unbeſtimmtes in dem Ziele lag, welches er ſich vorgeſetzt hatte, er war vielleicht gar ſich ſelbſt nicht klar bewußt, was er leiſten wollte oder konnte, und ſchien daſſelbe den Umſtänden zu überlaſſen. Dieſe haben dann auch nicht ermangelt, den Wirkungskreis des Vereins näher zu beſtimmen. Gleich Anfangs nahm ſich der Verein der Sache der damals gegen die Türken

und die Fehler der Einzelwerthe schwanken, recht sehr zu unterscheiden sind. Zur Vergleichung will ich auch diese letzteren hersetzen: Während für fy der Fehlerwerth des wahrscheinlichsten mittleren Fehlers innerhalb der Grenze von $\frac{15}{10000}$ schwankt, schwanken die Einzelfehler innerhalb der Grenze von $\frac{180}{10000}$; und während der mittlere wahrscheinlichste Fehler für fx innerhalb der Grenze von $\frac{12}{10000}$ schwankt, schwanken die betreffenden Einzelfehler innerhalb der Grenze von $\frac{176}{10000}$.

Diese voranstehenden Fehler sind vielleicht eine Mischung unvermeidlicher und vermeidlicher Rechnungsfehler.

Unvermeidlich sind sie in so weit, als sie begründet sind auf die beschränkte Anzahl beobachteter Werthe von fx und fy, dort 24, hier 12. Es liegt vor Augen, dass erstere Function genauer hätte ausfallen müssen, wenn der Berechnung der Constanten statt nur 24, je die Todesfälle einer ganzen Stunde umfassenden Werthe der Mortalität, etwa Perioden von nur $\frac{1}{4}$ Stunde zu Grunde gelegen wären, ebenso für fy statt Monatsperioden etwa Perioden von 5 zu 5 Tagen.

Ich gebe es aber auch zu, dass ausser diesen unvermeidlichen Fehlern noch andere, bei den vielen und theilweise verwickelten numerischen Rechnungen, die ich bei dieser Arbeit ohne Revision stets allein unternehmen musste, sich eingeschlichen haben können. Ich glaube zwar die Vermuthung aussprechen zu dürfen, dass dieselben wohl nicht von Erheblichkeit sein werden, doch wäre es im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, dass die Berechnung der Constanten für fx und fy nochmals einer fremden Revision unterworfen würden.

Ueber den Einfluss der Jahres- und Tageszeiten auf die Mortalität.

Dass die Sterblichkeit sich je nach den Jahres- und Tageszeiten ändere, ist eine längst bekannte Thatsache, und wie sie sich ändere, war so eben Gegenstand meiner Untersuchungen. Wollte man aber daraus folgern, dass die Endursachen, welche den Wechsel der Jahres- und Tageszeiten bedingen, eben deswegen auch einen unmittelbaren Einfluss auf die Mortalität aus-

üben, so wäre dieses eine Behauptung, zu welcher jedenfalls die Beweise noch nachgeliefert werden müssten.

Es wird zwar Niemand in Abrede stellen, dass der Centralkörper unseres Planetensystems, die Sonne, deren veränderliche Beziehungen zu unserem planetarischen Wohnsitze eben die Jahres- und Tageszeiten bedingen, zugleich auch die *conditio sine qua non* alles organischen Lebens sei; allein damit ist noch nicht bewiesen, dass die Sonne zugleich auch auf unmittelbarem Wege alle diejenigen Veränderungen, deren die zum Organismus metamorphosirte irdische Materie fähig ist, bedinge, namentlich auch einen directen Einfluss auf die veränderlichen Werthe der Mortalität des menschlichen Organismus ausübe.

Ich habe den trockenen Boden des strengen Calculs, der für jede Behauptung sogleich den nackten Beweis verlangt, in diesem Augenblick verlassen, und wenn ich hier mich mit meinen Ansichten mit geringerem Bedenken ins Reich der Vermuthungen hineinwage, so bitte ich dieses dem Verfasser, namentlich in Rücksicht auf diejenigen Leser dieser Abhandlung zu gut zu halten, welche, ohne sich an den calculativen Theil derselben halten und damit für ihren Gebrauch begnügen zu können oder zu wollen, vor Allem die gewonnenen Resultate in einem ihnen mehr zusagenden Gewande sich vorgeführt sehen möchten. Um dieses nemlich zu können, ist es, der vorhandenen grossen Lücken unseres Wissens wegen, gar nicht anders möglich, als dass man dieselben da und dort mit mehr oder weniger begründeten Hypothesen verkleistere. Soviel zur Beurtheilung dieses Abschnitts.

Wenn ich also zugebe, dass der directe solare Einfluss bis jetzt noch nicht bewiesen ist, so glaube ich andererseits, gestützt auf die gewonnenen Ergebnisse, den Schluss dieser Abhandlung eben dem Beweise: dass die Oscillationen der Mortalität **guten Theils** auf dem directen Einflusse des Centralkörpers unseres Planetensystems beruhen, widmen zu können. Es steht zwar zu vermuthen, dass der **unmittelbare** Einfluss der Sonne bei der Jahrescurve durch die sogenannten climatischen Verhältnisse, die grossentheils sehr localer Natur sind, sehr maskirt werde; indessen, wollen wir alles auf Rechnung des schnellen Witterungswechsels, des sogenannten „schlechten

Wetters“ schreiben — jener grauen Nebeldecke, worein die medicinische Welt, vom Archiater bis herab zum wohlbestellten Dorfbarbier so dutzendmal des Tags zu scheinbarer oder wirklicher Beruhigung seines leidenden Heilobjects, seine vermeidliche und unvermeidliche Unwissenheit zu hüllen pflegt — so bleibt dadurch gänzlich unerklärt, warum zu anderen Zeiten, wo der gleiche Witterungswechsel vorkommt, nicht auch die Mortalität sich gleichwerthig zeige, warum z. B. in den Spätherbst- und Wintermonaten, wo wahrlich das Wetter, wie man zu sagen beliebt, in der Regel Wochen, ja Monate lang gleich schlecht, d. h. ungesund uns erscheinen muss, doch bei weitem nicht so viele Menschen sterben, als in den Frühlingsmonaten März und April. Soll ich meine Vermuthung hierüber aussprechen, so erscheint es mir keineswegs unwahrscheinlich, dass das nemliche geheimnissvolle Agens, welches periodisch gerade zu dieser und keiner andern Zeit die Keime des Samenkorns aus dem Schoos der Erde weckt, das die Knospen der Bäume und Sträucher zu ganz bestimmten Zeiten schwellen macht, auch den thierischen Organismus periodisch mehr ergreife und zu erneuerter Kraftäusserung ansporne, dass sodann eben dadurch diejenigen thierischen Organismen, welche gerade der Art sind, dass Kraftaufwand und Ersatz des verbrauchten Materials nicht nur nicht mehr sich das Gleichgewicht halten, sondern sogar umgekehrt Verluste an Kraft und Materie erleiden, sei es auf normalem Weg in Folge des herannahenden natürlichen Lebensendes, sei es auf abnormem Weg durch Krankheiten, in grösserer Anzahl vergehen, als zu jeder andern Zeit; dass ferner dieser Zeitpunkt, wahrscheinlich wegen der durch die Organisation selbst gegebenen inneren Aehnlichkeit von Thier und Pflanze, gerade mit demjenigen zusammenfällt, wo der grösste Theil der Pflanzenwelt zu neuem Leben erwacht; dass endlich dieses geheimnissvolle Agens seinen Grund wesentlich in den planetarischen Beziehungen unserer Erde zur Sonne haben mag; dass somit die Sonne hier direct als Centralkörper ihren Einfluss geltend macht. Es ist zum Voraus anzunehmen, dass dieser Zeitpunkt nicht überall auf der Erde zu gleicher Zeit eintrete, da nicht überall zu gleicher Zeit die zur Entwicklung eines Organismus unerlässlichen

Bedingungen stattfinden, dass somit die Maxima der Mortalität für verschiedene Localitäten auch auf verschiedene Zeitpunkte fallen. Für unsere Gegend fällt er auf die Monate März und April.

Fassen wir nun aber im Gegensatz zur Jahrescurve, die Tagescurve der Mortalität mit ihren Oscillationen näher ins Auge, so lässt sich hier zum Voraus vermuthen, dass die sogenannten climatischen Einflüsse so gut wie ganz aus dem Spiel kommen, indem sich binnen des Zeitumlaufes von einem Jahr dieselben vollkommen ausgleichen werden; die durch den Einfluss der Sonne nicht bemerklich afficirbaren Localeinflüsse als constante Grössen wieder keinen Einfluss auf die Oscillationen der Mortalität ausüben werden.

Ein Blick auf die graphische Curve zeigt uns eine auffallende Verschiedenheit zwischen dem vor- und nachmittägigen Theile der Curve. Von Mitternacht bis Morgens 8 Uhr zeigen die Werthe der Mortalität ein beinahe regelmässiges Steigen, von da ab bis Nachmittag 1 Uhr ein eben so regelmässiges Fallen. Die nachmittägigen Werthe dagegen steigen und fallen in sehr unregelmässigen Schwankungen, bis mit der ersten Stunde nach Mitternacht die Mortalität ihr Minimum erreicht, um von jetzt an wieder steigend die oben bezeichnete Curve von Neuem zu durchlaufen. Vergleichen wir diese Curve mit den beobachteten Tagescurven der Sonnenwärme, ebenso mit der von dieser theilweise abhängigen des Luftdrucks, so lässt sich, ohne seiner Ueberzeugung grossen Zwang anzuthun, wirklich keine bestimmte Beziehung herausfinden. Eine desto auffallendere Aehnlichkeit aber werden wir gewahr zwischen dieser und der Tagescurve der magnetischen Declination, so weit diese uns bekannt ist. Wie die Mortalität, so beschreibt auch die Declinationsnadel eine Zeit des Tages über ihre Schwingungen mit ziemlicher Regelmässigkeit, eine andere Zeit hindurch in ebenso unregelmässigen Schwankungen. Wie die Mortalität mit der achten Stunde nach Mitternacht in ihrem Gang an einem Wendungspunkte angekommen ist, so dreht sich die Declinationsnadel auf dem europäischen Continente von ihrer bisherigen östlichen Richtung gen Westen. Wie die Mortalität um die erste Stunde nach Mittag den tiefsten Punkt in ihrer Abnahme erreicht hat und von jetzt

an in unregelmässigem Fallen und Steigen bis gegen 6 Uhr Abends, im Ganzen genommen steigend, vorwärts schreitet, bis sie ebenso wieder fallend und steigend um 1 Uhr Morgens bei ihrem absoluten Minimum angekommen ist; so erreicht für unseren Erdtheil die Declinationsnadel gerade um die nemliche Stunde, 1 Uhr Mittags, ihre westlichste Abweichung, und beginnt gleichfalls in unregelmässigen Schwankungen ihre zweite Schwingung gen Osten, bis etwa um die gleiche Zeit, 1 Uhr Morgens, die Declinationsnadel wieder westlich des Punktes mittlerer täglicher Abweichung steht. Ein innerer Zusammenhang beider Phänomene lässt sich meiner Ueberzeugung nach hier nicht läugnen und eine enge Beziehung zwischen der Lebenskraft (siehe meine Definition hievon oben) und dem magnetischen Fluidum ist meiner Ansicht nach hier kaum zu verkennen.

Da man nun allen Grund hat, eine Hauptquelle des Erdmagnetismus in der Sonne zu suchen, sei es dass derselbe durch Induction mittelst der Wärme und den electrischen Strom als Thermomagnetismus oder, wie neuere Beobachter, z. B. Lion wollen, direct durch Vertheilung entstehe; so ist meines Glaubens der directe Einfluss unseres Centralkörpers auf die täglichen Schwankungen der Mortalität bewiesen. Es hat bereits im Jahr 1841 Buzorini in seiner Schrift: Luftelectricität, Erdmagnetismus und Krankheitsconstitution, eine höchst auffallende Zusammenstellung gemacht zwischen dem Ausbruch der Cholera und den an diesen Orten oder in östlich derselben auf der gleichen isodynamischen Linie gelegenen Orten beobachteten ungewöhnlich grossen Schwankungen der Declinationsnadel; er hat zugleich gezeigt, wie die östliche Linie ohne Abweichung dieser grossen Weltseuche so ziemlich die Marschroute bei ihrem Vorrücken von Osten nach Westen vorgezeichnet hat. Wenn nun meine auf einem ganz anderen Wege und auf ganz andere Weise ohne irgend eine vorgefasste Meinung unternommenen Untersuchungen zu dem nemlichen Resultate in so fern führten, als sie dazu dienen, jenen inneren Zusammenhang, den Buzorini zwischen der Cholera und dem erdmagnetischen Fluidum vermuthet, auf das organisirende Princip des menschlichen Organismus, auf die Lebenskraft selbst, nicht nur wo sie in einer ein-

zelnen Krankheit, hier der Cholera, sondern in allen Fällen dem Einfluss der Aussenwelt unterliegt, auszudehnen, so verdienen diese Facta, deren weitere Verfolgung zu noch gar nicht zu ahnenden Gesetzen führen können, nach meiner Ansicht die Aufmerksamkeit der Naturforscher, *in specie* der Aerzte, in hohem Grade.

Man wird an mich nun die Frage stellen, die ich mir in Gedanken bereits selbst gestellt habe: je nun, welcher Art sind die Beziehungen zwischen dem erdmagnetischen Fluidum und der Lebenskraft? — Wüssten wir, dass zur Zeit der östlichen Abweichung, welche mit dem Maximum der Mortalität zusammenfällt, die Intensität des Erdmagnetismus ihr Maximum oder Minimum erreicht, wüssten wir, welche Aenderungen das erdmagnetische Fluidum zu Zeitpunkten ungewöhnlich grosser Schwankungen der Abweichung erlitte, zu Zeitpunkten, wo die Lebenskraft so heftig angegriffen wird, wie z. B. zum Zeitpunkte wo die Cholera oder eine ähnliche Weltseuche herrscht: so liesse sich hierüber freilich mit grösserer Sicherheit eine Hypothese aufstellen. Allein leider wissen wir über die Intensität des Erdmagnetismus noch blutwenig, und die Physiker müssen hierin noch viel nachtragen. Nach Gauss fällt zwar die Abnahme der Intensität in die Vormittagsstunden und sie erreicht ihr Minimum etwa zwei Stunden vor Mittag, die Zunahme in die Nachmittagsstunden und das Maximum auf die zehnte Abendstunde nach Kupfer; doch wie gesagt, diesen Angaben liegen noch zu wenig Beobachtungen zu Grunde. Wollen wir uns an den Ausdruck der Erfahrung streng halten, so können wir uns die gegenseitigen Beziehungen beider Kräfte etwa so vorstellen: Es ist eine bekannte Thatsache, dass die Linie ohne Abweichung in Säcularperioden von Ost nach West vorrücke. Dieses Vorrücken geschieht eben mittelst der täglichen Schwankungen der Magnetnadel, indem man beobachten kann, dass die mittlere tägliche Abweichung im Verlauf von etlichen Jahrzehnden eine merklich geringere westliche Declination zeigt als in früheren Perioden. Die westliche Declination ist für unsere Gegend seit dem Jahr 1814 im Abnehmen. Denken wir uns nun die Resultante der erdmagnetischen Kraft in ihre horizontale, vornehmlich die Declination als nördliche Com-

ponente, und ihre verticale, hauptsächlich die Inclination bedingenden Einzelkräfte zerlegt, so können wir uns etwa so ausdrücken: In der Zeit wo die nördliche Componente der erdmagnetischen Kraft durch Vorrücken der östlichen Linie ohne Abweichung nach West und damit durch Attraction der Declinationsnadel gegen Ost ihr Maximum in westlicher Richtung erreicht hat, tritt zugleich auch das Maximum der Mortalität ein; kehrt die östliche Linie ohne Abweichung auf ihren früheren Stand nach Ost und damit die Declinationsnadel nach West zurück, so tritt das Minimum der Mortalität ein, wobei noch überdies zu bemerken ist, dass dieses mit grösserer Regelmässigkeit in den Vormittags- als in den Nachmittagsstunden geschieht.

Welche nähere qualitative Beziehung die horizontale Einzelkraft des Erdmagnetismus zur Lebenskraft habe, ob namentlich die verticale Einzelkraft einen andern Einfluss ausübe? Dieses sind zwar nächstgelegene Fragen, die aber, namentlich bei dem Mangel unserer Kenntniss in Beziehung auf die Schwankungen des Inclinatoriums vorläufig noch gänzlich unlösbar sind. Höchst wünschenswerth wäre es indessen, wenn auf ähnlichem Wege, welchen ich eingeschlagen habe, unser Gesichtskreis auf diesem, so gar wenig bekannten Gebiete, sich nach und nach erweiterte. Wie höchst interessant wäre es z. B. zu erfahren, wie die Mortalitätscurve im Bereiche des westlichen, amerikanischen Systems, der Linie ohne Abweichung, sich ausrechnen würde? Statistische Studien aus den grossen Städten des nord- und südamerikanischen Continents: Newyork, Boston, Philadelphia, Neuorleans, Rio Janeiro, Buenosayres etc. würden hierüber gewiss sehr fruchtbare Resultate liefern. Von selbst versteht sich, dass die gleichen Studien auch auf dem alten Continente gemacht werden müssten, was bei der grossen Masse Materials, die insbesondere in unseren europäischen Städten allenthalben aufgehäuft sind, nur eines geeigneten Forschers bedürfen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Tabellarische Uebersicht der Mortalitätswerthe.

Monate.	Vormittag.												Nachmittag.												Summa.	Angabe d Stunde fehlt bei	S. Summar.
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12			
Januar	64	69	91	83	86	90	115	115	119	90	69	76	61	77	73	83	59	83	77	58	68	92	77	59	1934	254	2188
Februar.	62	66	72	87	81	101	98	100	99	104	86	90	64	76	80	62	78	76	64	65	58	81	59	67	1876	228	2104
März . .	90	77	95	66	91	111	119	136	124	121	101	93	57	81	114	105	99	98	87	96	83	95	90	74	2323	282	2605
April . .	91	83	81	99	85	102	115	130	120	95	69	74	66	81	87	66	86	88	72	77	75	96	84	68	2100	257	2357
Mai . . .	66	71	85	76	85	83	114	94	106	88	59	81	72	79	82	82	80	82	62	68	58	76	73	55	1877	250	2127
Juni . .	50	60	65	72	70	80	71	87	72	77	64	69	60	62	60	64	48	66	53	46	45	63	49	58	1511	220	1731
Juli . . .	39	54	44	61	68	58	75	91	79	79	46	50	45	48	54	50	40	51	46	44	48	65	53	48	1334	186	1520
August .	54	55	69	74	62	63	71	94	64	66	52	52	63	55	71	60	55	55	60	43	61	62	79	44	1484	230	1714
Septbr. .	59	67	50	68	71	85	99	70	82	76	71	75	49	54	93	66	63	60	52	56	62	66	65	78	1629	232	1861
Octbr. .	62	64	70	90	64	86	75	99	72	86	63	66	61	67	64	68	61	89	73	55	70	60	65	40	1670	235	1905
Novbr. .	53	69	61	64	71	91	79	108	79	92	58	65	65	56	68	64	68	59	46	55	61	91	56	55	1633	215	1848
Jahr . .	746	800	865	946	920	1024	1116	1219	1109	1051	817	854	711	795	896	850	809	887	761	729	757	920	825	698	21110	2956	23360

Bemerkungen zu voranstehender Tabelle.

Die tabellarische Uebersicht der Mortalitäten bildet die Grundlage der ganzen Abhandlung, sie ist indessen von selbst verständlich genug und bedarf keines weiteren Commentars, nur das bemerke ich bei dieser Gelegenheit, dass ich bei Aufnahme der Todesfälle nach Stunden alle diejenigen gestorbenen ausgeschlossen habe, welche nicht an einer Krankheit gestorben sind, sondern nach Angabe des Todtenregisters an äusseren Verletzungen, oder über deren Todesstunde, z. B. bei an Apoplexie etc. Verstorbenen, deren Tod erst später bekannt wurde, man im Zweifel bleiben musste.

Was die graphische Darstellung der Tages- und Jahrescurve am Ende des Heftes betrifft, so habe ich hiebei nur zu bemerken, dass dieselben bis auf die dritte Decimalstelle genau hier verzeichnet sind. Die in ganzen Strichen ausgeführten Curven sind die berechneten, die punktirten Curven die beobachteten Mortalitätswerthe; die Tagescurve ist unterhalb, die Jahrescurve oberhalb verzeichnet. Die graphische Darstellung der Maxima, Minima und Media ist ohne Commentar verständlich.

---

5. Ueber *Geosaurus maximus.*

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Das Taf. I. Fig. 7 in halber nat. Gr. abgebildete Kieferstück eines fossilen Sauriers gehört meinem Freunde, Graf Mandelsloh. Die Gebirgsart ist das bisher unter dem Namen „Portlandkalk" aufgeführte Glied des weissen Jura. Der Stein rührt aus einer alten eingerissenen Mauer in der Umgegend von Ulm her. Das Fragment gehört in die rechte Unterkieferhälfte in die Nähe der Symphysis, enthält eine Reihe von 6 colossalen Fangzähnen, theils ihrer ganzen Länge nach überliefert, theils durch ihr Lager angedeutet. Einen 7ten ursprünglich abgelösten enthält das abgesprengte Gegenstück, welches auf die 2 vordersten, am vollständigsten überlieferten Zähne der Abbildung passt, entlang des untern Maxillarrandes. Die äussere Wand der Maxille c. c. ist in dem Gegenstück ihrer ganzen Höhe nach erhalten und beweist eine grössere Höhe der äussern Kieferwand als der inneren. Ihre äussere Knochenlamelle ist abgesprengt und die innere Knochentextur mit mehrfachen, von der Gebirgsart ausgefüllten Durchgängen für Gefässe blossgelegt. Bei allen Zähnen ist die Zahnmasse

mehr oder weniger gesplittert und eine mit Gebirgsart ausgefüllte, kegelförmig ausgebauchte, bis zu $\frac{2}{3}$ der Zahnhöhe reichende Höhle a.a. für den Nucleus blossgelegt. Es waren daher diese ihren Dimensionen nach gewiss ausgewachsene Zähne an der Wurzel offen und mit dieser in ziemlich tiefen, durch die Durchschnitte von Zwischenwänden b.b. angedeuteten, nur unvollkommen anschliessende Zahnzellen eingekeilt. Die zugeschärft-zweischneidige, nach innen und rückwärts gekrümmte Form der Zähne mit convexerer Wölbung der innern und weniger convexen der äusseren Zahnseite stimmt genau auf die S. 150, Jahrg. II. der Jahresb. beschriebene Zahnform des von mir mit *Geosaurus maximus* bezeichneten Sauriers. Diese Bezeichnung gründete sich auf die Uebereinstimmung der bis jetzt nur vereinzelt gefundenen Zähne des vorliegenden Sauriers mit den Zahnformen des *G. Sömeringii Cuv.* aus Monheim. Die an unserem Maxillarstück sichtbare Dentition mit tiefen Zahnzellen der Fangzähne scheint nun einen wichtigen Unterschied von dem Monheimer Fossil zu bilden, von welchem eine nur anchylotische Verbindung der Zähne mit dem Zahnbein angegeben wird, der eine Trennung des vorliegenden Sauriers von dem Genus *Geosaurus* und vielleicht eine Einreihung in das Genus *Belodon* oder ein anderes aus der Familie der *Thecodontosaurier* *) (s. Geol. transact. 1836. S. 349) mit sich bringen müsste, wenn sich dieser Unterschied durch weitere Auffindung von Ueberresten des fraglichen Sauriers und genauere Vergleichung des Monheimer Fossils als ein generischer herausstellen sollte.

---

6. Beitrag zur Ornithologie Griechenlands etc.

Von Chr. Ludw. Landbeck zu Klingenbad.

Der betropfte Sänger. *Sylvia guttata, mihi. Nov. spec.*

Mit Abbildung auf Taf. II.

Artkennzeichen: Scheitel dunkelaschgrau, rund schwarzgefleckt; Kehle weiss, mit etwas verdeckten schwarzen Flecken; Grösse der *Sylvia garrula*, 5″ 3‴ par. Maass lang; Schna-

*) Ueber diesen Gegenstand behalte ich mir eine nähere Erörterung aus Anlass der oben S. 172 Anm. angekündigten Mittheilung vor. *Pl.*

kämpfenden Griechen an, und bekam dadurch eine mehr praktische als spekulative Richtung. Ebenso sollte die Verbesserung der Sitten der zum Gefängniß Verurtheilten eine seiner Beschäftigungen werden; vorzüglich sollte die religiöse Besserung vom Vereine betrieben werden. Dies gab Anlaß zur Errichtung eines besondern Comités, welches sich mit der damals bestehenden und unter Aufsicht der Regierung wirkenden Gesellschaft zur Verbesserung des Schicksals der Gefangenen in Verbindung setzte, und sich nicht allein um ihren religiösen, sondern auch um ihren leiblichen Zustand bekümmerte, und die von ihr in den Gefängnissen beobachteten Mißbräuche kund that. Ebenso entstand ein anderes Comité zur Verbesserung des Schicksals der Sklaven in den Kolonien, und aus diesem ward allmählig ein Comité zur Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei.

Vor der Julirevolution war die Presse emsig mit Aufdeckung der schädlichen Folgen der Staatslotterien und der Spielhäuser beschäftigt. Auch dieser Gegenstand mußte die Aufmerksamkeit des Vereins der christlichen Moral auf sich ziehen. Er nahm sich der Sache mit vielem Eifer an, und setzte sogar Preise auf die Einsendung guter Schriften wider Lotterien und Spielbanken. Somit griff der Verein gerade in diejenigen politischen Erörterungen ein, welche damals Presse und Rednerbühne beschäftigten, und wirkte selbst durch mündliche Erörterungen und Schriften. Letztere bestanden in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift und den von ihm gekrönten Abhandlungen. In ersterer wurden auch die Erkundigungen eingerückt, welche der Verein in Frankreich sowohl als im Auslande über jene Fragen und Zustände eingezogen hatte, und welche dann wieder zur Folge hatten, daß sich eine Menge von Provinzbewohnern dem Verein anschlossen, und daß auch im Auslande Stimmen laut wurden zu Gunsten der vom Vereine unternommenen Verbesserungen.

Von den Punkten, welche er besonders im Sinne hatte, kamen zwei, nämlich die Verbesserung des Zustandes der Gefangenen und die Abschaffung der Staats- und Privat-Hazardspiele (Lotterien und Spielbanken), an die Tagesordnung; die öffentliche Meinung unterstützte den Verein, welcher seinerseits den freisinnigen Theil der Deputirtenkammer unterstützte, und so setzte er die Verbesserung des Zustandes der Gefangenen durch, da, wie gesagt, ein besonderer

bel von der Stirn bis zur Spitze 5‴, vom Mundwinkel bis Spitze 7‴, Länge der Nasenlöcher 1½, Breite zwischen Stirn und dem Anfang der Nasenlöcher 2‴, Höhe des Schnabels an dieser Stelle 1½‴ lang.

Oberschnabel: von der Stirn sanft abfallend, beschreibt er eine sanfte Bogenlinie mit etwas stärker gebogener ausgeschnittener Spitze, dreiseitig, unmittelbar vor den Nasenlöchern ziemlich stark seitlich zusammengedrückt, daher schlank und dünn; schwarz. Unterschnabel fast gerade, nur am Winkel und gegen die Spitze etwas abwärts gebogen, unmittelbar vor der Vereinigung der Kieferarme wie der Oberschnabel zusammengedrückt, vorn schwarz, an der Wurzelhälfte gelb. Die Nasenlöcher beschreiben mit schmaler Ritze einen mit beiden Enden nach oben gekehrten Bogen oder Kreisabschnitt und sind von obenher mit einer schwarzen Haut bedeckt.

Auge: mittelgross, wahrscheinlich gelbbraun, die Wimpern aschgrau befiedert.

Fuss: Schienbein 11‴, Ferse 9‴, Mittelzehe ohne Nagel 5½‴, innere Zehe 3½‴, Aussenzehe 3½‴, Hinterzehe 3‴, Nägel 1—2‴ lang. Der nackte Theil des Fusses ist hellbraun, die Nägel sind dunkel hornbraun; die Schilder auf der Vorderseite des Tarsus so schmal, dass sie auf der Aussenseite desselben kaum sichtbar sind.

Flügel: vom Bug bis zur Spitze 2″ 5‴ lang; die erste Schwungfeder säbelförmig einwärts gebogen, stumpfspitzig, gleichlang mit der längsten unmittelbar darüber liegenden Deckfeder; die zweite Schwungfeder ist die längste und verdeckt von innen bei zusammengelegtem Flügel die 3te und 4te, welche wenig kürzer sind; die meisten der Schwungfedern erster Ordnung sind auf der Unterseite von der Mitte an gegen die Wurzeln verschmälert, auf der Aussenfahne ist die 3te, 4te und 5te ausgeschnitten und auf der vordern Hälfte verengt.

Schwanz: 2″ 1‴ lang, abgerundet, indem die äusserste Feder um 3‴ kürzer ist als die mittlere, und so verkürzt oder verlängert sind die übrigen in zu- oder abnehmendem Verhältnisse.

In Gestalt und Farbe gleicht unser Vogel bei flüchtiger Betrachtung ausserordentlich der *Sylvia garrula*; bei genauerer

Vergleichung zeigen sich jedoch bedeutende Abweichungen; die Structur des Gefieders ist übrigens dieselbe wie bei der erwähnten Klapper-Grasmücke, somit zarter, weicher und reicher als bei der grauen (*S. cinere*). Stirn, Scheitel und Hinterkopf, Rücken und Steiss sind schmutzig braungrau, auf dem Kopfe jedoch mehr ins Dunkelaschgraue ziehend, und schwarz gefleckt oder geschuppt, indem jede Feder in der Mitte einen schwarzen runden Fleck enthält; die übrigen obern Theile sind ungefleckt, die Steiss- und obern Schwanzdeckfedern reiner und lichter grau, als der Rücken, aber immerhin noch bräunlich angeflogen. Die Zügel, die Umgebung der Augen, sowie die Ohrfedern rein dunkelaschgrau, glänzend; die Halsseiten ebenso, aber bräunlich angeflogen. Das kleine Gefieder der obern Seite der Flügel schmutzig graubräunlich, die Deck- und Schwungfedern verblichen schwarz oder bräunlichschwarz, alle mit grauer Einfassung, welche an den grossen Deck- und den hintersten Schwungfedern am breitesten ist; die Deckfedern auf der Unterseite des Flügels graulichweiss, am Flügelrande schwärzlich gefleckt; die Schwungfedern auf dieser Seite gelblichweiss breit eingefasst, sonst glänzend lichtgrau. Der Schwanz ist blassschwarz, die mittlern Federn auf der Oberseite graulich gebändert oder gewässert; die äusserste auf der Aussenfahne weiss, auf der Binnenfahne aber mit keilförmigem weissen Fleck und schwarzem Schafte; die 3te auf der Binnenfahne mit kurzer weisser Spitze. — Kinn, Kehle bis Oberbrust weiss mit verdeckten schwarzen Flecken, welche überall durchschimmern und besonders gegen die Brust sehr zahlreich vorhanden sind, indem hier jede Feder in der Mitte einen schwarzen Fleck enthält. Die übrige Unterseite ist weiss, auf der Brust und am After gelbweinröthlich, an den Seiten graubraunröthlich überflogen, ähnlich wie bei *Sylv. cinerea*, nur lichter und zarter. Unterschwanzdeckfedern an den Wurzeln braunröthlich, an den Spitzen weiss. Schienbeinbefiederung graubräunlich.

In Gestalt, Farbe und Zeichnung steht diese ächte Grasmücke in der Mitte zwischen *Sylvia garrula*, mit der sie die Grösse und Färbung im Allgemeinen gemein hat, und *Sylvia cinerea*, mit welcher ihr Flügel- und sonstiger Körperbau ziem-

lich übereinstimmt; sie unterscheidet sich jedoch von ersterer durch abweichenden Flügelbau, ganz anders gestaltete und gefärbte Füsse, längern Schnabel, ganz verschieden geformte Nasenlöcher, schwarzgefleckten Scheitel und die weisse, schwarzgefleckte Kehle; von letzterer hingegen durch geringere Grösse, längern, schlankern und anders gebauten und gefärbten Schnabel, die erwähnte Scheitel- und Kehlzeichnung, sowie durch den Mangel der über die Oberseite der *S. cinerea* ausgebreiteten rothbraunen Farbe, andere Fussbedeckung, kürzere Flügel, indem derselbe vom Bug bis zur Spitze um 2½—3‴ kürzer ist als bei den vielen Exemplaren der *S. cinerea*, die ich vergleichen konnte, und endlich durch den Mangel der charakteristischen weissen Einfassung der zweiten Schwungfeder, wodurch *S. cinerea* in allen Kleidern sich auszeichnet.

Mit einem andern spitzflügeligen Sänger ist unser Vogel sonst nicht wohl zu verwechseln, so wenig als mit einem der rundflügeligen der südeuropäischen Fauna; ich kann daher denselben nur für eine neue, noch unbeschriebene Art halten, die vielleicht bisher mit den oben erwähnten ähnlichen Gattungsverwandten verwechselt wurde.

Ich erhielt das Exemplar, von dem vorstehende Beschreibung entnommen ist, ein altes ausgefärbtes Männchen, welches etwa im Mai 1837 erlegt wurde, mit einer Sendung anderer Vögel aus Griechenland als *Sylvia cinerea*, wovon aber auch noch 6 Bälge beilagen, welche in Nichts von den hiesigen Exemplaren dieser Art abweichen, als dass sie an der Brust intensiver weinröthlich gefärbt sind, und etwas lichtere Schnäbel haben. In welcher Gegend Griechenlands aber dasselbe erlegt wurde, ob er daselbst selten oder gemein ist, ob dort brütet und wie er sonst lebt, darüber kann ich keine Auskunft ertheilen, indem auf dieses alles nicht geachtet wurde, da er für eine *Sylvia cinerea* galt.

Ich vermuthe übrigens, dass dieser Vogel auch in andern Sammlungen, welche griechische Vögel besitzen, vorhanden, aber bisher übersehen worden sein dürfte, da weder Graf von der Mühle, noch Dr. Lindermeyer, welche über die Vögel Griechenlands werthvolle Aufschlüsse mitgetheilt haben, desselben erwähnen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Centaurea solstitialis L.

Von G. v. Martens.

Die gelbe Sommerflockenblume ist eine in ganz Südeuropa auf trockenen, warmen Stellen, von welchen der Ackerbau die ausdauernden Gewächse abhält, häufige einjährige Pflanze. Im mittleren Europa tritt sie nur einzeln bald da, bald dort auf und verschwindet gewöhnlich bald wieder, so dass schon Gaudin die Vermuthung äusserte, sie werde mit fremdem Samen eingeführt, was der treffliche Koch näher dahin bestimmt, dass sie wahrscheinlich mit Getreide eingeführt werde.

In Württemberg, wo der Dinkel die allgemeine Brodfrucht ist, bezieht man keine Saatfrüchte aus südlicheren Gegenden; auch hatten Schübler und ich, als wir 1834 die Flora von Württemberg herausgaben, diese auffallende uns wohl bekannte Pflanze innerhalb der Grenzen unserer Flora weder im Felde, noch in gedruckten oder handschriftlichen Verzeichnissen gefunden, daher sie von uns nicht erwähnt wurde.

Kaum war jedoch unser Werk erschienen, so erfuhr ich, dass Herr Apotheker Engelmann die *Centaurea solstitialis* bei Bönnigheim in verschiedenen Jahren beobachtet habe, im Juli 1835 sandte sie Herr Lutz aus Neckarsulm ein und den 10. August 1835 fand sie Herr Buchhalter Rösler bei Hohentwiel, daher sie nun mein Freund Leehler 1844 in seinem Supplement zur Flora von Württemberg aufnahm.

Endlich entdeckte Herr Kanzleirath Benz im September 1849 diese für uns so seltene Pflanze auch bei Stuttgart und ich hatte nun Gelegenheit, die Verhältnisse ihrer Erscheinung näher zu erforschen.

Wie so viele andere Pflanzen, welche den kräftigeren und einheimischeren in der Wildniss den zum Dasein erforderlichen Raum nicht abzuringen vermögen und sich daher in die Nähe der Menschen und Hausthiere flüchten, hat auch diese goldene Flockenblume eigene Schutzwehren gegen ihre gefährliche Nachbarn; so lange sie nicht blüht, blos die grosse Bitterkeit der Stengel und Blätter, später die scharfen gelben Stacheln der Blumenköpfe.

Die Schuppen der Blüthenhülle haben an ihrem obern Rande in den drei untersten Reihen 1, dann 3, dann 5 kaum bemerkbare Stacheln,

aber mit der vierten Spiralwindung tritt aus den 5 Stacheln der mittlere schnell entschieden hervor, erreicht in der fünften eine Länge, welche die des ganzen Blüthenkopfes übertrifft, wird in der sechsten wieder kürzer und verschwindet dann weiter nach oben ebenso schnell, so dass die innersten Schuppen statt der Stacheln nur mit weichen, biegsamen, die Blüthe sanft umhüllenden Spreublättchen enden. So erhält der runde Blüthenkopf in der Mitte einen dreifachen Ring scharfer Stacheln, in der Knospe noch alle vorwärts gerichtet, während des Blühens so gestellt, dass die hinterste Reihe sich rückwärts krümmt, die mittlere gerade absteht, die oberste nach vornen gerichtet bleibt und so die Blume möglichst gegen die Hand des Knaben oder das Maul der Ziege geschützt ist, und kommt die Zeit der Samenreife, so krümmen sich alle Stacheln rückwärts, um den nun leicht abbrechenden Blüthenkopf an die Wolle der Schafe oder andere vorbeistreifende Körper zu hängen und so die Verbreitung der Pflanze zu fördern.

Merkwürdiger noch ist die innere Einrichtung. Schon Decandolle bemerkte, dass die Fruchtkeime der geschlechtslosen Randblumen keinen Haarkranz haben, dieser fehlt aber nicht nur den wenigen viertheiligen unfruchtbaren Randblumen, sondern auch einem ganzen zweiten Kreise fünftheiliger fruchtbarer Blüthen, welche, da sie sich ungehindert nach Aussen ausdehnen können, gerade die kräftigsten Samen entwickeln, die weiter nach Innen fortsetzenden Spiralreihen tragen den gewöhnlichen Haarkranz der Flockenblumen, sind aber schmächtiger, bleich und die innersten schlagen endlich ganz fehl. Die kranzlosen Früchte sind so bestimmt, die Art in der Nähe fortzupflanzen, die jüngeren bekränzten aber ihr Glück in der Ferne zu suchen. Diese letzteren mögen vielleicht auch, wie die ganz ähnlichen der blauen Kornblume, sich im Weizen erhalten und mit solchem versendet werden, die unbekränzten dagegen haben mit dem Samen des Luzernerklees, *Medicago sativa L.*, gleiche Grösse und Schwere und können daher, wie die Sumpfhirse, *Panicum Crus galli L.*, im Reis, weder durch Werfen, noch durch Sieben aus solchem entfernt werden.

In Stuttgart wird viel Luzernsamen aus Steiermark und Südtyrol bezogen, es ist aber wahrscheinlich, dass die ausdauernde Luzerne auf einem feuchten, fruchtbaren, für sie besser als für die Flockenblume passenden Boden diese letztere nicht aufkommen lässt. Diesen Mal hingegen hatte man die steile, dürre, gegen Osten gekehrte, etwa 10 Fuss hohe Böschung an der Landstrasse zwischen der Reiterkaserne und der Ludwigsburger-Strige mit Luzerne angesät, die besonders oben nur dünne aufging, so dass es einigen derben Cynarocephalen vollständig gelungen ist, sich gegen dieselbe zu behaupten. Characteristisch hat die Südländerin den obersten, trockensten Rand des Abhangs besetzt und in drei grossen Büschen ihre goldgelben Blumen zahlreich bis in den Oktober hinein entwickelt, die Purpurblüthen zweier Disteln, Cir-

sium arvense Scopoli und Carduus nutans L., schmücken den mittleren Theil des Abhangs und nur der untere feuchteste Theil am Strassengraben blieb unbestritten der Pflegetochter des Guteigenthümers. Ich bin nun begierig, ob sich der ungeladene Gast länger als ein Jahr in unserer Gegend behaupten wird.

Auch ein Stylolith!

Von Stadtvicar Fraas zu Balingen.

Auf der linken Seite des Beerathals oberhalb des Fleckens Nusplingen stehen die Planulatenbänke (weisser Jura *f*) in mächtiger Entwicklung an. Hier wurde ein neuer Steinbruch eröffnet, auf welchen mich Herr Dr. Kinzelbach diesen Sommer aufmerksam machte. Dieser Bruch ist neben seinen reichen Petrefactenlagern durch grosse Stylolithen ausgezeichnet, welche die Schichten in verticaler Richtung durchziehen. Einen dieser Stylolithen verfolgten wir in seiner ganzen Länge: derselbe ist bei 16 Fuss lang und hat 3—4 Zoll im Durchmesser, er durchzieht 8 Bänke je von 1—3 Fuss Mächtigkeit und zwar so, dass jede dieser Bänke den Stylolithen abschneidet, aber seine Fortsetzung in der nächsten Bank folgt. Im Horizontalbruch der Schichte ist der Stylolith nicht sichtbar, sein Umriss tritt nicht hervor, sein Bruch ist der Bruch der Kalkbank: erst im Verticalbruch tritt derselbe nach seinen Längsrinnen und Streifen aus dem Stein heraus. An seinem Ende hört er unregelmässig spitzig auf. — An organischen Ursprung war in diesem Fall nicht zu denken. Diesmal ist's ein unorganischer, und nicht lange durfte ich nach dem Grunde suchen: die ersten Hammerschläge auf den Riesen förderten eine Schwefelkiesader zu Tag, welche das Gestein durchzieht und um welche herum der Stylolith sich gebildet hat. Gleich beim Eintritt in den Steinbruch war mir der Reichthum von Schwefelkies aufgefallen, welcher hier sich zeigt, Rostflecken kündigen ihn an jedem Steine an. Kleine Würfel-Crystalle, Drusen, Knollen und Adern sind überall. So zeigte sich auch beim Zerschlagen des Stylolithen stets im Innern eine Schwefelkiesader, welche an die Oberfläche in verschiedenen kleinen Crystallen hervortritt und durch Verwitterung eine Rostschichte zwischen der Kalkbank und dem Stylolithen erzeugt hat. Ausserdem bildet Kalksinter, verwitterter oder zersetzter Kalk und Mondmilch eine dünne Zwischenschichte, welche den Stylolithen vom Gestein, in welchem er steckt, trennt. Und so hängt diesmal der Stylolith mit einer unorganischen Schwefelkiesader zusammen, während er in andern Fällen im Gefolge von organischen Körpern sich findet.

Dies ein kleiner Beitrag zu den Ulmer Verhandlungen am letzten April dieses Jahrs!

Rhyncholithen im württembergischen Jura.

Von Ph. Roman in Tübingen.

Im Juli dieses Jahres (1849) fand ich bei Dusslingen, wo die Steinlach hinter den südlichsten Häusern dieses Orts die untern Liaskalke so schön blosslegt, in der untern Pentacrinthenbank von Lias *α* (man kann hier zwei Pentacrinthenbänke, jede von 2—4 Zoll Mächtigkeit, unterscheiden, von denen die untere hauptsächlich Hilfsarme, die obere aber Pentacrinthenstiele, oft sehr zierlich verkiest, enthält, zwischen beiden liegen 2—3 Fuss mächtige bröckliche Kalke) einen Rhyncholithen, den ersten, der in unserem Lias wohl gefunden wurde. Er ist etwa $^3/_4$ Zoll lang und hat ganz den Typus, den die Rhyncholithen des Jura, wie sie bei Quenstedt Tab. 34 abgebildet sind, zeigen. Am meisten nähert er sich dem *Rh. giganteus* und dem *Rh. acutus*. Die schnabelförmige Kaputze ist compact, wie bei *Rh. giganteus*, der hintere freie Theil der Kaputze aber, der bei D'Orbigny's Exemplar (Quenstedt Tab. 32, 2) abgebrochen ist, ist hier, wie in der Regel bei *Rh. acutus* Tab. 34, 19, b u. c, auf die platte Firste herabgedrückt. Ueber die Kaufläche kann ich nichts angeben, da es sehr schwer fallen würde, die Basis des Rhyncholithen aus dem mürben Gestein herauszuarbeiten.

Würde sich in dieser Bank der *Nautilus arutus* finden, so wäre die Vermuthung, dass er diesem angehören würde, wohl gerechtfertigt. Nach der Analogie des lebenden *Nautilus Pompilius* liesse er auf einen *Nautilus* von $^3/_4$—1 Zoll Durchmesser schliessen, was die mittlere Grösse dieses *Nautilus* ist. Indessen findet sich *Rhyncholithes avirostris*, der dem *Nautilus bidorsatus* angehört (Quenst. Petref. pag. 545), nicht in den gleichen Bänken mit diesem zusammen, sondern stets höher als dieser, und eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem *Rh. avirostris* und dem *Rh.* aus Lias *α* ist, wenn auch hier die Firste nicht gekerbt ist, nicht zu verkennen.

Man könnte sich somit, wenn man die Rhyncholithen überhaupt als Nautilusschnäbel ansieht, über das ungleiche Vorkommen der Rhyncholithen und der Nautileen leicht wegsetzen. Nimmt man aber mit Buckland an, dass die Rhyncholithen, wie dies mit denen von *Lyme-Regis* (Quenst. pag. 584) der Fall sein kann, Belemnitenschnäbel sind, so würde man auch leicht versucht sein können, dies bei diesem Rhyncholithen zu glauben, denn in diesen Pentacrinthenbänken findet sich ausser *Belemnites brevis*, der hier sehr häufig ist, kein Rest eines Cephalopoden. Den *Rh. giganteus* müsste man zu *Belemnites giganteus* (in dessen Thonen der *Nautilus giganteus* bei uns vorkommt) und eben dahin auch den zweiten Rhyncholithen von D'Orbigny (D'Orb. terr. jur. 39, 3) stellen. Hat man aber auch alle diese Rhyncholithen auf diese Weise untergebracht, was soll dann aus den Rhyncholithen des Muschelkalks werden, die man keinen Belemniten zuschreiben kann?

Ueber das Erscheinen der kleinen Lärchenblattwespe in dem sogenannten Limpurger Walde.

Von Forstamts-Assistent Jaeger in Comburg.

Zu Anfang der letzten Woche Juni l. J. machten sich in einer 10 Morgen haltenden, im Jahre 1839 auf einer vormaligen Waldwiese angelegten und zum Staats-Reviere Sittenhart, Forsts Comburg, gehörigen Lärchenkultur, viele Pflanzen dieser Holzgattung dadurch bemerkbar, dass ihnen die Benadlung der jüngsten (heurigen) Triebe fehlte, was zur näheren Untersuchung gedachter Erscheinung Veranlassung gab und wobei eine 6‴ lange 1½‴ breite, schön grasgrüne Larve, welche an den Nadeln von der Spitze nach den Knospen frass und sich entweder an den Nadeln ausgestreckt oder um dieselben herumgeschlungen hatte, als der Grund entdeckt wurde. Die Larve war in zahlloser Menge vorhanden, und bald waren die heurigen Triebe kahl gefressen, worauf es an die Nadeln der übrigen ging, so dass bis Ende Juni kein Stämmchen mehr unverzehrt, und mehr denn die Hälfte beseukahl abgefressen war. Unter Zuhülfenahme des bekannten Werkes von Ratzeburg „die Forstinsekten und deren Abbildungen“ Berlin 18⁴⁰/₄₅ bei Nicolai erkannte ich in diesem Waldvertilger die Larve von Thenthredo (Nematus) Laricis. Hartig. und ist das Nähere hierüber a. O. Tom. III. pag. 123. Tab. III. Fig 1. L. 1. K. 1. 6., aufzufinden. Ratzeburg empfiehlt als Vertilgungsmittel das Abklopfen der lose an den Zweigen sitzenden Larven, oder auch das Anprällen der ganzen Stämmchen, was im vorliegenden Falle angewendet wurde, jedoch wegen des dichten Standes der Pflanzen zweifelsohne erfolglos, obgleich kurze Zeit nachher die Larve verschwand, was aber seinen Grund in der zu Ende Juni statthabenden Einpuppung unter der Bodendecke, und dann auch darin haben mag, dass um jene Zeit eine grosse Menge vieler Singvögelarten den ganzen Tag über mit Aufzehrung und Vertilgung der Larven beschäftigt waren, und sich durch Nichts in diesem Geschäfte stören liessen. Die von mir nach Hause genommenen Larven hörten nach der ersten Woche Juli zu fressen auf und fiengen an sich einzupuppen. Da die Flugzeit zu Ende April sein soll, so hoffte ich im September Wespen zu erhalten, es sind jedoch keine ausgeschlupft, und noch zu Mitte Oktober lag die Larve ganz unverändert in dem hellbraunen, behaarten, zäpfchenförmigen, durchsichtigen Cocon, und jetzt erst Mitte Novbr. ist bei Oeffnung des letzteren eine grasgrüne vollkommene Puppe sichtbar. Sollte ich im Frühjahre 1850 Wespen erhalten, so werde ich Ihnen dieses mitzutheilen die Ehre haben. Die Exkremente der Larve sind grünlichgelb, und ballen sich walzenförmig zusammen, wobei die genossene Substanz das Cohärenzmittel bildet.

Was mich betrifft, so kam mir in Württemberg von dieser Lär-

Verein zu dieſem Zwecke entſtand, und ſelbſt von der Regierung begünſtigt und geleitet wurde. Es wurden unverzüglich Schritte gethan, um junge Delinquenten von den ältern abzuſondern und ihnen die Wohlthat des Unterrichts zukommen zu laſſen. Ebenſo wurde die fehlerhafte und zum Theil elende Einrichtung vieler Gefängniſſe beſprochen und theilweiſe auch abgeändert. Dieſe allerdings wichtige Angelegenheit blieb von jener Zeit an der Regierung anempfohlen, und iſt ſeitdem nicht wieder aus der Tagesordnung gekommen.

Nach den Zeitumſtänden hat ſich dieſelbe in ſo weit verändert, daß jetzt die Frage iſt, ob Frankreich auch Pönitentiarhäuſer anlegen ſoll, wie Amerika, England und die Schweiz beſitzen. Dieſe letzte Frage iſt daher auch in den letzten Verhandlungen des Vereins der chriſtlichen Moral zur Sprache gekommen und weitläufig erörtert worden.

Noch größern Erfolg hatte dieſer Verein in Betreff der Abſchaffung der Hazardſpiele. Schon während der Reſtauration war die Regierung nicht abgeneigt, das betrügeriſche und unmoraliſche Staatslotto abzuſchaffen, welches beſonders den Aermern höchſt verderblich war. Die Frage war nur noch, wie man den durch die Abſchaffung derſelben der Staatskaſſe entſtehenden Schaden vergüten könne. Wenigſtens wurde dieſer einzige Vorwand zu Gunſten der Beibehaltung derſelben angeführt. Die Julirevolution bewirkte auch hier eine baldige Reform. Die Nothwendigkeit, dem betrügeriſchen Spiele ein Ende zu machen, wurde allgemein anerkannt, und die Lotterie ohne Schwierigkeit abgeſchafft, wozu auch das Beiſpiel Englands nicht wenig beitrug.

Schwer war es, die Pariſer Spielhäuſer aufzuheben. Hier lag das Unmoraliſche der Anſtalten noch mehr am Tage, und das durch dieſe Häuſer bewirkte Unglück wurde durch große Schandthaten erwieſen, und dennoch gab es Vertheidiger derſelben, ſogar unter den Staatsmännern. Sie meinten, die Spielhäuſer gehörten mit zu den nothwendigen oder unvermeidlichen Uebeln einer großen Hauptſtadt, und wenn die öffentlichen privilegirten Spielhäuſer zugeſchloſſen würden, ſo würden eine Menge heimlicher Spielbanken errichtet werden, und hier würde der Unfug um ſo größer ſeyn, da das Auge der Polizei nicht über ſie wachen könne. Auch zog man die bedeutende, von den Pächtern der Spielhäuſer jährlich an

chenblattwespe zum Erstenmale etwas zu Gesicht und Ohren, und scheint dieselbe auch in mehr gedachter Lärchencultur nur sporadisch vorgekommen zu sein, indem über einen ähnlichen Frass in den übrigen zahlreichen jungen Lärchenwaldungen des Limpurgerwaldes und des damit in Verbindung stehenden Mainharter Waldes Nichts verlautete. Der Frassort liegt ungefähr 1600 par. Fuss über dem Nordseespiegel, 750 par. Fuss über dem Niveau des Kocher bei Hall, auf einer zwischen dem Kocher- und Roththale befindlichen Hochebene, allwo das Klima bekanntlich sehr rauh ist. Nach Ratzeburg hat dieses Insekt, dessen Lebensweise noch nicht gehörig erforscht ist, im Harze und Thüringerwalde, sowie in den Ebenen Norddeutschlands, wo es Lärchen gibt, nicht unerheblichen Schaden angerichtet; nicht so im vorliegenden Falle, denn sämmtliche abgefressene Stämmchen schlugen wieder aus, und erholten sich während des Sommers, so dass mit Beendigung des Safttriebs im Monat Septbr. kein bleibender oder erheblicher Schaden mehr sichtbar war und blos der Ansatz des Jahresrings um den Holzkörper in Folge der temporär gestörten Funktionen der Blattorgane ein etwas mangelhafter sein dürfte.

Beobachtung über den schwarzen Storchen. Von Demselben.

Zu Ende Monat August 1843 brachte mir ein Jäger von Heiligkreuzthal einen hart an der Donau in einem Uferholze bei Hundersingen O.A. Riedlingen in Folge eines Schusses am Flügelgelenke eingefangenen Vogel, (nach Z. meinem damaligen Stationsorte) in welchem ich alsbald den in Württemberg sehr seltenen wilden Storchen (Ciconia nigra) erkannte und zwar ein junges männliches Exemplar (es nistete also eine Familie in der Nähe seiner Gefangennehmung), denn Schnabel und Ständer waren noch nicht roth, sondern grünlich und der Körper unausgewachsen, das Gefieder aber gläuzend schwarzblau. Der Storch wurde nun mit seinem gelähmten Flügel in ein grosses ummauertes Wies- und Gartengut, durch welches die Aach fliesst, gebracht. Trotz aller Mühe, dieses Thier an die Menschen und die ihm sehr reichlich vorgestellten Küchenabfälle zu gewöhnen, blieb es doch stets scheu und einsam, seine Nahrung im Garten und auf den Wiesen suchend, weshalb es auch nicht fehlen konnte, dass es vor Hunger starb, nachdem der Boden zu Anfang Novbr. mehrere Tage lang nicht mehr aufgefroren war. Ich übermachte das Cadaver an H. Prof. Dr. v. Rapp, welcher es zur vergleichenden Anatomie und Skelettirung benützte. H. Conservator Grüneisen sagte mir späterhin, in dieser Beziehung zwischen den beiden Species keinen Unterschied gefunden zu haben. Im Sommer 1848 sah ich von dem von Z. nach Ehrenfels führenden Fusswege in dem unten gelegenen schmalen Aachthale 2 Störche und zwar einen weissen und einen schwarzen, förmlich mit einander spielend, wodurch gleichfalls die sehr nahe Verwandtschaft dieser beiden Species psychologisch erwiesen sein dürfte, denn der Hausstorch ist ein intolerantes Thier, welches von der Vogelwelt nur seines Gleichen um sich duldet, und das scheue und wilde Wesen des schwarzen Storchen ist so sehr notorisch, dass gleichfalls mit Bestimmtheit anzunehmen ist, er gebe sich nur mit seiner Gattung ab.

---

1. Vierundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1848.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

---

1. Allgemeine Schilderung des Jahrgangs.

Der Jahrgang 1848 gehörte zu den, bezüglich dem Vegetationsprodukte, mittelmässigen. Die Wintermonate zu Anfang des Jahres boten nichts Ungewöhnliches dar, sie waren mit Frost und Schnee in gewöhnlichem Masse bezeichnet. Die Frühlingsmonate hatten gleichfalls das gewöhnliche Mass von Wärme und Frost, ohne dass letzterer wesentlich geschadet hätte. Dagegen wurde die Sommerwärme in den 3 Sommermonaten durch häufige Gewitter abgekühlt, so dass häufig kalte Nächte eintraten, welche einen rascheren Gang der Vegetation wieder hemmten. Die Herbstmonate zeigten allmählige Abnahme der Temperatur, und nur im November trat eine verhältnissmässig milde Witterung ein, welche bis über die Hälfte Decembers anhielt, um von da an einem anhaltenden Frost Raum zu geben.

Den Witterungsgang der **einzelnen Monate** zeigt folgende, zunächst den Stuttgarter Beobachtungen entnommene Uebersicht.

Der **Januar** hatte ziemlich wechselnde **Barometerstände**; vom 2—5ten, 10—12ten, 14—15ten, 23—26sten, 28—30sten Stände über, sonst Stände unter dem Jahresmittel; dabei mehremal schroffe Wechsel. Die **Lufttemperatur** blieb bis zu den letzten Tagen anhaltend frostig und erst mit dem 30sten erschien, mit westlicher Windrichtung, Thauwetter. Die **Brunnentemperatur** sank unter Schwankungen um 1,0°. Die **Luftfeuchtigkeit** zeigte sich, entsprechend den häufigen Nebeln, ziemlich stark. In der **Windrichtung** herrschte die nordöstliche überwiegend vor, bei meist ziemlich ruhiger Luft, nur am 13ten erschienen Windstösse von N. und am 31sten von

von W. Im Wolkenzug schien, soweit die fast stets neblichte Bedeckung des Himmels es erkennen lies, die nördliche Richtung vorzuherrschen, erst mit Ende des Monats setzte sie sich in westliche um. Die Menge des meteorischen Wassers war ungewöhnlich gering und überall her vernahm man Berichte von ungewöhnlich niedrigem Stand der Gewässer. Die Ansicht des Himmels war überwiegend trüb.

Der Februar hatte starke und schroffe barometrische Wechsel, (wie denn am 1sten Morgens 26″ 10,08‴; am 2ten Morgens 27″ 7,30‴) und, mit Ausnahme vom 2—7ten, 12—15ten, 17—19ten, Stände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur hob sich von dem in den ersten Tagen noch herrschenden Frost zusehends und nur vom 14—20sten folgten noch Morgenfröste. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich. Die Brunnentemperatur hob sich unter geringen Schwankungen um 1,5°. In der Windrichtung herrschte unter stürmischer Bewegung die südwestliche überwiegend vor, nach ihr, in den ersten Tagen und um die Mitte des Monats, die östliche, welche Frost brachte. In dem Wolkenzug herrschte die westliche und nach ihr die nördliche vor. Der wässerichte Niederschlag war nicht unbeträchtlich, auch erfolgten mehrfache jedoch nicht sehr reichliche Schneefälle, welche keine Schneedecke gaben. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der März hatte fast durchaus niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel und nur im letzten Drittel Stände, welche dasselbe erreichten oder nur wenige Linien übertrafen. Die Lufttemperatur hatte im ersten Drittel noch Frost, hob sich jedoch zusehends und das letzte Drittel des Monats wurde ziemlich mild. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,8°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten, bei meist bewegter und mitunter stürmischer Luft, die südwestliche, nach ihr die südliche und die nordöstliche unter raschen Umsätzen des Windes vor; in dem Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers, in welchem das Schneewasser vorherrschte, war nicht unbeträchtlich. Die Ansicht des Himmels meist trüb.

Der April hatte sehr wechselnden Barometerstand; vom 6—10ten und 17—28sten Stände unter, sonst über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur hob sich in den ersten Tagen zu beträchtlicher Höhe, doch erreichte sie die der Sommertage noch nicht; im übrigen Verlauf des Monats wurde sie durch häufige Regengüsse und das erste Gewitter im Jahr am 6ten abgekühlt. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 1,7°. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich. In der Windrichtung waren, mit ziemlich starken und anhaltenden Strömungen, die südwestliche und südliche, in dem Wolkenzug die westliche Richtung überwiegend. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich beträchtlich, entsprechend der Häufigkeit des Regens. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der Mai hatte, mit Ausnahme vom 16—18ten, durchaus hohe Barometerstände, über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur fuhr fort, in der ersten Hälfte sich zu heben und erreichte mehrmals die Höhe der Sommertage; in der 2ten Hälfte erschienen erkältende Gewitter mit nördlichen und nordwestlichen Windrichtungen. Am 6ten und 7ten und noch mehr am 28sten erschien in manchen Gegenden, namentlich des Neckarthales, Frost, welcher Gartengewächse und Kartoffeln versengte. Ausser den 5 Sommertagen zählte man noch 9 weitere, an denen die Temperatur + 15° und darüber erreichte; dagegen nur 4, an denen das Minimum + 10° überstieg. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,7°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich gering, der Boden zeigte auf entblössten Stellen starke Risse, die Strassen bedeutenden Staub. In der Windrichtung herrschte die nordöstliche überwiegend vor, in dem Wolkenzuge die östliche und nördliche. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich gering. Die Ansicht des Himmels überwiegend klar.

Der Juni hatte ziemlich wechselnde Barometerstände jedoch ohne starke Variationen, nur waren sie zuweilen, wie vom 13—15ten, ziemlich schroff; vom 13—14ten Morgens 27″ 5,34‴ steigend, vom 14—15 Morgens 27″ 2,36‴ fallend. Die Lufttemperatur war nicht sehr beträchtlich, vielmehr von häufigen

Gewittern und Regengüssen abgekühlt; doch sank das Maximum nur an einem Tag (3) unter + 15° und hielt sich, ausser den (9) Sommertagen noch an 7 weiteren Tagen auf oder über + 18°, das Minimum stand an 12 Tagen unter + 10°. Die Brunnentemperatur hob sich ziemlich gleichförmig vom 1sten bis 30sten um 2,4°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung, welche ziemlich wechselnd war, herrschten die westlichen Winde vor, bei ziemlich ruhiger Strömung; in dem Wolkenzug ebenfalls. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich. Die Ansicht des Himmels gemischt. Zu Ausgang des Monats zeigten sich Spuren der Kartoffelfäule, namentlich an den Frühkartoffeln.

Der Juli hatte einen sehr gleichförmigen und, mit wenigen Ausnahmen, wie namentlich am 1sten und 31sten, einen ziemlich hohen Barometerstand. Die Lufttemperatur wurde durch Gewitter und Gewitterregen abgekühlt, ausser den 15 Sommertagen zählte man nur noch 6, an denen die Temperatur über + 18° stieg; die Temperatur zur Nachtzeit war daher auch ziemlich niedrig, wie denn das tägliche Minimum an 4 Tagen unter + 10° sank und nur an einem Tage einen Stand über + 15° erreichte. Die Brunnentemperatur stieg unter Schwankungen um 1,5°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich gering und die da und dort herrschende Trockenheit wurde nur durch Strichregen unterbrochen. In der Windrichtung hielten sich die vorherrschenden, nämlich die nördliche und die südwestliche, das Gleichgewicht; in dem Wolkenzug herrschte die westliche vor. Die Regenniederschläge waren nicht beträchtlich; die Zahl der Gewitter- und Hagelschläge im ganzen Sommer sehr gering; nur schadeten an einigen Orten die Gewitter durch Blitzschläge. Die Ansicht des Himmels war meist klar.

Der August hatte ziemlich gleichförmigen Barometerstand, meist mit Ständen über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war ziemlich hoch, nur durch häufige Gewitter abgekühlt. Ausser den 9 Sommertagen zählte man noch 12 mit + 18° und darüber Tages-Maximum. Doch waren die Nächte grösstentheils etwas frostig und namentlich am 26sten erreichte

das Tagesminimum eine für diesen Sommermonat ungewöhnliche Tiefe + 5,5°. Die Brunnentemperatur zeigte sich gleichfalls wechselnd und nahm bis zum 27ten um 1,4° ab, hob sich jedoch in den letzten Tagen wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte gleichfalls starken Wechsel, entsprechend den häufigen Regenniederschlägen. In der Windrichtung herrschte, unter ziemlich starken Strömungen, die südwestliche überwiegend vor, in dem Wolkenzug die westliche. Die Regenniederschläge waren mitunter ziemlich reichlich, doch schadeten sie der Ernte nicht. Die Gewitter schadeten an einzelnen Orten durch Hagel und durch Blitzschläge. Die Ansicht des Himmels war ziemlich gemischt.

Der September hatte bis zum 22sten durchaus hohe Barometerstände, und auch vom 23—30sten sanken sie nicht sehr tief unter das Jahresmittel. Die Lufttemperatur war im ersten Drittel des Monats noch sommerlich; von da an nahm sie rasch ab und am 20sten drohte Frost. Die Brunnentemperatur nahm ebenso rasch bis zum 20sten um 2,9° ab, hob sich aber bis zum 30sten wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten bei ruhiger Luft die nördliche und östliche, in dem Wolkenzug dieselben vor, und erst in den letzten Tagen erschienen in beiden südwestliche und westliche Richtungen. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich. Die Ansicht des Himmels war, mit Ausnahme der Regentage, meist klar.

Der October hatte nur vom 15—20sten und am 31sten Barometerstände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur nahm unter Schwankungen allmählig ab, sie erreichte an keinem Tage mehr die Höhe von + 18° und nur an 6 Tagen über + 15°. Die Brunnentemperatur nahm vom 2—25sten unter Schwankungen um 2,9° ab, und hob sich bis zum 30sten wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich und zeigte sich auch durch häufiges Faulen der Weintrauben. In der Windrichtung herrschten die östliche und nördliche, um die Mitte des Monats die westliche vor, letztere unter mehrfachen stärkeren Strömungen. In dem Wolkenzug

war die südwestliche und westliche Richtung vorherrschend. Der wässerichte Niederschlag war nicht unbeträchtlich; die beiden Gewitter am 1sten Abends und in der Nacht waren ziemlich stark und die letzten im Jahr; das Wetterleuchten am 3ten Abends die letzte Gewittererscheinung. Die Ansicht des Himmels war stark gemischt.

Der November hatte am 1sten und 2ten, 4ten und 5ten, 18ten und 19ten, 23sten und 24sten Barometerstände unter dem Jahresmittel, sonst hohe und theilweise sehr hohe über denselben mit sehr raschen Schwankungen. Die Lufttemperatur war ziemlich gelind und an den Eistagen sank das Thermometer nicht sehr tief unter 0. Die Brunnentemperatur sank bis zum 22—27sten um 3,7°, hob sich aber wieder bis zum 30sten um 0,4°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten unter ziemlich starken und häufigen Strömungen die südwestliche und südliche überwiegend vor, im Wolkenzug die westliche und nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich; vom 10—12ten folgte ein beträchtlicher Schneefall, der bis 1 Fuss tiefe Schneedecke brachte, die aber schon am 14ten zu schmelzen begann und bald entfernt war. Die Ansicht des Himmels war stark gemischt. Am Abend des 17ten 9½ Uhr erschien ein sehr intensives Nordlicht eine halbe Stunde lang, das sich nach Mitternacht auf kurze Dauer wiederholte und gegen N.W. am intensivsten war.

Der December hatte, mit Ausnahme vom 4—6ten, durchaus hohe und sehr hohe Barometerstände. Die Lufttemperatur war bis zum 19ten ziemlich mild; mit dem 20sten begann anhaltender und starker Frost. Die Brunnentemperatur nahm gleichförmig um 2° ab. Die Luftfeuchtigkeit war nicht sehr beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die östliche, nach ihr die südwestliche vor, letztere unter häufigem Wechsel in der ersten Hälfte des Monats und beide mit ziemlich bemerklicher Strömung, am 6ten mit Sturm aus S.W., am 20sten aus O. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht beträchtlich. Die Ansicht des Himmels meist klar, soweit nicht Regen und Nebel vorkam.

2. Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die monatlichen Extreme am Thermometrographen, die Monatsmittel von den 3 täglichen Beobachtungen, sowie von den Extremen und die Differenz dieser beiden Mittel gibt Tabelle I., wobei + den Ueberschuss, — den Minderbetrag des Mittels von den 3 täglichen Beobachtungen gegenüber dem von den täglichen Extremen angibt.

Tabelle I.

Monate.	Monatl. Extreme		Monatsmittel		Differenz beider.
	Maximum.	Minimum.	vom tägl. Max. und Minim.	von den 3 täglichen Beobacht.	
Dec. 1847	+10,0 d. 6.	— 7,5 d. 21.	— 0,61	— 0,61	0
Jan. 1848	+ 5,3 d. 31.	—11,0 d. 27. 28.	— 5,03	— 4,79	— 0,24
Februar .	+12,5 d. 27.	— 6,0 d. 5.	+ 3,55	+ 3,51	+ 0,04
März . .	+17,5 d. 31.	— 3,5 d. 9.	+ 5,07	+ 5,11	— 0,04
April . .	+18,6 d. 3.	+ 2,0 d. 15.	+ 9,32	+ 8,09	+ 0,23
Mai . .	+20,6 d. 14.	+ 2,5 d. 6.	+ 11,84	+ 12,70	— 0,86
Juni . .	+23,0 d. 16.	+ 8,5 d. 2. 4. 15.	+ 14,55	+ 15,14	— 0,59
Juli . .	+25,2 d. 7.	+ 7,0 d. 3.	+ 15,23	+ 15,86	— 0,63
August .	+24,0 d. 29.	+ 5,5 d. 26.	+ 14,84	+ 15,38	— 0,54
Septemb.	+23,0 d. 8.	+ 2,2 d. 20.	+ 11,78	+ 11,80	— 0,02
October .	+16,8 d. 6.	+ 1,3 d. 18.	+ 8,64	+ 8,64	0
November.	+ 9,5 d. 17.	— 3,7 d. 16.	+ 3,43	+ 3,43	0
December	+12,0 d. 17.	— 9,0 d. 24.	+ 1,60	+ 1,52	+ 0,08
Kal. Jahrs.	Juli.	Januar.	+ 7,90	+ 8,03	— 0,13
Met. Jahrs.	Juli.	Januar.	+ 7,72	+ 7,85	— 0,13

die Stadtbehörde zahlbare Summe in Betracht, ebenſo das viele Geld, welches von Fremden in den Pariſer Spielhäuſern verloren würde, und der Stadt und dem Lande zu gute käme. Letztere Betrachtungen wurden jedoch in der letzten Zeit nicht mehr ſehr laut geäußert; denn die öffentliche Meinung ſprach ſich auch hier ſehr kräftig gegen die Beibehaltung der ſchändlichen Spielbanken aus, welche eine Menge Familien zu Grunde richten, Diebſtahl, Betrug und Selbſtmord veranlaſſen. Auch die Regierung ſah zuletzt ein, daß es nicht rathſam mehr ſey, ſich dem allgemeinen Wunſche zu widerſetzen. Durch einen Beſchluß der geſetzgebenden Kammern wurden am Ende des Jahr 1837 ſämmtliche Hazardſpielhäuſer in Paris aufgehoben, und hiemit dieſe Quelle des Elends, der Verführung und der Verzweiflung zum Verſiegen gebracht.

Alſo hat der Verein der chriſtlichen Moral bereits zwei Mißbräuche ſo ſtark verfolgt, daß er ſeinen Endzweck erreicht und ihre Abſchaffung bewirkt hat. Nunmehr beſchäftigen ihn zwei andere Dinge, und er dringt mit einem eben ſo unabläſſigen Eifer, wie bei den vorigen Gelegenheiten, auf Abſtellung des Unmoraliſchen, was in denſelben liegt. Eines derſelben iſt die Sklaverei. Gegen den Sklavenhandel braucht er nicht mehr zu eifern, wie ehemals, da alle chriſtlichen Mächte über das Verbieten deſſelben völlig einverſtanden, und auch von einigen die wirkſamſten Schritte gethan worden ſind, um dem abſcheulichen Handel vorzubeugen. Aber die Sklaverei beſteht noch in den Kolonien einiger europäiſchen Mächte und beſonders in den franzöſiſchen. Aus einem ziemlich allgemeinen Vorurtheile haben manche Franzoſen die von England getroffene Maßregel zur Abſchaffung der Sklaverei in ſeinen Kolonien als eine den andern Mächten, beſonders Frankreich, geſtellte Schlinge angeſehen. England, heißt es, könne der Sklaven jetzt entbehren, und habe die Sklaverei nur deßwegen aufgehoben, weil ſie ihm nichts mehr nützen könne, indem dieſe Macht ſtets um Eigennutz handle, und die Humanität nur dann gelten laſſe, wenn dieſelbe ihrem Privatvortheil keinen Schaden zufügen könne. Frankreich aber befinde ſich in einer ganz andern Lage. Seine Kolonien ſeyen noch nicht ſo weit vorgerückt, daß ſie der Sklaven nicht mehr nöthig haben. Abſchaffung der Sklaverei, heißt es ferner, würde die Zugrunderichtung der Kolonien ſeyn, und von dem Augenblicke an, da die Pflanzer keine Sklaven mehr halten

Das Jahresmaximum trat ein am 25. Juli Mittags, das Jahresminimum am 27. und 29. Januar Morgens; die Jahresdifferenz war daher 36,0°.

Die reducirten Monats- und Jahresmittel nach Kämtz (Lehrb. Bd. I. S. 97, 102) gibt Tab. II., die Zeichen + und — bezeichnen den Ueberschuss oder Minderbetrag des aus den 3 tägl. Beobachtungen gewonnenen wahren Mittels gegen das von den täglichen Extremen.

Tabelle II.

Monate.	Wahres Mittel. von den 3 täglich. Beobacht.	Wahres Mittel. von Max. und Minimum.	Differenz.
December 1847 .	— 0,68	— 1,12	+ 0,37
Januar 1848 . .	— 4,82	— 5,48	+ 0,66
Februar	+ 3,38	+ 3,30	+ 0,08
März	+ 4,92	+ 5,04	— 0,12
April	+ 8,07	+ 8,30	— 0,23
Mai	+12,21	+11,92	+ 0,98
Juni	+14,73	+14,58	+ 0,15
Juli	+15,45	+15,40	+ 0,05
August	+14,93	+15,01	— 0,08
September . . .	+11,42	+11,64	— 0,22
October	+ 8,42	+ 8,22	+ 0,20
November . . .	+ 3,29	+ 3,04	+ 0,25
December . . .	+ 1,37	+ 0,95	+ 0,32
Kal. Jahr . . .	+ 7,78	+ 7,60	+ 0,18
Met. Jahr . . .	+ 8,12	+ 7,96	+ 0,16

Eine Vergleichung der nicht reducirten Monatsmittel aus den 3 täglichen Beobachtungszeiten vom Jahr 1848 mit denen vom Jahr 1847 und den 20jährigen Mitteln von 1827—1834 gibt Tab. III., wobei die erste mit „December" enthaltene Spalte links je die Decembermittel des nächst vorhergehenden Jahres angibt.

Tabelle III.

		Dec.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahresmittel Kal.	Jahresmittel Met.
7h Mrgs.	1847	−2,41	−1,32	−1,14	+0,29	+ 4,43	+12,34	+11,62	+14,99	+14,08	+ 8,99	+ 5,65	+ 1,98	−2,02	+ 5,82	+ 5,79
	1848	−2,02	−6,03	+1,98	+3,57	+ 4,29	+10,91	+14,16	+14,68	+13,97	+ 9,56	+ 6,59	+ 2,52	+0,17	+ 6,36	+ 6,18
	20j. M.		−2,47	−0,72	−2,13	+ 5,56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+ 9,23	+ 5,60	+ 2,53	+0,09	+ 6,13	
2h Mgs.	1847	−0,84	+1,14	+1,90	+6,81	+ 7,95	+18,01	+15,45	+19,50	+18,40	+12,96	+10,63	+ 6,49	+ 1,14	+10,03	+ 9,87
	1848	+1,14	−3,41	+5,56	−7,37	+11,98	+16,47	+17,73	+18,69	+18,61	+15,53	+11,58	+ 4,69	+ 3,48	+10,71	+10,51
	20j. M.		+0,31	+3,34	+6,61	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,30	+15,38	+10,80	+ 5,64	+ 2,23	+10,28	
9h Abds.	1847	−1,55	−0,50	−0,56	+2,24	+ 5,00	+12,51	+11,42	+15,23	+14,43	+ 9,69	+ 7,15	+ 3,36	−0,94	+ 6,58	+ 6,53
	1848	−0,94	−4,92	+3,00	+4,37	+ 6,02	+10,73	+13,51	+14,21	+13,56	+10,30	+ 7,75	+ 2,88	+0,91	+ 7,03	+ 6,87
	20j. M.		−1,37	+0,46	+3,49	+ 6,85	+10,73	+12,86	+12,27	+13,61	+10,85	+ 7,05	+ 3,41	+0,77	+ 6,87	
Zusammen	1847	−1,60	−0,23	+0,63	+3,11	+ 5,79	+14,29	+12,86	+16,54	+15,63	+10,54	+ 7,81	+ 3,94	−0,60	+ 7,52	+ 7,44
	1848	−0,60	−4,79	+3,51	+5,11	+ 8,09	+12,70	+15,14	+15,86	+13,38	+11,80	+ 8,64	+ 3,43	+1,52	+ 8,03	+ 7,85
	20j. M.		+1,04	+1,03	+4,08	+ 7,62	+12,03	+14,38	+15,59	+14,87	+11,30	+ 7,81	+ 3,35	+1,14	+ 7,78	

Eine Vergleichung der reducirten Mittel von den 3 täglichen Beobachtungen 1848 mit denen von 1847, den 20jährigen von 1825—44 und den 50jährigen Mitteln von 1795—1844 gibt die nachfolgende Tabelle IV.; die Spalte „Differenz" gibt jedesmal den betreffenden Ueberschuss oder Minderbetrag im Jahre 1848.

Tabelle IV.

Monate.	1847.	1848.	Diff.	20jähr. Mittel.	Diff.	50jähr. Mittel.	Diff.
December 1847	— 1,59	— 0,69	+ 0,90				
Januar . . .	— 0,29	— 4,82	— 4,53	— 0,64	— 4,18	— 0,89	— 3,93
Februar . . .	— 0,09	+ 3,38	+ 3,47	+ 0,88	+ 2,50	+ 1,49	+ 1,89
März	+ 2,89	+ 4,92	+ 2,03	+ 3,91	+ 1,01	+ 3,98	+ 0,94
April	+ 5,59	+ 8,07	+ 2,48	+ 7,33	+ 0,74	+ 7,68	+ 0,44
Mai	+13,84	+12,21	— 1,63	+11,89	+ 0,32	+11,87	+ 0,34
Juni	+12,48	+14,73	+ 2,25	+13,94	+ 0,79	+13,72	+ 1,01
Juli	+16,24	+15,54	— 0,70	+15,23	+ 0,31	+15,20	+ 0,34
August . . .	+15,33	+14,93	— 0,40	+14,51	+ 0,42	+14,96	— 0,03
September . .	+10,33	+11,42	+ 1,09	+11,50	— 0,08	+12,16	— 0,74
October . . .	+ 7,64	+ 8,42	+ 0,78	+ 7,59	+ 0,83	+ 7,91	+ 0,51
November . .	+ 3,80	+ 3,29	— 0,51	+ 3,71	— 0,42	+ 3,98	— 0,69
December . .	— 0,69	+ 1,37	+ 2,06	+ 1,54	— 0,17	+ 1,12	+ 0,25
Kal. Jahr . .	+ 7,25	+ 7,78	+ 0,53	+ 7,61	+ 0,17	+ 7,77	+ 0,01
Met. Jahr . .	+ 7,10	+ 8,12	+ 1,02		+ 0,51		+ 0,35

Der Jahrgang 1848 war somit wärmer als 1847 im Februar, März, April, Juni, September, October, December und im Kalender- und meteorologischen Jahr; ebenso war er wärmer als das 20jährige Mittel in den Monaten Februar bis August, October und im Kalender- und meteorologischen Jahr; desgleichen wärmer als das 50jährige Mittel vom Februar bis Juli, im October und im Kalender- und meteorologischen Jahr.

Die Vergleichung der reducirten Mittel von den Jahreszeiten und den Vegetationsmonaten (April bis September) gibt nachfolgende Tabelle V.; der Winter des Kalender-

Jahrs ist das Mittel vom Januar, Februar und December 1848, der Winter des meteorologischen Jahrs das Mittel vom December 1847, Januar und Februar 1848.

Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter des Kal.-Jahrs.	Winter des met. Jahrs.	Vegetat.-Monate.
1844	+ 7,71	+ 13,53	+ 8,32	— 0,65	+ 0,50	+ 12,00
1845	+ 5,04	+ 14,29	+ 8,29	— 0,55	— 2,32	+ 11,79
1846	+ 8,45	+ 17,09	+ 8,70	+ 1,15	+ 2,70	+ 14,07
1847	+ 7,44	+ 14,35	+ 7,26	— 0,36	— 0,66	+ 12,30
1848	+ 8,40	+ 15,06	+ 7,71	— 0,02	— 0,71	+ 12,81
20j. M.	+ 7,71	+ 14,56	+ 7,60	+ 0,59		+ 12,40
50j. M.	+ 7,84	+ 14,63	+ 8,01	+ 0,57		+ 12,60

Der Jahrgang 1848 kam daher im Frühling dem Jahrgang 1846 gleich und ging allen übrigen und den 20- und 50jährigen Mitteln vor; im Sommer stand er nur dem Jahr 1846 nach; im Herbst ging er blos dem Jahrgang 1847 und dem 20jährigen Mittel vor; im Winter des Kalenderjahrs stand er blos dem Jahrgang 1846 und den 20- und 50jährigen Mitteln nach; im Winter des meteorologischen Jahrs ging er blos dem Jahre 1845 voran; in den Vegetationsmonaten wurde er übertroffen von dem Jahrgang 1846 und den 20- und 50jährigen Mitteln.

Die Vergleichung der Sommer-, Eis- und Wintertage gibt die nachfolgende Tabelle VI.

Tabelle VI.

Sommertage.

Jahre.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Summe.
1844		1	10	1	4	4		20
1845			10	12	4	3		29
1846			25	20	13	9		67
1847		11	4	17	14			46
1848		3	10	15	9	5		44
20j. Mittel.	0,45	5,00	11,00	13,85	12,60	3,50	0,05	46,75

Eistage.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844.	21	25	9						25	80
1845.	26	28	24	1			2	5	8	94
1846.	17	8	5					11	25	66
1847.	20	20	20	3				9	23	95
1848.	30	11	6					11	16	74
20j. M.	22,35	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,00	9,05	14,50	82,55

Wintertage.

1844.	10	6	1				1	5	18	41
1845.	7	15	14						1	37
1846.	2	2							19	23
1847.	12	10	3						15	40
1848.	20								8	28
20j. M.	14,95	5,05	0,95	0,10			0,05	1,80	7,25	30,15

An Sommertagen wurde der Jahrgang 1848 übertroffen von 1847, 1840 und dem 20jährigen Mittel.

An Eis- und Wintertagen hatte er blos mehr als 1846 und das 20jährige Mittel.

Die Vergleichung der Frost- und Schneegränzen gibt die nachfolgende Tabelle VII.

Tabelle VII.

	Frühjahr letzter		Spätjahr erster		Tage zwischen		Dauer der Schneedecke.	Zahl der Schneetage.
	Frost.	Schnee.	Frost.	Schnee	Frost.	Schnee		
1844.	31. März.	22. März.	30 Oct.	23Nov.	213	246	27	30
1845.	2. April.	23. März.	15 Oct.	23Nov.	196	245	36	34
1846.	22. März.	19. März.	6Nov.	30Nov.	229	232	26	20
1847.	20. April.	18. April.	6Nov.	18Nov.	200	214	25	27
1848.	13. März.	19. März.	10Nov.	10Nov.	242	236	38	21
20j. M.	11. April.	14. April.	28 Oct.	6Nov.	201	206	28,58	27,25

Die Frostgränzen im Jahr 1848 waren demnach grösser als in allen vorhergehenden Jahren und auch dem 20jährigen Mittel, die Schneegränzen waren geringer als 1844 und 1845; die Dauer der Schneedecke länger als in allen übrigen Jahren; die Zahl der Schneetage war blos geringer als 1846.

b) Nach den Beobachtungen der Vereinsmitglieder.

Die nicht reducirten monatlichen und Jahresmittel der 3 täglichen Beobachtungen 7h. 2h. 9h., von den Beobachtungsorten soweit sie eingekommen sind, gibt folgende Tabelle VIII.

Orte.	Dec. 1847.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
Mergentheim	— [illegible]22	— 5,65	+ 2,45	+ 3,98	+ 8,34	+11,35	+14,45	+14,86	+14,01	+10,78	+ 7,64	+ 2,39	— 0,32	+ 7,02	+ 6,95
Oberstetten	+ 1,15	— 3,44	+ 4,28	+ 5,48	+ 9,33	+11,60	+15,18	+15,54	+14,60	+11,46	+ 8,52	+ 3,86	+ 2,19	+ 8,21	+ 8,13
Amlishagen	— 1,06	— 5,61	+ 2,36	+ 4,15	+ 8,32	+12,79	+14,88	+15,28	+13,99	+11,36	+ 7,99	+ 2,17	+ 0,48	+ 7,43	+ 7,22
Oehringen	— 0,76	— 4,80	+ 3,00	+ 5,00	+ 8,75	+ 8,15	+14,75	+14,75	+14,00	+11,25	+ 8,00	+ 3,00	+ 0,25	+ 7,26	+ 7,18
Winnenden	— 0,25	— 5,82	+ 3,07	+ 4,55	+ 8,74	+11,42	+13,98	+14,41	+14,16	+10,98	+ 8,19	+ 2,85	+ 1,18	+ 7,30	+ 7,20
Canstatt	— 0,55	— 4,68	+ 3,42	+ 5,12	+ 9,18	+12,56	+15,03	+15,68	+15,01	+11,73	+ 8,41	+ 3,41	+ 1,26	+ 8,01	+ 7,86
Stuttgart	— 0,61	— 4,79	+ 3,51	+ 5,11	+ 8,09	+12,70	+15,14	+15,86	+15,38	+11,80	+ 8,64	+ 3,43	+ 1,32	+ 8,03	+ 7,85
Hohenheim	— 1,10	— 5,40	+ 2,40	+ 4,30	+ 8,90	+12,30	+14,40	+15,30	+14,60	+11,50	+ 8,20	+ 2,60	+ 1,80	+ 7,60	+ 7,45
Calw	— 0,97	— 4,69	+ 2,37	+ 4,04	+ 8,18	+10,69	+13,67	+14,22	+13,74	+10,54	+ 7,73	+ 2,25	+ 0,13	+ 6,90	+ 6,81
Freudenstadt	— 1,13	— 6,00	— 0,77	+ 1,90	+ 5,50	+ 9,55	+10,84	+13,30	+12,30	+ 9,70	+ 6,30	+ 0,07	— 0,20	+ 5,17	+ 5,13
Biesingen	— 0,91	— 5,26	+ 3,32	+ 3,63	+ 8,96	+11,74	+14,24	+14,99	+14,64	+11,22	+ 8,36	+ 3,23	+ 1,67	+ 7,36	+ 7,35
Schopfloch	— 1,40	— 6,48	+ 1,61	+ 2,23	+ 6,87	+10,63	+12,77	+13,28	+13,08	+10,05	+ 7,08	+ 1,07	+ 1,31	+ 6,12	+ 5,90
Ennabeuren	— 2,25	— 6,96	+ 0,91	+ 1,37	+ 6,44	+ 9,94	+12,18	+13,00	+12,32	+ 9,59	+ 6,56	+ 0,18	+ 0,36	+ 5,49	+ 5,27
Heidenheim	— 2,23	— 6,41	+ 1,32	+ 3,00	+ 7,69	+11,23	+14,30	+14,58	+13,96	+10,29	+ 6,83	+ 1,41	— 1,53	+ 6,39	+ 6,25
Ulm	— 1,97	— 5,65	+ 2,57	+ 3,14	+ 8,22	+11,26	+13,70	+14,39	+13,86	+10,08	+ 7,88	+ 2,64	+ 0,28	+ 6,86	+ 6,67
Pfullingen	— 1,16	— 5,21	+ 3,05	+ 3,82	+ 8,10	+10,86	+14,50	+15,11	+14,90	+11,89	+ 8,95	+ 2,48	+ 2,00	+ 7,50	+ 7,27
Schwenning.	— 2,53	— 6,54	+ 0,72	+ 2,31	+ 7,02	+11,20	+13,40	+14,01	+13,36	+10,36	+ 6,84	+ 0,50	+ 0,15	+ 6,11	+ 5,89
Wangen	— 1,32	— 4,26	+ 1,66	+ 3,90	+ 9,98	+12,00	+15,26	+15,85	+16,00	+13,00	+ 8,38	+ 3,27	+ 1,20	+ 7,86	+ 7,71
Isny	— 2,43	— 5,56	+ 0,89	+ 2,23	+ 6,69	+10,18	+12,71	+13,20	+12,08	+ 8,96	+ 6,08	+ 0,84	+ 0,03	+ 5,69	+ 5,49

Die Mittel-Temperaturen der Jahreszeiten, des kältesten und des wärmsten Monats und deren Differenzen, sowie die Differenzen des Sommers und des Winters gibt die nachfolgende Tabelle IX.

Tabelle IX.

Orte.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Kal. Winter.	Met. Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Differenz beider.	Differenz von Sommer und Kal. Winter.	Differenz von Sommer und met. Winter.
Mergentheim	+ 7,89	+14,44	+ 6,94	— 1,19	— 1,47	—5,65 Jan.	+14,86 Juli	20,51	15,63	15,91
Oberstetten .	+ 8,80	+15,10	+ 7,95	+ 1,01	+ 0,66	—3,44 Jan.	+15,54 Juni	18,98	14,09	14,44
Amlishagen .	+ 5,42	+14,72	+ 7,17	— 0,92	— 1,43	—5,61 Jan.	+15,28 Juli	20,89	15,64	16,15
Oehringen .	+ 7,30	+14,80	+ 7,42	— 0,52	— 0,85	—4,80 Jan.	+14,75 Juni/Juli	19,55	15,02	15,35
Winnenden .	+ 8,23	+14,18	+ 7,31	— 0,52	— 1,00	—5,62 Jan.	+14,41 Juli	20,12	14,70	15,18
Canstatt . .	+ 8,95	+15,24	+ 7,85	0	— 0,60	—4,68 Jan.	+15,68 Juli	20,38	15,24	15,84
Stuttgart . .	+ 8,40	+15,06	+ 7,71	— 0,02	— 0,71	—4,79 Jan.	+15,86 Juli	20,65	15,08	15,77
Hohenheim .	+ 8,50	+14,77	+ 7,53	— 0,40	— 1,37	—5,40 Jan.	+15,30 Juli	20,70	15,17	16,14
Calw . . .	+ 7,62	+13,88	+ 6,84	— 0,72	— 1,09	—4,69 Jan.	+12,22 Juli	16,91	14,60	14,97
Freudenstadt	+ 5,65	+12,14	+ 5,36	— 2,32	— 2,63	—6,00 Jan.	+13,30 Juli	19,30	14,46	14,77
Bissingen .	+ 8,12	+14,62	+ 7,60	— 0,09	— 0,95	—5,26 Jan.	+14,99 Juli	20,25	14,71	15,57
Schopfloch .	+ 6,58	+13,04	+ 6,07	— 1,19	— 2,09	—6,48 Jan.	+13,28 Juli	19,76	14,23	15,13
Ennabeuren .	+ 5,92	+12,50	+ 5,44	— 1,90	— 2,77	—6,96 Jan.	+13,00 Juli	19,96	14,40	15,27
Heidenheim .	+ 7,31	+14,28	+ 6,18	— 2,21	— 2,44	—6,41 Jan.	+14,38 Juli	20,79	16,49	16,72
Ulm . . .	+ 7,34	+13,98	+ 6,87	— 0,93	— 1,68	—5,65 Jan.	+14,38 Juli	20,03	14,91	15,66
Pfullingen .	+ 7,60	+14,84	+ 7,77	— 0,05	— 1,11	—5,21 Jan.	+15,11 Juli	20,32	14,69	15,95
Schwenning.	+ 6,84	+13,59	+ 5,90	— 1,89	— 2,78	—6,54 Jan.	+14,01 Juli	20,55	15,48	16,37
Wangen . .	+ 8,63	+15,70	+ 8,22	— 0,46	— 1,30	—4,26 Jan.	+15,85 Juli	20,11	16,16	17,00
Issny . . .	+ 9,70	+12,66	+ 5,29	— 1,55	— 2,38	—5,56 Jan.	+13,20 Juli	18,76	14,21	15,02

In sämmtlichen Gegenden des Landes war demnach der Januar der kälteste, der Juli der wärmste Monat.

Die jährlichen Extreme gibt nachstehende Tabelle X in Uebersicht.

Tabelle X.

Orte.	Jährliches Maximum.	Jährliches Minimum.	Diff.	Meereshöhe des Ortes.
Mergentheim.	+25,8 16 Juni. 7 Juli.	— 15,7 10. Jan.	41,5	600,0 p. F.
Oberstetten .	+22,5 23. Juni. 29. 30. August.	— 11,0 12. Jan.	33,5	1075,8 „
Amlishagen .	+25,7 16. Juni.	— 12,7 27. Jan.	38,4	1447,8 „
Oehringen .	+25,0 16. Juni.	— 13,0 12. Jan.	38,0	721,8 „
Winnenden .	+24,2 7. Juli.	— 13,5 12. 15. Jan.	37,7	898,7 „
Canstatt . .	+27,1 7. Juli.	— 12,5 29. Jan.	39,6	695,0 „
Stuttgart . .	+25,2 7. Juli.	— 11,0 27. 29. Jan.	36,2	831,0 „
Hohenheim .	+25,0 13. Juli.	— 12,0 29. Jan.	37,0	1190,0 „
Calw . . .	+17,80 7. Juli.	— 9,00 27. Jan.	26,8	1070,0 „
Freudenstadt.	+23,0 28. August.	— 13,5 27. Jan.	36,5	2444,0 „
Bissingen . .	+24,6 7. Juli.	— 12,0 15. Jan.	36,6	1277,0 „
Schopfloch .	+22,1 23. Juli.	— 12,3 21. Dec.	34,4	2360,0 „
Ennabeuren .	+21,5 23. Juli.	— 13,6 18. Jan.	35,1	2396,0 „
Heidenheim .	+25,3 30. August.	— 17,0 28. Jan.	42,3	1444,0 „
Ulm . . .	+23,5 11. 12. Juni.	— 12,0 29. Jan.	35,5	465,0 „
Pfullingen .	+25,0 26. 27. Juli.	— 10,0 24. Dec.	35,0	1312,0 „
Schwenning.	+25,0 23. Juli.	— 16,0 4. Febr.	41,0	2159,0 „
Wangen . .	+25,0 12. Juni.	— 11,0 5. Febr.	36,0	1703,0 „
Isny . . .	+20,0 7. 8. 23. Juli.	— 13,0 4. 8. Jan.	33,0	2184,0 „

Die jährlichen Extreme fielen demnach fast überall auf Juli und Januar; die Abweichungen hievon erklären sich wohl durch den Umstand, dass die wenigsten Beobachter Thermometrographen haben, also die beobachteten Extreme nicht die absoluten sind.

Die Frost- und Schneegränzen, Dauer der Schneedecke, Zahl der Schnee-, Eis-, Winter- und Sommertage gibt die folgende Tabelle XI in Uebersicht.

Tabelle XI.

Orte.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schnee-tage.	Eis-tage.	Sommer-tage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.					
Mergentheim . .	14. März.	9. Nov.	240	9. März.	5. Nov.	241		13	84	55
Oberstetten. . .	28. Mai.	9. Nov.	165	11. April.	5. Nov.	208	54	21	54	31
Amlishagen . .	13. März.	5. Nov.	237	11. April.	5. Nov.	208	51	29	78	58
Oehringen . . .	10. März.	23. Oct.	227	10. März.	5. Nov.	240	54	18	90	61
Winnenden . .	13. März.	5. Nov.	237	14. April.	5. Nov.	205	50	35	83	48
Canstatt . . .	13. März.	10. Nov.	242	9. März.	5. Nov.	241	41	29	71	61
Stuttgart . . .	13. März.	10. Nov.	242	19. März.	10. Nov.	236	36	21	74	44
Hohenheim . .	25. Mai.	20. Sept.	115	11. April.	5. Nov.	208	54	10	86	57
Calw	7. Mai.	23. Oct.	168	11. April.	5. Nov.	207	57	31	106	35
Freudenstadt . .	11. April.	22. Oct.	194	10. April.	4. Nov.	208	12	36	102	16
Bissingen . . .	13. März.	9. Nov.	241	15. April.	5. Nov.	204	38	31	73	35
Schopfloch . . .	27. April.	22. Oct.	176	15. April.	5. Nov.	204	87	39	122	22
Ellwangen . .	15. April.	5. Nov.	204	14. April.	5. Nov.	205	84	48	103	8
Heidenheim . .	27. Mai.	19. Sept.	115	15. April.	5. Nov.	235	50	40	133	49
Ulm	22. Febr.	16. Nov.	267	11. April.	5. Nov.	208		20	64	31
Pfullingen . . .	17. März.	14. Oct.	211	14. April.	6. Nov.	206	58	24	82	79
Schwenningen .	15. April.	5. Nov.	204	16. April.	5. Nov.	203		38	103	47
Wangen . . .	20. März.	7. Nov.	232	21. März.	4. Nov.	228		29	93	71
Isny	15. April.	23. Oct.	191	12. April.	22. Oct.	193	103	22	104	13

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt.

Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Rühle.

1. Lufttemperatur.

Tabelle XII.

Monate.	Mittel der Temperatur nach d. 3 tägl. Beob.	Mittel der Temperatur nach d. Max. u. Minim.	Extreme. Maximum.	Extreme. Minimum.	Monatliche Veränderung.	Mittlere tägl. Veränderung.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
Decemb. 1847	— 0,55	— 0,47	+ 9,9	— 7,9	17,8	4,86	23	13	—
Januar 1848 .	— 4,68	— 4,90	+ 5,2	—12,5	17,7	5,06	31	27	—
Februar . .	+ 3,42	+ 3,53	+12,8	— 6,3	19,1	5,50	8	—	—
März . . .	+ 5,12	+ 5,35	+18,9	— 3,4	22,3	6,50	6	—	—
April . . .	+ 9,18	+ 9,66	+19,5	+ 1,6	17,9	8,31	—	—	—
Mai	+12,56	+12,31	+23,1	+ 1,5	21,6	12,20	—	—	10
Juni	+15,03	+15,05	+24,8	+ 7,1	17,7	9,30	—	—	13
Juli	+15,68	+15,87	+27,1	+ 6,7	20,4	9,22	—	—	20
August . . .	+15,01	+15,17	+25,2	+ 4,7	20,5	9,26	—	—	12
September .	+11,73	+12,10	+24,1	+ 1,4	22,7	9,53	—	—	6
October . .	+ 8,41	+ 8,75	+17,5	+ 0,4	17,1	7,17	—	—	—
November . .	+ 3,41	+ 3,41	+ 9,9	— 2,9	12,7	3,97	10	—	—
December . .	+ 1,26	+ 1,53	+11,9	— 9,9	21,8	5,50	16	6	—
					Inter-Diff.				
Kal. Jahr . .	+ 8,01	+ 8,14	+27,1	—12,5	39,6	7,63	71	33	61
Met. Jahr . .	+ 7,80	+ 7,97	+27,1	—12,5	39,6	7,57	78	40	61

Temperatur der Jahreszeiten.

	Mittel nach den 3 tägl. Beobacht.	Mittel nach Maxim. und Minimum.	Mittlere tägliche Differenz.
Wintermon. 1848.	0,00	+ 0,05	5,96
Meteor. Winter . .	— 0,60	— 0,81	5,15
Frühling	+ 8,95	+ 9,11	9,00
Sommer	+15,24	+15,30	9,26
Herbst	+ 7,55	+ [illegible]	6,89

konnten, würden ſie bald an den Bettelſtab gelangen, da ohnehin ſchon die franzöſiſchen Kolonien ſo ſehr geſunken wären, und längſt ihren ehemaligen Wohlſtand verloren hätten. Dann kam die Erinnerung an die von den Schwarzen auf St. Domingo ehemals an den franzöſiſchen Pflanzern verübten Mordthaten und andere Grauſamkeiten. Es ſey gefährlich, äußerten die Staatsmänner, viel von der Freilaſſung der Sklaven zu reden, beſonders auf der öffentlichen Rednerbühne, weil ſie dadurch veranlaßt werden könnten, die erwünſchte Freilaſſung durch gewaltſame Mittel zu beſchleunigen, oder ſie mit den Waffen in der Hand zu erzwingen, anſtatt ſie von der Regierung zu erwarten.

Auffallend iſt es, daß ſogar mehrere ſehr freiſinnig geſinnte Deputirte, ſogar Mauguin, den man beinahe für einen republikaniſch Geſinnten hält, ſich wider die Freilaſſung, wenigſtens in jetziger Zeit, beſtimmt ausgeſprochen haben, und in dieſem Punkte nicht anders denken und reden als die Pflanzer ſelbſt, denen natürlich nichts erwünſchter iſt, als Herren und Gebieter der Schwarzen zu bleiben.

Aus allem dieſem ſieht man, daß der Verein der chriſtlichen Moral hier mit vielen Vorurtheilen, Privatintereſſen und Gewohnheiten zu kämpfen hat. Hier wird er nun zwar von einem beſondern, bereits oben erwähnten Vereine unterſtützt, welcher erſt dann entſtanden iſt, als ein Comité des Vereins der chriſtlichen Moral zur Abſchaffung der Sklaverei bereits in Thätigkeit war. Es war nämlich manchen Humanitätsfreunden vorgekommen, als ob ein ſo wichtiger Gegenſtand ſo viele Erörterungen und Vorbereitungen bedürfe, daß ein eigner Verein genug damit zu thun haben würde. Ohne alſo dem Comité des Vereins der chriſtlichen Moral Abbruch zu thun, wurde beſchloſſen, eine Separatgeſellſchaft mit demſelben Vorhaben zu ſtiften; mehrere, ja die meiſten Mitglieder des Comité's ſchloſſen ſich auch an den neuen Verein an und brachten in denſelben eben die Geſinnungen mit, die ſie im Verein der chriſtlichen Moral an den Tag gelegt hatten. Es zeichneten ſich unter denſelben einige Männer aus, die ſpäterhin ans Staatsruder berufen worden ſind, z. B. der Herzog von Broglie, von denen man alſo einen mächtigen Impuls hinſichtlich der Freilaſſung der Sklaven hätte erwarten ſollen.

Wärmster Monat: Juli + 15,68.
Kältester Monat: Jan. — 4,68.
Differenz beider: 20,36.

Temperaturdifferenz zwischen Sommer- und Wintermonaten 1848: 15,24.
„ „ „ „ meteorolog. Winter: 15,84.

Jahres-Extreme nach dem Thermographen:
Maximum: + 27,1 den 7. Juli. Minim.: — 12,5 den 29. Jan.
Differenz beider: 39,6.

Jahres-Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:
Maximum: + 27,1 den 7. Juli. Minim.: — 12,3 den 29 Jan.
Differenz beider: 39,4.

Zur Vergleichung mit der Temperatur im Freien folgen wie bisher auch die Angaben des geschützten Thermometers.

Tabelle XIII.

Monate.	Temperatur im Freien.				Temperatur des geschützten Thermometers.			
	Mrgs. 7 U.	Mtgs. 2 U.	Abds. 9 U.	Durchschnitt.	Mrgs. 7 U.	Mtgs. 2 U.	Abds. 9 U.	Durchschnitt.
Dec. 1847	— 2,16	+ 1,46	— 0,94	— 0,55	— 2,08	+ 1,32	— 0,82	— 0,53
Jan. 1848	— 6,26	— 2,88	— 4,89	— 4,68	— 6,22	— 3,20	— 4,87	— 4,76
Februar .	+ 1,69	+ 5,64	+ 2,90	+ 3,41	+ 1,77	+ 5,44	+ 2,98	+ 3,40
März . .	+ 2,85	+ 7,99	+ 4,53	+ 5,12	+ 2,83	+ 7,59	+ 4,64	+ 5,02
April . .	+ 7,03	+12,45	+ 8,06	+ 9,18	+ 7,00	+11,92	+ 8,21	+ 9,05
Mai . .	+ 9,22	+17,38	+11,08	+12,56	+ 9,04	+16,64	+11,26	+12,31
Juni . .	+13,13	+18,23	+13,67	+15,02	+12,84	+17,48	+13,81	+14,71
Juli . .	+13,44	+19,28	+14,29	+15,67	+13,18	+18,41	+14,43	+15,34
August .	+12,51	+18,63	+13,86	+15,00	+12,41	+17,98	+14,02	+14,80
Septemb.	+ 8,54	+16,01	+10,69	+11,75	+ 8,47	+15,39	+10,65	+11,57
October .	+ 6,00	+11,76	+ 7,44	+ 8,40	+ 6,03	+11,42	+ 7,59	+ 8,35
Novemb.	+ 2,39	+ 6,00	+ 2,83	+ 3,41	+ 2,46	+ 4,86	+ 2,93	+ 3,42
December	— 0,48	+ 3,78	+ 0,47	+ 1,26	— 0,42	+ 3,70	+ 0,52	+ 1,27
Kal. Jahr	+ 5,84	+11,11	+ 7,08	+ 8,01	+ 5,78	+10,64	+ 7,20	+ 7,87
Met. Jahr	+ 5,70	+10,91	+ 6,96	+ 7,86	+ 5,64	+10,44	+ 7,09	+ 7,72
W.Mon. 48	— 1,89	+ 2,18	— 0,51	0,00	— 1,62	+ 1,98	— 0,46	— 0,03
Met. Wint.	— 2,24	+ 1,41	— 0,97	— 0,60	— 2,18	+ 1,87	— 0,90	— 0,63
Frühling	+ 6,37	+12,60	+ 7,89	+ 8,96	+ 6,29	+12,05	+ 8,04	+ 8,79
Sommer .	+13,03	+18,71	+13,94	+15,23	+12,81	+17,96	+14,09	+14,95
Herbst .	+ 5,64	+10,92	+ 6,99	+ 7,85	+ 5,65	+10,56	+ 7,12	+ 7,78

Werden diese Werthe nach Kämtz rectificirt, so gestalten sich die Resultate nach den Jahreszeiten folgendermassen:

	Wintermonate 1848.	Met. Winter	Frühling.	Sommer.	Herbst	Kal. Jahr.	Met. Jahr.
Temper. im Freien	— 0,13	— 0,70	+8,69	+14,91	+7,63	+7,78	+7,63
Temperatur des geschützten Therm.	— 0,14	— 0,70	+8,61	+14,74	+7,62	+7,71	+7,57

Diese Resultate stimmen mit denen vom Jahr 1847 (vergl. den vierten Jahrgang dieser Jahreshefte pag. 300) vollkommen überein.

2) Von Schopfloch.

Zusammenstellungen des Herrn Pfarrers Kommerell.

Tabelle XIV.

Wahre mittlere tägliche Temperatur nach den 3tägl. Beobachtungen.

	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septbr.	October.	Novemb.	Decemb.
1.	— 4,6	—1,1	0,6	10,3	5,9	8,8	7,4	12,7	9,3	10,1	4,2	1,9
2.	— 4,8	—3,3	0,3	10,5	7,3	9,0	6,3	11,9	7,9	8,3	3,2	1,5
3.	— 6,7	—1,2	—0,1	12,2	8,4	7,2	9,3	13,7	10,1	8,6	3,0	0,1
4.	— 7,1	—0,0	—2,3	10,3	8,2	9,4	13,3	10,8	11,9	8,5	3,8	1,3
5.	— 7,1	3,5	—2,8	8,8	6,0	11,2	12,9	12,3	13,7	9,2	—1,3	2,5
6.	— 5,7	3,5	—0,9	7,2	5,5	13,0	15,5	12,5	14,7	9,9	1,8	3,6
7.	— 9,1	3,4	—1,2	8,1	7,0	13,2	17,4	13,3	15,2	9,5	3,4	5,4
8.	— 6,9	2,1	—4,5	7,9	10,8	11,8	13,7	15,5	15,8	9,5	—0,5	6,2
9.	— 7,6	2,2	—1,2	6,8	13,0	10,2	15,1	11,4	13,5	9,2	—1,3	5,9
10.	— 6,0	1,9	1,7	3,6	12,4	14,4	10,0	10,2	13,7	7,4	—2,1	6,7
11.	— 6,9	1,7	1,2	1,5	14,1	15,9	8,9	11,2	8,9	4,9	—1,6	6,2
12.	— 6,8	0,2	—0,5	3,8	13,1	16,6	8,2	12,8	5,7	5,1	—1,7	4,8
13.	— 3,7	0,6	0,5	5,4	13,5	12,7	12,5	12,8	5,7	4,5	—3,0	3,5
14.	— 7,2	1,5	2,0	2,2	14,6	11,7	10,5	13,5	5,7	4,2	—0,6	3,8
15.	— 8,5	4,1	—0,0	0,4	13,6	14,2	10,8	13,1	4,3	5,2	—2,3	4,9
16.	— 6,0	2,7	0,7	3,2	13,2	16,5	9,6	13,7	5,9	3,9	—3,0	8,1
17.	— 6,8	—0,0	1,2	7,0	12,6	15,5	11,2	11,3	5,7	2,9	—0,6	6,5
18.	— 8,3	—2,0	3,2	8,3	9,3	13,2	10,6	12,4	7,2	4,9	2,1	3,7
19.	— 8,1	—1,8	2,0	8,6	6,7	11,1	15,0	15,0	5,7	5,8	0,8	2,9
20.	—10,9	0,1	3,4	9,6	8,0	11,0	15,4	14,8	5,8	4,9	0,1	—7,0
21.	— 8,5	—1,3	1,8	5,6	7,6	10,9	12,9	12,5	9,9	4,4	0,2	—8,9
22.	— 7,8	0,2	2,3	5,3	9,1	12,2	15,1	15,2	11,9	3,1	3,1	—8,8
23.	— 6,3	2,2	4,7	5,1	10,0	15,9	18,2	9,5	13,3	3,6	2,5	—6,7
24.	— 6,8	3,6	4,1	5,5	11,3	13,8	16,0	9,1	9,4	7,8	1,4	—4,9
25.	— 8,8	4,2	3,4	6,2	11,9	9,7	12,5	8,3	10,2	8,6	1,6	0,3
26.	—10,4	4,6	4,3	4,7	11,8	10,6	15,3	9,9	10,5	7,9	0,6	—2,7
27.	—11,3	5,4	6,1	3,9	7,9	13,0	16,2	13,7	11,3	9,5	4,3	—1,2
28.	— 8,0	4,7	6,8	7,7	9,0	12,8	14,5	16,8	9,8	7,7	2,6	—0,7
29.	— 1,5	1,3	8,0	9,8	11,7	12,7	14,0	17,5	10,1	8,5	3,4	—1,6
30.	0,8		9,3	8,0	12,3	12,2	14,9	15,5	9,8	8,6	3,3	—1,8
31.	2,3		10,1		8,3		14,9	11,2		6,4		—2,2

Tabelle XV.

	Maximum.								Minimum.								Diff. des Max. von allen u. des Min. von allen.
	Morgs. 7 Uhr.		Mittgs. 2 Uhr.		Abends 9 Uhr.		von allen.		Morgens 7 Uhr.		Mittags 2 Uhr.		Abends 9 Uhr.		von allen.		
Jan.	2,7	31	3,4	31	1,6	31	3,4	31	— 12,0	20 27	— 9,3	26	— 12,0	27	— 12,0	20 27	15,4
Febr.	5,0	26	8,7	27	4,5	27	8,7	27	— 4,9	2	— 1,5	18	— 3,5	2	— 4,9	2	13,6
März	8,2	30	14,0	31	9,3	31	14,0	31	— 6,4	8	— 1,9	8	— 4,9	8	— 6,4	8	20,4
April	10,0	3	16,5	3	11,2	3	16,5	3	— 0,6	15	3,0	11	0,2	14	— 0,6	15	17,1
Mai	15,0	11 15	18,0	13	13,2	14	18,0	13	3,2	1	7,1	20	3,8	5	3,2	1	14,8
Juni	16,9	30 13	20,4	12	17,0	16	20,4	12	7,0	3	9,0	3	6,5	3	6,5	3	13,9
Juli	19,0	24	22,1	23	16,4	23	22,1	23	6,0	2	7,7	1	5,0	1	5,0	1	17,1
August	17,0	30	22,1	28	16,2	29	22,1	28	6,8	25	8,6	25	8,9	23 24	6,8	25	15,3
Sept.	15,5	8	19,7	8	13,9	8	19,7	8	3,6	20	6,3	15	3,6	15	3,6	15 20	16,1
Oct.	9,0	1	14,0	6	9,7	27	14,0	6	1,3	14 23	4,4	17	2,2	17	1,3	14 23	12,7
Nov.	5,2	4	6,2	4	4,5	27	6,2	4	— 4,3	16	— 2,9	13	— 3,6	15	— 4,3	16	10,5
Dec.	7,0	16	10,5	17	7,5	16	10,5	17	— 12,3	21	— 6,3	21	— 10,0	20	— 12,3	21	22,8
Frühl.	Mai		Mai		Mai		Mai		März		März		März		März		24,4
Som.	Juli		Juli Aug.		Juni		Juli Aug.		Juli		Juli		Juli		Juli		17,1
Herbst	Sep.		Sep.		Sep.		Sep.		Nov.		Nov.		Nov.		Nov.		24,0
Wint.	Dec.		Dec.		Dec.		Dec.		Dec.		Jan.		Jan.		Dec.		22,8
Jahr	21. Juli 19,0		23 Jul. 28 Ag. 22,1		16. Juni 17,0		23 Jul. 28 Ag. 22,1		21 Dec. — 12,3		26 Jan. — 9,3		27 Jan. — 12,0		21 Dec. — 12,3		34,4

Bemerkungen zu Tabelle XV.

Jahresmittel der Temperatur: 6,125°, red. 5,87. Max. des Jahrs: 22,1 (den 23. Juli u. 28. Aug.). Min.: —12,3 (den 21. Dec.). Diff.: 34,4.
Wärmster Tag mit mittl. Temp. 18,2 den 23. Juli.
Kältester Tag „ „ —11,3 den 27. Jan. Diff. 29,5.
Wärmster Monat nach der red. täglichen Beob. Juli mit 12,85.
Kältester Monat „ „ „ „ Jan. mit —6,61.
Diff. 19,46.
Der Frühling mit 6,29 ist wärmer als der Herbst mit 5,85 um 0,44.
Der Sommer mit 12,66 differirt vom Winter mit —1,36 um 14,02.
Die Temperatur steigt v. Januar — Februar um 3,05; höchste Steigung.
„ „ Febr. — März „ 6,65
„ „ März — April „ 4,52
„ „ April — Mai „ 3,56
„ „ Mai — Juni „ 2,22
„ „ Juni — Juli „ 0,46

Temperatur-Verhältnisse.

Media.									Tag			
						reduc. Media			wärmster		kältester	
Morgs. 7 Uhr.	Mittgs. 2 Uhr.	Abds. 9 Uhr.	von allen.	aus Max. u. Min.	Diff. der beiden letztern.	aus d. 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Min.	Diff. beider.	nach der reduc. mittl. tägl. Temp.			
— 7,35	— 5,09	— 7,00	— 6,48	— 6,68	+ 0,20	— 6,61	— 7,32	+ 0,71	2,3	31	— 11,3	27
0,66	3,12	1,05	1,61	1,27	+ 0,34	1,44	0,99	+ 0,45	5,4	27	— 3,3	2
0,83	4,15	1,08	2,23	1,86	+ 0,35	2,09	1,85	+ 0,24	10,1	31	— 4,5	8
5,67	9,10	5,84	6,87	6,81	+ 0,06	6,61	6,78	— 0,17	12,2	3	0,4	15
9,85	13,24	8,79	10,63	10,45	+ 0,18	10,17	10,52	— 0,35	14,6	14	5,5	6
12,21	14,87	11,24	12,77	12,95	— 0,18	12,39	12,98	— 0,59	16,6	12	7,2	3
12,81	15,46	11,57	13,28	13,47	— 0,19	12,85	13,54	— 0,69	18,2	23	6,3	2
11,96	15,63	11,66	13,08	13,41	— 0,33	12,73	13,49	— 0,76	17,5	29	8,3	25
8,59	12,72	8,84	10,05	10,14	— 0,09	9,75	10,02	— 0,27	15,8	8	4,3	15
5,75	9,28	6,21	7,08	7,10	— 0,02	6,86	6,71	— 0,15	10,1	1	2,9	17
0,63	2,06	0,51	1,07	0,70	+ 0,37	0,93	0,12	+ 0,81	4,3	27	— 3,0	13 16
0,17	3,38	0,39	1,31	0,91	+ 0,40	1,08	0,02	+ 1,06	8,1	16	— 8,9	21
5,46	8,83	5,44	6,58	6,38	+ 0,20	6,29	6,38	— 0,09	Mai		März	
12,33	15,32	11,49	13,04	13,28	— 0,24	12,66	13,34	— 0,68	Juli		Juli	
4,99	8,02	5,19	6,07	5,98	+ 0,09	5,85	5,62	+ 0,23	Sept.		Nov.	
— 2,17	0,47	— 1,85	— 1,19	— 1,50	+ 0,31	— 1,36	— 2,10	+ 0,74	Dec.		Jan.	
5,15	8,16	5,08	6,125	6,03	+ 0,09	5,87	5,81	+ 0,06	23. Jul. 18,2		27 Jan. — 11,3	

Die Temperatur fällt v. Juli — August um 0,12
„ „ Aug. — Septbr. „ 2,98
„ „ Sept. — October „ 2,89
„ „ Octbr. — Novbr. „ 5,93; tiefster Fall.
steigt „ Nov. — Decbr. „ 0,13
steigt vom Winter 18$\frac{1}{2}$ zum Frühling um 8,52
fällt „ Frühling „ Sommer „ 6,37
„ „ Sommer „ Herbst „ 6,81
„ „ Herbst „ Winter „ 7,21

Die mittl. tägl. Temperatur-Differenz ist am grössten im Mai 8,40, am kleinsten im Nov. 4,81. Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel = 6,06 der im Dec. = 6,55 am nächsten.

Monatl. Diff.: Max. nach den 3tägl. Beob. 22,8 im Dec.
nach Max. Min.: 24,1 im Dec.
Min. nach den 3tägl. Beob. 10,5 im Nov.
nach Max. Min.: 12,5 im Nov.

Tabelle XVI. Thermometer-Stände nach Tagen.

	Tage mit einem wenigstens an Einer der 3 tägl. Beobachtungs-Zeiten beobachteten Thermometerstand													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	auf und über 20	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	—0 bis —5	Summe unter —5	—5 bis —10	unter —10	über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	—0 bis —5	unter —5	Sommertage. t. B.	Sommertage. Max.	Eistage t. B.	Eistage Min.	Wintertage. t. B.	Wintertage. Max.
Januar . .								3	3	30	3	27	18	9						2	2	29	4	25			30	31	28	28
Februar . .						8	8	17	25	14	14							1	1	20	21	8	8				14	21	4	1
März . . .				4	4	7	11	18	29	14	12	2	2			1	1	4	5	17	22	9	9				14	22	2	1
April . . .		2	2	11	13	13	26	4	30	1	1					4	4	18	22	8	30						1	5		
Mai . . .		14	14	12	26	5	31	—	31							16	16	15	31	—	31									
Juni . . .	1	13	14	15	29	1	30	—	30						5	20	25	5	30	—	30				1	6				
Juli . . .	3	17	20	8	28	3	31	—	31						10	15	25	6	31	—	31				3	8				
August . .	3	16	19	11	30	1	31	—	31						6	21	27	4	31	—	31				3	7				
September .		10	10	10	20	10	30	—	30						2	12	14	15	29	1	30									
October . .				15	15	14	29	2	31							1	1	20	21	10	31									
November .						6	6	14	20	15	15									19	19	11	11		—	—	15	23	10	7
December .				4	4	9	13	11	24	14	9	5	3	2				7	7	13	20	11	7	4	—	—	14	19	7	7
Frühling .		16	16	27	43	25	68	22	90	15	13	2	2			21	21	37	58	25	83	9	9				15	27	2	1
Sommer . .	7	46	53	34	87	5	92	—	92						21	56	77	15	92	—	92				7	21				
Herbst . .		10	10	25	35	30	65	16	81	15	15				2	13	15	35	50	30	80	11	11				15	23	10	7
Winter . .				4	4	17	21	31	52	58	26	32	21	11				8	8	35	43	48	19	29			58	71	39	36
Jahr . . .	7	72	79	90	169	77	246	69	315	88	54	34	23	11	23	90	113	95	208	90	298	68	39	29	7	21	88	121	51	44

Tabelle XVII.

Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	ON.	WS.
Januar . .	— 6,48	—	— 7,19	— 7,42	— 6,96	— 2,73	— 0,31	— 9,05	— 4,83	— 7,25	— 3,83
Februar . .	1,61	6,10	— 1,15	— 0,00	0,20	1,90	2,49	0,85	— 0,35	— 0,32	2,01
März . . .	2,23	— 1,11	2,28	7,02	4,73	4,35	1,21	1,31	1,76	3,20	1,82
April . . .	6,87	9,40	5,77	9,61	8,20	7,55	6,01	6,49	5,97	8,83	6,21
Mai	10,63	11,01	11,30	10,04	11,66	11,90	12,52	9,67	9,06	10,74	10,27
Juni . . .	12,77	11,56	15,01	13,69	12,27	11,70	12,19	12,94	13,25	13,39	12,48
Juli	13,28	11,93	10,42	13,98	14,20	18,40	15,35	13,45	10,19	11,86	14,10
August . . .	13,08	13,80	18,60	13,57	13,30	14,40	12,86	12,47	9,50	14,19	12,86
September .	10,05	9,50	9,72	9,15	11,85	11,02	12,79	11,41	7,97	9,64	10,42
October . .	7,08	7,60	7,38	5,90	7,48	7,74	7,70	5,14	7,36	7,09	7,08
November .	1,07	— 2,90	— 1,75	—	0,50	2,81	2,38	0,67	0,83	— 1,89	1,75
December .	1,31	1,25	3,23	— 4,02	1,61	5,41	4,32	3,22	— 0,50	— 1,73	4,29
Frühling . .	6,58	6,43	6,45	8,89	8,53	7,93	6,58	5,89	5,60	7,59	6,10
Sommer . .	13,04	12,43	14,68	13,75	13,26	14,83	13,47	12,95	10,98	13,15	13,15
Herbst . . .	6,07	4,73	5,12	7,52	6,61	7,19	7,62	5,74	5,39	4,95	6,42
Winter . .	— 1,19	3,67	— 1,70	— 3,81	— 1,72	1,53	2,17	— 1,66	— 1,88	— 3,10	0,82
Jahr . . .	6,12	6,82	6,14	6,59	6,67	7,87	7,46	5,73	5,02	5,65	6,62

Bemerkungen zu Tabelle XVII.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

Für N fällt das Max. 13,80 in den Aug., das Min. —2,90 in den Nov.
„ NO „ „ 18,60 „ Aug. „ —7,19 „ Jan.
„ O „ „ 13,96 „ Juli „ —7,42 „ Jan.
„ SO „ „ 14,29 „ Juli „ —6,96 „ Jan.
„ S „ „ 18,40 „ Juli „ —2,73 „ Jan.
„ SW „ „ 15,35 „ Juli „ —0,31 „ Jan.
„ W „ „ 13,45 „ Juli „ —2,05 „ Jan.
„ NW „ „ 13,25 „ Juni „ —4,83 „ Jan.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

im Jahr:	S	SW	N	SO	O	NO	W	NW
	7,67	7,46	6,82	6,67	6,59	6,14	5,73	5,02
„ Sommer:	S	NO	O	SW	SO	W	N	NW
	14,63	14,08	13,75	13,47	13,26	12,95	12,43	10,98
„ Winter:	N	SW	S	W	NO	SO	NW	O
	3,67	2,17	1,53	—1,66	—1,70	—1,72	—1,86	—3,81
„ Frühling:	O	SO	S	SW	NO	N	W	NW
	8,89	8,53	7,93	6,58	6,45	6,43	5,89	5,80
„ Herbst:	SW	O	S	SO	W	NW	NO	N
	7,62	7,52	7,19	6,61	5,74	5,39	5,12	4,73

Es differirt die Temperatur

bei N im Winter u. Sommer um 8,76, im Frühling. u. Herbst um +1,70.
„ NO „ „ 16,38, „ „ +1,33.
„ O „ „ 17,56, „ „ +1,27.
„ SO „ „ 14,98, „ „ +1,32.
„ S „ „ 13,30, „ „ +0,74.
„ SW „ „ 11,30, „ „ —1,04.
„ W „ „ 13,61, „ „ +0,15.
„ NW „ „ 12,86, „ „ +0,21.

3) Von Ennabeuren.

Zusammenstellung des Herrn Pfarrers Schiler.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XVIII.

Uebersicht der Temperatur-Verhältnisse.

Jahresmittel +5,49, reduc. +5,28. Max. des Jahrs +21,5 (den 23. Juli und 28. Aug.). Min. des Jahrs —13,6 (den 18. Jan.). Differenz 35,1.

Wärmster Monat nach den reducirten täglichen Beobachtungen: Juli = + 12,57; kältester: Januar = — 7,08. Differenz 19,65.

Der Herbst = +5,33 ist kälter als der Frühling = +5,78 um 0,45.

Der Sommer = +12,15 differirt vom Winter = —2,10 um 14,25.

Die Temperatur steigt vom Januar bis Februar um 7,87.

„ Februar „ März „ 0,46.

„ März „ April „ 5,07.

„ April „ Mai „ 3,80.

„ Mai „ Juni „ 2,24.

„ Juni „ Juli „ 0,82.

fällt Juli „ August „ 0,68.

„ August „ Septbr. „ 2,73.

„ Septbr. „ October „ 3,03.

„ October „ Novbr. „ 6,38.

steigt Novbr. „ Decbr. „ 0,18.

„ Winter zum Frühling „ 7,82.

„ Frühling „ Sommer „ 6,56.

fällt Sommer „ Herbst „ 7,06.

„ Herbst „ Winter „ 7,34.

Temperatur-Veränderung. Die mittlere tägliche ist am grössten im September = 4,86; am kleinsten im November = 2,63. Die mittlere tägliche Aenderung kommt in ihrem Jahresmittel (= 4,03) dem September (= 3,97) am nächsten. Monatliche Veränderung: Maximum im December = 22,3, Minimum im Nov. = 10,8. Differenz 11,5.

Tabelle XVIII. Temperatur-Verhältnisse.

Monate.	Medium aus den 3 täglichen Beobachtungen.	Reducirt. Medium.	Differenz.	Sommer-, Eis- und Wintertage.		
				Sommertg.	Eistage.	Wint.-tage.
Januar	— 6,96	— 7,08	0,12			30
Februar	0,91	0,69	0,22		13	3
März	1,37	1,84	0,27		19	2
April	6,44	6,22	0,22		2	
Mai	9,94	9,47	0,47			
Juni	12,18	11,83	0,35	2		
Juli	13,00	12,57	0,43	3		
August	12,32	12,05	0,27	3		
September . . .	9,59	9,60	0,01			
October	6,56	6,32	0,24			
November . . .	0,18	0,06	0,12		7	10
December . . .	0,36	0,03	0,33		6	11
Frühling . . .	5,92	5,78	0,18		21	2
Sommer . . .	12,50	12,15	0,35	8		
Herbst	5,44	5,33	0,11		7	10
Winter	— 1,90	— 2,10	0,20		19	44
Jahr	5,49	5,29	0,20	8	47	56

Tabelle XIX. Thermometer-Stände nach Tagen.

Monate.	Tage mit einem, wenigstens an Einer der 3 täglichen Beobachtungs-Zeiten beobachteten Thermometerstand														Tage mit mittlerer täglicher Temperatur (reducirtes Mittel)									
	auf und über 20°	15 bis 20	Summe über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter u. auf 0	0 bis −5	Summe unter −5	−5 bis −10	unter −10	über 15	10 bis 15	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5	Summe über 0	Summe unter 0	−0 bis −5	unter −5
Januar .								1	1	30	1	29	21	8						1	1	30	4	26
Februar .						5	5	20	25	4	3	1	1					1	1	16	17	12	12	
März . .				3	3	6	9	15	24	7	5	2	2					5	5	18	23	8	7	1
April . .		2	2	12	14	10	24	6	30							3	3	16	19	11	30			
Mai . .		9	9	11	20	11	31		31							13	13	17	30	1	31			
Juni . .	2	11	13	13	26	4	30		30						5	17	22	8	30		30			
Juli . .	3	14	17	9	26	5	31		31						6	20	26	5	31		31			
August .	3	9	12	16	28	3	31		31						4	21	25	6	31		31			
Septemb.		7	7	14	21	9	30		30						2	8	10	17	27	3	30			
October .				13	13	17	30	1	31									19	19	12	31			
November						2	2	18	20	10	10									15	15	15	15	
December						11	11	9	20	11	3	8	4	4				6	6	12	18	13	7	6
Frühling		11	11	26	37	27	64	21	85	7	5	2	2			16	16	38	54	30	84	8	7	1
Sommer .	8	34	42	38	80	12	92		92						15	58	73	19	92		92			
Herbst .		7	7	27	34	28	62	19	81	10	10				2	8	10	36	46	30	76	15	15	
Winter .						16	16	30	46	45	7	38	26	12				7	7	29	36	53	23	32
Jahr . .	8	52	60	91	151	83	234	70	304	62	22	40	28	12	17	82	99	100	199	89	288	76	45	33

Tabelle XX.

Wahre mittlere tägliche Temperatur nach den 3 täglichen Beobachtungen.

	Januar	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	Novemb.	Decemb.
1.	— 5,0	—1,5	0,3	10,1	5,4	8,6	8,3	12,0	9,0	9,9	3,8	1,4
2.	— 5,4	—4,1	0,5	9,5	7,0	7,6	6,8	11,2	7,4	8,6	3,2	1,0
3.	— 5,6	—2,3	0,3	11,4	7,9	7,1	8,3	13,8	9,8	8,9	1,7	—0,3
4.	— 6,3	—2,1	—1,6	10,1	6,9	9,9	12,8	9,7	11,8	7,9	3,3	—0,2
5.	— 8,1	2,3	—3,3	9,0	6,3	11,9	13,2	11,2	12,9	8,5	—2,3	1,6
6.	— 7,1	1,9	—1,1	8,2	4,9	13,1	15,4	11,5	14,7	9,9	0,5	2,4
7.	— 9,6	2,4	—0,1	7,8	6,2	13,9	17,7	13,0	15,5	9,1	2,5	4,7
8.	— 8,1	1,8	—5,1	7,6	9,7	10,9	13,2	14,4	16,0	9,4	—0,4	4,8
9.	— 7,4	1,9	—1,7	8,2	11,2	9,7	13,8	10,7	13,5	9,1	—1,1	6,6
10.	— 5,5	1,2	0,6	3,3	11,8	14,6	10,1	9,3	13,4	6,4	—2,1	6,3
11.	— 6,5	0,5	1,3	1,5	13,3	15,8	9,2	10,7	9,4	4,8	—2,0	5,4
12.	— 7,8	—0,2	—1,2	2,8	12,0	15,0	9,1	12,4	5,7	4,3	—2,2	5,4
13.	— 3,7	—0,6	1,0	4,8	10,3	13,4	12,2	11,8	5,9	3,5	—3,6	1,3
14.	— 7,2	1,9	1,9	1,7	14,1	10,9	11,0	12,9	4,6	3,9	—0,9	2,8
15.	— 7,5	2,8	—0,3	0,8	13,7	12,9	11,4	12,8	4,1	4,6	—2,8	3,6
16.	— 6,1	1,9	0,4	2,7	12,1	16,4	10,1	13,1	5,7	4,2	—3,7	6,8
17.	— 6,7	—0,1	0,6	6,4	12,7	16,5	10,8	10,9	5,2	2,5	—2,2	5,4
18.	— 9,5	—1,5	1,8	7,9	8,9	13,1	10,0	11,8	6,5	4,6	1,1	2,5
19.	— 8,1	—4,1	1,4	8,3	5,9	11,1	12,6	13,9	5,1	5,3	0,4	2,0
20.	— 11,8	—0,7	3,8	8,5	7,9	9,1	14,6	14,4	4,8	4,7	—1,6	—0,9
21.	— 8,5	—1,4	0,8	5,1	7,5	10,5	12,5	11,6	8,5	4,7	—0,4	—0,5
22.	— 7,9	—0,8	1,8	4,6	8,6	10,0	15,6	15,2	10,6	2,6	1,0	—0,4
23.	— 6,3	1,8	3,4	4,6	9,8	15,3	17,9	7,6	12,6	2,3	—0,1	—8,2
24.	— 7,4	2,5	3,2	5,1	10,9	12,1	14,9	6,9	8,7	3,6	1,0	—7,3
25.	— 8,2	2,9	3,1	6,2	11,3	8,9	11,7	6,1	9,3	7,5	1,1	0,4
26.	— 10,6	3,0	4,2	3,7	11,4	9,1	15,0	9,4	9,6	7,2	—0,4	—3,1
27.	— 11,2	5,6	5,2	3,1	7,5	11,6	15,9	12,4	11,1	8,0	2,4	—3,1
28.	— 10,1	3,8	5,2	6,9	8,6	12,2	13,5	16,8	9,3	7,5	1,5	—1,8
29.	— 4,6	1,0	7,3	9,1	11,8	12,4	13,8	17,8	9,8	7,5	1,7	—4,8
30.	— 2,6		8,3	7,5	9,4	11,3	14,8	16,6	9,6	7,1	2,4	—5,2
31.	0,9		9,0		8,5		13,5	11,5		5,2		—3,6

Jedoch entſprach dieſer Verein den Wünſchen der Menſchenfreunde nicht. Obſchon er ſeit beinahe 10 Jahren beſteht, ſo ſind doch einige Flugſchriften zu Gunſten der Abſchaffung der Sklaverei und die Verhandlungen in den Verſammlungen der Mitglieder die einzigen Beweiſe ſeines Wirkens, und von irgend einem Erfolge ſeiner Schritte, falls er deren wirklich gethan, iſt bisher nichts laut geworden. Die Frage ſteht noch ungefähr auf demſelben Punkte, wie zuvor; und obſchon in jeder Seſſion der geſetzgebenden Kammern von den Humanitätsfreunden eine Motion zu Gunſten der Sklaven vorgebracht wird, ſo fehlt es doch nicht an Vorwänden, um ſie jedesmal zu beſeitigen. Indeſſen wird dieſelbe von den Miniſtern nicht geradezu abgewieſen; ſie antworten bloß, die Sache verlange die größte Vorſicht, und die Regierung verliere dieſelbe nicht aus dem Auge, könne aber in keinen übereilten, unüberlegten Vorſchlag eingehen.

Sicher werden die Sklaven in den franzöſiſchen Kolonien über kurz oder lang eben ſo frei gelaſſen werden, wie ſie in England frei gegeben worden ſind. Seit dem Frieden von 1815 üben England und Frankreich eine beſtändige Wechſelwirkung auf einander aus. Was in einem der beiden Länder Freiſinniges geſchieht, ermangelt nicht, in dem andern Nachahmung zu finden. Man ſcheint es nicht genug zu bemerken und zu bewundern, wie leicht die Vorurtheile in einem der beiden Länder beſiegt werden, wenn ſie in dem andern bereits eine Niederlage erlitten hatten, und wie das Beiſpiel des einen das andere zu demſelben Schritte anreizt. Somit läßt ſich vorherſagen, daß bald auch Frankreich keine Sklaven mehr haben wird, und in den Kolonien nur von freien Händen die Pflanzungen wird wollen anbauen laſſen. Der Verein der chriſtlichen Moral und der Privatverein zu Abſchaffung der Sklaverei können zur ſchnelleren Herbeiführung dieſer glücklichen Zeit beitragen. Beide müſſen durch Schriften und Reden die Gemüther vorbereiten. Einer hinreißenden Beredſamkeit bedarf es eigentlich dazu nicht mehr; ruhige Widerlegung der Einwürfe gegen den Vorſchlag iſt hinreichend. Das Gehäſſige, Geſetzwidrige, Unmoraliſche der Sklaverei wagt ſchon Niemand mehr zu vertheidigen. Man ſtellt den Freunden der Emanzipation nur politiſche Gründe zur Beibehaltung der Sklaverei entgegen. Dieſe zu widerlegen, zu zeigen, daß es Zeit iſt, Hand ans Werk zu legen, und die

Tabelle XXI.

Monate.	Stand des Thermometers nach den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N	W—S.
Januar . .	— 6,96	— 6,88		— 7,70	— 7,62	— 5,60	— 8,33	— 7,32	— 9,08	— 7,59	— 6,06
Februar . .	0,91	— 0,10	— 1,26	0,40		5,70	1,85	1,29	— 1,70	— 0,92	1,21
März . . .	1,37	— 0,05	1,40	7,27	6,30	6,85	1,20	0,27	0,31	4,73	0,86
April . . .	6,44	8,25	8,20	9,33	9,95		1,62	5,58	5,09	9,19	3,80
Mai . . .	9,94	10,04	9,71	9,86		8,70	11,32	11,86	9,37	9,85	10,17
Juni . . .	12,18	2,40		14,27	15,50	14,40	11,46	10,45	13,11	14,55	11,22
Juli . . .	13,00	11,32	10,90	14,42		20,50	14,63	13,74	11,09	12,35	13,25
August . .	12,32	14,50		14,98	10,45	11,30	12,65	11,85	12,51	13,61	12,23
September .	9,59	7,64	8,25	9,82	14,34		10,61	12,28	8,09	9,51	9,71
October . .	6,56	8,90	8,90	6,65	8,55	8,78	7,12	4,93	6,29	7,18	6,29
November .	0,18			— 2,07			1,26	0,41	— 2,44	— 2,07	0,52
December .	0,26	1,35	— 8,05	— 8,03			0,88	4,37	3,77	— 6,26	1,90
Frühling . .	5,92	6,08	6,44	8,89	8,13	7,27	4,71	5,90	4,92	7,92	4,94
Sommer . .	12,50	12,74	10,90	14,56	12,97	15,40	12,91	12,01	12,24	13,50	12,23
Herbst . .	5,44	8,27	8,57	4,80	11,44	8,78	6,33	5,87	3,98	4,87	5,51
Winter . .	— 1,90	— 1,87	— 4,65	— 5,11	— 7,62	0,03	— 0,87	— 0,55	— 2,34	— 4,92	— 0,96
Jahr . . .	5,49	6,13	4,76	5,79	8,35	8,58	5,77	5,81	4,37	5,34	5,42
Diff. v. Med.		+ 0,64	— 0,73	+ 0,30	+ 2,86	+ 3,09	+ 0,28	+ 0,32	— 1,12	— 0,15	— 0,07

Bemerkungen zu Tabelle XXI.

Für	N	fällt das Max.			14,50	in den	August,	das Min.		−6,96	in d. Jan.
„	NO	„	„	„	10,90	„	Juli	„	„	−8,05	„ Dec.
„	O	„	„	„	14,58	„	August	„	„	−8,03	„ Dec.
„	SO	„	„	„	15,80	„	Juni	„	„	−7,62	„ Jan.
„	S	„	„	„	20,50	„	Juli	„	„	−5,60	„ Jan.
„	SW	„	„	„	14,63	„	Juli	„	„	−5,23	„ Jan.
„	W	„	„	„	13,74	„	Juli	„	„	−7,22	„ Jan.
„	NW	„	„	„	13,11	„	Juni	„	„	−8,06	„ Jan.

Der Wärme nach kommen die 8 Hauptwinde in folgender Ordnung:

Im Jahr:	S	SO	N	W	O	SW	NO	NW
Im Sommer:	S	O	SO	SW	N	NW	W	NO
Im Winter:	S	W	SW	N	NW	NO	O	SO
Im Frühling:	O	SO	S	NO	N	W	NW	SW
Im Herbst:	SO	S	NO	N	SW	W	O	NW

Differenz	des Winters und Sommers	des Frühlings und Herbstes
bei N	14,61	− 2,19
„ NO	15,15	− 2,13
„ O	19,67	+ 4,09
„ SO	20,59	− 3,31
„ S	15,35	− 1,51
„ SW	13,78	− 1,62
„ W	12,56	+ 0,03
„ NW	14,58	+ 0,94

Die grösste Jahresdifferenz über dem Jahresmittel (+5,49) zeigt S = +3,09
„ kleinste „ „ „ SW = +0,28
„ grösste „ unter „ NW = −1,12
„ kleinste „ „ „ NO = −0,73

4) Von Calw. Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Müller.

Tabelle XXII. Thermometerstand im Freien im Schatten.

1848.	Thermograph.		Mittlere Temperatur.			Mittel aus		Grösster täglicher Unterschied.	Mittel der tägl. Unterschiede.	Monatl. Unterschied.
	Max.	Min.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	den 3 tägl. Beobachtungen.	dem tägl. Max. und Min.			
Januar . .	+ 6	−15,8	− 6,784	− 2,038	− 5,216	− 4,686	− 5,048	15,5	6,265	21,8
Februar . .	+11,5	− 8,3	+ 0,086	+ 5,932	+ 1,089	+ 2,369	+ 2,510	14,5	7,338	19,8
März . . .	+17	− 7	+ 1,552	+ 7,516	+ 3,039	+ 4,036	+ 3,984	14,6	7,167	24
April . . .	+18,8	− 0,2	+ 6,010	+12,300	+ 6,227	+ 8,179	+ 8,190	15,7	8,987	19
Mai . . .	+20,4	0	+ 7,748	+16,064	+ 8,135	+10,656	+10,295	17,3	12,158	20,4
Juni . . .	+22,6	+ 6	+11,763	+17,573	+11,690	+13,675	+13,256	14,5	8,940	16,6
Juli . . .	+24,6	+ 5,3	+12,200	+18,368	+12,087	+14,218	+13,813	15,3	9,465	19,3
August . .	+24	+ 3,2	+11,384	+17,961	+11,871	+13,239	+13,517	13,5	9,119	20,8
September .	+22,5	+ 0,4	+ 7,430	+15,570	+ 8,716	+10,539	+10,923	17,1	9,767	22,1
October . .	+16,5	− 0,2	+ 5,323	+11,748	+ 6,135	+ 7,735	+ 8,075	13,1	7,487	16,7
November .	+ 9,4	− 8,5	+ 0,773	+ 4,783	+ 1,217	+ 2,247	+ 2,168	10,5	5,330	17,9
December .	+10	−11,7	− 1,916	+ 3,268	− 0,848	+ 0,135	+ 0,237	9,8	6,035	21,7
	+24,6 7. Juli Mittags.	−15,8 27. Jan. Morgens.	+ 4,631	+10,745	+ 5,343	+ 6,903	+ 6,827	17,3 9. Mai Morgens +1,5 Mittags +18,8	8,173	Jahresunterschied 40,4
			+ 6,906 Reducirtes Mittel + 6,515							

Tabelle XXIII.

Extreme der täglichen Temperaturen.

1848.	Heisse Tg. (Sommertage); Max. +20 u. darüber.	Warme Tage, Max. zwischen +15 und +20	Gemässigte Tage, Max. unter +15, Minim. über 0	Eistage.			Wintertage, an denen die Temp. gar nicht über 0 hinausging.
				Minimum über — 5	Min. zwischen — 5 und — 10	Min. unter — 10	
Januar .				3	18	10	27
Februar .			10	15	4		
März . .		3	17	10	1		
April . .		7	22	1			
Mai . .	1	21	8	1			
Juni . .	8	18	4				
Juli . .	14	11	6				
August .	7	21	3				
Septemb.	5	12	13				
October .		6	23	2			
Novemb. .			14	14	2		1
Decemb. .			6	18	6	1	4
Jahr . .	35	99	128	64	31	11	32

Temperatur der Jahreszeiten.

Frühling: März, April, Mai.	Sommer: Juni, Juli, August.	Herbst: Septbr., October, Novemb.	Winter: Januar, Februar, Decemb.	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.	Unterschied zwischen Sommer und Winter.
+7,642	+13,877	+6,840	−0,727	+14,218 Juli.	−4,686 Januar.	8,904	14,604

Tabelle XXIV. Mitteltemperatur der einzelnen Tage.

1848.	−10	−9	−8	−7	−6	−5	−4	−3	−2	−1	0	+1	+2	+3	+4	+5	+6	+7	+8	+9	+10	+11	+12	+13	+14	+15	+16	+17	+18
Januar . .	1	1	3	5	5	6	4	2	2	1			1																
Februar .								2		2	4	7	3	2	4	4		1											
März . .									1		2	4	4	7	3	2	3	2	1	2									
April . .														1	1	3	2	6	6	5	4	2							
Mai . .																	1	2	4	3	3	11	7						
Juni . .																				1	1	4	4	8	5	4	2	1	
Juli . . .																				1	1	4	2	6	6	5	3	3	
August . .																				2	2		4	5	13	2	3		
September .																	2	5	2	1	8	6		3	2	1			
October .															1	6	6	6	2	5	3	2							
November .							1			1	8	6	4	2	5	2	1												
December .			1	2	1		1	1	4	2	7	4	2	2	3	1													
Jahr . . .	1	1	4	7	6	6	6	5	7	6	21	21	14	14	17	18	15	22	15	20	22	29	17	22	20	12	8	4	

Winterliche Tage 119 — Frühlingstage 56 — Herbstage 51 — 107 — Sommerliche Tage 140

Wärmster Tag . . + 17,80 (reducirt + 17,32) den 7. Juli.
Kältester Tag . . — 9,00 (reducirt — 8,50) den 27. Januar.
Unterschied beider 26,80 (25,82)

Tabelle XXV.

Frost- und Schneegränzen, Dauer der Schneedecke und Eisdecke.

Frost		Freie Tage dazwischen.	Schnee		Freie Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Eisdecke der Nagold.
letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.			
7. Mai.	23. Oct.	168	11. Apr.	5. Nov.	207	Januar 31 Febr. 8 März 4 Novbr. 9 Decbr. 5 57 Tage.	Januar 31 Febr. 10 Decbr. 7 48 Tage.

3. Brunnentemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Resultate der täglich Mittags 2 Uhr angestellten Beobachtungen an einem mit Seewasser gespeisten Rohrbrunnen gibt nachfolgende Tabelle XXVI. Die Spalte „Abnahme" gibt die Zahl der Grade an, um welche die Brunnentemperatur von Anfang des Monats an bis zur tiefsten im Monat beobachteten Temperatur, oder von der höchsten während des Monats bis zu Ende desselben sank, die Spalte „Zunahme" die Grade, um welche sie von Anfang des Monats an bis zur höchsten während des Monats beobachteten Temperatur, oder von der tiefsten während des Monats bis zu dessen Ende stieg. Tabelle XXVI.

Monate.	Monatsmittel der Brunnentemp.	Monatsmittel der Lufttemp.	Tiefste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tags zuvor.	Höchste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tags zuvor.	Abnahme.	Zunahme.
Dec. 47	+ 3,32	— 0,61	+ 2,9 d. 31.	— 1,40	+ 5,2 d. 1.	+ 6,40	2,3	
Jan. 48	+ 2,24	— 4,79	+ 1,8 d. 29.	— 5,90	+ 2,9 d. 2.	— 1,97	1,1	0,1
Febr.	+ 2,57	+ 3,51	+ 2,0 d. 1.	+ 3,33	+ 3,5 d. 29.	+ 9,00		1,5
März	+ 4,44	+ 5,11	+ 3,4 d. 9.	— 0,43	+ 6,3 d. 31.	+ 11,00	0,1	2,9
April	+ 7,51	+ 8,09	+ 6,5 d. 1.	+ 12,04	+ 8,2 d. 30.	+ 11,43		1,7
Mai .	+ 9,51	+ 12,70	+ 8,3 d. 1.	+ 11,10	+ 11,0 d. 30.	+ 14,13	0,1	2,6
Juni .	+ 11,37	+ 15,14	+ 10,3 d. 4.	+ 10,00	+ 12,5 d. 19.	+ 17,83	0,5	2,2
Juli .	+ 12,89	+ 15,86	+ 11,8 d. 3	+ 12,33	+ 13,8 d. 31.	+ 17,26	0,5	2,0
Aug. .	+ 13,30	+ 15,38	+ 12,5 d. 27.	+ 12,63	+ 13,9 d. 1.	+ 17,33	1,4	0,8
Sept.	+ 11,88	+ 11,80	+ 10,5 d. 20.	+ 8,93	+ 13,7 d. 10.	+ 16,27	3,2	0,7
Oct.	+ 9,72	+ 8,61	+ 8,2 d. 25.	+ 7,43	+ 11,2 d. 2.	+ 12,33	3,0	0,6
Nov.	+ 5,96	+ 3,13	+ 5,0 d. 22.	+ 2,53	+ 8,7 d. 1.	+ 7,90	3,7	0,4
Dec.	+ 4,51	+ 1,52	+ 3,3 d. 31.	— 0,77	+ 5,3 d. 1.	+ 6,00	2,0	
Kal. J.	+ 8,00	+ 8,03	Jan. 1848.		August		10,6	12,1
Met. J.	+ 7,90	+ 7,85	Jan. 1848.		August			11,0

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter. Kal. J.	Met. J.
Brunnentemper.	+ 7,15	+ 12,52	+ 9,19	+ 3,10	+ 2,73
Lufttemperatur	+ 8,63	+ 15,46	+ 7,96	+ 0,08	— 0,63

b) Von einigen Beobachtungsorten.

1) Von Canstatt.

Zusammenstellungen durch Herrn Dr. Rühle.

Brunnentemperatur.

Tabelle XXVII.

Monate.	Mittel Abends 9 Uhr.	Maximum.	Minimum.	Differenz des Mittels von der mittleren Lufttemperatur.
Januar	+ 1,99	+ 2,9	+ 1,2	+ 0,07
Februar	2,81	4,8	1,3	— 0,02
März	4,79	6,8	3,7	— 0,33
April	7,49	8,1	6,8	— 1,69
Mai	9,50	10,6	8,1	— 2,07
Juni	11,81	12,4	10,3	— 3,42
Juli	12,59	13,6	11,3	— 3,09
August	13,06	14,1	12,1	— 1,95
September	11,87	13,4	10,4	+ 0,14
October	9,57	11,3	8,2	+ 1,16
November	6,14	8,5	5,0	+ 2,73
December	4,42	5,9	2,7	+ 3,16
Kal. Jahr	+ 7,09	+ 14,1	+ 1,2	— 0,02
Wintermonate 1848 .	+ 3,07	Jahresdifferenz:		+ 3,07
Frühling	7,29	12,9.		— 1,66
Sommer	12,42			— 2,82
Herbst	9,19			+ 1,34

2) Von Calw.

Zusammenstellungen durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle XXVIII.

Brunnentemperatur.

1848.	Mittlere monatl. Luftwärme.	Brunnen beim Ziegelbach.				
		Mittlere monatl. Temperatur.	Maxim.	Minim.	Unterschied beider.	Unterschied von der monatl. Luftwrm.
Januar . .	− 4,086	+ 6,533	+ 6,70	+ 6,40	0,30	+ 11,219
Februar . .	+ 2,369	6,933	7,30	6,60	0,70	+ 4,564
März . . .	+ 4,036	7,083	7,35	6,80	0,55	− 3,047
April . . .	+ 8,179	7,350	7,70	7,00	0,70	− 0,829
Mai . . .	+ 10,656	7,833	8,00	7,60	0,40	− 2,823
Juni . . .	+ 13,675	8,133	8,30	8,00	0,30	− 5,542
Juli . . .	+ 14,218	8,533	8,60	8,40	0,20	− 5,685
August . .	+ 13,739	8,433	8,50	8,35	0,15	− 5,306
September .	+ 10,539	8,317	8,55	8,20	0,35	− 2,222
October . .	+ 7,735	7,983	8,25	7,80	0,45	+ 0,248
November .	+ 2,247	7,433	7,70	7,30	0,40	+ 5,186
December .	+ 0,135	7,300	7,30	7,30	0,00	+ 7,165
Jahr . . .	+ 6,908	+ 7,654	+ 8,60 Juli	− 6,40 Januar	2,20	+ 0,748

4) Die barometrischen Verhältnisse.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachfolgende Tabelle gibt in Uebersicht die monatlichen Extreme, Mittel und Differenzen; die Barometerstände sind auf + 15° R. reducirt, die Mittel von den Morgen- und Mittagsbeobachtungen genommen; die Zeichen + und — bezeichnen den Ueberschuss oder Minderbetrag der Mittelstände gegen das Jahresmittel von 1848 und das 20jährige von 1825—1844 (27 4,71).

Tabelle XXIX.

Monate.	Barometerstand.			Barometrische Differenzen.				
	höchster.	tiefster.	mittlerer.	monatliche.	Jahresmittel des Kal. J.	Jahresmittel des met. J.	v. 20jähr. Jahresmittel.	Mittl. monatl. Diff. in 20 Jahr.
December 1847 .	27‴ 10,59‴	26‴ 6,75‴	27‴ 5,02‴	15,82	+ 0,01	+ 0,20	+ 0,31	
Januar 1848 . .	27 9,02 d. 12.	26 10,81 d. 31.	27 4,66	10,21	— 0,43	— 0,21	— 0,05	12,38
Februar	27 11,48 d. 3.	26 7,02 d. 11.	27 3,36	16,46	— 1,73	— 1,51	— 1,35	12,03
März	27 8,28 d. 8.	26 6,41 d. 12.	27 2,03	13,87	— 3,06	— 2,84	— 2,68	10,71
April	27 6,69 d. 4.	26 9,14 d. 8.	27 2,81	9,55	— 2,28	— 2,06	— 1,90	9,54
Mai	27 8,42 d. 11.	26 11,30 d. 17.	27 6,15	9,12	+ 1,06	+ 1,28	+ 1,44	7,79
Juni	27 8,09 d. 14.	27 1,05 d. 3.	27 5,04	7,04	— 0,05	+ 0,17	+ 0,33	7,05
Juli	27 8,90 d. 12.	26 11,67 d. 1.	27 6,47	9,23	+ 1,38	+ 1,60	+ 1,76	6,19
August	27 8,13 d. 25.	27 3,25 d. 1.	27 6,06	4,88	+ 1,97	+ 1,19	+ 1,35	7,28
September . . .	27 10,27 d. 16.	27 0,80 d. 24.	27 6,12	9,47	+ 1,03	+ 1,25	+ 1,41	8,65
October	27 9,46 d. 5.	26 10,47 d. 18.	27 5,09	10,99	0	+ 0,12	+ 0,38	10,88
November . . .	27 9,68 d. 10.	26 10,52 d. 4.	27 5,64	11,16	+ 0,55	+ 0,77	+ 0,93	10,85
December . . .	27 11,67 d. 10.	27 1,04 d. 5.	27 7,62	10,63	+ 2,53	+ 2,75	+ 2,91	10,56
Kal. Jahr . . .	Dec. 1848.	März.	27 5,09	Feb.			+ 0,38	
Met. Jahr . . .	Febr. 1848.	März.	27 4,87	Feb.			+ 0,16	

Die Jahres-Differenz war 17,26‴.

b) Von den Beobachtungsorten.

Extreme und Mittel der Barometerstände.

Tabelle XXX.

Orte.	Höchster Stand.		Tiefster Stand.		Mittlerer Stand.
Mergentheim	28″ 1,80‴	10. Dec.	26″ 10,20‴	11. Febr. 11. 12. März	27″ 7,06‴
Oberstetten .	27 5,69	10. Dec.	26 2,00	11. Feb.	26 11,06
Amlishagen. .	27 6,30	10. Dec.	26 3,70	12. März	27 0,08
Oehringen .	28 0,00	10. Dec.	26 8,00	12. März	27 5,31
Winnenden .	27 10,45	3. Dec.	26 6,25	11. Feb.	27 3,83
Canstatt . .	28 0,45	10. Dec.	26 7,64	11. Feb.	27 5,85
Stuttgart . .	27 11,67	10. Dec.	26 6,41	12. März	27 5,09 R.J. 27 4,87 B.J.
Hohenheim .	27 5,10	10. Dec.	26 2,00	9. März	26 10,53
Bissingen . .	27 4,39	3. Feb.	26 0,03	12. Feb.	
Schopfloch .	26 3,91	10. Dec.	25 1,03	12. März	25 9,77
Ennabeuren .	26 2,38	10. Dec.	24 11,38	11. Feb.	25 7,68
Heidenheim .	27 2,00	10. Dec.	25 9,90	2. März	26 7,32
Ulm	27 1,40	10. Dec.	25 9,00	20. April	27 6,60
Pfullingen .	27 6,37	10. Dec.	26 2,36	11. Feb.	27 0,06
Calw . . .	27 7,45	9. Dec.	26 3,51	11. Feb.	27 1,15
Freudenstadt .	26 0,00	11. Dec.	24 6,00	11. März	25 4,81
Schwenningen	28 0,25	10. Dec.	26 7,00	11. Feb.	
Wangen . .	26 8,00	4. Feb.	25 4,00	30. Aug.	26 0,85
Isny . . .	26 5,80	10. Dec.	25 1,80	12. März	25 10,78

Das jährliche Maximum fiel demnach fast durchgängig auf den 10. December; das jährliche Minimum wechselte an den meisten Beobachtungsorten zwischen dem 11. Febr. und 12. März.

unchriſtlichen Feſſeln zu löſen, womit Chriſten ihre ſchwarzen Brüder belaſtet haben, und ihnen eine Freiheit wiederzugeben, die man nicht berechtigt war, ihnen zu rauben — dies muß jetzt die Aufgabe des Vereins der chriſtlichen Moral ſeyn. Er muß beweiſen, daß die Kolonien durch die Freilaſſung der Sklaven nicht nur nichts verlieren, ſondern ſogar noch gewinnen können, da freie Hände beſſer und mehr arbeiten, als Sklavenhände, und dem Pflanzer nicht mehr furchtbar ſind.

Eine andere Frage, welche den Verein ſeit einigen Jahren ganz vorzüglich beſchäftigt, betrifft die Abſchaffung der Todesſtrafe. Hier hat er einen beredten Vertheidiger ſeiner Anſichten und Geſinnungen in dem Dichter Lamartine gefunden, welcher nun bereits zweimal in den öffentlichen Jahresverſammlungen aufgetreten und einen Vortrag ganz im Sinne der chriſtlichen Moral gehalten hat. Man ſollte denken, es ließe ſich die beabſichtigte Abſchaffung leichter bewerkſtelligen, als diejenige der Sklaverei. Es ſind hier wenigſtens keine Privatintereſſen zu verwahren oder zu berückſichtigen, und deßhalb iſt auch der Widerſtand nicht ſo heftig, als in Hinſicht der Freilaſſung der Sklaven, und die Einwürfe, welche gegen den Vorſchlag gemacht werden, ſind mehr theoretiſcher und ſpekulativer Art. Zufolge des Geſichtspunktes, in welchen ſich der Verein der chriſtlichen Moral geſtellt hat, iſt die einzige Frage dieſe: Hat die bürgerliche Geſellſchaft das unbezweifelte Recht, einem Menſchen nach einem Urtheilsſpruche das Leben zu nehmen, welches ein Geſchenk Gottes iſt und von keinem Menſchen gegeben werden kann? Wird dieſe Frage verneint, ſo iſt die Abſchaffung der Todesſtrafe dadurch als nothwendige Folge ausgeſprochen. Wer dagegen dieſes Recht anerkennt, muß daſſelbe mit moraliſchen Gründen erhärten, ebenſo wie der Verein bloß aus der Moral ſeine Gründe für die Nothwendigkeit der Abſchaffung bernimmt. Denn daß die Todesſtrafe ihren Nutzen in der bürgerlichen Geſellſchaft haben könne, darf hier nicht in Betracht kommen. Iſt die Todesſtrafe der Moral zuwider, ſo kann ſie auch nicht nützlich ſeyn; und wäre ſie auch nützlich, ſo dürfte ſie doch nicht beibehalten werden; denn auf einen unmoraliſchen Grund kann eine Geſetzgebung nicht gebaut werden. Welche Theilnahme dieſe Frage, die ſeit 1825 vom Vereine als Preisaufgabe geſtellt worden, bereits erregt hat, ſieht man aus dem Umſtande, daß im vorigen Jahre

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt durch Herrn Dr. Rühle.

Barometerstand bei + 15°.

Tabelle XXXI.

Monate.	Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Diff.
Januar . . .	27″ 6,12	27″ 10,19‴	26″ 11,80‴	10,39‴
Februar . .	27 4,76	28 0,84	26 7,64	17,20
März . . .	27 3,46	27 10,26	26 8,17	14,09
April . . .	27 4,01	27 8,18	26 10,45	9,73
Mai	27 7,05	27 9,50	26 11,80	9,70
Juni . . .	27 5,78	27 8,85	27 1,73	7,12
Juli	27 7,18	27 10,15	27 0,15	10,00
August . . .	27 6,82	27 9,31	27 3,40	5,91
September .	27 6,89	27 11,60	27 0,78	10,82
October . .	27 5,45	27 10,32	26 10,90	11,42
November .	27 6,17	27 10,47	26 10,57	11,90
December .	27 8,38	28 0,95	27 1,58	11,37
Kal. Jahr .	27 5,954	28 0,95 den 10. Dec. Vormittags.	26 7,64 den 11 Febr. Morgens.	10,804 = mittlere monatl. Differenz.

Absolute Jahresdifferenz: 17,31‴.

Zur gewöhnlichen Beobachtungszeit waren die Jahres-Extreme folgende:
Maximum 28″ 0,80‴ den 10. Dec. Morgens } Differenz 17,16‴.
Minimum 26″ 7,64‴ den 11. Feb. Morgens }

2) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Bemerkungen zu der nachstehenden Tabelle XXXII.

Barometerstand bei den 8 Hauptwinden.

Für N fällt das Max. 312,27 im Sept. das Min. 305,46 im April.
„ NO „ „ 312,30 „ Juli „ „ 308,20 „ April.
„ O „ „ 313,35 „ Februar „ „ 306,74 „ März.
„ SO „ „ 312,73 „ December „ „ 307,33 „ Febr.
„ S „ „ 313,02 „ December „ „ 306,02 „ Mai.
„ SW „ „ 311,09 „ Juli „ „ 305,71 „ März.
„ W „ „ 311,19 „ September „ „ 307,29 „ Jan.
„ NW „ „ 312,22 „ August „ „ 308,60 „ April.

Die grösste Jahresdifferenz über dem Jahresmittel zeigt NW mit 0,70.
„ kleinste „ „ „ „ N „ 0,15.
„ grösste „ unter „ „ S „ 0,74.
„ kleinste „ „ „ „ SO „ 0,01.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung:

NW.	NO.	O.	N.	SO.	SW.	W.	S.
310,46	310,32	310,32	309,91	309,75	309,59	309,39	309,02

Im Sommer hat den höchsten Stand NO m. 311,55 d. tiefsten: S m. 309,92.
„ Winter „ „ O „ 311,36 „ W — 309,60.
„ Frühling „ „ NW „ 309,58 „ S — 306,85.
„ Herbst „ „ N „ 310,93 „ O — 309,04.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Frühling,
„ höchste „ „ „ „ Sommer ein.

Tabelle XXXII.

monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . . .	308,85	—	310,01	308,76	308,94	307,09	309,11	307,29	308,82	309,07	308,38
Februar . .	308,55	307,65	309,86	313,35	307,33	308,04	308,05	309,26	311,83	309,44	308,43
März . . .	307,22	306,38	308,33	306,74	308,81	306,38	305,71	308,86	309,47	307,80	307,11
April . . .	308,13	305,46	308,20	310,17	308,14	308,14	307,76	308,78	308,60	308,61	308,11
Mai	310,86	311,26	310,94	311,52	309,83	306,02	310,21	308,68	310,68	311,13	310,03
Juni . . .	310,05	310,51	310,46	310,34	310,08	307,72	309,81	310,40	310,29	310,35	309,93
Juli	311,22	311,78	312,30	312,38	310,86	310,74	311,09	310,17	311,00	311,99	310,88
August . . .	310,89	312,02	311,86	311,46	310,47	311,31	310,63	311,00	312,22	311,29	310,86
September .	310,63	312,27	311,44	309,68	309,72	310,26	309,40	311,19	311,02	310,77	310,67
October . .	309,44	309,76	310,28	308,40	309,81	310,16	309,17	308,84	310,06	309,61	309,42
November . .	309,69	310,76	310,05	—	310,22	309,38	309,39	310,15	309,86	310,23	309,13
December .	311,56	311,51	310,10	312,98	312,73	313,02	310,91	310,45	311,76	312,06	311,20
Frühling . .	308,74	307,70	309,16	309,46	308,93	306,85	307,56	308,77	309,58	309,18	308,42
Sommer . .	310,72	311,44	311,55	311,39	310,47	309,92	310,51	310,52	311,17	311,20	390,56
Herbst . . .	309,92	310,93	310,59	309,04	309,92	309,93	309,32	310,06	310,31	310,20	309,74
Winter . . .	309,65	309,58	309,99	311,36	309,67	309,38	309,36	309,00	310,80	310,19	309,34
Jahr . . .	309,76	309,91	310,32	310,32	309,75	309,02	309,59	309,59	310,46	310,19	309,51

3) Von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle XXXIII.

Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Medium.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Januar . .	307,18	307,56		307,78	309,13	310,38	306,78	304,26	306,80	307,89	306,44
Februar . .	307,06	306,68	307,86	308,04		306,07	305,62	307,84	306,41	307,68	306,93
März . . .	305,74	307,85	308,00	307,99	301,91	307,94	304,06	305,92	306,68	307,64	308,08
April . . .	306,69	306,99	305,19	308,52	309,37		306,65	307,22	305,67	307,93	306,71
Mai	309,42	309,81	310,20	309,88		308,28	306,94	306,14	308,97	309,90	307,98
Juni	308,62	308,02		308,48	308,14	308,75	307,17	307,61	309,09	308,33	308,05
Juli	309,81	310,73	311,09	310,59		310,38	309,44	309,23	309,89	310,75	309,53
August . .	309,51	309,66		309,25	311,01	309,87	309,67	309,32	309,64	309,81	309,50
September .	309,21	309,46	311,29	308,83	308,61		307,64	308,30	310,31	309,43	309,12
October . .	308,05	308,51	310,14	308,18	306,88	308,39	308,68	307,57	307,59	308,13	308,09
November .	308,22			308,17			308,11	308,04	309,07	308,17	308,33
December .	310,23	310,05	310,62	311,14			309,39	312,15	309,77	310,89	310,10
Frühling . .	307,27	309,22	307,80	308,80	305,74	308,36	305,88	306,43	307,11	308,49	307,59
Sommer . .	309,31	309,47	311,09	309,44	309,57	309,67	308,76	308,72	309,47	309,63	309,03
Herbst . . .	308,49	308,99	310,71	308,39	307,74	308,39	308,21	307,97	308,99	308,58	308,51
Winter . .	308,16	308,10	309,24	308,99	309,13	308,22	307,26	308,08	307,66	308,82	307,82
Jahr . . .	308,31	308,67	309,71	308,50	307,89	308,82	307,53	307,80	308,31	308,88	308,24
Diff. v. Med.		+ 0,36	+ 1,40	+ 1,10	— 0,42	+ 0,51	— 0,78	— 0,51	=	+ 0,57	— 0,07

Bemerkungen zu Tabelle XXXIII.

Für	N	fällt das	Max.	310,73	in d.	Juli,	das Min.	306,68	in d.	Febr.
„	NO	„	„	311,29	„	Sept.,	„	305,19	„	April.
„	O	„	„	311,14	„	Dec.,	„	307,78	„	Jan.
„	SO	„	„	311,01	„	Aug.,	„	301,91	„	März.
„	S	„	„	310,38	„	Jan. u. Juli	„	306,07	„	Febr.
„	SW	„	„	309,67	„	Aug.,	„	304,06	„	März.
„	W	„	„	312,15	„	Dec.,	„	304,26	„	Jan.
„	NW	„	„	310,31	„	Sept,	„	305,67	„	April.

Die grösste Jahresdiff.	über dem Jahresm. (=308,31)	zeigt	NO u. O.	+1,40.
„ kleinste	„ „	„	N	+0,36.
„ grösste Jahresdiff.	unter „	„	SW	—0,78.
„ kleinste	„ „	„	SO	—0,42.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die Winde in folgender Ordnung:

NO O S N NW SO W SW

Im Sommer hat den		höchsten	Stand	NO	311,09,
		tiefsten	„	SW	308,72.
„ Winter	„	höchsten	„	NO	309,24,
		tiefsten	„	SW	307,26.
„ Frühling	„	höchsten	„	O	308,80,
		tiefsten	„	SO	305,74.
„ Herbst	„	höchsten	„	NO	310,71,
		tiefsten	„	SO	307,74.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Frühling, der höchste im Sommer ein.

4) Von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle XXXIV.

Barometerstand, auf + 15° R. reducirt.

1848.	Höchster.	Tiefster.	Mittlerer (aus Morgen und Mittag.)	Monatlicher Unterschied.
Januar . . .	27″ 4,50‴	26″ 8,67‴	27″ 0,987	7,83‴
Februar . .	27 7,43	26 3,51	26 11,888	15,92
März . . .	27 4,62	26 3,72	26 10,519	12,90
April . . .	27 2,63	26 5,96	26 11,153	8,67
Mai	27 4,10	26 8,12	27 2,298	7,98
Juni . . .	27 3,37	26 9,56	27 1,248	5,81
Juli	27 4,80	26 8,58	27 2,460	8,22
August . . .	27 4,10	26 11,36	27 1,930	4,74
September .	27 6,31	26 8,85	27 2,051	9,46
October . .	27 5,02	26 6,66	27 0,882	10,96
November .	27 5,70	26 6,55	27 1,314	11,15
December .	27 7,45	26 8,97	27 3,090	10,48
Jahr . . .	27 7,45	26 3,51	27 1,155	15,94
	9. Dec. Abends. bei —1,2° klar 4, SW.	11. Feb. Morgens bei +0,6° trüb 3 SO.		

5. Die Windverhältnisse nach den Windfahnen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Bei Berechnung der mittleren Windrichtung nach Lambert sind die auf 100 reducirten Beobachtungen zu Grunde gelegt. Die mittlere arithmetische Windrichtung ist das arithmetische Mittel der 8 Hauptwindrichtungen. 8 ist = 360°. Bei dem Verhältniss der nördlichen Richtungen zu den südlichen, der östlichen zu den westlichen sind je die ersteren zu 100 angenommen. Die mittlere Windstärke ist nach Kämtz Lehrbuch I, S. 165 berechnet. Die Stärke der Strömung ist die Summe aller Beobachtungen, bei welchen die Strömung einen der Grade 1—4 zeigte. Windige Tage sind diejenigen, an denen die Strömung die Grade 1 und 2, stürmische, an denen sie die Grade 3 und 4 zeigte.

Tabelle XXXV.

Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Wind. Tage.	Stürm. Tage.	Verhältniss der nördl. zu den südl.	Verhältniss der östl. zu den westl.	Mittl. Windrichtung arithmet.	Mittl. Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz.	Stärke der Strömung.
Dec. 1847. .	5	10	48	5	9	10	1	5		4		1,20	0,25	240°	274°50′	50,72	8
Januar . .	11	36	14	8	3	1	3	16	1	6		0,18	0,34	214	218 5	52,47	11
Februar . .	0	9	16	4	5	41	10	1	1	10	1	5,60	1,80	141	44 17	23,55	34
März . . .	7	13	3	6	17	30	6	10	1	5	4	1,26	2,09	174	42 55	28,17	26
April . . .	9	3	13	4	18	28	4	10	1	8		2,27	2,10	183	28 27	30,13	18
Mai . . .	9	44	20	0	4	3	2	11		11		0,10	0,28	216	231 11	54,12	14
Juni . . .	9	9	6	4	5	32	10	14	1	5		1,29	2,94	139	74 11	21,18	9
Juli . . .	24	12	4	0	9	22	10	11	1	5		0,87	2,68	156	127 30	27,35	8
August . .	14	2	5	2	6	42	3	19		5	3	1,42	7,11	127	82 30	41,87	22
September .	26	5	24	2	1	6	8	14	2	4		0,19	0,90	183	191 5	39,37	6
October . .	13	12	23	4	9	9	13	9	1	4		0,65	0,80	197	221 13	13,80	11
November .	3	5	5	3	16	33	4	21		9		1,79	4,46	160	56 46	40,68	37
December .	1	7	34	19	7	22	3	0		6	2	6,00	0,41	222	311 37	48,20	16
Kal. Jahr .	128	157	167	56	100	269	76	136	9	78	10	1,00	1,26	173	95 49	4,15	211
Met. Jahr .	132	160	181	42	102	257	74	141	9	76	8	0,69	0,98	177	135 14	4,04	203

Eine Vergleichung der nach der Lambert'schen Formel sowie nach dem arithmetischen Mittel berechneten Windrichtungen von 1847 und 1848 gibt die nachfolgende Tabelle.

Tabelle XXXVI.

Monate.	Mittlere Windrichtung nach Lambert. 1847.	1848.	Die mittlere Windrichtung 1848 war		
Dec. d. vor. Jahrs	116° 41′	247° 50′	südlicher	östlicher	als 1847
Januar	280 45	218 5	nördlicher	östlicher	
Februar	105 19	44 17	südlicher	östlicher	
März	209 21	42 55	südlicher	westlicher	
April	83 1	28 27	südlicher	östlicher	
Mai	184 9	231 11	südlicher	westlicher	
Juni	67 47	74 11	nördlicher	westlicher	
Juli	179 34	127 30	südlicher	westlicher	
August	224 40	82 30	südlicher	westlicher	
September	97 58	191 5	nördlicher	östlicher	
October	225 3	221 13	nördlicher	westlicher	
November	217 6	56 46	südlicher	westlicher	
December	274 5	311 37	südlicher	westlicher	
Kal.-Jahr	196 24	95 49	südlicher	westlicher	
Meteor. Jahr	168 11	135 14	südlicher	westlicher	
20jähr. Mittel	183 58	Kal. Jahr / Met. Jahr	südlicher	westlicher	

Tabelle XXXVII.

Monate.	Mittlere arithmetische Windrichtung. 1847.	1848.	Die mittlere Windrichtung 1848 war		
Dec. d. vor. Jahrs	142	240°	südlicher	östlicher	als 1847
Januar	200	214	südlicher	östlicher	
Februar	135	141	nördlicher	östlicher	
März	196	174	südlicher	östlicher	
April	95	183	nördlicher	östlicher	
Mai	179	216	südlicher	westlicher	
Juni	165	139	südlicher	westlicher	
Juli	183	138	südlicher	westlicher	
August	200	127	nördlicher	westlicher	
September	132	183	nördlicher	östlicher	
October	191	197	südlicher	östlicher	
November	218	160	südlicher	östlicher	
December	230	222	südlicher	westlicher	
Kal.-Jahr	180	173	südlicher	westlicher	
Meteor. Jahr	180	177	südlicher	westlicher	
20jähr. Mittel	174	Kal. Jahr / Met. Jahr	südlicher	westlicher	

b) Von den übrigen Beobachtungsorten.

Tabelle XXXVIII.

Orte.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windige Tage.	Stürm. Tage.
Mergentheim	38	213	53	25	7	413	118	231	28	2
Oberstetten .	84	21	219	63	48	81	521	61	181	27
Amlishagen .	89	69	164	64	57	100	469	86	80	35
Oehringen .		242	12	101		677	13	53	47	1
Winnenden .	86	83	185	78	147	202	186	107	101	30
Canstatt . .	113	114	37	55	58	211	117	115	57	6
Stuttgart . .	128	157	167	50	100	269	76	136	28	10
Hohenheim .	9	120	10	246	7	267	9	430	86	6
Calw*) . .	56	283	19	37	39	101	43	154	156	31
Freudenstadt**	6	22	50	29	6	43	170	41		30
Bissingen . .	14	155	438	35	45	313	8	90	161	14
Schopfloch .	63	118	161	58	57	355	160	96	332	42
Ennabeuren .	57	46	208	27	14	312	286	148	293	71
Heidenheim .	26	154	48	115	61	275	100	328	169	4
Ulm . . .	22	137	204	6	3	83	389	272	8	10
Pfullingen .	67	15	232	19	60	81	547	57	51	13
Schwenning.	77	71	40	84	195	367	169	95	73	9
Wangen . .	5	305	31	43	62	585			43	7
Isny**) . .	20	99	311	21	43	173	46	9	173	32

*) Einmalige tägliche Beobachtungen.

**) Beobachtung von Morgens und Mittags.

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt.

Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Rühle.

Tabelle XXXIX.

Monate.	Windrichtungen.								Windige Tage.	Stürmische Tage.
	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW		
Januar . .	6	27	6	8	2	1	1	5	1	
Februar .	1	4		9	5	37	10	6	9	3
März . .	9	10	2	2	6	34	10	11	11	1
April . .	9	5	2	3	5	31	13	12	4	1
Mai . .	16	33	10	1	1	3	7	3	2	
Juni . .	10	5	4	2	6	18	19	11	5	
Juli . . .	23	6	1	1	3	17	9	18	3	
August . .	6	1	1	1	3	21	18	21	6	1
September.	13	7	3		1	2	7	14		
October .	12	4		4	4	16	6	7	2	
November .	8	1	1	5	13	20	13	9	9	
December .		11	7	19	9	11	4	1	5	
Im ganz. Jahr	113	114	37	85	58	211	117	118	57	6

2) Von Schopfloch.

Zusammenstellungen des Herrn Pfarrer Kommerell.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XI.

Wind-Verhältnisse.

Die meisten	N	Winde:	18	hat der	Juli,	die wenigsten	0	der	Jan.
„ „	NO	„	24	„	Mai,	„	2	„	Aug.
„ „	O	„	39	„	Jan.,	„	0	„	Nov.
„ „	SO	„	18	„	Jan.,	„	1	„	Juli u. Nov.
„ „	S	„	10	„	März,	„	1	„	Mai.
„ „	SW	„	52	„	Feb.,	„	6	„	Mai.
„ „	W	„	28	„	Aug.,	„	3	„	Mai.
„ „	NW	„	17	„	Sept.,	„	1	„	Aug. u. Dec.
„ „	O—N	„	72	„	Jan. u. Mai,	„	15	„	Feb. u. Aug.
„ „	W—S	„	78	„	Aug.,	„	21	„	Jan. u. Mai.

Bei dem Verhältniss von N:S ist die südliche Richtung am vorherrschendsten im August = 100 : 1325.

Bei dem Verhältniss von N:S ist die nördliche Richtung am vorherrschendsten im Mai = 100 : 32.

Bei dem Verhältniss von O:W ist die westliche Richtung am vorherrschendsten im Nov. = 100 : 508.

Bei dem Verhältniss von O:W ist die östliche Richtung am vorherrschendsten im Jan. = 100 : 25.

Die O—Nlichen Winde wehten am stärksten: 2,14 im Mai,
„ schwächsten 0,60 im Feb.
Die W—Slichen Winde wehten am stärksten 1,86 im Aug.,
„ schwächsten 1,04 im Dec.

Der windigste Monat war mit 2,04 der Mai,
„ ruhigste „ „ 1,06 der Januar.

Unter den Jahreszeiten hat die meisten O—Nlichen Winde:
133 der Winter.
„ „ „ „ W—Slichen Winde:
198 der Sommer.

Am stärksten wehten die Winde im Sommer: 1,70.
„ schwächsten „ „ Winter 1,30.

beinahe 50 Schriften darüber aus verschiedenen Ländern eingekommen sind.

Im März 1838 ist die 18 Fuß lange, auf Antrieb der Gesellschaft der christlichen Moral von einer Menge unterzeichnete Bittschrift wegen Abschaffung der Todesstrafe endlich der Deputirtenkammer vorgelegt worden, und bei Erörterung derselben hat Lamartine wiederum in dieser Sache eine Rede gehalten, diesmal aber, wahrscheinlich wider die Gesinnung mancher Mitglieder des Vereins, der bürgerlichen Gesellschaft das Recht eingeräumt, einem Bösewichte, welcher den Frieden und die Sicherheit seiner Mitmenschen gestört habe, das Leben zu nehmen, und nur das Unzulängliche und Unzweckmäßige einer solchen Strafe zu zeigen gestrebt, wobei er bemerklich gemacht hat, daß der Verein, welcher die Abschaffung der Todesstrafe betreibe, dieselbe durch andere, und zwar nicht vernichtende, sondern bessernde Strafen ersetzen wolle. Die Meisten haben sich bestimmt in entgegengesetztem Sinne ausgesprochen und hiedurch angezeigt, daß sie nie zur Abschaffung der Todesstrafe mitwirken werden; und auch die Deputirtenkammer hat sich dem Gesuche des Vereins der christl. Moral so wenig geneigt bewiesen, daß durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen die Bittschrift beseitigt worden ist und man zur Tagesordnung geschritten ist.

Wahrscheinlich wird sich der Verein dadurch nicht entmuthigen lassen. Er kann in der Folge geneigtere Minister vor sich haben, anders gesinnte Volksdeputirte in der Kammer antreffen, und die in freien Staaten so viel geltende öffentliche Meinung für sich gewinnen.

Einige andere philanthropische Gegenstände, welche der Verein beabsichtigt, sind nicht so wichtiger Art. So legt er es sich zur Pflicht auf, eine gewisse Anzahl von Waisen zu versorgen, und zwar dadurch, daß er ihre erste Erziehung auf seine Kosten veranstaltet und sie dann zu guten Handwerkern zu bilden sucht.

Auch hat der Verein einigemal von berühmten Menschenfreunden Fonds erhalten zur Ertheilung des Preises für die beste Abhandlung über eine bestimmte Frage, z. B. die Erleichterung des Schicksals der jungen Blinden, und der Verein selbst hat die Kosten zu mehreren Preisen für gemeinnützige Abhandlungen bestritten, z. B. über die Gewissensfreiheit, über die Abschaffung der

Tabelle XL.

Monate.	Mittlere Windrichtung nach den Graden	Bezeichnungen der Windrose.	O—N. Summe.	O—N. Stärke.	W—S. Summe.	W—S. Stärke.	Stärke v. allen Wind.	N:S. verhält sich =100:	O:W. verhält sich =100:
Januar . .	239,4	NO ½ O +3,15	72	1,04	21	1,13	1,06	:128	:25
Februar . .	104,4	W ½ NW +3,15	15	0,60	72	1,82	1,81	:369	:486
März . . .	153,9	NW ½ N +6,65	25	1,04	68	1,36	1,29	:236	:305
April . . .	121,9	WNW +9,45	19	1,26	71	1,59	1,52	:450	:394
Mai . . .	217,8	NO ½ N +4,05	72	2,14	21	1,71	2,04	:32	:32
Juni . . .	121,5	WNW +9,00	29	1,83	61	1,78	1,80	:214	:246
Juli . . .	128,7	NW ½ W +4,95	31	1,44	59	1,59	1,54	:95	:356
August . .	126,45	NW ½ W +2,70	15	1,40	76	1,86	1,76	:1325	:493
September .	177,30	N ½ NW +8,55	43	1,40	47	1,11	1,24	:46	:130
October . .	177,75	N ½ NW +0,00	42	1,45	51	1,35	1,40	:132	:125
November .	118,50	WNW +6,30	17	0,88	73	1,44	1,33	:225	:508
December .	185,85	N +5,85	46	1,50	47	1,04	1,27	:917	:91
Frühling .	165,15	NNW +7,65	116	1,76	100	1,52	1,62	:154	:146
Sommer . .	120,60	NW ½ W +5,85	76	1,56	196	1,73	1,70	:545	:385
Herbst . .	157,50	NNW	103	1,32	170	1,33	1,33	:113	:193
Winter . .	176,20	N ½ NW +8,45	133	1,15	140	1,44	1,30	:323	:97
Jahr . . .	157,80	NNW	430	1,43	666	1,52	1,48	:181	:166

Wind-Verhältnisse.

Reihenfolge der Winde nach der Richtung								Reihenfolge der Winde nach der Stärke.							
O	SO	NO	SW	NW	W	S	N	SW	S	NW	O	SO	NO	W	
39	18	15	7	7	4	3	0	1,57	1,33	1,29	1,13	1,11	0,73	0,00	
SW	W	NO	NW	S	SO	N	O	SW	O	SO	S	W	N	NO	NW
52	11	10	5	4	3	1	1	2,11	2,00	1,67	1,50	1,18	1,00	0,10	0,00
SW	W	NW	SO	S	N	NO	O	O	SW	SO	S	NW	W	NO	N
32	15	11	10	10	6	5	4	2,00	1,84	1,30	1,00	1,00	0,93	0,80	0,17
SW	W	O	SO	NW	S	NO	N	SW	S	O	NW	NO	SO	W	N
43	17	7	7	7	4	3	2	1,77	1,75	1,43	1,43	1,33	1,14	1,12	1,00
O	NO	NW	N	SO	SW	W	S	SO	O	N	S	NO	NW	SW	W
32	24	11	9	7	6	3	1	2,57	2,25	2,11	2,00	1,87	1,82	1,61	1,33
SW	W	O	NO	NO	SO	N	S	NO	S	NW	SW	O	SO	N	W
37	14	10	8	8	6	5	2	2,12	2,00	2,00	1,81	1,80	1,66	1,60	1,57
SW	N	W	NW	NO	O	S	SO	O	SO	S	NW	N	SW	W	NO
34	16	12	11	10	5	2	1	2,00	2,00	2,00	1,91	1,56	1,53	1,42	0,90
SW	W	S	O	SO	NO	N	NW	N	SW	S	W	NO	SO	O	NW
40	[illegible]	9	8	4	2	1	1	2,00	1,98	1,78	1,71	1,50	1,50	1,25	0,00
O	NW	W	NO	N	SW	SO	S	SO	O	NW	SW	NO	W	N	S
17	17	16	12	10	10	4	4	2,00	1,88	1,23	1,20	1,00	1,00	0,80	0,75
SW	SO	NO	NW	W	O	N	S	SO	W	O	SW	S	NO	NW	N
22	14	13	13	11	10	5	5	1,86	1,73	1,70	1,55	1,20	1,15	0,77	0,60
SW	W	NO	S	N	NW	SO	O	S	SW	W	N	SO	NO	NW	
37	25	12	7	4	4	1	0	1,59	1,51	1,40	1,00	1,00	0,83	0,75	
SW	O	SO	S	W	NO	N	NW	O	W	SW	NW	SO	S	N	NO
35	28	13	7	4	3	2	1	2,11	1,50	1,09	1,00	0,77	0,57	0,00	0,00
SW	O	W	NO	NW	SO	N	S	O	SW	NO	SO	NW	N	S	W
81	43	35	32	29	24	17	15	2,09	1,79	1,66	1,63	1,41	1,29	1,27	1,09
SW	W	N	O	NO	NW	S	SO	NW	SW	S	W	O	SO	N	NO
111	54	24	23	20	20	13	11	1,85	1,78	1,78	1,71	1,65	1,64	1,58	1,45
SW	W	NO	NW	O	N	SO	S	SO	O	W	SW	S	NW	NO	N
69	52	38	34	27	19	19	15	1,84	1,81	1,52	1,48	1,33	1,00	0,97	0,79
SW	O	SO	NO	W	S	NW	N	SW	O	SO	S	W	NW	NO	N
94	66	34	28	19	14	13	3	1,68	1,54	1,03	1,00	1,00	0,77	0,43	0,33
SW	O	W	NO	NW	SO	N	S	O	SW	SO	W	S	NW	N	NO
355	161	160	118	96	88	63	57	1,75	1,70	1,44	1,40	1,35	1,27	1,22	1,11

3) Von Ennabeuren durch

Tabelle XLI.

Monate.	Summe. ON.	Summe. WS.	Verhältniss von N—S =	Verhältniss von O—W =	Mittlere Richtung.	Mittlere Stärke.
Januar . .	60	33	100 : 166	100 : 60	77° W ¼ SW	1,78
Februar . .	12	75	100 : 159	100 : 740	101 W ¼ NW	2,08
März . . .	20	73	100 : 146	100 : 507	121 W ½ NW	1,99
April . . .	13	77	100 : 206	100 : 700	104 W ¼ NW	1,88
Mai . . .	70	23	100 : 20	100 : 33	221 NO	1,78
Juni . . .	26	64	100 : 242	100 : 262	100 W ¼ NW	1,39
Juli . . .	25	68	100 : 55	100 : 478	129 NW ¼ W	1,42
August . .	7	86	100 : 300	100 : 1417	95 W	1,41
September .	48	42	100 : 41	100 : 111	178 N	1,23
October . .	28	65	100 : 143	100 : 254	149 NW ¼ N	1,37
November .	12	78	100 : 3900	100 : 626	99 W ¼ NW	1,96
December .	17	76	100 : 530	100 : 543	92 W	1,83
Frühling .	103	173	100 : 124	100 : 413	149 NW ¼ N	1,55
Sommer . .	58	218	100 : 199	100 : 719	108 W ½ NW	1,31
Herbst . .	88	185	100 : 1361	100 : 364	142 NW ½ N	1,52
Winter . .	89	184	100 : 285	100 : 448	80 W	1,80
Jahr . . .	338	760	100 : 492	100 : 486	122 WNW	1,62

Herrn Pfarrer Schiler.

Wind - Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
O	SW	NW	N	SO	W	S		O	NW	N	W	SW	SO	S	
47	18	8	7	6	6	1		2,13	1,87	1,57	1,50	1,33	1,00	1,00	
W	SW	NO	NW	N	O	S		O	SW	NW	W	N	NO	S	
42	26	9	6	2	1	1		3,00	2,23	2,17	2,14	1,50	1,44	1,00	
SW	W	NW	O	N	S	NO	SO	SW	W	O	NW	NO	SO	S	N
32	22	17	12	6	2	1	1	2,25	2,14	1,83	1,53	1,00	1,00	1,00	0,83
SW	W	NW	O	N	NO	SO		N	SW	W	NW	NO	O	SO	
33	31	13	7	2	2	2		2,50	1,97	1,90	1,85	1,50	1,28	1,00	
O	NO	NW	N	W	SW	S		O	N	NO	W	SW	NW	S	
46	14	11	10	5	4	3		1,96	1,70	1,64	1,60	1,50	1,36	0,67	
W	SW	O	NW	SO	N	S		N	W	SW	NW	O	SO	S	
34	19	15	10	9	2	1		1,50	1,44	1,37	1,30	1,06	0,88	0,00	
W	NW	SW	N	O	NO	S		O	W	NW	NO	SW	N	S	
25	22	20	11	9	5	1		1,55	1,52	1,41	1,40	1,35	1,27	1,00	
W	SW	NW	O	SO	N	S		N	S	W	NW	SW	SO	O	
41	33	11	4	2	1	1		2,00	2,00	1,73	1,55	1,03	1,00	1,00	
O	NW	SW	N	NO	W	SO		NW	N	W	NO	O	SW	SO	
23	21	12	10	10	9	5		1,62	1,60	1,11	1,10	1,09	0,92	0,80	
SW	W	O	NW	N	S	SO	NO	W	SO	S	NW	O	SW	N	NO
23	22	21	16	4	4	2	1	2,00	1,50	1,25	1,25	1,19	1,09	1,00	1,00
SW	W	O	NW					NW	W	O	SW				
39	30	12	9					2,22	2,00	1,92	1,64				
SW	W	O	NO	NW	N			NO	O	SW	W	N	NW		
53	19	11	4	4	2			4,00	2,50	1,36	1,16	1,00	1,00		
SW	O	W	NW	N	NO	S	SO	SW	W	O	N	NW	NO	SO	S
69	65	58	41	18	17	5	3	1,91	1,88	1,69	1,68	1,58	1,38	1,00	0,83
W	SW	NW	O	N	SO	NO	S	W	N	NW	NO	SW	O	S	SO
100	72	43	28	14	11	5	3	1,56	1,56	1,42	1,40	1,25	1,20	1,00	0,94
SW	W	O	NW	N	NO	SO	S	W	NW	O	N	S	SW	SO	NO
74	61	56	46	14	11	7	4	1,70	1,69	1,40	1,30	1,25	1,22	1,15	1,05
SW	W	O	NW	NO	N	SO	S	NO	O	NW	SW	W	N	SO	S
97	67	59	18	13	11	6	2	2,72	2,54	1,66	1,65	1,60	1,38	1,00	1,00
SW	W	O	NW	N	NO	SO	S	O	NO	NW	SW	W	N	SO	S
312	286	208	148	57	46	27	14	1,71	1,64	1,59	1,51	1,48	1,47	1,04	1,01

4) Von Calw. Zusammenstellungen des Herrn Med. Dr. Müller.

Tabelle XLII.

Windfahne, täglich zweimal beobachtet.

1848.	N.	Strömung.	NO.	Strömung.	O.	Strömung.	SO.	Strömung.	S.	Strömung.	SW.	Strömung.	W.	Strömung.	NW.	Strömung.	Summe der Strömungen.	Windige Tage.	Stürmische Tage.
Januar	5		51	8			2	2							4	3	13	6	1
Februar	1		9	8	2	3	6	10	13	11	10	10	6	4	11	8	51	9	7
März	3	2	18	1	6	1	12	14	9	11	3		1		10	2	31	12	2
April	1	2	9	2	5	2	7	9	3	4	18	14	5	3	12	11	47	16	4
Mai	6	7	50	42							3	3			3		52	27	1
Juni	6	5	14	8	1	2	2		5	4	13	15	7	8	12	8	50	20	3
Juli	1	2	14	10			1	3	1		12	10	6	8	27	35	68	22	5
August	5	4	9	1			2	3	1	2	17	16	8	5	20	14	45	16	4
September . . .	11	3	39	5			1						1	1	8	5	14	10	
Oktober	12	8	27	1	1						2	3	1	1	19	3	16	6	1
November	1	2	15	5	4		2	1	4	2	13	6	5	4	16	3	23	7	3
December	4		28	8			2		3	1	10		3	2	12		11	5	
Jahr	56	35	283	96	19	8	37	42	39	35	101	77	43	36	154	92	421	156	31

6. Die wässerichten Niederschläge.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Menge des meteorischen Wassers ist in par. Cubik-Zollen auf 1 □Fuss Fläche ausgedrückt; das 20jährige Mittel von 1825—44 berechnet.

Tabelle XLIII.

Monate.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln.	Hagel.	Gewitter.	Mittlere tägliche Regenmenge.	Met. Wassermenge. grösste in 24 St.	Met. Wassermenge. im Monat	Darunter Schneewasser.	20jähr. mittlere Regenmenge.
December 47.	5	5				2,18	26,0	86,6	33,3	178,3
Januar . .	4	4				1,29	16,5	40,0	30,5	185,7
Februar . .	8	6				10,87	66,0	314,5	77,9	165,7
März . . .	7	3	2			12,99	163,5	204,7	138,2	212,6
April . . .	18				3	13,53	92,0	406,6		203,6
Mai . . .	6			1	3	5,22	55,3	161,8		310,6
Juni . . .	19				7	16,25	151,0	487,5		410,8
Juli	9				1	9,38	120,0	290,8		347,9
August . .	15				5	6,75	60,7	209,3		337,2
September .	8					9,49	87,0	284,7		338,9
October . .	15				2	11,43	102,0	354,4		248,6
November .	14	3				11,73	132,0	351,9	147,0	282,3
December .	5	3				3,87	54,0	120,0	13,5	178,3
Kal. Jahr .	128	19	2	1	21	8,81	Juni	3226,2	407,1	3222,0
Met. Jahr .	128	21	2	1		8,75	Juni	3192,8	428,9	

Die grösste Menge fiel demnach im Juni und übertraf das 20jährige Mittel um 76,7 C.-Z. Die geringste fiel im Januar und wurde vom 20jährigen Mittel um 155,2 C.-Z. übertroffen. Die Menge im ganzen Jahr traf mit dem 20jährigen Mittel zusammen.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XLIV.

Orte.	Januar	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	Octobr.	Novemb.	Decemb.	Jahr.
Winnenden .	34,6	413,4	460,7	493,1	135,3	392,4	256,6	357,2	306,5	571,4	362,7	56,8	3839,7
Canstatt . .	41,8	310,5	349,5	419,0	125,3	421,1	333,6	303,3	262,0	319,2	380,3	113,0	3378,6
Stuttgart . .	40,0	314,5	204,7	406,6	161,8	487,5	290,8	209,3	284,7	354,4	351,9	120,0	3226,2
Hohenheim .	40,0	298,0	241,0	355,0	149,0	485,0	300,0	272,0	224,0	423,0	324,0	127,0	3424,0
Bissingen .	86,8	390,8	632,4	308,6	189,7	540,7	479,3	534,6	439,5	510,2	546,4	133,0	4793,0
Schopfloch .	124,9	567,0	674,4	410,8	189,9	502,5	616,7	417,7	515,6	503,4	583,1	99,7	5205,7
Ennabeuren .	81,5	468,2	522,1	479,6	127,1	343,8	490,4	355,3	392,0	438,4	459,1	111,1	4269,6
Heidenheim .	63,5	325,3	441,0	368,7	122,4	643,7	337,1	390,1	222,0	596,0	462,0	106,0	4077,8
Freudenstadt	218,0	1365,0	1082,0	780,0	172,0	457,0	390,0	552,0	220,0	670,0	992,0	288,0	7186,0
Schwenning.	61,5	169,0	288,0	102,5	49,5	332,0	290,5	199,0	121,0	123,0	228,5	11,0	1975,5
Issny . . .	144,0	656,0	912,0	692,0	484,0	268,0	1736,0	480,0	400,0	456,0	696,0	100,0	7044,0

c) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle XLV. Regen-Verhältnisse nach den Winden.

Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Januar .													2	10,2	3	114,7			5	124,9	5	124,9
Februar .			2	6,0							10	422,0	3	89,0	1	50,0	2	6,0	14	561,0	16	567,0
März . .			1	3,2					1	23,3	7	211,5	6	334,5	2	101,9	1	3,2	16	671,2	17	674,4
April . .											12	280,2	4	89,5	3	41,1			19	410,8	19	410,8
Mai . .													1	64,0	3	125,9			4	189,9	4	189,9
Juni . .							1	81,4			13	306,8	2	99,3	1	13,0	1	81,4	17	421,1	18	502,5
Juli . .	2	77,8	1	15,4							1	18,5	3	173,6	5	331,4	3	93,2	9	523,5	12	616,7
August .									1	24,3	8	259,2	6	134,2					15	417,7	15	417,7
Septemb.											2	88,3	5	272,3	4	154,0			11	515,6	11	515,6
October .											4	78,5	4	208,5	3	216,4			11	503,4	11	503,4
November	1	13,0	2	221,7							5	108,7	6	203,1	1	36,6	3	234,7	12	348,4	15	583,1
December							1	3,0			2	39,5	2	57,2			1	3,0	4	96,7	5	99,7
Frühling			1	3,2					1	23,3	19	491,7	11	488,0	8	268,9	1	3,2	39	1271,9	40	1275,1
Sommer .	2	77,8	1	15,4			1	81,4	1	24,3	22	586,5	12	407,1	6	344,4	4	174,6	41	1362,3	45	1536,9
Herbst .	1	13,0	2	221,7							11	276,5	15	683,9	8	407,0	3	234,7	34	1367,4	37	1602,1
Winter .			2	6,0			1	3,0			12	461,5	7	156,4	4	164,7	3	9,0	23	782,6	26	791,6
Jahr . .	3	90,8	6	246,3			2	84,4	2	47,6	64	1816,2	45	1735,4	26	1185,0	11	421,5	137	4784,2	148	5205,7

Bemerkungen. Die meisten Regentage: 64 gab es bei SW; die wenigsten: 0 bei O.

Die grösste Regenmenge: 1816,2 fiel bei SW; die geringste: 0 bei O.

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 30,3; bei NO 41,1; bei SO 42,2; bei S 23,8; bei SW 28,4; bei W 38,6; bei NW 45,6.

Am dichtesten fiel demnach der Regen bei NW; am dünnsten bei S.

Die grösste Regenmenge (234,7) brachten die 4 N—Olichen Winde im Herbst, die geringste (3,2) im Frühling; die grösste Regenmenge (1367,4) die W—Slichen Winde im Herbst, die kleinste (782,6) im Winter.

Tabelle XLVI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.						Summe des gefallenen W.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.		1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs
52,0	40,0						20. Januar	8,1	2,1		22,7				124,9	91,0
19,6						0,8	19. Februar	5,2	50,0		16,5	23,7		78,0	193,8	386,9
29,8			110,9	114,8	5,4		19. März			23,5	23,3	50,0	23,6		381,3	185,2
10,4	27,0	43,3	45,2	15,0		8,4	18. April	7,8		10,3	7,8	82,5		11,6	269,3	147,9
							18. Mai			15,0					119,5	75,1
5,8					37,0		16. Juni			13,0	84,2	4,1	26,8		170,9	320,5
	35,0	188,6	59,0	15,4	75,5	20,0	16. Juli	2,3				18,5			414,3	202,4
	30,8	39,7	3,0				14. August			63,0	29,9			5,8	289,2	104,2
			24,0		7,0	82,4	13. September		38,5	3,5					155,4	232,7
					17,2	51,0	12. October	107,5	2,2			41,8		47,8	267,5	367,2
19,2	37,8			20,2		67,7	11. November	134,0		13,0		20,0			331,7	252,1
47,6	14,0			9,6			10. December								71,2	44,3
184,4	184,6	271,6	242,1	174,8	142,1	250,3		256,8	231,8	103,6	128,3	204,4	220,6	50,4	143,2	2789,9	2413,5
1449,9								256,8	1062,3							

Tabelle XLVII.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.						Summe des gefallenen W	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.		1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen	in den übrigen Tagen d Mond-Umlaufs
							6. Januar							52,0	52,0	102,8
			7,0	67,2			5. Februar		25,4	44,0		16,1		19,6	346,7	38,9
18,7	26,7	0,7	26,9	6,7	35,6	35,5	5. März	3,2	66,4	29,1		85,3	4,4	29,8	369,0	399,3
							3. April		26,8	1,2		17,1	48,8	13,5	107,4	277,5
24,8	1,3		8,0		6,4		3. Mai								40,5	112,2
						6,4	1. Juni	11,1	4,0	81,4	33,0	27,0		89,3	309,8	162,3
	3,0	5,8	13,6	7,4		5,5	30. Juni	50,5	137,5	30,8	33,0				287,1	523,9
					1,1		30. Juli					29,5	9,9		40,5	92,0
5,8	3,0	30,0	23,5	3,2	5,1		28. August				24,3	84,2	13,2		192,3	323,3
					110,2		27. September	1,8		82,3	66,5			83,0	53,1	396,9	219,9
		80,3					27. October		14,0			3,5	25,5		24,0	148,3	390,5
	34,0	38,0				36,6	25. November	74,5		12,8	6,0			25,5		227,4	184,2
							25. December		3,0							3,0	119,5
49,3	68,0	154,8	79,0	104,5	158,4	141,6		141,1	303,9	325,9	239,1	116,7	188,7	171,6	281,3	2523,9	2866,3
			755,6					141,1				1627,2					

Bettelei, über die Nothwendigkeit, ſeine religiöſen Ueberzeugungen an den Tag zu legen u. ſ. w.

In der erſten Zeit ſeines Daſeyns hatte er über 400 Mitglieder, unter welchen ſich einige der berühmteſten Männer der damaligen Zeit befanden, als Caſimir Perier, die Generale Lafayette und Foy, La Rochefoucauld-Liancourt, Graf Laborde, Baron von Staël, Herzog von Broglie, Guizot und mehrere Andere. Seitdem unter der jetzigen Regierung manche Einrichtungen verbeſſert worden, und alſo die gegen dieſelben zuvor entſtandene Oppoſition aufgehört hat, iſt auch in dem Verein der chriſtlichen Moral der vorige Eifer ein wenig erkaltet; viele Männer, die ſich in demſelben auszeichneten, nehmen keinen Antheil mehr an den Arbeiten; einige ſind geſtorben, viele Andere gehören jetzt mit zur Regierung und haben verſprochen, ſo viel in ihren Kräften ſtehe, zu bewirken, wonach ſie ſonſt als Mitglieder des Vereins ſtrebten; von dieſen mögen Einige bereits ihr Verſprechen vergeſſen haben. An dem Wirken Anderer ſieht man, daß ihre Tendenz durch den Geiſt des Vereins beſtimmt worden iſt.

Uebrigens iſt ſeit der Julirevolution eine Akademie wieder in Wirkung getreten, welche ſich zum Theil mit denſelben Gegenſtänden beſchäftigt, wie der Verein der chriſtlichen Moral. Dies iſt nämlich die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, eine aus der Revolution entſprungene Anſtalt, die Napoleon einſchlummern ließ und die Bourbons ganz aufhoben. Sie iſt aber faſt unentbehrlich in einem Lande, wo die geſetzgebenden Kammern beſtändig wichtige Punkte der Moral und Politik zu erörtern haben, über welche die fortdauernden Arbeiten einer beſondern Akademie nicht allein den Miniſtern, Pairs und Deputirten, ſondern auch der ganzen Nation Aufklärung ertheilen können. Da ſolch eine Akademie bedeutendere Mittel zu ihrem Gebote hat, und ein höheres Anſehen genießt, als ein Privatverein, ſo kann ſie auch mehr wirken. Dagegen befindet ſie ſich in keiner ſo unabhängigen Lage, und muß daher manche Rückſichten beobachten, über welche ein freier Verein ſich hinausſetzen kann.

Die vom Verein der chriſtlichen Moral ſeit 1822 herausgegebene Zeitſchrift führte Anfangs den Titel: Journal de la Société de la morale chrétienne; es erſchienen 12 Bände davon. Dann wurde es unter dem Titel Archives philantropiques fortgeſetzt.

Bemerkungen zu vorstehenden Tabellen XLVI und XLVII.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 375,5" grösser als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs; und ebenso um 265,1 grösser als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge war um 342,4 kleiner als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 367,6" mehr Regen, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 871,6" weniger Regen, als die 7 Tage nach dem Neumond.

In den 7 Tagen vor d. Vollmond fiel d.			grösste Menge,	271,6	d. 5ten
			kleinste „	142,1	„ 2ten
„ „	nach	„ „	grösste „	231,8	„ 1ten
			kleinste „	80,4	„ 6ten
„ „	vor d. Neumond	„	grösste „	138,4	„ 2ten
			kleinste „	49,3	„ 7ten
„ „	nach	„ „	grösste „	325,9	„ 2ten
			kleinste „	116,7	„ 4ten

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 325,9 den 2ten Tag nach dem Neumond, die kleinste den 7ten Tag vor dem Neumond.

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle XLVIII.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge (2036,0) um 1316,0 kleiner, als im zunehmenden (3352,0).

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 70, also kommt auf 1 Tag Regen: 29,1.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 83, also kommt auf 1 Tag Regen: 40,4.

Demnach fiel im zunehmenden Mond der Regen um 11,0 dichter, als im abnehmenden.

Bei den 4 Mondphasen fiel der meiste Regen 1677,6 in der Stellung vom ersten Viertel bis Vollmond; der wenigste 844,4 vom letzten Viertel bis Neumond.

Unter den synodischen Umläufen zählte:

die meisten Regentage:	20	der Umlauf	19. Februar / 19. März	und 16. Juni / 16. Juli
die wenigsten „	4	„ „	21. Decbr. 1847 / 30. Januar	und 10. Decbr. 1848. / 8. Januar 1849.
die grösste Regenmenge	311,0	„	16. Juni / 16. Juli	
die kleinste „	122,5	„	10. Decbr. 1848. / 8. Januar 1849.	

Im abnehmenden Mond	Max.	der Regentage	12	19 Februar / 5. März
		der Regenmenge	322,2	
	Min.	der Regentage	0	10 December / 25 December
		der Regenmenge	0	
Im zunehmenden Mond	Max.	der Regentage	12	3. April / 18. April
		der Regenmenge	597,1	20 Juni / 16. Juli
	Min.	der Regentage	0	3 Mai / 19. Mai
		der Regenmenge	3	

Tabelle XLVIII.

Regen - Verhältnisse nach den Mondsphasen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☽ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☽		Im abnehmenden/zunehmenden Mond.				Summe.		Diff. zwischen ab- u. zunehmend. Mond.
	Tag.	cub.	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	cub.''
21. Dec. 1847, bis 20. Jan.	2	62,8			1	52,0	1	40,0	2	62,8	2	92,0	4	154,8	a— 29,2
20. Jan. 1848 —	3	32,9	2	94,2	4	232,9	3	25,6	5	127,1	7	258,5	12	385,6	a—131,4
19. Februar —	5	186,9	7	135,3	5	215,0	3	231,1	12	322,2	8	446,1	20	768,3	a—123,9
19. März —	4	120,4			5	107,4	7	157,1	4	120,4	12	264,5	16	384,9	a—144,1
18. April —	5	137,0	3	15,7	—	—	—	—	8	152,7	—	—	8	152,7	a+152,7
18. Mai —	2	119,5	2	75,1	5	234,7	2	42,8	4	194,6	7	277,5	11	472,1	a— 82,9
16. Juni —	5	131,1	5	82,8	3	201,3	7	395,8	10	213,9	10	597,1	20	811,0	a—383,2
16. Juli —	1	18,5	1	1,1	2	39,4	3	73,5	2	19.6	5	112,9	7	132,5	a— 93,3
14. August —	4	215,7	5	64,8	3	121,7	3	113,4	9	280,5	6	235,1	15	515,6	a+ 45,4
13. Septbr. —	2	42,0	2	112,0	4	286,9	3	175,7	4	154,0	7	462,6	11	616,6	a—308,6
12. October —	3	91,8	1	80,3	5	88,2	4	279,5	4	172,1	9	367,7	13	539,8	a—195,6
11. Novbr. —	2	33,0	4	183,1	4	91,9	2	23,6	6	216,1	6	115,5	12	331,6	a+100,6
10. December		—		—	1	3,0	3	119,5	—	—	4	122,5	4	122,5	a—122,5
	38	1191,6	32	844,4	42	1674,4	41	1677,6	70	2036,0	83	3332,0	153	5388,0	a—1316,0

2) Von Bannabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle XLIX. Regen-Verhältnisse nach den Winden.

Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe d.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Januar .	2	26,2			4	15,6					1	7,5			2	32,2	6	41,8	3	39,7	9	81,5
Februar .			2	12,8							6	237,9	7	184,6	2	32,9	2	12,8	15	435,4	17	468,2
März . .	1	1,1									7	136,4	9	246,3	3	138,3	1	1,1	19	521,0	20	522,1
April . .											13	284,6	5	193,3	1	1,7			19	479,6	19	479,6
Mai . .									1	5,8	1	22,0	2	28,0	3	70,3			7	126,1	7	126,1
Juni . .	1	3,0			1	5,8					6	138,6	10	154,9	3	41,5	2	8,8	19	335,0	21	343,8
Juli . .	2	95,3	2	15,5	2	22,3					5	221,5	5	55,7	3	80,1	6	133,1	13	357,3	19	490,4
August .									1	21,3	4	113,6	9	166,4	3	53,8			17	355,3	17	355,3
September	2	96,9	1	10,0							2	96,3	6	83,3	4	105,5	3	106,9	12	285,1	15	392,0
October .	1	47,3			2	6,0					2	13,5	5	228,4	5	145,2	3	53,3	12	387,1	15	440,4
November					2	77,1					7	117,8	8	175,7	2	88,5	2	77,1	17	382,0	19	459,1
December											8	100,6	1	10,5					9	111,1	9	111,1
Frühling	1	1,1							1	5,8	21	443,0	16	467,6	7	210,3	1	1,1	45	1126,7	46	1127,8
Sommer .	3	98,3	2	15,5	3	28,1			1	21,5	15	473,7	24	377,0	9	175,4	8	141,9	49	1047,6	57	1189,5
Herbst .	3	144,2	1	10,0	4	83,1					11	227,6	19	487,4	11	339,2	8	237,3	41	1054,2	49	1291,5
Winter .	2	26,2	2	12,8	4	15,6					15	346,0	8	195,1	4	65,1	8	54,6	27	606,2	35	660,8
Jahr . .	9	269,8	5	38,3	11	126,8			2	27,3	62	1490,3	67	1527,1	31	790,0	25	434,9	162	3834,7	187	4269,6

Tabelle L.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe der meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15Tagen	in den übrigen Tagen d. Mond-umlaufs.
31,2	25,2	1,0	1,0				20. Januar		7,5	5,0	3,0					73,9	55,5
5,0						4,6	19. Februar	8,2		27,9		3,4	25,3		65,0	139,4	343,1
50,2			121,3	52,1	3,3		19. März			3,0		21,0	19,4	5,4	5,7	281,4	173,7
10,2	30,6	42,3	40,5	2,5		9,3	18. April	5,4			4,2	18,0	81,5		7,0	251,5	131,9
				10,3			18. Mai		35,0		5,8					51,1	73,0
25,2					18,0		16. Juni				20,3	75,8		2,8		142,1	200,9
87,0	35,9	39,5	69,3	18,2	16,3	9,3	16. Juli						8,8			304,3	179,1
	21,5	23,0	12,0		6,9		14. August		76,7	1,5	32,0	4,8				178,4	137,3
		10,0	4,0		5,0	48,2	13. September			36,2	5,0			1,2		109,6	183,9
					8,5	41,0	12. October	90,0		4,0		2,0	34,0		36,2	215,7	353,7
14,0	88,0	2,5		12,5		19,0	11. November	58,1			9,7	21,5			6,0	229,3	276,8
28,0	10,5			6,3			10. December									45,0	18,8
250,8	209,7	118,3	268,1	102,1	58,0	131,4		161,7	119,2	77,6	80,0	146,5	169,0	9,4	119,9	2021,7	2078,0

Tabelle LI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe der meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15Tagen	in den übrigen Tagen d. Mondumlaufs
							6. Januar	4,8			2,8				31,2	38,8	63,7
			30,5	22,2			5. Februar		113,2	48,0	45,8		33,3		5,0	295,0	28,3
14,5	16,8	4,5	20,8	9,8	30,2	5,1	5. März	1,1		50,3	27,4		73,5	22,5	50,2	326,7	298,3
							3. April			124,0	17,2			13,8	28,6	183,6	195,3
42,5	1,7			0,3	3,8		3. Mai									48,3	121,0
						72,2	1. Juni	0,8	1,1	48,2	32,8		3,0	4,5	49,2	211,8	84,0
	5,5	12,5	1,9	13,2	3,2	9,3	30. Juni	16,5	112,3	44,7	10,8	2,2				232,1	398,5
					7,0		30. Juli		7,0	1,0			44,8	3,0		62,8	72,2
		14,0	50,0	15,1	3,0		28. August				46,0	69,0	5,0			202,1	182,2
					60,7		27. September	3,2		96,3	48,2		2,2	64,3	94,7	369,6	181,9
		48,0					27. October		5,0			10,5	30,5	14,5	14,2	122,7	268,3
6,0	40,0	22,0				27,8	25. November	62,0	3,5	6,3			9,0	34,5	8,0	219,1	76,2
							25. December		2,4		9,0	8,2	4,0			23,6	88,8
63,0	64,0	101,0	103,2	60,6	107,9	114,4		88,4	244,5	418,8	240,0	89,9	205,3	187,1	281,1	2339,2	2058,7

Bemerkungen zu voranstehenden Tabellen L und LI.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor und in den 7 Tagen nach dem Vollmond um 56,0″ kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 317,5″ kleiner als 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond. Die in den 7 Tagen vor und 7 Tage nach dem Neumond gefallene Regenmenge ist um 280,5″ grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 416,8″ grösser, als in den nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 1022,6″ kleiner, als in den nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Menge am 4ten Tage,
" " nach " die kleinste " " 2ten "
die grösste " " 5ten "
die kleinste " " 6ten "
" " vor dem Neumond fiel die grösste " " 1ten "
die kleinste " " 3ten "
" " nach " die grösste " " 2ten "
die kleinste " " 4ten "

Unter allen Tagen fiel die grösste Menge am 2ten Tage nach dem Neum.
" " " geringste " " 6ten " " Vollm.

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle LII.

Im zunehmenden Mond war die Regenmenge (= 2848,2″) grösser als die im abnehmenden Mond (= 1480,3″) um 1367,9″

Zahl der Regentage im zunehmenden Mond 97, Regenm. p. Tag 29,36″,
" " abnehmenden " 72, " " 20,55″.
mithin fiel im zunehmenden Mond der Regen um 8,71″ dichter, als im abnehmenden Mond.

Bei den verschiedenen Mondsphasen fiel der meiste Regen in die Stellung von Neumond bis 1ten Viertel, der wenigste in die Stellung vom letzten Viertel bis Neumond mit einer Differenz von 1044,4″.

Unter den synodischen Umläufen zählt
die meisten Regentage (22) $\frac{16.\ \text{Juni}}{16.\ \text{Juli}}$, die wenigsten (9) $\frac{18.\ \text{April.}}{18.\ \text{Mai.}}$
die grösste Regenmenge (692,1″) $\frac{19.\ \text{Febr.}}{19.\ \text{März}}$, die geringste (135,9″) $\frac{11.\ \text{Juli.}}{14.\ \text{Aug.}}$

Tabelle LII.

Regen-Verhältnisse nach den Mondsstellungen.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	♈ bis ☾		☾ bis ☻		☻ bis ☽		☽ bis ♈		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.	
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."
21. December bis			1	4,8	2	34,0	3	27,2	1	4,8	5	61,2	6	66,0
20. Januar —	3	15,5	2	52,7	4	240,3	2	9,6	5	68,2	6	249,9	11	318,1
19. Februar —	5	129,8	7	161,7	5	223,9	3	176,7	12	291,5	8	400,6	20	692,1
19. März —	5	54,5			4	183,6	7	140,8	5	54,5	11	324,4	16	378,9
18. April —	5	153,2	3	5,8			1	10,3	8	159,0	1	10,3	9	169,3
18. Mai —	2	40,8	2	73,0	6	138,8	2	43,2	4	113,8	8	182,0	12	295,8
16. Juni —	4	104,4	6	56,6	5	172,1	7	295,5	10	161,0	12	467,6	22	628,6
16. Juli —	1	8,8	1	7,0	4	55,8	4	63,4	2	15,8	8	119,2	10	135,0
14. August —	4	114,0	4	82,1	3	110,0	4	67,2	8	196,1	7	187,2	15	383,3
13. September —	3	42,4	2	63,9	5	305,7	3	139,5	5	106,3	8	445,2	13	551,5
12. October —	4	76,2	1	48,0	5	74,7	5	134,0	5	124,2	10	208,7	15	332,9
11. November —	3	89,3	4	93,8	6	123,3	3	45,0	7	185,1	9	168,3	16	353,4
10. December.					4	23,6					4	23,6	4	23,6
	39	828,9	33	651,4	53	1695,8	44	1152,4	72	1480,3	97	2848,2	169	4328,5

Tabelle LIII.

Zusammenstellung der wässrigten Niederschläge der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

Monate.	Regen- und Schnee-Menge.					Bewölkung des Himmels.					Meteore.										
						Tage.									Tage m. Wind.						
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe in Linien.	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	Mittlere Bewölkung.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln und Hagel.	Gewitter.	1—2	3—4	zusammen	Nebeltage.	Schneedecke.	Reif.	Höhenrauch.
Januar .		81,5	81,5	2,6	6,792	3	2	11	15	0,85		9			27	4	31	20	31		
Februar .	375,0	93,2	468,2	16,1	39,017	6	5	16	2	0,66	10	6	1		23	6	29	5	11		
März . .	127,9	394,2	522,1	16,8	43,508	6	3	19	3	0,71	6	15			28	3	31	9	19	2	
April .	437,3	42,3	479,6	15,9	39,967	3	11	13	3	0,66	16	4	3	4	27	2	29	1		2	
Mai . .	127,1		127,1	4,1	10,592	17	7	7		0,40	5			4	22	9	31	3		4	
Juni . .	343,8		343,8	11,4	28,650	6	10	13	1	0,62	19		1	6	26	4	30	3			
Juli . .	490,4		490,4	15,8	40,867	12	10	6	3	0,51	14			9	24	7	31	5			
August .	355,3		355,3	11,5	29,608	5	17	8	1	0,54	16			11	24	7	31	4		1	
Septemb.	392,0		392,0	13,0	32,667	12	6	11	1	0,52	13			2	27	3	30	9		3	1
October .	438,4		438,4	14,1	36,533	8	7	12	4	0,63	13			1	28	3	31	12		4	
Novemb.	170,8	288,3	459,1	15,3	38,258	3	6	13	8	0,88	8	9			18	11	30	8	20		
December	57,2	54,9	111,1	3,6	9,258	16	10	1	4	0,41	3	5			20	10	30	9	3		
Frühling	692,3	436,5	1128,8	12,3	94,067	26	21	39	6	0,59	27	19	3	8	77	14	91	13	19	6	
Sommer .	1189,5		1189,5	12,9	99,125	23	37	27	5	0,56	49		1	28	74	18	92	12		1	
Herbst .	1001,2	288,3	1289,5	14,1	107,458	23	19	36	13	0,68	34	9		3	72	19	91	29	20	7	1
Winter .	432,2	229,6	661,8	7,4	55,067	25	17	28	21	0,64	13	20	1		70	20	90	34	45		
Jahr . .	3315,2	954,4	4269,6	11,7	355,717	97	94	130	45	0,61	123	48	5	39	293	71	364	88	84	16	1

Bemerkungen zu Tabelle LIII.

Regenmenge: Max. März 522,1‴, Min. Januar 81,5‴.

Nach den Jahreszeiten: Max. Herbst 1289,8‴, Min. Winter 661,8‴. Differenz 627,7.

Der mittleren Regenmenge (11,7‴) kommt am nächsten die im August mit 11,8‴.

Bewölkung: Max. 0,88 November, Min. 0,40 Mai. Differenz 0,48.

Heitere Tage Max. Mai 17, Min. Jan., April, Novbr., 3. Diff. 14.

Trübe Tage Max. Jan. 15, Min. Mai 0. Differenz 15.

Nach den Jahreszeiten: Max. der Bewölkung Herbst 0,68, Min. Sommer 0,56. Diff. 0,12.

Heitere Tage Max. Frühling 26, Min. Sommer und Herbst 23. Diff. 3.

Trübe Tage Max. Winter 21, Min. Sommer 5. Diff. 16.

Regentage: Max. März 21, Min. Mai 5.

Schneetage: Max. März 15.

Im Durchschnitt fallen auf 1 Monat 14,25 Tage mit wässerigem Niederschlag.

Gewitter: Max. Aug. 11.

Windige Tage: Max. März 28, Min. Novbr. 19. Diff. 9.
Max. Frühling 77, Min. Winter 70, Diff. 7.

Stürmische Tage: Max. Novbr. 11, Min. April 2. Diff. 9.
Max. Winter 20, Min. Frühling 14. Diff. 6.

Nebeltage: Max. Jan. 20, Min. April 1. Diff. 19.
Max. Winter 34, Min. Sommer 12. Diff. 22.

Tage mit Schneedecke: Max. Jan. 31 und Nov. 20.

3) Von Heidenheim durch Hrn. Oberamtsarzt Dr. Meebold.

Tabelle LIV.

Regenmenge bei dem synodischen Mondumlaufe.

Synodischer Mondumlauf.				Vom Neumond bis erst. Viert.	Vom 1sten Viertel bis Vollmond.	Vom Vollmond bis letzt. Viert.	Vom letzt. Viertel bis Neumond.
vom	6. Jan.	bis	5. Febr.	14,0	22,0	14,5	30,5
„	5. Febr.	„	5. März.	134,0	14,8	110,0	96,0
„	5. März	„	3. April.	150,0	192,0	43,0	
„	3. April	„	3. Mai.	95,0	126,2	81,5	66,0
„	3. Mai	„	1. Juni.		8,6	70,8	43,0
„	1. Juni	„	30. Juni.	387,6	45,0	66,0	95,0
„	30. Juni	„	30. Juli.	154,6	172,0	5,5	29,0
„	30. Juli	„	28. August.	80,6	33,5	151,0	76,0
„	28. August	„	27. Septbr.	77,0	58,0	16,0	22,0
„	27. Septbr.	„	27. Octbr.	125,0	392,0	96,0	62,0
„	27. Octbr.	„	25. Novbr.	72,0	156,0	56,0	184,0
„	25. Novbr.	„	25. Decbr.	48,0	76,0		
				1337,8	1297,1	712,3	703,5

Tabelle LV.

Regenmenge vor, bei und nach dem Neumond.

„Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.	Nach dem Neumond.						
7T.	6T.	5T.	4T.	3T.	2T.	1T.		1T.	2T.	3T.	4T.	5T.	6T.	7T.
			6,0			4,0	6. Jan. 2,0						12,0	18,0
		4,0	26,0	0,5			5.Febr.20,0	48,0	38,0	4,0	20,0	4,0		4,0
20,0	8,0	12,0	24,0	20,0	12,0		5.März28,0	32,0	4,0		32,0	32,0	22,0	
20,0			42,0	4,0			3. April	42,0		30,0	1,0	20,0	12,0	
		1,0		12,0		30,0	3. Mai							
2,0	28,5	2,5	10,0	6,0	8,0	40,0	1. Juni 16,0	24,0	22,0	2,0	0,1	8,5	335,0	0,5
	0,5			0,5	28,0		30. Juni 48,0	104,0	2,0	0,5				0,1
8,0		8,0	48,0	8,0	4,0		30. Juli	24,0	1,0		48,0	0,1	6,5	1,0
				20,0		2,0	28. Aug.			25,0	48,0			
	25,0	10,0			4,0		27. Sept. 1,0	48,0	72,0			4,0		
60,0	28,0					60,0	27. Oct. 4,0				38,0	22,0	6,0	2,0
							25. Nov.	8,0	16,0			12,0	12,0	
							25. Dec. 8,0	2,0						2,0
110,0	90,0	37,5	156,0	71,0	56,0	136,0	127,0	332,0	155,0	51,5	187,1	102,6	405,5	27,6
656,2								1261,3						

Tabelle LVI.

Regenmenge vor und nach der Erdferne und Erdnähe.

Vor der Erdferne.			Tag der Erdferne.	Nach der Erdferne.			Vor der Erdnähe.			Tag der Erdnähe.	Nach der Erdnähe.		
3T.	2T.	1T.		1T.	2T.	3T.	3T.	2T.	1T.		1T.	2T.	3T.
	0,5		27.Jan.						12,0	13Jan.18,0	1,0	2,0	1,0
4,8	6,0		20Febr.8,0	2,0	4,0	60,0	20,0	48,0	38,0	8Febr.4,0	20,0	4,0	
0,5		7,0	22Mrz22,0	12,0	0,5	1,0	32,0	32,0		7März4,0	32,0	28,0	
		10,0	22Ap. 65,0		6,0	0,5	42,0		20,0	7April1,0	20,0	12,0	
			15Mai 0,5	8,0	0,1	48,0				2Mai		4,0	42,0
335,0	0,5		12Juni		0,5	44,0		12,0		31Mai 30,0	16,0	24,0	22,0
0,1	1,0	10,0	10Juli 48,0	48,0	1,0	36,0	6,0	2,0	28,5	28Juni 2,5	10,0	6,0	8,0
24,0	1,0		5Ag. 48,0	0,1	6,5	1,0			0,5	25Juli	0,5	28,0	
48,0	4,0		3Sept.				6,0		80,0	19Aug. 2,0	68,0	1,0	
48,0	72,0		1Oct.		4,0		1,0		2,5	15Spt.11,0			2,5
4,0		4,0	28Oct.			38,0	28,0	360,0	44,0	13Oct.			14,0
			24Nv. 60,0		8,0	16,0	4,0	12,0	68,0	11Nov18,0	4,0	8,0	12,0
			22Dec.			8,0	16,8			9Dec.			
464,4	85,0	31,0	251,5	70,1	30,6	252,5	155,0	466,0	293,5	88,5	171,5	117,0	101,5
580,4				353,1			914,5				390,0		

Hievon kamen aber nur 2 Bände heraus. Nach der Julirevolution gerieth das Unternehmen ins Stocken und hörte 1831 auf. Jedoch wurde es durch die thätige Hülfe einiger eifrigen Mitglieder des Vereins im folgenden Jahre wieder aufgenommen. Die Zeitſchrift nahm ihren urſprünglichen Titel wieder an und iſt ſeitdem ununterbrochen und regelmäßig fort erſchienen. Eine kurze Geſchichte des Vereins und eine Ueberſicht ſeiner Leiſtungen, von Villenave, findet ſich in dem Jahrgang 1834.

Nach dem Muſter des Pariſer Vereins haben ſich einige Provinzialvereine gebildet, unter andern einer zu Marſeille; jedoch ſcheint es nicht, daß aus demſelben etwas Bedeutendes geworden iſt.

Ein minder politiſcher Verein, der aber ebenfalls einen bedeutenden Einfluß auf Staatseinrichtungen ausgeübt hat, iſt der Verein für den Elementarunterricht, deſſen Urſprung in die kurze, unter dem Namen der hundert (Napoleoniſchen) Tage allgemein bekannte Regierungszeit des abgeſetzten Kaiſers hinaufreicht. Eigentlich beabſichtigte der damalige Miniſter Carnot bloß die Einführung der Lancaſter'ſchen Lehrmethode in dem Schulunterricht in Frankreich. Er ſetzte zu dem Endzweck ein Comité ein, das natürlich keine Zeit hatte, etwas ins Werk zu ſetzen. Aber nach der zweiten Rückkunft der Bourbonen verſuchten Andere, beſonders Graf Laborde, welche ſich in England mit jener Lehrmethode vertraut gemacht hatten, dieſelbe nach Frankreich zu verpflanzen. Ich muß hier eines Mannes gedenken, den man faſt bei allen freiſinnigen Unternehmungen und Stiftungen jener Zeit antrifft, nämlich des Grafen Laſteyrie. Vielleicht zwanzig Vereine in Paris zählen dieſen Mann unter ihren Mitgliedern, und einige verdanken ihm zum Theil ihre Stiftung. Alle diejenigen, welche einen edeln Gedanken ins Werk ſetzen wollten, fanden ihn ſtets bereit, ſie zu unterſtützen, und ſeine Erfahrung und Thätigkeit war ihnen oft von großem Nutzen in der Ausführung ihrer Plane. Man findet ihn daher beſonders wirkſam in den neuen Vereinen, und er wird manchmal zu ihrem Vorſitzer gewählt. Späterhin, wenn der Verein eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erworben hat und ſeiner Hülfe nicht ſo ſehr mehr bedarf, ſieht man den Grafen Laſteyrie, der im Grunde mehr guten Willen als tiefe Einſicht, mehr Gutmüthigkeit als durchdringende Kraft beſitzt, ſich zurückziehen und

Tabelle LVII.

Regenmenge nach den Mondsknoten.

Vor dem aufsteigenden Knoten.			Tag des aufsteigenden Knoten.	Nach dem aufsteigenden Knoten.			Vor dem absteigenden Knoten.			Tag des absteigenden Knoten.	Nach dem absteigenden Knoten.		
3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.	3 T.	2 T.	1 T.		1 T.	2 T.	3 T.
2,0			25Jan. 0,5							12Jn. 12,0	18,0	1,0	2,0
6,0		8,0	21Feb. 2,0	4,0	60,0		20,0	48,0	38,0	8Feb. 4,0	20,0	4,0	
	12,0	0,5	20März	7,0	22,0	12,0	12,0		28,0	6Mrz32,0	4,0		32,0
30,0	8,0	0,2	16 Apr.4,0	14,0						3April	42,0		20,0
			13Mai		0,5	8,0				30Apr. 1,0			12,0
22,0	2,0	0,1	9Juni 8,5	335,0	0,5					27Mai 1,0		12,0	
			6Juli	0,1	1,0	10,0		16,0	12,0	23Jn. 32,0	6,0		2,0
	24,0	1,0	2Aug.	48,0	0,1	6,0				20Juli 4,5			
		25,0	30Ag.48,0	4,0				0,5	6,0	17Aug.	80,0	2,0	68,0
	20,0		26Sep.2,0	1,0	48,0	72,0		30,0	1,0	13Sept.	2,5	11,0	
	28,0	10,0	23Oct.			4,0			4,0	10Oc. 28,0	360,0	44,0	
	36,0	60,0	19Nv.28,0				48,0	16,0	4,0	7Nov. 4,0	4,0	12,0	68,0
			16Dec.				12,0	8,0	60,0	4Dec.		16,0	
										31Dec.	2,0		
60,0	127,0	104,8	93,0	413,1	131,1	112,0	92,0	118,5	153,0	118,5	538,5	102,0	204,0
	291,8				656,2			363,5				844,5	

Tabelle LVIII.

Regenmenge nach den Windrichtungen.

Monate.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.
Januar . .		14,5		16,1				33,9
Februar . .		10,8				262,0	12,0	40,5
März . . .						293,0	12,0	130,0
April . . .						225,0	20,0	123,7
Mai . . .						12,1	38,5	71,8
Juni . . .				0,5		444,5	48,5	150,1
Juli . . .	5,0	24,0	36,0		10,5			261,6
August . .					8,0	145,6	118,0	118,5
September .	11,0				72,0	78,0	23,0	138,0
October . .		4,0				302,0	65,0	135,0
November .		108,0			40,0	212,0	50,0	52,0
December .			10,0		24,0	12,0	60,0	
	16,0	161,3	46,0	16,6	154,4	2076,2	447,0	1253,2

3) Von Calw durch Herrn Dr. Müller.

Tabelle LIX. Wässerichte Niederschläge.

1848.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln.	Hagel.	Gewitter.	Mittlere tägl. Menge meteorol. Wassers.	Meteor. Wasser in Cub.-Zollen. Grösste Menge in 24 St.	Meteor. Wasser in Cub.-Zollen. Monatliche Menge.	Schneewasser allein.
Januar . .	2	8			·	2,45	20	75,8	55,5
Februar .	17	4	1			14,03	83	407	80
März . .	17	8	1			17,84	93	553	121,5
April . .	18	1	1	2	2	16,17	81	485	
Mai . . .	8			2	6	7,29	84	226	
Juni . .	17				5	13,87	88	416	
Juli . . .	12				1	11,86	96	367,5	
August . .	16				5	14,39	152,5	446	
September	9			1	3	7,88	49	236,5	
October .	13			1	1	14,20	108	440	
November	12	6				16,87	117	506	209
December .	7	4				5,34	60	165,5	44,5
Jahr . .	148	31	3	6	23	11,81	152,5 31. Aug.	4324,3	510,5

7) Beobachtungen am Neckar.

a) Höhenstand, in württembergischen Fussen nach den Beobachtungen am untern Pegel des Neckarkanals zu Heilbronn; das 20jährige Mittel ist von 1827—46.

Tabelle LX.

Monate.	Wasserhöhe. mittlere aus 20 J.	mittlere von 1848	grösste.	geringste.	Unterschied.
Dec. 1847 .		2,53	3,4 d. 13.	2,0 d. 9.	1,4
Januar . . .	4,95	2,50	2,8 d. 17. 18.	2,2 v. 1—6.	0,6
Februar . .	4,87	5,73	15,0 d. 7.	2,4 d. 1.	12,6
März . . .	4,74	7,51	16,8 d. 16.	5,0 v. 8—10.	11,8
April . . .	4,84	5,17	8,0 d. 2.	4,2 d. 29.	3,8
Mai	4,05	3,21	4,5 d. 1.	2,5 d. 31.	2,0
Juni . . .	4,16	2,76	3,5 d. 3. 4.	2,4 v. 27—30.	1,1
Juli	3,30	2,43	3,4 d. 15. 16.	2,3 v. 27—31.	1,1
August . . .	3,08	2,10	2,3 d. 1. 2. 21.	1,9 d. 6. 27.	0,4
September .	3,51	1,96	2,4 d. 13.	1,8 v. 23—26.	0,6
October . .	3,08	2,35	4,8 d. 13.	1,8 d. 1. 6—11.	3,0
November .	3,79	4,46	7,2 d. 20.	2,0 v. 1—3.	5,2
December .	4,51	3,81	6,2 d. 4.	2,2 d. 31.	4,0
Kal.-Jahr . .	4,05	3,66	März.	Septbr. Oct.	15,0
Met. Jahr . .		3,55	März.	Septbr. Oct.	15,0

Von 1827—44 war der höchste Stand 21,0 im März 1845, der tiefste 0,4 im December 1828.

b) Temperatur des Neckarwassers zu Canstatt nach den Beobachtungen des Herrn Dr. Kühle.

Tabelle LXI.

Monate.	Mittel Abends 9 Uhr.	Maximum.	Minimum.	Differenz von der Lufttemperatur.	Badetage mit der nachfolgenden oder einer höheren Temperatur. +15°	+16°	+18°
Januar . .	+ 0,03	+ 0,6	0,0	+ 4,73			
Februar . .	3,09	6,0	0,1	— 0,34			
März . . .	5,17	9,3 *)	3,0	+ 0,05			
April . . .	8,91	10,4	6,5	— 0,27			
Mai . . .	13,22	15,2	10,7	+ 0,68	8		
Juni . . .	15,30	18,4	12,5	+ 0,27	19	12	3
Juli . . .	16,02	19,1 **)	12,4	+ 0,34	23	18	9
August . .	15,61	18,0	12,9	+ 0,60	26	18	2
September .	12,07	17,1	10,0	+ 1,24	7	5	
October . .	9,01	12,4	6,4	+ 0,60			
November .	4,17	7,9	2,2	+ 0,76			
December .	2,37	5,8	0,9	+ 1,11			
Kal.-Jahr .	8,82	19,1	0,0	+ 0,91	83	53	14

*) Absolutes Maximum im März + 10,0.

**) Absolutes Maximum im Juli + 19,5 ist zugleich das Max. im ganzen Jahre.

Jahresdifferenz 19,5°.

Winterm. 1848	+ 1,84			+ 1,84			
Frühling .	9,10			+ 0,15			
Sommer . .	15,64			+ 0,40			
Herbst . .	8,72			+ 0,87			

Der Neckar war gefroren:

im Decbr. 1847 an 9 Tagen ganz, an 16 Tagen ganz und theilweise.
im Januar 1848 an 28 „ „ 31 „ „ „
im Febr. 1848 an 6 „ „ 6 „
im Decbr. 1848 an 10 „ „ 11 „ „ „

also im meteorl. Winter an 43 Tagen ganz, an 53 Tagen ganz oder nur theilweise, in den Wintermonaten 1848 an 44 Tagen ganz, an 48 Tagen ganz und theilweise.

8) Beobachtungen am Bodensee.

Herr Oberamtsarzt Dr. von Dihlmann gab uns die Notizen für nachfolgende Zusammenstellungen an die Hand. Die Zahlen in den Spalten; „grösster", „geringster", „mittlerer Stand" be-

zeichnen den Stand der Seefläche unter dem bis jetzt bekannten höchsten Stande in württemb. Fussen, den der See im Jahre 1817 erreicht hatte, 12.2′ über dem bis jetzt bekannten tiefsten Stand. Dieser letztere als Nullpunkt angenommen, gibt dann die Spalte „Stand des Sees über 0“ die Reduktion jener Zahlen auf diesen Nullpunkt an.

Tabelle LXII.

Monate.	Zahl der Beobachtungen.	Stand des Sees unter dem höchsten Punkt von 1817.			Stand des Mittels über 0.	Veränderung im Monat.
		geringster	grösster.	mittl.		
Decbr. 1847.	6	11,5′ d. 4.	12,2′ d. 31	11,833′	+0,367′	0,7′
Januar . .	7	12,3′ v. 4—6.	13,2′ d. 31	12,685′	−0,485′	0,9′
Februar . .	4	12,0′ v. 24—28.	12,5′ d. 9.	12,175′	+0,025′	0,5′
März . . .	8	10,6′ d. 31.	11,8′ d. 4.	11,231′	+0,969′	1,2′
April . . .	6	9,5′ d. 30.	10,4′ d. 2.	9,933′	+2,067′	0,9′
Mai . . .	6	9,2′ d. 28.	9,8′ d. 11.	9,400′	+2,600′	0,4′
Juni . . .	8	6,5′ d. 19.	9,0′ d. 1.	7,462′	+4,738′	2,5′
Juli . . .	8	5,38′ d. 14.	7,0′ d. 31.	6,075′	+6,125′	1,65′
August . .	8	7,2′ d. 4.	8,6′ d. 31.	7,887′	+4,313′	1,4′
September .	6	8,4′ d. 4.	9,7′ v. 28—30.	9,250′	+2,950′	1,3′
October . .	7	9,5′ d. 4.	10,5′ d. 30.	10,014′	+2,186′	1,0′
November .	6	10,2′ d. 5.	10,9′ d. 30.	10,600′	+1,600′	0,7′
December .	7	10,5′ d. 4.	12,0′ d. 28.	11,528′	+0,672′	1,5′
Kal.-Jahr .		Juli	Januar *)	9,853′	+2,347′	7,85′
Met. Jahr .		Juli	Januar	9,879′	+2,321′	

Es hatte demnach der Januar den tiefsten mittleren und am 31sten den bis jetzt beobachteten absolut tiefsten Stand, und zwar 1′ unter dem früher als tiefsten Stand angenommenen, gleichwie die Stände im Laufe des ganzen Monats durchaus noch niedriger als letzterer waren.

9) Wässerichte Ausdünstung.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtung geschieht mittelst eines cylindrischen Messinggefässes von 2,375 par. □Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe, das mit Regenwasser zu $\frac{3}{4}$ seiner Höhe gefüllt und so oft aufgefüllt wird, als das Wasser unter die Hälfte seiner Höhe

*) Der tiefste Stand seit Menschengedenken.

gesunken ist. Es wird im Freien in einer vor Regen, Schnee und Wärmeeinflüssen gesicherten Lage aufgestellt, und jeden Abend der Wasserverlust mit einer Granwage nach Medicinalgewicht abgewogen. Da jeder Cubikzoll Wasser = 318,9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran verdunstetes Wasser, auf die Fläche eines par. □Fusses reducirt, = 0.1917 par. Cubikzoll Wasser. Hiernach ist die Spalte „Verdunstung in Cubikzoll auf 1 par. □Fuss berechnet. Die Spalte „13jähriges Mittel" enthält die Monats- und Jahresmittel von 1834—1846.

Tabelle LXIII.

Monate.	Verdunstung in Granen.				Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.					
	stärkste.	schwächste.	mittlere.	Menge im Monat.	stärkste.	schwächste.	mittlere.	Menge im Monat. Cub.-Z.	Menge im Monat. Höhe.	13jähriges Mittel.
Dec. 1847.	46	2	10,10	313	8,81	0,38	1,93	59,97	0,41	
Januar .	15	1	6,61	205	2,87	0,19	1,27	39,27	0,27	2,33
Februar .	36	5	22,82	662	6,90	0,96	4,37	126,84	0,88	3,59
März . .	91	8	30,97	960	17,43	1,53	5,93	183,93	1,28	6,47
April .	139	19	46,37	1391	26,63	3,64	8,88	266,51	1,85	10,37
Mai . .	203	23	102,08	3164	38,70	4,41	19,55	606,22	4,21	14,58
Juni . .	129	22	69,93	2098	24,71	4,21	13,40	401,98	2,79	16,23
Juli . .	160	21	76,77	2380	30,65	4,02	14,71	456,01	3,17	15,60
August .	154	22	75,16	2330	29,50	4,21	14,40	446,43	3,10	13,60
Septemb.	111	11	46,77	1403	21,26	2,11	8,96	274,51	1,91	8,99
October .	45	8	22,22	689	8,62	1,53	4,26	132,01	0,91	5,32
Novemb.	43	4	19,80	594	8,24	0,77	3,65	113,81	0,79	3,64
Decemb.	54	1	17,64	553	10,35	0,19	3,42	105,95	0,73	2,39
Kal.-Jahr	Mai	Jan. Dec.	44,98	16429	2,86	0,55	8,62	3147,80	21,86	8,61
Met. Jahr	Mai	Jan.	44,23	16189	2,82	0,54	8,47	3101,81	21,54	

Die mittlere Verdunstung übertraf demnach das 13jährige Mittel in den Monaten Februar, Mai, August, December, war demselben gleich in den Monaten September und November, und wurde übertroffen in den Monaten Januar, März, April, Juni, Juli, October, war gleich im Mittel des Kal.-Jahrs, und wurde übertroffen im Mittel des meteorol. Jahrs.

b) Zusammenstellungen des Herrn Pfarrer Kommerell von Schopfloch.

Tabelle LXIV. Zusammenstellung der Verdunstung gegenüber den wässrigten Niederschlägen, der Bewölkung des Himmels und den Meteoren.

Monate.	Regen- und Schneemenge.					Ausdünstung.			Differenz der Regen- und Ausdünstungs-Höhe.	Bewölkung des Himmels.					Meteore.							
										Tage.											
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe des gefallenen W. in Linien.	in Grauen.	in rub." auf 1 □'.	Höhe in Linien.		heitere.	unterbrochheitere.	durchbrochtrübe.	trübe.	Mittl. Bew.	Regentage.	Schneetage.	Graupentage.	Hagel.	Gewitter.	Windige Tage 1—3	Darunter stürmisch. 4	Nebeltage.	Tagen Schneedecke.
Januar .	—	124,9	124,9	4,0	10,408	61	11,68	0,973	— 9,435	3	9	4	15	0,76	—	5				19	4	22	31
Februar .	404,2	162,8	567,0	19,5	47,250	1261	241,60	20,136	—27,114	6	5	12	6	0,68	11	5				21	2	8	13
März .	128,0	546,4	674,4	21,7	56,200	2122	406,57	33,877	+22,323	2	9	14	6	0,72	5	14				27	3	11	21
April .	371,9	38,9	410,8	13,7	34,233	2173	416,34	34,694	— 0,461	4	4	22	—	0,68	17	3			4	30	2	6	
Mai . .	189,9		189,9	6,1	15,825	4594	880,25	73,361	—57,536	17	6	7	1	0,34	4		1		4	31	2	2	
Juni . .	302,5		302,5	10,7	41,875	3401	651,63	54,313	—12,438	4	13	12	1	0,62	18		1	1	7	30	3	4	
Juli . .	616,7		616,7	19,9	51,392	3965	759,68	63,320	—11,928	8	14	6	3	0,52	12				4	31	1	8	
August .	417,7		417,7	13,5	34,808	3486	667,92	55,673	—20,965	5	16	9	1	0,53	15				7	31	6	3	
September	515,6		515,6	17,2	42,967	2227	426,69	35,553	+ 7,414	11	6	13	—	0,51	11				2	30	—	10	
October	503,4		503,4	16,2	41,950	1570	300,81	25,072	+16,878	6	9	12	4	0,60	11				1	28	4	9	
November	168,1	415,0	583,1	19,4	48,592	994	190,49	15,869	+32,723	2	5	16	7	0,75	8	9				30	3	15	19
December	35,1	64,6	99,7	3,2	8,308	1582	303,10	25,274	—16,966	15	9	6	1	0,37	2	3				24	5	6	3
Frühling	689,8	585,3	1275,1	13,8	106,258	8889	1703,16	141,932	—35,674	23	19	43	7	0,58	26	17	1		8	68	7	19	21
Sommer	1536,9	—	1536,9	16,7	128,075	10852	2079,23	172,306	—45,231	17	43	27	5	0,56	45	—	1	1	18	92	10	15	—
Herbst .	1187,1	415,0	1602,1	17,6	133,509	4791	917,99	76,494	+57,015	19	20	41	11	0,62	30	9			3	88	7	34	19
Winter .	439,3	352,3	791,6	8,9	65,966	2904	556,38	46,383	+19,583	24	23	22	22	0,60	13	13				64	18	36	47
Jahr .	3853,1	1352,6	5205,7	14,2	433,808	27436	5256,76	438,115	— 4,307	83	105	133	45	0,59	114	39	2	1	29	332	42	104	87

Bemerkungen zu voranstehender Tabelle LXIV.

Regenmenge: Max. im März 674,4, Min. im Decbr. 99,7. Differenz 574,7.

Nach den Jahreszeiten: Max. im Herbst 1602,1, Min. im Winter 791,6, Differenz 810,5.

Die mittlere Regenmenge des Jahrs 14,2 p. Tag kommt der im April 13,7 am nächsten.

Ausdünstung: Max. im Mai 4594 Gr., Min. im Januar 61 Gr. Differenz 4533.

Die mittlere Ausdünstung des Jahrs mit 75 p. Tag kommt der im September 74 am nächsten.

Die Regen- und Ausdünstungshöhe in par.‴ differirt mit dem plus der Regenhöhe am meisten im Nov. mit 32,723, am wenigsten im Sept. mit 7,414.

Mit dem plus der Ausdünstungshöhe am meisten im Mai mit 57,536, am wenigsten im April mit 0,461.

Demnach kommt auch im April die Regen- und Ausdünstungshöhe einander am nächsten.

Heitere Tage: Max. 17 im Mai, Min. 2 im März und Nov. Differenz 15.

Trübe Tage: Max. 15 im Januar, Min. 0 im April und September, Differenz 15.

Heitere Tage: Max. 24 im Winter, Min. 17 im Sommer. Diff. 7.

Trübe Tage: Max. 22 im Winter, Min. 5 im Sommer. Diff. 17.

Regentage: Max. 18 im Juni, Min. 0 im Januar. Diff 18.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 9,5 Regentage.

Schneetage: Max. 14 im März.

Gewitter: Max. 7 im Juni und August.

Windige Tage: (1—3) Max. 31 und 30 im April, Mai, Juni, Juli, August, September, November, Min. 19 im Januar. Max. 92 im Sommer, Min. 64 im Winter.

Stürmische Tage: (4) Max. 9 im Februar, Min. 0 im Septbr.

Nebeltage: Max. 22 im Januar, Min. 2 im Mai. Max. 36 im Winter, Min. 15 im Sommer.

Tage mit Schneedecke: Max. 31 im Januar.

10. Luftfeuchtigkeit.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachstehende Tabelle gibt die psychrometrischen Mittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten, sowie die monatlichen Extreme mit den entsprechenden Lufttemperaturen.

Tabelle LXV.

Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz.	Tiefster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.	Höchster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.
Decemb. 1847	— 1,13	— 0,60	0,53	— 6,2 d. 16.	— 6,2	0	+ 7,0 d. 1.	+ 7,6	0,6
Januar . .	— 5,09	— 4,79	0,25	—10,3 d.12.29	—10,3	0	+ 2,8 d. 31.	+ 4,7	1,9
Februr . .	+ 2,18	+ 3,51	1,33	— 5,8 d. 5.	— 3,8	0	+ 8,9 d. 27.	+ 12,4	3,6
März . . .	+ 3,45	+ 5,11	1,66	— 2,0 d. 8.	— 1,6	0,4	+ 10,5 d. 30.	+ 17,0	6,5
April . . .	+ 6,89	+ 8,09	1,20	+ 2,0 d. 11.	+ 4,7	2,7	+ 11,0 d. 30.	+ 15,3	4,3
Mai . . .	+ 8,93	+ 12,70	3,77	+ 4,0 d. 7.	+ 7,5	3,5	+ 13,0 d. 17.	+ 19,0	4,0
Juni . . .	+ 11,95	+ 15,14	3,19	+ 7,5 d. 2.	+ 10,0	2,5	+ 15,4 d. 17.	+ 20,8	5,4
Juli . . .	+ 13,52	+ 15,86	2,34	+ 8,5 d. 2.	+ 10,0	1,5	+ 16,5 d. 22.	+ 22,0	5,5
August . .	+ 12,05	+ 15,38	3,33	+ 6,8 d. 28.	+ 8,4	1,6	+ 17,9 d. 8.	+ 21,3	7,3
September	+ 9,53	+ 11,80	2,27	+ 2,0 d. 20.	+ 3,8	0,8	+ 15,8 d. 7.	+ 21,5	5,9
October . .	+ 7,15	+ 8,64	1,49	+ 1,5 d. 18.	+ 2,0	0,3	+ 12,0 d. 1.	+ 16,3	4,3
November .	+ 2,54	+ 3,43	0,89	— 3,0 d. 16.	— 2,3	0,7	+ 7,0 d. 1.	+ 9,4	2,4
December .	+ 0,90	+ 1,52	0,62	— 9,0 d. 24.	— 9,0	0	+ 8,5 d. 8.	+ 11,7	3,2
Kal.-Jahr .	+ 6,17	+ 8,03	1,86	Januar.			August.		23,2
Met. Jahr .	+ 6,00	+ 7,83	1,85	Januar.			August.		23,2

Die hieraus berechneten Momente: Thaupunkt, Dunstdruck, Dunstmenge und Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft für die monatlichen, die Jahreszeiten- und die Jahresmittel gibt die folgende Tabelle.

	Tabelle LXVI.	Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wasser in 1C.F. Luft
	December 1847.	— 0,61	— 2,25	1,64	1,84	0,87	3,03
	Januar . . .	— 4,78	— 5,75	0,97	1,35	0,92	2,09
	Februar . . .	+ 3,51	— 0,35	3,81	2,18	0,73	3,50
	März	+ 5,11	+ 0,60	4,51	2,36	0,69	3,75
	April	+ 8,09	+ 5,37	2,72	3,51	0,82	5,51
	Mai	+12,70	+ 4,81	7,89	3,35	0,53	4,78
	Juni	+15,14	+ 8,93	6,21	4,68	0,62	7,10
	Juli	+15,86	+11,54	4,32	5,75	0,72	8,54
	August . . .	+15,38	+ 8,98	6,40	4,70	0,61	7,08
	September . .	+11,80	+ 7,07	4,73	4,01	0,69	5,80
	October . . .	+ 8,64	+ 5,26	3,38	3,48	0,76	5,44
	November . .	+ 3,43	+ 1,02	2,41	2,44	0,81	3,89
	December . .	+ 1,52	+ 0,10	1,42	2,26	0,89	4,04
	Kal.-Jahr . .	+ 8,03	+ 2,57	5,46	3,03	0,69	4,75
	Met. Jahr . .	+ 7,85	+ 3,41	4,44	2,99	0,70	4,70
Met. J. Kal.-Jahr.	Morgens . . .	+ 6,36	+ 3,37	2,99	2,98	0,78	4,71
	Mittags . . .	+10,71	+ 3,61	7,10	3,04	0,56	4,70
	Abends . . .	+ 7,49	+ 4,02	3,47	2,89	0,71	4,68
	Morgens . . .	+ 6,18	+ 3,30	2,88	2,96	0,79	4,60
	Mittags . . .	+10,32	+ 3,65	6,67	3,05	0,58	4,72
	Abends . . .	+ 6,87	+ 3,62	3,25	3,05	0,77	4,80
	Frühling . . .	+ 8,36	+ 3,36	5,00	2,98	0,65	4,65
	Sommer . . .	+15,36	+ 9,92	5,44	5,07	0,65	7,62
	Herbst . . .	+ 7,96	+ 4,31	3,65	3,23	0,75	5,08
	Kal.-Winter .	+ 0,08	— 2,20	2,28	1,85	0,82	3,02
	Met. Winter .	— 0,63	— 2,90	2,27	1,74	0,82	2,85
M. W. Kal.-W. Frühl.	Morgens . . .	+ 6,26	+ 4,50	1,76	3,30	0,87	5,20
	Mittags . . .	+11,91	+ 2,02	9,89	2,66	0,45	4,08
	Abends . . .	+ 7,71	+ 3,50	4,21	3,01	0,71	4,72
Sommer.	Morgens . . .	+14,27	+ 9,27	5,00	4,80	0,61	6,54
	Mittags . . .	+18,35	+11,02	7,33	5,53	0,57	8,18
	Abends . . .	+13,76	+ 9,77	4,99	5,01	0,77	7,47
Herbst.	Morgens . . .	+ 6,22	+ 3,80	2,42	3,09	0,82	4,90
	Mittags . . .	+10,67	+ 7,97	2,70	4,32	0,80	6,67
	Abends . . .	+ 6,98	+ 4,87	2,11	3,37	0,84	5,33
M. W. Kal.-W.	Morgens . . .	— 1,29	— 2,90	1,61	1,74	0,87	2,86
	Mittags . . .	+ 1,88	— 2,12	4,00	1,87	0,71	3,02
	Abends . . .	— 0,13	— 3,00	2,87	1,72	0,77	2,80
	Morgens . . .	— 2,02	— 3,10	1,08	1,72	0,91	2,83
	Mittags . . .	+ 1,10	— 2,55	3,55	1,79	0,73	2,89
	Abends . . .	— 0,94	+ 2,75	1,81	1,76	0,86	2,88

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt durch Herrn Dr. Rühle.

Tabelle LXVII. Psychrometrische Resultate nach den 3 täglichen Beobachtungen.

Monate.	Mittelstand des feuchten Thermometers.	Mittelstand des trockenen Thermometers.	Differenz beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Diff. d. Thaup. von d. Lufttp.	Dunstdruck in par. Linien. Mittlerer.	Dunstdruck in par. Linien. Höchster.	Dunstdruck in par. Linien. Tiefster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Grösster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Kleinster.	Mittl. Wassergehalt in 1 C.Fuss Luft in Grane.
Januar .	— 5,07	— 4,68	0,39	— 6,10	1,42	1,30	2,51 d. 31. Ab.	0,67 d. 29. Mg.	0,88	0,93 d. 4. Mg.	0,60 d. 30. Mt.	2,21
Februar .	+ 2,30	+ 3,42	1,12	+ 0,40	3,02	2,32	3,97 d. 27. Mt.	1,26 d. 5. Mg.	0,78	0,99 d. 6. u. 7. Ab.	0,49 d. 23. Mt.	3,77
März . .	+ 3,72	+ 5,12	1,40	+ 1,57	3,55	2,56	4,54 d. 30. Mt.	1,32 d. 9. Mg.	0,74	0,94 d. 26. Ab.	0,29 d. 31. Mt.	4,15
April . .	+ 7,32	+ 9,18	1,86	+ 5,13	4,05	3,45	4,67 d. 5. Ab.	2,06 d. 15. Mg.	0,72	0,93 d. 20. Mg.	0,29 d. 2. Mt.	5,51
Mai . .	+ 9,34	+12,56	3,22	+ 5,90	6,66	3,67	5,50 d. 31. Ab.	2,22 d. 7. Mg.	0,60	0,94 d. 31. Ab.	0,225 d. 10. Mt.	5,82
Juni . .	+12,44	+15,01	2,57	+10,35	4,66	5,24	7,17 d. 16. Ab.	3,41 d. 25. Mt.	0,70	0,94 d. 6. Mg.	0,39 d. 12. Mt.	8,23
Juli . .	+12,97	+15,68	2,71	+10,82	4,86	5,44	8,17 d. 7. Ab.	4,10 d. 20. Mt.	0,69	0,90 d. 14. Mg.	0,32 d. 20. Mt.	8,39
August .	+12,43	+15,00	2,57	+10,32	4,68	5,23	7,49 d. 8. Ab.	2,67 d. 26. Mg.	0,70	0,95 d. 8. Ab.	0,46 d. 21. Ab.	8,10
Septembr.	+ 9,92	+11,74	1,82	+ 8,18	3,56	4,41	6,33 d. 9. Mg.	2,49 d. 20. Mg.	0,76	0,96 d. 30. Mg.	0,37 d. 5. Mt.	6,91
October .	+ 7,38	+ 8,41	1,03	+ 6,23	2,18	3,77	5,70 d. 5. Mt.	2,25 d. 23. Mg.	0,84	0,98 d. 15. Mg.	0,52 d. 6. Mt.	5,97
Novembr.	+ 2,52	+ 3,42	0,90	+ 1,05	2,37	2,45	3,69 d. 1. Mt.	1,58 d. 16. Mg.	0,82	0,95 d. 10. Mt.	0,56 d. 3. Mt.	3,97
December.	+ 0,42	+ 1,26	0,84	— 1,10	2,36	2,09	3,59 d. 7. Mt.	0,85 d. 24. Mg.	0,87	0,995 d. 13. u. 14. A.	0,43 d. 22. Mt.	3,33
Kal. Jahr.	+ 6,31	+ 8,01	1,70	+ 4,17	3,84	3,18	8,17 d. 7. Juli Abends.	0,67 d. 29. Jan. Morgens	0,73	0,995 d. 13. u. 14. Dec. Abends.	0,225 d. 10. Mai Mittags.	5,08

andern entſtehenden Vereinen ſeine Zeit und ſeine Erfahrung ſchenken.

Dieſer Mann gehörte dann auch zu den Stiftern des Vereins für Elementarunterricht. Dieſen Namen hatte die Geſellſchaft angenommen, da die Verbeſſerung des Volksunterrichts ihr Hauptzweck werden ſollte; und weil es mit dieſem Unterricht ſehr mangelhaft ausſah, ſo hatte der Verein die Lancaſter'ſche oder wechſelſeitige Unterrichtsmethode gewählt, um dadurch viele Kinder auf einmal unterrichten zu können. Dieſe Methode wurde daher auch einzig in den vom Vereine geſtifteten oder unterſtützten Schulen gebraucht, und es wurden in den Pariſer Schulen angehende Lehrer mit derſelben vertraut gemacht, damit ſie dieſelbe Lehrart in die Provinzen des Reichs verbreiten könnten.

Der Verein für den Elementarunterricht fand außerordentlichen Beifall in Frankreich, und bekam von allen Seiten her bedeutende Unterſtützung, ſo daß er in Stand geſetzt wurde, Schulen zu ſtiften oder ſtiften zu helfen, Lehrer zu bilden, Unterrichtsbücher abfaſſen zu laſſen, Preiſe und Aufmunterungen zu ertheilen und eine Zeitſchrift herauszugeben, um öffentlich Rechenſchaft über die Fortſchritte des Volksunterrichts abzulegen.

Natürlich konnte die Reſtaurations-Regierung dem Einfluſſe des Vereins auf die Verbreitung des Volksunterrichts nicht gleichgültig zuſehen. Was der Verein that, hätte ſie ſchon früher thun ſollen. Das Daſeyn und Wirken des Vereins war ein Beweis der Gleichgültigkeit und Unthätigkeit der Regierung; nach ihren kurzſichtigen Begriffen war es auch eine gefährliche Sache, das Volk aufzuklären, und es ſchien ihr hinreichend, daſſelbe durch die vorhandenen Schullehrer, und beſonders durch die geiſtlichen Brüder der chriſtlichen Lehre, etwas Leſen, Schreiben und Rechnen nebſt dem Katechismus zu lehren. Alles, was darüber iſt, ſchien ihr zu viel, und mithin bedenklich. Bei ſolchen Anſichten mußte ihr natürlich das thätige Wirken des freien Vereins eher mißfallen, als lieb ſeyn. Sie that daher auch nichts für denſelben und ſuchte ihm im Gegentheil unter der Hand auf mancherlei Art hinderlich zu ſeyn. Alle diejenigen, welche ſich zu eifrig für den Zweck des Vereins bemühten, wurden übel angeſehen, und den Beamten gereichte es zum Vorwurf, wenn ſie als Mitglieder deſſelben offenkundig wirkten. Die geiſtlichen Brüder bekamen ſtarke Unterſtützung,

Bemerkungen zu Tabelle LXVII.

Die grösste psychrometrische Differenz im Jahre trat ein den 10. Mai Mittags bei einem Stande des trockenen Thermometers von +20,2 und des feuchten von +11,4, betrug also 8,8°; der auf 0 red. Barometerstand war = 27″ 7,60‴, es herrschte fast völlige Windstille und dabei die geringste Luftfeuchtigkeit im Jahre mit nur 22½ %. Die kleinste psychrometrische Differenz kam vor den 14. Dec. Abends bei —1,80° des trockenen und —1,82° des feuchten Thermometers, also von der kaum mehr wahrnehmbaren Grösse von 0,02°; dabei dicker Nebel, Barometerstand von 27″ 7,27‴ und höchster Feuchtigkeitsgehalt der Luft im Jahre mit 99½ % — Der 22. Dec. war merkwürdig durch seine für eine durchschnittliche Kälte von —4,2° bedeutende Trockenheit der Luft, so dass Mittags bei —0,9° Lufttemperatur der Thaupunkt bis auf —10,0 gesunken war; der Barometerstand auf 0 red. = 27″ 9,30‴.

Nachfolgende Tabelle enthält die wichtigste psychrometrische Momente auch noch nach den einzelnen Tageszeiten im monatlichen Durchschnitte, während die vorhergehende nur den Durchschnitt aus den 3 täglichen Beobachtungen gibt.

Tabelle LXVIII.

Monate.	Mittlerer Thaupunkt.			Mittlerer Dunstdruck in pariser Linien.			Mittlere Dunstmenge in Procenten.		
	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.
Januar .	— 7,25	— 4,90	— 6,10	1,17	1,45	1,30	91	83	90
Februar .	— 0,15	+ 1,25	+ 0,40	2,21	2,49	2,32	85	69	81
März . .	+ 1,10	+ 1,57	+ 2,20	2,46	2,56	2,70	86	59	82
April . .	+ 4,85	+ 5,30	+ 5,53	3,36	3,49	3,56	83½	56½	81
Mai . .	+ 5,67	+ 5,43	+ 6,87	3,60	3,53	3,97	75	39	72
Juni . .	+10,25	+10,07	+10,80	5,20	5,13	5,43	80	54	80
Juli . .	+10,50	+10,93	+11,10	5,30	5,48	5,56	79½	53	78
August .	+ 9,97	+10,65	+10,58	5,09	5,36	5,33	82	55	77
Septemb.	+ 7,02	+ 8,95	+ 8,78	4,02	4,69	4,63	86	58	86
October .	+ 5,00	+ 7,57	+ 5,30	3,41	4,20	3,49	92	72	84
November	+ 0,60	+ 1,70	+ 0,95	2,36	2,59	2,43	86	76	85
December	— 2,05	— 0,05	— 1,10	1,87	2,23	2,03	87	72	87

2) Von Schopfloch durch Herrn Pfarrer Kommerell.

Tabelle LXIX. Dunst-Verhältnisse.

Monate.	Höchst. Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychrometers.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	t. Mittl. Lufttemperatur.	t'. Mittl. Stand des Psychrometers.	t—t'. Diff. d. Thermomet. d. Psychrom.	b. Mittl. Barometerstand auf 0° red.	e''. Dunstspann. für d. mittl Lufttemp.	e'. Dunstspann. für d. Temp. des Psychr.	e. Wirklicher Dunstdruck.	Thaupunkt.	Differenz des Thaupunkts v. d. Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procent.	Gewicht d. Wasserdunst in C. F. Luft nach Gran
Januar	1,5	2,7	1,2	—12,0	—12,0	0,0	—6,48	—6,59	0,11	307,8	1,26	1,24	1,21	—6,90	0,42	0,96	2,04
Februar . .	7,5	8,7	1,2	— 4,9	— 4,9	0,0	1,61	1,07	0,54	307,5	2,57	2,45	2,27	0,15	1,46	0,88	3,66
März . . .	9,1	10,3	1,2	— 6,4	— 6,4	0,0	2,23	1,31	0,94	306,2	2,70	2,50	2,19	—0,25	2,48	0,81	3,54
April . . .	10,5	16,5	6,0	— 0,7	— 0,6	0,1	6,87	5,27	1,60	307,1	3,97	3,48	2,94	3,20	3,67	0,74	4,64
Mai	13,0	16,4	3,4	1,6	4,4	2,8	10,63	7,54	3,09	309,9	5,35	4,19	3,13	3,97	6,66	0,59	4,88
Juni . . .	16,3	19,2	2,9	6,0	6,5	0,5	12,77	10,78	1,99	309,0	6,33	5,42	4,75	9,10	3,67	0,75	7,24
Juli	16,6	21,8	5,2	4,8	5,1	0,3	13,28	11,27	2,01	310,2	6,57	5,63	4,93	9,58	3,70	0,75	7,50
August . . .	17,2	19,0	1,8	5,3	6,8	1,5	13,08	10,84	2,24	309,9	6,47	5,45	4,68	8,92	4,18	0,72	7,10
September .	15,2	18,8	3,6	3,0	3,6	0,6	10,05	8,40	1,65	309,6	5,12	4,49	3,92	6,70	3,38	0,77	6,11
Oktober . .	11,5	13,6	2,1	0,8	1,3	0,5	7,08	6,00	1,08	308,4	4,04	3,70	3,23	4,35	2,73	0,80	5,10
November . .	6,0	6,2	0,2	— 4,5	— 4,3	0,2	1,07	0,45	0,62	308,7	2,45	2,33	2,12	—0,60	1,67	0,87	3,45
December . .	7,2	10,4	3,2	—12,3	—12,3	0,2	1,31	0,01	1,30	310,6	2,50	2,24	1,80	—2,50	3,81	0,72	2,92
Frühling . .							6,58	4,71	1,87	307,7	3,88	3,33	2,70	2,20	4,38	0,70	4,29
Sommer . .							13,04	10,96	2,08	309,7	6,45	5,49	4,77	9,15	3,89	0,74	7,27
Herbst . . .							6,07	4,95	1,12	309,0	3,72	3,40	3,02	3,53	2,54	0,81	4,77
Winter . . .							—1,19	—1,84	0,65	308,6	2,02	1,81	1,71	—3,10	1,91	0,85	2,81
Jahr							6,12	4,70	1,42	308,8	3,74	3,33	2,85	2,85	3,27	0,76	4,50

Dunstdruck $= e' - \frac{0{,}366\,(t-t')\,b}{572-t'}$ und für das beeiste Psychrometer $= e' - \frac{0{,}366\,(t-t')\,b}{572-t'}$.

3) Von Ennabeuren durch Herrn Pfarrer Schiler.

Tabelle LXX. Dunst-Verhältniss.

Monate.	Höchst. Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	t. Mittl. Lufttemperatur.	t'. Mittl. Stand des Psychrometers.	t—t'. Diff. d. Thermomet. und Psychrom.	b. Mittl. Barometerstand auf 0° red.	e''. Dunstspann. für d. mittl. Lufttemp.	e'. Dunstspann. für d. Temp. des Psychr.	e. Wirklicher Dunstdruck	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts und der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Granen.
Januar . .	1,1	1,5	0,4	—13,7	—13,6	0,1	—8,96	—7,25	0,29	306,2	1,21	1,17	1,09	—8,00	1,04	0,90	1,82
Februar . .	6,4	8,3	1,9	— 5,9	— 5,8	0,1	0,91	0,09	0,82	306,0	2,42	2,25	1,98	—1,40	2,31	0,82	3,22
März . . .	7,9	12,6	4,7	— 7,4	— 7,2	0,2	1,37	0,69	0,68	304,7	2,51	2,38	2,15	—0,45	1,82	0,85	3,46
April . . .	9,2	12,6	3,4	— 1,7	— 0,9	0,8	6,44	4,63	1,81	305,7	3,83	3,31	2,70	2,20	4,24	0,70	4,24
Mai . . .	11,8	16,3	4,5	1,1	3,3	2,2	9,94	6,72	3,22	308,4	5,08	3,92	2,83	2,75	7,19	0,55	4,32
Juni . . .	14,4	20,9	6,5	8,5	7,0	1,5	12,18	9,83	2,35	307,6	6,04	5,03	4,23	7,65	4,53	0,70	6,48
Juli	14,2	20,5	6,3	5,5	6,2	0,7	13,00	10,53	2,47	308,8	6,43	5,31	4,46	8,30	4,70	0,69	6,76
August . .	15,5	21,5	6,0	4,1	5,2	1,1	12,32	9,96	2,26	308,5	6.10	5,08	4,31	7,90	4,42	0,71	6,64
September .	13,6	18,4	4,8	1,5	1,7	0,2	9,59	7,81	1,78	308,2	4,93	4,28	3,61	5,70	3,89	0,73	5,60
October . .	11,4	13,2	1,8	0,0	0,2	0,2	6,56	5,51	1,05	307,0	3,87	3,55	3,20	4,23	2,33	0,82	5,01
November .	5,8	6,1	0,3	— 4,9	— 4,7	0,2	0,18	—0,45	0,63	307,2	2,28	2,15	1,97	—1,45	1,63	0,86	3,18
December .	6,0	8,8	2,8	—12,5	—12,3	0,2	0,36	—0,76	1,12	309,2	2,31	2,10	1,76	—2,75	3,11	0,76	2,85
Frühling . .							5,92	4,01	1,91	306,3	3,68	3,14	2,50	1,30	4,62	0,68	3,96
Sommer . .							12,50	10,11	2,39	308,3	6.19	5,14	4,32	7,92	4,58	0,69	6,53
Herbst . . .							5,44	4,29	1,15	307,5	3,53	3,22	2,84	2,80	2,64	0,80	4,48
Winter . .							—1,90	—2,64	0,70	307,1	1,90	1,78	1,56	—4,10	2,20	0,82	2,56
Jahr . . .							5,49	5,26	0,23	307,5	3,55	3,48	2,70	2,30	3,29	0,76	4,28

11. Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter.

Die Zahl der sowohl zum Ausbruch gekommenen Gewitter, als auch der gewitterartigen Erscheinungen, nämlich der in der Ferne am Gesichtskreis vorüberziehenden im Ausbruch befindlichen Gewitter, sowie der durch Wetterleuchten zur Nachtzeit sich ankündigenden, in der Ferne im Ausbruch befindlichen Gewitter, gibt folgende Tabelle.

Tabelle LXXI.

Orte.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	Im Jahr.
Oberstetten .						1	2			3
Auliehagen. .	1		2	2	4	2	5		1	17
Oehringen .			2	4	3	4	8	1	1	23
Winnenden .			6	1	9	2	6	1	2	27
Canstatt . .			3	1	4	2	7		1	18
Stuttgart . .			3	3	7	1	5		2	21
Hohenheim .			3	1	4	1	4		1	14
Bissingen . .			3	1	3		5	1		13
Schopfloch .			4	4	7	4	7	2	1	29
Ennabeuren .			4	4	8	9	11	2	1	39
Heidenheim .			6	4	6	3	7			26
Ulm			2	3	2	3	4			14
Pfullingen .			6	4	10	5	8	2	1	36
Calw . . .			2	6	5	1	5	3	1	23
Freudenstadt .				1			7			8
Schwenningen			1	2	3	3	4			13
Wangen . .		1		1	1	2	3		1	9
Isny . . .		1	4	5	4	13	4	3	2	36

Grenzen der Gewitter und stärkste Gewitter.

Tabelle LXXII.

Orte.	Ersten Gewitter.	Letzten Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Mergentheim	4. April.	7. Sept.	156	
Oberstetten .	15. Juli.	20. Aug.	36	vom 8—9. und 20. August.
Amlishagen .	27. Febr.	20. Aug.	175	9. und 14. August.
Oehringen .	4. April.	2. Oct.	181	4. April.
Winzenden .	4. April.	3. Oct.	182	
Canstatt . .	4. April.	1. Oct.	180	12. Juni. 8—9. 15. Aug.
Stuttgart . .	4. April.	3. Oct.	182	6. 7. April. 20. Mai. 12. 19. 21. 22—23. Juni. 6. Aug.
Hohenheim .	4. April.	14. Aug.	132	8. August.
Bissingen . .	4. April.	29. Sept.	178	kein starkes.
Schopfloch .	4. April.	1. Oct.	180	7. Jan. 8. 30. Aug.
Ennabeuren .	4. April.	3. Oct.	182	4. April. 7. Juni.
Heidenheim .	4. April.	31. Aug.	149	6. April. 7. Juni. 31. Juli. 16. Aug.
Ulm . . .	4. April.	31. Aug.	149	1. August.
Pfullingen .	4. April.	1. Oct.	180	17. Juni. 14. 17. Aug.
Calw . . .	4. April.	1. Oct.	180	30. Mai. 12. Juni. 8. Aug. 1. Oct.
Freudenstadt	16. Mai.	17. Aug.	93	8. 16. Aug.
Schwenning.	4. April.	31. Aug.	149	8. August.
Wangen . .	31. März.	1. Oct.	184	14. Juli.
Isny . . .	21. März.	10. Oct.	193	13. 14. 15. Juli. 8. Septbr.

Herr Dr. Rühle in Canstatt theilte folgende Notiz mit:

Merkwürdig war das Gewitter vom 31. Juli Vormittags 10 – 11 Uhr. Lange stand dieses Gewitter mit Hagelwolken drohend in SW, Feuerbach zu, jenseits des Wolfersberges. Dennoch kam es nicht gegen Canstatt herüber, obgleich der Wind von dort herwehte, sondern zog sich von SW gegen NO seitlich an der Stadt vorüber. Deutlich sah man wie der Zug des Gewitters von Feuerbach über den Wolfersberg gegen die Stadt ging, und wie es lange kämpfte, um diese Richtung beizubehalten, aber der Wolfersberg leitete es ab. Der Wolfersberg bewies

sich als Wetterscheide. Etwas Aehnliches beobachtete ich den 16. Mai 1847, wo auch ein Gewitter hinter der Feuerbacher Haide herüberkommend auf die Stadt fallen wollte, aber vom Wolfersberge abgeleitet wurde. Dass auf dem Wolfersberge eine Wetterscheide sei, bestätigten mir auch alte Leute, die dieselbe an den Markstein beim Burgholz setzten, wo die Markungen von Zuffenhausen, Canstatt und Münster zusammenstossen; diese Wetterscheide soll sich fast immer wirksam beweisen; wird sie aber dennoch überschritten, so wird das Gewitter leicht verheerend.

Herr Dr. Müller zu Calw gab folgende Zusammenstellung.

Tabelle LXXIII.
Gewitter.

1848.	Zahl d. Gew.T.	Zahl der Gewitter.			Taggewitter.	Nachtgewitter.	Mit Hagel.	Richtung der Gewitter.
		nahe.	ferne.	zusam.				
April . . .	2	1	1	2	1	1		SW—NO 1. unbestimmt 1.
Mai . . .	3	5	1	6	5	1	1	SW—NO 3. W—O 1. NW—SO 1. unbestimmt 1.
Juni . . .	4	5		5	3	2		SW—NO 3. W—O 1. NW—SO 1.
Juli . . .	1	1		1	1			NO—SW 1.
August . .	4	4	1	5	3	2		SW—NO 3. W—O 1. unbestimmt 1.
September .	3	1	2	3	1	2		SW—NO 1. unbestimmt 2.
October . .	1	1		1	1		1	W—O 1.
Jahr . . .	18	18	5	23	15	8	2	W—O 4. SW—NO 11. NO—SW 1. NW—SO 2. unbestimmt 5.

Erstes Gewitter am 4. April Nachmittags 1¼ Uhr.
Letztes Gewitter am 1. October Nachmittags 2 Uhr.
Stärkste Gewitter am 30. Mai Nachmittags, 12. Juni Nachts, 8. August Vormittags, 1. October Nachmittags.

b) Hagelschläge.

Wir geben nach den Erhebungen des K. statist.-topogr. Bureau nachstehenden Verzeichniss der Hagelschläge nach Bezirken und Gemeinden, wobei die Zahlen die Zahl der Morgen, welche verheert wurden, und zwar in der Art bezeichnen, dass dadurch die auf totale Verwüstung reducirte Morgenzahl bezeichnet wird *).

9. Februar Bezirk Ravensburg, Gemeinde Blizenreute und Meesshausen (13).

15. Febr. Bezirk Tettnang, Gemeinde Untermeckenbeuren (24).

7. Juni B. Kirchheim, G. Oberlenningen (313). B. Göppingen, G. Boll (72), Ganslosen (307), Gruibingen (856). B. Geislingen, G. Geislingen (110), Altenstadt (223), Deggingen (278), Dizenbach (156), Eibach (51), Christophshof (9), Schlosshof und Helenenhof (16), Hausen (31), Reichenbach (220), Unterböhringen (307), Waldhausen (169), Kuchen (245), Stetten (264), Steinenkirch (226), Weissenstein (3). B. Urach, G. Hälben (268), Grabenstetten (sammt dem Schaden vom 25. August 935). B. Heidenheim, G. Schnaitheim (163), Heidenheim (248), Fleinheim (263), Nattheim (398), Wahlberg (6), Gussenstadt (860), Gerstetten (286), Heutenburg (25), Hauchstetten (162), Söhnstetten (248), Kipfendorf (128). B. Ulm, G. Lonsee, Ursprung. B. Saulgau, G. Unterwaldhausen. B. Neresheim, G. Dunstelkingen (262), Hofen (253), Dischingen (228), Hochstettenhof (88), Eglingen (374); sodann (sammt dem Schaden vom 1. Aug.), Frickingen (595), Iggenhausen (219), Kazenstein (279).

13. Juni B. Urach, G. Menzingen (1057), Nordhausen (170); hiebei ist der Schaden vom 30. August eingerechnet.

21. Juni B. Böblingen, G. Schönaich (265).

8. Juli B. Biberach, G. Rottum (258), Mittelbuch (578).

14. Juli B. Leutkirch, G. Friesenhofen (18). B. Wangen, G. Niederwangen (44) mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung.

1. Aug. B. Neresheim, G. Frickingen, Iggenhausen, Kazenstein (s. 7. Juni).

20. und 25. Aug. B. Gerrabronn, G. Hachtel (53).

? Aug. B. Böblingen, G. Thailfingen (12).

25. Aug. B. Urach, G. Böhringen (54), Zainingen (114), Grabenstetten (s. 7. Juni). B. Gerabronn, G. Hachtel (s. 20. Aug.).

---

*) Wenn z. B. eine Zahl von Morgen die Hälfte des Betrags verloren hat, so wurde blos die Hälfte der beschädigten Morgenzahl als total verhagelt aufgenommen. Die Red.

30. Aug. B. Nürtingen, G. Grafenberg (284), Kleinbettlingen (101), Tischhart (92). B. Urach, G. Dettingen (108), Glems (66), Menzingen und Neuhausen (s. 13. Juni). B. Gerabronn. Wildenthierbach (172).

1. Oct. B. Spaichingen, G. Königsheim, Egesheim, Reichenbach; die Felder waren jedoch geleert.

Ueber die vorstehenden Gewitter sind folgende nähere Notizen zu bemerken:

Am 7. Juni starkes Hagelwetter im oberen Filsthal, die westlich liegenden Aecker von Wiesensteig, OA. Geislingen, sowie Dizenbach, Deggingen, Reichenbach u. a. abwärts im Filsthal liegenden Orte, Ueberkingen, Eibach, wurden stark getroffen; im Filsthal selbst bei Wiesensteig dagegen regnete es gar nicht. Dächer und Fenster wurden zertrümmert, Hasen, Vögel erschlagen, Schafe verwundet.

Auch in dem Kirchheimer Bezirk wurden einige Alporte, im Bezirk Urach, Böhringen, Grabenstetten, im Bezirk Ulm, Lonsee, Ursprung, mehr oder weniger hart getroffen, der Hagel fiel theilweise über ½ Stunde lang bis zu Baumnussgröße. Das Gewitter erstreckte sich über einen Theil des Heidenheimer Bezirks bis in das Wörnitzthal bei Harburg; in dem Bezirk Neresheim wurden die Markungen Dischingen, Iggenhausen und Hofstettenhof stark betroffen. Auch im Oberamt Saulgau erschien das Hagelwetter 9½h Abend aus NW, der Hagel dauerte gegen 6 Min. lang; Unterwaldhausen wurde theilweise stark betroffen.

Am 14. Juli 3¼—6½h zu Isny und Umgegend Gewitter mit Wolkenbruch und bedeutender Ueberschwemmung.

Am 1. Oct. Gewitter mit 3 Stunden dauerndem Hagel im Bezirk Spaichingen in den Feldern lag am 2ten noch ½ Schuh hoher Hagel.

12. Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Zahl der klaren, trüben, gemischten und Nebeltage mit den 20jährigen Mitteln von 1825—44 gibt die folgende Tabelle; unter klaren Tagen sind solche verstanden, an denen der Himmel nie ganz bewölkt war, unter trüben, an denen derselbe stets bedeckt war, unter gemischten, an denen theilweise eine

gänzliche Bedeckung vorkam. Die „mittlere Bewölkung“ ist auf folgende Scala der Bewölkung berechnet, wobei klar 4 = 0, klar 3 = 1, klar 2 = 2, klar und trüb 1 = 3, trüb 2. 3. 4 = 4 angenommen ist, und aus diesen Zahlen das arithmetische Mittel gezogen wurde.

Tabelle LXXIV.

Monate.	Klare Tage.	20jähr. Mittel.	Trübe Tage.	20jähr. Mittel.	Gemischte Tage.	20jähr. Mittel.	Nebeltage.	20jähr. Mittel.	Mittlere Bewölk.
December 1847.	11		9		11		20		2,71
Januar 1848 .	3	4,55	15	10,25	13	15,85	31	16,70	3,40
Februar . . .	7	7,35	6	5,50	12	15,50	15	15,90	2,81
März	4	7,50	10	6,35	17	16,60	12	12,70	3,03
April . . .	7	10,35	4	4,45	19	14,70	5	9,70	2,92
Mai	21	12,45	1	2,35	9	15,90	1	1,40	1,53
Juni	14	11,25	2	1,80	4	16,95	1	0,80	2,57
Juli	19	12,82	3	1,60	9	16,55		1,40	2,79
August . . .	11	13,30	2	2,25	18	15,65	1	2,90	2,31
September . .	14	12,55	3	3,20	13	14,35	8	7,90	2,07
October . .	10	9,60	4	5,15	17	16,65	13	14,50	2,72
November . .	7	4,70	7	8,70	16	16,60	8	15,30	3,13
December . .	13	4,70	2	9,80	16	16,60	19	17,80	2,23
Kal.-Jahr . .	130	111,20	59	66,05	173	193,75	114	117,10	2,58
Met. Jahr . .	128		66		168		115		2,62

Die Zahl der klaren Tage übertraf daher das 20jährige Mittel im Mai, Juni, Juli, September, October, November, December und im Kal.- und met. Jahr; die der trüben im Januar, Februar, März, Juni, Juli; die der gemischten im März, April, August, October; die der neblichten im Januar, September, October, December.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle LXXV.

Orte.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tage.	Nebeltage.	Höhenrauch.
Mergentheim	101	70	193	9	25. Mai.
Oberstetten .	104	80	182	20	13—15. 25. 26. Mai.
Amlishagen .	126	100	140	30	
Oehringen .	152	81	133	26	
Winnenden .	97	65	201	52	12 im Ganzen.
Stuttgart . .	130	59	173	114	
Hohenheim .	96	147	123	24	
Bissingen .	142	58	160	25	25. 26. Mai.
Schopfloch .	187	45	134	104	
Ennabeuren .	96	45	225	98	18. September.
Heidenheim .	113	163	90	61	2 im Mai, 1 im Juli.
Ulm . . .	126	57	142	85	1. 17. Juni.
Pfullingen .	125	98	141	136	Im Juli und September.
Calw . . .	139	54	173	119	
Freudenstadt	129	129	108		
Schwenning.	89	52	225	67	
Waugen . .	183	90	94	11	
Isny . . .	125	101	78	22	

c) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Des Herrn Dr. Rühle in Canstatt.

Mittlere Bewölkung in Procenten.

Tabelle LXXVI.

Jan.	Feb.	März	April	Mai.	Juni.	Juli.	Aug	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	im ganzen Jahr.
0,76	0,65	0,67	0,70	0,30	0,62	0,52	0,56	0,49	0,62	0,74	0,45	0,59

um den von dem Vereine angeſtellten Lehrern die Wage halten zu können. In den ultraroyaliſtiſchen Blättern wurde die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts als nutzlos, ja ſogar als ſchädlich verſchrien. Glücklicherweiſe befanden ſich unter den Staatsmännern einige, denen dies nicht einleuchten wollte, und welche der Meinung waren, daß eine Methode, welche den Volksunterricht erleichtert, der Aufmerkſamkeit und Unterſtützung werth ſey. Als Decazes Premier-Miniſter wurde, erhielten der Verein und die von ihm geſtifteten Anſtalten den Schutz der Regierung, und auch der Seinepräfekt, Graf Chabrol, als Hauptmagiſtratsperſon der Stadt Paris, unterhielt ſtets auf Staatskoſten die vorzüglichſten Schulen, welche ſeit dem Beſtehen des Vereins angelegt worden waren. Nach dem Decazes'ſchen Miniſterium kamen minder aufgeklärte Miniſter ans Staatsruder, und die Vorurtheile der Ultraroyaliſten nahmen wieder überhand; der Verein hatte nun aber ſchon zu feſte Wurzeln gefaßt, als daß es ein Leichtes geweſen wäre, ſein Wirken zu hemmen. Eine Menge von Hülfsvereinen waren in den Provinzen entſtanden; alle korreſpondirten mit dem Pariſer Verein und bekamen von demſelben Belehrung und Aufmunterung. Es regte ſich in den Landſtädten ein bisher unbekannter Wetteifer hinſichtlich der Verbreitung des Volksunterrichts und der Aufklärung, und die Regierung konnte nicht bei dem Wenigen, das ſie bisher für das geiſtige Wohl des Volks gethan hatte, ſtehen bleiben, ſondern mußte auch Hand ans Werk legen, wollte ſie nicht von einem freien Verein beſchämt werden, welcher dieſer Sache große Opfer brachte.

Alſo begann bereits während der Reſtauration eine Reihe von Verordnungen, die aber erſt nach der Julirevolution durch geſetzliche Beſchlüſſe ihre Vollendung erhielten. — Mit der Volksliteratur hatte es bis dahin dürftig ausgeſehen. Der Verein für Elementarunterricht mußte, nachdem er das Volk leſen gelehrt hatte, auch für gute Volksbücher ſorgen. Er ſtellte Preiſe für das Abfaſſen derſelben auf, und es wurde eine ziemliche Anzahl faßlicher Unterrichtsbücher eingeſchickt und gedruckt. Die Wiſſenſchaft ward in den Volksunterricht hineingezogen, und es entſtanden ganze Bibliotheken von Elementarbüchern. Auch die Muſik ward in die Volksſchulen gebracht, und dieſe bisher in Frankreich ſehr vernachläſſigte Kunſt wurde nun weit allgemeiner, und zum erſten

2) Des Herrn Pfarrers Kommerell in Schopfloch.

Tabelle LXXVII. Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Voll- und Neumond.

Vollmond.											Neumond.										
vor dem Vollmond.				Tag des Vollmonds.	nach dem Vollmond.				Med. von d. 7 Tag.		vor dem Neumond.				Tag des Neumonds.	nach dem Neumond.				Med. von d. 7 Tag.	
3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		Med.	1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.			3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		Med.	1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.		
0,40	0,43	1,00	0,61	20. Jan.	0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,82	0,40	0,23	0,70	0,44	6. Jan.	0,63	0,81	0,43	1,00	1,00	0,63
0,17	0,77	1,00	0,65	19. Febr.	0,97	0,81	0,80	1,00	0,63	0,76	0,63	0,47	0,13	0,41	5. Febr.	0,13	1,00	1,00	1,00	1,00	0,62
1,00	0,37	0,83	0,71	19. März.	0,40	0,70	0,47	0,63	1,00	0,69	0,80	1,00	0,83	0,87	5. März.	0,67	0,87	0,87	1,00	0,77	0,85
0,73	0,97	0,67	0,79	18. April.	0,67	0,68	0,70	0,67	0,67	0,73	0,00	0,03	0,13	0,05	3. April.	0,30	0,61	0,80	0,57	0,47	0,33
0,53	0,47	0,73	0,58	18. Mai.	0,87	0,73	0,73	0,80	0,67	0,69	0,87	0,43	0,00	0,43	3. Mai.	0,07	0,08	0,13	0,10	0,00	0,23
0,73	0,37	0,13	0,43	16. Juni.	0,43	0,70	0,57	0,60	0,93	0,54	0,23	0,73	1,00	0,67	1. Juni.	0,90	0,94	0,90	1,00	0,93	0,82
0,83	0,83	0,67	0,78	16. Juli.	0,47	0,35	0,27	0,50	0,27	0,55	0,77	0,70	0,77	0,72	30. Juni.	0,40	0,82	1,00	0,87	0,70	0,74
0,33	0,63	0,53	0,50	14. Aug.	0,67	0,82	0,60	0,87	1,00	0,66	0,57	0,30	0,20	0,36	30. Juli.	0,33	0,41	0,63	0,33	0,27	0,38
0,30	0,93	0,87	0,70	13. Sept.	0,60	0,76	0,77	0,70	0,80	0,71	0,33	0,53	0,00	0,29	28. Aug.	0,03	0,66	0,40	0,67	0,90	0,41
0,93	0,83	1,00	0,92	12. Oct.	0,90	0,50	0,60	0,40	0,50	0,74	0,93	0,43	0,87	0,74	27. Sept.	0,77	0,54	0,90	0,50	0,23	0,66
0,70	0,90	1,00	0,87	11. Nov.	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	0,94	0,33	0,73	0,80	0,62	27. Oct.	0,53	0,24	0,37	0,03	0,33	0,49
0,50	0,20	0,07	0,28	10. Dec.	0,00	0,04	0,00	0,13	0,00	0,13	0,17	0,53	1,00	0,57	25. Nov.	0,67	0,79	0,73	0,90	0,73	0,68
											0,00	0,00	0,03	0,01	25. Dec.	0,37	0,91	0,87	0,90	0,97	0,45
0,60	0,64	0,71	0,63		0,66	0,67	0,63	0,69	0,71	0,66	0,46	0,47	0,50	0,48		0,47	0,67	0,69	0,68	0,64	0,56

Bemerkungen zu vorstehender Tabelle LXXVII.

Die 3 Tage vor dem Vollmond waren um 0,02 per Tag weniger bewölkt, als die 3 Tage nach dem Vollmond.

Die 3 Tage vor dem Neumond waren um 0,01 per Tag mehr bewölkt, als die 3 Tage nach dem Neumond.

Die 7 Tage an und um den Vollmond um 0,10 per Tag mehr bewölkt, als die 7 Tage an und um den Neumond.

Der Vollmondstag selbst war um 0,19 per Tag mehr bewölkt, als der Neumondstag.

Am meisten bewölkt unter den 7 Tagen an und um den Vollmond und Neumond war der 1te Tag vor und der 3te Tag nach dem Vollmond; je 0,71.

Am wenigsten: der 3te Tag vor dem Neumond.

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle LXXVIII.

Bewölkung nach den Tageszeiten			Max.	(p. Tag)	0,62	Mittags.
			Min.	„	0,59	Abends.
					Diff. 0,03.	
„	„	Monaten	Max.	„	0,76	Januar.
			Min.	„	0,34	Mai.
					Diff. 0,42.	
„	„	Jahreszeiten	Max.	„	0,62	Herbst.
			Min.	„	0,56	Sommer.
					Diff. 0,06.	

Bei steigendem Barometer 0,62 p. Tag um 0,07 grösser, als bei fallendem 0,55.

Bei zunehmendem Mond 0,61 p. Tag um 0,05 grösser, als bei abnehmendem 0,56.

Bei zunehmendem Mond	Max. p. Tag	0,84	$\frac{7.}{20.}$	Januar.
	Min. „	0,24	$\frac{4.}{28.}$	Mai.
Bei abnehmendem Mond	Max. „	0,79	$\frac{21.}{5.}$	Febr. März.
	Min. „	0,22	$\frac{11.}{25.}$	December.

Heiteren Himmel brachten die 8 Hauptwinde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr mit Bewölkung:

	O	SO	S	N	SW	NO	NW	W
	0,33	0,47	0,53	0,56	0,56	0,65	0,71	0,72
Im Sommer:	O	SO	S	N	NO	SW	W	NW
	0,39	0,49	0,51	0,54	0,55	0,55	0,66	0,66
Im Winter:	N	O	SW	NW	SO	S	W	NO
	0,28	0,34	0,49	0,52	0,63	0,64	0,82	0,83
Im Frühling:	O	SO	NO	N	S	SW	W	NW
	0,25	0,43	0,59	0,62	0,66	0,66	0,72	0,81
Im Herbst:	S	O	SO	NO	SW	W	N	NW
	0,32	0,35	0,35	0,62	0,62	0,73	0,79	0,85

Tabelle LXXVIII.

Monate.	Mittlere Bewölkung.				Bewölkung bei steigend. Barometer.		Bewölkung bei fallend. Barometer.		Differenz.	Bewölkung bei zunehmendem Mond.		
	Morg.	Mitt.	Abds.	von allen.	Summa.	Med.	Summa.	Med.		Mondumlauf.	Summa.	Med.
Januar .	0,75	0,76	0,75	0,76	4200	0,84	2840	0,66	+ 0,18	7. / 20. Jan.	3520	0,84
Februar.	0,75	0,67	0,62	0,68	2820	0,69	3100	0,67	+ 0,02	6. / 19. Febr.	2840	0,68
März . .	0,74	0,78	0,63	0,72	3500	0,70	3140	0,73	— 0,03	6. / 19. März.	3380	0,80
April .	0,73	0,76	0,56	0,68	3750	0,72	2400	0,63	+ 0,09	4. / 18. April.	3210	0,71
Mai . .	0,31	0,41	0,29	0,34	1570	0,34	1550	0,33	+ 0,01	4. / 18. Mai.	1050	0,24
Juni . .	0,56	0,64	0,65	0,62	2810	0,67	2750	0,57	+ 0,10	2. / 19. Juni.	2580	0,57
Juli . .	0,54	0,57	0,45	0,52	2860	0,56	1960	0,47	+ 0,09	1. / 16. Juli.	3080	0,64
August .	0,55	0,58	0,46	0,53	2430	0,51	2540	0,56	— 0,05	31. Juli. / 14. Aug.	2290	0,51
September	0,52	0,53	0,47	0,51	2290	0,53	2250	0,48	+ 0,05	29. Aug. / 13. Sept.	2140	0,45
October .	0,62	0,62	0,56	0,60	3010	0,66	2520	0,54	+ 0,12	28. Sept. / 12. Oct.	2650	0,59
November	0,80	0,81	0,64	0,75	3860	0,82	2950	0,69	+ 0,13	28. Oct. / 11. Nov.	3230	0,72
December	0,41	0,38	0,32	0,37	2150	0,42	1230	0,29	+ 0,13	26. Nov. / 10 Dec.	2430	0,54
Frühling	0,59	0,65	0,49	0,58		0,59		0,56	+ 0,03			
Sommer.	0,55	0,60	0,52	0,56		0,58		0,53	+ 0,05			
Herbst .	0,65	0,65	0,56	0,62		0,67		0,57	+ 0,10			
Winter .	0,64	0,60	0,56	0,60		0,65		0,54	+ 0,11			
Jahr . .	0,61	0,62	0,53	0,59		0,62		0,55	+ 0,07			

Bewölkung des Himmels.

Mondumlauf.	Bewölkung bei abnehmendem Mond. Summa.	Mittel.	Differenz.	Bewölkung bei den 8 Hauptwinden. N.	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O—N	W—S
21. Jan. — 5. Febr.	3030	0,63	+ 0,21	—	0,98	0,67	0,77	0,83	0,51	0,78	0,89	0,76	0,73
20. Febr. — 5. März.	3560	0,79	− 0,11	0,10	0,89	0,00	0,70	0,87	0,81	0,91	0,48	0,74	0,67
20. März. — 3. April.	2260	0,50	+ 0,30	0,77	0,74	0,40	0,32	0,52	0,87	0,77	0,83	0,52	0,79
19. April. — 3. Mai.	2930	0,65	+ 0,06	0,60	0,77	0,27	0,54	0,87	0,75	0,60	0,87	0,48	0,75
19. Mai. — 1. Juni.	2210	0,53	− 0,29	0,48	0,25	0,07	0,46	0,60	0,37	0,83	0,73	0,22	0,63
17. Juni. — 30. Juni.	2710	0,64	− 0,07	0,61	0,43	0,31	0,60	0,75	0,71	0,55	0,81	0,47	0,69
17. Juli. — 30. Juli.	1550	0,37	+ 0,27	0,52	0,63	0,36	0,30	0,25	0,41	0,73	0,66	0,52	0,52
15. Aug. — 28. Aug.	2200	0,52	− 0,01	0,50	0,60	0,51	0,57	0,54	0,53	0,52	0,50	0,54	0,53
14. Sept. — 27. Sept.	2530	0,60	− 0,15	0,57	0,50	0,25	0,30	0,13	0,47	0,61	0,60	0,40	0,61
13. Oct. — 27. Oct.	2640	0,63	− 0,04	0,80	0,41	0,45	0,44	0,44	0,64	0,84	0,78	0,48	0,70
12. Nov. — 25. Nov.	2920	0,70	+ 0,02	1,00	0,94	—	0,30	0,40	0,75	0,75	0,98	0,90	0,73
11. Dec. — 25. Dec.	1000	0,22	+ 0,32	0,45	0,63	0,34	0,41	0,21	0,35	0,75	0,20	0,38	0,36
				0,62	0,59	0,25	0,43	0,66	0,66	0,73	0,81	0,41	0,72
				0,54	0,55	0,39	0,49	0,51	0,55	0,60	0,66	0,51	0,58
				0,79	0,62	0,35	0,35	0,32	0,62	0,73	0,85	0,59	0,69
				0,28	0,83	0,34	0,63	0,64	0,49	0,82	0,52	0,63	0,59
		0,56	+ 0,05	0,56	0,65	0,33	0,47	0,53	0,58	0,72	0,71	0,53	0,64

2) Des Herrn Pfarrers Schiler von Ennabeuren.

Tabelle LXXIX. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

Monate	Mittl. Bewölkung.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	N NO N NW	S SO S SW	O NO O SO	W SW W NW
Januar .	0,85	0,97		0,73	0,35	0,10	0,83	0,70	0,83	0,72	0,78	0,89	0,68	0,69	0,80
Februar .	0,66	0,25	0,98	0,90		0,20	0,60	0,63	0,65	0,84	0,63	0,84	0,39	0,96	0,64
März . .	0,71	0,58	0,30	0,29	0,90	0,25	0,73	0,85	0,86	0,41	0,78	0,77	0,74	0,34	0,80
April . .	0,66	0,80	0,45	0,23	0,55		0,76	0,69	0,59	0,48	0,71	0,51	0,75	0,28	0,71
Mai . .	0,40	0,20	0,44	0,21		0,76	0,76	0,64	0,72	0,38	0,72	0,40	0,76	0,21	0,70
Juni . .	0,62	0,75		0,33	0,41	0,10	0,70	0,74	0,67	0,39	0,71	0,68	0,59	0,36	0,72
Juli . .	0,51	0,55	0,80	0,51		0,20	0,45	0,48	0,52	0,56	0,48	0,52	0,44	0,61	0,48
August .	0,54	0,80		0,30	0,55	0,90	0,49	0,56	0,66	0,44	0,55	0,67	0,67	0,38	0,56
Septemb.	0,52	0,71	0,60	0,61	0,26		0,40	0,71	0,63	0,59	0,56	0,64	0,36	0,54	0,58
October .	0,63	0,70	0,20	0,49	0,30	0,70	0,54	0,78	0,77	0,50	0,69	0,76	0,54	0,46	0,69
November	0,88			0,97			0,62	0,83	0,63	0,97	0,71	0,63	0,62	0,97	0,71
December	0,41	0,30	0,32	0,14			0,53	0,19	0,48	0,21	0,44	0,38	0,53	0,19	0,44
Frühling	0,59	0,63	0,43	0,24	0,72	0,50	0,75	0,73	0,72	0,42	0,74	0,56	0,75	0,28	0,74
Sommer .	0,56	0,70	0,80	0,38	0,48	0,40	0,55	0,59	0,62	0,46	0,58	0,62	0,57	0,45	0,59
Herbst .	0,68	0,70	0,40	0,69	0,28	0,70	0,52	0,77	0,68	0,68	0,66	0,68	0,51	0,66	0,[illegible]
Winter .	0,64	0,51	0,65	0,59	0,35	0,15	0,65	0,51	0,72	0,59	0,[illegible]	0,70	0,60	0,61	0,63
Jahr . .	0,61	0,63	0,57	0,47	0,46	0,44	0,62	0,65	0,68	0,54	0,65	0,64	0,61	0,50	0,65
Diff. v. mittl.		+ 0,02	− 0,04	− 0,14	− 0,15	− 0,17	+ 0,01	+ 0,04	+ 0,07	− 0,07	+ 0,04	+ 0,03	= 0	− 0,11	+ 0,04

Bemerkungen zu voranstehender Tabelle LXXIX.

Heiteres Wetter brachten die Winde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr: S SO O NO SW N W NW
Im Sommer: O S SO SW W NW N NO
Im Winter: S SO N W O NO SW NW
Im Frühling: O NO S N SO NW W NW
Im Herbst: SO NO SW NW O N S W

Bemerkungen zu den nachfolgenden Tabellen LXXX u. LXXXI.

In den zunehmenden Mond fielen 51 heitere Tage, in den abnehmenden 49. Diff. 2.

In den zunehmenden Mond fielen 30 trübe Tage, in den abnehmenden 26. Diff. 4.

Die grösste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{\text{13. Decbr. 1847.}}{\text{6. Jan. 1848.}}$

„ geringste „ „ zunehmende „ $\frac{\text{2. Mai}}{\text{18. Mai}}$

Die 3 Tage vor dem Vollmond waren um 0,05 weniger bewölkt, als die 3 Tage nach dem Vollmond.

Die 3 Tage vor dem Neumond waren um 0,08 mehr bewölkt, als die 3 Tage nach dem Neumond.

Die 7 Tage vor, an und nach dem Vollmond waren um 0,04 mehr bewölkt, als die 7 Tage vor, an und nach dem Neumond.

Der Tag des Vollmonds selbst ist um 0,21 mehr bewölkt, als der Tag des Neumonds.

Tabelle LXXX. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Monde.

Mondslauf.		Im abnehmenden Mond.						Im zunehmenden Mond.					
		Tage				Bewölkung		Tage				Bewölkung	
Vollmond.	Neumond.	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	im Ganzen	p. 1 Tag.	heitere.	unterbr. heitere.	durchbr. trübe.	trübe.	im Ganzen	p. 1 Tag.
21. December	6. Januar			3	13	4680	0,97		1	6	7	3830	0,91
20. Januar	5. Februar	4	3	5	4	3150	0,66	5	1	6	2	2660	0,63
19. Februar	5. März		2	13		3520	0,78	1		10	3	3510	0,85
19. März	3. April	7	3	5		2160	0,48		7	6	2	3100	0,69
18. April	3. Mai	2	5	7	1	3000	0,67	11	4			1060	0,24
18. Mai	1. Juni	5	2	7		2430	0,57	5	5	4	1	2470	0,55
15. Juni	30. Juni	1	5	8		2820	0,67	3	4	6	3	3320	0,69
16. Juli	30. Juli	9	5			1250	0,29	2	10	3		2350	0,52
14. August	28. August	1	8	4	1	2480	0,59	9	3	3		2030	0,45
13. September	27. September	4	2	8		2480	0,59	5	5	2	3	2600	0,57
12. October	27. October	2	3	9	1	3070	0,68	2	2	9	2	3360	0,75
11. November	25. November	3	3	2	6	2990	0,71	3	7	4	1	2430	0,54
10. December	25. December	11	4			1100	0,24	5	3	1	6	2770	0,62
		49	45	71	26	2770		51	52	60	30		

Tabelle LXXXI. Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Vollmond und Neumond.

Vollmond.											Neumond.									
vor dem Vollmond.				Tag des Vollmonds.	nach dem Vollmond.				Medium von dies. 7 Tagen.		vor dem Neumond.				Tag des Neumonds.	nach dem Neumond.				
3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.	Med.			3. Tag.	2. Tag.	1. Tag.	Med.		1. Tag.	2. Tag.	3. Tag.	Med.	Medium aus dies. 7 Tagen.
1,00	0,50	0,27	0,59	21. Dec.	0,67	1,00	1,00	1,00	1,00	0,78	1,00	0,97	1,00	0,99	6. Januar	1,00	0,97	1,00	1,00	0,99	0,99
0,37	0,67	1,00	0,68	20. Januar	0,73	0,90	1,00	1,00	0,97	0,81	0,37	0,43	0,13	0,31	5. Febr.	0,27	1,00	0,97	0,97	0,98	0,59
0,20	0,73	1,00	0,62	19. Febr.	0,97	0,83	0,87	0,37	0,69	0,71	0,70	0,97	0,90	0,86	5. März	0,73	0,87	1,00	0,73	0,87	0,84
0,97	0,30	0,73	0,67	19. März	0,27	0,53	0,57	0,97	0,69	0,62	0,80	0,13	0,10	0,34	3. April	0,40	0,73	0,60	0,47	0,60	0,46
0,63	1,00	0,70	0,78	18. April	0,77	0,60	0,63	0,73	0,65	0,72	0,87	0,50	0,20	0,52	3. Mai	0,13	0,23	0,20	0,13	0,19	0,32
0,40	0,47	0,60	0,49	18. Mai	0,93	0,93	0,83	0,90	0,89	0,72	0,10	0,90	0,97	0,62	1. Juni	0,93	0,87	1,00	0,80	0,89	0,80
0,77	0,17	0,17	0,37	16. Juni	0,40	0,40	0,57	0,97	0,65	0,49	0,70	0,90	0,77	0,77	30. Juni	0,67	1,00	0,87	0,87	0,91	0,83
0,80	0,97	0,63	0,80	16. Juli	0,63	0,30	0,10	0,20	0,20	0,52	0,30	0,30	0,27	0,29	30. Juli	0,40	0,60	0,50	0,27	0,46	0,38
0,40	0,53	0,30	0,41	14. Aug.	0,63	0,47	0,53	0,97	0,66	0,55	0,67	0,43	0,70	0,60	28. August	0,10	0,17	0,60	0,83	0,53	0,50
0,33	0,97	0,87	0,72	13. Sept.	0,73	0,73	0,70	0,73	0,72	0,72	0,87	0,27	0,93	0,69	27. Sept.	0,63	1,00	0,37	0,30	0,56	0,62
0,80	0,80	1,00	0,83	12. Oct.	0,80	0,67	0,50	0,80	0,66	0,75	0,20	0,77	0,90	0,62	27. Oct.	0,90	0,63	0,17	0,27	0,36	0,55
0,73	0,97	0,93	0,88	11. Nov.	1,00	1,00	0,97	1,00	0,99	0,94	0,23	0,40	1,00	0,54	25. Nov.	0,67	0,43	0,83	0,83	0,70	0,63
0,43	0,23	0,17	0,28	10. Dec.	0,17	0,10	0,17	0,13	0,13	0,20	0,10	0,10	0,20	0,13	25. Dec.	0,27	1,00	1,00	1,00	1,00	0,53
	0,63		0,76		0,74		0,68					0,78				0,55		0,70		
				0,86											0,62					

4) Des Herrn Dr. Müller zu Calw.

Tabelle LXXXII. Allgemeine Witterungsverhältnisse.

1848.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tg.	Regenbogen.	Höhrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar . .	9	14	8					
Februar . .	7	3	19	4		5		7
März . . .	7	7	17			9	6	6
April . . .	5	6	19	1		5	6	1
Mai	22	2	7			5	22	1
Juni	8	2	20			13	19	
Juli	20	1	10			7	21	
August . .	9	2	20			10	16	
September .	17	2	11	1	1	24	24	1
October . .	12	2	17	1		24	18	2
November .	7	7	16	1		5	1	6
December .	16	6	9			12	1	13
Jahr . . .	139	54	173	8	1	119	134	37

13. Besondere Erscheinungen und Ereignisse.

Die Berichte über solche Erscheinungen in öffentlichen Blättern waren im Jahr 1848 sehr dürftig; die Aufmerksamkeit der Beobachter, wie der Redactionen war mehr auf das politische Unwetter gerichtet. Wir geben daher die Notizen, soweit wir derselben habhaft werden konnten, wie gewöhnlich in nachfolgenden chronologischen Uebersichten.

a) Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteinfälle.

Vom 2—3. Januar ungewöhnliche Zahl von Sternschnuppen zu Parma und Aachen; am 3. zu Brüssel. Am 11. 10½h Vormittags Feuerkugel zu Parma. Am 12. 12½h Nachts Feuerkugel von N—S zu Parma. Am 21. Feuerkugel zu Parma und Aachen.

Am 15. Februar Meteorsteinfall im District Dharwar (Ostindien) (l'Institut 1849 Nr. 822).

Am 19. März von Forster während der Mondfinsterniss und einem Nordlicht eine kleine Feuerkugel gegen NW beobachtet. Am 27. und 29. viele Sternschnuppen zu Brüssel.

Am 15. April Nachts in Missoury mit glänzender Feuerkugel von Vollmondsgrösse ein Meteorsteinfall; der Stein wurde jedoch nicht gefunden. Am 27. viele Sternschnuppen zu Brüssel.

Am 2. Mai grosse Sternschnuppen zu Brüssel. Am 20. Meteorsteinfall zu Cassine (Maine in N.Amerika, Sillim. Journ. Sept. 1848 S. 251). Am 24. Feuerkugel zu Brüssel.

Am 18. Juni ½ Stunde nach Sonnenuntergang zu Ainab auf dem Libanon eine doppelte Feuerkugel im W 5mal so gross als der Mond mit flatternden Anhängseln, die 1 Stunde lang sichtbar blieben, indem sie sich gegen O langsam bewegten und allmählig verschwanden. Am 31. viele Sternschnuppen zu Brüssel.

Vom 22—24. Juli viele Sternschnuppen zu Parma. Am 6. 24. 27. 29. 31. Juli viele Sternschnuppen zu Brüssel.

Vom 5—6. August Sternschnuppen zu Parma. Am 9. Sternschnuppen zu Gent (l'Institut 1849 Nr. 783), zu Paris (l'Institut 1848 Nr. 763), ebenso zu Parma. Am 4. 9. 10. 28. Sternschnuppen zu Brüssel. Am 28. schöne Feuerkugel daselbst. Am 29. zu Paris eine Feuerkugel mit rother Feuergarbe von SW—NO von der Geschwindigkeit stark ziehender Wolken (l'Institut 1848 Nr. 767).

Am 1. September Feuerkugel zu Paris von sehr langsamer Bewegung, welche erst nach 3—4 Stunden erloschen sei (l'Institut 1848 Nr. 767). An demselben Tag zu Brüssel eine Feuerkugel von grünlichem Licht von W—O mit sehr langsamer, fast horizontaler Bewegung; auch zu Nevers und Caen wurde dieselbe gesehen (l'Institut 1849 Nr. 783). Vom 4—5. viele Sternschnuppen zu Parma. Am 28. Feuerkugel zu Anfang der Nacht zu Parma im N von der Grösse der Venus von W—O. Am 30. Sternschnuppen zu Brüssel.

Am 20. 22. 23. 25. October Sternschnuppen zu Brüssel.

Am 5. und 6. November viele Sternschnuppen zu Parma. Am 13. Feuerkugel zu Brügge, während starken Sternschnuppenfalls von SSO—NNW (Froriep n. Not. Mai 1849 Nr. 193), auch zu Brüssel wurden sie beobachtet. Am 12. und 15. Sternschnuppen zu Brüssel. Während des Nordlichts am 17. sah man zu London viele kleine Meteore von O—W sich bewegen, deren Bewegungssphäre viel niedriger als die des Nordlichts war. Ebenso zu Parma viele Sternschnuppen.

Am 2. December 5h 45′ Abends Feuerkugel von NO—SW in 20° Höhe mit gegen N gerichtetem Schweif zu Kremsmünster von 3 Secunden Dauer. Am 11. Sternschnuppen zu Brüssel. Vom 14—15. viele Sternschnuppen zu Parma.

Male ein Gegenſtand der Unterweiſung in den Primärſchulen. Die Wiſſenſchaft des Unterrichts, an welche man vorhin wenig gedacht hatte, mußte ebenfalls gelehrt werden, und dies veranlaßte die Anlegung der Primärſchulen.

Somit übte der Verein nach allen Seiten hin einen merkwürdigen Einfluß auf die Bildung der Nation aus. An einigen Mißgriffen konnte es natürlich nicht fehlen; ſie waren jedoch nicht ſo wichtig, daß ſie großen Schaden hätten verurſachen können. Je häufiger die Obſkuranten den wechſelſeitigen Unterricht als zweckwidrig und verderblich darſtellten, deſto lebhafter ward die Vertheidigung deſſelben von den Mitgliedern und Freunden des Vereins geführt, und zuletzt überredeten ſie ſich ſelbſt, daß dieſe Unterrichtsweiſe in jedem Falle und in jeder Lage die beſte ſey, ſo daß ſie auch auf kleine Schulen und auf das Unterweiſen von Dingen angewendet wurde, zu welchen ſie nicht paßt. Späterhin ſah man ſich genöthigt, von Manchem wieder abzulaſſen, was man im erſten Eifer als vortrefflich angeſehen und gerühmt hatte. Dem Verein für Elementarunterricht bleibt aber immerdar der Ruhm, den erſten Anſtoß zur Verbeſſerung und Verbreitung des Volksunterrichts gegeben zu haben. Was ſeit der Julirevolution in dieſem Zweige ausgeführt worden iſt, war von dieſem Verein vorbereitet oder ſchon praktiſch ausgeübt worden. Sein Wirken muß künftighin beſchränkter werden, da die Regierung die beträchtlichen, ihr von den geſetzgebenden Kammern in die Hände gegebenen Mittel dazu anwenden kann, im Großen den Schulunterricht zu befördern und zu verbeſſern, was der Verein nur theilweiſe unternehmen konnte. Unnütz wird dieſes Wirken nimmer werden; denn wenn der Verein ſich auch nur darauf beſchränkte, der Regierung zur Hand zu gehen, da nachzuhelfen, wo Verſäumniß der öffentlichen Beamten ſtatt findet, über Befolgung der Geſetze und Verordnungen zu wachen, und beſonders in der Hauptſtadt die Einrichtung der Normalſchulen zu verbeſſern, ſo wäre damit ſchon viel gethan. Am nützlichſten für das gemeine Wohl würde es ſeyn, wenn der Verein und die Regierung mit vereinten Kräften wirkten. Dies läßt ſich aber nicht wohl erwarten. Miniſter wirken nicht gern in Einſtimmung mit einem freien, von ihnen unabhängigen Verein, und ſehen es noch ungerner, wenn dieſer ihre Handlungen beobachtet und gleichſam controlirt. Alles, was der Verein alſo hoffen

b) Nordlichter.

Am 28. Januar zu Montreal eine merkwürdige nordlichtartige Erscheinung (Ausland 1848 Nr. 66).

Am 21. Februar schönes Nordlicht zu Berlin, Leipzig, Nürnberg, in ganz Württemberg, Baden und der Schweiz. Am 22. schwaches Nordlicht zu Kremsmünster, ein starkes zu Parma $8\frac{1}{2}$—9h unter magnetischen Störungen.

Am 19. März zu Killaloe von Ch. Maire während der Mondfinsterniss ein Nordlicht beobachtet.

Am 6. April Nordlicht zu Brüssel.

Vom 24—25. Juli ein Nordlicht zu Parma.

Am 30. August Spur von einem Nordlicht zu Parma.

Am 17. October schönes Nordlicht zu Kremsmünster. Am 18. 10h Abends zu Frankfurt im W in 8—10° Höhe ein Nordlicht von 6 Min. Um 1h 25′ ein solches im NW gegen 30° hoch, von 8 Min. Dauer; um 10h 42′ endete das Ganze im N. (Im Jahr 1840 sah man dort am nämlichen Tage ein Nordlicht.) Am 6—18. zu Balascheff in Russland eine nordlichtartige Erscheinung: um 9h Abends erhellte sich der Regenhimmel plötzlich durch einen leuchtenden, von Donnerschlag begleiteten röthlichen Blitz mit bläulichem Widerschein; die Donnerschläge wiederholten sich etwa 10mal; hierauf wieder klarer Himmel mit Sternenschein. Um 10h erschien am Himmel gegen N ein feuerrother Fleck, in welchem Sterne und weisse Streifen erschienen, 15 Min. lang, hierauf breitete der Fleck sich aus, senkte sich gegen NW, nahm längliche Form und rosenrothe Farbe an; der Norden bedeckte sich sofort mit weisslichrothen Streifen; um 11h verschwand die Erscheinung (Ausland 1849 Nr. 18). Am 19. 22. und 23. Nordlichte zu Brüssel. Am 23. Nordlicht zu Haltinne (Provinz Namur) von 8h 10′ — 8h 30′ (l'Institut 1849 Nr. 787). Vom 23—24. Nordlicht zu Parma und Aachen. Am 24. 25. 26. Spuren von Nordlichten zu Brüssel.

Am 5. und 6. November helles Nordlicht zu Parma. Am 17. zu Stuttgart nach 9h prachtvolles Nordlicht, das sich nach Mitternacht wiederholte. Dasselbe wurde zu Strasburg, Berlin, Kassel, Prag, Kremsmünster, zu Havre, Grenoble, Montpellier, Marseille, Bordeaux, zu Venedig, Florenz, Pisa, Parma, zu Brüssel, Ostende, zu London, zu Smyrna gesehen. Am 18. Spur von Nordlicht zu Brüssel. Am 21. schönes Nordlicht daselbst 6h 20′ Abends (l'Institut 1849 Nr. 795); am 22. Spur eines Nordlichts daselbst; an demselben Abend ein schwaches zu Parma.

Am 13. December Spur eines Nordlichts zu Brüssel. Am 17. schwaches Nordlicht zu Kremsmünster. An demselben Abend 8—9h Nordlicht zu Parma.

c) Leuchtende, farbichte und andere Meteore.

Am 10. Januar im nördlichen Russland bei Mesen eine eigenthümliche Art von Nebensonnen den ganzen Tag über beobachtet; es folgte stürmische Witterung darauf (Ausland 1848 Nr. 76). Am 29. bei Sonnenaufgang zu Kremsmünster ein Sonnenhof mit zwei farbigen Lichtsäulen. In den letzten Tagen Januars Zodiacallichter an heitern Abenden zu Kremsmünster.

Am 9. Februar schönes Zodiacallicht, in dem Mercur, Venus und Saturn glänzten, zu Parma. Am 18. Nebenmonde zu Parma. Im Laufe Februars mehrere Zodiacallichter zu Kremsmünster.

Am 19. März Spur eines Zodiacallichts (Nordlichts?) zu Brüssel.

Am 17. und 18. April Nebenmonde ½ Stunde lang zu Parma. Am 23. Nebensonne zu Parma. Am 30. Nebensonne zu Parma.

Am 12. Mai 7h Morgens bei den Goldminen von Goajaco (Brasilien) ein seltsamer blasser Bogen im Nebel beobachtet (l'Institut 1849 Nr. 788). Am 15. Höhenrauch zu Kremsmünster. Am 21. 3½—4h Abends zwei Nebensonnen mit Schweifen zu Parma. Im Laufe Mais mehrere Zodiacallichter zu Kremsmünster.

Am 10. Juni 9h 45′ ein Lichtbogen am Mond zu Paris (l'Institut 1848 Nr. 754). Vom 17—18. Nebenmond zu Parma.

Am 31. Juli Nebensonne zu Parma.

Am 8. August 10h Abends Mondregenbogen zu Kremsmünster. Vom 10—11. Nebenmonde mit Schweifen zu Parma.

Am 4. September schönes Zodiacallicht zu Kremsmünster. Am 30. Zodiacallicht (und Sternschnuppen) zu Brüssel.

Am 7. October Zodiacallicht zu Brüssel. Am 8. Nebensonne zu Parma. Am 11. 5h 2′ zu Wien gegen SW ein Lufiphänomen von 10′ Dauer, das seine prachtvolle Farbenmischung mehrmals von Blassroth in Goldgelb, dann in eine Schichte Violett und ein schönes sanftes Grün verwandelte, wobei die schlangenförmig gebildeten Wolken sich besonders bemerkbar machten. Gegen 9h zeigte sich auch eine auffallende Nordlicht-artige Röthe. Am 28. 7h 45′—8h 30′ Morgens im NO von Genf ein doppelter farbiger Bogen, der durch einen andern fast senkrecht vom Horizont aufsteigenden verbunden war (l'Institut 1849 Nr. 783).

Am 17. November 11h Nachts zu Nürnberg ein Zodiacallicht am südlichen Himmel. Am 30. 7½h Morgens ein dunkelblauer senkrechter Streif auf dem savoyischen Ufer des Genfersees 3 Min. lang beobachtet (l'Institut 1849 Nr. 799).

d) Besondere electrische Erscheinungen.

Vom 12—14. Januar magnetische Störungen zu Brüssel. Am 16. 7½h Morgens wurde eine Detonation in der Atmosphäre zu Parma gehört. Am 24. magnetische Störungen zu Brüssel.

Am 21. Februar magnetische Störungen zu Parma. Am 21. 22. und 24. zu Brüssel.

Am 6. 12. 15. 17. 18. 20. März magnetische Störungen zu Brüssel.

Am 17. und 18. April magnetische Störungen zu Parma.

Am 8. Mai magnetische Störungen zu Brüssel.

Am 3. Juni magnetische Störungen zu Brüssel. Vom 13. von Petersburg berichtet, dass bei dem Eintritt der Cholera daselbst die Electricität der Luft sehr gering gewesen, keine Electrisirmaschine Funken gegeben und die Magnete ihre Anziehungskraft grossentheils verloren hatten.

Am 5. 11. 12. 19. Juli magnetische Störungen zu Brüssel.

Am 15. und 22. August magnetische Störungen zu Brüssel.

Am 9. und 18. September magnetische Störungen zu Brüssel; am 19. und 20. zu Parma.

Mitte October zu Bielefeld Blitzschlag in den electrischen Telegraphen, fuhr am Draht eine Meile lang bis Güterslohe hinab und dort an die Maschinerie des Telegraphen, wo etliche Metallstücke angeschmolzen wurden; an jedem Pfahl war das Wachspapier angesengt, in dem der Draht lief. Vom 15—16. magnetische Störungen zu Parma. Am 19. 23. 25. 28. magnetische Störungen zu Brüssel.

Während des Nordlichts am 17. November sei der electrische Telegraph (bei London) auf der Strecke durch den Wartford-Tunnel ganz unthätig geworden (l'Institut 1849 Nr. 784). Ebenso der Telegraph der Stationen Pisa und Florenz (l'Institut 1849 Nr. 794. Froriep n. Not. 1849 Nr. 200). Am 17. 18. 21. 30. magnetische Störungen zu Brüssel.

e) Gewitter, Hagel- und Blitzschläge.

Vom 8—9. Februar Nachts furchtbares Gewitter mit Hagel zu Genua; am 9. Abends Schneefall.

Am 15. Mai Abends Blitzschlag zu Heidelberg auf eine Seiltänzerbude, in den Mast, an dem er unschädlich hinabfuhr. Am 27. Hagelwetter zu Kremsmünster.

Am 8. Juni 2h Nachmittags Gewitter von NW mit starkem Hagelschlag zu Wien. Am 12. starkes Hagelwetter zu Ostende. Aus Schlesien, besonders Oberschlesien wurde ein ungewöhnlich heisser und hagelreicher Sommer berichtet; kein Kreis blieb verschont; besonders starke Hagelschläge vom 18—20.; am 18. hatte man + 30° R. im Schatten; es erschienen heftige Gewitter; am 19. noch heftigere bis in die Nacht hinein; um Mitternacht fiel Hagel von 8—10 Loth Gewicht; die Gewitter waren mitunter von Orkanen begleitet. Auch im Königreich Polen seien zahlreiche Hagelschläge vorgekommen.

Am 29. August 6h 45' Abends nach sehr heissem Tage Hagelwetter in den Ardennen; um 9h heftiger Sturm (l'Institut 1849 Nr. 783).

Nachts vom 29—30. Blitzschläge zu La Villette und La Chapelle; ein Blitz fuhr auf das Kamin einer Dampfmaschine und sprang 8 Metern über einem Eisenblechdach davon spurlos ab (l'Institut 1848 Nr. 767).

f) Stürme und Orkane.

Aus Athen vom 23. Januar heftige Südstürme auf dem Meer. Am 29. und 30. in Schlesien Orkan bei heiterem Himmel, der den Schnee stellenweise 5 Ellen hoch bei Bautzen zusammenwehte. Im Laufe Januars Stürme im Mittelmeer, Schiffbrüche an der Küste von Algier, Sardinien, den Balearen.

Aus Genua vom 2. Februar starke Nordstürme in den letzten Tagen berichtet. Im Laufe Februars sei der Kreis Perekow in der Krim von furchtbarem Sturmwetter, das 36 Tage (? wohl Stunden?) anhielt, getroffen worden, in mehreren Dörfern wurde das Vieh in den Ställen vom Schnee begraben.

Am 6. April starker Sturm zu Bamberg.

Am 9. Mai starker Nordsturm bei Triest.

Im Laufe Junis zahlreiche Gewitterstürme (mit Hagel), welche Gebäude einrissen, Wälder verheerten, in Schlesien, besonders Oberschlesien.

Am 4. August bedeutender Sturm auf dem adriatischen Meer. Am 9. starker Sturm zu Hamburg, der Dächer und Fenster zertrümmerte. Am 22. und 23. heftiger Orkan auf den Antillen, besonders St. Thomas, St. Cruz, Antigua, Guadeloupe, St. Kitts; der furchtbarste seit 20 Jahren; Dörfer, Kirchen, Werfte, Schiffe wurden zerstört.

Nach Bericht vom 23. September hatte man auf Curaçao, St. Eustache und St. Martine heftige Orkane mit Erdstössen gehabt.

Am 13. October zu Pisa und Livorno Gewittersturm.

Aus Constantinopel wurde vom 24. December berichtet, dass im Marmormeer durch heftigen SW-Sturm viele Schiffe gescheitert seien. Zu Ende Decembers Stürme im ganzen Mittelmeer; gleichzeitig in der Wüste von Suez grosse Regengüsse (Ausland 1849 Nr. 22).

g) Vulcanische Ausbrüche und Erdbeben.

Am 1. Januar Erdstoss zu Sillian im Pusterthal, Tyrol. An demselben Tage um Mitternacht starker Erdstoss zu St Pierre (Martinique). Am 6. 10h 43′ zu Palermo heftiger wellenförmiger Erdstoss von ONO—WSW; 10h 50′ ein schwächerer. Am 7. 1½h Nachts zu Sillian heftiger Erdstoss von W—O mit nachhaltigem, donnerähnlichem Geräusch; auch zu St. Jacob, Defferegggen, Obertilliach, Auras, Abfalterabach, Kartitsch, Strassen, Minbach, Sexten in gleicher Stärke. Am 11. Erdbeben auf der Ostküste von Sicilien, die Stadt Augusta wurde stark verheert; der erste Stoss erfolgte 1 Uhr Nachmittags, der zweite stärkere etliche Minuten darauf; der Hafendamm versank, viele Häuser (alle bis auf 27) stürzten ein, viele Menschen kamen um; auch in Noto, Catania, Syracus

wurde das Erdbeben, jedoch ohne Schaden, gespürt. Am 15. zu Sillian drei minder starke und verbreitete Erdstösse. Am 16. (a. St.) zu Ischim im Gouvt. Tobolsk 11h Morgens ein Erdbeben von 30 Sec. Dauer. Am 31. Meteorstaubfall auf die Schneedecke in Schlesien, Niederöstreich etc. von Glogau bis Pressburg, Wien, Salzburg mit Sturmwind aus SO und SW mit vielen kieselichen Organismen des Meeres und Nordamerika's, auch vulcanischen Beimengungen.

Am 24. Februar kurz vor 2h Mittags leichter Erdstoss zu Sulz (Württemberg), 10 Min. vor 4h ein stärkerer, bei 26" 5,6"', + 8° R. Die Richtung NNW–SSO.

In der Nacht vom 1–2. März Erdschlipf bei Oppenheim.

Am 4. April zwei Erdstösse zu Orciano und Lorenzana bei Pisa, zu Casaglia und Riparbella in den Maremmen: der erste 3h (nach andern 1h 10'), der zweite schwächere 7h Abends. Am 15. 9h 12' Abends zu Val d'Elsa, Sienna u. a. O. ein verticaler wellenförmiger Erdstoss. Am 18. und 28. leichte Erdstösse zu Fayal (Azoren). Am 29. 3h 30' Abends leichter Erdstoss zu Sienna, von 5 Sec. Dauer, von W–O mit vorausgehendem leichtem Geräusch; nach 4h ein zweiter leichter Erdstoss. In der Nacht vom 29–30. während grosser Ueberschwemmung auf Java sollen Erdstösse gespürt worden sein. Im Laufe Aprils sollen zu Melilla im spanischen Afrika mehrfache, zum Theil Schaden bringende Erdstösse gespürt worden sein.

Am 2. Mai meteorischer Staubregen bei Mühran in Schlesien. Am 5. 10h 20' Abends und 10h 30' zu Sienna leichte Erdstösse. Am 11. 5h Morgens Erdstoss zu Lous-le-Saulnier. An demselben Tage 11½h Abends zu Sienna und besonders in der westlichen Umgegend ein heftiges Geräusch, das mit einem wellenförmigen Erdstoss endigte. Um Mitternacht ein zweiter stärkerer von 15 Sec., abwechselnd wellenförmig und senkrecht. Am 12. 3h 10' Morgens zu Sienna ein leichter Erdstoss; bis 6h zahlreiche weitere mit abnehmender Stärke; 5h 45' Abends ein starker wellenförmiger von 6–7 Sec.; 10h ein leichterer und in der Nacht noch ein solcher. Am 13. 1½h Abends in der westlichen Umgegend von Sienna heftiger Erdstoss; später noch zwei leichtere zu Sienna und noch mehrere in der Umgegend, mit geringer Verbreitung. In den folgenden Nächten noch weitere Stösse, von Geräusch begleitet. Am 23. 3h Morgens zu Pontarlier (Doubs) Erdstoss. Am 22–24. im Val di Chiana (Toskana) Geräusch, ähnlich Kanonenschlägen (wohl vom adriatischen Meere her?). Am 26. 1h Abends zu Sienna leichter Erdstoss (in derselben Stunde wie das grosse Erdbeben vom 26. Mai 1798).

Am 6. Juni 7½h Abends zwei leichte Erdstösse zu Sienna; auch zu Lucca bei Sienna spürte man seit einiger Zeit Erdstösse in Zwischenräumen mit schwachem Geräusch begleitet. Am 18. 9h 30' Abends wurden im Mittelmeer in 36° 46' 56" nördl Breite und 13° 44' 36" östl. Länge drei leuchtende Kugeln aus dem Meere aufsteigend beobachtet, während

einer auf heftigen Ostwind plötzlich eingetretenen Windstille und unerträglicher Hitze mit Schwefelgeruch (l'Institut 1848 vom 13. Sept.). Am 19. 2½h Abends zu Sienna schwacher wellenförmiger Erdstoss. Am 20. zwei neue schwache Stösse daselbst. Am 25. 4h 40′ Abends starker Erdstoss von N—S und mehreren Secunden Dauer zu Rom. Vom 25—27. etliche Minuten vor 9¾h Abends in der Gegend von Donaueschingen (Hüfingen) eine leichte Erderschütterung mit donnerartigem Geräusch von NW—SO bei + 10° R. 26″ 2,5‴ und leicht bewölktem Himmel.

Vom 9—12. Juli sei auf Amerguru, einer der oceanischen Inseln, ein neuer Vulcan entstanden (Ausland 1848 Nr. 13).

Während des Orkans vom 22. und 23. August in den Antillen seien auch Erdstösse gespürt worden.

Am 3. September 7h Morgens zu Pisa leichter wellenförmiger Erdstoss; stärkerer zu Crespina, Lari, Casciano und Lorenzana, von S—W. Am 5. 1h Nachmittags leichter wellenförmiger Erdstoss zu Pisa, ½ Stunde darauf ein zweiter, vor 2h ein dritter leichterer. Am 9. zu St. Lucia (Antillen) ein Erdstoss. Am 11. 2h Mittags leichter Erdstoss zu Pisa. An demselben Tag Abends zu Bagnerre de Bigorre (Oberpyrenäen) heftiges Erdbeben. Am 13. leichter Erdstoss zu Sienna. Am 23. 4h Morgens leichter Erdstoss zu Pisa, 1h Abends ein zweiter. Nach Berichten vom 23. hatte man Erdstösse mit Orkanen auf Curaçao, St. Eustache und St. Martin (im August?) gehabt. In der Nacht vom 28. leichter Erdstoss zu Parma. An demselben Tage 4h 45′ Abends wellenförmiger leichter Erdstoss mit Geräusch zu Pisa. Am 29. in den nördlichen Staaten von Amerika ein leichter Erdstoss. An demselben Tage mit Anbruch des Tags ein schwacher Erdstoss zu Parma.

Am 5. October 7h 15′ Abends zu Reggio wellenförmiges Erdbeben von W—O; die Stösse wiederholten sich bis den andern Morgen 6h 15′ häufig; um 7h folgte Regen. Am 7. 2h Morgens Ausbruch des untermeerischen Vulcans Zamba an der Küste von Karthagena, am Ausfluss des Magdalena-Flusses (l'Inst. 1849 Nr. 628). Am 8. 7h 30′ Abends Erdstösse zu Rom. Am 10. 1h Morgens desgleichen. Am 13. 2h Morgens zu Cucigliana bei Pisa wellenförmiger Erdstoss, begleitet von heftigem Regen und Donner. Zu derselben Zeit zu Livorno unter heftigem Sturm drei Erdstösse. Gegen Mittag Gewittersturm zu Pisa. Am 19. 2h Morgens leichter Erdstoss zu Ostende; 6¾h Morgens ein zweiter. An demselben Tage 7—9h Morgens zu Middelburg auf Walchern und Ter-Gös auf Beveland mehrere heftige Erdstösse von 30 Sec. Dauer von NO—SW. An demselben Tag 7h Morgens Erdstoss zu Brüssel von etlichen Secunden Dauer, ebenso in Deurne, Schooten (Provinz Antwerpen) und St. André (Ostflandern). An demselben Tag in England mehrere Erdstösse.

Am 8. November 9h 52′ Abends zu Algier starker Erdstoss von 2 Sec. von N—S. Am 13. 5h Abends starker Erdstoss zu Mayenne; zu Oiseau dauerte er 8—10 Sec. von SO—NO; auch zu Céance wurde er gespürt.

Am 14. December $1\frac{1}{2}$h Nachmittags leichtes Erdbeben zu Bucharest. Am 23. Erdbeben an manchen Orten Hollands, namentlich zwischen Aachen und Herzogenbusch; in der Gemeinde Vorsteuborse fielen Teller und Schüsseln aus den Schränken und Ziegelsteine von den Kaminen. In Oedemade bemerkte man ein förmliches Wogen des Bodens. Am 30. 6—7h Abds. auf der Küste von Graville und Jgouville (Seine inf.) ein sehr kurzer Erdstoss von NW—SO. mit Geräusch wie einen rollenden Wagens; zu Turclat bemerkte man gegen 8h einen Stoss von 3 Secunden Dauer bei heiterer ruhiger Luft. Im Laufe Decembers auf den Azoren zahlreiche Erdstösse mit grossen Beschädigungen an Gebäuden. (Es wurde dabei bemerkt, dass die Küstenlinie von Frankreich und Holland, auf der im December Erdstösse vorkamen, verlängert auf die Azoren treffe.)

h) Ueberschwemmungen und Regengüsse.

Aus Athen vom 23. Januar Stürme, Regengüsse und Ueberschwemmungen in Griechenland berichtet. Zu Folge plötzlichen Thauwetters mit Regen vom 31. Jan. bis 7. Februar starkes Austreten des Neckars und der übrigen fliessenden Gewässer am 6., 7. und 8., ebenso des Rheins, der seine Eisdecke überfluthete, der Mosel etc. am 6. wurde der obere Neckar, am 7. die Argen und die Blau bei Ulm mit grosser Ueberschwemmung, am 8. der untere Neckar und die Enz, am 9. der Rhein, am 12. die Nebenflüsse desselben vom Eis frei.

Am 6. Februar nach — 7° R. heftige Regengüsse mit Südwind und Glatteis zu Wien. Abends stieg die Temperatur über 0 und die Eiskruste schmolz. Am 13. Ueberschwemmung der Donau bei Pressburg. Im Laufe Februars grosse Ueberschwemmung zu Torgau.

In der Nacht vom 29.—30. April grosse Ueberschwemmung auf Java.

In England litt die Erndte durch feuchte Witterung, in Irland war sie vom schönsten Wetter begleitet.

Am 21. October grosse Ueberschwemmung der Stadt Valonge (Frankreich) in Folge beständigen Regens; es wurden Brücken weggerissen.

i) Trockenheit und Wassermangel.

Zu Anfang Januars ungewöhnlich tiefer Wasserstand des Rheins. Vom 9. sehr niedriger Stand der Donau bei Tuttlingen. Vom 12. aus Speyer ungewöhnlich tiefer Stand des Rheins. Vom 13. Wassermangel von Ehingen (Württemberg) bei anhaltend trüber neblichter Witterung berichtet. Aus Issny vom 14. Trockenheit und Versiegen vieler Quellen seit October vorigen Jahrs berichtet. Vom 15. vom Bussen Wassermangel und Abnahme der Quellen berichtet, seit 10 Wochen war kein Regen erschienen, auf der Alb musste man weithin das Wasser holen. Vom 20. ungewöhnlicher Stand des Bodensees berichtet. Vom 23. wurde von Kleinlaufenburg berichtet, dass der in der Mitte des Rheinfalls stehende

Felsen seit dem 21. mit den Jahreszahlen 1632, 1692, 1714, 1750, 1797, 1823 aus dem Wasser hervorrage. Vom 29. aus Heilbronn geringer Wasserstand mit Stillstehen vieler Mühlen und Fabriken berichtet. Vom 30. von Strassburg Wassermangel berichtet.

Vom 20. Februar nach lange andauerndem Wassermangel, Thauwetter und Ueberschwemmung der Flüsse aus Leipzig berichtet.

Vom 18. Mai aus Rottenburg (Württemberg) anhaltende Trockenheit auf den nassen April berichtet.

Im Laufe Juli's Trockenheit aus der Wetterau und vielen andern Gegenden Deutschlands berichtet.

Im Laufe Decembers fiel ungewöhnlich wenig Schnee in ganz Deutschland.

k) Wärmeerscheinungen.

Am 2. April Eingang der Newa, seit dem 20. December war sie gefroren, die Dauer von 104 Tagen sei ungewöhnlich kurz gewesen, die mittlere Dauer sei 146 Tage. Im ersten Drittel Aprils wurden die Häfen von Riga und Kronstadt 4 Wochen früher als sonst vom Eis frei.

Am 18. Juni zu Wien + 30,0° R. (blos 1822. 26. Juli mit + 30,5 und 1841, 18. Juli mit + 30,6 übertroffen). Am 25. waren die Hochgebirge des Salzkammerguts, bis auf den grossen Priel (8000′) vom Schnee frei.

Am 22. December plötzlicher Eingang des Rheins bei Mannheim. Aus Christiania vom 26. ungewöhnlich milde Witterung im December, bis zu + 14° Wärme berichtet.

l) Kälteerscheinungen.

Im Winter 18$\frac{4}{5}$ in Oberitalien (Genua, Padua) ziemlich viel Schnee. Am 7. Januar Festwerden des Rheineises zwischen Oberwesel und St. Goar. Am 7. sei der Schnee zu Genua 1 Elle hoch gelegen. Am 8. Eingang zu Mannheim. Vom 9. neue Eindecke des Oberrheins, Mains und Neckars von Mainz berichtet. Am 11. in Algerien auf der Höhe von Sak Hamudi zwischen Algier und Aumale ein gewaltiger Schneesturm mit ungewöhnlicher Kälte. In der Nacht vom 11—12. neues Festwerden des Rheineises zu Mannheim. Aus Konstantinopel vom 12. starke Schneefälle im Balkan (zwischen Belgrad und Konstantinopel) und nasskalte Witterung in Konstantinopel selbst berichtet. Vom 14. starker Schneefall, der die Communication hemmte, von München berichtet. Vom 15. vom Bussen (Alb) starker Schneefall nach anhaltender neblichter Witterung berichtet. Aus Petersburg vom 15. bis — 15° R. Kälte und geringer Schneefall bei andauernder Strenge des Winters, wie sie seit mehreren Jahren nicht stattfand, berichtet; strenger Winter in Odessa und dem ganzen neurussischen Landstrich. Vom 15—16. — 29,5° R. zu Nishnei-Tagilsk. Aus Madrid vom 16. kalte Witterung berichtet. Aus

Schlesien vom 20. anhaltende harte Kälte bis zu — 20° mit Schnee berichtet. Am 26. Nachts — 18° R. zu Frankfurt. Nach Bericht vom 28. war der Bodensee von der Mündung der Aach bis Reichenau mit Eis belegt. Vom 28. Januar von Paris gemeldet, dass die Seine ganz zugefroren sei im Laufe Januars anhaltende Kälte zu Wien. Med. — 6,12° während dies sonst — 1,21 sei.

Aus Konstantinopel vom 2. Februar wiederholte Schneefälle bei anhaltender Kälte und Stockung des Verkehrs berichtet.

In der Nacht vom 6. März fiel tiefer Schnee zu München.

In Ostindien habe während der ersten 3 Monate grosse Kälte, wie zu Bombay, Poonah (Eis mit Schnee) u. a. O. geherrscht.

Am 28. Mai Morgens bei Esslingen u. a. Orten Frostschäden an den zärteren Gartengewächsen, der Weinstock blieb verschont.

Am 2. Juli Schneefall auf den Hochgebirgen des Salzkammerguts.

Am 4. und 25. August Schneien in den Hochbergen des Salzkammerguts.

Am 12. September Schnee in den Hochgebirgen, am 15. in den Vorbergen des Salzkammerguts.

Am 18. October fiel zu London Schnee. Am 22. alle Vorberge des Salzkammerguts beschneit, auf dem hohen Priel blieb der Schnee liegen.

Am 4. November dauernde Schneedecke auf den Vorbergen des Salzkammerguts; am 5. wurden die Vorberge der Schweiz mit einem Nordsturm in Schnee bis tief herunter eingehüllt. (Es wurde dabei berichtet, dass die alte Regel sich bestätigt habe: wenn vor Michaelis (29. Sept.) das Gebirge eingeschneit werde, ein schöner Spätherbst folge; bis zum 3. Nov. habe schöne Witterung geherrscht.) Am 6. starker Schneefall auf dem Schwarzwald (Freudenstadt.) Vom 9.—10. Nachts starker Schneefall mit Sturm in Baden. Von Rottweil vom 11. starker Schneefall seit 2 Tagen berichtet; ebenso aus Nagold und Tuttlingen. Bei Aalen lag der Schnee 2½′ hoch. Zwischen Tübingen und Hechingen wurden die Strassen verschneit. Auch von Donaueschingen wurde starker Schneefall berichtet.

m) Aussergewöhnliche Erscheinungen.

a) Im Thierreich.

Aus Zwiefalten vom 10. Januar: seit dem 18. December halten sich am Aachfluss zwei Störche auf trotz der strengen Kälte.

Im Juni zeigten sich viele graue Heuschrecken bei Heilbronn welche viel Gras auf den Wiesen verdarben. Aus Bucharest vom 16. verheerende Heuschreckenzüge berichtet.

Im Laufe Septembers häufiger Wespenfrass in den Weinbergen von Württemberg.

Im Laufe Novembers fanden sich zahlreiche Exemplare von *Colymbus*

glacialis, *arcticus*, *cristatus*, *Mergus merganser*, *serratus*, *albellus*, Möven, Seeschwalben und nordische Enten auf dem Neckar bei Untertürkheim, Canstatt und Münster ein.

Am 16. December bemerkte man viele Wildgänse auf der Regnitz bei Nürnberg.

b) Im Pflanzenreich.

Am 16. Mai zu Stuttgart die ersten reifen Kirschen. Aus Esslingen vom 29. seit einigen Tagen blühende Trauben in den besseren Weinbergslagen. An demselben Tage die ersten blühenden Trauben zu Beilstein.

Zu Ende Septembers neuen Ausschlagen mehrerer Bäume (Rosskastanien) und Blühen einiger von Leipzig berichtet.

Am 24. October habe man zu Grosvillars eine Hand voll Kirschen gepflückt.

Zu Anfang Decembers habe man in den südlich gelegenen Weingürten des Brünner Gebirges bei Wien zum zweitenmale blühende Weinstöcke gehabt.

14. Beobachtete Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Die letzten Schneegänse erschienen.

Oberstetten	15. März.	Tuttlingen	3. April.
Amlishagen	9. Februar.	Wangen	26. Januar.
Schopfloch	1. März.		

Mittlere Zeit 28. Februar. Unterschied 67 Tage.

Die ersten Lerchen singen.

Oberstetten	14. Februar.	Pfullingen	10. April.
Amlishagen	26. „	Calw	28. Februar.
Hohenheim	20. „	Schwenningen	17. März.
Schopfloch	16. „	Tuttlingen	19. Februar.
Ennabeuren	23. März.	Wangen	20. März.
Heidenheim	18. Februar.	Isny	26. Februar.

Mittlere Zeit 5. März. Unterschied 61 Tage.

Erscheinen der Storchen.

Oberstetten	24. März.	Pfullingen	28. Februar.
Oehringen	26. Februar.	Schwenningen	5. März.
Hohenheim	4. März.	Isny	12. „
Heidenheim	1. „		16. „

Mittlere Zeit 9. März. Unterschied 24 Tage.

kann, ist, daß er von dem Ministerium nicht nur keine Hindernisse in seinem Wirken erfahre, sondern auch einige Unterstützung erhalte.

Aus dem Verein für Elementarunterricht ist eine andere Gesellschaft zur Verbesserung der Lehrmethoden hervorgegangen, wie der Verein der christlichen Moral einem andern zur Abschaffung der Sklaverei das Daseyn gegeben hat. Dieser Verein besteht zum Theil aus Lehrern und Vorstehern, auch Vorsteherinnen, von Erziehungshäusern, wie auch aus Privatleuten, welche sich die Verbesserung des Unterrichts angelegen seyn lassen. Sie versammeln sich alle 14 Tage, und das Publikum wird zu den Sitzungen zugelassen, so daß hier öffentlich debattirt wird; ein Beweis, wie hier die constitutionellen Sitten bereits ins öffentliche Leben gedrungen sind. Da dieser Verein im Auslande fast ganz unbekannt ist, so wird es den Lesern wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich hier etwas umständlich von den Sitzungen spreche, welche im vorigen Jahre von jenem Verein gehalten wurden, in der Absicht, den von den Ministern den gesetzgebenden Kammern vorgelegten Gesetzentwurf über die sogenannten Ecoles secondaires oder Privat-Erziehungshäuser öffentlich zu prüfen. Es war sehr voll in den beiden hiezu bestimmten Sitzungen, und in der ersten derselben hatte es selbst der Berichterstatter des Gesetzentwurfs in der Deputirtenkammer, Saint-Marc Girardin, nicht unter seiner Würde gehalten, sich einzufinden, und die Einwürfe, welche praktische Erzieher gegen den Gesetzentwurf zu machen hatten, zu vernehmen, und allenfalls auch zu widerlegen. Es traten mehrere Redner auf; einige sprachen auch sehr geläufig und nachdrücklich. Besonders wurde der von der Prüfung der Vorsteher der Erziehungsanstalten handelnde Paragraph lange und umständlich erörtert. Nach dem Gesetzentwurfe des damaligen Ministers Guizot sollte jedweder, welcher eine Erziehungsanstalt errichten wollte, ein Diplom der Faculté des lettres, so wie ein Attestat guter Aufführung vorlegen, und außerdem von einer Jury examinirt werden können. Diese Jury griff ein Herr Bernard Jullieu, welcher sich über seine Absetzung als Principal des College zu Dieppe bitter beklagte, mit vieler Lebhaftigkeit an. Die Jury bestehe nämlich größtentheils aus Beamten, die vom Minister des Unterrichtswesens angestellt werden, mithin hänge es beinahe ganz vom Minister ab, Jemanden

Anfang des Pflügens.

Oberstetten	15. Februar.	Heidenheim	27. März.
Amlishagen	21. März.	Schwenningen	27. „
Canstatt	26. Februar.	Tuttlingen	10. „
Hohenheim	27. März.	Wangen	29. „
Schopfloch	25. „	Isny	29. „
Ennabeuren	27. „		

Mittlere Zeit 19. März. Unterschied 42 Tage.

Blühen des Seidelbasts. (Daphne mezereum.)

Oberstetten	10. März.	Pfullingen	28. Februar.
Amlishagen	12. „	Calw	24. „
Hohenheim	18. „	Schwenningen	3. April.
Schopfloch	28. Februar.	Tuttlingen	23. März.
Ennabeuren	28. März.		

Mittlere Zeit 13. März. Unterschied 27 Tage.

Erscheinen der Drosseln.

Oberstetten	24. Januar.	Schopfloch	15. Februar.
Amlishagen	28. Februar.	Ennabeuren	27. März.

Mittlere Zeit 23. Februar. Unterschied 62 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	15. März.	Hohenheim	26. März.
Amlishagen	12. „	Schopfloch	28. „
Oehringen	5. April.	Tuttlingen	28. „

Mittlere Zeit 24. März. Unterschied 24 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

Oberstetten	20. März.	Heidenheim	27. März.
Amlishagen	27. „	Pfullingen	15. „
Oehringen	14. „	Schwenningen	4. April.
Hohenheim	29. „	Tuttlingen	4. „
Schopfloch	2. April.	Wangen	21. März.
Ennabeuren	29. März.	Isny	1. April.

Mittlere Zeit 26. März. Unterschied 20 Tage.

Blühen der Veilchen. (Viola odorata.)

Oberstetten	27. März.	Ennabeuren	3. April.
Amlishagen	29. „	Pfullingen	22. März.
Oehringen	25. „	Calw	18. „
Hohenheim	30. „	Tuttlingen	26. „
Schopfloch	24. „	Isny	2. April.

Mittlere Zeit 27. März. Unterschied 16 Tage.

Blühen der Pfirsiche.

Oberstetten	8. April.	Pfullingen	22. März.
Hohenheim	20. „		

Mittlere Zeit 6. April. Unterschied 33 Tage.

Ausschlagen der Birken.

Oberstetten	3. April.	Ennabeuren	19. April.
Amlishagen	4. „	Heidenheim	15. „
Oehringen	2. „	Calw	14. „
Hohenheim	3. „	Tuttlingen	1. Mai.
Schopfloch	12. „	Isny	12. April.

Mittlere Zeit 15. April. Unterschied 29 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Oberstetten	29. April.	Ennabeuren	6. Mai.
Amlishagen	15. „	Heidenheim	2. „
Oehringen	8. „	Tuttlingen	24. April.
Hohenheim	12. „	Isny	2. Mai.
Schopfloch	30. „		

Mittlere Zeit 23. April. Unterschied 28 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Oberstetten	5. April.	Heidenheim	17. April.
Amlishagen	7. „	Pfullingen	29. Febr.
Hohenheim	5. „	Tuttlingen	11. April.
Schopfloch	9. „	Isny	24. „
Ennabeuren	14. „		

Mittlere Zeit 10. April. Unterschied 24 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

Oberstetten	13. April.	Heidenheim	3. April.
Hohenheim	18. „	Schwenningen	27. „
Schopfloch	25. März.	Tuttlingen	6. März.
Ennabeuren	7. April.	Isny	19. April.

Mittlere Zeit 7. April. Unterschied 50 Tage.

Ankunft der Hausschwalben.

Oberstetten	1. April.	Ennabeuren	18. April.
Amlishagen	17. „	Pfullingen	12. „
Hohenheim	5. „	Tuttlingen	8. „
Schopfloch	17. „	Isny	5. „

Mittlere Zeit 10. April. Unterschied 16 Tage.

Erstes Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	8. Mai.	Hohenheim	11. Mai.
Amlishagen	9. „	Schopfloch	8. „

Ennabeuren	25. Mai.	Tuttlingen	2. Mai.
Pfullingen	1. „	Isny	14. „
Schwenningen	23. „		

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 24 Tage.

Blühen des Winterrepses. (Brassica napus.)

Oberstetten	21. April.	Ennabeuren	1. Mai.
Amlishagen	10. „	Heidenheim	28. April.
Oehringen	16. „	Pfullingen	1. Mai.
Hohenheim	27. „	Tuttlingen	22. April.
Schopfloch	29. „		

Mittlere Zeit 23. April. Unterschied 22 Tage.

Blühen der Schlehen. (Prunus spinosa.)

Oberstetten	7. April.	Heidenheim	22. April.
Amlishagen	17. „	Pfullingen	31. März.
Hohenheim	20. „	Tuttlingen	22. April.
Schopfloch	27. „	Wangen	24. „
Ennabeuren	6. Mai.	Isny	1. Mai.

Mittlere Zeit 20. April. Unterschied 36 Tage.

Blühen der Kirschen.

Oberstetten	9. April.	Ulm	22. April.
Amlishagen	15. „	Pfullingen	4. „
Oehringen	9. „	Calw	10. „
Hohenheim	19. „	Schwenningen	28. „
Schopfloch	30. „	Tuttlingen	18. „
Ennabeuren	3. Mai.	Wangen	20. „
Heidenheim	20. April.	Isny	22. „

Mittlere Zeit 20. April. Unterschied 24 Tage.

Blühen der Pflaumen.

Oberstetten	18. April.	Ennabeuren	5. Mai.
Amlishagen	20. „	Pfullingen	4. April.
Canstatt	3. „	Calw	15. „
Hohenheim	22. „	Tuttlingen	2. Mai.
Schopfloch	6. Mai.	Wangen	29. April.

Mittlere Zeit 24. April. Unterschied 32 Tage.

Blühen der Birnbäume.

Oberstetten	24. April.	Heidenheim	29. April.
Amlishagen	28. „	Pfullingen	20. „
Oehringen	20. „	Calw	10. „
Canstatt	8. „	Schwenningen	8. Mai.
Hohenheim	28. „	Tuttlingen	1. „
Schopfloch	9. Mai.	Wangen	3. „
Ennabeuren	8. „	Isny	8. „

Mittlere Zeit 28. April. Unterschied 31 Tage.

Blühen der Apfelbäume.

Oberstetten	2. Mai.	Pfullingen	20. April.
Amlishagen	3. „	Calw	1. Mai.
Oehringen	24. April.	Schwenningen	11. „
Canstatt	6. „	Tuttlingen	12. „
Hohenheim	8. Mai.	Wangen	6. „
Schopfloch	13. „	Isny	15. „
Ennabeuren	14. „		

Mittlere Zeit 3. Mai. Unterschied 39 Tage.

Blühen der Maiblumen. (Convallaria majalis.)

Oberstetten	12. Mai.	Ennabeuren	19. Mai.
Amlishagen	10. „	Ulm	13. „
Oehringen	1. „	Pfullingen	1. „
Hohenheim	15. „	Tuttlingen	10. „
Schopfloch	5. „	Isny	10. „

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 18 Tage.

Fliegen der Maikäfer.

Oberstetten	29. April.	Ulm	2. Mai.
Amlishagen	2. Mai (wenig).	Pfullingen	15. „ sehr wenig.
Oehringen	3. „	Tuttlingen	4. „
Hohenheim	13. „	Wangen	8. „
Schopfloch	8. „	Isny	9. „ (sehr viel.)
Ennabeuren	20. „		

Mittlere Zeit 7. Mai. Unterschied 21 Tage.

Blühen der Wintergerste.

Hohenheim	24. Mai.	Schwenningen	26. Mai.

Mittlere Zeit 25. Mai.

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	3. Mai.	Ennabeuren	4. Mai.
Amlishagen	14. „	Tuttlingen	28. April.
Schopfloch	11. „	Isny	24. Mai.

Mittlere Zeit 9. Mai. Unterschied 20 Tage.

Erster Ruf des Wiesenschnarrers. (Rallus crex.)

Oberstetten	6. Mai.	Pfullingen	1. Mai.
Schopfloch	4. Juni.	Tuttlingen	30. April.

Mittlere Zeit 10. Mai. Unterschied 36 Tage.

Blühen des Roggens. (Secale cereale.)

Oberstetten	25. Mai.	Hohenheim	5. Juni.
Amlishagen	28. „	Schopfloch	1. „
Oehringen	25. „	Ennabeuren	31. Mai.

Heidenheim	26. Mai.	Tuttlingen	30. Mai.
Ulm	28. „	Wangen	28. „
Pfullingen	15. Juni.	Issny	5. Juni.
Schwenningen	26. Mai.		

Mittlere Zeit 30. Mai. Unterschied 21 Tage.

Blühen des Dinkels. (Triticum spelta.)

Oberstetten	9. Juni.	Ennabeuren	16. Juni.
Amlishagen	15. „	Heidenheim	19. „
Oehringen	9. „	Ulm	16. „
Canstatt	7. „	Tuttlingen	19. „
Hohenheim	16. „	Wangen	16. „
Schopfloch	15. „	Issny	14. „

Mittlere Zeit 14. Juni Unterschied 12 Tage.

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	20. Juni.	Ennabeuren	6. Juli.
Hohenheim	20. „	Ulm	28. Juni.
Schopfloch	23. „	Tuttlingen	6. Juli.

Mittlere Zeit 28. Juni. Unterschied 16 Tage.

Blühen des Hafers. (Avena sativa.)

Oberstetten	10. Juli.	Tuttlingen	18. Juli.
Schopfloch	1. „	Issny	28. Juni.
Ennabeuren	7. „		

Mittlere Zeit 7. Juli. Unterschied 16 Tage.

Blühen des Hollunders. (Sambucus nigra.)

Oberstetten	1. Juni.	Ennabeuren	25. Juni.
Amlishagen	1. „	Ulm	9. „
Oehringen	2. „	Pfullingen	1. „
Canstatt	22. Mai.	Tuttlingen	4. „
Hohenheim	5. Juni.	Wangen	10. „
Schopfloch	18. „	Issny	10. „

Mittlere Zeit 6. Juni. Unterschied 34 Tage.

Blühen der Weinreben.

Oberstetten	18. Juni.	Canstatt	15. Juni allgemein.
Canstatt	24. Mai.	Pfullingen	18. Mai (Anfang).

Mittlere Zeit 7. Juni. Unterschied 31 Tage.

Blühen der wilden Rose. (Rosa canina.)

Oberstetten	30. Mai.	Schopfloch	13. Juni.
Amlishagen	29. Mai.	Ennabeuren	9. „
Oehringen	30. „	Schwenningen	13. „
Canstatt	1. Juni.	Tuttlingen	11. „
Hohenheim	6. „	Issny	12. „

Mittlere Zeit 6. Mai. Unterschied 15 Tage.

Ennabeuren	31. Juli.	Schwenningen	27. Juli.
Heidenheim	28. „	Tuttlingen	26. „
Pfullingen	23. „	Wangen	26. „
Calw	21. „	Isny	28. „

Mittlere Zeit 27. Juli. Unterschied 17 Tage.

Erndte der Sommergerste.

Oberstetten	7. August.	Heidenheim	5. August.
Oehringen	7. September.	Pfullingen	25. Juli.
Hohenheim	31. Juli.	Calw	21. „
Schopfloch	8. August.	Schwenningen	4. August.
Ennabeuren	12. „	Tuttlingen	14. „

Mittlere Zeit 7. August. Unterschied 48 Tage.

Erndte des Hafers.

Oberstetten	9. August.	Pfullingen	30. Juli.
Amlishagen	14. „	Schwenningen	18. August.
Oehringen	1. September.	Tuttlingen	16. „
Hohenheim	12. August.	Wangen	4. „
Schopfloch	19. „	Isny	1. „ Früh-
Ennabeuren	25. „		10. „ Spät-
Heidenheim	7. „		

Mittlere Zeit 13. August. Unterschied 27 Tage.

Abzug der Storchen.

Oberstetten	18. August.	Isny	20. Juli.
Heidenheim	21. „		6. August.
Pfullingen	6. „		

Mittlere Zeit 13. August. Unterschied 12 Tage.

Abzug der Schwalben.

Oberstetten	24. September.	Heidenheim	15. September.
Amlishagen	3. October.	Pfullingen	18. „
Hohenheim	15. September.	Tuttlingen	2. October.
Schopfloch	28. „	Isny	6. „
Ennabeuren	14. „		

Mittlere Zeit 23. September. Unterschied 22 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose. (Colchicum autumnale.

Oberstetten	12. August.	Ennabeuren	18. August.
Amlishagen	31. Juli.	Schwenningen	17. „
Oehringen	13. August.	Tuttlingen	14. „
Hohenheim	26. „	Wangen	21. „
Schopfloch	6. „	Isny	9. „

Mittlere Zeit 16. August. Unterschied 44 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	4. September.	Schopfloch	21. September.
Amlishagen	7. October.	Ennabeuren	2. „
Oehringen	30. September.	Tuttlingen	10. „
Hohenheim	24. October.		

Mittlere Zeit 18. September. Unterschied 74 Tage

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	3. September.	Tuttlingen	18. October.
Schopfloch	28. October.		

Mittlere Zeit 6. October. Unterschied 55 Tage.

Anfang der Weinlese.

Oberstetten	16. October.	Canstatt	14. October.
Oehringen	13. „	Pfullingen	23. „

Mittlere Zeit 16. October. Unterschied 10 Tage.

Erscheinen der Schneegänse.

Oberstetten	22. September.	Schopfloch	7. November.
Hohenheim	12. December.	Tuttlingen	2. December.

Mittlere Zeit 10. November. Unterschied 81 Tage.

Ankunft der wilden Enten.

Tuttlingen 10. November.

Tabelle LXXXIII. Dauer des Aufenthalts der Wanderthiere.

Orte.	Thiere.	Ankunft.	Abzug.	Aufenthalt (Abwesenheit.)	Mittlere Dauer des letztern.
Oberstetten	Schneegänse	15. März	22. Sept.	191 Tage.	
Schopfloch	—	4. —	7. Nov.	248 —	225 Tage
Tuttlingen	—	3. April	2. Dec.	243 —	
Oberstetten	Störchen	24. März	18. Aug.	147 —	
Heidenheim	—	1. —	21. —	173 —	
Pfullingen	—	28. Febr.	8. —	161 —	144 Tage
Issny	—	12. März	26. Juli.	136 —	
		16. —	6. Aug.	143 —	
Oberstetten	Schwalben	1. April	24. Sept.	176 —	
Amlishagen	—	17. —	3. Oct.	169 —	
Hohenheim	—	5. —	15. Sept.	163 —	
Schopfloch	—	17. —	26. —	162 —	
Ennabeuren	—	18. —	14. —	149 —	167 Tage
Pfullingen	—	13. —	18. —	158 —	
Tuttlingen	—	8. —	2. Oct.	177 —	
Issny	—	5. —	6. —	184 —	
Oberstetten	Schnepfen	15. März	3. Sept.	172 —	
Schopfloch	—	28. —	28. Oct.	214 —	197 Tage
Tuttlingen	—	26. —	18. —	204 —	

Tabelle LXXXIV.

Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Roggen	25. Mai	18. Juli	54 Tage	
Amlishagen	—	26. —	19. —	54 —	
Oehringen	—	25. —	18. —	54 —	
Hohenheim	—	5. Juni	18. —	43 —	
Schopfloch	—	1. —	2. Aug.	62 —	
Ennabeuren	—	31. Mai	28. Juli	58 —	53 Tage
Heidenheim	—	26. —	20. —	55 —	
Pfullingen	—	15. Juni	21. —	36 —	
Schwenning.	—	26. Mai	22. —	57 —	
Tuttlingen	—	30. —	24. —	54 —	
Wangen	—	26. —	24. —	59 —	
Issny	—	5. Juni	26. —	51 —	
Oberstetten	Dinkel	9. —	2. Aug.	54 —	
Amlishagen	—	15. —	28. Juli	43 —	
Oehringen	—	9. —	26. —	57 —	
Canstatt	—	7. —	16. —	39 —	
Hohenheim	—	16. —	26. —	40 —	44 Tage
Schopfloch	—	15. —	31. —	46 —	
Ennabeuren	—	16. —	31. —	45 —	
Heidenheim	—	15. —	28. —	43 —	
Tuttlingen	—	19. —	26. —	37 —	
Wangen	—	16. —	26. —	40 —	
Issny	—	14. —	28. —	44 —	
Oberstetten	Hafer	10. Juli	9. Aug.	30 —	
Schopfloch	—	1. —	29. —	49 —	
Ennabeuren	—	7. —	25. —	49 —	38 Tage
Tuttlingen	—	18. —	16. —	29 —	
Issny	—	28. Juni	1. —	34 —	
Oberstetten	Sommergerste	30. —	7. —	38 —	
Hohenheim	—	20. —	31. Juli	41 —	40 Tage
Schopfloch	—	23. —	8. Aug.	46 —	
Ennabeuren	—	6. Juli	12. —	37 —	
Tuttlingen	—	6. —	14. —	39 —	
Hohenheim	Wintergerste	24. Mai	16. Juli	53 —	
Schwenning.	—	26. —	29. Juni(?)	34 —	
Oberstetten	Weinrebe	18. Juni	16. Oct.	130 —	136 Tage
Canstatt	—	15. —	14. —	121 —	
Pfullingen	—	18. Mai	23. —	157 —	

Die obigen Berichten zu Grunde liegenden schätzbaren Mittheilungen verdanken wir nachfolgenden Herren, denen wir für ihren unverdrossenen Eifer und ihre uneigennützigen Bemühungen den Dank des Vereins öffentlich auszusprechen für Pflicht halten.

Hrn. Pfarrer Bürger zu Amlishagen.
„ „ „ „ Oberstetten.
„ O.-Reallehrer Christmann zu Tuttlingen.
„ O.-Amtsarzt Dr. v. Dihlmann zu Friedrichshafen.
„ „ „ Eisenmenger zu Oehringen.
„ Med. Dr. Emmert zu Schwenningen.
„ Pfarrer M. Gaupp zu Bissingen.
„ Apotheker Gmelin zu Ulm.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Gros zu Tuttlingen.
„ Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.
„ Oberamtsarzt Dr. Meebold zu Heidenheim.
„ Pfarrer Memminger zu Pfullingen.
„ Med. Dr. Müller zu Calw.
„ Amtsarzt Dr. Nick zu Issny.
„ Med. Dr. Rühle zu Canstatt.
„ Oberlehrer Schlipf zu Hohenheim.
„ Med. Dr. Wunderlich zu Winnenden.
„ Apotheker Wrede zu Mergentheim.
„ Med. Dr. Zengerle zu Wangen.
„ Apotheker Zilling zu Freudenstadt.

Ueber ein Meteor von Apotheker Kerner zu Besigheim.

Freitag, den 28. April 1848, Morgens 1¾ Uhr, als ich mit einem Bürger von hier patrouillirte, und, ungefähr 200 Schritte vor dem Thor gegen Walheim, mit demselben eben einige Schritte wieder gegen die Stadt gemacht hatte, bemerkten wir beide eine Helle hinter uns, so dass wir im Stande gewesen wären, bei längerem Andauern derselben zu lesen; ich blickte zurück und gewahrte ein prachtvolles Meteor, es schien eine leuchtende Kugel, die sich in schiefer Richtung (von der Seite des Schalksteins gegen Walheim) bewegte, und sich alsbald in eine grosse Zahl kleiner Kugeln vertheilte, die ebenfalls bald verlöschten. Nirgends war eine Seele zu bemerken, es herrschte Todesstille, die Erscheinung ging ganz lautlos vorüber, ich war aber für das höchst langweilige Patrouilliren hinreichend entschädigt. Bei einem Meteor-Stein-Fall wären die Kugeln wohl glühend sichtbar gewesen, bis sie den Boden erreicht hätten? *)

*) Es wäre das bekannte eigenthümliche Getöse vernehmbar gewesen. P.

die Erlaubniß zur Errichtung einer Erziehungsanſtalt zu ertheilen oder zu verweigern; dieſes ſey der öffentlichen Freiheit zuwider. Ein Hr. Rivail, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt, ſchlug vor, die angehenden Lehrer ſolcher Anſtalten einer Art von Noviziat zu unterwerfen; ſie ſollten nämlich einige Jahre lang als Unterlehrer an einer bekannten Anſtalt geſtanden haben, wenn ſie ſelbſt eine Anſtalt dirigiren wollten. Dies ſey das beſte Mittel, taugliche und moraliſche Subjekte zu bekommen, und überhebe eine Jury der Mühe und der Unannehmlichkeit, ſie zu prüfen. Etwas Aehnliches verlange man ja in Frankreich von den Notarien, warum alſo nicht auch von den öffentlichen Erziehern? Dieſer Vorſchlag wurde von einem Herrn Royer-Collard (nicht dem berühmten Deputirten, ſondern einem Verwandten deſſelben, welcher auch eine Zeitlang am Verein der Lehrmethode, gleich andern Mitgliedern, unentgeltliche Vorträge über wiſſenſchaftliche Gegenſtände gehalten hat) ſehr gebilligt. Er hielt es ganz der Ordnung gemäß, daß man von einem Erzieher dieſelbe praktiſche Uebung verlange, die von angehenden Notarien, Apothekern u. ſ. w. verlangt wird, ehe ſie zur Ausübung ihres Geſchäftes zugelaſſen werden. Es kamen noch mehrere intereſſante Bemerkungen über die Geſetzgebung in Hinſicht des öffentlichen Unterrichtsweſens vor. Zuletzt verlangte Saint-Marc Girardin zu reden. Er äußerte, er habe die Verhandlungen mit vieler Aufmerkſamkeit und Theilnahme angehört; er rathe dem Verein, die geäußerten Bemerkungen und Einwendungen gegen den Geſetzentwurf ſchriftlich abzufaſſen und der mit Unterſuchung des Entwurfs beauftragten Commiſſion der Deputirtenkammer zukommen zu laſſen. Er zweifle gar nicht, daß man dieſelben berückſichtigen werde.

Die folgende Sitzung wurde daher dazu verwendet, die Wünſche des Vereins beſtimmt auszuſprechen und abzufaſſen. Bei dieſer war der Berichterſtatter der Deputirtenkammer nicht zugegen; aber dagegen war der Saal wieder voll von Lehrern, Vorſtehern von Erziehungsanſtalten und andern Perſonen. Auch waren einige Geſchwindſchreiber mit dem Stenographiren der gehaltenen Reden beſchäftigt. Der Entwurf eines Promemoria an die Commiſſion der Deputirtenkammer wurde vorgeleſen. Der Verein gab darin zu, daß der Secundär-Unterricht nicht ganz frei gelaſſen werden könne, daß wenigſtens die bürgerliche Geſellſchaft befugt ſey, von

2. Notizen über Ankunft und Abziehen

Von den Jahrgängen

Von F. Walchner

Ankommen.					
Jahrgang.	Monat.	Tag.	Namen.	Windstrich.	Witterung.
			1. Falkenartige.		
1845	Juni	3	Fischadler. *Falco haliaëtos.*	W	Warm.
1848	„	1		„	„
1845	April	6		O	Kalt.
1846	„	18	Rauhfüssiger Bussard. „ *lagopus.*	W	Thau.
1847	„	10		„	Kalt.
1848	„	4		„	„
1847	Mai	30	Thurmfalke. „ *tinnunculus.*	W	Warm.
1847	Juni	6		„	„
1845	Juni	6	Rothfussfalke. „ *rufipes.*	W	Warm.
1848	„	10		„	„
1845	Juni	16	Wespenfalke. „ *apivorus.*	W	Warm.
1848	„	14		„	„
1848	März	20	Wanderfalke. „ *peregrinus.*	O	Rauh.
			2. Eulen.		
1845	Mai	6	Grosse Ohreule. (Uhu) *Strix bubo.*	W	Warm.
1848	Juni	10		„	„
1845	April	6		O	Kalt.
1846	„	3	Mittlere Ohreule. „ *stridula.*	„	„
1847	„	4		W	Hell.
1848	„	10		„	„
			3. Schwalben.		
1845	April	26		W	Kalt.
1846	„	29	Hausschwalbe. *Hirundo rustica.*	„	„
1847	Mai	6		„	Warm.
1848	April	24		„	„
1845	Mai	30		W	Warm.
1846	„	28	Mauerschwalbe. „ *apus.*	„	„
1847	April	30		„	Regen.
1848	Mai	28		„	Warm.
1845	Juni	12	Nachtschwalbe. *Caprimulgus europaeus.*	W	Warm.

einiger Vögel in der Gegend von Wolfegg.

1845 bis 1848.

in Wolfegg.

Bemerkungen.	Abziehen. Monat.	Tag.	Windstrich.	Witterung.	Bemerkungen.
	Sept.	16	O	Windig.	
	„	12	W	Regen.	
Im Frühjahr (Anfang April) u. Sommer 1827 wurden in Wurzach, mit dem Uhu auf der Hütte, — 462 Stück Rauhfüssige Bussarde geschossen, und im Jahr 1828 — 331 Stück.	Oct.	28	O	Rauh.	
	„	24	W	„	
	„	30	„	Schnee.	Der Schneehuhn hierüber betrug 106 fl. 18 kr.
	„	28	„	Kalt.	
Brütet auf dem Kirchthurme in Einthürnen.	Oct.	16	O	Kalt.	
	„	14	W	Regen.	
Bei Waldsee.	Sept.	14	O	Hell.	
	—	—	—	—	Unbekannt.
Selten.	—	—	—	—	
	—	—	—	—	Streicht durch.
Bei Waldsee 1 Stück erlegt.	—	—	—	—	
Meistens junge Vögel aus dem Vorarlberg.	Oct.	20	O	Kalt.	
	„	24	„	„	
	Oct.	15	O	Kalt.	
	„	„	„	„	
	„	19	„	Warm.	
	„	„	„	„	
	Sept.	29	W	Rauh.	
	Oct.	10	„	„	
	Sept.	25	O	Kalt. Reg.	
	„	20	„	„	
	Aug.	16	O	Warm.	
	„	24	W	Schön.	
	„	18	„	„	
	„	20	„	„	
Häufig selten.	Sept.	26	W	Warm.	

Ankommen.

Jahrgang.	Monat.	Tag.	Namen.		Windrichtung.	Witterung.
			4. Krähenartige.			
1845	Februar	12			O	Kalt.
1846	„	26	Dohle.	*Corvus monedula.*	„	„
1847	„	26			„	Schön.
1848	—	—			„	„
1845	März	13	Alpendohle.	„ *pyrrhocorax.*	W	Warm.
1845	Juni	6			W	Schön.
1846	„	10	Tannenhäher.	„ *caryocatactes.*	„	„
1847	—	—			—	—
1848	„	13			„	„
1847	Juni	14	Mandelkrähe.	*Coracias garrula.*	SW	Sehr wrm.
1846	Novbr.	15	Eisvogel.	*Alcedo ispida.*	NO	Kalt.
1846	Juni	3			W	Warm.
1847	Mai	24	Wiedehopf.	*Upupa epops.*	„	Regen.
1848	April	28			„	Schön.
1848	Januar	12	Seidenschwanz.	*Ampelis garrula.*	NO	Sehr kalt Schnee.
1845	Mai	8			SW	Schnee.
1846	„	14	Kuckuck.	*Cuculus canorus.*	W	„
1847	„	12			„	„
1848	„	8			„	„
			5. Ammer.			
1847	März	24	Zipammer.	*Emberiza cia.*	W	Schnee.
1847	Juli	18	Sperlingsammer.	„ *passerina.*	„	Schön.
			6. Bachstelzen.			
1845	April	2			—	—
1846	„	6	Weisse.	*Motacilla alba.*	—	—
1847	Mai	6			—	—
1848	April	1			—	—
1845	—	—			—	—
1846	—	—	Gelbe.	„ *flava.*	—	—
1847	Mai	10			W	Warm.
1848	„	16			„	„
1845	Mai	26	Blaukehlchen.	*Silvia suecica.*	W	Warm.
1847	Juni	4			„	Schön.
1845	April	28			W	Kalt.
1846	„	29	Rothkehlchen.	„ *rubecula.*	„	„
1847	März	30			„	Schnee.
1848	April	30			„	„

Bemerkungen.	Abziehen. Monat.	Tag.	Windstrich.	Witterung.	Bemerkungen.
Brütete zum erstenmal auf hiesigem Kirchthurm.	Nov.	16	O	Kalt.	
Blieben über den Winter hier.	"	18	"	"	In Ravensburg, Biberach, Leutkirch häufig.
	—	—	—	—	
Kommt vom nahen Vorarlberg, wo sie häufig ist.	Dec.	12	"	Schnee.	
6 — 10 Stück beisammen, sonst alle Jahre einzeln.	—	—	—	—	Streicht durch und kommt selten vor.
	Sept.	25	W	Warm.	
	Oct.	15	O	Kalt.	
	—	—	—	—	
Streicht durch.	Sept.	25	W	Warm.	
	—	—	—	—	Ist ziemlich selten.
	Sept.	6	S	Warm.	
	Sept.	10	W	Schön.	
	—	—	—	—	
	Sept.	16	O	Rauh.	
20 — 40 Stück beisammen, waren den ganzen Winter in hiesiger Gegend, sonst selten. Es wurden viele geschossen.	Febr.	12	O	Rauh.	
	Aug.	6	SW	Regen.	
	"	3	W	Warm.	
	"	9	"	"	
	"	13	"	"	
Selten.	—	—	—	—	Unbekannt.
Sehr selten, und ist meines Wissens noch nicht unter den Vögeln Württembergs aufgenommen.	—	—	—	—	1 Stück erlegt.
	Oct.	28	O	Kalt.	
	"	22	W	"	
	"	"	"	"	
	"	30	"	Schnee.	
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
	Oct.	14	O	Regen.	
	"	16	"	Kalt.	
	Sept.	28	W	Schön.	
	"	23	"	"	
	Oct.	30	O	Kalt.	
	"	24	W	"	
	"	14	"	"	
	"	28	O	Gefroren.	

Ankommen.

Jahrgang.	Monat.	Tag.	Namen.		Windstrich.	Witterung.
1845	April	24			W	Kalt.
1846	„	28	Hausrothschwanz.	*Silvia phoenicurus.*	„	„
1847	März	26			O	„
1848	„	30			W	„
1845	April	12			O	Kalt.
1846	„	7	Feldlerche.	*Alauda arvensis.*	„	Gefroren.
1847	„	9			„	„
1848	März	25			W	Regen.
			2. Singvögel.			
1845	März	12			W	Schön.
1846	„	9	Singdrossel.	*Turdus musicus.*	NO	Kalt.
1847	Februar	1			W	Warm.
1848	März	20			O	Kalt.
1845	März	9			W	Kalt.
1846	„	17	Schwarzamsel.	„ *merula.*	„	„
1847	„	7			„	„
1848	Februar	20			„	Gefroren.
1847	März	20	Ringamsel.		W	Schön.
1848	April	21	Bergamsel.	„ *torquatus.*	„	Kalt Schnee.
1845	Februar	13			O	Kalt.
1846	„	20	Staar.	*Sturnus vulgaris.*	„	„
1847	„	17			„	„
1848	„	11			W	Schn. u. Reg.
			3. Tauben.			
1845	März	30			W	Rauh.
1846	„	20	Wilde Taube.	*Columba palumbus.*	„	„
1847	Februar	26			O	Kalt.
1848	„	22			„	„
1847	Juni	3	Hohltaube.	„ *oenas.*	W	Schön.
1848	„	8			„	Warm.
			4. Hühnerartige.			
—	—	—	Birkhuhn.	*Tetrao tetrix.*	—	—
1846	März	28	Trappe.	*Otis Tarda.*	O	Rauh.
1845	Mai	13			W	Warm.
1846	„	15	Wachtel.	*Perdix coturnix.*	„	Regen.
1847	„	13			„	Wind.
1848	„	18			„	Warm.

Bemerkungen.	Abziehen. Monat.	Tag.	Windstrich.	Witterung.	Bemerkungen.
	Oct.	6	W	Schön.	
	„	10	„	Kalt.	
	„	13	„	„	
	„	12	„	„	
	Oct.	30	O	Kalt.	
	Nov.	4	„	Gefroren.	
	„	8	„	Kalt.	
	„	3	„	„	
	Oct.	13	W	Kalt.	
	„	16	O	„	
	„	20	W	Schön.	
	„	22	„	„	
	Nov.	13	O	Gefroren.	
	„	20	NO	„	Einzeln bis Mitte Dec.
	„	10	O	Kalt.	
	„	24	„	„	
	–	—	—	—	Streicht durch.
	„	—	—	—	Bei Weissenbronnen.
	Nov.	10	W	Kalt.	
	„	14	„	„	
	„	9	N	Nebel.	Einzeln bis in den Dec.
	„	16	O	„	
	Oct.	20	W	Kalt Regen.	
	„	24	„	„	
	„	28	O	Schnee.	
	„	16	W	Rauh.	
	Sept.	18	W	Neblig.	
	„	24	„	Warm.	
Ist im Jahr 1834 im Wurzacherried eingezogen, und brütet da. — Es ist etwa 30 Jahre (nach hiesig Forst- und Tagrechnung), dass das erste Birkhuhn im Wurzacherried vorkam. Es scheint dass es aus dem Bossertried bei Babenhausen gekommen, wo es häufig war, nun aber das Ried zum grössten Theil abgetrieben ist.	—	—	—	—	
Im Wurzacherried schon öfter vorgekommen 1848 im 1 Stück geschossen worden.	—	—	—	—	
	Oct.	15	O	Kalt.	
	„	10	W	Wind.	
	„	14	O	Rauh.	
	„	12	„	Nebel.	

Ankommen.

Jahrgang.	Monat.	Tag.	Namen.	Windstrich.	Witterung.
			10. Regenpfeifer.		
1845	März	15		W	Schön.
1846	„	7	Goldregenpfeifer. *Charadrius pluvialis*	O	Kalt.
1847	„	3		„	„
1848	„	29		W	Regen.
1847	Mai	27	Regenpfeifer mit d. „ *hiaticula.*	W	Warm.
1848	Juni	4	Halsbande.	„	„
1845	März	25		W	Schön.
1846	„	18	Kiebitz. *Vanellus vulgaris.*	„	Rauh.
1847	„	10		„	„
1848	„	6		„	Warm.
			11. Reiherartige.		
1845	März	30		W	Kalt.
1846	April	12	Reiher (grauer). *Ardea vulgaris.*	„	„
1847	März	26		„	„
1848	April	18		„	„
1844	April	16	Kranich *Grus communis.*	W	Schön.
1843	April	6	Storch (schwarzer). *Ciconia nigra.*	W	„
1844	April	14	Schildreiher. *Ardea nycticorax.*	„	„
1846	Mai	30	Rohrdommel. „ *stellaris.*	W	Schön.
1846	Juni	15	„ (kleine). „ *minuta.*	„	Regen.
			12. Schnepfenartige.		
1848	April	18	Brachvogel (grosser). *Numenius arquata.*	W	Hell.
1849	„	16	„ (mittlerer). „ *Phaeopus.*	„	Schnee.
1844	April	4	Rothe Pfuhlschnpf. *Scolopax Fedoa* (Lin.)	W	Regen.
1845	März	30		W	Kalt.
1846	„	18	Waldschnepfe. „ *rusticola.*	„	„
1847	„	22		„	Regen.
1848	„	12		„	Kalt.
1845	März	30		W	Kalt.
1846	„	22	Strandläufer. *Tringa gambetta.*	„	Trüb.
1847	April	26		„	Kalt.
1848	März	18		„	„
			13. Möven.		
1845	März	30		W	Kalt.
1846	April	6	Schwarzköpfige. *Larus ridibundus.*	O	„
1847	„	10		W	„
1848	März	29		„	Regen.
1846	Decbr.	14	Wintermöve. „ *tridactylus.*	O	Sehr kalt.
1848	Octbr.	9		„	Rauh.
1847	Septbr.	15	Seeschwalbe. *Sterna fissipes.*	NO	Hell.
1847	Mai	20	„ Gemeine. „ *hirundo.*	W	Warm.

Bemerkungen.	Anziehen.				Bemerkungen.
	Monat.	Tag.	Windstrich.	Witterung.	
	—	—	—	—	
Streicht durch	—	—	—	—	Bei Schwarzach.
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
	Sept.	26	W	Kalt.	20—40 Stück beisammen. Metisweiler Weiher bei Wolfegg.
	„	30	„	Warm.	
	Oct.	13	W	Rauh.	
Brütet auf dem Rohrsee	„	16	O	Kalt.	
	„	18	„	Nebel.	
	„	20	„	„	
	Nov.	11	W	Rauh.	
Bleibt bei gelind. Winter einzeln hier.	„	24	O	„	
	„	18	W	Kalt. Trüb.	
	„	27	„	Nebel.	
Fast alle Jahre im Wurzacherried. 1844 b. Biberach 1 St. geschoss. worden. 1843 1 St. bei Waldburg und 1 St. bei Zeil geschossen worden.	—	—	—	—	Streicht durch.
	—	—	—	—	Streicht durch.
Bei Weissenau.	—	—	—	—	Selten.
Auf dem Rohrsee.	Aug.	30	O	Warm.	
Auf den Waldseen und Kisslegger Seen.	„	24	„	„	Selten.
	—	—	—	—	Streicht durch. Auf dem Federsee bei Buchau.
	—	—	—	—	Bei Kisslegg 1 St. geschossen.
Bei Schwarzach 1 St. geschossen. Ist noch nicht unter den Vögeln Württembergs.	—	—	—	—	Streicht durch.
	Nov.	14	O	Rauh.	
	„	18	W	Kalt.	Bleibt bei gelinden Wintern einzeln hier, namentlich bei Weissenbronnen.
	Dec.	8	„	„	
	Nov.	19	„	„	
	Oct.	6	W	Warm.	
Brütet auf dem Rohrsee.	„	9	„	Kalt.	
	„	10	O	„	
	„	5	„	„	
Brütet auf dem Rohrsee, früher zu Hunderten, wurden aber durch das Wegnehmen der Eier vertrieben.	Oct.	10	W	Nebel.	
	„	6	„	Hell.	
	„	14	O	Kalt.	
	„	9	W	Regen.	
Auf der Ach bei Waldsee.	—	—	—	—	
Metisweiler Weiher bei Wolfegg.	—	—	—	—	Streicht durch.
Auf dem Rohrsee.	—	—	—	—	
	—	—	—	—	Streicht durch.

Ankommen.

Jahrgang.	Monat.	Tag.	Namen.		Windstrich.	Witterung.
			14. Enten.			
1845	März	16			W	Hell.
1846	„	17	} Wilde Gans.	*Anser ferus.*	„	Kalt.
1847	„	23			W	Schnee.
1848	„	24			„	Kalt. Hell.
1845	Mai	26			W	Warm.
1846	April	10	} Spiesente	*Anas acuta.*	„	Kalt.
1847	März	10	} und Löffelente.	„ *clypeata.*	„	Rauh.
1848	„	„			O	Hell.
1845	April	3			O	Kalt.
1846	„	6	} Pfeifente	„ *penelope.*	„	„
1847	„	6	} und Weissäugige	„ *leucophthalmus.*	W	Rauh.
1848	„	10			„	Warm.
1845	Februar	22			O	Kalt Schnee.
1846	„	24	} Quackente.	„ *clangula.*	„	„
1847	März	22			W	Warm.
1848	„	1			„	„
1845	Mai	24			W	Hell.
1846	„	20	} Aschgraue.	„ *cinerascens.*	O	Regen.
1847	„	24			W	Trüb.
1848	„	18			„	Warm.
1845	Februar	6			O	Kalt Schnee.
1846	März	6	} Zirpente	„ *circia.*	O	„
1847	„	4	} und Krickente.	„ *crecca.*	W	Hell.
1848	„	9			O	„
1848	April	10	Haubenente (europäische).		W	Warm.
			15. Taucher.			
1845	März	29			W	Kalt.
1846	„	27	} Haubentaucher.	*Podiceps cristatus.*	„	„
1847	„	29			„	„
1848	„	29			„	„
1845	April	16			—	—
1846	„	11	} Ohrentaucher.	„ *auritus.*	—	—
1847	„	13			—	—
1848	Mai	6			—	—
			16. Säger.			
1845	Novemb.	26	Langschnäblige.	*Mergus serrator.*	O	Kalt.
1845	Februar	26			O	Schnee.
1846	„	14	} Säger, weisser (Nonne)	„ *albellus.*	„	„
1847	„	16			„	„
1848	März	1			W	Warm.

Bemerkungen.	Abziehen. Monat.	Tag.	Windstrich.	Witterung.	Bemerkungen.
Von West nach Ost.	Dec.	10	O	Kalt. Schnee.	Von Osten nach Westen.
	Nov.	28	„	„	
	Dec.	14	NO	Schnee.	
	„	15	O	„	
Gewöhnlich beisammen. Rohrsee.	—	—	—	—	Streichen durch.
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
Gewöhnlich beisammen. Rohrsee. Boschemer Weiher.	—	—	—	—	Streichen durch.
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
Rohrsee.	—	—	—	—	Streicht durch.
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	
	Sept.	26	W	Kalt.	
Brütet auf dem Rohrsee.	„	27	„	Hell.	
	„	24	„	Warm.	
	„	28	„	Nebel.	
Krickente:	Nov.	4	O	Kalt.	
Gewöhnlich beisammen.	„	20	NO	„	
	Oct.	28	O	„	
Die Zirpente streicht durch.	„	30	„	„	
Auf den Waldseer Seen.	—	—	—	—	Streicht durch.
	Oct.	24	W	Rauh.	
Brütet auf dem Rohrsee alle Jahre.	„	26	„	Kalt.	
	„	28	„	Nebel.	
	„	20	„	„	
	Sept.	20	W	Nebel.	
Durchziehen.	„	23	„	Hell.	
	„	26	„	Warm.	
	Oct.	1	„	Gewitter.	
Auf den Risslegger Seen.	—	—	—	—	Streicht durch.
	—	—	—	—	
Auf den Waldseer Seen.	—	—	—	—	Streicht durch.
	—	—	—	—	
	—	—	—	—	

den Männern, welche Unterrichtsanſtalten und Erziehungshäuſer anlegen wollen, den Beweis zu verlangen, daß ſie im Stande ſind, Andere zu unterweiſen, und daß ſie einen ſittlichen Wandel führen. Aber die von der Regierung in Vorſchlag gebrachte Jury, welche das Recht haben ſollte, die zu öffentlichen Erziehern ſich meldenden Perſonen noch einmal zu prüfen, und ſie entweder anzunehmen oder zu verwerfen, wollte der Verein für Lehrmethoden nicht zugeben. Beſagte Jury, welche nach dem Geſetzentwurf ganz von der Regierung ernannt werden und alſo von derſelben abhängig gemacht werden ſollte, ſchien dem Verein ein Eingriff in die Freiheit des Unterrichts; um dagegen der Regierung einigen Erſatz darzubieten, ſchlug er vor, diejenigen, welche Vorſteher von Erziehungshäuſern werden wollen, der Verpflichtung zu unterwerfen, einige Jahre lang in einem Erziehungshauſe als Unterlehrer geſtanden zu haben.

Herr Bernard Jullieu ſprach wieder viel und geläufig über die von der Oberbehörde des Unterrichtsweſens begangenen Fehler. Beſonders beklagte er ſich über den mit Vorſchreiben von Schulbüchern in den Colleges getriebenen Unfug: manche Schriftſteller müßten Jahre lang warten, ehe man ihre Unterrichtsſchriften in die öffentlichen Anſtalten zulaſſe; manche Schriften würden gar nicht unterſucht und dennoch als unzulänglich oder unzweckmäßig verworfen, welches alles zur Folge habe, daß Schriftſteller den Muth verlören, für den öffentlichen Unterricht zu arbeiten und die Collegien mit ſchlecht abgefaßten Schulbüchern überſchwemmt würden. Ueberhaupt, meinte er, ſollte ſich die öffentliche Behörde mit dem Vorſchreiben von Schulbüchern und Lehrmethoden gar nicht befaſſen, ſondern die Wahl den Lehrern ganz frei ſtellen.

Dieſelbe Behauptung führte auch ein anderer Redner (ich glaube, es war Royer-Collard) recht gut durch. Jeder Lehrer habe ſeine beſondere Art, zu unterweiſen; er nehme aus einem Buche dieſes, aus einem andern jenes heraus, was ihm gut dünke; man müſſe ihm alſo hinſichtlich der Methode und des Schulbuches ganz freie Hand laſſen.

Nach dieſem trat ein junger Mann auf, deſſen Ausſprache ſeine Herſtammung aus Südfrankreich, wo man bekanntlich ein lebhaftes Temperament hat, bezeugte. Dieſer aufbrauſende Redner

3. Aufforderung an die Meteorologen.

Seit 1825 habe ich die Beobachtungen der Station Stuttgart in einer Weise besorgt, wie sie in den bisherigen Jahresberichten, und, bis 1844 einschl., in den monatlichen und Jahres-Tabellen im Correspondenzblatt des landw. Vereins zu ersehen ist; seit 1831 habe ich die von dem verewigten Prof. Dr. G. Schübler i. J. 1825 begonnenen meteorol. Jahresberichte von Württemberg abgefasst. Ich habe hiebei keinerlei äussere Hülfe und Unterstützung gehabt, und unter grossen Aufopferungen an Zeit, Bequemlichkeit und Arbeit die Sache bis jetzt allein durchgeführt; selbst an mannigfachen Hindernissen, welche ihr entgegengesetzt wurden, hat es nicht gefehlt. Ob die Sache dieser Opfer werth war, mögen Andere entscheiden. Dass sie nicht zwecklos war, scheint wenigstens daraus hervorzugehen, dass die Jahresberichte in andere Journale (wie Berghaus Annalen) übergingen, dass manche Fachgenossen sich auf die diesseitigen Beobachtungen stützten, von denselben Gebrauch für Wissenschaft und Praxis machten, dass die Resultate der Stuttgarter Beobachtungen in Schriften (in der „Beschreibung von Stuttgart, Festgabe der Stadtgemeinde an die deutschen Naturforscher v. J. 1834" und den aus dieser Schrift weiter entstandenen), in wissenschaftlichen Journalen (den württemb. Jahrbüchern, dem medicinischen Correspondenzblatt) und in Zeitungen mitgetheilt wurden und noch werden, und dass sie namentlich zu den barometrischen Höhenmessungen im Lande benützt worden sind.

Mit dem Jahre 1850 geht eine viertelhundertjährige Periode dieser meteorologischen Bemühungen zu Ende. Jeder, der mit der Natur derselben vertraut ist, wird es erklärlich und gerechtfertigt finden, wenn ich nunmehr die Absicht hege, dieselben zu beendigen und den Wunsch ausspreche, dass sie von Andern, wo möglich nach den Grundzügen des bisher consequent durchgeführten Planes, fortgesetzt werden möchten.

Es sei mir daher eine Aufforderung und Bitte an alle Meteorologen und Liebhaber dieser Wissenschaft, zunächst in Stuttgart selbst in Betreff der Beobachtungs-Station Stuttgart, dann aber auch in weiteren Kreisen in Betreff der Jahresberichte, gestattet: dass sich Einer oder der Andere dieses Gegenstandes annehme und die Forsetzung vom Beginne des Jahres 1851 an (die Jahresberichte von 1849 und 1850 werde ich, wenn ich das Leben habe, noch liefern), übernehmen möchte. Dass ihm die Instrumente übergeben werden würden, ist selbstverständlich, ebenso dass ich mich keiner Beihülfe und Mitwirkung entziehen werde.

Ich bitte daher diejenigen Herren, welche geneigt wären, die Nachfolge in diesen Bestrebungen von mir zu übernehmen, sich baldgefälligst mit mir in Verbindung zu setzen.

Im Juli 1850. Plieninger.

Sylvia guttata Landbeck. Mas. adult.

Christian Ludw. Landbeck ad nat. pinx. 1841

Woth. patavinæ. Sumtibus V. P.

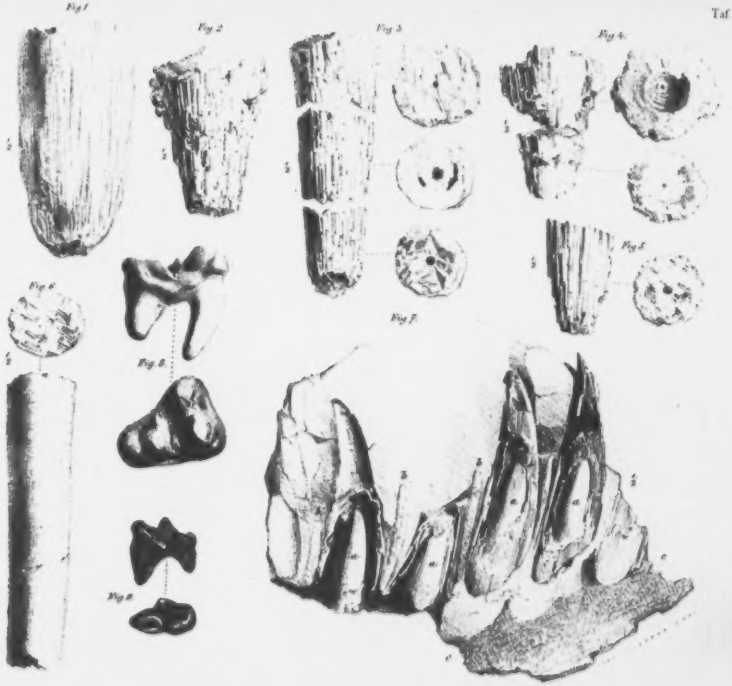

Wurth naturw Jahreshefte 1848

Taf. III.

Graphische Darstellung der Mortalitäts-Curven.

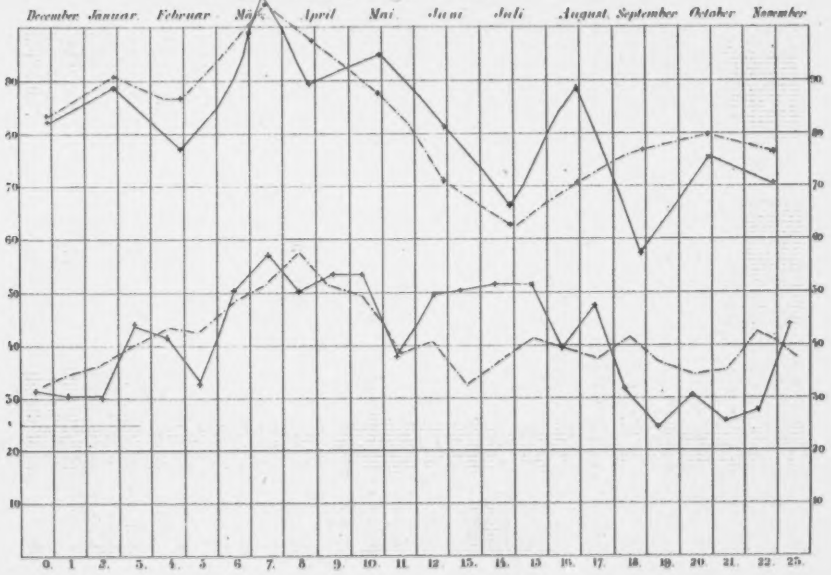

Worth naturae lithochrolla 1843

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

SECHSTER JAHRGANG.

(Mit drei Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1850.
Ausgegeben im Mai 1850.

Gedruckt bei K. P. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Fünfte Generalversammlung am 1. Mai 1850 zu Gmünd. Bericht von Generalstabsarzt Dr. v. Klein 129

Eröffnungsrede und Uebersicht über die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der Umgegend Gmünds. Von Oberamtswundarzt Dr. Faber 129

Rechenschaftsbericht von Prof. Dr. Kurr 134

Verzeichniss eingekommener neuerer Schriften 134

Bericht des Kassiers 136

Verzeichniss neu eingetretener Mitglieder 137

Verzeichniss ausgetretener Mitglieder 138

Antrag auf Abänderung des §. 19 der organischen Bestimmungen des Vereins 151

II. Aufsätze und Vorträge.

1. Zoologie.

Generalstabsarzt Dr. v. Klein, Beiträge zur Anatomie der ungeschwänzten Batrachier 1

Georg v. Martens, die Menagerien in Stuttgart . . . 85

2. Botanik.

Georg v. Martens, die Armleuchter-Gewächse Württembergs 156

Dr. Finkh, Mittheilung neu entdeckter Pflanzen und neuer Standorte 213

3. Mineralogie und Geognosie.

Prof. Dr. Kurr, Verhalten der Felsarten vor dem Löthrohre 143

4. Petrefaktenkunde.

Prof. Dr. Quenstedt, über Hippotherium der Bohnenerze (Mit Taf. I.) 165

Prof. Dr. Quenstedt, über Mecochirus im braunen Jura bei Gammelshausen und einige andere Krebse. (Mit Taf. II.) 188

Dr. Bruckmann, Flora oeningensis fossilis 215

Seite

5. Chemie, Physik und Meteorologie.

Prof. Dr. Th. Plieninger, über hydraulischen Cement. 124
Prof. Dr. Sigwart, Vorkommen von Jod im Reutlinger Wasser 140
Dr. Otto Seyffer, über Lichtpolarisation. (Mit Taf. III.) . 198
" " Apparat zur Darstellung der Plateau'schen Versuche 200
" " Versuch über Dampfelektricität . . . 203
" " über die Figuren der sphäroidalen Flüssigkeitstropfen und ihren Zusammenhang mit den Klangfiguren 205
Dr. Leube, Mittel zur Vertilgung des Hausschwamms . . 239
Ed. Breuninger, Zusammensetzung verschiedener Torfarten. 245
Ueber die Temperatur in einem Bohrloch bei Schramberg. Mittheilung vom Königl. Bergrath 209
Prof. Dr. Th. Plieninger, Metereologischer Jahresbericht von 1849 und 1850 257

6. Vermischten.

Inspektor Fleischmann, über eine hydrographische Karte der Flussgebiete des Kochers und der Jaxt 113
Se. Erlaucht, Graf Wilhelm von Württemberg, über eine Karte von Württemberg für naturwissenschaftliche, historisch-antiquarische und militärische Zwecke 113

III. Kleinere Mittheilungen.

Stadtvicar Fraas, über Detonationen in der Luft. . . . 128

behauptete ſchlechtweg, die jetzt gebräuchlichen Schulbücher ſeyen abſcheulich, und der Unterricht erbärmlich; über den alten Sprachen verſäume man den weit nützlicheren und nöthigeren techniſchen Unterricht. Der Redner drang auf eine gänzliche Umgeſtaltung des Unterrichtsweſens, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß ihn der Sekretär des Vereins unterbrechen mußte, mit der Bemerkung, der Verein habe keineswegs den Zweck und die Abſicht, das Unterrichtsweſen umzugeſtalten; man ſey diesmal bloß deßhalb zuſammengekommen, um ſich einander ſeine Gedanken über den Geſetzentwurf in Betreff der Sekundärſchulen mitzutheilen und die Einwendungen dagegen beſtimmt auszudrücken.

Es ſchien jedoch, daß einige Zuhörer Vergnügen an den Aufwallungen des jungen Redners fanden; denn ſie äußerten den Wunſch, es möge ihm verſtattet werden, ſich frei auszuſprechen, da ſeine Meinung zu guten Bemerkungen auch über den zur Sprache gekommenen Geſetzentwurf Anlaß geben könne. Er fuhr nun auch kühn fort in ſeinem Kritiſiren des Unterrichtsweſens, wie es in Frankreich beſchaffen iſt. Jedoch hatte dieſes weiter keinen Einfluß auf die Debatten. Zuletzt kam man in der Hauptſache überein und beauftragte den Vorſtand des Vereins, der Commiſſion der Deputirtenkammer die gemachten Einwendungen ſchriftlich mitzutheilen.

Dies geſchah. Indeſſen beſtand dennoch die Commiſſion auf Beibehaltung der von der Regierung verlangten Prüfungs-Jury. Bei den öffentlichen Debatten in der Deputirtenkammer redeten mehrere freiſinnige Abgeordnete im Sinne des Vereins für Unterrichtsmethoden, konnten aber ebenfalls die Weglaſſung jener Jury nicht bewirken. Um ſie nicht ganz von der Obrigkeit abhängen zu laſſen, ſchlugen beſagte Redner vor, einige Munizipalräthe, welche bekanntlich vom Volke gewählt werden, zur Jury zu berufen; aber auch dieſes wollte das Miniſterium nicht zugeben. Es wurden jedoch einige andere Verfügungen getroffen, welche das willkürliche Verfahren der Obrigkeit im Prüfen und Annehmen der Vorſteher der Erziehungsanſtalten ſo ziemlich zu verhindern ſcheinen.

Der Verein hat jedoch nicht oft Gelegenheit, ſich mit Geſetzgebung zu befaſſen; meiſtens beſchränken ſich ſeine Verhandlungen auf Unterſuchungen über Lehrgegenſtände und Lehrmethoden, wie

II. Abhandlungen.

1. Beiträge zur Anatomie der ungeschwänzten Batrachier,

von Dr. Klein, Generalstabsarzt in Stuttgart.

Trotz der vielen sehr schätzbaren Untersuchungen, welche über die vergleichende Anatomie der ungeschwänzten Batrachier gemacht worden sind, ist die Beschreibung besonders der Muskeln dieser Thiere mehr oder weniger mangelhaft geblieben; eine vergleichende Zusammenstellung der Muskeln bei den einzelnen Geschlechtern fehlt ohnedies ganz, ich habe desshalb die Gelegenheit benützt, die mir von Seiten des Königl. Naturalien-Cabinets geboten wurde, unter Beihülfe des Conservators der Anstalt, Dr. F. Krauss eine Vergleichung der meist riesenhaften Arten der neuen Welt mit unsern Batrachiern anzustellen und gebe hier das Resultat der Untersuchung als einen kleinen Beitrag zur Anatomie dieser Thiere.

Die untersuchten Species sind:

Bufo agua Latr. (*Ran. marin. L.*) Weibchen,
Bufo margaritifer Daud. Weibchen,
Bufo variabilis Merr. (*B. viridis Laur.*) Weibchen,
Cystignathus ocellatus Wagl. (*Ran. ocell. L.*) Männchen,
Rana temporaria L. Weibchen,
Hyla palmata Daud. Weibchen,
Hyla arborea, viridis Latr. (*Ran. arbor. L.*) Weibchen,
Pipa americana Laur. (*Ran. pipa L.*) Männchen.

Da von den ausländischen Species mir nur Ein Exemplar zu Gebote stand, so musste eine wiederholte Untersuchung un-

terbleiben, womit Fehler, die sich finden sollten, zu entschuldigen sein dürften.

So weit es möglich war, sind in der folgenden Beschreibung die Zahlen von Dugès und Zenker angegeben, was aber in einzelnen Fällen grosse Schwierigkeit hatte; weil bei Ersterem der Ursprung und Verlauf gar nicht angegeben ist und die Namen allein zu wenig bezeichnen, bei Letzterem die Untersuchung hie und da abweichende Resultate gab.

Von osteologischen Bemerkungen ist nur gegeben, was in den angeführten Werken nicht näher bezeichnet ist.

Von Schriften, die über diesen Gegenstand handeln, wurden folgende benützt und geprüft:

Siebold & Stannius, Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Theil II. Berlin 1846.

Recherches sur l'ostéologie et la myologie des batraciens etc. par Ant. Dugès in *Mémoires de l'académie royale des sciences. Tom. VI.* Paris 1835.

Zenker, *Batrachomyologia.* Jena 1825.

Cuvier, *Leçons d'anatomie comparée. Tom. I.*

Cuvier, *Ossemens fossiles.* Paris 1834.

Dumeril, *Erpétologie générale. Tom. VIII.* Paris 1841.

Grant, Vergleichende Anatomie. Leipzig 1842.

Wagner, Zootomie. Bd. II. Leipzig 1847.

Breyer, *Observationes anatomicae circa fabricam Ranae pipae, praeside Rudolphi. Berol.* 1811.

C. Mayer, Beiträge zur anatomischen Monographie der *Rana pipa* in *Nova acta acad. caesar. Leopold. Carol. nat. cur.* 1825.

Osteologische Bemerkungen.

Während *Bufo*, *Rana* und *Hyla* 9 abgesonderte Wirbel haben, den letzten, von Andern als Os sacrum angenommen, mitgerechnet, ist bei *Cystignathus* der erste und zweite völlig mit einander verwachsen. Bei *Pipa* ist ausser dieser Verbindung auch noch der letzte und das *Os coccygis* mit einander verwachsen. — Bei *Bufo agua* sind die *Proc. transversi* des zweiten Wirbels sehr breit aber kurz. —

Die *Proc. spinosi* der Wirbel sind durch tiefe Gruben von einander getrennt, nur der erste und zweite stossen aneinander. Bei *Hyla* haben die 5 untern Wirbel keine Proc. spinosi, die hintere Fläche der Wirbelkörper erscheint platt. Der lezte Wirbel, *Os sacrum*, hat bei allen keinen Proc. spinosus.

Bei *Pipa* dagegen sind die Proc. spinosi in die Länge gezogen, nehmen die ganze Länge der Körper ein und sind hinten gespalten; in die Spalte tritt das vordere Ende des nächsten Proc. spinos. herein. Auch der letzte Wirbel hat eine dem Proc. spinos. entsprechende Längenfalte, die sich auf dem Os coccygis fortsetzt.

Auch bei *Cystignathus* schieben sich der innere Rand der *Clavicula* und des *Os coracoideum* über einander. —

Bei *Hyla* ist das *Manubrium sterni* sehr schmal; bei *Cystignathus* sehr hervorragend. —

Die langen Ossa *ilei*, welche bei den Andern (mit Ausnahme von *Pipa*) im Allgemeinen mehr rundlich sind, haben bei *Cystignathus* der ganzen Länge nach oben eine einwärtsgebogene Knochenlamelle, die mit der Hervorragung am hintern Ende beginnt und sich fast bis vorne, allmählig niederer werdend, erstreckt.

Von der hintern Fläche des breiten Proc. transvers. des letzten Wirbels (Os sacrum), welcher auf der hintern Fläche des Os ilei, nahe der Spitze, eine vollkommene Articulation bildet, geht ein starkes Band als Verstärkung der Gelenkskapsel an die äussere Seite des Os ilei, wo dasselbe bei *Bufo agua* ein Os sesamoideum enthält; der Proc. transvers. schiebt sich auf dem Os ilei auf und ab. Bei *Bufo variabilis* und *margaritifer* sind die Proc. transversi verhältnissmässig breiter, als bei *Bufo agua*. Bei *Cystignathus* ist ein Zwischenknorpel vorhanden. Bei *Hyla* sind die Querfortsätze breit und in der Gelenksverbindung ist kein Zwischenknorpel. Bei *Pipa* liegen beide breiten Platten des Os ilei und die Proc. transvers. des letzten Wirbels, die ebenfalls eine breite Platte bilden, fest auf einander durch starke Muskeln unter einander verbunden, ohne auf einander zu articuliren.

Der *Humerus* von *Cystignathus* unterscheidet sich von allen Andern nicht nur durch eine viel stärkere vordere Leiste,

sondern durch eine zweite, welche nach hinten und aussen liegt, sehr stark und scharf ist: sie beginnt unter dem Kopfe des Humerus und theilt sich in der Mitte der Länge in zwei Theile, die gegen beide Condyli auslaufen, und eine tiefe Grube zwischen sich lassen, welche von einem Kopfe des Triceps ausgefüllt ist.

Die untere Articulation des Humerus besteht bei Allen aus einem rundlichen, nach vorne und hinten verlängerten Gelenkskopfe, wodurch ausser der Beugung und dem Strecken des Vorderarmes, der mit concav ausgehöhlter Gelenkfläche auf demselben articulirt, eine Bewegung zur Seite, eine Art Drehbewegung möglich ist, welche die Pronatio und Supinatio der Vorderarmknochen ersetzt, jedoch durch eine starke Hervorragung nach innen beschränkt ist, während nach aussen eine solche Hervorragung fehlt. Nur bei *Pipa* ist zu beiden Seiten des Kopfes eine Hervorragung, wodurch jede Bewegung zur Seite gehindert ist; eine ziemlich tiefe Grube an der vordern innern Seite des Kopfes nimmt hier den Proc. coronoideus antibrachii auf.

Das *Olecranon* ist bei *Pipa* ein abgesonderter Knochen, wie schon Breyer angegeben pag. 9. Tab. I. u. II. l. l.

Ossa carpi finden sich bei diesen Geschlechtern 7, in erster Reihe 2, welche mit der überknorpelten Gelenkfläche des Antibrachium in Verbindung stehen. In zweiter Reihe liegt nach aussen ein grosses mit drei überknorpelten rundlichen Gelenkflächen, auf denen der vierte, dritte und zweite Metacarpusknochen articuliren; nach innen liegen zwei kleinere vor einander, von denen das hintere mit dem innern erster Reihe an der Seite verbunden ist, ein kleines scheibenförmiges auf diesem (5); auf diesem und an der Seite nach vornen liegt ein kleines viereckiges (6). Mit beiden letztern, 5 und 6, articulirt der breite Metacarpusknochen der 1sten Zehe und der hackenförmige Knochen, der noch auf dem 7ten viereckigen sitzt. Der hackenförmige Knochen, die rudimentäre Zehe besteht noch aus zwei kleinen Knochen, die auf einander und auf dem 7ten sitzen.

Bei *Pipa* sind 5 Ossa carpi vorhanden und die rudimentäre Zehe fehlt. In erster Reihe liegt nach aussen ein grosser, grösser als die andern zusammen, der mit dem äussern Theil des Antibrachium und dem Metacarpus der vierten Zehe arti-

culirt. Ein zweiter nach innen gelegener, kleiner articulirt mit dem innern Theil des Antibrachium, dem grösseren äussern und einem Os pisiforme. In der zweiten Reihe stehen das 4te, das mit der 1ten und 2ten Zehe und dem kleinen innern der ersten Reihe articulirt, nach aussen das 5te, das mit dem 3ten Metacarpus und dem grossen äussern Carpusknochen in Verbindung steht.

Mayer hat pag. 532 diese Ossa carpi mit denen des Menschen verglichen und benannt, aber, wie mir scheint, innere und äussere Seite verwechselt, indem er das äussere grosse nach innen setzt, Os naviculare nennt und mit dem ersten Metacarpus articuliren lässt; nach diesem richtet sich die Benennung der andern Carpusknochen in gleicher Verwechslung.

Bei *Cystignathus* hat das *Os metacarpi digiti* I. beim Männchen einen eigenthümlichen Knochenfortsatz (Dumeril pag. 399). Der äussere Rand des Metacarpus geht unmittelbar in die Articulationsfläche über, der innere aber wird flügelförmig und geht in einen Knochenfortsatz über, der nach vorne zugespitzt endet und ab- und einwärts steht, so dass der Metacarpus nach vorne gespalten erscheint; der innere Theil ist Knochenfortsatz, der äussere trägt die Articulationsfläche für die Phalanx; an der äussern Seite des Fortsatzes ist eine Rinne, in welcher die Sehne des Extensor digiti I. verläuft.

An der vordern Extremität ist bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* die 2te Zehe die kleinste, bei *Hyla* und *Pipa* die 1ste, die 3te ist bei Allen die längste. Alle haben an der 1sten und 2ten Zehe 2 Phalangen, an der 3ten und 4ten je 3. Bei *Hyla* sind die hintern und vordern Articulationsenden der Phalangen verhältnissmässig sehr dick und breit, der mittlere Theil ist sehr dünn. Die letzte Phalanx erscheint als feine Knochenspitze, welche mit einer Anschwellung beginnt.

Am *Femur* ist nichts Besonderes zu bemerken, es ist ziemlich gleich lang mit dem Unterschenkel; bei *Bufo agua* sehr dick; sehr zart bei *Hyla*.

Die *Patella* fehlt bei Allen, auch bei *Pipa* fand sich keine. Mayer hat pag. 530 angegeben, dass sich bei *Pipa* „ein dreieckiges Knöchelchen am Ende der Musculatur des Extensor cruris und obern Rand der Sehne finde“, also ein Os sesamoi-

deum, während er pag. 533 sagt: „sie (Patella) tritt am trockenen Knochengerüste deutlich zu Tage;" aber ein Os sesamoideum müsste mit dem Muskel wegfallen.

Der Unterschenkel hat nur einen einzigen Knochen, an dem aber eine Trennung am obern und untern Ende durch eine Rinne angedeutet ist. Bei *Hyla* ist der Knochen wie das Femur sehr schlank, und die Trennung an beiden Enden nur leicht angedeutet.

Bei Allen ist an der innern Seite am untern Ende eine deutliche Rinne zum Durchtritt der Sehne des Tibialis posticus.

Ossa tarsi. An den Unterschenkel schliessen sich zwei lange Knochen an, welche am obern und untern Ende mit einander vereinigt sind und zwar so, dass sich vom Articulationsende aus eine Knochenlamelle hereinlegt. Bei *Pipa* sind diese beiden Kochen kurz, platt, prismatisch, nach innen gegen den freien Raum zwischen beiden hören sie mit scharfem Rande auf; nach aussen haben sie sowohl nach oben als unten eine starke Leiste, somit einen breiten äussern Rand.

Vor diesen zwei langen Tarsealknochen liegen 5 kleinere, von denen 3 scheibenförmige in Einer Reihe sich befinden und zwar nach innen, so dass zwischen dem 1sten innern und dem 2ten kleinern der 1ste Metatarsus articulirt, zwischen diesem 2ten und einem grössern 3ten sitzt der 2te Metatarsus, auf dem 3ten sitzt der 3te Metatarsusknochen. An der äussern Seite des 3ten articulirt der 4te Metatarsus. Zwischen dem äussern Theil dieses 4ten und dem 5ten Metatarsus und dem äussern langen Tarsealknochen schiebt sich eine starke Cartilago interarticularis herein, die nach innen dicker ist als aussen. Auf dem 1sten innern kleinen Tarsealknochen liegt der hackenförmige Knochen, der aus zwei grösseren Knochen besteht.

Von der äussern Seite der kleinen Ossa tarsi geht ein starkes Band an die innere Seite des äussern langen Tarsealknochen. Der 2te und 3te kleine Tarsealknochen sind durch ein starkes Band an der innern Seite des Zwischenknorpels mit dem Gelenkende des innern langen Tarsealknochen verbunden.

Auf der Plantarfläche sind beide langen Ossa tarsi durch ein starkes Band verbunden, unter dem die Sehne des Adductor longus digiti I. durchgeht.

Ein Ligamentum interosseum verbindet beide langen Tarsealknochen mit einander.

Bei *Pipa* finden sich 6 kleine Tarsealknochen, wie schon Mayer pag. 532 angibt. Der 5te und 4te Metatarsusknochen articulirt unmittelbar auf dem äussern langen Tarsealknochen. Zwischen dem 3ten, 2ten und 1sten Metatarsus und dem innern längen Tarsealknochen liegen 2 scheibenförmige Ossa tarsi; 4 andere rundliche Tarsealknochen bilden Rollen für die Sehnen des Flexor digitorum und liegen, der 1ste und 2te hinter dem Os metatarsi 1., 2. und 3., der 3te hinter dem 4ten Metatarsus frei unter dem Articulationsende des langen Tarsealknochen. Der 4te liegt hinter dem 1sten und 2ten kleinen Tarsealknochen. An der untern, Plantarseite des 1sten rundlichen kleinen Knochen liegen noch frei nach unten 2 kleinere auf einander, die von der Haut überzogen, den hackenförmigen Knochen darstellen, der aber hier nicht an der innern Seite des 1sten Metatarsus, sondern nach unten auf der Plantarfläche liegt.

Von den *Ossa metatarsi* ist der 4te der längste; bei *Pipa* der 3te, der 1ste hat an seiner innern, der 5te an seiner äussern und obern Seite eine leistenförmige Erhabenheit.

Bei allen Geschlechtern sind an der 1sten und 2ten Zehe 2, an der 3ten und 5ten 3, und an der 4ten Zehe 4 Phalangen.

Bei *Hyla* sind die Articulationsenden der Phalangen, wie die an den vordern Extremitäten, breit, der mittlere Theil sehr dünn, die letzte Phalanx bildet eine feine Spitze, die wie in einer Scheibe steckt. Bei *Pipa* sind die letzten Phalangen feine Spitzen.

Die Zehen überhaupt nehmen von der 1sten, welche die kleinste ist, bis zur 3ten an Länge zu; die 5te ist gleich der 3ten; die 4te ist bei weitem die längste; nur ist bei *Hyla* die 4te nicht viel länger. Bei *Pipa* nehmen die Zehen von der 1sten bis zur 3ten zu, die 4te ist etwas kürzer, obgleich sie 4 Phalangen hat und die 5te gleich der 2ten.

Myologie.

Die Haut umgibt die Muskeln sehr locker und ist nur durch einzelne Zellgewebsbrücken mit ihnen verbunden. Einige eigene Muskeln der Haut finden sich aber doch bei den Batrachiern.

Bei *Rana* und *Bufo* ist auf der Bauchseite ein breiter platter Muskel, *Abdominocutaneus*, der vom Rectus abdominis kommt, sich nach aussen an den Humeroabdominalis legt und unter der Portio sternalis des Pectoralis aufwärts zur Haut tritt, an die er sich in der Mitte der Portio sternalis anlegt. Fehlt bei *Hyla*, dagegen ist der Humeroabdominalis in seiner Mitte mit der Haut verwachsen.

Der *Submaxillaris*, siehe diesen Muskel.

Bei *Bufo*, *Rana* und *Hyla* entspringt über dem obern Rand der Portio sternalis des Pectoralis, der hintern Insertion des Geniohyoideus und auswärts in der Rinne über den Schultermuskeln bis zum Sternocleidomastoideus ein starker Muskel, *Sternocutaneus*, der auswärtstretend an der Haut über der Schulter hinter dem hintern Rand des Submaxillaris sich anlegt.

Diese zwei letztern Muskeln bewirken die Bewegung der Kehle.

Der *Pubiodorsocutaneus* (Dugès Nr. 56, Zenk. cutaneus iliacus T. I. Fig. IV. 1) kommt tief aus der Rinne zwischen den Muskeln des Bauchs und des Oberschenkels als schmaler Muskel, der an der äussern Seite der obern Insertion des Rectus femoris einwärts und aufwärts, dann strahlig auseinandertritt und sich an die Haut am untern Theil des Rückens anlegt.

Der *Coccygeo cutaneus* (Dugès Nr. 57) kommt bei *Bufo* und *Hyla* von der Spitze des Os coccygis und tritt zur Haut des Rückens. Zwischen diesem und dem Vorigen liegen die Drüsen in der Inguinalgegend.

Ueber den *Ischiotibialis*, siehe diesen Muskel.

Bei *Bufo* entspringt dieser Muskel eigentlich vom untern Ende des Semimembranosus und breitet sich fächerförmig an der Haut aus bis auf die Mitte des Bauches, während der hintere Rand des Muskels sich gerade nach innen fortsetzt und an den Zellgewebsstreifen, der sich um die Symphysis herumschlägt, anlegt.

Gesichtsmuskeln.

Bei *Cystignathus* liegt auf dem Os fronto parietale, bedeckt von einer Aponeurose, welche auswärts die Muskeln der Schläfengrube überzieht, ein platter Muskel, der *Frontalis*, der sich mit der Aponeurose selbst verbindet, diese spannt. Bei den Andern fehlt dieser Muskel.

Zur Erweiterung der Nasenlöcher sind 3 Muskeln vorhanden:

Der *Intermaxillaris* (Dugès Nr. 1, Zenk. T. II. F. III. 1), der zwischen beiden Ossa intermaxillaria liegt, die aufsteigenden Aeste derselben einander nähert.

Der *Nasalis inferior* (Dugès Nr. 2, Zenk. intermaxillaris), welcher den Raum zwischen dem vordern Rand des Unterkiefers und dem aufsteigenden Ast des Os intermaxillare füllt.

Der *Nasalis externus* (Dugès Nr. 3, Zenk. narium. T. II. F. III. 2), der vom Proc. nasalis maxillae super. kommt und an den äussern Rand des Nasenlochs geht. Bei *Rana tempor.* und *Hyla arborea* zieht sich der Muskel lang und schmal am obern Rand des Oberkiefers hin unter das untere Augenlid. Erweitert wie der Vorige das Nasenloch.

Bei *Pipa* fehlt der Intermaxillaris und Nasalis inferior; der *Nasalis externus* kommt von der innern Fläche des Os frontale anterius und geht an die äussere Seite des fadenförmigen Os nasale. Die Wandung der Nasenöffnung ist nach oben zu beweglich und der Muskel erweitert die Oeffnung. —

Augenmuskeln.

Die Stelle des knöchernen Bodens der Orbita, welcher bei allen Batrachiern fehlt, nimmt eine starke dicke Aponeurose ein, die sich nach aussen und hinten an das Os pterygoid., nach innen und hinten an das Os petrosum, vorn an das Os palatinum befestigt und in der Mitte, ohne sich mit dem Knochen zu verbinden, auf die andere Seite sich fortsetzt.

Ueber dieser Aponeurose liegt der *Sustentator bulbi* (Depressor palpebr. inferioris, Dugès Nr. 9, Zenk. Depressor oculi, T. II. Fig. I. 2), der mit den andern Muskeln des Auges in dem hintern innern Winkel der Orbita, gebildet durch das Os petros. und sphenoid., entspringt, sich fächerförmig ausbreitet und mit

Ausnahme einer kleinen Stelle nach aussen und hinten als musculose Ausbreitung von unten den Bulbus und seine Muskeln deckt; er setzt sich dann der Länge des innern Orbitalrandes nach an das Os sphenoid., bis vorwärts an das Os palatin. und unter dem Rectus internus an die Seite des Os frontoparietale, und geht an die innere untere Seite des Bulbus und der ganzen Breite nach an das untere Augenlid, welches er zurückzieht, sowie den Bulbus selbst; bei *Bufo* blos an das Augenlid.

In dem hintern innern Winkel der Orbita um das Foram. optic. herum entspringen bei *Bufo agua* 9 Muskeln, der Sustentat. bulb., der Levat. palpebr. super., 4 Recti, der Retractor bulb. und 2 Obliqui superiores; bei *Rana* und *Hyla* fehlt ein besonderer Levator palpebr. superior.; der Rectus superior und obliqu. superior haben andere Insertionen. Bei *Bufo variabilis* hat der Rectus superior und bei *Cystignathus* auch der Rectus internus eine andere Insertion.

Der *Levator palpebr. superior* verläuft bei *Bufo agua* (bei *Bufo variabilis* kommt er vom Os frontoparietale) wie beim Menschen und setzt sich an die untere Fläche des breiten obern Augenlids fest, zwischen beiden Obliqui superiores. Bei *Rana* wird derselbe ersetzt durch einen Theil des Pterygoideus.

Die 4 *Recti* bilden einen Conus, in dem der Retractor bulb. mit den Nerven und Gefässen des Auges liegt, dessen Basis der vordere Theil des Bulbus bildet.

Der *Rectus inferior* und *externus* (Dugès 12 u. 14) entspringen bei allen 4 Genera in dem hintern Winkel um das Foram. optic., nur tritt bei *Bufo agua* der Inferior zwischen der gabelförmig gespaltenen Insertion der Portio externa des Retractor bulb. durch und setzt sich tiefer in der Grube fest.

Der *Rectus superior* (Dugès Nr. 8) entspringt bei *Bufo agua* über dem Foram. optic., bei *Bufo variabilis* am Os frontoparietale, bei *Rana* und *Hyla* mit sehr zarter Sehne am Os petrosum und geht fächerförmig sich ausbreitend an den obern Theil der Sclerotica hinter der Cornea. Den Raum zwischen Rectus superior und den tiefern Muskeln füllt der Pterygoid. aus, der mit seiner Insertion bis an das Os frontoparietale reicht, bei *Cystignathus* und *Rana* an die Aponeurose, die die Augen-

es ſein Name angibt. Dadurch aber, daß er unentgeltliche Vorträge über verſchiedene Wiſſenſchaften halten läßt, übt er einen gewiſſen Einfluß auf die öffentliche Bildung aus, obſchon freilich dieſe Vorträge wenig beſucht werden, ausgenommen diejenigen über Literatur.

Eine Association polytechnique beſteht für techniſche Zwecke; ſie hat bisher nicht viel Aufſehen erregt und wie es ſcheint im Stillen fortgewirkt; jedoch kann ſie jetzt, da die Anlegung von Eiſenbahnen und Dampfſuhren im Werke iſt, wichtig werden, wie ſie denn auch bereits angefangen hat, bei dem erſten Geſetzentwurf, hinſichtlich der Anlegung von Eiſenbahnen, den Gegenſtand im Beiſeyn mehrerer Pairs und Deputirten zu erörtern. Dieſe haben dann hernach die im Verein erworbene Einſicht ihren Collegen bei den Debatten mitgetheilt, welches man daraus geſehen hat, daß die auf den öffentlichen Rednerbühnen gemachten Bemerkungen und Einwendungen beinahe dieſelben waren, welche in der Sitzung des Vereins, von welcher die Tagesblätter umſtändlich Bericht erſtattet hatten, geäußert worden waren.

Von den Vereinen, welche die Ausübung der Wohlthätigkeit gegen Hülfsbedürftige zum Zweck haben, und deren es in Paris mehrere gibt, beſonders die ſogenannte Société philantropique, brauche ich hier nicht zu reden, da ihre Einrichtung ſowohl als ihr Wirken nichts Merkwürdiges darbietet.

Ein Verein zu Gunſten der Gelehrten und zur Sicherung des Eigenthums der Geiſtesprodukte iſt noch zu neu, als daß ſein Wirken ſchon ſichtbar werden könnte. Was man von ihm zu erwarten berechtigt iſt, beſteht darin, daß er darauf hinarbeite, die Geſetze, welche ſeit der Revolution das geiſtige Eigenthum beſchüzzen, zu verbeſſern, zufolge der ſeitdem erworbenen Erfahrung, und den Nachdruck der Bücher im Auslande aufzuheben. Zu erſterem iſt ſchon vor einigen Jahren durch eine von der Regierung deßhalb eingeſetzte Commiſſion ziemlich viel vorgearbeitet worden, und was letzteres betrifft, ſo wird der Verein kräftig von den Pariſer Buchhändlern unterſtützt, welche ebenfalls nach der Aufhebung des ihnen ſo verderblichen Nachdruckes ſtreben und darüber ſchon einige Unterhandlungen mit den Miniſtern gepflogen haben. Durch Mitwirkung des Buchhandels kann der Verein es vielleicht dahin bringen, daß endlich eine allgemeine Uebereinkunft zwiſchen den

muskeln deckt und mit dem obern Augenlid verbunden ist, sich anlegt und so den Levator palpebr. superioris ersetzt. Bei *Rana* geht die Sehne des Rectus zwischen den Fasern des Pterygoideus durch.

Der *Rectus internus* (Dugès Nr. 13) kommt bei *Bufo* und *Hyla* gemeinschaftlich mit den andern Muskeln von der innern Seite des Foramen optic.; bei *Cystignathus* und *Rana* dagegen vom Os frontoparietale und geht einwärts selbst etwas rückwärts an die innere Seite des Rectus superior zur Sclerotica.

Der *Obliquus superior* (Zenk. Levator palpebr. inf. T. II. F. III. 3. 4) ist bei *Bufo agua, variabilis* und *margaritifer* doppelt, ein *externus* und *internus*, die im hintern Winkel der Orbita entspringen und von denen der *externus* zwischen dem Rectus externus und superior, der *internus* zwischen Rectus internus und Portio interna des Retract. bulb. an der Seite des Bulbus vorwärts treten, in dem Winkel, den die obere Orbitalwand mit der äussern und innern bildet; an dem vordern Ende der Orbita gehen sie über ein Ligament gleich einer Rolle und treten an der Seite des obern Augenlids zum untern Augenlid, welches sie heraufziehen, den Bulbus aber nicht fassen.

Bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* geht von dem äussern Augenwinkel der *Obliquus superior* (Dugès Nr. 7) als kleiner Muskel ab, der gleich sehnig wird und zwischen dem Rectus externus, inferior und internus, andererseits dem Retractor bulbi, mit dem die Sehne fest verwachsen ist, um den Bulbus selbst, wie um eine Rolle sich schlingt, dann gegen den innern Augenwinkel tritt, wo er um ein Ligament als Rolle sich herumschlägt und an den innern Winkel des Augenlids tritt.

Der *Obliquus inferior* (Dugès Nr. 11, Zenk. T. II. F. I. 1) entspringt bei den vier Geschlechtern ganz vorne in der Orbita im Winkel des Os palatin., geht zwischen den Fasern des Sustentator bulbi durch, auswärts ganz vorne an den Bulbus an der innern Seite des Rectus inferior; rollt den Bulbus von aussen nach unten. Bei *Hyla* kommt an der innern Seite dieses Muskels ein zweiter Muskel, der zum innern Winkel des Augenlids in die Höhe tritt: *Depressor palpebrae inferioris*.

Bei *Cystignathus* ist ein besonderer ziemlich starker Muskel, *Obliquus posterior* vorhanden, der über dem hintern Theil

des Sustentator bulbi in dem hintern innern Winkel der Orbita entspringt und vorwärts die Seite des Os frontoparietale fasst, sich mit divergirenden Fasern um den hintern innern Theil der Muskeln und den Bulbus schlägt und an die äussere Seite des Bulbus anlegt, nach vorne mit dem Sustentator bulbi zusammenhängend; er rollt den Bulbus von aussen nach unten.

An der vordern Seite des Pterygoid. und Rectus superior liegen bei *Cystignathus* noch Muskelbündel, die von der Aponeurose, die das Os frontoparietale deckt und diesem selbst entspringen, um den Rectus internus herum treten und an den Winkel des Augenlids gehen: *Palpebralis internus.*

In dem Conus der Recti liegen noch starke Muskelbündel, welche die Gefässe und Nerven bedecken, der *Retractor bulbi* (Choanoides Dugès Nr. 10. wohl Zenker's Opticus, nur fehlen die 4 Recti nicht, wie dieser angibt pag. 26). Er besteht aus zwei, bei *Bufo agua* drei Bündeln, die um das Foramen opticum herum entspringen, der äussere bei *Bufo* mit zwei Crura, zwischen denen die Sehne des Rectus inferior durchtritt; die Muskeln inseriren hinter dem Ansatzpunkte der Recti am hintern Theil der Sclerotica; der externus hinter dem Rectus externus und inferior; der internus hinter dem Rect. internus und superior; sie ziehen den Bulbus in der Orbita rückwärts.

Pipa. An dem flachen Schädel fehlt eine eigentliche Orbita. Zwischen dem Os frontoparietale, dem Os petrosum und dem Oberkiefer ist eine nach hinten tiefere, nach vornen ganz flache Grube, der hintere Theil ausgefüllt durch den Temporalis und Pterygoideus, der Boden membranos. In dem vordern flachen Theil liegt auf der Aponeurose ein Muskel, der dem Sustentator bulbi entspricht, vom Oberkiefer entspringt, mit der Aponeurose verwachsen ist und, bedeckt von den vordern Fasern des Pterygoideus, am vordern Ende des Os frontoparietale sich inserirt. In einer leichten Grube auf dem vordersten Theil des Muskels hinter dem Oberkiefer liegt der kleine Bulbus, durch ein dichtes Zellgewebe nach vorn und aussen mit der Haut verbunden, welche den Oberkiefer überzieht. Nach Entfernung dieses Zellgewebes ist der Bulbus nach innen und hinten nur durch zwei Muskeln und den Nerven befestigt, sonst ganz frei.

Der hintere Muskel, *Retractor bulbi*, geht als langer schmaler Muskel von der hintern Seite des Bulbus rückwärts und einwärts mit dem Nervus opticus, bedeckt von einer zarten Aponeurose unter dem Pterygoideus durch und setzt sich an das Os sphenoideum.

Der innere Muskel, *Adductor bulbi*, geht an dem vordern äussern Ende des Os frontale gerade auswärts zum Bulbus; auf der untern Fläche desselben verbinden sich beide Muskeln unter einem spitzen Winkel mit einander.

Kaumuskeln.

Ein dem *Digastricus maxillae inferioris* analoger, aber nur Einbauchiger Muskel (Dugès Nr. 32, Zenk. Depressor maxillae infer. T. I. F. V. 1, der aber bei Rana von der Scapula entspringen soll) kommt von der hintern Seite des Os tympanicum, geht hinter dem Ohr und dem Os jugale abwärts und setzt sich an das hinterste Ende des Unterkiefers fest. Der vordere Theil desselben tritt bei *Bufo agua* und *variabilis* und *Hyla palmata* auf die untere Fläche des Unterkiefers. Bei *Rana* und *Cystignathus* ist der Muskel sehr stark, fasst mit einer Aponeurose, welche den Temporalis deckt, den obern Rand des Os jugale und die hintere Seite des Os frontoparietale, die hintere Parthie des Muskels geht ebenfalls in eine starke Aponeurose über, welche die Scapula bedeckt und sich mit der Aponeurose der Rückenmuskeln verbindet; die untere Insertion ist nur am hintern Ende des Unterkiefers. Bei *Bufo margaritifer* entspringt der Muskel von dem untern Rand des flügelförmigen Fortsatzes des Os tympanicum, eine zweite vordere Portion kommt sehnig unmittelbar hinter dem Ohr, tritt in einer Rinne des Os jugale abwärts und schlägt sich auf die untere Fläche des Unterkiefers; die hintere Portion fasst das hintere Ende des Unterkiefers. — Bei *Pipa* ist der Muskel auch doppelt; die hintere Portion entspringt von einer starken Erhabenheit des Os tympanicum, die vordere einwärts bis zur Mittellinie vom Os occipitale laterale, bedeckt vom Cucullaris. Beide treten mit einander verbunden an das hintere Ende des Unterkiefers.

Er zieht den Unterkiefer herab, öffnet den Mund.

Die Levatores maxillae inferioris sind:

Der *Temporalis* (Dugès Nr. 30, Zenk. T. II. F. II. 2), der vom Os occipitale laterale und Os petrosum kommt, den Raum zwischen dem Bulbus oculi und dem Os petrosum ausfüllt, hinter dem Os jugale und hintern Theil des Oberkiefers abwärts tritt und sich an die innere Seite des Unterkiefers gegenüber der Insertion des Masseter festsetzt. Bei *Pipa* entspringt der Muskel von dem seitlichen Rand des Os frontoparietale und der vordern Fläche des Os petrosum, tritt vor dem Ohr abwärts und inserirt sich vor dem Masseter am obern Rand des Unterkiefers.

Der *Masseter* (Dugès Nr. 29), der vom horizontalen Ast des Os jugale kommt und kurz abwärts an die äussere Seite des Unterkiefers tritt.

Der *Pterygoideus* (Dugès Nr. 31, Zenk. Masseter T. II. F. II. 1) liegt bedeckt vom Temporalis und entspringt vom einwärts gehenden Ast des Os pterygoideum bis rückwärts zum Os petrosum, schlägt sich über den vorwärts gehenden Ast des Os pterygoideum herüber und tritt hinter dem Temporalis an die innere Seite des Unterkiefers. Bei *Pipa* entspringt derselbe bedeckt vom Temporalis von dem seitlichen Rande des Os frontoparietale und erstreckt sich mit seiner Insertion daselbst noch weiter vorwärts, als der Temporalis, mit convergirenden Fasern tritt er dann rückwärts und auswärts, mit sehr platter Sehne über den hintern Theil des Os pterygoid. herüber und fasst die innere Seite des hintern Winkels des Unterkiefers.

Muskeln der Kehle, des Zungenbeins und der Zunge.

Den Boden der Mundhöhle bildet der *Submaxillaris* (Subgutturalis Dugès Nr. 15, Mylohyoideus Cuvier, Mylosternoideus Zenk. T. I. F. II. a), der von der innern Fläche des untern Randes des Unterkiefers bis zum hintern Winkel entspringt, aber nicht bis zur Mitte reicht, wo zwischen beiden seitlichen Partheien der Submentalis liegt. Eine zweite Portion entspringt von der innern Fläche des obern Randes des Unterkiefers und verbindet sich mit kurz einwärts tretenden Bündeln mit der ersten, welche mit quer einwärts laufenden Fasern in einem mittleren

Zellgewebsstreifen mit dem der andern Seite sich verbindet. Bei *Hyla palmata* reichen die muskulosen Fasern nicht bis zur Mitte, der Zellgewebsstreifen ist viel breiter. Bei *Hyla arborea* gehen die Muskelbündel bis zur Mitte. Der hintere concave Rand, mit dem der Muskel aufhört, verbindet sich durch Zellgewebe mit den tiefer liegenden Muskeln, beide Seiten verlängern sich und inseriren theils als hinterstes Ende der obern Portion an dem Winkel des Unterkiefers, theils an der Anlagerung des Cornu majus oss. hyoidei am Hinterhaupt. Vor diesem hintern concaven Rand heftet sich der Muskel der ganzen Breite nach durch eine feine Aponeurose an die Haut der Kehle. Mit dem Os hyoideum verbindet sich der Muskel gar nicht, wesshalb die Benennung Cuvier's: Mylohyoideus nicht beibehalten wurde und die Bemerkung Dugès' pag. 124: „hebt das Os hyoideum in die Höhe", unrichtig ist. Der mittlere Theil heftet sich durch Zellgewebe an den Pectoralis, welcher hier das Sternum deckt. Der Muskel erhebt den Boden der Mundhöhle und zieht die beweglichen Aeste des Unterkiefers an einander.

Bei *Pipa* besteht derselbe aus abgesonderten Köpfen, von denen die Eine Parthie, den vordern Theil bildend, von der Mitte des Unterkiefers rückwärts am innern Rand entspringt und mit kurzen Muskelbündeln einwärts geht, der andere hintere Theil vom hintern Winkel des Unterkiefers entspringt und ebenfalls mit kurzen Bündeln vorwärts und einwärts tritt. Beide Theile heften sich an eine breite glänzende Aponeurose, welche den grössern Theil des Bodens der Mundhöhle deckt. Der ganze Muskel ist übrigens sehr schmal, so dass die Mitte des concaven Randes nahe hinter der Mitte des Unterkiefers liegt. Es ist Mayer's Hexagastricus pag. 536.

Ueber dem Submaxillaris zur Seite des Geniohyoideus liegt bei den Männchen einzelner Species, z. B. auch *Cystignathus*, eine Tasche, welche an ihrem vordern Ende, an der Seite der Zunge, an der innern Seite des Unterkiefers durch eine ovale Oeffnung mit der Mundhöhle in Verbindung steht. Bei *Pipa* fehlt diese Tasche.

Der *Submentalis* (Dugès Nr. 4, Zenk. lingualis T. I. F. II. 2) liegt zwischen den vordersten Bündeln des Submaxillaris frei

unter der Haut, mit querlaufenden Fasern von dem vordern Ende der Maxilla inferior der Einen Seite zur andern herüber gespannt. Bei *Cystignathus* und *Rana* ist derselbe viel stärker und besteht aus zwei, einer vordern kleinern und hintern grössern Parthie, die hintere ist mit dem äussern Schenkel des Geniohyoideus verbunden.

Bei *Pipa* ist er sehr klein und liegt über der Insertion des Humeromylosternalis.

Er nähert die beweglichen Aeste des Unterkiefers einander.

Ueber dem Submaxillaris liegt zur Seite der Mittellinie der *Geniohyoideus* (Dugès Nr. 16, Zenk. T. I. F. I. 2, F. II. 3), der mit einem Schenkel vom Corpus oss. hyoid. und einem zweiten vom Cornu posterius oss. hyoid. entspringt; zwischen diesen innern Schenkeln liegt der Larynx; zwischen beiden, dem innern und äussern das obere Ende des langen Kopfes des Rectus abdominis und Sternohyoideus. Ueber diesen zwei Muskeln verbinden sich dann beide Schenkel mit einander und treten neben der Mittellinie gegen den Unterkiefer vorwärts. Nach vorne spaltet sich der Muskel wieder in zwei Schenkel, von denen der innere über dem Submentalis neben der Mittellinie am Unterkiefer sich festsetzt, der äussere Schenkel tritt mehr aussen an den obern Rand des Unterkiefers. Für *Pipa* siehe Larynx.

Der *Hyoglossus* (Dugès Nr. 24) verlauft mit dem der andern Seite in der Mittellinie fest verbunden über den innern Schenkeln des Geniohyoideus unmittelbar auf der innern Fläche des Corpus oss. hyoid. Er entspringt vom Cornu posterius oss. hyoid. an der äussern Seite des Larynx, vor welchem er in der Mittellinie sich mit dem der andern Seite verbindet, über das Corpus oss. hyoid., ohne mit demselben verwachsen zu sein, bis zum vordern Rand und jetzt zur Basis der Zunge tritt. Bei *Cystignathus* und *Rana* liegen die Muskeln beider Seiten zwischen den Sternohyoidei und den langen Köpfen der Recti abdominis, welche bis an das vordere Ende des Zungenbeins reichen; bei *Bufo* und *Hyla* hören beide letztern Muskeln am hintern Ende des Zungenbeins auf.

Von der Zungenwurzel aus schlagen sich die Muskelbündel bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla arborea* rückwärts um

und treten in der rückwärts geschlagenen Zunge, die vorne mit dem Boden der Mundhöhle verwachsen, am hintern Rand aber frei ist, bis zur Spitze, indem von beiden Seiten eine Menge einzelner Bündel fächerförmig abgehen. Durch diese allmälige Vertheilung des Hyoglossus und die rückwärts tretenden Bündel des Genioglossus wird das netzförmige Gewebe der Zunge gebildet. Der Muskel schlägt die Zunge nach vorne um und so aus der Mundhöhle heraus. Bei *Hyla palmata*, wo der Körper des Zungenbeins äusserst kurz und die flache Zunge auch an ihrem hintern Rande mit dem Boden der Mundhöhle verwachsen ist, also nicht umgeschlagen werden kann, gehen die Bündel des Hyoglossus, fächerförmig sich ausbreitend, auf der untern Fläche der Zunge fort bis zum vordern Rande, wo sie sich mit denen des Genioglossus vermischen. Der Hyoglossus zieht hier die Zunge zurück, der Genioglossus zieht sie nach vorne.

Der *Omohyoideus* (Dugès Nr. 18, Zenk. T. I. F. I. 6) kommt vom untern Rand der hintern Fläche des knöchernen Theils der Scapula zwischen dem Subscapularis und Depressor scapulae und setzt sich an der hintern Seite des Corpus oss. hyoid., bedeckt vom Sternohyoideus fest.

Der *Sternohyoideus* (Dugès Nr. 17, Zenk. T. I. F. I. 3, F. II. 4) kommt von der hintern Fläche des Sternum und Proc. xiphoid., geht bedeckt vom Sternum vor dem Pericardium neben der Mittellinie aufwärts, verbindet sich an seiner äussern Seite mit dem langen Kopf des Rectus abdominis, tritt über die hintere Insertion des Caput internum posterius geniohyoidei und jetzt zwischen beiden Köpfen des Geniohyoideus bei *Bufo* und *Hyla* an das hintere Ende des Corpus oss. hyoid.; bei *Cystignathus* und *Rana* fassen die äussern Bündel ebenfalls das hintere Ende, die innern treten neben dem Hyoglossus, bedeckt vom Caput externum anterius geniohyoidei bis an das vordere Ende des Corpus oss. hyoid., wo sie sich inseriren. Er zieht das Zungenbein abwärts.

Bedeckt vom Sternohyoideus, langem Kopf des Rectus abdominis und dem äussern Schenkel des Geniohyoideus liegt der *Basiohyoideus* (Dugès Nr. 20, Zenk. T. I. F. I. 9, Petrohyoideus super.), der bedeckt vom Sternocleidomastoideus und Le-

vator scapulae vom Hinterhaupt entspringt und bei *Bufo* und *Hyla* an dem Ursprung des Cornu posterius oss. hyoid. sich festsetzt; bei *Cystignathus* und *Rana* mit divergirenden Fasern sich auf der untern Fläche des Corpus oss. hyoid. bis zum vordern Rand, bedeckt vom Sternohyoideus, ansetzt.

Hinter ihm liegt der *Stylohyoideus* (Dugès Nr. 19, Zenk. T. 1. F. 1. 8, Petrohyoideus infer.), der an der Insertion des Cornu majus oss. hyoid. am Hinterhaupt entspringt, einwärts und dann an der innern Seite des Basiohyoideus vorwärts tritt und mit divergirenden Fasern die ganze Länge des Cornu posterius oss. hyoid. bis ans untere Ende fasst und hier an die Insertion des Hyoglossus stosst. Bei *Rana* und *Cystignathus* treten innere Bündel vom Cornu posterius einwärts zum Larynx.

Diese beiden letztern Muskeln ziehen das Zungenbein zurück und zur Seite.

Der *Genioglossus* (Dugès Nr. 23) entspringt über der Insertion des Geniohyoideus von der innern Seite des Unterkiefers neben der Mittellinie und geht kurz rückwärts an das vordere Ende der Zunge, wo seine Fasern mit denen des Hyoglossus sich netzförmig verbinden. Er zieht die Zunge zurück, bei *Hyla* aber vorwärts.

Bei *Pipa* fehlen Zunge und Zungenbein, somit auch alle zur Zunge gehenden Muskeln, nur der *Sternohyoideus* ist seiner Insertion am Proc. xiphoideus nach vorhanden, geht aber aufwärts und mit dem der andern Seite divergirend an die hintere Fläche des Larynx und theilt sich in zwei Schenkel, von denen der äussere sich unter der Insertion des Geniohyoideus an die innere Fläche der Cartilago alaris setzt, der innere an der innern Seite des Geniohyoideus in die Höhe tritt und die obere Spitze der Cartilago alaris über dem Isthmus fasst. Beide Schenkel decken die innere Insertion des Obliquus abdominis internus.

Muskeln des Larynx.

Bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* kommt ein *Hyothyreoideus* von der innern Seite des Cornu posterius oss. hyoid. und geht an den obern Rand des Larynx (Cartilago thyreoidea). Er fehlt bei *Bufo*.

Bei den vier Genera kommt der *Hyoarytaenoideus* (Dugès Nr. 26) von der innern Seite des untern Endes des Cornu posterius oss. hyoid.; bei *Rana* und *Hyla* entspringen ausser diesen Bündeln auch noch andere von der Seitenfläche des Larynx; alle gehen an den innern Rand der Cartilago arytaenoidea länge der Glottis. Er erweitert die Glottis.

Bei *Bufo* liegt ein *Hyoarytaenoideus posticus* als besonderer Muskel an der innern Seite des Vorigen und geht an die Spitze der Cartilago arytaenoidea.

Der *Arytaenoideus transversus* (Dugès Nr. 27) kommt bei den vier Genera von der innern Seite des Cornu posterius oss. hyoid. und vom untern Rande des Larynx, die untern Bündel treten unter der Glottis auf die andere Seite; die andern, bedeckt vom Hyoarytaenoideus, an der Seite der Glottis in die Höhe und verbinden sich über der Glottis mit denen der andern Seite. Er verengt die Glottis.

Bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* liegt bedeckt vom äussern Theil des Arytaenoideus transversus ein besonderer *Cricothyreoideus*, der am untern seitlichen Rand des Larynx entspringt und bei den ersten zwei Arten musculos über den obern Rand des Larynx herüber an dem vordern beweglichen Knorpel sich festsetzt; bei *Hyla* geht eine sehr zarte Sehne über den Rand des Larynx herüber.

Bei *Pipa* verhalten sich die Muskeln anders.

Es entspringt ein dem Verlauf nach dem Geniohyoideus vergleichbarer Muskel, der *Geniothyreoideus*, von der innern Seite des Unterkiefers neben der Mittellinie und geht als langer schmaler Muskel abwärts zum Larynx, wo er an der vordern Fläche der Cartilago alaris über und an der äussern Seite des Sternohyoideus sich inserirt und mit dem obern Ende des Obliquus abdominis internus sich verbindet.

Zur Seite der Mittellinie entspringt auf der untern Fläche der Kehlkopfskapsel fast bis zum hintern Rand ein platter schmaler Muskel, der *Laryngogutturalis*, der in einer Scheide eingeschlossen, aufwärts bis gegen den obern Rand des Kehlkopfes tritt, sich gabelförmig spaltet und durch den Isthmus, welchen die Cartilag. alares über dem Kehlkopf bilden, durch-

tritt. In dem Loch der Cartilag. alares sind die zwei Schenkel der Einen Seite durch eine erhabene Schleimhautfalte von denen der andern Seite getrennt. Die Bündel treten dann über dem Geniothyreoideus auf die Schleimhaut der Mundhöhle, an der sie sich inseriren.

Mayer beschreibt pag. 537 drei Laryngoglossi, da aber die Bündel an die Schleimhaut der Mundhöhle gehen und die Zunge völlig fehlt, so wurde die Benennung Laryngogutturalis gewählt. In dem von mir untersuchten Exemplar waren es nur zwei Schenkel auf jeder Seite, die auf die oben angegebene Art entsprangen und die Gabelung des Muskels war sehr deutlich; ob in andern Exemplaren drei einzelne Muskeln vorhanden sind, muss ich dahin gestellt sein lassen.

Der *Laryngeus proprius* (Mayer pag. 538) bedeckt die seitliche Fläche der grossen knorpeligen Kapsel als starker ovaler Muskel, er kommt vom untern und seitlichen Theil des Larynx (Cartilago cricoidea, welche die hintere und seitliche Wand bildet), sein oberes Ende geht in eine kleine Sehne über, welche die Cartilago arytaenoidea fasst. Er ist dem Cricoarytaenoideus ähnlich und erweitert wie dieser die Glottis.

Vom obersten Theil der innern Fläche der Cartilago thyreoidea entspringt der *Thyreoarytaenoideus* und geht an die äussere Seite der Cartilago arytaenoidea. Er erweitert ebenfalls die Stimmritze.

Der *Arytaenoideus transversus* geht von einer Cartilago arytaenoidea zur andern. Er verengt die Glottis.

Muskeln des Pharynx.

Bei *Bufo*, *Cystignáthus*, *Rana* und *Hyla* sind sie gleich.

An der innern Seite des Stylohyoideus kommt vom Os petrosum der *Stylopharyngeus*, der ein- und abwärts geht und sich, bedeckt vom seitlichen Theil des Os hyoideum, über dem Larynx in der untern Wand des Pharynx ausbreitet, wo er sich mit dem Constrictor pharyngis verbindet. Er hebt den Pharynx in die Höhe und zur Seite.

Der *Constrictor pharyngis* liegt an der innern Seite des Vorigen, kommt vom Os petrosum und geht mit divergirenden

europäiſchen Mächten getroffen wird, den Nachdruck wechſelſeitig zu verhindern, wie bereits Preußen ſich erboten hat, Reciprocität in dieſer Hinſicht gegen diejenigen Staaten auszuüben, welche ihrerſeits ſich anheiſchig machen, den Nachdruck ganz niederzuſchlagen. Natürlich müßte dieſe Vereinbarung eine allgemeine werden, um ihren Zweck zu erreichen. Denn wenn nur der geringſte Staat ſich der allgemeinen Verpflichtung entzöge, ſo könnte er ein furchtbarer Nachdrucker werden, und die Beſtrebungen aller andern zur Abſchaffung des Uebels vereiteln. Der Pariſer Verein muß ſich die Aufgabe ſtellen, die ſich zeigenden Hinderniſſe zu beſeitigen, den Staaten das wechſelſeitige Verſtändigen zu erleichtern, und ähnliche Vereine in andern Ländern zu veranlaſſen, bis allgemeine Verträge ſie unnütz und überflüſſig machen.

Im Allgemeinen wird alſo beſagter Verein ſeinen Zweck ſchwerlich ganz erreichen. Aber er kann etwas thun, damit der Erfindungsgeiſt die Früchte ſeiner Forſchungen, Verſuche und Anſtrengungen nicht verliere und einen mit der Wichtigkeit der Erfindung im Verhältniß ſtehenden Lohn empfange.

Depping.

Fasern auf der untern Wandung des Pharynx einwärts bis zur Mitte, wo er sich mit dem der andern Seite verbindet.

Der *Depressor pharyngis* entspringt von der innern Fläche des Proc. transversus des 3ten Wirbels, geht auf- und einwärts an die seitliche Wandung des Pharynx und in der Höhe des Larynx treten die Bündel auf der obern Wandung einwärts und kommen mit denen der andern Seite zusammen.

Der *Hyopharyngeus* kommt von der innern Fläche der Spitze des Cornu posterius oss. hyoidei und geht an der Seite des Larynx abwärts auf die untere Wand des Pharynx und auswärts den Bündeln des Depressor entgegen. Er zieht den Pharynx in die Höhe.

Der *Laryngopharyngeus* kommt von der äussern untern Seite des Larynx, wo an diesen die Spitze des Cornu posterius oss. hyoid. stosst und geht mit dem Vorigen zur untern Wandung des Pharynx.

Bei *Pipa* war die Untersuchung des Pharynx nicht möglich.

Hinter allen diesen Muskeln liegt an der vordern Fläche zwischen dem Kopf und dem ersten Wirbel der *Rectus capitis anticus* (Zenk. T. I. Fig. V. 8), der vom Os occipitale laterale entspringt und den Proc. transversus des zweiten Wirbels fasst, als erster Intertransversarius.

Bauchwandung.

Die Bauchwandung wird zusammengesetzt aus der Portio humeroabdominalis des Pectoralis, welche bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* mit dem Obliquus abdominis externus sich verbindet und mit einer aponeurotischen Fortsetzung vor dem Rectus abdominis herübertritt, bei *Pipa* sich bis in die Nähe des Femur erstreckt und an den Obliquus abdominis internus anlegt (v. Pectoralis); dem Obliquus abdominis externus und internus und dem Rectus abdominis, welcher zwischen den Aponeurosen der übrigen Muskeln liegt.

Nach oben wird die Bauchhöhle namentlich durch die Bündel des Obliquus internus geschlossen, die sich unter dem Pericardium mit einander verbinden und hinter demselben an den Pharynx und das Os hyoideum, bei *Pipa* an den Larynx erstrecken und so eine Art Diaphragma bilden, wie schon Dugès pag. 128 angibt.

Der *Obliquus abdominis externus* (Dugès Nr. 54. Zenk. Obliquus T. I. Fig. II. 27, T. II. Fig. III. 31), kommt von der Aponeurose des Latissimus dorsi und mit dieser von den Proc. spinos. bei *Cystignathus* und *Rana*; bei *Bufo* und *Hyla* von dem Os ilei, und geht, die Seitenwandung deckend, mit ein- und etwas abwärtssteigenden Bündeln über den Rectus herüber gegen die Mittellinie, setzt sich an die Seite des Proc. xiphoid. und verbindet sich in der Mitte herunter aponeurotisch mit dem der andern Seite; der unterste Theil des Muskels tritt hinter dem Rectus herüber.

Bei *Bufo* und *Hyla* kommt eine *portio omoabdominalis* (Zenk. Depressor abdominalis scapulae, T. I. Fig. II. 20) mit schmaler Sehne von der innern Fläche des knöchernen Theils der Scapula, breitet sich, vom Humeroabdominalis bedeckt, fächerförmig aus und verbindet sich mit dem andern Theil. Bei *Rana* geht diese Portio als schmaler Muskel bis an den äussern Theil des Rectus.

Bei *Pipa* besteht dieser Obliquus extern. aus querlaufenden Bündeln, welche von der Aponeurose des Latissimus dorsi kommen, aber nur die Breite der Aponeurose einnehmen, mit welcher der Humeroabdominalis sich an dem Obliquus internus anlegt, diese letztere bedecken und in der Mitte in die starke Aponeurose der Bauchmuskeln übergehen.

Mayer hat in seiner Abbildung und bei der Beschreibung des Obliqu. extern. pag. 534 diese Querbündel angegeben, aber den Humeroabdominalis als Obliquus extern. bezeichnet. (v. Pectoralis.) Die Analogie des Humeroabdominalis mit dem Verlauf bei den andern Geschlechtern und ebenso die Aehnlichkeit der Insertion dieser Querbündel mit dem Obliquus extern. der Andern veranlasste die Aenderung, bei welcher dieser Muskel allerdings als sehr verkümmert erscheint, aber durch den um so stärkeren Humeroabdominal. ersetzt wird.

Die Portio omoabdominal. fehlt hier ganz.

Der *Obliquus abdominis internus* (Dugès Nr. 55, Zenk. Transversus T. I. Fig. II. 25) kommt bei Allen ausser *Pipa* von der innern Fläche und der äussern Seite des Os ilei und den Proc. transvers. der Wirbel bis zum 2ten herauf und geht mit

auf- und einwärtssteigenden Bündeln, vom Obliquus extern. bedeckt, bis an den Rand des Rectus, von wo der eine Theil mit dem Obliquus extern. vor demselben zur Mittellinie tritt, sich oben an die Seite des Sternum festsetzt und abwärts in die Aponeurose übergeht; der andere Theil tritt hinter dem Rectus einwärts; unten tritt der ganze Muskel hinter dem Rectus herüber. Der obere Rand verliert sich auf einer Aponeurose, die aufwärts sich an dem Pharynx und Os hyoideum anlegt und unter dem Pericardium hinter dem Caput longum des Rectus und Sternohyoideus mit der der andern Seite zusammenkommt.

Bei *Pipa* kommt der Muskel (Mayer pag. 535) von der Symphysis oss. pubis und auswärts der ganzen Länge am vordern Rand des Femur bis zum Knie und rückwärts, bedeckt von der Aponeurose des Obliquus extern. und Latissimus dorsi, vom Rand des breiten Os ilei.

Von dem untern Rand dieses platten Os ilei gehen starke Muskelbündel, der *Abdominalis posterior* (Mayer pag. 536) abwärts, fassen den hintern Rand des Femur vom Os ilei auswärts bis fast zur Mitte, so dass der Rectus femoris auf beiden Seiten von den Bündeln des Obliquus intern. umfasst ist und treten dann aufwärts.

Alle Muskelbündel treten, die ganze Bauchwandung deckend, die innern der ganzen Länge nach hinter dem Rectus abdomin. aufwärts. Auf der vordern Fläche des untern Theils setzt sich die Aponeurose des Humeroabdominal. fest. Der ganze innere Theil verbindet sich mit dem der andern Seite aponeurotisch, bedeckt das Pericardium, tritt über den Larynx in die Höhe und fasst den obern Theil der Cartilagines alares zur Seite des Isthmus. Zwischen dieser obern Insertion der Muskeln beider Seiten liegen, bedeckt von einer Aponeurose, die Laryngoglossi, während die Insertion des Obliquus selbst bedeckt ist vom Caput longum des Sternohyoideus.

Die äussern Bündel setzen sich mit dem Lungensack verbunden aufwärts fort an den Pharynx, andere treten an die hintere Fläche der Lungen selbst.

Ein starkes Muskelbündel *Ileoabdominalis superior* (wahrscheinlich Pulmonalis, Mayer, pag. 538, in der Abbildung

nämlich fehlt derselbe) kommt von der Seite des Os ilei vor dem Latissim. dorsi, geht auswärts an die Aponeurose und verbindet sich mit den zur Lunge tretenden Bündeln, der seitliche Rand legt sich mittelst einer Aponeurose vor dem M. pulmonalis herüber an den Peritonealüberzug der Eingeweide.

Tiefer unten kommen vom innern Rand des Os ilei Muskelbündel, *Ileoabdominalis inferior*, die ebenfalls vor dem Pulmonalis herüber an die Aponeurose treten.

Ausser diesen an und für sich schon merkwürdigen Muskelbündeln, die an die Lunge selbst gehen, kommt aber noch ein abgesonderter Muskel, *Pulmonalis proprius*, den Mayer nicht anführt, von der Mitte des hintern Randes des Femur an der äussern Seite des Abdominalis posterior, der schmal hinter dem Rectus femoris aufwärts geht, hinter den vorwärtstretenden Bündeln des Ileoabdominal. infer. und super., an der hintern Seite der Aponeurose des Obliqu. intern. und des Lungensacks in die Höhe tritt und sich an die hintere Fläche der Lunge und des seitlichen Lappens der Leber anlegt, ohne den obern Rand dieser zu erreichen.

Der *Rectus abdominis* (Dugès Nr. 52, Zenk. T. I. F. II. 26. Fig. I. 7.) liegt neben der Mittellinie abwärts, umgeben von den muskulosen und aponeurotischen Bündeln der Obliqui; sein Caput internum, breve entspringt bei Allen ausser *Pipa* an der Seite des Proc. xiphoid.; bei *Rana* fasst eine besondere Sehne auch noch die Extremit. sternal. oss. coracoid. und verbindet sich dann mit dem Caput externum, longum, das hinter dem Sternum, und mit dem Sternohyoid. verbunden aufwärts steigt zwischen beiden Köpfen das Geniohyoid., und bei *Cystignathus* und *Rana* vom hintern bis zum vordern Theil des Os. hyoid. tritt, bei *Bufo* und *Hyla* nur den hintern Rand des Os hyoid. fasst. An dieser Insertion liegt der Muskel vom Caput extern. anter. geniohyoid. bedeckt hinter dem Geniogloss.; der Muskelbauch deckt auf seinem Verlauf den innern Theil des Basiohyoid. und Stylohyoid. Bei *Pipa* hat der Muskel nur Einen Bauch, der an der innern Fläche des Proc. xiphoid. und dem innern Theil der knorpligen Platte des Os coracoid. entspringt, schief abwärts und einwärts unter den Humeroabdominal. und

der ganzen Länge nach vor den Obliqu. intern. tritt und sich mit der innern Insertion des Obliqu. intern. an der Symphysis verbindet. Zwischen der obern Insertion beider Recti liegt die die untere der Sternohyoid.

Bei den Andern tritt der Muskel an der Seite der Mittellinie abwärts, bedeckt breit den mittleren Theil des Bauches und hat Inscription. tendin., die bei *Pipa* fehlen. Am untern Theil hört die vordere Bedeckung des Muskels auf, indem die Aponeurosen hinter ihm herübertreten. Nach unten verschmälert sich der Muskel und setzt sich mit schmaler Spitze vor die Symphysis oss. pubis und verbindet sich mit dem sehnigen Streifen, der um die Symphysis herum sich an den Sphincter ani anlegt.

Muskeln des Rückens und der Scapula.

Hinter dem Digastricus maxill. inf., bei *Cystignathus* und *Rana* bedeckt von der Aponeurose desselben, liegt der *Cucullaris* (Dugès Nr. 58, Zenk. Levator scapulae sublimis, T. II. Fig. III. 10), von dem jedoch blos die obere Parthie vorhanden ist. Er entspringt neben der Mittellinie auswärts an der hintern Seite des Os occipital. lateral. und geht kurz abwärts an die hintere obere Ecke der Scapula. Der innere Rand verbindet sich durch eine Aponeurose mit dem der andern Seite. Bei *Pipa* ist der Muskel mehr nach aussen gerückt und entspringt vom hintern Rand des Os petrosum und geht ab- und einwärts an den obern Winkel der Scapula und an deren oberen Rand.

Ein dem *Sternocleidomastoideus* analoger Muskel (Dugès Nr. 65, Zenk. Protractor acromii T. I. Fig. V. I.) entspringt vom hintern Theil des Os petros. über dem Tympanum und geht als schmaler Muskel hinter der obern Insertion des Digastricus ab- und vorwärts an den obern Rand der Scapula gleich hinter der Cavitas glenoidea.

Der *Levator anguli scapulae* (Dugès Nr. 60, Zenk. Protractor scapulae, T. I. F. V. 5) entspringt hinter und unter dem Vorigen, reicht aber bis zur Mitte unter das Foram. magn. und geht ab- und einwärts an den obern Winkel der Scapula oder an die hintere Fläche derselben nahe dem obern Winkel. Bei

Pipa ist er sehr stark und breit und setzt sich vom Winkel auswärts an den obern Rand der Scapula, bedeckt vom Cucullaris und Scapularis fest.

Der *Rhomboideus* (Dugès Nr. 59) kommt bei *Bufo variabilis* sehr schmal vom Proc. spinos. des 3ten Wirbels; bei *Bufo margaritifer* kommt der kleine Muskel vom Tubercul. atlantis; bei *Bufo agua* vom Proc. spinos. des 2ten und 3ten Wirbels; bei *Cystignathus* und *Rana* vom Proc. spinos. des 2ten, 3ten und 4ten Wirbels; bei *Hyla palmata* nach aussen verbunden mit dem Serratus; bei allen geht er auf- und auswärts an die innere Fläche der Scapula nahe dem innern Rande. Bei *Pipa* fehlt er ganz.

Der *Serratus* (Zenk. Omoplateus rectus T. II. F. III. 26) kommt bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* vom Proc. transvers. des 3ten und 4ten Wirbels und geht bedeckt von der Scapula auf- und einwärts an die innere Fläche der Scapula nahe dem innern Rand; bei *Hyla palmata* verbindet er sich mit dem Rhomboid. Bei *Bufo* ist der Muskel schmal, kommt vom obern Rand des Proc. transvers. des 4ten Wirbels und geht am hintern Rand der Scapula in die Höhe bis zur Insertion des Rhomboideus. Bei *Pipa* kommt der Muskel von der hintern Fläche der langen Proc. transvers. des 2ten und 3ten Wirbels und von der knorpligen Platte des 3ten Proc. transvers. und geht bedeckt von der Scapula ein- und aufwärts und inserirt an der innern Fläche derselben nahe dem obern Rand.

Ein *Levator scapulae profundus* entspringt, bedeckt vom Sternocleidomastoideus und Levator anguli scapulae, vom 2ten und 3ten Proc. transvers. und geht ab- und auswärts an die innere Fläche der Scapula nahe dem knöchernen Theil derselben. Bei *Pipa* setzt er sich an den äussersten Theil des obern Randes, bedeckt vom Scapularis.

Entgegengesetzt diesem Muskel liegt der *Depressor scapulae* (Zenk. Depressor acromii T. I. Fig. V. 3), der vom Proc. transvers. des 4ten Wirbels kommt und, vom äussern Rand der Scapula bedeckt, aufwärts tritt und unter dem Vorigen an der innern Fläche des knöchernen Theils der Scapula inserirt. Bei *Pipa* kommt er von dem äussern Rand der knorpligen Platte des 3ten Proc. transvers. an der äussern Seite des Serratus.

Ein *Adductor scapulae* (Zenk. Depressor scapulae, T. I. Fig. V. 7) kommt bei *Bufo* und *Hyla* vom Proc. transvers. des 2ten Wirbels und geht an die innere Fläche der Scapula nahe dem knöchernen Theil. Bei *Cystignathus* und *Rana* ist der Muskel doppelt; bei *Pipa* fehlt derselbe.

Der *Interscapularis* (Dugès Nr. 64, Zenk. wohl Subscapularis T. I. F. V. 2) liegt unmittelbar hinter dem knöchernen Theil der Scapula, von dem er entspringt und geht kurz herüber an den obern Rand der beweglichen cartilaginosen Platte der Scapula. An seiner innern Seite liegt die Insertion des Omohyoideus. Bei *Pipa* fehlt der Muskel. Er nähert die bewegliche Platte dem knöchernen Theil und somit dem Rüken.

Der *Latissimus dorsi* (Dugès Nr. 66, Zenk. Depressor brachii T. II. F. III. 15, F. V. 2) ist bei *Bufo* und *Hyla* ein schmaler Muskel, der vom Proc. transvers. des 2ten Wirbels kommt, aufwärts und auswärts über den äussern Rand der Scapula geht und sich mit der Sehne des Scapularis verbindet. Bei *Cystignathus* entspringt derselbe von einer Aponeurose unter der Scapula, welche die Rückenmuskeln deckt und sich an die Proc. spinosi festsetzt; der Muskel geht mit convergirenden Fasern auf- und auswärts. Bei *Rana temporaria* gehen die muskulosen Bündel bis an die Proc. spinosi des 3ten, 4ten und 5ten Wirbels, die obern quer, die untern aufwärts und auswärts, den untern Winkel der Scapula deckend. Bei *Pipa* erstreckt sich der Muskel an der breiten Platte des Proc. transvers. des letzten Wirbels abwärts, der äussere Rand geht in gerader Linie an der Seite des Körpers in die Höhe und verbindet sich durch Zellgewebe mit den Bauchmuskeln, der untere Rand ist mit den Bauchmuskeln verwachsen und heftet sich aponeurotisch an die Haut. Der übrige Verlauf ist derselbe.

Die erste Lage der Rückenmuskeln wird so gebildet durch den Cucullar., Rhomboid., die Scapula mit ihren Muskeln und den Latissim. dorsi.

Hinter der Scapula bedeckt eine starke Aponeurose, welche sich an den Latissim. dorsi und unten an die Fascia lata anlegt, die zweite Schichte, welche aus Einem grossen Muskel, dem *Longissimus dorsi* (Zenk. Sacrolumbaris T. II. F. III. 30),

besteht, welcher vom Hinterhaupt abwärts an der Seite der Proc. spinosi sich fast bis ans Ende des Os coccygis erstreckt.

Der obere Theil des Muskels, dem *Splenius capitis* entsprechend, entspringt, bedeckt vom Cucullar., von der hintern Seite des Os occipitis, geht mit den innern Bündeln neben der Mittellinie abwärts, fasst den Proc. spinos. des 2ten Wirbels und geht in den ihm von unten entgegen kommenden Theil über; die äussern treten unter dem Digastricus maxill. abwärts und auswärts und fassen den Proc. obliquus des 2ten und Proc. transversus des 3ten Wirbels.

Der untere Theil entspringt theils aponeurotisch, theils muskulos an der Seite des Os coccygis, der innere Rand geht an der Seite der Proc. spinosi in die Höhe, ohne sich mit ihnen zu verbinden, fasst den Proc. spinos. des 3ten Wirbels und geht in den obern Theil über. Der äussere Theil geht mit einzelnen aufwärts steigenden Dentationen an die Proc. transvers. des 8—4ten Wirbels. Der Muskel streckt Wirbelsäule und Kopf. Seine hintere Fläche ist mit vielen aponeurotischen Fasern durchflochten, welche S-förmig gekrümmt sind, die erste Krümmung mit nach oben, die andere mit nach unten gerichteter Convexität, aber nicht wie die Abbildung von Dugès Nr. 33—40 dachziegelförmig über einander liegende Bündel darstellt. Bei *Pipa* entspringt der Muskel schmal von dem obern Ende des Os coccygis, bedeckt die breite Platte des untern Process. transvers., an der er inserirt und fasst mit dem obern Ende die Proc. transvers. des 4ten und 3ten Wirbels. Die aponeurotischen Fasern bilden gerade die entgegengesetzte Zeichnung.

Bedeckt vom untern Theil des Longiss. dorsi und an seiner äussern Seite liegt der *Coccygeolumbaris*, dessen innerer Rand an der Seite des Os coccygis entspringt und sich an die hintere Seite des Proc. obliquus des 8ten Wirbels inserirt; der äussere Rand geht frei am Coccygeoiliacus in die Höhe und fasst breit den untern Rand des Proc. transvers. des 9ten Wirbels. Bei *Pipa* fehlt derselbe, weil diese Bewegung fehlt, da das Os coccygis und der letzte Wirbel mit einander verwachsen sind. Er zieht den auf dem Os ilei beweglichen letzten Wirbel abwärts und zur Seite.

Den übrigen Raum zwischen Os coccygis und dem langen Os ilei füllt der *Coccygeoiliacus* (Zenk. Ileococcygeus T. II. F. III. 41), der vom untern Ende des Os coccygis kommt, bedeckt vom Coccygeolumbaris mit seinem innern Theil aufwärts tritt, den vordern Rand des Os coccygis und den hintern des Proc. transvers. des 9ten Wirbels fasst; der äussere Theil liegt zwischen dem Coccygeolumbaris und dem Os ilei und fasst die innere Seite des Os ilei bis zur Spitze. Er zieht das Os ilei abwärts und ist Antagonist des Ileolumbaris.

Bei *Pipa* liegen die breite Platte des Proc. transvers. des letzten Wirbels und die breitere Fläche des Os ilei auf einander, gestatten nur geringe, wohl keine Beweglichkeit und werden durch diesen Muskel an einander gehalten, der von der untern Spitze und dem äussern Rande des Os coccygis kommt und, von der breiten Platte des Proc. transvers. bedeckt, aufwärts an den innern Rand des Os ilei tritt, das er bis zur Spitze fasst.

Von der Spitze des Os ilei geht der *Ileolumbaris*, Quadratus lumborum (Dugès Nr. 51, Zenk. T. II. F. III. 40, 28, F. IV. 4, entspringt aber nach ihm nur vom 3ten Proc. transvers.) an den Proc. transversus des 8—5ten Wirbels. Er zieht das Os ilei in die Höhe und bewirkt den eigenen Winkel, den der Rücken dieser Thiere bilden kann, eine Stellung, die ihnen zum Sprung behilflich ist. Bei *Pipa* fehlt dieser Muskel, aber auch diese Stellung.

Unter dem obern Theil des Longiss. dorsi liegt der *Obliquus capitis* (Dugès Nr. 42), welcher vom Hinterhaupt neben dem Foramen magnum entspringt und abwärts und auswärts an den Proc. transvers. des 2ten Wirbels tritt. Er zieht den Kopf zur Seite.

Der *Rectus capitis lateralis* geht von der Spitze des Proc. transvers. des 2ten Wirbels gerade aufwärts in eine Grube an der äussern Seite des Foramen magnum. Gleiche Wirkung.

Den Zwischenraum zwischen den Proc. transversi vom 2ten Wirbel abwärts füllen die *Intertransversarii* (Dugès Nr. 43—50, Zenk. T. II. F. III. 29).

Zwischen den Proc. spinosi liegen die *Interspinales*.

In dem Zwischenraum, den die Proc. obliqui unter einander frei lassen, liegen die *Interobliqui*.

Muskeln der Cloake.

Dem Levator ani entsprechend kommt von der innern Fläche der Symphysis ossium pubis und auswärts vom untersten Theil des Os ilei ein *Levator cloacae*, der ab- und einwärts unter dem Pyramidalis an die seitliche Wand der Cloake tritt, sich mit Muskelbündeln, die, dem Coccygeus ähnlich, von der Spitze des Os coccygis kommen, verbindet und die hintere und seitliche Fläche der Cloake umfasst. Bei *Bufo* setzt er sich mit dem der andern Seite verbunden, von der Symphysis nach oben sich zuspitzend, bis unter die Insertion der Recti abdominis fort. Vor dem Anus bedecken diesen Theil die nach beiden Seiten zum Oberschenkel tretenden Ischiotibiales.

Vor diesem Levator ist die Cloake bis zum Anus von den circulären Fasern des *Sphincter* umgeben. (Dugès Nr. 28.)

Von der vordern Seite dieses Sphincter setzt sich bei *Cystignathus* und *Rana* in der Mittellinie ein sehniger Streifen fort, der vor der Symphysis nach oben breiter wird, die Insertion der Recti deckt, sich nach beiden Seiten in der Rinne zwischen den Muskeln des Bauchs und des Oberschenkels ausbreitet und an die Haut anlegt. Von dem sehnigen Streifen selbst entspringen die Ischiotibiales. Bei *Hyla* setzt sich der sehnige Streifen vor der Symphysis fort, aber die Ischiotibiales stehen nicht mit ihm in Verbindung.

Bei *Pipa* entspringt der Levator an der innern Fläche der Symphysis, tritt an die Seite der Cloake und theilt sich in zwei Bündel, von denen das vordere die Cloake verlässt und sich an die hintere Fläche der Symphysis setzt; das hintere setzt sich vor dem Sphincter in eine Aponeurose fort, die sich auf die vordere Fläche der Symphysis schlägt und in die Aponeurose übergeht, welche die Adductores femoris überzieht. Die Portio coccygea ist gleich der der Andern.

Lage der Muskeln auf der Brust und an dem Oberarm.

An der vordern Fläche des Sternum liegt der Pectoralis, und bedeckt von dessen oberer Parthie der Sternoradialis, an

Die jetzige Stellung des Adels,

besonders des deutschen.

Wir finden überall und in allen Zeiten erbliche, ja kastenartige Unterschiede der Stände und ihrer Berechtigungen, abgeschattet vom Loose eines Plantagen-Negers bis zum patriarchalen Verhältnisse der hochschottischen Clans. Wir finden sie am unvertilgbarsten da, wo die Unterschiede sich durch die Farbe der Haut bedingen, sonst aber überall ein ewiges, unverändertes und daher stets erfolgreiches Streben der Hörigen, die persönliche Knechtschaft in eine an Grund und Boden gebundene Leibeigenschaft, diese in Zinsbarkeit und endlich auch letztere in völlige Freiheit des Bodens und ihrer Personen zu verwandeln.

Die früheste, uns bekannte Vorzeit scheint in ihrem Adel eine Art Priesterkaste gehabt zu haben. Wahrscheinlich zierte er die Nachkommen der Fremdlinge, welche die Formen der Gottesverehrung, die Anfänge der Sittigung, verbesserte Kriegführung und Gehorsam unter Gesetze rohen Urvölkern gelehrt, und bei diesen eingeführt hatten. Wenn die Häupter dieser Fremdlinge als Götter und Helden verehrt wurden, so lag es doch wohl ganz nahe, daß die Erben ihres Wissens an der Spitze der Gemeinwesen blieben, welche ihre Väter gegründet hatten. Sogar bei den Römern, welche doch aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt waren, ist unverkennbar, daß sie ursprünglich von einer Priesterkaste beherrscht wurden, und daß diese hetruriſchen Ursprungs war.

der obern Seite dieses der Cleidohumeralis. Vom untern Theil des Sternum tritt der Humerosternalis auswärts, und zwischen diesem und dem Sternoradialis der Coracohumeralis; bedeckt von diesem unmittelbar auf dem untern Theil des Sternum liegt der Adductor humeri.

An der äussern Seite des Pectoralis und Cleidohumeralis liegt der Deltoideus, vom Schulterblatt aus tritt an den Humerus an der äussern Seite des Deltoideus der Scapularis, der an den Triceps stosst; die hintere Fläche des Humerus deckt der Subscapularis, zwischen dem langen Kopf des Triceps und Humerosternalis. Am Humerus selbst wird die Insertion des Pectoralis bedeckt vom Deltoideus und Cleidohumeralis, und unter dem Pectoralis, der an der äussern Seite sich inserirt, tritt die Sehne des Sternoradialis durch. An der innern Seite der Sehne ist die Insertion des Humerosternalis, Coracobrachialis und Adductor humeri.

Bei *Cystignathus* treten der Deltoideus und Pectoralis sehr tief herunter, und der Adductor humeri fasst den Humerus erst unter der Insertion des Humerosternalis, reicht aber bis ans Gelenkende herunter. Unter der Insertion des Scapularis tritt zwischen dem Deltoideus und Triceps der Supinator und an dessen äusserer Seite der Abductor digiti I. herein. An der innern Seite des Deltoideus liegt der grosse Extensor carpi magnus. Der Extensor carpi magnus innen, der Supinator und Abductor digiti I. aussen sind so stark, dass sie eigentlich die Muskelmasse am untern Theil des Humerus und am Antibrachium bilden. Zwischen ihnen liegen die Insertionen der Muskeln, die zu beiden Seiten der Sehne des Sternoradialis an den Humerus geheftet eine Rinne für dieselbe bilden, und die Insertion des Deltoideus.

Da die Lage der Muskeln auf der vordern Fläche des Sternum und am Oberarm bei den verschiedenen Geschlechtern keine besonderen Veränderungen erleidet, so sind die Muskeln nach ihrer Lage beschrieben; mit Rücksicht auf die Wirkung zusammengestellt sind

Levatores humeri: Deltoideus, Cleidohumeralis, Scapularis.

Depressor: Subscapularis.

Adductores: Pectoralis, Humerosternalis, Coracohumeralis, Adductor.
Rotator nach aussen: Scapularis.
Rotator nach innen: Adductor humeri.

Vordere Extremität.

Der *Pectoralis* besteht aus zwei abgesonderten Theilen; der obere, *Portio sternalis* (Dugès Nr. 70, Zenk. T. I. F. II. 7. 8. 10), entspringt unter dem cartilaginosen Manubrium sterni an der Seite des Sternum bis gegen die Mitte und geht aus- und abwärts. Der untere, *Portio humeroabdominalis* (Dugès Nr. 69, Zenk. Brachioabdominalis, T. I. F. II. 11), entspringt von der Mitte des Proc. xiphoideus und ab- und auswärts von der vordern Fläche der Bauchmuskeln; die äussern Bündel sind die längsten und gehen steil in die Höhe, je mehr gegen die Mittellinie die Bündel entspringen, desto kürzer sind sie und gehen um so mehr von innen nach aussen. Bei *Hyla arborea* ist der mittlere Theil des Muskels fest mit der Haut verwachsen. An der innern Seite des Humerus verbinden sich diese beiden Portionen mit einander und treten an eine rauhe Erhabenheit, welche die äussere Seite der Rinne für den Sternoradialis bildet.

Bei *Bufo* und *Hyla* liegt unter der Portio sternalis noch ein 3ter schmaler Schenkel, der von der Mitte des Sternum entspringt, horizontal auswärts tritt und über der Anlagerung der Portio humeroabdominalis sich mit der P. sternalis verbindet. Der Muskel adducirt den Humerus, die obern Bündel heben ihn, während die untern ihn herabziehen.

Bei *Pipa* liegt über dem Submaxillaris der *Humero-mylo-sternalis*, der am innern Rand des Unterkiefers von der Mitte auswärts bis zu dem dem Ende der Mundspalte entsprechenden Theil des Unterkiefers entspringt, in der Mitte sich mit dem der andern Seite und zugleich mit der Mitte des obern Theils des Sternum verbindet; der untere Theil geht in eine Aponeurose über, die den Pectoralis bedeckt und sich an den innern Rand der Port. humeroabdominalis anlegt. Die äussern Muskelbündel treten hinter dem Winkel des Unterkiefers an der innern

Seite des Humerus schmal abwärts und verbinden sich mit der Sehne des Pectoralis. (Mayer p. 536.)

Der *Pectoralis* ist bei *Pipa* auffallend stark; die Portio sternalis entspringt am Sternum abwärts von der Seite des Manubrium bis zur Insertion des Sternoradialis, und von der Clavicula; die obern Bündel sind bedeckt vom Humeromylosternalis. Die sehr starken Muskelbündel treten abwärts und zugleich auswärts gegen den Humerus.

Die Portio abdominalis ist sehr breit, verbindet sich in der Mitte durch eine starke Aponeurose mit der der andern Seite und nach oben mit dem Humeromylosternalis; sie deckt den seitlichen Theil des Proc. xiphoideus und erstreckt sich von der Mitte bis an die äussere Seite der Bauchwandung, wo sie sich an den Latissimus dorsi anlegt und abwärts bis gegen den Oberschenkel, wo sie sich mit einer starken Aponeurose, die vom Obliquus extern. bedeckt wird, an den Obliquus intern. anlegt. Der platte Muskel geht mit convergirenden Fasern auf- und auswärts gegen den Humerus. — In der Nähe seiner Verbindung mit der Portio sternalis verbindet sich mit seinem innern Rande eine Portio accessoria, die bedeckt vom Proc. xiphoid. unter dem Humerosternalis von der breiten Platte des Os coracoideum entspringt und den innern Theil des Adductor humeri deckt.

Eine vierte Portion entspringt über der Mitte des Sternum in der Mittellinie, deckt als platter schmaler Muskel den Sternoradialis und geht horizontal auswärts zur gemeinschaftlichen Sehne, welche in Verbindung mit der Sehne des Humeromylosternalis an der äussern Seite des Sternoradialis unter dem Caput humeri inserirt.

Die Wirkung dieses Muskels erstreckt sich nicht nur auf den Oberarm, sondern auch auf den Unterkiefer und mehr noch als bei den Andern auf den Bauch, und durch Strecken des Oberschenkels kann dieselbe noch gesteigert werden.

Mayer beschreibt pag. 534 diese Portio humeroabdominalis als Obliquus abdominis externus, allein die Analogie mit demselben Theil des Pectoralis bei den andern Geschlechtern und die Anlagerung an den Humerus in Verbindung mit der Sehne des Pectoralis, rechtfertigen die Annahme, dieselbe als Theil des

Pectoralis, als Adductor humeri, anzusehen, welcher schon eine, freilich sehr schwache Analogie beim Menschen, wo vom Pectoralis major eine starke Dentation mit dem Obliquus abdom. externus sich verbindet, zur Seite steht; zudem ist ein Obliquus externus bei den andern vorhanden und auch bei *Pipa* durch die Querbündel, welche die Aponeurose des Muskels unten an seiner Anlagerung an den Obliquus intern. bedecken, angedeutet.

Während aber der Obliquus extern. nur sehr schwach ist, so ist dagegen dieser Humeroabdominalis zu einer theils musculosen, theils aponeurotischen Haut ausgebreitet, welche den seitlichen und vordern Theil der Bauchwandung bedeckt.

Bedeckt von der Pars sternalis des Pectoralis liegt der ***Sternoradialis*** (Dugès Nr. 74), Biceps, der aber bei Allen nur Einen Kopf hat, (Zenk. T. I. F. II. 18.), welcher von der Seite des Sternum unter dem Manubrium abwärts bis zur Clavicula entspringt, den Zwischenraum zwischen Os coracoideum und Clavicula und die innere Seite der Articulationsfläche des Oberarms bedeckt, an der innern Seite des Humerus durch eine knöcherne Rinne und sehnige Scheide, gebildet durch die Sehnen der an den Wandungen der Rinne inserirenden Adductoren tritt, über die Articulation des Antibrachium einwärts geht und sich hart unter derselben in zwei Theile spaltet, von denen der eine unter der Articulation einwärts, der andere gerade abwärts geht und sich am Antibrachium inserirt.

Bei *Hyla* tritt die Sehne unter dem untern Theil des Deltoideus durch.

Bei *Pipa* entspringt der Muskel erst hinter der Portio sternalis des Pectoralis am Sternum abwärts; die Sehne durchbohrt unten den Deltoideus.

Ueber und an der äussern Seite des Sternoradialis liegt der ***Cleidohumeralis***, der am innern Theil der Clavicula und dem anliegenden Theile des Sternum entspringt, über die Clavicula und die Articulation des Humerus herübertritt zwischen dem Sternoradialis und Deltoideus und mit dem letztern über der Insertion des Pectoralis sich verbindet. Bei *Rana* schlägt er sich über die Sehne des Sternoradialis herüber und geht an den untern Theil des Humerus. Bei *Pipa* entspringt der Muskel

von der Extremit. acromial. claviculae und verbindet sich gleich völlig mit dem Deltoideus.

Er hebt den Humerus in die Höhe.

Die ganze Schulter bedeckt der *Deltoideus* (Dugès Nr. 68, Zenk. T. II. F. III. 13, T. I. F. II. 21), welcher vom Acromium entspringt, die äussere Seite des Schultergelenks deckt und bei *Bufo agua* mit dem Cleidohumeralis unter und an der äussern Seite der Insertion des Pectoralis an eine rauhe Erhabenheit des Humerus sich festsetzt; bei *Bufo variabilis* schlägt sich der Muskel mit seinem innern Theil über die Sehne des Sternoradialis einwärts, um dann gleich den Humerus zu fassen. Bei *Cystignathus* geht der Muskel an die scharfe Gräthe des Humerus und hinter der Insertion des Pectoralis ab- und einwärts, unter dem Extensor carpi internus durch, an den Condylus internus humeri. Bei *Rana* geht derselbe über die Sehne des Sternoradialis an die innere Seite des Humerus, wo er bedeckt vom Extensor carpi internus inserirt. Bei *Hyla* schlägt sich der ganze Deltoideus über die Sehne des Sternoradialis einwärts an die innere Seite des Humerus. Bei *Pipa* ist die Spaltung der Insertion noch ausgesprochener als bei *Bufo variabilis*, zwischen beiden Schenkeln tritt der Sternoradialis durch, die innere Zacke reicht bis über die Articulation des Humerus.

Er hebt den Oberarm.

Von der Mitte des Sternum abwärts bis zum Proc. xiphoideus entspringt der *Humerosternalis* (Dugès Nr. 71, Zenk. T. I. F. II. 19), der seinem Ursprung am Sternum nach einem Theil des Pectoralis, seiner Insertion am Humerus nach dem Teres major entspricht. Bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* liegt sein oberer Rand am untern der Pars sternalis des Pectoralis, bei *Pipa* liegt der Muskel unter dem Sternoradialis und entspringt vom obern Theil der breiten Platte, in welche sich das Os coracoid. erweitert, der Proc. xiphoid. legt sich über den untern Theil der Insertion herüber. Die obere Insertion verbindet sich mit der des Humeroabdominalis, so dass der Pectoralis mit dem Humerosternalis verbunden den Sternoradialis zwischen sich durchlassen.

Die Muskelbündel gehen auswärts, die untern zugleich auf-

wärts, bedeckt von dem Humeroabdominalis und setzen sich an die Hervorragung an der innern Seite der Rinne für den Sternoradialis.

Er zieht den Vorderfuss an den Leib.

Unmittelbar vor dem Os coracoid., zwischen dem Sternoradialis und Humerosternalis liegt der *Coracohumeralis*, der vom ganzen Os coracoideum entspringt, an der untern Seite der Articulation des Humerus auswärts tritt und über der Insertion des Humerosternalis sich festsetzt.

Er zieht den Vorderfuss an. Ueber *Pipa* siehe den folgenden Muskel.

Ein besonderer *Adductor humeri* (Zenk. Pronator humeri T. I. F. II. 12, F. V. 4, T. II. F. III. 16), liegt bedeckt vom Humerosternalis und entspringt mit schmaler Sehne in dem Winkel, den das Os coracoid. bei seiner Anlagerung an das Sternum bildet; er geht unter dem Coracohumeralis unter der Insertion des Humerosternalis am Humerus abwärts, in dessen Mitte er sich festsetzt. Der Muskel rotirt zugleich den Oberarm einwärts.

Bei *Pipa* entspringt derselbe von dem äussern Theil der breiten Platte des Os coracoid., die innern Fasern bedeckt von den äussern des Humerosternalis, steigt mit convergirenden Fasern steil in die Höhe und geht in eine starke Sehne über, an welche sich die dem Coracohumeralis entsprechenden Bündel, welche vom äussern Ende des Os coracoid. kommen, anlegen, und die sich über dem Humerosternalis am Humerus inserirt.

Die hintere Fläche der cartilaginosen Platte der Scapula (Cartilago suprascapularis), mit Ausnahme des innern Randes, deckt der *Scapularis* (Dugès Nr. 67, Zenk. T. II. F. III. 14), welcher durch den obern Rand bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* in einen kleinen obern, Supraspinatus und grössern untern, Infraspinatus abgetheilt ist. Bei *Hyla* bedeckt der Infraspinatus nur den [illegible] und äussern Theil, der hintere und untere breite Rand [illegible] Platte bleibt frei. Bei *Pipa* ist der obere Rand breit und von ihm entspringt der Supraspinatus; der Infraspinatus bedeckt nur den kleinsten Theil der breiten Platte, der grössere innere Theil derselben, ein breiter unterer und innerer Rand

bleiben frei. Bei *Pipa* decken sich die innern Ränder der knorpligen Platte in der Mittellinie, bei den andern nicht. Die Bündel beider Theile schlagen sich bei allen Geschlechtern über den äussern Rand der Scapula, verbinden sich zu einem gemeinschaftlichen Muskel, bedecken die äussere Seite der Articulation des Humerus und setzen sich mit kurzer Sehne an die Erhabenheit des Humerus an der äussern Seite des Pectoralis fest. Er rotirt den Humerus nach aussen.

Bei *Pipa* ist an der untern äussern Seite des Infraspinatus ein abgesonderter Muskel, der dem *Teres minor* entspricht, bedeckt vom Latissimus dorsi aufwärts geht und sich vor der Scapula mit dem Infraspinatus vereinigt.

Bei *Cystignathus* und *Rana* liegt bedeckt vom Sternoradialis der *Humeroclavicularis*, ein schmaler Muskel, der von der Extremitas acromialis claviculae entspringt, an der untern Seite der Articulation abwärts tritt und über dem Deltoideus an der äussern Seite der Gräthe sich inserirt.

Der Insertion des Deltoideus entgegengesetzt entspringt der *Subscapularis* (Dugès Nr. 72) von der hintern Fläche des Bodens der Cavitas glenoidea scapulae, er schlägt sich zwischen dem Coracohumeralis und Triceps über die Articulation des Humerus herüber und inserirt an dem untern Theil der innern Hervorragung an der Rinne des Sternoradialis. Bei *Pipa* ist der Muskel sehr schmal und erstreckt sich weiter abwärts am Humerus.

Der Muskel ist Antagonist des Deltoideus und zieht den gehobenen Fuss abwärts.

Die hintere Fläche des Humerus deckt der *Triceps* (Dugès Nr. 75, Zenk. Anconaeus T. I. F. II*, T. II. F. III. 17. 18), der bei *Bufo*, *Rana*, *Hyla* und *Pipa* in Hinsicht auf Insertion und Verlauf dem des Menschen entspricht; bei *Cystignathus* besteht er zwar auch aus drei Köpfen, aber das Caput internum fehlt, weil der Extensor carpi magnus dessen Stelle einnimmt, dagegen füllt ein dritter Kopf die Grube zwischen beiden Gräthen des Humerus, der über das Gelenk tritt und sich dann an die gemeinschaftliche Sehne anlegt.

Bei *Pipa* hat die Sehne am Gelenk ein Os sesamoideum in sich.

Bei *Pipa* liegt noch ein kleiner Muskel, *Omohumeralis*, bedeckt vom obern Theil des Scapularis, welcher vom obern vordern Rand der knorpligen Platte der Scapula entspringt, über die äussere Seite der Articulation abwärts geht und sich über der Insertion des Scapularis an die äussere Seite der Gräthe des Humerus festsetzt. Er hebt den Humerus und rollt ihn nach aussen.

Vorderarm.

Der Vorderarm hat nur Einen Knochen, an welchem jedoch eine bald tiefere bald seichtere Rinne gegen das Handgelenk hin die Stelle einer Trennung in zwei Knochen bezeichnet. Der Knochen ist so gedreht, dass die grössere Breite der Articulationsfläche und des Antibrachium selbst nach innen und aussen sieht, ein scharfer Rand nach vornen und hinten. Die Extension ist eine meist nur unbedeutende Bewegung, bei *Cystignathus* und *Pipa* nur bis zu einem rechten Winkel; dagegen ist eine stärkere Flexion möglich; ausserdem kann eine Bewegung nach vorwärts und rückwärts, Abductio und Adductio stattfinden. Die Bewegung der Pronatio und Supinatio fällt durch die Vereinigung der Knochen in Einen weg, doch ist durch eine Einrichtung des Gelenks mit dem Humerus eine leichte Drehbewegung gestattet, welche durch den Supinator und Pronator vermittelt wird. Der Carpus und Fuss selbst stehen in einem rechten Winkel zum Antibrachium einwärts gerichtet, so dass die 1ste Zehe nach hinten, die 4te nach vornen gerichtet ist. Die Bewegung der der 1sten Zehe entsprechenden Fläche des Carpus nach hinten ist Adductio carpi, die nach vornen Abductio carpi. Extensio carpi ist die der Extension der Zehen entsprechende Bewegung. Annäherung der Dorsalfläche des Carpus der innern breiten Fläche des Antibrachium, Entfernen der Zehen vom Boden. Abductio digitorum dagegen ist Entfernen der Zehen von einander.

Bei allen fünf Genera sind nur 4 Zehen am Vorderfuss, bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Hyla* befindet sich aber ein rudimentärer Daumen an der innern Seite der 1sten Zehe und beim Männchen des *Cystignathus* ist an der innern Seite des Metacarpus digiti I.

ein spitziger knöcherner Fortsatz. Bei *Rana* und *Pipa* fehlt Fortsatz und Rudiment des Daumens; bei *Hyla* ist die 1ste Zehe mehr zurück und zur Seite gestellt, so dass sie den Daumen vorstellen kann; bei ihr ist die Verdrehung des Antibrachium nur in geringem Grad, aber der Carpus ist nach innen gestellt. Auch bei *Pipa* ist die Verdrehung des Antibrachium geringer, der Carpus mit den Zehen gestreckter und die Dorsalfläche des Carpus concav ausgehöhlt.

Lage der Muskeln am Vorderarm.

Bei *Cystignathus* und *Pipa* sind die Muskeln, die auf der innern, der Extensionsseite entsprechenden Fläche des Antibrachium liegen, von einem grossen Muskel, dem Extensor carpi magnus bedeckt, welcher den andern fehlt.

Durch die Sehne des Sternoradialis sind die Muskeln bei Allen in ein äusseres und inneres Bündel getheilt.

An der äussern Seite dieser Sehne liegt der Supinator, nach aussen und vornen bei *Bufo* der Abductor carpi internus, der Extensor digitor. longus und der Abductor carpi externus; bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* liegt zwischen dem Supinator und Extensor digitor. ein Abductor digiti, der bei den ersten zwei zur 1sten Zehe, bei *Hyla* zur 2ten Zehe geht. Bei *Bufo* liegt dieser Abductor digiti I. in der 2ten Schichte, bedeckt vom Abductor carpi internus; bei *Pipa* kommt er gar nicht vom Antibrachium. Bedeckt von diesen Muskeln liegt bei *Cystignathus*, *Rana* und *Pipa* in der 2ten Schichte der Abductor carpi internus, der Flexor antibrachii und Abductor antibrachii; bei *Bufo* in der 3ten Schichte unter dem Abductor digiti I. der Flexor und Abductor antibrachii. Bei *Hyla* in der 2ten Schichte der Abductor digiti I., Adductor carpi, Flexor und Abductor antibrachii.

An der innern Seite der Sehne des Sternoradialis liegen die Extensores carpi interni, longus und brevis, nur bei *Pipa* ist der Pronator der äusserste und an dessen innerer Seite liegen die Extensores carpi. Dann nach hinten der Flexor digitor. longus, der hinterste ist der Extensor antibrachii, der durch den hintern Rand des Antibrachium vom Abductor antibrachii getrennt ist.

Bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* ist in der 2ten Schichte,

bedeckt von den vorigen, der Pronator. Bei *Cystignathus*, *Hyla* und *Pipa* liegt zwischen dem Pronator und Flexor antibrachii (externus) ein Flexor antibrachii internus. Bedeckt von allen diesen Muskeln liegt auf dem untern Theil des Antibrachium ein Adductor carpi bei *Bufo*, *Rana*, *Hyla* und *Pipa*.

Bei *Pipa* findet sich noch ein besonderer Abductor digiti IV., der zwischen dem Flexor digitorum und Abductor carpi externus in der 1sten Schichte liegt.

Die Gefässe mit dem Nervus medianus schlagen sich von der innern Seite des Caput humeri zwischen dem Caput longum tricipitis und dem Humerus an diesen selbst und treten an der innern Seite der Sehne des Sternoradialis zum Vorderarm, wo sie an der äussern Seite des Flexor digit. verlaufen. Ein dem Nervus radialis entsprechender Nerve geht unter dem Caput externum tricipitis durch und an der äussern Seite des Supinator auf die Extensionsseite.

Bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* sind auf der Volarfläche des Vorderfusses warzenförmige Körper und zwar einer unter der Articulation der 1sten Phalanx mit dem Metacarpus an allen 4 Zehen und an der 3ten und 4ten auch unter der Verbindung der 1sten mit der 2ten Phalanx. Sehnige Fortsetzungen der Flexores longi und breves digitor. treten an beide Seiten derselben. Bei *Bufo* und *Pipa* fehlen diese Körper.

Für die Flexion des Antibrachium sind ausser dem Sternoradialis bestimmt:

Der *Supinator* (Dugès Nr. 76) *), welcher bei *Bufo* und *Rana temporaria* gleich über dem Condylus externus humeri entspringt, bei *Bufo variabilis* und *margaritifer* aber einen zweiten schmalen Kopf erhält, welcher zwischen dem Sternoradialis und Caput externum tricipitis hoch herunter vom Humerus kommt und sich an die innere Seite des ersten Kopfs anlegt. Bei *Cystignathus* kommt der ganze Muskel vom Humerus hoch herunter, wo seine Insertion hart unter dem Kopf beginnt und sich an der äussern Gräthe desselben herunter erstreckt.

---

*) Die Beschreibung der Muskeln des Vorderarms ist bei Zenker so abweichend gegeben, dass eine Vergleichung nicht möglich ist.

Einen andern Urſprung, einen andern Grund des Daſeyns hat der Adel der Zeiten ſeit der Völkerwanderung, beſonders der deutſche, und durch dieſen der geſammte europäiſche nicht-ſlaviſche und nicht-magyariſche Adel. Er iſt nichts Anderes, als das uralte Verhältniß der deutſchen Freien, wie ſchon Tacitus ſie trefflich ſchildert, angewendet auf die Sortes, die Lehen derer, welche in den erobernden Gefolgſchaften ausgegangen waren. Die Türken hatten in ihren Timaren etwas Aehnliches. Erblichkeit dieſer Looſe trat zuweilen erſt ſpäter hinzu, wurde aber überall erworben, und ſogar auf Aemter und Würden ausgedehnt. Der Anführer, nun auf dem Schilde von ſeiner Schaar zum Könige erhoben, brauchte ſeine Waffengenoſſen gar oft, und dieſe vergaßen ihren Vortheil begreiflicherweiſe nicht, und konnten die Bedingungen ſtellen.

Noch beſtehen in Weſtphalen Bauerhöfe, in welchen die Weiſe jener alten Urformen ſich noch abſpiegelt. Ein großer Theil der Ritterburgen mag jünger ſeyn, als dieſe Höfe. Jene wurden nothwendig und wichtig durch die Auflöſung der Königsgewalt und den Kampf mit den aufblühenden Bürgergemeinen. Wie ſo vieles andere Urgermaniſche hat Schweden in ſeinen Reiterhöfen Zweck und Geſtaltung des Beſitzes des deutſchen Grundherrnadels noch einigermaßen erhalten. Norwegen dagegen, obgleich es eben ſo treu in allem Andern aufbewahrt, hat deren keine aufzuweiſen; denn es iſt mehr, und durch ſeine phyſiſche Geſtaltung beinahe ausſchließlich, an die See gewieſen. Wo aber Normannen auf ihren abenteuerlichen Seezügen ſich als Eroberer feſtſetzten, ordneten ſie die Verhältniſſe ganz wie die zu Land eingedrungenen deutſchen Stämme, ſogar noch in den Zeiten, in welchen ſie der deutſchen Zunge bereits fremd geworden waren, in England und in Unteritalien.

Auch die Organiſation der Lande, welche die Kreuzfahrer in Aſien und dem öſtlichen Europa einige Zeit im Beſitze hatten, und ſich darin auf ihre Weiſe einrichten wollten, beweiſt wie feſt damals noch der europäiſche Adel an den Grundſätzen ſeiner urſprünglichen Geſtaltung hing. Auch gegen die überwundenen Slaven, Letten und Eſthen wurde mit furchtbarer Strenge durchgeführt, was in romaniſchen Landen durch Reſte der alten Civiliſation doch etwas gemildert worden war, deren die unterjochten Völker ſich erfreuten.

Bei *Hyla* reicht er bis zur Mitte des Humerus, bei *Pipa* kommt er von der äussern Gräthe des Humerus. Der Muskel geht an der äussern Seite der Sehne des Sternoradialis über das Gelenk abwärts und setzt sich bei *Bufo*, *Rana* und *Hyla* von der Insertion dieser Sehne an abwärts am vordern Rand des Antibrachium fest bis zum untern Gelenkskopf, sein unterer Theil wird bedeckt vom Abductor digiti I.; bei *Pipa* setzt er sich, bedeckt vom Pronator, an eine Gräthe über dem Gelenk. Bei *Cystignathus* fasst er nur das untere Ende des Antibrachium.

Der *Flexor antibrachii* liegt bedeckt von den Muskeln der ersten Schichte; bei *Bufo* auch noch unter dem Abductor digiti I., an der innern Seite des Abductor antibrachii, unmittelbar auf dem Antibrachium, kommt sehnig vom Condylus externus und geht an die innere Seite des Antibrachium bis herunter zur Articulation.

Bei *Cystignathus*, *Rana* und *Pipa* ist ausser diesem noch ein besonderer *Flexor antibrachii internus* vorhanden, der bei *Cystignathus* sehr stark ist und hoch herauf an der hintern Gräthe, bedeckt vom Extensor carpi magnus, bis unter das Caput humeri reicht und dann zwischen dem Flexor antibrachii und Pronator an das Antibrachium tritt, das er bis zur Mitte fasst; der Tendo des Sternoradialis setzt sich zwischen dem Flexor internus und externus fest. Bei *Pipa* ist derselbe schwächer, kommt vom Condylus internus humeri und geht kurz abwärts an das Antibrachium, bedeckt vom Pronator.

Der *Pronator* (Dugès Nr. 79) liegt an der innern Seite des Tendo des Sternoradialis, kommt sehnig vom Condylus internus humeri, bedeckt von den Extensores carpi interni, bei *Pipa* als äusserster Muskel dieses innern Bündels vom Extensor carpi magnus bedeckt und setzt sich, bedeckt vom Flexor antibrachii, von der Mitte des Antibrachium abwärts bis zum untern Ende an die innere Seite des Supinator.

Extensionsmuskel ist ausser dem Triceps der

Extensor antibrachii, der bei *Bufo* vom Condylus externus humeri, bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* mit einer 2ten Dentation vom Condyl. internus, bedeckt vom Flexor digitorum, bei *Pipa* verbunden mit dem Flexor digitor., blos vom

Condyl. internus entspringt und sich an der äussern Seite des Antibrachium bis ans untere Ende festsetzt, bei *Pipa* den äussern Rand bis zur Mitte fasst.

Die Adduction vermitteln die Muskeln, die zum Carpus gehen, dagegen ist bei allen ein besonderer Abductor vorhanden.

Der *Abductor antibrachii* liegt bedeckt von dem äussern Muskelbündel auf der innern Fläche des Antibrachium an der äussern Seite des Flexor antibrachii externus, durch den äussern Rand getrennt vom Extensor antibrachii, er kommt vom Condylus externus humeri und setzt sich am äussern Rand abwärts.

Muskeln, die den Carpus extendiren, adduciren und abduciren.

Bei *Cystignathus* ist als *Extensor carpi magnus* ein sehr starker Muskel vorhanden, der durch seine Grösse und Form den Vorderarm unförmlich macht. Er kommt vom Humerus vom Caput herunter, hinter dem Subscapularis, an der hintern Gräthe bis zum Condyl. internus, bildet mit seinem starken Bauch eine grosse Convexität nach oben und schlägt sich dann in einem Bogen am Antibrachium, die Muskeln der innern Fläche deckend, abwärts und theilt sich am Carpus in zwei Köpfe. Der innere setzt sich sehnig an den rudimentären Daumen und die hintere Seite des mit dem Metacarpus digiti I. verwachsenen Knochenfortsatzes, der äussere an den Carpusknochen erster Reihe, der dem Metacarpus digiti I. entspricht. Er adducirt zugleich den Carpus.

Bei *Pipa* ist ein ähnlicher *Extensor magnus* vorhanden, welcher von der Mitte des Humerus an der äussern Seite des Deltoid. bis herunter an Condylus externus entspringt, die vordere Fläche des Vorderarms deckt und sich einwärts wendet; auf dem Carpus hört der Muskel mit abgerundetem Rande auf und geht in eine Aponeurose über, die sehnige Fortsätze an alle Metacarpusknochen schickt und sich mit besonders starker Sehne an das hintere Ende des Metacarpus digiti I. festsetzt. Er füllt den Raum zwischen Ober- und Vorderarm eigentlich aus, verhindert ein weiteres Strecken dieses als unter einen rechten Winkel, zieht die Zehen und somit den ganzen Carpus zurück.

Bei allen Genera kommen mit dem innern Muskelbündel zwei *Extensores carpi interni* (Dugès Nr. 80, 81), von denen der *longus* über dem Condylus internus, der *brevis* vom Condylus internus humeri selbst entspringt, beide neben einander an dem hintern Rand des Antibrachium abwärts treten an der vordern Seite des Flexor digitorum und sich an dem Carpusknochen inseriren, der dem Metacarpus digiti I. entspricht.

Sie adduciren zugleich den Carpus.

Sie liegen an der innern Seite der Sehne des Sternoradialis, bedecken bei allen ausser *Pipa* den Pronator und liegen bei *Cystignathus* und *Pipa* an der innern Seite des Extensor carpi magnus.

Der *Abductor carpi internus* (Dugès Nr. 85) liegt bei *Bufo* zwischen dem Supinator und Extensor digitor. longus, bei den andern in der 2ten Schichte der Muskeln, die vom Condyl. externus humeri kommen; er tritt unter dem Abductor digiti I. durch, über die Articulationsfläche des Antibrachium, wo die Sehne bei allen ausser *Hyla* ein Os sesamoideum enthält, welches durch ein starkes Band mit dem äussern Ende des Vorderarmknochen verbunden ist; nach innen geht von demselben eine starke Sehne an den Carpusknochen, der das Os metacarpi digiti I. trägt und nach vorne an alle kleine Ossa carpi, während es mit der ganzen Membrana capsularis verbunden ist, so dass der Muskel, der sich mit seiner Sehne rollenartig auf der Articulation des Antibrachium bewegt, den ganzen Carpus streckt und zugleich abducirt.

Bei *Hyla* theilt sich die Sehne in zwei Köpfe, die zu den Oss. carpi hinter der 1sten und 2ten Zehe gehen.

Ein *Adductor carpi* liegt bedeckt von den Muskeln, die auf der innern Fläche des Antibrachium liegen, am untern Theil des Vorderarmknochen, von dessen hinterm Rand er entspringt, sich auswärts schlägt und an die innere Seite des Carpusknochen hinter der 4ten Zehe geht. Er zieht den Carpus einwärts, ist Antagonist des Abductor carpi internus.

Bei *Cystignathus* fehlt derselbe und wird durch den Extensor carpi magnus, der diese Wirkung hat, ersetzt.

Bei *Pipa* liegt er bedeckt vom Flexor digitor. longus, kommt

vom untern Theil des innern Randes des Antibrachium, schlägt sich einwärts und die Sehne, die ein kleines Os sesamoid. enthält, fasst den Carpus hinter dem Digit. I.

Der *Abductor carpi externus* ist der äusserste Muskel, kommt vom Condylus externus humeri, geht an der äussern Seite des Antibrachium abwärts und spaltet sich unten in zwei Köpfe, von denen der vordere an den Carpusknochen geht, der den Metacarpus der 4ten Zehe trägt, der andere sich auf die Volarfläche schlägt und mit der Sehne des Flexor longus sich verbindet.

Für die Bewegung der Zehen bestimmt, liegen am Vorderarm:

Der *Extensor digitorum longus* (Dugès Nr. 95), der bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Pipa* mit dem Muskelbündel von Condylus externus humeri kommt und bei *Bufo* zwischen dem Abductor carpi internus und externus, bei *Cystignathus* und *Rana* zwischen dem Abductor digiti I. und Abductor carpi externus, bei *Pipa* zwischen dem Supinator und Abductor carpi externus liegt; auf dem Carpus theilt sich der Muskel bei *Bufo* in zwei Köpfe zur 3ten und 4ten Zehe, bei *Cystignathus* und *Rana* in drei Köpfe, die verbunden mit den Extensores breves bis zur letzten Phalanx der 2ten, 3ten und 4ten Zehe gehen; aponeurotisch verbindet sich die Sehne mit dem Metacarpus digiti IV.; bei *Pipa* ist er an der Articulation des Vorderarms mit dem Carpus durch ein besonderes Ligamentum carpi dorsale festgehalten und verbindet sich als breite Sehne mit den Köpfen des Extensor brevis, wo der weitere Verlauf beschrieben ist.

Bei *Hyla* vertreten die Stelle dieses Extensor digitorum:

Zwei *Extensores metacarpi, internus* und *externus longus*, die zwischen dem Abductor digiti II. und Abductor carpi externus liegen, vom Condylus externus humeri kommen und hinter die Mitte des Metacarpus digiti III. und IV. zwischen die Extensores digitorum treten.

Der *Abductor digiti I.* (Dugès Nr. 87) kommt bei *Bufo* und *Rana* vom Condylus externus humeri, bei *Rana* zwischen dem Supinator und Extensor digitorum, bei *Bufo* liegt er bedeckt vom Abductor carpi externus in der 2ten Schichte und schlägt sich bei beiden über den Abductor carpi internus herüber, über

das untere Gelenk des Antibrachium und die Dorsalfläche des Vorderfusses an die hintere Seite des Metacarpus digiti I., in dessen Mitte er sich inserirt.

Bei *Cystignathus* kommt der lange und starke Kopf desselben vom Condyl. externus und der vordern Gräthe des Humerus, an der äussern Seite des Supinator, ein zweiter kürzerer Kopf, bedeckt vom Extensor digitor. longus und Abductor carpi externus, von dem vordern Rand des Antibrachium, schlägt sich einwärts zum ersten Kopf und geht sehnig an den knöchernen Fortsatz am Metacarpus digiti I.

Bei *Hyla* geht der Muskel, der gleiche obere Insertion mit dem bei *Rana* hat, als *Extensor metacarpi digiti II. longus* nicht zur 1sten, sondern zu der 2ten Zehe und setzt sich zwischen beiden Köpfen des Abductor brevis fest.

Der *Extensor metacarpi digiti I. longus* dagegen liegt in der 2ten Schichte, kommt von dem vordern Rand des Antibrachium, über der Articulation mit dem Carpus und schlägt sich über den Abductor carpi internus herüber an den Metacarpus digiti I.

Bei *Pipa* liegt der Muskel nicht am Vorderarm, dagegen ist ein besonderer *Abductor digiti IV.* vorhanden, der zwischen dem Flexor digitor. long. und Abductor carpi externus liegt, von der vordern Seite des Antibrachium kommt und mit seiner Sehne an die äussere Seite des Metacarpus digiti IV. bis zur 1sten Phalanx tritt.

Der *Flexor digitorum longus* kommt bei *Bufo, Cystignathus, Rana* und *Hyla* zwischen den Extensores carpi interni und dem Extensor antibrachii vom Condylus internus humeri, geht an der äussern Seite abwärts und seine Sehne enthält bei *Bufo* ein starkes Os sesamoideum, wo sie sich auf die Volarfläche des Carpus schlägt, das in einer Rinne eines Carpusknochen der 1sten Reihe liegt. Bei *Cystignathus* ist hier nur eine Verdickung der Sehne, die bei *Rana*, *Hyla* und *Pipa* auch fehlt. Das Os sesamoideum oder die Sehne sind durch ein starkes Band an den Carpus geheftet, und eine aponeurotische Fortsetzung deckt nach aussen die Muskeln. Vom untern Ende des Antibrachium, vom hintern Rand kommt ein *Caput accessorium*, welches einwärts

tritt und sich an die innere Seite der Sehne anlegt, welche sich in drei Köpfe für die 2te, 3te und 4te Zehe spaltet. An der obern Seite eines jeden dieser Köpfe entspringt bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* ein *Flexor profundus*, dessen Sehne mit der stärkern des sublimis in eine gemeinschaftliche Scheide eingeschlossen über die 1ste Phalanx weggeht, dann in zwei Schenkel getheilt an die 2te Phalanx sich festsetzt, während die Sehne des sublimis bei der 3ten und 4ten Zehe an die 3te Phalanx geht. An der 2ten Zehe, die nur zwei Phalangen hat, verstärkt der Muskelbauch des profundus einfach die Sehne des sublimis.

An der Sehne des sublimis, die zur 3ten Zehe geht, liegen auf beiden Seiten den Lumbricales ähnliche Muskelbündel, die aber nur an die Sehne selbst angelegt bleiben.

Bei *Hyla* fehlt dieser Flexor profundus, dagegen legen sich an jeder Sehne zur Verstärkung Muskelbündel an.

Bei *Pipa* ist der Muskel in zwei Köpfe getheilt, von denen der innere als *Flexor digiti I.* am Extensor carpi abwärts tritt, sich am Carpus aponeurotisch mit der Sehne des Flexor digitorum verbindet und sehnig am hintern Rand des Carpus und der Volarfläche der 1sten Zehe vorwärts geht und dann in zwei Sehnen getheilt zur 2ten Phalanx tritt.

Der äussere Kopf, *Flexor digitorum longus*, geht zwischen dem vorigen und dem Extensor antibrachii abwärts und dann in eine Aponeurose über, welche die convexe Volarfläche bedeckt. Ein 2ter Kopf als *Caput accessorium* kommt von dem hintern Rande des Antibrachium und geht einwärts und vorwärts an die Aponeurose, welche sich in drei Crura für die 2te, 3te und 4te Zehe spaltet. Besondere Muskelbündel, die vom Carpus hinter der 2ten und 3ten Zehe entspringen, treten zu den Sehnen, die zur 2ten und 3ten Zehe gehen und begleiten dieselben auf der obern Seite. Die drei Sehnen treten jede in zwei Schenkel getheilt bis zur äussersten Phalanx.

Carpus.

Auf der Dorsalfläche liegen, bedeckt von den Sehnen des Extensor longus, die Extensores breves, Extensores metacarpi und

Interossei externi, nach innen und aussen die kleinen Muskeln der 1sten und 4ten Zehe und die zur rudimentären Zehe.

Auf der Volarfläche liegen die Sehnen des Flexor longus digitorum mit dem profundus, die Flexores breves, Flexores metacarpi und Flexores digitorum profundissimi, Interossei interni. Zu beiden Seiten die Muskeln der 1sten und 4ten Zehe.

Die innersten Muskeln auf der Dorsalfläche (Dugès Nr. 101) sind die Muskeln, die zur rudimentären Zehe gehen, die aber bei *Rana* und *Pipa*, wie die rudimentäre Zehe selbst, fehlen. Die Zehenrudimente sind völlig von der Haut bedeckt und bei *Hyla* ist dasselbe ganz an den Metacarpus digiti I. angelegt.

Der Eine grössere dieser Muskeln entspringt bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Hyla* vom hintern Rand des Antibrachium, über der Articulation mit dem Carpus breit und fasst den 1sten und 2ten Knochen des Rudiments. Der 2te kleinere kommt von dem Carpusknochen, der das Os sesamoideum der Sehne des Flexor longus digitorum trägt, oder über den sich bei fehlendem Os sesamoideum die Sehne herüber legt und geht an die äussere Seite des 2ten Knochens.

Beide sind *Adductores carpi*. Bei *Hyla* liegt zwischen beiden die Sehne des Extensor carpi.

Auf der Dorsalfläche liegt an der äussern Seite dieses Adductor carpi bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Hyla* der *Abductor digiti I. brevis* (Dugès Nr. 88), der bei *Rana* der innerste Muskel ist, er kommt vom Carpusknochen, an den sich der Extensor carpi internus anlegt und geht bei *Bufo* bis zur Mitte des Metacarpus, wo er an einer Hervorragung an der Seite des Abductor longus sich festsetzt. Bei *Cystignathus* liegt er vor der äussern Insertion des Extensor carpi magnus, bedeckt von dessen innerm Theil und setzt sich an dem knöchernen Fortsatz des Metacarpus fest. Bei *Rana* fasst er das hintere Ende des Metacarpus; bei *Hyla* die innere Seite des Metacarpus bis zur 1sten Phalanx.

Bei *Pipa* kommt derselbe vom Carpusknochen hinter der 1sten Zehe und geht mit convergirenden Fasern vorwärts an die innere Seite des Metacarpus bis zur 1sten Phalanx.

Der *Extensor digiti I.* (Dugès Nr. 96) liegt an der

äussern Seite des vorigen und kommt bei *Bufo* mit einem langen Kopf von dem äussersten Carpusknochen der ersten Reihe, tritt über die Dorsalfläche einwärts und verbindet sich gegen das vordere Ende des Metacarpusknochen mit dem kurzen Kopf, der vom Metacarpus selbst kommt und dessen Dorsalfläche deckt; die gemeinschaftliche Sehne bedeckt die 1ste Phalanx und geht an die 2te.

Bei *Cystignathus* kommt der lange Kopf von dem Carpusknochen der 1sten Reihe vor dem vordern Ende des Antibrachium vor der Insertion des Supinator und geht an die 2te Phalanx. Von ihm und dem Abductor brevis bedeckt kommt vom Carpus vor dem vordern Rand des Antibrachium das Caput breve, das in eine feine Sehne übergeht, welche durch eine Rinne an der äussern Seite des Knochenfortsatzes tritt und an die innere Seite der 1sten Phalanx sich anlegt.

Bei *Rana* ist der Ursprung beider Köpfe der gleiche wie bei *Cystignathus*, die Sehne des Caput breve verbindet sich aber mit der des longus und geht zur 2ten Phalanx.

Bei *Hyla* ist das Caput longum gleich, das Caput breve aber doppelt. Der eine Theil kommt von Metacarpus digiti I. und legt sich an die äussere Seite der 1sten Phalanx, die er zugleich adducirt und verbindet sich mit der Sehne des longus. Der innere Theil entspringt von der innern Seite des Metacarpus digiti I. und tritt an die innere Seite der 1sten Phalanx.

Bei *Pipa* siehe den Extensor brevis digitorum.

Der *Extensor digitorum brevis* besteht aus einzelnen Muskelbündeln, die zu der 2ten, 3ten und 4ten Zehe gehen, deren verschiedener Verlauf eine Beschreibung der einzelnen Genera nothwendig macht.

Bei *Bufo* kommt der *Extensor brevis digiti II.* und *III.* (Dugès Nr. 97, 98) mit einem langen Kopf, verbunden mit dem langen des Extensor digiti I., vom äussern Carpealknochen. Ein Caput breve kommt vom innern Carpusknochen zum Extensor brevis digiti II., die gemeinschaftliche Sehne deckt die 1ste Phalanx und geht zur 2ten. Zum Extensor digiti III. brevis kommt ein 2ter Kopf vom innern Carpealknochen und ein 3ter vom äussern Carpealknochen der 2ten Reihe, die Sehne tritt bis zur 3ten Phalanx mit dem Extensor longus verbunden.

Der *Extensor digiti I. brevis* (Dugès Nr. 90) kommt vom äussern Carpealknochen der 2ten Reihe und geht theils an die 1ste Phalanx, theils über diese und die 2te weg zur 3ten Phalanx.

Bei *Cystignathus* und *Rana* kommt der *Extensor brevis digiti II., III.* und *IV.* in zwei Köpfe getheilt von dem äussern Carpusknochen vor dem äussern Ende des Antibrachium; der innere Kopf von der innern Seite des Abductor carpi und geht als Extensor digiti II. mit der Sehne des Extensor longus verbunden zur 2ten Phalanx; der äussere Kopf entspringt vor dem Abductor carpi und theilt sich in zwei, von denen der innere zur 3ten Zehe geht, wo er sich mit der Sehne des longus verbindet, der äussere gerade über den Metacarpus vorwärts zur 4ten Zehe mit der Sehne des longus.

Bei *Hyla* liegen die *Extensores breves*, deren es an der 2ten und 3ten Zehe je zwei sind, zu beiden Seiten der Extensores metacarpi breves und kommen von dem Carpusknochen vor dem äussern Rand des Antibrachium.

Der 1ste geht an der innern Seite des Os metacarpi digiti II. und des Extensor metacarpi an der 1sten Phalanx vorwärts zur 2ten. Der 2te und 3te sind mit einander verbunden, der innere Kopf geht dann an der äussern Seite des Extensor metacarpi digiti II. zur 2ten Phalanx; der äussere Kopf an die innere Seite der 3ten Phalanx der 3ten Zehe. Der 4te geht an die äussere Seite der 3ten Zehe.

Vor dem Abductor carpi liegen zu beiden Seiten des Extensor metacarpi digiti IV. brevis beide *Extensores digiti IV.*, von denen der innere vom äussern Carpealknochen kommt und zur innern Seite der 4ten Zehe geht; der äussere vom Metacarpus digiti IV. entspringt, muskulos an der Seite der 1sten Phalanx vorwärts und wie der innere bis zur 4ten Phalanx tritt.

Bei *Pipa* füllen den concaven Raum, der zwischen der breiten Sehne des Extensor longus digitorum und dem concav ausgehöhlten Carpus bleibt, die Bündel des *Extensor brevis* und der *Extensores metacarpi* aus.

Ein gemeinschaftliches Muskelbündel kommt von den mittlern Carpusknochen und spaltet sich in zwei Köpfe, von denen der innere bedeckt von der Sehne des longus einwärts geht

und zwischen dem Abductor digiti I. und der Sehne des Extensor longus an die 1ste Zehe zur 1sten Phalanx geht, während die Sehne des longus zur 2ten tritt. Die ganze Dorsalfläche deckt ein weiterer Kopf, der mit derselben verwachsen als Extensor metacarpi wirkt, aber sich an die Sehne des longus und brevis anlegt.

Der 2te Kopf und ein 3ter, der vom Metacarpus digiti I. kommt und unter dem innern Kopf, der zur 1sten Zehe geht, durchtritt, legen sich an die Sehne des longus an. Die gemeinschaftliche Sehne des longus und brevis deckt die Volarfläche des Carpus, gibt eine starke Sehne an die äussere Seite des hintern Endes des Metacarpus digiti III. und theilt sich dann ausser der zur 1sten Zehe, in einzelne Bündel für die 2te, 3te, 4te Zehe und zwar so, dass jede dieser Zehen drei Sehnen erhält, wovon die zwei äussern an den beiden Seiten der Phalangen vorwärts treten bis zur letzten, die mittlere sich in zwei spaltet, welche sich zu beiden Seiten der 1sten Phalanx festsetzen.

Auf der Dorsalfläche der drei Metacarpusknochen liegen Muskelbündel, die die ganze Fläche, mit der sie verwachsen sind, decken, und der Länge nach auch mit der Sehne ihres Extensor digit. verbunden sind, und so sowohl als Extensores metacarpi dienen, als die Extensores digit. verstärken.

An der äussern Seite liegt noch ein besonderer ***Extensor digiti IV.***, der vom äussern Carpealknochen entspringt, auf dem Metacarpus vortritt und an der äussern Seite der 1sten Phalanx vorbei zur 2ten tritt.

Der äusserste Muskel auf der Dorsalfläche ist bei allen Genera der ***Abductor digiti IV.***, der bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* von dem äussern Carpealknochen vor der Insertion des Abductor carpi und dem Caput breve des Flexor longus digitorum entspringt und an der äussern Seite des Extensor brevis digiti IV. an die äussere Seite des Metacarpus bis zur 1sten Phalanx sich anlegt.

Bei *Pipa* kommt derselbe, wie oben angegeben, vom Vorderarm.

Von dem Extensor brevis digiti I. bedeckt, also in der 3ten Schichte liegt bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* ein ***Extensor***

Durch diese Verbreitung eines deutschen Herrschervolks über die ganze abendländische Welt entstand aber ein folgereicher Unterschied zwischen dem Adel, welcher romanische Völker unter sich hatte, und dem, welcher in Deutschland zurückgeblieben, oder nur in die nahen slavischen Marken vorgerückt war, also mit Deutschland in unmittelbarer Verbindung, und seiner Sprache, seinen Sitten treu blieb.

Jener verschmolz durch Gemeinschaft des religiösen Bekenntnisses, durch Ehen und ausgebildeteres Städteleben bald mit den eroberten Völkern, obgleich diese noch lange nach verschiedenen Gesetzen gerichtet wurden, und ein erschlagener italienischer Raja nur halb so viel Wehrgeld kostete, als ein Lombarde oder Gothe. Durch häufige Verbindung mit Töchtern des Landes wurde nothwendig, den Adel nur vom Vater ausgehen zu lassen. Auch England überkam durch die Normannen diese Halbbürtigkeit, denn diese hatten bereits die Gewohnheitsrechte des übrigen französischen Adels angenommen, als Wilhelm sie nach England brachte.

Der in Deutschland zurückgebliebene Adel aber hielt den alten Grundsatz der Vollbürtigkeit fest, von der Mutter sowohl als vom Vater, und war nach seiner und der Standesgenossen Meinung der Hauptzweig des vielästigen Stammes. Deutschland galt bis zur Auflösung des Reichs für den Sitz, für das Urland des Gesammtadels. Nicht nur saßen seine Dynastenfamilien abwechselnd beinahe auf allen Thronen Europas, sein Kaiser wurde angesehen als Haupt des Adels im Allgemeinen, und Reichsfürst zu werden dünkte selbst noch einem Potemkin ein Schritt aufwärts, wie viel mehr noch einem polnischen, italienischen, ja französischen Edelmann, nicht aber einem englischen, weil dieser in seiner verfassungsmäßigen Stellung frühe die Nothwendigkeit nationalen Abschließens erkannt hatte. Das Verhältniß von Kaiser und Reich zum Adel des übrigen europäischen Festlandes stellte sich ungefähr wie das der Londner Großloge der freien und aufgenommenen Maurer zu den Großlogen und Freimaurern des Festlandes.

Die geschichtlichen Momente, welche den Adel Deutschlands um seine uralte Stellung gebracht haben, sind zu bekannt, als daß sie hier erwähnt zu werden brauchten. Vergebens versorgten Domstifte und reiche Cassinenklöster, welche man in Stifter umgewandelt hatte, die jüngeren Söhne auch in protestantischen

metacarpi digiti I. (Dugès Nr. 90), der vom Carpus unmittelbar hinter dem Metacarpus dieser Zehe kommt und die Dorsalfläche des Metacarpus bis zur 1sten Phalanx fasst.

Bedeckt von den Extensores breves digiti II., III. und IV. liegen bei *Bufo, Cystignathus* und *Rana* die *Extensores metacarpi* dieser Zehen, von denen bei *Cystignathus* der *Extensor metacarpi digiti II.* und *III.* als gemeinschaftlicher starker Muskel von den Carpusknochen vor dem äussern Rand des Antibrachium kommt, der sich dann in zwei Köpfe spaltet, welche sich zwischen den Interossei externi auf ihrem Metacarpus festsetzen und mit der Sehne des Extensor longus verbinden.

Der *Extensor metacarpi digiti IV.* kommt vom äussern Carpealknochen hinter diesem Metacarpus und setzt sich auf der Dorsalfläche desselben fest.

Bei *Rana* kommt der *Extensor metacarpi digiti II.* vom hintern, der *digiti III.* vom vordern Carpusknochen vor den äussern Rand des Antibrachium. Der der 4ten Zehe ist gleich dem von *Cystignathus.*

Bei *Hyla* liegen die *Extensores metacarpi breves digiti II.* und *III.* bedeckt von den Extensores metacarpi longi und entspringen neben einander vom äussern Ende des Antibrachium, sie gehen zwischen den beiden Extensores ihrer Zehen auf die Metacarpusknochen ihrer Zehen. Der der 2ten Zehe tritt vor bis zur 1sten Phalanx. Der Extensor metacarpi der 3ten Zehe inserirt sich am hintern Ende, vor dieser Insertion und der des Extensor metacarpi longus entspringt aber ein kleiner Muskel, der vor bis an die 1ste Phalanx geht.

Vom äussern Carpealknochen entspringt der *Extensor metacarpi digiti IV.*, der zwischen seinen Extensores digiti verlauft.

Am tiefsten liegen die *Interossei externi*, deren bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* fünf vorhanden sind, zwei für die 2te, zwei für die 3te und eine für die innere Seite der 4ten Zehe, die alle von den hintern Köpfchen ihrer Metacarpusknochen entspringen, an die 1ste Phalanx treten und sich mit der Sehne des Extensor longus verbinden.

Bei *Pipa* sind keine vorhanden, aber die einzelnen Meta-

carpusknochen sind durch starke, aber schmale Bänder gegen ihr hinteres Ende hin mit einander verbunden.

Auf der Volarfläche des Carpus liegt am meisten nach innen der *Flexor digiti I. longus*, der bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* vom innern Ende des Carpusknochen kommt, über den die Sehne des Flexor digit. longus verläuft (bei *Cystignathus* verbindet sich mit ihm die Sehne des Flexor digitor. longus); er deckt den Flexor brevis und tritt an die 2te Phalanx; bei *Bufo agua* ist seine Sehne in drei Crura getheilt, die sich erst kurz vor der Insertion mit einander verbinden, bei den andern einfach und bei *Hyla* sehr zart.

Bedeckt von ihm liegt der *Flexor brevis digiti I.* (Dugès Nr. 103), der bei *Bufo*, *Cystignathus* (hier sehr breit), *Rana* und *Hyla* vom gleichen Carpusknochen kommt, an die 1ste Phalanx geht und die Sehne des longus in einer Rinne seiner Fasern durchtreten lässt. Bei *Pipa* kommt dieser Muskel vom Os metacarpi digiti I. selbst.

Unter diesem liegt der *Flexor metacarpi digiti I.* (Dugès Nr. 102), der bei allen Genera von demselben Carpusknochen kommt, wie die Vorigen und sich an dem Metacarpus festsetzt, bei *Cystignathus* die innere Seite des Metacarpus und den knöchernen Fortsatz fasst.

An seiner äussern Seite liegt der *Adductor digiti I.* als Interosseus internus primus.

Bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* liegen, bedeckt vom Flexor digitorum sublimis und profundus, die *Flexores breves digitorum*, von welchen der innerste sehnig vom Os carpi, das in seiner Rinne die Sehne des Flexor digitor. long. trägt, kommt und an die innere Seite der 1sten Phalanx *Digiti II.* tritt (Dugès Nr. 104—111).

Der *Flexor digiti III.* ist doppelt und kommt von der Sehne des Flexor longus digitorum, bildet für die Sehne desselben eine Rinne und tritt an die 1ste Phalanx.

Der 4te kommt ebenfalls von der Sehne des Flexor longus und tritt an die innere Seite der 1sten Phalanx der 4ten Zehe.

Bei *Pipa* fehlen diese Flexores digitorum breves.

Bei *Hyla* sind an der innern Seite der 4ten Zehe und an

beiden Seiten der 3ten kleine Muskeln an beiden Seiten der 1sten Phalanx, die von der Seite des Metacarpus entspringen, an der Seite der 1sten Phalanx und den Sehnen der Extensores verlaufen und an die 2te Phalanx treten.

Unter diesen Flexores digitorum breves liegt dann in der 3ten Schichte am meisten nach aussen bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* der *Adductor digiti IV.* (Dugès Nr. 92), der von einer Erhabenheit an der äussern Seite des Carpusknochen, der die Sehne des Flexor digitor. longus trägt, entspringt, auswärts tritt und an die äussere Seite des Os metacarpi bis zur 1sten Phalanx geht. Er fehlt bei *Pipa*.

An seiner innern Seite liegt der *Flexor metacarpi digiti IV.*, der vom hintern Ende des Os metacarpi digiti I. kommt, schief auswärts geht, über die andern Flexores metacarpi herüber und am vordern Ende des Metacarpus inserirt.

Bedeckt von diesem liegt auf dem Metacarpus digiti III. ein weiterer *Flexor digiti III.*, der von demselben Carpusknochen kommend an die äussere Seite der 1sten Phalanx tritt.

Ebenso ein *Flexor digiti II.*, der an die äussere Seite tritt.

Unter diesen Flexores digiti II. und III. liegen die *Flexores metacarpi digiti II.* und *III.*, die vom Carpus kommend, den Metacarpus dieser Zehen fassen.

Bedeckt von diesen Flexores metacarpi liegen an der 2ten, 3ten und 4ten Zehe noch die *Flexores profundi digitorum*, die an der 2ten und 3ten Zehe von der Dorsalfläche kommen, an den Seiten der Metacarpusknochen entspringen, sich über die Interossei interni herüber auf die Volarfläche schlagen, durch eine Scheidewand unter der 1sten Phalanx von den Sehnen der Flexores digitor. getrennt durchtreten und sich auf der untern Fläche der 1sten Phalanx inseriren. An der 4ten Zehe liegt derselbe auf der Volarfläche unter dem Flexor metacarpi.

Bei *Pipa* entspringen die *Flexores metacarpi digiti II., III.* und *IV.* von einem besondern Carpusknochen, der auf der Volarfläche nach hinten eine Spitze bildet, welche durch ein Band mit der Aponeurose, die die hintere Gräthe des Antibrachium deckt, in Verbindung steht. Von dieser Spitze

kommen drei Köpfe, die nach vorne divergiren und sich an die äussere Seite der drei Metacarpusknochen anlegen.

An der innern Seite jedes dieser drei Köpfe liegen die *Flexores breves digitorum*, die vom Metacarpus ihrer Zehe entspringen und über der Sehne des Flexor longus an der Articulation der 1sten Phalanx durchtreten und sich an die untere Fläche der 1sten Phalanx selbst festsetzen.

Die *Interossei interni* sind bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* breite Muskeln, die zwischen dem hintern Theil der Metacarpusknochen der vier Zehen liegen und breit von einem Metacarpus zum andern gehen.

Bei *Pipa* liegen auf der innern Seite der Bänder, welche die Metacarpusknochen mit einander verbinden, *Interossei interni*, die schmal an den Seiten der Metacarpusknochen verlaufen, am hintern Ende derselben entspringen und sich verhalten wie bei den andern die Interossei externi.

Muskeln der hintern Extremitäten.

Lage.

Vom Os ilei einwärts bis zur Symphysis liegen bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* auf der untern Fläche der Glutaeus, das Caput longum des Extensor cruris, der Iliacus, die Adductoren und der Gracilis; zwischen den Iliacus und die Adductoren tritt das Caput internum des Extensor cruris. Auf der hintern Fläche liegt am Glutaeus das Caput extern. des Extensor cruris, der Biceps, Pyramidalis, Extensor femoris sublimis und Semimembranosus, zwischen beiden letztern der Semitendinosus und am meisten nach innen der Ischiotibialis.

Die Extensoren des Oberschenkels sind der Extensor femoris sublimis, profundus und brevis.

Die Flexoren der Iliacus und Pectineus.

Adducirt wird das Femur durch die Adductores femoris.

Abductores und Rotatores nach aussen sind der Glutaeus, Pyramidalis und Quadratus femoris.

Nach innen rotirt der Obturatorius.

Der Unterschenkel wird gestreckt durch den Extensor cruris longus und brevis.

Gebeugt und zugleich adducirt durch den Gracilis, Semitendinosus, Semimembranosus und Ischiotibialis.

Gebeugt und abducirt durch den Biceps.

Bei der Beschreibung sind die Muskeln nach der Lage, der leichtern Uebersicht wegen, genommen.

Der *Glutaeus* (Dugès Nr. 135, Zenk. T. II. F. III. 42 Glutaeus major) entspringt bei *Bufo* unter der Mitte von der äussern und hintern Seite des Os ilei und tritt mit starker Sehne zwischen dem Caput externum des Extensor cruris und des Biceps, welche nach hinten liegen und dem Iliacus, der nach vorne liegt, an der äussern Seite des Gelenks abwärts und setzt sich an die hintere Seite des Gelenkskopfes. Der Muskel abducirt und rotirt den Oberschenkel nach hinten.

Bei *Rana temporaria* inserirt der eine Theil des Muskels an dem obern Rand des Acetabulum und bewegt das Becken als Ganzes in der Verbindung des Os ilei mit dem letzten Wirbel; der andere Theil schlägt sich an die hintere Seite des Gelenkskopfes selbst und rotirt nach hinten.

Bei *Cystignathus* ist nur die erstere Insertion am Acetabulum vorhanden.

Bei *Hyla palmata* erstreckt sich der Ursprung des Muskels am Os ilei herauf bis zur Spitze, bei *H. arborea* nur bis zur Mitte; unten fasst der Muskel sowohl Acetabulum, als Oberschenkelkopf.

Bei *Pipa* kommt er vom untern Theil des Os ilei und liegt an der innern Seite des Abdominalis posterior, tritt vor dem Caput extern. des Extensor cruris und dem Biceps abwärts und setzt sich an die hintere Seite des Kopfs vom Oberschenkel, den er nach hinten rotirt.

Der *Extensor cruris longus* (Dugès Nr. 145—147, Zenk. T. I. F. II. 28, T. II. F. III. 44, 44*) besteht aus drei Köpfen bei *Bufo*, *Hyla* und *Pipa*, bei *Rana* aber ist das Caput internum doppelt.

Das *Caput longum* (*Rectus femoris*) kommt bei *Bufo* vom untern Theil des Os ilei an der vordern Seite des Glutaeus und ist brückenförmig herübergespannt an den Oberschenkel, wo er sich in der Mitte mit den beiden andern Köpfen verbindet. Durch

diesen Muskel ist ein vollkommenes Ausstrecken unmöglich gemacht.

Das *Caput internum* (*Vastus internus*) kommt bei *Bufo* mit starker Sehne von dem ganzen obern Rand des Acetabulum und der Kapselmembran und tritt als starker Muskel zwischen dem Iliacus und den Adductoren über das Gelenk und das Femur selbst abwärts, ohne mit dem Femur verwachsen zu sein.

Das *Caput externum* (*Vastus externus*) entspringt bei *Bufo* hinter dem untern Theil des Glutaeus von einer besondern Hervorragung hinter dem Acetabulum und tritt hinter dem Glutaeus an der äussern Seite des Iliacus und des Femur abwärts. In der Mitte des Oberschenkels verbinden sich diese drei Köpfe zu einem gemeinschaftlichen starken Muskelbauch, der die vordere Fläche des Femur bedeckt, nach hinten vom Biceps durch eine starke Aponeurose getrennt ist und über dem Kniegelenk in eine starke Sehne übergeht, welche das Knie bedeckt und an den Seiten in die Aponeurose des Unterschenkels sich fortsetzt. Die Sehne selbst, die bei allen am Knie fest mit der Haut verbunden ist, setzt sich an das obere Ende des Unterschenkelknochens (Tibia) fest. — Der Muskel streckt den Unterschenkel und beugt den Oberschenkel, während das Caput internum ihn adducirt, das Caput externum abducirt.

Bei *Rana* und *Cystignathus* geht der Rectus in eine Aponeurose über, die das Caput internum überzieht. Das Caput internum selbst besteht aus zwei Köpfen. Die Portio superior kommt an der innern Seite des Iliacus vom Ramus horizontalis ossis pubis, die Portio profunda, bedeckt von der vorigen, breit von der Symphysis ossium pubis und ischii; beide Köpfe verbinden sich aber bald mit einander.

Bei *Hyla palmata* entspringt der Rectus hoch herauf am Os ilei bis zum obern Drittel, bei *H. arborea* kurz am untern Theile desselben; er verbindet sich mit den andern Köpfen wie bei *Bufo*. Das Caput internum ist einfach.

Bei *Pipa* kommt der Rectus vom untern Drittel des Os ilei an der innern Seite des Iliacus, schlägt sich (wie der Sartorius) als schmaler Muskel über das Caput internum herüber und geht in eine Sehne über, die an der innern Seite des Caput

internum sich an die gemeinschaftliche Sehne anlegt und in die Aponeurose, die an der innern Seite des Kniegelenks sich forterstreckt, übergeht. Das Caput internum liegt zwischen beiden Köpfen des Pectineus und tritt als vorderster Muskel auf der untern Fläche an dem innern Rande des Femur abwärts. Das Caput externum kommt vom untern Theil des Os ilei, bedeckt den untern Theil des Glutaeus und geht, durch den Abdominalis posterior und Pulmonalis von dem Caput internum getrennt, an der hintern Seite des Oberschenkels auswärts, unter dessen Mitte er zum Caput internum tritt.

Das Os sesamoideum der Sehne, die Patella fehlt bei allen.

Der *Iliacus* (Dugès Nr. 140) kommt bei *Bufo*, *Rana* und *Hyla* von dem Ramus horizontalis ossis pubis an der äussern Seite der Adductoren und von der Basis des aufsteigenden Os ilei, geht über das Gelenk an der äussern Seite des Caput internum des Extensor cruris und dann, bedeckt vom Caput extern. des Extensor an der äussern Seite des Femur bis unter die Mitte, wo er sich, bedeckt vom Extensor profundus femoris, inserirt. Er beugt den Oberschenkel.

Bei *Pipa* kommt der Muskel von der ganzen vordern Fläche des breiten Os ilei bis zur Spitze, liegt vor dem Abdominalis posterior und dem Glutaeus und tritt zwischen dem Abdominalis posterior und dem Caput externum des Pectineus gerade abwärts zum Oberschenkel, den er unter einem rechten Winkel gestreckt erhält und beugt.

Bei *Pipa* ist ein *Pectineus* vorhanden, der den übrigen Genera fehlt. Er besteht aus zwei Köpfen; das Caput externum kommt vom Ramus horizontal. ossis pubis an der innern Seite des Iliacus und stosst nach innen an das Caput internum, von welchem ihn aber gleich unter der Insertion das Caput intern. des Extensor cruris trennt; das Caput extern. tritt dann zwischen dem Iliacus und Pulmonalis, die nach hinten liegen, und dem Caput internum des Extensor cruris auswärts und setzt sich an den hintern Rand des Femur bis unter die Mitte. Das Caput internum entspringt vom Ramus horizontalis ossis pubis bis zur Symphysis und tritt zwischen der vordern Insertion des Obliquus abdominis internus und dem Caput intern. des Extens. cruris auswärts und setzt sich

an den innern Rand des Femur bis zur Mitte. Der Muskel beugt den Oberschenkel. Von den Adductoren trennt ihn der Obliquus abdominis internus.

An der innern Seite des Extensor cruris liegt der *Adductor femoris*, der bei *Bufo* und *Rana* aus drei Köpfen, bei *Hyla* und *Pipa*, denen das Caput longum fehlt, aus zwei Köpfen besteht.

Der *Adductor longus* (Dugès Nr. 141)*) entspringt an der innern Seite des Iliacus und geht bei *Bufo* als schmaler Muskel für sich abwärts an der innern Seite des Extensor cruris und verbindet sich erst kurz über dem Knie mit dem Adductor magnus. Bei *Rana* verbindet sich derselbe unter der Mitte mit dem Adductor magnus. Bei *Hyla arborea* tritt er an die innere Seite des Condyl. intern., seine Sehne aber erstreckt sich an die innere Seite der Tibia.

Der *Adductor brevis* (Dugès Nr. 144) kommt mehr einwärts und abwärts von der Symphysis, bedeckt vom Gracilis und setzt sich, ohne mit dem Adduct. magnus sich zu verbinden, an die innere Seite des Femur bis unter die Mitte.

Der *Adductor magnus* (Dugès Nr. 150) entspringt von der Symphysis ossium ischii und setzt sich längs des ganzen Oberschenkels auf der innern und hintern Seite bis zum Condylus internus.

Bei *Hyla palmata* ist die Insertion des Adductor magnus sehr breit und verbindet sich durch eine Aponeurose brückenförmig über den Extensor femoris sublimis herüber mit dem Semimembranosus.

Bei *Pipa* liegt der Adductor brevis an der innern Seite der vordern Insertion des Obliquus abdominis internus und wird vom Adductor magnus bedeckt, der erst am untern Theil des Femur sich am innern Rand inserirt, sich über den Extensor profund. femoris herüberschlägt und mit seiner Insertion bis an Condyl. externus femoris reicht.

Flexores cruris.

Der innerste Muskel ist der *Gracilis* (Zenk. Flexor tibialis latus. T. I. F. II. 31), der bei *Bufo*, *Rana* und *Hyla* den Adductor

*) Die Adduct. und Extensor. femor. scheinen bei Zenker verwechselt und als Sartorius und Adductor. aufgeführt.

brevis bedeckt, von der Symphysis ossium pubis entspringt und dann an der innern Seite des Adductor magnus abwärts hinter dem Condylus internus femoris herunter tritt und sich an die innere Seite des Knochens des Unterschenkels gleich unter dem Kniegelenk festsetzt. Bei *Rana temporaria* ist derselbe breiter und deckt auch den Adductor longus, bei *Cystignathus* ist er sehr breit und platt.

Auf der hintern Seite des Oberschenkels liegt an der äussern Seite des Caput extern. des Extensor cruris der ***Biceps*** (Dugès Nr. 149, Zenk. Flexor tibiae externus T. II. F. III. 46), der bei allen nur einen einzigen Kopf hat, welcher sehnig von der Hervorragung hinter dem Acetabulum entspringt, durch eine starke Aponeurose vom Extensor cruris getrennt, an der äussern Seite des Oberschenkels herunter tritt und an der äussern Seite des Unterschenkelknochens, gleich unter dem Kniegelenk sich inserirt.

Hinter ihm und an seiner innern Seite treten der Nervus ischiadicus und die Gefässe, welche um die Basis des Os ilei herum getreten sind, abwärts am Oberschenkel, an der äussern Seite des Extensor femoris sublimis.

Der *Semimembranosus* (Dugès Nr. 152, Zenk. T. II. F. III. 48) liegt an der vordern Seite des Extensor femoris und kommt, übrigens muskulos, von dem untern Theil der Symphysis, bedeckt das Caput long. des Semitendinosus, tritt unter der Sehne des Gracilis und des Semitendinosus hinter dem Condyl. internus femoris durch und setzt sich an die innere Seite des Unterschenkelknochens über den eben genannten Sehnen.

Der *Semitendinosus* (Dugès Nr. 153, Zenk. Biceps T. I. F. II. 36) besteht aus zwei Köpfen. Das Caput posterius entspringt, bedeckt vom Semimembranosus, von der Symphysis; das Caput anterius kommt mit langer Sehne aus einer Grube zwischen der Symphysis und dem Acetabulum, tritt durch die Fasern des Adductor magnus, dem er eine besondere Fortsetzung abgibt, durch und an der hintern Seite des Oberschenkels zwischen dem Adductor magnus und Semimembranosus abwärts und verbindet sich am untern Theil des Oberschenkels mit dem hintern Kopf; der gemeinschaftliche Muskel geht an der innern und hintern Seite des Extensor cruris sublimis, dann über die Sehne des

Semimembranosus herüber und mit der Sehne des Gracilis an die innere Seite des Unterschenkelknochens, an dem sich eine sehnige Fortsetzung bis zum Ende des obern Drittels erstreckt.

An der hintern Seite des Oberschenkels liegt noch ein besonderer Muskel, der *Ischiotibialis* (Dugès Nr. 151, Zenk. Flexor tibialis magnus. T. I. F. II. 32, T. II. F. III. 50), der von einem sehnigen Streifen entspringt, welcher in der Mittellinie nach hinten mit dem Sphincter ani, nach vorne mit den Recti abdominis verbunden, längs der Symphysis verlauft, mit welcher er aber nur durch lockeres Zellgewebe verbunden ist. Er tritt dann an der hintern Seite des Semimembranosus am Oberschenkel abwärts, jedoch so, dass seine einzelnen Bündel mehr aus einander gesprengt, fest mit der Haut verwachsen sind. Am untern Theil des Oberschenkels verlassen die Bündel die Haut und treten an den Semimembranosus; ein Theil der Sehne geht in die Aponeurose des Unterschenkels über. (Siehe Hautmuskeln.)

Der Gracilis, Semitendinosus, Semimembranosus und Ischiotibialis beugen den Unterschenkel und adduciren den ganzen Fuss.

An der Stelle dieser Flexores adductores liegt bei *Pipa* ein sehr starker *Flexor cruris*, der aus vier abgesonderten Köpfen besteht, die neben einander von der Symphysis entspringen und fast parallel auswärts verlaufen, zuerst verbinden sich dann beide vorderen Köpfe mit einander, dann beide hintere unter sich und am Kniegelenk bilden dann alle vier Eine gemeinschaftliche Sehne, die sich am Condylus internus cruris unter dem Knie festsetzt und nach innen und unten in die Aponeurose fortsetzt; zwei starke Fortsetzungen der Sehne gehen, die innere an die innere Seite der Tibia, die äussere hinter dem Tibialis posticus auswärts an den äussern Rand des Knochen.

Der Biceps verhält sich bei *Pipa* ganz wie bei den andern.

Zwischen dem Semimembranosus und Pyramidalis, weiter unten zwischen dem Semimembranosus und Biceps liegt bei allen der sehr starke *Extensor femoris sublimis* (Dugès Nr. 148), der vom hintern Theil der Symphysis entspringt, hinter dem Oberschenkel vor dem Extensor profundus abwärts und am untern Theil des Oberschenkels einwärts tritt und sich

Landen, wo der Adel häufig nur durch das Verſprechen der Beibehaltung jener Stifter zum mißbräuchlichen Zwecke, — für die Reformation gewonnen wurde, vergebens wurden die Fräulein ohne große Mitgift durch das Erforderniß ebenbürtiger Ehen verſorgt. Jedes äußere Unglück wurde von den Fürſten, beſonders in Patrimonialfürſtenthümern, von der todten Hand, von den aufblühenden Städten benützt, um den Adel auszukaufen, Lehn- und Hofdienſte, das Bedürfniß, in Aufwand und Genuß nicht hinter den Städtebürgern zurückzuſtehen, welche der Handel bereicherte, Inkamerirung der Lehen, weil man lieber Geld als einen reiſigen Lehnsmann hatte — alle dieſe Umſtände zuſammen hatten auch ohne die mächtigen äußern Einflüſſe, den Ruin durch Kriege, von welchem ſich der Grundeigenthümer am langſamſten wieder erholt, die Mehrzahl der adeligen Beſitzungen in Hände gebracht, welche ſie nie oder ſehr ſchwer wieder herausgeben.

Auch der ſehr alte und zahlreiche Städteadel verkümmerte mit den freien Städten ſelbſt. Weder ſein durch oder ohne Handel erworbener Reichthum, noch die Wichtigkeit der Gemeinweſen, an deren Spitze er ſtand, trug ihn mehr. Der Reichsritterſchaft blieb kein anderes Feld für ihre Thätigkeit, als Dienſte entfernt vom fürſtlichen Gutsnachbar zu ſuchen. Ueberall hatten ihre Söhne als Ausländer eine ſchwierige Stellung, und dienten weit häufiger der Ehre als des Gewinns wegen. Die katholiſchen Familien pflegten in öſterreichiſchen, die proteſtantiſchen in preußiſchen Kriegsdienſten ihre Habe zuzuſetzen.

Der alten Namen wurden immer weniger, wie überall, wo viele Kinder eine Laſt ſind. Seit der Reformation mögen im ſüdlichen Deutſchland vier Fünftel, im nördlichen mehr als die Hälfte der damals blühenden Geſchlechter erloſchen ſeyn.

Dagegen vermehrte ſich der Briefadel ungemein. Er wurde vom kaiſerlichen Hofe ſelbſt mit einer Leichtigkeit ertheilt, deren Gegenſtück, ja Uebertreibung nur allein bei den Reichsvicariaten gefunden wurde. Dieſe Leichtigkeit trug weſentlich dazu bei, die Achtung zu vermindern, deren eine alte, mit den Ideen des Volks verwachſene Genoſſenſchaft, ſich noch immer bei der Menge erfreute. Weder Verdienſte noch Reichthum, weder hohe geſellſchaftliche Stellung noch unbefleckte Ehrenhaftigkeit wurden erfordert, um des deutſchen Adels auf dieſe Weiſe theilhaftig zu werden. Wurden nur die

unter dem Adductor magnus an der hintern Seite des Condylus internus femoris inserirt.

Bedeckt vom Extensor femoris sublimis, Semimembranosus und Caput long. des Semitendinosus liegt der *Extensor femoris profundus* (Dugès Nr. 143), der vom mittlern Theil der Symphysis kommt und an der äussern Seite des Adductor magnus hinter dem Oberschenkel abwärts tritt und sich gegen das untere Ende auf der hintern Fläche festsetzt. Seine äussern Fasern schlagen sich über den Iliacus um die äussere Seite des Oberschenkels und inseriren sich, bedeckt vom Extensor cruris, auf der vordern Seite bis zum Condylus externus. Nur bei *Pipa* wird der untere Theil des Muskels vom Adductor magnus bedeckt, der sich zwischen ihn und den Extensor sublimis herein legt; seine äussern Bündel fassen nur den äussern Rand des Oberschenkels und schlagen sich nicht auf die vordere Fläche.

An der äussern Seite dieses Muskels liegt der *Extensor brevis*, der von der Symphysis aus kurz hinter dem Schenkelgelenk abwärts geht und sich über der Insertion des Pyramidalis unter dem Caput femoris am Oberschenkel festsetzt.

Der *Pyramidalis* (Dugès Nr. 137, Zenk. T. II. F. III. 47) kommt bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* von der Spitze des Os sacrum und geht abwärts und auswärts hinter dem Vastus externus und Biceps an die innere Seite der Insertion des Iliacus und setzt sich am Oberschenkel, unter dem Extensor femoris brevis fest. Bei *Pipa* fehlt dieser Muskel. Bei *Hyla* kommt von der äussern Seite der obern Insertion des Pyramidalis am Os sacrum ein breiter kurzer Muskel, der auswärts an die Haut tritt.

Der *Quadratus femoris* (Dugès Nr. 136) entspringt bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* an der Hervorragung hinter dem Acetabulum, hinter dem Biceps und geht, vom Pyramidalis bedeckt, hinter dem Schenkelgelenk abwärts und setzt sich zwischen dem Iliacus und Pyramidalis an den Oberschenkel. Bei *Pipa* tritt der Muskel hinter und unter dem Abdominalis posterior abwärts und setzt sich am Oberschenkel, zwischen dem Extensor brevis femoris und dem Abdominalis posterior fest.

Der Pyramidalis und Quadratus femoris rotiren den Oberschenkel nach aussen und abduciren ihn.

Bedeckt von allen Muskeln, die an der Symphysis ossium pubis entspringen, kommt bei allen längs des ganzen Umfangs von der Basis des Os Ilei an vom vordern Theil bis zur hintern Spitze der Symphysis der *Obturatorius* (Zenk. Femoris capsularis T. I. F. II. 33), dessen vordere Fasern längs der innern Seite des Caput femoris abwärts, rückwärts und dann auswärts, die hintersten gerade auswärts gehen und sich alle an dem hintersten und obersten Theil des Gelenkkopfes festsetzen.

Der Muskel rotirt den Oberschenkel einwärts; die hintern Fasern abduciren ihn zugleich. Bei *Bufo* ist er sehr stark, bei den andern schwächer.

Unterschenkel.

Am Unterschenkel, der nur aus einem einzigen Knochen besteht, an dessen unterm Theil jedoch eine Rinne die Trennung in zwei Knochen andeutet, liegen auf der vordern Seite, bedeckt von einer starken Aponeurose, einer unmittelbaren Fortsetzung der Sehne des Extensor cruris von innen nach aussen der Extensor cruris brevis, der Tibialis anticus und der Peroneus und in der Tiefe der Flexor tarsi internus superior, auf der hintern Seite der Gastrocnemius und Tibialis posticus.

Der Wirkung nach sind:

Extensores tarsi: Peroneus, Gastrocnemius und Tibialis posticus.

Flexores tarsi: Tibialis anticus und Flexor tarsi internus superior.

Der innerste Muskel, der *Extensor cruris brevis* kommt bei *Bufo, Cystignathus, Rana* und *Hyla* mit langer Sehne vom Condylus internus femoris, tritt über eine Rinne auf der Articulationsfläche der Tibia, bedeckt von der Sehne des Extensor cruris durch das Gelenk und fasst die vordere Fläche der Tibia bis ans untere Drittel. Bei *Hyla* ist der Muskel sehr schwach.

An seiner äussern Seite liegt der *Tibialis anticus* (Zenk. Tibialis anticus biceps T. I. F. II. 42), der mit langer Sehne von der vordern Seite des Condylus internus femoris kommt, in eine besondere Scheide eingeschlossen, unter der Sehne des Extensor durch das Gelenk und dann an der äussern Seite des Extensor

brevis abwärts tritt. In der Mitte des Unterschenkels spaltet er sich in zwei Bäuche, von denen der innere vor dem Malleolus internus sehnig herunter geht und sich an der innern Seite des obern Articulationsendes des innern langen Tarsusknochen inserirt. Der äussere Bauch tritt auswärts an der innern Seite des Peroneus abwärts und setzt sich an die äussere Seite des obern Articulationsendes des äussern langen Tarsusknochens fest. Er beugt den Tarsus, streckt den Unterschenkel.

Der äusserste Muskel, der *Peroneus* (Zenk. T. I. F. II. 46), der bei allen stark ist, kommt bei *Bufo*, *Rana* und *Hyla* von der Mitte des untern Kopfes des Femur und tritt ebenfalls in einer besondern Scheide mit langer Sehne durch das Gelenk. Sein Muskelbauch geht an der äussern Seite der Tibia abwärts und setzt sich an den Malleolus externus tibiae und über der Insertion des Caput externum des Tibialis anticus an das obere Ende des äussern langen Tarsusknochen. Er streckt den Tarsus und Unterschenkel.

Bei *Pipa* kommen der *Extensor brevis* und *Peroneus* mit gemeinschaftlicher breiter Sehne von der vordern Seite der untern Articulationsfläche des Femur unter der mittlern Gräthe des Knochen. Die Sehne tritt alsdann unter der Sehne des Extensor cruris longus durch das Gelenk über eine Rinne der Tibia und spaltet sich jetzt erst in zwei Sehnen, an welche sich die Muskelbäuche des Extensor und Peroneus anlegen; der weitere Verlauf dieser Muskeln ist wie bei den andern, nur fasst der Extensor cruris brevis den Knochen bis an sein unteres Ende. Die Sehne des *Tibialis anticus* tritt bedeckt von der vorigen Sehne durch das Gelenk und zwischen die auseinandertretenden Muskeln. Das Caput externum tritt am äussern Tarsusknochen weiter vorwärts und fasst eine starke Gräthe dieses Knochen.

An der hintern Seite liegt der sehr starke *Gastrocnemius* (Zenk. T. I. F. II. 39, T. II. F. III. 51. hat aber immer nur Einen Kopf, nicht wie Zenker sagt zwei), der bei allen fünf Genera nur aus einem einzigen Kopf besteht. Er kommt mit starker kurzer Sehne von der hintern Seite des Condylus externus femoris an der innern Seite des Biceps, fasst dann mit einer starken Sehne die äussere Seite der Tibia und verbindet sich

mit der Sehne des Extensor cruris longus. Der Muskelbauch deckt die hintere Fläche der Tibia und den Tibialis posticus und geht am untern Ende in den starken Tendo Achillis über, der hinter der Articulationsfläche, mit welcher er zu beiden Seiten durch aponeurotische Fortsetzungen fest verwachsen ist, auf die untere Fläche des Tarsusknochen tritt und sich als Aponeurosis plantaris über die Planta pedis ausbreitet, wo dieselbe den später zu beschreibenden Muskeln zur Insertion dient. Hinter der Articulation ist die Sehne sehr verdickt, enthält aber bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Hyla* kein Os sesamoideum, bei *Rana temporaria* ein kleines, und bei *Pipa* liegen zwei grosse Ossa sesamoidea hinter einander; die Aponeurosis plantaris ist bei *Pipa* schwach, aber zwei starke sehnige Fortsetzungen gehen, die eine in der Mitte vorwärts an den Metatarsus der 3ten und 4ten Zehe, die andere einwärts an das Os Metatarsi der 1sten und 2ten Zehe.

Unmittelbar hinter der Tibia liegt bei allen der *Tibialis posticus* (Zenk. T. II. F. III. 55), der von der ganzen hintern Fläche des Knochen bis über die untere Articulationsfläche entspringt, unten sich einwärts wendet und mit seiner Sehne um eine rollenartige Vertiefung hinter dem Malleolus internus herum an der innern Seite der Sehne des Caput internum des Tibialis anticus an dem innern langen Tarsusknochen sich inserirt.

Die Arteria poplitaea liegt an der innern Seite der Insertion des Gastrocnemius, die Arteria tibialis postica tritt mit dem Nervus tibialis zwischen den Fasern des Tibialis posticus durch vor diesen Muskel. Die Art. tibialis antica geht mit dem Nervus peroneus zwischen dem Tibialis posticus und Peroneus auf die vordere Fläche der Tibia und zwischen beiden Köpfen des Tibialis anticus auf die vordere Fläche des Tarsus.

Tarsus.

Mit dem Unterschenkelknochen articuliren zwei lange Tarsusknochen, welche dem Calcaneus und Astragalus entsprechen und mit vier kleinen keilförmigen Knochen, welche den Metatarsusknochen zur Articulation dienen, den Tarsus bilden. Auf der Rückenfläche des langen Tarsusknochen liegen bei *Bufo*,

Rana und *Hyla* von innen nach aussen der Flexor tarsi internus superior, internus inferior, Extensor longus digitor. und Flexor metatarsi externus. Bei *Pipa* liegt an der äussern Seite des Flexor tarsi inferior der Flexor metatarsi digiti I. und der Flexor metatarsi digiti III.

Wenn die Bewegung der Metatarsusknochen in gleicher Richtung mit der des Tarsus angenommen wird, so dass Beugung des Metatarsus z. B. mit der Beugung des Tarsus zusammenfällt und Annähern der Dorsalfläche dieser Knochen an die Dorsalfläche des Unterschenkels heisst, also Beugen des Metatarsus die entgegengesetzte Richtung zur Beugung der Phalangen ist, so sind für die Bewegung die Muskeln so vertheilt:

Extensores tarsi und metatarsi sind ausser den schon, als am Unterschenkel liegend, angeführten der:

Extensor tarsi und der Extensor metatarsi.

Flexores tarsi und metatarsi: der Flexor tarsi internus inferior und Flexor metatarsi externus.

Adductores: der Adductor tarsi brevis und Adduct. longus digiti I.

Extensores digitorum: der Extensor longus digitorum und Extensor brevis digitorum.

Flexores: der Flexor longus internus und externus, die Flexores breves und profundi.

Adductores und Abductores der Zehen sind die Interossei interni und externi.

Ausser diesen hat die 1ste Zehe einen Extensor longus und brevis, Adductor longus und brevis und Abductor.

Die 5te Zehe einen Extensor longus und brevis und Abductor.

Dorsalfläche des Tarsus.

Der *Flexor tarsi internus superior* (Dugès Nr. 155, Zenk. Tibialis anticus simplex T. I. F. II. 47) kommt von der Mitte der vordern Fläche der Tibia und geht an der äussern Seite des Extensor brevis cruris ab- und einwärts an die äussere Seite des Caput internum des Tibialis anticus und setzt sich vor diesem an die innere Seite des obern Endes des innern langen Tarsealknochen.

Der *Flexor tarsi internus inferior* (Zenk. T. I. F.

II. 43) kommt von der äussern Seite der Tibia unmittelbar über dem Malleolus externus; seine Insertion liegt an der innern Seite des Peroneus und des Caput externum des Tibialis anticus. Er tritt breit über das Gelenk des äussern Tarsusknochen herüber und setzt sich von der Mitte bis zum untern Gelenk des innern langen Tarsusknochen fest. Bei *Pipa* fasst die untere Insertion die Gräthe des innern Tarsusknochen.

Von der äussern Seite dieses Muskels tritt bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* ein schmales Muskelbündel als *Extensor longus digitorum* ab, das am Flexor tarsi externus herunter tritt, über den Extensor brevis digit. und sich bei *Bufo agua* und *margaritifer* und *Cystignathus* auf dem hintern Ende der Metatarsusknochen in drei Köpfe spaltet, welche mit denen des Extensor brevis verbunden zur 2ten, 3ten und 4ten Zehe gehen; bei *Bufo variabilis* in vier Köpfe zur 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Zehe; der letztere verbindet sich mit der Sehne des Extensor longus digiti quinti. Bei *Rana temporaria* geht der Muskel nur zur 4ten Zehe; bei *Hyla* zur 2ten und 3ten, an welchen aber die Köpfe für sich an der innern Seite des hintern Endes der Metatarsusknochen inseriren. Bei *Pipa* kommt der Muskel vom untern Theil des Unterschenkelknochens an der äussern Seite des Caput internum des Tibialis anticus, tritt über den Flexor metatarsi digiti III. abwärts und an die innere Seite der 1sten Phalanx der 3ten Zehe, wo er sich mit der allgemeinen Sehne verbindet.

Der *Flexor metatarsi externus* entspringt unter dem obern Gelenkskopf des äussern langen Tarsusknochen, tritt über die vordere und äussere Seite dieses Knochen vorwärts und geht an die äussere Seite des hintern Endes des Os metatarsi digiti V. Er nähert die Rückenfläche des Metatarsus den langen Tarsusknochen.

Bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* liegen auf dem Rücken des *Metatarsus* die einzelnen Köpfe des Extensor longus und brevis digitorum, die Interossei externi und am meisten nach aussen der Flexor metatarsi externus. Bei *Pipa* verhalten sich die Muskeln so verschieden, dass eine besondere Beschreibung derselben nothwendig wird.

Der *Extensor longus digiti I.* kommt bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* mit dem langen stärkern Kopf von der Mitte der innern Seite des äussern langen Tarsusknochen und geht unter dem Flexor tarsi inferior schief abwärts und einwärts; der kürzere schmale Kopf kommt, von dem vorigen bedeckt, von dem innern langen Tarsealknochen unmittelbar über seinem untern Gelenksende und verbindet sich mit dem Caput longum auf dem Metatarsus digiti I.; der gemeinschaftliche Muskelbauch spaltet sich dann in zwei Köpfe, von denen der innere an den hackenförmigen Knochen, der an der innern Seite des Metatarsus digiti I. liegt, geht, der äussere die 2te Phalanx der 1sten Zehe fasst. Bei *Hyla* ist dieser Extensor ein schmaler Muskel, der vom äussern Tarsealknochen kommt, auf dem Abductor digiti I. liegt und an die 1ste Phalanx der 1sten Zehe geht.

Der *Extensor brevis digiti I.* kommt von der Dorsalfläche des kleinen Tarsealknochen, der den Metatarsus digiti I. trägt, und vom Metatarsus selbst und verbindet sich bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* mit der Sehne des Extensor longus; bei *Hyla* tritt er an die 1ste Phalanx.

Der *Abductor digiti I.* entspringt bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* von dem kleinen Tarsealknochen, welcher den hackenförmigen Knochen trägt, und geht an die innere Seite des Metatarsus digiti I. und in die Sehne des Extensor über. Bei *Hyla* kommt er von dem untern Ende des äussern Tarsealknochen und geht unter dem Flexor tarsi inferior einwärts, deckt das Articulationsende des innern Tarsusknochen und gibt ein Bündel an den hackenförmigen Knochen, das andere an die innere Seite des Metatarsus digiti I.

Der *Adductor digiti I.* kommt von der Spitze des kleinen Tarsealknochen, der den Metatarsus digiti I. trägt, und geht an die äussere Seite der 1sten Phalanx und in die Sehne des Extensor über.

Der *Extensor brevis digitorum* entspringt mit vier Köpfen, von denen der innerste an der vordern Seite der Insertion des Extensor longus digiti I. vom äussern langen Tarsealknochen kommt, abwärts und einwärts tritt und sich auf dem Os metatarsi digiti III. in zwei Köpfe spaltet, welche zur 2ten

und 3ten Zehe treten. Jeder dieser Köpfe verbindet sich mit einem Caput breve, welches, jedes für sich, von dem untern Ende des innern langen Tarsealknochen kommt. Die gemeinschaftliche Sehne tritt über das Os metatarsi der 2ten und 3ten Zehe vorwärts, verbindet sich mit den Sehnen des Extensor longus und der Interossei, bedeckt bei der 2ten Zehe die 1ste Phalanx und setzt sich an die 2te, an der 3ten Zehe die 1ste und 2te Phalanx und setzt sich an die 3te. Der 4te stärkste Kopf kommt vom untern Ende des äussern langen Tarsealknochen, tritt über das Os metatarsi digiti IV. vorwärts, verbindet sich mit den Sehnen des Extensor longus und der Interossei, deckt die 1ste, 2te und 3te Phalanx und geht an die 4te. — Bei *Hyla* entspringt derselbe mit drei Köpfen am äussern Tarsealknochen; der innerste geht an die 2te Zehe, der 2te theilt sich in zwei Köpfe zur 3ten und 4ten Zehe, der 3te Kopf entspringt für sich und verbindet sich mit dem äussern des 2ten Kopfs zur 4ten Zehe.

Der *Extensor longus digiti V.* kommt mit dem Flexor metatarsi externus verbunden von der innern Seite des äussern langen Tarsealknochen und tritt an die 2te Phalanx mit dem Extensor brevis verbunden.

Der *Extensor digiti V. brevis* kommt von der äussern Seite des Os metatarsi, über welches er herübertritt und an der 1sten Phalanx mit der Sehne des Extensor longus sich verbindet; bei *Bufo variabilis* geht er nur an die 1ste Phalanx. Bei *Hyla* ist nur Ein Extensor digit. V. vorhanden, der von dem äussern kleinen Tarsealknochen kommt, den Metatarsus deckt und mit der Sehne des Interosseus bis zur 3ten Phalanx geht.

Der *Abductor digiti V.* kommt von dem äussern kleinen Tarsealknochen und tritt an der äussern Seite des Flexor metatarsi externus an die äussere Seite des Metatarsus.

Pipa.

Bei *Pipa* ist für jeden einzelnen Metatarsus, mit Ausnahme des 4ten, ein besonderer Muskel zur Flexion bestimmt. Auf der Dorsalfläche des Tarsus und Metatarsus liegen von innen nach aussen der Abductor digiti I., der Flexor metatarsi und der Extensor digiti I., der Extensor und der Flexor metatarsi digiti II., der Extensor und Flexor metatarsi digiti III., der Extensor digiti IV.,

der Extensor longus digitorum, der Extensor digiti V., der Flexor metatarsi externus (digiti V.) und der Abductor digiti V.

Der *Abductor digiti I.* kommt vom untern Ende des innern langen Tarsealknochen und geht an die innere Seite des Metatarsus bis zur 1sten Phalanx.

Der *Flexor metatarsi digiti I.* entspringt zwischen dem Flexor metatarsi digit. III. und dem Flexor tarsi inferior vom äussern langen Tarsealknochen, geht abwärts und einwärts mit starker Sehne über den Extensor digiti I. an die innere Seite des Metatarsus digiti I., in dessen Mitte er inserirt.

Der *Extensor digiti I.* kommt an der äussern Seite des Abductor vom innern Tarsealknochen, tritt unter dem Flexor metatarsi durch, über den Metatarsus vorwärts und über die 1ste Phalanx zur zweiten.

Der *Adductor digiti I.* kommt vom Os metatarsi digiti I., tritt an die 1ste Phalanx und geht in die Sehne des Extensor über.

An der äussern Seite des Extensor digiti I. entspringt vom innern Tarsealknochen der *Extensor digiti II.*, der an der innern Seite des Flexor metatarsi digiti II. und des Metatarsus vorwärts geht, sich mit seiner Sehne über den Metatarsus herüberlegt, mit den Interossei verbindet und bis zur 2ten Phalanx tritt.

Der *Flexor metatarsi digiti II.* kommt vom untern Theil des äussern Tarsealknochen an der innern Seite des Flexor metatarsi digiti III., tritt über den Extensor digiti III. einwärts und auf das hintere Ende des Os metatarsi digiti II. zwischen den Extensor und Interosseus externus.

Der *Extensor digiti III. brevis* kommt vom untern Ende des innern Tarsealknochen neben dem Extensor digiti II., tritt unter dem Flexor metatarsi digiti II. durch, auswärts an die innere Seite des Flexor metatarsi digiti III., an der innern Seite des Os metatarsi vorwärts, schlägt sich mit seiner Sehne auf die Dorsalfläche, verbindet sich mit der des longus und denen der Interossei, deckt die 1ste und 2te Phalanx und geht zur 3ten.

Der *Flexor metatarsi digiti III.* liegt zwischen dem Flexor tarsi internus inferior und externus, entspringt von der vordern Fläche des äussern langen Tarsealknochen unter dem obern Gelenkkopf und tritt zwischen dem Flexor metatarsi digiti I. und

dem Flexor tarsi externus abwärts und inserirt sich auf dem hintern Ende des Metatarsus digiti III. zwischen dem Extensor und Interosseus externus.

Mit der äussern Seite dieses Muskels verbunden kommt ein zweiter Kopf des *Extensor longus digitorum*, der in zwei Sehnen übergeht, von denen die innere an der äussern Seite mit der Sehne des Extensor brevis digiti III. sich verbindet, die äussere an die äussere Seite der Sehne des Extensor brevis digiti IV. sich anlegt.

Bedeckt vom Flexor metatarsi digiti III. kommt von dem kleinen Tarsealknochen, der das Os metatarsi digiti III. trägt, der *Extensor brevis digiti IV.* und geht auswärts an der innern Seite des Metatarsus auf die vordere Fläche, verbindet sich mit der Sehne des Extensor longus und denen der Interossei, bedeckt die 1ste, 2te und 3te Phalanx und geht zur 4ten.

Die 4te Zehe hat keinen besondern Flexor metatarsi.

Der *Extensor digiti V.* liegt an der innern Seite des Flexor metatarsi externus oder digiti V. und kommt von dem kleinen Tarsealknochen, der den 4ten Metatarsus trägt, geht über den Metatarsus digiti V., mit dem er sich verbindet, über die 1ste und 2te Phalanx vorwärts zur 3ten.

Der *Flexor metatarsi digiti V.*, den *Pipa* mit den übrigen Genera gemein hat, ist als *Flexor metatarsi externus* beschrieben.

Am meisten nach aussen liegt der *Abductor digiti V.*, der vom untern Ende des äussern Tarsealknochen kommt und sich an der äussern Seite des Metatarsus bis zur 1sten Phalanx inserirt.

Bedeckt von diesen Muskeln liegen bei den vier Genera (bei *Pipa* siehe am Schlusse) noch 7 *Interossei externi*, von denen die 2te, 3te und 4te je 2, die 5te nur 1 bekommen.

Der 1ste entspringt vom hintern Ende des Metatarsus digiti I. und geht an die innere Seite der 1sten Phalanx digiti II.

Der 2te vom Os metatarsi digiti II. selbst, geht an die äussere Seite dieser Zehe.

Der 3te vom hintern Ende des Os metatarsi digiti II. an die innere Seite der 3ten Zehe.

Der 4te vom Os metatarsi digiti III. an die äussere der 3ten Zehe.

Gebühren bezahlt, so frugen die Kanzleien weder nach Gut noch selbst Muth, viel weniger noch nach Blut. Wenn die öffentliche Meinung diesen „leonischen“ Adel auch niederhielt, weil sie in ihm, statt der Schutzwehr gegen Mißbrauch fürstlicher Macht, deren Werkzeuge erblicken mußte — so wurde er dennoch stets gesucht und bezahlt, und man profanirte die höheren Kategorien der Bevorrechtung eben so sehr als die niedern. Diese unverhältnißmäßige Vermehrung mag, nebst den sonderbaren und langen Amtstiteln der Grund seyn, warum man in Oesterreich Jeden „Herr von“ nennt, welcher einen ehrbaren Rock trägt.

Man müßte es sonderbar finden, daß Deutschlands Adel nur noch in den russischen Ostseeprovinzen seine alte Gestaltung und einen Theil seines alten Geistes bewährt hat, wenn man nicht den alten deutschen Bürgerstand ebenso auswärts, in Holland, und den altfreien Bauernstand in der Schweiz suchen müßte. Die Nachkommen der protestantisch gewordenen Schwertritter befinden sich allein noch in voller und vollständigster Ausübung der ehemaligen Adelsrechte, und wenn auch häufig ausgezeichnete wissenschaftliche und gesellige Bildung das Schroffe dieser Formen mildert (und diese erscheinen noch schroffer durch die Reflexe und die Beleuchtung des Augenblicks), so zeigen dennoch auch sie, so gut wie die englischen und niederländischen Pflanzer, und einst die schweizerischen Aristokratien, daß der Deutsche eigentlich ein strenger, mit Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit niederhaltender Herr sey, besonders wenn er Hörige eines andern Stammes sich untergeben sieht. Dieses bezeugen noch heute die Volkslieder der alten Letten und Preußen und die gesammte Verwaltung beider Ritterorden. So trefflich die deutschen Herren das Regieren für damalige Zeiten verstanden, so ging es dennoch durchaus auf die strengste Unterordnung und auf Niederhaltung des gemeinen Volks.

Diese waren nun freilich im alten Deutschland nicht durchzuführen. Fürstenmacht und städtische Gemeinwesen drückten eben so sehr auf den niedern Adel, als sie aufwärts lähmend auf die Kaisergewalt wirkten. Sie retteten zwar Deutschland von dem Schicksal Polens, aber auf Kosten seiner Einheit. Vergebens thaten die Grundherren durch Bünde und Fehden ihr Möglichstes. Sie standen bereits auf schiefer Fläche. Alle Stände tragen an

Der 5te kommt vom kleinen Tarsealknochen hinter dem 3ten Metatarsus und geht an die innere Seite der 4ten Zehe.

Der 6te entspringt zwischen den Oss. metatarsi der 4ten und 5ten Zehe und geht an die äussere Seite der 4ten Zehe.

Der 7te vom Os metatarsi digiti V. geht an die innere Seite der 5ten Zehe.

An der 1sten Phalanx verbinden sich alle Sehnen mit der des Extensor longus, decken die Phalangen und gehen zur äussersten.

Plantarfläche des Tarsus und der Zehen.

Von der ganzen Breite des Tarsalendes der Tibia kommt ein starkes breites Band, das unmittelbar unter dem Gelenk, nach aussen bedeckt von der Sehne des Gastrocnemius, auf die Plantarfläche der langen Tarsealknochen tritt.

Von der innern Seite dieses Bandes entspringt ein *Accessorius*, der über dem langen innern Tarsealknochen abwärtstritt und sich an die vordere Seite der Aponeurosis plantaris, welche unmittelbare Fortsetzung des Tendo Achillis ist, anlegt. Bei *Pipa* fehlt dieser Muskel.

Bedeckt von diesem Accessorius kommt von dem Bande der *Extensor tarsi*, der an der Plantarfläche des innern langen Tarsealknochen bis an das vordere Ende sich setzt.

Bei *Pipa* liegt derselbe, bedeckt vom Flexor internus longus digitor. und geht an die äussere Seite der Gräthe des innern langen Tarsealknochen bis ans untere Ende.

Von der äussern Seite des breiten Bandes kommt bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* der *Flexor digitorum longus externus*, der, überzogen von der Aponeurosis plantaris, musculos die hintere Fläche des äussern langen Tarsealknochen und den Adductor digiti I. deckt, sich aponeurotisch an die Cartilago interarticularis zwischen dem Metatarsus digiti V. und äussern Tarsealknochen befestigt und jetzt mit seiner Sehne in die Planta pedis tritt, wo sie an der innern Seite des Metatarsus digiti IV. liegt und bei *Bufo agua* ein kleines Os sesamoideum enthält (bei den andern nicht); sie ist hier umgeben von der Aponeurosis

plantaris, die ein Ligamentum annulare bildet, welches sich an die kleinen Tarsealknochen, das untere Ende der langen Ossa tarsi und den Zwischenknorpel befestigt.

Vor diesem Ligamentum annulare theilt sich die Sehne in drei Theile, die zur 3ten, 4ten und 5ten Zehe gehen. Die 3te Sehne hat auf ihrer obern Fläche ein dem *Lumbricalis* zu vergleichendes Muskelbündel, das von der Sehne entspringt, bei *Bufo agua* aber mit besonderer Sehne an das Os metatarsi digiti V. geheftet ist; bei allen aber sich blos an die Sehne anlegt und nicht an die Phalanx. Ein ähnliches stärkeres Bündel liegt auf der obern Seite der Sehne, die zur 4ten Zehe geht, es entspringt zwischen dem Metatarsus der 3ten und 4ten Zehe und legt sich ebenfalls blos an die Sehne. Die drei Sehnen selbst treten über die Phalangen, an die sie geheftet sind, bis zur äussersten.

Ueber den *Flexor digit. long.* und die übrigen Muskeln auf der Plantarseite bei *Pipa* siehe später.

Bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* sind auf der Plantarfläche der Zehen besondere warzenförmige Körper und zwar Einer unter der Articulation der 1sten Phalanx der 1sten und 2ten Zehe mit dem Metatarsus, an der 3ten und 5ten Zehe unter dieser und der Articulation der 2ten Phalanx je Einer, an der 4ten Zehen je Einer unter der Articulation der 1sten, 2ten und 3ten Phalanx. Sie liegen frei unter der Haut an sehnige Fortsetzungen angeheftet, welche von den Sehnen des Flexor longus und den Muskelbäuchen der Flexores breves kommen, und sind zugleich durch aponeurotische Ausbreitungen an die Seitenflächen der Gelenke befestigt; wo mehrere an Einer Zehe liegen, sind sie durch sehnige Fasern mit einander verbunden.

Der *Flexor longus digitor. internus* entspringt bei *Bufo*, *Cystignathus* und *Rana* vom untern Theil des äussern langen Tarsealknochen und legt sich an die Aponeurosis plantaris an, indem er quer einwärts geht; der äussere Theil setzt sich an dem äussern Rande des Ligamentum annulare fort, verbindet sich mit einem 2ten Kopf, der von dem hintern Ende des Os metatarsi digiti II. und III. kommt und legt sich dann ebenfalls an die Aponeurose an. Von dieser gehen nach vorne zwei

Sehnen ab, von denen die innere als *Flexor digiti I. longus* zur 2ten Phalanz der 1sten Zehe, die äussere als *Flexor longus digiti II.* zur 2ten Phalanx der 2ten Zehe geht.

Bei *Hyla* kommt dieser *Flexor longus internus* von den innern kleinen Tarsealknochen und liegt bedeckt von dem oben beschriebenen Muskel, der nur die Flexores breves abgibt.

Vom innern Theil der Sehne, die eigentlich hier allein durch die Aponeurosis plantaris mit dem Accessorius gebildet ist, kommt bei *Bufo*, *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* ein *Adductor brevis*, der an den hackenförmigen Knochen sich anlegt, und mit einem 2ten Bündel in der Rinne, die der hackenförmige Knochen bildet, vorwärts an die innere Seite des Metatarsus digiti I. tritt.

Von dem vordern Theil der Verbindung der Muskelbäuche des Flexor longus internus mit der Aponeurose kommt am meisten nach innen der *Flexor brevis digiti I.*, der an der innern Seite der Sehne des longus zur 1sten Phalanx tritt.

An der äussern Seite dieses Muskels entspringt dann, bedeckt von der Sehne des Flexor longus digiti I., bei *Bufo* der *Flexor brevis digiti II.*, der an die innere Seite der 1sten Phalanx geht, und

ein gemeinschaftliches Bündel, das sich in zwei Köpfe spaltet, von denen das innere als *Flexor brevis digiti III.* an die innere Seite der 1sten Phalanx der 3ten, das äussere als *Flexor brevis digiti IV.* an die innere Seite der 1sten Phalanx der 4ten Zehe geht.

Bei *Cystignathus* und *Rana* kommen von der innern Seite zwei Bündel als *Flexores breves digiti II.* für beide Seiten der 1sten Phalanx; ein *Flexor brevis digiti III.* für die innere Seite der 1sten Phalanx und ein 2tes Bündel, das mit seiner Sehne, bedeckt von der Sehne des longus, die untere Fläche der 1sten Phalanx in der Mitte fasst. Dann ein *Flexor digiti IV. brevis* für die innere Seite.

Bei *Hyla* kommt ein *Flexor brevis digiti II.* für die innere Seite und ebenso für den *digitus III.*; dann ein Bündel, das sich mit der Sehne des Flexor longus verbindet und unter diesem durch geht ein *Flexor brevis digiti IV.* an die innere Seite.

Bei diesen vier Genera kommt vom äussern Theil des Liga-

mentum annulare ein gemeinschaftliches Muskelbündel, das sich in zwei Köpfe theilt und als *Flexor brevis digiti IV.* zur äussern Seite der 1sten Phalanx und als *Flexor digiti V. brevis* zur innern Seite der 1sten Phalanx tritt.

Ein besonderer *Flexor digiti V.* für die äussere Seite kommt bei *Cystignathus*, *Rana* und *Hyla* für sich von demselben Bande, bei *Bufo* vom Metatarsus der 5ten Zehe.

Bedeckt von diesen Muskeln und Sehnen kommen bei diesen vier Genera von einem Bande, das von der Cartilago interarticularis entspringt und unter dem hintern Ende der Metatarsusknochen herüber zu dem innern kleinen Tarsusknochen geht, der *Extensor metatarsi*, der in zwei Köpfe getheilt mit dem innern einwärts und vorwärts auf die untere Fläche des Os metatarsi digiti II., mit dem äussern an den Metatarsus digiti III. geht.

Vom äussersten Theile des Bandes kommt für sich ein 3ter Kopf, der zum Metatarsus digiti IV. tritt.

An der innern Seite jedes dieser Köpfe des Extensor metatarsi liegen bei ihnen auf der untern Fläche des Metatarsus drei kleine schmale *Flexores digitor. profundi*, die von ihrem Metatarsus entspringen, durch eine Scheidewand von der Sehne des Flexor longus getrennt, zwischen den Flexores breves durchtreten und sich in der Mitte der 1sten Phalanx der 2ten, 3ten und 4ten Zehe inseriren.

Einen besondern *Flexor profundus* erhält ebenfalls die 1ste Zehe, der an der äussern Seite des Flexor brevis; und die 5te Zehe, der an der innern Seite des Abductor liegt.

Bedeckt von allen diesen Muskeln liegen die *Interossei interni*, deren es drei sind, sie entspringen von der innern Seite des 4ten, 3ten und 2ten Metatarsus und gehen an die äussere Seite des 3ten, 2ten und 1sten Metatarsus, sie reichen nicht bis an das hintere Ende des äussern Metatarsus und nicht ganz an die 1ste Phalanx der innern Zehe.

Die 1ste Zehe erhält noch einen besondern *Adductor longus digiti I.*, der bei den vier Genera von der untern Fläche des äussern langen Tarsealknochen entspringt, bedeckt vom Flexor longus digitor. externus über dem Ligamentum interosseum verlauft und mit seiner Sehne unter einem Ligamentum zwischen

beiden Gelenksköpfen der Tarsealknochen über eine Rinne am Kopf des innern, bedeckt vom Flexor longus internus, durchtritt und breit an den innern Tarsealknochen geht, der den Metatarsus digiti I. und den hackenförmigen Knochen trägt.

Auf der Plantarfläche liegen somit in der ersten Schichte die Flexores digitor. longi, in der 2ten die Flexores breves, die 3te Schichte bilden die Extensores metatarsi mit den Flexores profundi an ihrer innern Seite, die Interossei interni und die auf die Plantarfläche hereinragenden Interossei externi auf beiden Seiten der Metatarsusknochen.

Bei *Pipa* ist die Anzahl der Muskeln ziemlich dieselbe, aber der Verlauf und die Lage geändert.

Der *Tendo Achillis* theilt sich an dem Os sesamoideum, das hinter der Articulation der Tibia mit dem langen Tarsusknochen liegt, in zwei starke Sehnen, die aber durch eine Aponeurose mit einander verbunden sind und deckt so die Muskeln hinter den langen Tarsealknochen; die innere Sehne fasst den innern kleinen Tarsealknochen und legt sich an die innere Sehne des Flexor longus digitor. an. Die äussere Sehne fasst das Os sesamoideum, das hinter der untern Articulation des äussern langen Tarsealknochen liegt; eine zartere Aponeurose setzt sich, die Muskeln und Sehnen deckend, bis zu den Phalangen fort. Der *Accessorius* zur Sehne fehlt.

Auf der hintern Fläche der langen Tarsusknochen liegen, von dieser Sehne bedeckt, zwei Muskeln, die von einem gemeinschaftlichen Bande kommen, welches das untere Ende des Unterschenkelknochens fasst.

Der innere, *Flexor longus digitor. internus* entspringt von der innern Seite des Bandes und dem innern Ende der Tibia, geht hinter dem innern langen Tarsealknochen abwärts und am untern Ende desselben in eine Sehne über, an welche sich die innere Sehne des Tendo Achillis anlegt. Von hier geht ein Bündel als *Adductor brevis* zum hackenförmigen Knochen, welcher nicht an der innern Seite, sondern unter dem Metatarsus digiti I. liegt. Nach aussen verbindet sich die Sehne mit der des Flexor longus externus und hat ein kleines Os sesamoideum in sich, welches auf dem kleinen Tarsealknochen liegt,

der den hackenförmigen Knochen und den 2ten Metatarsus trägt. Von diesem Os sesamoideum und dem kleinen Tarsealknochen, der die 3te Zehe trägt, kommt ein 2ter Muskelbauch *Caput breve*, der sich an die obere Seite der Sehne anlegt.

Von der innern Seite dieser Sehne kommt der *Flexor digiti I. longus*, der zur 2ten Phalanx geht, dann

ein Muskelbündel als *Flexor digiti II. brevis internus* zur innern Seite der 1sten Phalanx.

Ein 3tes Muskelbündel geht als *Flexor profundus digiti II.* auf dem Metatarsus vorwärts und seine Sehne legt sich rinnenförmig unter die 1ste Phalanx.

Von der Verbindung des Flexor internus und externus longus kommt der *Flexor longus sublimis digiti II.*, der in der Rinne des Flexor profundus zur 2ten Phalanx tritt.

Der *Flexor longus digitor. externus* kommt vom äussern Theil und der untern Seite des gemeinschaftlichen Bandes bis zur Insertion des Flexor internus, geht als stärkerer Muskel an der äussern Seite des internus hinter dem äussern Tarsealknochen abwärts, zwischen beiden Theilen des Tendo Achillis durch in die Planta pedis und hat ebenfalls ein kleines Os sesamoideum, welches unter dem kleinen Tarsealknochen, der die 3te und 4te Zehe trägt, liegt. Von der vordern Fläche dieses Os sesamoideum gehen am meisten nach innen zwei *Flexores digiti III. longi* ab, von denen der tiefer liegende als *Flexor profundus* mit *Lumbricales* an beiden Seiten, die aber nur mit der Sehne verwachsen sind, eine Rinne bildet, zwischen den Flexores breves durchgeht und sich an die 2te Phalanx setzt; während der andere als *Flexor sublimis*, als einfache Sehne in der Rinne vorwärts tritt und an die 3te Phalanx geht.

An der äussern Seite kommen die *Flexores longi digiti IV.*, von denen der *profundus* wieder einen *Lumbricalis* hat und sich an die 2te Phalanx setzt; der *sublimis* unter der 1sten Phalanx in seiner Sehne einen besondern Muskelbauch trägt und zur 4ten Phalanx geht.

Der *Flexor longus digiti V.* ist einfach, kommt für sich vom Os sesamoideum und der äussern Sehne des Tendo Achillis und geht mit seiner Sehne an die 3te Phalanx.

In der zweiten Schichte liegen:

Der *Flexor digiti I. brevis*, der vom kleinen Tarsealknochen hinter der 2ten Zehe kommt, als breiter Muskel rinnenförmig unter dem Metatarsus liegt und an die 1ste Phalanx geht; in der Rinne liegt die Sehne des Flexor longus.

Der *Adductor digiti I. brevis* an der äussern Seite des Vorigen, der sich an die äussere Seite des Metatarsus bis zur 1sten Phalanx anlegt.

Vom kleinen Tarsealknochen, der die 2te und 3te Zehe trägt, kommen dann zwei *Extensores metatarsi digiti II.*, von denen der innere kurz die innere Seite des Metatarsus fasst bis zur Mitte, der äussere sich an der äussern Seite fortsetzt bis zur 1sten Phalanx.

Zur 3ten Zehe kommt der *Extensor metatarsi* von der gemeinschaftlichen Sehne der Flexores longi und fasst den ganzen Metatarsus derselben, zwischen die Interossei externi gelegt, bis zum Digital-Ende.

Bedeckt von diesem liegt der *Flexor digiti III. brevis*, der vom Metatarsus entspringt, von der Sehne des Flexor longus durch eine Scheidewand getrennt auf der Articulation der 1sten Phalanx vorwärts tritt und an der untern Fläche dieser Phalanx sich festsetzt, zugleich aber eine muskulose Fortsetzung zur Sehne des Flexor profundus abgibt.

Von dem äussern Theil der Sehne des Flexor longus kommen, bedeckt von den einzelnen Sehnen dieses, der *Flexor digiti IV. brevis* mit sehnigem Ursprung, der die innere Seite der 1sten Phalanx fasst.

Von der Sehne und mit einer besondern Dentation von der Cartilago interarticularis kommt ein *Extensor metatarsi digiti IV.*, der sich an die innere Seite anlegt, bis zur 1sten Phalanx.

Zwischen diesen letzten beiden Muskeln liegt ein *Flexor digiti IV. profundissimus*, der vom Metatarsus entspringt und sich, durch eine Scheidewand von der Sehne des profundus getrennt, an die untere Fläche der 1sten Phalanx inserirt.

An den innern kleinen Tarsealknochen entspringen noch drei Muskelbäuche, die *Extensores metatarsi breves;* der

innerste grösste geht an die untere Fläche des Metatarsus digiti II. zwischen beide Interossei externi.

Der 2te geht kurz an die untere Fläche des Metatarsus digiti III. und der 3te an die des Metatarsus digiti IV.

Vom äussern Os sesamoideum entspringt, bedeckt vom Flexor longus digiti V., der *Extensor metatarsi digiti V.*, der die äussere Seite fasst, aber auch aponeurotisch sich als *Flexor brevis* zur 1sten Phalanx fortsetzt, die er beugt.

Für die 1ste Zehe ist noch ein *Abductor* vorhanden, der von dem untern Ende des innern langen Tarsealknochen entspringt, an der innern Seite des Flexor metatarsi vorwärts geht und die innere Seite des Metatarsus fasst. Und

ein *Adductor longus*, der, bedeckt vom Flexor longus externus, von der ganzen hintern Fläche des äussern langen Tarsealknochen kommt, unten kurz einwärts tritt und den kleinen Tarsealknochen fasst, der den Metatarsus digiti I. trägt.

Die *Interossei interni* sind zarte platte Muskelbündel, die zwischen den fünf Metatarsusknochen liegen und ganz hinten in der Nähe der Köpfchen von einem zum andern gehen.

Interossei externi sind es sieben.

Der 1ste innerste entspringt zwischen dem Os metatarsi I. und II. und geht an die innere Seite der 1sten Phalanx Digiti II.

Der 2te vom Os metatarsi digiti II. selbst, an die äussere Seite dieser Zehe.

Der 3te vom Kopf des Os metatarsi digiti II. an die innere Seite der 3ten Zehe.

Der 4te zwischen dem Kopf des 3ten und 4ten Metatarsus an die äussere Seite der 3ten Zehe.

Der 5te vom Os metatarsi digiti III. geht über den 4ten Interosseus herüber an die innere Seite der 4ten Zehe.

Der 6te von der Dorsalfläche des Metatarsus digiti IV. und legt sich an die äussere Seite der 4ten Zehe.

Der 7te für die innere Seite der 5ten Zehe kommt von der Plantarfläche des Os tarsi, das die 3te Zehe trägt, geht auswärts an das Os metatarsi digiti V. und schlägt sich auf die Dorsalfläche bis an die innere Seite der 1sten Phalanx.

Alle diese Sehnen gehen an der 1sten Phalanx in die Sehne

des Extensor longus über, so dass die gemeinschaftliche Sehne die Phalangen deckt.

Vom Kopf des Metatarsus digiti V. kommt noch ein *Abductor digiti IV.*, der an der äussern Seite des Interosseus externus dieser Zehe (6ten Inteross.) an der äussern Seite des Metatarsus sich anlegt.

Der äusserste Muskel auf der Plantarfläche ist der Abductor digiti V.

Fasst man kurz zusammen, was hier über Vertheilung der Muskeln gesagt ist, so zeigt sich bei diesen ungeschwänzten Batrachiern:

Das untere Augenlid ist beweglicher als das obere, ein starker Muskel zur Bewegung desselben bestimmt, der zu gleicher Zeit den Bulbus in seiner Lage unterstützt. Das obere Augenlid ist nicht oder nur wenig beweglich. Ein besonderer Muskel zieht den Bulbus zurück, abgesehen von den vier geraden Augenmuskeln. Sie haben diess mit den meisten Reptilien gemein.

Pipa ist ausgezeichnet durch die Kleinheit des Bulbus, dem die Augenlider fehlen, nur verdichtetes Zellgewebe umgibt das Auge und befestigt es an die Nachbartheile, die Muskeln desselben sind sehr vereinfacht.

Die Kaumuskeln, die nur zum Fassen der Nahrung, niemals zum Kauen bestimmt sind, sind stark, ein besonderer vom Kopf ausgehender Muskel ist zum Herabziehen des Unterkiefers bestimmt, wie bei den Sauriern.

Die Muskeln des Zungenbeins und der Zunge sind bei den Geschlechtern, welche eine bewegliche Zunge haben, ziemlich gleich; merkwürdig ist der Verlauf des Hyoglossus, der das Umschlagen der rückwärts gelegten Zunge bewirkt. Bei *Hyla* ist diese Bewegung unmöglich.

Der Sternohyoideus und Rectus abdominis, die vom Brustbein und Bauch herauf an das Zungenbein reichen, unterstützen die Wirkung des Hyoglossus durch Herabziehen des Zungenbeins.

Bei *Pipa*, der die Zunge fehlt, fehlen auch die Muskeln, die zur Bewegung derselben bestimmt sind.

Zum Herabziehen des Pharynx kommen die Muskeln vom 3ten Wirbel.

An der Bauchwandung ist die Portio humeroabdominalis des Pectoralis ausgezeichnet, wodurch dieser Muskel eigentlich Rumpfmuskel wird.

Durch die Bewegung der vordern Glieder wird die Wirkung derselben auf die Bauchhöhle vermehrt.

Bei *Pipa* ist diess am auffallendsten, wo die Bauchmuskeln nicht nur mit den vordern Gliedern, sondern auch dem Unterkiefer und den hintern Füssen verbunden sind.

Eine Art von Zwerchfell ist bei allen angedeutet durch die Vereinigung der Bündel unter dem Herzen, bei *Pipa* dagegen sind noch besondere Muskeln vorhanden, die an Leber und Lungen sich anlegen.

Der Apparat der Rückenmuskeln ist bei der geringen Beweglichkeit der Wirbelsäule einfach, aber eine besondere Bewegung findet statt zwischen dem letzten Wirbel und den Ossa ilei, welch letztere sich auf den Fortsätzen des Wirbels verschieben und dadurch einen eigenen Winkel auf dem Rücken bilden können, bei dem die Spitzen der Ossa ilei hervortreten; eine Stellung, durch welche mit den verlängerten hintern Extremitäten, welche als drei bewegliche Hebel (Femur, Crus und lange Tarsealknochen) dienen, während der Fuss selbst (Tarsus mit Metatarsus und Digiti) gegen den Boden gestemmt wird, der Sprung und das Schwimmen, was eigentlich nur in fortgesetzten Sprüngen im Wasser besteht, vermittelt wird.

Bei *Pipa* ist diese Stellung durch die feste muskulose Verbindung des letzten Wirbels mit dem Os ilei und wohl auch der Sprung dadurch unmöglich gemacht.

Die Muskeln, welche zur Bewegung der Scapula dienen, sind vermehrt, was bei den vielfachen Bewegungen der Vorderfüsse beim Sprung, als Stütze und beim Schwimmen nothwendig ist. Zur Annäherung der unter sich beweglichen Theile der Scapula ist ein besonderer Muskel vorhanden.

Da das Schulterblatt mit seinem grössern knorpligen Theil fast quer rückwärts auf dem Rücken liegt und die Rippen fehlen, so kommen alle Muskeln, die den Oberarm anziehen, von dem Sternum

der Zerſplitterung und Erniedrigung Deutſchlands gleiche Schuld; keiner hat dem andern etwas vorzuwerfen! —

Während dieſer trüben Zeiten nun haben einzelne Geſchlechter des Adels ſich über ihre Standesgenoſſen erhoben, und den verfaſſungsmäßigen Einfluß des ſtändiſchen Adels in den Nationalherzogthümern auf alle Weiſe eingeſchränkt, in den Patrimonialfürſtenthümern aber alle adeligen Grundherren möglichſt ausgekauft und ſomit das Zwiſchenglied zwiſchen Fürſt und Volk wo nicht vernichtet, doch nach Kräften auf die Seite geſchoben. Dieſem durch Jahrhunderte durchgebildeten Verhältniſſe iſt es zuzuſchreiben, daß die Reibung ſtark und unlieblich wurde, als der Adel mittelſt der neuen oder umgebildeten Verfaſſungen als Glied der Staatsmaſchine eingeſetzt wurde. Weder von ſeiner Geſammtheit, noch von ſeinen ausgezeichnetſten Köpfen konnte die verliehene Stellung ſogleich klar erkannt, ruhig befolgt werden. Obſchon das Alte unwiederbringlich verloren ſchien, ſo wollte dennoch das Neue nicht ſogleich mit altväterlichen, ihrem Weſen nach auf Beharren und Erhalten geſtellten Ideen ſich zurecht finden.

Ueberall, von Bern bis jenſeits der Eyder, vom Rheinſtrom bis ins Rieſengebirge, können wir dieſelbe unerfreuliche Stellung, dieſelbe trübe Stimmung nicht verkennen. Und wenn denkende Staatsmänner beinahe überall in Europa die Einſchiebung eines unabhängigen Standes zwiſchen Erbfürſten und Volk für nothwendig erkennen, um dieſes wider Zwingherrſchaft, jenen wider Pöbelgewalt zu ſchützen, ſo iſt dennoch im übrigen Europa daſſelbe Mißverhältniß zu den herrſchenden Ideen, dieſelbe Verſchiedenheit zwiſchen Anſprüchen und Kräften, zwiſchen Rechten und öffentlicher Meinung ſichtbar.

Dänemarks Adel hatte durch ſeine Uebergriffe das Königsgeſetz ſelbſt herbeigeführt, ſeine politiſche Nullität ſelbſt verſchuldet. Begreiflicherweiſe vermochte er nach ſo langer Unthätigkeit, nach dem Erlöſchen aller Familien-Traditionen nicht ſogleich ſich an die Spitze der verfaſſungsmäßigen Thätigkeit zu ſetzen, deren erſte ſchwache Anfänge durch Einberufung von Provinzialſtänden geſtattet waren.

Belgiens alter reichbegüterter Adel hält zum größeren Theil in Geſinnung und Stellung noch treu am Hauſe Oranien. Auch abgeſehen von perſönlichen Veranlaſſungen würde ihn jede, Frankreich

und dem vordern Theil des Schultergerüstes, der Clavicula und dem Os coracoideum.

Die Anzahl der Muskeln des Vorderarms und Carpus ist, da die vordern Glieder dem Körper als Stütze dienen, wenn sich das Thier zum Sprunge stellt oder schwimmt, ebenfalls vermehrt.

Hyla als Kletterer unterscheidet sich von den andern durch die Stellung der 1sten Zehe, welche nach Daumenart zur Seite und etwas zurückgestellt ist, und durch die eigene Vertheilung der Muskeln, indem kein Extensor digitorum vom Vorderarm kommt, dagegen die entsprechenden Muskeln zu den Metacarpusknochen treten, während die Streckmuskeln der Phalangen vom Carpus entspringen.

Die Anzahl der Muskeln, welche die Phalangen beugen, ist bei allen vermehrt.

Der Carpus zeichnet sich bei *Pipa* durch eine eigene convexe Wölbung auf der Volarfläche aus, während die Dorsalfläche concav ausgehöhlt ist. Die Sehnen der Extensores digitorum theilen sich an jeder Zehe in drei Theile.

Bei Allen sind ausser den die Zehen bewegenden Muskeln besondere Muskeln vorhanden, welche die einzelnen Metacarpusknochen beugen und strecken.

Durch das Caput longum des Extensor cruris longus (Rectus) ist bei allen ein völliges Ausstrecken des Oberschenkels unmöglich; auch bei dem Strecken der Hinterfüsse, wobei diese so lange erscheinen, bleibt das Femur in einem mehr oder weniger grossen Winkel gebeugt. Bei *Pipa* ist durch die Insertion der Bauchmuskeln am Oberschenkel das Ausstrecken desselben noch mehr beschränkt.

Die Nates fehlen, dagegen sind die Glutaei als Extensores femoris mit ihrer obern Insertion an die Symphysis gerückt und erstrecken sich am ganzen Oberschenkel abwärts.

Ausser den Flexores adductores cruris, die denen der andern Thiere ähnlich sind, ist noch ein besonderer Muskel, der Ischiotibialis, vorhanden, der mit der Haut des Oberschenkels, bei Bufo auch mit der des Bauchs in Verbindung steht.

Die Muskeln, welche die vordere Seite des Unterschenkels decken, sind mit ihrer obern Insertion an das Femur gerückt.

Auch am Hinterfusse sind besondere Muskeln zur Flexion einzelner Metatarsusknochen, bei *Pipa* für alle Metatarsus vorhanden; bei allen einzelne Muskeln zur Extension aller Metatarsusknochen.

Die Anzahl der Flexores digitorum ist vermehrt.

Lage der Eingeweide der Unterleibshöhle.

Die Unterleibshöhle beginnt bei den Batrachiern gleich unter der Kehle und die Organe der Circulation, Respiration und Verdauung liegen in Einem Raume bei einander, der durch die Bauchmuskeln, das Brustbein und die Wirbel gebildet wird. Nach oben legen sich die Bündel des Obliquus abdominis externus und internus über die seitlichen Lappen der Leber herüber bis an das Pericardium und bilden so eine Art Diaphragma, aber über den Organen der Respiration; das Caput longum des Rectus abdominis und der Sternohyoideus treten in der Mitte aufwärts und die Gefässe gehen vom Herz aus zwischen dem Sternohyoideus und den obern Bündeln der Bauchmuskeln zu den vordern Extremitäten.

Hinter dem Sternum, an welchem sich die Muskeln anlegen, liegt das Herz in seinem Herzbeutel zwischen dem rechten und linken Leberlappen. Unter dem Herzen liegt der mittlere Lappen der Leber und an dessen rechter Seite die Gallenblase frei, nur durch die Gallengänge mit der Leber verbunden.

Vor der Wirbelsäule hinter dem mittleren Leberlappen tritt die kurze Speiseröhre herunter und geht gleich in den Magen über, dessen Grund abwärts, die grosse Krümmung nach links liegt, wenn er leer ist; gefüllt wendet sich der Grund nach links, die grosse Krümmung abwärts. Der Darmcanal geht vom Magen an aufwärts als Dünndarm, bildet nur wenige Krümmungen bei gleichem Durchmesser und geht dann erweitert als Dickdarm in der Mittellinie abwärts und in die Cloake über. Bei *Pipa* ist der Dünndarm viel grösser, mehr gewunden und an ein langes Mesenterium geheftet.

Unter dem Magen liegt die Bauchspeicheldrüse.

Die Milz ist klein und liegt hinter dem Magen der Wirbelsäule zu, an der linken Seite der Falte des Bauchfells, welche den Magen hält.

Hinter dem rechten und linken Leberlappen liegen zu beiden Seiten die Lungen frei herunter in der Höhle.

Zu beiden Seiten des Darmcanals liegen in einer besondern Falte des Bauchfells die Eierstöcke, an ihrer innern obern Seite sind lange Appendices epiploicae, als gefranzte Körper mit sehr langen Franzen, die sich, wenn die Ovarien klein waren, sehr gross und fett, wenn die Ovarien aber voll waren, klein und mager zeigten. An der äussern Seite der Ovarien liegen die Eileiter, die sich vielfach gewunden hinter den Lungen an der Seite der Speiseröhre hinaufziehen bis über das Herz, dann in einem Bogen nach vorne wenden und in einer Falte, die vom Pericardium zum obern Rand des seitlichen Leberlappens zieht, an der vordern Seite frei durch eine Rinne in die Höhle selbst öffnen. Unten mündet der Eileiter in einen besondern weitern Sack, der sich, abwärts sich verschmälernd, in die Cloake öffnet. Wenn diese Oviducte zur Aufnahme der Eier vorbereitet sind, so sind sie grösser, die Häute aufgelockert, eigentlich schleimig, leicht brüchig, ein enger Canal ist in ihrem Innern stets unterscheidbar; im andern Fall sind ihre Wandungen zarte Häute.

Die Hoden liegen an der innern Seite der Nieren, innerhalb der Höhle des Bauchfells. Die Appendices epiploicae finden sich auch beim Männchen über und hinter den Hoden. Bei *Pipa* sind diese Franzen sehr lang und bestehen aus sehr vielen einzelnen Fäden.

Die Nieren liegen ausserhalb des Sacks des Bauchfells hinter den Ovarien, an der äussern Seite der Hoden und sind längliche Körper, deren Ausführungsgang, der Ureter, abwärts und einwärts zur Cloake tritt.

Zu beiden Seiten des untern Theils des Mastdarms liegen zwei besondere mit einander verbundene Säcke, die Urinblase, die sich von der Cloake aus aufblasen lassen; sie sind mit der Symphysis durch Zellgewebe verbunden, nach aussen verlängert, bei *Bufo* grösser als bei *Rana*.

Die Cloake, die zwischen der Symphysis und dem Ende des Os

sacrum von ihrem Levator umgeben liegt, bildet drei durch Falten abgesonderte Räume, in dem vordern öffnet sich die Urinblase, im 2ten der Mastdarm, im 3ten der Eileiter. Der Ureter mündet auf der hintern Wand des Sacks, in den der Eileiter übergeht, in einer besondern Falte.

Bei *Bufo agua* hat der Magen sehr dicke Wandungen, die Mucosa sehr starke Längenfalten, ebenso der verengte Oesophagus, der Pharynx dagegen sehr zarte blätterartige Falten, die am Oesophagus plötzlich aufhören. Der Dünndarm ist sehr dünnwandig und hat zarte netzförmige Falten; der Dickdarm ist eine plötzliche Erweiterung des Darmcanals mit dickerer Wandung, stärkern Falten, aber ohne Coecum und ohne Klappe am Anfang. Die Leber hat zwei Lappen, die durch einen Querstreifen verbunden sind, unter dem Querstreifen liegt die Gallenblase; der linke Lappen ist wieder in zwei Lappen abgetheilt.

Bei *Cystignathus* zeigt der Oesophagus sehr feine, hart an einander stehende Längenfalten, die im Pharynx strahlig aus einander treten. Der Magen hat starke Längenfalten, der Dünndarm ist sehr zart, am Uebergang in Dickdarm ist eine deutliche halbmondförmige Falte mit scharfem innern concavem Rande, die Klappe sitzt an der dem Mesocolon zugekehrten Seite. Die Leber hat drei Lappen. Der mittlere Querstreifen erreicht nicht den rechten Lappen.

Bei *Hyla* hat der Oesophagus sehr feine Längenfalten, im sehr dickwandigen Magen sind starke Längenfalten, der Dünndarm zeigt sehr feine Wandungen. Am Uebergange in Dickdarm ist ein verhältnissmässig grosses Coecum und im Innern eine starke Valvula coli mit sehr deutlichen zarten Längenfalten, die am halbmondförmigen concaven Rande mit kleinen Hervorragungen, Zacken enden. Der Insertionspunkt der Falte ist ebenfalls am Mesocolon. Die Leber hat drei völlig gesonderte Lappen.

Pipa, die von Breyer und Mayer ausführlich beschrieben ist, hat einen dünnwandigen Magen, ein kleines Coecum am Anfange des Dickdarms und eine starke Valvula coli. Die Leber besteht aus drei Lappen.

2. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

In dem ersten Jahreshefte für 1847, Seite 87—126, habe ich versucht, die beiden Thiergesellschaften zu schildern, welche zu Anfang jenes Jahres hier überwinterten; die wohlwollende Nachsicht, mit welcher jener Aufsatz aufgenommen wurde, gibt mir den Muth, auch für die Nachfolger derselben einige Blätter dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen.

I. Matthias Hüntgen's seltsamer Omnismus aus erbfeindlichen Thieren.

Montag den 13. December 1847 eröffnete Herr Hüntgen aus Düsseldorf seine unter diesem Namen angekündigte kleine Bude auf dem Wilhelmsplatze. In der Mitte derselben befand sich ein 3 Fuss über dem Boden erhöheter viereckiger Käfig, 15 Fuss lang, 10 Fuss breit und 6 Fuss hoch, aus dickem Eisendrath so eng geflochten, dass man keinen Finger durchstecken konnte, mit einer Thüre, mehreren Fenstern vom gleichem Drathgeflechte und sieben wie in Vogelbauern querüber gezogenen Stangen, von welchen vier tiefere den ersten, die übrigen den zweiten Stock der Behausung darstellten.

Um den Käfig zog sich als erster Platz für die Zuschauer ein freier Gang herum, links diente ein durch eine Bretterwand getrennter Raum als zweiter Platz und dem Eingange gegenüber befand sich der Ofen, welcher die wohlverwahrte Hütte wärmte und zugleich zum Kochen der Speisen für den Eigenthümer und seine Familie diente.

In dem Käfig befanden sich:

Ein männlicher Makako (*Innus Cynomolgus Wagner*) aus Java.

Ein Waschbär (*Procyon Lotor Illiger*) aus Nordamerika.

Ein schöner männlicher Wolf (*Canis Lupus L.*) aus den Vogesen.

Vier Hunde, ein grosser, schwarz und weiss gefleckter Spitzer, ein weisser, langhaariger Pommer und zwei noch ganz junge schwarze Spitzer.

Ein alter männlicher Fuchs (*Canis Vulpes L.*) von deutscher Herkunft.

Zwei Katzen, ein ungewöhnlich grosser, oben glänzend schwarzer, unten weisser Kater, die andere grau mit schwarzen Streifen, wie die wilden Katzen.

Eine schwarzgraue ächte Hausratte (*Mus Rattus L.*) aus Heilbronn.

Zwei graue Kaninchen (*Lepus Cuniculus L.*).

Ein röthlichgrauer Ziegenbock mit schwarzem Rücken.

Ein Schaf.

Ein schöner rother Geier (*Vultur fulvus L.*) aus Aegypten.

Ein junger Seeadler (*Falco ossifragus L.*) aus Nord-Europa.

Zwei deutsche Weihen (*Falco Buteo L.*).

Ein sicilianischer Uhu (*Strix Ascalaphus Savigny*) in Antwerpen angekauft, Kopf und Rücken schwarzbraun, Hals, Brust und Bauch hellbraun, alle Federn mit dunkleren Querstrichen, die Füsse mit dichten isabellfarbigen Federn bis an die Krallen bedeckt.

Ein deutscher Waldrabe (*Corvus Corax L.*).

Zwei Schwalbentauben.

Drei Haushähne.

Eine weisse Gans.

In Allem 27 Thiere, nämlich 15 Säugethiere und 12 Vögel.

Auf die Frage, wie er zu dieser sonderbaren Gesellschaft gekommen, erwiederte mir Herr Hüntgen, er habe früher die Messen mit einem Kabinet von Wachsfiguren bezogen, da habe man ihm einen alten Fuchs gebracht, welcher in einem Fuchseisen gefangen worden sei, wie man noch an dem Ueberbein eines Vorderfusses sehen könne. Zu diesem Fuchse, der, seinen Tod erwartend, sehr furchtsam und niedergeschlagen gewesen sei, habe er eine Gans eingesperrt, dem Fuchse reichliche Nah-

rung gegeben und beide sieben Tage lang von Morgens bis Abends ununterbrochen beobachtet und gehütet, Nachts aber getrennt; dann habe er sie allmälig immer länger allein und zuletzt auch des Nachts beisammen gelassen. Als nun der Fuchs keine Mordlust, die Gans keine Furcht mehr gezeigt, habe er sie in einem Käfig mitgenommen und um eine kleine Gabe vorgezeigt. Der Gedanke habe vielen Beifall gefunden und dieses ihn veranlasst, ihn immer weiter auszudehnen. Fuchs und Gans seien nun die schon sieben Jahre beisammen wohnenden Aeltesten der Gesellschaft, welche sich in ihr Gebiet von 150 Quadratfuss so getheilt hat, dass die meisten Mitglieder ihre bestimmten Wohnplätze haben: der Uhu sitzt rechts auf der dritten Stange vom Ofen an gerechnet, der Geier auf der vierten, der Adler auf der sechsten und die beiden Weihen auf der siebenten und letzten. Wolf, Waschbär und Gans halten sich meist an der kälteren Thürseite auf, der Fuchs genau im Mittelpunkte des Bodens, Affe, Katzen, Kaninchen, Ratte und junge Hunde an der warmen Seite gegen den Ofen, die unstätesten sind oben der Rabe, unten Bock und Schaf.

Da der Boden mit Eisenblech überzogen ist, so legen sich nur Wolf, Fuchs und Waschbär mit ihrem dicken Pelze gerne darauf nieder, der Affe und die Katzen setzen sich lieber auf das hölzerne für die Ratte im Ofenwinkel aufgestellte Kästchen oder der Affe auf der ersten, die Katzen auf der vierten Stange zu den Vögeln. Bock und Schaf legen sich nur des Nachts auf das dann hinein gestreute Stroh nieder.

Zwei weisse Mäuse, drei Meerschweinchen, ein deutscher Uhu und ein Fasan, sämmtlich hier gekauft, befanden sich als noch nicht eingeschult in besondern Behältern ausserhalb des Käfigs.

Junge Füchse, erzählte Hüntgen, habe er nicht angewöhnen können, sie hätten spielen wollen, Anfangs leicht, dann immer stärker gebissen, bis Blut gekommen und die Mordlust erwacht wäre. Ganz anders der Wolf: ein neugebornes, noch blindes Paar Wölfe wurde im Walde gefunden und ihm von Nancy durch die Post in einem Kästchen geschickt; als er dieses öffnete, war das Weibchen schon todt, das Männchen, welches noch schwache Spuren von Leben zeigte, wurde durch warme Milch gerettet;

es ist jetzt acht Monate alt, beinahe erwachsen und so zahm und gutmüthig, wie ein Schäferhund, Herr Hüntgen nimmt ihn im Arm aus dem Käfig und setzt ihn ebenso wieder hinein, der grössere Hund spielt oft mit ihm, beilt und beisst, ohne dass er es erwiedert und der Bock geht muthig mit seinen kurzen, stumpfen Hörnern auf ihn los und jagt ihn weg, ohne dass er mehr thut, als mit offenem Rachen zu drohen. Oft spielt er auch mit dem Bock, welcher dabei die komischsten Stellungen annimmt; ich sah lange zu, so oft auch der Wolf zu beissen versuchte, traf er stets auf die vorgehaltenen harten Hörner und jeder Versuch, den Gegner zu unterlaufen und unter denselben zu fassen, wurde glücklich parirt.

Legte sich der Wolf Abends behaglich zur Ruhe nieder, so benützten ihn der Affe, die Katzen und die jungen Hunde, ja selbst der Waschbär als wärmenden Polster und legten oder setzten sich auf ihn; er liess es sich, durch sie gewärmt, gerne gefallen und nur wenn sie unruhig wurden, gab er durch Brummen und Gähnen sein Missbehagen zu erkennen.

Man hat schon viele Beispiele von Hauskatzen, welche mit Mäusen, Ratten, Eichhörnchen oder Kaninchen in Freundschaft lebten (Kaup's Thierreich Bd. I. S. 276), ebenso von Löwen und Hunden, aber selbst John Austin, welcher 17 Jahre darauf verwendete, Thiere entgegengesetzter Naturen an einander zu gewöhnen, ging nicht über Katze und Maus, Habicht und Sperling hinaus (Die Menagerie, aus dem Englischen von Kottenkamp, Stuttgart 1847, Bd. I. S. 16) und eine so bunte Gesellschaft, wie die des Herrn Hüntgen, scheint noch nirgends vereinigt worden zu sein. Er ist aber auch wie dazu geboren, verständig, freundlich und zutraulich, dabei furchtlos und kräftig, wo es gilt, Ordnung zu halten und Uebergriffe zu verhindern; so ist es seiner unermüdlichen Geduld gelungen, einen Grad von Civilisation zu bewirken, auf welchem jedes Einzelwesen im andern ein gleichberechtigtes erblickt und mit der Mordbegierde der Raubthiere auch die Furchtsamkeit der Pflanzenfresser völlig verschwunden ist. Merkwürdig fand ich es, dass diese Thiere sich auch in der Kost dem Menschen stark genähert hatten. Aus Neid, meinte Hüntgen, will jedes fressen, was das andere frisst, mir schien

es aber nicht Neid zu sein, sondern Nachahmungstrieb, mit dem dunklen Gefühle der Gleichheit im Hintergrunde. Am bildsamsten zeigte sich auch hierin die Hundegattung. Wolf und Fuchs frassen gerne Brod, letzterer auch Aepfel, und verzehrte der Bock mit gutem Appetit seinen Winterkohl, so trat der Wolf hinzu und versuchte, ob das Ding denn wirklich gut schmecke, was freilich für ihn nicht der Fall war. Der Waschbär verzehrte ohne Unterschied Obst, Brod, Zuckerbackwerk und rohes Fleisch und selbst der Affe das letztere. Hatte indessen eine gute Polizei den verderblichen Kriegszustand, Blutvergiessen und Mord aus der so verschiedengliedrigen Gesellschaft verbannt, so fehlte es dagegen um so weniger an Neckereien, Diebstählen und geringeren Gewaltthätigkeiten. Gleich bei meinem ersten Besuche wurde ein grosser Winterkohlbusch in den Käfig geworfen; der Affe, das egoistischste Mitglied des Vereins, bemächtigte sich sofort desselben und stieg damit auf eine Querstange hinauf; da bäumte sich der Bock und riss mit dem Kohl auch den Affen herunter, dieser passte nun den günstigen Augenblick ab, um dem Wiederkäuer, welcher auch die Vorderfüsse nur zum Laufen, nicht zum Festhalten brauchen kann, den Kohl zu stehlen, er wurde ihm aber von dem gewaltthätigen Kameraden zum zweiten Male auf gleiche Weise entrissen.

Als ich Abends wieder kam, wurde rohes Fleisch ausgetheilt. Dem trägen Geier wurde ein Stück auf die Decke des Käfigs geworfen, er bemerkte es nicht, wohl aber der Rabe, dem nichts von Allem entging, was sich in- und ausserhalb des Käfigs ereignete, und der sogleich daran zu zerren begann; nun verjagte der Geier den bösen Nachbar und zerrte mit halb geöffneten Flügeln so lange an dem Fleische, bis nur wenige kleine Reste noch am Gitter klebten, mit welchen sich dann der Rabe begnügen musste. Hierauf wurde einem Weihen ein Stück durch ein Fenster gereicht, er liess es aber fallen und der unten passende Wolf schnappte es in der Luft auf. Der Wärter gab jetzt dem Weihen ein zweites Stück und hielt die Hand mit dem eisernen Stabe bereit, den Adler zurückzustossen, welcher grosse Lust zeigte, dem Schwächeren die Beute zu nehmen; während aber dieser bedroht wurde, der Wolf vergebens passte, kletterte

der Waschbär das Gitter hinauf, die Stange entlang und stahl dem Weihen das Fleisch, so dass dieser erst das dritte Stück erhielt.

Eine Katze verzehrte behaglich ihr Stück Fleisch auf einer Stange, der Wolf versuchte einigemal, es ihr zu nehmen, sie gab ihm aber jedesmal ganz ruhig eine leichte Maulschelle mit der rechten Pfote, worauf er zurück ging; ebenso machte es der Affe mit dem Bock, welcher mehreremal ohne Erfolg den Versuch machte, ihm eine Kartoffel zu nehmen.

Den 14. December spielte Perdrix, der grössere Hund, viel mit dem Wolfe, dem Fuchs und dem Waschbären, er kam bellend heran und suchte durch einen Sprung den Kopf des Gegners unter seine Vorderfüsse zu bringen und niederzudrücken. Dann bellte und zerrte er so lange an dem Wolfe, bis dieser ihm einen Knochen überliess. Später vertrieb er den Wolf wieder von einem Knochen, ehe er aber diesen fassen konnte, fuhr ihm der Affe ins Gesicht und jagte ihn davon, den Knochen holte inzwischen der Fuchs. Der Wolf spielte jetzt mit dem Fuchs, der sich jedoch nicht sonderlich dazu aufgelegt zeigte, dann wandte er sich an einen der jungen Hunde, der ihn durch zorniges Kläffen abtrieb. Selbst die Gans fasste er mehreremal an einem Flügel, einmal wurde diese durch den Bock befreit, der seine Freude daran hatte, dem Wolfe hie und da einen tüchtigen Stoss beizubringen. Mein Sohn gab dem Geier einen Aepfelschnitt, dieser liess ihn fallen, der Rabe flog sogleich hinab, holte ihn und verzehrte ihn behaglich auf seiner Stange; als der Geier dieses sah, nahm er ein zweites Stück an und verzehrte es selbst.

Den 17. December. Der Waschbär richtet sich oft auf die Hinterfüsse auf, besonders um zu betteln oder zu fressen, er gebraucht dann die vordern Pfoten wie Hände und reibt Alles zwischen solchen, ehe er es frisst; heute balgte er sich mit dem Fuchse herum, richtete sich dabei zum Angriff auf, wie ein Bär, und wurde dann umgeworfen.

Den 22. December fanden wir den Bock unpässlich, man hatte ihn aus dem Käfig genommen und unweit des Ofens angebunden, der Gesellschaft fehlte das Mitglied, welches sie am

zugewandte Regierung in Opposition getrieben haben, denn das französische Gleichmachungssystem bedroht ihn in seinem Wesen.

Hollands Adel dagegen ist wenig zahlreich und vom Bürgerstande zu sehr und seit zu langer Zeit umspannt, als daß er einen von der Gesammtheit des Volks verschiedenen Willen würde äußern können, wenn er auch wollte.

Schwedens Königsgewalt wurde durch seinen Adel seit Jahrhunderten bald glücklich, bald unglücklich bekämpft. Es gehört zu den merkwürdigen, nicht genug beachteten Erscheinungen unserer Zeit, daß ein Sohn des südlichsten Frankreichs den Königshammer in Schweden mit einer Folgerichtigkeit, Ruhe und Kraft zu handhaben und dessen Schläge auf eine Weise zu verstärken versteht, welche einem gebornen Prinzen Ehre machen würden. Mag es Furcht seyn vor einem übermächtigen Nachbar, mag es Geldinteresse oder Wirkung der im westlichen Europa herrschenden Ideen seyn, der sonst so unruhige, auf seinen Einfluß so eifersüchtige, stolze, aber wenig begüterte schwedische Adel erscheint wenigstens äußerlich als der Krone unterworfen und ihr mit allen seinen Kräften zugethan und von innen heraus gehorchend, was schon an sich sehr viel ist, aber noch bedeutender wird, durch das Vorhandenseyn eines Prätendenten.

Anders ist die Stellung der englischen Pairie. Reicher als die Standesgenossen des Festlandes, mit politischen Ideen für politische Wirksamkeit erzogen, zwar unabhängig vom Grundbesitze bestehend, aber durch sociale Ansichten oder Vorurtheile im Stande, sich sowohl geistig durch parlamentarische Notabilitäten als pecuniär durch reiche Heirathen bürgerlicher Erbinnen zu verstärken — wurde sie während ihrer langen und am Ende siegreichen Kämpfe wider die Revolution und Napoleon mit Recht als der Hort des Adels der ganzen Welt, als die Incarnation des historischen Prinzips angesehen.

Aber während sie den Papst auf St. Peters Stuhl zurückgeführt hatte, während sie auf dem Festlande jede Opposition wider Napoleons Zwingherrschaft begünstigt, alle unter gewaltsamen Zuständen seufzenden Völker mit Hoffnung belebt hatte, während aller Orten Vergessen wechselseitigen Unrechts, Entfernung alles dessen gepredigt wurde, was an jenes mahnen konnte — hielt sie es für recht, möglich und räthlich, daß in Irland alles bleibe, wie

meisten belebte, dafür benahm sich der Waschbär besonders possirlich und spielte viel mit dem Affen, dem Wolfe und dem grösseren Hunde, wobei er sich wie eine Kugel wälzte, oft sass er auf dem Wolf und der Affe auf ihn, der Wolf spielte gerne mit ihm und zeigte dabei die prächtigen Zähne, der Affe machte es aber dem Wolfe zu bunt, so dass dieser einigemal auffuhr und bellte.

Grosses Vergnügen gewährte es den Zuschauern, als sich mitten in der grössten Verwirrung die Ratte, in Gefahr, von den plumpen Kämpfern zertreten zu werden, unter die Katzen flüchtete. Hier ist sie am sichersten, sagte Hüntgen, da diese nicht fest auftreten! Sie hatte eben ein Apfelstück verzehrt und wischte sich nun zwischen den Vorderpfoten der kleineren Katze behaglich den Mund mit den Vorderfüssen ab, dann sass sie der Katze auf den Rücken, lief über sie weg und schlüpfte zuletzt unter die grosse Katze, wo sie lange verweilte und nur zuweilen vergnügt hervorschaute. Diese Ratte war vor Kurzem gekauft worden und Anfangs noch sehr scheu, noch am 18ten war sie mit vieler Mühe aus dem Stroh in ihrem Kästchen mit dem eisernen Stabe herausgetrieben worden, wo dann die beiden jungen Hunde so eifrig über sie herfielen, dass ich glaubte, sie würden sie todt beissen; doch der Aufseher meinte, es sei nur, bis sie sich an einander gewöhnt hätten, und begnügte sich, die jungen Hunde, als sie es zu arg machten, mit dem Stabe wegzustossen. Es wurde nun von Zeit zu Zeit eine der Katzen, welche schon früher an ein paar Wanderratten aus London gewöhnt worden waren und zwei Jahre mit denselben gelebt hatten, in das Kästchen zur Ratte gethan, wo sie sich gegenseitig wärmten und so gute Freunde wurden.

Der Affe hatte früher in Ermangelung besserer Gesellschaft seine Neigung einem der Hunde zugewandt, machte der Wolf Miene, diesen zu beissen, oder der Bock, ihn zu stossen, so nahm sich der Affe herzhaft seines Freundes an und machte mit grosser Unerschrockenheit Angriffe auf den stärkeren, aber minder gewandten Gegner. Den 27. December brachte Hüntgen einen zweiten, erst halb erwachsenen Affen derselben Art in die Gesellschaft, der Anfangs als Neuling furchtsam, scheu und ruhig

war. Makako gab sich nun gar nicht mit den andern Thieren ab, die er sonst so häufig neckte und plagte, und hielt sich immer dicht neben dem neuen Freund auf einer Stange; diese Zuneigung zum neuen Gaste hinderte ihn jedoch keineswegs, nach allem Gebotenen zu greifen, es für sich zu behalten und dem Freunde gar nichts freiwillig zu überlassen, nur was der neue Affe schon in der Hand hatte, wurde ihm von dem andern nicht mehr genommen.

Die meisten Thiere frassen uns aus der Hand, bei vielen hielt es aber schwer, ihnen etwas zukommen zu lassen, weil die Zudringlicheren es fast jedesmal verhinderten. Der ärgste Bettler der Gesellschaft war der Bock; steckte ich die Hand in die Tasche oder zog gar etwas hervor, so stand er immer dicht vor mir, scharrte mit einem Vorderfusse und suchte mit grosser Hartnäckigkeit zu verhindern, dass ich mich zu einem andern Thiere wende. Das Schaf hielt sich immer dicht neben ihm, machte alle seine Bewegungen nach und suchte wenigstens zu erhaschen, was ihm entfiel, war aber auch hierin meist unglücklich, da ein Hahn und die Gans ihm gewöhnlich zuvor kamen, bot man diesen zwei etwas, so nahmen sie es mit grosser Heftigkeit und schluckten es möglichst schnell hinunter. Dabei benahmen sich die beiden Wiederkäuer höchst ungeschickt und rücksichtslos, indem sie, die Augen fest auf meine Hand heftend, bald ein Kaninchen, bald einen der jungen Hunde traten und Alles wegdrückten, was nicht bei Zeiten freiwillig Platz machte; nur dem Makako wichen sie aus, da er nicht nachgab und ihnen, wenn sie sich zu sehr näherten, mit der Hand ins Gesicht fuhr. Wolf und Fuchs benahmen sich viel anständiger, hatten aber auch, da meist Obst und Brod gereicht wurde, ein geringeres Interesse bei der Sache. Viel Klugheit zeigte der Waschbär, sich bald aufrichtend, bald bückend, gelang es ihm fast immer, das ihm Zugedachte zu erhalten, und wurden die Nachbarn zu zudringlich, so setzte er sich in ein Eck und liess sich aus solchem durchaus nicht vertreiben, hieher flüchtete er sich auch, wenn er etwas erhalten hatte, um es in sich eingerollt in Ruhe zu verzehren. Den harmloseren Mitgliedern der Gesellschaft etwas zukommen zu lassen, gelang uns gewöhnlich nur dadurch, dass der Eine die

Zudringlichen beschäftigte und der Andere indessen auf der andern Seite des Käfigs der Ratte oder den Kaninchen etwas zusteckte, was diese möglichst heimlich nahmen und versteckt verzehrten, doch so langsam und in so kleinen Bissen, dass ihnen oft noch vom Bock, Schaf, Affen oder Raben ein Theil davon abgenommen wurde.

In den obern Stockwerken war Makako derjenige, welcher am gewaltthätigsten Alles an sich riss und den Verkehr mit den andern erschwerte. Der kluge Rabe aber verstand jeden Wink und wusste mit Vorsicht, Ueberlegung und Ruhe das Zugedachte zu erlangen, nahm es dann in eine Pfote und pickte es stückweise heraus. Die Raubvögel verschmähten unsere Gaben und die Tauben waren zu sanft und zu schüchtern für die starke Concurrenz.

Da der Boden des Käfigs hier die Stelle der Erdfläche, die Querstangen die der Bäume vertraten, so war es mir anziehend, das Verhältniss der Gesellschaft zu beiden zu sehen. Die Raubvögel und die Tauben waren die entschiedensten Thiere der obern Regionen, sie kamen nie freiwillig herab und suchten auch herunter gestossen bald wieder die Höhe zu gewinnen; der Rabe und die Hähne waren vorherrschend oben, doch oft auch unten, die Gans war der einzige reine Parterrevogel. Von den Säugethieren verliess nur das Schaf auch mit den Vorderfüssen nie den Boden, Bock, Wolf, Fuchs und Hunde richteten sich öfters auf, indem sie die Vorderfüsse an die Wand, den Kasten oder die untern Stangen stemmten; sprangen auch zuweilen, wie die Kaninchen, auf den Kasten hinauf, einer kleinen Akropolis des Gebiets. Der Waschbär war ein sehr gewandter Kletterer, der am häufigsten die Stangen erstieg und ihre regelmässigen Bewohner herunter warf, doch ohne sich oben aufzuhalten, so dass er fast die ganze Zeit auf dem Boden lebte.

Den Katzen und der Ratte waren die Stangen ein sicherer Zufluchtsort, so oft die Akropolis von der untern Bevölkerung erstürmt wurde und nur die vierhändigen Affen betrachteten unter allen Haarthieren die dem Ofen nächsten Stangen als ihren angemessenen Wohnplatz.

Die unthätigsten Thiere der ganzen Gesellschaft waren die

Raubvögel, sie erhielten regelmässige Fleischportionen und mit dem Hunger fehlte ihnen auch jeder Antrieb zum Handeln, so dass man sie gewöhnlich unbeweglich an der gewohnten Stelle sah; so setzte sich heute ein Hahn ganz nahe neben den Uhu, ohne dass dieser auch nur nach ihm umgesehen hätte.

Während unseres Besuches am 28. December fingen die zwei jungen Hunde, welche sich am wenigsten in diese Welt zu schicken wussten, unter sich ernstliche Händel an; da trat der Wolf dazwischen, trennte sie mit der Schnautze von einander und gebot mit ernster Miene Friede, der auch sogleich eintrat. Bald darauf sahen wir das Schaf dem Wolfe ein Stück Brod aus dem Maule reissen, ohne dass dieser es im geringsten übel nahm.

Den 30. December vertheidigte die grosse Katze die Ratte sehr kräftig gegen den unruhigen Waschbären. Auch hatten wir heute wiederholt Gelegenheit, die grosse Aufregung zu sehen, in welche die ganze Gesellschaft geräth, wenn ein fremder Hund in die Bude tritt; alle Hunde fingen zu bellen an, Perdrix und der Wolf rasten im ganzen Käfig herum und stellten sich als Schutzwehr der andern ihm möglichst gegenüber, selbst die Vögel streckten den Hals, um nach ihm zu schauen. Um Menschen dagegen bekümmert man sich nur, wenn sie etwas aus der Tasche ziehen.

Am Sylvesterabend trafen wir die Thiere sehr unruhig an und Alles aus der gewohnten Ordnung gebracht. Hüntgen sagte, sie seien in vier Jahren nicht so unruhig gewesen, es stehe ein Schneesturm bevor. Uns schienen die bereits eingetretene gelindere Temperatur und Perdrix die Ursachen dieser Aufregung zu sein. Der Hund balgte sich mit dem Fuchse, dem Wolfe und besonders mit dem Waschbären, welcher ungemein viel Muth und Gewandtheit zeigte und seine Angriffe schief von der Seite anrückend ausführte, wobei er den dicht behaarten gewölbten Rücken als Schild vorhielt, mit der spitzigen Schnautze ein Bein des Gegners zu packen suchte und oft so fest fasste, dass er daran hängend von diesem fortgeschleift wurde; bald legte er sich auf den Rücken und kämpfte mit allen Vieren, bald stritt er von einer Stange herab.

Der muthwillige Makako liess wieder kein Thier in Ruhe, besonders schien ihm die Ratte zuwider zu sein; sie hatte sich, von ihm vom Kasten verdrängt, dem Schaf auf den Rücken gesetzt, da fasste er sie und warf sie auf den Boden, sie kehrte auf den Kasten zurück, aber auch von hier warf er sie herunter, sie kletterte nun am Gitter hinauf, er verfolgte sie und stiess dabei einen Weihen von der Stange herab, dieser aber griff ihn nun mit offenem Schnabel und geöffneten Flügeln so ernstlich an, dass er sich ganz verwundert zurückzog, was eine possirliche Scene gab.

Den 1. Januar 1848 hatte Häntgen die meisten Thiere herausgenommen, weil der Geier sich verwundet hatte. Er war am vorigen Abend von seiner Stange herabgesprungen, hatte sich die mittlere Kralle des linken Fusses in der Ritze zwischen zwei Blechplatten des Bodens eingeklemmt und bei dem Herausreissen in der Mitte abgebrochen. Er blutete die ganze Nacht, Häntgen besorgte, er möchte sich verbluten und erhielt von einem Apotheker Scheidewasser zur Stillung des Blutes. Der arme Vogel hatte nun heftige Schmerzen und viel zu leiden, da er sich nicht auf der Stange festhalten konnte, viermal herunter fiel, aber in der untern Region von den derben Bewohnern derselben so herumgestossen wurde, dass er immer wieder aufflog, um oben Ruhe zu suchen. Waschbär, Fuchs und Wolf wurden daher in die engen Reisekäfige gebracht, wo wir ruhige Fütterungs-Experimente machen konnten, welche unter andern das Ergebniss lieferten, dass der Wolf gerne Haselbrod frass, der Waschbär an Lebkuchen viele Freude hatte.

Als später die Gesellschaft wieder beisammen war, hatten wir das Vergnügen, einer Fleischaustheilung zuzusehen. Die schwarze Katze sass auf der vierten Stange, dem Fleische, welches in der Bude hing, gerade gegenüber und solches unverwandt anschauend; hinter ihr die graue Katze, sie wurde einigemal verdrängt, kehrte aber immer bald wieder an die alte Stelle zurück. Als Häntgen das Fleisch herabnahm, sprang sie auch herab, während ihre Nachbarin ruhig oben blieb. Jetzt eilten Hunde, Fuchs und Wolf hastig herbei, der Kater und der Waschbär, welche den ersten Platz besetzt hatten, wurden zurückge-

drängt, ersterer begnügte sich, durch lautes Miauen gegen diese Gewaltthätigkeit zu protestiren, nicht so der Waschbär, schweigend drückte er sich zwischen und unter den derberen Concurrenten durch und war, so oft er auch zurückgedrängt wurde, doch immer wieder vornen. Unterdessen zerschnitt Häntgen das Fleisch und öffnete das Fenster, hatte aber viel zu thun, den Fuchs und den Waschbären, welche sogleich die Oeffnung besetzten und zugreifen wollten, abzuhalten. Endlich warf er das Fleisch hinein, ein Jeder griff zu und suchte ein ruhiges Plätzchen, um das Erlangte zu verzehren, selbst der Bock und der grössere Affe nahmen ein Stück, nur der jüngere Affe wollte keines! Die graue Katze, welche oben ausgeharrt hatte, bekam von Häntgen ein besonderes Stück und konnte es ungestört verzehren, nicht so die grosse auf dem Boden, der Wolf war mit seinem grösseren Antheil schneller fertig geworden und nahm ihr nun den ihrigen. Als auch dieser hinuntergeschluckt war, wandte er sich zu dem Waschbären. Dieser vertheidigte es aber besser, und nachdem er in allen Ecken bald aufrecht stehend, bald eingerollt umsonst in Ruhe zu fressen versucht hatte, flüchtete er sich in den ziemlich hohen grossen Wasserkübel, brachte sein Fleisch unter Wasser, hing nur mit den Hinterfüssen am Rande und streckte von Zeit zu Zeit den Kopf heraus, um den drohenden Wolf und den passenden Perdrix abzutreiben. Unterdessen raubte der Rabe einem der zwei jungen Hunde sein Fleisch und wollte eben damit auffliegen, als der Wolf auf ihn losfuhr, erschreckt liess der Räuber die Beute fallen, der Wolf griff zu, war schnell fertig und umkreiste nun mit verdächtigen lüsternen Blicken das andere Hündchen, wurde jedoch durch den eisernen Stab des Aufsehers von Thätlichkeiten abgeschreckt.

Den 2. Januar hatten wir, so lange die Zuschauer Aepfel und Brod hinein reichten, das gewohnte Schauspiel der Concurrenz, wobei Bock und Schaf den Andern das Meiste vor dem Munde wegschnappten, den armen Kaninchen selbst buchstäblich aus dem Munde. Als nichts mehr gereicht wurde, folgten Spiele dem Brod. Der Wolf lag behaglich ausgestreckt an der gewohnten kühlsten Stelle des Käfigs, da begann eines der kleinen Hündchen ihn zu necken und an ihm zu zerren. Bald kam Perdrix

dazu, nun beunruhigte das Treiben den Nordamerikaner in seinem regelmässigen Spaziergange auf und ab längs der untern Käfigwand, einigemal drängte er sich durch, einigemal wich er aus, endlich wurde er aber in den Streit verwickelt und kämpfte nun mit der grössten Tapferkeit. Der Wolf drückte ihn gegen das Gitter, dass er schrie, er legte sich aber auf den Rücken und kratzte mit zwanzig Krallen zugleich. Der Bock sah ernsthaft zu und suchte seinen Freunden dadurch beizustehen, dass er dem Wolfe, so oft dieser im Vortheil war, einen tüchtigen Stoss mit den Hörnern gab; endlich stand der Wolf, welcher bisher liegend gekämpft hatte, auf und es entspann sich der komischste Kampf zwischen ihm und den Verbündeten. Er raste von einem zum andern im ganzen Käfig herum, der kleine Urheber des Streites wurde ein paarmal tüchtig getreten und flüchtete sich in einen Winkel des Käfigs, in die andern zogen sich die Kaninchen, Schaf und Gans zurück, was fliegen oder klettern konnte, hatte sich auf die Stangen zurückgezogen und schaute von oben auf die Kämpfenden herab, wie die alten Römer von den Sitzen ihres Amphitheaters, nur der Fuchs behauptete ruhig seinen Sitz im Centrum, mit weit aufgesperrtem Rachen jeden ernstlich bedrohend, der ihm zu nahe kam. Endlich flüchtete sich auch der Bock auf den von den Affen und Katzen verlassenen Rattenkasten hinauf, legte das Kinn auf eine Stange und schaute behaglich dem Kampfe zu, der von Perdrix und dem Waschbären mit steigender Hitze fortgesetzt wurde. Der Waschbär war weitaus der Heftigste und fuhr immer dem Wolf nach den Beinen, dieses sei, sagte Hüntgen, seine Angriffsweise gegen alle Thiere, denen er die Füsse entzwei beisse, worauf sie wehrlos seine Beute würden. Als der Kampf zu ernst zu werden drohte, trat der Herr der Thiere gebietend dazwischen; für Wolf und Hund genügte ein ernstes Wort, für den Nordamerikaner wurde der Aufforderung zum Frieden durch einen tüchtigen Puff mit der eisernen Gerte Nachdruck gegeben. Im Augenblick war Ruhe und Ordnung hergestellt, jedes begab sich auf seinen vorigen Platz, die Affen stiegen herab und promenirten auf der Wahlstatt und auch der Bock verliess seine erhöhte Stellung und gravitätische Haltung.

Als wir am 6. Januar eintraten, waren nur wenige Thiere im Käfig, Adler, Geier, Weihen, Hähne, ein schöner Fasan, zwei neue Tauben und die Katzen auf den Stangen, unten die Affen, Kaninchen, Gans, Schaf und Hunde, alles friedlich. Den sicilianischen Uhu konnten wir in seinem besondern Käfig genau betrachten, wir gaben ihm einige Apfelschnitte, er nahm sie mit einem pfeifenden hellen Schrei, biss kleine Stücke davon ab, schluckte sie aber nicht hinunter, sondern spie sie wieder aus, er hatte sie also wiederholt für essbar gehalten und sich erst durch den Geschmack, der wohl bei den fleischfressenden Vögeln feiner ist, als bei den Samenfressern, vom Gegentheil überzeugt. Nun wurde er in den grossen Käfig gelassen, Perdrix stellte sich ihm bellend und den Eingang verwehrend entgegen, er nahm aber gar keine Notiz von dem Hunde, sprang furchtlos hinein und schwang sich auf seinen gewohnten Platz hinauf. Hier erhielt er fünf Stücke Fleisch, grösser als Sperlinge, wovon er vier nach einander ganz hinunter würgte, nur das letzte fand er zu gross, nahm es, auf einem Fusse stehend, in die andere Pfote, die er wie die Papageien als Hand brauchte und zerrte mit dem scharfen Schnabel so viel davon herab, bis es auch verschluckt werden konnte. Er musste also recht hungrig gewesen sein, als er die Pflanzenkost nicht annahm.

Nun trat der Rabe ebenso furchtlos herein, der Fuchs hingegen versuchte zweimal umzukehren, aber von dem Gebieter bedroht, wählte er von zwei Uebeln das kleinere und machte mit weit aufgesperrtem Rachen einen Angriff auf den trotzigen Spitzer, es entspann sich ein Kampf, der so lange dauerte, bis der Waschbär eintrat und dem Händelsucher so viel zu schaffen machte, dass er den alten Fuchs in Ruhe seinen Platz einnehmen liess.

Endlich brachte Hüntgen den Wolf im Arme herbei, ihn bei den Ohren festhaltend. Gern und gewandt schlüpfte dieser durch das enge Fenster hinein und tummelte sich mit dem Hunde herum und mit dem Waschbären, der, schnell die Rolle wechselnd, als Verbündeter seines bisherigen Gegners sich fest an den Bauch des Wolfes klammerte und ihm hart zusetzte. Auch mit den Affen balgte sich der Waschbär, sie fürchteten ihn mehr,

als jedes andere Thier und der grössere hing mit den hintern Händen an die Stange, während er mit den vordern den kühnen Feind von oben herab anpackte.

Nur der Bock fehlte noch, ich fragte nach ihm, als Antwort zeigte man mir abgenagte Knochen im Käfig. Der Tod war ihm von der Seite gekommen, von welcher er ihn am wenigsten besorgt hatte. Er hatte viel Unruhe in dem Käfig verursacht, besonders auch in der höhern Gesellschaft, oft Vögel herunter gestossen, Hündchen und Kaninchen getreten, vielleicht selbst den Unfall des Geiers veranlasst, so half es ihm nichts, dass er am meisten zur Belustigung der Zuschauer beitrug, er wurde geschlachtet und seine ehemaligen Freunde und Kameraden verzehrten nun mit gutem Appetit sein Fleisch!

Den 10. Januar reiste die Gesellschaft nach Tübingen ab.

II. Huguet's Rhinozeros.

Zwei Tage nach Hüntgen eröffnete neben demselben der Franzose Huguet seine Menagerie, grossartiger, aber so leicht aus Brettern, Segel- und andern Tüchern zusammengesetzt, dass man darin empfindlich fror und das oben von der Sonne aufthauende Eis an vielen Stellen herabtropfte und auf dem Boden wieder anfror.

Auf der Nordwestseite durch einen Vorhang eintretend, erblickten wir auf der Südwestseite zuerst einen schönen männlichen Silber-Löwen oder Cuguar (*Felis concolor L.*) aus Paraguay, dritthalbjährig, einfarbig röthlichgrau mit dunkelbrauner Schwanzspitze, an Grösse, Gestalt und Lebensart dem Panther weit ähnlicher als dem Löwen. Er ging, so oft wir ihn auch besuchten, immer rastlos in seinem Behälter auf und ab, nur zum Fressen und Trinken stille haltend, fast immer schweigend, nur einigemal, besonders bei strenger Kälte, hörten wir ein klägliches mit kurzen Pausen wiederholtes Huau. Für seinen Wärter zeigte er grosse Anhänglichkeit, er blieb einst plötzlich stehen, als er ihn draussen reden hörte, horchte auf und blickte lebhaft nach der Thüre. Um 6 Uhr Abends nahm man ihm das Stroh, wobei er auf die Seite trat, dann auf den ausgekehrten Platz

hinüber ging, um die andere Seite auskehren zu lassen. Hierauf erhielt er warme Fleischbrühe (une tasse de bouillon), welche er zuweilen nicht annahm, oft aber auch, besonders wenn es recht kalt war, begierig trank, wobei er sich behaglich dazu niederlegte. Dann wartete er ungeduldig auf sein Stück Fleisch, das er nach einiger Zeit erhielt, und war er damit fertig, so begann wieder der Spaziergang.

Die nächsten Nachbarn des Silber-Löwen waren die Silber-Löwin, ebenfalls gegen drei Jahre alt, Dubi genannt, mit zwei fünf Monate alten, in dieser Menagerie gebornen Jungen, die Mutter dem Vater sehr ähnlich, die muntern Jungen mit hell kastanienbraunen viereckigen Flecken von der Grösse der Borsdorfer-Aepfel in regelmässigen Reihen auf graurötblichem Grunde. Die Löwin war sehr aufmerksam auf Alles, was vorging, blickte die Zuschauer verständig an und freute sich, wie ihr Gemahl, als sie den Wärter vor der Bude hörte. Als der Aracanga nicht weit von ihrem Behälter auf den Boden herabflog, wurde sie ganz wild und begierig, wie eine Katze bei dem Anblick einer Maus, fuhr am Gitter hin und her und versuchte herauszulangen. (Nach Azara ist auch dem zahmsten Cuguar das Hühnerfangen nicht abzugewöhnen.) Die Mutter ruft den Jungen Ao, fast wie die Hauskatze, die Jungen haben eine helle pfeifende Stimme, sie spielten oft mit einander, umhalsten einander mit den Vorderpfoten und suchten sich umzuwerfen, zuweilen spielte die Mutter mit oder leckte sie, wobei sie den Rücken einbogen, wie zahme Katzen; mit grosser Leichtigkeit sprangen sie über die meist liegende Mutter weg oder an die Wand hinauf, sich in der Höhe mit den scharfen Krallen festhaltend. Einmal richtete sich Dubi auf und kratzte oben an der Wand des Behälters, sogleich sprang eines der Jungen auch hinauf und das andere machte es bald nach. Zuweilen wurde aus dem Spiele Ernst, sie warfen einander um, schlugen sich mit den Tatzen, eines fasste einmal das andere mit den Zähnen am Ohr und hielt es trotz seines Knurrens fest, bis der Wärter die Freilassung mit dem eisernen Stabe erzwang. Der Befreite griff sogleich wieder an und der Streit dauerte noch lange fort, während die auf und ab spazierende Mutter um und über sie hinüber

Eroberung und Confiscation es gestaltet hatten, wollte in England selbst den dringendsten Forderungen der Zeit auch nicht Eine Zugestehung machen. Sie schien nicht zu begreifen, daß man erst gerecht seyn muß, ehe man gut seyn darf, und daß die evangelische Religion ihrem Grundgesetze untreu wird, sobald sie bedrückt. Als nun endlich doch etwas geschehen mußte, geschah dieses weder auf die rechte Weise noch in der nöthigen Ausdehnung; denn Uebelwollen und Furcht sollen nie zugleich gezeigt, aber das Unabweisliche soll mit Grazie, mit dem Scheine der Freiheit gestattet und gegeben werden. Das englische Oberhaus wird durch unvorsichtige Freunde noch weiter von seiner wahren Stellung weggedrängt, und mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch gesetzt. Es ist stets, als hörte man des Jesuiten-Generals Ricci Worte: Sint ut sunt, aut non sint!

Darum ist K. v. Raumers Werk über England nicht allein ein Buch, sondern auch eine Begebenheit, weil ein deutscher Edelmann, ein preußischer Staatsbeamter, ein rüstiger und geprüfter Kämpfer wider Revolutions- und Gleichmachungsideen bekennen mußte und drucken lassen durfte: die brittische Aristokratie habe sich überlebt, sey in sich selbst, mit dem Volke, mit der Zeit zerfallen. Der giftige Grimm, mit welchem das Quarterly Review sowohl diesen Schriftsteller als seine Schrift angriff, beweist weit mehr, daß er den wunden Fleck aufgedeckt und berührt, als daß er Unrecht habe.

Der Adel der romanischen Völker konnte nie zu der vollständigen Ausründung seiner politischen Vorrechte gelangen, welche der englische noch jetzt behauptet. Diesen trugen Eroberung, insularische Lage des Landes und die sonderbare Zusammensetzung der Nationalkirche vereint zu seinem Ziele. Die Zeit, welche seinen Standesgenossen auf dem Festlande so bittere Früchte trug, half zu seiner Entwickelung, erhöhte sein Ansehen. Der französische Adel dagegen hat es schwer büßen müssen, daß er verwirrte, halb nordamerikanische, halb englische Freiheitsideen der Königsgewalt in den Parlamenten und selbst am Hofe entgegensetzte, und durch Willeleien die englische Peerage nachzuahmen, und zugleich an philosophischem Geiste zu übertreffen, jenen und sich selbst stürzte. Wie wenig ist auf unsere Tage gekommen von jener großen Zahl französischer Edelleute, wie wenig haben diese erhalten vom

ging, ohne sich viel darum zu bekümmern. Ein andermal spielten die Jungen, während das Stroh herausgenommen wurde, mit dem eisernen Rechen, der eine wurde dabei von dem andern gekratzt und fing darüber ernstliche Händel an, da trennte sie die Mutter, gerade wie der Wolf die jungen Hunde, doch ohne denselben Erfolg, denn obschon sie sie zu besänftigen suchte und beide leckte, fing der Streit bald von Neuem an, nun schob sie den zornigeren zurück, er kletterte die glatte Bretterwand hinauf und blieb oben hängen, sie richtete sich aufrecht empor und zog ihn herab, nun griff er aber sie an, so dass der Wärter sagte: Wenn du deine Jungen nicht besser ziehst, wachsen sie dir über den Kopf. Er gab nun der Mutter rohes, den Jungen gesottenes Fleisch, gleich war Alles vergessen und die beiden Jungen verzehrten nach Katzensitte sehr verträglich mit einander ihr Nachtessen, die Mutter dagegen nahm nur drei Stückchen an und verschmähte trotz viermaligen Zuredens das Weitere; der Auftritt hatte ihr den Appetit verdorben. So friedlich ging es indessen nicht immer bei der Mahlzeit zu, die Jungen streuten oft ihre klein geschnittene Portion im ganzen Behälter herum, warfen das Trinkgefäss um und suchten der Mutter das ihr bestimmte aus dem Munde zu reissen, was ihnen auch oft gelang.

Den 13. Januar wurde kurz vor der Fütterung die Löwin zum Löwen gebracht, sie blickten sich zuerst verwundert an, zeigten die Zähne, knurrten und er gab ihr mit der Tatze einige Schläge auf den Kopf. Bald jedoch wurden sie ruhig, er legte sich nieder, sie lief aber herum, rief ihren Jungen, und als eines antwortete, richtete sie sich an der Wand auf, die sie von ihnen trennte und suchte auf jede Weise zu ihnen zu kommen. Unterdessen stand ihr dickköpfiger Gemahl auf und ging auf die Mahlzeit wartend dicht am Gitter auf und ab, sie that dasselbe, aber nun begegneten sie sich unaufhörlich und mit zwei oder drei Ausnahmen musste jedesmal sie ausweichen. Als das Fleisch endlich kam, legte er sich behaglich zur Mahlzeit nieder, sie aber wollte durchaus nichts annehmen. Endlich wurde die Thüre geöffnet, sie eilte zu ihren Kindern, wurde freudig empfangen und liebkoste sich erst satt, ehe sie sich endlich entschloss, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen.

Den dritten Behälter hatte ein Bisamschwein oder *Pecari* (*Dicotyles torquatus Cuvier*) aus Südamerika eingenommen, von der Gestalt eines wilden Schweines, aber kleiner, besonders kürzer, mit sehr dünnen schwarzen Füssen, die Vorderplatte des Rüssels rund, weissröthlich, die Borsten schwarz und weiss geringelt, nur auf einer schrägen Binde über die Schulter herab einfarbig hellgelblich. Von den grossen starken Eckzähnen bleiben die obern auch bei geschlossenem Maule unten sichtbar. Am Ende des Rückens sieht man eine haarlose, der Nasenplatte ähnliche Stelle, die Rückendrüse; der Schwanz fehlt. Es war ein reinliches, lebhaftes Thier, grunzte und schrie wie ein Schwein, erhielt als Futter in warmem Wasser angebrühte Rinde von schwarzem Brod, frass aber auch gern gelbe Rüben, Aepfel und Birnen.

Ich warf ihm einen Apfelschnitt zu, der aber aus dem Behälter wieder herausfiel, er verlangte ihn nun durch lautes Zusammenschlagen der Zähne, ich warf andere Stücke über ihn mitten in das Stroh hinein und er fand schnell auch die, welche er nicht sehen konnte, durch den Geruch. Als ihm der Wärter das Stroh wechselte, zog er sich in ein Eck zurück, klapperte ebenfalls mit den Zähnen und beroch den eisernen Rechen. Bei strenger Kälte vergrub er sich ganz im Stroh.

Ein Waschbär (*Procyon Lotor Illiger*) aus Nordamerika hatte das Unglück, seinen Behälter mit zwei javanischen Makako's (*Inuus Cynomolgos Wagner*) theilen zu müssen, was viele Händel gab. Er hat viel vom Dachse, ist ebenso grauweiss, das Gesicht weisslich mit einem schwarzbraunen Bande durch die Augen, der Schwanz ziemlich lang und buschig, schwärzlich geringelt. Seine Hauptnahrung war rohes Fleisch, er frass aber auch Aepfel, Birnen und Nüsse gern, weniger Kartoffeln und nur in Ermangelung besserer Kost auch Brod. Besonders lüstern war er nach süssen Sachen, schon Kalm erzählt, dass er sie über Alles liebe; Chokolade, Süssholzsaft, Zibeben, Springerle (Backwerk) und Lebkuchen nahm er noch begieriger, als das Fleisch. Als ich ihm eine Birne gab, rollte und rieb er sie lange zwischen den Vorderpfoten, welche er überhaupt so geschickt wie ein Eichhorn als Hände brauchte. Sah er etwas austheilen,

so streckte er eine Pfote bittend zum Gitter heraus. Erhielt er etwas, so flüchtete er sich eilig damit in ein Eck, kehrte sich mit dem Kopfe nach unten und verzehrte es so möglichst verborgen und ungesehen, selbst das rohe Fleisch, obgleich die Affen keine Miene machten, ihm dieses zu nehmen. Obst und Süssigkeiten versuchten sie dagegen oft ihm zu entreissen, worüber es heftige Kämpfe gab, in welchen beide Theile viel Muth zeigten. Er hatte dabei den Vortheil eines schärferen Gebisses und einer dichteren Behaarung, oft hielt er ihnen den gewölbten Rücken wie einen Schild entgegen, der alte Makako suchte ihn aber dann in die Ohren zu beissen. Gewöhnlich behauptete er seine Rechte, während er die ihrigen achtete und nie den Versuch machte ihnen etwas zu nehmen; einmal jedoch sah ich ihn den kürzeren ziehen, er schrie laut, verkroch sich in das hinterste Eck, legte sich, hier nochmals angegriffen, auf den Rücken, wehrte sich mit allen Vieren und es währte lange, ehe er wieder hervorkam und seinen gewohnten Platz vornen am Gitter rechts wieder einnahm.

Den „rothen Afrikaner" oder Magot (*Inuus ecaudatus Geoffroy*), ein grosser Affe von strohgelber Farbe mit dunkleren Stellen, fleischfarbig-grauem Gesicht und Händen und fast unbehaarter schwarzer Brust, trafen wir beinahe immer in sitzender Stellung, die Arme auf den Knien ruhend. Bot man ihm etwas, so langte er ruhig darnach, zog man es aber wieder zurück, so schnitt er eine komische Fratze, zog den Mund hohl zusammen und liess ein drohendes Oh hören. Zuweilen kehrte er den Zuschauern den Rücken zu, diese streichelten und kratzten ihn, was er sich einige Minuten lang gefallen liess, dann hatte er genug, drehte sich rasch um und machte sein drohendes Gesicht; dieses wiederholte er oft mehrmals hinter einander.

Als Kost erhielt er, wie die andern Affen, Morgens um 9 Uhr warmen Kaffee mit Milch und Wecken, um 11 Uhr gekochte Aepfel, um 2 Uhr gesottene gelbe Rüben und Abends schwarzes Brod, zuweilen mit gekochten dürren Zwetschgen.

Wenn man ihm das Stroh wechselte, kletterte er an den Eisenstäben hinauf und sah gemächlich zu, wie man das alte Stroh herausnahm, das neue durfte man ihm nur oben hinein-

reichen, er nahm es ganz ordentlich, zog es herein und legte es unten zurecht.

Oft bettelte er, wie die Gefangenen in den Gefängnissen Italiens, indem er die Hand zum Gitter herausstreckte, gab man ihm etwas, so schob er es schnell in den Mund und streckte gleich die Hand heraus, noch mehr verlangend. Als ein Knabe mit einem ledernen Handschuh nach ihm schlug, gelang es ihm nach einigen vergeblichen Versuchen, den Handschuh zu fassen, worauf er ihn mit sichtbarer Schadenfreude in Stücke zerriss.

Zu einem Lapondre (*Inuus nemestrinus Geoffroy*) wurde in unserer Gegenwart ein weiblicher Affe derselben Art gebracht, der letztere protestirte heftig, klammerte sich fest an den Wärter an, schrie, und zwei Männer hatten Mühe, ihn loszureissen und in den Behälter zu bringen, er hatte nicht unrecht, da er nun völlig die Rolle des Unterdrückten spielen musste.

Der Alte suchte stets, wo er Jemand einen Possen spielen konnte, riss einem Knaben, der dem Gitter im Vorbeigehen zu nahe kam, die Kappe vom Kopfe und hatte immer Händel mit den Nachbarn. Obschon er den Magot weder sehen, noch erreichen konnte, war es genug, dass er ihn hörte, um wiederholte Versuche zu machen, ihn zu packen und nach ihm zu schlagen. Da sein Behälter sich unter dem der beiden Makako's befand, schlug er sich täglich mit ihnen herum, oder suchte das wegzufangen, was man ihnen geben wollte, einmal erwischte er auch die Pfote des Waschbären, wodurch dieser so vorsichtig wurde, dass er nie wieder unten nach etwas griff, sondern sich dazu aufrichtete. Hielt ich eine Nuss an der Scheidewand zwischen seinem Behälter und dem seines dritten Nachbars, eines braunen Pavians, so hinderte nicht, wie bei den grauen Pavianen, ein Bewusstsein gleicher Stärke beide am Zugreifen, sondern der Lapondre griff nach kurzer Zögerung zu, nun schlug der Pavian herüber, hielt aber dabei vorsichtig den Kopf zurückgezogen dicht an der Wand, um vor dem derberen Nachbar gedeckt zu bleiben. Oft trieb er die Bosheit so weit, wenn man ihm etwas reichen wollte, nicht nach dem Apfel, sondern nach der Hand zu greifen und diese blutig zu kratzen; dieses geschah besonders, wenn man sich Mühe gab, seiner Kamerädin etwas

zukommen zu lassen, worüber er sehr böse wurde. Er riss ihr auch das schon erhaltene aus den Händen heraus und schüchterte sie so ein, dass sie schon vor Furcht zu schreien anfing, wenn man ihr nur etwas geben wollte und zuletzt nur dann etwas nahm, wenn er von einer zweiten Person beschäftigt wurde, auch nur mit dem Munde, um es gleich in Sicherheit zu haben. Bei der Fütterung musste er mit einem Stocke gewaltsam genöthigt werden, sie in Ruhe zu lassen.

Eine gleiche Wirthschaft wurde in einem andern Behälter geführt, in welchem sich zwei Mohrenaffen (*Cercopithecus fuliginosus Fr. Cuvier*) und ein Halsbandaffe (*Cercopithecus Aethiops Fr. Curier*) befanden, die ersteren dunkel-bleigrau, mit röthlichgrauem Gesichte, letzterer von gleicher Farbe, aber mit einem weissem Bande um den Nacken und rothbraunem Scheitel, alle drei zeichneten sich durch weisse Augenlider aus. Auch hier tyrannisirte der ältere Mohrenaffe den jüngeren und beide mit einander den Halsbandaffen. Reichte man diesem etwas, so schrie er laut auf, sprang davon und der alte Mohrenaffe langte mit aller Bequemlichkeit zu, die Vorstellung der bevorstehenden Misshandlung knüpfte sich bei dem Unterdrückten so enge an den Anblick des Apfels, dass sie die des gehofften Genusses überwog; er schrie vor dem Streiche, wie der Hund bei aufgehobenem Stocke. Selbst bei der Fütterung hatten die Wärter Mühe, dem armen Halsbandaffen seine Portion zukommen zu lassen, da die Mohrenaffen oft die ihrige liegen liessen, um nach der seinigen zu greifen, nach der Fütterung aber waren sie voll Freundschaft, lausten einander und setzten sich zusammen, um sich warm zu halten.

Den 17. December wurde eine kleine Südamerikanerin (*Cebus Apella Desmarest*) zu den drei Ostafrikanern gebracht, sie benahm sich wie ein ungezogenes Kind, schrie jämmerlich, schüttelte heftig den Kopf vor- und rückwärts und rüttelte mit ihrem Händchen nach Kräften am Gitter. Die drei andern Affen sahen ruhig zu und der Wärter meinte, es sei nur, bis sie angewöhnt sei, allein sie wurde so geplagt, dass sie nach zwei Tagen wieder herausgenommen wurde.

Die letzte Affenwohnung enthielt einen grossen Pavian

(*Cynocephalus Sphinx Wagner*) aus Guinea, dunkelgelbbraun mit schwarzem Gesicht und Händen, hundeartig vorgezogener Schnauze, weissen Augenlidern und langem Schwanze, es war ein Weibchen, mit drei in Europa gebornen Jungen. Die Mama zeigte vielen Verstand, als ich ihr einen Apfel gab, der zu gross war, um durch das Gitter zu gehen, drückte sie ihn fest an solches an, biss das innerste Stück ab und drehte ihn dann so, dass die durch den Biss hervorgebrachte Verkleinerung des Durchmessers den Durchgang gestattete. Bei der Fütterung zeigte sich indessen immer der ächte Affen-Egoismus mit dem durchgreifenden Grundsatze, selber essen macht fett, und sie musste an der Kette festgehalten werden, bis ihre Kinder die ihnen zugetheilten Kartoffeln verzehrt hatten, sonst nahm sie ihnen unbarmherzig Alles weg; es gehört der Ueberfluss eines tropischen Himmelstrichs dazu, um bei einer solchen Behandlungsweise zu gedeihen. Die jungen Paviane waren drollige Thiere, bettelten mit der Hand zum Gitter heraus, zogen schnell an sich, was sie erhielten, steckten es gleich in den Mund und verbargen sich damit in einen Winkel, um es ungesehen zu verzehren, während die Alte sich behaglich auf den Vorderfüssen hin und her schaukelte.

Ich gab einmal einem dieser Jungen eine Nuss, er mühte sich vergeblich ab, sie aufzubeissen, nahm sie bald in die vordern, bald in die hintern Hände, drückte, drehte und rieb daran; als er darüber umpurzelte, lachten die Zuschauer, er nahm es aber so übel, dass er schreiend gegen das Gitter fuhr und sie angepackt hätte, wenn es möglich gewesen wäre; kam ein Kamerad zu nahe, so musste die Nuss schnell in die Backentasche wandern, bis die Gefahr vorüber war. Endlich gelang es doch einem Kameraden, die Nuss wegzunehmen, darüber entstand ein heftiger Streit, während dessen die Nuss auf den Boden fiel. Die Mutter langte ernsthaft zu, knackte die Nuss auf und verzehrte sie selbst, der geprellte Sohn aber sah sie dabei unverwandt an und untersuchte dann die weggeworfenen Schalen, ob nicht noch etwas daran geblieben sei.

Ist nichts zu essen mehr da, so ist die Mutter ganz zärtlich, sammelt ihre Kinder um sich und wärmt sich an ihnen.

Den 21. December wurde ein junger Lapondre oder Bruh

und den 16. Januar ein junger Makako in denselben Behälter gesetzt, aber von der herrschenden Familie völlig unterdrückt; selbst die jungen Paviane nahmen ihnen Alles weg, weil sie, obschon an sich die schwächeren, der kräftigsten Unterstützung durch die Mutter gewiss waren.

Den 15. Januar kam ein Dachs in eigenem Behälter hinzu, er schlief aber beständig wie ein Dachs.

Ueber den Haarthieren befand sich eine Reihe gefiederter, der aschgraue Papagei (*Psittacus erythacus L.*) aus Westafrika, ein kleiner grüner Papagei mit rothgelbem Unterleib, dunkelgrauem Kopfe, schwarzem Schnabel und Füssen, vom Senegal (*Psittacus senegalus Latham*), der Müller von Cayenne (*Psittacus pulverulentus Latham*), dann zwei grüne Papageien mit rother Stirne, weisser Schnabelwurzel und Augenkreisen, hellem Schnabel und Füssen, aus Haiti (*Psittacus dominicensis Latham*), endlich ein grüner Papagei mit weisser Stirne und Scheitel, rother Kehle und blauen Schwungfedern, aus Jamaika (*Psittacus leucocephalus L.*), alle in Käfigen und bei der herrschenden Kälte ruhig und still, so dass sie kaum zu einer andern Bemerkung Anlass gaben, als dass ihre Kost und ihr Geschmack völlig die der Affen sind, eine Aehnlichkeit weiter zwischen diesen beiden baumbewohnenden, schon oft mit einander verglichenen Thierfamilien. An den kältesten Tagen blieben sie auch den Tag über in der warmen Stube des Gasthofs. Etwas lebhafter waren zwei rothe Ara aus Südamerika (*Psittacus Macao L.* und *Psittacus Aracanga Latham*), sie schaukelten sich im Freien auf zwei Ringen, liessen sich oft hören, bettelten und wurden unruhig, wenn die andern Thiere gefüttert wurden. Alles, was wir ihnen boten, nahmen sie mit dem Schnabel und dann erst aus dem Schnabel in die Pfote, wie der Rabe. Dieses thun wohl alle Vögel, welche die Füsse als Hände brauchen, und ich sah nie einen mit dem Fusse etwas nehmen, wie die Affen.

Die ganze hintere Hälfte der Menagerie nahm der grosse, auf Räder gestellte Behälter eines Nashorns (*Rhinoceros javanus Cuvier*) ein, dessen eng mit der seines Wärters verbundene Geschichte von letzterem, einem Franzosen Namens Carrière, so erzählt wurde.

Carrière sei als Soldat in Algerien mit sieben Kameraden von den Arabern gefangen worden, fünf von ihnen sei gleich der Kopf abgeschnitten worden, er habe ein gleiches Loos erwartet, sei aber mit den beiden Andern zu Abd el Kader gebracht worden. Dieser habe gesagt, es seien intelligente Leute, man solle sie gut behandeln. Er sei nun als Dolmetscher im Gefolge Abd el Kader's geblieben, Fanatiker hätten aber den Fürsten oft aufgefordert, die Giaours hinrichten zu lassen und in der Besorgniss, sie möchten einmal Gehör finden, sei er in einer Nacht bei Oran entflohen und habe unbemerkt die Küste erreicht. Hier habe er auf der See zwei Schiffe erblickt, am Ufer ihre Böte und um Aufnahme gebeten. Es seien Holländer gewesen, er sei in ihre Dienste getreten und mit ihnen nach Sumatra gekommen. Hier sei er in die Dienste des holländischen Gouverneurs getreten, dieser sei nach anderthalb Jahren gestorben und seine schöne Menagerie versteigert worden. Er habe mit Beistand eines wohlhabenden Freundes das vor 31 Jahren in den nahen Sümpfen gefangene Nashorn gekauft und sich mit demselben nach Europa eingeschifft. In der Sundastrasse seien sie von einem heftigen Sturme überfallen worden, das Thier sei dadurch so unruhig geworden, dass es die Schiffsdecke über seinem Kopfe aufgebrochen habe. Der Kapitän habe nun erklärt, er könne die Bestie nicht mitnehmen und werde sie auf den Prinzeninseln an das Land setzen, er habe aber dem Kapitän vorgestellt, dass er ihn dadurch ganz unglücklich machen würde und den Vorschlag gemacht, dem Thiere das Horn abzusägen, worauf es keinen Schaden mehr werde anrichten können; man habe nun den Kopf des Thiers mittelst starker Seile und Flaschenzüge an die Schiffslucke heraufgezogen, fest gemacht und ihm mit grosser Mühe das 35 Pfund schwere Horn abgesägt.

In Paris sei sein Nashorn, angeblich um 140,000 Franken, für den Jardin des plantes angekauft worden und ihm dabei gestattet worden, noch einige Monate damit herumzureisen. In Brüssel sei ein Grenadier in den Behälter getreten, das Nashorn habe sogleich zurücktretend die Thüre gesperrt und hierauf ganz ruhig den Grenadier gegen das Gitter gedrückt, dass ihm alle Rippen zerbrachen. Der Unglückliche habe furchtbar ge-

schrieen und sei noch lebend in ein Spital gebracht worden, aber bald darauf gestorben. Ein anderes Mal habe das Thier das Gitter gesprengt, ohne jedoch den Behälter zu verlassen.

Der gedruckten Ankündigung nach soll dieses Nashorn, der Riese Jotete genannt, 14′ lang, beinahe 8′ hoch sein und über 19′ im Umfange messen. Der Aufseher war bescheidener und gab uns 12′ Länge, 6½′ Höhe und 16′ Umfang der Mitte an, was mir in Pariser Fuss das Richtige schien. Sein Gewicht sei 6000 Pfund, es verzehre alle 24 Stunden 300 Pfund Futter.

Es war ein äusserst plumpes Thier mit kleinen Schweinsaugen, ungeheuer faltigem Halse und drei abgegliederten harten Panzern für die Schultern, die Seite und die Schenkel, die dicke Haut war ganz ohne Haare, hart, warzig areolirt und erdfarbig, wo die Luft sie berührt, in den Falten weich und blassröthlich. Beim Anfühlen fand ich sie rauh wie Eichenrinde und sehr warm. Nur die Spitzen des ziemlich kurzen Schwanzes und der Ohren waren mit dicken, aber nicht dichten, schwarzen Borsten besetzt. Die verhältnissmässig kleine Schnauze war vornen stumpf viereckig, mit einem kurzen, dem Finger des Elephantenrüssels entsprechenden, ebenso beweglichen Haken. Das Innere des Rachens sammt der flachen, breiten und weichen Zunge waren hell rosenfarbig, oben sah ich zwei grosse, schief gerichtete, nicht aus dem Zahnfleische hervorragende Zähne und im untern Kiefer glaubte ich einmal ein gleiches Zähnepaar gesehen zu haben. Die untere Lippe schien mir breiter, der Rüssel kürzer zu sein, als bei dem früher gesehenen indischen Nashorn; die Stelle des Horns vertrat ein dicker, abgeschliffener Wulst, der Kornak behauptete, das Horn werde wieder wachsen, aber schief, weil das Thier es links am eisernen Gitter stärker abwetze, als rechts an den Brettern. Der Bauch war rund und aufgetrieben, was man bei Pferden einen Heubauch nennt, die Füsse kurz, dick und dreihufig.

Es war sehr träge, bewegte sich langsam und wollte sich immer niederlegen, um zu schlafen, wurde aber vom Wärter zum Aufstehen genöthigt, weil es, wenn man es bei Tag schlafen lasse, in der Nacht zu unruhig sei.

Ich warf ihm eine Birne zu, es fand sie gleich, verzehrte

sie mit gutem Appetit und verlangte noch mehr; hiebei benahm es sich genau wie der Elephant, sah mich unverwandt an, folgte mit dem Blick allen Bewegungen der Hand, sperrte das verhältnissmässig kleine Maul mit emporgehaltenem Kopfe so weit als möglich auf und schlug den Rüssel zurück, was bei ihm gerade nicht nothwendig gewesen wäre. Zögerten wir zu lange seinen Wunsch zu befriedigen, so liess es zuweilen ein leises, dumpfes Muh hören, den einzigen Ton, den wir von ihm vernahmen, vielleicht sein Lockton. Im Zorn schweigt und handelt es. Hatten wir nichts mehr zu geben, so merkte es das Thier bald und verlangte auch nichts mehr. Da der Elephant das ihm in den Mund geworfene Obst immer geschickt aufgefasst hatte, versuchte ich, ob es demselben auch hierin gleiche, fand es aber viel ungeschickter, ich warf ihm dreimal eine Birne hinein, es liess sie jedesmal herausrollen, ohne auch nur den Versuch zu machen, das Maul zu schliessen, und las sie erst nachher vom Boden auf, wo es auch kleine Apfelschnitte geschickt mit dem Rüsselfinger auffasste und elephantenmässig in den Mund schob. Erst später brachte ich es durch wiederholte Versuche dahin, dass es wenigstens die Mehrzahl der zugeworfenen Aepfel auffing, so dass es ihm vielleicht nur an der Uebung gefehlt hatte. Seine Hauptnahrung war Heu, dann genetzte Kleie, Haber, schwarzes Brod, gekochte Kartoffeln und gelbe Rüben. Zum Trinken erhielt es zwei Kübel voll lauen Wassers, es senkte die Schnauze hinein und trank mit einem ruhigen, leisen Schlürfen, wie ein Pferd, ging das Wasser auf die Neige, so drückte es auf eine Seite des Kübels, dass er schief stand und das Wasser sich im Eck sammelte. Einmal war das Wasser zu warm, da warf es den Kübel zur Oeffnung hinaus, dass es eine Ueberschwemmung in der ganzen Bude gab. Dazwischen leckte es zur Unterhaltung an den eisernen Stäben seines Behälters, welche davon ganz rostig geworden sind, oder wetzte sein Horn und schlug damit rechts und links, wie der Schlegel einer Glocke.

Der Wärter ging fast bei jeder Explication zu ihm hinein, rief ihm Schiroff, streichelte es und fasste die Theile an, die er erklärte. Als es einst nicht gleich auf den Ruf aufstand, gab Carrière ihm einen Hieb mit der dünnen Reitgerte, die er in

ehemaligen so ausgedehnten Güterbesitze, von dem europäischen Einflusse seiner Sitten und Ansichten! Was die trüben Fluthen der Revolution ans Ufer geschleudert haben, und was sich dort in sonderbarer Mischung als neugeschaffene Pairie abgelagert hat, wurde meist nur durch die Leichtigkeit der Grundsätze so weit getragen, und bewies stets, und besonders 1830, wie wenig es vermöge, die Stellung einer Adelskammer einzunehmen. Gesetzgebung, Sitten, Genußsucht, welcher der kleinere, aber sicherere Ertrag des Grundeigenthums nicht mehr genügt — kurz Alles führt in Frankreich zu möglichster Gleichheit.

Dagegen besitzt Italien noch einen, von der Revolution nur theilweise beschädigten, aber keineswegs zerriebenen Adel. Er ist beachtenswerth wegen seiner Zahl, der Ueberlieferung aristokratischer Ideen der Vorzeit, und hierdurch wäre er fähig, eine tüchtige Adelskammer zu bilden. Zwar ist er sehr ungleichförmig an Ursprung, Ansichten und Stellung; da aber Italien stets das Land der Normal-Aristokratien war, so würde er gewiß einen festen Damm wider Uebergriffe der Königsgewalt sowohl als wider anarchische Strebungen eines stets unruhigen Pöbels zu bilden vermögen. Er könnte sich, ohne Aufgebung altgewohnter Meinungen, durch Talente und Kapitalien des Bürgerstandes verstärken. Nur müßte alsdann sowohl die Stellung der Regierung, als seine eigene zur Geistlichkeit eine ganz andere werden und bleiben, als sie früher war und jetzt meist wieder ist.

Wenn die pyrenäische Halbinsel ein noch kläglicheres Bild politischen Zerfalls bietet, als selbst Italien, so liegt der Grund wohl darin, daß in ihr jedes Zwischenglied zwischen dem Höchsten und Niedersten systematischer niedergehalten und niedergedrückt worden war. Die Kirche diente dort der Königsgewalt. Wahre Vezirate und Günstlinge, nur den morgenländischen vergleichbar, verfälschten seit mehr als zwei Jahrhunderten den so ehrenhaften und ritterlichen Charakter des spanischen Adels. Dieser war zu zahlreich, zu arm, zu sehr durch die Ritterorden an den Thron gebunden; zu ungleich berechtigt in den verschiedenen Provinzen, um je als Körperschaft bedeutend werden zu können; wurde doch den Findelkindern die Würde eines Hidalgo (hijo d'algo) ertheilt, weil möglicherweise der Vater ein solcher oder noch mehr seyn konnte!

der Hand trug, da fuhr es zusammen, wie ein Pferd auf einen Peitschenhieb, und sprang rasch auf; ich fragte den Wärter, wie das Thier bei der dicken Haut so empfindlich sein könne; er versteht, was ich will, war die Antwort.

Am 19. December war das Nashorn bei übler Laune und machte den Versuch, sein Manoeuvre mit dem belgischen Grenadier an Carrière zu wiederholen. Während dieser uns die Theile seines Kopfes zeigte, ging es rückwärts, versperrte den Ausgang und begann darauf den Wärter gegen das eiserne Gitter zu drücken, dieser war aber auf solche Fälle schon gefasst und kletterte rasch an dem Gitter hinauf, wartete oben, bis die Thüre wieder zugänglich war und ging dann hinaus; es schien uns doch mehr Unverstand, als Bosheit in dem Benehmen des Thieres zu liegen oder sein Zorn sich sehr bald gelegt zu haben.

Das letztere bestätigte ein zweiter Vorfall. Als am 12. Januar die Bude sehr mit Zuschauern angefüllt war, wurde es wild und fing ein solches Gepolter an, dass Carrière, da es auf sein Schelten nicht ruhig wurde, es für nöthig hielt, ihm durch das Gitter einige derbe Rippenstösse mit dem Stiele der Ofengabel beizubringen. Es suchte vergebens auszuweichen, lief vor- und rückwärts und warf den Kopf auf und nieder, als wollte es mit seinem Horne angreifen, als aber Alles nichts half, wurde es ruhig; bald darauf streckte Carrière die Hand zu ihm hinein, es liess sich ruhig streicheln, der Wärter ging nun zu ihm hinein und führte kaltblütig und unbesorgt die gewohnte Erklärung bis zum Ende durch, und das gezüchtigte Riesenthier benahm sich dabei frommer und geduldiger, als je zuvor.

III. Die Schlangen der Madame Poncet.

Die Weihnachtsmesse 1848 brachte den Stuttgartern zwar drei Schaubuden mit fremden Thieren, doch alle von geringerer Bedeutung.

Vom 15. December bis Neujahr sah man auf dem Wilhelmsplatze einen grossen Wagen mit Thüre und Fenstern, von innen gesehen einer Schiffskajüte oder einem Dampfwagen ähnlich, mit Bänken an beiden Seiten. In der Mitte stand auf einem Kasten

mit warmem Wasser ein mit einem dicken wollenen Teppich bedeckter Käfig. Madame Poncet nahm den Teppich ab und wir erblickten durch das doppelte Drathgeflecht eine etwa 5 Fuss lange nordamerikanische Klapperschlange (*Crotalus Durissus L.*), gelblich, mit schwarzer rautenförmiger Zeichnung den Rücken entlang, wie bei den Vipern. Sie hatte sich vor Kurzem gehäutet und war wegen der erhöhten Temperatur ihres Behälters lebhafter, als alle von mir früher gesehenen. Sobald sie uns erblickte, begann sie zu klappern, der leise Ton glich am meisten dem Knistern eines Blattes Flittergold und ist berühmt als Drohung und Warnung. So entspricht er dem lauten Zischen, welches man nach Friwaldsky von den angegriffenen Vipern hört, während alle Schlangen ohne Giftzähne völlig stumm sind, wie die Saurier. Sie hob sich mit dem Vorderleib in die Höhe, folgte den Bewegungen einer vorgehaltenen Hand und fuhr mit Heftigkeit nach dem von einem der Zuschauer dem Gitter genäherten Finger, so dass das Doppelgitter gar keine überflüssige Vorsicht war.

Jetzt wurde eine Kiste geöffnet; diese enthielt einen mit warmem Wasser gefüllten zinnernen Behälter und auf demselben zwischen zwei wollenen Decken die gewöhnliche Riesenschlange der Menagerien aus Java (*Python Tigris Daudin*). Die Gebieterin nahm sie heraus, hob sie in die Höhe und schlang sie sich um den Leib, den Hals, die Arme in Stellungen, welche lebhaft an die Gruppe des Laokoon erinnerten. Die Schlange blickte sie dabei an und züngelte lebhaft mit der hellrothen langen, kaum bis zur Hälfte gespaltenen Zunge. Mad. Poncet verlangte von ihr einen Kuss, da erhob sie den Kopf bis zu ihrem Munde und berührte solchen mit der Schnauze; ein anderes Mal zeigte sie sich weniger folgsam und bog den Kopf dem rothen Vorhang zu, sie wurde ausgezankt, ihr Kopf ein paar Mal an den Vorhang gestossen und nun gehorchte sie wieder.

IV. Scherrer's Riesenpferd.

An der benachbarten Bude lud Herr Ferdinand Noa Scherrer vom 18. bis 31. December durch einen kolossalen Anschlag zur

Beschauung eines Riesenpferdes ein, was auch von Reitern und Pferdekennern fleissig geschah. Ich fand wirklich einen prächtigen Braunen von schönen Verhältnissen, mit wahrhaft antikem Schwanenhals und bei dem zierlichen Bau eines Kutschenpferdes an Grösse alle Güterwagenpferde weit überragend. Es soll aus Lausanne stammen, 6 Jahre alt sein und mass etwas über 20 Faust, 8′ 2″, während sonst 18 Faust als die äusserste Grösse eines Pferdes angegeben wird. Dabei war es so fromm, dass jeder Zuschauer es berühren konnte.

Als Gegensatz sah man ein Zwergpferd, wahrscheinlich ein schottischer Pony; ferner liefen frei herum ein „ägyptisches Schaf", dessen Wolle der der Angoraziege ähnelte, mit wagerecht abstehenden, scharfkantigen, spiralförmig gedrehten Hörnern, und ein riesiger „Hammel aus Italien", dessen Gewicht zu 268 Pfund angegeben wurde, der Anschlagzettel nannte diesen einen Baren, so heisst aber in Sicilien die Winterlevkoje.

Eine Reihe Käfige enthielt viele Papageien, drei Amazonen (*Psittacus amazonicus L.*), drei gewöhnliche grüne Papageien (*Psittacus aestivus L.*) und einen weissköpfigen (*Psittacus leucocephalus L.*), alle nahmen von jedem Zuschauer friedlich mit dem Schnabel Brod und andere Sachen an, unter sich hatten sie aber öfters Streit und suchten dann den Gegner in die Füsse zu beissen oder seine Zunge zu fassen. Drei Kakadus (*Psittacus sulfureus L.*) verhielten sich wegen der Kälte sehr ruhig, ebenso zwei Makakos (*Innus Cynomolgos Wagner*), die halb im Stroh vergraben und dicht an einander gelegt sich warm zu halten suchten. Zwei schöne Saguine oder Uistitis (*Hapale Jacchus Illiger*) aus Südamerika, klein, graumelirt, mit langem, ziemlich dicken, schwarz und weisslich geringelten Schwanze und grossen weissen Haarbüscheln an den Ohren, vermissten ebenfalls schmerzlich ihr Tropenklima, in die warme Stube gebracht thauten sie bald auf, sprangen lebhaft herum und schrieen viel; ihr Geschrei glich einem durchdringenden Pfeifen.

Endlich zeigte uns der beredte Explikator einen „Steinmops aus Sibirien, welches Thier Hände hat wie ein Mensch, und Augen wie eine Nachteule, und das giftigste unter allen Säuge-

thieren ist," eine Erklärung, welche selbst einer Erklärung bedarf.

Es war ein asiatisches Thier, als Nachtthier der Tropenländer, wo auf den heissen Tag eine sehr kühle Nacht folgt, mit einem lockern, aber reichlichen und wolligen Pelz von unscheinbaren Farben versehen, wie die Polarthiere, in der Kleidung einer Schildwache zur Nacht, wie der geistreiche Bell sagt, so musste es also wohl aus Sibirien sein; es hatte sogar vier Hände, brauchte indessen gewöhnlich nur die zwei vordern wie ein Mensch, und seine grossen bei Nacht leuchtenden, bei Tage halb geschlossenen Augen mit in die Länge gezogenem Augenstern glichen wirklich auffallend denen anderer Nachtthiere, der Eulen und Katzen; bekannt ist ferner die Antipathie vieler mehr fühlenden als denkenden Menschen gegen alle Nachtthiere, besonders die der höhern Klassen, und so ist es begreiflich, dass unser guter Explikator und mit ihm der gläubigste Theil seiner Zuhörer, ohne eine Ahnung davon, dass kein warmblütiges Thier giftig ist, die Katzen und Fledermäuse für giftig und ein noch nächtlicheres Thier für noch giftiger halten konnte; endlich hatte die aufgestülpte Mopsnase den Erklärer veranlasst, den Namen Stenops (*tardigradus Illiger*) als Steinmops aufzufassen.

Es war übrigens ein ungünstiger Umstand, dass wir diesen Lori nur bei Tag und strenger Kälte zu sehen bekamen. In der Grösse zwischen einer Katze und einem Eichhorn die Mitte haltend, hellbräunlich, über den Rücken ein dunklerer, einen halben Zoll breiter Streif, ein weisser über Nase und Stirne, die grossen Augen scheinbar noch viel grösser durch einen dunkelbraunen Ring um jedes derselben, die Hände röthlich, die Finger auffallend dick, hielt er sich bald mit allen vier Händen, bald nur mit einer oder zwei am Gitter seines Käfigs angeklammert, möglichst angedrückt, um die haltenden Hände mit dem Leibe zu wärmen, und schlief in sich eingerollt, den Kopf gegen die Brust gesenkt und durch die Vorderfüsse bedeckt. Wenn der Explikator ihn mit einem Stock stiess, um ihn zu wecken, hörte man einen sanft klagenden Seufzer, dann rollte er sich auf und sah uns mit einem schüchternen, um Ruhe flehenden, rührenden Blicke an, der mir auch am Brillenmaki aufgefallen war.

Gegen Abend erwachte er von selbst, fing an sich zu lecken und zu putzen, und ging langsam auf einen Stab in den Hintergrund des Käfigs, wo er wieder einschlief. Seine Bewegungen waren immer sehr langsam und völlig unhörbar. Als die Kälte zunahm, liess man die zwei Uistitis zu ihm hinein und verschloss die Vorderseite des Kästchens mit einem Glase, die Aeffchen vergruben sich unten im Heu, er blieb oben, Alles friedlich und ernst.

V. Worell's Seehunde.

Zwischen den beiden erwähnten Schaubuden sah man vom 18. December 1848 bis 2. Januar 1849 eine dritte; Trommel, Trompete und Schiffsglocke luden zum Besuche bei drei „Seelöwen oder Meertiger" ein, und in der Bude spielte in den Pausen eine Drehorgel. Ich trat ein und fand einen länglich viereckigen, etwa 16′ langen, 6′ breiten und 4′ hohen Kasten mit 1½′ tiefem Wasser. Ein Fallrechen trennt dieses Becken quer in zwei gleiche Hälften; in der einen befand sich ein männlicher Seehund (*Phoca vitulina L.*), gegen 6′ lang, hellgrau, mit zahlreichen kleinen schwärzlichen Flecken übersät, das Haar nass und glatt anliegend. Er war wild und liess sich nicht berühren; als ich ihn nur scharf ansah, fuhr er gegen mich auf, bellte wie ein Hund, aber nur einmal, Wau, und schlug mit einer Pfote so heftig auf das Wasser, dass alle Umstehenden bespritzt wurden.

In der andern Hälfte des Behälters befand sich die weibliche Robbe, etwa einen Fuss kürzer und, wie bei so vielen Thieren, minder bunt, indem auf der dunkleren Grundfarbe die weniger dunklen Flecken kaum bemerkt wurden; an der Seite sah man noch die Narbe einer durch eine Flintenkugel verursachten Wunde und quer über den Rücken einen dunkeln Strich, Spur der Schlinge, womit sie gefangen wurde. Bei der Mutter befand sich die Tochter Pauline, in Paris mit einer Schwester geboren, die als Französin in den Jardin des plantes gekommen sei. Pauline, erst Ein Jahr alt, aber beinahe so gross, wie die Mutter, und ebenso gutmüthig, war ein gut

gezogenes Kind. Es blickte auf, wenn ich seinen Namen nannte, und beantwortete alle die vielen Fragen des Wärters zur Zufriedenheit der Zuschauer.

Geben Sie Acht, meine Herrschaften, ich werde sie fragen und sie wird mir antworten: Pauline, wie machten es deine Eltern, wenn die Jagd losging auf dem Wasser? — Pauline tauchte unter. — Richtig, sie tauchten unter, damit sie nicht gesehen werden sollten; wie hast du es gemacht? — Pauline blieb ruhig. — Sehen Sie, meine Herren, sie ist in Paris geboren und will sagen, dass sie nie gejagt worden sei! Wie alt bist du, 5 Jahre? — Keine Antwort. — 3 Jahre, 2 Jahre? — Keine Antwort. — Ein Jahr? — Nun erst nickte sie, den Kopf unter Wasser bringend. — Ebenso bei der Frage, wo sie geboren sei, nur bei dem Namen Paris nickend. Ebenso machte sie es bei mehreren andern Fragen; das Geheimniss war, dass sie den Wärter aufmerksam ansah, wenn er mit ihr sprach, und wenn er mit dem Kopf nickte, dieses ebenfalls that. Dann hiess es: Pauline, mache einen Sturm! und Pauline schlug mit beiden Pfoten abwechselnd auf das Wasser, dass es schäumte und wogte. Auch die Mutter zeigte sich nicht ungelehrig und reichte, wie man es verlangte, die rechte oder die linke Pfote.

Nun wurde ein breites Brett über die Hälfte dieser Abtheilung gelegt, die Mutter, dann die Tochter, hoben sich empor, legten die Vordertatzen auf das Brett, zogen sich etwas mühsam hinauf, einigemal misslang es auch, hüpften vor und verlängerten den Hals wohl um einen ganzen Fuss, so dass sie, während sie schwimmend die Umrisse eines Delphins zeigten, jetzt einem Hunde glichen, da der Hals sich bei dieser Verlängerung zugleich aufwärts bog und um das Vierfache verdünnte, wodurch die schöne runde Form des Kopfes sichtbar wurde. Sie schnappten nun so aufmerksam und begierig, wie zahme Hunde, nach den lebenden Weissfischen (*Chondrostomus Nasus Valenciennes*), die der Wärter ihnen vorhielt und schluckten solche, den Kopf voraus, ganz hinunter, obschon einige an drei Zoll Durchmesser hatten.

Einmal legte man ihnen den Tisch, ohne sie zu füttern, sie stiegen gleich herauf, sahen aber ganz verwundert aus, als

nichts kam, beide blickten dem Wärter bald ins Gesicht, bald auf die Hände, und die Mutter erhob sich bis zum Rande des Kastens und schaute darüber hinüber, ob nicht da unten die Fische seien. Auf das Essen folgte das Exerciren, sie mussten auf das Befehlwort sich links oder rechts schwenken und ins Wasser zurückrutschen.

Einmal wurde vor der Fütterung das Fallgitter geöffnet, der alte Seehund eilte sogleich herein, wollte den andern nichts lassen, bellte sie an und verjagte sie, so dass sich Pauline unter den Tisch verkroch; dennoch war er nicht dazu zu bringen, einen Fisch aus der Hand zu nehmen, man musste ihm solchen ins Wasser werfen, wo er ihn mit grosser Gewandtheit, aber auch mit vielem Geräusche fing.

Alle hatten an der Schnautze einen starken Katzenbart und etwa fünf ähnliche Borsten über den Augen, bei dem Männchen stärker und die Schnautze breiter, die Nasenlöcher wurden an der Luft weit geöffnet, bei dem Untertauchen aber der Länge nach so fest eingezogen und verschlossen, dass man sie kaum noch sah. Ebenso konnten sie die grossen, aber flachen, kohlschwarzen Augen so stark zurückziehen, dass man, wenn sie geschlossen waren, nicht die geringste Wölbung wahrnahm. Den hintern Theil des Körpers konnten sie so stark nach oben biegen, wie kein Landsäugethier; sie nahmen dann die Stellung des Bassas (*Phoca leonina L.*) in Lord Anson's Reise um die Welt an, so dass die Hinterfüsse ganz über dem Wasser in die Höhe standen. Dieses beweist, dass sie wie die Cetaceen eine grosse Muskelkraft und Gewandtheit besitzen, um die zum Auftauchen und Untertauchen erforderlichen Bewegungen auszuführen, was des Athmens wegen nothwendig ist, und dass sie, wie die Fische, vorzugsweise mit der hintern Hälfte des Körpers schwimmen. Dagegen konnte ich nicht bemerken, dass ihnen die Hinterfüsse bei dem Gehen oder vielmehr Kriechen auf dem Trockenen eine erhebliche Hülfe geleistet hätten, vielleicht aber nur, weil der Raum fehlte, um sie einen eigentlichen Gang machen zu sehen. Obschon sie stark aus der Nase dampften, fühlten sie sich ganz kalt an, die Temperatur ihrer Haut überstieg kaum die des Was-

sers, weil dieses ein viel besserer Wärmeleiter ist, als der unter der Haut liegende Speck.

VI. Menagerie der Wittwe Chantheur.

Am 29. Mai 1849 entdeckten wir auf dem Wilhelmsplatze eine Menagerie, geräumig, wohlfeil, ohne Unterschied der Stände, aber leicht und luftig, ein Vorhang statt der Thüre, ein durchscheinendes Zeltdach statt der Fenster, die Thiere in einer Reihe an der nordöstlichen Seite in verhältnissmässig kleinen Behältern, streng gehalten und sparsam gefüttert, daher ruhiger, als die meisten der früher gesehenen.

Zwei Bewohner der Cordilleren eröffneten die Reihe, südamerikanische Hausthiere, die man bisher ebenso vergeblich in Europa einheimisch zu machen versucht hat, als das Kameel in Amerika. Ein weibliches Lama (*Auchenia Llacma Illiger*) hatte die Grösse eines Hirsches und die gewöhnliche gelbröthliche, nach unten ins Weisse, nach oben ins Rothbraune hinüberspielende Farbe, auffallend schöne, grosse, an die der Giraffe erinnernde, aber weniger Geist anzeigende Augen und schlanke, dünne Füsse, bis zur Ferse gespalten, also zweifingerig, beide Finger aber unten durch die Sole wie durch eine Schwimmhaut verbunden. Die Vorderfüsse wurden so aufgesetzt, dass die Ferse stets in der Luft blieb, bei den Hinterfüssen berührten aber die Fersen oft den Boden. Zahlreiche Stechfliegen (*Stomoxys calcitrans L.*) brachten das fromme Thier oft zum Stampfen, oder es streifte mit den beiden Zehen eines Hinterfusses die Fliegen von den Vorderfüssen ab.

Im gleichen Behälter befand sich in friedlicher Eintracht mit dem Lama ein Alpaco oder Schafkameel (*Auchenia Alpaco Tschudi*), sichtbar längst gezähmtes Hausthier und von ersterem ungefähr so sehr verschieden, wie das Trampelthier vom Dromedar, um einen Fuss niedriger, untersetzter, mit kürzerem Kopfe, breiterer Nase, derberen Füssen und wie bei den Angoraziegen lang herabhängender, weich und glatt anzufühlender Behaarung, kohlschwarz mit weissen Binden über der Stirne und über der Nase, und weissem Kinn, auch der unterste Theil der Füsse weiss, wie so häufig bei den Pferden.

Beide nahmen uns Rettige aus der Hand, der Alpaco war aber weit begehrlicher, suchte das Lama wegzudrängen und kam ihm meist zuvor, ohne dass letzteres reagirte, es war beinahe ein Verhältniss, wie zwischen Bock und Schaf bei Hüntgen. Bei dem blosen Spazierengehen dagegen behauptete sich das stärkere Lama in dem Besitze des vordersten Raumes.

Der Bewohner des nächsten Behälters sollte ein Wolf aus der Gegend von Oran sein und hatte ziemlich Gestalt, Miene und Betragen eines Wolfes, besonders fiel die Heftigkeit seiner Bewegungen auf, wann er das Futter erwartete oder vielmehr nicht erwarten konnte, er raste im Behälter herum und sprang gegen die Wand hinauf. Ebenso begierig zeigte er sich nach Wasser, trank jedoch wenig und, wie die Hunde, durch Einschlagen der Zunge, ohne die Nase nass zu machen. Von dem ächten Wolfe unterschied er sich aber durch geringere Grösse und dunklere Färbung, besonders waren die fahlgelben Haare des Rückens stark mit schwarzen vermengt und der weder lange, noch hängende, buschige Schweif fast ganz schwarz. Es war also wahrscheinlich der von Indien bis Dalmatien verbreitete Schakal (*Canis aureus L.*).

Ein grosser brauner Bär (*Ursus Arctos L.*) soll aus Nordamerika stammen. An zwei Ketten kurz angebunden, zerrte er immer an der schwächeren, wohl nur, weil sie seine Bewegungen mehr hemmte. Er verzehrte in kurzer Zeit einen sechspfündigen Laib schwarzes Brod und zwar zuerst das Weiche, dann erst die Rinde; hierauf trank er eine tüchtige Portion Wasser, wie die Pferde die Nase so einsenkend, dass er während des Trinkens nicht athmen konnte und daher oft absetzen oder niesen musste.

Wir legten wiederholt ein Stück Brod auf das Rad des Wagens, worauf sein Behälter stand, so dass es bei der kleinsten ungeschickten Berührung herabgefallen wäre; Petz streckte aber bedächtlich die rechte Tatze zum Gitter heraus, legte sie auf das Brod und hielt es so fest, brachte dann die linke Tatze zwischen zwei andern Stäben des Gitters darunter, fing mit dieser das von der rechten herabgezogene Brod auf und brachte es zwischen beiden zum Munde. Ebenso geschickt fasste er mit

aufgesperrtem Rachen das ihm zugeworfene Brod auf, wie der Elephant und das Nashorn.

Eine männliche Hyäne (*Hyaena striata Zimmermann*) war so eng eingesperrt, dass sie sich kaum umdrehen konnte, dabei ganz isolirt und so zahm, dass der Wärter sie wie einen Hund streichelte, sie bot daher keinen Stoff zu neuen Beobachtungen.

Unter den Affen zeichnete sich ein Mandril (*Cynocephalus Mormon Desmarest*) durch Grösse, Schönheit und Ruhe aus, es war ein junges Männchen, die Nase beinahe noch blau, wie die Backen, die langen Haare des Scheitels glatt zurückgelegt, was ihm ein frommeres Aussehen gab, doch konnte er sie gereizt kammartig auf kurze Zeit in die Höhe richten und zeigte er dabei mit langsamem Kopfschütteln die grossen Zähne, so hatte man ganz das furchtbare Thier vor sich.

Einen lebhaften Gegensatz zu diesem ernsten Westafrikaner bildeten zwei Ostafrikaner, grüne Meerkatzen (*Cercopithecus grisco-viridis Desmarest*), beide junge Männchen, schlank, zierlich und gewandt, unter sich verträglich, aber zuweilen, wenn ihnen etwas gereicht wurde, mit dem stärkeren Nachbar Händel anfangend, wobei der Mandril mit seiner grossen Tatze herüberschlug und sie treuvereint und schreiend solche zu fangen und zu beissen suchten. Oft übten sie sich in leichten Sprüngen gegen die Wand und Decke des Behälters oder schaukelten sich vor der Bude im Freien als Lockvögel für die zahlreichen Zuschauer.

Sie wechselten in dieser Rolle, wie in der Wohnung, mit dem nordafrikanischen Magot (*Inuus ecaudatus Geoffroy*), einem der bekanntesten und bösartigsten Affen; der gegenwärtige war aber ein Weibchen und ziemlich friedfertig. Man hatte ihr ein buntes Kaninchen gegeben, welches sie förmlich an Kindesstatt angenommen hatte. Sagte der Wärter: du musst es hergeben, so nahm sie dasselbe in die Arme, drückte es fest an die Brust und schnitt jämmerliche Fratzen dazu; wurde sie aus dem Behälter herausgenommen und vor die Bude gebracht, so nahm sie das Kaninchen mit, hielt es fest umschlungen und hütete es auch auf dem Brette so, dass es sich nicht entfernen durfte. Sonst bekümmerte sie sich indessen nicht viel um ihr gut

Je ſyſtematiſcher und beharrlicher alle unabhängigen Kräfte von der Königsgewalt aufgeſogen worden waren, um deſto furchtbarer wurden die Umwälzungen, um deſto ſchwieriger iſt der Wiederaufbau eines nur erträglichen geſellſchaftlichen Zuſtandes.

Hiezu kommt bei den romaniſchen Völkern noch ein weiterer Uebelſtand. Man findet bei ihnen zugleich eine Nichtachtung des hiſtoriſchen Rechts und ein Streben aller Nicht-Adeligen, ſich dem Adel zu nähern und ſich ihm einzuverleiben. Der Bürgerliche will dadurch vom eroberten und unterjochten Volke zum erobernden und herrſchenden übergehen. Die Uebereinanderſtellung, welche in gleichartigen Völkern ſich von ſelbſt macht, wird bei zuſammengeſetzten zur Schmach für den unten Stehenden. Hiezu kommt noch, daß in Frankreich und Spanien der Hof, in Italien wenigſtens der Reiz des Stadtlebens den Adel ſeiner wahren, uranfänglichen Stellung entrückte. Auf einer Seite mußte er größeren, durch Mitbewerbung geſteigerten Aufwand machen, auf der andern verminderten ſich aber die Hülfsquellen dieſes Aufwands, weil verpachtete oder in Verwaltung gegebene Güter nie ſo viel einbringen als ſelbſt umgetriebene. Beſonders aber wurde dem Adel dadurch die Wurzel ausgebrochen, daß er ſeinen Einfluß auf die Maſſen verlor.

Der Adel der ſlaviſchen Völker vermochte es nie, der geſellſchaftlichen Entwickelung aus eigenem Antriebe zu folgen, welche im übrigen Europa ſtatt fand Er ſtand meiſt ohne Zwiſchenglied des hohen Adels der Herrſchergewalt gegenüber, die Mehrzahl der Bauern waren in perſönlicher Hörigkeit, die freien ſtädtiſchen Gemeinweſen trieben nicht durch Nebenbuhlerſchaft zu heilſamer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und die Länder waren oſtwärts den Einfällen aſiatiſcher Reiterſchaaren geöffnet. Dieſer letztere Umſtand, beſonders die lange Herrſchaft der Tataren in Rußland verlängerten eine Art Exiſtenz, welche ſogar ſchon vor den Kreuzzügen ſich bereits vielfach im übrigen Europa den Zeitverhältniſſen mit Glück angepaßt hatte. Beſonders hatte das Nichtbeſtehen eines freien Gewerbſtandes vielfach nachtheilige Folgen für die Lande und Völker, von welchen wir jetzt reden. Es mangelte mit ihm der Träger der Wiſſenſchaft und des Vorſchritts; es mangelten die Kapitalien, welche den Handel anderswo belebten, und die Nothwendigkeit in geiſtiger Thätigkeit, Sparſamkeit und rationeller Landwirthſchaft nicht hinter den Städten zurückzubleiben. In

gezogenes Kind; dieses hielt sich ganz ruhig im hintersten Winkel des Käfigs auf, während der Affe vornen sass; reichten wir endlich etwas Essbares hinein, so langte die Mama nach Allem, behielt es für sich und das Kaninchen schlich herbei, um die abfallenden Brosamen oder Rettigblätter aufzulesen. Versuchte es auch von dem Rettig, welches sie in der Hand hielt, ein Blatt abzureissen, so fasste sie es mit der andern Hand bei den Ohren und schob es zurück; dem Kaninchen unmittelbar etwas zukommen zu lassen, war rein unmöglich, wir sahen ein treues Bild der Erziehung durch Rücksichtslosigkeit zur Rücksichtslosigkeit.

Ein einsamer Laponder (*Innus nemestrinus Geoffroy*) in der obern Reihe über dem Mandril gab keinen Stoff zu Bemerkungen. Von zwei über der Hyäne zusammengesperrten Java-Affen (*Innus Cynomolgos Wagner*) war der grössere blind. Durch den Mangel des nöthigsten Sinnes genöthigt, Gehör und Gefühl an dessen Stelle treten zu lassen, behauptete er das Recht des Stärkeren nur insoweit, dass er den besten Platz vornen rechts im Käfig einnahm, sein Nachbar machte dagegen das Recht des Gewandteren im vollsten Umfange geltend und wusste, so lange wir die Blindheit des ersteren nicht entdeckt hatten, ihm Alles vor der Nase wegzunehmen und hinter dem Rücken zu verzehren. Als wir endlich erfuhren, warum der ältere Affe, so oft sich ein Zuschauer nahte, die Hand bettelnd ausstreckte und doch nicht zugriff, berührten wir nur leicht seine Fingerspitzen mit dem Rettig oder Obst, worauf er ebenso rasch als gewandt es fasste und dieses gelang ihm selbst dann, wenn wir nur die Rückseite der Hand oder den Arm berührten.

Neu und besonders unterhaltend waren uns zwei Vögel aus der grossen Familie der Papageien, der seltene grüne Ara (*Psittacus militaris L.*) aus Südamerika und der weisshaubige Kakadu (*Psittacus cristatus L.*) aus den Molukken. Der Ara hatte die Grösse der rothen und blauen Aras, einen schwarzen Schnabel, darüber ein dunkelrothes Stirnband, Kopf, Hals und Rücken schön grün, an den Flügeln in blau übergehend, die langen Federn des keilförmigen Schwanzes oben und unten blau, in der Mitte dunkelroth; der Kakadu hielt die Mitte zwischen

dem kleineren gelbhaubigen (*Psittacus sulphureus L.*) und dem grösseren rothhaubigen (*Psittacus moluccensis L.*) und unterschied sich von beiden auch dadurch, dass die Federn der Haube breiter und oben stumpf abgerundet waren; in ruhender Stellung erschien er ganz weiss, den Schnabel und die Füsse ausgenommen, welche schwarz waren; wenn er aber aufflog, sah man, dass die innern Flügelfedern der Länge nach halb weiss, halb citronengelb waren und bemerkte auch am Schwanze gelbe Federn.

Von einer langen Stange mitten in der Bude hingen ein blecherner Querstab mit Bogen, Trink- und Essgefäss als Wohnsitz des Ara und ein Käfig als Wohnung des Kakadu herab, obschon frei, besuchte nie einer die Wohnung des andern, waren sie oben auf der Stange und man bot ihnen eine Nuss, so stieg immer der Ara nur auf den Stab, der Kakadu nur auf den Käfig herab, um die Nuss zu holen. Der Ara nahm dabei gern die hängende Stellung seiner anders gefärbten Landsleute an, der Kakadu nie, auch konnte der Ara die Nüsse ohne Schwierigkeit aufbeissen, was dem Kakadu nur bei einigen gelang, dagegen biss der letztere grosse Splitter von der Stange ab, auch sahen wir ihn die verschlossene Thüre seines Käfigs öffnen, um auf die Stange zu klettern.

Hier hatten sie oft Streit mit einander, was um so drolliger anzusehen war, als es nie bis zu Thätlichkeiten kam. Der Ara schrie laut und oft sein Arra, benahm sich aber sonst schwerfällig und phlegmatisch und sperrte blos den Schnabel drohend auf, wenn der Kakadu ihm zu nahe kam. Ganz anders der Landsmann der gewandten Malaien, er ahmte dessen Stimme so täuschend nach, dass er darüber die eigene vergessen zu haben schien *), pfiff dazwischen und machte die komischsten Bewegungen, bald wie eine Nachteule sich hebend und bückend, bald wackelnd den Fuss auf der Seite des Gegners hebend und senkend, bald mit den Flügeln schlagend; dabei wurde der Kopf höhnend in die Höhe geworfen oder tief nach unten gedreht

*) Auch ein grüner Papagei (*Psittacus aestivus L.*) hatte den oft gehörten Ruf so angenommen, dass er nichts als Arra von sich hören liess; man sieht, dass ein Schreier viele Nachbeter findet.

und der Gegner mit dem andern Auge beschaut, und bei diesen sich rasch folgenden Bewegungen die Haube in die Höhe gezogen und wieder herabgesenkt, so dass diese wirklich die Dienste eines Schildes gegen feindliche Schnabelhiebe zu leisten scheint, es hatte ganz das Ansehen, als wäre sie im Falle des Ernstes mit derselben Gewandtheit dem Schnabel des Ara entgegen gehalten worden, wie die Hörner des Bocks den Zähnen des Wolfs, aber die Südländer liessen es, wie gesagt, nie so weit kommen, und eine dargebotene Nuss war hinreichend, den einen sogleich vom Kampfplatze abzurufen, ohne dass er eine Verfolgung zu besorgen gehabt hätte.

Gegen den Wärter zeigte der Ara amerikanische Gleichgültigkeit, der Kakadu viel Zuneigung, er schmeichelte ihm, liess sich streicheln und kratzen und willig in den Käfig bringen.

Dieses Spiel ergötzte uns noch lange am Abend des 31. Mai, eine Stunde darauf wurde das Zelt abgebrochen, die Gesellschaft reiste im Mondschein ab und den folgenden Tag war jede Spur von ihr verschwunden.

---

3. Ueber hydraulischen Cement.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

In dem ersten Jahrgang dieser Hefte S. 157 flg. ist von dem zu Hamburg und zu Bielefeld von dem Berichterstatter angetroffenen, zu Wasser- und zu Hochbauten angewendeten Mörtel und dessen Bereitung Nachricht gegeben und die Ansicht geäussert worden, dass das Material zu solchem Cement sich auch in Württemberg finden werde und dass die Wichtigkeit der Sache es wohl verdienen würde, wenn Versuche in dieser Richtung angestellt würden.

Ein solcher wurde nun im Laufe des Jahres 1847 angestellt und wir geben im Folgenden die Resultate desselben.

Es wurden zweierlei Kalksteine, welche in der Nähe von

Stuttgart zur Mörtelbereitung dienen, gewählt, nämlich der in der Sprache der Bauleute sogenannte „schwarze Kalk“, oder der Gryphitenkalk der Geognosten, wie er bei Degerloch, Kaltenthal und Vaihingen auf den Fildern zu Strassenmaterial und zum Kalkbrennen gebrochen wird, und sodann Muschelkalk, den oberen Schichten des Hauptmuschelkalks angehörig, mit Annäherung an dolomitische Beschaffenheit, wie er bei Untertürkheim ausgebeutet wird. Sodann wurde Quarzsand aus der Rems bei Waiblingen und der weisse Sandstein des Keupers, oder Stubensandstein gewählt, wie er in den Steinbrüchen bei Degerloch in seiner massigeren, festeren Abänderung als Baustein vorkommt und in grossen Steinbrüchen gefördert wird. Die beiderlei Kalksteine wurden in Stücke von mehreren Cubikzollen geschlagen, ebenso der Sandstein; diese Stücke, sowie der feine Remssand wurden sofort in einem Ziegelofen verbesserter Construction schichtweise mit Holz gelegt und ausgeglüht, die gebrannten Kalk- und Sandsteine sodann, je abgesondert, unter einer Steinwalze gepulvert und sodann die zweierlei Kalke mit den zweierlei Sanden zu gleichen Theilen zusammen gemengt. Man erhielt hiedurch vier Arten von Cementmaterial:

1) Liaskalk mit Keupersand,
2) Liaskalk mit Remssand,
3) Muschelkalk mit Keupersand,
4) Muschelkalk mit Remssand.

Mit diesen Mischungen wurden nun folgende Versuche angestellt.

1) Um die Tauglichkeit dieser Materialien zunächst für Wasserbauten zu prüfen, namentlich also auszumitteln, ob und welche dieser Mörtel unter Wasser fest werden, wurde eine kreisrunde Grube von 3 Fuss Durchmesser und 2 Fuss Tiefe gemacht, der Grund derselben geebnet, die Wand senkrecht abgestochen und der Grund, sowie die senkrechte Wand in vier Quadranten eingetheilt und diese nach einander je mit einem der vier Mörtel 3 Zoll hoch belegt. Sobald die Grube in dieser Weise ausgekleidet war, wurde sie mit Wasser gefüllt und 24 Stunden sich selbst überlassen.

Es zeigte sich nun, dass keine der vier Mischungen unter

Wasser fest wird und dass sie demnach einen eigentlichen hydraulischen Cement nicht liefern.

Das Wasser wurde hierauf entfernt und die Grube trocknete bald vollständig aus. Nachdem dies geschehen, wurde sie wieder mit Wasser gefüllt. Sie hielt dasselbe sehr gut. Nach 6—8 Tagen wurde sie untersucht. Es zeigte sich, dass die Quadranten, welche mit den Mischungen 2, 3 und 4 bereitet waren, am meisten aber die mit Muschelkalk bereiteten 3 und 4, erweicht waren, während der Nro. 1 mit Liaskalk und Keupersand bereitete vollkommen hart und fest geblieben war und diese Eigenschaft auch später sowohl an der Luft, als unter Wasser nicht mehr verlor.

Es geht hieraus hervor, dass die Mischung Nro. 1 aus gebranntem schwarzem oder Liaskalk und ausgeglühtem Keupersand einen Cement gibt, welcher wenigstens nach erfolgter Austrocknung das Wasser nicht mehr aufnimmt, und demnach unter der Bedingung zu Wasserbauten sich vollkommen eignet, dass diese zuvor austrocknen können, ehe sie mit dem Wasser in Berührung kommen.

2) Ein zweiter Versuch wurde in der Richtung angestellt, die Tauglichkeit der vier Mischungen zu Herstellung von lufttrockenen geformten Steinen, Platten und Ornamenten zu prüfen.

Alle vier Mischungen liessen sich sehr leicht formen, auch gingen sie nach wenigen Minuten, nachdem die Masse „angezogen" hatte, leicht aus den Formen heraus, ohne dass die Masse bröckelte oder die Reliefs an den Ornamenten Noth litten.

Allein als die geformten Stücke mehr und mehr trockneten, erhielten die aus den Mischungen 2—4 bereiteten Sprünge und nur die Mischung 1 aus Liaskalk und Keupersand zeigte keine, sondern blieb ganz gleichförmig consistent und zeigte nach dem Austrocknen eine Stärke, welche dem Zerbrechen einen bedeutenden Widerstand entgegensetzte.

Es geht hieraus hervor, dass die Mischung 1 aus gebranntem Liaskalk und geglühtem Keupersandstein sich als Mörtel für Hochbauten, zu Bildung von lufttrockenen Mauersteinen, zu Herstellung von Ornamenten, zu Verputz und Anwurf, vollkommen gut und jedenfalls weit besser eignet, als der gewöhnliche, blos aus

gelöschtem Kalk und Sand zusammen gemengte Mörtel, wie er gewöhnlich von unsern Bauleuten bereitet wird.

3) Um darüber Gewissheit zu erhalten, wie sich der Mörtel 1 auch in solchen Fällen hält, wo er abwechselnd dem Einfluss des Wassers und der Luft ausgesetzt ist und wo er namentlich mit dem Erdboden in Berührung steht, wurden folgende Versuche angestellt.

Es wurde im Herbst 1847 eine Fläche von etwa einer Quadrat-Ruthe gewöhnliches Steinpflaster von Liaskalkstein und eine Strecke von etwa 1½ Ruthen Trottoir-Steinplatten von feinkörnigem Keupersandstein nach erfolgter Legung der Platten und Einfügung der Pflastersteine mit dem Mörtel in den Fugen ausgegossen. Hiebei konnte der Mörtel nicht, wie bei den Versuchen 1 und 2, von breiartiger Consistenz sein, sondern es musste mehr Wasser genommen werden, so dass die Masse die Consistenz einer dicken Kalkmilch erhielt, bei der sie in einer etliche Linien hohen Schichte auf der flachen Mauerkelle stehen bleiben konnte. In dieser Beschaffenheit wurde sie in die absichtlich von Sand und Erde offen gehaltenen Fugen der Steinplatten und der viereckigten Pflastersteine wiederholt eingegossen, bis die Fugen vollkommen ausgefüllt waren und die über den Fugen überständige Masse wurde mit der Kelle verstrichen.

Die Masse wurde nach wenigen Tagen trocken und fest, und litt nicht nur in dem darauf folgenden Winter nicht Noth, sondern blieb auch den Sommer 1848 so fest wie Anfangs und selbst die überständige, durch Verstreichen mit der Kelle über den Fugen geebnete Masse, welche über die Oberfläche der Platten und der Pflastersteine mehr oder weniger weit übergreift, wurde weder durch Kälte, noch durch die Feuchtigkeit des Regen- und Schneewassers und selbst nicht durch die mechanische Einwirkung des auf diesem Steinpflaster häufig wiederholten Holzspaltens abgesprengt, sondern haftet mit der anfänglichen Zähigkeit auf der Steinfläche.

4) Endlich wurde noch im Sommer 1848 ein Versuch gemacht, das um einen Röhrenbrunnen herum liegende, schon seit mehreren Jahren gesetzte und auf die gewöhnliche Art mit Sandausfüllung der Fugen befestigte Steinpflaster in gleicher Art, wie

bei dem Versuche Nro. 3. in den Fugen mit dem Mörtel Nro. 1 auszugiessen. Es ist dabei zu bemerken, dass häufiges Ueberströmen des Wassers aus dem Brunnentrog durch Verstopfen der Ableitungsröhre vorgekommen war, auch täglich Pferde an diesem Brunnen gewaschen wurden, und dass sich hiebei das Steinpflaster sehr wenig wasserhaltend gezeigt hatte, so dass Wasser wiederholt in dem Keller des Hauses erschienen war, an welchem der Brunnen steht. Hiebei mussten die Fugen des Steinpflasters erst ausgekratzt werden, was natürlich kaum bis zu 1 Zoll Tiefe und jedenfalls nur sehr unvollständig bewerkstelligt werden konnte. Die Fugen wurden auf dieselbe Art, wie in dem Versuch Nro. 3 ausgegossen. Auch hiebei erhärtete die Masse nach wenigen Tagen, dauerte über den Sommer 1848 und den Winter 1848—49 und seitdem hörte das Eindringen von Wasser in den Keller vollständig auf.

Es geht aus den Versuchen 3 und 4 hervor, dass die Verkittung des Strassenpflasters und der Steinplatten von Trottoirs im Freien, sowie von Fussböden unter Dach mit dem angegebenen Mörtel sehr gut bewerkstelligt werden und durch seine Dauerhaftigkeit und Wasserdichtheit namentlich auch für Waschanstalten und andere Werkstätten, wo mit Wasser operirt wird, sehr empfohlen werden kann.

III. Kleinere Mittheilungen.

Im Spätherbst 1847 ward ich zum erstenmal auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht, die ich indessen genauer zu beobachten gar häufige Gelegenheit gehabt habe — ich bezeichne diese Erscheinung vorläufig als „Detonationen in den höheren Luftschichten". In den schönen, hellen Tagen jenes Herbstes nämlich, als gerade die Eidgenossen und der Sonderbund sich feindlich gegenüber standen, kamen täglich Bergbewohner in die Stadt mit der Nachricht, den ganzen Tag über Kanonendonner gehört zu haben. So verbreitete sich bald in der Umgegend das Gerücht von furchtbaren Schlachten, die sich die Schweizer geliefert haben sollen. Ich benutzte damals die schöne Witterung zu häufigen geognostischen Ausflügen auf die Berghöhen und in die Thal-

schluchten der Alb und hörte ebenfalls an mehreren Tagen Töne, die ich selbst anfänglich für fernen Kanonendonner hielt — aber bald ergab sich, auf wiederholt angestellte Nachforschungen hin, dass auf weite Entfernung im Umkreis kein grobes Geschütz losgefeuert worden sei; — von dem 40—50 Stunden entfernten Kriegsschauplatz in der Schweiz konnte ohnehin nicht die Rede sein.

Der gleiche Schlachtenjammer erhob sich im Frühjahr 1848 während der Freischaarenzüge; täglich versicherten Leute, aufs deutlichste den Kanonendonner vernommen zu haben; mein Vater und ich stellten hierüber zu gleicher Zeit an verschiedenen, 1—2 Stunden von einander entlegenen Orten Beobachtungen an und notirten die sehr hörbaren, häufigen Detonationen, welche in Bezug auf die Zeit genau zusammen trafen — aber nie konnte auf weite Entfernung im Umkreis ein Gebrauch des groben Geschützes konstatirt werden. Einmal aufmerksam gemacht, habe ich diese Detonationen nicht blos während des Sonderbundkriegs und Freischaarenzugs, sondern auch im Frieden immer wieder gehört — habe sie in gleicher Stärke sowohl auf den Höhen der Alb, als in tiefen Waldschluchten vernommen und glaube daher folgende Ergebnisse meiner Beobachtungen aufstellen zu können:

1) Die Detonationen finden statt, in der Nähe der Alb (?), an hellen und schönen Tagen, besonders im Herbst und im Frühjahr;
2) der Schall ist von der Art, dass man einen in der Entfernung von einigen Stunden gelösten Kanonenschuss zu vernehmen glaubt.
3) Die einzelnen Detonationen wiederholen sich nach 2—5 Minuten, nur selten häufiger.
4) Die Richtung des Schalls lässt sich auf einer Höhe oder Ebene nicht angeben.
5) Mit einer Witterungs-Veränderung scheinen die Detonationen nicht zusammen zu hängen, indem es, nach bisherigen Beobachtungen, schönes Wetter bleibt, wenn die Luft-Kanonade stattfindet.

Unstreitig werden auch an andern Orten — auf stillen, einsamen Höhen und in Thalgründen — diese Töne schon gehört, wenn auch nicht näher beachtet; gewiss wäre es aber von Interesse, dieser Erscheinung eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu schenken.

Balingen im März 1849.

Oscar Fraas.

I. Angelegenheiten des Vereins.

1. Fünfte Generalversammlung am 1. Mai 1850 zu Gmünd.

Zusammengestellt von Generalstabsarzt Dr. v. Klein.

Nach dem im vorigen Jahre bei der Versammlung in Ulm gefassten Beschlusse wurde die diesjährige Generalversammlung für 1850 am 1. Mai in Gmünd abgehalten, wo von dem zum Geschäftsführer gewählten Oberamts-Wundarzt Dr. Faber im Rathhaussaale, welchen die Behörden der Stadt bereitwillig eingeräumt und durch Blumen festlich geschmückt hatten, die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren. Mehrere Sammlungen zoologischer, geognostischer und petrefactologischer Gegenstände, welche im Saale aufgestellt waren, bezeichneten die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der Umgegend.

Wenn auch die sehr ungünstige Witterung und wohl auch die Lage des Orts die meisten Mitglieder abgehalten hatte, persönlich Antheil an der Versammlung zu nehmen, so war doch die freundliche Theilnahme der einheimischen und benachbarten Gäste um so grösser.

Nachdem die sehr interessante petrefactologische Sammlung des Dr. Faber und des Pfarrers Neuber von Bargau durchgesehen war, eröffnete der Geschäftsführer die Versammlung mit folgender Rede:

Nachdem die bisherigen Generalversammlungen des Vereins in den grössten und interessantesten Städten des Landes stattgefunden haben, wurde die Ehre der fünften Generalversammlung der Stadt Gmünd zu Theil, die sich zwar in Beziehung auf wissenschaftlichen Reichthum

bei weitem nicht mit den früheren Orten messen kann, wo die Versammlungen abgehalten wurden, die aber nichts desto weniger wissenschaftlichen Streben in sich schliesst, und die es sich zur grossen Ehre rechnet, dass sie der heutigen Versammlung gewürdigt worden ist. In ihrer Bewohner Namen heisse ich Sie freundlich willkommen.

Haben wir Ihnen aber auch nur unbedeutende wissenschaftliche Schätze zu bieten, so sind dagegen die theils heiteren, theils grossartigen Umgebungen unserer Stadt so erfreulicher Art für den Menschen und Naturforscher, dass nicht Wenige gerne schon längere Zeit bei uns verweilt haben. Und wirklich, mögen Sie auf dieser oder jener Seite in unser Thal herein- oder herabgekommen sein, so wird Ihnen der angenehme Eindruck unserer schönen, im vollen Glanze des Frühlings grünenden Wiesen und Baumgärten, um welche uns selbst die Bewohner der reichen tropischen Vegetation vergebens beneiden würden, schwerlich entgangen sein. Unsere Höhen, mit dunkeln duftenden Nadelholzwaldungen besetzt, bilden einen scharfen Contrast zu dem hellen Grün der Gärten, und diese mit den meist schön geformten und theilweise historisch berühmten Bergen den östlichen Abfalls unserer schwäbischen Alb bilden ein so anmuthiges Gemälde von Naturschönheiten, dass es dem Naturforscher zur besonderen Freude gereicht, sich innerhalb desselben nach den ihm in reicher Fülle dargebotenen Naturmerkwürdigkeiten umzusehen. Wir müssen nur bedauern, dass die Ungunst der Witterung Ausflüge in die Gegend verbietet. — Wenn man unsere Stadt auf der Hauptstrasse des Remsthales berührt, so könnten die zum Strassenbau dienenden Kalksteine leicht den oberflächlichen Beobachter zu der Annahme verleiten, als ob Gmünd mitten im Liaskalk gelegen wäre, und dem Verfertiger einer älteren geognostischen Karte, welche ich besitze, scheint es, seiner Zeichnung nach zu urtheilen, auch so ergangen zu sein. Die Thalsohle des Remsbettes besteht aber, wenige Stunden nach dem Ursprung des Flusses im weissen Jura oberhalb Essingen bis zu uns herab, aus weissem Keupersandstein, der häufig mit grellfarbigen, oft lavendelblauen Thonen abwechselt, Schwefelkieskugeln von der Grösse eines Kindskopfs und Feuerstein, seltener Braunkohlennester einschliesst, und theils zu Bausteinen, theils auch nur als Sand benützt wird. Dieser Keuper zieht sich hinauf bis beinahe zu den nächsten Anhöhen, welche die Stadt umgeben. Hier ist er von gelben kalkigen Liassandsteinen mit Einlagerung zahlreicher schöner Thalassitenbänke (*Thalassites cosrinus*) bedeckt und auf den Anhöhen selbst mit den Gryphitenkalkbänken des schwarzen Jura überlagert, der an *Gryphaea arcuata*, *Ammonites Bucklandi* und *Pecten glaber* in riesenmässigen Exemplaren bei Muthlangen, Oberböbingen, Mögglingen so ausserordentlich reich ist. Es gehört hieher eine treffende Bemerkung Quenstedt's, dass auf der Karte des statistisch-topographischen Bureaus die schwarzen Einschnitte der Thäler aus Keuper, die

Polen kam noch hinzu die ganz eigne Stellung der Juden. Diese nahmen die Geschäfte an sich, welche anderwärts der dritte Stand vermittelte, ohne zugleich dessen wohlthätigen Einfluß auf die Gesammtheit des Volks zu üben. Weil jeder Edelmann gleich berechtigt mit allen andern war, weil er nur durch Ernennung zum Könige sich über seine Standesgenossen erheben konnte, war jedes Mitglied dieses constitutionellen Volks gewissermaßen ein Kronprinz. Dieser Adel war zu zahlreich, um sich nicht mächtig zu fühlen, vermochte aber niemals wegen des erwähnten Mangels an Mittelgliedern aufwärts und abwärts, der Gesammtheit die Kraft eines in allen Theilen organisirten Gemeinwesens zu geben. Nirgends brachte die katholische Reaktion des 17ten Jahrhunderts größeres Unglück über die getheilten Gewalten, als in Böhmen und Polen. Wäre die Anregung protestantisch geblieben, so wäre das Mittelalter höchst wahrscheinlich auf deutsche Weise abgeschlossen worden, wie es in dem, mitten zwischen den genannten Königreichen gelegenen Schlesien erfolgt ist.

Die Nothwendigkeit, die fremden Eroberer zu verjagen, trieb frühe in Rußland zu möglichster Verstärkung der Herrschergewalt, und Peter der Große fügte dieser noch die oberste Kirchengewalt bei. Der Geburtsadel wird durch keine Erstgeburtsrechte gehalten, auf alle Söhne wird der väterliche Titel gleichmäßig übertragen. So wird er dem Armen eine Last, dem Reichen gewährt er keine Auszeichnung mehr. Dem Geburtsadel wurde der sorgfältig gegliederte Dienstadel entgegengesetzt. Ausländer, schnell emporgekommene Günstlinge waren häufig im wirklichen, zuweilen im ausschließlichen Besitze des Einflusses und der Macht. Wenn daher der Geburtsadel so oft als es ihm möglich schien, seine alten Rechte zurückzuerhalten strebte, wenn der reich begüterte Edelmann die grollende Entfernung vom Hofe im altrussischen Leben Moskaus dem Aufenthalte in der neuen, sogar dem Namen nach ausländernden Residenz vorzog, so ist dieses leicht begreiflich und durch die Geschichte entschuldigt; aber eben so begreiflich ist, daß bei der Ausdehnung des Landes, der Leibeigenschaft des Bauers, der Unbedeutendheit des Bürgerstandes und der überwiegenden Zahl besitzloser Edelleute stets nach jedem Versuche schnell wieder die Nothwendigkeit einer streng monarchischen Gliederung des Staats erkannt, und diese selbst von altrussischen Parteiführern zurückgegeben und gehandhabt wurde.

hellen weissen vielgezackten Anhöhen aus schwarzem Jura gebildet sind. Als Seltenheiten finden sich noch in Letzterem *Ammonites Brochii* und *crassus*. Weniger mächtig finden sich die darauf folgenden Turneri-thone und Numismalismergel bei Mögglingen und Unterbettringen. Im Numismalismergel aber wird bei Bargau der so sehr geschätzte und in ähnlicher Schönheit kaum irgendwo in Württemberg vorkommende *Amm. Davoei* gefunden. Die Amaltheenthone treten nur an wenigen Orten auf. Ein sehr reichhaltiger Fundort für den *Amm. amaltheus* und *Phasianella paludinaeformis* ist das bei Waldstetten gelegene Goldbächle, so genannt von dem erbsen- bis faustgrossen glänzenden Schwefelkies-kugeln, die darin in Masse zu Tage kommen, und Mattis am nördlichen Fusse des Hohenstaufen. Gleich darüber und am Goldbächle, sowie bei Mögglingen und Bargau ruhen wie die blättrigen Posidonienschiefer. Aber vergebens suchen wir hier die interessanten Saurier; nur bei Bargau wurden einmal grosse Wirbelknochen von *Ichthyosaurus* gefunden. Die gewöhnliche Ausbeute an Petrefacten beschränkt sich auf zusammengedrückte Ammoniten. Nachdem der an wenigen Orten, aber unter Anderem beim Goldbächle und bei Bargau auftretende Jurensismergel mit ungünstigen Bruchstücken von *Amm. jurensis* und *radians* überschritten ist, werden die tiefen Einschnitte unserer Wald- und Gebirgsbäche von einem sehr mächtigen und ebenso petrefactenarmen Thone gebildet, der jedoch endlich in die Opalinusthone übergeht, welcher uns die schönsten Petrefacten, den milchweissen *Amm. opalinus*, die zierlich geformte *Trigonia navis* und die *Gervillia aviculoides* bei Weiler Stoffel, Bargau und Wisgoldingen liefert. Auffallend ist es, wie wenig entwickelt bei uns gegenüber von den südlichen Abfällen des Rechberges und Staufens die Schiefergebilde des oberen schwarzen Jura sind. Höher hinauf am Gebirge tritt der braune Sandstein mehr oder weniger eisenhaltig auf. Er ist bei uns nicht sehr reich an Petrefacten und der *Ammonites discus* ist selten. Kaum aber sind wir über die auf diesem lagernden blauen Kalke mit vielen Cidaritenstacheln gelangt, so befinden wir uns überall am Fusse unserer Bergkegel im braunen Jura δ und mitten in dem grossen Reichthum von Petrefacten, der besonders den kahlen Staufen, der selbst wie der Rücken eines antediluvianischen Ungeheuers ins Thal herunterschaut, und der auf seinem Plateau an einzelnen Stellen so schmal ist, dass man auf ihm reiten kann, so berühmt für die Petrefactensammler gemacht hat, und welchen der verstorbene Pfarrer Kunkel, der an seinem südwestlichen Fusse in Wisgoldingen wohnte, besonders oft und genau seinen Forschungen unterworfen hat. *Ostrea reticularis*, *pectiniformis*, *echiniformis*, *Myacites Alduini*, *Ammonites coronatus*, *macrocephalus* etc. begegnen Einem hier im Aufsteigen bei jedem Schritt und Tritt. Seltenheiten sind *Amm. Parkinsonii*, *Trigonia costata*, *Trochus decoratus*. Der Hornberg ist nächst dem Staufen und Rechberg am reichsten daran. Sehr spärlich sind leider

die Ornatenthone mit ihren schönen Petrefacten aufgedeckt, überall ist die Lage, in welcher sie auftreten, mit Schutt vom weissen Jura überschüttet; doch habe ich bei Essingen Spuren mit *Amm. ornatus* entdeckt.

Nun besteigen wir endlich die meist sehr steilen Berge selbst, und finden die Impressakalke mit ihrer Leitmuschel am häufigsten am Hohenstaufen, Stuifen und auf einem südöstlich von letzterem gelegenen Hügel bei Thanweiler, welcher ganz aus Impressakalk besteht und unzählige *Terebratula impressa* mit *Amm. complanatus* und *Turbinolien* liefert. Im langsamen Aufsteigen haben wir gehörig Zeit, die Kalkbänke und Spongitenlager mit zahllosen Bruchstücken von *Ammonites biplex*, *polyplocus*, *inflatus*, *flexuosus* etc. und mit einer Masse von Spongiten und *Terebr. lacunosa* zu untersuchen. Selten finden sich auf Rechberg und Stuifen *Cidarites coronatus*, *Trochus jurensis*, *Terebratula nucleata*, *Ammonites dentatus* etc.

Der weisse Jura γ bildet das Plateau des Hohenstaufens. Es ist hiebei auffallend, schon im Gebiet des braunen Jura pittoreske Felsmassen von Dolomit zu finden, wie man sie sonst nur in den oberen Parthieen des Spongitenkalks etwa auf der Spitze des Staufens zu finden erwarten könnte; was zu der Hypothese Veranlassung gegeben, dass die Kuppe des Hohenstaufens in früherer Zeit bedeutend höher gewesen sei, als jetzt, und dass jene Felsmassen durch irgend eine Revolution von dem Berge herabgestürzt seien. Das ungefähr um 100′ höhere Plateau des Rechbergs und das etwa um 200′ höhere Plateau des Stuifens geht bis zum weissen Jura δ. Coralrag und Krebsscheerenplatten finden sich auf unseren Bergen nicht mehr, sondern erst auf dem südöstlichen Plateau, das sich von der Höhe der Weissensteiner Steige gegen Heidenheim hinzieht.

Unsere Wälder bestehen in nördlicher und westlicher Richtung meistens aus Weisstannen und Fichten. Eichen und Buchen kommen in diesen Nadelholzwaldungen hie und da eingesprengt vor. Nur in der nächsten Umgebung der Stadt gegen Nordost und Ost finden sich einige Laubwaldbestände, in welchen Eichen, Buchen, Birken, Ahorn, Erlen, Ulmen und Espen mit einander abwechseln. Wird beim Besuche dieser Wälder das Auge auch nicht durch den blendenden Glanz der tropischen Linnen erfreut, bietet sich ihm in dieser Beziehung wie sonst in unserem „gemässigten" Clima, das uns bereits einen Winter von fast sechs Monaten zu Theil werden liess, Nichts dar, als Epheu, Flechten und Moose, so haben wir dagegen doch auf dem sogenannten Hofe, nördlich von der Stadt, grosse Wälder einer einheimischen Liane: bedeutende Anpflanzungen von *Humulus lupulus*, eigentliche Hopfenwälder.

Grosse zusammenhängende Waldungen kommen in der Umgebung Gmünds nicht vor, wohl aber auf dem Aalbuche, und in östlicher und südlicher Richtung treten besonders gegen den St. Bernhardus und Rosenstein hin die Nadelholzwälder gegen das Laubholz zurück.

Letzterer Umstand macht es erklärlich, warum gerade diese Theile des Bezirks für den Botaniker von besonderem Interesse werden, und wirklich fasst auch der Roxenstein die wichtigsten botanischen Erzeugnisse in sich zusammen. Vom ersten Frühjahr bis zum späten Sommer ist er reich an Pflanzen, welche theils nirgends, theils nur selten in den übrigen Umgebungen Umstände zu finden sind.

Solche seltene Pflanzen sind:

Hepatica triloba,
Anemone pulsatilla,
Laserpitium siler,
Libanotis montana,
Dentaria bulbifera,
Aconitum lycoctonum,
Allium montanum,
senescens,
Saxifraga decipiens,
Rosa spinosissima,
Lonicera coerulea,
candida,
Convallaria verticillata,
Convallaria polygonatum,
Bonaveria coerulea,
Elymus europaeus,
Festuca aspera,
Poa sudetica,
Viola mirabilis,
Bupleurum longifolium,
Digitalis lutea,
Trifolium alpinum,
Globularia vulgaris,
Myrrhis aurea,
Thalictrum minus,
Thymus lanuginosus etc.

Einer Pflanze muss ich noch erwähnen, welche ich bisher nur auf dem Schwarzwald gesehen und die ich hier nicht zu finden erwartet hatte. Voriges Jahr fand ich oberhalb Hargau auf braunem Jura ein schön blühendes Exemplar von *Spartium scoparium*.

Von Herrn Apotheker Seeger in Lorch liegt hier eine sehr hübsche Sammlung von Moosen aus der Umgegend von Lorch vor.

Was interessante Vorkommnisse aus der Thierwelt betrifft, so sehen Sie eine artige Gruppe von in der Gegend geschossenen und durch Herrn Kaufmann Buhl von hier ausgestopften und aufgestellten Vögeln, und dort ein schönes Exemplar des grössten oder doch gewiss schwersten aller europäischen Vögel, einer bei Muthlangen geschossenen grossen Trappe (*Otis tarda*). Sonst habe ich nicht viel Erhebliches erfahren können, und es liesse sich somit viel reden von denjenigen Thieren, welche da waren. Besonders seit den letzten Jahren ist vollends Alles „ausgemärzt" worden, und Fuchs und Hase haben sich gute Nacht gesagt.

Dass die Alphöhen reich an schönen Schmetterlingen sind, ist bekannt, und von diesen erwähne ich z. B. nur den Apollo, welcher den Besucher des Hohenstaufens in den Sommermonaten mit seinem Farbenglanze erfreut.

Von dem verstorbenen Pfarrer Kunkel ist dem hiesigen Seminar ausser einer schönen Petrefaktensammlung auch eine reichhaltige Käfersammlung hinterlassen worden.

Ist die Thierwelt aber auch nicht besonders geeignet, ihre Aufmerk-

samkeit auf sich zu ziehen, so lassen Sie sich, meine Herren, um so mehr die hiesige Menschenwelt gefallen. Gmünd steht nicht umsonst im Rufe der Heiterkeit. Es hat diesem Rufe von jeher Ehre gemacht, und seine glücklich betriebene Industrie bewegt sich auch hauptsächlich in den Gebieten der edeln Metalle, um das Leben zu erheitern und zu verschönern.

Nehmen Sie vorlieb mit dem, was wir Ihnen bieten konnten. Möge Ihnen der Aufenthalt in einer Stadt ein recht angenehmer sein, die sogar ihren Namen von den Freuden dieser Welt herschreibt, damit Sie sich noch nach Jahren nicht ungerne erinnern an unsere „Gaudia mundi."

Professor Kurr wurde hierauf zum Vorstand für die Generalversammlung gewählt und theilte den

Rechenschaftsbericht

mit.

Es ist mir von Ihrem Ausschusse der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen in seinem Namen diejenigen Veränderungen und Ereignisse mitzutheilen, welche unsern Verein im verflossenen Jahre betroffen haben. Erlauben Sie, dass ich es mit wenigen Worten thue.

Unser Verein hat nunmehr sein fünftes Lebensjahr zurückgelegt und unsere Jahreshefte sind, Dank der Thätigkeit einzelner Mitglieder, regelmässig gefolgt, um nah und fern Kunde zu geben von unsern Bestrebungen. Seit dem Jahr 1847 sind jährlich drei Hefte erschienen, und Ihr Ausschuss gedenkt, falls es ihm nicht an passenden Zuflüssen fehlt, auf diese Weise fortzufahren, darum sei es mir erlaubt, Sie aufs Neue um Ihre freundliche Mitwirkung zu bitten.

Die Zahl unserer Mitglieder ist leider nicht allein durch freiwilligen Austritt, sondern auch durch den Tod mehrerer geschätzter Männer abermals vermindert und durch die neu eingetretenen nicht ganz ersetzt worden, wie dieses der Vortrag Ihres Kassiers näher bestätigen wird; unter den Verstorbenen beklagen wir unter Andern den Verlust des Bergraths Degen, früher Lehrer der Physik und Chemie an der königl. polytechnischen Schule, der durch vielseitige Kenntnisse im Bereich der Naturwissenschaften unserm Verein enger verbunden war und in den Herzen seiner vielen Schüler noch lange in dankbarem Andenken fortleben wird.

Zu correspondirenden Mitgliedern hat Ihr Ausschuss ernannt die Herren

Alexis Perrey, Prof. in Dijon,
Jul. Thurmann in Bruntrut.

Der Austausch unserer Hefte gegen die Schriften anderer naturwissenschaftlicher Vereine hat auch in dem letzten Jahr unserer Bibliothek manchen schätzbaren Beitrag verschafft, nämlich:

Memoires de la Soc. d'hist. nat. de Strasbourg Tom. III. 1 u. 2 Livr. 4°. 1840—1842.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften des naturhist. Vereins in Hamburg. 4°. II. Bd. 1. Abth. 1848.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde in Nassau. 8°. 4tes u. 5tes Heft 1849.

Mittheilungen der naturf. Gesellschaft in Zürich. 2tes Heft. 8°. Nro. 14—26, 1848.

Meteorolog. Beobachtungen von der naturf. Ges. in Zürich. Jan. bis Dec. 1848 und Nachtrag zu Heft I.

Bulletin de l'Acad. royale des Sciences, des Lettres et des beaux arts de Belgique. 8°. tome XV, 1. partie 1848, tome XVI, 1. partie 1849.

Annuaire de l'Acad. royale de Belgique. 1849. 8°.

Observations des phénomènes periodiques 4° (extrait du tome XXIII, des mémoires de l'Acad. royale) de Belgique.

15ter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1849. 8°.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

a) Correspondenzblatt dess. 1ster Jahrg. 1847.
" " " 2ter Jahrg. 1848.

b) Abhandlungen, ersten Heft 1849, sämmtl. 8°.

Siebenter Jahresbericht der Pollichia der Rheinpfalz, 1849. 8°.

Archiv des Vereins der Freunde der N.G. in Mecklenburg. 3tes Heft 1849. 8°.

Von dem K. Nederlandsche Institut (durch Secr. Vrolick):

a) Jaarboek, 1847, 48, 49.

b) Tydschrift voor de Wiis- en naturkundige Wetenschappen Vol. I. 1848, Vol. II. 1849, Vol. III. 1. u. 2. Livr.

Von der Universität Tübingen:

1) Tübinger Universitätsschriften 1849. 8°.

2) Dissertationen: Grossmann über Fortdauer der Einklemmungssymptome. 1848. 8°. — Leibnitz, structives Element in der Architectur. 1849. 8°.

An Geschenken für die Bibliothek sind eingegangen:

1) Von Herrn Ober-Med.-Rath Dr. Jäger: über den Einfluss der Naturwissenschaften und ihrer Fortschritte auf die Fortschritte der Humanität (Vortrag bei der N.F.Vers. in Aachen). 1847. 4°.

2) Kraus, Jahrbuch für den Berg- und Hüttenbaumann des österr. Kaiserstaats. 1ster Jahrg. 1848. 8°.

3) Von Herrn Prof. Boguslawski in Breslau:
Uranus, Synchronistisch geordnete Ephemeride aller Himmelserscheinungen von 1849. 8°. 1–3tes Quartalheft.

4) Von Herrn Lovell Reeve in London:
Zoology of the voyage of H. M. S. Samarang under the command of Cap. Sir Edw. Belcher during 1843—46. edited by Arthur Adams.

1ste Livr. Fishes by Sir J. Richardson, 1848.
2te „ Crustacea by Adams and White Part I, 1848.
3te „ Mollusks Part I by Adams and Reeve, 1848.
5te „ Vertebrata by J. E. Gray, 1849.

An Naturalien für die Sammlungen des Vereins ist eingegangen:
Von Herrn Apotheker Rathgeb in Ellwangen ein Fascikel seltener Pflanzen aus dem Jaxtkreis.

Dieser dankenswerthe Beitrag zu einem Vereinsherbarium gibt mir Veranlassung, die Herren Botaniker des Vaterlandes zu bitten, uns auch ferner mit Einsendung seltener oder wenig bekannter Pflanzen ihrer Umgegend erfreuen zu wollen und so zu Erweiterung von der Kenntniss unserer Flora und zu Erforschung neuer Standorte seltener Pflanzen ferner mitzuwirken.

Die gleiche Bitte richten wir an die Besitzer neuer oder seltener Petrefacte; dadurch würde der unglücklichen Zersplitterung von Seltenheiten einerseits am besten vorgebeugt und dieselben dem Inlande wie der Wissenschaft erhalten, andererseits die sicherste Grundlage für die Bearbeitung einer vollständigen *Gaea Württembergica* gelegt, eine Aufgabe, die sich Ihr Ausschuss schon bei der Constituirung des Vereins gestellt hat und deren Lösung einen der schönsten Denkmale unserer vereinten Thätigkeit bilden würde.

Zu den weiteren Thätigkeit Ihres Ausschusses gehören die von Zeit zu Zeit durch denselben veranstalteten öffentlichen Vorträge, wozu jedesmal in den öffentlichen Blättern die Mitglieder eingeladen werden und wozu uns die verehrl. Museumsgesellschaft in Stuttgart bisher bereitwillig ihre Räume geöffnet hat. Im letzten Winter wurden folgende gehalten:

1) Von Prof. Dr. Kurr über die Symmetrie in der Natur und deren Zusammenhang mit dem Begriff des Schönen.
2) Von Prof. Dr. Otto Köstlin über die Nerventhätigkeit und die thierische Electricität.
3) Von Ober-Med.-Rath Dr. Jäger über die Ruhe und Bewegung des Wassers (in seinen verschiedenen Zuständen) auf der Oberfläche der Erde und ihre Folgen für die Oekonomie der Natur.

Sodann verlas derselbe im Namen des wegen Krankheit abwesenden Cassiers, Apotheker Weismann, die

Uebersicht über den finanziellen Zustand des Vereins.

Da der Abschluss der Jahresrechnung auf den 1. Juli festgesetzt ist, kann ich der jeweiligen Generalversammlung nur die Rechnung des vorigen Jahres vorlegen. Die Rechnung des fünften Jahrgangs 1849, am 1. Juli abgeschlossen und von Herrn Bergrathsrevisor Romig geprüft, ergibt folgendes Resultat.

Zusammenstellung der Rechnung des fünften Jahres 1849.

Einnahme.	fl.	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 359 mit 378 Actien.				
Es haben bezahlt 251, à 2 fl. 42 kr. . .	677	42		
In Ausstand sind geblieben 127	342	54	1020	36
An Zinsen erhalten	—	—	119	48
67 ältere bezahlte Actien	—	—	180	54
Der Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt mit Einschluss der noch in Ausstand befindlichen 46 Actien	—	—	2361	34
Summe			3682	52

Ausgabe.	fl.	kr.	fl.	kr.
Druckkosten der Vereinsschriften, Annoncen, Diplome, Porto, Zinse an gekauften Obligationen	—	—	305	30
In Ausstand sind 1 Actie von 1846 . .	2	42		
„ „ 7 „ „ 1847 . .	18	54		
„ „ 35 „ „ 1848 . .	94	30		
„ „ 187 „ „ 1849 . .	342	54	459	—
In Abgang sind zu rechnen 3 Actien . .	—	—	8	6
Baar in Cassa	64	31		
Anlehen bei Gavard, Spring & Comp. .	1870	—		
„ „ Schöll & Comp.	400	—		
„ „ der Staatskasse 400 fl. . .	375	45	2710	16
Summe			3682	52

Ueber den Stand der Mitglieder erstattete ich schon bei der Versammlung in Ulm Bericht und ist derselbe im 2ten Heft des 5ten Jahrganges S. 344 enthalten.

In Betreff der Rechnung des laufenden Jahres kann ich die Mittheilung machen, dass von den im Juli 1849 in Ausstand gebliebenen 170 Beiträgen bis heute 134 bezahlt, 15 in Abgang gerechnet wurden und 21 noch in Ausstand sind. Von dem laufenden Jahr sind noch 112 Beiträge in Ausstand und bin ich erbötig, von den anwesenden verehrlichen Mitgliedern, welche mit der Bezahlung noch in Rückstand sind, den Beitrag hier in Empfang zu nehmen.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 359 mit 378 Actien.

Im laufenden Jahr sind dem Verein beigetreten die Herren

Adolph Gerber, Kaufmann in Gmünd,

Professor Luschka in Tübingen,

Amtsnotar Reuss in Heubach,
Medic. Stud. Roman von Heilbronn,
Regierungsrath Steinbeiss in Stuttgart,
Oberreallehrer Volz in Stuttgart.

Durch den Tod haben wir verloren:

Oberamtsarzt Dr. Kaiser in Calw,
Kaufmann Schmidt in Weilheim,
Hofdomänenrath v. Gock in Stuttgart,
Oberreallehrer Lauch in Esslingen,
Apotheker Salzmann in Esslingen.

Aus dem Verein sind getreten:

Assenheimer, Med. Dr. in Stuttgart,
Bauder, Postverwalter in Tuttlingen,
Cammerer, Med. Dr. in Stuttgart,
v. Eichstrom, Hauptmann in Ludwigsburg,
Eisenlohr, Gewehrfabrikverwalter in Oberndorf,
Finck, Amtsnotar in Ludwigsburg,
Frech, Apotheker in Ingelfingen,
Gutekunst, Regimentsarzt in Ludwigsburg,
Härlin, Med. Dr. in Stuttgart,
Heimerdinger, Bauinspector in Ulm,
Lotterer, Med. Dr. in Eningen,
Maier, Apotheker in Heilbronn,
Müller, Hofgärtner in Cannstatt,
Neher, Reallehrer in Ravensburg,
v. Prittwitz, Oberstlieutenant in Ulm,
Rieckher, Apotheker in Marbach,
Römer, Pfarrer in Oberkochen,
Schmidt, Oekonomierath in Hohenheim,
Schnell, Eugen,
Seeligmann, Kaufmann in Stuttgart,
v. Truchsess, Dr. O.A.-Arzt in Waiblingen,
Warth, Finanzrath in Stuttgart,
Widemann, Apotheker in Biberach,
Zeller, Dr. Medicinalrath in Stuttgart,
Zeugerle, Med. Dr. in Wangen.

Nach §. 12 der Statuten hätte die Hälfte der Mitglieder des Ausschusses auszuscheiden, allein wegen der geringen Anzahl von stimmfähigen Mitgliedern wurden die seitherigen Mitglieder des Ausschusses bestätigt bis zur nächsten Generalversammlung, welche statutenmässig in Stuttgart stattfindet, nur Apotheker Lechler ist durch seine Abreise nach Amerika ausgetreten.

(Der Ausschuss bestätigte später in seiner Sitzung am 13. Mai die früher gewählten Ergänzungsmitglieder.)

Hierauf begannen die

Vorträge.

Inspector Fleischmann legte eine hydrographische Karte der Flussgebiete des Kochers und der Jaxt vor und erläuterte dieselbe mit nachfolgendem Vortrag.

Der Entwurf dieser Skizze stützt sich auf die von mir während der Reduction der topographischen Atlasblätter aus dem 25,000sten in den 50,000theiligen Maassstab gemachten Beobachtung, dass die sämmtlichen Zuflüsse des Kochers, der Bühler und der Jaxt, welche oberhalb dem Keuperrand zwischen Löwenstein und Crailsheim entspringen, meistens unter sehr spitzigen Winkeln gegen den jetzigen Stromlauf einmünden, wobei dieser Keuperrand oder die Stufe über dem unterteufenden Muschelkalk vom Wartberg bei Heilbronn über Löwenstein, Waldenburg bis Crailsheim eine östliche Richtung behauptet, sich dann von hier aus nordöstlich in einem leicht geschwungenen Bogen über Schillingsfürst dem Main zuwendet. Oberhalb diesem Rand entspringen von Nordosten her die Aisch, Zenn, Bibert und die fränkische Rezat, sowie die sämmtlichen Anfänge der Altmühl und Wernitz; von diesen sind in Folge der allgemeinen Neigung der Oberfläche dieser Keuperformation gegen Ost und Südost, die ersten mit Einschluss der Rezat durch die Regnitz in den Main, die Altmühl und Wernitz aber mittelst Durchbrechung der Juraformation der Donau zufliessend, weil seiner Zeit bei dem in Frage stehenden Theil der Keuperstufe zwischen Crailsheim und Löwenstein, hinsichtlich der allgemeinen Neigung der Oberfläche des Keupers, gegen den Fuss der Alp, ganz die nämlichen Verhältnisse, wie bei den obigen beiden Nachbarsystemen obwalten mussten, wo nach hydrographischen Gesetzen alles Wasser, was auf eine schiefe Fläche ausgegossen wird, dem am tiefsten liegenden Punkt zufliesst, und wodurch auch ohne Zweifel die gegenwärtige abnorme Richtung dieser Zuflüsse bedingt wurde.

Der Umstand, dass die Achse derselben auf einen tiefer gelegenen Punkt und zugleich auf den Durchbruch durch den Jura zwischen Aalen und Königsbronn hinweist, dann die parallele Richtung dieser Achse mit denen der Wernitz und Altmühl, und die auffallende Aehnlichkeit der Durchbrüche dieser drei Systeme unter sich, musste mich zu der Ansicht leiten, dass die fraglichen Quellbäche von dem Rande des Keupers an, sammt der Lein (vor der Emporhebung der Juraformation) durch das Thal zwischen Aalen und Königsbronn und dem Rinnsal der Brenz in die Donau strömten.

Wenn das Entstehen der Bäche oberhalb dem Keuperrand und ihre südöstliche Richtung die allgemeine Neigung der Keuperformation beur-

kundet, so ist es von doppeltem Interesse, wenn man diesen Verhalten auch bei dem grössern Theil der Oberfläche des württembergischen Jura wieder findet. Auch hier entstehen die Bäche am Rande des nordwestlichen Abhangs, und ziehen auf der südöstlich geneigten Ebene der Donau zu.

Zur nähern Versinnlichung des Ganzen ist eine geognostisch-topographische Karte nöthig, ich behalte mir desshalb vor, selbe seiner Zeit nachzuliefern.

Professor Kurr knüpft hieran eine Bemerkung über die niedrige Wasserscheide zwischen Kocher und Brenz und die grössere Leichtigkeit, durch diese Thäler eine Eisenbahn zu führen.

Professor Dr. Sigwart zu Tübingen hatte folgende Notiz über Jod an den Geschäftsführer eingesendet.

Bekanntlich habe ich das Jod zuerst in württembergischen Mineralwassern entdeckt und zwar im Jahr 1831 in dem Schwefelwasser zu Sebastianusweiler und sodann im Jahr 1848 auch in dem Schwefelwasser zu Boll. Nun ist es mir gelungen dasselbe aus dem Reutlinger Schwefelwasser darzustellen und ich beehre mich, dem Verein für vaterländische Naturkunde hiebei eine Probe von mittelst des Reutlinger Schwefelwassers jodirter Steifleinwand zuzusenden. Ich halte es nun für eine ausgemachte Sache, dass das Jod ein allgemeiner Bestandtheil der Schwefelwasser in dieser Gebirgsformation sei.

Professor Kurr bemerkte hierauf, dass unsere Schwefelwasser alle aus dem mittleren Lias kommen und diese Entdeckung einen neuen Beweis liefere, wie die Meere mit ihrer Pflanzenwelt früher dieselben Bestandtheile enthalten haben, wie jezt.

Dr. Leube aus Ulm hielt hierauf folgenden Vortrag:

Ist die atmosphärische Luft im Winter trocken, also ganz frei von Wasserdämpfen, oder enthält sie Wassergas? Die Entscheidung dieser Frage erlaube ich mir Ihnen, verehrteste Herren, vorzulegen, weil meiner begründetsten Ueberzeugung, dass die Luft auch im hohen Winter Wassergas enthalte, eine bedeutende litterarische Autorität entgegensteht, welche, wenn ich richtig auffasste, das Gegentheil behauptet. —

Professor v. Liebig sagt nämlich im 17. seiner chemischen Briefe pag. 231. „Im Sommer enthält die atmosphärische Luft Wassergas, im Winter ist sie trocken; der Raum, den der Wasserdampf in der warmen Luft einnimmt, wird im Winter von Luft eingenommen, d. h. sie enthält bei gleichem Volum im Winter mehr Sauerstoff wie im Sommer."

Dieser Behauptung widersprechen aber eine Menge ganz nahe liegender Gründe und gewöhnlicher Beobachtungen. — Die Verdunstung aller

Nur allein in Ungarn erblicken wir noch das Bild eines adeligen Volkes in der Reinheit und Ausdehnung des uranfänglichen Bezwingers einer ackerbauenden Nation durch eine nomadiſche, wie die Zeit es nur irgend geſtatten kann, mit bedeutendem Uebergewichte über die neu hinzugekommenen Stände, die Städte und die Geiſtlichkeit, mit dem ausſchließlichen Beſitze alles Bodens, welchen die misera collectabilis plebs zu bauen hat.

Seit dieſes adelige Volk des Schutzes ſeiner Könige (und der Nachbarvölker, welche denſelben Königen aber mit ſtrengerer Unterwerfung gehorchten) nicht mehr wider die Türken zu bedürfen glaubt, ſtrebt es, ſich ſelbſt an die Spitze des Vorſchritts auf eine Weiſe zu ſetzen, welche zwar fruchtbringend ſeyn kann, aber vielleicht nicht ohne Gefahr für ſein Beſtehen, wie naheliegende Beiſpiele lehren. Denn wo Alle herrſchen wollen, geht gewöhnlich die Freiheit Aller verloren, und nur die unbeſchränkteſte Herrſchermacht vermag alsdann, dem dringendſten aller Bedürfniſſe, der ruhigen Sicherheit Genüge zu thun. Sollte aber der dritte Stand ſich in Ungarn frei zu entwickeln vermögen, ſollte eine wahrhaft volksthümliche Bildung ſich feſtſetzen, gemeinſchaftlich allen vier Stämmen, welche im Lande anſäßig und in Allem ſo unähnlich ſind, — dann würde Ungarn die Hauptzüge der engliſchen Geſchichte wiedergeben können; denn in England iſt das herbeigerufene Unterhaus durch gemeinſchaftliches Handeln mit der zuerſt allein herrſchenden Adelskammer erſtarkt. Das demokratiſche Prinzip kann dem ariſtokratiſchen, nicht aber dieſes jenem zugeordnet werden. Es iſt eben ſo ſchlagend vom Adel als wahr, was O. Goldſmith von einer tüchtigen Bauerſchaft in ſeinem verlaſſenen Dorfe ſagt:

> But a bold peasantry, the country's pride
> At once destroy'd can never be supplied.

Schon eine oberflächliche Durchforſchung dieſer verſchiedenen Geſtaltungen wird das Ergebniß zurückbringen, daß der europäiſche Adel, obſchon er formell und in geſellſchaftlichen Beziehungen als ein Ganzes erſcheint, dennoch innerliche und weſentliche Verſchiedenheiten nach den erwähnten Ländern darbietet, daß er an einem Auseinanderklaffen ſeiner geſchichtlichen Grundlagen und der Zeit, ſeiner im Rechte begründeten Anſprüche und ſeiner Kräfte leidet.

nicht frierender Gewässer hört nicht auf, und alle organischen Körper, Pflanzen wie Thiere, geben unaufhörlich durch den Athmungs- und Exhalations-Process Wasserdämpfe an die atmosphärische Luft ab. Man nimmt nicht wahr, dass diese sogleich wieder als Eis niedergeschlagen werden; man muss also ihre fortdauernde Existenz als Wasserdämpfe annehmen, und kann dies a priori, weil sich denken lässt dass die höchste Expansionskraft und Elasticität der Wasserdämpfe der krystallisirenden, erstarrenden Wirkung der niedern Temperatur gleichsam ein unüberwindliches Leben, wie der Organismus entgegensetzt.

Allein zu diesen gewöhnlichen Beobachtungen und Gründen a priori kommt ein sehr positiver, wissenschaftlicher Erfahrungsbeweis. — Empfindliche hygroskopische Körper, vor allen das geglühte Chlorcalcium zerfliessen auch bei einer Temperatur weit unter 0. Wie wäre dies möglich, wenn nicht Wasserdämpfe in der kalten Luft vorhanden wären, die sich mit dem trockenen Salze verbänden? Die ganz trockene Luft Liebig's könnte dies nicht bewirken.

Die Beantwortung der Frage scheint in der That zweifellos, doch wollte ich aus dem erwähnten Grunde die Gelegenheit benützen sie Ihrer Entscheidung zu unterstellen.

Professor Kurr bemerkt hierauf: die Luft enthält immer mehr oder weniger Wasser; je kälter die Luft, je mehr Ostwinde gehen, desto trockener ist sie, aber absolut trocken wird sie niemals, gebrannter Kalk zerfällt z. B. immer an der Luft in Folge des eingesogenen Wassers, ätzendes Kali zerfliesst, concentrirte Schwefelsäure und Weingeist ziehen Wasser an, alles Thatsachen, die jedem Chemiker bekannt sind.

Dr. Leube fährt dann fort:

Herr Kreisforstrath Graf v. Mandelsloh hat Ihnen bei der Versammlung in Ulm mehrere Exemplare von *Stylolithen* gezeigt und seine Ansicht und Beobachtungen über die Natur und den Ursprung dieser bis dahin räthselhaften Petrefactenmassen mitgetheilt; er hat die Beobachtungen Escher's bestätigt, dass sie einen Nährungskanal zeigen und die Bildung von Säulengliedern gestielter Seesterne, und zwar von *Apiocrinites rotundus (Miller)* in ihnen nachgewiesen. — Ich bin nun so glücklich, Ihnen aus demselben Fundorte, dem *Coralrag* im Oerlinger Thal bei Ulm einen *Stylolithen* vorzeigen zu können, der positiver als alle bisher aufgefundenen Exemplare Aufschlüsse über den Ursprung dieses Petrefakts zu geben geeignet sein möchte. Er zeigt nämlich nicht nur, wie diese, die stylartigen Körper mit Spur von Nährungskanal, sondern offenbar über ihm eine kopfähnliche Formation mit anhängenden Saugorganen. — Zu wenig geübt enthalte ich mich irgend näherer Be-

stimmungen über Organe und das Thier, dem sie angehören, und beschränke mich Ihrem Urtheile mein Fundstück zu unterbreiten.

Von Kaufmann Gerber in Gmünd wird hier ein sehr vollkommenes Mundstück eines *Apiocriniten* vorgezeigt.

Se. Erl. Graf Wilhelm von Württemberg, der unterdessen eingetreten war, begrüsst die Versammlung aufs freundlichste, bedauert die geringe Anzahl der versammelten Mitglieder und ladet auf die nächste Versammlung zu Stuttgart ein.

Er zeigt dann einen Stein aus dem obern weissen Jura (*Kimmeridge-Clay*, sonst Portland) von Nusplingen vor, der sich zu einzelnen lithographischen Arbeiten gut eignet, z. B. Kreidemanier, Tabellen etc. Eine Schwierigkeit besteht darin, dass der Schiefer nicht den gleichen Teint hat, und von eisenhaltigen Streifen durchzogen ist, doch zweifelt er nicht am Auffinden gleichartiger Schichten. Er verdankt die Mittheilung dem Vicarius Fraas zu Balingen.

Dr. Leube bemerkt, dass er schon seit 10 Jahren Abdrücke auf solchen Steinen verfertigen lasse.

Se. Erl. Graf Wilhelm von Württemberg *) führt ferner an, dass er damit umgehe eine genaue Terrainkarte vom südlichen Deutschland herauszugeben, welche Baden, Württemberg, Elsass und einen Theil Bayerns bis zur Isar umfasse.

Die Karte solle im Maasstab von 1 : 200,000 ein richtiges mathematisch-optisches Bild geben und zwar nach einer besondern Tintenscala, die auf photographischem Wege erhalten worden sei. Von beiden wurden Proben vorgelegt.

Dieselbe soll in Umrissen gegeben werden und je auf einzelnen Blättern zu historischen, archäologischen, petrefactologischen etc. Zwecken dienen, wobei Se. Erl. auffordert durch gegenseitige Mittheilung zur Vervollkommnung der Karte beizutragen.

Professor Kurr dankt für die Aussicht auf eine solche Grundlage zu den verschiedenen Zwecken des Vereins.

---

*) Der Vortrag Sr. Erlaucht wurde nicht zu den Acten gegeben; er folgt vielleicht später. Die Redaction.

Pfarrer Neubert berichtet über eine bei Bargau geschossene wilde Gans und macht aufmerksam auf eine bis jezt unbekannte Höhle im Falkenberg (dem Spital zu Gmünd gehörig) 3 Stunden von Gmünd, die sich im oberen Jura finde, deren Eingang kaum sichtbar sei, aber dann zu mehreren geräumigen Höhlen führe.

Dr. Faber zeigt einen von Kaufmann Buhl im Keuperfelsen des Hardberges gefundenen Farbstoff, welcher der *Terra di Siena* ähnlich ist.

Buhl selbst theilt mit, dass sein Sohn erst vor Kurzem in einer Felsspalte diesen Farbestoff gefunden habe, der gebrannt eine rothgelbe Farbe gebe, dass es zwar nicht der Mühe lohne die Farbe allein auszubeuten, da die Spalte eng sei, aber als Nebenproduct beim Steinbrechen. Es ist ein feiner sandleerer Thon der allerdings als Färbestoff anzuwenden sein dürfte, wohl dem *Bolus* von Lemnos am ähnlichsten.

Professor Kurr zeigt die Polarisationserscheinungen, welche in der Turmalinzange durch farblose Mineralien gebildet werden.

Hierauf hielt er folgenden Vortrag über seine Untersuchungen der Gebirgsarten durch das Löthrohr.

Die Anwendung des Löthrohrs ist seit der ersten Ausgabe des vortrefflichen Buches von Berzelius „über die Anwendung des Löthrohrs" so allgemein gewesen, dass man im chemischen Laboratorium so wenig als bei Bestimmung von Mineralkörpern es mehr entbehren kann und es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass sich der grosse Meister durch dieses kleine Büchlein ein ebenso unverwelkliches Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, wie durch seine allbekannten grossartigen Leistungen in dem weiten Gebiete der Chemie überhaupt. Allein die Anwendung dieses kleinen Instrumentes in der Felsartenkunde und Geologie ist meines Wissens bis jetzt noch nirgends zur Sprache gebracht worden, darum möge es mir vergönnt sein, schon heute einige Mittheilungen von meinen Erfahrungen in diesem Zweige der Probirkunst mitzutheilen, Erfahrungen, die ich im Verlaufe mehrerer Jahre theils selbst gemacht, theils durch meine Schüler erzielt habe, wovon alljährlich mehrere einen besondern Kurs in den mineralogischen Uebungen unter meiner Leitung durchmachen. Ehe ich jedoch auf die Felsarten selbst übergehe, erwähne ich zuvor die Nachweisung der Alkalien:

a) Kali gibt eine violette Flamme,

b) Natron färbt dieselbe dunkelgelb,
c) Lithion lichtpurpurroth,
d) Strontian sattpurpurroth,
e) Kalk gelbroth.

Diese sämmtlichen Reaktionen werden durch das Eintauchen der glühenden Proben in Oel oder den Talg der Kerze, oder auch einen Tropfen Salzsäure, der auf die geglühte Probe gebracht wird, bedeutend hervorgehoben.

f) Baryt färbt entweder gar nicht oder er gibt theils eine pomeranzengelbe, theils eine bläuliche oder grünliche Flamme, je nach der Verbindung, in der er sich findet.

Vorherrschen von Kalk oder Natron vernichtet die Kalireaktion und schwächt die Lythionflamme; während die Strontianreaktion durch Baryt oder Kalk nicht vernichtet wird. Unter allen sind Kali und Baryt am schwierigsten und nur bei grosser Uebung nachzuweisen.

---

1) Verhalten der Kalksteine.

Reine Kalksteine brennen sich unter heftigem Leuchten mit weissem Lichte weiss, werden matt, zerreiblich, und zerfallen in einem Tropfen Wasser schnell zu Kalkhydrat, welches nun alkalisch reagirt.

Thonarme Kalksteine von 2—12 % Thon brennen sich unter geringem Leuchten und löschen sich nachher langsam oder auch gar nicht mehr; ja wenn sie hydraulisch sind so schmelzen sie sogar zu grauer Schlacke, und zwar um so leichter, je mehr sie Thon enthalten, so dass also ihre Anwendbarkeit zu hydraulischem Mörtel dadurch sehr leicht erkannt werden kann, wie es andererseits feststeht, dass Kalksteine, welche bei der heftigsten Weissglühhitze nicht sintern und sich nachher leicht löschen, einen vortrefflichen Luftmörtel liefern.

2) Dolomite.

Sie leuchten weniger als die Kalksteine, und mit gelbem Lichte, werden locker und löschen sich nachher sehr langsam. Wenn sie thonig sind, so schmelzen sie nach Maasgabe des Thongehalts schwerer oder leichter; ganz reine Dolomite sind völlig unschmelzbar.

3) Thone.

Bei diesen kommt zunächst die Art und Weise, wie sie sich beim Brennen verhalten, in Betracht, und da das Löthrohr leicht die hiefür nöthige Weissglühhitze erzeugt, so hat man an ihm ein vortreffliches Mittel zu Erkennung der feuerfesten Thone, welche sich zu Backsteinen für Hochöfen und Essen, Glastöpfen, Tiegeln, solcher welche sich zur Steingut- und Porzellainfabrikation, zu Töpfergeschirr und zu gemeiner Zieglerwaare eignen. Die feuerfesten erleiden in der Weissglühhitze nur eine Frittung, die Porzellainthone sintern und erleiden eine un-

vollständige Schmelzung, die gemeinen Thone Württembergs, wie ich sie bis jetzt zu untersuchen Gelegenheit hatte, sowohl aus dem aufgeschwemmten Lande als aus der Mollasseformation und der Nähe der Braunkohlen, schmelzen alle zu mehr oder weniger gefärbter Schlacke.

4) Sandsteine.

Da der Quarz selbst in kleinen Körnern und feinsten Splittern unschmelzbar von dem Löthrohr ist, so können sich die Versuche nur um das Bindemittel bemühen. Dieses ist aber auch für die praktische Anwendung hauptsächlich wichtig.

Von solchen Bindemitteln finden sich unter unsern einheimischen Sand- und Werksteinen hauptsächlich: thonige, kalkige, quarzige, sodann thonig-kalkige und thonig-quarzige. Nun hängt zwar die Anwendbarkeit der Sandsteine in der höhern Baukunst, wie in der niedern, beim Strassen- und Pflasterbau, zu Gestell-, Mühl- und Schleifsteinen nicht allein von dem Bindemittel, sondern auch von dessen Häufigkeit ab (ob es die Löcken zwischen den Sandkörnern ganz oder nur theilweise ausfüllt?), ferner von der Grösse des Korns, von der Farbe, Gleichartigkeit, Mächtigkeit, Zerklüftung u. dergl., dennoch lässt sich behaupten, dass Härte und Festigkeit (Widerstand gegen Druck, Stoss und Schlag) vornehmlich maassgebend dabei sind und dass z. B. zum Strassen- und Pflasterbau nur Sandsteine mit kalkigem und quarzigem Bindemittel brauchbar sind, dass zu Gestellsteinen nur unschmelzbare Sandsteine taugen, dass zu Werksteinen in der Regel nur Sandsteine mit thonigem Bindemittel gebraucht werden können. Wenn nun die relative Häufigkeit dieser Bindemittel (oder Porosität) sich leicht durch das Suchglas und ganz sicher durch längeres Eintauchen in Wasser und die dadurch entstehende Gewichtsvermehrung nachweisen lässt, das Vorhandensein des kalkigen Bindemittels am leichtesten durch Säuren zu erkennen ist, welche den Kalk unter Brausen auflösen, so dass die Quarzkörner auseinander fallen, so führen die Säuren zu Unterscheidung des thonigen und quarzigen Bindemittels desto weniger zum Ziel und hier ist das Löthrohr ein treffliches Hülfsmittel, unter dessen Einwirkung alle Thone wesentlich sintern und hart werden, so dass sie durch Wasser nicht erweicht werden können und das Glas ritzen, in der Regel aber sind sie auch schmelzbar, und dann gibt die angefrittete oder gesinterte Stelle mit salpetersaurer Kobaltlösung eine schöne blaue Farbe. Quarzige Sandsteine dagegen sind vor dem Löthrohr völlig unveränderlich, kalkige brennen sich so, dass sie nach dem Erkalten in Wasser getaucht, sogleich zerfallen.

5) Thonschiefer, Schieferthon und Thonmergel.

Dieselben sind durchgängig schmelzbar und bilden vor dem Löthrohr eine mehr oder weniger gefärbte Schlacke; ein von dem Theater-

brand in Karlsruh herrührender Dachschiefer, den ich der Güte eines Freundes verdanke, ist in eine bimssteinartig-schwammige Masse umgewandelt; so verhalten sich die angeführten Gesteine vor dem Löthrohr; wenn sie wasserhaltig sind, so liefern sie eine mehr oder weniger poröse Schlacke.

6) Porphyre und granitische Gesteine.

Alle Thon- und Thonsteinporphyre sind schmelzbar vor dem Löthrohr, in den Graniten und Syeniten sind nur die feldspatigen, Glimmer- und Hornblendetheilchen schmelzbar, der Quarz unschmelzbar. Bei dieser Schmelzung nehmen dieselben an Volumen zu und ein amorphes Gefüge an, auch können sie nachher durch Säuren mehr oder weniger leicht zersetzt werden; mit gelöschtem Kalk zusammengebracht, wirken sie nun als Cemente, während sie vor dem Schmelzen blos wie roher Sand — mechanisch — wirken. Alle sind aber schwer schmelzbar. Die Grünsteine sind meist leicht schmelzbar (4°) und zeichnen sich häufig auch durch einen geringen Wassergehalt vor den angeführten Thonsteinporphyren und allen Graniten aus, eine Erscheinung, die sich durch Blasenwerfen der schmelzenden Probe kund gibt, am sichersten aber durch Erhitzen einiger Körner in einem kleinen Glaskolben über der Weingeistlampe nachweisen läßt.

7) Vulkanische Gesteine.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass diese sichtlich durch Feuer entstandenen, aus dem Innern der Erde hervorgequollenen Gesteinen vielfach mit den Vorigen unter dem Namen der eruptiven Gesteine vereinigt worden sind, weil man von Jenen auch annahm, dass sie auf ähnliche Weise wie diese entstanden und dass auch sie aus dem Erdinnern hervor brachen, dennoch haben auch die Ultravulkanisten — welche selbst die augenfälligste aller Erscheinungen bei Wasserniederschlägen der neptunischen — die Schichtung oder Ablagerung in horizontalen weitausgedehnten Tafeln für vulkanische Wirkung erklärt haben, es nicht gewagt, sie für völlig identisch zu erklären, daher man sich auf den Ausweg vereinigt hat, sie unter dem Namen plutonisch zusammenzufassen und eine Erscheinung die man dem Gott des Feuers nicht zuzuschreiben wagte, wenigstens dem Gott der Unterwelt zuzuschreiben.

Meine Versuche mit diesen Gesteinen, haben gelehrt: dass alle wirklich geschmolzenen vulkanischen Gesteine, als Basalt, Dolerit, Klingstein, Melaphyr, Nephelinfels, Lava, leicht schmelzbar und alle wasserhaltig sind, dass das Schmelzprodukt von allen ein anfangs blasiges, später dichtes, mehr oder weniger durch Eisenoxyd grün gefärbtes Glas ist, dem Obsidian oder anfangs dem Bimsstein — oder auch manchen Hochofenschlacken ähnlich, dass durch das Entweichen des Wassers alle schwer schmelzbar werden (die Differenz beträgt 1½—2 Schmelz-

grade, ganz wie beim Natrolith): dass in allen vor und nach der Schmelzung die Kieselerde im aufgeschlossenen Zustande sich befindet und sie daher mehr oder weniger zu hydraulischen Zuschlägen sich eignen, natürlich mit Ausnahme der in ihnen enthaltenen krystallinischen Körner von Feldspath, Augit und Glimmer; dass Alle durch das Schmelzen an Volumen zunehmen und sich ausdehnen, beim Krystallinischwerden aber wieder einen kleineren Raum einnehmen; dass ausgeschiedene Quarzkörner in ihnen nie vorkommen, dass die meisten von alkalischen Silicaten Natronverbindungen, viele auch Chlornatrium enthalten, was für ihre Entstehung unter Mitwirkung von Meerwasser sprechen dürfte.

Besonders auffallend ist die unvollkommene Schmelzung der meisten Laven, besonders der neuern, während die vom Jahr 79 vom Vesuv ergossene noch mehr die Beschaffenheit der ältern Basalte zeigt; vielleicht gibt es einen Fingerzeig, dass die dabei thätige Hitze nicht mehr den hohen Grad erreicht, wie er bei Entstehung der ältern vulkanischen Gesteine vorhanden war.

Anders verhält sich aber der Trachyt, dessen Grundmasse meist ein Feldspath ist; er enthält in der Regel kein Wasser und ist schwer schmelzbar, scheint auch meist durch blosses Ausglühen in seinen glasigen Zustand versetzt worden zu sein.

Endlich müssen die vulkanischen Trümmergesteine in ihrem pyrochemischen Verhalten ganz von allen übrigen Feuergesteinen getrennt werden. Einige wie der Basalttuff von Donnstetten, vom Jusiberg und Guttenberg, bestehen fast ganz aus Basalt und Olivin; die Trümmer sind selbst in eine basaltische Grundmasse eingeschlossen, welche schmelzbar und wasserhaltig ist, wie der Basalt selbst. Andere, wie die von der hohen Steige bei Oberlenningen, am Rauber und von Grabenstetten haben kohlensauren Kalk zum Bindemittel, die Brocken und Trümmer der durchbrechenden und durchbrochenen Gesteine sind durch Niederschläge kohlensaurer Quellen zusammengebacken worden. Wieder Andere, wie der vom Kohlberg, Beuren und vielen andern Orten am Saume der schwäbischen Alb sind durch einen wasserhaltigen Thon verkittet, das Produkt wässriger Schlammvulkane, die indessen aus der Tiefe nicht selten Brocken von verglastem Granit, Gneuss, Porphyr u. dergl. mit heraufgeführt haben.

So unvollständig nun auch diese Versuche bis jetzt noch sind, so lehren sie doch soviel, dass die Art und Weise der Entstehung der plutonischen und vulkanischen eruptiven Gesteine eine wesentlich verschiedene war, und dass bei letztern das Wasser eine Hauptrolle mitspielte und noch spielt. Nehmen wir die Thatsachen hinzu, welche uns die Chemie und die geognostische Beobachtung bis jetzt gelehrt haben,

so stehen die Porphyre in der Mitte zwischen den plutonischen und vulkanischen Gesteinen, wie in ihren Bestandtheilen und ihrem gegenwärtigen Auftreten, so auch in der Altersfolge, denn sie beschränken sich meist auf die Grauwacken- und Steinkohlenperiode, während die ächt vulkanischen Durchbrüche erst später an ihre Stelle traten. Chemisch betrachtet sind es die verschiedenen Silicate der Thonerde, des Eisen- und Manganoxyds und der Alkalien, welche überall die Hauptmasse bilden, aber in den vulkanischen Gesteinen sind es die mesotypartigen Doppelsilicate, die Augite und Olivine, in den plutonischen die feldspath-, glimmerartigen Mineralien und Hornblenden, welche die Hauptmasse bilden, in den granitischen und vielen Porphyren sind die Quarzkörnerausscheidungen charakteristisch, welche in den Basalten etc. sowie in den Melaphyren ganz fehlen. Die Chemie lehrt uns, dass dergleichen Silicatbildungen nur unter dem Einfluss der Schmelzhitze denkbar sind, weil die Verwandtschaft der Kieselsäure zu den Basen nur bei einer gewissen Temperaturerhöhung sich geltend macht, der Krystallisationsakt aber, dessen Wirkung wir überall in den granitischen Gesteinen deutlich genug sehen, ist nur denkbar bei einer gehörigen Verflüssigung der Masse, damit die Krystallmolecüle der Krystallanziehung folgen können; die Porphyre aber sind unvollkommen krystallisirte oder umgeschmolzene Granite, die Diorite, und Dolerite dergleichen Syenite; die körnigen Kalksteine der plutonischen und vulkanischen Gebirge sind durch Hitze unter hohem Druck krystallinisch gewordene (dichte?) Kalksteine des verschiedensten Alters.

Bei der Benützung zu hydraulischem Kalk macht Dr. Leube die Bemerkung, dass seiner Erfahrung nach der Kalk zum ersten Grade der Weissglühhitze erhitzt werden müsse, wobei bei einer Masse von 5—600 Simri unten am Feuer nur 12—15 Simri zu einer Schlacke verändert werden. Bei geringerem Grade der Erhitzung sei der Verlust zu gross; zuerst müsse die Feuchtigkeit weggebracht werden, aber alle Kohlensäure dürfe nicht ausgetrieben werden, er müsse noch brausen, sonst sei die Masse verdorben.

Beim Dolomit bemerkt derselbe, dass wenn er geglüht hingelegt werde, ein schönes Phosphoresciren sich zeige, und auch zum Unterschied von Coralrag dienen könne; worauf Prof. Kurr erwiedert, dass durch die Härte des Dolomits, der Kalkspath ritze, und sein grösseres specifisches Gewicht, das immer 2,85 bis 2,90 betrage, der Unterschied überhaupt leicht sei, auch löse sich derselbe nur langsam und ohne auffallendes Brausen in kalter verdünnter Salzsäure, wohl aber wenn er damit erhitzt werde.

Professor Kurr gibt eine Mittheilung über den letzten Ausbruch des Vesuv, dessen Laven durch eine Salmiakproduktion die Bewohner der Umgegend reichlich für den angerichteten Schaden entschädigen, und zieht eine Parallele mit der Salmiakbildung in den brennenden Steinkohlenflötzen von Duttweiler. Salmiakbildung, bemerkt er, kann nur aus organischen Stoffen geschehen; Steinkohlen sind geschmolzener vorweltlicher Torf, in ihnen sind durch Schleifen die Pflanzenzellen nachgewiesen, beim Verbrennen wird keine alkalische Asche mehr geliefert, wesshalb auch aus der Asche keine Seife bereitet werden kann. Woher hat aber der Vesuv den Salmiak? Vielleicht dass derselbe auf ein unterirdisches Steinkohlenflötz gestossen ist.

Kurr setzt hinzu, dass bei Zwickau ein brennendes Steinkohlenflötz auf eine sehr einträgliche Weise zur Erzeugung von Wasserdämpfen und Heitzung vom Treibkasten für tropische und andere Gewächse benützt werde.

Dr. Leube*) gibt dann Notizen über die Vertilgung des Hausschwamms durch hydraulischen Kalk.

Graf Mandelsloh erklärt hierauf, dass wenn Nadelholz des Winters geschlagen werde, alles sich mit laufendem Schwamm überdecke, weil der Saft im Holze denselben herbeiführe; wenn dasselbe des Sommers geschlagen und gleich die Rinde abgezogen werde, so entstehe niemals Schwamm.

Revierförster Hafner führt aber ein Beispiel an, nach welchem der Schwamm nicht ausgeblieben sei, zu welcher Zeit auch das Holz zum Bau geschlagen worden sei.

Dr. Leube spricht dann über die Erfahrungen der Gasfabrik in Karlsruhe, nach welchen, während die früheren eisernen Retorten 3 Jahre gehalten hätten, die neuen blos 3 Monate gehalten haben, und glaubt nach einer ähnlichen Erfahrung in England die schnelle Zerstörung dem Umstand zuschreiben zu dürfen, dass die neuen Retorten aus Eisen gemacht wurden, welches mit heissem Gebläse ausgeschmolzen wurde, während bei dem

*) Der Vortrag wurde nicht zu den Akten gegeben.
Die Redaktion.

frühern kaltes Gebläse angewandt worden war, dass somit das Eisen durch das warme Gebläs in seiner Struktur verändert werde.

Professor Kurr führt an, dass das Eisen immer durch langen Gebrauch verändert werde, so alle Ketten, und stellt desshalb allen Kettenbrücken eine schlechte Voraussage, alle werden brechen, wie dies auch schon in Bayonne, Petersburg und England erfolgt sei und in neuester Zeit in Angers; bei letzterer hat sich jedoch nach der Angabe des Grafen Wilhelm herausgestellt, dass die Eisenstäbe im Boden verrostet gewesen sind.

Werkmeister Kind von Gmünd erwähnt, dass durch Vibration alles Eisen verändert werde und einen rauhen porösen Bruch annehme.

Se. Erl. Graf Wilhelm bestätigt dasselbe als Erfahrung an eisernen Geschützen, die man wegen der Vibration nicht auf Eisenbahnen transportiren könne und erzählt, dass die Eigenthümer der Eisengiesserei zu Lüttich sich seit längerer Zeit Probestücke der Geschütze, die ausgeschossen oder zersprungen sind und andere Schmid- und Gussarbeiten geben lassen und immer eine auffallende Veränderung des Gefüges gefunden hätten, ob aber die Vibration oder andere Ursachen die Schuld tragen, sei bis jetzt noch unentschieden.

Dr. Faber weist eine Anzahl Baumstrünke auf, wie sie in grosser Menge bei dem Durchstich einer Strasse bei Täferroth gefunden wurden, 9 Fuss tief unter Gerölle, Keuper, Lehm und Humus. Es ist immer nur die Mitte der Bäume, Fichten und Erlen gefunden worden, noch niemals Wurzel oder Spitze, erst weitere Nachgrabungen könnten somit beweisen, ob die Bäume gefällt waren und nachher durch eine Revolution z. B. Ueberschwemmung bedeckt worden sind, oder sammt der Wurzel durch irgend eine gewaltsame Veränderung umgeworfen wurden, alle fanden sich umgeworfen und gleich gelagert.

Nachdem hierauf von dem Vorsitzenden den Behörden und Einwohnern der Stadt für die freundliche Aufnahme und dem Geschäftsführer für seine Thätigkeit der wärmste Dank ausgesprochen war, wurde die Versammlung aufgehoben.

Der Gang der französischen Revolution wirkte ungleich mehr auf ihn, als auf die Königsgewalt, zersetzend und zerreibend. Ueberhaupt zeigt die neuere Geschichte auf jedem ihrer Blätter, wie alle großen Anstalten des Mittelalters von oben und unten sowohl, als durch eigene Fehler verkommen. Sie werden mit einer Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit ohne Gleichen geschwächt, welchen man oft einen passenderen Gegenstand wünschen möchte, oder wenigstens eine klarere Erkenntniß dessen, was fortbestehen müsse, wenn die bürgerliche Gesellschaft, die Gesittung überhaupt nicht gefährdet werden, sondern gesichert bleiben solle.

Von oben kam die Schwächung in den romanischen Landen vorzüglich vom Bunde der sich neu organisirenden katholischen Kirche mit den Königsgewalten, zuerst der spanische, dann der französische Einfluß auf alle Höfe. Das Ergebniß glich sich in den verschiedenen Ländern. Zuerst wurde der französische Adel entkräftet durch Vereinigung aller großen Lehen mit der Krone, dann durch Beförderung einer Verschwendung, welche durch ungehörige Heirathen mit Töchtern von Glückspilzen wieder gut gemacht werden mußte. So fand die Krise des tonangebenden Staats nur einen, allen Provinzial- und Orts-Einflüssen fremden, dennoch in den alten Ideen lebenden, mit etwas Philosophie verquickten, und in Beziehung auf seine politischen Rechte und Pflichten unendlich confusen und entzweiten Hofadel. Wer diese Beschuldigung zu hart findet, lese Segur's treffliche Souvenirs.

Von Frankreich aus ging nun die Bewegung durch den größten Theil Europas. Die Verwirrung der Begriffe ging so weit, daß man Ankarström und die Mörder Cäsars als Demokraten preisen hörte. Der Bürgerstand zeigte sich zwar überall selbstbewußt, und auf seinen Vortheil ohne Unterlaß bedacht, nicht aber direkt feindselig wider den Adel, wo jener nicht besonders gereizt oder bearbeitet worden war. Der Pöbel aber plünderte ohne Unterschied da, wo er etwas zu finden hoffte. Wer etwas zu verlieren hat, kann diesen zwar gebrauchen und mißbrauchen, aber gewiß nicht lieben, und wer wünscht und hofft, zu persönlich unabhängiger Lage sich hinauf zu schwingen, kann den Adel zwar beneiden, nicht aber als solchen hassen. Die Entwickelung aller Kräfte, die Nothwendigkeit, die Formen in allen Beziehungen zu ändern, konnten dem geschichtlichen Prinzip, folglich dem Adel, nur nachtheilig seyn.

2. Antrag auf Abänderung des §. 19 der organischen Bestimmungen.

Unterzeichneter, der durch Berufsgeschäfte abgehalten war, die letzte Versammlung unseres Vereins in Gmünd zu besuchen, erlaubt sich, hier schriftlich einen Antrag zu stellen, den er mündlich vorzubringen beabsichtigt hatte. Der Antrag bezweckt eine Abänderung des §. 19 unserer Statuten, betreffend die Zeit und den Ort der Generalversammlungen.

Was die Zeit anbelangt, so scheint der 1. Mai für eine Zusammenkunft nicht glücklich gewählt zu sein, erstens, sofern in unserem Himmelsstrich derselbe allzuoft noch der schlechten Jahreszeit angehört und hier auf gutes Wetter weit weniger zu rechnen ist, als dies später der Fall zu sein pflegt; zweitens, sofern der 1. Mai fast jedes Jahr noch in die Zeit fällt, wo Aerzte und Apotheker am meisten zu thun haben. Ich würde daher zu den Generalversammlungen den 1. Juni, oder noch besser einen Tag im August oder September (in welche Zeit in der Regel die ärztliche Vakanz fällt) vorschlagen.

Was den Ort der Versammlungen betrifft, so scheint die Abwechslung nach Kreisen und die Verlegung der Zusammenkünfte in kleinere Städte der Frequenz der Versammlungen Eintrag zu thun, und scheint unser Verein hierin dieselbe Erfahrung machen zu sollen, welche der württemb. ärztliche Verein seit geraumer Zeit bei seinen Versammlungen gemacht hat: dass nämlich diese nur dann gehörig besucht waren, wenn sie in einer grösseren Stadt, wie Stuttgart, Ulm u. s. f. statt fanden. Jedes Mitglied vom Land hat wenigstens auch einmal im Jahr

Veranlassung, nach Stuttgart zu gehen; es wird darum eine Versammlung in Stuttgart eher besuchen, als eine anderswo stattfindende, und zwar um so mehr, als hier die Hoffnung, neue Bekanntschaften zu machen und alte zu erneuern, am grössten ist, und es in Stuttgart, was Sammlungen betrifft, doch immer am meisten zu sehen gibt. Sodann sind die meisten Mitglieder unseres Vereins Stuttgarter, und wird also eine Versammlung in Stuttgart schon aus diesem Grund immer am meisten besucht sein. Beim Entwurf unserer Vereinsstatuten war die ungleiche Vertheilung der Mitglieder in den verschiedenen Kreisen nicht vorauszusehen, man konnte also damals die Bestimmung festsetzen, nach Kreisen abzuwechseln. Gegenwärtig aber, wenn man das neueste Verzeichniss unserer Mitglieder (Jahrg. V, 2, p. 173) durchsieht, wornach unter 361 Mitgliedern z. B. im Jaxtkreise blos ungefähr 30 sind, wird man es billiger finden, die Versammlungen da zu halten, wo die meisten Mitglieder sind, oder wo die meisten Mitglieder ohne viel Aufwand von Zeit und Geld sich einfinden können. Ich möchte daher vorschlagen, die Versammlungen öfter, als dies in den Statuten festgesetzt ist, in Stuttgart zu halten; und ausser Stuttgart (und etwa Tübingen) nur solche Orte zu Zusammenkünften zu wählen, die vermöge der Lage an der Eisenbahn der Mehrzahl der Vereinsmitglieder bequemer sind. Bei Berücksichtigung dieses Verhältnisses würde es auch den Ausschussmitgliedern möglich, sich künftig zahlreicher einzufinden.

Ich schliesse mit der Versicherung, dass mit meinem Antrag noch viele andere Mitglieder vom Land einverstanden sind.

Urach, im Juli 1850.

Dr. Finkh.

Bemerkungen der Redaktion über vorstehenden Antrag.

Der Antrag des ehrenwerthen Vereinsmitgliedes Hr. Dr. Finkh erscheint gewiss als sehr wohlbegründet und hat seine praktische Bedeutung gerade bei der Gmünder Versammlung gefunden,

wo die winterliche Witterung des Frühjahrs Veranlassung war, dass blos 10 Mitglieder bei der Versammlung erschienen und selbst diejenigen Ausschussmitglieder sich von der Theilnahme abgehalten sahen, welche die im Ausschuss vorgeschlagene Vertagung der Gmünder Versammlung vom 1. Mai auf einen späteren Termin nicht gut geheissen hatten.

In formeller Beziehung steht der Mittheilung des Antrags in den Jahreshaften nichts im Wege; nur könnte derselbe laut §. 22 der org. Bestimmungen nicht als auf der Gmünder Versammlung selbst gestellt angesehen werden, er hätte dort dem Geschäftsführer schriftlich übergeben, und von demselben der Versammlung vorgelegt werden sollen. Seine Mittheilung in den Heften kann daher nur die Beziehung haben, dass sie für die Vorlegung in der nächsten Stuttgarter Generalversammlung vorarbeitend wirke, indem jedes Mitglied Veranlassung erhält, sich seine Ansicht im Voraus zu bilden.

Was den Inhalt des Antrags betrifft, so geht Letzterer dahin: dass die Zeit der Generalversammlung (der 1. Mai) und die Wahl der Orte nach dem in §. 19 vorgeschriebenen Turnus, statutarisch verändert werden sollte.

In ersterer Beziehung, die Zeit betreffend, so kann §. 19 der Statuten unmöglich so verstanden werden, dass die Generalversammlungen unter allen Umständen jährlich nur am 1. Mai und an keinem andern Tage stattfinden dürfen. Die Bestimmung des §. 19 kann nur als Regel angesehen werden; die Erwägung von Hindernissen, welche der Abhaltung einer Versammlung am 1. Mai entgegenstehen können und der hiernach nöthig werdenden Abweichung von der Regel, muss wohl selbstverständlich dem Ausschuss unter Rücksprache mit dem jeweiligen Geschäftsführer anheimgegeben sein. So hat sich denn auch bisher die in der Natur der Sache liegende Observanz gebildet, dass bei der vorausgängigen Rücksprache des Ausschusses mit dem Geschäftsführer bei Herannahen des 1. Mai stets die erste Frage die war: „ob der Abhaltung der Versammlung am 1. Mai kein örtliches oder persönliches Hinderniss im Wege stehe". Abweichungen von der Bestimmung: „jährlich am 1. Mai" sind auch in der kurzen Zeit des Bestehens unseres

Vereins bereits zwei als Vorgänge zu nennen: Im Jahr 1848 wurde, mit Umgehung der Bestimmung „jährlich" die Generalversammlung auf ein volles Jahr vertagt; die Versammlung zu Ulm 1849 wurde auf den 30. April anberaumt, weil dieser Tag für die Hin- und Herreise günstiger erschien. Einer Verlegung der Versammlung vom 1. Mai auf einen spätern Tag im Mai, Juni, Juli, etc. durch Verabredung des Ausschusses mit dem Geschäftsführer nach Gründen der Zweckmässigkeit kann vernünftigerweise nichts im Wege stehen und eine statutarische Festsetzung eines andern Tages im Jahr als der 1. Mai kann schon desswegen als völlig entbehrlich erscheinen, weil bei jedem anderen Tage im Jahre ähnliche, in Hindernissen verschiedener Art liegende Motive zu Abweichungen von der Regel eintreten können. Solchen Motiven können selbst positive, in den Zwecken des Vereins liegende Gründe unterliegen, wie z. B. wenn in einer oder der andern Gegend des Landes die Flora oder Fauna zu einer andern Zeit, als gerade im ersten Frühjahr, oder überhaupt um die statutarische Versammlungszeit einen Besuch an Ort und Stelle räthlicher macht. Gegen den September aber würde die Collision mit der Versammmlung der deutschen Naturforscher und Aerzte ein für allemal sprechen.

Ein Anderes ist es mit Veränderung des statutarischen Turnus zwischen den 4 Kreisen des Landes mit Wiederkehr nach Stuttgart je im fünften Jahr. Bei statutarischer Festsetzung dieses Turnus ging man von der loyalen Absicht aus, den allerdings verhältnissmässig zahlreichsten Mitgliedern, welche zu Stuttgart und der nächsten Umgegend wohnen, ebendesswegen weil sie die zahlreichsten sind, auch nicht den Anschein eines Vorrechts vor den auf dem Lande wohnenden Mitgliedern zuzusprechen, vielmehr durch das viermalige Hinauskommen zu Letzteren, denselben die Theilnahme an den Versammlungen zu erleichtern, und auch auf dem Lande mehr und mehr Mitglieder dem Vereine zu gewinnen; eine Rücksicht, welcher der Erfolg auf den bisherigen Versammlungen in den Kreisen des Landes auch stets mehr oder weniger entsprochen hat. Ein Abweichen von der wörtlichen Bestimmung des Turnus zwischen Schwarzwald- Neckar- Jaxt- Donaukreis hat

aber wirklich de facto schon stattgefunden, indem man in den 2 letzten Jahren den Donaukreis vor dem Jaxtkreise gewählt hat, und so möchte auch hier der Satz gültig sein, dass die Generalversammlung, welche den Kreisort je für das künftige Jahr zu wählen hat, nach Gründen der Zweckmässigkeit auch von der nur als Regel festgesetzten Ordnung der org. Bestimmungen abzuweichen die Vollmacht haben müsse. Von einem Turnus aber völlig abzugehen, würde schon aus obigen Gründen, welche die Festsetzung eines Turnus hervorriefen, nicht gerathen erscheinen, obgleich der Antrag dazu von einem auswärtigen Mitgliede ausgeht, — wenn auch nicht noch ein weiterer und zwar ein Hauptgrund darin zu finden sein müsste, dass es ganz in der Richtung der Zwecke des Vereins (§. 1) liegt, durch den Besuch solcher Orte in den 4 Kreisen des Landes, wie sie in dem Beisatz des §. 19 geschildert sind, die „Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes" zu fördern, indem dadurch den einzelnen Mitgliedern Gelegenheit und Veranlassung zu persönlicher Kenntnissnahme der Eigenthümlichkeiten solcher, in naturwissenschaftlicher Rücksicht wichtigen Orte und Gegenden dargeboten wird.

Wenn daher auch in Beziehung auf die Wahl des Ortes die Generalversammlung oder der Ausschuss (letzterer in Beziehung auf die Stellung von Anträgen) nicht an ein pedantisches Festhalten an den Worten des §. 19 gebunden sein kann, sondern Gründe der Zweckmässigkeit den Ausschlag geben müssen, so möchte auch in dieser Beziehung eine Abänderung des §. 19 der org. Bestimmungen entbehrlich erscheinen, um so mehr, als auch von einer abgeänderten statutarischen Bestimmung Abweichungen erlaubt sein müssten, welche sich in Zukunft in ähnlicher Weise und aus ähnlichen Gründen, wie in vorliegendem Fall, aufdringen würden.

Plieninger.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

---

1. Die Armleuchter-Gewächse Württembergs

geordnet und benannt nach Dr. L. Rabenhorst Kryptogamen-Flora Deutschlands, II. Band, 2. Abtheilung. Leipzig, 1847. 8.

Von Georg v. Martens.

I. Nitella Agardh.

N. gracilis Ag. Chara gracilis Smith, Chara tenuissima Braun. II. Auf dem Wege von Freudenstadt nach Reichenbach in den kleinen Wiesengräben, *Braun.*

N. mucronata Rabenhorst, in Württemberg, *Braun.*

N. syncarpa Rab. Chara syncarpa Thuillier. I. Im Dachensee bei Weil dem Dorfe in 6″ bis 2′ Tiefe, *Martens.* IV. In einem kleinen Bache, welcher Opfingen gegenüber in die Iller mündet und im Spindelwager Weiher, eine halbe Stunde vom Roth, Wassertiefe 6″ bis 6′, *Ducke.* Im Schussenursprung-Weiher, ungefähr 6′ unter Wasser, *Valet.*

β. capitata Nees. I. In den Sümpfen der Kräher-Heide bei Stuttgart in 3″ bis 8″ Wasser, *Martens.*

γ. pseudoflexilis Braun. III. Im Blautopf bei Blaubeuren, *Zeller.*

δ. opaca Ag. IV. In der Schussen bei Schussenried, 1′ unter Wasser, *Valet.* Bei Langenargen in einem Altwasser der Argen, 1′ bis 3′ tief, *Martens.*

N. flexilis Ag. Chara flexilis L. I. Bei Untertürkheim, *Closs.* In Teichen bei Ellwangen, *Fröhlich.* IV. Im „warmen Wässerle" bei Ulm und bei Roth, *Valet.*

II. Chara L.

Ch. foetida Braun. I. Im Feuersee bei Stuttgart in 1′ bis 3′ Wasser und in einem Graben bei Canstatt 1′ tief, *Martens.* Im Altwasser des Neckars bei Unter-Ensingen und in Wiesengräben bei Ober-Boihingen, *Lechler.* Bei Tübingen, *Gmelin.* In der Blaulache gegen Kirchentellisfurt, *Schübler.* See bei Oelbronn, *Hiller.* Ingelfingen, *Rampolt.* In der alten Tauber ober und unter der Brücke bei Markelsheim, zwischen Mergentheim und Igersheim in der alten Waag, *Bauer.* Bei Ellwangen, *Rathgeb.* Abtsgmünd, *Rösler.* II. Bei Freudenstadt, *Rösler.* Alpirsbach, *Köstlin.* III. Bei Neresheim, *Fritz.* IV. Ulm bei den Riedhöfen, *Gmelin.* Ehingen im Altwasser der Donau und im Federsee, *Buzorini.* In der Schussen bei Schussenried, 1′ unter Wasser und in Sümpfen bei Biberach, *Valet.*

β. longibracteata Braun. I. Im Altwasser des Neckars bei Berg in 3′ bis 5′ Wasser, *Martens.* IV. In Gräben am Zeller See, 4″ bis 5″ unter Wasser, *Valet.*

γ. brevibracteata Braun. I. Im Altwasser des Neckars bei Unter-Ensingen, *Lechler.*

Ch. hispida L. IV. Im Langenauer Ried, im Schussenursprung-Weiher, 6′ unter Wasser, und im Aulendorfer Riede kaum 6″ unter Wasser, *Valet.* In fliessendem Wasser bei Unter-Dettingen und Arlach an der Iller, 1′ bis 1′ 6″ tief, und auf dem Wurzacher Ried, 2′ bis 3′ tief, *Ducke.*

γ. micracantha Braun. IV. Im warmen Wässerle bei Ulm, *Valet.*

Ch. contraria Braun. IV. In Lachen und Gräben um Roth an der Iller, *Ducke.* In Sümpfen bei Schussenried, 6″ unter Wasser, und in Gräben des Aulendorfer Rieds, 1′ unter Wasser, *Valet.*

Ch. aspera Willdenow. I. Bei Ellwangen, *Frölich.* IV. Im

Spindelwager Weiher, eine halbe Stunde von Roth in 5′ bis 6′ Tiefe und an dem Mühlbach der Horgenmühle bei Kislegg in 1′ Tiefe, *Ducke*.

Ch. fragilis Desvaux. I. In Erdgruben der Canstatter Heide, 6″ bis 2′ tief; in den Sandgruben bei Degerloch 1′ bis 3′ tief, ebenso in einer Lache über Gablenberg, *Martens*. Gegen Neckarrems, *Lechler*. Bei Tübingen am Oesterberg und an der Strasse nach Böblingen in Lachen, *Martens*. Tübingen bei dem Gutleuthaus und an sumpfigen Stellen des Viehweidbergs, *Schübler*. Mergentheim in dem Sumpf bei Edelfingen, *Bauer*. IV. Im warmen Wässerle bei Ulm und in Sümpfen bei Schussenried 4″ bis 5″ unter Wasser und in Gräben am Aulendorfer See kaum 2″ unter Wasser, *Valet*. Um Roth und in der Ach bei Wolfegg in 6″ bis 6′ Wasser, *Ducke*.

β. capillacea Thuillier. I. Ellwangen in Teichen bei Rattstatt, *Frölich*. II. Eine halbe Stunde von Freudenstadt auf Kalkboden, *Rösler*.

γ. Hedwigii Bruzelius. I. In Sümpfen der Canstatter Heide in 1′ bis 2′ Tiefe, *Martens*. IV. In den alten Torfgruben bei Langenau, *Gmelin*. Im warmen Wässerle bei Ulm, in Gräben am Lindenweiher im Unter-Essendorfer Ried in 5′ bis 6′ Wasser, *Valet*. Bei Riedlingen, *Balluf*.

δ. globularis Thuillier. IV. In einem Bache bei Unterdettingen unweit der Iller, *Ducke*.

Caspar Bauhin war 1620 der erste Schriftsteller, welcher eine hieher gehörige Pflanze, die *Chara hispida L.*, erwähnte. Er stellte sie, dem ersten Eindruck folgend, unter die Schachtelhalme (*Equisetum foedidum sub aqua repens. Prodromus* p. 25), und unser trefflicher Pflanzenforscher Bischof behielt noch 1828 eine Annäherung dieser zwei Familien bei.

Fries und Reichenbach erklärten sich für die Stellung der Armleuchter zu den Najaden, Kaulfuss und Bronguiart brachten sie in die Nähe der *Marsileaceen*, Wallroth stellte die Familie, von ihm *Gyrophykea* genannt, 1815 zuerst unter die Algen, und dieser Ansicht traten nun auch Nees von

Esenbeck, von Martius, Agardh, Kützing, A. Braun und Rabenhorst bei.

Für diese letztere Stellung spricht der Mangel an Spiralgefässen und die Fortpflanzung durch zweierlei Bildungen, welche schon weit über einfache Keime vorgeschritten, doch nicht die phänogamische Trennung in Staubbeutel und Fruchtknoten erreichen, daher auch keine Befruchtung stattfindet. Zwar hat sich nach Kützing (*Phycologia generalis* S. 318), Wallroths Angabe, dass auch die rothen Kügelchen der Charen keimen, nicht bestätigt, dagegen stimmt die Keimung der Nüsschen ganz mit derjenigen der Vaucherienfrüchte überein.

Gegen eine Vereinigung mit den Algen spräche ausser dem Oel, welches in den Nüsschen der Charen, aber in keiner andern Alge gefunden worden ist, und der bedeutenden, die aller anderen Algen übersteigende Entwicklung der Frucht vorzüglich auch die Wurzel der Charen. Zwar keimen die Charensporen nach Bischof nur nach oben, ohne den Gegensatz einer nach unten wachsenden Hauptwurzel, aber die unteren Stengelknoten entwickeln statt der Quirle von Zweigen Kreise von Wurzeln, durch welche sich die Pflanze an dem Boden festhält und wohl auch Nahrung aus demselben zieht, wie die höheren Gewächse; indessen ist diese letztere Funktion der Wurzel jedenfalls bei den Charen, wie bei allen untergetauchten Gewächsen, eine sehr untergeordnete, das Festhalten die Hauptsache; die meisten Algen kennen, wie die Flechten, nur dieses letztere Bedürfniss und haben daher statt der Wurzeln blos eine Scheibe, mit welcher sie sich auf eine noch nicht erklärte Weise an Felsen, Schalthieren, Krabben, oder auch an andern Algen ankleben oder ansaugen, andere, wie die *Laminarien* und *Gelidien*, zeigen zwar eine wurzelähnliche Fussbildung, aber was hier Wurzeln scheinen, sind nur Krallen oder Klammern, mit welchen die Pflanze Gerölsteine umfasst und festhält.

Es fehlt jedoch nicht ganz an Algen, welche einen beweglichen Boden zum Standorte wählen, und desshalb den wahren Wurzeln ganz ähnliche Organe entwickeln; diese Erscheinung tritt am auffallendsten bei den *Caulerpen* auf, einer Gruppe der tropischen Meere mit kriechenden blassen Stengeln, welche im

Sande verborgen nach unten stark verästelte weisse Wurzelbündel treiben, nach oben dunkelgrüne Zweige und Blätter, welche auf dem beweglichen Sande gleich den *Caulinien* und *Zosteren* dichte feste Rasen bilden, denen die heftigste Brandung nichts anhaben kann. Die *Vaucherien* endlich wurzeln im Schlamm, wie die Charen, wenn gleich, als niedrigere Bildungen, mit noch unvollkommeneren Wurzeln, so dass im August 1849 ein heftiger Regenguss in wenigen Stunden die ganze üppige Vaucherien-Bevölkerung des Nesenbachs bei Stuttgart mit sich in den Neckar fortriss.

Den Namen Chara hat Vaillant in der Botanik eingeführt, er war wohl längst schon in der Volkssprache der Gallier gebräuchlich, bezeichnete bei Caesar eine Doldenpflanze, wahrscheinlich die wilde gelbe Rübe, *Daucus Curota L.*, und ist auch mit dem Namen des Kümmels, *Carum Carvi L.*, verwandt. Linné's Etymologie χαρά, *Gaudium aquae*, ist, wie er selbst bemerkt, ein blosser Witz. *Nitella*, die kleine Glänzende, von *nitere*, glänzen, ist Agardh's Erfindung.

Die Charen gehören zu den jüngeren Pflanzen, deren fossile Spuren nicht weiter zurückgehen, als die der Säugethiere. Man findet sie in Lehm und Süsswasserkalk der jüngsten Bildungen, gewöhnlich nur ihre Früchte, *Gyrogoniten* genannt. Die meisten dieser fossilen Arten sind noch lebend vorhanden, die untergegangenen, wie *Chara Helicteres*, *Chara Lemani* und *Chara medicaginula Brongniart*, gehörten zu den einfacheren *Nitellen*.

Der grösste Charenforscher, Professor Alexander Braun in Freiburg, hat den Versuch gemacht, eine geographische Uebersicht der Vertheilung der Characeen auf der Erdoberfläche zu geben, allein so dankenswerth dieser geistreiche Versuch ist, so ist doch der erste Gedanke, welchen er erregt, der bei allen Zellenpflanzen wiederkehrende, dass eine solche Uebersicht bei weitem mehr den mangelhaften Stand unserer Kenntnisse, als die wirkliche Verbreitung der Pflanzen schildert.

Professor Braun kannte im Jahr 1839 68 Arten und 30 Abarten, von diesen Abarten sind aber die meisten von andern Schriftstellern als gute Arten aufgestellt worden und die übrigen werden reichlich durch andere bekannt gemachte Arten aufge-

Auch in dieſem Kampfe auf Leben und Tod erſcheint er nicht vereint. Nur der engliſche Adel begriff ſeine Stellung vollkommen. Aber auch nur er vermochte es, mit der Revolution nicht zu transigiren, weil das Meer ihn umgibt. Der deutſche hohe Adel kämpfte getheilt mehr neben als unter der von ihm geſchwächten Kaiſermacht, und als die trübe Fluth endlich ins Bette zurücktrat, ſchwamm er in völlig ausgebildeter Selbſtſtändigkeit oben, während der niedere Adel und mit ihm viele Dynaſtenhäuſer in den Nationalfürſtenthümern leidend und leidlich fortbeſtanden, im weſtlichen Deutſchland aber gewaltſam und zuweilen feindſelig ins Unterthanen-Verhältniß herabgedrückt worden waren. Zu gleicher Zeit war der tapfere zahlreiche Adel Polens als Opfer ſeines bis aufs Aeuſſerſte durchgeführten Syſtems, ſeiner Fortſetzung des Mittelalters gefallen und der ſtrengen Beherrſchung der theilenden Mächte anheimgegeben.

Sogar Napoleons Verſuche, den Adel wiederaufzubauen, in ſein neues Staatsgebäude einzufügen, ſollte den privilegirten Ständen eher ſchaden als nützen. Die Königsgewalt kann wohl aus dem Adel hervorgehen, nicht aber der Adel aus der Königsgewalt allein. Ohne die öffentliche Meinung konnte dieſe Nachahmung des kurz vorher Zerſtörten im Volke nicht wurzeln. Zudem ſpielte mancher deutſche Edelmann am Hofe Jerome's eine nicht eben ehrenvolle Rolle, und ſelbſt der übrige europäiſche Adel wollte dieſen Verſuch der Wiederherſtellung weder billigen noch dankbar dafür ſeyn. Ihm ſchien das Verliehene ein Ausfluß der Eigenmacht im Prinzipe, in der Wirklichkeit zu wenig, dem Volke aber als eine Verletzung des oberſten Grundſatzes der Revolution, aus welcher doch Napoleon hervorgegangen war. Was die Zeit zur Grundlage hat, kann nur durch die Zeit werden.

Die alten Geſchlechter waren überall ſehr zuſammengeſchmolzen, der gröſte Theil des adeligen Beſitzthums ausgekauft, die perſönlichen Abhängigkeiten entriſſen oder im beſten Falle abgelöst, die politiſchen Rechte geſchmälert und gewaltſam geändert, eine Menge neugeſchaffener Orden verlieh perſönlichen Adel. Die Kapitaliſten waren in demſelben Verhältniſſe mächtig, ja übermächtig geworden, in welchem das Grundeigenthum an Werth verloren hatte. Die rühmliche Theilnahme an den Anſtrengungen zu Befreiung Deutſchlands hatten die letzten noch übrigen Kräfte in

wogen, welche von Braun nur als Synonyme aufgeführt werden. In entgegengesetzter Richtung erklärt nun der würdige Verfasser, dass diese 68 Arten meist nur als Unterarten zu betrachten seien und sich auf 24 Hauptarten zurückführen lassen.

So wird der Stand unserer Artenkenntniss, den ich schon früher (Flora von Württemberg, S. IV), als einen Kampf der Producenten und Reducenten bezeichnet habe, bei den Charen dahin festgestellt, dass wir je nach den verschiedenen Ansichten 98, 68 oder 24 Arten besitzen. Diese Klippe umschiffend, wird die mittlere Zahl zum Grunde gelegt, aber nun besitzt das kleine Europa von diesen 68 Arten neununddreissig, also mehr als die Hälfte, aus Asien kennt man acht, von denen fünf diesem Welttheile eigenthümlich sind, aus Afrika siebenzehn, worunter sechs ihm eigenthümliche, aus Australien sechs, alle diesem Welttheil eigenthümlich; Nordamerika hat eilf Arten, wovon fünf ihm eigenthümlich sind, Südamerika zwölf, von denen sieben ihm eigenthümlich sind.

Forscht man nach der Verbreitung der Characeen nach Erdzonen, so findet man die nördlichste (*Nitella flexilis Ag.*) nach Wahlenberg in Lappland, ungefähr unter 66° nördlicher Breite, die südlichste, in Chile, am Kap und in Neuholland, nicht über den 35° südlicher Breite hinaus. Es erreichen sonach die Charen weder den nördlichen, noch den südlichen Polarkreis. Aus der nördlichen gemässigten Zone kennt man vierundvierzig Arten, aus der südlichen nur sechs, eine in Südamerika, zwei am Kap und drei in Neuholland; sechsundzwanzig Arten leben innerhalb der Wendekreise.

Ueber die Höhenverhältnisse der Familie hat man noch fast gar keine Angaben. Ich selbst fand meine tiefste (*Chara aspera γ brachyphylla* Braun) bei Venedig einige Zoll unter dem Spiegel des Meeres, meine höchste (*Chara foetida ε crassicaulis* Schleicher) auf dem *Mont Cenis* dicht bei dem Posthause, welches 6054' über dem Meere liegt, also in der Alpenregion.

Alle Characeen leben völlig untergetaucht und sterben sehr bald, wenn das Wasser sie verlässt, doch ist ihnen ein ziemlich starkes Licht Bedürfniss und man findet sie daher gewöhnlich in sehr geringer Tiefe. In der Regel nimmt mit der Grösse der

Art auch die Tiefe zu, welche ihr am Besten behagt, doch steigen sie nur in sehr hellen, durchsichtigen Gewässern zu bedeutenden Tiefen hinab, wie weit, ist noch unerforscht, und ebenso die Tiefe, in welcher sie keine Früchte mehr entwickeln; im See von Lugano sah ich bei Melide eine Chara in einer Tiefe von etwa zwölf Fuss; nach Braun finden sich in allen Gebirgsseen die Charen oft noch in grosser Tiefe und müssen mit an Stricken befestigten eisernen Rechen emporgezogen werden.

Der Lebensdauer nach sind wohl die meisten Characeen einjährig, wie die meisten Algen überhaupt; in den gemässigten Zonen scheinen die *Nitellen* Frühlingspflanzen, die eigentlichen Charen Sommer- und Herbstpflanzen zu sein, erstere vor, letztere nach der Sonnenwende zu culminiren. Nach Reichenbach wäre *Chara fragilis Desv.* unter den deutschen Arten allein perennirend, Barbieri bemerkt, dass *Nitella ulvoides Bertoloni* im tiefen See von Mantua stets lebend angetroffen wird, während die Charen der seichten Gewässer im Winter absterben, indessen ist nicht zu übersehen, dass diese Art noch nie mit Früchten gefunden wurde, unter welchem Verhältnisse auch andere einjährige Pflanzen ihr Leben fortsetzen, wenn nicht ein gewaltsamer Tod eintritt.

Nach desselben Naturforschers Beobachtungen stockt der Kreislauf in den Zellen der Charen, sobald die Temperatur unter + 5° R. sinkt, die Hitze können sie dagegen gut ertragen, er fand sie in den Reisfeldern auch bei + 33° R. stets frisch und gesund. Nach Dutrochet nimmt der Kreislauf des Saftes in den Charen zu bis zu einer Temperatur von + 27° C., dann wieder ab. Eine Temperatur von + 45° C. (+ 36° R.) tödte die Pflanze. Die Angabe John Daubny's (Frorieps Notizen, 1833, Febr. S. 38), dass in den heissen Quellen von Island Charen in einer Temperatur blühen und Samen tragen, bei welcher ein Ey binnen vier Minuten gar gekocht wird, kann nur ein Mährchen sein.

Die Charen lieben stehendes Wasser, auch trübes, die Nitellen nur helles, auch langsam fliessendes, schnell fliessendes meiden beide. Mehreren Arten behagt ein schwacher Salzgehalt des Wassers, besonders den stachligen, man findet sie daher

häufig in Strandseen, an den Flussmündungen und an den Küsten der Ostsee, dem ächten Meerwasser bleiben sie aber ebenso fremd, wie dem eigentlichen Stromwasser.

Die Vertheilung der Charen in Europa liefert dasselbe Ergebniss, wie die in den Welttheilen, eine Uebersicht der Charenforscher, nicht der Charen selbst.

Von den neununddreissig Arten kommen in Deutschland und der Schweiz dreissig vor, Frankreich hat sechsundzwanzig, Italien sechszehn, Skandinavien dreizehn, die Ostsee acht, Grossbritannien zwölf, Russland fünf, Spanien fünf, Dalmatien drei, Ungarn eine, Griechenland eine.

Unter diesen Umständen gereicht es uns Württembergern nicht sonderlich zur Ehre, dass wir von den dreissig deutschen Arten nur neun aufzählen; zwar kann man zu unserer Entschuldigung anführen, dass unserem an hellen tiefen Gewässern armen Berg- und Hügelland die grösseren Arten des Tieflandes fehlen müssen, indessen sollten sich doch noch einige der andern finden lassen und die Zahl unserer Charen wohl auf die Hälfte aller deutschen gebracht werden können, besonders wenn man diese letzteren mit Rabenhorst nur zu zweiundzwanzig festsetzt.

Die Vertheilung der Charen im Lande selbst ist schon jetzt sehr natürlich, von den neun württembergischen Arten sind sieben in dem wasserreichen Oberschwaben, vorzüglich durch meine trefflichen Freunde, die Herrn Apotheker Ducke in Wolfegg und Valet in Schussenried, gefunden worden, fünf in dem grossen, mannigfachen Gebiet des Unterlandes. Der Schwarzwald hat nur drei Arten, obgleich Braun selbst dort suchte, und von der wasserarmen Alp habe ich nur zwei erhalten können.

Von einem Nutzen der Charen weiss ich nichts zu sagen, es sind egoistische Wesen, die nur sich selbst nützen. Andere Gewächse meidend oder von ihnen gemieden, siedeln sie sich gesellig an freien Stellen der Pfützen, Sümpfen und Weiher an, wo sie Niemanden stören und von Niemand gestört sich behaglich ausbreiten. In grösseren Gewässern ziehen sie sich genügsam auf die Stellen zurück, welche anderen Pflanzen zu tief sind. Man findet sie nie selbst als Parasiten auf anderen Gewächsen, aber auch selten von diesen als Parasiten belästigt,

wovon mir zwei Fälle bekannt sind. Braun erkannte die angeblichen Haare der *Chara capillata Michaux* im Gebiete des Ohio als auf der Hauptpflanze sitzende Conferven und ich fand bei Stuttgart *Gloiotrichia angulosa J. Ag.* in Mehrzahl auf *Chara foetida* Braun.

Auch Wasserthiere fand ich selten in Charengebüschen, während andere Wasserpflanzen oft davon wimmeln, doch erhielt ich von Herrn Apotheker Valet Charen, in welchen *Gammarus Pulex Fabr.*, *Paludina impura Ferussac*, *Cyclas cornea Drap.* und *Cyclas calyculata Drap.*, ja selbst ein junger *Unio batavus Lam.* sich aufgehalten hatten und mit gefangen wurden.

Endlich ist mir auch kein Thier bekannt, welches eine Chara als Nahrung annähme.

Ebenso wenig als sie nützen, schaden aber auch die Characeen andern Organismen. Schwach und einjährig verdrängen sie keine andere Pflanze. Savi und Passerini glaubten zwar die Ursache des eigenthümlichen widrigen Geruchs der kalkhaltigen Charen in einer fetten flüchtigen Substanz gefunden zu haben, welche durch ihren Stickstoffgehalt Aehnlichkeit mit thierischen Substanzen habe und von ihnen *Puterine* genannt wurde, wenn sie aber hierauf gestützt, die Charen für eine der mächtigsten Ursachen der *Malaria* erklären, so widerlegt sich eine solche Hypothese einfach dadurch, dass Gegenden, in welchen die Charen fehlen, dieser Geissel nicht weniger ausgesetzt sind, und Kützing vermuthet, dass der riechende Stoff der Charen, welcher sich bei der Destillation erhält und bei dem Trocknen verliert, sich eher den ätherischen Oelen anreihe.

2. Ueber Hippotherium der Bohnenerze.

Von Quenstedt.

Mit Abbildungen auf Tafel I.

Unter den vielen neuen Säugethier-Geschlechtern, welche seit G. Cuvier besondere Namen empfingen, nimmt das *Hippotherium* von Kaup (Nova acta XVII. pag. 171) oder *Equus primigenius H. v. Meyer* (Nova acta XVI. pag. 448) ohne Zweifel eine der bedeutendsten Stellen ein; denn seine Zähne sind so bestimmt charakterisirt, und sein Vorkommen bei Eppelsheim und in den Bohnenerzen ein so häufiges, dass man die zum jüngern Tertiärgebirge gezählten Ablagerungen nicht unpassend Hippotherienformation nennen könnte. Leider bekommt man durch die 3 Tafeln Abbildungen Meyer's und Kaup's von der Feinheit der Schmelzbildungen keine naturgemässe Vorstellung, aber Bronn hat (Lethaea 43. 11) wenn auch nur einen einzigen Zahn abgebildet, den man gelungen nennen kann, ebenso später Owen (Odontographie Tab. 136 Fig. 3). Diesem Umstande ist es wohl zum Theil zuzuschreiben, dass Herr Prof. Georg Jäger in seinem Werke „über die fossilen Säugethiere Württembergs", worin Alles, was Württemberg an Knochen der Art in neueren Zeiten geliefert hat, mit so emsiger Sorgfalt zusammengestellt ist, gerade über *Hippotherium* noch einige Zweifel hegt. Ja, derjenige Zahn (l. c. p. 25 Tab. V Fig. 68 und 69) aus den Bohnenerzen, welcher das Vorkommen von *Hippotherium* hauptsächlich bestätigen soll, gehört entschieden nicht demselben an, sondern ist ein gemeiner Pferdezahn. Abgesehen davon, dass die Unterenden der Cämentsäcke (l. c.

Tab. IV Fig. 16 und 17) als Schneidezähne eines Schweins oder gar eines neuen Thiergeschlechtes „*Tapiroporcus?*“ angesehen sind!

Leider setzen sich der Bestimmung fossiler Zähne aus unsern schwäbischen Bohnenerzen grössere Schwierigkeiten entgegen, als das andern Orts der Fall zu sein pflegt. Denn dieselben sind nicht blos stark abgeführte Bruchstücke, sondern in den hohlen Schmelzfalten sammelt sich häufig schwarzes erdiges Mangansuperoxyd (unreiner Wad) an, welches die feinern Zeichnungen der Pferde- und Ochsenzähne gern verdeckt. Was sich ausserdem aber von Schmelz erhalten hat, ist vortrefflich, weiss oder mit einem Stich ins Bläuliche, wie der sogenannte Zahntürkis von Simorre, doch ist es mir nicht gelungen, durchs Glühen die Farbe zu erhöhen (siehe Reaumur über Zahntürkis in der Histoire de l'Academ. roy. des sciens. Jahrgang 1715).

Struktur der Zähne von Einhufern.

Die Zähne der Einhufer haben unter allen den complicirtesten Bau, und den Unterschied zwischen Knochen- und Cämentsubstanz, welche vollkommen durch den Schmelz von einander getrennt werden, kann man hier am besten kennen lernen. An den Backenzähnen des

Unterkiefers bildet das Schmelzblech (Fig. 1 a Ansicht von der Wurzelseite eines linken hintern Keimzahns, dessen dritte hintere Säule weggebrochen ist) einen rings geschlossenen Sack, der sich dreimal in nach aussen offene Falten umschlägt (c c c), eine äussere und zwei innere. In die Falten dringt das Cäment ein, daher nennt man sie am passendsten Cämentfalten. Der Schmelzsack wird von der Knochensubstanz erfüllt, er ist daher an der Wurzelseite offen, an der Kronenseite dagegen hügelig geschlossen (Fig. 1 b). Diese Hügel nennt Cuvier nicht ganz unpassend „*croissans*“, Halbmonde. Sind dieselben noch nicht zum Kauen gekommen, so ragen sie nur wenig aus der Cämentsubstanz heraus, sprengt man letztere jedoch weg, wie in unserer Fig. 1 b geschehen, so sieht man deutlich die offenen Stellen c c c, wo sich die drei Cämentfalten einsenken. Aber gleich mit dem ersten Abkauen verschwinden die Hügel, und die beiden

innern Cämentfalten nehmen dann eine kreuzförmige Gestalt an (Fig. 2 von Eppelsheim), während die äussere immer Vförmig bleibt. Flachere Cämentbuchten sind noch mehrere vorhanden. Die Backenzähne des

Oberkiefers sind zwar breiter und complicirter, doch bildet auch hier wieder das äussere Schmelzblech einen rings geschlossenen, nur auf der Wurzelseite offenen Sack (Fig. 14 b), darin stehen gleichfalls drei wurstförmige Hübel, aber der innerrandliche s gehört einer aussen offenen Cämentfalte zu, die beiden centralen sind dagegen die untern Enden von zwei rings geschlossenen Cämentsäcken s s. Diese Cämentsäcke zeigen sich auf der Kaufläche (Fig. 14 a) als zwei nach aussen concave Halbmonde. Denkt man sich also einen faltigen Sack zweimal von seiner geschlossenen Seite in sich zurückgestülpt, so hat man die richtige Vorstellung von der Form des Schmelzbleches.

Es ist nun ein allgemeines Gesetz, dass die weichere Cämentsubstanz das Schmelzblech mit seinen Säcken und Falten nur von Oben und Aussen bedeckt, sie sammelt sich hauptsächlich in der Oberregion des Zahnes, und wo die Fugen nicht alle ausgefüllt werden können, setzen sich Reste von Speise fest. Niemals dringt Cäment durch den Schmelz zur Innenseite. Die Cämentsäcke können namentlich im Alter zusammenfliessen (Fig. 14 a), sie können sich mit der äussern Cämentfalte verbinden (Fig. 13 a) oder sonst an Stellen nach Aussen münden, dann hängen die Cämentfugen zwar unter sich mehr zusammen, aber unbeschadet des allgemeinen Gesetzes. Dagegen dringt die Knochensubstanz nur von unten ein, ist also durch den noch nicht abgekauten Schmelz wie bei einfachen Zähnen gänzlich von der Luft abgeschlossen. Dem Schmelzbleche entlang ist die Knochensubstanz entschieden härter, als weiter hinein, wo die Knochenmasse in Beziehung auf Härte und Farbe cämentartig aussieht. Dieser innere Theil ist unten am Wurzelende hohl, hier finden sich fünf Löcher, zwei paarige und ein unpaariges, welche den sogenannten fünf Halbmonden entsprechen (Fig. 14 b). Mit dem Alter der Zähne nimmt die Knochenmasse unten zu, der Schmelzsack schliesst sich förmlich (Fig. 15) durch eine quer darüber gelagerte

Knochenplatte, an deren Ecken die Wurzeln herausschiessen. Bricht man die Wurzelspitzen ab, so lassen sich darunter die Löcher zu den fünf Abtheilungen des Knochensackes verfolgen.

Unterschied zwischen den Backenzähnen des Pferdes und Hippotheriums.

Fig. 25 habe ich den rechten Backenzahn eines fossilen Pferdes aus den Bohnerzen abgebildet. Im Allgemeinen sind die Theile des Schmelzbleches, welche der Längsrichtung des Oberkiefers folgen, dicker und stärker, als die Theile schiefer Richtung. Damit letztere dünnen Theile an Tragkraft gewinnen, schlagen sie sich zu Falten, die um so stärker gekrümmt sind, je feiner das Schmelzblech an einzelnen Stellen wird. Besonders verstärkt sich die Vorder- und Hinterseite der Cämentsäcke durch solche Falten. Auch gerade an derjenigen Stelle, wo die Wand des Cämentsinus c am dünnsten wird, schlägt sich eine lange Secundärfalte heraus. Mit dem Alter des Zahnes nehmen die secundären Schlängelungen der Falten bedeutend ab, zuletzt bleiben nur wenig gekrümmte Linien über. Der Hauptunterschied jedoch, welchen schon H. v. Meyer hervorhebt, besteht in dem fünften Halbmonde h, der nur einen Schleif am Knochensacke bildet und beim Pferde niemals sich ganz davon abtrennt.

Es muss auffallen, dass solche gemeinen, aber wirklich fossilen Pferdszähne zusammen mit Hippotherium in den Bohnenerzen der Alp vorkommen. Nicht nur unser, sondern auch der von Jäger (foss. Säugeth. Tab. V Fig. 68 u. 69) abgebildete linke Backenzahn des Oberkiefers beweist dies. Der unsrige stammt noch aus der Schübler'schen Sammlung und soll sich in den Bohnenerzen von Tuttlingen gefunden haben, dem Ansehen nach stimmt er jedoch besser mit den Vorkommnissen bei Salmendingen, südlich Tübingen. Aus den Dimensionen eines solchen Zahns aber herausbringen zu wollen, ob es Pferd, Esel oder Quagga sei, scheinen mir Unternehmungen ohne alle Sicherheit, wenn uns die andern Kennzeichen verlassen. Jedenfalls hat er aber eine Grösse, wie man sie bei Hippotherium niemals beobachtet hat.

Die **Hippotheriumszähne** anlangend, so unterscheiden sich die des Unterkiefers nur wenig: die bis jetzt vorhandenen Zeichnungen lassen gar kein sicheres Urtheil zu. Vergleichen wir jedoch unsere Fig. 4, einem mittlern Zahn von Eppelsheim angehörend, mit Fig. 5 eines Pferdes vom Siveckenberge bei Quedlinburg, wo er in Spalten des Muschelkalkgypses mit Mammuthsresten zusammen vorkommt, so sehen wir nicht nur die äussere Vförmige Cämentfalte beim Hippotherium ganz anders gefaltet, sondern auch die innern Cämentfalten haben feine Schmelzzähne, welche man beim Pferde niemals findet. Uebersieht man kleinere Differenzen nicht, so findet sich z. B. in der äussern Cämentfalte des Vorderzahns Fig. 3 eine weit hinausragende schmale Secundärfalte, die man beim Pferde vergeblich in dieser Ausbildung sucht, auch H. v. **Meyer** l. c. Tab. 31 Fig. 19 hat sie gezeichnet, **Kaup** jedoch nicht. Anderer feiner Verschiedenheiten nicht zu erwähnen, die unsere Zeichnungen getreulich wieder geben, kommen wir zu den

Oberkieferzähnen. Hier ist nun erstens die vollkommenste Trennung des innern Knochensackes (Fig. 14 b h) zu finden, nur ganz unten auf der Wurzel vereinigt sich diese lange Röhre mit dem übrigen Theile des Knochensackes, was man leicht sieht, wenn man den Sack von der Wurzelseite her frei macht (Fig. 14 b bei s). Als Folge davon kann sich die Cämentfalte dahinter nicht so bestimmt ausbilden, es schlagen sich hier 2—3 Secundärfalten hinaus (Fig. 11—14), so dass diese dünne Schmelzplatte ebenso kraus wird, als die Vorder- und Hinterwand der beiden Cämentsäcke. Die Falten sind an den dünnen Theilen des Schmelzblechs in ähnlicher Bestimmtheit ausgebildet, als bei den Loben der Ammoniten, nur treten über ihre Deutung leicht Täuschungen ein, wenn die Cämentsäcke in einander fliessen. Der einfachste und gewöhnlichste Fall ist Fig. 12, wo die Cämentsäcke s s rings abgeschlossen sind und ihre innern Wände sich nicht berühren. In Fig. 11 findet dagegen in einem Punkte eine solche Annäherung (rechts) statt, dass die Schmelzbleche sich gegenseitig die Arme reichen und man von der obern Cämentfläche in die untere mittelst eines schmalen, gekrümmten Weges gelangen kann. In Fig. 14 a ist die Trennung schon weiter

vorgerückt und ausserdem verbindet sich der untere Cämentsack durch einen schmalen Weg mit dem äussern Cäment, allein die Wände beiderseits zu dem Knochensacke hin sind um so stärker, damit ja keine Vermischung beider stattfinde. In Fig. 13 a sind beide Cämentsäcke zwar von einander getrennt, aber der untere reicht durch einen breiten Weg an die äussere Wand des Schmelzsackes heran. Rechts von diesem Wege ist die Wand sehr dick, links dagegen schlägt sich eine tiefe Falte hinaus. Eine zweite Merkwürdigkeit an demselben Zahne ist die Verbindung der innern Cämentfalte mit dem obern Cämentsack, aber auch hier legen sich immer verstärkte Wände zwischen Cäment- und Knochensubstanz. Mit der Dünne der Cämentwände hängt auch die Form der Kaufläche zusammen, an dünnen Stellen wurde sie leichter quer gefurcht, als beim Pferde. Darin finden die stark vorragenden Spitzen in Fig. 13 b ihren Erklärungsgrund.

So lange man ganze Zähne zu untersuchen hat, ist die Deutung keiner besondern Schwierigkeit unterworfen. Indess bei verbrochenen kommt leicht die Gefahr von Missdeutungen. Fig. 16 ist ein solcher Zahn des rechten Oberkiefer; erst durch die sorgfältigste Reinigung kam ich zu der Ueberzeugung, welche in der Zeichnung niedergelegt ist. Ich hielt ihn vielmehr lange für einen Meyer'schen *Asinus primigenius*. Allein es fehlt nur die äussere und vordere Wand des Schmelzbleches vom Knochensack. Daher treten die äussern Wände der Cämentsäcke als scheinbare Gränze des Zahnes auf, und unten die Falten des untern Cämentsacks. Es könnte sich hier auch ereignen, dass noch ein dritter kleiner secundärer Cämentsack sich vom untern links oben abtrennte.

Die Bruchstücke der Bohnenerze.

Man muss bei der Reinigung derselben sorgfältig verfahren und zu gleicher Zeit sich genaue Kenntniss von den Unterschieden der drei Substanzen zu verschaffen suchen:

1) Die Schmelzsubstanz ist am härtesten, zeigt auf frischen Bruch eine feine Faser, welche von aussen oben schief nach unten und innen geht.

Anſpruch genommen. Alle Begriffe waren verwirrt; Stifter und Ritterorden, jene nothwendigen Verſorgungsanſtalten für Nachgeborne, waren überall inkamerirt; alle einträglichen Vorzugsrechte verſchwunden, aber alle läſtigen geblieben. Was Wunder, wenn zur Zeit des Wiener Congreſſes mancher Edelmann umher reiste, wie einſt Giovanni da Procida, um Feinde wider eine Ordnung der Dinge zu werben, welche ihm unerträglich ſcheinen mußte?

Einſchränkungen und Sparſamkeit, wie ſo böſe Zeiten ſie nothwendig machen, wurde eine weitere Urſache der Verminderung des altbergebrachten Uebergewichts. Ein verarmter Edelmann ſchleppt ſeinen Namen mehr nach, als er ihn trägt; denn das Volk pflegt von jeher den Begriff von Unabhängigkeit und ſtandesmäßigem Aufwande an den einer geſellſchaftlichen Ueberſtellung zu knüpfen.

Vorzüglich ſchadete die Nothwendigkeit, den Ertrag der Güter möglichſt zu ſteigern, und die hieraus hervorgehende Verwandlung der Bauern-Lehngüter und Erbpachte in Zeitpacht; denn ein Zeitpächter ſteht als Mit-Contrahent auf dem Fuſe der Gleichheit mit dem Pachtherrn, nicht aber der Grundhold; dieſem muß der Edelmann ein gnädiger Herr ſeyn, wenn jener ſoll beſtehen können. Auch wurde mancher Ausfluß reiner Herzensgüte und Menſchlichkeit durch Nachläſſigkeit der Herren und ſachwalteriſche Künſte von Seiten der Anwalte der Hinterſaſſen von dieſen als Recht angeſprochen, und was zu Dankbarkeit und Anhänglichkeit hätte führen ſollen, erzeugte Rechtsſtreite, Erbitterung und häufig Ueberſiedelung der grundherrlichen Familien in Städte.

Somit änderte ſich Alles, und zwar durchgängig zum Nachtheile des Adels; der alte Lehnsdienſt auswärts mit beſondern Rechten und Pflichten, der Einfluß auf die Maſſen durch Patrimonial-Jurisdiction, Grundherrlichkeit, Patronat, die beinahe erbliche oder doch zwiſchen wenigen Familien wechſelnde Bekleidung gewiſſer Hof- und Landesſtellen. Ein Vorrecht nach dem andern wurde von dem aufmerkſameren, thätigeren, reicheren Bürgerſtande in Beſitz genommen. Schon vor dem Beginne der franzöſiſchen Revolution hatte die letzte Spur des ſo wichtigen äußern Unterſchieds aufgehört. Das Tragen langer Haare und der Waffen hatte den Adel noch ausgezeichnet, und ihn hatte der höhere Bürgerſtand

2) Die Cämentsubstanz hat dagegen ein erdiges Gefüge, ist am weichsten und lässt sich mit dem Arbeitsinstrumente (am besten einer Stahlnadel) am leichtesten wegschaffen.

3) Die Knochensubstanz steht in der Mitte von beiden. Ein Theil sieht dem Schmelz nicht unähnlich, hat aber keinen faserigen, sondern opalartigen Bruch. Dieser harte Theil folgt allen Schlingungen des Knochensackes, allein wo er sich auf die Schmelzplatte auflegt, ist eine dünne cämentartige Schichte, noch dicker und ebenso beschaffen ist die Knochenmasse im Innersten des Sackes. Man muss sich daher wohl in Acht nehmen, diese opalartige Knochenschichte nicht mit Schmelzsubstanz zu verwechseln. Was oft eine sehr genaue Untersuchung verlangt.

Auf diese Weise vorbereitet, sind wir in den Stand gesetzt, die unbedeutendsten Bruchstücke zu deuten:

Der hinterste Backenzahn des linken Unterkiefers Fig. 6 a von oben, Fig. 6 b von aussen, Fig. 6 c von innen, von Jäger l. c. Tab. V Fig. 66 u. 67 bereits, aber nicht ganz getreu abgebildet. Unserer ist nicht durch den Spiegel gezeichnet. Er zeigt eine theilweis kastanienbraune Farbe. Die drei Pfeiler auf der Aussenseite, welche auf der Innenseite durch drei Furchen sich in sechs spalten, namentlich auch die starke Krümmung nach hinten und aussen lassen über die richtige Deutung keinen Zweifel über. Die Länge stimmt mit den Eppelsheimern, dagegen ist er auffallend schmäler, wie der Verlauf des Schmelzbleches zeigt. Zu weiterer Vergleichung habe ich Fig. 18 die hintere Hälfte eines andern hinzugefügt, der sogar noch ein wenig schmaler ist und im hintern dritten Pfeiler noch eine gut ausgebildete Cämentfalte hat, die man in Fig. 6 a nicht in gleicher Ausbildung vermuthen würde. Auch Fig. 19 die zwei vordern Pfeiler eines dritten gleichen Zahnes sind nur ein weniges breiter. Wegen ihrer Schmalheit könnte man sie für Milchzähne halten wollen, allein zur Entscheidung dieser Frage steht mir nicht genug Material zu Gebote.

Der vorderste Backenzahn des linken Unterkiefers (wenn man den kleinen frühzeitig ausfallenden nicht zählt) Fig. 3 von Eppelsheim, Fig. 8 u. 9 aus dem Bohnenerz. Die Grösse und Entfernung der hintern innern Cämentfalte vom Hinter-

rande in Verbindung mit der dreiseitigen Form lässt über die Deutung keinen Zweifel über. Dann ist aber auch unser Bruchstück Fig. 9 die innere Wand eines solchen Zahnes mit der hintern innern Cämentfalte, die auffallend gut mit der von Eppelsheim stimmt. Ihre innere Längsleiste ist fein gekerbt, was beim Pferde niemals vorkommt. Der untere Winkel der Cämentfalte schliesst sich so eng an die innere Wand des Knochensackes, dass die Cämentsackwand sich bereits nach aussen gekehrt hat und nicht mehr in sich zurückgeht. Der Bohnenerzzahn ist länger als der Eppelsheimer, bei gleicher Breite. Diese grössere Länge entsteht blos in Folge des längern Vordertheiles, was aus Fig. 8 folgt, woran man denselben weiter verfolgen kann. Ueberdies zeigt der Zahn noch eine kleine Abnormität, indem die mittlere innere Knochenfalte sich zu einem Sack abschliesst und eine Cämentplatte quer von der innern zur äussern Seite geht.

Mittlere Zähne des Unterkiefers, Fig. 7 a bis c, Fig. 10. Wenn es schon bei Individuen gleicher Grösse schwer ist, den einzelnen Zähnen ihre richtige Stellung anzuweisen, so ist es bei solchen verschiedener Grösse geradezu unmöglich. Jäger's l. c. Tab. IV Fig. 5 u. 6 gehört hier hin, die andern Unterkieferzähne, namentlich Tab. V Fig. 63 u. 64, Tab. IX Fig. 51 u. 55, Tab. X Fig. 42 sind gewöhnliche Pferdszähne und zum grossen Theil nicht einmal fossil.

Fig. 7 a bis c gehört der linken Seite an, die grosse untere innere Cämentfalte zeigt deutliche Kerbungen, wie die Eppelsheimer Fig. 4, obgleich der Zahn schon sehr tief abgekaut ist, wie Fig. 7 b von der äussern und Fig. 7 c von der innern Seite zeigt. Uebrigens ist er viel schmaler als

Fig. 22 von der linken Seite, den man wohl für einen Pferdszahn halten könnte schon wegen der Dicke des Schmelzbleches. Indess ist auch hier zu viel Faltung vorhanden.

Fig. 20 u. 21 zeigen, wie bedeutend diese Faltungen werden können. Es sind zwei Pfeiler der Innenseite, welche ausserordentlich unserm Musterexemplar Fig. 4 von Eppelsheim gleichen und wie dieses ebenfalls der linken Seite angehören.

Fig. 10 ist zwar ein sehr abgeriebenes Geschiebe, aber man kann wenigstens nicht zweifeln, dass es die vier Cämentfalten

des Unterkieferzahnes eines Einhufer sind, welche in der Mitte zusammenstossen. Die Dicke der Falten spricht entschieden für das gemeine Pferd.

Die Backenzähne des Oberkiefers kommen zwar nur selten ganz vor, desto öfter finden sich Bruchstücke, und schon diese reichen hin, alle Zweifel zu beseitigen. Auch Jäger's Tab. IV Fig. 1 u. 3 u. Tab. IX Fig. 50 gehören dem Hippotherium an.

Fig. 26 a b ist ein ziemlich vollständiger Zahn von der linken Seite, man kann das schon an dem hintern Cämentsacke sehen, der mit seiner vordern Spitze weiter nach aussen reicht als der andere. Dieselbe correspondirt stets der mittlern Leiste auf der Aussenseite des Knochensackes. Die Faltung der Cämentsäcke ist so stark, dass die Spitzen der Falten fast die äussere dicke Wand des Cämentsackes erreichen. In Fig. 26 b habe ich auch die Unterseite des Zahnes frei gemacht: die zwei nach aussen concaven grossen Würste gehören den Unterenden der Cämentsäcke, der kleine nach innen gekrümmte dem sogenannten fünften Halbmonde an. Man sieht, dass letzterer unten auf einer Seite sich mehrere Linien hinauf schliesst, es muss also die in diesem fünften Halbmonde enthaltene Knochensubstanz mit der Knochensubstanz des neben ihm folgenden Knochensackes bei der letzten Abnutzung des Zahnes in Verbindung stehen.

Fig. 28 ist ein ganz kurzer Stummel mit zwei vollständigen Cämentsäcken ebenfalls von einem linken Zahne.

Fig. 27 ist ein Stück von der rechten Seite. Jäger l. c. Tab. IV Fig. 3 scheint dasselbe schon abgebildet zu haben, aber dann nicht ganz richtig. Es ist ein ganz kurzer Stumpf, daher sind auch die beiden Cämentsäcke bereits in einander geflossen. Da, wo sich die innern Wände den Arm reichen, erhebt sich ein Lobus, der mit dem Bauchlobus mancher Ammoniten täuschend übereinstimmt. Von dem innern Cylinder (fünften Halbmonde) ist nur die Hinterwand vorhanden, auf der noch etwas Knochensubstanz klebt. Der nach vorn geschlossene Sinus dahinter enthält Cämentsubstanz. Der Zahn ist also in das Stadium getreten, wo die Knochensubstanz des Cylinders mit der übrigen Knochensubstanz bereits verbunden war. Die punktirten Linien sollen andeuten, wie man sich die Sache zu ergänzen hat.

Wenn man die Kaufläche undeutlich sieht, so darf man die Stücke nur anschleifen und die Linien treten hervor wie die Loben von Ammoniten. Fig. 23 ist ein vollständiger Cämentsack mit einem Stück der äussern Wand des Knochensackes. Zur Vergleichung habe ich Fig. 24 einen fossilen Cämentsack des Pferdes von der gleichen Lagerstätte und ganz von derselben mineralischen Beschaffenheit abgebildet. Der Mangel an Faltung und die bedeutendere Grösse springt sogleich in die Augen, so dass auch an Bruchstücken die Existenz des gemeinen Pferdes neben Hippotherium leicht nachgewiesen werden kann. Siehe auch in dieser Beziehung Fig. 10.

Die Bruchstücke haben für das Studium auch einen Nutzen. Man wird nämlich durch sie leicht in den Stand gesetzt, den innern Bau der Schmelzfalten zu studiren. Namentlich zierlich sind in dieser Beziehung die Cämentfalten der Unterkieferzähne und die Cämentsäcke der Zähne des Oberkiefers. Gewöhnlich sind sie noch mit einem Theil der Knochensubstanz bedeckt, diese kann man aber leicht mit der Nadel lostrennen und das Schmelzblech tritt dann mit seinen Längsfalten hervor.

Fig. 40 a bis d ist die kleine Cämentfalte, welche der dritten innern des hintersten untern Backenzahn entspricht, in zwei Seitenansichten gegeben. Die Hauptlängenstreifen fallen zwar mit den Falten zusammen, indess sind ausserdem noch viele feinere Streifungen zu sehen, die auf der Kaufläche keinen sehr merklichen Eindruck erzeugen können. Das Unterende zeigt zwischen den Streifen eine Neigung zu ganz schwachen Anschwellungen.

Fig. 29 a stellt dagegen einen Cämentsack der Oberkieferzähne von der Innenseite dar, hieran sind die Streifen besonders in den Falten ausserordentlich tief. Die darüber stehende Ansicht Fig. 29 b von der Unterseite macht die Stellung klar.

Fig. 42 stellt einen andern Cämentsack mehr von der Aussenseite dar.

Fig. 41 a bis c habe ich den sogenannten Schweinszahn Jäger's (l. c. Tab. IV Fig. 16 u. 17) in verkehrter Stellung abgebildet. Schon der Schlitz im Schmelz (Fig. 41 a) zeigt, dass es kein Schneidezahn sein kann. Es ist vielmehr eine Cämentfalte vom Unterkieferzahn eines Pferdes, obgleich die Form etwas Ungewöhnliches hat.

Verwandtschaften mit Elasmotherium.

Schon Cuvier hat auf die Verwandtschaft der Zähne des Elasmotheriums mit denen der Pferde aufmerksam gemacht, dieselbe wird durch die Kenntniss des Hippotherium noch schlagender. Betrachten wir den linken Unterkieferzahn in Cuvier's Rech. sur les oss. foss. I. pag. 98 Fig. 6, welche auch in Bronn's Lethaea Tab. 46 Fig. 11 b abgebildet ist, so dringen auf der Innenseite ebenfalls zwei Cämentfalten ein, die hintere grössere wie bei den Einhufern mehr symmetrisch als die vordere. Man sieht es den Abbildungen an, dass sie gerade nicht auf besondere Treue Anspruch machen können, es dürfte sich daher an den Naturexemplaren noch grössere Aehnlichkeit herausstellen. So wie die Sachen jetzt stehen, muss man das Elasmotherium entschieden für einen Einhufer halten, wofür bekanntlich auch die lange Cylinderform der Zähne spricht.

Kommt der Elephant mit Hippotherium zusammen in den Bohnenerzen vor?

Herr Professor Jäger (l. c. pag. 26 Tab. 1—3) hat die Frage bejahend beantwortet, wagt sich jedoch über die Species nicht sicher auszusprechen. Da die Sache von Bedeutung für die Bestimmung des Alters der Bohnenerze ist, so mache ich folgende Bemerkungen:

Der Bau der Elephantenzähne, den man bei den verschiedensten Schriftstellern, selbst Cuvier nicht ausgenommen, nicht klar, öfter sogar unrichtig dargestellt findet (Owen Odontographie Tab. 146 Fig. 6 ist gut), ist einfach dieser:

Ein selten Liniendicke erreichendes Schmelzblech macht einen continuirlich zusammenhängenden hohen Faltenschlag (Fig. 33), diejenige Falte, welche sich oben hinum krümmt, ist auf beiden Seiten geschlossen, sie bildet den Knochensack; die andere dagegen, welche sich unten hinum krümmt, ist umgekehrt längs der Seiten offen und bildet nur unten ein kurzes, zu den Seiten geschlossenes Säckchen, welches tiefer hinab reicht als der Seitenschmelz der Knochensäcke, es ist das Cämentsäckchen mit seinem darüber liegenden Cämentschlitz. Wie bei den Pferdszähnen, so senkt sich auch hier die Cämentsubstanz blos von

oben hinab in die kurzen Säcke und langen Spalten, während die Knochensubstanz von unten hinauf in die hohen comprimirten „Schmelzbüchsen" steigt, und nachdem diese erfüllt sind, sich als Wurzel weit über das Schmelzblech nach unten verzweigt. Nimmt man die Knochensubstanz unten mit dem Messer weg, so treten wie bei Pferdszähnen die Unterenden der Cämentsäcke mit feingeknoteter Kante hervor, sie sind aber nicht fingerförmig geschlitzt, wie die Oberseite der Knochensäcke. Auch aus Leibnitz Protogaea Tab. 12 wird die Verbindung der einzelnen Knochensäcke am Unterende schon recht klar, nur dass hier noch der Schmelz nicht blossgelegt ist, sondern die Knochensubstanz das ganze Unterende überzieht. Bei tief abgekauten Zähnen schliessen daher die Schmelzrhomben auf der Kaufläche nicht Knochen-, sondern Cämentsubstanz ein, weil zuletzt Cämentsäcke an die Reihe kommen müssen.

Wenn also der Schmelz der Elephantenzähne eine zusammenhängende, nur sehr tiefgespaltene Platte bildet, so leuchtet die vollkommene Analogie mit den Zähnen von Dinotherium und Mastodon sogleich ein, nur dass diese nicht so tiefgefaltet sind, wesshalb auch keine Cämentsubstanz nöthig war. Würden die Cämentsäcke beim Pferde in einander fliessen und zugleich vorn und hinten nach aussen den Knochensack durchbrechen, so beständen die Pferdszähne ebenfalls aus zwei Knochensäcken, die durch einen tiefen Cämentschlitz von einander getrennt wären, die aber statt der Querstellung, wie beim Elephanten, eine Längsstellung einnähmen.

Tilesius sagt daher mit Recht von den Elephantenzähnen: *„quales in nullo alio animalium genere inveniuntur."* Zwar führt Cuvier als Gegenbild die Zähne von *Hypudaeus*, *Lepus* und *Hydrochoerus* an. Allein bei *Hypudaeus* ist der Schmelz nur seitlich längs des Zahnes gefaltet, und hängt in der Mitte auf der Kaufläche zusammen, und bei *Hydrochoerus*, dessen hinterster oberer Backenzahn allerdings eine ganz ähnliche Kaufläche als *Elephas* zeigt, sind die einzelnen Knochenstücke mehr selbständig, hängen namentlich unten nicht durch eine Schmelzbrücke (Cämentsack) zusammen, sondern sind nur durch sehr poröse Cämentsubstanz aneinandergekettet. Das musste aber

auch sein! Denn auch die Backenzähne dieser Nagethiere wachsen wie ihre Schneidezähne lange ins Unbestimmte fort, der Schmelz ist auf der Kaufläche dick, am Wurzelende lamellös dünn, und muss daher, soll dieses Fortwachsen stattfinden können, am Wurzelende die Umrisse der Kaufläche haben, wenigstens können die Schmelzbleche nicht durch Schmelzbrücken mit einander verbunden sein. Das setzt also eine ganz andere Anordnung der den Zahnschmelz bildenden Organe voraus. Man darf daher die Haasenzähne nur am Wurzelende untersuchen, und gewahrt sogleich dass die von der Innenseite eingeschlagene schmale Falte zwar innerlich gekerbt ist, aber die äussere Schmelzwand bei weitem nicht erreicht, wie man an der Kaufläche glauben könnte, was denn auch durch Anschleifen der Kaufläche bestätigt wird.

Im Allgemeinen ist es sehr schwer an einer Schmelzplatte des Elephantenzahnes die Seiten von einander zu unterscheiden wo die Knochen- und wo die Cämentsubstanz lag. Doch pflegt die Cämentsubstanz rauher zu sein. Beide Seiten sind mit unregelmässigen Längsfurchen bedeckt. Eine solche Schmelzplatte ist Fig. 30 a b dargestellt. Es lässt sich kein wesentlicher Unterschied auffinden, als etwa der, dass die Platten etwas dicker sind, als die des *Elephas primigenius*, und sich in sofern mehr dem lebenden Indischen und Africanischen Elephanten nähern. Allein da alle Stücke stark abgerieben sind, so mag es sein, dass vorzugsweise nur die kräftigern und gesunden Platten sich erhielten, während die schwächern zu Grunde gingen.

Es ist jedenfalls eine ungewöhnliche Erscheinung, dass mit *Hypotherium* zusammen in den Bohnenerzen nicht nur das gewöhnliche Pferd, sondern selbst Reste von Mammuth vorkommen. Soll man annehmen, diese Thiere haben gleichzeitig mit einander gelebt? oder sie gehören verschiedenen Zeitaltern an; und seien nur dort zusammen geschwemmt?

Diese Fragen zu beleuchten, müssen wir einen Blick auf die Haupterfunde der Bohnenerze der Alp werfen. Es kommen darin folgende wichtige Thiere vor:

1. *Dorcatherium Naui Kaup.* Bronn's Jahrbuch 1833 pag. 419 gleich *Palaeomeryx Scheuchzeri v. Mey.*

Das Thier war kaum grösser als das Reh, und ist schon von Cuvier (Recherch. sur les ors. IV. Tab. 8, Fig. 5 u. 6) als *Cervus capreolus aurelianensis* aus dem Süsswasserkalke von Montabusard abgebildet. Später fand es Kaup in der Hippotherienformation von Eppelsheim, und H. v. Meyer zeigte seine grosse Vorbereitungsphäre nach, von der Molasse und Braunkohlenformation der Schweiz über Mösskirch, Günzburg weg bis zu dem Süsswasserkalk von Weisenau bei Mainz. Jäger hat davon die Zähne (l. c. Tab. X, Fig. 52 u. 53) aus den Bohnenerzen aufgewiesen und einer Hirschart von Grösse des Rehes zugeschrieben. Später ist in diesen Jahresheften (I. pag. 152) die hinten verbrochene Hälfte eines Unterkiefers mit sechs Zähnen aus dem Süsswasserkalke von Steinheim abgebildet, den wahrscheinlich H. v. Meyer selbst als *Palaeomeryx Scheuchzeri* bestimmt hat. Durch die neuern Aufschlüsse in den Süsswasserkalken von Ulm haben sich wiederholentlich Zähne genau von der gleichen Grösse gezeigt. Man darf daher wohl mit Recht diesen kleinen Wiederkäuer als einen Hauptrepräsentanten der jüngern Tertiärformation ansehen. Freilich hat er viele Namen bekommen! Ich habe Naturexemplare von Eppelsheim mit solchen aus den Bohnerzen und von Ulm verglichen und kann nicht den geringsten Unterschied finden. Was es mit den 7 Backenzähnen für eine Bedeutung habe ist noch nicht entschieden. Jedenfalls sehen die Zähne des Unterkiefers, wenn man von kleinen Randwülsten absieht, auffallend rehartig aus. Der wahre *Palaeomeryx* Meyer's von Georgsgmünd verhält sich dagegen mit seinen Backenzähnen etwas anders: die Schmelzkrone ist viel niedriger, namentlich sind die beiden Säcke zwischen je zwei parallelen Halbmonden viel offener, weiter und kürzer, ihr Boden liegt dem Auge offen da; während man bei hirschartigen Thieren ihn erst bei tiefer Abkauung sieht. Im Süsswasserkalk von Ulm kommt ebenfalls ein wahrer *Palaeomeryx* vor, ein oberer Backenzahn mit 4 Halbmonden, Fig. 32 a—c, ist kaum 6 Linien breit und reichlich 4 Linien lang. Die Spitzen der Halbmonde sind kaum angekaut und der Schmelz erreicht doch nur 3 Linien Höhe. Den Dimensionen nach zu schliessen gehören die drei Vorderzähne des linken Unterkiefer, Fig. 31 a b, demselben Thiere

an, auch sie sind kaum angekaut, daher ist die Aussenansicht dreispitzig, auf der Spitze keine und dahinter 2 Furchen, ebenso der zweite. Das ist durchaus Rehcharakter; der dritte hat vor und hinter der Innenseite schlagen sich aber Furchen ein: der erste, vor der Hauptspitze zwei Furchen. Auch die Zahnlücke vorn ist so gross als beim Reh. Besonders ist noch hervorzuheben, dass der Charakter dieser Zähne nicht mit Moschus stimmt. Fand sich im Oerlinger Thal bei Ulm.

2. *Rhinoceros incisivus Cuv.* Zwar lassen die Bruchstücke nicht immer sichere Bestimmung zu, allein das Thal zwischen den beiden Querjochen der Oberkieferzähne reicht weiter hinab als bei den diluvianischen Rhinocerosen, auch haben sie einen ausgezeichneten Schmelzkragen. Ganz entscheidend jedoch sind die Schneidezähne, wovon sich ein unzweifelhaftes Bruchstück aus dem Unterkiefer in den Bohnerzen gefunden hat. Gerade dieses Rhinoceros hat sich neuerlich so schön in den Süsswasserkalken von Ulm gefunden. Die 6 hintern Backenzähne eines Unterkiefers messen $9\frac{1}{2}$ Zoll $= 2'' + 1'' 11''' + 1'' 7''' + 1'' 6\frac{1}{2}''' + 1'' 3''' + 1'' 1\frac{1}{2}'''$ in der Länge, dazu kommt noch der gewöhnlich ausgefallene 1ste Zahn von 10 Linien Länge. Vom vordern (2ten) Backenzahne $2'' 1'''$ entfernt, steht jederseits ein in der grössten Dimension $10'''$ breiter Schneidezahn. Zwischen dem grossen stehen dann noch 2 cylindrische $3\frac{1}{2}'''$ dicke, so dass also der Unterkiefer 4 Schneidezähne hatte. Am Oberkiefer messen die hintersten 5 Backenzähne im inneren Bogen $8\frac{1}{2}$ Zoll Länge. Die einzelnen 5 Zähne an der längsten Aussenseite gemessen, geben von hinten nach vorn: $2'' 1''' + 2'' 1''' + 1'' 11''' + 1'' 8''' + 1'' 6''' = 9'' 3'''$

Zu gleicher Zeit finden sich auch keulenförmige Schneidezähne vor, genau denen von Cuvier (Rech. sur les oss. Tom. II Tab. 6, Fig. 9) abgebildeten gleich. Ueber den Typus dieser Species kann also kein Zweifel sein, sie gehört der Tertiärzeit an. Schon diese sind entschieden grösser als die Zähne, welche ich bei Georgensgmünd und Eppelsheim gesammelt habe, allein es finden sich einige noch grössere, wieder andere sind kleiner. Auf so nahe liegende Dimensionen hin möchte ich aber keine besondere Species gründen. Die 6 hintern Unterkieferzähne

von Kaup's *R. Schleiermacheri* messen 9″ 3‴ in einem Naturexemplar, welches die akademische Sammlung von Hrn. Kaup erworben hat, dagegen messen die hintersten 5 Backenzähne des Oberkiefers nach der Kaup'schen Zeichnung (Oss. foss. Tab. 11 Fig. 5, und 7″ 8‴, was also auf 5 Zähne schon eine Differenz von 10 Linien gibt. Ich bin daher bei den alten Namen incisivus geblieben.

3. ***Mastodon augustidens Cuv.*** ist ein anderer wichtiger Repräsentant, von dem sich zahlreiche Schmelzbruchstücke finden, deren Nebenzitzen beweisen, dass wir hier die Species haben, von der sich in den Kalksteinbrüchen von Oeningen ein so prächtig erhaltenes Gebiss sammt den Stosszähnen gefunden hat. Sind auch die Bruchstücke nicht geeignet minutiöse Speciesunterschiede zu begründen, so steht doch der Typus entschieden fest.

4. **Tapirartige Thiere.** Herr Prof. Jäger ist durch Vergleichung vieler Bruchstücke zu dem überraschenden Resultate gelangt, dass auch in unsern Bohnerzen wie im tertiären Süsswasserkalke anderer Gegenden eine ganze Reihe tapirartiger Thiere *(Lophiodon)* der verschiedensten Grösse zusammengeschwemmt liegen. Die Bruchstücke der grossen Zähne lassen sich zwar äusserst schwierig und meist nicht ganz sicher von Zähnen des Rhinoceros unterscheiden, doch kommen einzelne Stücke vor, wie z. B. Jäger l. c. Tab. IV. Fig. 38, die kaum einen Zweifel übrig lassen, dass auch grosse Lophiodenzähne wie im Süsswasserkalk des Elsass, bei uns vorkommen. Wenn man den Zahn bei Jäger l. c. Tab. IV. Fig. 43 als 2ten des linken Oberkiefers nimmt, so ist der um Geringes kleiner als der *Tapir priscus Kaup.* aus dem Sande von Eppelsheim.

Namentlich überaus deutlich sind die Unterkieferzähne mit ihren einfachen Querhügeln; die kleinsten Querhügel erreichen nur die Breite von 5 Pariserlinien. Im Süsswasserkalk bei Ulm haben sich ganze Unterkieferhälften gefunden, ein Hügel davon misst 6‴ in die Quere, eine Grösse, die auch in den Bohnerzen nicht ungewöhnlich ist, und mit *Lophiodon minutum Cuv.* stimmt.

5. ***Dinotherium.*** Jäger l. c. Tab. IV. Fig. 35. Das schöne Bruchstück mit tuberculöser wohlerhaltener Kante des

(gentry) nicht nur nachgeahmt, ſondern ſich auch auf Hochſchulen und anderwärts Anerkennung des Gleichheitsprinzips in Ehrenſachen erkämpft. Nun als die Gleichheitsideen bereits ſich der Geiſter bemeiſtert hatten, um nun bald ins Leben einzutreten, wurden Degen und Zöpfe von beiden freiwillig abgelegt. In Oeſterreich wurde der erſte jüdiſche Baron creirt, zuerſt alle Officierſtellen Bürgerlichen zugänglich gemacht, dagegen von Friedrich dem Großen der erſte Bürgerliche zum Miniſter ernannt, ohne ihn zugleich zu adeln. Joſeph II. ging mit allen ſeinen Reformen auf Zerſtörung der Zwiſchengewalten; in vielen andern deutſchen Landen wurden die Majorate von den Regierungen aufgehoben und durch die ſtille Revolution der Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe in Preußen die Stellung des Adels vollends gänzlich geändert; denn er wurde meiſt auf reinen und vereinigten Grundbeſitz reducirt.

Es iſt alſo nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, die Stellung des Adels auf dem europäiſchen Feſtlande, die des deutſchen insbeſondere, ſey nun weniger vortheilhaft, als die des einfachen Bürgerlichen; denn der Edelmann hat Verpflichtungen gegen ſich und ſeinen Namen, den Stand, welchem er angehört und gegen das Volk im Allgemeinen, welche die öffentliche Meinung ihm noch auferlegt, welche aber der Bürgerliche nicht hat. Das Läſtige der frühern Stellung muß alſo mit der Zeit ſtets unerträglicher werden, wenn das Vortheilbringende derſelben nicht zurückerhalten wird, was bei der jetzigen Geſtaltung des geſellſchaftlichen Zuſtandes noch mehr als ſchwierig ſeyn dürfte. Nur die römiſche Hierarchie befindet ſich in einer ähnlichen Lage, vor einer gleich ſchwarzen Zukunft. Was der Adel urſprünglich war, iſt er nicht mehr; was er anſprechen zu können glaubt, kann er nicht erkämpfen; was er ſeyn ſollte, iſt er noch nicht. Angefeindet und beneidet (ſelbſt oft von denen, welche ihn vor der Welt ganz nicht wollen gelten laſſen), ſoll er ſeinen alten Grundſätzen treu bleiben, und ſomit der Möglichkeit entſagen, auf den bequemſten und kürzeſten Wegen zu dem Reichthume zu gelangen, welcher nun ſeinem Beſtehen nothwendiger iſt als früher, wo man ſich nur mit den Erzeugniſſen der eigenen Felder gütlich that. Er iſt unglücklich in dem Verhältniſſe, in welchem er den Sitten und Anſichten ſeiner Väter treu geblieben iſt, und was Lohn ſeyn ſollte, wird ihm zur Quelle unverſchuldeter Leiden. Ueberall um ihn her erweitert ſich der Lebensgenuß, ſteigt

Querhügels stammt aus den Bohnerzen von Melchingen südlich Tübingen, und ist ein glücklicher Fund des verstorbenen Schübler. Gehört aber nicht der vordern Hälfte des hintersten obern Backenzahnes, sondern der hintern äussern Hälfte des vorletzten linken Unterkieferbackenzahnes an.

6. Der Nager von Salmendingen. Ich meine hier hauptsächlich den Typus schmelzfaltiger Zähne, aus welchen Hr. Prof. Jäger sein neues Geschlecht *Dipoides* l. c. Tab. III Fig. 41—50 gebildet hat, um durch den Namen die Verwandtschaft mit den Springmäusen *(Dipus)* anzudeuten, deren Vaterland heutiges Tages in den Steppen zwischen Don und Wolga beginnt, und von da nach Osten und Süden geht. Dr. Giebel Fauna der Vorwelt pag. 92, sich auf die Zeichnungen Jäger's stützend, macht daraus geradezu einen *Dipus dipoides*. Die Frage lässt sich natürlich nur entscheiden, wenn man genau den Verlauf der Schmelzfalten kennt, und dazu reichen die gegebenen Zeichnungen nicht ganz, es setzen sich auch dieser Untersuchung wegen der Abrollung der Zähne einige Schwierigkeiten entgegen, die man erst besiegen lernen muss. Lange habe ich gemeint, man könne dieselben doch wohl noch zu den biberartigen Nagethieren bringen, wenigstens gehören sie zu derjenigen Abtheilung schmelzfaltiger Zähne, welche nicht wie *Lepus*, *Hypudaeus*, *Hydrochoerus* etc., ins Unendliche wachsen, sondern zuletzt Wurzel schlagen, und deren Cämentfalten im hohen Alter sich in Cämentsäcke verwandeln, wie beim Biber (Fig. 36 u. 37). Dass im jüngern Tertiärgebirge ein Biber, kleiner als *Castor fiber* vorkommen, bewies Kaup's *Chalicomys Jaegeri* Isis 1832 Tab. 26, Fig. 1—6; die Zähne haben ganz entschieden die Form der Biberzähne, mithin auf der concaven Seite eine, auf der convexen 3 Cämentfalten, welche letztere im Alter zu Cämentsäcken werden. Es musste daher verwundern, wie Kaup sie anfangs zu einem neuen Thiergeschlecht erheben mochte. In Bronn's Jahrbuch 1839 pag. 316 hat Kaup jedoch die *Chalicomys* wieder zu dem Biber zurückgestellt. Dennoch sehen wir in diesen Jahresheften (Tab. II, Fig. 1) eine *Chalicomys Eseri* aus dem Süsswasserkalke des Oerlinger Thales bei Ulm abgebildet, die zwar entschieden kleiner

als Jaegeri, aber doch eben so unzweifelhaft ein Biber ist. Zum weitern Beweise habe ich Fig. 17 a bis c den Schneidezahn und ersten Backenzahn eines linken Unterkieferstückes vom Oerlinger Thal von der Innenseite, wo bekanntlich beim Biber die 3 Cämentfalten sich umschlagen, abgebildet. Es ist ein altes Thier, daher der Backenzahn bereits sehr kurz und mit starker Wurzel befestigt, so weit der Schmelz reicht, sind die Zähne kohl schwarz. Auf der Kaufläche (Fig. 17 b) haben sich zwei Cämentfalten bereits zu Cämentsäcken abgeschlossen, auch dem mittlern wird bald dasselbe wiederfahren, wie man an der Innenseite des Zahnes sieht. Der Schmelz der Schneidezähne (Fig. 17 c) wird nur reichlich halb so breit als beim lebenden Biber, daher ist auch der Kiefer viel niedriger, doch ist das Stück in dieser Beziehung nicht ganz deutlich. Sind wir auf diese Weise schon zu kleinern Bibern gelangt, so musste vollends die *Chalicomys minutus* aus dem Braunkohlengebirge von Elgg, deren 4 Backenzähne nur die Länge von den drei vordern des *Ch. Eseri* erreichen, den Schritt zu unsern *Dipoides* wahrscheinlich machen. Und gleich

Erster Zahn (Fig. 38 a bis c) bestätigt diese Ansicht: wir haben 3 und 1 Falte. Von den dreien der concaven Seite sind 2 breit und gehen der ganzen Länge nach hinab, die dritte ist schmal und verwandelt sich bald in einen Cämentsack, der aber sehr kurz sein muss, weil man ihn von der Unterseite nicht sieht. Die einzelne Falte auf der convexen Seite ist sehr kräftig und steht der ersten auf der concaven Seite gegenüber, beide treten in der Mitte so nahe aneinander, dass man Mühe hat, den Verlauf der Falten noch mit bloßem Auge zu unterscheiden. Die Ansicht der Wurzelseite ist zwei- und einfaltig, weil die kleine dritte nicht mehr hinabreicht. Von Cämentsäcken, wie bei Biberzähnen auf der Wurzelseite zu sehen sind, zeigt dieser Zahn nichts. Es kann das aber Folge der Abreibung sein. Noch ähnlicher einem Biberzahn durch Grösse und Haltung ist der Querschnitt (Fig. 37 d), denn er ist 3 + 1-faltig, und viel grösser als die übrigen, und doch durch allerlei Uebergänge damit verbunden.

Zweiter Zahn (Fig. 37 a bis c) ist zwei- und einfaltig. Die beiden Falten der concaven Seite werden aber unten am

breitern Wurzelrande zu Säcken, nur sind dieselben unten ebenfalls nicht geschlossen, was vielleicht später geschah. Auf der Kaufläche (a oben) gewahrt man noch einen kleinen Cämentsack, der wahrscheinlich das unterste Ende der dritten Falte vom ersten Zahne ist.

Dritter Zahn (Fig. 36 a bis c) ist ein- und einfaltig, wie die Kaufläche (Fig. 36 a) deutlich zeigt. Am äussersten Wurzelende werden beide Falten zu unten geschlossenen Cämentsäcken.

Vierter Zahn (Fig. 35 a bis c) ist wieder ein- und einfaltig, die Cämentfalte der concaven Seite schliesst sich aber schon hoch oben zu einem Cämentsack ab, während die Falte der convexen Seite bis zum Schluss unten Falte bleibt.

Fünfter Zahn (Fig. 34 a bis c) auch ein- und einfaltig, die Falten stehen aber am Wurzelende noch offen, wie Fig. 34 c zeigt, der Zahn ist also noch jung.

Der Schneidezahn (Fig. 39 ab) ohne Furche auf dem Schmelz könnte der Grösse nach wohl dem Thiere angehören.

Nach dieser Vorbereitung wird es nun möglich sein, ein sicheres Urtheil zu fällen. Zunächst könnte man geneigt werden Nro. 1 und 2 einem andern Thier zuzuschreiben, als Nro. 3—5, wenigstens kann man die Letztern mit Biberzähnen nicht vereinigen, während die erstern dem gerade nicht widersprechen. Indessen scheint doch die dritte Falte auf der concaven Seite von Fig. 38 unwesentlich, und wir hätten die Analoga dann bei den zwei- und ein- und ein- und einfaltige Zähnen zu suchen. Hier wäre aber nicht blos *Dipus* in Vergleichung zu ziehen, welche allerdings oben ein- und einfaltige, unten dagegen zwei- und einfaltige Zähne haben, sondern unter mehreren andern auch *Spalax* den Blindmoll, welcher noch gegenwärtig im mittleren Donaugebiete lebend gefunden wird. Da unsere Zähne im obern Donaugebiete fossil gefunden sind, so hätte man Gründe das näher liegende Thier dem entfernteren *Dipus* vorzuziehen. Nur sind die fossilen Zähne breiter als lang, was bei *Spalax* und *Dipus* umgekehrt ist, doch nähert sich auch in dieser Beziehung *Spalax* mehr. Vorläufig kann man die Zähne als „Nager von Salmendingen“ bezeichnen, um nicht durch vorzeitige Bestimmung die Entscheidung der Frage auf falsche Wege zu

lenken. Auffallender Weise werden auch in den Süsswasserkalken der Auvergne Nagethiere mit schmelzfaltigen Zähnen unter dem Namen *Archaeomys*, *Echimus* und *Theridomys* angeführt, die, wenn auch mit unsern Zähnen nicht übereinstimmen, so doch sehr nahestehen. Und gerade von letztern beiden hat Blainville behauptet, ihre Zähne gehörten einem biberartigen Nagethier an.

So würde denn auch der Nager auf Tertiärzeit hinweisen. Daraus könnte man denn wohl den Schluss ziehen wollen, dass die Bohnenerzbildung ebenfalls der Tertiärzeit angehöre. Allein schon aus der Beschaffenheit der Knochenreste, unter denen viele so glattgeschliffen und gerundet wie Rheinkiesel sich finden, beweist, dass wir es entschieden mit einer secundären Lagerstätte zu thun haben. Daher auch, wie das längst bekannt war, nie Ganzes gefunden worden ist. Fast am südlichen Rande der Alp, in den Süsswasserbildungen von Steinheim, Günzburg, Ulm bis Oeningen hinauf liegen die Erfunde der Bohnerze in zusammenhängenderen Theilen. Vielleicht, nachdem diese längst begraben waren, haben die Geschiebe in den Bohnerzen erst ihre Ruhestätte gefunden, und daraus könnte sich dann erklären, wie Zeichen einer spätern Zeit, vom gemeinen Pferd und Mammuth, sich damit mischen konnten.

Erklärung der Tafel I.

Fig. 1 a b. *Hippotherium gracile* von Eppelsheim, hinterster linker Unterkieferzahn, a von der Unter-, b von der Oberseite. Die hinterste Säule weggebrochen, ccc Cämentfalten.

Fig. 2. dto., daher, derselbe angekaut.

Fig. 3. dto., daher, vorderer linker Unterkieferzahn.

Fig. 4. dto., daher, mittlerer linker Unterkieferzahn.

Fig. 5. *Equus adamiticus* von Quedlinburg, mittlerer linker Unterkieferzahn.

Fig. 6 a bis c. *Hippotherium gracile* aus den Bohnenerzen von Salmendingen, hinterster linker Unterkieferzahn, a Kaufläche, b Aussenseite, c Innenseite.

Fig. 7. a bis c dto., daher, mittlerer linker Unterkieferzahn, a Kaufläche, b Aussenseite, c Innenseite.

Fig. 8—9. dto., daher, Bruchstücke von linken Unterkieferzähnen.

Fig. 10. *Equus adamiticus*, daher, Bruchstücke von einem Unterkieferzahn.

Fig. 11—16. *Hippotherium gracile* von Eppelsheim, linke Oberkieferzähne: 11 u. 12 die beiden vordern, 13 a hinterer, 13 b die Kaufläche desselben von der Seite; 14 a Kaufläche, 14 b von der Wurzelseite; 15 Wurzeln; 16 verstümmelter Zahn.

Fig. 17 a bis c. *Cholicomys Eseri* aus dem Süsswasserkalke des Oerlinger Thales bei Ulm, a Innenseite des linken Unterkiefers mit einem Backenzahn, b Kaufläche des Backenzahnes, c Schneidezähne von der Vorderseite.

Fig. 18. *Hippotherium gracile* von Salmendingen, hintere Hälfte des hintersten linken Unterkieferzahnes.

Fig. 19. dto., vordere Hälfte desselben.

Fig. 20 und 21. dto., daher, zwei Pfeiler der Innenseite von Unterkieferzähnen.

Fig. 22. dto., daher, linker Unterkieferzahn.

Fig. 23. dto., daher, Cämentsack vom Oberkieferzahn im Querschliff.

Fig. 24. *Equus adamiticus* von Salmendingen, Cämentsack eines Oberkieferzahns im Querschliff.

Fig 25 dto., daher., rechter Oberkieferzahn.

Fig. 26 a b. *Hippotherium gracile* von Salmendingen, linker Oberkieferzahn, 26 a Kaufläche, 26 b freigemachte Wurzelseite.

Fig. 27. dto., daher, der vorletzte rechte Oberkieferbackenzahn.

Fig. 28. dto., daher, linker Oberkieferzahn.

Fig. 29 a b. dto., daher, Cämentsack eines Oberkieferzahns; 29 a Innenseite, 29 b Unterseite.

Fig. 30 a b. *Elephas* aus den Bohnerzen von Salmendingen, Schmelzblech eines Backenzahnes: 30 a vordere Seite, 30 b Querschnitt.

Fig. 31 a b. *Palaeomeryx* aus dem Süsswasserkalke des Oerlinger Thales bei Ulm, linkes Unterkieferstück: 31 a von der Aussenseite, 31 b die Zähne von oben.

Fig. 32 a bis c. dto., daher, linker Oberkieferzahn, 32 a Vorder-, 32 b Innen-, 32 c Oberseite.

Fig. 33. *Elephas primigenius* aus dem Lehm bei Tübingen, unteres Bruchstück von einem Backenzahn: c Cämentschlitz mit Cämentsubstanz, k Knochensack mit Knochensubstanz (Zahnsubstanz), s Cämentsack.

Fig. 34—39. Der Nager von Salmendingen, a Kaufläche, b von der Seite, c von 4 unten; 39 Schneidezahn; 37 d Querschnitt von einem sehr grossen dem Biber ähnlichen Zahn, daher.

Fig. 40 a bis d. *Hippotherium gracile* von Salmendingen, Cämentfalte eines Unterkieferzahns.

Fig. 41 a bis c. Jäger's Schweinszahn aus den Bohnerzen.

Fig. 42. *Hippotherium gracile* von Salmendingen, Cämentsack eines Oberkieferzahnes.

3. Ueber Mecochirus im braunen Jura ζ bei Gammelshausen und einige andere Krebse.

Von Quenstedt.

Mit Abbildungen auf Tafel II.

Schon die ältern Petrefactologen, Bayer und Knorr, bilden von Solnhofen einen Krebs ab, der wegen seiner langen Scheeren von Schlottheim den Namen *Macrurites longimanatus* erhielt. Später hat ihn Germar zu einem besondern Geschlecht Namens *Mecochirus*, Schlankarm (μῆκος, schlank) erhoben, das Bronn (Lethaea pag. 474) in zwei Gruppen, *Megachirus* und *Pterochirus*, theilte. Obgleich nun diese Eintheilung keineswegs in der Natur begründet ist, so hat doch Graf zu Münster (Beiträge II. pag. 27) dieselbe aufgenommen und den guten Germar'schen Namen dadurch zu verdrängen gesucht.

Lange hatte man gemeint, dass dieser merkwürdige Krebs blos auf die Solnhofer Schiefer (weisser Jura ζ) beschränkt sei, bis Herrmann v. Meyer (Bronn's Jahrbuch 1841 p. 96) aus dem Liegenden des Jurakalkes von Dettingen unter Urach eines *Carcinium sociale* erwähnt, der durch die Länge des vorletzten Gliedes am ersten Fusspaare dem *Meyachirus* und *Pterochirus* ähnlich werden solle. Später (Palaeontographica I. Tab. 19 Fig. 2–19) ist er abgebildet und in *Eumorphia socialis* umgetauft worden. Es war dies eine scharfsinnige Beobachtung, die ich übersehen hatte, als ich im „Flözgebirge Württemberg's pag. 377" den bei uns so häufigen Krebs als *Klytia Mandelslohi* bestimmte, mich auf die Fig. 30 Tab. 4 in Meyer's Abhandl. (Neue Gattungen fossiler Krebse, Stuttgart 1840) stützend. Denn

der dort abgebildete *Cephalothorax* stimmt allerdings in Beziehung auf Grösse vollkommen mit *Carcinium sociale*, und bis heute habe ich nur höchst selten einen andern *Cephalothorax* in den eiförmigen Mergelkugeln der Ornatenthone finden können. Wenn sie vorkommen, so gehören sie immer grössern Individuen von Astaciden an. Mag dem nun aber auch sein, wie da wolle, so haben sich doch in den dunkeln Thonen der bekannten Gammelshauser Erdfalle (brauner Jura ζ) durch die sorgfältigen Nachgrabungen des jungen Weber Jakob Hildenbrand in Dürnau viele, wenn auch nicht immer gut erhaltene Exemplare von Krebsen gefunden, die nun entschieden bestätigen, dass der obere braune Jura das Geschlecht *Mecochirus* in zahlreicher Menge enthält. Obgleich Graf Münster schon acht verschiedene Species aus den Solnhofer Schiefern beschrieben und abgebildet hat, so laufen doch noch in Beziehung auf die allgemeinsten geschlechtlichen Merkmale so manche Dunkelheiten und selbst Unrichtigkeiten unter, dass ich es nicht für überflüssig erachtet habe, auch das Solnhofer Vorkommen mit in den Kreis der Untersuchung zu ziehen, so viel das mittelmässige Material der hiesigen akademischen Sammlung selbständige Beobachtungen zulässt. An den Solnhofer Exemplaren sind

Die Scheeren (Fig. 2)

meist bedeutend länger als der ganze Körper, bestehen aus sechs Stücken:

1) die Hüfte, das erste Glied, was an den Körper einlenkt, ist sehr kurz, liegt aber dem verdrückten Rande des Cephalothorax so nahe, dass es schon schwierig wird, sich nur von der Existenz desselben zu überzeugen, geschweige denn von seiner Form ein klares Bild zu bekommen.

2) Der Trochanter wird schon etwas länger und verengt sich an der Stelle, wo er mit der Hüfte articulirt, ansehnlich, während seine Vorderseite die grösste Breite an der ganzen Scheere erreicht.

3) Der Oberschenkel nimmt seiner Länge nach die zweite Stelle ein, denn dieselbe beträgt mehr als die Hälfte von der des Metatarsus.

4) Das Schienbein ist dagegen nur halb so lang als der Oberschenkel.

5) Der Metatarsus fällt vor Allem durch seine Länge auf, denn er ist im Durchschnitt so lang als die vier genannten zusammen genommen. Oben endigt er in einen zwar kleinen, aber sehr markirten, hakenförmig gekrümmten Index (Fig. 1), den man freilich nur in seiner wahren Form sieht, wenn die Scheere eine günstige Lage hat. Dagegen fehlt dieser Haken auf der Fingerseite ganz, nur umgeben öfter knorrige Anschwellungen das Gelenk des Pollex, deren Dicke aber bei verschiedenen Individuen sehr verschieden ausfällt. Die Münster'schen Zeichnungen kann man in dieser Beziehung nicht loben.

6) Der Pollex (Finger Fig. 3) liegt beweglich dem Index gegenüber und ist im Verhältniss sehr lang und schlank gebaut, er endigt oben mit scharfer, sichtlich nach innen gekrümmter Spitze, und während der Innenrand ein wenig bauchig vorspringt, verläuft die Rückenlinie gerade hinauf mit einer kaum merklichen Einbiegung. Die Seiten bilden ein langschenkliges Dreieck, längs welchem drei bis vier feine Perlknoten in sehr regelmässigen Reihen hinablaufen. Diese Reihen machen, dass der Finger zuweilen in der Mitte gespalten erscheint, und Bronn (Lethaea Tab. 37 Fig. 16 a pag. 476) sagt geradezu: „die zwei Finger sind fast ganz gleich lang"! Münster (l. c. Tab. 11 Fig. 4) zeichnet die Sache nicht nur grell, sondern behauptet auch, dass der Finger aus zwei zusammenhängenden Leisten bestehe. Und doch beruht diese ganze, schon an sich so unnatürliche Ansicht entschieden auf blosser Täuschung. Ein wenig Uebung im Herausarbeiten belehrt uns bald eines Bessern. Nicht so leicht ist dagegen die Frage über die Flossenanhänge zu entscheiden, und hier fühlt man recht, wie wenig Nutzen von einer ungetreuen Zeichnung gezogen werden kann. Bei weitem der gewöhnlichste Fall ist der, dass der Flossenanhang am Pollex der Rückenseite entlang vorkommt, und wenn er nicht sichtbar ist, so darf man bei Exemplaren mit erhaltener Schale nur mit der Nadel stechen, so tritt er gewiss hervor, denn er fehlt nie! Nach Münster's Zeichnungen (l. c. Tab. 11) scheint gerade das Gegentheil stattzufinden, hier laufen nun zwar wohl

der Luxus. Er darf nicht überall erwerben, wie die Neu-Reichen erwarben, noch arm erscheinen, selbst wenn er es ist.

Jeder Unbefangene muß es daher sehr begreiflich finden, wenn seit der Befreiung von der franzöſiſchen Zwingherrſchaft durch Rede, Schrift und Verbindungen von ehrenwerthen Edelleuten nach Kräften daran gearbeitet wurde, aus einem ſo unerfreulichen Zuſtande herauszukommen. Aber weniger kann man begreifen, daß ſie eher an eine Wiederherſtellung in den vorigen Stand gedacht haben, als an eine innerliche zeitgemäße Erneuerung.

Daß der Adel des tonangebenden Frankreichs dieſes ebenfalls nicht verſuchte, darf weniger befremden; fand er doch in der Nationalverſammlung nur zwei Vertheidiger in ganz neu Geadelten, und ſeinen furchtbarſten Gegner im Sohne eines alten Geſchlechts! Ueberdies war der Haß, welchen der Hofadel ſich, wie anderswo, zugezogen, auf den Stand überhaupt übergetragen und iſt es noch jetzt zum Theile. Dieſes iſt in Deutſchland nirgends, oder nur in ganz geringem Grade der Fall. Wir haben den geſchichtlichen Grund nie ganz verloren; ſogar der Strasburger Bürger nennt noch mit Achtung ſeine alten Patrizier-Geſchlechter. Wenn auch in jedem Gaue einige alte Namen wegen unlieblicher Erinnerungen vielleicht nichtgerade beliebt ſind, ſo iſt dennoch die Zahl der Geſchlechter unendlich größer, welchen das Volk mit rührender Zuneigung entgegenkommt, im Andenken an edle Thaten der Voreltern und in Vorausſetzung ähnlicher Geſinnung bei den Lebenden.

Wir ſehen an den Freiſtaaten von Nordamerika, was' ein Gemeinweſen germaniſcher Herkunft mit europäiſcher Kultur ohne Adel wird. Mag der Yankee auch vom virginiſchen Pflanzer ſagen: ſein Adel datire ſich von den Jahren der Deportation des Ahnherrn und der Zahl der Pfunde Tabak, welche für die Ueberfahrt der Ahnfrau entrichtet worden ſey, mag er mit Selbſtgefälligkeit die bekannte Definition jenes Negers vom Gentleman wiederholen, er nimmt es dennoch ſehr übel, wenn man ihm das „Esq.“ nicht hinter ſeine Adreſſe ſetzt; thut ſich ſehr viel auf Abkunft von den Vätern Pilgrimmen zu gut und bewahrt das Wappen, welches ſeine Familie aus der alten Welt mitbrachte, mit der zärtlichſten Sorgfalt auf. Ja er hat eine neue, ungemein ſtrenge, herbe und ausſchließende Ariſtokratie geſchaffen, die der Farbe. Man ſieht alſo auch hier überall das Bedürfniß, ſich zuerſt

Fehler unter, doch habe ich allerdings auch zuweilen den Flossenanhang auf der innern, dem Index zugewandten Seite gesehen. Dieser Umstand allein würde schon beweisen, dass der Finger auf beiden Seiten geflügelt sein müsse, in der That kommen auch solche Individuen gar nicht selten vor (Fig. 1), und es scheint verwunderlich, wie sie dem Grafen Münster bei seiner langjährigen Praxis entgehen konnten. Dass diese Individuen keine sogenannten Pterochiren sein können, beweist das breite Endglied des zweiten Fusspaares. Aber noch mehr, auch auf der Rückenseite des Schienbeines und Metatarsus stehen deutliche Flügelstreifen, die mehr oder weniger hinauf reichen. Bei der spitzfindigen Distinction der Species, in die ich dem Münster nicht zu folgen vermag, muss es auffallen, dass solche Allgemeinheiten übersehen werden konnten. Denn hiermit ist ein Hauptgrund für die Unterscheidung von *Pterochirus* und *Megachirus* gefallen.

Der Pollex muss sehr beweglich gewesen sein, denn bei den meisten Exemplaren sieht man, was schon Münster beobachtete, einen gelben Streifen besonders innerhalb des Metatarsus sich fortziehen, der scharf von der Kalkschale abgegränzt, nach der Innenseite am Grunde des Pollex verläuft. Offenbar ein Ueberrest von dem Muskel, welcher den Finger bewegte. Jetzt zu den

Scheeren der Krebse aus den Ornatenthonen.

Die von Gammelshausen (Fig. 9) zeigen, um am Vorderende anzufangen, den langen schmalen Pollex, gleichfalls mit feinen Knotenreihen auf den Seiten, in der Mitte eine ausgezeichnete erhöhte Linie, welche selbst auf den Abdrücken eine deutliche Furche zurück lässt. Der Metatarsus hat innen einen ausgezeichneten kleinen, hakenförmigen Index, während auf der Pollexseite von solcher hakenförmigen Verlängerung nichts gesehen wird. Das kurze Schienbein verengt sich an seinem Unterende, wo es sich mit dem Oberschenkel einlenkt. Dieser scheint seiner Länge nach auch die zweite Stelle einzunehmen. Vom Trochanter und Hüfte kann ich nur unsichere

Spuren entdecken. Umgekehrt verhält sich die Sache bei den kleinen Krebsen in den Knollen der Ornatenthone, beim Tode streckten sie die langen Scheeren hinaus, und wenn letztere auch der Thon umhüllen mochte, so finden wir diesen Theil doch immer abgebrochen, daher habe ich, wie auch H. v. Meyer, den Pollex nirgends beobachten können. Dagegen sind die übrigen Theile um so trefflicher erhalten, denn alle Muskelhöhlungen erfüllt Schwefelkies, die Umrisse haben also kaum Verletzung erlitten, und wer bei einiger Geschicklichkeit nicht die Mühe scheut, kann die Scheeren bis zu ihren äussersten Anheftungspunkten verfolgen. Der Metatarsus (Fig. 4) überflügelt auch hier die andern bedeutend an Länge, man könnte ihn nur mit dem nächstlangen Oberschenkel verwechseln, allein der Metatarsus ist dünner und mit feinen Tuberkeln in Längsreihen besetzt, leider lässt sich aus der Verstümmelung der Vorderseite der Index nicht mit Sicherheit nachweisen. Der Oberschenkel ist dagegen mehr glatt, im Querschnitt dreikantig. Das Schienbein verengt sich an seiner Gelenkfläche mit dem Oberschenkel bedeutend und auf der Unterseite sind die Gelenkstellen beidér Glieder stark ausgekehlt. Fig. 8 zeigt uns unterhalb des Oberschenkelendes noch den Trochanter, welcher innen hinten einen Fortsatz hat, den man leicht für ein besonderes kleines, dreieckiges Glied halten könnte, wegen einer starken Querfurche auf der Unterseite. Die hintern Endspitzen der Fortsätze von den Trochanteren beider Seiten stossen bereits in der Mittellinie zusammen. Die Hüften beider Seiten liegen in der Mitte hart an einander, hinter der Gelenkfläche mit dem Trochanter haben sie eine sehr markirte Querfurche. Die Form dieser beiden Glieder (Trochanter und Hüfte) unterscheidet sich also nicht sehr von Astacus.

Demnach stimmt die Form der Scheere vollkommen mit dem Solnhofer Geschlecht, nur die Flossenanhänge sieht man nicht, weil das Gestein nicht geeignet war, sie zu erhalten.

Das zweite Fusspaar zeichnet sich bei den Solnhofer Exemplaren durch die trapezoidale Breite des vorletzten Gliedes (Metatarsus) aus, hinten enger, als vorn. Durch das Trapez geht eine Diagonale, der Theil über der Diagonale, an welchen sich

der bewegliche Finger heftet, ist kräftiger gebaut, als der untere. Schlechte Abdrücke besonders junger Individuen können daher leicht zu der Ansicht führen, als wäre das vorletzte Glied nicht erweitert; Münster nimmt den schmalen Metatarsus als ein Hauptunterscheidungsmerkmal für sein Geschlecht *Pterochirus* an, so hält auch demnach dieses nicht Stich. Hinter dem Metatarsus folgt das sehr kurze Schienbein und dann der Oberschenkel, der alle an Länge bei weitem übertrifft. Auch dieser Fuss (Fig. 6) zeigt bei gut erhaltenen Exemplaren Anhänge, es sind aber wohl keine zusammenhängenden Häute, sondern blos Wimpern, etwa wie sie bei der lebenden *Thalassina scorpioides* vorkommen. Diese Wimpern sehe ich längs des Ober- und Unterrands des Metatarsus und am Unterrande des Oberschenkels.

Die Gammelshäuser Individuen zeigen ebenfalls deutlich die scheerenartige Breite des Metatarsus. Bei den Mergelkugeln aus den Ornatenthonen habe ich nur Andeutungen davon finden können.

Die drei letzten Fusspaare weichen von einander nicht wesentlich ab, ihr Metatarsus erweitert sich nicht mehr, sie gleichen folglich denen der Astaciden, nur dass das letzte Fusspaar auffallend kleiner (Fig. 11) ist, als die andern beiden.

Das Abdomen (der Schwanz) der Solnhofer Exemplare besteht wie natürlich aus sieben Gliedern, die denen des Astacus in vieler Beziehung gleichen. Besonders ist das letzte Glied (Fig. 13) mit seinen vier Seitenflossen dann gut zu beobachten, wann die Thiere auf dem Bauche liegen, wie es so oft vorkommt. Der Rand aller fünf Blätter ist zierlich gewimpert. Die äussern Blätter bestehen wie bei Astacus aus zwei Stücken, und es fällt auf, wie die quere Theilungslinie in den Münster'schen Zeichnungen und Beschreibungen übersehen werden konnte, das parabolische Endglied des Hinterleibes ist dagegen, wie beim Hummer, ungetheilt. Die vier äussern Blätter haben in der Mitte eine kielförmige Längslinie. Die Wimpern stehen so gedrängt, auch greift die Streifung noch so deutlich über den innern Rand hinaus, dass es ohne Zweifel, wie bei den lebenden Locustinen, häutige Flossenanhänge waren. Nur durch die sorgfältigste Untersuchung bekommt man ein richtiges Bild über

die Form der übrigen Glieder von der Rückenseite her (Fig. 1, 5 u. 12), sie haben alle auf der Vorderseite eine Querfurche; auch über die Endigung von den Seiten her: die Seitenflügel des dritten bis sechsten Gliedes endigen mit stumpfer Spitze. Das zweite Glied ist aber viel länger als die andern, die Spitze ist daher nicht so ausgebildet, das Ende ist mehr eine gerade Linie. Das erste Glied ist nicht blos kürzer, sondern auch viel schmäler, reicht nicht so weit als die übrigen hinaus, und es bleibt mithin zwischen dem Cephalothorax und dem zweiten Gliede eine Lücke. Indessen findet man hier selten scharfe Umrisse, und es ist daher in dieser Gegend am leichtesten Täuschung möglich. Wimpern finde ich nur an den hintern Seiten der fünf mittlern Glieder und selbst hier nur an wenigen Individuen (Fig. 1). Wie trefflich sich einzelne Theile in den Solnhofer Schiefern erhalten haben, das beweisen wieder diese Schwänze, denn sprengt man die Schale weg, so tritt innen eine fahlgraue, faserige Masse heraus, von ziemlicher Dicke, die offenbar Reste der Muskelsubstanz im Innern des Schwanzes sind. (Bei einer Kölga sehe ich den Magen und von hier aus den Darmcanal bis zum After verlaufen!) Wo solche Organe sich erhalten konnten, da sollten keine Dunkelheiten mehr über die festen Theile bleiben. Allein wenn die Individuen auf dem Rücken liegen, so sieht man zwar nicht blos die Insertionspunkte der Afterfüsse, sondern selbst den Punkt, wo der After mündete. Aber von ihrer Form erkennt man doch nichts. Hier kann man nur die auf der Seite liegenden Individuen brauchen. Nach den deutlichen (Fig. 5 u. 12) zu urtheilen, sind es kurz gestielte längliche Blätter, ringsum gewimpert. Zwei eng gegliederte Rippen nehmen die Mitte ein, zwischen den Rippen ist das Feld mehr glatt, als ausserhalb, wo die Wimpern stehen. Die Wimpern zeigen ganz den Charakter als die Flossenanhänge an den Scheeren, man kann daher an ihrer häutigen Natur nicht zweifeln. Wenn die Blätter nicht gerade auf der Fläche liegen, oder wenn die Häute sich nicht erhalten haben, so meint man, es seien für jeden Afterfuss nur zwei gegliederte Tentakeln vorhanden, die aber immer mit ihren zarten Spitzen vorn zusammen gewachsen sind. Jeder Afterfuss besteht aus

einem einzigen solchen Blatt, wir haben also an den fünf ersten Gliedern fünf Paare, auf jedes Glied ein Paar, d. h. jederseits ein Stück, während das sechste Glied jederseits ein Paar hat, die mit dem siebenten Gliede die fünfblätterige Flosse bilden. Ob die Wimpern auf beiden Seiten der Blätter gleich lang seien und ob sie sich mehr der Symmetrie nähern, mag ich nicht entscheiden. Zuweilen meint man ein einfaches symmetrisches Blatt zu sehen, mit einer gegliederten Mittelrippe, allein bei den guten findet sich am Rande stets noch eine zweite gegliederte Rippe, die dann auch wohl aussen ihre Wimpern haben mag.

Die Gammelshäuser Species lässt nun zwar von vielen dieser Kennzeichen nichts beobachten, doch sind die Schwanzflossen in gleicher Weise gekielt, die Wimpern fehlen wahrscheinlich in Folge der Erhaltungsweise, auch habe ich mich von der Gliederung der äussern Flosse nicht überzeugen können, ja in den Kugeln der Ornatenthone sind diese Flossen vortrefflich erhalten, und doch ist von dieser Gliederung keine Andeutung zu finden. Dadurch würden sich also die Formen der Ornatenthone von denen des weissen Jura scheiden. Bei dieser Betrachtung muss man sich freilich vergewissern, dass man nicht die innere Flosse mit der äussern verwechsle: die innere hat die Form eines symmetrischen Blattes, dessen Kiel gerade vom Stiel bis zur untern Spitze verläuft; die äussere hat einen stärker gebogenen Aussenrand, der Kiel ist etwas gekrümmt, er hat aussen oben noch eine kurze Nebenfalte. Die Form der übrigen Glieder gibt die Zeichnung genau, aber von den Afterfüssen habe ich keine Kenntniss.

Der Cephalothorax (*Fig. 16*) der kleinen Ornatenkrebse gleicht durch seine Querfurche dem des Astacus. Oben ist die Magengegend innerhalb der Querfurche von einer Erhöhung umschlossen, die ein schönes Oval einschliesst. Hinter der Querfurche liegt ein kleiner, aber sehr markirter Hufeiseneindruck, von wo aus sich eine sehr undeutliche Linie auf den Seiten nach hinten zieht. Oberhalb dieser Linie ist die Schale glatt und namentlich hinten schwach, weil sie, wenn irgendwo, dort verletzt sich findet. Unter der Seitenlinie tritt die Körnung der Schale viel deutlicher hervor. Vorn endigt die Schale mit einem

spitzen Stachel, auf dessen Rücken sich eine flache Furche in die Spitze hineinzieht. Zähne sind also nicht vorhanden. Der Cephalothorax der Thone von Gammelshausen zeigt keine wesentlichen Abweichungen. Schwerer wird die Vergleichung mit

Solnhofer Exemplaren. Der Cephalothorax ist hier gewöhnlich uneben verdrückt und zerrissen, als wären es Butterkrebse gewesen. Von dem medianen Brustbein (Plastron) drücken sich die querkantig verdickten, herabstehenden Fortsätze durch, auch die seitlichen Fortsätze, welche sich rippenartig unter dem Cephalothorax hinaufschieben, kann man sehen. Deutliche Individuen (Fig. 12) zeigen indess einen ganz ähnlichen Bau, als der *Socialis*: die Hauptquerfurche und der Hufeiseneindruck sind da, der Rücken ist glatter als die Seitenflügel. Dagegen lässt sich die Form der Vorderspitze ausserordentlich schwer ermitteln. Nach den Münster'schen Zeichnungen sollte man meinen, sie endigten mit einfacher Spitze, denn solche sind an einzelnen Figuren mit grosser Bestimmtheit angegeben. Und doch ist die Sache anders, die Endspitzen sind vielmehr der Kölga analog: Fig. 1 zeigt uns den untern Umriss mit einigen Stacheln oben; Fig. 7 ist zwar für den untern Umriss unsicher, desto bestimmter aber die Oberseite: hinten feine Sägezähne, dann kommt eine Ausbuchtung, darauf folgt der erste, etwas kleinere Dorn, sodann drei grössere, unter sich gleiche, der fünfte geht sehr schief nach vorn, die vordere Endspitze liegt horizontal mit einer schwachen Krümmung nach unten.

Von den Fresswerkzeugen kann man zwar Einiges wahrnehmen, doch wird die Sache nicht so deutlich, dass man daraus Unterschiede entnehmen könnte. Auch die Fühlhörner sind höchst unsicher bei dem *Socialis*. Bei den Solnhofern kann man die äussern langen, kurzgliedrigen leicht sehen, dagegen sieht man von den innern kurzen nur sehr zweifelhafte Spuren.

Glyphaea ornati.

In den Ornatenthonen mit *Ammonites ornatus* finden sich öfter Reste eines Krebses, dessen Pollex (Fig. 24) eine ausgezeichnete Länge erreicht. Lange habe ich nur einzelne Bruch-

stücke davon gekannt, bis auch über diesen die Nachgrabungen bei Gammelshausen Aufschluss gegeben haben (Fig. 23—25). Im Vergleich zur Länge des Index und Daumen ist der Ballen der Scheere auffallend schmal, wie bei den Glyphäen aus dem Solnhofer Schiefer (Münster l. c. Tab. 10 Fig. 1). So undeutlich auch der Cephalothorax sein mag, so sieht man doch wenigstens so viel mit Bestimmtheit aus den angedeuteten Furchen, dass sie zu demjenigen Typus gehören, welchen H. v. Meyer als *Klytia* von *Glyphaea* abgetrennt hat. Der Typus beginnt schon im braunen Jura und geht durch die Ornatenthone hindurch bis in den weissen Jura hinauf. Zur Vergleichung habe ich Fig. 18 und 19 einen Cephalothorax abgebildet, welcher der *Klytia ventrosa v. Meyer* aus dem Terrain à Chailles gleicht und ausser den Furchen oben vorn noch einen sehr markirten schmalen Streifen zeigt, den Meyer wohl nur übersehen hat. Die kleine Fig. 19 scheint zwar von Fig. 18 b durch den Anhang vorn unten verschieden zu sein, allein Fig. 18 b ist in dieser Hinsicht wohl blos nicht vollständig. Gerade dieselben Unterschiede in Beziehung auf Grösse und Vollständigkeit finden zwischen *Klytia Mandelslohi* und *ornati* statt. Es sind das Schwierigkeiten, die man ohne hinlängliches Material nicht besiegen kann. Was den Schwanz anbelangt, so habe ich in Fig. 18 c d die ersten fünf Glieder von der *Ventrosa* gezeichnet, sie sind besonders charakterisirt durch die hintere Spitze an den Flügeln der Schwanzglieder. Solche Glieder finden sich auch oftmals in den Ornatenthonen, wie Fig. 21 zeigt, so dass ich keinen Zweifel hege, solche zur *Glyphaea ornati* zählen zu dürfen. Die Spitzen in Fig. 17, aus dem untern weissen Jura, scheinen auch dieses Exemplar zur *Glyphaea ventrosa* zu stellen. An einzelnen scheinbaren Unterschieden darf man keinen Anstoss nehmen, denn es ist durchaus nicht möglich, ein getreues Bild von allen Theilen zu geben.

In den Ornatenthonen kommen überdies noch sehr breite Ballen von Scheeren vor, wie Fig. 22, die man offenbar nicht mit der *Gl. ornati* vereinigen kann und deren Dimensionen auffallend grosse Individuen bekunden.

Zugleich habe ich in Fig. 20 aus den Amaltheenthonen des

Lias δ eine Scheere abgebildet, die wahrscheinlich zu dem mit vorkommenden Cephalothorax, welchen Meyer *Glyphaea liasina* nennt, gehören; bestimmter wäre *Glyphaea amalthei*. Wir sehen hier denselben schmalen Ballen wiederholt. Solche länglichen haben sich neuerlich bei Plattenhard auf den Fildern in grösserer Zahl gefunden, Hr. Stadtrath Reiniger sagt im Lias δ. Neben den schmalen kommen dann freilich auch wieder breitere Ballen vor.

Uncina Posidoniae.

(Fig. 26 und 27.)

So mag der Krebs heissen, zu welchem die langen Scheeren gehören, deren Index und Pollex sich zu schön geschwungenen Haken einkrümmt. Der Pollex oben ist schmäler, als der Index unten. Dieser breitet sich innen in einem stumpfen Zahne aus, was man namentlich an dem kleinen Exemplar Fig. 26 gut sieht. Der Metatarsus ist sehr lang und schmal, und erinnert insofern sehr an die Mecochiren. Die Gränzen der übrigen Glieder lassen sich nicht mit Bestimmtheit erkennen. Die ganze Oberfläche ist sehr tuberkulös. Es kommen mit der Scheere mehrere kleinere Füsse vor, einige davon haben am Ende scheinbar eine Scheere, etwa wie Fig. 27 b zeigt. Ich habe dieses Stück schon seit zehn Jahren erworben, bis jetzt aber vergeblich auf weitere Theile gewartet. Da die Scheere allein schon so ausserordentliche Merkmale bietet, so ist damit der Name wohl gerechtfertigt.

Erklärung der Tafel II.

Fig. 1. *Mecochirus locusta Germar* von Solnhofen.

Fig. 2. dito, daher, rechte Scheere von der Aussenseite mit Hüfte (1), Trochanter (2), Oberschenkel (3), Schienbein (4) und einem Stück vom Metatarsus (5).

Fig. 3. dito, daher, Pollex auf dem Rücken gewimpert.

Fig. 4. *Mecochirus socialis* aus den Ornatenthonen des braunen Jura ζ von Gönningen, rechtes Scheerenstück der Aussenseite von der Hüfte (1) bis zum Metatarsus (5).

Fig. 5. *Mecochirus locusta Germ.* von Solnhofen, Schwanz.

Fig. 6. dito, daher, zweites Fusspaar.

Fig. 7. dito, daher, vordere Endigung des Cephalothorax.

aufwärts an-, alsdann abwärts abzuſchließen, ſollte es auch nur ſeyn, um am Unionsfeſte mit der Dekoration des Cincinnatus aufzutreten und mit andern Cincinnaten ausſchließlich zu Mittag zu ſpeiſen.

Oder liebt der Deutſche nicht überall das Alte ſchon darum, weil es alt iſt? Webt nicht Ein genoſſenſchaftlicher Geiſt durch alle Innungen von dem deutſchen Fürſten- und Herren-Stande herab bis zur Schuſtergilde, von den älteſten Gefolgſchaften der Völkerwanderung bis zum Beſitzer eines geſchloſſenen Guts, welcher ſich mit allen Kräften dem Grundſatze der Theilbarkeit entgegenſetzen wird, obgleich er der Söhne mehrere zählt und alle gleich ſtark liebt?

Das Beſtehen eines auf das geſchichtliche Prinzip hingewieſenen und durch das Erſtgeburtsrecht auf ſeiner Stufe geſicherten Standes erſcheint alſo in Deutſchland überall als Bedürfniß. Stets wird man nur die an der Spitze der öffentlichen Meinung finden, welche durch frühe Angewöhnung und Familientradition ſich vorgebildet hatten, und der gute Ton, das Bleibende im geſellſchaftlichen Verkehr werden vorzüglich von denen gehandhabt werden, welche als Träger eines altberühmten Namens durch die Gegenſätze nur verlieren können, nie aber gewinnen. Es handelte ſich alſo eigentlich nur darum, welche Vorrechte man mit dem Gemeinwohl verträglich, den Vorſchritten des Ganzen nicht hinderlich findet. Wo die Krone erblich iſt, — alſo bei Weitem im größern Theile der europäiſchen Welt — muß ein Zwiſchenglied beſtehen zwiſchen der Herrſcherfamilie und den Maſſen; es müſſen mehrere Stufen von der Grundlage zur Spitze führen, um zugleich abzuſondern und zu verbinden. Der bevorzugte Stand ſoll Kraft und Unabhängigkeit genug beſitzen, um zugleich das Volk beſchützen zu können vor Zwingherrſchaft und den König vor Uebergriffen der Proletarier. Ohne dieſe Vermittelung wird jeder Streit um die Gewalt ſogleich zum tödtlichen Kampfe, die Beherrſchung zuerſt vernichtet, dann ſultaniſch wiederhergeſtellt werden. Wer in vielen Beziehungen der Gleiche des Höchſten iſt, darf Ungebührliches weder thun noch dulden, und muß ſich durch perſönliches Verdienſt auf der ausgezeichneten, beneideten und beobachteten Stellung halten, oder er fällt tiefer, iſt unendlich unglücklicher als der Gemeinſten einer.

Wohl gibt es Viele, welche bezweifeln, daß ein Wiederaufbau, eine Verjüngung des deutſchen Adels möglich ſey. Manche

Fig. 8. *Mecochirus socialis*, aus den Ornatenthonen von Mössingen, Unterende der Scheeren.

Fig. 9. dito, von Gammelshausen, Scheere.

Fig. 10. dito, daher.

Fig. 11. dito, aus den Ornatenthonen von Dettingen bei Urach.

Fig. 12. *Mecochirus locusta Germ.* von Solnhofen.

Fig. 13. dito, daher, Schwanz vom Rücken.

Fig. 14. Ideale Figur von *Mecochirus socialis*.

Fig. 15 a b. *Mecochirus socialis*, Ornatenthon: a Schwanz von der Seite, b vom Rücken, gestreckt und etwas vergrössert.

Fig. 16 a b. dito, daher.

Fig. 17. Zweifelhaftes Geschlecht, aber wahrscheinlich eine *Glyphaea* aus dem untern weissen Jura.

Fig. 18 a bis d. *Glyphaea (Klytia) ventrosa v. Meyer*, aus dem untern weissen Jura von Möhringen bei Tuttlingen: a Cephalothorax von der Seite, b von oben; c die fünf ersten Schwanzglieder von oben, d von der Seite.

Fig. 19. dito, unterer weisser Jura von Unterhausen bei Reutlingen.

Fig. 20. *Glyphaea liasina v. Mey.?* Scheerenballen, aus dem mittlern Lias von Ohmenhausen bei Reutlingen.

Fig. 21. *Glyphaea ornati*, Ornatenthon von Thalheim südl. Tübingen, drei Schwanzglieder.

Fig. 22. Scheerenballen, daher, 10 Linien hoch.

Fig. 23. *Glyphaea ornati*, brauner Jura ζ von Gammelshausen, Scheere.

Fig. 24. dito, daher, Index.

Fig. 25. dito, daher, Cephalothorax mit Scheere.

Fig. 26. *Uncina Posidoniae*, Lias ε von Holzmaden.

Fig. 27. dito, daher, a Scheere, b ein kleiner Fuss mit Scheere.

4. Experimentelle physicalische Mittheilungen.

Von Dr. Otto Seyffer zu Tübingen.

Mit Abbildungen auf Tafel III.

a) Ueber Lichtpolarisation.

Bei einer grösseren Anzahl geglühter und nachher schnell abgekühlter Glasstücke, welche ich zum Vorzeigen der bekannten von Brewster und Seebeck entdeckten farbigen Polarisationserscheinungen in meinen Vorlesungen benütze, beobachtete ich merkwürdige Eigenschaften. Hält man dieselben nämlich in freier Luft so, dass das auf dieselben fallende Licht reflectirt wird, die Oberflächen also eine spiegelnde Fläche bilden, so kommen dieselben schwarzen Kreuze mit den Pfauenaugen und Farbenringen zum Vorschein, wie wenn die Glasstücke in einen Polarisationsapparat gebracht werden, ohne dass also ein künstlich polarisirter Lichtstrahl darauf fällt und sie mit dem sogenannten analysirenden Mittel betrachtet werden. Diese Erscheinung war mir um so auffallender, als ich weder finden konnte, dass sie schon vorher von einem der vielen Kenner der Polarisationserscheinungen wahrgenommen worden war, noch dass blos einzelne dieser Glasstücke, vielmehr alle ohne Ausnahme das Farbenbild, jedoch in grösserer oder geringerer Intensität zeigten.

Die Farbenerscheinungen treten bei jeder Witterung ein, bei reinem und umwölktem Himmel; sie erreichen aber nur eine ähnliche Intensität wie im Polarisationsapparat, wenn die Luft schön blau und klar erscheint, besonders des Abends bei untergehender Sonne. Bei bewölktem Himmel sind sie ziemlich schwach, bei vollständig trüber und regnerischer Witterung kommen nur Spuren zum Vorschein. Das Farbenbild wird nie wahrgenommen, wenn ein Sonnenstrahl auf das Glas fällt, ebensowenig, wenn der Him-

tergrund, den man durch das Glas hindurch erblickt, von der Sonne beschienen wird. Ist dieser aber gelb, blau, roth u. s. w., so thut dieses den Farbenringen wenig Eintrag, dieselben treten jedoch am schönsten hervor, wenn er grau oder weiss ist. An den hellen September- und Octoberabenden des Jahres 1849 machte ich die Wahrnehmung zum erstenmal und seitdem war die Intensität der Farben nie mehr so bedeutend.

Da sich die Glasstücke, welche die Erscheinung besonders schön und auffallend zeigen, wegen ihrer Kleinheit durch die Hand, ohne beschmutzt zu werden, nicht sehr gut drehen und in die gehörige Richtung stellen lassen, so habe ich zur geeigneten Wahrnehmung derselben ein kleines Gestell eingerichtet, durch welches man sowohl die Ebene der Glasstücke in einen beliebigen Neigungswinkel stellen kann, damit sie eine spiegelnde Fläche bilden, als auch dieselben selbst unter allen beliebigen Winkeln drehen kann.

Dasselbe besteht aus einem kleinen Ständer Fig. 1, wie man ihn zur Aufstellung von Prismen manchmal verwendet mit einem durch ein Kugelgewinde a beweglichen Arm. Dieser Arm trägt an seinem Ende einen Metallring d e mit einer Eintheilung von 90°. In diesen Ring passt ein zweiter b c übergreifend ein und kann in dem ersten um jeden beliebigen Winkel gedreht werden, den dann ein kleiner Strich g h angibt. In diesem Ring ist durch einen viereckigen Ausschnitt f das Glasstück befestigt; wie dieses geschieht, weist Fig. 2 nach; sie ist die Rückseite der beiden in einander passenden Ringe. Das Glasstück g wird in die viereckige Oeffnung gelegt und dann die zwei durch Schrauben fest anliegende Riegel c d gegen dasselbe geschoben, so dass es sich nicht hin und her bewegen kann; der kleinere Ring c d wird nun von oben in den grösseren a b gelegt und dann die zwei Riegelchen e f vorgeschoben, damit er bei der Drehung in der Kugelwindung nicht nach oben herausfallen kann. Fig. 3 ist der Durchschnitt der beiden Ringe und des Glasstückes, wie sie in einander liegen, a b der äussere, c d der innere Ring, e das Glasstück und f und g die beiden Riegel, welche das Glasstück an seinem Rande festhalten.

Wird nun das Gestell auf einen Tisch gebracht und der

Arm, welcher den Ring und das Glasstück trägt, so gestellt, dass die Fläche des letzteren eine spiegelnde ist, so sieht man in einer gewissen Entfernung, je nach der Stärke des Auges, indem man von oben herabschaut, sogleich die farbigen Bilder; wird nun der Ring, in welchem das Glasstück befestigt ist, um 45° gedreht, so verschwindet nach und nach das Farbenbild gänzlich, kommt bei 90° wieder zum Vorschein, verschwindet wieder bei 135, 225, 315 und zeigt sich bei 180, 270 und 360 Graden, gerade wie im Polarisationsapparate und wie es dünne, mit der Krystallisationsaxe parallel geschnittene Gypsplättchen zeigen. Bei verschiedenen künstlichen Beleuchtungen, wie z. B. durch Kalklicht, habe ich die Erscheinung nicht wahrnehmen können.

Die Erklärung dieser Erscheinung hat ihre besondere Schwierigkeit; die Grundlage ist allein in dem polarisirten Lichte, welches durch die Luft, die Wolken u. s. w. reflectirt wird, zu suchen; meine Untersuchungen darüber sind noch nicht weiter gediehen, auch hatte ich keine Zeit, die Bedingungen, unter welchen sie eintritt, der Rechnung zu unterwerfen. Das Gestell mit den Glasstücken ist wohl der einfachste Polarisationsapparat und letztere können vielleicht dazu dienen, die Stärke der Polarisation des in der Atmosphäre reflectirten Sonnenlichtes zu bestimmen, da je nach der Klarheit derselben die Farbenbilder einen so auffallenden Unterschied zeigen. Merkwürdige Erscheinungen, welche bei der Reflection eines Sonnenbildes von solchen gehärteten Glasstücken stattfinden und die ich mit einem Fernrohre im Spiegel betrachtete, werde ich bekannt machen, sowie ich sie näher untersucht habe.

b) Einfacher Apparat zur Anstellung der Plateau'schen Versuche mit einer der Erdschwere entzogenen Oelmasse.

Die Versuche Plateau's über die Rotation einer der Erdschwere entzogenen Oelmasse, welche derselbe im Jahr 1846 in dem XVI. Bande der Mémoires prés. à l'acad. roy. de Bruxelles bekannt machte, sind von wenigen Physikern wiederholt worden,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21367 / 043

während sie wohl zu den interessantesten Entdeckungen gerechnet werden können, welche in den letzten Jahren geschahen. Der Versuch ist ein doppelt schwieriger, einestheils wegen Herstellung eines geeigneten Apparates, anderntheils wegen der Mischung der weingeistigen Flüssigkeit und der Eingiessung des Oeles; ferner bringt der Umstand, dass sich bei länger fortgesetzter Rotation die Oelmasse in unzählig kleine Oelkugeln vertheilt, vielfache Hindernisse für die augenblickliche Fortsetzung der Versuche mit sich. Ich habe gesucht, den Apparat zur Anstellung dieser Versuche so einfach als möglich herzustellen; ich verwendete dazu einen quadratischen Kasten von Spiegelglas, dessen Scheiben in messingene Rahmen eingeschraubt und mit gewöhnlichem Glaserkitt nach Innen eingekittet sind. Die obere Scheibe a b (Fig. 4) hat in der Mitte eine runde Oeffnung c zur Einbringung der Flüssigkeit, die mit einem fest aufliegenden Deckel geschlossen werden kann. Nach unten ist der Kasten durch die Messingplatte d e verschlossen und nur in der Mitte bei f befindet sich eine kleine Oeffnung. Der ganze Kasten wird nun auf eine Nearne'sche Schwungmaschine so aufgesetzt, dass durch die Oeffnung f die Spindel dieser Maschine in den Kasten hereinragt. Die drei starken Messingstäbe g h, i und k l passen in Löcher ein, welche in das Gestell der Schwungmaschine gebohrt werden, um dem Ganzen eine feste Stellung zu geben. Damit neben der bei f in den Kasten hereinragenden Spindel keine Flüssigkeit ablaufen kann, geht dieselbe durch eine mit Leder ausgefütterte Stopfbüchse m n und unten bei o befindet sich die kleine Rolle der Schwungmaschine. Um nun die Versuche anzustellen, wird der Kasten auf die Schwungmaschine aufgesetzt, mit der vorher ihrem specifischen Gewichte nach genau bestimmten Weingeist-Wassermischung gefüllt, alsdann wird das an der Achse p q befindliche Scheibchen r von oben durch die Oeffnung in eine kleine Vertiefung der hervorragenden Spindel f gesteckt und die Oelmasse mittelst eines Metallstäbchens sehr langsam und vorsichtig so eingegossen, dass sie sogleich an dem Scheibchen adhärirt. Hält man nun die in der Stopfbüchse sich drehende Spindel gut eingeölt, so gelingen durch Umdrehung der grossen Rolle der Schwungmaschine die Versuche sehr leicht. Auch das

Einbringen von Scheibchen von verschiedener Grösse unterliegt durchaus keiner Schwierigkeit, man nimmt nur den Deckel e ab, zieht das Scheibchen an seiner Achse heraus und steckt ein neues an seine Stelle in die Oeffnung der Spindel.

Alle von Plateau angestellten Versuche gelingen mit dieser Einrichtung aufs Vollkommenste, besonders schön gelang mir mit einer 5 Centim. breiten Scheibe die Zertheilung des Ringes in grössere rotirende Kugeln, um die sich wieder kleinere, beinahe wie Satelliten bewegten. Mehrmals gelang es mir auch, einen doppelten Ring durch die Rotation dieser Scheibe herzustellen, derselbe stellte sich dar wie Fig. 5 zeigt; doch konnte ich vieler darüber angestellten Versuchen ungeachtet die Bedingungen nicht auffinden, unter denen diese Erscheinung eintritt. Wird die Rotation der Oelmasse noch sehr lange fortgesetzt, wenn sich schon der Ring in Kugeln zertheilt hat, so bildet nach und nach das Oel eine ungemein grosse Masse von grösseren Oelkugeln, 1—2 Centim. im Durchmesser bis zu den kleinsten, kaum sichtbaren, die sich alle in der Weingeistmischung bewegen. Anstatt Olivenöl, das sich allzuleicht in eine grosse Menge von kleinen Kugeln zertheilt, verwendete ich feines Knochenöl, wie ich es zum Einschmieren meiner Luftpumpen verwende, dasselbe bildet eine weit mehr zusammenhängende Masse, die, wenn sie sich vertheilt hat, sehr leicht wieder vermöge eines kleinen Metallstabes wieder in eine Kugel vereinigt werden kann.

Wenn die ganze Vorrichtung nicht mehr gebraucht werden soll, so kann man den Kasten von der Schwungmaschine abheben und lange Zeit hindurch gefüllt stehen lassen. Damit nun durch die Oeffnung der Stopfbüchse keine Flüssigkeit ablaufe, hebt man zuerst den ganzen Kasten etwas in die Höhe, zieht die Scheibe heraus und steckt in die Oeffnung den Schlüssel Fig. 6, in welchen unten eine Schraubenwindung eingeschnitten ist, die Flüssigkeit ist dadurch von der atmosphärischen Luft vollkommen abgeschlossen und lässt sich so Jahre lang erhalten.

Will man je die Ergebnisse der Versuche, welche man mit diesem Apparate anstellen kann, mit den Erscheinungen an den Himmelskörpern in Vergleichung ziehen, so liessen sich schöne und wohl zu rechtfertigende Hypothesen über die Bildung der-

selben aufstellen. Denkt man sich die Weltkörper ursprünglich als flüssige Massen, auf welche noch keine andere anziehende Kraft, als die Cohäsion wirkte, und nimmt man an, diese Massen seien durch eine rasch auf sie einwirkende Kraft in Rotation versetzt worden, also die ähnlichen Bedingungen, unter welchen sich die Oelmasse in der Weingeist-Wassermischung befindet, so kann sich aus dieser flüssigen Masse zuerst eine abgeplattete Kugel gebildet haben, von deren Aequator sich ein Ring losriss, dieser Ring löste sich in Kugeln von verschiedener Grösse auf, an die sich wiederum theilweise kleine Kugeln anlegten. Man hätte so die Bildung eines ganzen Planetensystems. Die Zertheilung der Oelkugel in unendlich viele grössere und kleinere Kugeln würde vielleicht mit den Nebelflecken Aehnlichkeit haben, unter denen überhaupt Gestalten vorkommen, die auf Ringformen hinweisen. Dieses sind jedoch lauter Hypothesen, auf welche ich mich nicht näher einlassen will und kann *).

c) Versuche über Dampfelectricität.

Seit Armstrong die Electricitätsentwicklung durch Wasserdampf erstmals bekannt gemacht und Faraday hierauf seine Dampfelectrisirmaschine begründet hatte, sind eine Menge von widersprechenden Thatsachen und Angaben darüber gemacht worden. Hievon führe ich insbesondere die Angabe von Faraday an, die er auf Versuche an seiner Hydroelectrisirmaschine gründete: dass, wenn kein Gefäss mit Wasser vorhanden sei, durch welches der Dampf strömen könne, keine Electricität entwickelt werde, wenn aber das Gefäss, durch welches der Dampf ströme, soweit mit Wasser gefüllt sei, dass Wasser durch den Dampf mit fortgerissen werde, eine Fülle von Electricität erscheine.

Um hierüber weitere Versuche anzustellen, habe ich mir an meinem Papin'schen Topf eine Einrichtung zur Entwicklung der Dampfelectricität treffen lassen, die alle meine Erwartungen übertraf, wesshalb ich vorläufig diese Einrichtung zur Kenntniss bringe.

*) Herr Mechanikus Seeger in Stuttgart fertigt um billigen Preis die ganze von mir angegebene Einrichtung zur Herstellung der Plateauschen Versuche und passt sie den zu vielen andern Versuchen nothwendigen Schwungmaschinen an.

möchten gerne einen Mittelweg einschlagen, eine Art amerikanischen Senats, eine französische Pairie an seine Stelle setzen. Sie bedenken nicht, daß man zum Erhalten mehr ruhiger, zurückhaltender Naturen bedarf, als vorstrebender. Der, welcher sich emporgearbeitet hat, sey es auf welche Weise man will, hat nur zu seinem Ziele dadurch gelangen können, daß er sich auf seine Bahn beschränkte, und alles verläugnete oder sich versagte, was seinen Zweck nicht zunächst anging; daher darf man von ihm allgemeine Bildung, Familien-Maximen, Unabhängigkeit der Gesinnung, beschränkt durch genossenschaftliche Rücksichten, nicht suchen. Er muß zu sehr auf die Gegenwart gestellt seyn, als daß er auf den neuerworbenen Gütern landwirthschaftliche Versuche ungewissen Erfolgs, oder in späte Zeiten hinübergreifende Verbesserungen vornehmen würde. Er wird sehr schwer die bequeme Sicherheit des Umgangs erwerben, welche Kinder reicher Häuser auszeichnet. Stets wird er fürchten, auf Jugendgenossen zu stoßen, welche an niedern Anfang mahnen können; er wird wähnen, es gehöre größerer Aufwand, stärkeres Auftreten dazu, sich Geltung zu verschaffen: kurz, er würde alles Drückende des Adels darstellen, ohne zu vermögen, dessen gute Seiten zu zeigen. Reichgewordene kann der Adel leicht sich aneignen, nicht aber sich ausschließlich aus ihnen bilden.

Es soll vor nicht sehr langer Zeit ein Menschenfreund im Traume einen deutschen Fürsten erblickt haben, um dessen Thron den Adel seines Landes versammelt, und der Fürst habe diesen angeredet wie folgt:

„Wir sind uns gegenseitig nothwendig, müssen Einer den Andern tragen und unterstützen; denn wir gehören Einer Genossenschaft an und haben, genau genommen, dasselbe Interesse. Bleiben wir feindlich getrennt, stehen wir uns gegenüber, so ist leicht zu errathen, daß wir beide am Ende, und zwar Alles verlieren werden. Ich verspreche euch nun, euch äußerlich zu ehren, meinen Hofstaat nur aus euch zu bilden, keinen Unwürdigen eurer Genossenschaft aufzudringen, für Verwaiste und Unglückliche eures Standes zu sorgen, so weit meine vielfach angesprochene Kasse ausreichen wird. Aber Eine Nachgiebigkeit fordere ich von euch zum Vortheile der Gesammtheit: laßt uns für alle Zukunft den Adelstitel nur an Grundbesitz nach Erstgeburtsrecht ausschließlich

Der Papin'sche Topf hat eine Höhe von 15 und einen Durchmesser von 13 Centim. und ist von starkem Kupferblech gefertigt. Das Ventil ist oben mit einem ¼ Pfund-Gewicht beschwert. An diesem sehr kleinen Dampfkessel brachte ich ein rechtwinklig gebogenes Rohr von 15 Centim. Höhe an (a b c Fig. 7), das bei d durch einen Hahnen verschlossen werden kann. An die Mündung dieser Röhre bei c wird eine Oeffnung c e zum Ausströmen des Dampfes gesteckt, welche in Fig. 8 vergrössert im Durchschnitte dargestellt ist. Wird nämlich der Hahn d geöffnet, so strömt der Dampf des Kessels durch die rechtwinklig gebogene Röhre a b c nach a Fig. 8, gelangt dort durch eine schiefe Bohrung nach b, stosst sich dort an der Wandung und durchläuft so nach einander c, d und e, bis er bei der Mündung f ausströmen kann. Diese Mündung ist wie die Röhre a b c Fig. 7 von Messing gearbeitet, im Innern aber von b c d e bis nach f Fig. 8 mit Holz ausgefüttert. Nachdem sich nun der Dampf an diesen Holzstücken stark gerieben hat, strömt er durch f nach dem auf einer Glassäule ruhenden Conductor Fig. 9, der eine Länge von 25 Centim. hat, und stösst bei a auf einen Ring von Messing, der keine Saugspitzen hat, vielmehr nur ein grobes Drahtgitter von 5 Centim. Durchmesser einschliesst.

Ich versuchte die verschiedensten Ausströmmündungen und fand diese von der grössten Wirkung, ebenso brachte ich an dem Conductor sehr verschiedene Auffangvorrichtungen mit Saugspitzen und Drahtgittern an, die mit Saugspitzen versehen waren; stets zeigte sich aber dieses einfache Drahtgitter am wirksamsten.

Die Effecte nun, die ich mit diesem kleinen und einfachen Apparat erzielte, sind folgende. Bei einer Spannung des Dampfes von ½ Atmosphäre, welche ich an einem oben an dem Papin-schen Topfe angebrachten Manometer maass, zeigten sich die ersten Spuren von Electricität am Blattgoldelectrometer, bei 3 Atmosphären konnte man eine Flasche von ½ □′ Belegung sehr leicht laden, wenn der Dampf 30 Secunden bis 1 Minute lang auf das Drahtgitter strömte. Bei dieser Spannung, ja schon bei 2½ Atmosphären konnte man aus dem kleinen Conductor im Momente des Dampfausströmens ½ zöllige Funken ausziehen. Die Electricitätsentwicklung bei den verschiedenen Spannungen des

Dampfes maass ich vorderhand an dem Quadrantelectrometer und erhielt folgende Resultate:

Spannung in Atmosphären.	Grade am Quadrantelectrometer.
½	4
¾	22
1	28
1¼	38
2	80
2¼	85
3	90.

Um die Faraday'sche Annahme zu prüfen, liess ich den Dampf durch ein Gefäss mit Wasser strömen, die Effecte wurden aber dadurch eher geschwächt als vergrössert. Wenn man daher bei der Dampfelectricität eine Reibung der Wassertheilchen annimmt, so kann diese allein durch das in der Röhre und Ausströmmündung condensirte Wasser geschehen, immerhin wird aber auch die Reibung des Dampfes unmittelbar an den vielen Wandungen der Ausströmmündung Electricität erzeugen, denn sonst müssten auch andere Mündungen, in welchen dem Dampfe weniger Gelegenheit zum Reiben gegeben war, wie ich sie vielfach anwendete, ähnliche Effecte gegeben haben, was durchaus nicht der Fall war.

Zu bemerken habe ich noch, dass der Papin'sche Topf nur mit 2 württemb. Schoppen Wasser gefüllt war und dass Herr Mechanicus Dollinger in Tübingen die ganze Vorrichtung sammt Papin'schem Topf und Conductor um den Preis von 25—30 fl. zu liefern sich bereit erklärt hat.

d) Ueber die Figuren des sphäroidalen Flüssigkeitstropfen und ihren Zusammenhang mit den Klangfiguren.

Herr J. Schnauss machte in dem 79. Bande der Poggendorff'schen Annalen neue Wahrnehmungen über den Leidenfrost'schen Versuch bekannt, welche darin bestehen, dass der Wassertropfen auf einer rothglühenden Platinplatte mit einem Platindrahte in Berührung und zur Ruhe gebracht, nach dessen Entfernung regelmässige Figuren zeigt. Ich habe diese Erscheinung schon vor längerer Zeit wahrgenommen, würdigte sie aber erst einer nähern Untersuchung nachdem ich den Aufsatz

des Herrn Schnauss gelesen hatte; in folgendem gebe ich kurz eine Darstellung der von mir gefundenen neuen Thatsachen.

1) Herr Schnauss konnte die Erscheinung der Figuren nur darstellen, wenn er in den im sphäroidalen Zustand befindlichen Wassertropfen einen Platindraht oder feinen Glasstab brachte, von welchem dann eine Wellenbewegung ausging, welche diese Figuren zu Folge hatte. Ich fand, dass die Erscheinung der Figuren, wie ich es auch schon früher bemerkt hatte, vollkommen unabhängig von dem Einstecken eines Platindrahtes ist, vielmehr unter allen Umständen eintritt, wenn gerade die Grösse des nach und nach verdampfenden Wassertropfens geeignet hiezu ist. Ich stellte den Versuch mit einem dünnen Platinbleche an, das $5\frac{1}{2}$ Centim. im Durchmesser und eine schwache concave Biegung hat. Dieses Blech halte ich an einer Pincette, die an einem Ständer befestigt ist, über die Flamme einer gewöhnlichen Weingeistlampe von Glas, welche das Blech hinlänglich erwärmt (ohne es glühend zu machen), um den sphäroidalen Zustand eines darauf gebrachten Wassertropfens augenblicklich eintreten zu lassen. Das Wasser bringe ich mit dem Finger oder einem Glasstabe tropfenweise auf das Platinblech und, wenn das letztere sehr blank und rein ist, ebenso das Wasser keine fremde Bestandtheile enthält, so tritt die Erscheinung der (auf Taf. III. Fig. 13 der Pogg. Ann.) von Schnauss angegebenen Figur, jedoch nicht immer vollkommen ein, ohne dass vorher der Tropfen in Berührung mit einem Drahte oder Glasstabe gebracht worden war. Diese Figur hängt aber nach vielen Versuchen, die ich anstellte, von der Grösse des Wassertropfens ab; war ursprünglich der Wassertropfen sehr gross, etwa 2 Centim., so zeigte sich keine Spur der Figur; sowie dasselbe aber die Grösse von 9 Millim. erreicht hatte, trat jedesmal die gleiche Gestalt (Fig. 13) ein, ging bei Abnahme der Grösse durch die Verdampfung in Fig. 14 über und wurde zuletzt bei einem Durchmesser von 5 Millim. ganz einfach viertheilig, wie Fig. 15 a. a. O. zeigt.

2) Die Aehnlichkeit dieser Figuren mit den Klangfiguren veranlassten mich zur Untersuchung, ob nicht diese Figuren des sphäroidalen Wassertropfens, welche, wie man deutlich sieht, durch eine Wellenbewegung des Wassers hervorgebracht werden, unter

ähnlichen Bedingungen erscheinen, wie die Klangfiguren. In meiner Vorlesung, die ich diesen Sommer an hiesiger Universität über Experimentalphysik hielt, erläuterte ich den Leidenfrost'schen Versuch und bemerkte hiebei, dass die Schnauss'schen Wärmefiguren wahrscheinlich auch durch Schwingungen hervorgerufen werden können, die man dem Platinblech etwa durch Streichen mit einem Violinbogen mittheilen würde. Ich schritt sogleich zur Prüfung dieser Sache, befestigte eine runde Glasplatte an einer Schraubenzwinge und an diese Platte das Platinblech, welches durch dieselbe Lampe wie vorhin erhitzt wurde. Nachdem ich einen sehr grossen 1—2 Centim. grossen Wassertropfen darauf gebracht hatte, der die Erscheinung der Wärmefiguren nicht an und für sich zeigte und die Glasplatte mit dem Violinbogen anstrich, jedoch so, dass dieselbe in langsame Schwingungen versetzt wurde, die nur ein Geräusch, nicht aber einen bestimmten Ton zeigten, so nahm der Wassertropfen augenblicklich die schönsten Figuren an, wie ich sie in den vorhergehenden Versuchen nie erhalten hatte. Er zeigte den schönsten achtstrahligen Stern, der bei Abnahme der Wassermenge in dem Tropfen ohne Zwischenglied in den vierstrahligen überging; der Unterschied zwischen den durch Streichen mit dem Violinbogen und den ohne dieses erhaltenen Figuren besteht einzig und allein in der Schönheit und Deutlichkeit derselben und in der Grösse des Wassertropfens; beim Streichen mit dem Violinbogen nahm der Wassertropfen stets die regelmässige Gestaltung an, wenn ohne das Streichen keine Spur davon zu sehen war. Es scheint mir dadurch der directe Beweis geliefert zu sein, dass die Wärmefiguren ähnlich wie die Klangfiguren durch Schwingungen hervorgebracht werden, wie sich aber in den Schwingungen des Wassertropfens solche Knotenlinien bilden, wie in dem Sande der Glassplatten, muss noch näher untersucht werden. Man wird bei der überhaupt sehr schwierigen Erklärung des Leidenfrost'schen Problems noch viele Schwierigkeiten zu überwinden haben, um diese Figuren genügend erklären zu können.

3) Ich richtete auch eine Vorrichtung her, um das Streichen der heissen Metallplatte mit dem Violinbogen unmittelbar bewerkstelligen zu können. Hiezu nahm ich eine sehr wenig con-

cave Schale von Neusilber, welche einen Durchmesser von 16 Centim. hatte, erhitzte sie sehr stark, jedoch ohne dass sie glühend wurde und brachte dann sehr grosse Wassertropfen darauf, die 2—3 Centim. Grösse hatten; solche Tropfen zeigten an und für sich gar keine Spur von regelmässiger Gestaltung; sobald aber der Rand der Schale mit dem Violinbogen gestrichen wurde, kamen sie auf eine prachtvolle Weise zum Vorschein; der Tropfen nahm meistens nach einander alle Gestaltungen an, und hörte, wenn die Aufeinanderfolge auch nicht regelmässig geschah, doch immer mit dem vierseitigen Sterne auf. Selbst einen 16 seitigen Stern beobachtete ich hier mehreremal sehr deutlich. Durch ein Glas hindurch sind die Figuren kaum wahrzunehmen, weil sich das Glas alsbald mit Wasser beschlägt; man kann sehr gut mit blossem Auge dieselben betrachten, da nach allen meinen Versuchen die Figuren eher schöner zum Vorschein kommen, wenn die metallene Unterlage sehr heiss ist, als wenn sie glüht.

4) Da bei dem Leidenfrost'schen Versuch offenbar die Adhäsion zwischen der Flüssigkeit und der heissen Unterlage aufgehoben ist und man auch auf andere Weise die Adhäsion zwischen Flüssigkeiten und festen Körpern aufzuheben vermag, so untersuchte ich auch, ob die Wärme zur Herstellung dieser Figuren nothwendig sei. Diesem zu Folge brachte ich auf die beschriebenen Metallschalen etwas Bärlappsamen und auf diesen einen Wassertropfen, der bekanntlich dann wie bei dem Leidenfrost'schen Phänomen Kugelgestalt annimmt; bei einem andern Versuch überzog ich die Metallschale mit einer dünnen Wachsschichte, auf welcher das nämliche stattfand. Wurde nun in dem einen oder andern Falle die Platte mit dem Violinbogen gestrichen, so zeigten sich zwar an den Wassertropfen dieselben Wellenbewegungen, wie sie bei dem sphäroidalen Wassertropfen des Leidenfrost'schen Versuches unmittelbar vorher eintreten, ehe sich die regelmässigen Figuren bilden, von einer wirklichen Figurenbildung war aber gar nichts zu sehen. Es scheint mir dadurch der Beweis geliefert, dass die Wärme zu Erzeugung dieser Schwingungsfiguren absolut nothwendig ist und man kann sie daher auch Wärmeschwingungsfiguren heissen.

5. Beobachtungen
über die Temperatur im Bohrloch zu Schramberg.

(Nach amtlicher Mittheilung des k. Bergraths.)

Von dem k. Bergrath dem Verein mit Erlass vom 16. Juli geneigtest zur Veröffentlichung mitgetheilt.

Nach Einstellung des letzten Bohrversuchs auf Steinkohlen in Schramberg wurde diese günstige Gelegenheit zu Temperaturmessungen in grösserer Tiefe benützt, um genaue Beobachtungen über die Zunahme der Erdwärme in dem 1571,6′ tiefen Bohrloche anzustellen.

Hiezu diente ein Thermometer, das in einer starken, mit Kork ausgefütterten Messingkapsel, so verwahrt war, dass nicht der geringste Wasserzutritt selbst bei Anwendung eines bedeutenden Drucks mittelst einer hydraulischen Presse statt finden konnte.

Das Instrument wurde in das Bohrloch an einer starken $2\frac{1}{2}$‴ dicken Schnur mittelst eines kleinen, unmittelbar über das Bohrloch aufgestellten Haspels eingesenkt und ausgezogen.

Die gemachten Beobachtungen sind folgende:

1) Bei 10′ unter der Hängebank, 2′ unter dem Wasserspiegel zeigte das Thermometer nach einem 6 stündigen Aufenthalt $7\frac{1}{4}°$ c.

2)	In einer	Tiefe	von	50′	nach	6 Stunden	$9\frac{1}{2}°$ c.
3)	"	"		100′	"	6 "	$10\frac{1}{4}°$ c.
4)	"	"		100′	"	8 "	$10\frac{1}{2}°$ c.
5)	"	"		200′	"	6 "	$11\frac{1}{2}°$ c.
6)	"	"		200′	"	6 "	$11\frac{1}{2}°$ c.
7)	"	"		300′	"	6 "	$12\frac{1}{4}°$ c.
8)	"	"		300′	"	6 "	$12\frac{1}{4}°$ c.
9)	"	"		400′	"	6 "	$13\frac{1}{2}°$ c.

10)	In einer	Tiefe	von	400′	nach	6	Stunden	13½° c.
11)	"	"		500′	"	6	"	14° c.
12)	"	"		500′	"	6	"	14⅜° c.
13)	"	"		600′	"	6	"	15¼° c.
14)	"	"		600′	"	6	"	15⅜° c.
15)	"	"		700′	"	4	"	16° c.
16)	"	"		700′	"	10	"	16½° c.
17)	"	"		800′	"	4	"	17⅛° c.
18)	"	"		800′	"	6	"	17⅝° c.
19)	"	"		900′	"	10	"	18½° c.
20)	"	"		1000′	"	6	"	19¼° c.
21)	"	"		1000′	"	6	"	19½° c.
22)	"	"		1100′	"	7	"	20¼° c.
23)	"	"		1200′	"	7½	"	21¼° c.
24)	"	"		1300′	"	10	"	22⅜° c.
25)	"	"		1400′	"	6	"	24° c.
26)	"	"		1500′	"	10	"	24½° c.
27)	"	"		1570′	"	6	"	24¾° c.
28)	"	"		1570′	"	9	"	24¾° c.

Bis in die Tiefe von 900′ sank die Kapsel mit der grössten Leichtigkeit ein. Von da an aber ging das Einhängen langsam und zwar um so langsamer, je tiefer man kam. Dies rührte von dem Bohrschmand her, der in der Zeit von 9 Wochen, in welcher das Bohrloch verlassen war, sich zusammengesetzt hatte.

Zum Einhängen waren von 900′ an bis zur Tiefe von 1100′ je auf 100′ ¼ bis ½ Stunden erforderlich, so dass zuletzt dasselbe auf 1100′ gegen 3 Stunden dauerte. Um das Einsenken zu beschleunigen, und um zu verhindern, dass das Instrument im Bohrloch aufsitze, was oft vorkam, wurde ein mit Blei ausgegossener Konus von Messingblech an den Boden der Kapsel gelöthet. Das Einhängen ging leichter, jedoch noch immer langsam. Bei der Tiefe von 1200′ brauchte man auf die letzten 100′ 20 Minuten und bei noch grösserer Tiefe auf je 100′ ½ bis 1 Stunde.

Das Ausziehen ging bis auf die Tiefe von 1000′ sehr leicht. 100′ konnten in einer halben Minute ausgezogen werden, so dass also zum Ausziehen aus der Tiefe von 1000′ nur 5 Minuten erforderlich waren. Aus der Tiefe von mehr als 1000′ konnte das Instrument nur langsam herausgezogen werden, da der Bohrschmand bei dem geringen Durchmesser des Bohrlochs in dieser

Tiefe demselben entgegen wirkte und bei einem zu starken Zug am Haspel das Zerreissen der Schnur zu befürchten war. Es waren zum Ausziehen aus den verschiedenen Tiefen von mehr als 1000′ 6 bis 12 Minuten erforderlich. Im engen Bohrloch konnten daher 100′ in ca. 1 Minute herausgezogen werden.

Es scheint, dass durch dieses langsame Ausziehen das Thermometer gefallen sei. Die Temperatur bis 1400′ zu 24° c. gefunden, stimmt mit den übrigen Angaben; dagegen harmonirt nicht die Zunahme der Temperatur um ½° von 1400′ an auf 100′ und von ¾° auf 170′ mit der vorher gefundenen. Um dieses Fallen des Thermometers darzuthun, wurden die nachstehenden Versuche gemacht.

Die Kapsel wurde 6 Stunden in Wasser von 26½° gelassen, nachher in Wasser von 19° c. gebracht. Nach 10 Minuten zeigte das Thermometer blos noch 25½°.

Bei einem zweiten Versuch wurde das Thermometer auf 25° c. erwärmt und in Wasser von 18½° c. gebracht.

Nach 4 Minuten zeigte es . . . 25°
„ 10 „ „ . . . 24½°
„ 12 „ „ . . . 23¾°.

Bei einem dritten Versuch hatte das Thermometer die Temperatur von 25¾°. In Wasser von 18½° gebracht, zeigte es

nach Verfluss von 3 Minuten . . . . . 25¾°
„ „ 6 „ . . . . . 25½°
„ „ 8 „ . . . . . 25¼°
„ „ 10 „ . . . . . 24¾°
„ „ 12 „ . . . . . 24½°.

Die Abnahme der Temperatur war demnach in den ersten 6 Minuten kaum bemerkbar, und wurde erst nach 8 Minuten bedeutend.

Da die Temperatur von 18½° ungefähr die mittlere Temperatur ist, in der die Kapsel beim Herausziehen aus der Tiefe über 1400′ sich befand, so lässt sich somit der Schluss ziehen, dass das Thermometer beim Ausziehen bedeutend gefallen ist.

Aus obigen Beobachtungen ergibt sich die Zunahme der Temperatur und die Tiefe wie folgt:

Von 10′ auf 50′ sonach auf 40′ um 2½° c.
„ 50′ „ 100′ „ 50′ „ ½° c.

Von	100′	auf	200′	sonach auf	100′	um	$1\frac{1}{8}$° c.
„	200′	„	300′	„	100′	„	$1\frac{1}{25}$° c.
„	300′	„	400′	„	100′	„	$\frac{7}{8}$° c.
„	400′	„	500′	„	100′	„	1° c.
„	500′	„	600′	„	100′	„	1° c.
„	600′	„	700′	„	100′	„	1° c.
„	700′	„	800′	„	100′	„	$\frac{7}{8}$° c.
„	800′	„	900′	„	100′	„	$1\frac{1}{4}$° c.
„	900′	„	1000′	„	100′	„	$\frac{7}{8}$° c.
„	1000′	„	1100′	„	100′	„	$1\frac{1}{8}$° c.
„	1100′	„	1200′	„	100′	„	$1\frac{1}{4}$° c.
„	1200′	„	1300′	„	100′	„	$\frac{7}{8}$° c.
„	1300′	„	1400′	„	100′	„	$1\frac{1}{8}$° c.
„	1400′	„	1500′	„	100′	„	$\frac{7}{8}$° c.
„	1500′	„	1570′	„	70′	„	$\frac{1}{4}$° c.

Die bedeutende Zunahme der Temperatur von oben bis auf 50′ um $2\frac{1}{2}$° ist sehr auffallend und kann daher bei Bestimmung der Zunnahme der Temperatur auf 100′ nicht in Berechnung gezogen werden. Von 50′ bis auf 500′ also auf 450′ ist die

Differenz . . . . . $4\frac{1}{4}$° c.
auf 100′ sonach . . . . . $1\frac{1}{25}$° c.

Die Tiefe, auf welche das Thermometer um 1° zunimmt, ist 95′.

Von 500′ auf 1000′ beträgt die Zunahme $4\frac{1}{2}$°, auf 100′ somit $\frac{29}{30}$°.

Tiefe, auf welche das Thermometer um 1° zunimmt 103′,5.

Von 1000′ auf 1400′ ist die Differenz $4\frac{17}{24}$, auf 100′ $1\frac{1}{8}$°.

Mit 85′ Tiefe nimmt das Thermometer um 1° zu.

Die drei letzten Beobachtungen bei 1500′ und 1570′ müssen, als zu geringe Uebereinstimmung mit den übrigen zeigend, ausser Berechnung gelassen werden.

Die Temperaturzunahme von 50′ Tiefe bis auf 1400′ auf 1350′ beträgt $14\frac{1}{2}$°, hienach auf 100′ $1\frac{1}{18}$°. Tiefe, auf welcher das Thermometer um 1° zunimmt, 94′.

Wird die Zunahme der Temperatur von 100′ bis auf 1400′ welche $13\frac{1}{2}$° beträgt, in Berechnung gezogen, so ergibt sich dieselbe für 100′ zu $1\frac{1}{26}$° c., und die Tiefe, auf welche das Thermometer um 1° zunimmt, zu 96′.

6. Mittheilung neu entdeckter Pflanzen und neuer Standorte.

Von Dr. Finckh in Urach.

Als Nachtrag zu der in unseren Heften Jahrgang V. 2, Seite 218 u. ff. gegebenen Mittheilung erlaube ich mir, hier einige neue Entdeckungen in der württembergischen Flora, die seither zu meiner Kenntniss gelangt sind, namhaft zu machen:

Silene italica Pers. wurde von Apotheker Frickhinger in Nördlingen im Sommer 1844 bei Isny gefunden.

Statice elongata Hoffm. von demselben bei Deufstetten auf württembergischem Grund und Boden.

Lathyrus palustris L. von demselben bei Ellenberg.

Thrincia hirta Roth. von demselben schon vor mehreren Jahren auf dem Spitzberg bei Tübingen.

Littorella lacustris L. ist bei Friedrichshafen über eine grosse Strecke des Seeufers verbreitet und wurde im Sommer 1849 von Pharm. Cand. Th. Bilfinger gefunden.

Salvia sclarea L. erhielt ich indirect von Herrn Apotheker Völter, der sie zwischen Hohenstein und Kirchheim am Neckar gesammelt hat.

Drei dieser Pflanzen finden sich in dem Verzeichniss der *Plantae pseudowürttembergicae* von Schübler und von Martens und sind folglich ohne Zweifel schon früher bei uns gefunden worden, nämlich *Thrincia hirta*, *Lathyrus palustris* und *Salvia sclarea*.

Blitum capitatum L. fand ich mehrere Jahre lang auf einer hiesigen Stelle des Fabrikplatzes bei Urach, es ist aber durch Bodenkultur wieder ausgegangen.

knüpfen. Eure Nachgebornen mögen mit dem höhern Bürgerſtande in Namen und Beſchäftigung, mit Wiſſenſchaft und Kunſtfleiß verſchwimmen. Die Abſonderung von jenem durch ausſchließlich adelige Heirathen iſt durch die Aufhebung der Hochſtifter, Ritterorden u. ſ. w. unnöthig geworden, und viele Beweiſe ſind mir bekannt, daß auch ihr dieſes fühlt. Ahmt auch in dieſer Beziehung eure Standesgenoſſen in England ganz nach. Der, allein betitelte, Erſtgeborene lebe ſo viel er kann auf ſeinem Gute, dort iſt des Adels wahrer Sitz: ſein Name ſtammt ja von Od d. h. Gut. Dort ſtelle er ſich an die Spitze der öffentlichen Meinung, des guten Tons. Statt des Krautjunkers mache er den Gentleman farmer, ſtatt des Gerichtsherrn den Friedensrichter in eigner Perſon, ſtatt des Haſenjägers den Landwehrofficier, ſtatt des grollend Fernſtehenden den Landrath und ſtändiſchen Abgeordneten. Auch darin ahmt eure Brüder jenſeits des Kanals nach, daß ihr allen Notabilitäten eure Genoſſenſchaft öffnet und ſie in Wirklichkeit als eures Gleichen behandelt, um euch durch ſie zu verſtärken. Bedenkt, daß, wenn dieſe eure Aufgabe ſchwer iſt, die meinige und die aller Stände in gleichem Maße, einige ſogar noch mehr geſteigert worden ſind; bedenkt, daß nur in gänzlicher Unterordnung unter die Zwecke der Genoſſenſchaft, in Selbſtverläugnung und Aufopferung Heil für euch zu finden ſeyn wird. Um von den Maſſen, welche ſtets maſſiver werden, ungeirrt zu bleiben, laßt auch ihr euch alle Rechte abkaufen, welche dem Landmann läſtiger und kränkender ſind, als euch nützlich. Rundet eure Erſtgeburtsgüter mit dem Erlöſe aus und ſetzt euren Stand wieder ins Gleichgewicht mit der Zeit. Wenn ihr keine Fürſten ſeyd und werden könnt, ſo denkt wenigſtens, wie Fürſten denken ſollten und handelt in gleicher Weiſe!“

Hierauf ſoll der Träumende geſehen haben, wie die Mehrzahl ſich mit dem Fürſten vereinigt habe, die Minderzahl aber in Auſtralaſien wiedergefunden haben, wo ſie verſuchte, das alte patriarchale Verhältniß mit Grundholden zu erneuern, welche ſie aus Europa mitgenommen hatten. Dieſe fühlten aber ſogleich, wie unentbehrlich, alſo wie mächtig ſie ſeyen, und je mehr der Grundherr ihrer Hände bedurfte, um deſto ſtärker trat das Gefühl perſönlicher Unabhängigkeit, das Beiſpiel der Nachbarn vor ihre Seele. Nur in unfruchtbarer Gebirgsgegend bildeten Waidmänner

Von Seltenheiten, die früher schon gefunden worden sind, führe ich folgende mir mitgetheilte neue Fundorte an:

Liparis Loeselii Rich. wurde im Sommer 1849 von Apotheker Gessler im Wurzacher Ried gefunden. *Lycopodium complanatum L.* von demselben schon vor mehreren Jahren in einem Wald zwischen Wildbald und Herrenalb. *Eriophorum gracile Koch.*, *Lonicera nigra L.* und *Galium uliginosum L.* von demselben bei Wurzach. *Silene gallica L.* von demselben bei Lichtenstein. *Coronilla emerus L.* bei Friedrichshafen (Th. Bilfinger). *Carum bulbocastanum Koch.*, Rechenthof zwischen Vaihingen und Freudenthal (Apotheker Bilhuber). *Crepis tectorum L.* häufig in den Oberämtern Crailsheim, Ellwangen und Neresheim (Frickhinger). *Allium sibiricum W.* bei Mägerköngen (Osswald Th. Cand.). *Staphylea pinnata L.* in Mehrzahl im Wald zwischen Münsingen und Seeburg, und *Scolopendrium officinarum Sw.* am Fuss hoher beschatteter Felsen zwischen Urach und Sirchingen vorigen Sommer von mir gefunden.

Ich bemerke, dass ich von fast allen diesen Pflanzen Exemplare aus den Händen der Finder besitze und dass ich die meisten von diesen und von den im Jahrgang V, 2, S. 218 u. ff. aufgeführten Pflanzen Herrn von Martens vorgelegt habe, der die Richtigkeit der Diagnose anerkannt hat. Ich hoffe, später im Stande zu sein, von den hier und dort genannten Pflanzen Exemplare als urkundliche Dokumente an unser Vereinsherbarium einzusenden.

Druckfehler im Jahrgang V, Heft 2.

Seite	218,	Zeile	6	von	oben	lies Braunen statt Brunnen.
„	„	„	16	„	unten	„ meist statt nicht.
„	220	„	8	„	oben	„ wurde statt werden.
„	„	„	9	„	unten	„ ***) statt **).
„	221	„	7	„	oben	„ Baldingen statt Baldringen.
„	222	„	15	„	unten	„ Mägerköngen statt Mayerkrügen.
„	223	„	2	„	oben	„ Jaxt da statt Jaxt; da.
„	„	„	7	„	oben	„ Ehrenfels; im statt Ehrenfels im.

7. Flora oeningensis fossilis.

Die Oeninger Steinbrüche, das Sammeln in denselben und die bis jetzt dort gefundenen Pflanzenreste.

Von Civil-Ingenieur Dr. Bruckmann, Geognost und Architect.

Die im bituminösen Süsswassermolasse-Mergel bei Oeningen unweit Stein am Rhein vorkommenden Pflanzenreste, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Grade fesseln, gehören wegen der Schwierigkeit ihrer Acquisition zu den Seltenheiten und dienen mehreren Cabineten zur grossen Zierde; da und dort, in verschiedenen Ländern, in welche ich wegen geognostisch-hydrographischer Untersuchungen und Anlegung artesischer Brunnen berufen worden, habe ich in älteren Sammlungen einzelne Oeninger Pflanzen angetroffen und auch aus solchen tauschweise die ersten Exemplare für meine Petrefactensammlung erworben. Als ich im Jahre 1840 als Stadtbaumeister und Lehrer an der Gewerbeschule nach Constanz gezogen, war ich der Fundstätte dieser merkwürdigen Flora näher gerückt, besuchte sie auch bald, ohne aber eine erhebliche Ausbeute zu machen, jedoch lernte ich den Besitzer der Oeninger Steinbrüche, Herrn Leonhard Barth, Silberarbeiter zu Stein am Rhein, kennen, welcher seit etwa zwei Decennien alle dort vorkommenden Versteinerungen *) sammelt und käuflich abtritt. Barth kaufte ich

*) Die seither bei Oeningen gefundenen Petrefacten sind mit Anführung der betreffenden Autoren: Alex. Braun, Oswald Heer, Agassiz und H. v. Meyer, aufgezählt im neuen Jahrbuche für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde von Leonhard und Bronn, Jahrgang 1849 — Paläontologische Statik von H. G. Bronn S. 159—160.

nun nach und nach — in einer Reihe von sieben Jahren — mehrere Pflanzen, etliche Fische (*Leuciscus oeningensis*, *Esox lepidotus*, *Perca leptosomus Ag.* u. a. A.) und einige Insecten ab, allein die Hauptschwierigkeit, in den Besitz einer grösseren Sammlung Oeninger Sachen zu gelangen, bestand darin, dass Barth selbst fast nie oder höchst selten ansehnliche Vorräthe hatte und dass er immer seine Fossilien, wie mir schien, im Preise sehr hoch hielt, da ich für ein gut erhaltenes, nicht häufiges Blatt oft mehrere Gulden zu bezahlen hatte, wesshalb ich ihn jeweils meinen theueren Barth nannte.

Wir werden erfahren, welche Bewandtniss es mit den Oeninger Steinbrüchen hat und einsehen lernen, dass es zu den Unmöglichkeiten gehört, von dorther wohlfeilen Preises gut erhaltene Petrefacten zu acquiriren.

Im Frühjahre 1847 verliess ich Constanz, eine bedeutende technische Arbeit führte mich nach Radolfzell und ich wohnte jetzt — drei Jahre lang — nur $2^1/_2$ Stunden von der Oeninger Localität entfernt. Ehe ich von meinen häufigen Excursionen nach derselben und meiner namhaften Ausbeute rede, will ich in möglichster Kürze die Eigenthümlichkeiten dieser Steinbrüche berühren, welche wegen der Mannigfaltigkeit, Schönheit und theilweise grossen Seltenheit ihrer Petrefacten weltbekannt geworden sind.

Am Südabhange des Schienener Berges der sogen. Höri, welcher den unteren Bodensee vom Rheine trennt, nicht weit von dem badischen Orte Oeningen bei Stein am Rhein (Canton Schaffhausen), näher aber bei den badischen Orten Wangen und Schienen und etwas über der halben Höhe des Berges — dort liegen die Steinbrüche, aus welchen schon so manche merkwürdigen Naturkörper an's Licht gezogen worden sind. Dieser Berg gehört, gleich den Gebilden der ganzen Umgegend, in das Gebiet der regenerirten Molasse, und auf seiner Oberfläche findet man Geschiebe zerstreut, welche aus den östlichen Alpen, namentlich aus Graubündten und dem Kalkstocke von Appenzell abstammen.

Es sind zwei Steinbrüche vorhanden, welche auf Kalk abgebaut werden, der obere oder alte und der untere Bruch. Vorherrschend in beiden ist ein bituminöser, mehr oder minder

harter Steinmergel, der wegen seines Thongehaltes guten hydraulischen Kalk liefert. Ueber den oberen, höher gelegenen Steinbruch, namentlich seine Schichtenabtheilung, hat Dr. Karg schon vor längerer Zeit eine Mittheilung *) gemacht, auch gibt Murchison eine neuere Nachricht über die Süsswasserablagerungen von Oeningen **). Wir dürfen Karg's 23 Schichtenabtheilungen beibehalten und ich will nur wegen der Charakteristik beider Steinbrüche Folgendes ergänzend beifügen.

Die von Karg aufgezeichneten Trivialnamen der einzelnen Schichten des oberen Bruches bestehen im Ganzen heutzutage noch fort. Karg's Abraumstein (Schichte Nro. 3) enthält nur in seinem oberen 4" starken Theile Pflanzenreste, wobei zu bemerken, dass alle in den oberen Schichten vorkommenden Sachen mürbe sind und leicht zerfallen. Der weisse Schieferstein (Nro. 6) zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die obere weichere, *Leuciscus oeningensis Ag.*, als Seltenheit auch Batrachier, die untere sehr harte Bank aber vorherrschend nur Libellen Larven (*Libellula Thoe, Doris, Thetis, Eurynome, Melobasis, Calypso, Heer*) nebst einigen Heliciten und Limnäen enthält, wie auch Dendritenbildungen nicht selten sind. Der kleine und grosse Mocken (Karg 7—8) führen häufig *Potamogeton geniculatus, A. Br.* und selten kommt zugleich *Isoëtes Braunii, Unger* vor; bezeichnend für den grossen Mocken (Nro. 8) ist *Typha* und *Phragmites;* in 9—10 finden sich zuweilen grössere Fische, z. B. *Esox lepidotus, Ag.* und als grosse Seltenheit Salamander (*Andrias Scheuchzeri*); Nro. 11 enthält nur sehr selten Fische, häufiger aber Nro. 12 (die sogen. Fischplatte) und zuweilen auch, schön erhalten, *Salix longa, A. Br.;* Nro. 14 ist die Schildkrötenschichte (*Chelydra Murchisoni*) und der Cordonstein (Nro. 15) enthält keine Petrefacten, wesshalb ich die Karg'sche Angabe für diese Ablagerung nicht bestätigen kann.

*) Denkschriften der vaterl. Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens. Erster Band. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1805. „Ueber den Steinbruch zu Oeningen bei Stein am Rheine und dessen Petrefacte. Von Dr. Joseph Maximilian Karg, Stadtarzt etc. zu Constanz."

**) Ueber den Gebirgsbau in den Alpen. Uebersetzt von Gustav Leonhard, 1850. — S. S. 80—85.

Im sogen. Krottenschüsselstein (Nro. 16) findet sich in Menge die schöne *Anodonta nitens, Goldf.* (*Unio Lavateri, Brongn.*), im Dillstecken (Nro. 17) wurde 1828 als grosse Seltenheit ein Fuchs (*Galecynus oeningensis*) gefunden, welcher nach London gewandert ist; Barth, den ich darüber einvernommen, bestätiget das Vorkommen des Fuchses in dieser Schichte. Nro. 18—21 sind feinsandige Schichten, sie enthalten zerstreut einzelne Fische und meist undeutliche Pflanzenreste von blasser Farbe und nicht gut erhaltenen Nerven, so z. B. *Salix angusta, Lavateri, Quercus neriifolia, Populus latior, Acer tricuspidatum* und *productum*; zuweilen fand ich in denselben auch einzelne Zähne von *Esox*.

Am wichtigsten für unsere Betrachtung ist Karg's Schichte Nro. 22, der Kesselstein, eine unten harte, sehr bitumenreiche Ablagerung; seine mittlere Mächtigkeit beträgt noch gegenwärtig 6", es finden sich in seiner oberen Abtheilung wenige Fische, in seiner unteren 3" starken Hälfte aber die schönsten, mannigfaltigsten und meisten Pflanzen von röthlichbrauner und tiefbrauner Farbe, so wie — übrigens selten — verschiedene Insecten, welche mit den Libellen (Schichte Nro. 6) nichts gemein haben; er enthält ferner in Menge *Planorbis declivis? A. Br.*, kleine Planorben nämlich, welche — nach Braun's Ansicht — alle derselben Art anzugehören scheinen, die mit *Planorbis declivis* des Mainzer Beckens wenigstens grosse Aehnlichkeit hat.

Dem Kesselsteine entstammt meine schönste Ausbeute an Pflanzen und neuen, früher nie gekannten Insecten, deren Bestimmung ich der Gefälligkeit des Herrn Professors Dr. Oswald Heer in Zürich verdanke und welche im dritten Bande seiner classischen Insectenfauna von Oeningen und Radoboy abgebildet und beschrieben werden werden *).

Bezüglich der Unterteufung des Kesselsteins bedarf die Karg'sche Angabe einer Berichtigung; allerdings liegt derselbe auf einem glimmerigen, etwas festen, bläulichgrauen Sandsteine (Schichte Nro. 23) und bildet die Grundlage aller über ihm liegenden Schichten; — allein er ist es nicht, welcher in die

*) Man vergleiche auch Heer's Beitrag zur Geschichte der Insecten, S. 78—97 in den Verhandlungen der schweizerischen naturforsch. Gesellschaft bei ihrer Versammlung in Frauenfeld den 2., 3. und 4. August 1849.

Tiefe fortsetzt, wie Karg angibt, sondern seine mittlere Mächtigkeit beträgt 7″, und darunter folgt ein dunkelblauer fetter Thonmergel, dessen Stärke zur Zeit unbekannt ist. Ohne Zweifel ruht derselbe auf lockerer Süsswassermolasse, welche allerwärts in der Gegend am Fusse der Berge zu Tage ansteht und z. B. in der Kutschsteige, auf dem Wege vom Steinbruche nach Wangen, auch auf der Nordseite des Schienener Berges, von Langenmoos nach Bettnang oder nach Bankholzen zu Tage ansteht und *Unio flabellata, Goldf.* (= *Unio undata? Humb. obs. de Zool.*) enthält. Am häufigsten findet sich diese *Unio* in der Kutschsteige, die Schalen sind aber sehr zerbrechlich und man erhält gewöhnlich nur Steinkerne.

Die Mächtigkeit des Abraums des oberen Steinbruches ist wegen der Lage desselben am Bergabhange und des eigenthümlichen Streichens und Fallens seiner Schichten, wie im unteren Bruche, sehr ungleich; das Minimum beträgt 12, das Maximum 24′. Die Stärke der Steinschichten darf im Ganzen zu 13—14′ angenommen werden, was ziemlich genau mit Karg's Angabe übereinstimmt, welcher die mittlere Mächtigkeit seiner 23 Schichten einschliesslich des Abraums zu 31′ angibt, denn wir erhalten

$$\frac{13{,}5 + 12}{2} + \frac{13{,}5 + 24}{2} = \frac{63}{2} = 31{,}5'.$$

Der Kesselstein und einige auf ihm ruhende Schichten liegen beständig unter Wasser, welches wegen starken Andranges aus Schichte Nro. 4, besonders in nassen Jahrgängen sehr schwer zu gewältigen ist, so dass man bei Aushebung dieser kostbaren Ablagerung öfters gezwungen ist, einige Strecken im Stiche zu lassen. Ich glaube zwar, dass man mittelst eines Bohrloches *), welches durch den dunkelblauen Thonmergel bis in die lockere Molasse niedergetrieben würde, das Wasser ableiten könnte, da letztere ohne Zweifel alles permanent absorbiren würde; dies ist jedoch noch nicht geschehen, und es wird wohl diese Bemerkung, wenn man zugleich auf die Mächtigkeit des Abraums reflectirt, hinreichen, einzusehen, mit welchen Schwierigkeiten

*) S. meine Schriften über artesische Brunnen. — Eine solche Bohrung würde allerdings einen negativen artesischen Brunnen repräsentiren.

und Geldopfern es verbunden ist, die leider nur geringmächtige, aber pflanzenreichste Schichte, nämlich die nur 3″ starke untere Hälfte des Kesselsteins, zu Tage zu fördern. Wenn ich also im Eingange Hrn. Barth meinen theueren Barth nannte, so weiss und sage ich jetzt, dass er es sein musste, wenn er für seine zum Theil sehr seltenen Naturschätze einen Ersatz finden wollte.

Eine auffallende Declination zeigt der untere, erst im Jahre 1805 von Marcus Hangartner in Wangen vollständig aufgeschlossene Steinbruch, sowohl in petrographischer, als paläontologischer Beziehung. Derselbe ist in südlicher Richtung 10 Minuten vom oberen Bruche entfernt, tiefer gelegen, und da sich Karg über den unteren Steinbruch gar nicht äussert, Murchison aber (S. 82) denselben zu flüchtig berührt, so will ich seine wesentlichsten Eigenthümlichkeiten schildern.

Man gewahrt in demselben keine regelmässig geschichteten Bänke und, mit alleiniger Ausnahme der untersten, nicht ganz durchsetzenden Schichte, keine lamellenförmige Abtheilung petrographisch von einander abweichender Gebilde, sondern der Niederschlag scheint plötzlich erfolgt zu sein und stellt gleichsam eine homogene, nur theilweise zerklüftete Masse vor; das sehr thonhaltige, weniger bituminöse Gestein, welches einen trefflichen hydraulischen Kalk abgibt, ist spröde, hat muscheligen Bruch, und der Primordialschlamm ist wahrscheinlich schnell erhärtet, denn viele Pflanzen erscheinen, bei sonst rein erhaltenem Umrisse, vielfach zersprungen, gleichsam abgerissen, was wohl von der Zusammenziehung der Masse beim Trocknen derselben herrühren wird.

Die Mächtigkeit des Abraumes, welcher aus Thonmergel mit wechselnden Schichten petrefactenleeren Sandsteins besteht, ist verhältnissmässig noch mehr verschieden, als die des oberen Bruches, denn sie beläuft sich auf 12—36′. Darunter folgt nun das ungeschichtete Kalk- oder Steinmergellager, an dessen durch Sprünge entstandenen irregulären Ablösungsflächen Dendritenbildungen sich zeigen, und die ganze Ablagerung ist nur 4—7′ stark. Der oberste Theil dieser Bildung — nicht Bank, nicht Schichte — zeigt auf 1′ Tiefe herab bei gelblicher Färbung ganz

undeutliche Spuren von Schichtung und enthält nur einen seltenen Fisch, den ich zwar besitze, aber nicht zu bestimmen vermag, weil mir Agassiz's grosses Fischwerk dermalen nicht zur Hand ist. Diese gelbliche Masse (durch Eisenoxyd gefärbt) wird gegen unten fester, weisslich und enthält dann als bezeichnendste Pflanze *Ceanothus polymorphus* in Menge, seltener aber *Liquidambar europaeum, A. Br.*

Zu unterst ist nun, aber nicht als durchsetzende Schichte, sondern nur theilweise — in einzelnen Lagern oder Nestern — eine höchst merkwürdige, nur 1½″ starke Platte von abwechselnd grauer und gelblichbrauner Farbe, die sich in circa 30 papierdünne Lamellen ablösen lässt, vorausgesetzt, dass die ausgehobenen Stücke im Sommer vorher der Hitze und dem Regen oder im Winter dem Froste ausgesetzt worden sind. Diese dünnblätterige partielle Ablagerung (ich will sie Lamellenschichte nennen) ist reich an wohlerhaltenen gelblich-röthlich- und schwarzbraun oder ganz weiss gefärbten Pflanzen, an schönen Insecten und kleinen Fischen.

In der eben erwähnten Lamellenschichte und dem Kesselsteine des oberen Bruches kommen allerdings manche Pflanzen gemeinschaftlich vor, wie aus meinem bald folgenden Verzeichnisse näher zu entnehmen ist, jedoch sind ersterer einige Blätter eigenthümlich und ich will zur Charakteristik dieser denkwürdigen Ablagerung diejenigen Hauptsachen hier aufführen, welche meines Wissens noch nie im oberen Steinbruche gefunden worden sind:

Pflanzen. *Liquidambar Seyfriedii, Ulmus tenuifolia, Laurus Furstenbergii, Andromeda revoluta, Celastrus crassifolius, Ceratonia emarginata, A. Br.* So weit reichen meine eigenen Beobachtungen, womit ich indessen nicht gesagt haben will, dass diese Pflanzen mit der Zeit nicht auch noch im oberen Bruche sollen gefunden werden können; — eigenthümlich für den unteren Steinbruch bleibt übrigens immer der in Menge auftretende *Ceanothus polymorphus* und das constante Vorkommen von *Liquidambar europaeum*, welch' letzteren ich im oberen Steinbruche nur in einem einzigen und schlechten Exemplare, Barth aber in einer viel grösseren Reihe von Jahren nie fand.

Insecten. Nicht zu weit werde ich gehen, wenn ich behaupte, dass, mit Ausnahme der Libellen, fast alle (vielleicht? alle) Oeninger Insecten, welche **Heer** bisher in seinem Prachtwerke beschrieben, aus der Lamellenschichte des unteren Bruches stammen. Früher beachtete man nämlich die Insecten des **Kesselsteins** im oberen Steinbruche nicht und nahm leichthin an, dass daselbst nur die bekannten Libellen-Larven (**Karg's** Schichte Nro. 6) zu finden seien. Nähere Aufschlüsse hierüber stehen demnächst von **Heer** zu erwarten.

Fische. Ich kann nur, da mir leider **Agassiz's** Fischwerk derzeit nicht zugänglich ist, den schönen *Acanthopsis angustus*, *Ag.* nennen, welcher sicherlich noch nicht im oberen Steinbruche gefunden wurde.

Reptilien und Säugethiere. Spuren und einzelne Stücke von Salamandern und Schildkröten kommen zwar vor, allein sie sind wegen des Mangels der Schichtung der Hauptsteinlage, sowie wegen des muscheligen Bruches und der Sprödigkeit dieses Gesteins nicht vollständig herauszuarbeiten. Als grosse Seltenheit fand **Barth** 1845 im unteren Theile dieser Masse, unmittelbar über der Lamellenschichte einen Kiefer mit wohlerhaltenen Zähnen von *Palaeomeryx*, welcher, wie schon so manches Seltene, von Herrn Hofrath v. **Seyfried** in Constanz gekauft worden ist und sich nunmehr in dessen reicher Sammlung von Oeninger Petrefacten befindet.

Die Basis des unteren Steinbruches ist gleich der des oberen; sie besteht aus dunkelblauem fettem Thonmergel und man weiss zur Zeit noch nicht, bis in welche Tiefe derselbe fortsetzt, obgleich der Wasserandrang im unteren Bruche nicht sehr belästigend ist.

Da, wo im unteren Steinbruche die Mächtigkeit des Abraums das Maximum erreicht, nämlich 36′ beträgt, ist die ganze Steinlage (als Minimum) nur 4′ hoch, aber am reichsten an Petrefacten; hat aber der Abraum nur 12′, so ist die Steinablagerung 7′ stark und ärmer an Versteinerungen.

Ich kehre jetzt zu meinen Ausflügen nach den Steinbrüchen, zu meiner in drei Jahren gemachten Ausbeute, — speciell zur *Flora oeningensis* zurück und bemerke zuvörderst, dass **Barth**

den unteren Bruch ganz, vom oberen aber nur die Hälfte besitzt, während die andere Hälfte des oberen Steinbruches Eigenthum des Landwirths Joseph Lederle im nachbarlichen Aspenhofe ist.

Im April 1847 traf ich in Radolfzell ein und nachdem ich meine technischen Arbeiten in Gang gebracht, benützte ich alle meine freie Zeit zu Excursionen in den oberen Steinbruch, die ich theils allein, theils in Begleitung einiger meiner tüchtigsten Arbeiter unternahm; wegen Mangels an Steinvorrath musste ich mich anfänglich mit dem herumliegenden Steinschutte begnügen und die Ausbeute war jeweils dürftig, ob ich gleich in diesem Schutte einige *Unica* fand, die mir später nicht wieder vorgekommen sind, z. B. *Salix cordato-lanceolata* und *Prunus acuminata, Alex. Braun.* Einmal traf ich frisch gebrochene Steine an, es war im warmen Sommer, schlug einen Theil derselben zusammen, fand aber gleichfalls wenig Pflanzen darin, denn die meisten Stücke zerbrachen und es lässt sich überhaupt dieser Stein nur dann gut spalten und mit Vortheil ausbeuten, wenn er vorher dem Winterfroste ausgesetzt war und Thauwetter über ihn gegangen ist.

Gar bald erfuhr ich durch einen stürmischen Besuch von Barth, dass die von mir zerschlagenen Steine — es waren Stücke des Kesselsteins darunter — sein Eigenthum waren und dass er beabsichtiget hatte, sie den Winter über liegen zu lassen, um im Frühlinge Pflanzenabdrücke daraus zu gewinnen; — ich besänftigte ihn dadurch, dass ich ihm die Entschädigung reichte, welche er von mir verlangte.

Von Neuem durchwühlte ich wieder den Steinschutt, gerieth allmählig in das Revier von Joseph Lederle, zerschlug auch diesem etliche frisch gebrochene Steine, in denen ich jedoch mit Ausnahme von *Potamogeton geniculatus, Typha latissima* und *Phragmites* (Karg's Schichten Nro. 7—8) sehr wenig fand, weil der Kesselstein nicht zu Tage gefördert war. Bald hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, dass auch dem J. Lederle meine steinzertrümmernden Besuche unwillkommen waren, verständigte mich übrigens mit ihm und gab ihm für die Erlaubniss, noch mehr Steine zerschlagen zu dürfen, einiges Geld.

Ob ich nun gleich bei meinen häufigen Besuchen im Stein-

um Einen der adeligen Führer einen Clan für so lange, als dessen Küche und Keller zureichten.

Auf den Flügeln des Traumes in sein Vaterland zurückgetragen, erblickte der Menschenfreund mit Freuden die nachwachsende Jugend des deutschen Adels in rühmlichem und freundlichem Wettstreite mit bürgerlichen Jünglingen sich den Wissenschaften, dem Kunstfleiße, dem Dienste der Kirche widmend, und glaubte im Erwachen noch zu hören, wie einer derselben sagte: Man mag immerhin den Adel eine Null nennen; es muß eine positive Zahl vor diese gesetzt werden, dann vergehnfacht diese Null dennoch!

H. E.

Anm. der Redaktion. Die Redaktion glaubt bemerken zu müssen, daß der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes kein Adeliger ist.

bruche jeweils immer etliche Pflanzen fand, so war ich doch keineswegs befriedigt, denn ich konnte nicht über ein grösseres Quantum Steine und namentlich nicht über den reichhaltigen Kesselstein verfügen und ich entschloss mich am Ende, um die höchst interessante *Flora oeningensis fossilis* aufs Gründlichste auszubeuten und zu ihrer weiteren Kenntniss mein Möglichstes beizutragen, zu folgender Operation:

Nachdem Lederle an einer Strecke seines Steinbruchs den Abraum und die oberen Schichten in der Absicht abgedeckt hatte, Steine zum Kalkbrennen zu gewinnen, kaufte ich ihm im vorigen Jahre die unteren Schichten unter der Bedingung ab, dass ich selbige auf meine Kosten auszuheben habe. Dies bewerkstelligte ich mit sieben tüchtigen Arbeitern, die Execution war aber schwierig und kostspielig wegen starken Wasserandranges in der Tiefe, jedoch kam ich in den Besitz von circa drei Klaftern Pflanzensteinen, worunter manche Stücke des kostbaren Kesselsteins waren; einen Theil meines Vorrathes beutete ich sogleich aus, über den grösseren aber liess ich den Winterfrost gehen. Die gründliche Ausbeutung dieses meines Steinvorrathes erforderte viele Zeit, Mühe und Geldopfer, sie war übrigens lohnend in wissenschaftlicher Beziehung und ich bin kürzlich mit Durchsuchung meines Steinrestes fertig geworden.

Bevor ich die Pflanzen aufführe, welche ich gewonnen, muss ich dankend der Bereitwilligkeit, der Gefälligkeit erwähnen, mit welcher mir der sehr verdiente Herr Prorector Professor Dr. Alex. Braun in Freiburg im Breisgau entgegen gekommen ist. Braun hat mir gestattet, ihm in manchen Intervallen, theils in natura, theils in Durchzeichnungen, meine Oeninger Pflanzen zuzustellen und nahm sich die Mühe, selbige sorgfältig zu untersuchen und zu bestimmen, wodurch allein für die Wissenschaft etwas gewonnen werden konnte. Braun ist es, welcher sich überhaupt zuerst mit gründlicher Untersuchung der Pflanzen Oeningen's beschäftigte, wozu ihm schon früher die ausgezeichnete Lavater'sche Sammlung in Zürich, die v. Seyfried'sche in Constanz, die des Carlsruher Museums und der Vorrath im Fürstlich Fürstenberg'schen Naturalienkabinete zu Donaueschingen reichlichen Stoff dargeboten haben. Im Jahre 1845

kannte man 55 Species *) Oeninger Pflanzen, bald darauf 66 Arten und nunmehr beträgt die Zahl derselben — manches ganz Unbestimmte ausgeschlossen — ungefähr schon 125 Species!

Manche Oeninger Pflanzen sind noch gar problematisch, es muss noch viel gesammelt werden, damit Suiten recht vollständiger Exemplare nach und nach mehr Gewissheit geben und auf sichere Bestimmung unvollständiger Reste muss man eben am Ende verzichten. Um indessen für die Zukunft einen Anhalt zu haben, hat Braun auch sehr problematischen Arten einstweilen Namen gegeben, wie aus meinem Verzeichnisse zu entnehmen ist.

Wenn ich also in nachstehender Aufzeichnung alle bis jetzt gefundenen Oeninger Pflanzen systematisch an einander reihe und ihre Namen angebe, wenn ich hie und da Einzelnes beifüge, so muss erinnert werden, dass sich alle diese Angaben unmittelbar auf Braun's Untersuchungen, Bestimmungen und gefällige Mittheilungen stützen. Ich habe zugleich in dem jetzt folgenden Verzeichnisse diejenigen wenigen Oeninger Pflanzen, welche ich nicht finden konnte, die mir also zur Zeit noch mangeln, mit † bezeichnet und hinsichtlich des Fundortes jeweils vorgemerkt, ob die Sachen aus dem oberen oder unteren Steinbruche stammen, so weit ich dies nach Maassgabe meiner eigenen Sammlung, welcher ich 460 ausgesuchte Exemplare einverleibte und die ausserdem noch weit mehr Doubletten zählt, mit aller Sicherheit zu thun im Stande war.

BLATTLOSE CRYPTOGAMEN.

Pilze *(Fungi)*.

Erineum protogaeum, *A. Br.* auf *Acer productum A. Br.* Neues interessantes Vorkommen eines fossilen Blattpilzes auf *Acer*. Oberer Steinbruch.

Sclerotium populinum protogaeum, *A. Br.* Einst-

*) Siehe Jahrbuch für Mineralogie etc. 1845. S. 163—173 „Die Tertiärflora von Oeningen, zusammengestellt von Alex. Braun."

weilen. Ein dem lebenden *Sclerotium populinum* analoger Pilz. Sitzt auf *Populus transversa*, *A. Br.* Sehr schön. Oberer Bruch.

Hysterium decipiens, *A. Br.* Neu. Ein höchst merkwürdiges Stück! Unbekannte Stengel oder eher Holzzweige, zum Theil dicht mit diesem Pilze besetzt. Oberer Bruch.

Phoma? auf *Populus ovalifolia var. lancifolia*, *A. Br.* Oberer Bruch.

† Sphaeria? auf *Populis ovalifolia*, *A. Br.* und Grasblättern. In der Lavater'schen Sammlung.

BLATTBILDENDE CRYPTOGAMEN.

Moose.

Hypnum oeningense, *A. Br.* Neu. *Unicum.* Oberer Bruch.

Filices und verwandte Familien.

Osmunda oeningensis, *A. Br.* Neu. Ein hübsches kleines Farnkraut. Selten. Oberer Bruch.

Goniopteris oeningensis, *A. Br. Nova species Unicum!* Ein Farnkraut, dessen Analoga jetzt den Tropen angehören, daher höchst interessant! Oberer Bruch.

Aspidium Filix antiqua, *A. Br.* Wurde früher mit *Aspidium Filix mas* verglichen. Im unteren, sehr selten im oberen Bruche.

Pteris oeningensis, *A. Br.* Vorläufig. (Früher: *Pteris aquilina.*) Ehe Exemplare mit ganz deutlichen Rippen gefunden sind, ist eine sichere Bestimmung nicht möglich. Oberer Bruch.

Equisetum rude, *A. Br.* Selten. Oberer Bruch. An allen bisher gefundenen Exemplaren sind die Scheiden undeutlich. *[Equisetaceae.]*

Fragment von Equisetum? Oberer Bruch.

† Isoëtes Braunii, *Unger.* (*Isoëtes fossilis lacustris, A. Br.*) Dieses Brachsenkraut kommt, wie es scheint, selten, im sogen. kleinen und grossen Mocken (Karg 7—8) des obern Bruches gemeinschaftlich mit *Potamogeton geniculatus* vor; es ist mir nicht gelungen, dasselbe zu finden. *[Lycopodiaceae.]*

GYMNOSPERMISCHE PHANEROGAMEN.

† Abies? Der Weisstanne ähnlich. Karlsruher Naturalienkabinet.

Pinus? brevifolia, *A. Br.* Ein problematisches Nadelpaar. Oberer Bruch.

† Taxodium distichum fossile, *A. Br.*

Taxodium, ähnlich *Taxodium distichum.* Selten. Oberer Bruch.

Glyptostrobus oeningensis, *A. Br.* (*Taxodium oeningense*, früher.) Zweige. Nicht selten im unteren, sehr selten im oberen Steinbruche. Zapfen: in der Lavater'schen Sammlung.

Glyptostrobus? oeningensis, wenn nicht etwas Neues; vielleicht *Juniperus?* Ein Zweig. Oberer Bruch.

ANGIOSPERMISCHE PHANEROGAMEN.

I. MONOCOTYLEDONEAE.

Fam. Najadeae.

Potamogeton geniculatus, *A. Br.* Gemein im sogen. kleinen und grossen Mocken des oberen Bruches, Karg's Schichte Nr. 7—8.

Aehre von Potamogeton geniculatus??! Oberer Bruch.

Potamogeton Bruckmanni, *A. Br.* Neu. *Unicum.* Blatt. Oberer Bruch. Ist den Blättern des lebenden *Pot. Hornemanni* sehr ähnlich.

Fam. Typhaceae.

Typha latissima, *A. Br.* (*Typha oeningensis, A. Br.* anfänglich.) Breiter als die lebende *Typha latifolia.* Sehr schöne Blattstücke, je mit ungefähr 140 gleich starken Streifen. Nicht selten im oberen Steinbruche.

Typha stenophylla, *A. Br.* Einstweilen. Ein Blatt vielleicht von einer schmalblättrigen Typha-Art?? Oberer Bruch.

Sparganium oeningense, *A. Br.* Neu. Selten. Oberer Bruch.

Sparganium latifolium, *A. Br.* Breiter als *Sparg. oeningense.* ditto.

Fam. Cyperaceae.

Carex? Hat einen Kiel. 2 Species. Blätter und Wurzelstock. Oberer Bruch.

Cyperus? 2 Spec. Wurzelstöcke. Oberer Bruch.

Scirpus? Halme und Wurzelstöcke. Oberer Bruch.

Fam. Gramineae.

Kleinere Gräser, 7 Spec. worunter *Holcus? Oryza? Triticum? Aira?* Oberer Bruch.

Phragmites. Wurzelstöcke und Halmstücke. Häufig. Oberer Bruch.

Donax oeningensis, *A. Br.* Anfangs. Wurzelstock, Stengel und Blattstücke.

NB. *Donax oeningensis* ist in neuester Zeit sehr zweifelhaft geworden und manches früher für *Donax* gehaltene Exemplar gehört zu *Typha latissima.*

II. DICOTYLEDONEAE.

1. Apetalae.

Fam. Amentaceae mit Unterabtheilungen.

Comptonia oeningensis, *A. Br.* Sehr selten; konnte wenigstens im obern Steinbruche nur Ein Exemplar finden.

Alnus? Ein Früchtchen. Oberer Bruch. Ein Blatt dieser zweifelhaften Pflanze ist in der Lavater'schen Sammlung.

† Carpinus oeningensis, *A. Br.* Ich besitze nur eine zweifelhafte Frucht aus dem oberen Bruche. Blatt: in der Lavater'schen, Frucht: in der Walchner'schen Sammlung.

Corylus? Blatt. *Unicum*; leider der Rand undeutlich. Unterer Steinbruch.

Corylus? Frucht (Haselnuss), wiewohl sehr klein. Oberer Bruch.

Quercus cruciata, *A. Br. Nova species. Unicum,* daher höchst selten. Erinnert auf den ersten Blick an eine Kreuzform. Oberer Bruch.

Quercus neriifolia, *A. Br.* Exemplare mit ausgezeichnet schön erhaltenen Adern und eine seltene Varietät mit Zähnen, ein Fall der auch an den lebenden Eichen mit gewöhnlich ganzrandigen Blättern zuweilen vorkommt. Nicht häufig. Oberer Bruch.

Quercus Gmelini, *A. Br.* Grösser als das einzige früher gefundene Blatt, welches in Karlsruhe ist. Aeusserst selten. Oberer Bruch.

Salix myricoides, *A. Br.* *Nova species.* Selten. Oberer Bruch.

Salix paucinervis, *A. Br.* ditto. ditto.

Salix media, *A. Br.* Einstweilen. Kann, wenn zufällig Schiefheit vorhanden, leicht mit *Zanthoxylon salignum* verwechselt werden. Oberer Bruch.

Salix angusta, *A. Br.* Die häufigste Art. Oberer Bruch.

Salix longa, *A. Br.* Gross und am Ende etwas wellenförmig. Oberer Bruch.

Salix tenera, *A. Br.* Oberer Bruch.

Salix tenera? var. *undulata*, *A. Br.*, wenn nicht eine besondere Art. *Unicum*: sehr schön! Oberer Bruch.

Salix Lavateri, *A. Br.* Oberer Bruch.

Salix Bruckmanni, *A. Br.* Neu und selten. Sehr ähnlich der lebenden *S. fragilis*; breitblätteriger als *S. Lavateri.* Oberer Bruch.

Salix dentata, *A. Br.* Ziemlich selten. Oberer Bruch.

Salix cordato-lanceolata, *A. Br.* Neu; äusserst selten. *(Unicum.)* Oberer Bruch.

Salix? Zweig. Oberer Bruch.

NB. Die früher von Braun als *Salix lancifolia* und *Sal. capreae affinis?* aufgeführten Arten sind jetzt von ihm gestrichen worden.

Populus ovalifolia, *A. Br.* Normalform. Nicht selten im oberen, zuweilen auch im unteren Steinbruche.

Populus ovalifolia, *A. Br.* Ein ausgezeichnetes Blatt, das sehr an *Cornus* erinnert, übrigens von anderen bisher zu *Pop. ovalifolia* gerechneten Blättern nicht wohl getrennt werden kann.

Populus ovalifolia var. *lancifolia*, *A. Br.* Oberer Bruch.

Populus integerrima, *A. Br.* Einstweilen so genannt. *Unicum.* Unterer Steinbruch.

Populus latior, *A. Br.* Normalform, zum Theil in sehr schönen Exemplaren. Ziemlich häufig im oberen Bruche weniger im unteren.

Populus latior var. *rotundata*, *A. Br.* Neu. Oberer Bruch.

Populus latior var. *attenuata*, *A. Br.* Oberer und unterer Bruch.

Populus latior var. *cordifolia*, *A. Br.* Nicht häufig im oberen und unteren Steinbruche.

Populus truncata, *A. Br.* Ob eine eigene Art? Neu und selten. Oberer Bruch.

Populus, eigenthümliche Form; gehört wohl zu *truncata*, weicht jedoch dadurch ab, dass die Zähne gegen den Stiel hin häufiger werden.

Populus transversa, *A. Br.* Ziemlich selten. Oberer Bruch.

Populus betuloides, *A. Br.* Nicht häufig. Oberer Bruch.

Populus Eoli, *Unger.* Von Braun anfänglich als *Pop. tremulaefolia* bezeichnet; ähnlich der lebenden *Pop. alba.* Oberer Bruch.

Populus, abweichend von allen anderen Formen, aber nicht gut erhalten. Etwas selten. Oberer Bruch.

Deckblättchen *(Bractea)* von *Populus.* Oberer Bruch.

Fruchtkätzchen von *Populus?* Oberer Bruch.

Geschlossene Frucht von *Populus?* ditto.

Zwei- und dreiklappige Früchte von *Populus?* Oberer Bruch.

Zweige von *Populus.* Oberer Bruch.

Liquidambar europaeum, *A. Br.* Längere und schmäler gespitzte Blätter als bei dem lebenden *Liq. styraciflua.* Dem unteren Steinbruche eigenthümlich, übrigens nicht häufig; habe nur Ein verdorbenes Exemplar im oberen Bruche gefunden.

Liquidambar Seyfriedii, *A. Br.* Spatelförmigen Blatt. Höchst selten. Bis jetzt nur im unteren Steinbruche vorgekommen.

Fam. Ulmaceae.

Ulmus parvifolia, *A. Br.* Aus beiden Brüchen, ist übrigens nicht häufig.

Ulmus tenuifolia, *A. Br.* Unterer Bruch. Ziemlich selten.

Fam. Laurineae.

Laurus Fürstenbergii. Aeuserst selten; war bisher nur als *Unicum* in der Fürstlich Fürstenberg'schen Sammlung. Unterer Bruch.

Laurus? Bruckmanni, *A. Br.* Erinnert an *Diospyros* und Braun ist noch ungewiss, ob diese Art nicht einerlei ist mit *Diospyros brachysepala.* Drei Blätter aus dem oberen Bruche; selten.

Fam. Thymelaeae.

Daphne oeningensis, *A. Br.* Neu; nicht häufig. In beiden Steinbrüchen.

Nyssa? (oder *Bumelia??*). Ein Zweig mit Blättern. Weitere Vorkommnisse müssen Aufschluss geben. Oberer Bruch.

2. Monopetalae.

Fam. Ericaceae mit Unterabtheilungen.

Erica? 2 Species. Blättchen. Beide Steinbrüche; selten.

Vaccinium reticulatum, *A. Br.* Vorläufig. Ein sehr schönes *Unicum.* Oberer Bruch.

Vaccinium? Zwei andere Arten; die eine vergleichbar *Vaccinium frondosum* aus Nordamerika. Selten. Oberer Bruch.

Andromeda revoluta, *A. Br.* Unterer Bruch. Selten.

Fam. Ebenaceae und verwandte.

Prinos Lavateri, *A. Br.* Ich besitze ein Blatt aus dem oberen Steinbruche, genau übereinstimmend mit einem Exemplare im Fürstlich Fürstenberg'schen Cabinet; ferner eine Blüthe aus dem unteren Bruche, was erfreulich ist, da bisher nur zwei Exemplare bekannt waren, eines in Karlsruhe und eines in der Lavater'schen Sammlung zu Zürich. Sehr selten.

Diospyros brachysepala, *A. Br.* Selten. Unterer Steinbruch; — auch im oberen, wenn *Laurus? Bruckmanni* hierher gehört.

Diospyros lancifolia, *A. Br.* Ziemlich selten. Oberer Bruch.

Samen von *Diospyros?* Oberer Bruch.

Labatia Schenchzeri, *A. Br.* *Unicum* meiner Sammlung und eine der interessantesten Pflanzen Oeningen's; die lebenden Arten sind tropisch. Oberer Bruch.

Fam. Apocyneae.

† Apocynophyllum Seyfridii, *A. Br.* Coll. v. Seyfried.

† Apocynophyllum? lanceolatum, *Unger. Mus. Carlsr.* Beide Arten scheinen höchst selten zu sein; meine Bemühungen, sie zu erhalten, sind fruchtlos geblieben.

Fam. Borragineae.

Cordia tiliaefolia, *A. Br.* Selten; war so glücklich vier sehr schöne Blätter zu erhalten. Dahin gehört wohl auch die frühere *Tilia prisca A. Br.* wovon ich gleichfalls ein ausgezeichnet schönes und grosses Exemplar gefunden. Meine Stücke stammen sämmtlich aus dem Kesselsteine des oberen Steinbruches.

3. Polypetalae.

Fam. Ranunculaceae.

Clematis? Frucht. Eine nähere Bestimmung wäre noch allzu gewagt. Oberer Bruch.

Fam. Araliaceae und verwandte.

† Cornus? Coll. *v. Seyfried.*
† Hedera? Coll. *Lavater.* } Konnten nicht von mir gefunden werden.

Fam. Rhamneae et Celastrineae.

Rhamnus oeningensis, *A. Br.* Neu. *Unicum.* Ein schönes Blatt. Oberer Bruch.

Rhamnus brevifolius, *A. Br. Unicum.* ditto.

Karwinskia oeningensis, *A. Br.*, (Früher: *Rhamnus multinervis.*) Selten. Oberer Bruch.

Ceanothus polymorphus, *A. Br.* (Früher: *Rhamnus terminalis.*) Blätter, zum Theil mit Zweigen. Die häufigste Pflanze im unteren Steinbruche, seltener im oberen.

Ceanothus polymorphus var. *acuminatus*, *A. Br.* ditto.

Ceanothus polymorphus var. *latifolius*, *A. Br.* Unterer Steinbruch, aber nicht häufig.

Ceanothus subrotundus, *A. Br.* Etwas selten. Beide Brüche, jedoch äusserst selten im oberen.

Celastrus minutulus, *A. Br.* Einstweilen so genannt; — die Bestimmung der Gattung ist natürlich (ohne Blüthe und Frucht) problematisch. Neu und sehr schön; selten. Beide Steinbrüche.

Celastrus Bruckmanni, *A. Br.* Neu und sehr schön. Nicht häufig. Oberer und unterer Bruch.

Celastrus crassifolius, *A. Br.* Neu. Ein Blatt von merkwürdiger Dicke. Unterer Bruch.

Celastrus cassinefolius, *Unger. Duranta veringensis*, *A. Br.* (neu) anfänglich. Hat Aehnlichkeit mit dem Blatt der lebenden *Duranta Plumieri*, welche gleichfalls neu ist. Oberer Bruch.

NB. Diese Art wird nach Braun's neuester Ansicht wahrscheinlich zu *Rhus Pyrrhae* gehören, also hier zu streichen sein.

Fam. Therebinthaceae, Zanthoxyleae et Juglandeae.

† Rhus punctatum, *A. Br. Mus. Carlsr.*

Rhus Pyrrhae, *Unger.* Ziemlich selten. Oberer Bruch.

Zanthoxylon juglandinum, *A. Br.* Vorläufig. *Foliolum. Unicum.* Oberer Steinbruch.

Zanthoxylon salignum, *A. Br.* Einstweilen. Die Schiefheit dieser Blätter, welche nicht sehr selten sind, ist so auffallend, dass man sie für Foliola eines gefiederten Blattes halten muss. Oberer Bruch.

Endocarpium (innere Fruchtschichte) einer *Therebinthacee?*, könnte also zu *Zanthoxylon* gehören. Oberer Bruch.

† Juglans latifolia, *A. Br.* Coll. *Lavat.* Gehört zu den *Unicis.*

Juglans Bruckmanni, *A. Br.* Neu. Durch minder

Der bergmänniſche Diſtrikt

zwiſchen

Birmingham und Wolverhampton,

mit beſonderer Bezugnahme auf

die Gewinnung des Eiſens.

Denkt man ſich in dem ſüdlichen Theil von Staffordſhire eine Linie gezogen, welche die Ortſchaften Stourbridge, Kingswinford, Sedgeley, Wolverhampton, Cannock und Rugeley auf der Weſtſeite, Beaudeſert-Park, Walſall, Weſt Bromwich und Halesowen auf der Oſtſeite mit einander verbindet, ſo hat man die Umgrenzung des ſogenannten Staffordſhirer Kohlenfeldes oder desjenigen Diſtriktes, dem England einen großen Theil der Blüthe ſeines Handels und des Aufſchwungs ſeiner Gewerbe, Birmingham aber eine Betriebſamkeit verdankt, wie ſie ſich ſchwerlich noch an einem andern Orte der Erde antreffen läßt, ja wie man ſie bisher vielleicht noch niemals erlebt hat. Hier findet man auf dem kleinen Raume von etwa vier Quadratmeilen den Eiſenſtein in unerſchöpflichen Maſſen, das zu ſeiner Bearbeitung nöthige Brennmaterial, die Steinkohle, den Kalk, welcher ſich im Feuer des Schmelzofens mit den dem Eiſenſtein beigemiſchten fremden Theilen chemiſch verbindet, wodurch das Metall frei und flüſſig wird, und endlich, damit es an nichts mangelt, auch den Feuerthon, eine Erdart, die allein im Stande iſt, den enormen Gluthen zu

zahlreiche mehr schieflaufende Seitenrippen von *Juglans acuminata* verschieden. Ziemlich selten. Oberer Bruch.

Juglans acuminata, *A. Br.* Keine Juglans-Art ist häufig, jedoch habe ich diese Species öfter gefunden als alle übrigen. Oberer Bruch.

Juglans pristina, *Unger.* Oberer Bruch.

Juglans undulata, *A. Br.* Vorläufig. Ein sehr problematisches Blatt. Selten. Oberer Bruch.

Juglans Serra, *A. Br.* Einstweilen. Wahrscheinlich Seitenblättchen eines gefiederten Blatts (einer neuen Juglans-Art?). Selten. Oberer Bruch.

Juglans falcifolia, *A. Br.* Oberer Bruch.

Früchte, welche wahrscheinlich zu *Juglans* gehören. Nicht häufig im oberen, sehr selten im unteren Steinbruche.

Fam. Acerineae.

† Acer plathyphyllum, *A. Br.* Coll. *Lavat.* Nach einer mir bekannten Handzeichnung ein schönes, sehr grosses Blatt.

Acer trilobatum, *A. Br.* Nicht häufig im oberen, selten im unteren Steinbruche.

Acer trilobatum var. *subquinquelobum*, *A. Br.* Oberer Bruch.

Acer tricuspidatum, *A. Br.* (Confer. Lethaea geogn. Taf. 35, Fig. 10 a, b.) Die häufigste Pflanze Oeningen's; gemein — aber nicht immer gut erhalten — im oberen, seltener im unteren Bruche. Zum Theil merkwürdige Varietäten.

Acer tricuspidatum var. *subintegerrimum*, *A. Br.* Oberer Bruch.

Acer patens, *A. Br.* Ziemlich selten. Oberer Bruch.

Acer productum; *A. Br.* Oberer, auch unterer Steinbruch; kaum halb so häufig als *Acer tricuspidatum*. Zum Theil Exemplare von ausnehmender Schönheit!

Acer Bruckmanni, *A. Br.* Neu. Selten. Seiten- und Mittellappen kürzer als bei *Acer productum* und die Zähne stumpfer. Oberer Bruch.

NB. Die bisher aufgezählten Acerblätter sind wohl auf wenige Arten zu reduciren, deren Grenzen aber noch nicht festgesetzt

werden können; der frühere *Acer vitifolium, A. Br.* ist zu streichen (er wurde desshalb in gegenwärtigem Verzeichnisse auch weggelassen), denn er war nach einem unvollständigen Exemplare in Karlsruhe bestimmt. Verschiedene Mittelformen von *Acer*, deren ich manche gefunden, konnten zur Zeit noch nicht untergebracht werden.

† Acer pseudocampestre, *Unger*. Früher: *Acer*, dem *campestre* ähnlich.

Acer decipiens, *A. Br.* Neu. Kommt in beiden Steinbrüchen, übrigens sehr selten vor. Diese zierliche Art hat auf den ersten Blick auffallende Aehnlichkeit mit *Cytisus* und ich war verführt, das zuerst gefundene Exemplar so lange für ein Geissklee blatt zu halten, bis ich durch Braun von meinem Irrthume befreit worden bin.

† Negundo trifoliata, *A. Br.* *(Acer trifoliatum.)* Ist sehr zweifelhaft, vielleicht durch Schabung!

NB. Braun's früherer *Acer (Negundo) radiatum* muss gestrichen werden, denn er ist aus *Liquidambar* geschabt!

Zweig von *Acer*, *A. Br.* Oberer Bruch.

Fruchtstiele von *Acer*, früher für Kirschenstiele gehalten; vulgo: *pedunculi cerasi.* Oberer Bruch.

Sehr schöne Früchte von *Acer*, die zwei verschiedenen Arten anzugehören scheinen. Selten. Oberer Bruch.

Fam. Conbretaceae.

Getonia oeningensis, *Unger*. Sehr schöne fünflappige Blüthen. Selten. Oberer Bruch.

Getonia?? oeningensis, zwei Blätter aus dem oberen Bruche. Diese zweifelhaften Blätter sind wie bei den lebenden Getonien und anderen bekannten fossilen Arten kurzgestielt, länglich, zugespitzt, ganzrandig und ziemlich lederartig daher undeutlich berippt. Darnach könnten sie wohl zu *Get. oening.* gehören, was aber durch Auffindung zahlreicherer Exemplare und Zusammenvorkommen mit den Blüthen bestätigt werden müsste.

Fam. Dompaceae.

Prunus acuminata, *A. Br.* Neu. *Unicum* und sehr schön erhalten. Oberer Bruch.

Fam. Leguminosae.

† Cytisus? oeningensis, *A. Br. Mus. Carlsr.*

† Cytisus? Lavateri, *A. Br.* Coll. *Lavat.*

NB. Das Vorkommen von *Acer decipiens* macht diese als *Cytisus* bestimmte Blätter zweifelhaft, doch kann erst eine wiederholte Untersuchung der Exemplare in Karlsruhe und Zürich entscheiden, ob die drei Blättchen durch Schabung oder durch unvollständigen Abdruck getrennt erscheinen, wie bei *Cytisus*, oder ob sie wirklich vollständig dreitheilig und dann gewiss *Cytisus* sind.

Robinia latifolia, *A. Br.* Dieses und eine Reihe ähnlicher Blättchen von Braun einstweilen so bezeichnet, wiewohl diese Bestimmung höchst problematisch ist und auf der Voraussetzung beruht, dass diese Blättchen Theile eines gefiederten Blattes sind. (Ist auch mit *Rhamnus brevifolius* und *Celastus Bruckmanni* zu vergleichen. Von *Ceanothus subrotundus* durch den Mangel der drei Hauptrippen verschieden.) Oberer Bruch.

Ceratonia emarginata, *A. Br.* Vorderhand. Neu. *Unicum.* Scheint in der Berippung von *Celastrus Bruckmanni* sehr verschieden zu sein und nach der Schiefheit ein bloses Foliolum oder Fiederblatt. Unterer Bruch.

Caesalpinia emarginata, *A. Br.* Einstweilen. Früher: *Gleditschia podocarpa* var. *emarginata*, *A. Br.* In beiden Steinbrüchen aber nicht häufig.

Caesalpinia major, *A. Br.* Vorderhand. Neu, sehr schön und selten. Oberer Bruch.

Cercis cyclophylla, *A. Br.* Neu. *Unicum.* Hat Aehnlichkeit mit dem Blatte der südeuropäischen *Cercis siliquastrum.* Oberer Bruch.

Gleditschia podocarpa, *A. Br.* Bisher so genannt — und vorderhand noch! Blätter, einzelne *Foliola*, Früchte und Samen. Nicht selten und in beiden Steinbrüchen ziemlich gleichmässig vertheilt.

Von dieser *Leguminose* fand ich einige merkwürdige Früchte welche zweiklappig (aufgesprungen) erscheinen, was dem Charakter der lebenden Arten fremd ist, so dass die fossile von Braun

generisch getrennt werden und eine andere Bestimmung erhalten wird. Ferner besitze ich Früchte, aus welchen der Samen sichtbarlich herauszufallen scheint.

Anhang.

Mehrere Wurzeln, Zweige, Blätter, Früchte und Samen, die zur Zeit keine nähere Bestimmung zulassen.

Dass zur Tertiärzeit ein südliches Klima geherrscht, ist in Folge des Typus mancher aufgefundenen Pflanzenreste mehrfach angenommen *), hinsichtlich der Oeninger Ablagerungen aber auch schon bestritten worden; die erstere Annahme wird nach den gegenwärtigen Ergebnissen gewiss auch auf Oeningen auszudehnen sein und wir dürfen über diese Erörterung sowohl als über die geologische Stellung Oeningen's demnächst wichtigen Aufschlüssen entgegensehen und zwar zuvörderst in dem allgemeinen Theile der Insektenfauna von Heer. Wünschen und hoffen wir aber auch, dass uns Braun mit einer speziellen Arbeit über die Oeninger Flora erfreue — wir werden gewiss äusserst Lehrreiches daraus zu schöpfen haben; möchte er wenigstens recht bald Abbildungen erscheinen lassen und die Prinzipien der Diagnose veröffentlichen, um in den Bestimmungen mit Sicherheit vorgehen zu können.

Ich schliesse mit dem angenehmen Bewusstsein, zur Kenntniss der *Flora oeningensis fossilis* Einiges beigetragen zu haben und jetzt im Besitze der reichsten Pflanzensammlung von dieser Lokalität zu sein, bemerke ferner noch, dass ich gesonnen bin, gründlich bestimmte Doubletten gegen oryktognostische und paläontologische Raritäten zu vertauschen und dass etwaige Anträge unter meiner Adresse nach Stuttgart (verl. Hauptstädterstrasse Nro. 57) gelangen mögen, wo ich mich einige Zeit aufhalten werde.

---

*) Siehe auch Schleiden's Pflanze und ihr Leben, S. 249 — 284 „Geschichte der Pflanzenwelt."

Am Schlusse angelangt, besuchte mich Barth und theilte mir mit, dass er in den letzten Tagen die andere Hälfte des oberen Steinbruches dem Landwirthe Lederle abgekauft habe; er ist jetzt im alleinigen Besitze beider Brüche, hat bereits begonnen, in grösserem Maassstabe abdecken zu lassen und wird — nach mündlicher Angabe — ganze Petrefacten-Suiten, je 20 Exemplare in Holzkästchen gefasst, zu 22 fl. ausgeben; die eine Hälfte derselben soll aus dem oberen, die andere aber aus dem unteren Steinbruche genommen werden und die Sachen sollen aus den gewöhnlicheren Pflanzen — allerdings ohne Bestimmung —, auch etlichen Fischen und Insekten bestehen. Seltenere Petrefacten und Prachtexemplare wird er einzeln zu verhältnissmässig höheren Preisen abtreten.

---

8. Neues Mittel zur Vertilgung des Hausschwamms.

Von Apotheker Dr. G. Leube in Ulm.*)

Wer weiss, welchen Jammer der Hausschwamm in einem Hause bereiten kann, da er oft in wenigen Monaten zerstört, was Hunderte, ja Tausende gekostet, der hat sich über die unzulänglichen Mittel zu beklagen, welche bisher diesem Uebel entgegengesetzt wurden und wird jedem neuen Versuch, demselben zu steuern, gerne seine Aufmerksamkeit widmen. Die Wirksamkeit des Mittels aber, das ich hiemit bespreche, rühme ich nicht nur aus theoretischen Gründen und es stützt sich mein Vertrauen auf dasselbe nicht nur auf Einen Versuch, sondern

*) Vortrag bei der Vereinsversammlung in Gmünd am 1. Mai 1850, (Siehe oben S. 149) nachträglich von dem Verfasser eingesendet.

10jährige Beobachtungen und Erfahrungen haben meinen Glauben daran festgestellt. — Ich schmeichle mir, ein Recht zu haben, Andere zu Versuchen dam[illegible] muntern. —

Die Grundbedingung [illegible] die Entstehung und Weiterbildung des Hausschwamms ist Feu[illegible]gkeit, Wasser. Ist man im Stande der Einwirkung dieses Agens auf das Holz durch seine gänzliche Abhaltung zu begegnen, so verhindert man die Bildung und zerstört den Fortschritt des Schwamms. Man hat dieser Aufgabe bisher nicht die nöthige Beachtung gewährt und es blieben daher die Mittel, die man vorschlug und anwandte, wirkungslos. Mein Mittel erfüllt diese Aufgabe. Es ist ein von mir fabricirter hydraulischer Kalk (Wassermörtel, Cäment) welcher aus Silikaten von Kalkerde, Thonerde, Bittererde und Eisenoxyd besteht und die interessante Eigenschaft hat, durch Anziehung des Wassers und chemische Verbindung mit demselben zu einer steinartigen Masse zu verhärten und diesen Prozess auch im Verhärtungszustande fortzusetzen, indem er in fortdauernder Absorption und Exhalation Wassertheile anzieht und verdunstet.

Wenn man Holz mit gewöhnlichem fettem gebrannten Kalke übertüncht, so fault dasselbe bekanntermassen in Kurzem, es bildet sich eine Kruste von kohlensaurem Kalk, welcher erfahrungsmässig das zutretende so wenig, als das Vegetationswasser des Holzes weder aufsaugt noch verdampfen lässt und auf diese Weise eine allmählige Zersetzung und Vermoderung des Holzes herbeiführt und begünstigt. Aehnlich wirken Theer, Asphalt etc. Sie können den Zutritt des Wassers von aussen verhindern, aber sie besitzen kein Vermögen, die Ausdünstung der vorhandenen und der Vegetationsfeuchtigkeit zu vermitteln, im Gegentheil, sie verhindern dieselbe mechanisch.

Ganz anders verhielt sich nach allen Erfahrungen der hydraulische Kalk. — Holz, das im feuchten Keller stand, wurde, übertüncht mit demselben, immer trockener. Man hatte die Uebertünchung desselben mittelst einer Milch von hydraulischem Kalke öfters wiederholt.

Holz das unter die Erde zu liegen kam, hatte man mittelst eines Siebs auf allen Seiten einige Linien dick mit hydraulischem Kalkpulver beworfen, nachdem man demselben ein Lager von

gleichem Stoffe bereitet. Seit Jahren nimmt man dort keine Spur von Feuchtigkeit mehr wahr, wo sonst die lokalen Verhältnisse den Schwamm begünstigt hatten. In einem Parterrewohnzimmer neben meiner Apotheke habe ich auf diese Weise den Schwamm vertrieben, der mir das Fussbodenlager und den Fussboden zerstört hatte. Alles angegriffene Holz und der alte Bauschutt wurde herausgenommen; auf trockenem frischem Schutte wurden neue Hölzer eingezogen, über alles ein Wurf von hydraulischem Kalk etwa einen Zoll dick trocken eingesiebt und hierauf der Boden mit frischen Brettern belegt. Seit 10 Jahren hat sich dieser Boden vollkommen gut erhalten; nirgends nehme ich in diesem Zimmer eine Spur von Feuchtigkeit, oder gar Zeichen des Schwamms wahr und selbst der unangenehme moderige Geruch des Zimmers, der früher lästig auffiel, ist gänzlich verschwunden.

Gleich günstig wie auf Holz angewandt, wirkt der hydraulische Kalk auch auf feuchte Steine, wie Gemäuer von Ställen, Kloaken, Kellern etc. bei deren Behandlung mit demselben seine Eigenschaft, schnell steinartig zu verhärten, einen weitern wünschenswerthen Vortheil bietet.

9. Ueber eine Karte von Süddeutschland resp. Württemberg

für naturwissenschaftliche, sowie für historisch-antiquarische und militärische Zwecke, Vortrag des ersten Vorstandes, Grafen Wilhelm von Württemberg, Erlaucht, auf der Generalversammlung am 1. Mai 1850 zu Gmünd. *)

Der Zweck dieser Karte ist ein vielseitiger. Vor Allem glaubte ich einem lange gefühlten Bedürfnisse, dem einer guten Terrainkarte und zuvörderst des südwestlichen Deutschlands insofern entgegen zu kommen, als ich, in hinreichend grossem Maassstabe (etwa von 1 : 200,000) ein gewissenhaft getreues, zugleich aber auch leicht auffassliches und wohl in die Augen fallendes Bild des benannten Länderstrichs zu geben beabsichtige.

Zu diesem Behufe nun, und unter Benützung der besten vorhandenen Quellen, sind in der aus vier Blättern bestehenden Karte die Erhabenheiten nach einer besonders angefertigten, in Folge zahlreicher photographischer Versuche, genau ermittelten Tintenskale braun lavirt, wobei, unter Zugrundlegung der Lehmann'schen Manier, die horizontale Fläche sich weiss darstellt und eine Böschung von 60°, als diejenige, welche selbst im Hochgebirge selten steiler supponirt, werden dürfte, in der dunkelsten Tinte gegeben wird. — Bäche, Flüsse, Seen etc. werden blau dargestellt. Da die Tinten mit mathematischer Genauigkeit und auf das Gewissenhafteste eingetragen sind und eine Horizontalprojektion angenommen ist, so geht hervor, dass trotz des, in Folge reiferer Erwägung, im Verhält-

*) Se. Erlaucht ward durch eine längere Reise verhindert, den Vortrag (s. S. 142) zu den Acten zu geben, daher er jetzt erst mitgetheilt wird. A. d. R.

nisse von 1 : 225,000 gestellten Maassstabes, immerhin sich noch ziemlich bemerkbare Profile construiren lassen können. —

Die nach den angeführten Grundsätzen ausgeführte Terrainkarte dürfte schon an und für sich manchem Forscher oder Dilletanten zu beliebiger Benützung und Ausarbeitung nicht unwillkommen sein.

Ich beabsichtige aber dieselbe zu den verschiedensten Zwecken und zwar in historisch-archäologischer, dann in militärischer, in statistischer, geognostischer, botanischer, zoologischer und meteorologischer Beziehung auszuarbeiten.

Hiebei muss ich zu näherer Verständigung bemerken, dass für jeden einzelnen der benannten Zweige auf die Terrain- oder Fundamentalkarte eine weitere Steinplatte aufgedruckt wird, welche die, sich zunächst auf das betreffende Fach beziehenden Gegenstände (als z. B. Strassen, Orte u. s. w. einerseits, Formationsgrenzen, Fundorte, Verbreitungsgränzen von Pflanzen, Thieren, von Hagelschlägen etc. andererseits enthalten.

Es versteht sich von selbst, dass auf ein und dasselbe Exemplar die sämmtlichen angeführten Ausarbeitungen sich nicht wohl eindrucken lassen dürften und der Geschichtsforscher wird sie daher nur in geschichtlicher, der Militär nur in militärischer, der Naturforscher nur in Beziehung auf den betreffenden Zweig der Naturkunde ausgearbeitet erhalten können.

Um das Bild der Karte durch Namen oder conventionelle Zeichen so wenig als möglich zu verunstalten, werden den einzelnen Orten kleine Nummern beigedruckt und auf dem sehr breit gelassenen Rande der Blätter soll der zur Erklärung nöthige Text den entsprechenden Nummern, resp. Orten, beigefügt werden.

Einem jeden Blatte wird ein weiteres von durchsichtigem Pflanzenpapier beigelegt werden, auf welches, zum richtigen Auflegen auf das Terrain, etwa die Hauptcontouren der grösseren Flüsse aufgedruckt sind.

Der Zweck dieser Blätter ist: etwaige Verbesserungen, Zusätze, Neuentdeckten etc., das innerhalb des Forschungskreises dem einzelnen Inhaber sich darbietet, genau auf die dem Terrain entsprechenden Punkte ein- und nachtragen zu können; insbe-

sondere aber um, ohne sich der Karten selbst zu entledigen, mir die gemachten Verbesserungen etc. zusenden zu können.

Hiedurch werde ich in den Stand gesetzt, diese sämmtlichen Einträge auf den Originalplatten zu ergänzen und von Zeit zu Zeit vermehrte und verbesserte Exemplare erscheinen zu lassen. Nach vielfältigen Versuchen ist es mir endlich gelungen, die bereits fertigen Originale durch Lithographie in den erwähnten Tinten vervielfältigen lassen zu können.

Gehe ich nun von diesen allgemeinen Grundzügen zuerst in das der Geschichte zunächst zugekehrte Fach mit Einschluss der militärischen und archäologischen Beziehungen über, so dürfte wohl in erster Linie einer Bearbeitung des Kriegsschauplatzes der Römer, ihrer Niederlassungen etc. erwähnt werden.

Seit einer Reihe von Jahren habe ich die darüber vorhandenen reichhaltigen Materialien in möglichster Vollständigkeit zu sammeln gesucht und die bekannten, unzweifelhaft römischen Ueberreste von Orten, Strassen, Vertheidigungswerken, Thürmen etc. auf eine Karte von grösserem Maassstabe eingetragen. Bei Beurtheilung über deren Zweck und Wichtigkeit kann man zuerst vom militärischen Standpunkte ausgehen, das Land, welches die Karte darstellt, war ein militärisch occupirtes, es war in dieser Beziehung eines der interessantesten; seine nördliche Gränze war durch keine oder wenigstens durch minder bedeutende natürliche Hindernisse gedeckt, eine Blösse, welche die damaligen Heeresführer wohl empfanden und der sie auch durch die bekannte Umwallung (den Pfahlhaag, Teufelsmauer, Schweingraben etc.), welche sie von der Donau bei Kellheim bis an den Rhein bei Coblenz zogen, vorzubeugen suchten. —

Ich übergehe die Beschreibung der Operationslinien, der einzelnen Strassenzüge, Verbindungslinien, der Haupt- und Nebenstationspunkte, der einzelnen Standquartiere u. s. w., ebenso der Ueberreste der Kunst, der Altäre und Inschriften, welch letztere gleichfalls auf dem Rande der Karte kurz beschrieben werden sollen, und glaube nur noch des Umstandes erwähnen zu müssen, wie das bereits vorhandene, in die genannte Probekarte gewissenhaft eingetragene Material meinen weiteren Forschungen den wesentlichsten Vorschub geleistet hat, wie ich hiedurch in

widerſtehen, wie das Schmelzen des rohen Eiſenſteins ſie erfordert. Von der Befolgung des Satzes der Staatsökonomen, nur ſo viel zu produciren, wie gebraucht wird, iſt man in dieſem Diſtrikt — wie überhaupt in ganz England — weit entfernt; man producirt ſo viel man nur immer vermag, gibt den Arbeitern ſo wenig Lohn wie möglich und raubt ihnen jegliche Zeit zu anderer als mechaniſcher, anſtrengender Beſchäftigung. Darum findet man in den Geſichtern der zahlreichen Bewohner des Kohlenfeldes faſt keinen Funken geiſtiger Regſamkeit; ſie ſind, wie ihre Kleider, ſchwarz gefärbt, haben faſt alle denſelben dreieckigen Schnitt, — (oben an den Backenknochen breit und unten ſpitz, da ſie ganz abgeſchloſſen von der übrigen Welt leben und der Nachbar ſtets die Nachbarin freit) — genug, die Natur ſcheint dies Geſchlecht durch ſeine ſtarken Knochen und gedrungenen Geſtalten zu den ſchweren Arbeiten über und unter der Erdoberfläche beſtimmt zu haben, wie ſie das Kameel durch den Höcker zum Laſttragen ſtempelte, obgleich ſich die anfänglich edel gebildeten Glieder nur allmählig der Beſchäftigung anformten, die von vielen auf einander folgenden Generationen ausſchließlich erwählt wurde.

Kein Reiſender ſollte England verlaſſen, ohne den bergmänniſchen Bezirk in Staffordſhire beſucht zu haben; aber ein oberflächliches Durchfliegen auf der Eiſenbahn von Birmingham nach Wolverhampton auf dem Wege nach Mancheſter oder Liverpool reicht dabei nicht hin. Da ſieht er bei Tage nichts als eine unermeßliche Rauchwolke, die ſich auf allen Punkten und von allen Seiten her erhebt, ſchlanke Obelisken und abgeſtumpfte Pyramiden, die an Aegypten erinnern, ſonderbare Gruppen von ſchwarzen Häuſern auf unebenem Boden, der, weil man ihn unterminirt, nachgeſunken iſt und Thüren und Fenſter ſchiefwinkelig gemacht hat; — endlich die wunderlichſten Geſtelle, Räder und Maſchinengebilde aller Art, die ſich auf freiem Felde in- und durcheinander bewegen und dann und wann von einer plötzlich auftauchenden und ſchnell wieder verſchwindenden Menſchengeſtalt revidirt werden. Dies Alles darf ihm nicht genügen, auch der nächtliche Anblick dieſer Gegend nicht, zu welcher Zeit ſie ganz in Feuer ſchwimmt, das von unzähligen Haufen Eiſenerz und Steinkohlen, die unter freiem Himmel „geröſtet“ und entſchwefelt oder zu Cokes gemacht werden, von mehr als hundert Schmelz-

den Stand gesetzt wurde, einzelne Strassenzüge etc. wieder auffinden und verfolgen zu können und wie ich es namentlich nur diesem Umstande verdanke, eine Reihe höchst interessanter Signallinien gefunden zu haben. —

Dass aber diese Karte mit der oben erwähnten, die Nachträge und Umänderungen möglich machenden Einrichtung auch den Zwecken der Statistik in jeder Beziehung und namentlich der noch so häufig wiederkehrenden Aufnahme der Bevölkerung, der Beschäftigung der Einwohner, der Geburts- und Mortalitätsverhältnisse einzelner Orte, Gegenden etc. dienen werde, wird kaum einiger Erwähnung bedürfen. In nicht minderem Grade wird die Karte den der Naturkunde zugehörigen Fächern dienen. Hier habe ich zu erwähnen, dass die geognostische Karte durch Farbendruck, nach dem Muster der französischen Karte bewerkstelligt werden soll. Die botanischen Vorkommnisse, Eigenthümlichkeiten einzelner Lokalfloren, das Vorkommen in Württemberg neu aufgefundener Pflanzen, alles Gegenstände, welche dem Verein für vaterländische Naturkunde besonders nahe liegen, würde durch conventionelle Zeichen oder Farben herausgehoben werden; ebenso die Vorkommnisse in der Fauna, wie z. B. das periodische oder stationär-lokale Erscheinen und Vorkommen gewisser Thiere, ersteres zugleich der Meteorologie zugekehrt. In meteorologischer Beziehung würden die Isothermen, die Extreme der Temperatur, die hygrometrischen Verhältnisse einzelner Gegenden, die auf die Höhenprofile influirenden barometrischen Mittel, insbesondere aber die Gewitterzüge, Hagelschläge, Wetterscheiden u. s. w., in gleicher Art durch Zeichen oder Farben dargestellt werden können, und es dürfte nicht schwer sein, gleichbald mit Benutzung der schätzbaren Vorarbeiten, welche in geognostisch-paläontologischer, in botanischer, zoologischer und meteorologischer Beziehung schon vorliegen, eine der schönsten Grundlagen für weitere Nachforschungen und Untersuchungen der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes zu legen, zu welchem Zwecke ich die Mitglieder des Vereins für vaterländische Naturkunde ebenso freundlich wie angelegentlich einlade, sich mir durch planmässigen Aufschluss zu dem gemeinsamen Werke zu verbinden.

10. Die Zusammensetzung verschiedener Torfarten. *)

Von Ed. Breuninger.

Nach den früheren Untersuchungen von Gay-Lussac und Thenard nahm man an, dass die eigentliche Holzfaser aller Pflanzen dieselbe sei; neuere Untersuchungen haben diese Annahme bestätigt. Das Brennholz enthält aber neben der Holzfaser, ausser Asche und Wasser, noch fremde Substanzen, welche eine Ungleichheit in der Zusammensetzung des Holzes bedingen; namentlich enthalten einige leichte Holzarten einen geringen Ueberschuss von Wasserstoff gegenüber dem Sauerstoff; doch ist diese Verschiedenheit nicht sehr bedeutend und in der Praxis kann man desshalb ohne grossen Fehler annehmen, dass gleiche Gewichte von verschiedenem Holz bei der Verbrennung eine gleiche Wärme erzeugen, vorausgesetzt, dass sie gleich trocken sind. Die durch langsame Zersetzung holzartiger Substanzen gebildeten Produkte — Torf, Braun- und Steinkohlen, zeigen sich in ihrer Zusammensetzung sehr abweichend, und ebenso verschieden in der Heizkraft. Dass die Zusammensetzung hier

*) Die vorliegende Untersuchung ward schon vor 5 Jahren ausgeführt. Da der Torf gewöhnlich der Zahl nach verkauft wird, so wäre es wünschenswerth gewesen, das durchschnittliche Gewicht von 1000 Stück Torf von Schopfloch und von Sindelfingen mit Rücksicht auf den Wassergehalt zu bestimmen. Es war bis jetzt nicht möglich darüber Erfahrungen zu sammeln. Desshalb erfolgt die Mittheilung der Untersuchung einstweilen ohne diese Zugabe, welche wesentlich ist zu einem bestimmten Ausspruch über den Geld- oder Brennwerth einer und der andern Sorte.

F—g.

mit der Heizkraft in einem gewissen Verhältniss stehe, ist wohl unzweifelhaft und eine Untersuchung solcher Brennmaterialien auf ihre Zusammensetzung ist desshalb von praktischem Interesse; je grösser der Gehalt an Kohlenstoff und Wasserstoff ist, desto grösser muss auch die beim Verbrennen dieser Stoffe entwickelte Wärme sein, wobei natürlich der Gehalt an Asche und Wasser in Abrechnung gebracht werden muss. Regnault und Richardson haben in dieser Richtung verschiedene französische und englische Stein- und Braunkohlen untersucht. Da nun Torfe nur wenig untersucht wurden, und eine solche Untersuchung unserer württembergischen Torfarten gänzlich fehlt, so unternahm ich, unter der Leitung des Herrn Professor Fehling, die Untersuchung zunächst des hier in Stuttgart gewöhnlichen Torfs von Schopfloch und Sindelfingen, und zugleich untersuchte ich einige Torfe aus der Gegend von Bremen, welche Herr Professor Fehling durch die Güte des Herrn Kindt von dort erhielt.

Die Untersuchung führte ich im Laboratorium der polytechnischen Schule aus. Es ward zuerst das Wasser durch Trocknen des Torfs bei 100° bestimmt, durch Verbrennen des Torfs wurde der Aschengehalt gefunden, der Kohlenstoff und Wasserstoff ward als Kohlensäure und Wasser durch Verbrennen mit Kupferoxyd und chlorsaurem Kali erhalten, und der Stickstoff wurde aus dem durch Erhitzen des Torfs mit Natron und Kalk erhaltenen Ammoniak als Platinsalmiak bestimmt.

---

1. Schopfloch er Torf.

Der Schopfloch er Torf kommt von einem der höhern Punkte der nordwestlichen württembergischen Alp, ungefähr 2500′ über dem Meer, wo sich das Lager in einer kleinen Vertiefung auf dem oberen Oolithe befindet. Auf dem Gestein selbst ruht eine ziemlich mächtige Schichte eines sehr plastischen blauen Thones, welcher, da er das in die Vertiefung fliessende Wasser nicht durchdringen liess, zu der Bildung des Moores Veranlassung gab. Schon wegen der hohen Lage des Lagers, wodurch es vor Ueberschwemmungen und dadurch herbeigeführten fremden Substanzen, als Schlamm u. s. w. geschützt war, enthält dieser

Torf viel weniger Asche, als derjenige von Sindelfingen, welcher in der Nähe der benannten Stadt in einer viel tiefer gelegenen Gegend vorkommt. Der Aschengehalt des wasserfreien bei 100° getrockneten Schopflocher Torfs übersteigt nicht 8 pc. in den untersten schon etwas mit dem Thone gemischten Schichten, während er bei dem Sindelfinger Torf 30 pc. erreicht. Wasser enthielten die untersuchten Stücke zwischen 18 und 20 pc. im Durchschnitt, doch ist zu bemerken, dass ich zur Analyse solche verwendete, die erst frisch getrocknet worden waren und dass der vorige Sommer zu einer guten Austrocknung, die im Freien vorgenommen ward, nichts weniger als günstig war. Von diesem Torfe nun untersuchte ich 3 Sorten, welche je aus einer Höhe von 3, 12 und 18 Fuss aus dem Lager herausgenommen waren, vom untern, mittlern und obern Stich.

a) Unterer Stich.

Die Proben vom unteren Stich waren braunschwarz, compakt und schwer, auf dem Bruch hatten sie kein erdiges Aussehen, auf der Schnittfläche nahmen sie einen schwachen Glanz an, sie lassen sich also etwas poliren, was eine Folge der Dichtigkeit ist; von Pflanzenfasern konnte man mit blossem Auge keine Spur mehr entdecken. Diese Sorte ist die beste von den untersuchten inländischen, ich fand bei 3 Analysen folgende Zusammensetzung:

1. 419 abgewogene Substanz geben 813 CO_2 und 203 HO.
2. 403 Substanz geben 791 CO_2 und 204 HO.
3. 410 Substanz geben 817 CO_2 und 202 HO.

Der Aschengehalt betrug 8.1 pc. der Wassergehalt 20 pc. Stickstoff erhielt ich als Mittel aus 2 nahe stimmenden Analysen 2.9 pc. Berechnet man nun die gefundenen Bestandtheile auf Procente, so bekomme ich für den lufttrockenen Torf

1.		2.		3.	
42.32	C	42.824	C	43.472	C
4.304	H	4.496	H	4.656	H
2.128	N	2.248	N	2.128	N
25.568	O	23.952	O	23.256	O
6.48	Asche	6.48	Asche	6.48	Asche
20.00	Wasser	20.00	Wasser	20.00	Wasser
100		100		99.992	

Für den aschenhaltigen wasserfreien Torf berechnet sich:

1.		2.		3.	
52.9	C	53.53	C	54.34	C
5.38	H	5.62	H	5.82	H
2.66	N	2.81	N	2.67	N
31.96	O	29.94	O	29.07	O
8.1	Asche	8.1	Asche	8.1	Asche
100		100		100	

Für den wasser- und aschenfreien Torf:

1.		2.		3.	
57.58	C	58.24	C	59.13	C
5.85	H	6.1	H	5.9	H
2.9	N	2.9	N	2.9	N
33.67	O	32.76	O	32.07	O
100		100		100	

b) Mittlerer Stich.

Derselbe liefert einen Torf, der sich von dem des untern Stiches hauptsächlich durch sein geringeres spec. Gew. so wie durch seinen geringern Aschengehalt unterscheidet. Derselbe beträgt 2.9 %. Die Farbe ist etwas heller, doch noch schwarzbraun, einzelne Pflanzenfasern sind noch erkennbar. Stickstoff fand ich 3 %. Wasser 20 %. Zwei Analysen gaben folgendes Resultat:

1. 400 Substanz geben 793 CO_2 und 226 HO.
2. 406 gaben 812 CO_2 und 220 HO.

Demnach ist der lufttrockene aschenhaltige Torf dieser Schichte in 100 Theilen zusammengesetzt aus:

1.		2.	
44.22	C	43.576	C
5.28	H	4.808	H
2.33	N	2 328	N
25.85	O	26.968	O
2.32	Asche	2.32	Asche
20.00	Wasser	20.00	Wasser
100		100	

Der trockene aschenhaltige Torf:

1.		2.	
55.278	C	54.47	C
6.602	H	6.01	H
2.913	N	2.91	N
32.307	O	33.71	O
2.9	Asche	2.9	Asche.
100		100	

Der wasser- und aschenfreie Torf:

1.		2.	
55.9	C	56.1	C
6.8	H	6.2	H
3.0	N	3.0	N
34.3	O	34.7	O
100		100	

c) Oberer Stich.

Die Proben, die ich von diesem Stich hatte, verdienen eigentlich den Namen eines Torfs nicht. Die Pflanzen sind kaum zersetzt und man kann die einzelnen Pflanzenspecies noch ziemlich genau erkennen. Es ist eine poröse, schwammige, sehr leichte Masse, welche frisch gestochen, im Freien zwar bald trocknet, aber von jedem selbst vorübergehenden Regen Wasser aufnimmt, und dadurch die Benützung häufig verzögert, manchmal sogar unmöglich macht. Die Farbe ist hellbraun. Sticksoffgehalt 1.7 %. Wasser 20 %.

Der lufttrockene aschenhaltige Torf war folgend zusammengesetzt:

1.		2.	
41.04	C	40.50	C
4.94	H	4.79	H
1.33	N	1.33	N
31.15	O	31.86	O
1.52	Asche	1.52	Asche
20.00	Wasser	20.00	Wasser
99.98		100	

Der trockene aschenhaltige Torf:

1.		2.	
51.30	C	50.62	C
6.18	H	5.98	H
1.67	N	1.67	N
38.95	O	39.83	O
1.9	Asche	1.9	Asche
100		100	

Der trockene aschenfreie Torf:

1.		2.	
52.3	C	51.6	C
6.3	H	6.1	H
1.7	N	1.7	N
39.7	O	40.6	O
100		100	

2. Sindelfinger Torf.

Das Lager desselben befindet sich in der Nähe von Sindelfingen in der Keuperformation und hat sich unter ähnlichen Verhältnissen wie der Schopflocher Torf gebildet. Die Unterlage bildet ebenfalls eine starke Thonschichte, welche das zur Bildung nöthige Wasser nicht abfliessen liess. Der bedeutende Aschengehalt, sowie das häufige Vorkommen von kleinen Schalthieren in der Torfmasse ist ein Beweis, dass sich öfters fremde Stoffe, hauptsächlich durch Wasser herbeigeführt, mit den verwesenden Pflanzen mischen. — Von diesem Torf hatte ich zwei Sorten zur Untersuchung, vom untern und mittlern Stich.

a) Mittlerer Stich.

Die Stücke waren ziemlich schwer und compakt, auf dem Bruch zeigten sie ein erdiges Aussehen und liessen sich leicht zerbrechen. Die Farbe war schwarzbraun. Der Aschengehalt betrug 21.6 % der Wassergehalt 18 %. Stickstoff fand ich 1.8 %.

1. 365 Substanz gaben 609 CO_2 und 152 HO.
2. 430 „ „ 789 CO_2 und 192 HO.

Nach der Rechnung bekomme ich für den lufttrockenen aschenhaltigen Torf:

1.		2.	
37.312	C	37.22	C
4.605	H	4.05	H
1.239	N	1.16	N
21.131	O	21.86	O
17.712	Asche	17.71	Asche
18.000	Wasser	18.00	Wasser
99.999		100	

Der aschenhaltige trockene Torf besteht aus:

1.		2.	
45.503	C	45.39	C
5.617	H	4.94	H
1.511	N	1.41	N
25.769	O	26.66	O
21.6	Asche	21.6	Asche
100		100	

Der trockene aschenfreie Torf aus:

1.		2.	
58.04	C	57.9	C
5.89	H	6.3	H
1.8	N	1.8	N
34.27	O	34.0	O
100		100	

b) Unterer Stich.

Die äusseren Eigenschaften stimmen ganz mit denen des Torfs vom mittleren Stich überein, nur ist dieser Torf schwerer. Bei der chemischen Analyse zeigte sich bei dem Stücke, das ich untersuchte, der merkwürdige Umstand, dass immer weniger Kohlenstoff, daher auch mehr Sauerstoff gefunden wurde, als bei den Proben des mittleren Stückes. Es scheint sich dieses also weniger zersetzt zu haben, was wohl darin seinen Grund hat, dass manchmal grössere Holzstücke in der Torfmasse sich befinden, die durch ihre grössere Masse und Dichtigkeit der Zersetzung längern Widerstand leisten. Von einer solchen Stelle muss nun gerade dieses Stück gekommen sein; ein Fehler in der Analyse ist nicht anzunehmen, da die drei Untersuchungen

doch ziemlich genau stimmen. Ich bekam nämlich — bei 30.6 % Asche 1.26 % A. und 18.00 % Wasser —

1. aus 496 Subst. 711 CO_2 und 188 HO
2. — 503 Subst. 718 CO_2 und 184.5 HO
3. — 625 Subst. 875 CO_2 und 228 HO.

Dieses gibt für den wasser- und aschenhaltigen Torf:

1.		2.		3.	
32.039	C	31.91	C	31.30	C
3.414	H	3.69	H	3.32	H
0.717	N	0.72	N	0.72	N
20.737	O	20.59	O	21.57	O
25.092	Asche	25.09	Asche	25.09	Asche
18.00	Wasser	18.00	Wasser	18.00	Wasser
100.00		100.00		100.00.	

Für den trockenen aschenhaltigen Torf:

1.		2.		3.	
39.072	C	38.92	C	38.18	C
4.164	H	4.51	H	4.05	H
0.875	N	0.88	N	0.87	N
25.289	O	25.09	O	26.30	O
30.6	Asche	30.6	Asche	30.6	Asche
100		100		100.	

Für den trockenen aschenfreien Torf:

1.		2.		3.	
56.3	C	56.08	C	55.01	C
6.0	H	6.5	H	5.83	H
1.26	N	1.26	N	1.26	N
36.44	O	36.16	O	37.9	O
100		100		100.	

Bremer Torfe.

Von denselben standen mir 5 verschiedene Sorten zu Gebot, welche auf ihren Paqueten mit „Torf von Oiten, Klipptorf, Backtorf, Bundtorf und Beckertorf" bezeichnet waren. Bei ihrer Untersuchung bekam ich durchschnittlich ein besseres Resultat als bei Sindelfinger und Schopflocher Torf, von welchen sie sich namentlich im Aschengehalt, der bei den compaktesten Stücken

nur gegen 2 % betrug, vortheilhaft auszeichnen; auch der Kohlenstoffgehalt ist bei den meisten etwas grösser. Der beste ist der

3) Torf von Oiten.

Er enthält 2.6 % Asche, ist schwer und compakt, nimmt auf der Schnittfläche Wachsglanz an, die Farbe ist schwarzbraun ins röthliche, Stickstoff enthält er 0.98 %, Wasser enthielt er, wie auch die folgenden Sorten sehr wenig, in Folge längeren Liegens im geheizten Zimmer, wesswegen ich es auch nicht wohl in der Zusammensetzung berechnen kann.

1. 586 Substanz geben 1244 CO_2 und 311 HO
2. 391 — geben 830 CO_2 und 205 HO

gibt für den trockenen aschenhaltigen Torf

1.		2.	
58.06	C	57.61	C
5.9	H	5.8	H
0.95	N	0.95	N
32.49	O	33.04	O
2.6	Asche	2.6	Asche
100		100;	

trocken und aschenfrei

1.		2.	
59.44	C	59.15	C
6.05	H	5.9	H
0.98	N	0.98	N
33.53	O	33.97	O
100		100.	

4) Klipptorf.

Kommt dem Torf von Oiten im Aeussern ziemlich gleich, nur ist er etwas leichter; Asche enthält er 1.3 %, Stickstoff 1.1 %.

1. 409 Substanz gaben 856 CO_2 und 216 HO
2. 400 — — 839 CO_2 und 183 HO.

Der trockene aschenhaltige Torf ist also zusammengesetzt aus:

1.		2.	
57.05	C	57.24	C
5.82	H	5.03	H
1.09	N	1.08	N
34.74	O	34.35	O
1.3	Asche	1.3	Asche
100		100.	

und Kalköfen und einem Wald von hohen Schornsteinen ausgestrahlt wird. Der Reisende muß mindestens einen Tag darauf verwenden, um die unterirdischen Regionen zu besuchen, denen die Natur in den mannigfaltigsten vegetabilischen und animalischen Abdrücken ihre Hieroglyphen aufgeprägt hat, die den noch lange nicht genugsam entzifferten Stammbaum der Erde enthalten, wie die ägyptischen den der alten Königsgeschlechter; er muß hinabfahren in den schwarzen Schacht einer Kohlenmine und einer Eisengrube, um zu sehen, mit welcher Mühe und Gefahr dem Schoße der Erde dasjenige abgerungen wird, worauf unsere ersten und gewöhnlichsten Bedürfnisse basirt sind.

Für den Deutschen hat indeß der Besuch dieser Gegend ein ganz besonderes Interesse, da — sonderbar genug — die Art und Weise der Gewinnung des Eisens zum großen Theil unserem Vaterlande abgelistet worden, wie sich noch an vielen deutschen Wörtern, die sich im Bergbau erhalten haben, erkennen und beweisen läßt, wenn die Engländer dieses Faktum jemals läugnen sollten. Man kann sogar behaupten, es sey den überseeischen Bergleuten in chemischer Hinsicht durchaus noch nicht gelungen, den Prozeß der Gewinnung des Eisens aus dem rohen Material seit jener Zeit wesentlich zu verbessern, so viel sie auch in technischer und mechanischer Beziehung geleistet haben, und zwar, weil beim Ausschmelzen des Eisensteins sich immer noch die Hälfte des Materials verflüchtigt und man immer noch nicht im Stande ist, dem rohen Steine sämmtliche Eisentheile abzugewinnen. Könnte man das flüchtige Element sammeln und benutzen, und auch den Schlacken noch die Eisentheile abgewinnen, die sie enthalten, so wäre ein großer Schritt zur Vervollkommnung gethan.

Mit dem Verpflanzen der Eisenbereitung aus Deutschland nach Staffordshire verhält es sich jedoch wie folgt:

Im Jahr 1596 soll ein Engländer, Namens Brindley aus der Gegend von Stourbridge, nach unserm Vaterlande herübergekommen seyn, um sich hier, im Lande des Eisens, der Wälder und der Betriebsamkeit, von der Art und Weise der Gewinnung des Metalles aus dem rohen Material, und von dem ganzen Verfahren in Kenntniß zu setzen, welches man hier beobachtete, um dem Eisen

Der trockene aschenfreie Torf:

1.		2.	
57.8	C	57.9	C
5.9	H	5.1	H
1.1	N	1.1	N
35.2	O	34.9	O
100		100.	

An den Klipptorf schliesst sich der

5) Bundtorf

an, welcher 1.7 % Asche und 1.15 % Stickstoff enthält. Sonst ist er dem Klipptorf in seinen äussern Eigenschaften ähnlich.

1. 397 geben 825 CO_2 und 198 HO
2. 399 — 825 CO_2 und 207 HO;

es ist also aschenhaltig und trocken zusammengesetzt aus:

1.		2.	
56.62	C	56.53	C
5.51	H	5.00	H
35.04	O	35.64	O
1.13	N	1.13	N
1.7	Asche	1.7	Asche
100		100.	

---

6) Backtorf.

Eigenschaften wie beim Klipptorf, nur durchziehen denselben noch manchmal unzersetzte Pflanzentheile. Aschengehalt 1.59 %, Stickstoff 1.7 %.

Er enthält trocken mit Asche

1.		2.	
57.28	C	56.78	C
5.51	H	5.61	H
1.67	N	1.67	N
33.95	O	34.35	O
1.59	Asche	1.59	Asche
100		100;	

Trocken und aschenfrei:

1.		2.	
58.2	C	57.7	C
5.6	H	5.7	H
1.7	N	1.7	N
34.5	O	34.9	O
100		100.	

---

7) Beckertorf.

Derselbe scheint die obern Schichten eingenommen zu haben, denn er ist sehr leicht, auch lassen sich die Pflanzen noch erkennen. Die Farbe ist hellbraun, Stickstoff enthält er 2.3 %, Asche 2.6 %.

1. 268 Substanz geben 512 CO_2 und 148 HO
2. 353 — — 660 CO_2 und 194 HO,

Das macht für den aschenhaltigen trockenen Torf:

1.		2.	
52.11	C	50.94	C
6.04	H	6.04	H
2.24	N	2.24	N
37.01	O	38.18	O
2.6	Asche	2.6	Asche
100		100;	

Für den trockenen aschenfreien Torf:

1.		2.	
53.5	C	52.3	C
6.2	H	6.2	H
2.3	N	2.3	N
38.0	O	39.2	O
100		100.	

Schliesslich erlaube ich mir noch eine Analyse einer Torfasche anzuführen. Dieselbe wurde aus Schopflocher Torf zuletzt durch Glühen desselben in kleinen Portionen über der Weingeistlampe im Platintiegel dargestellt, da ein vollständiges Verbrennen in einem schief gestellten gewöhnlichen Tiegel über Kohlenfeuer äusserst langsam vor sich ging. Der zum Einäschern benützte Torf war ein Gemisch des obern, mittlern und untern

Stiches. Die Untersuchung wurde nach Fresenius Methode ausgeführt und lieferte folgendes Resultat:

Kalk	46.29
Bittererde	0.5
Thonerde	2.8
Eisenoxyd	10.5
Manganoxyd	Spuren
Phosphorsäure	5.2
Schwefelsäure	5.3
Kohlensäure	17.6
Chlor	0.009
Kieselsäure	4.2
Sand	6.2
Kohle	0.3
Alkalien	sehr geringe Spuren
	98.899.

III. Verkehr.

Der Unterzeichnete bedarf mehrerer in Württemberg vorkommender Pflanzenarten in einer ziemlichen Anzahl von vollständigen, vollkommen gut eingelegten und gut getrockneten Exemplaren, und ist bereit dagegen ausländische Pflanzen — vom Caucasus, aus Persien, Ostindien u. a. Gegenden — abzugeben. Freunde der Pflanzenkunde, die Lust haben, auf diesem Wege ihre Herbarien zu vermehren, wollen Nachricht ertheilen.

Auch wird auf frankirte Briefe ein Verzeichniss verkäuflicher Land-, Süsswasser- und Meer-Conchylien aus Griechenland, den Caucasusgegenden, Persien, Ostindien, China, den Philippinen, Surinam, Labrador und andern Ländern — frankirt zugesendet.

Esslingen bei Stuttgart.

R. F. Hohenacker.

Fünfundzwanzigster und sechsundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1849 und 1850.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

1. Allgemeine Schilderung der Jahrgänge.

1) Der Jahrgang 1849 gehörte, wie die beiden vorhergehenden, rücksichtlich der Vegetationsergebnisse zu den mittelmässigen. Die Wintermonate Januar und Februar waren im Ganzen mild, im Januar entstanden wegen raschen Thauwetters vom 14ten an starke Ueberschwemmungen. Die Frühlingsmonate dagegen waren frostig und erst zu Ende Mai's hob sich die Temperatur zur Höhe der Sommertage. In den Sommermonaten fanden häufige Erniedrigungen der Sommertemperatur durch Gewitter und Gewitterregen statt. In den Herbstmonaten erfolgte allmälige Abnahme der Temperatur, und schon zu Ende Octobers erschien Frost, welcher im November und December, mit Ausnahme eines plötzlichen Thauwetters um Mitte Decembers, anhaltend blieb.

Der Witterungsgang der einzelnen Monate war nach den Stuttgarter Beobachtungen folgender.

Der Januar zeigte starke und rasche barometrische Schwankungen namentlich vom 9—15ten und 27—30ten, dabei vom 1—3., 6—8ten, 15—27ten, 30ten und 31ten hohe und theilweise ungewöhnliche hohe Stände. Die Lufttemperatur war in der ersten Hälfte anhaltend frostig, vom 14ten an sehr mild und erst in den letzten Tagen erschien wieder Eis. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 10ten um 0,5° ab, hob sich aber, unter Schwankungen, bis Ende des Monats wieder um 0,6°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die südwestliche und südliche, zunächst in der zweiten Hälfte des Monats, nach ihr die östliche vor; bei fast allen Windrichtungen zeigte sich bedeutende Strömung. Im Wolkenzug herrschte die westliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers war, getheilt zwischen Regen und Schnee, nicht ganz unbeträchtlich, doch bildete sich keine dauernde Schneedecke. Die Ansicht des Himmels war gemischt. Mit dem 14ten entstand rascher Thauwetter und brachte in allen Flüssen des Landes bedeutende Ueberschwemmungen, theilweise mit grossen Zerstörungen.

Der Februar zeichnete sich durch ungewöhnlich anhaltende hohe Barometerstände aus, welche nur vom 20—26ten durch Stände unter dem Jahresmittel unterbrochen wurden, die jedoch selbst wieder nur geringe Tiefe unter demselben zeigten. Die Lufttemperatur war, mit Ausnahme weniger (7) Eistage, ungewöhnlich mild und hatte merklichen Einfluss auf die Vegetation. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 1,6° zu. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich nicht sehr bedeutend. In der Windrichtung herrschten die westlichen vor, theilweise mit starken Strömungen, wie am 20ten u. 23ten; in dem Wolkenzug die westliche und nördliche. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr gering; die Ansicht des Himmels meist trüb.

Der März hatte bis zum 22ten eine ununterbrochene Fortsetzung der hohen Barometerstände vom Februar; am 23ten folgte ein rasches Fallen zu niedrigen Ständen. Die Lufttemperatur erreichte in den ersten Tagen schon wieder Frost und blieb so den ganzen Monat hindurch. Die Brunnentemperatur nahm vom 2—12ten um 0,5° ab und hob sich unter Schwankungen bis zum 31ten wieder um 0,4°. Die Luftfeuchtigkeit war für diesen sonst trockenen Monat nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte die nördliche, untermischt mit der südwestlichen, welch' letztere am 1ten und 13ten stürmisch bewegt war, vor. In dem Wolkenzug waren nördliche mit westlichen Richtungen gemischt. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich. Die Ansicht des Himmels war ziemlich gemischt.

Der April hatte fast durchaus niedrigen Barometerstand und erst in den 2 letzten Tagen hob sich derselbe auf eine bedeutendere Höhe. Die Lufttemperatur war gleichfalls meist niedrig, ohne jedoch zur Winterkälte zu sinken; der Frost am 19ten, der letzte im Jahr, schadete den Aprikosen und den Gartengewächsen, nachdem am 18ten ein reichlicher Schneefall, der letzte im Jahr, der in den Gebirgsgegenden eine beträchtliche Schneedecke brachte, vorangegangen war. Die Brunnentemperatur stieg unter Schwankungen um 2°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich, entsprechend den reichlichen und häufigen meteorischen Niederschlägen. Am 28ten erschienen Vormittags und Mittags 2 starke Gewitter aus Westen mit starkem und anhaltendem Regen, die ersten im Jahre. In der Windrichtung herrschte bei meist ruhiger Luft und starkem Wechsel der Richtung die nordwestliche, in dem Wolkenzug eben dieselbe, unter häufigem Wechsel, vor. Die Ansicht des Himmels war meist trüb.

Der Mai hatte ziemlich gleichförmigen Barometerstand meist über dem Jahresmittel. Auch die Lufttemperatur blieb ziemlich gleichförmig auf einer geringen Höhe, übereinstimmend mit den häufigen Regenniederschlägen; bis sie plötzlich vom 27ten an die Höhe der Som-

mertage erreichte. Die Brunnentemperatur hob sich unter geringen Schwankungen um 3,4°. In der sehr wechselnden Windrichtung herrschte die östliche und die südwestliche vor; in dem ebenso wechselnden Wolkenzug die östliche und die westliche. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich, übereinstimmend mit den häufigen Regengüssen, welche eine nicht unbeträchtliche Menge von Regenwasser, durchaus von Strich- und Gewitterregen, lieferten. Die Ansicht des Himmels war meist klar. Vom 27ten an nahm die Vegetation einen wunderbar raschen Verlauf.

Der Juni hatte einen ziemlich gleichförmigen Barometerstand, weder hoch noch tief über oder unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur, welche sich schon zu Ende des Mai rasch auf die Höhe der Sommertage erhoben hatte, blieb in den ersten 8 Tagen des Juni auf dieser Höhe, wurde jedoch durch Gewitter und Gewitterregen rasch abgekühlt und erhob sich erst im letzten Drittel des Monats wieder zur Höhe der Sommertage. Die Brunnentemperatur folgte diesen Schwankungen, hob sich jedoch im Ganzen um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit folgte gleichfalls dem Wechsel der Regenniederschläge und der heitern Witterung auf eine sehr merkliche Weise. Die Windrichtung war, bei stets sehr ruhiger Strömung, ziemlich wechselnd zwischen nördlichen, östlichen und westlichen Richtungen; im Wolkenzug herrschte die westliche und südwestliche Richtung vor. Die Ansicht des Himmels war meist klar.

Der Juli hatte einen überaus gleichförmigen Barometerstand, nur um den 5ten, 20ten und 25ten kamen Stände unter dem Jahresmittel vor, am 5ten mit sehr schroffem Wechsel von 27″ 6,16‴ den 4ten Abends auf 27″ 1,65‴ den 5ten Morgens und 27″ 4,66‴ den 5ten Mittags. Die Lufttemperatur wurde durch häufige nördliche Windrichtungen und durch Regenniederschläge gemildert; doch erschienen ausser den 9 Sommertagen noch 10 mit + 18° und darüber; übrigens traten häufig kalte Nächte ein; an 12 Tagen war das Minimum unter + 10°. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 1,8°. Die Luftfeuchtigkeit war, mit geringen Ausnahmen, nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten meist geringere Strömungen und starker Wechsel zwischen nördlicher und südlicher Richtung, in dem Wolkenzug herrschte die westliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich und brachte im letzten Drittel des Monats nach vorangegangener ziemlicher Trockenheit der Vegetation eine grosse Förderung. Die Ansicht des Himmels war, da die Regenniederschläge nur kurze, mehr oder weniger verbreitete Strichregen waren, vorherrschend klar, namentlich des Morgens.

Der August hatte durchaus (mit Ausnahme des 4ten und 5ten, wo der Barometer kaum 1‴ unter das Jahresmittel sank) gleichförmig hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur

wurde durch häufige Gewitterregen anhaltend abgekühlt und zeigte die auffallend geringe Menge von 5 Sommertagen und nur 5 weitere Tage, an denen der Thermometer + 18° erreichte oder überstieg. Die Brunnentemperatur stieg bis zum 13ten um 0,5°, fiel aber bis zu Ende des Monats um 1,8°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte bei meist ruhiger Strömung die südwestliche, nach ihr die nördliche und die östliche Richtung vor; in dem Wolkenzug die westliche. Die Regenmenge war gemässigt. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der September hatte, mit Ausnahme vom 10—13ten und 29—30ten, durchaus Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur, welche in dem ersten Drittel noch Sommerwärme ziemlich anhaltend zeigte, nahm von da an allmählig ab, ohne jedoch rauh zu werden und förderte die Reife der Weintrauben. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 4ten um 0,8, sank aber von da an bis zum 28ten um 3,0° und hob sich in den letzten Tagen nur wieder um 0,4°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich im Verhältniss zu der Lufttemperatur nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte die östliche, nach dieser die südwestliche vor, letztere, sowie die westliche, mit mehreren stärkern Strömungen; in dem Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Das Abendgewitter am 12ten war ziemlich stark; die Menge des meteorischen Wassers ziemlich gering; die Ansicht des Himmels fast durchaus klar.

Der October hatte starke und rasche barometrische Schwankungen in der ersten Hälfte; in der zweiten constant hohe und sehr hohe Stände. Die Lufttemperatur nahm unter Schwankungen ab, bis in den 2 letzten Tagen Frost, der erste im Spätjahr, erschien. Die Brunnentemperatur, welche bis zum 3ten um 0,3 zugenommen hatte, nahm unter Schwankungen bis zum 30ten um 3,4° ab. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich, namentlich des Abends. In der Windrichtung herrschten die südwestliche mit theilweise stürmischer Strömung, nach ihr die östliche, und zwar erstere in der ersten, letztere in der zweiten Hälfte des Monats vor. In dem Wolkenzug war die westliche, abwechselnd mit östlicher, vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich; die Ansicht des Himmels ziemlich gemischt.

Der November hatte wechselnde Barometerstände, unter theilweise sehr schroffen Schwankungen (wie vom 3ten Morgens bis 4ten Morgens um 3,11‴ fallend, vom 5ten Morgens bis 6ten Morgens um 3,16‴ steigend, am 24ten von Morgens bis Abends um 4,91‴ fallend, am 26ten von Mittag bis Abends um 2,84‴ steigend); vom 5 – 14ten, 17 – 22ten, 27—30ten Stände über dem Jahresmittel, sonst tiefe, unter demselben. Die Lufttemperatur nahm unter Schwankungen ab und in der letzten Woche trat anhaltender und starker Frost ein. Die

Brunnentemperatur stieg bis zum 9ten um 1°, fiel aber bis zu Ende des Monats unter Schwankungen um 4,5°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung, welche ohne bedeutendere Strömungen blieb, herrschten die östliche und südöstliche, nach ihnen die südwestliche und nordwestliche vor, in dem Wolkenzug die westliche und nordwestliche. Der wässerigste Niederschlag war nicht sehr bedeutend; am 25ten erschien der erste Schnee im Spätjahr, ohne jedoch eine Schneedecke zu liefern. Die Ansicht des Himmels war gemischt; am 12ten Abends erschien ein starker riechender Nebel, der jedoch am andern Tage gegen Mittag wieder verschwand.

Der December hatte bis zum 26ten ziemlich gleichförmigen und meist hohen Barometerstand; vom 26—30ten folgte rasches Sinken bis zum Minimum des Monats; am 31ten dagegen wieder ebenso rasches Steigen. Die Lufttemperatur hatte bis zum 14ten beinahe constanten Frost, am 14ten aber hob sich die Temperatur von Mittag bis Abend rasch von 0 bis + 3,2 und brachte schnelles Thauwetter mit Regen bis zum 21ten, wodurch die Schneedecke entfernt wurde. Vom 21ten dagegen folgte wieder constanter Frost mit Schnee. Die Brunnentemperatur, deren Beobachtung vom 11—20ten wegen Mangel an Wasser unterbrochen war, fiel unter Schwankungen um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte in der zweiten Hälfte des Monats die südwestliche, mitunter bei stärkerer Strömung, nach ihr die nordöstliche und nördliche vor; in dem Wolkenzug, soweit er bei fast stets neblicht-umzogenem Himmel zu beobachten war, die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht ganz unbeträchtlich; die Ansicht des Himmels meist trüb. Am 15ten 7 Uhr Abends soll ein schwaches Nordlicht in nordwestlicher Richtung bemerkt worden sein.

2) Das Jahr 1850 ist in Beziehung auf die Ergebnisse der Vegetation gleichfalls zu den mittelmässigen und in einzelnen Zweigen der Landwirthschaft, wie namentlich dem Weinerträgnisse, zu den an Güte und Menge geringen zu zählen.

Der Winter (Januar und Februar) war wechselnd; auf eine anhaltende Winterkälte im Januar folgte ungewöhnlich milde Witterung im Februar. Dagegen war der Anfang des Frühlings, in der zweiten Hälfte des März, wiederum winterlich, ohne dass jedoch dauernde Kälte und Schneedecke erfolgt wäre; auch der April, in der ersten Hälfte mild, brachte in der zweiten wieder eine merkliche Erniedrigung der Temperatur, welche bis in den Mai anhielt, und auch in diesem Monat erhob sich die Temperatur noch nicht bis zur Höhe der Sommertage. Der Sommer brachte häufige Gewitter und Gewitterregen und mit diesen sehr häufige, schroffe Abkühlungen; auch der Herbst erhob sich nicht mehr zur Sommerwärme, schon Ende Octobers erschien der erste

Frost im Spätjahr, während im November wieder milde Witterung, für die Vegetation zu spät folgte, und auch der December noch keine dauernde Winterkälte brachte.

Der Witterungsgang der einzelnen Monate war nach den Stuttgarter Beobachtungen folgender.

Der Januar hatte, mit Ausnahme vom 4—7ten, 14—17ten, 19ten bis 20ten und 26ten, hohe, mitunter sehr hohe Barometerstände, und sehr schroffe Schwankungen, wie denn die Differenz vom 26ten Abends und 27ten Morgens mit 10,06‴ zu den ungewöhnlichsten gehört. Die Lufttemperatur war, mit geringen Ausnahmen am 5ten, 19ten, 24—26ten und 29ten, anhaltend frostig. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 0,8° ab. Die Luftfeuchtigkeit war bedeutend. In der Windrichtung herrschte die nordöstliche und östliche mit einiger Strömung, nach ihnen die südwestliche mit starken Strömungen vor; in dem Wolkenzug, soweit er bei fast beständig mit Nebel umzogenem Himmel beobachtet werden konnte, die östliche und nördliche. Die Menge des meteorischen Wassers, fast durchaus von Schneefällen, war verhältnissmässig nicht sehr bedeutend; die Ansicht des Himmels fast durchaus trüb.

Der Februar hatte, mit Ausnahme vom 5—8ten, durchaus hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur zeigte sich ungewöhnlich mild. Die Brunnentemperatur nahm unter geringen Schwankungen um 2,4° zu. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung, welche ziemlich häufige Strömungen hatte, herrschte die westliche, insbesondere die südwestliche überwiegend vor; im Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, in der ersten Hälfte von Schnee- und Graupenfällen, die keine Schneedecke mehr bildeten, war nicht unbeträchtlich; das Gewitter am 16ten schien auch mildere Temperatur zu bringen. Die Ansicht des Himmels war ziemlich gemischt, meist durch Nebel, welche das Thal erfüllten.

Der März hatte, mit Ausnahme vom 23—27ten, durchaus hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur, welche in dem ersten Drittel sehr milde, wie im Laufe Februars, geblieben war, wurde schnell wieder winterlich und in der zweiten Hälfte des Monats folgte anhaltender Frost, der nur um die Mittagszeit wich. Die Brunnentemperatur, welche bis zum 8ten um 0,4° zugenommen hatte, nahm vom 11—28ten gleichförmig um 1,8° ab und stieg bis zum 31ten blos um 0,2° wieder. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die nördliche überwiegend vor; am 23ten folgte ein Sturm aus S.W.; in dem Wolkenzug herrschten gleichfalls die nördlichen Richtungen vor und erst in den letzten 8 Tagen folgte westlicher Wolkenzug. Die Menge des meteorischen Wassers, fast durchaus von Schnee, war ungewöhn-

lich gering und es gab keine dauernde Schneedecke mehr. Die Ansicht des Himmels war ziemlich gemischt.

Der April hatte vom 2—5ten, 8—18ten und 20—22ten niedrige, sonst hohe Barometerstände. Die Lufttemperatur war vom 3ten an in der ersten Hälfte ziemlich mild, in der zweiten frostig, übereinstimmend mit den häufigen Regenniederschlägen. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 27ten gleichmässig um 3,7°, fiel aber bis zum 30ten wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung war ziemlicher Wechsel, bei geringen Strömungen, und in der ersten Hälfte des Monats mehr westliche, in der zweiten mehr östliche Richtungen; ungewöhnlich waren die in dem letzten Drittel andauernden gelinden Regenniederschläge bei fast constanten östlichen und nordöstlichen Windrichtungen. Der Wolkenzug war meist gleichförmig mit der Windrichtung. Die Menge des meteorischen Wassers war, im Verhältniss zu der Zahl der Regentage, nicht sehr beträchtlich. Am 24ten Vormittags erschien eine Spur von Hagel. Die Ansicht des Himmels war stark gemischt.

Der Mai hatte, mit wenigen Ausnahmen (am 3ten, 11ten, 29ten), niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel. Die in der ersten Woche frostige Lufttemperatur (am 3ten und 4ten erschien in manchen Gegenden des Landes Frost, der jedoch der Baumblüthe wenig schadete) hob sich unter Schwankungen bis zum Ende des Monats beinahe bis zur Höhe der Sommertage, ohne diese zu erreichen. Die Brunnentemperatur hob sich gleichmässig um 2,4°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die nördliche, mit geringer Strömung und ziemlich raschem Wechsel; in dem Wolkenzug die westliche, gleichfalls mit ziemlichem Wechsel, vor. Die Menge des meteorischen Wassers, entsprechend den zahlreichen Regentagen, war nicht unbeträchtlich. Am 25ten erschien das erste Gewitter im Jahr, mit etwas Hagel. Der Graupenfall am 2ten kann als der letzte Schnee betrachtet werden. Die Ansicht des Himmels war ziemlich klar, nur durch die häufigen Regen unterbrochen. Am 7ten Abends erschien Höhenrauch.

Der Juni hatte meist niedrige, unter dem Jahresmittel stehende Barometerstände, mit geringen Schwankungen über und unter dem Jahresmittel; vom 1—3ten, 9—10ten, 18—19ten, 22—23ten Stände über, sonst unter dem Letzteren. Die Lufttemperatur hob sich mit dem 1ten zur Höhe der Sommertage, wurde aber durch häufige Gewitterregen abgekühlt, ausser den (10) Sommertagen zählte man noch 13 mit Ständen über + 15°, darunter 5 über + 18°, und 15 Tage, an denen das Minimum unter + 10 sank. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 13ten um 3,7°, sank aber wieder um 2,3°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich bedeutend. In der Windrichtung herrschten die nördlichen Richtungen bei häufigem Wechsel und geringen Strömun-

die zum Absatz nöthige Form zu geben. Er verbarg seine Absichten unter der Maske eines zerstreuten, halb geistesabwesenden Sonderlings, dem man sehr gern gestattete, sich in den Hüttenwerken umherzutreiben, zumal da er es verstand, eine gewisse verschwenderische Gutmüthigkeit zu affektiren, und die Arbeiter durch manchen lustigen Schwank zu unterhalten. Ein jeder antwortete ihm willig, wenn er nach diesem oder jenem fragte, und zog er sich zuweilen Tage lang zurück, um das, was er gesehen und gehört, niederzuschreiben, so fiel dies weiter nicht auf; man war gewohnt, ihn die Menschen bald suchen, bald meiden zu sehen; er war Allen weit mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Verdachts. Als er sich mit dem ganzen Verfahren wohl bekannt gemacht, kehrte er nach England zurück, um es hier genau nach dem deutschen Muster einzuführen; da fand sich indeß, daß ihm doch noch Manches entgangen war; er sah sich daher genöthigt, abermals bei den deutschen Bergleuten in die Lehre zu gehen. Diese hießen den scheinbaren Sonderling mit Jubel willkommen und freuten sich der Rückkehr des verlornen Schafes. Meister Brindley wiederholte sein altes Spiel mit demselben guten Erfolg. Als er das, was ihm noch mangelte, erschlichen und namentlich noch die Bereitung des Stahles erlernt hatte, kehrte er abermals glücklich nach England zurück und legte nun die ersten Walzwerke daselbst an. Scott sagt in seiner Geschichte von Stourbridge, es sey ein Capitän Andrew Yarranton unter der Regierung Karls II., und nicht Brindley im Jahr 1596 gewesen, der diese Reise nach dem Continent gemacht habe; daß eine solche jedoch überhaupt einmal gemacht worden, gewinnt, wie bereits erwähnt, dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß sich noch viele deutsche Wörter, die nicht aus der Stammverwandtschaft der beiden Sprachen überhaupt fließen, in den Eisenwerken von Staffordshire erhalten haben. Sey dem übrigens wie ihm wolle, so führen diese Angaben doch auf eine ganz natürliche Weise zur Betrachtung des früheren Zustandes der Eisenwerke in dem erwähnten Bezirk.

Nach dem, was Dr. Plot in seiner 1686 erschienenen Natural History of Staffordshire berichtet, befanden sich die Eisenhütten damals noch in der Wiege, wenn man sie mit ihrem gegenwärtigen Zustand vergleicht, obschon der gute Doktor ausruft: „Unsere Eisenwerke haben jetzt die Stufe der Vollkommenheit

gen vor; in dem Wolkenzug die westlichen. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich beträchtlich. Die Ansicht des Himmels gemischt.

Der Juli hatte ziemlich gleichförmigen Barometerstand, meist um Weniges unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur wurde durch die häufigen Regen, meist Strich- und Gewitterregen, abgekühlt; ausser den (6) Sommertagen zählte man noch 11, an denen das Maximum + 18° und darüber hatte, dagegen 10, an denen das Minimum unter + 10° sank. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,4°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die südwestliche, nach ihr die nordwestliche und nordöstliche vor. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich beträchtlich; die Ansicht des Himmels meist klar.

Der August hatte ziemlich gleichförmige, meist um Weniges unter dem Jahresmittel stehende Barometerstände, die sich erst in den letzten 7 Tagen über das Jahresmittel hoben. Die Lufttemperatur zeigte ausser den 7 Sommertagen noch 7 weitere, an denen sie über + 18° stieg; dagegen 9, an denen das tägliche Minimum unter + 10° sank und am 31ten erfolgte das monatliche Minimum mit + 3°. Die Sommerwärme wurde durch die häufigen Gewitterregen abgekühlt. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen vom 5ten an um 1,7° ab. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich, entsprechend den häufigen Regen, ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung zeigte sich starker Wechsel, die südwestliche herrschte vor, nach ihr die nördliche; die Luftströmung war, mit Ausnahme des 6ten und 7ten, nicht beträchtlich; im Wolkenzug waren die westlichen Richtungen vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war beträchtlich und die Regengüsse am 2ten gehörten zu den ungewöhnlicheren Erscheinungen in diesem Monat; sie verursachten fast überall Ueberschwemmungen. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der September hatte bis zum 17ten gleichförmig hohe Barometerstände über dem Jahresmittel, von da an niedrige unter demselben. Die Lufttemperatur, welche schon zu Ende Augusts merklich gesunken war, erhob sich nicht mehr zur Höhe der Sommertage und nur 3 Tage (21ten, 22ten, 24ten) zählte man, an denen das tägliche Minimum + 10° und darunter erreichte. Die Brunnentemperatur nahm, unter Schwankungen, bis zum 17ten um 2° ab, hob sich bis zum 22ten um 1.2° und fiel bis zum 29ten wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit behielt einen mittlern Stand. In der Windrichtung herrschte starker Wechsel bei geringen Strömungen, die nördlichen, östlichen und südwestlichen Richtungen waren die vorherrschenden. In dem Wolkenzug war, bei gleichem Wechsel, in der ersten Hälfte die nördliche, in der zweiten die südwestliche vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht bedeutend; am 8ten Abends

4 Uhr erschien ein leichter Graupenhagel. Die Ansicht des Himmels war meist klar. Am 19ten Abends 6½ Uhr wurde gegen Süden eine helle Feuerkugel von S.W. — N.O. ziehend beobachtet.

Der October hatte sehr wechselnde und fast durchaus niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war ziemlich mild und erst gegen Ende des Monats erschien am 24ten der erste Frost im Spätjahr und am 31ten der zweite. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 7ten noch um 0,6° und fiel von da an unter Schwankungen um 4,4°. Die Luftfeuchtigkeit war, gemäss der häufigen Regen, ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten, unter starkem Wechsel, die westlichen Richtungen, bei nicht starken und nicht häufigen Strömungen, vor. In dem Wolkenzug waren die westlichen Richtungen gleichfalls vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Regen, war nicht unbeträchtlich, doch zeichneten sich die Niederschläge mehr durch Häufigkeit als Reichlichkeit aus. Am 22ten erschien mit Regen gemischt der erste Schneefall im Spätjahr, ohne dass der Schnee liegen blieb. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

Der November zeigte in der ersten Monatshälfte fast durchaus hohe Barometerstände über dem Jahresmittel, in der zweiten fast durchaus tiefe, unter demselben stehende. Die Lufttemperatur war, mit Ausnahme des Morgenfrostes am 15ten, durchaus mild: man zählte 8 Tage, an denen das tägliche Maximum + 10° und darüber erreichte. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 11ten um 0,5° zu, von da an unter leichten Schwankungen um 1,1° ab. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten, unter ziemlichen Strömungen, die südwestlichen, westlichen und nordwestlichen Richtungen entschieden vor, nach diesen die südlichen; in dem Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des Regenwassers war, entsprechend den häufigen, jedoch nicht reichlichen Niederschlägen, nicht ganz unbeträchtlich, doch geringer als sonst in diesem Monat. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

Der December hatte, mit Ausnahme vom 14–20ten, hohe Barometerstände, über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur, obgleich winterlich, zeigte keine anhaltende, noch ausgezeichnete Winterkälte und Schnee mangelte gänzlich. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen bis zum 25ten um 2,5° ab, hob sich aber bis zum 31ten wieder um 0,7°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbedeutend. In der Windrichtung war ziemlicher Wechsel und starke Strömung, besonders vom 15–17ten; es herrschte die nordöstliche, nach ihr die südwestliche und östliche vor; im Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers, fast durchaus von Regen, war ziemlich gering, die Niederschläge nicht reichlich. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

2) Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die monatlichen Extreme am Thermometograph, die Monatsmittel von den 3 täglichen Beobachtungen, sowie von dem täglichen Maximum und Minimum, und die Differenz dieser beiderlei Mittel, wobei + und — den Ueberschuss und den Minderbetrag des ersteren über das letztere angibt, enthält die

Tabelle I.

1849. Monate.	Monatliches Maximum.	Monatliches Minimum.	Monatsmittel vom tägl. Max. und Minim.	Monatsmittel von den 3 täglichen Beobacht.	Differenz beider.
Dec. 1848	+12,0 d. 17.	— 9,0 d. 24.	+ 1,596	+ 1,519	+ 0,087
Jan. 1849	+10,0 d. 26.	—11,3 d. 2.	+ 1,261	+ 1,529	— 0,268
Februar .	+12,0 d. 25.	— 6,8 d. 5.	+ 3,361	+ 3,556	— 0,195
März . .	+13,8 d. 7.	—2,8d.11.20.21.	+ 3,027	+ 3,146	— 0,119
April . .	+15,8 d. 27.	— 2,0 d. 9.	+ 6,589	+ 6,949	— 0,360
Mai . .	+22,5d.28.29.	+ 4,5 d. 11.	+11,800	+12,529	— 0,729
Juni . .	+25,5 d. 6.	+ 5,5 d. 10.	+14,807	+15,302	— 0,495
Juli . .	+25,5 d. 9.	+ 7,6 d. 23.	+14,914	+15,646	— 0,732
August .	+24,8 d. 12.	+ 5,0 d. 5.	+13,279	+13,923	— 0,644
Septemb.	+21,6 d. 3.	+ 3,5 d. 21.	+10,424	+11,252	— 0,828
October .	+17,6 d. 4.	0 d. 30.	+ 8,340	+ 8,599	— 0,259
November	+12,5 d. 14.	+ 2,5 d. 29.	+ 2,260	+ 2,229	+ 0,031
December	+ 9,0 d. 17.	— 8,0 d. 7. 29.	— 0,686	— 0,450	— 0,236
Kal.-Jahr.	Jun. Juli.	November.	+ 7,448	+ 7,850	— 0,402
Met. Jahr.	Jun. Juli.	November.	+ 7,638	+ 8,015	— 0,377
Dec. 1849	+ 9,0 d. 17.	— 8,0 d. 7. 29.	— 0,686	— 0,450	— 0,402
Jan. 1850	+ 6,0 d. 26.	—15,0 d. 22.	— 3,742	— 3,422	— 0,320
Februar .	+11,0 d. 20.	—10,8 d. 1.	+ 4,153	+ 4,279	+ 0,126
März . .	+13,5 d. 3.	— 0,5 d. 18.	+ 1,403	+ 1,853	+ 0,450
April . .	+17,7 d. 8.	— 2,7 d. 1.	+ 8,055	+ 8,265	+ 0,210
Mai . . .	+19,8 d. 27.	+ 0,7 d. 3.	+ 9,888	+10,440	+ 0,552
Juni . .	+23,8 d. 6.	+ 5,2 d. 19.	+13,978	+14,389	+ 0,411
Juli . .	+23,4 d. 4.	+ 7,3 d. 14.	+14,441	+14,821	+ 0,380
August .	+24,2 d. 6.	+ 3,0 d. 31.	+13,997	+14,271	+ 0,274
September	+19,2 d. 20.	+ 2,3 d. 12.	+ 9,775	+ 9,941	+ 0,166
October .	+15,0 d. 8.	— 1,0 d. 24.	+ 6,393	+ 6,333	— 0,060
November	+13,2 d. 11.	— 0,6 d. 15.	+ 6,159	+ 6,275	+ 0,116
December	+8,7d. 15. 16	— 7,1 d. 24.	+ 1,211	+ 1,008	— 0,203
Kal.-Jahr.	August.	Januar.	+ 7,142	+ 7,292	+ 0,150
Met. Jahr.	August.	Januar.	+ 6,988	+ 7,171	+ 0,183

Das Maximum im ganzen Jahr 1849 trat ein mit + 25,5 den 6. Juni und 9. Juli Nachmittags, das Minimum des Jahres den 29. Nov. Morgens mit — 12,5, die Jahresdifferenz war daher 38,0°.

Das Maximum des Jahres 1850 trat ein d. 6. August Mittags mit + 24,2, das Minimum des Jahres den 22. Januar Morgens mit — 15,0, die Jahresdifferenz war also 39,2.

Die nach Kämtz Lehrb. Bd. I. S. 97. 102 reducirten Mittel gibt die nachfolgende Tabelle II., wobei + und — den Ueberschuss oder Minderbetrag der aus den 3 täglichen Beobachtungen erhaltenen Mittel über die von den täglichen Extremen erhaltenen bezeichnet.

1849. **Tabelle II.** 1850.

Monate.	Wahres Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Wahres Mittel von Max. und Minimum.	Differenz.	Wahres Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Wahres Mittel von Max. und Minimum.	Differenz.
Decemb. 1848	+ 1,37	+ 0,95	+0,32	— 0,511	— 1,125	+0,614
Januar 1849 .	+ 1,391	+ 0,735	+0,656	— 3,494	— 4,209	—0,715
Februar . .	+ 3,429	+ 3,176	+0,253	+ 4,164	+ 3,901	+0,263
März . . .	+ 2,999	+ 2,990	+0,009	+ 1,732	+ 1,375	+0,357
April . . .	+ 6,763	+ 6,501	+0,262	+ 8,014	+ 8,028	—0,014
Mai	+12,168	+11,861	+0,307	+10,081	+ 9,947	+0,134
Juni . . .	+14,882	+14,844	+0,038	+14,056	+14,014	+0,052
Juli	+15,199	+14,982	+0,217	+14,490	+14,500	—0,010
August . . .	+13,622	+13,361	+0,261	+13,898	+14,798	—0,900
September .	+10,892	+10,349	+0,543	+ 9,640	+ 9,635	+0,005
October . .	+ 8,254	+ 7,931	+0,323	+ 6,208	+ 6,085	+0,123
November .	+ 2,036	+ 1,545	+0,491	+ 6,214	+ 5,745	+0,469
December . .	— 0,511	— 1,125	+0,614	+ 1,304	+ 0,765	+0,549
Kal.-Jahr . .	+ 7,594	+ 7,267	+0,327	+ 7,184	+ 7,047	+0,137
Met. Jahr . .	+ 7,750	+ 7,435	+0,315	+ 7,032	+ 6,890	+0,142

Die Vergleichung der nicht reducirten Monats- und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten aus den Jahren 1848, 1849 und 1850 und den 20jährigen Mitteln von 1825—1844 enthält die Tab. III. Die erste Spalte mit December überschrieben, enthält je die Mittel des zunächst vorhergehenden Jahrs.

Tabelle III.

		Dec.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahresmittel Kal.	Jahresmittel Met.
7h Mrgs.	1848	− 2,02	− 6,03	+ 1,98	+ 3,57	+ 4,29	+10,91	+14,16	+14,68	+13,97	+ 9,56	+ 6,59	+ 2,52	+ 0,17	+ 6,36	+ 6,18
	1849	+ 0,17	+ 0,27	+ 2,12	+ 1,28	+ 5 08	+11,05	+14,11	+14,31	+11,95	+ 9,83	+ 7,35	+ 0,32	− 1,16	+ 6,38	+ 6,49
	1850	− 1,16	− 4,42	+ 2,66	+ 0,23	+ 6,70	+ 9,28	+13,16	+13,32	+12,67	+ 7,37	+ 5,20	+ 5,10	+ 0,35	+ 5,97	+ 5,84
	20j. M.		− 2,47	− 0,72	− 2,13	+ 5.56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+ 9,23	+ 5,60	+ 2,53	+ 0,09	+ 6,13	
2h Mgs.	1848	+ 1,14	− 3,41	+ 5,56	+ 7,37	+11,98	+16,47	+17,73	+18,69	+18,61	+15,53	+11,58	+ 4,89	+ 3,48	+10,71	+10,51
	1849	+ 3,4	+ 3,31	+ 5.49	+ 5,61	+ 9.56	+15,46	+18,18	18,77	+17,10	+12,69	+11,23	+ 4,91	+ 0,50	+10,23	+10,48
	1850	+ 0.50	− 2,14	+ 6,46	+ 4,40	+10,99	+13,03	+17,01	+17,64	+17,36	+13,72	+ 7,96	+ 7,69	+ 2,48	+ 9,58	+ 9,55
	20j M.		+ 0,51	+ 3.34	+ 6,61	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,50	+15,38	+10,80	+ 5,64	+ 2,23	+10,28	
9h Abds.	1848	− 0,94	− 4,92	+ 3,00	+ 4,37	+ 8,02	+10,73	+13,51	+14,21	+13,56	+10,30	+ 7,75	+ 2,88	+ 0,91	+ 7,03	+ 6,87
	1849	+ 0,91	+ 0,98	+ 3,05	+ 2,55	+ 6,20	+11,08	+13,62	13,86	+12,72	+11,23	+ 7,22	+ 1,46	− 0,69	+ 6,94	+ 7,07
	1850	− 0,69	− 3,71	+ 3,76	+ 1,15	+ 7,18	+ 9,01	+13,03	+13,49	+12,78	+ 8,74	+ 5,83	+ 6,03	+ 1,19	+ 6,54	+ 6,35
	20j. M.		− 1,37	+ 0.16	+ 3 49	+ 8.85	+10,73	+12,86	+12,27	+13,61	+10,85	+ 7,05	+ 3,41	+ 0,77	+ 6,97	
Zusammen.	1848	− 0,60	− 4,79	+ 3,51	+ 5,11	+ 8,09	+12,70	+15,14	+15,86	+15,38	+11,80	+ 8,64	+ 3,43	+ 1,52	+ 8,03	+ 7,85
	1849	+ 1,52	+ 1,53	+ 3,56	+ 3,15	+ 6,95	+12,53	+15,30	15,65	+13,92	+11,25	+ 8,60	+ 2,23	− 0,45	+ 7,85	+ 8,01
	1850	− 0,45	− 3,42	+ 4,28	+ 1,85	+ 8,26	+10,44	+14,39	+14,82	+14,27	+ 9,94	+ 6,33	+ 6,27	+ 1,01	+ 7,29	+ 7,17
	20j. M.		+ 1,04	+ 1,03	+ 4,08	+ 7,62	+12,03	+14,38	+15,39	+14,67	+11,90	+ 7,81	+ 3,35	+ 1,14	+ 7,78	

Tabelle IV.

Monate.	1848.	1849.	1850.	Differenz 1848 u. 1849.	Differenz 1849 u. 1850.	20j. M.	Differenz 1849. vom 20j. Mitt.	Differenz 1850. vom 20j. Mitt.	50j. M.	Differenz 1849. vom 50j. Mitt.	Differenz 1850. vom 50j. Mitt.
December d. v. J.	— 0,69	+ 1,37	— 0,51	+ 1,06	— 1,88						
Januar . . .	— 4,82	+ 1,39	— 3,49	+ 6,21	— 4,88	— 0,84	+ 2,03	+ 2,85	— 0,89	+ 2,28	— 2,60
Februar . . .	+ 3,38	+ 3,43	+ 4,16	+ 0,05	+ 0,73	+ 0,88	+ 2,55	+ 3,28	+ 1,49	+ 1,94	+ 2,67
März	+ 4,92	+ 3,00	+ 1,73	— 1,92	— 1,27	+ 3,91	— 0,91	— 2,18	+ 3,98	— 0,98	— 2,25
April	+ 8,07	+ 6,76	+ 8,01	— 1,31	+ 1,25	+ 7,33	— 0,57	+ 0,68	+ 7,68	— 0,92	+ 0,33
Mai	+12.21	+12,17	+10,08	— 0,04	— 2,09	+11,89	+ 0,28	— 1,81	+11,87	+ 0,30	— 1,79
Juni	+14,73	+14,88	+14,06	+ 0,15	— 0,82	+13,94	+ 0,94	+ 0,12	+13,72	+ 1,16	+ 0,34
Juli	+15,54	+15,20	+14,49	— 0,34	— 0,71	+15,23	— 0,03	— 0,74	+15,20	0	— 0,71
August . . .	+14,93	+13,62	+13,90	— 1,31	+ 0,24	+14,51	— 0,89	— 0,61	+14,96	— 1,34	— 1,06
September . .	+11,42	+10,89	+ 9,64	— 0,53	— 1,25	+11,50	— 0,61	— 1,86	+12,16	— 1,27	— 2,52
October . . .	+ 8,42	+ 8,25	+ 6,21	— 0,17	— 2,04	+ 7,59	+ 0,66	— 1,38	+ 7,91	+ 0,34	— 1,70
November . .	+ 3,29	+ 2,01	+ 6,21	— 1,25	+ 4,17	+ 3,71	— 1,67	+ 2,50	+ 3,98	— 1,94	+ 2,23
December . .	+ 1,37	— 0,31	+ 1,30	— 1,68	+ 1,81	+ 1,54	— 2,05	— 0,24	+ 1,12	— 1,63	+ 0,18
Kal.-Jahr. . .	+ 7,78	+ 7,59	+ 7,18	— 0,19	— 0,41	+ 7,61	— 0,22	— 0,43	+ 7,77	— 0,18	— 0,59
Met. Jahr . .	+ 8,12	+ 7,75	+ 7,03	— 0,37	— 0,72		+ 0,14	— 0,38		— 0,02	— 0,74

Die Vergleichung der wahren Mittel von den 3 täglichen Beobachtungen i. J. 1849 und 1850 mit denen vom Jahr 1848 und aller mit den 20jährigen von 1825 — 44 und den 50jährigen von 1795 — 1844 gibt die Tabelle IV., wobei in den Spalten „Differenz" die Zeichen + und — den Ueberschuss oder Minderbetrag der Jahre 1849 und 1850 bezeichnen.

Es war daher der Jahrgang 1849 wärmer als der 1848 im Januar, Februar und Juni, wärmer als das 20jährige Mittel im Januar, Februar, Mai, Juni, October und ebenso in denselben Monaten wärmer, als das 50jährige Mittel, im Juli diesem gleich, wovon jedoch blos Mai und Juni Einfluss auf die Vegetationsmonate haben.

Der Jahrgang 1850 war wärmer als 1849 im Februar, April, August, November, December wärmer als das 20jährige Mittel im Februar, April, Juni, November, und als das 50jährige Mittel im Februar, April, Juni, November, December, also beinahe ebenso wie das Jahr 1849 und in noch ungünstigerer Weise grösstentheils in drei Monaten (mit Ausnahme Juni's), welche keinen directen Einfluss auf die Vegetation haben.

Die Vergleichung der reducirten Mittel von den Jahreszeiten und den Vegetationsmonaten (April bis September) gibt Tabelle V. Der Winter des Kal.-Jahrs ist das Mittel vom Januar, Februar und dem December desselben, der des met. Jahres vom Jan., Febr. und dem Dec. des vorigen Jahrs.

Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter des Kal.-Jahrs.	Winter des met. Jahrs.	Vegetat.-Monate.
1844	+ 7,71	+ 13,53	+ 8,32	— 0,65	+ 0,50	+ 12,09
1845	+ 5,04	+ 14,29	+ 8,29	— 0,55	— 2,32	+ 11,79
1846	+ 8,45	+ 17,09	+ 8,70	+ 1,15	+ 2,76	+ 14,07
1847	+ 7,44	+ 14,35	+ 7,20	— 0,30	— 0,66	+ 12,30
1848	+ 8,40	+ 15,06	+ 7,71	— 0,02	— 0,71	+ 12,81
1849	+ 7,54	+ 14,99	+ 7,36	+ 1,55	+ 2,20	+ 12,60
1850	+ 6,61	+ 14,13	+ 7,35	+ 0,66	+ 0,03	+ 11,70
20j. M.	+ 7,71	+ 14,56	+ 7,60	+ 0,59		+ 12,40
50j. M.	+ 7,84	+ 14,63	+ 8,01	+ 0,57		+ 12,60

Der Jahrgang 1849 stand daher im Frühling zwischen den Jahrgängen 1847 und 1844 und kam dem 20jährigen Mittel nahe, im Sommer stand die Mitteltemperatur hinter der von 1846 und 1848, und kam den 20- und 50jährigen Mitteln nahe, die sie noch übertraf, im Herbst übertraf sie blos die von 1847, im Winter des Kal.-Jahrs übertraf sie sämmtliche frühere Jahrgänge, sowie die 20- und 50jährigen Mittel, im Winter des meteorologischen Jahres wurde sie blos von 1846 übertroffen, und in den Vegetationsmonaten war sie dem 50jährigen Mittel gleich und wurde nur von 1846 und 1848 übertroffen.

Der Jahrgang 1850 war im Frühling blos wärmer als 1845, im Sommer wärmer als 1844, im Herbst wärmer als 1847 und mit 1849 gleich, im Winter des Kal.-Jahrs wärmer als 1844, 1845, 1847, 1848, im Winter des meteorologischen Jahrs wärmer, als 1845, 1847, 1848, in den Vegetationsmonaten wurde er von allen übertroffen, und war 1845 nahezu gleich.

Die Vergleichung der Sommer-, Eis- und Wintertage gibt Tab. VI.

Tabelle VI.

Sommertage.

Jahre.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Summe.
1844		1	10	1	4	4		20
1845			10	12	4	3		29
1846			25	20	13	9		67
1847		11	4	17	14			46
1848		5	10	15	9	5		44
1849		4	12	9	5	6		36
1850			10	8	7			25
20j. Mittel.	0,45	5,00	11,00	13,85	12,60	3,58	0,05	46,75

Die Zahl der Sommertage vom Jahr 1849 stand daher blos über den von 1844 und 1845; die von 1850 stand blos über der von 1844.

Eistage.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844	21	25	9						25	80
1845	26	28	24	1			2	5	8	94
1846	17	6	5					11	25	68
1847	20	20	20	3				9	23	95
1848	30	11	6					11	16	74
1849	17	7	18	2			2	13	25	84
1850	25	30	9	2	2		2	1	18	82
20j. M	22,35	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,90	9,05	14,50	82,55

Die Zahl der Eistage war 1849 blos grösser als 1848 und kam dem 20jährigen Mittel nahe; im Jahr 1850 war sie grösser, als 1844, 1846, 1848 und kam dem 20jährigen Mittel gleich.

Wintertage.

Jahr.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844	19	6	1				1	5	18	41
1845	17	15	14						1	37
1846	2	2							19	23
1847	12	10	3						15	40
1848	28								8	36
1849	7							5	17	29
1850	24		2						7	33
20j. M.	14,95	5,05	0,95	0,10			0,05	1,80	7,25	30,15

Die Zahl der Wintertage 1849 übertraf daher blos den Jahrgang 1846 und kam dem 20jährigen Mittel sehr nahe; 1850 übertraf sie nur die Jahre 1846, 1849 und das 20jährige Mittel.

Die Vergleichung der Frost- und Schneegränzen gibt Tab. VII.

Tabelle VII.

	Frühjahr letzter		Spätjahr erster		Tage zwischen		Dauer der Schnee-decke.	Zahl der Schnee-tage.
	Frost.	Schnee.	Frost.	Schnee	Frost.	Schnee		
1844	31. März.	22. März.	30.Oct.	23Nov.	213	246	27	20
1845	2. April.	23. März.	15.Oct.	23Nov.	196	245	38	34
1846	22. März.	19. März.	6. Nov.	30Nov.	229	232	26	29
1847	20. April.	18. April.	6. Nov.	18Nov.	200	214	25	27
1848	13. März.	19. März.	10Nov.	10Nov.	242	236	39	21
1849	19. April.	21. April.	30.Oct.	25Nov.	194	218	16	24
1850	2. April.	27. März.	24 Oct.	22 Oct.	205	209	16	29
20j. M.	11. April.	14. April.	28 Oct.	6. Nov.	201	206	28,58	27,25

Die Frostgränzen 1849 waren demnach kleiner als in den übrigen Jahren und als das 20jährige Mittel, die Schneegränzen waren nur grösser als 1847 und das 20jährige Mittel; die Dauer der Schneedecke dagegen kürzer als in sämmtlichen Jahren und das 20jährige Mittel, die Zahl der Schneetage war von 1845 und 1847 von dem 20jährigen Mittel übertroffen.

Im Jahr 1850 waren die Frostgränzen kleiner als 1844, 1846 und 1849, die Schneegränzen kleiner als in allen übrigen Jahren und nahe dem 20jährigen Mittel; die Dauer der Schneedecke mit 1849 gleich und die Zahl der Schneetage blos kleiner als 1845.

b) Nach den Beobachtungen der Vereinsmitglieder.

Tabelle VIII. gibt die nicht reducirten monatlichen und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungen 7h. 2h. 9h., aus den verschiedenen Beobachtungsorten.

Orte. 1849.	Dec.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
Mergentheim	−0,32	−0,66	+2,82	+2,25	+6,01	+11,48	+14,11	+14,43	+12,94	+10,59	+7,00	+1,24	−1,14	+6,75	+6,82
Oberstetten .	+2,19	+1,61	+3,84	+3,48	+7,00	+11,90	+14,27	+14,21	+13,24	+11,51	+5,81	+2,90	−0,11	+7,45	+7,66
Amlishagen .	+0,48	−0,12	+2,27	+2,03	+6,23	+11,99	+15,42	+15,16	+13,52	+10,73	+7,41	+1,55	−2,06	+7,00	+7,22
Oehringen .	+0,25	+0,75	+2,50	+2,25	+6,25	+11,75	+19,50	+14,50	+12,75	+11,50	+7,75	+1,50	−1,25	+7,56	+7,60
Winnenden .	+1,18	+0,35	+2,44	+2,33	+5,59	+11,26	+14,12	+14,23	+12,80	+11,59	+8,06	+1,94	−1,48	+6,95	+7,16
Canstatt . .	+1,26	+1,31	+3,26	+3,00	+6,58	+12,03	+14,73	+14,83	+13,31	+11,78	+8,10	+2,11	−0,42	+7,56	+7,70
Stuttgart . .	+1,52	+1,53	+3,50	+3,15	+6,95	+12,53	+15,30	+15,65	+13,92	+11,25	+8,60	+2,23	−0,45	+7,85	+8,01
Hohenheim .	+1,80	+0,50	+2,40	+2,50	+6,40	+11,80	+14,90	+14,60	+13,50	+12,00	+7,80	+1,70	−1,30	+7,20	+7,50
Calw . . .	+0,13	+0,83	+2,77	+2,44	+5,62	+10,83	+13,45	+13,81	+12,21	+10,85	+7,52	+1,38	−0,47	+6,77	+7,65
Freudenstadt	−0,20	−0,70	+0,27	+1,03	+4,50	+9,90	+13,60	+13,16	+11,40	+9,80	+5,98	+2,70	−1,40	+5,85	+5,95
Biesingen . .	+1,67	+1,57	+3,02	+2,83	+6,16	+11,44	+14,35	+14,74	+12,97	+11,78	+8,28	+1,88	−0,64	+7,36	+7,56
Schopfloch .	+1,31	−0,55	+0,96	+0,64	+4,15	+9,79	+13,03	+13,08	+11,78	+10,26	+6,71	+1,33	−1,82	+5,78	+6,04
Ennabeuren .	+0,36	−1,59	−0,50	−0,04	+3,79	+9,11	+12,70	+12,63	+11,17	+9,40	+6,14	+0,19	−2,38	+5,13	+5,28
Heidenheim .	−1,53	−0,97	+1,40	+0,99	+5,25	+10,83	+14,48	+14,36	+12,70	+10,30	+6,62	−0,34	−2,68	+6,05	+6,17
Ulm . . .	+0,28	+0,63	+2,57	+1,84	+5,52	+10,73	+17,70	+14,23	+12,67	+10,56	+6,72	+1,03	−2,44	+6,82	+7,00
Pfullingen .	+2,00	+1,27	+2,82	+2,52	+5,98	+11,64	+15,02	+14,91	+13,23	+11,44	+8,36	+1,85	−0,60	+7,28	+7,69
Schwenning.	+0,15	−0,17	+1,18	+1,01	+4,41	+10,38	+13,75	+14,32	+12,40	+11,03	+6,93	+0,20	−2,51	+6,08	+6,27
Isny . . .	+0,03	+0,02	+1,27	+0,81	+4,54	+10,15	+13,15	+13,17	+10,95	+9,91	+6,22	−0,52	−2,36	+5,61	+5,80

erreicht!“ Was jetzt auf dem möglichſt kleinſten Raum zuſammengedrängt iſt, lag damals weit auseinander. Man bediente ſich zum Ausſchmelzen des Eiſenſteins der Holzkohlen, welche die großen Wälder, mit denen der bergmänniſche Bezirk in jener Zeit reichlich bedeckt war, freilich genugſam lieferten; doch wurden ſie in ſo großen Maſſen gebraucht, daß man gar nicht im Stande war, dies zwar leichte, aber äußerſt voluminöſe Brennmaterial eine gewiſſe Strecke zu transportiren, wenn man das Eiſen nach wie vor zu den üblichen Preiſen liefern wollte. Man verlegte daher die Schmelzöfen in die Wälder und führte ihnen auf Saumroſſen in langen, regelmäßigen Zügen das ſchwere Material auf tief eingeſchnittenen, moraſtigen Wegen zu, von denen man heute noch Spuren antrifft. In der Nähe der Schmelzöfen ſchwanden die Wälder; waren dieſe ringsherum durch die nimmer ruhende Art gefällt, ſo ſchwand auch der Ofen und folgte dem Brennmaterial. Um das Eiſen, nachdem es aus dem Ofen gefloſſen, dehnbar zu machen und ihm die zu den verſchiedenen Gewerbszwecken nöthige Form zu geben, bedurfte es einer bewegenden Kraft, zu welcher man ſich des fließenden Waſſers bediente, da man von der Gewalt des Dampfes noch nichts wußte. Die Eiſenhämmer, Walzmühlen und ſonſtigen Werke mußten daher dem Laufe der Flüſſe folgen, und ſich ebenfalls das rohe Eiſen auf beſchwerlichen Wegen von den Oefen zuführen laſſen. Dabei hatte man noch kein anderes Gebläſe als die gewöhnlichen Blasbälge, die von Menſchen getreten und nur unter ſehr günſtigen Lokalverhältniſſen durch ein vom Waſſer getriebenes Rad bewegt wurden. Die Holzkohle liefert zwar ein ſehr zähes und dehnbares Eiſen, doch war ſie bei einem ſo ſchwachen Gebläſe nicht im Stande, ein ſo dünnflüſſiges Metall zu erzielen, daß man feinere Sachen damit hätte gießen können, als Schornſteinaufſätze oder Gartenwalzen. Für die Bearbeitung des Schmiedeeiſens blieb dem Menſchen nur der Hammer; der einzige Rauch, den man damals in der Gegend weit umher emporſteigen ſah, war ein dünnes, gekräuſelt es Wölkchen aus dem Schornſtein der Schmiede. Fand ſich in den Gruben, dem Arbeiter zum Verdruß, der größte Feind bergmänniſcher Betriebſamkeit, das Waſſer, ein, ſo wurde über dem Schacht eine Maſchine aufgeſtellt, die ein Pferd ſo lange in knarrender Bewegung erhielt, bis man des unwillkommenen Gaſtes Herr geworden war.

Orte. 1850.	Dec.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
Mergentheim	− 1,14	− 2,74	+ 2,71	+ 0,71	+ 7,62	+ 10,34	+ 14,37	+ 14,63	+ 13,97	+ 9,95	+ 5,93	+ 4,82	+ 0,49	+ 7,36	+ 7,22
Oberstetten	− 0,11	− 2,20	+ 4,43	+ 2,13	+ 8,05	+ 10,20	+ 14,18	+ 14,55	+ 13,97	+ 8,87	+ 6,47	+ 2,96	+ 2,63	+ 7,42	+ 7,12
Amlishagen	− 2,08	− 4,48	+ 2,20	+ 0,89	+ 7,47	+ 10,07	+ 14,78	+ 15,00	+ 13,86	+ 9,86	+ 5,54	+ 4,18	+ 0,63	+ 6,66	+ 6,44
Oehringen	− 1,25	− 4,00	+ 3,25	+ 1,00	+ 7,50	+ 10,00	+ 14,00	+ 14,75	+ 13,75	+ 9,25	+ 6,00	+ 5,16	+ 1,00	+ 6,83	+ 6,75
Winnenden	− 1,48	− 4,29	+ 3,34	+ 0,88	+ 5,11	+ 9,39	+ 13,82	+ 13,88	+ 13,73	+ 9,21	+ 5,75	+ 5,24	+ 0,51	+ 6,32	+ 6,26
Canstatt	− 0,42	− 3,50	+ 4,14	+ 1,71	+ 8,06	+ 10,17	+ 14,04	+ 14,56	+ 14,01	+ 9,82	+ 6,29	+ 6,05	+ 1,40	+ 7,23	+ 7,08
Stuttgart	− 0,45	− 3,42	+ 4,28	+ 1,85	+ 8,26	+ 10,44	+ 13,39	+ 14,82	+ 14,27	+ 9,94	+ 6,33	+ 6,27	+ 1,01	+ 7,29	+ 7,17
Hohenheim	− 1,30	− 3,70	+ 3,30	+ 1,80	+ 7,70	+ 10,20	+ 14,10	+ 14,60	+ 14,00	+ 9,60	+ 5,50	+ 5,20	+ 0,40	+ 6,80	+ 6,66
Calw	− 0,47	− 3,16	+ 3,39	+ 0,70	+ 6,47	+ 8,88	+ 13,34	+ 13,67	+ 13,14	+ 8,86	+ 5,78	+ 5,18	+ 0,89	+ 6,43	+ 6,12
Bissingen	− 0,64	− 3,52	+ 3,93	+ 1,09	+ 7,54	+ 9,58	+ 13,62	+ 14,05	+ 13,73	+ 9,39	+ 5,84	+ 5,90	+ 0,95	+ 6,84	+ 6,71
Schopfloch	− 1,82	− 4,89	+ 2,07	− 0,36	+ 5,31	+ 7,91	+ 12,06	+ 12,63	+ 11,97	+ 8,17	+ 3,68	+ 3,17	− 0,01	+ 5,14	+ 4,99
Ennabeuren	− 2,38	− 5,22	+ 1,59	− 0,53	+ 4,95	+ 7,25	+ 11,23	+ 11,93	+ 11,48	+ 7,62	+ 3,09	+ 2,55	− 0,85	+ 4,58	+ 4,46
Heidenheim	− 2,68	− 4,90	+ 2,31	− 0,02	+ 6,74	+ 9,13	+ 14,24	+ 13,88	+ 13,80	+ 8,57	+ 5,10	+ 4,12	− 0,22	+ 6,08	+ 5,88
Ulm	− 2,44	− 3,57	+ 2,90	+ 1,33	+ 7,32	+ 9,87	+ 14,13	+ 14,37	+ 14,19	+ 9,42	+ 5,57	+ 4,92	+ 0,56	+ 6,75	+ 6,10
Pfullingen	− 0,60	− 3,00	+ 2,15	+ 2,50	+ 1,40	+ 6,13	+ 10,63	+ 14,63	+ 13,17	+ 13,69	+ 8,40	+ 4,15	+ 5,40	+ 0,62	+ 6,40
Schwenning.	− 2,51	− 4,95	+ 2,12	+ 0,12	+ 5,62	+ 8,18	+ 13,07	+ 13,59	+ 12,27	+ 7,98	+ 3,88	+ 3,26	− 0,67	+ 5,39	+ 5,13
Wangen		− 3,40	+ 2,90	+ 2,10	+ 6,40	+ 8,70	+ 12,20	+ 14,00	+ 13,60	+ 10,20	+ 5,20	+ 4,40	+ 0,60	+ 6,40	
Isny	− 2,36	− 4,14	+ 1,30	− 0,22	+ 5,26	+ 7,55	+ 12,77	+ 12,00	+ 11,70	+ 7,81	+ 3,33	+ 2,75	− 1,12	+ 4,92	+ 4,82

Die Mitteltemperaturen der Jahreszeiten, des kältesten und wärmsten Monats und deren Differenz und die Differenzen des Sommers und Winters gibt nachfolgende Tabelle IX.

Tabelle IX.

Orte. 1849.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Kal.-Winter.	Met. Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Differenz beider.	Differenz von Sommer und Kal.-Wint.	Differenz von Sommer und Met. Wint.
Mergentheim .	+ 6,58	+13,89	+ 6,28	+ 0,34	+ 0,61	−1,14 Dec. 49	+14,43 Juli	15,57	13,55	13,28
Oberstetten . .	+ 7,46	+13,87	+ 6,74	+ 1,78	+ 2,55	−0,11 Dec. 49	+14,27 Juni	14,38	12,09	11,32
Amlishagen . .	+ 6,75	+14,70	+ 6,56	+ 0,12	+ 0,56	−2,08 Dec. 49	+15,42 Juni	17,50	14,68	14,14
Oehringen . .	+ 6,75	+15,25	+ 6,92	+ 0,65	+ 1,16	−1,25 Dec. 49	+19,50 Juni	20,75	14,60	14,09
Winnenden . .	+ 6,39	+13,72	+ 7,20	+ 0,43	+ 1,32	−1,48 Dec. 49	+14,23 Juli	15,71	13,29	12,40
Canstatt . . .	+ 7,20	+14,29	+ 7,33	+ 1,38	+ 1,94	−0,42 Dec. 49	+14,83 Juli	15,25	12,91	12,35
Stuttgart . . .	+ 7,54	+14,99	+ 7,36	+ 1,54	+ 2,20	−0,45 Dec. 49	+15,65 Juli	16,10	13,45	12,79
Hohenheim . .	+ 6,90	+14,33	+ 7,16	+ 0,53	+ 1,63	−1,30 Dec. 49	+14,90 Juni	16,20	13,80	12,70
Calw . . .	+ 6,30	+13,16	+ 6,58	+ 1,04	+ 1,24	−0,47 Dec. 49	+13,81 Juli	12,28	12,11	11,91
Freudenstadt .	+ 5,14	+12,72	+ 6,16	− 0,61	− 0,21	−1,40 Dec. 49	+13,60 Juni	15,00	13,33	12,93
Bissingen . .	+ 6,81	+14,02	+ 7,31	+ 1,32	+ 2,09	−0,64 Dec. 49	+14,74 Juli	15,38	12,70	11,93
Schopfloch . .	+ 4,86	+12,63	+ 6,10	− 0,07	+ 0,57	−1,82 Dec. 49	+13,08 Juli	14,90	13,56	12,06
Ennabeuren .	+ 4,29	+12,17	+ 5,24	− 1,49	− 0,58	−2,35 Dec. 49	+12,63 Juli	15,01	13,66	12,75
Heidenheim .	+ 5,69	+13,85	+ 5,53	− 0,75	− 0,36	−2,68 Dec. 49	+14,48 Juni	17,16	14,60	14,21
Ulm	+ 6,03	+14,86	+ 6,30	+ 0,25	+ 1,16	−2,44 Dec. 49	+17,70 Juni	20,14	14,61	13,70
Pfullingen . .	+ 6,71	+14,39	+ 7,22	+ 1,16	+ 1,69	− 0,60 Dec. 49	+15,02 Juni	15,62	13,23	12,70
Schwenningen .	+ 5,27	+13,49	+ 6,05	+ 0,50	+ 0,39	−2,51 Dec. 49	+14,32 Juli	16,85	12,99	13,10
Issny	+ 5,16	+12,42	+ 5,20	− 0,36	+ 0,44	−2,36 Dec. 49	+13,17 Juli	15,53	12,78	11,98

1850. Orte.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Kal.-Winter.	Met. Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Differenz beider.	Differenz von Sommer und Kal.-Wint.	Differenz von Sommer und Met. Wint.
Mergentheim .	+ 6,22	+14,33	+ 6,90	+ 0,15	— 0,39	—2,74 Jan. 50	+14,63 Juli.	17,37	13,98	14,72
Oberstetten . .	+ 6,79	+14,23	+ 7,10	+ 1,28	+ 0,36	—2,20 Jan. 50	+14,55 Juli.	18,73	9,80	10,54
Amlishagen . .	+ 5,81	+14,55	+ 6,53	— 0,55	— 1,45	—4,48 Jan. 50	+15,00 Juli.	19,48	15,55	16,45
Oehringen . .	+ 6,17	+14,17	+ 6,80	+ 0,08	— 0,66	—4,00 Jan. 50	+14,75 Juli.	18,75	14,67	15,31
Winnenden . .	+ 5,13	+15,81	+ 6,73	— 0,15	— 0,81	—4,29 Jan. 50	+13,88 Juli.	18,17	14,03	14,69
Canstatt . . .	+ 6,65	+14,20	+ 7,39	+ 0,68	+ 0,07	—3,50 Jan. 50	+14,56 Juli.	18,06	13,52	14,13
Stuttgart . . .	+ 6,85	+14,16	+ 7,52	+ 0,25	+ 0,14	—3,42 Jan. 50	+14,82 Juli.	18,24	14,57	14,68
Hohenheim . .	+ 6,57	+14,23	+ 6,77	0	— 0,57	—3,70 Jan. 50	+14,60 Juli.	18,30	14,60	15,17
Calw	+ 5,35	+13,38	+ 6,01	+ 0,37	— 0,08	—3,16 Jan. 50	+13,67 Juli.	16,83	13,01	13,46
Bissingen . .	+ 6,07	+13,80	+ 6,71	+ 0,45	— 0,08	—3,52 Jan. 50	+14,05 Juli.	7,57	13,60	14,13
Schopfloch . .	+ 3,95	+13,33	+ 5,00	— 0,94	— 1,55	—4,89 Jan. 50	+12,63 Juli.	17,52	13,57	14,18
Ennabeuren . .	+ 3,89	+11,55	+ 4,42	— 1,49	— 2,00	- 5,22 Jan. 50	+11,93 Juli.	17,15	13,42	13,93
Heidenheim . .	+ 5,19	+13,97	+ 6,03	— 0,93	— 1,76	—4,90 Jan. 50	+13,88 Juli.	18,78	14,81	15,66
Ulm	+ 6,17	+14,23	+ 6,64	— 0,03	— 1,03	—3,57 Jan. 50	+14,37 Juni.	17,94	14,26	15,26
Pfullingen . .	+ 6,05	+13,83	+ 5,98	+ 0,04	— 0,27	—3,00 Jan. 50	+14,63 Juli.	17,63	14,59	14,90
Schwenningen .	+ 4,64	+12,98	+ 5,04	— 0,17	— 0,78	—4,95 Jan. 50	+13,59 Juli.	18,54	13,76	14,37
Wangen . . .	+ 5,73	+13,27	+ 6,60	— 0,03		—3,40 Jan. 50	+14,00 Juli.	17,40	14,03	
Isny	+ 4,16	+12,18	+ 4,63	— 1,32	— 1,73	—4,14 Jan. 50	+12,77 Juni.	16,91	14,09	14,50

Es war demnach 1849 der December überall der kälteste Monat; der wärmste wechselte zwischen Juni und Juli. Im Jahr 1850 war der Januar der kälteste, der Juli und theilweise der Juni der wärmste Monat.

Die jährlichen Extreme von den Beobachtungsorten gibt Tabelle X.

Orte.	1849. Jährliches Maximum.	1849. Jährliches Minimum.	1849. Diff.	1850. Jährliches Maximum.	1850. Jährliches Minimum.	1850. Diff.	Meereshöhe des Ortes.
Mergentheim	+28,7 9. Juli.	—14,0 2. 7. Jan.	42,7	+27,4 26 Juni.	—19,0 21. Jan.	46,4	600,0 p. F.
Oberstetten .	+25,5 9. Juli.	—11,5 2. Jan.	37,0	+22,5 26. Juni.	—14,5 21. Jan.	37,0	1075,8 „
Amlishagen .	+26,0 5. Juni.	—15,5 2. Jan.	43,5	+27,0 26. Juni.	—15,0 2. 21. Jan.	42,0	1447,8 „
Oehringen .	+27,0 3. Juni 9. Juli.	—13,0 30. Nov.	40,0	+26,0 26. Juni.	—16,0 22. Jan.	42,0	721,8 „
Winnenden .	+26,0 9. Juli.	—12,8 29. Nov.	38,8	+25,0 26. Juni.	—14,6 23. Jan.	39,6	898,7 „
Canstatt . .	+26,5 9. Juli.	—13,7 29. Nov.	40,2	+24,9 6. Aug.	—16,7 22. Jan.	41,6	695,0 „
Stuttgart . .	+25,5 6. Juni 9. Juli.	—12,5 29. Nov.	38,0	+24,2 6. Aug.	—15,0 22. Jan.	39,2	831,0 „
Hohenheim .	+25,6 6. Juni	—15,4 30. Nov.	41,0	+23,5 6. Aug.	—15,5 22. Jan.	39,0	1190,0 „
Calw . . .	+25,9 9. Juli.	—14,7 29. Nov.	40,6	+25,9 9. Juli.	—14,7 29. Nov.	40,6	1070,0 „
Freudenstadt	+24,5 9. Juli.	—14,0 2. Jan.	38,5	+23,0 26. Juni.	—15,5 22. Jan.	38,5	2444,0 „
Bissingen .	+25,0 9. Juli.	—14,0 29. Nov.	39,0	+23,7 26. Juni.	—15,6 22. Jan.	39,3	1277,0 „
Schopfloch .	+22,0 2. Juni.	—15,3 2. Jan.	37,3	+21,0 6. Aug.	—14,5 22. Jan.	35,5	2360,0 „
Ennabeuren .	+21,9 9. Juli.	—16,8 2. Jan.	38,7	+21,0 26. Juni.	—14,5 22. Jan.	35,5	2396,0 „
Heidenheim .	+26,0 6. Juni 9. Juli.	—19,0 29. Nov.	45,0	+24,6 17. Juli.	—19,5 31. Jan.	44,1	1444,0 „
Ulm . . .	+25,0 5. Juni.	—15,5 29. Nov.	40,5	+24,0 26. Juni.	—13,0 31. Jan.	37,0	465,0 „
Pfullingen .	+26,0 9. Juli.	—15,0 29. Nov.	41,0	+25,0 25. 29. Juni.	—13,0 22. Jan.	38,0	1312,0 „
Schwenning.	+26,5 9. Juli.	—16,5 29. Nov.	43,0	+25,0 26. Juni.	—15,0 3. Jan.	40,0	2159,0 „
Wangen . .				+21,5 6. Aug.	—12,0 14. Jan.	33,0	1703,0 „
Issny . .	+22,5 8. Juli.	—16,2 29. Nov.	38,7	+21,0 26. Juni.	—14,3 28. Jan.	35,0	2184,0 „

Die jährlichen Extreme fielen daher 1849 theilweise auf Juli oder Juni und Januar oder November, je nachdem die Beobachter Thermometrographen besitzen oder nicht; ebenso 1850 auf Juni, Juli und August, und auf verschiedene Tage des Januars.

Die Frost- und Schneegränzen, Dauer der Schneedecke, Zahl der Schnee-, Eis- und Wintertage gibt Tabelle XI.

Tabelle XI.

Orte. 1849.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schneetage.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.						
Mergentheim . .	19. April.	31. Oct.	195	18. April.	27. Nov.	215	38	24	82		44
Oberstetten . .	26. April.	31. Oct.	188	23. April.	16. Nov.	199	49	39	61		22
Amlishagen . .	22. April.	31. Oct.	192	23. April.	16. Nov.	199	39	37	90		45
Oehringen . .	19. April.	23. Oct.	187	20. April.	17. Nov.	203	24	26	98		46
Winnenden . .	22. April.	10. Oct.	171	23. April.	25. Nov.	208	51	40	104		37
Canstatt . . .	19. April.	30. Oct.	194	21. April.	26. Nov.	219	32	33	83	23	39
Stuttgart . . .	19. April.	30. Oct.	194	21. April.	25. Nov.	218	15	24	84	29	36
Hohenheim . .	26. April.	30. Oct.	187	21. April.	16. Nov.	209	28	14	98		46
Calw	22. April.	10. Oct.	171	23. April.	16. Nov.	206	50	39	119	25	32
Freudenstadt . .	22. April.	10. Oct.	171	20. April.	15. Nov.	202	20	28	115	48	18
Schopfloch . .	23. April.	31. Oct.	191	23. April.	15. Nov.	198	81	51	102		7
Ennabeuren . .	23. April.	30. Oct.	190	23. April.	15. Nov.	198	59	53	109		7
Heidenheim . .	26. April.	9. Oct.	166	21. April.	16. Nov.	201	43	38	136		40
Ulm	12. April.	2. Nov.	204	23. April.	15. Nov.	198		19	72		30
Pfullingen . .	22. Mai.	10. Oct.	141	23. April.	16. Nov.	199		31	68		65
Schwenningen .	22. April.	31. Oct.	192	9. April.	25. Nov.	230		42	109		42
Isny	23. April.	10. Oct.	170	23. April.	15. Nov.	198	135	41	117		33

Orte. 1850.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schnetage.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.						
Mergentheim .	3. Mai.	13. Oct.	163	25. April.	22. Oct.	180		22	76	36	44
Oberstetten . .	15. Mai.	13. Oct.	151	25. März.	22. Oct.	211	61	34	58		30
Amlishagen . .	3. Mai.	12. Oct.	162	2. Mai.	13. Oct.	164	48	44	90		35
Oehringen . .	4. Mai.	17. Oct.	166	3. April.	24. Oct.	204	55	24	93		39
Winnenden . .	4. Mai.	22. Oct.	171	2. Mai.	22. Oct.	173	52	45	91		29
Canstatt . . .	2. April.	24. Oct.	205	28. März.	23. Oct.	210	44	33	78	29	35
Stuttgart . . .	2. April.	24. Oct.	205	27. März.	22. Oct.	210	16	37	89	43	25
Hohenheim . .	4. Mai.	12. Sept.	131	2. Mai.	23. Oct.	174	48	17	87		37
Calw	5. Mai.	24. Oct.	171	3. Mai.	22. Oct.	171	57	44	88	25	32
Freudenstadt . .	5. Mai.	25. Oct.	172	3. Mai.	22. Oct.	171		45	117	38	11
Bissingen . . .	4. Mai.	24. Oct.	173	2. Mai.	22. Oct.	173		39	84		20
Schopfloch . .	3. Mai.	12. Oct.	162	2. Mai.	12. Oct.	163	83	56	102		3
Ennabeuren . .	3. Mai.	13. Oct.	163	3. Mai.	11. Oct.	161	73	58	105		2
Heidenheim . .	14. Mai.	4. Sept.	113	2. Mai.	22. Oct.	173	44	46	142		43
Ulm	2. April.	24. Oct.	205	2. Mai.	26. Dec.	238		30	65		31
Pfullingen . .	3. Mai.	17. Oct.	167	25. März.	11. Oct.	200		34	95		63
Schwenningen .	2. Mai.	15. Oct.	166	2. Mai.	11. Oct.	162		34	113		25
Wangen . . .	1. April.	24. Oct.	206	27. April.	22. Oct.	178		31	72		6
Issny	4. Mai.	10. Sept.	129	3. Mai.	1. Oct.	151	95	45	124		6

Es waren daher die Frost- und Schneegränzen 1849 weiter, die Zahl der Eistage geringer, der Sommertage größer als 1850.

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Dr. Rühle zu Canstatt.

Lufttemperatur bei geschützten Thermometern.

Tabelle XII.

Monate.	Mittel der Temperatur		Extreme.		Monatliche Veränderung.	Mittlere tägl. Veränderung.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
	nach d. 3 tägl. Beob.	nach d. Max. u. Minim.	Maximum.	Minimum.					
December 1848	+ 1,27	+ 1,37	+11,7	−10,0	21,7	5,48	17	6	—
Januar 1849 .	+ 1,31	+ 1,12	+ 9,8	−11,2	21,0	5,36	15	7	—
Februar . .	+ 3,26	+ 3,28	+11,7	− 6,7	18,4	4,68	8	—	—
März . . .	+ 3,00	+ 3,06	+13,1	− 2,8	15,9	6,07	18	—	—
April . . .	+ 6,58	+ 6,72	+16,8	− 1,8	18,6	7,16	1	—	—
Mai	+12,03	+11,88	+23,0	+ 4,4	18,6	8,82	—	—	4
Juni	+14,73	+14,54	+26,0	+ 4,5	21,5	8,28	—	—	10
Juli	+14,85	+14,77	+26,5	+ 6,8	19,7	9,31	—	—	13
August . . .	+13,31	+13,30	+25,6	+ 4,1	21,5	8,76	—	—	5
September . .	+11,78	+12,04	+22,4	+ 2,4	20,0	9,25	—	—	7
October . .	+ 8,10	+ 8,39	+17,8	− 0,9	18,7	6,66	2	—	—
November . .	+ 2,11	+ 2,27	+12,5	−13,7	26,2	6,39	14	4	—
December . .	− 0,42	− 0,68	+ 9,3	− 9,0	18,3	3,73	25	12	—
					Jahr-Diff.				
Kal.-Jahr . .	+ 7,56	+ 7,56	+26,5	−13,7	40,2	7,04	83	23	39
Met. Jahr . .	+ 7,70	+ 7,73	+26,5	−13,7		7,18	75	17	39
December 1849	− 0,42	− 0,68	+ 9,3	− 9,0	18,3	3,73	25	12	—
Januar 1850 .	− 3,50	− 3,47	+ 5,9	−16,7	22,6	5,29	30	22	—
Februar . .	+ 4,14	+ 4,04	10,8	−11,9	22,7	5,36	6	—	—
März . . .	+ 1,71	+ 1,88	12,8	− 6,1	18,9	6,36	19	1	—
April . . .	8,06	8,14	17,8	− 4,8	22,6	7,14	2	—	—
Mai	10,17	10,15	21,0	+ 0,7	20,3	8,45	—	—	3
Juni	14,04	14,06	24,1	+ 4,6	19,5	8,02	—	—	11
Juli	14,56	14,52	23,4	+ 7,4	16,0	8,26	—	—	11
August . . .	14,01	14,09	24,9	+ 4,0	20,9	7,91	—	—	10
September . .	9,82	9,85	19,3	+ 1,4	17,9	8,85	—	—	—
October . .	6,29	6,43	15,4	− 1,1	16,5	4,38	2	—	—
November . .	6,05	6,03	12,6	− 0,6	13,2	3,78	1	—	—
December . .	+ 1,40	+ 1,31	8,9	− 7,1	16,0	3,57	18	6	—
					Jahr.-Diff.				
Kal.-Jahr . .	7,23	7,25	24,9	−16,7	41,6	6,45	78	29	35
Met. Jahr . .	7,08	7,09	24,9	−16,7		6,46	85	35	36

Temperatur der Jahreszeiten.

	1849.			1850.		
	Mittel nach den 3 tägl. Beobachtt.	Mittel nach Maxim. und Minimum.	Mittlere tägliche Differenz.	Mittel nach den 3 tägl. Beobachtt.	Mittel nach Maxim. und Minimum.	Mittlere tägliche Differenz.
Kal.-Winter . . .	+ 1,38	+ 1,24	4,59	+ 0,68	+ 0,63	4,74
Meteor. Winter . .	+ 1,95	+ 1,92	5,17	+ 0,07	— 0,03	4,79
Frühling	+ 7,21	+ 7,22	7,35	+ 6,65	+ 6,72	7,32
Sommer	+14,30	+14,21	8,78	+14,20	+14,22	8,06
Herbst	+ 7,33	+ 7,57	7,43	+ 7,29	+ 7,44	5,67

1849.

Wärmster Monat: Juli + 14,85.

Kältester Monat im Kal.-J.: Dec. 49 — 0,42.

„ „ im met. J.: Dec. 48 + 1,27.

Differenz beider im Kal.-J.: 15,27;

„ „ im met. J.: 13,58.

Temperaturdiff. zwischen Sommer- und Wintermonaten 1849: 12,92.

„ „ „ „ meteorolog. Winter: 12,25.

Absolute Extreme Max. + 26,5, Min. — 13,7 d. 29. Nov.

Jahres-Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:

Maximum: + 26,2 den 9. Juli Mitt. } Differenz: 39,6.
Minimum: — 13,4 den 29. Nov. Morg. }

1850.

Wärmster Monat: Juli + 14,56 } Differenz beider: 18,06.
Kältester Monat: Januar — 3,50 }

Temperaturdifferenz zwischen Sommer- und Wintermon. 1850: 13,52.

„ „ „ „ meteorol. Winter: 14,13.

Jahres-Extreme nach den Thermographen:

Maxim.: + 24,9 d. 6. Aug.; Minim.: — 16,7 d. 22. Jan.; Dif. 41,6.

Extreme nach den 3 tägl. Beobachtungen:

Maxim.: + 24,3 d. 6. Aug.; Minim.: — 16,5 d. 22. Jan.; Dif. 40,8.

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XIII.

Wahre mittlere tägliche Temperatur aus den 3 täglichen Beobachtungen.

	Dec. 1848.	Jan. 1849.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	Novemb.	Decemb.
1.	1,9	−10,7	−2,1	1,2	6,3	7,4	16,5	10,3	8,8	13,6	10,5	3,3	−0,4
2.	1,5	−12,3	−3,0	1,2	6,6	9,4	17,6	11,3	8,6	13,3	9,1	5,8	−2,3
3.	0,1	− 6,9	−6,1	2,5	2,8	9,5	17,7	12,5	10,3	15,1	9,9	6,2	−1,1
4.	1,3	0,6	−2,3	3,2	2,7	9,5	17,2	12,5	7,4	14,1	10,5	6,9	−0,7
5.	2,5	2,9	1,0	5,7	5,8	10,7	17,4	8,7	10,8	13,9	5,2	7,1	1,3
6.	3,6	− 3,1	1,0	2,9	6,8	10,8	17,5	11,3	10,8	13,4	5,1	4,6	−0,0
7.	5,4	− 4,9	−1,0	6,4	7,7	11,1	14,4	14,3	12,4	12,7	8,6	3,9	−0,2
8.	6,2	− 5,6	0,6	2,0	5,6	8,6	14,5	18,3	13,3	10,3	7,7	5,8	1,2
9.	5,9	− 5,6	0,9	−2,8	6,7	5,8	7,5	19,2	16,2	10,7	3,3	5,8	−2,0
10.	6,7	0,1	1,3	−3,3	5,3	5,6	10,3	14,7	13,5	12,5	3,8	8,1	−4,2
11.	6,2	− 0,5	1,2	−1,1	2,4	6,3	9,8	13,9	14,9	13,0	6,8	7,5	−3,3
12.	4,8	− 6,6	−0,6	−0,4	0,6	4,6	9,5	12,7	18,5	10,0	6,0	6,2	−5,2
13.	3,5	− 1,8	−0,5	0,4	4,3	7,8	8,8	11,5	15,8	8,1	4,2	6,2	−2,7
14.	3,8	5,0	0,2	−2,5	4,7	8,6	8,5	11,4	11,2	7,3	2,5	5,3	0,8
15.	4,9	0,4	1,7	−4,0	1,5	6,7	9,9	12,8	13,0	8,1	3,7	1,6	6,5
16.	8,1	1,5	2,3	−0,8	0,5	8,2	13,2	12,3	14,5	9,2	7,4	0,3	5,7
17.	6,5	4,5	0,6	2,4	1,9	8,8	9,1	13,5	12,7	9,5	6,6	— 0,3	3,8
18.	3,7	4,9	2,1	1,4	−2,6	8,3	9,2	14,4	10,2	4,8	7,3	— 2,1	3,2
19.	2,9	3,6	4,1	−0,5	−1,1	6,6	12,7	11,1	7,4	5,6	6,8	- 4,1	1,6
20.	−7,0	2,7	2,6	−2,2	1,8	8,2	10,8	9,8	6,7	5,5	7,3	— 2,1	−1,4
21.	−8,9	2,2	−0,3	0,1	−0,4	9,6	13,4	9,9	8,4	7,4	9,0	— 2,6	−5,1
22.	−8,5	1,2	3,7	−0,0	0,2	11,6	11,8	10,5	9,6	8,5	5,6	— 4,5	−4,8
23.	−6,7	0,7	1,0	−1,3	2,5	7,6	14,6	15,0	10,7	9,5	6,7	1,7	−5,5
24.	−4,9	2,8	3,9	−3,6	3,7	7,3	13,4	14,3	11,5	9,0	9,4	2,5	−7,7
25.	0,3	4,8	6,4	−3,4	5,1	8,9	14,1	11,5	10,6	8,3	8,7	1,1	−8,7
26.	−2,7	3,3	3,0	−1,1	7,8	11,1	12,9	11,1	9,7	9,9	9,3	— 6,8	−3,5
27.	−1,2	0,7	0,5	1,1	9,7	14,0	12,7	10,4	11,7	9,8	6,6	— 9,2	−2,4
28.	−0,7	1,7	1,7	0,2	7,1	15,3	13,3	12,9	9,6	6,1	7,1	−10,3	−5,1
29.	−1,6	— 0,6		1,4	4,4	16,0	8,6	14,9	9,0	9,5	4,0	−10,3	−6,2
30.	−1,8	— 1,9		3,9	6,4	13,2	11,6	12,8	11,4	11,4	1,2	— 5,3	−5,5
31.	−2,2	— 1,3		5,8		15,4		11,0	13,9		0,2		−5,0

	Dec. 1849	Jan. 1850.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	November.	December.
1.	—0,4	— 4,8	2,2	3,9	—0,6	1,8	13,7	12,8	13,7	7,1	5,8	3,6	—0,3
2.	—2,3	— 6,1	5,2	4,6	4,0	0,0	12,5	11,6	10,6	9,5	5,4	5,8	0,5
3.	—1,1	— 8,7	2,8	6,7	5,2	0,6	10,0	13,0	10,6	10,6	6,1	6,1	—0,5
4.	— 0,7	— 5,2	0,8	4,9	6,6	4,3	8,4	16,2	13,1	6,6	6,8	7,6	2,0
5.	1,3	— 2,3	0,9	0,3	4,0	7,6	12,5	12,8	14,7	5,6	7,4	4,1	1,6
6.	0,0	— 4,9	—0,0	3,8	6,2	8,2	15,3	13,3	17,9	6,8	5,8	4,0	0,3
7.	—0,2	— 7,6	— 2,1	5,9	9,7	11,4	13,0	14,6	8,7	5,5	7,9	4,1	—1,5
8.	1,2	— 7,1	—0,4	6,7	10,2	8,3	9,2	9,1	10,3	4,2	9,3	4,5	0,5
9.	—2,0	— 5,0	2,7	6,8	6,9	4,4	8,1	8,2	14,4	4,8	8,9	2,8	1,2
10.	— 4,2	— 7,1	—0,0	4,0	4,7	5,1	10,4	6,9	11,4	6,1	3,5	5,2	—1,8
11.	—3,3	— 6,9	1,3	—0,7	5,9	7,1	14,9	5,7	13,2	5,6	3,0	7,0	0,5
12.	—5,2	— 7,5	1,3	—2,0	6,5	10,7	14,4	7,7	13,7	5,7	1,2	5,2	1,8
13.	—2,7	— 6,3	—2,1	0,4	6,8	9,1	12,3	8,2	11,2	5,0	1,5	1,6	1,6
14.	0,8	— 7,5	—2,8	1,1	4,8	2,8	9,0	12,9	12,6	5,7	2,7	—1,0	3,1
15.	6,5	— 5,4	1,8	—3,5	6,9	4,3	9,9	15,3	10,9	6,7	4,1	—1,7	4,7
16.	5,7	— 2,2	2,2	—4,8	5,4	4,6	7,7	14,9	12,2	7,3	5,3	—0,6	4,6
17.	3,8	— 4,8	0,4	—6,6	5,8	3,1	9,1	15,1	10,6	8,8	6,1	0,7	0,8
18.	3,2	— 4,4	1,3	—7,7	8,2	3,5	6,5	12,9	12,2	9,2	6,0	1,2	0,6
19.	1,8	— 0,5	4,0	—3,9	5,5	4,6	7,6	12,4	12,1	10,3	6,5	5,0	0,3
20.	—1,4	— 3,4	5,6	—3,8	7,4	11,4	6,8	10,8	8,6	12,4	3,5	3,5	—1,0
21.	—5,1	— 9,6	5,2	—3,5	4,7	8,7	8,6	11,7	13,6	12,0	—0,2	2,4	—3,9
22.	—4,8	—10,5	2,7	—4,4	3,7	11,5	12,0	14,0	11,9	9,9	—1,1	0,7	—6,5
23.	—5,5	— 3,7	2,2	—2,1	4,1	11,6	13,5	15,5	14,4	11,4	—1,5	4,7	—6,3
24.	—7,7	0,4	2,3	—2,7	3,4	8,2	15,4	11,7	10,3	10,2	—1,3	4,0	—2,4
25.	—8,7	2,6	2,8	—5,0	3,2	9,6	15,9	13,7	8,2	9,6	—0,2	4,6	—3,2
26.	—3,5	2,5	4,4	—3,9	6,1	9,1	17,7	13,5	11,8	9,1	0,6	3,9	—1,7
27.	—2,4	—10,7	4,6	—4,7	3,4	13,3	15,0	12,4	9,8	9,1	0,4	2,4	—2,6
28.	—5,1	— 5,4	4,6	—2,6	2,3	8,8	14,6	12,6	12,4	7,9	1,5	1,9	—0,6
29.	—6,2	1,0		—2,6	1,5	12,3	13,5	12,6	8,3	7,2	2,3	0,4	—0,4
30.	—5,5	— 4,3		—2,0	2,2	11,7	10,8	13,2	6,6	7,9	0,6	—0,7	0,7
31.	—5,0	— 7,3		—2,6		13,6		13,6	7,5		1,5		2,0

In dieſem Zuſtande blieben die Eiſenwerke ein ganzes Jahrhundert hindurch, bis etwa zum Jahr 1780; Fabriken, Handel und Manufakturen waren indeß langſam fortgeſchritten und verlangten mehr Eiſen, als die Hütten producirten; denn in damaliger Zeit lieferte ein Ofen alle 24 Stunden nur zwei bis drei Tonnen,* — was damals für unerhört galt, während er jetzt das Vierfache gibt. Um den Anforderungen zu genügen, ſah man ſich daher genöthigt, Eiſen vom Continent und beſonders aus unſerm Vaterlande einzuführen. Dabei fühlte der Maſchiniſt ſehr wohl, daß es ihm nur an einer bewegenden Kraft fehlte, um ſo viel zu produciren, wie die aufblühenden Gewerbe verlangten; er kannte aber noch keine andere, als die des Waſſers und des Pferdes; jenes ließ ſich nur in dem Maße anwenden, wie es eben vorhanden war, und die Vereinigung der Kräfte von hundert Pferden zu einem gewiſſen Zwecke möchte wohl ihre Schwierigkeiten haben, ſelbſt angenommen, ein Minenbeſitzer wäre im Stande, dreihundert Pferde zu halten, die er doch haben muß, wenn immer hundert zugleich arbeiten ſollen. Mit dem Jahr 1780 beginnt jedoch für jegliche Art von Betriebſamkeit, für Gewerbe und Handel, für Verkehr und Austauſch ein neuer, überraſchender Abſchnitt, und zwar durch Watt's Einführung der Dampfmaſchine mit der umdrehenden Bewegung.

Schon lange vor Watt kannte man die Kraft und Elaſticität des Dampfes und hatte viele Verſuche gemacht, ihn zu mechaniſchen Zwecken zu verwenden; Watt jedoch war es eigentlich, der durch ſeine Verbeſſerungen den mächtigen Rieſen in Feſſeln ſchlug, der ihm Daumſchrauben anſetzte und eine Zwangsjacke anlegte, der ſeine elaſtiſchen Glieder mit ſtählernen Werkzeugen bewehrte, ihn zu Arbeit und Gehorſam nöthigte, ſeiner furchtbaren Macht ſichere Schranken entgegenſetzte und ihn dem Menſchengeſchlecht unterthan machte. Es wäre in der That kein Wunder, wenn die Dichter der Nachwelt von Watt eine Fabel erſänden, wie das Alterthum ſie uns von Prometheus und dem geraubten Feuer erzählt.

Auf den bergmänniſchen Bezirk hatte dies den größten Einfluß: mit der Einführung der Dampfmaſchine nahm der Eiſen- und Kohlenbedarf zu; man hatte jetzt aber auch die Mittel, zehnmal

* Die Tonne hat 20 Centner.

Temperatur-Mittel und Extreme. Tabelle XIV.

1849. Monate.	Medium			Reducirtes Medium			Wärmster und kältester Tag				Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	wärmster.	den	kältester.	den	Sommertage. t. B.	Sommertage. mx.	Eistage. t. B.	Eistage. min	Wintertag. t. B.	Wintertag. mx.
December 1848	1,31	0,91	+0,40	1,09	0,02	+1,06	8,1	16.	— 8,9	21.			14	19	7	7
Januar 1849 .	−0,55	−0,80	+0,25	−0,62	−1,44	+0,82	5,0	14.	−12,3	2.			19	26	10	9
Februar . . .	0,98	0,59	+0,37	0,87	0,34	+0,53	6,4	25.	— 6,1	3.			14	26	4	4
März	0,64	0,35	+0,29	0,48	0,32	+0,16	6,4	7.	— 4,0	15.			20	25	7	6
April	4,15	4,18	−0,03	3,89	4,16	−0,27	9,7	27.	— 2,6	18.			9	12	1	
Mai	9,79	10,05	−0,26	9,45	10,11	−0,66	16,0	29.	4,6	12.		2				
Juni	13,03	13,32	−0,29	12,62	13,36	−0,74	17,7	8.	7,5	9.	3	6				
Juli	13,08	13,29	−0,21	12,61	13,35	−0,74	19,2	9.	6,7	5.	2	3				
August . . .	11,78	11,89	−0,11	11,40	11,97	−0,57	18,5	11.	6,7	20.	2	3				
September . .	10,26	10,45	−0,19	9,99	10,41	−0,42	15,1	3.	4,8	18.						
October . . .	6,71	7,03	−0,32	6,46	6,60	−0,14	10,5	1. 4.	0,2	31.			1	3		
November . .	1,33	1,33	0,00	1,07	0,55	+0,52	8,1	10.	−10,3	28. 29.			13	15	10	8
Winter 18$\frac{48}{49}$.	0,57	0,23	+0,34	0,44	−0,36	+0,80	8,1	16. Dec.	−12,3	2. Jan.			47	71	21	20
Frühling . .	4,86	4,86	0,00	4,61	4,86	−0,25	16,0	29. Mai.	— 4,0	15. März.		3	29	37	8	6
Sommer . . .	12,63	12,83	−0,20	12,21	12,89	−0,68	19,2	9. Juli.	6,7	20. Aug.	7	12				
Herbst . . .	6,10	6,27	−0,17	5,84	5,85	−0,01	15,1	3. Sept.	−10,3	28.29.Nov			14	18	10	8
Jahr Dec.—Nov.	6,04	6,05	−0,01	5,77	5,81	−0,04	19,2	9. Juli.	−12,3	2. Jan.	7	15	90	126	39	34
December 1849	−1,82	−2,51	+0,69	−1,90	−3,10	+1,20	6,5	15.	— 8,7	25.	—	—	26	27	20	19
Winter Jan. Febr. December 1849	−0,47	−0,71	+0,24	−0,55	−1,40	+0,85	6,5	15. Dec.	−12,3	2. Jan.	—	—	59	79	34	32
Jahr 1849 . .	5,78	5,76	+0,02	5,53	5,55	−0,02	19,2	9. Juli.	−12,3	2. Jan.	7	15	102	134	52	46

Temperatur-Mittel und Extreme.

1850. Monate.	Medium			Reducirtes Medium				Wärmster und kältester Tag				Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	Nach Lament.	wärmster.		kältester.		Sommertage.		Eistage.		Wintertage.	
												t. B.	max.	t. B.	min	t. B	mx.
December 1849	— 1,62	— 2,31	+ 0,69	— 1,90	— 3,10	+ 1,20	— 1,94	6,5	15.	— 8,7	25.			26	27	20	19
Januar 1850 .	— 4,89	— 5,17	+ 0,28	— 4,98	— 6,04	+ 1,06	— 4,97	2,6	25.	— 10,7	27.			28	30	25	23
Februar . . .	2,07	2,02	+ 0,05	1,94	1,75	+ 1,19	1,94	5,6	20.	— 2,8	14.			11	20	4	3
März	— 0,36	— 0,81	+ 0,45	— 0,57	— 0,84	+ 0,27	— 0,44	8,7	8.	— 7,7	18.			22	25	13	13
April	5,31	5,33	— 0,02	5,10	5,31	— 0,21	5,05	10,2	8.	— 0,6	1.			1	5		
Mai	7,91	7,99	— 0,08	7,80	8,04	— 0,44	7,83	13,6	31.	0,0	2.			2	4		
Juni	12,06	11,83	+ 0,23	11,69	11,87	— 0,18	11,50	17,7	26.	6,5	18.	1	2				
Juli	12,63	12,41	+ 0,22	12,21	12,46	— 0,25	12,19	16,2	4.	5,7	11.	1	1				
August . . .	11,97	11,87	+ 0,10	11,60	11,93	— 0,33	11,66	17,9	6.	6,6	30.	1	3				
September . .	8,17	8,05	— 0,12	7,92	7,97	— 0,05	8,01	12,4	20.	4,2	8.						
October . . .	3,68	3,49	+ 0,19	3,51	3,21	+ 0,30	3,57	9,3	8.	— 1,5	23.			10	13	3	3
November . .	2,17	2,81	+ 0,36	3,10	2,33	+ 0,77	3,04	7,6	4.	— 1,7	15.			6	10	4	3
Winter 1849/50 .	— 1,55	— 1,89	+ 0,34	— 1,65	— 2,46	+ 0,81	— 1,66	Dec.	15.	Jan.	27.			65	77	49	45
Frühling . . .	4,28	4,17	+ 0,11	4,04	4,17	— 0,13	4,15	Mai	31.	März	18.			25	34	13	13
Sommer . . .	12,22	12,04	+ 0,18	11,83	12,09	— 0,26	11,78	Aug.	6.	Juli	11.	3	6				
Herbst . . .	5,01	4,78	+ 0,23	4,84	4,50	+ 0,34	4,87	Sept.	20.	Nov.	15.			16	23	7	6
Jahr	4,99	4,78	+ 0,21	4,77	4,58	+ 0,19	4,76	Aug.	6.	Jan.	27.	3	6	106	134	69	64
December 1850	— 0,01	— 0,52	+ 0,51	— 0,19	— 1,10	+ 0,91	— 0,13	4,7. d.	15.	— 6,5	22.	—	—	22	28	11	8
Winter Jan. Febr. December 1850	— 0,94	— 1,22	+ 0,28	— 1,06	— 1,80	+ 0,72	— 1,05	Febr.	20.	Jan.	27.	—	—	61	78	40	34
Kal.-Jahr 1850	5,14	4,94	+ 0,20	4,91	4,74	+ 0,17	4,94	Aug.	6.	Jan.	27.	3	6	102	133	60	53

Thermometerstände nach Tagen. Tab. XV.

1849. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.														Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15—20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1—5°.	Summe über 0.	Summe unter 0.	—0 bis —5°.	Summe unter —5°.	—5 bis —10	Unter —10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10.	5 bis 10.	Summe über 5.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter 0.	—0 bis —5.	Unter —5.
December 1848 . .				4	4	9	13	11	24	14	9	5	3	2				7	7	13	20	11	7	4
Januar 1849 . . .						7	7	14	21	19	11	8	5	3				1	1	17	18	3	7	6
Februar						7	7	17	24	14	12	2	2					1	1	19	20	8	7	1
März				2	2	4	6	17	23	20	17	3	3					3	3	14	17	14	4	
April				7	7	11	18	11	29	9	9							13	13	14	27	3	3	
Mai		5	5	16	21	10	31		31						3	7	10	20	30	1	31			
Juni	3	14	17	12	29	1	30		30						6	15	21	9	30		30			
Juli	2	16	18	13	31		31		31						3	25	28	3	31		31			
August	2	11	13	15	28	3	31		31						3	18	21	10	31		31			
September . . .		9	9	15	24	6	30		30						1	12	13	16	29	1	30			
October		1	1	14	15	13	28	3	31	1	1					2	2	21	23	8	31			
November . . .				5	5	9	14	6	20	13	6	7	3	4				11	11	8	19	11	6	5
Winter 1848/49 . .				4	4	23	27	42	69	47	32	15	10	5				9	9	49	58	32	21	11
Frühling		5	5	25	30	25	55	28	83	29	28	3	3		3	7	10	36	46	29	75	17	17	
Sommer	7	41	48	40	88	4	92		92						12	58	70	22	92		92			
Herbst		10	10	34	44	28	72	9	81	14	7	7	3	4	1	14	15	48	63	17	80	11	6	5
Jahr Dec. — Nov.	7	56	63	103	166	80	246	79	325	90	65	25	16	9	16	79	95	115	210	95	305	60	41	16
December 1849 .						3	3	8	11	26	14	12	12					2	2	6	8	33	14	9
Kal.-Winter 1849 .						17	17	39	56	59	37	22	19	3				4	4	42	46	44	28	16
Jahr 1849 . . .	7	56	63	99	162	74	236	76	312	102	70	32	25	7	16	79	95	110	205	88	293	72	51	21

Thermometer-Stände nach Tagen.

1850. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.														Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15° bis 20°.	Summe über 15°.	10° bis 15°.	Summe über 10°.	5° bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0.	Summe unter —0.	0 bis —5,0.	Summe unter —5,0.	—5 bis —10°.	Unter —10.	Ueber 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10.	5° bis 10.	Summe über 5.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter —0.	0 bis —5,0.	Unter —5.
December 1849						3	3	8	11	20	14	12	12					2	2	6	8	23	14	9
Januar								6	6	26	4	24	19	5						4	4	27	8	19
Februar				1	1	8	9	15	24	11	11							3	3	19	22	6	6	
März				4	4	5	9	9	18	22	13	9	9					4	4	8	12	19	16	3
April				6	6	17	23	7	30	1		1	1			1	1	15	16	13	29	1	1	
Mai		3	3	15	18	8	26	5	31	2	2					9	9	12	21	9	30	1	1	
Juni	1	13	14	13	27	3	30		30						5	14	19	11	30		30			
Juli	1	17	18	9	27	4	31		31						4	21	25	6	31		31			
August	1	13	14	17	31		31		31						1	23	24	7	31		31			
September		1	1	14	15	15	30		30							6	6	22	28	2	30			
October				3	3	14	17	11	28	10	10							13	13	13	26	5	5	
November						17	17	9	26	6	6							7	7	19	26	4	4	
Winter				1	1	11	12	29	41	65	29	36	31	5				5	5	29	34	56	28	28
Frühling		3	3	25	28	30	58	21	79	25	15	10	10			10	10	31	41	30	71	21	18	3
Sommer	3	43	46	39	85	7	92		92						10	58	68	24	92		92			
Herbst		1	1	17	18	46	64	20	84	16	16					6	6	42	48	34	82	9	9	
Jahr	3	47	50	82	132	94	226	70	296	106	60	46	41	5	10	74	84	102	186	93	279	86	55	31
December 1850						1	1	19	20	22	18	4	4							17	17	14	12	2
Kal.-Winter 1850				1	1	9	10	40	50	61	33	28	23	5				3	3	40	43	47	26	21
Kal.-Jahr	3	47	50	82	132	92	224	81	305	102	64	38	33	5	10	74	84	100	184	104	288	77	53	24

Tabelle XVI.

1849. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1848	1,31	1,25	3,23	— 4,02	1,61	5,41	4,32	3,22	— 0,50	— 1,73	4,29
Januar 1849 .	— 0,55		— 4,50	— 8,49	— 4,42	2,13	1,78	0,72	— 2,72	— 7,21	1,15
Februar . .	0,96	— 0,38	1,15	— 4,62	— 0,73	1,00	2,28	1,59	— 0,08	— 1,45	1,45
März . . .	0,64	1,36	— 0,63	— 0,36	3,44	3,25	2,49	— 0,17	— 1,42	0,98	0,43
April . . .	4,15	5,00	5,13	6,70	6,14	4,61	3,47	3,74	1,53	5,69	3,27
Mai	9,79	9,66	7,29	10,07	10,31	10,71	8,90	9,34	9,69	9,97	9,54
Juni . . .	13,03	13,67	13,80	11,48	13,92	14,71	12,49	13,21	11,89	13,27	12,88
Juli	13,08	13,55	13,71	13,31	13,40	16,10	12,28	12,27	13,10	13,55	12,73
August . .	11,78	9,73	10,43	12,14	11,20	16,37	13,62	11,92	10,40	10,54	12,60
September .	10,26	9,28	11,72	10,27	11,30	10,81	11,13	8,65	7,93	10,68	9,56
October . .	6,71	7,10	4,57	2,80	5,33	7,39	8,39	7,30	5,05	4,74	7,58
November . .	1,33		— 8,05	— 0,19	2,19	3,50	5,56	1,97	— 1,70	— 1,92	3,75
Winter $18\frac{48}{49}$.	0,57	0,44	— 0,04	— 5,71	— 1,18	2,85	2,79	1,84	— 1,10	— 3,46	2,30
Frühling . .	4,86	5,34	3,93	5,47	6,63	6,19	4,93	4,30	3,27	5,55	4,41
Sommer . .	12,63	12,63	12,65	12,31	12,84	15,73	12,80	12,47	11,80	12,54	12,74
Herbst . . .	6,10	8,19	2,75	4,29	6,27	7,23	8,36	5,97	3,73	4,50	6,96
Jahr . . .	6,04	6,65	4,82	4,09	6,14	8,00	7,23	6,15	4,93	4,78	6,60
December 1849	— 1,82	— 2,81	— 5,71	— 4,00	— 1,52	— 0,06	0,04	— 0,28	— 5,05	— 3,76	— 0,42
Winter . . .	— 0,47	— 1,60	— 3,02	— 5,70	— 2,22	1,02	1,37	0,68	— 2,62	— 3,14	0,73
Jahr	5,70	6,14	4,08	4,09	5,88	7,54	6,87	5,85	4,05	4,86	6,21

1850. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O–N.	W–S.
December 1849	– 1,8[2]	– 2,81	– 5,71	– 4,00	– 1,52	– 0,08	0,04	– 0,28	– 5,05	– 3,76	– 0,42
Januar 1850 .	– 4,80	– 8,36	– 7,83	– 6,29	– 7,48	– 1,10	– 1,07	– 3,43	– 4,39	– 7,01	– 2,06
Februar . .	2,07	1,50		1,50	5,01	3,63	2,73	0,19	– 0,21	3,74	2,00
März . . .	– 0,36	– 0,99	– 1,37	– 0,78	– 3,00	7,00	0,19	0,34	– 0,27	– 1,23	0,22
April . . .	5,31	4,52	4,16	2,86	7,83	6,22	6,26	6,91	5,29	4,07	6,21
Mai	7,91	7,40	8,40	9,75	10,18	9,53	8,99	5,63	3,90	8,98	6,87
Juni . . .	12,06	11,63	11,63	12,41	14,37	15,43	12,83	13,47	8,64	12,06	12,06
Juli	12,63	13,99	13,00	15,51	13,78	15,25	13,35	10,73	9,25	14,01	11,83
August . .	11,97	10,95	10,32	13,58	11,90	16,73	12,51	11,05	9,97	11,49	12,14
September .	8,17	8,37	8,05	6,72	10,17	13,60	9,13	8,29	7,57	7,92	8,48
October . .	3,68	2,92	– 1,24	0,76	0,82	4,62	5,73	3,33	3,70	1,41	4,44
November . .	3,17	– 1,20	1,03	0,16		4,47	4,16	3,04	0,03	0,03	3,61
Winter 18$\frac{49}{50}$.	– 1,55	– 3,22	– 6,77	– 2,93	– 1,33	0,87	0,57	– 1,17	– 3,22	– 2,34	– 0,16
Frühling . .	4,28	3,64	3,73	3,94	5,00	7,58	5,15	4,26	2,07	3,94	4,43
Sommer . .	12,22	12,19	11,65	13,83	13,35	15,80	12,90	11,75	9,29	12,52	12,01
Herbst . . .	5,01	3,36	2,61	2,55	5,49	7,63	6,34	4,89	3,77	3,12	5,51
Met. Jahr . .	4,99	3,99	2,81	4,35	5,63	7,97	6,24	4,93	3,20	4,31	5,45
+ oder – als das Jahresmitt.		– 1,00	– 2,18	– 0,64	+ 0,64	+ 2,98	+ 1,25	– 0,06	– 1,79	– 0,68	+ 0,46
December 1850	– 0,01	– 1,45	– 1,32	– 1,76	0,55	– 0,52	1,58	– 0,80		– 1,40	1,25
Kal.-Winter .	– 0,94	– 2,77	– 4,57	– 2,28	– 0,64	0,67	1,08	– 1,35	– 2,30	– 1,46	0,40
Kal.-Jahr . .	5,14	4,10	3,35	4,51	5,80	7,92	6,37	4,89	3,43	4,53	5,59

Bemerkungen zu Tabelle XIV—XVI.

1) Für 1849.

Jahresmittel der Temperatur im Kal.-Jahr 5,78° red. 5,53;
im met. Jahr 6,04° red. 5,77;
Maximum des Jahrs 22,0° den 2. Juni;
Minimum des Jahrs — 15,3° den 2. Jan.
Differenz . . . . 37,3°.

Wärmster Tag mit mittlerer Temperatur 19,2 den 9. Juli.
Kältester „ „ „ „ — 12,3 den 2. Jan.
Differenz . . . 31,5.

Wärmster Monat nach den tägl. Beobachtungen reduc. Juni 12,62.
Kältester „ ebenso im Kal.-Jahr Dec. — 1,90.
im met. Jahr Jan. — 0,62.

Der **Frühling** ist mit 4,61° kälter, als der Herbst mit 5,84, um 1,21. Der Sommer differirt mit 12,21 vom Winter des Kal.-Jahrs mit —0,55, um 12,76; vom Winter des met. Jahrs mit 0,44, um 11,77.

Die Temp. fällt vom Dec. 1848 bis Januar 1849 um 1,70.

steigt vom	Jan.	„	Februar	„	1,49.
fällt „	Febr.	„	März	„	0,59.
steigt „	März	„	April	„	3,41.
„ „	April	„	Mai	„	5,56 grösste Diff.
„ „	Mai	„	Juni	„	3,17.
fällt „	Juni	„	Juli	„	0,01.
„ „	Juli	„	August	„	1,21.
„ „	August	„	September	„	1,41.
„ „	Sept.	„	October	„	3,53.
„ „	October	„	November	„	5,39.
„ „	Nov.	„	December	„	2,97.
steigt „	Winter 18$\frac{48}{49}$		zum Frühling		um 4,17.
„ „	Frühling		„ Sommer	„	7,60.
fällt „	Sommer		„ Herbst	„	6,37.
„ „	Herbst		„ Winter	„	5,40.

Die mittlere tägliche **Temperaturdifferenz** ist am grössten im Juli 7,8 am kleinsten im Febr. 5,1.

Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel $\frac{6,7}{6,8}$ der im Oct. 6,6 und März 6,8 am nächsten.

Monatliche Differenz Max. nach den tägl. Beob. 23,2 im Nov.
nach Max. Min. 26,6 im Nov.
Min. nach den tägl. Beob. 14,1 im Juli.
nach Max. Min. 16,3 im Sept.

2) Für 1850.

Met. Jahresmittel der Temp. nach den 3 tägl. Beobacht. 4,99, red. 4,77; im Kal.-J. 5,14, red. 4,91; im met. J. nach Max. und Min. 4,78, red. 4,58; im Kal.-J. 4,94, red. 4,74, nach Lamont im met. J. 4,78, im Kal.-J. 4,94.

Max. des Jahres nach den 3 tägl. Beob. 21,0 den 6. Aug.;
nach Max. 22,5 den 6. Aug.

Min. des Jahrs nach den 3 tägl. Beob. —14,5 den 22. Jan.;
nach Min. —16,5 den 22. Jan.

Differenz 35,5 u. 39,0.

Wärmster Tag mit mittlerer Temp. 17,9 den 6. Aug.
Kältester „ „ —10,7 den 27. Jan.
Differenz 28,6.

Wärmster Monat nach den red. tägl. Beobacht. Juli 12,21.
Kältester „ „ Jan. —4,98.

Der Frühling war mit 4,04 kälter, als der Herbst mit 4,84 um 0,80.
Der Sommer differirte mit 11,83 vom Winter mit —1,65 um 13,48,
nach dem Kal.-Jahr mit —1,08 um 12,91.

Die Temp. fällt vom Dec. 1849 bis Jan. 1850 um 3,08.

steigt	„	Jan.	„	Febr.	„	6,92 grösste Diff.
fällt	„	Febr.	„	März	„	2,51.
steigt	„	März	„	April	„	5,57.
„	„	April	„	Mai	„	2,50.
„	„	Mai	„	Juni	„	4,09.
„	„	Juni	„	Juli	„	0,52.
fällt	„	Juli	„	Aug.	„	0,53.
„	„	Aug.	„	Sept.	„	3,98.
„	„	Sept.	„	Oct.	„	4,41.
„	„	Oct.	„	Nov.	„	0,41.
„	„	Nov.	„	Dec.	„	3,29.
steigt	„	Winter zum Frühling			„	5,69.
„	„	Frühling zum Sommer			„	7,79.
fällt	„	Sommer zum Herbst			„	6,99.
„	„	Herbst zum Winter			„	6,49.

Die mittlere tägliche Temperatur-Differenz ist am grössten im Jan. 7,9, am kleinsten im Nov. 4,0. Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel 6,0 der im Juli 6,2 am nächsten.

Monatliche Differenz Max. nach den tägl. Beob. 22,5 im März,
nach Max. und Min. 24,0 im März,
Min. nach den tägl. Beob. 13,4 im Nov.
nach Max. und Min. 15,1 im Sept.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1849.

Für N fällt das Max.			13,67	in d.	Juni;	das Min.	im Kal.-J.	−2,81	in d. Dec.
							im met. J.	−0,38	„ Feb.
„ NO	„	„	13,80	„	Juni;	„	im Kal.-J.	−5,71	„ Dec.
							im met. J.	−4,50	„ Jan.
„ O	„	„	13,31	„	Juli;	„	im met. J.	−8,49	„ Jan.
„ SO	„	„	13,92	„	Juni;	„	im met. J.	−4,42	„ Jan.
„ S	„	„	16,37	„	Aug.;	„	im Kal.-J.	−0,08	„ Dec.
							im met. J.	1,00	„ Feb.
„ SW	„	„	13,62	„	Aug.;	„	im Kal.-J.	0,04	„ Dec.
							im met. J.	1,78	„ Jan.
„ W	„	„	13,21	„	Juni;	„	im Kal.-J.	−0,28	„ Dec.
							im met. J.	0,72	„ Jan.
„ NW	„	„	13,10	„	Juli;	„	im Kal.-J.	−5,05	„ Dec.
							im met. J.	−2,72	„ Jan.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

im Kal.-J.:	S	SW	N	SO	W	O	NO	NW
	7,54	6,87	6,14	5,88	5,85	4,09	4,08	4,05
im met. J.:	S	SW	N	W	SO	NW	NO	O
	8,00	7,23	6,85	6,15	6,14	4,93	4,82	4,09
im Winter	S	SW	W	N	NO	NW	SO	O
des met. J.:	2,65	2,79	1,84	0,44	−0,04	−1,10	−1,18	−5,71
im Frühling:	SO	S	O	N	SW	W	NO	NW
	6,63	6,19	5,47	5,34	4,95	4,30	3,93	3,27
im Sommer:	S	SO	SW	NO	N	W	O	NW
	15,73	12,84	12,80	12,65	12,63	12,47	12,31	11,80
im Herbst:	SW	N	S	SO	W	O	NW	NO
	8,36	8,19	7,23	6,27	5,97	4,29	3,73	2,75
im Winter	SW	S	W	N	SO	NW	NO	O
des Kal.-J.	1,37	1,02	0,68	−1,60	−2,22	−2,62	−3,02	−5,70

Differenz der Temperatur.

Bemerkung. Die Zahl mit ( ) bezeichnet die Diff. zwischen der Sommer- und Winter-Temperatur im met. J.; die Zahl ohne ( ) die im Kal. Jahr.

Es differirt die Temperatur

bei N	im Sommer	u.	Winter	um	(12,19) 14,23	im Frühling u. Herbst um −2,85.
„ NO	„	„	„		(12,69) 15,67	„ „ +1,18.
„ O	„	„	„		(18,02) 18,01	„ „ +1,18.
„ SO	„	„	„		(14,02) 15,06	„ „ +0,36.
„ S	„	„	„		(12,88) 14,71	„ „ −1,04.
„ SW	„	„	„		(10,01) 11,43	„ „ −3,41.
„ W	„	„	„		(10,63) 11,79	„ „ −1,67.
„ NW	„	„	„		(10,70) 9,18.	„ „ −0,46.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

2) Für 1850.

Für N fällt das Max.				13,99	in den	Juli,	das Min.		−8,36	in den	Jan.
„ NO	„	„	„	13,00	„ „	„	„	„	−7,83	„ „	Jan.
„ O	„	„	„	15,51	„ „	„	„	„	−8,29	„ „	Jan.
„ SO	„	„	„	14,37	„ „	Juni	„	„	−7,48	„ „	Jan.
„ S	„	„	„	16,73	„ „	Aug.	„	„	−1,10	„ „	Jan.
„ SW	„	„	„	13,35	„ „	Juli	„	„	−1,07	„ „	Jan.
„ W	„	„	„	13,47	„ „	Juni	„	„	−3,43	„ „	Jan.
„ NW	„	„	„	9,97	„ „	Aug.	„	„	−5,05	„ „	Dec.
					nach dem	Kal.-Jahr			−4,39	„ „	Jan.

Der Wärme nach folgen die 8 Hauptwinde:

im met. J.:	S	SW	SO	W	O	N	NW	NO
	7,97	6,24	5,63	4,93	4,35	3,99	3,20	2,81
nach d. Kal.-J.:	7,92	6,37	5,80	4,89	4,51	4,10	3,43	3,35
im Winter:	S	SW	W	SO	O	NW	N	NO
	0,67	0,57	−1,17	−1,33	−2,03	−3,22	−3,22	−6,77
im Wint. nach	SW	S	SO	W	O	NW	N	NO
dem Kal.-Jahr:	1,08	0,67	−0,61	−1,35	−2,28	−2,30	−2,77	−4,57
im Frühling:	S	SW	SO	W	O	NO	N	NW
	7,58	5,15	5,00	4,26	3,94	3,73	3,64	2,97
im Sommer:	S	O	SO	SW	N	W	NO	NW
	15,80	13,83	13,35	12,90	12,19	11,75	11,65	9,29
im Herbst:	S	SW	SO	W	NW	N	NO	O
	7,63	6,34	5,49	4,89	3,77	3,38	2,61	2,58

Die Temperatur differirt:

bei N	im Sommer u. Winter	um	15,41	im Frühling u. Herbst	um	+0,28.
„ NO	„ „		15,42	„ „		+1,12.
„ O	„ „		16,76	„ „		+1,39.
„ SO	„ „		14,68	„ „		−0,49.
„ S	„ „		14,03	„ „		−0,05.
„ SW	„ „		12,33	„ „		−1,19.
„ W	„ „		12,02	„ „		−0,63.
„ NW	„ „		12,51	„ „		−0,80.

Somit Max. diff. bei O. Max. + bei O.
Min. „ „ SW. „ − „ SW.
Min. + „ N.
„ − „ S.

Nach dem Kal.-Jahr differirt die Temperatur:

bei N	im Sommer und	Winter	um 14,96.
„ NO	„	„	15,42.
„ O	„	„	16,11.
„ SO	„	„	13,99.
„ S	„	„	15,13.
„ SW	„	„	11,82.
„ W	„	„	12,10.
„ NW	„	„	11,69.

Somit Max. diff. bei NO.
Min. „ „ SW.

ſo viel zu produciren, als ſonſt, und den Nachfragen zu begegnen. Die Walz- und Hammerwerke hatten nicht mehr nöthig, fließende Gewäſſer aufzuſuchen, ſie konnten ihre Werkſtätte dicht neben den hohen Oefen aufſchlagen, wodurch man Zeit und Geld ſparte, die jeglicher Transport erfordert. Hierzu kam noch, daß durch den unermeßlichen Verbrauch an Feuermaterial die Wälder faſt gänzlich verſchwunden waren, und daß man ſich daher genöthigt ſah, von jetzt an ſeine Zuflucht zu den Steinkohlen zu nehmen, die in unerſchöpflichen Lagern im Schoße der Erde ruhten. Um ſie den Holzkohlen ſo ähnlich wie möglich zu machen, — man ſtand immer noch in dem Wahn, nur dieſe ſeyen zum Schmelzen des Eiſenſteines tauglich, — entſchwefelte man ſie, d. h. man zündete ſie, in großen Haufen aufgethürmt, an und „kochte“ ſie, wie die engliſchen Bergleute es nennen, und gab ihnen demnach den bezeichnenden Namen Cokes.* Die natürliche Folge dieſes Wechſels mit dem Brennmaterial war zunächſt, daß man von jetzt an faſt unter einem Dache — wenn dies anders möglich wäre — den Eiſenſtein zu Tage förderte, ſich aus einem Schacht daneben Steinkohlen und aus einem andern eben ſo nahen den zum Schmelzen nöthigen Kalk holte, dies zuſammen in den zur Hand ſtehenden Schmelzofen ſchaffte und aus ihm das zum Gießen beſtimmte flüſſige Metall ſogleich in die Formen laufen ließ, während man das zu andern Zwecken beſtimmte in benachbarten Räumen ferner bearbeitete. Von nun an übernahm auch der Minenbeſitzer allein den ganzen Prozeß der Eiſenbereitung und verkaufte nur das fertige Produkt, während er ſonſt, vielleicht aus Mangel an Kapital, zur weitern Verfolgung des Geſchäftes das rohe Material verkaufte, und der Schmelzofen, der Hammer, das Walzwerk u. ſ. w. ihre beſonderen, von einander unabhängigen Beſitzer hatten. Watt bekam von jedem Beſitzer einer durch ihn verbeſſerten Dampfmaſchine patentmäßig den dritten Theil des Werthes der gegen ſonſt erſparten Steinkohlen, und man bekommt einen Begriff von der Wichtigkeit ſeiner Erfindung, wenn man erfährt, daß der Eigenthümer der Chace Water-Mine in Cornwall, welcher drei Watt'ſche Maſchinen aufgeſtellt hatte, ihm für eine jede über 5000 Thl. jährlich bezahlte. In Birmingham leben jetzt noch Leute, die ſich wohl

* Coke heißt kochen.

3) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle XVII. Temperatur-Verhältnisse.

1850. Monate.	Medium der 3 tägl. Beobachtungen.	Reducirtes Medium.	Differenz.	Wärmster und kältester Tag				Sommer-, Eis- u. Wintertage.		
				wärmster		kältester		Sommertg.	Eistage.	Wint.-tage.
				den		den				
December 1848	0,36	0,03	0,33	16.	6,8	21	— 9,5		6	11
Januar 1849 .	—1,59	—1,47	0,12	18.	3,8	2.	—13,8		11	11
Februar . .	0,51	0,31	0,20	25.	5,1	3.	— 6,1		11	6
März . . .	—0,04	—0,01	0,03	7.	6,0	15.	— 5,1		8	12
April . . .	3,79	3,68	0,11	27.	9,4	18.	— 3,2		7	1
Mai . . .	9,11	8,90	0,21	29.	15,8	12.	4,6			
Juni . . .	12,70	12,20	0,50	5.	17,4	14.	8,2	4		
Juli	12,63	12,23	0,40	9.	19,4	5.	8,5	2		
August . . .	11,17	10,88	0,29	12.	16,8	20.	7,2	1		
September .	9,40	9,41	0,01	2.3.	14,0	20.	5,0			
October . .	6,14	5,91	0,23	1.	10,0	31.	— 1,1		2	
November . .	0,19	0,41	0,22	10.	7,3	28.	—11,3		3	11
December . .	—2,38	—2,44	0,06	16.	5,0	24.	— 8,3		6	20
Frühling . .	4,29	4,19	0,10	29. Mai.		15. März.			15	13
Sommer . .	12,17	11,77	0,40	9. Juli.		20. Aug.		7		
Herbst . . .	5,24	5,24	0,00	2.3. Sept.		28. Nov.			5	11
Winter . . .	—1,16	—1,20	0,04	25. Febr.		2. Jan.			28	37
Jahr	5,13	5,00	0,13	9. Juli.		2. Jan.		7	48	61
Winter $\frac{1848}{49}$.	—0,24	—0,38	0,14	16. Dec. 48		2. Jan.			28	28
Met. Jahr . .	5,36	5,17	0,19	9. Juli.		2. Jan.		7	48	52
December 1849	—2,38	—2,44	0,06	16.	5,0	24.	— 8,3		6	20
Januar 1850 .	—5,22	—5,23	0,01	25.	2,4	27.	—11,7		3	25
Februar . .	1,59	1,53	0,06	20.	5,5	14.	— 3,4		8	4
März . . .	—0,53	—0,66	0,13	8.	7,8	18.	— 7,8		6	14
April . . .	4,95	4,76	0,19	8.	9,7	1.	— 0,8		1	
Mai	7,25	7,03	0,22	27.	13,4	2.	— 0,3		2	
Juni . . .	11,23	11,06	0,17	26.	16,7	18.	6,1	1		
Juli	11,93	11,55	0,38	15.	15,2	11.	5,5			
August . . .	11,48	11,15	0,33	6.	16,8	30.	6,1	1		
September .	7,62	7,44	0,18	21.	11,5	13.	4,6			
October . .	3,09	3,16	0,07	9.	6,9	24.	— 2,2		7	4
November . .	2,55	2,49	0,06	4.	6,8	15.	— 2,3		4	4
December . .	—0,85	—0,91	0,06	16.	4,4	23.	— 6,7		8	15
Met. Winter .	—2,00	—2,05	0,05	20. Febr.		27. Jan.			17	49
Frühling . .	3,89	3,71	0,18	27. Mai.		18. März.			9	14
Sommer . .	11,55	11,25	0,30	6. Aug.		11. Juli.		2		
Herbst . . .	4,42	4,36	0,06	21. Sept.		15. Nov.			11	8
Kal.-Winter .	—1,49	—1,54	0,05	20. Febr.		27. Jan.			19	44
Kal.-Jahr . .	4,58	4,45	0,13	6. Aug.		27. Jan.		2	39	66
Met. Jahr .	4,45	4,27	0,18	6. Aug.		27. Jan.		2	37	71

Thermometerstände nach Tagen. Tab. XVIII.

1849. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.								
	Auf und über 20°.	15° bis 20°.	Summe über 15°.	10° bis 15°.	Summe über 10°.	5° bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0°.	Summe unter 0°.	0 bis −5°.	Summe unter −5°.	−5 bis −10°.	Unter −10°.	Ueber 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5° bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0°.	Summe unter −0°.	0 bis −5°.	Unter −5°.
December 1848						11	11	9	20	11	3	8	4	4				6	6	12	18	13	7	6
Januar								14	14	17	8	9	6	3						13	13	18	13	5
Februar						3	3	17	20	8	6	2	2					1	1	17	18	10	9	1
März				1	1	5	6	10	16	15	11	4	4					2	2	15	17	14	13	1
April				5	5	11	16	9	25	5	5							10	10	16	26	4	4	
Mai		5	5	11	16	14	30	1	31						1	8	9	20	29	2	31			
Juni	4	12	16	9	25	5	30		30						5	15	20	10	30		30			
Juli	2	12	14	16	30	1	31		31						2	25	27	4	31		31			
August	1	9	10	17	27	4	31		31						3	17	20	11	31		31			
September		8	8	12	20	10	30		30							11	11	19	30		30			
October				12	12	14	26	5	31									20	20	10	30	1	1	
November				3	3	11	14	4	18	12	5	7	4	3				7	7	12	19	11	6	5
December						1	1	9	10	21	13	8	8							6	6	25	17	8
Frühling		5	5	17	22	30	52	20	72	20	16	4	4		1	8	9	32	41	33	74	18	17	1
Sommer	7	33	40	42	82	10	92		92						10	57	67	25	92		92			
Herbst		8	8	27	35	35	70	9	79	12	5	7	4	3		11	11	46	57	22	79	12	7	5
Winter						4	4	40	44	46	27	19	16	3				1	1	36	37	53	39	14
Jahr	7	46	53	86	139	79	218	69	287	78	48	30	24	6	11	76	87	104	191	91	282	83	63	20
Winter 1849						14	14	40	54	36	17	19	12	7				7	7	42	49	41	29	12

Thermometer-Stände nach Tagen.

1850. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15—20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1—5°.	Summe über 0°.	Summe unter 0°.	0 bis —5°.	Summe unter —5°.	—5 bis —10°.	Unter —10°.	Ueber 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0°.	Summe unter 0°.	—0 bis —5°.	Unter —5°.
December 1849 .						1	1	9	10	21	13	8	8						6	6	25	17	8
Januar 1850. . .								4	4	27	9	18	13	5					4	4	27	9	18
Februar						7	7	17	24	4	4							2	2	19	21	7	7	
März				2	2	7	9	8	17	14	11	3	3					4	4	8	12	19	16	3
April				3	3	18	21	8	29	1	1							15	15	14	29	1	1	
Mai		2	2	11	13	12	25	5	30	1	1					9	9	11	20	10	30	1	1	
Juni	1	10	11	12	23	7	30		30						3	14	17	13	30		30			
Juli		11	11	15	26	5	31		31						1	24	25	6	31		31			
August	1	10	11	18	29	2	31		31						1	22	23	8	31		31			
September . . .				14	14	16	30		30							4	4	23	27	3	30			
October				3	3	12	15	12	27	4	4							12	12	12	24	7	7	
November . . .						9	9	17	26	4	4							4	4	22	26	4	4	
December . . .						1	1	14	15	16	15	1	1							13	13	18	14	4
Met. Winter . .						8	8	30	38	52	26	26	21	5						10	10	52	26	26
Frühling		2	2	16	18	37	55	21	76	16	13	3	3			9	9	30	39	32	71	21	18	3
Sommer	2	31	33	45	78	14	92		92						5	60	65	27	92		92			
Herbst				17	17	37	54	29	83	8	8					4	4	39	43	37	80	11	11	
Kal.-Winter . .						8	8	35	43	47	28	19	14	5				2	2	36	38	52	30	22
Kal.-Jahr . . .	2	33	35	78	113	96	209	85	294	71	49	22	17	5	5	73	78	98	176	105	281	84	59	25
Met. Jahr . . .	2	33	35	78	113	96	209	80	289	76	47	29	24	5	5	73	78	98	176	98	274	91	62	29

Tabelle XIX. Wahre mittlere Temperatur.

1849.

	Decemb. 1848	Januar 1849.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.
1.	1,4	—10,9	—2,0	0,5	6,0	8,5	16,3	10,6	9,5	13,1	10,0	2,2	—0,5
2.	1,0	—13,6	—3,5	0,7	7,2	8,3	17,5	12,0	7,4	12,2	8,8	3,8	—2,9
3.	—0,3	— 8,3	—6,1	2,1	3,0	9,2	15,8	12,3	10,8	14,0	9,5	4,0	—1,1
4.	—0,2	— 0,5	—2,7	2,3	2,2	9,2	16,4	12,1	6,9	14,0	9,6	5,5	—2,4
5.	1,6	1,5	0,3	5,2	5,1	10,4	17,4	8,5	10,8	12,6	4,8	6,1	—0,4
6.	2,4	— 3,3	0,7	2,9	5,5	9,5	14,8	10,6	10,1	12,5	4,7	4,2	—0,2
7.	4,7	— 4,8	—1,4	6,0	7,3	10,9	14,1	13,6	12,2	12,8	7,0	4,5	—2,6
8.	4,8	— 5,0	1,8	1,8	4,5	7,9	14,5	18,4	13,2	9,9	7,1	5,6	0,0
9.	6,6	— 6,5	0,3	—3,9	5,7	5,1	8,2	19,4	15,8	10,1	2,6	4,9	—0,8
10.	6,3	— 0,5	0,6	—4,3	4,4	4,9	9,5	14,9	12,4	11,7	3,3	7,3	—4,5
11.	5,4	— 0,8	1,0	—2,6	2,1	5,5	8,8	13,5	14,0	12,3	4,5	6,6	—3,7
12.	5,4	— 7,7	—0,9	—1,9	0,7	4,6	9,0	13,4	16,8	10,0	6,1	5,1	—5,2
13.	1,3	— 3,3	—0,9	0,7	4,1	7,3	8,8	10,4	15,4	8,0	3,7	6,6	—4,0
14.	2,8	2,8	—0,3	—3,1	3,8	8,4	8,2	11,5	10,5	7,1	2,3	4,5	—0,2
15.	3,6	— 0,4	1,4	—5,1	1,0	6,2	9,6	11,4	11,7	7,4	2,6	0,8	3,2
16.	6,8	— 0,1	1,6	—1,4	0,1	7,3	12,1	12,1	14,5	8,8	6,1	0,5	5,0
17.	5,4	2,2	0,3	2,3	1,7	7,9	9,1	12,1	12,4	9,0	6,5	— 0,8	3,7
18.	2,5	3,8	1,8	1,5	—3,2	7,2	8,8	14,0	9,5	5,1	6,7	— 2,8	2,6
19.	2,0	2,2	3,2	—1,6	—1,5	6,3	12,1	10,7	7,7	5,7	6,7	— 4,9	1,4
20.	—6,9	1,0	2,7	—2,5	1,4	7,0	10,4	10,9	7,2	5,0	6,2	— 1,6	—0,8
21.	—9,5	1,4	—1,3	0,3	—0,2	8,6	12,6	9,0	7,4	7,0	9,3	— 2,7	—4,6
22.	—9,4	0,5	2,9	—1,0	—0,7	10,3	11,9	10,1	9,6	7,1	5,5	— 4,4	—4,5
23.	—8,2	1,0	0,9	—1,9	1,9	7,2	14,5	13,8	10,5	9,7	6,9	0,8	—5,3
24.	—7,3	4,0	2,7	—4,4	3,8	7,3	13,1	13,7	10,7	8,4	9,5	1,1	—8,3
25.	0,4	2,8	5,1	—4,0	3,8	9,0	13,8	9,9	10,2	7,6	8,1	1,8	—8,1
26.	—3,1	1,7	2,0	—1,1	7,9	10,6	12,6	11,0	9,5	8,8	8,9	— 7,0	—3,7
27.	—3,1	— 0,4	—0,4	0,1	9,4	12,4	12,4	9,4	10,8	8,0	5,7	—10,5	—3,1
28.	—1,9	0,7	1,0	0,1	7,0	14,2	12,7	11,6	9,0	8,8	7,0	—11,3	—5,6
29.	—4,8	— 1,5		1,1	4,3	15,8	8,9	14,6	8,0	8,7	4,4	—10,8	—7,8
30.	—5,2	— 1,9		4,1	6,5	13,4	12,2	12,4	10,8	9,8	0,3	— 6,8	—6,0
31.	—3,6	— 1,6		4,4		14,9		11,4	11,9		—1,1		—5,3

Wahre mittlere Temperatur.

1850.

	Decemb. 1849.	Januar 1850.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.
1.	−0,5	− 5,3	1,2	3,7	−0,8	2,2	12,6	11,9	13,6	7,2	5,9	3,2	−0,7
2.	−2,9	− 6,2	4,1	4,3	3,8	−0,3	12,4	10,9	10,3	8,8	6,3	5,4	0,4
3.	−1,1	− 8,4	3,1	6,4	4,9	0,3	9,8	11,4	9,7	10,9	5,9	5,8	−1,5
4.	− 2,4	− 7,6	0,8	4,7	6,2	2,9	9,5	14,9	13,1	6,9	7,3	6,8	2,3
5.	−0,4	− 2,4	−0,1	1,0	3,8	6,4	12,6	11,9	15,0	5,8	6,8	3,0	2,3
6.	−0,2	− 4,3	0,0	3,6	5,9	9,1	14,7	11,9	16,8	5,7	5,5	3,3	−0,2
7.	−2,6	− 7,8	− 1,9	5,8	9,5	10,4	12,4	12,1	8,2	6,5	7,1	3,7	−2,2
8.	0,0	− 6,5	−0,8	7,8	9,7	7,3	9,1	8,1	10,2	5,1	6,6	2,5	0,2
9.	−0,8	− 4,7	1,5	6,2	6,6	4,5	7,8	6,9	13,4	5,3	8,9	2,3	1,0
10.	−4,5	− 6,0	−0,5	3,7	4,3	4,5	9,5	6,5	10,7	5,6	4,7	4,2	−1,4
11.	−3,7	− 6,8	0,6	−0,8	5,4	6,7	13,8	5,5	11,9	5,2	2,3	6,7	−2,1
12.	−5,2	− 7,6	1,0	−2,1	6,1	10,3	11,5	7,6	12,5	4,8	1,2	5,0	2,9
13.	−4,0	− 6,0	− 2,5	0,3	6,5	8,0	11,9	8,8	10,9	4,6	1,0	2,2	0,1
14.	−0,2	− 6,4	− 3,4	0,7	4,5	3,0	8,4	13,4	13,6	4,8	1,9	−0,8	1,5
15.	3,2	− 8,9	1,9	−3,6	6,3	4,4	9,1	15,2	10,2	5,5	2,7	− 2,3	2,9
16.	5,0	− 2,6	1,6	− 5,2	5,1	3,6	8,9	14,3	11,3	6,4	4,3	−1,6	4,4
17.	3,7	− 4,2	−0,1	−6,8	5,3	2,5	8,2	14,6	10,7	7,3	6,1	0,2	0,4
18.	2,6	− 4,6	1,8	−7,8	5,8	4,0	6,1	12,4	12,3	9,3	5,7	0,3	−0,5
19.	1,4	0,6	3,0	−4,1	5,5	6,0	7,3	11,3	11,1	9,1	6,3	3,6	−0,2
20.	−0,8	− 5,8	5,5	−4,1	7,0	10,1	6,2	10,1	8,9	11,1	3,8	3,1	−1,1
21.	−4,6	− 8,8	4,3	−3,7	4,4	9,1	8,6	11,8	12,6	11,5	−0,4	2,0	−4,2
22.	−4,5	−11,6	2,6	−4,2	3,2	11,6	11,5	14,5	12,5	8,9	−1,5	0,2	−6,6
23.	−5,3	− 3,2	2,7	−2,3	3,6	11,0	13,9	14,5	13,4	10,6	−2,1	2,9	−6,7
24.	−8,3	0,8	2,4	−2,9	2,9	8,0	15,1	11,2	10,6	9,4	−2,2	3,2	−5,7
25.	−8,1	2,4	2,2	−5,0	3,3	9,5	15,4	12,6	8,5	8,8	−1,1	4,2	−6,6
26.	−3,7	1,9	2,6	−3,9	5,5	7,8	16,7	12,4	10,7	8,4	−0,1	3,2	−2,4
27.	−3,1	−11,7	5,2	−4,7	3,5	13,4	12,6	11,4	9,4	9,2	−0,3	1,9	−4,8
28.	− 5,6	− 6,9	4,1	−2,4	2,3	9,3	13,1	11,5	12,1	7,0	0,2	2,1	−1,2
29.	−7,8	0,9		−2,8	0,9	10,2	12,6	12,0	8,2	6,4	1,9	0,1	−0,6
30.	−6,0	− 4,7		−2,0	1,9	10,6	10,5	13,2	6,1	7,1	0,1	−1,5	0,8
31.	−5,3	− 8,6		−2,7		11,3		13,5	7,2		1,2		1,3

Tabelle XX.

1849. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O.-N.	W.-S.
Decemb. 1848	0,36	1,35	— 8,05	— 8,03			0,88	4,37	3,77	— 6,26	1,90
Januar 1849 .	— 1,59	— 2,20	— 9,20	— 8,82	—11,40		0,65	— 0,26	— 3,12	— 8,60	0,00
Februar . .	0,50	— 6,50		— 5,20	— 1,40		1,62	1,31	— 0,31	— 4,58	0,77
März . . .	— 0,04	— 0,39	— 1,80	0,95	0,95		1,72	— 0,38	— 0,76	— 0,14	— 0,10
April . . .	3,79	2,59	6,03	5,97	8,04	7,60	2,34	2,54	1,78	5,88	3,08
Mai	9,11	8,63	7,59	10,28	15,69	11,85	8,62	7,10	7,79	10,44	8,16
Juni . . .	12,70	13,10	10,08	14,63	10,86	16,35	12,81	12,09	13,85	12,93	12,92
Juli	12,63	14,43	14,52	12,66	17,90	9,50	12,34	12,48	11,07	13,66	13,76
August . .	11,17	10,90	9,53	13,30	10,50		14,38	11,42	9,75	10,67	11,40
September .	9,40	10,05	9,65	9,77	12,92	4,90	10,74	8,28	8,71	10,05	9,20
October . .	6,14		5,65	3,26	7,17	7,02	7,71	7,12	4,38	3,98	7,01
November . .	0,19	— 1,90	— 7,91	1,80	9,10		3,12	2,92	— 3,35	— 2,19	1,74
December .	— 2,38	0,33	— 4,02	— 5,71			— 0,53	— 1,77	— 2,77	— 4,46	— 1,27
Frühling . .	4,29	3,71	3,94	5,73	8,23	9,72	4,23	3,09	2,94	5,33	3,71
Sommer . .	12,17	12,81	11,38	13,53	13,09	12,92	13,18	12,00	11,56	12,42	12,69
Herbst . . .	5,24	4,07	2,46	4,94	9,73	5,96	7,19	6,11	3,25	3,95	5,98
Winter . . .	— 1,16	— 2,79	— 6,61	— 6,01	— 6,40		0,58	— 0,24	— 2,07	— 5,88	— 0,17
Jahr . . .	5,13	4,45	2,79	4,55	6,16	9,53	6,27	5,24	3,92	3,95	5,55
Winter 18$\frac{48}{49}$.	— 0,24	— 2,45	— 8,62	— 7,35	— 6,40		1,05	1,81	0,11	— 6,48	0,89
Klim.-Jahr .	5,36	4,53	2,29	4,21	6,16	9,53	6,41	5,75	4,46	3,81	5,82

1850. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Decemb. 1849	— 2,38	0,33	— 4,02	— 5,71			— 0,53	— 1,77	— 2,77	— 4,46	— 1,27
Januar 1850 .	— 5,22	— 7,77	— 7,53	— 7,15	— 6,17		— 3,11	— 3,04	1,20	— 7,24	— 2,98
Februar . .	1,59			3,47	1,75		0,97	1,74	0,71	2,78	1,38
März . . .	— 0,53	— 2,65	— 4,04	— 4,20			— 0,61	— 0,42	0,68	— 3,77	0,07
April . . .	4,95	3,40	4,67	3,48	4,27		6,12	4,46	5,02	3,89	5,29
Mai	7,25	5,22	7,40	10,13	10,15	8,30	8,27	6,12	5,26	8,87	6,32
Juni . . .	11,23	10,03	10,84	12,65	8,80	13,10	12,72	10,90	9,17	11,39	11,27
Juli	11,93	5,60	12,84	14,29			12,93	9,99	11,84	13,56	11,14
August . . .	11,48	9,04	10,30	14,45	16,45		12,65	10,99	9,36	11,34	11,51
September .	7,62	5,93	7,55	6,59	11,83	14,00	7,94	8,47	7,51	7,00	8,07
October . .	3,09	1,86	— 2,00	— 2,07			4,64	2,26	3,71	— 0,55	3,48
November . .	2,55		2,10	— 0,62			2,92	3,85	— 0,90	0,29	2,59
December . .	— 0,85		0,00	— 2,32	— 1,72		0,81	— 0,88	0,73	— 2,17	0,01
Met. Winter .	— 2,00	— 3,72	— 5,77	— 3,13	— 2,21		— 0,89	— 1,02	— 0,29	— 2,97	— 0,96
Frühling . .	3,89	1,99	2,68	3,14	7,21	8,50	4,59	3,39	3,65	3,00	3,89
Sommer . .	11,55	8,22	11,33	13,80	12,62	13,10	12,77	10,63	10,12	12,10	11,31
Herbst . . .	4,42	3,89	2,55	0,97	11,83	14,00	4,86	4,86	3,44	3,35	4,71
Kal.-Winter .	— 1,49	— 7,77	— 3,76	— 2,00	— 2,05		— 0,44	— 0,73	0,88	— 2,21	— 0,53
Kal.-Jahr . .	4,58	3,41	3,20	3,98	7,40	11,87	5,44	4,54	4,52	4,06	4,84
Met. Jahr .	4,45	3,09	3,65	3,78	6,73	11,87	5,43	4,46	4,23	3,59	4,74

Bemerkungen zu Tabelle XIX.

1) Für 1849.

Uebersicht der Temperatur-Verhältnisse.

Jahresmittel a) Kal.-Jahr 5,13. Reducirtes Mittel 5,00. Diff. 0,13.
„ b) Met. Jahr 5,36. „ 5,17. „ 0,19.
Maxim. des Jahres 21,9 (9. Juli). Minim. —10,8 (2. Juni). Diff. 38,7.
Wärmster Monat nach den reduc. tägl. Beobachtungen Juli = 12,23.
Kältester „ „ a) Kal.-J. Dec. = — 2,44.
b) Met. J. Jan. = — 1,47.
Differenz a) 14,67. b) 13,70.
Der Frühling = 4,19 ist kälter als der Herbst = 5,24 um 0,95.
Der Sommer = 11,77 differirt vom a) Kal.-Winter = — 1,20 um 12,97.
b) Met. Winter = — 0,38 um 12,15.

Die Temperatur steigt vom Jan.—Febr. um 1,78
fällt „ Febr.—März „ 0,32
steigt „ März—April „ 3,69
„ „ April—Mai „ 5,22
„ „ Mai—Juni „ 3,30
„ „ Juni—Juli „ 0,03
fällt „ Juli—Aug. „ 1,35
„ „ Aug.—Sept. „ 1,47
„ „ Sept.—Oct. „ 3,50
„ „ Oct.—Nov. „ 5,50
„ „ Nov.—Dec. „ 2,85
steigt vom Winter zum Frühling „ 5,39
„ „ Frühling „ Sommer „ 7,58
fällt „ Sommer „ Herbst „ 6,53
„ „ Herbst „ Winter „ 6,44

Temperaturveränderung. Die mittlere tägliche ist am grössten im September = 4,60, am kleinsten im December = 2,32. Die mittlere tägliche Veränderung kommt in ihrem Jahresmittel (= 3,87) dem Juni (= 3,99) am nächsten.

Monatl. Aenderung. Max. 24,7 im Dec.: Min. 13,4 im Juni; Diff. 11,3.

2) Für 1850.

Jahresmittel der Temperatur a) Kal.-J. 4,58, b) Met. J. 4,45.
Reducirtes Mittel a) Kal.-J. 4,45, b) Met. J. 4,27.
Max. des Jahrs nach den 3 tägl. Beobachtungen 21,0 den 26. Juni,
Min. —14,5 den 22. Jan.
nach dem reducirten Mittel 16.8 den 6. Aug.
Min. —11,7 den 27. Jan.
Wärmster Monat nach den reduc. tägl. Beobacht. Juli = +11,55.
Kältester „ „ „ Jan. = — 5,23.

Der Frühling war mit 3,71 kälter als der Herbst mit 4,36 um 0,65.
Der Sommer mit 11,25 diff. vom a) Kal.-Winter mit —1,54 um 12,79.
b) Met. Winter mit —2,05 um 13,30.

Die Temperatur fällt	vom	Dec. 1849	bis	Jan. 1850	um	2,79
steigt	„	Jan.	„	Febr.	„	6,76
fällt	„	Febr.	„	März	„	2,19
steigt	„	März	„	April	„	5,42
„	„	April	„	Mai	„	2,27
„	„	Mai	„	Juni	„	4,03
„	„	Juni	„	Juli	„	0,48
fällt	„	Juli	„	Aug.	„	0,40
„	„	Aug.	„	Sept.	„	3,71
„	„	Sept.	„	Oct.	„	4,28
„	„	Oct.	„	Nov.	„	0,67
„	„	Nov.	„	Dec.	„	3,40
steigt vom	a) Kal.-Winter	zum Frühling			um	5,25
„	b) Met. Winter	„	„			5,76
	fällt vom Sommer zum Herbst				um	7,13

Bemerkungen zu Tabelle XX.

1) Für 1849.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

Für	N	fällt das Max.	14,43	in den	Juli,	das Min.	—6,50	in den	Febr.
„	NO	„ „	14,52	„	Juli	„	—9,20	„	Jan.
„	O	„ „	14,63	„	Juni	„	—8,82	„	Jan.
„	SO	„ „	17,90	„	Juli	„	—11,40	„	Jan.
„	S	„ „	16,35	„	Juni	„	4,00	„	Sept.
„	SW	„ „	14,38	„	Aug.	„	—0,35	„	Dec.
„	W	„ „	12,48	„	Juli	„	—1,77	„	Dec.
„	NW	„ „	13,85	„	Juni	„	—3,35	„	Nov.

Der Wärme nach kommen die 8 Hauptwinde in folgender Ordnung:

im Jahr:	S	SW	SO	W	O	N	NW	NO
	9,53	6,27	6,16	5,24	4,55	4,45	3,92	2,79
im Sommer:	O	SW	SO	S	N	W	NW	NO
	13,53	13,18	13,09	12,92	12,81	12,00	11,56	11,38
im Winter:	SW	W	NW	N	O	SO	NO	
	0,58	—0,24	—2,07	—2,79	—6,01	—6,40	—6,61	
im Frühling:	S	SO	O	SW	NO	N	W	NW
	9,72	8,23	5,73	4,23	3,94	3,71	3,09	2,94
im Herbst:	SO	SW	W	S	O	N	NW	NO
	9,72	7,19	6,11	5,96	4,94	4,07	3,28	2,46

Differenz

bei N des Winters und Sommers	15,60,	des Frühlings und Herbsts	0,36			
„ NO	„ „	17,09	„	„	1,48	
„ O	„ „	19,54	„	„	0,79	
„ SO	„ „	19,49	„	„	1,50	
„ S	„ „	12,97	„	„	3,76	
„ SW	„ „	12,60	„	„	2,96	
„ W	„ „	12,24	„	„	3,02	
„ NW	„ „	13,63	„	„	0,31	

Die grösste Differenz über dem Jahresmittel =5,13 zeigt S =4,40, die kleinste W =0,11.

Die grösste Differenz unter dem Jahresmittel zeigt NO = —2,34, die kleinste O = —0,58.

2) Für 1850.

Für N fällt das Max.	10,03	in den	Juni,	das Min.	—7,77	in den	Jan.
„ NO „ „	12,84	„	Juli	„	—7,53	„	Jan.
„ O „ „	14,45	„	Aug.	„	—7,15	„	Jan.
„ SO „ „	16,45	„	Aug.	„	—6,17	„	Jan.
„ S „ „	14,00	„	Sept.	„	8,50	„	Mai.
„ SW „ „	12,93	„	Juli	„	—3,11	„	Jan.
„ W „ „	10,99	„	Aug.	„	—3,04	„	Jan.
„ NW „ „	11,84	„	Juli	Kal.-W. a)	—0,90	„	Nov.
				Met. W. b)	—2,77	„	Dec. 1849.

Der Wärme nach folgen die Winde in folgender Ordnung auf einander:

a) im Kal.-Jahr:	S	SO	SW	W	NW	O	N	NO
	11,87	7,40	5,44	4,54	4,52	3,08	3,41	3,20
b) im met. Jahr:	S	SO	SW	W	NW	O	NO	N
	11,87	6,73	5,43	4,46	4,23	3,78	3,65	3,09
a) im Kal.-Winter:	NW	SW	W	O	SO	NO	N	
	0,88	0,44	—0,73	—2,00	—2,05	—3,76	—7,77	
b) im met. Winter:	NW	SW	W	SO	O	N	NO	
	—0,29	—0,89	—1,02	—2,21	—3,13	—3,72	—5,77	
im Frühling:	S	SO	SW	NW	W	O	NO	N
	8,50	7,21	4,59	3,65	3,39	3,14	2,68	1,99
im Sommer:	O	S	SW	SO	NO	W	NW	N
	13,80	13,10	12,77	12,62	11,33	10,03	10,12	8,22
im Herbst:	S	SO	W	SW	N	NW	NO	O
	14,00	11,83	4,86	4,83	3,89	3,44	2,55	0,97

Differenz

bei N d. Wint. u. Sommers	a) 15,99,	b) 11,94	d. Frühl. u. Herbsts	—1,90
„ NO „	a) 15,09	b) 17,10	„	+0,13
„ O „	a) 15,80	b) 16,93	„	+2,17
„ SO „	a) 14,67	b) 14,83	„	—4,62
„ S „	a) 13,10	b) 13,10	„	—5,50
„ SW „	a) 13,21	b) 13,66	„	—0,24
„ W „	a) 11,36	b) 11,65	„	—1,47
„ NW „	a) 9,24	b) 10,41	„	+0,21

Max. diff. a) bei O, b) bei NO.
Min. „ a) „ NW b) „ NW.
Max. + bei O, Min. + bei NO.
Max. — bei S, Min. — bei SW.

erinnern, daß man auf Briefen, die von London nach dieſem Ort geſchickt wurden, äußerſt ſorgfältig bemerkte: „Birmingham bei Wednesbury in Warwickſhire, NB. über Coleshill“, und jetzt iſt nach London faſt keine Stadt in England ſo bedeutend wie Birmingham. Die Aufſtellung der Dampfmaſchine in der Nachbarſchaft dieſes Ortes entwickelte auf dem bergmänniſchen Diſtrikt jenes betäubende Geräuſch der Cyclopen, jene undurchdringlichen Rauchwolken und jene Scenen über- und unterirdiſcher Thätigkeit, wie wir ſie bereits beſchrieben haben.

Aber die Dampfmaſchine allein wäre nicht im Stande geweſen, die Hülfsquellen des Kohlenfeldes in Staffordſhire auf eine ſo unerhörte Weiſe zu entwickeln, hätten ſich nicht auch zu gleicher Zeit Mittel dargeboten, die Produkte nach allen Richtungen hin zu verſenden und auf fernen Märkten abzuſetzen; ohne ſchiffbare Kanäle wären die Produzenten in ihren Erzeugniſſen erſtickt und die Conſumenten hätten Mangel gelitten. Der Bridgewater-Kanal, der ſeinen Namen nach dem Herzog von Bridgewater führt, welcher 1758 die Bewilligung des Parlaments zur Anlegung deſſelben erhielt, ſtellte bereits eine Waſſerverbindung zwiſchen Liverpool und Mancheſter her; im Jahr 1766 wurden der Trent und Severn- und der Grand Trunk-Kanal angefangen, welcher letztere Liverpool mit Hull verbindet; zwei Jahre nachher begann man von Birmingham aus einen Kanal, der ſich mit den bereits erwähnten vereinigen ſollte. Als dieſe Waſſerſtraßen vollendet waren, ſtrebten dem Hauptkanal aus allen Richtungen des Kohlenfeldes kleine Nebenarme zu, und außerdem wurden neue Waſſerſtraßen gegraben, um Birmingham, dieſen nunmehrigen Hauptſitz des engliſchen Handels und der Betriebſamkeit, mit den fernſten Seehäfen der Küſte in Verbindung zu ſetzen.

Die Benutzung der Steinkohle in der Form von Cokes, anſtatt der bisher gebräuchlichen Holzkohlen, war für die Eiſenwerke von äußerſter Wichtigkeit; aber dazu kam man nicht ſo ſchnell und ſo leicht, es mußten, wie gewöhnlich, erſt viele Vorurtheile und Schwierigkeiten überwunden werden, die ſich der heilſamen Verbeſſerung hindernd in den Weg ſtellten. Shaw gibt in ſeiner Geſchichte von Staffordſhire einen ausführlichen Bericht über eine 1665 unter dem Titel: Metallum Martis, von Dud Dudley herausgegebene Flugſchrift, in welcher der Verfaſſer von ſeinen mit

4) Von Herrn Dr. Müller zu Calw. Tabelle XXI.

1849.	Thermograph.		Mittlerer Stand			Mittel aus den 3 tägl. Beobachtungen		Mittel aus dem tägl. Max. und Min.		Grösster tägl. Unterschied.	Mittlerer tägl. Unterschied.	Monatlicher Unterschied.
	Max.	Min.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	nicht reducirt.	reducirt.	nicht reducirt.	reducirt.			
Januar .	+ 10,0	— 12,8	— 0,784	+ 3,445	— 0,171	+ 0,827	+ 0,577	+ 0,475	— 0,212	13,6	6,481	22,8
Februar	+ 11,2	— 8,5	+ 0,875	+ 5,696	+ 1,750	+ 2,774	+ 2,518	+ 2,419	+ 2,095	15,8	6,775	19,7
März .	+ 13,2	— 6,3	+ 0,239	+ 5,935	+ 1,145	+ 2,440	+ 2,116	+ 2,308	+ 2,278	15,6	7,545	19,5
April .	+ 15,3	— 4,4	+ 3,133	+ 9,773	+ 3,970	+ 5,625	+ 5,211	+ 5,441	+ 5,406	15,4	8,783	19,7
Mai . .	+ 21,5	+ 1,9	+ 8,635	+ 14,910	+ 8,935	+ 10,827	+ 10,354	+ 10,451	+ 10,527	14,8	9,494	19,6
Juni . .	+ 23,5	+ 4,8	+ 11,947	+ 16,970	+ 11,430	+ 13,449	+ 12,944	+ 13,265	+ 13,308	15,3	8,657	18,7
Juli . .	+ 25,9	+ 4,8	+ 11,623	+ 16,209	+ 11,593	+ 13,808	+ 13,254	+ 13,500	+ 13,579	16,9	9,903	21,1
August .	+ 23,5	+ 3,8	+ 9,674	+ 16,916	+ 10,042	+ 12,211	+ 11,668	+ 12,276	+ 12,373	15,3	9,703	19,7
Septemb.	+ 21,5	+ 2,7	+ 7,610	+ 16,077	+ 8,877	+ 10,854	+ 10,360	+ 11,150	+ 10,979	13,9	10,067	18,8
October	+ 16,7	— 1,8	+ 5,287	+ 11,177	+ 6,090	+ 7,518	+ 7,161	+ 7,710	+ 7,237	12,1	6,987	18,5
November	+ 12	— 14,7	— 0,980	+ 5,167	— 0,147	+ 1,380	+ 0,998	+ 1,466	+ 0,539	11,8	7,627	26,7
December	+ 8,2	— 9,5	— 1,761	+ 1,284	— 0,935	— 0,471	— 0,587	— 0,817	— 1,418	9,5	4,481	17,7
Jahr . .	+ 25,9	— 14,7	+ 4,624	+ 10,463	+ 5,215	+ 6,770	+ 6,381	+ 6,637	+ 6,391	16,9	8,042	Jahresunterschied. 40,6
	9. Juli Mitt.	29 Nov. Morg.	+ 6,767 Reducirtes Jahresmittel + 6,379							8. Juli Morg. u. Mittag 8,9 25,8		

1850.	Thermograph.		Mittlerer Stand			Mittel aus den 3 tägl. Beobachtungen		Mittel aus den tägl. Max. und Min.		Gröster täglicher Unterschied.	Mittlerer tägl. Unterschied.	Monatlicher Unterschied.
	Max.	Min.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	nicht reducirt.	reducirt.	nicht reducirt.	reducirt.			
Januar .	+ 4,6	− 15,2	− 4,800	− 0,781	− 3,910	− 3,164	− 3,450	− 3,866	− 4,538	14,5	6,339	19,8
Februar	+ 12,5	− 11,0	+ 1,255	+ 6,730	+ 2,177	+ 3,387	+ 3,085	+ 3,311	+ 2,975	16,5	6,992	23,5
März .	+ 14,8	− 10,8	− 2,152	+ 5,110	− 0,861	+ 0,699	+ 0,309	+ 0,779	+ 0,743	15,6	9,068	25,6
April .	+ 17,6	− 6,8	+ 3,943	+ 10,763	+ 4,700	+ 6,469	+ 6,026	+ 6,413	+ 6,377	16,0	9,173	24,4
Mai . .	+ 19,6	− 2,9	+ 6,626	+ 13,094	+ 6,916	+ 8,879	+ 8,388	+ 8,582	+ 8,659	16,7	9,700	22,5
Juni . .	+ 23,8	+ 3,7	+ 11,437	+ 17,240	+ 11,333	+ 13,337	+ 12,836	+ 13,110	+ 13,153	16,7	8,690	20,1
Juli . .	+ 23,0	+ 5,7	+ 11,916	+ 17,668	+ 11,435	+ 13,673	+ 13,114	+ 13,329	+ 13,419	16,2	8,855	17,3
August .	+ 24,1	+ 2,5	+ 10,958	+ 17,426	+ 11,045	+ 13,143	+ 12,618	+ 12,859	+ 12,955	15,4	8,806	21,6
September	+ 19,1	+ 0,2	+ 5,773	+ 13,727	+ 7,070	+ 8,857	+ 8,410	+ 8,963	+ 8,799	15,9	9,577	18,9
October .	+ 15,4	− 3,7	+ 4,067	+ 8,274	+ 4,990	+ 5,784	+ 5,585	+ 5,724	+ 5,634	11,7	5,274	19,1
November	+ 12,7	− 2,4	+ 3,563	+ 7,477	+ 4,497	+ 5,179	+ 5,008	+ 5,036	+ 4,433	9,4	5,033	15,1
December	+ 6,5	− 8,4	− 0,429	+ 2,542	+ 0,548	+ 0,887	+ 0,802	+ 0,535	− 0,014	8,5	4,097	14,9
Jahr . .	+ 24,1	− 15,2	+ 4,348	+ 9,939	+ 4,995	+ 6,427	+ 6,061	+ 6,231	+ 6,050	16,7	7,634	Jahresunterschied 39,3
	6. Aug. Mitt.	22. Jan. Morg.		+ 6,427 reducirt + 6,049						5. März (Morg. −2,7, Mitt. +14,0) und 11. Juni (Morg. +5,6, Mitt. +22,3).		

Tabelle XXI.

Extreme der täglichen Temperaturen.

1849.	Heisse Tg. (Sommertage), Max. +20 u. darüber.	Warme Tage, Max. zwischen +15 und +20	Gemässigte Tage Max. unter +15, Minim. über 0	Eistage. Minimum über −3	Eistage. Min. zwischen −5 und −10	Eistage. Minimum unter −10	Wintertage, an denen die Temp. gar nicht über 0 hinaufstieg.
Januar .			8	14	7	2	6
Februar .			12	14	2		
März . .			8	21	2		1
April . .		1	18	11			
Mai . .	4	12	15				
Juni . .	10	13	7				
Juli . .	7	22	2				
August .	6	18	7				
Septemb.	5	15	10				
October .		2	26	3			
November			12	11	4	3	5
December			6	14	11		13
Jahr . .	32	83	131	88	26	5	25
				119			
1850.							
Januar .			1	8	13	9	24
Februar .			13	14		1	
März . .			4	16	8	3	2
April . .		2	28	1	1		
Mai . .		13	15	3			
Juni . .	9	11	10				
Juli . .	5	21	5				
August .	6	21	4				
Septemb.		9	21				
October .		2	25	4			
November			28	2			
December			10	16	5		5
Jahr . .	20	79	162	64	27	13	31
				104			

Tabelle XXII. Mitteltemperatur der einzelnen Tage, nicht reducirt.

1849.	−10,9 bis −10	−9,9 bis −9	−8,9 bis −8	−7,9 bis −7	−6,9 bis −6	−5,9 bis −5	−4,9 bis −4	−3,9 bis −3	−2,9 bis −2	−1,9 bis −1	−0,9 bis 0	+0,1 bis +1	+1,1 bis +2	+2,1 bis +3	+3,1 bis +4	+4,1 bis +5	+5,1 bis +6	+6,1 bis +7	+7,1 bis +8	+8,1 bis +9	+9,1 bis +10	+10,1 bis +11	+11,1 bis +12	+12,1 bis +13	+13,1 bis +14	+14,1 bis +15	+15,1 bis +16	+16,1 bis +17	+17,1 bis +18	+18,1 bis +19	+19,1 bis +20
Januar		1		1		1	2	1	1		2	4	2	8	3	1	4														
Februar								1		1		2	4	8	6	3	1	1	1												
März											5	3	3	8	5	4	2	1													
April												1	1		2	6	3	9	2	1	1	1									
Mai																		1	1	5	3	8	7	1	1	2	2				
Juni																					1	2	4	6	4	6	5	1	1		
Juli																							5	6	7	6	4	1	1		1
August																					4	5	5	7	5	1	3	1			
September																			3	5	4	6	1	4	2	5					
October													1	1			4	4	9	6	2	2	1	1							
November		1			2	1			3		1	2	1		4	5	2	3	3	2											
December								3	2	5	8	1	6	1		1	1	2	1												
Jahr	1	1		3	1	1	5	7	6	10	10	17	12	29	23	17	21	20	18	17	15	24	23	25	19	20	14	3	2		1

Winterliche Tage 126 — Lenzliche Tg. 53, Herbstl. Tage 55 — Sommerliche Tage 131

1849 wärmster Tag . . + 19,13 (reducirt + 18,35) 9. Juli.
Kältester Tag . . − 10,23 (reducirt − 10,62) 29. Nov.
Unterschied beider . 29,36 (28,97).

Mitteltemperatur der einzelnen Tage, nicht reducirt.

1850.		−11,9 bis −11	−10,9 bis −10	−9,9 bis −9	−8,9 bis −8	−7,9 bis −7	−6,9 bis −6	−5,9 bis −5	−4,9 bis −4	−3,9 bis −3	−2,9 bis −2	−1,9 bis −1	−0,9 bis −0	+0,1 bis +1	+1,1 bis +2	+2,1 bis +3	+3,1 bis +4	+4,1 bis +5	+5,1 bis +6	+6,1 bis +7	+7,1 bis +8	+8,1 bis +9	+9,1 bis +10	+10,1 bis +11	+11,1 bis +12	+12,1 bis +13	+13,1 bis +14	+14,1 bis +15	+15,1 bis +16	+16,1 bis +17	+17,1 bis +18
Januar	− 3,164	1				1	2	1	6	9	3	1	3		2	1	1														
Februar	− 3,387												1	2	2	4	10	5	2	1	1										
März	+ 0,699								2	2	3	3	4	3	1	4	4	3	1	1											
April	+ 6,469														1		1	4	4	6	8	2	1	1							
Mai	+ 8,879															1	1	2	2	4	2	3		6	5	5					
Juni	+13,337																						2	5	5	2	3	4	4	3	2
Juli	+13,673																						2		3	2	10	8	5	1	
August	+13,143																				2			3		8	8	3	5	2	
September	+ 8,857																			4	8	7	3	3	3	2					
October	+ 5,784													1	2	5	2	3	2	5	2	5	2	2							
November	+ 5,179														1	3	6	5	4	4	3	3	1								
December	+ 0,887								2	1	2	1	4	6	2	7	3	1	2												
Jahr	+ 6,427	1				1	2	1	10	12	8	5	12	12	11	25	28	23	17	27	26	20	11	20	16	19	21	15	14	6	2

Winterliche Tage 128

Lenzl. u. herbstl. Tg 56 68 = 124

Sommerliche Tage 113

1850 wärmster Tag . . + 17,90 (reducirt + 17,37) 26. Juni.
Kältester Tag . . − 11,23 (reducirt − 11,42) 22. Januar.
Unterschied beider 29,13 (reducirt 28,79).

Tabelle XXIII.

Temperatur der Jahreszeiten.

1849.

Frühl.	Somm.	Herbst.	Kal.-Wint.	Met. Wint.	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.	Unterschied zwisch. Somm. und Winter.
+6,297	+13,158	+6,884	+1,043	+1,245	+13,906 Juli.	−0,471 Dec.	14,289	12,113 (11,911)

1850.

+5,349	+13,384	+6,607	+0,370	−0,083	+13,673 Juli.	−3,164 Jan.	16,837	13,014 (13,467)

Tabelle XXIV.

Frost- und Schneegränzen, Dauer der Schneedecke und Eisdecke.

1849.

Frost			Schnee				
letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.	Frostfreie Tage dazwischen.	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.	Schneefreie Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Eisdecke der Nagold.
22. April.	10. Oct.	170	23. April.	16. Nov.	206	Januar 5 Februar 5 März 8 April 2 Novbr. 5 Decbr. 25 80 Tage.	Januar 12 Novbr. 2 Decbr. 12 26 Tage.

1850.

5. Mai.	24. Oct.	171	3. Mai.	22. Oct.	171	Frühj. 53 Tg. Spätj. 4 Tg. ganz. J. 57 Tg. Winter 1849/50 83 Tg.	Frühj. 8 T. Spätj. — ganz. J. 8 T. Wint. 1849/50 22 Tag.

3) Brunnentemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Tabelle XXV.

Monate.	Monatsmittel der Brunnentemp.	Monatsmittel der Lufttemp.	Tiefste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tage zuvor.	Höchste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tage zuvor.	Abnahme.	Zunahme.
Dec. 48	+ 4,51	+ 1,52	+ 3,3 d. 31.	— 0,77	+ 5,3 1. Aug.	+ 6,00	2,0	
Jan. 49	+ 3,06	+ 1,53	+ 2,7 d. 8. 9.	— 4,13	+ 3,5 d. 26.	+ 4,93	0,5	0,8
Febr.	+ 3,94	+ 3,56	+ 3,0 d. 3.	+ 1,10	+ 4,8 d. 26.	+ 9,33	1,8	0,2
März	+ 4,59	+ 3,15	+ 4,3 d. 12.	+ 1,53	+ 4,8 d. 2.	+ 4,53	0,5	0,4
April	+ 6,16	+ 6,95	+ 5,0 d. 1.	+ 6,96	+ 7,0 d. 28.	+12,43		2,0
Mai	+ 8,95	+12,53	+ 7,2 d. 1.	+10,86	+10,6 d. 31.	+16,16		3,4
Juni	+12,23	+15,30	+10,8 d. 1.	+13,53	+13,2 d. 7.	+18,00	1,7	2,4
Juli	+12,76	+15,65	+11,7 d. 1.	+14,23	+13,5 d. 31.	+17,46		1,8
Aug.	+12,69	+13,92	+12,0 d. 23.	+11,80	+13,8 d. 13.	+20,60	1,8	0,3
Sept.	+11,49	+11,25	+10,0 d. 21.	+ 8,43	+13,0 d. 4.	+16,30	3,0	0,8
Oct.	+ 9,37	+ 8,60	+ 7,6 d. 30.	+ 6,80	+11,0 d. 2.	+11,43	3,2	0,6
Nov.	+ 5,29	+ 2,23	+ 3,0 d. 28.	— 6,60	+ 7,5 d. 9.	+ 8,80	4,5	1,0
Dec.	+ 2,94	— 0,45	+ 2,7 d. 30.	— 3,30	+ 3,4 d. 21.	+ 1,66	0,7	0,4
Kal.-J.	+ 7,79	+ 7,45	Jan. Dec. 49		August		0	0
Met. J.	+ 7,92	+ 7,64	Jan. Dec. 49		August		0,6	
Dec. 49	+ 2,94	— 0,45	+ 2,7 d. 30.	— 3,30	+ 3,4 d. 21.	+ 1,66	0,7	0,4
Jan. 50	+ 2,28	— 3,42	+ 1,7 d. 23.	—12,10	+ 2,8 d. 2.	— 1,66	1,1	0,7
Febr.	+ 3,88	+ 4,28	+ 2,2 d. 1.	— 8,50	+ 4,8 d. 25.	+ 3,03	0,2	2,4
März	+ 4,56	+ 1,85	+ 3,5 d. 28.	— 1,56	+ 5,1 d. 8.	+ 6,69	1,6	0,4
April	+ 6,43	+ 6,26	+ 3,7 d. 1.	+ 2,36	+ 7,4 d. 27.	+ 8,93	0,4	5,7
Mai	+ 8,23	+10,44	+ 7,0 d. 1.	+ 4,86	+ 9,5 d. 28.	+15,00	0,1	2,5
Juni	+10,84	+13,39	+ 9,7 d. 1.	+15,50	+12,0 d. 28.	+18,16	1,0	2,3
Juli	+11,95	+14,82	+10,5 d. 7.	+13,60	+13,0 d. 27.	+16,00	0,3	2,5
Aug.	+12,91	+14,27	+11,6 d. 31.	+ 9,16	+13,3 d. 15.	+11,20	1,7	0,4
Sept.	+10,36	+ 9,94	+ 9,5 d. 17.	+ 9,50	+11,7 d. 3.	+10,80	2,2	0,7
Oct.	+ 8,42	+ 6,33	+ 6,3 d. 31.	+ 3,70	+11,0 d. 9.	+11,93	4,7	0,9
Nov.	+ 6,58	+ 6,27	+ 6,1 d. 31.	+ 4,10	+ 7,2 d. 11.	+ 7,50	1,1	0,5
Dec.	+ 4,65	+ 1,00	+ 3,6 d. 25.	— 4,43	+ 6,1 d. 1.	+ 4,03	2,5	0,7
Kal.-J.	+ 7,59	+ 7,29	Jan. 1850		August			0
Met. J.	+ 7,45	+ 7,17	Jan. 1850		August			

Im Kal.-Jahr 1849 blieb die mittl. Brunnentemperatur stationär, d. h. sie war im Januar und December gleich. Die Brunnentemperatur kam der Lufttemperatur gleich im Juli und October. Im Kal.-Jahr 1850 stieg die mittlere Brunnentemperatur vom Januar bis December um 2,37; sie kam der mittleren Lufttemperatur nahe im November.

Tabelle XXVI.

1849.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter. Kal.-J.	Met. J.
Brunnentemperatur	+ 6,57	+12,56	+ 8,72	+ 3,31	+ 3,84
Lufttemperatur	+ 7,54	+14,99	+ 7,36	+ 1,54	+ 2,20
1850.					
Brunnentemperatur	+ 6,41	+11,56	+ 8,45	+ 4,57	+ 3,03
Lufttemperatur	+ 6,45	+14,14	+ 7,44	+ 0,54	— 0,09

b) Von einigen Beobachtungsorten.

1) Von Hrn. Dr. Rühle zu Canstatt.

Tabelle XXVII.

1849. Monate.	Mittel Abends 9 Uhr.	Maximum.	Minimum.	Differenz von der Lufttemp. des Therm. im Freien. *)
Januar	+ 2,65	+ 3,9	+ 1,9	+ 1,49
Februar	+ 3,94	4,9	3,0	+ 0,58
März	4,35	5,1	4,0	+ 1,18
April	6,15	7,4	5,2	— 0,63
Mai	9,16	11,2	7,7	— 3,14
Juni	11,52	12,7	10,7	— 3,69
Juli	12,35	13,5	11,6	— 2,90
August	12,29	13,0	11,6	— 1,38
September	11,73	13,1	10,5	— 0,33
October	9,46	11,1	7,6	+ 1,25
November	6,22	8,0	3,3	+ 4,07
December	3,12	4,0	2,2	+ 3,56
Jahr	7,76	13,5 Juli	1,9 Jan.	0,00
Wintermonate 1849	+ 3,30			+ 1,87
Frühling	6,55			— 0,87
Sommer	12,05			— 2,66
Herbst	9,14			+ 1,67

*) Die Temperatur des ungeschützten Thermometers, welche bei den psychrom. Verhältnissen nachzusehen ist, wurde zur Vergleichung gewählt, weil dies auch in früheren Jahren geschah und um eine Harmonie mit den früheren Beobachtungs-Resultaten herzustellen.

2) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Brunnenwärme. Tabelle XXVIII.

1849.	Mittlere monatliche Luftwärme.	Brunnen beim Ziegelbach.				
		Mittlere monatliche Temperatur.	Maximum.	Minimum.	Unterschied beider.	Unterschied von der monatl. Luftwärme.
Januar	+ 0,827	+ 7,087	+ 7,25	+ 6,80	0,45	+ 6,260
Februar	+ 2,774	+ 7,200	7,25	7,15	0,10	+ 4,426
März	+ 2,440	+ 7,180	7,30	7,10	0,20	+ 4,740
April	+ 5,625	+ 7,480	7,80	7,45	0,05	+ 1,855
Mai	+10,627	+ 7,760	8,00	7,65	0,35	— 3,067
Juni	+13,449	+ 8,130	8,20	8,05	0,15	— 5,319
Juli	+13,808	+ 8,325	8,40	8,25	0,15	— 5,483
August	+12,211	+ 8,400	8,80	8,20	0,60	— 3,811
September	+10,854	+ 8,180	8,30	8,05	0,25	— 2,674
October	+ 7,518	+ 7,940	8,10	7,70	0,40	+ 0,422
November	+ 1,380	+ 7,258	7,70	6,70	1,00	+ 5,878
December	— 0,471	+ 6,917	7,05	6,70	0,35	+ 7,388
Jahr	+ 6,767	+ 7,655	+ 8,80 August.	+ 6,70 November u. December.	2,10	+ 0,888

Brunnenwärme.

1850.	Bischoffbrunnen, stärkere Quelle, aus der steinernen Rinne fliessend.					Brunnen beim Ziegelbach.				
	Grösste Wärme.	Geringste Wärme.	Unterschied beider.	Monatl. Mittel.	Unterschied v. d. mittl. Luftwärme.	Grösste Wärme.	Geringste Wärme.	Unterschied beider.	Monatl. Mittel.	Unterschied v. d. mittl. Luftwärme.
Januar . . .	+ 8,10	+ 8,00	0,10	+ 8,017	+11,181	+ 7,00	+ 6,70	0,30	+ 6,858	+10,022
Februar . .	8,30	8,20	0,10	8,270	+ 4,883	7,00	6,80	0,20	6,890	+ 3,503
März . . .	8,05	7,90	0,15	8,000	+ 7,301	7,10	7,00	0,10	7,025	+ 6,326
April . . .	8,05	8,00	0,05	8,008	+ 1,539	7,30	7,00	0,30	7,166	+ 0,697
Mai	8,10	8,00	0,10	8,050	− 0,829	7,90	7,30	0,60	7,600	− 1,279
Juni . . .	8,30	8,10	0,20	8,167	− 5,170	8,30	8,00	0,30	8,083	− 5,254
Juli	8,40	8,25	0,15	8,340	− 5,333	8,40	8,10	0,30	8,300	− 5,373
August . .	8,40	8,30	0,10	8,333	− 4,810	8,30	8,00	0,30	8,125	− 5,018
September .	8,30	8,20	0,10	8,233	− 0,624	8,00	7,95	0,05	7,992	− 0,865
October . .	8,30	8,10	0,20	8,200	+ 2,416	8,00	7,55	0,45	7,783	+ 1,999
November . .	8,15	8,05	0,10	8,125	+ 2,948	7,75	7,30	0,45	7,583	+ 2,404
December . .	8,30	8,05	0,25	8,158	+ 7,271	7,30	7,00	0,30	7,200	+ 6,313
Kal.-Jahr . .	+ 8,40 Juli und August.	+ 7,90 März.	0,50	+ 8,158	+ 1,731	+ 8,40 Juli.	+ 6,70 Januar.	1,70	+ 7,550	+ 1,123

Erfolg gekrönten Experimenten bei der Vertauſchung der Holzkohle mit Cokes ſpricht. Er beklagt den zunehmenden Verfall der Eiſenwerke, das Eingehen der Minen, die Brodloſigkeit vieler Bergleute und Arbeiter, und führt als Urſache dieſer Umſtände den Mangel an Brennmaterial zum Ausſchmelzen des Eiſenſteines an, da bereits um jene Zeit die Wälder von dem bergmänniſchen Bezirk faſt gänzlich verſchwunden waren. Er berichtet, zum Abſtellen dieſer Uebelſtände glückliche Verſuche mit Cokes gemacht zu haben, und ſchlägt vor, dieſe anſtatt der mangelnden, Holzkohle in den Oefen zu benutzen; doch war man gegen ſeine Vorſchläge taub, obgleich durch die Annahme derſelben eine große Quantität zerbröckelter Steinkohle Anwendung gefunden hätte, die man in den Schachten unbenutzt als Abfall liegen ließ, und welche oft ſogar durch Fahrläſſigkeit der Bergleute in Brand gerieth und bedeutenden Schaden verurſachte. Holz und Eiſen ſtanden in gutem Preiſe, — die Wald- und Minenbeſitzer widerſetzten ſich der Neuerung, weil ihre Produkte natürlich dadurch gefallen wären. Dud Dudley wußte ſich jedoch 1622 ein Patent „auf die Bearbeitung des Eiſens mit Steinkohlen zur Erhaltung der Wälder“ auszuwirken, und legte jetzt Eiſenwerke an, die gutes Stab- und Gußeiſen lieferten. Die mit Hülfe von Cokes bereiteten Gußeiſenwaaren gibt er für noch beſſer aus, als die mit Holzkohlen, und ſeine nach London geſchickten Proben fanden genügende Anerkennung. Die Neuerung war aber nicht im Stande, ſich Bahn zu brechen, die Gegner derſelben waren zu mächtig; ſie hemmten Dudley, wo ſie nur immer vermochten, wußten es ſo einzurichten, daß man ihm die Verlängerung ſeines Patentes verweigerte, und als es ihm trotz dem gelungen war, ſie dennoch zu erhalten, trieben ſie ihn mit Gewalt aus ſeinen Werkſtätten und vernichteten dieſe. Es galt von jetzt an als ausgemacht, Steinkohlen ſeyen zur Gewinnung des Eiſens durchaus nicht anwendbar.

Wenn man ſich über hundert Jahre mit dieſer Annahme ruhig begnügte, ſo mag dies wohl hauptſächlich daher kommen, daß ein viel ſchärferes Gebläſe dazu gehört, um mit Cokes den Eiſenſtein zu ſchmelzen, als dies bei Holzkohlen nöthig iſt, und daß man vor der Anwendung der Dampfmaſchinen nur unter ſehr ſeltenen, beſonders günſtigen Umſtänden ein ſchärferes Gebläſe als gewöhnlich hervorbringen konnte. Da erfand in dem für den Bergbau ſo

4) Die barometrischen Verhältnisse.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Uebersicht der monatl. Extreme, Mittel und Differenzen nach den auf + 15° R. reduc. Beobachtungen, die Mittel von den Morgen- und Mittagsbeobachtungen genommen; + und — in der Spalte „Diff." bezeichnen den Ueberschuss oder Minderbetrag der Mittelstände gegen das Jahresmittel von 1849, sowie 1850, und das 20jährige von 1825—1844 (27 4,71).

Tabelle XXIX.

Monate.	1849. Barometerstand höchster.	tiefster.	mittl.	Barometrische Differenzen monatliche.	vom Jahresmittel. des Kal.-J.	des met. J.	v. 20j. Jahresmitt.	1850. Barometerstand höchster.	tiefster.	mittl.	Barometrische Differenzen monatliche.	vom Jahresmittel. des Kal.-J.	des met. J.	v. 20j. Jahresmitt.	Mittl monatl. Differenz in 20 Jahre.
Dec. 48	2711,67d.10	27 1,04 d. 5	277,616	10,63	+1,801	+1,617	+2,91	27 9,89d.25	26 8,76d.28	275,407	13,13	−0,408	−0,592	+0,700	
Jan. 49	2711,19d.24	26 9,24d.10	275,952	13,95	+0,137	−0,047	+1,24	28 0,64d.23	2610,65d.26	276,416	13,79	+1,829	+0,848	+1,706	12,38
Febr.	28 1,35d.12	27 2,58d.26	278,897	11,07	+3,082	+2,898	+4,19	2710,52d.25	26 8,04 d. 6	276,507	14,28	+1,920	+1,939	+1,797	12,03
März	2711,93 d. 6	2611,13d.28	275,972	12,80	+0,157	−0,027	+1,27	2711,87d.26	26 9,99d.23	277,171	13,88	+2,584	+2,603	+2,461	10,71
April	27 8,37d.29	2610,51d.10	272,577	9,86	−3,238	−3,422	−2,13	27 9,42d.24	27 0,50 d. 2	273,699	8,92	−0,888	−0,869	−1,011	9,54
Mai .	27 8,44d.23	27 1,90 d. 7	275,368	6,54	−0,447	−0,631	+0,66	27 6,93d.29	2610,17d.24	272,579	8,76	−2,059	−2,039	−2,181	7,79
Juni	27 7,84d.18	27 2,02d.11	275,836	5,80	+0,021	−0,163	+1,13	27 7,58d.19	27 0,08d.13	274,126	7,50	−0,461	−0,442	−0,684	7,05
Juli .	27 8,52 d. 6	27 2,00d.20	276,050	6,52	+0,235	+0,051	+1,34	27 6,14 d 3	27 0,90 d. 7	273,710	5,25	−0,877	−0,858	−1,000	6,19
Aug.	27 9,62d.21	27 4,27 d. 4	276,355	5,25	+0,530	+0,356	+1,64	27 7,21d.27	27 0,87d.21	273,907	6,34	−0,680	−0,661	−0,803	7,28
Sept.	27 8,65d.15	2610,33d.11	275,758	10,32	−0,057	−0,241	+1,05	27 8,68 d. 2	2611,92d.30	274,995	8,76	−0,592	−0,573	−0,715	8,65
Oct.	28 0,65d.29	2610,90d.11	275,876	13,75	+0,061	−0,123	+1,17	27 6,98d.13	26 8,55d.25	272,267	10,43	−2,320	−2,301	−2,443	10,88
Nov.	2711,97 d. 9	26 8,76d.25	275,738	15,21	−0,077	−0,261	+1,03	27 8,40 d. 9	26 7,94d.20	274,044	12,46	−0,543	−0,524	−0,666	10,85
Dec.	27 9,89d.25	26 8,76d.28	275,407	13,13	−0,408	−0,592	+0,70	2710,22d.23	26 9,31d.16	275,623	12,91	+1,038	+1,055	−0,913	10,56
Kal.-J.	Februar.	Nov.Dec. 49	275,815	16,89			+1,10	Januar.	November.	274,587	16,70			−0,123	
Met. J.	Februar.	Nov.Dec. 49	275,999	16,89			+1,29	Januar.	November.	274,568	16,70			−0,142	

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XXX.

Orts.	1849. Höchster Stand.	1849. Tiefster Stand.	1849. Mittl. Stand.	1850. Höchster Stand.	1850. Tiefster Stand.	1850. Mittl. Stand.
Mergentheim	28 3,70 d. 12. Febr.	26 11,00 d. 28. Dec.	27 7,67	28 3,90 d. 22. Jan.	26 10,30 d. 23. März.	
Oberstetten	27 7,53 d. 12. Febr.	26 3,23 d. 28. Dec.		27 6,18 d. 22. Jan.	26 2,43 d. 26. Jan.	
Amlishagen	27 8,00 d. 12. Febr.	26 4,00 d. 28. Dec.		27 7,00 d. 22. Jan.	26 3,50 d. 6. Febr.	
Oehringen	28 1,50 d. 12. Febr.	26 8,50 d. 28. Dec.		28 0,50 d. 22. Jan.	26 8,00 d. 6. Febr.	
Winnenden	28 0,10 d. 11. Feb. Ab.	26 7,30 d. 28. Dec.		2711,13 d. 27. Jan.	26 8,50 d. 21. Nov.	
Canstatt	28 3,10 d. 11. Feb. Ab.	26 9,05 d. 25. Nov.	276,336	28 2,00 d. 22. Jan.	26 8,26 d. 6 Febr.	27 6,68
Stuttgart	28 1,65 d. 12. Febr.	26 8,76 25. Nov. 28. Dec.	27 5,81	28 0,64 d. 25. Jan.	26 7,94 d. 20. Nov.	27 4,59
Hohenheim	27 6,70 d. 12. Febr.	26 2,30 d. 28. Dec.		27 5,60 d. 6. 7. März.	26 1,70 d. 6. Febr.	
Calw	27 8,84 d. 11. Febr.	26 4,72 d. 28. Dec.	27 1,51	27 8,84 d. 11. Febr.	26 4,72 d. 28. Dec.	27 1,51
Freudenstadt	26 0,00 d. 13. Febr.	24 8,00 d. 28. Dec.	254,687	26 4,00 d. 27. Jan.	25 0,50 d. 6. Febr.	
Bissingen	27 6,04 d. 12. Febr.	26 0,71 d. 28. Dec.	2610,94	27 3,79 d. 27. Jan.	25 11,92 d. 6. Febr.	26 9,85
Schopfloch	26 5,20 d. 11. Febr.	25 1,21 d. 28. Dec.		26 4,21 d. 6. März.	25 1,21 d. 6. Febr.	
Ennabeuren	26 3,90 d. 12. Febr.	25 0,06 d. 28. Dec.		26 2,38 d. 6. März.	24 11,73 d. 6. Febr.	
Heidenheim	27 3,00 d. 12. Febr.	25 10,00 d. 25. Nov. d. 28. Dec.		27 1,40 d. 6. März.	25 10,00 d. 6. Febr.	
Ulm	27 3,00 d. 12. Febr.	25 5,50 d. 25. Nov.		27 3,00 d. 7. Dec.	25 9,00 d. 6. Febr.	
Pfullingen	27 8,23 d. 12. Febr.	25 4,42 d. 25. Nov.		27 7,99 d. 22. Jan.	25 4,31 d. 6. Febr.	
Schwenningen	28 2,75 d. 13. Febr.	25 9,00 25. Nov. 25. Dec.	27 6,44	28 0 50 d. 6. März.	25 9,25 d. 6. Febr.	
Wangen				2610,61 d. 6. März.	26 6,00 d. 2. Oct.	
Issny	26 7,00 d. 12. Febr.	25 1,80 25. Nov.		26 5,20 d. 27. Jan.	25 2,50 d. 6. Febr.	

Das jährliche Max. 1849 fiel daher durchgängig auf den 11. bis 12. Febr., das Min. auf 25. Nov. oder 28. Dec.
Das jährliche Max. 1850 fiel abwechselnd auf Jan. und März, das jährliche Min. auf Febr. oder November.

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Canstatt durch Hrn. Dr. Rühle.

Barometerstand bei + 15°.

Tabelle XXXI.

Monate.	1849. Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Diff.	1850. Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Diff.
Januar .	27″ 6,76‴	27″ 11,91‴	26″ 9,80‴	14,11‴	27″ 6,55‴	28″ 1,89‴	26″ 11,63‴	14,26‴
Februar .	— 10,08	28 2,99	27 3,08	11,91	— 7,47	27 11,94	26 8,26	15,68
März . .	— 6,87	28 1,54	26 11,84	13,70	— 8,06	28 1,36	26 11,10	14,26
April . .	— 3,27	27 9,19	26 11,12	10,07	— 4,84	27 8,82	27 1,15	7,77
Mai . .	— 6,06	27 9,48	27 2,52	6,96	— 5,48	27 9,72	27 0,94	8,78
Juni . .	— 6,44	27 8,90	27 2,49	6,41	— 7,07	27 10,23	27 3,09	7,14
Juli . .	— 6,65	27 9,75	27 2,09	7,66	— 6,56	27 9,31	27 3,48	5,83
August .	— 7,02	27 10,66	27 4,85	5,81	— 6,65	27 10,06	27 3,07	6,99
Septemb.	— 6,40	27 9,88	26 11,05	10,83	— 7,87	27 11,33	27 2,44	8,89
October .	— 6,37	28 1,97	26 11,16	14,81	— 4,73	27 9,68	26 10,62	11,06
November	— 6,46	28 0,62	26 9,45	15,17	— 6,60	27 10,87	26 10,29	12,58
December	— 6,05	27 10,60	26 9,18	13,42	— 8,26	28 0,77	26 11,16	13,61
Kal.-Jahr	— 6,536	28 3,10 d. 11. Feb. A. 10 U.	26 9,05 den 25 Nov. Ab.	10,905 mittl. monatl. Diff.	— 6,678	28 2,00 22. Jan. Vermitt.	26 8,26 d. 6. Febr. Morg.	10,571

Absolute Jahresdifferenz 18,05‴.

Zur gewöhnl. Beobachtungszeit waren die Jahres-Extreme folgende:
Max. 28″ 2,99‴ d. 11. Febr. Abends.
Min. 26″ 9,18‴ d. 28. Dec. Morg. } Diff. 17,81‴.

Absolute Jahresdifferenz 17,74‴.

Max. 28″ 1,89‴ d. 22. u. 27. Jan. Ab.
Min. 26″ 8,26‴ d. 6. Febr. Morg. } Diff. 17,63‴.

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch. Tabelle XXXII.

1850. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1848	311,56	311,51	310,10	311,98	312,73	313,02	310,91	310,45	311,76	312,06	311,20
Januar 1849 .	310,18	—	309,90	310,30	308,37	310,49	310,47	309,71	309,94	309,86	310,33
Februar . .	313,11	315,62	314,68	314,91	314,37	315,33	311,31	313,48	312,51	314,94	312,76
März . . .	310,16	311,10	312,08	310,26	308,90	308,44	311,11	311,20	308,27	310,47	310,11
April . . .	307,17	306,42	307,27	306,99	307,36	307,04	307,21	307,57	307,34	307,15	307,27
Mai	310,06	310,94	310,54	310,34	309,94	309,30	308,97	310,61	310,97	310,40	309,79
Juni	310,70	310,90	311,77	310,98	311,25	310,64	310,02	310,50	310,73	311,19	310,42
Juli	310,92	311,68	312,06	312,04	313,41	310,74	310,21	309,96	310,70	312,01	310,26
August . . .	311,08	311,66	311,93	310,70	311,75	310,58	310,63	310,85	311,06	311,55	310,84
September .	310,53	311,48	311,56	310,93	311,11	308,37	308,82	311,59	311,46	311,13	309,89
October . .	310,17	311,04	315,86	310,67	311,63	308,32	309,63	309,89	310,80	311,62	309,62
November . .	309,88	—	308,49	310,44	310,93	310,12	310,17	309,03	309,96	309,97	309,86
Winter 18$\frac{4}{9}$.	311,62	313,56	311,56	312,40	311,82	312,95	310,90	311,21	311,40	312,29	311,43
Frühling . .	309,13	309,49	309,96	309,20	308,73	307,59	309,10	309,79	308,86	309,34	309,06
Sommer . .	310,90	311,41	311,92	311,24	312,14	310,65	310,35	310,44	310,83	311,58	310,51
Herbst . . .	310,20	311,26	311,97	310,68	311,22	308,94	308,87	310,17	310,74	310,91	309,79
Jahr	310,46	311,43	311,35	310,88	310,96	310,03	309,80	310,40	310,46	311,03	310,20
December 1849	309,20	310,46	311,67	310,23	308,97	309,54	308,24	307,55	310,02	310,33	308,49
Winter 1849 .	310,83	313,04	312,08	311,81	310,57	311,79	310,01	310,25	310,82	311,69	310,53
Jahr 1849 . .	310,27	311,30	311,48	310,73	310,66	309,74	309,38	310,16	310,31	310,88	309,97

1850. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1849	309,20	310,46	311,67	310,23	308,97	309,54	308,24	307,55	310,02	310,33	308,49
Januar 1850 .	309,43	312,36	309,28	308,42	309,52	312,96	309,77	308,98	308,77	309,31	309,69
Februar . .	310,91	313,52		314,61	313,67	311,46	310,85	311,08	307,48	313,91	310,51
März . . .	311,11	312,08	312,45	311,54	310,28	310,84	308,24	311,95	311,78	311,81	310,73
April . . .	308,74	310,10	309,08	309,36	306,79	308,50	308,03	309,03	309,91	309,10	308,60
Mai	309,36	310,09	310,15	309,09	309,39	309,56	308,83	309,14	309,65	309,69	309,17
Juni	311,14	311,72	312,05	312,68	310,85	309,87	310,00	309,99	311,62	311,92	310,82
Juli	310,72	311,36	310,79	310,99	310,80	309,77	310,69	310,52	310,76	310,96	310,62
August . . .	310,83	311,67	311,85	310,40	310,42	310,15	310,84	310,92	311,38	311,26	310,78
September . .	311,64	312,02	312,54	312,06	310,45	312,06	309,63	310,95	312,47	311,96	311,28
October . .	308,52	308,47	306,15	308,00	306,86	309,32	309,53	308,52	309,14	307,27	309,10
November . .	310,21	310,94	310,41	311,12		309,07	309,72	310,99	310,21	310,88	310,16
Winter . . .	309,85	312,11	310,48	311,09	310,72	311,32	309,62	309,20	308,76	311,18	309,56
Frühling . .	309,74	311,09	310,56	310,00	308,82	309,63	308,37	310,04	310,45	310,20	309,50
Sommer . .	310,90	311,58	311,56	311,36	310,69	309,60	310,51	310,48	311,25	311,38	310,74
Herbst . . .	310,12	310,48	309,70	309,73	308,66	310,15	309,63	310,15	310,61	310,04	310,18
Jahr . . .	310,15	311,32	310,58	310,55	309,72	310,17	309,53	309,97	310,27	310,70	309,99
+ oder — als das Jahresmitt.		+ 1,17	+ 0,43	+ 0,40	— 0,43	+ 0,02	— 0,62	— 0,18	+ 0,12	+ 0,55	— 0,16
December 1850	311,36	309,95	312,65	313,36	313,72	311,98	308,92	311,20	—	313,09	309,60
Kal.-Winter .	310,57	311,94	310,97	312,13	312,30	312,13	309,85	310,42	308,13	312,10	309,93
Kal.-Jahr . .	310,33	311,27	310,70	310,81	310,12	310,38	309,59	310,27	310,11	310,93	310,09

Bemerkungen zu Tabelle XXXIII.

1) Für 1849.

Für N fällt das Max. 315,62 in den Febr., das Min. 306,42 in den April.
„ NO „ „ 315,86 „ Oct., „ 307,27 „ April.
„ O „ „ 314,91 „ Febr., „ 306,99 „ April.
„ SO „ „ 314,37 „ Febr., „ 307,04 „ April.
„ S „ „ 315,33 „ Febr., „ 306,44 „ März.
„ SW „ „ 311,31 „ Febr., „ 307,21 „ April.
„ W „ „ 313,48 „ Febr.
im Kal.-J. 307,55 „ Dec.
im met. J. 307,57 „ April.
„ NW „ „ 312,51 „ Febr., d. Min. 307,34 „ April.

Die grösste Jahresdiff. über dem Jahresmittel zeigt im Kal.-J. NO mit 1,21,
met. J. N „ 0,97.
„ kleinste „ „ im Kal.-J. NW „ 0,04,
met. J. NW „ 0,00.
„ grösste „ „ im Kal.-J. SW „ 0,69,
met. J. SW „ 0,66.
„ kleinste „ „ im Kal.-J. W „ 0,11,
met. J. NW „ 0,00.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die 8 Winde in folgende Ordnung:

im Kal.-J.:	NO	N	O	SO	NW	W	S	SW
	311,48	311,30	310,73	310,66	310,31	310,16	309,74	309,58
im met. J.:	N	NO	SO	O	NW	W	S	SW
	311,43	311,35	310,98	310,88	310,46	310,40	310,03	309,80

Im Frühling hat den höchsten Stand NO 309,96, den tiefsten S 307,59.
„ Herbst „ „ NO 311,97 „ SW 308,87.
„ Sommer „ „ SO 312,14 „ SW 310,35.
„ Winter des Kal.-J. NO 313,04 „ SW 310,01.
des met. J. N 313,56 „ SW 310,90.

Der höchste Stand bei allen Winden tritt im Kal.-J. im Sommer, im met. J. im Winter, der tiefste im Frühling ein.

2) Für 1850.

Für N	fällt das Max.	313,52	in den	Febr.,	das Min.	306,47	in den	Oct.
„ NO	„ „	312,54	„	Sept.	„	306,15	„	Oct.
„ O	„ „	314,61	„	Febr.	„	306,00	„	Oct.
„ SO	„ „	313,67	„	Febr.	„	306,79	„	April.
	im Kal.-J.	313,72	„	Dec.				
„ S	fällt das Max.	312,96	„	Jan.	„	309,07	„	Nov.
„ SW	„ „	310,85	„	Febr.	„	308,03	„	April.
„ W	„ „	311,95	„	März	„	307,55	„	Dec.
				nach dem Kal.-J.		308,52	„	Oct.
„ NW	„ „	312,47	„	Sept.,	das Min.	307,48	„	Febr.

Die grösste Jahresdiff. über dem Jahresmittel zeigt N mit 1,17.
„ kleinste „ „ S „ 0,02.
„ grösste unter „ SW „ 0,62.
„ kleinste „ „ W „ 0,18.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung:

	N	NO	O	NW	S	W	SO	SW
	311,32	310,58	310,55	310,27	310,17	309,97	309,72	309,53
Kal.-J.:	N	O	NO	S	W	SO	NW	SW
	311,27	310,81	310,70	310,38	310,27	310,12	310,11	309,59

Im Frühling hat den höchsten Stand N 311,09, den tiefsten SW 308,37.
„ Herbst „ „ NW 310,61 „ SO 308,66.
„ Sommer „ „ N 311,58 „ S 309,60.
„ Winter „ „ N 312,11 „ W 308,76.
Nach dem Kal.-Jahr: SO 312,30 „ NW 308,13.

Der höchste Stand bei allen Winden tritt im Sommer, der tiefste im Frühling ein.

3) Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren. Tabelle XXXIII.

1849. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
Decemb. 1848	310,23	310,05	310,62	311,14			309,39	312,15	309,77	310,89	310,10
Januar 1849 .	308,79	308,14	308,97	308,17	307,46		309,11	308,99	308,19	308,18	308,98
Februar . .	311,57	313,47		313,57	314,08		310,52	311,32	312,36	313,67	311,54
März . . .	308,71	310,19	311,45	308,35	307,09		308,59	309,30	308,01	309,13	308,59
April . . .	305,69	305,89	308,09	305,23	304,91	306,36	306,29	305,29	305,42	305,69	305,74
Mai	308,65	308,24	309,16	308,70	310,51	307,11	307,72	308,11	309,45	309,11	308,38
Juni . . .	309,30	310,28	309,44	310,11	308,63	310,65	308,85	309,14	309,55	309,04	309,25
Juli	309,48	310,91	310,50	310,65	309,84	311,86	308,75	308,85	309,83	310,68	308,98
August . .	309,66	309,89	310,76	309,63	308,18		309,51	309,26	309,70	310,23	309,46
September .	309,04	310,05	309,00	309,33	307,38	308,42	307,05	309,22	310,30	309,50	308,62
October . .	308,65		313,79	309,01	310,45	307,19	308,47	308,59	307,82	309,54	308,34
November . .	308,32	301,76	308,71	311,21	312,84		308,35	307,92	307,71	308,94	308,18
December .	307,70	307,78	309,03	309,57			306,88	306,49	308,29	309,19	306,92
Frühling . .	307,68	308,11	309,57	307,43	307,50	306,73	307,53	307,57	307,63	307,98	307,57
Sommer . .	309,48	310,36	310,23	310,13	308,88	311,25	309,04	309,08	309,69	309,98	309,22
Herbst . . .	308,67	305,90	310,50	309,85	310,22	307,80	308,02	308,58	308,61	309,33	308,38
Winter . . .	309,37	309,79	309,00	310,44	310,77		308,84	308,93	309,61	310,35	309,15
Jahr . . .	308,80	308,04	309,82	309,46	309,34	306,59	308,36	308,54	308,88	309,41	308,58
Winter 1849/50 .	310,20	310,55	309,79	310,96	310,77		309,67	310,82	310,11	310,91	310,21
Klim.-Jahr .	309,01	308,73	310,02	305,59	309,34	308,59	308,56	309,01	309,01	309,55	308,82

1850. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1849	307,70	307,78	309,03	309,57			306,88	306,49	308,29	309,19	306,92
Januar 1850 .	307,83	309,16	309,17	307,17	305,59		309,53	307,11	303,71	307,50	308,14
Februar . .	309,37			313,33	312,85		308,80	309,46	308,76	313,14	309,19
März . . .	309,53	310,67	310,25	309,53			306,89	309,05	310,67	310,15	309,40
April . . .	307,27	309,58	307,74	307,89	306,87		306,86	307,51	306,74	307,77	307,10
Mai . . .	307,87	308,60	307,47	308,39	308,21	308,31	307,30	307,09	307,79	308,34	307,66
Juni . . .	309,70	310,47	310,79	310,21	310,45	308,37	308,55	308,92	309,79	310,50	308,93
Juli	309,21	309,42	309,61	309,30			309,11	309,17	309,44	309,39	309,21
August . . .	309,28	309,49	310,38	308,75	307,58		309,22	309,14	310,00	309,31	309,36
September .	310,06	311,10	311,83	310,56	308,25	311,41	308,07	309,63	310,66	310,61	308,67
October . .	307,00	305,66	305,97	302,93			308,66	307,24	306,84	304,21	307,54
November . .	308,71		308,85	309,64			307,16	310,08	308,89	309,36	308,69
December . .	309,81		312,80	311,96	309,19		307,91	308,59	309,65	311,79	308,35
Met. Winter .	308,30	308,47	309,10	310,02	309,22		308,40	307,69	306,92	309,94	308,08
Frühling . .	308,22	309,62	308,59	308,60	307,54	308,31	307,02	307,88	308,40	308,75	308,05
Sommer . .	309,40	309,79	310,26	309,42	309,01	308,37	308,96	309,08	309,78	309,73	309,17
Herbst . . .	308,59	308,38	308,88	307,64	308,25	311,41	307,96	308,98	308,79	308,06	308,30
Kal.-Winter .	309,00	309,16	310,98	310,82	309,21		308,75	308,39	307,37	310,81	308,56
Kal.-Jahr . .	308,80	309,24	309,68	309,12	308,50	309,36	308,17	308,58	308,58	309,34	308,52
Met. Jahr . .	308,63	309,19	309,19	308,93	308,53	309,36	308,08	308,41	308,46	309,16	308,40

Bemerkungen zu Tabelle XXXIII.

1) Für 1849.

Für	N	fällt das Max.	313,47	in den	Febr.,	das Min.	301,76	in den Nov.
„	NO	„	313,79	„	Oct.,	„	308,09	„ April.
„	O	„	313,57	„	Febr.,	„	305,25	„ April.
„	SO	„	314,08	„	Febr.,	„	304,91	„ April.
„	S	„	311,86	„	Juli	„	306,36	„ April.
„	SW	„	310,52	„	Febr.,	„	306,29	„ April.
„	W	„	311,32	„	Febr.,	„	305,29	„ April.
„	NW	„	312,36	„	Febr.,	„	305,42	„ April.

Die grösste Jahresdiff. über dem Jahresmittel (308,80) hat NO = +1,02, die kleinste NW=+0,08. Die grösste unter dem Jahresm. N = −0,76, die kleinste S = − 0,21.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die Winde in folgender Ordnung:

im Jahr:	NO	O	SO	NW	S	W	SW	N
	309,82	309,46	309,34	308,88	308,59	308,54	308,36	308,04

Im Sommer hat den höchsten Stand S=311,25, den tiefsten SO=308,88.
„ Winter „ SO=310,77 „ SW=308,84.
„ Frühling „ NO=309,57 „ S=306,73.
„ Herbst „ NO=310,80 „ N=305,90.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Herbst, der höchste im Sommer ein.

2) Für 1850.

Für	N	fällt das Max.	311,10	in den	Sept.,	das Min.	305,66	in den Oct.
„	NO	„	312,80	„	Dec.,	„	305,97	„ Oct.
„	O	„	313,33	„	Febr.,	„	304,93	„ Oct.
„	SO	„	312,85	„	Febr.,	„	305,59	„ Jan.
„	S	„	311,41	„	Sept.,	„	306,31	„ Mai.
„	SW	„	309,53	„	Jan.,	„	306,86	„ April.
„	W	„	310,08	„	Nov.,	„	307,09	„ Mai.
„	NW	„	310,67	„	März,	„	303,71	„ Jan.

Die grösste Jahresdiff. über dem Jahresmittel (308,80) hat NO mit 0,88.
„ kleinste „ „ O „ 0,32.
„ grösste unter „ SW „ 0,03.
„ kleinste „ „ W u. NW „ 0,22.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung:

NO	SO	N	O	W	NW	SO	SW
309,68	309,36	309,24	309,12	308,58	308,58	308,50	308,17.

Im Frühling hat den höchsten Stand N 309,62, den tiefsten SW 307,02.
„ Sommer „ NO 310,26 „ S 308,37.
„ Herbst „ S 311,43 „ O 307,64.
„ Winter „ NO 310,98 „ NW 307,37.

Der höchste Stand bei allen Winden tritt im Herbst, der niederste im Frühling ein.

wichtigen Jahr 1780 ein Eisenmeister Wilkinson das mächtige Dampfgebläse; er versuchte nun ebenfalls das Experiment mit den Cokes, und — es gelang vortrefflich. Von dieser Zeit an wurden die Holzkohlen gänzlich verdrängt, von jetzt an entwickelte sich die Eisenbetriebsamkeit mit Riesenschritten.

„Ich war der ledernen Blasebälge müde," erzählte Wilkinson in seinen alten Tagen einem Freunde, „und beschloß, mir eiserne zu verfertigen; da wurde ich aber von den Leuten ausgelacht. Ich that es jedoch, und da rief alle Welt: wer hätte das gedacht!" Zu demselben Freunde sagte er: „Sie werden es noch erleben, daß Fuhrwerke durch Dampfwagen gezogen werden. Ich selbst würde einen solchen bauen, wenn ich Zeit dazu hätte."

Uebrigens war Wilkinson nahe daran, eine noch wichtigere Entdeckung zu machen; er bereitete nämlich Steinkohlentheer, wobei sich natürlich das Gas entwickelte, welches jetzt mit so gutem Erfolg zur Beleuchtung benutzt wird; aber er ahnete nichts davon und ließ es ruhig sich verflüchtigen.

Zu bemerken ist, daß man durch die Anwendung des Dampfgebläses ein weit dünnflüssigeres Metall erhielt, so daß man also von jetzt an im Stande war, die feinsten Schmucksachen aus Eisen zu gießen, was bisher nicht gelingen wollte.

War man nun auch einen bedeutenden Schritt weiter gekommen, so wollte man doch dabei noch nicht stehen bleiben. Die unerhörten Massen von Steinkohlen, welche die hohen Oefen fortwährend verschlangen, mußten immer erst in Cokes verwandelt werden; dies kostete Zeit, und „Zeit ist Geld", sagt der Engländer. Die Steinkohlen mußten sich eben so gut roh zum Schmelzen verwenden lassen, wenn man eine noch stärkere Gluth im Ofen erzielen konnte, als das Dampfgebläse schon erzeugte. Die durch die Gewalt der Dampfmaschine dem Ofen zugeführte Luft mußte sich, während sie die beiden sich gegenüber liegenden eisernen Röhren verließ, natürlich in einen Zugwind verwandeln, der die Glut anfänglich immer etwas erkältete oder abkühlte. Um diesem Uebelstande zu begegnen, kam man darauf, die beiden Röhren oder Pfeifen rothglühend zu machen und heißen Wind in den Schmelzofen zu blasen. Hierdurch beutete man den Eisenstein nicht nur weit nachdrücklicher aus, sondern kam nun auch

4) Des Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XXXIV.

Barometerstand auf + 15° R. reducirt.

Monate.	1849. Max.	1849. Min.	1849. Mittel aus Morg. und Mittag.	1849. Monatl. Unterschied.	1850. Höchster Stand.	1850. Tiefster Stand.	1850. Mittlerer Stand Morgens 7 Uhr.	1850. Mittlerer Stand Mittags 2 Uhr.	1850. Mittel aus Morg. und Mittag.	1850. Monatl. Unterschied.
Januar . . .	27" 6,87"'	26" 5,62"'	27" 1,765"'	13,25"'	27" 8,23"'	26" 7,13"'	27" 1,396"'	27" 1,266"'	27" 1,331"'	13,10"'
Februar . .	27 8,84	26 10,30	27 4,656	10,54	27 6,56	26 3,88	27 2,212	27 2,326	27 2,269	14,68
März . . .	27 8,15	26 7,07	27 1,744	13,08	27 8,12	26 6,13	27 2,880	27 2,806	27 2,843	13,99
April . . .	27 3,42	26 6,70	26 10,249	8,72	27 3,51	26 8,92	27 0,042	26 11,803	26 11,922	6,39
Mai	27 3,84	26 8,80	27 0,977	7,04	27 4,43	26 8,60	27 0,599	27 0,344	27 0,471	7,83
Juni . . .	27 3,70	26 10,12	27 1,565	5,58	27 4,98	26 10,45	27 2,309	27 2,165	27 2,237	6,53
Juli	27 4,30	26 9,87	27 1,865	6,43	27 3,55	26 11,29	27 1,665	27 1,543	27 1,604	4,26
August . . .	27 5,25	27 0,67	27 2,187	4,58	27 4,50	26 11,02	27 1,775	27 1,636	27 1,705	5,48
September .	27 4,44	26 7,04	27 1,821	9,40	27 5,80	26 9,85	27 3,066	27 2,874	27 2,970	7,95
October . .	27 8,16	26 6,86	27 1,352	13,30	27 3,92	26 6,29	26 11,881	26 11,802	26 11,841	9,63
November .	27 7,15	26 5,45	27 1,344	13,70	27 5,23	26 6,04	27 1,325	27 1,576	27 1,550	11,19
December .	27 5,27	26 4,72	27 0,780	12,55	27 6,97	26 7,40	27 3,065	27 3,065	27 3,065	11,57
Jahr . . .	27 8,84	26 4,72	27 1,509	16,12	27 8,23	26 3,88	27 1,701	27 1,600	27 1,650	Jahresunterschied
	11. Feb. Ab.	28. Dec. Mittags.		Jahresunterschied 16,12	27. Jan. Abends.	6. Febr. Morgens.				16,35

5) Windverhältnisse nach den Windfahnen.

a). Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Bei Berechnung der mittleren Windrichtung nach Lambert sind die auf 100 reduc. Beobachtungen zu Grunde gelegt. Die mittlere arithmetische Windrichtung ist das arithmetische Mittel der 8 Hauptwindrichtungen. S ist = 360°. Bei dem Verhältniss der nördlichen Richtungen zu den südlichen, der östlichen zu den westlichen sind je die ersteren zu 100 angenommen. Die mittlere Windstärke ist nach Kämtz Lehrbuch I, S. 165 berechnet. Die Stärke der Strömung ist die Summe aller Beobachtungen, bei welchen die Strömung einen der Grade 1—4 zeigte. Windige Tage sind diejenigen, an denen die Strömung die Grade 1 und 2, stürmische, an denen sie die Grade 3 und 4 zeigte.

Tabelle XXXV.

1849. Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	Verhältniss d. nördlichen zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittl. Windrichtung arithmet.	Mittl. Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz.	Stärke der Strömung.
December 1848	1	7	34	19	7	22	3	0		6	2	6,00	0,41	222°	318°47′	45,24	16
Januar 1849 .	8	9	12	8	18	28	5	5		14	2	2,45	1,31	195	40 50	37,76	26
Februar . . .	8	12	6	1	5	25	13	14		6	2	0,90	2,73	140	95 52	30,37	21
März	18	14	12	4	0	18	6	20		3	2	0,42	1,46	156	16 6	30,09	17
April	7	8	9	9	11	16	6	24		2		0,92	1,76	183	93 24	13,82	4
Mai	13	6	28	9	7	18	2	9	1	7		1,21	0,67	138	278 5	19,02	11
Juni	12	11	16	6	9	12	14	10		2		0,81	1,09	190	162 5	5,97	4
Juli	13	22	6	8	3	24	7	10		12		0,78	1,14	168	159 5	11,51	16
August . . .	16	15	13	0	7	22	6	13	1	4		0,66	1,46	174	151 24	16,18	6
September . .	10	14	25	4	8	14	10	4	2	4		0,92	0,65	187	262 23	16,80	10
October . . .	5	9	20	10	3	25	9	11		9	1	1,92	1,15	171	143 50	17,83	22
November . .	7	3	23	19	6	17	1	13	1	4		1,82	0,69	209	328 50	22,34	6
December . .	13	15	10	7	8	24	4	12		6		9,75	1,25	178	118 4	4,75	20
Kal.-Jahr . .	130	138	180	85	75	243	83	145	5	73	7	0,97	1,16	177	103 38	9,34	163
Met. Jahr . .	118	130	204	97	74	241	82	133	5	73	9	1,08	0,94	174	277 35	6,29	159

1850. Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge	Stürm. Tage	Verhältniss d. nördlichen zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittl. Windrichtung arithmet.	Mittl. Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz	Stärke der Strömung.
Dec. 1849 . .	13	15	10	7	8	24	4	12				9,75	1,25	178°	118° 4'	4,75	20
Januar 1850 .	12	31	20		3	18	1	7	1	7		0,42	0,51	177	225 8	35,25	15
Februar . . .	11	3	8	7	5	34	14	12		12	1	2,87	3,33	137	54 34	54,95	31
März	23	16	9		3	10	5	26	1	8	1	0,20	1,70	168	168 30	59,92	19
April	6	12	12	8	15	18	12	7		7		1,64	1,16	197	29 8	14,66	13
Mai . . .	11	13	17	3	11	14	5	17	2	7		0,68	1,09	197	186 35	9,96	15
Juni	9	20	11	5	7	13	11	14		8		0,58	1,05	185	172 17	11,69	12
Juli	10	14	5	3	3	32	10	16		4		0,95	2,63	138	97 36	28,17	9
August . . .	17	7	5	8	6	29	11	9	1	9		1,30	2,45	152	80 13	47,89	16
September . .	24	7	21	3	7	13	4	11		5		0,54	0,90	194	201 5	21,92	6
October . . .	11	8	7	1	10	20	14	22		4		0,76	3,50	257	108 33	32,04	8
November . .	1	2	8	2	10	32	21	14		7		2,59	5,58	136	62 20	31,98	21
December . .	4	24	16	8	9	19	13			10	1	1,28	0,66	196	329 19	15,18	33
Kal.-Jahr . .	129	157	139	48	89	152	121	155	5	81	3	1,15	2,04	168	99 48	41,17	198
Met. Jahr . .	138	148	133	47	88	257	112	167	5	77	2	1,85	2,10	176	110 32	38,80	185

Eine Vergleichung der Jahre 1848, 1849 und 1850 rücksichtlich der mittleren Windrichtung nach Lambert und den arithmetischen Windrichtungen gibt folgende Tabelle.

Tabelle XXXVI.

1849. Monate.	Mittlere Windrichtung nach Lambert. 1848.	1849.	1850.	Die mittlere Windrichtung von 1849 war gegen 1848		Die mittlere Windrichtung von 1850 war gegen 1849	
Dec. des vor. J.	247°50′	318°47′	118° 4′	südlich.	westl.	nördl.	westl.
Januar . . .	218 5	40 50	225 8	südl.	westl.	nördl.	östl.
Februar . . .	44 17	95 52	54 34	nördl.	östlich.	südl.	östl.
März	42 55	16 6	168 30	südl.	östl.	nördl.	östl.
April	26 27	93 24	20 8	nördl.	östl.	südl.	östl.
Mai	231 11	278 5	186 35	südl.	östl.	nördl.	westl.
Juni	74 11	162 5	172 17	nördl.	östl.	südl.	westl.
Juli	127 30	159 5	97 36	nördl.	östl.	südl.	westl.
August . . .	82 30	151 24	80 13	nördl.	östl.	südl.	westl.
September . .	191 5	162 23	201 5	südl.	westl.	nördl.	östl.
October . . .	221 13	143 50	108 37	nördl.	westl.	südl.	westl.
November . .	56 46	328 50	62 20	südl.	östl.	nördl.	westl.
December . .	311 37	118 4	329 19	nördl.	westl.	nördl.	westl.
Kal.-Jahr . .	95 49	103 38	99 48	nördl.	östl.	südl.	westl.
Met. Jahr . .	135 14	277 35	110 32	südl.	östl.	nördl.	westl.
20jähr. Mittel .	183 58	(Kal.-J.		südl.	westl.	südl.	westl.
		(Met. J.		südl.	westl.	nördl.	westl.

1850. Monate.	Mittl. arithmetische Windrichtung. 1848.	1849.	1850.	Die mittl. arithmet. Windricht. von 1849 war gegen 1848		Die mittl. arithmet. Windricht. von 1850 war gegen 1849	
Dec. des vor. Jahrs.	240	222	178	nördl.	westl.	nördl.	westl.
Januar	214	195	177	nördl.	westl.	nördl.	westl.
Februar	141	140	137	südl.	westl.	südl.	westl.
März	174	156	168	südl.	westl.	nördl.	östl.
April	183	183	197	gleich	gleich	südl.	östl.
Mai	216	198	197	nördl.	westl.	nördl.	westl.
Juni	139	190	185	nördl.	östl.	nördl.	westl.
Juli	155	168	138	nördl.	östl.	südl.	westl.
August	127	174	152	nördl.	östl.	südl.	westl.
September . . .	183	187	194	südl.	östl.	nördl.	westl.
October	197	171	257	nördl.	westl.	nördl.	westl.
November . . .	160	209	136	südl.	östl.	südl.	westl.
December . . .	222	178	196	nördl.	westl.	nördl.	östl.
Kal.-Jahr	173	177	168	nördl.	östl.	südl.	westl.
Met. Jahr . . .	177	174	176	südl.	westl.	nördl.	östl.
20jähriges Mittel .	174	(Kal.-J.		nördl.	östl.	südl.	westl.
		(Met. J.		gleich	gleich	nördl.	östl.

b) Von den übrigen Beobachtungsorten.

Tabelle XXXVII.

Orte.	1849. N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	1850. N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.
Mergentheim .	31	243	38	21	6	358	110	262		99	16	26	204	33	22	6	372	189	241		106	12
Oberstetten .	58	44	222	37	32	55	580	76		190	22	71	65	171	34	20	56	604	74		193	41
Amlishagen .	84	49	166	85	45	65	461	140		73	28	109	63	135	62	26	59	525	116		83	30
Oehringen . .		267	6	109		663	7	43		41	4	1	234	5	75	1	698	9	72		51	7
Winnenden .	92	103	164	81	137	193	236	80		92	27	107	120	85	76	134	247	200	126		82	25
Canstatt . .	109	77	30	53	62	184	113	184		55	11	105	80	26	26	36	188	136	172		39	6
Stuttgart . .	130	138	180	85	75	243	83	145	5	73	7	129	157	139	48	89	252	121	155	5	81	3
Hohenheim . .	1	177	28	235	1	212	8	433		99	10	2	165	9	189		161	6	563		100	6
Calw	78	288	22	28	38	85	35	156		232	26	65	257	26	31	31	98	36	186		227	28
Freudenstadt .	22	29	264	61	14	86	491	81														
Bissingen . .	10	70	405	35	46	353	10	126		104	5	13	122	398	21	38	356	10	137		162	7
Schopfloch . .	74	99	151	89	84	295	194	109		349	23	90	110	149	68	48	319	193	118		344	20
Ennabeuren .	49	72	161	43	23	283	280	184		284	74	47	67	190	26	3	277	296	189		288	72
Heidenheim .	106	55	59	145	78	121	85	446		172	2	108	71	40	110	95	137	131	403		195	5
Ulm	17	141	120	30	13	123	351	262			8	78	157	119	19	5	99	397	218			13
Pfullingen . .	39	19	158	7	70	91	571	141		50	19	79	47	139	35	57	33	630	100		73	22
Schwenningen	88	92	49	62	142	312	239	111		83	6	107	108	71	47	119	264	264	115		100	9
Wangen . . .												59	226	85	53	138	315	153	17			9
Issny	8	65	355	22	45	198	29	8		196	23	19	201	268	31	81	183	39	8		195	21

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Des Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XXXVIII. Wind-Verhältnisse.

1849. Monate.	Mittlere Windrichtung nach Graden.	Mittlere Windrichtung nach der Windrose.	Maximum. Wind.	Maximum. Zahl.	Minimum. Wind.	Minimum. Zahl.	O—N. Summe.	O—N. Stärke.	W—S. Summe.	W—S. Stärke.	Mittl. Stärke von allen Winden.	N : S verhält sich = 100 :	O : W verhält sich = 100 :
December 1848 .	185,85	N +5,85	SW	35	NW	1	46	1,50	47	1,04	1,27	: 917	: 91
Januar 1849. . .	129,15	NW ¼ W +5,40	SW	50	N	0	19	1,42	74	1,49	1,47	: 620	: 353
Februar	118,35	WNW +5,85	W	38	S	2	14	0,86	70	1,51	1,40	: 120	: 633
März	160,20	NNW +2,70	W	19	S	2	37	1,03	56	1,29	1,18	: 91	: 186
April	166,95	NNW +9,45	SW	28	N	4	33	0,97	57	1,47	1,29	: 162	: 169
Mai	197,55	N ¼ NO +6,30	O	21	N.NO.W	8	46	1,38	47	1,49	1,44	: 137	: 97
Juni	172,80	N ¼ NW +4,05	SW	18	NO	7	35	1,60	55	1,46	1,53	: 120	: 190
Juli	154,80	NW ¼ N +8,55	SW	27	SO	1	39	1,62	54	1,78	1,71	: 103	: 158
August	143,10	NW +8,10	W	29	SO	1	37	1,54	56	1,12	1,29	: 70	: 241
September . . .	205,20	NNO +2,70	O	28	N	4	48	1,98	42	2,02	2,00	: 168	: 75
October	162,00	NNW +4,50	SW	28	NO	3	29	1,93	64	1,59	1,70	: 320	: 235
November . . .	185,40	N +5,40	SW	25	N	0	37	1,33	53	1,11	1,20	: 283	: 116
Winter 18⅓ . .	145,35	NW +10,35	SW	104	NO	6	79	1,37	191	1,38	1,38	: 392	: 243
Frühling	175,50	N ¼ NW +6,75	SW	64	N. S	20	116	1,13	160	1,42	1,30	: 130	: 151
Sommer	157,05	NW ¼ N 10,80	SW	64	SO	12	111	1,61	165	1,45	1,51	: 98	: 196
Herbst	164,20	N +4,20	SW	68	N	10	114	1,75	159	1,57	1,63	: 257	: 142
Met. J. Dec.—Nov.	165,15	NNW +7,65	SW	300	N	70	420	1,47	675	1,46	1,46	: 176	: 170
December 1849 .	175,50	N ¼ NW +6,75	SW	30	NW	4	39	0,90	54	1,54	1,27	: 281	: 150
Winter des Kal.-J.	141,00	NW +6,00	SW	99	NO	9	72	1,08	198	1,51	1,38	: 285	: 293
Kal.-Jahr. . . .	164,25	NNW +6,75	SW	295	N	74	413	1,30	682	1,49	1,45	: 166	: 176

Wind-Verhältnisse.

1850. Monate.	Mittlere Windrichtung nach Graden.	der Windrose.	Maximum. Wind.	Zahl.	Minimum. Wind.	Zahl.	O—N. Summe.	Stärke.	W—S. Summe.	Stärke.	Mittl. Stärke von allen Winden.	N : S verhält sich =100 :	O : W verhält sich =100 :
December 1849 . .	175,50	N ¼ NW+6,75	SW	30	NW	4	39	0,90	54	1,54	1,27	: 281	: 150
Januar 1850 . . .	186,75	N +6,75	O	29	S	3	53	1,19	40	1,52	1,33	: 159	: 82
Februar	107,10	W ¼ NW+5,85	SW	44	NO	0	11	1,18	73	2,15	2,02	: 540	: 700
März	153,90	NW ¼ N +7,65	NW	19	S	1	38	1,21	55	1,35	1,29	: 55	: 200
April	155,70	NW ¼ N +9,45	SW	27	SO	3	33	1,21	57	1,07	1,12	: 148	: 162
Mai	173,25	N ¼ NW+4,50	SW	20	S	3	46	1,54	47	1,32	1,43	: 89	: 113
Juni	167,40	NNW +9,90	SW	18	S	3	45	1,67	45	1,73	1,70	: 64	: 131
Juli	143,55	NW +8,55	SW	27	S	2	34	1,59	59	1,69	1,66	: 121	: 211
August	132,75	NW ¼ W+9,00	SW	33	SO	3	24	1,42	69	1,43	1,43	: 191	: 350
September . . .	181,35	N +1,35	O	18	S	2	50	1,48	40	1,12	1,32	: 41	: 109
October	133,65	NW ¼ W+9,90	SW	27	SO	3	24	1,71	69	1,36	1,45	: 113	: 492
November . . .	106,65	W ¼ NW+5,40	SW	41	SO	0	11	1,00	79	1,49	1,43	: 522	: 913
Winter $\frac{1849}{50}$ . . .	157,95	NNW +0,45	SW	97	NO	13	103	1,09	167	1,74	1,54	: 279	: 172
Frühling	164,70	NNW +7,20	SW	64	S	14	117	1,32	159	1,25	1,28	: 91	: 153
Sommer	147,60	NW ¼ N+1,35	SW	78	S	11	103	1,57	173	1,60	1,59	: 112	: 210
Herbst	139,95	NW +4,95	SW	77	SO	9	85	1,48	188	1,37	1,40	: 122	: 312
Met. Jahr . . .	153,00	NW ¼ N+6,75	SW	316	S	54	408	1,37	687	1,50	1,45	: 133	: 200
December 1850 .	178,20	N ¼ NW+9,45	SW	33	NW	0	48	1,10	45	1,49	1,29	: 544	: 93
Winter des Kal.-J.	145,80	NW +10,80	SW	100	S	10	112	1,15	158	1,80	1,53	: 336	: 150
Kal.-Jahr	137,25	NW +2,25	SW	319	S	48	417	1,38	678	1,53	1,47	: 137	: 193

Bemerkungen zu Tabelle XXXVIII.

1) Für 1849.

Bemerkung: Die Zahlen, Zeichen und Worte in ( ) betreffen das met. Jahr.

Die meisten N Winde	15	hat der	Aug.,	die wenigst.	0	Jan. u. Nov.
„ NO „	17	„	Juli,	„	1	Jan.
„ O „	(28)	„	(Dec. u. Sept.),	„	4	Febr.
	28		Sept.			
„ SO „	16	„	Nov.,	„	1	Juli u. Aug.
„ S „	(10)	„	(Mai, Oct., Nov.).			
	10	„	Mai, Oct., Nov., Dec.,		2	Febr. u. März.
„ SW „	30	„	Jan.,	„	15	Sept.
„ W „	36	„	Febr.,	„	(4	Dec.)
					8	Jan. u. Mai.
„ NW „	17	„	März,	„	(1	Dec.)
					4	Dec.
„ O—N „	48	„	Sept.,	„	14	Febr.
„ W—S „	74	„	Jan.,	„	42	Sept.

Bei dem Verhältniss von N : S ist die südliche Richtung am vorherrschendsten im (Dec. = 100 : 917), im Jan. = 100 : 620.

Bei dem Verhältniss von N : S ist die nördliche Richtung am vorherrschendsten im Aug. = 100 : 70.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die westliche Richtung am vorherrschendsten im Febr. = 100 : 633.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die östliche Richtung am vorherrschendsten im Sept. = 100 : 75.

Die O—N Winde wehten	am stärksten	1,98	im Sept.
	„ schwächsten	0,86	im Febr.
Die W—S Winde wehten	am stärksten	2,02	im Sept.
	„ schwächsten	(1,04	im Dec.)
		1,11	im Nov.

Der windigste Monat war mit 2,00 der Sept.
„ ruhigste „ „ 1,18 der März.

Unter den Jahreszeiten hat die meisten O—N Winde:
116 der Frühling.
„ „ „ „ W—S Winde:
(191) der Winter.
198

Am stärksten wehten die Winde im Herbst 1,83.
„ schwächsten „ „ Frühling 1,30.

2) Für 1850.

Die meisten N Winde 15 hat der Sept., die wenigsten 1 der Febr.
„ NO „ 17 „ Mai u. Juni, „ 0 „ Febr.
„ O „ 29 „ Jan., „ 3 „ Febr.
„ SO „ 9 „ Jan u. Mai, „ 0 „ Nov.
„ SO „ 12 hat nach dem Kal.-Jahr der Dec.
„ S „ 10 hat der Dec. u. Apr., die wenig. 1 „ März.
„ SW „ 44 „ Febr., „ 9 „ Sept.
„ W „ 29 „ Nov., „ 7 „ Jan.
„ NW „ 19 „ März, „ 3 „ Nov.
Die wenig. NW „ hat nach dem Kal.-Jahr 0 „ Dec.
Die meisten O—N Winde 53 hat der Jan., die wenig. 11 der Febr. u. Nov.
„ W—S „ 78 „ Nov., „ 40 „ Jan. u. Sept.

Bei dem Verhältniss von N : S ist die nördliche Richtung am vorherrschendsten im März 100 N : 55 S.

Bei dem Verhältniss von N : S ist die südliche Richtung am vorherrschendsten im Febr. 100 N : 540 S.

Nach dem Kal.-Jahr ist bei dem Verhältnisse von N : S am vorherrschendsten die südliche im Dec. 100 N : 544 S.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die östliche am vorherrschendsten im Januar 100 O : 82 W.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die westliche Richtung am vorherrschendsten im Nov. 100 O : 913 W.

Die O—N Winde wehten im met. Jahr } am stärksten 1,71 im Oct.
am schwächsten 0,90 im Dec.
nach dem Kal.-Jahr 1,00 im Nov.
Die W—S Winde wehten am stärksten 2,15 im Febr.
„ schwächsten 1,07 im April.

Der windigste Monat war mit 2,02 der Februar.
„ ruhigste „ „ 1,12 der April.

Unter den Jahreszeiten hat die meisten O—N Winde 117 der Frühling, die wenigsten 85 der Herbst, die meisten W—S Winde 188 der Herbst, die wenigsten 159 der Frühling, nach dem Kal.-Jahr 158 der Winter.

Am stärksten wehten die Winde 1,59 im Sommer.
„ schwächsten „ „ 1,28 im Frühling.

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle XXXIX.

Vom Jahr 1849.

Die meisten N Winde hatte der Juli (10) die wenigsten Oct. (0).
" NO " Aug. (15) " Febr. (0).
" O " Sept. (30) " Febr. (2).
" SO " Juni (9) " Dec. (0).
" S " April (10) " Jan. Febr. März Aug. Nov. Dec. (0).
" SW " Jan. (47) " März, Aug. (12).
" W " Juli (33) " Mai (11).
" NW " Febr. (30) " Jan. Dec. (8).

Bei dem Verhältniss N : S ist die nördliche Richtung am vorherrschendsten im Aug. 100 N : 30 S.

Bei dem Verhältniss N : S ist die südliche Richtung am vorherrschendsten im Jan. 100 N : 480 S.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die östliche Richtung am vorherrschendsten im Sept. 110 O : 107 W.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die westliche Richtung am vorherrschendsten im Febr. 100 O : 2666 W.

Der windigste Monat war der Febr. mit 1,90.
" ruhigste " " Juni " 1,11.

Vnter den Jahreszeiten hat die meisten ON Winde der Frühling 98, die wenigsten der met. Winter 37, die meisten WS Winde der met. Winter 233, die wenigsten der Frühling 178.

Am stärksten wehten die Winde im Kal.- und met. Winter 1,76, am schwächsten im Sommer 1,26.

Vom Jahr 1850.

Die meisten N Winde hatten d. Aug. u. Jan. (8) d. wenig. Febr. Nov. u. Dec. (0).
" NO " " Juni (20) " Febr. (0).
" O " " Dec. (33) " Febr. (3).
" SO " " April (16) " März, Juli, Oct., Nov. (0).
" S " " Mai, Juni, Sept. (1) " alle übrigen Mon. (0).
" SW " " Aug. u. Nov. (34) " März (14).
" W " " Febr. (47) " Sept. (13).
" NW " " März (34) " Jan. (1).
" ON " " Jan. (49) " Febr. (5).
" WS " " Nov. (81) " Jan. u. Juni (44).

Bei dem Verhältniss von N : S ist die nördliche Richtung am vorherrschendsten im März 100 N : 28 S.

Bei dem Verhältniss von N : S ist die südliche Richtung am vorherrschendsten im Dec. 100 N : 486 S.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die östliche Richtung am vorherrschendsten im Jan. 100 O : 107 W.

Bei dem Verhältniss von O : W ist die westliche Richtung am vorherrschendsten im Febr. 100 O: 2033 W.

Der windigste Monat war der Febr. mit 1,84.
" ruhigste " " Sept. mit 1,02.

Unter den Jahreszeiten hat die meisten ON Winde der Kal.-Winter 95, und der Sommer 90, die wenigsten der Herbst 60, die meisten WS der Herbst 213, die wenigsten der Kal.-Wint 175, und der met. Winter 184.

Am stärksten wehten die Winde im Kal.-Winter 1,55, und met. Winter 1,49.
" schwächsten " " Sommer 1,24.

dahin, die roh e Steinkohle ſtatt der Cokes anzuwenden, wodurch der Verbrauch des Brennmaterials bedeutend vermindert wurde.

Aeußerſt intereſſant iſt es, an Ort und Stelle mit anzuſehen, wie ſich der rohe Eiſenſtein durch Feuer und Waſſer, durch Hämmer, Scheeren und Walzwerke, genug durch alle nur erſinnlichen Martern und Torturen drängen muß, bevor er ſich in einen Eiſenſtab verwandelt, den man für wenige Groſchen kaufen kann, und der für den Augenblick noch zu nichts zu gebrauchen iſt; weniger intereſſant, ja ermüdend würde eine weitläufige Beſchreibung und Aufzählung des ganzen Verfahrens ſeyn; es ſoll daher nur in ſeinen Hauptmomenten angeführt werden.

Der Eiſenſtein findet ſich in dem Staffordſhirer Kohlenfelde bald über, bald unter dem Steinkohlenlager, und zwar entweder in fortlaufenden Adern oder in einzelnen, mehrere Pfund ſchweren Nieren in Betten von harter Thonerde. Es iſt zu bewundern, in welchen engen Räumen die Bergleute arbeiten, die ihn zu Tage fördern. Hätte ſelbſt die Eiſenſteinſchicht nicht mehr als zwei Fuß Tiefe, ſo hüten ſie ſich dennoch, ringsherum tiefer einzuſchlagen, um mehr Raum für ihre Bewegungen zu gewinnen; bei 2½ Fuß Tiefe ſind ſie ſchon überglücklich. Die Betten harter Thonerde mit den Eiſenſteinnieren haben eine Mächtigkeit von 2—6 Fuß. Sind dieſe von den Bergleuten herausgeſchlagen, ſo werfen ſie Erde hinter ſich, um die leeren Räume ſo gut wie möglich wieder zu füllen und das Nachſinken von oben her zu verhindern; denn die Bergleute arbeiten immer heimwärts, d. h. ſie gehen von dem tiefſten Punkt der Schicht durch einen äußerſt engen Gang bis zum höchſten Punkt vor, dem allmähligen Anſteigen derſelben folgend, und arbeiten nun von hinten her auf den Punkt zu, von welchem ſie ausgingen. Dies hat den Vortheil, daß ein Einſturz hinter ihnen nicht gleich die Möglichkeit der Bearbeitung eines Schachtes aufhebt, und daß man beim Fortſchaffen des gewonnenen ſchweren Materials nach dem Anfangspunkte hin, von wo aus es in die Höhe gewunden wird, ſtets eine geneigte Fläche hat, auf welcher die kleinen Wagen faſt durch ihr eigenes Gewicht bergab laufen.

Bevor der Eiſenſtein in den Schmelzofen kommt, wird er geröſtet oder calcinirt, um ihn von verſchiedenen Beimiſchungen zu befreien, als von Schwefel, Arſenik u. ſ. w., wodurch er 20 bis 30 Procent an ſeiner Schwere einbüßt. Dies geſchieht unter

2) Des Hrn. Pfarrer Schiler

Tabelle XXXIX.

1849. Monate.	Summe		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S =	O : W =	Richtung.	Stärke.
December 1848	17	76	100 : 530	100 : 543	92°W	1,53
Januar . . .	18	77	100 : 480	100 : 513	101,W ¼ NW	1,85
Februar . .	4	80	100 : 56	100 : 2667	105 W ¼ NW	1,90
März . . .	35	58	100 : 51	100 : 215	159 NNW	1,03
April . . .	24	66	100 : 136	100 : 329	162 NNW	1,38
Mai	39	54	100 : 87	100 : 144	166 NNW	1,29
Juni	23	67	100 : 121	100 : 332	144 NW ¼ N	1,11
Juli	32	61	100 : 115	100 : 273	135 NW	1,49
August . . .	29	64	100 : 29	100 : 291	137 NW	1,19
September . .	44	46	100 : 169	100 : 107	175 N	1,36
October . .	26	67	100 : 345	100 : 238	143 NW ¼ N	1,42
November . .	21	69	100 : 291	100 : 265	98 W	1,18
December . .	32	61	100 : 129	100 : 210	131 NW	1,54
Frühling . .	98	178	100 : 95	100 : 229	162 NNW	1,43
Sommer . .	84	192	100 : 88	100 : 299	139 NW	1,26
Herbst . . .	91	182	100 : 268	100 : 203	137 NW	1,32
Winter . . .	52	218	100 : 222	100 : 1130	112 WNW	1,76
Jahr . . .	325	770	100 : 168	100 : 465	138 NW	1,44
Winter 18$\frac{48}{49}$.	37	233	100 : 355	100 : 1241	99 W ¼ NW	1,76
Kal.-Jahr . .	310	785	100 : 201	100 : 493	144 NW ¼ N	1,44

zu Ennabeuren.

Wind-Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
SW	W	O	NO	NW	N			NO	O	SW	W	N	NW		
53	19	11	4	4	2			4,00	2,50	1,38	1,16	1,00	1,00		
SW	W	O	NW	N	NO	SO		N	W	O	NO	SW	N	S	
47	22	13	8	1	1	1		2,37	2,14	2,07	2,00	1,59	1,00	1,00	
W	NW	SW	O	N	SO			W	NW	SW	N	SO	O		
33	30	17	2	1	1			2,12	1,87	1,82	1,00	1,00	0,50		
NW	W	SW	O	N	SO	NO		SW	W	O	N	NW	SO	NO	
24	22	12	12	8	8	7		2,25	1,59	1,58	1,50	1,46	1,00	0,85	
W	SW	NW	S	N	O	SO	NO	NW	W	SW	NO	O	SO	S	N
24	17	15	10	7	7	7	3	1,80	1,62	1,47	1,33	1,14	1,14	0,80	0,71
SW	O	NW	W	NO	SO	N	S	W	SW	O	NW	NO	N	S	SO
22	19	19	11	10	7	3	2	1,81	1,45	1,21	1,21	1,10	1,00	1,00	0,71
W	SW	NW	SO	O	NO	N	S	SW	SO	N	NO	W	S	O	NW
31	17	15	8	6	5	4	4	1,29	1,25	1,25	1,20	1,06	1,00	1,00	0,93
SW	W	O	NW	N	NO	SO	S	W	SW	O	NO	NW	SO	S	N
28	21	16	11	10	5	1	1	1,76	1,68	1,50	1,40	1,18	1,00	1,00	0,90
W	NW	NO	SW	N	O	SO		W	O	NW	NO	SO	SW	N	
30	22	15	12	7	6	1		1,43	1,33	1,14	1,07	1,00	1,00	0,68	
O	W	SW	NW	SO	N	NO	S	W	N	NW	O	SO	SW	NO	S
36	19	17	9	4	2	2	1	1,63	1,50	1,44	1,39	1,25	1,12	1,00	0,00
SW	W	O	NW	S	SO	NO		NO	O	SW	W	NW	SO	S	
30	23	21	9	5	3	2		2,00	1,57	1,43	1,39	1,33	1,00	1,00	
SW	W	NW	NO	O	N	SO		N	NW	SW	NO	O	W	SO	
33	22	14	9	7	3	2		2,00	1,71	1,12	1,11	1,00	1,00	0,00	
SW	W	O	NO	NW	N			W	NO	NW	O	SW	N		
31	22	16	13	8	3			2,00	1,85	1,38	1,37	1,23	1,00		
NW	W	SW	O	SO	NO	N	S	SW	W	NW	O	NO	N	SO	S
58	57	51	38	22	20	18	12	1,72	1,71	1,49	1,31	1,09	1,07	0,95	0,90
W	SW	NW	O	NO	N	SO	S	W	SW	O	NO	SO	NW	S	N
82	57	48	28	25	21	10	5	1,42	1,32	1,28	1,22	1,08	1,08	1,00	0,94
SW	W	O	NW	NO	SO	S	N	N	NW	NO	W	O	SW	SO	S
80	64	64	32	13	9	6	5	1,75	1,49	1,37	1,34	1,32	1,22	0,75	0,50
SW	W	NW	O	NO	N	SO		W	N	NW	SW	O	N	SO	
95	77	46	31	14	5	2		2,09	1,92	1,87	1,57	1,31	1,00	1,00	
SW	W	NW	O	NO	N	SO	S	W	NW	SW	NO	O	N	SO	S
283	280	184	161	72	49	43	23	1,64	1,48	1,46	1,40	1,30	1,19	0,94	0,80
SW	W	NW	O	NO	N	SO		NO	NW	W	O	SW	N	SO	
117	74	42	26	5	4	2		3,00	2,08	1,81	1,69	1,59	1,00	1,00	
SW	W	NW	O	NO	N	SO	S	NO	W	NW	SW	O	N	SO	S
305	277	180	156	63	48	43	23	1,67	1,57	1,54	1,46	1,40	1,19	0,94	0,80

Wind-

1850. Monate.	Summe		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S =	O : W =	Richtung.	Stärke.
December 1849	32	61	100 : 129	100 : 210	131°NW—4	1,54
Januar . . .	49	44	100 : 144	100 : 107	166 NNW+11	1,29
Februar . .	5	79	100 : 240	100 : 2633	95 W+5	1,84
März . . .	22	71	100 : 28	100 : 417	133 NW—2	1,46
April . . .	29	61	100 : 183	100 : 225	137 NW+2	1,37
Mai	34	59	100 : 52	100 : 200	158 NNW+3	1,42
Juni	46	44	100 : 60	100 : 107	164 NNW+9	1,22
Juli	26	67	100 : 85	100 : 268	143 NW+8	1,15
August . . .	18	75	100 : 124	100 : 750	108 WNW—4	1,34
September .	38	52	100 : 56	100 : 164	164 NNW+9	1,02
October . .	13	80	100 : 114	100 : 1000	108 WNW—4	1,21
November .	9	81	100 : 243	100 : 900	95 W+5	1,66
December . .	41	52	100 : 486	100 : 127	162 NNW+7	1,52
Met. Winter .	86	184	100 : 171	100 : 983	131 NW—4	1,49
Frühling . .	85	191	100 : 88	100 : 281	143 NW+8	1,42
Sommer . .	90	186	100 : 90	100 : 375	138 NW+3	1,24
Herbst . . .	60	213	100 : 138	100 : 688	122 WNW+10	1,30
Kal.-Winter .	95	175	100 : 290	100 : 956	106 WNW—6	1,55
Kal.-Jahr . .	330	765	100 : 152	100 : 575	127 NW—8	1,38
Met. Jahr . .	321	774	100 : 122	100 : 582	133 NW—2	1,36

Verhältnisse.

Ordnung der Winde nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
SW	W	O	NO	NW	N			W	NO	NW	O	SW	N		
31	22	16	13	8	3			2,00	1,85	1,38	1,37	1,29	1,00		
O	W	SW	N	NO	SO	NW		NW	SO	N	W	NO	SW	O	
31	23	20	8	7	3	1		3,00	2,00	1,62	1,48	1,29	1,10	1,07	
W	SW	NW	O	SO				NW	W	SW	O	SO			
47	22	10	3	2				2,70	1,94	1,45	1,00	1,00			
NW	W	SW	NO	O	N			N	SW	NW	NO	O	W		
34	23	14	11	6	5			2,00	1,64	1,50	1,45	1,33	1,22		
SW	W	O	NW	NO	SO	N		O	NO	SO	NW	W	SW	N	
27	24	15	10	6	6	2		1,87	1,67	1,33	1,30	1,25	1,19	1,00	
NW	O	W	SW	N	NO	SO	S	N	NW	SW	W	O	NO	SO	S
27	24	16	15	5	3	2	1	2,00	1,48	1,40	1,19	1,12	1,00	1,00	0,00
NO	O	SW	W	NW	N	SO	S	W	N	O	SW	SO	NW	NO	S
20	19	19	15	9	6	1	1	1,53	1,50	1,47	1,15	1,00	1,00	0,95	0,00
W	O	SW	NW	NO	N			W	SW	N	O	NO	NW		
36	18	18	13	7	1			1,42	1,17	1,00	0,94	0,86	0,84		
SW	W	NW	N	NO	O	SO		NW	W	SO	N	SW	NO	O	
34	24	17	8	4	4	2		1,65	1,50	1,50	1,25	1,24	1,00	0,50	
O	NW	SW	W	N	NO	SO	S	S	O	SW	NW	W	N	NO	SO
24	23	15	13	7	4	3	1	2,00	1,29	1,27	0,95	0,77	0,71	0,50	0,33
SW	NW	W	O	N	NO			SW	N	W	NW	NO	O		
32	28	20	7	5	1			1,41	1,40	1,15	1,11	1,00	0,86		
W	SW	NW	O	NO				W	NW	O	SW	NO			
36	34	11	8	3				1,86	1,73	1,50	1,47	1,33			
O	SW	W	SO	NW	NO			W	SW	O	NW	NO	SO		
33	27	19	7	6	1			2,16	1,63	1,30	1,16	1,00	0,86		
W	SW	O	NO	NW	N	SO		NW	W	NO	SO	N	SW	O	
92	73	50	20	19	11	5		2,36	1,81	1,57	1,50	1,31	1,28	1,15	
NW	W	SW	O	NO	N	SO	S	N	O	NW	SW	NO	SO	W	S
71	63	56	45	20	10	8	1	1,67	1,44	1,43	1,41	1,37	1,26	1,22	0,00
W	SW	O	NW	NO	N	SO	S	W	N	SO	SW	NW	O	NO	S
75	71	41	39	31	15	3	1	1,48	1,25	1,25	1,19	1,16	0,97	0,82	0,00
SW	W	NW	O	N	NO	SO	S	S	SW	NW	W	O	N	NO	S
81	69	55	37	17	8	3	1	2,00	1,38	1,27	1,26	1,22	1,05	0,94	0,33
W	SW	O	NW	SO	N	NO		NW	W	N	SW	SO	NO	O	
89	69	67	17	12	8	8		2,29	1,86	1,62	1,39	1,29	1,14	1,12	
W	SW	O	NW	NO	N	SO	S	NW	W	N	SW	O	NO	SO	S
296	277	190	182	67	45	26	3	1,54	1,45	1,40	1,34	1,19	1,07	1,03	0,67
W	SW	NW	O	NO	N	SO	S	NW	W	N	SW	O	NO	SO	S
299	281	194	173	89	53	19	3	1,55	1,44	1,32	1,31	1,19	1,17	1,08	0,67

3) Beobachtungen des Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XL.

Windfahne, Morgens und Mittags beobachtet.

1849.	N	Strömung.	NO	Strömung.	O	Strömung.	SO	Strömung.	S	Strömung.	SW	Strömung.	W	Strömung.	NW	Strömung.	Windigte Tg.	Stürm. Tage.	Monatliche Windrichtung.	Verhältniss der nördl. zu den südlich. Winden	Verhältniss der östlich zu den westlichen.	Monatl. Stärk. der Strömung.	Zahl der Beobachtung.
Januar . .	2	4	19	2	6	5	5	7	9	14	6	9	3	5	12	18	18	5	210 NNO	1 : 0,61	1 : 0,70	64	62
Februar . .	11	16	15	6			1	2	1	2	7	11	3	3	18	22	17	4	162 NNW	0,28	1,75	62	56
März . . .	7	4	24	5	1	2			1		4	4	5	3	20	18	18	2	171 N g. NW	0,10	1,16	36	62
April . . .	9	8	14	13			4	4	4	5	14	18	1	1	14	11	24	2	660 NNW	0,59	1,61	60	60
Mai . . .	10	6	31	20	4	3	4	5	3	2	5	3			5	4	21	2	211 NO g. N	0,26	0,26	43	62
Juni . . .	5	4	20	11	1		5	4			6	6	3		20	25	23	1	125 N	0,24	1,12	50	60
Juli . . .	3	4	25	28					1	1	14	16	4	5	15	18	29		154 NNW	0,35	1,32	72	62
August . .	5	6	24	7							11	6	4	4	18	16	21		135 NNW	0,23	1,37	39	62
September .	6	5	39	13	2	2	3	3	1	3	1	1	1	2	7	6	17	3	213 NO g. N	0,10	0,20	35	60
October . .	5	1	14	6	1	1	5	8	9	2	10	8	4	2	14	7	14	3	191 N g. NO	0,72	1,40	35	62
November .	1		41	7	2	3			1	2	6	6	5	5	4	3	13	1	132 N g. NO	0,15	0,35	26	60
December .	14	11	22	9	5	7	1	2	6	3	1	3	2	1	9	12	17	3	211 NO g. N	0,22	0,43	48	62
Jahr . . .	78	69	288	127	22	23	28	35	38	34	85	91	35	31	156	160	232	26	184 N	1 : 0,29	1 : 0,83	570	730

Winde.

1850.	N	Strömung.	NO	Strömung.	O	Strömung.	SO	Strömung.	S	Strömung.	SW	Strömung.	W	Strömung.	NW	Strömung.	Windstill. Tg.	Windigte Tg.	Stürm. Tage.	Monatliche Windrichtung.	Verhältniss der nördl. Winde zu den südlich.	Verhältniss der östlich zu den westlichen.	Monatl. Stärke der Strömung	Zahl der Beobachtung.
Januar .	17	9	19	8					10	5	1	2	8	4	7	5	17	11	3	239 WNO	1 : 0,26	1 : 0,84	33	62
Februar .	1	1	9	1			1		1	1	15	28	5	8	24	26	7	18	6	175 NW.	0,50	4,40	65	56
März . .	4	7	27	19			1	3			1	2	3	2	26	27	3	25	3	126 N	0,03	1,07	60	62
April . .	4	6	13	16	2	1	5	4			18	13	2	2	16	14	3	27		144 NW g. N.	0,70	1,80	56	60
Mai . .	9	9	30	14	1	1	3	2	3	3	8	6	2	1	6	5	11	19	1	198 N g. NO	0,31	0,47	41	62
Juni . .	4	6	34	28	3	5	2	3			5	6	4	3	8	13	6	23	1	191 N g. NO	0,15	0,44	64	60
Juli . .	9	7	19	11			1	1	2	2	8	9	1	2	22	19	9	20	2	167 N g. NW	0,22	1,35	51	62
August .	2	4	25	14	1	1	5	7	1		8	8	2	3	18	19	4	25	2	150 N	0,31	0,90	56	62
Septemb.	5	2	31	16	3	2			1	2	12	2	1		7	7	11	19		177 N	0,30	0,59	31	60
October .	7	6	15	4	4	3	6	9	2	4	2	1	3	4	23	11	13	18		120 N g. NO	0,22	1,12	42	62
November	2	3	5	5	2	2	5	5	6	3	15	5	3	3	22	30	7	16	7	161 NNW	0,90	3,33	56	60
December	1		30	2	10	4	2	3	5	3	5	7	2	7	7	5	18	9	3	216 NO g. N.	0,22	0,33	31	62
Jahr . .	65	60	257	138	26	19	31	37	31	23	98	89	36	39	186	181	110	227	25	175 N	1 : 0,31	1 : 10,2	566	730

6) Wässerichte Niederschläge.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Menge des meteorischen Wassers in par. Cubik-Zollen auf einen par. □Fuss. Das 20jährige Mittel von 1825—44.

Tabelle XLI.

Monate.	1849. Regentage.	Schneetage.	Graupen.	Hagel.	Gewitter.	Wassermenge: Mittlere Regenmenge.	grösste in 24 Stunden.	im Monat.	Davon Schneewasser.	1850. Regentage.	Schneetage.	Graupen.	Hagel.	Gewitter.	Wassermenge: Mittlere Regenmenge.	grösste in 24 Stunden.	im Monat.	Davon Schneewasser.	20jähr. mittl. Regenmenge.
Dec. d. vor. J.	5	3				3,87	54,0 d. 8.	120,0	13,5	6	9				7,68	80,0 d. 1.	238,2	136,2	
Januar .	7	5				10,61	209,0 v. 11/12.	329,5	153,7	3	11	1			8,28	87,0 d. 22.	256,7	209,7	185,7
Februar .	10	2				3,47	31,8 d. 23.	97,4	30,7	9	5	1		1	12,65	100,0 d. 4.	354,3	69,5	165,7
März . .	11	5				8,69	100,0 v. 16/17.	269,3	218,6	1	9	1			0,59	28,0 d. 1.	80,5	77,8	212,6
April . .	17	1	2	1	2	13,77	114,5 d. 28.	212,2	118,0	19			1		9,59	51,0 d. 12.	287,6		203,6
Mai . .	15				5	11,85	76,0 d. 11.	367,3		16			1	2	10,41	87,0 d. 22/23.	322,8		310,6
Juni . .	12				2	7,41	114,0 d. 11/12.	222,3		17				5	16,92	162,0 d. 8.	507,5		410,8
Juli . .	12				1	11,14	96,0 d. 24/25.	345,4		19				5	14,56	147,0 d. 20/21.	451,4		347,9
August .	11		1		1	12,49	125,8 d. 25.	385,9		16				7	20,99	275,0 d. 2.	650,7		337,2
Septemb.	8				1	3,07	21,0 d. 13.	92,2		10		1			4,97	48,5 d. 22.	149,2		338,9
October .	16		1			11,34	99,0 d. 13.	351,6		18	3		1		11,69	93,0 d. 10/11.	362,3	49,0	248,6
November	10	2				7,73	135,0 d. 24.	231,8	176,0	18					7,59	62,6 d. 23/24.	238,7		282,3
December	6	9				7,68	80,0 d. 5.	238,2	136,2	8	1				7,75	78,0 d. 12.	240,1	16,0	178,3
Kal.-Jahr	135	24	4	1	12	Aug.	Nov.	3343,1	833,2	154	29	5	3	20	10,50	Aug.	3821,8	322,0	3222,0
Met. Jahr	134	18	4	1	12	Aug.	Nov.	3224,9	710,5	152	37	5	3	20	10,49	Aug.	4099,9	542,2	

Die grösste Wassermenge fiel 1849 im August, nach diesem im Mai, Juli, Januar. Die geringste im Sept. und Juli. Die ganze Menge vom Jahr war dem 20jährigen Mittel gleich. Im Jahr 1850 fiel die grösste Wassermenge im April, Juni, Juli, die geringste im März; die Menge im Jahr waren dem 20jährigen Mittel bedeutend überlegen.

b) Von den Beobachtungsorten. Tabelle XLII.

Orte. 1849.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	Novemb.	December.	Jahr.
Mergentheim .	319,5	158,8	162,2	201,2	157,3	203,7	538,2	246,0	184,6	346,1	172,8	371,6	3162,0
Winnenden . .	465,1	170,7	278,0	409,4	398,2	276,0	499,8	467,5	102,5	362,4	265,2	299,4	3994,8
Canstatt . . .	326,3	103,0	260,8	417,0	354,5	207,4	389,4	333,0	92,5	320,0	239,3	176,0	3219,2
Stuttgart . . .	329,5	97,4	269,3	412,2	367,3	222,3	345,4	385,9	92,2	351,6	231,8	238,2	3343,1
Hohenheim . .	255,0	104,0	253,0	344,0	299,0	234,0	306,0	340,0	35,0	259,0	98,0	119,0	2646,0
Calw	402,5	159,5	214,5	256,5	353,5	392,0	366,0	227,5	140,5	337,0	251,5	383,5	3488,5
Freudenstadt .	930,0	500,0	266,0	320,0	642,0	1086,0	590,0	262,0	314,0	892,0	360,0	1010,0	7192,0
Bissingen . .	442,3	101,5	397,2	641,3	314,7	406,4	474,1	359,0	125,1	496,7	284,1	307,8	4350,2
Schopfloch . .	567,9	244,5	529,3	794,5	441,4	508,4	466,7	363,6	200,5	648,8	380,5	512,4	5638,5
Ennabeuren .	536,4	260,2	249,8	463,6	379,4	536,5	308,8	408,9	206,1	502,9	253,9	351,7	4458,2
Heidenheim . .	327,0	266,0	182,0	320,6	456,0	264,5	410,1	244,5	202,0	384,5	276,0	416,5	3749,7
Schwenningen .	125,0	83,3	142,5	68,0	229,0	518,0	260,0	156,5	50,5	189,0	55,0	196,5	2073,3
Isny	804,0	480,0	792,0	644,0	888,0	624,0	372,0	522,0	400,0	918,0	800,0	620,0	7664,0
1850.													
Mergentheim . .	292,4	464,5	33,6	81,6	160,7	456,2	431,5	475,7	246,2	307,8	246,0	406,4	3602,6
Winnenden . .	239,4	446,1	504,0	365,9	289,4	512,5	447,2	795,4	185,0	391,7	317,5	221,1	4313,2
Canstatt . . .	206,5	347,9	70,3	247,7	280,0	514,7	391,0	665,1	173,1	341,1	283,3	209,5	3730,2
Stuttgart . . .	256,7	354,3	80,5	287,6	322,8	507,5	451,4	650,7	149,2	362,3	238,7	240,1	3821,8
Hohenheim . .	305,0	238,0	157,0	330,0	234,0	479,0	337,0	751,0	170,0	387,0	261,0	221,0	3870,0
Calw	417,0	504,0	157,5	338,0	307,5	387,0	488,0	707,5	176,0	314,0	261,0	476,5	4534,0
Freudenstadt .	949,0	677,0	294,0	390,0	480,0	744,0	444,0	976,0	200,0	524,0	480,0	1032,0	7181,0
Bissingen . . .	318,7	408,3	126,3	467,0	319,7	721,7	711,9	931,4	175,8	762,2	453,9	173,7	5570,6
Schopfloch . .	378,1	647,4	234,5	386,8	303,8	512,7	554,4	673,0	170,9	839,6	575,0	221,9	5498,1
Ennabeuren . .	237,5	414,9	124,7	358,3	197,1	714,6	583,1	657,2	140,9	919,0	451,4	308,7	5137,2
Heidenheim . .	281,5	696,0	133,7	488,0	266,0	315,6	597,0	396,0	81,0	486,5	389,5	234,0	4334,8
Schwenningen .	167,0	136,0	144,5	210,0	315,0	259,0	93,0	349,5	39,0	122,5	120,0	129,0	2084,5
Isny	780,0	900,0	324,0	780,0	464,0	1260,0	896,0	1160,0	256,0	1166,0	946,0	740,0	9672,0

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Regen-Verhältnisse nach den Winden. Tabelle XLIII.

1849. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Dec. 1848 .							1	3,0			2	39,5	2	57,2			1	3,0	4	96,7	5	99,7
Januar 1849							1	54,0			12	438,6			4	75,3	1	54,0	16	513,9	17	567,9
Februar . .											2	15,0	8	142,9	4	86,6			14	244,5	14	244,5
März . . .			1	8,6							4	34,5	2	125,5	6	360,7	1	8,6	12	520,7	13	529,3
April . . .									2	24,1	6	195,5	4	283,8	4	291,1			16	794,5	16	794,5
Mai . . .	1	70,4	3	70,5			1	3,5	3	92,1	5	188,1	2	16,8			5	144,4	10	297,0	15	441,4
Juni . . .			1	13,5	2	31,1	1	39,4	3	233,6	4	182,9	1	7,9			4	84,0	8	424,4	12	508,4
Juli . . .											5	346,9	4	119,8					9	466,7	9	466,7
August . .	2	35,4	1	4,4							1	2,0	7	319,8	1	2,0	3	39,8	9	323,8	12	363,6
September .							1	19,0	1	4,2	3	53,8	2	104,3	1	19,2	1	19,0	7	181,5	8	200,5
October . .	1	1,2			2	28,5	1	8,0	1	4,5	4	182,0	4	166,1	2	258,5	4	37,7	11	611,1	15	648,8
November .			2	103,8							3	133,0	4	102,7	1	21,0	2	103,8	8	256,7	10	360,5
Winter 18$\frac{48}{49}$							2	57,0			16	493,1	10	200,1	8	161,9	2	57,0	34	855,1	36	912,1
Frühling .	1	70,4	4	79,1			1	3,5	5	116,2	15	418,1	8	426,1	10	651,8	6	153,0	38	1612,2	44	1765,2
Sommer . .	2	35,4	2	17,9	2	31,1	1	39,4	3	233,6	10	531,8	12	447,5	1	2,0	7	123,8	26	1214,9	33	1338,7
Herbst . .	1	1,2	2	103,8	2	28,5	2	27,0	2	8,7	10	368,8	10	373,1	4	298,7	7	160,5	26	1049,3	33	1209,8
Met. Jahr .	4	107,0	8	200,8	4	59,6	6	126,9	10	358,5	51	1811,8	40	1446,8	23	1114,4	22	194,3	124	4731,5	146	5225,8
Dec. 1849 .									1	28,8	11	271,3	3	181,5	1	30,8			16	512,4	16	512,4
Kal.-Winter							1	54,0	1	28,8	25	724,9	11	324,4	9	192,7	1	54,0	46	1270,8	47	1324,8
Kal.-Jahr .	4	107,0	8	200,8	4	59,6	5	123,9	11	387,3	60	2043,6	41	1571,1	24	1145,2	21	191,3	136	5147,2	157	5638,5

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

1849. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Dec. 1849 .									1	28,8	11	271,3	3	181,5	1	30,8			16	512,4	16	512,4
Januar 1850	1	43,8			2	10,9					5	150,7	1	8,2	3	162,5	3	56,7	9	321,4	12	378,1
Februar . .											9	282,3	7	185,4	2	179,7			18	647,4	18	647,4
März . . .			1	13,9							3	100,8	3	35,1	5	84,7	1	13,9	11	220,6	12	234,5
April . . .			2	32,5	1	32,1			1	48,0	10	256,8			1	17,4	3	64,6	12	322,2	15	386,8
Mai . . .	3	42,3	1	37,0			1	2,7			5	106,3	4	49,8	2	65,7	5	82,0	11	221,8	16	303,8
Juni . . .	3	57,5	3	71,3							6	114,6	4	181,8	2	87,5	6	128,8	12	383,9	18	512,7
Juli . . .							1	6,5			8	209,1	5	142,2	5	196,6	1	6,5	18	547,9	19	554,4
August . .									1	34,4	5	164,3	8	368,2	2	86,1			16	673,0	16	673,0
September .											2	43,1	5	110,3	2	17,5			9	170,9	9	170,9
October . .	1	6,2	4	58,8							3	51,4	5	235,2	10	488,0	5	65,0	18	774,6	23	839,6
November .			1	23,4	2	4,1					11	149,5	9	365,3	2	32,7	3	27,3	22	547,5	25	575,0
Winter . .	1	45,8			2	10,9			1	28,8	25	704,3	11	375,1	6	373,0	3	56,7	43	1481,2	46	1537,9
Frühling .	3	42,3	4	83,4	1	32,1	1	2,7	1	48,0	18	463,9	7	84,9	8	167,8	9	160,5	34	764,6	43	925,1
Sommer . .	3	57,5	3	71,3			1	6,5	1	34,4	19	488,0	17	712,2	9	370,2	7	135,3	46	1604,8	53	1740,1
Herbst . .	1	6,2	5	82,2	2	4,1					16	244,0	19	710,8	14	536,2	8	92,5	49	1493,0	57	1585,5
Met. Jahr .	8	151,8	12	236,9	5	47,1	2	9,2	3	111,2	78	1900,2	54	1883,0	37	1449,2	27	448,0	172	5343,6	199	5788,6
Met. Jahr .	1	3,9									7	130,6	2	83,4	1	4,0	1	3,9	10	218,0	11	221,9
Dec. 1850 .	2	49,7			2	10,9					21	563,6	10	277,0	6	346,2	4	80,6	37	1186,8	41	1247,4
Kal.-Winter	9	155,7	12	236,9	5	47,1	2	9,2	2	82,4	74	1759,5	53	1784,9	37	1422,4	28	448,9	166	5049,2	194	5498,1
Kal.-Jahr .																						

freiem Himmel in unermeßlichen Haufen, in denen immer eine Schicht Erz mit einer Schicht klein gebröckelter Steinkohle abwechſelt, und die man an verſchiedenen Punkten anzündet. Bei den Oefen, wo man den heißen Wind noch nicht eingeführt hat, alſo noch Cokes zum Schmelzen nimmt, werden mit dem Röſten des Eiſenſteins zu gleicher Zeit die Steinkohlen entſchwefelt. Dies geſchieht ebenfalls im Freien in runden Haufen von etwa 20 Tonnen, die man in der Mitte mit einer gußeiſernen, durchlöcherten Schornſteinröhre verſieht, um den nöthigen Luftzug zu verurſachen. Der Haufen wird alsdann angeſteckt und man wartet ab, bis er ſich vollſtändig entzündet hat; alsdann bedeckt man ihn mit Aſche und läßt ihn allmählig durchbrennen.

Die glühenden Haufen von Eiſenerz und Steinkohlen, aus denen oft helle Flammen aufſchlagen, geben dem bergmänniſchen Bezirk des Nachts das Anſehen eines großen Feuermeers, und ſind aus weiter Ferne her ſchon zu erblicken.

Der Eiſenſtein iſt beſtändig mit einer fremdartigen Maſſe, entweder Kalk oder Thon, verbunden. Will man die Eiſentheile gewinnen, ſo reicht es nicht hin, das rohe Material durch die Gluth der Kohlen einem gewiſſen Wärmegrad im Schmelzofen auszuſetzen, ſondern es muß noch eine dritte Subſtanz, Flur genannt, hinzugefügt werden, mit der ſich der Kalk oder Thon verbindet. Aus dieſer Verbindung entſtehen die Schlacken, während das ſchwere, freigewordene Metall zu Boden ſinkt und abfließt.

Der Eiſenſtein in Staffordſhire iſt mit Thon verbunden, es wird ihm alſo Kalk als Flur beigegeben, wogegen man in Gloceſterſhire Thon als Flur benutzt, da der Eiſenſtein dort mit Kalk verbunden iſt.

Nachdem der Eiſenſtein geröſtet, kommt er in die Schmelzöfen. Dieſe haben in dem in Rede ſtehenden Bezirk entweder die Form einer abgeſtumpften Pyramide oder eines eben ſolchen Kegels, worauf ſich ein cylindriſches Thürmchen als Schornſtein befindet. Sie ſind 45 — 50 Fuß hoch — ohne den Schornſtein —, haben, wenn ſie rund ſind, an ihrer Baſis 30 Fuß und oben etwa halb ſo viel im Durchmeſſer, wenn ſie aber eckig ſind unten 30 □Fuß, oben die Hälfte davon als Flächeninhalt. Am Fuß des Ofens finden ſich gewölbte Einſchnitte für die Werkleute zum

Tabelle XLIV.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1849.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
			21,0	36,0	62,5		8. Januar		13,2	54,0	44,5	29,0	21,3	143,0	60,0	484,5	36,0
1,4	17,0	10,5			22,5	23,6	7. Februar			4,0	5,1	16,4				100,5	166,9
3,5							9. März	120,0	28,0				20,9	25,7	8,3	206,4	330,1
				18,2			7. April		6,0	8,6		11,4	13,6			57,8	571,7
41,2			41,3		5,9		7. Mai	9,2	10,9			10,2	70,4			189,1	290,6
							5. Juni					13,5		77,7	40,2	131,4	352,0
					42,4		5. Juli	144,4								186,8	234,7
		26,5	26,8	56,5	58,4		4. August	66,6		60,5				25,8		321,1	225,6
							2. September	16,0								16,0	115,6
25,5						24,0	2. October	98,0	41,0		25,1			4,5	10,0	237,1	293,0
			16,3	102,0	79,0		31. October							18,3	2,5	218,1	23,9
		112,2	117,8		7,0		30. November		28,8	100,0	4,9	7,9				378,6	114,1
				8,7	33,5	47,9	29. December	8,7	3,0	30,8	6,7	8,2			33,0	180,5	237,7
71,6	17,0	149,2	223,2	221,4	311,2	95,5		462,9	130,9	257,9	86,3	96,6	126,2	295,0	163,0	2707,9	2991,9
			1069,1									1155,9					
								2707,9									

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1850.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
		112,2	117,8		7,0		30. Nov. 1849		28,8	100,0	4,9	7,9				378,6	114,1
				8,7	33,5	47,9	29. Dec. 1849	8,7	3,0	30,8	6,7	8,2			33,0	180,5	237,7
			8,8		3,5	53,0	28. Jan. 1850			80,2		68,3	47,0	12,5	45,0	318,8	384,6
			3,5	90,8			26. Februar								12,9	107,2	189,6
56,6	13,9		20,2	20,0	9,6		28. März	12,8					7,0	22,5		162,6	187,9
8,5		13,0	17,4				26. April	24,0				32,1		37,0	18,2	150,2	191,5
19,2			4,9	3,8	2,7	13,4	26. Mai	41,2	2,5	15,8	13,8					117,3	307,1
	38,0		12,3	35,8	49,5	11,0	24. Juni				6,0		21,6	1,8		176,0	185,5
	106,0	12,5	93,8	4,6			24. Juli	18,4	6,3	12,8	16,6	18,2			19,3	310,5	412,4
55,8	17,5	47,5	17,6	8,5	27,7		22. August	8,6		56,5	29,6		39,0			308,3	100,8
							21. September		56,8		30,0		5,6		6,0	98,4	332,9
15,5						42,5	21. October	78,3	4,4	30,4	12,0	54,0	5,4	25,0		267,5	357,0
64,0	46,2	24,8	7,9	60,8	30,2	28,9	19. November	39,0	4,2		80,0	2,4	5,4	10,3	17,8	421,9	97,8
219,6	223,6	210,0	304,2	233,0	163,7	196,7		231,0	106,0	326,5	199,6	191,6	131,0	109,1	152,2	2997,8	3098,9
1550,8							2997,8		1216,0								

Tabelle XLV. Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1849.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
	8,0						24. Januar	25,5			6,5		5,6	36,4	1,4	83,4	438,6
9,8					40,5	8,1	23. Februar	60,3		3,5	11,5	12,0		1,8	3,5	150,7	145,5
148,5	97,5	32,8					24. März	22,5	11,2			8,6				321,1	100,1
	13,7	21,3	12,0		215,0	137,0	23. April	14,5	9,6	14,0				120,0	41,2	598,3	225,2
14,1	19,5	17,7	60,3	21,2	14,2		22. Mai		124,0	3,5	19,0					293,5	91,5
4,5	26,6	39,4	4,4	46,4	76,3		20. Juni	7,9				20,0		151,5		377,0	318,2
							19. Juli	63,2	1,0	65,5				34,7		184,4	277,0
		3,2	8,2			2,0	18. August	48,8	2,0	27,2					4,4	95,8	102,3
			12,3	4,2	65,5		16. September			19,2	38,8					140,0	166,5
19,0		3,5		179,5		25,0	16. October	8,0		1,2				22,7		258,9	267,9
2,5							14. November		8,2	5,1	70,2	19,2				105,2	255,3
		11,4					14. December		9,6	58,8	24,8		35,6	98,0		238,2	240,4
198,1	165,3	129,3	97,2	251,3	411,5	172,1		250,7	165,6	198,0	170,8	59,8	41,2	485,1	50,5	2846,5	2629,5
1424,8									1171,0								
2946,5																	

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1850.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tad.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den 6 brigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
		11,4					14. December		9,6	58,8	24,8		35,6	98,0		238,2	240,4
		4,8				6,0	13. Januar							81,0	122,8	184,7	147,0
		88,9	25,2		37,8	15,8	12. Februar	43,1	20,4	16,7	12,6	36,0	33,1	50,2		379,8	347,8
						18,3	13. März	2,3		10,1				24,0	33,8	88,5	146,0
	46,2		2,5		49,5		12. April	21,8	20,5	39,6		43,0	34,2		6,5	270,8	83,9
		6,8				42,4	11. Mai				16,4			48,0	17,7	131,3	172,5
29,5	34,2	6,0		21,5	59,8	104,0	10. Juni				3,5	30,8	21,9	25,5		336,7	178,7
43,1	6,8					16,3	9. Juli	35,6	14,2	79,0	36,5	3,9			6,5	243,9	266,7
19,3		180,4	57,5				7. August	34,4	50,5					40,3		382,4	237,1
1,6					4,5	5,5	6. September			12,0						23,6	126,7
6,0	37,5	13,0	5,0	112,6	98,5	47,7	5. October	6,5	61,8	6,2	3,9		67,8	89,0	41,3	596,9	260,4
				3,5	46.0	5,8	4. November		3,5		6,9		17,5	2,0		85,2	433,0
99,5	126,7	311,4	90,2	137,6	296,1	261,8		143,8	180,5	222,4	104,6	118,7	210,1	428,0	230.6	2962,0	2640,2
				1323,3								1494,9					
								2962,0									

Tabelle XLVI.

Regen-Verhältnisse nach den Mondsphasen.

1849.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- und zunehmenden Mond.
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	
8. Jan. bis 7. Febr.	7	365,0	2	33,5	4	49,9	4	73,6	9	398,5	8	123,5	17	522,0	a+275,0
7. Februar —	3	25,5	4	118,4	5	32,3	1	120,0	7	143,9	6	152,3	13	296,2	a— 8,4
9. März —	5	231,4	3	152,8	2	19,8	1	18,2	8	384,2	3	38,0	11	422,2	a+346,2
7. April —	5	178,0	6	413,5	3	143,6	4	97,6	11	591,5	7	241,2	18	832,7	a+350,3
7. Mai —	3	91,5	6	147,0	3	146,5			9	238,5	3	146,5	12	385,0	a+ 92,0
5. Juni —	3	131,4	7	205,5	2	171,5	2	186,9	10	336,9	4	358,3	14	695,2	a— 21,4
5. Juli —			1	63,2	4	163,4	5	234,8	1	63,2	9	398,2	10	461,4	a—335,0
4. August —	2	86,3	4	62,2	3	33,6	1	16,0	6	148,5	4	49,6	10	198,1	a+ 98,9
2. September —			3	82,0	3	77,0	3	147,5	3	82,0	6	224,5	9	306,5	a—142,5
2. October —	4	89,6	4	216,0	2	23,9	3	197,3	8	305,6	5	221,2	13	526,8	a+ 84,4
31. October —	2	20,8			4	102,7	3	237,0	2	20,8	7	339,7	9	360,5	a—318,9
30. Nov.—29. Dec.	4	141,6	1	11,4	5	226,8	4	98,8	5	153,0	9	325,6	14	478,6	a—172,6
	38	1361,1	41	1505,5	40	1191,0	31	1427,6	79	2866,6	71	2618,6	150	5485,2	a+248,0

Regen-Verhältnisse nach den Mondsphasen.

1850.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☽ bis ○		○ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☽		Im abnehmenden Mond.		zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens nach ab- und zunehmendem Mond.
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	
30. November bis 29. December 49	4	141,6	1	11,4	5	226,8	4	96,8	5	153,0	9	325,6	14	478,6	a—172,6
29. December —	5	81,7	2	10,9	2	173,8	3	65,3	7	92,6	5	239,1	12	331,7	a—146,5
28. Jan. 1850 —	5	233,5	5	210,8	6	169,0	2	94,3	10	464,3	8	263,3	18	727,6	a+201,0
26. Februar —	1	12,9	2	20,6	4	124,5	5	76,5	3	33,5	9	201,0	12	234,5	a—167,5
28. März —	2	29,5	4	120,0	5	150,8	3	54,4	6	149,5	8	205,2	14	354,7	a— 55,7
26. April —	3	87,3	2	49,2	3	82,1	6	85,2	5	136,5	9	167,3	14	303,8	a— 31,8
26. Mai —	4	61,6	5	225,5	4	81,7	5	146,6	9	287,1	9	228,3	18	515,4	a+ 58,8
24. Juni —	4	72,5	3	60,7	5	140,1	5	237,3	7	133,2	10	377,4	17	510,6	a—244,2
24. Juli —	5	73,2	3	272,3	2	90,8	7	183,2	8	345,5	9	274,0	17	619,5	a+ 71,5
22. August —	4	126,7	2	10,0	1	12,0			6	136,7	1	12,0	7	148,7	a+124,7
21. September —	4	98,1	7	320,9	7	301,7	3	136,3	11	419,3	10	438,0	21	857,3	a— 18,7
21. October —	6	131,2	3	55,3	4	29,9	8	301,8	9	186,5	12	331,7	21	518,2	a—145,2
19. Nov.—19. Dec.	5	113,9	4	67,9			5	84,7	9	183,8	5	84,7	14	268,5	a+ 99,1
	52	1286,0	43	1435,5	46	1583,2	56	1564,4	95	2721,5	104	3147,6	199	5869,1	a—426,1

Bemerkungen zu Tabelle XLIII.

1) Für 1849.

Die Zahlen, Zeichen und Worte in ( ) betreffen das met. Jahr.

Die meisten Regentage: (51) 60 gab es bei SW.
„ wenigsten „ 4 „ N und O.
Die grösste Regenmenge: (1811,8) 2043,6 fiel bei SW.
„ geringste „ 59,6 „ O.

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag (26,7) 26,7.
„ NO „ „ „ (25,1) 25,1.
„ O „ „ „ (14,9) 14,9.
„ SO „ „ „ (21,1) 21,8
„ S „ „ „ (35,8) 35,2.
„ SW „ „ „ (35,5) 34,1.
„ W „ „ „ (36,2) 38,3.
„ NW „ „ „ (48,4) 47,7.

Am dichtesten fiel demnach der Regen bei NW.
„ dünnsten „ „ O.

Die grösste Regenmenge brachten die 4 N—O Winde im Herbst = 160,5.
„ kleinste „ „ „ Winter = (57,0).
„ grösste „ „ die 4 W—S Winde im Frühling = 1612,2.
„ kleinste „ „ „ (Winter = 855,1)
Herbst = 1049,3.

2) Für 1850.

Die meisten Regentage 78 gab es bei SW; nach dem Kal.-Jahr 74; wenigsten 2 bei SO; nach dem Kal.-Jahr 2 bei SO und S.

Die grösste Regenmenge 1900,2 fiel bei SW; die geringste 9,2 bei SO.

Die grösste Regenmenge brachten die 4 N—O Winde im Frühling 160,5,
nach dem Kal.-Jahr „ W „ „ 1784,9,
die kleinste Regenmenge „ „ „ Winter 56,7.
nach dem Kal.-Jahr „ NO „ „ 60,6.
die grösste Regenmenge „ W—S „ Sommer 1604,8,
„ kleinste „ „ W—S „ Frühling 764,6.

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 19,0.
„ NO „ „ „ 19,7
„ O „ „ „ 9,4.
„ SO „ „ „ 4,6.
„ S „ „ „ 37,1.
„ SW „ „ „ 24,4.
„ W „ „ „ 34,1.
„ NW „ „ „ 39,1.

Es fiel demnach der Regen am dichtesten bei NW, am dünnsten bei SO.

Nach dem Kal.-Jahr kommt

von der bei N gefallenen Regenmenge auf 1 Tag 17,3.
„ NO „ „ „ 19,7
„ O „ „ „ 8,4.
„ SO „ „ „ 4,6.
„ S „ „ „ 41,2.
„ SW „ „ „ 23,8.
„ W „ „ „ 33,9.
„ NW „ „ „ 52,7.

Bemerkungen zu Tabelle XLIV und XLV.

1) Für 1849.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 284,0 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 138,6 kleiner, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge war um 217,0 grösser, als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 66,8 weniger Regen als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 253,8 mehr Regen als die 7 Tage nach dem Neumond.

In d. 7 Tagen vor d. Vollmond fiel die				grösste	R.-Menge	311,2	am 2ten.
				kleinste	„	17,0	„ 6ten.
„	nach	„	„	grösste	„	295,0	„ 6ten.
				kleinste	„	86,0	„ 3ten.
„	vor d. Neumond		„	grösste	„	411,5	„ 2ten.
				kleinste	„	97,2	„ 4ten.
„	nach	„	„	grösste	„	485,1	„ 6ten.
				kleinste	„	41,2	„ 5ten.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 485,1 am 6. Tag nach dem Neumond, die kleinste 17,0 am 6. Tag vor dem Vollmond.

2) Für 1850.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 101,1‴ kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, dagegen um 35,8 grösser, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge war um 321,6‴ grösser als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 334,8‴ mehr Regen, als die 7 Tage nach demselben.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 171,6 weniger Regen, als die 7 Tage nach demselben.

In den 7 Tagen vor d. Vollmond fiel der				meiste	Regen	304,2	am 4ten.
				wenigste	„	163,7	„ 2ten.
„	nach	„	„	meiste	„	320,5	„ 2ten.
				wenigste	„	106,0	„ 1ten.
„	vor d. Neumond		„	meiste	„	311,4	„ 5ten.
				wenigste	„	90,2	„ 4ten.
„	nach	„	„	meiste	„	428,0	„ 6ten.
				wenigste	„	104,6	„ 3ten.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 428,0 am 6ten Tag nach dem Neumond, die kleinste 90,2 am 4ten Tag vor dem Neumond.

Bemerkungen zu Tabelle XLVI.

1) Für 1849.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge 2866,6 um 248,0 grösser, als im zunehmenden 2618,6.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 79, also kommt auf 1 Tag Regen: 36,3.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 71, also kommt auf 1 Tag Regen: 36,9.

Demnach fiel im zunehmenden Mond der Regen, übrigens blos um 0,3, dichter als im abnehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1427,6 in der Stellung vom 1ten Viertel bis Vollmond, der wenigste 136,1 vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synodischen Umläufen zählte:

die meisten Regentage 18 der Umlauf 7. April / 7. Mai
die wenigsten „ 9 „ 2. September / 2. October und 31. October / 30. November
die grösste Regenmenge 832,7 „ 7. April / 7. Mai
die kleinste „ 198,1 „ 4. August. / 2 September.

Im abnehmenden Mond Max. der Regentage 11 $\frac{7}{13}$ April.
der Regenmenge 591,5 $\frac{7}{10}$ April.
Min. der Regentage 1 $\frac{3}{10}$ Juli.
der Regenmenge 63,2 $\frac{3}{12}$ Juli.

Im zunehmenden Mond Max. der Regentage 9 19. Juli / 4. Aug. und 14. Dec. / 29. Dec.
der Regenmenge 398,2 19. Juli / 4. August
Min. der Regentage 3 24. März / 7. April und 22. Mai / 5. Juni
der Regenmenge 38,0 24. März. / 7. April.

2) Für 1850.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge (2721,5) um 428,1 kleiner als im zunehmenden (3147,6).

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage (95), also kommt auf 1 Tag Regen 28,6.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 104, also kommt auf 1 Tag Regen 30,3.

Demnach fiel im zunehmenden Mond der Regen um 1,7 dichter als im abnehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1583,2 in der Stellung vom Neumond bis 1ten Viertel, der wenigste 1286,0 in der Stellung vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synodischen Umläufen zählte:

die meisten Regentage: 21 der Umlauf 21. September / 22. October und 21. October / 19. November
die wenigsten „ 7 „ 22. August / 21. September
die grösste Regenmenge 857,3 „ 21. September / 21. October
die kleinste „ 148,7 „ 22. August / 21. September.

Im abnehmenden Mond Max. der Regentage 11 21. September / 5. October
der Regenmenge 464,3 23. Januar / 12. Februar
Min. der Regentage 3 26. Februar / 13. März
der Regenmenge 33,5 26. Februar. / 13. März.

Im zunehmenden Mond Max. der Regentage 12 $\frac{4}{18}$ November
der Regenmenge 438,0 $\frac{5}{21}$ October
Min. der Regentage 1 $\frac{5}{21}$ September
der Regenmenge 12,0 $\frac{5}{21}$ September.

2) Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

Tabelle XLVII.

1849. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''
Dec. 1848 .											8	100,6	1	10,5					9	111,1	9	111,1
Januar 1849					1	12,7					9	384,0	4	124,7	3	15,0	1	12,7	16	523,7	17	536,4
Februar . .											3	17,7	9	188,9	4	53,6			16	260,2	16	260,2
März . . .	2	5,0									3	14,0	7	109,8	7	121,0	2	5,0	17	244,8	19	249,8
April . . .	1	32,2					1	4,5			2	74,0	8	63,9	5	189,0	2	36,7	15	426,9	17	463,6
Mai . . .	1	8,5	3	54,3							6	155,3	5	108,3	2	53,0	4	62,8	13	316,6	17	379,4
Juni . . .			2	80,0	1	1,5	2	65,0	1	5,0	4	89,3	4	154,0	3	141,7	5	146,5	12	390,0	17	536,5
Juli . . .											8	159,8	3	131,6	1	17,4			12	308,8	12	308,8
August . .	1	32,6											6	269,7	2	106,6	1	32,6	8	376,3	9	408,9
September .											3	103,4	5	81,2	1	21,5			9	206,1	9	206,1
October . .			1	29,0	3	43,1					4	107,3	7	172,3	3	151,2	4	72,1	14	430,8	18	502,9
November .	2	30,3	1	29,0							2	129,5	4	33,6	2	31,5	3	59,3	8	194,6	11	253,9
December .			4	14,9	4	8,9					10	135,0	9	156,7	1	36,2	8	23,8	20	327,9	28	351,7
Frühling .	4	45,7	3	54,3			1	4,5			11	243,3	20	382,0	14	363,0	8	104,5	45	988,3	53	1092,8
Sommer . .	1	32,6	2	80,0	1	1,5	2	65,0	1	5,0	12	249,1	13	555,3	6	265,7	6	179,1	32	1075,1	38	1254,2
Herbst . .	2	30,3	2	58,0	3	43,1					9	340,2	16	287,1	6	204,2	7	131,4	31	831,5	38	962,9
Winter . .			4	14,9	5	21,6					22	536,7	22	470,3	8	104,8	9	36,5	52	1111,8	61	1148,3
Kal.-Jahr .	7	108,6	11	207,2	9	66,2	3	69,5	1	5,0	54	1369,3	71	1694,7	34	937,7	30	451,5	160	4006,7	190	4458,2
Winter 18$\frac{48}{49}$					1	12,7					20	502,3	14	324,1	7	84,8	1	12,7	41	895,0	42	907,7
Met. Jahr .	7	108,6	7	192,3	5	57,3	3	69,5	1	5,0	52	1334,9	63	1548,5	33	901,5	22	427,7	149	3789,9	171	4217,6

Abzapfen des flüſſigen Metalles und für die eiſernen Röhren des Gebläſes. Unmittelbar daneben iſt die Dampfmaſchine aufgeſtellt, welche außer ihren andern Verrichtungen auch die mit Kohlen, Eiſenſtein und Kalk gefüllten Karren auf dem ſchrägen Brettergerüſt bis oben hinauf zu ſchaffen hat, wo das ganze Material in den Ofen hineingeworfen wird. Dies beſteht zuſammen aus 24 Tonnen, nämlich:

8 Tonnen geröſteten Eiſenſtein,
12 „ Steinkohlen und
4 „ Kalk,

welche alle 12 Stunden drei bis vier Tonnen Eiſen liefern. Da ſich beinahe die Hälfte von dieſer Maſſe verflüchtigt, alſo etwa 11 Tonnen, ſo blieben außer dem reinen Eiſenertrag von 4 Tonnen noch alle 12 Stunden neun, und alle 24 Stunden achtzehn Tonnen Schlacken, Aſche und Abgang übrig. Dieſe Quantität iſt ſo bedeutend, daß es an Raum fehlt, ſie unterzubringen. Man ſtößt im bergmänniſchen Bezirk auf Schlackenberge, von denen man ihrer ungeheuren Ausdehnung halber nicht glauben kann, daß Menſchen ſie allmählig aufgethürmt haben; ſie bedecken viele Morgen Landes und entziehen ſie dem Anbau, zumal in der Nähe der größern Schmelzöfen, z. B. des von Aſton. An ein Fortſchaffen dieſer Schlackengebirge iſt gar nicht zu denken, es würde vielleicht mehr Zeit erfordern als das Aufhäufen; da bleibt zuletzt nichts übrig, als den Schmelzofen wegen Mangels an Raum zu verlegen, wie man dies früher thun mußte, wenn ringsherum ſich die Wälder in Kohle verwandelt hatten.

Die meiſten Eiſenwerke begnügen ſich nicht mit einem Ofen, ſondern ſie haben gleich mehrere unmittelbar neben einander. Dies hat den Vortheil, daß die Mittelwände immer für zwei Oefen zu gleicher Zeit benutzt werden können, — denn bis zur Hälfte ihrer Höhe bilden ſie nur eine zuſammenhängende Maſſe, — und daß auf demſelben ſchrägen Brettergerüſt das Material für alle Oefen hinaufgeſchafft werden kann.

Iſt der Ofen einmal im Gange, ſo darf das Feuer nicht wieder ausgehen, unaufhörlich werden Eiſenſtein, Kohlen und Kalk hineingeworfen, und die Arbeiter löſen ſich Tag und Nacht ab. Ueber hundert ſolcher Schmelzöfen befinden ſich in Süd-Staffordſhire auf einem verhältnißmäßig kleinen Flächenraum

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

1850. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Dec. 1849 .			4	14,9	4	8,9					10	135,0	9	156,7	1	36,2	8	23,8	20	327,9	28	351.7
Januar 1850	5	73,6	2	9,9	3	6,7					2	34,3	6	87,8	1	25,0	10	90,2	9	147,1	19	237,3
Februar . .											7	156,0	10	212,6	4	76,3			21	444,9	21	444,9
März . . .											2	13,5	6	72,0	7	39,2			15	124,7	15	124.7
April . . .			2	26,2	2	33,0					6	139,1	8	139,8	1	20,2	4	59,2	15	299,1	19	358,3
Mai . . .	1	4,8			1	14,0					4	34,5	5	29,2	7	114,6	2	18,8	16	178,3	18	197,1
Juni . . .	1	0,6	4	80,4	2	166,7					5	164,0	6	97,7	5	205,2	7	247,7	16	466,9	23	714.6
Juli . . .					1	25,6					6	145,4	11	306,3	2	105,8	1	25,6	19	557,5	20	583,1
August . .			1	4,6							6	205,3	8	388,1	1	59,2	1	4,6	15	652,6	16	657,2
September .											2	35,1	3	67,6	4	29,2			9	140,9	9	140.9
October . .	4	103,7			2	81,6					4	39,0	7	175,1	13	519,6	6	185,3	24	733,7	30	919,0
November .			1	3,6	1	9,6					10	175,6	10	156,0	6	106,6	2	13,2	26	438,2	28	451.4
December .					2	3,3					4	104,2	6	199,3	1	1,9	2	3,3	11	305,4	13	308,7
Met. Winter	5	73,6	6	24,6	7	15,6					19	325,3	25	457,1	6	137,5	18	114,0	50	919,9	68	1033,9
Frühling .	1	4,8	2	26,2	3	47,0					12	187,1	19	241,0	15	174,0	6	78,0	46	602,1	52	680,1
Sommer . .	1	0,6	5	85,0	3	292,3					17	514,7	25	792,1	8	370,2	9	277,9	50	1677,0	59	1954,9
Herbst . .	4	103,7	1	3,6	3	91,2					16	249,7	20	398,7	23	655,4	8	198,5	59	1303,8	67	1502,3
Kal.-Winter	5	73,6	2	9,9	5	10,0					13	294,5	22	499,7	6	103,2	12	93,5	41	897,4	53	990,9
Kal.-Jahr .	11	182,7	10	124,7	14	340,5					58	1246,0	86	1931,5	52	1302,8	35	647,9	196	4480,3	231	5128,2
Met. Jahr .	11	182,7	14	139,6	16	346,1					65	1276,8	89	1868,9	52	1337,1	41	668,4	205	4502,8	246	5171,2

Bemerkungen zu nachstehender Tabelle XLVIII.

1) Für 1849.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Vollmond um 181,8″ grösser als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs und ebenso um 49,5″ grösser, als in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Neumond. Die in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Neumond gefallene Regenmenge ist um 16,5″ kleiner, als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 296,4″ kleiner als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 249,9″ grösser, als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 2ten, die kleinste am 6ten; nach dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 6ten, die kleinste am 3ten.

In den Tagen vor dem Neumond fiel die grösste Regenmenge am 3ten, die kleinste am 7ten, nach dem Neumond am 6ten, die kleinste am 1ten.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge am 6ten Tag nach dem Vollmond, die kleinste am 6ten vor dem Vollmond.

Die an den Vollmondstagen gefallene Regenmenge ist um 50,6″ grösser, als die an den Neumondstagen.

2) Für 1850.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Vollmond um 289,9″ kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 103,5″ kleiner, als in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge ist um 117,3″ grösser, als die in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 405,4″ grösser, als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 235,1″ kleiner, als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 3ten, die kleinste am 4ten Tage, nach dem Vollmond die grösste am 3ten, die kleinste am 1ten Tage.

In den Tagen vor dem Neumond fiel die grösste Regenmenge am 2ten, die kleinste am 4ten Tage; nach dem Neumond die grösste am 6ten, die kleinste am 3ten Tage.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge am 2ten Tag nach dem Neumond, die kleinste am 7ten Tag nach dem Neumond.

Tabelle XLVIII.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1849.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
			3,0	30,0	55,8		8. Januar		12,7	50,2	51,0	9,0	4,2	195,0	71,0	481,1	60,3
15,0	14,5	20,4				14,5	7. Februar			4,5	3,2	6,8				78,9	166,6
11,3							9. März	57,5	26,0			2,5	11,0	16,0	2,3	126,8	147,2
				10,5			7. April		4,5	61,0		2,0	1,0			79,0	231,6
65,2	4,0			2,1		38,3	7. Mai		24,6	29,0		8,5	31,5			203,2	233,1
				5,0			5. Juni		4,3		5,0	32,0	26,1	91,0	34,0	197,4	297,9
					37,0		5. Juli	78,7	17,4							133,1	169,0
		25,7	6,0	30,0	59,8		4. August	40,3		81,5				67,4		310,7	214,7
		1,0					2. Septemb.	23,0								24,0	202,6
4,4						24,0	2. October	57,6	15,0		50,8			10,7	25,0	187,5	222,0
			20,0	40,5	58,0		31. October					12,0		11,1	2,0	143,6	16,0
		127,5	58,0	1,3			30. November		31,8	29,2	1,4	4,0				253,2	74,1
95,9	18,5	174,6	87,0	119,4	210,6	76,8		257,1	136,3	255,4	111,4	76,8	73,8	391,2	134,3	2219,1	2037,3
			782,8								1179,2						

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1850.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
			1,3		2,1	45,2	28. Januar			52,8		29,0	78,1	14,7	25,0	248,2	178,6
			2,0	67,0	2,1		26. Februar								3,8	74,9	101,5
30,2	25,0		8,5	12,5	4,2	1,5	28. März							7,0	36,0	124,9	154,7
		12,8					26. April	20,2		5,0	6,0	28,0	14,0	29,5	4,8	120,3	159,1
27,8				0,2		4,0	26. Mai	18,8	6,7							57,5	275,1
	25,0	0,6	5,6	76,0	68,8	89,2	24. Juni				115,7		25,5	1,0		407,4	204,9
0,8	163,0	4,3	10,4	25,0			24. Juli	13,8		10,2	29,2		23,6			282,3	404,3
162,5	13,8	25,5	14,0		14,0		22. August	1,5		34,6	59,2		20,0			345,1	101,1
							21. Septemb.		43,5		12,8				5,7	62,9	445,0
16,0						57,3	21. October	77,3	6,0	22,0	21,0	60,6	7,0	1,8		269,0	298,3
22,0	13,0	30,0	5,6	39,0	20,3	1,3	19. November	66,2	3,5		32,8	2,9	4,0	12,0	5,2	257,8	169,7
			8,2	53,6	95,4	3,0	19. December	7,0								167,2	214,2
257,3	239,8	73,2	55,6	273,3	206,9	201,5		204,8	59,7	124,8	276,7	120,5	174,2	66,0	80,5	2416,6	2706,5
1307,0									1107,0								

Tabelle XLIX. a. Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1849.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs
	9,2					8,0	24. Januar	19,5					1,0	1,8	15,0	54,5	442,5
4,5					68,0	34,5	23. Februar	51,8		2,0	12,5	18,0		0,2	11,3	202,8	77,0
63,0	25,5	18,0					24. März	8,0	4,0	1,0		3,5				123,0	68,3
	10,5	8,5	9,2		44,2	65,0	23. April	13,0		28,5				67,8	65,2	311,9	185,6
18,5	9,0	20,0	69,0	20,5	2,0		22. Mai		50,0	3,0	48,2		1,2			241,4	98,6
	75,0	60,5	4,5	20,5	25,5	1,5	20. Juni	8,0					9,3	111,3	23,0	339,1	308,1
							19. Juli	25,4		48,5			0,3	34,0	15,8	124,0	199,2
			30,0				18. August	66,3		32,6						128,9	172,9
			24,0	75,0	47,0		16. Septemb.			21,5	5,9	3,0				176,4	88,3
25,0		3,8		146,2		28,8	16. October	10,5		1,0				11,0		226,3	195,0
							14. November	4,0	6,5	29,5	2,0					42,0	211,9
		12,5	6,3	6,3	3,5	3,5	14. December		1,0	52,0	27,0	21,0	26,8	36,2	3,2	199,3	138,7
111,0	129,2	123,3	143,0	268,5	190,2	141,3		206,5	61,5	219,6	95,6	45,5	38,6	262,3	133,5	2169,6	2186,1
			1106,5									856,8					

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1850.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.	Nach dem Neumond.							Summe des meteor. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.		1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d Mond-Umlaufs.
	1,1	5,3	3,8	2,2	2,2	2,3	13. Januar						29,3	44,3	90,5	94,0
	8,0	18,0	41,5	29,5	7,0	6,8	12. Februar	19,2	7,8	1,2	11,0	25,0	22,0	30,0	227,0	270,7
						2,5	13. März	2,0		4,0			19,0	11,5	39,0	85,7
37,0	37,5		3,0		40,5	1,7	12. April	0,5		61,5		20,9	33,5	7,2	243,3	76,0
		6,2			8.3	14.0	11. Mai	7,5			3,5			31,8	20,0	91,3	138,1
15,8	34,0			6,8	62,0	101,2	10. Juni				4,2	50,4	10,3	13,5		307,2	271,9
56,0						57,7	9. Juli	3,8	9,0	36,8	32,0	0,5			105,0	300,8	359,5
		171,0					7. August	50,0	52,8	2.5				35,8		312,1	296,3
					4,5	5,5	6. Septemb.				5,2					15,2	113,8
5,7	57,2	6,5	5,5	156,6	183,0	27,2	5. October	3,8	50,1	9,3	2,0		56,5	106,0	17,5	686,9	236,6
	2,8				22,0	5,2	4. November		8,5		8,5		29,8		0,2	77,0	245,8
5.2	75,0	31,2	3,6	9,6	1,7	1,6	3. December				1,9					129,8	214,4
119,7	215,6	238,2	57,4	204,7	331,2	225,7		86,8	128,2	115,3	68 3	96,8	164,1	272,6	198,5	2520,1	2402,8
1392,5								1127,6								

Tabelle XLIX. b.

Regen-Verhältnisse nach den Mondsstellungen.

1849.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ☌		☌ bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.	
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''
8. Januar bis	7	393,1	3	36,7	3	17,8	3	49,4	10	429,8	6	67,2	16	497,0
7. Februar —	4	19,5	4	158,8	5	44,0	1	57,5	8	178,3	6	101,5	14	279,8
9. März —	6	120,8	3	53,5	3	8,5	1	10,5	9	174,3	4	19,0	13	193,3
7. April —	5	141,2	6	150,4	3	96,3	4	109,6	11	291,6	7	205,9	18	497,5
7. Mai —	5	112,1	5	120,5	4	102,4	1	5,0	10	232,6	5	107,4	15	340,0
5. Juni —	6	192,4	7	195,5	3	143,6	2	115,7	13	387,9	5	259,3	18	647,2
5. Juli —	1	17,4	1	25,4	5	118,6	5	161,8	2	42,8	10	280,4	12	323,2
4. August —	2	148,9	2	96,3	1	32,6	2	24,0	4	245,2	3	56,6	7	301,8
2. September —			3	146,0	4	32,7	3	86,0	3	146,0	7	118,7	10	264,7
2. October —	4	101,5	4	219,3	2	12,0	3	118,5	8	320,8	5	130,5	13	451,3
31. October —	3	25,1	1	4,0	3	38,0	3	186,8	4	29,1	6	224,8	10	253,9
30. November —	4	66,4	5	32,1	8	168,5	6	71,0	9	98,5	14	239,5	23	338,0
	47	1338,4	44	1238,5	44	815,0	34	995,8	91	2576,9	78	1810,8	169	4387,7

Regen-Verhältnisse nach den Mondsstellungen.

1850.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	♈ bis ☾		☾ bis ♉		♉ bis ☽		☽ bis ♈		Im abnehmenden Mond.		zunehmenden Mond.		Summe.	
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."
29. December 1849 bis	5	81,7	6	16,9	2	73,6	3	48,7	11	98,6	5	122,3	16	220,9
28. Januar 1850 —	5	199,6	7	130,0	6	97,0	3	71,1	12	329,6	9	168,1	21	497,7
26. Februar —	1	3,8	2	4,5	4	64,7	5	51,7	3	8,3	9	116,4	12	124,7
28. März —	2	43,0	6	120,2	4	123,1	2	33,0	8	163,2	6	156,1	14	319,3
26. April —	6	87,3	4	36,0	3	55,3	4	50,8	10	123,3	7	106,1	17	229,4
26. Mai —	2	22,5	4	204,0	4	87,4	6	265,2	6	226,5	10	352,6	16	579,1
24. Juni —	4	198,2	2	61,5	5	183,3	6	217,3	6	259,7	11	400,6	17	660,3
24. Juli —	3	65,0	2	221,0	3	91,1	6	231,3	5	286,0	9	322,4	14	608,4
22. August —	3	113,8	2	10,0	1	5,2			5	123,8	1	5,2	6	129,0
21. September —	3	62,0	7	439,8	7	331,1	3	150,6	10	501,8	10	481,7	20	983,5
21. October —	6	118,4	3	30,0	4	47,0	8	187,4	9	148,4	12	234,4	21	382,8
19. November —	7	135,4	5	47,7	1	1,9	5	167,2	12	183,1	6	169,1	18	352,2
	47	1130,7	50	1321,6	44	1160,7	51	1474,3	97	2452,3	95	2635,0	192	5087,3

Bemerkungen zu vorstehenden Tabellen XLIX. a u. b.

1) Für 1849.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge = 2576,0″
grösser als die im zunehmenden Mond = 1810,8″
um 766,1″.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 91, also die Regenmenge per Tag 28,32″, im zunehmenden 78, also per Tag 23,22″, mithin fiel im abnehmenden Mond der Regen um 5,10″ dichter, als im zunehmenden Mond.

Bei den verschiedenen Mondsphasen fiel der meiste Regen vom Vollmond bis letzten Viertel, der wenigste vom Neumond bis ersten Viertel

Unter den synodischen Umläufen zählte

die meisten Regentage (23) $\frac{20. \text{ Nov.}}{29. \text{ Dec.}}$ die wenigsten (7) $\frac{1 \text{ Aug.}}{2. \text{ Sept.}}$

die grösste Regenmenge (647,2) $\frac{3. \text{ Juni}}{5. \text{ Juli}}$ die geringste (193,3) $\frac{9 \text{ März.}}{7. \text{ April.}}$

2) Für 1850.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge (2452,3″) um 182,7″ kleiner als im zunehmenden Mond (2635,0)″.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 97, also kommt auf 1 Tag 25,2″, im zunehmenden 95, also auf 1 Tag 27,2″.

Demnach fiel im zunehmenden Mond der Regen um 2,5″ dichter, als im abnehmenden Mond.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1474,3″ in die Stellung vom 1ten Viertel bis Vollmond, der wenigste 1130,7″ in die Stellung vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synodischen Umläufen hat

die meisten Regentage (21) der Umlauf $\frac{28. \text{ Jan.}}{26. \text{ Febr}}$ und $\frac{21. \text{ Oct.}}{19. \text{ Nov.}}$

die wenigsten „ 6 „ $\frac{22. \text{ Aug.}}{21. \text{ Sept.}}$

die grösste Regenmenge 983,5″ „ $\frac{21. \text{ Sept}}{21. \text{ Oct.}}$

die kleinste „ 124,7″ „ $\frac{28. \text{ Febr}}{28. \text{ März.}}$

Im abnehmenden Mond

Max. der Regentage (12) $\frac{18. \text{ Nov.}}{19 \text{ Dec.}}$ Min. (3) $\frac{26. \text{ Febr.}}{28. \text{ März.}}$

Max. der Regenmenge (501,8) $\frac{21. \text{ Sept.}}{21 \text{ Oct.}}$ Min. (8,3″) $\frac{26. \text{ Febr.}}{28. \text{ März}}$

Im zunehmenden Mond

Max. der Regentage 12 $\frac{21. \text{ Oct.}}{19. \text{ Nov.}}$ Min. (1) $\frac{22. \text{ Aug.}}{21. \text{ Sept.}}$

Max. der Regenmenge 481,7 $\frac{21. \text{ Sept.}}{21. \text{ Oct}}$ Min. 5,2″ $\frac{22. \text{ Aug.}}{21. \text{ Sept.}}$

3) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle L.

Wässerigte Niederschläge.

1849.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln.	Schlossenhagel.	Gewitter.	Meteor. Wasser, in Par. Kubikzollen. Größte Menge in 24 Stunden.	Monatliche Menge.	Durchschnittliche Menge auf 1 Tag.	Schneewasser allein.
Januar . . .	14	7	1			118	402,5	12,98	120,0
Februar . . .	10	1				42	159,5	5,70	7,5
März	9	7	1			54	214,5	6,92	68,5
April	16	3		1	1	48,5	256,5	8,55	26,0
Mai	13			2	6	62	353,5	11,34	
Juni	19			1	14	99	392,0	13,07	
Juli	14			1	3	102	366,0	11,81	
August	11				4	43	227,5	7,34	
September . .	10				3	37	140,5	4,68	
October . . .	16					53	237,0	10,87	
November . .	9	5	2			108	251,5	8,38	42,5
December . . .	11	11	1			96	385,5	12,44	163,5
Jahr	152	34	5	5	31	118 14. Jan.	3486,5	9,55	439,0
1850.									
Januar	8	11				96,0	417,0	13,45	206,5
Februar . . .	13	7	3	1	1	90,0	504,0	18,00	92,0
März	1	14				33,0	157,5	5,08	156,5
April	19	1		2	2	68,0	338,0	11,27	
Mai	15	2	1	1	1	53,0	307,5	9,92	6,0
Juni	18				8	107,5	387,0	12,90	
Juli	16			1	8	218,0	488,0	15,74	
August	13				4	250,0	707,5	22,82	
September . .	10					80,5	176,0	5,87	
October . . .	17	3			1	70,0	314,0	10,13	23,5
November . . .	14	3				59,0	261,0	8,42	15,0
December . . .	13	3				185,0	476,5	15,37	7,0
Jahr	157	44	4	5	19	250,0 2. Aug.	4534,0	12,42	506,5

Am 14. und 15. Jan. 1849 Ueberschwemmung durch Austreten der Nagold

zusammengedrängt; man denke sich daher, auf welche Weise sie die Luft weit und breit umher mit Dampfwolken und Schwefelgeruch anfüllen, und wie ihre feuerspeienden Schornsteindffnungen die Nacht erhellen.

Der Herd, zu welchem das geschmolzene Metall herabsinkt, ist ein würfelsdrmiger Raum, dessen Seiten 3 Fuß hoch und 3 Fuß lang sind. Unten befindet sich eine Oeffnung, aus der man ihm das Metall alle 12 Stunden abzapft, und oben ebenfalls eine solche, aus welcher die Schlacken abfließen. Dieser Strom ist der eigentliche Puls des Ofens, der sorgfältig im Auge behalten werden muß, da er durch seine Farbe oder gröbere oder geringere Flüssigkeit von dem Stande der Dinge im Innern Kunde gibt. Ist er dünnflüssig und weißlich grau, so steht es gut, ist er aber dickflüssig und blau, gelb oder grün, so arbeitet der Ofen nicht schnell genug, und liefert demnach Eisen von geringerem Werth. Der Aufseher bestimmt alsdann das Ingrediens, welches nachzuwerfen ist; doch wirkt die neue Maßregel immer erst nach 36 Stunden, da der Ofen beständig voll ist.

Soll das flüssige Metall auf der Stelle zum Guß verwendet werden, so läßt man es vom Herde aus in große kesselartige Gefäße fließen, die mit Feuerthon gefüttert sind, damit sie der Gluth länger widerstehen; hierauf hebt sie ein mächtiger Krahn empor und führt sie mit gravitätischer Sicherheit genau zu dem Punkt im dicht daranstoßenden Gießhause, wo die Form des flüssigen Metalles harrt und es in sich aufnimmt. Soll es hingegen als Gußeisen verkauft, oder als Schmiedeeisen verwendet werden, so leitet man es vom Ofen aus in den Sandboden, welchem man eine lange Rinne mit vielen kleineren, senkrecht abgehenden Nebenrinnen eingegraben hat, die ungefähr das Ansehen eines Rückgrats mit seinen Rippen haben. Wie sich nun unter abgeschlossenen Gesellschaften Klikenwitze bilden, die Fremden durchaus unverständlich und oft ärgerlich sind, so ist dies auch unter den Werk- und Bergleuten in Staffordshire ganz besonders der Fall, die fast keinem Dinge seinen ursprünglichen Namen lassen. Demnach nennen sie diese Hauptrinne mit ihren Nebenzweigen die Sau mit Ferkeln, sow and pigs, und nach diesem Witzwort hat dies rohe, zum Gießen oder Schmieden bestimmte Eisen in allem Ernst die Bezeichnung Pig-Eisen bekommen.

7) Beobachtungen am Neckar.

a) **Höhenstand**, in württembergischen Fussen nach den Beobachtungen am untern Pegel des Neckarkanals zu Heilbronn; das 20jährige Mittel ist von 1827—46.

Tabelle LI.

1849. Monate.	Wasserhöhe. Mittlere. aus 20 J.	von 1849	Grösste.	Geringste.	Unterschied.
Dec. 1848 .		3,81	6,2 d. 4.	2,2 d. 31.	4,0
Januar 1849	4,05	6,02	18,3 d. 15.	2,4 d. 1.	15,9
Februar . .	4,67	4,23	6,6 d. 24.	3,5 d. 24.	3,1
März . . .	4,74	4,96	8,4 d. 19.	4,0 d. 14. 15.	4,4
April . . .	4,84	4,72	8,8 d. 30.	3,5 d. 11.	5,3
Mai . . .	4,05	4,50	7,5 d. 1.	3,5 d. 30. 31.	4,0
Juni . . .	4,16	3,34	4,6 d. 17.	3,2 d. 30.	1,4
Juli . . .	3,30	2,69	4,0 d. 26.	2,3 d. 19. 21. 20-24. 27-31.	1,7
August . .	3,08	2,31	2,5 d. 9. 10.	2,3 d. 1—31.	0,2
September .	3,51	1,84	2,2 d. 1.	1,8 v. 6—30.	0,4
October . .	3,08	2,24	3,2 d. 16.	1,7 d. 2.	1,5
Novembrr .	3,79	2,19	2,8 d. 20.	1,9 d. 9.	0,9
December .	4,51	3,79	9,3 d. 20.	1,9 d. 7—10.	7,4
Kal.-Jahr .	4,05	3,574	Januar.	October.	16,6
Met. Jahr .		3,576	Januar.	October.	16,6

1850. Monate.	Wasserhöhe. Mittl.	Grösste.	Geringste.	Unterschied.
December 1849	3,79	9,3 d. 20.	1,9 d. $\frac{7}{10}$.	7,4
Januar 1850 .	3,72	11,5 d. 27.	2,8 d. $\frac{15}{16}$.	8,7
Februar . . .	3,14	18,4 d. 3.	4,8 d. $\frac{17}{18}$.	13,6
März	3,92	5,4 d. 1.	3,4 d. $\frac{7}{10}$.	2,0
April	4,82	8,0 d. 6.	3,6 d. $\frac{1}{2}$.	4,4
Mai	3,70	4,0 d. $\frac{3}{4}$. 21.	3,3 d. 31.	0,8
Juni	3,52	6,0 d. 9.	3,0 d. $\frac{1}{2}$. 15. $\frac{24}{25}$.	3,0
Juli	3,03	5,0 d. 21.	2,3 d. 6.	2,7
August . . .	5,05	12,0 d. 4.	3,8 d. 12. 19. $\frac{24}{25}$.	8,2
September . .	2,38	3,6 d. 1.	2,0 d. $\frac{27}{28}$. $\frac{29}{30}$.	1,6
October . . .	4,14	7,0 d. 12.	2,0 d. $\frac{1}{2}$.	5,0
November . .	4,78	7,5 d. 28.	3,5 d. $\frac{1}{2}$.	4,0
December . .	5,15	11,0 d. 18.	3,8 d. $\frac{14}{15}$.	7,2
Kal.-Jahr . .	4,46	Februar.	Sept. Oct.	9,5
Met. Jahr . .	4,35	Februar.	December 49.	9,6

b) Temperaturbeobachtungen am Neckarwasser durch Hrn. Dr. Rühle zu Canstatt.

Tabelle LII.

1849. Monate.	Mittel Abends 9 Uhr.	Maximum.	Minimum.	Diff. von d. Lufttemp. des ungeschützten Thermometers.	Badetage mit der nachfolgenden oder einer höheren Temperatur.		
					+13°	+16°	+18°
Januar . .	+ 2,04	+ 4,8	0,0	+0,68			
Februar . .	3,67	5,9	1,0	+0,29			
März . . .	4,21	6,7	2,6	+1,04			
April . . .	7,12	9,5	4,4	+0,34			
Mai . . .	11,64	16,1	9,0	−0,66	4	2	
Juni . . .	14,74	18,2	11,9	−0,47	17	10	3
Juli . . .	16,11	20,0 *)	13,3	+0,87	27	19	4
August . .	14,56	18,3	12,8	+0,89	10	8	1
September .	13,16	16,4	10,5	+1,10	8	5	
October . .	8,88	12,3	4,5	+0,67			
November .	3,87	7,4	0,0	+1,72			
December .	1,13	4,7	0,0	+1,57			
Kal.-Jahr .	8,43	20,0	0,0	+0,67	66	44	8

*) Absolutes Maximum im Juli und im ganzen Jahre: + 20,75.

Jahresdifferenz: 20,75.

Winterm. 1849	+ 2,28			+0,85			
Frühling .	7,66			+0,24			
Sommer . .	15,14			+0,43			
Herbst . . .	8,64			+1,17			

Der Neckar war gefroren:

im December	1848	an 10	Tagen ganz,
im Januar	1849	an 9	„
im November	„	2	„
im December	„	11	„
Met. Winter	„	19	„
Wintermonate	„	22	„

(Im Jahr 1850 und den folgenden, musste der Herr Beobachter diese schätzbare Aufzeichnungen wegen Aenderung seines Wohnsitzes aufgeben.)

8) Beobachtungen am Bodensee.

Herr Oberamtsarzt Dr. Dihlmann gab uns die Notizen über die Pegelhöhe im Hafen von Friedrichshafen an die Hand. Die Aufzeichnungen geschehen an dem neu gestellten Pegel im Hafen; nach der erbetenen Notiz des Hrn. Dr. Dihlmann „hat jener seinen Nullpunkt (13° 2″ unter dem bis jetzt bekannten höchsten Punkt, den der See im Jahr 1817 erreichte), auf dem Grunde des See's, nämlich an dem bis jetzt beobachteten niedrigsten Stand des See's im Jahr 1848. Von diesem Nullpunkt aus wird nun einfach aufwärts gezählt", und die Angaben in nachfolgender Tabelle sind nun in dieser Art zu verstehen.

Tabelle LIII.

Monate.	Zahl der Beobachtungen.		Stand des See's am Pegel.						Veränderungen im Monat.	
			Geringster.		Grösster.		Mittlerer.			
	1849	1850	1849	1850	1849	1850	1849	1850	1849	1850
Dec. d. vor. J.	7	5	10,5 d. 4.	2,2 d. 30.	12,0 d. 28.	2,5 d. 3.	11,53	2,34	1,50	0,30
Januar . .	5	9	1,2 d. 8.	1,2 d. 25.	1,45 d. 24.	2,2 d. 1.	1,29	1,58	0,25	1,00
Februar . .	4	8	1,5 d 8.16.	1,2 d. 1.	1,60 d. 28.	3,3 d. 18.	1,54	4,02	0,10	2,10
März . .	11	9	1,5 d. 16.	1,85 d. 29.	2,5 d. 26.	3.0 d. 1.	1,86	2,47	1,00	1,15
April . . .	8	9	2.0 d. 1. 8.	1,7 d. 1.	2,5 d. 30.	3,4d.26.29.	2,27	2,65	0,50	1,70
Mai . . .	10	9	2,7 d. 1.	3,1 d. 6.	6.2 d. 31.	4,9 d. 31.	4,55	3,67	3,50	1,80
Juni . . .	23	8	6,4 d. 1.	5.5 d 3.	10,55 d. 19	9.0 d. 28.	9,09	7,03	4,15	3,50
Juli . . .	12	9	5,7 d. 30.	6.8 d. 29.	9,5 d. 1.	9.5 d 1-5.	7,58	8,46	2,80	2,70
August . .	7	9	4,0 d. 25.	6,45 d. 30.	5,3 d. 2.	6,8 5-9. 19	4,40	6,67	1,30	0,35
September .	10	9	2,5 d. 30.	3,1 d. 27.	4,0 d. 1.	6,1 d. 2.	3,22	4,91	1,50	3,00
October . .	7	8	2,5 d. 1.	3,8 d. 4.	3,5 d. 30.	4,5 d. 14.	2,96	3,82	1,00	0,70
November .	5	9	2,0 d. 24.	3,3 d. 18.	3,0 d. 3.	4,25 d. 25	2,58	3,84	1,00	0,95
December .	5	9	2,2 d. 30.	2,4 d. 30.	2.5 d. 3.	4,0 d. 2.	2,34	3,09	0,30	1,60
Kal.-Jahr .	47	105	Januar.	Jan. Febr.	Juni.	Juli.	4,36	4,27	9,35	8.30
Met. Jahr .	49	101	Januar.	Jan. Febr.	Juni.	Juli	4,40	4,20	9,35	8,30

Herr Dr. Dihlmann gab noch weiter folgende Beobachtungen von seinem Stationsort:

1849 am 11., 15. und 16. Januar starker Föhn; am 13. Januar fiel Fuss tiefer Schnee, dessen Schmelzen bei + 6,9°, 5,3°, 4,9° eine Ueberschwemmung der Schussen verursachte.

Am 21. Februar die Berge oberhalb Rorschach vom Schnee frei.

Am 25. Februar Frühlingswitterung.

Am 1. März die Berge bei Rorschach mit Schnee bedeckt.

Am 30. März die ganze Bodenseegegend von Schnee frei

Am 2. April Ankunft der Möven in grossen Schaaren; Föhn im Schweizer und Tyroler Hochgebirg.

Am 15. April die Rorschacher Berge mit Schnee bedeckt.

Am 18. April —2,2°; alle stehenden Gewässer gefroren.

Am 25. April starker Höhenrauch.

Am 28. April Gewitter. Vom 28.—30. April + 12,1°.

Am 1. Mai Repsblüthe. Am 7. Mai das erste Grünfutter gemäht.

Mitte und Ende Mai's anhaltende Regen.

Am 1. Juni stieg die Temperatur des See's schnell auf + 19° bei + 20° Lufttemperatur.

Vom 1.—7. Juni anhaltende Windstille.

Am 8. und 9. Gewitter mit heftigen Südweststürmen.

Am 17. Juni auf dem Sentis Schnee, zu Friedrichshafen + 10 bis + 12° Lufttemperatur.

Am 19. Juni höchster Stand des See's seit 1817.

Am 25. Juni starker Höhenrauch bei vollkommener Windstille und glattem Seespiegel.

Am 4. Juli Höhenrauch und Windstille.

Vom 19.—20. August der Sentis und die Schweizer Alpen mit Schnee bedeckt; am 23. war derselbe wieder verschwunden.

Am 1. September die ersten reifen Weintrauben zu Markt gebracht.

Am 5. October zogen grosse Schwärme Schwalben über den See.

Am 7. October der Sentis ganz von Schnee bedeckt.

Am 10. October der erste Reif, Anfang der Weinlese.

Am 29. October ungewöhnlich hoher Barometerstand.

Am 30. October der Schnee vom Sentis verschwunden.

Am 7. November ungewöhnlich hoher Barometerstand 27" 5,3'".

Am 16. Nov. der erste Schnee zu Friedrichshafen der liegen blieb.

Vom 15.—17. December Föhn, der Schnee schmolz wieder.

Am 17. December Gewitter mit Regen.

Am 20. und 21. Dec. neuer Schneefall in der Seegegend, der eine dauernde Schneedecke gab.

1850. Schneebahn bis zum 28. Januar.

Am 14. und 15. Januar Föhn im Gebirge und ungewöhnlich tiefer Barometerstand.

Am 22. Januar ungewöhnlich hoher Stand des Barometers.

Am 27. Januar starker Oststurm.

Am 2. Februar aller Schnee am See verschwunden, die fliessenden Gewässer übergetreten.

Am 14. Februar die ganze Seegegend mit neuem Schnee bedeckt.

Am 25. Februar Frühlingswitterung.

Am 28. Februar die Rorschacher Berge vom Schnee frei.

Am 12. März dieselben auf's Neue mit Schnee bedeckt bis zum 29.

Am 3. April aller Schnee in der Gegend verschwunden.

Am 4. April erstes Gewitter mit Graupenfall und Regen.

Am 1. und 2. Mai neuer Schneefall, der nicht liegen blieb.

9) Wässrichte Ausdünstung.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtung geschieht mittelst eines cylindrischen Messinggefässes von 2,375 par. □Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe, das mit Regenwasser zu $\frac{3}{4}$ seiner Höhe gefüllt und so oft aufgefüllt wird, als das Wasser unter die Hälfte seiner Höhe gesunken ist. Es wird im Freien in einer vor Regen, Schnee und Wärmeeinflüssen gesicherten Lage aufgestelt, und jeden Abend der Wasserverlust mit einer Granwage nach Medicinalgewicht abgewogen. Da jeder Cubikzoll Wasser = 318,9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran verdunstetes Wasser, auf die Fläche eines par. □Fusses reducirt, = 0,1917 par. Cubikzoll Wasser. Hiernach ist die Spalte „Verdunstung in Cubikzoll auf ein par. □Fuss berechnet. Die Spalte „13jähriges Mittel" enthält die Monats- und Jahresmittel von 1834—1846.

Tabelle LIV.

Monate.	1849. Verdunstung in Granen.				1849. Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.					1850. Verdunstung in Granen.				1850. Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.					13jähr. Mittel.
	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat.	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat. Cubik-Zoll.	Menge im Monat. Höhe.	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat. Cubik-Zoll.	Menge im Monat. Höhe.	
Dec. 48	54 d. $\frac{1}{2}$	1 d. $\frac{2}{24}$	17,84	553	10,35	0,19	3,42	105,95	0,73	44 d. $\frac{14}{24}$	0 d. 1	12,29	361	8,43	0	2,35	69,17	0,48	
Jan. .	48 d	0 d.	18,74	581	9,20	0	3,59	111,32	0,77	27 d. $\frac{5}{24}$	2 d. $\frac{4}{24}$	8,22	256	5,17	0,38	1,57	49,05	0,34	2,33
Febr.	58 d. $\frac{2}{24}$	2 d.	24,90	697	11,11	0,38	4,77	133,54	0,92	55 d. $\frac{1}{24}$	0 d. 1	24,78	691	10,53	0	4,74	132,39	0,92	3,59
März	56 d 1	2 d. $\frac{2}{24}$	26,81	813	10,51	0,38	5,71	156,77	1,08	73 d. $\frac{1}{24}$	4 d. 9	6,55	823	14,00	0,77	1,25	157,68	1,09	6,47
April	86 d. $\frac{9}{24}$	16 $\frac{1}{24}$	39,77	1139	16,48	3,06	7,62	218,29	1,51	78 d. $\frac{22}{24}$	20 d. 30	45,70	1371	14,95	3,83	8,76	262,68	1,82	10,37
Mai .	129 d. $\frac{23}{24}$	28 d. $\frac{1}{24}$	64,84	2010	24,71	5,36	12,42	385,11	2,67	151 d. $\frac{1}{24}$	17 d. 1	58,94	1827	28,93	3,26	11,29	350,06	2,43	14,58
Juni .	128 d. 1	15 d. $\frac{1}{24}$	71,26	2138	24,52	2,87	13,65	409,64	2,84	138 d. $\frac{20}{24}$	14 d. 21	72,97	2189	26,44	2,68	13,98	419,41	2,91	16,23
Juli .	243 d. $\frac{12}{24}$	39 d.	103,90	3221	36,56	7,47	19,91	617,14	4,28	137 d. $\frac{20}{24}$	23 d. 13	46,42	1997	26,25	4,41	8,89	382,63	2,65	15,60
Aug. .	120 d. $\frac{1}{24}$	22 d. $\frac{2}{24}$	60,71	1882	22,99	4,21	11,63	360,69	2,50	125 d. $\frac{1}{24}$	18 d. 24	25,68	796	23,95	3,45	4,92	152,51	1,04	13,60
Sept.	115 d.	14 d. $\frac{1}{24}$	62,40	1872	22,03	2,68	11,90	358,67	2,49	106 d. $\frac{1}{24}$	16 d. 24	40,33	1310	20,31	3,06	7,73	251,00	1,74	8,99
Oct. .	123 d.	5 d. $\frac{1}{24}$	27,10	841	23,57	0,96	5,19	161,13	1,11	41 d.	3 d. 25	19,84	615	7,86	0,57	3,80	111,86	0,77	5,32
Nov. .	40 d.	2 d. $\frac{2}{24}$	13,40	402	7,66	0,38	2,58	77,02	0,53	54 d. $\frac{2}{24}$	1 d. 27	24,50	735	10,35	1,15	4,69	140,83	0,93	3,64
Dec. .	44 d. $\frac{1}{24}$	0 d. 1	12,29	361	8,43	0	2,35	69,17	0,48	43 d. $\frac{1}{24}$	6 d. $\frac{13}{24}$	18,77	582	8,24	0,19	3,59	111,52	0,70	2,39
Kal.-J.	Juli	Jan. 49	41,09	15957			7,87	3057,36	21,23	Mai	Feb. 50	34,38	13192			6,59	2527,59	18,23	8,61
Met. J.	Juli	Dec. 49 / Jan. 49	41,55	16149			7,96	3094,15	21,48	Mai	Dec. 49 / Febr. 50	33,84	12971			6,48	2485,25	17,25	

Die mittlere Verdunstung 1349 übertraf das 13jährige Mittel blos im Januar, Februar, Juli und September; 1850 übertraf sie das 13jährige Mittel im Februar, November und December.

b) Zusammenstellungen einzelner Beobachter. Des Hrn. Pfarrers Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle LV. Zusammenstellung der Verdunstung, der wässerichten Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

1849. Monate.	Regen und Schneemenge.					Ausdünstung.			Differenz der Regen- und Ausdünstungs-Höhe.	Bewölkung					Meteore.								
										Tage.													
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe des gefallenen W. in par. Lin.	In Granen.	In cub." auf 1 □'.	Höhe in Linien.		heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	trübe.	Mittl. Bew.	Regentage.	Schneetage.	Graupentage.	Hageltage.	Gewitter.	Wind. Tage.	Darunter stürmische.	Nebeltage.	Tage mit Schneedecke
Dec. 1848	35,1	64,6	99,7	3,2	8,308	1582	303,10	25,274	— 16,968	15	9	6	1	0,37	2	3				24	5	6	3
Jan. 1849	326,5	241,4	567,9	18,3	47,325	957	183,35	15,282	+ 32,043	4	9	10	8	0,68	6	11				26	5	10	9
Februar .	194,4	50,1	244,5	8,7	20,375	1377	263,82	21,998	— 1,621	3	7	13	5	0,71	9	6				26	4	13	10
März . .	250,2	279,1	529,3	17,1	44,108	1249	239,30	19,946	+ 24,162	5	7	13	6	0,67	4	10				30	2	16	13
April . .	336,0	458,5	794,5	26,5	66,208	1717	328,99	27,421	+ 38,787	6	5	14	5	0,69	10	7			2	29	1	14	8
Mai . .	441,4		441,4	14,2	36,783	2557	489,91	40,824	— 4,041	7	9	14	1	0,58	15				4	31		3	
Juni . .	508,4		508,4	16,9	42,367	2864	548,73	45,727	— 3,360	8	8	11	3	0,59	12				6	30		6	
Juli . .	466,7		466,7	15,1	38,892	4120	789,39	65,796	— 26,904	12	9	10		0,45	9				2	31		4	
August .	363,6		363,6	11,7	30,300	2897	555,10	46,251	— 15,951	7	11	13		0,52	12				2	31	1	7	
September	200,5		200,5	6,7	16,706	2860	547,97	45,664	— 28,956	9	11	10		0,57	8				1	30	3	7	
October .	648,8		648,8	20,9	54,067	1295	248,16	20,675	+ 33,392	8	5	16	2	0,58	15					30	4	10	
November	158,1	202,4	360,5	12,0	30,042	925	177,22	14,771	+ 15,271	9	9	9	3	0,55	5	6				26		11	14
Winter $\frac{48}{49}$	556,0	358,1	912,1	10,1	76,008	3916	750,27	62,552	+ 13,456	22	25	29	14	0,59	17	20				76	14	29	22
Frühling .	1027,6	737,6	1765,2	19,2	147,099	5523	1058,20	88,191	+ 58,908	18	21	41	12	0,65	29	17			6	90	3	33	21
Sommer .	1338,7		1338,7	14,6	111,559	9881	1893,22	157,774	— 46,215	27	28	34	3	0,52	33				10	92	1	17	
Herbst .	1007,4	202,4	1209,8	13,3	100,817	5080	973,35	81,110	+ 19,707	26	25	35	5	0,55	28	6			1	86	7	28	14
Met. Jahr	3929,7	1296,1	5225,8	14,3	435,483	24400	4675,04	389,627	+ 45,856	93	99	139	34	0,53	107	43			17	344	25	107	57
Dec. 1849	140,2	372,2	512,4	16,5	42,700	332	63,60	5,301	+ 37,399	4	2	12	13	0,82	5	11				29	3	18	27
Winter .	661,1	663,7	1324,8	14,7	110,400	2666	510,77	42,579	+ 67,821	11	15	35	26	0,74	20	28				81	12	41	46
Kal.-Jahr	4034,8	1603,7	5638,5	15,4	469,875	23150	4435,54	369,654	+ 100,221	82	92	145	46	0,62	110	51			17	349	23	119	81

Zusammenstellung der Verdunstung der wässrichten Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

1850. Monate.	Regen- und Schneemenge.					Ausdünstung.			Differenz der Regen- und Ausdünstungs-Höhe.	Bewölkung.					Meteore.								
										Tage.												
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe des gefallenen W. in par. Lin.	In Grauen.	In cub.″ auf 1 □′.	Höhe in Linien.		heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	ganz trübe.	Mittl. Bewölk.	Regentage.	Schneetage.	Graupentage	Hageltage.	Gewitter.	Wind. Tage.	Darunter stürmische.	Nebeltage.	Tage mit Schneedecke
December	140,2	372,2	512,4	16,5	42,700	332	63,60	5,301	+ 37,399	4	2	12	13	0,82	5	11				29	3	18	27
Januar.	10,7	367,4	378,1	12,2	31,508	318	60,94	5,079	+ 26,429	3	7	7	14	0,78	2	10				28	4	23	31
Februar	270,4	377,0	674,4	23,1	53,950	922	176,65	14,723	+ 39,227	6	3	13	6	0,70	8	11				28	7	14	13
März	15,2	219,3	234,5	7,6	19,542	1015	194,48	16,208	+ 3.334	10	5	9	7	0,59	2	10				30	1	17	16
April	354,7	32,1	386,8	12,9	32,233	1449	277.62	23,141	+ 9,092	1	11	14	4	0,72	14	1			2	27	2	8	2
Mai	248,6	55,2	303,8	9,8	25,317	2226	426,50	35,537	− 10.220	6	13	10	2	0,57	14	2	1	1	3	31		5	1
Juni	512,7		512,7	17,1	42,725	2976	570,19	47,521	− 4,796	4	10	13	3	0,60	18				9	30	1	11	
Juli	554,4		554,4	17,9	46,200	2781	532,83	44,414	+ 1,786	7	12	10	2	0,56	19				11	31		4	
August	673,0		673,0	21,7	56,083	2362	452,55	37,710	+ 18,373	6	12	10	3	0,58	16				4	31		11	
Septemb.	170,9		170,9	5,7	14,242	1300	249,08	20.761	− 6,519	12	9	9		0,46	9				1	29	1	10	
October	638,7	200,9	839,6	27,1	69,967	540	103,46	8,624	+ 61,343	2	6	13	10	0,79	13	10				29		21	9
November	423,2	151,8	575,0	19,2	47,917	691	132,44	11,030	+ 36,887	2	5	18	5	0,79	21	5				26	1	14	6
Winter $\frac{42}{43}$	421,3	1116,6	1537,9	17,1	128,158	1572	301,19	25,103	+103,055	13	12	32	33	0,77	15	32				85	14	55	71
Frühling	618,5	306,6	925,1	10,1	77.092	4690	898,60	74,886	+ 2,206	17	29	33	13	0,63	30	13	1	1	5	88	3	30	19
Sommer	1740,1		1740,1	18,9	145,008	8119	1555,57	129,645	+ 15,363	17	34	33	8	0,58	53				24	92	1	26	
Herbst	1232,8	352,7	1585,5	17,4	132,126	2531	484,98	40,415	+ 91,711	16	20	40	15	0,68	43	15			1	84	2	45	15
Met. Jahr	4012,7	1775,9	5788,6	15,9	482,384	16912	3240,34	270,049	+212,335	63	95	138	69	0,67	141	60	1	1	30	349	20	156	105
Dec. 1850	97,6	124,3	221,9	7,2	18,492	482	92,34	7,707	+ 10,785	8	4	13	6	0,64	5	7				24	3	15	5
Kal.-Wint.	378,7	868,7	1247,4	13,8	103,950	1722	329,93	27,509	+ 76,441	17	14	33	26	0,71	15	28				80	14	52	49
Kal.-Jahr	3970,1	1528,0	5498,1	15,1	458,175	17062	3269,08	272,455	+ 185,720	67	97	139	62	0,65	141	56	1	1	30	344	20	153	83

Bemerkungen zu Tabelle LV.

1) Für 1849.

Bem. Die Zahlen etc. in ( ) betreffen das met. Jahr.

Regenmenge: Max. 794,5 im April, Min. (99,7 im December), 200,5 im September.

Nach den Jahreszeiten: Max. 1765,2 im Frühling, Min. (912,1) im Winter 512,4.

Die **mittlere Regenmenge** des Jahres (14,3), 15,4 kommt der (im Mai 14,2) im Juli 15,1 am nächsten.

Ausdünstung: Max. 4120 Gr. im Juli, Min. (925 im November), 332 im December.

Die mittlere Ausdünstung des Jahres (67) 63 kommt der im April, 57 am nächsten.

Die **grösste Differenz** der Regen- und Ausdünstungshöhe zeigt sich mit dem plus der Regenhöhe im April, Differenz 38,787‴, mit dem plus der Ausdünstungshöhe im September, Differenz 28,956‴.

Die **kleinste Differenz** der Regen- und Ausdünstungshöhe zeigt sich mit dem plus der Regenhöhe im November, Differenz 15,271‴, mit dem plus der Ausdünstungshöhe im Februar, Differenz 1,621‴.

Demnach kommt auch im Februar die Regen- und Ausdünstungshöhe einander am nächsten.

Heitere Tage: Max. (15 im December), 12 im Juli, Min. 3 im Februar.

Trübe Tage: Max. (8 im Februar), 13 im December, Min. 0 im Juli, August, September.

Heitere Tage: Max. 27 im Sommer, Min. (18 im Frühling), 11 im Winter.

Trübe Tage: Max. (14) 26 im Winter, Min. 3 im Sommer.

Regentage: Max. 15 im Mai und October, Min. (2) im Dec., 5 im December.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat (8,9) 9,2 Regentage.

Schneetage: Max. (11 im Januar), 11 im Januar und December.

Gewitter: Max. 6 im Juni.

Windige Tage*), Max. 31 und 30 im Mai, Juni, Juli, August, September, Min.: (24 im December), 26 im Januar und Nov., Max. 92 im Sommer, Min. (76) 81 im Winter.

Stürmische Tage**), Max. (5 im December und Januar) 5 im Januar.

Nebeltage: Max. (16 im März), 18 im December, Min. 3 im Mai, Max. (33 im Frühling), 41 im Winter.

Tage mit Schneedecke: Max. (im November 14), im Dec. 27.

*) Windige Tage = solchen, an denen die Windstärke 1 bis 3 war.

**) Stürmische Tage = solchen, an denen die Windstärke 4 war.

2) Für 1850.

Regenmenge: Max. 839,6 im October, Min. 170,9 im September.

Nach den Jahreszeiten: Max. 1740,1 im Sommer, Min. 925,1 im Frühling.

Die mittlere Regenmenge des Jahrs 15,9 kommt der im Dec. 16,5 am nächsten.

Nach dem Kal.-J. die mittlere Regenmenge des Jahrs 15,1 kommt der im April 12,9 am nächsten.

Ausdünstung: Max. 2976 Gr. im Juni, Min. 318 im Januar.

Nach dem Kal.-J. die mittlere Ausdünstung des Jahres 47.

Die mittlere Ausdünstung des Jahres 46 kommt der im April 48 am nächsten.

Die größte Differenz der Regen- und Ausdünstungshöhe zeigt sich mit dem plus der Regenhöhe im October 61,343 Differenz; mit dem plus der Ausdünstungshöhe im Mai 10,220 Differenz; die kleinste mit dem plus der Regenhöhe im Juli 1,786.

Nach dem Kal.-Jahr heitere Tage: Max. 12 im September, Max. 17 im Frühling und Sommer, Min. 1 im April, Min. 16 im Herbst.

Nach dem Kal.-Jahr ganz trübe: Max. 14 im Januar, Max. 26 im Winter, Min. 0 im September.

Heitere Tage: Max. 17 im Frühling und Sommer, Min. 13 im Winter.

Ganz trübe: Max. 33 im Winter, Min. 8 im Sommer.

Regentage: Max. 21 im November, Min. 2 im Jan. und März.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 11,7 Regentage, und mit Einrechnung der Schneetage 16,7 Tage, nach dem Kal.-Jahr 16,4, an welchen ein wässriger Niederschlag erfolgte.

Schneetage, Max. 11 im December und Februar, nach dem Kal.-Jahr: Max. 11 im Februar.

Gewitter: Max. 11 im Juli.

Windige Tage: Max. 28, 31 und 30 im Febr., Mai, Juni, Juli, August; Min. 26 im November, Max. 92 im Sommer, Min. 84 im Herbst.

Stürmische Tage: Max. 7 im Febr., Min. 0 im Mai, Juli, August und October.

Nebeltage: Max. 23 im Januar, Min. 4 im Juli, Max. 55 im Winter, Min. 26 im Sommer.

Im Durchschnitt kommen auf einen Monat 13 Nebeltage.

Tage mit Schneedecke, Max. 31 im Januar.

10) Luftfeuchtigkeit.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachstehende Tabelle gibt die psychrometrischen Mittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten, sowie die monatlichen Extreme mit den entsprechenden Lufttemperaturen.

Tabelle LVI.

1849. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz.	Tiefster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.	Höchster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.
Dec.48	+ 0,90	+ 1,52	0,62	— 9,0 d. 24.	— 9,0	0	+ 8,5 d. 8.	+11,7	3,2
Jan. 49	+ 0,52	+ 1,53	1,01	—11,5 d. 2.	—11,3	0,2	+ 7,0 d. 18.	+ 9,5	2,5
Febr. .	+ 2,16	+ 3,56	1,40	— 7,0 d. 4.	— 6,5	0,5	+ 7,5 d. 25.	+12,0	4,5
März .	+ 1,68	+ 3,15	1,47	— 2,7 d. 15.	— 1,7	1,0	+ 7,7 d. 5.	+12,5	4,8
April .	+ 4,69	+ 6,95	2,26	— 0,5 d. 19.	+ 1,0	0,5	+ 9,5 d. 27.	+18,6	9,1
Mai .	+ 6,24	+12,53	6,29	+ 4,8 d. 11.	+ 6,6	1,8	+14,9 d. 29.	+22,5	7,6
Juni .	+11,09	+15,30	4,31	+ 7,5 d. 10.	+ 9,0	1,5	+18,0 d. 5.	+23,5	5,5
Juli .	+11,60	+15,65	4,05	+ 7,0 d. 15.	+12,0	5,0	+17,0 d. 9.	+25,5	8,5
August	+10,90	+13,28	2,38	+ 5,5 d. 5.	+ 8,0	2,5	+16,4 d. 9.	+23,6	7,2
Sept.	+ 9,52	+11,25	1,73	+ 4,0 d. 21.	+ 4,5	0,5	+15,2 d. 2.	+20,6	5,4
Octob.	+ 6,56	+ 8,60	2,04	— 0,5 d. 31.	0	0,5	+11,8 d. 3.	+14,2	2,4
Nov.	+ 0,76	+ 2,23	1,47	—12,5 d. 29.	—12,5	0	+ 8,5 d. 14.	+12,5	4,0
Dec. .	— 0,90	— 0,45	0,45	— 7,7 d. 7.	— 7,7	0	+ 7,4 d. 16.	+ 8,2	0,8
Kal.-J.	+ 5,75	+ 7,85	2,10	November.			Juni.		
Met. J.	+ 5,90	+ 8,01	2,15	November.			Juni.		
1850.									
Dec.49	— 0,90	— 0,45	0,45	— 7,7 d. 7.	— 7,7	0	+ 7,4 d. 16.	+ 8,2	0,8
Jan. 50	— 3,74	— 3,42	0,32	—15,0 d. 22.	—15,0	0	+ 3,6 d. 26.	- 5,0	1,4
Febr.	+ 3,07	+ 4,27	1,20	— 3,0 d. 1.	— 3,0	0	+ 7,0 d. 28.	+11,0	4,0
März .	+ 0,52	+ 1,85	1,33	— 5,0 d. 18.	— 4,5	0,5	+ 8,0 d. 7.	+12,5	4,5
April .	+ 5,87	+ 8,26	2,39	— 2,7 d. 1.	— 1,2	1,5	+11,0 d. 8.	+17,7	6,7
Mai .	+ 7,52	+10,44	2,92	+ 1,4 d. 3.	+ 3,5	2,1	+13,0 d. 27.	+19,8	6,8
Juni .	+11,55	+13,39	1,84	+ 7,2 d. 19.	+ 9,5	2,3	+16,2 d. 26.	+23,8	7,6
Juli .	+11,66	+14,82	3,16	+ 7,2 d. 11.	+ 8,4	1,2	+16,8 d. 16.	+19,8	3,0
August	+11,57	+14,27	2,70	+ 4,0 d. 31.	+ 5,0	1,0	+16,0 d. 6.	+24,2	8,0
Sept.	+ 7,68	+ 9,94	2,26	+ 3,0 d. 13.	+ 4,5	1,5	+12,5 d. 21.	+17,3	4,8
Octob.	+ 5,19	+ 6,33	1,14	— 0,5 d. 24.	0	0,5	+11,8 d. 8.	+15,0	3,2
Nov.	+ 4,89	+ 6,27	1,38	— 0,6 d. 15.	— 0,6	0	+ 9,5 d. 11.	+13,2	3,7
Dec.	+ 0,60	+ 1,00	0,40	— 7,1 d. 24.	— 7,1	0	+ 8,5 d. 16.	+ 8,2	1,7
Kal.-J.	+ 5,53	+ 7,29	1,76	Januar.			Juli.		
Met. J.	+ 5,41	+ 7,17	1,76	Januar.			Juli.		

Die hieraus berechneten Momente: Thaupunkt, Dunstdruck, Dunstmenge, Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft für die monatlichen, die Jahreszeiten und die Jahresmittel gibt folgende Tabelle.

Bei der Gewinnung des Pig-Eisens zum Gießen gibt man dem Schmelzofen eine größere Quantität Cokes und erhält dadurch ein Metall, welches sich sehr leicht wieder schmelzen läßt, und dann sehr dünnflüssig und im Stande ist, die feinsten Falten der zu seiner Aufnahme bestimmten Form zu durchdringen; bei der Gewinnung des Pig-Eisens zum Schmieden nimmt man zum Ausschmelzen des Eisensteins eine geringere Quantität Cokes, und erhält dadurch ein dickflüssiges Metall, welches oft — wenn man das Quantum der Cokes auf das Minimum reducirt hat — nur mit Mühe die Rinne der Pigform durchfließt.

Wir folgen zuerst dem Pig-Eisen in die Hämmer- und Walzwerke und kehren dann zurück in das Gießhaus.

Das zum Schmieden bestimmte Pig-Eisen wird zunächst verfeinert, d. h. es kommt in kleine Oefen, wo es einem Feuer von der äußersten Schärfe ausgesetzt und abermals geschmolzen wird. Die Oefen sind von Eisen; damit sie sowohl wie auch die Röhren, welche die heiße Luft hineinführen, nicht zu sehr durch das heftige Feuer leiden, sind sie an den Seiten doppelt, so daß Ströme von Wasser in gemessenen Zeitpunkten herangelassen werden können, und die Blaseröhren sind von einem eisernen Kasten umschlossen, der sich von Zeit zu Zeit mit abkühlendem Wasser füllt.

In der furchtbaren Gluth schmilzt das Eisen schnell, und nach zwei Stunden läßt man es aus dem Ofen in einen eisernen Trog von etwa 20 Fuß Länge und 2 Fuß Breite fließen. Hat es sich hier etwas abgekühlt, so schafft man es mit Hülfe eines Krahns in einen größeren, flacheren Trog, und begießt die ganze Masse plötzlich mit eiskaltem Wasser. Hierdurch wird sie spröde und läßt sich demnach leicht in Stücke zerbrechen. Bei der Verfeinerung verliert das Eisen ein Achtel seiner Schwere; die Schlacken, welche sich auf der flüssigen Masse im Troge zeigen, werden abgenommen.

Das zerbrochene Eisen kommt jetzt in einen Ofen, wo es durch eine niedrige Wand oder Mauer vom Feuer getrennt ist. Dies folgt dem Luftzuge über die Mauer und trifft von dieser aus das Eisen im Vorüberfluge, also durch Reverberation, welcher Umstand dem Ofen seinen Namen gibt. In einer halben Stunde schmilzt das Eisen; nun fahren die Arbeitsleute mit eisernen Instrumenten hinein, die einem Karst gleichen, und rühren in der

	Tabelle LVII. 1849.	Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wass. in 1 Cub.-Fuss Luft
	December 1848 .	+ 1,52	+ 0,10	1,42	2,26	0,89	4,04
	Januar 1849 .	+ 1,53	− 1,60	3,13	1,95	0,76	3,16
	Februar	+ 3,56	− 0,40	3,96	2,15	0,71	3,44
	März	+ 3,15	− 1,25	4,40	2,01	0,69	3,23
	April	+ 6,95	+ 0,95	6,00	2,43	0,61	3,83
	Mai	+12,53	+ 5,07	7,46	3,44	0,55	5,26
	Juni	+15,30	+ 8,95	6,35	4,69	0,61	7,16
	Juli	+15,65	+ 7,65	8,00	4,23	0,53	6,28
	August	+13,92	+ 7,92	6,00	4,32	0,62	6,54
	September . . .	+12,36	+ 6,40	5,96	3,82	0,62	5,86
	October	+ 8,60	+ 3,82	4,78	3,09	0,68	4,83
	November . . .	+ 2,23	− 2,30	4,53	1,83	0,68	2,99
	December 1850 .	− 0,45	− 1,95	1,40	1,90	0,88	3,10
	Kal.-Jahr	+ 7,85	+ 2,45	5,40	2,76	0,64	4,33
	Met. Jahr . . .	+ 8,02	+ 2,67	5,35	2,81	0,64	4,41
Met. J. Kal.-Jahr.	Morgens	+ 6,38	+ 2,55	4,83	2,78	0,72	4,40
	Mittags . . .	+10,51	+ 2,37	8,14	2,74	0,52	4,24
	Abends	+ 6,94	+ 2,90	4,04	2,87	0,72	4,51
	Morgens	+ 6,49	+ 2,55	3,94	2,79	0,72	4,40
	Mittags	+10,76	+ 2,37	7,39	2,74	0,51	4,25
	Abends	+ 7,12	+ 3,40	3,72	3,00	0,74	4,72
	Frühling	+ 7,54	+ 1,55	5,99	2,56	0,61	3,98
	Sommer	+14,62	+ 8,50	6,12	4,53	0,62	6,85
	Herbst	+ 7,36	+ 3,05	4,31	2,90	0,70	4,58
	Kal.-Winter . . .	+ 1,55	− 1,35	2,90	1,99	0,78	3,21
	Met. Winter . . .	+ 2,20	− 0,80	3,00	2,09	0,77	3,38
Met. W. Kal.-W. Herbst. Sommer. Frühl.	Morgens	+ 5,80	+ 1,94	3,86	2,63	0,72	4,26
	Mittags	+10,21	+ 1,10	9,11	2,46	0,47	3,81
	Abends	+ 6,61	+ 1,85	4,76	2,62	0,67	4,14
	Morgens	+13,46	+ 8,18	5,28	2,42	0,66	6,72
	Mittags	+18,02	+ 9,30	8,72	2,83	0,51	7,16
	Abends	+13,40	+ 9,05	4,35	4,73	0,71	7,20
	Morgens	+ 5,83	+ 2,03	3,80	2,67	0,73	4,22
	Mittags	+10,72	+ 3,40	7,32	2,89	0,55	4,62
	Abends	+ 6,64	+ 2,93	3,71	2,87	0,74	4,57
	Morgens	+ 0,41	− 1,25	1,66	2,02	0,86	3,29
	Mittags	+ 3,11	− 1,65	4,76	1,95	0,66	3,09
	Abends	+ 1,11	− 1,10	2,21	2,03	0,83	3,30
	Morgens	+ 0,85	− 1,30	2,15	2,01	0,83	3,25
	Mittags	+ 4,10	+ 0,40	4,50	2,32	0,73	4,03
	Abends	+ 1,85	− 1,25	3,10	2,01	0,77	3,25

	1850.	Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wasser in 1 Cub.-Fuss Luft.
	December 1849 .	— 0,45	— 1,95	1,40	1,90	0,88	3,10
	Januar 1850. . .	— 3,12	— 4,40	0,98	1,66	0,91	2,53
	Februar	+ 3,28	+ 2,75	0,53	2,96	0,95	4,53
	März	+ 1,85	— 2,25	4,10	2,62	0,70	2,97
	April	+ 8,26	+ 2,45	5,81	4,44	0,62	3,84
	Mai	+10,44	+ 3,68	6,76	5,28	0,58	4,72
	Juni	+13,19	+ 5,87	8,52	7,16	0,90	9,79
	Juli	+11,82	+ 8,65	6,17	7,39	0,82	6,92
	August	+14,27	+ 9,02	5,25	7,08	0,67	7,16
	September . . .	+ 9,94	+ 4,90	5,04	5,08	0,86	5,23
	October	+ 6,40	+ 3,49	2,91	3,82	0,79	4,75
	November . . .	+ 6,27	+ 2,83	3,44	3,78	0,75	4,50
	December . . .	+ 1,01	— 0,15	1,16	3,44	0,90	3,57
	Kal.-Jahr	+ 7,29	+ 3,10	4,19	4,11	0,71	4,59
	Mét. Jahr	+ 7,17	+ 2,80	4,37	4,07	0,70	4,52
Met. J. Kal.-Jahr	Morgens	+ 5,97	+ 2,45	3,52	3,66	0,75	4,40
	Mittags	+ 9,73	+ 2,55	7,18	4,09	0,56	4,32
	Abends	+ 6,46	+ 3,65	2,81	3,84	0,79	4,82
	Morgens	+ 5,85	+ 2,40	3,45	3,65	0,75	4,36
	Mittags	+ 9,48	+ 2,55	6,93	4,00	0,57	4,31
	Abends	+ 6,41	+ 3,40	3,01	3,82	0,78	4,73
	Frühling	+ 6,85	+ 1,10	5,75	3,97	0,63	3,84
	Sommer	+14,46	+ 8,90	5,56	7,19	0,65	7,07
	Herbst	+ 7,51	+ 3,65	3,86	4,18	0,73	4,80
	Kal.-Winter . . .	+ 0,29	— 0,65	0,94	2,30	0,82	3,41
	Met. Winter . . .	— 0,20	— 1,20	1,00	2,22	0,91	3,18
Frühl.	Morgens	+ 5,39	+ 1,30	4,09	3,52	0,71	3,98
	Mittags	+ 9,47	+ 0,35	9,12	4,89	0,47	3,58
	Abends	+ 5,55	+ 2,40	3,15	3,57	0,77	4,38
Sommer.	Morgens	+13,05	+ 7,90	5,15	6,46	0,67	6,58
	Mittags	+17,34	+ 8,90	9,44	8,92	0,52	7,20
	Abends	+13,10	+ 9,88	3,42	6,48	0,77	7,59
Herbst.	Morgens	+ 5,91	+ 3,40	2,51	3,67	0,81	4,74
	Mittags	+ 9,86	+ 3,38	6,48	5,04	0,59	4,62
	Abends	+ 6,87	+ 4,27	2,60	3,97	0,81	5,87
Kal.-W.	Morgens	— 0,48	— 1,85	1,37	2,14	0,89	3,13
	Mittags	+ 2,27	— 1,45	3,72	2,72	0,72	3,17
	Abends	+ 0,64	— 2,00	2,64	2,37	0,79	3,05
Met. W.	Morgens	— 0,98	— 2,20	1,22	2,05	0,91	3,09
	Mittags	+ 1,63	— 1,85	3,48	2,57	0,74	3,08
	Abends	+ 0,42	— 2,25	2,67	2,32	0,79	2,99

b) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Des Herrn Dr. Röhle zu Canstatt.

Tabelle LVIII.

Psychrometrische Resultate nach den 3 täglichen Beobachtungen.

1849. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers	Mittel des trockenen Thermometers	Differenz beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Diff. d. Thaup. von der Lufttemperatur.	Mittl. Dunstdruck in par Linien.	Mittl. Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procent.	Mittl. Wassergehalt in C.-Fss. Luft in Grmm.
Januar . .	+ 0,43	+ 1,36	0,93	— 1,40	2,76	1,98	0,79	3,25
Februar . .	+ 2,13	+ 3,36	1,23	— 0,05	3,41	2,23	0,75	3,64
März . . .	+ 1,93	+ 3,17	1,24	— 0,25	3,42	2,19	0,74	3,57
April . . .	+ 5,03	+ 6,78	1,75	+ 2,63	4,15	2,80	0,71	4,51
Mai . . .	+ 9,87	+12,30	2,43	+ 7,50	4,80	4,18	0,68	6,57
Juni . . .	+12,69	+15,21	2,52	+10,67	4,54	5,37	0,70	8,30
Juli . . .	+12,17	+15,25	3,08	+ 9,55	5,70	4,92	0,64	7,65
August . .	+11,31	+13,67	2,36	+ 9,20	4,47	4,79	0,71	7,45
September .	+ 9,81	+12,06	2,25	+ 7,60	4,46	4,21	0,71	6,62
October . .	+ 7,04	+ 8,21	1,15	+ 5,73	2,48	3,62	0,82	5,74
November .	+ 1,83	+ 2,15	0,62	+ 0,45	1,70	2,33	0,86	3,78
December .	— 1,00	— 0,44	0,56	— 2,20	1,76	1,85	0,86	3,05
Jahr . . .	+ 6,06	+ 7,76	1,68	+ 3,90	3,86	3,11	0,73	4,97
1850.								
Januar . .	— 3,97	— 3,50	0,47	— 5,15	1,65	1,42	0,86	2,39
Februar . .	+ 3,04	+ 4,14	1,10	+ 1,30	2,84	2,50	0,79	4,06
März . . .	0,59	1,71	1,12	— 1,60	3,31	1,95	0,75	3,20
April . . .	6,34	8,06	1,72	+ 4,17	3,89	3,18	0,73	5,06
Mai . . .	8,14	10,17	2,03	5,90	4,27	3,67	0,71	5,82
Juni . . .	12,12	14,04	1,92	10,55	3,49	5,32	0,76	8,23
Juli . . .	12,51	14,56	2,05	10,85	3,71	5,45	0,75	8,41
August . .	12,06	14,01	1,95	10,42	3,59	5,27	0,76	8,16
September .	5,35	6,82	1,47	6,77	3,05	3,94	0,78	6,22
October . .	5,32	6,29	0,97	3,97	2,32	3,13	0,83	5,00
November .	4,96	6,05	1,09	+ 3,60	2,45	3,04	0,82	4,86
December .	+ 0,66	+ 1,40	0,74	— 0,75	2,15	2,10	0,83	3,44
Jahr . . .	+ 5,84	+ 7,23	1,39	+ 4,05	3,18	3,15	0,77	5,03

2) Des Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle LIX. Dunst-Verhältnisse.

Monate.	1849. Mittlere Lufttemperatur.	Mittlerer Stand des Psychrometers.	Differenz des Thermometer- und Psychrometerst.	Mittlerer Barometerstand auf 0 reducirt.	Dunstspannung für d. mittl. Lufttemp.	Dunstspannung für d. Temp. des Psychr.	Wirklicher Dunstdruck.	Thaupunkt	Differenz des Thaupunkts von der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procenten.	Gewicht d. Wasserdunstes in 1 C.-Fuss Luft nach Grains	1850. Mittlere Lufttemperatur.	Mittlerer Stand des Psychrometers	Differenz des Thermometer- und Psychrometerst.	Mittlerer Barometerstand auf 0 reducirt.	Dunstspannung für d. mittl. Lufttemp.	Dunstspannung für d Temp. des Psychr.	Wirklicher Dunstdruck	Thaupunkt.	Differenz des Thaupunkts von der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procenten.	Gewicht d. Wasserdunstes in 1 C.-Fuss Luft nach Grains
	t.	t'.	t – t'.	b.	e''.	e'.	e.					t.	t'	t—t'.	b.	e''.	e'.	e.				
Dec. d.v.J.	1,31	0.01	1,30	310,6	2,50	2,24	1,80	2,50	3,81	0,72	2,92	–1,82	–2,07	0,25	308,2	1,92	1,87	1,80	–2,50	0,68	0,94	2,93
Januar .	–0,55	–0,94	0,39	309,2	2,13	2,06	1,94	–1,65	1,10	0,91	3,18	–4,89	–5,14	0,25	308,4	1,45	1,42	1,34	–5,80	0,66	0,92	2,24
Februar .	0,96	0,62	0,34	312,1	2,43	2,36	2,24	0,00	0,96	0,92	3,63	2,07	1,40	0,67	309,9	2,67	2,52	2,29	0,25	1,82	0,86	3,71
März . .	0,64	0,01	0,63	309,2	2,37	2,24	2,03	–1,10	1,74	0,86	3,31	–0,36	–1,23	0,87	310,1	2,17	2,01	1,75	–2,80	2,44	0,81	2,87
April . .	4,15	3,46	0,69	306,2	3,18	3,00	2,77	2,50	1,65	0,87	4,41	5,31	4,28	1,03	307,7	3,49	3,21	2,86	2,90	2,41	0,82	4,55
Mai . .	9,79	8,54	1,25	309,1	5,05	4,54	4,11	7,30	2,49	0,82	6,33	7,91	6,66	1,25	308,4	4,31	3,91	3,48	5,25	2,66	0,81	5,49
Juni . .	13,03	11,41	1,62	309,7	6,44	5,69	5,13	10,18	2,85	0,80	7,86	12,06	10,50	1,56	310,1	5,98	5,30	4,76	9,13	2,93	0,80	7,34
Juli . .	13,08	10,75	2,33	309,9	6,47	5,40	4,60	6,70	4,38	0,71	7,01	12,63	10,96	1,67	309,7	6,26	5,49	4,91	9,52	3,11	0,78	7,45
August .	11,78	9,99	1,79	310,1	5,86	5,10	4,48	6,37	3,41	0,76	6,84	11,97	10,54	1,43	309,8	5,94	5,32	4,83	9,32	2,65	0,81	7,39
Septemb.	10,26	8,98	1,28	309,3	5,20	4,70	4,26	7,73	2,53	0,82	6,60	8,17	6,86	1,31	310,6	4,40	3,97	3,52	5,40	2,77	0,80	5,52
October .	6,71	5,85	0,86	309,2	3,92	3,65	3,36	4,82	1,89	0,86	5,33	3,68	3,30	0,38	307,5	3,05	2,96	2,83	2,75	0,93	0,93	4,55
November	1,33	0,67	0,66	308,9	2,31	2,37	2,15	–0,45	1,78	0,86	3,59	3,17	2,73	0,44	309,2	2,93	2,82	2,67	2,07	1,10	0,91	4,28
Winter $\frac{49}{50}$	0,57	–0,10	0,67	310,6	2,35	2,22	2,02	–1,20	1,77	0,86	3,29	–1,55	–1,94	0,39	308,8	1,95	1,89	1,77	–2,70	1,15	0,91	2,92
Frühling	4,86	4,00	0,86	308,2	3,37	3,14	2,85	2,85	2,01	0,85	4,56	4,28	3,24	1,04	308,7	3,21	2,95	2,60	1,75	2,53	0,81	4,15
Sommer .	12,63	10,72	1,91	309,9	6,25	5,39	4,73	9,05	3,58	0,76	7,26	12,22	10,67	1,55	309,9	6,06	5,36	4,83	9,32	2,90	0,80	7,42
Herbst .	6,10	5,17	0,93	309,2	3,73	3,46	3,14	4,00	2,10	0,84	4,96	5,01	4,30	0,71	309,1	3,41	3,22	2,96	3,65	1,36	0,87	4,71
Kal.-Jahr	6,04	4,95	1,09	309,5	3,71	3,40	3,03	3,57	2,47	0,82	4,82	4,99	4,07	0,92	309,2	3,41	3,15	2,84	2,80	2,19	0,83	4,50
Dec. 1849	–1,82	–2,07	0,25	308,2	1,92	1,87	1,80	–2,50	0,68	0,94	2,93	–0,01	–0,47	0,46	310,4	2,24	2,15	2,03	–1,10	1,09	0,91	3,34
Winter .	–0,47	–0,80	0,33	309,8	2,17	2,09	1,99	–1,38	0,88	0,92	3,25	–0,94	–1,40	0,46	308,6	2,08	1,98	1,84	–2,28	1,31	0,89	3,01
Jahr . .	5,78	4,77	1,01	309,3	3,63	3,34	3,00	3,45	2,33	0,83	4,78	5,14	4,20	0,94	309,3	3,45	3,19	2,87	2,88	2,19	0,83	4,55

3) Des Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle LX. Dunst-Verhältnisse

1849 Monate.	Höchst. Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Mittl. Lufttemperatur t.	Mittl. Stand des Psychrometers. t'.	Mittl. Thaupunkt aus Psychrom. t−t'.	Mittl. Barometerstand auf 0° red. b.	Dunstspann. für d. mittl. Lufttemp. e''.	Dunstspann. für d. Temp des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdruck e.	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts und der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Grainen.
Dec. 1848	6,0	8,8	2,8	−12,5	−12,3	0,2	0,36	−0,76	1,12	309,2	2,31	2,10	1,75	−2,80	3,16	0,75	2,82
Januar 1849	4,0	4,7	0,7	−16,9	−16,8	0,1	−1,59	−2,08	0,49	307,7	1,95	1,86	1,72	−3,00	1,41	0,88	2,81
Februar	6,3	8,7	2,4	− 7,6	− 7,4	0,2	0,51	−0,16	0,67	310,5	2,34	2,21	2,02	−1,20	1,71	0,86	3,26
März	4,5	10,7	6,2	− 7,3	− 6,9	0,4	−0,04	−0,97	0,93	307,7	2,24	2,06	1,79	−2,65	2,61	0,79	2,87
April	7,2	12,2	5,0	− 5,6	− 5,1	0,5	3,79	2,29	1,50	304,6	3,08	2,72	2,23	−0,05	3,84	0,72	3,55
Mai	13,5	19,5	6,0	2,7	2,9	0,2	9,11	7,19	2,15	307,6	4,75	4,08	3,35	4,80	2,39	0,70	5,18
Juni	14,2	20,5	6,3	5,4	6,8	1,4	12,70	10,26	2,44	308,3	6,29	5,20	4,37	8,08	4,62	0,68	6,53
Juli	15,4	21,9	6,5	5,7	9,0	3,3	12,63	9,75	2,88	308,4	6,25	5,00	4,02	7,02	5,61	0,64	6,11
August	15,2	16,3	1,1	5,0	6,3	1,3	11,17	8,95	2,22	308,6	5,58	4,69	3,93	6,73	4,44	0,70	6,02
September	14,0	18,5	4,5	3,2	3,7	0,5	9,40	7,86	1,52	308,0	4,86	4,30	3,79	6,30	3,10	0,78	5,89
October	10,0	14,2	4,2	− 1,6	− 1,5	0,1	6,14	4,99	1,15	307,6	3,74	3,41	3,02	3,53	2,61	0,81	4,82
November	8,0	12,1	4,1	−12,7	−12,6	0,1	0,19	−0,31	0,50	307,1	2,28	2,18	2,03	−1,10	1,29	0,89	3,19
December							−2,38	−2,94	0,56	306,7	1,81	1,73	1,52	−4,40	2,02	0,84	2,49
Frühling							4,29	2,86	1,53	306,6	3,22	2,85	2,34	0,50	3,79	0,72	3,69
Sommer							12,17	9,65	2,52	308,4	6,03	4,96	4,10	7,27	5,07	0,68	6,29
Herbst							5,24	4,18	1,06	307,6	3,48	3,18	2,83	2,75	2,49	0,81	4,47
Winter							−1,16	−1,73	0,57	308,3	2,02	1,93	1,76	−2,75	1,59	0,87	2,88
Jahr							5,13	3,73	1,40	307,7	3,45	3,07	2,62	1,85	3,28	0,76	4,15
Winter $18\frac{48}{49}$							− 0,24	−1,00	0,76	309,1	2,19	2,05	1,82	−2,35	2,11	0,83	2,97
Klim. Jahr							5,[illegible]	3,91	1,46	308,0	3,50	3,11	2,62	1,85	3,51	0,75	4,28

Dunst-Verhältnisse.

1850. Monate.	Höchst. Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Tiefster Stand des Psychr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Mittl. Lufttemperatur t.	Mittl. Stand des Psychrometers t'.	Diff. d. Thermomet. und Psychrom. t−t'.	Mittl. Barometerstand auf 0° red. b.	Dunstspann. für d. mittl. Lufttemp. e''.	Dunstspann. für d. Temp. des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdruck e.	Thaupunkt.	Differ. des Thaupunkts und der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procenten	Dunstgewicht in Grainen
Dec. 1849							— 2,38	— 2,94	0,56	306,7	1,81	1,73	1,52	— 4,40	2,02	0,84	2,49
Januar 1850	3,5	3,9	0,4	—14,6	— 14,5	0,1	— 5,22	— 5,61	0,39	306,8	1,41	1,36	1,24	— 6,60	1,38	0,88	3,34
Februar	6,9	8,0	2,0	— 4,5	— 4,3	0,2	1,59	0,66	0,93	308,3	2,57	2,37	2,06	— 0,95	2,54	0,75	3,22
März	6,8	10,1	3,3	— 9,8	— 9,7	0,1	— 0,53	— 1,29	0,71	307,5	2,13	2,00	1,79	— 2,55	1,97	0,84	2,94
April	10,1	14,0	3,9	— 5,5	— 5,2	0,3	4,95	3,94	1,01	306,2	3,40	3,12	2,78	2,55	2,40	0,82	4,42
Mai	11,5	16,0	4,5	— 1,5	0,2	1,7	7,25	5,67	1,58	306,8	4,10	3,80	3,07	2,72	4,53	0,75	4,83
Juni	16,5	21,0	4,5	4,5	5,0	0,5	11,23	9,83	1,40	308,7	5,61	5,03	4,55	8,58	2,65	0,81	6,99
Juli	16,4	17,1	0,7	4,0	4,5	0,5	11,93	10,38	1,55	308,2	5,92	5,25	4,72	9,02	2,91	0,79	7,18
August	15,2	18,5	3,3	4,5	5,0	0,5	11,48	10,20	1,28	308,2	5,72	5,18	4,74	9,08	2,40	0,82	7,21
September	11,0	14,6	3,6	2,3	2,8	0,5	7,62	6,39	1,23	309,0	4,21	3,82	3,41	5,00	2,62	0,81	5,37
October	9,5	11,0	1,5	— 4,5	— 4,5	0,0	3,09	2,79	0,30	306,0	2,91	2,84	2,76	2,45	0,64	0,87	4,06
November	7,0	8,4	1,4	— 5,3	— 5,5	0,2	2,55	2,14	0,41	307,7	2,78	2,69	2,56	1,58	0,97	0,94	4,21
December	4,0	4,9	0,9	— 8,8	— 8,8	0,0	— 0,85	— 1,23	0,38	308,8	2,08	2,01	1,90	— 1,90	1,05	0,91	3,09
Met. Winter							— 2,00	— 2,63	0,63	307,3	1,88	1,78	1,59	— 3,90	1,90	0,79	2,44
Frühling							3,88	2,77	1,12	306,8	3,11	2,83	2,46	1,10	2,79	0,79	3,92
Sommer							11,55	10,13	1,42	308,4	5,75	5,15	4,67	8,90	2,65	0,79	6,99
Herbst							4,42	3,77	0,65	307,6	3,25	3,08	2,86	2,90	1,52	0,88	4,54
Kal.-Winter							— 1,49	— 2,06	0,57	307,9	1,96	1,87	1,64	— 3,55	2,06	0,84	2,71
Kal.-Jahr							4,56	3,65	0,93	307,7	3,29	3,05	2,74	2,37	2,21	0,83	3,52
Met. Jahr							4,45	3,51	0,94	307,5	3,26	3,01	2,70	2,20	2,25	0,83	4,30

11) Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter.

Die Zahl der sowohl zum Ausbruch gekommenen Gewitter, als auch der gewitterartigen Erscheinungen, nämlich der in der Ferne am Gesichtskreis vorüberziehenden im Ausbruch befindlichen Gewitter, sowie der durch Wetterleuchten zur Nachtzeit sich ankündigenden, in der Ferne im Ausbruch befindlichen Gewitter, gibt folgende Tabelle.

Tabelle LXI.

Orte.	1849. Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	Jahr.	1850. Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	Jahr.
Mergentheim		–	2	4	2	1	2		1	13			2	1	3	4	3			15
Oberstetten			–	3	4		2	1		12			2	3	3	4	3			30
Amlishagen			2	4	4		3		2	15			2	4	5	7	4	1		41
Oehringen			–	1	5	1	3	1		12	1		2	1	7	8	6			28
Winnenden			3	5	3	2	4	1		18	1		2	1	10	8	6			33
Canstatt			2	4	2	1	1	2	1	13	1		1	4	0	2	8			17
Stuttgart			2	5	2	1	1	1		12	1		2	3	5	5	7			20
Hohenheim			3	4	1	3	2			18	1		2	1	3	3	1			17
Calw			1	6	14	3	4	3		31										
Freudenstadt				2	8	1			1	13										
Bissingen			2	2	5	2	2			13			2	3	5	2	2			15
Schopfloch			2	4	6	2	2	1		17			2	2	6	2	2			30
Ennabeuren			2	11	12	2	4	1		32			2	3	12	3	4	1		41
Heidenheim			1	7	7	0	2			23			1	4	7	0	2			28
Ulm				1	2	1	1			5				2	2	1	1			12
Pfullingen			3	3	13	2	3	2		26			3	4	10	2	3	1		38
Schwenningen				5	5	3	2	1	1	17				2	4	6	5			19
Wangen														2		4				
Isny			1	5	10	6	4	4	2	32			1	3	8	14	8	1	1	39

Grenzen der Gewitter und stärkste Gewitter.

Tabelle LXII.

1849. Orte.	Erstes Gewitter.	Letztes Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Mergentheim	30. März.	4. Oct.	188	7. 25. Mai. 6. Juni.
Oberstetten .	28. April.	11. Sept.	162	7. Mai. 8. Juni.
Amlishagen .	27. April.	12. Oct.	168	9. 13. August.
Oehringen .	28. April.	12. Sept.	137	
Winnenden .	2. März.	11. Sept.	193	
Canstatt . .	2. April.	12. Oct.	193	7. Mai.
Stuttgart . .	28. April.	12. Sept.	137	28. April. 7. Mai. 13. Aug.
Hohenheim .	28. April.	13. Aug.	107	7. Mai.
Calw . . .	9. April.	12. Sept.	156	5. 7. Mai 2. Juni 24. Juli 17. Aug.
Freudenstadt	2. April.	15. Oct.	196	5. Mai. 4. 8. Juni. 10. Juli.
Schopfloch .	14. April.	13. Sept.	152	25. Juni.
Ennabeuren.	8. April.	4. Sept.	149	5. 25. Juni.
Heidenheim .	28. April.	25. Aug.	119	5. Mai. 7. 27. Juni. 30. 31. Juli.
Ulm . . .	5. Mai.	9. Aug.	96	
Pfullingen .	14. April.	24. Sept.	163	31. Juli. 10. August.
Schwenning.	3. Mai.	16. Oct.	166	30. Mai.
Isny . . .	28. April.	17. Oct.	172	30. Mai 9. Juni 13. 25. Aug. 7. Spt.
1850.				
Mergentheim	3. April.	7. Aug.	126	13. April. 16. Juli.
Oberstetten .	4. April.	28. Juni.	97	4. April. 28. Juni.
Amlishagen .	4. April.	25. Sept.	174	4. April. 7. August.
Oehringen .	4. April.	24. Aug.	142	
Winnenden .	16. Febr.	24. Aug.	189	23. Juni.
Canstatt . .	16. Febr.	24. Aug.	189	23. Juni.
Stuttgart .	16. Febr.	24. Aug.	189	12. 19. Juni. 17. Juli.
Hohenheim .	16. Febr.	6. Aug.	171	17. Juli.
Calw . . .	9. April.	12. Sept.	156	5. 7. Mai. 2. Juni 24. Juli 17. Aug.
Freudenstadt				
Schopfloch .	4. April.	23. Sept.	172	17. 18. Juli. 26. August.
Ennabeuren.	4. April.	23. Aug.	172	12. 27. Juni. 16. 17. Juli. 14. Aug.
Heidenheim .	12. April.	23. Aug.	164	28. Juni. 7. 31. Juli. 4. Aug.
Ulm . . .	21. Mai.	23. Aug.	94	
Pfullingen .	4. April.	8. Sept.	157	im August.
Schwenning.	4. April.	23. Aug.	172	6. August.
Wangen . .	5. April.	23. Aug.	171	
Isny . . .	4. April.	14. Nov.	224	4. April. 27. Juni. 1. 7. 19. 21. Juli. 1. 12. 16. 23. Aug.

Besondere Beobachtungen über Gewitter von einzelnen Orten.

1) Herr Dr. Kühle zu Canstatt fand am 2. August 1850 in 24 Stunden 281.8 Cub.-Zoll Regenwasser meist von der Nacht.

2) Herr Dr. Müller zu Calw gab folgende Uebersicht.

Tabelle LXIII.

Gewitter.

1849.	Zahl der Gewittertage.	Zahl der Gewitter. nahe.	ferne.	zusammen.	Tag-Gewitter.	Nachtgewitter.	Mit Hagel.	Richtung der Gewitter.
Januar .								
Februar .								
März . .								
April .	1	1		1	1			SW—NO 1.
Mai . .	4	3	3	6	6		2	W-O 1, W-S 1, SO-NW 1, unbestimmt 3.
Juni .	9	11	3	14	14		1	W—O 9, W—S 1, SW—NO 1, unbest. 3.
Juli . .	2	2	1	3	3		1	W—S 2, unbestimmt 1.
August .	3	3	1	4	2	2		W—O 1, SW—NO 1, unbestimmt 2.
Septemb.	3	1	2	3	1	2		S—O 1, unbestimmt 2.
October .								
November								
December								
Jahr . .	22	21	10	31	27	4	4	SO—NW 1, S—O 1, SW—NO 3, W—O 11, W—S 4, unbestimmt 11.

Erstes Gewitter am 9. April Nachmittags.
Letztes Gewitter am 12. Sept. Abends.
Stärkste Gewitter am 5. Mai, 7. Mai, 2. Juni, 24. Juli, 17. August.

1850.								
Januar .								
Februar .	1	1		1	1		1	W—S 1.
März . .								
April .	2	1	1	2	2		1	W—O 1, unbestimmt 1.
Mai . .	1	1		1	1			SW—NO 1.
Juni . .	5	5		5	4	1		NO—SW 2, W—O 3.
Juli . .	5	3	3	6	4	2	1	SW—O 1, W—O 2, W—S 1, unbest. 2.
August .	4	2	3	5	2	3		SO—W 1, SW—O 1, unbestimmt 3.
September								
October .	1	1		1	1			W—S 1.
November								
December								
Jahr . .	19	14	7	21	15	6	3	NO—SW 2, SO—W 1, SW—NO 1, SW—O 2, W—O 6, W—S 3, unbest. 6.

Erstes Gewitter am 16. Februar Abends 5½ Uhr.
Letztes Gewitter am 1. Oct. Nachmittags 4 Uhr.
Stärkste Gewitter am 17. Juli Nachmittags und 22. August Abends.

b) Hagelschläge.

Wir geben nach den Erhebungen des K. statist.-topogr. Bureau nachstehenden Verzeichniss der Hagelschläge nach Bezirken und Gemeinden, wobei die Zahlen die Zahl der Morgen, welche verheert wurden, und zwar in der Art bezeichnen, dass dadurch die auf totale Verwüstung reducirte Morgenzahl bezeichnet wird. Wenn z. B. eine Zahl von Morgen die Hälfte des Betrags verloren hat, so wurde blos die Hälfte der beschädigten Morgenzahl als total verhagelt aufgenommen.

1) 1849.

7. Mai Bezirk Rottenburg, Gemeinde Wandelsheim (208). B. Tübingen, G. Tübingen (362). B. Canstatt, G. Fellbach (507). B. Marbach, G. Hof und Lembach (102). B. Neckarsulm, G. Neckarsulm (851), Binswangen (177).

17. Mai B. Hall, G. Brachbach (269).

30. Mai B. Tuttlingen, G. Mühlheim (174). B. Biberach, G. Erlenmoos (729). Eichen (304), Goppertshofen (434), Laubach (412), Ochsenhausen (399), Ringschnait (347).

1. Juni B. Herrenberg, G. Kuppingen (251).

5. Juni B. Freudenstadt, G. Crespach (55). B. Urach, G. Zainingen (264). B. Geislingen, G. Hohenstadt (180), Westerheim und Hof Egelsee (100).

7. Juni B. Heidenheim, G. Dettingen (257), Giengen (658), Schrattenhof (10), Herbrechtingen (688), Eselsburg (48), Bindstein (16), Hürben (171), Oeschenthal (22). B. Ellwangen, G. Dalkingen (512), Weiler (181), Pfahlheim (5). Beersbach (26), Hirlebach (108), Hofstetten (37).

8. Juni B. Besigheim, G. Kaltenwesten (346). B. Weinsberg, G. Eichelberg (103), Weiler (189).

20. Juli B. Spaichingen, G. Gosheim (74), Wehingen (187).

25. Juni B. Blaubeuren, G. Berghülen (149), Hausen (151), Winnenden (156).

26. Juni B. Nürtingen, G. Grafenberg (190), Kleinbettlingen (130). B. Urach, G. Bempflingen (236), Böhringen (165), Strohweiler (4), Grabenstetten (48).

10. Juli B. Horb, G. Bittelbronn (203), Grünmettstetten (138).

20. Juli B. Ehingen, G. Allmendingen (842), Altheim (544), Brühl (242), Dächingen (1001), Granheim (1056), Grözingen (150), Weilersteusslingen (286). B. Münsingen, G. Aichstetten (595), Anhausen (772), Hayingen (1592), Indelhausen (248), Tigerfeld (834). B. Blaubeuren, G. Beiningen (337), Eggingen (127), Ehrstetten (519), Ermingen (184), Schaffelklingen (31), Pappelau (532), Ziegelhof (13), Setzenhausen (168), Ringingen (590), Steinenfeld (85). B. Ulm, G. Ulm (420), Böfingen (25), Söflingen (542), Harthausen (90). B. Aalen, G. Oberkochen (110). B. Neresheim, G. Aufhausen (249), Bopfingen (720), Hohenberg (63), Dorfmerkingen (125), Weilermerkingen (155), Ebnat (1528), Affalterwang (135), Lochberg (247), Schlossberg (5), Goldburghausen (1101), Pflaumloch (556), Meisterstall (52), Kirchheim (982), Osterholz (219), Herhof (76), Hohlenstein (183), Ohmenheim (93), Oberndorf (695), Röttingen (264), Schweindorf (464), Trochtel-

Masse, die zähe gemacht werden soll, so lange umher, bis sie glühend geworden sind; dann werfen sie dieselben in einen Trog voll Wasser, damit sie sich wieder abkühlen, und nehmen andere dafür. Dies Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis die kochende und brodelnde Masse sich immer mehr verdickt und es nach und nach immer schwieriger wird, sie ferner umzurühren; alsdann ballt sie sich um das eiserne Werkzeug und läßt sich nun in glühenden Klumpen von 80 Pfund Schwere aus dem Ofen heben, die man sogleich unter den mächtigen Hammer bringt. Hier soll der s. g. „Ball“ durch die heftigen Schläge nicht nur verdichtet und von den Schlacken gereinigt werden, welche sich in dem Ofen abermals abgesetzt haben, sondern auch eine regelmäßige, längliche Form erhalten, die ihn geeignet macht, das erste Walzwerk zu passiren. Der Hammer wiegt etwa 80 Centner und wird durch die weitläufigen Zähne eines Vollrades regelmäßig gehoben. Sieht man seinen unaufhörlichen Schlägen zu, so scheint er eine Physiognomie anzunehmen und das Metall mit einer Art von Erbitterung zu bearbeiten, während von dem glühenden Feuerball nach allen Richtungen Funken und Stückchen fliegen.

Noch ist das Eisen nicht völlig abgekühlt, wenn es von hieraus zum ersten und dann zum zweiten Walzwerk gebracht wird, wo es die Form von 7—8 Fuß langen Stäben erhält; aber auch jetzt hat es noch nicht die Form erreicht, in welcher es verkauft wird. Eine mächtige Scheere gibt nun allen Stäben eine gleiche Länge, bildet lauter Häufchen von je sechs solcher Stäbe und bringt diese abermals in einen Ofen, wo sie zusammengeschweißt, d. h. einem Hitzegrad ausgesetzt werden, der eben hinreicht, die sechs einzelnen Stangen in eine einzige Masse zu verwandeln, ohne sie flüssig zu machen. Zu diesem Verfahren ist, wie sehr leicht begreiflich, die größte Vorsicht nöthig, da das Eisen sogleich verliert und spröde wird, oder „verbrennt“, wenn es nur wenige Minuten zu lange im Ofen bleibt. Auch hierbei fließen von dem gesenkten Herd Schlacken ab und das Eisen wird leichter.

Nach dem Zusammenschweißen werden die Haufen einzeln aus dem Ofen genommen und erhalten nun endlich durch mehrere Walz- und Schneidewerke, welche noch zu passiren sind, die zu den verschiedenen Zwecken erforderliche Form.

fingen (780), Unteriffingen (53), Oberiffingen (71), Michelfeld (110), Waldhausen (241), Beuren (243), Geiselwang (34).

10. August B. Crailsheim, G. Maxenbach (230).

16. August B. Münsingen, G. Indelshausen (106).

2) 1850.

25. Mai Bezirk Marbach, Gemeinde Marbach (27).

13. Juni B. Vaihingen, G. Grossglattbach (19).

28. Juni B. Ballingen, G. Erlaheim (73). B. Ehingen, G. Mundeldingen (375). B. Sulz, G. Binsdorf (201). B. Münsingen, G. Aichelau (358), Anhausen (398), Ehrstetten (654), Indelshausen (86), Meisenburg (37), Hayingen (24), Münzdorf (490), Derneck (10), Weiler (49). B. Weinsberg, G. Bitzfeld (240), Ellhofen (79), Brezfeld (24), Dimbach (75), Rappach (259), Schwabbach (84), Siebeneich (21), Lehrensteinsfeld (214), Waldbach (193), Weislensburg (401), Willsbach (265). B. Oehringen, G. Baumerlenbach (299), Forchtenberg (178), Langenbeutingen (519), Ohrenberg (73), Orendelsall (142), Schwöllbronn (225), Unterohrn (111), Steckenhofen (36), Verrenberg (180), Wohlmuthhausen (191), Schwarzenweiler (87), Pfahlbach (137). B Künzelsau G. Ailringen (324), Crispenhofen (346), Diebach (110), Dörrenzimmern (231), Dörzbach (527), Ebersthal (112), Hohebach (471), Obergünsbach (319), Sindeldorf (272), Weisbach (419). B. Mergentheim, G. Reugernhausen (322).

7. Juli B. Urach, G. Zainingen (145). B. Weinsberg, G. Ellhofen (s. 28. Juni). B. Aalen, G. Aalen (262).

16. Juli B. Waldsee, G. Heisterkirch (67). B. Leutkirch, G. Leutkirch (72), Gospoltshofen (305). Wuchzenhofen und Niederhofen (72). B. Saulgau, G. Fulgenstadt (138). Heid (101), Bogenweiler (267), Siessen (134), Taxis'sches Rentamt (43), Hochberg (123), Ludilsweiler (167), Lichtenfeld (40). B. Balingen, G. Engstlatt (120), Ostdorf (91). B. Urach, G. Böhringen (307), Wittlingen (134), Strohweiler (16). B. Gmünd, G. Degenfeld (155), Herlikofen (237), Hussenhofen (50), Burgholz (47), Waldstetten und Thannhof (13). B. Weinsberg, G. Eberstadt (330), Grantschen (23). Hölzern (87), Sulzbach (170). B. Welzheim, G. Obersteinenberg (70), Langenberg (65). B. Gaildorf, G. Hintersteinenberg (125), Vaihinghof (22). B. Backnang, G. Neufürstenhütte (40). B. Aalen, G. Effringen (350). B. Neresheim, G. Ebnat (75), Affalterwang (160), Waldhausen (348), Brastelburg (51), Geiselwang (220). B. Neckarsulm, G. Roigheim (120). B. Calw, G. Hornberg (119), Zwerenberg (24).

17. Juli B. Saulgau, G. Saulgau (656), Lambertsweiler (130), Rieden (44). B. Rottweil, G. Dietingen (1462), Neckarburg (187). B. Horb, G. Rohrdorf (173). B. Calw, G. Unterhaugstedt (42). B. Geislingen, G. Gingen (103), Grünberg (11).

20. Juli B. Geislingen G. Nenningen (69).

27. Juli B. Leonberg, G. Hirschlanden (42). B. Vaihingen, G. Grossachsenheim (130).

12. Aug. B. Calw, G. Neuweiler und Parz. (62). B Neuenbürg, G. Engelsbrand (167), Salmbach (90).

15. Aug. B. Ehingen, G. Weilersteusslingen (102).

8. Sept. B. Urach, G. Sirchingen (38).

24. Sept. B. Geislingen, G. Hohenstadt (246).

12) Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Zahl der klaren, trüben, gemischten und Nebeltage mit den 20jährigen Mitteln von 1825—44 gibt die folgende Tabelle; unter klaren Tagen sind solche verstanden, an denen der Himmel nie ganz bewölkt war, unter trüben, an denen derselbe stets bedeckt war, unter gemischten, an denen theilweise eine gänzliche Bedeckung vorkam. Die „mittlere Bewölkung" ist nach derjenigen Scala der Bewölkung berechnet, wobei klar 4 = 0, klar 3 = 1, klar 2 = 2, klar 1 und trüb 1 = 3, trüb 2. 3. u. 4 = 4 angenommen ist, und aus diesen Zahlen das arithmet. Mittel gezogen wurde.

Tabelle LXIV.

Monate.	Klare Tage.		20jähr. Mittel.	Trübe Tage.		20jähr. Mittel.	Gemischt. Tage.		20jähr. Mittel.	Nebel-Tage		20jähr. Mittel.	Mittlere Bewölk.	
	1849	1850		1849	1850		1849	1850		1849	1850		1849	1850
Dec. d. vor. J.	13	3		2	14		16	12		19	27		2,23	3,31
Januar . .	9	3	4,55	6	14	10,25	16	12	15,85	18	31	16,70	2,71	3,24
Februar . .	6	5	7,35	7	4	5,50	15	19	15,50	14	19	15,90	2,85	2,82
März . . .	8	9	7,50	7	6	6,35	16	16	16,60	20	21	12,70	2,79	2,71
April . . .	7	4	10,35	8	5	4,45	15	21	14,70	15	6	9,70	2,98	2,89
Mai	13	13	12,45	3	5	2,55	15	13	15,90	3	3	1,40	2,61	2,50
Juni . . .	14	8	11,25	4	4	1,80	12	18	16,95	3	2	0,80	2,62	2,91
Juli	18	9	12,82	1		1,60	12	22	16,55		3	1,40	2,13	2,25
August . . .	10	12	13,30	1	1	2,25	20	18	15,65	5	3	2,90	2,30	2,46
September .	16	11	12,55	0		3,20	14	19	14,35	8	16	7,90	1,88	2,14
October . .	10	3	9,60	4	10	6,15	17	8	16,65	26	13	14,50	2,61	3,30
November .	9	3	4,70	2	11	8,70	20	16	16,60	20	8	15,30	2,53	3,24
December .	5	5	4,70	14	12	9,90	12	13	16,60	27	22	17,90	3,31	3,07
Kal.-Jahr .	125	87	111,20	57	72	66,05	184	195	193,75	149	147	117,10	2,61	2,80
Met. Jahr .	133	87		69	74		188	194		141	152		2,52	2,82

Tabelle LXV. b) Von den Beobachtungsorten.

Orte.	Klare Tage.		Trübe Tage.		Gemischte Tage.		Nebeltage.		Höhenrauch.	
	1849	1850	1849	1850	1849	1850	1849	1850	1849	1850
Mergentheim .	154		136		78		91		9. Juni.	
Oberstetten . .	110	89	95	109	160	167	40	43	30. Mai 21. 22. Juni. 5—9 Juli.	20. Mai. 23. 24. Juni.
Aulishagen . .	122	111	116	112	127	142	53	58		23. 24. Juni.
Oehringen . .	132	113	106	97	127	155	26	41		
Winnenden . .	120	88	82	79	163	198	37	65	10. Juni.	23. 24. 25. Juni.
Canstatt . . .	118	72	111	120	136	173	40	56		23. 24. 25. Juni.
Stuttgart . . .	125	87	57	72	184	195	149	147	29. Mai.	7. Mai. 6. 13. Juni.
Hohenheim . .	93	60	153	169	119	136	23	40	10. Juni.	23. 24. Juni.
Calw	129	120	90	92	146	152	110	117	11 Tage.	17 Tage, Juni, Juli, Aug.
Freudenstadt .	190		110		65					
Bissingen . .	146	109	60	96	159	155	32	50		
Schopfloch . .	168	184	46	63	151	138	119	153		17. 18. Juli. 26. Aug.
Ennabeuren .	106	63	40	67	219	235	74	79	7. 10. Juni. 3. Aug.	23. 24. Juni. 4. Aug.
Heidenheim . .	108	90	170	173	87	102	74	56		23. 24. Juni.
Ulm	105		63		164				3. August.	23. 24. Juni.
Pfullingen . .	109	99	112	107	146	147	164	158	9. 10. 19-21. Juni. 3. Aug.	5. October.
Schwenningen .	100	96	47	60	218	209	71	62		24. Juni.
Wangen . . .		112		134		105		20		
Issny	108	71	49	67	78	72	13	25		

c) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Des Hrn. Pfarrer Kommerell in Schopfloch.

Tabelle LXVI. Bewölkung des Himmels in Procenten.

1849. Monate.	Nach den Tageszeiten.				Nach den Winden.									
	Morgens.	Mittags.	Abends.	Von allen.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O—N	W—S
December 1848 .	0,41	0,38	0,32	0,37	0,45	0,63	0,34	0,41	0,21	0,35	0,75	0,20	0,38	0,36
Januar 1849 . .	0,80	0,59	0,66	0,68	—	0,30	0,26	0,72	0,60	0,81	0,46	0,83	0,38	0,76
Februar . . .	0,79	0,70	0,64	0,71	0,64	1,00	0,25	0,10	0,50	0,61	0,81	0,90	0,46	0,76
März	0,72	0,65	0,63	0,67	0,40	0,59	0,39	0,45	0,45	0,69	0,92	0,86	0,45	0,81
April	0,66	0,76	0,64	0,69	0,77	0,60	0,48	0,33	0,66	0,76	0,71	0,99	0,51	0,79
Mai	0,53	0,66	0,57	0,58	0,51	0,61	0,24	0,62	0,75	0,77	0,81	0,62	0,43	0,74
Juni	0,53	0,62	0,63	0,59	0,43	0,53	0,74	0,49	0,65	0,66	0,60	0,59	0,54	0,63
Juli	0,42	0,48	0,46	0,45	0,32	0,38	0,12	0,00	0,42	0,53	0,72	0,59	0,27	0,58
August	0,49	0,55	0,54	0,52	0,65	0,41	0,31	0,50	0,33	0,48	0,64	0,48	0,49	0,56
September . .	0,55	0,51	0,41	0,49	0,25	0,47	0,28	0,24	0,63	0,71	0,74	0,79	0,30	0,71
October . . .	0,63	0,57	0,55	0,58	0,30	0,33	0,57	0,48	0,54	0,61	0,70	0,83	0,46	0,65
November . .	0,55	0,61	0,54	0,57	—	0,61	0,40	0,31	0,41	0,55	0,96	0,86	0,43	0,63
Winter $18\frac{48}{49}$ . .	0,67	0,56	0,54	0,59	0,55	0,64	0,28	0,41	0,44	0,59	0,67	0,68	0,41	0,63
Frühling . . .	0,64	0,69	0,61	0,65	0,56	0,60	0,37	0,47	0,62	0,74	0,81	0,82	0,46	0,78
Sommer . .	0,48	0,55	0,54	0,52	0,47	0,44	0,39	0,33	0,47	0,56	0,65	0,55	0,43	0,59
Herbst	0,58	0,56	0,50	0,55	0,28	0,47	0,42	0,34	0,53	0,62	0,80	0,73	0,40	0,66
Met. Jahr . . .	0,59	0,59	0,55	0,53	0,47	0,54	0,36	0,39	0,51	0,63	0,73	0,69	0,42	0,66
December 1849 .	0,84	0,80	0,81	0,82	0,47	0,78	0,86	0,46	0,50	0,94	0,99	1,00	0,74	0,87
Kal.-Winter . .	0,81	0,70	0,70	0,74	0,56	0,69	0,46	0,43	0,53	0,79	0,75	0,91	0,53	0,80
Kal.-Jahr . . .	0,63	0,62	0,59	0,62	0,47	0,55	0,41	0,39	0,54	0,68	0,75	0,75	0,45	0,71

Bewölkung des Himmels in Procenten.

1850. Monate.	Nach den Tageszeiten.				Nach den Winden.									
	Morgens.	Mittags.	Abends.	Von allen.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O–N	W–S
December 1849 .	0,84	0,80	0,81	0,82	0,47	0,78	0,86	0,46	0,50	0,94	0,99	1,00	0,74	0,87
Januar 1850 . .	0,79	0,78	0,77	0,78	0,57	0,87	0,78	0,43	0,27	0,95	0,87	0,93	0,70	0,88
Februar . . .	0,71	0,69	0,71	0,70	0,30		0,09	0,08	0,57	0,76	0,85	0,90	0,09	0,79
März	0,62	0,58	0,56	0,59	0,71	0,26	0,15	0,30	0,20	0,77	0,67	0,84	0,36	0,75
April	0,69	0,75	0,72	0,72	0,60	0,87	0,59	0,70	0,51	0,79	0,69	0,80	0,72	0,72
Mai	0,58	0,69	0,44	0,57	0,69	0,45	0,38	0,28	0,30	0,65	0,70	0,79	0,43	0,68
Juni	0,60	0,65	0,54	0,60	0,71	0,52	0,26	0,33	0,50	0,66	0,68	0,85	0,50	0,70
Juli	0,49	0,65	0,53	0,56	0,34	0,39	0,16	0,41	0,35	0,60	0,89	0,72	0,30	0,71
August	0,52	0,58	0,63	0,58	0,77	0,58	0,40	0,03	0,45	0,51	0,70	0,80	0,51	0,60
September . .	0,44	0,56	0,39	0,46	0,37	0,33	0,08	0,23	0,30	0,82	0,80	0,61	0,24	0,71
October . . .	0,79	0,81	0,78	0,79	0,83	0,98	0,98	0,77	0,42	0,66	0,85	0,93	0,88	0,76
November . . .	0,83	0,73	0,82	0,79	0,87	0,97	1,00		0,60	0,71	0,89	0,83	0,95	0,77
Winter	0,78	0,76	0,76	0,77	0,45	0,82	0,58	0,32	0,45	0,88	0,90	0,94	0,51	0,85
Frühling . . .	0,63	0,67	0,58	0,63	0,67	0,53	0,37	0,43	0,34	0,74	0,69	0,81	0,50	0,72
Sommer . . .	0,54	0,63	0,57	0,58	0,61	0,50	0,27	0,26	0,43	0,59	0,76	0,79	0,44	0,67
Herbst	0,69	0,70	0,66	0,68	0,69	0,76	0,69	0,50	0,43	0,73	0,85	0,79	0,69	0,75
Met. Jahr . . .	0,66	0,69	0,64	0,67	0,61	0,65	0,48	0,38	0,41	0,74	0,80	0,83	0,53	0,75
December 1850 .	0,68	0,64	0,59	0,64	1,00	0,76	0,55	0,30	0,40	0,72	0,94	—	0,55	0,73
Kal.-Winter . .	0,73	0,70	0,69	0,71	0,82	0,82	0,47	0,27	0,41	0,81	0,89	0,91	0,45	0,80
Kal.-Jahr . . .	0,65	0,67	0,63	0,65	0,65	0,65	0,45	0,37	0,40	0,72	0,80	0,82	0,52	0,76

Bemerkungen zu Tabelle LXVI.

(Die Zahlen etc. in ( ) betreffen das met. Jahr).

1) Für 1849.

Bewölkung nach den Tageszeiten Max. (per Tag) (0,59 Morg u. Mitt.)
0,63 Morg.
Min. „ (0,55 Abends.)
0,59 Abends.
Nach den Monaten Max. „ (0,71 im Febr.)
0,82 im Dec.
Min. „ (0,37 im Dec.)
0,45 im Juli.
Nach den Jahreszeiten Max. „ (0,65 im Frühling).
0,74 im Winter.
Min. „ 0,52 im Sommer.

Nach den Winden.

Heiteren Himmel brachten die 8 Winde in folgender Ordnung:

Im ganz. J. (met.):	O	SO	N	S	NO	SW	NW	W
	0,36	0,39	0,47	0,51	0,54	0,63	0,69	0,73
im ganz. J. (Kal.):	SO	O	N	S	NO	SW	NW	W
	0,39	0,41	0,47	0,54	0,55	0,68	0,75	0,75
im Winter (met.):	O	SO	S	N	SW	NO	W	NW
	0,28	0,41	0,44	0,55	0,59	0,64	0,67	0,68
im Frühling:	O	SO	N	NO	S	SW	W	NW
	0,37	0,47	0,56	0,60	0,62	0,74	0,81	0,82
im Sommer:	SO	O	NO	N	S	NW	SW	W
	0,33	0,39	0,44	0,47	0,47	0,55	0,56	0,65
im Herbst:	N	SO	O	NO	S	SW	NW	W
	0,28	0,34	0,42	0,47	0,53	0,62	0,73	0,80
im Kal.-Winter:	SO	O	S	N	NO	W	SW	NW
	0,43	0,46	0,53	0,56	0,69	0,75	0,79	0,91

2) Für 1850.

Bewölkung nach den Tageszeiten Max. 0,67 Mittags. Min. 0,63 Abends.
(Max. 0,69 Mittags. Min. 0,64 Abends).
„ „ „ Monaten Max. 0,79 Oct. und Nov.
(Max. 0,82 im Dec. Min. 0,46 im Sept.)
„ „ „ Jahreszeiten Max. 0,71 im Winter.
(Max. 0,77 im Wint. Min. 0,58 im Somm.)

Bewölkung nach den Winden:

Heiteren Himmel brachten die 8 Winde in folgender Ordnung:

im met. Jahr:	SO	S	O	N	NO	SW	W	NW
	0,38	0,41	0,48	0,61	0,65	0,74	0,80	0,83
im Kal.-Jahr:	SO	S	O	N	NO	SW	W	NW
	0,37	0,40	0,45	0,65	0,65	0,72	0,80	0,82
im met. Winter:	SO	N	S	O	NO	SW	W	NW
	0,32	0,45	0,45	0,56	0,57	0,68	0,90	0,94
im Kal.-Winter:	SO	S	O	N	SW	NO	W	NW
	0,27	0,41	0,47	0,62	0,81	0,82	0,89	0,91
im Frühling:	S	O	SO	NO	N	W	SW	NW
	0,34	0,37	0,43	0,53	0,67	0,69	0,74	0,81
im Sommer:	SO	O	S	NO	SW	N	W	NW
	0,26	0,27	0,43	0,50	0,59	0,61	0,76	0,79
im Herbst:	S	SO	N	O	SW	NO	NW	W
	0,43	0,50	0,69	0,69	0,73	0,76	0,79	0,86

Tabelle LXVII. Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond in Procenten.

1849.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-umlaufs.
0,53	0,00	0,50	1,00	1,00	0,53	0,23	8. Jan. 49	0,13	1,00	1,00	0,93	1,00	1,00	1,00	0,53	0,69	0,78
1,00	0,97	0,90	0,00	0,33	1,00	1,00	7. Februar	0,43	0,33	0,73	0,97	0,93	0,97	0,90	1,00	0,76	0,64
0,90	0,80	0,00	0,00	0,40	0,07	0,83	9. März	0,93	0,57	0,93	0,83	0,97	0,93	0,60	1,00	0,65	0,61
0,57	0,23	0,30	1,00	0,93	0,47	0,20	7. April	0,27	0,87	0,90	0,83	0,67	0,97	0,43	0,93	0,64	0,80
0,80	0,67	0,17	0,37	0,23	0,67	0,53	7. Mai	0,73	0,67	0,90	0,50	0,90	0,97	0,27	0,70	0,61	0,69
0,33	0,50	0,13	0,20	0,20	0,23	0,20	5. Juni	0,33	0,50	0,57	0,63	1,00	0,90	1,00	0,90	0,51	0,62
0,30	0,50	0,67	0,43	0,50	0,43	0,63	5. Juli	0,73	0,17	0,00	0,07	0,17	0,80	0,67	0,20	0,42	0,43
0,10	0,17	0,80	0,63	0,70	0,77	0,93	4. August	0,67	0,47	0,87	0,37	0,23	0,57	0,43	0,07	0,52	0,55
0,47	0,50	0,77	0,77	0,03	0,37	0,23	2. Septemb.	0,60	0,20	0,27	0,37	0,07	0,33	0,97	0,40	0,42	0,60
0,40	0,37	0,33	0,27	0,27	0,80	0,83	2. October	0,93	0,67	0,60	0,67	0,50	0,90	0,80	0,73	0,60	0,70
0,07	0,03	0,67	0,97	1,00	0,33	0,00	31. October	0,50	0,07	0,27	0,50	0,47	0,80	0,93	0,80	0,49	0,30
0,87	0,90	1,00	1,00	0,87	0,23	0,20	30. November	0,33	1,00	1,00	0,90	0,57	0,13	0,00	0,00	0,60	0,71
0,97	1,00	0,90	0,83	0,97	1,00	0,83	29. December	0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,63	0,93	0,67	0,92	0,96
0,56	0,51	0,55	0,57	0,57	0,53	0,51		0,59	0,58	0,70	0,66	0,65	0,76	0,69	0,59	0,60	0,65
			0,54									0,66					

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond in Procenten.

1850.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
0,93	0,90	1,00	1,00	0,87	0.23	0,20	30. November	0,33	1,00	1,00	0,90	0,57	0,13	0,00	0,00	0,60	0,71
0,97	1,00	0,90	0,83	0,97	1.00	0,83	29. December	0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,63	0,93	0,67	0,91	0,96
0,37	0,20	0,90	0,53	0.63	1.00	0,07	28. Januar	0,63	0,97	0,83	0,00	1,00	1,00	0,97	0,53	0,64	0,87
0,23	0,17	0,73	0,97	0,77	0.30	0,03	26. Februar	0,00	0,00	0,00	0,00	0,27	0,07	0,87	1,00	0,37	0,68
1,00	0,90	1,00	0,93	1,00	0.70	0,63	28. März	0,60	0,23	0,00	0,27	0,00	1,00	0,63	0,67	0,64	0,68
0,50	0,53	0,90	1,00	0,90	0,60	1,00	26. April	0,63	0,77	0,57	0,83	1,00	0,87	1,00	0,30	0,76	0,66
0,33	0,20	0,77	0,20	0,30	0,37	0,47	26. Mai	0,63	0,33	0,70	0,40	0,47	0,17	0,43	0,40	0,44	0,71
0,77	0,87	0,70	0,97	1,00	1,00	0,37	24. Juni	0,07	0,03	0,30	0,37	0,70	0,67	0,77	0,40	0,60	0,57
0,50	0,93	0,57	0,87	0,53	0,20	0,10	24. Juli	0,80	0,37	0,80	0,77	0,60	0,43	0,27	0,43	0,58	0,60
0,67	0,40	1,00	0,53	0,80	0,33	0,30	22. August	0,67	0,60	1,00	0,37	0,53	0,50	0,47	0,97	0,61	0,49
0,27	0,07	0,10	0,03	0,30	0,57	0,17	21. Septemb.	0,30	0,70	0,47	0,90	0,63	0,50	0,60	0,80	0,44	0,69
0,87	0,53	0,30	0,00	0,43	0,93	0,97	21. October	0,67	0,97	0,97	1,00	1,00	1,00	0,67	0,37	0,71	0,82
1,00	0,90	0,83	0,77	1,00	0,90	0,60	19. November	0,97	0,87	0,90	0,70	0,33	0,47	0,83	0,93	0,81	0,80
0,62	0,58	0,75	0,66	0,73	0,66	0,44		0,57	0,60	0,66	0,58	0,64	0,57	0,65	0,58	0,62	0,71
			0,64									0,61					

Tabelle LXVIII. Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond in Procenten.

1849.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-umlaufs
0,23	0,63	0,43	0,00	0,00	0,00	0,03	25. Dec. 1848	0,37	0,87	0,90	0,97	1,00	0,47	0,07	0,53	0,40	0,36
0,80	0,87	0,50	0,93	0,33	0,67	0,87	24. Jan. 1849	0,93	0,43	0,13	0,40	0,67	0,83	0,30	1,00	0,64	0,78
0,97	0,53	0,00	0,17	0,00	1,00	0,97	23. Februar	0,70	0,83	0,50	0,57	0,67	0,63	0,77	0,90	0,67	0,66
1,00	1,00	0,63	0,00	0,00	0,33	0,73	24. März	0,93	1,00	1,00	1,00	0,87	0,57	0,77	0,57	0,68	0,66
1,00	0,83	1,00	0,03	0,83	1,00	0,63	23. April	0,97	0,70	0,50	0,07	0,67	0,93	1,00	0,80	0,73	0,64
0,93	0,93	1,00	0,60	0,93	0,50	0,50	22. Mai	0,43	0,90	0,93	0,67	0,33	0,10	0,07	0,33	0,61	0,48
0,93	1,00	0,87	0,67	0,90	0,70	0,47	20. Juni	0,73	0,53	0,27	0,10	0,83	0,57	0,73	0,30	0,63	0,65
0,20	0,17	0,50	0,20	0,10	0,20	0,77	19. Juli	0,70	0,87	0,40	0,33	0,27	0,90	0,83	0,53	0,42	0,49
0,07	0,37	0,73	0,53	0,20	0,10	0,87	18. August	0,53	0,83	0,80	0,30	0,13	0,40	0,80	0,83	0,50	0,45
0,40	0,73	0,67	0,87	0,93	0,93	0,27	16. September	0,00	0,17	0,83	0,97	0,47	0,33	0,33	0,47	0,56	0,69
0,73	0,77	0,77	0,93	0,87	1,00	0,97	16. October	0,67	0,20	0,10	0,00	0,07	0,97	0,40	0,20	0,58	0,55
0,80	0,50	0,37	0,23	0,37	0,03	0,10	14. November	0,60	0,97	0,97	1,00	0,60	0,07	0,10	0,80	0,50	0,59
0,00	0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,27	14. December	0,43	0,87	1,00	0,90	0,93	1,00	1,00	0,93	0,82	0,79
0,62	0,73	0,65	0,47	0,57	0,57	0,57		0,61	0,71	0,64	0,56	0,56	0,60	0,55	0,63	0,60	0,60
			0,60									0,61					

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond in Procenten.

1850.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag	in den übrigen Tagen d. Mond-Umlaufs.
0,00	0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,27	14. December	0,43	0,87	1,00	0,90	0,93	1,00	1,00	0,93	0,82	0,79
0,73	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	13. Januar	1,00	1,00	0,60	0,63	0,83	1,00	1,00	1,00	0,92	0,70
0,57	1,00	1,00	0,87	0,80	0,93	0,83	12. Februar	0,97	0,80	1,00	0,97	0,93	1,00	0,23	0,97	0,86	0,60
0,80	0,00	0,00	0,00	0,33	1,00	1,00	13. März	0,97	0,90	0,53	0,67	0,60	0,07	1,00	0,93	0,59	0,60
0,87	0,53	0,47	0,63	0,73	0,97	0,50	12. April	0,83	0,87	0,73	0,57	0,97	0,73	0,70	0,50	0,71	0,60
0,23	0,67	0,30	0,63	0,80	0,97	0,60	11. Mai	0,23	0,37	0,67	0,73	0,47	0,93	1,00	0,93	0,65	0,60
0,87	0,73	0,47	0,50	0,77	1,00	0,53	10. Juni	0,10	0,40	0,50	0,67	0,47	0,80	0,77	0,77	0,62	0,61
0,73	0,33	0,07	0,60	0,17	0,63	0,87	9. Juli	0,93	1,00	1,00	0,90	0,67	0,17	0,30	0,43	0,59	0,52
0,43	0,70	1,00	0,53	0,37	0,00	0,40	7. August	0,90	0,77	0,30	0,77	0,17	0,43	0,97	0,77	0,57	0,56
0,30	0,47	0,23	0,20	0,00	0,67	0,53	6. Septemb.	0,73	0,53	0,97	0,80	0,47	0,27	0,10	0,13	0,43	0,43
0,80	0,73	0,87	0,80	100	1,00	1,00	5. October	0,97	1,00	0,83	0,63	0,63	1,00	1,00	1,00	0,88	0,63
0·37	0,93	0,67	0,60	0,87	0,97	0,97	4. November	0,27	0,17	0,93	0,47	0,57	0,83	0,90	0,70	0,68	0,89
0,51	0,67	0,61	0,61	0,65	0,85	0,71		0,69	0,72	0,76	0,73	0,68	0,69	0,75	0,76	0,69	0,63
0,67									0,73								

Tritt man in eine ſolche Werkſtätte, ſo ſieht man ſich von dem regſten Leben und der unermüdlichſten Thätigkeit umgeben: das große, 200 Centner ſchwere Schwungrad, welches ſich mit einer Schnelligkeit von einer halben Meile in der Minute umdreht, ſo daß man die Speichen nicht mehr zu erkennen vermag, — die corpulenten Walzen, die in entgegengeſetzter, langſamer Bewegung das noch röthliche Eiſen dehnen, die mächtigen Scheeren, die das harte Metall ſo leicht zerſchneiden, wie ein Kind Papier ſchnitzelt, — der ſchwere, unerbittliche Hammer, welcher mit derſelben Kraft auf den Kopf eines Mannes ſchlagen würde, legte man ihm einen ſolchen unter, wie er jetzt auf den glühenden Eiſenball fällt, — die erhitzten Männer, von denen die ſchweren, glühenden Eiſenmaſſen mit Leichtigkeit und Gewandtheit gehandhabt werden, und die Knaben, die ihnen dienſtfertig zur Seite ſtehen, das Eiſen in Empfang nehmend, wenn es die Walzen verläßt, u. ſ. w. — alle dieſe Dinge kann man nicht ohne Intereſſe mit anſehen, wenn auch das Ohr dabei durch die verſchiedenartigſten Töne beſtürmt und zerriſſen wird. Wenden wir uns jedoch dem Gießhauſe zu, wo eine nicht minder belebte Scene unſerer wartet.

Das zum Gießen beſtimmte Pig-Eiſen wird entweder durch das bereits erwähnte Reverberationsfeuer oder in Oefen mit einem Gebläſe geſchmolzen; jene Schmelzweiſe liefert ein ſehr hartes, dieſe ein ſehr zähes Metall; um den Gußwaaren indeß beide Eigenſchaften zu geben, miſcht man gewöhnlich beide Arten in einander, welches auch außerdem noch den Vortheil hat, die geſchmolzene Maſſe dünnflüſſiger zu machen.

Iſt der zu gießende Gegenſtand ſo leicht, daß ihn zwei Werkleute noch bequem tragen können, ſo wird das zu ihm erforderliche flüſſige Metall in einem keſſelartigen Gefäß durch zwei Leute bis zur Form geſchafft. Sie bedienen ſich zum Transport dieſes Gefäßes, welches mit Feuerthon gefüttert iſt und eine Tille hat, eines eiſernen Ringes, der hinten mit einer Stange und vorn mit einer Gabel verſehen iſt. Sind ſie bei der Form angelangt, ſo läßt der Mann vorn in der Gabel den der Form zugekehrten Zinken los, wodurch ſich das Gefäß natürlich nach dieſer Seite hin ſenkt und ſein flüſſiges Metall durch die von dem hintern Mann dirigirte Tille in die Oeffnung der Form gießt. Bei größeren Gegenſtänden, z. B. bei Cylindern von 7 Fuß im Durchmeſſer

Bemerkungen zu Tabelle LXVII.—LXVIII.

Bewölkung nach den Mondesstellungen.

1) Für 1849.

Die Bewölkung an den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 0,05 per Tag kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, dagegen gleich der Bewölkung an den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war gleich der Bewölkung in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,12 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,01 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war der Himmel am bewölktesten 0,57 am 2ten und 3ten, am heitersten 0,51 am 1ten und 6ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond am bewölktesten 0,76 am 5ten, am heitersten 0,58 am 1ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond am bewölktesten 0,73 am 6ten, am heitersten 0,47 am 4ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond am bewölktesten 0,71 am 1ten, am heitersten 0,55 am 6ten.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten 0,76 am 5ten Tag nach dem Vollmond, am heitersten 0,47 am 4ten Tag vor dem Neumond.

2) Für 1850.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 0,09 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs; und ebenso um 0,07 kleiner als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war um 0,06 grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,03 bewölkter, als die 7 Tage nach demselben.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,06 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach demselben.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war der Himmel am meisten bewölkt 0,75 am 3ten und 5ten, am wenigsten bewölkt 0,44 am 1ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war der Himmel am meisten bewölkt 0,66 am 2ten, am wenigsten 0,57 am Vollmondtag selbst und am 5ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war der Himmel am meisten bewölkt 0,85 am 2ten, am wenigsten 0,51 am 7ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war der Himmel am meisten bewölkt 0,76 am 2ten und 7ten, am wenigsten 0,68 am 4ten.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten 0,85 am 2ten Tag vor dem Neumond, am wenigsten bewölkt am 7ten Tag vor dem Neumond.

2) Des Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle LXIX. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

1849. Monate.	Med.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	NO N NW	SO S SW	NO O SO	SW W NW
Dec. 1848 .	0,41	0,30	0,32	0,14			0,53	0,19	0,48	0,21	0,44	0,38	0,53	0,19	0,44
Januar . .	0,68	0,30	1,00	0,38	0,50		0,77	0,82	0,94	0,42	0,74	0,78	0,76	0,23	0,74
Februar . .	0,69	0,20		0,10	0,10		0,55	0,69	0,83	0,13	0,72	0,81	0,52	0,10	0,72
März . . .	0,63	0,60	0,23	0,64	0,30		0,54	0,73	0,77	0,50	0,71	0,63	0,45	0,43	0,71
April . . .	0,63	0,90	0,37	0,37	0,44	0,41	0,51	0,73	0,88	0,57	0,66	0,85	0,47	0,44	0,71
Mai . . .	0,54	0,47	0,80	0,28	0,33	0,45	0,65	0,69	0,56	0,44	0,62	0,62	0,56	0,44	0,62
Juni . . .	0,51	0,22	0,94	0,45	0,80	0,32	0,57	0,43	0,47	0,64	0,46	0,53	0,60	0,73	0,48
Juli . . .	0,42	0,37	0,36	0,27	0,10	0,10	0,53	0,53	0,25	0,31	0,47	0,32	0,50	0,20	0,48
August . .	0,50	0,46	0,46	0,22	0,50		0,29	0,82	0,59	0,41	0,55	0,52	0,31	0,39	0,55
September .	0,44	0,50	0,30	0,29	0,27	0,20	0,55	0,63	0,70	0,30	0,57	0,50	0,49	0,29	0,58
October . .	0,57		0,55	0,58	0,50	0,54	0,52	0,59	0,80	0,56	0,58	0,75	0,53	0,58	0,58
November .	0,53	1,00	0,42	0,36	0,15		0,38	0,57	0,89	0,46	0,54	0,62	0,36	0,36	0,54
December .	0,83	0,10	0,97	0,91			0,70	0,82	0,71	0,86	0,74	0,77	0,70	0,94	0,74
Frühling. .	0,60	0,66	0,47	0,43	0,36	0,43	0,57	0,72	0,74	0,50	0,66	0,70	0,49	0,44	0,68
Sommer . .	0,48	0,35	0,59	0,31	0,47	0,21	0,46	0,53	0,44	0,45	0,49	0,46	0,47	0,44	0,50
Herbst . .	0,51	0,75	0,42	0,41	0,31	0,37	0,48	0,60	0,80	0,44	0,56	0,62	0,46	0,40	0,57
Winter . .	0,73	0,20	0,98	0,44	0,30		0,67	0,71	0,83	0,47	0,73	0,79	0,66	0,42	0,73
Jahr . . .	0,58	0,49	0,62	0,40	0,36	0,34	0,54	0,64	0,70	0,46	0,61	0,64	0,51	0,42	0,62
Winter $18\frac{49}{50}$	0,59	0,27	0,66	0,21	0,30		0,62	0,50	0,57	0,25	0,63	0,66	0,60	0,17	0,63
Klim. Jahr .	0,54	0,51	0,48	0,34	0,36	0,34	0,53	0,59	0,64	0,41	0,58	0,61	0,51	0,36	0,59

Bewölkung des Himmels nach den Winden.

1850. Monate.	Med.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	N NO O NW	S SW S SO	O NO O SO	W SW W NW
Dec. 1849 .	0,83	0,10	0,87	0,91			0,70	0,82	0,71	0,86	0,74	0,77	0,70	0,94	0,74
Januar . . .	0,77	0,66	0,87	0,84	1,00		0,68	0,75	1,00	0,82	0,72	0,85	0,73	0,85	0,72
Februar . .	0,66			0,10	0,10		0,67	0,68	0,82	0,10	0,69	0,69	0,67	0,10	0,69
März . . .	0,53	0,26	0,38	0,21			0,51	0,51	0,63	0,11	0,56	0,58	0,51	0,13	0,56
April . . .	0,73	0,85	0,95	0,75	0,22		0,71	0,71	0,80	0,39	0,73	0,86	0,62	0,67	0,73
Mai . . .	0,60	0,58	0,20	0,37	0,40	0,20	0,60	0,64	0,82	0,42	0,71	0,76	0,59	0,36	0,72
Juni . . .	0,65	0,78	0,67	0,45	0,10	0,90	0,71	0,65	0,85	0,58	0,72	0,74	0,69	0,55	0,72
Juli . . .	0,57	1,00	0,26	0,33			0,60	0,47	0,55	0,26	0,67	0,48	0,60	0,45	0,67
August . .	0,54	0,50	0,75	0,37	0,20		0,44	0,60	0,72	0,49	0,56	0,67	0,42	0,49	0,72
September .	0,47	0,41	0,25	0,22	0,27	0,10	0,65	0,69	0,53	0,24	0,60	0,58	0,56	0,22	0,61
October . .	0,77	0,94	1,00	0,97			0,49	0,83	0,91	0,96	0,72	0,84	0,49	0,98	0,91
November .	0,75		1,00	1,00			0,74	0,69	0,82	1,00	0,73	0,81	0,74	1,00	0,73
December .	0,67		0,90	0,85	0,14		0,62	0,95	0,78	0,56	0,75	0,90	0,52	0,56	0,75
Met. Winter .	0,75	0,38	0,92	0,62	0,55		0,68	0,75	0,84	0,59	0,72	0,77	0,70	0,63	0,72
Frühling . .	0,62	0,56	0,59	0,44	0,31	0,20	0,61	0,62	0,75	0,47	0,67	0,73	0,57	0,49	0,67
Sommer . .	0,59	0,76	0,66	0,38	0,15	0,90	0,58	0,57	0,72	0,44	0,65	0,63	0,57	0,50	0,70
Herbst . .	0,66	0,67	0,75	0,73	0,27	0,10	0,63	0,74	0,75	0,73	0,68	0,74	0,60	0,73	0,75
Kal.-Winter .	0,70	0,66	0,89	0,53	0,41		0,66	0,79	0,86	0,49	0,72	0,81	0,64	0,50	0,72
Kal.-Jahr .	0,64	0,66	0,72	0,52	0,28	0,40	0,62	0,68	0,77	0,53	0,68	0,73	0,59	0,55	0,71
Met. Jahr .	0,65	0,60	0,68	0,54	0,33	0,40	0,62	0,67	0,76	0,56	0,68	0,72	0,61	0,59	0,71

Tabelle LXX. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

1849.

Mondslauf.		Im abnehmenden Mond						Im zunehmenden Mond					
Vollmond.	Neumond.	heitere	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1Tg.	heitere	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1Tg.
8. Januar.	24. Januar.	2	3	7	4	3650	0,76	3	4	4	3	2670	0,63
7. Februar.	23. Februar.	3	1	9	3	3600	0,75	3	7	4		2130	0,51
9. März.	24. März.	3	6	1	5	2820	0,62	3	4	6	1	2630	0,63
7. April.	23. April.	1	4	10	1	3240	0,68	3	6	4	1	2460	0,58
7. Mai.	22. Mai.	2	4	7	2	3150	0,70	11		3		1370	0,33
5. Juni.	20. Juni.	1	4	7	3	3270	0,72	8	6	1		1670	0,38
5. Juli.	19. Juli.	10	2	2		1360	0,32	4	4	7		2700	0,60
4. August.	18. August.	7	4	3		1750	0,42	5	5	5		2260	0,50
2. September.	16. September.	8	3	4		1780	0,39	5	5	6		2480	0,52
2. October.	16. October.		4	8	2	3080	0,73	8	4	3		1870	0,42
31. October.	14. November.	5	7	2		1650	0,39	4	2	6	4	3170	0,66
30. November.	14. December.	4	2	2	6	2840	0,68		1	11	3	4120	0,92
		46	44	62	28	32190	0,60	57	48	60	12	29530	0,55

Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

1850.

Mondslauf		Im abnehmenden Mond						Im zunehmenden Mond					
Vollmond.	Neumond.	heitere	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1Tg.	heitere	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1Tg.
29. December.	13. Januar.		4	5	6	3770	0,84	1	5	2	7	3450	0,77
28. Januar.	12. Februar.	1	3	9	2	3290	0,73	3	2	8	1	2870	0,68
26. Februar.	13. März.	9	2	4		1040	0,36	1	5	8	1	3090	0,68
28. März.	12. April.	5	5	5		2220	0,40		3	11		3220	0,76
26. April.	11. Mai.	1	4	8	2	3210	3,72	3	6	5	1	2680	0,59
26. Mai.	10. Juni.	2	7	4	2	2760	0,61	1	4	6	3	3060	0,73
24. Juni.	9. Juli.	4	7	4		2170	0,48	4	3	7	1	2770	0,62
24. Juli.	7. August.	2	7	4	1	2280	0,54	2	8	4	1	2590	0,57
22. August.	6. September.	6	6	3		2170	0,48	7	6	2		1770	0,39
21. September.	5. October.	1	3	7	3	3080	0,73	2	4	6	4	3510	0,73
21. October.	4. November.		2	7	5	3540	0,84	1	9	4	1	2830	0,63
19. November.	3. December.		2	6	6	3690	0,88	5	4	5	2	2780	0,58
19. December.		31	52	66	27	33650	0,63	30	59	68	22	34640	0,64

Tabelle LXXI.

Bewölkung des Himmels 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Vollmond und Neumond.

1849.

Vor dem Vollmond.				Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.				Medium von dies. 7 Tagen.	Vor dem Neumond.				Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.				Medium von dies. 7 Tag.
3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.	Medium.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	Medium.		3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.	Medium.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	Medium.	
1,00	0,53	0,17	0,57	8. Jan.	0,20	1,00	1,00	0,83	0,94	0,68	0,30	0,70	0,87	0,62	24. Jan.	0,90	0,43	0,20	0,30	0,31	0,53
0,33	1,00	1,00	0,78	7. Febr.	1,00	0,13	0,83	0,97	0,64	0,75	0,90	0,80	0,93	0,88	23. Febr.	0,37	0,63	0,33	0,63	0,53	0,66
0,43	0,10	0,80	0,44	9. März	0,40	0,50	0,37	0,63	0,47	0,45	0,13	0,60	0,90	0,54	24. März	0,73	0,97	0,97	0,97	0,97	0,89
0,93	0,23	0,27	0,48	7. April	0,33	0,87	0,70	0,67	0,75	0,57	0,57	1,00	0,30	0,69	23. April	0,93	0,67	0,47	0,23	0,46	0,62
0,40	0,60	0,37	0,52	7. Mai	0,70	0,70	0,70	0,43	0,61	0,49	0,83	0,30	0,37	0,50	22. Mai	0,37	0,73	0,87	0,70	0,73	0,59
0,17	0,30	0,17	0,21	5. Juni	0,30	0,40	0,47	0,67	0,51	0,35	0,83	0,67	0,27	0,59	20. Juni	0,57	0,27	0,20	0,10	0,19	0,43
0,50	0,23	0,37	0,43	5. Juli	0,73	0,10	0,10	0,10	0,10	0,33	0,27	0,20	0,53	0,33	19. Juli	0,63	0,90	0,37	0,30	0,43	0,42
0,90	0,67	0,67	0,75	4. Aug.	0,67	0,30	0,93	0,13	0,45	0,61	0,40	0,13	0,87	0,47	18. Aug.	0,60	0,83	0,77	0,30	0,63	0,56
0,13	0,23	0,27	0,21	2. Sept.	0,63	0,30	0,20	0,20	0,23	0,28	0,80	0,90	0,13	0,61	16. Sept.	0,17	0,30	0,83	0,93	0,69	0,58
0,23	0,63	0,73	0,53	2. Oct.	0,70	0,70	0,60	0,67	0,66	0,61	0,67	1,00	1,00	0,89	16. Oct.	0,67	0,23	0,13	0,10	0,15	0,54
0,97	0,40	0,23	0,53	31. Oct.	0,53	0,40	0,23	0,37	0,33	0,45	0,17	0,13	0,10	0,13	14. Nov.	0,50	0,73	0,97	1,00	0,90	0,51
0,90	0,23	0,10	0,41	30. Nov.	0,23	1,00	1,00	0,97	0,99	0,63	1,00	1,00	0,47	0,82	14. Dec.	0,27	0,93	1,00	0,90	0,94	0,79
0,57	0,43	0,46	0,49		0,52	0,50	0,59	0,55	0,55	0,52	0,57	0,62	0,58	0,59		0,56	0,56	0,59	0,54	0,58	0,58

Tabelle LXXII. Bewölkung des Himmels 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1850.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in dies. 13 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mondumlaufs.
1,00	1,00	0,70	0,90	0,93	0,97	0,90	29. December	0,60	0,77	0,90	0,97	1,00	0,50	0,90	0,53	0,84	0,92
0,63	0,43	1,00	0,60	0,67	1,00	0,10	28. Januar	0,53	0,67	0,97	0,13	1,00	1,00	0,97	0,70	0,69	0,79
0,10	0,10	0,53	0,90	0,90	0,57	0,17	26. Februar	0,10	0,10	0,10	0,10	0,27	0,13	0,70	0,97	0,38	0,67
0,87	0,50	0,97	0,80	0,70	0,37	0,40	28. März	0,27	0,20	0,13	0,30	0,17	0,50	0,57	0,80	0,50	0,67
0,40	0,70	0,93	0,87	0,70	0,77	0,97	26. April	0,63	0,80	0,83	0,93	1,00	0,80	0,90	0,37	0,77	0,67
0,43	0,13	0,70	0,20	0,63	0,63	0,53	26. Mai	0,70	0,43	0,93	0,37	0,47	0,27	0,30	0,43	0,48	0,72
1,00	0,93	0,70	0,97	1,00	1,00	0,53	24. Juni	0,27	0,10	0,47	0,40	0,87	0,60	0,63	0,53	0,73	0,59
0,47	0,83	0,80	0,87	0,53	0,20	0,13	24. Juli	0,67	0,53	0,87	0,70	0,70	0,53	0,37	0,40	0,57	0,58
0,70	0,37	0,97	0,53	0,63	0,23	0,40	22. August	0,60	0,50	0,97	0,27	0,47	0,60	0,27	0,97	0,52	0,48
0,30	0,23	0,37	0,10	0,13	0,43	0,13	21. September	0,47	0,67	0,30	0,93	0,67	0,63	0,37	0,90	0,44	0,70
0,87	0,53	0,23	0,10	0,40	0,90	0,97	21. October	0,87	1,00	0,93	1,00	1,00	0,93	0,67	0,37	0,72	0,81
1,00	0,63	0,83	0,63	0,97	0,77	0,57	19. November	0,93	0,93	0,97	0,73	0,57	0,43	0,80	0,93	0,78	0,79
0,10	0,10	0,50	0,97	0,97	0,83	0,60	19. December	0,80	0,93	0,70	0,40	0,57	0,10	0,23	0,90	0,58	0,78
0,61	0,49	0,71	0,65	0,70	0,67	0,49	Medium.	0,57	0,58	0,69	0,56	0,67	0,54	0,59	0,67	0,62	0,71
			0,62									0,61					

Tabelle LXXIII. Bewölkung des Himmels 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1850.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in dies. 15 Tag.	in den übrigen Tagen d. Mond-umlaufs.
0,43	0,97	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	13. Januar	1,00	1,00	0,90	0,63	0,53	1,00	1,00	1,00	0,89	0,70
0,10	1,00	0,93	0,93	0,97	0,73	0,87	12. Februar	0,87	0,73	0,73	0,40	0,87	0,90	0,97	0,40	0,76	0,62
0,40	0,10	0,13	0,13	0,37	0,93	0,93	13. März	0,93	0,87	0,60	0,63	0,70	0,17	1,00	0,80	0,57	0,48
0,83	0,33	0,47	0,33	0,67	0,93	0,90	12. April	0,83	0,87	0,60	0,53	0,97	0,73	0,87	0,40	0;68	0,58
0,27	0,70	0,33	0,60	0,87	1,00	0,77	11. Mai	0,23	0,33	0,77	0,90	0,53	0,93	1,00	0,97	0,67	0,64
1,00	0,80	0,53	0,47	0,87	1,00	0,63	10. Juni	0,13	0,40	0,57	0,83	0,50	0,93	0,73	1,00	0,69	0,63
0,70	0,40	0,13	0,70	0,17	0,57	0,70	9. Juli	0,97	1,00	0,97	0,87	0,70	0,23	0,23	0,43	0,52	0,54
0,40	0,60	1,00	0,57	0,40	0,10	0,17	7. August	0,90	0,80	0,47	0,40	0,17	0,43	1,00	0,63	0,54	0,58
0,27	0,50	0,23	0,23	0,10	0,70	0,57	6. September	0,73	0,53	0,97	0,60	0,63	0,37	0,13	0,23	0,45	0,41
0,90	0,80	0,77	0,77	1,00	1,00	1,00	5. October	1,00	1,00	0,77	0,60	0,63	1,00	1,00	0,93	0,88	0,61
0,37	0,87	0,73	0,53	0,90	1,00	1,00	4. November	0,30	0,23	0,90	0,60	0,43	0,63	0,47	0,43	0,64	0,85
0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	3. December	1,00	0,10	0,63	0,97	0,77	0,13	0,10	1,00	0,78	0,66
0,55	0,66	0,61	0,61	0,69	0,83	0,79	Medium.	0,74	0,65	0,74	0,66	0,62	0,62	0,71	0,69	0,66	0,61
0,68									0,67								

Bemerkungen zu Tabelle LXIX.

1) Für 1849.

Heiteres Wetter brachten die Winde in folgender Ordnung:

im ganzen Jahr	S	SO	O	N	SW	NO	W	NW
	0,34	0,36	0,40	0,49	0,34	0,62	0,64	0,70
im Sommer	S	O	N	NW	SW	SO	W	NO
	0,21	0,31	0,35	0,44	0,46	0,47	0,53	0,59
im Winter	N	SO	O	SW	W	NW	NO	
	0,20	0,30	0,44	0,67	0,71	0,83	0,98	
im Frühling	SO	O	S	NO	SW	N	W	NW
	0,36	0,43	0,43	0,47	0,57	0,66	0,72	0,74
im Herbst	SO	S	O	NO	SO	W	N	NW
	0,31	0,37	0,41	0,42	0,48	0,60	0,75	0,80

2) Für 1850.

Heiteres Wetter brachten die Winde in folgender Ordnung:

im ganzen Jahr	a)	SO	S	O	SW	N	W	NO	NW
		0,28	0,40	0,52	0,62	0,66	0,68	0,72	0,77
	b)	SO	S	O	N	SW	W	NO	NW
		0,33	0,40	0,54	0,60	0,62	0,67	0,68	0,76
im Winter	a)	SO	O	N	SW	W	NW	NO	
		0,41	0,53	0,66	0,66	0,79	0,86	0,80	
	b)	N	SO	O	SW	W	NW	NO	
		0,38	0,55	0,62	0,68	0,75	0,84	0,92	
im Frühling		S	SO	O	N	NO	SW	W	NW
		0,20	0,31	0,44	0,56	0,59	0,61	0,62	0,73
im Sommer		SO	O	W	SW	NO	NW	N	S
		0,15	0,38	0,57	0,58	0,66	0,72	0,76	0,90
im Herbst		S	SO	SW	N	O	W	NO	NW
		0,10	0,27	0,63	0,67	0,73	0,74	0,75	0,75

Bemerkungen zu Tabelle LXX.—LXXI.

1) Für 1849.

In den abnehmenden Mond fielen 46 heitere Tage, in den zunehmenden 57, Differenz 11.

In den abnehmenden Mond fielen 26 trübe Tage, in den zunehmenden 12, Differenz 14.

Die grösste Bewölkung (0,92) hatte der zunehmende Mond $\frac{14}{15}$. Dec.

Die geringste Bewölkung (0,32) hatte der abnehmende Mond $\frac{5}{6}$ Juli.

Die 3 Tage vor dem Vollmond waren um 0,06 weniger bewölkt, als die 3 Tage nach dem Vollmond.

Die drei Tage vor dem Neumond waren um 0,01 mehr bewölkt, als die 3 Tage nach dem Neumond.

Die 7 Tage vor- an und nach dem Vollmond waren um 0,06 weniger bewölkt, als die 7 Tage vor-, an und nach dem Neumond.

Der Tag des Vollmonds ist um 0,04 weniger bewölkt als der Tag des Neumonds.

2) Für 1850.

Heitere Tage im abnehmenden Mond 31, im zunehmenden Mond 30, Differenz 1.

Trübe Tage im abnehmenden Mond 27, im zunehmenden Mond 22, Differenz 5.

Die grösste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{29.\ \text{Dec. } 49}{13.\ \text{Jan. } 50}$ mit 3770, per Tag 0,84.

Die geringste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{28.\ \text{Febr.}}{13.\ \text{März}}$ mit 1640, per Tag 0,36.

In den 7 Tagen vor, an und nach dem Vollmond war die Bewölkung um 0,09 kleiner als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,04 kleiner, als in den Tagen vor und nach dem Neumond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war um 0,05 grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,01 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,01 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Bewölkung am stärksten 0,71 am 5ten Tage.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Bewölkung am geringsten 0,49 am 6ten und 1ten Tage.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung am stärksten 0,69 am 2ten Tage.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung am geringsten 0,54 am 5ten Tage.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war die Bewölkung am stärksten 0,83 am 2ten Tage.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war die Bewölkung am geringsten 0,55 am 7ten Tage.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war die Bewölkung am stärksten 0,74 am 2ten Tage.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war die Bewölkung am geringsten 0,62 am 4ten und 5ten Tage.

Unter allen Tagen war die Bewölkung am stärksten 0,83 am 2ten Tage vor dem Neumond; am geringsten 0,49 am 6ten und 1ten vor dem Vollmond.

Der Tag des Vollmonds ist um 0,05 weniger bewölkt als die 7 Tage vor dem Vollmond.

Der Tag des Vollmonds ist um 0,04 weniger bewölkt als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Der Tag des Neumonds ist um 0,06 mehr bewölkt als die 7 Tage vor dem Neumond.

Der Tag des Neumonds ist um 0,07 mehr bewölkt, als die 7 Tage nach dem Neumond.

und 180 — 190 Centner Schwere, die in einem Stück gegoſſen werden, müſſen die Krahnen die Beförderung der flüſſigen Maſſe vom Ofen bis zur Form übernehmen. Die dazu beſtimmten großen Gefäße hängen an drei Haken; ſind ſie zur Oeffnung der Form gelangt, ſo wird einer von den Haken ausgehakt, das Gefäß ſenkt ſich nach dieſer Seite, und die Maſſe fließt durch die Tille in die coloſſale Form.

Man kann ein Gießhaus in keinem günſtigeren Momente beſuchen, als im Augenblick des Gießens ſelbſt, und geſchieht dies zur Nachtzeit, ſo hat man noch einen erhöhten Genuß: Männer und Buben laufen in ſcheinbarer Verwirrung durch einander und hin und her, — Flüche, Ermunterungen und Schimpfwörter werden ausgeſtoßen, — dem Ofen entſtrömt das leuchtende Metall und droht Verderben, während es durch Menſchenhände und Maſchinenkraft nach allen Richtungen zu den Formen geſchafft wird, überall die dunkeln Räume mit Glanz erfüllend und ohne den geringſten Schaden anzurichten, — die Formen dampfen, praſſeln und kniſtern, wenn ſie gefüllt werden, und aus ihren Fugen brechen blaue Flammen hervor, die den Gruppen der Arbeiter ein geiſterbleiches Anſehen geben; — dieſe Dinge vereinigt liefern ein Bild, welches wohl die Bemühungen eines jeglichen Pinſels verhöhnen möchte.

Kein Zweig der Eiſen-Induſtrie hat wohl durch die Anwendung der Dampfmaſchine mehr gewonnen, als die Gießerei, ja die Dampfmaſchine iſt eigentlich erſt die Schöpferin derſelben geworden. Als man ſich noch der Holzkohle zum Ausſchmelzen des Eiſenſteins bediente, wurde theils das zum Gießen beſtimmte Metall in dem Ofen nicht dünnflüſſig genug, theils aber klagte man über die Sprödigkeit der gegoſſenen groben Gegenſtände, die, wenn ſie einen mäßigen Stoß erhielten, oder dem Feuer ausgeſetzt wurden, ſehr leicht ſprangen. Mit der Einführung des Dampfgebläſes wurde dieſen Uebelſtänden abgeholfen. Zunächſt hatte man nun die großen und ſchweren Eiſenmaſſen zu gießen, die zur Zuſammenſetzung der Dampfmaſchinen ſelbſt erforderlich waren, welche Watt aufſtellte. Wie ſehr muß dies allein ſchon die Eiſengießereien belebt haben, als die Einführung der Gasbeleuchtung die Thätigkeit in denſelben noch mehr ſteigerte und die Anlegung von Eiſenbahnen mit gegoſſenen Schienen ſie aufs höchſte trieb! Seit jener Zeit hat das Gußeiſen angefangen, dem theuren Holz und

3) Des Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle LXXIV. Allgemeine Witterungs-Verhältnisse.

1849.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischt. Tage.	Mittl. Bewölk. (früh 2 — 4 = 4 gerechnet).	Regenbogen.	Höhrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar .	9	10	12	2,56	1		2	1	5
Februar .	5	8	15	2,68	1		3		6
März . .	6	8	17	2,38			4		9
April .	7	10	13	2,57			5	6	4
Mai . .	14	4	13	1,87		3	8	10	
Juni . .	8	6	16	2,24		1	15	20	
Juli . .	17	2	12	1,68	2	2	7	18	
August .	15	4	12	2,02		4	15	21	
September	17	1	12	1,45	1	1	16	18	
October .	10	11	10	2,28	1		15	10	3
November	15	6	9	1,94			14	4	8
December	6	20	5	3,12	1		10		
Jahr . .	129	90	146	2,23	7	11	119	115	35

Am 16. December 1849 ungewöhnlich starker, den ganzen Tag hindurch anhaltender Nebel.

1850.									
Januar .	7	15	9	2,84			3		
Februar .	10	7	11	2,29			6	1	6
März . .	13	4	14	1,69			6	1	10
April . .	5	5	20	2,64	3 Sonne 1 Mond		6	7	1
Mai . .	15	4	12	2,14			9	8	2
Juni . .	12	8	10	2,12	1	7	11	14	
Juli . .	12		19	2,01	2	6	13	19	
August .	14	6	11	1,95		4	11	15	
September	13	3	14	1,79			24	20	2
October .	4	16	11	3,17			11	3	4
November	5	9	16	2,95	2		11	1	2
December	11	15	5	2,64	8 Sonne 1 Mond		6		14
Jahr . .	121	92	152	2,35	9	17	117	89	41

13) Besondere Erscheinungen und Ereignisse.

Die Berichte über solche Erscheinungen in öffentlichen Blättern waren in den Jahren 1849—1850 sehr dürftig; die Aufmerksamkeit der Beobachter, wie der Redactionen war mehr auf das politische Unwetter gerichtet. Wir geben die Notizen, soweit wir derselben habhaft werden konnten, wie bisher in nachfolgenden chronologischen Uebersichten.

a) Feuerkugeln, Meteorsteinfälle und Sternschnuppen.

1849. Am 24. Februar 9h Abends zwei grosse Sternschnuppen oder Feuerkugeln von SO—NW mit Schweif zu Wildberg im Württembergischen.

Am 19. März in Ostindien eine grosse Feuerkugel.

In der Nacht vom 25—26. April zahlreiche Sternschnuppen zu Parma.

Am 30. April Feuerkugel zu Löttich.

Vom 10. Juli bis 11. August wachsende Zahl von Sternschnuppen von Leverrier beobachtet, von da an wieder Abnahme.

Am 25. October $3\frac{3}{4}$h Nachmittags zu Aarau eine Feuerkugel mit starker Detonation und darauf folgendem anhaltendem Knattern in südwestlicher Richtung wie von Infanteriefeuer. Gleichzeitig wollte man eine Erderschütterung und augenblickliches Aufwallen des Hallwyler See's bemerkt haben. Dasselbe Phänomen wurde auch im oberen Baselland gesehen.

Am 31. October 3h Nachmittags Meteorsteinfall bei Charlotteville in Nord-Carolina.

Am 13. November 4h Morgens eine glänzende Feuerkugel zu Jever im Oldenburg'schen beobachtet, von einer Viertelstunde (?) Dauer, im O sich gegen N bewegend.

Am 24. December $8\frac{1}{2}$h Abends zwei Feuerkugeln in NO-Richtung, die zweite 10 Minuten nach der ersten, zu Sandwick, Orkney, Manse beobachtet.

Am 30. December kurz vor 7h wiederholt eine glänzende Feuerkugel zu Sandwick, Manse, Kirkwall, Orkney, vom Zenith gegen W. sich bewegend.

1850. In der Nacht vom 8—9. Januar grosse Feuerkugel in der Rheinprovinz.

Am 19. Februar $11\frac{1}{2}$h Nachts Feuerkugel mit weissem Kern und rothem Schweif zu Issny.

Am 5. März 10h Abends zu Oehringen ein grüner, nach Andern safrangelber Lichtstreif, von NO ausgehend, mit Geräusch wie ferner Donner bei dem Verschwinden; zu Heilbronn sah man eine deutliche Feuerkugel von S—N von 1 Minute (?) Dauer, die mit Rauschen und einem heftigen Knall endigte. Zu Crailsheim sah man eine feuerfarbene

Kugel bei sonst klarem Himmel nur einem schwarzen Gewölk im S, mit einem langen Schweif nach N sich bewegend und beim Erlöschen nahm man einen starken, die Erde erschütternden Donner wahr.

Am 18. April 10½h Abends Feuerkugel mit grünlichtem Licht gegen NW zu Cöthen.

Am 6. Juni 11h 18 Minuten Vormittags grosse Feuerkugel von SW—NO mit Schweif zu Herrenberg im Württembergischen.

Am 16. Juni glänzende Feuerkugel mit weissem Licht und einem langen Schweif zu Newhaven.

Am 9. und 10. August wurden zu Newhaven sehr zahlreiche Sternschnuppen beobachtet.

Am 30. September 8h Abends eine glänzende Feuerkugel in Neu-England.

b) Nordlichter.

1849. Am 14. Januar ein Nordlicht zu Paris von 9h 45 Minuten bis 11h 45 Minuten; gleichzeitig magnetische Störungen zu Parma.

Am 22. Januar 9½h Abends schwaches Nordlicht zu Parma mit magnetischen Störungen, gleichzeitiges starkes Steigen des Barometers. (In der zweiten Hälfte Januars wurden dort viele Sonnenflecken beobachtet.)

Am 22. Februar 8½—9h Abends schwaches Nordlicht von 5 Minuten Dauer zu Ulm. Von 8—9½h ein Nordlicht zu Parma, Montpellier, zu Basel, Waremme, Lüttich.

Am 27. Februar 6h Abends schwaches Nordlicht zu Mergentheim u. a. O. in Württemberg.

Am 22. October Abends 9—10h ein Nordlicht zu Mergentheim beobachtet; desgl. zu Jüterbock.

1850. Am 9. Juni Nachts schwaches Nordlicht zu Newhaven.

c) Leuchtende, farbige und andere Meteore.

1849. Am 1. April Nachts grosser farbiger Mondring auf der Alp (Ennabeuren).

Am 3. April Abends 9½h zu Stuttgart farbiger Mondring: 9¾h ein zweiter mit zwei Nebenmonden; 10½h war die Erscheinung verschwunden.

Am 19. April 3—3½h Mittags farbiger Bogen mit Nebensonnen zu Genf; von 6—6½h Abends zwei Nebensonnen zu Mergentheim; von 4½h an dieselbe Erscheinung zu Bietigheim bei O und stark fallendem Barom.

Am 25. April starker Höhenrauch zu Friedrichshafen.

In der Nacht vom 3—4. Mai Nebenmond, am 4. Mai Nebensonne zu Paris (von Bravais beobachtet).

Am 30. Mai Höhenrauch zu Crailsheim, Blaufelden etc.

Am 3. Juni Abends 10h farbiger Halbkreis um den Mond in den Heubergsgegenden.

Am 5. Juni 7—10h Morgens Nebensonnen mit farbigen Kreisen zu Dorpat.

Am 9. Juni Höhenrauch zu Mergentheim.

Am 19. Juni farbiger Sonnenhof zu Pfullingen.

Am 25. Juni starker Höhenrauch mit Windstille in der Bodenseegegend.

Am 1. Juli Regenbogen nach Sonnenuntergang zu Esk bei Durham.

Am 14. und 24. August farbige Höfe um die Sonne zu Genf.

Am 21. September zu Genf ein farbiger Hof um die Sonne, den 29. ein solcher um den Mond.

Am 22. October Nebensonnen zu Nottingham.

Am 25. October Abends 5¼—6h Nebenmonde zu Issny.

Am 3. November 5—7h Abends ein nordlichtartiges Phänomen, ein dauernder, vom westlichen Horizont ausgehender, leuchtender Streifen von spulenförmiger Gestalt, zu Jaroslaw in Russland.

In dem Küstenstrich von Tunis bis Tripolis sei, „etwa im Nov. 1849" ein Aerolithenregen mit glänzendem Lichtstrom niedergefallen und darauf der kälteste Winter seit Menschengedenken gefolgt (war ohne Zweifel ein starker Hagel).

1850. Am 30. Februar farbiger Mondhof zu Issny.

Am 21. März farbiger Mondring zu Oberndorf, am 22. darauf Schneefall.

Am 30. März und den vorhergehenden Tagen aus Issny die Erscheinung des Zodiacallichts berichtet.

Am 21. Mai farbiger Sonnenring zu Neuenbürg.

Am 22. Mai farbiger Hof um die Sonne zu Issny.

Vom 23.—25. Juni starker Höhenrauch zu Künzelsau.

Am 6. Dec. Vormittags ungewöhnlicher Nebel zu London.

d) Besondere elektrische Erscheinungen.

1850. Am 16. Juli 9h Abends zu Manchester ungewöhnliche, sich in der Luft verästelnde Blitzschläge wie an einer Blitztafel beobachtet.

e) Gewitter, Blitz- und Hagelschläge.

1849. Am 15. Januar Gewitter zu Wien u. a. O.

Am 28. Februar starken Gewitter zu Brüssel. An demselben Tage grosser Hagelschlag auf Guadeloupe (der dritte in diesem Jahrhundert).

Am 28. April Hagel zu Urach.

Am 7. Mai Hagelschläge zu Rottweil, Rottenburg, Tübingen, Cannstatt, Marbach, Heilbronn, Neckarsulm, Ellwangen, theilweise mit Wolkenbrüchen und Ueberschwemmung. Blitzschlag zu Degmarn, O.A. Neckarsulm.

Am 17. Mai Hagelschlag zu Hall.

Am 25. Mai leichter Hagel zu Mergentheim.

Am 30. Mai Hagel in den Bezirken Biberach, Tuttlingen.

Zu Ende Mai Hagelschlag 100 Werste lang auf dem südlichen Ufer des Kreises Achalzich.

Am 1. Juni Hagel bei Herrenberg.

Vom 3. Juni fast tägliche Gewitter aus Tuttlingen berichtet.

Am 5. Juni Hagel zu Freudenstadt, Geislingen.

Vom 6. Juni aus den Heubergsgegenden fast tägliche Gewitter seit 14 Tagen berichtet.

Am 7. Juni Hagel zu Herbrechtingen und a. O., im Bezirk Heidenheim, im Bezirk Ellwangen, zu Wachbach bei Mergentheim ein Blitzschlag auf einen Baum.

Am 8. Juni Hagel im Bezirk Weinsberg.

Am 20. Juni Hagel zu Spaichingen.

Am 25. Juni Hagel zu Blaubeuren, zu Justingen, O.A. Münsingen.

Am 28. Juni Hagel zu Nürtingen, Urach.

Am 10. Juli Blitzschlag zu Nagold auf die Kirche, Hagel zu Horb.

Am 18. Juli Blitzschlag auf den Telegraphen bei Cuxhaven und auf ein Haus an der Linie, das entzündet wurde.

Am 20. Juli Hagel in den Bezirken Ehingen, Münsingen, Blaubeuren, Ulm, Aalen, Neresheim, im Hohenzollerschen.

Am 26. Juli 1h 30′ Mittags zu London Gewitter mit vielen Blitzschlägen.

Am 27. Juli verwüstende Windhose in Finnland mit Orkan und Hagel von grossen zackigen Körnern.

Am 27. Juli Gewitter mit Blitzschlag auf den Telegraphen zu Braunschweig.

Aus Tettnang vom 30. Juli ungewöhnlich seltene Gewitter bei andauernd schöner Witterung unter Tags und Regen bei Nacht berichtet.

Am 31. Juli Gewitter mit Blitzschlägen auf 4 Scheunen, die abbrannten, im Bezirk Laupheim (Oberbalzheim).

Am 6. August sei in Schottland bei einem Pachthof Balvullich mit grossem Donnerschlag eine Eismasse von 20′ Umfang gefallen von meist kristallinischem Ansehen, fast ganz durchsichtig, aus cubischen Krystallen von 1–3 Zoll Grösse, fest zusammengefroren, bestehend, sonst in der ganzen Umgegend keine Spur von Hagel.

Am 10. August Hagel zu Crailsheim.

Am 12. August Hagel zu Bingen.

Am 16. August Hagel im Bezirk Münsingen.

1850. Am 12. Februar Gewitter mit Hagel zu Breslau, vor- und nachher schöne Witterung und Temperatur bis + 15° R.

Am 16. Februar Gewitter mit Hagel in mehreren Gegenden des württembergischen Unterlandes.

Am 4. April 8h Abends Gewitter mit Blitzschlag zu Unterankenreute O.A. Biberach; an demselben Tage Hagel zu Oberstetten O.A. Crailsheim, im Enzthal, Gewitter mit Blitzschlägen in der Gegend des Bussen im Dürmentinger Wald und auf ein Haus in Reichenbach, das abbrannte.

Am 5. April Gewitter mit Sturm und Regen im Enzthal.

Am 7. April furchtbaren Gewitter mit zündendem Blitzschlag in den Thurm der Hauptkirche zu Saragossa.

Am 13. April Hagel zu Oberstetten.

Aus Bombay wurde unter dem 24. Mai von einem furchtbaren Hagelwetter in der Nähe von Sattarah berichtet, mit Steinen von der Grösse der Cocosnüsse, das Menschen und Thiere erschlug.

Am 25. Mai Hagelwetter zu Marbach.

Im Laufe Mai's heftiges Hagelwetter im südöstlichen Steiermark im Savethal, das 20 Gemeinden durch Hagel und Ueberschwemmung verheerte.

Am 13. Juni Hagel zu Grossglattbach O.A. Vaihingen.

Am 26. Juni Hagel zu Balingen.

Am 27. Juni Blitzschlag auf den Kirchthurm zu Bopfingen, der den Thurmwärter tödtete, und auf zwei Häuser zu Iglingen O.A. Neresheim, welche verbrannten.

An demselben Tag Blitzschlag bei Hetzelsberg, O.A. Marbach auf zwei unter einer Eiche stehende Menschen, der eine wurde erschlagen, der andere verwundet und die Kleider zerrissen; desgleichen am 27. und 28. Hagel zu Haigerloch im Sigmaring'schen.

Am 28. Juni Hagel in den Bezirken Ebingen, Sulz, Münsingen, Weinsberg, Oehringen (5—6h) Künzelsau, Mergentheim.

Am 28. Juni verwüstende Windhose nach vorangegangenem Hagel im Kulmer Thal (Schweiz).

Aus Freiburg im Breisgau vom 2. Juli ein verwüstendes Hagelwetter zwischen Offenburg und Lahr gemeldet.

Am 7. Juli Hagel in den Bezirken Leutkirch, Balingen, Urach, Weinsberg, Aalen, Heidenheim; Blitzschlag auf das Hallamtsgebäude zu Heidenheim ohne zu zünden; zu Bopfingen Blitzschlag auf ein Haus, zwei Menschen wurden getroffen, wovon einer getödtet; desgleichen auf ein Haus zu Erbach bei Ulm, das abbrannte.

Am 7. Juli starker Gewittersturm auf dem Bodensee.

Am 7. Juli Hagel und Wolkenbruch bei München.

Am 7. Juli Wolkenbruch und Erdlawine in den Gemeinden Gratsch und Algrund bei Meran.

Am 16. Juli Hagel in den Bezirken Waldsee, Leutkirch, Saulgau (11—1h Mittags), Calw, Urach, Weinsberg, Gmünd, Welzheim, Künzelsau, Aalen, Backnang, Gaildorf, Neresheim, Neckarsulm;

Blitzschläge im Bezirk Spaichingen auf 6 Menschen, die unter kleinen Tannenbäumen unterstanden, einer wurde getödtet, die übrigen

verwundet und an den Kleidern beschädigt; zu Böttingen im Bezirk Münsingen auf ein Haus ohne zu zünden; zu Wasseralfingen O.A. Aalen auf ein Haus, das entzündet wurde; im Bezirk Maulbronn auf eine 5′ dicke Buche die zersplittert wurde, die Krone wurde in die Klaffung des Stamms eingeklemmt.

Am 17. Juli Hagel in den Bezirken Saulgau, Rottweil, Horb, Calw, Nürtingen, Göppingen (bei Süssen wurde der Bahnzug dadurch aufgehalten); Blitzschläge auf ein Haus zu Unteropfingen, O.A. Leutkirch, das in 15 Minuten abbrannte, zu Sterneck O.A. Sulz 3maliger Blitzschlag auf ein Haus, der dritte zündete; zu Bochingen O.A. Oberndorf auf eine Pappel; auf einer Schmiedehütte bei Ulm (Alpecker Steige), welche abbrannte; auf den Fildern, O.A. Stuttgart, bei Birkach auf eine Pappel, deren Rinde etwas abgeschält und das Laub versengt wurde; zu Ochsenwang O.A. Kirchheim auf ein Haus, dessen Giebel zerschlagen wurde, von dem der Blitz aussen hinab in die nahe Wassertränke fuhr.

In der Nacht vom 19.—20. Juli, 11—12h Nachts Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Waldstetten, O.A. Gmünd, die in einer Stunde das Thal verheerte.

Berichte aus Strassburg vom 22. Juli meldeten von einem furchtbaren Hagelwetter im Canton Mauersmünster „in der vorigen Woche"; man fand grosse Eisklumpen.

Am 20. Juli Hagel im Bezirk Geislingen.

Am 22. Juli furchtbares Gewitter zu Berlin.

Am 27. Juli Hagel in den Bezirken Leonberg, Vaihingen.

Aus Donaueschingen vom 31. Juli fortwährende schwere Gewitter, „seit einigen Tagen" mit Hagelschlag berichtet; am 30. Blitzschlag auf die Donaubrücke bei Neidingen mit starker Beschädigung.

Im südlichen und mittleren Russland herrschten im Sommer 1850 zahlreiche Gewitterstürme, jenseits des Kaukasus aussergewöhnliche Regengüsse.

Am 2. August 5h Morgens starken Gewitter von 3 Stunden Dauer zu Aalen mit Platzregen, die Aal trat aus.

Aus Polen vom 9. August mittelmässige Erndte in Folge vieler Hagelschläge berichtet.

Am 12. August Hagel im Bezirk Calw, Neuenbürg, im badischen Oberland.

Am 15. August Hagel im Bezirk Ehingen.

Am 15. Gewitter mit Wolkenbrüchen und Blitzschlägen; zu Brüssel 3mal auf Häuser, zu Gent ein Brand durch Blitzschlag, bei Denterghem auf eine Mühle, in der 3 Pferde getödtet, 5 verwundet wurden, bei Thielt Brand einer Scheuer.

Am 8. Sept. Hagel zu Isny, Tettnang, Urach.

In der Nacht vom 23.—24. September 12—1 Uhr Hagel im Bezirk Geislingen.

Am 27. September zu Philadelphia furchtbares Gewitter mit zahlreichen Blitzschlägen auf Häuser und Menschen.

Am 1. und 10. November schwache Gewitter zu Issny mit Schnee im Gefolge.

In der Nacht vom 16.—17. December sah man Wetterleuchten zu Tuttlingen von einem Gewitter im Höhgau.

f) Stürme und Orkane.

1849. Am 14. Januar Sturm mit Windhose in England (Bedfordshire) eine Viertelstunde lang. Sturm in Süddeutschland an demselben Tage.

Am 24. Januar Abends 6h ein starker Orkan zu Wien, der sich am Morgen des 25. wiederholte.

Vom 22.—25. Januar Stürme in Süddeutschland.

Vom 13.—14. Februar stürmische Witterung in Württemberg; am 14. Orkan in Bedfordshire mit grossen Verwüstungen (wohl am 14. Jan.?)

Am 28. Februar zu Lüttich, Waremme u. a. O. von 2—11h Abends starker Sturm.

Am 2. Mai Orkan in Finnland mit Wipdhose und Hagel (Wiborg und Umgegend).

Am 8. und 9. Juni Gewitterstürme von SW. in der Bodenseegegend, nachdem vom 1.—7. anhaltende Windstille geherrscht.

Am 27. Juli im Distrikt Mäntehorju in Finnland Orkan mit verwüstender Windhose und Hagel.

Am 3. October Mittags 3—4h ein Sturm von Mergentheim berichtet.

Am 23. November grosse Sturmfluth mit Ueberschwemmung zu Petersburg bis Abends 5 Uhr.

Im Laufe November (Bericht vom 25. November) im Posen'schen bei dem Städtchen Schocken eine Windhose mit Blitz und Donner, die Wälder verwüstete und einen Postwagen zerschmetterte.

Vom 15.—19. December Stürme an der Nordseeküste, die auch bis nach Schwaben zurückwirkten.

1850. Vom 21.—22. Januar Orkan zu Smyrna und im griechischen Archipelagus.

In der Nacht vom 26.—27. Januar starker Sturm in Württemberg, zu Asch O.A. Blaubeuren z. B. wurden viele Kamine abgedeckt.

Vom 27.—28. Jan. Morgens Sturm in den dalmatinischen Gewässern.

Am 31. Januar Orkan zu Corfu.

Am 2., 3. und 6. Februar Stürme zu Mergentheim.

In der Nacht vom 4.—5. Abends Sturm auf der schwäbischen Alp (Blaubeuren); vom 5.—6. auf der Riedlinger Alp mit Schneefall.

Am 5. Februar Sturm in ganz England; zu Preston seien mehrere Bogen des Viadukts eingestürzt, Eisenbahnwagen fortgeführt worden.

Im Laufe Februar und Anfang März Orkane und Ueberschwemmungen auf der französischen Insel Reunion in den Antillen.

Am 23. März Schneesturm im Rheinthal (Bericht von Rastadt).

Am 30. März furchtbarer Sturm zu Havannah und auf den Bahamas.

Am 27. Mai Orkan in Nordamerika, der Mormonentempel zu Nauvoo sei zerstört worden.

Am 30. Mai Wasserhose zu Schwedt.

Am 8. Juni 2—3h Nachmittags Sturm und Regen zu Ehingen.

Am 28. Juni Hagel und verwüstende Windhose im Kulmer Thal (Schweiz).

Am 17. Juli Gewittersturm im Bezirk Nürtingen, Gemeinde Neufen, welcher Bäume entwurzelte; zu Rottweil in der Nacht vom 17.—18.

Am 18. und 19. Juli furchtbarer Sturm an der nordamerikanischen Ostküste (New-York, Philadelphia etc.)

Am 23. August Orkan (Trombe) von 5—6 Minuten Dauer, mit Platzregen und Hagel auf dem Vierwaldstädter See; zu Luzern wurden Verwüstungen an Häusern, in der Umgegend an Bäumen angerichtet.

Vom 1.—3. September grosse Stürme in Nordamerika, von der Lorenzbai bis zum mexikanischen Golf, mit grossen Verheerungen durch Ueberschwemmungen.

Am 6. October gewaltiger Sturm an den englischen Küsten.

Im ersten Drittel Novembers heftige Nordweststürme auf der Ostsee und Nordsee, mit Ueberschwemmung zu Hamburg u. a. O., Ueberschwemmung in Folge der Stürme an den Hannover'schen Küsten.

Am 30. November Nachmittags furchtbarer Orkan im Staate Missury, die Stadt Cape Girardeau sei fast ganz zerstört worden.

Vom 15.—16. und 17. December in der Nacht grosser Sturm auf dem Schwarzwald, der Alp, in Oberschwaben, auf dem Bodensee, in ganz Württemberg, zu Basel, mit grossen Verheerungen an Bäumen und Wohnungen, auch im Elsass. Schneefälle nach demselben am 18ten. Der Sturm vom 15.—16. December hauste bis tief nach Frankreich, im Kanal und in England.

In der Nacht vom 16.—17. December Sturm und Untergang eines Dampfbootes auf dem Wallenstadter See.

g) Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben.

1849. Am 14. Januar 10½h Abends leichter Erdstoss zu Lüttich.

Nach Bericht vom 18. Januar seien in Aquila u. a. O. Calabriens zahlreiche wiederholte Erdstösse bei Tag und Nacht mit Beschädigungen an Häusern vorgekommen.

Vom 25. Januar an seien 8 Tage lang Erdstösse fast jede halbe Stunde auf den Marianen vorgekommen, Spalten entstanden im Boden, Wasser und Flammen brachen hervor, das Meer trat zurück und viele Schiffe strandeten.

Im Laufe Januars grosse Thätigkeit des Vesuvs; zwei Lavaergüsse gegen Bosco tre case und Ottajano, später ein dritter auf der Ostseite.

Am 4. März starke Thätigkeit des Vesuvs in Lavaergüssen.

Am 26. April Erdstoss zu Brest und Umgegend.

Am 30. Juni 4h 20′ Morgens Erdstösse in Dalmatien (Ragusa) mit Donnergeräusch, während Sirocco Wind und + 22° R.

Am 16. Juli 10h Abends Erdstösse zu Smyrna, in der Nacht vom 17.—18. wiederholte Erdstösse.

Am 10., 11. und 12. August Erdstösse zu Smyrna.

Am 17. November Erdstoss zu Brest von 5 Secunden Dauer und von SO—NW.

Am 1. December 10½h Vormittags Erdstoss zu Rom.

Vom 12.—13. December Nachts zu S. Germano bei Monte Casino ein starker Erdstoss um 4¾h, dem um 7¼ und 9h weitere Stösse folgten.

1850. Vom 5. Februar an starker Ausbruch des Vesuvs, am 9. war der Ausbruch in seiner grössten Stärke, es flogen Steine bis Ottajano und 8h Morgens erfolgten 3 starke Erdstösse, am 12. hörte der Lavaausbruch auf.

Am 14. Februar Erdbeben zu Ragusa, Stagno und Zara 1h Nachts, unter Begleitung eines hellen Lichtscheins und bei unverändertem Barometer. Es stürzten Häuser ein; noch viele weitere Erdstösse (an die 20) folgten darauf.

Am 16. Februar wiederholter Erdstoss zu Ragusa.

Am 17. Februar rother Staubfall mit Schnee auf den Schweizer Alpen (St. Gotthard Disentis); um dieselbe Zeit rother Staubfall bei Osterholz (Detmold) mit Schneefall verbunden, in dem Ehrenberg 50 organische Formen, darunter 9 neue, fand.

Am 28. Februar Nachts heftiges Erdbeben zu Monte San Angelo in Capitanata.

Vom 3.—4. April Nachts starke Erdstösse zu Smyrna, Chios und bis ins Innere von Kleinasien, welche sich in den folgenden Tagen (am 5., 10. und 12.) wiederholten, dabei andauernde Kälte.

Vom 9.—12. April zu Messina gegen 40 Erdstösse.

Am 14. April heftiges Erdbeben zu Ragusa.

Am 19. April gegen Mitternacht drei heftige Erdstösse zu Constantinopel, schwächere zu Smyrna.

Vom 14.—20. April häufige Erdstösse in Dalmatien, meist mit vorangehenden donnerartigen Schlägen; am 21. zählte man 12, am 22. und 23. je 4 Stösse, dabei anhaltendes Regenwetter; am meisten wurde das Städtchen Stagno beschädigt. Am 29. April erschien ein sehr heftiger Stoss. Sie dauerten bis in den Mai; am 3. Mai erschien wieder ein starker, wellenförmiger; die Stösse erstreckten sich weithin bis Anatolien und von Alexandrien bis Constantinopel.

Am 16. Mai 4h 42′ Nachmittags Erdstoss zu Pesth.

Am 10. Juni 7h 50′ Abends Erdstoss zu Breisach.

Vom 16.—17. Juni starker Erdstoss zu Ragusa.

Stein den Krieg anzukündigen und es aus einer Position in die andere zu drängen. Eiserne Brücken schwangen sich über die breitesten Ströme, und zwar in so kühnen Bogen, daß sie den berühmten Rialto zu Venedig und alles hinter sich zurückließen, was man der Art bisher aus Stein aufgeführt gesehen hatte. * Anfangs machten sie den Gegenstand der Bewunderung in allen Reisebeschreibungen, jetzt sind sie — natürlich in kleinerem Maßstabe — in dem Park jedes Privatmannes anzutreffen. In der Form von eleganten Säulen und Gittern ersetzte das Gußeisen die Mauern; gothische Zierrathen, die sonst nur für Kirchenfenster aus Stein mühsam gehauen wurden, selbst Fensterrahmen, genug alle Gegenstände wurden allmählig aus diesem Metall angefertigt, die dauerhaft und solid, wohlfeil und nützlich seyn sollen, und man behauptet, London enthalte gegenwärtig so viel Eisen, daß man ganz Paris, so wie es liegt und steht, damit bezahlen könnte.

Man blieb jedoch nicht bei der Produktion grober Gegenstände von Gußeisen stehen, sondern lieferte von jetzt an unter der Benennung „hohler Waaren“ fast alle Gefäße, die man in den Haushaltungen bisher von Kupfer, also von einem viel kostspieligeren, ungesunderen Metall hatte. Der plumpe dreibeinige Topf, wie ihn die Eisengießereien von alten Zeiten her geliefert, machte sehr bald leichten, inwendig verzinnten, auswendig schwarz geglätteten Gefäßen von eleganter Form Platz, die nicht schwerer sind, wie die kupfernen, und viel wohlfeiler als diese. Endlich ging man auch zu den saubersten Gallanteriesachen über, wie man sie in den Salons und auf den Nipptischen der Damen findet, und ersetzte Bronce und andere Metalle durch Eisen. Der Speculation wurde ein weites Feld eröffnet, und während der Verstand sich abmühte, die Formen zu erfinden, um so mannigfaltige Gegenstände zu gießen, verwandelte er die Eisengruben Englands in Goldgruben.

So viel vom Eisen. Es bleiben nur noch einige Worte über die Steinkohle, den Kalk und den Feuerthon hinzuzufügen, die ebenfalls in dem bergmännischen Bezirk zwischen Birmingham und Wolverhampton bearbeitet werden.

* Der mittelste Bogen der Southwark-Brücke in London hat eine Spannung von 240 Fuß, während der Rialto nur eine von 73 Fuß, also 167 Fuß geringere hat.

Unter dem 20. Juni von Palermo berichtet, dass sich im Gebiet Pietra percia in der Nähe des unersteiglichen Felsenkegels Pizzo di carbillo die Erde an 20 Stellen gespalten habe und aus den Spalten mit furchtbarem Getöse Rauch, blitzähnliche Flammen und vulkanische Stoffe dringen.

Berichte aus Calcutta vom 1. Juli meldeten fortdauernde Erdbeben auf Amboina.

In der Nacht vom 14.—15. Juli um 11, 2, 2½, 3, 4, 7, 8 Uhr Erdstösse zu Elbogen in Böhmen, der stärkste um 3 Uhr. Am 15. Morgens Erdstoss zu Carlsbad mit dumpfem Getöse.

In der Nacht vom 16—17. Juli zwei Erdstösse zu Cosenza.

Am 17. Juli 3h Nachmittags Erdstoss zu Reggio und andern Orten der Umgegend.

Am 5. August 11h 53′ Mittags ein merklicher Erdstoss zu Weibach in Nassau.

In der Nacht vom 16.—17. August 5½h 2 Erdstösse zu Cosenza.

Am 17. August 3h Abends wellenförmiges Erdbeben zu Reggio u. a. O.

Vom 20. August aus Stockholm: „am letzten Samstag" von 5—6h Abends ein starkes Erdbeben mit Stössen in Zwischenräumen von 2—3 Minuten und 20—25 Sec. Dauer im Distrikt Höckensöer, Provinz Skareborg, in einer Verbreitung von 3 Lieues gemeldet; alle Stösse waren mit Geräusch begleitet, das nach und nach die Stärke des Donners erreichte.

Aus Dalmatien vom 24. August fortdauernde Erdstösse (zu Stagno), ein sehr starkes am 19. 8½h Morgens mit langem dumpfem Geräusch; viele neu errichtete Gebäude stürzten ein.

Am 18. September 7h 10′ Morgens heftiges Erdbeben zu Bologna von SW—NO, um 7 h zu Modena.

Am 6. December starkes Erdbeben in Chile, wie es seit 15 Jahren nicht vorgekommen, 3 Tage früher hatte sich der Krater des Vulkans Portillo seit 1845 zum erstenmal wieder geöffnet.

Am 16. 3h 40′ Morgens zu Reutlingen während des ungewöhnlichen Sturms und tiefem Barometer ein Erdstoss von 4—5 schnell folgenden Schwingungen.

In der Nacht vom 16.—17. December zu Schwyz, Brunnen, Gersau, „abermalige" Erdstösse.

b) Regengüsse und Ueberschwemmungen.

1849. Am 13. Januar und an den folgenden Tagen allenthalben in Süddeutschland Ueberschwemmungen der fliessenden Gewässer durch schnell eingetretenes Thauwetter. Ebenso in Frankreich.

Gegen Ende Januars grosse Ueberschwemmung in Schottland (Inverness).

Am 14. April ein schwarzer Regen in Irland mit faulenden organischen Resten.

Im Laufe Mai's furchtbare Ueberschwemmung des Missisippi, Neu-Orleans stand zur Hälfte unter Wasser.

Am 7. Mai Wolkenbruch und Ueberschwemmung im Bezirk Marbach, Mergentheim.

Vom 6.—18. Juni fast unaufhörliche Regengüsse in der Bodenseegegend, grosse Höhe des See's wie seit 1817 nicht mehr, 10½' am Pegel; zu Rorschach fuhren kleine Schiffe über die Hafenmauern, grosse Ueberschwemmung im Rheinthal oberhalb Rheineck.

Am 30. Juni sogenannter Blutregen zu Bonifstone in Wallis (England).

Am 11. Juli Ueberschwemmung in Folge von Gewittern zu St. Etienne u. a. O. in Frankreich.

Im Sommer haben die Passatwinde in Ostindien grosse Regengüsse und Ueberschwemmungen gebracht, das Fort Multan wurde zerstört. Vom 18.—23. waren die Regengüsse am stärksten.

Am 25. November Felssturz zu Flüelen in Folge vorangegangener Regengüsse.

Vom 26.—27. November plötzlichen Anschwellen der Donau bei Regensburg und starken Treibeis.

Am 23. December Ueberschwemmung der Oder in Schlesien in Folge Stockung des Eisgangs.

Am 27. December starke Springfluth zu Portsmouth, 18 Zoll über die gewöhnliche Höhe; ebenso an den belgischen und holländischen Küsten.

1850. Zu Ausgang Decembers und Anfang Januars Ueberschwemmung der Weichsel in Galizien im Kreis Tarnowitz.

Am 14. und 15. Januar Ueberschwemmung der Lauchart in Württemberg.

Am 29. und 30. Januar starke Ueberschwemmungen des Rheins in Folge Stocken des Eises, bei Bacherach trat die Ueberschwemmung so schnell in der Nacht ein, dass die Leute in den Betten vom Wasser überrascht worden, es erreichte die Höhe von 1766 und 1784.

Am 1. und 2. Februar Thauwetter mit Regen, Austreten aller Flüsse in Schwaben, des Rheins, der Donau bei Wien, Petsh u. a. Flüsse, der Seine u. a. Flüsse in Frankreich, am 3. und 4. der Elbe, des Mains, der Mosel vom 5.—6., der Maas, am 7. der Weser zu Bremen. Mitte Februar der Weichsel.

Im Laufe des März Ueberschwemmungen zu Berlin, Hamburg u. a. O. Norddeutschlands.

Vom 2. März Bericht aus Berlin von Ueberschwemmung des Marienburger Werders.

Vom 27. März grosse Ueberschwemmung des Nogatwerders aus Danzig berichtet.

Vom 23. April Ueberschwemmung der Save zu Agram in Folge des seit fast einem Monat anhaltenden Regenwetters.

Am 23. August Wolkenbruch zu Herfort in Westphalen.

Zu Ende Mai's Ueberschwemmung der Save in Steiermark in Folge von Wolkenbruch und Hagelwetter.

In der ersten Woche Juni's starke Regengüsse zu Rom.

Vom 12. Juni Austreten des Po zu Turin und der Gewässer in Savoyen in Folge von Regengüssen.

Im Laufe Juni Ueberschwemmung des Missisippi (Point coupé) in Folge von Dammbrüchen.

Zu Anfang Juli Ueberschwemmung der Rhone in Wallis (bei dem Dorf Illersaz.)

Aus Freudenstadt zu Anfang Juli häufige Gewitter und Regengüsse nach grosser Hitze berichtet.

Vom 12. Juli Regengüsse und dadurch empfindliche Temperaturerniedrigung aus Turin berichtet.

Am 16. Juli Wolkenbruch mit Ueberschwemmung zu Kupferzell, O.A. Künzelsau.

Am 19. Juli Austreten des Kochers durch Regengüsse; in der Nacht vom 19.—20. Juli des Neckars bei Esslingen u. a. O., am 20. wurde die Brücke bei Untertürkheim fortgerissen, zu Stuttgart eine Weibsperson in die unterirdische Wasserleitung auf dem Dorotheenplatz geschwemmt, am 21. und 22. Ueberschwemmungen im Remsthal.

Im Sommer 1850 ungewöhnliche Regengüsse südlich des Kaukasus.

Am 31. Juli, 1. und 2. August Uebertreten der Eyach, des Neckars und seiner Nebenflüsse in seiner ganzen Ausdehnung, der Nagold, des Kochers u. a. Flüsse.

Am 7. August Wolkenbruch mit Ueberschwemmung zu Paris.

Am 13. August Wolkenbruch in fast ganz Baden.

Am 15. August Regengüsse mit Gewittern und Ueberschwemmung aller Flüsse (am 16.) in ganz Belgien mit grossen Verheerungen bis zum 18.

Aus Donaueschingen vom 22. August fast tägliche Gewitterregen berichtet, welche die Erndte aufhielten.

Vom 1.—3. September Ueberschwemmungen durch Wolkenbrüche im ganzen östlichen Nordamerika.

Am 13. October starkes Anschwellen des obern Neckars, vom Schwarzwald her durch Regengüsse und Schneefall. Gleichzeitig Ueberschwemmungen in Steiermark, der Murr und der Donau.

Aus dem Elsass Faulen der Weintrauben in Folge anhaltender Regengüsse berichtet.

Vom 26. October Ueberschwemmung der Tiber aus Rom berichtet.

Am 9. November plötzliche Ueberschwemmung der untern Ems in Hannover in Folge von Südweststürmen.

Im Elsass vom 14. December an Regengüsse, am 15. mit Sturm, darauf grosse Ueberschwemmung der Flüsse, namentlich der Thur, die Stadt Thann wurde überschwemmt.

Am 16. und 17. December Austreten der Nagold; Ueberschwemmung bei Oberstetten, O.A. Crailsheim.

Am 19. December Austreten der Donau zu Tuttlingen in Folge Thauwetters.

Gegen Ende Decembers Austreten der fliessenden Gewässer bei Oehringen.

i) Trockenheit und Wassermangel.

1849. Vom Anfang Juli grosse Dürre aus Polen berichtet.

Im Laufe Juli's grosser Waldbrand an der schwedisch-norwegischen Grenze in Folge ungewöhnlicher Trockenheit.

Mitte September von Coblenz ungewöhnlich niederer Wasserstand der Mosel und auch des Rheins gemeldet.

Zu Ende September Wassermangel aus den Heubergsorten seit etlichen Wochen, so dass die Mühlen gehemmt waren; von Heilbronn ein niedrigerer Stand des Neckars als 1834 und 1842, aus Cöln ein sehr niedriger Stand des Rheins, berichtet.

Von Tuttlingen und der schwäbischen Alp wurde berichtet, dass der bereits an den Mühlwassern fühlbare Wassermangel durch Regenwetter vom 24.—27. November beendigt wurde, das nach mehreren Tagen strenger Kälte eingetreten war.

1850. Nach Bericht vom 29. Juli aus Sympheropol war die Erndte im südlichen Russland, in Folge anhaltender Dürre seit dem Mai, gering ausgefallen; ebenso in Cherson.

In Nordschottland habe man seit 1826 keinen solch trockenen Sommer als 1850 gehabt.

Niedriger Stand der Oder im November und December.

k) Ungewöhnliche Wärmeerscheinungen.

1849. Am 15. Januar war aller Schnee in den Bodenseegegenden gewichen, nachdem Tags zuvor noch Frost und Schneefall gewesen war.

Am 16. Febr. beträchtliches Steigen der Lufttemperatur bis +18° R. im Schatten bei WNW zu Parma, seit 1847 sei in diesem Monat keine solche Temperatur vorgekommen.

Am 30. März nach starken Schneefällen seien die Bodenseegegenden wieder vom Schnee frei gewesen.

Am 2. April starker Föhn im Hochgebirge der Schweiz und Tyrols.

Vom 1.—6. Juni grosse Hitze aus Mergentheim berichtet.

Am 1. Juni stieg die Temperatur des Bodensees zu Friedrichshafen rasch auf +19° R. bei +28° Lufttemperatur.

Vom 2. Juni „afrikanische" Hitze aus Paris nach langer frostiger Witterung im Mai berichtet.

Vom 19.–21. September zu Friedrichshafen + 17° R.

Nach einem schönen Nachsommer erschien vom 14.–16. November in der Nacht der erste Schnee in den Vorbergen der Schweiz; desgl. auf der Alp und dem Schwarzwald.

Am 7. December, nach starken Schneefällen in den letzten Tagen Novembers und Anfang Decembers schnelles Thauwetter, am 9. Wiederherstellung der Schifffahrt zu Frankfurt, am 16. December war alles Eis auf dem Main und auf dem Neckar bei Mannheim abgegangen.

1850. In den letzten Tagen Januars zu Nyon bei warmer Witterung zahlreiche Staublawinen von den Höhen des Montblanc beobachtet, welche vom Wind verweht wurden.

Aus Michigan wurde vom Anfang März ein milder Winter mit wenig Schnee, aber viel Wind berichtet.

Am 6. Mai nach rauher, winterlicher Witterung in den Bodenseegegenden ein Föhn mit milder Witterung.

Mitte Juni zu Wien schwüle Temperatur mit Sirocco und plötzliche Abkühlungen derselben durch Regenschauer.

Am 26. Juni zu Paris Abends + 36°, am 27. Mittags + 32°, 2 Uhr + 35°, 4 Uhr + 36°, 6 Uhr + 38°.

Zu Ende Juni und Anfang Juli ungewöhnliche Hitze zu Paris.

Im Laufe des Sommers ungewöhnliche Hitze im südlichen Russland.

Aus Breslau vom 24. December berichtet, dass durch die frühere milde Witterung der Schnee auf dem Hochgebirge geschmolzen und etwas Fahrwasser in die Oder gekommen sei; jetzt habe der Strom angefangen, Grundeis zu treiben.

l) Ungewöhnliche Kälteerscheinungen.

1849. Am 7. März neuer Schnee in den Bodenseegegenden.

Am 8. und 9. März nach warmem Frühlingswetter wiederholte Schneefälle daselbst; zu Isny bis 1½ Fuss Höhe bei — 2,5°.

Vom 14. März tiefer Schnee und strenger Frost aus Siebenbürgen berichtet.

Am 16. März, nachdem seit November anhaltend schöne, trockene Witterung mit kaum 10 Regentagen geherrscht, auf den umgebenden Hügeln von Neapel Eis und in der Stadt leichter Schneefall.

Vom 25. März nach schöner und ungewöhnlich heiterer Witterung starke Schneefälle aus Oberschwaben (Donaueschingen) berichtet, so dass die Communikation gehemmt war.

Am 26. März waren die Höhen um Paris mit Schnee bedeckt.

Vom Anfang April aus Moskau strenge Winterkälte, am 4. —18° R., berichtet.

Am 15. April neuer Schnee auf den Hügeln am Bodensee. Am 18. Morgens Eis auf stehenden Gewässern, zu Friedrichshafen.

Vom 20.—22. April grosse Schneestürme von SW. zu Issny, mit 6' hohen Schneewehen.

Zu Ausgang Aprils und Anfang Mai's neue Schneefälle und rauhe Witterung in ganz Deutschland, im Erzgebirge zu Anfang Mai's starker Schneefall.

Aus Norwegen wurde ein sehr früher Eintritt des Winters berichtet.

Am 26. November stellte sich der Winter, nach Berichten von der schwäbischen Alp, mit starkem Schneefall wieder ein, nach kurzer Unterbrechung von Thauwetter und Regen vom 23.—25.

Am 26. November Schluss der Schifffahrt zu Swinnemünde durch Eintritt des Winterfrosts, nachdem in der vorangegangenen Woche Stürme geherrscht.

Am 29. November zu Ehingen — 19° R. Gefrieren der Tauber zu Mergentheim.

Von Wien vom 30. November starke fortwährende Schneestürme berichtet. Zwischen Stein und Wien waren über 200 Fahrzeuge auf der Donau eingefroren. Grosse Schneemassen im bayerischen Hochgebirge.

Am 2. December tragende Eisdecke der Elbe zu Hamburg nach einem schönen Nachsommer.

Vom 26.—28. December starker Schneefall mit heftigen Windstössen auf der württembergischen Alp.

Am 27. erneuertes Treibeis auf dem Main.

Am 29. December starker Schneefall zu Rom ½ Palme hoch, in der Nacht darauf starker Frost.

In den letzten Tagen Decembers allenthalben starke Schneefälle in Deutschland und Frankreich.

1850. Vom 5. Januar aus Rom und Neapel ein ausnergewöhnlich strenger Winter berichtet.

Am 7. Januar Grundeis der Donau bei Ulm.

Am 13. Januar Stocken des Rheineises oberhalb St. Goar. Eisdecke auf der Mosel von Ley an aufwärts.

Nach Bericht vom 16. Januar war der Zeller See von Radolfzell bis zur Westspitze der Insel Reichenau und Steckborn festgefroren, so dass man mit Schlitten übersetzen konnte.

Am 21. Januar schneller Eintritt von Frost bis zu —12° und Schnee von etlichen Fussen Höhe zu Constantinopel; ebenso zu Salonich, Menschen und Thiere erfroren. Am 21. und 22. Januar — 28° Kälte zu Herrmannstadt. Am 22. zu Stuttgart — 22° R. Am 22. und 23. zu Erfurt — 23°. Auf dem Schwarzwald — 23° mit starken Schneemassen; vom 20.—24. Januar starkes Schneien in den Bodenseegegenden.

Am 25. und 26. schneller Eintritt von Thauwetter in Schwaben, am 27. neuer Frost mit — 7°, am 28. — 21°.

Am 30. Januar neuer Schneefall in Oberschwaben.

In Italien, Spanien, war der Winter sehr streng, Terra di Lavoro

bis Gaeta wurde mit Schnee bedeckt, der Vesuv, Somma, die ganze Gebirgskette von Castellamare und Sorrent bis zum Cap Minerva und Capri wurden beschneit, in Neapel sank der Thermometer bis —3°, in Rom — 5°; auf Malta 3 Monate lang Regen, auf Sicilien Regen den ganzen Januar hindurch mit grossen Ueberschwemmungen; zu Tripolis fiel Schnee und viele Gazellen erfroren in der Wüste. In Smyrna konnten sich die ältesten Leute keiner solchen Winterstrenge erinnern; im Laufe Januars wurden Cap Bon und die Insel Pentelaria mit Schnee bedeckt.

Vom 1. Februar wurde aus Polen furchtbare Kälte bis — 30° R. und grosse Schneemassen berichtet.

Auch in Californien sei der Winter kälter als seit 15 Jahren gewesen.

Aus Petersburg vom 7. März wird ungewöhnlich harter Winter aus allen Gegenden des Reichs berichtet; zu Sympheropol bis — 20° R.; seit 3 Jahren habe dort das italienische Klima aufgehört; am südlichen Ufer der Krimm bis zu — 14° R.; zu Irkutsk vom 21. November an bis — 40° R.; die Angara fror am 4. Februar ganz zu, worauf die früheren häufigen Nebel aufhörten.

Vom 9. März an starke Winterkälte zu Issny mit viel Schnee, am 16. —8° R. Vom 11. März an neue Winterkälte aus Heilbronn bis — 10° R. und starker Schneefall berichtet.

Am 18. März zu Ehingen — 8° R. Im Laufe März erneute Schneefälle in ganz Württemberg und Bayern; auf dem Schwarzwald am 25. März 2—3' hoch.

Der Winter $18\frac{42}{43}$ zu Tiflis seit Menschengedenken der strengste; noch am 3. und 4. April (22.—23. März) fiel anhaltender Schnee.

Am 25. März zu Hull — 9° R.

Am 29. März bei Neufoundland grosse schwimmende Eismassen, gegen S. treibend.

Zu Ende März neue Kälte und Schnee vom Heuberg berichtet, nachdem in der ersten Hälfte März Frühlingswitterung geherrscht.

Aus dem südlichen Frankreich wurde anhaltender Frost im Februar berichtet, der den Oliven und andern Gewächsen schadete, darauf ohne Uebergang ungewöhnlich milde Witterung, die mit einem bedeutenden Mistral (gegen Ende März?) endigte, der Bäume und Dächer beschädigte, und Hagel, Schneegestöber und Donnerschläge im Gefolge hatte.

Zu Anfang Aprils, andauernde strenge Kälte zu Smyrna, gleichzeitig mit häufigen Erdstössen.

Vom 4. April Aufhören der seit 10. März anhaltenden Kälte aus Belgien berichtet.

Vom 7. April aus Ulm und aus Künzelsau vom 13. einiger Frostschaden an zarteren Gewächsen „in den letzten Tagen"; aus Esslingen Erfrieren vieler Weinstöcke durch die anhaltende Winterkälte, berichtet.

In den ersten Tagen des Mai Schneefall in den Weingegenden des Depart. Herault. Im Depart. Morbihan erfroren die jungen Kartoffeln.

Von 1.—3. Mai Frost und Schnee auf der Alp und in den Gegenden den Bussen; Lein und Reps erfroren. Schnee in den Bodenseegegenden, auf dem Schwarzwald am 2. Der Frost am 3. und 4. Mai schadete fast überall in Schwaben den Frühgewächsen, der Baumblüthe, den Reben.

Am 3. Mai Schnee in Bologna.

In der ersten Woche Mai's erfroren in Südtyrol die Maulbeerblätter, im Moselthal die Reben; in den schwedischen und norwegischen Skären noch festes Eis; am 10. Mai wurde die Rhede von Reval vom Eise frei.

Aus Florenz wurde vom 21. Mai starke Sommerhitze nach der unfreundlichen Frühlingswitterung berichtet, in der viele Orangen- und andere Bäume gänzlich erfroren waren.

Aus Uri vom 25. Mai starker Schneefall auf dem Gebirge, bis nach Airolo, berichtet. Von demselben Tag Frühlingswitterung und Ende der Baumblüthe vom Fuss der Kirchheimer Alp berichtet.

Zu Anfang Juli meldeten Schiffe in Havre, dass ungeheure Eismassen von mehreren 100 Meilen Umfang und beträchtlicher Höhe im atlantischen Ocean treiben.

Am 11. Juli waren die Vorarlberge bei Isny beschneit, der Schnee lag bis 4. August.

In Tiflis sei die Temperatur im Juli nicht über + 17° R. in Folge vieler Regengüsse gestiegen.

Am 10. September Morgens — 1,3° zu Isny in Folge Schneegewitters am 8. September, auf dem Gebirge mit Hagel.

Am 12. Sept. Frost im Eyachthale, zu Hohenheim u. a. O.

Am 13. October Schnee auf dem Schwarzwald (Sulz), am Bodensee.

Am 16. October Schnee zu Donaueschingen.

Vom 20.—21. October starkes Schneien zu Cassel.

Am 22. October zu Freudenstadt vollkommene Schneedecke, desgleichen auf der Alp, dem Heuberg, am 25. zu Mergentheim; dort war er am 28. wieder verschwunden.

Am 22. October die Gebirge Schlesiens (zum zweitenmal in diesem Herbst) eingeschneit.

Am 24. October Schnee zu Ulm, die Alp war ½ Fuss tief eingeschneit; zu Crailsheim in der Nacht vom 24.—25. Fuss tiefer Schnee, vom 24.—26. Schnee zu Neuffen, die Weinlese schlug gänzlich fehl.

Am 15. November fiel nach mehrtägigem Regen Schnee zu Rom.

Am 16. November dauernder Schnee zu Isny.

Am 20. December Nachts Regen und Schnee zu Turin nach langer schöner Herbstwitterung; die Superga Kette wurde mit Schnee bedeckt.

Aus Rom zu Ausgang Decembers strenge Winterkälte berichtet.

Am 26. Dec. Schneedecke in den Bodenseegegenden, bei — 5 bis — 6° R. und rauhem NW. In Künzelsau an demselben Tag — 9° und Schneien, nach vorangegangener stürmischer Witterung.

m) Aussergewöhnliche Erscheinungen.

a) Im Thierreich.

1849. Am 24. Februar grosser Zug von Lavus tridactylus zu Lüttich.

Im Laufe März grosse Schwärme von Calliptamus und Grillus migratorius in Algerien, wurden von Störchen decimirt.

Am 2. April Ankunft der Möven bei Friedrichshafen in grossen Schaaren.

Im Laufe Juni's häufige Erscheinung der Processionsraupe in den Waldschlägen bei Weilimdorf, Bothnang, Feuerbach.

Im Laufe Juli auf der Alp, im Hohenzoller'schen, Schaden durch Maikäferlarven.

Am 17. August grosse fliegende Ameisenschwärme zu Rouen, Winterthur, Freiburg, Solothurn, Baselland, zu Schorndorf, Stuttgart, Hohenheim.

1850. Von Böblingen wurde am 28. März Ankunft der Störche berichtet.

Aus Algier von Mitte Aprils grosse Verwüstungen durch Heuschrecken berichtet.

Zu Anfang Juni's Heuschrecken in der Umgegend von Rom, die durch die anhaltenden Regengüsse vertilgt wurden.

Zu Ausgang Juli's aus dem südlichen Russland neben grosser Dürre auch Verheerungen durch Heuschrecken und andere Insekten (Mylobris) an Blüthen und Körnern des Getreides berichtet.

Vom 11. December die Ankunft ungewöhnlich grosser Schaaren Schneegänse auf dem Bodensee berichtet.

b) Im Pflanzenreich.

1849. Zu Ende Juni rasche Hebung der Vegetation, am 27. Weinblüthe zu Esslingen.

Vom 10. Juli gefärbte Clevnertrauben zu Heilbronn.

Am 12. October wurde blühendes Daphne mezereum zu Ennabeuren gefunden.

1850. Am 1. Juni zu Stuttgart die ersten reifen Kirschen, am 5. die ersten reifen Erdbeere.

Am 10. Juni die ersten blühenden Weintrauben zu Metzingen.

Am 17. Juni blühende Weintrauben zu Canstatt.

Am 3. August die ersten farbigen Clevnertrauben zu Hessigheim, O.A. Besigheim, am 5. zu Stuttgart.

14) Beobachtete Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Die letzten Schneegänse.

	1849.		1850.
Mergentheim	5. Februar.		
Oberstetten	26. „	— —	11. April.
Schopfloch	9. März.	— —	14. März.
Tuttlingen	6. Februar.	Ennabeuren	27. Februar.
Mittlere Zeit	18. Februar.	— —	18. März.
Unterschied	32 Tage	— —	43 Tage.

Erste Lerchen.

1849.		1850.	
Mergentheim	18. Februar.		
Oberstetten	18. Februar.	— —	10. Februar.
Amlishagen	5. März.	— —	5. März.
Oehringen	6. „		
Winnenden	7. „	— —	20. Februar.
Hohenheim	19. Februar.	— —	19. „
Schopfloch	26. „	— —	20. „
Ennabeuren	22. „	— —	20. „
Heidenheim	25. „	— —	15. „
Ulm	4. März.		
Tuttlingen	17. Februar.	Wangen	19. Februar.
Isny	27. „	— —	23. „
Friedrichshafen	25. „	— —	25. „
Mittlere Zeit	28. Februar.	— —	20. Februar.
Unterschied	18 Tage.	— —	23 Tage.

Ankunft der Störche.

Mergentheim	1. März.	— —	5. März.
Oberstetten	3. April.	— —	3. April.
Oehringen	25. Februar.		
Winnenden	28. „	— —	16. Februar.
Hohenheim	27. „	— —	12. März.
Heidenheim	12. März.	— —	29. „
		Schwenningen	18. „
Isny	22. März.	— —	4. „
Mittlere Zeit	9. März.	— —	12. März.
Unterschied	25 Tage.	— —	46 Tage.

Anfang des Pflügens.

Mergentheim	7. März.		
Oberstetten	19. Februar.	— —	27. Februar.
Winnenden	3. März.	Amlishagen	8. April.
Hohenheim	5. „	— —	7. März.
Schopfloch	30. „	— —	5. „
Ennabeuren	21. „	— —	19. „
Ulm	27. „		
Pfullingen	2. April.	Schwenningen	28. Februar.
Tuttlingen	7. März.		
Isny	7. April.	Friedrichshafen	2. März.
Mittlere Zeit	17. März.	— —	10. März.
Unterschied	37 Tage.	— —	41 Tage.

Was die Steinkohlen anbelangt, ſo iſt das Meiſte, was hier anzuführen wäre, bereits in einem Aufſatz über „Steinkohlengebilde“ im erſten Heft der Viertel-Jahrsſchrift den Leſern bekannt gemacht worden, wir begnügen uns daher mit einigen wenigen, an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen.

Die Steinkohlenſchichten ſtreichen in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt, in einer Breite von etwa 6, und einer Länge von 22 engl. Meilen. Dieſe Dimenſionen wurden früher viel geringer angegeben, da man noch weniger Steinkohlen brauchte, alſo auch weniger Minen bearbeitete, und ſpäter werden ſie bedeutend gröſſer werden, wenn die immer wachſende Conſumtion die Einſchlagung neuer Schachte und die Ausdehnung des Kohlenfeldes nöthig macht; denn wie weit ſich die Kohlenſchichten nach allen Richtungen hin erſtrecken, iſt noch nicht genau ermittelt worden.

Etwa in der Mitte des Kohlenfeldes befindet ſich eine Sandſchicht, die das Ganze von Wolverhampton über Wildenhall nach Walſall hin in zwei Theile, einen nördlichen und einen ſüdlichen zerlegt. Die Steinkohlenſchichten des nördlichen Theiles ſind nur ſchwach, und werden nach Norden hin immer ſchwächer, doch liegen ſie der Oberfläche ſehr nahe und ſind daher auch leicht zu gewinnen; die Schichten des ſüdlichen Theiles ſind im Durchſchnitt 30 Fuß dick, wonach ſie Zehn-Yard-Kohle genannt werden, und nehmen nach Süden hin an Mächtigkeit zu; doch liegen ſie ſehr tief unter der Oberfläche und ſind daher ſchwieriger zu Tage zu fördern.

Das Einfahren in einen Kohlenſchacht iſt nicht mit der geringſten Gefahr oder Beſchwerde verknüpft und doch höchſt intereſſant; unterließe man es, ſo wäre man in Rom geweſen, ohne den Papſt geſehen zu haben. Während die geringen Vorkehrungen zur Reiſe in eine andere Welt getroffen werden, hat man Gelegenheit, zu bemerken, daß ſich in der Nähe des Schachtes eine mächtige Dampfmaſchine bewegt, die damit beſchäftigt iſt, das Waſſer aus der Tiefe emporzuheben. Oft muß ſie ihre ganze Kraft auf dieſe Verrichtung verwenden, und zum Emporheben der Kohlen befindet ſich alsdann noch eine kleinere daneben aufgeſtellt. Der Schacht iſt zugedeckt; über ihm ſteht ein Gerüſt, welches eine Welle mit aufgewickelten Ketten oder Stricken trägt. An ihnen hängt ein groſſer flacher Kaſten, der den Neugierigen ſchnell, aber

Blühen des Seidelbasts.

1849.		1850.	
Mergentheim	28. Februar.	— —	17. Februar.
Oberstetten	10. Februar.	— —	2. März.
Amlishagen	6. März.	— —	6. „
Winnenden	3. „		
Hohenheim	26. Februar.	— —	5. „
Calw	19. „	— —	17. Februar.
Schopfloch	24. „	— —	8. März.
Ennabeuren	18. „	— —	20. Februar.
Ulm	15. März.		
Pfullingen	16. „	Schwenningen	1. April.
Tuttlingen	25. Februar.		
Mittlere Zeit	27. Februar.	— —	3. März.
Unterschied	34 Tage.	— —	43 Tage.

Erscheinen der Drosseln.

Mergentheim	6. März.		
Oberstetten	25. Februar.		
Amlishagen	4. März.	— —	11. Februar.
Calw	4. „		
Schopfloch	13. Februar.	— —	20. „
Ennabeuren	20. „	— —	26. „
		Wangen	3. März.
Mittlere Zeit	26. Februar.	— —	22. Februar.
Unterschied	21 Tage.	— —	20 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Mergentheim	3. März.	— —	2. März.
Oberstetten	27. „	— —	2. „
Hohenheim	6. „	— —	10. „
Schopfloch	2. April.	— —	5. April.
Ennabeuren	20. Februar.	— —	20. März.
Tuttlingen	13. März.		
Friedrichshafen	24. März.		
Mittlere Zeit	10. März.	— —	14. März.
Unterschied	41 Tage.	— —	34 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

Mergentheim	19. März.	— —	10. April.
Oberstetten	6. „	— —	6. März.
Amlishagen	1. April.	— —	19. April.
Oehringen	5. März	— —	8. März.
Winnenden	5. „	— —	8. „
Canstatt	8. „	Stuttgart	3. „

1849.		1850.	
Hohenheim	16. März.	— —	2. April.
Schopfloch	6. April.	— —	10. „
Ennabeuren	2. „	— —	7. „
Ulm	28. März.	Heidenheim	10. „
Pfullingen	15. „	Schwenningen	8. „
Tuttlingen	12. April.		
Isny	8. März.	— —	7. März.
Mittlere Zeit	16. März.	— —	26. März.
Unterschied	41 Tage.	— —	44 Tage.

Blühen der Veilchen. (Viola odorata).

Mergentheim	29. März.	— —	2. April.
Oberstetten	30. „	— —	5. März.
Amlishagen	29. „	— —	8. „
Oehringen	18. „	— —	9. „
Hohenheim	9. „	Stuttgart	6. April.
Calw	3. „	Hohenheim	14. März.
Schopfloch	31. „	Calw	6. „
Ennabeuren	6. April.	Schopfloch	6. April.
Pfullingen	6. „	Ennabeuren	6. „
Tuttlingen	4. „	Wangen	20. „
Isny	4. „	— —	6. „
Friedrichshafen	25. Februar.	— —	2. März.
Mittlere Zeit	24. März.	— —	23. März.
Unterschied	34 Tage.	— —	49 Tage.

Blühen der Amygdalus persica.

Mergentheim	14. April.	Oberstetten	26. April.
Oberstetten	26. „	Oehringen	22. „
Cannstatt	1. „	Winnenden	15. „
Hohenheim	20. „	Stuttgart	16. „
Calw	13. „	Hohenheim	19. „
Friedrichshafen	27. „	Calw	19. „
Mittlere Zeit	17. April.	— —	20. April.
Unterschied	25 Tage.	— —	13 Tage.

Ausschlagen der Birken.

Mergentheim	26. April.	— —	19. April.
Oberstetten	29. „	— —	31. März.
Amlishagen	1. Mai.	— —	3. Mai.
Oehringen	25. April.		

	1849.			1850.
Winnenden	27. April.	—	—	26. April.
Hohenheim	30. „	—	—	27. „
Calw	30. „	—	—	2. Mai.
Schopfloch	4. Mai.	—	—	8. „
Ennabeuren	6. „	—	—	12. „
Heidenheim	3. „	—	—	6. „
Pfullingen	10. April.			
Tuttlingen	7. Mai.			
Isny	2. „	—	—	7. Mai.
Mittlere Zeit	23. April.	—	—	29. April.
Unterschied	27 Tage.	—	—	38 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Mergentheim	1. Mai.	—	—	26. April.
Oberstetten	30. April.	—	—	11. „
Amlishagen	3. Mai.	—	—	6. Mai.
Oehringen	27. April.	—	—	21. April.
Winnenden	4. Mai.	—	—	5. Mai.
Hohenheim	7. „	—	—	30. April.
Schopfloch	6. „	—	—	19. Mai.
Ennabeuren	8. „	—	—	20. „
Heidenheim	4. „			
Pfullingen	10. April.			
Tuttlingen	5. Mai.			
Isny	3. „	—	—	10. Mai.
Mittlere Zeit	1. Mai.	—	—	3. Mai.
Unterschied	26 Tage.	—	—	39 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Mergentheim	19. April.			
Oberstetten	31. März.	—	—	9. April.
Amlishagen.	25. April.	—	—	17. „
Winnenden	10. „	—	—	24. „
Hohenheim	9. „	—	—	15. „
Schopfloch	19. „	—	—	11. „
Ennabeuren	26. „	—	—	10. „
Heidenheim	1. Mai.	Calw		5. Mai.
Tuttlingen	25. April.	Schwenningen		31. „
Isny	13. „	—	—	28. April.
Friedrichshafen	27. „			
Mittlere Zeit	15. April.	—	—	23. April.
Unterschied	31 Tage.	—	—	52 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

1849.		1850.	
Mergentheim	8. April.		
Oberstetten	27. „	— —	7. April.
Amlishagen	3. „	— —	20. Mai.
Oehringen	6. „		
Hohenheim	27. „	— —	17. April.
Schopfloch	31. März.	— —	6. März.
Ennabeuren	10. April.	— —	8. April.
Heidenheim	21. „		
Tuttlingen	6. „		
Isny	3. Mai.	— —	5. Mai.
Mittlere Zeit	17. April.	— —	15. April.
Unterschied	33 Tage.	— —	75 Tage. (?)

Ankunft der Hausschwalben.

Mergentheim	31. März.	— —	4. April.
Oberstetten	2. April.	— —	8. „
Amlishagen	28. „	— —	15. „
Hohenheim	9. „	Winnenden	16. „
Calw	15. „	Stuttgart	25. „
Schopfloch	26. „	Hohenheim	5. „
Ennabeuren	26. „	Calw	14. „
Heidenheim	12. „	Schopfloch	13. „
Ulm	11. „	Ennabeuren	18. „
Pfullingen	14. „		
Tuttlingen	2. „		
Isny	8. „	— —	20. „
Friedrichshafen	27. „		
Mittlere Zeit	16. April.	— —	14. April.
Unterschied	26 Tage.	— —	20 Tage.

Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	3. Juni.	— —	20. Mai.
Hohenheim	21. Mai.	— —	27. „
Schopfloch	28. „	— —	11. Juni.
Ennabeuren	26. „	— —	23. „
Tuttlingen	27. „	Schwenningen	23. „
Isny	14. „	— —	1. „
Mittlere Zeit	25. Mai.	— —	7. Juni.
Unterschied	20 Tage.	— —	24 Tage.

Blühen des Winterrepses. (Brassica napus.)

1849.			1850.	
Oberstetten	7. Mai.	—	—	3. Mai.
Amlishagen	7. „	—	—	27. „
Oehringen	24. April.	—	—	20. April.
Hohenheim	2. Mai.	—	—	5. Mai.
Schopfloch	19. „	—	—	25. „
Ennabeuren	20. „	—	—	16. „
Pfullingen	1. „	Heidenheim		20. „
Tuttlingen	6. „			
Friedrichshafen	1. „			
Mittlere Zeit	6. Mai.	—	—	13. Mai.
Unterschied	25 Tage.	—	—	31 Tage.

Blühen der Schleben.

Mergentheim	28. April.	—	—	22. April.
Oberstetten	27. „	—	—	19. „
Amlishagen	2. Mai.	Oehringen		1. Mai.
Hohenheim	2. „	—	—	2. „
Schopfloch	7. „	—	—	13. „
Ennabeuren	9. „	—	—	18. „
Heidenheim	4. „			
Pfullingen	1. „			
Tuttlingen	7. „			
Isny	7. „	—	—	12. „
Mittlere Zeit	3. Mai.	—	—	3. Mai.
Unterschied	13 Tage.	—	—	28 Tage.

Blühen der Kirschen.

Mergentheim	26. April.	—	—	27. April.
Oberstetten	2. Mai.	—	—	28. „
Oehringen	26. April.	Amlishagen		1. Mai.
Winnenden	28. „	Oehringen		27. April.
Canstatt	1. Mai.			
Hohenheim	1. „	—	—	3. Mai.
Calw	13. April.	—	—	23. April.
Schopfloch	8. Mai.	—	—	10. Mai.
Ennabeuren	10. „	—	—	16. „
Heidenheim	4. „	—	—	7. „
Tuttlingen	6. „			
Isny	4. „	—	—	7. „
Friedrichshafen	10. „	—	—	7. „
Mittlere Zeit	29. April.	—	—	3. Mai.
Unterschied	27 Tage.	—	—	23 Tage.

Blühen der Pflaumen.

	1849.			1850.
Mergentheim	30. April.	—	—	3. Mai
Oberstetten	3. Mai.	—	—	2. „
Amlishagen	4. „	—	—	14. „
Oehringen	30. April.	—	—	4. „
Winnenden	1. Mai.	Stuttgart		18. April.
Hohenheim	5. „	—	—	5. Mai.
Calw	1. „	—	—	23. April.
Schopfloch	16. „	—	—	24. Mai.
Ennabeuren	12. „	—	—	18. „
Tuttlingen	8. „			
Mittlere Zeit	5. Mai.	—	—	5. Mai.
Unterschied	16 Tage.	—	—	36 Tage.

Blühen der Birnen.

Mergentheim	3. Mai.	—	—	5. Mai.
Oberstetten	6. „	—	—	8. „
Amlishagen	6. „	—	—	20. „
Oehringen	28. April.	—	—	4. „
Winnenden	1. Mai.	—	—	4. „
Canstatt	20. April.	Stuttgart		2. „
Hohenheim	4. Mai.	—	—	12. „
Calw	1. „	—	—	4. „
Schopfloch	14. „	—	—	23. „
Ennabeuren	15. „	—	—	21. „
Heidenheim	10. „	—	—	18. „
Tuttlingen	10. „	Schwenningen		21. „
Isny	13. „	—	—	23. „
Mittlere Zeit	15. Mai.	—	—	12. Mai.
Unterschied	25 Tage.	—	—	23 Tage.

Blühen der Apfel.

Mergentheim	16. Mai.	—	—	12. Mai.
Oberstetten	14. „	—	—	25. „
Amlishagen	10. „	—	—	25. „
Oehringen	5. „	—	—	15. „
Winnenden	13. „			
Canstatt	1. „			
Hohenheim	3. „	—	—	28. „
Calw	8. „	—	—	6. „
Schopfloch	24. „	—	—	30. „
Ennabeuren	25. „	—	—	21. „
Heidenheim	18. „	—	—	25. „
Tuttlingen	12. „			
Isny	22. „	—	—	29. „
Mittlere Zeit	13. Mai.	—	—	21. Mai.
Unterschied	24 Tage.	—	—	22 Tage.

Blühen der Convallia majalis.

1849.		1850.	
Mergentheim	15. Mai.	Oberstetten	26. Mai.
Oberstetten	21. „	Amlishagen	26. „
Oehringen	11. „	Oehringen	18. „
Hohenheim	14. „	Stuttgart	10. „
Schopfloch	15. „	Hohenheim	28. „
Ennabeuren	21. „	Schopfloch	26. „
Tuttlingen	26. „	Ennabeuren	29. „
		Waugen	16. „
Mittlere Zeit	17. Mai.	— —	22. Mai.
Unterschied	15 Tage.	— —	18 Tage.

Fliegen der Maikäfer.

Mergentheim	20. Mai.	Oberstetten	5. Mai (viele).
Oberstetten	13. „	Amlishagen	21. „ (sehr viele).
Oehringen	3. „	Oehringen	19. „
Hohenheim	5. „	Hohenheim	11. „
Schopfloch	19. „	Calw	6. „
Ennabeuren	26. „ (wenig).	Schopfloch	25. „
Pfullingen	16. „ (wenig).	Ennabeuren	14. „
Tuttlingen	25. „		
Mittlere Zeit	16. Mai.	— —	16. Mai.
Unterschied	23 Tage.	— —	20. Tage.

Blühen der Wintergerste.

Winnenden	27. Mai.	Hohenheim	8. Juni.
Ennabeuren	10. Juni.		
Mittlere Zeit	3. Juni.	— —	8. Juni.
Unterschied	14 Tage.		

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	14. Mai.	— —	9. Mai.
Hohenheim	4. „	— —	8. Juni.
Schopfloch	25. „	— —	24. Mai.
Ennabeuren	27. „	— —	23. „
Pfullingen	5. „	Schwenningen	31. „
Issny	28. „	— —	25. Juni.
Mittlere Zeit	22. Mai.	— —	30. Mai.
Unterschied	32 Tage.	— —	47 Tage.

Erster Ruf des Rallus crex.

Oberstetten	13. Mai.	— —	16. Mai.
Schopfloch	8. Juni.	— —	25. Juni.
Pfullingen	18. „		
Issny	31. Mai.	— —	2. „
Mittlere Zeit	2. Juni.	— —	4. Juni.
Unterschied	36 Tage.	— —	40 Tage.

Blühen des Roggens.

1849.		1850.	
Mergentheim	28. Mai.	— —	4. Juni.
Oberstetten	28. „	— —	1. „
Amlishagen	30. „	— —	15. „
Oehringen	1. Juni.		
Winnenden	1. „	— —	11. „
Hohenheim	2. „	— —	24. „
Calw	5. „	— —	10. „
Schopfloch	24. „	— —	18. „
Ennabeuren	6. „	— —	16. „
Heidenheim	6. „		
Ulm	3. „		
Pfullingen	18. „	Schwenningen	22. „
Tuttlingen	6. „		
Isny	5. „	— —	15. „
Friedrichshafen	1. „		
Mittlere Zeit	2. Juni.	— —	13. Juni.
Unterschied	27 Tage.	— —	23 Tage.

Blühen des Dinkels.

Oberstetten	14. Juni.	Mergentheim	22. Juni.
Oehringen	16. „	Oberstetten	24. „
Winnenden	14. „	Amlishagen	18. „
Hohenheim	23. „	Oehringen	19. „
Schopfloch	28. „	Calw	10. „
Ennabeuren	24. „	Hohenheim	30. „
Heidenheim	20. „	Schopfloch	30. „
Ulm	22. „	Ennabeuren	30. „
Pfullingen	20. „		
Tuttlingen	24. „	Schwenningen	22. „
Isny	21. „	Isny	27. „
Mittlere Zeit	20. Juni.	— —	26. Juni.
Unterschied	14 Tage.	— —	22 Tage

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	24. Juni.	— —	22. Juni.
Winnenden	2. Juli.		
Hohenheim	2. „	— —	6. Juli.
Schopfloch	25. Juni.	— —	6. „
Ennabeuren	9. Juli.	— —	12. „
Tuttlingen	10. „		
Mittlere Zeit	1. Juli.	— —	5. Juli.
Unterschied	16 Tage.	— —	24 Tage.

Blühen des Hafers.

	1849.			1850.
Oberstetten	14. Juli.	—	—	15. Juli.
Hohenheim	15. „	—	—	16. „
Schopfloch	14. „	—	—	15. „
Ennabeuren	15. August.	—	—	28. „
Tuttlingen	22. Juli.			
Isny	11. „	—	—	14. „
Mittlere Zeit	20. Juli.	—	—	17. Juli.
Unterschied	34 Tage.	—	—	14 Tage.

Blühen des Hollunders.

Mergentheim	10. Juni.	—	—	18. Juni.
Oberstetten	5. „	—	—	20. „
Amlishagen	8. „	—	—	11. „
Oehringen	7. „	—	—	11. „
Hohenheim	9. „	—	—	20. „
Schopfloch	13. „	—	—	24. „
Ennabeuren	25. „	—	—	3. „
Pfullingen	15. „			
Tuttlingen	23. „	—	—	28. „
Isny	12. „			
Mittlere Zeit	15. Juni.	—	—	20. Juni.
Unterschied	20 Tage.	—	—	22 Tage.

Blühen des Weinstocks.

Mergentheim	20. Juni.	—	—	26. Juni.
Oberstetten	24. „	—	—	30. „
Winnenden	19. „	Oehringen		2. Juli.
Canstatt	19. „			
Pfullingen	15. „			
Mittlere Zeit	19.	—	—	29. Juni.
Unterschied	9 Tage.	—	—	6 Tage.

Blühen der Rosa canina.

Mergentheim	29. Mai.			
Oberstetten	1. Juni.	—	—	7. Juni.
Amlishagen	7. „	—	—	7. „
Oehringen	10. „	—	—	26. „
Hohenheim	11. „	—	—	18. „
Schopfloch	18. „	—	—	25. „
Ennabeuren	20. „	—	—	13. „
Pfullingen	15. „			
Tuttlingen	24. „			
Isny	23. „	—	—	1. „
Mittlere Zeit	13. Juni.	—	—	15. Juni.
Unterschied	26 Tage.	—	—	24 Tage.

Anfang der Heuerndte.

1849.		1850.	
Mergentheim	22. Juni.	— —	1. Juli.
Oberstetten	25. „	— —	25. Juni.
Amlishagen	21. „	— —	25. „
Oehringen	23. „	— —	25. „
Canstatt	2. „		
Hohenheim	22. „	— —	25. „
Calw	19. „		
Schopfloch	23. „	— —	26. „
Ennabeuren	21. „	— —	24. „
Ulm	2. „		
Pfullingen	20. „	Schwenningen	21. „
Tuttlingen	23. „	Wangen	30. „
Isny	21. „	— —	25. „
Friedrichshafen	5. „		
Mittlere Zeit	17. Juni.	— —	25. Juni.
Unterschied	23 Tage.	— —	10 Tage.

Blühen der Linden.

Mergentheim	23. Juni.	— —	4. Juli.
Oberstetten	30. „	— —	18. „
Oehringen	15. „		
Hohenheim	10. Juli.	— —	18. „
Schopfloch	22. Juni.	— —	28. Juni.
Ulm	16. Juli.	Ennabeuren	15. Juli.
Tuttlingen	7. „		
Isny	1. „	— —	12. „
Mittlere Zeit	30. Juni.	— —	20. Juni.
Unterschied	25 Tage.	— —	20 Tage.

Flachserndte.

Amlishagen	10. September.		
Oberstetten	5. „	— —	9. September.
Hohenheim	18. Juli.	— —	22. Juli.
Schopfloch	23. August.	— —	24. August.
Ennabeuren	25. „	— —	25. „
Pfullingen	1. Juli.		
Isny	28. „	— —	1. „
Mittlere Zeit	12. August.	— —	16. August.
Unterschied	76 Tage. (?)	— —	40 Tage.

Erndte der Wintergerste.

Mergentheim	8. August.		
Oehringen	21. Juli.	— —	10. Juli.

ſanft hinabführt. Wenn er ihn beſtiegen hat, wird die Decke vom Schacht genommen; ein grauer Nebel ſteigt aus ihm empor, und während der Kaſten in die Tiefe ſinkt, blickt man unwillkürlich nach dem hellen Tageslicht empor, das ſich zuletzt nur noch als ein kleiner weißer Punkt zeigt. So ſchwer der Kaſten mit den Paſſagieren auch ſeyn mag, ſo iſt er doch nicht im Stande, das Seil oder die Kette ſtraff zu halten: je tiefer man ſinkt, je mehr ſich von der Welle abwickelt, deſto mehr ſchwankt es hin und her, deſto ſchlaffer wird es. Die ſonderbare Reiſe führt bis zum tiefſten Punkt des Kohlenlagers, nach welchem hin von den entfernteſten Punkten aus bergab oder „heimwärts“ gearbeitet wird, um einen leichteren Transport für die mit Kohlen gefüllten Wagen bis zur Winde zu haben. Unten angelangt, befindet man ſich in einem freien, ſchwarzen Raume, von dem mehrere Gänge von 6 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe ausgehen, und wo man nur mit Mühe athmet. Hier wird der Fremde mit einem Grubenlicht verſehen und erhält dazu die Weiſung, es nicht zu hoch zu halten, weil ſich entzündbare Luftarten vorfinden möchten, welche durch die von oben herbeigeführte geſunde Luft ſtets in die Höhe gedrängt werden, da ſie leichter als dieſe ſind. An den Wänden, ziemlich nahe der Decke, bemerkt man von 12 zu 12 Fuß eine Reihe von Löchern; ſie ſtehen mit den zu Tage führenden Luftröhren in Verbindung, welche durch einen fortwährenden Zug den Gang von den ungeſunden und gefährlichen Dämpfen reinigen ſollen. Dies gelingt ihnen jedoch nur zum Theil, denn es ereignen ſich trotz dieſer Vorrichtung, ja trotz der Sicherheitslampe, immer noch Unglücksfälle genug in den Gruben.

Am Boden befindet ſich eine Eiſenbahn, auf deren Schienen die kleinen Wagen laufen, welche die Kohlen bis zum Schacht führen. Hat die Sohle des Ganges ſo viel Abfall oder Senkung, daß die Wagen durch ihre eigene Schwere getrieben den Weg von hinten, wo gearbeitet wird, nach vorn bis zum Schacht zurücklegen können, ſo werden ſie, wenn ſie leer ſind, durch ein Seil und eine Winde wieder zurückgeführt; wo dies nicht der Fall iſt, befinden ſich zwei oder mehrere Pferde in der Grube, welche dieſe Arbeit verrichten. Sind dieſe Thiere einmal hinabgelaſſen, ſo dauert es oft drei oder vier Jahre, ehe ſie das Tageslicht wieder erblicken. Es fehlt ihnen zwar in den Gruben an keiner Bequemlichkeit, doch

1849.		1850.	
Winnenden	1. Juli.		
Hohenheim	8. „	—	— 26. Juli.
Ennabeuren	26. „	Schwenningen	10. August.
Mittlere Zeit	19. Juli.	—	— 26. Juli.
Unterschied	38 Tage.	—	— 31 Tage.

Erndte des Roggens.

Mergentheim	12. Juli.	—	— 28. Juli.
Oberstetten	30. „	—	— 30. „
Amlishagen	26. „	—	— 2. August.
Oehringen	18. „	—	— 30. Juli.
Winnenden	10. „		
Canstatt	15. „		
Hohenheim	26. „	—	— 28. „
Calw	27. „	—	— 5. August.
Schopfloch	9. August.	—	— 13. „
Ennabeuren	8. „	—	— 12. „
Heidenheim	1. „	—	— 6. „
Ulm	19. Juli.	Schwenningen	10. „
Tuttlingen	1. August.		
Issny	28. Juli.	—	— 5. „
Mittlere Zeit	25. Juli.	—	— 25. Juli.
Unterschied	28 Tage.	—	— 22 Tage.

Erndte des Dinkels.

Oberstetten	8. August.	Mergentheim	4. August.
Amlishagen	9. „	Oberstetten	12. „
Oehringen	29. Juli.	Amlishagen	12. „
Winnenden	30. „	Oehringen	5. „
Canstatt	23. „	Hohenheim	2. „
Hohenheim	30. „	Calw	8. „
Calw	1. August.	Schopfloch	19. „
Schopfloch	11. „	Ennabeuren	14. „
Ennabeuren	11. „	Heidenheim	9. „
Heidenheim	8. „	Schwenningen	14. „
Tuttlingen	2. „	Wangen	15. „
Issny	7. „	Issny	9. „
Mittlere Zeit	3. August.	—	— 10. August.
Unterschied	19 Tage.	—	— 13 Tage.

Erndte der Sommergerste.

Oberstetten	10. August.	—	— 19. August.
Hohenheim	2. „	Oehringen	3. „
Schopfloch	11. „	Hohenheim	1. „

1849.		1850.	
Ennabeuren	22. August.	Schopfloch	28. August.
Heidenheim	10. „	Ennabeuren	25. „
Tuttlingen	14. „	Calw	6. „
Mittlere Zeit	15. August.	— —	13. August.
Unterschied	20 Tage.	— —	27 Tage.

Erndte des Hafers.

Mergentheim	29. August.		
Oberstetten	25. „	— —	16. September.
Amlishagen	20. „	— —	2. „
Canstatt	15. „		
Hohenheim	15. „	— —	28. August.
Schopfloch	6. September.	— —	9. September.
Ennabeuren	10. „	— —	12. „
Heidenheim	28. August.	Schwenningen	31. August.
Tuttlingen	2. September.		
Isny	16. August.	— —	21. „
Mittlere Zeit	28. August.	— —	3. September.
Unterschied	26 Tage.	— —	26 Tage.

Abzug der Störche.

Mergentheim	19. August.		
Oberstetten	16. „		
Oehringen	15. „		
Winnenden	21. „	— —	19. August.
Heidenheim	18. „	— —	3. „
Isny	10. „	— —	31. Juli.
Mittlere Zeit	16. August.	— —	7. August.
Unterschied	11 Tage.	— —	19 Tage.

Abzug der Schwalben.

Mergentheim	16. October.		
Oberstetten	8. „	— —	4. October.
Amlishagen	11. „	— —	30. September.
Hohenheim	27. September.	— —	20. „
Schopfloch	13. „	— —	12. „
Ennabeuren	16. „	— —	15. „
Heidenheim	15. „		
Tuttlingen	25. „		
Isny	9. October.	— —	10. October.
Mittlere Zeit	28. September.	— —	25. September.
Unterschied	33 Tage.	— —	28 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose.

Oberstetten	21. August.	— —	28. August.
Amlishagen	24. „	— —	28. „

1849.		1850.		
Oehringen	31. August.	Calw		6. September.
Hohenheim	28. „	—	—	1. „
Schopfloch	28. „	—	—	28. August.
Ennabeuren	1. September.	—	—	1. September.
Heidenheim	4. „			
Tuttlingen	20. August.	Schwenningen		31. August.
Issny	27. „	—	—	1. September.
Mittlere Zeit	27 August.	—	—	31. August.
Unterschied	15 Tage.	—	—	9 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	7. September.	—	—	15. September.
Oehringen	18. October.	—	—	17. October.
Canstatt	18. „			
Hohenheim	18. „	—	—	16. „
Schopfloch	24. September.	—	—	18. September.
Ennabeuren	22. „	—	—	31. August.
Tuttlingen	30. „			
Issny	6. October.			
Mittlere Zeit	3. October.	—	—	2. October.
Unterschied	41 Tag.	—	—	48 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	5. October.	—	—	16. October.
Schopfloch	19. „	—	—	30. September.
Ennabeuren	1. October.	—	—	6. October.
Mittlere Zeit	8. October.	—	—	4. October.
Unterschied	18 Tage.	—	—	16 Tage.

Anfang der Weinlese.

Mergentheim	27. October.	—	—	28. October.
Oberstetten	23. „	—	—	29. „
Oehringen	22. „	—	—	29. „
Winnenden	22. „	—	—	28. „
Canstatt	23. „			
Pfullingen	20. „			
Mittlere Zeit	22. October.	—	—	28. October.
Unterschied	3 Tage.	—	—	1 Tag.

Erscheinen der Schneegänse.

Hohenheim	26. November.	Oberstetten		23. October.
Schopfloch	11. „	—	—	10. „
Ennabeuren	17. „			
Tuttlingen	5. October.			
Mittlere Zeit	7. November.	—	—	16. October.
Unterschied	52 Tage.	—	—	13. Tage.

Ankunft der Wildenten.

	1849.			1850.
Schopfloch	13. Juli.	—	—	23. Juni.
Tuttlingen	24. October.			
	Mittlere Zeit 14. August.	—	—	23. Juni.

Unterschied 73 Tage.

Tabelle LXXV. Aufenthalt der Wanderthiere.

Orte. 1849.	Thiere.	Ankunft.	Abzug.	Aufenthalt (Abwesenheit.)	Mittlere Dauer.
Schopfloch	Schneegänse	9. März.	11. Nov.	247 Tage.	244 Tage.
Tuttlingen	—	6. Febr.	5. Oct.	241 —	
Mergentheim	Störche	1. März.	19. Aug.	171 —	159 Tage.
Oberstetten	—	3. April.	16. —	135 —	
Oehringen	—	25. Febr.	15. —	171 —	
Winnenden	—	26. —	21. —	176 —	
Heidenheim	—	12. März.	18. —	159 —	
Isny	—	22. —	10. —	141 —	
Oberstetten	Schnepfen	27. —	5. Oct.	192 —	205 Tage.
Schopfloch	—	2. April.	19. —	200 —	
Ellwangen	—	20. Febr.	1. —	223 —	
Mergentheim	Schwalben	31. März.	16. —	199 —	176 Tage.
Oberstetten	—	2. April.	8. —	189 —	
Amlishagen	—	26. —	11. —	168 —	
Hohenheim	—	9. —	27. Sept.	171 —	
Schopfloch	—	26. —	13. —	170 —	
Ellwangen	—	26. —	16. —	173 —	
Heidenheim	—	12. —	15. —	156 —	
Tuttlingen	—	2. —	25. —	176 —	
Isny	—	8. —	9. Oct.	184 —	
1850.					
Oberstetten	Schneegänse	11. April.	23. Oct.	195 —	202 Tage.
Schopfloch	—	14. März.	10. —	210 —	
Winnenden	Storchen.	16. Febr.	19. Aug.	184 —	153 Tage.
Heidenheim	—	29. März.	3. —	127 —	
Isny	—	4. —	31. Juli.	149 —	
Oberstetten	Schnepfen	2. —	16. Oct.	228 —	202 Tage.
Schopfloch	—	5. April.	30. Sept.	178 —	
Ellwangen	—	20. März.	6. Oct.	200 —	
Oberstetten	Schwalben	8. April.	4. —	179 —	164 Tage.
Amlishagen	—	18. —	30. Sept.	165 —	
Hohenheim	—	5. —	20. —	168 —	
Schopfloch	—	13. —	12. —	152 —	
Ellwangen	—	18. —	15. —	150 —	
Isny	—	20. —	10. Oct.	173 —	

Tabelle LXXVI. Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte. 1843.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Mergentheim	Roggen	28. Mai	12. Juli	43 Tage.	
Oberstetten	—	28. —	30. —	63 —	
Amlishagen	—	30. —	26. —	57 —	
Oehringen	—	1. Juni	18. —	47 —	
Winnenden	—	1. —	16. —	45 —	
Hohenheim	—	2. —	26. —	54 —	
Calw	—	5. —	27. —	52 —	52 Tage.
Schopfloch	—	24. —	9. Aug.	46 —	
Ennabeuren	—	6. —	8. —	63 —	
Heidenheim	—	6. —	1. —	56 —	
Ulm	—	3. —	19. Juli	46 —	
Tuttlingen	—	6. —	1. Aug.	56 —	
Issny	—	5. —	28. Juli	53 —	
Oberstetten	Dinkel	14. —	8. Aug.	55 —	
Oehringen	—	16. —	29. Juli	43 —	
Winnenden	—	14. —	30. —	56 —	
Hohenheim	—	23. —	30. —	37 —	
Schopfloch	—	28. —	11. Aug.	44 —	52 Tage.
Ennabeuren	—	24. —	11. —	48 —	
Heidenheim	—	20. —	8. —	49 —	
Tuttlingen	—	24. —	2. —	39 —	
Issny	—	21. —	7. —	47 —	
Oberstetten	Hafer	14. Juli	29. —	32 —	
Hohenheim	—	15. —	15. —	31 —	
Schopfloch	—	14. —	6. Sept.	54 —	
Ennabeuren	—	15. —	10. —	57 —	43 Tage.
Tuttlingen	—	22. —	2. —	42 —	
Issny	—	11. —	16. Aug.	36 —	
Oberstetten	Sommergerste	24. Juni	10. —	47 —	
Hohenheim	—	2. Juli	2. —	31 —	
Schopfloch	—	25. Juni	22. —	58 —	
Ennabeuren	—	9. Juli	22. —	44 —	53 Tage.
Tuttlingen	—	10. —	14. —	35 —	
Winnenden	Wintergerste	27. Mai	1. Juli	35 —	
Ennabeuren	—	10. Juni	26. —	46 —	40 Tage.
Mergentheim	Weinrebe	20. —	22. Oct.	124 —	
Oberstetten	—	24. —	23. —	121 —	
Winnenden	—	19. —	22. —	125 —	
Canstatt	—	19. —	23. —	122 —	124 Tage.
Pfullingen	—	15. —	20. —	127 —	

Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte. 1850.	Pflanzen.	Blüthe.	Reife.	Verlauf.	Mittlerer Verlauf.
Mergentheim	Roggen	4. Juni	28. Juli	54 Tage.	
Oberstetten	—	1. —	30. —	59 —	
Amlishagen	—	15. —	2. Aug.	48 —	
Hohenheim	—	24. —	28. Juli	34 —	
Calw	—	10. —	5. Aug.	46 —	51 Tage.
Schopfloch	—	18. —	19. —	62 —	
Ennabeuren	—	16. —	12. —	57 —	
Schwenning.	—	22. —	10. —	49 —	
Issny	—	15. —	5. —	51 —	
Mergentheim	Dinkel	22. —	4. —	43 —	
Oberstetten	—	24. —	12. —	49 —	
Amlishagen	—	18. —	12. —	55 —	
Oehringen	—	19. —	5. —	47 —	
Calw	—	10. —	8. —	59 —	
Hohenheim	—	30. —	2. —	33 —	47 Tage.
Schopfloch	—	30. —	19. —	50 —	
Ennabeuren	—	30. —	14. —	45 —	
Schwenning.	—	22. —	14. —	53 —	
Issny	—	27. —	9. —	43 —	
Oberstetten	Hafer	15. Juli	16. Sept.	63 —	
Hohenheim	—	16. —	28. Aug.	43 —	
Schopfloch	—	15. —	9. Sept.	56 —	51 Tage.
Ennabeuren	—	28. —	12. —	56 —	
Issny	—	14. —	21. Aug.	38 —	
Oberstetten	Sommergerste	22. Juni	19. —	58 —	
Hohenheim	—	6. Juli	1. —	26 —	
Schopfloch	—	6. —	28. —	53 —	45 Tage.
Ennabeuren	—	12. —	25. —	44 —	
Hohenheim	Wintergerste	8. Juni	26. Juli	48 —	
Mergentheim	Weinrebe	26. —	28. Oct.	124 —	
Oberstetten	—	30. —	29. —	121 —	121 Tage.
Oehringen	—	2. Juli	29. —	119 —	

Das Material zu den voranstehenden Zusammenstellungen verdanken wir den uneigennützigen und unverdrossenen Bemühungen nachfolgender Beobachter, welchen wir unsern Dank auf diesem Wege öffentlich auszusprechen uns verpflichtet halten.

Hrn. Pfarrer Bürger zu Amlishagen.
„ „ „ „ Oberstetten.
„ O.-Amtsarzt Dr. Dihlmann zu Friedrichshafen.
„ „ „ Eisenmenger zu Oehringen.
„ Amtsarzt Dr. Emmert zu Schwenningen.
„ Pfarrer M. Gaupp zu Bissingen.
„ Apotheker Gmelin zu Ulm.
„ O.-Amtsarzt Dr. v. Gros zu Tuttlingen.
„ Reallehrer Jung zu Wangen.
„ Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.
„ O.-Amtsarzt Dr. Meebold zu Heidenheim.
„ Diakonus Memminger zu Pfullingen.
„ O.-Amtsarzt Dr. Müller zu Calw.
„ Amtsarzt Dr. Nick zu Isny.
„ Med. Dr. Rühle zu Canstatt.
„ Oberlehrer Schlipf zu Hohenheim.
„ Apotheker Wrede zu Mergentheim.
„ Med. Dr. Wunderlich zu Winnenden.
„ Apotheker Zilling zu Freudenstadt.

Druckfehler.

In dem Jahresbericht von 1848 war zu Ennabeuren das Minimum des Barometers im Jahr 24″ 11, 64‴, nicht 26″ 11, 64‴. Die Meereshöhe von Ennabeuren ist 2396 p. F.

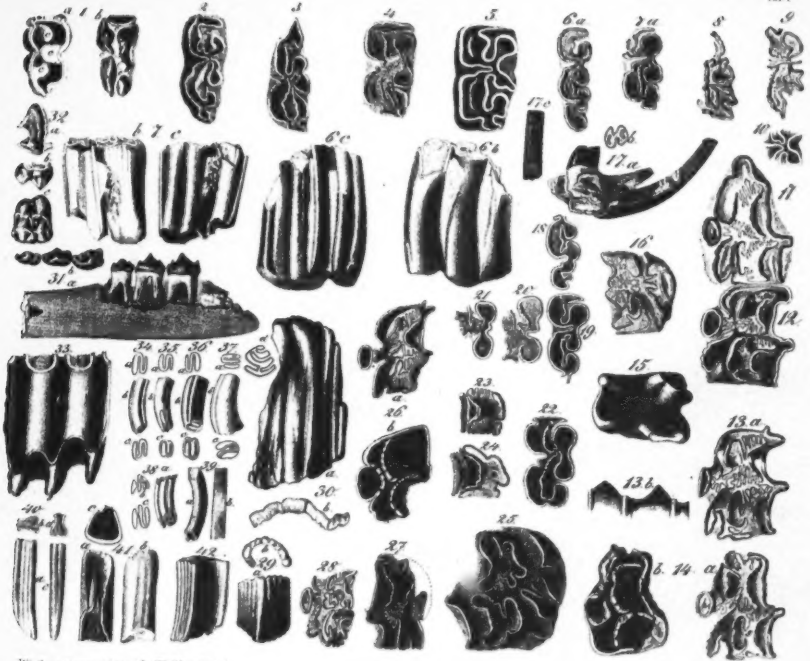

Stahlstecherei Teltz.

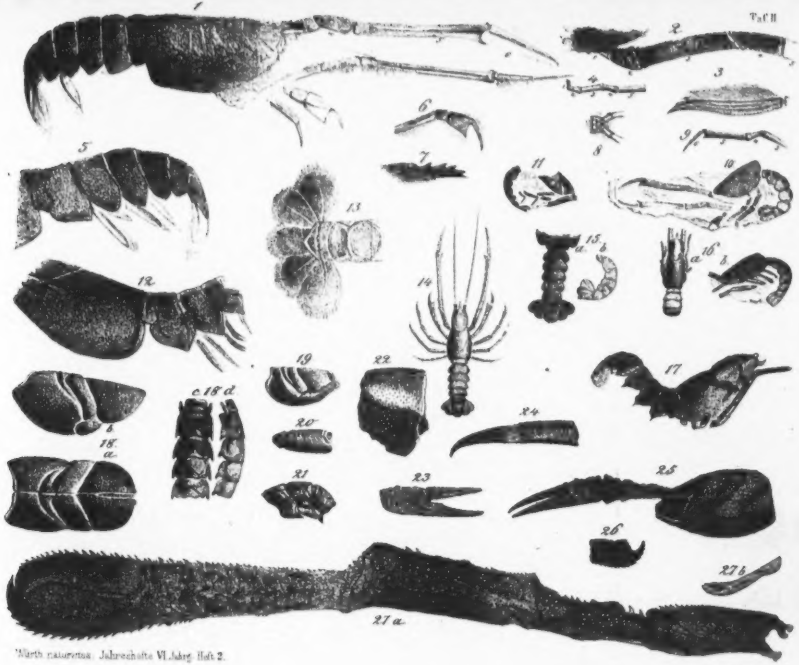

Württ naturwiss. Jahreshefte VI. Jahrg. Heft 2.

leben sie fortwährend in einer ängstlichen, drückenden Atmosphäre.

Um den leeren oder beladenen Wagen ausweichen zu können, haben die Wände der Gänge von Entfernung zu Entfernung Einschnitte; von ihnen aus kann man das Thun und Treiben in diesen unterirdischen Regionen mit aller Ruhe und Sicherheit beobachten. Schwarze Gestalten und trübe Grubenlichter zeigen sich nah und fern, — die Bergleute rufen sich unter einander Worte zu, die man nicht versteht, — sie machen Bemerkungen über den fremden Gast, und nennen ihr Geschäft in seiner Nähe ein „sehr durstiges," um ihn zur Spendung eines Trinkgeldes zu veranlassen, welches gern gereicht wird. Von ihrer übrigen Unterhaltung zu profitiren, ist jedoch rein unmöglich, denn sie wird in einem sonderbaren Dialekt und in der den Bergleuten dieses Distrikts eigenen Weise geführt, die keinem Dinge seinen ursprünglichen Namen läßt. An Decke und Wänden fallen die webenden Spinnengewebe auf, die überall wie Festons hängen; — man begreift nicht, was sich hier unten in den aufgestellten Netzen fangen soll und wovon die Spinnen leben.

Endlich gelangt man zu dem Ort, wo die Bergleute, bis an den Gürtel von jeglicher Kleidung entblößt, die Steinkohlen brechen; die erhöhte Temperatur in den Kohlenbergwerken und die angestrengte Bewegung bei der Arbeit selbst macht, daß sie nicht frieren. Hier werden nun große Massen von 2000—6000 Centner Schwere rings herum von der Schicht allmählig abgelöst, doch so, daß man hin und wieder einen sogenannten Spern (wohl das deutsche Sporn) stehen läßt, der die Verbindung des loszulösenden Stückes mit der Schicht noch festhält. Alsdann nehmen die Bergleute lange Stangen zur Hand und stoßen damit die Sporen vorsichtig und so lange ab, bis die schwere Masse mit Gekrach herunterstürzt. Jetzt wird sie zerschlagen und auf den kleinen Wagen zum Schacht befördert. Die beim Loslösen und Zerschlagen zerbröckelten Steinkohlen werden durch die Knaben an den nächsten freien Platz geschafft und hier angehäuft, wenn nach dieser Gattung weiter keine Nachfrage seyn sollte. Damit das Erdreich nicht nachstürzt, bleiben an den geeigneten Punkten starke Steinkohlenpfeiler stehen, welche die Decke tragen.

Tab. III

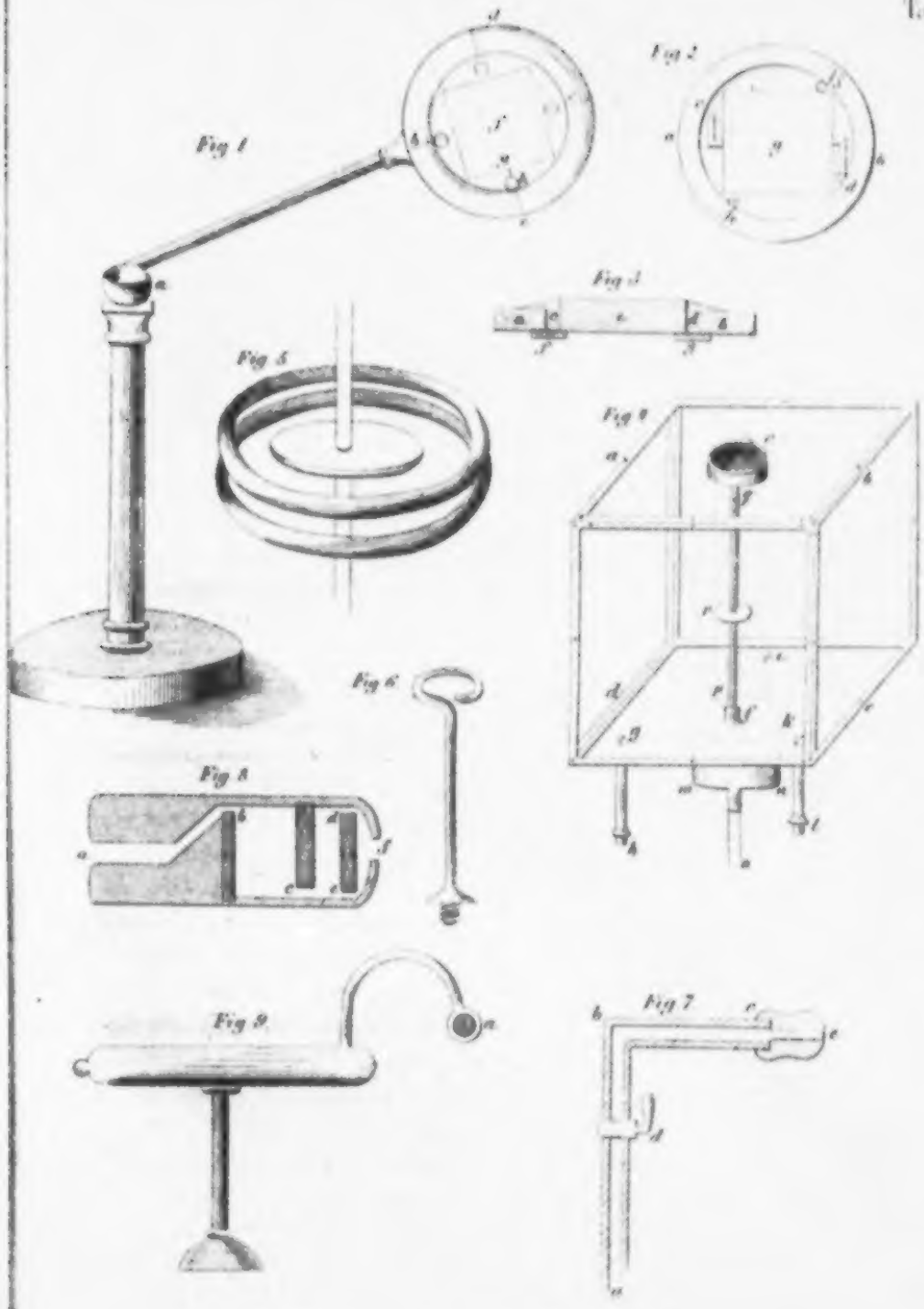

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

BIBL. VNIVERS. LIPS.

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

SIEBENTER JAHRGANG.

(Mit zwei Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1851.
Ausgegeben im Oktober 1851.

169

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

I. Angelegenheiten des Vereins. Seite

Th. Plieninger, Prof., Bericht über die ausserordentliche Generalversammlung am 18. August 1850 1

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Zoologie.

G. Jäger, Dr., Berichtigung einer Angabe Cuvier's über einen Narwhalschädel des Stuttgarter Naturalienkabinets, an welchem beide Stosszähne aus den Zahnhöhlen hervorragen sollen. (Mit Tafel I.) 25

G. Jäger, Dr., Vergleichende Darstellung der missgebildeten Scheeren des gemeinen Flusskrebses *(Astacus fluviatilis)* und der missgebildeten Scheere einer Krabbe *(Cancer ucu Linn. Uca Una Latr.)* aus Surinam. (Mit Taf. II.) . 33

Georg v. Martens, die Menagerien in Stuttgart . . 43. 129

2. Botanik.

Finkh, Dr., Mittheilung neu entdeckter Pflanzen und neuer Standorte in Württemberg 186

Georg v. Martens, das Vereins-Herbar 199

Volz, Ober-Reallehrer, Beiträge zur Geschichte der Zierpflanzen und der Gartenkunst 211

3. Mineralogie und Geognosie.

Kurr, Prof. Dr., über die Entstehung des Flötzgebirges . 247

4. Petrefactenkunde.

G. Jäger, Dr., über die Fundorte fossiler Ueberreste von Säugethieren, insbesondere in Stuttgart und seiner Umgebung, nebst geognostischen Bemerkungen über letztere, als Ergebniss einer Wanderung durch die Umgegend von Stuttgart, in einem den 24. März 1851 gehaltenen Vortrage dargestellt 169

Seite

5. Chemie, Physik und Meteorologie.

Fehling und Kurr, Untersuchung verschiedener württembergischer Kalksteine 93

G. Jäger, Dr., über die Ruhe und Bewegung des Wassers auf der Oberfläche der Erde in seinen verschiedenen Cohäsionszuständen und die Folgen, welche sich daraus für die Oekonomie der Natur ergeben 139

F. R. Furch, Analyse der Mineralquelle oberhalb Beinstein im Oberamt Waiblingen 181

Beschreibung des Kieselaluminits von Kornwestheim . . . 189

Th. Plieninger, Prof., Meteorologischer Jahresbericht von 1851 und 1852 265

III. Kleinere Mittheilungen.

v. Seyffer, Director, Einige Bemerkungen über die *Paulownia imperialis* 127

" eine merkwürdige Erscheinung an einem *Tamus elephantipes* 127

Nördlinger, Prof., über *Lacerta muralis* und *crocea*. . . 128

Wolff, Emil Dr., das Keimen, Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen 128

Nördlinger, Prof., über ein eigenthümliches Meteor . . 263

Jäger, Forstassistent, Beobachtung über den Gold-Regenpfeifer 264

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die ausserordentliche Generalversammlung am 18. August 1850.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Gegenstand dieser ausserordentlichen Generalversammlung war die Uebernahme der Sammlung vaterländischer Naturprodukte von Seiten unseres Vereins, welche bisher unter der Aufsicht und Leitung „der Königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins“ gestanden war.

Es dürfte für einen grossen Theil unserer Mitglieder erwünscht sein, bei dieser Gelegenheit das Geschichtliche über diese Uebernahme, sowie über die in Rede stehende Sammlung selbst zu vernehmen.

In dem ursprünglichen Plan für die Thätigkeit des, im Jahr 1817 von Sr. Maj. dem Könige gegründeten, „landwirthschaftlichen Vereins“ und dessen „Centralstelle“ war die Sorge für die Erforschung der Naturkunde des Vaterlandes als ein wesentlicher Theil dieser Thätigkeit bezeichnet, und es war dem zu Folge die Anlegung einer Sammlung vaterländischer Naturprodukte durch die „Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins“ bei der Berathung der „organischen Bestimmungen für den landwirthschaftlichen Verein“ beschlossen worden.* Dieser Samm-

* Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins B. I. Jahrgang 1822. S. 7, 47. Organische Bestimmungen des landwirthschaftl. Vereins §. 5, 21, 36.

lung war seit dem Jahr 1818 das unter der Regierung des verewigten Königs Friedrich errichtete „kleinere Menageriegebäude“ in dem „landwirthschaftlichen Versuchsgarten“, unterhalb der sogen. „Retraite“ an der Staatsstrasse von Stuttgart nach Berg, auf Befehl Sr. Maj. des Königs Wilhelm eingeräumt. *

Durch die angelegentliche Sorge des früheren verdienstvollen Präsidenten der Centralstelle des landwirthschaftl. Vereins, des in hohem Alter im Jahr 1849 verstorbenen Geheimeraths von Hartmann, welcher auch unserem Verein seit dessen Gründung im Jahr 1844 mit grosser Vorliebe als Mitglied beigetreten war, sowie durch die Emsigkeit und den Eifer mancher Mitglieder der „Centralstelle“ und durch die schätzbarsten Beiträge einer grossen Zahl von Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins und Andern, war diese Sammlung im Laufe der Jahre zu einem Umfang und zu einer Vollständigkeit gebracht worden, welche die Anerkennung aller Sachverständigen des In- und Auslandes erndeten. **

Wir finden es angemessen, hier der hauptsächlichsten Stifter von Beiträgen zu der Sammlung zu erwähnen, — ungerechnet eine grosse Zahl Anderer, welche vereinzelte Gegenstände der Sammlung einverleibten, — und jenen Stiftern ein dankbar anerkennendes Gedächtniss in unseren Jahresheften niederzulegen.

Ihre Majestät die verewigte Königin Katharina benützte jede sich darbietende Gelegenheit, um die Sammlung zu bereichern. Namentlich erwähnen wir eine von Kanzleirath v. Martens der Königin dedicirte, sehr hübsch geordnete Sammlung württembergischer Laubmoose.

---

* Corresp.-Blatt des landw. Vereins Jahrg. 1822. B. I. S. 9.

** Ein öffentlicher Bericht über den Bestand dieses vaterländischen Naturalienkabinets ist letztmals gegeben worden in der „Beschreibung von Stuttgart, hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen; eine Festgabe der Stadt Stuttgart an die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Verfasst von Prof. Dr. Plieninger. Stuttgart, 1834.“ Seite 82 fg., auf welchen wir hiemit verweisen. — Der Ausschuss unseres Vereins wird ohne Zweifel darauf Bedacht nehmen, seiner Zeit geordnete Verzeichnisse dieser Sammlung vaterländischer Naturproducte zu veröffentlichen.

Seine Königl. Hoheit Kronprinz Karl gerubte der Sammlung eine vollständige Suite der in den Schachten des Steinsalzwerks Wilhelmsglück durchsunkenen Gebirgsschichten einzuverleiben.

Se. Hoheit, Herzog Paul von Württemberg, unser erstes Ehrenmitglied, übersandte eine Suite afrikanischer Sämereien von seiner Reise nach Egypten und Nubien.

Se. Erlaucht, Graf Wilhelm von Württemberg, unser erster Vorstand, stiftete eine geognostische und petrefactologische Suite aus der Gegend von Gmünd.

Geheimerath von Hartmann stiftete seine bedeutende ornithologische Sammlung gleich zu Anfang der Anlegung der Sammlung.

Der verstorbene Pfarrer Kunkel zu Wissgoldingen machte seine reichhaltige Insectensammlung der Centralstelle zum Geschenk.

Der verstorbene Stadtpfarrer Wagner zu Scheer setzte die Centralstelle zum Erben seiner Sammlungen von Insecten, Vogeleiern, Samen und Pflanzen im Testament ein, und lieferte mehrfache Petrefacte aus der Molasse.

Oberamtsarzt Dr. Fritz zu Neresheim stiftete eine vollständige Sammlung von Petrefacten aus den Juragebilden des Hertsfeldes nebst einer geognostischen Karte dieser Gegend.

Kaufmann Dietrich zu Gaildorf sandte die wichtigen, in der Sammlung befindlichen, von Prof. Dr. Plieninger restituirten Exemplare des *Mastodonsaurus Jägeri* H. v. M.* und Pflanzenversteinerungen aus seiner Vitriolkohlengrube zu Gaildorf zu verschiedenen Malen ein.

Der verstorbene Geheimerath von Kerner, Director des königl. Bergraths, und

Hüttenverwalter Zobel zu Ludwigsthal (jetzt Bergrath), stifteten eine Suite von dem Braunkohlenlager zu Ludwigsthal bei Tuttlingen.

---

* Cf. Beiträge zur Paläontologie Württembergs von H. v. Meyer und Dr. Th. Plieninger. Stuttgart, 1844. S. 11, 57.

Iſt in den Kohlengruben alles eng, ſchwarz, düſter und unreinlich, ſo iſt in den Kalkſteinbrüchen alles geräumig, frei und reinlich; denn ſie haben in der Regel Licht von oben, der Stein wird in großen Maſſen mit Pulver losgeſprengt, und es wird alles benutzt, ſogar der kleinſte Abfall. Die Steinkohlenſchichten und Eiſenſteinadern ruhen auf einem bedeutenden Lager von Kalkſtein, welches durch Feuersgewalt oder durch die Spannung mächtiger Dämpfe im Innern der Erde an ſchwachen Stellen zu Hügeln emporgehoben und an noch ſchwächeren Stellen von Baſaltmaſſen durchbrochen worden iſt. Eine ſolche Reihe von Kalkhügeln findet ſich z. B. zwiſchen Sedgeley und Dudley in einer Ausdehnung von einer deutſchen Meile, und der bedeutendſte Baſaltkegel in der Nähe von Walſall. Die vielen Verſteinerungen von Seethieren in dem harten Kalkſtein berechtigen zu der Vermuthung, daß das ganze Lager, welches 600 Fuß unter der Kohle und dem Eiſenſtein liegt, früher Meeresgrund geweſen. Ueberhaupt ſind es die Kalkſteinbrüche, in welchen ſich die verſchiedenen Bildungsepochen der Erde am beſten ſtudiren laſſen. Ganz beſonders geeignet dazu iſt ein 6000 Fuß langer unterirdiſcher Kanal in den Kalkſteinbrüchen von Lord Dudley, der eine Verbindung dieſer Brüche mit andern Kanälen des bergmänniſchen Diſtrikts herſtellt und ſo die Fortſchaffung und den Abſatz des ſchweren Materials ſichert. Dieſer Kanal läuft 600 Fuß unter dem Steinkohlenlager in wagrechter Linie fort, und indem er die ſchrägſtreichenden Schichten ſämmtlich durchbricht, zeigt er natürlich ihre Bildung und Textur.

Endlich findet ſich hier auch noch der Feuerthon (leucargillum), der deßhalb im Stande iſt, dem heftigſten Feuer zu widerſtehen, weil er faſt frei von Kalk- und Eiſentheilen iſt, die ſehr leicht durch jenes Element angegriffen werden. Er liegt in den Schichten von Sand und Erde, welche die Kohlen vom Sandſtein trennen, und zwar 40 — 50 Fuß unter jenen. Am meiſten wird ſeiner Güte und Reinheit wegen der in der Nähe von Stourbridge geſchätzt. Man unterſcheidet drei Qualitäten: die reinſte und beſte wird zu den großen Gefäßen benutzt, in denen man in den Glashütten das Glas ſchmilzt, — aus der zweiten formt man die Schmelztiegel, deren man ſich bei der Verfeinerung des Stahles und zu andern Zwecken bedient, — aus der dritten Qualität

Ober-Amtsarzt Dr. v. Hartmann zu Göppingen trug mehrfach zu der Petrefactensammlung bei.

Hofdomänenrath (jetzt Director) v. Seyffer lieferte Bohrspäne von den Canstatter artesischen Brunnen und Beiträge zu der geognostischen und Petrefactensammlung.

Oberforstrath Graf Mandelsloh,

Oberbaurath v. Bühler,

Oberförster Bühler zu Freudenstadt (früher zu Welzheim)

Apotheker Zeller zu Nagold,

bereicherten wiederholt die geognostische Sammlung.

Salinenverwalter Dobel zu Sulz lieferte eine Suite Gebirgsarten von dem Versuchsbau zu Schramberg auf Steinkohlen.

Salinenverwalter Bergrath von der Osten stiftete eine geognostische Suite von der Saline Wilhelmshall.

Apotheker Dr. Leube in Ulm trug mehrere geognostische Suiten bei.

Apotheker Weissmann, unser Cassier, stiftete eine geognostische und petrefactologische Suite aus der Knochenbreccie von Crailsheim.

Oberlehrer Schlipf, Vorstand der Ackerbauschule zu Hohenheim, übergab eine Suite Geröllsteine aus der Molasse von Oberschwaben.

Pfarrer Hainlin zu Frauenzimmern übergab eine geognostische Suite aus seiner Gegend.

Amtsarzt Dr. Nick in Issny und

Med. Dr. Zengerle in Wangen,

sandten Proben der Braunkohle aus der Molasse von Oberschwaben und Petrefacte ein.

Forstverwalter Plieninger zu Oberkirchberg lieferte geognostische und petrefactologische Suiten von der schwäbischen Alp.

Strassenbau-Inspektor Albert (damals in Ulm), lieferte Proben und Petrefacte aus den Bohnerzgruben der Alp.

Pfarrer Daser zu Bibersfeld sandte mehrmals Petrefacte aus dem dortigen Lettenkohlensandsteine.

Mechanikus Rath lieferte eine petrefactologische und geog-

nostische Suite aus dem Lettenkohlensandstein im Hohenloheschen.

Oberbaurath Gaab sandte eine Suite von Graniten aus dem Enzthal ein.

Oekonomierath Schmidt zu Hohenheim, sandte eine Suite von Bausteinproben aus Oberschwaben ein.

Der verstorbene Wasserbauinspector Oberst v. Duttenhofer übergab die Bohrspäne der von ihm auf den Fildern angelegten Bohrlöcher von den Sondirungen Behufs einer früher beabsichtigten unterirdischen Canalisirung des Neckars von Neckartenzlingen aus.

Oberamtsarzt Dr. Hofer zu Biberach,

Reallehrer Pross daselbst (jetzt Professor an der polytechnischen Schule zu Stuttgart),

Ober-Reallehrer Ziegler daselbst,

der verstorbene Gerichtsnotar Späth in Wangen, lieferten zu wiederholten Malen Petrefacte aus der Molasse.

Prof. Dr. Fleischer zu Hohenheim sandte von seiner früheren Lehrstelle zu Aarau aus eine Suite jurassischer Petrefacte der Schweiz, zur Parallele für den schwäbischen Jura, sowie eine Sammlung der württembergischen Carexarten ein.

Architekt und Civil-Ingenieur Dr. Bruckmann lieferte wiederholt schätzbare geognostische Suiten und petrefactologische Beiträge, auch eine Parthie Vogeleier.

Finanzrath Eser (früher Rentamtmann zu Hürbel), sandte Petrefacte aus Oberschwaben und ausgestopfte Vögel ein.

Gutsbesitzer Walz auf dem Schweizerhof bei Ellwangen (jetzt Director der Akademie zu Hohenheim), lieferte geognostische und petrefactologische Suiten aus dem Riess.

Pfarrer Partschefeld (damals zu Ohmden), sandte wiederholt schöne Petrefacte aus dem dortigen Liasschiefer.

Med. Dr. Schmidt in Mezingen lieferte wiederholt Petrefacte und einen Abguss des Schädels von *Mastodonsaurus Jägeri* H. v. M.

Ober-Forstrath Dr. Gwiner (früher Professor in Hohenheim) sandte mehrfache Petrefacte ein.

Der verstorbene Oberamtmann Weihenmeyer (damals

zu Künzelsau), sandte eine Suite Stalactiten und Petrefacte aus dem jüngeren Süsswasserkalk ein.

Präceptor Scheffold in Spaichingen lieferte Suiten von Petrefacten.

Oberamtsarzt Dr. Hauff zu Besigheim (jetzt zu Kirchheim) und

Apotheker Kerner daselbst, schickten geognostische und petrefactologische Stücke aus dortiger Gegend ein.

Pfarrer Bürger zu Oberstetten sandte Petrefacte aus seiner Gegend.

Der verstorbene Oberamtsarzt Dr. Lechler zu Leonberg schenkte schätzbare Petrefacte aus dem obern Keuper seiner Gegend.

Der verstorbene Pfarrer Flaischlen zu Niederstozingen gab Beiträge zur Petrefactensammlung.

Hauptmann v. Bauer machte petrefactologische und geognostische Beiträge.

Durch das Oberamt Leonberg wurden Proben von Tufstein und Pflanzenabdrücken aus der Gegend von Weil der Stadt,

durch das Oberamt Maulbronn Proben von Torf und Eisenerz aus der Gegend von Derdingen,

durch Schönfärber Stütz zu Winnenden Proben von Torf und Thierknochen in demselben aus dortiger Gegend eingesendet.

Oberförster v. Schertel und Gutsbesitzer Landbeck gaben schätzbare Beiträge zur zoologischen Sammlung.

Conservator Grüneisen zu Tübingen gab einen Beitrag zur ornithologischen Sammlung.

Stadtschultheiss (jetzt Oberamtspfleger) Titot zu Heilbronn sandte zoologische, geognostische und petrefactologische Gegenstände ein.

Rentamtmann Zeller zu Mühlhausen a. N., machte Beiträge zur ornithologischen Sammlung.

Der verstorbene Stiftungsverwalter Breitenbach zu Mergentheim lieferte die Fische der Tauber.

Ober-Reallehrer Volz zu Stuttgart trug zu der vaterländischen Schaalthiersammlung bei.

Oekonomierath Zeller zu Darmstadt (damals zu Hohen-

heim), lieferte eine Sammlung von Culturpflanzensamen und Petrefacten.

Prof. Dr. Fehling an der polytechnischen Schule stiftete eine Sammlung Cerealien.

Apotheker Ducke zu Roth bei Wiblingen und

Lehrer Rempp zu Weingarten (jetzt Friedrichshafen) sandten getrocknete Pflanzen ihrer Gegend ein.

Director v. Roser ordnete die Zweiflügler und Käfer der vaterländischen Sammlung und ergänzte sehr vieles Fehlende.

Kanzleirath Georg v. Martens legte das vaterländische Herbar an, zu dem eine grosse Zahl Botaniker des Landes auf Veranlassung der Centralstelle die schätzbarsten Beiträge geliefert hatten und das die Grundlage zu der von ihm und dem verewigten Prof. Dr. Gustav Schübler zu Tübingen herausgegebenen „Flora Württembergs", Tübingen 1834, bildet, und fügte wesentliche Bereicherungen aus seinen eigenen Vorräthen hinzu; derselbe legte die Früchten- und Samensammlung an, und ordnete und bereicherte dieselbe.

Graf v. Seckendorf ordnete die Sammlung vaterländischer Schaalthiere und ergänzte sie wesentlich aus seinen eigenen Sammlungen.

Prof. Dr. Th. Plieninger war als langjähriger Conservator des Kabinets bemüht, vielfache Lücken durch eigene Beiträge zu ergänzen.

Verschiedene Umstände, ins Besondere eine wesentliche Veränderung in der Organisation der Königl. Centralstelle des landwirthschaftl. Vereins, welche im Laufe des Jahrs 1848 von der Königl. Regierung angeordnet worden war, hatten in letzter Zeit zu der Ueberzeugung geführt, dass die Sorge für die Erforschung der Naturkunde des Vaterlandes, und somit auch die Unterhaltung und Vermehrung der Sammlung vaterländischer Naturproducte, gedachter hoher Stelle entfernter gerückt sei, nachdem ihre Aufgabe, zunächst auf die Förderung der Landwirthschaft und deren Interessen beschränkt, in eben dem Verhältniss an Inhalt zugenommen hatte, wie sie an Umfang gemindert worden war, namentlich nachdem durch Errichtung einer „Centralstelle für Handel und Gewerbe" neben der, fortan „die Central-

stelle für die Landwirthschaft" genannten früheren „Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins", (welcher neben der Sorge für Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes auch noch die Förderung des Gewerbswesens im Inlande übertragen war) ein zweiter Haupttheil ihrer Beschäftigungen in andere Hände gelegt worden war.

Der Abnahme der Sorge für Förderung der vaterländischen Naturkunde von der landwirthschaftlichen Centralstelle konnte auch um so eher Statt gegeben werden, nachdem im Jahr 1844 unser „Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg" sich gebildet und, laut seiner organischen Bestimmungen, gerade die, von der „Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins" in der früheren Periode ihres verdienstvollen Wirkens mit ihren übrigen wichtigen Aufgaben gleichmässig verfolgte „Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes" zu seiner speciellen Aufgabe gewählt hatte, auch durch seine erfreuliche Zunahme und seine bisherigen Arbeiten in den letztverflossenen sechs Jahren alle wünschenswerthe Garantie für seine Fortdauer und seine erfolgreiche Wirksamkeit dargeboten war. Und so lag denn auch der Gedanke nahe, dass die Sorge für die, der Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes als wesentliche Grundlage dienende Sammlung der vaterländischen Naturprodukte auf denselben übergehen dürfte, zumal nachdem anerkannt worden war, dass eine Vertheilung dieser Sammlung auf die übrigen Naturalienkabinette des Landes zu Stuttgart, Tübingen, Hohenheim und an andere Lehranstalten weder den Lehrzwecken dienen, noch mit dem wichtigen Zweck der vaterländischen Naturaliensammlung, einen Ueberblick über die Naturprodukte des Landes zu liefern, vereinbar wäre und dass dieselbe auch an und für sich nur im Mittelpunkte des Landes, der Hauptstadt, diesem letztgenannten Zwecke dienstbar sein könne. Hienach war auch die endgültige Entscheidung des erhabenen Gründers dieser Anstalt dahin erfolgt, dass dieselbe in dem bisherigen Lokal zu verbleiben habe.

Um nun den Gang der Verhandlungen wegen der Uebernahme gedachter Sammlung durch unsern Verein den Mitgliedern

möglichst vollständig mitzutheilen, legen wir ihnen in Nachfolgendem die darüber vorhandenen Aktenstücke vor.

Nachdem ein „Entwurf eines Statuts für die Verwaltung der vaterländischen Naturaliensammlung durch den naturhistorischen Verein" Seitens der hohen Centralstelle dem Ausschuss zur Aeusserung übergeben und einigen Wünschen des Letzteren geneigte Berücksichtigung geschenkt worden war, erfolgte nachstehender hohe Erlass nebst dem hiernach redigirten Statut, welches der Berathung und Beschlussnahme der auf 18. August d. J. ausgeschriebenen ausserordentlichen Generalversammlung unterstellt wurde, da der Ausschuss in dem Beisatz am Ende des Erlasses eine Hinweisung darauf zu erblicken glaubte, dass es im Wunsche der hohen Centralstelle liegen dürfte, einen Beschluss der Generalversammlung zu veranlassen.

Die Centralstelle für die Landwirthschaft an den Ausschuss des Vereins für vaterländische Naturkunde in Stuttgart.

Durch hohen Erlass des K. Ministeriums des Innern vom 29. v. M. ist die Uebergabe der unter der diesseitigen Stelle stehenden vaterländischen Naturalien-Sammlung an den Verein für vaterländische Naturkunde zur Benützung und sorgsamen Verwaltung unter den in dem beigeschlossenen Statut enthaltenen näheren Bestimmungen genehmigt worden.

Indem man dem Vereins-Ausschusse hievon Eröffnung macht, wird einer baldigen Aeusserung desselben darüber entgegengesehen, ob er sich zu Festhaltung der Bestimmungen des Statuts verpflichtet und ob nicht ein Beschluss der Generalversammlung des Vereins nothwendig ist, um den Verein zur Erfüllung der Bestimmungen des Statuts in rechtsgültiger Weise verbindlich zu machen, auch wie sofort die Uebergabe der Sammlung zu bewerkstelligen sein möchte?

Stuttgart, den 3. August 1850. Sautter.

Statut für die Verwaltung der vaterländischen Naturalien-Sammlung durch den naturhistorischen Verein.

§. 1. Die vaterländische Naturalien-Sammlung wird, vorerst mit Ausnahme der zu den Zwecken der Centralstelle in näherer Beziehung stehenden Sammlung in Wachs nachgebildeter und colorirter Obstsorten, als worüber noch weitere Verfügung vorbehalten wird, dem naturhistorischen Vereine zur Obhut, Pflege und Verwaltung überlassen.

Die Sammlung bleibt jedoch nichts desto weniger öffentliches Eigenthum und es steht daher die Verwaltung derselben unter der Aufsicht und oberen Leitung der landwirthschaftlichen Centralstelle.

§. 2. Der Verein verpflichtet sich, die Sammlung sorgfältig zu pflegen, in gutem Stande zu erhalten und nach Zulassung seiner Mittel zu vermehren. Was von ihm zur Vermehrung angeschafft wird, bleibt Eigenthum des Vereins, so lange er besteht, fällt aber, wenn er sich auflöst, der übrigen Sammlung zu.

§. 3. Für den durch ein grösseres oder geringeres Verschulden (culpa lata et levis) seiner Organe entstehenden Schaden an den übergebenen Gegenständen hat der Verein zu haften.

Es bezieht sich diese insbesondere auch auf den Schaden durch Feuerverwahrlosung. Wegen der gegen den Verein erwachsenden Entschädigungs-Ansprüche kann die Centralstelle an die von demselben in das Gebäude eingebrachten Sachen sich halten.

§. 4. Der in dem Etat der Centralstelle vorgesehene Betrag des Aufwands für die Sammlung wird dem Vereine in widerruflicher Weise überlassen, um ihn zur Erhaltung der Sammlung zu verwenden. Ueber die Verwendung hat der Verein gegen die Centralstelle jedes Jahr Rechnung abzulegen.

§. 5. Ein Beitrag zur Erhaltung des Gebäudes, in welchem die Sammlung sich befindet, wird dem Vereine nicht angesonnen. Dagegen hat derselbe alle diejenigen Leistungen aus seinen Mitteln zu bestreiten, welche den Bewohnern finanzkammerlicher Gebäude nach den bestehenden oder künftig erscheinenden Vorschriften obliegen. Ausgenommen hievon ist der mittlere Saal im obern Stock, welcher der Centralstelle zum Gebrauch vorbehalten wird.

§. 6. Ueber das Mobiliar, welches dem Verein an Schränken, Tischen, Bänken u. dergl. übergeben wird, wird ein Inventar aufgenommen werden. Die Gegenstände dieses Inventars bleiben Staats-Eigenthum, sind aber von dem Verein auf seine Kosten in gutem Stande zu erhalten und in der württembergischen Mobiliar-Versicherung zu versichern.

§. 7. Die Centralstelle ist berechtigt, von dem Lokal, den Sammlungen, Mobilien und der Art der Verwaltung jeder Zeit Einsicht nehmen zu lassen und die ihr zu Wahrung der öffentlichen Interessen dienlich scheinenden Anordnungen zu treffen.

§. 8. Im Namen und Auftrage des Vereins wird die Pflege und Verwaltung der Sammlung durch einen oder einige Conservatoren besorgt. Dieselben werden von dem Vereins-Ausschuss, wo möglich aus der Zahl der im öffentlichen Dienste stehenden Sachverständigen, vorgeschlagen und unterliegen der Bestätigung und Verpflichtung der Centralstelle. Ihre Dienstverrichtungen werden durch eine Instruction bestimmt, welche der Centralstelle zum Gutheissen vorzulegen ist. Für die getreue und gewissenhafte Verwaltung ihres Berufs sind sie der Centralstelle gleich anderen öffentlichen Dienern verantwortlich und haben deren Weisungen und Anordnungen genau zu befolgen.

§. 9. Die in dem vorstehenden Paragraphen enthaltenen Bestimmungen gelten auch für den von dem Verein anzustellenden Diener.

§. 10. Das Reglement über die Benützung der Anstalt ist der Centralstelle zur Einsicht und Genehmigung vorzulegen. In demselben muss der Zutritt zu der Sammlung auch dem nicht zum Verein gehörigen Theile des Publikums gewahrt werden. Uebrigens darf Niemanden, auch den Vereins-Mitgliedern nicht, der Zutritt zu der Sammlung ohne die Anwesenheit und Aufsicht eines Conservators oder des verpflichteten Dieners gestattet werden.

§. 11. Ehe die Sammlung dem Verein übergeben wird, soll dieselbe von Sachverständigen, welche von beiden Theilen aufzustellen sind, revidirt, das Mangelhafte und Unbrauchbare ausgeschossen und dann erst der Catalog entworfen werden. Die Kosten der Reinschrift dieses Catalogen, sowie die Kosten eines hieraus für die Centralstelle zu fertigenden Auszugs über die werthvolleren Gegenstände, welche zu diesem Behufe besonders zu bezeichnen sind, werden aus dem Etatsatze der Centralstelle für die Sammlung bestritten.

§ 12. Sollte der Verein sich auflösen, so fällt die Sammlung mit den in der Zwischenzeit von dem Verein erworbenen Bestandtheilen an die Centralstelle zur unbeschränkten Verfügung zurück. Ausser diesem Falle ist die Centralstelle befugt, ihre Sammlung wieder in eigene Verwaltung zu nehmen, wenn der Verein den ihm durch das gegenwärtige Statut bestimmten Verpflichtungen nicht nachkommen, oder wenn erhebliche Beschädigungen des Gebäudes sich zutragen, oder Verluste an werthvollen Theilen der Sammlung eintreten, oder wenn im Laufe der Zeit die Organisation des Vereins oder der Personalbestand seiner Mitglieder eine solche Gestalt annehmen sollten, dass ihm die Verwaltung eines öffentlichen Vermögens mit Vertrauen nicht mehr überlassen werden könnte.

Sollten über das Vorhandensein der einen oder andern dieser Thatsachen die Centralstelle und der Vereins-Ausschuss sich nicht verständigen können, so hat über die Zurückgabe der Sammlung das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens nach Vernehmung der Direction des Staats-Naturalienkabinets mit Ausschluss des Rechtswegs zu erkennen.

Die letztere Bestimmung gilt auch dann, wenn, während die Sammlung in der Verwaltung des Vereins steht, über die Aufsichtsführung der Centralstelle oder sonst über die Auslegung einer Bestimmung dieses Statuts ein Streit entsteht.

§. 13. Wenn über das Gebäude, in welchem die Sammlung aufgestellt ist, und über den dazu gehörigen Garten seiner Zeit anders verfügt werden sollte, so hat der naturhistorische Verein auf fernere Benützung und Verwaltung der jetzt vorhandenen, sowie auf Belassung der von ihm aufgestellten weiteren Sammlung in dem Gebäude keinen Anspruch zu machen.

Der Stellvertreter des ersten Vorstandes, Prof. Dr. Plieninger, trug nun der Generalversammlung unter Voraussendung eines geschichtlichen Ueberblicks in Betreff der Sammlung vaterländischer Naturprodukte, welche bis zum August 1848 seiner Aufsicht anvertraut gewesen war, und einer Schilderung des Werthes, den die Uebernahme der Sammlung als Grundlage für die weitere Erreichung der Zwecke des Vereins haben würde, vorstehende Aktenstücke, sowie einige von ihm Namens des Ausschusses in der Sitzung der Centralstelle vom 8. August vorgetragene, die Interpretation einiger Paragraphen des Statuts betreffende Wünsche im Protokollauszug von dieser Sitzung vor.

Diese Wünsche betrafen folgende Punkte:

1) ad §. 3 des Statuts. Da der Gartenaufseher der hohen Centralstelle (das Gebäude der Sammlungen liegt in Mitten des landwirthschaftlichen Versuchsgartens der Centralstelle) bis daher mit der polizeilichen und namentlich der feuerpolizeilichen Aufsicht über das Gebäude beauftragt war und dafür bezahlt ist, auch zu diesem Zweck eine freie Wohnung in dem Gebäude hat, so wünschte der naturhistorische Verein, dass der Gartenaufseher, solang er in diesem Gebäude wohnt, auch fortan mit dieser Aufsicht beauftragt bleibe.

2) Dass die Haftung des Vereins für culpa lata et levis seiner Organe sich nicht weiter, als auf das Vereinsvermögen erstrecken solle.

3) ad §. 5. Dass die früher im mittleren Pavillon des Gebäudes aufgestellten, i. J. 1849 in das Erdgeschoss verlegten ausgebälgten Säugethiere, da sie hier nothwendig durch Feuchtigkeit zu Grunde gehen müssten, wieder in dem mittleren Pavillon aufgestellt werden möchten, unbeschadet des Vorbehalts der Centralstelle, dieses Zimmer zu Sitzungen zu verwenden.

Hierauf erfolgte die einstimmige Genehmigung der Generalversammlung

1) der Uebernahme der Sammlung vaterländischer Naturprodukte von Seiten des Vereins vaterländischer Naturkunde in Württemberg unter der Voraussetzung, dass die in dem Protokollauszug der Sitzung der Centralstelle vom 8. August enthaltenen Wünsche

genehmigt werden und als ergänzender Anhang zu dem Statut über die Uebernahme der Sammlung Geltung erhalten;

2) der Verwendung von 500 fl. aus dem Vereinsvermögen auf die Sammlung für das erste Jahr nach geschehener Uebernahme derselben von Seiten des Vereins,

womit die Verhandlung, nachdem noch die Namen der künftigen Conservatoren der Generalversammlung mitgetheilt worden (s. u.), geschlossen wurde.

Zu Folge dieser Beschlüsse der Generalversammlung säumte der Ausschluss nicht, sich berichtlich an die Centralstelle für die Landwirthschaft mit folgender Eingabe zu wenden.

Durch verehrlichen Erlass vom 3. d. M. ist uns eröffnet worden, dass das hohe K. Ministerium des Innern die Uebergabe der unter jenseitiger Stelle stehenden vaterländischen Naturalien-Sammlung an uns zur Benützung und sorgsamen Verwaltung unter den, in dem jenem Erlasse beigelegten Statut enthaltenen, näheren Bestimmungen genehmigt habe.

Zugleich wurde unsere baldige Aeusserung darüber verlangt, ob wir uns zu Festhaltung der Bestimmungen des Statuts verpflichten und ob nicht ein Beschluss der Generalversammlung des Vereins nothwendig sei, um den Verein zur Erfüllung der Bestimmungen des Statuts in rechtsgültiger Weise verbindlich zu machen, auch wie sofort die Uebergabe der Sammlung zu bewerkstelligen sein möchte?

Wir haben nun allerdings zu rechtsgültiger Uebernahme der angesonnenen Verbindlichkeiten den Beschluss einer Generalversammlung des Vereins für nothwendig erachtet, daher eine solche auf den 18. d. M. veranstaltet und derselben über den Stand der Sache Vortrag erstattet.

Durchdrungen von dem Gefühl, wie erspriesslich es für die Wissenschaft und deren Cultur im Vaterlande sein müsse, wenn der Verein sich der Erhaltung und Fortbildung der werthvollen in Frage stehenden Sammlungen kräftig unterziehe, hat die Versammlung nicht nur die Uebernahme derselben unter den in dem mitgetheilten Statut enthaltenen Bestimmungen mit dem ausdrücklichen Zusatze, dass der Inhalt des uns mitgetheilten Protokollauszugs vom 8. August 1850 als ergänzender Theil dieses Statuts betrachtet werde, sondern auch die Verwendung der verfügbaren jährlichen Einnahme zu deren Vermehrung genehmigt, wenn gleich nicht zu misskennen ist, dass der Schlussparagraph des genannten Statuts das ganze Verhältniss zu einem prekären macht.

In Folge dieses Beschlusses verpflichten wir uns andurch zu Festhaltung der Bestimmungen dieses Statuts.

macht man die großen Ziegelſteine, mit denen die hohen Oefen gefüttert werden; auch bedient man ſich deſſelben bei dem Aufmauern des Ofens ſelbſt als Cement. Der Feuerthon wird nach allen Theilen von England, ja ſogar nach Weſtindien verführt, woſelbſt man die zur Zuckerbereitung nöthigen Gefäße daraus anfertigt.

Führen wir noch an, daß das Kohlenfeld auch einige Salzquellen enthält, die ihren Urſprung unter der Kalkſchicht haben und von denen ſich die bedeutendſte in der Nähe von Cradley findet, ſo iſt aller Vorkommenheiten des bergmänniſchen Diſtrikts in Süd-Staffordſhire Erwähnung geſchehen.

A. v. T.

Was sodann die Uebergabe der Sammlungen betrifft, so wäre eine möglichste Beschleunigung derselben höchst wünschenswerth und wir sehen diesfalls einer baldigen weiteren Eröffnung hoher Centralstelle entgegen.

Schliesslich ermangeln wir nicht, die ergebenste Anzeige zu machen, dass sich zu Conservatoren für den zoologischen Theil der Sammlungen die Mitglieder unseres Vereins Professor Dr. Krauss, Hofrath Sauerot und Kanzleirath v. Martens, für den botanischen Theil der Letztere und für den mineralogischen Professor Dr. Kurr und Apotheker Weinmann bereit erklärt haben. Dieselben haben sofort für die Benützung der Sammlungen und ihre Wirksamkeit bei denselben eine Instruction, sowie ein Reglement für den Besuch der Sammlungen und eine Dienstinstruction für den anzustellenden Diener entworfen, welche wir angeschlossen zum Gutheissen vorzulegen die Ehre haben.

Verehrungsvoll etc.

Stuttgart, den 20. August 1850.

Statuten für die Conservatoren der vaterländischen Naturalien-Sammlung.

1) Die Conservatoren machen es sich nach Massgabe des Uebergabe-Statuts zur Obliegenheit, für die Erhaltung und Vermehrung der vaterländischen Naturalien-Sammlung nach bestem Wissen und Gewissen Sorge zu tragen.

2) Sie haben den Diener in allen seinen Dienstverrichtungen zu beaufsichtigen.

3) Sie haben den der Centralstelle gehörigen, in dem Catalog (§. 11 des Uebergabe-Statuts) verzeichneten Theil der Sammlung von dem, was nach Uebergabe des Ersteren durch den Verein weiter beigebracht wird, in der Art in den Verzeichnissen getrennt zu halten und durch die Etiquetten auszuzeichnen, dass die Ausscheidung des einen und des andern Theils ohne Schwierigkeit möglich wird.

4) Die für den Verein eingehenden oder aus Vereinsmitteln angeschafften Naturalien werden in ein besonderes Buch eingetragen, die der Sammlung einverleibten Gegenstände mit einer besonderen Etiquette versehen und in die Verzeichnisse der Vereins-Sammlung eingeschrieben.

5) Was nach der Uebernahme (§. 11) im Lauf der Zeit weiter abgängig wird, ist in ein Abgangs-Tagbuch mit Angabe des Grundes des Abgangs nach fortlaufenden Nummern einzutragen, und zwar je von den beiden Theilen der Sammlung getrennt. Das Gleiche gilt von den Mobilien.

6) Jeder Conservator hat jedes Jahr über die bei seiner Abtheilung verwendeten Materialien eine specificirte Rechnung einzuliefern und über deren Verwendung Rechenschaft abzulegen. Ueber den von der Central-

stelle überlassenen Etatssatz wird dagegen besondere Rechnung geführt; beide Rechnungen werden der Centralstelle vorgelegt.

7) Die für die Sammlung eingegangenen Geschenke werden in ein besonderes Buch eingetragen und vor der Einreihung mit dem Namen des Gebers bezeichnet, ausserdem werden die Namen Derjenigen, welche sich besondere Verdienste um die Sammlung erworben haben, auf eine in der Sammlung aufgestellte Ehrentafel verzeichnet.

8) Jeder Conservator erhält einen Schlüssel für das Gebäude und für die verschliessbaren Mobilien.

Bestimmungen über den Besuch der vaterländischen Naturalien-Sammlung in dem Versuchsgarten der K. Centralstelle.

(Müssen in einem Plakat an die Gartenthüre und an das Gebäude angeschlagen werden.)

1) Die vaterländische Naturalien-Sammlung ist in den Sommer-Monaten vom 1. Mai bis Ende Oktober jeden Mittwoch und Samstag von 2 bis 4 Uhr Nachmittags dem Zutritt des Publikums geöffnet.

2) Die Besuchenden werden sich nach den in dem Lokal angeschlagenen Regeln verhalten und werden in vorkommenden Fällen von dem aufgestellten Diener in höflicher Weise auf diese Regeln aufmerksam gemacht.

3) Die Mitglieder des Vereins für vaterländische Naturkunde haben am Dienstag und Freitag zu denselben Stunden Zutritt gegen Vorzeigen der neuesten Quittung des Kassiers für den Jahresbeitrag, welche ihnen als beständige Einlasskarte dient; auch haben sie das Recht, Fremde einzuführen.

4) An Festtagen ist die Sammlung geschlossen.

5) Kinder werden nur unter Aufsicht von Erwachsenen zugelassen.

6) Der Eingang ist an der Hauptstrasse nach Berg unterhalb des Königsbads.

Verhaltungsregeln während des Besuches der vaterländischen Naturalien-Sammlung.

(Anschlag innerhalb des Lokals.)

1) Es soll Nichts berührt werden.
2) Schirme, Stöcke und Seitengewehr sind beim Eintritt abzugeben.
3) Hunde dürfen nicht eingeführt werden.
4) Das Tabackrauchen ist nicht gestattet.

Dienst-Instruction für den Diener der vaterländischen Naturalien-Sammlung.

1) Der Diener muss an den Tagen, wo die Sammlungen dem Besuch geöffnet sind, und während der Arbeiten der Conservatoren an-

wesend sein, und darf sich ohne Erlaubniss der Beamten nicht aus dem Gebäude entfernen.

2) Zu der festgesetzten Besuchszeit für das grössere Publikum, wie für Mitglieder des Vereins hat er pünktlich einzutreffen, die Besuchenden herumzuführen, auf Einhaltung der bestehenden Vorschriften zu sehen und in vorkommenden Fällen mit Höflichkeit, aber auch Bestimmtheit auf diese Vorschriften aufmerksam zu machen. Ist aber während dieser Zeit Niemand anwesend, so hat er sich mit den ihm unter §. 4 vorgeschriebenen Arbeiten zu beschäftigen.

3) Ohne die Erlaubniss eines anwesenden Conservators darf er nie einen Kasten oder Behälter der Sammlungsstücke öffnen, noch auch zu einer andern als der festgesetzten Zeit ohne Erlaubniss eines Conservators oder eines Beamten des Vereins Besuche in die Sammlung führen.

4) Zu seiner weiteren Dienstobliegenheit gehören:

a) Die Reinhaltung der Umgebung des Gebäudes.

b) Die sorgfältige Reinigung der innern Räume desselben und sämmtlicher Mobilien, welche zur Aufbewahrung der Sammlung dienen. (Bei einer allgemeinen Hauptreinigung der Böden, Thüren, Fenster und Läden wird ihm das erforderliche Personal zur Beihülfe gegeben.)

c) Das Lüften der Lokale an allen den Tagen, wo er in der Sammlung anwesend sein muss.

d) Das Reinigen der Sammlungsstücke selbst, nämlich Abstäuben der Säugethiere und Vögel, Waschen von Mineralien, Petrefacten u. s. w.

e) Das Ausführen kleinerer Schreiner-Arbeiten.

f) Das Verfertigen von Pappkapseln, Zukleben von Insectenkästchen, Aufkleben von Etiquetten u. s. w.

5) Insbesondere aber hat er die Conservatoren durch alle erforderliche Handleistungen zu unterstützen und solange in den Räumen anwesend zu bleiben, als es von ihnen verlangt wird, sowie auch in dringenden Fällen zu andern als den vorgeschriebenen Stunden zu erscheinen.

6) In jeder Woche hat er einmal bei den Conservatoren sich zu melden und die erhaltenen Aufträge pünktlich und ungesäumt zu besorgen.

7) Bei den in den Räumen vorkommenden Handwerksarbeiten hat er die Handwerker in das Lokal einzuführen und diese, solange sie anwesend sind, zu beaufsichtigen.

8) Er ist dafür verantwortlich, dass das ganze Lokal nach jedem Oeffnen pünktlich geschlossen und vor Feuer und Licht bewahrt wird; sowie es überhaupt seine Pflicht ist, das Eigenthum und den Nutzen der Sammlung zu wahren und jeden Schaden an Gebäuden, Mobilien und den Sammlungen mit aller Aufmerksamkeit zu verhüten, und etwa bemerkten Schaden oder Gefährdung sogleich zur Anzeige zu bringen.

Mit dem nachstehenden Erlass der Centralstelle für die Landwirthschaft vom 26. Oktober erfolgte nun die endgültige Genehmigung der Modalitäten, unter denen die Sammlungen vaterländischer Naturprodukte an den Verein für vaterländische Naturkunde übergehen sollten, sowie der Instructionen, Statuten, Reglements etc., nachdem zuvor schon Seitens der Centralstelle erwiedert worden war, dass

ad 1) der vorgelegten Wünsche (S. 12) der Gartenaufseher den erforderlichen Auftrag erhalten werde,

ad 3) dem Gesuche insoweit stattgegeben werde, als nicht der Raum durch die von der Centralstelle aufzustellenden Geräthschaften besetzt werde.

Die Centralstelle für die Landwirthschaft an den Ausschuss des Vereins für vaterländische Naturkunde in Stuttgart.

Nach Empfang der gefälligen Zuschrift vom 20. August, betreffend die Uebernahme der Verwaltung der vaterländischen Naturalien-Sammlung durch den jenseitigen Verein, haben wir die uns mitgetheilten Entwürfe von Bestimmungen über den Besuch der Sammlung und von Instructionen für die Conservatoren und den aufzustellenden Diener — durch einen Sachverständigen begutachten lassen, und ertheilen nun Demselben auf den Grund der §§. 8—10 des Verwaltungs-Statuts mit nachfolgenden Bemerkungen unsere Genehmigung.

Was zunächst die Bestimmungen über den Besuch der Naturalien-Sammlung betrifft, so setzen wir voraus, dass, wenn ein Interessent ausnahmsweise die Sammlung zu einer andern, als zu der in Ziffer 1 festgesetzten Jahres- und Tageszeit zu besichtigen wünscht, es nur geeigneter Bescheinigung dieses Interesses bei den Conservatoren, beziehungsweise dem Vereins-Vorstand bedürfen wird, um demselben den Eintritt in die Sammlung zu verschaffen. — Bei Ziffer 2 der diesem Entwurf angehängten Verhaltungsregeln während des Besuchs der Sammlung wird statt: „Schirme, Stöcke und Seitengewehr" gesetzt werden können: „Schirme, Stöcke u. s. f., auch Seitengewehr."

Der Instruction für die Conservatoren ist, gemäss dem §. 8 des Verwaltungs-Statuts, am Ende der Ziffer 1 anzufügen:

„Für die getreue und gewissenhafte Verwaltung ihres Berufs sind sie der Centralstelle, gleich andern öffentlichen Dienern, verantwortlich, und haben deren Weisungen und Anordnungen genau zu befolgen";

ebenso ist bei Ziffer 5 der Instruction für die Conservatoren am Schluss fortzufahren:

„Beide Abgangs-Tagebücher sind mit den Rechnungen (Ziffer 6) der Centralstelle zur Einsicht vorzulegen."

Was endlich die Instruction für den Vereins-Diener betrifft, so ist dieser als Punkt 9 beizusetzen:

> Wie der Vereins-Diener als solcher bei seiner Anstellung durch den Verein von der Centralstelle bestätigt wird, so ist derselbe auch dieser Stelle für die getreue und gewissenhafte Versehung seines Dienstes, gleich andern öffentlichen Dienern, verantwortlich.

Im Uebrigen haben wir zu diesem Entwurf die Bemerkung zu machen, wie nach demselben die Obliegenheiten des Dieners so ausgedehnt sind, dass wir dem von Herrn Professor Plieninger, Namens des Vereins-Ausschusses in unserer Sitzung vom 8. August gestellten Antrag, auf Bestellung des Aufwärters der Centralstelle, Flux, zum Vereins-Diener unmöglich entsprechen können, weil die ihm zugedachten Geschäfte sich mit seinem Hauptberuf nicht vereinigen liessen. Wir haben daher dem Ausschuss die Bestellung eines andern Dieners anheimzugeben, und sehen diesfälligen Anträgen entgegen.

In dem jenseitigen Schreiben vom 20. August wurde zugleich die Anzeige gemacht, dass der Ausschuss die Herren Professor Dr. Krauss, Hofrath Sauceröt, Kanzleirath v. Martens, Professor Dr. Kurr und Apotheker Weissmann zu Conservatoren der Naturalien-Sammlung bestellt hat. Wir bestätigen hiemit diese Wahl, und behalten uns vor, die genannten Herren demnächst auf unsere Kanzlei (Legionskaserne) einzuladen, um sie gemäss dem § 8 des Verwaltungs-Statuts in Pflichten zu nehmen. Zugleich benachrichtigen wir den Ausschuss, dass von uns Herr Professor Fleischer in Hohenheim zum Commissär unserer Stelle ernannt worden ist, mit welchem sich die Conservatoren bei Revision und Sichtung der Naturalien-Sammlung ins Benehmen setzen werden, um hienach über die Ausscheidung der verdorbenen, unbrauchbaren oder sonst werthlosen Gegenstände definitiv zu erkennen, und sofort die Uebergabe der letzteren und die Entwerfung eines Catalogen vorzubereiten.

Endlich bemerken wir noch, dass wir auf den von Herrn Professor Plieninger, Namens des Vereins mündlich vorgetragenen Wunsch das Königl. Ministerium des Innern um Erläuterung des §. 3 des Verwaltungs-Statuts angegangen haben, und dass dasselbe durch Erlass vom 21. d. M. die Ansicht bestätigt hat, welche wir in dem, dem Ausschuss bereits mitgetheilten Protokoll-Auszug über die Verhandlungen unseres Collegiums vom 8. August niedergelegt haben, und die dahin lautet:

> „dass für einen entstehenden Schaden nur das Gesellschafts-Ver-
> „mögen einschliesslich der von den einzelnen Mitgliedern statuten-
> „mässig zu leistenden Beiträge in Anspruch genommen werden
> „könne; wobei es sich von selbst verstehe, dass, wie die ein-
> „zelnen Organe, so auch die einzelnen Mitglieder des Vereins
> „für jeden durch ihr eigenes Verschulden entstehenden Schaden
> „mit ihrem eigenen Vermögen zu haften haben."

Es wäre daher auch dieser Punkt nunmehr erledigt.

Nachdem die Naturalien-Sammlung revidirt und gesichtet, auch ein Catalog darüber gefertigt sein wird, sehen wir einer Anzeige hierüber entgegen, um sofort die förmliche Uebergabe der Sammlung einleiten zu können.

Womit etc.

Stuttgart, den 26. Oktober 1850.

Sautter.

Die in vorstehendem Erlass erwähnte Verpflichtung der Conservatoren ist sofort am 25. November 1850 vor sich gegangen.

* * *

Dem vorstehenden aktenmässigen Berichte erlaubt sich der Berichterstatter im Namen des Ausschusses noch Folgendes anzureihen.

Es wird den verehrlichen Vereinsmitgliedern nicht entgehen und keines Beweises bedürfen, welchen Werth die Uebernahme der Sammlung vaterländischer Naturprodukte für die Zwecke des Vereins haben wird. Wenn der Verein in den ersten Jahren seines Bestehens Anstand nehmen musste, eine Sammlung von Naturprodukten anzulegen, so geschah diess aus dem selbstverständlichen Grunde, weil er dazu noch keine Mittel besass. Die Gewinnung eines Lokals für die Aufstellung, die Anschaffung der für die Beschauung und Benützung der Naturprodukte dienenden Geräthschaften und Mobilien, mitunter auch der Ankauf von wichtigen Naturalien, die ohne dieses Geldopfer, wie so manche bisher, ins Ausland wandern würden (conf. §. 3 der organischen Bestimmungen), erfordern Geldmittel, die dem Verein bisher nicht zu Gebot standen.

Aus diesem Grunde war es bis daher das Bestreben des Ausschusses gewesen, die Geldmittel, welche von den nur aus den Beiträgen (Aktien) der Vereinsmitglieder bestehenden jährlichen Zuflüssen über die laufenden Kosten (für die den Mitgliedern gratis zugesendeten Jahreshefte, und die an und für sich unbedeutenden Auslagen an Porti, Büreaukosten, Anzeigen etc.) übrig bleiben, in einer Art zusammenzuhalten und verzinslich (s. die jährlichen Berichte des Kassiers) anzulegen, dass mit der Zeit ein, der Anlegung oder Unterhaltung einer vaterländischen Naturalien-Sammlung gewachsener „Reserve-

fonds" damit gewonnen wurde. Dieser Reservefonds beträgt nun circa 3000 fl.

Er würde derzeit noch nicht hinreichen, um ein eigenes Lokal, wie wünschenswerth auch ein solches in der Stadt selbst wäre, zu gewinnen. Ein gemiethetes würde wegen der Unzuverlässigkeit eines dauernden Besitzes ohnediess nie räthlich erscheinen, wenn auch die Interessen des Reservefonds für den Anfang zu Gewinnung eines Miethlokals hinreichten, was jedoch nicht der Fall wäre.

Ein solches Lokal, das rücksichtlich der Räumlichkeit und voraussichtlich auch der Ungestörtheit der Verwendung für einen ebenso gemeinnützigen als uneigennützigen Zweck, wie der unsrige, ganz geeignet erscheint, ist uns nun durch die Uebernahme der fraglichen Sammlung gegeben, und wenn seine grössere Entfernung von der Stadt auch nicht gerade der Bequemlichkeit der Beschauer und der Benützer, wie der, auch dieses wie noch manch anderes Opfer bringenden Conservatoren entspricht, so dürfen wir uns darüber damit trösten, dass wir nun eben ein sonst vollkommen genügendes Lokal haben, was wir bis daher nicht hatten und auf andere Weise noch lange nicht haben würden.

Dazu kommt der wesentliche und gewiss hoch anzuschlagende Vortheil, dass mit dieser bereits vorhandenen und in einem hohen Grad der Vollständigkeit vorhandenen Sammlung vaterländischer Naturprodukte eine Grundlage gegeben ist, auf der wir getrost weiter bauen können, statt dass der Verein im andern Fall erst von Neuem hätte beginnen und sich sogar dem Vorwurf aussetzen müssen, durch die Anlegung einer zweiten Sammlung vaterländischer Naturprodukte neben einer bereits vorhandenen die Vereinsmittel unnöthig zu zersplittern.

Bei dem Eingangs geschilderten Umstand, dass die hohe Centralstelle für die Landwirthschaft durch ihre veränderte Organisation in den letzten Jahren sich nicht mehr, wie früher, im Stande sah, die fragliche Sammlung zu unterhalten und zu vermehren, indem die ihr vom Staate anvertrauten Mittel andern gemeinnützigen, unmittelbarer in das Leben der Landwirthschaft eingreifenden Zwecken dienen mussten, empfiehlt sich die Ueber-

nahme der Sammlungen von unserer Seite auch noch weiter dadurch, dass die Sorge für dieselben nun in die Hände sachverständiger Kräfte gelegt ist, denen es darum zu thun ist, mit Unterhaltung und Vermehrung dieser Sammlungen ebenso der Wissenschaft wie der Praxis zu dienen und ganz in der Richtung des von unserem Vereine selbstgewählten Berufs (organische Bestimmungen §. 4) beide Zwecke auf gleiche Weise zu erreichen.

Dass die fragliche Sammlung dem Verein nur „anvertraut", demselben nicht als Eigenthum zugesprochen ist, wird diesen Zweck auf keine Weise stören. Ein Verein von Männern, welche sich ein gemeinnütziges Wirken vorgesetzt haben, kann ebendesswegen, weil er gemeinnützig wirkt, nichts für sich selbst, nichts für seine eigenen Interessen und daher auch keinen eigenen Besitz wünschen. Er wirkt für öffentliche Zwecke und was er schafft, erwirbt und zu Stande bringt, soll Gemeingut sein und Gemeingut werden. Zudem ist dem Verein die Benützung der Sammlung für seine wissenschaftlichen und praktischen Zwecke auf die Dauer seiner, wie wir allen Grund zu hoffen haben, keineswegs prekären Existenz gesichert und wenn seine Auflösung, wie die aller menschlichen Unternehmungen, mit der Zeit eintritt, so hat er ja selbst laut §. 26 der organischen Bestimmungen über seine „Errungenschaften" in demselben Sinne im Voraus disponirt, in welchem ihm auch die Sammlungen als „öffentliches Eigenthum" nur anvertraut sind.

Und so werden denn auch die in dem „Statut" enthaltenen mancherlei Bestimmungen, welche für nichts anderes, als die bei einer Uebergabe irgend eines Besitzthums in die „Verwaltung einer fremden Hand" üblichen und unvermeidlichen Rechtsförmlichkeiten anzusehen sind, nach der Ansicht des Ausschusses keineswegs geeignet sein, Zweifel und Besorgnisse zu erregen, noch wird auch die Bestimmung des letzten Paragraphen, welche die „Möglichkeit" einer Entziehung des Lokals von Seiten der Königl. Regierung betrifft, eine Quelle der Befürchtung sein können, indem wir sicher sein dürfen, dass eine erleuchtete Regierung nie gemeint sein wird, wenn unsere Leistungen sich erprobt haben werden, eine gemeinnützige, für öffentliche Zwecke bestimmte und mit unsern Privatmitteln unterhaltene und geför-

derte Anstalt aufs Spiel zu setzen, ohne dass sie dieselbe auf anderweitige entsprechende Weise vor dem Zerfall und dem Zugrundegehen zu sichern Bedacht nehmen würde.

Auf der Generalversammlung unseres Vereins in Ulm am 2. Mai 1849 wurde (s. Jahreshefte V. Jahrg. S. 145) der Beschluss verkündet und bestätigt, dass der Ausschuss von nun an zu Anlegung einer Sammlung vaterländischer Naturprodukte beauftragt sei.

Der Grund zu diesem Beschluss war durch den Umstand gelegt, dass dem Ausschuss die schätzbarsten Anerbietungen von einer grossen Zahl von Mitgliedern zugekommen waren, Beiträge zu liefern, sobald der Verein in den Fall kommen würde, vaterländische Naturprodukte aufzustellen.

Da nun durch die Uebernahme der bestehenden Sammlung vaterländischer Naturprodukte Seitens des Vereins dieser Fall eingetreten und durch die Generalversammlung vom 18. August d. J. die entsprechenden Mittel zur Aufstellung verwilligt sind, so erlaubt sich der Ausschuss an alle Sammler im Vaterlande, und zunächst an die Vereinsmitglieder, die ergebenste Bitte, dass sie nunmehr Beiträge für diese Sammlung liefern möchten. Jeder Beitrag wird, wie oben bestimmt ist, in ein eigenes Buch eingetragen, in den Jahresheften erwähnt und das Eingesandte mit dem Namen des Stifters bezeichnet werden.

Es sind demnach vaterländische Naturalien an im Freien vorkommenden Thieren, wildwachsenden Pflanzen, an Mineralien, Petrefacten und geognostischen Handstücken eines grösseren Formats (een 4—5″ lang, 3—4″ breit), welche willkommen sind.

Unter diesen vaterländischen Naturprodukten dürfen wir nichts ausschliessen, da bei einem naturhistorischen Kabinet auch selbst das Gewöhnliche und häufig Vorkommende zur Ergänzung und zum Ersatz abgängiger oder unvollkommener, einstweilen nur Behufs lückenloser Repräsentation aufgenommener Stücke dient, und namentlich auch Doubletten, zumal in einer Sammlung aus einem bestimmt umschriebenen Bereiche, wie unser württembergisches Vaterland, desswegen von Werth sind, weil jede Doublette meistens wieder besondere Eigenthümlichkeiten

und Merkmale darbietet, wodurch auch sogar in einer Reihe von Doubletten immer das eine Stück die übrigen ergänzt.

Insbesondere aber dürfen wir die Sammler im Vaterlande auf solche Gegenstände aufmerksam machen, welche entweder an und für sich, oder durch besondere Vorzüge des Stücks, oder durch ihr nur an bestimmte Orte oder Gegenden gebundenes Vorkommen seltener sind. Dass die genaue Angabe des Fundorts überall nöthig ist, braucht kaum erwähnt zu werden.

Unter den Säugethieren sind besonders zu nennen: die Nagethiere (alle Mausarten) und die kleinen Insectenfresser, wie die Spitzmäuse, die Fledermäuse; ferner Exemplare auch von anderen Thieren, die durch ungewöhnliche oder von der Jahreszeit abhängige Färbung, oder durch ungewöhnliche oder neue Merkmale, oder als Varietät merkwürdiger erscheinen.

Unter den Vögeln die seltener vorkommenden, insbesondere unter den Strich- und Zugvögeln; die Sumpf- und Wasservögel, die seltener vorkommenden Raubvögel; ferner die nach Jahreszeit oder nach Geschlecht und Alter eine verschiedene Färbung oder Zeichnung darbietenden, und ebenso die durch Varietäten und abweichende Merkmale wichtigeren; sodann Beiträge zu der Eiersammlung.

Unter den Reptilien gleichfalls die selten vorkommenden oder die variirenden, insbesondere die Giftschlangen, die Tritonen.

Unter den Fischen die durch ungewöhnliches oder seltenes Vorkommen oder Abweichungen bemerklichen.

Unter den Insecten, Anneliden, Weichthieren, gleichfalls die seltenen oder an bestimmte Orte gebundenen.

Unter den Pflanzen die in der Württembergischen Flora und ihren Nachträgen entweder an und für sich noch nicht aufgeführten, oder an Fundorten vorkommenden phanerogamischen, wildwachsenden Pflanzen, welche dort noch nicht aufgeführt sind; sodann die sämmtlichen cryptogamischen Gewächse.

Unter den Gebirgsarten und Mineralien die bis jetzt noch minder bekannten oder durch ihr Vorkommen merkwürdigen. Bei den Gebirgsarten wird die Angabe der Schichtenfolge als erstes Erforderniss und wo immer möglich Handstücke gewünscht, welche Petrefacte enthalten.

Ueber die Negersklaverei

in den

Vereinigten Staaten und in Texas.

Die zwei großen Schattenseiten der amerikanischen Freistaaten sind die Negersklaverei und die unbarmherzige Vertilgung der Indianerstämme. Erstere wurde den Amerikanern von der Handelspolitik Englands aufgedrungen, letztere ist eine nothwendige Folge ihrer fortschreitenden Civilisation. — Was die Aufhebung der Sklaverei betrifft, so thun der Pascha von Aegypten, die Franzosen in Algier und die Engländer in Bengalen mehr für sie, als die Abolitionisten von Neu-England und Neu-York, welche merh auf Auflösung der Union hinstreben — die ihren Kandidaten die Aussicht auf die Präsidentenstelle des Nordens gewährt — als auf politische Gleichheit zwischen den Weißen und Schwarzen. Letztere ist in der That eine Chimäre, durch das Elend der freien Neger im Norden hinlänglich widerlegt, und zwischen zwei gänzlich verschiedenen Racen, wovon die eine aus dem hochcivilisirten, sich selbst über alles liebenden England, die andere aus den barbarischen Sklavenstaaten Afrika's stammt, gar nicht denkbar. Das Daseyn der Sklaven im südlichen und südwestlichen Gebiete der Union ist die unerläßliche Bedingung ihrer Civilisation. Denn die pestartigen, jährlich wiederkehrenden Fieber, welche den einheimischen wie den einwandernden Weißen auf gleiche Weise gefährlich sind, machen ihren Anbau durch Europäer schlechterdings unmöglich, und der hohe Preis aller Lebensmittel und das Klima selbst weisen

Unter den Petrefacten sind alle Vorkommnisse erwünscht, vorzugsweise aber die neuen, seltenen, durch Vollständigkeit und gute Erhaltung ausgezeichneten.

Im Uebrigen bleibt den Männern vom Fach, wie sich von selbst versteht, überlassen, dass sie die richtige Auswahl unter dem von selbst treffen, was sie für unsere vaterländische Sammlung geeignet finden. Diejenigen namentlich, welche etwa beabsichtigen würden, die Vereinssammlung mit grösseren Reihen ihrer Doubletten zu bedenken, würden wir ersuchen, uns bald gefällige vorläufige Nachricht zu ertheilen, um gerade in der ersten Zeit der Anordnung und neuen Aufstellung, welche nöthig werden wird, eine vorausgehende Berechnung des erforderlichen Raumes anstellen zu können.

Schliesslich ist noch beizufügen, was bereits in unsern Jahresheften mitgetheilt worden (Jahrg. I. S. 7. Jahrg. V. S. 224), dass den Einsendern, welche mitunter auch die wissenschaftliche Bestimmung ihnen unbekannter Stücke wünschen, diejenigen, die sie als solche bezeichnen, mit der Bestimmung wieder zugesendet werden sollen.

Auch dürfen wir rücksichtlich des „Verkehrs unter den Vereinsmitgliedern“ auf §. 8 unserer organischen Bestimmungen aufs Neue hinweisen, wonach dem Ausschuss die Einsendung von Berichten, Anzeigen und Notizen Behufs der Mittheilung in unsern Jahresheften ebenso, wie die Einsendung von Naturalien selbst, gleich willkommen sein wird.

Die Einsendung schriftlicher Mittheilungen oder der Naturalbeiträge für die Sammlungen kann entweder an jedes der jeweiligen in Stuttgart wohnenden Organe des Vereins, den Vorstand, die Ausschussmitglieder, die Mitglieder der Redaktions-Commission, die Conservatoren, oder unter der allgemeinen Adresse: „An den württembergischen naturwissenschaftlichen Verein in Stuttgart“ geschehen.

II. Abhandlungen.

1. Berichtigung einer Angabe Cuviers*) über einen Narwhalschädel des Stuttgarter Naturalienkabinets, an welchem beide Stosszähne aus den Zahnhöhlen hervorragen sollen.

Von Dr. G. Jäger.

(Mit Abbildung auf Tafel I.)

Es mag hier voraus mit Cuviers Worten l. c. daran erinnert werden, dass jeder Zwischenkieferknochen**) einen nach vornen gerichteten Zahn enthält; aber bei dem Weibchen bleiben beide Zähne in der Regel in der Zahnhöhle verschlossen: bei dem Männchen kommt gewöhnlich nur einer zum Vorschein und zwar meistens der linke, der bis zu einer Länge von 9—10 Fuss fortwächst. Bisweilen sieht man auch Weibchen, bei welchen einer der Zähne aus der Zahnhöhle hervorgetreten ist und männliche Thiere, bei welchen beide Zähne aus ihren Zahnhöhlen hervorstehen. Ein Exemplar der Art, das 1684 erlegt

*) Ossemens fossiles Tom. V. P. 1. pag. 327. Note.

**) Nach Rapp Cetaceen pag. 46 sitzt der Zahn in dem Oberkieferknochen, nach Owen Odontography p. 318, vielmehr in der Verbindung des Zwischenkiefer und Oberkiefer-Knochens. An dem Stuttgarter Schädel eines alten Thieres bildet der Oberkieferknochen nach innen eine nur 1 bis 1½" dicke Wand, welche von den Zwischenkieferknochen bedeckt ist, ohne dass dieser mit dem Stosszahn in unmittelbare Berührung kommt, als an einzelnen Stellen, an welcher die dünne Platte des Oberkieferknochens resorbirt oder beschädigt ist.

und nach Hamburg gebracht wurde; ist von Anderson beschrieben. Klein *) hat davon gleichfalls eine Beschreibung und Abbildung mitgetheilt, und Cuvier glaubt, dass es dasselbe Exemplar sei, das er 1811 in Hamburg gesehen habe. Ein zweites Exemplar führt Cuvier aus der Sammlung von Froriep in Weimar an, das von Albers**) abgebildet worden sei. Albers bemerkt am angeführten Orte: „Equidem novi hucusque novem tantum delineationes cranioram Narwhalis, duobus dentibus *exsertis*, und zwar führt er als dritte ihm bekannte Abbildung die von Reisel***) an, welche das im Stuttgarter Naturalienkabinet befindliche Exemplar betrifft, das aber ebenso wenig zu den Narwhalschädeln dentibus *exsertis* gehört, als das von Tychonius †) beschriebene indem Tychon, so wie früher Reisel von dem zweiten (rechten) Zahne bemerkt, dass er im Kiefer verborgen und nur 9 Zoll lang gewesen sei. Mit dem fünften von Albers angeführten Beispiele in Rödings Sammlung in Hamburg fällt das erste von Wintersteen abgebildete und von Klein l. c. angeführte, sowie das zweite von Happelius ††), unter dem Namen das Hamburgische Wunderhorn beschriebene und abgebildete, und ohne Zweifel auch das sechste und siebente Exemplar zusammen, wie dies schon Blumenbach nach Albers Angabe pag. 11 bemerkte. Die Abbildungen von Home, welche Albers als das achte und neunte Beispiel von Narwhalschädeln duobus dentibus *exsertis*, anführt, gehören ebenso wenig hieher, als die von Reisel und Tychonius. Es reduciren sich also, wie es scheint die von Albers angeführten Exemplare mit zwei hervorstehenden Stosszähnen auf das in Hamburg aufbewahrte und das in der Froriep'schen Sammlung in Weimar befindliche von Albers abgebildete Exemplar, über welches er jedoch nichts weiter bemerkt, als „est autem hocce caput notatu dignum et propter cranii ossa nondum coalita

*) Historia Piscium Additiones pag. 81. Tab. III.
**) Icones ad illustrandam Anatomen comparatam Tab. II. VII. pag. 9.
***) Ephemerides Nat. Cur. 1700, p. 351.
†) Monoceros piscis haud monoceros Hafniae 1706.
††) Relationes curiosae Hamburg 1681—1690. Tom. IV. pag. 629.

et propter dentes duos exsertos, quorum dexter minor est sinistro. Ob nun in diesem jungen Exemplar wirklich der zweite (rechte) Stosszahn nicht künstlich eingesetzt sei, muss die genauere Untersuchung lehren, da bei diesem eine solche Fälschung doch leichter auszuführen gewesen sein würde, als bei den zwei Schädeln erwachsener Thiere in Hamburg und Koppenhagen, bei welchen Rapp a. a. O. pag. 47 vermuthet, dass der gleichfalls hervorstehende rechte Zahn künstlich eingesetzt sei, indem seine spiralförmigen Windungen ebenso nach links verlaufen, wie an dem normalen linken Zahn. Dasselbe bemerkt Owen*) von einem in der Sammlung von J. Brookes befindlichen Exemplar mit zwei langen hervorragenden Zähnen, von welchen der rechte unzweifelhaft künstlich eingekittet sei. Ob dasselbe bei den in dem Museum zu Kopenhagen befindlichen Schädeln mit zwei hervorstehenden Zähnen der Fall sei, darüber werden wir wohl in der Fortsetzung des Werks von Eschricht**) belehrt werden.

Die von Reisel geäusserte Meinung, dass der unentwickelte in der rechten Zahnhöhle befindliche Zahn bestimmt sei, bei Verlust des linken hervorstehenden Zahns sich als Ersatzzahn zu entwickeln, ist, so viel mir bekannt, durch keine Beobachtung bestätigt. Einigermaassen spricht der von Reisel selbst beschriebene Schädel des hiesigen Kabinets dagegen, sofern von dem (linken) Stosszahn wohl etwa die Hälfte abgebrochen und er also bei einer Länge von nur 3′ 8″ über seiner Wurzel für seine Function als Waffe weniger mehr brauchbar war, wodurch vielleicht das Ausfallen desselben hätte veranlasst werden können. Die Länge der in der Zahnhöhle steckenden Wurzel dieses Zahns beträgt in Uebereinstimmung mit Reisels Angabe 1′ 2″. In Betreff des kleineren Zahns bemerkt er: in der rechten durch einen Bruch der oberen Wandung geöffneten Zahnhöhle befindet sich ein kleiner über 8″ langer Zahn. Er gibt nun nicht blos von diesem, sondern auch von einem ihm von einem Freunde geschenkten einzelnen solchen Zahn von 8″ Länge eine Abbildung in natürlicher Grösse, und folgende Beschreibung:

*) Odontography pag. 350.

**) Zoologisch-anatomisch-physiologische Untersuchungen über die nordischen Walthiere. Leipzig 1849.

„Hic igitur meus deus basin seu coronam (quam die Kron vocant in cornibus cervinis) habet cirratam cum umbilico aspero, vel veluti quoddam praeputium retractum et corrugatum cum glande nuda et perforata excurrit per strias quasdam rectas non spirales usque in medium, hinc ascendit laevigato parum et hinc inde scabro scapo usque in apicem, qui laminis aliquot distincte se prodentibus exasperatur tandem nodulo seu capitulo quodam." Als ich im Jahr 1817 die Aufsicht über das königl. Naturalienkabinet übernahm, war zwar der von Reisel beschriebene Schädel und der in der linken Alveole steckende abgebrochene Stosszahn vorhanden, aber der in die geöffnete rechte Alveole gehörige abortive Stosszahn fand sich nirgends vor. Inzwischen kam im Juni 1819 mit der Sammlung des Prof. Storr ein solcher kleiner Zahn an das königl. Naturalienkabinet, der unter Nro. 22, pag. 323 des im Jahr 1777 gedruckten Catalogs der Pasquay'schen Sammlung, welche die Grundlage der Storr'schen Sammlung bildete, als der zweite Zahn des Narwhals 7″ lang bezeichnet ist, unter Hinweisung auf pag. 33 des dritten Theils der neuen gesellschaftlichen Erzählungen, welche ich nicht zur Hand bringen konnte. Ich hatte indess diese Angabe des Pasquay'schen Catalogs nicht beachtet, da Prof. Storr dem Exemplar eine Etikette mit der folgenden, seine Beschaffenheit selbst genau bezeichnenden Beschreibung beigelegt hatte: Ursi arcti Os Penis subrectum basi faciecula glabra oblique umbilicata praeditum extrorsum attenuatum versus basin angulato striatum ad apicem scabrum, terminatum in apopharin tuberculato subramosam, apicibus tuberculorum subtusis, wie dies die vergrösserte Spitze Tab. I. Fig. 2 deutlich zeigt. Da jedoch kein Zweifel darüber sein konnte, dass das fragliche Exemplar das Os Penis eines Bären nicht sei und bei einiger Aehnlichkeit der Form mit der des einfachen Geweihs (Stange) eines jungen Hirschs (Spiesers) denn doch die Dichtheit und Schwere der Substanz, dieser Annahme entgegen war, so gewann die Bezeichnung des Pasquay'schen Catalogs an Wahrscheinlichkeit, zumal durch die Uebereinstimmung der Beschaffenheit des Exemplars mit der Beschreibung Owens l. c. pag. 349: „The smal abortive tusk of the right side of the male Narwhal has a few ligt longitudinal

indentations on its basal half and is smooth on the rest of its exterior; it is solid and closed generally by a bulbous accumulation of cement at its base: the apex is truncated with a rough prominence from its centre; the ordinary length is betwaeen 8 and 9 inches. *)

Owen bemerkt dabei, dass die zwei verborgenen Zähne des weiblichen Narwhals von ähnlicher Grösse und Form seien. In den von Owen l. c. Tab. 87 mitgetheilten Abbildungen, welche nur in kleinerem Maasstabe den von Home auf der 7. Tafel der Philophical-Transactions vom J. 1813, pag. 130 und in den Lectures of comparative Anatomy. Tom. II. 1814. Tab. 42 entsprechen, sind indess die abortiven Stosszähne des weiblichen und der rechte abortive Zahn des männlichen Schädels bei der Kleinheit der Figur zu spitzig und ohne Andeutung der kleinen Erhöhungen an der Spitze dargestellt, während die Beschaffenheit des Baus kenntlich genug angegeben ist. Es schien mir daher nicht überflüssig, den kleinen Zahn der Pasquay-schen Sammlung in natürlicher Grösse zeichnen zu lassen; Tab. I. Fig. 1 indem ich ausser der von Reisel mitgetheilten etwas groben Abbildung seiner zwei kleinen Narwhalzähne keine genauere Abbildung derselben aufgefunden habe. Es wäre sogar nicht ganz unerwartet, dass dieser Pasquay'sche Zahn einer der von Reisel abgebildeten wäre, da er das in dem hiesigen Schädel befindlich gewesene l. c. Fig. XXIII. abgebildete Exemplar Reisels vollkommen deckt. In der Fig. 1 von Home in den Philos. Trans. und in den Lectures ist der rechte Zahn als der grössere gezeichnet, wohl nur aus Versehen des Zeichners, in der Abbildung in Owens Odontography aber dieses berichtigt. In beiderlei Darstellungen Homes ist der kleinere

*) Auch bei dem kleinen Zahne eines vollständigen Narwhalskelets des Tübinger Museums trifft diese Beschreibung, namentlich des vorderen Theils und der Spitze insbesondere zu, indess der noch in der Zahnhöhle enthaltene nicht vollständig sichtbare Zahn gegen sein hinteres Ende etwas nach innen und aufwärts gebogen zu sein scheint. Zugleich ist an diesem Schädel deutlich, dass die Wurzel des grösseren Zahns blos von dem Oberkieferknochen umgeben ist, auf welchem der Zwischenkieferknochen aufliegt.

Zahn als Milchzahn angegeben, und zum Theil auch in den Abbildungen von Owen vor der Spitze des kleineren Zahns des Männchens und der zwei kleinen Zähne des Weibchens ein offener Canal angedeutet, was besonders bei der Home'schen Bezeichnung der kleinen Zähne als Milchzähne, bereit um aus dem Kiefer hervorzutreten (ready to be protruded) die Meinung erregen könnte, dass dieser Canal immer vorhanden, oder längere Zeit offen sei. In dem hiesigen Exemplar ist die $9^1/_2$″ lange Höhle für diesen 8″ langen abortiven Zahn vollkommen geschlossen und ausschliesslich in dem Oberkieferknochen, dessen obere Platte allerdings dünn und unmittelbar von dem flachen Zwischenkieferknochen bedeckt ist. Home hat Fig. 2, l. c, den Längendurchschnitt eines solchen abortiven, oder nach ihm Milchzahns *) abbilden lassen, um zu zeigen, dass er dicht (solid), d. h. ohne Höhlung sei.

a) Die scheinbare kleine Oeffnung in der Mitte der glatten Basis des hiesigen kleinen Zahns ist blos eine oberflächliche Vertiefung, wenn sie gleich vielleicht früher die Mündung der Höhle des Zahns war. Von den drei grösseren Stosszähnen des hiesigen Kabinets konnte in den zu dem Schädel gehörigen im Ganzen 4′ 11″ langen abgebrochenen Stosszahn durch die vordere Oeffnung ein dünner Draht 4′ rückwärts eingeführt werden. Das Wurzelende des Zahns bildet eine 1″ tiefe conische Aushöhlung, an deren Spitze eine feine Oeffnung sich befindet, durch welche eine Sonde nur 6″ tief eindringt; so dass also der völlig solide Theil des Zahns nur 4″ beträgt.

b) An einem kürzlich durch gütige Vermittlung des Hrn. Dr. v. Barth aus Grönland erhaltenen Zahne, der nahe an seiner Spitze abgebrochen ist, und eine Länge von 7′ 4″ hat, konnte ein feiner Drath von der vorderen Mündung der Höhle des Zahns 7′, von der beinahe ausgefüllten Basis an, aber eine feine Sonde nur $^1/_2$″ tief eingeführt werden.

---

*) Die Bezeichnung Milchzahn scheint übrigens insofern nicht ganz richtig, als bis jetzt nicht nachgewiesen ist, dass die Stosszähne ausfallen und durch andere ersetzt werden, wie dies sonst Regel ist.

c) In die Wurzel eines vollständigen 8′ 1½″ langen Zahns in der Sammlung des Hrn. Dr. v. Gärtner in Calw drang eine Nadel nur 5½″ tief ein.

d) An einem dritten vollständigen Zahn von 7′ 2½″ Länge, ist die Wurzel noch ganz hohl, und es konnte durch sie ein Draht 2′ 9½″ tief eingeführt werden. Trotz der beträchtlichen Länge von d, die wohl nicht viel geringer als die ursprüngliche von b gewesen sein mag, ist anzunehmen, dass d einem merklich jüngeren Thiere zugehört habe. Es erscheint allerdings diese Ausfüllung der Höhle des Zahns durch Zahnsubstanz, wie sie auch bei den Zähnen von Physeter auf eine auffallende Weise eintritt, als ein merkwürdiger Process, durch welchen ohne Zweifel durch Obliteration der Gefässe der Zahn aus dem organischen Zusammenhange mit dem übrigen Körper gesetzt und daher auch eine neue Entwicklung des abortiven Zahns unmöglich wird, selbst bei einem bedeutenden Verlust der Masse und der nach dem Verlust der Spitze beschränkten Function des grösseren Zahns, für welchen Fall Reisel eine neue Entwicklung des in der Zahnhöhle verborgenen kleineren Zahns annahm. Owen vindicirt übrigens zuerst für unsern Landsmann Salomo Reisel die Priorität der gewöhnlich dem Tychnonius zugeschriebenen Entdeckung, dass nämlich in der einen Alveole ein unentwickelter Stosszahn sich finde, welcher nur durch die Aufschrift de Unicoren marino duplici, die Reisel seiner Abhandlung gab, eine entgegengesetzte Deutung von denen erhielt, welche seine Abhandlung selbst nicht gelesen hatten, und daher erklärt sich, dass Cuvier und sogar Albers die Beobachtung Reisels zu den Beobachtungen von zwei hervorstehenden Stosszähnen zählt, welche sich, wie oben aus einander gesetzt wurde, nur auf zwei überdies zweifelhafte Fälle zu reduciren scheinen. *)

*) Ich kann nicht umhin, hier an ein zweites Verdienst Salomo Reisels, der Leibarzt Herzog Eberhard Ludwigs war, zu erinnern, nämlich seiner Thätigkeit bei der im Jahr 1700 vorgenommenen erstmaligen bedeutenderen Ausgrabung fossiler Knochen in der Nähe von Canstatt, von welcher er in dem Oedipus osteo lithologicus seu disser-

Es ist zwar bei ziemlich vielen Säugethieren aus der Abtheilung der Dickhäuter und Cetaceen und dem Narwhal selbst nach Mulders Untersuchungen *) nachgewiesen, dass sie im Fötuszustande Zähne haben, welche bald ausfallen und nicht wieder ersetzt werden, aber die bei dem Narwhal bemerkte Eigenthümlichkeit des Zurückbleibens eines Zahns in unentwickeltem Zustande innerhalb seiner Zahnhöhle während des ganzen Lebens ist, so viel mir bekannt, ohne Beispiel in der Reihe der übrigen Säugethiere. Ein analoges Verhältniss findet indess in Absicht auf das Vorhandensein oder die Entwicklung der Brüste namentlich beim Menschen statt, sofern sie in der Regel bei dem Manne abortiv bleiben, jedoch mit einzelnen Ausnahmen von freiwillig oder durch Reizung veranlassten Entwicklung der Function, wenn auch nicht in gleichem Maasse auch der Form, indess die Entwicklung beider Brüste beim Weibe der Form und Function nach als Regel gilt. Dabei sind aber doch die Fälle auch nicht selten, in welchen die eine Brust grösser als die andere ist, oder nur die eine Milch absondert, oder auch das Produkt der Absonderung der einen Brust von dem der andern in Absicht auf Geschmack verschieden ist.

Mehr Analogieen für diese Eigenthümlichkeit beim Narwhal finden sich vielleicht im Pflanzenreiche, sofern z. B. bei zahmen Castanien beinahe normal nicht alle Germina zu Früchten sich entwickeln; in vielen Blumen einzelne Staubfäden oder auch das Pistill normal abortiv bleiben, und bei manchen Pflanzen die Verkümmerung der Corolle zu einer unregelmässigen Blume normal ist, so dass erst in Folge weiterer Entwicklung, oder in Folge von Missbildung die gewöhnlich latente Form einer regelmässigen Blume zum Vorschein kommt.

---

tatio historico-physica de cornibus et ossibus fossilibus Canstadiensibus in duas partes divisa opera Dr. Spleissii 1701, Nachricht gegeben hat, worüber Cuvier Oss. foss. T. I. p. 122, Jaeger, fossile Säugethiere Württembergs, pag. 126 zu vergleichen ist.

*) Müllers Archiv für Anatomie, Physiologie 1836. Heft 3—4. pag. LI.

den Landeigenthümer auf den Baumwollenbau hin, dessen Gewinn allein hinreicht, seine großen, mit allen andern Theilen der Union im Mißverhältniß stehenden Ausgaben zu decken. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß der Baumwollenbau — mithin die südlichen Staaten — den Amerikanern jährlich vier Fünftel ihres Handelskapitals liefern, denn man rechnet auf die Ausfuhr von 100 Mill. Thalern für circa 80 Mill. Thaler Baumwolle. Dieser Theil der Industrie ist somit der bedeutendste der Vereinigten Staaten und die große Basis ihres europäischen Handelskredits. Das Fortkommen des commerziellen Nordens und der südlichen Agrikulturstaaten ist daher gleich stark an die Existenz der Negersklaverei geknüpft, und wo der Wohlstand eines ganzen Volkes gegen die Macht der Ideen ankämpft, da dürfen letztere nicht leicht auf Sieg hoffen. Aber selbst wenn der Baumwollenbau des Südens durch Weiße möglich wäre, so würde doch von den Landeigenthümern kein Gewinn davon zu hoffen seyn. — Ein Neger in Südkarolina kostet seinem Herrn nicht mehr als 20 Thaler und dies mit Einschluß seiner Kleidung, bestehend aus einer einfachen grauen Hose und Jacke, und der weiße Taglöhner im Süden hat während seiner Arbeitszeit im Winter (im Sommer lassen die Weißen jede Art von Arbeit liegen) täglich 3—4 Thlr. Lohn.

Bei dem jetzigen niedrigsten Baumwollenpreis von 8 Cents oder circa 20 kr. pr. Pfund kann ein südlicher Pflanzer noch immer 30 Thlr. für den Morgen unbebauten Landes bieten und mit seinen Negern 20 pCt., also 6 Thlr. auf dem Acker verdienen; ohne Sklaven würde dasselbe Land kaum 1 Thlr. pr. Acker werth seyn, und in diesem Verhältniß sind wirklich die Preise aller Ländereien in Ostindien binnen 10 Jahren herabgegangen. Pflanzungen auf Jamaika und in Demerara, welche sonst einen jährlichen Ertrag von 10,000 Pfund Sterling lieferten, sind jetzt für diesen Kaufschilling feil, und selbst für diesen Preis finden sich kaum Käufer. Darf man unter solchen Umständen hoffen, daß die Amerikaner, mit dem Beispiel der westindischen Pflanzer vor ihren Augen, die Sklaverei aufheben, und dadurch den Werth ihrer Güter auf ein Zehntel herabsetzen werden? Würden die englischen Kolonisten auf Jamaika, wenn die Sklavenfrage *ihnen* überlassen gewesen wäre, wohl nach Art des englischen Parlaments darüber entschieden haben? — Und welche Entschädigung haben wohl die

2. Vergleichende Darstellung der missgebildeten Scheeren des gemeinen Flusskrebses (*Astacus fluviatilis*) und der missgebildeten Scheere einer Krabbe (*Cancer uca Linn. Uca Una Latr.*) aus Surinam.

Von Dr. G. Jäger.

(Mit Abbildungen auf Tafel I.)

Die Classe der Crustaceen ist durch manche normale Eigenthümlichkeiten der Conformation ausgezeichnet, welche ein besonderes physiologisches Interesse gewähren, als Anomalieen des allgemeinen Bildungstypus. Eine ganze Familie derselben, die der Einsiedlerkrebse, entbehrt bekanntlich der den übrigen Körper bedeckenden Schaale am hinteren Theile desselben, für welchen das Thier das leere Gehäuse einer einschaaligen Muschel benützt. Diesem normalen Mangel der Production steht das ausgedehnte Reproductionsvermögen gegenüber, welches nicht nur in der alljährlichen Erneurung der Schaale und selbst des Magens mit seinen Zähnen, sondern auch in der Reproduction verloren gegangener Theile, namentlich der Füsse und Scheeren sich äussert.

Eine weitere Anomalie in der Conformation der Krabben und Krebse ist die bei vielen stattfindende Dyssemmetrie der beiden Seiten des Körpers, indem zwar bei den meisten beide Scheeren fast gleiche Grösse haben, bei sehr vielen aber die eine (rechte) Scheere normal grösser als die andere (linke) ist, oder umgekehrt. Inzwischen findet auch darin bei einer und derselben Art eine Abweichung statt, wie namentlich Rösel*) anführt, dass er mehrere Exemplare von Hummern aufweisen könne, bei wel-

*) Insectenbelustigung 3ter Theil p. 248.

chen die gewöhnlich grössere rechte Scheere die kleinere war; auch habe ihn die Erfahrung gelehrt, dass diese Ungleichheit keinen Unterschied des Geschlechts anzeige. Diese Abweichung ist wohl fast immer als eine ursprüngliche Missbildung anzunehmen, da sie ausserdem nur durch den gleichzeitigen oder auf einander folgenden Verlust beider Scheeren möglich wäre, wenn dabei die normalen Grössenverhältnisse in dem übrigen Körper nicht gestört werden sollten, das dagegen gestört sein würde, wenn bei dem Verluste nur einer Scheere diese nach grösserem oder kleinerem Maasstabe, als dem ursprünglich der betreffenden Seite zukommenden, reproducirt würde. Geht z. B. die normal grössere (rechte) Scheere verloren, so ist eher anzunehmen, dass sie nicht einmal die normale Grösse der kleineren (linken) Scheere erreichen werde, als dass umgekehrt bei Verlust der normal kleineren (linken) diese bei der Reproduction einen grösseren Umfang als die normal grössere (rechte) bei übrigens normaler Bildung erlangen werde, so dass also die normale Ungleichheit beider Scheeren nur mit Verwechslung der beiden Seiten wieder hergestellt würde. Möglich wäre dies immerhin, da wenigstens bei dem gemeinen Flusskrebse die ohne Zweifel nicht selten in Folge der Reproduction der ganzen Schaale oder der einen verloren gegangenen Scheere an der neu producirten bemerkte Missbildungen in der Gesammtheit ihrer Ausdehnung die normal gebildete Scheere an Umfang und Masse übertreffen. Rösel gibt als wahrscheinlichen Grund der Missbildungen solcher Krebsscheeren die Verletzungen an, welche dieselbe, während die Schaale noch weich ist, durch irgend einen Zufall und insbesondere durch die Verletzung von einem andern Krebse, dessen Schaale schon härter ist, während der Reproduction erleiden. Es findet jedoch in diesen missgebildeten Scheeren eine solche Annäherung zu dem normalen Typus und damit eine Uebereinstimmung mit den bei der ersten Entwicklung anderer Organismen entstandenen Missbildungen statt, dass die erste Production bei diesen und die Reproduction bei den Krebsen als Bedingung der Entstehung der missgebildeten Scheeren gewissermassen auf eine Potenz der Bildungskraft überhaupt zu setzen ist, welche in beiden Fällen durch irgend eine Einwirkung eine abnorme

Richtung erhält, von welcher sie aber zugleich immer wieder nach der normalen Bahn einzulenken strebt, damit die normale Function des Organs mehr oder weniger erhalten bleibe. Als Belege dafür mögen folgende Beispiele dienen, welche hauptsächlich die an Flusskrebsen von Rösel, Tiedemann und mir gemachte Beobachtungen geliefert haben, welchen ich nun ein weiteres Beispiel einer missgebildeten Scheere einer Krabbe (*Uca una* von Piso Marcgrave und Latreille) beifügen kann, welche das Königl. Naturalienkabinet von Hrn. Kappler aus Surinam erhielt.

Die bisher häufiger beobachteten Missbildungen der Scheeren des Flusskrebses betreffen theils den beweglichen Finger (Daumen), theils den unbeweglichen Finger, welcher eine unmittelbare Fortsetzung des breiteren, beiden Fingern gemeinschaftlichen Theils der Scheere oder der sogenannten Hand ist, welche weniger der Missbildung unterworfen zu sein scheint.

I. An dem beweglichen Finger (Daumen) des Flusskrebses sind bis jetzt folgende Missbildungen beobachtet worden:

1) Als einfachste Missbildung erscheint die Theilung, wie sie die früher von mir beschriebene * Scheere Fig. 1 darstellt. Es geht hier nur ein Seitenast a von der innern Seite des Daumens einer linken Scheere etwa 2‴ oberhalb des Gelenks ab. Er ist glatter als der eigentliche Daumen und mit nur unvollkommeneren Zähnen und Erhöhungen versehen und durch eine feine Spalte von dem vorderen Theile des Daumens getrennt. Dieser ist unter einem stumpfen Winkel gebogen, jedoch ohne bedeutende Störung des Anschlusses an den unbeweglichen Finger und der normalen Function des Festhaltens von Gegenständen in Verbindung mit letzterem. Dies ist dagegen

2) viel mehr der Fall bei einer linken, durch die Länge der Hand ausgezeichneten Scheere (Fig. 2), an welcher der Daumen etwa bis zu 4‴ über dem Gelenke gerade aufsteigt und sich dann in zwei unter einem sehr stumpfen Winkel von einander divergirende Aeste theilt, von welchen der dem unbeweglichen Finger zugekehrte über diesen fast in horizontaler Richtung hin-

* Meckel's Archiv für Physiologie 1826. pag. 93. Tab. 11. Fig. 3.

weggeht, so dass die Function der Scheere eigentlich blos mit dem senkrechten Theile des Daumens, oder also nur mit dem hintersten Theile beider Finger auszuführen war. Der nach aussen gerichtete überzählige Ast a ist glatter, in der Mitte etwas breiter (bauchigt) und an seiner Spitze etwas gespalten, so dass dadurch die folgende

3) früher von mir l. c. Fig. 4 abgebildete Missbildung Fig. 3 vorbereitet ist, in welcher bei gleicher Beschaffenheit des dem Gelenke zunächst liegenden Theils des Daumens C der vordere Theil des letzteren den unbeweglichen Finger überragt und gegen diesen so geneigt ist, dass die Function der Scheere nur unvollkommen, wie in Nro. 1, ausgeübt werden kann. Der von den Daumen an derselben Stelle, wie in Fig. 1, abgehende Ast ist aber in zwei kleine Aeste a b getheilt.

4) Diese Form ist noch mehr ausgebildet in der linken Scheere Fig. 4 (Rösel Tab. LX. Fig. 29), nur mit dem Unterschiede, dass der Daumen den unbeweglichen Finger nicht überragt und vermöge der Art seiner Krümmung sich vollständiger an diesen anlegt.

5) Dies ist beinahe ebenso der Fall bei der linken Scheere Fig. 5 (Rösel Tab. LXI. Fig. 33), an welcher dem überhaupt etwas stärkeren unbeweglichen Finger ein gleichfalls stärkerer jenen sogar etwas überragender Daumen entspricht, von welchem ungefähr an derselben Stelle zwei ihm ähnliche, die Fig. 3 und 4, an Grösse und Stärke übertreffende Aeste abgehen. Der Gelenkstheil des Daumens hat als Vereinigungsstelle dieser zwei abnormen Aeste mit dem Daumen an Umfang gewonnen, so dass er mehr das Ansehen einer unvollkommenen Hand erhalten hat.

II. An dem unbeweglichen Finger ergibt sich

1) als einfachste Abweichung die Fig. 6 (nach Rösel Tab. LXI. Fig. 31) dargestellte, indem an der Grenze der Hand und des Daumens am äusseren Rande einer rechten Scheere ein conischer, dem Finger selbst analoger Auswuchs in fast senkrechter Richtung sich erhebt, welcher ohne Einfluss auf die Bewegung und Function der Finger ist, deren Form jedoch die kleine Abweichung zeigt, dass der vordere Theil beider etwas dünner und mehr abwärts gebogen ist.

2) An diese Missbildung schliesst sich die Fig. 7 dargestellte einer rechten Scheere an, an welcher von dem äussern Rande des hinteren Theils des etwas breiter gewordenen unbeweglichen Fingers ein pyramidenförmiger Ast abgeht. Während in Fig. 6 der Ast a etwas rückwärts gerichtet ist, ist er in Fig. 7 etwas vorwärts gerichtet, übrigens in Beziehung auf die Function der Scheere völlig nutzlos, welcher auch der normale Finger B nicht vollständig genügte, da der Daumen nicht vollständig an ihn sich anlegen konnte *).

3) Ein drittes Beispiel hat Tiedemann **) an der rechten Scheere eines grossen Flusskrebses beobachtet, welche sonst von derselben Grösse, wie die linke und in richtigem Verhältnisse mit dem Körper stand. Die Hand A Fig. 8 verliert sich in einen etwas breiteren unbeweglichen Finger, dessen Spitze in zwei beinahe gleiche Aeste sich theilt. Der eine derselben a ist nach aussen gerichtet, der andere schliesst sich ziemlich dem beweglichen Daumen an, welcher etwas dünner und gebogener als gewöhnlich ist, wiewohl in diesen Beziehungen einige Verschiedenheit bei verschiedenen sonst normalen Individuen stattfindet.

4) An einem vierten Beispiele einer linken Scheere Fig. 9 (Rösel Tab. LXI. Fig. 30) theilt sich der unbewegliche Finger gleichfalls in zwei Aeste. Der eine a bildet einen nur 3 bis 4‴ langen, nach aussen gerichteten spitzen Conus, der andere stellt die normale vordere Hälfte des unbeweglichen Fingers dar, nur ist der innere Rand des letztern ungefähr in der Mitte etwas eingebogen und daher auch der entsprechende Rand des Daumens auf entsprechende Weise auswärts gebogen.

5) In dem fünften Exemplar Fig. 10 (Rösel Tab. LXI. Fig. 32) einer rechten Scheere ist der Daumen völlig normal, der unbewegliche Finger aber ist merklich länger und endigt sich in zwei, nur 4‴ lange, ziemlich gleiche von einander abstehende Spitzen, indess oberhalb der Mitte seines inneren Randes ein ungefähr der vorderen Hälfte eines normalen Fingers

*) Die Fig. 16 stellt die linke normale Scheere desselben Flusskrebses zur Vergleichung dar.

**) Deutsches Archiv für Physiologie. V. Band, 1819. pag. 127. Tab. II. Fig. 2.

entsprechender Ast in schiefer Richtung abgeht, an welchen sich aber ebendesshalb der Daumen mit seinem inneren Rande nicht wie in dem Falle Nro. 4 Fig. 9 anlegen kann, sondern an ihm vorbei sich bewegt zu haben scheint.

III. An der Hand selbst scheinen Missbildungen seltener vorzukommen.

1) Eine solche Fig. 11 bildet indess Rösel Tab. LX. Fig. 28 ab. An der Grenze der Hand und des unbeweglichen Fingers einer linken Scheere findet sich ein Auswuchs, der sich in drei Zacken theilt, von welchen der vordere länger als die zwei hinteren, sich beinahe gleiche ist. Der ganze Auswuchs ist also noch wenig zu der Form einer Hand mit Fingern entwickelt und bildet gleichsam den Keim einer zwischen der voranstehenden und der folgenden

2) Missbildung einer Scheere von *Uca Una Latr.* Fig. 12, 13. Die Scheere wurde einzeln von Surinam geschickt, ohne Angabe, ob sie auf der rechten oder linken Seite stand. Den an ihr zu beobachtenden Abweichungen dienen die Abbildungen von normalen Scheeren (der rechten Fig. 14 und der linken Fig. 15) eines männlichen Exemplars zur Erläuterung. Diese Abweichungen betreffen

a) den unbeweglichen Finger für sich, von welchem nach aussen ein dünnerer und glatterer Ast ungefähr wie bei Fig. 8 abgeht, indess der dem vorderen Theile des unbeweglichen Fingers entsprechende Ast mehr einwärts als gewöhnlich gebogen ist. Der normal gebildete bewegliche Finger scheint auf der inneren Seite auch in seiner Gelenksverbindung normal und beinahe in gleicher Ebene mit dem überzähligen Aste a des unbeweglichen Fingers. Ohne Zweifel war aber seine Bewegung von innen nach aussen sehr beschränkt und zum Theil verbunden mit der gleichfalls sehr beschränkten Bewegung

b) des Rudiments einer Scheere A, deren hinterer Theil auf einer kleinen Erhöhung auf der äussern Oberfläche der grösseren Hand ruht und mit seinen beiden unbeweglichen Fingern oder Aesten b und c zwischen den Daumen und den normalen Ast des unbeweglichen Fingers so gestellt ist, dass gewissermassen die Function des Ergreifens oder Festhaltens

doppelt, nämlich zwischen C und b und zwischen c und dem inneren Aste des unbeweglichen Fingers, freilich nur sehr unvollständig stattfinden konnte, indem die entsprechenden Ränder der Finger der ursprünglichen und der rudimentären Scheere nicht direct auf einander passten.

c) Die linke Hälfte der Doppelscheere und die ihr entsprechenden Finger C und b sind mit viel deutlicheren Erhöhungen besetzt, als die der rechten Seite, und jene gleicht darin mehr der normalen grösseren Scheere (Fig. 14), diese dagegen mehr der normalen kleineren (Fig. 15). Diese Verschmelzung einer grösseren und kleineren Scheere ist einigermassen vorbereitet durch die an einem weiblichen Exemplar beobachteten geringeren Differenz beider Scheeren in Absicht auf Grösse. Die Missbildung selbst aber gleicht den in Folge von Missbildung nicht selten bei Hühnern und auch andern Vögeln vorkommenden Vereinigung von zwei Füssen, welche mit der oberen Seite des Beckens durch ein unvollständiges Gelenk verbunden sind, bei welchem die Bewegung des überzähligen Doppelfusses an und für sich schon sehr beschränkt, sein Gebrauch aber schon vermöge seiner Lage gänzlich aufgehoben ist, der sich dagegen bei der vorliegenden Krebsscheere noch einigermassen erhalten zu haben scheint.

Aus den voranstehenden Beobachtungen lassen sich, wie mir scheint, in Verbindung mit anderen Wahrnehmungen folgende Resultate entnehmen.

1) Das Ueberwiegen der einen Scheere über die andere in Absicht auf Grösse und die Ausbildung einzelner Theile, z. B. der Zähne, Knoten auf der Oberfläche findet zwar bei vielen Krabben und Krebsen regelmässig statt, aber es bleibt sich die Seite, auf welcher dieses Ueberwiegen stattfindet, nicht nur bei den verschiedenen Arten, sondern auch bei einer und derselben Art nicht immer gleich, so dass die kleinere Scheere nicht selten auf der Seite sich findet, auf welcher gewöhnlich die grössere ist, und umgekehrt.

2) Ob in der Reihe der Krebse überhaupt die rechte Scheere häufiger die grössere sei, und ob bei den Männchen häufiger auf der einen, bei den Weibchen häufiger auf der entgegengesetzten

Seite die grössere Scheere sich befinde, habe ich nicht Gelegenheit gehabt, bei einer grösseren Zahl von Arten zu untersuchen. Bei mehreren Exemplaren der *Uca Una* war darin keine feste Regel zu bemerken. Von sieben männlichen Exemplaren ist bei drei die rechte, bei vier die linke Scheere die grössere, bei zwei weiblichen Exemplaren ist die rechte die grössere, bei einem dritten weiblichen Exemplar der Unterschied beider Scheeren in Absicht auf Grösse viel geringer, als gewöhnlich, die rechte grössere namentlich bei sonst vollkommener Ausbildung merklich kleiner, als gewöhnlich im Verhältniss der Grösse des Körpers.

3) Die Differenz der Grösse zwischen der rechten und linken Scheere zeigt dabei bei den verschiedenen Arten sehr verschiedene Grade. Besonders zeichnen sich darin die *Gelasinus* aus, doch bemerkt **Desmarest** *) in Beziehung auf den *Gelasinus maracoani Latr.*, dass die im Verhältnisse der andern sehr kleinen Scheere ungewöhnlich grosse Scheere bald auf der rechten, bald auf der linken Seite sich befinde. Bei je zwei männlichen und zwei weiblichen Exemplaren von *Gelasinus lacteus* und ebenso bei zwei männlichen Exemplaren von *Gelasinus crenatus* fand ich die grosse Scheere auf der rechten Seite.

4) Da die Scheere, sowie andere Organe des Krebses alljährlich eine neue Schaale erhalten, welche sich der Form der alten Schaale anpasst, so bleibt sich dieses einmal gegebene Verhältniss zwischen den Scheeren der rechten und linken Seite während des Lebens des Krebses ohne Zweifel gleich. Dagegen könnte sich dasselbe

5) in Folge des Verlustes und der dadurch veranlassten Reproduction der Scheeren abändern und dadurch wenigstens eine Gleichheit beider Scheeren und sogar ein umgekehrtes Verhältniss von dem früheren bewirkt werden, wenn nach der Reproduction der einen Scheere auch die andere verloren ginge und sodann reproducirt würde.

6) Es ist zwar ebensogut, wie bei den Bildungsabweichungen anderer Organismen, anzunehmen, dass die Abänderung des bei

---

*) Considérations générales sur la Classe des Crustacés. Paris, 1825. pag. 123.

einer Species mehr constanten Verhältnisses der Grösse der Scheeren und insbesondere der Missbildungen derselben bei der ersten Bildung des Individuums eingetreten sei; andererseits aber ist die Annahme nicht minder wahrscheinlich, dass ein grosser Theil der Missbildungen der Scheeren erst in Folge der Reproduction derselben nach gewaltsamem Verluste derselben erfolgt sei, indem damit zugleich das ursprüngliche Modell für dieselbe verloren ging und die Reproduction eines einzelnen Organs bei sonstiger Integrität des erwachsenen Thiers, doch in einem andern Verhältnisse steht, als zur Zeit der gleichzeitigen harmonischen Entwicklung des ganzen Körpers und weil überhaupt während der Reproduction der Schaale oder der einzelnen Scheere sehr leicht eine Verletzung derselben eintreten mag, welche auf ihre Entwicklung zur regelmässigen Form nachtheilig einwirken und daher die Missbildung der Scheere veranlassen kann. Ich glaube jedoch, dass

7) weniger auf solche mechanische Veranlassungen, sondern vielmehr auf das dynamische Verhältniss der auf die Reproduction eines einzelnen Organs gerichteten Productionskraft überhaupt ein Gewicht zu legen sein dürfte, indem bei den beobachteten Missbildungen meistens die Form des ursprünglichen Organs und die Ausübung seiner Function so viel möglich erhalten ist oder wenigstens diese Erhaltung durch den Bildungsact angestrebt worden zu sein scheint, und wenn auch diese nicht erreicht werden konnte, doch wie in Fig. 3, 4, 5 eine wenn gleich verkümmerte Wiederholung der Form der normalen Scheere oder eine Nachbildung nach dem Modell derselben zu erkennen ist, entsprechend manchen Beispielen von Proliferation bei Blüthen und Früchten.

8) Es wäre in dieser Beziehung sehr interessant zu erfahren, ob sich in Absicht auf die Beschaffenheit der Muskelsubstanz und der Nerven in den abnormen Theilen einer solchen Scheere, eine Verschiedenheit von der Beschaffenheit der normalen Theile zeigte, welche im Verhältnisse mit der Beeinträchtigung der normalen Form und Function stünde, wie dies bei mehreren missgebildeten Organen von Säugethieren von mir und Andern beobachtet worden ist.

9) Es wäre ferner von Interesse zu erfahren, ob bei der alljährlichen Reproduction der Schaale die Missbildung einer solchen Scheere sich immer gleich bleibt, oder ob sie allmählig wieder zu der normalen Form und Function zurückkehrt, wie dies bei manchen Missbildungen, welche in Folge der ersten Entwicklung des Organismus beobachtet werden, im Verlaufe der weiteren Entwicklung geschieht. Es könnte dies bei den Krebsen, welche, wie es scheint, ein sehr hohes Alter erreichen können, bei der alljährlichen Reproduction ihrer Schaale um so eher durch allmählige Uebergänge geschehen, da die Rückkehr zum Normal weniger durch vermehrtes, als durch vermindertes Wachsthum eingeleitet werden würde, indem die bisher meines Wissens beobachteten Missbildungen der Scheeren mehr zu den sogenannten *Monstris per excessum* gehören und die überzähligen Theile also auch innerhalb der missgebildeten harten Schaale eher wieder sich verlieren könnten, womit denn die normale Form durch eine oder mehrere Reproductionen der Scheere wieder hergestellt werden würde.

10) In den fünf Fällen von Missbildung des Daumens traf die Missbildung immer die linke Scheere; in den fünf Fällen von Missbildung des unbeweglichen Fingers einmal die linke und viermal die rechte Scheere, da Tiedemann ausdrücklich die von ihm beschriebene Scheere Fig. 8 als die rechte angibt, wenn sie gleich in der Zeichnung als die linke erscheint. Ein solcher Widerspruch der Beschreibung und Zeichnung könnte auch wohl in andern Fällen stattgefunden haben, und es sind wohl zehn Beobachtungen überhaupt nicht hinreichend, um darauf dem allerdings aus denselben sich ergebenden Resultat, dass die Missbildung des Daumens häufiger an der linken, die des unbeweglichen Fingers mehr an der rechten Scheere vorkomme, eine allgemeine Geltung zugestehen zu können.

3. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

Die grosse königliche Niederländische Menagerie des Herrn van Aken, jetzt im Besitze des Herrn G. Kreutzberg.

Im Mai 1850 zog eine lange Reihe schwerer, sonderbar gestalteter, schwarz und gelb bemalter Wägen durch Stuttgarts Strassen; es waren die 10 Fourgons, der Elephantenwagen und der Wohnungswagen der grössten Menagerie, die je hier gesehen worden.

An der Stadtseite des grossen Wilhelmsplatzes, der wärmsten und vor dem Ablauf der Regengüsse geschütztesten, wurde Halt gemacht, die Wägen mit den Thierkästen ordneten sich in eine lange Reihe, vornen verbargen farbige Vorhänge als Sokel für die Gitterkästen die Räder, und über ihnen wölbte sich ein ungeheures, aus starken Pfosten, Stangen und grossen Segeltüchern zusammengesetztes Zelt von 160 Fuss Länge, 36 Fuss Breite und 20 Fuss Höhe zur leichten, freundlichen, hellen, aber theuern Sommerwohnung, da diese Tücher den Wechsel der Witterung nur ein halbes Jahr lang aushalten. Jeden Herbst tritt ein festes, an Ort und Stelle angeschafftes Gebäude von doppelten Bretterschichten mit Glasfenstern und hölzerner Thüre als heizbare Winterwohnung an die Stelle dieses Zeltes und jeden Frühling muss das Segelwerk neu angekauft werden.

Hinter dem Zelte stand der elegante Wagen mit dem Wohnzimmer und einem mit Blumenstöcken verzierten Vorkabinet der herrschenden Familie, hinter diesem der riesige Elephantenwagen.

Die Vorderseite gegen die Hauptstädterstrasse zeigte auf zwei grossen Oelgemälden die naturgetreuen Abbildungen der

hier versammelten Thiere, ein nekischer Lapondreaffe zeigte sich von Zeit zu Zeit frei auf dem Zeltdache herumkletternd, über denselben und vor ihnen zog ein Chor von Aras, Cacatus und Pelicanen auf hohen Stangen aller Augen auf sich, die lange Seite gegen den Platz endlich schmückten zehn ähnliche Gemälde in Lebensgrösse mit den Thaten des kühnen Thierbändigers und seiner Gattin, dann Jagdabentheuern, dem Kampfe mit dem weissen Bären zwischen den Eisbergen des Polarmeeres, mit dem Löwen in der brennenden Sandwüste, dem Tiger an den beschilften Flussufern Indiens. So kündigte sich schon das Aeussere grossartig an, die Bilder und die Lockvögel zogen eine Menge Zuschauer an und an Sonn- und Feiertagen traten zu der Fütterung und den Darstellungen so viele davon ein, dass sich die weiten Räume oft völlig füllten.

Ein kleines offenes Vorkabinet für die Kasse hatte drei mit Vorhängen geschlossene Eingänge zu den verschiedenen Plätzen. Mit dem Sohne Eduard als die ersten Abonennten eintretend, fanden wir an der kurzen Vorderseite die Papageien in Käfigen aufgestellt, an der langen nordöstlichen die Wagenreihe mit den grösseren Vögeln und Säugethieren, im Hintergrunde die Elephantin, dann neben ihr an der Südwestseite noch einige eingepferchte Thiere und endlich drei verschlossene Kästen mit den Amphibien.

Der mittlere Raum unmittelbar vor den Thierbehältern bildete als breiter Gang den ersten Platz, hinter ihm gleichlaufend zwei Brustwehren von Brettern, zweckmässig treppenförmig erhöht, den zweiten und dritten. Acht Mann, zur Menagerie gehörig, hielten Ordnung und wurden nicht selten in Anspruch genommen, um das in die zweite Klasse herübersteigende souveräne Volk der dritten in seine verfassungsmässigen Schranken zurückzuweisen, was, die unbemerkten Fälle abgerechnet, auch um so sicherer gelang, als einige von ihnen sich durch ansehnliche Bärte als Männer des Volks auswiesen.

Die Menagerie wurde am Pfingstmontag den 20. Mai eröffnet, blieb über 14 Tage offen und war während dieser Zeit alle Tage von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends zugänglich; mehr als sechzig Naturforscher, Künstler und Thierfreunde abon-

nirten, hatten zu jeder Zeit Zutritt und benützten die ruhigen Vormittagsstunden zu ihren Studien, trefflich gefördert und unterstützt durch den vielerfahrenen kenntnissreichen Eigenthümer und den freundlichen gefälligen Ton, der von ihm ausgehend, alle seine Leute auszeichnete.

Die Lockvögel wurden erst um 11 Uhr auf ihre erhöhten Sitze vor das Zelt gebracht und wir konnten sie auf diese Weise in beiden Verhältnissen beobachten. Ein rother Ara *(Psittacus Macao L.)* aus Brasilien, der grösste aller Papageien, über 2½ Fuss lang, karminroth, die Deckfedern grün und blau, die Wangen mit einzelnen Federchen, Scheitel und Hinterkopf buschig, drei gelbrothe Aras *(Psittacus Aracanga L.)* aus Guiana, brennender roth, die Deckfedern gelb, nach unten zu grün und blau, die Wangen ganz unbefiedert, und zwei blaue Aras *(Psittacus Ararauna L.)* von Surinam, oben blau, unten gelb, die weisse Wange schwarz gestreift, zeichneten sich durch südamericanische Indolenz aus; im Zelte ganz ruhig, draussen in der heftigsten Sommerwärme und von der Gassenjugend geneckt nur durch lautes Geschrei einige Aufregung äussernd, beschränkten sie ihre ganze Industrie darauf, sich zuweilen an ihre Schaukeln zu hängen und mit abwärts gerichtetem Kopfe dargebotenes Obst zu langen oder weiteres zu verlangen. Indessen erfreuten sie doch durch die unnachahmliche Pracht ihrer Farben, die möglichst lebhaft gemalten Oelbilder hinter ihnen erschienen matt und grau dagegen.

Anders ihre polynesischen Verwandten, eine entsprechende Trias von Cacatus, weiss wie die Tauben, aber lebendiger, possirlich, die komischsten Stellungen annehmend und dabei den grossen Federbusch wie einen Fächer aufrichtend und niederlegend. Es waren der grosse Cacatu *(Psittacus galeritus Latham)* aus Neuholland, an 20 Zoll lang, die Schläfe weiss, die unteren Schwanzfedern schwefelgelb, zwei rosenfarbige Cacatus *(Psittacus moluccensis Gmelin)* von Sumatra, 16 Zoll lang, mit kaum merklichem rosenfarbigem Anflug und in ruhigem Zustande unsichtbaren gelbrothen Haubenfedern und zwei gemeine Cacatus *(Psittacus sulfureus G.)* von den Gewürzinseln, die kleinsten und bekanntesten, 12 Zoll lang, die Schläfe und die

verdeckten Haubenfedern, wie die Federn an der Unterseite der Flügel und des Schwanzes, citronengelb, so dass der Vogel ruhend weiss wie eine Taube, fliegend von unten gesehen, gelb wie ein Canarienvogel aussieht.

Auch hier liessen diese neckischen Thiere nie den zutraulich schmeichelnden Ruf des eigenen Namens hören, sondern ahmten lieber täuschend den geistlosen der Nachbarn aus Amerika nach.

Einen sonderbaren Gegensatz zu diesen Waldvögeln bildeten die zwei in ihrer Mitte aufgestellten kolossalen Kropfgänse *(Pelecanus Onocrotalus L.)* von Hartmann stammend, der sie von Alexandrien in Aegypten mitgebracht hatte. Das allgemeine Gesetz bekräftigend, dass mit der Grösse eines Thieres die Lebhaftigkeit und Raschheit seiner Bewegungen abnimmt, imponirten sie dem Strassenpublikum nur durch ihre Masse und durch den gewaltigen, weitaufgesperrten Schnabel. Ich sah sie öfters in der Sonnengluth die Flügel vier Ellen breit ausspannen und sich so flatternd über ihren Sitz erheben, ohne solchen jedoch jemals freiwillig zu verlassen, dann eines Abends in dem Gange des zweiten Platzes, wo sie plump herumliefen und nach den Neckern schnappten. Man warf ihnen todte, aber in frischem Wasser eingetauchte Weissfische zu, sie fingen sie in der Luft auf, den Kopf voraus und schluckten sie hurtig hinunter, die eine benahm sich dabei viel gewandter, als die andere, so dass sie fast alle Fische bekam. Als man ihnen aber die übrigen Fische in einem Kübel mit Wasser vorsetzte, liessen sie solche stehen und berührten sie auch nicht, als sie ihnen auf den Boden vorgeworfen wurden. Sie fressen nämlich nur lebende Fische und wurden erst jetzt gewahr, dass man sie mit todten getäuscht hatte. Der Wärter sagte uns, sie könnten bis drei Tage lang fasten, frässen aber auch jede sechs Pfund Fische auf eine Mahlzeit.

Im Zelte trafen wir zunächst auf zwei übereinanderstehende Reihen von Käfigen mit einem vollen Dutzend Papageien. Die meisten waren alte Bekannte aus dem tropischen Amerika, so vier gemeine Amazonenpapageien *(Psittacus aestivus L.)* aus Guiana, ein gelbköpfiger Amazonenpapagei *(Psittacus amazonicus L.)* aus Brasilien, etwas grösser, der Kopf mehr gelb und ohne blau, ein weissköpfiger Amazonen-

papagei *(Psittacus leucocephalus L.)* aus Westindien mit weissem Schnabel und Stirne, Scheitel dunkelblau, und zwei Haitipapageien *(Psittacus dominicensis L.)* mit weissem Schnabel und rother Stirne, nach Kuhl nur Weibchen des weissköpfigen. Westafrika hatte den ebenfalls sehr bekannten grauen Jaco *(Psittacus Erythacus L.)* gesendet und das tropische Asien den unrichtig so genannten chinesischen Papagei *(Psittacus sinensis L.)* aus den Gewürzinseln. Dieser war das nämliche Individuum, dessen Bekanntschaft ich schon bei Hartmann gemacht hatte, er ist gegen den Gebrauch im alten Continent auch vorherrschend grün, aber diese Farbe kein amerikanisches Sittiggrün, aus weniger gelb und mehr blau zusammengesetzt und seidenartig glänzend, dabei der Oberschnabel rothgelb, der Unterschnabel schwarz, der ganze Vogel grösser als alle Amazonen. Dieser war der stillste und ruhigste von allen, die andern sollen viele Worte aussprechen können, wir hörten aber selten etwas anderes, als ihr unarticulirtes Waldgeschrei; wenn als Einladungsmusik der lärmende chinesische Kong, ein grosses schildförmiges metallenes Becken, mit dem lederbedeckten Kopfe eines Trommelschlegels geschlagen wurde, (vielleicht der Ursprung unserer Glocken) fielen alle Papageien im Chore ein, der alte Löwe brüllte dann den Bass dazu und zuweilen schmetterten die Trompetentöne des Königsvogels drein.

Psittacus aestivus und sein Landsmann *amazonicus* in einem Käfige beisammen, vertrugen sich ganz gut; gab ich einem einen Apfelschnitt, so biss der andere die Hälfte davon ab und jeder verzehrte behaglich seinen Theil, als einer genug hatte und sein Stück in den Wasserbehälter fallen liess, wechselten sie nachher ihre Plätze und der bei Appetit befindliche verzehrte nun in aller Ruhe, was der andere für jetzt nicht bedurfte; ein schöner Zug, der mich an die fromme Verträglichkeit der Känguruhs erinnerte, hierin sind die Papageien keine Affen.

Ganz neu war uns die Morgenröthe *(Psittacus Eos Kuhl, Rose coloured Cockatoo Latham)* aus Neuholland, auch dort selten und erst in neuester Zeit lebend nach Europa gebracht. Der schöne Vogel hat die Grösse einer mittleren Taube, Schnabel, Stirne und Scheitel sind weiss, die ganze obere Seite

des Körpers aschgrau, des Schwanzes schwarzgrau, die Unterseite dagegen von der Kehle bis zum Unterleib von der hellen Carminfarbe der ersten Morgenröthe und des Nordlichts. Die gleiche Färbung haben die untere oder innere Seite der Flügel und der Haube, so dass der ruhig sitzend und von oben gesehen mövenartig graue Vogel ganz roth erscheint, wenn er sich aufrichtet oder auffliegt.

Der Schnabel ist, wie bei seinem schwarzen Landsmann, *(Psittacus Banksii)* dick aber auffallend kurz, so dass die obere Hälfte nur wenig übergreift, es fehlt ihm die lange Spitze der tropischen Arten und bei ruhender Stellung steckte er oft fast ganz in den Federn, wie bei den Eulen. Ein solcher Nussknaker ist wohl auf die kleinen aber harten Früchte der neuholländischen Bäume berechnet.

Die Haube liegt so dicht an, dass wir lange glaubten, einen glattköpfigen Papagei vor uns zu sehen, die Sitten waren dagegen ganz cacatuisch, beide Individuen waren viel lebhafter, beweglicher und possierlicher als ihre Nachbarn, zeigten mehr Begierde nach den Apfelschnitten und Lebkuchen, griffen rascher mit dem Schnabel zu und nahmen dann das Erhaltene in eine Pfote. Bei ihren Unterhaltungen begleiteten sie das Geschwätz mit dem den Cacatus eigenen Rechts- und Linksbiegen, Verlängern und Verkürzen des Halses und wurden sie lebhafter und lauter, so schlugen sie mit den Flügeln und richteten nicht nur die schöne rothe Haube empor, sondern gleichzeitig mit dieser auch alle andern Federn, so dass sie grösser und ganz kraus erschienen. Auch in der Liebhaberei, an Allem zu nagen, zeigten sie sich als wahre Cacatus, bald nagten sie am eigenen Käfig, bald an dem des Nachbars, bald an dem hinter ihnen hängenden Tuch; einen hölzernen Behälter würden sie in wenigen Tagen zerstören.

Neben den Papageien befand sich in einem kleinen Käfig ein sonderbares hier noch nie gesehenes Thier, dessen Enträthselung eine unserer ersten Aufgaben war.

Zuerst fiel uns seine Aehnlichkeit mit den Makis auf, die grossen dunkeln Augen, das weiche lockere Haar, der leise Gang bezeichneten es als Nachtthier, es war aber lange nicht so gewandt, schien gar nicht springen zu können und zeigte

statt ihrer Schüchternheit völlige Sorglosigkeit. Am zweiten Tag hatte man es so hoch auf die andern Thiere hinaufgestellt, dass wir sehr wenig von ihm sehen konnten, hatte aber die Gefälligkeit, nach der Fütterung, wann sich das Gedränge verloren hatte, den Käfig auf die Stufe vor den zweiten Platz zu stellen, wo wir es bequem beobachten konnten. Nun fiel uns auf, dass Gestalt und Bewegungen ganz die eines Bären waren, aber eines Lilliputenbären von der Grösse eines Eichhorns; besonders lebhaft erinnerte es uns an den Freund Waschbär, dieselbe spitzige Schnautze, runde, abstehende Ohren, dieselben Zähne, Tatzen, Krallen, die Sohlen waren besonders an den Hinterfüssen breit, nackt, inkarnatfarbig, wie die Nase, die Krallen lang und spitzig, die Farbe der Haare beinahe überall gleich, zwischen rostgelb und isabellfarbig, auf der Oberseite mehr graulich, an der helleren Unterseite röthlich gelb. Der Schwanz ein wenig dunkler, braun und länger als der Körper, lag immer auf dem Boden, nur die Spitze war ein paar Zoll lang, oft auch weniger, einwärts eingerollt.

Endlich brachten wir heraus, es sei der Wickelbär (*Cercoleptes caudivolvulus Illiger, C. brachyotos* nach Martin, der ihn mit Brehmischem Scharfsinn in zwei Arten gespalten hat) aus Mexiko, Guiana und Neugranada. Humboldt, der ihn am Rio negro sah, nennt ihn ein merkwürdiges Gemisch von Bär, Hund, Affe und Zibeththier, er lasse gern mit sich spielen und habe ehemals zu den Hausthieren der Eingebornen von Neugranada gehört, denn die harmlosen Südamerikaner knüpften gegen die Sitte aller andern Wilden oft zur blosen Unterhaltung ein vertrauliches Verhältniss mit den sie umgebenden ebenso harmlosen Thieren an.

Man sagte mir, er sei schon zwei Jahre in der Menagerie, ganz zahm und fromm, fütterte ihn aber doch mit rohem Fleisch. Ich bemerkte bald, dass ihm Aepfel, Anisbrod und Lebkuchen lieber waren. Er nahm Alles, was ich ihm bot, durch das Gitter mit dem Maul, dann aber gleich in die Vorderpfoten, wie die Makis und verzehrte es mit schnellen Bewegungen der Kinnladen wie diese und die Eichhörnchen.

Den 22. Mai erhielt Herr Kreutzberg einen jungen Dachmarder und gab ihn dem Wickelbären zur Gesellschaft,

er war noch kleiner, aber wilder, heftiger, denn was ein Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten, entriss ihm schon Fleisch und Aepfel, liess letztere Anfangs liegen, am 1. Juni sah ich ihn aber auch solche verzehren, wie alle Papageien, alle Affen, alle Bären, Wiederkäuer, Elephanten und Kasuare; reine Fleischfresser waren nur die Katzen, die Lurche und die Pelikane.

Die meiste Tageszeit brachten die beiden Kameraden in sich gerollt und oft an einander geschmiegt mit Schlafen zu, gegen Abend sahen wir sie aber mit einander spielen, es war eine Miniaturwiederholung der Spiele des Waschbären mit dem Wolfe in Hüntgens Omnismus, der Wickelbär hatte neben dem kleinen Vortheil, ein wenig grösser zu sein, auch den, alle vier Füsse als Waffen brauchen zu können, er legte sich daher oft auf den Rücken, und stiess und kratzte den Gegner ganz wie sein nordischer Landsmann. Der Marder kämpfte nur mit dem Gebiss, aber er war fast immer oben und fasste ihn ächt marderisch an der linken Seite des Halses, genau an der Stelle der *Carotis*, so dass ich die Leute warnte, der Marder dürfte nicht sechs Wochen im Käfig bleiben, ohne auf den Gedanken zu kommen, dass er nicht einen gleichberechtigten Bruder, sondern eine schwächere Beute vor sich habe.

Da der gute Wickelbär in dem niedrigen Käfig gar keine Gelegenheit zum Laufen und Klettern hatte, nahmen wir ihn heraus, um sein Benehmen im Freien zu beobachten. Er wollte den Schlupfwinkel nicht verlassen, und musste mit Gewalt durch das enge Thürchen herausgezogen werden, dann klammerte er sich flach an den Wärter an, und liess sich ruhig von ihm und mir streicheln. Ich berührte mit einem Finger das Ende seines Schweifes auf der inneren Seite, und obschon dieser ganz behaart ist, und zwar kurz- und glatthaarig wie bei den Meerkatzen, nicht weichhaarig wie bei den Makis, so fasste er doch den Finger ziemlich fest, ich machte den Wärter darauf aufmerksam, worauf es diesem gelang, ihn mit dem Wickelschwanz seinen Arm fassen zu lassen, so dass der Wickelbär daran frei in der Luft schwebend hing, wie sein Landsmann der Kapuzineraffe. Er kletterte mit dem Kopfe abwärts herab, wie der Rüsselbär und der Blauspecht und es wurde mir klar, dass er

dabei den Schwanz neben dem allgemeinen Gebrauch als Balancirstange nur noch als Aufhalter braucht, um sich nicht zu überstürzen, wozu ihm in dem lianenreichen Tropenlande selbst an den dicksten und glattesten Stämmen die Gelegenheit nicht fehlen wird.

Auf den Boden stieg er nicht freiwillig herab, als wir ihn hinsetzten, lief er ziemlich langsam und ungeschickt, es war mehr ein Kriechen mit ausgebreiteten Füssen, so dass der Bauch die Erde berührte, doch lief er gerade der Bretterwand zu und wäre unter die Balken geschlupft, wenn wir ihn nicht wieder aufgenommen hätten.

Der Wärter meinte er sei blind, auch benahm er sich so und schien, wie sein Vetter Rüsselbär, der auch für sehr blödsichtig gilt, den Weg und die dargebotene Speise mehr mit der Nase als mit den Augen zu suchen und zu finden. Ich brachte ihm die Finger bis dicht vor die Augen, ohne dass er es zu merken schien, auch sah ich die weite Pupille nie sich verkleinern wie bei den Katzen und Eulen, doch bemerkte ich nachher, dass er im Spiel mit dem Marder zuweilen blinzelte. Ich fragte, ob er nicht bei Nacht besser sehe? Sie glaubten es nicht, bemerkten aber, dass er allerdings bei Nacht viel lebhafter und unruhiger sei.

Ein grösseres Thier, welches ebenfalls Anfangs über den grossen Thierkästen sich befand, dann uns zu lieb herabgesetzt wurde, beschäftigte uns noch länger, bis Herr Prof. Krauss es näher untersuchte und fand, dass es genau der in seiner Naturgeschichte nach Müllers trefflichem Werk abgebildete *Musanga (Paradoxurus Musanga Fr. Cuvier)* aus Java sei.

Am 5. Juni Morgens wurde dieser Palmenmarder, wie ihn Oken nicht sehr glücklich nennt, da er nichts weniger als ein Marder ist, herausgenommen, gemessen, gezeichnet und beschrieben. Wie der Wickelbär sieht er bei Tag nicht gut, wollte durchaus nicht seinen Käfig verlassen, in welchem er in sich eingerollt und im Stroh vergraben, fast den ganzen Tag verschlief und musste mit Gewalt herausgezogen werden. Auch er klammerte sich fest an den Wärter an, blieb so ruhig hängen und liess sich streicheln. Auf den Boden gesetzt, kroch er langsam, leise, schleichend, die Füsse auswärts und den Bauch

Staaten, das heißt ihren Gouverneurs und gesetzgebenden Versammlungen zugestanden; aber worin diese eigentlich bestehen, darüber sind seit der Verwaltung Georg Washingtons die Parteien getheilt gewesen. Die einzelnen Staaten sind zwar souverän, dürfen aber weder ein eigenes Heer noch eine eigene Marine unterhalten, dürfen mit keiner andern Nation einen Handelsvertrag schließen, kein eigenes Geld prägen und keine den Gesetzen der Union widerstrebenden inneren Einrichtungen treffen. Dagegen ist der Congreß verpflichtet, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten zu mischen und kein Gesetz zu erlassen, welches ihre Unabhängigkeit vernichten könnte. Ein in so allgemeinen Ausdrücken abgefaßter Vertrag ist natürlich vielen Mißdeutungen ausgesetzt: die Abolitionisten meinen, daß der Fortbestand der Sklaverei in den südlichen Staaten den Wohlstand und die Dauer der Union bedrohe und daher vor das Forum des Congresses gehöre. Der Congreß, behaupten sie, muß nothwendigerweise eine höchste Gewalt besitzen, alles, was in den einzelnen Staaten den Zwecken der Union zuwider besteht oder nach und nach eingeführt wird, wieder daraus zu verbannen, und dies um so mehr, da der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten jedes vom Congreß gegen einen einzelnen Staat gerichtete Gesetz, sofern dasselbe constitutionswidrig ist, auf Antrag des letztern zu verwerfen das Recht hat. Dies ist auch zum Theil die Meinung der National-Republikaner — namentlich der Herren Webster und Clay — gewesen, bis die Manufakturpolitik des erstern für die Fabriken des Staats Massachusetts dieselben uneingeschränkten Rechte reklamirte, die der Süden für seine Sklaven zu behaupten suchte, und die Bank und die Verbesserungstheorie des letzteren von General Jackson über den Haufen geworfen wurde.

Gegen diese Partei, die durch ihre inneren Spaltungen und die verschiedenen Interessen ihrer Anführer sich nie zu einem mächtigen politischen Körper vereinigen konnte, hat seit Thomas Jeffersons Administration, die sogenannte States right-party (Staatenrecht-Partei) mit nur kurzen und theilweisen Unterbrechungen stets den Sieg davon getragen, so daß die Föderalisten, die National-Republikaner, die Whigs, die Demokraten und die Locofocos von Zeit zu Zeit genöthigt waren, durch die verschiedenartigsten Concessionen ihre Stimme zu erkaufen.

auf der Erde, wie Schildkröten und neugeborene Hunde. Er ist ein tropisches Baum- und Nachtthier, wie der Wickelbär, daher so viele Aehnlichkeiten zwischen beiden, obschon fast ein ganzer Erddurchmesser ihre Wohnplätze trennt. Grösse und Gestalt sind ziemlich die eines Rüsselbären. Die Länge betrug von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1' 8", von da bis zur Schwanzspitze 1' 2", also etwas weniger, als Horsfield sie fand (22" und 18"), vielleicht hatte dieser englisches Maass, die Nase war schwarz und tief gespalten, die Sohle nackt, grau, die fünf Zehen an der Basis etwas durch eine Haut verbunden, mit scharfen, nicht zurückziehbaren hellen Krallen. Die Hauptfarbe der Haare an der Basis hellgrau gelblich, die stärkeren an der Spitze glänzend schwarz, so dass das Fell von der Seite gesehen ganz schwarz erschien, von Vornen gesehen aber schwarz und gelblich gemengt. Die ganze Schnautze, Ohren und Füsse waren schwarz, über den Rücken liefen, wie bei so vielen Katzen und Viverren, fünf schwarze Bänder oder Streifen, das mittlere gerade über dem Rückgrad ununterbrochen, die anderen als Längsreihen runder schwarzer Flecken. Der Schwanz war röthlichbraun ohne Ringe, aber gegen die Spitze zu immer dunkler, zuletzt kohlschwarz wie die Nase. Ueber die Augen zog sich ein breites helles Stirnband, das Gesicht war schwarzbraun, unter jedem Auge ein heller Flecken, ein anderer kleinerer heller Flecken auf jeder Seite der Nase, alle diese Flecken, Zeichnungen und Farbenübergänge verwischt, keine scharf begränzt.

Da diesem Thier „ein Rollschwanz, der indessen nicht zum Greifen eingerichtet ist" zugeschrieben und angezeichnet wird, so war es mir sehr wichtig, über diese Rollschwänzigkeit ins Klare zu kommen, sie muss aber ein Missverständniss sein, im ruhenden Zustande, bei dem Klettern und Laufen blieb der Schwanz immer gerade ausgestreckt, ich fasste ihn oben, in der Mitte, am Ende, leichter, dann fester an, er wand und bog sich in einer leichten Schlangenlinie, wie bei den Katzen, welche im Gegensatz zu den Hunden beliebige Stellen des Schwanzes bewegen, aber zu einem Einrollen wie bei dem Wickelbär zeigte sich nicht die geringste Neigung, und Friedrich Cuvier's Benennung ist somit ganz fehlerhaft und unpassend, es hat

dieser Theil des Thiers gar nichts Paradoxes, als die über denselben aufgestellte Behauptung, dass er sich zwecklos einrolle.

Nachmittags galt es, die andere Viverra ins Reine zu bringen, welche ich bisher für eine Ginsterkatze *(V. Genetta L.)* gehalten hatte. Diese war ein ganz anderes Thier, wild, schlau und listig rührte sie weder Aepfel, noch Anisbrod an, das Fleisch nicht eher, als bis die Gabel, mit welcher man es ihr reichte, wieder entfernt worden war. Von Herausnehmen war keine Rede und da sie sich immer im Hintergrunde ihres in der Höhe befindlichen Behälters aufhielt, so bekam man sie fast gar nicht zu sehen. Ich stieg daher vor den zahlreichen Zuschauern eine Leiter hinauf und schrieb mir folgende Bemerkungen auf: Die Grundfarbe ist aschgrau, wie gewöhnlich an der Unterseite bleicher, über dem Rücken zieht sich ein schwarzes Band, ihm gleichlaufend ziehen auf jeder Seite sieben Reihen runder, kleiner, schwarzer Flecken, die obersten sehr deutlich, gegen den Bauch zu immer bleicher, die letzte Reihe kaum noch erkennbar. Die Ohren sind rund, kürzer als bei den Katzen, auf der äussern Seite unten schwarz, vor jedem Ohr ein schwarzer Strich. Am Halse ein starkes, schwarzes Halsband quer über die Brust, wie bei fast allen gefleckten Katzenarten, darunter ein zweites. Nase und Füsse schwarz, letztere glänzend glatthaarig, vier Zehen mit kurzen hellen Krallen, der Daumen als fünfter Zehen kleiner, höher, verborgen, der Schwanz kürzer als der Leib, zugespitzt, siebenmal gelblich grau und schwarz geringelt, die Spitze schwarz wie die Nase. Das Thier steht zwischen Katzen und Mardern, den ersteren näher, ist so lang wie eine Hauskatze, aber nicht so hoch. Wir glaubten nun Herrn Kreutzberg, welcher es für eine junge Zibethkatze *(Viverra Zibetha L.)* aus Aegypten erklärte, obschon ich keinen Zibethgeruch wahrnehmen konnte. *)

Ein Waschbär *(Procyon Lotor Storr)* befand sich ebenfalls in der Höhe über den andern Thierkästen, einsam ausser

*) Nach den authentischen Berichtigungen des Münchner Recensenten (Allgem. Zeitung, Aug. 1830, Seite 3619) wären diese beiden Thiere die Zibethkatzen des hinterindischen Festlandes *(Viverra Tangelunga Gray)* und die Genetta.

Action und fast auch ausserhalb des Gesichtskreises, er schlief daher fast den ganzen Tag mitten in dem grössten Lärmen ungestört im Hintergrunde seiner Wohnung und gab uns ausser dieser Nachtthiereigenschaft keine Gelegenheit, den in früheren Menagerien gemachten Beobachtungen etwas Neues anzureihen.

Beinahe dasselbe, wie von diesem Nordamerikaner, kann man von seinem Halblandsmann Rüsselbär *(Nasua socialis Neuwied)* aus Südamerika sagen. Nur einmal sah ich ihn, als der *Lapondre* naseweise an den Thierbehältern herumkletterte und die andern Thiere neckte, mit der grössten Unerschrockenheit den viel grösseren Affen angreifen und so heftig in eine Hand beissen, dass das Blut heruntertropfte, der *Lapondre* sprang erschrocken weg, betrachtete ruhig seine Wunde und mied fortan bei seinen Spaziergängen den gefährlichen Käfig.

Unten begann die gegen neunzig Fuss lange Reihe der grossen Thierbehälter mit dem geräumigen Stalle eines männlichen Lama *(Auchenia Lama Illiger)*. Es war ein schönes grosses Thier, in Antwerpen geboren, dunkel rothbraun, der Kopf schwarz, darunter ein breiter weisser Ring, offenbar Farben eines Hausthiers, denen unserer Ochsen entsprechend. Es verhielt sich sehr ruhig und streckte nur zuweilen den langen Hals zum Gitter heraus, die benachbarten Affen erschracken darüber, doch lange nicht so sehr, wie bei dem Anblick der Schlangen. Nur einmal hörte ich von ihm einen leisen hohen Ton, oft wiederholt, eine Art Winseln, vielleicht nach Futter, welches in frischem Grase bestand.

Am vorletzten Tage seines Aufenthalts in Stuttgart kaufte Herr Kreutzberg das einzige von einem misslungenen Versuche der Einführung zu ökonomischen Zwecken hier noch übriggebliebene weibliche Lama, eine geborene Ludwigsburgerin, hell isabellfarbig, etwas kleiner, still und fromm. Sie unterschied sich von dem Männchen vorzüglich durch die viel längere Behaarung, man sagte uns aber, dass Letzteres vor einigen Wochen geschoren worden sei.

Ihr Vater war unmittelbar aus Chile gekommen, vor zwei Jahren aber getödtet und für unser Naturalienkabinet ausgebälgt worden, weil er nach und nach so bös wurde, dass es zuletzt

lebensgefährlich wurde, sich ihm zu nahen. Unsere Naturforschergesellschaft wollte ihre Kenntnisse in gastronomischer Richtung durch eine Mahlzeit mit gesottenem und gebratenem Lamafleisch erweitern, unterliess es jedoch, als eine Menge Blasenwürmer in solchem entdeckt wurde.

Auch Kreutzbergs zahmeres Lama wurde Anfangs wild, als man die neue Kamerädin zu ihm brachte, wollte sie nicht hereinlassen und schlug nach ihr aus. Es liess sich jedoch wieder besänftigen und als ich es den folgenden Tag sah, war es so ruhig wie früher. Indessen hatte es sich, wie in allen Behältern der stärkere Bewohner, die Vorderseite vorbehalten und sie musste schüchtern im Hintergrunde stehen. In liegender Stellung sah ich beide nie.

Dreizehn Affen aus allen drei sie nährenden Welttheilen folgten auf das Lama, das benachbarte Afrika hatte seinen einzigen bis nach Gibraltar verbreiteten Nordafrikaner, den Magot *(Inuus Sylvanus Wagner)*, den seltenen Husarenaffen *(Cercopithecus Cephus Desmarest)* aus Guinea und vom äussersten Süden den schwarzen Pavian *(Cynocephalus ursinus Wagner)* gesandt, Asien war durch einen jungen grünen Hutaffen *(Inuus radiatus Wagner, Bonnet chinois Büffon)* aus Ostindien, vier Lapondre *(Inuus nemestrinus Geoffroy)* aus Sumatra und zwei Makakos *(Inuus Cynomolgus Wagner)* aus Java, jetzt die häufigsten Affen der Menagerien, vertreten, und Südamerika hatte seine sanfteren schwächeren Mitglieder der vielgestaltigen tropischen Familie, zwei Kapuziner *(Cebus Apella Desmarest)* und einen Titi *(Hapale Jacchus Illiger)* geliefert. Diese Affen bildeten als die unruhigsten und muthwilligsten Mitglieder der Gesellschaft die Hauptunterhaltung der Zuschauer während der Zeit, dass nicht erklärt oder gearbeitet wurde, boten aber auch manche Gelegenheit zu tiefer gehenden Beobachtungen an, da sie nicht nur mannigfach vertheilt waren, einzeln, in Gesellschaft und frei, sondern einige davon zuweilen oft auch ihren Wohnplatz wechseln mussten und dadurch in neue Verhältnisse kamen. Im Allgemeinen waren die Asiaten die boshaftesten und unartigsten, die Amerikaner die friedlichsten und schüchternsten.

Vor der Hauptfütterung erhielten alle Milch, tranken aber lange nicht so reinlich wie die Katzen, sondern steckten Kinn und Mund hinein, der kleinere Kapuziner färbte sich das ganze Gesicht weiss und leckte dann die von Brust und Arm heruntertriefende Milch auf, der junge Lapondre langte nach der Milchschüssel des über dem seinigen stehenden Käfigs, ohne sie sehen zu können, warf sie um und fing dann mit dem Mund den Milchregen auf, der alte Lapondre verschüttete ebenso die Schüssel des neben ihm wohnenden Stachelschweins, aber aus bloser Bosheit, da er nichts davon bekam. Hiebei entdeckte ich im Trinken einen Zug der in Betreff des Essens völlig fehlenden Verträglichkeit. Der Hutaffe trank die Milch ganz ruhig mit dem kleineren Kapuziner aus einer Schüssel, man glaubte zwei junge Katzen zu sehen.

Alle Affen nahmen Monatrettige an, nagten auch ein wenig daran, assen sie aber nur dann ganz auf, wenn sie nichts Besseres hatten; ein Kapuziner versuchte wiederholt, den seinigen aufzuklopfen, der Magot nahm ihm aber alle weg, auch wenn er sie nicht selber essen wollte.

Dieser grelle Egoismus erstreckt sich bis auf das Verhältniss der Mutter zum Kinde. Wenn Rengger die Beobachtung machte, dass eine mitten unter Pomeranzen sitzende Mutter nicht duldete, dass ihr Säugling etwas davon geniesse, so liesse sich dieses dadurch erklären, dass sie dasselbe auf die Muttermilch beschränken wollte, hier liess aber die alte Laponderin auch ihrer längst entwöhnten Tochter nichts. Ich gab jeder einen Apfelschnitt, die Mutter nahm der Tochter den ihrigen weg und hielt ihn mit den Hinterhänden, bis sie den eigenen in die Backentaschen gebracht hatte. Bei der Kartoffelaustheilung nahm sie alle vier Hände und beide Backentaschen voll, ohne je zu dulden, dass man der jüngeren etwas gebe, sie liess dann ihre eigene Beute fallen um der Tochter die ihrige zu entreissen. Warf ich der schüchtern und angstvoll im Hintergrunde sitzenden etwas hinter dem Rücken der Alten zu, so wurde sie von dieser unbarmherzig gezerrt und gebissen, selbst, wenn sie den Apfel gar nicht berührt hatte, den die Alte nun nahm und behaglich verzehrte. Die Zuschauer waren ganz empört darüber und ver-

langten, dass man sie trennen solle, der Wärter aber, dass man beiden nichts gebe.

Am folgenden Tag überzeugte sich auch der Wärter, dass die Tochter verhungern müsse, wenn man sie bei der Mutter lasse, die letztere wurde daher herausgenommen und draussen an einen Riemen gebunden. Die Tochter nahm die Gelegenheit wahr und entschlüpfte aus dem geöffneten Behälter während man mit der widerstrebenden Alten beschäftigt war. Man verfolgte nun die Tochter und fing sie unter den Rädern der Fourgons, unterdessen fieng die Alte oben Händel mit ihren neuen Nachbarn an und wurde von einem Makako tüchtig in die Hand gebissen. Darüber entstand ein allgemeiner Aufruhr, die schwächeren Affen geriethen in Angst, die stärkeren in Zorn, die Papageien schrien alle mit, es war ein Concert, wie es Humboldt in den Urwäldern am Orinoko schildert. Die Laponderin besah aufmersam ihre Hand, wischte sie ab, rieb sie im Staub und der Makako machte ein höhnisch spottendes Gesicht dazu.

Wie die junge Laponderin von der alten, so wurde der gutmüthige possirliche Husarenaffe von seinen Stubenkameraden, dem Hutaffen und einem Lapondre mishandelt, in den Hintergrund gedrängt, angefahren und gebissen, wenn man ihm etwas zukommen zu lassen versuchte; er äusserte dann seinen Unmuth durch heftiges rasches Hüpfen mit den Vorderfüssen, man versetzte ihn daher in einen andern Käfig. Bei der Oeffnung des Käfigs hiezu zeigten seine drei Bewohner grosse Furcht, alle benachbarten Affen grosse Neugierde, die letzteren bemühten sich auf alle Art, zu sehen, was es gäbe, gerade wie es die Menschen in den Strassen der Städte bei einer Schlägerei oder Verhaftung machen.

Der gute Husar bekam nun sogleich von uns Aepfel und der Hutaffe bezeugte uns durch Affenpantomimen seinen Aerger hierüber. Diese sind in erster Stufe ein höhnisch spottendes Gesicht, wobei Paviane und Lapondres sich zuweilen umdrehen und den Hintern zeigen, erstere auch wie der Mandrill den Kopf verneinend rechts und links beugen. In zweiter Stufe folgt ein rasches Vorwärtsstossen des Kopfes mit starrem Blick und kurzem rauhem Laut, wie bei dem Ausfallen eines Duellanten und dieser

Bewegung folgt auch immer ein Angriff, wenn Gitter oder Kette ihn nicht unmöglich machen. Der Hutaffe machte eine solche Pantomime gegen einen Zuschauer, der ihm einen Apfelschnitt reichte, und dieser war so gutmüthig, sie für ein Zeichen der Dankbarkeit zu halten; er hatte aber wahrscheinlich unwillkürlich zurückgezuckt, als der Affe zugriff, oder gelacht, der Affe daher geglaubt man wolle ihn necken und er verdanke die Beute nicht freundlicher Güte sondern der eigenen Gewandtheit, das Auslachen aber können die Affen, wie bornirte Menschen, durchaus nicht ertragen.

Bei der dritten Stufe zieht der Affe die Lippen zurück, zeigt die Zähne und klappert oft lange ununterbrochen mit denselben, diese Pantomime, welche der junge Magot oft zeigte, ist mehr Ausdruck des Zorns und der Angst wenn der Affe nicht angreifen kann oder es zu unterlassen für rathsam hält. Die vierte und letzte Stufe endlich ist ein lautes durchdringendes Geschrei in den höchsten Noten der Tonleiter, diese findet während des Kampfes statt, besonders bei dem unterliegenden Theil. Der junge Magot schrie auch zuweilen wie ein Kind, mit weinerlichem Gesichte, wenn er etwas haben wollte.

Der Husar wollte nun seine eigenthümliche hüpfende Bewegung, welche bei ihm, wie bei den Sicilianerinnen, eben sowohl Ausdruck des Zorns, wie der Begierde und der Freude ist, in der neuen Wohnung üben, stiess aber dabei immer oben an und liess daher bald davon ab. Seine Freude währte indessen nicht lange, schon den folgenden Tag gab man ihn der so schwer mishandelten jungen Laponderin statt ihrer Mutter zur Gesellschaft, der kleine Fratz übernahm nun sogleich als stärkerer die Rolle der Mutter und stiess und biss den armen Husaren so arg, dass dieser wieder durchaus nichts mehr anzurühren wagte, was man ihm auch zuwerfen mochte.

Man hat in unserer spaltungsreichen Zeit auch den Kapuzineraffen in eilf Arten gespalten, von den zwei Kreutzbergischen war das kleinere, ein junges Männchen, an der ganzen Unterseite rothgelb, den Kopf zierte eine hohe, schwarzbraune Perücke, darunter über den Augen ein helles Band, das nackte Gesicht ziemlich dunkel. Der grössere war gleichfarbiger, die

Unterseite nur das verbleichte Nussbraun der Oberseite, das nackte Gesicht heller, ohne Band über den Augen. Füsse und Schwanz waren bei beiden dunkelbraun, in schwarz endigend. Hienach wäre der kleinere *Cebus xanthosternos Neuwied*, der grössere *Cebus griseus Fischer*.

Es ist Schade, dass die zu einfache und beschränkte Einrichtung der Käfige diesen Kapuzinern nicht gestattete, die ganze Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie den Schwanz bei dem Klettern als fünfte Hand gebrauchen, zu zeigen. Er übertrifft noch die andern vier Hände an Kraft zum Festhalten, da seine anziehenden Muskeln weit stärker sind, als die ausstreckenden und kann den ganzen Körper auch bei der stärksten Schwingung an einem Zweige festhalten.

Ich sah einst in der ehemaligen königlichen Menagerie den Belzebub *(Ateles Belzebuth Geoffroy)* an einem grossen Raum zwischen zahlreichen wagerechten Stäben auf und absteigen, was einen wunderlichen Anblick gewährte. Schon die ersten Entdecker Amerikas erwähnen der zahlreichen tropischen Waldthiere mit Wickelschwänzen, seiner Affen, Ameisenbären, *Capromis*, *Hystrix prehensilis* und zahlreichen Beutelthieren als einer Hauptmerkwürdigkeit der neuen Welt, während die Portugiesen und Holländer von den fliegenden Hunden und Katzen, *Galeopithecus*, *Petaurus*, und den fliegenden Eidechsen des indischen Archipels erzählten und man glaubte lange einen absoluten Gegensatz der beiden Welttheile darin zu finden, bis man auch in Nordamerika den Fallschirm am fliegenden Eichhorn und in neuester Zeit dagegen in Ostasien die *Balantien*, den *Articlis*, vielleicht auch *Gymnura* als Wickelschwanzthiere entdeckte, wodurch dieser Gegensatz zu einem blos relativen wurde.

Der kleine Titi *(Hapale Jacchus Illig.)* befand sich einsam und wohlverwahrt in einem Kästchen mit Sitz und Treppe, vornen durch ein Glas verschlossen, verhielt sich sehr ruhig und zeigte nur zuweilen die schönen weissen Zahnreihen.

Der schwarze Pavian, sonst als furchtbar wild geschildert, befand sich frei mitten unter den Zuschauern, nur an eine Schnur gebunden, liess sich ruhig streicheln und der Wärter hetzte ihn ganz ohne Erfolg auf einen Zuschauer. Er schien

aber sehr krank zu sein und zitterte stark mit der Hand, wenn wir ihm etwas reichten, doch verzehrte er noch eine geschälte Pomeranze mit ziemlichem Behagen. Der Laponderin sah ich einmal lange zu, wie sie, an eine Stange gebunden, sich vergeblich abmühte, den verwickelten Strick los zu machen und endlich nach vielen Versuchen darauf resignirte. Sie hätte es ganz leicht thun können, wenn sie sich um die Stange herumgeschwungen hätte, so gescheut aber auch die Affen sind, so reicht ihr Verstand doch nicht so weit, einen Knopf oder eine Schnalle aufzumachen, sie zerren nur und machen dadurch das Uebel ärger.

Montags den 27. Mai fanden wir die Gesellschaft durch zwei Abyssinier vermehrt. Herr Kreutzberg hatte dem Baron von Müller einen sehr schönen braunen Pavian *(Cynocephalus Sphinx Desm.)* den rechten *Babbuino* der Italiener, und die seltene rothe Meerkatze *(Cercopithecus pyrrhonotus Ehsenberg)* abgekauft und mit dem capischen Pavian in einen Käfig gethan. Alle drei vertrugen sich vortrefflich, der schlanke Rothkopf schüchtern, die beiden andern mit dem den Pavianen eigenen gravitätischen Ernst.

Anders am Mittwoch den 29. Mai. Der schwarze Pavian war als Kranker in den Gasthof gebracht worden, das alte Lapondremännchen nahm nun seine Stelle ein und wollte die rothe Meerkatze beissen und misshandeln. Hero, so hiess die Sphinx, nahm aber ihre Landsmännin und Schicksalsgefährtin kräftig in Schutz. Sie benahm sich dabei mit grosser Mässigung, die Meerkatze hielt sich, wie bei Kinderspielen, immer dicht hinter ihr, sie wies dem unverschämten Lapondre nur die scharfen Zähne, ohne solche anzuwenden. Jetzt kam aber Frau Laponderin von aussen ans Gitter, hetzte und stupfte den Herrn Gemahl auf, suchte ihm zu helfen und veranlasste so heftige Händel, dass die Wärter einschreiten und die Streiter trennen mussten.

Am 1. Juni sollte Hero, welche nun wie früher bei Herrn Baron von Müller im Freien angebunden wurde, Abends wieder in ihren Behälter, eine Art grossen Gänsestall, hineingehen, im Gegensatz zu Hartmanns sehnsüchtig darnach verlangenden

Makis weigerte sie sich aber entschieden, es zu thun und widerstand allen Versuchen zweier Wärter, sie hineinzubringen. Der eine holte endlich eine Peitsche, je heftiger aber die Hiebe fielen, je heftiger wurde auch sie, endlich riss sie den schweren Kasten um, an dem sie angebunden war, schleppte ihn mit sich fort und verfolgte die beiden Wärter bis sie sich zum Zelte hinaus flüchteten. Nun kam ein dritter, auf den sie gleich zuging, ihm schmeichelte und liebkoste, dass er ihr helfen solle, es war einer jener raschen Uebergänge vom Zorn zur Freundlichkeit, wie wir sie an Pavianen so oft bemerkt hatten. Dieser gab ihr gute Worte, unterhielt sich mit ihr, bis die andern den aus den Fugen gerissenen Stall wieder zurecht gezimmert hatten und versuchte dann, sie durch freundliches Zureden hineinzubringen, jedoch vergebens, endlich gelang es ihm durch List. Der Strick mit dem sie am Halsband festgebunden war, wurde inwendig hinter den Gitterstäben durchgezogen, dann vornen immer stärker angespannt, wodurch sie nach und nach wider ihren Willen zwar, doch nur mit passivem Widerstande, so weit hineinkam, dass die Stäbe des Eingangs eingesteckt und dieser geschlossen werden konnte, worauf sie sich ruhig in ihr Schicksal fügte.

Mitten unter den Affen befanden sich in zwei geräumigen übereinandergestellten Behältern fünf Maki oder Halbaffen *(Lemur Mongoz L.)* aus Madagascar. Man hat auch diese gute Linné'sche Art in ein ganzes Duzend neue Halbarten zerspalten, von welchen wir zwei vor uns sahen; die drei Bewohner des untern Behälters waren nämlich der Hartmann'sche Brillenmaki (*Lemur nigrifrons Geoffroy*. Jahreshefte 1847 S. 89), die beiden oberen zeigten dagegen bei gleicher Grösse, Gestalt, Benehmen, ja selbst bei gleicher Zeichnung einige Verschiedenheit in der Färbung; die schwarze Brille ist nämlich hier kaum dunkler, als der Scheitel und wird um so leichter übersehen, als dagegen alles, was bei dem Brillenmaki weiss ist, hier fuchsroth, nämlich die Kehle und von ihr heraufgehend ein Band an jeder Seite über die untere Kinnlade bis an das Ohr, wo dieses Band bei dem einen dieser beiden Makis endete, während es bei dem andern, freilich sehr verwischt und undeutlich, weiter

Jackſon, van Buren, Webſter, Clay, Calhoun, King, Saliſ Wright, Everett waren einer nach dem andern Staatsrechtsmänner (State rights-men) und die letzte Entſcheidung des Congreſſes in Bezug auf das Petitionsrecht der Weißen zur Abſchaffung der Sklaverei im Diſtrikt von Columbien, welche mit einer Mehrheit von beinahe 100 Stimmen zu Gunſten der Sklavenbeſitzer entſchieden wurde, liefert einen neuen Beweis von der Unbereitwilligkeit der Vertreter aller Sekten und Faktionen, offen gegen ſie zu Felde zu ziehen. Dieſe Einigkeit verdankt der Congreß einzig und allein der Sklavenfrage, die für ſich allein die Hälfte der Nation und drei Viertheile des ganzen Nationalvermögens in Anſpruch nimmt; gegen die daher kein Parteiführer anſtoßen darf, der im Hauſe des Präſidenten oder im Rathe der Nation einen Sitz ſucht. Mit Wahrheit bemerkte Dr. Jocqueville in ſeinem unſchätzbaren Werk de la Démocratie en Amérique, daß in allen Streitſachen des Congreſſes mit einem einzelnen Staat die geſetzgebende Verſammlung des letzteren gegen die Union den Sieg davon trug; aber er überging dabei den Umſtand, daß bei jeder ſolchen Streitfrage die perſönliche Popularität des Präſidenten mit einer der mächtigſten Parteien der Union Gefahr läuft, und daß dieſelbe Staatsrechts-Partei im Congreſſe ſich jeder Erweiterung der executiven Gewalt, um den widerſpenſtigen Staat zum Gehorſam zu zwingen, entgegenſetzt.

General Jackſons Proklamation gegen den aufrühreriſchen Staat von Südcarolina bildet hievon die einzige Ausnahme; aber man muß die Angelegenheiten eines Volkes nicht nach einzelnen Fällen und am allerwenigſten nach dem Erfolg einzelner außerordentlicher Männer beurtheilen. Dieſe Aufopferung der Rechte des Congreſſes, wenn ſie mit den Freiheiten einzelner Staaten im Widerſpruch ſtehen, ſcheint die Kraft der Union zu ſchwächen, und aus dieſem Geſichtspunkte hat ſie auch de Jocqueville beurtheilt; im Grunde aber iſt ſie nichts anderes, als das Beſtreben aller Parteien, alles zu vermeiden, was die Union in Gefahr ſetzen könnte. Die Union liegt den Amerikanern mehr am Herzen, als ihre perſönliche Freiheit; denn ſie ſind ein unternehmendes und, wie ihre kurze Geſchichte beweiſt, eroberungsſüchtiges Volk, welches unter der Anführung eines Diktators eher ſein Ziel erreicht, als in der Anarchie einer Unzahl unabhängiger Republiken. So könnte

über die Stirne von einem Ohre zum andern zog. Auch die übrige Behaarung ist nirgends so rein grau, wie an dem Vordertheil des Brillenmaki und so besteht das Unterscheidende dieses Halsbandmakis *(Lemur collaris Geoffroy)* lediglich in einer Steigerung der rothbraunen Farbe auf Kosten der weissen und schwarzen.

Als Nachtthiere schliefen sie viel bei Tag, waren aber durch die häufigen Störungen schon ziemlich an Tagwachen gewöhnt worden und konnten für halbe Tagthiere gelten, wie so viele Menschen aus den höheren Ständen, besonders in England und Italien, für halbe Nachtthiere. Bei kühlem Wetter sassen sie so dicht beisammen, dass die unteren ein einziges dreiköpfiges Thier schienen, dagegen sah ich sie nie den Schwanz wie eine Boa um den Hals schlingen, auch waren sie munterer und weniger scheu, als der Hartmann'sche, weil gesund, nicht allein und in günstiger Jahreszeit. Indessen liessen sie sich auch nicht anrühren und fuhren erschrocken mit einem raschen Sprunge zurück, wenn wir es versuchten. Zuweilen sprang einer leicht und leise die Wand hinauf und hielt sich oben fest.

Da sie mit dem Kopfe nicht durch das Gitter konnten, so nahmen sie alles, was ich vor dasselbe hielt, mit den weichen Händen und brachten es dann in den Mund, steckte ich es aber durch das Gitter, so nahmen sie es mit dem Munde und erst aus diesem in die Hände, das erstere geschieht also nur nothgedrungen. Aepfelschnitte nahmen sie sehr begierig, Lebkuchen anfangs misstrauisch, dann aber eben so gerne, ebenso Zuckerbrod. Zuweilen hörte man von ihnen einen nicht lauten Ton, bald heller, bald tiefer, wie ein kurz abgebrochenes Knurren eines Spinnrades oder einer schwachen Rätsche.

Von den drei unteren war einer viel herzhafter als die beiden andern, kam immer zuerst ans Gitter und langte unbedenklich zu, während die andern aus Furcht vor den benachbarten Affen sehr vorsichtig waren und sich kaum auf Augenblicke mit der Hand vor das Gitter wagten, ja ich sah ihn einmal, als die naseweise Laponderin an seinem Käfig herabkletterte, sie fest am kurzen Schweife fassen. Bekam indessen dieser

Vormann zum Lohn seines Muthes auch immer den ersten Bissen, so verzehrte er ihn in Ruhe und liess den andern ganz gegen die Sitte der Affen auch etwas zukommen. Es war mir daher merkwürdig, dieses friedliche zutrauliche Verhältniss am 27. Mai durch den Magot gestört zu sehen, den man in ihren Käfig versetzt hatte. Der junge Afrikaner tyrannisirte sie wie die schwächeren Thiere seiner Gattung und sie verhielten sich wie diese, nur noch ängstlicher. Er nahm die vordere Hälfte des Käfigs in Besitz, sie sassen scheu im Hintergrunde. Anfangs gelang es mir, ihnen etwas zuzuwerfen, sie liessen es aber gleich fallen und sprangen erschrocken davon, wenn er nach ihnen umsah, später geriethen sie schon in Angst und Furcht wenn ich ihnen nur einen Apfelschnitt zeigte. Die Milch dagegen liess der Affe den beherzteren Maki ruhig mittrinken, später, nachdem er sich sattgetrunken, setzte sich Herr Magot auf die Stange, nun kamen auch die beiden andern Makis zur Schüssel und tranken, aber schüchtern, oft nach ihm schauend und mehr als einmal von ihm zur blosen Unterhaltung geneckt und verjagt.

Unter dem Rüsselbären befand sich ein grosses Stachelschwein *(Hystrix cristata L.)* ein sonderbares, über ganz Afrika verbreitetes, vielleicht durch die Sarazenen nach Südeuropa, wo es zu Plinius Zeiten noch fehlte, herübergekommenes Thier. Es ist gegen meine allgemeine Regel der gleichfarbigen Enden vornen ganz dunkelgrau, dann tritt an den braunen Stacheln die weisse Farbe als Ringe auf und nimmt nach hinten immer zu, bis der Schwanz ganz weiss wird. Es schlief fast immer, wurde aber bei jeder Explication aufgestupft, um seinen furchtbaren Zorn zu zeigen. Der erste Grad war ein Gerassel mit den starr emporgerichteten Rückenstacheln, stärker gereizt klapperte es mit den dicken, hohlen, an der Spitze abgestumpften Schwanzstacheln, welche der Erklärer treffend der Klapper der Klapperschlange verglich und als dritter Grad wurde mit einem Hinterfusse gestampft, wie die Hasen trommeln. Bei dem heftigen Rasseln mag hie und da ein Stachel ausfallen, was hier übrigens nie geschah, und die Sage von dem Abschiessen der Stacheln als Pfeile veranlasst haben, die ganze Pantomime ist mehr Ausdruck der Angst als Drohung, in Worte übersetzt ein unmuthiges

„Lass mich gehen", wirkte indessen auf die Laponderin, die erschrocken zurückfuhr, als sie an seinem Käfig herabkletternd mit Gerassel empfangen wurde.

Ein besseres Mittel, es wach zu erhalten, war, ihm etwas zu geben, es frass gern Kartoffeln, Aepfel, Lebkuchen, eine Nuss nahm es zwischen die Vorderpfoten und nagte sie schnell wie ein Eichhörnchen auf.

Der von mir als Seltenheit erwähnte neuholländische Casuar (*Casuarius novae Hollandicae L.* Jahreshefte 1847 S. 120.) befand sich jetzt mit zwei Kameraden hier, einer dieser drei Riesenvögel stand frei in einem Verschlag am Ende des zweiten Platzes, die beiden andern hatten jeder seinen eigenen Käfig. Sie verhielten sich sehr ruhig, sassen häufig auf dem ganzen Lauf (*Tarsus*) wie manche Taucher und viele junge Vögel im Nest und legten den zurückgebogenen Hals weit in die Furche der gescheitelten Federn zurück, so dass der Kopf in der Mitte des Rumpfes auf einem kurzen Halse zu stehen schien.

Zwei andere Behälter enthielten indische Casuare (*Casuarius indicus Cuvier*) von den Sundainseln, kohlschwarz, der Hals nakt und blau wie bei den Truthühnern, mit zwei rothen Fleischlappen am Nacken und einem hornartigen schwarzbraunen Helm auf dem Kopfe, an den Flügeln fünf schwarze Federschafte ohne Fahnen, wie von Fischbein. Dieser von den Holländern schon bei ihren ersten Reisen nach Europa gebrachte wohlbekannte Vogel ist etwas weniger hoch, als der neuholländische Casuar, kommt ihm aber an Masse und Stärke gleich. Der eine war schon alt, hatte keine Lappen am Hals und einen lahmen Fuss, man hatte ihn früher als ein friedliches Thier frei in der Bude herumlaufen lassen, da griff ihn ein englischer Bullenbeisser an, riss ihm den Lappen ab und biss ihn in den Fuss, er aber versetzte dem Hunde, wie ein Pferd ausschlagend, so starke Schläge, dass es diesem das Leben kostete.

Den jungen Casuar, der, obgleich beinahe eben so gross, einen noch sehr niedrigen Helm und einen schwächer gefärbten Hals hatte, sah ich trinken, er steckte den Schnabel ins Wasser suchte einen Theil davon aufzuschaufeln und hob dann den Kopf in die Höhe, um zu schlucken, wobei ein Theil wieder

auslief, so dass er den Schnabel nicht wasserdicht schliessen zu können scheint; dieses wiederholte er mehr als zehnmal hintereinander.

Nachbarn der Casuare waren zwei zierliche **Pfauenkraniche** (*Grus pavonina Cuvier*) aus dem westlichen tropischen Afrika, kohlschwarz mit weissen Schwungfedern wie umgekehrte Störche, die nakten Wangen weiss mit einem rosenrothen Lappen, Scheitel und Stirne sammetschwarz, wie ausgepolstert, der schwarze Schnabel auffallend kurz, auf dem Hinterhaupte ein Büschel goldener Strahlen, etwas beweglich, den sie jedoch so wenig als der Pfau ganz niederlegen können und der ihnen auch die Namen Kronenreiher und Königsvogel verschafft hat. Sie stammen aus dem Schlossgarten des Königs der Niederlande im Haag, wo sie früher frei herumliefen.

Beide liessen zuweilen den knurrenden kurzen Ton hören, welcher den Kranichen den Namen *Grus* verschafft hat, auch standen sie, wie diese, fast immer nur auf einem Fusse, selbst während des Fressens. Bei diesem sah ich den einen mit dem grossen Kopfbusch den ganzen Raum der Schüssel einnehmen, der andere wartete indessen geduldig und pickte ihn nur zuweilen sanft am Nacken. Ein andermal wurde einer durch Zuschauer zum Zorn gereizt, er stellte auch den andern Fuss auf den Boden, breitete die grossen Flügel aus und sträubte die langen schmalen Federn des schlanken Halses, dass dieser so dick wie bei dem Haushahn und noch viel struppiger wurde; man sah wohl, der zierliche Vogel that sein Aeusserstes, um furchtbar zu erscheinen, wohl auch den Leib durch die abstehenden Federn zu schützen.

Der letzte Vogel, ein **rother Geier** (*Vultur fulvus L.*) aus Aegypten bot keinen Stoff zu neuen Bemerkungen, da er nicht wie der Höntgen'sche (Jahreshefte 1850 S. 95) durch Collisionen mit andern Thieren oder wie in der Freiheit durch Nahrungssorgen in seiner trägen Ruhe gestört wurde. Er sass fast unbeweglich auf seiner Stange, streckte zuweilen zur Erholung, gleichsam statt des Gähnens, die Flügel soweit aus, als der Behälter es gestattete, hüpfte nur unmittelbar vor der Fütterung unruhig im Käfig herum, wobei er immer einige Federn

verlor, fiel mit grosser Heftigkeit über das Fleisch her, zerriss es mit dem starken Schnabel, schluckte die grossen Bissen hinunter und überliess sich dann wieder der Ruhe und dem Schlaf bis zur nächsten Fütterung.

Das Centrum der Thiertreibe nahmen neun Katzen ein, die wir, freilich etwas unsystematisch, in nichtarbeitende und arbeitende eintheilen wollen. Zu den nichtarbeitenden, bestimmt, durch ihr bloses Dasein die Besucher zu unterhalten, gehörte zuerst der Nachbar der Pfauenkraniche, ein alter männlicher Löwe; dieser hatte längere Zeit an einem eisernen Halsband und Kette im Audienzzimmer Mehemed Ali's gelebt und wurde durch dessen Nachfolger an Hartmann verkauft der ihn bis Leipzig brachte, wo ihn Herr Kreutzberg von ihm erhielt. Er soll schon zu alt und zu bequem sein, um viel mit sich anfangen zu lassen, hatte aber doch eine grosse Freude an seinem Herrn, liess sich gerne von ihm streicheln und tätscheln und erwiederte möglichst seine Liebkosungen, indem er bald wie eine Katze den Backen an seine Hand rieb, bald wie ein Pudel sich auf den Rücken legte. Man sah ihn meistens liegen und nur vor der Fütterung unruhig auf und ab gehen; auch bei den andern Haarthieren machte ich die Bemerkung, dass sie im Sommer viel ruhiger sind als im Winter, wo das beständige rasche auf- und abwandeln oder sich schaukeln wohl nur den Zweck hat, sich zu erwärmen, die Vögel hüllen sich umgekehrt bei kaltem Wetter ruhend in ihre Federn ein und sind im Sommer am lebhaftesten, wo der Flügelschlag sie eher kühlt als erhitzt.

Eine schöne Tigerbuschkatze (*Felis Serval L.*) war der alte Schreyer'sche Bekannte (Jahreshefte 1847 S. 116). In einem Käfig über dem übrigen hielt sich aber eine kleinere Katze auf, die mir ganz unbekannt war und blieb, in der Menagerie wurde sie als Ozelot explicirt. (*Felis pardalis L.*) wich aber bedeutend von dem Schreyer'schen (Jahreshefte 1847 S. 117) ab und näherte sich noch mehr unserer europäischen wilden Katze; sie war nur wenig grösser als diese und hatte die gleichen schwarzen Linien über Kopf, Nacken und Rücken, ähnliche Fleckenreihen an der Seite, aber alles lebhafter und schärfer, die Nase dunkel, die Rückenseite der Ohren schwarz

mit einem hellen Flecken in der Mitte, eine Zeichnung die bei allen Katzen dieser Menagerie vorkam, nur mit verschiedener Ausbreitung und Stärke der beiden Farben; fast eben so beständig ist das schwarze nach unten convexe Band über der Brust. Als ich auf einer Leiter zu ihrem Käfig hinaufstieg, langte sie mit einer Pfote heraus und spielte mit dem Bleistift, schien auch ziemlich zahm, blieb aber immer in einer solchen Stellung, dass man sie nur von vornen sehen konnte und war zu keiner Wendung zu bringen. Nur soviel brachte ich heraus dass sie eine zur Gruppe unserer Hauskatze gehörende Bewohnerin des alten Kontinents sei. *)

Der vierte Nichtarbeiter wurde als Jaguar oder brasilianischer Tiger (*Felis Onza L.*) explicirt, was er auch möglicher Weise sein könnte; er glich zwar völlig einem grossen Panther, hatte aber wirklich wenigstens in einigen Fleckenringen einen kleineren schwarzen Flecken im Mittelpunkt, was für ihn charakteristisch sein soll und eine schwarze Nase, während die des Panthers und der beiden Leoparden hellröthlich war.

Unter den arbeitenden Katzen war die merkwürdigste ein Löwentiger von der vollen Grösse und Gestalt eines bengalischen Tigers, die Grundfarbe zwischen der hellgelben des Tigers und der fahlen des Löwen die Mitte haltend, die Zeichnung völlig die des Tigers, aber verbleicht, wie bei den jungen *Cuguars*, nur am Kopf und am Ende des Schweifs, wo auch die Löwen schwarz sind, ganz schwarz, besonders die Linien über der Stirne und die allgemeine Katzenzeichnung der Ohren, ein schwarzer Flecken an jeder Seite der Unterlippe und über jeder Kralle. Von einer Mähne keine Spur, das Thier war also mehr Tiger als Löwe. Es stammt aus der van Aken'schen Menagerie, worüber Herr Kreutzberg mir Folgendes mittheilte: van Aken hatte einen afrikanischen Löwen und eine bengalische Tigerin an einander gewöhnt, indem er sie den Tag über beisammen liess, des Nachts aber trennte. Die Tigerin warf Junge, es gelang aber nicht, sie aufzuziehen, alle starben bald an

*) Sie wurde später in München als senegambische Wildkatze (*Felis Senegalensis Lesson, neglecta Gray*) bestimmt.

Krämpfen, man verdoppelte im nächsten Jahre die Sorgfalt, aber umsonst, man brachte es nur dahin, dass ein einziges bis in den dritten Monat lebte, dann starb es auch unter Krämpfen wie die anderen.

Da kam van Aken, als die Tigerin in Elberfeld zum dritten Mal werfen sollte, auf den Gedanken, einem dortigen Schuster eine grosse Hündin abzukaufen, die gerade auch Junge hatte. Den 18. October 1838 wurde dieser Löwentiger geboren, man nahm sogleich der Hündin die eigenen Jungen, und gab ihr dafür den jungen Bastard, welchen sie willig so lang stillte, bis man ihm mit Kuhmilch weiter helfen konnte. Die Hündin blieb nun bei ihrem Adoptivsohne, welcher eine grosse Anhänglichkeit an sie zeigte, sie spielten miteinander, leckten sich und legten sich aufeinander, anfangs der Tiger auf die Pflegemutter, später aber, als ersterer die letztere überwachsen hatte, umgekehrt.

Ein solches Schauspiel zog viele Zuschauer an und der Eigenthümer sagte oft, dass ihm die Hündin nicht um hundert Thaler feil wäre. Dieses erfuhr der Schuster, als die Menagerie wieder nach Elberfeld kam und versuchte noch mehr Geld zu erpressen; als es ihm mit Drohungen nicht gelang, fing er einen Prozess an, der lebhaft an den über den Esel und seinen Schatten in Abdera erinnert. Er behauptete, van Aken die Hündin um 14 Thaler nur als Amme für die Dauer der Säugezeit vermiethet zu haben und verlangte sie nun als sein Eigenthum zurück. Van Aken bewies jedoch durch Zeugen, dass ein unbedingter Kauf statt gefunden habe, wenn auch zunächst zu einem bestimmten Zwecke, und gewann den Rechtsstreit.

Die Hündin blieb acht Jahre lang bei dem Löwentiger und wurde zuletzt so alt, dass sie kaum noch laufen konnte, Kreutzberg, der sie inzwischen übernommen hatte, nahm sie daher in einem kalten Winter in Berlin Abends mit nach Hause, um sie in der warmen Stube übernachten zu lassen, da wurde sie ihm gestohlen, wie er vermuthet, aus Brodneid von den Leuten einer benachbarten Menagerie, denn das Thier sei für andere nicht einen Thaler werth gewesen und er habe dem, der es wieder bringe, zehn Thaler versprochen, ohne je wieder etwas über sein Schicksal zu erfahren.

Der Löwentiger gerieth nun in grosse Wuth, so oft er einen Hund erblickte, man glaubte aus Sehnsucht nach der verlorenen Gefährtin und setzte eine der früheren möglichst ähnliche Hündin zu ihm hinein, er fiel aber sogleich über dieselbe her und zerriss sie, Kreutzberg wollte den Versuch vorsichtiger wiederholen und trat selbst mit einer andern Hündin hinein, aber auch diese wollte der Löwentiger sogleich erwürgen, so dass Kreutzberg selbst in Lebensgefahr gerieth und sich schleunig flüchten musste. Seit diesem Tage lässt man keinen fremden Hund mehr in die Menagerie herein.

Eine hübsche Löwin war Schreyer's Fanny (Jahreshefte 1847 S. 115), noch immer gut und freundlich, sie war inzwischen grösser aber auch träger geworden und hatte den Bruder Nero verloren.

Powisch war ein van Aken'scher Panther (*Felis pardus L.*) herrlich gefleckt und nur durch den Mangel an Augen in den Ringen und die helle Nase von dem vermuthlichen Jaguar zu unterscheiden.

Das zweijährige Lieschen und ihr Bruder waren sehr ähnlich gefleckt, fast eben so lang, aber niedriger, kurzbeiniger, gewandter und herrliche Springer; die Flecken kleiner, lebhafter und zahlreicher. Sie erinnerten mich lebhaft an die verstorbene Karoline (Jahreshefte 1847 S. 112) und werden also wohl auch *Felis variegata Wagner* aus Java sein, hier hielt man den von den Naturforschern so bestrittenen Unterschied fest und nannte sie im Gegensatz zum Panther Leoparden.

Weitere arbeitende Thiere der Menagerie waren ein Tigerwolf aus Südafrika und drei Hyänen aus Nordafrika. Der Tigerwolf (*Hyaena crocuta Zimmermann*) war unser alter Bekannter Fidel (Jahreshefte 1847 S. 114), wir glaubten, er sei deswegen an der starken kurzen Kette gebunden, um der Aussage des Explicators, es sei das schrecklichste Raubthier, dadurch mehr Gewicht zu geben, erfuhren aber, es geschehe wegen seiner üblen Angewöhnung, am Holz zu nagen; was die Thiere einmal gelernt hätten, sagte Herr Kreutzberg, das vergessen sie nicht mehr, er würde 20 Gulden darum geben, dass er ihn ohne Kette lassen könnte.

Das Schreyer'sche Hyänenpaar (*Hyaena striata Zimm.* Jahreshefte 1847 S. 110) war zu Tisch und Bett geschieden worden, seitdem der alten weiblichen Hyäne bei ihren vielen Händeln die Zunge so gebissen worden war, dass die bösartig eiternde Wunde immer weiter um sich griff, bis Herr Kreutzberg ihr mit einem kühnen Schnitt die vordere Hälfte amputirte. Die Hyäne kann demnoch gut fressen und schlucken aber sich nicht mehr ablecken und wurde dadurch sehr unrein, man gab ihr daher eine junge, noch nicht zweijährige Gefährtin, welche sich sehr gut mit ihr verträgt, edelmüthig den Liebesdienst des Ableckens an ihr besorgt und dadurch ihr Fell glatt und rein erhält, denn eine Hyänenzunge ersetzt die beste Bürste.

Ich hatte das Vergnügen unter den Trümmern der Schreyer-schen Menagerie auch meinen Freund Angelo Gussonato hier anzutreffen, er hatte sich mit dieser auf dem Prater bei Wien befunden als der Aufstand dort ausbrach, war Zeuge mancher Schreckensscene gewesen und zuletzt auf den Rath der Revolutionsbehörde selbst geflohen und mit der Menagerie nach Brünn gezogen, wohin die Ungunst der Ereignisse sie auch verfolgte. Herr Schreyer war gestorben, sein Neffe Inhaber eines Kaffeehauses in Lemberg geworden und mein guter Angelo mit allen noch am Leben übrig gebliebenen Thieren in die Dienste des Herrn Kreutzberg getreten. Dieser war vor einiger Zeit von einer Hyäne in die Hand gebissen worden und der ganze Arm geschwollen, so dass er das Arbeiten mit den Thieren nicht selbst vornehmen konnte, Angelo und Franz Köpfle, ein freun-licher Tyroler, theilten sich daher darin.

Als ich am 20. Mai das Erstemal diese Exercitien mitansah, drängten sich um 4 Uhr die Zuschauer um den Behälter des Löwentigers, dieser merkte, was kommen werde, und legte sich der Länge nach mit dem Kopf gegen uns an die rechte Seitenwand, so dass sein Rücken die einwärts sich öffnende Thüre zudrückte. Als Angelo eintreten wollte, bedurfte es langer Unterhandlungen, um ihn dazu zu bringen, aufzustehen, er sollte sich nun auf Commandowort zu Boden werfen und wieder aufstehen, legte sich aber so unbefangen und mürrisch auf die andere Seite in gleicher Stellung nieder, dass er mehr

dem eigenen Kopfe zu folgen schien als dem Befehle. Angelo benahm sich sehr schonend, freundlich lächelnd legte er die Reitgerte weg, öffnete ihm den Rachen, der sich viel weiter aufsperrte als bei den Löwen, und zeigte uns seine furchtbaren Zähne, dann wurde ein Brett in den Behälter geschoben. Angelo hiess den Löwentiger aufstehen, hielt mit den nackten Armen die Reitgerte an beiden Enden und er musste zweimal durch den hiedurch gebildeten verhältnissmässig kleinen Ring über dem Brette hindurchspringen. Er liess sich lange bitten, brüllte und drohte mit den Zähnen, machte aber endlich mit grosser Leichtigkeit und Sicherheit den Sprung, ebenso über einen an beiden Enden gehaltenen Strohhalm.

Angelo sagte mir, er sei eben jetzt übler Laune, gestern habe er es eben so gemacht, mit Strenge richte man nichts bei ihm aus, auch berührte er ihn nie mit der Gerte, drohte nie und behandelte ihn wie eine Mutter ein verzogenes Kind. Ich glaubte, es werde mit allen Tigern nicht viel anzufangen sein, da sie mit den Krokodilen, Eisbären und Haifischen die einzigen Thiere der Schöpfung sind, welche den Menschen so wenig fürchten, dass sie auf ihn Jagd machen, er versicherte mich aber, dass sich in der Menagerie zu Schönbrunn ein von ihm gezähmter echter Tiger befinde, der viel folgsamer sei. Kreutzberg meinte, der Fehler liege in der Bastardnatur, alle Bastarde seien tückisch und bösartig, eine Ansicht, die ich freilich schon oft in Beziehung auf Maulthiere und selbst auf Mulatten habe äussern hören, so in den italienischen Redensarten und Sprichwörtern:

Più ostinà d'un mulo.
Dal mulo tre passi lontan dal culo.
Ne mulo, ne mulino, ne signore per vicino.

Ganz anders bei der jungen Löwin, welche Angelo mit der grössten Unbefangenheit wie einen Pudel behandelte, sie legte sich auf Befehl sogleich nieder, er hob sie auf und sie musste ihn freundlich küssen, dann lief sie ein paarmal im ganzen Behälter herum rückwärts. Nun folgte die afrikanische Ruhestätte. Die Löwin legte sich hin, Angelo sass auf ihr wie auf einem Divan, neckte sie und schlug mit seinem Kopfe an

denn die Sklavenfrage selbst und der dadurch einem Theile der weißen Bevölkerung nöthig gewordene, und nur durch Aufhebung aller freien Discussion mögliche Schutz, zum Consulat und vielleicht zur Diktatur führen. Der Süden, dessen weiße (wahlfähige) Bevölkerung nicht im Verhältniß zur wachsenden Zahl der Einwohner des Nordens zunimmt, wird am Ende sein Heil in einer förmlichen Trennung oder in der Diktatur suchen müssen, welche in einer demokratischen Republik allein die Kraft besitzt, den schwächeren Theil des Volkes gegen den stärkeren oder gegen die Mehrzahl in Schutz zu nehmen. Setzen wir z. B. voraus, daß alle Parteien jetzt damit einverstanden sind, daß die Sklavenfrage in den südlichen Staaten (mit Ausnahme des Gebietes von Columbien, welches unmittelbar unter der Jurisdiktion des Congresses steht) vor das Forum der einzelnen Staaten gehöre, und daß dieser wichtige Punkt als in der Constitution der Vereinigten Staaten enthalten anzusehen sey. Nehmen wir ferner an, daß sich die nördlichen Staaten, wie sie dies in der jetzigen Congreßsitzung thaten, des Petitionsrechts — dieses unerläßlichen Privilegiums eines freien Volkes — freiwillig begeben, welche Bürgschaft haben dann die südlichen Staaten, daß in weniger als dreißig Jahren, wann ihre Bevölkerung und die Zahl ihrer Repräsentanten im Congresse weniger als ein Drittel derjenigen des Nordens seyn wird, die Constitution selbst nicht geändert wird, daß die nördlichen und westlichen sklavenfreien Staaten nicht von einem Rechte Gebrauch machen, welches ihnen in der Verfassungsurkunde selbst vorbehalten ist? *

Daß die Sklaverei nicht bloß ein moralisches, sondern auch ein physisches Uebel ist, welches dem Wachsthum und der materiellen Ausbildung einzelner Staaten enge Grenzen setzt, wird von den Sklavenbesitzern selbst zugestanden; daß sie die schnelle Zunahme der weißen Bevölkerung hindert und auf die Sitten und Erziehung derselben nachtheilig einwirkt, wird ebenfalls nicht geläugnet; nur fehlt es ihnen an den Mitteln, erstens die Neger ohne Verlust ihres Eigenthums frei zu machen, und zweitens sich, wo es nöthig ist, ihrer Gegenwart zu entledigen. Dessen ungeachtet darf man erwarten, daß die stets zunehmenden Nachtheile der Sklaverei, hauptsächlich aber die durch den geringen Preis der Kolonialprodukte

* Bei einer vorgeschlagenen Abänderung der Constitution ist es nöthig, daß zwei Drittheile der Staaten ihre Zustimmung geben.

den ihrigen, dann stand er auf, setzte sich auf der entgegengesetzten Seite und sie legte sich wie ein Bologneserhündchen so gut es ging in seinen Schoos. Auf Befehl stand sie wieder auf, ging weg und legte sich auf den Rücken.

Nun folgte das schwerste Stück. Fanny musste die Stellung eines aufwartenden Pudels annehmen und in solcher ihm ein Stück Fleisch aus dem Munde nehmen, nachdem er dadurch ihren Appetit erregt hatte, legte er ihr ein zweites auf die Nase, sie wartete brummend zwar und mit offenem Rachen, doch ohne sich zu rühren, bis er langsam und dazwischen oft mit ihr redend, eins, zwei, drei gerufen hatte, worauf sie das Fleisch in die Höhe werfen und auffangen sollte, dieses mal indessen es vorzog, es mit Hülfe einer Pfote ins Maul zu bringen.

Merkwürdig war uns die grosse Unbeholfenheit, mit welcher Fräulein Fanny sich wie einen Mehlsack vornen aufheben und an das Gitter anlegen liess, während die Hinterfüsse eine sitzende Stellung annahmen, es kostete dem Angelo bedeutende Anstrengung, sie lehnte sich dann mit ihrem ganzen Gewichte an das Gitter und war die Arbeit vorüber, so war ihre Rückkehr auf den Boden mehr ein Herunterfallen, als ein Herabsteigen. Während Panther und Jaguar besser als die Hauskatze klettern, scheint der Löwe nicht einmal im Stande zu sein, sich auf den Hinterfüssen aufzurichten, wenigstens es nicht freiwillig zu thun. Es hängt dieses wohl damit zusammen, dass der Löwe vornen viel stärker ist, als hinten, doch können es die Hyänen, bei denen dieses noch auffallender der Fall ist.

Nach der Löwin kam die Reihe an den Tigerwolf Fidel, der seines fatalen Gesichts ohngeachtet so freundlich wie ein Haushund war. Angelo nahm ihm die Kette ab, er sprang an dem Gebieter hinauf, ihm ins Ohr zu sagen, dass er guten Appetit habe, dann lief Fidel dreimal um ihn im Kreise herum legte sich nieder und verbarg den Kopf. Jetzt sollte ein Kampf vorgestellt werden. Angelo zerrte sich heftig mit dem Tigerwolf herum, schrie und zankte, legte ihm dann, als die Wuth aufs höchste gestiegen sein sollte, mit dem Rufe „fasse“, das ganze Gesicht quer in den weitgeöffneten Rachen und zog es auf den Ruf „Lass los“ unversehrt wieder heraus. Herr Fidel war aber

ein schlechter Schauspieler, liess sich sehr geduldig herumwerfen und erregte nach dem furchtbaren Anblick des gefährlichen Löwentigers mehr Lachen als Furcht. Nun wurde die berühmte Gewalt des Blicks demonstrirt, der Tigerwolf musste sich hinlegen, Angelo nahm ein grosses Stück Fleisch in den Mund und stellte sich gegen die Zuschauer, Fidel wollte oft aufspringen, legte sich aber auf einen drohenden Blick gleich wieder nieder. Hier spielte das Thier seine Rolle viel besser, man sah in Mienen und Bewegungen lebhaft den wechselnden Kampf der Begierde und der Furcht, endlich nach mehr als zehnmaliger Täuschung durfte Fidel aufspringen und fassen, nun hielt aber Angelo fest und es gab ein komisches Gezerr, bis Fidel ein Stück nach dem andern abriss, wir wunderten uns nur dass Angelos Zähne nicht darunter leiden; nach dem letzten Stück streckte der verwegene Angelo noch die Zunge aus, die Fidel wie ein Hund ableckte.

Merkwürdig war mir, dass wenn Angelo ihm drohte, ihn auf den Kopf zu schlagen, Fidel die Ohren rückwärts niederbog, eine echte, von den Hyänen noch nirgends erwähnte Katzensitte.

Hier endete Angelo's Gebiet, es wurde jetzt bei den Hyänen die Scheidewand herausgezogen, aus den zwei Kammern ein Saal gemacht und in diesen trat Franz zu seinen drei kleinen Schäferhunden, wie er sie nannte, nahm eine auf die Schulter und liess sich die beiden andern nachlaufen. Dann mussten die zwei kräftigen, die Alte spielte während des ganzen Schauspiels eine stumme Nebenrolle, ihre Zähne zeigen; man sah, wie hier die Hauptkraft in den knochenzermalmenden Backenzähnen liegt, während sie bei den schlechtkauenden Katzen in den furchtbaren dolchartigen Eckzähnen zum Fassen und Zerreissen liegt.

Franz klopfte mit dem Finger an der Decke, worauf eine Hyäne sich auf den Hinterfüssen aufrecht erhob und ihn angrinzte. Auf die Frage: „Warum denn heut so bös, was?“ stellte sie sich zornig. „Fehlt dir eine Portion Rindfleisch?“ Sie nickte mit dem Kopfe, er nahm nun mehrere kleine Stückchen Fleisch, welche die beiden Hyänen ihm eines um das andere mit katzen-

mässiger Artigkeit leicht an ihn aufstehend aus dem Mund nahmen. Mit dem letzten Stück neckte er das Männchen, hielt es ihm auf der flachen Hand hin und schloss sie zu, wenn es zugreifen wollte, es liess sich geduldig dreimal anführen, wohl wissend, dass es zuletzt doch das Fleisch bekomme.

Nun musste die Kleine ihm über den Fuss springen, den er gegen das Gitter stemmte, dann das Männchen den Pajass machen, das heisst, sich stellen, als wolle es auch hinüberspringen, aber darunter weglaufen.

Jetzt versprach der Tyroler seinen afrikanischen Gästen eine Portion Schöpsenbraten und holte ein lebendes Lamm, behielt es im Arm und die Hyäne musste das Lamm küssen. Mit den Worten: „das kleine Lamm hat auch einen russischen Kantschu mitgebracht, schlag zu, kleines Lamm," schlug er mit einer Pfote des Lammes der aufgerichteten Hyäne wiederholt auf den Kopf, dass sie davon lief.

Nun musste die Hyäne über das Lamm springen, dann zeigte er die „drei schönen Schafsköpfe," indem er eine Gruppe bildete, die Köpfe der Hyäne und des Lammes dicht neben einander, darüber seinen eigenen mit lachendem Gesichte und zum Schlusse liess er noch das Lamm auf der Hyäne reiten.

Ich bemerkte, dass Franz bei diesen berühmten Kunststücken mit dem Lamme das Lamm nie aus den Händen, die Hyäne nie aus den Augen liess, und Herr Kreutzberg, gegen den ich dieses äusserte, erzählte mir, sie hätten früher auch das Lamm frei unter den Hyänen herum laufen lassen. Dieses sei sehr oft ganz gut gegangen, einmal aber habe eine der Hyänen plötzlich das Lamm gepackt und so heftig verwundet, dass er dem armen Thiere, welches jämmerlich schrie, rasch den Hals vollends abgeschnitten habe, damit es nicht länger leide und die Aufregung der Zuschauer vermehre. Seit diesem Tage wollte ihm die Hyäne das Lamm aus den Händen reissen, wenn er damit eintrat, es habe über zwei Monate gebraucht, bis man sie dazu gebracht habe, die übrigen Kunststücke wieder vorzunehmen, bis zum freien Herumlaufen aber habe man es nie wieder bringen können.

Von den Hyänen trat Franz zu dem Panther, Powish genannt, denn seine Thiere, sagte mir Herr Kreutzberg, wenig-

stens die grösseren und abzurichtenden, müssten eigene bleibende Namen haben, sie lernten sie bald kennen und es sei ein Hauptmittel, sie zu besänftigen, folgsam und gelehrig zu machen, wenn man sie bei ihrem Namen rufe und anrede. Diese Thatsache war mir nicht neu, sie ist bei den Hausthieren allgemein bekannt, aber darum nicht minder merkwürdig. Sie beweist eine Stufe von Selbstbewusstsein, zwar nicht bis zum Fichte'schen Ich steigend, aber doch gleich der unserer kleinen Kinder, die sich selbst der Eduard, die Sophie nennen, ehe ihnen das Sonnenlicht jener Philosophen aufgeht. Powish also musste zuerst den Zuschauern ein schönes Compliment machen, dann wurde eine Scheidewand geöffnet, die Leopardin Lieschen trat ein und jedes richtete sich auf einer Seite, wie zwei Wappenhalter, an Franz auf.

Dieser setzte sich hierauf auf den Boden und der Panther auf seinen Schoos, wo Franz den Zuschauern seine furchtbaren Krallen vorzeigte. Dann kam wieder eine afrikanische Ruhestätte, der gute Powish sollte als Kopfkissen dienen, was er knurrend that. Als aber Franz ihm zurief: „schütze mich gegen die Leoparden!" neigte der Panther seinen Kopf über ihn, umschlang ihn mit beiden Vorderfüssen und einem Hinterfusse und hatte ihn so zum Erstaunen der Zuschauer ganz in seiner Gewalt.

Nun kam die afrikanische Jagd, Franz nahm den widerstrebenden Panther, wie ein geschossenes Wild, über die Schulter und drückte eine Pistole auf die Leopardin ab, ohne dass eines von beiden sich rührte, legte den Panther auf den Boden und stellte sich, als wolle er ihn todtschlagen, wobei dieser dreimal auf den Ruf: „Halt fest!" seinen blossen Arm fasste, auf: „Lass los!" ihn wieder losliess.

So küsst man in Afrika, sagte Franz und verlangte von Powish einen Kuss. Dieser sprang an ihn hinauf, umfasste ihn mit den Vorderpfoten und nahm dreimal sein ganzes Gesicht in den weit aufgesperrten Rachen. Den Beschluss machte das afrikanische Gastmahl oder die Versöhnung der Feinde, Franz trug einen Tisch und einen Stuhl herein, deckte den Tisch und setzte vier Zinnteller darauf, zwei rechts für die von dieser Seite eingetretenen Hyänen, zwei links für die Panther und Leoparden.

Erstere erhielten Zucker, den sie dem Fleisch vorziehen, das Männchen und die junge Hyäne richteten sich auf, setzten die Vorderpfoten auf den Tisch und leerten mit hündischer Gier jedes seinen Teller, während gleichzeitig Powish und Lieschen, ohne sich um den für sie ungeniessbaren Zucker zu kümmern, mit katzenmässigem Anstande ihr Fleisch genossen und Franz in der Mitte sitzend seinen Gästen guten Appetit wünschte. Die alte Hyäne und einer der beiden Leoparden nahmen keinen Theil an der Mahlzeit, erstere war zu alt zum Aufrechtstehen, letzterer zu jung zur Abrichtung. Dieser unterhielt unterdessen sich und die Zuschauer damit, dass er mit erstaunlicher Gewandtheit an die Wand hinauf bis zur Decke sprang.

Nach dem Essen wurde abgedeckt, der Panther sprang auf den Tisch und sollte aufpassen, dass niemand seine Grenze überschreite; eine Hyäne lief aber unter den Tisch durch, sie sollte nun Händel anfangen, aber gewöhnlich entstanden solche nur zwischen den zwei Leoparden selbst und wurden schnell durch den vor dem Gitter stehenden zweiten Aufseher beigelegt, der die Scheidewände wieder einschob.

Als ich am 23. Mai den Uebungen zusah, liess der Löwentiger die Thüre frei und schien etwas besser aufgelegt, Samstag den 25. Mai hatte er aber wieder die böse Laune, Angelo öffnete die Thüre mit Mühe zu einer zollbreiten Spalte und da er diesesmal sich eigensinniger als gewöhnlich zeigte, gab er ihm ein paar Hiebe mit der Reitgerte. Dies nahm der Tiger so übel, dass er den Angelo in die rechte Hand biss, zwar nur als Warnung, ohne seine volle Kraft anzuwenden, auch blutete die Hand nicht, die Quetschung war aber so heftig, dass Angelo, der sich nichts merken liess, nur unter grossen Schmerzen seine Arbeit vollendete; ich traf ihn noch nach drei Tagen mit stark angeschwollener Hand, den Arm in der Schlinge, später im Bett an, wo er mir die schwarzen Eindrücke der vier Eckzähne an beiden Handflächen zeigte, die untere musste aufgeschnitten werden, um dem Eiter einen Ausgang zu verschaffen.

Er erzählte mir, es sei das drittemal, dass er bedeutend verwundet worden sei, in Wien habe ihn ein Löwe so in die

Kniescheibe gebissen, dass er vom Mai bis in den Juli das Bett nicht habe verlassen können.

Auch an den andern Wärtern sah ich alte und frische Spuren von Verletzungen an den Händen, sie machen sich aber nichts daraus, wenn sie auch im Thierbehälter bluten, da die Thiere auch bei ihren Kämpfen unter sich oft bluten, ohne dadurch die Mordlust des Gegners zu wecken, diese wird wohl nur durch Hunger und die Gewissheit eines gefahrlosen Sieges geweckt.

Franz Köpfle musste nun auch die Aufgaben des Angelo übernehmen, und am 27. Mai sah ich ihn die Arbeit mit dem Löwentiger, welcher diesesmal die Thüre nicht gesperrt hatte, glücklich durchführen. Die Kunststücke waren die gleichen, die Commandowörter dazu: Aufstehen! Hieher legen! Allons voltige! Dagegen wollte diesesmal Fanny nicht folgsam sein, sie schrie, als er ihr das Fleisch auf die Nase legte und schnappte sogleich darnach, wobei er es bewenden liess.

Den 30. Mai trat Herr Kreutzberg selbst bei den Thieren ein, ein kräftiger, starker Mann, als englischer Sportsman mit hohen Stiefeln, ledernen Hosen und Reitpeitsche, übrigens auch in aufgestülpten Hemdärmeln. Der Löwentiger, welchen er kurz vorher durch das Gitter geliebkost hatte, wobei sein Boy, wie er ihn nannte, sich wie eine Schooskatze benahm, versperrte diesesmal nicht die Thüre, war auch weniger widerspenstig und führte das Befohlene rascher aus, da aber die Befehle mit grosser Entschiedenheit gegeben wurden, so waren seine Protestationen noch heftiger und lauter, seine Haltung noch drohender, als bei Angelo. Kreutzberg benahm sich sehr unerschrocken, beinahe verwegen, und ein paar ernstliche Peitschenhiebe liessen uns ernstliche Widersetzlichkeit befürchten, er rief das grosse Thier zu sich, schickte es ins Eck und liess es zweimal über die Reitgerte, zweimal über einen kaum zwei Spannen langen Strohhalm setzen, es war ein furchtbar schöner Anblick, den Tiger brüllend mit offenem Rachen sich auf die nackten Arme stürzen zu sehen, dann, statt sie zu zerfleischen, den ganzen langen Körper mit einem leichten geräuschlosen Sprung wie eine Schlange durch die enge Oeffnung durchzuwinden.

Nach dem gedruckten Programm sollte der Löwentiger zu-

letzt die deutlich zu verstehenden Worte: „Papa", „Mama", „Grossmama" hervorbringen, was aber nicht geschah. Herr Kreutzberg sagte mir, er bewirke dieses durch Zudrücken der untern Kinnlade, dieses könne er aber jetzt mit der kranken Hand nicht ausführen und die Andern hätten nicht den Vortheil, an der rechten Stelle zu drücken.

Wir fragten ihn, ob er auch zu ganz wilden Thieren gehe? Diese seien ihm gerade die liebsten, erwiederte er, sie seien noch eingeschüchtert und fürchteten ihn mehr, als er sie, später würden sie dreister. Es gebe einzelne Thiere, mit denen gar nichts zu machen sei, weil sie alles mit sich anfangen liessen, so das Lieschen, die lege sich hin und rühre sich nicht, man mache was man wolle, der Panther dagegen protestire zwar, aber er rühre sich doch und wenn man zu ihm sage: Powish hop, so richte er sich am Gitter auf und sei er einmal so weit, so müsse er auch einen Kuss geben.

Dass es bei Fanny freundlicher zuging, versteht sich von selbst, nur das Aufstehen bot einige Schwierigkeit, sie bedurfte hiezu durchaus der Nachhülfe und Herrn Kreutzberg fiel es schwer, sie mit seinem kranken Arme in die Höhe zu heben. Bei dem Stück mit dem Fleisch auf der Nase wurden wir durch einen kleinen Zusatz überrascht, Fanny wartete noch immer, als er schon drei gerufen hatte. Aha, sagte er, du verstehst nicht deutsch, un, deux, trois und nun ward im Nu das Fleisch aufgefangen und verschluckt.

Bei den Panther und Leoparden gab es auch einige Veränderungen, der Panther kletterte an Hrn. Kreutzberg hinauf und Lieschen über beide weg. Als beide sich nach dem Schusse todt stellten, fasste er sie am Schweife und warf sie so heftig im Behälter herum, dass Alles in Erstaunen gerieth.

Madame Kreutzberg liess die Hyänen ihre Schule durchmachen, wobei die eine mit grosser Leichtigkeit über den ungewöhnlich hoch gehaltenen Arm sprang, statt über den Fuss. Auch die drei Schafsköpfe blieben natürlich diesmal weg, es wurden blos Hyäne und Lamm zusammengehalten. Zum Schlusse wurden vier Kammern durch Herausnehmen der Scheidewände

in einen Saal verwandelt, in welchem Herr Kreutzberg das Gastmahl hielt.

Samstag den 1. Juni war allgemeine Fütterung der Raubthiere mit lebenden Thieren, Kaninchen und Hühnern. Bei den einsam eingesperrten Thieren war die Jagd bald zu Ende und die Mahlzeit sehr ruhig, ich stellte mich daher vor den zwei Leoparden. Mit raschen Sprüngen hatte jedes schnell sein Huhn gefangen und durch einen Biss in den Kopf getödtet, dann legte sich der Leopard in einen Winkel und rupfte das seinige in aller Ruhe, die Leopardin aber trug das ihrige am Halse gepackt unaufhörlich ganz vornen am Gitter auf und ab, ohne den Muth zu haben, sich hinzulegen und es zu verzehren; plötzlich hatte der Leopard es ihr genommen, liess das seinige liegen und begann im andern Winkel dieses zu rupfen, wobei es sich sehr ungeschickt benahm, den ganzen Behälter mit Federn überstreute und mehr als eine Stunde brauchte, die Hühner zu speisen. Statt nun das andere Huhn zu nehmen, schrie Lieschen wie ein Kind, dem man ein Spielzeug genommen, drohte mit den Zähnen und sprang wie toll im Käfig herum und an die Decke hinauf, sie kamen dabei einigemal heftig hinter einander, wobei immer Lieschen der angegriffene und misshandelte Theil war, ohne dass ich je bemerkte, dass sie auch nur Miene gemacht hätte, eines der beiden Hühner nehmen zu wollen. Der Kampf wurde mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit geführt, mit den Zähnen mehr gedroht, als gehandelt, dagegen mit den Tatzen tüchtige Ohrfeigen ausgetheilt, bis der Wärter kam und mit der Stange wehrte, Lieschen blutete aus einem Riss über der Nase. Im Freien werden solche Kämpfe nicht stattfinden, da der schwächere Theil die Flucht ergreift, für welche hier die heftigen Sprünge ein unzureichendes Surrogat waren. Merkwürdig war mir die Bemerkung des Wärters, früher sei die Leopardin die herrschende gewesen, der Leopard sei aber herangewachsen und nun hätten die Rollen gewechselt.

Auch die Hyänen gaben uns heute ein ähnliches Schauspiel, man hatte die alte allein gelassen, die beiden andern beisammen, die junge fing hier die Händel an, wobei es so laut zuging, dass alle Zuschauer herbeiliefen, die männliche Hyäne verlor die Ge-

duld, packte sie an der aufgerichteten Mähne im Nacken und hielt sie fest, während sie sich alle Mühe gab, durch eine Wendung des Kopfes ihren Gegner zu fassen. Der herbeigeeilte Wärter schlug auf beide hinein, der Kampf wurde aber noch heftiger, da sie gleich wieder angriff, als ihr Gegner sie losliess. Endlich holte der Wärter eine dicke Stange und schob sie zwischen beide, wie man die Pferde im Stalle trennt, jedes in die Rippen stossend und zurückwerfend, wenn es sich der Stange näherte. Dieses kühlte den Zorn ab, es wurde ruhig und nach zwei Minuten konnte er die Stange wieder herausziehen.

Der nächste Nachbar des Jaguars war ein Alpenwolf, ehemaliger preussischer Unterthan aus dem Neuenburger Jura, kleiner als die russischen Wölfe, gutmüthig und ruhig wie Hüntgen's vogesischer Wolf. Herr Kreutzberg bemerkte mir als eine Eigenheit dieses Wolfes, dass er sitzend die Vorderfüsse einwärts gegen einander gebogen hielt, eine Katzensitte, die ich noch an keinem Hunde bemerkt habe, vielleicht hat er sie den Nachbarn abgeguckt und nachgemacht, denn auf der andern Seite wohnte ein Bär, der noch häufiger als die Katzen die umarmenden Vorderfüsse im ruhenden Zustande einwärts wendet.

Ein schon sechs Jahre in der Menagerie lebender brauner Bär (*Ursus Arctos L.*) wurde als Baribal aus Nordamerika gezeigt, stimmte aber völlig mit den europäischen Bären überein. Es war ein schönes, ernstes Thier, ungemein gross, glatthaarig, schwarzbraun. Bei der Explication machte er auf Verlangen den Zuschauern ein Compliment, indem er die rechte Tatze gegen den Mund bog und dabei den Kopf neigte, dann noch ein Compliment für die Damen.

Bei der Fütterung bot man ihm einen schwarzen sechspfündigen Brodlaib oben am Gitter, er fasste ihn mit beiden Vordertatzen, brachte ihn mit grosser Vorsicht und Geduld herab über die Querstange bis zum Boden des Behälters, drehte ihn hier um und nagte so viel davon ab, bis er ihn hereinziehen konnte. Mit ebensoviel Geschicklichkeit ergriff er die Aepfel, die man auf den Rand des Brettes vor seinen Gitter stellte, ohne je einen fallen zu lassen, zugeworfene Aepfel fing er viel geschickter noch, als die Elephantin, mit dem Maule auf.

Ein alter Bekannter, der Eisbär, Koloss der Schreyerschen Menagerie, schloss die Trias nordischer Raubthiere; er kam mir jetzt im Sommer noch träger und bequemer vor, auch gelblicher von Farbe, als vor drei Jahren im Winter, man hörte fast keinen Laut von ihm, selbst seine Fleischportion erhielt und nahm er jetzt ruhig, dann einen sechspfündigen Brodlaib in drei Scheiben zerschnitten, den er langsamer verzehrte, als das Fleisch. Von Zeit zu Zeit wurde er mit frischem Brunnenwasser überschüttet, um ihn abzukühlen, man schüttete jedesmal zwei Kübel Wasser hinein, dass es wie ein Wasserfall aus dem Behälter wieder herauslief. Er empfing den Guss mit Behagen, den Kopf vorwärts gerichtet und schüttelte sich darauf wie ein Pudel, auf jeden Guss einmal, dass der ganze Behälter mit Einschluss der Decke tropfnass wurde.

Eine Vergleichung dieser kalten, schwerfälligen, ernsten und bedächtigen nordischen Raubthiere mit den heftigen, gewandten, unruhigen tropischen Katzen könnte Stoff zu vielen, auch auf den Menschen anwendbaren Betrachtungen im Geiste Montesquieu's liefern, und sieht man die Riesengestalt des Eisbären gegen den Aequator durch braunen, dann schwarzen Bär, Waschbär, Rüsselbär bis zum Wickelbär herabsteigen, so wird man versucht, dem allgemeinen Meergesetze, dass Pflanzen und Thiere gegen die Pole an Grösse zunehmen, auch für die Landthiere einige Geltung zuzugestehen, Hirsche und Ochsen zeigen eine ähnliche Abnahme der Grösse mit Zunahme der Temperatur und die Dickhäuter machen insoferne keine Ausnahme, als sie den Polarländern ganz fehlen, man könnte sagen, weil es nicht möglich war, sie noch grösser werden zu lassen. Indessen tritt jedenfalls das entgegengesetzte Gesetz der Zunahme der Grösse mit der Temperatur bei den Katzen, den Fledermäusen, den Amphibien, den Insecten und den Land- und Süsswasserpflanzen hervor.

Den Schluss der langen vom Lama begonnenen Reihe bildete der ostindische Nilgau (*Antilope picta L.*), schon von Aristoteles als Pferdhirsch erwähnt, das indische Wort Nilgau aber bedeutet blaue Kuh. Es war ein frommes, ruhiges Thier, das oft den Kopf herausstreckte und neugierig herumschaute,

erlittenen Verluste die Bewohner von Kentucky, Maryland, Virginien und Nordkarolina* veranlassen werden, ihre Sklaven gegen fleißige europäische Arbeiter zu vertauschen; denn da diese Staaten nicht genug südlich liegen, um Baumwolle zu bauen, und die übrigen Sklavenstaaten, deren Produkte einen bessern Markt finden, den Preis der Schwarzen höher treiben, als die nördlich gelegenen dafür bezahlen können, so steht der Nutzen der Sklaverei zu ihrer Gefahr, zu ihrem nachtheiligen Einflusse in einem viel zu ungünstigen Verhältnisse, als daß selbst die hartnäckigsten Vertheidiger derselben sich mit der Aussicht schmeicheln könnten, sie könnte in jenen Staaten noch länger als ein halbes Jahrhundert lang fortbestehen. Wenn aber diese Staaten einmal sklavenfrei sind, verhalten sich die freien zu den Sklavenstaaten wie folgt:

freie Staaten:		Sklavenstaaten:
Maine	Delaware	Südkarolina
New-Hampshire	Maryland	Georgia
Vermont	Virginia	Alabama
Massachusetts	Nordkarolina	Mississippi
Rhode Island	Kentucky	Louisiana
Connecticut	Ohio	Tennessee
New-York	Indiana	Missouri
New-Jersey	Illinois	Arkansas
Pennsylvania	Michigan	
Totalsumma 18.		Totalsumma 8.

Das Verhältniß der freien zu den Sklavenstaaten, im Falle, daß Texas, wie jetzt wahrscheinlich ist, nicht in die Union aufgenommen wird, wird daher wie 18 : 8 = 9 : 4 d. h. größer als 2 : 1 seyn. Es wird sodann in der Macht der ersteren stehen, die Constitution dahin abzuändern, daß der Congreß auch über die Sklaverei zu entscheiden das Recht hat. Bis dahin werden die Sklavenstaaten sich gegen jeden gewaltthätigen Einfluß des Nordens zu vertheidigen wissen; aber einmal in der Minorität oder gar in offenem Aufruhr gegen die Majorität der übrigen Staaten, dürfte selbst ihre Vorliebe für politische Gleichheit sie zur Monarchie führen.

* In Maryland, Virginia, Nordkarolina und Kentucky kommt die Arbeit der Negersklaven bereits höher zu stehen, als die der einwandernden Deutschen. Ganze Grafschaften dieser Staaten sind von Rheinländern und Würtembergern angesiedelt, welche die Sklaverei stets weiter nach Süden drängen.

ein Männchen, etwas grösser als ein Hirsch, mit schwarzen, geraden, über eine Spanne langen Hörnern, blaugrau, an jedem Fusse über den Klauen zwei weisse Ringe, am Halse eine lange schmale Mähne, schwarz wie die Quaste des ochsenartigen Schweifs. Die Ohren waren, wie bei mehreren Antilopen, inwendig schief gestreift, schwarz auf inkarnat.

Im Hintergrunde des Zeltes befand sich auf einem Bretterboden in einer aus Brettern gezimmerten grossen, wie ein Alkov vornen offenen Kammer die Riesen-Elephantin Miss Baba (*Elephas indicus Curier*), 20 Jahre alt, gross, schwarzgrau mit hellen Haaren in der Höhlung des Ohrs und schwarzen Borsten auf dem Nacken.

Die mehreremal des Tages wiederholten Vorstellungen stimmten in den meisten Stücken mit denen der Hutter'schen Isabella überein und wurden stets mit den gleichen Worten und in derselben Reihenfolge ausgeführt, doch zuweilen mit einigen Auslassungen, so kam namentlich das Niederlegen, als das Mühsamste, nur bei der Hauptvorstellung vor. Miss Baba führte sie mit einer Ruhe, Bestimmtheit und Genauigkeit aus, welche gegen die Unzuverlässigkeit der Raubthiere denselben Gegensatz zeigte, wie das Benehmen eines alten Liniensoldaten gegen dasjenige eines Freischärlers:

„Bück dich!"

Die Elephantin bückte sich vornen nieder, der gewandte Cornak, August Fibi aus Presburg, schwang sich von der Seite hinauf, setzte sich reitend auf ihren Rücken und reichte ihr einige Aepfel, die sie mit dem aufwärts gebogenen Rüssel in Empfang nahm und in den Mund rollte.

„Gib mir die Peitsche!"

Sie hob die von ihm weggeworfene Peitsche vom Boden auf und reichte sie ihm mit einer zierlichen Wendung des Rüssels.

„Taschentuch!"

Ebenso.

„Ein Stück Geld mit dem Taschentuch!"

Sie nahm zuerst das Taschentuch, dann das Geldstück, warf ihm ersteres zu und gab ihm das letztere in die Hand.

„Zwei Stücke! Sie wird das Zeichen geben, dass sie beide gefunden hat.“

August warf zwei Thaler, den einen rechts, den andern links auf den Boden. Sie hob beide auf, klapperte damit in dem eingebogenen Rüssel, indem sie solche aufhüpfen liess und gab sie ihm in die Hand.

„Taschentuch und die Peitsche!“

Sie überreichte ihm Beides auf einmal.

„Zeige den Fuss!“

Baba streckte den rechten Fuss vor.

„Den andern!“

Sie streckte den linken Fuss vor.

„Mach den Zimmermann!“

Sie fasste eine an der Wand stehende kleine Kiste bei dem eisernen Handgriff, stellte sie vor sich hin, schob den eisernen Riegel zurück, schlug den Deckel auf, nahm einen hölzernen Hammer heraus, schlug damit mehreremal auf den Boden, legte ihn dann wieder in die Kiste, schlug den Deckel zu, schob den Riegel vor, ergriff die Kiste bei dem Handgriff und stellte sie wieder an den alten Platz, alles jedesmal mit grösster Ruhe in gleichem Takt.

„Setzt sich zu Tische!“

Es wurde ein kleiner Tisch gedeckt, die Elephantin kniete mit den Hinterfüssen wie ein Mensch, die Sole nach hinten gewandt und zog an der Glockenschnur. Der Kellner brachte einen Teller mit gelben Rüben, die sie verzehrte und dann dem Kellner den leeren Teller zurückgab.

„Bezahlt die Rechnung!“

Baba nahm zwei auf dem Tische liegende Geldstücke und legte sie auf den leeren Teller, den ihr der Kellner vorhielt.

„Die Naturgeschichte sagt, dass der Elephant sich nicht niederlegen könne; sie wird sich aber niederlegen, wie andere Thiere!“

Sie kniete langsam zuerst mit den Hinterfüssen, hierauf auch mit den Vorderfüssen, legte sich dann auf die linke Seite ganz um, so dass sie alle Viere von sich streckte und stand dann in umgekehrter Ordnung wieder auf, ganz so wie es

Marigny von dem 1740 nach Neapel gebrachten Elephanten angibt, während schon Aristoteles das von Ctesias verbreitete, oft wiederholte Mährchen widerlegt hat, dass die Elephanten sich weder legen, noch aufstehen können.

„Marschirt auf drei Füsse!"

Sie hob den rechten Vorderfuss in die Höhe und lief so mühsam zwei bis drei Schritte, indem sie mit dem linken Vorderfuss hüpfte, wie auf einem Fusse stehende Knaben.

„Stehet auf zwei Füssen auf einer Seite."

Sie hob beide rechte Füsse in die Höhe.

„Uebers Kreuz die Füsse!"

Sie hob den rechten Vorderfuss und den linken Hinterfuss gleichzeitig in die Höhe.

„Auf die Knie!"

Sie kniete nur mit den Vorderfüssen.

„Bläst die Trompete!"

Sie nahm eine einfache Trompete und blies mit dem Rüssel einen gleichen langen Ton.

„Die Harmonika!"

Fast eben so mit einer Mundharmonika. Sie schien mir nicht so musikalisch zu sein, wie Isabella, ihre Musik war bälder abgemacht und geistlos, sichtbar ein Geschäft und kein Vergnügen. Auch hörten wir während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts nie einen Laut von ihr.

„Schiesst die Pistole ab!"

Eine an eine Stange festgebundene Pistole wurde in die Höhe gehalten, sie zog an dem langen Drücker, bis der Schuss losging. Hier allein zögerte sie und zeigte einige Besorgniss für ihren einzigen, ihr so unentbehrlichen Finger.

„Dreht die Orgel mit dem Rüssel wie eine Person mit der Hand."

Sie drehte ziemlich lang den Handgriff einer Drehorgel und machte dabei die Bewegungen des Rüssels mit Ohren und Schwanz komisch mit, als bewege sich Alles nach dem Takte der Musik, hörte jedoch mitten im Stück auf.

Zum Beschlusse die Stärke des Rüssels zu zeigen, liess August sich von ihr mit dem Rüssel vom Boden aufheben und

auf den obern Theil desselben setzen, worauf sie ihn so im Kreise herumtrug.

Während dieser Uebungen wurde der Elephantin die starke Kette, womit sie am rechten Vorderfusse angebunden war, abgenommen, so dass sie ganz frei war, ohne jemals einen Schritt weiter zu gehen, als die Uebungen es erforderten. Der Fuss hatte, wie ein umschnürter Baum, von der Kette einen Einschnitt und darüber eine starke Schwiele erhalten.

Zur Fütterung erhielt sie gelbe Rüben und vier Leib schwarzes Brod in grossen Stücken, die in eine Ecke ihrer Kammer geworfen wurden. Sie wählte, drehte und untersuchte, bis es ihr gelang, ein Stück durch Einklemmen zwischen den Finger und der Scheibe des Rüssels zu fassen und von hier in die Höhlung des eingerollten vordersten Theil des Rüssels zu bringen, so hob sie es zum Munde empor und schob es da mit der Rüsselscheibe auf die Zähne.

Ein andermal gab man ihr frisches Gras, sie wählte auch hier aus dem Haufen und rollte sich mit dem Rüssel passende Bündel zusammen, die sie dann aufhob und in den Mund schob. Zugeworfene Aepfel und Wecken liess sie Anfangs fallen, da sie gewohnt war, sie aus der Hand zu nehmen, merkte aber bald, was man wolle und fing sie später mit zurückgeschlagenem Rüssel und weit geöffnetem Munde ziemlich gut auf. Einmal sahen wir sie sich mit dem Rüsselfinger ein Auge auswischen, wie mit der Hand, was allgemeine Verwunderung unter den Zuschauern erregte, ein andermal damit etwas, das sich ihr zwischen zwei Klauen eingeklemmt hatte, herausziehen und einigemal, wenn August hinter der Bretterwand vorüberging, den Rüssel nach ihm ausstrecken und an eine Spalte drücken, sie hatte ihn vor uns gehört und wollte es ihm zu erkennen geben. *)

---

*) Im Einverständniss mit Herrn v. Martens gebe ich nachfolgende Bemerkung, die ich zu machen Gelegenheit hatte.

In einer Nachmittagsstunde, wo wenige Zuschauer im Raume der Menagerie anwesend waren und daher die Hauptwärter Freistunden hatten, war nur ein Junge gegenüber der Elephantin aufgestellt. Auf einmal hörte ich diesen aufspringen und dem Thiere zurufen. Dieses war im Begriff sich die Fessel am Hinterfuss mit dem Rüssel zu lösen.

Den Beschluss machten drei alte Bekannte aus der Schreyerschen Menagerie, welche auf der andern Seite neben dem zweiten und dritten Platz offen eingepfercht standen, das nun fünfzehnjährige Zebra aus dem südafrikanischen Gebirge (Jahreshefte 1847 S. 115), der männliche Addax (ebend. S. 106) und der oben erwähnte neuholländische Casuar.

Der Addax hatte mit seiner Gefährtin auch die hölzernen Kugeln an den Hörnern verloren und war sehr ruhig, meist sitzend.

Auch die beiden Gazellen, den schwindsüchtigen Mandrill, die grüne Meerkatze, den übrig gebliebenen Strauss, die beiden Tigerkatzen oder Ozelots, die Genettkatze, den Löwen Nero hatten diese drei Jahre dahingerafft, am meisten bedauerten wir die schöne schwarze Carlina; einen Tapir hatte Herr Kreutzberg

---

Der Wärterjunge ergriff einen starken in der Nähe befindlichen Prügel, ohne sich jedoch auf den erhöhten Bretterboden in das Bereich des Elephanten zu begeben. Dieser liess sogleich von der Fessel ab und streckte dem Jungen den Rüssel horizontal entgegen. Letzterer versetzte dem Elephanten etwa 10—12 Streiche mit voller Gewalt auf den Rüssel, so dass die Streifen der Schläge auf der gerunzelten Haut des Rüssels deutlich zu erkennen waren, ohne dass der Elephant auch nur mit den Augen, geschweige dem Rüssel oder dem übrigen Körper eine Bewegung gemacht hätte, er blieb völlig unbeweglich wie im Trotz. Nach der Execution blieb er noch einige Secunden in derselben Stellung, sodann kehrte er sich zur Seite, nachdem der Junge auch auf seinen Sitz gegenüber zurückgekehrt war und fing seine nickende Bewegungen mit Kopf und Vorderleib rechts und links wieder an wie zuvor, als ob nichts geschehen wäre. Auf Befragen äusserte der Wärterjunge, dass der Elephant seine Fessel ganz gut zu lösen verstehe, dies schon einigemal gethan und allerlei Spektackel im Raume angefangen habe, daher er nicht unbewacht bleiben dürfe, auch gegen Jedermann ausser seinem Cornack sehr malitiös sei und jedem Andern mit dem Rüssel Eins versetze, der in seine Nähe komme, so dass er ihn erreichen könne. Wirklich fand ich zu andern Zeiten dies bestätigt, indem er den Rüssel gegen jeden andern Menschen, ausser seinem Cornack, bei dessen Vorbeigehen erhob und ihn zu erreichen suchte und einigemal diese Absicht ausführte, indem er den Menschen ins Genik oder auf die Schulter stiess. Gegen die Zuschauer dagegen benahm er sich bescheiden, in Erwartung der Früchte und Brodkrummen, die ihm zahlreich genug von diesen zugeworfen wurden und die er sorgfältig aufzulesen wusste; er verschmähte auch die kleinsten Stücke nicht. *Plieninger.*

vor wenigen Wochen verloren. Diese häufigen Sterbefälle sind die schwersten Verluste für die Menagerieunternehmer, bereichern aber dafür manches Naturalienkabinet mit seltenen Thieren, die es sonst nicht leicht erhalten hätte.

Die drei Amphibienkisten enthielten jede einen Behälter von Eisenblech mit warmem Wasser, darüber eine dicke, wollene Decke und in dieser die Wärme bedürfenden kaltblütigen Thiere, ein Beiwort, das auf tropische Geschöpfe wenig passt, da diese die äussere Temperatur annehmend, ein beinahe die Temperatur der warmblütigen Thieren erreichendes Blut haben, man hat daher jetzt diese Benennungen mit wechselwarm und constant warm vertauscht, ich möchte lieber nach Analogie der Decandolle'schen Exogenen und Endogenen von endothermen und exothermen Thieren sprechen, je nachdem solche in sich eine die äussere bedeutend übersteigende Wärme erzeugen oder nicht. Diese drei Kisten, die den Wärtern und uns oft als Sitz dienten, enthielten ein Krokodil und fünf Schlangen.

Das Krokodil sollte in Bremerhafen auf einem Schiffe gekauft worden sein, welches aus Aegypten gekommen und ein ächtes Nilkrokodil sei, dieses muss aber ein Missverständniss sein, denn es war das Missisippikrokodil (*Crocodilus Lucius Cuvier*) das nördlichste von allen, da es bis 32½° N. Br. herauf geht, während alle übrigen nicht den nördlichen Wendekreis überschreiten.

Es war indessen das grösste von mir lebend gesehene Krokodil, da diejenigen, welche man so häufig in den Menagerien zeigt, gewöhnlich nur 2 — 3′ lang sind, dieses war aber 5′ 6″ lang, daher auch viel rauher und erdfarbiger, dabei völlig blind und sehr träge. Man liess es Morgens vor Eröffnung der Bude frei herumlaufen, es lief ziemlich langsam, meist so, dass der Bauch über einen Zoll vom Boden entfernt war, zuweilen aber auch mit diesem den Boden streifend, in gerader Richtung, bis es irgendwo anstiess und dann stehen blieb.

Es verkroch sich gerne hinter die Wanne, in welcher die Schlangen gebadet wurden, man sagte uns, es suche Feuchtigkeit, einmal sei es zur Bude hinaus einer Pfütze zu und in diese hineingelaufen. Bei jeder Explication wurde es aus der Kiste

genommen und von zwei Männern in die Höhe gehoben, sein Rachen aufgerissen und gezeigt, dass der Schlund mit einer Klappe geschlossen sei. Das Innere des Rachens hatte dieselbe helle Fleischfarbe, wie bei dem Nashorn und Elephanten, im Hintergrund sah man nur eine kleine Querfalte.

Mein Eduard sah es zwei Fische (*Cyprinus Barbus L.*) verzehren, die man vorher in Wasser getaucht hatte. Herr Kreutzberg berührte damit einigemal seine Nase, plötzlich öffnete es den Rachen und schnappte sie mit einer raschen Bewegung hinein, dann ruhte es etwa eine Minute und schluckte sie hierauf hinunter, bei dem ersten hörte man die Knochen krachen, vom Zerbeissen.

Ein andermal wurde ein hohes Gerüste mit schiefer Richtung gegen die Zuschauer erbaut, mit Tüchern belegt und das Krokodil darauf gesetzt, es erhielt hier ein drei Pfund schweres Stück Fleisch ohne Fett aus der Hinterkeule eines Ochsen, welches es ziemlich schnell ganz hinunterschluckte. *)

---

*) Ein andermal sah ich, wie man dem Krokodil, als es auf dieses Gerüste gebracht war, einen bleiernen Teller mit 6—8 Fleischstreifen von der doppelten Dimension einer Hand vor die Schnauze setzte. Es stand etwa eine halbe Minute an, bis es das Fleisch witterte. Sodann erhob es sich etwas auf den Vorderfüssen und suchte das Fleisch mit horizontal gehaltenem Kopf zu fassen. Es gelang nach mehreren Versuchen nicht. Hierauf drehte es den Kopf mit Mühe, so dass die Schnauze schief gegen den Teller zu stehen kam, öffnete den Rachen und fasste den Teller sammt dem Fleisch mit der linken Reihe der Zähne und zerrte das Ganze hin und her, so dass der Rand des Tellers stark gebogen wurde und die nicht zwischen den Zähnen gefassten Fleischstücke herausfielen. Der Wärter hatte Mühe den Teller aus den Zähnen herauszubringen. Er stellte ihn mit den wieder gesammelten Fleischstreifen aufs Neue vor die Schnauze des Thiers. Es ging abermals auf dieselbe Weise, und so zum drittenmal, bis endlich der Teller eine solche Stellung erhielt, dass sein Rand nicht mehr gefasst wurde, sondern die Kinnladen sich über die ganze Oberfläche des Tellers öffneten und die Fleischstreifen sammt und sonders fassten, welche dann nach einigen wiederholten schnappenden Bewegungen des Kopfs auf einmal niedergeschluckt wurden. Eine besondere Beweglichkeit der obern Kinnlade gegen die untere, wie sie bei den Papageien stattfindet, konnte ich nicht bemerken, wohl aber, dass das Thier mit dem ganzen Schädel

Die Schlangen sah mein Eduard des Morgens in einer grossen Wanne baden, die Riesenschlangen blieben ruhig im Wasser eine Brillantschlange aber versuchte wiederholt herauszukriechen, bis man die Wanne zudeckte.

Den 29. Mai sah ich auch einem solchen Schlangenbade zu. Alle fünf Schlangen lagen neben und auf einander in etwa ein Fuss tiefem Wasser von 24° Wärme, einzelne blieben oft auch mit dem Kopfe zwei bis drei Minuten lang unter Wasser wobei zuweilen gegen das Ende Luftblasen aufstiegen, gewöhnlich war aber zwar der ganze Körper unter Wasser, Augen und Nase dagegen befanden sich an der Luft indem der Kopf auf dem Körper der Nachbarin ruhte. Ich konnte sie nun genauer betrachten, als bei den Explicationen, wo sie wie das Krokodil unter einem Gedränge von Zuschauern in die Höhe gehoben wurden. Drei gehörten der südasiatischen Gattung *Python* an, stammten also wahrscheinlich aus Java. Ein dunkelbraunes Band, das sich wie bei so vielen Schlangen und Eidechsen über den ganzen Rücken zog, begann auf dem Scheitel mit einem beinahe herzförmigen Flecken, vornen stumpf zugespitzt und hell, nach hinten dunkler. Mitten in diesem dunklen Flecken befand sich ein weisslichter lanzettförmiger Strich, auch mit der Spitze gegen vornen, die Fortsetzung des Bandes war, durch zwei bis drei Linien breite weissgelbliche Bänder, die es auch begleiteten, vielfach netzförmig unterbrochen, aber bei jeder Schlange anders, ja bei jedem Theile derselben Schlange verschieden, so dass die durch diese Unterbrechungen entstandenen Flecken nicht mehr Aehnlichkeit mit einander hatten, als die Blätter eines Maulbeerbaumes unter sich haben.

Die grösste dieser drei Javanerinnen wurde am 5. Juni auf einer wollenen Decke auf dem Boden ausgestreckt, was sie sich sehr ruhig gefallen liess, ich mass sie und fand die Länge zehn

---

sammt der obern Kinnlade eine schnappende Bewegung auf- und abwärts, gleichzeitig mit der Entfernung der untern Kinnlade von der obern macht, wie dies z. B. auch die Gänse thun, wenn sie ein Kohlblatt oder ein anderes grösseres Nahrungsstück zwischen dem Schnabel zerkleinern und niederwürgen, daher die Sage von der Beweglichkeit der obern Maxille sich erklären mag. *Plieninger.*

pariser Fuss, den Umfang am dicksten Theile des Körpers fünfzehn p. Zoll. Sie war dunkler gefärbt, als die beiden anderen der Strich im dunklen Flecken auf dem Scheitel und die hellen Bänder und Flecken, die bei den andern weissgelblich waren, waren hier gummiguttgelb und der Rand der Bauchschilder an beiden Seiten dunkelbraun, die Schilder auf dem Kopfe waren bei allen gleich; die beiden kleineren sind bestimmt die Tigerschlange (*Python Tygris Daudin*, *Coluber molurus L.*) die grosse welche sich vor wenigen Tagen gehäutet hatte und desswegen lebhafter gefärbt war, vielleicht *Python birittatus Dumeril.*

Die beiden Brillantschlangen waren die echte *Boa Constrictor L.* aus Brasilien, sehr lebhaft und schön gezeichnet, über den ganzen Rücken zog sich eine Reihe getrennter elliptischer graulicher Flecken, wovon die vorderen vorn und hinten eine Einbucht hatten, wie *folia emarginata*, die hinteren dagegen eine reine Ellipse bildeten. Der Schwanz war dünner und länger als bei den Pythonen, an den Seiten zum Theil schön roth gefärbt und nach oben zusammengedrückt, so dass der Durchschnitt ein Dreieck mit stumpfen Winkeln bilden würde. Man sieht, dass sie viel bessere Schwimmer sein müssen als die Pythonen. Herr Hreutzberg sagte mir, dass die kleinere scheu sei und nur in der verschlossenen Kiste fresse, die grosse aber zutraulicher so dass nur sie vor den Zuschauern gefüttert werden könne. Er hatte die Güte, auch diese grössere *Boa* herauszunehmen und mit mir zu messen, wir fanden sie acht Fuss lang. Zufällig wurde sie während dieser Beschäftigung von der Sonne beschienen und nun wurde mir erst der Name Brillantschlange klar, sie schillerte im Sonnenschein auf dem Rücken und an den Seiten mit lebhaftem metallischem Glanze in allen Farben des Regenbogens, wie der Hals einer dunkeln Taube oder ein schöner Labradorstein, es war ein prächtiger Anblick.

Am 29. Mai wurden die Schlangen gefüttert, man hatte hiezu etwa zehn Tauben und ebensoviele junge Kaninchen gekauft und begann mit einer Taube; die grössere Tigerschlange schnappte nach ihr, umschlang sie mit einem Ring und hielt sie so fest, liess sie aber mit dem Munde los, statt weiter zu schlucken.

Ungeachtet der bei jeder Erklärung wiederholten Versicherung, dass die Schlangen nur lebende Thiere fressen (sie rühren, wie die meisten Amphibien, nichts an, was sich nicht rührt) wurden nun die Tauben getödtet und ihnen dann mit dem Kopf voraus in den Rachen gesteckt, die Schlange schnappte darnach, hielt die Taube mit den Zähnen fest, man rollte sie möglichst zusammen, schob nach und wenn nur die Schwanzfedern noch sichtbar waren, setzte man gleich eine andere Taube darauf, so sah ich die mittlere Tigerschlange drei hintereinander verschlingen, es ging aber sehr langsam und erinnerte lebhaft an Gänsestopfen.

Den 1. Juni sah ich dieselbe Schlange drei weitere Tauben fressen, man schnitt diesesmal den Tauben Kopf und Flügel ab, und so ging es etwas schneller. Von selbst fressen sie allerdings nur lebende Thiere, stopfen lassen sie sich aber, wie die Pelikane, auch mit todten. Der Wärter sagte, sie könne bis zwölf Tauben hinter einander verschlingen, dann aber auch wieder Monate lang fasten, Kaninchen seien ihr angenehmer als Tauben. Mit der oberen Kinnlade schnappte sie gut, die untere aber, die stark ausgedehnt wurde, hatte nicht die Kraft, wieder vorzurücken, es musse mit der Hand nachgeholfen werden. Ich schrieb es der zu starken Ausdehnung zu, welche die Contraction der Muskeln erschwere, der Wärter aber versicherte, sie habe sonst viel besser gefressen und müsse sich an dem Schnabel oder den Krallen einer Taube im Schlunde verletzt haben, so dass ihr jetzt das Schlucken Schmerzen verursache.

Am 5. Juni gab man derselben Schlange eine lebende Taube, diese wurde an Füssen und Flügeln eingerollt ihr vorgehalten, als sie so der Schlange dicht vor der Schnauze gehalten wurde, zog sie den Kopf möglichst zurück, rührte sich aber sonst nicht, was hätte da ein Affe für einen Lärmen angefangen? Die Schlange sah sie lange an, beroch sie wiederholt, endlich schnappte sie plötzlich nach ihr, fasste sie am Kopf und drehte den Vorderleib als Ring um ihren Körper; in dieser Stellung blieb sie ruhig und unbeweglich, ich sah die Taube athmen, sie war noch unverletzt und Herr Kreutzberg versicherte mich, dass Tauben

Was der Sklaverei am meiſten entgegenarbeitet, ſind daher, vor der Hand, nicht die Abolitioniſten und wahnſinnigen Freiheitsprediger, ſondern der geringere Werth der Kolonialprodukte und der Fleiß der ſich nach allen Richtungen ausdehnenden Europäer, und zwar hauptſächlich der im Südweſten der Vereinigten Staaten ſich niederlaſſenden Deutſchen. Wer etwas für die Aufhebung der Sklaverei thun will, der ſchreibe kein Buch gegen dieſelbe, ſey kein Aufruhrprediger, und nöthige hiedurch die Sklavenbeſitzer zur Grauſamkeit gegen die Neger,* ſondern ziehe nach Aegypten oder nach Algier und baue Baumwolle. Will er zur Erleichterung des Looſes der Neger in Louiſiana beitragen, ſo wandere er nach Oſtindien oder Braſilien aus und pflanze Zuckerrohr oder Kaffeebäume; — oder er gehe ſelbſt nach Amerika, kaufe in Nordcarolina oder in Virginien Grundſtücke und bebaue ſie nach europäiſcher Art mit rüſtigen, wackern Deutſchen.

Inzwiſchen ſcheint die wachſende Zahl der Sklaven in den ſüdlichen, und ihre ſchnelle Abnahme in den nördlichen Staaten eine allgemeine Kriſe vorzubereiten; denn im Verhältniß, als die Negerzahl im Süden zunimmt, vermehrt ſich der Werth ihres Beſitzthums, und bei übrigens gleichbleibenden oder gar ſteigenden Preiſen der Baumwolle, der Gewinn der Pflanzer; aber in demſelben Verhältniſſe wächst auch die Gefahr der Sklaverei und die Zahl der gegen ſie erbitterten Abolitioniſten, und es iſt vielleicht ein Glück für die Vereinigten Staaten, daß ſie über ſo viele andere, nicht minder wichtige Gegenſtände ihrer Verwaltung, wie z. B. über die Bank und die Finanzen, unter ſich uneins und dadurch verhindert ſind, dieſem wichtigſten Gegenſtande ihres Staatenvereins die gehörige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Folgende Tabelle gibt eine

---

* Ehe die Abolitioniſten den Süden mit aufrühreriſchen Schriften überſchwemmten, gab es in Südcarolina Negerſchulen, chriſtliche Prediger wurden auf Pflanzungen geduldet und die Neger eines Pflanzers durften die der andern beſuchen. Jetzt iſt ſogar den Weißen verboten, farbige Kinder im Leſen und Schreiben zu unterrichten; Prediger, welche ohne Erlaubniß der Pflanzer ihren Negern das Evangelium predigen, werden davongejagt, und wenn ſie verdächtig, wohl gar aufgehenkt, und die Neger ſind Gefangene auf dem Gebiet ihres Herrn.

die sie über eine halbe Stunde lang so umschlungen hatte, wieder davon geflogen seien. *)

Auch unter diesen Tigerschlangen zeigten sich Verschiedenheiten, die man nicht geahnt hätte. Die grösste ist zu öffentlichen Fütterungen zu träge, die kleinste zu scheu, diese frisst nur lebende Thiere und nur ungesehen, in der verschlossenen Kiste, wie die jüngere *Boa*.

In einem strengen Winter, erzählte mir Herr Kreutzberg, habe er eine solche Tigerschlange Nachts zu sich in sein Bett genommen, um sie gegen die Kälte zu schützen, in der Stube habe sie gleich entdeckt, dass sich in einem Kasten eine Maus befinde, sie habe wie eine Katze vor dem Kasten gelauert, man habe sie einigemal weggetragen, sie sei aber immer sogleich wieder hingeschlichen und so lange vor dem Kasten geblieben, bis sie richtig die Maus erwischte.

Eine andere habe viel gefressen und sei doch immer magerer geworden, als sie endlich gestorben, hätte man eine Menge Würmer gefunden, so dünn wie Zwirn (*Filarien*), auch der Bandwurm plage sie öfters.

In Erfurt sei Jemand, der die Schlangenexcremente kaufe und mit drei Thalern das Pfund bezahle. Sie gleichen den bekannten Koprolithen, sind länglich rund und wie Vogelkoth theils grau oder bräunlich, theils blassgelb oder reinweiss und fest, wie kölnische Pfeifenerde. Der weisse Theil ist fast reine Harnsäure und wird zur Bereitung des Ammoniums verwendet.

---

*) Eine entgegengesetzte Wirkung hatte ich Gelegenheit zu beobachten. Eine Taube, welche der Schlange in der beschriebenen Weise vorgehalten und von ihr gefasst und umschlungen war, blieb etwa eine Viertelstunde im Rachen stecken. Man bemerkte die saugende Bewegung des Schlunds, ohne dass die Beute auch nur eine Linie weiter als bei der ersten Fassung in den Schlund gerückt wäre. Endlich liess die Schlange ihre Beute aus dem Rachen fallen, die Taube war aber todt, und Kopf und Hals derselben stark vom Geifer benetzt. Kopf und Hals der Taube schienen vorwärts in den Schlund gerathen zu sein, aber weil sie zu dünn waren, von dem Schlund nicht gefasst worden zu sein und die Taube musste ersticken. Bei dem Vorhalten von Tauben und andern Vögeln werden daher die Köpfe von den Wärtern unter die Flügel gesteckt. *Plieninger.*

Mittwoch den 5. Juni war ich schon am frühen Morgen in der Menagerie; Herr Kreutzberg, die Aufseher und Wärter waren sehr freundlich und gefällig. Alphons Ehrenthal zeichnete sich durch Bildung aus, Hofmann durch Eifer und Strenge im Dienst. Wir trafen Künstler an, einer, der schon mit grossem Erfolg den Löwen Sultan und den Panther Rowisch in liegender Stellung in nassen Thon modellirt hatte, bildete jetzt den Kopf des Löwentigers ebenso glücklich nach, ein paar andere zeichneten, dasselbe that meine Tochter Sophie und machte dabei die Bekanntschaft der zwei allerliebsten kleinen Töchterchen des Hrn. Kreutzberg, Anna und Emilie, ich nahm Messungen vor, machte Aufzeichnungen und unterhielt mich bald mit den Thieren bald mit ihren Pflegern, es war ein idyllisches künstlerisch-wissenschaftliches Leben.

Anders am Nachmittag. Bei schwüler Hitze hatte sich noch eine grosse Anzahl Zuschauer eingefunden, man drängte und drückte sich, wo gerade Franz mit den Thieren arbeitete, dann fortreissend und fortgerissen zu dem angesagten weiteren Käfig, zu Miss Baba, den Schlangen, dem Krokodil; als Franz und August ihre Arbeit, ersterer mit tirolischer Laune, letzterer mit magyarischer ernster Ruhe, diesesmal nicht ohne Abkürzungen, beendigt hatten, die Zuschauer sich zu vermindern anfingen, begann schon die letzte Arbeit, ein Segeltuch der Decke um das andere wurde eingezogen, dann wurden die Bretter, die die Räder verdeckenden Vorhänge losgemacht, zuletzt auch die hanfenen Wände, und Alles abgegeben oder eingepackt. Schon lagen die engen sargförmigen mit Stroh ausgelegten Behälter bereit, in welchem die langschwänzigen Aras eingepackt werden sollten, die Thiere merkten, was bevorstehe und die allgemeine Unruhe theilte sich auch ihnen mit. Ich wollte nicht hindern, wo ich nicht helfen konnte, nahm Abschied und ging.

Abends gegen acht Uhr kam ich noch einmal mit meinem Freunde, Medicinalrath Hering, welcher Herrn Kreutzberg zu sprechen wünschte. Die zehn Fourgons, so nennen sie mit militärischer Bezeichnung die Reisewägen ihrer Thiere, standen schon enthüllt und beladen bereit, mit dem kajütenartigen Wohnzimmerwagen des Eigenthümers der Eisenbahn überliefert zu werden.

Die Elephantin allein eignete sich nicht zur Reise per Dampf, sie sollte zu Fuss fahren und wir hatten das Vergnügen, diese in ihrer Art einzige an den mit der Sänfte gefoppten Landmann erinnernde Reiseart mit anzusehen.

An einen grossen länglich viereckigen Kasten, welcher auf vier niedrigen Rädern ruhte, waren zwei Pferde angespannt, der Kasten hatte keinen Boden und keine Fenster, nur oben ein paar Luftlöcher, unten war er drei Fuss breit bis dicht an den Boden mit Segeltuch behängt, so dass er auf der Erde zu rutschen schien. Miss Baba hatte die Gefälligkeit, mit ihrem Rüssel diesen Vorhang ein paar mal zu heben, wir erblickten ihre säulenartigen, an der Sole glatt abgeschliffenen Füsse und bemerkten, wie der Kasten nur dazu bestimmt war, sie von der Aussenwelt zu trennen, wie die Taucherglocke den Taucher von den Fluthen. Einen Elephanten ganz frei zu führen, ist, wie kürzlich ein durch Isabella in der Nähe von Reutlingen veranlasster Fall gezeigt hat, zu gefährlich, weil alle Pferde an dem Kolosse scheu werden, Hering meinte, diese Methode sei mindestens eben so gefährlich und Kreutzberg gab zu, dass sie es mit gewöhnlichen Pferden allerdings sein würde, seine Braunen seien aber ganz auf den Schritt der Elephantin eingeübt, diese schon seit Jahren an sie gewöhnt. Wirklich sahen wir sie bald darauf abfahren, der Wagen begann mit einer Wendung auf der abhängigen Fläche, wodurch er sich so stark rechts neigte, dass wir ein Umstürzen befürchteten, richtete sich aber bald wieder auf und rollte in regelmässigem Elephantenschritt den langen Wilhelmsplatz hinab, bis er unsern Augen hinter den Häusern entschwand. Bis tief in die Nacht hörten die Bewohner der Strassen die schweren Wägen vorbeirasseln, das Schreien der aufgeregten Thiere, bis endlich diese, einundachtzig an der Zahl, sich alle im Bahnhof befanden, von wo sie ein Extrazug am frühen Morgen nach Ulm brachte, von da soll es nach Augsburg, München, Wien gehen und in Prag überwintert werden.

4. Untersuchung verschiedener württembergischer Kalksteine.

Von den Professoren Fehling und Kurr.

Seitdem die Eigenschaften des hydraulischen Kalkes näher bekannt sind, und er desshalb allgemeinere Anwendung gefunden hat, ist es von Wichtigkeit geworden, in möglichst vielen Localitäten dazu sich eignende Kalksteine aufzufinden.

So hat Vicat sich bekanntlich um Frankreich sehr verdient gemacht, indem er nach zahlreichen und langjährigen Versuchen diejenigen Kalksteine Frankreichs bezeichnete, welche ihm einen guten hydraulischen Mörtel gaben.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes bestimmte mehrere Lehrer der polytechnischen Schule, veranlasst durch eine Besprechung mit einigen Mitgliedern des königl. Studienraths, sich zu vereinigen, um Versuche über das Verhalten württembergischer Kalksteine anzustellen, wozu das königl. Ministerium die nöthigen Geldmittel verwilligte.

Prof. Kurr übernahm die Herbeischaffung des Materials und die geognostische Bestimmung der Schichten; die chemische Untersuchung ward unter Aufsicht von Prof. Fehling vorgenommen; Prof. Breymann und Prof. Hänel übernahmen die Anstellung der Versuche über die Eigenschaften des zu erzielenden Mörtels.

Es erschien nöthig, die zu prüfenden Kalksteine zuerst zu analysiren. Denn wenn sich durch die Analyse auch nicht bestimmt nachweisen lässt, welche Kalksteine durch das Brennen hydraulisch werden, so lassen sich doch diejenigen bestimmt erkennen, welche wegen zu grossen oder zu geringen Thongehalts keine hydraulischen Eigenschaften annehmen können.

Die Analyse gab daher nur ein vorbereitendes Resultat, indem man danach diejenigen Kalksteine ausschied, die weiteren directen Versuchen hinsichtlich ihrer Fähigkeit, hydraulischen Kalk zu liefern, unterworfen wurden.

Nach Vicat's Ansichten wäre freilich schon durch die Analyse allein das Ziel zu erreichen, leider richten sich die Kalksteine nicht nach seiner Tabelle, und enthalten, was er übersehen hat, Thon von sehr wechselnder Zusammensetzung nebst verschiedenen Mengen Bittererde, Kali und Natron. — Versuche von Fuchs und namentlich neuerdings von Pettenhofer haben es ausser Zweifel gesetzt, dass nicht allein die Quantität des Thons von Einfluss ist, sondern wesentlich seine Zusammensetzung, der Gehalt an Thonerde, Kieselerde, an Eisenoxyd und an Alkalien, sowie die Stärke und Dauer des Brennens, welche verschieden sein müssen je nach den Bestandtheilen des Thons. Und endlich wird nach Pettenhofer der Grad des Erhärtens bedingt durch die Form der Moleküle des gebrannten und gemahlenen Kalks.

Die erste Abtheilung der auszuführenden Arbeiten umfasst also die chemische Analyse der Kalksteine. Diese ward mit der grössten Ausdauer und Gewissenhaftigkeit von Herrn A. Faisst, bisherigem Repetenten für Chemie, im Laboratorium der polytechnischen Schule ausgeführt. Nach eingeholter Erlaubniss des Königl. Ministeriums werden nun zuerst die erhaltenen analytischen Resultate mitgetheilt.

Chemische Untersuchung der Kalksteine.

Von A. Faisst.

Gang der Analyse.

Es ward besonders Sorge dafür getragen, ein Resultat möglich zu machen, welches als mittlere Zusammensetzung der Schichte einer Formation angesehen werden konnte. Zu diesem Zweck wurden meistens mehrere Pfunde von den verschiedenen Stücken, welche als Repräsentanten des zu untersuchenden Gesteins gelten konnten, in einem gusseisernen Mörser ziemlich fein gepulvert und innig gemengt, von welchem Gemenge dann für die Analyse eine entsprechende Quantität in einem Achatmörser möglichst fein gerieben wurde. Von diesem so vorbereiteten Mineral wurden 1—2 Gramm. abgewogen und in einem Kolben auf dem Wasserbad mit verdünnter Salzsäure vorsichtig digerirt, hierauf

der in Salzsäure unlösliche Rückstand von der Lösung durch Filtration geschieden, ausgewaschen, getrocknet und im Platintiegel unter den hiezu nöthigen Vorsichtsmassregeln geglüht und sein Gewicht bestimmt. Um den Rückstand auf Sand zu untersuchen und die relative Menge von Thon und Sand darin zu bestimmen, wurde er in einem verhältnissmässig grossen Platintiegel abwechslungsweise mit concentrirter Schwefelsäure und Natronlauge heiss behandelt, die jedesmal erhaltene Lösung mittelst einer Pipette vorsichtig abgenommen, verdünnt und auf ein Filter gebracht; diese Operationen mussten oft 8—10mal wiederholt werden bis eine vollständige Trennung stattgefunden hatte. Der Rückstand wurde dann zuletzt auf dasselbe Filter gebracht, ausgewaschen und als Sand bestimmt. Dieses Verfahren war hauptsächlich bei einigen Liaskalksteinen sehr nothwendig, um den oft ziemlich bedeutenden Gehalt an Sand zu ermitteln.

Die von Thon und Sand abfiltrirte salzsaure Lösung wurde zur Trockne abgedampft, theils um die überschüssige Säure zu entfernen, theils um die gelöste Kieselerde dadurch abzuscheiden. Die trockne Masse wurde mit einigen Tropfen concentrirter Salzsäure befeuchtet, nach einiger Zeit in Wasser gelöst und die etwa abgeschiedene Kieselerde abfiltrirt und bestimmt. Aus der Lösung wurde bei Zusatz von Salmiaklösung mittelst Ammoniak die Thonerde und das Eisenoxyd gefällt, wobei zuweilen auch geringe Mengen von Manganoxyd mit niederfielen, das aber nicht besonders bestimmt, sondern mit dem Eisenoxyd in Rechnung gebracht ward. Thonerde und Eisenoxyd wurden wie gewöhnlich durch Kochen mit Natronlauge getrennt. Aus der von Thonerde und Eisenoxyd befreiten Lösung wurde der Kalk mit kleesaurem Ammoniak als kleesaurer Kalk gefällt; wobei aber besonders bei sehr Bittererde-reichen Verbindungen ein grosser Ueberschuss des Fällungsmittels zu vermeiden und die Fällung kalt vorzunehmen ist, weil bei Umgehung dieser Vorsichtsmassregeln es oft durch Tage langes Auswaschen kaum möglich ist, den kleesauren Kalk von allem Bittererdesalz zu befreien. Der erhaltene kleesaure Kalk wurde getrocknet, im Platintiegel geglüht und mit der nöthigen Vorsicht mittelst Schwefelsäure und Alkohol in schwefelsauren Kalk übergeführt, aus welchem der

Kalk als kohlensaurer Kalk berechnet ward. Diese Methode gibt bei einiger Uebung leicht ein schnelles und sicheres Resultat. Die Bittererde wurde aus dem Filtrat des kleesauren Kalks durch phosphorsaures Natron, bei Zusatz von Ammoniak, gefällt, wobei eine grosse Verdünnung der Flüssigkeit möglichst vermieden wurde, so zwar, dass die Fällung nur in der zuerst abfiltrirten concentrirten Flüssigkeit unmittelbar vorgenommen wurde, alles Waschwasser aber durch Eindampfen vorerst concentrirt ward. Der Niederschlag ward erst nachdem er etwa 24 Stunden gestanden hatte, abfiltrirt; die Bittererde wurde dann aus der durch Glühen erhaltenen pyrophosphorsauren Bittererde als kohlensaure Bittererde berechnet.

Für die Bestimmung der Alkalien wurde von den verschiedenen Methoden, welche ich dazu angewendet hatte, hauptsächlich die folgende als zweckmässig und in den meisten vorliegenden Fällen hinlänglich genau und leicht ausführbar gefunden.

Von dem gebrannten und fein gepulverten Stein wurden je 100 Gramm etwa längere Zeit und wiederholt mit Wasser erhitzt, die Lösung filtrirt und durch Abdampfen concentrirt; hierauf mit Kohlensäure im Ueberschuss zusammengebracht, und nachher der gebildete doppelt kohlensaure Kalk und die doppelt kohlensaure Bittererde durch Abdampfen als einfach kohlensaure Salze abgeschieden.

Aus der Lösung der trocknen Masse erhielt ich dann die Alkalien hauptsächlich an Kohlensäure gebunden, zum Theil, meistens aber nur eine Spur Schwefelsäure und etwas Chlorid enthaltend. Dass auch Spuren Phosphorsäure zuweilen darin enthalten sind, wurde schon früher mitgetheilt.

In den wässrigen Lösungen der Alkalien wurde dann das Kali durch die charakteristischen Reactionen mit Platinchlorid, Weinsäure etc. in jedem einzelnen Falle leicht und sicher nachgewiesen.

Wenn bei der beschriebenen Art der Bestimmung der Alkalien vielleicht ein Theil derselben im Kalk zurückbleibt, so bietet diese Methode dagegen den Vortheil der Einfachheit dar, und die Möglichkeit, grössere Mengen gebrannten Kalk auf Einmal zu behandeln und das Filtriren und Auswaschen bedeutend zu erleichtern.

Bestandtheile der Kalksteine.

I. Aus der Muschelkalkformation.

Aus einem Steinbruch bei Zuffenhausen, in welchem der Muschelkalk ungefähr 40′ mächtig zu Tage steht. Die Steine wurden aus 7 verschiedenen Schichten genommen.

Nro. 1. Oberste Schichte, 5—6′ unter der Oberfläche; ein wenig harter thoniger Dolomit. Spec. Gew. = 2.458 bei 18° C.

2.425 Grm. desselben gaben:

Thon	0.124 Grm.	=	5.11 %
Thonerde	0.012 „	=	0.49 „
Eisenoxyd	0.048 „	=	1.97 „
schwefelsauren Kalk	1.660 „	=	50.33 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	1.222 „	=	37.79 „ kohlens. Bittererde

5.600 Grm. Kalkstein gaben

bei 100°	0.225 „	=	4.00 „ Wasser.
100 Grm. Kalkstein gaben	0.160 „	=	0.16 „ kohlens. Kali.

99.85.

1.072 Grm. Dolomit eines andern Theils derselben Schichte gaben:

Thon	0.057 Grm.	=	5.31 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.015 „	=	1.40 „
schwefelsauren Kalk	0.800 „	=	54.87 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.497 „	=	34.90 „ kohlens. Bittererde
Wasser			4.00 „

Spuren SO_3, Cl. KO.

Das Eisen war theilweise als feO vorhanden.

100.48.

Nro. 2. Fester Dolomit, 10′ unter der Oberfläche. Spec. Gew. = 2.457.

2.445 Grm. desselben gaben:

A.

Thon	0.130 Grm.	=	5.32 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.057 „	=	2.33 „
Kieselerde	0.006 „	=	0.24 „
schwefelsauren Kalk	2.120 „	=	63.75 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.912 „	=	27.97 „ kohlens. Bittererde
			99.61.

0.694 Grm. Dolomit gaben: B.

Thon	0.049 Grm.	=	7.06 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.013 „	=	1.87 „
schwefelsauren Kalk	0.508 „	=	53.82 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.338 „	=	36.67 „ kohlens. Bittererde
			99.42.

Die Analysen A und B gehören derselben Schichte, nur in verschiedener Lage an, und es geht daraus hervor, wie ungleichmässig das Gestein einer und derselben Ablagerung oft zusammengesetzt ist, und wie sehr man darauf bedacht sein muss, in solchen Fällen stets eine mittlere Zusammensetzung auszumitteln.

Nro. 3. Dolomitischer Kalkstein, sehr hart, dient desshalb besonders auch als Pflasterstein. Spec. Gew. = 2.749.

2.327 Grm. Kalkstein gaben: A.

Thon	0.073 Grm.	=	3.14 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.045 „	=	1.93 „
Kieselerde	0.005 „	=	0.21 „
schwefelsauren Kalk	2.340 „	=	73.93 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.537 „	=	17.37 „ kohlens. Bittererde
Spuren Chlorid, SO_3, KO.			
			96.58.

0.857 Grm. gaben: B.

Thon	0.025 Grm.	=	2.91 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.003 „	=	0.35 „
schwefelsauren Kalk	0.880 „	=	75.49 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.228 „	=	20.30 „ kohlens. Bittererde
Spuren Cl. SO_3, KO.			
			99.05.

Nro. 4. Rauchgrauer Muschelkalk, dicht, krystallinisch (Krätzer). Spec. Gew. = 2.711.

2.145 Grm. Kalk gaben: A.

Thon	0.043 Grm.	=	1.53 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.022 „	=	1.02 „
schwefelsauren Kalk	2.782 „	=	95.37 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.035 „	=	1.22 „ kohlens. Bittererde

Spur Cl.

99.14.

1.963 Grm. Kalk gaben: B.

Thon	0.037 Grm.	=	1.87 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.007 „	=	0.35 „
schwefelsauren Kalk	2.560 „	=	95.79 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.052 „	=	1.98 „ kohlens. Bittererde

Spur Cl.

99.99.

Nro. 5. Magerer, erdiger, dichter, rauchgrauer Kalkstein (gläserner). Spec. Gew. = 2.716.

1.483 Grm. Kalk gaben: A.

Thon	0.027 Grm.	=	1.14 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.006 „	=	0.40 „
schwefelsauren Kalk	1.875 „	=	90.54 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.101 „	=	5.28 „ kohlens. Bittererde

Spur Cl und KO.

97.36.

0.987 Grm. Kalk gaben: B.

Thon	0.027 Grm.	=	2.73 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.006 „	=	0.61 „
schwefelsauren Kalk	1.225 „	=	91.25 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.066 „	=	5.05 „ kohlens. Bittererde

99.64.

Nro. 6. Eine zwischen 5 und 7 eingelagerte mergelige, wenig mächtige Schichte, welche an der Luft leicht verwittert. Spec. Gew. = 2.700.

1.225 Grm. Kalk gaben:

Ueberſicht über die Ab- und Zunahme der Sklaven in den verſchiedenen Staaten der Union, vom Jahr 1789—1830 (dem letzten in Amerika gemachten Cenſus) incluſive.

Name des Staates.	1790.	1800.	1810.	1820.	1830.
Maine . . .	0 [1]	0	0	0	0
New-Hampſhire	158 [2]	8	0	0	0
Vermont . .	17	0	0	0	0
Maſſachuſetts	0	0	0	0	0
Rhode Island	958	381	108	48	17
Connecticut .	2,759	951	310	97	25
New-York . .	21,324	20,343	15,017	10,088	75
New-Jerſey .	11,423	12,422	10,851	7,657	2,254
Pennſylvania .	3,737 [3]	1,706	795	211	403
Delaware . .	8,887	6,153	4,177	4,509	3,292
Maryland .	103,036	105,635	111,502	107,398	102,294
Virginia . .	293,427	345,796	392,518	425,153	469,757
Nordkarolina .	100,572	133,296	168,824	205,017	245,601
Südkarolina .	107,094	146,151	196,365	258,175	315,401
Georgia . .	29,264	59,104	105,218	149,656	217,531
Alabama . .	.....	.....	.....	41,879	117,549
Miſſiſippi .	.....	3,489	17,088	32,814	65,659
Louiſiana . .	.....	.....	34,660	69,064	109,588
Tenneſſee . .	3,417	13,584	44,535	80,107	141,603
Kentucky . .	11,830	40,034	80,561	126,732	165,213
Ohio . . .	.....	.....	.....	.....	0
Indiana . .	.....	135	237	190	0
Illinois . .	.....	.....	168	917	747 [4]
Miſſouri . .	... .	.....	3,011	10,222	25,081 [5]
Diſtrikt von Columbia .	.....	3,244	5,395	6,377	6,119
Gebiet Florida	.....	.....	.....	.....	15,501
Michigan . .	.....	.....	24 [6]	....	32
Arkanſas . .	.....	.....	.....	1,617	4,576
Totalſumma	697,897	893,041	1,191,364	1,538,064	2,009,031
Die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug in dieſen Jahren . .	3,929,827	5,305,925	7,239,814	9,638,131	12,866920

(Vergleich derſelben mit der Totalbevölkerung der einzelnen Staaten ſiehe Grund „Die Amerikaner in ihren moraliſchen, politiſchen und ſocialen Verhältniſſen.“)

[1] Maine war zu dieſer Zeit Ein Staat mit Maſſachuſetts, in welchem die Sklaverei ſchon früher abgeſchafft war.

[2] Bei der Abſchaffung der Negerſklaverei in dieſem Staate übrig geblieben; daſſelbe gilt von der Sklavenzahl aller übrigen nördlichen Staaten abwärts bis auf Maryland.

[3] [4] [5] [6] ſiehe neben.

A.

Thon	0.163 Grm.	= 13.30 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.036 „	= 3.00 „	
schwefelsauren Kalk	1.032 „	= 63.23 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.314 „	= 19.69 „	kohlens. Bittererde
Spuren Cl, KO.			
		99.22.	

B.

1.540 Grm. Kalk gaben:

Thon	0.190 Grm.	= 11.68 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.027 „	= 1.90 „	
schwefelsauren Kalk	1.420 „	= 67.79 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.356 „	= 17.40 „	kohlens. Bittererde
Spur Cl und KO.			
		98.77.	

Der Kaligehalt, welcher in dieser Schichte verhältnissmässig sehr bedeutend ist, wurde wiederholt in dem gebrannten Stein bestimmt und findet sich in der folgenden Analyse.

Nro. 7. 1.154 Grm. des gebrannten Steins gaben:

Thon mit wenig Sand	0.069 Grm.	= 5.97 %	
Kieselerde	0.259 „	= 22.44 „	
Thonerde	0.060 „	= 5.19 „	
Eisenoxyd	0.044 „	= 3.81 „	
schwefelsauren Kalk	1.198 „	= 42.74 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.406 „	= 12.88 „	Bittererde.
kohlens. Kali im Mittel		2.85 „	
Verlust beim Glühen		0.91 „	
		96.79.	

Zur Bestimmung des Kali dienten 16.895 Grm., welche auf die früher angegebene Art behandelt — 0.496 Grm. kohlensaures Kali = 2.93 % gaben.

Bei einer zweiten Bestimmung gaben 22.347 Grm. — 0.619 Grm. = 2.77 % kohlensaures Kali.

Das Kali wurde allen seinen Eigenschaften nach leicht erkannt; während ich nie eine sichere Reaction auf Natron erhalten konnte.

Nro. 8. Blauer, dichter Kalkstein (Pflasterstein). Spec. Gew. = 2.705.

1.887 Grm. Kalkstein gaben: A.

Thon	0.068 Grm.	=	3.60 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.007 „	=	0.37 „
schwefelsauren Kalk	2.360 „	=	91.96 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.060 „	=	2.38 „ kohlens. Bittererde
Spur Cl und KO.			
			98.31.

1.752 Grm. Kalkstein gaben: B.

Thon	0.064 Grm.	=	3.64 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.005 „	=	0.28 „
schwefelsauren Kalk	2.187 „	=	91.70 „ kohlens. Kalk.
pyropho-phors. Bittererde	0.075 „	=	3.22 „ kohlens. Bittererde
Spur Cl und KO.			
			98.84.

Nro. 9. Unterste Schichte des Muschelkalks von Münster, vollkommen dicht. Spec. Gew. = 2.703.

1.257 Grm. Kalkstein gaben: A.

Thon	0.040 Grm.	=	3.18 %
Eisenoxyd und Thonerde	0.005 „	=	0.39 „
schwefelsauren Kalk	1.617 „	=	94.58 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.026 „	=	1.55 „ kohlens. Bittererde
Spur Cl.			
			99.70.

1.235 Grm. Kalkstein gaben: B.

Thon	0.045 Grm.	=	3.64 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.005 „	=	0.40 „
schwefelsauren Kalk	1.598 „	=	95.14 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.017 „	=	1.08 „ kohlens. Bittererde
Spur Cl.			
			100.26.

Nro. 10. Wellen-Dolomit von Freudenstadt (unterste Schichte), krystallinisch.

2.105 Grm. Kalkstein gaben:

A.

Thon	0.107 Grm.	=	5.08 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.076 „	=	3.61 „
schwefelsauren Kalk	1.627 „	=	56.83 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.966 „	=	34.51 „ kohlens. Bittererde
kohlensaures Kali			0.31 „
			100.37.

1.824 Grm. gaben:

B.

Thon	0.076 Grm.	=	4.16 %
Thonerde	0.012 „	=	0.65 „
Eisenoxyd	0.053 „	=	2.90 „
schwefelsauren Kalk	1.345 „	=	54.22 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.829 „	=	34.21 „ kohlens. Bittererde
kohlensaures Kali			0.31 „
			96.45.

Für die Bestimmung des Kali wurden 100 Grm. mit Kohlensäure haltigem Wasser etc. behandelt und gaben: 0.315 Grm. = 0.31 % CO_2 KO.

Nro. 11. Dolomit des oberen Muschenkalks von Hofen.

1.583 Grm. gaben:

Thon	0.088 Grm.	=	5.55 %
Eisenoxyd und Thonerde	0.047 „	=	2.96 „
schwefelsauren Kalk	1.130 „	=	52.49 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.741 „	=	35.24 „ kohlens. Bittererde
			96.24.

Nro. 12. Dolomit des oberen Muschelkalks von Münster.

1.565 Grm. gaben:

Thon	0.101 Grm.	=	6.45 %
Eisenoxyd und Thonerde	0.033 „	=	2.11 „
schwefelsauren Kalk	1.079 „	=	50.60 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.807 „	=	38.82 „ kohlens. Bittererde
			97.98.

Nro. 13. Wellenkalkdolomit von Horgen.

1.375 Grm. gaben:

Thon	0.253 Grm.	= 18.40 %	
Sand	0.047 „	= 3.42 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.047 „	= 3.42 „	
schwefelsauren Kalk	0.807 „	= 43.15 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.552 „	= 30.22 „	kohlens. Bittererde
		98.61.	

Nro. 14. Wellendolomit von Horgen.

1.355 Grm. gaben:

Thon	0.202 Grm.	= 14.83 %	
Sand	0.030 „	= 2.29 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.050 „	= 3.69 „	
schwefelsauren Kalk	0.847 „	= 45.96 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.437 „	= 24.28 „	kohlens. Bittererde
		91.05.	

Nro. 15. Wellendolomit von Horgen (gebrannt).

1.115 Grm. gaben:

Kieselerde	0.197 Grm.	= 17.55 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.229 „	= 20.53 „	
schwefelsauren Kalk	1.123 „	= 41.47 „	Kalk { 33.05 Kalk, 15.04 kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.369 „	= 11.98 „	Bittererde.
		92.79.	

4.775 Grm. gaben 159.04 cc.
bei 0° und 336‴ = 0.316 Grm. = 6.62 % Kohlensäure.

99.41.

Nro. 16. Dolomit von Oedheim im Kocherthal.

1.683 Grm. gaben:

Thon	0.307 Grm.	= 18.12 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.073 „	= 4.33 „	
schwefelsauren Kalk	1.375 „	= 60.07 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.332 „	= 14.85 „	kohlens. Bittererde
Sand	0.032 „	= 1.96 „	
		99.33.	

Nro. 17. Dolomit unter der Lettenkohle von Kochendorf.

1.735 Grm. gaben:

Thon	0.219 Grm.	= 12.56 %	
Sand	0.043 „	= 2.47 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.102 „	= 5.87 „	
schwefelsauren Kalk	1.304 „	= 55.26 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.467 „	= 20.25 „	kohlens. Bittererde
		96.41.	

1.509 Grm. gaben:

Thon	0.223 Grm.	= 14.80 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.091 „	= 6.06 „	
schwefelsauren Kalk	0.894 „	= 43.80 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.655 „	= 33.07 „	kohlens. Bittererde
		97.73.	

Nro. 18. Dolomit aus den obern Schichten des Kalksteins von Friedrichshall — von Duttenberg im Jaxthal.

1.593 Grm. gaben:

Thon	0.193 Grm.	= 12.12 %	
Sand	0.019 „	= 1.19 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.052 „	= 3.26 „	
schwefelsauren Kalk	1.665 „	= 76.84 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.048 „	= 2.26 „	kohlens. Bittererde
		95.67.	

Nro. 19. Dolomit über dem Kalkstein von Friedrichshall — von Kochendorf.

1.660 Grm. gaben:

Thon	0.476 Grm.	= 28.67 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.108 „	= 6.50 „	
schwefelsauren Kalk	0.885 „	= 39.20 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.572 „	= 25.94 „	kohlens. Bittererde
		100.31.	

Nro. 20. Dolomit von Jaxtfeld, oberste Schichte.

1.755 Grm. gaben:

Thon	0.214 Grm.	= 12.19 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.052 „	= 2.96 „	
schwefelsauren Kalk	1.940 „	= 81.28 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.045 „	= 1.93 „	kohlens. Bittererde
		98.36.	

Nro. 21. Dolomit von Neckarsulm.

1.993 Grm. gaben:

Thon	0.317 Grm.	= 15.90 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.010 „	= 0.50 „	
schwefelsauren Kalk	1.228 „	= 45.31 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.896 „	= 33.84 „	kohlens. Bittererde
		95.55.	

Nro. 22. Gebrannter hydraul. Kalk von Hall, welcher durch nicht sehr gute Verpackung und längeres Aufbewahren sehr gelitten hatte (braust stark beim Zusammenbringen mit verdünnter Salzsäure).

1.046 Grm. gaben:

Thon	0.144 Grm.	= 13.76 %	
Kieselerde	0.119 „	= 11.37 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.158 „	= 15.09 „	
schwefelsauren Kalk	0.882 „	= 34.72 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.242 „	= 8.43 „	Bittererde.
kohlensaures Kali		0.56 „	
Spur Cl und SO_3.			
		83.93.	

II. Aus der Keuperformation.

Einige Keupermergel aus verschiedenen Schichten längs der Weinsteige bei Stuttgart.

Nro. 23. Rothe Mergelknauer, ziemlich hart, aus einem Bruch zunächst oberhalb der Fellgersburg.

2.846 Grm. Mergel gaben:

Thon	0.882	Grm.	= 30.99 %
Kieselerde	0.024	„	= 0.84 „
Eisenoxyd und Thonerde	0.253	„	= 8.88 „
schwefelsauren Kalk	1.274	„	= 32.91 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.499	„	= 13.22 „ kohlens. Bittererde
50 Grm. gaben:			
kohlensaures Kali	0.05	„	= 0.11 „
			86.95.

Nro. 24. Rother Mergel (Leberkies), leicht verwitternd, ziemlich mächtig. Fundort wie der vorige.

1.661 Grm. Mergel gaben:

Thon	1.144	Grm.	= 68.87 %
Sand	0.028	„	= 1.68 „
Kieselerde	0.023	„	= 1.38 „
Eisenoxyd	0.114	„	= 8.86 „
Thonerde	0.012	„	= 0.74 „
schwefelsauren Kalk	0.215	„	= 9.51 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.048	„	= 2.17 „ kohlens. Bittererde
50 Grm. gaben	0.037	„	= 0.07 „ kohlens. Kali.
			93.28.

Nro. 25. Harter rother Steinmergel, in kleinen Schichten abgelagert, aus dem gleichen Bruch wie 24 und 25.

1.871 Grm. gaben:

Thon	0.572	Grm.	= 30.57 %
Kieselerde	0.016	„	= 0.85 „
Eisenoxyd und Thonerde	0.083	„	= 4.43 „
schwefelsauren Kalk	0.906	„	= 36.60 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.427	„	= 17.18 „ kohlens. Bittererde
50 Grm. gaben	0.038	„	= 0.07 „ kohlens. Kali.
			88.70.

Nro. 26. Harter blauer Stein-Mergel, häufig mit krystallisirtem Schwerspath vorkommend.

1.851 Grm. gaben:

Thon	0.233 Grm.	= 12.58 %	
Kieselerde	0.004 „	= 0.21 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.027 „	= 1.45 „	
schwefelsauren Kalk	1.240 „	= 49.25 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.535 „	= 21.76 „	kohlens. Bittererde
50 Grm. gaben	0.048 „	= 0.096 „	kohlens. Kali.
		85.34.	

Nro. 27. Blauer Thon-Mergel (Leberkies), ziemlich mächtig, aus demselben Bruch wie 26.

1.667 Grm. gaben:

Thon	1.347 Grm.	= 80.80 %	
Kieselerde	0.030 „	= 1.79 „	
Eisenoxyd	0.042 „	= 2.51 „	
Thonerde	0.032 „	= 1.91 „	
schwefelsauren Kalk	0.022 „	= 1.05 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.017 „	= 0.76 „	kohlens. Bittererde
50 Grm. gaben	0.060 „	= 0.12 „	kohlens. Kali.
		88.94.	

Um die Alkalien in diesen 5 verschiedenen Keupermergeln zu bestimmen, wurden je einige Pfunde in einem hessischen Tiegel im Kalkofen gebrannt und nachher wie gewöhnlich behandelt.

Der bedeutende Gewichtsverlust bei den Analysen dieser Mergel ist durch ihren Wassergehalt bedingt.

Nro. 28 u. 29. Zwei verschiedene Sorten Thon (Lehm), wie sie von Ziegler Beck hier zu seinen gebrannten Waaren verwendet werden.

2.622 Grm. gaben:

	A.		
Sand	1.171 Grm.	= 44.69 %	
Thon	0.609 „	= 23.19 „	
Eisenoxyd	0.157 „	= 5.98 „	
Thonerde	0.108 „	= 4.11 „	
schwefelsauren Kalk	0.617 „	= 16.92 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.100 „	= 2.49 „	kohlens. Bittererde
Wasser organ. Substanz Cl, SO_3, KO			
		97.38.	

2.587 Grm. gaben: B.

Sand	1.226 Grm.	= 47.42 %	
Thon	0.974 „	= 37.62 „	
Eisenoxyd	0.135 „	= 5.21 „	
Thonerde	0.185 „	= 6.40 „	
schwefelsauren Kalk	0.040 „	= 1.13 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.042 „	= 1.22 „	kohlens. Bittererde
		98.70.	

Nro. 30. Dolomitischer Kalkmergel über der Lettenkohle von Kochendorf.

1.745 Grm. gaben:

Thon	0.279 Grm.	= 15.98 %	
Sand	0.022 „	= 1.25 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.112 „	= 6.41 „	
schwefelsauren Kalk	1.617 „	= 68.13 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.137 „	= 4.87 „	kohlens. Bittererde
		96.64.	

Nro. 31. Dolomit von Degmarn, über der Lettenkohle.

1.663 Grm. gaben: A.

Thon	0.135 Grm.	= 8.10 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.092 „	= 5.53 „	
schwefelsauren Kalk	1.123 „	= 49.65 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.560 „	= 25.35 „	kohlens. Bittererde
		88.63.	

1.775 Grm. gaben: B.

Thon	0.143 Grm.	= 8.05 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.090 „	= 5.07 „	
schwefelsauren Kalk	1.218 „	= 50.45 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.820 „	= 34.78 „	kohlens. Bittererde
		98.35.	

III. Aus der Liasformation.

Nro. 32. Sandiger Liaskalk von Vaihingen, welcher hauptsächlich als Pflasterstein benützt wird.

2.007 Grm. Kalkstein gaben:

Sand	0.744 Grm.	= 37.03 %	
Thon	0.210 „	= 10.50 „	
Eisenoxyd	0.042 „	= 2.09 „	
Thonerde	0.040 „	= 1.99 „	
schwefelsauren Kalk	1.264 „	= 46.33 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.026 „	= 0.98 „	kohlens. Bittererde
Kieselerde	0.012 „	= 0.64 „	
44.700 Grm. Kalkst. gaben	0.085 „	= 0.19 „	kohlens. Kali.
		99.75.	

Nro. 33. Thoniger Liaskalk aus dem untern Turneri-Thon von Rohr bei Vaihingen, gebrannt als hydraul. Kalk geschätzt.

1.796 Grm. gaben: A.

Sand	0.052 Grm.	= 2.95 %	
Thon	0.241 „	= 13.36 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.046 „	= 2.56 „	
schwefelsauren Kalk	1.827 „	= 74.55 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.100 „	= 4.19 „	kohlens. Bittererde
Spuren Cl SO_3 KO, organ. Substanz.			
		97.61.	

1.879 Grm. gaben: B.

Thon und Sand	0.300 Grm.	= 15.96 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.058 „	= 3.08 „	
schwefelsauren Kalk	1.942 „	= 76.05 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.068 „	= 2.77 „	kohlens. Bittererde
Spur Cl SO_3 KO, organ. Subst.			
		97.86.	

Das Kali wurde im gebrannten Stein bestimmt und findet sich bei der nächsten Analyse angegeben.

Nro. 34. Analyse des aus Nro. 33 gebrannten Steins.

Der gebrannte Stein löste sich vollständig in verdünnter Salzsäure.

1.565 Grm. Kalk gaben:

Bei aufmerksamer Berücksichtigung dieser offiziellen Datas, ergeben sich als Schlußfolge folgende Resultate:

Erstens: daß die Sklaverei in den nördlichen Staaten klimatischer und Agrikultur-Verhältnisse wegen nie allgemein war, daß daher ihre Aufhebung ohne großen Verlust für die Pflanzer möglich war, daß die Sklaven zum Feldbau dieser Landstriche nie geeignet gewesen, daß sie daher stets einen äußerst geringen Theil der Bevölkerung ausmachten, und daß dieser Theil, sobald er selbstständig erklärt und sich selbst überlassen wurde, in wenigen Jahren umkam, und den Weißen das Feld frei ließ.

Der Staat New-Hampshire z. B. hatte im Jahr 1790 141,899 Einwohner [a], und unter diesen bloß 150 Sklaven, welche in 10 Jahren auf 6 zusammenschmolzen, und kurze Zeit hierauf ausstarben. — In diesem Staat, so wie in den meisten andern, nördlich vom Connecticutfluß gelegenen, dauert der Winter 8 Monate, vom Anfange Oktobers bis Ende Mai's, die größte Kälte ist 15 bis 20 Grad unter Null Fahrenheit (von 21° bis 23° und darüber Reaumur). Die größte Hitze im Monat Juli und August kommt der von Ost- und Westindien gleich, und übersteigt oft 100 bis 110 Grade Fahrenheit (33° bis 45° und darüber Reaumur); der Wechsel der Temperatur ist schnell und häufig, und der Unterschied zwischen Mittag und Abend oft mehr als 20°

---

[a] In diesem Staate wandten die Quäcker und Deutschen, schon vor dem Ausbruche des Revolutionskrieges, Alles an, die Anzahl der Sklaven durch freiwilliges Entsagen und Selbstthätigkeit der Weißen zu vermindern.

[b] Durch Ansiedlung von südlichen Sklavenbesitzern.

[c] Dies sind eigentlich keine Sklaven, sondern bloß auf eine gewisse Zeit gedungene Neger (indented Coloured servants). In Ohio, Indiana und Illinois sind es hauptsächlich Deutsche, welche die Einführung von Negersklaven durch eigene Thätigkeit unnütz machten. Die meisten Deutschen in Pennsylvanien sind Abolitionisten.

[d] Dieser mehr als doppelten Vermehrung in einem Zeitraum von zehn Jahren haben in neuerer Zeit die Einwanderungen von Deutschen ebenfalls engere Grenzen gesetzt.

[e] Diese Zahl, wie die vorausgeschickte Tabelle, ist aus den officiellen Angaben, wie sie im Staatsarchive zu Washington eingetragen sind, entnommen.

Kieselerde	0.331 Grm.	= 21.15 %	
Thonerde	0.106 „	= 6.77 „	
Eisenoxyd	0.149 „	= 9.50 „	
schwefelsauren Kalk	2.265 „	= 59.59 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.022 „	= 0.51 „	Bittererde.
46 Grm. gaben	0.886 „	= 1.92 „	kohlens. Kali.
Spuren Cl u. SO_3.			
		99.44.	

Nro. 35. Mergelknollen aus dem untersten Lias von Vaihingen, runde, nierenförmige Absonderungen, ziemlich hart.

1.709 Grm. gaben:

Thon	0.358 Grm.	= 20.94 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.237 „	= 13.86 „	
schwefelsauren Kalk	1.432 „	= 61.61 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.027 „	= 1.18 „	kohlens. Bittererde
Spur Cl SO_3 KO.			
		97.59.	

Nro. 36. Kalkmergel aus dem untern Lias (Leberkies) von Vaihingen, ziemlich mächtig, stark zerklüftet und leicht verwitternd.

1.691 Grm. gaben: A.

Sand	0.296 Grm.	= 17.50 %	
Thon	0.967 „	= 57.19 „	
Thonerde und Eisenoxyd	0.183 „	= 10.82 „	
schwefelsauren Kalk	0.162 „	= 7.04 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.028 „	= 0.24 „	kohlens. Bittererde
Spur Cl u. SO_3.			
		92.79.	

1.704 Grm. gaben: B.

Thon und Sand	1.296 Grm.	= 76.05 %	
Kieselerde	0.014 „	= 0.82 „	
Eisenoxyd	0.087 „	= 5.10 „	
Thonerde	0.053 „	= 3.11 „	
schwefelsauren Kalk	0.157 „	= 6.77 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.018 „	= 0.75 „	kohlens. Bittererde
		92.60.	

Nro. 37. Kalkmergel aus der Jurensisschichte von Metzingen.

1.677 Grm. Kalkstein gaben:

Thon	0.145 Grm.	= 8.64 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.029 „	= 1.72 „	
schwefelsauren Kalk	1.986 „	= 87.07 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.040 „	= 1.79 „	kohlens. Bittererde

Spur Cl, SO_3 u. KO.

99.22.

Nro. 38. Der vorige Stein gebrannt.

1.554 Grm. Kalk gaben:

Kieselerde	0.182 Grm.	= 11.71 %	
Eisenoxyd	0.098 „	= 6.30 „	
Thonerde	0.062 „	= 3.98 „	
schwefelsauren Kalk	0.400 „	= 63.58 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.012 „	0.89 „	Bittererde.
60 Grm. gaben	0.557 „	= 0.93 „	kohlens. Kali.

87.39.

Nro. 39. Kalkmergel aus dem obern Lias (Jurensisschichte) von Kirchheim.

1.741 Grm. gaben:

Thon	0.157 Grm.	= 9.01 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.029 „	= 1.66 „	
schwefelsauren Kalk	2.007 „	= 84.76 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.047 „	= 2.03 „	kohlens. Bittererde

Spur SO_3 Cl mit KO.

97.45.

Nro. 40. Der vorige Mergel im gebrannten Zustande.

1.708 Grm. gebrannter Mergel gaben:

Kieselerde	0.224 Grm.	= 13.11 %	
Eisenoxyd	0.095 „	= 5.56 „	
Thonerde	0.090 „	= 5.26 „	
schwefelsauren Kalk	2.721 „	= 65.59 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.058 „	= 1.23 „	Bittererde.
60 Grm. gaben	0.508 „	= 0.84 „	kohlens. Kali.

Spur Cl u. SO_3.

91.59.

Das Kali wurde nur in den gebrannten Mergeln bestimmt; wobei zu bemerken ist, dass sie sich in verdünnter Salzsäure vollständig lösten, zwar unter schwachem Aufbrausen, wodurch wohl zum grössten Theil der Verlust bei der Analyse derselben bedingt ist.

Nro. 41. Liasschiefer aus der Posidonienschichte von Boll (wie er zu Tischplatten gebraucht wird).

2.025 Grm. gaben:

Thon	0.519 Grm.	= 25.80 %	
Eisenoxyd (mit Feb)	0.032 „	= 1.58 „	
Thonerde	0.031 „	= 1.53 „	
schwefelsauren Kalk	1.270 „	*) = 45.36 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.018 „	= 0.67 „	kohlens. Bittererde
Kieselerde	0.007 „	= 0.34 „	
Wasser, organ. Subst., Cl u. KO		23.69 „	
8.851 Grm. Schiefer gaben	0.130 „		
schwefelsauren Baryt		= 1.03 „	schwefels. Kalk.
		100.00.	

Nro. 42. Blättriger Posidonienschiefer von Zell, sehr weich und thonig, so dass er bruchfeucht im Mörser gestossen sich zusammenballt.

1.167 Grm. Schiefer gaben:

Thon	0.650 Grm.	= 55.69 %	
Eisenoxyd	0.039 „	= 3.34 „	
Thonerde	0.041 „	= 3.51 „	
schwefelsauren Kalk	0.435 „	**) = 27.27 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.028 „	= 1.80 „	kohlens. Bittererde
1.384 Grm. gaben bei 100°	0.072 „	= 5.20 „	Wasser.
8.528 Grm. Schiefer gaben	0.025 „		
schwefelsauren Baryt		= 0.17 „	schwefels. Kalk.
		96.98.	

*) Dies entspricht 62.71 schwefelsaurem Kalk, davon müssen 1.03 % schwefelsaurer Kalk, welcher als solcher im Schiefer enthalten ist, abgezogen werden. 61.68 schwefelsaurer Kalk entsprechen 45.36 kohlensaurem Kalk.

**) Nach Abzug von dem im Schiefer enthaltenen schwefelsauren Kalk.

Um in dem Schiefer die Alkalien zu bestimmen, wurde derselbe in einem hessischen Tiegel im Kalkofen gebrannt. 100 Grm. des gebrannten Schiefers wurden wiederholt mit Wasser ausgezogen und dann zuerst mit Barytwasser behandelt, um die Schwefelsäure abzuscheiden, der Niederschlag wurde abfiltrirt und die Lösung mit überschüssiger Kohlensäure behandelt, eingedampft und in wenig Wasser wieder gelöst, der Rückstand abfiltrirt und die Lösung im Platintiegel eingedampft, geglüht und gewogen; wobei 0.127 Grm. = 0.13 % kohlensaures Kali erhalten wurden; durch die gewöhnlichen Reactionen überzeugte ich mich jedesmal von der Abwesenheit des Kalks, Baryts und der Bittererde, und von der Gegenwart des Kalis bei einer zweiten Bestimmung wurde der wässrige Auszug von 100 Grm. mit kleesaurem Ammoniak gefällt, das Filtrat abgedampft und geglüht und erhielt hiebei 0.252 Grm. Rückstand. Die schwach gesäuerte Lösung dieses Rückstands wurde mit Platinchlorid gefällt und das Filtrat hievon von neuem abgedampft und geglüht und aus der Lösung dieser Masse dann mittelst phosphorsaurem Natron mit Ammoniak die Bittererde gefällt und erhielt so 0.167 Grm. pyrophosphorsaure Bittererde = 0.061 Grm. Bittererde, so dass also für Alkalisalze noch 0.191 Grm. = 0.19 % kohlensaures Kali übrig blieben. Natron habe ich bei wiederholten Proben nicht mit Sicherheit nachweisen können.

Nro. 43. Thoniger Liaskalk (von Hrn. Bihl in Waiblingen erhalten) (Amalthеen-Thon).

1.966 Grm. gaben:

Thon	0.434 Grm.	= 22.07 %	
Sand	0.042 „	= 2.13 „	
Eisenoxyd und Thonerde	0.093 „	= 4.73 „	
schwefelsauren Kalk	1.724 „	= 64.44 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.032 „	= 1.23 „	kohlens. Bittererde
		94.60.	

Nro. 44. Gebrannter hydraul. Kalk von Hrn. Bihl in Waiblingen (stark gebrannt) aus Nro. 43.

1.750 Grm. gaben:

Kieselerde	0.372 Grm.	= 21.25 %	
Eisenoxyd	0.096 „	= 5.48 „	
Thonerde	0.154 „	= 8.80 „	
schwefelsauren Kalk	2.475 „	= 58.23 „	53.09 Kalk. / 9.18 kohls. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.045 „	= 0.94 „	Bittererde.
50 Grm. gaben	0.177 „	= 0.35 „	kohlens. Kali.
17.324 Grm. gaben 351.8cc	0.701 „	= 4.04 „	Kohlensäure.
		99.09.	

Nro. 45. Gebrannter hydraul. Kalk (aus der Amalthеenschichte) von Bihl in Waiblingen (schwach gebrannt).

1.330 Grm. gaben:

Kieselerde	0.280 Grm.	= 21.05 %	
Eisenoxyd	0.071 „	= 5.33 „	
Thonerde	0.115 „	= 8.61 „	
schwefelsauren Kalk	1.738 „	= 53.06 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.060 „	= 1.64 „	Bittererde.
11.431 Grm. gaben 375.2cc. bei 0° u. 336'''	0.471 „	= 4.12 „	Kohlensäure.
50 Grm. gaben:	0.177 „	= 0.34 „	kohlens. Kali.
		94.08.	

Nro. 46. Amalthеenthon von Jesingen bei Kirchheim.

1.631 Grm. gaben:

Thon	0.245 Grm.	= 15.02 %	
Eisenoxyd und Thonerde	0.100 „	= 6.13 „	
schwefelsauren Kalk	1.608 „	= 72.49 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.029 „	= 1.34 „	kohlens. Bittererde
		94.98.	

Nro. 47. Oberer Posidonienschiefer von Ohmden.

1.660 Grm. gaben:

Thon	0.235 Grm.	= 14.15 %	
Eisenoxyd und Thonerde	0.023 „	= 1.39 „	
schwefelsauren Kalk	1.820 „	= 80.61 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.015 „	= 0.67 „	kohlens. Bittererde
		96.82.	

Nro. 48. Thoniger Kalkstein (Amalthеenschichte, ähnlich den engl. Cementen) von Hrn. Vicar Fraas in Balingen erhalten.

1.725 Grm. gaben:

Thon	0.212 Grm.	= 12.28 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.045 „	= 2.61 „	
schwefelsauren Kalk	1.930 „	= 82.26 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.035 „	= 1.52 „	kohlens. Bittererde
		98.67.	

IV. Aus der Juraformation.

Nro. 49. Weisser krystallinischer Jurakalk (Coralrag) von Arnegg bei Ulm. Spec. Gew. = 2.620.

0.926 Grm. gaben:

Thon	0.001 Grm.	= 0.10 %	
Eisenoxyd	0.002 „	= 0.21 „	
schwefelsauren Kalk	1.250 „	= 99.25 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.004 „	= 0.32 „	kohlens. Bittererde
Spur Cl.			
		99.88.	

Nro. 50. Thoniger Jurakalk aus den obern Schichten von Blaubeuren (Kimmeridgethon).

1.896 Grm. gaben: A.

Thon	0.522 Grm.	= 27.53 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.065 „	= 3.42 „	
schwefelsauren Kalk	1.585 „	= 62.24 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.029 „	= 1.15 „	kohlens. Bittererde
Wasser bei 100°		2.35 „	
Spur Cl, KO u. SO.			
		96.69.	

1.969 Grm. gaben: B.

Thon	0.588 Grm.	= 29.83 %	
Eisenoxyd	0.019 „	= 0.96 „	
Thonerde	0.029 „	= 1.47 „	
schwefelsauren Kalk	1.658 „	= 61.91 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.033 „	= 1.26 „	kohlens. Bittererde
Wasser bei 100°		2.35 „	
		97.78.	

Nro. 51. Thoniger aschgrauer oberster Jurakalk von Ulm.

1.466 Grm. gaben: A.

Thon	0.328 Grm.	= 22.37 %
Thonerde und Eisenoxyd	0.048 „	= 3.34 „
schwefelsauren Kalk	0.312 „	= 65.80 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.070 „	= 3.59 „ kohlens. Bittererde

Spur Cl, SO_3 u. KO.

95.10.

2.006 Grm. gaben: B.

Thon	0.470 Grm.	= 23.42 %
Eisenoxyd	0.022 „	= 1.09 „
Thonerde	0.047 „	= 2.34 „
schwefelsauren Kalk	1.802 „	= 66.05 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.088 „	= 3.30 „ kohlens. Bittererde

Spur Cl, SO_3 u. KO.

96.20.

Nro. 52. Thoniger gelblicher oberster Kalkstein von Ulm.

1.298 Grm. gaben:

Thon	0.291 Grm.	= 22.42 %
Eisenoxyd	0.016 „	= 1.23 „
Thonerde	0.032 „	= 2.46 „
schwefelsauren Kalk	1.242 „	= 70.35 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.018 „	= 1.04 „ kohlens. Bittererde

Spuren Cl, SO_3 u. KO.

97.50.

Nro. 53. Jurakalk von Hundersingen, O.A. Münsingen, obere Schichte.

1.924 Grm. gaben:

Thon	0.483 Grm.	= 25.10 %
Eisenoxyd	0.037 „	= 1.92 „
Thonerde	0.014 „	= 0.72 „
schwefelsauren Kalk	1.792 „	= 68.48 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.025 „	= 0.98 „ kohlens. Bittererde

Spur Cl u. KO.

97.20.

Nro. 54. Oberer Jurakalk von Münsingen, an der Steige gegen Seeburg (Krebsscheerenplatten).

1.909 Grm. gaben:

Thon	0.365 Grm.	= 19.12 %	
Eisenoxyd	0.046 „	= 2.40 „	
Thonerde	0.041 „	= 2.14 „	
schwefelsauren Kalk	1.817 „	= 69.98 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.054 „	= 2.13 „	kohlens. Bittererde
Spur Cl u. KO.			
		95.77.	

Nro. 55. Oberer Jurakalk von Hundersingen, O. A. Münsingen, unterste Schichte.

1.698 Grm. Kalkstein gaben:

Thon	0.688 Grm.	= 40.51 %	
Eisenoxyd	0.103 „	= 6.06 „	
Thonerde	0.063 „	= 3.71 „	
schwefelsauren Kalk	1.026 „	= 44.42 „	
pyrophosphors. Bittererde	0.047 „	= 2.08 „	
Spur Cl u. KO.			
		96.78.	

Nro. 56. Gebrannter und gemahlener hydraul. Kalk von Ulm (von Leube) (Kimmeridge).

2.073 Grm. Kalk lösten sich unter ziemlich starkem Aufbrausen in verdünnter Salzsäure und gaben:

Thon	0.265 Grm.	= 12.78 %	
Kieselerde	0.258 „	= 12.44 „	
Eisenoxyd	0.178 „	= 8.58 „	
Thonerde	0.191 „	= 9.21 „	
schwefelsauren Kalk	2.607 „	= 51.78 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.016 „	= 0.58 „	Bittererde.
kohlensaures Kali		0.79 „	
		96.16.	

15.796 Grm. gaben mit Wasser etc. behandelt 0.126 Grm. = 0.79 % kohlensaures Kali (mit wenig SO_3 u. Cl).

Nro. 57. Gebrannter hydraul. Kalk von Blaubeuren, wurde

erst nach längerer Aufbewahrung in einem schlechten Fass analysirt und war desshalb unter Einfluss der Atmosphärilien schon ziemlich verändert, so dass er sich in verdünnter Salzsäure unter starkem Aufbrausen löste.

1.784 Grm. Kalk gaben:

Thon	0.085 Grm.	= 4.76 %	
Kieselerde	0.440 „	= 24.67 „	
Eisenoxyd	0.090 „	= 5.04 „	
Thonerde	0.154 „	= 8.86 „	
schwefelsauren Kalk	1.750 „	= 40.38 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.049 „	= 1.00 „	Bittererde.
kohlensaures Kali		0.71 „	
		85.45.	

20.150 Grm. gaben mit Wasser und Kohlensäure etc. behandelt 0.150 Grm. = 0.74 % kohlensaures Kali (mit Spur Cl u. SO_3).

Nro. 58. Jurakalk von Unterkochen (reinerer).

1.513 Grm. gaben:

Thon	0.042 Grm.	= 2.77 %	
Eisenoxyd und Thonerde	0.010 „	= 0.66 „	
schwefelsauren Kalk	1.954 „	= 94.97 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.022 „	= 1.09 „	kohlens. Bittererde
		99.49.	

Nro. 59. Thoniger Jurakalk von Unterkochen.

1.998 Grm. gaben:

Thon	0.217 Grm.	= 10.86 %	
Eisenoxyd und Thonerde	0.024 „	= 1.20 „	
schwefelsauren Kalk	2.288 „	= 84.18 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.028 „	= 1.05 „	kohlens. Bittererde
kohlensaures Kali		0.54 „	
		97.29.	

Nro. 60. Kalkmergel aus dem untern weissen Jura, unter dem Spongitenkalk von Küttingen bei Arau, findet ausgedehnte Anwendung zu hydraul. Kalk.

1.240 Grm. gaben:

Thon	0.521 Grm.	= 42.01 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.058 „	= 4.67 „	
schwefelsauren Kalk	0.835 „	= 49.51 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.025 „	= 1.51 „	kohlens. Bittererde
		97.70.	

Nro. 61. Thoniger Jurakalk. Untere Schichte des Jurakalks (Impressathon) vom Niveau des Bahnhofs in Geisslingen.

1.858 Grm. gaben:

Thon	0.515 Grm.	= 27.71 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.058 „	= 3.12 „	
schwefelsauren Kalk	1.545 „	= 59.51 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.028 „	= 1.13 „	kohlens. Bittererde
		91.47.	

Nro. 62. Thoniger Jurakalk. Mittlerer Jurakalk von der Geisslinger Steige.

1.750 Grm. gaben:

Thon	0.180 Grm.	= 10.28 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.025 „	= 1.42 „	
schwefelsauren Kalk	1.958 „	= 82.27 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.031 „	= 1.33 „	kohlens. Bittererde
		95.30.	

Nro. 63. Oberer Impressathon, Geisslinger Steige I. Loos, vor der Stadt.

1.918 Grm. gaben:

Thon	0.388 Grm.	= 20.23 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.072 „	= 3.75 „	
schwefelsauren Kalk	1.815 „	= 69.57 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.045 „	= 1.76 „	kohlens. Bittererde
		95.31.	

Nro. 64. Thoniger Jurakalk, Geisslinger Steige III. Loos, oberhalb der Mühle.

1.688 Grm. gaben:

Fahrenheit oder 8 Grad Reaumur. In diesem Klima sind Negersklaven ein höchst kostspieliges und precaires Eigenthum, und die Interessen desselben (da sie nur zum Anbau von Welschkorn zu verwenden sind) geringer als jene der auf Handel und Manufakturen verwendeten Kapitalien. Die Aufhebung der Negersklaverei in diesen Staaten war daher eine natürliche Folge ihres geringen Nutzens und der Unabhängigkeitserklärung der Union, welche, den nachtheiligen Einfluß der englischen Navigationsakte vernichtend, dem Kaufmannsgeist der Amerikaner freies Spiel ließ,* und die früher auf Agrikultur verwendeten Kapitalien auf einen andern Zweig der Industrie lenkte.

Zweitens: daß die Anzahl der Sklaven im Staate Maryland, wo die Sklaverei jetzt noch existirt, jedes Jahr abnimmt, und dies hauptsächlich durch die im Westen dieses Staates sich niederlassenden Deutschen. Im Jahr 1790 nämlich bestand die Bevölkerung von Maryland aus 319,728 Seelen, worunter 103,036, also ungefähr ein Drittel, Sklaven waren. Im Jahr 1830 belief sich aber die Einwohnerzahl dieses Staates auf 447,040, und die Zahl seiner Sklaven nur auf 102,294. Das Verhältniß der Sklaven zur ganzen Bevölkerung war daher wie 102,294 : 447,040 oder weniger als 1:4. — Das Klima und der Boden dieses Staates eignen sich nicht zum Baumwollenbau, und noch weniger zum Anbau von Reis oder Zucker. Hauptprodukte sind Mais und Tabak. Die Preise des letztern werden durch den Ertrag der Tabakspflanzungen in Kentucky, Ohio und Virginien täglich mehr und mehr hinabgedrückt, und im Osten bleiben ungeheure, vom Tabaksbau gänzlich ausgesogene und jetzt zu jeder andern Kultur untaugliche Strecken brach liegen.

Drittens: daß die absolute Sklavenzahl im Distrikt von Columbien zwar in 30 Jahren von 3,244 auf 6,119 stieg, also sich verdoppelt,** daß sie aber doch im Verhältniß zur weißen

* Noch ist zu berücksichtigen, daß kurz nach dem Frieden von Gent, in welchem England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte, die Kriege der französischen Revolution den Amerikanern den Zwischenhandel zwischen England und dem Continent von Europa offen ließen.

** Im Jahr 1790 existirte der Distrikt von Columbien noch nicht; er wurde erst später von den Staaten Virginien und Maryland, die ihn

Thon	0.566 Grm.	= 33.53 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.085 „	= 5.03 „	
schwefelsauren Kalk	1.232 „	= 53.66 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.035 „	= 1.56 „	kohlens. Bittererde
		93.78.	

Nro. 65. Juramergel, Geisslinger Steige, über der Spongitenbank III. Loos.

1.855 Grm. gaben:

Thon	0.410 Grm.	= 22.10 %	
Eisenoxyd und Thonerde	0.054 „	= 2.91 „	
schwefelsauren Kalk	1.730 „	= 69.35 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.056 „	= 2.27 „	kohlens. Bittererde
		94.63.	

Nro. 66. Juramergel, Geisslinger Steige, über dem Spongitenlager IV. Loos.

1.098 Grm. gaben:

Thon	0.487 Grm.	= 44.35 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.062 „	= 5.64 „	
schwefelsauren Kalk	0.636 „	= 42.58 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.020 „	= 1.37 „	kohlens. Bittererde
		93.94.	

Nro. 67. Gebrannter Kalk (Kimmeridge) von Schelklingen.

1.288 Grm. gaben:

Thon	0.080 Grm.	= 6.21 %	
Kieselerde	0.192 „	= 14.90 „	
Thonerde	0.078 „	= 6.57 „	
Eisenoxyd	0.125 „	= 9.78 „	
schwefelsauren Kalk	1.665 „	= 53.23 „	41.13 Kalk. / 21.61 kohls. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.038 „	= 1.22 „	Bittererde.
50 Grm. gaben	0.568 „	= 1.14 „	kohlens. Kali.
4.513 Grm. gaben 225 cc.	= 9.86 %		
davon 0.35 % im CO_2 KO, bleibt		= 9.51 „	Kohlensäure.
		102.04.	

Nro. 68. Gebrannter hydraul. Kalk (Kimmeridge) von Hayingen.

1.672 Grm. gaben:

Thon	0.100 Grm.	= 5.98 %	
Kieselerde	0.232 „	= 13.86 „	
Thonerde	0.066 „	= 3.94 „	
Eisenoxyd	0.092 „	= 5.50 „	
schwefelsauren Kalk	2.075 „	= 51.10 „	33.29 kohls. Kalk. / 31.81 Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.020 „	= 0.49 „	Bittererde.
50 Grm. gaben	0.460 „	= 0.92 „	kohlens. Kali.
5.3000 Grm. gab. 375.2 cc.	= 0.742 „	= 14.00 „	Kohlensäure.
		95.79.	

V. Analysen einiger englischen, Hamburger etc. hydraulischen Kalksteine und Kalke.

Nro. 69. Ein blaugrauer thoniger Kalkstein aus England (blue Lias).

1.191 Grm. gaben: A.

Thon	0.144 Grm.	= 12.09 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.025 „	= 2.09 „	
schwefelsauren Kalk	1.250 „	= 77.17 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.050 „	= 3.10 „	kohlens. Bittererde
Spuren Cl, SO u. KO.			
		94.45.	

1.764 Grm. gaben: B.

Thon	0.195 Grm.	= 11.05 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.056 „	= 3.17 „	
schwefelsauren Kalk	1.930 „	= 80.44 „	kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.080 „	= 3.41 „	kohlens. Bittererde
Spuren SO_3, Cl u. KO.			
		98.07.	

Nro. 70. Der vorige Stein, gebrannt und gemahlen, war in einem kleinen Sack verpackt, so dass das Präparat durch den langen Transport gelitten hat.

1.086 Grm. Kalk gaben:

Thon (ohne Sand)	0.042 Grm.	= 3.86 %	
Kieselerde	0.231 „	= 21.27 „	
Eisenoxyd	0.079 „	= 7.27 „	
Thonerde	0.082 „	= 7.55 „	
schwefelsauren Kalk	1.246 „	= 47.24 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.119 „	= 4.00 „	Bittererde.
kohlensaures Kali		0.82 „	
Spuren Cl u. SO_3.			
		92.01.	

Für die Kalibestimmung wurden 50 Grm. mit Kohlensäure haltigem Wasser ausgewaschen etc. und gaben hiebei 0.425 Grm. = 0.85 % kohlensaures Kali (mit etwas Cl u. SO_3).

Bei einer zweiten Bestimmung der Alkalien ergaben 50 Grm. mit reinem Wasser ausgewaschen und dann mit Kohlensäure behandelt 0.398 Grm. = 0.79 % kohlensaures Kali, so dass im Mittel aus diesen zwei Bestimmungen 0.82 % folgen.

Nro. 71. Roman-Cement von Hamburg, gemahlen ein rothbraunes Pulver.

1.193 Grm. Kalk gaben:

Thon (ohne Sand)	0.119 Grm.	= 9.97 %	
Eisenoxyd	0.150 „	= 13.41 „	
Thonerde	0.089 „	= 7.46 „	
Kieselerde	0.163 „	= 13.66 „	
schwefelsauren Kalk	1.171 „	= 40.41 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.078 „	= 2.38 „	Bittererde.
kohlensaures Kali		0.39 „	
		87.68.	

50 Grm. ergaben 0.155 Grm. = 0.31 % kohlensaures Kali mit Spuren Cl u. SO_3, und bei einer zweiten Probe lieferten 50 Grm. — 0.231 Grm. = 0.46 %, also im Mittel 0.39 % kohlensaures Kali.

Nro. 72. Roman-Cement aus England, vom vorigen im Aeussern nicht verschieden.

1.348 Grm. gaben:

Thon	0.122 Grm.	= 9.05 %	
Thonerde und Eisenoxyd	0.297 „	= 22.03 „	
Kieselerde	0.259 „	= 19.21 „	
schwefelsauren Kalk	1.371 „	= 41.81 „	Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.029 „	= 0.78 „	Bittererde.
kohlensaures Kali		0.37 „	
		94.31.	

Zur Bestimmung des Kali dienten:

1) 50 Grm., welche 0.150 Grm. = 0.30 % kohlensaures Kali lieferten.

2) 50 Grm. mit Kohlensäure haltigem Wasser ausgewaschen etc. ergaben 0.226 Grm. = 0.45 % kohlensaures Kali, also im Mittel 0.37 %.

Nro. 73. Portland-Cement aus England, als Pulver in einem kleinen Fass gut verpackt.

1.792 Grm. gaben:

Thon (ohne Sand)	0.057 Grm.	=	3.18 %
Thonerde	0.115 „	=	6.41 „
Eisenoxyd	0.120 „	=	6.69 „
Kieselerde	0.398 „	=	22.21 „
schwefelsauren Kalk	2.630 „	=	60.43 „ Kalk.
kohlensaures Kali			0.73 „
Spur Bittererde und Cl.			
			99.65.

50 Grm. Kalk mit Wasser etc. auf die gewöhnliche Art behandelt gaben 0.373 Grm. = 0.74 % kohlensaures Kali.

50 Grm. mit Kohlensäure haltigem Wasser etc. behandelt gaben 0.364 Grm. = 0.72 % kohlensaures Kali, also im Mittel 0.73 %.

Nro. 74. Analyse eines englischen Kalksteins, welcher zur Fabrikation des Roman-Cement verwendet wird.

2.069 Grm. Kalkstein gaben:

Thon	0.513 Grm.	=	24.78 %
Eisenoxyd	0.181 „	=	8.74 „
Thonerde	0.070 „	=	3.38 „
schwefelsauren Kalk	1.516 „	=	53.87 „ kohlens. Kalk.
pyrophosphors. Bittererde	0.130 „	=	4.73 „ kohlens. Bittererde
			95.50.

Schluss.

Die vorstehenden Analysen umfassen die beiden wichtigsten Flözformationen Württembergs, nämlich die ganze Trias- und Juraformation und gehören ausschliesslich Meeres-Niederschlägen an, indem Einlagerungen von eigentlichen Land- und Süsswassergebilden, wie sie in manchen andern Ländern vorkommen (Steinkohlenflöze u. dgl.), hier entweder gänzlich fehlen oder, wie z. B. in der Lettenkohle, kaum oder nur an gewissen Stellen angedeutet sind.

Ueberblickt man die Analysen, so ist es zunächst auffallend, dass in den Alkalien überall vorwaltend Kali und immer weniger Natron gefunden wurde. Der Alkaligehalt steigt in der Regel mit dem Thongehalt der Kalksteine und ist am beträchtlichsten in den thonreichen Zwischenschichten (vergl. Nro. 7).

Unter allen analysirten Gesteinen nehmen die thonigen Dolomite des Muschelkalks, die überall in weit verbreiteten regelmässigen Bänken anstehen, sodann die zwischen den einzelnen Bänken des Hauptmuschelkalks befindlichen thonigen Zwischenschichten und die Thonmergel der Keuper- und Juraformation am meisten Theil an der Bildung des Ackerbodens und liefern auch durchschnittlich einen sehr fruchtbaren Boden. Die Keupermergel werden häufig zu Verbesserung sandiger Bodenarten und zur Düngung der Weinberge benützt und liefern bei ihrer allmäligen Verwitterung eine reichhaltige Quelle von Kalisalzen für die Pflanzenwelt.

Was die Verwendung der verschiedenen Kalksteine zur Mörtelbereitung anbetrifft, so sind zwar unsere eigenen Versuche darüber noch nicht geschlossen, allein über viele derselben hat die Erfahrung schon lange folgendermassen entschieden:

Die Muschelkalke Nro. 4, 8 und 9 werden gebrannt schon seit vielen Jahren zu Luftmörtel verwendet und haben sich bei vielen sehr alten Gebäuden — wie z. B. von Cannstatt, Besigheim, Lauffen am Nekar längst als vortrefflich bewährt, unerachtet ihr Thongehalt von 1,53—3,60 steigt; die thonreicheren und dolomitischen Bänke werden von den Arbeitern gewöhnlich schon in der Grube davon ausgeschieden.

Als hydraulisch haben sich bis jetzt bewährt:

a) die thonigen Dolomite des obern Muschelkalks Nro. 11 u. 12;
b) der thonreiche Muschelkalk von Hall Nro. 22;
c) der thonreiche Liaskalk Nro. 33, 43 u. 44;
d) die thonreichen obern Jurakalksteine Nro. 50, 51, 52, 53, 56, 57, 67, 68.

Vergleicht man die Analysen der gebrannten und ungebrannten Steine gegen einander, so ergibt sich, dass durch das Brennen der Thon grösstentheils aber nie ganz aufgeschlossen wird, d. h. Thon- und Kieselerde werden ausscheidbar, dennoch kann nicht bezweifelt werden, dass die hydraulischen Eigenschaften des Mörtels von diesem durch das Glühen mit Kalk aufgeschlossenen Thon abhängig sei, wenn ferner auch die Form der Moleküle, die Dichtigkeit des Pulvers hiebei wesentliche Faktoren sind, wie Pettenhofer gezeigt hat.

III. Kleinere Mittheilungen.

1) Einige Bemerkungen über die Paulownia imperialis.

Von Director von Seyffer.

Im Jahr 1843 kamen einige Exemplare von der *Paulownia imperialis* in die hiesige k. Gärtnerei als aus Wurzeln getriebene einjährige Pflanzen, von denen einige so starke Triebe machten, dass sie im ersten Sommer eine Höhe von 4½ Fuss erreichten und Blätter von 1 Fuss Durchmesser trieben. Zwei der grössten davon wurden in dem Garten der Wilhelma ausgesetzt und jeden Jahr wurden die Triebe immer kürzer und die Blätter immer kleiner, beide Exemplare setzten an den Spitzen der Zweige in den äussersten 3 bis 4 Blattwinkeln eine Menge Blüthenknospen im vorigen Sommer an, so dass man auf eine reiche Blüthe dieses Frühjahr hoffen konnte,*) allein der vergangene lange und mit Thauwetter und starkem Frost so häufig abwechselnde Winter zerstörte diese Blüthenknospen so, dass nicht eine zum Blühen sich entwickelte. Ein Exemplar erfror bis auf den Boden und wurde deswegen hart am Boden abgesägt, der Wurzelstock aber stehen gelassen, aus dem sich ein Trieb entwickelte, der bereits eine Höhe von 3 Fuss erreicht hat. Der abgesägte Stamm hatte vom Boden bis an die Spitze eine Höhe von 17½ Fuss und an seinem untersten Ende einen Umfang von 18 Zoll und der letzte Jahresring ist an einer Stelle 1 Zoll dick, einen Fuss über dem Boden hat der Stamm eine Höhlung von 8 Linien Durchmesser ohne Mark, ebenso sind alle Zweige hohl. Das Holz ist leichter als Pappelholz, aber äusserst zäh und so dicht, dass es eine schöne Politur annimmt. Bei dem ausserordentlich schnellen Wachsthum dieses Zierbaumes und der Brauchbarkeit des Holzes wäre dessen Anpflanzung wohl zu empfehlen, wenn nicht das Erfrieren desselben zu befürchten wäre, was sich jedoch erst mit der Zeit mit Sicherheit herausstellen wird.

*) In dem Garten des nun nach Amerika ausgewanderten Handelsgärtner's Pfau in Heilbronn hat im Frühjahr 1849 eine Paulownia geblüht und reifen Samen geliefert.

2) Eine merkwürdige Erscheinung an einem Tamus elephantipes.

Von Director von Seyffer.

Der hiesige Orangeriegärtner hat vor 6 Jahren ein Exemplar dieser Pflanze hieher gebracht, das weder in Erde, Sand etc. eingesetzt war und nie befeuchtet wurde, noch eine Spur eines Würzelchens zeigte und bis voriges Jahr in seinem und seit einem Jahr in meinem Wohnzimmer auf einem Kasten stand. Demungeachtet entwickelte dieser *Tamus* jeden Sommer, also seit 6 Jahren ohne alle Nahrung, so wie auch heuer

wieder 2 bis 3 Ranken von 3 bis 4 Fuss Länge, die jedoch viel dünner und deren Blätter beinahe um $\frac{3}{4}$ kleiner als bei denjenigen waren, welche in Erde eingepflanzt sind. Diesem nach kann diese Pflanze einzig und allein von der Feuchtigkeit, oder andern Bestandtheilen der Atmosphäre leben, oder muss so viel Nahrungsstoffe in sich haben, dass sie viele Jahre ohne Erde, Sand u. dergl. und ohne künstliche Befeuchtung ihr Leben fristen kann.

3) Ueber *Lacerta muralis* und *crocea*.

Von Professor Nördlinger in Hohenheim.

In Heft I. 1849 wurde von mir das Vorkommen der *Lacerta muralis Cr.* bei Lauffen berichtet. Da ich dieselbe Eidechsenart, wie ich so eben aus meinem Tagbuch entnehme, auch unterhalb Heilbronn, bei Zwingenberg am Neckar, ziemlich häufig sind, so zweifle ich nun im Mindesten nicht mehr an der Richtigkeit der obigen Angabe.

Lacerta crocea W. ist zwar im Hügellande äusserst verbreitet, in demselben aber nicht allein zu Hause; sie kommt in ziemlicher Menge noch ganz nahe am Meer, z. B. auf den Sanddünen der Umgebung von Boulogne a. m. vor.

4) Das Keimen, Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen.

Ein populärer Vortrag, gehalten vor den Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins zu Klix am 25. und 31. Januar 1849. Von Dr. Emil Wolff. Bautzen, 1849. 8. 58 S.

Diese kleine Schrift enthält in klarer und leicht verständlicher Sprache die wichtigsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Pflanzenphysiologie, so weit sie für den praktischen Landwirth von Interesse sind, und stützt sich auf die älteren und neueren Untersuchungen in dem Gebiete der Chemie und Physiologie, wie auf die Ergebnisse der Erfahrung. Sie behandelt zuerst die gewöhnlichen unorganischen und organischen Bestandtheile der Pflanzen; sodann die Frage, woher diese Bestandtheile stammen und in welcher Form sie in die Pflanze gelangen; endlich wie sie von derselben aufgenommen und verändert werden, um innere und äussere Organe und ihren Inhalt bilden zu können.

Indem wir, was die Behandlung des Stoffes und ihre Resultate anlangt, die Leser auf die Schrift selbst verweisen, können wir nur wünschen, dass dieselbe in recht viele Hände gelangen und so das Ihrige beitragen möge, um die bei manchen Landwirthen immer noch herrschenden Vorurtheile über den Werth naturwissenschaftlicher Studien und deren Einfluss auf einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft beseitigen zu helfen.

II. Abhandlungen.

1. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

I. Die Elephantin des Herrn Hutter.

Diese Elephantin wurde zuerst den 28. September 1849 bei dem Volksfeste zu Canstatt gezeigt, wenn aber ein witzsuchender Feuilletonist in Girardins Presse sagt, die Elephantennatur scheine in Marseille zu Hause zu sein, wesshalb das Thier dort weniger Bewunderer herbeizuziehen vermochte, als es erwarten durfte, so kann man nicht das Gleiche von Canstatt sagen; der Zudrang war so gross und die Bude so klein, dass wir nach langem Warten wieder abziehen mussten, ohne sie gesehen zu haben, nur mein Sohn gelangte durch grosse Beharrlichkeit endlich dazu.

Man vertröstete uns auf Stuttgart, wo auch richtig bald darauf Hutter eintraf und am 10. October seine Schauhütte auf dem Wilhelmsplatz eröffnete.

Hier eintretend, fanden wir als zweiten Platz zwei Gänge auf beiden Seiten, welche den Vortheil hatten, dass man sich dem Elephanten mehr und auch von der Seite nähern konnte. Von dem mittleren Raum war die vordere Hälfte mit Brettersitzen der erste Platz, die hintere die enge Bühne auf welcher die Elephantin stehen, zur Noth auch sich umdrehen, aber nicht auf- und abgehen konnte.

Der Anschlagzettel nannte das Riesenthier die grosse schwarze Monstre-Elephantin Isabella, 73 Jahre alt, 15 Fuss hoch und 8200 Pfund schwer (der schwäbische Merkur vom 25. Oct. gibt 12′ Höhe und 8600 Pfd. Gewicht an.) und behauptete, sie komme vom Atlas. Ein afrikanischer Elephant wäre nun allerdings eine grosse Seltenheit gewesen, da meines Wissens noch keiner je lebend nach Europa gekommen ist, es war aber eine ehrliche Asiatin, mit flachen, zurückgeschlagenen Ohren und concaver Stirne. Die Haut war schwach behaart, sehr runzelig, an den dicksten Stellen mit Höckern, offenbar aber nicht areolirt, wie bei dem Nashorn, sondern nur mit eingeschmiertem Fett und abgestorbener Epidermis überzogen, so dass an den Vorderfüssen durch deren Beugung ganze Stücke sich wie Baumrinde abgeschält hatten, die Farbe dunkelgrau, wie nasse Holzasche oder Vesuvsasche. Die Ohren bewegte sie, wie die Pferde, nach vorwärts wenn sie auf etwas aufmerksam wurde oder schlug sie vor- und rückwärts. Der Rüssel hatte durch zahlreiche tief eingeschnittene Ringe ganz das Aussehen eines riesigen Blutegels, konnte sich wie dieser, nach allen Richtungen drehen und wenden, wurde nie ganz in die Höhe gehoben, sehr oft aber die untere Hälfte spiralförmig eingerollt, er fühlte sich selbst an der Spitze ganz warm an und dampfte bei kalter Witterung ziemlich stark.

Neben dem Rüssel ragten die zwei Stosszähne hervor, aber nur etwa zwei Fuss lang und ebensoviele Zoll dick, der linke hatte eine abgebrochene Spitze und nach der Aussage des Wärters sind beide in der Gefangenschaft weder gewachsen noch gewechselt worden.

Eine gedruckte Beschreibung gab unter vielen Phrasen nur sehr dürftige Beiträge zur Biographie Isabellens. Sie war 1847 aus Italien nach Marseille gekommen, wo ihr früherer Eigenthümer bankerott wurde, der jetzige sie kaufte, sie Freundschaft mit einem schönen Neufundländer Hund schloss und mit ihm Seebäder nahm, bis die Polizei es untersagte. In dreissig Nächten machte sie die Fussreise von Marseille nach Paris und trat dort mit mehreren Vorstellungen im olympischen Circus der elysäischen Felder auf.

In dem holländischen Städtchen Thöl wollte man die Elephantin einschiffen, da brach die Brücke von zwei Zoll dicken Brettern bei dem ersten Tritte zusammen, worauf sie sich erschreckt zurückzog. Man stellte nun eine Brücke von dreifacher Dicke her und versah sie mit Balken, allein Isabella war durch nichts zu einem zweiten Versuche zu bewegen. Man brachte daher an dem einen Fuss des Thiers Stricke, Ketten und Rollen an, um es auf das Schiff zu ziehen, fünfzig Personen zogen aus Leibeskräften, aber Isabella zog den Fuss zurück und die Arbeiter stürzten ins Wasser. Herr Hutter musste nun bis gegen fünfhundert Männer aufbieten, an alle vier Füsse Ketten, Stricke und Rollen anbringen lassen, bis es nach einer Arbeit von fünf Stunden endlich gelang, die fromme Elephantin auf das Schiff zu bringen, welches tief ins Wasser gedrückt wurde. Man weiss wie oft ähnliche Versuche mit männlichen Elephanten ein unglückliches Ende genommen haben. Auf der Schiffbrücke in Mainz setzte Isabella den Fuss stets nur auf zwei aufeinander folgende Bretter, damit nicht ihre ganze Schwere auf einem Brette ruhe.

Nachdem wir den Koloss eine zeitlang beschaut hatten, begann das Arbeiten, wobei der Wärter stets französisch mit der Elephantin, deutsch mit den Zuschauern sprach:

„Otez moi ma casquette!“ Die Elephantin nahm ihm mit dem Rüssel die Kappe vom Kopfe; hob sie in die Höhe und gab sie ihm in die Hand zurück.

„Sie changirt mit beiden Füssen.“ Es wurde zuerst der rechte Vorderfuss und der linke Hinterfuss, dann der linke Vorderfuss und der rechte Hinterfuss in die Höhe gehoben.

„Equilibrirt mit beiden Füssen.“ Es wurden die beiden rechten Füsse zugleich aufgehoben, ohne dass sich das Thier bedeutend auf die andere Seite neigte.

„Isabella soll rufen, um sich wieder zur Heerde zu finden.“ Wiederholte kurze aber laute Schreie.

„Chantez un petit peu, voyons!“ Sie zierte sich wie eine Sängerin, die gebeten sein will, machte allerhand Mienen und Bewegungen, endlich stiess sie feine Töne aus, denen täuschend ähnlich, wenn ein des Blasens Unkundiger in eine Trompete

Bevölkerung sich verringert hat. Im Jahr 1800 nämlich betrug die Bevölkerung des Gebiets von Kolumbien 14,093 Seelen. Die Zahl der Sklaven zur ganzen Bevölkerung war daher im Verhältnisse von 3:14 = 1:4⅔. Im Jahr 1830 hingegen belief sich die Bevölkerung auf 39,834 oder circa 40,000 Seelen. Die Zahl der Sklaven war 6,119, so daß dieselbe zur ganzen Bevölkerung sich nur ungefähr wie 6:40 = 1:6⅔, also weniger als 1:6 verhielt. Das Verhältniß der Weißen zu den Sklaven ist daher von 4⅔ auf 6⅔, also nahe um die Hälfte gestiegen, und hat sich seit dem Jahr 1830 noch mehr zu Gunsten der Weißen verbessert.

Viertens: daß kein neuer im Norden vom Potomakfluß gelegener Staat, wie z. B. Illinois, Indiana, Michigan ꝛc., obwohl den Einwohnern das Recht hiezu freistand, die Sklaverei einführte, daß aber alle im Süden gelegenen Staaten, wie z. B. Tenessee, Alabama, Missouri, Arkansas u. s. w. hierin ihr schnelles Aufblühen fanden, und daß sich die Negerbevölkerung dieser Staaten schneller als die der Weißen vermehrt hat. — So verhielt sich die Negerzahl in Virginien zur Totalbevölkerung im Jahr 1790 wie 1:3⅓ = 1:⁶⁰⁄₁₈ = 4:13; im Jahr 1830 aber, wo die Einwohnerzahl von 748,308 auf 1,211,405 gestiegen war, wie 470:1200, oder nahe wie 1:2⅔ = 1:⁶⁰⁄₂₃ = 5:13. Ihr Verhältniß zur Bevölkerung des Staats stieg daher von ⅝ auf ⁵⁄₁₃, oder von weniger als einem Drittel auf mehr als dasselbe. Hierbei ist zu bemerken, daß die ganze Sklavenbevölkerung dieses Staates diesseits der Alleghanygebirge zusammengedrängt ist, indem beinahe alles Land westlich von denselben von Deutschen oder unternehmenden Nordländern angebaut wird. Dieser Staat liefert die meisten Neger zur Ausfuhr nach Mississippi, Missouri und

---

unter sich theilten, der Centralregierung abgetreten, damit diese in ihren Funktionen nicht mit der Regierung eines einzelnen Staates, oder den Magistratspersonen einer Stadt, in welcher der Congreß seine Sitzungen zu halten gezwungen wäre, in Collision kommen konnte. Ein Hauptgrund, welcher Thomas Jefferson gegen den Sitz des Congresses in Philadelphia anführte, war der: „daß große Städte große Uebel seyen“ (great cities are great evils), in welchen der Pöbel oder einzelne Faktionen einen zu großen Einfluß auf die Berathungen der vom Volke ernannten Legislatoren haben könnten.

oder ein Posthorn bläst. Sie ist alt und hat ihre schöne Stimme verloren, sagte entschuldigend der Kornak.

„Madame ist auch Zimmermann gewesen.“ Er legte ihr einen hölzernen runden Hammer vor die Füsse, sie nahm ihn bei dem Stiel und klopfte damit leicht und in gleichem Takte auf den Boden, an die Wand, dann, mit beiden Vorderfüssen auf den Balken der Brustwehr hinaufsteigend, an die Decke, worauf sie dem Wärter den Hammer in die Hand reichte.

Er gab ihr jetzt einen Besen, den sie ebenfalls sehr leicht und fest bei dem Stiel fasste, und damit, sich umdrehend, ihren ganzen Bretterboden auskehrte.

Als er Isabellen aufforderte, ihre Toilette zu machen, bürstete sie ihre Stirne mit demselben Besen.

Nun steckte ihr der Wärter eine Pfeife in ein Nasenloch, auf welcher sie lange und anhaltend blies und sie ihm dann zurück gab.

Mehr Freude hatte sie an einer Mundharmonika, welche sie mit dem fingerförmigen Fortsatz des Rüssels festhielt, sie wechselte mit zwei Accorden, bald langsam, bald rasch steigend und fallend bis sich die Töne in ein schmelzendes Adagio verloren, als sie mit der gewöhnlichen zierlichen Wendung ihrer Hand, so muss man ihren Rüssel nennen, das Instrument dem Wärter in die seinige legte.

„Ramassez cette petite monnaie,“ sagte der Wärter, ein Sechskreuzerstück vor ihr auf das Geländer legend, sie nahm es mit dem Finger, stellte sich, als lege sie es in eine oben an der Wand befestigte Casse, gab es ihm aber nachher wie die andern Sachen zurück. Er legte nun vier Thaler hin, welche sie zugleich aufhob und in dem gewölbten Rüssel, wie auf der hohlen Hand, klappern und klingeln liess, ohne dass je einer herausgefallen wäre.

Nun sollte Isabella eine Pistole abschiessen, sie that es ganz furchtlos, aber so, wie unsere Damen im Herbst, indem der Herr ihr die Pistole vorhielt und sie nur am Hahnen zog.

Jetzt kam die Mahlzeit, es wurde ein Tisch vor sie hingestellt, sie läutete mittelst Anziehens eines Bandes mit einer an der Decke befestigten Glocke, worauf ein Bedienter erschien

und ihr einen Teller gehäuft voll gelbe Rüben brachte. Sie umwand das Teller mit dem Rüssel, streifte sehr geschickt den ganzen Inhalt auf einmal ab, hielt ihn in dem eingerollten Rüssel fest und brachte ihn so in den Mund, nun gab sie mit einer ungemein zierlichen Bewegung dem Wärter das Teller zurück und läutete wieder. Der Bediente brachte zwei Salatköpfe, die mit etwas mehr Schwierigkeit gleichzeitig zum Munde gebracht wurden, wobei ich bemerken konnte, wie sie mit der breiten hellrothen Zunge dem Rüssel den Salat abnahm.

Zum Nachtisch erhielt sie sieben grosse Aepfel, diese wollten nicht im Rüssel sich zusammenfassen lassen und mussten auf vier Mal zum Mund gebracht werden.

Auf die Mahlzeit folgte nach englischer Sitte das Trinken. Man reichte ihr eine Bouteille Wein, „ächten 1843r Moselwein, sie trinkt keinen geringeren" bemerkte der Wärter; sie zog sehr geschickt den Propf heraus, liess den Inhalt in den Rüssel fliessen, legte dann die leere Flasche in die innere Seite des eingerollten Rüssels, hielt sie so fest und goss zugleich den Wein in den Mund aus, worauf sie endlich die Flasche zurückgab.

Zum Schlusse sollte sie vor der Gesellschaft als Danksagung niederknieen, was indessen diesesmal nicht geschah.

In der Zwischenpause bis zu einer neuen Vorstellung nahm sie von den Zuschauern Obst und Brod an und machte sich damit Bewegung, dass sie mit dem Kopfe auf und ab nikte, (einen andern Elephanten sah ich öfters Stundenlang sich mit dem ganzen Vorderleib hin- und herschaukeln.)

Zu ihren Füssen befand sich ein Gitterkasten mit zwei javanischen Affen *(Innus Cynomolgos Wagner)*, an dem sie zuweilen mit dem Rüssel herumstöberte und Heu herauszuziehen versuchte.

Die beiden Affen fürchteten sie ungemein, verhielten sich ganz ruhig und waren so eingeschüchtert, dass sie es gar nicht wagten, nach einem ihnen dargereichten Apfel zu langen.

In der trüben Nacht vom 28. auf den 29. October unmittelbar vor dem Eintritt der Kälte, reiste die Elephantin wieder ab.

II. Noch ein Omnismus.

An dem entgegengesetzten Ende der Reihe von Buden, der grossen Kreuzberg'schen Menagerie im Mai 1850. welche sich wetteifernd bemühten, diejenigen der zahlreichen Zuschauer, welche bei Casse wären, zum Eintritt zu bewegen, befand sich ein sogen. Omnismus, durch geringen Umfang und Unscheinbarkeit sich schon von Aussen als Gegensatz der K. niederl. Menagerie erweisend, wenn gleich ein grosses Gemälde mit Neger, Schildkröte, Ara, Schlangen und andern auffallenden Thieren diese Armuth verdecken sollte.

Ich trat (25. Mai Samstag Nachmittag) auch hier ein und fand im Innern denselben Gegensatz zu meinen alten Freunden, eine wahre Parodie des Hüntgen'schen Omnismus.

In einem ähnlichen, aber achtmal kleineren im hintern Eck der Bude befindlichen Käfig waren 11 feindliche Thiere versammelt, 9 Hausthiere und nur 2 Freigeborene, nämlich einFuchs mit 2 Kaninchen und 3 Meerschweinchen, 1 Hühnerhabicht oder Taubenstösser mit 2 Tauben, ein Hund und eine Katze. Trotz dieser Gegensätze Alles in tiefster Ruhe. Es hatte jedes Thier sich seine bestimmte Stelle gewählt und sich nach dem Sprüchworte: gleich und gleich gesellt sich gern, geordnet. Die einzige Stange hielt das weisse Taubenpaar besetzt, harmlos und behaglich die ganze höhere Klasse dieser Bevölkerung darstellend.

Unten hatte der alte Fuchs, dessen Schweif mehr einem Rattenschwanze glich, in sich eingerollt den innersten entferntesten Winkel eingenommen, ohne sich viel um den lästigen Nachbar Mops zu bekümmern, die Katze langweilte sich herum laufend, die muntern Meerschweinchen besetzten das hellste, dem des Fuchsen diagonal entgegengesetzte Eck, ihre nächsten Nachbarn waren die Kaninchen und der Hühnerweihe stand allein mitten im Raume, ein ganz junger Gelbschnabel, dem die Flügel noch nicht gewachsen waren.

Trat nach langer Pause ein neuer Zuschauer ein, so suchte die Erklärerin mit ihrem eisernen Stabe eine Aufregung in der Gesellschaft zu veranlassen, doch jedes aufgereizte Thier bestrebte sich blos, der lästigen Ruthe auszuweichen und kaum hatte die Aufhetzung nachgelassen so war auch Ruhe und Ordnung wieder da.

Während einer solchen allgemeinen Verwirrung hatte der junge Raubvogel versucht, sich in die höhere Region emporzuschwingen, allein die noch zu schwachen Flügel versagten den Dienst, er verletzte sich dabei bedeutend an den Drähten der Käfigwand und zeigte, wie sehr die Vögel, welche ihre Wunden nicht belecken können, hierin gegen die Säugethiere im Nachtheil sind. Ueber und über blutig, befand er sich ausser Stand, sich die geringste Hülfe zu leisten und liess das Blut auf den Boden tropfen, ohne sich zu rühren.

III. Der reisende Seehund.

Den 7. August 1850 Mittags hielt am Marktbrunnen in Stuttgart ein kleiner Wagen, auf welchem sich eine grosse, mit einem Tuche bedeckte Badewanne befand. Ich glaubte, es sei ein Fischhändler; erfuhr aber Nachmittags, dass ein Seelöwe zu sehen sei; man brachte eine Bank, ich stieg mit hinauf und sah in der Wanne einen jungen Seehund (*Phoca vitulina L., variegata Nilsson, litorea Thienemann*), gegen 3 Fuss lang, dick und wohlgenährt. Er schwamm behaglich herum, wobei er sich so kurz zusammenzog, dass er völlig die Umrisse eines Fisches hatte, auch bemerkte ich gleich, dass seine Bewegungen ganz die eines Fisches waren, der in einem engen Raume nur wenig schwimmen kann, er arbeitete nämlich nur mit den den Brustflossen entsprechenden Vorderfüssen und zwar, da er beständig wenden musste, häufig nur mit einem Vorderfusse, während die gerade nach hinten über den kurzen ganz unthätigen Schwanz hinausgestreckten Hinterfüsse, welche der Schwanzflosse entsprechen, nur als Steuerruder wirkten, wie der Schwanz der Vögel beim Fluge.

Ich hätte gar zu gerne erfahren, ob er, wenn er grössere Strecken mit Schnelligkeit durchschwimmen will, auch die Vorderflossen dicht an den Leib anlegt und blos mit dem Hintertheil des Körpers schwimmt, wie die Fische, der ganze, dieses Anschmiegen an den Leib begünstigende Bau der Vorderfüsse und die grosse Beweglichkeit der

mit starken Muskeln zu kräftigen Biegungen versehenen hinteren Hälfte der Wirbelsäule machten mir dieses höchst wahrscheinlich.

Sehr verschieden von den Fischen ist der Seehund jedenfalls durch die merkwürdige Beweglichkeit auch der Halswirbel, welche ihm die noch nicht genügend erklärte Verlängerung des Halses (Jahreshefte 1849 S. 116) gestattet.

Unser Seehund tauchte häufig unter, wobei er die Nasen- und Ohrenlöcher verschloss, ich zählte aber jedesmal nur 26 oder 27 Secunden bis zum nächsten Athemzug, sah auch nie Luftblasen aufsteigen, wie bei Kreutzbergs Riesenschlangen.

Berühren liess er sich nicht leicht und schnappte gleich nach der Hand, wenn man sie ihm näherte, der Eigenthümer demonstrirte ihn mit dem Peitschenstiel, die Zuschauer neckten ihn, man sah die Folgen einer schlechten Erziehung, die seine Talente nicht zu entwickeln verstand. Bei einem Versuche, den Kopf stark rückwärts zu biegen, um die drohende Hand nicht aus den Augen zu verlieren, schlug er um, so dass die ganze Unterseite sichtbar wurde, sie war weiss mit braunen Flecken, die Oberseite dunkelgrau mit vielen kleinen schwarzen und weisslichten Flecken, die Haare glatt anliegend, ohne Unterhaar und fett wie die Federn der Wasservögel, so dass bei dem Hervorkommen das Wasser wie Quecksilber davon ablief.

Hineingeworfenes Brod verbiss er, spie es aber wieder aus, wie Hüntgens sicilischer Uhu, dagegen gab ihm der Eigenthümer kleine Stücke rohes Ochsenfleisch, welches er wie ein Hund kaute und hinunterschluckte. Alte Seehunde, sagte der Eigenthümer, fressen nur Fische, junge gewöhnen sich aber auch an rohes Fleisch, was von grossem Werth ist, da man in Gegenden kommt, wo man mehrere Tage lang keine Fische bekommen kann, so blieb ihm noch dieser allein von drei, welche er von einem russischen Schiffskapitän gekauft hatte. Die beiden andern seien viel grösser gewesen, der letzte in Heidelberg gestorben. Auf der Reise würden sie ohne Wasser auf Stroh gelegt, erhielten aber in jedem Dorfe frisches Wasser.

Drei Tage wiederholte sich dieses Schauspiel am Marktbrunnen, mit immer steigender Theilnahme des kleinen Publikums, welchem die unbequeme Stellung genügte, am Samstag

war der Wagen verschwunden, erschien aber am Marktbrunnen von Tübingen, wo mein Eduard den Seehund beobachtete. Er liess hier bisweilen einen zwischen Grunzen und Bellen stehenden Ton hören, wie es schien, wenn er etwas zu bekommen glaubte, sah man ihn an, so sah er einen eben so unverwandt an, reizte man ihn, so richtete er sich so stark auf, dass nur die hintere Hälfte des Körpers auf dem Boden ruhte, die Vorderfüsse im Wasser zappelten, streckte sehr rasch den Hals und schnappte nach der Hand; der Eigenthümer trug die rechte Hand verbunden, das Thier habe ihm den Vormittag einen Finger beinahe abgebissen. Bei dem Tauchen sah man deutlich die Nasenlöcher sich von der äussern Seite aus verengen und schliessen, die grossen schwarzen Augen schienen noch platter zu werden, blieben aber offen. Man gab ihm einen Goldfisch er fasste ihn auf, hatte aber viele Mühe, bis er mit ihm fertig wurde, der todte Fisch hieng auf der Seite des Mauls heraus und er stopfte ihn mit der rechten Vorderpfote wieder hinein, diese trat also auch als Hand auf. Den Kopf frass er nicht. Als man ihm frisches Wasser über den Kopf schüttete schloss er jedesmal die Augen zu.

Gefährten dieses Reisenden waren zwei Papageien und eine Schildkröte. Die ersteren waren **Haiti-Papageien** (*Psittacus dominicensis L.*), grün, mit schmalem rothen Stirnband und schwarzblauen Schwungfedern, die Federn an Hals und Brust wie abgeschnitten mit dunklerem Rand, was diesen Theilen ein geschupptes Aussehen gab, Schnabel, Füsse und nackte Haut um die Augen weiss. Beide waren sehr zahm und der eine soll auch einige Worte sprechen.

Die Schildkröte war auch eine Südamerikanerin, die **getäfelte Schildkröte** (*Testudo tabulata Walbaum*). Sie hatte eine etwa 9″ lange und 6″ breite Schaale, hoch gewölbt, wie bei allen Erdschildkröten, die 5 Mittelschilder schwarz, concentrisch viereckig gefurcht, mit glattem gelbem Höcker im Centrum, die 8 Seitenschilder eben so, nur excentrisch, so dass der gelbe Höcker sich in der Nähe des oberen Randes befand, die 12 Randschilder schwarz, an der innern Seite gelb, der untere Schild hellgelb mit zwei langen dunkeln Flecken. Der Kopf

war stumpf, hellgelb, der Hals schwärzlich, die plumpen Klumpfüsse mit verwachsenen, Zehen und der kurze stumpfe Schwanz schwarz mit einzelnen erbsengrossen Schuppen deren Farbe von innen nach aussen von Citronengelb durch Pomeranzengelb in Siegellakroth übergieng, so dass das Thier wenn es lauft, ziemlich bunt aussehen muss; es war aber so träge, dass unsere Kröten dagegen flink genannt werden können, ein wahres Faulthier, berührte die vorgesetzten Kirschen und Lattichblätter nicht und blieb immer ganz eingezogen, was bei dem Kopfe dadurch bewirkt wird, dass die Halswirbel sich in einem starken Bogen nach hinten und unten zukrümmen. Zog man ein Glied heraus so zog die Schildkröte dieses wieder langsam an sich, in Tübingen, wo sie im Sonnenschein lag, streckte sie Kopf und Füsse heraus, aber ohne sich weiter zu bewegen. Vielleicht ist sie des Nachts lebendiger, verhält sich aber jedenfalls zu einer Flussschildkröte wie eine Landkröte zu einer Unke. Die Vorderfüsse haben eine schiefe Stellung, wie bei den Maulwürfen und Erdwerren, starke Muskeln und 5 schwarze, kurze und stumpfe Krallen; sie muss sehr gut graben können, was auch nothwendig ist, um einen so schwerfälligen Körper in Sicherheit zu bringen.

2. Ueber die Ruhe und Bewegung des Wassers auf der Oberfläche der Erde

in seinen verschiedenen Cohäsionszuständen und die Folgen, welche sich daraus für die Oekonomie der Natur ergeben.

Von Dr. G. Jäger.*)

Ueber die regelmässigen Formen, welche das Wasser in seinen verschiedenen Cohäsionszuständen annimmt, habe ich Ihnen in einem früheren Vortrage einige Beobachtungen und Bemerkungen mitgetheilt. Da diese indess in Verbindung mit andern Untersuchungen über die regelmässigen Formen der Gebirgsarten überhaupt **), zu welchen auch das Wasser gerechnet werden kann, in einer besondern Schrift bekannt gemacht worden sind, so möge es mir erlaubt sein, mich darauf, und auf einen früheren

*) Dieser im Frühjahr 1850 gehaltene Vortrag wurde auf mehrfältiges Verlangen zum Drucke gegeben, wenn gleich viele der darin besprochenen Beobachtungen längst und allgemein bekannt sind. Sie konnten jedoch des Zusammenhangs wegen nicht übergangen werden; ich hoffe daher auch deshalb entschuldigt zu sein, da es gerade zu den nächsten Aufgaben der Naturwissenschaft gehören dürfte, den Zusammenhang solcher Verhältnisse mit der Oekonomie der Natur überhaupt nachzuweisen, dem zum Theil ebendeswegen weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil diese Erscheinungen selbst auf die sie sich gründen, zu den alltäglichen oder wenigstens häufigen Erlebnissen gehören.

**) Beobachtungen und Untersuchungen über die regelmässigen Formen der Gebirgsarten mit 7 Steintafeln. 1846. Schweizerbart'sche Verlagshandlung.

Vortrag über die Bildung der Gerölle *) so wie auf die in unseren Jahresheften gedruckten Vorträge über das Grundeis von Hrn. Dr. Leube und Hrn. Prof. Plieninger **) und auf die von Hrn. Direktor v. Seyffer mitgetheilte Beschreibung des Diluvium in dem Thale von Stuttgart und Cannstatt ***) bei dem heutigen Vortrage zu beziehen, welcher die Ruhe und Bewegung des Wassers u. s. w. zum Gegenstande haben wird. Für die Schätzung der Bedeutung, welche die darauf bezüglichen Vorgänge haben, scheint es zweckmässig, mit wenigen Worten an die verschiedenen Cohäsionszustände selbst zu erinnern, unter welchen das Wasser auf der Oberfläche der Erde vorkommt, wenn wir dazu ihre Atmosphäre und die im Verhältnisse des Durchmessers der Erde sehr unbedeutende Höhen und Tiefen rechnen, welche unserer Beobachtung unmittelbar oder mittelbar zugänglich sind. Die wesentliche Bedingung für diese verschiedenen Cohäsionszustände des Wassers in fester, tropfbar flüssiger und elastisch flüssiger Form und des Uebergangs der einen Form in die andere, ist bekanntlich die verschiedene Temperatur oder der höhere oder niederere Grad von Wärme, welchem das Wasser stetig oder in mehr oder minder schneller Abwechslung ausgesetzt ist, wobei denn die Elektricität und die chemischen Verhältnisse der Cohäsion, Adhäsion und Affinität als mitwirkend anzunehmen sind. Vermöge seiner Anziehung für andere Stoffe bildet das Wasser einen festen Bestandtheil vieler Körper, oder es hängt ihnen mit mehr oder weniger Zähigkeit, wenn gleich blos als Gemengtheil an. Es ist damit viel weiter auch über die feste Erdrinde verbreitet, als man bei der gewöhnlichen Berechnung annimmt, bei welcher nur seine abgesonderte Ausbreitung auf der Oberfläche der Erde in fester oder flüssiger Form in Anschlag gebracht wird. Dazu kommt noch seine Verbreitung in der Atmosphäre, welcher es durch die Verdunstung von der Oberfläche des festen Landes, des Wassers und selbst des

*) Württemb. naturw. Jahreshefte III. Jahrg. 2. H. pag. 172.

**) Jahresh. II. Jahrg. 2. H. pag. 165.

***) Jahresh. I. Jahrg. 2. H. pag. 183.

Schnees und Eises zugeführt wird. Stevenson*) schlägt die Wärmekraft, welche die im ganzen Jahre fortdauernde Verdampfung auf der Oberfläche der Erde erfordert zu 16,214,937 Millionen Pferdekräften oder für 1 Hectar (= 10,000 Meter = 30,000 □′ etwas über 3 Morgen) zu 318 Pferdekräften an, welche unausgesetzt arbeiten. Das Wasser kann in der atmosphärischen Luft aufgelöst oder in Dunstgehalt längere Zeit schwebend erhalten werden, ohne sich unseren Sinnen zu offenbaren, wenn seine Gegenwart auch durch unsere physicalischen Instrumente deutlich angezeigt wird. Es gibt sich nur bei mehrerer Verdichtung in den höheren Schichten der Atmosphäre durch Bildung der verschiedenen Arten von Wolken zu erkennen, aus welchen es nicht selten unter sichtbarer und hörbarer Mitwirkung der Electricität als Schnee oder Regen oder Hagel in mehr oder weniger grossen Tropfen oder Körnern, bisweilen selbst in grösseren Eismassen**) niederfällt.

In den untern Schichten der Atmosphäre verbreitet sich das Wasser in Dunstgestalt als Nebel oft über grosse Strecken. Es bildet damit bisweilen einen schützenden Schleier für die Pflanzungen, namentlich der Reben, gegen die nach kalten Nächten gefährliche Strahlen der Morgensonne, indess es als Thau oder Reiff einen mehr unmittelbaren Einfluss auf den über der Erde befindlichen Theil der Pflanzen ausübt, deren Wurzeln ihre Nahrung vorzüglich dem Wasser entnehmen, das der Boden aus den Niederschlägen der Atmosphäre aufgenommen hat. Dabei begünstigen insbesondere die höheren Gewächse solche Niederschläge und sie haben daher einen mittelbaren Einfluss auf die Menge des in einer Gegend sich bildenden Wassers und auf die Armuth oder den Reichthum der den Gebirgsebenen entströmenden Quellen.***) Dieser Einfluss ist jedoch hauptsächlich durch

*) Edinburgh Royal Society Trans. T. XVI. Frer. N. Not. 38. Bd. Nro. 4. pag. 53.

**) Davon kürzlich eine Beobachtung aus Schottland. Frer. Not. 3. Reihe. 1849. XI. Bd. Nro. 13. pag. 202.

***) Oberforstmeister v. Steffens (amtlicher Bericht der Vers. der Naturforscher in Aachen pag. 107.) bemerkt darüber. „Der Baum, von den Blättern seiner höchsten Gipfel bis zur Wurzel ist der Leiter der

Alabama, wohin jährlich mehr als 15 bis 20,000 Neger verpflanzt werden. Seit der Unabhängigkeitserklärung von Texas iſt der Preis derſelben bedeutend geſtiegen, ſo wie vor 3 Jahren nach dem Ausbruch der Cholera, welche in Louiſiana, Alabama und Miſſiſippi mehr als die Hälfte der Sklaven auf den Zucker- und Reispflanzungen hinwegraffte. — Das Klima von Virginien iſt vielleicht das geſündeſte in den Vereinigten Staaten, und der äuſſerſt fruchtbare, aber durch Tabakspflanzungen hie und da entnervte Boden des Anbaues durch Weiße fähig. Wäre die Einfuhr von Sklaven aus Afrika erlaubt, ſo würde Virginien vielleicht längſt die Sklaverei, als ſeinem Aufblühen entgegen, aufgegeben haben. So aber iſt es zur Wiege der Sklaverei (Cradle of slavery) geworden, die ſeine Induſtrie und ſeinen Handel lähmt, und ſeine durch Talent, Beredſamkeit und Tapferkeit gleich ausgezeichneten Einwohner zu Sklavenmäklern macht. Im Fall eines Geſetzes, welches die Ausfuhr von Sklaven aus einem in den andern Staat verbietet, würde Virginien gezwungen ſeyn, einen Theil ſeiner Neger frei zu laſſen; denn ihr Unterhalt iſt koſtſpielig, und die Pflanzer wiſſen ſie nicht zu beſchäftigen. Ein geſunder Neger von 20 bis 30 Jahren wird im Durchſchnitt mit 300 Dollars bezahlt, Kinder gelten ungefähr die Hälfte. Als das Pfund Baumwolle 30 Cents (1 fl. 15 kr.) werth war, bezahlte man einen geſunden Neger mit 6 bis 700, auch 1000 Thalern; daſſelbe gilt von den Negerſklaven in Kentucky. Das Klima dieſes Staates gleicht dem von Ohio, worin bereits tauſende von Deutſchen ihr Fortkommen finden, und deſſen Fruchtbarkeit der europäiſchen Induſtrie hinlängliche Ausbeute gewährt. Die Sklavenbevölkerung von Kentucky iſt ſeit 1790 von 11,830 bis auf 165,213 angewachſen, hat ſich alſo in einem Zeitraum von 40 Jahren (bis zum Jahr 1830) beinahe vervierzehnfacht. Die ganze Bevölkerung dieſes Staates betrug im Jahr 1790 73,077 und im Jahr 1830 687,917 Seelen. Die Anzahl der Sklaven betrug daher im erſteren Jahr circa $^1/_{10}$ oder nahe $^1/_9$, im Jahr 1831 aber circa $^1/_5$, alſo mehr als $^1/_6$ der ganzen Bevölkerung. Hätten die neuen, im Süden gebildeten Staaten nicht die Negerſklaverei unter ſich eingeführt und hiedurch den Preis der Neger geſteigert, ſo würde auch Kentucky, welches die Uebel der Sklaverei an ſich ſelbſt und die heilſamen Folgen ihrer Verbannung in ſeinem

die Temperatur bedingt, welcher das Wasser in den verschiedenen Theilen der Erde und den verschiedenen Jahreszeiten ausgesetzt ist, indem dadurch der feste oder flüssige Zustand des Wassers bedingt wird. Die Verschiedenheit der Temperatur ist eben damit eine wesentliche Bedingung für die Ruhe und Bewegung des Wassers. Seine raschere Bewegung z. B. an Wasserfällen oder Stromschnellen hemmt mehr oder weniger seine Erstarrung zu Eis, und bei völliger Ruhe des Wassers z. B. in von Luftströmung geschützten Teichen kann seine Temperatur 1 bis 2 Grade unter den Gefrierpunkt sinken, ohne dass es gefriert. Das Erstarren zu Eis wird aber dann plötzlich und in grösserem Umfange durch eine leichte Bewegung hervorgebracht. Die Flüssigkeitswärme des Wassers entweicht mit seinem Gefrieren und eben damit hört die freie, gewissermaassen selbstständige Bewegung des Wassers auf. In dieser festen Form nimmt es einen nicht unbedeutenden Theil der Oberfläche der Erde ein; es bildet sogar als unterirdisches Eis oder als unterirdischer Schnee eine ziemlich dicke Schichte im Norden von Sibirien, welche nur mit weniger Erde bedeckt ist, in der jedoch Getraidearten und selbst Bäume gerathen sollen.

So merkwürdig dieses, auch an andern Orten und selbst am Aetna*) unter einer Schichte von Lava, gleichsam fossile Vorkommen des Eises oder Schnees als einer abgesonderten Schichte in der Reihe der übrigen Gebirgsarten ist, so ver-

---

atmosphärischen Feuchtigkeit; die Wälder sind die Regulatoren der Quellen. Sie bewirken somit durch die Ableitung der atmosph. Feuchtigkeit einen grösseren Reichthum der Quellen, indess die Verdunstung in die Atmosphäre und der Niederschlag der Dünste in der Bildung von Regen vermindert wird.“ Man könnte daher die Waldungen die Wetterableiter der Zerstörungen durch Ueberschwemmungen nennen.

Merkwürdige Erfahrungen darüber finden sich in einer Denkschrift von Muroband, Kantons-Forstmeister in Bern, über die Entwaldung der Gebirge, in welchen zugleich hervorgehoben wird, wie die Entwaldung die Umwandlung mancher Gegenden in Wüsten bewirkt und sie der ungehemmten Zerstörung durch die in Folge von Regen oder Schneeschmelzen entstehende Bergwasser preisgibt. Fror. Tagsber. 1850. Nro. 76 u. 78.

*) Leonhard Handbuch der Geognosie. 2te Aufl. 1846. p. 767.

schwindet diese doch bei ihrer geringen Erstreckung gegen die ungeheure Ausdehnung, welche das Wasser als Schnee oder Eis in der Nähe der Pole oder in den Hochgebirgen jenseits der Gränze des ewigen Schnees einnimmt, welche von der Fläche des Eismeers bis zu dem Aequator stufenweise sich erhebt, und sogar an einzelnen Stellen des Himalayagebirges erst in einer Höhe von mehr als 18.000′ beginnt.

Die stetige Ruhe, in welcher das Wasser hier als Schnee oder Eis verharrt, wird nur durch äussere Einflüsse gestört. Wie innerhalb der Gränzen des Hügel- und des flachen Landes durch den vom Winde bewegten Schnee das Bild der Landschaft mit ihren kleinen Erhöhungen und Vertiefungen in eine einförmige Ebene umgewandelt wird, so wird durch den in den höheren Regionen der Atmosphäre beständig herrschenden Wind der Schnee der Alpen zum Theil in die tieferen Schluchten getragen. Bei der ungeheuren Masse von Schnee, welche in den Hochgebirgen wohl bis zu einer Höhe von 2 bis 300 Fuss anwächst, führt jedes Ablösen des Schnees Gefahr mit sich. Sie ist jedoch geringer bei den sogenannten Staublavinen, welche zugleich durch ihr cascadenähnliches Herabstürzen von Felsstufe zu Felsstufe einen herrlichen Anblick gewähren, während die sogenannten Schlaglavinen, welche durch Abrutschen einer grösseren Schneemasse von einer abhängigen Stelle des Berges, oder durch das Aufrollen des Schnees um einen zufällig abgelösten Kern sich bilden, schon durch den Seitendruck auf ihrem Wege ihre zerstörende Wirkung beginnen und in ihrem Sturze Bäume und Häuser mit sich fortreissen und, in der Tiefe angelangt, nicht selten ganze Gehöfte mit ihren Bewohnern durch ihre Masse bedecken, welche bei der im Winter höher gerückten Schneegränze auch wohl in mittleren Gebirgen z. B. den Vogesen*) zu der in den Hochgebirgen gewöhnlichen Masse sich steigert. Eine langsamere Bewegung kommt den Gletschern zu, bei welcher der einzelne Gletscher in den zurückbleibenden Haufwerken von Grus und Gesteinsmassen und deren Schliff-

*) Ueber den Schnee der Vogesen von Collomb. Frer. Not. 3te Reihe. Bd. X. Nro. 12. pag. 186.

flächen sich selbst ein Denkmal der Zerstörungen setzt, die er hervorgebracht hat. Diese Bewegung der Gletscher steht indess zum Theil unter dem Einflusse der Temperatur der Atmosphäre, der noch auffallender ist bei dem Wachsthum der Gletscher in der kälteren Jahreszeit und ihrer Abnahme während des Sommers durch Abschmelzen, welchem manche Flüsse ihre Entstehung verdanken. Ebenso bedingt die Sommerwärme die Bewegung des Polareises, das oft sogar in den südlichen Meeren in grossen schwimmenden Inseln erscheint. Ihr Umfang beträgt bisweilen mehrere Stunden und ihre Masse ragt zum Theil mehr als 100 Fuss über die Fläche des Meeres empor, und droht somit bisweilen den Schiffen, die zwischen solche Eisberge gerathen, eine unerwartete Art des Verderbens, von welcher man hoffen konnte, sie in südlichen Meeren gesichert zu sehen. *) Ein Beispiel, wie das Polareis ebenso in seiner steten Ruhe wie in seiner Bewegung die grösste Gefahren veranlassen kann, liefert uns die Nordpolarfahrt von James Ross.**) Er war mit seinen Schiffen beinahe ein ganzes Jahr nämlich vom 11. September 48 bis 15. August 49 fest eingefroren, als sich die Eismasse ein Fels von mehr als 50 englischen Meilen im Umfang in Bewegung setzte. Sie trieb 23 Tage lang täglich 8 bis 10 Meilen weit längs den Südküsten vorwärts, wobei das ganze hülfslose Schiffsvolk in jedem Augenblicke an verborgenen Klippen oder Eismassen zu scheitern fürchten musste. Da gegenüber der Pondsbay mit einer Reihe hoher Eisberge im Gesichte, auf welche man gerade zutrieb, zerschellte wie durch ein Wunder das ungeheure Eisfeld auf einmal in unzählige Bruchstücke und die Schiffe waren frei und gerettet. Der Umfang des in ruhendem Zustande auf der Erde befindlichen Wassers erweitert sich ferner während des Winters durch das Gefrieren der Seen und Flüsse an ihrer

*) Die Nro. 173 der allg. Ztg. vom 22. Juni 1850 meldet den Untergang von 14 Schiffen zwischen schwimmenden Eisbergen im atlantischen Meere mit 70 bis 80 Menschen am Bord, von welchen wahrscheinlich keiner gerettet werden konnte.

**) Beilage zur allg. Ztg. v. 29. Nov. 1849. pag. 5260.

Oberfläche oder auch an ihrem Grunde*) und des mit Wasser mehr oder weniger durchdrungenen Bodens und durch die oft über ganze Länderstrecken ausgedehnte Decke von Schnee, die man daher sinnig das Winterkleid der Erde nennt.

Sie dient unmittelbar zum Schutze der Vegetation, sofern dadurch die Einwirkung der Kälte und Wärme und insbesondere der Nachtheil der schnelleren Abwechslung beider beschränkt wird. Schon die Farbe des Schnees verlangsamt die Einwirkung der Sonnenstrahlen und die Lockerheit seiner Masse, die das Fünfzehnfache des aus ihr durch Schmelzen gebildeten Wassers beträgt, bewirkt dass die Frühlingswärme nur allmälig die Oberfläche der Erde ihrer schützenden Decke entkleidet. Sie verschwindet jetzt in dem zugleich aufthauenden Boden, der durch das öftere Gefrieren und Wiederaufthauen während der kälteren Jahreszeit vielfach und mit grosser Gewalt gepresst und wieder erweicht und durch die spiesigte Eiscrystalle nach allen Richtungen im eigentlichen Sinne durchstochen und durchschnitten und damit gelockert und zur Aufnahme eines grossen Theils des durch Schmelzen des Schnees entstandenen Wassers vorbereitet worden ist. — Bei diesem gewissermaassen normalen Uebergange von der kälteren zu der wärmeren Jahreszeit und dem dadurch bedingten Uebergange des Zustandes der Ruhe des Wassers zu dem der freieren Bewegung bleibt diese denn doch gewöhnlich innerhalb gewisser Gränzen beschränkt. Das Wasser der Bäche und Flüsse tritt nur über die Ufer, um die anliegenden Felder durch Schlamm und abgeschwemmte Erde zu düngen. Dagegen bewirken die durch das Schmelzen des Schnees angeschwollene Wasser weit verbreitete Zerstörungen, wenn die Masse des während des Winters angehäuften Schnees sehr bedeutend ist, das Schmelzen des Schnees sehr schnell durch warme Winde und unter Mitwirkung von Regen erfolgt, und der noch hart gefrorene Boden das entstandene Wasser nicht aufnehmen kann oder die Masse desselben zu gross und seine

*) Ueber die Bildung des Grundeises von Dr. Leube mit einer Bemerkung von Prof. Plieninger. Wirt. naturw. Jahresh. II. Jahrg. 2. H. pag. 165.

Strömung durch die beschleunigte Bewegung der Gebirgswasser gewaltsamer geworden ist. Bei dem in Gebirgsländern nicht ungewöhnlichen Zusammentreffen dieser Umstände werden die Zerstörungen, welche die Masse des Wassers für sich hervorbringt, noch dadurch vermehrt, dass es die Eisdecke der Flüsse sprengt und durch die Schnelligkeit seiner Strömung die zerstörende Wirkung des Anprallens der schwimmenden Eisfelsen und anderer von der Strömung ergriffenen Massen von Holz u. s. w. steigert, und zugleich die von dem Abhange der Berge leichter sich lösende grössere und kleinere Felsstücke mit sich führt*) und damit oft grössere Strecken des bebauten Landes überschüttet oder dieses selbst hinweg führt. Dabei veranlasst die Auflockerung und Durchfurchung des Bodens an den Abhängen der Berge nicht selten das Herabstürzen einzelner grösserer auf der Oberfläche liegender Felsblöcke oder das Abrutschen grösserer Massen der Oberfläche, welche durch die sie bedeckenden Pflanzen und die Wurzeln der auf ihr stehenden Bäume zusammengehalten werden. Das Bild dieser Zerstörungen hat sich zu Anfang des verflossenen Jahrs (1849) und erst kürzlich aufs Neue**) (im Februar 1850) an vielen Orten Württembergs und Deutschlands auf eine furchtbare Weise ausgeprägt, und es ist wohl noch in zu frischer Erinnerung, als dass ich seine einzelnen Züge in ihrer mannigfaltigen Abänderung hier näher zu beleuchten Ursache hätte. Ein entsprechendes Bild von Zerstörung veranlasst bisweilen während des Sommers und Herbstes ein mit ungewöhnlicher Schnelligkeit herabströmender Regen, oder sogenannter Schlagregen oder Wolkenbruch***) oder

*) Ueber die Kraft, mit welcher die Wellen Felsmassen bewegen von Stevenson. Fror. Not. 2te Reihe 38. Bd. Nro. 4. pag. 53.

**) Während das Schmelzen der Schneemassen im Februar 1850 in 1 bis 2 Tagen bei dem mit Regen verbundenen lauen Winde erfolgte, dauerte das Schmelzen der dünneren Schneedecke im März auch an sonnigen Plätzen mehrere Tage, an schattigen sogar 14 Tage, weil die Temperatur der Luft im Schatten auch Mittags nicht über 8° stieg, und immer durch rauhe Winde abgekühlt wurde und Nachts häufig bis auf 5° sank.

***) Bei einem Platzregen im Mai 1827 fielen in drei Stunden 6" Wasser nach den in Poggendorfs Annalen 1849. Nro. 10. pag. 147 mitge-

ein mehrere Tage anhaltender Regen, indess wird ihre Wirkung in der Regel mehr dem Hügelland und den Ebenen verderblich. *) Nicht nur ist der festere trockene Boden oft weniger geeignet das herabströmende Wasser aufzunehmen, sondern dieses hat auch schon durch den Fall aus einer beträchtlichen Höhe **) eine solche Geschwindigkeit und damit ein so bedeutendes physisches Moment erlangt, dass die oberste Schichte des Bodens dadurch selbst noch fester oder wenigstens sobald gesättigt wird, dass der grössere Theil des Wassers an den Abhängen der Berge abfliesst und somit oft in wenigen Tagen oder selbst Stunden die Bäche zu einer Höhe anschwellt, welche sie nur selten in Folge des Schmelzens des Schnees erreichen, wie dies die Ueberschwemmungen in den Jahren 1817 und 1824 hinlänglich bewiesen haben, bei welcher namentlich der Neckar an einigen Orten eine Höhe von 20 Fuss über seinem gewöhnlichen Stand erreichte.***) Die Zerstörungen, der durch Regen angeschwollenen Bäche und Flüsse vermindern sich zwar etwas insofern, als dabei mehr nur die Gerölle der Bäche und Flüsse selbst in Bewegung gesetzt werden, allein ihre Strömung ist, wenn sie nicht durch die grössere Ausdehnung, welche ihr flächere Ufer und angränzende grosse Ebenen gestatten, an Masse und Geschwindigkeit verliert, in der Regel mehr auf einzelne Puncte concentrirt und sie hat daher nicht selten die Folge, dass ein solcher Bach oder Fluss sein Bett mehr oder weniger verändert oder ein neues Bett sich gräbt, so dass sogar sein Lauf für immer eine andere Richtung erhält. Diese Durchfurchung des Bodens in grossartigem Maassstabe ist für die Oekonomie der Natur im Ganzen von gleichartiger Bedeutung durch eine entsprechende Erneuerung

---

theilten Beobachtungen über die Regenverhältnisse in den Alpen von Schlägenweit.

*) Ueber die Felsblöcke bei Soazza im Misoner Thal von Peter Merian. Bericht über die Verhandl. der naturf. Ges. in Basel 1847. pag. 50.

**) Ueber die in verschiedenen Höhen fallende Regenmenge von Person. Fror. Tagsber. 1850. Nro. 43. pag. 22.

***) Ein Beispiel, wie durch die Verbindung eines Sturms mit dem herabströmenden Regen die Gewalt der Fluthen gesteigert werden kann,

des urbaren Bodens, wie sie durch die Abschwemmung der obersten Schichten der Berge erfolgt, welche vorzugsweise durch die Bewegung der durch das Schmelzen des Schnees entstandenen Wassermassen eingeleitet wird. Den bedeutenden Zerstörungen welche durch letztere bewirkt werden, stehen nicht minder umfassende Folgen der durch Regen veranlassten Ueberschwemmungen zur Seite. Davon mag die vor mehreren Jahren eingetretene Veränderung des Ausflusses der Weichsel als Beispiel dienen, welche sich einen neuen Weg zwei Stunden oberhalb Danzig in die Ostsee öffnete, wodurch also diese grosse Handelsstadt von dem Meere abgeschnitten und durch die eigene Gewalt des Wassers auf's Trockene gesetzt worden wäre, wenn diese Folge nicht auf andere Weise hätte abgewendet werden können.*) Bei einer solchen Gewalt der Strömung, wie sie auch jeder kleine Bach nach stärkeren Regen erhalten kann, liesse sich erwarten, dass sie nicht minder in die Tiefe wirken und das Bett eines solchen Baches oder Flusses viel tiefer graben würde, allein dies erfolgt wohl nur bei jäh abstürzenden Gebirgsbächen.**) Bei geringerem Falle eines Flusses tritt das Wühlen in die Tiefe nur stellenweise z. B. an Stromschnellen ein, und der Boden des Betts wird vielmehr in der Regel durch die auf ihm fortbewegte und von den Bergen immer nachgelieferte Masse von Geröllen ziemlich auf gleicher Höhe erhalten.

liefern die Verwüstungen, welche zu Anfang Septembers 1850 die entfesselte Kraft zweier Elemente in wenigen Tagen über vier Staaten Nordamerikas verbreitet haben soll. (Schwäbischer Merkur 1850. v. 29. Sept. pag. 1423.)

*) Auf eine noch auffallendere Weise könnte dieses Schicksal die Stadt Wasserburg treffen, wenn der Inn den ziemlich schmalen natürlichen Damm einmal durchbrechen würde, welcher ihn nöthigt in einem Bogen von fast einer Stunde an Wasserburg vorbei zu fliessen ehe er seinen weiteren Weg fortsetzt, in welchen er nach Durchbrechung jenes Damms unmittelbar einmünden würde.

**) Namentlich ist dies an einigen Bächen nachzuweisen z. B. in der Nähe von Hechingen, welche sich allmälig durch eine etwa 100 Fuss lange und 20 bis 30 Fuss hohe Schichte von Liasschiefer einen schmalen Weg gegraben haben, dessen Durchbruch durch die Absonderungsspalten des Liasschiefers erleichtert ist.

Es ist damit eine Bedingung für den ziemlich gleichen Wasserstand auch grösserer Flüsse gegeben, für welchen ausserdem natürlich das Gleichbleiben ihrer Gebiete eine wesentliche Bedingung ist. Für den Rhein insbesondere ist sein ziemlich gleicher Wasserstand und das Tieferwerden nur an einzelnen Stellen durch zufällige Veränderungen von Hagen nachgewiesen worden.*) Es ist sogar die beständige Erhebung der Flussbette als eine allgemeine Erscheinung in neuerer Zeit von Dr. Becker**) nach Beobachtungen am Main und Rhein angenommen worden. Das Tieferwerden des Grundes erfolgt vielmehr auch bei grösseren Strömen selbst unter Beschleunigung der Strömung durch das Herabstürzen der Wassermasse in eine bedeutende Tiefe nur sehr langsam. Der Hergang dieser allmäligen Erniedrigung des Betts lässt sich am deutlichsten an dem in den Strassen angehäuften Eise bei eingetretenem Thauwetter und an Bächen beobachten, welche über plattenförmige Gebirgsarten, z. B. Liasschiefer, ihren Lauf nehmen. Durch die kleine Wasserfälle, welche sie bilden, oder durch die zeitweise gewaltsamere Fluthen werden verhältnissweise nur selten einzelne Platten losgerissen, sondern das Wasser unterwühlt allmälig die weicheren Thonschichten unter diesen Platten, welche, wenn sie nicht mehr hinlänglich unterstützt sind, abbrechen, wodurch dann allmälig die Erniedrigung des Betts bewirkt wird. —

Derselbe Hergang findet an dem Niagara statt, ohnerachtet die Gewalt, mit welcher die in jeder Minute mehr als 22 Millionen Cubikfuss betragende Wassermasse in eine Tiefe von 137 Fuss herabstürzt mehr als sechsmal grösser ist, als die Gewalt aller Dampfmaschinen Englands zusammen genommen. Man hat sogar die Spuren der allmäligen aber stetigen Wirkung des Unterwühlens und Abbrechens der Gebirgsschichten rückwärts verfolgt, und darnach zu berechnen versucht, wie viele Jahrhunderte schon der Niagara seinen Weg über diese Gebirgs-

*) Poggendorfs Annalen. 15. Bd. 1848.

**) Athenäum. 1190. Frcr. Tagsb. 1850. Nro. 219. pag. 84.

schichten genommen hat. *) Wird die Masse des Wassers eines Flusses durch zusammenhängende seiner Strömung entgegenstehende Felsmassen oder sogenannte Flussriegel in grösseren Becken aufgehäuft, so füllen sich diese allmälig bis zum Ueberfliessen, zugleich aber bewirkt der Druck welchen diese Wassermassen auf die entgegenstehende Wand ausüben, ein Unterwühlen und endlich das Durchbrechen derselben, und damit die Trockenlegung eines oft sehr weiten Beckens, z. B. des Ries bei Nördlingen und Wallerstein, an dessen Mauern sich vor nicht langer Zeit noch eiserne Ringe zur Befestigung der Schiffe befanden, welche den grossen Binnensee befahren hatten, der sein Wasser vorzüglich durch die Wörlitz erhielt, welche jetzt durch den trocken gelegten See ihren Lauf nach der Donau verfolgt, dem sie früher bei Harburg ein Thor durchbrochen hat. Hat dieses Durchbrechen bei den tieferen Becken begonnen, so wird es leicht auch bei den höher gelegenen Flussriegeln erfolgen und damit eine Entleerung der ungeheuren Wassermassen veranlassen, mit welcher zugleich ein tiefes Aufwühlen des Betts des Flusses verbunden sein wird, wovon in unserer Nähe deutliche Belege an den 80 bis 100 Fuss über dem jetzigen Spiegel des Neckars weit verbreiteten Geröllablagerungen sich uns darbieten. Die Erniedrigung des Wasserspiegels des Nils ist ohne Zweifel durch das Einstürzen einzelner Felsmassen erfolgt, und das Thal von Nubien ist damit zum Theil zur Wüste geworden, weil es nicht mehr durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils gedüngt wurde.**) Findet das Unterwühlen einzelner weicheren Schichten in der Tiefe durch Quellen oder eingedrungenes atmosphärisches Wasser an dem Abhange eines Berges statt, so verliert die über ihnen liegende Masse des Bergs die festere Unterlage. Sie gleitet ab, und senkt sich allmälig oder es erfolgt ein plötzliches Abrutschen und Uebereinanderstürzen der über der erweichten Schichte liegenden Masse des Berges, für deren furchtbare Zerstörungs-

*) Charles Lyells Reisen in Nordamerika. Deutsch durch Dr. E. Th. Wolff. 1846. pag. 22.

**) Frorieps Tagsber. 1850. Nro. 57, aus dem Athenäum 1850. 19. Januar.

kraft der Bergsturz hinlänglich Zeugniss gibt, durch welchen den 2. Sept. 1806 die am Fusse des Ruttiberges gelegene Dörfer Lauerz und Goldau mit einer bedeutenden Zahl von Einwohnern und Fremden in wenigen Minuten verschüttet wurden.*) An den Abhängen der Hügel und Berge, welche mit einer zusammenhängenden Schichte von unten sich durch Wurzeln und Zweige verwobener Pflanzen bedeckt sind, wird auf ähnliche Weise, wie bei den über plattenförmige Schichten fliessenden Wassern ein Unterwühlen dieser vegetabilischen Decke durch das Abfliessen meteorischer Wasser eingeleitet. Diese Decke fällt strichweise ab, und zwar in der Regel so, dass die Oberfläche der Pflanzen zu unterst zu liegen kommt und so gewissermaassen zur grünen Düngung wird. Es kommt dies in sofern in Betracht, als derselbe Vorgang sich jedes Jahr auf gleiche Weise wiederholt und als dadurch nicht selten auch kleine Erdfälle veranlasst werden, durch welche der lockere Boden mehr der Abschwemmung durch Regen und Schneewasser Preiss gegeben wird.**) Die Bedeutung der durch die zuvor erwähnten Vorgänge von der Oberfläche abgeschwemmten gelockerten und durch Natur und Kunst bearbeiteten Erde beginnt gewissermaassen mit der sogenannten Erdengerechtsame der Feldgüter und Weinberge. Für ihre Schätzung in Bächen und Flüssen sind noch wenige genauere Beobachtungen bekannt gemacht und selbst die von Horner angestellte Messung der Menge von festen Stoffen, welche der Rhein täglich bei Bonn vorbeiführt, hat ihres allgemeinen Interesses ohnerachtet, noch wenig Nachahmung gefunden. Diese Menge fester Stoffe des Rheins beträgt indess in 24 Stunden nahe zu 146,000 Cubikf., und Holland ist daher grossentheils als der abgeschöpfte Rahm des bebauten Bodens von Deutschland anzusehen. Der abgeschwemmte Boden ist nur in den Nie-

*) Mehrere andere Beispiele in der Beilage zur allgm. Ztg. vom 29. März 1850, pag. 1403.

**) Gelegentlich erfolgt hiebei bisweilen das Abstürzen einzelner Felsblöcke oder ihr tieferes Einsenken in die abhängige Fläche eines Bergs, und die allmälige Erweiterung eines Thals, wie dies z. B. an dem Nagoldthal bei Calw nachzuweisen ist.

Nachbarstaat (Ohio) sieht, ein seinem Wohlstande so sehr entgegenstrebendes Institut schon längst aufgegeben haben.* Die Bildung der neuen südlichen Staaten begünstigt daher die Sklaverei in den nördlichst gelegenen Sklavenstaaten; die der nördlichen Staaten aber wirkt ihrer Ausbreitung entgegen.

Fünftens: ergibt sich als Resultat obiger Tabelle, daß die Sklavenbevölkerung in den fruchtbarsten und zum Baumwollenbau geeignetsten neuen Staaten des Südens sogar schneller fortschreitet, als die der Weißen, und daher die politische Herrschaft der letzteren über die erstern nöthig macht. — Alles Land, alles Vermögen, alle politischen Rechte gehören ausschließlich der Minorität an, einer Minorität, die jährlich fühlbarer wird, und die daher nur durch ihr großes moralisches Uebergewicht sich im Besitz derselben behaupten kann. Von diesen Staaten gilt daher, was de Jocqueville im Allgemeinen von dem Zusammenleben der weissen und schwarzen Racen sagt: „Wo die Weißen das Uebergewicht haben, reduziren sie die Neger zu Sklaven; wo die Neger ihrer Kraft bewußt werden, empören sie sich gegen die Herrschaft der Weißen und morden und vertreiben dieselben.“ Diese Staaten kämpfen für die Sklaverei, wie für die Aufrechthaltung ihrer Rechte und Privilegien, und zwar nicht nur in Bezug auf die Neger, sondern in Beziehung auf die andern Staaten und auf ihre eigene staatsbürgerliche Existenz. Als der Norden die Sklaverei aufhob, bildeten die Neger eine geringe Minderzahl, nicht mehr als $^1/_{10}$ und in einigen Staaten kaum $^1/_{20}$ der ganzen Bevölkerung. Von dieser hatten sie keine Beeinträchtigung ihrer Rechte, keine Ueberstimmung bei den Ballotkästen zu fürchten. Das Klima im Norden ist der weißen Race günstiger, als der schwarzen, und es war daher vorauszusehen, daß sie sich schneller als die letztere vermehren und die Minorität der Neger jedes Jahr fühlbarer machen müsse. Man überließ ihnen daher ohne Furcht das

* Daß die Negersklaverei in diesem Staate, um mich eines amerikanischen Ausdrucks zu bedienen, „weniger populair“ ist, als tiefer in Süden, erhellt aus dem Umstand, daß Henry Clay, der berühmte Senator dieses Staates und Candidat für die Präsidentenstelle, dem unitarischen Prediger Channing in Boston die Erlaubniß gab, eine gegen Texas und die Negersklaverei gerichtete Flugschrift, welche unlängst in Boston erschien, ihm zuzueignen.

derlanden in eine dem Meere abgetrotzte schöne Landschaft mit einem Netze von Wasserstrassen umgewandelt, indess an der Mündung anderer Ströme wie namentlich der Donau durch die Masse des abgesetzten Schlamms die freie Bewegung des Stromes und der Schiffe gehemmt, zugleich wohl auch seine Theilung in mehrere Arme bedingt wird. Auf ähnliche Weise findet dies an der Mündung des Nils und mehrerer Flüsse Amerikas statt. Es wird dadurch auch wohl die Entstehung einzelner Inseln und sofort eine allmälige Ausbreitung des festen Landes veranlasst, das jetzt manche Städte vom Meere trennt, an welchen früher Schiffe anlegten. — Betrachtet man die bedeutende Veränderungen der Oberfläche der Erde, welche durch das Abstürzen der Felsmassen und des aufgelockerten Bodens der Berge in Folge des Schmelzens des Schnees oder herabströmenden Regens veranlasst werden, und welche die dadurch entstandene Ueberschwemmungen für sich in den Niederungen hervorbringen, die Veränderungen ferner, welche schon die regelmässige Ebbe und Fluth des Meeres auch in Flüssen bewirkt und deren Steigerung bei Springfluthen und Stürmen, die Zunahme dieser Wirkungen ferner, welche die Strömung der Flüsse oder des Meeres durch die von ihnen fortbewegte Eismassen erhält, so lässt sich abnehmen, wie viel bedeutender und ausgedehnter die Wirkungen sein mögen, welche durch die Verbindung mehrerer dieser Kräfte hervorgebracht werden oder hervorgebracht worden sind. Es treten uns als solche Wirkungen schon in unserer Nähe die auf der Höhe des Schwarzwaldes an einigen Orten z. B. in der Gegend von Tryberg auf den Feldern zerstreute Felsstücke von Granit und rothem Sandstein entgegen, so wie die beträchtlichen Geröllablagerungen, welche längs des Neckars sich finden. Eine viel mehr ausgedehnte verwandte Erscheinung bietet uns die zwischen der Donau, Iller und dem Lech in dem sogenannten Lechfelde ausgebreitete Ablagerung von Geröllen dar, welche ohne Zweifel den Gebirgen Tyrols ihren Ursprung verdankt und an manchen Stellen bis auf eine Tiefe von 20 Fuss bloss gelegt ist, indess die oberste Schichte dieser Ablagerung ein nur etwa $^1/_2$ Fuss hoher mit einer kargen Vegetation bedeckter Sand- oder Moorboden ausmacht, welchen man erst in neuerer Zeit an man-

chen Orten anzubauen begonnen hat. Eine noch viel bedeutendere Ausdehnung hat, die grosse Sandebene, welche man gewöhnlich mit dem Namen der Lüneburger Haide bezeichnet, welche sich aber von der Spitze von Jütland an über einen grossen Theil von Norddeutschland ausbreitet. Die auf ihr liegenden sogenannten erratischen Blöcke tragen das Gepräge der scandinavischen Gebirge. Ihre Abrollung und verschiedene Grösse, nach welcher sie wie die Gerölle auf dem Lechfelde auf mehrere Fuss tief an manchen Orten übereinander gelagert sind, erweist ihre längere Bewegung und gegenseitige Abreibung in einer Strömung, welche von den scandinavischen Gebirgen ausging, aber vielleicht durch die gleichzeitige Bewegung von Eismassen und die vielleicht wiederholte Ueberströmung durch Springfluthen das Bild eines Meeresufers zur Zeit der Ebbe zurückgelassen hat. Die ganze Gegend stellt, wenn man sich ihre dem Haide- und Moorlande eigenthümliche Vegetation und die zum Theil durch sehr mühsame Anpflanzungen und durch eine Menge gewerbsamer Städte und Dörfer hervorgebrachte künstliche Verschönerung hinweg denkt, auch jetzt noch eine grosse Sandebene mit zum Theil kahlen Sandhügeln oder Dünen dar, zwischen welchen eine Menge kleiner Seen, gleichsam Süsswasserlagunen zurückgeblieben sind, welche durch Bäche, Flüsse und Canäle unter sich verbunden eine Binnenschifffahrt gestatten, durch welche selbst der kleine Verkehr mit den Erzeugnissen des Bodens unterhalten wird.

Uebersieht man indess das Inselland zwischen der Schelde, der Maas und dem Rheine und die Dünenkette, *) durch welche als durch gewaltige Bauten die Natur selbst diese Inseln vor dem Ueberfluthen und vor ihrem Untergange schützt, und welche die Bewohner mit ungeheurem Aufwande ergänzt haben, um das Einbrechen der Sturmfluthen abzuhalten, **) das sie bei jeder Wiederkehr zu vernichten droht, so müssen wir darin die grossartige Macht des menschlichen Geistes in Erfindung und Ausdauer und

*) Vergl. den Aufsatz in der Beilage zu der allgem. Ztg. Nro. 337, vom 3. Decemb. 1849, auf den Dünen bei der Mündung des Rheins.

**) Vergl. die Aufsätze von F. G. Kohl in den Beilagen der allg. Ztg. zum 3. und 4. November 1849.

selbst in der Berechnung *) der Zeit solcher Missgeschicke erkennen, durch welche die Abwendung ihrer Folgen eher möglich wird. Anderntheils aber stellt sich uns die Uebermacht der Elemente vor die Augen, die in ihrer Aufregung mit dem Dasein von ganzen Ländern und Völkern zu spielen scheinen, indem sie in wenigen Momenten auf der einen Seite vernichten, auf der andern wieder aufbauen.

Die Wiederholung der bisher betrachteten Vorgänge an allen Bächen, Flüssen und Strömen der Erde, welche mit ihrem Gebiete dem Meere zinsbar sind, führt nothwendig auf eine allmälige nach einzelnen Beobachtungen auch in Württemberg bemerkliche Erniedrigung der Oberfläche des festen Landes, namentlich der Berge, andererseits aber auf eine Anhäufung von festen Stoffen in der Tiefe des Meeres. — Die Erhöhung des Meeresgrunds, welche eine nothwendige Folge davon ist, verschwindet freilich bei der ungeheuren Ausdehnung der Meere, und bei der beträchtlichen Tiefe, welche dem Meere überhaupt zukommt. Bei den Messungen welche im April 1837. 8 Seemeilen südlich vom Cap Horn und 140 Seemeilen von der nächsten Küste mit dem Senkblei angestellt wurden, fand man bei 12.000 Fuss, also ungefähr der Höhe des Mont-Blanc entsprechend, noch keinen Grund, und nach einer Beobachtung des Capitän Ross**) wurde sogar bei 4,600 Faden, also einer Tiefe von mehr als 27,000 Fuss der Meeresgrund noch nicht erreicht. —

Es haben jedoch auf die Beschaffenheit, man könnte sagen, die Bearbeitung des Meeresbodens die verschiedene Bewegungen einen bedeutenden Einfluss, welche dem Meere eigenthümlich sind, oder welche ihm von aussen mitgetheilt werden. Zu jenen gehört zunächst die regelmässige Bewegung der Ebbe und Fluth, welche gewöhnlich nach einer bestimmten jedoch nicht überall gleichen Zahl von Stunden wechselt. Durch diese Bewegung wird wohl dem festen Lande ebenso viel Boden abgenommen, als ihm an irgend einem andern Ufer wieder zugesetzt wird. Mit dem Eintritte der Ebbe weicht das Meer an man-

*) Vergl. allgem. Ztg. vom 12. Jan. 1850 pag. 183.

**) Frer. Not. 3te Reihe. VI. Bd. Nro. 21. pag. 328.

chen Ufern auf eine ziemliche Strecke zurück und hinterlässt einen Theil seiner Producte auf dem jetzt zugängigen Strande. Das Einsammeln der willkommenen Beute welche dadurch dem Naturforscher geboten ist, wird jedoch wenigstens in der unmittelbaren Nähe des Meers durch eine fast rhythmische oder pulsartige Bewegung des Meers nicht selten gestört, indem in Zwischenräumen von 4 bis 5 Minuten eine anrückende Welle das flache Ufer jedoch nur bis auf eine geringe Entfernung landeinwärts überschreitet, und dadurch manchen Thieren Gelegenheit gibt, das Meer wieder zu gewinnen. Die Ebbe und Fluth theilt sich bekanntlich den in das Meer sich ergiessenden grösseren Strömen auf eine Entfernung von 10 bis 15 Stunden aufwärts mit. Die Fluth begünstigt damit das Einlaufen und Aufsteigen der Schiffe, sowie die Ebbe ihre Bewegung nach dem Meere zu und beide werden damit nicht blos zu einem mächtigen Förderungsmittel der Schifffarth, sondern sie regelt gewissermaassen die an diese gebundene Thätigkeit des Menschen. Wie bedeutend schon die Ebbe und Fluth in ihrer regelmässigen Abwechslung die Physionomie einer Gegend verändere, lässt sich schon aus dem Steigen des Meeres und der in dasselbe mündenden Flüsse bei der Fluth um 6 bis 10, aber auch wohl bis zu 20 und mehr Fussen abnehmen, wenn wir diese Wasserhöhe, mit der unserer Binnenflüsse vergleichen, die bei einer solchen Zunahme auf weite Strecken hin die gewohnte Landschaft in ein Bild des Schreckens und der Zerstörung verwandeln. — An steilen felsigten Ufern werden jedoch diese rhythmische Bewegungen des Meeres zur Brandung, indem die Welle höher aufsteigt und unter Schäumen zurückschlägt und somit beständig das Ufer benagt, indess dieses Andrängen des Meers bei hoher Fluth oder einem Sturme zur zerstörenden Gewalt wird. *) Es ist bekannt genug, wie viele Schiffe alljährlich zumal durch die Aequinoctialstürme zu Grunde

*) Stevenson the Edinburgh new philos. Journ. 95. Frer. Tagsb. 1850. Nro. 195, pag. 112, gibt die mittlere Kraft der Meereswogen für die 5 Sommermonate 1843 und 1844 zu 611 Pfd. auf den □' an, für die 6 Wintermonate zu 2086 Pfd. Der höchste Druck zeigte sich am 29. März 1845, mit 6083 Pfd., oder beinahe 3 Tonnen auf den □'. In der Nordsee betrug der grösste Druck 3013 Pfd. auf den □'.

gehen indem sie oft nach langer glücklicher Fahrt auf hoher See, im Angesichte des ersehnten Hafens an den Klippen des Heimathlandes zerschellen. Mehr noch können für die Schätzung der durch Sturm gesteigerten Kraft des Meers die folgende Erfahrungen dienen. Die Arbeiten an einem Leuchtthurme wenn ich nicht irre an der englischen Küste, mussten wegen des Schaumes unterbrochen werden, welchen das Meer während eines Sturmes 400 Fuss hoch in die Höhe trieb. An der Küste von Ostindien veranlasste ein Sturm den 22. Januar 1840 einen Meeresanbruch 15 englische Meilen landeinwärts, durch welchen zwei Städte gänzlich zerstört wurden und 15 bis 16,000 Menschen ihr Leben verloren. Eine Menge ähnlicher Beispiele sind von Balbi in seiner chronologischen Uebersicht über die wichtigsten Aenderungen, welche die Seeküste seit dem 8. Jahrhundert bis auf unsere Zeit erfahren hat, angeführt. Es kann nicht fehlen, dass unter einer solchen stetigen mehr oder weniger gewaltsamen Bewegung des Meeres die festen Stoffe, welche in ihm enthalten sind, so fein zertheilt werden, dass sie bei dem allmäligen oder zeitweise massigten Niederschlage eine sehr homogene Masse bilden, wie sie die bekannte, an Meeresproducten reiche Gebirgsarten darstellen. Die regelmässige Vertheilung jener, in denselben ist nicht blos von dem ursprünglichen Wohnsitze der Thiere und Pflanzen in verschiedenen Höhen des Meeres und des Meeresbodens abhängig, sondern auch von der Regelmässigkeit des Niederschlags fester Stoffe, welcher unter der regelmässigen und stetigen Bewegung des Meers oder unter den cosmischen Einflüssen der Anziehung des Monds und der Rotation der Erde erfolgt, durch welche die Ebbe und Fluth selbst bedingt zu werden scheint. Zu diesen dem Meere eigenthümlichen oder durch Winde und Stürme mitgetheilten Bewegungen kommen nun noch, abgesehen von den mehr partiellen und localen Bewegungen der Wirbel u. s. w. die Strömungen, welche das Meer nach gewissen Richtungen annimmt, wie z. B. die oberflächliche Strömung aus dem Ocean in das Mittelmeer, der Golfstrom von der Küste von Mexico nach den Küsten des atlantischen Meers, Diese Ströme sind als Hemmungs- oder Förderungsmittel der Seefahrten auf den Seekarten genau verzeichnet. Für den Naturforscher

sind sie aber desshalb von besonderem Interesse, weil durch sie bei der grossen Tragkraft des Meers sehr verschiedene Producte entfernter Länder an die europäischen Küsten getrieben werden. Jene Producte lassen daher auch wohl das Vaterland mancher Fossilien oder wenigstens die climatischen Verhältnisse desselben errathen, und sie finden daher bei der Theorie einzelner geologischer Verhältnisse ihre Anwendung, wie sie eine sehr practische Anwendung in der Entdeckung von Amerika gefunden haben. Diese Strömungen erhalten noch eine weitere Bedeutung durch den Einfluss auf das Clima der Länder nach welchen sie gerichtet sind. Das mildere Clima der westlichen Länder Europas wird wohl mit Recht zum Theil von der ungeheuren Masse erwärmten Wassers abgeleitet, welche der Golfstrom von Mexico den Küsten des atlantischen Meers zuführt, indess umgekehrt ein Strom kalten Meerwassers in den Südpolarländern erzeugt, die Temperatur an der Küste von Peru und Chili merklich herabdrückt. *) In Absicht auf die Bewegung des Meers kommt dagegen die Menge von Quellen zum Theil süssen Wassers weniger in Betracht, welche selbst auf hoher See an einzelnen Stellen z. B. zwischen den antillischen Inseln **) aus der Tiefe emporsteigen, indess sie für die Bewohner des Meers von mehrerer Bedeutung sein dürften, die vielleicht zum Theil wie die Flusskuh (*Trichecus Manati*) nicht minder lüstern nach süssem Wasser sind als manche Landthiere nach gesalzenem Wasser oder dem daraus erhaltenen Salz. Wir kennen indess die Verhältnisse der im Meere selbst aufsteigenden Quellen weniger aus unmittelbarer Untersuchung und wir müssen uns daher an die zahlreichen Erfahrungen halten, welche man über die Verhältnisse der Quellen des festen Landes gemacht hat. Ich übergehe hier die Verhältnisse der Quellenbildung selbst, namentlich in Beziehung auf die Schichtenstellung der Gebirge, worüber Oberbergrath Zinker interessante Beobachtungen bekannt gemacht hat, ***) indem wir hier mehr die Wirkungen der Quellen auf die Oberfläche der

*) A. v. Humboldts Ansichten der Natur, 3. Aufl., I. Bd. p. 155.
**) Ebendaselbst I. B., pag. 254.
***) Poggendorfs Annalen 1849, Nro. 10, pag. 289.

Erde betrachten. Die meisten derselben liefern bekanntlich süsses Wasser, d. h. ein solches, das ausser einer kleinen dem Geschmack nicht fühlbaren Menge von erdigen oder alcalischen Salzen mehr oder weniger atmosphärische Luft und etwas Kohlensäure enthält, welche neben der angemessenen Temperatur dem Wasser den frischen Geschmack ertheilen. Ist die Menge der erdigen Salze, namentlich der kohlensauren Kalkerde in solchen Quellen bedeutender, so werden sie bekanntlich harte Wasser genannt. Andere Quellen bezeichnet man des einen oder andern vorwaltenden Bestandtheils wegen als Salzsoolen, Natronquellen, Schwefelquellen u. s. w. oder als Säuerlinge wegen des bedeutenden Gehalts an freier Kohlensäure. Viele dieser Quellen gewähren ein besonderes Interesse wegen ihrer Heilwirkung oder wegen des Werths ihrer Produkte für den Haushalt, für die Landwirthschaft oder industrielle Zwecke, allein sie sind nur selten so ergiebig, dass ihre Strömung für sich schon von merkbarem Einflusse auf die Oberfläche der Erde wäre. Dagegen ist die Menge des süssen Wassers, welche manche Quellen in einer bestimmten Zeit liefern, so bedeutend, dass sie schon an ihrem Ursprunge kleine Bäche oder Flüsse bilden, wovon die Brenz, die Blau, die Aach, bekannte Beispiele sind. Selbst manche Mineralwasser zeigen jedoch einen Wasserreichthum, der uns um so mehr in Erstaunen setzen muss, als er seit Jahrhunderten in immer gleicher Fülle und wie es scheint, auch mit einem gleichen Verhältnisse der Bestandtheile dieser Wasser sich erhalten hat. Ich erinnere dabei an die Quelle von Wildbad, Baden, Wiesbaden, Carlsbad, und an das nahe Beispiel von Cannstatt, dessen natürliche und erbohrte Quellen zusammen täglich ohngefähr 800,000 Cubikfuss oder 50 Millionen Pfunde Wasser liefern. Davon enthält jedes Pfund 10 bis 20 Cubikzoll kohlensaures Gas, dabei an fixen Bestandtheilen salzsaures und schwefelsaures Natron und schwefelsaure Bittererde, welche jedenfalls in Wasser aufgelöst bleiben, im Durchschnitt etwa 15 Grane, an Gyps oder schwefelsaurer Kalkerde ohngefähr 7 Grane und ebenso viel kohlensaure Kalkerde, von welchen mit dem Entweichen der überschüssigen Kohlensäure aus dem Wasser ein nicht unbedeutender Theil in Verbindung mit kohlensaurem

Eisenoxyd ausgeschieden wird. Rechnet man diese ausgeschiedene oder ausscheidbare Menge fester Bestandtheile nur zu 10 Gran in einem Pfunde, so ergibt sich, dass aus den Mineralwasserquellen der Umgegend von Cannstatt täglich ungefähr eine Masse von 500 Centner oder jährlich über 180,000 Ctr. oder eben so viele Cubikfusse ohngefähr von kohlensauren und schwefelsauren Kalks, kohlensaurer Bittererde und Eisenoxyd sich absetzen könnten und ohne Zweifel wirklich und vielleicht in noch grösserem Verhältnisse sich abgesetzt haben, wie dies die mächtige Ablagerung von Süsswasser- oder Mineralwasserkalk in der Umgegend von Cannstatt und Stuttgart beweist, von welcher wieder rückwärts auf die ungeheure Wassermasse geschlossen werden kann, welche das Material für diese Ablagerung lieferte und auf die lange Zeit, während welcher diese Ablagerung stattgefunden haben mag. Wenn daher auch solche Quellen, welche bald in Bäche oder Flüsse sich ergiessen, weniger unmittelbar auf die Veränderung der Oberfläche des Bodens einwirken, so ist dagegen ihr mittelbarer Einfluss auf diese um so bedeutender, namentlich auch dadurch, dass sie durch ihre höhere Temperatur das Gefrieren des Wassers der Bäche und Flüsse hindern und dadurch den industriellen Betrieb auch während des Winters sicher stellen, anderntheils dadurch, dass die aus ihnen sich bildenden Ablagerungen nicht selten zu Wällen sich erheben, durch welche der Strömung auch grösserer Gewässer eine andere Richtung gegeben wird. Die verschiedenen organischen Ueberreste, welche die aus Quellen abgesetzte Kalke einschliessen, beweisen hinlänglich, dass jene Süsswasserkalke sehr verschiedenen Epochen unserer Erde angehören, wie sie anderwärts noch unter unsern Augen entstehen. Die Beimischung solcher durch einen grösseren Gehalt an Kohlensäure ausgezeichneter Quellen *)

*) Solche Quellen, die vorzugsweise den Namen der Säuerlinge erhalten, kommen bekanntlich sehr viele zu Tage und mit ihnen eine unermessliche Menge von freier oder an das Wasser gebundener Kohlensäure. Ausser dem oben angeführten Beispiele von Cannstadt mag hier an die in einer Tiefe von 2160′ erbohrte Soole von Neusalzwerk in der Nähe von Preus. Minden erinnert werden, mit welcher jährlich nahezu 24 Millionen Cubikfuss kohlensaures Gas ausströmt. Vergl. Gust. Bischoff über die Entstehung der Mineralquellen. Jahrb. d. Miner. 1845. p. 424.

zu dem Wasser eines Flusses verleiht diesem die Fähigkeit eine grössere Menge von Kalkerde und auch von Kieselerde aufzulösen und nach John Davys Untersuchungen *) die Fähigkeit mehrere Salze zugleich aufgelöst zu erhalten, wodurch manche Eigenthümlichkeiten solcher Wasser erklärlich werden. — Bei manchen Quellen hängt mit der Ausscheidung des kohlensauren Gases, welches sich periodisch in den Ausflusskanälen anhäuft und wieder aus ihnen entweicht oder mit der heberförmigen Beschaffenheit der Ausflusskanäle selbst oder andern noch unbekannten Verhältnissen ihrer unterirdischen Behälter die Eigenthümlichkeit zusammen, dass ihr Ausfluss periodisch oder in regelmässigen Intervallen kürzere oder längere Zeit unterbrochen wird, oder, dass sie nach längerer Zwischenzeit wieder zu Tage kommen, wie dies am auffallendsten bei den sogenannten Hungerbrunnen der Fall ist, deren mehrere innerhalb des Umfangs der schwäbischen Alb bekannt sind. Selbst manche grössere Wasserbehälter wie der Zirknitzer See zeigen ein solches periodisches Fallen und Steigen, indem sie sich durch Seitenkanäle oder von unten auf wahrscheinlich durch vulkanische Kräfte wieder füllen, welche auf tiefere unterirdische Wasserbecken wirken mögen. Die Mitwirkung vulkanischer Kräfte bei der Bildung mancher Quellen wird schon durch ihre höhere zum Theil fast bis zur Siedhitze erhöhte Temperatur und ihren Ursprung in der Nähe erloschener oder noch thätiger Vulkane wahrscheinlich so wie durch die Zunahme der Temperatur der Quellen mit der Zunahme der Tiefe, aus welcher sie ihren Ursprung nehmen oder aus Bohrlöchern auf die Oberfläche der Erde geleitet werden. Die grosse Ergiebigkeit mehrerer Quellen, von welchen schon oben einige Beispiele angeführt worden sind und die durch die Leitung der Quellen auf die Oberfläche gegebene Entstehung grosser leerer Räume im Innern der Erde machen die bisweilen sich ereignende Einsenkungen grösserer Stücke Landes erklärlich, welche schon in älteren Zeiten beobachtet worden sind und auch in neuerer Zeit mit der eigenthümlichen Erscheinung sich wiederholt haben, dass die Stelle der in die

*) Frer. Notizen, 3. Reihe, III. Bd. Nro. 19. pag. 298.

Tiefe versunkenen Strecke Landes welche auch wohl ganze Dörfer und Städte umfasste, von einem neu entstandenen See eingenommen wurde. Wie nach Pausanias*) in früheren Zeiten die Stadt Idea an dem Berge Sipylus in die Erde versunken ist und ihre Stelle ein See (Saloe) eingenommen hat, so fand der schöne Flecken Plurs in Graubündten den 25. August 1618 seinen Untergang und an seiner Stelle bildete sich ein grosser See, wovon in der 1716 von Scheuchzer herausgegebenen Naturhistorie des Schweizerlandes pag. 136 eine doppelte bildliche Darstellung sogar mit Angabe der früheren Eigenthümer der einzelnen versunkenen Häuser enthalten ist, wobei zugleich viele andere Beispiele von mehr oder weniger ausgedehnten Erdfällen angeführt sind.

Mehr noch werden die Wirkungen des Wassers gesteigert, wenn es in den vulkanischen Herden in Dampf verwandelt in Verbindung mit den zugleich entwickelten Gasarten aus den Mündungen der Vulkane unter gewaltsamen Explosionen und oft weit sich verbreitenden Erschütterungen ausgestossen wird, oder am Entweichen gehindert eine Strecke Landes blasenförmig emportreibt, wie dies schon Ovid beschrieben und Humboldt in Amerika beobachtet hat. Diesen Erhebungen stehen die ohne Zweifel gleichfalls durch vulkanische Kräfte gehobenen, unerwartet auf der Oberfläche des Meeres erschienenen Inseln, wovon die im Juli 1831 im mittelländischen Meere zwischen Sicilien und Afrika erschienene Insel Julia**) ein Beispiel gibt, so wie die an mehreren Orten beobachteten Erhebungen des Bodens zur Seite, welche jedoch zum Theil mit den vorausgegangenen Einsenkungen im Zusammenhang gestanden haben dürften.***) Immerhin stehen die wirklich beobachteten Erhebungen auf der Oberfläche der Erde in Zahl und Bedeutung weit hinter den

*) In Achailis Lib. VII.

**) Memoires de la Societé geologique de France Tom. II. 1835. Nro. V. par Constant Prevost.

***) Dahin gehört wohl die Erhebung eines Hügels auf den Thalwiesen bei Oetlingen Oberamts Kirchheim, als während eines Erdbebens im Jahr 1737, auf dem Laienberg eine Strecke Landes mit den Weinstöcken versank. Moser Beschreibung des Oberamts Kirchheim p. 12.

Stimmrecht, und um ſie in jeder Hinſicht zufrieden zu ſtellen, konnte man ihnen ohne Gefahr dieſelben politiſchen Rechte mit der Maſſe der weißen Bevölkerung einräumen. Wie kann aber dies von Staaten geſchehen, deren ganzes Beſitzthum, deren phyſiſche und bürgerliche Exiſtenz auf Sklaverei beruht? Die Minorität bildet dort den Staat, die Majorität iſt bloß Eigenthum deſſelben. Es handelt ſich hier nicht bloß um Rechte, welche einem Theil der Bevölkerung zuzugeſtehen ſind, Rechte, welche ſich die niederen Klaſſen einer und derſelben Race durch mühſames, Jahrhunderte langes Streben nach und nach erworben haben, nachdem der Unterſchied ihrer Conditionen längſt faktiſch aufgehoben war; es handelt ſich hier darum, eine Sache, ein Objekt zum Subjekt zu machen, zum ebenbürtigen Bürger einer demokratiſchen Republik; das Eigenthum des Staats in ſolche umzuſchaffen, die ſich hierein theilen, eine gänzlich rohe, auf der niedrigſten Stufe menſchlicher Ausbildung ſtehende Race einem auf der höchſten Stufe politiſcher Ausbildung ſtehenden Volke einzuverleiben. — Und dieſe Race, dieſes Eigenthum der Weißen, wächst mit jedem Jahre, und vermehrt hiedurch ihren Gewinn und ihre Eiferſucht. Der Staat Südkarolina z. B., welcher die beſte und feinſte Baumwolle liefert, hatte im Jahr 1790 nur 249,073 Einwohner, worunter 107,094 Sklaven. Im Jahr 1830 war dieſe Bevölkerung auf 581,185 angewachſen, und es befanden ſich unter ihr 515,401 Sklaven. Im Jahr 1790 verhielt ſich daher die Sklavenbevölkerung zu der des ganzen Staates wie 1:2⅓; das iſt, die Sklaven bildeten bloß $^7/_{15}$, weniger als die Hälfte der ganzen Einwohnerzahl. Im Jahr 1830 hingegen belief ſie ſich auf nahe $^7/_8$ der ganzen Bevölkerung. — Die Zahl der Weißen in dieſem Staate hat ſich in einem Zeitraum von 40 Jahren von 141,979 auf 265,784, alſo um circa 87 Procent vermehrt; die der Schwarzen hingegen ſtieg von 107,185 auf 315,401, vermehrte ſich daher um beinahe 200 Procent; die Zunahme der Schwarzen verhielt ſich daher zu der der Weißen wie 200:87, oder nahe wie $2^3/_{10}$:1. Im Staat Teneſſee bildeten die Schwarzen im Jahr 1790 kaum den zwölften Theil der Bevölkerung, im Jahr 1830 hingegen ſchon mehr als den fünften Theil derſelben. Die weiße Bevölkerung hatte ſich in dieſem Zeitraum um mehr als 1805 Procent (von 35,791 auf 681,904) vermehrt;

Erhebungen zurück, welche die Erhebungstheorie anzunehmen genöthigt ist, auch wenn wir dabei andere secundäre Wirkungen, nämlich die Einsenkungen zu Hülfe nehmen, bei welchen zugleich das Wasser mitwirken könnte. Es ist wohl in Beziehung auf die damit in Verbindung stehenden theoretischen Ansichten von Interesse, auf einige gehörig constatirte Beobachtungen zurückzugehen. An die oben angeführten wahrscheinlichen Berechnungen, dass die Kraft der Verdampfung des Wassers auf der Oberfläche der Erde vielen Millionen Pferdekräften gleichzustellen sei, dass der Niagarafall die sechsfache Kraft von der aller Dampfmaschinen Englands entwickle, die bei seiner unausgesetzten Fortdauer wohl noch höher anzuschlagen ist, reiht sich die Erfahrung, dass die Gewalt der unzählig vielen Wasser auf der Oberfläche der Erde in unendlich grösserem Verhältnisse auf diese gewirkt habe und unter unsern Augen noch täglich wirke, als dies von den erloschenen oder noch thätigen Vulkanen nach entschiedenen Thatsachen angenommen werden kann. Die Gewalt der vulkanischen Kräfte äussert sich in der Nähe der Vulkane durch die unmittelbaren Zerstörungen, welche der Ausfluss der Lava und der Auswurf von Asche und Steinen, der Ausbruch von Gasarten und Dämpfen und die Erschütterungen des Bodens hervorbringen. So zerstörend diese in der Nähe und auch wohl in grösserer Entfernung von Vulkanen hin und wieder gewirkt haben, so pflanzen sie sich doch meist mehr nach einzelnen Richtungen fort, und ihre Kraft nimmt in der Regel mit der Entfernung von ihrem Herde ab. Bei den Vulkanen kommt ferner die den Gewässern eigene, langsame, aber stetige Wirkung auf die Oberfläche der Erde kaum in Betracht, und die zeitweise Steigerung und Wiederholung der Zerstörungen durch vulkanische Kräfte tritt nur nach längeren, ruhigen Zwischenzeiten ein, indem sie jetzt wenigstens nicht auf gleiche Weise in unmittelbarem Zusammenhange mit nothwendigen Naturerscheinungen steht, wie die fortdauernden oder zeitweise gesteigerten Wirkungen der Gewässer. Letztere kehren daher alljährlich in mehr oder weniger ausgedehntem Maase wieder. Indem in der Regel diese Steigerung in dem ganzen Gebiete eines oder mehrerer Flüsse zu gleicher Zeit eintrifft, findet diese Steigerung

der ganzen Länge des Hauptstroms nach und in grösserer Concentration statt. Aber auch jede einzelne Quelle vermag, nach den oben angeführten Erfahrungen, schon für sich ausgedehnte Wirkungen hervorzubringen und zwar eben so sehr durch Bauen oder den Absatz fester Stoffe, als durch Unterwühlen und die dadurch veranlassten Einsenkungen und Bergstürze, deren Wirkung wohl den vereinzelten Wirkungen eines Vulkans gleichgestellt werden können. Die Gewalt der Vulkane wächst dagegen nicht gerade mit der Zahl der vulkanischen Berge oder der einzelnen Herde, sie vermindert sich vielmehr durch die grössere Zahl ihrer Mündungen, welche als ebenso viele Sicherheitsklappen den Dämpfen eher einen freieren Ausgang gestatten, durch dessen Verschluss hauptsächlich die heftigeren Explosionen der Vulkane veranlasst werden. Die langsame Wirkung der vulkanischen Vorgänge dürfte darin mit der des Wassers zusammentreffen, dass durch beide häufigere Einsenkungen veranlasst werden, während bedeutendere Erhebungen von nur einigen Tausend Fuss als eine schon desshalb kaum begreifliche Erscheinung sich darstellen, weil bei einer solchen Hebung einer keineswegs homogenen und einer gleichförmigen Ausdehnung fähigen Masse doch wohl die Dämpfe und Gasarten irgend einen oder mehrere Ausgänge finden würden, womit denn ihre Kraft grossentheils gebrochen sein würde. Es dürften überdies die den Erhebungen zugeschriebenen Erscheinungen, sofern sie nicht von der Spaltung und Zusammenziehung der Erde abgeleitet werden können, oder einer Zeit angehören, in welcher die vulkanische Thätigkeit die Hauptrolle bei der Bildung der Oberfläche der Erde selbst mit jugendlicher Kraft übernommen hatte, grossentheils auf andere Weise und namentlich durch die Einsenkungen zu erklären sein, um so mehr, als dabei die Wirkung des Wassers und Feuers im Einklange steht und der regelmässige Gang der Natur im Grossen weniger durch den Gegensatz, als durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte erklärlich wird.

Dieser oft nur im Laufe von Jahrzehnten oder Jahrhunderten wiederkehrenden zerstörenden Wirkung des Wasserdampfes stehen die früher angeführten, grossentheils alltäglichen Erscheinungen gegenüber, welche mit der Bildung von Wasserdünsten

auf der gesammten Oberfläche der Erde, ihrer Verbreitung in der Atmosphäre und ihrer Rückkehr auf die Oberfläche der Erde unter verschiedenen Formen gegeben sind. Mit der dadurch bedingten Wirkung des Wassers, welches durch seine Ausdehnung beim Gefrieren eine sehr bedeutende mechanische Gewalt ausübt, hängt insbesondere die Verwitterung der Gebirgsarten zusammen, welche zum Theil durch vulkanische Kräfte auf die Oberfläche der Erde empor getrieben, durch den Einfluss der Atmosphärilien zur Grundlage und Ernährung der Vegetation vorbereitet werden und damit in den Kreis der Veränderungen treten, welche das Wasser auf der Oberfläche der Erde hervorbringt, welchen wir nur willkürlich in einzelne Stadien getrennt haben, die zum Theil den verschiedenen Cohäsionszuständen des Wassers entsprechen. Das Wasser bietet jedoch in seinen verschiedenen Cohäsionszuständen und durch seinen Zustand von Ruhe und Bewegung noch ein weiteres Interesse durch den Einfluss dar, welchen es auf die Zersetzung und Fäulniss der organischen Stoffe ausübt, welche neben den Bestandtheilen des Bodens und des Wassers selbst ein nothwendiges Material für das Leben der Pflanzen und mittelbar durch diese oder auch unmittelbar für das Leben der Thiere werden. *) — Jenseits der Gränzen des ewigen Schnees hört diese Zersetzung beinahe auf, und es haben sich so an den Ufern des Eismeers die Leichname des Mammuths und Rhinoceros seit Jahrtausenden so unversehrt erhalten, dass ihre Entdeckung den Raubthieren eine willkommene Beute bot. Ebenso erhalten sich bekanntlich in gemässigten Climaten während des Winters Theile von Pflanzen und Thieren unverändert, wenn sie in Schnee oder Eis eingeschlossen sind, oder, wenn die Temperatur der Luft unter den Gefrierpunkt des Wassers erkaltet ist. Ihre Zersetzung wird dagegen in heissen Climaten auch durch schnelle Austrocknung oder Verflüchtigung ihrer wässrigen Bestandtheile gehemmt, so dass sie zu natürlichen Mumien werden. **) Die wässrigen

*) Ueber eine neue Methode den im Wasser enthaltenen organ. Stoff zu bestimmen, v. Forchhammer. Frer. Tagsber. 1850. Nro. 43. p. 21.

**) Eine sehr merkwürdige Erfahrung hierüber führt Hr. Dr. Schuch in der Abhandl. über 2 peruanische Mumien aus der Wüste von Atacama

Bestandtheile der organischen Körper selbst oder die Feuchtigkeit der Atmosphäre oder die Umgebung von Wasser unter Zutritt der Atmosphäre sind daher die allgemeinen Bedingungen der Zersetzung und der Fäulniss der organischen Substanzen. Auf diese übt jedoch der Zustand von Ruhe und Bewegung des Wassers selbst einen Einfluss, so wie auf die Zahl und Art der Pflanzen und Thiere und sogar auf die Form einzelner Theile derselben. Mit dem dauernden Erstarren des Wassers zu Eis oder Schnee verliert sich beinahe die in bedeutenden Höhen oder Breiten schon sehr verkümmerte Vegetation und mit ihr verschwinden zugleich die meisten Thiere.*) Nur sehr einfache Organismen bedecken bisweilen die Oberfläche des Schnees selbst und verleihen ihr dadurch eine rothe Färbung, indem sie im Verlaufe ihrer Entwicklung eine dunkel scharlachrothe oder blutrothe Farbe annehmen.**)

Die Flora und Fauna entwickelt sich in um so reicherer Fülle, je mehr die angemessene Temperatur zugleich die erforderliche Feuchtigkeit des Bodens und der Atmosphäre den Pflanzen zuführt, auf deren Gedeihen das Gedeihen der Thierwelt sich gründet. Die Vegetation erstirbt daher innerhalb der Wendekreise ebenso zeitweise durch den Mangel oder die Verflüchtigung des Wassers, wie ausserhalb derselben durch die Erstarrung des

---

im Hochlande Bolivias, in dem Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. 1850, Nro. 9 an.

Die Dürre bringt aber auch, wie Humboldt bemerkt, (Ansichten der Natur. I. Bd. pag. 228), in Pflanzen und Thieren dieselbe Erscheinungen wie die Entziehung des Wärmereizes hervor.

*) Einzelne zufällig in der Schneeregion der Schweiz von Saussure beobachtete Schmetterlinge widerlegen diese allgemeine Beobachtung nicht, so wenig als die an einer Stelle, die nur ein Paar Monate von Schnee entblösst war, beobachteten Murmelthiere oder der Trochlus pichincha welchen Bourcier in einer Höhe von 3500 bis 4000 Metres in etwas wärmeren Schluchten des Pichincha fand, in welchen einige Pflanzen geriethen. Revue de Zoologie. 1849. Nro. 12, pag. 635. Vergl. hierüber auch v. Humboldts Naturansichten 3. Aufl. 2. Bd., pag. 42 und pag. 51.

**) Beilage zu der Allgem. Ztg. v. 27. März 1850, pag. 1373, ein rother Schneefall in der Schweiz von Perth.

Wassers. — Ist in gemässigten Climaten die Bewegung des Wassers durch die Lage seiner Umgebung sehr vermindert, wie in den sogenannten stehenden Gewässern, so wird zwar die Vegetation der Ufer auf eine gewisse Zahl von Pflanzen beschränkt, aber solche stehende Wasser sind vorzugsweise die Zeugungsstätte unzähliger Infusionen und sie bedecken sich überdiess zum Theil mit einer Decke von Pflanzen, von welchen die Wasserlinsen und einige Conferven und Charsen der Binnengewässer, die Seetange und das Sargassum auf der Oberfläche des Meers am weitesten verbreitet sind, indem ihnen das süsse oder gesalzene Wasser den unmittelbaren Boden für ihre Entwicklung bietet. Sie bilden damit, so wie durch ihre zum Theil viele Meilen weite Ausdehnung auf der Oberfläche des Meers, einen Gegensatz zu den an dem Boden des Meers festsitzenden Algen, und den aus der Tiefe aufsteigenden Lessonien und Macrocystis, welche sich zu einer Länge von mehreren hundert Fussen in den südlichen Meeren ausdehnen. Mit der Zersetzung der Pflanzen in der Nähe der stehenden Gewässer hängt die Bildung der Torfmoore und Marschländer zusammen, deren Cultur und Ertragsfähigkeit durch künstliche Verminderung der Feuchtigkeit des Bodens eingeleitet wird. — In der Nähe des Meers bieten manche Lagunen ein ähnliches Verhältniss dar, indess die Zersetzung und Fäulniss der organischen Körper im Meere selbst durch seine Masse, seinen Gehalt an Salzen und seine Bewegung aufgehalten, oder wenigstens unscheinbar gemacht wird, zumal da mit dieser Zersetzung der organischen Körper in Verbindung mit den Bestandtheilen des Meerwassers stets neues Leben geweckt wird. Fast jede Stufe der Bewegung des Wassers bringt bei derselben, oder nur wenig verschiedenen Beschaffenheit seiner Bestandtheile eine andere Flora und Fauna mit sich. Sie übt sogar einen Einfluss auf die Form der Pflanzen und einzelner Theile derselben aus, wie dies die lange sich fortstreckenden Ranuceln und Conferven in fliessenden Wassern und die Entwicklung einer einzigen Wurzelfaser zu einem dichten Gewebe feiner Fasern in den sogenannten Teichelzöpfen erweist, die wohl eine Länge bis zu 50 Fuss erreichen. — Indessen scheinen gerade die am schnellsten fliessenden Wasser

der Entwicklung und dem Aufenthalte von Pflanzen und Thieren weniger günstig zu sein, welchen mehr bei einem gewissermassen passiven Zustande des Wassers ihre eigenthümliche Existenz gesichert ist. Wenn auch gleich in heissen oder durch sehr wirksame und selbst giftige Bestandtheile ausgezeichneten Quellen einzelne niedere Organismen fortkommen, so sind doch selbst die reinsten Quellen verhältnissweise an Thieren und Pflanzen um so ärmer, je rascher ihre Bewegung ist. Wir nennen solche Quellen vorzugsweise lebendige, weil sie die Ursache ihrer Bewegung wie die mit freier Bewegfähigkeit begabten Thiere, in sich selbst zu haben scheinen, und weil ihre gleichförmige Zusammensetzung, ihre sich gleichbleibende Temperatur und ihre nicht selten selbst in der kältesten Jahreszeit ausdauernde Strömung ihnen einen gewissermassen specifischen Charakter verleiht, welchen einzelne noch insbesondere durch die bestimmte wohlthätige oder nachtheilige Wirkung zu erkennen geben, welche sie auf den Organismus des Menschen und der Thiere und selbst der Pflanzen ausüben. Sie liefern das wesentlichste Material für deren Entwicklung und Erhaltung und durch sie belebt sich mitten im trockenen Sande der Wüste die einzelne Oase mit Pflanzen und Thieren, indess andererseits die Pflanzendecke und hauptsächlich die Bäume die atmosphärische Niederschläge bedingen, und somit den Quellen stets neue Nahrung zuführen. Es verbindet sich mit den Quellen das Bild des Lebendigen noch insbesondere insoferne, als sie sich als flüssige Organe zu dem Organismus der Erde ebenso verhalten, wie die organischen Flüssigkeiten zu dem Organismus der Thiere und Pflanzen und als mit ihnen gleichsam die selbstständige Bewegung des Wassers beginnt, das aus dem Innern auf die Oberfläche dringt und hier schon durch seine höhere Temperatur die Flüssigkeit der grösseren Gewässer in der kälteren Jahreszeit erhält und, durch die Beimischung der den verschiedenen Gebirgsschichten entnommenen Bestandtheile zu dem Wasser der Bäche und Flüsse, diesen zugleich die Fähigkeit ertheilt, eine grössere Menge von Stoffen aufzulösen oder aufgelöst zu erhalten.*) Wenn diese

*) Vergl. die Versuche von Rogers. Frer. Notizen 3. Reihe 1849. X. Bd. Nro. 14.

damit ebenso, wie manche Quellen unmittelbar durch Absatz fester Stoffe bauend wirken, so wirken sie noch viel mehr auf die Oberfläche der Erde, als die Canäle, welche die durch das atmosphärische Wasser abgeschwemmten, oberen Schichten des Bodens aufnehmen und sie dem Meere zuführen. Mit der Zunahme ihrer Kraft durch jähen Absturz von höheren Gebirgen, oder ihrer Anschwellung durch Regen, oder das Schmelzen des Schnees wird die Masse des urbaren Bodens, welche in die Ebene geführt wird, vermehrt, oder dieser selbst in einer gewissen Ordnung durchfurcht. — Das Bild dieser Ordnung wird oft nur vorübergehend durch die Zerstörungen verhüllt, welche die furchtbare Gewalt der Ueberschwemmungen ausübt, welche am Ende an der ungeheuren Masse des Meeres sich bricht. Indem das Meer zwei Drittheile der Oberfläche der Erde ausmacht, liefert es hauptsächlich das Material für den die Erde umgürtenden Dunstkreis, und indem das Wasser aus diesem wieder durch den Einfluss der imponderablen Kräfte, namentlich der Wärme und Electricität ausgeschieden wird, kehrt es aufs Neue auf die Erde zurück, um mehr unmittelbar das Leben der Pflanzen zu erhalten oder zu wecken, und den aus der Zersetzung der abgestorbenen Thiere und Pflanzen sich ergebenden Nahrungsstoff mit dem Boden zu mischen, dessen Erneurung durch die Bewegung des Wassers veranlasst wird.

Das Wasser erscheint daher in seinen verschiedenen Cohäsionszuständen und in seinem Zustande von Ruhe und Bewegung als der Träger der Kräfte, durch welche die Wechselwirthschaft der Natur im Grossen und der Uebergang von Ruhe und Bewegung und von Tod und Leben in der Natur zur Erscheinung kommt. Es greift also, wie in unsern alltäglichen Betrieb, so auch durch seine Strömung oder seine Dampfkraft in das Räderwerk ein, das in der grossen Natur nur scheinbar an dem einen Orte stille steht, indess es an einem andern Orte um so rascher sich bewegt, und selbst unter scheinbaren Störungen denn doch auf der durch ewige Gesetze berechneten Bahn fortschreitet, als deren Ziel bei aller Freiheit der Mittel die Erhaltung der Einheit des innern Lebens der Natur sich darstellt.

3. Ueber die Fundorte fossiler Ueberreste von Säugethieren, *)

insbesondere in Stuttgart und seiner Umgebung, nebst geognostischen Bemerkungen über letztere, als Ergebniss einer Wanderung durch die Umgegend von Stuttgart, in einem den 24. März 1851 gehaltenen Vortrage

dargestellt von Dr. G. Jäger.

Es ist zwar schon wiederholt in mündlichen Vorträgen und in unsern Jahresheften die fossile Fauna Württembergs und das Diluvium zur Sprache gebracht worden; indess ist wohl kaum eine Gegend in dieser Beziehung seit der ersten, im Jahr 1700 an dem Seelberge bei Canstatt veranstalteten, grossen Ausgrabung so durchforscht worden, als gerade die Umgegend von Stuttgart und Canstatt. Es sind dazu in neuerer Zeit mehrfache Untersuchungen über die hier sehr entwickelte Keuperformation hinzugekommen und ich erlaube mir daher, Ihnen das Bild von ein Paar Gängen durch die Stadt und die Umgegend von Stuttgart mit besonderer Rücksicht auf die Keuperformation und die

*) Da die genaueren Angaben über die Fundorte und Gegenstände selbst, sowie über die Literatur in dem 1835 von mir herausgegebenen Werke über die fossilen Säugethiere und der in dem XXII. Bande der Nova Acta Naturae curiosorum enthaltenen Uebersicht derselben angegeben sind, so erlaube ich mir, mich hierauf, sowie auf die 1824 von mir herausgegebene Schrift über die Pflanzenversteinerung des Bausandsteins von Stuttgart in Beziehung auf das Vorkommen des letzteren in hiesiger Gegend zu beziehen, für welche der hier im Drucke erscheinende Vortrag blos einigermassen als Wegweiser dienen sollte.

Fundorte fossiler Säugethiere zu entwerfen, das Jeder bei eigener Ausführung etwa bei Begleitung auswärtiger Freunde verbessern und vervollständigen wird, welche den, in Absicht auf die Formationen des Keupers, des Mineralwasserkalks und des sogen. Diluvial- oder älteren Alluvialbodens und ihr gegenseitiges Verhältniss in mancher Beziehung, classischen Boden der hiesigen Gegend genauer kennen zu lernen wünschen.

Beginnen wir demnach den ersten Gang mit der gepflasterten Strasse der Esslinger Steige, so finden Sie schon in geringer Höhe auf der linken Seite Felsen von gelblich grauem Keupersandstein (Bausandstein) anstehend, als Unterlage der auf denselben aufgeführten Feldmauern. Die erste Fahrstrasse links, der sogen. Canonenweg, führt Sie an mehreren Brüchen von Bausandstein vorüber, welche in neuerer Zeit verhältnissweise wenigere Ueberreste von Pflanzen und Reptilien geliefert haben, während bei mehreren aus älterer Zeit erhaltenen Exemplaren ein Steinbruch der Esslinger Steige als Fundort angegeben ist. — Ohne den Canonenweg weiter, als bis zu der Aussicht gegen das Neckarthal zu verfolgen, kehren Sie auf die Esslinger Steige zurück, um von da aus rechts den Weg zwischen den Weinbergen an mehreren Brüchen vorbei bis zu der Fahrstrasse zu verfolgen, welche noch an ein Paar Brüchen vorbei zu dem oberen Theile der, unter dem Namen der Kienlen oder des romantischen Thälchens, bekannten Schlucht führt, welche indess jetzt grossentheils durch den Abraum jener Steinbrüche ausgefüllt ist. Der oberste dieser Steinbrüche liefert vorzugsweise rothgeflammten Sandstein. Vor beiläufig 25 Jahren wurde hier eine Lage von Calamiten (durch die gleiche rothe Sandsteinmasse petrificirt), deren Durchmesser 1—7″ betrug, aufgedeckt, indess sie sonst in dieser obersten Schichte selten vorkommen. Vor kurzer Zeit war in diesem Steinbruche ein hohler Rhombus von 12 Fuss Seite ungefähr und völlig ebenen Wandungen zu sehen, als weiterer Beleg für die regelmässigen Formen des Keupersandsteins, für welche übrigens auch in den übrigen Steinbrüchen Belege genug sich an den, zum Theil sehr massigten Quadern finden, durch deren Ausbrechen indess fortwährend das Ansehen dieser Steinbrüche und ihre Stelle selbst verändert wird.

Aus der rechts anstehenden hohen Wand von rothem Mergel ragte vor 30 Jahren ungefähr ein 3′ langes Bruchstück eines Stosszahns des Mammuths hervor. Es ist diese Stelle wenigstens als höchster Fundort fossiler Ueberreste der hiesigen Gegend bemerkenswerth. — Verfolgt man den Fussweg rechts, oder die Fortsetzung des Fahrwegs bis auf die Höhe des Bopsers und wendet sich dann rechts dem breiten Waldweg folgend, so gelangt man zu Felsen von weissem grobkörnigem Stubensandstein, als oberster Schichte einer zusammenhängenden Felsreihe, welche auch von der neuen Weinsteige aus sichtbar und unmittelbar von dem Tannenwald bedeckt ist. Steigt man von da auf der alten Bopsersteige bis zu dem Bopserbrünnele herab, so trifft man rechts noch Ueberreste der Schichte des plattenförmigen Sandsteins mit den bekannten Krystallen. Von dem Bopserbrünnele führt ein Staffelweg auf die neue Weinsteige. Verfolgt man diese aufwärts bis Degerloch, so fallen links die Wände von in horizontalen Schichten abgelagertem, rothem oder bläulichtem Thon und grünlichgrauem Thonstein auf, die von weissem Stubensandstein bedeckt sind, der das Material für die vielen Mauern lieferte, und auf welchen noch ein Bruch angelegt ist, in welchem ein Paar grössere Calamiten aufgefunden wurden. Auf dem weiteren Wege nach Degerloch erkennt man an dem Abhange rechts dieselbe Schichte von weissem Sandstein, welche sich ziemlich tief in das Häslacher Thal herabsenkt. Ueber diesem Sandsteine sind als eigenthümliche Vorkommnisse die dünne Lage von Knochenbreccie und der Nagelkalk bei Degerloch und der zum Theil aus verwittertem Lias-schiefer bestehende Ackerboden der Filder zu bemerken, der als solcher durch die Menge von Ammoniten sich beurkundet, welche früher in dem Ackerboden der Gegend von Echterdingen aufgefunden wurden, wo indess nur auf der linken Seite der kurzen Ansteigung der Fahrstrasse nach Tübingen noch ein Ueberrest dieser Schichte von Lias-schiefer blossliegt. Wenden Sie sich indess von Degerloch rechts nach Möhringen und Vaihingen auf den Fildern, so finden Sie als obere Lage nur einige Fuss unter dem Ackerboden den hauptsächlich als Pflasterstein benützten, harten schwarzen Liaskalk mit *Plagiostoma giganteum*

aber ungeachtet dieſer außerordentlich ſchnellen Zunahme der Weißen, ſtieg die Zahl der Neger in dieſem Zeitraum dennoch um circa 4045 Procent. Die Neger vermehrten ſich daher ungleich ſchneller als die Weißen (im Verhältniß wie 40:18), und dies, wie erwieſen iſt, nicht ſo ſehr durch Zufuhr neuer Neger, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß während dieſes Zeitraums und ſelbſt in neueſter Zeit eine bedeutende Anzahl Neger aus Afrika in New-Orleans und andern im merikaniſchen Meerbuſen gelegenen Staaten eingeführt wurde, ſondern durch Krankheit und größere Sterblichkeit unter den Weißen und durch die größere Zahl von Geburten unter den Schwarzen; und ähnliche Verhältniſſe zwiſchen der Bevölkerungszunahme der Weißen und Schwarzen finden ſich in allen baumwollpflanzenden Staaten des Südens. Endlich ergibt ſich

Sechstens: daß die Zahl der Sklaven in der ganzen Union, ungeachtet 10 Staaten die Sklaverei aufgehoben und 4 neue dieſelbe gar nie eingeführt haben, dennoch von circa 700,000 auf 2,000,000 anwuchs, welche Zahl ſich nach glaubwürdigen Angaben in den letzten 8 Jahren noch um weitere 800,000 vermehrt hat, ſo daß man die gegenwärtige Zahl der Sklaven in der ganzen Union als nahe an 3 Millionen annehmen darf. Die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1790 ungefähr 3 Millionen, wovon die Negerſklaven etwas weniger als den vierten Theil bildeten. Im Jahr 1830 war ſie bis auf beinahe 13 Millionen angewachſen, wovon die Zahl der Neger etwas weniger als ⅓ betrug, und in neueſter Zeit kann man die Totalbevölkerung der Vereinigten Staaten auf 15,000,000 ſchätzen, wovon nahe an 3 Millionen, alſo beinahe ⅕ Sklaven ſind. In der Union hat daher die Zahl der Sklaven zu den Weißen im Ganzen abgenommen, aber keineswegs im Verhältniß zur zunehmenden Induſtrie, zum Handel und Reichthum des Staates, zu den Fortſchritten der Civiliſation und zur vermehrten weißen Bevölkerung. In einem Zeitraum von 40 Jahren, während welcher die Zahl der Einwohner ſich mehr als vervierfachte, fiel die Sklavenzahl nur vom vierten zum ſechsten Theil der ganzen Bevölkerung, nahm alſo, im Verhältniß, nur um ein Zwölftel ab und iſt in neueſter Zeit wieder auf ein Fünftel der ganzen Bevölkerung geſtiegen. Und während derſelben Zeit haben die Vereinigten Staaten die Sklaverei auf ein fremdes Land verpflanzt, aus dem ſie

und der Rückweg durch Kaltenthal führt sie noch an einer neueren Bildung von Kalktuff und einigen Brüchen von weissem Sandstein vorbei, indess von dem Gypse, der bei der Anlage der Wasserleitung, welche von Kaltenthal nach Stuttgart führt, durchbrochen wurde, ebenso wie von den Gypsbrüchen am Bopser nur noch Ueberreste sichtbar sind. Beginnen Sie nun ihren zweiten Gang mit dem Wege nach den Wasserfällen, der rechts von der Chaussée zwischen Häslach und Kaltenthal durch den Wald hinauf sich wendet, so finden Sie hier die Felsen von weissem Sandstein durchbrochen, deren Fortsetzung in der Nähe des Belvedere auf dem Hasenberge zu Tage liegt. Fehlt es jedoch an einem der Gegend kundigen Begleiter, so wählt man lieber von Stuttgart aus die Fahrstrasse des Hasenbergs bis nach dem Belvedere, an welcher rechts der Stubensandstein sich ziemlich tief herabzieht, aber allmählig verschwindet, indem die zu Tage liegenden, ziemlich weichen Massen hauptsächlich zu Stubensand seit vielen Jahren benützt werden. Der oberhalb des Belvedere an dem rechts gelegenen Brunnen durch den Wald ansteigende Weg führt nach der sogen. Gaiseiche und die Höhe von Bothnang. Beim Herabsteigen von dieser kommt man wieder an einem kleinen Bruche von gelblichem Keupersandsteine vorüber. Besser setzt man aber den Weg von der Gaiseiche, dem Saume des zur Linken sich fortziehenden Waldes folgend, an dem Schiesshause vorüber bis zu der Höhe der Feuerbacher Haide fort, um zu den bedeutendsten Keupersandsteinbrüchen der hiesigen Gegend zu gelangen, welche die meisten fossilen Pflanzen und Reptilien geliefert haben. Steigt man von der Feuerbacher Höhe zu der Stäffelisfurche herunter, so sieht man rechts die von einem früher ausgedehnten Steinbruche zurückgebliebene Vertiefung. Wenigstens früher waren die obersten Schichten des gelben Sandsteins theilweise mit einer dünnen Schichte schieferiger Lettenkohle bedeckt, die ohne Zweifel der Lettenkohle entspricht, welche früher in den sogen. Kriegsbergen zu bergmannischen Versuchen auf Steinkohle Veranlassung gab. Verfolgt man den ungefähr von der Mitte der Stäffelisfurche rechts sich zwischen den Weinbergen wendenden (eine schöne Ansicht der Stadt und Umgegend gewährenden)

Weg bis zu dem Catharinenhospital, so findet man noch an dem steilen Wege beinahe in der Thalsohle den Keupersandstein anstehen und den Ueberrest eines Felsen noch in der Nähe des Stirnbrandischen Hauses Nr. 16, wie es scheint, an seiner ursprünglichen Lagerstätte in der Alleenstrasse.

Ueber die Lagerungsverhältnisse der Hügel, welche das Thal von Canstatt begrenzen, in welches bei Berg das Stuttgarter Thal einmündet, gewährt die auf der Höhe der Feuerbacher Haide eröffnete Aussicht einen belehrenden Ueberblick, der zu einer genaueren Berichtigung in der Nähe einladet. Setzen Sie zu dem Ende Ihren Weg von der Feuerbacher Haide aus geradezu durch die Weinberge, oder über Canstatt der Fahrstrasse folgend, nach dem Burgholze fort, so finden Sie hier in beträchtlicher Höhe Brüche auf Mineralwasserkalk angelegt, der innerhalb des Walles von Muschelkalk, der sich von Münster bis Untertürkheim hinzieht und hin und wieder, namentlich an dem Eisenbahneinschnitt bei Canstatt, am Sulzerrain und am Rosenstein, von zum Theil mächtige Felsen bildenden Gerölleonglomerat überdeckt oder unterteuft, den Untergrund des Thals von Canstatt bildet. Die Gerölle des Neckars fehlen in dem Stuttgarter Thal, indess der Mineralwasserkalk sich auf der rechten Seite des Stuttgarter Thals bis zu einem früher im Stöckach, hauptsächlich des Bausandes wegen, angelegten Bruche heraufzieht, auf der südwestlichen Seite des Thals aber durch den Eisenbahneinschnitt an der Galgensteige, sowie in der Thalsohle zwischen dem Königsbade und Orangeriegebäude in mächtigen Bänken blosgelegt worden ist und sich bis weit in die Stadt heraufzieht, in der er bei Anlegung von Canälen und Kellern, namentlich in der Schlossstrasse, der Kanzleistrasse (Bazar), den neuen Kanzleigebäuden in der Königs- und Friedrichsstrasse, dem Eckgebäude der Kanzlei- und Calwerstrasse, in letzterer bei Grabung der Keller der dem Metzgermeister Appenzeller, Apotheker Kreuser, Buchhändler Mezler gehörenden Häuser in einer Tiefe von 10—18', ebenso an der Ecke der Kanzlei- und Rothenstrasse, in letzterer sogar unter dem Strassenpflaster aufgedeckt wurde.

Unterteuft ist der Mineralwasserkalk von gelbem und zum Theil grünlichem Mergel, bedeckt dagegen meist mit gelbem,

zum Theil auch mit weissem, ohne Zweifel von den Stuttgarter Bergen abgeschwemmtem Sande und dem hier überall verbreiteten rothen Lehmboden (Diluviallehm), in welchem die bekannten Geoden (sogen. Klappersteine) einzeln, bisweilen auch in grosser Anzahl in ziemlich gleicher Höhe sich finden. An vielen Stellen ist der Diluvialboden bedeckt oder gemischt mit Alluvialboden, dessen Hauptbestandtheile der Schutt oder Abraum der das Stuttgarter Thal begrenzenden Berge ist. Es fehlen daher in ihm auch grössere nur wenig abgerollte Brocken von weissem Sandsteine fast nie, welchen auch hin und wieder andere aus höheren Schichten abstammende Bestandtheile, z. B. Petrefacten der Liasformation beigemengt sind, wie die von Hrn. Inspector Fleischmann in der Nähe des Tunnels auf der Prag erhaltenen Geschiebe von Belemniten und Gryphiten erweisen. Bei den Grabarbeiten, welche früher die Ebnung des sogenannten Schillerfeldes und die Legung der Fundamente der an dieser Stelle erbauten Reiterkaserne erforderten, kamen indess sehr mächtige und feste Conglomeratfelsen zu Tage, welche vorzugsweise aus Bruchstücken der die Stuttgarter Berge bildenden Gebirgsarten bestanden, welche durch den zerbröckelten bunten Thon und durch Absatz von Kalk aus dem Wasser der Bäche und vielleicht aus dem auch hier früher heraufgedrungenen Mineralwasser zusammengeklebt waren.

Demnach ergibt sich für die Lagerstätte der vorherrschenden Gebirgsart der Stuttgarter Berge, nämlich den gelblich grauen Keupersandstein, ein ziemlich gleiches Niveau auf dem östlichen Theil des Kessels von Stuttgart, den Esslinger Bergen und der Gänshaide, wie auf der gegenüberliegenden Feuerbacher Haide. Beide krönt nur noch eine unbedeutende Schichte von weissem Stubensandstein, der dagegen von der Höhe der Weinsteige und des Hasenbergs sich ziemlich tief, am Abhange derselben fast ebenso tief herabzieht, als der gelbe Bausandstein von den Esslinger Bergen und der Feuerbacher Haide. Es scheint demnach eine bedeutende Einsenkung der Weinsteige und des Hasenbergs stattgefunden zu haben; indess der in der Mitte zwischen beiden übrig gebliebene Hügel, die sogen. Reinsburg, grossentheils aus einem Kern gelblichen Bausandsteins besteht und durch einen Ausläufer

die Stadt selbst durch das höher gelegene Bollwerk und der Königsstrasse entlang in 2 Buchten theilt, die nur jetzt in Folge der mancherlei Ebnungen und Abgrabungen nicht mehr so deutlich hervortreten, indess dieser Ausläufer in der Nähe des Bazars vor 40 Jahren noch einen jähen Abhang bildete, wie noch jetzt die rechts von der Königsstrasse nach der Altstadt führenden Strassen, unerachtet auch sie mehr oder weniger abgehoben wurden. Die Thalsohle selbst wurde aufgefüllt durch den Abraum der Berge, welchen der Vogelsangbach von dem westlichen und nordwestlichen Bogen des Kesselabhangs sonst in die sogen. Seewiesen führte, während anderer-eits der von Kaltenthal und Häslach auf der rechten oder Bopserseite des Kessels nicht selten bedeutend angeschwollene Nesenbach diese Bucht des Thales anfüllte und zugleich vereint mit dem Vogelsangbache den Durchbruch durch Mineralwasserfelsen bei Berg zu Stande brachte, indess durch den Absatz des Mineralwasserkalks selbst von unten auf der Boden der Thalsohle erhöht wurde. Dass der Neckar selbst früher von dem Canstatter in das Stuttgarter Thal eingedrungen sei, dafür hat man keine bestimmten Belege, namentlich findet sich keine Spur einer Ablagerung von Geröllen, welche der Neckar gewöhnlich mit sich führt. Der gänzliche Mangel derselben in dem Stuttgarter Thale spricht sogar entschieden gegen jene Annahme und man könnte nur etwa ein vorübergehendes Ueberfluthen des Eingangs des Stuttgarter Thales bei hohem Wasserstande annehmen, durch welches zwar keine Gerölle, wohl aber die leichteren Zähne und Knochen der Landsäugethiere in diese seitliche Bucht eingeschwemmt worden wären. Dafür würde denn allerdings die seitliche Lage dieser Bucht sprechen, in welche bei hohem Wasserstande eine bedeutende Strömung erfolgen musste; sodann die grosse Menge von fossilen Knochen und Zähnen, welche bis jetzt in dem Stuttgarter Thale gefunden worden sind.

Bis jetzt hat man innerhalb des Flussgebiets der Donau in Württemberg nur erst bei dem Eisenbahndurchschnitt bei Hasslach in der Nähe von Ulm und bei Weissenstein in dem oberen Boden Ueberreste des Mammuths, *Rhinoceros tichorrhinus*, Pferds, Hirschs und *Ursus spelaus* gefunden.

Die, vor langer Zeit ohne Zweifel, bei Alpirsbach gefundenen, an der Kirche daselbst aufgehängt gewesenen Knochen gehören dem unmittelbaren Rheingebiete an. Dagegen begleiten den Neckar von seinem Ursprunge bei Rottweil an zahlreiche Fundorte der Diluvialfauna, indem die Fundorte bei Rottenburg, Tübingen, Reutlingen, Geisslingen, Weilheim, Oberensingen ebenso dem Flussgebiete des Neckars angehören, wie die unterhalb des Thals von Untertürkheim, Canstatt und Stuttgart gelegenen Fundorte bei Münster, Waiblingen, Plüderhausen, Beutelsbach, Schorndorf, Marbach, Mundelsheim, Bietigheim, Heilbronn, Weinsberg, Schwäbisch-Hall, Steinkirchen, Hohenlohe-Kirchberg an der Jaxt. Während die früher genannten Orte meist blos Ueberreste des Mammuths, Rhinoceros, Pferds, *Bos primigenius* bei einer einmaligen Ausgrabung lieferten, ist Schwäbisch-Hall dadurch bemerkenswerth, dass von den zum Theil schon sehr frühe, nämlich 1494, 1605, 1728 daselbst gefundenen fossilen Knochen eine genauere Nachricht sich erhalten hat. Hieran reiht sich der im Jahr 1850 gemachte Fund eines grossen Theils des Schädels und mehrerer Backenzähne des Mammuths, welche in dem dortigen Salzthon eingeschlossen waren und sich durch ihre gute Erhaltung und Festigkeit auszeichnen. Sie befinden sich jetzt in dem Besitze der HH. Oberbaurath v. Bühler und Medicinalrath Dr. Hering. Bei Kirchberg an der Jaxt sind gleichfalls schon 1767 mehrere fossile Knochen und Zähne vom Mammuth und dem Pferde gefunden worden, zu welchen in neuerer Zeit Zähne des Bibers und eines sehr grossen Hirschs und einer bisher an andern Orten Württembergs noch nicht aufgefundenen Species von *Rhinoceros (leptorrhinus)* kommen. Die an andern Orten aufgefundenen Ueberreste von Rhinoceros gehören alle der Species *Rh. tichorrhinus* an, und sie kommen nach den Ueberresten des Mammuths und Pferds am häufigsten vor, wie sich insbesondere auch aus den Ausgrabungen in der Umgegend von Canstatt und Stuttgart ergibt. Verfolgt man die Fundorte des Neckarthals von Untertürkheim aus, wo in dem weichen Boden über den Gypsbrüchen vor beiläufig 30 Jahren unter andern einige gut erhaltene Ueberreste der *Hyäna spelaea* gefunden wurden, nach dem Seelberg,

so tritt uns hier eine reiche Fundgrube entgegen, in welcher vielleicht (vielleicht auch in der Nähe der Uffkirche) schon im Jahr 1700 die erste bedeutende Ausgrabung gemacht wurde, von welcher allein Ueberreste von wenigstens 20 Individuen des Mammuths aufbewahrt wurden, indess die 2te grosse Ausgrabung in der sogen. Lehmgrube im J. 1816 die in dem Königl. Naturaliencabinet aufgestellte Gruppe von 13 Stosszähnen des Mammuths und eine sehr grosse Zahl von Ueberresten auch anderer Diluvialthiere lieferte, welche sämmtlich in diese in dem Mineralwasserkalk gebildete Höhlung mit dem Diluviallehm eingeschwemmt worden waren. Es hat sich gerade bei der seit wenigen Monaten hier aufs Neue behufs der Gewinnung von Material zu einem Erddamm stattgefundenen Ausgrabung in dieser Grube ergeben, dass der rothe Lehm erschöpft und somit früher in die Höhlung des Mineralwasserkalks eingeschwemmt war, dessen Wandungen ebenso, wie die aufs Neue aufgefundenen fossilen Ueberreste, durch neueres Alluvium bedeckt waren. Dies ergab sich auch grossentheils bei den vielen an dem Sulzerrain aus Veranlassung der Brunnenanlagen gemachten Ausgrabungen und erklärt sich auch wohl einfach aus der Lage dieser Fundorte, die selbst noch jetzt bei grossen Ueberschwemmungen der Strömung des Neckars ausgesetzt sind, indess die Ablagerung eines ganzen Skelets des Mammuths und vieler einzeln gefundener Knochen und Zähne ohne Zweifel einer früheren Fluth angehört, durch welche die Muschelkalkwand bei Münster durchbrochen wurde. Lenkt man von diesem Besuche der Umgegend von Canstatt den Weg nach dem Stuttgarter Thal zunächst nach der Stöckachstrasse (auf der rechten Seite des Nesenbachs) ein, so begegnet man zuerst rechts dem oben erwähnten, jetzt verlassenen Bruche von Tuffsteinen und -Sand, in dessen Nähe schon 1745 ein 50 Pfund schwerer Stosszahn und zu Anfange dieses Jahrhunderts ein Unterkiefer des Mammuths gefunden wurde. Eine weitere Ausbeute gab die Ausgrabung der Keller oder Fundamente des am Ende der Canstatter Strasse gelegenen Hauses des Bierwirths Frasch 1845, des Kunstsaals 1838, in den letzten Jahren und erst in diesem Jahre bei Grabung der Keller mehrerer an dem Abhange gegen die Neckarstrasse gelegener Häuser (des Mammuthszahns im

oberen Theile des sogen. Kienlen wurde oben schon erwähnt). Mehrere zu einem Skelet des Mammuths und Rhinoceros gehörigen Knochen und Zähne wurden 1805 am Fusse des Bopsers auf dem Wilhelmsplatze (ehemaligen Richtplatze, jetzigen Holzmarkte) gefunden; indess bei Grabung der Keller mehrerer Gebäude der Gerbervorstadt, welche unmittelbar im Bereiche des Nesenbachs liegt, mit dem Alluvium auch blos Ueberreste jetzt lebender Thiere vorkamen. Dagegen lieferten die Ausgrabung der Fundamente eines Hauses in der Tübingerstrasse (Stadtrath Sick, früher Wildmannwirth Heinrich) einen Stosszahn, und die Grabarbeiten bei der Infanteriekaserne auf dem Bollwerke mehrere Knochen des Mammuths. Diese Stelle bildet zugleich die Grenze gegen die Bucht des Stuttgartel Thals, welche von dem Hasenberge und der Bothnanger und Feuerbacher Höhe eingeschlossen ist und zunächst den gewöhnlich sehr kleinen Vogelsangbach aufnimmt. In dem obersten Bogen dieser Bucht fand man 1814 bei Grabung der Fundamente des Gewächshauses des Staatssecretärs von Goes eine Rippe und Beckenhälfte des Mammuths, in der Fortsetzung der Gartenstrasse gegen den Hoppelaukirchhof nur wenige Fuss über der Schichte von grünlichem Leberkies Bruchstücke von Zähnen und Knochen des Mammuths. Verfolgt man von hier aus die Militärstrasse ausserhalb der Stadt, so bieten ausser dem Waarenbahnhofe 1845, insbesondere das Schillerfeld 1828 und die auf demselben Platze vorgenommenen Grabarbeiten für den Bau einer Reiterkaserne eine reiche Ausbeute an Ueberresten der verschiedenen Diluvialthiere, worunter der beinahe vollständige Schädel eines *Rhinoceros tichorrhinus* und Kieferstücke von 2 andern Individuen sich auszeichnen und in Vereinigung gebracht werden konnten mit den 1828 an der Vereinigungsstelle der Friedrichs- und Schlossstrasse aufgefundenen Knochen von 6 Individuen des *Rhin. tichorrhinus*. Die in der Kronenstrasse 1819—1821 aufgefundenen zahlreichen Ueberreste fanden sich grossentheils in dem durch Eisenoxyd gefärbten Tuffsande, von dessen Farbe sie gleichfalls durchdrungen waren. Dieser Fundort schliesst sich daher an die oben schon erwähnten Stellen des Bazars, der Ecke der Kanzlei- und Calwerstrasse, der Realschule, an der Ecke der Kanzlei- und

Rothenstrasse und der senkrecht von der Kanzleistrasse abgehenden Königsstrasse, Friedrichs-, Calwer- und Rothenstrasse an, an welchen durch die in neuerer Zeit veranstalteten Ausgrabungen des Mineralwasserkalks aufgedeckt wurde, und welche auch alle, mit Ausnahme der Rothenstrasse, Ueberreste von Diluvialthieren in einer Tiefe von 10—18' unter der Oberfläche meist unmittelbar unter dem rothen Diluviallehm oder, wenn dieser durch das Alluvium verdrängt war, unmittelbar über oder in dem gelblichen oder grünlichen fetten Mergel lieferten, der den Mineralwasserkalk bedeckte. Der neueste Fund (1850) eines Stosszahns und einer Rippe des Mammuths bei Grabung eines Kellers des Herrn Metzgermeisters Appenzeller in der Calwerstrasse in einer Tiefe von 28' ist die niederste Stelle, in welcher in dieser Gegend der Stadt solche Ueberreste in demselben fetten grünlichen Mergel gefunden worden sind, zu deren Besichtigung auf dem Königl. Naturaliencabinet ich Sie einlade, welchem der Besitzer dieses Exemplar mit zuvorkommender Gefälligkeit überlassen hat.

Nach den obigen Angaben über die Lage des Bausandsteins und Stubensandsteins an den Stuttgart umgebenden Bergen ist eine Einsenkung derselben zwischen der Weinsteige und dem Hasenberge nicht unwahrscheinlich, welche im Laufe der Zeit, wiewohl an vielen andern Orten als eine allmählig eintretende Folge der aus der Tiefe hervordringenden Quellen angenommen werden kann, indess die Bildung des ganzen Kessels von Stuttgart nach Walchner in Zusammenhang mit den vulkanischen Veränderungen zu bringen wäre, durch welche vielleicht die Filder gehoben wurden, und mit welchen die noch jetzt im untern Theile des Stuttgarter Thals und bei Canstatt zu Tag kommenden Thermalwasser und somit die Ablagerung des Mineralwasserkalks in dem Thale von Stuttgart und Canstatt in Verbindung zu setzen wären. Eine deutliche Spur so gewaltsamer Veränderungen, durch welche unmittelbar die bisher im Diluvium aufgefundenen Thiere vernichtet worden wären, findet sich in der Gegend von Canstatt und Stuttgart nicht, so wenig als in dem gesammten Flussgebiete des Neckars. Die bedeutenderen Veränderungen der Oberfläche der schwäbischen Alb,

welche vulkanischen Wirkungen zuzuschreiben sind, haben eine andere Fauna getroffen, als die, deren Ueberreste das sogen. Diluvium einschliesst. Letztere umfasst im Ganzen nur wenige Thiere, unter welchen das Mammuth, Rhinoceros, Pferd, der Hirsch und Stier unter den Pflanzenfressern am häufigsten vorkommen, indess von einer grossen Art von Dammhirsch, dem Rennthiere und dem Schweine nur einzelne Ueberreste gefunden werden. Den häufigeren Ueberresten des Höhlenbärs stehen nur sparsamere Ueberreste der Hyäne und des Wolfs und nur einzelne des Tigers zur Seite, und die Nagethiere sind (abgesehen von dem isolirten Vorkommen von ein Paar Knochen des Alpenmurmelthiers) nur durch ein Paar Mäuse repräsentirt, die mit Ueberresten des Maulwurfs und mehrerer Frösche zusammengefunden wurden und wohl auch neueren Ursprungs sein könnten, wie die Ueberreste mancher anderer Säugethiere der jetzigen Fauna, welche mit denen der Diluvialsäugethiere zusammengefunden wurden. Die Diluvialfauna ist somit nicht strenge abgeschlossen von der gegenwärtigen Fauna der Oberfläche der Erde und sie bezeichnet ebenso blos eine Uebergangsperiode der Erde, wie die geognostischen Verhältnisse des Diluviums selbst, indess die Säugethierfauna anderer Formationen, wie die der Bohnerzablagerungen, mehr für die gewaltsamen Catastrophen zeugt, durch welche ihre Ueberreste an ihre jetzige Lagerstätte geführt worden sind, durch welche vielleicht diese Fauna selbst zu Grunde gegangen ist und durch welche zugleich eine Periode in dem inneren Leben und der Entwicklung der Erde abgeschlossen wurde. Von ihr scheint nicht, wie von der Diluvialperiode, ein unmittelbarer Uebergang zu den jetzigen Verhältnissen der Oberfläche der Erde und ihrer jetzigen Fauna und Flora statt gefunden zu haben. Auf der andern Seite gehört die Flora und Saurier-fauna des Keupers einer Periode an, in welcher die Säugethierfauna des Diluviums wie dieses selbst noch fehlte, so nahe sich jetzt räumlich beide Formationen berühren.

4. Analyse der Mineralquelle oberhalb Beinstein im Oberamt Waiblingen.

Von F. R. Furch in Stuttgart.

Diese Analyse unternahm ich im März des vorigen Jahres und führte sie im Laboratorium der königl. polytechnischen Schule unter Leitung des Herrn Professors Dr. Fehling aus.

Die Quelle entspringt auf der rechten Seite der Rems etwa in der Mitte zwischen Fluss und Thalrand, ungefähr 750 Fuss oberhalb Beinstein, in sumpfigen Wiesen. Sie hat sich ein Becken mit einem Durchmesser von 7—8 Fuss und einer Tiefe von 4—5 Fuss geschaffen und gibt eine ziemliche Menge Wasser unter Ausstossen von Gasblasen. Sie ist nicht gefasst.

Etwa 4400 Fuss weiter oben im Thal, fast unmittelbar an der Brücke, die dort über die Rems führt, befindet sich auf der andern Seite des Flusses ebenfalls eine Mineralquelle von ähnlichem Geschmack wie die vorige, die ich anfänglich zu untersuchen die Absicht hatte, da sie gefasst ist. Aber durch das Austreten der Rems war diese Quelle zugeschlämmt und brach an mehreren Orten mit viel wildem Wasser vermischt zu Tag.

So kam es, dass ich die Analyse der untern nicht gefassten Quelle vorzog.

Qualitative Analyse.

Am 3. März 1850 Morgens 9 Uhr war die Temperatur der Quelle + 17° C., die der Luft 7° C.

Zur qualitativen Untersuchung des Wassers wurde etwas über ein Kilogramm Wasser etwa zwei Stunden lang gekocht und das dadurch verdampfte Wasser durch destillirtes ersetzt. Dann wurde filtrirt, und Filtrat und Niederschlag untersucht.

bereits verſchwunden war; denn in Texas rechnet man jetzt auf 65,000 Seelen 30,000 Sklaven. Wohin ſich die Amerikaner nach Süden hin ausbreiteten, haben ſie Freiheit und Sklaverei verpflanzt; denn die Merikaner, obgleich ſie ſich durch die Emancipation ihrer Neger um die Menſchheit verdient machten, hatten doch nie einen klaren Begriff von einem politiſchen Gemeinweſen, und die Vermiſchung der Racen in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien von Amerika hat bis jetzt nur zu ihrer Entartung und zum Untergang ihrer Nationalität beigetragen. Welche ſchreckliche Ironie der Geſchichte liegt nicht in der Aeußerung der virginiſchen und ſüdkaroliniſchen Patrioten, „daß die Sklaverei der beſte Dünger ihrer Freiheit ſey,“ und daß ohne die Demokratie und den Reichthum der ſüdlichen Staaten die nördlichen Provinzen längſt ariſtokratiſche Formen aus England eingeführt hätten, oder die bleibenden Schuldner Europa's geworden wären. „Wir ſind frei und gleich unter uns,“ ſagen die Südländer; „wir bilden zwar eine Ariſtokratie in Bezug auf die Neger; aber unter uns ſelbſt gibt es nur Einen Stand — den der Pflanzer. Wir bilden die reinſte Demokratie, welche je geweſen, und ſind, da wir zu gleicher Zeit conſumiren und (durch unſere Sklaven) produziren, ganz allein im Stande, zu Gunſten der arbeitenden Klaſſen des Nordens, welche nie mit uns in Konkurrenz treten können, Geſetze zu machen. Der Fabrikant und Kaufmann des Nordens, welcher zu Gunſten des Arbeitslohns ſpricht, welcher die Armen vertheidigt, ſpricht gegen ſein eigenes Intereſſe. — Der Demokrat des Südens fürchtet nicht, durch zu große Liberalität ſich mit den arbeitenden Klaſſen zu vermiſchen, oder wohl gar von ihnen überſtimmt zu werden. Die Producenten des Südens ſind ſtumm, und ihr Lohn wächst nur im Verhältniß zu ihrem Gehorſam. Bis jetzt haben nur Südländer zu Gunſten der Freiheit gewirkt, und mit Ausnahme van Burens und der beiden Adams, welche letztern die Republik, ohne die Oppoſition des Südens, in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet hatten, waren alle Präſidenten von Amerika Südländer, ja was noch mehr iſt, die eigenthümlichen Helden der Revolution und der Demokratie, George Waſhington, Thomas Jefferſon und Andrew Jackſon, waren Sklavenbeſitzer. — Ihr arbeitenden Klaſſen des Nordens — wer zahlt euch euren Lohn, als die Sklavenſtaaten? —

Untersuchung des Niederschlags.

Der Niederschlag wurde mit Salzsäure gelöst und mit Ammoniak im Ueberschuss versetzt. Es fiel Eisenoxyd.

Eine Probe des Mineralwassers mit Ferrocyankalium versetzt, färbte sich blau.

Thonerde konnte nicht nachgewiesen werden.

Das Filtrat von dem Eisenoxyd wurde mit kleesaurem Ammoniak versetzt. Es entstand ein weisser Niederschlag, der als kleesaurer Kalk erkannt wurde.

Das Filtrat von dem kleesauren Kalk wurde mit phosphorsaurem Natron und Ammoniak versetzt; es entstand ein schwacher weisser Niederschlag, phosphorsaure Ammontalkerde, was sich durch weitere Versuche bestätigte.

Untersuchung des gekochten Wassers.

Im gekochten Wasser konnte kein Eisen mehr nachgewiesen werden.

Oxalsaures Ammoniak fällte oxalsauren Kalk. Es waren somit keine kohlensaure Alkalien vorhanden. Aus einem Theil des Filtrats wurde mit phosphorsaurem Natron phosphorsaure Ammontalkerde gefällt.

Ein anderer Theil des Filtrats wurde mit überschüssigem Barytwasser behandelt. Aus dem Filtrat hieraus wurde der überschüssige Baryt durch kohlensaures Ammoniak bei Ammoniakzusatz gefällt, das Filtrat mit Salzsäure abgedampft, die Ammoniaksalze durch Glühen verjagt, der Rückstand mit Wasser gelöst und ein Theil der Lösung mit Platinchlorid und Alkohol versetzt. Es entstand ein gelber Niederschlag von Kaliumplatinchlorid.

Ein anderer Theil der Lösung wurde mit Alkohol angezündet. Es zeigte sich eine starke Natronflamme.

Weitere Untersuchung des Wassers.

Frisches Wasser reagirte auf freie und gebundene Kohlensäure.

Eine Portion Wasser mit Salzsäure scharf abgedampft, dann wieder mit Salzsäure gelöst, hinterliess einen Rückstand, der sich als Kieselsäure zeigte.

Eine andere Portion Wasser mit Salzsäure versetzt und wenig erwärmt, dann mit Chlorbarium versetzt, gab einen weissen in Säuren unlöslichen Niederschlag, der Schwefelsäure anzeigt.

Salpetersaures Silberoxyd zeigt Chlor an.

Auf Brom, Jod, Quellsäure und Quellsatzsäure wurde nicht untersucht.

Quantitative Analyse.

Bestimmung des specifischen Gewichts.

Ein Glas von bestimmtem Gewicht wurde mit destillirtem Wasser gefüllt und gewogen, dann getrocknet, mit Mineralwasser von derselben Temperatur gefüllt und wieder gewogen.

Das Wasser wog 114.987,
das Mineralwasser 115.376,
also spezifisches Gewicht: 1.00338.

Ein zweiter Versuch mit einem andern Glas ergab als spezifisches Gewicht $\frac{10.2630}{10.2275} = 1.00347$.

Also Mittel 1.00343.

Bestimmung der Totalmenge der Kohlensäure.

In Gläser von bekanntem Volumgehalt wurde eine Portion Ammoniak und Chlorcalcium gemessen und dann die Gläser an der Quelle mit Mineralwasser gefüllt. Da die Quelle nicht gefasst war, und da die Gasblasen bald da, bald dort in dem Bassin in die Höhe stiegen, so konnte die Füllung nicht gleichmässig geschehen. Die Resultate können somit nicht so genau stimmen, als unter andern Umständen zu erwarten gewesen wäre.

Der Niederschlag musste alle freie und gebundene Kohlensäure an Kalk gebunden enthalten.

Die Niederschläge wurden abfiltrirt und dann von einem Theil derselben das Gewicht der darin enthaltenen Kohlensäure mit Hülfe des Fresenius'schen Apparats, von einem andern Theil aber das Volum der Kohlensäure bestimmt.

So gaben zwei Versuche im Mittel auf 100 Kubik-Centimeter Wasser 0.0891 Gramm Kohlensäure, welche bei einer Temperatur

von 0° und einem Barometerstand von 336 Linien 44.865 Kubik-Centimeter betragen.

Zwei andere Versuche ergaben im Mittel, auf dieselbe Temperatur und denselben Barometerstand wie vorhin berechnet, auf 100 Kubik-Centimeter Wasser 39.71 Kubik-Centimeter Kohlensäure.

Also Mittel aus allen vier Versuchen auf 100 Kub.C. Wasser 42.29 Kub.C. Kohlensäure.

Bestimmung der gebundenen Kohlensäure, des Eisenoxyds, kohlensauren Kalks und der kohlensauren Magnesia.

Eine bestimmte Quantität Wasser gekocht, der dabei entstehende Niederschlag filtrirt, in Salzsäure gelöst, mit Ammoniak im Ueberschuss versetzt, das Eisenoxyd heiss filtrirt, ergab als Mittel aus vier Versuchen in 100 Gramm Wasser 0.00055 Eisenoxyd, welche 0.00080 kohlensaurem Eisenoxydul entsprechen, worin 0.00031 Kohlensäure enthalten ist.

Aus dem Filtrat von dem Eisenoxyd wurde der Kalk durch oxalsaures Ammoniak gefällt und als schwefelsaurer Kalk gewogen. Ich erhielt als Mittel aus zwei Versuchen in 100 Gramm Wasser, 0.08127 schwefelsauren Kalk entsprechend, 0.05975 kohlensauren Kalk, worin 0.02629 Kohlensäure.

Im Filtrat vom oxalsauren Kalk fand ich als Mittel aus drei Versuchen 0.00293 pyrophosphorsaure Magnesia, entsprechend 0.00222 kohlensaurer Magnesia, worin 0.00115 Kohlensäure.

In 100 Gramm Wasser ist somit 0.02775 Kohlensäure enthalten, die an Basen gebunden ist.

Es ist somit in 100 Kub.C. = 100.343 Gramm Wasser 0.02785 Gramm = 14.02 Kub.C. gebundene Kohlensäure enthalten.

Quantität der freien Kohlensaure.

In 100 Kub.C. Wasser sind im Ganzen 42.29 Kub.C. Kohlensäure enthalten, davon gebunden 14.02 Kub.C., also frei 28.27 Kub.C. bei 0° und 28″ Barometerstand. Dies beträgt für die Temperatur der Quelle und den mittleren Barometerstand 30.03 Kub.C.

In 100 Gramm Wasser sind also im Ganzen 0.08370 Kohlensäure enthalten; davon gebunden 0.02775, also frei 0.05595 Gramm.

Bestimmung des Kalks im gekochten Wasser.

In gekochtem Wasser, das 100 Gramm Mineralwasser entsprach, wurde als Mittel von zwei Versuchen 0.08898 schwefelsaurer Kalk gefunden, was 0.03664 Kalk entspricht.

Bestimmung der Magnesia im gekochten Wasser.

100 Gramm Mineralwasser gekocht, filtrirt, im Filtrat den Kalk gefällt, wieder filtrirt, gaben im Filtrat als Mittel aus drei Versuchen 0.03878 pyrophosphorsaure Magnesia, entsprechend 0.03313 Chlormagnium, worin 0.02443 Chlor, oder 0.04177 schwefelsaure Magnesia, worin 0.02756 Schwefelsäure.

Bestimmung der Totalmenge des Kalks.

100 Gramm Wasser gaben als Mittel aus drei Versuchen 0.16973 schwefelsauren Kalk.

Im Niederschlag vom gekochten Wasser war	0.08127
im Filtrat	0.08898
	0.17025,

was nur wenig von der eben gefundenen Gesammtmenge des schwefelsauren Kalks abweicht.

Bestimmung der Totalmenge der Magnesia.

100 Gramm Wasser gaben als Mittel aus zwei Versuchen 0.04183 pyrophosphorsaure Magnesia.

Einzeln wurde gefunden im Niederschlag des gekochten

Wassers	0.00293
im Filtrat	0.03878
	0.04171,

was äusserst wenig von der gefundenen Totalmenge der pyrophosphorsauren Magnesia abweicht.

Bestimmung des Chlorkaliums und Chlornatriums.

Eine bestimmte Quantität des Wassers wurde gekocht, ohne zu filtriren mit Barytwasser behandelt, filtrirt, der überschüssige

Baryt mit kohlensaurem Ammoniak unter Zusatz von Ammoniak gefällt, filtrirt, mit Salzsäure das Filtrat neutralisirt, abgedampft, geglüht und gewogen. Ich fand in 100 Gramm Wasser als Mittel aus zwei Versuchen 0.15533 Chloride.

Der geglühte Rückstand wurde gelöst, dann mit Platinchlorid und Alkohol behandelt, und der Niederschlag filtrirt. Ich erhielt als Mittel aus zwei Versuchen 0.02522 Kaliumplatinchlorid, das 0.00770 Chlorkalium, oder 0.00900 schwefelsaurem Kali entspricht.

100 Gramm Wasser enthalten somit 0.00770 Chlorkalium und 0.14763 Chlornatrium.

Bestimmung der Kieselsäure.

100 Gramm Mineralwasser mit Salzsäure scharf abgedampft, gaben beim Auflösen mit Salzsäure einen Rückstand von 0.00100 Kieselsäure als Mittel aus zwei Versuchen.

Bestimmung des Chlors.

100 Gramm Wasser mit Salpetersäure und salpetersaurem Silberoxyd versetzt, gaben einen Niederschlag von 0.32329 Chlorsilber als Mittel aus zwei Versuchen, entsprechend 0.07995 Chlor.

Wird die gefundene Magnesia als Chlormagnesium aufgeführt, so ist an dieselbe 0.02443 Chlor gebunden und es bleibt noch übrig 0.05552 Chlor, welches 0.09149 Chlornatrium entspricht. Somit ist noch 0.05614 Chlornatrium übrig, welches 0.06819 schwefelsaurem Natron entspricht, woran 0.03843 Schwefelsäure gebunden sind.

Bestimmung der Schwefelsäure.

100 Gramm Wasser gaben im Mittel aus zwei Versuchen 0.27502 schwefelsauren Baryt, entsprechend 0.09450 Schwefelsäure.

In den einzelnen Salzen sind, und zwar:

in 0.08898	schwefelsaurem	Kalke	0.05234 Schwefelsäure,
0.00900	„	Kali	0.00413 „
0.06819	„	Natron	0.03843 „
			0.09490.

Bestimmung der Totalmasse der fixen Bestandtheile.

100 Gramm Wasser gaben, abgedampft, den Rückstand bei 150° getrocknet, bis sich das Gewicht nicht mehr änderte, im Mittel aus zwei Versuchen 0.35576 fixen Rückstand.

Zusammenstellung.

In 100 Volum Wasser wurden gefunden 30.03 Vol. Kohlensäure, und in 100 Gewichtstheilen Wasser:

Kieselsäure	0.00100
kohlensaures Eisenoxydul	0.00080
kohlensaurer Kalk	0.05975
kohlensaure Magnesia	0.00222
schwefelsaurer Kalk	0.08898
Chlormagnium	0.03313
schwefelsaures Kali	0.00900
schwefelsaures Natron	0.06819
Chlornatrium	0.09149
Summe der fixen Bestandtheile . .	0.35456
flüchtige Bestandtheile	0.05595
zusammen	0.41051.

Nimmt man an, die Magnesia sei als schwefelsaure Magnesia vorhanden, so erhält man:

Kieselsäure	0.00100
kohlensaures Eisenoxydul	0.00080
kohlensaurer Kalk	0.06236
schwefelsaure Magnesia	0.04493
schwefelsaurer Kalk	0.08543
schwefelsaures Kali	0.00900
schwefelsaures Natron	0.01929
Chlornatrium	0.13175
	0.35456.

In einem Pfund Wasser à 16 Unzen oder 7680 Gran sind enthalten:

Kohlensäure	6.07	Kubikzoll.
Kieselsäure	0.0768	Gran
kohlensaures Eisenoxydul	0.0614	„
kohlensaurer Kalk	4.5888	„
kohlensaure Magnesia	0.1705	„
schwefelsaurer Kalk	6.8337	„
schwefelsaure Magnesia	3.2079	„
schwefelsaures Kali	0.6912	„
schwefelsaures Natron	1.4815	„
Chlornatrium	10.1184	„
Summe der fixen Bestandtheile	27.2302	„
freie Kohlensäure	4.2970	„
	31.5272	„

Zur Vergleichung setze ich die Analyse des Wasser vom Sulzerrain bei Canstatt vom Mai 1842 von Professor Dr. Fehling bei.

Das spezifische Gewicht dieses Wassers ist 1.00382.

In demselben ist in 100 Volum Wasser 117.9 Vol. freie Kohlensäure; und in 100 Gewichtstheilen Wasser:

Kieselsäure	0.00208
kohlensaures Eisenoxydul mit Spuren von Thonerde	0.00213
kohlensaurer Kalk	0.10275
schwefelsaure Bittererde	0.04596
schwefelsaurer Kalk	0.08381
schwefelsaures Kali	0.01609
schwefelsaures Natron	0.03811
Chlornatrium	0.21190
Summe der fixen Bestandtheile	0.50310
flüchtige Bestandtheile	0.21190
zusammen	0.71500.

5. Beschreibung des Kiesel-Aluminits von Kornwestheim.

Dieses Mineral findet sich in dünnen Schnüren von 2—8 Linien Durchmesser in den oberen Schichten der Lettenkohlengruppe des untern Keupers, unmittelbar über den Sandmergeln des Lettenkohlensandsteins, links von der Stuttgart-Ludwigsburger Strasse, nahe bei dem Dorfe Kornwestheim, und unter den Kalkmergeln, welche, neben einigen Petrefakten des oberen Muschelkalks, z. B. *Myacites musculoides v. Schl.*, durch die zierliche *Lingula tenuissima* und an andern Orten durch mehrere deutliche Süsswassermuscheln *(Anodonta* und *Cyrena)* ausgezeichnet wird, während die darunter liegenden Sandsteine reich an Calamiten und Farrenkräutern sind, auch an mehreren Stellen schwarze Vitriol- oder Alaunschiefer und selbst schwache Steinkohlenflöze (Lettenkohle) einschliessen. Besagte Kohlenvorkommnisse fehlen an dieser Stelle und sind in Württemberg überhaupt mehr auf die Gegend von Oehringen, Schwäbisch Hall und Gaildorf beschränkt, wo sie auch an mehreren Stellen abgebaut und auf Alaun und Eisenvitriol benützt werden. Der stetige Begleiter derselben, der prismatische Eisenkies (Vitriolkies) fehlt hier ebenfalls sammt der schwarzen, kohligen Farbe der Nebengesteine, welche vielmehr durchgängig eine schmutzig-gelbe, von Eisenoxydhydrat herrührende Farbe besitzen. Der sonst in dieser Region enstehende Lettenkohlengyps, durch den Gehalt an Myophorien, Saurier- und Fischzähnen erkennbar, wie er bei Asperg und Gölsdorf, unweit Rottenmünster vorkommt, fehlt gleichfalls, und von dem etwas höher gelegenen, petrefaktenleeren, gewöhn-

lichen Keupergyps, der am Fuss des Asperges und bei der Prag gegen Stuttgart in reichlichen Bänken ansteht, ist keine Spur vorhanden; wohl aber liegen etwas höher dunkelgraue Kalkmergel, welche die Stelle des Lettenkohlengypses hier zu vertreten scheinen.

Da unser Mineral, wie die nachfolgenden Analysen lehren, an Thonerde gebundene Schwefelsäure enthält, so dürfte der Gedanke nahe liegen, dass, weil die reducirende Wirkung der kohligen Substanzen auf die schwefelsauren Salze des Meerwassers und die dadurch herbeigeführte Bildung von Eisenkies hier ausgeschlossen war, die Schwefelsäure sich hier mit Thonerde zu der in Wasser unlöslichen basisch-schwefelsauren Thonerde verbunden habe, während sie an andern Stellen sich mit dem Kalk der Lettenkohle zu Gyps vereinigte. In den gleichen Mergelschichten finden sich bei Kornthal die schon früher von Herrn Dr. Paulus beschriebenen Afterkrystalle von Steinsalz *) von einer Schönheit, wie wohl an wenig anderen Orten, woran sich noch die Treppenformen und die Blätter-Anwüchse des Würfels erkennen lassen. Von vulkanischen Einwirkungen, Farbenveränderungen, Schichtenstörungen, Zersetzungen u. dgl. ist weit und breit keine Spur zu entdecken, im Gegentheil deuten alle Umstände auf einen ruhigen Niederschlag am Meeresstrande, wo in dem Ufersand, wie noch jetzt, zwar keine eigentlichen Meerpflanzen *(Fucoiden)*, wohl aber Strand- und Brakwasserthiere neben Süsswasserthieren in dem durch Flusswasser verdünnten Meerwasser gelebt haben, und wo die auf dem benachbarten sandigen Muschelkalkplateau lebenden, in feuchter Atmosphäre vorzugsweise gedeihenden Farrenkräuter, und die in einem sandigen Gestade wuchernden grossen Schachtelhalme begraben wurden. Die in dieser Gruppe vorkommenden Saurier und Fische sind durchgängig nach ihrem Tode, und bereits in Verwesung übergegangen und durch die Wellenschläge zertrümmert, hier begraben worden, denn ihre Ueberreste sind überall weit zerstreut und nur selten finden sich Schädel oder mehrere Wirbelkörper noch in festem Zusammenhang. Die Saurier gehören

*) S. Jahreshefte des Vereins f. v. Naturk. 2. Jahrg. S. 198. (1846.)

vorzugsweise der Familie der Labyrinthodonten *) an und lebten in dem Schlamm der Meeresbuchten am Gestade von den sparsamen Anspülungen der letzten Ueberreste des Muschelkalk-Meeres. Ein weiterer Umstand, der für die Strandbildung dieser Schichten spricht, dürfte in dem deutlichen Wellenschlag liegen, welcher sich nicht selten auf den Schichtflächen der einige Fuss tiefer liegenden Sandsteine so schön erhalten hat, sowie in den zierlich abgerundeten Thonmergeln, welche zuweilen in den Sandsteinen eingelagert sind, und welche zugleich, wie Karl Schimper nachgewiesen hat, auf Ebbe und Fluth der damaligen Meere und auf austrocknenden Sonnenschein hindeuten.

Das Mineral ist derb, ohne alle Spur von krystallinischem Gefüge, von flachmuschligem — erdigem Bruch, milde und wenig spröde; weiss ins Gelbliche, undurchsichtig — an den Kanten durchscheinend, von 2.0—2.5 Härte. Die Eigenschwere schwankt von 1.794 bis 2.098.

Vor dem Löthrohr sintert es etwas zusammen und schmilzt kaum an den feinsten Spitzen der Splitter, indem es sich etwas abrundet; mit salpetersaurem Kobaltoxyd wird es schön lichtblau. Mit Borax bildet sich eine durchsichtige, etwas gelbliche, beim Abkühlen farblos werdende Probe. Mit Soda entsteht in der Reduktionsflamme Schwefel-Natrium, das, auf blankes Silber gebracht, mit Wasser einen braunen Fleck und Schwefelwasserstoffgeruch entwickelt. Die gelblichen Abänderungen werden bei anhaltendem Behandeln in der Reduktionsflamme schwach magnetisch. Im Kolben erhitzt, gibt es viel Wasser aus. Die geglühte Probe gibt mit Salzsäure befeuchtet und aufs Neue der blauen Löthrohrflamme ausgesetzt, schwache Reaktion auf Kalk, gelbrothe Färbung der Flamme. Erst bei starkem Weissglühen entweicht etwas Schwefelsäure, was darauf hindeutet, dass dieselbe an Thonerde gebunden ist.

In Wasser ist es unlöslich, in Salpeter- und Salzsäure

*) S. Hermann v. Mayer und Dr. Th. Plieninger Beiträge zur Paläontologie Württembergs. Stuttg. 1844, und Quenstedt die Mastodonsaurier im grünen Sandstein Württembergs. Tübingen 1850.

wer vertheidigt euch gegen Taxen und Monopolien als wir? — und wenn ihr an unserer Aufrichtigkeit zweifelt, so kommt zu uns und überzeugt euch, daß unsere Sklaven ein glücklicheres und zufriedeneres Leben führen als eure Taglöhner und Fabrikarbeiter, welche zwei Drittheile ihres Lebens arbeiten, daß sie im letzten Drittel nicht verhungern. Auf unsern Landsitzen sind wir Patriarchen, im Congresse die Vorkämpfer uneingeschränkter Freiheit. Ohne uns wäret ihr längst zu Sklaven eurer Banken und Spekulationscompagnien herabgesunken. Das Fabrikwesen des Nordens ist ein größerer Feind der Freiheit als die Sklaverei der Neger. Unter uns ist kein Haß wie der der armen, arbeitenden Klassen gegen die Reichen; unsere Sklaven sind so zu sagen Glieder unserer Familie, und wir sorgen für sie als einen Theil unseres Selbst. Ihr, die ihr 14 bis 15 Stunden täglich arbeitet, und dann ermüdet zu Bette sinkt, kennt den Werth der Freiheit nicht: — ihr *fühlt* bloß, wenn ihr *unterdrückt* seyd, wenn es euch an dem Nöthigsten gebricht. — Wir kennen den ganzen Werth derselben, wir, die über Sklaven zu gebieten haben, und ohne Freiheit bis zu ihnen herabsinken würden. Wir, die nie mit euch in Competenz treten, die euch nicht wie die Mäkler von New-York und Boston kärglichen Lohn für saure Mühe reichen, die euch gerne gleiche Rechte mit uns selbst gönnen, *wir* sind die besten Bewohner eures republikanischen Gemeinwesens. — Wir brauchen uns nicht mit dem Schweiß eurer Arbeit zu bereichern — wir *Sklavenbesitzer* sind die einzigen uneigennützigen Demokraten der Union."

Aus der von Hrn. Levi Woodbury, Sekretär der Schatzkammer, mit vieler Sorgfalt gesammelten und am 23. Oktober vorigen Jahrs im „Washington Globe" bekannt gemachten Statistik der Baumwollenproduktion, dieses Haupt-Aliments der Sklaverei in den Vereinigten Staaten,* ergibt sich Folgendes:

Vom Jahr 1802 bis zum Jahr 1811 war die Baumwollenproduktion wie folgt:

1802	. . . .	55,000,000 Pfund
1803	. . . .	60,000,000 „

* Für weitere Data zur Geschichte der Baumwollenproduktion und Manufaktur, siehe Grund's „die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und sociellen Verhältnissen."

vollständig löslich unter Ausscheidung gallertartiger Flocken von Kieselsäurehydrat. Die Lösung gibt mit Ammoniak einen weisslichen Niederschlag (von Thonerde); das Filtrat mit Chlorbaryum einen weissen, in Salpetersäure unlöslichen, Niederschlag von schwefelsaurem Baryt. Die salpetersaure Lösung des Minerals gab mit molybdänsaurem Ammoniak eine schwache Reaktion auf Phosphorsäure. Von Bittererde und Alkalien liessen sich kaum Spuren entdecken. Einige Proben zeigten bei der Auflösung in Säure Spuren von Kohlensäure.

Die qualitative und quantitative Analyse wurde durch die Herren van Groningen und Alb. Oppel in dem Laboratorium der polytechnischen Schule unternommen; jener bediente sich eines schon vor 5 Jahren durch Prof. Dr. Kurr gesammelten, sehr kompakten Probestücks, von muschligem Bruch und etwas opalartigem Aussehen: er fand das spec. Gewicht 1.989—2.002 und einen Wassergehalt von 39.32 — 39.48 %; während Oppel Stücke anwandte, welche vor etwa 6 Monaten von ihm selbst an gleichem Orte gesammelt worden waren, von weisser Farbe und erdigem Bruche, mit einem spec. Gewicht von 1.999—2.003.

Zur quantitativen Analyse ward das Mineral entweder mit Salzsäure behandelt, worin es sich langsam aber vollständig löst, oder es ward durch Glühen mit reinem kohlensauren Natron aufgeschlossen.

Analyse Nro. 1, von van Groningen:

0.796 Gramm wurden in Salzsäure gelöst und gaben:
0.104 „ Kieselsäure,
0.040 „ Schwefelsäure,
0.339 „ Thonerde, nebst
Spuren von Kalk und Bittererde.

Nro. 2. Von demselben aus 1.043 Gramm, mit kohlensaurem Natron aufgeschlossen:

0.137 Gramm Kieselsäure,
0.056 „ Schwefelsäure,
0.438 „ Thonerde, nebst
Spuren von Bittererde.

Nro. 3, von Oppel:

1.083 Gramm in Salzsäure gelöstes Mineral,
0.140 „ Kieselsäure,
0.005 „ Schwefelsäure,
0.472 „ Thonerde, nebst
Spuren von Bittererde.

Nro. 4, von Oppel;

1.918 Gramm wie Nro. 3 behandelt,
0.111 „ Kieselsäure,
0.132 „ Schwefelsäure,
0.825 „ Thonerde,
0.011 „ Kalk,
0.0027 „ Bittererde, die wohl an Kohlensäure gebunden war.

Zusammenstellung der Analysen nach Procenten:

	1.	2.	3.	4.
Kieselsäure . .	13.06	13.13	12.92	5.78.
Schwefelsäure .	5.04	5.39	0.46	6.88.
Thonerde . . .	42.59	42.00	43.58	43.01.
Kalk	Spuren	Spuren	Spuren	0.57.
Bittererde . .	Spuren	Spuren	Spuren	0.14.
Wasser (aus d. Verlust)	39.32	39.48	43.04	43.62.
	100.00.	100.00	100.00	100.00.

Vergleicht man diese Analysen zuvörderst mit denjenigen, welche wir von dem schon länger bekannten Aluminit oder Websterit von Halle, Newhaven und Epernay besitzen, mit denen unser Mineral offenbar viel Aehnlichkeit besitzt, so ist zunächst der geringere Gehalt an Schwefelsäure und das constante Auftreten der Kieselsäure auffallend, denn der Aluminit aus dem Waisenhausgarten bei Halle und Newhaven besteht nach den Analysen von Simon, Buchholz und Stromeyer aus:

Thonerde	1	Aequiv.	= 51.5	= 29.8
Schwefelsäure	1	„	= 40.0	= 23.2
Wasser	9	„	= 81.0	= 47.0
				100.00

mit der Formel $Al_2 O_3 . 8O_3 + 9HO$.

Drei andere Varietäten von Aluminit, später südlich von Halle gefunden und von Marchand, Backs, Wolff, Martens und Schmid untersucht, lieferten folgende Resultate:

		Marchand		Wolff
Nro. 1:	Thonerde	39.50		38.81
	Schwefelsäure	11.45	—	12.44
	Wasser	48.80	—	47.07
	Kohlens. Kalk	—	—	1.68
		99.75		100.00

Formel: $2\,(Al_2O_3 . SO_3 + 9HO) + 3\,(Al_2O_3 . 6HO)$.

		Marchand
Nro. 2:	Thonerde	36.0,
	Schwefelsäure	17.0,
	Wasser	47.2,
		100.2.

Formel: $3.\,(Al_2O_3 . SO_3 + 9HO) + 2\,(Al_2O_3 . 4HO) + HO$.

		Martens		Schmid
Nro. 3:	Thonerde	35.961	—	36.17
	Schwefelsäure	14.039	—	14.54
	Wasser	50.000	—	49.03
		100.000		99.74

Formel: $(Al_2O_3 . SO_3 . 9HO) + Al_2O_3 . 6HO$.

Der Aluminit von Epernay aber besteht nach Lassaigne aus $2\,(Al_2O_3 . SO_3 + 9HO) + Al_2O_3 . HO$.

Ein anderes dem vorherigen verwandtes Mineral ist der von Schrötter untersuchte Opalin-Allophan von Freienstein in Steiermark; dasselbe besteht, wenn man die unwesentlichen Bestandtheile (Fe_2O_3, CaO, CuO) hinwegläßt, aus

Thonerde	4 Aeq.	= 48.70
Kieselerde	1 „	= 11.38
Wasser	18 „	= 39.92
		100.00

mit der Formel

$4Al_2O_3 . SiO_3 + 18HO = 2Al_2O_3 . SiO_3 + 12HO + 2(Al_2O_3 . 3HO)$.

Vergleicht man diese verschiedenen Mineralien nach ihren chemischen Bestandtheilen mit unseren Analysen, so liegt der Gedanke sehr nahe, dass unser Aluminit eine Verbindung von Aluminit und Opalin-Allophan sein könnte, oder von basisch-kieselsaurer Thonerde mit basisch-schwefelsaurer Thonerde und Thonerdehydrat, in wechselnden Verhältnissen, vielleicht nach der allgemeinen Formel:

$$x\,(Al_2O_3 + SiO_3 + xAl_2O_3.SO_3) + xAl_2O_3.xHO.$$

Die Analyse Nro. 3 beweist hinlänglich, dass das Verhältniss der beiden Thonerdeverbindungen kein constantes ist, indem das Stück fast ganz aus Opalin-Allophan mit etwas grösserem Wassergehalt besteht. Nimmt man aber Kiesel- und Schwefelsäure als isomorph, wie dies Varrentrapp beim Nosean thut, so würden die Analysen 1 und 2 die einfache Formel $Al_2O_3\left\{\begin{matrix}SiO_3\\SO_3\end{matrix}\right. + Al_2O_3.3HO + 8HO$ liefern.

Die Analysen 3 und 4 geben, wenn man bei Nro. 4 für Kalk und Bittererde etwas Schwefelsäure in Abzug brächte, die Formel: $Al_2O_3\left\{\begin{matrix}SiO_3\\SO_3\end{matrix}\right. + 2\,(Al_2O_3.3HO) + 12\,HO.$

Demnach enthielte das Mineral also 1 Aequivalent drittelkieselsaurer (oder schwefelsaurer) Thonerde neben 1 (oder 2) Aequivalent Thonerdehydrat und Wasser.

Wie man aber auch darüber urtheilen mag, so ergibt sich jedenfalls, dass das Mineral als eine veränderliche Mischung von basisch-schwefelsaurem und basisch-kieselsaurem Thonerdehydrat betrachtet werden muss, das mit keinem der bisher untersuchten Mineralien vollkommen übereinstimmt, indem es ein Sulfatosilikat der Thonerde darstellt, wie uns bis jetzt keins bekannt geworden ist; wollte man demselben einen besondern Namen geben, so dürfte der Name Kieselaluminit vielleicht passend sein.

6. Mittheilung neu entdeckter Pflanzen und neuer Standorte in Württemberg.

Von Dr. Finckh.

Seit meiner letzten Mittheilung in diesen Jahresheften (Band VI. 2. S. 213) sind wieder einige neue Entdeckungen zu meiner Kenntniss gelangt, die ich auf mehrfältiges Verlangen den Freunden unserer vaterländischen Flora hier mittheile.

Neu für unsere Flora sind nämlich folgende Pflanzen:

1) *Aster parviflorus Nees* Ich erhielt ihn vor 2 Jahren aus der Nürtinger Gegend von Herrn Pharmaceut Theodor Bilfinger. Die Priorität der Entdeckung gebührt aber Herrn v. Martens, der diese Pflanze schon früher an der Enz bei Besigheim gefunden hat. Ursprünglich aus Nordamerika stammend, wurde dieser Aster bis jetzt am Main, Rhein und an der Elbe hin und wieder gefunden und es ist wahrscheinlich, dass er, gleich dem *Aster salignus Willd.*, auch sonst im Flussgebiet des Neckars vorkommt.

2) *Crepis setosa Hall. fil.* wurde von Herrn Apotheker Fischer in Haigerloch an sonnigen Anhöhen über der Eiach gefunden. Ich besitze diese Pflanze auch von Merzingen im Ries, wohin sie, wie der Finder Herr Apotheker Frickhinger in Nördlingen vermuthet, mit Klee gekommen ist. Meine Exemplare aus diesen beiden Gegenden stimmen ganz mit einander überein.

3) *Potentilla procumbens Sibthorp* = *P. nemoralis Nestler.* oder *Tormentilla reptans L.*, die von Schübler und von Martens unter ihren *plantis pseudowürtembergicis*

aufgeführt wird, ist seit einigen Jahren von Herrn Apotheker Rathgeb in Ellwangen gefunden und zuerst von unserem verehrten Botaniker Herrn Professor Hochstetter als solche erkannt worden. Letzterer ist übrigens aus überwiegenden Gründen geneigt, die Pflanze eher für einen Bastard aus *Tormentilla erecta L.* und *Potentilla reptans L.* als für eine eigene Species zu halten. Herr Rathgeb hat sich die Mühe genommen, die Pflanze in seinem Garten zu cultiviren, wobei sie sich nur insofern veränderte, als sie in allen Theilen grösser wurde und eine Neigung bekam, an den Gelenken zu wurzeln und dadurch der *Potentilla reptans L.* sich zu nähern, die aber an der Stelle, wo die *P. procumbens Sibth.* wild wächst, gar nicht vorkomme, während allerdings *Tormentilla erecta L.* sich daselbst finde.

4) *Ceratocephalus orthoceras DC.* wurde nach Koch's Synopsis ed. II. pag. 1016 von Herrn v. Martens auf Aeckern am rechten Donauufer zwischen Ulm und Wiblingen entdeckt. Da dieser Fund weder in diesen Blättern, noch in Lechler's Supplement erwähnt worden ist, so führe ich ihn hier an, um unsere Botaniker darauf aufmerksam zu machen. *)

5) *Aira caespitosa littoralis Gaud.* (eine Alpenform?) wurde mir von Apotheker Gessler von Wurzach mitgetheilt und von Herrn v. Martens als solche erkannt.

6) *Hesperis matronalis L.*, gleichfalls eine *planta pseudo-würtembergica*, wurde von mir in mehreren Exemplaren an einem Waldrand bei Seeburg, fern von cultivirtem Land gefunden. Sie hat das Bürgerrecht in der deutschen Flora, warum soll sie es also nicht auch in der württembergischen haben?

Neue Standorte von früher schon bekannten seltenen Pflanzen sind folgende: *Salvia sylvestris L.* fand Apotheker Oeffinger im vorigen Jahr bei Nagold; nach Rathgeb kommt sie auch bei Ellwangen vor. *Linosyris vulgaris Cassin.*

---

*) Ist Ceratocephalus falcatus der Flora von Württemberg. S. 359.
Martens.

fand Apotheker Fischer im Oct. 1850 auf den höchsten Kalkfelsen bei Imnau. *Centaurea solstitialis L.* kommt nach Apotheker Dietrich bei Waiblingen, und nach Fischer bei Haigerloch auf Kleeäckern *(Trifolium pratense sativum)* vor, hier aber erst seit einem Jahr. Da in letzterer Gegend der Kleesamen zur Aussaat und sogar zur Ausfuhr selbst erzogen wird, so ist der Ursprung dieser Pflanze, die sonst unter *Medicago sativa L.* vorzukommen pflegt, etwas räthselhaft. *Xanthium strumarium L.*, eine allmählig seltener werdende Unterlandspflanze, ist von Herrn Kreismedicinalrath Dr. Bauer im vorigen Jahr in Weinbergen bei Reutlingen gefunden worden. *Veronica verna* und *L. Ophrys aranifera Huds.* in der Gegend von Neresheim (Frickhinger). *Cirsium subalpinum Gaud.* und *C. praemorsum Michl.* und die seltene *Calla palustris L.* auf dem Wurzacher Ried (Gessler). *Scolopendrium officinarum Sw.* in der Gegend der Falkensteiner Höhle zwischen Urach und Grabenstetten. *Malva moschata L.* auf Albäckern bei Wittlingen, früher auch bei Offenhausen. *Hieracium rigidum Hartm.* auf einem Torfmoor bei Hengen, O.-A. Urach. *Platanthera chloranthа Cust.* bei Mägerkingen, O.-A. Reutlingen und im Stadtwald Herrenrose bei Urach. *Rosa rubrifolia Vill.* auf Felsen in der Uracher Gegend an so vielen Stellen, dass ich mich schon oft wunderte, dass diese schöne Rose nicht schon früher die Aufmerksamkeit der vielen Botaniker, die die hiesige Gegend durchstreiften, auf sich gezogen haben soll. Ich finde wenigstens ausser dem Standort bei Kolbingen, O.-A. Tuttlingen, im Nachtrag zur Flora von Schübler und von Martens Seite 650 nirgends einen Standort dieser der Alb, wie es scheint, eigenthümlichen Pflanze angegeben, und mache die Botaniker, die die Alb besuchen, darauf aufmerksam.

Urach im März 1851.

7. Das Vereins-Herbar.

Von Georg v. Martens.

Seitdem dem Vereine für vaterländische Naturkunde in Württemberg die Aufsicht über die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins anvertraut worden ist, sieht sich derselbe nun in den Stand gesetzt, neben der Erhaltung und Vermehrung dieser öffentlichen Sammlungen auch eigene in denselben Räumen aufzustellen.

Unter anderm ist daher der Beschluss gefasst worden, das nach der Flora von Württemberg geordnete Herbar der Centralstelle als Sammlung der Originaldokumente zu jener Flora unverändert fortbestehen zu lassen, zugleich aber ein neues, als Urkundensammlung zu den in den Jahresheften gelieferten Aufsätzen anzulegen und in diesem die Gefässpflanzen nach Koch's *Synopsis Florae germanicae et helveticae*, die Zellenpflanzen nach Rabenhorst's Deutschlands Kryptogamen-Flora zu ordnen, um sich diesen allgemeineren Werken anzuschliessen.

Ich erfülle nun eine angenehme Pflicht, indem ich die mir schon im ersten Jahre für diese neue Sammlung zugekommenen Beiträge vorerst kurz anzeige, da ein vollständiges Verzeichniss der Sammlung erst bei grösserem Umfange derselben von praktischem Interesse sein wird.

Herr Dr. Robert Finckh in Urach lieferte 103 Arten, darunter viele der eigenthümlichsten der Alp, wie *Thalictrum minus L.*, *Ranunculus montanus Willd.*, *Sisymbryum strictissimum L.*, *Erysimum crepidifolium Reichenbach*, *Lunaria rediviva L.*, *Ker-*

nera saxatilis Reichenb., *Thlaspi montanum L.* *Staphylea pinnata L.*, *Coronilla montana L.*, *Rosa pimpinellifolia L.* und *rubrifolia Villars*, die schöne Felsenbirne *Aronia rotundifolia Pers.* *Bupleurum longifolium L.*, *Asperula arvensis L.*, *Buphthalmum salicifolium L.*, *Inula hirta L.*, *Arnica montana L.*, *Carduus defloratus L.*, *Hieracium rupestre All.*, *Cynoglossum montanum Lam.*, *Veronica montana L.*, *Stachys alpina L.*, *Teucrium botrys L.*, welches der Neckar bisweilen bis nach Canstatt herunterführt und auf seinen Kiesbänken aussäet, *Gymnadenia odoratissima Rich.*, *Coeloglossum viride Hartm.* und *Cephalanthera ensifolia Rich.* als Vertreter des Orchideenreichthums unserer Alp, *Calamagrostis montana Host*, *Melica ciliata L.*, *Botrychium lunaria Sw.* *Asplenium viride L.*, *Scolopendrium officinarum Sw.* und *Hydrurus Vaucheri Ag.*, dann *Potamogeton densus L.* als die einzige, bei Urach vorkommende Art dieser, in Württemberg so reichen Gattung von Wasserpflanzen und die niedliche, im Sommer 1849 von dem Pharmaceuten Th. Bilfinger im Bodensee bei Friedrichshafen entdeckte *Littorella lacustris L.*, *Dentaria digitata Lam* von Sulz a. N., Mutterkorn auf Trespe, Missbildung einer Binse *(Juncus lamprocarpus Ehrh.)* durch die Brut eines Käfers *(Livia juncorum Latreille)*, und eines Grases *(Poa nemoralis L.)* durch die einer noch unbestimmten Fliege aus der Gattung *Tripeta*, den Schlafapfel der Rose und wahrscheinlich auch den sonderbaren rohrkolbenartigen Pilz *(Dothidea typhina Fries)* als weitere Insektenerzeugnisse an Pflanzen.

Herr Rudolph Haist, Pharmaceut in Schorndorf, jetzt in Weinheim an der Bergstrasse, lieferte 83 Arten, darunter die schwarze Johannisbeere *(Ribes nigrum L.)* mit der Nachricht, dass dieser bisher in Württemberg nur als Gartenpflanze bekannte Strauch im Brenzthal von Heidenheim bis Falkenstein in Menge wild wachse, ein Exemplar der ächten *Salvia sylvestris L.* von Heidenheim, *Androsace lactea L.* vom Ramspel bei Friedingen, *Stellera passerina L.* von den Mergelstetter Allmanden, eine schöne Reihe von Laubmoosen, darunter die beiden *Buxbaumien*, *Climacium dendroides W. et M.* und vier noch nicht als württembergisch bekannte *(Phascum curvicollum Ehrh.* von Ober-Berken, *Didymodon capillaceus Schrader* am Felsen bei

Heidenheim, *Dicranum Schreberi Sw.* von Weiler bei Schorndorf und *Hypnum piliferum Schreber* von Winterbach); endlich *Anthoceros punctatus L.* und *Riccia glauca L.* von Weiler.

Herr Professor Plieninger in Stuttgart gab mehrere Exemplare der schönen *Gentiana verna L.* von den Bergwiesen bei Dettenhausen, auf welchen sie die Studenten überrascht, welche bei Sonnenschein von der Ostervakanz zurückkehren, dann das Glaskraut, *Parietaria officinalis L.*, von Herrn Stadtschultheiss Titot in Heilbronn an den Mauern seiner berühmten Vaterstadt gepflückt, bis wohin diese in Südeuropa seit undenklichen Zeiten wegen ihrer rauhen Blätter zum Reinigen der Gläser verwendete Pflanze aus dem warmen Rheinthale heraufgezogen ist; einige Exemplare der *Webera pyriformis Hedw.*, eines seltenen Mooses, welches im Jahr 1841 auf einmal in Menge auf einer Gypshalde der Fabrik Oedenwald auf dem Schwarzwald erschien und vom Chemiker Nöllner eingesendet wurde, und ein paar weitere Kryptogamen, sowie von einem Blitzstrahl in Blätter gespaltenes Tannenholz.

Herr Apotheker J. Rathgeb in Ellwangen hatte die Güte, 206 Arten einzusenden. Unter 81 Gefässpflanzen zeichnen sich aus: *Faraetia incana Brown* im Luzerner Klee, wohl mit solchem aus Südeuropa eingeführt, wie die *Certaurea solstitialis*, die seltene *Feesdalia nudicaulis Brown* aus sandigen Aeckern bei Ellwangen, die subalpine *Biscutella laevigata L.* von Beuren im oberen Donauthal, den gelben Lein, zwischen Heidenheim und Schnaitheim gefunden, ein neuer Standort für diese das Donauthal bis Ulm heraufziehende Pflanze, deren nächste Verwandte, *Linum campanulatum L.* und *Linum maritimum L.*, sich nicht von den Küsten des Mittelmeers entfernen, von der interessanten Gattung *Potentilla* 9 Arten und Abarten, darunter *Tormentilla reptans L.*, jetzt *Potentilla procumbens Sibthorp* genannt. Von dieser in den Niederlanden und Niederdeutschland ziemlich häufigen Pflanze bemerkt Koch *(Synopsis Fl. germ. p. 239)*, sie sei in Deutschland diesseits des Thüringer Waldes noch nicht gefunden worden; in der Schweiz blos bei Belp im Kanton Bern, ein Exemplar von diesem Standorte habe er aber noch nicht gesehen.

1804	65,000,000	Pfund
1805	70,000,000	„
1806	80,000,000	„
1807	80,000,000	„
1808	75,000,000	„
1809	82,000,000	„
1810	85,000,000	„

ſie ſtieg alſo im Durchſchnitt jährlich um ungefähr 3¾ Millionen Pfund.

Wenn man dieſe Angaben mit der vorausgeſchickten Sklavenzunahme vergleicht, ſo wird man die Vermehrung der Baumwollenproduktion mit der der Sklaven in den baumwollpflanzenden Provinzen ungefähr proportional finden. Der Reisbau, obwohl die zwei Karolinas die beſte Art liefern, hat im Ganzen eher ab- als zugenommen, dafür aber iſt die Produktion des Tabaks noch immer ſteigend, obwohl er im Staate Ohio von Deutſchen und nicht, wie in Virginien, Maryland und Kentucky, von Sklaven gebaut wird.

Vom Jahr 1792 bis 1800 nahm die Baumwollenproduktion jährlich um etwas mehr als 4,000,000 Pfund zu. — Die Urſache des ſpäteren Abfalls iſt im Embargogeſetz zu ſuchen, welches dem Handel mit England und dadurch der Produktion des amerikaniſchen Stapelartikels bedeutenden Eintrag that.

Im Jahr 1811 war die Baumwollenproduktion auf der ganzen Erde wie folgt:

Die Vereinigten Staaten	80,000,000	Pfund.
Braſilien	35,000,000	„
Weſtindien	12,000,000	„
Aegypten	84,000	„
Die übrigen afrikaniſchen Staaten .	44,000,000	„
Oſtindien	170,000,000	„
Die übrigen Staaten Aſiens . . .	146,000,000	„
Mexiko und die übrigen ſüdamerikaniſchen Staaten, mit Ausnahme Braſiliens	57,000,000	„
Die übrigen Länder	11,000,000	„
Total Summa	555,084,000	Pfund.

Nach Gaudin wurde sie bei Belp von Trachsel entdeckt, schlage aber nie oder höchst selten Wurzeln aus den Gelenken, während bei der im botanischen Garten von Strassburg gezogenen dieses sehr häufig statt finde. In Italien gehört sie ebenfalls zu den grössten Seltenheiten, nach Bertoloni *(Flora italica V. 285)* fand sie nur Puccinelli an der Cerchia im Herzogthum Lucca und Savi in der Ebene von Pisa, in Gussone's trefflicher *Flora sicula* fehlt sie ganz.

In Württemberg gibt sie schon Professor Zenneck (Flora von Stuttgart S. 29) an, wahrscheinlich nach einem Verzeichnisse des verstorbenen Collegienassessors Gukenberger, mein Freund Hering glaubte sie im Walde bei Bothnang gefunden zu haben, unser unermüdlicher Rösler auf dem Schwarzwalde zwischen Gumpelscheuer und Enzklösterle, und Vollmer am weissen Brunnen bei Wolfegg, wir trauten aber allen diesen Angaben nicht, da schon oft üppige oder liegende Exemplare der *Tormentilla erecta* für *T. reptans* gehalten wurden und setzten in der Flora von Württemberg die Pflanze unter die *Pseudowürttembergica.* Da erschien im Juli 1849 der nordische Gast in Menge im Goldrain, einer drei Jahre vorher abgetriebenen Nadelholzwaldung bei Ellwangen, ihr Entdecker hatte die Gefälligkeit, mir mehrere Exemplare davon zu senden, die aber, wie die Belper, keine Wurzeln an den Gelenken hatten, er untersuchte die Pflanze daher genauer an ihrem Fundorte und fand nun wirklich einzelne Exemplare mit solchen Wurzeln, doch nur selten, weil sich die Pflanze wegen des dicht geschlossenen Rasens nicht leicht mit ihren Ausläufern in den Boden hineinarbeiten kann; als er endlich auf meinen Wunsch dieselbe in seinen Garten versetzte, nahm sie bald den Habitus der Strassburgerin an und trieb lange an den Gelenken wurzelschlagende Ausläufer, während die Kelchzipfel und Blumenblätter wie im wilden Zustande, theils 4-, theils 5zählig blieben.

Wir haben also hier ein neues Beispiel von dem räthselhaften geselligen Auftreten neuer Pflanzen bei Bodenveränderungen, wie an der von Pfenner bei Reipertshofen in einem ausgetrockneten Weiher entdeckten *Potentilla norvegica L.*

Salix nigricans Fries, eine Alpenweide, welche der Rhein

bis Rastadt, die Iller bis Ulm herabgeführt hat, kommt bei Ellwangen in Umzäunungen und Gartenhecken vor, aber immer nur mit weiblicher Blüthe; sie ist daher wohl nur durch Stecklinge dahin gekommen, wie *Salix babylonica* nur weiblich vom Euphrat und *Populus pyramidalis* nur männlich vom Mississipi nach ganz Europa.

Juncus squarrosus L., bisher für einen unserer ächtesten Schwarzwälder gehalten, ist bei Ellwangen sehr gemein auf Heiden, nicht nur auf feuchtem Torfboden, sondern auch an ganz trockenen Stellen am Saume der Nadelwälder.

Panicum glabrum Gaudin erscheint auch bei Ellwangen zuweilen auf frisch umgegrabenem Sandboden, z. B. wo bei der Anlegung einer neuen Strasse aufgefüllt wird, in Menge und bleibt dann wieder viele Jahre aus.

Ueber den Zellenpflanzen befinden sich 104 Laubmoose, grösstentheils aus den Umgebungen von Ellwangen, viele Original-Exemplare von dem berühmten Frölich, und zwei bisher in Württemberg nicht gefundene, *Dicranum rigidulum Sw.* und *Jungermannia minuta Dickson.*

Von Herrn Medicinae Cand. Emil Schüz aus Calw erhielt der Verein eine neue Württembergerin, *Vicia lathyroides L.* von ihm den 23. April 1851 auf einer die Ruine Zavelstein umgebenden Wiese in Gesellschaft des Frühlingssafrans und der Traubenhyacinthe blühend entdeckt. Man kann dieses niedliche Pflänzchen auch zu den wiedergefundenen zählen, da es schon von unserem Professor Zenneck am Esslinger Berg bei der Steingrube der Gegend von Wittgensteins Weinberg angegeben (Flora von Stuttgart S. 48), von uns aber, nachdem wir es dort mehrmals vergebens gesucht hatten, unter die *Pseudo-württembergica* gereiht wurde.

Unter 23 ebenfalls von Herr Schüz mitgetheilten Kryptogamen befanden sich schöne Exemplare der die Kohlenplatten überziehenden *Funaria hygrometrica L.* und eines ungemein zierlichen Schwammes, *Geaster fornicatus Fries*, aus der Gegend von Calw, auch eine für Württemberg neue, den Wasserfällen eigenthümliche Alge, *Synploca Friesii Rabenhorst*, schwarz, wie so viele Schwarzwälder Flechten.

Auch theilte uns Herr Schüz ein kleines Verzeichniss von Fundorten württembergischer Pflanzen mit, welche in der Flora und in den Jahresheften noch nicht bekannt gemacht wurden und welches ich hier folgen lasse.

Veronica Buxbaumii Tenore. Bei Heslach (wurde daselbst auch von Professor Kurr und von mir gefunden).

Pinguicula vulgaris L. Im Wald zwischen Simmozheim und Neuhengstett.

Utricularia vulgaris L. und *minor L.* Am Seegweiher bei Altshausen.

Montia fontana L. In allen Bächen bei Calw.

Potamogeton lucens L. Im Seegweiher bei Altshausen.

Lycopsis arvensis L. Bei Hirsau unweit der Brücke.

Lithospermum purpureo-coeruleum L. Mönchberg bei Herrenberg.

Lysimachia nemorum L. Reinerzau, Hornisgründ, Calw, Lichtenfels.

Gentiana ciliata L. Gechingen, Ostelsheim.

Gentiana verna L. Bulach, Zavelstein, zwischen Merklingen und Neuhausen.

Polemonium coeruleum L. Zwischen Calw und Hirsau an der Nagold, blos weissblühend.

Viola mirabilis L. Reinerzau.

Astrantia major L. In mehreren Thälern des Schönbuchs bei Rohrau.

Bupleurum falcatum L. Calw, Ostelsheim.

Peucedanum officinale L. Feuerbacher Thal.

Peplis portula L. Bei der Eiachmühle bei Dobel. An mehreren Stellen des Schurwaldes.

Allium oleraceum L. Tübingen am Steineberg. Calw am Capellenberg.

Ornithogalum luteum L. Bei Kentheim.

Ornithogalum arvense L. Bei Hirsau nicht selten.

Scilla bifolia L. Mönchberg bei Herrenberg.

Muscari botryoides Mill. Zavelstein in der Nähe der Crocuswiese. An der Steige von Ostelsheim nach Schaffhausen.

Anthericum ramosum L. Auf der Hasel bei Ostelsheim.

Luzula maxima Desv. Calw auf dem Krapfberg.
Acorus calamus L. Am Teiche hinter Hohen-Entringen.
Butomus umbellatus L. An der Ammer zwischen Tübingen und Lustnau. Im alten Flussbett der Rems bei Heubach.
Pyrola minor L. Oberndorf.
Pyrola secunda L. Calw im Simmozheimer Wald.
Monotropa hypopithys L. Zwischen der Altenburg und Reutlingen. Calw im Zavelsteiner und Stammheimer Wald häufig. Zwiefalten.
Gypsophila muralis L. Am Fussweg von Calw nach Neuhengstett, bei Neu-Bulach.
Saponaria vaccaria L. Merklingen.
Dianthus armeria L. Calw.
Dianthus prolifer L. Gechingen.
Dianthus deltoides L. Calw, Teinach häufig.
Stellaria nemorum L. Calw.
Arenaria rubra L. Calw häufig.
Spiraea filipendula L. Weil im Dorf, Mönchberg.
Aconitum neomontanum Wild. Zwischen Merklingen und Neuhausen in dem torfigen Wald. Zwischen Zwiefalten und Wimsheim an der Ach.
Myosurus minimus L. Zwischen Hohenheim und Wolfsschlugen.
Ranunculus lanuginosus L. Kirchberg an der Jxt.
Anemone ranunculoides L. Feuerbach. Calw gegen Teinach.
Thalictrum aquilegifolium L. Lichtenfels.
Teucrium Scorodonia L. Calw. Liebenzell häufig. Auf dem Schurwald.
Leonurus cardiaca L. Calw an mehreren Stellen.
Ballota foetida L. Liebenzell.
Antirrhinum orontium L. Hirsau, Ottenbronn.
Orobanche Galii Duby. Althengstett.
Orobanche coerulea Vill. Zwiefalten.
Teesdalia nudicaulis Br. Zwischen Teinach und Zavelstein.
Lactuca perennis L. Mönchberg.
Bidens minima L. Neustadt an der Linde.
Gnaphalium arvense L. Calw.
Centaurea nigra L. Bei Zavelstein.

Orchis pallens L. Weil der Stadt nach Dr. Gärtner's Angabe.
Orchis pyramidalis L. Holzwiesen bei Pfullingen.
Gymnadenia odoratissima Rich. Holzwiesen bei Pfullingen. Calw im Simmozheimer und Stammheimer Wald.
Nigritella globosa Rich. Holzwiesen bei Pfullingen.
Herminium monorchis Rich. Zwischen Bulach und Martinsmoos.
Ophrys myodes Jacq. Simmozheimer Wald bei Calw.
Spiranthes autumnalis Rich. Bei Calw selten. Bei Zwiefalten häufig.
Spiranthes aestivalis Rich. Speesshard bei Calw.
Cephalanthera pallens und *rubra Rich.* Oberndorf. Calw im Simmozheimer Wald.
Neottia nidus avis Rich. Bei Calw, Oberndorf.
Neottia ovata Rich. Pfullingen, Altshausen, Oberndorf.
Epipactis latifolia α und β Sw. Simmozheimer Wald. Oberndorf.
Epipactis palustris Crantz. Rohrau. Im Schurwald. Im Simmozheimer Wald. Bei Pfullingen.
Equisetum telmateja L. Am linken Neckarufer unter Lustnau.
Botrychium lunaria Sw. Am obern Weg von Calw nach Hirsau.
Polypodium dryopteris L. Calw, Teinach.
Asplenium adiantum nigrum L. Calw im Schindersthäle.
Geranium robertianum L. fand Herr Schüz im Sommer 1846 in dem engen Thal zwischen Wittichen und Reinerzau, wo es grosse Strecken von Mauern und Abhängen überzog, mit durchaus weissen Blumen. Ebenso bei Bebenhausen ein über drei Fuss hohes Exemplar der *Orchis fusca Jacq.* mit schneeweisser Blüthe.
Vaccinium myrtillus L. kommt auf dem Schwarzwald nicht selten, namentlich bei Calw auf einer Waldstrecke von etwa tausend Quadratfuss, mit grünlich weissen, durchscheinenden Beeren vor. Diese weissen Heidelbeeren sind etwas grösser als die schwarzen, auf der Sonnenseite röthlich angeflogen und viel süsser, man findet sie zuweilen auch in den Körben der Heidelbeerhändler. (Weisser Heidelbeeren erwähnt auch Forster in seiner Uebersetzung von Bryant's Verzeichniss der zur Nahrung dienenden Pflanzen I, S. 254 und Nemnich im Polyglotten-Lexicon der Naturgeschichte II,

S. 1538, nach letzterem findet man sie in Thüringen und Sibirien. Auch die ächte Myrte, *Myrtus communis L.* hat in Italien in der Regel schwarze Beeren, aber eine seltene Abart hat weisse.)

Geranium phaeum L. bei Calw, stammt aus dem Garten des kürzlich verstorbenen Dr. Gärtner, es fand sich lange nur an einer Hecke, welche unmittelbar an jenen Garten stösst, gegenwärtig wächst es auch an einigen andern Stellen, aber in geringerer Anzahl.

Scilla amoena L. findet sich in alten Obstgärten in Hirsau, vielleicht noch aus dem Klostergarten stammend (wie am Michelsberg bei Ulm).

Osmunda regalis L. bei Wildbad scheint ausgerottet zu sein, Herr Schüz konnte sie nicht wieder finden und wurde auch von anderer Seite davon versichert, man habe das wahrscheinlich den Bemühungen eines Pforzheimers zu verdanken, der alljährlich grosse Bündel davon geholt habe. (Nach meinen Erfahrungen gehen unsere Seltenheiten in der Regel nicht durch Sammler, sondern durch Culturveränderungen verloren, so bei Stuttgart *Scirpus mucronatus*, *Atriplex nitens*, *Chenopodium urbicum*. Sehen Sie, sagte mir einst Assessor Gukenberger, als wir mit einander zum rothen Bühlthor hinausspazierten, sehen Sie, wie man mir diesen Platz ruinirt hat! Ich sah hin; wo seit undenklicher Zeit Schutthaufen gelegen hatten, zog sich auf dem geebneten Boden eine schnurgerade Reihe junger Aepfelbäume hin, die Fläche aber war mit Klee eingesäet worden, der üppig herauswuchs. Ruinirt? fragte ich lächelnd. Ruinirt, wiederholte er, hier standen die herrlichsten Exemplare von *Xanthium strumarium*, von *Leonurus cardiaca*, *Onopordon acanthium*, *Hyoscyamus niger*, das alles ist vertilgt und was sieht man? Aepfelbäume, Klee, die kann man überall sehen! Seitdem gehe ich nicht leicht mehr zum nun auch ruinirten rothen Bühlthor hinaus, ohne an diese ruinirte Gesellschaft zu denken. Wie Vieles ist seitdem auf diese Weise ruinirt worden!)

Herr Apotheker Fr. Valet in Schussenried schenkte 73

Arten, darunter zwei für Württemberg neue, *Corydalis lutea Dec.* von der südöstlichen Seite der Stadtmauer von Rottweil und *Veronica longifolia L.* aus dem Langenauer Ried, und viele von neuen Standorten, so *Helleborus viridis L.*, *Gentiana asclepiadea L.*, *Stachys alpina L.*, *Pinguicula alpina L.*, *Rumex maritimus L.*, *Alnus viridis Dec.*, *Scheuchzeria palustris L.*, *Potamogeton rufescens Schrader*, *Potamogeton gramineus L.*, *Allium suaveolens Jacq.*, *Eriophorum alpinum L.*, *Carex pseudocyperus L.*, *Carex filiformis L.*, *Festuca arundinacea Schreber*, *Lolium linicola Sonder* und *Polypodium phegopteris L.* von Schussenried, *Swertia perennis L.* vom Langenauer Ried, *Pedicularis Sceptrum carolinum L.* und *Betula fruticosa Pallas* von Moosburg am Federsee, *Sagittaria sagittifolia L.* vom Riesthal bei Biberach, *Spiranthes aestivalis Rich.* und *Cladium mariscus Brown* vom Aulendorfer Ried, *Polypodium thelipteris Roth* vom Aulendorfer See, *Riccia glauca L.* von sandigen Feldern bei Ulm und die ungemein niedliche *Riccia natans L.* aus dem Altshauser Weiher, endlich acht Arten und Abarten der Armleuchter als Urkunden zu dem Aufsatze über die Armleuchter-Gewächse Württembergs in diesen Jahresheften (1850. II. S. 156—164).

Unter den von mir selbst gelieferten 27 Arten befindet sich *Lepidium draba L.*, eine Schuttpflanze des Morgenlandes und der *Flora mediterranea*, welche mit schwankenden Grenzen und vereinzelten Posten nach Deutschland heraufstreift. Decandolle, der sie nur in Herbarien sah und daher unrichtig als einjährig bezeichnet, gibt ihren Verbreitungsbezirk von Portugal bis Taurien, von Griechenland bis Paris an, in Deutschland ist sie von zwei Seiten hereingezogen, aus Ungarn über Wien, wo sie ausserordentlich häufig ist, bis Sachsen und Thüringen, dann aus Frankreich in das Rheinthal nach Speyer, Mainz, Frankfurt a. M. Sollte sie wirklich auch in Belgien, dessen Flora so viele verdächtige Bürger hat, vorkommen, so hätte sie dort ihren nördlichsten Vorposten bis zur Nordsee vorgeschoben. Sie fehlt unsern Nachbarn, Baden, der Schweiz, vielleicht auch Altbaiern, im jetzigen Württemberg gibt sie aber schon 1728 Leopold „auf der Gänspastei am Comödienhaus" in Ulm an (*Deliciae sylvestres florae Ulmensis S. 90.* „Türkisch Kressen")

und damit zugleich einen Fingerzeig, dass sie durch Handel oder Krieg die Donau heraufgekommen ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts fand sie unser wackerer botanischer Buchbinder Closs bei dem Canstatter Krahnen, nach Gukenberger kam sie durch österreichische Getreideverladungen dahin und ging bald wieder aus, indessen hatte ich noch am 2. Juni 1832 das Vergnügen, ein blühendes Exemplar zwischen den Tufsteinen der Grundmauer des jenseits jenes Krahnen befindlichen Gartens zu finden. Auch bei Ulm, wo sie mir entgangen war, fand sie Hauptmann von Stapf nach mehr als hundert Jahren an der von Leopold bezeichneten Stelle, der inzwischen zur Adlerbastion umgetauften Gänspastei, und an der neuen Steige. Eine dritte Ansiedelung entdeckte ich den 24. Mai 1833 am Zaun des landwirthschaftlichen Gartens in Stuttgart, wohin sie wohl mit österreichischen Getreidesamen gekommen ist. Im Sommer 1850 endlich trat sie in grosser Menge nicht nur an eben dieser Stelle, sondern auch im Schlossgarten und auf einem Grabe im neuen Kirchhofe auf, und gleichzeitig fand sie Herr Apotheker Rathgeb häufig an der neuen Strasse zwischen Wasseralfingen und Aalen, so dass ihr Bürgerrecht in Württemberg nun völlig gesichert scheint.

Ein zweiter in Württemberg eingebürgerter Südeuropäer ist das schöne Quellenmoos, welches schon Micheli in den Quellen am Fusse des Monte San Giuliano unweit Pisa entdeckte und beschrieb, aber erst Savi im gegenwärtigen Jahrhundert als *Fontinalis julicina* in unsere systematische Pflanzenverzeichnisse einführte. De la Pylaie entdeckte dieses Moos im westlichen Frankreich und gab eine Beschreibung und Abbildung davon unter dem Namen *Skytophyllum fontanum (Journal botan. 1814. II, 138. T. 3b. f. 2)*, und unser Steudel nahm es in seinen Nomenclator als *Fissidens fontanus* auf. Seitdem hat es zum Ueberfluss noch einen vierten Namen, *Octodiceras julianum Bridel*, erhalten. Ich fand es zuerst den 30. November 1827 in Stuttgart in einem Brunnen, dann wieder den 9. April 1828 in einem zweiten Brunnen der Stadt und den 15. Oktober 1847 in einem dritten, jedesmal aber wurde es durch das immer häufiger werdende Ausputzen der Brunnen vertilgt.

Unser Moos ist inzwischen auch in Baden gefunden worden, und ganz neulich von Herrn Haist bei Schorndorf und Winterbach, immer wieder in Brunnen, so dass es wahrscheinlich noch an vielen Stellen der Hügelregion Deutschlands gefunden werden wird.

Als dritten Stuttgarter führte ich eine Alge in unser Herbar ein, welche in warmen Sommern die Seen und Kanäle des Schlossgartens ganz ausfüllt, an sonnigen Tagen zur Oberfläche emporsteigt und einen schönen heilgrünen Rahm bildet, bei Regenwetter untersinkt und im Herbste verschwindet. Mein trefflicher Freund Mertens in Bremen erklärte sie für den von Shakespear im König Lear erwähnten grünen Mantel des stehenden Sees, der berühmte Professor Kunze fand sie bei Leipzig und nannte sie *Palmella ichthyoblabe*, weil sie die Fische tödte und in Rabenhorst's Algen Deutschland wird neben Stuttgart und Leipzig auch Weissenfels nach Kützing als Fundort genannt. Herr Professor Kützing selbst hat indessen alle diese Sachen von einander getrennt und nennt die Seen bei Stuttgart als einzigen Fundort seiner *Polycystis aeruginosa*.

Diese Alge wäre sonach eine Eigenthümlichkeit unserer Flora. Sie könnte als Massstab für die Güte des Weins angesehen werden, da sie in schlechten Weinjahren nicht erscheint. 1827 hätte man alle Herbarien der Welt damit versehen können, ebenso 1834 und 1849, im Jahr 1850 war aber keine Spur davon zu finden.

Ich stellte den 26. August 1849 eine Parthie dieser Alge in ein zugepfropftes Glas in mein Zimmer; sie fuhr fort, bei warmem Wetter einen Rahm zu bilden, bei kaltem auf den Boden zu sinken, verbleichte im Winter, löste sich auf und an ihrer Stelle bildeten sich im folgenden Jahr zwei andere Algen, *Protococcus Meneghinii Kützing* und *Leptothrix aeruginea Kützing*, wohl eher aus schon vorhandenen Keimen, welche sich die aufgelösten Bestandtheile der verstorbenen Alge aneigneten, als durch eigentliche Metamorphose.

8. Beiträge zur Geschichte der Zierpflanzen und der Gartenkunst. *)

Von Ober-Reallehrer Vols in Stuttgart,
corresp. Mitgl. des landw. Vereins in Württemberg.

Schon in den ältesten Zeiten haben die lieblichen Kinder der Flora die Augen der Menschen auf sich gezogen, und wir

*) Der Herr Verf. hat sich seit einer Reihe von Jahren die geschichtliche Beantwortung des Thema zur Aufgabe gesetzt: „Der Einfluss der Menschen auf Verbreitung der Hausthiere und Culturpflanzen und die Rückwirkung derselben auf die Lebensverhältnisse der Menschen." Als Hauptmomente treten naturlicherweise in diesem Werke auf: die Phönicier, der Argonautenzug, die Macedonier, die Römer, die grosse Völkerwanderung, Carl der Grosse, die Hohenstaufen, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika, den Seewegs nach Ostindien, die Aufschliessung der übrigen Theile der aussereuropäischen Continente durch Colonisation, Reisen und Eroberungen u. s. w. Natürlich ist auch die Gegenseitigkeit des europäischen Einflusses rücksichtlich der Lebensverhältnisse der aussereuropäischen Völkerschaften geschildert. Wenn die Ungunst der letzten Jahre der Veröffentlichung dieser Arbeit im Wege stand, so lassen die Proben, welche der Herr Verf. durch Veröffentlichung einzelner Abschnitte in monographischer Form, z. B. die Geschichte der Kartoffel im landw. Correspondenzblatt, Jahrg. 1846; des Mais, das. 1847; der Hausthiere und Cerealien der Alten, das. 1848; Beiträge zur Culturgeschichte Württembergs in den württ. Jahrbüchern 1844, 45, 47, und der Beifall, den diese Arbeiten fanden (im Jahr 1848 erhielt der Herr Verf. die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst), es sehr wünschenswerth erscheinen, dass das ganze Werk in seinem Zusammenhang, (von welchem auch diese Mittheilung eine Episode bildet) und das als ein werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte überhaupt bis jetzt durch keine frühere Schrift in der Literatur vertreten ist, nicht länger der Veröffentlichung entzogen bleibe. A. d. R.

Die Vereinigten Staaten lieferten allein $^{9}/_{11}$ aller auf der Erde produzirten Baumwolle, und Aegypten damals kaum $^{1}/_{6}$ einer Million Pfund.

In den Jahren von 1811 bis 1821 war die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten wie folgt:

1813	75,000,000	Pfund
1813	75,000,000	„
1814	70,000,000	„
1815	100,000,000	„
1816	124,000,000	„
1817	130,000,000	„
1818	125,000,000	„
1819	167,000,000	„
1820	160,000,000	„

Die jährliche Zunahme bis 1819 beträgt ungefähr 11½ Mill. Pfund, also circa 23½ Procent pr. annum, welche Angabe ebenfalls mit der Sklavenzunahme so ziemlich übereinstimmt. — (Die Jahre 1813 und 1814 weisen zwar keine Zunahme nach; aber diese Jahre folgten unmittelbar der Kriegserklärung gegen England, und im Jahr 1820 erfror und verfaulte ein großer Theil der Baumwollenernte im Nord- und Südkarolina und in Alabama.)

Die Baumwollenproduktion auf der ganzen Erde war im Jahr 1821 wie folgt:

Die Vereinigten Staaten	180,000,000	Pfund *
Brasilien	32,000,000	„
Westindien	10,000,000	„
Aegypten	6,000,000	„
Die übrigen Staaten Afrikas	40,000,000	„
Ostindien	175,000,000	„
Die übrigen Staaten Asiens, Mexiko und Südamerika mit Ausschluß Brasiliens	44,000,000	„
Die übrigen Länder	8,000,000	„
Total Summa	630,000,000	Pfund.

* Diese ungeheure Zunahme von 80 Millionen Pfund in einem Jahre war von einer bedeutenden Zufuhr Neger aus Afrika begleitet.

treffen kein Volk in der Geschichte, das nicht die Blumen zu Dolmetschern seiner Gefühle, zur Verzierung seiner stillen Häuslichkeit, oder zum Schmuck seiner freudigen, so wie seiner traurigen Feste gemacht hätte. Der prächtige Farbenschmuck, die schönen Zeichnungen auf den Blumenblättern, so wie der liebliche, erquickende Geruch vieler Zierpflanzen mussten schon den rohen Naturmenschen erfreuen und zur Bewunderung hinreissen, und nicht ohne tiefe Bedeutung setzten die Alten eine eigene Gottheit ein, ihre Lieblinge zu pflegen.

Wie die meisten Culturgewächse die Menschheit auf ihren Wanderungen begleitet haben, so wanderten auch die Zierpflanzen mit dem Menschen von Land zu Land, und nicht zufrieden mit dem natürlichen Schmucke ihrer Schönheit, zwang der Mensch die Pflanzen durch Vermischung des Blüthenstaubs, durch Pfropfen und reichlichere Nahrung, welche er ihnen zuströmen liess, vollere Blumen und einen neuen Farbenschmuck anzunehmen, und wurde so Schöpfer neuer Spielarten.

Aber auch ohne unmittelbares Zuthun der Menschen wanderten manche wilden und cultivirten Pflanzen in andere Länder.

Bald ziehen Bergpflanzen auf den Wellen der Flüsse in die Thäler, bald werden sie auf dem Rücken der Meereswogen durch die Strömungen an ferne Gestade getragen, bald wird der geflügelte Samen einiger Pflanzen auf den Fittigen des Windes in andere Gegenden gebracht, bald von Vögeln, Fischen, selbst von vierfüssigen Thieren auf fremden Boden verschleppt. Selbst mit den grösseren Körnern der Cerealien wurde oft der kleinere Samen des gesellig mit ihnen wachsenden Unkrauts in andere Länder verpflanzt. So wurden mit dem Getreide viele asiatischen Pflanzen nach Europa gebracht, die jetzt als eingebürgerte Kinder der Flora angesehen werden, z. B. die blaue Kornblume (*Centaurea Cyanus*), die Rahde (*Agrostemma githago*), der Ackermohn (*Papaver rhoeas*). Auf gleiche Weise sind mit dem Anbau des Reises in Italien viele Pflanzen aus Ostindien einheimisch geworden; ebenso bemerkte *Linné* unter den lappländischen Pflanzen viele, die mit den Cerealien aus Schweden und Deutschland dahin gewandert sein mussten. Mit europäischen Waaren sind eine Menge europäischer Pflanzen, als Samen, in alle übrigen

Welttheile versetzt worden, und haben sich zum Theil so vermehrt, dass sie in dem fernen Lande jetzt einheimisch scheinen. In den entlegensten Strassen von Porto Alegre in Brasilien trifft man ganz gewöhnlich das Zeisigkraut, *(Mentha sylvestris?* oder *Anagallis arvensis?)*, den schönen Ampfer *(Rumex obtusifolius?)* etc. an; um Santa Teresa sind Veilchen, Boragen ganz naturalisirt. In der Nähe von Montevideo findet man allenthalben unsere Malven und Kamillen, und die Wege in der Nähe der Stadt sind mit breiten Streifen von blaurothen Blüthen, dem *Echium italicum*, eingefasst.

Auch aus den Gärten zerstreut sich der Samen mancher Zierpflanzen und das Gewächs wird dann wild. Die *Atropa physaloides (Nicandra physaloides)* wächst schon um Berlin ausserhalb der Gärten wild, weil einige Samenkörner verschleppt wurden. So wanderte bei Upsala die *Fritillaria meleagris* aus den Gärten auf die Wiesen, und schon seit mehr als 20 Jahren bemerkte der Verfasser dieser Beiträge an den Hecken, die zum Vogelsang-Wald bei Stuttgart führen, jährlich mehrere Exemplare wildwachsender *Hesperis inodora* und *matronalis*.

Am meisten aber trägt der Mensch direct zur Verbreitung der Pflanzen bei. Mit den Gewächsen eines Welttheils bereichert und verschönert er die andern; Pflanzen, die in einem warmen Klima waren, versetzt er in ein kälteres; die einen gedeihen im Freien, andern muss die Kunst des Treibhauses eine Wärme vorzaubern, welche die Sonne ersetzen soll, die ihre Wiege im Heimathlande anlächelte. Unter seiner kunstreichen Hand sind viele tausend an Farbe und Gestalt verschiedenen Spielarten der Blumen entstanden. So sind die Aurikeln, *Primula auricula*, welche von den Schweizer- und Steirischen Alpen in unsere Gärten kamen, durch die Zucht in viele Spielarten zerfallen, ebenso ist der Türkenbund, *Lilium martagon*, der auch in der Umgegend von Stuttgart häufig wildwachsend gefunden wird, nun schon lange ein Gegenstand der Blumengärtnerei geworden. Bei keiner Blumengattung sind aber so viele Spielarten entstanden, als bei den Tulpen, Rosen und Nelken. In der Mitte des 16. Jahrhunderts kannte man blos die gemeine gelbe Stammart der Tulpe, *Tulipa sylvestris*, und kaum 200 Jahre nachher hatte

ein leidenschaftlicher Liebhaber dieser Blumen, der Markgraf von Baden-Durlach bei 3600 Abbildungen von verschiedenen Spielarten derselben zusammengebracht, ja im Garten des Grafen von Pappenheim waren einst 5000 Arten Tulpen.*) Ebenso kennt der *Bon jardinier* von den Rosen 2000 *Variétés* und *Sousvariétés*.

a) Zierpflanzen der Alten.

Das älteste Volk, von welchem wir Nachrichten über Zierpflanzen haben, sind die Israeliten; doch waren sie nicht das erste, das sich mit Gärtnerei abgab. Das Land der Phönicier, obwohl nur ein schmaler Küstenstrich, glich einem fortlaufenden Garten, mit viel tausend Landhäusern der Kaufleute. Die Gärten waren voll der edelsten Bäume, denn die Phönicier verstanden schon die Kunst, die Bäume zu veredeln. Liebe zum Gartenbau bemerkt man übrigens bei allen Handelsvölkern sowohl der alten, als auch der neuern Zeit;**) da sie das Landleben vermissen, so lieben sie es, durch Anlegung und Ausschmückung eines Gartens sich den Genuss der freien Natur zu verschaffen. Die Sage von den goldenen Aepfeln der Hesperiden, welche Herkules, der Gott des Handels der Phönicier, holte, scheinen darauf hinzudeuten, dass dieser Heros, in dessen Mythus so vieles Culturgeschichtliche eingeflochten ist, auch den Obstbau in Griechenland und Spanien verbreitet habe.

Da die Morgenländer schon in den frühesten Zeiten viel auf die Gartenkunst hielten, und besonders die Syrer als geschickte Gärtner gerühmt waren, so dürfen wir uns nicht wundern, dass wir auch bei den Israeliten schon einige Spuren von Gartenkunst finden, die sich wahrscheinlich aus China gegen Westen verbreitete. Die Gärten in Syrien waren entweder in dem innern Hofe der Häuser, der ein regelmässiges Viereck bildete, oder sie waren doch ganz nahe am Hause. In dem innern Hofe des Salomonischen Palastes waren kühle Haine; Salomo selbst war Liebhaber und Kenner der Gartenkunst und hatte

*) Bischoff, Lehrbuch der Botanik III. Bd. II. Abth. p. 918.

**) Man erinnere sich an die Gärten u. Zierpflanzen der Holländer.

Lust- und Obstgärten angelegt, und die Gewürzgärten waren ihm bekannt (Prediger 2, 5. Hohelied 4, 13 ff.). In der Mitte des Gartens war entweder ein Springbrunnen angebracht, oder eine Cisterne; ausserdem wässerte man auch noch die Gärten, indem man durch die Kunst Wasser hineinleitete.*) So hatte Salomo auf der Südseite des Berges Zion einen Garten, der durch Kanäle gewässert wurde, die man aus dem Brunnen Gihon oder Siloam dahin leitete. Im Salomonischen Garten blühten Rosen und Lilien, und neben der Tanne erhob sich die Ceder vom Libanon. Unter den Blumen, die in Palästina wuchsen, zeichnen wir die Kaiserkronen *Fritillaria imperialis* aus, die auf Herodischen Münzen abgebildet sind und die Lilien des Feldes**) sein sollen, von welchen das Evangelium spricht. Das Hohelied liefert uns einen schönen Beitrag zur Kenntniss der altjüdischen Flora. Der Dichter führt ein Landmädchen unter Rosen, Reben, Granatbäumen und Lilien wandelnd auf, und einen Jüngling, der seine Heerden weidend auf Wiesen und in Gärten lustwandelt. In dem Wechselgesang, in welchem Beide ihren Gefühlen Worte geben dienen ihnen der Zyprusbaum, die Rose von Saron, die Lilie, der Apfelbaum (die Quitte), die Rebe, der Feigenbaum zu den lieblichsten Bildern.

Von den Phöniciern hatten die Karthager die Liebe zur Gartenkunst geerbt. Ihre Hauptstadt war mit so vielen Landgütern und Gartenanlagen umgeben, dass das Belagerungsheer des Agathokles und später des Scipio durch die zahlreichen Umzäunungen gehemmt wurden.

Die Gärten der Aegypter lernen wir aus einem Wandgemälde***) kennen, auf welchem ein Garten abgebildet ist. Er war viereckig, von einer hölzernen Verzäunung umschlossen, zog sich auf einer Seite am Nil oder an einem von dessen Kanälen hin; eine Reihe kegelförmig geschnittener Bäume erhob sich zwischen dem Nil und der Verzäunung. Auf dieser Seite befand

*) Prediger 2, 5 ff., Hohelied 4, 12 ff.

**) Der Verf. der biblischen Naturgeschichte (Calw 1842) pag. 267 hält sie für *Lilium candidum*.

***) Aegypten von Champollion, in der Weltgemäldegallerie. Stuttgart 1840 pag. 202.

sich die Pforte nebst einem breiten doppelten Schattengang zwischen Palmen, der auf allen vier Seiten herumlief. In der Mitte war eine grosse Weinlaube, und auf dem übrigen Raume Quadrate mit Bäumen und Blumen, vier regelmässig angelegte Teiche, die auch Wasservögel beherbergten, ein kleines durchsichtiges Gartenhaus, eine Art Schattensitz, endlich im Hintergrund des Gartens, zwischen dem Nebengebäude und der grossen Allee, ein Köschk (Kiosk) mit 4 Zimmern, das erste geschlossen und erleuchtet durch Balkone mit Brustlehnen, die 3 andern durchsichtig zur Aufbewahrung von Früchten und Opfergaben. Da das Klima von Aegypten die Natur der eingeführten Pflanzen sehr schnell veränderte, so erhielt Aegypten wenig Zierpflanzen aus andern Ländern. Die Ptolemäer ermunterten die Versuche, griechische Gewächse einzuführen, und griechische Gärtner pflanzten auch in Alexandrien Blumen, die man zu Kränzen brauchte.

Bei den Griechen erhob sich die Gartenkunst nie zu der Höhe, auf welcher die übrigen schönen Künste standen, und sie beschränkten sich in ihren Gärten in Rücksicht auf die Ziergewächse auf Anpflanzung von Rosen, Myrthen, des Lorbeers, des Epheus, der Narcisse, Schwertlilie, des Safrans, der Veilchen, der Levkoje, der Lichtrose von Kalzedonien, des zartblumigen Mohns mit purpurnen Blättern und einiger andern. Im Aristophanes wird eines Blumenmarktes in Athen erwähnt, auf welchem die Blumen schnell ihre Käufer fanden. Am beliebtesten waren die Veilchen, und Athen wurde von den Dichtern die veilchenbekränzte Stadt genannt. Sowohl cultivirte als wildwachsende Pflanzen spielen in der griechischen Götterlehre und Symbolik eine grosse Rolle.*)

Der Lorbeer, δάφνη, war sammt seiner Mythe von Apoll und Daphne aus Indien**) nach Griechenland versetzt worden.

*) Dierbach *Flora mythologica* und Fraas *Synopsis plantarum Florae classicae.*

**) Ein dem Oelbaum ähnliches Gewächs in Ostindien *Majapumerum* hat bei Nacht ein frisches blühendes Ansehen; kaum steigt die Sonne am Horizonte herauf, so sinken seine Zweige zusammen und erheben sich nicht wieder vor Untergang der Sonne. Daher die Mythe von der in einen Oelbaum verwandelten Daphne, welche vor den Umarmungen des Apollo (der Sonne) flieht.

Die Kinder von Delphi unternahmen jährliche Processionen nach dem Thal Tempe zum Andenken der Verpflanzung des Lorbeerbaums, den sie als Geschenk der Minerva ehrten.

Der Safran, *Crocus sativus*, war die Blume der Aurora. Schon Homer lässt Aurora mit Rosenfingern die Pforte des Himmels öffnen, umwallt von einem Crocusschleier. Der Safran wurde als Riechmittel vielfältig verwendet; das Brautbett wurde damit bestreut, und die Theater damit parfümirt.

Die Lilie, Schwertlilie, war die Blume der leichtfüssigen Iris; *Iris odoratissima*, *I. germanica*. Die weisse Lilie, *Lilium candidum*, war der Juno geweiht.

Der Gartenrittersporn, *Delphinium Ajacis L.*, war die Blume des Ajax.

Die Blume des Elysiums war *Asphodelus ramosus*, eine lilienartige Pflanze, die häufig an den Küsten des Mittelmeers, in Spanien, Portugal, Korsika, auf den Inseln des griechischen Archipels wild wächst. Diese Zierpflanze, welche noch jetzt eine der gemeinsten Pflanzen in Griechenland ist, wuchs nach der Mythe der Alten auf den Wiesen der Unterwelt und hiess *ἀσφόδελος*, ihr neugriechischer Name ist *σπερδουλαια* *).

Die Pflanze des Tartarus war *Genista horrida*. Die Gottlosen wurden im Tartarus mit dem *Aspalathos* gezüchtigt.

Die Blumen des Pluto waren *Narcissus serotinus L.* (*Virgil. N. comans*), der *Narcissus purpureus* (*Virg. N. poëticus*).

Das Veilchen war die Blume der Persephone, ebenso die Mistel *Viscum album* der magische Zweig derselben.

Die Gartenlevkoje, *Cheiranthus incanus L.*, war die Blume der Io.

Die Ackernelke, *Adonis aestiralis*, die Blume des Adonis.

Die *Anemone coronaria* und *hortensis* waren der Venus geweiht.

Ebenso war die Rose, *Rosa centifolia*, die Blume des Eros und seiner schönen Mutter, bei deren Auftauchen aus dem Meer sie am Ufer entstand. Sie wird schon von Homer und Anakreon erwähnt. Von Ersterem in der Hymne an Ceres, von

*) Fraas pag. 288.

Letzterem in vielen seiner Oden, durch welche wir gleichzeitig erfahren, dass sie eine durch die Schönheit ihrer Blumenblätter merkwürdige Blume war, dass sie mitten unter Dornen wuchs, dass sie einen herrlichen Geruch besass, von einer menschlichen Farbe (fleischfarben) war, und dass sie die schönste aller Blumen, die Königin der Blumen hiess. Reich an Rosen war besonders die Insel Rhodus, daher auch auf den rhodischen Münzen die Rose abgebildet ist und den mit der Benennung der Insel verwandten Namen hat. Die Rose, obgleich einst der Göttin der Schönheit und ihrem lieblichen Sohne heilig, wird gegenwärtig nicht mehr in den griechischen Gärten gefunden*).

Gnaphalium stoechas L. war die Blume der Diana, das Sonnengold der Alten.

Origanum majorana L. war dem Hymenäus geweiht.

Unter den Blumen in Griechenland hatten einige, z. B. die Rose, Levkoje, Lilie, Narcisse und der Granatbaum gefüllte Blüthen. In den Städten selbst gab es in früherer Zeit keine Gärten; der Erste, der sich ein Gärtchen in Athen anlegte, soll der Philosoph Epikur gewesen sein.

Auf Alexanders Feldzug nach dem Orient lernten die Griechen die Gärten der Morgenländer kennen.

Berühmt in der Geschichte sind die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon. Strabo, Diodor und Curtius beschreiben sie als künstliche terrassenförmige Erhöhungen, die unten auf Pfeilern ruhten und durch breite Treppen mit einander verbunden waren; die oberste Terrasse hatte die Höhe der Stadtmauer (200 Ellen!?). Sie waren mit Erde so hoch überschüttet, dass die grössten Bäume darin wurzeln konnten, und auf der obersten Terrasse war eine Cisterne, welche durch Pumpwerke Wasser aus dem Euphrat erhielt und dasselbe überall hin verbreitete. Zwar gedenkt Herodot, der doch selbst in Babylon gewesen war und viele Merkwürdigkeiten dieser Stadt beschrieben hat, dieser Gärten nicht, daher Goguet und Andere diese hängenden Gärten unter die Fabeln rechneten. Allein leicht mögen sie im Laufe der Jahrhunderte durch Vernachlässigung der Wasserwerke eingegangen sein.

*) Sommer, Taschenb. zur Verbreitung geog. Kenntnisse, 1843 p. 333.

Die Perser bauten in ihren kunstlos angelegten Gärten Fruchtbäume, Blumen und andere Pflanzen an. Eine besondere Vorliebe für den Gartenbau zeigte Cyrus. Er liess aus den weiten Provinzen seines Reichs Alles zusammen bringen, was man damals von Pflanzen kannte, um sie in seinem Garten zu ziehen. Der jüngere Cyrus hatte zu Sardes, bei dem Berge Imolus, einen Garten, dessen schöne Alleen und von ihm selbst gepflanzte Baumreihen der Lacedaemonier Lysander sehr bewunderte.*) Auch in dem Garten des Tissaphernes, der unter Darius Nothus Statthalter in Lydien war, gab es schattenreiche Gebüsche, Springbrunnen und grünende Lustsäle. Dass auch in späterer Zeit der Geschmack der Perser am Gartenwesen sich nicht verloren habe, geht aus den dichterischen Schilderungen in den Mährchen der Tausend und eine Nacht hervor.

Kein Volk des Alterthums hatte mehr Neigung und Mittel, das Schönste aus dem Gebiete der Pflanzen aus allen ihrer Macht unterworfenen Ländern zu sammeln, in ihrem Lande anzubauen und den andern Provinzen ihres weiten Reiches mitzutheilen, als die Römer. Als sie Herren von allen Ländern um das mittelländische Meer waren, machte es ihnen die Lage ihres Landes möglich, die Culturgewächse dreier Erdtheile in alle Länder ihres unermesslichen Reiches zu verbreiten, wo Boden und Klima es erlaubten. Und diese ihre Stellung haben die Römer gewissenhaft benützt. Nach der Eroberung von Griechenland, Kleinasien und Syrien brachten sie nicht nur eine Menge asiatischer Pflanzen nach Italien und schmückten ihre Gärten damit aus, sondern auch Spanien, Gallien, Deutschland und Britannien verdanken ihnen den Anfang und die Begründung ihrer Cultur.

Die erste Erwähnung eines Gartens bei den Römern ist die von dem Garten des Tarquinius Superbus, in welchem ein Beet mit Mohn und ausserdem Blumen, besonders Rosen angepflanzt waren. Später waren besonders die Gärten des Lucullus, die bei Bajae, am Meerbusen von Neapel lagen, berühmt. Sie wetteiferten an Pracht und Kostbarkeit mit denen des Morgenlandes, bestanden aus weitläufigen, bis in's Meer sich erstreckenden Ge-

*) *Xenophon Memo. V. Cicero de Senectute 18.*

bäuden, aus ungeheuren künslichen Erhöhungen, aus Ebenen, weiten Wasserflächen, so dass der grosse Pompejus den Schöpfer dieser Zaubergärten im Scherze den Xerxes in der Toga nannte.*) Lucull hatte seine Gartenliebhaberei aus dem Orient mitgebracht, und aus den eroberten Ländern fremde Gewächse nach Italien schaffen lassen, wodurch sich das Gartenwesen bei den Römern sehr hob. Ja Lucull hielt es für keine geringe Zierde seines Triumphzuges über Mithridates (im J. 74 vor Chr. Geb.), einen mit reifen Früchten behangenen Weichselkirschenbaum unter den Tropheen aufzuführen. Virgil gedenkt schon vieler Gartengewächse, z. B. Acanthus, Myrthen, Narcissen, Rosen etc., und Horaz befürchtete sogar, dass die allzugrosse Garten-Liebhaberei dem Ackerbau schädlich werden möchte.**)

Uebrigens waren die kleinen Gärten der Römer anfangs fast ganz für den ökonomischen Gebrauch bestimmt. Man sorgte vorzüglich für die Anpflanzung von Obstbäumen. Erst zur Zeit des Augustus fing ein etwas gekünstelter Styl an, herrschend zu werden. Mit den Landgütern der reichen Römer wurden nun nicht nur Gemüsse- und Baumgärten, sondern auch Lustgärten verbunden. In diesen letztern wurde, als der Luxus in Rom stieg, die natürliche Gestalt des Buchsbaums, des Taxus, der Cypresse und Myrthe von dem Topiarius zu allerhand künstlichen Figuren beschnitten, und von Rosen, Veilchen, Lilien und Crocus Blumenbeete angelegt. Nach dieser Zeit erhob sich erst der bessere Gartengeschmack, da jetzt die Kunst sich darauf beschränkte, die Natur nachzuahmen. Schon Columella und Palladius sahen zu ihrer Zeit die Gartenkunst in der höchsten Blüthe, und aus dieser Zeit datirt sich die Beschreibung des Plinius von seinen Landgütern. Der jüngere Plinius hat uns nämlich in seinen Briefen Beschreibungen***) von zweien seiner Güter hinterlassen, welche die einzigen sind, die uns von der Gartenkunst der Römer in dieser Zeit einen hinlänglichen Begriff zu geben vermögen. Beide Gärten waren mit Landhäusern verbunden, von denen das bedeutendere das tuscische, das minder

*) *Vellej. Paterc. II, 33.*

**) *Horatii Od. II, 15.*

***) *Plin. Caecil. Secundi epist. V, 6.*

bedeutende das laurentinische war. Die Beete auf dem tusci-schen Landgute waren mit Buchsbaum und Acanthus eingefasst, eine Galerie zum Spazierengehen bog sich wie eine Rennbahn herum, eine Reitbahn war da, Brunnen gaben das nöthige Was-ser und Rosenbeete verliehen dem Bilde eine schöne Ab-wechslung.

Solche grossen Gartenanlagen konnten natürlich nur reiche Römer unterhalten; die Bürger vom Mittelstande besassen, wie wir schon angedeutet haben, Obst- und Gemüsegärten, und die Armen hatten kleine Gärtchen vor den Fenstern, in denen sie aber nur Lattich und Lauch zogen.

Blumen liebten die Römer bis zur Ausschweifung. Die Floralia, Blumenfeste, wurden in den vier letzten Tagen des Aprils gefeiert. Unter Augustus erreichte der Luxus den höch-sten Grad. Am gesuchtesten waren die Rosen. Der Geschmack daran war aus Aegypten gekommen. Aus einigen Notizen des Horaz lässt es sich schliessen, dass die Rosen auf Beeten ge-zogen wurden, und aus Martial*), dass man dabei alle Mittel anwandte, ihre Blüthe früher zu erzwingen oder künstlich zu-rückzuhalten. Die Römer hatten nämlich auch schon Treib-häuser, die mit Marienglas, dem *Lapis specularis*, bedeckt waren, und in denen sie nicht nur Blumen, sondern auch Tafelobst, z. B. Pfirsiche und Weintrauben zogen, so wie Tiber das ganze Jahr Gurken treiben liess. Columella nennt die Rose, Lilie, Hyacinthe**) und Nelke als Blumen, welche den Küchengarten (zum Unterschied *hortus pinguis* genannt) verschönern, erwähnt auch eines besondern Platzes zum Erzeugen später Rosen; Pli-nius zählt 11 Sorten Rosen auf, welche die Römer schon kann-ten. Die römischen Dichter priesen besonders die zweimal blü-hende Rose von Pästum. Virgil, Martial, Ovid und Properz spielen beständig auf diese Rose an; sie sprechen von ihrer grossen Fruchtbarkeit, ihrem lieblichen Geruch und ihrer schö-

*) Martial IV, Ep. 22.

**) Die Hyacinthe der Alten war nach *Tenore* der *Gladiolus byzan-tinus*, eine Prachtpflanze, die im Orient und südlichen Italien wild wächst. Virgil und Ovid sprechen von ihr unter dem Namen *Hyacinthus suave rubens.*

Die Vereinigten Staaten lieferten in dieſem Jahre allein $^{10}/_{53} = {}^{2}/_{7}$, alſo mehr als ein Viertel aller auf der Erde erzeugten Baumwolle.

Die Produktion derſelben hatte in allen andern Ländern, mit Ausnahme von Aegypten und Oſtindien, abgenommen, und der Zuwachs in den engliſchen Kolonien betrug in 10 Jahren (vom Jahr 1811 bis zum Jahr 1821) 5 Millionen Pfund, nicht mehr als $^{5}/_{7}$ Procent pr. annum. Die Produktion in den Vereinigten Staaten ſtieg während dieſes Zeitraums von jährlichen 80 auf 180 Millionen, vermehrte ſich daher um mehr als das Doppelte, oder jährlich um 23 Procent, welches mit der Zunahme der vorher gegangenen zehn Jahre, ungeachtet des dazwiſchen fallenden Krieges, beinahe vollkommen übereinſtimmt. Die Zunahme in Aegypten während derſelben Zeit belief ſich auf 5,916,000, oder um ein Pauſchquantum anzunehmen, auf 5,900,000 Pfund; jährlicher Zuwachs 590,000 Pfund, oder nahe an 703 Procent. — Die Baumwollenproduktion in Aegypten dürfte daher der Sklaverei in den Vereinigten Staaten am meiſten entgegenwirken, beſonders wenn, wie franzöſiſche Berichte verkünden, die in Aegypten produzirte Qualität der von Alabama und Georgien (Upland-Cotton) gleichkommt. *

Braſilien, das mit dem glücklichſten Klima geſegnete Land, bringt, ungeachtet der beſtändigen Zufuhr von Sklaven, nur wenig Baumwolle, und im Verhältniſſe zu ſeiner Größe ſelbſt eine geringe Quantität anderer Kolonialprodukte nach den europäiſchen Märkten.

In den folgenden zehn Jahren erlitt die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten durch eine Reihe auf einander folgender Mißjahre, und durch die große Handelsrevolution im Jahr 1825 (welche der vom Jahr 1830 ähnlich) einen bedeutenden Stoß; dies hatte jedoch auf die Negerſklaverei ſelbſt nur einen unbedeutenden Einfluß. Dieſe beſtändigen Fluktuationen im

* Die ſogenannte Sea-Island-Baumwolle, welche auf den kleinen, nahe an der Küſte Südkarolinas und Georgiens gelegenen Inſeln wächst, und beſonders in Frankreich zur Fabrikation ſeidenartiger Stoffe verwendet wird, dürfte wohl nicht leicht in Afrika oder Oſtindien fortkommen.

nen Farbe. Ausser den genannten Blumen zogen die Römer noch Levkojen, Goldblumen, Narcissen. Besonders war der Goldlack (*Cheiranthus Cheiri*) beliebt, den sie zu Blumenkränzen wählten, und die auch jetzt noch in Italien unter dem Namen *Viola Zala*, *Viola ciocca gialla* häufig vorkommt, in vielen Kloster- und Baurengärten die einzige, in den meisten die vorherrschende Zierpflanze ist. *)

Bei den Trinkgelagen und Gastmählern hatte man Blumenkränze, vorzüglich von Rosen; besonders liebte man eine brennendrothe, **) zwölfblättrige, die milesische Rose genannt, wahrscheinlich irgend eine Abart unserer *Rosa eglanteria*. Welch eine Verschwendung mit den Blumen bei den Gastmählern der Alten getrieben worden sei, beweist die geschichtliche Notiz des Sueton, dass Nero zu einer einzigen Abendmahlzeit mehr als für 30.000 Pfd. (?) Rosen gekauft habe, und Kleopatra soll für den Ankauf von Rosen zu einem Bankett ein Talent ausgegeben haben; der Fussboden des Saals war anderthalb Schuh hoch mit Rosen bestreut.

Wie wir oben gehört haben, verdankten Gallien, Spanien und Deutschland die meisten ihrer Culturpflanzen den Römern; aber erst spät schmückten sich die deutschen Gärten mit den zarten Blumen der südlichen Länder.

Wenn aber auch in der frühesten Zeit Deutschlands Boden nicht mit der Farbenpracht eines südlichen Himmels prangte, so blühten doch Lilien und Rosen auf den Wangen der deutschen Jungfrauen, wie der römische Dichter Ausonius (309 — 392 nach Chr. Geb.) von seinem gefangenen Schwabenmädchen Bissula singt:

Meine Bissula, Maler! sie ahmt nicht Farbe, nicht Wachs nach,
Reize verlieh ihr Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen.
Mennig und Bleiweiss! Geht und malt damit andere Mädchen,
Denn diese Farbengemisch den Gesichts nicht malen es Hände,
Mische doch Maler wohlan! die purpurne Ros und die Lilje, ***)
Und mit der duftigen Farbe davon dann male dieses Antlitz!

*) Ueber die Gärten Italiens in neuerer Zeit s. v. Martens Italien II, p. 233.

**) *Cujus sit ardentissimus color, duodena folia. Plin.*

***) *Puniceas confunde rosas et lilia misce.*

b) Die Zierpflanzen und das Gartenwesen im Mittelalter.

Der Faden der Geschichte führt uns über die Lücke mehrerer Jahrhunderte in die Gärten Karls des Grossen, der sich unsterbliche Verdienste um alle Zweige der Cultur Deutschlands erworben hat. Dieser grosse Mann, der mit seinem Riesengeiste das Grosse, wie das scheinbar Kleine umfasste, dessen Scepter vom Lande, wo im dunkeln Laub die goldne Orange glüht, bis an den kalten Belt herrschte, suchte auf seinen Reisen nach Italien und in die spanische Mark gewiss Alles auf, um seine deutschen Länder mit den edlern Producten seiner südlichen Provinzen zu bereichern und zu verschönern. Ja die französischen Pomologen führen sogar in ihren Katalogen noch eine Obstsorte auf, (den Apfel *Male Carles*) die Karl d. G. von Italien mitgebracht haben soll. Auch durch seine freundschaftlichen Beziehungen mit Harun al Raschid bekam Karl manche edle Frucht, die er auf seine Höfe verpflanzte, und ein Gartengewächs, (die Erbse) das in den Kapitularien vorkommt, führt wirklich den Namen *Pisus mauriscus*.

Mit Recht können wir sagen, dass mit Karl d. G. für den Gartenbau eine neue Epoche anfing. Er liess auf seinen Hofgütern Gärten anlegen, worin ausser den Obstbäumen, Hülsenfrüchten, Gemüssen, Zwiebel- und Gurkengewächsen, Oel- und Gespinnstpflanzen, Färbepflanzen und Fabrikgewächsen, Gewürz- und Arzeneipflanzen, eine nicht unbeträchtliche Zahl Zierpflanzen vorkommt *). Die Capitularien nennen Meerzwiebel *Squilla (Scilla maritima)*, Lilien, Rosen, Rosmarin, Siegwurz (Schwertel) *Gladiolus*, Pappeln, Malven (Herbstrosen) *(Altaea rosea)*.

Grosse Verdienste um die Cultur unseres deutschen Vater-

---

*) Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft I. p. 234, 435, 467. Sprengel, hist. rei herbariae I. p. 219. Der erste deutsche Name ist die Uebersetzung von Anton, der deutsche Name in der Klammer ist die heutige Benennung der Pflanze; der erste lateinische Name steht im Original, der lateinische Name in der Klammer ist der systematische Name der Pflanze; bei ganz bekannten Pflanzen sind die Synonymen weggelassen.

landes erwarben sich auch die Glaubensboten und Klöster. Denn als die ersten Strahlen des Christenthums in die Wälder Deutschlands drangen, trugen die frommen Männer, welche ihr Leben dem schönen Berufe widmeten, unter den Deutschen das Evangelium zu predigen, zur Verbreitung einer besseren Cultur bei, sowie auch die später gestifteten Klöster die ersten Lichtpunkte der Aufklärung und die ersten Musterschulen für den Ackerbau waren. Die Glaubensboten sammelten um ihre Zellen kleine christliche Gemeinden, lehrten ihre Neubekehrten den Ackerbau und die Obstzucht und legten dadurch den Grund zu Städten und Dörfern.

Dass die Veredlung der Obstsorten von den Pomariis der Klöster ausgegangen sei, scheinen gewisse Namen von Gattungen die wir jetzt haben, anzuzeigen.*)

Namentlich erwarb sich, einige Jahrhunderte später, die berühmte Karthause zu Paris unsterbliche Verdienste um die Obstzucht in Frankreich und Europa. Da die Klöster durch das Band der Religion und durch gemeinschaftliche Interessen mit einander verbunden waren, so standen bald, nicht nur in Frankreich und Italien, sondern auch in Deutschland, Spanien und England die Gärten der Klöster als Musterschulen da.

Wie die Kreuzzüge auf die geistige und politische Entwicklung des Abendlandes einen grossen Einfluss ausübten, so blieben sie auch für die Cultur des Bodens nicht ohne wichtige Folgen, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass gleich den grossen Völkerwanderungen, die von Osten gegen Westen zogen und in gewissen Zeitabschnitten Europa neue Bewohner zuschickten, jetzt plötzlich eine religiöse Idee die Völker gegen Osten trieb, wodurch, abgesehen von der dem Unternehmen zu Grunde liegenden höheren Aufgabe, der Weg wieder geöffnet wurde, auf welchem neue Culturgewächse und Producte nach Europa kamen. Bald wurden sie in den Wandertaschen der Pilger getragen, bald rückten sie näher, indem sie von Garten zu Garten, von Provinz zu Provinz verpflanzt wurden. Bald

*) Cless, Landes- und Culturgeschichte von Württemberg I. p. 362, II. p. 258.

wurden sie von einsichtsvollen Fürsten in ihr Land als eine neue Quelle des Wohlstandes gebracht.

Manche edle Frucht, Obstarten, Rebsorten, Blumen u. dgl. wenn auch nur als Seltenheit, wanderten mit den rückkehrenden Franken ins Abendland und bereicherten die Kloster- und Schlossgärten, wenigstens scheinen die Namen einiger Pflaumenarten, die cyprische Eierpflaume, die grosse Damascener, die St. Katharinen-, Jerusalemspflaume, die türkische Zwetschge, darauf hinzudeuten*).

Von Blumen soll die Damascenerrose durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen sein, die nun die Stammmutter vieler prächtigen Varietäten geworden ist**). Am meisten brachten die Pilger Rosen von Jericho *(Anastatica hierocuntica)* als Andenken an ihre Wallfahrt mit, wobei zugleich auch die wunderbare Eigenschaft dieser Blume eine Rolle spielte, dass sie abgestorben alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten zusammenzieht, wenn sie aber durch einen Menschen oder auch durch den Wind an einen feuchten Ort oder ins Wasser gebracht wird, durch das Eindringen von Wasser wieder auflebt und ihre Zweige wieder entfaltet. Manches andere Gewächs mag durch die Kreuzfahrer nach Europa gekommen sein, und es ist nur Schade, dass die Geschichte die wichtigsten Eroberungen im Reiche der Pflanzen nicht aufgezählt hat. Auch ist die Menge der herüber gebrachten Pflanzen so gross, dass ein französischer Gelehrter den Gedanken gehabt hat, eine Flora der Kreuzzüge herauszugeben, ein Unternehmen, dessen Nichtausführung wir nur bedauern können.

Als den Schöpfer der deutschen Gartenkunst haben wir Karl d. G. kennen gelernt. Doch waren die ersten Gärten mehr des Nutzens als des Vergnügens wegen angelegt, und der Schönheitssinn fand wohl keine Befriedigung. Nach den Augsburger Statuten vom Jahr 1276 wurden in den Gärten Salbei, Raute, Yffen (?), Polei angebaut. Hauptsächlich pflanzte man

*) Juvenel de Carlenças Histoire des beaux arts III. p. 298.

**) Von ihr stammt unter andern unsere Monatrose *Rosa semperflorens* ab.

in dieser Zeit in den Gärten Kraut und Rüben, woraus auch das bekannte in Schwaben gebräuchliche Sprichwort entstanden ist. Albertus Magnus, der einen Wintergarten anlegte, wurde für einen Hexenmeister gehalten. Die Gärten in Urach wurden im 15. Jahrhundert Zwiebel- und Krautgärten genannt. So erlaubte Graf Eberhard im Bart 1479, den Platz auf der Espach (vor dem Ober-Thor) zu Zwiebelgärten simriweis, d. h. so viel man Platz zu einem Simri Zwiebel zu stecken oder zu säen brauchte, auszugeben und mit einer Mauer zu umfangen. Was den Zustand des deutschen Küchengartens im 16. und 17. Jahrhundert betrifft, so sehen wir aus Kolers Calendarium, welches gegen Ende des 16. Jahrhunderts erschien, dass man damals Kohl, märkische Rüben, rothe Rüben, Mohrrüben, Rettige etc. pflanzte. Der Blumengarten der damaligen Zeit bestand aus Violen, (blauen, weissen und gelben) Anemonen, Hyacinthen, Rosen, Nelken, Lavendel, Thym n, Lilien, Salbei, Rosmarin, Scabiosen, Päonien, Mohn, Tulipanen, Lack etc.

Früher schon wurden auch botanische Gärten angelegt. Unter den Italienern kultivirte bereits 1310 Math. Sylvaticus in Salerno morgenländische Pflanzen. Unter Italiens heiterem Himmel erstanden schon im 15. Jahrhundert die schönen Gartenanlagen der Mediceer,*) so wie in Frankreich später unter Heinrich IV. der Sinn für Gartenkunst erwachte. Aber während die italienischen Gärten sich mit ihren Anlagen an die schöne Natur anschmiegten und durch den Reichthum und die Seltenheit der Pflanzen sich auszeichneten, fand es der verirrte Geschmack der Franzosen schön, die Natur in die Rahmen geometrischer Formen zu spannen, aus Taxushecken Obelisken und Pyramiden zu schneiden und statt der Blumen die Beete mit bunten Porcellan- und Glasscherben zu füllen, mit denen oft auch das Wappen des hochadeligen Besitzers ausgelegt war.

Le Nôtre hat nach diesem Geschmack die Gärten von Versailles genial und schön ausgeführt.

Einen andern Weg schlugen die Engländer ein; bei ihnen sollte ein Garten eine idealisirte Landschaft im Kleinen

*) Eberhard im Bart besuchte sie auf seiner Reise nach Italien.

sein, und dieser Geschmack gewann nach und nach in allen Ländern Europas Eingang, obgleich diese Richtung hie und da, statt zur Natur, zur Unnatur führte und theilweise in ärmliche Künstelei ausartete. In Holland legte man sich besonders auf die Cultur einzelner Blumen, besonders Zwiebelgewächse und pflanzte diese mit holländischem Sinn für Reinlichkeit und Nettigkeit in Gärten von französischem Geschmack.

In Deutschland wurden gewöhnlich in der Nähe von Residenzen Schlossgärten angelegt, die bald dem einen, bald dem anderen Styl anhiengen. Von Holland verpflanzte sich die Liebhaberei an Blumen, die künstlich geschnörkelten Taxushecken, der chinesische Putz von Porcellanscherben und die Wasserteiche in einige Gärten deutscher Fürsten und reicher Privatpersonen. So hatte auch der Hochmeister des deutschen Ordens bei seinem Ordenshause in Marienburg die schönsten Gärten und herrliche Anlagen jeder Art. Zunächst am Hause lag der schöne welsche Garten nach italienischem Geschmacke bepflanzt, wo die südlichen Gewächse blühten, in deren Umgebung man leicht den hohen Norden vergass*).

In Augsburg war der erste Lustgarten, der sich durch Pracht, Kunst und Aufwand auszeichnete, der des Ambrosius Hochstetter, eines reichen Kaufmanns. Man bewunderte die Seltenheit seiner Pflanzen und Bäume, den Geschmack seiner Lusthäuser, die Annehmlichkeit und gute Einrichtung seiner Teiche und Bäder, und besonders die ausserordentliche Kunst seiner Wasserwerke, indem das Wasser durch 200 Röhren geleitet, bald aus Nymphen die Vorübergehenden bespritzte, bald die Marmortische unvermerkt mit einem See bedeckte.

Die Gärten der Fugger übertrafen Alles in Rücksicht auf Gewächse und Lusthäuser, an welch letztern die grössten einheimischen und fremden Künstler ihr Talent verschwendet hatten. Sie waren gleichsam von einer Menge eherner Bildsäulen bevölkert, und ein Augsburger, Beatus Rhenanus (1531) zog sie den Gärten des Königs von Frankreich zu Tours und Blois weit vor. Im Jahr 1565 war nach einem Brief Gessners die

*) Raumer, hist. Taschenbuch 1830, p. 194.

damals sehr seltene Muskatrose, aus welcher im Orient das Rosenöl bereitet wird, in dem Fugger'schen Garten in Augsburg*). Mit den Gärten der Fugger suchte der zünftige Bürgermeister Jakob Herbort in Anlegung eines neuen Gartens zu wetteifern und scheint sie übertroffen zu haben. Ausserdem waren die Gärten des Johann Heinrich Herwart (1507) und des Andreas Scheeler (1626) merkwürdig. Im Jahr 1559 sah Conrad Gessner im Herwart'schen Garten die erste Tulpe, die 2 Jahre vorher aus Konstantinopel nach Deutschland gekommen war. Im Jahr 1530 kam in Augsburg ein Buch: Lustgarten und Pflanzungen mit wundersamer Zyrd etc. heraus und ums Jahr 1567 war ebendaselbst ein italienischer Handelsgärtner, der Gemüsse zu den Mahlzeiten der Patricier lieferte. Ebenso war in den 1680er Jahren ein Stuttgarter, Namens Heinrich, Gärtner in Augsburg, und ein Handelsgärtner Krauss, der Tulpenzwiebel zu 15 fl., Hyacinthen und Narcissen zu 4 fl. verkaufte, gab 1660 ein Verzeichniss seiner Handelsartikel aus.

Wir finden in den Gärten der Augsburger Geschlechter nicht bloss Bäume, Küchenkräuter und Blumen, sondern auch Bildsäulen, ein Beweis, dass der italienische Geschmack dort eingedrungen war, was bei der innigen Handelsverbindung der oberdeutschen Städte mit Italien nicht zu verwundern war**).

Aehnliche, wenn auch minder grossartige Gärten waren in Nürnberg und Ulm. Im Jahr 1579 brachte ein Nürnberger, Stephan von Hausen, die erste Safranblume von Belgrad nach Deutschland, und 1626 gab Knabe sein Hortipomologium d. i. ein sehr liebreich und auserlesen Obsgarten- und Peltzbuch heraus. In Ulm kam mit dem Abgang des Weinbaus die Obstbaumzucht in allen ehemaligen Weinbergen am Safran- und Michaelsberg, im Ruhethal und zu Söflingen in einen blühenden

*) Des Fontaines hist. des arbres etc. Paris 1809, II. p. 186.

**) Selbst auf das Land verbreiteten sich italienische Zierpflanzen. Schon Crusius fand im Jahre 1588 im Pfarrgarten zu Beuren auf der Schwäbischen Alp viele fremden Gewächse, welche aus Italien gekommen waren und die der Pfarrer mit grossem Fleiss gezogen hatte. Crusius von Moser III., lib. 12, c. 35, p. 373.

Zustand. Die Gärtner, welche in Ulm auch Bauleute genannt wurden *), pflanzten hauptsächlich alle Arten von Küchengewächsen, Kohl, Rettige, Rüben, Salat, vorzüglich aber Spargel und Blumenkohl. So war im Jahr 1637 in Ulm ein Kalvefiori **) (Carviol, Blumenkohl) von anderthalb Ellen im Umfang und neunthalb Pfund schwer gewachsen. Dass die Gärtner in Ulm auch auf die Cultur der Blumen gesehen haben, beweist der Umstand, dass Knabe in seinem Hortipomologium Ulmer Rosen erwähnt.

Auch in andern Gegenden Deutschlands hob sich der Gartenbau, hauptsächlich durch die Pflege und Unterstützung edler Fürsten und Fürstinnen.

Wie in Sachsen Kurfürst August für die Anpflanzung von Obst- und Waldbäumen sorgte, so nahm sich seine Gemahlin des Gartenbaus an. Im Braunschweigischen machte sich vornehmlich Georg Wilhelm, Herzog zu Celle um dem Gartenbau verdient. Im Brandenburgischen gab Kurfürst Johann Georg seinem Gärtner Desiderius Corbianus 1572 den Befehl: „Insonderheit Vns allhier hinter vnserm Schloss im Thiergarten einen newen Lustgarten, daraus wir allerlei zu Vnser Küchennothdurft haben mögen, mit allem möglichen vndt besondern Fleiss zu erbawen vndt einzurichten". In Wien pflanzte man schon zu Kaiser Friedrichs III. Zeiten Melonen und Gurken. Noch mehr blühte die Gartenkunst unter Maximilian I. und seinem Sohne Rudolph II. Klusius, einer der berühmtesten Botaniker und der eifrigste Beförderer der Gartencultur, war von 1573 bis 1588 in Wien als Aufseher des botanischen Gartens. Er bereicherte Wien und später Frankfurt a. M., wo er sich auch einige Zeit aufhielt, mit einer Menge von Gewächsen, die er durch seine vielfachen Verbindungen aus allen Ländern zusammen brachte. In Wien pflanzte er die zwei ersten Kartoffeln, die er 1588 aus Belgien erhalten hatte,

---

*) Heyd, Ulm mit seinem Gebiet p. 258, 426. Württemb. Jahrb. 1844, II., p. 252.

**) Württemb. Jahrb. 1844, II. p. 232.

an, und zog 1576 die erste Rosskastanie *), welche von 1550—1560 in Europa eingeführt worden war. Maximilian trug seinen Gesandten in Konstantinopel und an andern Höfen auf, von allen Seiten neue Samen und Pflanzen herbeizuschaffen. Nach Maximilians Bericht waren zu seiner Zeit 140 Lustgärten in Oestreich. Der blühende Zustand des Gartenbaus in Deutschland im 16. Jahrhundert ergibt sich auch aus dem Umstande, dass um das Jahr 1582 Tulpen aus Wien nach England gekommen sind.

Im 18. Jahrhundert fand hauptsächlich der englische Gartengeschmack in Deutschland Eingang und Nachahmung, jedoch, ohne dass die Deutschen sich sklavisch an das englische System banden. Der Herr von Münchhausen auf Schwöbber und Professor Hirschfeld führten den ächten Geschmack in die deutsche Gartenkunst ein, indem sie lehrten, ohne Zwang durch die Kunst das Natürliche zu verschönern. In neuerer Zeit ist Fürst Pückler-Muskau als Schriftsteller in der Gartenkunst aufgetreten und hat auch in seinem eigenen Park ein ausgezeichnetes Muster von ebenso geschmackvoller als grossartiger Gartenanlage gegeben.

Ausländische Bäume, Sträucher und Blumen.

Nicht unbedeutend ist die Anzahl der Bäume, durch welche in den letzten 3 Jahrhunderten unsere Gärten und Alleen verschönert und unsere Wälder bereichert worden sind.

Seit der Entdeckung der neuen Welt haben blos die englischen Gärtner 2345 Varietäten amerikanischer Pflanzen und Bäume gezogen und mehr als 1700 vom Cap der guten Hoffnung, was zu mehreren Tausend andern aus China, Ostindien, Neuholland und verschiedenen Theilen von Asien, Afrika und Europa eingeführten Varietäten gerechnet eine Liste von mehr als 120,000 (?) Pflanzenvarietäten gibt, die seitdem in Grossbritannien angebaut werden. **)

*) Hiernach ist eine Notiz zu berichtigen, die in dem Werkchen: Länder- und Völkermerkwürdigkeiten oder Oestr. Raritäten-Kabinet Wien 1823 p. 146 vorkommt und die Kastanien-Allee im Prater schon in den Jahren 1537 und 38 anpflanzen lässt.

**) Ausland 1832 p. 60.

Die merkwürdigsten dieser Bäume und Sträucher sind folgende.

Die Rosskastanie *(Aesculus hippocastanum)* ist unter allen ausländischen Bäumen, welche bei uns das Bürgerrecht erhalten haben, der schönste. In kurzer Zeit und fast ohne alle Wartung erwächst sie zu einem hohen Baume, dessen Zweige mit den schönen breiten Blättern eine vollständige Krone bilden und dessen zierliche im Mai aufbrechende Blüthen-Pyramiden einen schönen Anblick gewähren. Der Baum kam ums Jahr 1550 aus dem nördlichen Asien nach der Türkei. Seinen deutschen Namen hat er davon erhalten, dass man in der Türkei glaubte, seine Früchte seien eine Arzenei für keuchende Pferde. Die erste gedruckte Nachricht von diesem Baume findet sich in den Briefen des Matthiolus*), die 1559 geschrieben und 1560 gedruckt wurden. Quackelbeen, der Arzt des kaiserlichen Gesandten Busbek in Constantinopel erwähnte sie 1557 zuerst in einem Briefe an Matthiolus, der zugleich einen Zweig sammt Frucht erhielt. Durch diesen lernte 1575 Klusius in Wien den Baum kennen, pflanzte ihn an und erhielt 1581 **) und 1588 Früchte. Er beschrieb 1582 Blüthe und Früchte des Baums und hinterliess 1588 in Wien einen zwölfjährigen Baum. Durch Klusius ist der Baum in Deutschland bekannt gemacht und eingeführt worden. In Frankreich wurde die Rosskastanie erst im Jahr 1615 im Garten des Bachelier aus Samen gezogen, den er aus Constantinopel bekommen hatte ***). In England waren Gerarde und Tradescant die Ersten, welche ihn anpflanzten.

Die Akazie *(Robinia pseudoacacia)* wurde ums Jahr 1600 †) von Robin, Gärtner Heinrichs IV. aus Amerika, und zwar aus Virginien nach Europa gebracht und in Frankreich zuerst angepflanzt. Der älteste Baum dieser Art, von Vespasian Robin selbst 1635 gepflanzt, steht noch im Pariser botanischen

*) Mathioli, compendium de plantis. Venedig 1571, p. 101.
**) Des Fontaines, I. p. 390 hat die Jahreszahl 1578.
***) Des Fontaines, I. p. 390.
†) Des Fontaines, I. p. 304.

Handel, wie in den Naturprodukten Amerikas, hängen mit dem unstäten Werth des Papiergeldes und mit dem beständigen Uebererzeugen, Ueberfabriziren und Ueberhandeln (over planting, overmanufacturing and over-trading) innig zusammen.

Die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten von 1822 bis 1830 war wie folgt:

1822	210,000,000	Pfund
1823	185,000,000	„
1824	215,000,000	„
1825	255,000,000	„
1826	350,000,000	„
1827	270,000,000	„
1828	325,000,000	„
1829	365,000,000	„
1830	350,000,000	„

Der jährliche Zuwachs belief sich daher im Durchschnitt noch immer auf circa 15⅝ Millionen Pfund, ungeachtet der außerordentlichen Unglücksfälle dieser Jahre, stieg daher jährlich um nahe an 7½ Procent. Junge aufblühende Staaten scheinen mit Kindern das gemein zu haben, daß sie, ehe sie regelmäßig gehen lernen, hundertmal niederfallen können, ohne ein Bein zu brechen.

Im Jahr 1831 war die Baumwollenproduktion auf der ganzen Erde wie folgt:

Die Vereinigten Staaten	385,000,000	Pfund.
Brasilien	58,000,000	„
Westindien	9,000,000	„
Aegypten	18,000,000	„
Die übrigen Staaten Afrikas	36,000,000	„
Ostindien	180,000,000	„
Die übrigen Staaten Asiens	115,000,000	„
Mexiko und Südamerika, mit Ausnahme Brasiliens	35,000,000	„
Andere Länder	4,000,000	„
Total Summa	820,000,000	Pfund.

Im Jahr 1831 hatte daher die Baumwollenproduktion in den Vereinigten Staaten allein um 35 Millionen Pfund (ungefähr die ganze Produktion von Brasilien) zugenommen. Die von Ostindien stieg von 1821 bis 1831 ganz in demselben Verhältniß der

Garten. Die Anpflanzung dieses Baumes, der übrigens gar nicht zur ächten Gattung *Acacia* gehört, wurde wegen seines schnellen Wachsthums besonders 1792 von Medicus empfohlen.

Die italienische Pappel *(Populus pyramidalis, dilatata)* kam nach Humboldt von den Ufern des Missisippi, *) wesswegen sie auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts amerikanische Pappel hiess und wurde zuerst nach Italien gebracht. Von Mailand aus verbreitete sie sich in das übrige Europa und erhielt daher im Ausland den Namen italienische oder lombardische Pappel, obschon sie gegenwärtig in Italien nicht so häufig ist, als in Frankreich und Deutschland. Uebrigens sind alle in Europa gepflanzte Pappeln dieser Art nur männlich, weil sie wahrscheinlich alle von einem Steckling abstammen. Unter allen eingeführten Alleenbäumen ist die Pappel derjenige, welcher am meisten zur Verschönerung unserer Landschaften beigetragen hat, wiewohl sie jetzt wieder zu verschwinden scheint. Nach Württemberg kam sie unter Herzog Karls Regierung aus Italien **).

Ein im Alterthum, wie bei uns beliebter Baum ist die Platane, die schon frühe aus dem Morgenlande nach Griechenland und Italien ***) verpflanzt wurde. Xerxes liebte diesen Baum so sehr, dass er ihn göttlich verehrte und die Pythier beschenkten den Darius mit einem goldenen Platanus. Unter einer weitschattenden Platane wurden in der Academie zu Athen der versammelten Jugend von den Alten die Lehren der Weisheit vorgetragen. Ebenso geachtet war der Baum bei den Römern. Der römische Redner Hortensius begoss seine Platane sogar mit Wein. Noch jetzt ist der Baum in ganz Griechenland und Italien verbreitet. Auch in Süddeutschland wird er angepflanzt und erreicht eine bedeutende Grösse und Stärke. Neben dem morgenländischen Baum wird auch die abendländische Platane *(Pl. occidentalis)*, die aus Nordamerika

*) Schübler und v. Martens, Flora von W. p. 642.

**) Württ. Jahrb. 1844, II. p. 256.

***) Nach Plin. hist. nat. XII. 1 war die morgenländische Platane eine der ersten fremden Bäume die nach Italien versetzt wurden; (inter primas donata Italiae).

stammt, als Alleenbaum gezogen. Beide Arten haben das Eigenthümliche, dass sich fast jährlich von ihnen die Rinde ablöst. Nach Frankreich kam die abendländische Platane aus England, und namentlich wurden im Jahr 1754 viele bei Trianon angepflanzt.

Ausser den genannten Bäumen ist in den letzten Jahrhunderten noch eine Menge Stauden und Bäume, namentlich von Amerika zu uns gekommen. So wurden nach der Besitznahme von Canada durch die Franzosen ums Jahr 1500 und nach der Erbauung von Quebek durch Samuel de Champlain viele amerikanischen Bäume nach Frankreich verpflanzt. Robin hat diese Gewächse in seiner *Histoire des plantes nouvellement trouvées en l'isle Virgine 1619*, aufgezählt. Im Jahr 1763 waren in der Schweiz und wahrscheinlich auch in mehreren Ländern Deutschlands angepflanzt: *) *Juniperus virginiana* der virginische Cederbaum, *Thuja occidentalis* und *orientalis* der abendländische und morgenländische Lebensbaum (nach Frankreich war der abendländische Lebensbaum aus Kanada unter Franz I. gekommen, in Württemberg war er schon im Jahr 1596 als *Arbor vitae* bekannt), *Cypressus semper virens* die immergrünende Cypresse, *Juniperus sabina* der Sevenbaum, *Quercus ilex* die immergrüne Eiche, *Prunus Laurocerasus* der Kirschlorbeer, *Laurus nobilis* der edle Lorbeer, *Robinia pseudoacacia* die sogen. Akazie, *Morus alba* und *nigra*, der weisse und schwarze Maulbeerbaum **), *Acer rubrum* der rothe Ahorn, *Acer saccharinum* der Zuckerahorn, *Acer pensylvanicum* der pensylv. Ahorn, *Bignonia catalpa* der Trompetenbaum, *Platanus orientalis* und *occidentalis* die morgenländische und abendländische Platane, *Liriodendron tulpifera* ***) der virginische Tulpenbaum, *Tilia americana* die amerikanische Linde, *Cypressus disticha* die virginische zweizeilige Cypresse, *Populus heterophylla* der virginische Pappelbaum, *Fraxinus ornus* die blumentragende Esche, *Fraxinus americana*

---

*) Stahl, Forstmagazin XII, p. 112.

**) Wurde 1530 in Reutlingen angepflanzt.

***) Stand schon 1739 in Hohenheim, war aber noch 1790 eine Seltenheit in Württemberg. Elbens Schwäb. Chronik 1790, p. 177.

die amerikanische Esche, *Juglans alba* und *nigra* der weisse und schwarze Wallnussbaum, *Prunus virginiana* die virginische Traubenkirsche *).

Besonders zahlreich waren die Blumenpflanzen, welche Europa im Laufe der letzten 3 Jahrhunderte erhielt. Die Blumenliebhaberei in Europa kam eigentlich erst im 16. Jahrhundert aus Persien nach Constantinopel und von da ins Abendland. Es scheint, dass die orientalischen Völker, welche sonst eben nicht empfindsam für unbeseelte Schönheiten der Natur sind, um jene Zeit zuerst ein Vergnügen und eine Pracht darin gesucht haben, eine grosse Menge und Mannigfaltigkeit schöner Blumen in Gärten zu erziehen. Dorther stammen daher die meisten Blumen, welche zum Theil noch jetzt unsere Gärten und Fenster zieren. Jedoch der Austausch fing im Kleinen schon früher an. Durch die Mönche, die keinem Lande ausschliesslich angehörend, die ganze christliche Welt zu ihrem Vaterlande hatten, weit entlegene Länder mit einander in Verbindung brachten und südliche Pflanzen in den Norden versetzten, ferner durch die Entdeckung Amerikas und Australiens, von welchen Ländern immer wieder Neues kam, sowie durch den erleichterten Verkehr mit Asien und Afrika, ist im Verlauf der Zeit schon sehr viel zur Bereicherung unserer Gärten geschehen. Allein erst seitdem die Botanik in neuester Zeit einen grösseren Aufschwung genommen hat, und eine Menge Botaniker die fremden Erdtheile durchforscht haben und noch durchsuchen, sind die botanischen Sendungen aus den überseeischen Ländern so sehr angewachsen, dass man sich nicht mehr leicht darin orientirt.

Und woher kamen diese Pflanzen? Alle Gegenden der Erde mussten dazu beisteuern; die Gebirge von Peru und die Sümpfe von Virginien, der Meerstrand von Madeira, Teneriffa und der westindischen Inseln, wie die Ufer des Missisippi, das heisse Afrika und das kalte Sibirien, das jugendliche Oceanien und das alte China und Japan lieferten ihre Kontingente.

---

*) Ein ziemlich ausführliches Verzeichniss ausländischer Bäume, die in Deutschland angepflanzt worden, ist im Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde 1801 Tübingen p. 86 zu finden.

Aber eine eigene psychologische Merkwürdigkeit zeigt sich uns hier in dem Eindruck, den diese schönen Fremdlinge auf unser Gemüth machen, und beweist, wie sehr der Mensch in und mit der Pflanzenwelt lebt. Schon seit undenklichen Zeiten hat er einige Pflanzen zu Trägern seiner Gefühle gemacht. Die Lilie ist ihm ein Bild geistiger Reinheit und Unschuld, das Veilchen der Bescheidenheit, in der Rose erröthet die Liebe, die Myrthe schlang sich um der Jungfrau bräutliches Haupt, aus dem Lorbeer, den selbst der Blitz verschont, wurde der Kranz gewunden, womit der Tapfere geehrt wurde, so wie der Dichter, der dessen Thaten besang; aus dem Laube der nordischen Eiche, wie aus den Zweigen der hohen Palme wurde der Kranz des Gesetzgebers geflochten und der Oelzweig war das schöne Symbol des beglückenden Friedens. Der phantasiereichere Orient hat diese Symbolik in seinen Liebessträussern oder Selams bis zur Blumensprache ausgebildet.

Nicht also ist es mit den neuern Zierpflanzen. Auf seinen heimathlichen Fluren sucht der deutsche Jüngling „das Schönste, um seine Liebe zu schmücken", und das kleine Vergissmeinnicht wählt die deutsche *) Jungfrau zur Dolmetscherin ihrer Gefühle, während die prächtigsten Blumen des Auslandes es nie dahin bringen, die vertrauten Boten des Herzens zu werden. „Wir versammeln", sagt ein geistreicher Naturforscher **), „eine Menge der prachtvollsten und theilweise, wenn ich so sagen darf, auch der sinnvollsten neuen Ziergewächse um uns her. Aber die höchsten Feiertage im symbolischen Kalender der Flora waren schon seit Jahrtausenden besetzt, die neuen Ankömmlinge machten, auch wenn sie allgemein verbreitet und selbst den Armen zugänglich geworden, keinen bleibenden Eindruck auf das Gemüth der Menschheit und haben die alten, ihr theuren Symbole, kaum vermehrt, viel weniger verdrängt. Die Namen, mit welchen die Jugendliebe sie begrüsst hat, sind schon verschenkt, die Fremdlinge wanderten zu uns in unserem kälteren Mannesalter, und

*) In Frankreich die *Pensées*.

**) Zuccarini, akademische Rede. Allgem. Augsb. Zeitung 1844. Nro 106—108.

die Blumen, welche der Kindheit unseres Geschlechts zulächelten, blieben in ihrem alten Rechte, behaucht vom Sagenduft der Heimath.“

Wir finden die Blumen bei allen gebildeten Völkern der alten und neuen Zeit bei Gelegenheiten angewendet, wo Schmerz oder Freude das Herz bewegen.

Einige Blumen, welche schon bei den Alten dazu dienten, ihre häuslichen und öffentlichen Feste zu zieren, haben sich auch noch bei uns erhalten. Es sind ausser den schon angeführten hauptsächlich folgende:

Celosia cristata, der ächte Amaranth *) des Alterthums, in Italien noch jetzt wie zu Plinius Zeiten wegen seiner reinen Purpurfarbe in Gärten häufig gepflanzt. Der Goldlack, *Cheiranthus cheiri*, welchen, wie wir oben gehört haben, die Römer vorzugsweise zu ihren Blumenkränzen wählten, wurde gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Modepflanze und von einem gewissen Kammerländer in Augsburg mit gefüllten Blüthen gezogen **). *Dianthus caryophyllus*, die Nelke war zwar den Alten unbekannt und scheint erst zur Zeit der Blüthe der italienischen Freistaaten in den Gärten verbreitet und zu den zahllosen Spielarten herangebildet worden zu sein, wurde aber später eine Lieblingsblume in ganz Europa. Aus Deutschland oder Italien wurde sie nach England eingeführt; Gerarde erhielt sie 1597 aus Polen. *Primula veris, elatior* und *acaulis*, die Schlüsselblume ist die von den Bergen herabgestiegene Zwölfgötterblume des Plinius, die willkommene Frühlingsblume. *Iris florentina* die florentinische Schwertlilie; ihr Wurzelstock, seines Geruchs wegen, Veilchenwurz genannt, schon von Hippocrates erwähnt, war ein von den Alten stark gebrauchtes Heilmittel und noch im Mittelalter im Ansehen; sie wurde vorzüglich zu Florenz gepflanzt und versendet. Die *Iris persica*, aus Persien stammend, wurde 1629 in England cultivirt, die *Iris tuberosa* 1597, die *Iris susiana* kam 1573 nach Holland, 1596 nach England. *Lilium candidum*, die weisse Lilie, schon von Salomo gerühmt, verbreitete sich wie die Myrthe, in Südeuropa.

*) Von Martens Italien.

**) Rössig, pragmatische Geschichte der Oekon. II, p. 4.

a) Aus Südeuropa nach Nordeuropa verpflanzt.)*

Die Pfundrose, *Paeonia*, die in Südfrankreich zu Haus ist, kam von da nach England und wird seit 1562 in diesem Lande cultivirt. Die Nachtviole, *Hesperis matronalis*, kam aus Italien und wurde 1597 von Gerarde gezogen. Der Rosmarin, *Rosmarinus officinalis*, bei den Alten die Blume des Olymps, dessen Vaterland Südeuropa ist, kam 1548 oder noch früher nach England.

b) Aus der Türkei und Kleinasien.

Die Tulpe, eine den Alten unbekannte Blume, stammt aus Taurien oder der Krim, wo sie Pallas und Marschall von Bieberstein wild wachsend fanden. Im Laufe der Zeit wanderte sie gegen Westen, denn Busbek fand sie auf dem Wege von Adrianopel, Schaw in Syrien, Chardin in den nördlichen Grenzen Arabiens. Es war, wie oben gesagt, nur die gemeine gelbe Stammart, die sich aber seither in viele tausend, nach Farbe und Gestalt verschiedene Spielarten getheilt hat. In den morgenländischen Gärten war sie schon frühe bekannt, und ihr Name ward ihr wegen der Aehnlichkeit der Blume mit dem Turban, („Dulbend") der Orientalen beigelegt. Im Jahr 1559 kam ein Tulpenzwiebel aus Constantinopel nach Augsburg **), wo die Blume, wie oben bemerkt, im Herwart'schen Garten zuerst in Deutschland blühte; 6 Jahre nachher prangte die Tulpe auch in den Fugger'schen Gärten, und um dieselbe Zeit war sie durch Busbek nach Prag gebracht worden. Jetzt ist sie in vielen Gegenden Deutschlands schon wieder verwildert. Auch in Italien wurden die Tulpen frühe bekannt. Nach England kamen sie 1577. In der Provence zog im Jahr 1611 ein Herr

---

*) Das folgende Verzeichniss macht natürlich nicht Anspruch auf Vollständigkeit.

**) Gesner sagt in seinen Zusätzen zu *Valerii Cordi opera 1561: Hoc anno a nativitate domini 1559 initio Aprilis, Augustae in horto magnifici viri Johannis Heinrici Herwarti vidi herbam hic exhibitam, ortam semine quod Byzantio (velut alii, e Cappadocia) allatum erat. Turcico vocabulo tulipam vocant aliqui.*

von Peiresc die ersten Tulpen in seinem Garten. Klusius sammelte und beschrieb alle damals bekannten Sorten, die schon stark in den Farben von einander abwichen. Bekanntlich wurde die Tulpenzucht und der Handel damit in Holland und zwar in den Städten Amsterdam, Harlem, Utrecht, Alkmar, Leyden und Rotterdam getrieben, hauptsächlich in den Jahren 1634—1637. Man nennt diese Liebhaberei mit Recht die Tulpomanie, den Tulpenschwindel. Harlem war der Hauptsitz dieses Handels, bei welchem viele vermögliche Personen zu Grunde giengen Arme dagegen zu Reichthum gelangten. Man verkaufte Zwiebeln die man nicht besass, für unerhörte Summen unter der Bedingung, dieselben dem Käufer in einer festgesetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige *Semper Augustus* bezahlte man 13,000 fl. und für 3 zusammen 30,000 fl. Aber diese Schwindelperiode, welche in eine Börsenspeculation ausartete, die zuletzt nichts mit der Naturkunde gemein hatte, konnte von keiner langen Dauer sein. Die Käufer weigerten sich, die vorbedungenen Summen zu bezahlen und als die Generalstaaten am 27. April 1637 erklärten, dass dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden sollten, sanken die Preise auf einmal, und man konnte nun eine *Semper Augustus* um 50 fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, welche man durch die Hervorbringung neuer und seltener Tulpen gewann, nicht unbedeutend und noch jetzt findet man in den Verzeichnissen der Harlemer Blumisten 25—150 fl. für einzelne seltene Tulpen notirt *).

Hundert Jahre später (1730) hob sich in Holland der Handel mit den Hyacinthen. Diese Blumen waren den Alten ebenfalls unbekannt, denn bei der Hyacinthe, welche nach der Mythe aus dem Blute des Hyacinthus erwuchs, muss man an die blaue Schwertlilie und den kleinen Rittersporn denken. Unsere Hyacinthen kamen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus der Gegend von Bagdad über Constantinopel ins Abendland

*) Ein neueres Beispiel, wo eine seltene Tulpe von einem Amsterdamer Blumenliebhaber um 16,000 fl. gekauft wurde, erzählt das Ausland 1835 p. 892.

und zwar zuerst nach Italien, von wo aus sie sich nach Deutschland und Holland verbreiteten. Im Jahr 1554 kamen die ersten Sternhyacinthen zu uns. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden gefüllte Hyacinthen, als „Dickköpfe" verworfen, bis Peter Voorhelm zu Harlem solche zog und sehr beliebt machte. Im Jahr 1730 bezahlte man für eine Hyacinthe *Passe non plus ultra* 1850 fl. und für $^1/_{10}$ *Ophir*, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber kostet, 275 fl. Seit dem sind auch die Preise der Hyacinthen sehr gesunken, wiewohl man immer noch in den Verzeichnissen gewisse doppelte Hyacinthen mit Preisen von 25—100 fl. aufgezeichnet findet. In England wurde die Hyacinthe 1596 von Gerarde angepflanzt.

Die Herbstrose, Rosenpappel, *Alcea rosea*, soll zwar auch erst im 16. Jahrhundert aus dem Orient in Europa eingeführt worden sein, allein wir trafen sie schon unter den von Karl d. G. auf seinen Maiereien angepflanzten Zierpflanzen. Die Ranunkeln *(Ranunculus asiaticus)* wurden in Europa zum Theil schon zu den Zeiten der Kreuzzüge bekannt, die meisten jedoch, z. B. die persische, welche Klusius*) noch als eine Seltenheit beschrieb, erst in den 1680er Jahren. Der türkische Kaiser Mahomed IV. beschäftigte sich mit der Zucht der Ranunkeln, welche seine Lieblingsblumen waren; da nun sein Grossvezier Kara Mustapha aus politischen Gründen diese Neigung seines Herrn gerne sah, mussten alle Pascha's des Reichs Samen und Wurzeln dieser Blumen nach Constantinopel liefern. Die Ranunkeln von Candia, Cypern, Aleppo, Damaskus und Rhodus erhielten den Preis und wurden nun Modeblumen. Von Constantinopel aus verbreiteten sich diese Blumen nach dem Abendland, indem die Gesandten der europäischen Mächte durch List oder als Geschenk Samen oder Wurzeln zu bekommen suchten und sie an ihre Höfe schickten. Marseille erhielt diese Blumen besonders früh durch einen Herrn v. Maraval; in England wurden sie im Jahr 1596 bekannt.

Die Kaiserkrone *(Fritillaria imperialis)*, welche oben in der jüdischen Flora, als Lilie des Evangeliums erwähnt worden,

*) *Hist. plant. variar. I. p. 234.*

stammt aus Persien. Von da kam sie 1570 nach Constantinopel 1576 nach Wien, 1596 nach Württemberg *), seit 200 Jahren ist sie allgemein verbreitet, doch in Italien nicht so häufig als in Deutschland. Die Italiener nannten sie zuerst Kaiserkrone, im Türkischen heisst sie *Tusai*. Die *Fritillaria persica* kam aus Susa nach Constantinopel, daher sie *Lilium susianum* genannt wurde. Im Jahr 1596 wurde sie nach England gebracht.

Die Brettspiel — Schachblume, *Fritillaria meleagris*, kam um dieselbe Zeit nach Europa und wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Italien, Frankreich etc. in Gärten gezogen. Im Jahr 1597 wurde sie in England cultivirt. Noel Copperon, Apotheker in Orleans, nannte sie *Fritillaria*, bei Dodonaeus heisst sie *Meleagris*.

Die Syringe, deren Vaterland in neuerer Zeit auf dem Himalaya entdeckt wurde **), kam durch den kaiserlichen Gesandten Busbek 1560 aus Constantinopel nach Deutschland; Matthiolus spricht von diesem Strauch in seinem Commentar über Dioscorides 1565; in Württemberg ***) war sie im Jahr 1596, von der persischen Syringe spricht Cornuti zuerst gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts.

c) *Aus Ostindien.*

Die Tuberosen, *Polyanthus tuberosa*, †) kamen 1524 aus Ostindien nach Europa. Nach Andern soll sie der spanische Arzt Simon von Tovar vor dem Jahr 1594 aus Ostindien erhalten haben, wo sie in Java und Ceylon wild wuchsen. Im Jahr 1629 kam die Blume nach England.

Phaseolus Caracalla, eine im südlichen Italien häufig cultivirte prächtige Kletterpflanze, aus der Familie der Bohnen, mit wohlriechenden Blüthen, wurde von den Portugiesen aus Ostindien eingeführt.

---

*) Württ. Jahrb. 1844, II. p. 251.
**) *Annales des sciences naturelles* XVII. p. 160.
***) Württemb. Jahrb. 1844, II. p. 251.
†) Beckmann, Beitr. zur Geschichte der Erfind. III. p. 290 ff.

Der Jasmin, *Jasminum sambac L. (Nyctanthes sambac)*, wurde 1689 von den Portugiesen aus Goa nach Europa gebracht. *Jasminum officinale* war schon von den Saracenen in Südeuropa eingeführt worden. Der azorische Jasmin, *Jasminum azoricum*, kam 1731 zuerst nach England. Der in Süddeutschland unter dem Namen Jasmin bekannte Strauch, mit weissen auch gefüllt vorkommenden, wohlriechenden Blumen ist der Pfeifenstrauch, *Philadelphus coronarius*, er stammt nicht aus Ostindien, sondern aus dem südlichen Europa.

Die bengalische Rose *(R. indica)*, deren ursprüngliches Vaterland China ist, kam aus Ostindien zu uns. Im Jahr 1793 wurde sie in England zuerst gezogen und ist jetzt in Europa allgemein verbreitet.

Die Balsamine, *Impatiens balsamina L.*, wurde zu Ende des 16. Jahrhunderts durch die Portugiesen in Europa eingeführt und kam 1596 nach England.

d) Aus China und Japan.

Die Hortensie *(Hortensia japonica, Hydrangea hortensis)*, eine in Europa seit Anfang dieses Jahrhunderts beliebt gewordene und häufig cultivirte Zierpflanze wurde in den Gärten von China und Japan seit undenklichen Zeiten gezogen. Sie kam im Jahr 1788 aus Japan nach Europa. Commerson gab ihr den Namen *Hortensia* zur Ehre der Astronomin Hortense Lepaute. Sie wurde bald Modepflanze, und der französische Gärtner, welcher sich fast ausschliesslich mit ihrer Cultur und ihrem Verkaufe befasste, wurde in einem Jahre reich. Im Jahr 1790 wurde die Blume durch Joseph Banks in Kew in England eingeführt. Nach Stuttgart wurde sie 1806 aus Paris durch den Gärtner Musselly gebracht.

Dianthus Chinensis, *Aster chinensis* und *Primula chinensis* stammen aus China.

Amaryllis sarniensis, die Guernsey-Lilie, kam schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus Japan nach Europa. Im Jahr 1634 blühte die Blume zuerst in Paris, im Garten des Joh. Morin. Ein aus Japan gekommenes Schiff, das eine Menge

vorhergegangenen zehn Jahre, nämlich um 5,000,000 Pfund, die von Aegypten hingegen ſtieg von 6 auf 18 Millionen Pfund, hatte ſich alſo in einem Zeitraum von zehn Jahren verdreifacht. Die Baumwollenproduktion der ganzen Erde ſtieg vom Jahr 1811 bis 1831 von 555,000,000 auf 820,000,000 Pfund, vermehrte ſich daher in einem Zeitraum von 20 Jahren um circa 265,000,000 Pfd. Der Zuwachs in den Vereinigten Staaten allein betrug aber während dieſer Periode 305 Millionen Pfund, alſo mehr als der aller Länder der Erde zuſammengenommen. Wenn wir von dieſer Zunahme in der Produktion eines einzigen Stapelartikels auf die Dauer und Vermehrung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten ſchließen wollen, ſo müſſen wir nothwendig zwei Punkte berückſichtigen; erſtens: ob dieſe Produktion nicht durch Weiße möglich iſt, und zweitens: ob ſie im Verhältniß zur ab- oder zunehmenden Conſumtion ſteht und den Pflanzern eine hinlängliche Verintereſſirung ihrer Kapitalien ſichert. Der erſte Punkt iſt durch das Vorausgeſchickte bereits hinlänglich beantwortet, und iſt hier nur noch zuzufügen, daß ſelbſt in dem Fall, daß der Baumwollenbau durch Weiße möglich wäre, die Koſten deſſelben doch viel zu groß wären, als daß die amerikaniſchen Pflanzer mit der Produktion in Bengalen und Aegypten Preiſe halten, oder einen ſo großen Theil ihrer Kapitalien auf dieſen Zweig der Induſtrie verwenden könnten. Was den zweiten Punkt betrifft, ſo läßt ſich hierauf Folgendes erwidern: Wenn man die ganze Bevölkerung unſeres Erdballs, wie von den meiſten engliſchen Statiſtikern angenommen wird, auf 800 Millionen ſchätzt, ſo reicht die Baumwollenerndte des Jahres 1831 gerade hin, jedem Bewohner deſſelben 1 Pfund zu ſeiner Kleidung zu geben. Wenn wir aber auf die verſchiedenen Klimate und die Gebräuche der Menſchen Rückſicht nehmen, in Folge welcher nicht mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung unſerer Erde ſich in Baumwolle kleidet, ſo kommen auf jeden, Kleider aus Baumwolle tragenden Menſchen zwei Pfund. In allen in der Nähe des Aequators gelegenen Ländern reicht 1½ Pfund Baumwolle zur Kleidung eines einzelnen Menſchen hin; aber im Verhältniß der Entfernung von demſelben conſumirt jeder Menſch jährlich von 4 bis 8, und in der Nähe der Pole ſogar 12 Pfund Baumwolle. Da nun der größte Theil der Bevölkerung unſerer Erde in der Nähe des

Amaryllenzwiebeln an Bord hatte, litt Schiffbruch an der Insel Guernsey. Viele Zwiebeln wurden an das sandige Ufer gespült und fassten dort Wurzel. Die Blume wurde einheimisch, von den Einwohnern cultivirt und bekam von da den Namen Guernsey-Lilie, der im Jahr 1665 zum erstenmal vorkommt. Noch jetzt holen die Engländer ihre Zwiebeln aus Guernsey.

Chrysanthemum indicum, die Goldblume, wurde 1764 aus China nach England gebracht; das *Pyrethrum sinense Dec.* kam erst zu Anfang dieses Jahrhunders nach Europa.

Camellia japonica *) wurde 1739 aus Japan in England eingeführt; nach Deutschland kam sie erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts und wurde zu Anfang des gegenwärtigen in vielen grösseren Gärten verbreitet; in kleinere Gärten und Privathäuser ist sie erst seit wenigen Jahren übergegangen. Den Namen *Camellia* gab ihr Linné zu Ehren des Jesuiten Peter Camelli, welcher die Blume von Japan nach Europa gebracht hatte.

Ausser den angeführten Blumen nennt Link**) noch folgende, welche wir China und Japan verdanken: *Corchorus japonicus (Kerria japonica) Volkameria japonica (Clerodendrum fragrans).*

c) Aus Africa.

Vom Cap stammen fast alle Pelargonien; die *Metharica simplex* wurde durch Perotet 1820 vom Senegal nach Frankreich gebracht, und 8 Jahre später kam eben daher *Meth. senegalensis.* Die wohlriechende Reseda *(Reseda odorata)*, die aus Aegypten stammt, kam 1752 aus Afrika nach England. Die *Actonia capensis*, ein am Cap einheimischer Strauch mit weissröthlichen Blüthen, wurde 1774 durch Masson nach England gebracht. Die *Amaryllis Josephinae* wurde 1787 von dem Kap nach Holland eingeführt und kam 1809 nach Frankreich. Aus Afrika stammen ferner die *Rosa moschata* und *abyssinica.*

*) War 1796 im Garten zu Hohenheim, 1823 in Heilbronn.

**) Urwelt und Alterthum II. p. 288.

f) Aus Amerika.

Simon v. Tovar, der oben schon erwähnte Arzt von Sevilla erhielt schon 1593 die ersten Zwiebel von *Amaryllis formosissima* durch ein Schiff aus Südamerika, nach Andern aus Mexiko. Von ihm bekam Klusius die erste Beschreibung dieser Blume und machte sie 1601 unter dem Namen *Narcissus latifolius flore rubro* bekannt. Man nannte sie auch in den Gärten *Narcissus Jacobaeus major* oder *Lilio - Narcissus Jacobaeus*. Robin gab 1608 eine genaue Abbildung davon. Irriger Weise wurde von Einigen dieser Blume der Orient als Heimath zugeschrieben. In Stuttgart wird diese Blume unter dem Namen *Iris suecica* im Jahr 1736 genannt *).

Die Cardinalsblume *(Lobelia cardinalis)* kam 1629 aus Virginien nach England.

Die indianische Kresse oder die Kapuzinerblume *(Tropaeolum majus* und *minus)* wurde in Peru gefunden. Dodonäus soll sie schon 1580 aus Südamerika bekommen haben; 1684 kam sie durch Bewerning nach Holland und von da nach Schweden und fand als Zierpflanze in ganz Europa Eingang. Aber auch als Speise wurde sie früher benützt. Die Blumen kann man unter den Salat mischen, was noch jetzt in Italien geschieht, die Blattknospen wie Kapern einmachen und die Frucht wie Essiggurken behandeln.

Die Sonnenblume *(Helianthus annuus) Herba solis Monardes*, deren Vaterland Peru und Mexiko ist, wo die Pflanze 16—20 Fuss hoch wird, kam schon frühe nach Europa, wo sie seit 200 Jahren theils als Zierpflanze, theils als Oelgewächs in unsern Gärten gezogen wird.

Die Sammtrose *(Tagetes erecta* und *patula)* die zur Zeit des afrikanischen Feldzugs Karls V. aus Tunis nach Europa kam, stammt wahrscheinlich aus Südamerika, daher sie anfangs *Tanacetum peruvianum* hiess. Sie war den älteren Botanikern unter dem Namen *Caryophyllus indicus* bekannt, schon ehe Karl V. seinen Zug nach Tunis unternahm; nachher nannte man sie *Flos africanus*.

*) Bork im Anhang zum Adressbuche Stuttgart vom Jahr 1736.

Die grossblumige Sinnpflanze welche in Ost- und Westindien, hauptsächlich aber in den Gebirgen von Jamaica wild wächst, wurde 1769 durch den Engländer Norman in die europäischen Gärten als Zierpflanze versetzt.

Die Dahlien (Georginen) und zwar *G. rosea*, *coccinea* und *purpurea* kamen 1789 aus Mexiko nach Madrid und in demselben Jahre nach England. Den Namen Dahlien gab ihnen schon 1789 der spanische Professor der Botanik in Madrid Cavanilles zu Ehren des schwedischen Botanikers Dahl. Im Jahr 1800 kamen sie nach Frankreich, im Jahr 1810 war die *purpurea* im botanischen Garten in Tübingen, 1812 kamen die einfachen, 1819 die gefüllten nach Stuttgart. Von der *Dahlia superflua* wurden 1804 wieder Samen in England eingeführt, und von diesen und den im Jahr 1814 aus Frankreich eingeführten stammen die jetzigen Dahlien in England ab. Sie sind schon nach Ostindien verpflanzt und wachsen in den Gärten von Bombay so schön wie bei uns.

Eben so stammen fast alle Cactusarten*) aus Südamerika. Auf den Reisenden macht kaum irgend eine Pflanzenphysiognomie einen sonderbareren Eindruck, als eine dürre Ebene wie die von Cumana, Neubarcellona und in der Provinz Bracamoros, welche mit säulenförmigen und kandelaberartig getheilten Cactusstämmen dicht besetzt ist**). Uebrigens ist bei ihnen nicht allein die Form interessant; auch der Nutzen der Cactuspflanzen ist nicht unbedeutend. Einige Arten tragen Früchte, welche säuerlich und kühlend sind und in dem heissen Klima erquicken. Dass die Cochenillen auf und von der Nopal Opuntia sich nähren, ist bekannt. Endlich ist das Cactusholz unverweslich und zu Rudern, Thürpfosten und Schwellen vortrefflich zu gebrauchen. Die Opuntia, auf welcher die Cochenille lebt, wurde in Spanien und Süditalien eingeführt; in England pflanzte sie Gerarde schon 1596 in freier Luft. In den Ländern ums Mittelländische Meer dient die *Opuntia vulgaris* wie die *Aloe*

*) In Stuttgart blühte 1726 zum erstenmal ein *Cactus grandiflorus* unter dem Namen *Flos cereus Americanus angulosus Serpentis major*.

**) Humboldt, Ansichten II., pag. 170.

americana, die 1500 eingeführt worden war, zu Hecken und Zäunen um Gärten und Felder, um die Thiere abzuhalten.

Die erste grosse amerikanische *Aloe*, eigentlich die *Agave americana**) kam 1561 aus Mexiko nach Italien.

Von Amerika bekamen wir ferner die *Rosa Montezuma* und die *R. Noisette***). Letztere wurde durch Noisette in Nordamerika vermittelst künstlicher Besamung erzeugt.

g) Aus Südindien.

Die *Tetragonia expansa* wurde durch Banks 1772 aus Australien nach Europa gebracht. *Hackea pugioniformis* wurde 1796 aus Port Jakson nach England und von da nach Frankreich eingeführt. Die blaue Oelnuss *Elaeocarpus cyaneus*, kam 1803 aus Neuholland nach England und 1807 durch Noisette nach Frankreich, der im Jahr 1814 auch *Myoporum parvifolium* in Fankreich einführte.

Seit vielen Jahren sind nun diese und viele tausend andere Zierpflanzen in fast alle Städte Europas, ja sogar in die Gärten der Landleute gedrungen. Doch auch die lieblichen Kinder der Flora sind der Mode unterworfen; die alten werden von neuen verdrängt. Im 17. Jahrhundert herrschten die Tulpen, Hyacinthen, Tazetten, Rosen etc.; in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren vornehmlich Nelken, Ranunkeln, Levkojen und Aurikeln Modeblumen, welche jetzt schon wieder in den Hintergrund getreten sind. Vereine für Blumenausstellungen, Handelsgärtner vermehren die Zahl der Gewächse von Jahr zu Jahr und sorgen für ihre Verbreitung. Die Hauptsitze der Blumenzucht in Europa sind Paris, Strassburg, Lüttich, Gent, London, Kew, Edinburg, Hamburg, Dresden, Weimar, Wien etc. Wie wichtig die Blumencultur auch für den Handel werden kann, mögen folgende Thatsachen beweisen. Die Gesellschaft für Ackerbau und Blumistik

*) Diese Blume auch *Le grand Aloë d'Amérique* genannt, kam 1583 in den Stuttgarter Lustgarten und „florirte" 1658. Steinhofer I. pag. 613. Zum erstenmal blühte sie in Europa im Jahr 1675 im Garten des Grossherzogs von Toskana.

**) Neubert, die Modepflanzen (Rosen) p. 47.

in Gent *) die Mutter aller ähnlichen auf dem Continente, wurde im Jahr 1808 von wenigen Pflanzenfreunden gegründet und hielt in gleichem Jahre ihre erste Blumenausstellung mit der geringen Zahl von 46 eingelieferten Pflanzen. Im Jahr 1836 zählte sie über 700 wirkliche beitragende Mitglieder und 1837 wurden 5600 blühende Pflanzen ausgestellt. Nach der Blumenausstellung wurden in Gent über 200,000 Pflanzen verkauft und im Jahr vorher war in das kleine Belgien die Summe von 8 Millionen Franken für ausgeführte Gärtnerei-Erzeugnisse geflossen.

Jährlich treten neue Zierpflanzen auf, die aus allen Theilen der Welt durch besondere Reisende *(Botanistes Voyageurs)* der reichen Gartenetablissements von Gent, Lüttich, Brüssel, Paris, London, Kew, Edinburg, Chiswick etc. nach Europa gebracht und schnell verbreitet werden.

So sind ausser den schon erwähnten die Calceolarien, Cinerarien, Fuchsien, Azaleen, Volkameríen, Verbenen, Rhododendron, Eriken, und in neuester Zeit die durch die Pracht und Mannigfaltigkeit ihrer Blüthenformen ausgezeichneten duftreichen Orchideen und noch manche andere schöne Zierpflanzen zu uns gekommen.

*) Bericht über die Frühlings-Ausstellung des Stuttgarter Blumen- und Garten-Vereins. Schwäb. Merkur 1846, N. 88.

Druckfehler.

Seite 219 7te Linie von oben Tmolus statt Imolus
„ 222 4te „ „ „ der „ die
„ 237 in Anm. **) *Cappadocia* „ *Cappadocia.*

9. Ueber die Entstehung des Flötzgebirges.

Nach einem mündlichen Vortrage von Prof. Dr. Kurr.

Bekanntlich theilt man die Schichte der Erdkruste ein in Urgesteine, Flötzgebirge, vulkanische Gesteine und aufgeschwemmtes Land, zu welchen die neuere Zeit noch die metamorphosirten Gesteine hinzugefügt hat.

Die sogenannten Urgesteine zeichnen sich durch ihr crystallinisches Gefüge aus und dadurch, dass sie aus chemischen Verbindungen bestehen. Es sind einfache Mineralien, wie Urkalk, der blos aus kohlensaurem Kalk besteht, oder Gesteine aus Feldspath, wie Granulit, oder Feldspath mit Quarz und Glimmer, als Granit und Gneis ohne Ordnung, wie Granit, oder schieferig mit parallelblättrigem Gefüge, wie Glimmerschiefer, oder Feldspath mit Hornblende in Syenit u. s. w. Sie sind Thon- und Kalkerde-Silicate, hie und da mit Ausscheidungen von reiner Kieselerde.

Die vulkanischen Gesteine sind ihnen in mehrerer Beziehung ähnlich, sie sind entweder sichtlich durch Schmelzung entstanden, oder aus Trümmern bereits vorhandener Lavagesteine wieder erzeugt, welche durch ein schlammiges oder wiederum geschmolzenes Bindemittel zusammengehalten werden; oder sie sind durch Hitze nur umgewandelt, wie die meisten Trachyte, welche vorherrschend aus Feldspathen bestehen, welche aber halb verglast sind. In den meisten sind die Gemengtheile aber nicht so rein ausgeschieden, dass sie crystallisirt wären; es sind schlackige Laven, glasartige Gesteine, so mehrere Glasobsidiane, schwammige glasartige Bimssteine; andere und zwar die meisten sind roh, rauh, ohne Ausscheidung besonderer Mineralien; so

viele Dolomite, Basalte, Laven und Klingsteine, mit Augit, Olivin und andern Kalkerde-Silicaten, die bisweilen ausgeschieden sind.

Wegen der grossen Analogie mit den Urgesteinen hat man diese auch **eruptive Gesteine** genannt, weil sie ebenfalls aus der Tiefe hervorgetrieben wurden. Der wesentliche Unterschied beider ist jedoch folgender: plutonische Gesteine bilden ganze Gebirgsmassen, die vulkanischen nur locale Durchbrüche, Spaltenausfüllungen, denen sie oft noch aufgelagert und die in grossen Lavaströmen verbreitet sind. Bei andern vulkanischen Gesteinen sind Lavaströme selten, sie bilden meist Spaltenausfüllungen, dann wie im Hegau, wo Besalt und Klingstein Kegel bilden, die über die Tertiärgesteine hervorgehoben sind und Gruppen bilden. Dass sie aus Spalten kommen, wird durch die geographische Lage bewiesen, sie bilden meistens Reihen, wie auf Banda, Kamtschatka, Gruppe der Azoren, Capverd'schen Inseln, auch der Aetna mit Vesuv und den Liparen. Sie verdanken ihren Ursprung Localausbrüchen, die in jeder Periode hervortreten können, meist erst in letzterer Zeit entstanden, wo die hohen Gebirge gebildet wurden. Früher traten Porphyre, Grünsteine und Serpentin an ihre Stelle, die in den beiden älteren Gesteinen bis zum Kohlengebirge herauf Spaltenausfüllungen bilden; so ist häufig Porphyr durch Granit, Syenit oder Gneiss durchgebrochen. Auf einer Insel im *Christianiafjord* in Norwegen tritt eine Masse von Grünstein durch eine Spalte des Uebergangskalkes mauerartig hervor und erhebt sich 6′ hoch, an einer andern Stelle wird ein Gang im Zirkonsyenit von Grünstein ausgefüllt, aber so, dass die Masse zwar hervorgequollen, aber die Spalte nicht ganz ausgefüllt hat und man in derselben eine Strecke weit fortgehen kann.

In vulkanischen Gesteinen sind niemals Quarzkörner, niemals freie Kieselerde eingesprengt: wo sie darin enthalten ist, da ist sie nicht aufgeschlossen, und wird ausgeschieden, wenn man die Gesteine mit Säuren zersetzt, immer aber enthalten sie Wasser, was in plutonischem Gesteine nicht oder nur sehr selten, nämlich bei den Serpentinen, der Fall ist. Alle Basalte, Klingsteine, Dolomite, Melaphyre, Laven, die ich untersucht habe, haben grosse Quantitäten Wasser geliefert; Granit, Gneiss,

Porphyr niemals, alle enthalten bedeutende Mengen von Natrum, wie wenn Meerwasser an ihrer Bildung Antheil gehabt hätte, und geben vor dem Löthrohr eine sattgelbe Flamme; bei plutonischen ist dies nur selten der Fall. Desshalb und weil die Kieselerde in der Regel im aufgeschlossenen Zustande ist, können sie als Zuschlag zu hydraulischem Mörtel gegeben werden, während die plutonischen Gesteine nur wie Sand wirken. Unter den Vulkanischen macht aber der Trachyt eine Ausnahme, der Feldspath desselben ist wasserleer.

Von diesen Gesteinen unterscheiden sich die Flötzgebirge durch ihre regelmässige Lagerung; eine Etage folgt auf die andere, und diese Lagerung ist auf grosse Flächen ausgedehnt; die Schichtung parallel auf einander liegender parallelflächiger Tafeln ist durchgreifend und die Steine lassen sich leicht nach dieser Schichtung brechen. Sie enthalten Trümmer *(Detritus)* älterer Gesteine; sie sind keine chemischen Verbindungen, sondern Resultate von Trümmerbildung, die später abgesetzt wurden. In ihnen spielen die Versteinerungen eine Hauptrolle. Man hat mit Recht dieses Vorkommen als ein Hauptkennzeichen beobachtet und auf Mitwirkung des Wassers bei deren Entstehung geschlossen. Es wäre einfach, wenn die Flötzgebirge überall aus sichtlichen Trümmern der crystallinischen Gesteine gebildet wären, allein es kommt Vieles vor, was nicht recht begreiflich ist, dahin gehört z. B. die ausserordentliche Ausdehnung der Flötzgebirgsmassen, die zusammengerechnet eine Masse von 12 bis 15,000′ betragen; die Schichten sind nicht überall gleich mächtig. Localursachen haben mitgewirkt und diese hervorzuheben, ist eigentlich die Absicht meines Vortrags. Ferner unterliegt die Entstehung der ungeheuren Kalkmassen vielen Schwierigkeiten in der Erklärung: man begreift nicht, woher die Masse von Kalk gekommen. Rechnet man die Masse des Muschelkalks zu 300′, die des Lias zu 200′, des Jura zu 400′ und die der Kreide nur zu 100′, so hat man 1000′ mächtige Kalkschichten, die über einen grossen Theil der Erde verbreitet sind. Wie wurde dies abgesetzt und woher kam es? Die Beobachtungen in den jetzigen Meeren sind nicht einladend zur Erklärung, das Meerwasser enthält nur sehr wenig kohlensauren Kalk. Sollten gross-

artige Ergüsse von Quellen, die kalkhaltig waren, stattgefunden haben, oder den Kalk an anderen Stellen als doppelt kohlensauren Kalk aufgelöst und wieder abgesetzt haben? Dagegen spricht, dass in ältern Flötzschichten keine Landpflanzen oder Thiere sich finden, sondern immer nur Meerbewohner. Die ersten Landbewohner finden sich in der Kohlenformation, mehr im Wälderthon, ausgedehntere Landbildung in der Molasse, aber diese Gebilde sind von geringer Ausdehnung im Verhältniss zu den Meeresgebilden und gehören nicht den Kalksteinen an. Früher war das Meer vorherrschend, alle Schichten nahezu horizontal liegend, grössere Gebirgsketten waren nicht vorhanden, das feste Land bildete mehr flache Inselgruppen, die zerstreut sich fanden und erst nach und nach gehobene Continente bildeten; desshalb findet man Trümmerbildung bei der auch der Kalk entstanden sein könnte.

Einige Geognosten haben die Ansicht ausgesprochen, die Kalksteine seien aus Muscheln entstanden; aber welch grossartige Bevölkerung von Muscheln würde die Ausdehnung einer Kalkmasse auf Hunderte von Quadratmeilen voraussetzen, womit hätten die Muscheln den Kalk erhalten; die früheren Meere waren nicht anders zusammengesetzt als die jetzigen, in denen die Bestandtheile des Kalks nur sehr gering sind. Wie wären die Schichten von 1000' Mächtigkeit entstanden? Es gibt allerdings Gesteine, die beweisen, dass die Conchylien einen Beitrag liefern, aber nicht dass sie die Hauptmasse bilden; man müsste viel mehr Petrefakte finden und doch enthält selbst der Muschelkalk, der seinen Namen davon hat, sehr wenig. Bänke finden sich allerdings, die aus Bruchstücken von Schalen bestehen, aber nicht die ganze Kalkmasse; so auch im Jurakalk.

Auf einer Reise nach England, die ich vor 1½ Jahren machte, ist mir ein Licht aufgegangen; ich sah, wie die Wellen die Kreidenfelsen peitschten, und ringsum an den Küsten trüben Schlamm umhertrieben. Kalkmilch trübte das Meer. Wenn die Felsen so immer von den Wellen gepeitscht werden, wird der Kalk, der nicht aufgelöst wird, in die tiefern Stellen des Canals hineingetrieben, dort abgesetzt; so begräbt er die Muscheln; schlägt sich nun noch kohlensaurer Kalk, der gelöst war, nieder,

so wird nach und nach ein immer mehr compacter Kalkschlamm entstehen können; so kittet Kalkthon Muscheln zusammen, wie man sich an Stücken aus den Lagunen von Venedig überzeugen kann. Kreide hat freilich das voraus, dass sie sehr porös und zerreiblich ist und eine Menge Ueberreste kleiner, vielkammeriger Foraminiferen (schneckenartige Polypen) enthält, daher den Wellen sehr zugänglich ist; da aber der Kalk Anfangs sehr locker niedergeschlagen wird, so spricht kein Grund dagegen, dass nicht das Meer die Bänke älterer Kalksteine ebenso zerreiben und anderswo absetzen konnte.

Luft und Meer wirkten früher ohne Zweifel wie jetzt, denn die Gesetze der Natur sind und bleiben immer dieselben; so hat ein geistreicher Naturforscher (Karl Schimper) nachgewiesen, dass in der Vorwelt nicht nur Sonnenschein, Regen und Hagel, Tag und Nacht stattfanden, sondern auch dass es Vollmond, Ebbe und Fluth und Blitz gegeben habe; Beweise dafür liefern Steine aus älterer und neuerer Zeit. So finden sich auf unsrer Alp Steine, die vom Regen durchfurcht sind, sie werden vom Regen getroffen, der abfliesst, sich tiefere Stellen sucht und da er Kohlensäure enthält, einzelne Theile auflöst, nach und nach die Steine anfrisst und Abdrücke von Regen liefert. Sandsteine aus älteren Zeiten zeigen deutlich runde Eindrücke von Hagel, der sich auflöst und hinter jedem Eindruck eine kleine Furche bildet. Abdrücke der Meereswellen sind im bunten Sandstein und Keuper deutlich, selbst verschiedene, Stosswellen und kleine Wellen. Beweise von Sonnenschein und Trockenheit, von Ebbe und Fluth bietet der Sandstein, in dem runde Mergelknollen eingeschlossen sind. Wenn das Wasser zur Ebbezeit zurücktritt und Schlamm am Ufer ist, so vertrocknet dieser und bildet verschiedene eckige Massen, die von den wiederkehrenden Wellen abgerundet werden und so bilden sich Mergelknollen, kommt jetzt ein Bindemittel dazu, so wird alles zusammengebacken, wie dies unsere Bausandsteine häufig zeigen. Zeichen von Erdbeben der früheren Zeit sind nicht selten; so an Stücken blassgelber und dunkelgelber Kalkschichten, die übereinander liegen, gehoben wurden und sich wieder vertieften, durch Schlamm dann zusammengehalten den sogenannten Ruinen-

Aequators und zwischen den Wendekreisen lebt, so kann man annehmen, daß im Durchschnitt jeder Mensch zu seiner Kleidung jährlich zwei Pfund Baumwolle nöthig hat. Es war daher die Baumwollenproduktion des Jahres 1831 noch immer im Verhältniß zur Consumtion. Nehmen wir ferner an, daß nach und nach die übrigen 400 Millionen sich in Baumwolle kleiden, oder doch wenigstens einen Theil ihrer Kleidungsstücke aus Baumwolle verfertigen werden, so ergibt sich, daß die Produktion dieses Artikels in den Vereinigten Staaten, wenn die andern Ländern hierin keine größeren Fortschritte als bisher machen, bis auf 2000 Millionen Pfund gesteigert werden kann, ohne mit der möglichen Consumtion in Mißverhältniß zu stehen. Bei einer jährlichen Zunahme von 20 Procent reichen 9, bei einer Zunahme von jährlichen 10 Procent, etwas mehr als 17 Jahre hin, dieses Quantum zu erzeugen,* und bis dahin dürfte daher, ungeachtet aller dagegen aufzubietenden Kräfte, die Sklaverei ebenfalls im Zunehmen seyn. Erst nachdem die Sklavenarbeit aufgehört hat, den Pflanzern größern Nutzen zu bringen, als die freie Arbeit der Weißen, darf man hoffen, daß die südlichen Staaten selbst auf die Mittel sinnen werden, das Loos ihrer Neger zu erleichtern, und sie durch gedungene Arbeit zu größerer Thätigkeit anzuspornen.

Der Reisbau, welcher sonst hauptsächlich die Neger mit in Anspruch nahm, ist durch die vermehrte Baumwollenkultur in den meisten Staaten, mit Ausnahme von Süd- und Nordkarolina, so ziemlich vernachlässigt, welches eher als ein günstiger Umstand für den Zustand der Sklaven zu betrachten ist, da der Reisbau nicht nur äußerst beschwerlich und ermüdend, sondern durch die nothwendige Feuchtigkeit selbst für die Neger gefährlich ist.* — Man berechnet die Sterblichkeit der Neger auf Reispflanzungen zu

---

* Der Mißwachs von 1836 in den nördlichen Staaten, der hierauf eingetretene hohe Preis aller Getreidearten, welcher viele Pflanzer veranlaßte, statt Baumwolle, Welschkorn zu pflanzen. Die Handelsrevolution von 1837, und die Einstellung aller Baarzahlungen von Seiten der Banken, wird der Baumwollenproduktion der Jahre 1838, 1839 und 1840 bedeutenden Eintrag thun, und dieselbe vielleicht um viele Millionen Pfund verringern.

marmor von Florenz bilden, compacte Kalksteine, die Erschütterungen erlitten haben. Spuren grossartiger Erschütterungen finden sich an einer Breccie aus dem südlichen Spanien, die sich auf viele Quadratmeilen fortsetzt, und aus weissgelb und schwarzgelben Kalksteinen besteht, die eckig zertrümmert und alle durch Kalk mit einander verbunden sind.

Die Wirkungen vorweltlicher Blitze könnte man so gut finden, als aus der Jetztzeit Blitzröhren von der Lüneburger Heide bekannt sind, es sind Röhren, deren Wände aus geschmolzenem Quarzsand bestehen; würde man in der Tiefe solche Röhren finden, so wären es vorweltliche Blitzschläge.

Spuren von Gasen, versteinerte Gasblasen finden sich im Cannstatter Kalktuff nicht selten. Wenn aus kalkhaltigen Quellen sich der Schlamm niederschlägt, so entweicht die Kohlensäure, der Schlamm verdichtet sich allmälig, bildet einen dicken Brei, einzelne Gasblasen steigen in die Höhe, andere bleiben sitzen, der Kalk verhärtet und zeigt rundliche Massen, im Querdurchschnitt Röhren, wie sie auch ältere Süsswasserkalke häufig zeigen.

Spuren von starken Bewegungen der Gewässer finden sich häufig, besonders von aufsteigenden Gasen getrieben, ähnlich wie in Carlsbad; hieher gehören alle Oolithe, Rogensteine. Alle diese Kügelchen enthalten entweder eine runde Höhlung oder einen staubartigen Kern von Kalkspath oder ein Sandkorn, das in der bewegten Flüssigkeit gedreht wurde, in welcher sich Kalk niederschlägt und so lang herum bewegt wurde, bis es zu Boden fiel; so die Eisensteinkugeln im Bohnerz bei Nattheim, in ausgedehntem Grade die Ablagerungen der Oolithe im Jura, in den südlichen Kalkalpen, im Breisgau zwischen Freiburg und dem Kaiserstuhl; kugelrunde Körner in deren Mitte sich Kalk oder Sand findet, oder Bruchstücke von Muscheln, oder kleine Schnecken z. B. in der Gegend des Gardasees.

Bildung von Trümmergestein durch Reibung in Flüssen ist eine gewöhnliche Erscheinung. Wenn im Gebiete der Kalkgebirge einzelne Schichten in Trümmer zerfallen, so bringen die Bäche die Trümmer in die Flussbette, die an den Ecken aufgelöst und abgerieben werden und Geschiebe geben, welche

man stromaufwärts verfolgen kann, je mehr hinauf, desto grösser sind sie, je näher dem Ursprung desto eckiger; so lassen sie sich vom Neckarbett in die Alp verfolgen. Diese Geschiebe haben einen Werth, weil sie einen Maassstab geben für die Zeit, die zur Abrundung nöthig war. Grossartige Trümmergesteine dieser Bildung finden sich in der Schweiz als Nagelfluh, die bis zu 4000′ mächtig ist, z. B. am Rigi, Rossberg u. s. w. es sind Massen der ehemaligen Ausfüllung eines Seebeckens, in das sich die Flüsse ergossen und die Trümmer hineingeführt haben, welche nachher zusammengebacken und heraufgeschoben wurden.

Diese Geschiebebildung war in früherer Zeit, vornehmlich aber in der Tertiär- und Diluvial-Periode sehr grossartig, und manche Geschiebe, wie z. B. die in der norddeutschen Ebene, welche aus Finnland und Scandinavien stammen, sind auf grössere Entfernungen fortgetragen worden. Bei einer Reise, die ich 1828 in Schweden und Norwegen machte, habe ich diese Gesteine anstehend gefunden, wie sie als Geschiebe bei Braunschweig und Celle liegen. Die Folge einer grossartigen Wirkung, die von Nordosten her die Trümmer herübertrieb an die deutsche Küste; die Sandebenen Norddeutschlands sind der Ufersand; ebenso ist es mit dem Sande der Wüste.

Im Cannstatter Becken sind die Rollstücke zusammengebacken durch Sauerwasserkalk und im Lehm, den sie decken, liegen die grossen Massen Knochen und Zähne vorweltlicher Thiere, welche in den Wellen ihr Grab fanden und von da an ganz von der Erde verschwunden sind.

Dieser Zertrümmerungstheorie entgegen stehen die homogenen Kalksteine; wie ist z. B. der Jurakalk entstanden? Allein die Steine haben die Eigenschaft, ihr Gefüge umzuwandeln. Beweise dafür liefern z. B. Kalksteine aus der Adlershöhle bei Triest die als Stalacliten entstehen, aus Wassertropfen schlägt sich Kalkrahm nieder, der einen Ueberzug über den Boden bildet, und so Niederschlag auf Niederschlag als amorphe staubartige Masse, während nach und nach der Kalk krystallinisch wird. Aehnliche Vorgänge zeigen sich bei Ablagerungen in grossen Massen; die Kalkschichte wird von Wasser durchdrungen, das

selbst Kalk aufgelöst enthält und kann so nach und nach in krystallinische Form übergehen.

Beweise dass solche Molecülenveränderungen vor sich gehen, liefern auch Metalle, so Eisen. Ketten von Kettenbrücken, Achsen an Locomotiven, die Drähte von telegraphischen Linien ändern sich, das Metall wird körnig und bricht. Ebenso kann Hitze, wenn sie anhaltend ist, die Molecülenlagerung verändern, so an vulkanischen Gesteinen, auf der Alp z. B. wo der weisse Jurakalk krystallinisch geworden ist, so der Süsswasserkalk von Böttingen der krystallinisch ist wie Carrarischer Marmor. Vulkanische Einwirkung kann die Molecülenanordnung abändern.

Fassen wir aber zunächst die Einwirkungen der Temperaturveränderung der Witterung, des Wassers und der Atmosphärilien überhaupt ins Auge. Ueber Kälte und Eis und ihre Einwirkung haben Charpentier und Agassiz Nachweisungen gegeben und aus den Felsblöcken, die sich in Wallis finden, den Schluss gezogen, dass grosse Eismassen dagewesen sein müssen, die sich jetzt nicht mehr finden, die Gletscher haben sich in die Hochthäler zurückgezogen. Sie behaupten, es müsse eine Eiszeit dagewesen sein, die alles Lebende vertilgt, und Steine an andere Orten fortgeschafft habe. Spuren solch früherer Gletscher hat man jetzt überall gefunden: so habe ich am Snowdon in England auf Granit deutliche Spuren gefunden, dass harte Massen sich anhaltend darüber weggeschoben haben, hinter Quarzkörnern lang gezogene Rücken, die sich allmälig verschmälern, weil das Eis durch den Quarz verletzt wurde, während der harte Körper polirend über den andern wegging.

Man findet Massen von abgelagerten Felsblöcken an Orten, wo sie das Wasser nicht hingebracht haben konnte, so auf dem Jura Blöcke, die aus den Alpen kommen. Gletscher, die sich schieben, schleppen Steine mit sich, beim Zurückziehen derselben bleiben die Steine liegen, der Grus unten, die grössten Blöcke oben darauf.

Allein die bisher aufgezählten Wirkungen der Atmosphärilien allein erklären noch nicht die unermesslichen Massen von Trümmern oder Detritus, welche als Material zu den verschiedenen Sandstein- Thon- und Kalkflötzen der Flötzgebirge er-

forderlich waren. Wenn ich in dem Bisherigen versuchte die Entstehung einer Flötzschichte aus der andern zu erklären, so ist damit die Entstehung der ersten, zu allen folgenden das Material liefernden, also jedenfalls dem ganzen Flötzgebirge an Umfang ähnlichen Trümmerbildung nicht erklärt. Hiezu mussten grossartige, allgemeine Erscheinungen mitwirken. Gehen wir von dem Satze aus, dass die granitartigen Gesteine das Material zu den Sandsteinen und Thonen, der Urkalk das zu den Kalksteinen geliefert habe, so müssen wir auch annehmen, dass ein grossartiger Zertrümmerungsprocess auf diese Urgesteine eingewirkt habe, wie wir ihn etwa im Kleinen einleiten, wenn wir Quarz oder andere harte und kompakte Gesteine pulvern wollen, ich meine eine plötzliche Abkühlung durch kaltes Wasser.

Bekanntlich haben die meisten Granite, Gneusse und Urkalksteine gewöhnlich wenig Neigung zur Verwitterung, sie werden aber leicht dazu befähigt, wenn sie glühend gemacht und schnell abgekühlt werden. Es gibt im Schwarzwald Granite, vornehmlich in der Nähe der Gänge (z. B. bei Alpirsbach, am Schluchsee u. a. a. O.) welche so zerreiblich sind, dass sie in wenigen Jahren zu Grus zerfallen. Nach neuen Berichten aus Kalifornien hat man daselbst goldführende Quarzgesteine anstehend gefunden, welche so weich sind, dass man sie mit den Fingern zerbröckeln kann. Unstreitig haben ähnliche Gesteine hier, wie in Brasilien und am Ural durch Zertrümmerung und Verwitterung die goldführenden Alluvionen dieser Länder geliefert. Eine solche Weichheit und Zerreiblichkeit lässt sich nur durch eine plötzliche Abkühlung oder eine ähnliche Einwirkung erklären und unstreitig haben ähnliche Ursachen die erste grossartige Zertrümmerung der plutonischen Gesteine herbeigeführt.

Allein nicht alle Flötzgesteine werden durch Trümmer gebildet, es gibt Schichten, die entschieden ihren Ursprung organischen Körpern verdanken, so die Steinkohlen, welche aus Pflanzen, die in Torfmooren lagen, gebildet wurden, man kann deutlich in ihnen die Gefässe der niedern Pflanzen und mit Farrenkrautblättern angefüllte Schichten unterscheiden. Ebenso verdanken alle schwarzen Gesteine, Bergkalk, grauer Schiefer, ihre Entstehung organischen Ueberresten.

Es gibt auch Fälle wo die Thierwelt einen grossen Beitrag lieferte, ganze Bänke, die aus Muscheln bestehen, so in dem Liaskalk auf den Fildern. Es kommen aber auch jetzt noch im Meere ungeheure Bänke von Muscheln gebildet vor, so z. B. Miessmuscheln *(Mytilus edulis)* und Austern, so an den Küsten von Holland, Frankreich, England und Dänemark. Bei Steinheim findet man ganze Conglomerate aus Sumpfschnecken, ebenso im Pariser Becken. Ebenso finden sich ganze Steinmassen aus Zähnen und andern Fischüberresten mit Koprolithen gebildet, so im untern Lias bei Kemnath, Steinenbronn, Degerloch; bei Krailsheim ist eine 1—3 Zoll mächtige Schichte oben auf dem Muschelkalk über mehrere Quadratmeilen verbreitet, die aus Schuppen und Zähnen von Fischen gebildet ist, welche wahrscheinlich alle durch den Magen von Crocodilen gegangen sind, denn sie ist voll von Koprolithen.

So finden sich ferner ganze Felsmassen von Süsswasserkalk in der Rheinpfalz z. B., die aus den Röhrchen grosser Insektenlarven *(Phryganæen)* bestehen, welche aus Häuschen kleiner Schnecken gebildet sind. Bei Nördlingen finden sich Massen, die aus Millionen kleiner Schälchen einer Krebsart, *Cypris faba*, gebildet sind.

Andere Massen bestehen aus den Ueberresten von Infusorienpanzern, so der Polirschiefer und Trippel vom nördlichen Böhmen. Der Schlamm den die Lappen essen, wie die Indianer am Orinoco, ist gebildet aus Häuschen, welche ehemals kleinen Infusorien zur Wohnung gedient haben. Ein ähnliches Gestein kommt in Sachsen vor, wo dasselbe zum Poliren von Holz und Metall gebraucht wird.

Die Infusorien bilden überhaupt bedeutende Schichten, so hat Ehrenberg in Berlin nachgewiesen, dass daselbst die schwarze Dammerde von bedeutender Tiefe aus lauter Infusorienpanzern besteht.

Alle diese Bildungen und organischen Körper sind aber Lokalerscheinungen und haben auf die Construction der Erdkruste keinen grossartigen Einfluss.

Diese Bildungen führen auf die Versteinerungen und auf die Frage, wie versteinert eigentlich ein organischer Körper?

Versteinert sind nur feste erhaltbare Stoffe, wie Zähne, Knochen, Panzer, Schilder, Stacheln; weiche Theile werden nicht aufbewahrt. Alle organischen Körper sind organisirte Zellen oder Röhrenanhäufungen. Bei den fossilen Hölzern ist dies in hohem Grade evident, bei den Konchylien erst durch Hilfe des Microscops erkennbar. Die Muscheln und Schneckenhäuser bestehen aus thierischem Leim, in dem Kalk abgelagert ist, wird der Leim ausgewaschen, so zerfällt das Gehäus und zuletzt selbst der Kalk zu gröberen oder staubartigen Trümmern, welche kaum zu Bildung von Kalksteinen verwendet werden können. Wird aber an die Stelle des ausgewaschenen Leims ein anderer aufgelöster Körper gebracht, wie Kalk, Kieselerde u. dgl., so wird das Ganze versteinert. Sehr häufig kommt überdies noch die Ausfüllung der Wohnräume im Innern der Muscheln und Conchylien, der Markröhre bei den Pflanzenstämmen mit Kalk, Thon, Sandstein u. dgl. hinzu, wodurch die Versteinerung erst vollständig wird. Es gibt Thiere die sich selbst versteinern, so eine Schnecke aus dem rothen Meere *(Magilus antiquus)*, die zuerst gewunden ist, wie eine Weinbergschnecke *(Helix pomatia)*, und dann eine gerade Röhre bildet, wie die Scaphiten. Diese Schnecke nimmt mehr kalkhaltiges Futter auf als sie braucht, und füllt sodann den untern Theil ihrer Schale aus, versteinert ihr Haus; so auch einzelne Sumpfschnecken z. B. manche Planorbis-Arten, die wenn sie grösser werden, und unten keinen Raum mehr haben, sich zurückziehen und unten zubauen, während andere gethürmte Schnecken die Kalkausfüllung unterlassen, bei denen man aus diesem Grunde die Spitze abgebrochen findet, dahin gehören z. B. *Bulimus decollatus*, viele Melania-Arten u. dgl.

Die Versteinerungsgeschichte geht in neuer Zeit nicht mehr in dem grossen Maassstab fort und hat seit der Tertiärzeit sich sehr vermindert, wie dies die vielen wohlerhaltenen aber nicht versteinerten (calcinirten) Muscheln und Schnecken der Molasse und des obern Grobkalks von Grignon, Wien und Turin beweisen, die Gewässer, deren Grund dieselben bevölkerten, scheinen nicht genug kohlensauren Kalk gelöst enthalten zu haben, oder haben sie sich zu schnell verloren, ehe der Versteinungsprocess

vor sich gehen konnte. Doch finden sich auch noch Beispiele vom Gegentheil; so versteinern Fische in Grönland (*Malotus villosus*), unter den Augen des Beobachters, ebenso Muscheln, indem sie von einem thonigen Kalk durchdrungen und zuletzt in Geoden eingeschlossen werden.

Dass Kreide vom Meer angefressen wird, ist unzweifelhaft und wurde oben von der Insel Wight und den Küsten von Dover angeführt. Solche Unterminirungen, die in dem schlammförmig niedergeschlagenen Kalk stattfanden, bietet in grossem Maassstab unsere Alp. Unser Jurakalk lief fast horizontal, aber am Nordrand hört er plötzlich auf, und keine Spur ist mehr da, die Schichtenköpfe stehen in abgerissenen Felsmauern zu Tage, und weiter gegen Norden und Westen tritt der Jura erst wieder in Frankreich, Belgien und im Bereich des Harzrandes auf. Unstreitig ist der ganze Jura in einer Periode aus einem Meer entstanden, wie dies die so sehr übereinstimmenden Begrenzungsverhältnisse der Schichten und die Identität der meisten Petrefakten beweisen. Wo ist all der Kalkschlamm hingekommen, welcher den Raum von der Alpwand an bis an die englischen Küsten erfüllt hatte? Die Alp wurde gehoben; aber wo sind denn die andern Steinmassen? Wellen haben wahrscheinlich den noch weichen Kalkstein zertrümmert, fortgerissen und aus ihm an vertieften oder nicht gehobenen Stellen in Frankreich, England und dem Ostseebezirk dann die Kreide gebildet, die Petrefakten des Jura sind allerdings nicht in der Kreide zu finden aus dem guten Grunde, weil die Conchylien damals zwar im Schlamm begraben aber noch nicht versteinert, sondern selbst noch zerstörbar waren. Der Verhärtungsprocess ist erst nach und nach erfolgt; für die Verhärtung des Gesteins spricht die Zerklüftung, Spalten in die der Regen hinunterströmt, bis er unten als Quellwasser heraus tritt. Dass aber der Jurakalk noch in weicher zerreiblicher Form vorhanden sein musste, als er von dem Nordrand der Alp fortgeführt wurde, dafür spricht der Umstand, dass man nirgends in dem Unterlande Trümmer desselben findet, ausser in den Geschieben der Flüsse, welche doch vorhanden sein müssten, wenn die Zerstörung erst nach der Erhärtung Statt gefunden hätte.

Dass solche Trümmergesteine durch blosse Anspülung entstanden sind, dafür spricht die Trias. Der Schwarzwald besteht aus Sandstein mit thonig rothem Bindemittel cämentirt; dieser Sandstein wurde während der Bildung allmälig gehoben, inselartig. Der Granit wurde vielleicht noch heiss durch die Wellen bespült und lieferte das Material zuerst zu Grauwake, Kohlensandstein und Todtliegendem, dann diese zu buntem Sandstein; der weggespülte Kalkschlamm des ältern Flötzgebirges, das eben desswegen fehlt, bildete den Muschelkalk; die Trümmerreste des bunten Sandsteins haben den Keuper geliefert, der 400′ höher liegt. Der Schlamm des Schwarzwälder Sandsteins hat uns den bunten Mergel geliefert, die Sandkörner den Bausandstein. An den Ufern dieser Sandsteindämme sind die grossen Schachtelhalme und Calamiten gewachsen, deren Stämme und Wurzeln wir versteinert finden; in den Buchten dieses Schlammmeeres haben sich die Ungeheuer (*Notosaurus*, *Simosaurus*, *Capitosaurus*, *Mastodonsaurus* u. s. w.) und die Fische (*Acrodus*, *Ceratodus*, *Hybodus*), umhergetrieben, deren Schädel, Schilder und Rippen wir in der Lettenkohle bei Bibersfeld, Hoheneck, und im Keuper auch auf der Feuerbacher Heide finden, Thiere, denen des Muschelkalks und bunten Sandsteins analog; aber Mollusken konnten in diesem Uferschlamm sich nicht erhalten, daher ist der Keuper, obwohl ein Meeresgebilde, dennoch so arm an Weichthierüberresten. Nach der Hebung des Keupers trat eine neue Aera mit dem Jurameer ein, dessen Bevölkerung von derjenigen des Triasmeeres verschieden war.

Wo Meere ruhig wurden und abdampfen konnten, da haben sich die Steinsalzmassen gebildet samt Gyps und Anhydrit, wenn sie sich in tiefere Stellen oder Buchten zurückgezogen hatten; aber alles entstand nur langsam, successiv. Die Schichten nehmen mit der Entfernung von den Küsten an Mächtigkeit zu.

Jede Formation ist eigentlich eine Trias, unten sind Trümmer, Sand, dann folgt der Kalk, oben der Thon Breccien und Sandstein, Kalksteine, Schieferthon so sind die Formationen der Grauwake, Steinkohle, des Zechsteins, des Jura und der Kreide Triasbildungen. Bisweilen kommen Repetitionen älterer Schichten vor, weil die früheren Erscheinungen sich wiederholten,

es sind aber mehr Lokalerscheinungen wie z. B. die Sandsteinablagerungen im schwäbischen Keuper, durch Störungen entstanden, welche einen Theil der bereits abgesetzten Sandsteine wieder hinwegrissen um den Sand irgendwo anders wieder abzusetzen. Der Begriff einer Formation ist aber immer die Trias; dazu gehört ferner, dass ein Typus von Organismen vorherrscht, der vorher nicht da war und nachher nicht da ist. Ueberreste vorheriger Bildungen sind kein Gegenbeweis, denn die Trümmer werden nur hergetrieben und nach und nach abgelagert, nur das Neue bildet die Aera. Wenn im gelben Sandstein zwischen oberem Keuper und unterem Lias Zähne von Fischen und Krokodilen, die im Keuper auch vorkommen, sich finden, so beweist das nichts dagegen, aber wenn in ihm Gryphiten, Ammoniten vorkommen, dann beginnt eine neue Aera; Thiere der hohen See treten auf, eine neue Succession von Organismen hat mit den gelben Schichten des Bodens oder den schwarzen des Gesteins begonnen, alle Organismen werden durch neue ersetzt, die alten können aber desswegen doch noch in Trümmern unter und zwischen den neuen vorkommen.

Das Auftreten neuer Generationen setzt aber Catastrophen voraus, wodurch das Leben der Pflanzen und Thiere zerstört wurde. Diese können theils in Hebungen, theils in Temperaturveränderungen des Mediums, worin die Organismen lebten, öfters wohl auch in beiden zugleich bestanden sein.

Mit den Hebungen waren unstreitig zugleich Versenkungen anderer Landestheile gegeben, dadurch wurde also der Meeresgrund einerseits trocken gelegt, andrerseits das feste Land mit seinen Pflanzen und Thieren von Wasser bedeckt. Dass solche Veränderungen wirklich Statt gefunden und sich öfter wiederholt haben, kann nach den zahlreichen Beobachtungen der unbefangensten Geognosten nicht bezweifelt werden; ebenso steht es fest, dass vor und während der Periode, worin das Flötzgebirge entstanden ist, die Continente nicht so ausgedehnt wie jetzt, die Gebirge nicht so hoch gewesen sind, denn sonst müsste man auch schon an den Gesteinen, welche vor der Entstehung der Tertiärgebirge sich gebildet haben, die Ueberreste von Landthieren und höhern Landpflanzen *(Dicotyledonen)* finden,

was aber bekanntlich nicht der Fall ist, es müssten Geschiebe durch grössere Flüsse erzeugt, in ausgedehnten Conglomeratschichten vorkommen, wie man sie nirgends findet, wie sie aber in der Mollasseperiode in grosser Ausdehnung vorkommen. Diese Erhebungen erfolgten meist sehr langsam und allmälig, so dass die Meereswellen für die Zerstörung der bereits abgelagerten Schichten gewonnenes Spiel hatten, es mochte aber Stellen geben, welche davon gar nicht betroffen wurden, so dass dort die Organismen der früheren Meere fortleben und sich mit neuen Bewohnern vermischen konnten; so mögen die Schichten von St. Cassian entstanden sein, wo man offenbar Geschöpfe (Mollusken) der ältern Flötzperiode *(Goniatiten, Orthoceratiten, Ceratiten)* mit denen des Jurameeres (Ammoniten u. dgl.) beisammen oder doch in unmittelbarer Succession findet. Wo aber Meere durch Berg- und Landrücken von einander getrennt waren, wie z. B. das Schwäbische und Breisgauer Jurameer, da konnten sie auch verschiedene Bewohner haben, verschiedene Gesteine absetzen, wie dies in dem braunen Jura dieser Bezirke wirklich der Fall ist, und man wird hier nun Parallelbildungen, aber keine identischen Schichtengruppen finden. Hat ja auch gegenwärtig z. B. der Meerbusen von Tarent ganz andere Bewohner, als die Küste von Nizza, die spanische Küste andere, als die afrikanische u. s. w.

Dass aber auch Temperaturveränderungen in dem Wasser bei der Tödtung der Thiere Statt gefunden haben, dürfte kaum zu bezweifeln sein, wie liesse sich sonst das häufig vorkommende Fehlen ganzer Geschlechter in den verschiedenen Sedimentgebilden eines und desselben Meeres erklären? Es können Eruptionen heisser Gase oder glühender Wasserdämpfe u. dgl. Statt gefunden haben, welche zugleich die Mischung der Gewässer vorübergehend so veränderten, dass des Leben der meisten Thiere dadurch gefährdet wurde. Vielleicht spricht auch der Mangel an Wasser in unserm Steinsalz, welches bekanntlich bei einfacher Abdampfung immer mechanisch eingeschlossenes Wasser enthält, und das fast überall damit verbundene Vorkommen von wasserleerem Gyps (Anhydrit) für eine solche nachträgliche Erhitzung der Schichten, obwohl man bis jetzt ander-

beinahe 10 Procent; auf Zuckerpflanzungen nur zu 7 bis 8. Diese von den Pflanzern jährlich erlittenen Verluste werden zwar durch die höheren Preise dieser Erzeugnisse wieder eingebracht, aber hiedurch der Werth der Sklaven selbst vergrößert, welches in den nördlichen Sklavenstaaten zur förmlichen Negerzucht Veranlassung gibt, und die geheime Einfuhr von Negersklaven aus Afrika begünstigt.

Was den Tabaksbau betrifft, der in den Vereinigten Staaten von Anfang an von Negersklaven betrieben wurde, so erhellt aus den verschiedenen, von Zeit zu Zeit in Amerika und England bekannt gemachten Berichten,* daß die ganze Tabakserndte vom Jahr 1622, nach amtlichen Angaben des damaligen Gouvernements und Rathes von Virginien, sich nur auf 60,000 Pfund belief, daß aber die Kultur desselben binnen 17 Jahren (bis zum Jahr 1639) so überhand nahm, daß die gesetzgebende Versammlung (the Grand Assembly) es für nöthig fand, ein Gesetz zu erlassen, welches die ganze Tabakserndte des Jahres 1639 und des darauf folgenden Jahres mit Ausschluß von 120,000 Pfd. den Flammen überlieferte, um die Qualität und den Preis eines für die amerikanischen Kolonien so wichtigen Stapelartikels aufrecht zu erhalten. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregel erhellt aus späteren Berichten, daß die Ausfuhr dieses Artikels im Jahr 1709 28,858,666 Pfd. betrug, wovon 11,260,659 Pfd. in England und der Rest auf dem Kontinent verbraucht wurden. In den Jahren von 1744 bis 1776 (das ist bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges) belief sich der jährliche Ertrag der Tabakserndte in allen brittischen Kolonien von Amerika zusammengenommen auf 40,000,000 Pfund, wovon 7 Millionen in England und die übrigen 33 Millionen auf dem Festlande von Europa verbraucht wurden. In den vier dem Revolutionskriege unmittelbar vorhergegangenen Jahren (von 1772 bis 1775 incl.) betrug die jährliche Ausfuhr 90,300,000 Pfd.

Die Tabaksausfuhr in den Jahren von 1776 bis 1782 und die Consumtion desselben in Europa war wie folgt:

---

* Wir verweisen unsere Leser hier vorzüglich auf die Angaben in der „National Gazette von Philadelphia" vom 8. Oktober 1836.

weitige Spuren von erhöhter Temperatur in der Nähe der Steinsalzablagerungen unsers Wissens nicht gefunden hat, und sich die Entstehung des Anhydrits auch durch Emporsteigung wasserfreier Schwefelsäure erklären liesse. Ferner finden sich im Flötzgebirge der Alpen bis zum Flysch herauf, in den silurischen Gesteinen am Rhein und in Nordwales hinreichende Beweise dafür, dass sichtlich neptunische Schichten durch Temperaturerhöhung in krystallinische Gesteine umgewandelt worden sind, denn woher liessen sich sonst die regenerirten feldspath-, glimmer-, und talkartigen Silikate erklären, die wir darin antreffen und welche mit den sog. Urgesteinen oft so grosse Uebereinstimmung zeigen, dass man sie kaum unterscheiden kann? Mag man auch die Lehre von der Metamorphose der Flötzgebirge noch so sehr übertrieben und gleichsam auf die Spitze gestellt haben, jene Thatsachen lassen sich nicht läugnen.

Nach diesem möge es gestattet sein, aus Vorstehendem folgende Resultate abzuleiten:

1) Sämmtliche Flötzgebirge sind — wenige krystallinische Ausscheidungen ausgenommen — Trümmergesteine, welche aus den primitiven Gesteinen abstammen.

2) Das Material für die Sandsteine und Thongesteine haben die quarz- und feldspathhaltigen Urgesteine, das für die Kalksteine der Urkalk geliefert.

3) Eine grossartige Zertrümmerung gab die Veranlassung zu leichterer Zersetzung der Gesteine durch Luft und Wasser, oder die Atmosphärilien überhaupt.

4) Die Erscheinungen in der Atmosphäre waren zu allen Zeiten dieselben wie sie noch jetzt sind.

5) Jede Flötzformation hat ihr Material aus den bereits gebildeten annoch zerreiblichen geschöpft.

6) Die Thiere und Pflanzen haben aber, nachdem sie aus dem gleichen Material ihre unverweslichen Stoffe geschöpft hatten, einen wesentlichen obwohl nicht sehr grossartigen Beitrag zu der Entstehung gewisser Schichten geliefert.

7) Ebenso die aus den Erdrinnen hervorgedrungenen Quellen.

8) Zu verschiedenen Zeiten haben Hitze-Einwirkungen und verflüchtigte Gase oder heisse Wasserdämpfe verändernd auf manche Schichten des Flötzgebirges eingewirkt.

9) Zertrümmerung und Bildung einer hinlänglich ausgedehnten Schichte lockerer Erde, worin höhere Pflanzen Wurzel schlagen, durch welche daher Thiere und Menschen ihre Nahrung erhalten konnten, war die providentielle Absicht bei allen diesen Erscheinungen.

III. Kleinere Mittheilungen.

1) Ueber ein eigenthümliches Meteor.

Von Prof. Nördlinger in Hohenheim.

Nachfolgende meteorologische Beobachtung machte ich zu Brest am 6. September 1845. Ich gebe sie mit allen kleinen Umständen wieder, weil Lufterscheinungen, deren inneres Wesen noch in so grossen Dunkel gehüllt ist, nicht genau genug beschrieben werden können.

An obengenanntem Tage begab ich mich um 11 Uhr Abends nach dem Kauffahrteihafen und legte hier meine Effecten in dem Schiffe nieder, mit welchem ich einige Stunden nachher nach Lorient fahren wollte. Da meine Wohnung zu Recouvrance, d. h. in dem Theile der Stadt jenseits des Canals lag, musste ich, um wieder dahin zu gelangen, über den Canal fahren. Ich nahm am Fuss einer Pfahllaterne auf dem Hafendamme einige zur Belohnung meines Fährmanns bestimmte Münze aus der Tasche. Plötzlich wurde der Schein der Laterne durch eine ungemeine Klarheit verdunkelt. Ich richtete meine Blicke nach dem Ort, von wo sie ausgieng, und beobachtete mit Aufmerksamkeit hinter den Kaminen der den Hafendamm begrenzenden Häuser eine ausserordentlich schöne Lufterscheinung. Da sie kaum höher in der Luft zu sein schien, als die mit Zinnen versehenen Thürme am Eingang des Hafens, so hielt ich die Erscheinung im ersten Augenblick für ein nächtliches Seesignal. Allein bald überzeugte ich mich von der Irrthümlichkeit meiner Meinung, denn hinter jenen Thürmen sind keine höhere Gebäude mehr. Das Meteor glich ungefähr einer sehr schief, aber ganz geräuschlos, in der Richtung der oben angegebenen Häuser am Hafendamm, aufsteigenden Rakete. Das innere derselben bildete ein himmelblauer Lichtstrahl, dessen Form ich vollkommen mit einem *Aroideen-Spadix* vergleichen konnte. Dieser, in die blendende Klarheit des Meteors gehüllte *Spadix*

schien an Geschwindigkeit das letztere zu übertreffen, erreichte jedoch die Schnelligkeit electrischer Erscheinungen nicht.

In der Unterhaltung mit den Personen, die ebenfalls Zuschauer des Luftschauspiels gewesen waren, verglich ich das Meteor mit einem brennenden Alkoolstrahl, der mittelst einer Spritze durch die Axe einer Art von Kometenschweif getrieben würde; — welche Bezeichnung man sehr passend fand.

Die Erscheinung verschwand rasch, doch glaubten einige Personen noch Spuren davon in der Luft eine kleine Weile nachher zu erkennen. Es war solches aber ohne Zweifel nichts Anderes, als der Glanz einer Sterngruppe, die deutlich zu sehen war.

Vor und nach der Erscheinung war der Himmel ganz klar: der Wind kam von Osten.

Entfernt erweckte die Beobachtung des Meteors nicht den Gedanken an eine Sternschnuppe. Sein ganzes Ansehen, die schiefe Richtung, der Mangel eines anscheinend verbrannten herabfallenden Körpers unterschieden es davon wesentlich.

---

2) Beobachtung über den Gold-Regenpfeifer.

Von Forstamtsassistent Jäger zu Hall.

Den Goldregenpfeifer (Charadrius auratus Sukow), welcher sich in Württemberg gewöhnlich vom März bis October auf dem Striche am Boden- und Federsee, so wie auf nassen Wiesen und Brüchern, an Flüssen, Teichen und sonstigen Seen aufhält, in hiesiger Gegend aber nahezu unbekannt ist, traf ich in der Mitte Septbr. 1849 auf Kartoffelfeldern der Markung Thüngenthal O A. Hall (welch' letztere gegen den $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Kocherfluss ein Hochplateau bildet, 405 par. Fuss über dessen Niveau bei Hall und 1264 par. Fuss über dem Nordseespiegel gelegen, ganz trocken, und weder im Besitze von Bächen, noch Teichen u. s. f. ist) in 2 Zügen, je zu 8—10 Stücken, jedoch so ermüdet, dass sie kaum mehr zu fliegen vermochten, und von den gerade der Jagd obliegenden Landleuten im Sitzen, sogar nach mehrfachem Fehlen theilweise geschossen wurden. Das Antreffen dieser Sumpfvögel auf einem derartigen Terrain und in hiesiger Gegend zur Zeit, wo sie noch nicht nordwärts ziehen, war mir auffallend, noch mehr aber deren Müdigkeit und Unempfindlichkeit. Waren vielleicht diese Fremdlinge bereits auf der Wanderung begriffen, und durch anhaltendes Streichen in der Art ermüdet; oder aber dürfte der Grund ihrer Erscheinung in den wenige Tage vorher weithin stattgehabten 2—3 wahrhaft südländischen Orkanen und Stürmen zu suchen sein, wodurch diese Vögel verschlagen und in solch' degradirten Zustand gebracht worden sind.

Siebenundzwanzigster und achtundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1851 und 1852.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

I. Allgemeine Schilderung der Jahrgänge.

1) Der Jahrgang 1851 gehörte zu den ungünstigen und die Vegetationsprodukte blieben in allen Culturzweigen mehr oder weniger bedeutend zurück.

Auf die beiden ersten, sehr gelinden und fast regen- und schneelosen Wintermonate folgte ein in der ersten Hälfte frostiger, in der zweiten mit starken Regengüssen und Ueberschwemmungen bezeichneter März, auf diesen ein überaus milder April, in welchem die rasche Entwickelung der Vegetation die schönsten Hoffnungen erweckte: nur dass in der letzten Woche wieder Regengüsse mit Ueberschwemmungen folgten. Allein der Mai hemmte durch frostige, winterliche Witterung die Vegetation wieder und brachte schon in der ersten Woche schädlichen Frühlingsfrost. Erst in der zweiten Hälfte des Juni trat Sommerwärme, jedoch durch Gewitter abgekühlt, ein, und dauerte in dieser Art durch Juli und August hindurch, unterbrochen durch die grossen Regengüsse und Ueberschwemmungen zu Ausgang Juli's und Anfang August's, fort, so dass der ganze Sommer nur die ungewöhnlich geringe Zahl von 23 Sommertagen mit sich brachte. Die kalte und regnigte Witterung des Septembers, welche in der zweiten Hälfte wiederholte, verwüstende Ueberschwemmungen brachte, sowie die kalte Witterung des Octobers vollendete die nachtheiligen Einflüsse auf den Weinertrag und im dritten Herbstmonat, dem November, erschien bereits anhaltender Frost, der sich, mit Unterbrechung im ersten Drittel Decembers durch mildere Witterung, auch in diesem Monat bis Ende des Kalenderjahres wiederholte. Ebenso wiederholte sich die Ungleichförmigkeit des Jahrgangs in Bezug

auf die Regenniederschläge durch sehr geringe Mengen des meteorischen Wassers in den drei letzten Monaten des Jahres.

Der Witterungsgang der einzelnen Monate war nach den Stuttgarter Beobachtungen folgender:

Der Januar hatte ziemlich schwankende Barometerstände über und unter dem Jahresmittel: vom 1.—5., 9.—13., 18.—20., 22.—24., 27. und 28. über, sonst unter demselben, mit raschen Schwankungen. Die Lufttemperatur war ungewöhnlich mild, bei fortdauerndem Mangel an Schnee, und nur über die Nachtzeit erschienen häufige Fröste. Die Brunnentemperatur blieb unter häufigem Schwanken fast stationär, nahm bis zum 21. um 0,8° ab, bis Ende aber um 0,6° zu. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte bei ziemlich ruhiger Luft die östliche, nach ihr die südwestliche vor, in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, von leichten Regen und drei kurzen Andeutungen von Schnee, war ungewöhnlich gering. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt, in Folge von häufigen Nebeln.

Der Februar hatte vom 1.—4., 20., 21., 24.—26. niedrige Barometerstände, sonst Stände über dem Jahresmittel und ziemlich raschen Wechsel. Die Lufttemperatur war ungewöhnlich mild, in der ersten Woche fast durchaus über 0, vom 9. an nach Nachtfrösten mehr oder weniger hohe Mittagstemperatur über 0, bis am 27. Winterfrost eintrat. Die Brunnentemperatur sank unter Schwankungen um 1,3°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten, bei meist ruhiger Luft, die östliche, nordöstliche und nördliche abwechselnd vor, in dem Wolkenzug die nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war auffallend gering. Die Ansicht des Himmels war ziemlich klar.

Der März hatte, mit Ausnahme des 3., durchaus niedrige und ziemlich wechselnde Barometerstände. Die Lufttemperatur war in der ersten Hälfte noch ziemlich frostig und winterlich, mit Schnee, und der Frost am 3. Morgens war der stärkste Kältegrad des Winters; in der zweiten Hälfte folgte mildere Witterung und Temperaturen über 0. Die Brunnentemperatur hob sich, unter Schwankungen, namentlich in der zweiten Hälfte des Monats sehr rasch, im Ganzen vom 3. bis 31. um 4,5°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte bei ziemlich häufigen, stärkeren Strömungen die südwestliche und südliche, meist in der zweiten Hälfte des Monats, in dem Wolkenzug die westliche vor. Die Menge des meteorischen Wassers, in der ersten Hälfte von leichten Schneefällen, in der zweiten von Regen, war für diesen Monat ziemlich beträchtlich und in den letzten Tagen erfolgten fast überall Ueberschwemmungen der fliessenden Gewässer in Folge von starken Regengüssen. Am 8. fiel

Schnee, dem am 31. noch Graupenhagel folgte. Am 23. fiel leichter Hagel. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der April hatte, mit Ausnahme des 2., durchaus niedrige Barometerstände mit häufigen Schwankungen, und vom 23.—29. sehr tiefe. Die Lufttemperatur, welche schon in den ersten 10 Tagen nur einen Morgenfrost, am 7., gezeigt hatte, wurde vom 11.—23. ungemein und anhaltend mild und hatte, in Verbindung mit häufigem Regen einen überraschenden Einfluss auf Beschleunigung der Vegetation, so dass überall die Obstbäume zur vollen Blüthe, die Wälder und Wiesen zum Grünen kamen. Nach dem Gewitter am 25. erfolgte merkliche Abkühlung der Lufttemperatur und in den letzten Tagen nasskalte Witterung; jedoch ohne Winterfrost. In höher gelegenen Gegenden dagegen erschien Frost und Schnee. Die Brunnentemperatur nahm vom 1.—8. um 0,2° ab, von da an bis zum 24. gleichförmig und rasch um 2,7° zu und bis zum 30. wieder um 1° ab. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte, bei ziemlich ruhiger Luft und ziemlichem Wechsel, die nordwestliche und nördliche vor, nach ihr die südwestliche; in dem Wolkenzug die westliche und zuletzt die nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers, mit Ausnahme von Spuren von Graupenhagel, durchaus von Regen, war, entsprechend der Häufigkeit der Regenniederschläge, ziemlich beträchtlich und erregte nach dem 25. Austreten der fliessenden Gewässer. Die Gewitter hatten in mehreren Gegenden Blitzschläge im Gefolge. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der Mai hatte, vornehmlich in der ersten Hälfte, niedrige und auch in der zweiten Hälfte nur vom 20.—25. und 28.—31. Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war rauh und der Vegetation nicht günstig, in dem ersten Drittel hatte man an manchen Orten Frost, der den Gartengewächsen und den Reben in ebener Lage schadete. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 1°. Die Luftfeuchtigkeit war, zufolge der häufigen Regen, ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten, bei häufigem Wechsel und stärkerer Strömung, die nördlichen Richtungen überwiegend vor, im Wolkenzug die westliche und nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich, die Ansicht des Himmels gemischt.

Der Juni hatte, mit Ausnahme des ersten Drittels, constant hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur, nur durch mehrere Gewitter abgekühlt, hob sich namentlich in der zweiten Hälfte zur Sommerwärme. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 3°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht bedeutend. In der Windrichtung herrschte unter häufigen, stärkeren Strömungen und häufigem Wechsel die nördliche, nach ihr die südwest-

liche, westliche und östliche vor, in dem Wolkenzuge die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend klar.

Der Julius hatte fast durchaus Barometerstände, welche sich unter dem Jahresmittel hielten, jedoch nie sehr tief unter dasselbe fielen. Die Lufttemperatur wurde fortwährend durch die häufigen Regenniederschläge und Gewitter abgekühlt; ausser den 6 Sommertagen zählte man bloss 7, an denen das Maximum + 18° und darüber erreichte. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 0,8° zu. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich. In der Windrichtung herrschten, unter häufigen Wechseln und bei geringen Strömungen, die südwestlichen, nordwestlichen und südlichen Richtungen vor, in dem Wolkenzug die westliche, abwechselnd mit südwestlicher und nordwestlicher. Die Regenniederschläge, meist von Gewittern und Gewitterregen, waren ungewöhnlich stark und häufig. Am 31. Abends 8 Uhr begannen mit einem sehr heftigen Gewitter starke wolkenbruchartige Platzregen bis 2. Aug., welche allenthalben durch Ueberschwemmung und Abflössen die grössten Verwüstungen anrichteten. (Die Menge des am 31. Abends gefallenen Regenwassers müssen wir zu der vom August zählen.) Die senkrechte Höhe des gefallenen Regenwassers im Juli betrug über 5 pariser Zoll. Die Ansicht des Himmels war stark gemischt.

Der August hatte häufigen und theilweise, namentlich im letzten Viertel, schroffen Wechsel der Barometerstände; vom 3.—6., 11. bis 13., 19.—22., 25.—27. und am 31. Stände über, sonst unter dem Jahresmittel, jedoch ohne starke Abweichung der Extreme von Letzterem. Die Lufttemperatur erlitt häufige Abkühlungen durch Gewitter und Gewitterregen, die sich nach den wolkenbruchartigen Regen vom 31. Juli bis 2. August häufig wiederholten. Die Brunnentemperatur nahm vom 2.—7. um 2,6° zu, von da an unter Schwankungen um 3,0° ab. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich ungewöhnlich stark. In der Windrichtung herrschte starker Wechsel und es wogen die westliche und nordwestliche, mit den nördlichen und östlichen abwechselnd, vor; in dem Wolkenzug war die nordwestliche überwiegend. Die Menge des Regenwassers war ungewöhnlich gross, 7″ senkr. Höhe, am 11. erschien Hagel und am 28. ein starker Sturm. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der September hatte wechselnde, in der ersten Hälfte meist hohe, in der zweiten tiefere Barometerstände, die jedoch nicht sehr von dem Jahresmittel abwichen. Die Lufttemperatur war nasskalt und konnte die Vegetation nicht sehr fördern. Die Brunnentemperatur nahm gleichmässig um 1,0° ab. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich, entsprechend der für diesen sonst trockenen Monat ungewöhnlichen Menge des meteorischen Wassers, welche am 21. und den fol-

genden Tagen eine wiederholte Ueberschwemmung, nahezu bis zur Höhe der vom 1. August, jedoch weniger im Schwarzwald als anderwärts, zur Folge hatte. In der Windrichtung waren die nördlichen, namentlich die nordwestliche überwiegend, in dem Wolkenzug herrschte die nordwestliche in der ersten Hälfte des Monats vor. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

Der October hatte starke und mitunter schroffe barometrische Wechsel, vom 10.—14., 19. und 20., 22.—26. Stände über dem Jahresmittel, sonst unter demselben. Die Lufttemperatur blieb niedrig und wirkte nicht viel mehr für die Vegetation. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 1,4° ab. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte ziemliche Ruhe, dagegen starker Wechsel und es herrschten die südwestliche, nordöstliche und nordwestliche vor, in dem Wolkenzug war gleichfalls starker Wechsel und es herrschten die westliche und nordwestliche vor. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht beträchtlich; die Ansicht des Himmels gemischt.

Der November hatte, mit Ausnahme des 12.—14., des 29. und 30. durchaus niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur sank schon im zweiten Drittel auf Frost und hob sich nur den Tag über um etliche Grade über 0, bis in den letzten Tagen wieder mildere Temperatur eintrat. Die Brunnentemperatur sank gleichmäßig bis zum 28. um 3,8° und hob sich bis zum 30. nur um 0,2°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich, entsprechend den häufigen Nebeln. In der Windrichtung herrschte, bei geringen Strömungen und ziemlichem Wechsel, die südwestliche in sehr überwiegendem Masse vor, in dem Wolkenzug die westliche und nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr unbeträchtlich, im Gegensatz gegen starke, aus anderen Gegenden gemeldete Schneefälle. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

Der December hatte, mit Ausnahme des 23. Morgens, durchaus hohe Barometerstände über dem Jahresmittel mit geringen Schwankungen. Die Lufttemperatur war in dem ersten Drittel gelinde, über 0, mit dem 13. folgten Fröste, welche bis zu Ende constant zunahmen. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 5. um 0,5° zu, vom 10. an constant um 2,2° ab. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte bei sehr ruhiger Strömung die östliche und nordöstliche, nach ihr die südwestliche (im ersten Drittel des Monats) vor; in dem Wolkenzug, gleichfalls im ersten Drittel, die westliche; im übrigen Theil des Monats war der Himmel meist wolkenlos oder durch Nebel bedeckt, welche das Thal anfüllten. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von wenig ergie-

bigen Schneefällen, war sehr gering. Die Ansicht des Himmels, mit Abrechnung der häufigen Nebel, war vorherrschend klar; mit Hinzurechnung derselben vorherrschend trüb.

2) Auch der Jahrgang 1852 gehörte, wie die vorhergehenden seit 1846, nicht zu den ausgezeichneten rücksichtlich der Vegetationsprodukte. Die Erndte der Halmfrüchte allein konnte eine gute nach Menge und Güte genannt werden. Er begann im Januar mit Frost, der bald nachliess, erst zu Ende Februars wieder eintrat und sich den ganzen März hindurch fortsetzte; auch der April blieb kühl und erst in Mitte Mai's erschien Sommerwärme. Diese wurde jedoch in der zweiten Hälfte des Mai und den ganzen Juni hindurch von häufigen gewittrigen Abkühlungen unterbrochen. Blos der Juli zeigte konstantere Sommerwärme. Auch der August brachte wieder gewittrige Abkühlungen, theilweise mit Wolkenbrüchen, welche Verzögerung und grosse Beeinträchtigung der Cerealienerndte und die Kartoffelfäule allenthalben verursachten, und der September erhob sich nicht mehr zur Sommerwärme. Im October erschien bereits der erste Frost im Spätjahr; wogegen der November und December ungewöhnlich mild waren und einen bedenklichen Einfluss auf die Vegetation ausübten.

Der Witterungsgang der einzelnen Monate war nach den Stuttgarter Beobachtungen folgender:

Der Januar hatte starke und häufige barometrische Wechsel und meist niedrige Stände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur zeigte im ersten Drittel Fröste, später gelindere Witterung. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 19. um 2,0° und fiel von da an um 0,4°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich merklich geringer als im vorigen Monat. Die Windrichtung zeigte starke Wechsel bei stärkeren Strömungen, welche sich vom 14—16. zu Sturm steigerten; die südwestliche Richtung herrschte vor; im Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Regen, war ziemlich gering. Die Ansicht des Himmels ziemlich klar.

Der Februar hatte häufige und schroffe barometrische Wechsel, vom 1.—4., 7., 15., 22.—25. hohe, sonst niedrige, unter dem Jahresmittel stehende. Die Lufttemperatur war im ersten Drittel ziemlich gelind; im zweiten erschienen einzelne und im dritten Drittel konstante Nachtfröste mit Schneefällen. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 6. um 0,8° zu, und bis zum 28. um 3,0° ab. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten die südwestliche und nordwestliche, bei häufigen stärkeren Strömungen, überwiegend vor, in dem Wolkenzug die westliche und nordwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere, die Ansicht des Himmels vorherrschend trüb.

Der März hatte starke barometrische Wechsel; vom 3. 23. hohe Stände über dem Mittel, sonst tiefe, unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur zeigte, mit Ausnahme der 2 ersten und 3 letzten Tage, konstanten Frost. Die Brunnentemperatur sank vom 1.—9. um 0,9° und stieg bis zum 31. um 2,6°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich nicht sehr beträchtlich. In der Windrichtung herrschte die östliche und nordöstliche überwiegend vor, bei häufigen und starken Strömungen; in dem Wolkenzug waren die östlichen und nördlichen vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Schnee, war sehr unbeträchtlich. Am 31. erschien das erste Gewitter im Jahr im S. vorüberziehend mit etlichen Donnern. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend klar.

Der April hatte häufige, jedoch nicht starke barometrische Schwankungen; vom 2.—5., 8.—14. und 21. Stände über, sonst unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur hatte sich merklich gehoben, doch wirkte sie bei den nördlichen und östlichen Windrichtungen nicht auf rasche Hebung der Vegetation. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,2°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich gering. In der Windrichtung herrschte die östliche und nördliche, sowie die nordöstliche überwiegend vor; in dem Wolkenzug die nördliche. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr gering. Am 18. und 19. erschien noch ein ziemlich reichlicher Schneefall. Die Ansicht des Himmels war trotz der häufigen trockenen Nebel vorherrschend klar.

Der Mai hatte vom 5.—12. und 14.—16. Barometerstände, welche wenig über dem Jahresmittel standen, sonst niedrige unter demselben. Die Lufttemperatur, in den ersten Tagen noch frostig, so dass sie der Baumblüthe schadete, hob sich nach und nach bis zum 16., dem ersten Sommertag, wurde aber durch Gewitterregen und Gewitter wieder ziemlich abgekühlt. Die Brunnentemperatur sank vom 1.—4. um 1,0° und hob sich unter Schwankungen bis zum 30. um 5,0°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich in mittlerem Verhältniss. In der sehr wechselnden Windrichtung mit etwas bewegteren Strömungen herrschten die südwestliche, nach ihr die nordwestliche, häufig an einem Tage wechselnd, in dem Wolkenzug die südwestliche und westliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. In der Ansicht des Himmels herrschten klare Tage vor.

Der Juni hatte durchaus Barometerstände unter dem Jahresmittel, jedoch sanken sie nicht sehr tief unter letzteres. Die Lufttemperatur wurde durch häufige Gewitter und Regen abgekühlt. Die Brunnentemperatur, welche vom 30. — 31. Mai um 0,9° gefallen war, hob sich unter Schwankungen bis zum 30. Juni um 1,7°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der stark wechselnden

Jahr.	Zahl der ausgeführten Pfunde.	Zahl der in England consumirten oder von dort ausgeführten Pfunde.	Zahl der auf dem Festlande von Europa verbrauchten oder aufbewahrten Pfunde.
1776 . . .	14,498,500	*	11,498,500
1777 . . .	2,441,214	**	2,441,214
1778 . . .	11,961,533	7,520,550	4,440,783
1779 . . .	17,153,907	10,982,599	6,173,005
1780 . . .	17,121,267	11,171,791	5,950,176
1781 . . .	13,359,168	7,600,296	5,758,672
1782 . . .	9,828,241	6,361,813	3,465,131
Total-Summa	86,619,533	43,915,349	42,705,984

Die ganze Ausfuhr während dieser 7 Kriegsjahre belief sich daher im Durchschnitt jährlich nur auf 12,378,504 Pfund, und von den 86,649,533 ausgeführten Pfunden wurden 33,974,949 von den Engländern auf hoher See weggenommen.

Die Tabaksausfuhr in den Jahren 1787, 1788 und 1789, welche der Annahme der gegenwärtigen Constitution folgten, verhielt sich wie folgt:

Jahr.	Zahl der ausgeführten Pfunde.	Zahl der nach England ausgeführten und dort consumirten oder aufbewahrten Pfunde.	Zahl der nach andern europäischen Ländern geführten oder dort consumirten oder aufbewahrten Pfunde.
1787 . . .	90,011,000	45,379,793	44,661,205
1788 . . .	88,593,000	39,600,104	48,995,186
1789 . . .	88,675,000	48,831,232	39,843,768
Total-Summa	267,311,000	133,811,431	133,500,159

Jährliche Ausfuhr im Durchschnitt 89,103,666 Pfund. Welches neue Leben weckte nicht die Freiheit in den Vereinigten Staaten! welche vermehrte Thätigkeit — unter den Sklaven!

Folgende Tabelle gibt eine

---

* In diesem Jahre führte England noch 20,000,000 Pfunde seines alten Vorraths nach dem Continent aus.

** In diesem Jahre führte England noch 60,000,000 Pfunde seines alten Vorraths nach dem Festlande von Europa aus.

Windrichtung, mit einer stärkern Strömung (d. 10), herrschten die nordwestliche und südwestliche überwiegend vor; in dem Wolkenzug die südwestliche und westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der Juli hatte ziemlich gleichförmige, wenig über und unter das Jahresmittel schwankende Barometerstände: vom 6.—10., 15.—18. und 24.—30. Stände unter, sonst über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur zeigte anhaltende und wenig von Gewittern unterbrochene Sommerwärme, welche nur am 1., 2., 17. und 27.—29. sich unter + 20° hielt. Die Brunnentemperatur (für deren Beobachtung die städtische Behörde nur das den Einflussen der Lufttemperatur ausgesetzte Seewasser verwilligt) folgte den Schwankungen der Lufttemperatur, hob sich vom 2.—18. um 2,2° und fiel bis zum 29. um 1,4°. Die Luftfeuchtigkeit war bis zum 18. gering, vom 18. an bedeutender. Die Menge des meteorischen Wassers, lediglich von Strich- und Gewitterregen, war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung, bei meist ruhiger Luft, herrschte die nordöstliche vor, in dem Wolkenzug die östliche. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend klar.

Der August hatte am 1., 16. und 17., und vom 23.–31. Barometerstände, welche sich wenig über dem Jahresmittel hielten, sonst Stände in geringer Tiefe unter demselben. Die Lufttemperatur wurde durch die häufigen Gewittererscheinungen stark abgekühlt; man zählte ausser den 6 Sommertagen nur noch 8 Tage, an denen das Maximum + 18° und darüber erreichte; um die Mitte des Monats sank das tägliche Minimum mehrmals unter + 10°. Die Brunnentemperatur hielt sich unter Schwankungen fast auf gleicher Höhe und stieg vom 1.—29. um 0,5°. Die Feuchtigkeit der Luft war ziemlich beträchtlich. In der stark wechselnden, jedoch mit geringen Strömungen bezeichneten Windrichtung herrschte die südwestliche überwiegend vor, nach ihr die östliche und nördliche. In dem Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war beträchtlich und am 9. und 30. erschienen sehr reichliche Regengüsse; zu Ende des Monats erschienen auch in verschiedenen Gegenden, namentlich des Schwarzwaldes, Wolkenbrüche mit Verheerungen. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der September hatte vom 5.—20. und 27.—30. niedrige Barometerstände, theilweise ziemlich tief unter dem Jahresmittel; sonst hohe und theilweise beträchtlich hohe über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur blieb ziemlich niedrig und das tägliche Maximum erreichte nicht einmal + 18° mehr. Die Brunnentemperatur nahm, soweit sie bei der lange unterbrochenen Wasserleitung zu beobachten war, um 2,8° ab. Die Luftfeuchtigkeit war beträchtlich, entsprechend den häufigen Regenniederschlägen. In der stark wechselnden Wind-

richtung hielten sich die östlichen und westlichen, südlichen und nördlichen Richtungen so ziemlich die Wage. In dem Wolkenzug war die westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war für diesen sonst trockenen Monat nicht unbeträchtlich. Es erschienen noch drei ziemlich starke Gewitter, das letzte am 10. 1—2 Uhr Morgens. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt. Durch die starke Feuchtigkeit entstand häufige Fäulniss der Weintrauben.

Der Oktober hatte starke barometrische Wechsel, dabei vom 12.—21. hohe, sonst tiefere Stände. Die Lufttemperatur nahm allmählig ab und am 20. Morgens erschien der erste Eintag. Die Brunnentemperatur nahm vom 2. unter Schwankungen um 2,6° ab. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte starke Strömung (Stürme am 5. und 7.); die südwestliche, nach ihr die östliche Richtung war überwiegend vorherrschend. In dem Wolkenzug war die westliche Richtung die vorherrschende. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht beträchtlich; die Ansicht des Himmels gemischt.

Der November hatte, mit Ausnahme der Tage vom 6.—9., durchaus und anhaltend niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war ungewöhnlich und anhaltend mild und ein einziger Eintag in diesem Monat gehört zu den Seltenheiten. Die Brunnentemperatur stieg bis zum 5. um 0,7° und fiel bis zum 30. um 1,7°. Die Luftfeuchtigkeit war, entsprechend den häufigen Regenniederschlägen, ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten bei ruhiger Luft die südwestliche, nach ihr die östliche und südöstliche Richtung vor: in dem Wolkenzug die westliche und südwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt. Das Gewitter am 17. wurde zu Stuttgart in der Ferne gegen NO. wahrgenommen.

Der December zeigte meist niedrige Barometerstände, wie am 1. und 2. vom 6.—18., 22.—23., 26.—29. Stände unter, zumal über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war ungewöhnlich mild und überall her kamen Nachrichten über Antreiben der Vegetation. Die Brunnentemperatur nahm allmählig unter Schwankungen um 1,3° ab, blieb jedoch mit + 5,5° auf einer in diesem Monat ungewöhnlichen Höhe. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte, mit theilweise stürmischen Strömungen, die südwestliche überwiegend vor, im Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, durchaus von Regen, war sehr gering; die Ansicht des Himmels gemischt. In dem ganzen Spätjahr war kein Schnee gefallen.

2) Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die monatlichen Extreme am Thermometrographen, die Monatsmittel von den 3 täglichen Beobachtungen, sowie von dem täglichen Maximum und Minimum, und die Differenz dieser beiderlei Mittel, wobei + und — den Ueberschuss und den Minderbetrag des ersteren über das letztere angibt, enthält die

Tabelle I.

Monate.	Monatliches Maximum.	Monatliches Minimum.	Monatsmittel von den 3 täglichen Beobacht.	Monatsmittel vom tägl. Max. und Minim.	Differenz beider.
Dec. 1850	+8,7 d. 15. 16. Mt.	−7,1 d. 24. Mg	+ 1,009	+ 1,211	− 0,103
Jan. 1851	+7,0 d. 30. „	−6,8 d. 14. „	+ 1,828	+ 1,753	+ 0,075
Februar .	+9,0 d. 25. „	−8,5 d. 28. „	+ 1,381	+ 1,862	− 0,481
März . .	+15,0 d. 21. „	−11,8 d. 3. „	+ 4,420	+ 4,214	+ 0,206
April . .	+18,8 d. 22. „	0 d. 7. „	+ 8,346	+ 8,535	− 0,189
Mai . .	+15,5 d. 11. „	+1,5 d. 3. „	+ 8,851	+ 8,567	+ 0,284
Juni . .	+23,5 d. 21. „	+4,7 d. 1. „	+14,779	+14,006	+ 0,773
Juli . .	+22,7 d. 21. „	+5,0 d. 12. „	+14,443	+14,124	+ 0,319
August .	+21,7 d. 13. „	+6,6 d. 30. „	+14,641	+14,494	+ 0,147
Septemb.	+15,7 d. 6. „	+2,2 d. 10. „	+ 9,781	+ 9,826	− 0,045
October .	+16,5 d. 15. „	+3,7 d 30. 31. „	+ 8,854	+ 8,922	− 0,068
November	+ 6,0 d. 1. „	−5,0 d 20. „	+ 1,165	+ 1,077	+ 0,088
December	+ 8,6 d. 10. „	−11,0 d. 30. „	− 0,202	− 0,280	− 0,078
Kal.-Jahr.	Juni.	März.	+ 7,357	+ 7,258	+ 0,099
Met. J. .	Juni.	März.	+ 7,458	+ 7,399	+ 0,059
Dec. 1851	+ 8,6 d. 10. Mt.	−11,0 d. 30. Mg.	− 0,202	− 0,280	− 0,078
Jan. 1852	+11,3 d. 17. „	− 7,5 d. 1. „	+ 3,172	+ 3,081	+ 0,091
Februar .	+ 9,3 d. 2. „	− 5,0 d. 26. „	+ 2,526	+ 2,360	+ 0,166
März . .	+16,7 d. 31. „	− 7,0 d. 4. „	+ 1,866	+ 1,748	+ 0,118
April . .	+15,3 d. 7. „	−3,2 d. 10. 17. „	+ 6,074	+ 5,717	+ 0,357
Mai . .	+23,7 d. 23. „	+ 2,0 d. 4. 6. „	+12,331	+11,668	+ 0,663
Juni . .	+22,2 d. 23. „	+ 6,5 d. 1. „	+14,128	+13,666	+ 0,462
Juli . .	+26,7 d. 17. „	+ 9,5 d. 2. 3. „	+17,322	+16,619	+ 0,703
August .	+22,7 d. 30. „	+ 9,0 d. 11. „	+15,093	+14,900	+ 0,193
Septemb.	+17,6 d. 4. „	+ 2,5 d. 24. „	+11,827	+11,795	+ 0,032
October .	+18,4 d 5. „	− 0,8 d. 20. „	+ 7,532	+ 7,642	− 0,110
November	+10,5 d. 2. „	− 1,2 d. 26. „	+ 3,092	+ 3,146	− 0,054
December	+11,1 d. 27. „	− 1,0 d. 19. „	+ 5,335	+ 5,298	+ 0,037
Kal.-J. .	Juli.	Januar.	+ 8,774	+ 8,540	+ 0,234
Met. J. .	Juli.	December 1851.	+ 8,313	+ 8,074	+ 0,239

Das Maximum 1851 + 23,5 war am 21. Juni Nachmittags.
Das Minimum „ — 11,8 „ 3. März Morgens.
Jahresdifferenz 35,3.
Das Maximum 1852 + 26,7 war am 17. Juli Nachmittags.
Das Minimum „ — 7,5 „ 1. Januar Morgens.
Jahresdifferenz 34,2.

Die nach Kämtz Lehrb. Bd. I. S. 97. 102 reducirten Mittel gibt die nachfolgende Tabelle II., wobei + und − den Ueberschuss oder Minderbetrag der aus den 3 täglichen Beobachtungen erhaltenen Mittel über die von den täglichen Extremen erhaltenen bezeichnet.

1851. **Tabelle II.** 1852.

Monate.	Wahren Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Wahren Mittel von Max. und Minimum.	Differenz.	Wahren Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Wahren Mittel von Max. und Minimum.	Differenz.
Dec. d. vor. J.	+ 1,304	+ 0,765	− 0,539	− 0,248	− 0,637	+ 0,389
Januar . .	+ 1,686	+ 1,330	+ 0,356	+ 3,009	+ 2,617	+ 0,392
Februar . .	+ 1,212	+ 1,063	+ 0,149	+ 2,451	+ 2,199	+ 0,252
März . . .	+ 4,333	+ 4,192	+ 0,141	+ 1,627	+ 1,784	− 0,157
April . . .	+ 8,152	+ 8,514	− 0,362	+ 5,853	+ 5,683	+ 0,070
Mai . . .	+ 8,540	+ 8,620	− 0,080	+ 11,883	+ 11,720	+ 0,163
Juni . . .	+ 14,243	+ 14,050	+ 0,293	+ 13,698	+ 13,703	− 0,005
Juli . . .	+ 14,092	+ 14,177	− 0,085	+ 16,864	+ 16,691	+ 0,173
August . .	+ 14,405	+ 14,755	− 0,350	+ 14,838	+ 14,960	− 0,122
September .	+ 9,659	+ 9,749	− 0,090	+ 11,582	+ 11,693	− 0,110
October . .	+ 8,701	+ 8,608	+ 0,093	+ 7,252	+ 7,152	+ 0,100
November .	+ 1,059	+ 1,678	+ 0,383	+ 7,918	+ 7,598	+ 0,320
December .	− 0,248	− 0,737	+ 0,489	+ 5,723	+ 4,796	+ 0,427
Kal.-Jahr .	+ 7,161	+ 8,091	− 0,930	+ 8,518	+ 8,466	+ 0,050
Met. Jahr .	+ 8,923	+ 8,209	+ 0,614	+ 8,060	+ 8,013	+ 0,047

Die Vergleichung der nicht reducirten Monats- und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten aus den Jahren 1850, 1851 und 1852, und den 20jährigen Mitteln von 1825—44 gibt die Tabelle III. Die erste Spalte mit „December" überschrieben, enthält je die Mittel des nächst vorhergehenden Jahres.

Tabelle III.

		Dec.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahresmittel Kal.	Jahresmittel Met.
7h Mrgs.	1850	− 1,16	− 4,42	+ 2,66	+ 0,23	+ 6,70	+ 9,28	+13,16	+13,32	+12,67	+ 7,37	+ 5,20	+ 5,10	+ 0,35	+ 5,97	+ 5,84
	1851	+ 0,35	+ 0,70	− 0,78	+ 2,47	+ 6,76	+ 7,51	+13,64	+13,31	+12,53	+ 8,03	+ 7,20	+ 0,34	− 1,34	+ 5,86	+ 6,00
	1852	− 1,34	+ 1,90	+ 1,39	− 0,71	+ 3,25	+11,06	+13,16	+15,55	+13,62	+10,09	+ 5,13	+ 6,52	+ 3,91	+ 7,09	+ 6,97
	20j. M.		− 2,47	− 0,72	− 2,13	+ 5,56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+ 9,23	+ 5,60	+ 2,53	+ 0,09	+ 6,13	
2h Mtgs.	1850	+ 0,30	− 2,14	+ 6,46	+ 4,40	+10,99	+13,03	+17,01	+17,64	+17,36	+13,72	+ 7,96	+ 7,69	+ 2,48	+ 9,88	+ 9,55
	1851	+ 2,48	+ 3,52	+ 4,22	+ 6,72	+10,71	+11,44	+17,61	+16,98	+17,69	+12,05	+11,11	+ 2,41	+ 1,12	+ 9,63	+ 9,79
	1852	+ 1,12	+ 5,09	+ 3,76	+ 5,38	+ 9,78	+15,39	+16,82	+20,92	+17,59	+14,54	+11,05	+10,36	+ 7,40	+10,67	+10,15
	20j. M.		+ 0,51	+ 3,34	+ 6,61	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,50	+15,38	+10,80	+ 5,64	+ 2,23	+10,28	
9h Abds.	1850	− 0,69	− 3,71	+ 3,76	+ 1,15	+ 7,18	+ 9,01	+13,03	+13,49	+12,78	+ 8,74	+ 5,83	+ 6,03	+ 1,19	+ 6,34	+ 6,35
	1851	+ 1,19	+ 1,26	+ 0,71	+ 4,07	+ 7,37	+ 7,61	+13,05	+13,04	+13,70	+ 9,27	+ 8,24	+ 0,74	− 0,38	+ 6,57	+ 6,70
	1852	− 0,38	+ 2,52	+ 2,23	+ 0,92	+ 5,19	+10,53	+12,41	+15,49	+14,07	+10,85	+ 6,41	+ 7,40	+ 4,79	+ 8,83	+ 7,30
	20j. M.		− 1,37	+ 0,46	+ 3,49	+ 6,85	+10,73	+12,86	+12,27	+13,61	+10,85	+ 7,05	+ 3,41	+ 0,77	+ 6,97	
Zusammen.	1850	− 0,45	− 3,42	+ 4,28	+ 1,85	+ 8,26	+10,44	+14,39	+14,82	+14,27	+ 9,94	+ 6,33	+ 6,27	+ 1,01	+ 7,29	+ 7,17
	1851	+ 1,01	+ 1,82	+ 1,38	+ 4,42	+ 8,34	+ 8,85	+14,78	+14,44	+14,64	+ 9,78	+ 8,85	+ 1,16	− 0,20	+ 7,35	+ 7,45
	1852	− 0,20	+ 3,17	+ 2,53	+ 1,87	+ 6,07	+12,33	+14,13	+17,32	+15,09	+11,83	+ 7,53	+ 8,09	+ 5,33	+ 8,77	+ 8,21
	20j. M.		+ 1,04	+ 1,03	+ 4,80	+ 7,62	+12,03	+14,38	+15,59	+14,87	+11,90	+ 7,81	+ 3,35	+ 1,14	+ 7,78	

Tabelle IV.

Monate.	1850.	1851.	1852.	Differenz 1850 u. 1851.	Differenz 1851 u. 1852.	20j. M.	Differenz 1851. vom 20j. Mitt.	Differenz 1852. vom 20j. Mitt.	50j. M.	Differenz 1851. vom 50j. Mitt.	Differenz 1852. vom 50j. Mitt.
Januar . .	— 3,49	+ 1,69	+ 3,01	+ 5,18	+ 1,32	— 0,64	+ 2,33	+ 3,65	— 0,89	+ 2,58	+ 3,90
Februar . .	+ 4,16	+ 1,21	+ 2,45	— 2,95	+ 1,24	+ 0,88	+ 0,33	+ 2,57	+ 1,49	— 0,28	+ 0,96
März . . .	+ 1,73	+ 4,33	+ 1,63	+ 2,60	— 2,70	+ 3,91	+ 0,4	— 2,28	+ 3,89	+ 0,44	— 2,26
April . . .	+ 8,01	+ 8,15	+ 5,85	+ 0,14	— 2,30	+ 7,33	+ 0,82	+ 1,50	+ 7,68	+ 0,47	— 1,83
Mai	+10,08	+ 8,54	+11,88	— 1,54	+ 3,34	+11,89	— 3,35	— 0,01	+11,87	— 3,33	+ 0,01
Juni	+14,06	+14,34	+13,70	+ 0,28	— 0,64	+13,94	+ 0,40	— 0,24	+13,72	+ 0,62	— 0,02
Juli	+14,49	+14,09	+16,86	— 0,40	+ 2,77	+15,23	— 1,14	+ 1,63	+15,20	— 1,11	+ 1,66
August . . .	+13,90	+14,40	+14,84	+ 0,50	+ 0,44	+14,51	— 0,11	+ 0,33	+14,96	— 0,56	— 0,12
September . .	+ 9,64	+ 9,66	+11,38	+ 0,02	+ 1,92	+11,50	— 1,84	+ 0,08	+12,16	— 2,50	— 0,58
October . .	+ 6,21	+ 8,70	+ 7,25	+ 2,49	— 1,45	+ 7,59	+ 1,21	— 0,34	+ 7,91	+ 0,79	— 0,66
November . .	+ 6,21	+ 1,06	+ 7,92	— 5,15	+ 6,86	+ 3,71	— 2,65	+ 4,21	+ 3,98	— 2,92	+ 3,94
December . .	+ 1,30	— 0,25	+ 5,22	— 1,55	+ 5,47	+ 1,54	— 1,79	+ 3,68	+ 1,12	— 1,37	+ 4,10
Kal.-Jahr . .	+ 7,18	+ 7,16	+ 8,52	— 0,02	+ 1,16	+ 7,81	— 0,45	+ 0,91	+ 7,77	— 0,61	+ 0,75
Met. Jahr . .	+ 7,03	+ 8,82	+ 8,06	+ 1,79	— 0,76		+ 1,21	+ 0,45		+ 1,05	+ 0,29

Die Vergleichung der wahren (reducirten) Mittel von den 3 tägl. Beobachtungen aus den Jahren 1851 und 1852 mit denen vom Jahr 1850 und aller mit dem 20jährigen von 1825—44 und den 50jährigen von 1795—44 gibt die Tabelle IV., wobei in den Spalten „Differenz" die Zeichen + und — und den Ueberschuss oder Minderbetrag der Jahre 1851 und 1852 bezeichnen.

Der Jahrgang 1851 war daher wärmer als 1850 im Januar, März, April, Juni, August, September, October und im met. Jahr; wärmer als das 20jährige Mittel im Januar, Februar, März, April, Juni, October, und im met. Jahr; wärmer als das 50jährige Mittel im Januar, März, April, Juni, October und im met. Jahr. Von allen diesen wärmeren Monaten des Jahrs 1852 kommen jedoch blos der Juni und der April rücksichtlich des Einflusses auf die Vegetationsprodukte in Betracht.

Der Jahrgang 1852 war wärmer als 1851 im Januar, Februar, Mai, Juli, August, September, November, December und Kal.-Jahr; wärmer als das 20jährige Mittel im Januar, Februar, April, Juli, August, September, November, December, und im Kalender- und met. Jahr; wärmer als das 50jährige Mittel im Januar, Februar, Mai, Juli, November, December, und im Kalender- und met. Jahr.

Von diesen wärmeren Monaten des Jahres 1852 kommen die Monate April, Mai, Juli, August, September in Betreff der Vegetationsprodukte in Betracht, deren Mehrbetrag jedoch nicht sehr gross war.

Die Vergleichung der reducirten Mittel von den Jahreszeiten und den Vegetationsmonaten (April-September) gibt Tabelle V. Das Mittel des Kalender-Winters ist das Mittel vom Januar, Februar und dem December desselben, das des meteorol. Winters das Mittel vom Januar und Februar des betreffenden nebst dem December des vorhergehenden Jahrs.

Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter des Kal.-Jahrs.	Winter des met. Jahrs.	Vegetat.-Monate.
1844	+ 7,71	+13,53	+ 8,32	— 0,65	+ 0,50	+12,09
1845	+ 8,04	+14,29	+ 8,29	— 0,55	— 2,32	+11,79
1846	+ 8,45	+17,09	+ 8,70	+ 1,15	+ 2,76	+14,07
1847	+ 7,44	+14,35	+ 7,26	— 0,36	— 0,66	+12,30
1848	+ 8,40	+15,06	+ 7,71	— 0,02	— 0,71	+12,81
1849	+ 7,54	+14,99	+ 7,36	+ 1,55	+ 2,20	+12,60
1850	+ 6,61	+14,15	+ 7,35	+ 0,66	+ 0,05	+11,70
1851	+ 7,01	+14,28	+ 6,47	+ 0,88	+ 1,40	+11,53
1852	+ 6,45	+15,13	+ 8,92	+ 3,58	+ 1,74	+12,45
20j. M.	+ 7,71	+14,56	+ 7,60	+ 0,59		+12,40
50j. M.	+ 7,84	+14,63	+ 8,01	+ 0,57		+12,60

Der Frühling 1851 stand daher zwischen den Jahrgängen 1850 und 1849 und kam dem Jahrgang 1847 nahe. Der Sommer stand gleichfalls zwischen 1850 und 1849 und war 1845 gleich. Der Herbst wurde von sämmtl. Jahrgängen und den 20jähr. und 50jähr. Mitteln übertroffen. Der Kal.-Winter kam dem von 1850 nahe, den er übertraf, der met. Winter wurde von 1846, 1849 und 1853 übertroffen.

Der Frühling 1852 kam dem von 1850 nahe und übertraf blos

den von 1845. Der Sommer kam dem von 1848 nahe, den er sowie alle übrigen und die 20jähr. und 50jähr. Mittel mit Ausnahme 1850 übertraf. Der Herbst überstraf sämmtliche übrigen Jahrgänge und die 20- und 50jähr. Mittel. Der Kal.-Winter ebenso und der met. Winter wurde blos von 1848 übertroffen. In den Vegetationsmonaten waren 1850 und 1851 einander fast gleich und wurde 1851 von sämmtlichen obigen Jahrgängen sowie den 20- und 50jähr. Mitteln übertroffen; 1852 war dem 20jähr. Mittel und 1847 beinahe gleich, und kam dem 50jähr. Mittel und 1849 nahe.

Die Vergleichung der Sommer-, Eis- und Wintertage seit 1844 geben nachstehende Tabellen.

Tabelle VI.

Sommertage.

Jahre.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August	Sept.	Oct.	Summe.
1844		1	10	1	4	4		20
1845			10	12	4	3		29
1846			25	20	13	9		67
1847		11	4	17	14			46
1848		5	10	15	9	5		44
1849		4	12	9	5	6		36
1850			10	8	7			25
1851			7	9	10			23
1852		6	4	22	6			40
20j. Mittel.	0,45	5,00	11,00	13,85	13,60	3,50	0,05	46.75

In der Zahl der Sommertage kam 1851 dem Jahrgang 1850 nahe und übertraf sogar 1844. 1852 kam 1848 und dem 20jähr. Mittel nahe.

Eistage.

Jahr.	Jan.	Febr.	März.	April	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844	21	25	9						25	80
1845	26	28	24	1			2	5	8	94
1846	17	8	5					11	25	66
1847	20	20	20	3				9	23	95
1848	30	11	6					11	16	74
1849	17	7	16	2			2	13	25	84
1850	25	30	9	2	2		2	1	18	82
1851	18	22	13	1				19	21	94
1852	12	12	25	8			1	1	3	62
20j. M.	22,35	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,90	9,05	14,50	82,55

In der Zahl der Eistage war 1851 mit 1845 gleich und kam 1847 nahe. 1852 hatte weniger Eistage als alle Jahrgänge zusammen und als das 20jährige Mittel.

Wintertage.

Jahr.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844	10	6	1				1	16	16	41
1845	17	5	14					1	1	37
1846	2	2						19	19	23
1847	12	10	3					15	15	40
1848	28							8	8	36
1849	7							17	17	24
1850	24		2					7	7	33
1851	1	1	2					2	11	17
1852	2	1	4							7
20j. M.	14,95	5,05	0,95	0,10			0,05	7,25	7,25	30,15

In der Zahl der Wintertage wurde 1851 von sämmtlichen Jahrgängen und dem 20jährigen Mittel übertroffen, und hatte in den 3 ersten Monaten gleich viel mit 1846. 1852 hatte unter allen die geringste Zahl und im Spätjahr gar keine.

Die Vergleichung der Frost- und Schneegränzen gibt Tabelle VII.

Tabelle VII.

Jahr.	Schnee		Tage dazwischen.	Frost		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Zahl der Schneetage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Jahr.	erster im Spätj.			
1844	22. März.	23. Nov.	246	31 Mrz	30. Oct.	213	27	20
1845	23. März.	23. Nov.	245	2 April.	15. Oct.	196	36	34
1846	19. März.	30. Nov.	232	22 Mrz.	6. Nov.	229	26	20
1847	18. April.	18. Nov.	214	20 Apr.	6. Nov.	200	25	27
1848	19. März.	10. Nov.	236	13 Mrz.	10 Nov.	242	38	21
1849	21. April.	25. Nov.	218	19 Apr.	30 Oct.	194	16	24
1850	27. März.	22. Oct.	209	2 April.	24. Oct.	205	16	29
1851	13. Mai.	4. Nov.	175	7 April.	9. Nov.	216	7	22
1852	2. Mai.			22 Apr.	20 Oct.	181		16
20j. M	14. April.	6. Nov.	206	11 Apr.	28. Oct.	201	28,58	27,25

Die Frostgränzen waren 1851 kleiner als 1846 u. 1848 und kamen 1844 nahe; 1852 kleiner als in allen übrigen Jahrgängen und als das 20jähr. Mittel; die Schneegränzen im Jahr 1851 kleiner als in sämmtlichen Jahrgängen und als das 20jähr. Mittel, im Jahr 1852 erschien im Spätjahr gar kein Schnee.

Die Zahl der Schneetage war 1851 blos grösser als 1844, 1846 und 1848, und kam 1849 nahe; im Jahr 1852 war sie geringer als in sämmtlichen Jahrgängen und als das 20jährige Mittel. Die Dauer der Schneedecke war 1851 die geringste unter allen Jahrgängen und weit geringer als das 20jährige Mittel, im Jahr 1852 war gar keine dauernde Schneedecke zu bemerken.

b) Nach den Beobachtungen der Vereinsmitglieder.

Tabelle VIII. gibt die nicht reducirten monatlichen und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungen 7h. 2h. 9h., aus den verschiedenen Beobachtungsorten.

Orte. 1851.	Dec. 1850.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
Oberstetten	+ 2,63	+ 3,32	− 2,11	+ 5,07	+ 9,01	+ 8,83	+13,88	+14,07	−14,43	+ 9,58	− 9,57	+ 2,44	+ 1,86	− 7,89	+ 7,98
Aulishagen	+ 0,63	+ 1,22	+ 0,43	+ 2,82	+ 5,27	+ 8,63	+13,74	+12,91	−14,16	+ 8,34	+ 7,25	− 0,83	− 0,49	+ 6,15	+ 6,25
Oehringen	+ 1,00	+ 1,00	− 0,15	+ 3,50	+ 8,15	+ 8,50	+14,00	−14,00	−14,50	+ 9,50	+ 8,15	+ 1,00	− 0,16	+ 6,87	+ 6,94
Winnenden	+ 0,51	+ 1,32	+ 0,40	+ 3,39	+ 5,78	+ 7,81	+12,99	+13,21	+14,24	+ 9,06	+ 8,26	+ 0,52	− 0,71	+ 6,52	+ 6,62
Canstatt	+ 1,40	+ 1,55	+ 0,76	+ 4,17	+ 8,02	+ 8,68	+14,03	+14,06	+14,48	+ 9,69	+ 8,57	+ 0,97	− 0,58	+ 7,03	+ 7,20
Stuttgart	+ 1,01	+ 1,83	+ 1,38	+ 4,42	+ 8,35	+ 8,85	+14,78	+14,44	+14,64	+ 9,78	+ 8,95	+ 1,16	− 0,29	+ 7,36	+ 7,46
Hohenheim	+ 0,40	+ 0,17	− 0,40	+ 3,70	+ 7,90	+ 8,80	+14,40	+14,40	+14,70	+ 9,80	+ 8,60	+ 1,70	− 2,60	+ 6,86	+ 7,08
Calw	+ 0,89	+ 1,05	− 0,09	+ 3,36	+ 7,51	+ 7,93	+13,32	+13,41	+13,99	+ 9,23	+ 8,17	+ 0,86	− 0,62	+ 6,52	+ 6,65
Freudenstadt	+ 0,14	+ 1,19	− 0,44	+ 2,06	+ 5,62	+ 6,13	+11,58	+12,82	+14,01	+ 7,70	+ 7,48	− 0,88	− 0,76	+ 5,81	
Bissingen	+ 0,95	+ 1,73	+ 0,84	+ 3,58	+ 8,04	+ 7,91	+13,78	+13,60	+13,86	+ 9,11	+ 8,53	+ 0,45	+ 0,75	+ 6,84	+ 6,87
Schopfloch	− 0,01	+ 0,31	− 0,95	+ 1,30	+ 5,71	+ 6,12	+12,18	+12,14	+12,47	+ 7,10	+ 6,85	− 1,73	− 0,16	+ 5,11	+ 5,17
Ennabeuren	− 0,85	− 0,58	− 1,84	+ 0,28	+ 5,29	+ 5,39	+11,47	+11,21	+11,74	+ 6,84	+ 6,05	− 2,56	− 1,33	+ 4,31	+ 4,35
Heidenheim	− 0,22				+ 7,12	+ 7,83	+13,44	+13,49	+14,00	+ 8,92	+ 7,31	− 0,69	− 1,66		
Ulm	+ 0,56	+ 0,90	− 0,80	+ 2,52	+ 7,67	+ 8,30	+13,58	+13,21	−13,28	+ 8,37	+ 8,11	+ 0,34	− 1,36	+ 6,28	+ 6,49
Pfullingen	+ 0,54	+ 0,79	− 0,29	+ 2,68	+ 6,88	+ 7,81	+13,16	+13,82	+13,79	+10,71	+ 8,12	+ 1,37	− 0,71	+ 6,51	+ 6,61
Schwenningen	− 0,67	− 0,80	− 1,75	+ 1,29	+ 6,05	+ 6,45	+12,93	+12,36	+12,83	+ 7,37	+ 6,59	− 1,56	− 3,23	+ 4,87	+ 4,97
Isny	− 1,12	− 1,76	− 2,84	+ 0,77	+ 6,17	+ 5,97	+11,34	+11,15	+12,12	+ 7,56	+ 6,71	− 1,23	− 3,01	+ 4,43	+ 5,12

Ueberſicht über die Ausfuhr von rohem und fabrizirtem Tabak vom Jahre 1790 bis 1835 inclusive.

Jahr.	Zahl der Fäßer rohen Tabaks.	Zahl der Pfunde fabrizirten Tabaks.
1790[1]	118,460	0
1791	111,272	81,122
1792	112,424	117,874
1793	59,947	137,784
1794	72,958	19,370
1795	61,050	20,263
1796	69,018	29,181
1797	58,167	12,805
1798	68,567	142,269
1799	96,070	406,076
1800	78,686	457,713
1801	103,758	472,282
1802	77,721	233,591
1803	86,291	152,415
1804	83,341	298,139
1805	71,251	428,460
1806	85,186	581,733
1807[2]	62,236	274,952
1808[3]	9,576	56,332
1809	53,921	350,835
1810[4]	84,134	529,285
1811	35,828	752,553
1812[5]	36,094	388,618
1813[6]	5,314	383,512
1814[7]	3,125	79,377
1815[8]	85,337	1,034,045
1816	69,211	576,216
1817	68,565	1,115,874
1818	84,337	1,486,240
1819	69,427	926,833
1820	83,940	593,358
1821	66,858	1,332,949
1822	83,169	1,414,424
1823	99,000	1,987,507
1824	77,883	2,477,990
1825	75,984	1,871,368
1826	64,098	2,179,774
1827	100,035	1,730,253
1828	96,278	2,637,411
1829	77,131	2,619,599
1830	83,810	3,199,151

[1] Ungewöhnliche Ausfuhr. Ausbruch der franzöſiſchen Revolution.
[2] Dekret von Berlin und Mailand. [3] Embargo-Geſetz.
[4] Dekret von Rambouillet. [5] Kriegserklärung an England.
[6] Krieg mit England. [7] Krieg mit England. [8] Friede mit England.

Orte. 1852.	Dec. 1851.	Jan.	Febr.	März.	April	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met.-Jahr.
Oberstetten.	+ 1,86	+ 4,10	+ 3,05	+ 2,78	+ 5,69	+ 11,67	+ 13,84	+ 16,34	+ 14,69	+ 11,42	+ 6,71	+ 7,66	+ 5,81	+ 8,61	+ 8,31
Auflishagen.	— 0,49	+ 2,09	+ 0,37	+ 1,44	+ 5,66	+ 11,97	+ 13,99	+ 18,13	+ 15,31	+ 11,14	+ 6,29	+ 6,52	+ 3,78	+ 8,05	+ 7,29
Oehringen .	— 0, 16	+ 2,16	+ 2,00	+ 1,16	+ 5,75	+ 12,09	+ 14,50	+ 16,83	+ 14,33	+ 11,33	+ 6,00	+ 7,00	+ 4,33	+ 8,11	+ 7,74
Winnenden.	— 0,71	+ 2,46	+ 1,48	— 0,97	+ 4,76	+ 11,01	+ 13,05	+ 16,03	+ 12,23	+ 10,82	+ 5,85	+ 6,99	+ 4,23	+ 7,52	+ 6,92
Canstatt . .	— 0,58	+ 2,41	+ 2,24	+ 1,35	+ 5,63	+ 11,72	+ 13,70	+ 16,50	+ 14,51	+ 11,33	+ 6,74	+ 7,33	+ 4,78	+ 8,13	+ 7,74
Stuttgart .	— 0,20	+ 3,17	+ 2,53	+ 1,87	+ 6,07	+ 12,33	+ 14,13	+ 17,32	+ 15,09	+ 11,83	+ 7,53	+ 8,09	+ 5,32	+ 8,77	+ 8,31
Hohenheim .	— 2,60	+ 2,20	+ 1,90	+ 1,40	+ 5,80	+ 11,10	+ 14,10	+ 17,00	+ 14,50	+ 11,30	+ 5,30	+ 7,00	+ 4,30	+ 8,02	+ 7,81
Calw . . .	— 0,82	+ 1,62	+ 1,76	+ 0,56	+ 4,49	+ 10,69	+ 12,74	+ 15,47	+ 13,80	+ 10,63	+ 6,53	+ 6,48	+ 3,80	+ 7,38	+ 7,02
Freudenstadt	— 0,76	+ 1,87	+ 1,00	— 0,42	+ 3,28	+ 9,10	+ 11,35	+ 15,14	+ 12,61	+ 9,80	+ 4,93	+ 5,83	+ 3,20	+ 6,55	+ 6,22
Ebingen .	+ 0,75	+ 2,96	+ 1,38	+ 1,52	+ 5,19	+ 11,17	+ 13,54	+ 16,31	+ 14,17	+ 11,01	+ 6,82	+ 7,60	+ 5,02	+ 8,09	+ 7,73
Schopfloch .	— 0,16	+ 1,53	— 0,29	— 0,10	+ 3,46	+ 9,83	+ 11,54	+ 15,21	+ 12,73	+ 9,45	+ 5,54	+ 6,03	+ 3,77	+ 6,56	+ 6,24
Ennsbeuren	— 1,33	+ 0,24	— 1,32	— 1,13	+ 2,79	+ 8,99	+ 10,89	+ 14,11	+ 11,93	+ 8,76	+ 4,78	+ 5,11	+ 2,72	+ 5,65	+ 5,40
Heidenheim.	— 1,66	— 0,34	+ 0,84	— 0,35	+ 4,30	+ 10,93	+ 13,53	+ 16,38	+ 13,82	+ 10,73	+ 5,33	+ 5,94	+ 2,26	+ 6,97	+ 6,68
Ulm . . .	— 1,96	+ 0,45	+ 0,02	— 1,99	+ 5,01	+ 11,04	+ 13,58	+ 15,54	+ 14,56	+ 9,32	+ 6,32	+ 6,02	+ 2,63	+ 7,72	+ 7,24
Mittelstadt .		— 1,60	+ 1,69	+ 0,95	+ 3,50	+ 10,69	+ 13,49	+ 15,79	+ 10,93	+ 11,46	+ 7,56	+ 8,12	+ 3,91	+ 7,20	
Spaichingen		+ 1,16	+ 0,64	+ 0,29	+ 4,23	+ 10,10	+ 11,96	+ 14,77	+ 12,80	+ 9,86	+ 6,02	+ 5,99	+ 3,16	+ 6,75	
Isny . . .	— 3,01	— 2,01	+ 0,32	— 0,46	+ 4,29	+ 9,97	+ 12,48	+ 14,28	+ 11,68	+ 8,98	+ 5,28	+ 5,26	+ 1,84	+ 6,00	+ 5,60

Die Mitteltemperaturen der Jahreszeiten, den kältesten und wärmsten Monate und deren Differenz und die Differenzen des Sommers und Winters gibt nachfolgende Tabelle IX.

Tabelle IX.

Orte. 1850.	Frühling	Sommer.	Herbst.	Kal.-Winter.	Met. Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Differenz beider.	Differenz von Sommer und Kal.-Wint.	Differenz von Sommer und Met. Wint.
Oberstetten	+ 7,64	+14,12	+ 7,40	+ 3,43	+ 2,68	+1,86 Dec. 51	+14,43 Aug.	12,57	10,69	11,44
Amlishagen	+ 5,57	+13,60	+ 4,92	+ 0,38	+ 0,76	−0,83 Nov.	+14,16 Aug.	14,99	13,22	12,84
Oehringen	+ 6,72	+14,17	+ 6,22	+ 0,33	+ 0,72	−0,16 Dec.	+14,50 Aug.	14,66	13,84	13,45
Winnenden	+ 5,66	+13,49	+ 5,95	+ 0,34	+ 0,74	−0,71 Dec.	+14,24 Aug.	14,95	13,15	12,75
Canstatt	+ 6,96	+14,20	+ 6,41	+ 0,58	+ 1,24	−0,38 Dec.	+14,48 Aug.	15,06	13,62	12,96
Stuttgart	+ 7,21	+14,62	+ 6,60	+ 1,00	+ 1,41	−0,20 Dec.	+14,64 Aug.	14,84	13,62	13,21
Hohenheim	+ 6,80	+14,50	+ 6,70	− 0,68	+ 0,32	−2,60 Dec.	+14,70 Aug.	17,30	15,18	14,18
Calw	+ 6,27	+13,57	+ 6,09	+ 0,17	+ 0,68	−0,62 Dec.	+13,99 Aug.	14,61	13,40	12,89
Freudenstadt	+ 4,80	+12,80	+ 4,67	+ 0,29		−0,89 Nov.	+14,01 Aug.	14,90	12,51	
Bissingen	+ 6,51	+13,75	+ 6,03	+ 1,10	+ 1,17	+0,45 Nov.	+13,86 Aug.	13,41	12,65	12,58
Schopfloch	+ 4,38	+13,36	+ 4,07	− 0,27	− 0,22	−1,73 Nov.	+12,47 Aug.	14,20	13,63	13,58
Ennabeuren	+ 3,65	+11,47	+ 3,38	− 1,25	− 1,09	−2,56 Nov.	+11,74 Aug.	14,30	12,92	12,56
Heidenheim		+13,64	+ 5,18			−1,66 Dec.	+14,00 Aug.	15,66		
Ulm	+ 6,16	+13,39	+ 5,67	− 0,09	+ 0,75	−1,96 Dec.	+13,38 Aug.	15,34	13,48	12,64
Pfullingen	+ 5,79	+13,59	+ 6,73	+ 0,07	+ 0,35	−0,71 Dec.	+13,82 Juli.	14,53	13,52	13,24
Schwenningen	+ 4,60	+12,71	+ 3,58	− 1,93	− 1,07	−3,23 Dec.	+12,35 Juni.	16,18	14,64	13,78
Isny	+ 4,27	+11,55	+ 4,35	− 2,47	− 1,84	−3,01 Dec.	+12,12 Aug.	15,13	14,02	13,39

Orte. 1852.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Kal.-Winter.	Met. Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Differenz.	Differenz von Sommer und Kal.-Wint.	Differenz von Sommer und Met. Wint.
Oberndorf	+ 6,71	+14,96	+ 8,69	+ 4,32	+ 3,00	+2,78 März.	+16,34 Juli.	13,56	10,64	11,96
Ludwigsburg	+ 6,36	+15,81	+ 7,98	+ 2,98	+ 0,59	+0,32 März.	+18,13 Juli.	17,76	13,73	15,22
Gebringen	— 6,64	+15,22	+ 8,11	+ 2,83	+ 1,33	+1,16 März.	+16,83 Juli.	15,67	12,39	13,89
Winnenden	— 4,93	+13,27	+ 7,90	+ 2,72	+ 1,08	−0,92 März.	+16,03 Juli.	17,00	11,05	17,69
Cannstatt	+ 6,23	+14,90	+ 8,47	+ 3,14	+ 1,36	+1,35 März.	+16,50 Juli.	15,15	11,76	13,54
Stuttgart	+ 8,70	+15,31	+ 8,15	+ 3,68	+ 1,83	−1,87 März.	+17,22 Juli.	15,45	11,83	13,68
Hohenheim	— 6,10	+13,29	+ 8,03	+ 2,80	+ 0,30	+1,40 März.	+17,00 Juli.	15,60	12,40	14,70
Calw	— 5,25	+14,07	+ 7,85	+ 2,39	+ 0,92	+0,56 März.	+15,47 Juli.	14,91	11,63	13,10
Feuerbach	— 3,99	+13,02	+ 6,89	+ 2,02	+ 0,20	+0,42 März.	+15,14 Juli.	14,72	11,01	12,33
Essingen	— 4,80	+14,67	+ 7,81	+ 3,28	+ 1,82	+1,52 März.	+16,31 Juli.	14,79	11,39	12,84
Schopfloch	+ 4,40	+13,10	+ 7,02	+ 1,67	+ 0,36	−0,29 Febr.	+15,21 Juli.	15,50	11,49	14,80
Ensslingen	— 5,55	+12,31	+ 6,27	+ 0,55	− 0,80	−1,22 Febr.	+14,11 Juli.	15,43	11,76	13,11
Heidenheim	— 4,80	+14,65	+ 7,32	+ 0,92	− 0,35	−0,31 Jan.	+16,38 Juli.	16,72	13,76	15,07
Ulm	+ 6,02	+14,36	+ 7,29	+ 3,01	+ 1,50	+0,45 Jan.	+14,54 Juli.	14,09	11,53	13,06
Mittelstadt	— 5,05	+13,40	+ 8,01	+ 1,33		−1,60 Jan.	+15,79 Juli.	17,39	12,07	
Spaichingen	— 3,21	+13,18	+ 7,29	+ 1,65		+0,29 März.	+14,77 Juli.	14,48	12,53	
Isny	+ 4,60	+12,25	+ 6,34	+ 0,03	− 1,57	−2,01 Jan.	+14,28 Juli.	16,29	12,20	13,82

Tabelle X. Die jährlichen Extreme von den Beobachtungsorten.

Orte.	1851. Jährliches Maximum.	1851. Jährliches Minimum.	1851. Diff.	1852. Jährliches Maximum.	1852. Jährliches Minimum.	1852. Diff.	Meereshöhe des Ortes.
Mergentheim	+23,2 22. Juni.	−14,0 3. März.	39,2				
Oberstetten	+22,5 21. Juni.	−10,0 2. März.	32,5	+25,0 14. 17. Juli.	−8,0 29/30. Jan.	33,0	1075,9 p. F.
Ludwigsburg	+22,5 22. Juni.	−10,5 3. März.	33,0	+28,0 17. Juli.	−9,0 14. März.	37,0	1447,9 „
Ochsenburg	+23,0 21. Juni.	−15,0 3. März.	38,0	+28,0 16. 17. Juli.	−11,0 1. Jan.	39,0	721,8 „
Winnenden	+23,0 29. Juli.	−14,5 3. März.	37,5	+27,0 17. Juli.	−9,6 1. Jan.	36,6	698,7 „
Cannstatt	+23,3 22. Juni.	−12,5 3. März.	35,8	+28,8 17. Juli.	−10,1 1. Jan.	38,9	695,9 „
Stuttgart	+23,5 21. Juni.	−11,8 3. März.	35,3	+26,7 17. Juli.	−7,5 1. Jan.	34,2	831,0 „
Hohenheim	+23,0 21. 22. Juni.	−15,5 30. Dec.	38,5	+26,0 17. Juli.	−9,6 1. Jan.	35,6	1190,0 „
Calw	+25,0 21. Juli.	−17,5 3. März.	42,5	+28,3 17. Juli.	−10,2 14. März.	38,5	1070,0 „
Feuerbach	+22,0 21. 22. Juli.	−15,0 3. März.	36,0	+23,0 17. Juli.	−9,5 15. März.	34,5	2444,0 „
Ebningen	+23,4 22. Juni.	−12,5 21. März.	35,9	+26,0 17. Juli.	−8,5 1. Jan.	34,5	1277,0 „
Schopfloch	+20,5 21. Juni.	−13,3 3. März.	33,8	+22,4 17. Juli.	−9,4 14. März.	31,8	2360,0 „
Enzklösterle	+20,2 21. Juli.	−13,8 3. März.	34,0	+22,0 17. Juli.	−10,7 14. März.	32,7	2296,0 „
Heidenheim	+24,0 21. Juli.			+26,3 17. Juli.	−12,3 7. Jan.	38,6	1444,0 „
Ulm	+23,5 21. Juli.	−14,0 3. März.	37,5	+25,5 17. Juli.	−7,0 31/Jan. 1/Febr.	32,5	1312,0 „
Plattingen	+24,0 29. 30. Juni.	−12,0 3. März.	36,0	+21,0 12. 13. Juli.	−12,0 1. Jan.	33,0	2139,0 „
Schwenningen	+23,0 7. August.	−14,5 1. 30. Dec.	37,5	+24,3 17. Juli.	−8,0 1. Jan.	32,3	1703,0 „
Tuttlingen	+22,0 29. 30. Juni. 29. Juli.	−16,0 3. März.	38,0	+26,7 17. Juli.	−13,0 4. 31. Jan.	39,7	1960,0 „
Isny	+20,5 21. Juli.	−14,0 1. 30. 31. Dec.	34,5	+24,0 17. Juli.	−15,0 1. Jan.	39,0	2184,0 „

Bemerk. Die Beobachtung von Plattingen ist wegen Umzugs des Hrn. Beobachters getheilt zwischen Plattingen und Mittelstadt. Die Beobachtung von Schwenningen ist aus demselben Grunde getheilt zwischen Schwenningen und Spaichingen.

Die jährl. Extreme fehlen 1851 meist auf Juni, an einigen Beobachtungsorten auf Juli, durchgängig aber den Minimum auf 3. März. Im Jahr 1852 fehlen sie durchgängig auf Juli und getheilt auf Jan oder März.

Die Front- und Schneegränzen, Dauer der Schneedecke, Zahl der Schnee-, Eis- und Wintertage gibt Tabelle XI.

Tabelle XI.

Orte. 1851.	Frost		Tage dazwischen.	Frost		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schnee-tage.	Eis-tage.	Winter-tage.	Sommer-tage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.						
Oberstetten . . .	6. Mai.	10. Sept.	127	4. April.	10. Nov.	219	42	29	49		22
Amlishagen . . .	7. April.	1. Nov.	208	4. April.	4. Nov.	213	36	33	106		30
Oehringen . . .	15. März.	1. Nov.	231	16. März.	10. Nov.	250	48	21	98		28
Winnenden . . .	8. Mai.	4. Nov.	180	7. April.	4. Nov.	210	42	35	107		28
Canstatt	8. Mai.	4. Nov.	179	7. April.	4. Nov.	210	13	27	96		26
Stuttgart	7. April.	9. Nov.	216	13. Mai.	4. Nov.	175	7	28	64	4	23
Hohenheim . . .	14. Mai.	10. Sept.	119	4. April.	4. Nov.	213	28	19	100		32
Calw	8. Mai.	4. Nov.	179	29. April.	4. Nov.	188	43	24	116	15	29
Freudenstadt . .	6. Mai.	10. Sept.	127	20. Mai.	31. Oct.	164	63	51	117	30	17
Bissingen . . .	15. März.	7. Nov.	237	4. April.	3. Nov.	212	22	33	87		17
Schopfloch . . .	20. Mai.	31. Oct.	164	21. Mai.	31. Oct.	163	85	50	113		4
Ennabeuren . .	5. Mai.	31. Oct.	177	20. Mai.	31. Oct.	164	78	56	133		2
Heidenheim . . .	16. Mai.	9. Sept.	116	1. April.	30. Oct.	212					31
Ulm	15. März.	2. Nov.	232	8. März.	3. Nov.	251		20	76		23
Pfullingen . . .	8. Mai.	1. Nov.	176	7. April.	8. Nov.	214		27	103		56
Schwenningen . .	8. April.	1. Nov.	207	20. Mai.	31. Oct.	163		46	129		23
Tuttlingen . . .	22. April.	4. Oct.	164	2. Mai.	22. Dec.	234					
Isny	27. April.	10. Sept.	136	20. Mai.	30. Oct.	162	155	39	134		2

Orte. 1852.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Schnetage.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
	letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.						
Oberstetten . . .	8. Mai.	24. Sept.	139	4. Mai.	7. Oct.	156	45	23	51		38
Amlishagen . . .	22. April.	18. Oct.	179	4. Mai.	7. Oct.	156	44	34	77		57
Oehringen . . .	27. April.	10. Oct.	166	21. April.	7. Oct.	169	51	17	68		63
Winnenden . . .	7. Mai.	10. Oct.	156	2. Mai.	keiner		42	27	103		46
Canstatt	28. April.	13. Oct.	169	19. April.	24. Jan. 53	280	18	22	86	6	43
Stuttgart	22. April.	20. Oct.	181	2. Mai.	keiner		keine	16	59	7	40
Hohenheim . . .	4. Mai.	23. Sept.	142	19. April.	keiner		18	13	69		46
Calw	8. Mai.	13. Oct.	157	3. Mai.	18. Jan. 53	259	43	24	114	7	48
Freudenstadt . .	22. April.	10. Oct.	171	5. Mai.	3. Dec.	212	46	29	111	15	24
Bissingen . . .	21. April.	26. Nov.	219	20. April.	keiner		18	33	125		32
Schopfloch . . .	5. Mai.	7. Oct.	155	5. Mai.	7. Oct.	155	57	28	86		9
Ennabeuren . .	3. Mai.	17. Oct.	167	5. Mai.	7. Oct.	155	69	44	99		6
Ulm	25. April.	27. Nov.	216	2. Mai.	15. Jan. 53	258	55	21	66		40
Heidenheim . . .	7. Mai.	9. Oct.	155	19. April.	2. Dec.	227		28	126		52
Mittelstadt . . .	8. Mai.	20. Oct.	165	6. Mai.	keiner			16	114		62
Spaichingen . . .	21. April.	26. Nov.	219	4. Mai.	22. Dec.	232		35	81		29
Isny	4. Mai.	20. Oct.	159	3. Mai.	22. Dec.	233	82	26	110		15

Die Frost- und Schneegränzen waren daher im Jahr 1851 durchgängig weiter als 1852; dagegen die Zahl der Eistage im Jahr 1851 grösser, die der Sommertage geringer als 1852.

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Dr. Rühle zu Canstatt.

Hr. Dr Rühle stellt seinen Resumés folgende Bemerkung voran:

Mit dem Beginn des Jahres 1851 hat die Station meiner meteorologischen Beobachtungen eine Aenderung erlitten. Ich wohne nun am Ende der Stadt in der Waiblinger Strasse. Der Standort meines Barometers ist 681 par. Fuss über dem Meere hoch und das Quecksilber des Barometers steht daselbst um 0,19‴ höher, als an dem früheren Standorte. Meine Thermometer hängen gegen ONO, ganz gegen das Freie hinaus und sind wie bisher gegen die nächtliche Ausstrahlung durch weite Umhüllungen von Weissblech geschützt; ebenso gegen die strahlende Wärme, die hier freilich kaum stattfinden kann. Die Morgenbeobachtung im Sommer wird gegen WNW oder NNW angestellt, weil zu dieser Zeit der Hauptstandort von den Strahlen der Sonne getroffen wird. Die völlig freie Lage des Standortes hat zur Folge, dass hier die täglichen Temperatur-Minima etwas tiefer und die Maxima etwas höher, somit die tägl. Temperaturdifferenzen grösser ausfallen müssen, als dies bei meinem bisherigen Standorte in der Stadt der Fall war; wie weit dieser Einfluss die 3 täglichen Beobachtungen und die daraus abgeleiteten Temperaturmittel afficirt, werde ich einmal durch vergleichende Beobachtungen am alten Standorte entscheiden können. Doch lässt sich zum Voraus annehmen, dass meine Temperatur-Mittelwerthe fernerhin vergleichungsweise niedriger ausfallen werden.

Tabelle XII. Lufttemperatur.

Monate.	Mittel der Temperatur.		Extreme.		Monatliche Veränderung	Mittlere tägl. Veränderung	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
	nach d. 3 tägl. Beob.	nach d. Max. u. Min.	Maximum.	Minimum.					
December 1850	+ 1,40	+ 1,31	+ 8,9	− 7,1	16,0	3,57	18	6	—
Januar 1851 .	+ 1,55	+ 1,07	+ 7,3	− 7,0	14,3	4,26	14	—	—
Februar . .	+ 0,76	+ 0,92	+ 8,5	− 9,0	17,5	7,35	21	—	—
März . . .	+ 4,17	+ 4,17	+15,2	−12,5	27,7	6,06	13	1	—
April . . .	+ 8,02	+ 8,22	+19,8	− 0,3	20,1	7,38	3	—	—
Mai	+ 8,68	+ 8,58	+16,2	− 0,1	16,3	7,73	1	—	—
Juni . . .	+14,03	+13,59	+23,3	+ 3,8	19,5	9,36	—	—	6
Juli	+14,06	+13,94	+22,4	+ 6,7	15,7	8,27	—	—	6
August . .	+14,48	+14,56	+22,4	+ 5,4	17,0	8,03	—	—	12
September .	+ 9,69	+ 9,87	+17,0	+ 1,6	15,4	5,60	—	—	—
October . .	+ 8,57	+ 8,77	+16,6	+ 2,4	14,2	5,78	—	—	—
November . .	+ 0,97	+ 1,04	+ 6,5	− 6,6	13,1	4,28	21	1	—
December . .	− 0,58	− 0,63	+ 9,4	−12,4	21,8	4,33	23	11	—
					Jahres-Diff.				
Kal.-Jahr . .	+7,035	+ 7,01	+23,3	−12,5	35,8	6,54	96	13	26
Klimat. Jahr .	+7,20	+ 7,17	+23,3	−12,5		6,47	91	8	26

Monate.	Mittel der Temperatur. nach d. 3 tägl. Beob.	nach d Max. u. Min.	Extreme. Maximum.	Minimum.	Monatliche Veränderung.	Mittlere tägl. Veränderung.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
December 1851	— 0,58	— 0,63	+ 9,4	—12,4	21,8	4,33	23	11	—
Januar 1852 .	+ 2,41	+ 2,40	+13,1	—10,1	23,2	6,01	17	2	—
Februar . .	+ 2,24	+ 2,15	+10,0	— 8,7	18,7	4,80	11	1	—
März . . .	+ 1,35	+ 1,34	+17,5	— 9,4	26,9	9,59	25	3	—
April . . .	+ 5,63	+ 5,40	+15,9	— 6,4	22,3	10,55	16	—	—
Mai	+11,72	+11,52	+24,3	0,0	24,3	10,01	1	—	7
Juni . . .	+13,70	+13,73	+22,4	+ 5,8	16,6	8,58	—	—	7
Juli	+16,50	+16,05	+26,8	+ 6,7	20,1	10,96	—	—	22
August . . .	+14,51	+14,83	+22,9	+ 7,6	15,3	8,02	—	—	7
September .	+11,33	+11,63	+18,8	+ 2,0	16,8	7,55	—	—	—
October . .	+ 6,74	+ 7,01	+18,4	—01,3	19,7	8,79	6	—	—
November . .	+ 7,33	+ 7,62	+16,2	— 1,6	17,8	6,04	4	—	—
December .	+ 4,78	+ 4,67	+12,1	— 2,5	14,6	5,93	6	—	—
					Jahres-Diff				
Kal.-Jahr . .	+ 8,19	+ 8,20	+26,8	—10,1	36,9	8,07	86	6	43
Klimat. Jahr .	+ 7,74	+ 7,76	+26,8	—12,4	39,2	7,93	103	17	43

Temperatur der Jahreszeiten.

	1851. Mitt. nach den 3 tägl. Beobacht.	Mitt. nach Max. und Minim.	Mittlere tägliche Differenz.	1852. Mitt. nach den 3 tägl. Beobacht.	Mitt. nach Max. und Minim.	Mittlere tägliche Differenz.
Wintermonate . . .	+ 0,58	+ 0,45	5,31	+ 3,11	+ 3,07	5,59
Klimatischer Winter	+ 1,24	+ 1,10	5,06	+ 1,36	+ 1,31	5,06
Frühling	+ 6,96	+ 6,99	7,06	+ 6,23	+ 6,09	10,05
Sommer	+14,20	+14,03	8,55	+14,90	+14,87	9,19
Herbst	+ 6,41	+ 6,56	5,22	+ 8,47	+ 8,76	7,46

1851. Wärmster Monat: Aug. + 14,48 } Differenz beider 15,06.
Kältester im Kal.-Jahr: December — 0,58 }

Temperaturdifferenz zwischen Sommer- und Wintermonaten 1851 13,62.

„ „ „ klimat. Winter: 12,96.

Jahres-Extreme nach den Thermographen:

Maximum: + 23,3 den 22. Juni; Minimum: — 12,5 den 3. März.

Differenz beider: 35,8.

Jahres-Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:

Maximum: + 22,4 den 22. Juni; Minimum: — 11,6 den 30. Dec.

Differenz beider: 34,0.

1852. Wärmster Monat: Juli + 16,50
Kältester Mon. im Kal.-Jahr: März + 1,35 } Differenz beider 15,15.

Temperaturdifferenz zwischen Sommer- und Wintermonaten 1852 11,76.
„ „ „ klimat. Winter: 13,54.

Jahres-Extreme nach den Thermographen:
Maximum: + 26,8 den 17. Juli; Minimum: — 10,1 den 1. Jan.
Differenz beider: 36,9.

Jahres-Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:
Maximum: + 25,8 den 17. Juli; Minimum: — 9,9 den 1. Jan.
Differenz beider: 35,7.

Tabelle XIII.

	Erdreich gefroren.	Mit Schnee bedeckt.	Schneebahn.	Fluss gefroren.
December 1850	an 6 Tagen	2 Tage	0	0
Januar 1851 .	1	—	—	—
Februar . . .	nie völlig	3	—	—
März	4	4	1 einig Stund	—
November . .	6	8 aber unvollstdg.	—	—
December . .	18	6	4	3
Klimat. Jahr .	17	17	1	—
Jahr 1851 . .	29	21; vollständig nur an 13 Tagen.	5	3
December 1851	an 18 Tagen	6 Tage	4 Tage	3 Tage
Januar 1852 .	15	4 „	3 „	11 „
Februar . . .	—	11 „	—	—
März . . .	nie vollständ.	6 „	—	—
April	nie völlig	½ „	—	—
November . .	—	—	—	—
December . .	—	—	—	—
Klimat. Jahr .	33	27½ Tag	7 Tage	14 Tage
Kal.-Jahr 1852	15	21½ „	3 Tage	11 Tage

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XIV.

Wahre mittlere tägliche Temperatur.

	Dec.50	Jan. 51	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
1.	−0,3	1,7	0,5	−3,2	0,5	2,8	9,4	15,9	11,8	6,6	9,3	0,9	−2,8
2.	0,5	2,1	1,7	−7,6	2,2	3,7	11,8	12,3	12,6	9,0	8,0	0,8	−1,9
3.	−0,5	2,5	4,9	−8,3	2,5	4,0	13,4	11,7	11,9	7,1	6,9	0,6	−0,1
4.	2,0	1,8	2,8	−2,8	0,2	6,1	12,5	12,1	13,2	8,1	7,4	−1,2	−0,9
5.	1,6	1,9	−0,3	0,3	0,1	2,3	10,8	12,9	14,7	8,5	8,0	−0,9	−0,9
6.	0,3	1,6	0,0	−1,8	−0,1	4,5	13,1	11,7	14,4	9,9	6,2	−0,5	1,3
7.	−1,5	2,7	−1,1	−3,5	−0,8	4,1	13,4	12,4	13,8	7,1	6,9	−0,4	1,4
8.	0,5	2,8	−0,2	−3,9	1,3	6,4	12,5	12,3	13,5	6,1	7,7	−1,2	1,7
9.	1,2	1,0	−0,5	−4,1	3,8	7,0	11,5	10,0	12,2	4,2	5,9	−0,4	3,3
10.	−1,8	−1,1	−3,6	−0,2	3,4	8,2	9,5	8,3	11,1	5,9	8,8	−1,4	4,3
11.	0,5	−1,7	4,9	−0,4	6,0	8,1	6,7	6,0	12,2	7,0	8,9	−1,5	2,5
12.	1,8	−3,8	−1,4	−0,8	7,4	5,4	12,4	9,2	13,6	8,0	9,7	−1,5	2,5
13.	1,6	−3,3	−1,4	0,9	8,0	3,6	14,8	11,8	15,0	8,3	10,1	−2,2	1,6
14.	3,1	−2,6	−4,2	0,8	7,4	3,8	12,4	15,0	15,0	7,9	9,5	−2,4	0,7
15.	4,7	1,7	−5,8	2,7	8,9	3,6	9,9	9,7	13,8	7,2	9,4	−3,1	3,1
16.	4,6	1,7	−4,6	1,6	8,1	5,0	12,0	8,7	14,9	7,5	5,5	−4,5	3,8
17.	0,8	1,9	−1,9	2,6	10,7	6,8	8,8	10,2	14,6	5,1	2,2	−3,4	2,4
18.	0,6	1,0	−0,8	3,2	11,1	9,1	7,5	8,9	11,9	7,0	4,2	−4,0	2,2
19.	0,3	−0,4	−0,4	4,6	9,9	7,5	10,5	10,0	8,5	6,8	4,5	−3,8	1,3
20.	−1,0	−0,7	0,1	6,9	11,5	3,4	13,9	14,5	10,7	6,3	4,3	−5,2	0,6
21.	−3,9	0,7	0,5	8,0	10,5	4,7	16,2	16,4	11,4	6,4	6,0	−4,4	−0,5
22.	−6,5	2,3	0,9	5,6	11,6	7,2	15,0	14,3	12,8	6,7	9,1	−2,6	−0,4
23.	−6,3	0,4	−1,4	5,2	8,4	8,9	8,7	16,7	14,7	7,6	8,4	−2,8	−0,3
24.	−2,4	−2,1	−2,1	2,6	9,1	6,3	8,4	11,8	15,5	7,6	5,6	−3,9	−2,2
25.	−3,2	−2,1	3,6	3,3	9,4	8,8	10,1	13,6	10,2	7,6	5,9	−0,9	−1,9
26.	−1,7	−2,7	0,8	6,6	1,7	6,3	12,0	10,7	11,9	7,7	4,9	−1,7	−4,2
27.	−2,6	−3,0	−6,4	3,7	4,0	5,4	12,8	9,4	11,2	5,0	5,8	−1,4	−5,1
28.	−0,6	−1,3	−5,8	5,2	2,5	5,6	12,7	11,7	10,1	4,3	6,3	−1,2	−7,0
29.	−0,4	1,2		6,0	2,0	5,5	13,9	14,7	6,9	5,1	6,8	−0,3	−7,9
30.	0,7	1,6		2,1	2,7	7,4	15,1	11,1	6,6	7,3	2,5	−0,8	−4,1
31.	2,0	2,0		0,9		7,5		11,6	6,3		1,8		−2,4

Jahr.	Zahl der Fäſſer roben Tabaks.	Zahl der Pfunde fabrizirten Tabaks.
1831	86,718	3,639,856
1832	106,806	5,456,071
1833	83,153	3,790,310
1834	87,979	3,956,579
1835	94,353	3,817,851

Es iſt hier zu bemerken, daß früher ein Faß Tabak bloß 600 Pfund wog, ſpäter aber vergrößert wurde, bis es im Jahr 1770 im Durchſchnitt 1000 Pfund enthielt. Seit jener Zeit hat ſich dieſes Maß neuerdings vergrößert, ſo daß ein Faß von virginiſchem, kentuckyſchem oder Maryländer Tabak jetzt im Durchſchnitt nicht weniger als 1200 Pfund wiegt. Nach dieſem betrüge die jährliche Ausfuhr der letzten 21 Jahre ungefähr 99,300,000 Pfunde, alſo gerade ſo viel als in den Jahren von 1772 bis 1775. Die Ausfuhr des rohen Tabaks hat daher in 60 Jahren weder zu- noch abgenommen. Die jährliche europäiſche Conſumtion ſcheint nie 100 Millionen Pfund überſtiegen zu haben; denn wenn die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten in manchen Jahren dieſes Quantum überſtieg, ſo folgte doch gleich darauf, wie aus der vorausgeſchickten Tabelle erſichtbar iſt, eine verhältnißmäßige Abnahme. Die Revolutionskriege ſcheinen der Tabaksausfuhr der Vereinigten Staaten einen Stoß verſetzt zu haben, von dem ſie ſich ſeither nicht wieder erholten. Vor dem Ausbruch der Revolution nämlich hatte die Ausfuhr mit jedem Jahre regelmäßig zugenommen. In den Jahren von 1763 bis 1770 war ſie z. B. um 37,780,000 oder nahe an 38 Millionen Pfunde größer, als in den Jahren von 1744 bis 1746, und in den Jahren von 1772 bis 1775 ſtieg ſie neuerdings um mehr als 31½ Millionen Pfunde. Bis zum Ausbruch der Revolution nämlich verſahen die amerikaniſchen Kolonien ganz Europa mit Tabak; durch den Krieg mit England aber wurde dieſe Ausfuhr unterbrochen, und es legten ſich die Europäer ſelbſt auf den Tabaksbau. Frankreich allein lieferte in den Jahren von 1818 bis 1820 30,933,000 Kilogr. = 77,332,500 engl. Pfunde. Die Tabaksernte hatte ſich in dieſen drei Jahren beinahe verdoppelt; denn der Ertrag derſelben war,

	Dec. 1851	Jan. 1852	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	November	December.
1.	−2,8	−0,0	4,2	−1,1	5,1	3,9	9,5	10,7	14,4	9,5	10,1	8,4	0,3
2.	−1,9	−1,2	4,6	−0,7	−0,2	0,9	9,8	11,2	16,0	8,9	7,9	10,3	−0,3
3.	−0,4	1,8	3,7	−3,6	0,5	0,3	9,4	14,0	14,1	10,0	7,7	10,3	1,6
4.	−0,9	0,6	0,4	−6,2	1,8	1,2	11,6	15,7	11,5	11,3	7,0	10,5	3,0
5.	−0,9	−2,8	4,0	−6,3	4,5	2,4	9,7	16,6	12,6	11,7	9,3	10,8	6,2
6.	1,3	−0,6	3,1	1,5	6,9	3,6	11,1	14,9	11,7	10,9	7,1	6,4	6,4
7.	1,4	2,4	0,5	0,2	8,5	5,3	14,3	13,5	12,4	9,9	2,8	6,1	5,2
8.	1,7	1,7	0,5	0,5	2,6	7,9	15,0	13,1	12,9	11,4	3,6	7,5	5,1
9.	3,3	0,5	2,6	0,2	−1,1	8,3	11,7	15,1	10,7	10,9	2,2	9,3	4,4
10.	4,3	−2,2	2,7	−0,0	1,4	10,4	10,1	15,8	9,6	11,1	3,2	6,3	5,8
11.	2,5	1,7	−1,2	−1,4	2,9	8,8	10,7	17,8	12,0	9,6	3,9	4,8	4,5
12.	2,5	4,8	−1,8	−4,1	3,7	8,7	8,9	17,1	10,7	8,2	3,3	5,8	4,2
13.	1,6	6,1	−2,2	−6,4	5,6	8,4	7,5	18,5	9,9	9,1	2,6	2,9	5,1
14.	0,7	4,8	−0,9	−7,0	5,7	9,5	7,9	17,5	9,3	9,6	2,7	6,4	4,6
15.	3,1	4,7	−0,0	−3,3	7,0	7,7	6,6	18,0	10,8	10,1	3,7	7,5	5,7
16.	3,8	6,9	0,4	−1,2	−1,1	12,1	10,9	19,3	10,6	9,0	2,8	9,2	2,9
17.	2,4	4,4	2,1	−0,8	−1,2	15,3	11,7	19,7	12,6	6,8	3,9	8,5	4,2
18.	2,2	0,5	0,5	0,4	0,2	15,6	9,9	15,0	15,7	10,5	4,9	4,5	1,3
19.	1,3	0,3	−2,4	−0,7	−3,5	11,2	8,0	12,5	14,1	11,2	2,7	5,3	−1,0
20.	0,6	2,8	−3,4	−1,2	−2,6	9,7	10,0	15,1	10,8	10,3	4,4	7,2	4,5
21.	−0,5	1,3	−2,8	0,1	0,1	12,4	12,1	15,2	12,3	9,3	7,1	5,8	2,5
22.	−0,4	2,4	−3,1	1,4	3,7	14,1	13,1	13,5	12,3	6,2	9,3	5,9	1,4
23.	−0,3	0,7	−3,8	4,4	2,7	16,8	15,5	12,2	11,0	4,8	11,3	5,0	1,1
24.	−2,2	−0,1	−3,9	4,9	2,2	14,3	11,0	14,7	11,1	6,1	8,4	4,1	0,1
25.	−1,9	1,3	−4,0	−3,3	4,1	17,6	11,3	14,7	12,8	7,9	6,4	−0,0	4,1
26.	−4,2	1,9	−3,5	−2,3	6,4	15,9	13,6	12,2	15,0	8,5	3,6	0,9	4,5
27.	−5,1	0,5	−6,0	−0,6	7,5	12,2	14,2	11,4	13,4	9,3	4,5	2,9	5,6
28.	−7,0	0,4	−2,7	3,8	8,7	10,8	10,8	10,6	13,0	10,5	4,6	2,8	5,7
29.	−7,9	−1,9	−2,0	8,4	7,3	11,0	13,4	13,0	15,2	7,8	2,9	1,0	2,9
30.	−4,1	−1,2		8,7	7,4	8,7	14,8	14,0	16,1	7,0	5,6	0,6	5,0
31.	−2,4	−0,3		9,1		7,1		14,8	11,8		6,6		4,8

Tabelle XV. Temperatur-Mittel und Extreme

1851. Monate.	Medium			Reducirtes Medium				Wärmster und kältester Tag.				Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	Nach Lament.	wärmster.		kältester.		Sommertage.		Eistage.		Wintertag.	
								Grade.	Tag	Grade	Tag.	t. B.	mx.	t. B.	min.	t. B.	min.
December 1850 .	— 0,01	— 0,32	+ 0,31	— 0,19	— 1,10	+ 0,91	— 0,13	4,7	15.	—6,5	22.			22	26	11	8
Januar 1851 . .	0,31	— 0,02	+ 0,33	0,25	— 0,49	+ 0,74	0,23	2,8	8.	—3,8	12.			19	28	8	8
Februar . . .	— 0,95	— 1,59	+ 0,64	— 1,16	— 1,88	+ 0,72	— 1,08	4,9	3.	—6,4	27.			23	26	9	8
März	1,30	0,78	+ 0,52	1,15	0,76	+ 0,39	1,22	8,0	21.	—8,3	3.			15	21	8	8
April	5,71	5,45	+ 0,26	5,50	5,43	+ 0,07	5,45	11,6	22.	—0,8	7.			6	11		
Mai	6,12	5,76	+ 0,36	5,78	5,81	— 0,03	5,68	9,1	18.	2,3	5.				3		
Juni	12,18	11,74	+ 0,44	11,72	11,77	— 0,05	11,62	16,2	21.	6,7	11.	2	2				
Juli	12,14	11,41	+ 0,73	11,79	11,46	+ 0,33	11,70	16,7	23.	6,0	11.	2	3				
August . . .	12,47	12,49	— 0,02	12,17	12,55	— 0,38	12,16	15,5	24.	6,3	31.		1				
September . .	7,10	7,29	— 0,19	6,95	7,22	— 0,27	6,94	9,9	6.	4,2	9.				1		
October . . .	6,85	6,90	— 0,05	6,66	6,52	+ 0,14	6,74	10,1	13.	1,8	31.			29	30	22	11
November . .	— 1,73	— 2,01	+ 0,28	— 1,85	— 2,63	+ 0,78	— 1,86	0,9	1.	—5,2	20.			64	80	28	24
Winter	— 0,22	— 0,70	+ 0,48	— 0,37	— 1,16	+ 0,79	— 0,33	Febr.	3.	Dec.	22.			21	35	8	8
Frühling . . .	4,37	4,00	+ 0,37	4,14	4,00	+ 0,14	4,12	April	22.	März	3.						
Sommer . . .	12,26	11,88	+ 0,38	11,89	11,93	— 0,04	11,83	Juli	23.	Juli	11.	4	6				
Herbst	4,07	4,06	+ 0,01	3,92	3,70	+ 0,22	3,94	Octob.	13.	Nov.	20.			29	31	22	11
Jahr	5,12	4,81	+ 0,31	4,89	4,62	+ 0,27	4,89	16	7.	—8,3		4	6	114	146	58	43
								Juli	23.	März	3.						
December 1851 .	— 0,16	— 0,42	+ 0,26	— 0,30	— 1,15	+ 0,85	— 0,28	4,3	10.	—7,9	29.	—	—	21	26	13	8
Kal.-Winter . .	— 0,27	— 0,68	+ 0,41	— 0,40	— 1,17	+ 0,77	— 0,34	Febr.	3.	Dec.	29.	—	—	63	80	30	24
Kal.-Jahr . . .	5,08	4,81	+ 0,27	4,89	4,62	+ 0,27	4,89	Juli	23.	März	3.	4	6	113	146	60	43

Temperatur-Mittel und Extreme.

1852. Monate.	Medium			Reducirtes Medium				Wärmster und kältester Tag.				Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	Nach Lamont.	wärmster.		kältester.		Sommertage.		Eistage.		Wintertag.	
								Grade.	Tag.	Grade.	Tag.	t. B.	mx.	t. B.	min.	t. B.	mx.
December 1851	— 0,16	— 0,42	+ 0,26	— 0,30	— 1,15	+ 0,85	— 0,28	4,3	10.	—7,9	29.			21	26	13	8
Januar 1852. .	1,53	1,26	+ 0,27	1,35	0,64	+ 0,71	1,45	6,9	16.	—2,8	5.			19	24	4	2
Februar	— 0,29	— 0,79	+ 0,50	— 0,41	— 1,02	+ 0,61	— 0,42	4,6	2.	—6,0	27.			19	26	12	11
März	— 0,10	— 0,52	+ 0,42	— 0,30	— 0,56	+ 0,26	— 0,18	9,1	31.	—7,0	14.			26	28	11	7
April	3,46	2,91	+ 0,55	3,24	2,87	+ 0,37	3,20	8,7	28.	—3,5	19.			13	19	1	1
Mai	9,83	9,71	+ 0,12	9,43	9,76	— 0,33	9,39	17,6	25.	0,3	3.	2	4	2	4		
Juni	11,54	11,25	+ 0,29	11,15	11,28	— 0,13	10,98	15,5	23.	6,6	15.						
Juli	15,21	15,01	+ 0,20	14,76	15,07	— 0,31	14,77	19,7	17.	10,6	28.	7	14				
August	12,73	12,85	— 0,12	12,47	12,91	— 0,44	12,42	16,1	30.	9,3	14.		4				
September . .	9,47	9,73	— 0,26	9,25	9,63	— 0,38	9,31	11,7	5.	4,8	23.						
October . . .	5,54	5,74	— 0,20	5,36	5,27	+ 0,09	5,43	11,3	23.	2,2	9.				3		
November . . .	6,03	5,80	+ 0,23	5,90	5,07	+ 0,83	5,90	10,8	5.	—0,0	25.			2	5		
Winter . . .	0,36	0,02	+ 0,34	0,21	— 0,31	+ 0,52	0,25	Jan.	16.	Dec.	29.			59	76	29	21
Frühling . . .	4,40	4,03	+ 0,37	4,12	4,02	+ 0,10	4,14	Mai	25.	März	14.	2	4	41	51	12	8
Sommer . . .	13,16	13,04	+ 0,12	12,79	13,09	— 0,30	12,72	Juli	17.	Juni	15.	7	18				
Herbst	7,01	7,09	— 0,08	6,84	6,66	+ 0,18	6,88	Sept.	5.	Nov.	25.			2	8		
Jahr	6,23	6,05	+ 0,18	5,99	5,87	+ 0,12	6,00	Juli	17.	Dec.	29.	9	22	102	135	41	29
December 1852	3,77	3,72	+ 0,05	3,63	2,95	+ 0,68	3,65	6,4	6.	—1,0	19.			5	9		
Kal.-Winter . .	1,67	1,40	+ 0,27	1,52	0,86	+ 0,66	1,56	Jan.	16.	Febr.	27.			43	59	16	13
Kal.-Jahr . . .	6,56	6,39	+ 0,17	6,32	6,16	+ 0,16	6,32	Juli	17.	März	14.	9	22	86	118	28	21

Tabelle XVI. Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1851. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15—20°	Summe über 15°	10 bis 15°.	Summe über 10°	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1—5°.	Summe über 0	Summe unter 0.	0 bis —5°	Summe unter —5°.	—5 bis —10	Unter —10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10.	5 bis 10	Summe über 5.	0,1 bis 5.	Summe über 0	Summe unter 0.	—0 bis —5.	Unter —5.
December 1850 .						1	1	19	20	22	18	4	4							17	17	14	12	2
Januar 1851 . .								23	23	19	17	2	2							19	19	12	12	
Februar						2	2	17	19	23	15	8	8							10	10	18	15	3
März				2	2	9	11	12	23	15	12	3	2	1				7	7	13	20	11	9	2
April		1	1	13	14	4	18	12	30	6	6					5	5	10	15	13	28	2	2	
Mai				7	7	22	29	2	31									20	20	11	31			
Juni	2	14	16	11	27	3	30		30						3	19	22	8	30		30			
Juli	2	7	9	18	27	4	31		31						4	20	24	7	31		31			
August		16	16	11	27	4	31		31						3	24	27	4	31		31			
September . . .				7	7	22	29	1	30									28	28	2	30			
October				11	11	16	27	4	31							1	1	23	24	7	31			
November . . .								8	8	29	26	3	3							3	3	27	26	1
Winter						3	3	59	62	64	50	14	14							46	46	44	39	5
Frühling		1	1	22	23	35	58	26	84	21	18	3	2	1		5	5	37	42	37	79	13	11	2
Sommer	4	37	41	40	81	11	92		92						10	63	73	19	92		92			
Herbst				18	18	38	56	13	69	29	26	3	3			1	1	51	52	12	64	27	26	1
Jahr	4	38	42	80	122	87	209	98	307	114	94	20	19	1	10	69	79	107	186	95	281	84	76	8
December 1851. .						6	6	12	18	21	16	5	5							15	15	16	13	3
Kal.-Winter . . .						8	8	52	60	63	48	15	15							44	44	46	40	6
Kal.-Jahr	4	38	42	80	122	92	214	91	305	113	92	21	20	1	10	69	79	107	186	93	279	86	77	9

Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1852. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15–20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1–5°.	Summe über 0	Summe unter 0	0 bis –5°.	Summe unter –5°	–5 bis –10.	Unter –10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10	5 bis 10	Summe über 0	0,1 bis 5.	Summe über 0	Summe unter 0.	0 bis –5.	Unter –5.
December 1851 .						6	6	12	18	21	16	5	5						15	15	16	13	3
Januar 1852 . .						7	7	20	27	19	19						2	2	20	22	9	9	
Februar						4	4	13	17	19	14	5	5						13	13	16	15	1
März				4	4	4	8	12	20	26	19	7	7				3	3	9	12	19	15	4
April				8	8	9	17	12	29	13	13						11	11	13	24	6	6	
Mai	2	9	11	12	23	4	27	4	31	2	2				5	9	14	11	25	6	31		
Juni		9	9	18	27	3	30		30						2	18	20	10	30		30		
Juli	7	18	25	6	31		31		31						14	17	31		31		31		
August		14	14	17	31		31		31						5	23	28	3	31		31		
September . . .				24	24	6	30		30							12	12	17	29	1	30		
October				8	8	13	21	10	31							2	2	11	13	18	31		
November . . .				8	8	16	24	6	30	2	2					4	4	16	20	9	29	1	1
Winter						17	17	45	62	59	49	10	10				2	2	48	50	41	37	4
Frühling	2	9	11	24	35	17	52	28	80	41	34	7	7		5	9	14	25	39	28	67	25	21	4
Sommer	7	41	48	41	89	3	92		92						21	58	79	13	92		92			
Herbst				40	40	35	75	16	91	2	2					18	18	44	62	28	90	1	1	
Jahr	9	50	59	105	164	72	236	89	325	102	85	17	17		26	85	111	82	193	56	299	67	59	8
December . . .						19	19	12	31	5	5							10	10	19	29	2	2	
Kal.-Winter . .						30	30	45	75	43	38	5	5					12	12	52	64	27	26	1
Kal.-Jahr . . .	9	50	59	105	164	85	249	89	338	86	74	12	12		26	85	111	94	205	108	313	53	48	5

Tabelle XVII.

1851. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1850	— 0,01	— 1,45	— 1,32	— 1,76	0,55	— 0,52	1,58	— 0,80		— 1,11	1,25
Januar 1851 .	0,31	0,25	1,00	— 1,20	— 1,93	0,52	0,89	1,26	— 0,00	— 1,22	0,80
Februar . .	— 0,95	— 1,73	— 1,23	— 2,50	— 0,88	3,37	— 0,19	— 0,32	— 3,99	— 1,86	— 0,28
März . . .	1,30	— 4,80	— 4,07	— 2,00	— 1,00	3,46	2,66	2,18	— 0,25	— 3,29	2,47
April . . .	5,71	4,48	7,07	4,50	6,82	10,51	5,89	3,27	6,94	5,29	5,76
Mai	6,12	5,12	6,30	6,10		3,50	5,06	6,84	7,75	6,05	6,00
Juni . . .	12,18	12,49	13,01	13,52	11,40	13,80	12,16	10,88	11,20	12,84	12,07
Juli	12,14	11,02	12,30	14,37	14,48	14,55	12,10	10,85	10,72	13,18	11,95
August . . .	12,47	13,31	13,10	13,38	13,00	14,60	13,82	10,37	9,99	13,27	11,90
September .	7,10	6,85	7,16	5,95	5,65	6,85	7,54	7,28	7,00	6,94	7,27
October . .	6,85	5,47	5,67	4,93	5,60	8,16	7,81	7,05	9,80	5,46	7,65
November .	— 1,73	— 2,07	— 1,63	— 1,13	— 2,19	— 2,02	— 1,34	— 2,00	— 1,27	— 2,04	— 1,64
Winter . .	— 0,22	— 0,98	— 0,52	— 1,82	— 0,75	1,32	0,76	0,05	— 2,00	— 1,40	0,59
Frühling . .	4,37	1,60	3,10	2,87	2,91	5,82	4,53	4,10	4,81	2,71	4,74
Sommer . .	12,26	12,27	12,80	13,76	12,96	14,32	12,69	10,70	10,64	13,10	11,97
Herbst . . .	4,07	3,42	3,73	3,25	3,02	4,03	4,67	4,11	5,18	3,45	4,41
Jahr	5,12	4,08	4,73	4,51	4,53	6,37	5,66	4,74	4,66	4,46	5,43
+od. —d.Jahrs		— 1,04	— 0,39	— 0,61	— 0,59	+ 1,25	+ 0,54	— 0,38	— 0,46	— 0,66	+ 0,31
December 1851	— 0,16	— 3,90	— 4,53	0,06	1,37	0,37	1,37	0,77	— 7,80	— 1,52	0,75
Kal.-Winter .	— 0,27	— 2,46	— 1,59	— 1,21	— 0,41	1,62	0,69	0,57	— 3,93	— 1,53	0,42
Kal.-Jahr . .	5,08	3,71	4,51	4,67	4,62	6,45	5,65	4,78	4,18	4,43	5,39
+od. —d.Jahrs		— 1,37	— 0,57	— 0,41	— 0,46	+ 1,37	+ 0,57	— 0,30	— 0,90	— 0,65	0,31

1852. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1851	— 0,16	— 5,90	— 4,53	0,06	1,57	0,37	1,37	0,77	— 7,80	— 1,52	0,75
Januar 1852 .	1,53	— 3,90		— 1,95	— 0,17	1,15	2,35	1,15	4,30	— 1,15	1,88
Februar . .	— 0,29	— 3,70	— 1,39	— 2,21		— 2,20	1,40	0,00	— 1,57	— 2,18	0,67
März . . .	— 0,10	— 4,01	— 3,36	— 1,43	4,30	8,66	3,18	3,90	— 0,75	— 1,57	3,71
April . . .	3,46	1,75	4,06	2,05	5,23	6,55	6,35	6,40	5,82	2,51	6,07
Mai	9,83	10,24	4,40	12,73	12,75	14,41	10,48	7,19	6,28	9,82	9,87
Juni	11,54	11,90	11,82	11,87	14,70	11,76	10,85	11,02	11,06	13,31	11,03
Juli	15,21	14,48	14,77	16,09	17,30	18,60	17,02	12,90	13,44	15,52	14,37
August . .	12,73	13,09	13,32	11,40	16,17	12,72	12,65	11,19	12,45	13,52	12,40
September .	9,47	10,95	9,08	8,40	10,73	10,37	9,49	9,07	8,96	9,43	9,19
October . .	5,54	3,14	3,57	2,95	6,61	7,63	6,34	4,86	7,05	3,93	6,41
November . .	6,03	1,15	— 0,20	2,28	3,51	8,20	6,41	6,96	0,80	2,37	8,34
Winter . . .	0,36	— 4,50	— 2,96	— 1,37	0,47	— 0,23	1,71	0,64	— 1,62	— 1,62	1,10
Frühling . .	4,40	2,66	1,70	4,45	7,43	9,87	6,67	5,83	3,78	3,59	6,55
Sommer . .	13,16	13,16	13,30	13,12	16,06	14,36	13,51	11,70	12,32	14,12	12,60
Herbst . . .	7,01	5,08	4,15	4,54	6,95	8,73	7,41	6,96	5,60	5,24	8,08
Jahr . . .	6,23	4,10	4,05	5,18	7,73	8,18	7,32	6,28	5,05	5,33	7,08
+od. —d Jahrs		— 2,13	— 2,18	— 1,05	+ 1,50	+ 1,95	+ 1,09	+ 0,05	— 1,18	— 0,90	+ 0,85
December 1852	3,77	— 0,03	0,70		3,10	4,39	4,70	2,35	1,42	1,33	4,13
Kal.-Winter .	1,67	— 2,54	— 0,35	— 2,08	0,98	1,11	2,82	1,17	1,45	— 0,67	2,23
Kal.-Jahr . .	6,56	4,59	4,70	5,01	7,85	8,52	7,60	6,41	5,06	5,57	7,39
+od. —d.Jahrs		— 1,97	— 1,86	— 1,55	+ 1,29	+ 1,96	+ 1,04	— 0,15	— 1,50	— 0,99	+ 0,83

Bemerkungen zu Tabelle XV.

1) Für 1851.

Jahresmittel der Temperatur nach den 3 tägl. Beobachtungen 5,12, red. 4,80 (Kal.-J. 5,08, red. 4,89);
nach Max. und Min. 4,81, red. 4,62 („ 4,81, red. 4,62);
nach Lamont 4,89, („ 4,89).

Max. der Temp. im Jahr nach den 3 tägl. Beob. 20,5 den 21. Juni,
nach Max. 21,0 den 21. Juni

Min. der Temp. im Jahr nach den 3 tägl. Beob. — 13,3 den 3. März,
nach Min. — 15,0 den 2. März.

Differenz 33,8 und 36,0.

Wärmster Tag mit mittlerer Temperatur 16,7 den 23. Juli.
Kältester „ „ „ „ — 8,3 den 3. März.
Wärmster Monat nach den red. tägl. Beob. August 12,17.
Kältester „ „ „ „ „ „ Nov. — 1,85.
Der Frühl. war mit 4,14 wärmer, als der Herbst mit 3,92 um 0,22.
Der Sommer differirte mit 11,89 vom Winter mit — 0,37 um 12,26.
„ „ (vom Kal.-Winter mit — 0,40 um 12,29).

Die Temp. steigt vom Dec. 1850 bis Jan. 1851 um 0,44.
fällt vom Jan. bis Febr. „ 1,41.
steigt „ Febr. „ März „ 2,31.
„ „ März „ April „ 4,35.
„ „ April „ Mai „ 0,28.
„ „ Mai „ Juni „ 5,94.
„ „ Juni „ Juli „ 0,07.
„ „ Juli „ Aug. „ 0,38.
fällt „ Aug. „ Sept. „ 5,22.
„ „ Sept. „ Oct. „ 0,29.
„ „ Oct. „ Nov. „ 8,51 grösste Diff.
steigt „ Nov. „ Dec. „ 1,55.
„ „ Winter zum Frühl. „ 4,51. (4,54 Kal.-J.)
„ „ Frühl. zum Somm. „ 7,75.
fällt „ Somm. zum Herbst „ 7,97.
„ „ Herbst zum Wint. „

Die mittlere tägliche Temperaturdifferenz ist am grössten im Juni = 6,89, am kleinsten im Dec. 1850 = 4,35.
(am kleinsten im Nov. „ = 5,16 Kal.-Jahr).

Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel = 5,47 der im Sept. = 5,57 am nächsten.

Monatl. Differenz grösste nach den tägl. Beob. 25,0 im März.
Max. und Min. 27,0 im März.
geringste nach den tägl. Beob. 9,0 im Nov.
Max. und Min. 11,9 im Sept.

2) 1852.

Jahresmittel der Temp. nach den 3 tägl. Beob. 6,23 Kal.-J. 6,56,
red. 5,99 „ 6,32,
nach Max. und Min. 6,05 „ 6,39,
red. 5,87 „ 6,16,
nach Lamont 6,00 „ 6,32,

Max. der Temp. im Jahr nach den 3 tägl. Beob. 22,4 den 17. Juli,
nach Max. 24,4 den 17. Juli.

Min. der Temp. im Jahr nach den 3 tägl. Beob. —9,4 den 14. März,
nach Min. —11,8 den 13. März.

Differenz 31,8 und 36,2.

Wärmster Tag mit mittlerer Temperatur 19,7 den 17. Juli.
Kältester „ „ —7,9 den 29. Dec. 1851.
(Nach dem Kal.-Jahr —7,0 den 14. März.)

Wärmster Monat nach den red. tägl. Beob. Juli 14,76.
Kältester „ „ Februar —0,41.

Der Frühling war mit 4,12 kälter als der Herbst mit 6,84 um 2,72.
(1,52) (11,27.)

Der Sommer mit 12,79 differirte vom Winter mit 0,21 um 12,58.

Die Temp. steigt vom Dec. 1851 bis Jan. 1852 um 1,65.

fällt	„	Januar	bis Februar	„	1,76.
steigt	„	Febr.	„ März	„	0,11.
„	„	März	„ April	„	3,54.
„	„	April	„ Mai	„	6,19.
„	„	Mai	„ Juni	„	1,72.
„	„	Juni	„ Juli	„	3,61.
fällt	„	Juli	„ August	„	2,29.
„	„	August	„ September	„	3,22.
„	„	Sept.	„ October	„	3,89.
steigt	„	Oct.	„ November	„	0,54.
fällt	„	Nov.	„ December	„	2,27.
steigt	„	Winter	zum Frühling	„	3,91.
„	„	Frühling	zum Sommer	„	8,67.
fällt	„	Sommer	zum Herbst	„	5,95.
„	„	Herbst	zum Winter	„	

Die grösste tägliche Temperatur-Differenz war 15,0 den 24. März.

Die mittlere tägliche Temperatur-Differenz ist am grössten im Monat October = 7,94, am kleinsten im Februar = 4,86.

Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel 6,63 der im Juni = 6,86 am nächsten.

Monatl. Differenz grösste nach den tägl. Beob. 23,6 im März.
Max. und Min. 26,3 im März.
geringste nach den tägl. Beob. 10,8 im Sept.
Max. und Min. 13,5 im Sept.

Bemerkungen zu Tafel XVII.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1851.

Für N fällt das Max. 13,31 in den Aug., das Min. —4,80 in d. März.
(Kal.-Jahr —5,90 „ Dec.)

„ NO „ 13,10 „ Aug., das Min. —4,07 „ März.
(Kal.-Jahr —4,53 „ Dec.)

„ O „ 14,37 „ Juli, das Min. —2,50 „ Febr.

„ SO „ 14,48 „ Juli, „ —2,09 „ Nov.

„ S „ 14,60 „ Aug., „ —2,92 „ Nov.

„ SW „ 13,82 „ Aug., „ —1,34 „ Nov.

„ W „ 10,88 „ Juni, „ —2,00 „ Nov.

„ NW „ 11,20 „ Juni, „ —3,89 „ Febr.
Kal.-Jahr —7,80 „ Dec.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

Im ganz. J.:	S	SW	W	NO	NW	SO	O	N
	6,37	5,68	4,74	4,73	4,66	4,53	4,51	4,08
Kal.-Jahr:				O	SO	NO	NW	N
	6,45	5,65	4,78	4,67	4,62	4,51	4,18	3,71
im Winter:	S	SW	W	NO	SO	N	O	NW
	1,32	0,76	0,05	—0,52	—0,75	—0,98	1,82	—2,00
				SO	O	NO	N	NW
	1,62	0,69	0,57	—0,41	—1,21	—1,59	—2,46	—3,93
im Frühling:	S	NW	SW	W	NO	SO	O	N
	5,82	4,81	4,53	4,10	3,10	2,91	2,87	1,60
im Sommer:	S	O	SO	NO	SW	N	W	NW
	14,32	13,76	12,96	12,80	12,69	12,27	10,70	10,64
im Herbst:	NW	SW	W	S	NO	N	O	SO
	5,18	4,67	4,11	4,03	3,73	3,42	3,25	3,02

Die Temperatur differirt:

(Kal.-Jahr 14,73)

bei N im Sommer u. Winter um 13,25 (14,39) im Frühling u. Herbst um —1,82

„ NO „ „ 13,32 (14,97) „ „ —0,63.

„ O „ „ 15,58 (13,37) „ „ —0,38.

„ SO „ „ 13,71 (12,70) „ „ —0,11.

„ S „ „ 13,00 (12,00) „ „ +1,79.

„ SW „ „ 11,93 (10,13) „ „ —0,14.

„ W „ „ 10,65 (14,57) „ „ —0,01.

„ NW „ „ 12,64 „ „ —0,37

Somit Max. diff. bei O. Max. diff. bei N.
Min. diff. bei W. Min. diff. bei W.

im Jahr 1818 nur . . 7,418,000 Kilogr.
„ „ 1819 aber ſchon . 10,360,000 „
„ „ 1820 endlich . 13,155,000 „

Summa in drei Jahren 30,933,000 Kilogr.

Die Jahre 1832 — 35 zeigen daher, nach der officiellen Angabe des Regiſtrators der Schatzkammer vom 4. Juli 1836, eher eine Abnahme als Zunahme in der Ausfuhr von Tabaksblättern; denn es wurden ausgeführt

im Jahr 1832 106,806 Fäſſer im Werth von 5,999,769 Thlr.
„ „ 1833 83,153 „ „ „ „ 5,755,968 „
„ „ 1834 87,979 „ „ „ „ 6,595,305 „
„ „ 1835 94,353 „ „ „ „ 8,250,577 „ *

und es dürfte die Ausfuhr derſelben durch die unglücklichen Ereigniſſe der Jahre 1836 und 1837 noch mehr gelitten haben.

Die europäiſche Produktion ſcheint daher von dieſer Seite aus der Ausdehnung der Negerſklaverei Grenzen zu ſetzen. Wäre doch das europäiſche Klima auch zum Baumwollenbau geeignet! Das von Spanien und Neapel iſt es vielleicht, und könnte unter andern Umſtänden mehr als alle Bemühungen von Seiten der Regierungen und Privaten zur Abſchaffung des Negerhandels beitragen.

Wenn aber gleich die Conſumtion des europäiſchen Tabaks die Ausfuhr des amerikaniſchen beſchränkt, und hiedurch dem

---

* Die Ausfuhr nach Deutſchland war in dieſen Jahren wie folgt:

a) nach Preußen:

1832	329	Fäſſer	im	Werth	von	7500	Thlr.
1833	8	„	„	„	„	1164	„
1834	21	„	„	„	„	1966	„
1835	58	„	„	„	„	4118	„

Summa 515 Fäſſer im Werth von 14,748 Thlr.

b) nach den Hanſeſtädten:

1832	27,930	Fäſſer	im	Werth	von	1,192,024	Thlr.
1833	21,408	„	„	„	„	1,091,426	„
1834	20,611	„	„	„	„	1,126,728	„
1835	27,989	„	„	„	„	1,539,362	„

Summa 97,938 Fäſſer im Werth von 4,949,550 Thlr.

Nach Preußen hat ſie daher auffallend abgenommen, nach den Hanſeſtädten iſt ſie ſich aber gleich geblieben.

2) Für 1852.

Für N fällt das Max. 14,48 in den Juli, das Min. −5,90 in den Dec.
(−4,01 „ März.)
„ NO „ 14,77 „ Juli, „ −4,53 „ Dec.
(−3.36 „ März.)
„ O „ 16.09 „ Juli, „ −2,21 „ Febr.
„ SO „ 17,30 „ Juli, „ −0,17 „ Jan.
„ S „ 18,60 „ Juli, „ −2,20 „ Febr.
„ SW „ 17,02 „ Juli, „ 1,37 „ Dec.
(1,40 „ Febr.)
„ W „ 12,90 „ Juli, „ 0,00 „ Febr.
„ NW „ 13,44 „ Juli, „ −7,80 „ Dec.
(−1,57 „ Febr.)

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

im ganzen Jahr:	S	SO	SW	W	O	NW	N	NO
	8,18	7,73	7,32	6,28	5,18	5,05	4,10	4,05
					NW	O	NO	N
	8,52	7,85	7,60	6,41	5,06	5,01	4,70	4,59
im Winter:	SW	W	SO	S	O	NW	NO	N
	1,71	0,44	0,47	−0,23	−1,37	−1,82	−2,98	−4,50
		W	S	SO	NO		O	N
	2,82	1,9	1,11	0,98	0,35	−1,45	−2,06	−2,54
im Frühling:	S	SO	SW	W	O	NW	N	NO
	9,87	7,43	6,67	5,83	4,45	3,78	2,66	1,70
im Sommer:	SO	S	SW	NO	N	O	NW	W
	16,06	14,36	13,51	13,30	13,16	13,12	12,32	11,70
im Herbst:	S	SW	W	SO	NW	N	O	NO
	8,73	7,41	6,96	6,05	5,60	5,08	4,54	4,15

Die Temperatur differirt:

(Kal.-J. 15,70)

bei N im Sommer u. Winter um 17,66 im Frühling u. Herbst um −2,42.
(13,65)
„ NO „ „ 16,26 „ „ −2,45.
(15,20)
„ O „ „ 14,49 „ „ −0,09.
(15,08)
„ SO „ „ 15,59 „ „ +0,48.
(13,25)
„ S „ „ 14,59 „ „ +1,14.
(10,69)
„ SW „ „ 11,80 „ „ −0,74.
(10,53)
„ W „ „ 11,06 „ „ −1,13.
(12,77)
„ NW „ „ 13,94 „ „ −1,82

Somit Max. diff. bei N. Max. bei NO.
Min. diff. bei W. Min. bei O.

3) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle XVIII.

Temperatur-Verhältnisse.

1851. Monate.	Medium a. den 3 täglichen Beobachtung	Reducirtes Medium.	Differenz.	Wärmster und kältester Tag.				Somm.-, Eis- u. Wintertag.		
				wärmster den		kältester den		Sommertage.	Eistage	Wintertage.
December 1850	—0,85	—0,91	0,06	16.	4,4	23.	—6,7		8	15
Januar 1851 .	—0,58	—0,64	0,06	3.	2,5	13.	—6,5		18	8
Februar . .	—1,84	—1,94	0,10	3.	3,1	15.	—6,8		14	12
März . . .	0,28	0,17	0,11	21.	6,4	3.	—3,4		8	8
April . . .	5,29	5,04	0,25	22.	10,9	7.	—1,1		7	1
Mai	5,39	5,03	0,36	25.	8,3	5.	1,5		1	
Juni	11,47	11,08	0,30	21.	16,2	10.	6,1	1		
Juli	11,21	10,88	0,33	21.	16,1	11.	5,8	1		
August . . .	11,74	11,56	0,18	23.	11,8	30.	5,3			
September .	6,84	6,51	0,13	6.	9,1	28.	4,0			
October . .	6,05	5,89	0,16	13.	9,8	11.	0,7		1	
November . .	—2,56	—2,69	0,13	2.	—0,1	20.	—5,8		5	25
December . .	—1,33	—1,65	0,32	16.	4,0	29.	—10,0		9	16
Met. Winter .	—1,09	—1,16	0,07	16Dec.	4,4	15Feb.	—6,8		42	35
Frühling . .	3,65	3,42	0,23	22 Apr.	10,9	3.März	—9,4		16	9
Sommer . .	11,47	11,17	0,30	21 Juni	16,2	30Aug.	5,2	2		
Herbst . . .	3,38	3,24	0,14	13 Oct.	9,8	20Nov.	—5,8		6	25
Kal.-Winter .	—1,25	—1,41	0,16	16Dec.	4,0	29Dec.	—10,0		41	36
Kal.-Jahr . .	4,31	4,10	0,21	21 Juni	16,2	29Dec.	—10,0	2	63	70
Met. Jahr . .	4,35	4,17	0,18	21 Juni	16,2	3.März	—9,4	2	64	69
December 1851	—1,33	—1,65	0,32	16.	4,0	29.	—10,0		9	16
Januar 1852 .	0,24	—0,08	0,32	16.	6,4	6.	—4,2		15	8
Februar . .	—1,32	—1,37	0,05	2.	3,6	27.	—6,0		6	15
März . . .	—1,13	—1,26	0,13	31.	9,2	14.	—8,1		14	13
April . . .	2,46	2,24	0,22	28.	8,4	19u.20.	—4,0		12	3
Mai	8,99	8,59	0,40	25.	16,6	3.	—0,7		2	
Juni	10,89	10,49	0,40	23.	15,9	15.	6,4	1		
Juli	14,11	14,00	0,11	17.	19,4	1.	9,8	5		
August . . .	11,93	11,75	0,18	30.	15,1	14.	8,2			
September .	8,76	8,57	0,19	5. u.19.	11,2	23.	4,5			
October . .	4,75	4,61	0,13	5.	10,5	9.	1,7		2	
November . .	5,11	5,04	0,07	5.	9,6	26.	—0,8		2	1
Winter . .	—0,80	—1,03	0,23	16Juni	6,4	29Dec.	—10,0		30	39
Frühling . .	3,44	3,19	0,25	25.Mai	16,6	14Mrz.	—8,1		28	16
Sommer . .	12,31	12,08	0,23	17.Juli	19,4	15Juni	6,4	6		
Herbst . . .	6,22	6,07	0,15	5.Sept.	11,2	26Nov.	—0,8		4	1
Jahr . . .	5,29	5,08	0,21	17.Juli	19,4	29Dec.	—10,0	6	62	56
December . .	2,72	2,66	0,06	5.	6,7	19Dec.	—2,0		4	2
Kal.-Winter .	0,55	0,40	0,15	5. Dec.	6,7	6. Jan.	—4,2		28	25
Kal-Jahr . .	5,65	5,43	0,20	17.Juli	19,4	14Mrz.	—8,1	6	57	42

Tabelle XIX. Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1851. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit täglicher Temperatur nach den reducirten Mitteln.									
	Auf und über 20°.	15–20°	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°	Summe über 5°.	0,1–5°.	Summe über 0.	Summe unter 0.	0 bis –5°.	Summe unter –5°.	–5 bis –10	Unter –10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10.	5 bis 10	Summe über 5	0,1 bis 5.	Summe über 0	Summe unter 0	0 bis –5	Unter –5.
December 1850						1	1	14	15	16	15	1	1							13	13	18	14	4
Januar 1851								19	19	12	10	2	2							17	17	14	13	1
Februar						3	3	11	14	14	13	1	1							5	5	23	17	6
März				1	1	6	7	13	20	11	7	4	3	1				3	3	14	17	14	11	3
April				12	12	5	17	11	28	2	2					4	4	12	16	11	27	3	3	
Mai				5	5	17	22	9	31									15	15	16	31			
Juni	1	10	11	16	27	3	30		30						2	19	21	9	30		30			
Juli	1	6	7	18	25	6	31		31						3	17	20	11	31		31			
August		11	11	16	27	4	31		31							25	25	6	31		31			
September				5	5	23	28	2	30									26	26	4	30			
October				8	8	16	24	7	31									21	21	10	31			
November								5	5	25	25											30	27	3
December						3	3	12	15	16	13	3	3							10	10	21	16	5
Met. Winter						4	44	44	48	42	38	4	4							35	35	55	44	11
Frühling				18	18	28	46	33	79	13	9	4	3	1		4	4	30	34	41	75	17	14	3
Sommer	2	27	29	50	79	13	92		92						5	61	66	26	92		92			
Herbst				13	13	39	52	14	66	25	25							47	47	14	61	30	27	3
Kal.-Winter						6	6	42	48	42	36	6	6							32	32	58	46	12
Kal.-Jahr	2	27	29	81	110	86	196	89	285	80	70	10	9	1	5	65	70	103	173	87	260	105	87	18
Met. Jahr	2	27	29	81	110	84	194	91	285	80	72	8	7	1	5	65	70	103	173	90	263	102	85	17

Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1852. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.								
	Auf und über 20°.	15 – 20°	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 – 5°.	Summe über 0	Summe unter 0.	0 bis – 5°.	Summe unter 5°.	– 5 bis – 10.	Unter – 10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10	5 bis 10.	Summe über 0	0,1 bis 5.	Summe über 0	Summe unter 0.	0 bis – 5.	Unter – 5.
December 1851 .						3	3	12	15	16	13	3	3							10	10	21	16	5
Januar 1852 . .						3	3	20	23	8	8							2	2	10	12	19	19	
Februar						1	1	13	14	15	13	2	2							8	8	21	18	3
März				2	2	4	6	9	15	16	9	7	6	1				3	3	3	6	25	19	6
April				3	3	12	15	12	27	3	3							10	10	11	21	9	9	
Mai		8	8	10	18	9	27	4	31						4	9	13	11	24	5	29	2	2	
Juni	1	8	9	17	26	4	30		30						1	15	16	14	30		30			
Juli	5	14	19	12	31		31		31						9	21	30	1	31		31			
August		8	8	22	30	1	31		31						1	24	25	6	31		31			
September . . .				17	17	13	30		30							6	6	23	29	1	30			
October				6	6	12	18	11	29	2	2					1	1	12	13	18	31			
November . . .				4	4	17	21	8	29	1	1							15	15	14	29	1	1	
December . . .						12	12	17	29	2	2							3	3	25	28	3	3	
Met. Winter . .						7	7	45	52	39	34	5	5					2	2	28	30	61	53	8
Frühling		8	8	15	23	25	48	25	73	19	12	7	6	1	4	9	13	24	37	19	56	36	30	6
Sommer	6	30	36	51	87	5	92		92						11	60	71	21	92		92			
Herbst				27	27	42	69	19	88	3	3							7	7	50	57	33	90	1	1
Kal.-Winter . .						16	16	50	66	25	23	2	2					5	5	43	48	43	40	3
Met. Jahr . . .	6	38	44	93	137	79	216	89	305	61	49	12	11	1	15	76	91	97	188	80	268	98	84	14
Kal.-Jahr . . .	6	38	44	93	137	88	225	94	319	47	38	9	8	1	15	76	91	100	191	95	286	80	71	9

Tabelle XX.

Wahre mittlere tägliche Temperatur.

	Dec.30	Jan. 31	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
1.	−0,7	0,7	−0,4	−4,0	0,0	2,2	8,7	13,6	11,6	6,1	8,5	−0,2	−4,7
2.	0,4	1,9	0,7	−7,7	2,2	2,5	10,8	10,9	12,3	9,1	7,2	−0,1	−2,6
3.	−1,5	2,5	3,1	−9,4	1,8	2,9	11,4	9,9	11,1	7,3	6,4	−0,9	−0,7
4.	2,3	0,6	2,2	−3,2	0,2	4,8	10,9	10,5	11,8	7,8	6,6	−1,7	−1,5
5.	2,3	0,6	−0,2	−1,0	−0,1	1·5	11,0	11,0	14,4	8,8	7,2	−1,8	−1,6
6.	−0,2	1,5	−0,9	−2,5	−1,0	2,5	12,2	10,5	14,1	9,4	5,7	−1,4	0,5
7.	−2,2	1,2	−1,7	−4,4	−1,1	3,8	12,3	11,2	14,2	6,7	5,5	−2,1	1,0
8.	0,2	1,7	−1,1	−4,3	1,7	5,7	10,9	11,0	12,0	5,9	7,1	−1,3	−0,8
9.	1,0	0,1	−0,9	−5,7	2,8	6,2	11,1	9,1	11,5	4,2	5,0	−1,2	1,2
10.	−1,4	−1,0	−4,0	−2,1	2,6	7,7	10,1	8,1	11,1	4,8	7,7	−1,5	3,0
11.	−2,1	−2,4	−6,4	−1,2	5,5	8,2	6,1	5,8	12,2	6,8	7,9	−1,8	2,4
12.	2,9	−4,4	−2,0	−1,4	7,4	4,8	11,8	7,8	13,0	7,2	9,1	−2,8	−0,7
13.	0,1	−6,5	1,9	−0,2	7,8	3,2	15,4	11,1	14,1	7,7	9,8	−3,3	−2,6
14.	1,5	−4,1	−5,2	−0,4	7,7	3,1	11,2	13,6	13,6	7,5	9,7	−3,1	−2,8
15.	2,9	−0,7	−6,8	1,2	8,6	3,0	9,0	8,5	12,1	7,0	8,2	−4,5	0,1
16.	4,4	0,6	−5,4	1,2	7,2	4,2	11,3	8,4	13,9	6,2	5,9	−4,9	4,0
17.	0,4	0,9	−2,2	1,8	10,0	6,2	7,4	9,4	14,1	4,2	2,1	−4,8	3,9
18.	−0,5	0,4	−1,5	1,5	10,2	8,0	6,4	7,5	10,9	6,4	4,1	−4,6	1,1
19.	−0,2	−0,6	−1,9	3,0	9,4	6,8	9,4	9,2	9,1	6,4	3,8	−4,9	1,3
20.	−1,1	−1,4	−1,1	5,0	10,7	2,2	14,4	13,5	9,3	5,7	3,3	−5,8	−0,5
21.	−4,2	−0,8	−0,2	6,4	9,6	4,2	16,2	16,1	10,9	5,9	4,6	−5,3	−5,7
22.	−6,6	1,1	−1,1	4,6	10,9	6,6	14,6	13,1	12,3	6,0	8,1	−3,7	−1,0
23.	−6,7	0,0	−2,5	3,6	8,2	7,8	9,9	16,0	14,8	6,9	7,6	−3,5	−1,4
24.	−5,7	−2,7	−3,3	2,2	8,7	6·1	9,5	10,9	14,4	7,0	4,8	−5,1	−2,8
25.	−6,6	−2,2	2,5	2,6	8,3	8,3	9,6	12,1	9,4	6,9	5,3	−1,7	−2,2
26.	−2,4	−3,1	0,3	5,2	1,6	6,1	11,2	10,2	10,5	6,8	4,0	−2,4	−4,6
27.	−4,6	−3,3	−5,9	2,8	5,3	4,5	12,7	8,9	10,3	5,1	5,4	−2,1	−6,1
28.	−1,2	−2,0	−6,5	4,0	2,2	4,0	11,4	12,0	10,6	4,0	5,0	−2,1	−7,4
29.	−0,6	0,3		5,1	0,3	5,5	12,5	15,2	7,6	5,2	4,9	−0,9	−10,0
30.	0,6	0,5		1,7	2,5	6,7	13,9	10,4	5,3	6,2	1,5	−1,2	−6,1
31.	1,3	0,7		0,8		7,1		11,6	5,8		0,7		−4,0

	Dec. 1851	Jan. 1852	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	November	December
1.	−4,7	−0,7	3,3	−1,8	5,6	3,7	7,8	9,8	13,0	9,0	8,2	7,4	0,1
2.	−2,6	−1,9	3,6	−1,5	−0,3	−0,1	8,8	12,9	14,9	8,0	6,8	9,4	−1,3
3.	−0,7	1,3	3,2	−5,4	−0,0	−0,7	9,1	12,8	12,4	9,5	5,2	9,5	1,1
4.	−1,5	−0,8	−0,2	−7,0	0,9	0,6	10,3	13,8	11,2	10,6	5,9	9,2	1,8
5.	−1,6	−4,9	3,2	−6,9	3,7	1,8	8,6	15,2	11,6	11,2	10,5	9,6	6,7
6.	0,5	−4,2	2,4	2,5	7,1	3,4	10,5	13,8	11,1	10,7	6,2	6,5	6,5
7.	1,0	0,9	−0,3	−1,1	7,4	4,8	14,4	11,8	11,0	9,3	2,5	4,3	3,7
8.	−0,8	0,4	−0,5	−0,7	1,6	6,3	14,8	12,9	12,1	11,0	3,3	6,7	4,1
9.	1,2	−2,4	0,2	−1,3	−1,8	7,2	11,6	14,8	10,0	9,8	1,7	8,6	3,3
10.	3,0	−3,3	1,3	−1,0	1,9	9,2	9,5	15,3	8,9	10,0	2,6	6,1	5,1
11.	2,4	−0,2	−1,5	−2,0	2,2	7,5	10,5	15,9	11,2	8,9	3,7	3,6	4,2
12.	−0,7	3,0	−3,0	5,3	2,3	7,2	8,6	16,6	8,8	8,2	3,1	4,7	2,4
13.	−2,6	5,1	−2,4	−7,3	4,7	7,5	6,9	18,0	8,9	8,6	2,2	1,8	2,4
14.	−2,8	3,0	−2,2	−8,1	5,1	8,2	6,6	18,5	8,2	8,3	2,1	5,8	3,6
15.	0,1	2,6	−0,8	−4,1	6,6	7,7	6,4	16,1	10,2	9,4	2,9	5,5	4,4
16.	4,0	6,4	0,0	−2,3	−1,8	11,2	9,9	18,0	9,7	7,7	1,9	8,5	2,3
17.	3,9	3,7	0,8	−1,5	−1,9	15,2	10,9	19,4	11,5	6,8	2,6	6,9	2,6
18.	1,1	−0,5	−0,2	−0,0	−0,6	15,7	10,1	14,3	14,8	9,4	5,2	3,4	0,6
19.	1,3	−0,2	−3,1	−1,4	−4,0	10,9	7,1	11,3	14,2	11,2	2,4	3,8	−2,0
20.	−0,5	1,3	−5,3	−2,0	−4,0	9,2	9,5	13,4	9,2	9,1	2,9	6,1	2,2
21.	−5,7	0,6	−3,9	−1,0	−0,4	12,0	11,5	13,9	11,9	8,6	7,7	4,4	2,8
22.	−1,0	1,1	−3,9	−0,4	2,4	13,4	12,9	12,7	12,4	5,3	8,9	5,4	1,0
23.	−1,4	−0,4	−4,5	3,2	1,8	15,5	15,9	11,5	11,4	4,5	9,6	4,5	0,4
24.	−2,8	−1,0	−4,7	4,4	1,4	13,9	9,9	13,4	11,1	5,4	8,0	4,2	−1,0
25.	−2,2	−0,4	−5,1	−4,1	3,4	16,6	10,2	13,6	12,5	6,8	5,5	0,0	1,9
26.	−4,6	0,7	−4,0	−2,7	5,9	14,8	13,1	11,6	12,8	8,9	1,8	−0,8	2,6
27.	−6,1	−0,1	−6,0	−1,9	6,6	10,5	13,8	11,7	13,0	8,2	3,2	2,3	3,3
28.	−7,4	−1,1	−3,7	3,2	8,4	10,1	9,4	10,9	13,9	9,3	2,9	2,1	4,6
29.	−10,0	−2,3	−2,6	6,6	6,6	10,6	12,4	12,1	14,5	7,3	2,7	1,2	2,2
30.	−6,1	−2,3		7,6	6,5	7,3	13,7	13,8	15,1	6,2	4,3	0,4	4,5
31.	−4,0	−4,1		9,2		5,3		14,1	12,4		6,2		4,2

Tabelle XXI.

1851. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S
December 1850	— 0,85		0,00	— 2,32	— 1,72		0,81	— 0,88	0,73	— 2,17	0,01
Januar . . .	— 0,58	— 1,85	— 3,80	— 3,38	— 1,22	0,40	0,09	1,22	— 1,82	— 2,79	— 0,09
Februar . .	— 1,84	— 5,58	— 3,10	— 3,99	0,60	2,30	— 0,32	— 0,92	— 0,86	— 3,47	— 0,65
März . . .	0,28	— 4,94	— 3,57	— 1,90			2,03	0,50	0,07	— 3,30	1,15
April . . .	5,29	5,63	1,72	5,26		9,60	7,55	0,46	3,67	3,97	5,67
Mai	5,39	5,30	6,24	5,66			4,82	4,53	5,68	5,80	4,87
Juni . . .	11,47	12,00	12,65	10,80		12,50	12,30	10,59	10,09	11,94	11,29
Juli	11,21	9,75	13,00	13,55			11,64	9,54	11,23	12,88	11,01
August . . .	11,74	9,77	11,78	13,05		11,20	12,39	11,26	10,53	12,57	11,31
September .	6,64	6,75	6,37	5,08			6,46	7,22	6,96	6,46	6,93
October . .	6,05	3,45	5,00	4,93	0,50		7,16	6,48	7,81	4,17	6,90
November . .	— 2,56	— 3,35	— 4,00	— 2,77			— 2,72	— 2,34	— 1,94	— 3,13	— 2,42
December .	— 1,33	— 0,80	— 4,48	— 4,16			— 0,76	0,48	— 1,87	— 3,90	— 0,16
Met. Winter .	— 1,09	— 3,71	— 2,30	— 3,23	— 0,78	1,35	0,19	— 0,19	— 0,65	— 2,81	— 0,24
Frühling . .	3,65	2,00	1,46	3,01		9,60	4,80	3,03	3,14	2,16	3,90
Sommer . .	11,47	10,51	12,48	12,80		11,85	12,11	10,46	10,62	12,46	11,20
Herbst . . .	3,38	2,28	2,46	2,41	0,50		3,63	3,79	4,28	2,50	3,80
Kal.-Winter .	— 1,25	— 2,74	— 3,79	— 3,84	— 0,31	1,35	— 0,33	0,26	— 1,52	— 3,39	— 0,30
Kal.-Jahr . .	4,31	3,01	3,15	3,59	— 0,04	7,60	5,05	4,38	4,13	3,43	4,65
Met. Jahr . .	4,35	2,77	3,52	3,75	— 0,46	7,60	5,18	4,27	4,35	3,58	4,68

1852. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1851	— 1,33	— 0,80	— 4,48	— 4,16			— 0,76	0,48	— 1,87	— 3,90	— 0,16
Januar . . .	0,24					— 1,82	0,55	0,48	1,05		0,24
Februar . .	— 1,32	— 0,18	— 2,76	— 4,27		— 0,50	— 1,51	0,04	— 4,00	— 3,06	— 0,88
März . . .	— 1,13	— 7,30	— 2,03	— 2,79	2,95	7,00	4,77	1,95	— 0,79	— 2,90	2,14
April . . .	2,46	2,71	1,27	1,48	3,80	9,35	6,85	7,23	4,21	1,92	5,63
Mai	8,99	10,22	7,16	10,10	15,55	12,95	10,11	6,93	5,20	10,01	8,29
Juni . . .	10,89	12,03		13,10	14,60	8,50	11,24	9,10	11,50	13,31	10,41
Juli	14,11	12,23	15,10	15,13			15,10	13,78	11,83	14,87	13,09
August . .	11,93	13,17	12,68	13,44	14,30	11,47	11,77	11,25	11,09	13,71	11,43
September .	8,76	8,76	8,10	8,56	8,00	7,20	9,04	8,42	8,85	8,48	9,94
October . .	4,78	1,82	3,37	2,29		0,20	6,25	5,75	1,00	2,76	5,88
November . .	5,11	— 0,40	7,00	3,61	4,30	1,50	5,25	6,12	7,00	2,76	5,67
Winter . . .	— 0,80	— 0,49	— 3,62	— 4,21		— 1,16	— 0,57	0,33	— 0,41	— 3,48	— 0,27
Frühling . .	3,44	2,88	2,13	2,93	7,43	9,77	7,24	5,37	2,87	3,01	5,35
Sommer . .	12,31	12,44	13,59	13,89	14,45	9,98	12,70	11,38	11,47	13,96	11,64
Herbst . . .	6,22	3,39	6,22	4,83	6,15	2,97	6,85	6,76	5,62	4,67	7,16
Jahr . . .	5,29	4,55	4,65	4,36	9,34	5,39	6,55	5,96	4,89	4,54	5,97
December . .	2,72		— 0,37				2,73	3,13	3,10	— 0,37	2,97
Kal.-Winter .	0,55	— 0,18	— 1,56	— 4,27		— 1,16	0,59	1,22	0,02	— 1,71	0,78
Kal.-Jahr . .	5,63	4,64	5,09	4,34	9,34	5,39	6,84	6,18	4,99	4,98	6,23

Bemerkungen zu Tabelle XVIII.

1) Für 1851.

Uebersicht der Temperaturverhältnisse.

Jahresmittel 4,35. Reducirtes Mittel 4,17. Differenz 0,18.
Max. des Jahrs nach den 3 tägl. Beobachtungen 29,2 den 21. Juli.
Min. „ „ —13,8 den 3. März.
Max. des Jahres nach den 3 reducirten Beobacht. 16,2 den 21. Juli.
Min. „ „ — 9,4 den 3. März.
Wärmster Monat nach den reduc. tägl. Beobacht. Aug. = 11,56.
Kältester „ „ Nov. = —2,69.

Der Frühling mit 3,42 war wärmer als der Herbst mit 3,24 um 0,18.
Der Sommer mit 11,17 differirt vom Winter mit —1,16 „ 12,33.

Die Temperatur steigt	vom	Dec. 1850 bis Januar 1851	„ 0,27.
fällt	„	Januar — Februar	„ 0,30.
steigt	„	Februar — März	„ 2,11.
„	„	März — April	„ 4,87.
fällt	„	April — Mai	„ 0,01.
steigt	„	Mai — Juni	„ 6,05.
fällt	„	Juni — Juli	„ 0,20.
steigt	„	Juli — August	„ 0,68.
fällt	„	August — September	„ 5,05.
„	„	September — October	„ 0,62.
„	„	October — November	„ 8,58.
steigt	„	Winter zum Frühling	„ 4,58.
fällt	„	Sommer zum Herbst	„ 7,93.

2) Für 1852.

Jahresmittel nach den 3 tägl. Beobachtungen 5,29. Reducirt 5,08.
Maximum 22,0 den 17. Juli. Reducirtes Max. 19,4 den 17. Juli.
Minim. —12,0 den 30. Dec. „ Min. —10,0 den 29. Dec.
Wärmster Monat Juli = 14,00. Kältester December = — 1,65.
Der Frühling war mit 3,19 kälter als der Herbst mit 6,07 um 2,88.
Der Sommer mit 12,08. Differirt vom Winter mit —1,03 „ 13,11.

Die Temperatur steigt	vom	December bis Januar	„ 1,57.
fällt	„	Januar — Februar	„ 1,29.
steigt	„	Februar — März	„ 0,11.
„	„	März — April	„ 3,50.
„	„	April — Mai	„ 6,25.
„	„	Mai — Juni	„ 1,90.
„	„	Juni — Juli	„ 3,51.
fällt	„	Juli — August	„ 2,25.
„	„	August — September	„ 3,18.
„	„	September — October	„ 3,96.
steigt	„	October — November	„ 0,42.

steigt v. Wint. zum Frühl. um 4,72; fällt v. Sommer zum Herbst um 6,01.

Zu Tabelle XIX.

Zusammenstellung der reducirten Thermometerstände nach Tagen in den Jahren 1846—1851.

Jahr.	Ueber 15°.	10 bis 15.	Summe über 10.	5° bis 0.	Summe über 5.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter 0.	— 0 bis — 5.	Unter — 5.
1846	34	93	127	78	205	101	306	59	39	20
1847	27	75	102	95	197	76	273	92	60	32
1848	17	82	99	100	199	89	288	78	45	33
1849	11	76	87	110	197	97	294	71	53	18
1850	5	73	78	98	176	98	274	91	62	29
1851	5	65	70	103	173	90	263	102	85	17
Med.	16,50	77,33	93,83	97,33	191,16	91,83	283,00	82,16	57,33	24,83

Bemerkungen zu Tabelle XXI.

Thermometerstände bei den 8 Hauptwinden.

2) Für 1851.

Für	N	fällt das Max.	12,00	in den	Juni,	das Min.	—5,58	in den Febr.
„	NO	„ „	13,00	„	Juli,	„	—4,00	„ Nov.
„	O	„ „	13,55	„	Juli,	„	—3,99	„ Febr.
„	SO	„ „	9,60	„	Febr.,	„	—1,72	„ Dec.
„	S	„ „	12,50	„	Juni,	„	+0,40	„ Jan.
„	SW	„ „	12,39	„	August	„	—2,72	„ Nov.
„	W	„ „	11,26	„	August	„	—2,34	„ Nov.
„	NW	„ „	11,73	„	Juli,	„	—1,94	„ Nov.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde in folgender Ordnung auf einander:

Jahr:	S	SW	NW	W	O	NO	N	SO
	5,20	5,18	4,35	4,27	3,75	3,52	3,35	—0,46
Winter:	S	SW	W	NW	SO	NO	O	N
	0,40	0,19	—0,19	—0,65	—0,78	—2,30	—3,23	—3,71
Frühling:	S	SW	NW	W	O	N	NO	
	9,60	4,80	3,14	3,03	3,01	2,00	1,46	
Sommer:	O	NO	SW	S	NW	N	W	
	12,80	12,48	12,11	11,85	10,62	10,51	10,46	
Herbst:	NW	W	SW	NO	O	N	SO	
	4,28	2,79	3,63	2,46	2,41	2,28	0,50	

Tabaksbau von dieser Seite aus Eintrag gethan hat, so hat doch die fast unglaubliche Zunahme der Tabaksconsumtion in den Vereinigten Staaten selbst diesen Schaden für die Pflanzer mehr als gut gemacht, und den Preis dieses Stapelartikels, wie aus obiger Tabelle hervorgeht, eher gesteigert als vermindert. Amerikanische Statistiker schätzen die jährliche Tabaksconsumtion in den Vereinigten Staaten auf nicht weniger als 100 Millionen Pfunde, ein Verbrauch, welcher dem Maximum der ganzen Ausfuhr gleich kommt. Nach dieser Angabe kommen auf jeden Einwohner (mit Einschluß der Weiber und Kinder) sieben Pfund Tabak; wonach die Consumtion, die Fabrikationskosten mit eingerechnet, auf 20 Millionen Thlr. zu stehen kommt. In der Stadt New-York allein wurden im Jahr 1810 um 80,000 Thlr. Cigarren verbraucht, und im Jahr 1835 hatte sich dieser Theil der Tabaksconsumtion allein in dieser einzigen Stadt der Union um 120,000 Thaler vermehrt. Ein New-Yorker Blatt, the Commercial advertiser, schätzt die ganze Tabaksconsumtion dieser Stadt auf 3,650,000 Thaler, wonach auf jeden Tag 10,000 Thaler kommen. Der Werth der jährlichen Brodconsumtion, wenn man 13 Unzen Brod auf jeden Einwohner, und das Fäßchen Mehl auf 10 Thlr. rechnet, beträgt bloß 3,493,050 Thlr., und es gibt daher dieser Haupthandelsplatz der Union mehr Geld für Tabak als für Brod aus.*

---

* In demselben und in einem noch größeren Verhältnisse scheint die Tabaksconsumtion auf den west- und ostindischen Inseln gestiegen zu seyn. Man rechnet die tägliche Consumtion in der Havannah allein auf etwas mehr als 8000 Thaler. Die ungeheure Tabaksproduktion auf den manillischen und philippinischen Inseln, von welchen nur äußerst wenig nach England und den Vereinigten Staaten ausgeführt wird, wird fast gänzlich von den Einwohnern und Sklaven verbraucht, und man schätzt die jährliche Consumtion von Cigarren allein auf mehr als 40 Millionen. Auf der Insel Cuba braucht jeder freie Neger täglich für 12½ Cents = ⅛ spanischen Thaler (ungefähr 30 kr.) Tabak, eine Summe, die sich in einem Zeitraum von 30 Jahren mit Einschluß der Interessen auf circa 7000 Thaler (17,500 Gulden) beläuft. — Ein großer Theil des in den Vereinigten Staaten produzirten Tabaks wird zum Kauen verbraucht, wovon die in den Sälen der gesetzgebenden Versammlungen und in der großen Rotunda zu Washington aufgestellten riesenhaften, öffentlichen Spuckkästen den auffallendsten Beweis liefern.

Differenzen

bei N d. Wint. und Sommers	14,22	d. Frühlings und Herbsts	−0,28
„ NO	„	14,78	„	−1,00
„ O	„	16,03	„	+0,80
„ SO	„	0,78	„	−0,50
„ S	„	11,15	„	+0,60
„ SW	„	11,92	„	+1,17
„ W	„	10,65	„	−0,78
„ NW	„	11,27	„	−1,14

Max. differ. bei O = 16,03. Max. + bei S. Max. − bei N.
Min. „ „ SO = 0,78. Min. + bei O. Min. − bei NW.

2) Für 1852.

Für N fällt das Max. 13,17 in den Aug., das Min. −7,30 in den März.

„ NO	„	15,10	„	Juli,	„	−4,48	„ Dec.
„ O	„	15,13	„	Juli,	„	−4,27	„ Febr.
„ SO	„	15,55	„	Mai,	„	2,85	„ März.
„ S	„	12,95	„	Mai,	„	−1,82	„ Febr.
„ SW	„	15,10	„	Juli,	„	−1,51	„ Febr.
„ W	„	13,76	„	Juli,	„	0,94	„ Febr.
„ NW	„	11,83	„	Juli,	„	−4,00	„ Febr.

Der Wärme nach folgen die Winde in folgender Ordnung auf einander:

im Jahr:	SO	SW	W	S	NW	NO	N	O
im Winter:	W	NW	N	SW	S	NO	O	
im Frühling:	S	SO	SW	W	O	N	NW	NO
im Sommer:	SO	O	NO	SW	N	NW	W	S
im Herbst:	SW	W	NO	SO	NW	O	N	S

Differenzen

bei N d. Winters u. Sommers	12,93	des Frühlings und Herbsts	−0,51
„ NO	„	17,21	„	−4,09
„ O	„	16,10	„	−1,90
„ SO	„	14,45	„	+1,28
„ S	„	11,14	„	+0,80
„ SW	„	13,27	„	+0,39
„ W	„	11,05	„	−1,39
„ NW	„	11,88	„	−2,75

Somit Max. diff. 16,10 bei O. Max. + bei S. Max. − bei NO.
Min. „ 11,05 bei W. Min. + bei SW. Min. − bei N.

4) Von Herrn Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XXII. Thermometer im Schatten, im Freien, 80theilige Skala.

1851.	Thermograph		Mittlerer Stand			Mitt. aus den 3 tägl. Beobachtungen		Mitt. a. d. tägl. höchsten u. tiefst. Stand		Grösster tägl. Unterschied	Mittel der täglichen Unterschiede	Monatlicher Unterschied
	Höchster Stand.	Tiefst. Stand.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	nicht reducirt.	reducirt.	nicht reducirt.	reducirt.			
Januar .	+ 7,0	− 8,8	− 0,729	+ 3,590	+ 0,291	+ 1,047	+ 0,956	+ 1,019	+ 0,863	9,1	5,245	15,8
Februar .	+ 9,5	− 12,5	− 3,029	+ 4,432	− 1,139	+ 0,088	− 0,249	+ 0,291	− 0,216	14,2	6,699	22,0
März .	+ 15,0	− 17,5	+ 0,994	+ 6,784	+ 2,303	+ 3,360	− 3,096	+ 2,849	− 2,917	17,2	7,939	32,5
April .	+ 19,7	− 1,5	+ 5,560	+ 11,057	+ 5,923	+ 7,513	+ 7,156	+ 7,140	+ 7,104	14,3	7,951	21,0
Mai . .	+ 16,0	− 1,3	+ 6,203	+ 11,581	+ 6,019	+ 7,934	+ 7,455	+ 7,644	+ 7,289	12,6	8,952	16,5
Juni . .	+ 24,6	− 0,5	+ 11,170	+ 18,230	+ 10,547	+ 13,316	+ 12,823	+ 12,773	+ 12,330	14,6	11,293	21,7
Juli . .	+ 25,0	+ 2,9	+ 11,500	+ 17,465	+ 11,255	+ 13,407	+ 12,869	+ 13,240	+ 13,210	16,5	6,926	19,2
August .	+ 23,0	+ 5,8	+ 11,780	+ 18,355	+ 11,848	+ 13,998	+ 13,413	+ 14,213	+ 14,203	15,1	6,993	19,0
Septemb.	+ 17,0	+ 5,0	+ 7,310	+ 12,573	+ 7,909	+ 9,229	+ 8,871	+ 9,363	+ 9,251	12,0	6,957	15,5
October .	+ 17,0	+ 1,5	+ 5,971	+ 11,529	+ 7,009	+ 8,167	+ 7,975	+ 8,264	+ 7,925	11,0	6,499	14,5
November	+ 6,0	+ 2,5	− 0,717	+ 2,363	+ 0,993	+ 0,884	+ 0,453	+ 0,302	− 0,150	9,0	4,169	16,0
December	+ 9,5	− 10,0	− 2,628	+ 1,845	− 1,181	− 0,621	− 0,761	− 0,664	− 1,367	11,0	5,252	21,5
Jahr . .	+ 25,0	− 12,0	+ 4,147	+ 9,992	+ 5,662	+ 6,524	+ 6,141	+ 6,379	+ 6,171	17,2	7,465	Jahresunterschied 42,5
	21. Juli Mtgs.	− 17,5 3 März Morg.		+ 6,500 reducirt + 6,141						3 März Mor. − 6,3 Min. − 17,5		

Jahrgang 1851 (1. Dec. 1850 bis 30. Nov. 1851)

+ 6,650	+ 6,271	+ 6,479	+ 6,293

Thermometer im Schatten, im Freien, 80theilige Skala.

1852.	Thermograph		Mittlerer Stand			Mittel aus den 3 tägl. Beobachtungen		Mittel a. d. tägl. höchsten u. tiefst. Stand		Grösster tägl. Unterschied	Mittel der täglichen Unterschiede	Monatlicher Unterschied.
	Höchster Stand.	Tiefst. Stand.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	nicht reducirt	reducirt.	nicht reducirt	reducirt.			
Januar	+ 11,3	— 9,5	— 0,529	+ 4,648	+ 0,739	+ 1,619	+ 1,399	+ 1,393	+ 0,690	11,0	6,632	20,6
Februar	+ 8,5	— 7,8	+ 0,403	+ 3,656	+ 1,186	+ 1,758	+ 1,615	+ 1,509	+ 1,294	9,8	4,510	16,3
März	+ 16,0	— 10,3	— 3,074	+ 5,749	— 1,060	+ 0,558	+ 0,169	+ 0,642	+ 0,609	17,4	10,523	26,2
April	+ 15,8	— 6,5	+ 1,133	+ 9,677	+ 2,647	+ 4,486	+ 4,026	+ 4,256	+ 4,212	17,9	11,107	22,1
Mai	+ 25,0	— 1,7	+ 7,926	+ 16,000	+ 8,132	+ 10,686	+ 10,047	+ 10,542	+ 10,633	20,0	11,387	26,7
Juni	+ 22,5	+ 3,5	+ 10,703	+ 17,200	+ 10,327	+ 12,743	+ 12,139	+ 12,489	+ 12,530	15,1	9,920	19,0
Juli	+ 28,3	+ 5,2	+ 12,242	+ 21,648	+ 12,535	+ 15,475	+ 14,749	+ 15,608	+ 15,206	17,3	12,509	23,1
August	+ 23,6	+ 5,8	+ 11,729	+ 18,232	+ 11,597	+ 13,853	+ 13,209	+ 14,026	+ 14,367	15,4	8,593	17,8
September	+ 19,0	+ 1,5	+ 8,417	+ 14,693	+ 8,773	+ 10,628	+ 10,164	+ 10,991	+ 10,861	12,3	7,677	17,5
October	+ 18,0	— 0,3	+ 3,616	+ 11,029	+ 4,958	+ 6,534	+ 6,140	+ 6,732	+ 6,952	13,3	9,652	19,3
November	+ 16,0	— 3,0	+ 4,273	+ 9,940	+ 5,243	+ 6,485	+ 6,175	+ 6,666	+ 5,871	10,7	6,627	19,9
December	+ 10,6	— 2,5	+ 1,777	+ 7,032	+ 2,584	+ 3,798	+ 3,494	+ 3,763	+ 2,869	10,5	6,674	13,1
Jahr	+ 28,3	— 10,2	+ 4,885	+ 11,629	+ 5,644	+ 7,385	+ 6,950	+ 7,384	+ 7,146	20,0	8,733	Jahresmittel 20,5
	17. Juli Mtgs.	14. Mz. Morg.		+ 7,386 reducirt + 6,950						16 Mai Max. + 21,0 Min. + 1,0		

Jahrgang 1851
(1. Dec. 1851 bis 30. Nov. 1852)

+ 7,017	+ 6,597	+ 7,013	+ 6,787

Tabelle XXIII.
Wärmegruppen.

1851.	Heisse Tage: Max. +30 u. darüber	Warme Tage: Max. von +25 bis +29,9.	Gemässigte Tage: Max. zwischen +0,1 und +24,9	Eistage. Min. von 0 bis —4,9	Min. v. —5 bis —9,9	Min. —10 und tiefer.	Wintertage: an denen d. Thermom. nicht über 0° rückt.
Januar			8	22	3		1
Februar			4	11	12	1	
März		1	16	10	3	1	2
April		5	20	5			
Mai		2	27	2			
Juni	10	15	5				
Juli	8	17	6				
August	11	16	4				
September		4	26				
October		6	25				
November			7	19	3	1	3
December			8	13	9	1	9
Jahr	29	66	154	82	30	4	15
				116			
1852.							
Januar			8	17	6		2
Februar			12	13	4		1
März		2	1	12	15	1	4
April		2	7	17	4		
Mai	8	10	10	3			
Juni	8	15	7				
Juli	24	6	1				
August	8	20	3				
September		16	14				
October		4	24	3			
November		2	22	6			
December			18	13			
Jahr	48	77	127	84	29	1	7
				114			

Tabelle XXIV. Mitteltemperaturen der einzelnen Tage, nicht reduciert.

1851.	−7,9 bis −7,0	−6,9 bis −6,0	−5,9 bis −5,0	−4,9 bis −4,0	−3,9 bis −3,0	−2,9 bis −2,0	−1,9 bis −1,0	−0,9 bis 0,0	+0,1 bis +1,0	+1,1 bis +2,0	+2,1 bis +3,0	+3,1 bis +4,0	+4,1 bis +5,0	+5,1 bis +6,0	+6,1 bis +7,0	+7,1 bis +8,0	+8,1 bis +9,0	+9,1 bis +10,0	+10,1 bis +11,0	+11,1 bis +12,0	+12,1 bis +13,0	+13,1 bis +14,0	+14,1 bis +15,0	+15,1 bis +16,0	+16,1 bis +17,0	+17,1 bis +18,0	+18,1 bis +19,0
Januar				1	1	1	2	1	7	8	6	5	1														
Februar		1			3	1	5	3	4	4	4	3															
März	1				1		1	1	2	6	1	5		5	2	5	1										
April											1	5	1	7	1	1	1	4	4	1	3	1					
Mai													1	4	4	9	3	6	3	1							
Juni																		1	3	2	5	13	2	2	1	1	
Juli																		1	1	6	7	6	4	3	1	1	1
August																		2	1	1	5	3	9	6	4		
September															4	3	5	9	6		3						
October													1	3	3	8	6	7	3								
November				1	1	1	3	5	6	5	6	2															
December	1	1		3	3	3	3	4	3	2	4	2	1	1													
Jahr	2	2		5	9	6	14	14	22	23	22	22	5	20	14	26	16	30	21	11	23	23	15	11	6	2	1

Winterliche Tage 141

Lenzl. u. herbstl. Tage: 37 + 54 = 111

Sommerliche Tage 113

Wärmster Tag + 18,07 (reduciert + 17,71) 23. Juli.
Kältester Tag — 7,07 (reduciert — 7,80) 29. Dec.
Unterschied beider 25,14 (25,51)

1852.	−5,0 bis −4,0	−4,0 bis −3,0	−3,0 bis −2,0	−2,0 bis −1,0	−1,0 bis −0,0	−0,0 bis +0,9	+0,9 bis +1,9	+1,9 bis +2,9	+2,9 bis +3,9	+3,9 bis +4,9	+4,9 bis +5,9	+5,9 bis +6,9	+6,9 bis +7,9	+7,9 bis +8,9	+8,9 bis +9,9	+9,9 bis +10,9	+10,9 bis +11,9	+11,9 bis +12,9	+12,9 bis +13,9	+13,9 bis +14,9	+14,9 bis +15,9	+15,9 bis +16,9	+16,9 bis +17,9	+17,9 bis +18,9	+18,9 bis +19,9	+19,9 bis +20,9	+20,9 bis +21,9	+21,9 bis +22,9	+22,9 bis +23,9	+23,9 bis +24,9	+24,9 bis +25,9	+25,9 bis +26,9	+26,9 bis +27,9	+27,9 bis +28,9	+28,9 bis +29,9	+29,9 bis +30,9	+30,9 bis +31,9	+31,9 bis +32,9	+32,9 bis +33,9	+33,9 bis +34,9	+34,9 bis +35,9	+35,9 bis +36,9	+36,9 bis +37,9	+37,9 bis +38,9	+38,9 bis +39,9	+39,9 bis +40,9
Januar	1	1		1	2	4	2	11	1	2	1		4		1																																
Februar			1	3	1	4	4	2	3	3	1	2	3																																		
März	1		2	2	4	10	3	3		2			2		2																																
April						2	1	4	2	2	6	3	4	5		1																																
Mai									1	1	3	1		2	1	3	2	3	2	3	3	1	2	1																							
Juni																3	3	6	3	4	4	3	2																							
Juli																		1	1	4	8	6	7	1	1	1	1																		
August																	2	1	6	5	4	9	1																							
September													2	1	3	5	5	6	6	2																									
October											6	6	5	7	2	2			1																										
November							1	2	3			6	3	6	5	1	3																												
December						1	1	4	3	6	5	8	1																																
Jahr	2	1	3	6	7	21	12	26	12	20	24	26	24	21	14	15	15	22	19	23	19	19	12	2	1	1	1																	

Winterliche Tage 111

Lenzl. u. herbstl. Tage: 49 + 76 = 125

Sommerliche Tage 131

Wärmster Tag + 20.37 (reduziert + 19.77) 17. Juli.
Kältester Tag − 5.67 (reduziert − 5.02) 14. März.
Unterschied beider 26.04 (25.59)

Tabelle XXV. Temperatur der Jahreszeiten.

1851.

Frühling	Sommer.	Herbst	Kal. Wint.	Met. Wint.	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.
+6,289	+13,570	+6,086	+0,267	+0,574	+13,988 August.	−0,621 Dec.	14,609

Unterschied zwischen Sommer und Kal. Winter 13,303.
" " " " Met. Winter 12,996.

1852.

+5,243	+14,024	+7,882	+2,392	+0,919	+15,475 Juli.	+0,558 März.	14,917

Unterschied zwischen Sommer und Kal. Winter 11,632.
" " " " Met. Winter 13,105.

Tabelle XXVI. Frost- und Schneegränzen, Schneedecke, Eisdecke.

1851.

Frost letzter im Frühjahr.	Frost erster im Spätjahr.	Frostfreie Tage dazwischen.	Schnee letzter im Frühjahr.	Schnee erster im Spätjahr.	Schneefreie Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Eisdecke der Nagold.
8. Mai	4. Nov.	179	29. Apr	4. Nov.	188	Frühjahr 18 Tage.	2 Tage
						Spätjahr 25 Tage.	5 "
						Kal.-Wint. 43 Tage.	7 "
						Met. Wint. 22 Tage.	2 "

1852.

8. Mai	13. Oct	157	3. Mai.	18. Jan. 1853	259	Frühjahr 43 Tage.	0 Tage.
						Spätjahr 0	0
						Kal.-Wint. 43 Tage.	0 Tage.
						Met. Wint. 68 Tage.	14 "

3) Brunnentemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen. Tab. XXVII.

Monat	Monatsmittel der Brunnentemp.	Monatsmittel der Lufttemp.	Tiefste Brunnentemperatur.	Mittlere Luftt.	Höchste Brunnentemperatur.	Mittlere Luftt.	Abstand.	Zunahme.
Dec. 50	+ 4,65	+ 1,00	+ 3,6 d. 15.	— 4,43	+ 6,1 d. 6.	+ 1,03	2,1	0,7
Jan. 51	+ 4,12	+ 1,83	+ 3,7 d. 21.	+ 0,80	+ 4,5 | 1. 10.	+ 9,19 / + 4,13	0,8	0,6
Febr.	+ 3,71	+ 1,38	+ 3,0 | 21. 23. 24.	+ 1,11 / + 1,81 / + 1,03	+ 4,3 | 1. 4. 5. 9.	+ 4,13 / + 4,20 / + 4,13 / + 2,47	1,3	
März	+ 4,11	+ 4,41	+ 2,5 d. 3.	— 2,93	+ 7,0 d. 31.	+ 9,52		4,5
April	+ 7,25	+ 8,35	+ 5,7 | 8. 9.	+ 1,77 / + 3,10	+ 8,8 d. 24.	+ 13,09	0,2 1,0	3,3
Mai	+ 9,00	+ 9,85	+ 7,7 | 7. 8.	+ 6,47 / + 2,83	+ 8,0 d. 31.	+ 9,83	0,3	1,3
Juni	+ 10,48	+ 14,78	+ 9,0 | 1. 2.	+ 10,83 / + 12,20	+ 12,0 d. 30.	+ 11,7		2,0
Juli	+ 12,28	+ 10,19	+ 11,5 d. 19.	+ 12,27	+ 12,9 d. 28.	+ 14,77	0,6	1,4
August	+ 12,68	+ 14,64	+ 11,6 d. 31.	+ 9,40	+ 14,6 d. 2.	+ 12,80	1,0	2,4
Sept.	+ 14,48	+ 9,26	+ 9,6 d. 30.	+ 2,20	+ 11,6 d. 2.	+ 10,17	2,0	
Octob.	+ 9,18	+ 5,80	+ 8,1 d. 31.	+ 5,17	+ 10,5 d. 15.	+ 11,0	1,4	1,0
Nov.	+ 5,28	+ 1,16	+ 4,0 d. 29.	— 1,55	+ 7,0 d. 1.	+ 4,33	3,8	0,3
Dec.	+ 3,82	— 0,20	+ 2,6 d. 31.	— 5,30	+ 4,8 | 5. 10.	+ 2,43 / + 5,93	2,2	0,5
Kal.-J.	+ 7,96	+ 7,36	März.		August.			0,1
Met. J.	+ 8,02	+ 7,48	März.		August.			0,1
Dec. 51	+ 3,82	— 0,20	+ 2,6 d. 31.	— 5,30	+ 4,8 | 5. 10.	+ 2,43 / + 5,43	0,2	0,5
Jan. 52	+ 3,81	+ 3,17	+ 2,4 d. 1.	— 5,66	+ 4,4 d. 17.	+ 9,56	0,4	2,0
Febr.	+ 4,75	+ 2,53	+ 3,0 d. 27.	— 0,73	+ 5,0 | 6. 7.	+ 6,80 / + 6,63	2,0	0,8 / 0,3
März	+ 3,45	+ 1,87	+ 2,7 d. 5.	— 2,87	+ 5,3 d. 31.	+ 12,7	2,6	1,1
April	+ 6,27	+ 6,01	+ 5,2 | 2. 3. 4. 22. 23.	+ 8,53 / + 3,47 / + 4,13 / + 2,82 / + 7,33	+ 8,0 d. 30.	+ 10,10		2,3
Mai	+ 9,32	+ 12,31	+ 7,0 d. 4.	+ 3,93	+ 12,0 d. 30.	+ 14,23	1,0	5,0
Juni	+ 11,78	+ 14,13	+ 11,1 | 1. 2.	+ 10,45 / + 11,23	+ 12,8 d. 30.	+ 17,81		1,7
Juli	+ 14,16	+ 17,32	+ 12,7 | 2. 3.	+ 15,31 / + 14,43	+ 14,9 d. 18.	+ 21,77	1,4	2,2
Aug.	+ 14,09	+ 15,09	+ 13,1 | 11. 15. 17.	+ 12,93 / + 12,13 / + 11,72	+ 14,4 | 29. 30. 31.	+ 15,47 / + 16,83 / + 18,23	0,9	1,3
Sept.	+ 11,79	+ 11,84	+ 10,2 d. 30.	+ 10,80	+ 14,3 31 Aug.	+ 18,23	1,7	
Oct.	+ 8,86	+ 7,53	+ 7,3 d. 22.	+ 6,70	+ 10,2 d. 2.	+ 12,26	1,0	0,2
Nov.	+ 8,05	+ 8,09	+ 7,0 d. 30.	+ 2,93	+ 8,7 d. 5.	+ 11,26	1,7	0,7
Dec.	+ 5,81	+ 5,33	+ 5,2 | 23. 25.	+ 4,67 / + 3,50	+ 6,2 d. 1.	+ 2,93	1,5	1,2
Kal.-J.	+ 7,68	+ 8,77	Januar.		Juli.		9,3	12,5
Met. J.	+ 7,51	+ 8,31	Januar.		Juli.		7,9	12,3

Im Kal.-Jahr 1851 blieb demnach die Brunnentemperatur stationär; im meteorologischen Jahr nahm sie um 0,4 zu; sie kam der Lufttemperatur nahezu gleich im März. Im Kal.-Jahr 1851 nahm sie um 3,5 zu, im meteorologischen Jahr um 0,4 zu; sie kam der Lufttemperatur nahezu gleich im Januar, April, November und Dezember.

Die Vergleichung der mittleren Brunnentemperatur der Jahreszeiten mit der Lufttemperatur gibt die

Tabelle XXVIII.

1851.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter. Kal.-J.	Winter. Met.-J.
Brunnentemperatur	+ 6,45	+11,81	+ 9,85	+ 3,82	+ 4,90
Lufttemperatur	+ 7,21	+13,10	+ 6,60	+ 1,81	+ 1,63
1852.					
Brunnentemperatur	+ 6,35	+13,24	+ 9,11	+ 4,19	+ 3,52
Lufttemperatur	+ 6,76	+15,51	+ 5,15	+ 3,68	+ 1,83

4) Die barometrischen Verhältnisse.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Uebersicht der monatlichen Extreme, Mittel und Differenzen nach den auf + 13° Reaumur reducirten Beobachtungen, die Mittel von den Morgen- und Mittagsbeobachtungen genommen gibt Tab. XXIX; + und − in der Spalte „Differenz" bezeichnen den Ueberschuss oder Minderbetrag der Mittelstände gegen das Jahresmittel von 1851, sowie gegen das von 1852, und gegen das 20jährige von 1825—1844 (27 4,71).

Tabelle XXIX.

1851. Monate	Barometerstand: höchster	tiefster	mittl.	Barometrische Differenzen: monatl. Schw.	vom Jahresmittl. des Kal. J.	des met. J.	v. 20j. Jahresmittel.	Mittl. monatl. Schw. d. 20 Jahre
Dec. 50	27" 10,22" d.22.	26" 9,31" d.16.	27" 5,023"	12,91"	+ 1,038"	+ 1,055"	+ 0,831"	
Jan. 51	27 9,39 d.25.	26 10,53 d.24.	27 4,344	10,50	− 0,538	+ 0,477	+ 0,366	
Febr.	27 8,48 d.10.	26 9,93 d.1.	27 4,827	10,55	− 0,326	+ 0,360	+ 0,053	
März	27 9,29 d.3.	26 10,01 d.6.	27 2,634	10,29	− 2,269	− 1,293	− 2,018	
April	27 8,45 d.2.	26 9,33 d.21.	27 2,284	8,19	− 2,639	− 1,653	− 2,418	
Mai	27 7,21 d.20.	26 11,45 d.5.	27 3,653	8,26	− 0,248	+ 0,762	− 1,055	
Juni	27 8,85 d.18.	27 1,00 d.10.	27 5,184	7,85	+ 0,283	+ 1,241	+ 0,454	
Juli	27 9,31 d.11.	27 0,08 d.16.	27 2,879	6,23	− 2,023	− 1,049	− 1,852	
Aug.	27 7,27 d.29.	26 11,24 d.28.	27 4,224	7,53	− 0,529	+ 0,407	− 0,206	
Sept.	27 8,54 d.16.	27 1,48 d.21.	27 4,859	8,14	+ 0,056	+ 1,042	+ 0,249	
Okt.	27 8,83 d.11.	26 9,40 d.25.	27 3,911	17,43	− 0,516	+ 0,010	− 0,283	
Nov.	27 8,28 d.13.	26 10,22 d.24.	27 2,554	10,51	− 2,349	− 1,363	− 2,156	
Dec.	27 10,51 d.12.	27 3,31 d.22.	27 7,736	7,20	+ 2,833	+ 3,819	+ 3,026	
Kal. J.	Dec. 51.	October.	27 4,903	14,11			+ 0,193	
Met. J.	Dec. 50.	October.	27 3,917	13,82			− 0,193	
1852.								
Dec. 51	27" 10,51" d.12.	27" 3,31" d.22.	27" 7,736"	7,20"	+ 2,833"	+ 3,819"	+ 3,026"	
Jan. 52	27 8,85 d.5.	26 9,91 d.9.	27 4,109	6,89	+ 0,218	− 0,054	− 0,602	17,38"
Febr.	27 8,68 d.23.	26 9,23 d.18.	27 3,993	11,13	+ 0,149	− 0,153	− 0,101	17,01
März	28 0,16 d.7.	26 11,48 d.30.	27 5,859	12,70	+ 1,798	+ 1,496	+ 0,948	10,71
April	27 7,99 d.21.	26 11,50 d.18.	27 4,191	8,48	+ 0,337	+ 0,035	− 0,513	9,54
Mai	27 7,35 d.15.	26 10,14 d.30.	27 3,513	8,01	− 0,347	− 0,649	− 1,197	7,79
Juni	27 9,74 d.30.	26 10,80 d.14.	27 7,095	2,44	− 0,865	− 1,267	− 1,815	2,65
Juli	27 7,33 d.3.	27 1,19 d.27.	27 4,229	6,14	+ 0,489	+ 0,117	− 0,431	6,19
Aug.	27 6,50 d.29.	26 11,36 d.4.	27 3,349	7,14	− 0,511	− 0,913	− 1,361	7,28
Sept.	27 10,75 d.23.	26 11,50 d.28.	27 4,144	11,21	+ 0,284	− 0,018	− 0,568	8,65
Oct.	27 9,75 d.19.	26 8,96 d.5.	27 3,681	17,79	− 0,115	− 0,477	− 1,025	10,56
Nov.	27 6,95 d.8.	26 7,60 d.22.	27 2,325	13,35	− 1,485	− 1,797	− 2,345	10,85
Dec.	27 8,27 d.31.	26 10,80 d.15.	27 4,105	9,32	+ 0,245	+ 0,057	− 0,605	10,58
Kal. J.	März.	November.	27 3,860	16,56			− 0,540	
Met. J.	März.	November.	27 4,167	16,56			− 0,549	

Im Ganzen kann man annehmen, daß die Tabaksconsumtion der Vereinigten Staaten, im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung, achtmal so groß ist als in Frankreich und dreimal so groß als in England.

Diese vermehrte Tabaksconsumtion in der Union selbst hat eine große Menge Pflanzer veranlaßt, ihre Plantagen zum Tabaksbau einzurichten, so daß in neuester Zeit nicht nur Maryland und Virginien, sondern auch hauptsächlich Kentucky, Missouri, Tennessee und weiter nördlich Ohio, Pennsylvanien, Indiana und Connecticut tabakpflanzende Staaten geworden sind. Es beschäftigen sich daher jetzt vier freie und fünf Sklavenstaaten mit der Tabakskultur; aber das Verhältniß der Produktion dürfte wie 5 : 1 zu Gunsten der letztern seyn. Nimmt man nun noch auf die schnelle Vermehrung der Bevölkerung, und auf die große Menge einwandernder Europäer (in New-York allein jede Woche im Durchschnitt 1000, wovon nicht ganz ein Drittel Deutsche) Rücksicht, so ist vorauszusehen, daß die Produktion des Tabaks in den Vereinigten Staaten noch Jahrhunderte lang zunehmen kann, ohne mit der Consumtion in Mißverhältniß zu treten, obgleich die zur Ausfuhr bestimmte Quantität nach und nach abnehmen dürfte. Daß übrigens die Tabaksconsumtion auch in Europa bedeutend gestiegen ist, erhellt aus dem Umstand, daß die Vereinigten Staaten dahin noch immer ihr altes Quantum ausführen, obwohl Deutschland und Frankreich jedes Jahr mehr und mehr Tabak bauen. So belief sich z. B. die Ausfuhr nach Frankreich im Jahr 1832 auf 5779, im Jahr 1835 aber auf 6312 Fässer, und es wurden in demselben Jahr (was früher nie geschah) sogar 25 Fässer nach Triest ausgeführt.

Von dieser Seite wäre daher für die Aufhebung der Sklaverei durch freie Arbeit der Weißen wenig zu hoffen, wenn man nicht voraussehen könnte, daß die westlichen freien Staaten nach und nach Tabak pflanzen und dadurch den Preis desselben in den südlichen Staaten hinabdrücken werden. Uebrigens kann sich der Menschenfreund damit beruhigen, daß der Baumwollen- und Tabaksbau die Zahl der Reis- und Zuckerpflanzungen vermindert, und dadurch Tausenden von Negern Gesundheit und Leben rettet. Auch ist es vielleicht hier an seinem Platz, zu bemerken, daß eine Gesellschaft von Philanthropen im Staate Illinois sich mit der

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21368 / 044

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XXX.

1851. Monate.	Höchster Stand.	Tiefster Stand.	Mittl. Stand.
Oberstetten . .	27"6,21"' d. 12. Dec.	26"5,36"' d. 6. März.	
Amlishagen . .	27 7,30 d. 12. Dec.	26 6,70 d. 29. Oct.	
Oehringen . .	27 10,50 d. 15. Sept.	26 9,00 d. 29. Oct.	
Winnenden . .	27 10,50 d. 12. Dec.	26 9,87 d. 29. Oct.	27"6,777"'
Canstatt . . .	28 1,01 d. 12. Dec.	26 11,23 d. 29. Oct.	27 4,093
Stuttgart . . .	27 10,51 d. 12. Dec.	26 8,40 d. 29. Oct.	27 4,87
Hohenheim . .	27 4,70 d. 12. 13. Dec.	26 4,80 d. 26. April.	26 9,92
Calw	27 7,36 d. 15. Dec.	26 6,73 d. 29. Oct.	25 10,13
Freudenstadt .	26 4,50 d. 11. Dec.	26 3,07 d. 29. Oct.	25 10,26
Bissingen . . .	27 3,48 d. 12. Dec.	26 4,50 d. 11. Dec.	25 9,72
Schopfloch . .	26 3,92 d. 11. Dec.	25 3,91 d. 6. März.	
Ennabeuren . .	26 1,42 d. 10. Sept.	25 2,48 d. 6. März.	
Heidenheim . .	27 1,50 d. 12. Dec.		
Ulm	27 0,60 d. 16. Sept.	26 1,50 d. 2. April.	
Pfullingen . . .	28 0,74 d. 15. 16. Dec	26 8,36 d. 6. März.	
Schwenningen .	27 11,00 d. 11. Oct.	27 0,00 d. 6. März.	
Issny	26 4,00 d. 12. Oct.	25 5,00 d. 29. Oct.	
1852.			
Oberstetten . .	27" 7,18"' d. 6. März.	26" 4,50"' d. 22. Nov.	
Amlishagen . .	27 7,70 d. 6. März.	26 5,30 d. 24. Nov.	
Oehringen . .	27 10,50 d. 6. März.	26 8,00 d. 5. Oct.	
Winnenden . .	27 11,40 d. 6. März.	26 8,28 d. 24. Nov.	
Canstatt . . .	28 2,35 d. 7. März.	26 9,61 d. 24. Nov.	27"6,22"'
Stuttgart . . .	28 0,16 d. 7. März.	26 7,60 d. 22. Nov.	27 3,86
Hohenheim . .	27 5,60 d. 7. März.	26 0,40 d. 24. Nov.	
Calw	27 8,46 d. 6. März.	26 5,02 d. 24. Nov.	27 1,18
Freudenstadt . .	26 5,00 d. 6. März.	25 2,00 d. 22. Nov.	25 9,67
Bissingen . . .	27 4,22 d. 6. März.	26 1,15 d. 24. Nov.	
Schopfloch . .	26 4,33 d. 6. März.	25 2,07 d. 24. Nov.	26 10,49
Ennabeuren . .	26 2,93 d. 7. März.	25 0,78 d. 24. Nov.	
Heidenheim . .	27 1,00 d. 24. Sept.	25 11,80 d. 24. Nov.	
Ulm	27 1,30 d. 7. März.	26 1,00 d. 23. 24. Nov.	
Mittelstadt . .	28 0,76 d. 5.-10. Mrz.	26 10,22 d. 23. 24. Nov.	26 7,01
Spaichingen . .	27 6,00 d. 7. März.	26 5,00 d. 24. Nov.	
Issny	26 5,41 d. 6. 7. Mrz.	25 3,20 d. 24. Nov.	

Das jährliche Maximum 1851 fiel daher in den nördlichen Gegenden des Landes auf den 12. December, in den südlichen auf den October, das Minimum in den nördlichen und höheren Gegenden auf 29. October, in den südlichen auf März.

Im Jahr 1852 fiel das Maximum fast durchaus auf 6 - 7. März, das Minimum auf 24. November.

c) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Herrn Dr. Kühle zu Canstatt. Tabelle XXXI.

Monate.	1851. Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Differenz.	1852. Mittel.	Maximum.	Minimum.	Monatl. Differenz.
Januar . .	27″ 7,13‴	27″ 11,18‴	27″ 1,49‴	9,69‴	27″ 6,77‴	27″ 11,40‴	27″ 1,11‴	10,29‴
Februar . .	— 7,29	27 10,98	27 0,39	10,59	— 6,14	27 10,67	26 11,61	11,06
März . . .	— 5,28	27 10,70	26 11,90	10,80	— 7,83	28 2,03	27 2,10	11,93
April . . .	— 5,01	27 9,46	26 11,82	9,64	— 6,83	27 9,93	27 2,39	7,54
Mai . . .	— 6,52	27 10,42	27 2,31	8,11	— 6,01	27 9,19	27 1,17	8,02
Juni . . .	— 7,97	27 10,76	27 3,70	7,06	— 5,21	27 8,54	27 1,12	7,42
Juli . . .	— 5,67	27 9,19	27 2,54	6,65	— 6,60	27 9,53	27 3,72	5,81
August . .	— 7,04	27 10,23	27 2,31	7,92	— 5,73	27 8,75	27 1,49	7,26
September .	— 7,56	27 11,94	27 4,12	7,82	— 6,28	28 0,08	27 1,20	10,88
October . .	— 6,62	27 11,11	26 11,23	11,88	— 6,15	28 0,17	26 11,09	13,08
November .	— 5,03	27 11,62	27 0,94	10,68	— 4,60	27 10,81	26 9,61	13,20
December .	—10,20	28 1,01	27 6,24	6,77	— 6,54	28 0,06	27 1,24	10,82
Jahr . . .	— 6,777	28 1,01	26 11,23	8,967	— 6,224	28 2,03	26 9,61	9,78
		d. 12. Dec. Ab.	d. 29. Oct. Ab.			d. 7. März Mg.	d. 24. Nov. Mg.	

Differenz zwischen Max. und Min. 13,78‴.
Absolute Extreme: Max. 28″ 1,61‴ d. 12. Dec. Vormittags.
Min. 26″ 11,23‴ d. 29. Oct. Abends.
Absolute Jahres-Differenz 14,38‴.

Jahresdifferenz 16,42‴.
Absolute Extreme: Max. 28″ 2,35‴ d. 7. März Vormtgs.
Min. 26″ 9,61‴ d. 24. Nov. Morg.
Absolute Jahresdifferenz 16,74‴.

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch. Tabelle XXXII.

1851. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1850	311,36	309,95	312,65	313,36	313,72	311,98	308,92	311,20		313,09	309,60
Januar 1851 .	310,35	313,67	313,70	312,29	310,99	309,62	310,18	309,44	312,93	312,02	310,01
Februar .	310,36	310,61	309,67	310,21	310,93	308,48	310,40	311,21	310,96	310,33	310,57
März . . .	308,82	309,44	309,62	310,10	309,95	308,34	308,91	308,36	307,39	309,72	308,61
April . . .	308,87	308,39	309,23	308,14	308,19	309,41	309,04	308,96	309,41	308,46	309,12
Mai	310,19	311,02	310,88	309,76		308,01	308,86	310,41	311,62	310,64	309,65
Juni . . .	311,97	312,32	312,42	312,30	311,97	311,13	311,77	312,00	312,68	312,29	311,85
Juli	309,95	310,13	309,77	311,18	310,66	311,04	309,37	310,03	310,40	310,49	309,88
August . . .	311,16	311,60	311,98	311,91	311,06	311,36	310,84	310,29	311,19	311,86	310,80
September .	311,25	311,52	312,39	314,43	309,08	309,60	309,49	310,70	311,44	312,20	310,32
October . .	310,54	311,06	311,62	311,53	311,25	310,46	310,42	309,35	308,10	311,43	310,03
November .	308,26	309,46	307,89	308,83	308,41	307,40	307,71	308,56	308,91	308,86	308,05
Winter . .	310,69	311,41	312,01	311,95	311,88	310,03	309,83	310,62	311,95	311,81	310,06
Frühling . .	309,29	309,62	309,91	309,33	309,07	308,59	308,94	309,24	309,47	309,61	309,13
Sommer . .	311,03	311,34	311,39	311,50	311,23	311,18	310,66	310,77	311,42	311,55	310,84
Herbst . . .	310,02	310,68	310,63	311,60	309,58	309,13	309,21	309,54	309,48	310,83	309,47
Jahr	310,26	310,76	310,98	310,95	310,44	309,73	309,66	310,04	310,58	310,95	309,87
+od.—d.Jahrs		+ 0,50	+ 0,72	+ 0,69	+ 0,18	— 0,53	— 0,60	— 0,22	+ 0,32	+ 0,69	— 0,39
December 1851	313,04	312,57	313,04	313,70	314,59	312,56	312,73	312,69	314,69	313,57	312,72
Kal.-Winter .	311,25	312,28	312,14	312,07	312,17	310,22	311,10	311,11	312,86	311,97	311,10
Kal.-Jahr . .	310,40	310,98	311,02	311,20	310,51	309,78	309,98	310,16	310,81	310,99	310,13
+od.—d.Jahrs		+ 0,58	+ 0,62	+ 0,80	+ 0,11	— 0,62	— 0,42	— 0,24	+ 0,41	+ 0,59	— 0,27

1852. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O – N.	W – S.
December 1851	313,04	312,57	313,04	313,70	314,59	312,56	312,73	312,69	314,69	313,57	312,72
Januar 1852 .	310,31	314,00		311,03	309,86	309,79	310,39	311,05	311,27	310,66	310,35
Februar . .	309,43	309,93	309,69	310,95		306,63	308,64	310,38	308,66	310,81	309,11
März . . .	310,96	309,68	312,69	312,66	310,18	308,65	307,60	309,56	308,68	312,09	308,10
April . . .	310,34	310,55	311,08	310,14	311,27	310,67	308,13	310,57	310,51	310,53	309,91
Mai	310,22	310,30	310,69	310,64	311,33	310,33	310,34	309,47	309,53	310,65	310,02
Juni	309,59	310,00	310,00	310,82	309,05	310,12	309,26	310,10	309,90	309,65	309,61
Juli	311,01	310,86	310,40	311,51	311,00	311,53	311,09	310,45	311,30	311,01	311,02
August . .	310,11	311,02	311,93	311,72	311,86	309,73	309,53	308,92	310,29	311,60	309,52
September .	310,36	311,38	312,38	311,56	308,76	308,81	309,62	309,60	312,66	311,13	309,78
October . .	309,90	311,39	312,22	311,88	312,39	307,59	309,25	308,98	309,79	312,02	308,80
November . .	308,61	309,66	311,16	307,72	307,20	307,97	309,07	309,76	309,61	308,13	308,80
Winter . . .	310,93	312,17	311,37	311,89	312,23	309,66	310,59	311,37	311,54	311,68	310,73
Frühling . .	310,51	310,18	311,49	311,15	310,93	309,88	308,69	309,87	309,57	311,09	309,34
Sommer . .	310,24	310,63	310,78	311,35	310,64	310,46	309,96	309,82	310,49	310,75	310,05
Herbst . . .	309,62	310,88	311,25	310,39	309,45	308,06	309,31	309,45	310,69	310,43	309,13
Jahr	310,33	310,97	311,22	311,20	310,81	309,51	309,64	310,13	310,57	310,99	309,81
+ od. – d. Jahrs		+ 0,64	+ 0,89	+ 0,87	+ 0,48	– 0,82	– 0,69	– 0,20	+ 0,24	+ 0,66	– 0,52
December 1852	310,20	310,66	310,72		310,66	310,42	310,10	310,16	309,73	310,66	310,18
Kal.-Winter .	309,98	311,53	310,21	310,99	310,26	308,95	309,71	310,53	309,89	310,71	309,88
Kal.-Jahr . .	310,09	310,81	310,93	310,97	310,32	309,34	309,42	309,92	310,18	310,75	309,60
+ od. – d. Jahrs		+ 0,72	+ 0,84	+ 0,88	+ 0,23	– 0,75	– 0,67	– 0,17	+ 0,07	+ 0,66	– 0,49

Bemerkungen zu Tabelle XXXII.

Barometerstand bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1851.

Für N fällt das Max. 312,32 in den Juni, das Min. 308,39 in den April.
(Kal.-J. 312,57) Dec.

„ NO „ „ 313,70 „ Januar „ 307,89 „ Nov.
„ O „ „ 314,43 „ Sept., „ 380,14 „ April.
(314,59) „ Dec.
„ SO „ „ 313,72 „ Dec., „ 308,19 „ April.
(312,56) „ Dec.
„ S „ „ 311,98 „ Dec., „ 307,40 „ Nov.
(312,73) „ Dec.
„ SW „ „ 311,77 „ Juni, „ 307,71 „ Nov.
(312,69) „ Dec.
„ W „ „ 312,00 „ Juni, „ 308,36 „ April.
(314,69) „ Dec.
„ NW „ „ 312,93 „ Januar, „ 307,39 „ März.

Die grösste Jahres-Differenz über dem Jahresmittel zeigt (O mit 0,80) NO mit 0,72
„ kleinste „ „ SO „ 0,11
„ grösste „ unter „ SW „ 0,18
„ kleinste „ „ W „ 0,62
0,60
0,24
0,22

Nach der Höhe des Barometer-Standes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung:

	NO	O	N	NW	SO	W	S	SW
	310,98	310,95	310,76	310,58	310,44	310,04	309,73	309,66
Kal.-J.:	O	NO	N	NW	SO	W	SW	S
	311,20	311,02	310,98	310,81	310,51	310,16	309,98	309,78

Im Frühling hat den höchsten Stand NO 309,91, den tiefsten S 308,59.
„ Herbst „ „ O 311,60 „ S 309,13.
„ Sommer „ „ O 311,80 „ SW 310,66.
„ Winter „ „ NO 312,01 „ SW 309,83.
Kal.-Winter NW 312,86 „ S 310,22.

Der höchste Stand bei allen Winden tritt im Sommer (Kal.-Winter), der tiefste im Frühling ein.

2) Für 1852.

Für N fällt das Max. 314,00 in den Jan., das Min. 309,66 in den Nov.
NO – (312,69 „ März)
„ NO fällt das Max. 313,04 „ Dec., „ 309,69 „ Febr.
(312,66 „ März.)
„ O „ 313,70 „ Dec., „ 307,72 „ Nov.
(312,39 „ Oct.)
„ SO „ 314,59 „ Dec., „ 307,20 „ Nov.
(311,53 „ Juli.)
„ S „ 312,56 „ Dec., „ 306,63 „ Febr.
(311,09 „ Juli.)
„ SW „ 312,73 „ Dec., „ 307,60 „ März.
(311,05 „ Jan.)
„ W „ 312,69 „ Dec., „ 308,92 „ Sept.
(312,66 „ Sept.)
„ NW „ 314,69 „ Dec., „ 308,66 „ Febr.
(O – 0,88)

Die grösste Jahres-Differenz über dem Jahresmittel zeigt NO mit 0,89
(0,07)
„ kleinste „ „ NW „ 0,24
(0,75)
„ grösste „ unter „ S „ 0,82
(0,17)
„ kleinste „ „ W „ 0,20.

Nach der Höhe des Barometer-Standes kommen die 8 Winde in folgender Ordnung:

NO	O	N	SO	NW	W	SW	S
311,22	311,20	310,97	310,81	310,57	310,13	309,64	309,51
O	NO						
310,97	310,93	310,81	310,32	310,16	309,92	309,42	309,34

Im Frühling hat den höchsten Stand NO 311,49, den tiefsten SW 308,69.
„ Herbst „ „ NO 311,25 „ S 308,06.
„ Sommer „ „ O 311,35 „ W 309,82.
(N 311,53) (S 308,95)
„ Winter „ „ SO 312,23 „ S 309,66.

Der höchste Stand bei allen Winden trifft im Winter (Frühling), der tiefste im Herbst ein.

3) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle XXXIII.

1851. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1850	309,81		312,80	311,96	309,19		307,91	308,59	309,65	311,79	308,35
Januar . . .	308,89	310,03	309,25	310,64	306,94	309,38	308,49	308,41	309,53	309,72	308,69
Februar . .	308,84	309,37	309,15	309,55	307,03	305,41	307,71	309,75	308,81	309,07	308,73
März . . .	307,15	307,17	307,75	308,08			306,94	307,52	305,59	307,72	307,08
April . . .	307,14	307,37	306,59	306,23		309,02	307,49	307,73	306,86	306,53	307,43
Mai	308,51	309,41	310,17	308,12			307,22	307,64	310,26	309,31	307,94
Juni . . .	310,34	310,34	310,83	310,62		310,42	309,61	310,35	311,51	310,54	310,30
Juli	308,38	307,97	307,11	309,37			308,21	308,13	308,53	308,95	308,26
August . . .	309,61	309,63	311,41	310,75		311,31	308,55	309,31	309,38	310,72	309,18
September .	309,67	307,29	310,04	312,05			307,48	308,91	310,11	310,78	308,88
October . .	308,86	308,39	310,94	310,96	303,37		308,24	308,78	308,88	309,64	308,75
November . .	306,66	307,31	306,99	309,43			305,55	306,67	306,89	308,43	306,28
December .	311,43	313,19	310,66	313,13			310,82	311,10	310,49	312,02	311,18
Met. Winter .	309,18	309,70	310,40	310,72	307,72	307,40	308,04	308,92	309,33	310,19	308,59
Frühling . .	307,60	307,98	308,17	307,48		309,02	307,22	307,63	307,57	307,85	307,48
Sommer . .	309,44	309,31	309,78	310,25		310,86	308,79	309,26	309,81	310,07	309,25
Herbst . . .	308,39	307,67	309,32	310,81	303,37		307,09	308,13	308,63	309,62	307,97
Kal.-Winter .	309,72	310,86	309,69	311,11	306,98	307,40	309,01	309,75	309,61	310,27	309,51
Kal.-Jahr . .	308,79	308,95	309,24	309,91	305,78	309,11	308,03	308,69	308,91	309,45	308,55
Met. Jahr . .	308,65	308,66	309,42	309,81	306,63	309,11	307,78	308,48	308,83	309,43	308,32

1852. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1851	311,43	313,19	310,66	313,13			310,82	311,10	310,49	312,02	311,11
Januar . . .	308,78					308,95	308,24	309,34	308,76		308,78
Februar . .	307,77	307,12	307,51	309,92		306,65	307,69	307,84	307,51	308,71	307,88
März . . .	309,45	310,93	309,35	311,55	310,29	305,18	305,68	306,03	306,65	310,79	306,09
April . . .	308,63	308,93	308,86	308,41	309,37	309,19	307,52	308,87	308,08	308,79	307,10
Mai	308,56	308,52	308,84	308,93	308,72	310,21	308,56	308,54	307,56	308,81	308,40
Juni . . .	307,99	308,76		308,71	307,15	306,01	307,87	308,13	308,59	308,87	307,99
Juli	309,65	309,38	309,60	309,46			308,84	309,63	309,64	309,58	309,55
August . .	308,61	310,17	310,71	309,75	309,81	306,55	307,77	308,17	309,04	310,07	308,05
September .	308,86	309,51	307,98	310,20	307,32	309,05	307,66	308,27	309,79	309,56	308,42
October . .	308,42	312,80	309,72	310,46		308,16	307,15	307,85	307,66	310,68	307,44
November . .	307,15	308,83	304,47	305,25	304,79	304,31	307,90	307,19	307,93	306,48	307,27
Winter . . .	309,33	310,15	309,13	311,52		307,80	308,92	309,43	308,92	310,36	309,26
Frühling . .	308,88	309,46	309,02	309,63	309,46	308,19	307,25	307,81	307,43	309,46	307,19
Sommer . .	308,75	309,44	310,15	309,31	308,48	306,28	308,16	308,64	309,09	309,51	308,53
Herbst . . .	308,14	307,05	307,39	308,64	306,05	307,17	307,57	307,84	308,46	308,91	307,71
Jahr	308,77	309,02	308,92	309,77	307,99	307,36	307,99	308,43	308,48	309,56	308,17
December . .	308,75		308,53				308,81	308,84	309,47	308,53	308,85
Kal.-Winter .	308,43	307,12	308,02	309,92		307,80	308,25	308,67	308,58	308,62	308,30
Kal.-Jahr . .	308,55	308,27	308,64	309,38	307,99	307,36	307,81	308,24	308,39	309,18	307,98

Bemerkungen zu Tafel XXXIII.

Barometerstand bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1851.

Für N fällt das Max. 310,34 in den Juni, das Min. 307,17 in d. März.
„ NO „ 312,80 „ Dec., „ 306,59 „ April.
„ O „ 312,05 „ Sept., „ 306,23 „ April
„ SO „ 309,19 „ Dec., „ 303,37 „ Oct.
„ S „ 311,31 „ Aug., „ 305,41 „ Febr.
„ SW „ 309,61 „ Juni, „ 305,55 „ Nov.
„ W „ 310,35 „ Juni, „ 306,67 „ Nov.
„ NW „ 311,51 „ Juni, „ 305,59 „ März.

Die grösste Diff. über dem Jahresmittel (308,65) hat O = + 1,16, die kleinste N = + 0,01.

Die grösste Differenz unter dem Jahresmittel hat SO = — 2,02, die kleinste W = — 0,17.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die Winde in folgender Ordnung:

O	NO	S	NW	N	W	SW	SO
309,81	309,42	309,11	308,83	308,66	308,48	307,78	306,63

Im Sommer hat den höchsten Stand S=310,86, den tiefsten SW=308,79.
„ Winter „ O 310,72, „ S 307,48.
„ Frühling „ S 309,02. „ SW 307,22.
„ Herbst „ O 310,81, „ SO 303,37.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Herbst, der höchste im Sommer ein.

2) Für 1852.

Für N fällt das Max. 313,19 in den Dec., das Min. 307,12 in den Febr.
„ NO „ 310,71 „ Aug., „ 304,47 „ Nov.
„ O „ 313,13 „ Dec., „ 303,25 „ Nov.
„ SO „ 310,29 „ März, „ 304,79 „ Nov.
„ S „ 310,21 „ Mai, „ 304,31 „ Nov.
„ SW „ 310,82 „ Dec., „ 305,68 „ März.
„ W „ 311,10 „ Dec., „ 306,03 „ März.
„ NW „ 310,49 „ Dec., „ 306,65 „ März.

Die grösste Differenz über dem Jahresmittel bei O = + 1,00, die kleinste bei NO = + 0,15.

Die grösste Differenz unter dem Jahresmittel bei S = — 1,41, die kleinste bei NW = — 0,29.

Nach der Höhe des Barometerstands kommen die Winde in folgender Ordnung:

O	N	NO	NW	W	SO	SW	S

Im Sommer hat den höchsten Stand N=310,15, den tiefsten S=306,28.
„ Winter „ O 311,52, „ S 307,80.
„ Frühling „ O 309,63, „ SW 307,20.
„ Herbst „ O 308,64, „ N 307,05.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Herbste, der höchste im Winter ein.

Fabrikation von Runkelrübenzucker beſchäftigt, und zur Erlernung der Manipulation bereits bezahlte Agenten nach Frankreich und Deutſchland geſandt hat. Das Loos der Sklaven im Staate Louiſiana, wo der meiſte Zucker gebaut wird, iſt das beklagenswertheſte aller Neger in den Vereinigten Staaten; es iſt daher zu wünſchen, daß die Bemühungen dieſer und ähnlicher im Norden gebildeten Geſellſchaften bald das Ihrige beitragen werden, dieſer in einem ſumpfigen Landſtrich mit ſo vielen Beſchwerden verbundenen Kultur engere Grenzen zu ſetzen.

Bisher ſprach ich hauptſächlich von den Gründen, welche der Aufhebung der Sklaverei, als den pecuniären Intereſſen der Pflanzer zuwider, entgegenſtehen; jetzt wäre es vielleicht an ſeinem Platz, die nothwendigen moraliſchen und politiſchen Uebel zu ſchildern, welche die Emancipation der Neger in den Vereinigten Staaten zur Folge haben müßte. Die meiſten Abolitioniſten des Nordens, ſo wie die liberalen Engländer und Irländer, mit O'Connel an der Spitze, ſcheinen das Eigenthumsrecht der Pflanzer — ein Recht, ohne welches jedes andere politiſche Privilegium weiter nichts als ein ſchöner Traum iſt — gar nicht in Betracht zu ziehen. — Sie vergeſſen gänzlich, daß jede den Negern zuzugeſtehende Freiheit den Weißen zuerſt geraubt werden muß, und daß die Rechte der Schwarzen in den Vereinigten Staaten (ſo lange dieſe ihre republikaniſchen Formen beibehalten) nur durch den Untergang der weißen Race geſichert werden können. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Menſchenfreunde, denen das Wohl der Neger ſo ſehr am Herzen liegt, den Zuſtand und die Gefahren ihrer weißen Brüder ſo gänzlich unberückſichtigt laſſen und in ihrem Werke fortſchreiten, als ob es ſich bloß darum handelte, Ideen zu realiſiren, denen weiter nichts als die Halsſtarrigkeit und Rangſucht der Pflanzer entgegenſtehen, wie etwa der Emancipation der niedern Klaſſen Englands die Privilegien des höhern Adels. Sie vergeſſen gänzlich, daß die erſte Pflicht jeder Regierung Schutz des rechtmäßig erworbenen Eigenthums iſt, und daß jedes Eigenthum als rechtmäßig erworben zu betrachten iſt, welches den beſtehenden Geſetzen gemäß von einem Bürger auf den andern übertragen worden. Ein ſolches Expropriationsgeſetz, wie die Aufhebung der Negerſklaverei, ohne Entſchädigung der Pflanzer, würde ein Drittheil der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu Bettlern machen,

4) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XXXIV.

Barometer, auf + 15° Reaumur reducirt.

1851. Monate.	Höchster Stand.	Tiefster Stand.	Mittlerer Stand Morgens 7 Uhr.	Mittlerer Stand Mittags 2 Uhr.	Mittlerer Stand Abends 9 Uhr.	Mittel aus Morg. und Mittag.	Monatl. Unterschied.
Januar .	27"5,71"'	26"9,02"'	27"2,086"'	27"1,919"'	27"2,079"'	27"2,002"'	8,69"'
Februar .	5,27	7,82	2,130	2,100	2,211	2,115	9,45
März .	4,90	6,95	0,104	0,153	0,138	0,128	9,95
April .	3,62	7,60	26 11,927	26 11,881	26 11,918	26 11,904	8,02
Mai . .	4,90	9,20	27 1,372	27 1,336	27 1,535	27 1,354	7,70
Juni . .	5,20	10,90	2,961	2,782	2,955	2,871	6,30
Juli . .	3,42	9,79	0,842	0,725	0,809	0,783	5,63
August .	4,46	10,30	2,231	1,998	2,469	2,109	6,16
September	6,36	11,72	2,631	2,533	2,717	2,582	6,61
October .	6,06	6,73	1,601	1,603	1,582	1,592	11,33
November	6,13	8,03	26 11,832	26 11,830	0,114	26 11,831	10,10
December	7,36	27 1,43	27 4,923	27 4,826	4,944	27 4,874	5,93
Jahr . .	27 7,36 15. Dec. Mittags.	26 6,73 29. Oct. Abends.	27 1,720	27 1,623	27 1,796	27 1,671	Jahresunterschied 12,63"'
1852.							
Januar .	27"5,73"'	26"8,38"'	27"1,702"'	27"1,540"'	27"1,726"'	27"1,621"'	9,35"'
Februar .	4,63	7,28	1,014	1,003	1,141	1,008	9,35
März .	8,46	9,24	2,673	2,529	2,606	2,601	11,22
April .	4,05	9,82	1,886	1,683	1,782	1,784	6,23
Mai . .	4,03	8,80	1,150	0,936	1,119	1,043	7,23
Juni . .	3,22	9,02	0,293	0,108	0,349	0,210	6,20
Juli . .	4,11	11,50	1,791	1,632	1,783	1,711	4,61
August .	3,37	9,12	0,605	0,655	0,766	0,730	6,25
September	6,69	8,95	1,426	1,318	1,461	1,372	9,74
October .	6,68	6,74	1,083	0,965	1,124	1,024	11,92
November	5,60	5,02	26 11,646	26 11,584	26 11,811	26 11,615	12,58
December	6,33	8,45	27 1,362	27 1,402	27 1,618	27 1,382	9,88
Jahr . .	27 8,46 6. März Abends.	26 5,02 24. Nov. Morgens.	27 1,236	27 1,120	27 1,274	27 1,178	Jahresunterschied 15,44"'

5) Windverhältnisse nach den Windfahnen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Bei Berechnung der mittleren Windrichtung nach Lambert sind die auf 100 reducirten Beobachtungen zu Grunde gelegt. Die mittlere arithmetische Windrichtung ist das arithmetische Mittel der 8 Hauptwindrichtungen, S = 360°, W = 90° etc. Bei dem Verhältniss der nördlichen Richtungen zu den südlichen, der östlichen zu den westlichen sind je die ersteren zu 100 angenommen. Die mittlere Windstärke ist nach Kämtz Lehrbuch I, S. 165 berechnet. Die Stärke der Strömung ist die Summe aller Beobachtungen, bei welchen die Strömung einen der Grade 1—4 zeigte. Windige Tage sind diejenigen, an denen die Strömung die Grade 1 und 2, stürmische, an denen sie die Grade 3 und 4 zeigte.

Tabelle XXXV.

1851. Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	Verhältniss d. nördlichen zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittlere Windrichtung arithmet.	Mittlere Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz.	Stärke der Strömung.
December 1850 .	4	24	16	8	9	19	13			10	1	1,28	0,66	196°	329°19'	15,18	33
Januar 1851 . .		8	31	15	13	20		6		4		3,43	0,30	228	335 35	25,10	8
Februar . . .	13	13	32	6	4	8	4	4		4		0,60	3,31	219	199 47	43,20	7
März		3	9	4	14	36	10	9		17	1	5,00	3,43	147	84 47	40,51	51
April	18	10	10	6	3	13	9	21		2		0,45	1,73	171	153 28	29,17	5
Mai	21	21	6	5	12	6	22			8		0,26	1,48	172	166 59	44,28	15
Juni	23	3	12	4	6	20	11	6	1	13		0,83	1,60	167	133 48	14,57	22
Juli	9	3	8	3	17	29	5	19		5		1,58	3,78	172	60 2	32,32	9
August . . .	18	7	17	3	4	6	19	18	1	4	1	0,30	1,59	172	168 1	29,40	9
September . .	12	21	11	4	4	8	13	17		4		0,32	1,05	182	174 19	30,26	7
October . . .	9	15	16	2	5	30	4	12	1	3		1,02	1,39	162	175 55	6,13	7
November . .	5	12	8	1	1	44	5	10		7		1,70	2,81	130	65 6	31,34	16
December . .	5	17	27	4	7	14	11	8		3		0,83	0,69	197	269 10	14,14	3
Kal.-Jahr . . .	133	137	187	57	90	234	113	130	3	74	2	0,95	1,28	177	96 48	4,73	192
Met. Jahr . . .	132	144	176	61	92	239	115	122	3	81	3	0,99	1,24	175	167 58	4,73	222

1852. Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	Verhältniss d. nördlichen zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittlere Windrichtung arithmet.	Mittlere Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz	Stärke der Strömung.
December 1851	5	17	27	4	7	14	11	8		3		0,83	0,69	197	269°10'	14,14	3
Januar 1852 .	4	12	10	1	17	35	5	9		6	2	2,12	2,13	170	37 33	31,02	15
Februar . .	11	4	7	6	2	28	4	25		9	4	0,90	8,14	145	178 16	31,06	43
März . . .	8	21	44	2		8	5	5		4		0,29	0,24	217	253 10	25,48	15
April . . .	31	18	31	6		5	1	9	2	13		0,19	0,27	212	237 18	30,32	22
Mai	9	22	13	4	6	23	4	11	3	5		0,78	0,97	160	224 48	8,37	10
Juni	9	2	7	2	19	22	5	24		6	1	1,20	4,63	175	88 26	30,78	17
Juli	15	20	18	8	4	8	6	13	1	3		0,41	0,98	175	210 21	30,72	6
August . .	14	6	17		15	28	6	6	1	4		1,65	1,73	176	35 24	16,32	6
September .	11	10	14	7	10	18	5	13	2	5		1,03	1,16	187	65 22	1,01	8
October . .	7	11	27		5	30	6	6	1	8	2	1,46	1,37	167	335 22	8,54	19
November . .	3	6	17	13	12	29	3	7		6		3,37	1,08	193	353 48	20,32	10
December . .	4	2	14	11	7	41	9	4	1	9		5,90	2,00	161	26 25	70,50	20
Kal.-Jahr . .	126	134	219	60	96	275	59	132	11	78	9	1,09	1,12	191	82 24	17,00	191
Met. Jahr . .	127	149	232	53	96	249	61	136	10	72	9	0,96	1,02	169	245 18	4,17	174

Die Vergleichung der Jahre 1850, 1851 und 1852 rücksichtlich der mittleren Windrichtungen nach Lambert und der mittleren arithmetischen Windrichtungen gibt folgende Tabelle.

Tabelle XXXVI.

Monate. 1851.	Mittlere Windrichtung nach Lambert. 1850.	1851.	1852.	Die mittlere Windrichtung von 1851 war gegen 1850.		Die mittlere Windrichtung von 1852 war gegen 1851.	
Dec. des vor. J.	118° 4′	329° 19′	269° 10′	südl.	östl.	nördl	östl.
Januar . . .	223 8	335 35	37 33	südl.	westl.	nördl.	westl.
Februar . . .	54 34	199 47	178 16	nördl.	östl.	südl.	westl.
März	168 30	84 47	253 10	südl.	westl.	nördl.	östl.
April	29 8	153 28	237 18	nördl.	östl.	südl.	östl.
Mai	186 35	166 59	224 48	nördl.	östl.	südl.	östl.
Juni	172 17	133 48	88 26	südl.	westl.	südl.	westl.
Juli	97 36	60 2	210 21	südl.	östl.	nördl.	östl.
August . . .	80 13	168 1	35 24	nördl.	östl.	südl.	westl.
September . .	201 5	174 19	65 22	nördl.	westl.	südl.	westl.
October . . .	108 37	175 55	335 22	nördl.	östl.	südl.	östl.
November . .	62 20	65 6	353 48	nördl.	westl.	südl.	östl.
December . .	329 19	269 10	26 25	nördl.	östl.	südl	westl.
Kal.-Jahr . .	89 48	96 48	82 24	südl.	westl.	südl.	östl
Met. Jahr . .	110 32	107 58	245 18	südl.	westl.	südl.	westl.
20jähr. Mittel .	183 38	[Kal.-J. [Met. J.		südl. südl.	westl. westl.	südl. südl.	westl. östl.

Monate. 1852.	Mittl. arithmetische Windrichtung. 1850.	1851.	1852.	Die mittlere Windrichtung war 1851 gegen 1850.		Die mittlere Windrichtung war 1852 gegen 1851.	
Dec. des vor. Jahrs.	178°	196°	197°	südl.	östl.	südl.	östl.
Januar	177	228	170	südl.	östl.	nördl.	westl.
Februar	137	219	145	nördl.	östl.	nördl.	westl.
März	168	147	217	südl.	westl.	südl.	östl.
April	197	171	212	nördl.	westl.	südl.	östl.
Mai	197	172	160	nördl.	westl.	südl.	westl.
Juni	185	167	175	südl.	westl.	nördl.	östl.
Juli	138	172	175	nördl.	östl.	nördl.	östl.
August	152	172	176	nördl.	östl.	nördl.	östl.
September . . .	194	182	187	nördl.	westl.	südl.	östl.
October	257	162	167	nördl.	westl.	nördl.	östl.
November . . .	138	130	193	südl.	westl.	nördl.	östl.
December . . .	196	197	161	südl.	östl.	südl.	östl.
Kal.-Jahr	168	177	191	nördl.	östl.	südl.	östl.
Met. Jahr	176	175	169	südl.	westl.	südl.	westl.
20jähriges Mittel .	174	[Kal.-J. [Met. J.		nördl. nördl.	östl. östl.	südl. südl.	östl. östl.

b) Von den übrigen Beobachtungsorten.

Tabelle XXXVII.

Orte.	1851. N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	1852. N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.
Oberstetten .	66	43	138	28	63	53	638	66		161	31	88	51	176	48	76	50	541	68		203	42
Amlishagen .	83	81	105	69	55	72	495	135		80	6	29	45	76	70	77	139	549	113		95	18
Oehringen .		214	42	110		608	80	43		32	4	8	197	96	100	4	515	125	53		55	5
Winnenden .	90	111	106	77	178	229	197	107		71	16	124	89	137	89	192	229	139	99		72	28
Canstatt . .	99	49	30	48	78	154	106	94		36	3	78	80	53	46	70	181	75	66		47	9
Stuttgart . .	141	137	187	52	83	240	97	152	3	69	2	126	124	219	60	96	275	59	132	11	78	9
Hohenheim .	19	126	28	193	8	211	31	479		90	4	23	129	45	180	19	292	38	372		102	7
Calw . . .	40	381	32	49	22	82	30	157	140	203	22	47	332	27	79	33	86	16	112	147	197	22
Freudenstadt .	7	12	349	9	4	3	700	15		10	8		125	291	17	6	260	384	15		6	21
Bissingen . .	7	99	489	30	37	344	7	72		123	3	2	182	454	28	34	322	1	74		154	8
Schopfloch .	97	112	114	58	93	334	209	78		336	6	94	107	164	69	138	340	117	69		352	30
Ennabeuren .	66	81	167	12	6	311	290	162		283	50	74	71	214	24	26	266	334	89		284	62
Ulm . . .	47	171	114	53	17	139	324	246		16		31	159	163	46	54	310	201	120		17	26
Heidenheim *)	96	105	29	9	68	53	125	336	146	129		84	104	78	81	102	197	136	316		217	3
Pfullingen .	207	41	61	36	61	34	571	89		53	24											
Mittelstadt .												312	59	127	16	80	42	398	44		35	17
Schwenningen	97	115	66	49	136	287	235	110		80	5											
Spaichingen .												67	98	116	132	161	228	208	88		82	8
Isny . . .	25	107	297	28	73	181	18	3		203	18	30	79	354	25	42	155	44	3		210	35

*) Im Jahr 1851 vom April — Dec. inclus.

c) Besondere Zusammenstellung einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XXXVIII. Wind-Verhältnisse.

Bei der mittl. Windrichtung ist gerechnet: SW=1. W=2. NW=3. N=4. NO=5. O=6. SO=7. S=8.

1851. Monate.	Mittlere Windrichtung nach Graden	Mittlere Windrichtung nach der Windrose	Maximum. Wind.	Maximum. Zahl.	Minimum. Wind	Minimum. Zahl.	O—N. Summe.	O—N. Stärke	W—S. Summe.	W—S. Stärke	Mittl. Stärke von allen Winden.	N : S verhält sich =100:	O : W verhält sich =100:
December 1850	178,20	N ¼ NW + 9,45	SW	33	NW	0	48	1,10	45	1,49	1,29	: 544	: 93
Januar	164,25	NNW + 6,75	SW	48	NO.NW	1	18	1,22	75	0,41	0,55	: 1,900	: 338
Februar	185,40	N + 5,40	O	20	N	3	38	1,55	46	0,59	1,02	: 181	: 114
März	128,70	NW ¼ W + 4,95	SW	41	O	3	19	1,37	74	1,51	1,48	: 338	: 464
April	148,50	NW ¼ N + 2,25	SW	28	SO	4	31	1,45	59	1,29	1,34	: 134	: 306
Mai	153,00	NW ¼ N + 6,75	NO	28	SO	0	47	1,68	46	1,72	1,70	: 62	: 115
Juni	172,80	N ¼ NW + 4,05	W	21	SO	4	29	1,59	61	1,82	1,74	: 140	: 218
Juli	133,65	NW ¼ W + 9,90	SW	39	NO	3	16	1,44	77	1,29	1,31	: 300	: 558
August	154,35	NW ¼ N + 8,10	SW	23	SO	1	39	1,01	54	0,93	0,98	: 78	: 163
September	165,15	NNW + 7,65	NO	20	SO	2	47	1,11	43	1,04	1,08	: 45	: 139
October	159,30	NNW + 1,80	SW	30	NW	1	34	1,15	59	1,27	1,22	: 237	: 179
November	130,00	NW ¼ W + 6,25	SW	36	O	2	25	0,40	65	1,22	0,99	: 209	: 462
Winter	175,50	N ¼ NW + 6,75	SW	95	NW	8	104	1,29	166	0,83	0,95	: 531	: 142
Frühling	143,10	NW + 8,10	SW	93	SO	8	97	1,55	179	1,44	1,51	: 139	: 231
Sommer	153,45	NW ¼ N + 7,20	SW	80	SO	10	84	1,35	192	1,35	1,35	: 149	: 253
Herbst	151,20	NW ¼ N + 4,95	SW	82	SO	15	106	0,89	167	1,18	1,10	: 128	: 216
Jahr	155,70	NW ¼ N + 9,45	SW	350	SO	61	391	1,27	704	1,20	1,23	: 178	: 204
December 1851	143,10	NW + 8,10	W	31	NW	1	38	1,24	55	0,98	1,08	: 229	: 175
Kal.-Winter	171,45	N ¼ NW + 2,70	SW	79	NW	9	94	1,25	176	0,63	0,85	: 403	: 181
Kal.-Jahr	154,80	NW ¼ N + 7,55	SW	334	SO	58	381	1,82	714	1,03	1,12	: 169	: 218

Wind-Verhältnisse.

Bei der mittl. Windrichtung ist gerechnet: S=0. SW=1. W=2. NW=3. N=4. NO=5. O=6. SO=7.

1852. Monate.	Mittlere Windrichtung nach		Maximum.		Minimum.		O–N.		W–S		Mittl. Stärke von allen Winden.	N : S verhält sich	O : W verhält sich
	Graden.	der Windrose.	Wind.	Zahl.	Wind.	Zahl.	Summe.	Stärke	Summe.	Stärke		=100:	=100:
December 1851	143,10	NW + 8,10	W	31	NW	1	38	1,24	55	0,98	1,08	: 229	: 175
Januar 1852	87,75	W ½ SW + 9,00	SW	47	NO	0	11	1,73	82	1,46	1,49	: 3950	: 610
Februar	119,70	WNW + 7,20	SW	32	SO	0	33	1,33	54	2,28	1,92	: 142	: 200
März	199,35	N ½ NO + 8,10	O	40	W.NW	4	67	1,57	26	1,54	1,56	: 96	: 036
April	198,00	N ½ NO + 6,75	O	28	SW	2	67	1,81	23	1,52	1,73	: 22	: 047
Mai	129,15	NW ½ W + 5,40	SW	24	SO	4	35	1,49	58	1,84	1,69	: 138	: 170
Juni	104,40	W ½ NW + 3,15	SW	39	NO	3	20	1,50	70	1,71	1,67	: 393	: 353
Juli	207,00	NNO + 4,50	O	28	S	2	70	1,93	23	1,26	1,76	: 31	: 38
August	94,50	W + 4,50	SW	37	O	2	27	1,52	66	1,71	1,66	: 208	: 294
September	147,15	NW ½ N + 0,90	SW	29	NW	5	41	1,83	49	1,72	1,77	: 225	: 120
October	118,35	WNW + 5,85	SW	32	NW	2	33	1,88	60	2,04	2,04	: 318	: 161
November	83,70	W ½ SW + 4,95	SW	35	NO	1	18	1,56	72	1,51	1,52	: 959	: 336
Winter	113,40	WNW + 0,90	SW	96	NW	5	82	1,43	191	1,57	1,50	: 350	: 253
Frühling	136,35	NW + 1,35	O	81	SO	13	169	1,50	107	1,70	1,67	: 73	: 67
Sommer	138,15	NW + 3,15	SW	80	SO	22	117	1,65	159	1,56	1,70	: 148	: 149
Herbst	124,05	NW ½ W + 0,30	SW	96	NW	9	92	1,76	181	1,79	1,78	: 377	: 174
Jahr	135,90	NW + 0,90	SW	315	NW	66	460	1,58	638	1,65	1,65	: 186	: 141
December 1852	67,95	WSW + 0,45	SW	42	O	0	12	0,75	81	1,55	1,45	: 645	: 950
Kal.-Winter	87,75	W ½ SW + 9,00	SW	121	NW	8	56	1,29	217	1,56	1,51	: 484	: 405
Kal.-Jahr	128,25	NW ½ W + 4,50	SW	340	SO. NW	69	434	1,67	664	1,56	1,60	: 203	: 155

Bemerkungen zu Tabelle XXXVIII.

1) Für 1851.

Die meisten N Winde 19 hatte der Sept., die wenigsten 2 der Januar.

„ NO „ 28 „ Mai, „ 1 „ Januar.
(20 „ Februar.)

„ O „ 27 „ Dec. „ 2 „ Nov.
(9 „ Febr. u. Dec.)

„ SO „ 12 „ Dec. „ 0 „ Mai.

„ S „ 21 „ Jan. „ 1 „ Mai.

„ SW „ 48 „ Jan. „ 14 „ Febr.
31 „ Dec.

„ W „ 21 „ Juni, „ 5 „ Jan.
(1 Jan. Oct. Dec.)

„ NW „ 14 „ Aug. „ 0 „ Dec.
(47 „ Mai u. Sept.)

„ O—N „ 48 „ Dec. „ 18 „ Juli.

„ W—S „ 77 „ Juli, „ 43 „ Sept.

Bei den Verhältnissen von N : S ist am vorherrschendsten die nördliche Richtung im September bei 100 N, 45 S, die südliche im Jan. bei 100 N, 1900 S.

Bei den Verhältnissen von O : W ist am vorherrschendsten die östliche Richt. im Dec. (im Febr. bei 100 O, 114 W) bei 100 O, 93 W, die westliche im Juli, bei 100 O, 558 W.

Die O—N Winde wehten am stärksten 1,68 im Mai.
„ schwächsten 0,40 im November.

Die W—S Winde wehten am stärksten 1,82 im Juni.
„ schwächsten 0,41 im Januar.

Der windigste Monat war mit 1,74 der Juni.
„ ruhigste „ „ 0,55 der Januar.

Unter den Jahreszeiten hat die meisten O—N Winde:
106 der Herbst.
„ „ „ „ W—S Winde:
192 der Sommer.

Am stärksten wehten die Winde 1,51 im Frühling.
„ schwächsten „ 0,95 im Winter.
(0,85).

2) Für 1852.

Die meisten N Winde 22 hatte der April, die wenigsten 1 der Januar.

„	NO	„	19	„	Juli,	„	0	„ Jan. (0 „ Dec.)
„	O	„	40	„	März	„	2	„ Aug.
„	SO	„	10	„	Juni	„	0	„ Febr.
„	S	„	25	„	Nov.	„	2	„ Febr. (Apr. Juli.)
„	SW	„	47 (17	„	Jan. Febr.)	„	4	„ Juli.
„	W	„	31	„	Dec.	„	2	„ April.
„	NW	„	13	„	April	„	1	„ Dec. u. Jan.
„	O—N	„	70	„	Juli	„	11	„ Jan.
„	W—S	„	82	„	Jan.	„	23	„ April u. Juli.

Bei dem Verhältniss von N : S ist am vorherrschendsten die nördliche Richtung im April, nämlich 100 N bei 22 S; die südliche Richtung im Januar, nämlich 100 N bei 3950 S.

Bei dem Verhältniss von O : W ist am vorherrschendsten die östliche Richtung im März, nämlich 100 O bei 36 W; die westliche im Jan., näml. 100 O bei 610 W (Dec. näml. 100 O bei 950 W).

Die O—N Winde wehten am stärksten 1,93 im Juli, am schwächsten 1,24 im Dec. (0,75 im Dec.)

Die W—S Winde wehten am stärksten 2,26 im Febr., am schwächsten 0,98 im Dec. (1,26 im Juli).

Der windigste Monat mit 2,04 war der Oct.
„ ruhigste „ 1,00 „ Dec. (1,45 „ Dec.)

Unter den Jahreszeiten hat
die meisten O—N Winde 169 der Frühling,
„ W—S „ 191 „ Winter, (217)
am stärksten wehten die Winde 1,78 im Herbst,
„ schwächsten „ 1,50 im Winter, (1,51).

2) Von Hrn. Pfarrer Schiler

Tabelle XXXIX.

1851. Monate.	Summe		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S =	O : W =	Richtung.	Stärke.
December 1850	41	52	100 : 486	100 : 127	162°NNW+7	1,52
Januar 1851 .	19	74	100 : 255	100 : 429	116 WNW+4	1,07
Februar . .	36	48	100 : 88	100 : 162	164 NNW+9	1,25
März . . .	18	75	100 : 189	100 : 537	104 WNW−8	1,60
April . . .	21	69	100 : 122	100 : 378	120 WNW+8	1,27
Mai	44	49	100 : 46	100 : 153	150 NNW−7	1,52
Juni	24	66	100 : 118	100 : 406	125 WNW+13	1,21
Juli	12	81	100 : 200	100 : 810	99 W+9	0,94
August . . .	31	62	100 : 67	100 : 217	153 NNW−4	0,77
September .	39	51	100 : 368	100 : 150	161 NNW+4	1,01
October . .	20	64	100 : 156	100 : 355	128 NW−7	0,75
November . .	20	70	100 : 130	100 : 500	112 WNW	1,00
December . .	33	60	100 : 50	100 : 207	140 NW+5	1,06
Met. Winter .	96	174	100 : 276	100 : 239	147 NW+12	1,28
Frühling . .	83	193	100 : 119	100 : 369	125 WNW+13	1,46
Sommer . .	67	209	100 : 128	100 : 478	126 NW−9	0,97
Herbst . . .	88	185	100 : 218	100 : 335	134 NW−1	0,92
Kal.-Winter .	68	182	100 : 131	100 : 266	140 NW+5	1,13
Kal.-Jahr . .	326	769	100 : 174	100 : 362	132 NW−3	1,12
Met. Jahr . .	334	761	100 : 185	100 : 355	133 NW−2	1,16

ohne den Schwarzen ſelbſt ein Beſitzthum zu verſchaffen, ja ſogar dieſe der Mittel berauben, ſich durch Arbeit einen hinlänglichen Erwerb zu ſichern; denn die Pflanzer, ihres Vermögens beraubt, würden die freien Neger nicht zu beſchäftigen wiſſen. Woher aber ſoll dieſe Entſchädigung den Pflanzern werden? Hundert Millionen Thaler (20 Millionen Pfund Sterling) wurden den engliſchen Pflanzern in Weſtindien für ihre Sklaven geboten; wer aber bietet den amerikaniſchen Pflanzern 1000 Millionen Thaler als eine verhältnißmäßige Entſchädigung für die ihrigen? Und ohne Entſchädigung der Weißen den Schwarzen gleiche Rechte mit ihnen einräumen, was wäre dies anders als eine Vernichtung der Souveränitätsrechte der ſüdlichen Staaten, eine Unterjochung der Pflanzer, ein politiſcher, ja ſogar faktiſcher Mord derſelben durch die Majorität des Congreſſes?

„Nay, take my life and all, pardon not that:
You take my house, when you do take the prop
That doth sustain my house; you take my life,
When you do take the means whereby I live.“

SHAKESPEARE.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten kann auf geſetzmäßige Weiſe — ohne Verletzung der Conſtitution — nur durch die Sklavenſtaaten ſelbſt aufgehoben werden; wie aber ſollen ſich dieſe zu einem Schritte beſtimmen, welcher, mit ſo vielen Gefahren verknüpft, ihr Beſitzthum und ihr Leben auf gleiche Weiſe bedroht? Wenn die Minorität der Majorität gleiche Rechte mit ſich ſelbſt einräumt, wenn ſie dieſe Majorität bewaffnet, wenn ſie einem, bis jetzt noch immer auf der niederſten Stufe menſchlicher Cultur ſtehenden Volke geſetzgebende Gewalt einräumt — wer verbürgt ihr dann ihre eigenen Rechte? — die Herrſchaft der Intelligenz über die rohen Maſſen einer fremden, eingewanderten, gänzlich von ihr verſchiedenen Bevölkerung? Und welche Überzeugung haben denn die Menſchenfreunde in Europa, daß die Aufhebung der Negerſklaverei den Negern ſelbſt zum Heil gereicht? „In jenen Ländern,“ meint de Jocqueville, „deren Klima dem Fortkommen der ſchwarzen Race günſtig iſt, werden die Weißen nach und nach gänzlich von den Negern verdrängt werden; wo aber das Klima der Geſundheit der Weißen zuträglich iſt, erhalten ſich die Neger bloß durch die Sklaverei, da ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, mit der

zu Ennabeuren.

Wind-Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
0	SW	W	SO	NW	NO			W	SW	O	NW	NO	SO		
33	27	19	7	6	1			2,16	1,63	1,30	1,16	1,00	0,86		
SW	W	NW	O	SO	N	NO	S	N	NO	NW	O	SW	S	W	SO
41	17	15	12	4	2	1	1	2,00	2,00	1,60	1,25	1,02	1,00	0,82	0,25
O	W	SW	NW	N	SO	NO	S	NW	W	SW	N	O	NO	S	SO
20	17	15	15	7	6	3	1	1,53	1,35	1,32	1,28	1,20	1,00	1,00	0,33
SW	W	O	NW	NO	N			NW	W	NO	N	SW	O		
31	31	7	7	6	5			2,14	2,09	1,50	1,40	1,23	0,71		
SW	W	NW	O	NO	N	S		NW	N	O	SW	W	NO	S	
32	20	16	10	8	3	1		1,56	1,33	1,30	1,25	1,15	1,00	1,00	
W	SW	NO	O	N	NW			W	O	NW	N	SW	NO		
22	18	18	14	12	9			1,95	1,79	1,78	1,33	1,22	1,06		
SW	W	NW	O	NO	NO	S		W	SW	N	NO	S	NW	O	
31	17	17	14	8	2	1		1,65	1,29	1,25	1,00	1,00	1,00	0,86	
SW	W	NW	O	N	NO			W	N	NO	NW	SW	O		
42	21	18	9	2	1			1,66	1,50	1,00	1,00	0,62	0,33		
O	NW	W	SW	NO	N	S		NW	W	O	SW	NO	N	S	
24	23	19	18	4	3	2		1,00	0,84	0,79	0,61	0,50	0,33	0,00	
W	NO	O	NW	SW	N			O	SW	N	W	NO	NW		
22	18	16	15	14	5			1,25	1,21	1,20	0,91	0,89	0,80		
W	SW	O	N	NW	NO	SO		NW	NO	O	N	W	SW	SO	
31	26	16	9	7	2	2		1,14	1,00	0,81	0,77	0,74	0,65	0,00	
W	SW	O	NW	N	NO			N	W	SW	NW	NO	O		
33	26	11	11	6	3			1,50	1,24	0,92	0,91	0,67	0,54		
W	NO	O	SW	NW	N			NW	NO	W	O	SW	N		
37	15	14	14	9	4			1,44	1,26	1,11	0,86	0,79	0,75		
SW	O	W	NW	SO	N	NO	S	N	W	NW	SW	NO	O	S	SO
83	65	53	36	17	9	5	2	1,64	1,44	1,42	1,36	1,33	1,25	1,00	0,48
SW	W	NW	NO	O	N	S		NW	W	N	O	SW	NO	S	
84	76	32	32	31	20	1		1,83	1,73	1,35	1,27	1,23	1,19	1,00	
SW	NW	W	O	N	NO	S		W	N	NW	SW	NO	O	S	
91	58	57	47	13	7	3		1,38	1,03	1,00	0,84	0,83	0,66	0,50	
W	SW	O	NW	NO	N	SO		N	W	NW	SW	O	NO	SO	
86	66	43	33	23	20	2		1,16	0,96	0,95	0,93	0,87	0,85	0,00	
W	SW	O	NW	NO	N	SO	S	NW	NO	N	O	W	SW	S	SO
71	70	46	39	19	13	10	2	1,52	1,42	1,34	1,16	1,07	1,04	1,00	0,39
SW	W	O	NW	NO	N	SO	S	NW	W	N	NO	SW	O	S	SO
311	290	167	162	81	66	12	6	1,32	1,28	1,22	1,07	1,01	0,98	0,83	0,19
SW	W	O	NW	NO	N	SO	S	W	NW	N	SW	NO	O	S	SO
324	272	186	159	67	62	19	9	1,38	1,30	1,29	1,09	1,05	1,01	0,62	0,24

Wind-

1852. Monate.	Summe		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S =	O : W =	Richtung.	Stärke.
December 1851	33	60	100 : 50	100 : 207	140°NW+5	1,00
Januar 1852		93	100 : 1700	100 : 8100	107 WNW—5	1,07
Februar . .	20	67	100 : 43	100 : 471	128 NW—7	1,79
März . . .	63	39	100 : 38	100 : 50	202 NNO	1,18
April . . .	69	21	100 : 16	100 : 42	211 NNO+9	1,40
Mai	36	57	100 : 123	100 : 196	143 NW+8	1,01
Juni . . .	15	75	100 : 358	100 : 740	107 WNW—5	1,11
Juli	62	31	100 : 9	100 : 50	202 NNO	1,17
August . . .	27	66	100 : 160	100 : 300	136 NW+1	1,11
September .	39	51	100 : 131	100 : 147	165 NNW+8	1,15
October . .	29	64	100 : 433	100 : 250	109 WNW—3	1,28
November . .	16	74	100 : 412	100 : 720	108 WNW—6	0,94
Winter . .	53	220	100 : 598	100 : 2926	125 NW—10	1,31
Frühling . .	168	108	100 : 58	100 : 98	185 N+5	1,20
Sommer . .	104	172	100 : 176	100 : 363	148 NNW+9	1,13
Herbst . . .	84	189	100 : 325	100 : 372	127 NW—8	1,12
Jahr . . .	409	689	100 : 289	100 : 939	146 NW+11	1,19
December .	7	86	100 : 485	100 : 1075	85 W—5	1,17
Kal.-Winter .	27	246	100 : 743	100 : 3215	107 WNW—5	1,34
Kal-Jahr . .	383	715	100 : 325	100 : 1011	142 NW+7	1,20

Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
W	NO	O	SW	NW	N			NW	NO	W	O	SW	N		
37	15	14	14	9	4			1,44	1,26	1,11	0,86	0,79	0,75		
SW	W	S	NW					NW	W	SW	S				
38	30	12	3					1,67	1,41	1,32	0,58				
W	NW	O	SW	N	NO	S		O	W	NW	SW	N	NO	S	
46	12	11	8	6	3	1		2,73	1,93	1,67	1,25	1,17	0,33	0,00	
O	NO	W	SW	NW	N	SO	S	O	SW	NW	N	NO	S	NW	SO
37	19	11	9	9	5	2	1	1,43	1,33	1,22	1,00	1,00	1,00	1,00	0,00
O	N	NW	NO	SW	W	S	SO	NO	O	W	N	NW	SW	S	SO
37	24	12	7	4	3	2	1	1,71	1,70	1,33	1,25	1,08	1,00	0,00	0,00
SW	W	O	NW	NO	N	SO	S	NW	W	N	O	SW	NO	SO	S
26	19	16	10	8	8	4	2	1,60	1,30	1,12	1,06	0,92	0,88	0,75	0,00
SW	W	NW	O	SO	N	S		W	SW	SO	NW	O	N	S	
37	29	8	6	5	4	1		1,24	1,19	1,00	0,88	0,83	0,75	0,00	
O	W	NO	NW	N	SW			O	NW	N	W	NO	SW		
42	15	14	13	6	3			1,43	1,08	1,00	1,00	0,86	0,67		
W	SW	O	NW	N	NO	SO	S	NW	W	O	N	NO	SW	SO	S
30	25	11	8	6	6	4	3	1,50	1,20	1,18	1,00	1,00	0,84	0,75	0,67
W	O	SW	NW	SO	N	NO	S	NW	SW	W	O	N	NO	SO	S
27	26	14	9	6	5	2	1	1,55	1,36	1,33	1,07	0,80	0,50	0,33	0,00
SW	W	O	N	NO	NW	S		NW	W	O	SW	S	NO	N	
38	24	21	4	4	1	1		2,00	1,33	1,33	1,29	1,00	1,00	0,75	
W	SW	O	N	SO	S	NO	NW	NW	N	W	NO	SW	SO	O	S
42	29	7	6	2	2	1	1	2,00	1,33	1,19	1,00	0,76	0,50	0,14	0,00
W	SW	O	NW	NO	S	N		O	NW	W	SW	N	NO	S	
122	61	25	24	18	13	10		1,79	1,59	1,46	1,12	0,98	0,79	0,29	
O	SW	N	NO	W	NW	SO	S	O	W	NW	NO	N	SW	S	SO
90	39	35	34	33	31	7	5	1,39	1,29	1,23	1,19	1,12	1,08	0,33	0,25
W	SW	O	NW	NO	N	SO	S	O	NW	W	NO	N	SW	SO	S
74	65	59	29	20	18	7	4	1,16	1,15	1,14	0,93	0,92	0,90	0,88	0,34
W	SW	O	N	NW	SO	NO	S	NW	W	SW	N	NO	O	SO	S
93	81	54	15	11	8	7	4	1,28	1,28	1,14	0,96	0,83	0,81	0,42	0,33
W	SW	O	NW	NO	N	S	SO	NW	W	O	SW	N	NO	SO	S
322	246	228	95	79	76	28	22	1,44	1,29	1,28	1,06	0,99	0,93	0,52	0,32
W	SW	NO	NW					NW	W	SW	NO				
49	34	7	3					1,66	1,23	1,20	0,43				
W	SW	NW	S	O	NO	N		O	NW	W	SW	N	NO	S	
134	81	18	13	11	10	7		2,73	1,67	1,52	1,26	1,17	0,38	0,29	
W	SW	O	NW	N	NO	S	SO	O	NW	W	SW	N	NO	SO	S
334	266	214	89	72	71	28	22	1,52	1,46	1,31	1,09	1,04	0,83	0,52	0,32

Bemerkungen zu Tabelle XXXIX.

1) Für 1851.

Die meisten N Winde hatte der Mai 12, die wenigsten der Dec. 0.
" NO " Sept. 18, " Dec. Jan. Juli 1.
" O " Dec. 33, " März 7.
" SO " Dec. 7, " März, April, Mai, Juni, Juli, Aug., Sept. Nov. 0.
" S " Aug. 2, " Dec., März, Mai, Juli, Sept., Oct., Nov. 0.
" SW " Juli 42, " Sept. 14.
" W " März 34, " Jan., Febr., Juni 17.
" NW " Aug. 23, " Dec. 6.
" ON " Mai 44, " Juli 12.
" WS " Juli 81, " Febr. 48.

Bei dem Verhältniss von N : S ist
die nördliche Richtung am vorherrschendsten im Mai 100 N : 46 S.
die südliche Richtung am vorherrschendsten im Dec. 100 N : 486 S.
Bei dem Verhältniss O : W ist
die östliche Richtung am vorherrschendsten im Dec. 100 O : 810 W.
die westliche Richtung am vorherrschendsten im Juli 100 O : 127 W.
Die grösste mittlere Stärke hat der Monat März = 1,60.
die kleinste der October = 0,75.
Unter den Jahreszeiten hat die meisten ON Winde der Mai 44,
die wenigsten der Juli 12.
Unter den Jahreszeiten hat die meisten WS Winde der Juli 81,
die wenigsten der Mai 49.
Am stärksten wehten die Winde im Frühling 1,46,
am schwächsten im Herbste 0,92.

2) Für 1852.

Die meisten N hatte der April 24, die wenigsten Januar 0.
" NO " März 19, " Januar und Juni 0.
" O " Juli 42, " Jan. 0.
" SO " Sept. 6, " Dec., Jan., April, Juli, October 0.
" S " Jan. 12, " Dec., Juli 0.
" SW " Jan. 39, " Juli 3.
" W " Febr. 46, " April 3.
" NW " Juli 13, " Oct. und Nov. 1.

Bei dem Verhältniss von N : S ist
die nördliche Richtung am vorherrschendsten im Juli = 100 : 9.
die südliche Richtung am vorherrschendsten im Jan. = 100 : 1700.
Bei dem Verhältniss O : W ist
die östliche Richtung am vorherrschendsten im April = 100 : 42.
die westliche Richtung am vorherrschendsten im Jan. = 100 : 8100.
Die grösste mittlere Stärke hat der Februar mit 1,79,
die kleinste der Nov. mit 0,94.
Die meisten ON Winde hat der April (69), die wenigsten Jan (0).
Die meisten WS Winde hat der Jan. 93, die wenigsten April 21.
Am stärksten wehten die Winde im Winter (1,3¹), am schwächsten im Herbst (1,12).

3) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XL.

a) Richtung und Stärke des Windes.

1851.	N	Strömung.	NO	Strömung.	O	Strömung.	SO	Strömung.	S	Strömung.	SW	Strömung.	W	Strömung.	NW	Strömung.	Windstill. Tg.	Windigte Tg.	Stürm. Tage.	Monatliche Windrichtung.	Verhältniss der nördl. zu den südl. Winden.	Verhältniss der östl. zu den westl. Winden.	Monatl. Stärk. der Strömung.	Zahl der Beobachtung.
Januar .	1	2	21	4	5	2	14	4	9		10	4			2	1	23	8		236 NO g. O	1 : 1,37	1 : 0,30	17	62
Februar .	6	3	31	22			5		2	1	6		3	6	3	2	7	20	1	202 NNO	0,32	0,33	34	56
März .	1	2	8	4	2	2	9	7	5	4	18	27	5	8	14	20	3	21	7	166 N g. NW	1,39	1,95	74	62
April .	8	5	21	8	2	2	1	1	2	2	2	2	6	7	18	15	10	20		180 N	0,11	1,08	42	60
Mai . .	6	6	21	14			2	4	1	1	9	16	2	1	21	27	7	20	4	165 N g. NW	0,25	1,39	69	62
Juni . .	9	14	24	14	2	3	2	2	2	2	5	8			18	26	3	22	5	188 N	0,18	0,75	69	60
Juli . .	2	2	17	11	3	2	2	4	1	2	10	10	2	2	25	21	7	22	2	161 NNW	0,30	1,68	54	62
August .	1	1	29	8	1		5	4			6	7	2	3	18	15	11	18	2	184 N	0,23	0,74	38	62
September	1	2	39	17	3	2	4	4							13	13	11	19		213 NO g. N	0,08	0,28	38	60
October .			34	14	2	2					11	8	6	7	9	4	14	17		168 N g. NW	0,26	0,72	35	62
November	2		36	10	3	3	3	2			5	1			11	6	17	12	1	199 NNO	0,16	0,38	22	60
December	3		37	1	9	3	2						4		7	1	27	4		214 NO g. N	0,04	0,23	5	62
Jahr . .	40	37	318	127	32	21	49	32	22	12	82	83	30	34	157	151	140	203	22	195 N g. NO	1 : 0,30	1 : 0,67	497	730

a) Richtung und Stärke des Windes.

1852.	N	Strömung.	NO	Strömung.	O	Strömung.	SO	Strömung.	S	Strömung.	SW	Strömung.	W	Strömung.	NW	Strömung.	Windstill. Tg.	Windigte Tg.	Stürm. Tage.	Monatliche Windrichtung.	Verhältniss der nördl. zu den südl. Winden.	Verhältniss der östl. zu den westl. Winden.	Monatl. Stärke der Strömung.	Zahl der Beobachtung.
Januar .	3	1	15	3			21	10	4	3	12	10	1	1	6	6	15	16		216 NO z. N	1 : 1,50	1 : 0,53	34	62
Februar	4	9	23	17			6	11	5	11	6	6			14	19	7	15	7	202 NNO	0,41	0,69	69	58
März .	2	1	41	26	4	3	4	5			1	1			10	8	8	22	1	215 NO z. N	0,09	0,22	44	62
April .	10	10	40	43	2	2			1	1			1	2	6	3	4	26		210 NO z. N	0,02	0,17	61	60
Mai . .	4	2	27	11	4	1	3	3	2	1	5	12	5	5	12	11	11	15	5	191 N z. NO	0,23	0,65	46	62
Juni .	3	6	19	11	2	2	6	9	3		12	10	3	6	12	8	9	18	3	179 N	0,62	1,00	32	60
Juli .	3	1	42	30	3	6					5	1	1	2	8	9	8	22	1	197 NNO	0,09	0,31	49	62
August .	7	3	16	3	1		9	6	7	4	5	3	1	2	16	2	16	15		209 NO z. N	0,54	0,85	23	62
September	4	3	35	14	6		3	5			6	10			6	5	14	15	1	204 NNO	0,30	0,27	37	60
October	4	4	31	10			7	6	1		12	15			7	13	14	14	3	189 N z. SO	0,48	0,50	48	62
November	2		20	2	1		8	1	5	5	14	5	3	1	7	4	20	10		188 N	0,93	0,83	18	60
December	1	1	23	2	4	1	12	8	5	1	8	9	1		8	2	21	9	1	218 NO	0,78	0,44	24	62
Jahr . .	47	41	332	169	27	15	79	64	33	26	86	82	16	19	112	90	147	197	22	202 NNO	4 : 0,40	1 : 0,49	505	732

b) Wolkenzug.

Die nicht eingeklammerten Zahlen geben die wirklich beobachteten Wolkenzüge an, die eingeklammerten Ziffern aber die Zahl, welche sich ergibt, wenn man für die Beobachtungszeiten, wo kein Wolkenzug sichtbar war, die letztbeobachtete Richtung annimmt, und diese zu den wirklichen Beobachtungen zuzählt. Diese sind bei der monatlichen Richtung und den Verhältnisszahlen mit in Rechnung genommen.

Tabelle XLI.

1851.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Monatliche Richtung.	Verhältniss der nördl. zu den südl.	Verhältniss der östl. zu den westl.	Zahl der Beobachtung.
Jan.					1 (15)	22 (39)	8 (37)	1 (2)	116 WNW	1:27,00	0:78,00	32 (93)
Febr.	2 (3)	8 (33)		1 (1)	1 (2)	10 (23)	5 (9)	5 (13)	150 NNW	1: 0,53	1: 1,32	32 (84)
März		3 (14)		2 (3)	1 (1)	21 (39)	12 (16)	11 (20)	111 WNW	1: 1,26	1: 4,41	50 (93)
April		2 (3)		2 (3)	2 (3)	20 (34)	25 (35)	9 (12)	100 Wg.NW	1: 2,66	1:13,50	60 (90)
Mai	4 (6)	15 (19)	2 (3)		2 (3)	17 (18)	20 (21)	18 (23)	140 NW	1: 0,44	1: 2,82	78 (93)
Juni	1 (1)	3 (13)	1 (2)			21 (23)	27 (32)	14 (19)	112 WNW	1: 0,70	1: 4,93	67 (90)
Juli		2 (2)		1 (1)	1 (2)	35 (45)	28 (35)	8 (8)	83 Wg.SW	1: 4,80	1:29,33	75 (93)
Aug.	2 (2)	11 (15)	3 (8)	7 (7)		20 (23)	10 (14)	21 (24)	147 NWg.N	1: 0,73	1: 2,03	74 (93)
Sept.	2 (2)	19 (29)		2 (3)		8 (14)	6 (8)	24 (34)	153 NNW	1: 0,26	1: 1,75	61 (90)
Oct.		1 (2)	1 (21)	5 (6)		19 (30)	12 (24)	5 (10)	138 NW	1: 3,00	1: 2,21	43 (93)
Nov.	3 (4)	3 (7)	1 (1)			4 (7)	19 (31)	21 (40)	123 NWg.W	1: 0,14	1: 9,75	51 (90)
Dec.	1 (2)	4 (14)	2 (6)			1 (1)	8 (23)	10 (47)	146 NWg.N	1: 0,02	1: 3,55	26 (93)
Jahr	15 (20)	71 (151)	10 (41)	20 (24)	8 (26)	198 (296)	180 (285)	147 (252)	127 NWg.W	1: 0,82	1: 3,86	649 (1095)

b) Wolkenzug.

1852.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Mittlere Richtung.	Verhältniss der nördl. zu den südl.	Verhältniss der östl. zu den westl.	Zahl der Beobachtungen.
Jan. 52	1 (7)	3 (7)		2 (2)	2 (5)	22 (35)	16 (22)	5 (15)	117 WNW	1: 1,45	1: 8,00	51 (93)
Febr.		6 (14)	2 (3)			11 (11)	11 (13)	26 (46)	136 NW	1: 0,18	1: 4,12	56 (87)
März		10 (20)	7 (39)	1 (2)		10 (10)	2 (4)	10 (18)	203 NNO	1: 0,32	1: 0,52	40 (93)
April	6 (12)	13 (23)	5 (15)	3 (4)	2 (4)	2 (3)	7 (9)	12 (20)	197 NNO	1: 0,20	1: 0,76	50 (90)
Mai	2 (2)	7 (11)		3 (3)	2 (3)	33 (38)	16 (18)	11 (18)	114 WNW	1: 1,42	1: 5,29	74 (93)
Juni						55 (64)	20 (21)	4 (5)	60 SWg.W	1:12,80	0:90,00	79 (90)
Juli	3 (5)	12 (16)	9 (20)	3 (6)	1 (1)	21 (33)	5 (6)	5 (6)	161 NNW	1: 1,48	1: 1,07	59 (93)
Aug.	3 (3)	3 (4)	2 (3)	3 (3)		35 (43)	11 (15)	20 (22)	102 WNW	1: 1,59	1: 8,00	77 (93)
Sept.		9 (12)	4 (6)	12 (17)	1 (1)	19 (26)	13 (19)	7 (9)	157 NNW	1: 2,10	1: 1,54	65 (90)
Oct.	3 (10)	9 (12)	2 (3)			30 (40)	19 (22)	6 (6)	106 WNW	1: 1,43	1: 4,53	69 (93)
Nov.	2 (3)					37 (44)	19 (24)	12 (19)	80 WgSW	1: 2,00	0:87,00	70 (93)
Dec.	2 (7)					21 (32)	21 (38)	9 (18)	90 W	1: 1,28	0:66,00	53 (93)
Jahr	22 (49)	72 (119)	31 (89)	27 (37)	8 (14)	296 (379)	160 (209)	127 (202)	127 NWgW	1: 1,02	1: 3,22	743 (1093)

6) Wässerichte Niederschläge.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Menge des meteorischen Wassers in par. Cubik-Zollen auf einen par □Fuss. Das 20jährige Mittel von 1825—44.

Tabelle XLII.

1851. Monate.	Regentage.	Schneetage.	Graupen.	Hagel.	Gewitter.	Mittlere Regenmenge.	Wassermenge grösste in 24 Stunden.	Wassermenge im Monat.	Davon Schneewasser.	20jähr. mittl. Regenmenge.
Dec. 1850	8	1				7,75	78,0 d.[illegible].	240,1	16,0	
Jan. 1851	13	3				3,64	26,0 d.[illegible].	113,8	0,8	
Februar .	7	2				3,96	38,0 d.[illegible].	111,0	32,5	
März . .	13	6	1	1		9,55	106,0 d.[illegible].	296,1	65,3	
April . .	22		2		5	14,23	128,8 d.[illegible].	427,0		
Mai . .	20		1	1	3	12,83	112,0 d.12.	398,2		
Juni . .	11		1	1	4	7,31	53,0 d.11.	219,4		
Juli . .	22			1	10	23,53	130,0 d.3.	729,6		
August .	16			1	6	32,56	380,0 d.[illegible].	1009,4		
September	13					24,29	142,0 d.21.	727,9		
October	13					5,58	73,0 d.[illegible].	172,9		
November	4	7	1			2,84	20,0 d.10.	85,3	46,2	
December	4	4				1,41	22,0 d.[illegible].	43,6	39,3	
Kal.-Jahr	160	22	6	5	28	11,81	August	4335,2	200,1	
Met. Jahr	164	17	6	5	28	12,34	August	4531,7	176,8	
1852.										
Dec. 1851	4	4				1,41	22,0 d.[illegible].	43,6	39,3	
Jan. 1852	11	1				4,63	64,0 d.[illegible].	143,5	22,0	185,7
Februar .	11	7				7,70	45,0 d.[illegible].	223,9	108,2	165,7
März . .	3	5			1	2,67	59,0 d.3.	82,9	78,9	212,6
April . .	4	2	1			2,43	50,5 d.[illegible].	73,0	50,7	203,6
Mai . .	13	1		2	6	13,81	112,9 d.[illegible].	428,0		310,6
Juni . .	19			1	8	15,26	135,0 d.27.	457,8		410,8
Juli . .	12				7	18,57	192,7 d.17.	575,7		347,9
August .	22			1	9	25,13	131,0 d.30.	779,1		337,2
September	16				3	11,01	81,0 d.6.	330,4		338,9
October	12					6,14	71,2 d.5.	190,4		248,6
November.	18				1	8,79	84,0 d.[illegible].	263,6		282,3
December	9					2,20	27,0 d.[illegible].	68,3		178,3
Kal.-Jahr	150	16	1	4	35	9,86	Juli	3616,6	259,8	3222,0
Met. Jahr	145	20	1	4	35	9,79	Juli	3591,9	299,1	

Die grösste Regenmenge 1851 fiel im August, die ungewöhnlich grosse Menge in 24 Stunden, die am 1. August fiel, hatte die ausgebreiteten Ueberschwemmungen im ganzen Lande zur Folge; nach dem August kommen der Juli und September, gleichfalls mit Ueberschwemmungen, dann der April, Mai. Die geringste Regenmenge fiel im December und November. Im Jahr 1852 fiel die grösste Regenmenge wieder im August, nach diesem Monat im Juli, Juni, Mai; die geringste im März und December. In beiden Jahren übertraf die Gesammtmenge des meteorischen Wassers das 20jährige Jahresmittel.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XLIII.

1851. Orte.	Regentage.	Schneetage.	Graupen.	Hagel.	Gewitter.	Nebel.
Oberstetten . .	151	29		2	9	57
Amlishagen . .	142	33		3	24	97
Oehringen . .	136	21		4	33	41
Winnenden . .	173	35	5	3	56	71
Canstatt . . .	177	27		2	25	48
Stuttgart . . .	160	22	3	5	28	161
Hohenheim . .	108	19			28	28
Calw	147	36	1	8	21	110
Freudenstadt .	116	51		3	24	4
Bissingen . . .	145	33		1	20	42
Schopfloch . .	118	50			35	127
Ennabeuren . .	131	56		0	46	77
Ulm	98	20		3	19	196
Heidenheim . .		-			34	
Pfullingen . . .	109	27		8	41	163
Schwenningen .	105	46		1	15	61
Isny	85	39		3	39	21
1852.						
Oberstetten . .	149	23			5	34
Amlishagen . .	123	34		2	16	40
Oehringen . .	124	17			22	28
Winnenden . .	159	27	4	1	57	41
Canstatt . . .	160	22		2	38	28
Stuttgart . . .	150	16	1	4	35	163
Hohenheim . .	89	13			24	16
Calw	160	24	1		26	112
Freudenstadt . .	119	29		2	30	2
Bissingen . . .	124	19			19	30
Schopfloch . .	138	28			43	86
Ennabeuren . .	125	44		4	36	50
Ulm	98	21		2	15	150
Heidenheim . .	151	29		1	46	45
Mittelstadt . .	116	16	6	2	48	123
Spaichingen . .	130	35		2	22	60
Isny	87	26			39	9

freien Arbeit der Weißen nicht concurriren können.“ Dieſe Behauptung wird durch den Zuſtand der Schwarzen in den freien nördlichen Staaten der Union vollkommen gerechtfertigt. Dort erhielten ſich die Neger wirklich nur durch die Sklaverei, ſo wie die Aufhebung derſelben ihre Unterdrückung durch die Weißen jetzt nur noch fühlbarer macht und den gegenſeitigen Haß vermehrt, welcher beiden Racen gleichſam zum Inſtinkt geworden iſt.

Wer nicht in Amerika oder in Kolonien gelebt hat, kann ſich von dieſem Haß gar keine Vorſtellung machen; er wird von beiden Racen ſchon mit der Muttermilch eingeſogen, und iſt eben ſo tief und mächtig im Greiſenalter wie in der zarteſten Kindheit. — Keine andere Leidenſchaft kann ihm widerſtreben, kein Gebot, kein Geſetz, keine Religion. „Ich bin ſo weiß als du,“ krächzt der beleidigte Spanier in der Havannah. „Ich bin ein rechtſchaffener Weißer“ (I am a decent white man), ſchreit der amerikaniſche Pflanzer ſeinem Gegner zu und greift nach ſeinen Waffen. In Boſton und Philadelphia, wo die Neger frei ſind, und nach den Geſetzen von Maſſachuſetts und Pennſylvanien ſogar Wahlfreiheit haben, werden ſie, wenn ſie ſich bei öffentlichen Wahlen den Ballotkäſten nähern, mit Fußtritten über ihre politiſchen Rechte belehrt. In der ganzen Union nimmt kein Weißer einen Neger bei ſich auf, wäre auch der erſte ein Taglöhner und der letzte, wie vor mehreren Jahren der Fall war, ein reicher, naher Verwandter des Präſidenten der haytiſchen Republik.

In den Schauſpielhäuſern wird kein Neger ins Parterre oder in die Logen und Sperrſitze gelaſſen; nur eine kleine oberſte Galerie iſt beſtimmt für dieſen Auswurf der Geſellſchaft, und es gibt jetzt Theater, von welchen die Schwarzen gänzlich ausgeſchloſſen ſind. — Will ein Neger von einem Ort zum andern reiſen, ſo muß er im ſchlechteſten Wetter oben auf ſitzen; denn kein Weißer ſetzt ſich mit ihm in den Wagen. Geht er auf ein Dampfboot, ſo erhält er für ſein ganzes Vermögen keinen Platz in der Kajüte. Wenn die Neger Sonntags in New-York in Broadway ſpazieren gehen, ſo ſchließen ſich die Weißen ein, damit ſie nicht die Luft einathmen, die von den Schwarzen verpeſtet wird. Alles dies laſſen ſich die freien Neger in den nördlichen Staaten gerne gefallen; denn das geringſte Murren wäre das Loſungswort ihrer

c) Menge des meteorischen Wassers in den Beobachtungsorten. Tabelle XLIV.

1851. Orte.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	Novemb.	December	Jahr.
Winnenden . .	221,02	146,5	536,1	535,0	427,9	204,8	682,9	743,3	941,0	256,1	159,6	109,5	5161,9
Canstatt . . .	137,5	133,5	306,5	594,5	472,4	294,8	981,0	695,0	763,5	203,5	86,8	76,8	4736,8
Stuttgart . . .	113,8	111,0	296,1	427,0	398,2	219,4	729,6	1009,4	727,9	172,9	85,3	43,6	4335,4
Hohenheim . .	114,0	47,0	328,0	378,0	515,0	257,0	1217,0	535,0	964,0	188,0	85,0	43,0	4672,0
Calw	83,5	83,5	622,5	401,0	438,0	227,5	943,5	790,0	641,0	191,5	114,5	34,0	4570,5
Freudenstadt . .	284,0	290,0	1224,0	564,0	514,0	260,0	1644,0	628,0	370,0	414,0	348,0	52,0	6582,0
Bissingen . . .	211,3	185,1	409,6	784,9	545,8	322,0	943,5	1125,1	986,9	301,0	143,6	102,4	6043,5
Schopfloch . .	218,8	171,6	606,0	518,8	560,2	341,3	704,3	1035,1	1084,7	346,6	237,7	144,3	5969,4
Ennabeuren . .	190,2	117,9	431,0	731,9	491,8	195,3	688,2	1136,2	980,6	514,0	164,8	50,2	5692,1
Heidenheim . .				531,0	325,5	203,0	946,5	430,7	758,0	435,5	164,5	83,5	
Schwenningen .	34,5	134,5	132,5	198,0	275,5	68,5	566,5	752,0	481,5	218,0	126,5	20,5	3008,5
Issny	192,0	200,0	1148,0	740,0	744,0	688,0	1400,0	1700,0	812,0	680,0	620,0	134,0	9058,0
1852.													
Winnenden . .	206,1	466,4	135,9	83,2	290,3	446,1	502,6	932,4	287,0	147,4	367,5	155,9	4020,8
Canstatt . . .	140,3	273,2	85,5	80,4	488,5	478,8	586,6	645,5	318,2	205,0	274,6	83,5	3660,1
Stuttgart . . .	143,5	223,9	82,9	73,0	428,0	457,8	575,7	779,1	330,4	190,4	263,6	68,3	3616,6
Hohenheim . .	137,0	91,0	152,0	82,0	251,0	265,3	324,0	672,6	500,0	177,0	277,5	61,0	2990,4
Calw	269,5	395,5	102,0	75,5	375,0	463,0	351,5	676,5	393,0	340,0	255,5	143,0	3822,0
Freudenstadt .	770,0	776,0	422,0	164,0	296,0	680,0	300,0	1186,0	726,0	274,0	674,0	416,0	6693,0
Bissingen . .	152,0	282,0	94,0	126,0	303,0	507,0	367,0	903,0	334,0	208,0	412,0	124,0	3812,0
Schopfloch . .	218,7	502,3	105,7	174,5	391,9	566,2	279,9	833,7	591,2	251,4	343,7	133,9	4393,1
Ennabeuren . .	162,6	372,1	69,0	76,0	341,9	866,9	341,5	545,4	600,0	228,0	343,9	131,2	4078,5
Heidenheim . .	245,0	536,5	122,0	113,5	259,5	560,7	526,1	820,0	304,0	225,0	343,5	113,0	4168,8
Spaichingen . .	178,0	224,0	86,5	83,5	408,0	423,0	626,0	709,5	371,0	148,0	202,5	74,5	3534,5
Issny	448,0	564,0	128,0	225,0	732,0	888,0	896,0	1712,0	920,0	604,0	516,0	250,0	7885,0

d) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Regen-Verhältnisse nach den Winden. Tabelle XLV.

1851. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Dec. 1850	1	3,9									7	130,6	2	83,4	1	4,0	1	3,9	10	218,0	11	221,9
Jan. 1851			1	10,2	1	32,7			2	22,3	7	134,0	1	19,5			2	43,0	10	175,8	12	218,8
Februar.											3	53,1	2	60,9	3	57,6			8	171,6	8	171,6
März .	2	75,4	1	3,7							9	266,3	4	147,6	1	113,0	3	79,1	14	526,9	17	606,0
April .	1	14,2	1	44,0							7	123,1	3	285,5	1	52,0	2	58,2	11	460,6	13	518,8
Mai . .	2	26,7	2	78,1	2	9,8					5	171,7	5	160,3	2	113,6	6	114,6	12	445,6	18	560,2
Juni . .											5	99,7	5	241,6					10	341,3	10	341,3
Juli . .											10	300,6	5	178,3	5	225,4			20	704,3	20	704,3
August .			1	23,3							4	112,9	6	636,9	6	262,0	1	23,3	16	1011,8	17	1035,1
September	1	105,5	1	30,2			1	132,7	2	256,0	1	12,0	4	199,1	6	349,2	3	268,4	13	816,3	16	1084,7
October .	2	88,2	2	38,6	1	19,9					5	133,7	2	66,2			5	146,7	7	199,9	12	346,6
November	1	15,8	1	12,2							4	80,9	5	104,3	3	24,5	2	28,0	12	209,7	14	237,7
Winter .	1	3,9	1	10,3	1	32,7			2	22,3	17	317,7	5	163,8	4	61,6	3	46,9	28	565,4	31	612,3
Frühling	3	116,3	4	125,8	2	9,8					21	561,1	12	593,4	4	278,6	11	251,9	37	1433,1	48	1685,0
Sommer			1	23,3							19	513,2	16	1056,8	11	487,4	1	23,3	46	2057,4	47	2080,7
Herbst .	4	209,5	4	81,0	1	19,9	1	132,7	2	256,0	10	226,6	11	369,6	9	373,7	10	443,1	32	1225,9	42	1669,0
Jahr . .	10	329,7	10	240,4	4	62,4	1	132,7	4	278,3	67	1618,6	44	2183,6	28	1201,3	25	765,2	143	5281,8	168	6047,0
Dec. 1851	1	14,4									1	6,4	6	123,5			1	14,4	7	129,9	8	144,3
Kal.-Wint.	1	14,4	1	10,3	1	32,7			2	22,3	11	193,5	9	203,9	3	57,6	3	57,4	25	477,3	28	534,7
Kal.-Jahr	10	340,2	10	240,4	4	62,4	1	132,7	4	278,3	61	1491,4	48	2223,7	27	1197,3	25	775,7	140	5193,7	165	5969,4

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

1852. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''
Dec. 1851	1	14,4									1	6,4	6	123,5			1	14,4	7	129,9	8	144,3
Jan. 1852					1	6,0					10	187,1	1	25,6			1	6,0	11	212,7	12	218,7
Februar .	2	41,0	1	10,8	1	6,2					7	220,6	5	183,7	1	40,0	4	58,0	13	444,3	17	502,3
März .	3	80,2	1	7,2							1	18,3					4	87,4	1	18,3	5	105,7
April .	2	21,3	1	23,8							1	42,3			2	81,1	3	51,1	3	123,4	6	174,5
Mai . .			1	12,0							9	255,8	3	55,2	2	68,9	1	12,0	14	379,9	15	391,9
Juni . .									1	5,0	11	231,2	3	77,6	5	252,4			20	566,2	20	566,2
Juli . .	2	41,6	1	4,0							1	65,5	3	95,6	2	73,2	3	45,6	6	234,3	9	279,9
August .			3	62,2					2	41,2	14	282,0	2	138,3	2	310,0	3	62,2	20	771,5	23	833,7
September			3	58,0	4	120,0					6	343,7	3	20,0	1	49,5	7	178,0	10	413,2	17	591,2
October .	1	3,2							1	15,0	6	166,3	3	66,9			1	3,2	10	248,2	11	251,4
November									4	158,0	9	158,5	3	27,2					16	343,7	16	343,7
Winter .	3	55,4	1	10,8	2	12,2					18	414,1	12	332,8	1	40,0	6	78,4	31	786,9	37	865,3
Frühling	5	101,5	3	49,0							11	316,4	3	55,2	4	150,0	8	150,5	18	521,6	26	672,1
Sommer	2	41,6	4	66,2					3	46,2	26	578,7	8	311,5	9	635,6	6	107,8	46	1572,0	52	1679,8
Herbst .	1	3,2	3	58,0	4	120,0			5	173,0	21	668,5	9	114,1	1	49,5	8	181,2	36	1005,1	44	1186,3
Jahr . .	11	201,7	11	184,0	6	132,2			8	219,2	76	1977,7	32	813,6	15	875,1	28	517,9	131	3885,6	159	4403,5
Dec. 1852									1	2,6	3	28,1	1	62,0	3	41,2			8	133,9	8	133,9
Kal.-Wint.	2	41,0	1	10,8	2	12,2			1	2,6	20	435,8	7	271,3	4	81,2	5	64,0	32	790,9	37	854,9
Kal.-Jahr	10	187,3	11	184,0	6	132,2			9	221,8	78	1999,4	27	752,1	18	916,3	27	503,5	132	3889,6	159	4393,1

Tabelle XLVI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1851.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
		3,2	3,6	15,3	53,3	9,3	19. Dec. 1850		3,9						0,4	89,0	182,7
24,0							17. Jan. 1851		2,0	19,5			5,3	10,3	32,7	93,8	75,2
44,5	42,7				10,5		16. Februar									97,7	90,4
							17. März	13,9	10,2	24,3			17,4		41,4	107,2	459,0
		4,6				65,0	15. April		3,4				44,0	12,9		129,9	387,0
	6,5		65,6	58,0	48,0		15. Mai	5,0	15,0			9,3	13,5	15,6	111,8	348,3	181,4
4,8			6,9	26,4	83,0	23,0	13. Juni					14,2	25,9			184,2	157,1
30,5			51,6	33,5	40,0	22,0	13. Juli	7,6		31,0	44,2	33,6	109,6	13,8		417,4	224,9
				48,0	23,3	74,9	11. August	14,4				5,2	4,2		55,5	225,5	694,6
146,0	10,5	80,0	18,0				10. September								30,2	284,7	717,2
52,2	33,0	9,5			24,0	14,0	10. October	58,0	28,2						60,4	279,3	287,6
3,0	12,2	9,8		10,2			8. November			15,8					4,9	55,9	89,4
305,0	104,9	107,1	145,7	191,4	282,1	208,2		98,9	62,7	90,6	44,2	62,3	219,9	52,6	337,3	2312,9	3546,5
1344,4									869,6								

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1852.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
16,8	6,4	9,5	1,8				8. Dec. 1851		26,9	4,0						65,4	131,9
							7. Jan. 1852				46,9			17,0		63,9	186,6
6,0		25,6	5,6	22,3	21,6	33,5	5. Februar	42,0		15,2					27,3	199,1	234,3
	21,3	18,3		58,8	7,2	10,0	6. März									115,6	92,7
				3,2	5,1	29,8	4. April									38,1	89,3
				42,3	35,3	38,3	3. Mai	63,9		12,0				5,0		196,8	49,1
	93,6	5,8	10,0	15,7	12,6		2. Juni	23,5	14,6	31,6	85,5		7,0			299,9	203,9
61,5	1,5			90,5	4,6		1. Juli	8,0								166,1	173,3
		40,5	51,6	33,6	8,0	4,0	31. Juli				11,0	43,7	7,5	25,3	29,2	254,4	261,5
233,0	40,3	14,9			22,4	4,0	29. August			7,0	189,5		30,2	4,0		545,3	352,9
	1,0						28. September						33,7			34,7	380,2
				3,3		15,0	28. October		0,4	27,3	4,5	10,8	5,0		1,8	68,3	20,5
	6,0	33,2	27,0	13,8	58,8	55,1	26. November			10,4					2,5	206,8	101,3
317,3	170,1	147,8	96,0	283,7	175,6	189,7		137,4	41,9	107,5	337,4	54,5	83,4	51,3	60,8	2254,4	2279,5
1380,2									736,8								

Tabelle XLVII.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1851.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
17,8	40,4	23,4	2.1	2,0			3. Dec. 1850									85,7	187,0
0.4	4,0		16,3	67,1	45,5	49,8	2. Jan. 1851						17,0	2,3		202,4	27,9
				8,0	33,6	14,3	1. Februar				9,6			3,7	4,9	74,1	167,5
		18,2	37,3			55,3	3. März	16,9	26,2	24,0	113,0	58,5	3,7			353,3	13,9
	8,0		41,5	100,8	25,6	25,3	1. April	32,4	4,0	11,9	52,0	14,2				315,7	162,9
		248,5				9,9	1. Mai	30,5	24,2		53,6	5,4				372,1	274,4
	11,7			10,1	3,3	73,1	30. Mai					26,2		9,9	4,8	139,1	304,5
	121,0						29. Juni					92,0	26,2	17,0	30,5	286,7	194,8
		14,5	35,3		12,0	4,9	28. Juli	23,0			62,0	299,0	132,0	35,0		617,7	392,8
97,6	17,7					51,3	26. August		0,4		95,6	8,2	72,8		27,3	370,9	319,4
22,7		82,0	19,5	136,0	120,0		25. September	132,7	72,3	12,0	105,5	70,0				772,7	220,9
60,4	27,8						24. October		5,6					14,0	19,9	127,7	63,4
	16.6	4.3				29,0	23. November			26,4		12,2	13,3	69,8	10,2	181,8	55,2
198,9	247,2	390,9	152,2	324,0	240,0	312,9		235,5	132,7	74,3	491,3	585,7	265,0	151,7	97,6	3899,9	2384,6
			1866.1									1798,3					

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1852.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
							22. Dec. 1851					64,5	14,4			78,9	30,9
	31,2	9,3	37,2	19,0		13,0	21. Jan. 1852		4,0	6,5			3,0			123,2	220,5
10,8		6,2		33,0	57,8	74,7	20. Februar	38,3	40,0	39,0	13,7					313,5	158,1
							20. März						11,4			11,4	38,1
							19. April	77,9	16,2							94,1	179,8
		23,5	5,1				19. Mai	4,3	65,0					1,8		99,7	178,2
62,6	0,7	22,8	6,3	6,2	28,0	5,5	17. Juni	5,0		73,8		9,0	26,0		61,5	307,4	243,3
					65,5		17. Juli			65,2			3,5			134,2	137,7
12,0	32,8	54,0	7,0	70,0	3,1	9,6	15. August	4,3	23,4			14,9	84,3	77,0	233,0	625,4	201,3
25,0	64,5	1,8		2,8	49,5	9,7	13. September		1,3	9,0	60,0	63,4	50,8	21,4	7,3	366,5	231,7
58,0	42,4	46,3	17,1			3,2	13. October									167,0	52,2
1,8		6,0				1,8	11. November	12,7			3,5			59,0	38,8	123,6	241,9
170,2	171,6	169,9	72,7	131,0	203,9	117,3		172,5	149,9	193,5	77,2	151,8	193,4	159,2	340,6	2444,9	1913,7
1036,8									1265,6								

Tabelle XLVIII. Regen-Verhältnisse nach den Monds-Phasen.

1851.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☽ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☽		Im abnehmenden		zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- u. zunehmenden Mond.
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag	cub.''	
vom 19. Nov. 1850 bis 19. Dec. 1851.	8	120,1	4	67,9	–	—	5	84,7	10	188,0	5	84,7	15	272,7	a+103,3
v. 19. Dec. bis 17. Jan.	1	3,9	6	183,1	3	43,3	–	—	7	187,0	3	43,3	10	230,3	a+143,7
v. 17. Jan. bis 16. Feb.	5	69,8	3	55,9	4	62,7	2	53,2	9	125,7	6	115,9	14	241,6	a+ 9,8
v. 16. Feb. bis 17. Mrz.	--	--	4	127,9	3	225,4	1	13,9	4	127,9	6	239,3	10	367,2	a−111,4
v. 17. Mrz. bis 15. Apr.	4	93,3	6	233,6	4	82,1	2	69,6	10	326,9	6	151,7	16	478,6	a+175,2
v. 15. April bis 15. Mai	4	76,3	3	288,9	3	83,2	5	183,1	7	365,2	8	266,3	15	631,5	a+ 98,9
v. 15. Mai bis 13. Juni	5	165,2	4	98,2	3	40,9	4	139,3	9	263,4	7	180,2	16	443,6	a+ 83,2
v. 13. Juni bis 13. Juli	2	40,1	1	121,0	3	135,2	6	185,2	4	161,1	9	320,4	12	481,5	a−159,3
v. 13. Juli bis 11. Aug.	5	232,2	5	89,7	4	528,0	4	160,6	10	321,9	8	688,6	18	1010,5	a−366,7
v. 11. Aug. bis 10. Sep.	3	180,2	1	51,3	6	204,3	4	254,5	6	231,5	10	458,8	16	690,3	a−227,3
v. 10. Sep. bis 10. Oct.	2	52,9	5	490,2	4	259,8	6	190,7	7	543,1	10	450,5	17	993,6	a− 92,6
v. 10. Oct. bis 8. Nov.	3	116,4	–	–	3	30,5	4	35,2	3	116,4	7	74,7	10	191,1	a+ 41,7
v. 8. Nov. bis 8. Dec.	2	20,7	3	49,9	5	131,9	4	34,5	5	70,6	9	166,4	14	237,0	a− 95,8
	44	1171,1	45	1857,6	47	1836,3	47	1404,5	89	3028,7	94	3240,8	183	6269,5	a−212,1

Regen-Verhältnisse nach den Monds-Phasen.

1852.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☽ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☽		Im abnehmenden Mond.		Im zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- u. zunehmenden Mond.
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	
vom 8. Dec. 1851 bis 7. Jan. 1852.	2	30,9			2	78,9			2	30,9	2	78,9	4	109,8	a— 48,0
v. 7. Jan. bis 5. Febr.	2	63,9	5	109,7	4	19,5	6	150,6	7	173,6	10	170,1	17	343,7	a+ 3,5
v. 5. Febr. bis 6. März	2	42,5	6	220,8	3	92,7	5	115,6	8	263,3	8	208,3	16	471,6	a+ 55,0
v. 6. März bis 4. April					1	11,4	3	38,1			4	49,5	4	49,5	a— 49,5
v. 4. April bis 3. Mai			1	77,9	1	16,2	4	179,8	1	77,9	5	196,0	6	273,9	a—118,1
v. 3. Mai bis 2. Juni	2	17,0	3	32,9	2	66,8	6	161,2	5	49,9	8	228,0	13	277,9	a—178,1
v. 2. Juni bis 1. Juli	4	138,7	8	137,1	4	170,3	4	104,6	12	275,8	8	274,9	20	550,7	a+ 0,9
v. 1. Juli bis 31. Juli			1	65,5	2	68,7	5	137,7	1	65,5	7	206,4	8	271,9	a—160,9
v. 31. Juli bis 29. Aug.	6	128,7	7	180,8	5	432,6	4	84,6	13	309,5	9	517,2	22	826,7	a—207,7
v. 29. Aug. bis 28. Sept.	5	255,7	5	128,3	7	213,2	1	1,0	10	384,0	8	214,2	18	598,2	a+169,8
v. 28. Sept. bis 28. Oct.	2	91,7	4	109,0			2	18,5	6	200,7	2	18,5	8	219,2	a+182,2
v. 28. Oct. bis 26. Nov.	6	49,8	3	20,5	3	101,3	6	193,9	9	70,3	9	295,2	18	365,5	a—224,9
	31	818,9	43	1082,5	34	1271,6	46	1185,6	74	1901,4	80	2457,2	154	4358,6	a—555,8

Bemerkungen zu Tabelle XLV.

1) Für 1851.

Max. der Regentage 67 bei SW (61 bei SW).
Min. „ 1 „ SO.
Max. der Regenmenge 2183,6 bei W (2223.7 bei W).
Min. „ 62,4 „ O.

Die grösste Regenmenge brachten die 4 N—O Winde im Herbst = 443,1.
„ kleinste „ „ „ Sommer = 23,3.
„ grösste „ „ W—S Winde im Somm. = 2057,4.
„ kleinste „ „ „ Winter = 565,4. (477,3).

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 33,0 (34,0).
„ NO „ „ „ 24,0.
„ O „ „ „ 15,6.
„ SO „ „ „ 132,7.
„ S „ „ „ 69,6.
„ SW „ „ „ 24,2 (24,5).
„ W „ „ „ 49,6 (46,3).
„ NW „ „ „ 42,9 (44,3).

Es fiel demnach der Regen am dichtesten an dem einzigen Tag, an dem ihn der SO Wind brachte, und am dünnsten bei O.

2) Für 1852.

Max. der Regentage 78 bei SW.
(78)
Min. „ 0 „ SO.
Max. der Regenmenge 1977,7 bei SW.
(1999,4)
Min. „ 0 „ SO.

Die grösste Regenmenge brachten die 4 N—O Winde im Herbst = 181,2.
„ kleinste „ „ „ Winter = 78,4. (64,0).
„ grösste „ „ 4 W—S Winde im Somm. = 1372,0.
„ kleinste „ „ „ Frühling = 321,6.

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 18,3 (18,7).
„ NO „ „ „ 16,7 (16,7).
„ O „ „ „ 22,0 (22,0).
„ S „ „ „ 27,4 (24,6).
„ SW „ „ „ 26,0 (24,4).
„ W „ „ „ 25,4 (27,8).
„ NW „ „ „ 58,3 (50,9).

Es fiel demnach der Regen am dichtesten bei NW, am dünnsten bei NO.

Niedermetzelung durch die Weißen. In einer Grafſchaft Pennſylvaniens haben die Neger, den beſtehenden Geſetzen gemäß, bei der Wahl eines Sheriffs mitgeſtimmt; ſogleich aber rotteten ſich die Weißen zuſammen, erklärten den Schwarzen, daß ſie ungeſtraft dieſe Frechheit ſich nicht wieder gefallen laſſen würden, und proteſtirten bei der geſetzgebenden Verſammlung gegen dieſe Wahl. Zu New-York wird ein Tempel, in welchem Abolitionspredigten gehalten werden, vom Volke rein ausgeplündert, die Schwarzen ausgetrieben und die Kanzel in Stücke geriſſen und verbrannt, während die weißen Prediger, welche der Abſchaffung der Sklaverei entgegen ſind, ruhig zuſehen, und ſogar ihren Beifall ausdrücken, daß dieſe Aufruhrprediger endlich ihren Lohn ernten.

Wer einen Neger niederſitzen heißt, begeht ein Verbrechen gegen die Majeſtät der Weißen; der Neger aber — ſey er frei oder Sklave — der ſich im Zimmer eines Weißen niederſetzt, iſt des Hochverraths ſchuldig. — „Weich aus!“ ſchreit ein betrunkener Weißer einem Neger in Philadelphia zu. — „Und warum das?“ anwortet der Neger. — „Schlagt ihn nieder!“ ſchreit ein halb Dutzend Weißer; „den eingebildeten, entlaufenen Sklaven!“ — „Bravo!“ klatſcht der Haufen, und der Neger liegt ausgeſtreckt auf dem Pflaſter. In Boſton will ein freier Neger ſein Kind in die öffentliche Schule ſchicken, zu deren Erhaltung ſein bürgerlicher Erwerb hart beſteuert iſt. „Nein,“ ſagt der Schulmeiſter, „ich bin nicht dazu da, eure ſchwarze Brut zu lehren; erzieht ſie, wie ihr wollt; es ſitzt kein weißes Kind neben einem ſchwarzen in meiner Schule.“ Derſelbe Neger geht jetzt zum Privatlehrer und iſt bereit, den Unterricht ſeines Sohnes zu bezahlen: „Was fällt euch ein?“ ſagt dieſer, „wozu braucht euer Sohn Leſen und Schreiben zu lernen? es kann ja doch nichts aus ihm werden, außer ein Bedienter oder ein Haarkräusler! Wenn ihr aber durchaus darauf beſteht, ſo erwartet nicht, daß ein Weißer ſich zu euch herabwürdigt. Schickt euern Sohn nach Europa; die Franzoſen thun ſo etwas für Geld, aber kein Amerikaner. Welcher weiße Knabe könnte es beim Geſtank eurer Kinder aushalten?“ — „Aber ich bin der Sohn eines Weißen,“ ruft der Mulatte. — „Mein Vater, Großvater und Urgroßvater waren Weiße!“ ächzt der Quarteron. — „Das kann euch nichts nützen, ſo lange

Bemerkungen zu Tabelle XLVI.

1) Für 1851.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war [illegible]15,3‴ grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, [illegible]so um 1587,0 grösser, als in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond.

Die in den 7 Tagen v[illegible] und nach dem Vollmond gefallene Regenmenge war dagegen u[illegible],233,6‴ kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 67,8 mehr Regen, als die 7 Tage nach demselben.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 474,6 mehr Regen, als die 7 Tage nach demselben.

In d. 7 Tagen vor d. Neumond fiel der meiste Regen			390,9	am	5ten.
„	nach	„	wenigste „	152,2	„ 4ten.
			meiste „	585,7	„ 4ten.
„	vor dem Vollmond fiel der		wenigste „	74,3	„ 2ten.
			meiste „	305,5	„ 7ten.
„	nach	„	wenigste „	104,9	„ 6ten.
			meiste „	337,3	„ 7ten.
			wenigste „	44,2	„ 3ten.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 585,7 am 4ten Tage nach dem Neumond, die kleinste 44,2 am 3ten Tage nach dem Vollmond.

2) Für 1852.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 25,1 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 190,5 kleiner, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge war um 531,2 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 643,4 mehr Regen als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 228,8 weniger Regen, als die 7 Tage nach dem Neumond.

In d. 7 Tagen vor d. Vollmond fiel der meiste Regen			317,3	am	7ten.
„	nach	„	wenigste „	96,0	„ 4ten.
			meiste „	337,4	„ 3ten.
„	vor dem Neumond fiel der		wenigste „	41,9	„ 1ten.
			meiste „	293,9	„ 2ten.
„	nach	„	wenigste „	72,7	„ 4ten.
			meiste „	340,6	„ 7ten.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 340,6 am 7ten Tag nach dem Neumond, die wenigste 41,9 am 1ten Tag nach dem Vollmond.

Bemerkungen zu Tabelle XLVII.

1) Für 1851.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge (3028,7) um 212,1 kleiner, als im zunehmenden (3240,8).

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 89, also kommt auf 1 Tag Regen 34,0.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 94, also kommt auf 1 Tag Regen 34,5.

Demnach fiel der Regen im zunehmenden und abnehmenden Mond beinahe gleich dicht, blos mit einer Differenz von 0,5.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1817,6 in der Stellung vom letzten Viertel bis Neumond, der wenigste 1171,1 in der Stellung vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synod. Umläufen zählte:

die meisten Regentage 18 der Umlauf 13. Juli / 11 Aug.

die wenigsten „ 10 die Umläufe 19. Dec. 16. Febr. 10 Oct. / 15. Jan.' 17 März' 8. Nov.

die grösste Regenmenge 1010,5 der Umlauf 13. Juli / 11 Aug.

die kleinste „ 191.1 „ 10. Oct / 8 Nov.

Im abnehmenden Mond Max. der Regentage 10 18. Nov. 17. März 12 Juli. / 1 Dec.' 1. April' 24

der Regenmenge 543.1 18. Sept.

Min. der Regentage 3 13 / 24 Juni, 19 Oct. / 31

der Regenmenge 70,6 8 Nov.

Im zunehmenden Mond Max. der Regentage 10 26. Aug. 25. Sept. / 10. Sept.' 10. Oct.

der Regenmenge 688,6 28. Juli / 11 Aug.

Min. der Regentage 3 3 / 19 Dec.

der Regenmenge 43,3 3 / 19 Dec.

2) Für 1852.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge 1901.1 um 555,8 kleiner als im zunehmenden = 2457,2.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 74, also kommt auf 1 Tag Regen 25.7.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 80, also kommt auf 1 Tag Regen 30.7.

Demnach fiel der Regen im zunehmenden Mond um 5.0 per Tag dichter, als im abnehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1221,6 in der Stellung vom Neumond bis 1ten Viertel, der wenigste 818,9 vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synod. Umläufen zählt:

die meisten Regentage 22 der Umlauf 31. Juli / 29. Aug

die wenigsten „ 4 „ 8. Dec. / 7. Jan. und 6 März / 4 April

die grösste Regenmenge 826.7 „ 31 Juli / 28. Aug

die wenigste „ 48,5 „ 6. März / 4 April

Im abnehmenden Mond Max. der Regentage 13 31 Juli / 13. Aug.

der Regenmenge 384,0 28. Aug. / 13 Sept.

Min. der Regentage 0 6. März / 20. März

der Regenmenge 0 desgleichen.

Im zunehmenden Mond Max. der Regentage 10 21 Jan. / 3. Febr.

der Regenmenge 517,2 13. Aug.

Min. der Regentage 2 22. Dec. / 7. Jan und 12 Oct.

der Regenmenge 18,5 12 Oct.

2) Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Regen-Verhältnisse nach den Winden. Tabelle XLIX.

1851. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''	Tg.	cub.''
Dec. 1850					2	3.3					4	104,2	6	199,3	1	1.9	2	3,3	11	305,4	13	308.7
Jan. 1851	1	8,4					2	11,0			7	138,4	3	19,6	3	14,8	3	19,4	13	170,8	15	190.2
Februar .											4	36,9	2	62,0	3	19,0			9	117,9	9	117,9
März .			1	20,0							6	95,7	9	298,3	1	17,0	1	20,0	16	411,0	17	431,0
April .	2	104,9									10	271,4	4	222,4	4	133,2	2	104,9	18	627,0	20	731,9
Mai . .	2	29,5	2	16,7	2	103,0					2	33,0	9	212,6	3	97,0	6	149,2	14	342,6	20	491,8
Juni . .											7	142,3	2	11,0	1	42,0			10	195,3	10	195,3
Juli . .	1	27,5									10	347,1	7	187,1	5	126,5	1	27,5	22	660,7	23	688,2
August .	1	62,8	1	6,0							6	376,7	5	109,6	7	381,1	2	68,8	18	1067,4	20	1136,2
September	3	109,2	4	190,5	2	35,0					3	325,0	5	209,9	2	111,0	9	334,7	10	645,9	19	980,6
October .	2	100,0			1	1,5	1	51,5			4	75,1	6	196,4	2	89,5	4	153,0	12	361,0	16	514,0
November	1	4,0	1	1,0							5	66,5	8	59,0	2	34,3	2	5,0	15	159,8	17	164,8
December			2	11,0							1	2,2	3	20,0	2	17,0	2	11,0	6	39,2	8	50,2
Met. Winter	1	8,4			2	3,3	2	11,0			15	277,8	11	280,9	7	35,7	5	22,7	33	594,1	38	616,8
Frühling	4	134,4	3	36,7	2	103,0					18	400,1	22	733,3	8	247,2	9	274,1	48	1380,6	57	1654,7
Sommer	2	90,3	1	6,0							23	1066,1	14	307,7	13	549,6	3	96,3	50	1923,4	53	2019,7
Herbst .	6	213,2	5	191,5	3	36,5	1	51,5			12	466,6	19	465,3	6	234,8	15	492,7	37	1166,7	52	1659,4
Kal.-Wint.	1	8,4	2	11,0			2	11,0			12	175,5	8	101,6	8	50,8	5	30,4	28	327,9	33	358,3
Kal.-Jahr	13	446,3	11	245,2	7	142,8	3	62,5			65	2108,3	63	1607,9	35	1082,4	32	893,5	163	4798,6	195	5692,1
Met. Jahr	13	446,3	9	234,2	7	142,8	3	62,5			68	2210,3	66	1787,2	34	1067,3	32	885,8	168	5096,8	200	5950,0

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

1852. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg	cub."	Tg.	cub."
Dec. 1851			2	11,0							1	2,2	3	20,0	2	15,0	2	11,0	6	39,2	8	50,2
Jan. 1852									1	6,2	7	68,8	9	79,9	2	7,7			19	162,6	19	162,6
Februar .	1	7,0			1	1.7					4	52,6	12	221,8	2	89.0	2	8,7	18	363,4	20	372,1
März .	2	3,5	1	6,5							3	43.0	1	15,5	1	0,5	3	10,0	5	59,0	8	69,0
April .	1	0,2	3	34,3							1	40,0			1	1,5	4	34,5	2	41,5	6	76,0
Mai . .	2	98,5	2	8,7	2	14.3					5	63.0	7	149,9	1	7,5	6	121,5	13	220,4	19	341,9
Juni . .											8	478,2	10	311,7	2	77,0			20	866,9	20	866,9
Juli . .	1	2,3	2	36,2							2	119,5	5	78,5	2	105,0	3	38,5	9	303,0	12	341,5
August .	1	16,0	1	16,0					2	66.3	11	155.6	10	266,1	2	25,4	2	32,0	25	513,4	27	545,4
September	3	110,3	1	26,6	3	32.1					4	61,5	5	251,5	3	118,0	7	169,0	12	431,0	19	600,0
October .											5	124,3	6	83,7	1	20.0			12	228,0	12	228,0
November	2	11,2	1	12,8	1	8.5			1	37,5	7	50,7	9	196,2			4	32.5	17	311,4	21	343,9
Met. Winter	1	7,0	2	11,0	1	1.7			1	6,2	12	123.6	24	321,7	6	113,7	4	19,7	43	565,2	47	584,9
Frühling	5	102,2	6	49,5	2	14.3					9	146,0	8	165,4	3	9,5	13	166,0	20	320,9	33	486,9
Sommer	2	18,3	3	52,2					2	66.3	21	753,3	25	656,3	6	207.4	5	70.5	54	1683,3	59	1753,8
Herbst .	5	121,5	2	39.4	4	40.6			1	37.5	16	236,5	20	531,4	4	138,0	11	201.5	41	3970,4	52	1171.9
Jahr . .	13	249,0	13	152,1	7	56,6			4	110,0	58	1259.4	77	1674,8	19	468,6	33	457,7	158	539,8	191	3997.5
Dec. 1852											3	46,6	6	75.1	1	9,5			10	131,2	10	131.2
Kal.-Wint.	1	7,0			1	1,7			1	6.2	14	168,0	27	376.8	5	106,2	2	8.7	47	657,2	49	665,9
Kal.-Jahr	13	249,0	11	141,1	7	56,6			4	110,0	60	1303,8	80	1729,9	18	461,1	31	446,7	162	3631,8	193	4078.5

Tabelle L.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1851.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
			8,2	53,6	95,4	3,0	19. Dec. 1850	7,0									
16,0							12. Jan. 1851									167,2	214,2
52,2	4,8						16. Februar		6,8	6.0	3,0		2,9	8,0	16,8	59,5	66,4
			5,0				17. März	2,5					1,2			58,2	73,0
		1,2				2,5	15. April	7,0	10,5	41,2			15,5		26,8	104,0	322,2
	7,0		9,5	28,5	44,5	14,5	15. Mai		35,0			85,0	69,5	7,0	9,0	301,7	413,2
17,0			3,5	11,0	51,5	10,3	13. Juni		19,0			8,0	8,8	24,0	96,5	260,3	182,5
57,5			14,0	22,0	64,6	29,3	13. Juli	3,2				7,0	42,0			142,3	53,0
				21,0	76,7	53,0	11. August	40,2	31,0	38,0	4,2	56,0	63,0	1,5	2,0	355,3	277,9
132,0	5,2	36,5					10. September					9,0		2,5	159,5	392,9	665,8
87,0	66,0	9,0	2,4	0,8	6,0	24,0	10. October	59,3	18,5						19,0	192,7	663,0
	12,8	8,0	1,2	3,0			8. November		0,5	21,5					92,0	365,0	312,9
361,7	95,8	54,7	43,8	139,9	338,7	224,6		119,2	121,3	106,7	7,2	165,0	202,9	43,0	4,0	51,0	120,0
1259,2									1071,7						425,6	2450,1	3384,1

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1852.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag	in den übrigen.
		13,0	10,0			5,0	8. Dec. 1851	2,0	2,2							32,2	87,3
					7,6		7. Jan. 1852				9,0	3,0	8,0			27,6	97,0
6,2		14,2		38,0	11,5	13,0	5. Februar	38,0		30,4		1,5			7,0	159,8	121,3
	21,0	15,5	25,0	17,5	1,5	2,0	6. März							0,5		86,0	23,0
			0,5		25,0	8,3	4. April							1,0		34,8	8,0
				40,0	16,0	42,5	3. Mai	15,0	8,5	17,0	6,0					145,0	23,2
	62,2		19,2	13,5	29,0		2. Juni	4,0	21,0	114,0	201,2					464,1	250,5
130,0	5,0			2,0	7,0		1. Juli	37,5								291,5	115,2
		13,0	67,5	33,2	2,3		31. Juli				5,2	57,2	5,0	40,0	53,0	276,4	289,8
120,0	32,0				4,5	2,0	29. August			2,5	93,0		30,0	2,5		286,5	239,2
							28. September						43,5			43,5	374,0
			0,3	16,0	0,4	8,0	28. October		4,3	37,0		19,0	1,0		2,0	88,0	8,0
	16,0	30,0	40,0	6,2	75,0	36,0	26. November	2,2			5,7	6,0				217,1	51,8
256,2	139,2	85,7	162,5	276,4	179,8	116,8		98,7	36,0	200,9	320,1	86,7	87,5	44,0	62,0	2152,5	1688,3
			1216,6									837,2					

366

Tabelle LI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1851.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
8,2	75,0	31,2	3,6	9,6	1,7	1,6	3. Dec. 1850				1,9					129,8	214,4
		2,8	6,0	66,0	61,5	76,0	2. Jan. 1851						15,4	1,2		228,9	23,0
				10,3	20,0	7,8	1. Februar	11,7				9,8		4,0	4,2	67,8	100,5
		17,0	13,0			25,0	3. März		20,0	16,0	17,0		20,0			128,0	11,2
	8,2		62,0	124,0	22,8	12,0	1. April	20,2	1,0	10,0	33,8	13,2				307,2	190,7
		292,0			42,0	11,0	1. Mai	49,0	8,0	33,0		25,0				460,0	316,5
	25,0			7,5		84,0	30. Mai						39,0	10,0	17,0	182,5	232,6
4,0							29. Juni					92,5		2,0	57,5	156,0	182,1
	0,4	30,0	67,0		3,0	16,0	28. Juli	47,0			55,0	321,5	60,0	7,3		627,2	355,6
170,0	6,0					46,0	26. August		0,5		53,2	16,0	62,8	6,0	38,0	398,5	375,7
16,0		34,5		192,0	89,0	3,0	25. September	152,0	63,4	44,0	90,0	60,0				743,9	273,5
92,0	54,0	1,5					24. October							42,0	51,5	241,0	43,5
	11,0					14,5	23. November	1,0		18,0		9,5	7,8	42,0	10,0	113,8	56,0
287,2	179,6	429,0	151,6	409,4	240,0	298,9		280,9	92,9	121,0	250,9	547,5	205,0	114,5	178,2	3784,6	2375,3
1993,7									1510,0								

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1852.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.	Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wass.	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.		1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
							22. Dec. 1851				7,0	8,5	2,5		18,0	9,8
	41,0	12,0	24,0	0,2			21. Jan. 1852	1,8	1,8	6,0		3,0	24,8		114,6	140,9
12,0	0,9	8,0	0,5	42,3	82,0	40,0	20. Februar		7,0	12,5	3,5				208,7	124,4
							20. März					6,5			6,5	34,3
							19. April	1,5	0,2						1,7	114,5
2,0	3,8	10,5	5,0				19. Mai	1,7					90,0		113,0	159,4
55,0	4,0	36,0	1,5		50,0	1,0	17. Juni	13,0		102,0	*	5,5	1,7	3,0	130,0	402,7	497,7
	3,0						17. Juli		20,0	131,0			30,0	4,0		188,0	116,0
2,0	24,0	81,0		63,0	3,0		15. August	0,8	9,5			6,2	10,5	24,0	120,0	344,0	198,6
32,0	125,0	4,0		3,0	28,0	27,0	13. September				74,0	76,5	80,0	25,0		474,5	128,0
56,5	16,0	39,0	7,0				13. October									118,5	43,8
2,0			7,0			1,0	11. November			8,5		25,5		12,8	50,0	106,8	266,7
161,5	217,7	190,5	45,0	108,5	163,0	69,0		18,8	38,5	260,0	77,5	120,7	140,2	186,1	300,0	2097,0	1833,8
			955,2								1123,0					

Tabelle LII. Regen-Verhältnisse nach den Monds-Phasen.

1851.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmenden		zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- u. zunehmenden Mond.
	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag.	cub.''	Tag	cub.''	
vom 19. Nov. bis 19. Dec. 1850.			5	136,3	3	32,6			5	136,3	3	32,6	8	168,9	
v. 19. Dec. b. 17. Jan. 51	6	43,5	4	49,8	4	70,2	1	4,8	10	93,3	5	75,0	15	168,3	
v. 17. Jan. bis 16. Feb.	1	1,2	3	55,0	4	73,0	3	10,0	4	56,2	7	83,0	11	139,2	
v. 16. Feb. bis 17. Mrz.	4	74,0	6	249,2	4	58,0	3	96,2	10	323,2	7	154,2	17	477,4	
v. 17. Mrz. bis 15. Apr.	6	212,5	5	394,0	3	66,0	5	104,0	11	606,5	8	170,0	19	776,5	
v. 15. April bis 15. Mai	5	156,3	3	116,5	3	66,0	4	76,3	8	272,8	7	142,3	15	415,1	
v. 15. Mai bis 13. Juni	2	49,0	1	4,0	2	94,5	6	190,6	3	53,0	8	285,1	11	348,1	
v. 13. Juni bis 13. Juli	6	164,7	6	183,4	4	443,8	4	190,9	12	348,1	8	634,7	20	982,8	
v. 13. Juli bis 11. Aug.	6	378,0	1	46,0	6	176,5	3	173,7	7	424,0	9	350,2	16	774,2	
v. 11. Aug. bis 10. Sep.	2	35,0	5	470,5	4	257,4	8	254,5	7	505,5	12	511,9	19	1017,4	
v. 10. Sep. bis 10. Oct.	3	164,5	1	1,5	2	93,5	4	25,0	4	166,0	6	118,5	10	284,5	
v. 10. Oct. bis 8. Nov.	3	26,0	2	30,5	5	157,3	4	30.0	6	56.5	9	187.3	15	243,8	
v. 8. Nov. bis 8. Dec.	44	1304,7	43	1736,7	44	1588,8	45	1156.0	87	3041,4	89	2744.8	176	5786,2	

Regen-Verhältnisse nach den Monds-Phasen.

1852.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	♍ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ♍		Im abnehmenden | zunehmenden Mond.				Summe.		Diff. des Regens im ab- u. zunehmenden Mond.
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	
vom 8. Dec. 1851 bis 7. Jan. 1852.	1	2,2			3	18,0	1	7,8	1	2,2	4	25,8	5	28,0	
v. 7. Jan. bis 5. Febr.	5	20,0	5	79,0	4	35,6	6	120,9	8	99,0	10	156,5	18	255,5	
v. 5. Febr. bis 6. März	3	38,9	7	185,7	3	23,0	6	83,5	10	224,6	9	108,5	19	331,1	
v. 6. März bis 4. April	1	0,5			1	6,5	3	33,8	1	0,5	4	40,3	5	40,8	
v. 4. April bis 3. Mai	1	1,0	1	1,5	1	0,2	4	113,5	2	2,5	5	113,7	7	116,2	
v. 3. Mai bis 2. Juni	3	31,5	5	23,0	1	90,0	5	127,9	8	54,5	6	217,9	14	272,4	
v. 2. Juni bis 1. Juli	3	336,2	7	160,5	5	142,2	4	161,5	10	496,7	9	303,7	19	800,4	
v. 1. Juli bis 31. Juli			1	3,0	4	185,4	4	116,0	1	3,0	8	301,4	9	304,4	
v. 31. Juli bis 29. Aug.	6	162,4	5	171,8	5	170,2	3	38,5	11	334,2	8	208,7	19	542,9	
v. 29. Aug. bis 28. Sept.	5	128,0	5	187,0	4	255,5			10	315,0	4	255,5	14	570,5	
v. 28. Sept. bis 28. Oct.	2	100,0	3	62,0			4	24,7	5	162,0	4	24,7	9	186,7	
v. 28. Oct. bis 26. Nov.	5	73,3	2	8,0	4	97,8	7	205,4	7	81,3	11	303,2	18	384,5	
	33	894,0	41	881,5	35	1024,4	47	1035,5	74	1775,5	82	2059,9	156	3835,4	

ihr Negerblut in euern Adern habt. Wo wäre denn der Unterschied zwischen den weißen Kindern und euch Wollhärigen? Wir Weiße theilen zwar manchmal das Bett mit euern Müttern, nie aber den Tisch oder unsere Rechte!“

So lange dieses die Grundsätze der Weißen in den freien Staaten der Union sind, was läßt sich da für die Emancipation der Neger in den Sklavenstaaten hoffen? Wodurch unterscheiden sich denn die emancipirten Neger des Nordens von den Sklaven in Süd- oder Nordkarolina? Welchen Vorzug genießen sie denn vor diesen in ihrer Stellung zu den sie umgebenden Weißen? Welche Eigenthumsrechte sind ihnen denn geworden, seit sie aufgehört haben, erbliche Knechte der Weißen zu seyn? Wo ist der Negerjunge, der eine weiße Schule betreten darf? Welcher Handwerker nimmt ein farbiges Kind in die Lehre? Welcher Weiße beschäftigt einen Schwarzen anders als mit Bedientendiensten? An welchen politischen Verhandlungen dürfen denn die Neger Antheil nehmen? Wo dürfen Sie mit den Weißen zusammen an einem Tisch essen? wo mit ihnen in einem Hause wohnen, ohne sie zu bedienen? wo mit ihnen zusammen in einem Wagen reisen? wo neben ihnen im Theater stehen? wo mit ihnen gemeinschaftlich das Wort Gottes hören? Wo endlich dürfen ihre Gebeine mit denen der Weißen auf einem Gottesacker ruhen? — Die Freiheit der Neger in den nördlichen Staaten der Union besteht in weiter nichts, als dem Privilegium, sich selbst ernähren zu dürfen, und in der Aufhebung der Pflicht der Weißen, für den Unterhalt der Schwarzen zu sorgen. Würde der Süden ein Gleiches thun, so wäre wohl nicht zu erwarten, daß sich die Majorität der Schwarzen so leicht hierein finden, und der Minorität, wie zuvor, das Regierungsrecht über sich einräumen würde. Hierin besteht der unglaubliche Unterschied zwischen den südlichen Pflanzern und den Einwohnern der nördlichen Staaten und der englischen Kolonien in Westindien. In den zwei Karolinas z. B. müßten die Sklavenbesitzer, welche nur zwei Fünftheile der ganzen Bevölkerung ausmachen, der Mehrzahl Rechte zugestehen, von welchen diese wirklich zum Nachtheil der erstern Gebrauch machen könnte, während die nördlichen Staaten, so wie England in Bezug auf seine Kolonien, nie etwas Aehnliches zu befürchten haben. Im Süden wäre die Emancipation der Sklaven kein bloßes Gaukelspiel, oder

Bemerkungen zu Tabelle XLIX.

1) Für 1851.

Die meisten Regentage gab es bei SW=68; keine bei S.

Die grösste Regenmenge fiel bei SW=2210,3 Cub."

Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 31,3."

" NO " " 26,0.

" O " " 20,4.

" SO " " 20,8.

" SW " " 32,5.

" W " " 27,1.

" NW " " 31,4.

Es fiel demnach der Regen am dichtesten bei N, am dünnsten bei O.

2) Für 1852.

Die meisten Regentage gab es bei W=77, keinen bei SO.

Die grösste Regenmenge fiel bei W=1674,8 Cub.-Zoll.

Die grösste Regenmenge brachten die ON-Winde im Herbst 201,5 Cub."

" kleinste " " " Winter 19,7 "

" grösste " WS " Sommer 1683,3 "

" kleinste " " " Frühling 320,9 "

Regenmenge auf 1 Tag bei N 19,2 C.", bei NO 11,7 C." — O. 8,1 C.", S. 27,5 C.", SW. 21,7 C.", W. 21,8 C.", NW. 24,7 C."

Es fiel demnach der Regen am dichtesten bei S, am dünnsten bei O.

Bemerkungen zu Tafel LI.

1) Für 1851.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Vollmond um 914,0" kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 1334,5" kleiner als in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und 7 Tagen nach dem Neumond gefallene Regenmenge ist um 1409,3" grösser, als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 187,5 grösser, als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 483,7 grösser, als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge 361,7" am 7ten, die kleinste 43,8 am 4ten Tage.

In den Tagen vor dem Neumond fiel die grösste Regenmenge 229,0 am 5ten, die kleinste 151,6" am 4ten Tage.

In den Tagen nach dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge 425,6 am 7ten, die kleinste 7,2 am 3ten Tage.

In den Tagen nach dem Neumond fiel die grösste Regenmenge 547,5 am 4ten, die kleinste 92,0 am 1ten Tage.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 321,5 am 4ten Tag nach dem Neumond, die geringste 0,4 am 6ten Tage vor dem Neumond.

2) Für 1852.

Die Quantität des in den 7 Tagen vor, an, und den 7 Tagen nach dem Vollmond gefallenen Wassers war um 464,2 Cub." grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs; ebenso um 55,5 C." grösser, als in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond gefallene Regenmenge war um 263,2 Cub." grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 379,4 C." grösser, als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 167,8 C." kleiner, als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 3ten, die kleinste am 5ten Tage.

In den Tagen nach dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 3ten, die kleinste am 1ten Tage.

In den Tagen vor dem Neumond fiel die grösste Regenmenge am 6ten, die kleinste am 4ten Tage.

In den Tagen nach dem Neumond fiel die grösste Regenmenge am 7ten, die kleinste am 1ten.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge auf den 3ten Tag nach dem Vollmond, die geringste auf den 1ten Tag nach dem Vollmond.

Bemerkungen zu Tabelle LII.

1) Für 1851.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge (3041,4) um 296,6" grösser als im zunehmenden Mond (2744,8).

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 87, also kommt auf 1 Tag 34,9", im zunehmenden 89, also kommt auf 1 Tag 30,8".

Demnach fiel im abnehmenden Mond der Regen um 4,1 dichter, als im zunehmenden Mond.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1736,7" in die Stellung vom letzten Viertel im Neumond, der wenigste 1156,0" in die Stellung vom ersten Viertel im Vollmond.

Unter den synodischen Umläufen zählte

die meisten Regentage	(20)	der Umlauf	13. Juli — 11. August,
die wenigsten „	(8)	„	19. Dec. — 17. Januar,
die grösste Regenmenge	1017,4	„	10. Sept. — 10. October,
die kleinste „	188,3	„	17. Jan. — 16. Februar.

Im abnehmenden Mond

Max. der Regentage	12, der Umlauf	13. Juli —	11. Aug.
Min. "	3, "	13. Juni —	13. Juli.
Max. der Regenmenge	606,5 "	15. Apr. —	15. Mai.
Min. "	53,0 "	13. Juni —	13. Juli.

Im zunehmenden Mond

Max. der Regentage	12, "	10. Sept. —	10. Oct.
Min. "	3, "	19i Dec. 50 —	17. Jan.
Max. der Regenmenge	631,7 "	13. Juli —	11. Aug.
Min. "	32,6 "	19. Dec. —	17. Jan 52.

2) Für 1852.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge um 284,4 Cub." grösser als im zunehmenden Mond.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 74, also kommt auf 1 Regentag 24,0 Cub.", im zunehmenden 82, also kommt auf 1 Regentag 25,1 C."

Demnach fiel der Regen im zunehmenden Mond um 1,1 C." dichter, als im abnehmenden Mond.

Unter den Mondsphasen fiel der meiste Regen auf ersten Viertel bis Vollmond, der wenigste auf letzten Viertel bis Neumond.

Unter den synodischen Umläufen zählte

die meisten Regentage $\frac{5.\text{ März}}{6.\text{ April}}$, $\frac{2.\text{ Juni}}{1.\text{ Juli}}$, $\frac{31.\text{ Juli}}{29.\text{ Aug.}}$ je 9.

die wenigsten " $\frac{8.\text{ Dec.}}{7.\text{ Jan.}}$ und $\frac{6.\text{ März}}{4.\text{ April}}$ je 5.

die grösste Regenmenge 800,4 C." $\frac{2.\text{ Juni}}{1.\text{ Juli}}$,

die kleinste " 40,8 C." $\frac{6.\text{ März}}{4.\text{ April}}$.

Im abnehmenden Mond

Max. der Regentage 11, der Umlauf $\frac{31.\text{ Juli}}{15.\text{ Aug.}}$,

Min. " 1 " $\frac{8.\text{ Dec.}}{22.\text{ Dec.}}$, $\frac{6.\text{ März}}{20.\text{ März}}$, $\frac{1.\text{ Juli}}{17.\text{ Juli}}$,

Max. der Regenmenge 496,7 C." " $\frac{2.\text{ Juni}}{17.\text{ Juni}}$,

Min. " 0,5 " $\frac{6.\text{ März}}{20.\text{ März}}$.

Im zunehmenden Mond

Max. der Regentage 10, der Umlauf $\frac{31.\text{ Jan.}}{5.\text{ Febr.}}$,

Min. " 4 " $\frac{22.\text{ Dec.}}{7.\text{ Jan.}}$, $\frac{20.\text{ Febr.}}{6.\text{ März}}$, $\frac{12.\text{ Aug.}}{29.\text{ Aug.}}$, $\frac{13.\text{ Sept.}}{19.\text{ Sept.}}$

Max. der Regenmenge 303,7 C." " $\frac{17.\text{ Juni}}{1.\text{ Juli}}$,

Min. " 24,7 C." " $\frac{13.\text{ Oct.}}{28.\text{ Oct.}}$.

3) Von Hrn. Dr. Muller zu Calw.

Tabelle LIII.

Regen- und Schneemenge.

1851.	Monatl. Menge d. Regenwassers in Par. Kub.-Zoll	Monatl. Menge d. Schneewassers in Par. Kub.-Zoll.	Regen u. Schnee zusammen: Kubik-Zolle.	Höhen-Zolle.	Durchschnittsmenge auf 1 Tag Kubik-Zolle.	Grösste Menge in 1 Tag Kubik Zolle.
Januar	61,0	22,5	83,5	0,580	2,69	21,0
Februar	41,0	42,5	83,5	0,580	2,98	31,0
März	505,0	117,5	622,5	4,323	20,08	154,0
April	391,0	10,0	401,0	2,785	13,37	48,0
Mai	438,0		438,0	3,042	14,13	178,0
Juni	227,5		227,5	1,580	7,58	69,0
Juli	943,5		943,5	6,552	30,43	160,0
August	790,0		790,0	5,486	28,71	401,0
September . . .	641,0		641,0	4,451	21,37	140,0
October	191,5		191,5	1,330	6,18	46,0
November . . .	11,0	103,5	114,5	0,795	3,82	30,0
December . .	12,0	22,0	34,0	0,236	1,10	14,0
Jahr	4252,5	318,0	4570,5	31,740	12,52	461,0 1 Aug.
Januar 1852 . .	253,5	16,0	269,5	1,871	8,69	72,0
Februar	303,5	92,0	395,5	2,747	13,62	89,0
März	8,0	94,0	102,0	0,708	3,29	60,0
April	33,0	24,5	57,5	0,399	1,92	18,0
Mai	357,0	18,0	375,0	2,604	12,10	89,0
Juni	463,0		463,0	3,215	15,43	120,0
Juli	351,5		351,5	2,442	11,34	99,5
August	676,5		676,5	4,700	21,81	108,0
September . . .	393,0		393,0	2,729	13,10	102,0
October	340,0		340,0	2,361	10,97	107,0
November . . .	255,5		255,5	1,774	8,52	69,0
December . . .	143,0		143,0	0,993	4,61	45,0
Jahr	3577,5	244,5	3822,0	26,542	10,47	120,0 27.Juni

7) Beobachtungen am Neckar.

Hohenstaud, in wurttembergischen Fussen nach den Beobachtungen am untern Pegel des Neckarkanals zu Heilbronn; das 20jährige Mittel ist von 1826—47.

Tabelle LIV.

1851. Monate.	Wasserhöhe. Mittlere aus 20 J.	Mittlere von 1851	Grösste.	Geringste.	Unterschied.
Dec. 1850		5,15	11,0 d. 18.	3,8 d. $\frac{14}{15}$.	7,2
Jan. 1851	4,95	4,52	11,2 d. 1.	3,5 d. 29.	7,7
Februar .	4,67	3,90	5,0 d. $\frac{3}{4}$.	3,2 d. $\frac{23}{24}$.	1,8
März . .	4,74	5,66	15,4 d. 30.	2,2 d. $\frac{4}{5}$.	13,2
April . .	4,84	6,01	12,0 d. 1.	4,5 d. 25.	7,5
Mai . .	4,05	5,16	12,5 d. 13.	4,2 d. 11.	8,3
Juni . .	4,16	3,91	5,0 d. 12.	2,9 d. 30.	2,1
Juli . .	3,39	4,21	8,0 d. 19.	2,8 d. 12.	5,2
August .	3,08	7,15	22,2 d. 26.	4,4 d $\frac{27}{28}$.	17,8
September	3,51	7,62	18,0 d. 26.	4,0 d. 16. 18.	14,0
October	3,08	5,89	10,4 d. 1.	4,0 d 16.	6,4
November	3,79	4,00	4,6 d. 28—30.	3,6 d. 19.	1,0
December	4,51	4,26	5,8 d. 12.	3,2 d. 31.	2,6
Kal. Jahr	4,05	5,27	August.	Juli.	19,4
Met. Jahr		5,29	August.	Juli.	19,4
1852.					
Dec. 1851		4,26	5,8 d. 12.	3,2 d. 31.	2,6
Jan. 1852		4,67	8,5 d. 17.	2,6 d 7.	5,9
Februar .		6,01	12,7 d. 6	4,4 d. 1.	8,3
März . .		4,36	5,4 d. 25.	3,4 d. 20	2,0
April . .		3,61	5,3 d. 1.	3,0 d. 24.—30.	2,3
Mai . .		3,54	4,6 d. 21.	3,0 d. 17.—19.	1,6
Juni . .		3,37	4,1 d. 20.	3,0 d 8.—16.	1,1
Juli . .		2,97	4,8 d. 29.	2,3 d. 11.—18., 26.	2,5
August .		4,54	9,1 d. 24.	3,1 d. 5.	6,0
September		5,02	11,4 d. 19.	3,8 d. 30.	7,6
October		3,77	5,5 d. 9.	3,2 d 23.—27.	2,3
November.		4,05	8,5 d. 25.	2,7 d. 13. 14.	5,8
December		3,82	5,0 d. 21.	3,3 d. 31.	1,7
Kal.-Jahr		4,14	Februar.	Juli.	10,1
Met. Jahr		4,18	Februar.	Juli.	10,1

8) Beobachtungen am Bodensee.

Herr Oberamtsarzt Dr. Dihlmann gab uns die Notizen über die Pegelhöhe im Hafen von Friedrichshafen an die Hand. Die Aufzeichnungen geschehen an dem neugestellten Pegel im Hafen; nach der erbetenen Notiz des Hrn. Dr. Dihlmann „hat jener seinen Nullpunkt (13' 2" unter dem bis jetzt bekannten höchsten Punkt, den der See im Jahr 1817 erreichte), auf dem Grunde des See's, nämlich an dem bis jetzt beobachteten niedrigsten Stand des See's im Jahr 1848. Von diesem Nullpunkt aus wird nun einfach aufwärts gezählt", und die Angaben in nachfolgender Tabelle sind nun in dieser Art zu verstehen. Die Beobachtungen in den beiden Jahren waren tägliche.

Tabelle LV.

Monate.	Stand des See's am Pegel.						Veränderungen im Monat.	
	Geringster.		Größter.		Mittlerer			
	1851	1852	1851	1852	1851	1852	1851	1852
Dec. d. vor. J.	2,20 d. 30.	2,40 d. 30.	2,50 d. 3.	4,00 d. 2.	2,34	3,09	0,30	1,60
Januar .	1,18 d. 31.	1,00 v. 13.	2,40 d. 1.	2,10 v. 11.	1,76	1,57	1,22	1,10
Februar .	0,72 d. 28.	1,73 d. 29.	1,18 d. 12.	2,20 d. 7 6.	1,00	1,65	0,48	0,47
März .	0,25 d. 19.	1,03 d. 28.	2,20 d. 31.	1,68 d. 1 2.	0,73	1,30	1,95	0,65
April .	2,35 d. 1.	1,18 d. 1.	3,90 d. 28.	1,98 d. 30.	2,03	1,41	1,55	0,80
Mai . .	3,60 v. 17.	2,00 d. 1.	4,60 d. 31.	4,85 d. 31.	3,50	3,10	1,00	2,85
Juni . .	4,08 d. 1.	4,73 d. 9.	6,08 v. 13.	6,46 d. 30.	5,63	5,17	2,32	1,67
Juli . .	6,80 v. 14.	5,60 d. 27.	8,60 d. 30.	7,18 d. 4	7,03	6,30	1,80	1,58
August .	8,50 d. 31.	5,60 d. 6.	10,00 d. 21.	7,70 d. 17.	9,65	7,20	1,50	2,10
September	8,30 d. 30	5,70 d. 16.	9,20 d. 5. 6.	8,00 d. 21.	7,40	7,02	2,90	2,30
October .	5,14 d. 31.	4,28 d. 31.	6,98 11. 12.	6,38 d. 1.	6,31	5,32	1,84	2,30
November	2,80 d. 14.	3,13 d. 16.	5,00 d. 1.	4,23 d. 3.	3,49	3,70	2,20	1,10
December	1,0 d. 29. 30	2,10 v. 31.	2,73 d. 1.	3,20 d. 1.	1,98	2,48	1,23	1,10
Kal.-Jahr	Februar.	Januar.	August.	Septemb.	3,11	3,86	9,28	7,00
Met. Jahr	Februar.	Januar.	August.	Septemb.	4,13	3,91	9,28	7,00

9) Wässerichte Ausdünstung.

Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtung geschieht mittelst eines cylindrischen Messinggefässes von 2,373 par □Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe, das mit Regenwasser zu $\frac{1}{2}$ seiner Höhe gefüllt und so oft aufgefüllt wird, als das Wasser unter die Hälfte seiner Höhe gesunken ist. Es wird im Freien in einer vor Regen, Schnee und Wärmeeinflüssen gesicherten Lage aufgestellt, und jeden Abend der Wasserverlust mit einer Granwage nach Medicinalgewicht abgewogen. Da jeder Cubikzoll Wasser = 318,9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran verdunstetes Wasser, auf die Fläche eines par. □Fusses reducirt, = 0,1917 par. Cubikzoll Wasser. Hiernach ist die Spalte „Verdunstung in Cubikzollen auf ein par. □Fuss" berechnet. Die Spalte 13jähriges Mittel" enthält die Monats- und Jahresmittel von 1834—1846.

1851. **Tabelle LVI.** 1852.

Monate.	Verdunstung in Granen.				Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.					Verdunstung in Granen.				Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss					13jähr. Mittel.
	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat.	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat. Cubik-Zoll.	Höhe.	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat.	Stärkste.	Schwächste	Mittlere.	Menge im Monat. Cubik-Zoll.	Höhe.	
Dec.50	43 d. $\frac{18}{19}$	6 d. $\frac{1}{20}$	18,77	582	8,24	1,15	3,59	111,52	0,70	16 d. $\frac{9}{17}$	0 d. $\frac{17}{20}$	6,71	208	3,06	0	1,28	39,85	0 27	
Jan. 51	23 d. $\frac{3}{17}$	3 d. $\frac{1}{20}$	7,81	242	4,41	0,57	1,49	46,38	0,32	46 d. $\frac{12}{17}$	3 d. $\frac{1}{20}$	19,45	603	8,81	0,57	3,73	115,53	0,80	2,33
Febr.	30 d. $\frac{3}{20}$	3 d. $\frac{1}{20}$	16,68	467	5,75	0,57	3,19	89,48	0,62	72 d. $\frac{3}{5}$	6 d. $\frac{13}{20}$	25,41	737	13,79	1,15	4,87	141,21	0,98	3,59
März	85 d. $\frac{3}{20}$	10 d. $\frac{3}{20}$	33,52	1039	16,29	1,92	6,42	199,07	1,38	94 d. $\frac{13}{20}$	4 d. $\frac{1}{20}$	36,55	1133	18,01	0,77	7,00	217,08	1,50	6,47
April	81 d. $\frac{3}{20}$	16 d. $\frac{3}{20}$	36,67	1100	15,52	3,06	7,02	210,76	1,46	166 d. $\frac{3}{20}$	15 d. $\frac{3}{20}$	70,17	2105	31,80	2,87	13,44	403,31	2,80	10,37
Mai	85 d. $\frac{3}{20}$	18 d. $\frac{3}{20}$	48,06	1490	16,29	3,45	9,20	285,48	1,98	160 d. $\frac{17}{20}$	18 d. $\frac{3}{20}$	78,93	2447	30,65	3,45	15,12	468,84	3,38	14,58
Juni	135 d. $\frac{3}{20}$	30 d. $\frac{3}{20}$	81,17	2435	25,87	5,75	15,55	466,55	3,24	147 d. $\frac{9}{20}$	34 d. $\frac{13}{20}$	67,10	2018	28,16	6,51	12,85	386,65	2,68	16,23
Juli	191 d. 1	18 d. $\frac{3}{20}$	56,10	1739	36,60	3,45	10,75	333,19	2,31	285 d. $\frac{9}{20}$	21 d. $\frac{3}{20}$	107,26	3325	54,61	4,02	20,55	637,07	4,42	15,60
August	150 d. $\frac{3}{20}$	23 d. 1	55,87	1732	28,74	4,41	10,70	331,85	2,30	105 d. $\frac{17}{20}$	27 d. $\frac{3}{20}$	52,52	1628	20,11	5,17	10,06	311,93	2,16	13,60
Sept.	67 d. $\frac{3}{20}$	6 $\frac{3}{20}$ u.	27,87	836	12,84	1,15	5,34	160,18	1,11	68 d. $\frac{3}{20}$	10 d. $\frac{1}{20}$	38,03	1141	13,03	1,92	7,29	218,61	1,51	8,99
Octob.	45 d. $\frac{1}{20}$	3 d. $\frac{1}{20}$	20,84	646	8,62	0,57	3,99	123,77	0,85	112 d. $\frac{1}{20}$	12 d. $\frac{1}{20}$	34,77	1078	21,46	2,30	6,76	206,54	1,43	5,32
Nov.	32 d. $\frac{3}{20}$	6 d. 20. 23	12,77	383	6,13	1,15	2,45	113,38	0,78	42 d. $\frac{3}{20}$	6 d. $\frac{3}{20}$	21,07	632	8,05	1,15	4,04	121,10	0,84	3,64
Dec.	16 d. $\frac{9}{17}$	0 d. $\frac{17}{20}$	6,71	208	3,06	0	1,28	39,85	0,27	585 d. $\frac{20}{27}$	8 d. $\frac{11}{17}$	22,35	693	11,11	1,53	4,28	132,78	0,92	2,39
Kal.-J.	Juli	Dec. 51	33,67	12317	Juli	Dec 51	6,45	2359,94	16,38	Juli	Januar	47,80	17540	Juli.	Jan.	9,16	3360,67	23,33	8,61
Met. J	Juli	Jan Fb Oct	34,68	12691	Juli	Jan. Fb. Oct.	6,64	2431,60	16,88	Juli	Dec. 51	46,49	17450	Juli.	Dec 51	8,91	3343,43	23,21	

Die mittlere Verdunstung 1851 blieb durchaus unter dem 13jährigen Mittel; dagegen übertraf sie dasselbe im Jahr 1852 im Januar, Februar, März, April, Mai, Juli, October, November, December und im Kal.- und met. Jahr.

b) Zusammenstellungen einzelner Beobachter. 1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle LVII. Zusammenstellung der wässerigen Niederschläge, der Verdunstung, der Bewölkung und der Meteore.

1851. Monate.	Regen und Schneemenge.					Verdunstung.			Diff. der Regen u. Verdunstungs-Höhe.	Bewölkung.					Meteore.								
										Tage.												
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe des gefallenen W. in par. Lin.	In Grauen.	In cub." auf 1 □°.	Höhe in Linien.		heitere.	unterbroch. heitere.	durchbroch. trübe.	ganz trübe.	Mittl. Bewölk.	Regentage.	Schneetage.	Graupentage.	Hageltage.	Gewitter.	Wind. Tage.	Stürm. Tage.	Nebeltage.	Tage mit Schneedecke
Dec. 1850	97,6	124,3	221,9	7,2	18,492	482	92,34	7,707	+ 10,785	8	4	13	6	0,64	5	7				24	3	15	5
Jan. 1851	148,3	70,5	218,8	7,1	18,233	466	89,27	7,441	+ 10,792	7	7	12	5	0,62	8	4				19	1	12	7
Februar	21,8	149,8	171,6	6,1	14,300	620	118,79	9,901	+ 4,399	13	6	6	3	0,42	2	2				25		10	19
März .	202,2	403,8	606,0	19,5	50,500	1052	201,56	16,799	+ 33,701	2	7	19	3	0,72	6	11				31	1	10	20
April .	319,5	199,3	518,8	17,3	43,233	1719	329,36	27,452	+ 15,781	1	14	13	2	0,66	7	7			8	30		9	1
Mai . .	544,6	15,6	560,2	18,1	46,683	2231	427,45	35,622	+ 11,061	2	9	19	1	0,68	17	1	1		3	31	1	4	
Juni . .	341,3		341,3	11,4	28,442	4020	770,23	64,199	− 35,757	11	13	6	−	0,45	10				11	30	1	2	
Juli . .	704,3		704,3	22,7	58,692	2879	551,60	45,977	+ 12,715	5	11	11	4	0,62	20				5	30	1	6	
August .	1035,1		1035,1	33,4	86,258	2378	455,61	37,974	+ 48,284	8	8	13	2	0,55	17				7	28	1	9	
September	1084,7		1084,7	36,2	90,392	997	191,06	15,918	+ 74,474	2	7	16	5	0,76	16				1	29		17	
October	336,0	10,6	346,6	11,2	28,883	1079	206,72	17,241	+ 11,642	6	8	10	7	0,65	12	1				30		17	
November	3,0	234,7	237,7	7,9	19,808	227	43,49	3,623	+ 16,185	2	4	17	7	0,81	1	13				26		16	22
Winter .	267,7	344,6	612,3	6,8	51,025	1568	300,40	25,049	+ 25,976	28	17	31	14	0,56	15	18				68	4	37	31
Frühling	1066,3	618,7	1685,0	18,3	140,416	5002	958,37	79,873	+ 60,543	5	30	51	6	0,69	30	19	1		11	92	2	23	21
Sommer	2080,7		2080,7	22,6	173,392	9277	1777,44	148,150	+ 25,242	21	32	30	6	0,54	47				23	88	3	17	
Herbst .	1423,7	245,3	1669,0	18,3	139,083	2303	441,27	36,782	+102,301	10	19	43	19	0,74	29	14			1	85		50	22
Jahr . .	4838,4	1208,6	6047,0	16,6	503,916	18150	3477,48	289,854	+214,062	67	98	155	45	0,63	121	51	1		35	333	9	127	74
Dec. 1851	30,9	113,4	144,3	4,6	12,025	658	126,06	10,509	+ 1,516	12	5	7	7	0,51	2	6				27		15	16
Kal.-Wint.	201,0	333,7	534,7	5,9	44,558	1744	334,12	27,851	16,707	32	18	25	15	0,52	12	17				71	1	37	42
Kal.-Jahr	4771,7	1197,7	5969,4	16,4	497,449	16326	3511,20	292,656	204,793	71	99	149	46	0,62	118	50	1		35	336	6	127	85

Zusammenstellung der wässrigten Niederschläge, der Verdunstung, der Bewölkung und der Meteore.

1852. Monate.	Regen und Schneemenge.					Verdunstung.			Bewölkung.					Meteore.							
									Tage.												
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe des gefallenen W. in par. Lin.	In Grauen.	In cub." auf 1 □'.	Höhe in Linien.	Diff. der Regen- u. Verdunstungs-Höhe.	heitere.	unterbroch. heitere.	unterbroch. trübe.	trübe.	Mittl. Bewölk.	Regentage.	Schneetage.	Graupentage.	Hageltage.	Gewitter.	Wind. Tage.	Sturm. Tage.	Nebeltage.	Tage mit Schneedecke
Dec. 1851	30,9	113,4	144,3	4,6	12,025	658	126,06	10,509	+ 1,516	12	5	7	7	0,51	2	6				27		15	16
Januar .	140,2	78,5	218,7	7,1	18,222	939	179,90	14,995	+ 3,227	6	7	15	3	0,64	9	3				26	4	4	14
Februar	189,0	313,3	502,3	17,3	41,858	555	106,33	8,862	+32,996	2	2	17	8	0,84	8	10				28	5	19	17
März .		105,7	105,7	3,4	8,808	1260	241,41	20,121	−11,313	14	10	5	2	0,39		5				30		7	20
April .	50,6	123,9	174,5	5,8	14,542	2664	510,41	42,533	−27,991	13	7	6	4	0,44	3	3				29	3	6	2
Mai . .	306,7	85,2	391,9	12,6	32,658	3487	668,11	55,687	−23,029	8	11	10	2	0,53	13	3			5	31	1	6	3
Juni . .	566,2		566,2	18,9	47,183	2683	514,05	42,845	+ 4,338	2	9	19		0,65	20		2		11	30		4	
Juli . .	279,9		279,9	9,0	23,325	5205	997,27	83,122	−59,797	17	5	9		0,38	9				11	31	2	4	
August .	833,7		833,7	26,9	69,475	2225	426,30	35,521	+33,954	5	9	15	2	0,66	23				10	31	3	11	
September	591,2		591,2	19,7	49,267	1480	283,56	23,649	+25,618	6	7	15	2	0,61	17				5	29	2	6	
October .	244,0	7,4	251,4	8,1	20,950	1546	296,20	24,689	− 3,739	9	10	9	3	0,54	11	1				29	7	6	
November	343,2	0,5	343,7	11,1	28,642	1061	203,28	16,943	+11,699	3	10	15	2	0,69	16	1			1	29		7	
Winter .	360,1	505,2	865,3	9,5	72,105	2152	412,29	34,366	+37,739	20	14	39	18	0,66	19	19				81	9	38	47
Frühling	357,3	314,8	672,1	7,3	56,008	7411	1419,93	118,341	−62,333	35	28	21	8	0,45	16	11			5	90	4	19	25
Sommer	1679,8		1679,8	18,3	139,983	10113	1937,62	161,488	−21,505	24	23	43	2	0,56	52		2		32	92	5	19	
Herbst .	1178,4	7,9	1186,3	13,0	98,859	4087	783,04	65,281	+33,578	18	27	39	7	0,61	44	2			6	87	9	19	
Jahr . .	3575,6	827,9	4403,5	12,0	366,955	23763	4552,88	379,476	−12,521	97	92	142	35	0,57	131	32	2		43	350	27	95	72
Dec. 1852	69,4	64,5	133,9	4,3	11,158	897	171,90	14,321	− 3,163	10	7	12	2	0,53	6	2				29	3	6	1
Kal.-Wint.	398,6	456,3	854,9	9,4	71,238	2391	458,13	38,178	+33,060	18	16	4	13	0,67	23	15				83	12	29	32
Kal.-Jahr	3614,1	779,0	4393,1	12,0	366,088	24002	4598,72	383,288	−17,200	95	94	147	30	0,57	135	28	2		43	352	30	86	57

Bemerkungen zu Tabelle LVII.

1) Für 1851.

Regenmenge: Max. 1084,7 im September,
Min. 171,6 im Februar (im December 144,3).

Nach den Jahreszeiten:
Max. 2080,7 im Sommer,
Min. 612,3 im Winter (534,7).

Die **mittlere Regenmenge** des Jahrs 16,6 (16,4) kommt der im April 17,3 am nächsten.

Ausdünstung: Max. 4020 Gr. im Juni,
Min. 227 „ im November.

Die **mittlere Ausdünstung** des Jahrs mit 25 kommt der im Febr. mit 22 am nächsten.

Die **grösste Differenz** der Regen- und Ausdünstungshöhe zeigt sich mit dem plus der Regenhöhe im September = 74,474. Ein plus der Ausdünstungshöhe zeigt blos ein einziger Monat, der Juni.

Am wenigsten differirt Regen- und Ausdünstungshöhe im Februar mit 4,399 (im Dec. mit 1,516).

Heitere Tage: Max. 13 im Februar,
Min. 1 im April.

Ganz trübe: Max. 7 im October, November (und Dec.).
Min. 0 im Juni.

Heitere Tage: Max. 28 im Winter (32),
Min. 5 im Frühling.

Ganz trübe: Max. 19 im Herbst,
Min. 0 im Frühling und Sommer.

Regentage: Max. 20 im Juli,
Min. 1 im November.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 10,1 (9,8) Regentage und mit Einrechnung der Schneetage 14,3 (14,0) Tage, an welchen ein wässrigter Niederschlag erfolgte.

Schneetage: Max. 13 im November.

Gewitter: Max. 11 im Juni.

Windige Tage: Max. nämlich alle Tage im März, April, Mai und Juni.
Min. 19 im Februar;
Max. 92 im Frühling;
Min. 68 im Winter (71).

Stürmische Tage: Max. 3 im December (1 Max.)

Nebeltage: Max. 17 im September und October; Min. 2 im Juni; Max. 50 im Herbst; Min. 17 im Sommer.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 12,6 Nebeltage.

Tage mit Schneedecke: Max. 22 im November.

es könnten ſich die Schwarzen fürchterlich an den Spielern rächen. Dies wiſſen die Pflanzer, und darum verwahren ſie ſich auch gegen jeden Eingriff in ihre Rechte als gegen einen Mordanſchlag auf ſie ſelbſt.

Bildeten die Vereinigten Staaten eine Monarchie, oder wären ſie in verſchiedene Fürſtenthümer getheilt, wie z. B. die engliſchen Kolonien in Oſtindien, ſo wäre die Aufhebung der Sklaverei ein Leichtes. Vom Negerſklaven bis zum freien, in Kaſten auferzogenen Indier gäbe es nur Einen Schritt. Aber welche Kluft liegt nicht zwiſchen einem in Knechtſchaft geborenen rohen Afrikaner und dem europäiſch gebildeten freiheittrunkenen Amerikaner! Gäbe es in Amerika eine andere Macht als die des Volkes, ſo wäre dieſe vielleicht im Stande, jeder der verſchiedenen Klaſſen ihren beſtimmten Rang anzuweiſen und die ſchwächern gegen die ſtärkern zu vertheidigen; ſo aber gibt es in Amerika nur zwei Klaſſen, die der Herrſchenden und die der Unterjochten. An eine politiſche Gleichheit (welche in Amerika mit politiſcher Freiheit ſo ziemlich gleichbedeutend iſt) iſt daher zwiſchen der weißen und ſchwarzen Race gar nicht zu denken, viel weniger an die Möglichkeit, dieſe Gleichheit, wenn ſie wirklich einzuführen wäre, zwiſchen ſo ungleichen Zahlen und mit ſo verſchiedenen Fähigkeiten ausgeſtatteten Racen lange aufrecht zu erhalten. Die Aufhebung der Negerſklaverei in den ſüdlichen Staaten führte dieſe in wenigen Monaten zur Diktatur oder Monarchie, unter deren Einfluß allein ein günſtigerer Zuſtand der Schwarzen, ohne augenſcheinliche Gefahr der Weißen, denkbar iſt.

Es iſt daher die Fortdauer der Sklaverei mit der Aufrechthaltung der republikaniſchen Regierungsform, wie ich früher bemerkt habe, ſo innig verknüpft, daß die eine durch die andere bedingt zu ſeyn ſcheint. Die weiße Bevölkerung bildet im Süden wie im Norden den Staat, kann ſich aber im Süden nur durch die Sklaverei gegen die Mehrzahl der Schwarzen behaupten. Die Neger frei laſſen, hieße ihr einen fremdartigen Beſtandtheil aufdringen, der ſich nie mit ihr vereinigen kann, dem ihr ganzes Weſen widerſtrebt und gegen den ſie nur mit Gewalt oder Liſt den Beſitz ihrer Rechte ſichern könnte. Beides führte über kurz oder lang zum Bürgerkrieg, welcher früher oder ſpäter mit Ausrottung einer oder der andern Race endigen müßte. Wäre eine

2) Für 1852.

Regenmenge: Max. 833,7 im August;
Min. 105,7 im März;
Max. 1679,8 im Sommer;
Min. 672,1 im Frühling.

Die mittlere Regenmenge des Jahrs 12,0 kommt der im Mai 12,6 am nächsten.

Ausdünstung: Max. 5205 im Juli,
Min. 555 im Februar.

Die mittlere Ausdünstung des Jahrs = 65 kommt der im Aug. = 72 am nächsten.

Die gröſste Differenz der Regen- und Ausdünstungshöhe zeigt sich mit dem plus der Regenhöhe im August = 33,954, mit dem plus der Ausdünstungshöhe im Juli = 59,797. Am wenigsten differirten Regen- und Ausdünstungshöhe im December mit 1,516 (3,163).

Heitere Tage: Max. 17 im Juli;
Min. 2 im Februar und Juni.

Ganz trübe „ Max. 8 im Februar;
Min. 0 im Juni und Juli.

Heitere „ Max. 35 im Frühling;
Min. 18 im Herbst (und Winter).

Ganz trübe „ Max. 18 im Winter (13 im Winter);
Min. 2 im Sommer.

Regentage: Max. 23 im August;
Min. 0 im März.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 10,9 (11,3) Regentage und mit Einrechnung der Schneetage, 13,6 Tage, an denen ein wässrigter Niederschlag fiel.

Schneetage: Max. 10 im Februar.

Gewitter: Max. 11 im Juni und Juli.

Windige Tage: Max. alle Tage im Mai, Juni, Juli, August.
Min. 26 im Januar,
Max. 92 im Sommer,
Min. 81 im Winter (83 im Winter).

Stürm. Tage: Max. 7 im October.

Nebeltage: Max. 19 im Februar,
Min. 4 im Januar, Juni, Juli.
Max. 38 im Winter (29 im Winter), in den 3 andern Jahreszeiten je 19.

Im Durchschnitt kommen auf 1 Monat 7,9 (7,4) Nebeltage.

Tage mit Schneedecke Max. 20 im März.

2) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tab. LVIII. Zusammenstellung der wässrigten Niederschläge der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

1851. Monate.	Regen- und Schneemenge.					Bewölkung des Himmels. Tage.				Mittlere Bewölkung.	Meteore.										
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe in Linien.	heitere.	unterbroch. heitere.	durchbroch trübe.	trübe.		Regen.	Schnee.	Graupen und Hagel.	Gewitter.	Tage mit Winden. 1—2	3—4	zusammen.	Nebel.	Schneedecke.	Reif.	Höherauch.
December 50	151,4	157,3	308,7	9,9	25,725	7	6	11	7	0,67	5	8			23	8	31	14	15	2	
Januar 1851	159,1	31,1	190,2	6,1	15,850	5	8	9	9	0,66	9	6			26	3	29	10	6		
Februar . .	84,6	33,3	117,9	4,2	9,825	12	7	6	3	0,46	3	7			21	5	26	5	20		
März . . .	286,2	144,8	431,0	13,9	35,917	4	5	20	2	0,70	8	12			22	9	31	4	18		
April . . .	644,0	87,9	731,9	23,3	60,992	3	10	14	3	0,67	16	7	3	13	24	4	28	7	1		
Mai . . .	491,8		491,8	15,8	40,983	1	9	18	3	0,72	18	2	3	3	21	10	31	2		5	1
Juni . . .	195,3		195,3	6,5	16,275	12	12	6		0,42	9		2	7	25	5	30	1			
Juli . . .	688,2		688,2	22,2	57,350	7	8	13	3	0,63	22			10	25	3	28	2			
August . .	1136,2		1136,2	36,7	94,683	10	9	10	2	0,45	16		1	12	19	3	22	6			
September .	980,6		980,6	32,7	81,717	2	7	16	5	0,75	15			1	27	2	29	7		3	
October . .	462,5	51,5	514,0	16,6	42,833	5	8	9	9	0,67	10	1			21	2	23	12	1		
November .		164,8	164,8	5,5	13,733	1	7	13	9	0,82		14			24	2	26	7	20		
December .	9,2	41,0	50,2	1,6	4,183	9	5	11	6	0,60	3	7			28	2	30	14	12		
Met. Winter	395,1	221,7	616,8	6,7	51,400	24	21	26	19	0,60	17	21			70	16	86	29	31	2	
Frühling .	1422,0	232,7	1654,7	17,7	137,892	8	24	52	8	0,70	42	21	6	16	67	23	90	13	19		1
Sommer . .	2019,7		2019,7	21,8	168,308	29	29	29	5	0,50	47		3	29	69	11	80	9			
Herbst . .	1443,1	216,3	1659,4	18,2	138,283	8	22	38	23	0,75	25	15		1	72	6	78	26	21		
Kal. Winter	252,9	105,4	358,3	4,0	29,858	26	20	26	18	0,57	15	20			75	10	85	29	38		
Kal. Jahr .	5137,7	554,4	5692,1	15,4	474,300	71	95	145	54	0,63	131	56	9	46	283	50	333	77	78	8	1
Met. Jahr .	5279,9	670,7	5950,6	16,3	495,883	69	96	145	55	0,64	131	57	9	46	278	56	334	77	71	10	1

Zusammenstellung der wässrigten Niederschläge, der Bewölkung des Himmels und der Meteore.

1852. Monate.	Regen- und Schneemenge.					Bewölkung des Himmels. Tage.				Mittlere Bewölkung.	Meteore.											
	Regen.	Schnee.	Zusammen.	Mittlere Regenmenge.	Höhe in Linien.	heitere.	unterbrochen heitere.	durchbrochen trübe.	trübe.		Regen.	Schnee.	Graupen und Hagel.	Gewitter.	Tage mit Winden. 1—2	3—4	zusammen.	Nebel.	Schneedecke.	Reif.	Höhenrauch.
December 51	9,2	41,0	50,2	1,6	4,183	9	5	11	6	0,60	3	7			28	2	30	14	12		
Januar 52	106,7	55,9	162,6	5,2	13,550	7	7	12	5	0,65	8	9			26	5	31	4	16		
Februar	151,2	220,9	372,1	12,8	31,008	2	5	13	9	0,79	7	16			15	12	27	7	15		
März	0,5	68,5	69,0	2,2	5,667	13	12	5	1	0,41	1	7			26	4	30	9	21		
April	62,8	13,2	76,0	2,5	6,333	14	4	9	3	0,48	2	5			22	6	28	6	2	3	2
Mai	275,9	66,0	341,9	11,0	28,492	10	7	12	2	0,59	11	4	2	8	23	8	31	2	3	4	1
Juni	866,9		866,9	28,8	72,282	2	12	16		0,64	20		1	10	27	3	30	3			
Juli	341,5		341,5	11,0	28,458	19	4	7	1	0,38	10			8	25	5	30	2			
August	545,4		545,4	17,6	45,450	5	11	13	2	0,62	20			4	29	2	31	2			
September	600,0		600,0	20,0	50,000	8	9	10	3	0,56	13		1	6	21	6	27	5		2	
October	208,0	20,0	228,0	7,3	19.000	8	11	10	2	0,53	9	1			20	6	26	4		6	
November	334,9	9,0	343,9	11,4	28,658	2	9	16	3	0,61	17	1			25	1	26	10		3	
December	56,2	75,0	131,2	4,2	10,933	11	5	13	2	0,56	7	1			25	4	29	7	1	5	
Met. Winter	267,1	317,8	584,9	6,4	48,741	18	17	36	20	0,68	18	32			69	19	88	25	43		
Frühling	339,2	147,7	486,9	5,2	40,575	37	23	26	6	0,49	14	16	2	8	71	18	89	17	26	9	3
Sommer	1753,8		1753,8	19,1	146,190	26	27	36	3	0,55	50		1	22	81	10	91	7			
Herbst	1142,9	29,0	1171,9	12,9	97,658	18	29	36	8	0,57	39	2	1	6	66	13	79	19		11	
Kal.-Winter	314,1	351,8	665,9	7,4	55,491	20	17	38	16	0,67	22	26			66	21	87	18	32	5	
Jahr	3503,0	494,5	3997,5	10,9	333,164	99	96	134	37	0,57	121	50	4	36	287	60	347	68	69	20	3
Met. Jahr	3550,0	528,5	4078,5	11,2	339,864	101	96	136	33	0,57	125	44	4	36	284	62	346	61	58	25	3

Bemerkungen zu Tabelle LVIII.

1) Für 1851.

Regenmenge: Max. Aug. 1136,2‴. Sommer 2019,7‴. Min. Febr. 117,9. Winter 616,8. Der mittleren Regenmenge des Jahres steht am nächsten der October mit 16,6. Frühling 17,7. Am entferntesten + 20,4 Aug. Sommer + 5,5. — 12,1 Febr. Winter — 9,6.

Bewölkung:	Max. Nov. 0,82.	Herbst	0,75.
	Min. Juni 0,42.	Sommer	0,50.
	Differ. — 0,40.		0,25.
Heitere Tage:	Max. Febr. und Juni 12.	Sommer	29.
	Min. Mai und Nov. 1.	Frühling und Herbst	8.
Trübe Tage:	Max. Jan., Oct., Nov. 9.	Herbst	23.
	Min. Juni 0.	Sommer	5.
Regentage:	Max. Juli 22.	Sommer	47.
	Min. Nov. 0.	Winter	17.
Schneetage:	Max. Nov. 14.	Frühling u. Wint.	17.

Im Durchschnitt auf 1 Monat 11 Regentage.
Regen- und Schneetage zusammengerechnet 15 Tage.

Gewitter:	Max. April 13.	Sommer	29.
Windige Tage:	Max. Sept. 27.	Herbst	72.
Stürmische	Max. Mai 10.	Frühl.	23.
Nebeltage:	Max. Dec. 14.	Winter	29.
	Min. Juni 1.	Sommer	9.

Durchschnitt auf 1 Monat 6—7 Nebeltage.
Schneedecke: Max. Febr. und Nov. 20 Tage.

2) Für 1852.

Regenmenge: Max. 201,2 C.‴ 5. Juni. 866,9 C.‴ Juni. Min. März 0,5 C.‴ Schnee Max. 220,9 C.‴ Febr.
Regen und Schnee zusammen: Max. Juni 866,9 C.‴ Min. Dec. 50,2 C.‴
Der mittleren Regenmenge des Jahres 10,9 C.‴ steht am nächsten Mai und Juli mit 11,4 und Herbst mit 12,9. Am entferntesten Juni + 28,8 und Sommer + 16,1, Dec. — 1,6 und Frühling — 5,2.

Bewölkung:	Max. Februar 0,79.	Min. Juli 0,38.	
	Max. Winter 0,68.	Min. Frühling 0,49.	
Heitere Tage:	Max. Juli 19.	Min. Febr., Juni und Nov.	2.
	Max. Frühling 37.	Min. Herbst und Winter	18.
Trübe Tage:	Max. Februar 9.	Min. Juni 0.	
	Max. Winter 20.	Min. Sommer 3	

Regentage: Max. Juni und Aug. 20; Sommer 50. Min. März 1; Frühling 14.
Durchschnitt auf 1 Monat 10 Regentage, und Regen- und Schneetage zusammen 14 Tage.
Gewitter: Max. Juni 10. Sommer 22.
Wind. Tage: Max. Aug. 29. Sommer 81. Stürmische Max. Febr. 12. Winter 19.
Nebeltage: Max. Dec. 14; Herbst 19. Min. Mai, Juli, Aug. je 2. Sommer 7.
Durchschnitt auf 1 Monat 5—6 Nebeltage.

10) Luftfeuchtigkeit.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachstehende Tabelle gibt die psychrometrischen Mittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten, sowie die monatlichen Extreme mit den entsprechenden Lufttemperaturen.

Tabelle LIX.

1851. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz.	Tiefster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.	Höchster Psychrometerstand.	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.
Dec. 50	+ 0,60	+ 1,00	0,40	− 7,1 d. 24.	− 7,1	0	+ 6,5 d. 16.	+ 8,2	1,7
Jan. 51	+ 1,08	+ 1,83	0,75	− 6,8 d. 14.	− 6,8	0	+ 5,0 d. 8.	+ 6,6	1,6
Febr.	+ 0,37	+ 1,37	1,00	− 7,0 d. 28	− 6,5	0,5	+ 5,0 d. {3 / 21.	{+ 8,3 / + 9,0	{3,3 / 4,0
März	+ 3,04	+ 4,42	1,38	−10,5 d. 3.	−10,0	0,5	+ 9,5 d. {21. / 26.	{+15,0 / +12,3	{5,5 / 2,8
April	+ 6,48	+ 8,35	1,87	0 d. 7. d. 20.	+ 1,0	1,0	+13,0 d. 20.	+16,5	3,5
Mai	+ 6,51	+ 8,85	2,04	+ 2,6 d. 6.	+ 4,6	2,0	+11,5 d. 23.	+14,7	3,2
Juni	+10,95	+14,78	3,83	+ 7,3 d. 1.	+10,8	3,5	+13,0 d. 20.	+21,0	8,0
Juli	+11,98	+14,44	2,46	+ 7,7 d. 11.	+10,3	2,6	+16,4 d. {21. / 23.	{+22,5 / +21,6	{6,1 / 5,2
August	+12,29	+14,64	2,35	+ 8,2 d. 26.	+10,1	1,9	+16,5 d. 2.	+18,0	1,5
Sept.	+ 8,27	+ 9,78	1,51	+ 2,6 d. 10.	+ 3,5	0,9	+12,2 d. 2.	+14,6	2,4
Octob.	+ 7,42	+ 8,85	1,43	+ 2,8 d. 30.	+ 3,7	0,9	+12,4 d. 13.	+15,0	2,6
Nov.	+ 0,55	+ 1,16	0,61	− 4,5 d. 20.	− 4,0	0,5	+ 4,2 d. 1.	+ 5,8	1,6
Dec.	− 0,90	− 0,20	0,70	−10,0 d. 30.	−10,0	0	+ 6,5 d. 10.	+ 8,3	1,8
Kal.-J.	+ 5,67	+ 7,36	1,69	März.			August.		
Met. J.	+ 5,72	+ 7,46	1,74	März.			August.		
1852.									
Dec. 51	− 0,90	− 0,20	0,70	−10,0 d. 30.	−10,0	0	+ 6,5 d. 10.	+ 8,3	1,8
Jan. 52	+ 1,87	+ 3,17	1,30	− 8,0 d. 1.	− 7,5	0,5	+ 9,5 d. 16.	+11,8	2,3
Febr.	+ 1,44	+ 2,53	1,09	− 5,0 d. 26.	− 5,0	0	+ 6,5 d. 2.	+ 9,3	2,8
März	0	+ 1,86	1,86	− 6,8 d. {5. / 14.	{− 6,5 / − 6,0	{0,3 / 0,8	+ 9,3 d. 30.	+15,0	5,7
April	+ 3,19	+ 6,07	2,88	− 3,3 d. 10.	− 2,0	1,3	+ 9,7 d. 30.	+13,2	3,5
Mai	+ 8,86	+12,33	3,47	+ 2,0 d. 4.	+ 2,7	0,7	+16,2 d. 25.	+21,7	5,5
Juni	+11,20	+14,13	2,93	+ 6,8 d. 12.	+ 9,3	2,5	+15,0 d. 30.	+20,4	5,4
Juli	+13,41	+17,32	3,91	+10,3 d. 2	+12,3	2,0	+17,0 d. 17.	+25,8	8,8
August	+12,82	+15,09	2,27	+ 8,3 d. 15.	+11,0	2,7	+16,3 d. 18.	+21,8	5,5
Sept.	+ 9,95	+17,83	1,88	+ 2,5 d. 24.	+ 3,5	1,0	+14,0 d. 4.	+17,0	3,0
Octob.	+ 5,48	+ 7,53	2,05	− 0,5 d. 20.	0	0,5	+12,3 d. 5.	+18,2	5,9
Nov.	+ 6,64	+ 8,09	1,45	− 1,2 d. 26.	− 1,2	0	+12,5 d. 2.	+16,5	4,0
Dec.	+ 3,93	+ 5,33	1,40	− 1,2 d. 19.	− 0,7	0,5	+ 8,2 d. 25.	+10,3	2,1
Kal.-J.	+ 6,73	+ 8,77	2,04	Januar.			Juli.		
Met. J.	+ 6,65	+ 8,31	1,66	Dec. 51.			Juli.		

Die hieraus berechneten Momente: Taupunkt, Dunstdruck, Dunstmenge, Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft für die monatlichen, die Jahreszeiten- und die Jahresmittel gibt folgende Tabelle.

Tabelle LX. 1851.		Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Graue Wasser.
December 1850		+ 1,00	— 1,45	2,45	1,97	0,81	3,19
Januar		+ 1,93	— 0,42	2,25	2,16	0,82	3,49
Februar		+ 1,37	— 1,70	3,07	1,93	0,83	3,40
März		+ 4,12	+ 0,65	3,77	2,37	0,73	3,78
April		+ 8,35	+ 3,92	4,33	3,17	0,70	4,87
Mai		+ 8,85	+ 3,65	5,20	3,06	0,71	5,17
Juni		+14,78	+ 7,40	7,38	4,15	0,56	6,21
Juli		+14,44	+ 9,75	4,69	5,00	0,77	8,36
August		+14,64	+10,22	4,42	5,19	0,71	7,85
September		+ 9,76	+ 6,52	3,26	3,86	0,77	5,99
October		+ 8,85	+ 5,63	3,22	3,59	0,77	5,61
November		+ 1,16	— 0,70	1,86	2,11	0,85	3,43
December		— 0,20	— 2,50	2,30	1,80	0,82	2,94
Kal.-Jahr		+ 7,36	+ 3,25	4,11	2,95	0,71	4,65
Met. Jahr		+ 7,46	+ 3,20	4,26	2,94	0,70	4,62
Frühling		+ 7,21	+ 2,55	4,66	2,77	0,68	4,38
Sommer		+13,51	+10,32	3,19	5,23	0,78	7,96
Herbst		+ 6,55	+ 4,90	1,65	3,38	0,87	5,34
Kal.-Winter		+ 1,00	— 0,45	1,45	2,15	0,88	3,49
Met. Winter		+ 1,40	— 0,85	2,25	2,08	0,83	3,38
Frühl.	Morgens	+ 5,58	+ 1,15	4,13	2,53	0,71	4,02
	Mittags	+ 9,62	+ 1,75	7,87	2,60	0,53	4,05
	Abends	+ 6,41	+ 3,85	2,56	3,11	0,81	4,96
Somm.	Morgens	+13,16	+ 9,65	3,51	4,96	0,76	7,55
	Mittags	+14,10	+11,54	2,56	5,73	0,82	8,78
	Abends	+13,26	+ 9,67	3,59	4,97	0,76	7,56
Herbst.	Morgens	+ 5,52	+ 2,97	2,55	2,89	0,81	4,59
	Mittags	+ 8,53	+ 3,20	5,33	2,94	0,65	4,59
	Abends	+ 5,59	+ 2,65	2,94	2,81	0,78	4,45
Kal.W.	Morgens	— 1,42	— 1,05	2,47	1,87	0,93	4,07
	Mittags	+ 2,93	— 1,70	4,65	1,93	0,67	3,11
	Abends	+ 0,53	— 1,10	1,63	2,03	0,83	3,14
Met.W.	Morgens	+ 0,09	— 1,45	1,54	1,97	0,87	3,21
	Mittags	+ 3,41	— 0,60	4,01	2,11	0,70	3,37
	Abends	+ 1,05	— 0,75	1,80	2,10	0,86	3,40
Kal.J.	Morgens	+ 5,86	+ 3,25	2,61	2,95	0,80	4,66
	Mittags	+ 9,63	+ 2,75	6,88	2,43	0,57	4,42
	Abends	+ 6,46	+ 3,90	2,56	3,12	0,81	4,91
Met. J.	Morgens	+ 6,00	+ 3,20	2,80	2,94	0,79	4,65
	Mittags	+ 9,75	+ 2,80	6,95	2,81	0,57	4,49
	Abends	+ 6,58	— 4,00	2,58	3,16	0,82	5,00

	1852.	Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wass. in 1 Cub.-Fuss Luft.
	December 1851 .	− 0,20	− 2,50	2,30	1,80	0,82	2,94
	Januar 1852 . .	+ 3,17	− 0,60	3,77	2,12	0,72	3,37
	Februar	+ 2,53	− 1,90	4,43	1,90	0,68	3,04
	März	+ 1,86	− 4,60	6,46	1,49	0,57	2,42
	April	+ 6,07	− 2,30	8,37	1,83	0,50	3,18
	Mai	+12,33	+ 4,13	8,20	3,18	0,52	4,86
	Juni	+14,13	+ 8,35	5,78	4,47	0,63	6,69
	Juli	+17,32	+10,15	7,17	5,12	0,57	7,56
	August	+15,09	+10,90	4,19	5,47	0,72	8,18
	September . . .	+11,83	+ 8,03	3,80	4,36	0,74	6,68
	October	+ 7,53	+ 2,37	5,16	2,75	0,65	4,38
	November . . .	+ 8,09	+ 4,75	3,34	3,34	0,76	5,02
	December . . .	+ 5,33	+ 1,68	3,65	2,58	0,73	4,79
	Kal.-Jahr . . .	+ 8,77	+ 4,05	4,72	3,15	0,68	4,91
	Met. Jahr . . .	+ 8,31	+ 4,47	3,84	3,26	0,73	5,09
	Frühling	+ 6,75	− 0,80	7,55	2,09	0,53	3,29
	Sommer	+15,51	+ 9,75	5,76	5,01	0,64	7,48
	Herbst	+ 8,82	+ 5,57	3,25	3,57	0,73	5,58
	Kal.-Winter . . .	+ 3,68	+ 0,15	3,53	2,27	0,74	3,62
	Met. Winter . .	+ 1,83	− 1,25	3,08	2,01	0,77	3,26
Frühl.	Morgens	+ 4,53	− 0,10	4,63	2,22	0,67	3,50
	Mittags	+10,18	− 1,70	11,88	1,93	0,37	2,96
	Abends	+ 5,55	− 0,25	5,80	2,19	0,61	3,45
Somm.	Morgens	+14,11	+ 9,65	4,46	4,96	0,71	7,44
	Mittags	+18,44	+ 9,17	9,27	4,76	0,50	7,15
	Abends	+13,99	+10,55	3,44	5,32	0,76	8,58
Herbst.	Morgens	+ 7,45	+ 4,35	3,10	3,24	0,77	5,04
	Mittags	+11,98	+ 5,17	6,81	3,46	0,58	5,29
	Abends	+ 8,22	+ 5,67	2,55	3,60	0,81	5,61
Kal.-W.	Morgens	+ 2,47	0	2,47	2,24	0,81	3,60
	Mittags	+ 5,42	+ 0,25	5,17	2,29	0,70	3,83
	Abends	+ 3,18	+ 0,15	3,03	2,27	0,77	3,62
Met W.	Morgens	+ 0,72	− 1,20	1,92	2,02	0,85	3,29
	Mittags	+ 3,32	− 1,65	4,97	1,94	0,65	3,09
	Abends	+ 1,45	− 0,95	2,40	2,06	0,81	3,06
Kal. J.	Morgens	+ 6,93	+ 3,75	3,18	3,07	0,76	4,78
	Mittags	+11,50	+ 3,13	8,37	2,92	0,51	4,50
	Abends	+ 7,73	+ 4,12	3,61	3,16	0,74	4,94
Met. J.	Morgens	+ 6,11	+ 3,97	2,14	3,13	0,81	4,78
	Mittags	+10,98	+ 2,85	8,13	2,85	0,52	4,41
	Abends	+ 7,30	+ 3,85	3,45	3,10	0,75	4,86

b) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Dr. Rühle zu Canstatt.

Tabelle LXI.

Psychrometrische Verhältnisse.

1851. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Dessen Diff. von der Lufttemp.	Dunstdruck in paris. Linien. Mittlerer.	Dunstdruck in paris. Linien. Höchster.	Dunstdruck in paris. Linien. Tiefster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Grösster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Kleinster.	Grane Wass. in 1 Kubik-Fuss Luft.
Januar .	+ 1,04	+ 1,55	0,51	+ 0,15	1,40	2,27	3,22 d. 1. Mitt.	1,12 d. 14. Mg.	0,89	0,99 d. 2. Ab.	0,79 d. 14. Mitt.	3,69
Februar .	− 0,03	+ 0,76	0,79	− 1,60	2,36	1,95	3,14 d. 3. Mitt.	0,99 d. 28. Mg.	0,75	0,995 d. 26. Mg.	0,47 d. 11. 24. Mt	3,20
März .	+ 2,92	+ 4,17	1,25	+ 0,85	3,32	2,41	4,50 d. 26. Mitt.	0,69 d. 3. Mg.	0,75	0,99 d. 24. Ab.	0,46 d. 10. Mitt.	3,91
April .	+ 6,88	+ 8,02	1,14	+ 5,53	2,49	3,56	6,15 d. 20. Mitt	1,86 d. 7. Mitt.	0,82	0,995 d. 25. Ab.	0,49 d. 22. Mitt.	5,65
Mai . .	+ 7,19	+ 8,68	1,49	+ 5,47	3,21	3,54	5,19 d. 23. Mitt.	2,24 d. 8. Mg.	0,77	0,98 d. 8. Mg.	0,46 d. 19. Mitt.	5,63
Juni . .	+11,70	+14,05	2,35	+ 9,67	4,38	4,97	7,14 d. 21. Ab.	3,33 d. 1. Mitt.	0,71	0,92 d. 22. Ab.	0,42 d. 30. Mitt.	7,72
Juli . .	+12,36	+14,06	1,70	+11,00	3,06	5,51	7,65 d. 21. Ab.	3,62 d. 11. Mg.	0,79	0,985 d. 22. Ab.	0,34 d. 1. Mitt.	8,50
August .	+12,90	+14,48	1,58	+11,67	2,81	5,81	7,32 d. 16. Ab.	3,71 d. 29. Mitt	0,81	0,99 d. 23. Ab.	0,49 d. 12. Mitt.	8,93
September	+ 8,70	+ 9,69	0,99	+ 7,67	2,02	4,24	5,49 d. 2. Ab.	2,52 d. 10. Mg.	0,85	0,98 d. 24. Ab.	0,76 d. 8. Mitt.	6,66
October .	+ 7,75	+ 8,57	0,82	+ 6,90	1,67	3,98	5,61 d. 3. Mitt.	2,67 d. 31. Ab.	0,87	0,998 d. 23. Ab.	0,52 d. 15. Mitt.	6,28
November	+ 0,32	+ 0,97	0,65	− 0,95	1,92	2,08	2,97 d. 2. Mitt.	1,23 d. 20. Mg.	0,85	0,99 d. 10. Ab.	0,60 d. 24. Mitt.	3,38
December	− 0,93	− 0,58	0,35	− 1,60	1,02	1,95	3,89 d. 10. Mitt	0,70 d. 30. Mg	0,91	1,00 d. 17. Ab.	0,72 d. 9. Mitt.	3,20
Jahr . .	+ 5,90	+ 7,03	1,13	+ 4,47	2,56	3,26	7,65 d. 21. Juli Abends.	0,69 d. 3. März Morgens.	0,80	1,00 d. 17. Dec. Abends.	0,34 d. 1. Juli Mittags.	5,15

Psychrometrische Verhältnisse.

1852. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Dessen Diff. von der Lufttemp.	Dunstdruck in paris. Linien. Mittlerer.	Dunstdruck in paris. Linien. Höchster.	Dunstdruck in paris. Linien. Tiefster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Grösster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Kleinster.	Grane Wass. in 1 Kubik-Fuss Luft.
Januar .	+ 1,45	+ 2,41	0,96	— 0,30	2,71	2,18	4,56 d. 16. Mitt.	0,89 d. 1. Mg.	0,79	0,98 d. 26. Ab.	0,50 d. 7. Mitt.	3,56
Februar .	+ 1,31	+ 2,24	0,93	— 0,35	2,59	2,17	3,78 d. 2. Ab.	1,00 d. 20. Mg.	0,80	0,995 d. 15. Mg.	0,58 d. 9. Mitt.	3,54
März . .	+ 0,17	+ 1,35	1,18	— 2,20	3,55	1,85	4,61 d. 31. Ab.	0,94 d. 5. Mg.	0,73	1,00 d. 8. Mg.	0,30 d. 23. Mitt.	3,05
April . .	+ 3,40	+ 5,63	2,23	— 0,30	5,93	2,18	4,28 d. 1. Mitt.	0,66 d. 17. Mitt.	0,60	0,93 d. 1. Mg.	0,18 d. 17. Mitt.	3,56
Mai . .	+ 9,30	+11,72	2,42	+ 6,80	4,92	3,95	6,23 d. 22. Ab.	1,64 d. 7. Mitt.	0,68	0,93 d. 6. Mg.	0,27 d. 7. Mitt.	6,24
Juni . .	+11,76	+13,70	1,94	+10,00	3,70	5,10	7,22 d. 23. Ab.	3,06 d. 1. Mitt.	0,75	0,96 d. 21. Ab.	0,39 d. 1. Mitt.	7,90
Juli . .	+13,99	+16,50	2,51	+12,16	4,34	6,03	8,48 d. 17. Ab.	3,77 d. 7. Mitt.	0,72	0,96 d. 27. Ab.	0,37 d. 7., 12 u. 13 Mt.	9,25
August .	+13,01	+14,51	1,50	+11,85	2,66	5,89	8,48 d. 22. Mitt.	3,72 d. 15. Mg.	0,81	0,98 d. 21. Mg.	0,44 d. 30. Mitt.	9,04
September	+ 9,99	+11,33	1,34	+ 8,73	2,60	4,61	6,70 d. 4. Mitt.	2,60 d. 24. Mg.	0,81	0,98 d. 24. Mg	0,44 d. 24. Mitt.	7,19
October	+ 5,47	+ 6,74	1,27	+ 3,77	2,97	3,08	4,72 d. 24. Mitt.	1,95 d. 13. Mg.	0,78	0,98 d. 19. Mg	0,44 d. 5. Mitt.	4,93
November	+ 6,38	+ 7,33	0,95	+ 5,20	2,13	3,47	5,95 d. 4. Mitt.	1,90 d. 29. Mg.	0,84	0,99 d. 4. Mg.	0,48 d. 8. Mitt.	5,51
December	+ 3,77	+ 4,78	1,01	+ 2,30	2,48	2,72	4,35 d. 7. Mitt.	1,74 d. 20. Mg.	0,81	0,985 d. 10. Ab.	0,47 d. 27. Mitt.	4,39
Jahr . .	+ 6,66	+ 8,19	1,53	+ 4,83	3,36	3,36	8,48 17. Juli Ab. d. 22. Aug. Mt.	0,66 d. 17. Apr. Mittags.	0,76	1,00 d. 8. März Morgens.	0,18 d. 17. Apr. Mittags.	5,26

Bemerkungen zu den psychrometrischen Tafeln LXI der vorstehenden Seiten.

1) Für 1851.

Aus diesen Resultaten geht hervor, dass das Jahr 1851 bei weitem feuchter ist, als alle früheren. Besonders feucht waren die Monate April, Mai und Juli bis December, die übrigen hatten mittlere Feuchtigkeit, ganz trockene gab es nicht. Aber die Feuchtigkeit war nur relativ zur Temperatur gross, denn wie der Wassergehalt der Luft in Granen in verschiedenen Jahren wenig Verschiedenheit zeigt, so ist derselbe auch im Jahr 1851 nur unbedeutend grösser als gewöhnlich.

2) Für 1852.

Die kleinste psychrometrische Differenz im ganzen Jahr trat ein den 8. März Morgens, wo das trockene und feuchte Thermometer beide den gleichen Stand hatten, nämlich −3,2 bei einem auf 0 reducirten Barometerstande von 27″ 10,75‴ und dickem Nebel; somit war an diesem Morgen die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt.

Die grösste psychrometrische Differenz fand statt den 18. Mai Mittags, nämlich trockenes Thermometer + 24,0, feuchtes + 14,8, also Differenz = 9,2 Grade, der Barometerstand betrug 27″ 3,25‴, somit betrug der Gehalt der Luft an Feuchtigkeit 28 Procent.

Der kleinste Procentgehalt der Luft an Feuchtigkeit kam vor am 17. April, Mittags 2 Uhr, wo das trockene Thermometer = + 5,8, das feuchte = + 0,9° stand bei 27″ 3,24‴ auf 0 reducirten Barometerstande; somit berechnet sich der Dunstdruck auf 0,66‴, der Thaupunkt = − 13,2, die Differenz des Thaupunktes von der Lufttemperatur auf 19 Grade und der Gehalt an Feuchtigkeit auf blos 18 Procent. Wenn auch der starke am genannten Tage herrschende Ostwind diesen merkwürdige Resultat noch etwas zu modifiziren geeignet sein dürfte, so ist doch dies der geringste Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der in 10 Jahren von mir beobachtet worden ist, und kommt der von Alexander v. Humboldt auf der Steppe von Platowskaja gemachten Beobachtung mit 16 Procent nahe, wird aber von einer nach Poggendorf's Annalen für Physik und Chemie 1846, pag. 574 am rothen Meer den 22. September 1841 gemachten Aufzeichnung noch bedeutend übertroffen, wo die Luft bei einem Samum nur 6 Procent Feuchtigkeit enthielt.

Auch am 28. April und 7. Mai Mittags enthielt die Luft nur 27 Procent Feuchtigkeit und am 17. und 18. Mai nur 28 Procent. Der durchschnittliche Feuchtigkeitsgehalt des ganzen Monats April mit 60 Procent ist der gleiche, wie im Mai 1848, dem trockensten Monat innerhalb der letzten 10 Jahre.

Amalgamation der Weißen mit den Schwarzen möglich, dann stünden einer gradativen Emancipation der letztern verhältnißmäßig nur wenig Hindernisse im Wege. Der Haß der Racen würde sich nach und nach in ehelichen Verhältnissen auflösen und die Kinder beider gleichsam den Vereinigungspunkt bilden, welcher das eine Geschlecht mit dem andern versöhnte. Diese Vermischung scheint jedoch dem natürlichen Gefühl beider Racen zu widerstreben, und in den Vereinigten Staaten ist sie durch die öffentliche Meinung mit Schimpf und Schande gebrandmarkt. In den Sklavenstaaten werden jährlich mehr Mulattenkinder geboren als in den freien Staaten des Nordens: der Herr vergißt sich manchmal mit seiner Sklavin; aber der freie Amerikaner entwürdigt sich höchst selten, selbst im rohesten Sinnengenuß, mit einer Negerin.

Die spanische und portugiesische Bevölkerung von Südamerika, welche ungeachtet ihrer Verachtung für die Neger, von Leidenschaft gedrungen, sich dennoch mit ihnen vermischte, hat durch diese Amalgamation ihre europäische Energie und Nationalität verloren. In Mexiko sind jetzt nur noch 800,000 aus reinem spanischen Blut abstammende Bürger, in Brasilien kaum 200,000 Portugiesen. Die Amerikaner behaupten, daß der Mulatte von dem Europäer bloß die List und Verschlagenheit ererbt, daß er aber dagegen noch feiger ist, als der eingeborne afrikanische Neger. Mehrere Aerzte in Südkarolina, wie Hr. C*** versichert, haben sogar den Eierstock bei Mulattinnen kleiner gefunden als bei Negerinnen, und behaupten, daß er bei Terzeronen, Quarteronen stets kleiner werde, bis das fünfte und sechste Glied endlich völlig unfruchtbar sey, daß also die Natur selbst der weiteren Vermischung der Geschlechter Grenzen setze. Ich will diese Behauptung hier dahin gestellt seyn lassen, oder sie der Untersuchung europäischer Aerzte überlassen; so viel aber ist gewiß, daß nur wenige Quarteronen Kinder haben, obgleich dieser Umstand durch ihren ausschweifenden Lebenswandel (beinahe alle Quarteronen in New-Orleans sind Freudenmädchen) hinlänglich erklärt werden kann.

Wenn wir alles das, was sich gegen die Abschaffung der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika sagen läßt, kurz zusammenfassen, so stehen ihr vor der Hand folgende ernstliche, fast unüberwindliche Hindernisse im Wege:

2) Von Herrn Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle LXII. Dunst-Verhältnisse.

Monate.	1851. Mittlere Lufttemperatur. t.	Mittlerer Stand des Psychrometers. t'.	Differenz. t—t'.	Mittlerer Barometerstand auf 0 reducirt. b.	Dunstspannung für d. Temp. des Therm. e''.	Dunstspannung für d. Temp. des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdruck. e.	Thaupunkt.	Diff. des Thaupunkts von der Temp.	Dunstmenge in Procenten.	Gewicht des Dunstes in 1 Cub.-Fuss Luft nach Graven.	1852. Mittlere Lufttemperatur. t.	Mittlerer Stand des Psychrometers. t'.	Differenz. t—t'.	Mittlerer Barometerstand auf 0 reducirt. b.	Dunstspannung für d Temp. des Therm. e''.	Dunstspannung für d. Temp. des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdruck. e.	Thaupunkt.	Diff des Thaupunkts von der Temp	Dunstmenge in Procenten	Gewicht des Dunstes in 1 Cub.-Fuss Luft nach Graven.
Dec. d. v. J.	−0,01	−0,47	0,46	310,4	2,24	2,15	2,03	−1,10	1,09	0,91	3,34	−0,16	−0,79	0,63	312,0	2,21	2,09	1,90	−1,90	1,74	0,86	3,18
Januar .	0,31	−0,06	0,37	309,4	2,30	2,23	2,12	−0,60	0,91	0,92	3,44	1,53	0,69	0,84	309,3	2,53	2,38	2,10	−0,75	2,28	0,83	3,44
Februar .	−0,95	−1,50	0,55	309,4	2,06	1,98	1,79	−2,55	1,60	0,87	2,94	−0,29	−0,85	0,56	308,4	2,18	2,08	1,91	−1,85	1,56	0,88	3,13
März .	1,30	0,59	0,71	307,8	2,50	2,12	1,88	−2,00	3,30	0,75	3,04	−0,10	−1,16	1,06	310,0	2,22	2,02	1,70	−3,15	3,05	0,77	2,79
April .	5,71	4,85	0,86	307,8	3,61	3,36	3,07	3,73	1,98	0,85	4,87	3,46	1,68	1,78	309,3	3,00	2,61	2,01	1,25	2,21	0,67	3,22
Mai . .	6,42	4,91	1,21	309,2	3,73	3,38	2,97	3,33	2,79	0,80	4,74	9,83	7,42	2,41	309,2	5,03	4,16	3,34	4,75	5,08	0,66	5,15
Juni . .	12,18	9,89	2,29	311,0	6,04	5,05	4,33	7,95	4,23	0,72	6,67	11,54	9,85	1,69	308,6	5,75	5,04	4,46	8,30	3,24	0,78	6,90
Juli . .	12,14	10,55	1,59	309,0	6,02	5,32	4,77	9,15	2,99	0,79	7,29	15,21	12,29	2,92	310,0	7,61	6,10	5,09	10,00	5,21	0,67	7,68
August .	12,47	11,06	1,41	310,2	6,18	5,54	5,05	9,87	2,60	0,81	7,56	12,73	11,33	1,40	309,1	6,31	5,66	5,18	10,20	2,53	0,82	7,90
September	7,10	6,45	0,65	310,3	4,05	3,83	3,46	5,18	1,92	0,86	5,49	9,47	8,53	0,94	309,3	4,88	4,54	4,22	7,62	1,85	0,86	6,53
October .	6,85	6,21	0,64	309,5	3,97	3,76	3,54	5,48	1,37	0,89	5,57	5,54	4,51	1,03	308,9	3,56	3,27	2,92	3,14	2,40	0,82	4,64
November	−1,73	−1,99	0,26	307,3	1,93	1,88	1,80	−2,50	0,77	0,93	2,95	6,03	5,24	0,79	307,6	3,71	3,48	3,04	3,60	2,43	0,82	4,81
Met. Winter	−0,22	−0,68	0,46	309,7	2,20	2,11	1,97	−1,45	1,23	0,90	3,22	0,36	−0,32	0,68	309,9	2,31	2,18	1,97	−1,45	1,81	0,85	3,20
Frühling	4,37	3,45	0,92	308,3	3,23	3,00	2,69	2,15	2,22	0,83	4,28	4,40	2,65	1,75	309,5	3,24	2,80	2,21	−0,15	4,55	0,68	3,51
Sommer	12,26	10,50	1,76	310,0	6,08	5,30	4,89	8,95	3,31	0,77	7,16	13,16	11,16	2,00	309,2	6,51	5,58	4,89	9,48	3,68	0,75	7,44
Herbst .	4,07	3,56	0,51	309,0	3,15	3,03	2,87	2,93	1,14	0,91	4,59	7,01	6,09	0,92	308,6	4,01	3,73	3,42	5,03	1,06	0,85	5,01
Met. Jahr	5,12	4,21	0,91	309,3	3,45	3,19	2,88	2,97	2,15	0,83	4,54	6,23	4,89	1,34	309,3	3,74	3,38	2,92	3,14	3,09	0,78	4,66
Dec. 1851	−0,16	−0,79	0,63	312,0	2,21	2,09	1,90	−1,90	1,74	0,86	3,18	3,77	3,20	0,57	309,2	3,08	2,94	2,75	2,40	1,37	0,89	4,39
Kal.-Wint.	−0,27	−0,78	0,51	310,2	2,19	2,09	1,94	−1,65	1,38	0,88	3,15	1,67	1,01	0,66	309,0	2,58	2,44	2,22	−0,10	1,77	0,86	3,59
Kal.-Jahr	5,08	4,18	0,90	309,4	3,43	3,18	2,82	2,70	2,38	0,82	4,47	6,56	5,23	1,33	309,1	3,87	3,48	3,03	3,56	3,00	0,78	4,77

3) Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle LXIII. Dunst-Verhältnisse.

1851. Monate.	Maximum des Psychromet.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Minimum des Psychromet.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Mittl. Lufttemperatur t.	Mittl. Stand des Psychrometerf. t'.	Differenz. t - t'.	Mittl. Barometerstand auf 0 reduc. b.	Dunstspann. für d. mittl. Lufttemper e''.	Dunstspann. für d. Temp. des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdruck.	Thaupunkt.	Diff. des Thaupunkts und der Lufttemperatur	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Grauen.
December 50	4,0	4,9	0,9	— 8,8	— 8,8	0,0	−0,85	−1,23	0,38	308,8	2,08	2,01	1,90	−1,90	1,05	0,91	3,09
Januar . .	2,4	4,0	1,6	— 8,9	— 8,5	0,4	−0,58	−1,01	0,43	307,9	2,13	2,05	1,93	−1,70	1,12	0,90	3,14
Februar . .	5,0	5,8	0,9	— 8,9	— 8,8	0,1	−1,84	−2,26	0,42	307,8	1,91	1,84	1,76	−2,75	0,91	0,92	2,88
März . . .	7,3	8,2	0,9	−13,9	−13,8	0,1	0,28	−0,38	0,66	306,1	2,29	2,17	1,98	−1,40	1,68	0,86	2,20
April . . .	11,1	14,0	2,9	— 2,2	— 2,2	0,0	5,29	4,21	1,08	306,1	3,49	3,19	2,83	2,75	2,44	0,81	4,49
Mai . . .	8,8	13,5	4,7	— 1,0	— 0,2	0,8	5,39	4,13	1,26	307,5	3,52	3,17	2,75	2,40	2,99	0,78	4,36
Juni . . .	14,0	20,1	6,1	4,0	4,1	0,1	11,47	9,13	2,34	309,3	5,72	4,76	3,96	6,85	4,62	0,69	6,07
Juli . . .	15,3	19,0	3,7	4,7	5,0	0,3	11,21	9,71	1,50	307,3	5,60	4,98	4,47	8,33	2,88	0,80	6,90
August . .	14,5	18,5	4,0	3,8	4,0	0,2	11,74	10,49	1,25	308,6	5,84	5,30	4,79	9,20	2,57	0,82	7,25
September .	10,0	11,8	1,8	2,8	3,0	0,2	6,64	6,04	0,60	308,6	3,90	3,71	3,47	5,20	1,44	0,89	5,48
October . .	10,7	13,5	2,8	— 0,1	— 0,1	0,0	6,05	5,43	0,62	307,8	3,71	3,56	3,35	4,80	1,25	0,90	5,29
November .	1,0	1,1	0,1	— 7,8	— 7,8	0,0	−2,56	−2,76	0,20	305,6	1,79	1,76	1,70	−3,15	0,59	0,95	2,82
December .	4,8	5,2	0,4	−12,2	−12,0	0,2	−1,33	−2,03	0,70	310,5	2,00	1,88	1,67	−3,35	2,02	0,83	2,79
Met. Winter .							−1,09	−1,50	0,41	308,2	2,04	1,96	1,84	−2,25	1,16	0,91	3,03
Frühling . .							3,65	2,65	1,00	306,6	3,05	2,80	2,47	1,15	2,50	0,81	3,95
Sommer . .							11,47	9,74	1,73	308,7	5,72	5,00	4,41	8,17	3,30	0,77	6,77
Herbst . .							3,38	2,90	0,48	307,3	2,98	2,86	2,70	2,20	1,18	0,91	4,34
Kal.-Winter .							−1,25	−1,77	0,52	308,7	2,01	1,92	1,77	−2,70	1,45	0,88	2,89
Kal.-Jahr . .							4,31	3,39	0,92	307,8	3,22	2,99	2,68	2,10	2,21	0,83	4,25
Met. Jahr . .							4,35	3,46	0,89	307,7	3,23	3,00	2,70	2,20	2,15	0,84	4,32

Dunst-Verhältnisse.

1852. Monate.	Maximum des Psychrometr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Minimum des Psychrometr.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Mittl. Lufttemperatur t.	Mittl. Stand des Psychrometers t'.	Differenz. t-t'.	Mittl. Barometerstand auf 0 reduc. b.	Dunstspann. für d. mittl. Lufttemper. e''.	Dunstspann. für d. Temp. des Psychr. e'.	Wirklicher Dunstdruck. e.	Thaupunkt.	Diff. des Thaupunkts und der Lufttemperatur.	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Granen.
December 51	4,8	5,2	0,4	−12,2	−12,0	0,2	−1,33	−2,13	0,70	310,5	2,00	1,88	1,67	−3,35	2,02	0,83	2,71
Januar	6,9	7,0	0,1	− 6,9	− 6,4	0,5	0,24	−0,43	0,67	307,0	2,29	2,15	1,94	−1,65	1,89	0,84	3,12
Februar	6,0	6,1	0,1	− 7,0	− 7,0	0,0	−1,32	−1,52	0,20	306,7	2,00	1,95	1,89	−1,95	0,63	0,94	3,10
März	8,6	12,8	4,2	−10,9	−10,7	0,2	−1,13	−2,19	1,06	308,4	2,03	1,85	1,53	−4,35	3,22	0,75	2,49
April	7,7	11,7	4,0	− 6,2	− 6,0	0,2	2,46	1,35	1,11	307,6	2,76	2,51	2,14	−0,50	2,96	0,77	3,42
Mai	13,5	16,0	2,5	− 1,3	- 1,0	0,2	8,99	6,81	2,18	307,5	4,70	3,95	3,21	4,25	4,74	0,68	4,39
Juni	15,2	20,1	4,9	4,7	5,5	0,8	10,89	9,37	1,52	307,0	5,46	4,84	4,32	7,92	2,97	0,79	6,66
Juli	17,7	20,0	2,3	8,0	9,4	1,4	14,11	11,65	3,46	308,6	7,00	5,80	4,81	9,27	4,84	0,68	7,21
August	15,2	18,0	2,8	6,5	7,0	0,5	11,93	10,95	0,98	307,6	5,92	5,49	5,16	10,15	1,78	0,87	7,91
September	12,4	14,5	2,1	2,0	3,0	1,0	8,76	7,85	0,91	307,8	4,62	4,30	3,99	6,93	1,83	0,86	6,20
October	10,3	14,5	4,2	− 0,6	− 0,3	0,3	4,78	3,77	1,01	307,4	3,34	3,08	2,74	2,37	2,41	0,82	4,47
November	10,0	11,9	1,9	− 1,9	− 1,6	0,3	5,11	4,34	0,77	306,1	3,44	3,23	2,98	3,37	1,74	0,86	4,69
December	6,5	9,2	2,7	− 4,2	− 4,0	0,2	2,72	1,68	1,04	307,7	2,82	2,58	2,23	−0,05	2,77	0,79	3,57
Winter							−0,80	−1,33	0,53	308,1	2,09	2,00	1,84	−2,25	1,45	0,88	3,00
Frühling							3,44	1,99	1,45	307,8	3,90	2,65	2,16	−0,40	3,84	0,72	3,45
Sommer							12,31	10,66	1,65	307,7	6,10	5,36	4,80	9,24	3,07	0,78	7,28
Herbst							6,22	5,32	0,90	307,1	3,76	3,50	3,16	4,10	2,12	0,84	5,00
Jahr							5,29	4,16	1,13	307,7	3,49	3,17	2,79	2,60	2,69	0,80	4,44
Kal.-Winter							0,55	−0,09	0,64	307,1	2,35	2,22	2,03	−1,10	1,65	0,86	3,28
Kal.-Jahr							5,63	4,47	1,16	307,4	3,59	3,27	2,91	3,10	2,53	0,81	4,61

11) Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter.

Die Zahl der sowohl zum Ausbruch gekommenen Gewitter, als auch der gewitterartigen Erscheinungen, nämlich der in der Ferne am Gesichtskreis vorüberziehenden im Ausbruch befindlichen Gewitter, sowie der durch Wetterleuchten zur Nachtzeit sich ankündigenden, in der Ferne im Ausbruch befindlichen Gewitter, gibt folgende Tabelle.

Tabelle LXIV. 1831. 1832

Orte.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	Jahr.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	Jahr.
Obersteiten		—	2	—	1	4	2				9					3	4	2			—	9
Amlishagen		—	2	2	4	5	2				15					5	5	2			—	12
Oehringen			3	2	6	10	7	1			29				4	7	10	7				28
Winnenden			3	2	12	8	12				37				13	12	8	17	1			56
Canstatt			3		8	6	5				22				6	8	6	5				25
Stuttgart			3	3	4	10	6				26				6	7	10	6				29
Hohenheim			2	3	6	9	6				26				6	8	9	6				29
Calw			2	2	3	6	6	1			20				7	6	6	6				25
Freudenstadt			2	2	6	8	6				24				3	6	8	7				24
Biesingen			4	3	3	5	3				18				3	6	5	6				20
Schopfloch			6	3	11	5	7				32				6	7	5	7				25
Ennabeuren			13	3	7	10	12				45				6	8	10	7				31
Ulm			6	3	7	3	7				26				8	8	3	7				26
Heidenheim			11	2	7	6	7				33				8	9	6	7				30
Pfullingen			6	2	10	10	13				41				9	10	10	13				42
Schweening			6	1	1	5	4	1			18				4	5	5	4	1			19
Mittelstadt																						
Reutlingen																						
Spaichingen	1	1	6	7	9	9	14				47			1	4	6	9	14				38
Isny																						

Gränzen der Gewitter und stärkste Gewitter.

Tabelle LXV.

Orte. 1851.	Ersten Gewitter.	Letzten Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Oberstetten	23. März.	16. Aug.	114	14. April. $\frac{27}{28}$. Juli. 31. Juli.
Amlishagen	11. März.	25. Aug.	167	16. April. 23. Juli. 18. August.
Oehringen	14. April.	24. Sept.	193	
Winnenden	14. April.	29. Aug.	167	7. 15. 19. Ap. 17. Jun. 8. Juli. 1. Ag.
Canstatt . .	14. April.	24. Aug.	162	25. April. 31. Juli.
Stuttgart .	14. April.	17. Aug.	155	15. 25. April. 3. Juni. 31. Juli. 7. 14. 16. August.
Hohenheim .	13. April.	24. Aug.	163	30. 31. Juli.
Calw . . .	15. April.	24. Sept.	192	31. Juli.
Freudenstadt	15. April.	18. Aug.	155	
Bissingen .	30. März.	26. Sept.	180	
Schopfloch	14. April.	26. Sept.	195	23. Jul.
Ellwangen	13. April.	26. Sept.	196	18. 25. April. 23 Juli
Ulm . . .	10. Juli.	28. Aug.	50	6. 8. August.
Heidenheim	13. April.	26. Sept.	196	
Pfullingen .	12. April.	25. Aug.	168	
Schwenningen	12. April.	28. Sept.	197	30. Juli.
Isny . . .	1. Febr.	28. Aug.	208	20. Mai. 5. 7. Juni. 5. Juli. 15. 17. 25. August.
1852.				
Oberstetten	29. Febr.	17. Nov.	270	16. 21. Juli.
Amlishagen	2 Juni.	17. Nov.	168	21. Juli. 25 August.
Oehringen .	31. März.	17. Nov.	231	
Winnenden .	31. März.	17. Nov.	231	26. Juni. 18. Juli. 30. Aug.
Canstatt . .	31. März.	17. Nov.	231	17. 18. Juli. 30. 31. August.
Stuttgart .	31. März.	17. Nov.	231	27. 28. 29. Mai. 17. 18. 27. 28. Jul. 1. 22. Aug. 2. 10. Sept.
Hohenheim .	31. März.	6. Sept.	159	6. September.
Calw . . .	6. April.	17. Nov.	225	24. Mai. 17. 27. Juli. 18. Aug.
Freudenstadt	23. Mai.	17. Nov.	106	19. Mai 18. 19. Aug. 5. Sept.
Bissingen .	18. Mai.	6. Sept.	111	
Schopfloch .	18. Mai.	16. Nov.	182	18. Juli
Ellwangen	19. Mai.	10. Sept.	114	9. 23. Juni. 18. Juli 31. Aug.
Ulm . . .	24. Mai.	10. Sept.	109	24. Mai. 4. Juni. 11. 15. 18. Juli.
Heidenheim	18. Febr.	5. Sept.	199	29. Mai. 18. 21. Juli. 30. Aug.
Mittelstadt .	19. Mai.	16. Nov.	181	18. 26. Juli. 1. 19 Aug. 10. Spt.
Spaichingen	19. Mai.	9. Sept.	113	18. Juli.
Isny . . .	15. April	17. Nov.	114	20. Mai. 1. 18. 29. Juli. 31. Aug.

b) Besondere Beobachtungen über Gewitter.

Von Hrn. Oberamts-Arzt Dr. Müller zu Calw.

Tabelle LXVI.

Gewitter.

1851	Gewittertage	Zahl der Gewitter: nahe	ferne	zusammen	Taggewitter	Nachtgewitter	Mit Graupeln	Mit Schlossen	Richtung der Gewitter
Januar									
Februar									
März									
April	3	4		4	1	3			SW—NO 1. W—O 2. W—S 1.
Mai	2	1	1	2	2		1		S—W 1. Unbestimmt 1.
Juni	3	3	1	4	3	1		1	SW—NO 1. W—O 2. Unbestimmt 1
Juli	6	6		6	3	3		1	SW—NO 5. W—O 1.
August	6	5	3	8	3	5			SW—NO 4. W—O 1. Unbestimmt 3.
September	1		1	1	1				Unbestimmt 1
October									
November									
December									
Jahr	21	19	6	25	13	12	1	2	S—W 1. SW—NO 11. W—O 6. W—S 1. Unbestimmt 6.

Erstes Gewitter am 15. April Abends 7½ Uhr.
Letztes Gewitter am 24. September Nachmittags.
Stärkstes Gewitter am 31. Juli Abends 8¼ Uhr bis 1. Aug. Morg. 5 Uhr.

1852.									
Januar									
Februar									
März									
April	1		1	1	1				Unbestimmt 1.
Mai	7	2	6	8	6	2			SW—NO 1. W—S 1. Unbest. 6.
Juni	2	2		2	1	1			SW—NO 2.
Juli	7	7	2	9	7	2			NO—SW 1. O—W 2. SW—NO 4. Unb. 2.
August	6	3	3	6	1	5			NW—SO 1. W—S 2. Unbestimmt 3.
September	2	2		2	1	1			SW—NO 1. Unbestimmt 1.
October									
November	1		1	1	1				Unbestimmt 1.
December									
Jahr	26	16	13	29	18	11			NO—SW 1. O—W 2. SW—NO 8. W—S 3. NW—SO 1. Unbest. 14.

Erstes Gewitter am 6. April Nachmittags 3 Uhr.
Letztes Gewitter am 17. November, Abends 5 Uhr.
Stärkste Gewitter am 24. Mai Abends, 17. Juli Abends (Nachts), 27. Juli Nachmittags, 18. August Abends (Nachts).

b) Hagelschläge.

Wir geben nach den Erhebungen des K. statist.-topogr. Bureaus nachstehendes Verzeichniss der Hagelschläge nach Bezirken und Gemeinden, wobei die Zahlen die Zahl der Morgen, welche verheert wurden, und zwar in der Art bezeichnen, dass dadurch die auf totale Verwüstung reducirte Morgenzahl bezeichnet wird. Wenn z. B. eine Zahl von Morgen die Hälfte des Betrags verloren hat, so wurde blos die Hälfte der beschädigten Morgenzahl als total verhagelt aufgenommen.

1) 1851.

11. Mai. Bezirk Neresheim, Gemeinde Trochtelfingen (75). B. Neckarsulm, G. Reichartshausen (196), Siglingen (230), Züttlingen (154).

19. Mai. B. Neckarsulm, G. Möckmühl (290), G. Neckarsulm (127).

5. Juli. B. Nagold, G. Gültlingen (396). B. Calw, G. Deckenpfronn (704).

21. Juni. B. Blaubeuren, G. Themmenhausen (145).

23. Juli. B. Urach, G. Mittelstadt (154). B. Kirchheim, G. Kirchheim (419), G. Stotzingen (96).

25. Juli. B. Waldsee, G. Aulendorf (563), G. Schindelbach (96). B. Ravensburg, G. Frohnhofen (939), G. Hohenweiler (211), G. Zogenweiler (127). B. Biberach, G. Reute und Niedermoos (93), G. Bergenhausen und Hagenbuch (93), G. Rissegg (286). B. Saulgau, G. Blönried, Mönchenreute und Steinbach (187), G. Bärenweiler (8).

14. Aug. B. Spaichingen, G. Aldingen (106), G. Oberuheim (478). B. Oberndorf, G. Reuthin (47), G. Peterzell (95).

17. Aug. B. Sulz, G. Sterneck und Parz. (150). G. Dusslingen (563). B. Freudenstadt, G. Oberbrändi (61). B. Ehingen, G. Altheim (455). B. Münsingen, G. Ennabeuren (141).

17. (?) September. B. Urach, G. Neuhausen (26), G. Mezingen (20).

17. Sept. B. Vaihingen, G. Vaihingen (259), G. Antich (97).

2) 1852.

3. Mai. B. Freudenstadt, G. Edelweiler (147), G. Erzgrube (44). G. Pfalzgrafenweiler (148). B. Nagold, G. Beihingen (102).

2. Mai. B. Blaubeuren, G. Hausen (549).

2. Juni. B. Neresheim, G. Niesiz (36), G. Diegersbach (63).

4. Juni. B. Blaubeuren, G. Hausen (s. 28. Mai).

18. Juni. B. Münsingen, G. Aichelau (284), G. Münsdorf (286). G. Aichstetten (318), G. Ehrstetten (368). B. Blaubeuren, G. Scharenstetten (118).

23. Juni. B. Ulm, G. Ettlenschiess (136), G. Lonsee (55), G. Reutte (181), Unspring (182). B. Blaubeuren, G. Aichen (273), G. Radelstetten (96). B. Geislingen, G. Oppingen (130).

26. Juni. B. Göppingen, G. Gruibingen (370). B. Geislingen, G. Amstetten (76).

15. Juli. B. Urach, G. Riethcim (186). B. Tübingen, G. Tübingen (253), G. Weilheim (314).

17. Juli. B. Horb, G. Felldorf (102), G. Mühringen (280), G. Wiesenstetten (107), G. Rohrdorf (806), Wartemberg (166).

17. Juli. B. Rottenburg, G. Rottenburg (214).

[illegible]. Juli. B. Leonberg, G. Perouse (98).

18. Juli. B. Spaichingen, G. Balzheim (115), G. Dürbheim (1217), G. Königsheim (244), G. Mahlstetten (1138), G. Nusplingen (314), B. Tuttlingen, G. Kolbingen (1172), G. Irrendorf (107), G. Mühlheim (268), G. Kraftstein (40), G. Rietheim (536), G. Renquishausen (797), G. Stetten (195), G. Wurmlingen (346). B. Ehingen, G. Granheim (353), G. Hundersingen (339), G. Mundeldingen (141), G. Obermarchthal (154) G. Dottbausen (276), G. Mittenhausen (58), G. Oberstadion (394), G Oggelsbeuren (120). G. Unterstadion (494), G. Bettighofen (122). I. Riedlingen, G Riedlingen (1146), G. Aderzhofen (191), G. Altheim (1140), G. Bechingen (204), G. Bezenweiler (301), G. Bischmannshausen (207), G. Daugendorf (1153), G. Dietelhofen (193), G. Dietershausen (190), G. Dieterskirch (190), G. Herlighofen (72), G. Gölfingen (519, G. Grieningen (844), G. Möhringen (499), G. Neufen (204), G. Offingen (352), G. Sauggart (802), G. Uigendorf (306), G. Unlingen (1594), 6. Unterwachingen (425), G. Uttenweiler (950), G. Waldhausen (229), 3. Zell (156), G. Zwiefaltendorf (404). B. Saulgau, G. Saulgau (174). G. Bomo (289), Bondorf (602), G. Braunweiler (222), G. Fulgenstadt (296), G. Haydt (395), G. Laupach (265). B. Horb, G. Ahldrf (184), G. Beisingen (234), G. Börstingen (120), G. Eutingen (235), G. Göttelfingen (57), G. Rohrdorf, G. Weitingen (s. 17. Juli). B. Rottenburg, G. Rottenburg (s. 17. Juli), G. Eckenweiler (152), G. Ergenzingen (1250), G. Hemmendorf (25). B. Tübingen, G. Tübingen (s. 15. Juli), Derendingen (367), G. Dörnach (103), G. Dusslingen (80), G. Gniebel (273), G. Haslach (102), G. Kirchentellinsfurth (125) G. Lustnau (170), G. Mähringen (135), G. Nehren (117), G. Rübgarten 46), G. Schlaitorf (56), G. Sickenhausen (28), G. Walddorf (348), G. Wankheim (514), G. Weilheim (s. 15. Juli). B. Münsingen, G. Aichaetten (s. 18. Juni), G. Emeringen (486), G. Pfronstetten (663). B. Reutlingen, G. Reutlingen (1014), G. Gomaringen (206), G. Stockach (20). B. Urach, G. Bempflingen (91), G. Mittelstadt (253), Riethim (s. 15. Juli). B. Nürtingen, G. Altdorf (143), G Altenrieth (283), G. Kleinbettlingen (61), G. Neckarhausen (274), G. Neckartenzlingen (228), G. Neckartailfingen (195), G. Nürtingen (369), G. Oberensingen (221), G. Raidwangen (261), Unterensingen (387), Zizishausen (281). B. Esslingen, G. Köngen (941). B. Laupheim, G. Altheim (154), G. Dellmensingen (738).

19. Juli. B. Aalen, G. Unterrombach (36), G. Pombelhof (7). Nägelensbof (2), G. Mantelhof (27), Osterbuch (34)

21. Juli. B. Oberndorf, G. Sulgen (318). B. Rottweil, G. Denningen (1263). B. Mergentheim, G. Vorbachzimmern (58). G. Wermuthshausen (116).

28. Juli. B. Aalen, G. Heuchlingen (370), G. Holzleute (200), G. Laubach (88). B. Backnang, G. Allmansbach (205), G. Cottenweiler (148), G. Heutensbach (68), G. Oberweissach (86), G. Wattenweiler (76).

29. Juli. G. Oberndorf, G. Lautenbach (231).

30. Juli. B. Tettnang, G. Tettnang (6), G. Tannau (34), G. Ettenkirch (139). B. Riedlingen, G. Uttenweiler (s. 18. Juli).

1. August. B. Esslingen, G. Köngen (s. 28. Juli). B. Herrenberg, G. Gültstein (51).

10. August. B. Riedlingen, G. Uttenweiler (s. 18. Juli), G. Sauggart (s. 18. Juli).

13. August. B. Heidenheim, G. Herbrechtingen (137). B. Nereshеim, G. Eglingen (918).

18. August. B. Freudenstadt, G. Aach (446), G. Dornstetten (688), G. Grünthal (286), G. Hallwangen (366), G. Untermusbach (139), G. Wittlensweiler (203).

19. August. B. Sulz, G. Aistaig (373), G. Ball (168), G. Dunsee (802), G. Gundelshausen (32), G. Hopfau und Neunthausen (231), G. Marschalkenzimmern (195), G. Sigmarswangen (382), G. Breitenau 18), G. Weiden (336). B. Oberndorf, G. Oberndorf (350), G. Aichhalden (238), G. Beffendorf (397), G. Flnorn (670), Hochmössingen (662), G. Hardt (126), G. Schramberg (303), G. Seedorf (818), G. Röthenberg (180), G. Waldmössingen (639), G. Winzeln (1071). B. Rottweil, G. Denningen (s. 21. Juli), G. Locherhof (212).

21. August. B. Rottenburg (s. 17. Juli), G. Dettingen (70), G. Nedernau (25).

28. August. B. Vaihingen, G. Horrheim (194), G. Möhlhausen (8), G. Rosswang (71). B. Geislingen, G. Böhmenkirch (645), G. Treffelhausen (428), G. Weissenstein (219). B. Kirchheim, G. Olnden (197). B. Gmünd, G. Bartholomä (137), G. Hesselschwang (81), G. Röthenbach (52).

31. August. B. Riedlingen, G. Daugendorf (s. 18. Juli), G. Herlighf (s. 18. Juli), G. Dürrenwaldstetten (261), G. Emerfeld (208), G. Fiedingen (754), G. Ittenhausen (574), G. Sauggart (s. 18. Juli), G. Uttenweiler (s. 18. Juli). B. Sulz, G. Aistaig (s. 19. August).

[illegible]. August. B. Heilbronn, G. Grossgartach (241).

[illegible] September. B. Ehingen, G. Granheim (205).

6 September. B. Blaubeuren, G. Machtolsheim (235).

1. September. B. Nürtingen, G. Grossbettlingen (49).

12) Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Zahl der klaren, trüben, gemischten und Nebeltage mit den 20jährigen Mitteln von 1825—44 gibt die folgende Tabelle; unter klaren Tagen sind solche verstanden, an denen der Himmel nie ganz bewölkt war, unter trüben, an denen derselbe stets bedeckt war, unter gemischten, an denen theilweise eine gänzliche Bedeckung vorkam. Die „mittlere Bewölkung" ist nach derjenigen Scala der Bewölkung berechnet, wobei klar 4 =0, klar 3=1, klar 2=2, klar 1 und trüb 1=3, trüb 2. 3. u. 4=4 angenommen ist, und aus diesen Zahlen das arithmet. Mittel gezogen wurde.

Tabelle LXVII.

Monate.	Klare Tage.			Trübe Tage.			Gemischte Tage.			Nebel-Tage.			Mittlere Bewölk.	
	1851	1852	20jähr. Mittel.	1851	1852	20jähr. Mittel.	1851	1852	20jähr. Mittel.	1851	1852	20jähr. Mittel.	1851	1852
Dec. d. v. J.	5	5		14	12		12	13		27	22		3,31	3,07
Januar	8	7	4,35	8	6	10,25	13	18	15,85	23	16	16,70	2,75	2,77
Februar	4	1	7,35	4	9	5,50	13	19	15,50	20	15	15,90	2,03	3,12
März	5	14	7,50	2	1	6,35	24	16	16,60	15	28	12,70	3,02	1,78
April	3	14	10,35	4	5	4,45	23	11	14,70	9	26	9,70	3,05	1,96
Mai	6	15	12,45	4	4	2,55	21	12	15,90	7	8	1,40	2,95	2,43
Juni	13	5	11,25	1		1,80	16	25	16,95	2	2	0,80	2,29	2,80
Juli	6	18	12,82	4	1	1,60	21	12	16,55	10		1,40	2,39	1,67
August	12	4	13,30	3	3	2,25	16	24	15,65	2	3	2,90	2,31	2,83
September	2	5	12,55	7	4	3,20	21	21	14,35	7	22	7,90	3,08	2,71
October	7	12	2,60	8	3	5,15	16	16	16,05	18	17	14,50	2,77	2,42
November	3	4	4,70	9	9	8,70	18	17	16,60	22	16	15,30	3,23	3,07
December	6	8	4,70	10	4	9,90	15	19	16,60	26	20	17,90	3,00	2,76
Kal.-Jahr	82	107	111,20	64	49	66,05	217	210	193,75	161	173	117,10	2,74	2,53
[illegible] Jahr	81	104		68	57		214	204		162	175		2,76	2,56

1) Die Unmöglichkeit, die südlichen Staaten ohne Hülfe der Neger zu kultiviren.
2) Das Besitzthum der südlichen Pflanzer, welches nur durch die Sklaven seinen Werth erhält.
3) Das schnelle Wachsthum dieses Besitzthums und die Verbreitung der Sklaverei in den neu sich bildenden südlichen Staaten.
4) Die Einführung der Sklaverei in Texas und vielleicht ihre allmählige Wiederbelebung in Mexiko.
5) Die vermehrte Baumwollen- und Tabaksconsumtion, welche den Werth der Sklaven erhöht und dadurch eine stets größere Prämie auf die frische Einfuhr von Negersklaven aus Afrika setzt.
6) Das Interesse der freien weißen Arbeiter des Nordens, welches von den Sklavenbesitzern des Südens am besten vertreten wird.
7) Die republikanische Verfassung der einzelnen Staaten und der Föderativrepublik selbst.
8) Der wechselseitige Haß der weißen und schwarzen Racen.
9) Die Unmöglichkeit ihrer Amalgamation durch Heirathen.
10) Die Unmöglichkeit, die zu emancipirenden Sklaven der südlichen Staaten auf den Genuß der wenigen politischen Rechte zu beschränken, welche den freien Negern im Norden zu Theil werden.
11) Die hohe Summe der von den Pflanzern für den Verlust ihrer Sklaven anzusprechenden Entschädigung; und endlich
12) die große Anzahl von Schwarzen in den südlichen Staaten und ihre in einzelnen Staaten gebildete Majorität über die Weißen, welche die Herrschaft der letzteren nur durch die Sklaverei möglich macht.

Der Sklaverei und gewissermaßen der Union in ihrer republikanischen Verfassung entgegen wirken:

1) Die Macht der Ideen in den nördlichen Staaten und in Europa.

2) Der Einfluß Englands. Die Sklavenstaaten nämlich sind durch die Aufhebung der Sklaverei in Westindien zu natürlichen Feinden Englands und zu Verbündeten der westindischen Pflanzer geworden. Gelingt es nämlich den Amerikanern, die Sklaverei im

Tabelle LXVIII. b) Von den Beobachtungsorten.

Orte.	Klare Tage.		Trübe Tage.		Gemischte Tage.		Nebeltage.		Höhenrauch.	
	1851	1852	1851	1852	1851	1852	1851	1852	1851	1852
Oberstetten . .	67	118	101	66	197	182	57	34	25. April. 18. 28. 31. Mai. 15. 23. 25. — 27. Juni. 5. Juli.	6. April. 26. Mai. 1. Juli.
Amlishagen . .	99	140	114	87	152	139	79	40	31. Mai	
Oehringen . .	91	127	119	90	155	149	41	36		
Winnenden . .	87	122	90	51	188	193	71	41	9.	6.
Canstatt . . .	76	107	122	82	167	177	48	28		
Stuttgart . .	82	107	64	49	219	210	181	163	6. 27. Juni.	15. 28. April. 9. Mai.
Hohenheim . .	69	85	188	153	108	128	28	16		
Calw	112	142	87	67	166	157	110	112	3.	5.
Freudenstadt .	92	106	129	141	134	119	4	2		
Bissingen . .	109	154	90	61	166	150	42	30		
Schopfloch . .	167	199	46	30	152	137	127	86		
Ennabeuren .	71	101	54	33	240	232	77	59	18. Mai.	14. 15. April. 9. Mai.
Ulm	90	118	66	84	134	114	196	136		1 im Mai.
Heidenheim . .		112		151		103		45		1 im Mai.
Pfullingen . .	80	116	136	83	151	155	163	123	4. Juni. 2 im Sep. u. Oct.	
Schwenningen	96	117	58	53	211	196	61	60		
Isny	110	125	59	59	72	69	21	9		

c) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Herrn Pfarrer Kommerell in Schopfloch.

Tabelle LXIX. Bewölkung des Himmels in Procenten.

1851. Monate.	Nach den Tageszeiten.				Nach den Winden.									
	Morgens.	Mittags.	Abends.	Medium.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O—N	W—S
December 1850	0,68	0,64	0,59	0,64	1,00	0,76	0,55	0,30	0,40	0,72	0,94		0,55	0,73
Januar 1851 .	0,64	0,61	0,59	0,62	1,00	1,00	0,57	0,64	0,47	0,65	0,78	0,40	0,67	0,60
Februar . . .	0,50	0,40	0,35	0,42	0,37	0,48	0,25	0,23	0,48	0,44	0,65	0,63	0,29	0,56
März	0,78	0,67	0,70	0,72	0,70	0,54	0,60	0,52	0,41	0,80	0,79	0,82	0,59	0,75
April	0,64	0,75	0,57	0,66	0,84	0,72	0,61	0,52	0,50	0,65	0,71	0,79	0,63	0,67
Mai	0,70	0,73	0,61	0,68	0,84	0,58	0,75		0,70	0,66	0,74	0,65	0,67	0,69
Juni	0,41	0,53	0,41	0,45	0,33	0,22	0,04	0,08	0,31	0,54	0,72	0,59	0,17	0,58
Juli	0,61	0,64	0,62	0,62	0,47	0,73	0,25	0,28	0,26	0,70	0,81	0,69	0,41	0,67
August . . .	0,58	0,56	0,51	0,55	0,57	0,36	0,17	0,00	0,50	0,66	0,81	0,79	0,30	0,73
September . .	0,79	0,74	0,75	0,76	0,71	0,75	0,20	0,90	0,75	0,74	0,92	0,98	0,67	0,85
October . . .	0,72	0,62	0,61	0,65	0,80	0,93	0,81	0,82	0,36	0,53	0,61	1,00	0,85	0,54
November . .	0,85	0,79	0,80	0,81	0,90	0,88	0,75	0,67	0,38	0,83	0,88	0,87	0,82	0,81
Winter . . .	0,61	0,55	0,51	0,56	0,79	0,75	0,46	0,39	0,45	0,60	0,62	0,52	0,50	0,56
Frühling . . .	0,71	0,72	0,63	0,69	0,73	0,61	0,65	0,52	0,54	0,70	0,75	0,75	0,63	0,70
Sommer . . .	0,53	0,58	0,51	0,54	0,46	0,44	0,15	0,12	0,35	0,63	0,80	0,69	0,29	0,66
Herbst . . .	0,79	0,72	0,72	0,74	0,80	0,85	0,59	0,80	0,50	0,70	0,80	0,95	0,78	0,73
Jahr	0,66	0,64	0,59	0,63	0,69	0,66	0,46	0,46	0,46	0,66	0,74	0,73	0,55	0,66
December 1851	0,57	0,50	0,45	0,51	0,81	0,83	0,24	0,07	0,33	0,58	0,62	0,90	0,40	0,58
Kal.-Winter . .	0,57	0,50	0,46	0,52	0,73	0,77	0,35	0,31	0,43	0,56	0,68	0,64	0,45	0,58
Kal.-Jahr. .	0,65	0,63	0,58	0,62	0,68	0,67	0,43	0,44	0,48	0,65	0,76	0,76	0,54	0,67

Bewölkung des Himmels in Procenten.

1852. Monate.	Nach den Tageszeiten.				Nach den Winden.									
	Morgens.	Mittags.	Abends.	Medium.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O – N	W – S
December 1851	0,57	0,50	0,45	0,51	0,81	0,83	0,24	0,07	0,33	0,58	0,62	0,90	0,40	0,58
Januar 1852 .	0,66	0,64	0,63	0,64	0,00		1,00	0,60	0,56	0,63	0,82	0,10	0,69	0,64
Februar . . .	0,87	0,82	0,83	0,84	0,97	0,61	0,67		0,60	0,89	0,94	0,93	0,74	0,90
März	0,45	0,42	0,30	0,39	0,57	0,54	0,14	0,07	0,46	0,82	0,63	0,77	0,26	0,72
April	0,44	0,48	0,39	0,44	0,57	0,49	0,22	0,27	0,10	0,58	0,75	0,45	0,39	0,56
Mai	0,51	0,57	0,53	0,53	0,49	0,67	0,18	0,10	0,33	0,59	0,83	0,83	0,38	0,63
Juni	0,60	0,72	0,64	0,65	0,53	0,40	0,27	0,59	0,61	0,68	0,78	0,89	0,50	0,72
Juli	0,31	0,43	0,41	0,38	0,54	0,27	0,16	0,20	0,50	0,67	0,90	0,63	0,28	0,70
August . . .	0,69	0,69	0,60	0,66	0,68	0,58	0,00	0,25	0,58	0,69	0,86	0,90	0,52	0,72
September. . .	0,58	0,68	0,57	0,61	0,70	0,28	0,47	0,67	0,67	0,68	0,76	0,72	0,50	0,70
October . . .	0,62	0,56	0,44	0,54	0,74	0,46	0,58	0,07	0,65	0,43	0,92	0,70	0,46	0,58
November . .	0,69	0,68	0,69	0,69	0,67	0,50	0,70	0,64	0,69	0,65	0,76	1,00	0,66	0,69
Winter . . .	0,70	0,65	0,64	0,66	0,59	0,72	0,64	0,34	0,50	0,70	0,79	0,64	0,61	0,71
Frühling . . .	0,47	0,49	0,41	0,45	0,54	0,57	0,18	0,15	0,30	0,76	0,74	0,68	0,34	0,64
Sommer . . .	0,53	0,61	0,55	0,56	0,58	0,42	0,14	0,35	0,56	0,68	0,85	0,81	0,43	0,71
Herbst . . .	0,63	0,64	0,57	0,61	0,70	0,41	0,58	0,46	0,67	0,59	0,81	0,81	0,54	0,66
Jahr	0,58	0,60	0,54	0,57	0,60	0,53	0,38	0,32	0,51	0,68	0,80	0,74	0,48	0,68
December 1852	0,53	0,56	0,50	0,53	0,83	0,90		0,12	0,38	0,35	0,62	1,00	0,54	0,53
Kal.-Winter. .	0,69	0,67	0,63	0,67	0,60	0,75	0,83	0,36	0,51	0,69	0,79	0,68	0,66	0,69
Kal.-Jahr. . .	0,58	0,60	0,55	0,57	0,61	0,64	0,43	0,33	0,34	0,68	0,80	0,75	0,49	0,67

Tabelle LXX. Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1851.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen
0,13	0,13	0,70	0,97	0,93	0,83	0,90	19. Dec. 1850	0,73	1,00	0,63	0,73	0,47	0,00	0,23	0,90	0,62	0,57
0,40	0,53	0,33	0,10	0,03	0,50	0,57	17. Jan. 1851	0,83	0,97	0,77	0,20	0,73	1,00	1,00	0,83	0,59	0,67
1,00	0,47	0,00	0,33	0,87	0,23	0,03	16. Februar	0,00	0,03	0,07	0,03	0,00	0,70	0,17	0,07	0,27	0,60
0,27	0,53	0,63	0,87	0,07	0,63	0,83	17. März	0,67	0,93	0,93	0,80	0,47	0,57	0,67	0,73	0,64	0,84
0,67	0,67	0,90	0,70	0,70	0,77	0,53	15. April	0,57	0,43	0,37	0,40	0,97	0,67	0,83	0,53	0,65	0,66
0,93	0,60	0,70	0,53	0,93	0,87	0,77	15. Mai	0,90	0,83	0,37	0,40	100	0,67	0,83	0,90	0,75	0,60
0,53	0,20	0,63	0,80	0,93	0,53	0,10	13. Juni	0,43	0,57	0,73	0,63	0,57	0,97	0,63	0,20	0,56	0,39
0,37	0,17	0,60	0,80	0,87	0,97	0,83	13. Juli	0,53	0,43	0,67	1,00	1,00	0,90	0,43	0,03	0,64	0,52
0,07	0,00	0,23	0,63	0,87	0,73	0,93	11. August	0,77	0,10	0,13	0,60	0,67	0,43	0,70	0,77	0,51	0,55
1,00	0,90	0,70	0,57	0,80	0,50	0,47	10. Septemb.	0,00	0,37	0,97	0,93	0,90	0,73	0,23	0,93	0,67	0,85
0,97	0,27	0,67	0,43	0,83	0,97	0,57	10. October	1,00	0,43	0,33	0,10	0,17	0,10	0,83	1,00	0,58	0,71
0,70	0,90	0,90	0,93	0,93	0,53	0,30	8. November	0,57	0,87	0,73	1,00	1,00	1,00	1,00	0,90	0,81	0,78
0,59	0,45	0,58	0,64	0,73	0,65	0,57		0,58	0,58	0,56	0,57	0,66	0,64	0,63	0,62	0,61	0,65
			0,60									0,61					

Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1852.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,87	0,97	1,00	1,00	0,90	1,00	1,00	8. Dec. 1851	0,37	0,90	0,43	0,63	0,00	0,00	0,20	0,00	0,62	0,49
0,20	0,50	0,20	0,43	0,83	0,27	0,07	7. Jan. 1852	0,30	0,70	0,70	0,47	0,97	0,80	0,63	0,77	0,52	0,67
1,00	0,93	0,67	0,90	0,93	0,97	0,90	5. Februar	0,93	0,83	0,87	0,83	0,50	0,27	1,00	1,00	0,84	0,84
1,00	0,97	0,93	1,00	0,80	0,93	0,63	6. März	0,50	0,00	0,00	0,00	0,00	1,00	0,23	0,50	0,55	0,47
0,20	0,57	0,73	0,43	1,00	1,00	0,97	4. April	1,00	0,47	0,40	0,10	0,73	0,40	0,47	0,83	0,62	0,29
0,20	0,00	0,10	0,70	0,93	0,97	0,93	3. Mai	1,00	0,87	1,00	0,33	0,13	0,17	0,87	0,57	0,58	0,35
0,47	0,67	0,43	0,63	0,73	0,60	0,63	2. Juni	0,83	0,53	0,50	0,57	0,33	0,37	0,67	0,77	0,58	0,54
0,73	0,17	0,63	0,73	0,80	0,17	0,53	1. Juli	0,80	0,23	0,03	0,03	0,03	0,07	0,10	0,20	0,35	0,43
0,10	0,67	0,97	0,90	0,87	0,73	0,40	31. Juli	0,23	0,23	0,50	0,87	0,83	0,93	0,90	0,53	0,64	0,68
0,90	0,77	0,63	0,47	0,23	0,90	0,60	29. August	0,07	0,30	0,87	0,43	0,40	0,80	0,57	0,33	0,55	0,70
0,70	0,90	0,20	0,17	0,23	0,60	0,00	28. Septemb.	0,40	0,90	0,30	0,27	0,87	0,30	0,17	0,70	0,45	0,77
0,07	0,13	0,13	0,87	0,57	0,63	0,70	28. October	0,50	0,53	0,83	0,83	0,80	0,70	0,90	0,40	0,57	0,47
0,60	0,97	0,70	0,90	0,97	0,97	0,67	26. November	0,30	0,73	0,70	0,30	1,00	1,00	0,83	0,93	0,77	0,58
0,54	0,63	0,56	0,70	0,75	0,75	0,62		0,56	0,56	0,55	0,44	0,51	0,52	0,58	0,58	0,59	0,56
			0,65									0,53					

Tabelle LXXI. Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1851.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen
0,93	1,00	0,97	1,00	1,00	1,00	1,00	3. Dec. 1850	0,63	0,00	0,70	0,77	0,67	0,00	0,17	0,63	0,70	0,64
0,90	0,87	1,00	1,00	1,00	0,97	0,70	2. Jan. 1851	0,07	0,03	0,20	0,17	0,73	0,73	0,97	0,83	0,68	0,45
1,00	1,00	1,00	0,53	0,93	0,30	0,87	1. Februar	0,70	0,43	0,50	0,87	0,27	0,93	0,53	1,00	0,72	0,56
0,20	0,47	1,00	0,67	0,10	0,67	0,87	3. März	0,43	1,00	0,77	0,83	0,90	0,67	0,60	0,27	0,63	0,38
0,87	0,83	0,83	1,00	0,93	0,70	1,00	1. April	0,97	0,20	1,00	1,00	0,60	0,57	0,87	0,87	0,79	0,72
0,47	0,57	0,90	0,43	0,80	0,53	0,60	1. Mai	0,83	0,40	0,67	0,70	0,50	0,30	0,23	0,93	0,59	0,66
0,83	0,70	0,33	0,87	0,77	0,93	0,73	30. Mai	0,50	0,53	0,00	0,07	0,40	0,30	0,57	0,53	0,54	0,63
0,43	0,87	0,67	0,50	0,33	0,30	0,13	29. Juni	0,00	0,10	0,07	0,93	0,57	0,70	0,67	0,37	0,44	0,62
0,30	0,87	0,43	0,43	0,57	0,73	0,80	28. Juli	0,13	0,47	1,00	1,00	1,00	0,93	0,37	0,07	0,61	0,62
1,00	0,47	0,00	0,03	0,00	0,43	0,57	26. August	0,37	0,77	0,77	0,83	0,93	0,97	0,90	0,93	0,60	0,56
0,80	0,77	0,77	0,83	1,00	0,53	0,97	25. Septemb.	1,00	0,63	1,00	1,00	0,97	0,63	0,57	0,77	0,82	0,72
1,00	0,93	1,00	1,00	0,33	0,00	0,10	24. October	1,00	1,00	0,97	0,70	0,53	0,57	0,97	1,00	0,74	0,55
0,63	1,00	0,90	0,57	0,20	0,97	0,77	23. November	0,87	0,70	0,97	0,80	0,97	0,93	1,00	1,00	0,82	0,91
0,70	0,79	0,75	0,68	0,61	0,62	0,70		0,58	0,48	0,66	0,74	0,70	0,63	0,65	0,69	0,67	0,62
			0,69									0,65					

Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1852.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,00	0,00	0,00	0,00	0,00	0,00	0,00	22. Dec. 1851	0,47	0,07	0,37	1,00	1,00	1,00	0,67	0,67	0,36	0,36
0,77	1,00	0,97	0,77	0,87	0,27	0,00	21. Jan. 1852	0,67	0,93	0,53	0,43	0,80	1,00	0,63	0,83	0,70	0,82
0,70	1,00	1,00	0,87	0,93	1,00	1,00	20. Februar	0,87	0,93	0,93	0,80	0,60	0,00	0,80	1,00	0,83	0,90
0,50	0,00	0,70	0,40	0,43	0,00	0,00	20. März	0,00	0,13	0,00	0,20	0,60	0,50	0,53	0,03	0,27	0,51
0,43	0,03	0,03	0,43	0,27	0,03	0,87	19. April	1,00	0,43	0,00	0,03	0,03	0,10	0,07	0,20	0,26	0,57
0,83	0,83	0,73	0,27	0,00	0,10	0,47	19. Mai	0,63	0,43	0,13	0,10	0,10	0,40	0,37	0,47	0,39	0,62
0,70	0,73	0,83	0,83	0,73	0,67	0,70	17. Juni	0,90	0,77	0,70	0,53	0,93	0,80	0,87	0,73	0,76	0,54
0,23	0,17	0,10	0,13	0,40	0,50	0,07	17. Juli	0,23	0,67	0,90	0,13	0,57	0,83	0,40	0,10	0,36	0,37
0,97	1,00	0,87	0,70	0,57	0,87	0,50	15. August	0,90	0,60	0,00	0,53	0,83	1,00	0,97	0,90	0,72	0,60
0,93	0,90	0,20	0,77	0,73	0,73	0,77	13. Septemb.	0,77	0,73	0,87	1,00	1,00	0,93	0,67	0,33	0,76	0,46
0,50	1,00	1,00	0,50	0,90	1,00	0,60	13. October.	0,50	0,07	0,37	1,00	0,00	0,67	0,60	0,07	0,59	0,47
0,40	0,63	0,60	0,10	0,50	0,63	0,80	11. November	0,50	0,73	1,00	0,93	0,60	0,90	0,60	0,43	0,62	0,76
0,58	0,61	0,57	0,48	0,53	0,47	0,48		0,62	0,54	0,50	0,56	0,59	0,68	0,60	0,48	0,55	0,57
			0,53									0,56					

Tabelle LXXII. Bewölkung nach den Monds-Phasen.

1851.

Umlauf von Vollmond zu Vollmond.	Medium ☽—●	Medium ●—☽	Medium ☽—○	Medium ○—☽	Medium im ab- zunehmend. Mond.	Medium im zu- nehmend. Mond.	Medium im Ganzen.	Diff. zwischen dem ab- und zunehmenden Mond.
vom 17. Januar bis 16. Februar	0,76	0,79	0,69	0,32	0,78	0,53	0,66	a + 0,25
16. Februar — 17. März . . .	0,17	0,50	0,72	0,60	0,37	0,66	0,51	a — 0,29
17. März — 15. April	0,73	0,87	0,70	0,69	0,80	0,69	0,75	a + 0,11
15. April — 15. Mai	0,58	0,64	0,53	0,76	0,61	0,64	0,63	a — 0,03
15. Mai — 13. Juni	0,73	0,69	0,34	0,52	0,71	0,43	0,58	a + 0,13
13. Juni — 13. Juli	0,57	0,40	0,51	0,64	0,49	0,58	0,53	a — 0,09
13. Juli — 11. August.	0,59	0,57	0,69	0,59	0,58	0,64	0,61	a — 0,06
11. August — 10. September .	0,54	0,23	0,87	0,62	0,42	0,74	0,58	a — 0,32
10. September — 10. October .	0,73	0,84	0,80	0,71	0,78	0,75	0,77	a + 0,03
10. October — 8. November . .	0,49	0,74	0,82	0,72	0,59	0,77	0,68	a — 0,18
8. November — 8. December .	0,88	0,75	0,91	0,89	0,82	0,90	0,86	a + 0,08
8. December (s. Jahrgang 1852)								
	0,62	0,64	0,69	0,64	0,63	0,67	0,65	a — 0,04

Bewölkung nach den Monds-Phasen.

1852.

Umlauf von Vollmond zu Vollmond.	Medium ☽—●	Medium ●—☾	Medium ☾—○	Medium ○—☽	Medium im ab- nehmend.	Medium im zu- nehmend. Mond.	Medium im Ganzen.	Diff. zwischen dem ab- und zunehmenden Mond.
8. Dec. 1851 bis 7. Jan. 1852	0,31	0,07	0,73	0,40	0,19	0,55	0,39	a − 0,36
7. Jan. 1852 — 5. Februar . .	0,72	0,64	0,77	0,90	0,68	0,84	0,76	a − 0,16
5. Februar — 6. März . . .	0,76	0,92	0,76	0,82	0,84	0,79	0,82	a + 0,05
6. März — 4. April	0,21	0,25	0,27	0,78	0,23	0,51	0,38	a − 0,28
4. April — 3. Mai	0,49	0,39	0,11	0,77	0,43	0,39	0,41	a + 0,04
3. Mai — 2. Juni	0,56	0,52	0,29	0,65	0,54	0,47	0,50	a + 0,07
2. Juni — 1. Juli	0,53	0,76	0,76	0,55	0,66	0,65	0,65	a + 0,01
1. Juli — 31. Juli	0,09	0,23	0,51	0,68	0,16	0,60	0,37	a − 0,44
31. Juli — 29. August	0,72	0,72	0,69	0,52	0,72	0,61	0,66	a + 0,11
29. August — 28. September .	0,58	0,70	0,79	0,40	0,63	0,58	0,61	a + 0,05
28. September — 28. October .	0,50	0,79	0,40	0,45	0,63	0,43	0,53	a + 0,20
28. October — 28. November .	0,70	0,52	0,74	0,76	0,63	0,75	0,69	a − 0,12
	0,52	0,54	0,57	0,62	0,53	0,60	0,56	a − 0,07

Bemerkungen zu Tabelle LXIX.

1) Für 1851.

Bewölk. n. d. Tageszeiten Max. 0,66 Morg. (0,65). Min. 0,59 Ab. (0,58).
Nach den Monaten Max. 0,81 im November. Min. 0,42 im Febr.
N. d. Jahreszeiten Max. 0,74 im Herbst. Min. 0,54 im Sommer.

Nach den Winden.

Heitern Himmel brachten die 8 Winde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr:	O	SO	S	NO	SW	N	NW	W
	0,46	0,46	0,46	0,66	0,66	0,69	0,73	0,74
Im Winter:	SO	S	O	NW	SW	W	NO	N
	0,39	0,45	0,46	0,52	0,60	0,62	0,75	0,79
Im Frühling:	SO	S	NO	O	SW	N	W	NW
	0,52	0,54	0,61	0,65	0,70	0,73	0,75	0,75
Im Sommer:	SO	O	S	NO	N	SW	NW	W
	0,12	0,15	0,35	0,44	0,46	0,63	0,69	0,80
Im Herbst:	S	O	SW	N	SO	W	NO	NW
	0,50	0,58	0,70	0,80	0,80	0,80	0,85	0,95
Im ganz. Kal.-J.	O	SO	S	SW	NO	N	W	NW
	0,43	0,44	0,45	0,65	0,67	0,68	0,76	0,76
Im Kal.-Winter:	SO	O	S	SW	NW	W	N	NO
	0,31	0,35	0,43	0,56	0,64	0,68	0,73	0,77

2) Für 1852.

Bewölkung nach den Tageszeiten Max. 0,60 Mittags. Min. 0,54 Ab. (0,55).
Nach den Monaten Max. 0,84 Febr. Min. 0,38 Juli.
Nach d. Jahreszeiten Max. 0,66 Winter. (0,67) Min. 0,45 Frühling.

Nach den Winden.

Heiteren Himmel brachten die Winde in folgender Ordnung:

Im ganz. J.:	SO	O	S	NO	N	SW	NW	W
	0,32	0,38	0,51	0,53	0,60	0,68	0,74	0,80
	(0,33	0,43	0,54	N 0,61	NO 0,64	0,68	0,75	0,80)
im Winter:	SO	S	N	O	NW	SW	NO	W
	0,34	0,50	0,59	0,64	0,64	0,70	0,72	0,79
	(0,36	0,51	0,60	NW 0,68	SW 0,69	NO 0,75	W 0,79	O 0,83)
im Frühling:	SO	O	S	N	NO	NW	W	SW
	0,15	0,18	0,30	0,54	0,57	0,68	0,74	0,76
im Sommer:	O	SO	NO	S	N	SW	NW	W
	0,14	0,35	0,42	0,56	0,56	0,68	0,81	0,85
im Herbst:	NO	SO	O	SW	S	N	W	NW
	0,41	0,46	0,58	0,59	0,67	0,70	0,81	0,81

Bemerkungen zu Tabelle LXX.—LXXI.

1) Für 1851.

Bewölkung nach den Mondstellungen.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war um 0,05 grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,06 grösser, als in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 0,04 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,01 bewölkter, als die 7 Tage nach demselben.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0 01 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach demselben.

Süden trotz aller Anstrengung Großbritanniens aufrecht zu erhalten und dieselbe allmählig nach Texas und Meriko zu verbreiten, so werden die freien Negerstaaten von Westindien nach und nach ganz von ihnen eingeschlossen, so daß die Amerikaner im Fall eines Aufruhrs, als natürliche Schutherren der Weißen, sich ohne Mühe derselben bemächtigen und die Engländer gänzlich aus Westindien vertreiben könnten. Wie auch jetzt England Canada und Jamaika einzeln durch die Macht der Waffen zum Gehorsam zwingen mag, so bleibt doch der Bruch zwischen diesen Kolonien und dem Mutterlande unheilbar. Die Engländer könnten jetzt, wie einst die Franzosen unter Frontignac ihre Festungswerke vom Lorenzflusse bis nach Prairie du chien und New-Orleans ausdehnen; der erste Krieg mit den Freistaaten würde doch, wie einst der mit Frankreich, in dem gänzlichen Verlust ihrer amerikanischen Kolonien endigen. * Daher wendet dann auch eine gewisse Klasse alles an, durch die beständige Anrührung der Sklavenfrage die Gemüther in den Vereinigten Staaten selst aufzuregen und zu entzweien, und es hegen einige hochkirchliche philanthropische Gesellschaften Londons sogar den christlichen Plan Abolitionsmissionäre und Freiheitsprediger nach Amerika zu senden. Die in England eingelaufenen Nachrichten von den Kanzelstürmern scheint jedoch diesen menschenfreundlichen Eifer etwas abgekühlt zu haben.

3) Der Einfluß der amerikanischen, mit jedem Jahre zunehmenden Geldaristokratie. Dese, in so fern sie im Kaufmannsgeiste ihren Grund hat, stützt sich zwar großentheils auf die Baumwollen-Produktion des Südens, ist aber doch viel zu sehr von dem englischen Kastengeiste beseelt, um selbst das Interesse derer zu bewahren,

---

* Wenn die jetzige liberale partei am Ruder bleibt, so ist es sogar wahrscheinlich, daß England aus eigenem Antrieb seine amerikanischen Kolonien in unabhängige Staaten verwandeln wird, um der Ausbreitung der Macht der amerikanischen Union durch auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Staaten Grenzen zu setzen. In diesem Falle aber würde sich Jmaika an die Vereinigten Staaten anschließen, von welchem die Weißen ganz allein Schutz gegen die Neger hoffen könnten. In einem Kriege zwischen England und Amerika käme es nicht so sehr auf die absoluten Streitkräfte dieser Mächte an, als auf die öffentliche Meinung, welche sich zu Gunsten des einen oder des andern Theils erklärte.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war der Himmel am meisten bewölkt 0,79 am 6ten, am wenigsten 0,61 am 3ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war der Himmel am meisten bewölkt 0,74 am 3ten, am wenigsten 0,48 am 1ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war der Himmel am meisten bewölkt 0,73 am 3ten, am wenigsten 0,45 am 6ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war der Himmel am meisten bewölkt 0,61 am 5ten, am wenigsten 0,56 am 2ten.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten am 6ten Tag vor dem Neumond, und am wenigsten bewölkt am 6ten Tag vor dem Vollmond.

2) Für 1852.

Bewölkung nach den Mondesstellungen.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 0,03 grösser, als in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs, und ebenso um 0,04 grösser, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war um 0,02 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mond-Umlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,12 bewölkter, als die 7 Tage nach demselben.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,03 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach demselben.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war der Himmel am bewölktesten 0,75 am 2ten und 3ten, am heitersten 0,54 am 7ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war der Himmel am bewölktesten 0,58 am 6ten und 7ten, am heitersten 0,44 am 3ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war der Himmel am bewölktesten 0,61 am 6ten, am heitersten 0,47 am 2ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war der Himmel am bewölktesten 0,68 am 5ten, am heitersten 0,48 am 7ten.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten am 2ten und 3ten Tag vor dem Vollmond, am heitersten am 3ten Tag nach dem Vollmond.

1) Für 1851.

Im abnehm. Mond war d. Bewölk. um 0,04 kleiner, als im zunehmend.

Unter den 4 Mondsphasen war der Himmel am bewölktesten in der Stellung vom Neumond bis ersten Viertel, am heitersten vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synod. Mondsumläufen war die Bewölkung

am grössten $\frac{8.\ \text{Nov.}}{8.\ \text{Dec.}}$ mit 0,86, am kleinsten $\frac{19.\ \text{Febr.}}{17.\ \text{März}}$ mit 0,51.

Im abnehm. Mond Max. d. Bewölk. $\frac{8}{23}$. Nov. 0,82, Min. $\frac{16.\ \text{Febr.}}{3.\ \text{März}}$ 0,37.

Im zunehm. Mond Max. d. Bewölk. $\frac{23.\ \text{Nov.}}{8.\ \text{Dec.}}$ 0,90, Min. $\frac{30.\ \text{Mai}}{13.\ \text{Juni}}$ 0,43.

2) Für 1852.

Im abnehmenden Mond war die Bewölkung um 0,07 kleiner, als im zunehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen war der Himmel am bewölktesten in der Stellung vom 1. Viertel bis Vollmond, am heitersten vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synodischen Mond-Umläufen war die Bewölkung

am grössten 0,82 $\frac{5.\ \text{Februar.}}{5.\ \text{März}}$ am geringsten 0,37 $\frac{1}{31}$. Juli.

Im abnehm. Mond Max. d. Bewölk. 0,84 $\frac{5}{29}$. Febr., Min. 0,16 $\frac{1}{17}$. Juli.

Im zunehm. Mond Max. d. Bewölk. 0,84 $\frac{21.\ \text{Jan.}}{5.\ \text{Febr.}}$, Min. 0,39 $\frac{19.\ \text{April.}}{3.\ \text{Mai}}$

2) Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle LXXIII. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

1851. Monate.	Med.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	N N NW NO	S SW S SW	O NO O SO	W SW W NW
December 50	0,67		0,90	0,65	0,14		0,62	0,95	0,78	0,56	0,75	0,90	0,52	0,56	0,75
Januar 51 .	0,66	1,00	1,00	0,77	0,52	0,40	0,61	0,58	0,95	0,76	0,67	0,96	0,60	0,73	0,67
Februar . .	0,46	0,60	0,20	0,25	0,30	0,20	0,55	0,49	0,70	0,32	0,57	0,61	0,47	0,25	0,57
März . . .	0,70	0,56	0,70	0,86			0,62	0,84	0,61	0,61	0,72	0,63	0,62	0,62	0,72
April . . .	0,67	0,53	0,76	0,66		0,40	0,66	0,69	0,63	0,68	0,67	0,66	0,65	0,60	0,68
Mai . . .	0,72	0,71	0,68	0,74			0,51	0,82	0,91	0,71	0,68	0,74	0,51	0,71	0,68
Juni . . .	0,42	0,39	0,50	0,11		0,10	0,50	0,62	0,38	0,20	0,19	0,39	0,48	0,16	0,49
Juli . . .	0,63	0,75	1,00	0,24			0,59	0,81	0,65	0,39	0,66	0,67	0,59	0,83	0,66
August . .	0,45	0,70	0,62	0,23		0,20	0,62	0,61	0,81	0,33	0,69	0,77	0,56	0,29	0,69
September .	0,75	0,96	0,60	0,45			0,78	0,89	0,81	0,63	0,84	0,78	0,78	0,59	0,84
October . .	0,67	0,72	1,00	0,94	1,00		0,44	0,60	0,74	0,88	0,55	0,76	0,48	0,77	0,55
November .	0,82	0,85	0,83	0,96			0,65	0,85	0,90	0,91	0,78	0,87	0,65	0,93	0,90
December .	0,60	0,52	0,74	0,59			0,34	0,88	0,77	0,65	0,74	0,72	0,34	0,67	0,74
Met. Winter .	0,60	0,80	0,70	0,56	0,32	0,30	0,59	0,67	0,81	0,55	0,66	0,82	0,53	0,51	0,66
Frühling . .	0,70	0,60	0,71	0,65		0,40	0,60	0,78	0,72	0,67	0,69	0,68	0,63	0,64	0,69
Sommer . .	0,50	0,61	0,71	0,19		0,15	0,57	0,69	0,61	0,31	0,61	0,61	0,54	0,43	0,61
Herbst . .	0,75	0,84	0,81	0,79	1,00		0,62	0,81	0,82	0,80	0,72	0,80	0,64	0,76	0,76
Kal.-Winter .	0,57	0,71	0,65	0,54	0,41	0,30	0,47	0,66	0,81	0,58	0,66	0,76	0,47	0,58	0,66
Kal. Jahr . .	0,63	0,69	0,72	0,54	0,70	0,28	0,56	0,73	0,74	0,59	0,68	0,71	0,57	0,60	0,68
Met. Jahr. .	0,64	0,71	0,73	0,55	0,66	0,28	0,59	0,73	0,74	0,58	0,68	0,73	0,58	0,58	0,68

Bewölkung des Himmels nach den Winden.

1852. Monate.	Med.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	N NO N NW	S SO S SW	O NO O SO	W SW W NW
December 51	0,60	0,52	0,74	0,59			0,34	0,88	0,77	0,65	0,74	0,72	0,34	0,67	0,74
Januar 52 .	0,65					0,86	0,63	0,61	0,57		0,65	0,57	0,66		0,62
Februar . .	0,79	0,67	1,00	0,63		1,00	0,94	0,83	0,88	0,71	0,83	0,83	0,94	0,73	0,85
März . . .	0,41	0,50	0,37	0,26	0,25	0,50	0,60	0,59	0,70	0,60	0,62	0,48	0,53	0,30	0,62
April . . .	0,48	0,53	1,00	0,38	0,30	0,30	0,75	0,73	0,42	0,50	0,52	0,56	0,56	0,48	0,54
Mai . . .	0,59	0,52	0,60	0,46	0,25	0,10	0,58	0,79	0,86	0,45	0,68	0,69	0,45	0,47	0,71
Juni . . .	0,64	0,42		0,40	0,50	0,70	0,66	0,72	0,30	0,51	0,68	0,57	0,64	0,45	0,68
Juli . . .	0,38	0,63	0,38	0,17			0,60	0,64	0,67	0,26	0,65	0,51	0,60	0,22	0,65
August . .	0,62	0,52	0,55	0,32	0,32	0,97	0,72	0,91	0,48	0,41	0,79	0,51	0,69	0,39	0,78
September .	0,57	0,70	1,00	0,54	0,37	0,20	0,47	0,64	0,77	0,56	0,59	0,77	0,43	0,55	0,60
October . .	0,33	0,45	0,52	0,51		0,70	0,50	0,57	1,00	0,54	0,53	0,55	0,50	0,56	0,53
November .	0,61	0,80	0,70	0,90	0,95	0,80	0,62	0,67	0,80	0,85	0,66	0,79	0,62	0,69	0,63
December .	0,56		0,87				0,47	0,56	0,63	0,87	0,53	0,80	0,47	0,87	0,53
Winter . .	0,68	0,59	0,87	0,62		0,93	0,64	0,77	0,74	0,68	0,74	0,71	0,65	0,70	0,74
Frühling .	0,49	0,52	0,66	0,37	0,27	0,30	0,64	0,70	0,66	0,52	0,61	0,58	0,51	0,42	0,62
Sommer . .	0,55	0,52	0,46	0,30	0,41	0,83	0,66	0,76	0,46	0,39	0,71	0,53	0,64	0,35	0,70
Herbst . .	0,37	0,65	0,74	0,65	0,66	0,37	0,53	0,63	0,86	0,65	0,59	0,70	0,52	0,67	0,59
Kal.-Winter	0,67	0,67	0,93	0,65		0,93	0,68	0,67	0,69	0,79	0,67	0,70	0,69	0,75	0,67
Jahr . . .	0,57	0,57	0,69	0,48	0,45	0,66	0,62	0,72	0,73	0,56	0,66	0,63	0,58	0,53	0,66
Kal.-Jahr .	0,57	0,59	0,69	0,49	0,45	0,66	0,63	0,69	0,67	0,59	0,64	0,63	0,59	0,55	0,64

Tabelle LXXIV. Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1851.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,10	0,10	0,50	0,97	0,97	0,83	0,60	19. Dec. 1850	0,80	0,93	0,70	0,40	0,57	0,10	0,23	0,90	0,58	0,78
0,33	0,53	1,00	0,97	0,17	0,53	0,60	17. Jan. 1851	0,80	1,00	0,60	0,37	0,47	1,00	1,00	1,00	0,69	0,73
0,90	0,70	0,10	0,30	0,87	0,23	0,40	16. Februar	0,10	0,17	0,13	0,13	0,10	0,60	0,40	0,23	0,36	0,57
0,20	0,20	0,40	0,90	0,20	0,53	0,67	17. März	0,87	0,97	0,93	0,67	0,50	0,90	0,67	0,77	0,62	0,79
0,67	1,00	1,00	0,47	0,50	0,70	0,57	15. April	0,60	0,53	0,30	0,30	0,97	0,73	0,80	0,50	0,64	0,71
0,67	0,53	0,67	0,37	0,97	0,97	0,80	15. Mai	1,00	0,77	0,40	0,50	0,97	0,83	0,87	0,97	0,75	0,65
0,50	0,27	0,63	0,83	0,77	0,83	0,17	13. Juni	0,27	0,53	0,47	0,67	0,37	0,90	0,63	0,20	0,54	0,35
0,57	0,17	0,70	0,77	0,87	0,97	0,90	13. Juli	0,43	0,40	0,73	0,97	1,00	0,93	0,53	0,10	0,67	0,56
0,17	0,17	0,47	0,63	0,93	0,60	0,93	11. August	0,87	0,40	0,17	0,63	0,77	0,30	0,37	0,67	0,54	0,49
0,67	0,90	0,70	0,37	0,57	0,33	0,57	10. Septemb.	0,10	0,40	0,83	0,97	0,93	0,73	0,17	0,97	0,63	0,81
0,77	1,00	0,67	0,43	0,80	0,97	0,50	10. October	1,00	0,37	0,27	0,13	0,30	0,17	0,73	1,00	0,64	0,74
0,97	1,00	1,00	1,00	0,60	0,80	0,53	8. November	0,53	0,93	0,97	1,00	1,00	1,00	1,00	0,57	0,92	0,70
0,56	0,55	0,65	0,67	0,68	0,69	0,60		0,61	0,62	0,54	0,56	0,71	0,68	0,62	0,65	0,63	0,66
			0,63									0,63					

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor, an und 7 Tage nach dem Vollmond.

1852.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,83	0,97	1,00	1,00	0,93	1,00	1,00	8. Dec. 1851	0,50	0,97	0,47	0,50	0,37	0,30	0,70	0,13	0,71	0,55
0,17	0,47	0,23	0,37	0,40	0,30	0,17	7. Jan. 1852	0,13	0,57	0,70	0,47	0,97	0,77	0,67	0,93	0,49	0,80
1,00	0,97	0,60	0,97	0,93	0,90	0,97	5. Februar	0,93	0,63	0,73	0,80	0,37	0,33	0,83	1,00	0,79	0,81
1,00	1,00	0,73	1,00	0,60	0,60	0,40	6. März	0,70	0,27	0,10	0,10	0,10	0,83	0,33	0,60	0,56	0,50
0,30	0,30	0,60	0,40	0,97	1,00	1,00	4. April	1,00	0,73	0,30	0,20	0,73	0,53	0,50	0,97	0,64	0,41
0,17	0,17	0,20	0,73	0,97	0,87	0,90	3. Mai	0,97	0,80	1,00	0,43	0,30	0,30	1,00	0,53	0,62	0,42
0,30	0,77	0,63	0,60	0,77	0,60	0,60	2. Juni	0,67	0,73	0,57	0,30	0,47	0,37	0,47	0,70	0,57	0,64
0,73	0,13	0,30	0,60	0,80	0,17	0,33	1. Juli	0,80	0,20	0,00	0,00	0,10	0,23	0,10	0,17	0,34	0,43
0,13	0,57	1,00	0,93	0,90	0,73	0,30	31. Juli	0,30	0,33	0,43	0,83	0,93	0,97	0,97	0,47	0,65	0,68
0,83	0,73	0,30	0,30	0,20	0,70	0,37	29. August	0,10	0,30	0,73	0,27	0,57	0,97	0,70	0,33	0,51	0,65
0,33	0,40	0,13	0,23	0,13	0,63	0,10	28. Septemb.	0,60	0,80	0,27	0,27	0,67	0,20	0,17	0,70	0,39	0,72
0,13	0,17	0,10	0,90	0,63	0,40	0,63	28. October	0,70	0,73	0,87	0,93	0,63	0,60	0,73	0,37	0,56	0,50
0,67	0,83	0,93	0,90	0,97	0,97	0,70	26. November	0,90	0,70	0,60	1,00	1,00	1,00	0,70	0,97	0,83	0,79
0,55	0,62	0,59	0,74	0,76	0,74	0,70		0,69	0,63	0,56	0,52	0,60	0,62	0,65	0,65	0,64	0,63
			0,67									0,60					

Tabelle LXXV. Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1851.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	3. Dec. 1850	1,00	0,10	0,63	0,97	0,77	0,13	0,10	1,00	0,78	0,66
0,90	0,97	1,00	0,97	1,00	1,00	0,90	2. Jan. 1851	0,10	0,10	0,17	0,20	0,77	0,97	0,90	0,87	0,72	0,62
1,00	1,00	1,00	0,73	1,00	0,53	0,80	1. Februar	1,00	0,20	0,40	0,90	0,37	0,70	0,47	1,00	0,74	0,60
0,20	0,50	1,00	0,73	0,13	0,30	0,67	3. März	0,50	1,00	0,73	0,83	0,83	0,87	0,70	0,20	0,61	0,36
0,57	0,83	0,67	1,00	0,90	0,70	0,97	1. April	0,90	0,47	1,00	0,77	0,53	0,70	0,97	0,67	0,77	0,73
0,37	0,93	0,80	0,27	0,87	0,77	0,70	1. Mai	1,00	0,70	0,73	0,57	0,50	0,37	0,33	0,67	0,64	0,67
0,90	0,67	0,23	0,83	0,97	1,00	0,73	30. Mai	0,57	0,83	0,03	0,13	0,37	0,27	0,53	0,50	0,55	0,65
0,50	0,83	0,33	0,20	0,13	0,20	0,37	29. Juni	0,10	0,17	0,10	1,00	0,57	0,83	0,83	0,57	0,45	0,61
0,27	0,87	0,27	0,57	0,37	0,97	0,90	28. Juli	0,17	0,13	0,63	1,00	1,00	0,97	0,30	0,17	0,57	0,66
1,00	0,53	0,10	0,10	0,10	0,27	0,60	26. August	0,17	0,70	0,87	0,93	0,57	0,93	0,90	1,00	0,58	0,56
0,93	0,83	0,93	0,83	1,00	0,57	0,97	25. Septemb.	1,00	0,80	0,93	1,00	1,00	0,43	0,43	0,77	0,83	0,72
1,00	0,97	1,00	1,00	1,00	0,10	0,40	24. October	0,80	1,00	1,00	0,73	0,33	0,43	1,00	0,93	0,78	0,61
0,53	0,87	0,57	0,50	0,10	0,97	0,90	23. November	0,97	0,93	0,67	0,93	1,00	0,83	1,00	0,97	0,78	0,89
0,70	0,83	0,68	0,67	0,66	0,64	0,76		0,64	0,55	0,62	0,77	0,66	0,52	0,65	0,72	0,67	0,64
			0,71									0,61					

Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1852.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,13	0,10	0,10	0,10	0,10	0,10	0,17	22. Dec. 1851	0,70	0,47	0,67	1,00	0,90	1,00	0,73	0,73	0,47	0,48
0,93	0,97	1,00	0,87	0,73	0,27	0,10	21. Jan. 1852	0,97	1,00	0,63	0,20	0,67	1,00	0,97	1,00	0,75	0,83
1,00	1,00	1,00	1,00	1,00	0,83	0,93	20. Februar	0,27	0,57	0,93	0,87	0,77	0,10	0,40	1,00	0,77	0,72
0,60	0,17	0,73	0,30	0,67	0,10	0,17	20. März	0,10	0,13	0,13	0,43	0,63	0,37	0,47	0,20	0,36	0,52
0,63	0,10	0,17	0,67	0,37	0,10	0,90	19. April	0,90	0,27	0,23	0,13	0,17	0,23	0,17	0,17	0,35	0,63
0,73	0,97	0,80	0,20	0,13	0,13	0,30	19. Mai	0,83	0,43	0,20	0,20	0,27	0,83	0,57	0,30	0,46	0,66
0,73	0,63	0,90	0,93	0,97	0,73	0,73	17. Juni	0,83	0,73	0,70	0,63	0,87	0,80	0,47	0,73	0,76	0,51
0,30	0,13	0,17	0,17	0,30	0,50	0,20	17. Juli	0,20	0,67	0,93	0,30	0,53	0,87	0,47	0,13	0,39	0,37
0,97	1,00	0,83	0,67	0,60	0,33	0,47	15. August	0,90	0,63	0,00	0,37	0,57	1,00	0,87	0,83	0,18	0,56
0,87	0,93	0,30	0,73	0,53	0,67	0,87	13. Septemb.	0,57	0,77	0,53	1,00	1,00	1,00	0,93	0,23	0,73	0,43
0,50	0,73	0,77	0,47	0,83	1,00	0,37	13. October.	0,60	0,10	0,47	1,00	0,33	0,50	0,57	0,10	0,56	0,45
0,37	0,50	0,93	0,27	0,20	0,53	0,63	11. November	0,93	0,67	1,00	0,81	0,57	0,77	0,67	0,33	0,62	0,81
0,64	0,60	0,64	0,55	0,54	0,44	0,49		0,65	0,58	0,53	0,60	0,61	0,70	0,61	0,48	0,58	0,59
			0,56									0,59					

Tabelle LXXVI. Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

1851.

Mondsumlauf.		Im abnehmenden Mond						Im zunehmenden Mond					
Vollmond.	Neumond.	klare Tage.	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1 Tg.	heitere Tage.	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1 Tg.
19. Dec. 1850.	2. Jan. 1851.	2	2	7	3	3140	0,75	5	4	4	1	2460	0,58
17. Januar 1851.	1. Februar.		4	2	9	3750	0,83	5	4	5	1	2290	0,51
16. Februar.	3. März.	9	3	2	1	1620	0,36	3	3	7	1	2570	0,61
17. März.	1. April.		2	12	1	3670	0,82		5	6	3	3070	0,73
15. April.	1. Mai.	3	5	8		3000	0,62		6	7	1	2750	0,65
15. Mai.	30. Mai.	1	2	10	2	3490	0,78	5	5	4		2020	0,48
13. Juni.	29. Juni.	5	8	3		2100	0,43	3	3	7	1	2660	0,63
13. Juli.	28. Juli.	4	4	6	1	2710	0,60	4	4	4	2	2640	0,63
11. August.	26. August.	7	5	2	1	1850	0,41	1	5	8	1	3900	0,68
10. September.	25. September.	1	2	10	2	3620	0,81		5	6	4	3350	0,74
10. October.	24. October.	5	2	3	4	2470	0,59		5	4	6	3560	0,79
8. November.	23. November.	1	4	6	4	3560	0,79			8	6	3920	0,93
8. December.		38	43	71	28	34980	0,65	26	49	70	27	35190	0,68

Bewölkung des Himmels bei ab- und zunehmendem Mond.

1852.

Mondsumlauf.		Im abnehmenden Mond						Im zunehmenden Mond					
Vollmond.	Neumond.	heitere Tage.	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1 Tg.	heitere Tage.	unterbroch. heitere Tage.	durchbroch. trübe Tage.	trübe.	Bewölkung im Ganz.	Bewölkung p. 1 Tg.
8. December 51	22. December 51	8	3	3		1440	0,34	5	4	5	2	2610	0,54
7. Januar 52 .	21. Januar 52	2	2	9	1	2990	0,71	1	3	8	4	3820	0,79
5. Februar . .	20. Februar .	1	3	5	6	3520	0,78	1	5	5	4	3200	0,71
6. März . . .	20. März . .	8	3	3		1430	0,34	5	6	1	3	2380	0,53
4. April . . .	19. April . .	5	4	8		2360	0,52	9		5		1850	0,44
3. Mai . . .	19. Mai . . .	6	2	6	2	2810	0,38	4	6	4		2230	0,53
2. Juni . . .	17. Juni . . .		6	8		3060	0,73	2	5	7		2540	0,60
1. Juli . . .	17. Juli . . .	15	1			850	0,18	4	3	6	1	2390	0,62
31. Juli . . .	15. August . .		6	8	1	3210	0,71	4	5	4	1	2210	0,53
29. August . .	13. September .	3	4	8		2800	0,62	5	5	2	3	2410	0,54
28. September .	13. October. .	4	4	6	1	2500	0,56	5	7	2	1	2020	0,45
28. October. .	11. November .	2	6	6		2660	0,63		2	12	1	3520	0,78
26. November .		54	44	68	11	30650	0,56	45	51	61	20	31380	0,58

Bemerkungen zu Tabelle LXXIV.—LXXV.

1) Für 1851.

In den 7 Tagen vor, und 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung um 0,03 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,04 kleiner, als in den Tagen vor und nach dem Neumond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war um 0,03 grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren gleich bewölkt mit den 7 Tagen nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,10 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Bewölkung am stärksten 0,69 am 2ten Tage vor dem Vollmond, am geringsten 0,55 am 6ten Tage vor dem Vollmond.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung am stärksten 0,71 am 3ten Tage nach dem Vollmond, am geringsten 0,54 am 2ten Tage nach dem Vollmond.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war die Bewölkung am stärksten 0,83 am 6ten Tage vor dem Neumond, am geringsten 0,64 am 2ten Tage vor dem Neumond.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war die Bewölkung am stärksten 0,77 am 3ten Tage nach dem Neumond, am geringsten 0,52 am 5ten Tage nach dem Neumond.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten 0,83 am 6ten Tage vor dem Neumond, am wenigsten bewölkt 0,52 am 5ten Tage nach dem Neumond.

Der Tag des Vollmonds ist um 0,02 weniger bewölkt, als die 7 Tage vor und die 7 Tage nach dem Vollmond.

Der Tag des Neumonds ist um 0,07 weniger bewölkt, als die 7 Tage vor dem Neumond; aber um 0,03 mehr bewölkt, als die 7 Tage nach dem Neumond.

2) Für 1852.

In den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung um 0,01 grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,06 grösser, als in den 7 Tagen vor, an und den 7 Tagen nach dem Neumond.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor, an und den 7 Tagen nach dem Neumond war um 0,01 geringer, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

die am meiſten zu ihrer Erhebung beitragen. Die aus England abſtammenden Kaufleute der nördlichen Staaten ſehen in den Sklavenſtaaten die Wiege der amerikaniſchen Demokratie und den Untergang ihres eigenen politiſchen Einfluſſes. So lange es in Amerika Sklavenſtaaten gibt, die durch ihr gemeinſchaftliches Intereſſe innig an einander geknüpft ſind, ſo lange wird die Eiferſucht derſelben auf die freien Staaten des Nordens es dieſen unmöglich machen, einen Präſidenten aus ihrer Mitte zu wählen, der ſich nicht im Voraus den Intereſſen der Pflanzer verpfändet. Die Pflanzer von Virginien und den zwei Karolinas z. B. ſind, wie bereits oben bemerkt worden iſt, demokratiſch geſinnt, und durch ihr liegendes Beſitzthum an den Boden ihrer Freiheit geknüpft; die Kaufleute von New-York hingegen ſind entweder ſelbſt engliſche Agenten oder betreiben ihren Handel mit engliſchen Kapitalien. Zwiſchen ihnen und dem alten England beſteht noch immer das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Gläubiger und Schuldner, ſo daß zwar die Engländer, wenn es den Amerikanern ſchlecht geht, mit ihnen ſympathiſiren, ihnen jedoch nicht weiter beiſtehen, als gerade nöthig iſt, die Rückzahlung ihrer vorgeſchoſſenen Summen zu ſichern.

Dieſes Abhängen der Amerikaner von England und dieſer nothgedrungene Antheil, welchen England an dem Schickſal der Vereinigten Staaten nimmt, hat in den meiſten atlantiſchen Städten einen anti-nationalen brittiſch-koloniſtiſchen Geiſt eingeführt, der ſich in honigſüßen Schmeicheleien gegen „das alte Mutterland“ ergießt, die von dieſem auf ächt mütterliche Weiſe mit elterlicher Würde zurückgegeben werden. Dieſer Geiſt, welcher dem nationalen Aufſtreben Amerikas am meiſten entgegenſteht, würde ſich nach und nach über das ganze Gebiet der Freiſtaaten verbreiten, wenn ihm nicht die Demokratie des Südens und der Unabhängigkeitstrieb der mittlern Klaſſen des Nordens das Gleichgewicht hielte. Ohne die Sklavenſtaaten würden aber die Oligarchen von New-York, Philadelphia und Boſton gar bald mit der von ihnen abhängigen arbeitenden Klaſſe fertig werden; es iſt daher hauptſächlich der Süden, gegen welchen der Geldadel des Nordens zu Felde zieht, ſo wie umgekehrt der Süden dem Koloniſtengeiſte des Nordens den durch den Beſitz von Sklaven gehobenen esprit de propriétaires entgegenſetzt. Die Bewohner des Südens ſind überdies

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,07 mehr bewölkt, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,03 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Bewölkung Max. am 3ten, Min. am 7ten Tag, unter den 7 Tagen nach dem Vollmond, Max. am 6ten und 7ten, Min. am 3ten Tag.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war die Bewölkung Max. am 5ten und 7ten, Min. am 2ten Tag, unter den 7 Tagen nach dem Neumond Max. am 5ten, Min. am 7ten Tag.

Der Tag des Vollmonds ist um 0,02 bewölkter, als die 7 Tage vor dem Vollmond, und um 0,09 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Der Tag des Neumonds ist um 0,09 bewölkter, als die 7 Tage vor dem Neumond, und um 0,06 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Bemerkungen zu Tabelle LXXVI.

1) Für 1851.

Heitere Tage im abnehmenden Mond 38, im zunehmenden Mond 26, Differenz 12.

Trübe Tage im abnehmenden Mond 28, im zunehmenden Mond 27, Differenz 1.

Die grösste Bewölkung hatte der zunehmende Mond $\frac{23.\ \text{Nov.}}{\text{u. Dec.}}$ mit 3920.

Die geringste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{16.\ \text{Feb.}}{3.\ \text{März.}}$ mit 1620.

2) Für 1852.

Heitere Tage im abnehmenden Mond 54, im zunehmenden Mond 45, Differenz 9.

Trübe Tage im abnehmenden Mond 11, im zunehmenden Mond 20, Differenz 9.

Die grösste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{9.\ \text{Febr.}}{20.\ \text{Feb.}}$ und der zunehmende $\frac{11.\ \text{Nov.}}{26.\ \text{Nov.}}$ mit je 3520.

Die kleinste Bewölkung hatte der abnehmende Mond $\frac{1.\ \text{Juli}}{17.\ \text{Juli}}$ mit 850.

3) Von Herrn Dr. Müller zu Calw.

Tabelle LXXVII. Allgemeine Witterungs-Verhältnisse.

Monate.	1851. Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischt. Tg.	Mittlere Bewölkung.	Regentage.	Schneetage.	Dauer d. Schneedecke, Tage.	Dauer der Eisd. der Nagold, Tg.	Hageltage.	Regenbogen.	Höhrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.	1852. Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischt. Tg.	Mittlere Bewölkung.	Regentage.	Schneetage.	Dauer d. Schneedecke, Tage.	Dauer der Eisd. der Nagold, Tg.	Hageltage.	Regenbogen.	Höhrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar .	9	11	11	2,46	9	2	1			1		15		12	10	6	15	2,18	13	3	8	9				7		7
Februar .	17		11	1,36	4	5	3			1		8		18	4	13	12	3,09	12	9	14		1 Graup.	1		2		1
März . .	7	5	19	2,52	13	7	13	2				2		1	20	2	9	1,45	2	6	18					2		15
April . .	7	8	15	2,71	22	4	1		1	Sonne 1 Mond 1 2	1	7	5	2	16	5	9	1,58	4	4	3				1	3	2	15
Mai . .	5	5	21	2,75	21				4			6	7	2	16	3	12	2,20	16	2	2			3		4	10	2
Juni . .	15	3	12	1,73	11				2	1	1	4	17		7	6	17	2,74	20					3	1	2	5	
Juli . .	8	7	16	2,41	22				1	1	1	8	12		21	3	7	1,31	12							14	22	
August .	11	3	17	2,23	14					2		11	13		7	5	19	2,58	22					2		14	10	
September	6	11	13	2,91	15				1 Graup.			11	8		9	6	15	2,40	17							18	10	
October .	10	12	9	2,60	12							22	12		12	2	17	1,87	14					1		18	12	5
November	3	12	15	3,04	2	14	17					2	1	3	7	11	12	2,73	14							17	8	5
December	11	10	7	2,10	2	4	8	5				14		13	13	5	13	2,17	14							11	3	10
Jahr . .	112	87	166	2,40	147	36	43	7	8 Schlos. 1 Graup. 9	7 Sonne 1 Mond 5	3	110	75	51	142	67	157	2,19	160	24	43	9	1 Graup	7	5	112	82	60

1851. Am 15. April Abends 8 Uhr schöner farbigter Mondsregenbogen in der Zwischenzeit zwischen 2 Gewittern. Am 1. August furchtbare Ueberschwemmung, welche die vom Jahr 1824 noch um 7—10 Zoll überstieg. In der Nacht vom $\frac{13}{14}$. September Nordlicht.

1852. In der Nacht vom $\frac{12}{13}$. Februar Nordlicht. Am 11. Mai Abends 8½ Uhr grosse Feuerkugel mit Schweif in der Richtung von NO—SW. Am 24. Mai Abends starker Hagelschlag bei Oberreichenbach und Würzbach (westlich von Calw). Am 27. Juli Mittags 1 Uhr ziemlich bedeutender Wolkenbruch, (3 Stunden nachher ein Gewitter). Am 11. Nov. Abends 8 Uhr Nordlicht.

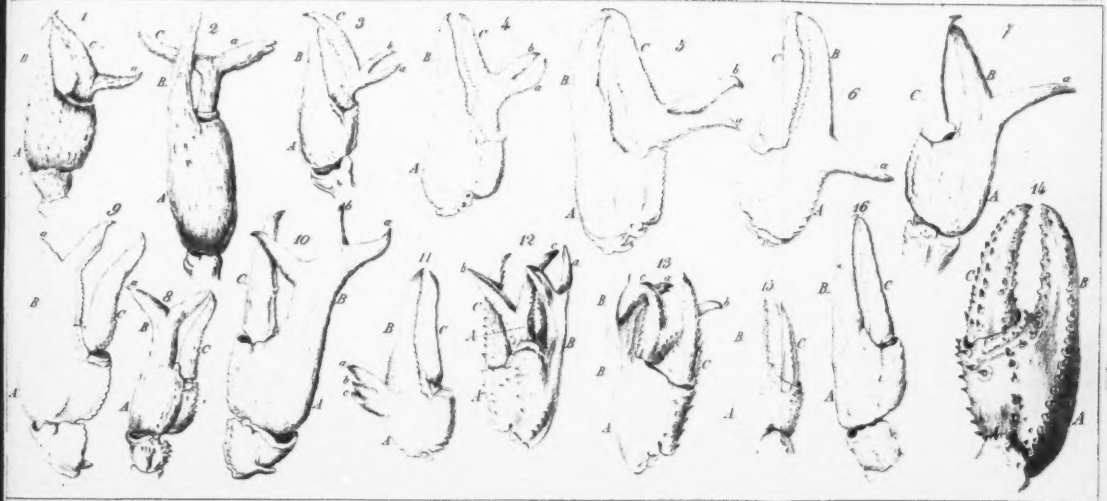

Fig. 1

Fig. 2

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger,**
Prof. Dr. **Fehling,** Dr. **Wolfgang Menzel,**
Prof. Dr. **Ferd. Krauss,** in Stuttgart.

ACHTER JAHRGANG.

(Mit dreizehn Tafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert
1852.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht von der sechsten Generalversammlung am 24. Juni 1851. Von Prof. Dr. Th. Plieninger 1
Eröffnungsrede des ersten Vorstands, Graf Wilhelm von Württemberg 3
Rechenschaftsbericht von Prof. Dr. Kurr 5
Rechnungsablegung von Apotheker Weismann 10
Wahl der Beamten 13
Wahl des Versammlungsortes für 1852 14
Statutenabänderungsfrage, beseitigt 15
Ertheilung der Rechte einer moralischen (juristischen) Person an den Verein 129
Gedächtnissrede auf Med. Dr. v. Gärtner. Von Ober-Med.-Rath v. Jäger 16

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Monströses Huhn, vorgezeigt von O.-A.-Wundarzt Dr. Faber 116
Meine Hausthiere. Von H. Werner 118
Beiträge zur Anatomie und Physiologie von *Taenia solium* und *Dibothrium latum*. Von einem Vereinsmitgliede 163
(Mit Tafel I und II.)

2) Botanik.

Rebsorten in früheren Zeiten in Württemberg. Von Ober-Reallehrer Volz 31
Grenzen des Weinbaus in Württemberg. Von Demselben. (Mit einer Weinkarte) 45
Mittheilungen und Vorzeigungen von Prof. Dr. Fleischer und Prof. Dr. Kurr 67

3) Mineralogie und Geognosie.

Tertiäre Ablagerungen auf den Höhen der württembergischen Alp. Von Pfarrverw. O. Fraas zu Laufen 56
Mittlerer schwarzer Jura in der Gegend von Gmünd. Von O.-A.-Wundarzt Dr. Faber zu Gmünd 59
Profile des Eisenbahndurchschnittes durch die Alp. Von Ingenieur Binder 61

Schichtenfolgen im Juragebirge Schwabens. Von Med. Stud. Romann zu Tübingen 61
Vorkommen des Vanadiums in den württemb. Bohnerzen. Von . Repetent Müller an der polytechnischen Schule 66
Geognostische Terrain-Profile durch Württemberg, vorgezeigt von Hauptmann v. Dürich und Text von Pfarrer Ed. Schwarz. (Mit einer Profiltafel.) 69
Stylolithen, Fährten und Rutschflächen. Von Prof. Dr. Plieninger 78

4) Petrefactenkunde.

Organische Reste aus dem Crailsheimer Muschelkalk, vorgezeigt von Apotheker Weismann 77
Dinornis-Knochen, vorgezeigt von Ober-Med.-Rath v. Jäger. 116
Belodon Plieningeri H. v. M., vorgezeigt von Prof. Dr. Plieninger 116
Mollusken der Tertiär-Formation von Kirchberg an der Iller. Von Dr. Ferd. Krauss. (Mit Tafel III.) 136
Conchylien der Süsswasserkalkformation Württembergs. Von Dr. Klein. (Mit Tafel III.) 157
Beiträge zur Palaeotherium-Formation. Von Pfarrverweser O. Fraas zu Laufen, O.-A. Balingen. (Mit Tafel VI., VII.) . 218
Flora oeningensis fossilis. Nachtrag. Von Civil-Ingenieur Dr. A. E. Bruckmann 252
Belodon Plieningeri H. v. Meyer. Von Prof. Dr. Plieninger (Mit Tafel VIII—XIII.) 389

5) Chemie, Physik und Meteorologie.

Detonationen auf der Alp. Von Graf Wilhelm v. Württemberg 117
Siebenundzwanzigster und achtundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg. Von Prof. Dr. Th. Plieninger 257
Beobachtungen zu Stuttgart während der Sonnenfinsterniss vom 28. Juli 1851. Von Demselben 368
Ein merkwürdiger Blitzschlag. Von Demselben 382

III. Kleinere Mittheilungen.

Monstrosität einer jungen Hausschwalbe. Von Hebarzt Ulmer 128
Pottasche aus Runkelrübenmelasse von Waghäusel. Von Prof. Dr. Fehling 128
Wanderungen gewisser Eingeweidewürmer. Von Prof. Dr. Th. Plieninger 255
Merkwürdiger Blitzschlag im Jahre 1851. Von Baron Richard König-Warthausen 387
Ankunft verschiedener Zugvögel und Reife einiger Gewächse bei Warthausen im Jahre 1853. Von Demselben . . . 388
Berichtigungen . . . . . 156 und 524

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht von der sechsten Generalversammlung am 24. Juni 1851.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Die Erfahrung der letzten 6 Jahre hatte gelehrt, dass der in den organischen Bestimmungen als Anhaltspunkt für Anberaumung der Generalversammlungen bezeichnete Termin, der erste Tag im „Wonnemonat", nicht in jedem Jahre der günstigste sei, dass nicht selten der Winter, wenn er mit Frost, Schnee- und Regenniederschlägen in das Gebiet des, kalendarisch mit dem 21. März beginnenden, Frühlings hereinragt, den Naturforscher Schwabens von dem Besuche der Generalversammlungen am 1. Mai zurückzuschrecken geeignet ist, wenn sie nicht etwa gerade an seinem Wohnorte stattfinden, und so einer der Hauptzwecke dieser jährlichen Zusammenkünfte: dass sie Veranlassung werden sollen, die natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes mittelst Excursionen durch den Augenschein kennen zu lernen, häufig nicht erreicht werden kann.

Der Ausschuss, von dem Grundsatz ausgehend, dass eine statutarische Bestimmung, wenn man in ihrer Anwendung auf Umstände stösst, die der Erreichung ihres Zwecks hindernd entgegentreten, eben in diesem ihrem Zwecke selbst die Berechtigung oder Hinweisung zur Ausnahme von der Regel in sich trage, und die Symptome zu Rathe haltend, welche auf den späteren Eintritt der Frühlingswitterung im Jahre 1851 zu deuten schienen, unternahm es kraft der ihm übertragenen Vollmacht, für die bestmögliche Erreichung der Vereinszwecke Sorge zu tragen, statt eines Frühlingstags, einen Tag im Sommer, statt des 1. Mai den 24. Juni anzuberaumen; und der Erfolg rechtfertigte diese Abänderung aufs Vollkommenste.

Von Seiten des Ausschusses wurde aus dem Grunde keine Ausstellung von vaterländischen Naturalien, wie im Jahr 1844,

beſſere Politiker und geſchicktere Parteigänger, als die der nördlichen Staaten; denn ſie haben nicht nur mehr Zeit, ſich politiſch auszubilden, ſondern werden auch durch kein anderes Streben und Treiben von dieſer ihrer Lieblingsbeſchäftigung abgelenkt. Der Südländer, deſſen Sklaven ihn der Nahrungsſorgen überheben, kennt kein höheres Ziel ſeines Ehrgeizes als einen Sitz im Congreß der Nation. Der arme Nordländer, dem dieſer Sitz jährlich nicht mehr als 700—800 Thlr. einträgt,* und der als Advokat, Kaufmann oder Fabrikant leicht das Doppelte und Dreifache dieſer Summe gewinnt, iſt oft gezwungen, dieſe Ehre andern, in dieſen Fächern weniger glücklichen Unternehmern zu überlaſſen. Dieſem Umſtande verdankt der Süden hauptſächlich ſein politiſches Uebergewicht im Congreß; — ein Uebergewicht, auf welches der Norden von jeher eiferſüchtig war und welches, ungeachtet der eifrigſten Oppoſition der nördlichen Staaten, den Nationalgeiſt der Amerikaner ſelbſt im Kriege gegen England zu bewahren wußte.

„Welchen Gegenſatz,“ ** ſagt der berüchtigte Abolitions-

---

* Jeder Senator und Repräſentant des Volks im Congreß der Vereinigten Staaten bezieht während der Sitzung des Congreſſes täglich 8 Thaler.

** What a contrast does the South form with the divided and slumbering North! There, one strong, broad distinction exists, of which all the members of the community have a perpetual consciousness; there a peculiar element is found which spreads its influence through the mass; and impresses itself on the whole constitution of society. Slavery is not a superficial distinction. Nothing decides the character of a people more than the form and determination of labour. Hence we find a unity at the South unknown at the North. *At the South, too, the proprietors, released from the necessity of labour, and having little of the machinery of associations to engage their attention, devote themselves to politics with a concentration of zeal, which a Northern man can only comprehend by residing on the spot.* Hence the South has *professional politicians*, a character *hardly known in the free states.* The resultat is plain. The South has generally ruled the country. It must always have undue power. *United, as the North cannot be, it can always link with itself some discontented portion of the North*, which it can liberally reward with the patronage which the possession of the government confers.

angeordnet, weil die von dem Verein im Jahr 1850 übernommenen Sammlungen vaterländischer Naturprodukte jede anderweitige, partiell und temporär zusammengebrachte, entbehrlich machen. Dagegen wurde Veranstaltung getroffen, dass einzelne Gegenstände der Beschauung der Mitglieder dargeboten wurden.

So wurden die interessantesten Stücke aus der v. Gärtner'schen Mineraliensammlung (s. unten) von Seiten des Ausschusses aufgestellt:

Hofrath Dr. Veiel von Canstatt lieferte eine interessante Suite Fossilien aus dem Canstatter Kalktuff: vom Mammuth, Rhinoceros, Rennthier, Hirsch, Ochsen, Pferd;

Graf Mandelsloh: mehrere vorzüglich erhaltene jurassische Petrefacte der Alp;

Finanzrath Eser: Aus dem Diluviallehm von Hasslach bei Ulm: *Cervus dama giganteus. Jaeg.*, Kieferstück: *Rhinoceros tichorhinus. Cur.*, Backenzahn; aus dem Süsswasserkalk ebendaher: *Palaeochelys Hasslachensis* und *costula H. v. M.*, Rückenpanzer, sowie Panzerstücke von noch unbestimmten grösseren Arten; *Emys Gessneri H. v. M.*, hinterer Theil des Brustpanzers; *Trionyx*, grösster Theil des Rückenpanzers; *Crocodilus Rahli, H. v. M.*, hintere Schädelhälfte und Zähne; *Rana Jaegeri*, Darmbein und andere Knochen; Schlange: Wirbel und Rippen; *Chalicomys Eseri. H. v. M.*, bedeutender Theil des Skeletts, Kieferstücke und einzelne Zähne; *Microtherium Renggeri, H. v. M.*, Schädel mit der rechten Backenzahnreihe; *Palaeomeryx minor H. v. M.*, linke Unterkieferhälfte; *Palaeomeryx minor* und *medius H. v. M.*, oberer Eckzahn, Astragalus und Backenzähne; *Amphicyon Eseri. Plien.*, Backenzahn; *Tapirus helveticus H. v. M.*, Schneide- Eck- und Backenzähne; *Hyotherium medium* und *Meissneri H. v. M.*, Backenzähne; *Rhinoceros minutus*, Backenzahn. Aus den eocenen Schichten von Unterkirchberg an der Iller: *Solea Kirchbergana* und *antiqua; Leuciscus gibbus; Cyprinus priscus; Gobius ismicus; Smerdis elongatus. H. v. M.*

Pfarrverweser Fraas eine Reihe Fossilien und mehrere Antiquitäten aus den Bohnerzgruben des Heubergs;

Apotheker Weismann eine Suite organischer Reste aus der unteren Grenzbreccie und dem Muschelkalk von Crailsheim;

Oberbaurath v. Bühler einen sehr gut erhaltenen Schädel vom *Elephas primigenius* aus den Diluviallettenschichten bei Schwäbisch Hall;

Medicinalrath Hering einen zu diesem Schädel gehörigen Backenzahn;

Präparator Plonquet stellte die von ihm meisterhaft präparirten, für die Vereinssammlung bis jetzt gefertigten Vögel auf;

Ingenieur Binder eine Suite von Belegstücken zu seinem Vortrag (s. u.);

Kreisforstrath Gwinner mehrere durch Grösse und Vollkommenheit ausgezeichnete Callus-Bildungen an Waldbäumen.

Letztere beide Mitglieder machten die von ihnen ausgestellten Gegenstände der Vereinssammlung zum Geschenke. Auch machte Revierförster Häussler von Altenstadt ein vorgelegtes Hirschgeweih aus dem älteren Süsswasserkalktuff der Alp der Vereinssammlung zum Geschenk.

Der erste Vorstand, Graf Wilhelm von Württemberg, Erlaucht, erklärte um 9½ Uhr die Versammlung für eröffnet und begrüsste die Anwesenden mit folgender Rede.

Eröffnungsrede des ersten Vereinsvorstandes, Graf Wilhelm von Württemberg, Erlaucht.

Meine Herren!

Zum sechstenmale seit Gründung des Vereins versammeln wir uns zu gemeinschaftlicher Besprechung und Berathung unserer Interessen, zum mündlichen Austausche unserer Gedanken; auch heute heisse ich Sie freundlich willkommen und dies um so lebhafter, als die heutige Versammlung durch Zahl und Auswahl der Theilnehmenden den sprechenden Beweis von der wachsenden Theilnahme für unsere Sache gibt, und gegen die vorjährige, durch Wetterumstände und spärlichsten Besuch keineswegs glänzend ausgefallene Versammlung in erfreulicher Weise contrastirt. —

Wie oft ist nicht schon über die Tendenz, die Mittel, die Wichtigkeit unseres Vereins (von den Statuten anfangend, die Ausschusssitzungen durchlaufend und bei Zwiegesprächen theilnehmender Seelen aufhörend) gesprochen, gekritelt worden? Wie schwierig und undankbar ist es nicht, bei Eröffnung einer alljährlich wiederkehrenden Versammlung hier abermals anzuregen und wiederzukäuen, und doch glaube ich auch heute darauf zurückkommen und einige erläuternde Worte hinzufügen zu sollen. —

1) Tendenz des Vereins ist offenbar und auch nach unsern Statuten zunächst die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des engeren Vaterlandes; sodann aber auch gewiss nicht minder die damit verknüpften allgemeinen Beziehungen der Naturwissenschaften; und insbesondere diese letzteren glaube ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit anempfehlen zu

sollen, denn erforscht, durchgestöbert mit Brill und Loupe ist unser Land sicherlich, wie wohl kein anderes, aber für die praktische Anwendung des vieldurchforschten Materials bietet sich unserer Thätigkeit noch ein unermessliches Feld dar, und ist eben dadurch ein sicherer Beleg für die Wichtigkeit unserer Bestrebungen.

2) Bezüglich auf die uns zu Gebot stehenden Mittel kann ich nur Günstiges, Erfreuliches berichten. Wir haben Geldmittel, wenn gleich in bescheidenem, doch für jetzt den Bedürfnissen gewachsenem Maass und, was nicht zu übersehen, diese Mittel verdanken wir keiner fremden Unterstützung, keiner Subvention aus Staatsmitteln, wie sich so viele auswärtige Vereine und Institute gleicher Tendenz dessen zu erfreuen haben; sie haben ihre Quelle einzig in den Beiträgen der Vereinsmitglieder. Unsere wissenschaftlichen Mittel haben überdies einen äusserst wichtigen Zuwachs erhalten durch die vaterländische Naturaliensammlung. Sie ist, ich möchte sagen, ein selbstsprechendes Register über den Abschnitt „natürliche Verhältnisse" in der Vaterlandskunde. Von welcher Wichtigkeit eine derartige Uebersicht der Rohprodukte des Landes ist, habe ich wohl ebensowenig nöthig, näher zu erörtern, als über die Wichtigkeit der Naturwissenschaften überhaupt etwas zu sagen, mich z. B. über die Thiere näher einzulassen, — wobei ich übrigens wenigstens der nützlichen und schädlichen und namentlich mancher als nutzlos verschrieenen erwähnen will, welche uns gar oft erwünschte Gehülfen gegen wirklich schädliche sind. Ebenso flüchtig erwähne ich der Pflanzen — es unsern wackeren Botanikern und der wissbegierigen botanisirenden Jugend überlassend, uns mit neuen Species zu überraschen, oder, was wohl noch wichtiger wäre, Erfahrungen über Cultur und Acclimatisirung derselben mitzutheilen; — gleichwie in der Geognosie unser an Mannichfaltigkeit der Profile so interessantes Land uns die willkommenste Gelegenheit darbieten dürfte, die Gesetzmässigkeit der Lagerungsverhältnisse zu erforschen, und wobei der Petrefactologie, dieser jüngeren Schwester der Geognosie, einige nicht minder lüsterne Blicke zuzuwenden sein dürften. —

Aber auch auf die Laboratorien der Chemie und Physik

wollen wir unser Augenmerk richten und ehrerbietig ihre Schwelle betreten, bei dem erhebenden Gedanken, welch' unberechenbaren, überwiegenden Einfluss sie auf unsere Zustände, auf Gewerbe, auf Agricultur, Medicin, auf Transportmittel, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w. äussern.

Schliesslich muss ich dankend anerkennen, wie freundlich von Seiten fremder Regierungen und Academieen, namentlich denen von Berlin, Bonn, Wien, München, Amsterdam, und von naturhistorischen Gesellschaften in Deutschland und den Nachbarländern wir unterstützt und gefördert worden. —

Mögen diese Anerkennungen von aussen uns zu erneuerter gemeinsamer Thätigkeit aufmuntern. — Wir verfolgen uneigennützig unseren Zweck ohne Lärm. — Seine Majestät hat uns des Protectorats gewürdigt, möge Seine Regierung in ähnlichem Sinne unseren Bestrebungen förderlich sein. — Und wenn die Naturkunde uns vom Werke zu seinem erhabenen Schöpfer führt und uns unserem Erdenkreise bei höherer Auffassung mit herzlicher Freude und Lust zugethan macht, dann wird's besser, und wir werden ausrufen können:

Herr, die Ernte ist gross, sende Deine Arbeiter
in dieselbe. —

Die Versammlung ersuchte hierauf den ersten Vorstand auf dessen Aufforderung, gemäss den Bestimmungen der Statuten einen Vorsitzenden zu wählen, einstimmig, den Vorsitz bei der heutigen Verhandlung zu übernehmen.

Zuerst kamen, der bisherigen Observanz gemäss

die Angelegenheiten des Vereins an die Reihe.

Der Rechenschaftsbericht

von dem verflossenen Vereinsjahr wurde von Prof. Dr. Kurr vorgetragen, nachdem er ihn im Auftrag des Ausschusses abgefasst.

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1850/51
von Prof. Dr. Kurr.

Nachdem unser Verein sein sechstes Jahr hinter sich hat, sei es mir erlaubt, Ihnen im Namen und Auftrage des Ausschusses in wenigen Worten Bericht zu erstatten über dasjenige, was sich in seinem Wirkungskreise seit der vorigen ordentlichen Generalversammlung ereignet hat.

Die Herausgabe unserer Jahreshefte geht ihren gemessenen regelmässigen Gang. Sie hat zwar theils durch Krankheit eines der Redacteure, theils durch Mangel an hinreichenden Beiträgen, theils aber auch durch die geringe Thätigkeit einzelner Mit-Redactoren einige Hemmniss erlitten. Gleichwohl ist das zweite Heft vom vorigen Jahr (1850—51) vollendet und wird Ihnen am Schluss der Verhandlungen ausgetheilt werden. Das erste des mit 1. Juli 1851 beginnenden Jahrgangs wird sodann mit dem Bericht von der heutigen Generalversammlung beginnen und es wird so künftig stets gehalten werden, statt dass dieser Bericht bisher in das 2te Heft je des vorhergehenden Jahrgangs aufgenommen und dessen Erscheinen dadurch bis in den nächsten Jahrgang verzögert wurde. Nur die dritten Hefte mit den meteorologischen Jahresberichten von 1849 und 1850 sind noch im Rückstande, was durch die Krankheit des Redacteurs dieser Hefte entschuldigt werden wolle.

Ich sehe mich durch die erwähnten Missstände, namentlich die spärlichen Mittheilungen für die Hefte im Sinn des §. 8 der organischen Bestimmungen veranlasst, im Namen der Redactionscommission die Vereinsmitglieder nicht nur um kräftigere Mitwirkung und Förderung dieser Angelegenheiten zu bitten, sondern auch den Antrag zu stellen, die Redaction durch Hinzufügung neuer Kräfte (resp. Wahl einer neuen Redactionscommission) zu unterstützen.

Die Zahl der Mitglieder ist theils durch freiwilligen Austritt, theils durch den Tod abermals gelichtet, aber auch durch den Zutritt von 16 neuen Mitgliedern wieder völlig ergänzt worden und hat sich auf 336 erhalten. Aus der geringen Zahl der Gestorbenen nenne ich den beklagenswerthen Verlust unseres berühmten Landsmannes Dr. v. Gärtner in Calw, der sich durch sein thätiges Forschen im Gebiet der Pflanzenphysiologie und namentlich der Lehre von der Befruchtung der Gewächse ein unauslöschliches Denkmal in den Annalen der Wissenschaft gestiftet hat, wovon eine Denkrede unseres Collegen Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger Näheres Ihnen mittheilen wird.

Das Nähere über den Stand der Mitglieder wird der Vortrag Ihres Cassiers enthalten.

Unsere Bibliothek hat theils durch Geschenke, theils durch Austausch gegen unsere Jahreshefte wieder sehr schätzenswerthe Beiträge erhalten, und unter Anderem ist ein neuer Tauschverkehr eingeleitet worden

mit der Société géologique de France;
— royale (?) d'agriculture de Lyon:
Académie des sciences de Lyon;
Société Linnéenne de Lyon:
der deutschen geologischen Gesellschaft zu Berlin;
dem naturwissenschaftlichen Verein zu Halle.

Die Beiträge vom verflossenen Jahr sind folgende:

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralog. Vereins zu Regensburg. Jahrg. III. 1849. 8°.

Uranus, Jahrg. IV. Quartal 4. 1849. Jahrg. V. Quartal 2. 1850. Breslau. gr. 8°. Geschenk von dem verewigten Boguslawsky.

Memoires de la société du Muséum d'hist. nat. de Strasburg T. IV. Livr. 1. 1850. 4°.

Als Geschenk von Prof. Daubrée in Strasburg folgende 6 Schriften:

Notice sur les filons de fer de la region mérid. des Vosges. 4°.

Observations sur les alluvions anciennes et modernes d'une partie du bassin du Rhin. 4°.

Memoires sur le gisement, la constitution et l'origine des amas de minerai d'etain. 8°. 1841.

Mem. sur la température des sources dans la vallée du Rhin, dans la chaine des Vosges et au Kaiserstuhl. 8°.

Recherches sur la production artificielle de quelques espèces minerales cristallines. 8°. 1849.

Note sur le phénomène erratique du nord de l'Europe et sur les mouvements recents du sol scandinave. 8°.

Von Alexis Perrey: Sur les tremblements de terre dans les iles britaniques. 8. Geschenk.

Dr. Emil Wolff: Das Keimen, Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen. Bauzen 1849. 8°. Geschenk der Verlagshandlung.

Mémoires de la société royale de Liège. Tom. VI. Mars 1850. 8°.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde in Nassau. Heft VI. 1850. 8°.

Haidinger: Naturwissenschaftliche Abhandlungen. B. III. 1850. 8°.

Haidinger: Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. Bd. V. u. VII. 1849. 1850.

Agassiz und Gould: Grundzüge der Zoologie. 1851.

Zoology of the Voyage of Samarang, Mollusca part II und III. letztere beide Schriften Geschenke von L. Reeve in London.

Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt (zu Wien). Jahrg. I. Nr. 1. Jan. — März 1850. 8°.

Bulletins de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique. T. XVI. 2. part. 1849 et T. XVII. 1 part. 1850. 8°.

Annuaire de l'académie royale des sciences etc. de Belgique. 1850. XVI. anné. 8°.

Rapport adressé à M. le Ministre de l'Interieur sur l'etat et les travaux de l'observatoire pendant l'année 1849 par le direct. Quetelet. 8°.

Verhandelingen d. 1. Classe van het koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam. Derde Reeks. II. en III. Deel. 1850. 4°.

Jaarboek, von demselben. 1850. 8°.

Tydschrift voor de Wis-en natuurkundige Wetenschappen, von demselben Institut. Derde Deel 3. u. 4. Aflevering. 1850.

Von Bergrath v. Carnall in Berlin: Aerzte- und Naturforscher-, auch Geologen-Versammlung in Greifswalde und Regensburg. 1849 und 1850. 2 Hefte in 8°. Geschenk.

Bergrath Dr. Hehl: Die geognostischen Verhältnisse in Württemberg. 1850. 8°. Als Geschenk vom Verfasser.

Von Ernst Boll: Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 4. Heft. 1850. 8°.

Göppert, Prof. in Breslau: Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im Jahr 1849. Breslau 1850. 4°.

Bulletin de la société géologique de France. Tom. VII. April. Mai. 1850. 8°.

Von Ober-Med.-Rath v. Jäger: Die fossilen Säugethiere Württembergs. 1850. 4°. Geschenk vom Verf.

Annales des sciences physiques et naturelles d'Agriculture et d'Industrie, publiées par la société royale d'Agriculture etc. de Lyon. Tom. IX. 1848. T. X. 1847. T. XI. 1848. 8°.

Mémoires de l'académie des sciences, belles-lettres et Arts de Lyon. Tom. II. 1850. 8°.

Annales de la société Linnéenne de Lyon: années 1847—49. 8°.

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. 2. Jahrg. 1849—50.

Bruckmann, der wasserreiche artesische Brunnen zu Issy. 1851 8°. Als Geschenk vom Verfasser.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. IV. Jahrg. 1850. 8°.

Plieninger, Inhaltsverzeichniss der sämmtlichen von 1822—48

erschienenen Bände des Correspondenzblatts des landwirthschaftlichen Vereins. 1851. 8°. Als Geschenk vom Verfasser.

Jahresbericht, XVII., des Mannheimer Vereins f. Naturkunde. 1851. 8°.

Lehrbuch der K. K. geologischen-Reichsanstalt. 1850. 1. Jahrg. Nr. 2. April. Mai. Juni. 8°.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. 7. Jahrg. 1850. 8°.

Bulletin de la société Géologique de France. Tom. VII. Feuill. 31 bis 38. Tom. VIII. Feuill. 1—2. 8°.

Von der Tübinger Universität: 6 Dissertationen und die academ. Schriften von 1850.

Unsere Sammlungen haben, wie Ihnen bereits bekannt ist, durch die Uebergabe der naturhistorischen Sammlungen der Centralstelle für Landwirthschaft an unseren Verein eine sehr schöne und dankenswerthe Grundlage gewonnen. Die Verhandlungen darüber und die Art und Weise dieser Uebergabe ist Ihnen aus dem Berichte von der ausserordentlichen Generalversammlung im August 1850 (Jahreshefte VII. 1. S. 1) bekannt. Die Conservatoren haben seit dem 1. Mai d. J. begonnen, dieselbe zu ordnen und zu verzeichnen. Bereits sind einige sehr schätzbare Beiträge sowohl für die zoologische und botanische, als auch die mineralogische und geologische Abtheilung als Geschenk übergeben worden, und Ihr Ausschuss erlaubt sich die Bitte an Sie zu richten, die Lücken derselben nach Kräften ausfüllen zu helfen.

Diese Geschenke sind bis jetzt:

a) zoologische:

Regulus flavicapillus, von Herrn Apoth. Moratatt in Canstatt;

Tetrao urogallus, fem., von Herrn Kaufmann Bruklacher in Freudenstadt;

Tetrao tetrix, Nestvögel, von Herrn Bek in Heidenheim.

Tringa gambetta Gm. m. et fem., von Herrn Holzverwalter Walchner in Wolfegg;

Coronella austriaca, von Herrn Apotheker Riecker in Backnang.

b) botanische:

Einige Kryptogamen von Herrn Apoth. Haist in Schorndorf;

Phanerogamen von Herrn Dr. Finkh in Urach;

— von Prof. Dr. Kurr.

c) Mineralien:

1. Eine sehr schöne und kostbare Sammlung Mineralien und Gebirgsarten des Schwarzwaldes, Vermächtniss des Hrn. Dr. v. Gärtner in Calw.

2. Eine geologische Suite aus dem weissen Jura der Geisslinger Steige von Herrn Ingen. Binder in Geisslingen.
3. Eine sehr schöne und grosse Liasschieferplatte mit Pentacrinites subangularis von Herrn Berge dahier.
4. Einige Versteinerungen des Heubergs von Herrn Chirurg Ulmer in Rottenburg a. N.
5. Mehrere geognostische, petrefactologische (und botanische) Beiträge von Prof. Dr. Plieninger.

Ich habe dabei zu bemerken, dass die dem Vereine zukommenden Beiträge und Geschenke nicht nur in einem „Geschenkbuch" verzeichnet, sondern auch die Namen der Geber auf den Gegenständen selbst bemerkt werden sollen.

Von Vorträgen, welche im Verlauf des letzten Winters vor den hiesigen Mitgliedern gehalten wurden, habe ich aufzuzählen:

Dr. Kurr über die Entstehung des Flötzgebirges (mitgetheilt in den Jahresheften VII. 2.).

Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger über die vorweltliche Fauna Stuttgarts und seiner Umgebungen (mitgetheilt in den Jahresheften VII. 2.).

Prof. Rossmässler aus Leipzig als Gast, über Pflanzenzellen und ihr Leben.

Die Bemühungen Ihres Ausschusses, dem Verein das Prädikat einer moralischen Persönlichkeit zu erwerben, sind bisher von der K. Regierung abschlägig beschieden worden, derselbe glaubte sich aber nicht bemüssigt, davon abstehen zu sollen, und hat daher weitere Gründe für deren Verwilligung geltend gemacht.

Die Rechnungsablegung
trug der Cassier, Apotheker Weismann, vor, wie folgt.

Uebersicht

über den finanziellen Zustand des Vereins, vorgetragen in der Generalversammlung zu Stuttgart den 24. Juni 1851 von dem Cassier Weismann.

Ich habe die Ehre der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Vereinskasse zu erstatten und zwar über die Rechnung des sechsten Jahrgangs 1849—50.

Am 1. Juli 1849 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl. 2645. 45;
b) Ausstände	459. —
c) Cassa-Vorrath . .	64. 31;
	fl. 3169. 16.

Von den Ausständen sind im Laufe dieser Periode bezahlt worden:

134 Actienbeiträge mit	fl. 361. 48.
15 Actien in Abgang gerechnet . . und abermalen in Ausstand	40. 30.
21 gebliebenen Actien	56. 42.
Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt	892. 30
An Capitalzinsen wurden eingenommen . .	145. 15.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 359 mit 378 Actien.
Zuwachs in dieser Periode . . . . . 11 „

389 „

und zwar sind ausser denen im 2ten Heft des VI. Jahrgangs S. 137 bereits angezeigten 6 Mitgliedern noch folgende 5 Herren dem Verein beigetreten:

Herr Professor Rukgaber } in Gmünd.
„ Reallehrer Frey }
„ Baumeister Binder in Geisslingen,
„ Apotheker Julius Schill in Stockach,
„ Assistenzarzt Dr. Schmidt in Tübingen.

Die Actienzahl 389 hat sich durch Austritt um 34 vermindert, es sind die ausgetretenen Herrn in dem angeführten Heft S. 138 bereits verzeichnet.

Die Zahl der Actien ist nun 355, welche à fl. 2. 42. fl. 958. 30. betragen; davon wurden im Laufe der Periode 242 mit fl. 653. 24. bezahlt; in Ausstand blieben 113 mit fl. 305. 6.

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl. 16. 39.
2) „ Mobilien	11. 2.
3) „ Buchdruckerkosten . . .	522. 41.
4) „ Heizung etc.	7. 20.
5) „ den Aufwärter	12. —
6) „ Zinsrückvergütung . . .	26. 8.
7) „ Capitalsteuer	16. 49.
	fl. 606. 39.

Auf den Grundstock wurden in diesem Jahr hingeliehen fl. 1500 in 3 württemb. 4½% Obligationen, angekauft zu fl. 1420.

prediger Channing aus Boſton in ſeinem Briefe an Henry Clay, über die Aufnahme von Texas in die Union (A letter to the Honourable Henry Clay on the annexation of Texas to the United States, by William E. Channing. Boston, 1837). „bildet nicht der Süden mit dem in Ruhe verſenkten, in ſich ſelbſt getheilten Norden! Dort (im Süden) exiſtirt eine ſtarke, Alles um ſich her in Anſpruch nehmende Auszeichnung, dort gibt es ein eigenes Element, deſſen Einfluß auf die Maſſe des Volks ſichtbar iſt und ſich tief der ganzen Organiſation der Geſellſchaft einprägt. Die Sklaverei bildet kein oberflächliches Unterſcheidungszeichen. Nichts beſtimmt den Charakter eines Volkes ſo ſehr, als die Art und Beſtimmung ſeiner Arbeit, darum finden wir eine Einigkeit unter den ſüdlichen Staaten, die wir hier im Norden gar nicht kennen. Im Süden, wo der Landeigenthümer nicht zu arbeiten braucht, wo ſeine Aufmerkſamkeit nicht durch die Maſchinerie von Aſſociationen in Anſpruch genommen wird, kann ſich derſelbe mit einem concentrirten Eifer auf die Politik legen, von welchem ein Mann des Nordens, ohne in den ſüdlichen Staaten gelebt zu haben, ſich gar keine Vorſtellung machen kann. Darum hat der Süden Politiker von Profeſſion — ein Charakter, der in den freien Staaten gar nicht anzutreffen iſt. Der Süden hat bis jetzt das Land regiert und wird ſtets eine ungebührliche Macht beſitzen. Unter ſich vereint, wie es der Norden nie ſeyn kann, kann er ſtets einen unzufriedenen Theil der Bevölkerung des Nordens für ſich gewinnen, den er dann großmüthig mit denjenigen Begünſtigungen belohnt, welche ihm der Beſitz der Regierung in die Hände gibt.“

Dies iſt ein klar ausgeſprochenes Tory-Argument, und gereicht einem, nur in den höchſten Geſellſchaften Boſtons figurirenden faſhionablen unitariſchen Prediger zur Ehre. Er geſteht hierin aufrichtig ein, daß der Norden in politiſcher Beziehung ſchläfrig und in ſich ſelbſt getheilt iſt, daß die durch engliſche Kapitalien geweckte und unterhaltene Thätigkeit in Handel und Gewerben und die vielfältigen, hieraus entſtehenden Relationen mit dem Mutterlande und andern Reichen Europas keine allgemeine nationale Ausbildung zulaſſen; daß hingegen der Süden kräftig, vereint und ſich ſeiner Macht bewußt daſteht und dem ſchwachen

Vermögensnachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1850.

Am 1. Juli 1849 war der
Aktivcapital-Bestand . . . . fl. 2645. 45.
Hiezu ausgeliehen 1849—50 . . 1420. —
fl. 4065. 45.
Davon Ablösungen 692. 30.
fl. 3373. 15.
Hiezu die Activausstände . . . . . 361. 48.
den Cassenbestand . . . . . 90. 49.
Somit Vermögensstand am 1. Juli 1850 . . fl. 3825. 52.

Am 1. Juli 1849 betrug das Vermögen:
a) Capitalien . . . . . fl. 2645. 45.
b) Ausstände . . . . . 459. —
c) Cassavorrath . . . . . 64. 31.
fl. 3169. 16.
Somit Zunahme 456. 36.

Unser verehrliches Mitglied, Herr Bergraths-Revisor Romig, hatte die Gefälligkeit, die Revision der Rechnung zu übernehmen und ist dieselbe zur Einsichtnahme hier aufgelegt. —

Die im Laufe des Jahres 1850—51 dem Vereine beigetretenen wie ausgetretenen Mitglieder werden in Zukunft erst mit der betreffenden Rechnung aufgeführt werden.

Der Zahl nach sind so viel neue Mitglieder (16) eingetreten als ausgetreten sind.

Von dem laufenden Jahr sind noch ziemlich viele Beiträge in Ausstand und bin ich erbötig, von den anwesenden verehrlichen Mitgliedern, welche mit der Bezahlung noch im Rückstand sind, den Betrag hier in Empfang zu nehmen, indem in nächster Woche der Rechnungsschluss stattfinden wird.

Zusammenstellung der Rechnung des 6ten Jahres 1850. (31. Juni).

Einnahme.	fl.	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 336 mit 355 Actien.				
Es haben bezahlt 242 à fl. 2. 42. . . .	653	24		
Im Ausstand sind geblieben 113 . . .	305	6		
			958	30
An Zinsen erhalten	—	—	145	15
134 ältere bezahlte Actien	—	—	361	48
Der Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt mit Einschluss der noch im Ausstand befindlichen 36 Actien			2807	48
Summe			4273	1

Ausgabe.	fl.	kr.	fl.	kr.
Druckkosten der Vereinschriften, Annoncen, Diplome, Porto, Steuer, Zinse an gekauften Obligationen etc.	—	—	606	39
In Ausstand sind 1 Actie von 1847 . .	2	42		
„ „ 4 „ „ 1848 . .	10	48		
„ „ 16 „ „ 1849 . .	43	12		
„ „ 113 „ „ 1850 . .	305	6	361	48
In Abgang wurden 15 Actien gerechnet	—	—	40	30
Baar in Cassa	90	49		
Anlehen bei Gavard Spring & Comp. . .	1470	—		
fl. 1800 in 4 St. 4½ % W. Staatsobligat.	1703	15		
			3264	4
Summe			4273	1

Wahl der Beamten.

In Betreff der Wahl des Ausschusses und der übrigen Beamten wurde, zu Ersparung der Zeit, von der Versammlung beschlossen, dass die ausgetretenen, auf der Versammlung zu Ulm vor 2 Jahren gewählten oder vielmehr aufs Neue bestätigten Mitglieder als wieder gewählt erklärt und statt des ausgetretenen Mitglieds, Apoth. Lechler, von dem neu zusammentretenden Ausschuss ein Ergänzungsmitglied weiter gewählt und unter Letzteren dasjenige als von der Versammlung gewählt angesehen werden soll, welches die meisten Stimmen erhalten würde.

Hienach besteht nun der Ausschuss und die übrigen Beamten des Vereins zu Folge der Ergänzungswahl vom 2. Juli aus folgenden Mitgliedern:

Gebliebene:

Prof. Fleischer zu Hohenheim,
„ Chr. Gmelin zu Tübingen,
„ Hochstetter zu Esslingen,
Ober-Med. Rath v. Jäger zu Stuttgart,
Prof. Kurr daselbst,
Staatsrath Dr. v. Ludwig daselbst,
Oberforstrath Graf v. Mandelsloh daselbst,
Director v. Seyffer daselbst.

Neugewählte:

Prof. Fehling in Stuttgart,
„ Krauss „ „
Generalstabsarzt v. Klein daselbst,
Kanzleirath v. Martens „
Prof. Plieninger „
Graf Seckendorf „
Apotheker Weismann „
Hofrath Saucerotte „

Ergänzungsmitglieder:

Finanzrath Eser in Ulm,
Inspector Fleischmann in Stuttgart,
Ober-Med.-Rath v. Hardegg,
Med.-Rath Hering,
Prof. v. Mohl zu Tubingen,
Stadtrath Reininger in Stuttgart.

Die bisherigen Sekretäre Generalstabsarzt v. Klein und Prof. Krauss wurden wieder bestätigt.

Ebenso der bisherige Cassier Apotheker Weismann und die bisherige Redactionscommission.

Bei der Wahl des Versammlungsorts für 1852

erhoben sich von verschiedenen Seiten Anträge auf Abänderung des §. 19 der Statuten, weil sich diese Bestimmung ebensowohl in Betreff des hier vorgeschriebenen Turnus bei der Wahl des Orts zwischen den 4 Kreisen und der Hauptstadt des Landes, als auch in Betreff der hier vorgeschriebenen Zeit (am 1. Mai) in der bisherigen Praxis als beengend erwiesen habe. Prof. Dr. Plieninger bemerkte jedoch, dass nach §. 22 der organischen Bestimmungen die auf der heutigen Versammlung vorgelegten Anträge auf Abänderung der Statuten nicht zur Debatte und Erledigung auf der diesjährigen Versammlung gebracht werden können, sondern blos, und zwar schriftlich, vor der Versammlung eingebracht werden, ihre Erledigung aber erst auf der nächstjährigen ordentlichen Generalversammlung geschehen könne. Es liege jedoch ein von Dr. Finckh (nunmehrigem Oberamtsarzt in Urach) einige Zeit nach der vorjährigen Generalversammlung eingesendeter, schriftlicher Antrag vor, welcher in den Jahresheften (Jahrg. VI. S. 151) abgedruckt und hiedurch nebst den Bemerkungen, welche die Redaction beizufügen sich erlaubt habe, zur Kenntniss der Mitglieder gebracht worden sei und nunmehr als auf der heutigen Generalversammlung eingebracht gelte. Er trage jedoch darauf an, zuerst ohne Rücksicht auf Abänderung der Statuten nach der bestehenden Vorschrift derselben den nächstjährigen Versammlungsort und Geschäftsführer zu wählen; was von der Versammlung beschlossen wurde.

Der Redner schlug sodann, da kein anderes Mitglied einen Antrag stellte, Rottweil oder Tübingen als Versammlungsorte und Bergrath v. Alberti und den 2ten Vereinsvorstand, Prof. Dr. W. v. Rapp, als die bezüglichen Geschäftsführer vor, indem er bemerkte, dass die vorgeschlagenen Orte den Bestimmungen des §. 19. der Statuten gewiss entsprechen, für Rottweil der Umstand sprechen könnte, dass die Versammlung schon zu Tübingen gewesen sei, und die Sammlungen v. Alberti's, sowie die Sammlung des Alterthumsvereins zu Rottweil und

die Gegend am obern Neckar für viele Mitglieder voraussichtlich von grossem Interesse, nämlich dem der Neuheit neben dem wissenschaftlichen Interesse sein könnte; während allerdings auf der andern Seite der Sitz der Wissenschaft und die namhaften Bereicherungen und Vervollkommnungen der Tübinger Cabinette des Anziehenden in überwiegendem Grade darbieten; auch die hohen Verdienste beider zur Geschäftsführung vorgeschlagenen Männer in ihren bezüglichen Fächern um die Wissenschaft und die Praxis derselben und somit auch ihre Verdienste um den Verein die grösste Anerkennung fordern.

Die Versammlung entschied sich, geleitet durch den aus den bisherigen Erfahrungen hervorgegangenen Zweifel, ob die Versammlung an einem vom Mittelpunkt entfernteren Orte auch zahlreich genug besucht werden würde, für Tübingen als nächstjährigen Vereinsort, und für Prof. Dr. v. Rapp als Geschäftsführer.

Hierauf wurde der schon erwähnte Antrag des Oberamtsarzts Dr. Finckh auf Abänderung der Statuten zur Sprache gebracht und dabei erwähnt, dass derselbe dem §. 22. der Statuten gemäss auf der diesjährigen Versammlung blos eingebracht, nicht aber zur Debatte kommen könne. Auf den Antrag des Prof Dr. Plieninger wurde derselbe nebst den Bemerkungen des Letztern als verlesen angenommen, da er schon in unsern Jahresheften gedruckt zur Kenntniss sämmtlicher Vereinsmitglieder gekommen war.

Gleichwohl konnte eine, wenn gleich kurze Debatte über die Frage: ob eine Aenderung der Statuten überhaupt und zunächst des §. 19 räthlich oder nöthig sei, nicht vermieden werden. Prof. Dr. Plieninger, unter Hinweisung auf seine Bemerkungen zu dem Finckh'schen Antrag, machte darauf aufmerksam, wie es sich von selbst verstehe, dass Bestimmungen der Statuten, wie die in §. 19 gegebenen kein unabänderliches Gesetz, sondern nur Anhaltspunkte vorschreiben, welche nach Gründen der Zweckmässigkeit anzuwenden seien, dass solche Bestimmungen überhaupt cum grano salis in der für die Zwecke des Vereins entsprechendsten Weise interpretirt werden müssen, wie denn auch die Generalversammlung selbst bereits in den bisherigen 6 Jahren von dem Wortlaut des §. 19 abgewichen sei, indem sie den Donaukreis vor dem Jaxtkreis berücksichtigt habe und es im Interesse der Zweckmässigkeit gefunden habe, im Jahr 1849 statt des 1. Mai den 30. April und in diesem Jahr 1851 wegen der Ungunst der Frühlingswitterung sogar den 24. Juni zur Versammlung anzuberaumen, eine Abänderung, welche sich nur des Beifalls sämmtlicher Anwesenden zu erfreuen habe, und wogegen auch die Abwesenden nichts eingewendet haben. Er sei der Ueberzeugung, dass dem Ausschuss, gemäss der ihm übertragenen Pflicht, für die Interessen und die Erreichung der Zwecke des Vereins nach bestem Wissen Sorge zu tra-

gen, auch die Vollmacht zukommen müsse, Bestimmungen, wie §. 19 der Statuten, welche weder die Organisation, noch die Verfassung, noch das Vermögen des Vereins betreffen, soweit sie zu seiner Competenz gehören, und zwar speciell die Bestimmung in §. 19 für die Anberaumung der Zeit für die Generalversammlung, nach Gründen der Zweckmässigkeit zu interpretiren, eine Vollmacht, welche in gleicher Weise auch der Generalversammlung rücksichtlich der Wahl des Orts, die sie zu treffen habe, zustehen müsse, und stellte den Antrag: die diesjährige Generalversammlung wolle sich in diesem Sinne aussprechen.

Nachdem dieser Antrag durch Acclamation zum Beschluss erhoben und auch der Antragsteller auf Abänderung der Statuten, Oberamtsarzt Dr. Finckh, sich damit völlig einverstanden erklärt hatte, begannen nun die

Vorträge.

1) Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger hielt folgende Gedächtnissrede auf das im Laufe des Jahres verstorbene geschätzte Vereinsmitglied, Med. Dr. v. Gärtner zu Calw.

Wenn ich es dem vielfach geäusserten Wunsche zu Folge bei der heutigen Versammlung unseres Vereins unternehme, die Gefühle von Achtung und Freundschaft auszusprechen, welche wir den wissenschaftlichen Verdiensten, der Biederkeit des Characters und der Humanität des im 79. Jahre den 1. Sept. 1850 in Calw gestorbenen Collegen Dr. Carl Fried. v. Gärtner gewiedmet haben, so fühle ich mich dazu noch besonders durch die Erinnerung an den Genuss vieljähriger Freundschaft und eines regelmässigen wissenschaftlichen Verkehrs mit dem Dahingeschiedenen aufgefordert, zumal in der Mitte unseres Vereins, welchem er mit wahrer Zuneigung angehörte.

Nach dem seinem Andenken bereits von einer andern Hand gewidmeten Necrolog *) in welchem sein inneres Leben und seine äussere Schicksale mit gewissenhafter Treue und kindlicher Liebe geschildert sind, glaube ich mich vielmehr auf den Versuch beschränken zu sollen, die Gründe der ihm gewordenen

*) Zuerst erschienen in der schwäbischen Chronik vom 28. Dec. 1850; sodann im Auszuge in Nro. 1 des Würtemb. medic. Correspond.-Blatts 1851 und beinahe vollständig in Nr. 9 der Flora 1851 abgedruckt.

allgemeinen Achtung und Zuneigung durch einige Bemerkungen über seine persönlichen Eigenschaften und seinen geistigen Entwicklungsgang darzulegen und dabei seiner äusseren Verhältnisse und Schicksale nur in so weit zu erwähnen, als sie darauf und auf seine Verdienste um die Wissenschaft und die Botanik insbesondere, einen bestimmenden Einfluss ausgeübt haben mögen. In dieser Beziehung sind wir zunächst auf den Vater unseres Freundes, den am 14. Juni 1791 im 59. Jahre in seiner Vaterstadt Calw gestorbenen Dr. Joseph Gärtner geleitet. Wir glauben der Pietät des Sohnes zu entsprechen, wenn wir zuerst, wenn auch mit wenigen Worten, eine Schuld abzutragen suchen, welche das Vaterland dem Andenken dieses Mannes vorenthalten hat. Wenn wir auch nicht vermögen diese Schuld zu lösen, so können wir wenigstens nicht umhin, sie mit der Hoffnung anzuerkennen, dass das regergewordene Nationalgefühl nicht mehr dulden wird, die Lösung solcher Schulden der Nachwelt oder dem Auslande zu überlassen. Die schwäbische Chronik vom 20. Juni 1791 kündigt einfach den Tod des durch seine Schriften und ausgebreitete Gelehrsamkeit berühmten Dr. und Prof. Joseph Gärtner zu Calw an, und unter den der Aufzählung deutscher Gelehrter gewidmeter Schriften füllt sein Name nur einen sehr kleinen Raum, weil darin die von ihm herausgegebene Schriften *) nur gezählt und nicht gewogen

*) A. In Balthasar Haugs gelehrtem Württemberg gedruckt 1790 in der hohen Carlsschule ist blos seiner *Dissertatio inaug. de Vitis urinae ordinariis et extraordinariis* Tüb. 1753 40. und des 1. Bandes der Carpologie erwähnt.

B. In Bouginee Handbuch der Literargeschichte 6. Bd., 2 Thl. 1802 p. 85 ist die Carpologie als Hauptschrift und classisches Werk angeführt mit der Bemerkung: der Vf. unternahm wegen der ausländischen Früchte dreimal eine Reise nach Holland und England, arbeitete unter eilfjähriger Kränklichkeit, unermüdet an der Vollendung seines Werkes fort und verwendete viele Kosten darauf, aber zu seinem Verdruss wurden in 3 Jahren nur 200 Exemplare vom 1. Theile abgesetzt.

C. In Meusels Lexicon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller IV. Bd. 1804, pg. 11 sind von J. Gärtner angeführt: 1) die oben bemerkte Dissertation, 2) das Werk *de fructibus et seminibus plantarum Tom. I. accedant seminum Centuriae quinque priores*

wurden. Der 1802 erschienene erste Band der Annalen des Museums der Naturgeschichte zu Paris enthält indess eine von Deleuze verfasste Notiz über das Leben und Wirken J. Gärtners, so wie der zweite Band eine gleiche Notiz von demselben Verfasser über Hedwig*) dem Zeitgenossen J. Gärtners. Ebenso wurde im Jahr 1803 dem Andenken J. Gs. eine biographische Notiz in einer vielgelesenen Zeitschrift Englands gewidmet. Beide von Deleuze verfasste Biographieen sind erst 1805 in einer deutschen Uebersetzung (von Prof. Lebret) erschienen. Indem ich mich daher darauf beziehe, mag es genügen, an die vielseitige naturwissenschaftliche Arbeiten J. Gs. zu erinnern, zu welchen er das Material auf mehrmaligen Reisen nach England, Frankreich, Italien, Holland, und während seines Aufenthalts als Professor der Botanik und Mitglied der Academie zu St. Petersburg, so wie auf einer in dieser Eigenschaft in die Ukraine gemachten Reise sammelte. Er war zum Theil durch diese Stellung veranlasst, Supplimente zu J. Georg Gmelins Flora sibirica und zu Sam. Gottl. Gmelins Historia Fucorum auszuarbeiten, so wie mehrere Untersuchungen über die Fortpflanzung der Seetunge und Zoophyten und die Anatomie mehrerer Mollusken und Fische die ihn wohl an das früher (1763) von ihm begleitete Amt eines Prosectors zu Tübingen erinnern mochte und ohne Zweifel zur Aufnahme in die zoologisch-anatomischen Schriften seines Freundes Pallas bestimmt war. Im Jahr 1770 kam er von Petersburg nach seiner Vaterstadt zurück, welche er

---

c. tab. aeneis LXXIX., Stuttg. 1789, Tom. II. continens seminum centurias 5 posteriores c. tab. aeneis CI. Tüb. 1790, 4. maj. — Nach seinem Ableben erschien: 3) *Fragmentum systematicae dispositionis plantarum* in J. J. Roemers neuem Magazin für Botanik I. Bd. 1794, p. 38 und 4) *Adumbrationes e schedis manuscriptis celeberrimi Botanici J. Gärtneri* ibid. p. 138.

D. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben berühmter Teutschen des 18. Jahrhunderts pag. 149—151 kann ich blos nach dem Citat in Meusels Lexicon aufführen, da sich das Buch weder in der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart noch zu Tübingen fand.

*) Geboren den 8. Okt 1730 zu Cronstadt in Siebenbürgen, gestorben d. 7. Febr. 1799 zu Leipzig.

mit Ausnahme einer nach England unternommenen Reise nicht mehr verliess. Die zu jenen Abhandlungen, so wie zu der zum Theil in Rom verfassten Beschreibung einer Reihe von Insecten gehörige mit Tusche gemachte Zeichnungen sind durch gleiche Genauigkeit und Eleganz ausgezeichnet, welche wir an dem Werke über die Früchte und Samen und insbesondere an den Originalien bewundern, welche die Verehrung des Sohnes mit anerkennungswerther Sorgfalt der Nachwelt erhalten und zugleich seinen eigenen Zeichnungen dieselbe Vollendung zu geben gesucht hat. Es wäre wohl überflüssig die Bedeutung dieses vom Vater auf den Sohn übergegangenen Werks für die Kenntniss der wichtigsten Organe der Pflanzen und ihre Vergleichung in der Reihe der Gewächse und damit für die wissenschaftliche Begründung der systematischen Botanik hervorzuheben, allein es verdient dabei noch besonders die Ausdauer anerkannt zu werden, mit welcher J. G. das nöthige Material zusammenbrachte und unter fortwährender Kränklichkeit der Bearbeitung desselben sich widmete, von der ihn selbst die Unterbrechung nicht abschreckte, zu der ihn ein beinahe 2jähriges Augenleiden nöthigte. Nach 20jähriger Arbeit erschien 1789 der erste und 1790 der zweite Band der Carpologie, welche die Analyse von 1000 Früchten und Samen und die dazu gehörige von J. G. selbst gezeichneten Abbildungen auf 180 Tafeln enthalten. —

Unser Freund und College Carl Friederich v. Gärtner hatte bei dem Tode seines Vaters (14. Juni 1791) nur erst das 19. Jahr erreicht. Wenn auch bei ihm frühe der Sinn für Naturbeobachtung erwachte und namentlich schon in dem Briefwechsel den er als Hospes in Bebenhausen mit seinem Vater führte, naturhistorische Studien besprochen wurden, so brachte ihn doch erst ein Aufenthalt von 2 Jahren in der herzoglichen Hofapotheke diesen Studien näher. Die mehr abgeschlossene Thätigkeit des Lehrlings, mit welcher eine tägliche Uebung in der Selbstverläugnung und Unterwürfigkeit unter die Pflicht der strengsten Ordnung und Pünktlichkeit verbunden war, musste nothwendig einen bleibenden Eindruck sowohl für die formelle, als für die materielle Behandlung späterer wissenschaftlicher Arbeiten zurücklassen, so wie sie eine Vorliebe für chemische

und botanische Studien begründete, indem beide gleichsam die wissenschaftliche Würze der grossentheils mechanischen Betriebsarbeiten waren. Die zeitweise gestatteten botanischen Excursionen gewährten noch überdies den Genuss einiger im Freien zugebrachten Stunden und einer Ausbeute für das Herbarium, das in der Regel als das wissenschaftliche Kleinod des angehenden Pharmaceuten galt, dem auf seinen weiteren Wanderungen die Flora da und dort eine Perle anreihte, das damit zugleich die Erinnerung der Erlebnisse der Jugend in sich schloss und auch für das gereiftere Alter und eine unabhängige Existenz seinen Reiz behielt.

Nachdem Gn. in dieser Schule Stetigkeit und Ausdauer in den Studien zur Gewohnheit geworden war, öffnete ihm die Carlsacademie durch die Vorlesungen über Naturwissenschaften und Medicin, die er von der Stadt aus im 17. Jahre zu besuchen anfing, einen weiteren Gesichtskreis.

Es vereinigte dieses von dem Stifter mit väterlicher Sorgfalt gepflegte Institut die Elementarschule bis zum Schlusse des vollständigen Cursus des Juristen, Cameralisten und Mediciners, so wie die Fächer der polytechnischen Schule mit der besonderen Richtung als Kunst- und Militär-Academie; es vereinigte unter klösterlich militärischer Disciplin mehrere Hunderte junger Leute verschiedenen Alters fast aller Nationen, die den verschiedensten Ständen und Lebensbestimmungen angehörten, von welchen jedem Zöglinge eine Anschauung und ein Interesse eingeflösst wurde, das sich zu einer gewissen Vielseitigkeit der Bildung steigerte, indess die Reibung unter den Fachgenossen zu mehrerer Concentration für das einzelne Fach und zu bleibender Anhänglichkeit und Freundschaft führte, die immer an der Erinnerung gleicher Erlebnisse und des gemeinschaftlichen geistigen Fortschritts eine sichere Stütze für das Leben auch unter sehr verschiedenen äusseren Schicksalen findet.

Gegen Ende seines Aufenthalts in Stuttgart als Studirender der Carlsacademie hatte G. vollends die Herausgabe des zweiten Bandes der Carpologie seines Vaters besorgt, und würde wohl durch die Bearbeitung der zu einem Supplementbande vorhan-

denen Materialien*) und durch selbstständige Untersuchungen die er unternommen hatte, eine zu specielle Richtung seiner Studien in einem Alter erhalten haben, das noch mehr der allgemeinen Bildung und besonders der allgemeinen Bildung in den Naturwissenschaften gewidmet werden sollte. Für diese war damals nur eine enge Pforte neben dem Fachstudium der Medicin geöffnet, das auch G. auf Kielmeyers Rath in Jena fortsetzte. Er traf dort mit mehreren Freunden zusammen, welche nach ihrem Abgange aus der hohen Carlsschule, die damals sehr blühende sächsische Universität zu Fortsetzung ihrer Studien gewählt hatten.

In Folge der in dieser Zeit eingetretenen revolutionären Bewegung in der Chemie wurde die Aufmerksamkeit auch mehr auf die Bedeutung der Chemie für Physiologie und Pathologie gelenkt. An die von der Akademie zu Göttingen 1788 gekrönte Preisschrift**) des vor wenigen Monaten in Berlin gestorbenen Botanikers H. F. Link schlossen sich die Untersuchungen über die Phosphorsäure als Bestandtheil des Urins und der Knochen an, und namentlich hatte ein akademischer Freund Gs. in einer Dissertation***) auf die Bedeutung hingewiesen, welche der Phosphorsäure als Ursache mancher Krankheiten zukomme. G. unternahm fast zu gleicher Zeit zu Jena mit Hufelands Unterstützung in dem Laboratorium Göttlings die für seine Dissertation über den menschlichen Urin, erforderlichen chemischen Untersuchungen, und wandte sich dann an Ostern 1795 mit mehreren akademischen Freunden nach Göttingen. Das

*) Es fehlte daran nicht an Aufforderungen von aussen wie denn namentlich Thunberg in einem Briefe von Upsala unter dem 6. Oktober 1792 an G. schrieb. *„Optarem sane Ego cum plurimis aliis, ut Opus paternum, sine pari eximium filius dignissimus edere et continuare vellet in illis, quae adhuc restant. Nulla sane gloria major Tibi, nullum officium Orbi botanico gratius!“*

**) Henr. Frid. Link *commentatio de Analysi urinae et origine Calculi, in concertatione Civium Academiae Georgiae Augustae IV. Juny 1788. praemio a Rege M. Britanniae Aug. constituto a Medicorum ordine ornata.*

***) C. C. Jäger *Diss. Acidum phosphoricum tanquam morborum quorundam causam proponens.* Stuttg. 1793.

Norden, indem er die arbeitenden Klassen in Schutz nimmt, Gesetze vorschreibt.

Der politische Eifer — mit diesem Namen pflegen die höhern Klassen von Boston, New-York und Philadelphia die Liebe zum Vaterlande zu bezeichnen, welche die südlichen Pflanzer auszeichnet — meint der in Göttingen erzogene amerikanische Philosoph, von dem das Edinburgh Review sagt: „daß sie ihn deßwegen nicht höher schätzt, weil er ihre eigenen Gedanken nachschreibt," übersteigt selbst die Fassungskraft der Geldmänner des Nordens.

An einem andern Ort sagt derselbe Friedensprediger: *

„Der Süden hat bis jetzt einen ununterbrochenen und ihm gleichsam aufgedrungenen Einfluß auf die Conföderation ausgeübt. Die Sklavenstaaten besitzen ohnedies Vortheile, die sie zusammenhalten lassen und ihnen die Herrschaft über das Land in die Hände geben, Vortheile, welche den andern Staaten fehlen. Die freien Staaten haben kein allgemeines, sie zu einem Ganzen verbindendes Interesse wie das der Sklaverei. Sie unterscheiden sich von einander in Bezug auf Charakter, Gesinnung und Beschäftigung. Sie haben mit einander nur das negative Merkmal

* The South has exerted, and cannot help exerting, a disproportionate share of influence on the confederacy. The Slave holding states have already advantages for cooperation and for swaying the country, which the others do not possess. The free states have no great common interest, like slavery, to hold them together. They differ in character, feelings and pursuits. They agree but on one point, and that a *negative* one, the absence of slavery, and this distinction, as is well known, makes no lively impression on the consciousness, and in no degree counteracts the influences which divide them from one another. To this may be added the well-known fact that in the free states the subject of politics is of secondary importance, whilst, at the South it is paramount. At the North every man must toil for a subsistence, and amidst the feverish competions and anxieties of the eager and universal pursuits of gain, political power is sought with little comparative avidity. In some districts it is hard to find fit representatives for Congress, so backward are superior men to forego the emoluments of their vocation — the prospect of independence for the uncertainties of public life. *Channing's letter to Henry Clay.*

Zusammenleben mit diesen unter dem Einflusse mehrerer ausgezeichneter Lehrer, unter welchen auch mehrere Landsleute waren, die Auffassung der Physik und der sogenannten physikalischen Chemie namentlich der Imponderabilien durch Lichtenberg, die Benützung der eine schon mehr festgestellte wissenschaftliche Richtung durch ihren ausgewählten Reichthum und ihre zweckmässige Einrichtung so sehr fördernden Bibliothek, die Beobachtung der eigenthümlichen Vegetation des Harzes und des daselbst betriebenen Bergbaus und der im Grossen ausgeführten Hüttenarbeiten, während einer mit mehreren akademischen Freunden unternommenen Ferienreise hatten bei G. so sehr den Eindruck des Utile Dulci von seinem Aufenthalte in Göttingen zurückgelassen, dass ihm die Erinnerung an diesen ebenso wie an die hohe Carlsschule einen besonderen Reiz für sein ganzes Leben behielt. Nachdem er im Herbste 1795 in die Heimath zurückgekehrt war und im Mai 1796 seine Dissertation*) unter dem Präsidium von Storr vertheidigt hatte, beschäftigte er sich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Calw mit mehreren an den Inhalt seiner Dissertation sich anschliessenden und dieselbe ergänzenden Versuchen über den Zustand des Phosphors in dem Urin und in den Knochen.**) In den folgenden Jahren

---

*) *Observata quaedam circa Urinae Naturam Tub.* 1796. — Eine Uebersetzung derselben erschien im folgenden Jahre im zweiten Hefte des zweiten Bandes von Reils Archiv, welcher vermöge der Bedeutung, welche er in der Physiologie und Pathologie neben der Form der Mischung in dem Leben des Organismus vindicirte, einen besonderen Werth auf solche Untersuchungen legen musste, deren Bedürfniss für die klinischen Anstalten er später geltend machte und damit wesentlich zu der allgemeinen Anerkennung beigetragen hat, welche den chemischen Untersuchungen für die Diagnose pathologischer Zustände, wie für die Erklärung physiologischer Vorgänge zuerkannt wird.

**) Diese Versuche sind im Auszuge mitgetheilt in dem 1805 erschienenen ersten Bande der Denkschriften der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens pag. 71. — Es mag dieses Beispiel Grs. als Beleg für den Werth dienen, welchen eine gründliche mit Aufwand von Zeit und Mühe bearbeitete Dissertation für den Verfasser selbst dadurch hat, dass sie eine Vorliebe für den zuerst mit jugendlichem Eifer aufgefassten Gegenstand begründet und daher nicht

widmete sich G. Versuchen über die qualitativen und quantitativen Bestandtheile der Knochen des Menschen und mehrerer Thiere, und die Verschiedenheit ihrer Verhältnisse je nach der Verschiedenheit des Alters und der Nahrungsweise, und beabsichtigte dieser Untersuchung nach einen Kielmeyer mitgetheilten Plane eine weitere Ausdehnung zu geben. Es musste dies jedoch schon wegen des Umfangs des Gegenstands und der Schwierigkeit der Ausführung unterbleiben, welche uns die in neuerer Zeit hierüber bekannt gemachte Untersuchungen deutlich zu erkennen geben. Mit einer gewissermassen die Chemie und Botanik zugleich berührenden Untersuchung über das Leuchten des moderuden Holzes*) und der Wiederaufnahme einiger noch von seinem Vater hinterlassenen Arbeiten wandte sich G. wieder mehr der Botanik zu, die überdies friedlicher neben der Ausübung der ärztlichen Praxis bestehen konnte, welcher er sich

selten zu weiterer Ausführung desselben oder eines verwandten Gegenstandes und zu einem wirklichen Gewinn für die Wissenschaft führt, durch den sich wohl auch das Institut der Dissertationen selbst ebenso wie für die wissenschaftliche Ausbildung des Einzelnen empfiehlt.

*) Die Resultate dieser Untersuchung sind enthalten in Scheerers Journal der Chemie 1799. In einem Briefe an Kielmeyer vom 2ten März 1801 führt er als Ergebniss aus seinen neueren Versuchen an: „Dieses Leuchten des Holzes ist nicht mit einem bestimmten Grade der Fäulniss verbunden, wenn man anders von dem geringeren oder grösseren Grad der Cohäsion des Holzes auf die stärkere oder schwächere Fäulniss schliessen darf, doch scheint das Licht um so stärker zu sein, je weiter die Fäulniss gekommen ist. Das Leuchten ist aber doch nicht ein nothwendiges Coëxistens der Fäulniss. Zwar habe ich bemerkt, dass alles befeuchtete Holz im Contact mit der Lebensluft Luftsäure bildet, und jene also im Raume vermindert, dass dieses durch das leuchtende Holz viel stärker und schneller geschieht, hingegen ist die Verzehrung der Luft in keinem geraden Verhältnisse mit der Stärke des Lichts, das von dem Holze entwickelt wird. Die Bildung der Säure im Wasser, in welchem Holz geleuchtet hat, sowohl als die Erzeugung von Luftsäure, wenn das Holz in Lebensluft leuchtet, scheinen daher mehr auf Rechnung der Fäulniss, als auf die Lichtentwicklung zu kommen, und die Fäulniss des Holzes an und für sich auch eine Art Combustionsproceß zu sein. Es wird sich also hiemit mehr Aufklärung über die Fäulniss des Holzes, als über Licht und Wärme erwarten lassen.

damals zum Theil des Erwerbs wegen widmen musste. Er gewann jedoch bald die vom Vater ererbte und durch Bearbeitung der Werke desselben erhöhte Vorliebe für die Naturwissenschaften und die Botanik insbesondere ein Uebergewicht. G. wollte die von seinem Vater begonnenen Arbeiten fortsetzen und erweitern und suchte in England, Frankreich und Holland zunächst das Material dafür zu erhalten, das ihm auch auf die zuvorkommendste Weise von den hervorragendsten Naturforschern dieser Länder geboten wurde.

Mit der reichen Ernte von Kenntnissen und Hülfsmitteln die ihm das Ausland gewährt hatte in die Heimath im J. 1802 zurückgekehrt, konnte der gemüthliche Mann in der ausschliesslichen Verarbeitung dieses wissenschaftlichen Reichthums für die Dauer keine Befriedigung finden, wenn er nicht zugleich in der Begründung seines häuslichen Glücks eine Freistätte für sein inneres wie für sein äusseres Leben fand, an welcher die Wissenschaft und die Freundschaft sich am gastlichen Herde die Hand bieten konnten. Diese Gesinnung theilten damals mehrere Freunde und es bildete sich 1801 die erste wandernde Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens, die in dem 1805 erschienenen ersten Bande ihrer Denkschriften das lebhafte Interesse ihrer Mitglieder für die Wissenschaft und die Gediegenheit ihrer Arbeiten beurkundete, deren Fortsetzung jedoch unterblieb, indem auch diese Gesellschaft der Verdächtigung muthmasslicher politischer Zwecke unterlag. Für unsern Freund war dies um so mehr zu bedauern, als er durch die im Jahr 1805 erschienene Fortsetzung der Carpologie *) welche den Nachlass seines Vaters und seine eigenen Untersuchungen enthielt, als eine Stütze der Gesellschaft namentlich für den botanischen Theil ihrer Denkschriften gelten musste.**) Das

*) Caroli Fried. Gärtner *Supplementum Carpologiae seu Continuatio operis Josephi Gärtneri de Fructibus et Seminibus plantarum Voluminis tertii Centuria prima c. tab. aeneis* XXII. 1805.

**) Es wäre darin ein Reiz gelegen, die ihm angebotene Stelle eines Aufsehers des neu anzulegenden botanischen Gartens in Tübingen in Verbindung mit Kielmeyer anzunehmen, wenn ihm dafür annehmbarere Bedingungen gestellt worden wären.

Bedürfniss des mündlichen Verkehrs mit einer wissenschaftlichen Gesellschaft konnte nur einigermassen befriedigt werden, durch briefliche Mittheilung des Ergebnisses der in der Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens unternommenen Arbeiten an einzelne Freunde, deren G. eine grosse Zahl in der Nähe und Ferne sich erworben hatte, mit welchen er in fortwährendem Briefwechsel stand. Dieser war jetzt durch das schon frühzeitig gefasste Vorhaben eine Physiologie der Gewächse nach dem Muster der grossen Physiologie Hallers*) zu bearbeiten schon der literarischen Hülfsmittel wegen von Interesse, so reich auch die ihm von seinem Vater hinterlassene Bibliothek ausgestattet war, deren Ergänzung er sich möglichst angelegen sein lies. Den Plan für diese Physiologie enthält ein 1807 an Nöhden geschriebener Brief. Das Sammeln der dazu erforderlichen Materialien vertrug sich auch wohl am ehesten mit der noch gleichzeitig fortgesetzten Beschäftigung als praktischer Arzt, die er jedoch aus Gesundheitsrücksichten sehr beschränkte und desshalb auch die ihm später (1833) angebotene Stelle eines Unteramts- und Badearztes in Teinach ablehnte. Die Ausführung des Plans der Pflanzenphysiologie selbst, für welche 26 enggeschriebene Octavbände von Notitzen und Excerpten vorliegen und der darnach zu bemessende grosse Umfang der Arbeit und die Schwierigkeit in einer kleinen Stadt auf seine eigene Bibliothek und einen kleinen Garten am Hause beschränkt, dieselbe so, wie er es wünschte, vollenden zu können, mussten ihn auf den Entschluss führen, einer mehr speciellen Untersuchung ausschliesslich seine Kräfte zu widmen, welche sich mit seiner bisweilen leidenden Gesundheit und seinen sonstigen Verhältnissen vertrug und für welche seine Muse und die ihm zu Gebot stehenden Hülfsmittel zureichten, wenn davon mit Umsicht und ausdauerndem Fleisse nach einem bestimmten Plane Gebrauch gemacht wurde. Die von Schelver**) und Henschel***) aufs Neue in Anregung und Zweifel gezogene Frage

*) Vergl. den Eingang der Vorrede zu den Versuchen und Beobachtungen über die Befruchtung etc.

**) Critik der Lehre von dem Geschlechte der Pflanzen. Heidelb. 1812.

***) Von der Sexualität der Pflanzen. Studien von Dr. Aug. Hen-

über die Sexualität der Pflanzen stand nicht nur mit den allgemein angenommenen Ansichten, sondern insbesondere mit den von Kölreuter*) schon 60 Jahre früher in einer eigenen Schrift **) bekannt gemachten und sofort in einzelnen Abhandlungen in den Schriften der Petersburger Akademie ***) bis zum Jahr 1802 und vielleicht bis 1806 fortgesetzten Beobachtungen im Widerspruche, und es galt also die Wahrheit durch umfassende Versuche festzustellen und dabei alle Umstände und Verhältnisse der Befruchtung durch Beobachtungen genauer zu erforschen. Schon im Jahr 1819 hatte die Akademie der Wissenschaften zu

---

achel nebst einem historischen Anhange von Dr. Schelver Prof. in Heidelberg. Breslau 1820.

*) Jos. Gottl. Kölreuter geb. zu Sulz am Neckar 27. April 1733, gest. zu Carlsruhe 10. Nov. 1806.

**) Vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen Leipzig 1761 mit drei Fortsetzungen bis 1766. Kölreuter bemerkt in der Vorrede zu dieser Schrift, dass sie ein kurzer Auszug aus einer schon 1760 an Prof. Kaestner in Göttingen geschickten Abhandlung sei; in dem einleitenden §. 1. der dritten Fortsetzung führt er an, dass so glücklich er im Jahr 1762 mit Erzeugung verschiedener Bastardpflanzen in Sulz am Neckar gewesen sei, so glücklich und noch weit glücklicher sei er auch in dem Jahr 1763 in Calw gewesen; die folgenden Versuche werden nach der Vorrede zu der dritten Fortsetzung vom 26. Dec. 1765 in Carlsruhe angestellt.

***) a) *Novi Commentarii Academ. Petiop.* T. XX. 1775. *Lychni-Cucubalus nova planta hybrida* p. 43.

b) *Acta Acad. Petiop.* 1777. T. 1. pag. 45. *Digitalis hybr.* P. 2. p. 185 *Lobelia hybr.*

c) 1778. T. 1. p. 219. *Lycia hybrida.*

— — T. 2. p. 261. *Digitales aliae hybridae.*

d) 1781. T. 1. *Verbasca nova hybrida.*

— T. 2. p. 303. *Daturae novae hybridae.*

e) 1782. T. 1. p. 251. *Malvacei ordinis plantae hybridae.* *Nova Acta Acad. Petiop.*

f) 1787. T. 1. p. 339. *Lina hybrida.*

g) 1788. T. III. *Dianthi novi hybridi* p. 277.

h) 1793. T. XI. p. 38. *Mirabiles Jalappae hybridae.*

i) 1801. T. XII. p. 378. *Mirab. Jal. hybr. continuata descriptio.*

k) 1802. T. XIII. *Mirab. Jal. ulterius continuata* p. 309.

l) 1806. T. XV. *de Antherarum pulvere Selt.* 1—3.

Berlin auf Links Veranlassung die Preisaufgabe gestellt. „Gibt es eine Bastardbefruchtung im Pflanzenreich? und wohl in Anerkennung ihrer Schwierigkeit eine Frist von 4 Jahren zu ihrer Beantwortung zugestanden. Der Preis für dieselbe wurde 1826 dem privatisirenden Apotheker nachmaligen Professor Wiegmann in Braunschweig zu Theil.

Inzwischen hatte G. schon im Jahr 1826 eine Nachricht über Versuche die Befruchtung einiger Gewächse betreffend mitgetheilt*), in welcher schon eine bedeutende Zahl von Bastardbefruchtungen angeführt ist. Eine Reihe weiterer Notizen darüber enthält die Flora vom Jahr 1827 bis 1838**) und ausserdem hielt G. selbst bei der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte im Jahr 1829 in Heidelberg und 1834 in Stuttgart, einen Vortrag über seine Untersuchungen, von welchen auch bei der Versammlung in Erlangen 1841 Nachricht gegeben wurde, worüber die amtlichen Berichte dieser Versammlungen nachzusehen sind. Im Jahr 1830 hatte indess die niederländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem auf Reinwardts Vorschlag die Frage aufs Neue unter folgender Fassung aufgestellt. „Was lehrt die Erfahrung hinsichtlich der Erzeugung neuer Arten und Abarten durch die künstliche Befruchtung von Blüthen der einen mit dem Pollen der anderen, und welche Nutz- und Zierpflanzen lassen sich in dieser Weise erzeugen und vervielfältigen.“ Die Lösung dieser Preisaufgabe durch G. befriedigte die Gesellschaft so vollkommen, dass sie ihm nicht nur den ausgesetzten Ehrenpreis, sondern auch eine ausserordentliche Prämie zuerkannte und seine Abhandlung ins

*) Naturwissenschaftliche Abhandlungen herausgegeben von einer Gesellschaft in Württemberg. I. Bd. I. H. p. 33.

**) Ferner die Isis von Oken Jahrg. 1830 und 1831.

***) Link in den Verhandlungen des Berliner Gartenvereins 5. Bd. pag. 21.

Das Geschichtliche über Veranlassung und Bekanntmachung der Versuche G. enthält die Vorrede zu seinem Werke Versuchen und Beobachtungen über die Bastarderzeugung im Pflanzenreich 1849 vollständig, weshalb ich mich hier nur auf einige Citate beschränke.

Holländische übersetzen liess.*) Diese Anerkennung war um so erfreulicher, als sie den Muth unseres Freundes zu Fortsetzung seiner Arbeit neu belebte, welchem theils die durch Anstrengung veranlasste Schwäche seiner Augen, theils manche Beschwerden, welche das vorgerückte Alter herbei führte und insbesondere seine durch Krankheiten und Sterbfälle in seiner Familie mehr gedrückte Stimmung, je zuweilen die Schwierigkeit der Aufgabe fühlbarer machte, deren Lösung ihm gerade in der bessern Jahrszeit weniger eine Erholung zuliess, indess der Winter ihm seiner und der Seinigen Gesundheit wegen eine Entfernung von Hause nicht wohl gestattete.

Bis zu Ende 1844 war er jedoch mit der Redaktion so weit vorgerückt, dass er als ersten Theil „die Versuche und Beobachtungen über die Befruchtungsorgane der vollkommenen Gewächse und ihrer natürlichen und künstlichen Befruchtung durch den eigenen Pollen. Stuttgart b. Schweizerbart" erscheinen lassen konnte. Die Umstände und Bedingungen der Befruchtung und der sie begleitenden Erscheinungen z. B. die einigen Pflanzen eigenthümliche Wärmeentwicklung in den Blumen sind in diesem Werke mit einer Umsicht und Gründlichkeit behandelt, durch welche ihm (namentlich auch nach dem Urtheile eines Recencenten in Nro. 88 und 89 der Haller allgemeinen Liter. Ztg. von 1847) ein bleibender Werth für die Pflanzenphysiologie überhaupt und für die Lehre von den physiologischen Verhältnissen der verschiedenen Organe der Blume in Beziehung auf das Zustandekommen der Befruchtung gesichert ist, wobei sich übrigens G. selbst durch die Schwäche seiner Augen und seine isolirte Lage entschuldigt, dass er seinen Versuchen nicht auch genauere anatomische Untersuchungen und die (sehr wünschenswerthe) Abbildungen beigefügt habe, für welche sehr gelungene colorirte Handzeichnungen vorliegen.

Ausser mehreren Anerkennungen von wissenschaftlichen

*) Over de Vorstelling van Bastard-Planten ane Bidrage tot de Kennis van de Bevruchting der Gewässen von G. F. Gärtner. Harlem 1838.

Vereinen wurde Gärtner durch das Geschenk einer werthvollen goldenen Dose, mit anerkennendem Schreiben von Seiten des Königs von Sachsen erfreut, das für ihn einen desto grössern Werth haben musste, als es von selbstständiger Würdigung der Verdienste Gärtners durch den in die Tiefen der Wissenschaft selbst eingeweihten Monarchen zeugt; diesen Auszeichnungen reihte sich sodann die aus Veranlassung seines Doctorjubiläums von Sr. Majestät dem Könige von Württemberg auf den ehrenden Antrag der Behörden 1846 zu Theil gewordene Verleihung des Kronordens und das ihm von seiner Vaterstadt zuerkannte Bürgerrecht an, das er sich überdies auch durch seine frühere Theilnahme an den Geschäften des Gemeinderaths und Bürgerausschusses (vom Jahr 1815—1822) verdient hatte. Wenn gleich G. dem politischen Treiben der letzten Jahre fremd blieb, so sprach er doch seine Ansicht unumwunden namentlich gegen die Wühlereien aus, welche von dem benachbarten Baden her auch in seiner Vaterstadt veranlasst worden waren, während die Gründung der Einheit, Freiheit und Ehre Deutschlands auf gesetzlichem Wege ihm eine innige Herzensangelegenheit war. Durch die trüben Aussichten für das Vaterland, welche an die Stelle der erregten Hoffnungen getreten waren, durch die Krankheit mehrerer Familienglieder und seine eigene Kränklichkeit, so wie durch die Hemmung buchhändlerischer Unternehmungen, welche der Herausgabe des zweiten Theils seines Werks entgegen stand, war eben desshalb sein Muth oft tief gesunken und es bedurfte des aufrichtenden Zuspruchs der Freunde um ihn zum baldigen Abschlusse seines Werkes zu vermögen. Für die Veröffentlichung desselben blieb ihm nur der Selbstverlag übrig, und er erlebte denn doch noch die Freude dasselbe vollendet zu sehen und wenigstens von einigen höheren Autoritäten und botanischen Freunden eine dankbare Anerkennung zu erhalten, indess ihm die Befriedigung einer öffentlichen Beurtheilung nicht mehr zu Theil wurde, die er als Lohn seiner vieljährigen Arbeit ansah. Er konnte dieser öffentlichen Beurtheilung in Zeitschriften jedoch eher entbehren, sofern die Thatsache des häufigen Erfolgs der Bastardbefruchtung durch die Industrie der Handelsgärtner vielfach bestätigt

wurde, welche darin ein Haupthilfsmittel für die Hervorbringung der sogenannten Sorten oder Varietäten von Zierpflanzen fanden, welche so gar durch die Preisaufgabe selbst gefordert wurde, und sofern seine Arbeit voraus ihre Anerkennung in der oben angeführten Preisschrift gefunden hatte, von welcher dieses Werk eine ganz umgearbeitete und vermehrte Ausgabe darstellt, und sofern ihn dafür der Beifall entschädigen konnte, welcher seinen früher über diesen Gegenstand durch den Druck bekannt gemachten Mittheilungen und mündlichen Vorträgen zu Theil geworden war, deren G. auch in der Vorrede zu diesem Werke erwähnt, und die ich daher hier nicht wiederholen will. Ich glaube nur an eine solche Anerkennung erinnern zu sollen, zu welcher die Versammlung unseres Vereins in Heilbronn am 1. Mai 1847 Veranlassung gab, an welchem Tage unser Freund zugleich seinen Geburtstag in geistiger und gemüthlicher Erfrischung durch den Genuss feierte, welchen ihm die regere wissenschaftliche Bewegung der Versammlung und die poetische Begrüssung unsers Kerners*) so wie der Besuch der reichen Gartenanlagen mehrerer Privatbesitzer darbot. Indem das zweite Heft des dritten Jahrgangs unserer Vereinschrift den von G. in Heilbronn gehaltenen Vortrag enthält, ist den verehrten Mitgliedern der grössere Theil des Inhalts des 1849 erschienenen Werks bekannt, und ich muss mich um so mehr eines näheren Eingehens darauf enthalten, als ich hoffen darf, dass eine ausführlichere Darstellung und Beurtheilung dieses Werks in Bälde von einem ausgezeichneten Botaniker erscheinen wird.

G. hat an der Gründung der ersten zu Anfang dieses Jahrhunderts gebildeten Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens als constituirendes Mitglied Theil genommen, er war ebenso für die Bildung eines neuen Vereins begeistert, als

---

*) Am 1. Mai 1847.

Zum Trinkspruch Kurr's auf Gärtner setz' ich bei:
Heil wegen Gärtners! Heil dem ersten Mai!
Denn hört's! an diesem Tag ist Er geboren
Das und sein Name Gärtner sagt uns frei:
Dass Gott ihn für die Blüthenwelt erkoren.

Justinus Kerner.

diese bei dem zu Ehren des Freiherrn v. Ludwig gegebenen Feste zur Sprache kam und hat unserem 1844 wirklich in's Leben getretenen Vereine stets mit warmer Theilnahme angehört, wovon auch das Vermächtniss zeugt, das er noch in den letzten Tagen seines Lebens für die Sammlungen des Vereins bestimmt hat. Dass er nicht öfter persönlich an unsern Versammlungen theilnehmen konnte, war für ihn selbst die grösste Entbehrung, denn er pflegte stets mit freundschaftlichem Sinne gebend und nehmend den Verkehr mit Andern, wenn dieser sich ihm darbot, indess er in seiner heimatlichen Zurückgezogenheit zumal im späteren Alter nur dem Umgange mit wenigen Freunden und seinem Familienkreise sowie dem stillen Genusse der Wissenschaft und des Fortschritts seiner Arbeit lebte. Er entzog dieser täglich nur eine Erholungsstunde zu einem Gange durch das freundliche nach dem Kloster Hirsau führende Thal um in der freien Natur wieder frische Kraft zu ihrer Beobachtung zu sammeln, die wohl einer Stärkung bedurfte, wenn man die Zahl von mehr als 9000 Versuchen und die genau geführten Journale über dieselbe übersieht, welche nicht weniger als 22 Octavbände füllen, welchen sich die nach Familien und Gattungen zusammengetragenen Uebersichten in 12. Octavbänden anreihen. Der Inhalt dieser Manuscripte ist in den 2 Octavbänden seines letzten Werks soviel möglich zusammengedrängt. Er hat sich durch dieses und die Fortsetzung der Carpologie ein bleibendes Denkmal zwischen dem seines Vaters und Kölreuters, deren Namen er als Mitglied der kaiserlichen Academie der Naturforscher mit dem Beinamen Kölreuter in sich vereinigt, und in der Reihe der ausgezeichneten Naturforscher und Botaniker insbesondere gesetzt, deren unser Vaterland eine nicht unbedeutende Zahl hervorgebracht hat.*) Wir dürfen wohl der Hoffnung Raum

*) Wir nennen hier zunächst Rudolph Jacob Camerarius (geb. 1665, gest. 1721), als einen der Vorkämpfer der Sexualtheorie der Pflanzen. Johann Georg Gmelin (geb. 1709, gest. 1759), Verf. der *Flora sibirica*. Philipp Fried. Gmelin (geb. 1722, gest. 1768), Verf. der *Otia botanica* und der *Onomatologia historia naturalis*. Samuel Gottlieb Gmelin (geb. 1744, gest. 1773), Verf. der *Historia Fucorum* und einer Reisebeschreibung durch Russland; den durch seine Monographie

der Abweſenheit der Sklaverei gemein. Man weiß ja aber überhaupt, daß ein ſolches Moment keinen großen moraliſchen Einfluß hat, und auf keine Weiſe hält es den Einflüſſen das Gegengewicht, welche ſie von einander abſcheiden. Hiezu kommt noch die wohlbekannte Thatſache, daß in den freien Staaten die Politik nur ein Ding zweiter Ordnung iſt, während ſie im Süden unter allen menſchlichen Beſtrebungen die erſte iſt. Im Norden arbeitet Alles um Unterhalt und Lohn, und in der fieberiſchen Concurrenz und Aengſtlichkeit, welche die allgemeine Begierde nach Reichthümern begleiten, trachten verhältnißmäßig nur Wenige nach politiſchem Anſehen und Einfluß. In mehreren Bezirken hält es ſchwer, competente Volksrepräſentanten für den Congreß zu finden, ſo abgeneigt ſind ausgezeichnete Männer, den Ertrag ihres Gewerbes und die Ausſicht auf ein unabhängiges Vermögen mit der Ungewißheit einer politiſchen Laufbahn zu vertauſchen.“

Was heißt das anders als: „Unſere Geldmänner im Norden ſchätzen nichts höher als das Geld. Da aber Alles nach Geld haſcht, ſo trennen wir uns wieder in ſo viele verſchiedene Kaſten, als es Arten gibt, Geld zu machen; daher gibt es unter uns keine Einigkeit, weil Einer mehr Geld zu machen ſucht als der Andere. Wir haben keinen andern Vereinigungspunkt, als daß jeder für ſich ſelbſt Geld macht; dies aber iſt nicht genug, uns zu vereinen, und darum regiert uns der, durch ſeine Sklaven dem Geldſuchen enthobene Süden. Unter uns ſteht die Politik ſtets dem Gelde nach, im Süden geht ſie allen andern Dingen voran. Wollen wir daher den Süden bezwingen, ſo müſſen wir ihn zwingen, ſeine Sklaven aufzugeben und ſelbſt Geld zu machen. Dann wollen wir ſchon ſehen, wer damit am beſten fertig wird. Im Norden arbeitet Alles um Geld, und da die Politik in Amerika, wie in andern Ländern, kein beſonders einträgliches Gewerbe iſt, ſo wollen unſere ausgezeichneten (geldmachenden) Männer nichts damit zu thun haben; denn ſie ziehen die Ausſicht auf Geld der Ausſicht auf Staatswürden eben ſo ſehr vor, als das Geld dem Staate ſelbſt.“

Es iſt daher hauptſächlich die im Norden ſich hebende Geldariſtokratie, welche im Streben nach politiſchem Anſehen der Negerſklaverei in den ſüdlichen Staaten entgegenarbeitet.

geben, dass das Material der Untersuchungen unseres Freundes dem Dienste der Wissenschaft erhalten werden wird, um in seinem Sinne und gleichsam unter seiner Leitung das Studium seiner Werke und einen etwaigen Fortschritt*) zu erleichtern, der eben damit als ein neuer zu seiner Ehre geflochtener Kranz erscheinen würde.**) G. hat durch seine edle Gesinnung,

der *Gentianen* und der *Hieracien*, so wie durch seine entomologische Studien ausgezeichneten Dr. Fröhlich, den in beiden Fächern nicht minder ausgezeichneten Dr. Hartmann in Backnang, der insbesondere den vorzüglich als Pflanzenzeichner bekannten Hofrath Kerner durch Bearbeitung des Textes seiner Werke unterstützte, den zu früh der vaterländischen Naturkunde insbesondere entrissenen Prof. Schübler und endlich Kielmeyer, auf dessen Ehrengedächtniss im XXII. Bd. der *Acta Nat. Cur.* ich mich beziehe.

*) Es würde wie es scheint, die von Hrn. Hofapotheker Sehlmeier eingesammelte merkwürdige Bastardpflanze von *Medicago lupulina L.* und *Trifolium procumbens Schreb.*, deren obere Fruchtknöpfchen die Nüsschen des *Trifolium* und die unteren die schneckenförmigen Hülsen der *Medicago* darstellten, als eine eigene Art der Bastardbildung im Pflanzenreiche anzusehen sein, deren jedoch in den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens VII. Jahrg. pag. 180. nur kurz erwähnt ist. Sie würde allerdings eine genauere Beschreibung und Erläuterung durch Zeichnung verdienen, so wie der Angabe der näheren Umstände ihres Vorkommens, da die Entstehung einer entsprechenden Bastardbildung durch künstliche Befruchtung bisher wie es scheint, nur in Absicht auf die verschiedene Form und Färbung der Theile der Bastardpflanze mit Annäherung zu der ursprünglichen Farbe der Theile der elterlichen Pflanzen, beobachtet wurde, nicht aber mit gesonderter Production der ursprünglichen Form der Früchte und Samen der elterlichen Pflanzen an einer und derselben Bastardpflanze.

**) Gärtner gehörte folgenden wissenschaftlichen Gesellschaften als Mitglied an:

1) *Societas physica Jenensis.* Corr. Mitgl. 1795.
2) Physicalische Privatgesellschaft in Göttingen. Ord. Mitgl. 1795.
3) Gesellsch. v. Freunden der Entbindungskunst in Göttingen. Ord. Mitgl. 1795.
4) Gesellsch. für die gesammte Mineralogie zu Jena. Corr. Mitgl. 1800.
5) Vaterländ. Gesellsch. der Aerzte und Naturforscher Schwabens. Constituirendes Mitgl. 1801.
6) Wetterauische Ges. für gesammte Naturkunde. Ehren-Mitgl. 1809.
7) Landwirthschaftsverein in Württemberg. Corr. Mitgl. 1819.

sein wohlwollendes Entgegenkommen sich ein bleibendes Ehrengedächtniss in den Herzen seiner Freunde gestiftet. Indem er dabei dem Geiste der Botanik als Scientia amabilis getreu blieb, hat er zugleich in der Freundschaft an das Bild der Freundschaften der Pflanzen erinnert, von welchen jede unter dem Schatten der andern fröhlicher gedeiht.*) Es mag dieses Verhältniss auch als Grundsatz für das gegenseitige Verhältniss der Mitglieder unseres Vereins gelten, und somit glaube ich auch am Schlusse der Schilderung des Lebens unseres dahin geschiedenen Freundes die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass mit der Wiederkehr unserer Versammlungen auch jedes Jahr der Frühling für das innere Leben unsers Vereins sich erneuern werde, dem von selbst in regelmässiger Entwicklung Blüthen und Früchte folgen werden.

Der erste Vorstand, Graf Wilhelm von Württemberg sprach hierauf den Dank der Versammlung aus für die wichtige Schenkung an vaterländischen Mineralien, hauptsächlich vom Schwarzwald, welche die Witwe Dr. v. Gärtners aus dessen Nachlass dem Verein zugesendet hatte, und trug darauf an, diesen Dank der Generalversammlung der Geberin schriftlich auszudrücken und die Zusicherung beizufügen, dass die sämmtlichen der Vereinssammlung übergebenen Stücke ungetrennt mit dem Namen des Verewigten im Lokal der Sammlung aufgestellt werden sollen. Die Versammlung erhob sich zum Zeichen der einstimmigen Genehmigung des Antrags.

---

8) Württemb. Verein für Vaterlandskunde. Corr. Mitgl. 1822.
9) Königl. botanische Gesellsch. zu Regensburg. Corr. Mitgl. 1824.
10) *Acad. caesarea Leopold. Carol: Naturae Curiosorum.* ord. Mitgl. mit dem Beinamen: Kölreuter. 1826.
11) Naturforschende Gesellsch. des Osterlandes. Corr. Mitgl. 1829.
12) Württemb. ärztlicher Verein. Ord. Mitgl. 1835.
13) Gesellsch. für vaterl. Naturkunde in Württemb. Ord. Mitgl. 1841.
14) Pollichia in der Pfalz. Corr. Mitgl. 1850.
15) *Société hollandaise des Sciences à Harlem.* Ord. Mitgl. 1850.

*) *Sint amicitiae plantarum et nostrae amicitiae imago, laetior alter alterius umbra crescit*" schrieb ich bei der Versammlung der Naturforscher in München 1847, meinem verehrten Freunde Martius in das den Botanikern vorgelegte Album.

2) Oberreallehrer Volz aus Stuttgart hielt nachfolgenden Vortrag über die Rebsorten in früheren Zeiten in Württemberg.

Wenn ich es wage, vor der verehrten Versammlung mit einem Vortrage aus der Geschichte des Weinbaues aufzutreten, so muss ich zum Voraus bekennen, dass Sie darin keine physiologischen Untersuchungen über die Rebe, die Trauben und den Wein finden werden. Er enthält nur Thatsachen und zieht daraus Schlüsse. Aber doch glaube ich annehmen zu können, dass der Gegenstand nicht ganz uninteressant für Sie und den Zwecken unseres Vereins nicht fremd sein werde.

Die dem Weinbau in Württemberg gewidmete Fläche beträgt ungefähr 84,000 Morgen, mithin nur 1,41% der gesammten ertragsfähigen Fläche des Landes, beschäftigt aber in 600 Gemeinden wenigstens 18.000 Familien oder 11,7% aller Landbau treibenden Einwohner, *) so dass die gleiche Fläche zehnmal mehr Familien durch Weinbau, als durch Ackerbau ernähren muss, die oft durch den Frost einer einzigen Nacht um den Lohn ihres Fleisses kommen.

Der Ertrag belief sich im Jahr 1834 auf 300,557 Eimer, im Werth von 9,684,220 fl.; im Jahr 1835 auf 330,449 Eimer zu 6 Millionen fl., 1842 auf 150,898 Eimer, zu 4,820,000 fl., 1846 auf 146,871 Eimer, zu 7,247,755 fl.

Der geringste Theil dieser Weine wurde ausgeführt; die Ausfuhr bewegt sich fast constant zwischen 4—5000 Eimern, während die Einfuhr im Jahr 1846 sogar 37,981 Eimer betrug. Aus Auftrag des topographischen Bureau's arbeitete ich eine Geschichte des Weinbaus in Württemberg von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten aus, die im Laufe dieses Sommers in den württembergischen Jahrbüchern erscheinen wird. Ich erlaube mir, zwei Bruchstücke, die Einleitung und die Rebsorten der alten Zeit, der verehrten Versammlung mitzutheilen.

Unter allen Culturgewächsen, welche das Menschengeschlecht auf seinen Wanderungen begleitet haben, nimmt neben dem Getreide die Rebe die erste Stelle ein, und nicht selten

*) Memminger, Beschreibung von Württemberg. 1841. p. 387.

lockte ihre köstliche Frucht die nördlicher wohnenden Völker zum Einwandern in den wärmeren Süden, wo des Weinstocks Ranken sich mit den Aesten der Ulme vermählen, oder veranlasste sie wenigstens zum versuchsweisen Anbau der Reben. Kein Wunder, dass sich auch in Deutschland der Weinstock früh verbreitete.

Aber nur den wärmeren Ländern des gemässigten Erdgürtels zollt die Rebe ihr edelstes Blut, und nicht ungestraft lässt Bacchus seine Schützlinge in den Sand der norddeutschen Ebene schleppen, wo sie am lauwarmen Strahle der Sonne in einem siechen Leben verkümmern müssen. Mit saurem Gesichte müssen die Menschen die Gabe geniessen, welche der Gott zu segnen verschmäht hat. Ja, wenn es wahr ist, was Reisende aus jenem Thule des Weinbaues erzählen, müssen zwei Opferpriester den armen Sünder halten, während er dem Gotte seine Libation darbringt; daher dieser edle Rebensaft Dreimännerwein genannt wird. Darüber wird kein Süddeutscher sich wundern, der weiss, dass auf der sonnigen Terrasse von Sanssouci, dem Stolze der Berliner, die Reben, diese Kinder der Freiheit und des Lichts, gleichsam in Nonnenzellen eingemauert unter Glas und Rahmen aufwachsen müssen.

So ungnädig hat Bacchus die sonnigen Hügel unseres Vaterlandes nicht angeblickt, sondern von Zeit zu Zeit leert der freundliche Gott sein Füllhorn mit den süssesten Früchten über unsere Hügel und Berge aus.

Die Region des Weinbaus in Württemberg, welche die mildesten Distrikte unseres Vaterlandes in sich begreift, umfasst das mittlere und untere Neckarthal, so wie die in dasselbe einmündenden Seitenthäler der Fils, Rems, Murr mit der Bottwar, der Enz, Metter, Zaber. Das Kocher- und Jaxtthal, das Taubergthal mit dem Thale des Vorbachs; ferner das Bodenseegebiet mit dem untern Schussenthal, endlich einen kleinen Fleck an der westlichen Abdachung des Schwarzwalds bei Loffenau und den isolirten Bergkegel Hohentwiel.

Im Laufe der Zeit und, man darf wohl sagen, im Interesse der Weintrinker, hat sich der Weinbau auf die von der Natur ihm selbst vorgeschriebenen Grenzen, das Neckarthal und seine

nächste Umgebung beschränkt, und sich nicht nur vom obern Kocher-, Jaxt-, Filsthal, vom Würm- und Donauthal zurückgezogen, sondern auch einzelne ungünstige Punkte im Neckargebiet selbst verlassen.

Was die geognostischen Verhältnisse unseres Vaterlandes betrifft, so finden sich für den Weinbau viererlei Boden, nämlich Muschelkalk, Keuperformation, Liasschiefer und Molasse. — Der Neckar, dessen Thal der Hauptsitz des Weinbaus ist, durchbricht in Württemberg zwei Gebirgsformationen, den Muschelkalk und den Keuper.

Die Muschelkalkformation geht im Neckarthal von Gundelsheim bis Canstatt, ebenso trifft man sie in den Thälern der Tauber, Jaxt, des Kochers, der Enz, der untern Murr und Rems. An diese Formation schliesst sich schon bei Neckarsulm die Keuperformation an, so dass nur die Thalsohle und die nächsten Abhänge der Muschelformation angehören, während die Hügel landeinwärts meistens aus Keupermergel bestehen. Die Keuperformation fängt im Neckarthal bei Canstatt an, geht bis Rottenburg, erstreckt sich aber auch, rechts über das Weinsberger- und Bottwar-Thal, über Backnang, Winnenden, Schorndorf, das Filsthal bis Göppingen, links über das Zabergäu und das Stuttgarter Thal.

An der Alptraufe ist die Liasformation vorherrschend, wobei jedoch die tiefsten, dem Neckar näher liegenden Gegenden die Gebirgsarten der Keuperformation zur Unterlage haben, die in mittlerer Höhe und am Fusse der Alp liegenden Gegenden der Liaskalk, Liasschiefer und Liassandstein; die höheren Gegenden lagern mit wenigen Ausnahmen auf braunem und weissem Jurakalk.

Die Bodenseegegend zeigt hauptsächlich die verschiedenen Gebilde der Molasse, und zwar bestehen die Weinberge aus dem weichen Sandstein dieser Formation mit Geröllablagerungen. Die Weinberge auf dem isolirten Hohentwiel lagern auf vulkanischem Boden.

Was nun den Einfluss der Bodenverhältnisse auf die Güte des Weins betrifft, so liefert der Muschelkalk in der Regel den besten Wein, theilweise darum, weil er die steilsten Abdachun-

gen hat, grösstentheils concave Weinberge bildet, welche die Sonnenstrahlen am besten auffangen und am meisten vor dem Winde geschützt sind, hauptsächlich aber, weil diese Expositionen in den untern Neckar- und Enzgegenden eine geringere Meereshöhe haben.

Der Keupermergel bietet in Württemberg dem Weinbau zwar die grösste Fläche dar, da aber diese Formation theils zusammenhängende, buchtenreiche Gebirge, theils einzelne Berge mit meistens convexen Abdachungen und den verschiedensten Expositionen bildet, so fassen die verschiedenen Lagen die Sonnenstrahlen nicht immer unter den günstigsten Winkeln auf und geben daher auch Weine von verschiedener Güte.

Der Liasschiefer an der Alptraufe bildet eine Reihe von Bergen und Hügeln, die weniger buchtig sind, als die Berge der Keuperformation, während zugleich dieser Schiefer durch seine Verwitterbarkeit dem Weinstock eine nährende Grundlage bietet, daher an der Alptraufe in den Weinbergen eine üppige Vegetation herrscht und der Weinertrag bei der engen Bestockung mit ergiebigen Rebsorten der Quantität nach bedeutender ist, als in manchen andern Gegenden des Landes.

Die nächsten Umgebungen des Bodensees, die an manchen Stellen theils wegen ihrer unbedeutenden Abdachung, theils wegen ihres stärkern Lehmbodens für eine andere Cultur besser taugen würden, bringen dennoch in den bessern Lagen bei rationeller Behandlung und bei gutem Rebsatz einen ordentlichen, in einigen neuen Rebpflanzungen sogar einen vorzüglichen Wein hervor.

Zum Motto meiner Geschichte des Weinbaues in Württemberg habe ich den Vers eines vaterländischen Dichters vorangestellt:

> Einst hat es eine schöne Zeit gegeben.
> Längst deckt sie Dunkelheit:
> Da war die Frucht der heimathlichen Reben
> Gefeiert weit und breit.

Dieses Lob des Neckarweines geschichtlich zu begründen, habe ich alle gedruckten und geschriebenen Nachrichten über die Güte desselben im 15. 16. und 17. Jahrhundert zu sammeln

gesucht. Um aber die mir zugemessene Zeit und Ihre Geduld nicht zu missbrauchen, schreite ich mit Uebergehung dieser Notizen, die ich Sie im nächsten Hefte der württembergischen Jahrbücher nachzulesen bitte, zu einem minder bekannten Abschnitte: zu den Rebsorten der alten Zeit über.

Die Vortrefflichkeit des Neckarweins in der ältern Zeit hatte nämlich ihren Grund grossentheils in der Bestockung der Weinberge mit wenigen edlen Rebsorten, die in Rücksicht ihrer Zeitigung zu einander passten. Unter den Rebsorten der früheren Jahrhunderte treffen wir nämlich weit mehr, als es jetzt beim Weingärtner von Profession der Fall ist, die edelsten Trauben: Klevner, Traminer, Gutedel, Muskateller, Veltliner nicht nur einzeln, sondern in ganzen Weinbergen und Halden an; der Elben und später der Sylvaner bildeten allerdings die Basis unseres Weinbaus. Man übte also schon vor 300 Jahren als Gewohnheit, was jetzt erst wieder durch die Bemühungen der Weinverbesserungsgesellschaft einzuführen versucht worden ist, nämlich die unvermischte Bestockung grösserer zusammenhängender Strecken mit wenigen edeln, gleichzeitig reifenden Rebsorten und eine sorgfältigere Behandlung des Weines in Bütte, Kelter und Fass.

Als weisse Trauben werden Traminer, Gutedel, Muskateller, Veltliner erwähnt, rother Gattungen wird weniger gedacht, aber aus der Beschreibung des rothen Weins lässt sich nur auf Klevner und Burgundertrauben schliessen, denn die Schwarzwelschen kommen viel später vor.

Was nun die Veltliner und Gutedel betrifft, so stammt erstere Rebsorte aus Veltlin in der Lombardei, von wo sie zwischen 1583 und 1592*) an den Mittelrhein, in die Gegend von Heidelberg und wahrscheinlich auch nach Württemberg kam, der Gutedel ist eine der ältesten Traubensorten, welche schon den Römern bekannt war.

Namentlich scheinen die Klevner und Traminer ehemals weit häufiger angepflanzt worden zu sein, als jetzt. Er-

*) Nach Babo und Metzger die Wein- und Tafeltrauben 1836 p. 205 wurde sie durch Kurfürst Kasimir von der Pfalz aus Veltlin bezogen.

stere Sorte, aus Chiavenna in der Lombardei stammend, ist gegenwärtig in mehreren Weingegenden fast ganz verschwunden, wo sie früher in Menge gepflanzt wurde. Beispiele hievon liefern Metzingen und Wangen, welche viel rothen Wein erzeugten, der nach Wien an die kaiserliche Tafel als „Ehrentrank" geschickt wurde, und nicht aus welschen Trauben, sondern aus Klevnern gekeltert sein konnte, wovon man jetzt in den genannten Orten bei den Weingärtnern kaum eine Spur mehr antrifft. Auch heisst eine Halde im Metzinger Weinberg, in der besten Lage, noch jetzt „im Klevner",*) ein Beweis, dass diese Traubensorte hier vorgeherrscht habe. Ebenso verhält es sich mit Wangen. Noch vor 70 Jahren wurde in Wangen viel Klevner gebaut. Nach den hinterlassenen Papieren des Oberpostraths Boger in Stuttgart kaufte sein Vater alljährlich in Wangen von einzelnen Weingärtnern den Ertrag der Klevner Trauben maas- und schoppenweise auf. Dies betrug im Jahr 1784 von 77 Weinbergbesitzern 21 Eimer, 13 Imi. 7 Maas und 1792 von 78 Weingärtnern 5½ Eimer!**) Der Wein wurde vielfältig als Burgunder, so wie auf besondere Empfehlung der Aerzte an Kranke auch in kleinen Parthien verkauft.

Welchen Werth man früher überhaupt auf rothe Weine legte, und dass die schwarzen Trauben in der Zeitigung gegen die weissen voran waren, beweist ein Decret des ehemaligen Kirchenraths vom September 1687 an die damalige Stiftungsverwaltung in Stuttgart, worin es heisst: „Dass auff bevorstehenden Herbst zu beriertem beinstein ***) die gantz schwarze Trauben absonderlich, die übrige halb gesprengte oder etwas gefärbte aber saumtlichen under das weise gelesen werden mög." Der Stiftungsverwaltung zu Stuttgart stand nämlich nach dem Lagerbuch von 1584 der Zehnte vom rothen und weissen Wein aus einem gewissen Distrikt von Beinstein zu. Die Klevner

*) Nach dem Auszug aus dem Kellerei-Lagerbuch von Urach vom Jahr 1554, p. 178 und 194 hatte diese Halde schon damals jenen Namen.

**) Im Jahr 1784 gab es in Württemberg ziemlich viel Wein von mittlerer Güte und 1792 sehr wenig und schlechten Wein.

***) Schon Crusius rühmt den guten rothen Wein von Beinstein.

müssen damals in Beinstein sehr häufig gewesen sein, denn in mehreren Decreten ist ausdrücklich gesagt, dass an rothem Wein von Klevner 2 und 3 Eimer gemacht und eingeliefert werden sollen.

Dass auch der Traminer, der von Tramina, einem Dorfe an der Etsch in Tyrol seinen Namen hat, in früheren Zeiten eine bedeutende Verbreitung gehabt habe, beweisen die Benennungen von Weinberghalden bei Esslingen und Besigheim, so wie in Hohenhaslach, Frauenzimmern, Güglingen etc., die man jetzt noch „im Traminer" nennt. Auch im Lagerbuch der geistlichen Verwaltung *) in Grossbottwar vom Jahr 1565 kommt ein halber Morgen Traminer Weingart, im Lagerbuch der Kloster Murrhard-'schen Pflege ebenfalls ½ Morgen Traminer Weingarten, und im Kellerei-Lagerbuch vom Jahr 1568 in Lembach ein Morgen Traminer vor, während der Rebsatz in Grossbottwar gegenwärtig aus dem gewöhnlichen Gemisch des Unterlandes besteht.

Auch im Zabergäu, wo jetzt der Traminer nur noch als Seltenheit in alten Weinbergen anzutreffen ist, bildete er ehemals die Stammsorte, und Traminerwein wurde in Menge als Abgabe geliefert.

Nach dem Kellnerei-Lagerbuch von Brackenheim gab in Haberschlacht ein Morgen Weingart und Acker 1 Aymerlin Traminerwein. Ebenso musste nach dem Lagerbuch von Stockheim dieser Ort allein 34 Eimer Grund- und Bodenwein in reinem Traminer liefern. **) Dieser Wein von Stockheim muss vor 300 Jahren berühmt gewesen sein, denn im Lagerbuch vom Jahr 1554 des Klosters Kaisersheim, das einen Burgweinberg in Esslingen besass, steht: Zu Stockheim bei Brackenheim werden die Traminerstöcke erforschet; in Heilbronn werden sie mit geringer Mühe zu bekommen sein, die fränkischen desgleichen. ***)

Auch in Güglingen war der grösste Theil der Weinberge mit Traminern und Muskatellern bestockt. Im Jahr 1567 ent-

---

*) Blatt 25.

**) Bronner, der Weinbau in Württemberg. II, 61.

***) Pfaff, Geschichte von Esslingen, p. 174. Klunzinger, Geschichte des Zabergäus, I, p. 76.

schuldigte sich diese Stadt, dass weniger Weinzehnten falle: „zur Zeitt alls vnnsere altfordern vnnser felldt gebawt, seihen die Weingart gemeiniglich durchauss mit Grab vnnd Elbenstöckhen vnd gar nit mit traminer besetzt gewesen. Welche Grab vnnd Elbenstockh ganze Läst mit Wein geben, doch dabei, dieweil solliche Wein Im Zabergaw nit verkaufflich gewesen; (die Leute) offtmals hunger vnndt mangel erleiden miessen. Dero wegen nach begegnetem Hagel vnndt missgewächs Jaren man bedacht worden, solliche Grab vnndt Elbenstöckh yss zu reiten vnndt ann Statt derselben guet Draminer vnndt Mussgatdeller zu pflanzen.“*)

Letztere Rebsorte, die aus Italien stammt und schon den Römern bekannt war, wurde auch bei Lauffen und Brackenheim gepflanzt. In ersterer Stadt waren hauptsächlich die Lauerberge mit Muskatellerreben bestockt. Der Wein wurde, wie aus den Kellereirechnungen von Lauffen ersichtlich, während des dreissigjährigen Kriegs und bis zum Jahre 1678 jedesmal für Rechnung der fürstlichen Hofhaltung erkauft und durch die Kellerei Lauffen in doppeltem Betrag der gemeinen Weinrechnung bezahlt.

Selbst in Tübingen war in der vorzüglichsten Halde auf der Markung, in der Pfalzhalde ein schmaler Strich mit Klevnern und Traminern bepflanzt, aus welchem ein edler Magenwein gewonnen wurde, der nach Sattler**) fast bitter, aber „vor die Kolik eine gute Arzenei sein sollte.“

Dass ehemals auch in der Gegend von Stuttgart, wo gegenwärtig, mit Ausnahme seltener lobenswerther Beispiele, mancher Weinberg eine Musterkarte***) guter und schlechter, in jedem Fall oft unpassender und mit einander unverträglicher Rebsorten ist, bessere Sorten angepflanzt wurden, beweist eine Urkunde †) vom Kloster Bebenhausen, aus welcher die Sage der Klosterverwaltung für einen guten Wein hervorleuchtet. Das Kloster hatte in der Mitte des 15. Jahrhunderts 1 Morgen, 1

*) Klunzinger a. a. O. I, p. 77.

**) Sattler, topog. Gesch. des Herzogth. Württbg. p. 253. Gok, der Weinbau am Bodensee. p. 16.

***) Memminger, Beschreibung von Württbg. 1820 p. 258.

†) Moser, die bäuerlichen Lasten der Württemberger. p. 235.

4) Der in Amerika stets zunehmende Einfluß der Geistlichkeit. Dieser Einfluß erstreckt sich zwar hauptsächlich auf die Weiber; da aber, wie bekannt, die meisten Amerikaner von ihren Weibern regiert werden, so erstreckt sich derselbe mehr oder weniger auf alle Klassen der Gesellschaft, und sogar auf die Sklavenbesitzer selbst. Die Prediger (hauptsächlich der Methodisten und Presbyterianer) sind die Inquisitoren der öffentlichen Meinung, vor denen selbst die Günstlinge des Volkes zittern, und denen nur das Genie Jeffersons sich entgegen zu stellen wagte. „Um ein Volk zu regieren," meint Washington Irving, „braucht man sich bloß bei Weibern, Kindern und Narren Popularität zu verschaffen; denn diese bilden in jeder menschlichen Gesellschaft die Majorität."

5) Der wahre Religionseifer, hauptsächlich der Quäker im Staate von Pennsylvanien. Die Sklavenfrage, das heißt die Frage, ob sich der Gouverneur und die höchsten Beamten dieses Staats an die Abolitionisten anschließen sollen oder nicht, wird wahrscheinlich die Wahl des künftigen Gouverneurs entscheiden; und es ist hier wieder zu bemerken, daß die demokratische (Jackson-van Burensche) Partei der Aufhebung der Sklaverei entgegen ist.

6) Die beständigen Einwanderungen der Deutschen in den westlichen und südwestlichen Staaten. Durch diese wird die Aufhebung der Sklaverei, wie bereits oben angeführt, in den Staaten Missouri, Kentucky und Virginien physisch möglich gemacht, zugleich aber auch der Gewinn der Sklavenarbeit vermindert und ein großer Theil der westlichen Ländereien mit Weißen bevölkert.

7) Die schnelle, gefährliche Zunahme der Schwarzen in Südkarolina, Mississippi, Louisiana, Georgia ꝛc., welche die höchste Wachsamkeit auf dieselben nöthig macht und den Werth ihres Besitzthums vermindert. Die Einwohner von Charleston (Südkarolina) haben bereits eine Citadelle als Zufluchtsort für die Weiber, im Fall eines Negeraufruhrs, aufgeführt, und ähnliche Vorsichtsmaßregeln sind von den Bewohnern anderer Städte getroffen worden. Die Pflanzer halten auf dem Lande wie in den Städten jede Nacht regelmäßig Wache, und verhaften jeden Neger, welcher ohne schriftliche Erlaubniß seines Herrn nach 9 Uhr außer seiner Hütte angetroffen wird. Andere Städte besolden Truppen

Viertel Weingarten im Kriegsberg an einige Stuttgarter Bürger um 96 Pfund Heller und 15 Schilling, und eben so viel um 123 Pfund Heller und 5 Schilling unter der Bedingung verkauft: „dem Kloster jährlich den vierten Theil alles dessen, was dort wachse, zu reichen, und mit gutem nützlichem Buwen (Bauen) nämlich Hacken, ryten, stufen, guten Stöckhen besetzen vndt allen andern gepürlichen Buw, die einem wohl gebauten Weingarten zugehörent vndt der Statt Stuttgart recht ist, vndt besonders in die Weingarten in ir yeder nit ander stockh setzen, denn yttel gut gesund frensch vndt Traminerstöck, nämlich unter dem Weg das Drittail elbin vndt ob dem Weg die 2 Drittail frensch und Traminer vndt das Drittail Elbinen."

Wir sehen hieraus, dass nach dieser Vorschrift nur dreierlei Rebsorten der höhern und niedern Lage gemäss vertheilt, in den Weinberg kommen, von denen keine einzige spät reift.

Dass aber früher in ganz Württemberg mehr edle Sorten angepflanzt gewesen sein müssen, beweist ein §. der newen reformirten württembergischen Herbstordnung vom Jahr 1651, in welchem verboten ist, Muskateller, Traminer, Gutedel, Veltliner auch andere dergleichen Trauben zu Rapessen (Rappas) beer- oder andern Weinen (vor der allgemeinen Lese) aus den Weinbergen zu verkaufen.

Diese urkundlichen Beweise überzeugen uns, dass früher im Allgemeinen bessere Rebsorten in Württemberg gezogen wurden, als jetzt, daher auch früher der Neckarwein in weit höherem Rufe stand. Ja, die württembergischen Rebsorten waren selbst in Weinländern in Ansehen. Im Jahr 1576 bezog ein Graf von Neustadt an der Hardt in der Pfalz, den man den Winzer hiess, edle Reben aus der Umgegend von Stuttgart, namentlich von Uhlbach. In demselben Jahr musste Herzog Ludwig 3000 Reben von den besten Sorten an Markgraf Karl von Baden schicken, und Herzog Friedrich sandte im Frühjahr 1599 dem Herzog Wilhelm zu Baiern, der den Weinbau auch in seinem Lande empor zu bringen suchte, 400 gute rothe und 200 Stücke weisse Würzlinge zu.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden die Rauschel- oder Garenberge im Amte Schweinitz in Sachsen mit lauter rheinischen, die Cassabauder Berge mit lauter württembergischen Re-

ben*) bestockt, auch jede Sorte nach ihrer Landesart fortgebaut und zu diesem Behuf gelernte Rebleute aus jenen Gegenden nach Sachsen gezogen. Ueberall, sagt schon Felix Faber im 15. Jahrhundert, wo Wein wächst, auch ausser Deutschland, sind schwäbische Weingärtner.

Was nun die besten württembergischen Weine in jener Zeit betrifft, so lernen wir sie aus einem lateinischen Gedichte kennen,**) in welchem Nicodemus Frischlin die Hochzeitsfeier des Herzogs Ludwig 1575 beschreibt, und das „von Karl Christoph Beyer (1578) in's Deutsche" transferirt worden ist.

Die Wein sind mir nicht allbekannt:
In dieser edel Rebensaft
Gab edel und mordel Krafft.
Und dieser Wein waren so viel,
Der etlich ich erzehlen will.
Der Widenberger gieng gern nein.
Von Laufen gar köstlicher Wein.
Und dann der starke Elfinger
So müd Bein macht, die Zungen schwer.***)
Auch fehlt kein Beutelspacher Wein:
Und den Heppacher schenkt man ein,
Den rothen Felbacher geschlacht,
Der Mönchberger bald trunken macht,
Der fröhlich machend Beinsteiner,
Der weiss und rothe Wangheimer.
Die oft gut Vers helfen erdenken,
So man's Poeten thut einschenken †)
Dergleichen noch viel ander Wein,
So zu Stuttgart gewachsen seyn.
Und sonst auch Neckarwein gar kräftig
Lieblich und süss auch stark und heftig.
Auch gut Trinkwein von Tübingen
Sah man gen Stuttgarten bringen. ††)

*) Rönnig, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Oekonomie. II p. 152 ff. Carlowitz, Culturgeschichte des Weins, p. 108.

**) Die der Sprache Latiums kundigen Leser finden das Gedicht in der Ursprache in Württ. Jahrb. 1836. p. 186.

***) *tentatura pedes olim, vincturaque linguam.*

†) *vina bonos versus olim paritura poetis.*

††) Offenbar war diese Stelle dem Fischart vor Augen, als er 1590 in seiner Uebers-

Erhardus Cellius sang in seinem Neujahrsgedicht 1603:

Und solche köstlich lieblich Wein
Die Kaiser, Königen angnem sein.
Will nur anzeigen fünf allein,
Da ihr doch sonst vielerlei sein.
O Wangemer edler Rebensaft,
O Hebbacher was gibst für Kraft!
O Mönchberg, Elfinger, Falkhart
Wie theuer bist du im Münchner Markt.

Diese Zeit des Ruhms unserer Weine ist vorüber; sie zurückzuführen ist das Streben aller guten Württemberger, namentlich der Weinverbesserungsgesellschaft und des Weinbauvereins, die auch seit ihrem Entstehen mit unverrücktem Eifer und mit vielen Opfern an der Emporbringung des vaterländischen Weinbaus arbeiten und schon viel Gutes gewirkt haben. *)

Bei diesem edlen Streben werden sie unterstützt durch die weise Vorsorge unseres Königs, der seit seiner Thronbesteigung unablässig bemüht war, die Schätze des Bodens aufzuschliessen, und den wichtigsten Erwerbszweig der Württemberger, den Landbau, zu befördern. Und wie sich die gesammte Landwirthschaft seiner unermüdeten Vorsorge zu erfreuen hatte, so suchte er auch durch Hebung des Weinbaues dem gedrückten Stande der Weingärtner aufzuhelfen und durch Einführung besserer Rebsorten, rationeller Behandlung und durch Anlegung von Musterweinbergen den Weinbau zu verbessern.

Gott segne solche edlen Bemühungen!

---

setzung von Rabelais oder seiner Geschichtsklitterung, p. 106, sagt: Ja, da waren mehrlei Wein, denn zu Stuttgart auf der Hochzeit beschrieben worden, als Württembergischer Widenberger, der von Lauffen, so etwa die Ferdinandische Knecht machet laufen und die landgräfischen nach laufen (Anspielung auf die Schlacht bei Laufen 1534). Item der Elfinger, so die Finger und Bein Ellenlang macht, der Beutelsbacher, so die Beutel machet krachen, der Hebbacher ging glatt in Rachen. Rote Feilbacher, Mönchberger, Beinsteimer, weiss und roth Wangheimer, die oft gut Verss helfen erdenken, wenn man polten thal einschenken.

*) Was sollen wir aber zu dem Urtheil eines Herrn Robin sagen, der in einem Werke über die fremden und inländischen Weine in den deutschen Zollvereinstaaten (Berlin 1845) den Grüneberger Wein, ehemals der Liebling der Berliner, mit dem Neckarwein auf gleiche Linie stellt!

3) Derselbe zeigte eine Weinkarte von Württemberg vor und gab nachträglich zu deren Erläuterung die nachstehenden Notizen über die Grenzen des Weinbau's in Württemberg und seine Abnahme. (Mit einer Karte.)

Der Weinbau, der, wie wir oben (S. 35) gehört haben, die mildesten*) Gegenden unseres Vaterlandes umfasst, zieht sich an vier Stellen vom Rheine aufwärts in das Innere von Württemberg.

1) Durch den Main- und die Tauber in das Oberamt Mergentheim, unter 49° 25—36′ nördl. Br. in einer Höhe von 600—1080′ über der Meeresfläche.

2) Durch den Neckar und seine Einflüsse von Norden her bis tief in die Mitte des Landes, vom 48° 25′ — 49° 26′ n. Br., in einer Höhe von 432 — 1650′.

3) Durch die Salza, Kraich, Alb von Nordwesten, zwischen 48° 45′ — 49° n. Br. in einer Höhe von 700—1200′.

*) Dazu gehören geringe Meereshöhe, südliche Lage, Schutz gegen Nordwinde etc. Was die Temperaturverhältnisse betrifft, welche den Weinbau bedingen, so richtet sich die Verbreitung der Rebe viel weniger nach der mittleren Temperatur des Orts, als nach der grösseren Sonnenwärme; vorzüglich ist es aber die Länge des Sommers und die Zahl der Sommertage, welche auf das Reifen der Trauben so grossen Einfluss ausüben. So hatten die guten Weinjahre

1802	. . . . .	78 Sommertage	
1807	. . . . .	81 „	
1811	. . . . .	47 „	
1818	. . . . .	62 „	
1834	. . . . .	88 „	
1846	. . . . .	67 „	hingegen
1843	. . . nur	27 „	
1844	. . . . .	20 „	
1845	. . . . .	29 „	
1847	. . . . .	46 „	
1848	. . . . .	43 „	
1849	. . . . .	36 „	
1850	. . . . .	25 „	
1851	. . . . .	23 „	

Bei einer mittleren Temperatur von 15—16° Cels. (12—13° R.) gedeiht der Weinstock vorzüglich und geht in der alten Welt bis zum 47—49° n. B. In Deutschland, wo sich die Isothere nach Norden biegt, steigt auch mit ihr die Weinkultur weiter hinauf, so dass sie bei Berlin im 52° 30′ liegt. Aber nur bis zum 50° wird der Wein trinkbar, was darüber ist, das ist vom Uebel.

4) Vom Bodensee bis Weingarten, vom 47° 36′ — 49° n. Br., in einer Höhe von 1300′ — 1730′.

Die Grenze des Weinbaus geht:

a) Im obern Neckarthal bis über Rottenburg und zwar bis Obernau; in Horb, Sulz, Vöringen, Binsdorf, Rosenfeld, Rottweil hat er aufgehört.

b) In der Taubergegend geht die Weingrenze von Mergentheim über Edelfingen, Sailtheim, Reissfeld, Waldmannshofen, Sechselbach, Frauenthal, Archshofen, Münster und Oberstetten; aufgehört hat der Weinbau unseres Wissens nirgends, wohl aber an einigen Orten sich vermindert.

c) Im Jaxtthal von Siglingen über Möckmühl, Roigheim, Weigenthal, Rengershausen, Roth, Eltenhausen; sogar in Lauchheim wurde ein kleiner Versuch mit Weinbau gemacht; aufgehört hat er in Kirchberg, Eichenau, Dimboth, Langenburg, Ober- und Unterregenbach, Forst Atzenroth, Binzelberg, Elpershofen, Assumstadt und Hermuthhausen.

d) Im Kocherthal geht die Grenze des Weinbaus von Kochendorf bis Hall. Früher verbreitete er sich noch über Michelbach, Oberfischach, Westheim, Eutendorf, Oedendorf, Münster, Bröckingen, Oberroth, Bubenorbis, Rappoldshofen, Gaildorf, Klein-Altdorf; ja sogar in Aalen wurde der Weinbau kurze Zeit versucht.

e) Im Weinsberger-, Murr- und Bottwarthal erstreckt sich die Weinkultur vom Neckarthal aus bis an die Löwensteiner und Murrharder Berge; im Murrthal ging sie ehemals bis Sulzbach und Murrhard; in Weiler zum Stein hat sie aufgehört.

f) Im Remsthal geht die Rebe bis Waldhausen, Plüderhausen; ehemals erstreckte sie sich bis Lorch, Gmünd, Pfahlbronn, wo sie schon längst aufgehört hat. Im Thale der Wieslauf ist noch Weinbau.

g) Im Filsthal baut man Wein bis Plochingen; ehemals dehnte sich der Weinbau über Reichenbach, Ebersbach bis Faurndau, Göppingen und Grosseislingen aus; sogar in Wiesgoldingen und Donzdorf, am Hohenstaufen und auf Staufeneck wurde noch Wein gebaut; ebenso hat der Weinbau in Hochdorf aufgehört, in Schlierbach sehr abgenommen.

h) An der Alptraufe sind die Grenzen des Weinbaus Neidlingen, Oberlenningen, Dettingen unter Urach, Ehningen an der Achalm, Oberhausen, Gönningen, Mössingen, Belsen, Frommern bei Balingen; zurückgezogen hat sich der Weinbau von Urach, Kusterdingen, Wannweil, Betzingen, von Endingen bei Balingen und von Balingen selbst.

i) Auf der linken Seite des untern Neckars erstreckt sich der Weinbau von Böttingen, Obereisesheim über Bonfeld, Fürfeld (in beiden Orten hat er sich vermindert), Massenbach, Schwaigern, das ganze Zabergäu bis Michelbach. In Gundelsheim, ebenso auf dem rechten Neckarufer in Bachenau, Duttenberg, Obergriesheim hat er nachgelassen, in Tiefenbach ganz aufgehört.

k) Im Metterthal und den auf der Wasserscheide (zwischen Rhein und Neckar) der Metter sich entgegenstreckenden Thälern der westlich fliessenden Kraich, Krieg und Salza geht die Grenze des Weinbaus über Dertingen, Villars und Knittlingen.

l) Im Enzthal erstreckt sich die Weinkultur bis Oberniebelsbach, Gräfenhausen, Ottenhausen und Arnbach; im Nagoldthal sind Calw und Wildberg die einzigen verlornen Posten, wo früher Wein gebaut worden sein soll; hingegen sind auf dem Hügelzug zwischen der Würm und Glems selbst viele Orte, wo früher Wein gebaut wurde, und zwar Pinache, Wurmberg, Flacht, Rutesheim, Gebersheim, Schöckingen, Hirschlanden, Renningen, Warmbronn, Magstadt, Heimsheim, Münklingen, Merklingen, Weil die Stadt, Ostelsheim und Schafhausen. Ebenso hörte der Weinbau in Ditzingen unter der Solitude und Höfingen (wurde in neuester Zeit wieder angefangen), auf dem Berkheimer Hof auf.

m) Auf dem Schönbuch und den Fildern ist in Sindelfingen, Böblingen, Waldenbuch, Herrenberg, Kayh, Ehningen, Aidlingen, Holzgerlingen, Deufringen, Dagersheim, Rohr, Kaltenthal, Echterdingen der Weinbau schon lange aufgegeben worden, während er in Schönaich, Weil im Schönbuch, Bonlanden, Scharnhausen, Ruith etc., wenn auch vermindert, noch getrieben wird.

n) Im Donauthal und seinen Seitenthälern wurde bei Ulm, Söflingen, Wiblingen, Harthausen, Brenz, Giengen und Biberach, Wein gebaut, aber längst wieder aufgegeben, ebenso

in Tuttlingen; gegenwärtig wird noch in Winterstettenstadt, aber unbedeutend, Wein gebaut.

o) In der Bodenseegegend, wo der Weinbau nach den Urkunden früher bekannt war, als in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes, fängt die Weinkultur an einer vereinzelten Stelle in Unterurbach*) bei Waldsee an, geht das Schussenthal hinab und erstreckt sich über Altdorf, Ravensburg, Eschach, Liebenau, Tettnang, Friedrichshafen, Oberndorf, Hemighofen etc.; in Langenargen, Rappersweiler, Wittenberg, Neukirch und auf mehreren andern Punkten ist der Weinbau wieder aufgegeben, in Liebenau, Oberkirch, Ettenkirch, Leimnau vermindert worden.

Gehen wir nun die einzelnen Gebiete durch, so zeigt es sich, dass das völlige Aufhören des Weinbaues in dem Donauthal, und, wenn wir die Nachrichten aus dem Nagoldthal für begründet annehmen wollen, auch in diesem stattgefunden hat. Nächst dem war die Abnahme am stärksten im obern Neckarthal, ferner im obern Jaxt- und Kocherthal, auf dem Hügelzug zwischen der Würm und Glems; am geringsten war die Abnahme des Weinbaus im untern Neckar- und Murrthal.

Schon aus dem oben Gesagten lässt sich schliessen, dass die klimatischen Verhältnisse eine Hauptrolle beim Aufhören des Weinbaus spielen. Ausserdem gehören aber auch, laut den amtlichen Berichten, geringer Ertrag, Unkenntniss der Behandlung, Kriege und Wildschaden, Mangel an Absatz der geringen Weine beim Aufkommen der Bierbrauereien, auch der bessern bei Aufhebung der Klöster und bei der vermehrten Einfuhr fremder Weine zu den Ursachen der Abnahme und des gänzlichen Aufhörens des Weinbaus.

Hier wäre nun die Frage zu beantworten: Hat sich das Klima in Württemberg seit 300 Jahren im Allgemeinen und im Einzelnen geändert? Die Nachforschungen des verstorbenen, um die Kenntniss unseres Vaterlandes so verdienten Professors Schübler über die Verhältnisse des Weinbaus in Württemberg,**)

*) Im Jahr 1816 wurde ein Morgen angelegt und wieder aufgegeben.

**) Correspondenzblatt d. w. l. V. XIX. p. 66 ff. — Memminger, Beschreibung von W. 1841. p. 205.

haben zur Genüge gezeigt, dass das Klima im Allgemeinen in unserem Vaterlande nicht rauher geworden ist, wohl aber kann eine Weinlage, welche durch einen Wald vor Nord- und Ostwinden geschützt war, durch Entholzung des Berges ihres Schutzes beraubt und für den Weinbau minder günstig werden. So sagt schon Fischer in seiner Geschichte des deutschen Handels (Hannover 1785): „Ehmals wuchs in Tübingen eine solche Menge Wein, dass die Chronikschreiber versichern, man habe oft zu seiner Aufbewahrung nicht genug Gefässe anschaffen können, und in neuerer Zeit kommt der Wein bald nicht zur Reife, bald ist er so sauer, dass man ihn kaum zum Essig gebrauchen kann, obgleich ihn die Winzer mit dem grössten Fleisse bauen. Dieser anhaltende Misswachs setzte sie daher ausser Stand, ihre Grundstücke ferner als Weinberge zu benützen, sondern sie verwandelten sie 1770 grösstentheils in sogenannte Vorlesen, d. h. in Obstgärten, wozu sie vortrefflich taugten, indem sie alle Obstgattungen im Ueberfluss hervorbrachten. Allein die Kammer war grausam genug, sie durch Strafen zum ferneren Weinbau zu zwingen, da doch der Grund des Misswachses eine ehemals geschehene Ausrottung gewisser Waldungen war, die vor dem ersten Anstosse des Nordwindes schützten oder wenigstens seine Heftigkeit etwas mässigten."

Mag dieses Ausrotten der Wälder an einzelnen Stellen einen grossen Einfluss auf die Verminderung des Weinertrags in Güte und Menge verursacht haben, wir müssen aber gestehen, dass die meisten solcher abgegangenen Weinberge an ungeeigneten Plätzen angelegt waren, mag dies nun in Rücksicht auf die Lage des Ortes gegen die Sonne (Winterseite statt Sommerseite) oder in Rücksicht auf die grössere Meereshöhe der Fall sein. Da das Erstere zu ermitteln nicht in unserer Macht liegt, so möge hier eine Tabelle über die Meereshöhe der abgegangenen Weinorte nach Oberämtern geordnet, als Belege unserer Behauptung stehen, wobei wir bemerken, dass öfters nur die Meereshöhe der Ortschaften, nicht aber die noch höher gelegene Weinbaugrenze angegeben ist, da es vorkommen kann, dass die Weinberge oberhalb oder unterhalb des Ortes liegen. Da wir aber

nicht von allen Punkten specielle Höhenbestimmungen für die Weinbaugrenze haben, und dasselbe Verhältniss bei der Angabe der Meereshöhe aller Weinorte stattfindet, d. h. dass nicht die Höhe der Weinberge, sondern nur der Ortschaften angegeben ist, so werden sich die Missverhältnisse gegenseitig aufheben und jedenfalls eine Vergleichung der Meereshöhe der abgegangenen und der noch bestehenden Weinorte möglich machen.

Meereshöhe der abgegangenen Weinorte.	Nach Schuhen.		Bestehende gute Weinorte.	Nach Schuhen.	
	Württemberg.	Pariser.		Württemberg.	Pariser.
I. Höhenpunkte im Schwarzwald.					
1) Oberamt Calw.					
Calw	1219	1075			
2) O.-A. Nagold.					
Wildberg	1296	1143			
3) O.-A. Horb.					
Horb	1519	1340			
4) O.-A. Rotweil.					
Rotweil	2124	1873			
5) O.-A. Sulz.					
Binsdorf	2164	1909			
Rosenfeld	2157	1902			
Sulz	1492	1315			
Vöhringen	1770	1561			
II. Höhenpunkte im Alpgebiet.					
6) O.-A. Balingen.					
Balingen	1804	1591			
Frommern, obere Grenze des Weinbaus.		1804			
7) O.-A. Geislingen.					
Donzdorf	1414	1247			

Meereshöhe der abgegangenen Weinorte.	Nach Schuhen.		Bestehende gute Weinorte.	Nach Schuhen.	
	Württemberg.	Pariser.		Württemberg.	Pariser.
8) O.-A. Heidenheim.					
Brenz	1565	1390			
Giengen	1637	1444			
9) O.-A. Tuttlingen.					
Tuttlingen.	2244	1974			
10) O.-A. Ulm.					
Ulm, Michaelsberg	2039	1798			
Kuhberg		1825			
Söflingen	1712	1510			
11) O.-A. Urach.					
Urach, Aichhalde		2067			
Urach (Marktplatz)	1627	1435			
III. Höhenpunkte im Mittelland.			**III. Im Mittelland.**		
			1) O.-A. Besigheim.		
12) O.-A. Aalen.			Besigheim	834	736
Aalen	1511	1333	Schalkstein		747
Unter-Kochen	1574	1388	Bietigheim	847	747
Wasseralfingen		1621	Laufen	679	599
13) O.-A. Backnang.			2) O.-A. Brackenheim.		
Sulzbach.	1077	949	Brackenheim	868	766
Murrhard (Niveau d. Murr)		899	Güglingen	728	642
			Stockheim	769	678
14) O.-A. Böblingen.					
Aidlingen	1479	1305	3) O.-A. Canstatt.		
Böblingen	1817	1602	Canstatt	940	829
Dagersheim	1477	1303	Fellbach	1113	981
Darmsheim	1489	1313	Mühlhausen	752	664
Holzgerlingen	1687	1488	Münster	800	705
Schaffhausen	1361	1201	Obertürkheim	849	748
Sindelfingen	1654	1459	Untertürkheim	805	710
Weil im Schönbuch	1755	1548	Stetten	906	799

oder erbitten sich vom Congresse eine Truppenabtheilung des stehenden Heeres u. s. w. Der schnelle Zuwachs von Sklaven in mehreren der südlichen Staaten hatte schon unter brittischer Regierung die theilweise Aufhebung der Sklaverei durch die Provinzial-Assembleen zur Folge, deren Entscheidung jedoch damals von dem englischen Parlamente gemißbilligt wurde.

8) Die Aufhebung der Sklaverei in Westindien, welche dem Negerhandel engere Grenzen setzt und den entlaufenen Sklaven des Südens ein sicheres Asyl bietet.

9) Der in Europa eingeführte Tabaksbau und (obwohl nur in geringem Grade) die Fabrikation des Runkelrübenzuckers.

10) Die vermehrte Baumwollen-Cultur in Ostindien und Aegypten.

11) Die stets zunehmende Baumwollen-Cultur in den Vereinigten Staaten selbst, welche den Werth derselben bereits um mehr als die Hälfte gegen die früheren Preise herabgesetzt hat. Diese dürften sich zwar in neuester Zeit wieder heben, aber doch schwerlich den früheren in den Jahren 1833—35 gleich kommen; und endlich

12) die Aufhebung der Erstgeburtsrechte in den südlichen Staaten, welche, wie sehr sie auch die Industrie des Nordens begünstigt, dennoch den nachtheiligsten Einfluß auf den Werth der Pflanzungen und der Neger ausübt. Die Theilung der Grundstücke in kleine Parzellen, wie in Frankreich und in den nördlichen Staaten der Union, ist nur der freien Arbeit günstig, ja für dieselbe sogar unerläßlich, wenn, wie in Amerika der Fall ist, der Arbeitslohn der Tagelöhner im Mißverhältniß zur Produktion des Eigenthümers steht.

Große Besitzthümer im Norden der Vereinigten Staaten werfen höchst selten einen zu ihren Preisen im Verhältniß stehenden Gewinn ab; nur die mit eigenem Fleiße gebauten Grundstücke, wie z. B. die der Deutschen in Pennsylvanien, sind einträglich, das heißt Landeigenthum von 30—50 Morgen; was darüber ist, muß entweder vernachlässigt werden oder kostet, wenn mit gemietheter Arbeit Anderer bestellt, mehr als der ganze Ertrag. Im Süden hingegen ist das Verhältniß umgekehrt. Der Unterhalt einer kleinen Pflanzung von 16 — 20 Negern kostet beinahe eben so viel als der einer Pflanzung von 100 Negern, während der

Meereshöhe der abgegangenen Weinorte.	Nach Schuhen. Württemberg.	Nach Schuhen. Pariser.	Bestehende gute Weinorte.	Nach Schuhen. Württemberg.	Nach Schuhen. Pariser.
15) O.-A. Krailsheim.			Rotenberg (Dorf)		1163
Gaildorf	1603	1413	Rotenberg (Tempel)	1432	1263
Eutendorf	1347	1188	Uhlbach		890
			Wangen	929	818
16) O.-A. Esslingen.					
Denkendorf		888	4) O.-A. Esslingen.		
			Esslingen (Frauenthurm-spitze)	1115	983
17) O.-A. Gmünd.					
Gmünd	1226	1081	Esslinger Burg		931
18) O.-A. Göppingen.			5) O.-A. Heilbronn.		
Faurndau	1042	919	Flein	796	703
Göppingen	1103	972	Heilbronn	560	493
Grosseislingen	1273	1123	Wartthurm	1095	966
Staufeneck		1673			
Hohenstaufen	2098	1850	6) O.-A. Leonberg.		
Spitze des Berges		2140	Gerlingen	1176	1037
Schlierbach	1208	1065	Weil im Dorf	1114	982
19) O.-A. Hall			7) O.-A. Ludwigsburg.		
Bubenorbis	1692	1492	Asberg	1199	1057
Hall	1218	1074	Benningen	736	649
			Markgröningen	788	695
20) O.-A. Herrenberg.					
Altingen	1349	1190	8) O.-A. Marbach.		
Herrenberg	1829	1613	Gross Bottwar	718	633
Kaib	1965	1733	Klein Bottwar	723	637
			Lichtenberg		1129
21) O.-A. Künzelsau.			Marbach	825	728
Schönthal	958	845	Käsberg b. Mundelsheim		875
22) O.-A. Leonberg.			9) O.-A. Maulbronn.		
Ditzingen	1068	933	Eilfinger Hof		737
Heimerdingen	1540	1358	Dürrmenz	778	680
Weil die Stadt	2019	1780			
Rutesheim	1558	1374	10) O.-A. Schorndorf.		
Heimerdingen	1418	1252	Beutelsbach	820	723

Meereshöhe der abgegangenen Weinorte	Nach Schuhen.	
	Württemberg.	Pariser.
Heimsheim		1234
Hemmingen		1019
Anhöhe zwischen Renningen und Gebersheim		1347
23) O.-A. Ludwigsburg.		
Kornwestheim		932
Ludwigsburg	1174	1035
24) O.-A. Marbach.		
Weiler zum Stein	1012	892
25) O.-A. Maulbronn.		
Wurmberg	1650	1455
26) O.-A. Neckarsulm.		
Bachenau	889	784
Duttenberg	717	632
Gundelsheim	799	703
27) O.-A. Nürtingen.		
Neuffen } nur vermind.	1430	1263
Nürtingen } nur vermind.	1144	1008
28) O.-A. Schorndorf.		
Schorndorf nur vermind.	1221	1076
29) Amts-O.-A. Stuttgart.		
Waldenbuch		1073
Boulanden (nur vermind.)	1381	1218
Echterdingen	1572	1386
Rohr		1469
Plattenhardt	1493	1317
Kaltenthal		1046
30) O.-A. Tübingen.		
Kusterdingen	1545	1362
Ammerhof	1236	1091

Bestehende gute Weinorte.	Nach Schuhen	
	Württemberg.	Pariser.
11) Stadtdirekt. Stuttgart.		
Heslach	978	862
Stuttgart	1004	885
Kriegsberge		973
12) Amts-O.-A. Stuttgart.		
Degerloch	1631	1438
Gaisburg	864	762
Heumaden	1422	1254
Möhringen	1459	1287
13) O.-A. Vaihingen.		
Rosswaag	747	659
Hohenhaslach	1013	893
Vaihingen	1153	1014
14) O.-A. Waiblingen.		
Klein Heppach	897	791
Gross Heppach	804	709
Korb	1051	909
Korb a. d. erst. Weinberg.		959
Korber Kopf ob. Grenze d. besseren Weinberge		1206
Neustadt	992	874
Steinreinach	1065	939
Waiblingen	799	704
15) O.-A. Weinsberg.		
Weinsberg (Weibertreu)	946	834
Weinsberg	764	673
16) O.-A. Mergentheim.		
Markelsheim	845	745

Meereshöhe der abgegangenen Weinorte.	Nach Schuhen.		Bestehende gute Weinorte	Nach Schuhen.	
	Württemberg.	Pariser.		Württemberg.	Pariser.
31) O.-A. Welzheim.					
Lorch	1267	1117			
Plüderhausen (vermind.)	900	794			
IV. Höhenpunkte im Nordland.					
32) O.-A. Gerabronn.					
Kirchberg	1500	1328			
Langenburg	1642	1449			
V. Höhenpunkte im Südland.					
33) O.-A. Biberach.					
Biberach	2130	1879			
34) O.-A. Tettnang.					
Langenargen	1381	1218			
Eriskirch	1389	1225			
Leimnau	1533	1352			
35) O.-A. Laupheim.					
Wiblingen	1671	1473			
36) O.-A. Riedlingen.					
Riedlingen	1870	1649			

Wir sehen aus dieser Vergleichung, dass alle Orte, wo guter Wein wächst, eine geringere Meereshöhe haben, während die abgegangenen Weinorte weit höher liegen.

Was die gemessenen Grenzen des Weinbaus in unserem Vaterlande betrifft *), so finden sich 1) am nördlichsten Punkte Württembergs, im Main- und Taubergebiet, im Oberamt Mergentheim, unter 49° 25—36′ nördl. Br. in einer Höhe von 600—1080′ über der Meeresfläche 7500 Morgen Weinberge.

*) Schübler und v. Martens Flora von Württemb. p. 169.

2) Im Neckargebiet, bis wo der Schwarzwald und die Alb dem Weinbau Grenzen setzen, sind vom 48° 25′ bis 49° 26′ nördl. Br., in einer Höhe von 432—1650′, gegen 74,000 Morgen. Zwischen Grunbach und Buoch steigt die Meereshöhe der obern Weinberggrenze bis auf 1232 paris. Fuss, an der Teck 1604′, an Hohenneufen 1591′, bei Frommern ist die obere Grenze des Weinbaus 1804′.

3) Im Westen von Württemberg, durch die Salza, Kraich, Alb zum Rheinthal sich abdachend, sind zwischen 48° 45′ und 49° 1′ nördl. Br. in einer Höhe von 700—1200′ etwa 1100 Morgen Weinberge.

4) Endlich sind im Bodenseegebiet, vom 47° 36′ bis 49° nördl. Br. in einer Höhe von 1300—1730′ noch 2300 Morgen Weinberge. Einer der höchsten Weinberge in Oberschwaben ist der Annaberg bei Weingarten im Oberamt Ravensburg mit 1645 pariser Fuss.

Das rauhe Klima, so wie die gegen Nordwind nicht geschützte Lage und das ungünstige Terrain veranlasste das gänzliche Aufhören oder wenigstens die Abnahme des Weinbaus bei Aichschiess, Biberach, am Bodensee, bei Dünsbach, Gaildorf, Lampoldshausen, Michelbach, Offenau, in zwei Halden bei Pfullingen, bei Pinache, Rottweil, Tettnang, Tiefenbach (bei Neckarsulm), Wannweil. Frühlings- und Herbstfröste vertrieben oder verminderten den Weinbau in Murrhardt, Sulzbach und Eschelhof, in Nürtingen, Betzingen, Waldenbuch, Plattenhardt und Rohr; wegen vieler Fehljahre und geringen Ertrags wurde die Weinkultur aufgegeben in Kusterdingen, Rübgarten, Atzenroth, Binselberg, Langenburg, Ober- und Unterregenbach, Holzgerlingen, Wiernsheim, Flacht, Binsdorf, Rappoltshofen und wahrscheinlich an den meisten andern Orten. Die bisher angeführten Gründe stehen in einer engen innern Verbindung. Wegen Unkenntniss des Weinbaus von Seiten der Besitzer hörte die Kultur der Reben auf in Kirchberg an der Jaxt und im Kameralamtsbezirk Merklingen, wo zugleich der geringe Viehstand nicht die gehörige Düngung erlaubte; der Wildschaden entleidete den Weinbau den Einwohnern von Sindelfingen. Bonlanden (dieser Ort hat jedoch noch

am Buhlberg Rebenpflanzungen), Bronnweiler und Pinache; endlich trug in Langenburg, Alzenrod und Binselberg auch die höhere Besteurung der Weinberge zur Verminderung und zum Aufhören des Weinbaus bei, so wie der Krieg und der Mangel an Arbeitern das Aufhören der Weinkultur in der Gegend von Ulm veranlasste, während die Einwohner von Gmünd es vortheilhafter fanden, sich auf Gewerbe zu legen und daher den undankbaren Weinbau aufgaben.

4) Pfarrverweser Oscar Fraas zu Laufen, OA. Balingen, sprach über tertiäre Ablagerungen auf den Höhen des Heubergs und sandte Nachstehendes darüber später ein.

Eine Formation, die durch Regelmässigkeit der Ablagerung und leicht erkennbare Unterschiede der Schichten-Verhältnisse sich auszeichnet, ist allein geeignet, ein Muster zu sein für Bildungen gleichen Alters. So ist der schwäbische Jura für jurassische, so das Pariser Becken für tertiäre Bildungen ein Muster. Das letztere muss man denn auch zur Hand nehmen, um über die sparsam über die Alb zerstreuten tertiären Reste sich etwas ins Klare zu setzen. Zwei grosse Bildungen sind zunächst, soweit es uns angeht, in der pariser Tertiär-Formation zu unterscheiden, aus welchen das *Eocen* jener Gegend besteht: eine Meerbildung und eine Landbildung, dort Kalke und Sande, hier Gypse und Thone, dort in den Grobkalken von Paris, Grignon, Parnes, Melun und den kieselreichen Sanden von Beauchamps und St. Omer lagert die Masse von *Gasteropoden* und *Conchiferen*, untermischt mit Lagern von Haifischzähnen, während hier die Gypse von Montmartre und Pentin durch Cuvier weltberühmt sind mit ihren Resten von Säugethieren, insonderheit von *Palaeotherium* und *Anoplotherium*. Zähne von diesen Thieren sind nun zwar schon längst bekannt aus den Bohnerzen von Neuhausen bei Tuttlingen und Hendorf bei Mösskirch. Doch waren diese Vorkommen nur vereinzelt und fehlt den Gruben, aus denen sie stammen, die Schichtung und der Reichthum an Fossilien, was die neu aufgeschlossenen Gruben characterisirt, über welche ich Ihnen jetzt Genaueres mittheilen will. Zuvörderst mache ich darauf aufmerksam, wie verschiedene Bohnerzlager auf unserer Alb sind,

die unmöglich Einer Periode angehören können. Gewöhnlich sind die Lager der Erze in Gängen, Löchern, Rissen und Höhlen der plumpen Felskalke und Spongitenbänke (weisser Jura *ε* und *γ*) und überall mit strahligem Kalkspath, der oft ganze Felswände dem ursprünglichen Gestein entlang bildet. Die Zähne, welche diese Erze mit sich führen, sind von *Mastodon*, *Hippotherium*, *Equus*, *Elephas* und Nagern, gewöhnlich zerbrochen und abgerollt. Bekanntere Fundgruben sind Salmendingen, Melchingen, Onstmettingen. Hier finden sich auch Menschenzähne und Kunstprodukte.

Ganz anderer Art sind die Gruben mit *Palaeotherium*. Geht man von Messstetten durch das Hardt an die badische Grenze auf dem Wege nach Stetten und dem Hüttenwerk zu Thiergarten, so fängt hart an der Grenze ein Thal an, das sich merklich erweitert und tiefer wird, aber zum Erstaunen des Besuchers nirgends einen Ausweg hat. Es ist das Härdtle von Fronstetten, ein deutlich ausgeprägtes altes Seebecken, in welchem sich die Wasser von den waldigen Höhen des weissen Jura sammelten und, wie ich beim heurigen Schneegang fand, noch sich sammeln, um durch zahlreiche Erdfälle und unterirdische Canäle abgeführt zu werden. In dieser etwa eine halbe Quadratmeile grossen Mulde sind die Gruben hart an dem alten Felsenufer gelegen und liefern folgendes Profil:

1) der Rasen mit 2′,

2) 8′ feinstes Bohnerz, seltene aber trefflich erhaltene Zähne von *Palaeotherien*. Der Schmelz ist hier am glänzendsten,

3) 12′ gelbe Thone und Jurageschiebe, leer an Erz und Zähnen,

4) eine $1\frac{1}{2}$—2′ starke Thonbank mit Erzen und zahlreichen Knochen und Zähnen,

5) 15′ reinstes Erz, viel gröber als in Schichte 2, ganz leer von Zähnen.

Die Thonbank Nro. 4 liefert also den Reichthum dieser merkwürdigen Dickhäuter, die in jener Zeit die inselartig über das Tertiär-Meer hervorragenden Wälder des weissen Jura bevölkerten und deren Zähne, Knochen nach dem Absterben der Thiere vom Regen und Gebirgsbächen jenem Seebecken zugeführt wurden, das mit dem Meer in keiner Verbindung mehr stand.

Eine Vergleichung mit Cuvier zeigte mir, dass seine sämmtlichen Species (wer Species machen will, bringt noch mehr heraus) von *Palaeoth.* und *Anoploth.*, insonderheit jene zarten und kleinen Arten, die kaum grösser als Haasen und Füchse waren, ganz ähnlich wie im pariser Gypse hier sich finden.

Die Zähne sind mit prachtvollem Schmelze versehen, der meist gelbbraun glänzt, die Knochensubstanz klebt an der Zunge, in den hohlen Räumen hat sich überall Bohnerz gebildet, dass z. B. beim Zerschlagen eines Kinnbackens oder Schenkelknochens statt des Markes Bohnerz die Räume füllt. Das Verhältniss der Thierarten war etwa folgendes. Unter 100 Zähnen sind

90 von *Palaeotherium*, die gewöhnlichen Species vertheilen sich so ziemlich gleich auf diese 90.

8 von *Anoplotherium*, das kleine zierliche *leporinum* ist besonders schön erhalten.

1 von *Palaeomeryx*.

1 jurassischer Zahn von *Megalosaurus (Geosaurus maximus)* oder *Notidanus*, wie sie im obern weissen Jura der Gegend sich finden und aus demselben hergeschwemmt worden sind mit Terebrateln, Cidaritenstacheln und Apiocrinitengliedern.

Auf etwa 500 Pachydermen kommt ein einziger Fleischfresser, was auf die gute Ruhe hinweist, in der diese Thiere ihres Lebens sich freuten.

Dies ist eine unwidersprechliche Parallele zu den pariser Gypsen und der dortigen Säugthierformation. Als ich nun vollends (½ Meile von diesen Gruben) von Winterlinger Markung in einer Sandgrube, welche die Bauleute zum Wiederaufbau des abgebrannten Dorfes gruben, durch den aufmerksamen Beobachter, Herrn Schulmeister Schweizer von dort, *Cerithium*, *Volula*, *Venus* mit zahlreichen *Lamna*, *Otodus* etc. erhielt, da gedachte ich unwillkührlich der Grobkalke, von dem auch hier noch das Tertiär-Meer Spuren hinterlassen, indem es die tiefer gelegenen Punkte überfluthete und Zähne und Schaalen seiner Bewohner in den Einsenkungen der Felsen niederschlug. Wollen auch die Cerithien im Einzelnen nicht recht den Character der pariser tragen, so stimmt doch das Ensemble des Vorkommens, indem dort wie hier vorzugsweise Cerithien es sind, aus welchen der

Niederschlag besteht. Hält man beides zusammen, die Bildung des Meeres und des Landes, die Thone mit den Säugethierresten von Fronstetten und Neuhausen und die Cerithienkalke von Winterlingen, Bachzimmern, Blumberg mit dem Montmartre und Montrouge, so ist wohl nicht länger zu zweifeln, dass auch unsere Gegend Zeuge gewesen von derselben Tertiär-Epoche, die das pariser Becken erfahren hat.

5. Oberamtswundarzt Dr. Faber in Gmünd trug Nachstehendes vor über den mittleren schwarzen Jura oder den Numismalismergel, wie er in der Gegend von Gmünd vorkommt.

In den ausgezeichneten „Flötzgebirgen Württembergs von Quenstedt" ist auch diese Formation des Lias ohne Zweifel mit einer solchen Meisterschaft geschrieben, dass sie sich nicht verkennen lässt. Wollte man aber jene Beschreibung vollkommen auf unsere Gegend anwenden, so würde man sich einigermassen getäuscht und doch nicht alles so finden, wie es in andern Gegenden südwestlich von uns sein mag und wie es im Buche steht.

Anstatt der rauhen, unfruchtbaren, unwirthlichen Felder ohne eine bedeutendere Humusdecke, finden sich bei uns die Felder im mittleren Lias ebenso fruchtbar, als die andern, und mit einer so reichen Humusdecke versehen, dass nur sehr selten und an wenigen Orten das eigentliche Gestein kaum 1—2′ mächtig zu Tage geht. Es hält aus diesem Grunde auch sehr schwer, die organischen Einschlüsse dieser Formation zu erhalten. Fast die ganze Ausbeute beruht auf dem, was der Pflug herausbefördert und die Fundorte sind ausser den Aeckern selbst die sparsamen Steinhaufen, welche die Bauern davon abgeräumt und zusammengelesen haben.

Unter dieser Ausbeute ist hauptsächlich die Masse von Belemnidenbruchstücken bemerklich, und an ihnen erkennt man zuerst, dass man vom schwarzen Jura α in diese Formation übergetreten ist, denn der schwarze Jura β, die sogenannten Turnerithone fehlen uns ganz. Haufenweise findet sich namentlich der *Belemnites clavatus* beisammen, und dies wäre nun ganz so, wie bei dem übrigen Numismalismergel.

Was wir aber ganz vermissen, das sind die unzähligen Bruchstücke verkiester Ammoniten, welche diese Formation so interessant machen. Davon findet sich bei uns keine Spur, und selten wird ein Knollen von braunem Eisenkies gefunden.

Ebenso weicht auch die Brachiopode ab, welche dieser Formation den Namen gegeben hat. Die flache münzenartige *Terebratula numismalis* findet sich bei uns selten. Dagegen eine dicke aufgeblähte Variation von ihr, bei welcher es beinahe scheint, als ob der bessere Boden Einfluss auf ihre vermehrte Corpulenz gehabt hätte. Es ist übrigens dieser „aufgeblähten" Variation in den Flözgebirgen Erwähnung gethan.

Der Stolz unsers Numismalismergels liegt in wenigen Ammoniten. Es sind *Ammonites Davoei*, *capricornus*, *natrix*, *striatus* und *lineatus*.

In grosser Menge, und zwar, wie in den „Flözgebirgen" angegeben ist, so innig mit dem ihn umgebenden Gestein verwachsen, dass seine Ablösung sehr schwierig ist, erscheint der schöne *Ammonites Davoei*. Er ist aber nicht immer so unzugänglich, sondern nicht gar zu selten sind ganze schon abgelöste Exemplare, welche entweder noch mit ihrer grünlichen Schale theilweise umgeben sind, oder einen braunrothen Teint haben. Sie scheinen fast alle von gleicher Grösse zu sein, und wenn auch die gewöhnlichen nur $2\frac{1}{2}$" im Durchmesser haben, so mag meinen Erfahrungen nach diesen Allen ein Umgang fehlen, welcher häufig verdorben ist und deswegen abgeschlagen wird. Doch überschreiten sie den Umfang von $3\frac{1}{2}$" nicht.

Sehr von ungleicher Grösse, aber nicht weniger schön als der vorige, doch meistens mit wenigen deutlichen Loben findet sich der *Ammonites capricornus*. Er erreicht eine Grösse von $2\frac{1}{2}$".

Der grösste Ammonit, welchen ich aus dieser Formation erhalten habe, ist ein schönes Exemplar von *Ammonites natrix* von 1' 2" Durchmesser. Die gewöhnlichen betragen 7" und weniger.

Ammonites striatus und *lineatus* in seltenen aber schönen und ganzen Exemplaren sind 5—6" gross.

Ausser den genannten Petrefacten ist wenig mehr zu fin-

den. Zuweilen ein Nautilus oder ein Pecten. Von einer *Gryphaea cymbium* keine Spur.

Aus dieser kurzen Darstellung geht hervor, dass die Schichte des mittleren Lias, wie sie bei uns vorkommt, nur einen Theil derjenigen bildet, wie sie sich anderwärts finden mag, dass übrigens die Unsrige, so wenig mächtig und so wenig aufgeschlossen sie auch ist und so arm sie auch in Beziehung auf die Quantität der organischen Einschlüsse gegenüber dem Reichthum der andern Schichten sich zeigt, doch eine hübsche Anzahl schön erhaltener und ganzer Petrefacten einschliesst.

Sie ist ohne Zweifel die in den „Flözgebirgen" beschriebene obere Schichte des Numismalismergels die untere haben wir nicht.

6) Ingenieur Bender zu Süssen hielt einen Vortrag über die durch die Eisenbahnbauten von Stuttgart nach Ulm aufgeschlossenen Schichten des Jura der Alp, unter Vorzeigung einer höchst interessanten Durchschnittszeichnung. Der Vortrag wie die Zeichnung wurde von demselben nicht zu den Akten der General-Versammlung gegeben; jedoch versprach derselbe, sie für die Veröffentlichung im Vereinshefte zu geben, sobald er die Zeichnung für den Steindruck reducirt haben werde.

7) Med. Stud. Roman aus Tübingen sprach über Schichtenfolgen im Juragebirge Schwabens und sandte nachträglich Folgendes darüber schriftlich ein:

Es wurde letzten Herbst von der philosophischen Facultät zu Tübingen die Preisaufgabe gestellt: Die Schichten des mittleren Lias, *Numismalis*-Mergel und *Amalthеen*-Thon, mit Berücksichtigung der darin liegenden Petrefacten genau aufzuzählen etc. etc.

Ich bin nun durch Mangel an Zeit und andere Gründe verhindert, diese Aufgabe zu lösen, da aber die Frage einmal gestellt allgemeines Interesse erregt hat, so will ich hier die Hauptpunkte, die bei ihrer Lösung zu berücksichtigen sind, wie ich sie bei den zum Theil zu Tag stehenden Schichten und bei Nachgrabungen etc. gefunden habe, kurz angeben.

Betrachtet man den mittleren Lias auf seinem Zuge von Gmünd bis Schömberg (weiter ist er mir nicht genauer bekannt),

Ertrag derselben kaum ein Zehntel der letzteren beträgt. Wenn 16 Neger mit Mühe und Schweiß, und vielleicht mit Aufopferung ihrer Gesundheit (welches für den Sklaveneigenthümer ein großer Verlust ist) 8 Ballen Baumwolle erzeugen können, so können 32 Neger mit weniger Mühe auf einem doppelt und dreifach größeren Raum 20—25 Ballen bauen. Der Werth von 20 Ballen ist 2½mal größer als der von 8. 32 Neger aber kosten nur 320 Thaler jährlich mehr als 16. In diesem Falle stehen daher die vermehrten Kosten zum vermehrten Ertrag ungefähr wie 1 : 3.

Bei einer größeren Anzahl von Negern ist das Verhältniß noch günstiger; und man kann annehmen, daß eine Pflanzung mit 100 Negern ungefähr 40mal so viel erzeugt, als eine kleinere derselben Gattung mit 10 Negern, und daß die Kosten derselben kaum das Dreifache der letztern übersteigen. Daher hat auch die Vertheilung der Ländereien in Südkarolina unter die Kinder zahlreicher Familien so nachtheilig auf das Eigenthum der Pflanzer eingewirkt, ja in manchen Fällen die schönsten Pflanzungen so zerstückelt, daß die Trümmer mit den so vertheilten Negern bei öffentlichen Versteigerungen kaum für den zwanzigsten Theil ihres ursprünglichen Werthes losgeschlagen wurden. Jetzt wissen die Pflanzer diesem Uebelstande kein anderes Mittel entgegenzusetzen, als alle Grundstücke mit den darauf befindlichen Negern dem ältesten Sohne zu überlassen, welcher sich dann mit seinen Brüdern und Schwestern mit Geld abfindet. Dadurch gerathen aber die meisten Pflanzer in Schulden, und verfallen hierdurch dem Geld- und Bankadel des Nordens, der ihnen in jedem Augenblicke beistehen oder sie zu Grunde richten kann.

Der jetzige amerikanische Gesandte in Petersburg, Hr. D***, liefert hievon ein auffallendes Beispiel. Hr. D*** war vor seiner Ernennung zum Gesandten Senator im Congresse der Vereinigten Staaten; sein Vermögen, welches aus einer großen Sklavenpflanzung in Georgien bestand, wurde von seinen Freunden auf 200,000 Thlr. (circa eine Million Franken) geschätzt, worauf ihm die Bank der Vereinigten Staaten 60,000 Thlr. (300,000 Franken) vorgestreckt hatte. Bei der Debatte über die Bank schloß sich Hr. D*** an die Regierungspartei an, welches Verfahren Hr. Niclas Biddle, Präsident der V. St. Bank, mit der Aufkündigung seines Kapitals

so fällt zunächst der Umstand auf, dass je weiter wir an der Alp gegen Westen gehen, desto mehr die Thone in den einzelnen Schichten sich entwickeln, während umgekehrt die Kalke gegen Osten immer mehr vorherrschend werden. Nirgends sind die Thone des Lias β so entwickelt, als bei Balingen und Schömberg; bei Ofterdingen, Betzingen sind sie schon schwächer, jenseits der Staufenkette bei Gmünd fehlen sie ganz, wie denn überhaupt nördlich von dieser, im Remsthale, die Schichten des mittleren Lias ($\beta\,\gamma\,\delta$) lange nicht so mächtig sind, als südlich davon im Filsthale.

Ebenso verhältnissmässig schwach sind bei Gmünd die *Numismalis*-Mergel entwickelt. Statt des magern Kornfeldes, die durch ihr spärliches Grün immer noch einen weissen Boden herausschimmern lassen, finden wir bei Gmünd fruchtbare Aecker, bei denen nur hie und da ein Steinhaufen von ihren Besitzern am Rande aufgehäuft oder einzelne auf den Brachfeldern zerstreute Haufen mit *Amm. Davoei, lineatus, capricornus, Bel. clavatus* und *paxillosus* und die aufgeblähte *Terebratula numismalis* uns zeigen, dass diese Strecke nicht den Jurensis-Mergeln, mit denen sie in ihrem Auftreten sehr viel Aehnlichkeit haben, sondern dem Lias γ angehören. Diesseits der Staufenkette, Göppingen, Plieusbach etc., tritt in dem Lias γ schon mehr Thon in den einzelnen Bänken auf und, was zugleich in die Augen fällt, verkieste Petrefacten, die bei Gmünd ganz fehlen, und am häufigsten bei Metzingen, Sondelfingen, Reutlingen, Mairingen, Hinterweiler werden, während ihre Zahl bei Balingen schon wieder etwas abnimmt. Auf den Höhen von Metzingen bis Hechingen sind im Lias γ wieder mehr Kalke, wenn auch zum Theil schon sehr thonig und bröcklich, die Hauptsache, biegt man aber um die Ecke des Hundsrucks um und tritt auf das Balinger Plateau, so sieht man, dass hier die Thone auf einmal bedeutend zunehmen, wie auch nachstehende Schichtenfolge von Erzingen, die ich meinem Freunde Fraas verdanke, am Klarsten zeigt.

Was nun die Amaltheenthone betrifft, so haben sie fast immer ganz gleiches Verhalten und Mächtigkeit wie die Turneri-Thone, bei Gmünd fehlt der Lias β ganz, die Amaltheenthone sind schwach entwickelt, bei Betzgenrieth erreicht der Lias β schon eine ziem-

liche Mächtigkeit, dem nun auch das Auftreten des Lias δ bei Grosseislingen und Heiningen entspricht. Das Gleiche zeigt sich bei Betzingen, Hinterweiler, Ofterdingen einerseits, dann Breitenbach, Sondelfingen andererseits, endlich bei Balingen, wo den hohen Turneriwänden der Eyach die Abfälle des Lochenbachs von Erzingen und Frommern correspondiren. Zugleich zeigt sich auch hier im Lias δ wieder, dass die Alp von Metzingen bis Hechingen am meisten Schwefelkies zur Erhaltung ihrer organischen Reste besitzt, denn bei Balingen sind in dem Amaltheenthone die grossen Ammoniten verkalkt, ebenso sind bei Heiningen und Grosseislingen die Amaltheen nicht in Schwefelkies umgewandelt, sondern vorherrschend mit einem verhärteten Thon gefüllt, der übrigens blos die inneren Umgänge ausfüllte, die äusseren sind bei grössern Amaltheen fast immer verdrückt. Andererseits sind die kleinen Ammoniten des Lias δ nirgends so zierlich verkiest, als am Breitenbach und bei Sondelfingen. Nirgends finden sich die grossen verkiesten Ammoniten so zahlreich und gut erhalten als hier.

Schwieriger als dies ist die Lagerung der Petrefacten in den einzelnen Schichten, namentlich in dem Numismalismergel, zu bestimmen, indem mir mit Ausnahme von Erzingen kein Platz bekannt ist, wo das ganze Lias γ aufgeschlossen wäre, an allen andern Stellen, namentlich auf dem Reutlinger Plateau, sind es eben einzelne Bänke, die zu Tage liegen, und zwar schon meist aus der Mitte des γ. Zu unterst von Lias γ, an der Gränze gegen Lias β, treffen wir immer *Gryphaea cymbium* (Balingen, Breitenbach), indess kann man auf sie natürlich kein Gewicht legen, da sie ja auch noch weiter oben und weiter unten vorkommt, dann folgt bei Erzingen der *Ammonites Taylori*, dem sich bald auch der *Ammonites Jamesoni* und *natrix* anschliesst. Diesem folgen der *Amm. heterophyllus, Valdani, polymorphus pettos, ibex* und zum Schluss oben die Kalkbänke mit *lineatus* und *Davoei*. Bei Nehren, Hinterweiler, Mähringen, Ohmenhausen, Sondelfingen konnte ich indessen die Lagerung der Ammoniten nicht so streng von einander geschieden beobachten, denn bei Ohmenhausen und Mairingen fand ich schon *heterophyllus, Taylori, Jamesoni* und *natrix* in gleicher Höhe im anstehenden Gestein, so dass also hier von

einer bestimmten Lagerung der Ammoniten in Schichten wahrscheinlich keine Rede sein kann.

Anders verhält es sich mit den Amaltheenthonen. Hier ist die Hauptentwickelung der Petrefacten im obern Drittheil der Thone überall sehr bestimmt ausgesprochen. Bei Grosseislingen zeigen sich die ersten Petrefacten 2′ unter den Seegrasschichten, dann kommen 3—4′ verdrückte grosse Amaltheen und dann circa 6′ der Hauptreichthum an Petrefacten, *Amm. amaltheus nudus* und *gibbosus* mit wohlerhaltener Schaale, *Amm. radians amalthei*, *Bel. paxillosus* mit langer überragender *Alveole* und andern kleinen Petrefacten. Dasselbe Lagerungsverhältniss fand ich bei meinen Nachgrabungen am Breitenbach, wo *Amm. Amaltheus nudus, gibbosus, gigas, Amm. radians, Terebratula cincta* und *rimosa (?), Helicina expansa, Belemnites acuarius, complanatus, clavatus, paxillosus* mit Uebergängen in *tripartitus, digitalis*, etwa 3—4′ unter dem Posidonienschiefer in einer Mächtigkeit von circa 5—8′ bunt unter einander liegen, weiter unten wie auch bei Grosseislingen fast nichts mehr vorkommt, bei Erzingen liegen die kleinen Ammoniten mehr in der Mitte des Thons, die grossen Amaltheen etc. dagegen nach oben.

Sehr interessant sind dann noch im mittlern Lias die Verwerfungen und Uebertürzungen. Es ist eine bekannte Thatsache, dass die Thone unseres Jura eine sehr grosse Neigung zum Rutschen haben; (auf der ganzen Balinger Alp ist ja fast kein einziger Ornatenthon mehr an seiner ursprünglichen Stelle) in Folge dessen die darüber liegenden Kalke sich senken oder herabstürzen. Eine solche Stelle, wo offenbar die Thone des Lias β gerutscht sind, findet sich bei Bebenhausen; hier stehen oben auf dem Berge die untern Liaskalke an, etwa 100 Schritt unter diesen findet man mitten in einem Keuperfeld weisse Kalke, die sich sogleich für Numismalismergel zu erkennen geben. Eben dahin gehört wahrscheinlich auch die früher so berühmte Numismalisplatte von Echterdingen, wo wahrscheinlich auch das β herausgeschwemmt und das γ nachgesunken ist. Wie hier die Thone des β gerutscht sind, so rutschen auch die Thone des δ. Eine sehr schöne Stelle der Art findet sich am Goldbächle bei Waldstetten, OA. Gmünd. Unten stehen die Amaltheenthone hellgrau,

weiter oben die Posidonienschiefer an, da wo ein kleiner Seitenbach einmündet, senken sich die Posidonien allmählich der Vereinigungstelle zu und in der Mitte erhebt sich ein kleiner Hügel mit dunklem festem Thon und den bekannten, gelbbraunen Geoden, dessen Schichten geradezu auf dem Kopf stehen. — Opalinusthon. Es sind also die Thone des Lias δ ausgeschwemmt worden, die Posidonien senkten sich allmählich und oben herein stürzte der braune Jura.

Der Herr Verfasser gab noch die Schichtenfolge des Lias γ und δ wie sie bei Erzingen, Oberamts Balingen von Pfarrverweser Fraas gefunden wurde, von oben nach unten wie folgt:

Posidonienschiefer, zu unterst die Seegrasschichte.

1) Thone, 4′ mächtig: *Belemnites paxillosus.*

2) Kalkbank 1′: *Ammonites costatus, Terebratula digona.*

3) Thone 6′: *Belemnites paxillosus, Plicatula spinosa*

4) Kalkbank ½′: *Amm. amaltheus* und *heterophyllus* verkalkt.

5) Thone 6′: *Ammonites amaltheus gigas* und *heterophyllus* verkiest.

6) Kalkbank 1½′: *Pecten glaber, Belemnites clavatus, Pentacriniten.*

7) Thone 15′: Hauptentwickelung des *Ammonites amaltheus, Nucula, Trochus, Orthoceratites elongatus* und *Belemnites paxillosus.*

8) Kalkbank ½′, leer.

9) Thone 2′: *Nucula ovalis.*

10) Kalkbank 1′: *Ammonites lineatus, Belemnites paxillosus.*

11) Thone 3′: *Belemnites paxillosus.*

12) Kalkbank ½′, leer.

13) Thone 2′, leer.

14) Kalkbank 1′ von lichter Farbe: *Ammonites lineatus, Bucci, Belemnites paxillosus.*

15) Mergel 6′: *Ammonites ibex, polymorphus, heterophyllus, numism., Valdani.*

16) Kalkbank 1′: leer.

17) Thone und Kalkmergel im Wechsel 12′: *Ammonites Jamesoni, Ter. numismalis.*

18) Kalkmergel 3′: *A. Taylori, natrix.*

Turnerithone mit *A. variocostatus, oxynotus* etc.

8) Repetent Alex. Müller am Laboratorium der polytechnischen Schule zu Stuttgart theilte folgende Bemerkung über das Vorkommen von Vanadium in württembergischen Bohnerzen mit.

Durch das kürzlich in Liebig's Annalen der Ch. und Ph. erwähnte Vorkommen von Vanadium in den Bohnerzen von Haverloch fand ich mich veranlasst, die württembergischen Bohnerze, als Hauptmaterial der hierländischen Eisenproduction, einer Untersuchung auf Vanadgehalt zu unterwerfen.

Herr Professor Fehling hatte die Güte, mir zu diesem Zweck einige Proben Bohnerze aus der Umgegend von Tuttlingen zu überlassen; ich habe sie nach der Methode von Berzelius und Sefström behandelt und endlich aus der letztresultirenden alkalischen Lösung durch Salmiak ein gelbliches Salz abgeschieden, welches ich nach den angestellten Reactionen für vanadsaures Ammoniak erkannte.

Auf trockenem Weg verwandelte sich das gelbliche Pulver beim Erhitzen auf dem Platinspatel unter Ammoniakentwickelung in schwarzes Oxyd, das nach und nach in rostfarbene Säure überging; stärker erhitzt schmolz diese ohne Verflüchtigung und erstarrte abgekühlt zu einem Gewebe von gelb- und purpurfarbigen Nadeln.

Vor dem Löthrohr auf Kohle zieht sich unter Schmelzen und Aufbrausen ein Theil in die Kohle, ein anderer bleibt zurück als graphitähnliche Masse ohne Beschlag.

Borax- und Phosphorsalzperlen nehmen in der Oxydationsflamme eine gelbe, in der Reductionsflamme eine grüne Färbung an, mit dem dem Vanad eigenthümlichen Verhalten während der Abkühlung.

Auf nassem Wege ist die Unlöslichkeit in salmiakhaltigem Wasser bemerkenswerth; ferner die Auflöslichkeit in Schwefelammonium zu einer blutrothen Flüssigkeit; die blauschwarze Fällung durch Galläpfeltinctur, die grüne Fällung mit Ferrocyankalium, die Reduction der sauren Lösung durch Alkohol zu blauer Oxydlösung.

Nach obenerwähnten Reactionen wurde Vanad nachgewiesen in den Erzen vom Staatswald Hardt und von Wilmandingen, Neuhausen Bärenthal und Friedingen. Aus meinen besonders qualitativ angestellten Prüfungen scheint der Vanadsäuregehalt auf

10,000 Th. zu 2 Th., der Gehalt der Chromsäure, die ich nebenbei mit nachgewiesen habe, von 10,000 Th. zu 3 Th. sich zu ergeben.

Auf die gleichzeitige Gegenwart einiger anderer verwandter Metallsäuren glaube ich aus einigen Reactionen schliessen zu können, doch habe ich hierüber zur Zeit keine directen Versuche angestellt. Von sonstigen in geringer Menge vorkommenden Bestandtheilen erwähne ich noch Schwefelsäure, die ich als Barytniederschlag erhielt, und Phosphorsäure, welche die bekannte Reaction mit molybdänsaurem Ammoniak gab.

9) Prof. Dr. Kurr zeigte im Auftrag des durch Krankheit verhinderten Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim folgende Gegenstände vor:

a) Einige riesenmässige lebende Exemplare von *Heracleum sibiricum L.* einer ausdauernden Schirmpflanze aus dem botanischen Garten in Hohenheim, welche in schönster Blüthe steht und eine Höhe von circa 8 Fuss erreicht hat. Diese Pflanze dürfte sich als Zierpflanze für grössere Gartenanlagen eignen, weniger aber zur Fütterung von Hausthieren, weil sie sehr gewürzhaft ist.

b) Ein Stammstück von *Acer pseudoplatanus*, woran ein holziger, spiralig gewundener Stamm des Gaisblattes *(Lonicera caprifolium)* so eingeschnitten hat und eingewachsen ist, dass jener selbst die Form eines spiraligen Lianenstammes angenommen hat. Der Vortragende erinnert hierbei an die merkwürdigen Stämme mancher brasilianischen Schlinggewächse *(Bignoniaceae* und *Smilaceae)*, welche schon ursprünglich — ihrer zugewiesenen Bestimmung gemäss — theilweise ähnliche Formen zeigen.

c) Ein proliferirendes Exemplar von *Geum rivale*, woran die Blume statt der äusseren grösseren Kelchblätter eine aus 5 grossen Stammblättern bestehende Hülle, statt der inneren schmäleren — fünf dreilappige kleine Hüllblätter, statt der 5 Blumenblätter deren 10 trägt; aus der Mitte der Griffel erhebt sich ein 8 Linien langer Blumenstiel, welcher einige Brakteen und eine unvollkommen entwickelte Blume trägt. *)

*) Diese innere Blume ist aber besonders dadurch von Interesse, weil daran die ganze Entwickelungsreihe des Blattes sichtbar ist. Am

d) Zwei proliferirende Schirme der Kümmelpflanze *(Carum carvi)*, woran statt der gewöhnlichen Schirmchen 12 und mehrere zusammengesetzte Dolden stehen; die Hüllblätter sind daran sehr zahlreich und doppelt zusammengesetzt.

e) Frische Zweige der Blutbuche *(Fagus sylvatica Var. sanguinea)*, auf deren Blättern an der Oberfläche *Erineum nervosum*, auf der Unterfläche *Erineum fagi*, letzterer schön purpurroth, zu sehen sind. Dieselben wurden schon mehrere Jahre an diesem Baum auf ähnliche Weise beobachtet.

Derselbe legte ein Schädelstück, Fragment eines untern Vorderkiefers mit mehreren Zähnen, aus der Sammlung und im Auftrag der Frau Staatsminister v. Hügel vor. Es stammt aus dem obern Stubensandstein der Gegend von Affalterach bei Löwenstein und dürfte nach der Ansicht des Vortragenden demselben Saurier angehören, dessen riesenmässige Knochen zuerst von Herrn Alb. Reiniger in dem obern Keupermergel hinter Degerloch aufgefunden wurden, und wovon heute Prof. Plieninger auch einzelne Knochen vorzeigen wird. Da in hiesiger Gegend bis jetzt kein Kopf dieses Thiers gefunden wurde, so wäre dieses Stück ein interessanter weiterer Beitrag zu der Anatomie dieses merkwürdigen Reptils, dessen Wirbel- und Schenkelknochen an Grösse denen des Rhinozeros gleichen und dessen Zehen mit starken Klauen versehen, also nicht zum Schwimmen gebildet waren. An dem Kieferstück sind mehrere Zähne, ein Fangzahn und ein kleinerer Backenzahn sichtbar, leider in die Quere gebrochen und von sehr dichtem Gefüge. An einem andern Kieferbruchstück befinden sich cylindrische Alveolen, mit Sandsteinmasse

Grunde des Stiels erscheint nämlich zuerst ein lanzettförmiges, behaartes (Kelch-) Blatt von grüner Farbe, dann folgen in verschiedener Höhe über einander verschiedene Staubfäden, theils mit, theils ohne Staubbeutel an der Spitze, in aufsteigender Spirallinie der Axe eingefügt, im Ganzen 17 an der Zahl, zwischen denselben etwa 4 Linien über dem Grunde ein vollkommenes Blumenblatt, etwas höher ein an der Spitze blumenblattartig gefärbtes und erweitertes Deckblatt, sodann mehrere verschieden gestaltete Deckblätter, die sich zuletzt zu einem zweiten Kelch gruppiren, der weder Blumenblätter noch Staubfäden, wohl aber die gewöhnliche Zahl von Griffeln einschliesst.

ausgefüllt, welche an *Phytosaurus cylindricodon* Jägers erinnern, der ebenfalls in dem obern Keuper gefunden wurde. Sämmtliche Kieferknochen sind röthlichweiss, sehr zerbrechlich und erscheinen unter der Loupe von kompaktem, fast elfenbeinartigem Gefüge, sind aber der Länge nach von feinen, roth gefärbten Kanälchen durchzogen, wodurch eben jene röthliche Färbung derselben herbeigeführt wird. So sind auch die kegelförmigen Zähne, obwohl äusserlich glatt und ungefurcht, an der Aussenseite von sehr feinen röthlichen Längsstreifen durchzogen. Jenes kompakte, an die Struktur der Vogelknochen erinnernde Gefüge der Kieferknochen hätte den Kopf ungemein schwer machen müssen, wenn nicht im Innern derselben eine grosse, der Länge nach verlaufende, mit Gesteinsmasse erfüllte Höhle vorhanden wäre, wie sie auch in den Unterkiefern der Labyrinthodonten vorkommt.

10) Hauptmann v. Dürrich von Stuttgart legte eine von ihm entworfene und ausgeführte (diesem Hefte beiliegende) Tafel mit geognostischen Durchschnittszeichnungen durch Württemberg vor, wobei er nicht nur die bis jetzt bekannten Höhenangaben zu Grund legte, sondern auch die, den Formationen entsprechenden Terrainprofile möglichst genau auszuführen bemüht war.

Herr Pfarrer Ed. Schwarz, welcher in seinem geschätzten Werke „Natürliche Geographie von Württemberg. Stuttg. 1832 *) zuerst den natürlichen Zusammenhang der Erdoberfläche rücksichtlich ihrer Gestaltung mit der geognostischen Beschaffenheit ins Auge fasste, und diese Idee in Anwendung auf Württemberg ebenso ansprechend wie genau ausführte, hatte die Güte, unter Zugrundlegung der Dürrich'schen Zeichnung und der von dem Hrn. Verfasser an die Hand gegebenen, auf die Zeichnungen zunächst bezüglichen Notizen, in Folge Ersuchens der Redaction, die nachstehende Erläuterung der Profile zu entwerfen.

Bei dem neuerer Zeit reger gewordenen Sinne zum Durch-

*) Dasselbe wird dem Vernehmen nach in Kurzem in neuer, vermehrter Auflage unter Mitwirkung des Hrn. Topographen Paulus erscheinen. P.

forschen unseres heimathlichen Bodens ist es Pflicht, demselben durch zweckmässige Hülfsmittel entgegen zu kommen.

Es ist nun anerkannt, dass hiezu, weit mehr als noch so treffliche schriftliche Belehrungen, die Anschauung selbst, namentlich wenn sie durch deutliche Fingerzeige auf die Hauptanhaltspunkte hingeleitet wird, förderlich ist.

Beides nun, die Anschauung und die Fingerzeige, ist in den sogenannten Durchschnitten vereinigt, welche nach bestimmten Richtungen, z. B. von West nach Ost, von Süd nach Nord u. s. w., über das zu erforschende Land hin gezogen werden, und die Seiten-Ansichten (die Profile) der in der vorgezeichneten Richtung liegenden Gegenden darstellen.

Durch sie wird nämlich Zweierlei erreicht und zur Anschauung gebracht:

1) Die Gestaltung des Bodens in der angegebenen Richtung, seine Höhen und Tiefen, womöglich seine Abfälle und Senkungen, seine Formen in Ebenen, in Bergen und Thälern, seine Ausdehnung nach Breite und Länge; und

2) der Bestand des Innern in dem zu durchforschenden Lande, um den Einbau der grossartigen Werkstätte zu erkennen, von der wir Alles beziehen, was zum materiellen Leben des Menschen gehört; somit die verschiedenen Gebirgsarten, aus welchen die obere Decke des Planeten, den wir bewohnen, in dem zu durchforschenden Gebiete zusammengesetzt ist, deren Richtung und Lagerung, Mächtigkeit und Ausdehnung, das Verhältniss derselben zu einander u. s. f.

Solche Durchschnittszeichnungen stellen somit den Zusammenhang des innern Bestandes eines gewissen Erdgebietes mit seiner äusseren Gestaltung unmittelbar vor das Auge, und erläutern also bildlich, wie es nie eine Beschreibung vermögen wird, welchen Einfluss das Gestein, die Gebirgsart auf die Formen der Erdrinde ausgeübt hat und theilweise noch ausübt.

Ueberdiess aber ergeben sich so interessante Wirkungen der Gesteinsart auf die Witterungsverhältnisse, das Klima, den Wasserschatz, auf die Fruchtbarkeit, Bewohnbarkeit, Gesundheit einer bestimmten Gegend, auf die Lebensweise und den physischen und selbst auf den geistigen Charakter der Bewohner, dass an-

schauliche Ueberblicke über die Gebirgsverhältnisse einer Gegend, im Zusammenhang mit den Bodenverhältnissen aufgefasst, immer mehr zum Bedürfniss des Naturforschers wie des Geographen werden.

In der That, die Wissenschaft darf sich beeilen, die Fortschritte einzuholen, welche hierin, seitdem die Geognosie durch populäre Auffassung ihres Zusammenhangs mit der physischen Geographie Eingang in das Interesse und Leben des Volks selbst gefunden hat, die Nichtgelehrten, die nicht eigentlichen Fachmänner gemacht haben. Sie haben, angezogen durch den Einfluss auf das Leben, den sie im Gestein erkannt haben, in ihm selbst die Wirksamkeit des Lebendigen gefunden, sind derselben — ganz folgerichtig, gemäss dem Charakter der Einheit, der in der ganzen Natur waltet, durch alle ihre Gesetze hindurchzieht und alle ihre Gebiete in eine grosse Harmonie vereinigt — nachgegangen und haben, nicht auf dem wenig befriedigenden Felde der Hypothesen, sondern auf dem Boden wirklicher Erfahrung, die anziehendsten und sehr umfassende Ergebnisse entdeckt und gesammelt.

Es ist daher nicht allein für die Geographie hohe Zeit, dass sie die ausserordentlich fruchtbare und folgenreiche Hülfe, welche ihr die so aufgefasste Geognosie darbietet, annehme, dass sie sie aufsuche und sich zu Nutze mache; sondern es ist auch der Geognosie, die in ihrer gegenwärtigen Richtung auf dem Abwege begriffen ist, zum blossen Anhang einer andern Wissenschaft — als fossile Zoologie, fossile Botanik — zu werden, sehr zu wünschen, dass sie ihre Aufgabe erkenne, der Schlüssel zum Verständniss der Natur der Erdgebiete zu werden, deren Mannigfaltigkeit, deren herrliche Fülle von Unterschieden und Gegensätzen ohne sie eine verhüllte Sphinx bleibt, — in der That eine unvergleichlich herrliche Aufgabe!

Zu unserer kleinen Heimath übergehend, ist allerdings mit Dank der Reichthum von Material anzuerkennen, den der Fleiss der einheimischen Naturforscher besonders, in Höhenbestimmungen sowohl, als in Durchforschung der geognostischen Beschaffenheit des Landes, zusammengebracht hat, wie es wohl nach Verhältniss in keinem andern Lande der Fall ist. Und dennoch, sobald der Geograph an die Arbeit geht, so muss er

bestrafte. Die dem Herrn D*** vergönnte Zeit bestand aus sieben Tagen. Nach Verlauf derselben wurde seine Pflanzung öffentlich versteigert, und, wie zu erwarten war, um wenig mehr als 60,000 Thlr. losgeschlagen. Hierdurch seines Vermögens beraubt, blieb ihm nur in der Aussicht auf Staatsdienste die Hoffnung auf einen anständigen Unterhalt übrig. General Jackson belohnte seinen Patriotismus durch seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in St. Petersburg, welchen Posten er auch noch jetzt, unter van Buren, bekleidet.

Ich habe hier nur einen einzigen Fall angeführt; aber dasselbe Schicksal droht fast jedem einmal in Schulden gerathenen Pflanzer. In der Nähe von Charleston, dem Stammsitze der ältesten amerikanischen Familien, sind jetzt (im Jahr 1838) nur noch drei Pflanzungen, welche Gliedern der Familie * ihrer ehemaligen Eigenthümer angehören; alle übrigen sind in fremde Hände gerathen.

Die Aufhebung der Erstgeburtsrechte in den südlichen Staaten wirkt daher mehr als alles Uebrige der Ausbreitung der Sklaverei entgegen, indem sie durch die Zerstückelung und Verschuldung der Pflanzungen den Interessen der Baumwollenpflanzer entgegenwirkt, oder die ältesten Söhne der Pflanzer zwingt, mehr an ihre jüngeren Brüder und Schwestern hinauszuzahlen, als durch den Ertrag der Pflanzungen gedeckt ist. Die mit Apanagen abgefundenen Geschwister legen ihr Vermögen auf Zinsen, das heißt kaufen damit Bankaktien, und vermehren hierdurch die Industrie und den Handel des Nordens auf Kosten der Agrikulturinteressen der südlichen Staaten.

Man kann annehmen, daß im Durchschnitt jeder Todesfall eines Pflanzers drei Viertel seines Vermögens dem Ackerbau entzieht, oder daß dasselbe durch die gleiche Vertheilung unter seine Kinder den vierten Theil seines frühern Werthes verliert, und in demselben Verhältniß müßte der Preis der Sklaven fallen, wenn die Ansiedelung von neuen Staaten im Westen und Südwesten der Union nicht stets neue Sklavenmärkte offen ließe, wohin

* Südkarolina war die einzige Kolonie, welche zur Zeit der englischen Herrschaft einen erblichen Adel anerkannte.

— die Menge der Daten in der Hand, — beklagen, dass sie ihm ganz unnütz sind, indem gerade die Anhaltspunkte für seine Auffassung, für seine Vergleichungen und Beziehungen fehlen. Z. B. ein Dorf, dessen Lage gar nichts Charakteristisches hat, ist nach seiner Höhe über der Meeresfläche bestimmt, die Erhebung der Gegend aber, worin das Dorf liegt, sowie ihre tiefste Senkung — hat auch der Beobachter auf seinem Wege zum Dorfe sie durchschnitten — sind nicht bestimmt; oder von einem Dorfe, das an einem Abhange z. B. liegt, und in seiner Lage einen Höhen-Unterschied von vielleicht 100 Fuss und noch mehr hat, ist die Spitze des Kirchthurms nach der Meereshöhe bestimmt, aber weder die Höhe des Thurms, noch auch nur die Lage der Kirche im Orte. Und solche Fälle kommen nicht einzeln, sie kommen 20fach vor. Wie sehr ist da zu bedauern, dass diesen vielen Höhenbestimmungen kein Plan zu Grunde gelegen ist! und wie noch viel mehr, dass zur Zeit, als unser trefflicher Landes-Vermessungs-Atlas ins Leben trat, das, was ohne alle Kosten hätte ausgeführt werden können, nämlich durch die Trigonometer ein Höhennetz über das Land und die geognostischen Grenzen aufnehmen zu lassen, nicht geschah. Es ist hiebei zu bemerken, dass es von Seiten der sachverständigen Betheiligten hiebei an wiederholten und den dringendsten Vorstellungen der Zweckmässigkeit dieser ganz geringen Nebenarbeit nicht gefehlt hat. Neuerer Zeit hat man dies eingesehen und ist nun bedacht, das Versäumte nachzuholen, was freilich jetzt mit Kosten geschehen muss, die jedoch durch den Gewinn, den dieselben für das Leben austragen können, als gerechtfertigt erscheinen mögen. — Zur Entschuldigung dieser Abschweifung ist zu sagen, dass die Berührung derselben zur Erklärung der noch unvermeidlichen Mängel jeder ausführlicheren und genaueren Durchschnittsarbeit über unser Land nöthig war.

Vorliegende 6 Profile nun sind in verschiedenen Richtungen über unser Land gezogen, um die Aufeinanderfolge, das Auflagern der verschiedenen Gesteinsarten des ganzen Landes, so wie ihre Ausdehnung und ihr Streichen (nach einer bestimmten Weltgegend hin) und ihr Fallen (den Grad ihrer Senkung oder Aufrichtung) erkennen zu lassen. In Verbindung mit tüchtigen

Terrainkarten, wie unser ausgezeichneter Landes-Atlas — dessen, im Vorbeigehen gesagt, kein Land der Welt einen gleichen aufweisen kann, und zwar darum, weil der unsrige von solchen Topographen gezeichnet und selbst zum Theil gestochen worden ist, welche die Terrainformen der verschiedenen Gebirgsarten in ihren wesentlichen Characteren kennen gelernt haben, während die militärischen Topographen hauptsächlich bloss für die Zwecke der Artillerie und Reiterei arbeiten — werden dem Naturforscher diese geognostischen Höhenprofile das Innere des Landes darlegen, und ihn Schlüsse ziehen lassen, auf die er ohne tüchtige Zeichnung nie kommen wird. Ebenso können durch solche Zeichnungen Irrthümer, die in Folge einer einmaligen unrichtigen Auffassung einer schriftlichen Angabe sich oft lange festgesetzt hatten, sich mit einem einzigen Blicke widerlegt und berichtigt finden; wie dies z. B. der Fall ist mit der häufig vorkommenden Meinung, als ob die Gesteine in horizontalen parallelen Lagen hinstreichen, während sie in der Wirklichkeit gehoben oder wellenförmig bewegt und hingelagert erscheinen.

Besonderes Interesse erregt das Profil IV mit seinen vulkanischen Ausbrüchen. Betrachten wir dasselbe näher, so drängt sich uns unwillkürlich der Schluss auf, dass der erloschene Vulkan Sternenberg bei Münsingen auf der Höhe des Alpplateaus das Kamin zu dem Herde war, der unterhalb Münsingen und Urach sich ausdehnte, und von dem aus die vulkanische Bewegung nordwärts, und zwar hauptsächlich gegen Nordost, ausging.

Eine nicht minder merkwürdige Thatsache ergibt sich aus dem Profile I und der ersten Hälfte des II. Es ist nämlich aus ihnen ersichtlich, dass die verschiedenen über einander gelagerten Gebirgsschichten gegen dem Schwarzwalde zu aufgerichtet sind. Da nun aber die geschichteten Gesteine, indem sie, als Niederschläge aus Wasser (aus grossen Urseen der Vorwelt oder aus einem lokalen Urmeere) in Schlammform abgesetzt worden sind, ebenso wie noch heutzutage die festen Massen, die aus einem schlammigen Gewässer in der Ruhe sich absetzen — nothwendig alle ursprünglich wagerecht über einander abgelagert gewesen sein müssen: so geht hieraus mit mathemati-

scher Nothwendigkeit hervor, dass diese Gebirgsmassen nach ihrer Ablagerung gehoben worden sind. Dass die Ursache dieser Hebung im Schwarzwalde selbst liegt, ist für den kein Zweifel, der die geognostische Natur der Gebirgsart kennt, aus welcher der Schwarzwald besteht. Die Grundgebirgsart des Schwarzwaldes ist nämlich eben kein geschichtetes, sondern ein massives Gestein, also nicht aus Wasser niedergeschlagen, sondern es ist aus der inwendigen Werkstätte der Erde, aus der Tiefe, ähnlich wie die kleinen Inseln, die auch in neuerer Zeit in verschiedenen Gegenden des Meeres plötzlich aus dem Meere heraufgestiegen sind, mit einem Male emporgetrieben worden. Dadurch hat es müssen alle auf ihm liegenden Gebirgsschichten, in grosser Ausdehnung, mit aufheben, die obersten gerade über der Hebungslinie befindlichen aber zerbersten — daher eine Menge grosser Felsbrocken auf den Abhängen des Schwarzwaldes zerstreut gefunden werden. — Namentlich ist die Wirkung dieser Emporhebung an der Aufsteigung der ganzen schwäbischen Alb von NO. gegen SW., vom Härtsfeld bis zum Heuberg, somit gegen den Schwarzwald zu erkennen, und diese, sonst räthselhafte Aufsteigung der Alb hiemit ganz einfach enträthselt. — Solche, keineswegs bloss vermeintliche oder aus der Luft gegriffene Hypothesen, sondern ganz ungezwungene und natürliche, selbst nothwendige Aufhellungen ergeben sich nun im Grossen und ebenso im Kleinen, aus diesen Durchschnitten, so bald sie mit prüfendem und vergleichendem Auge betrachtet werden.

Ueber jedes einzelne der 6 Profile ist nun wenig mehr zu sagen. Die Karte, die nothwendig zugleich mit zu betrachten ist, und zwar eine gute Terrainkarte, welche die Charactere der Gebirge richtig zeichnet — wird von selbst das Bild erläutern, das die Durchschnitte aufschliessen.

Profil I ist durch den westlichen Theil des Landes, in der Richtung SW. — NO. vom oberen (badischen Schwarzwald bis zum Main (im bayerischen Frankenlande) bei Würzburg gezogen. Im württembergischen Schwarzwalde zeigt es bei Schramberg das Bohrloch durch das dort lokal in grosser Mächtigkeit eingelagerte Todtliegende, zieht dann über das Muschelkalk-Gebiet der obern Neckargegend, dann über die

Hügelmassen des Keupers (Schönbuch, Schurwald, Welzheimer Wald, Limpurger Berge), welche alle oben eine Auflagerung des schwarzen Jura oder Lias zeigen, endlich von Neuem über die Muschelkalk-Ebenen der Haller und Hohenloher Gegenden bis zur nördlichen Landesgrenze (Mergentheim) und noch weiter ins Bayerische hinein. — Es stellt also hauptsächlich die Längenerstreckung des Muschelkalks und des Keupers in unserem Lande dar.

Profil II besteht aus 2 Abtheilungen: die erste A), die wir vorhin betrachtet haben, geht im Süden des Landes in der Richtung W.—O. wieder vom Schwarzwalde aus, und zwar vom höchsten Punkte des badischen Schwarzwaldes (Feldberg) aus, quer über den südlichen Theil unserer Alb (den Heuberg) nach Oberschwaben bis gegen den vereinzelten weithin sichtbaren Bussen; und

B) vom Bussen nordöstlich wieder über die Alb ihrer ganzen Längenerstreckung nach über Ulm bis zum Härtsfeld, wo an dessen Rande, an der Grenze des Rieses, eine kleine plutonische Emporhebung auftritt; und von dort nordwestlich über die Ellwanger Gegend (brauner und schwarzer Jura und Keuper) wieder in die Hohenlohische Ebene (Muschelkalk).

In der ersten Hälfte ist noch auf den Schwarzwald aufmerksam zu machen, da hier sowohl die darin vorkommenden emporgetriebenen Porphyrmassen, als die ihn durchkreuzenden Metall-Adern, welche das Granit- und Gneiss-Gebirge so werthvoll machen, eingezeichnet sind.

Profil III betrifft wieder den Westen des Landes, und zieht zuerst in der Richtung S.—N. vom plutonischen Felsberge Hohentwiel im Hegau wieder über den Heuberg (wie Profil II, A) nur nordwärts, dann über den Hohenzollern in die Keuper-Gegenden von Tübingen und des Schönbuchs zum vereinzelt stehen gebliebenen Asberg und von da über den Muschelkalk der Besigheimer Neckargegend und den Heuchelberg ins Badische, in die Lücke zwischen den Schwarzwald und Schurwald, wo der plutonische Steinsberg auftritt. Von da an zieht der Durchschnitt westlich in die Pfalz quer durch das Rheinthal zu den Vogesen hinüber, wo wieder

das Urgebirge im Donnersberge auftritt (wie in dem herwärts gegenüberliegenden Odenwalde, der wieder seinerseits die Fortsetzung des Schwarzwaldes ist).

Dieser Durchschnitt zeigt also, wie Profil I. die grosse Ausdehnung des Keupers, durch die unser Land ausgezeichnet ist, und zwar Pr. I von SW. — NO. und Pr. III von S. — N. oder S. — NW.

Profil IV zieht vom äussersten südöstlichen Punkt des Landes quer nach NW., also in entgegengesetzter Richtung der bisherigen Durchschnitte: vom Allgäu, den ersten Vorstufen der Voralpen nordwestlich, durch das ganze Land bis zum Odenwald. Also über Oberschwaben, quer über die Mitte der Alb, wo die plutonischen Emportreibungen bis über das Plateau der Alb hinauf auftreten, dann über das Land am Fuss der Alb (Kirchheim), den Schurwald, Welzheimer Wald, Löwensteiner Berge (Vorsprung Stocksberg) ins Unterland (Heilbronn, Neckargegend an der badischen Grenze), dann auf den Vorberg des Odenwaldes dort, den plutonischen Katzenbuckel im bunten Sandstein und auf den Odenwald selbst, der mit seinem Schlussberg, dem ebenfalls plutonischen Melibocus an der Bergstrasse südlich von Darmstadt, in die grosse Rheinebene abfällt. —

Dieses Profil enthält alle Hauptgesteine des ganzen Landes.

Profil V besteht wieder aus 2 Abtheilungen: A) Die Bodensee-Gegend bis zu den Vorhöhen des Allgäu und der Leutkircher Haide bis Memmingen, von Constanz SW. — NO., also lauter Molasse. Auch zeigt es die Tiefe des Bodensees.

B) Vom Ufer des Bodensees (Langenargen), also dem äussersten Süden unseres Landes gerade nordwärts bis Welzheim; somit durch ganz Oberschwaben der Länge nach, dann über die Alb hinüber (Münsingen, Geislingen, den Rechberg) ins Remsthal (Gmünd) bis auf die Welzheimer Höhe. Hier tritt besonders das Fallen des Jura (der Alb) gegen Süd-Ost vor das Auge, so wie auch auf dem vorhergehenden Durchschnitt IV, während auf Profil II seine Aufrichtung gegen dem Schwarzwalde zu erscheint. — Endlich

Profil VI zieht durch die gerade Mitte des Landes S.—N.

vom Bodensee (dem Schweizer Ufer bei Rorschach) wieder durch Oberschwaben, dann wieder über die Alb und seinen imposanten Vorberg, den Hohenstaufen, über die Welzheimer und Waldenbucher Höhen (Keuper) ins Hohenlohische (Muschelkalk) bis zur nördlichsten Landesgrenze (Mergentheim) wie Profil I.

Es wird nun dem Beschauer ein Leichtes sein, das Auftreten der verschiedenen Gebirgsarten in ihren characteristischen Formen zu erkennen. Auf den ersten Blick stellt sich z. B. die Alb als eine breite Hochfläche dar, die um 800—1000′ sich auf ihrer Unterlage erhebt und mit einem schroffen Abbrechen und mit Vorbergen gegen diese, dem Neckar zu, abfällt, und nicht als ein Gebirge wie der Schwarzwald. Der Muschelkalk erscheint als eine Ebene, der nur durch eingefurchte Thäler durchschnitten ist. Der Keuper als ein wellenförmig hügeliges Land mit sanften Abfällen gegen seine Unterlage, den Muschelkalk. Oberschwaben als ein unregelmässiger Wechsel von Ebenen, Hügelzügen und Gebirgen, wie dieser der Molasse eigenthümlich ist. — Wir geben nur diese wenigen Andeutungen als Fingerzeige, wie sich im Grossen die Charaktere der Gebirgsarten in solchen Profilen darstellen, und wollen weiteren Schlussfolgerungen und Ergebnissen nicht vorgreifen, die eine umsichtige Betrachtung derselben nicht ermangeln wird, an die Hand zu geben, und die ebenso im Kleinen auf interessante Ergebnisse führen werden.

11) Apotheker Weismann zeigte den sehr gut erhaltenen Kopf eines Sauriers, Zähne von *Nothosaurus*, *Asterias Weismanni*, mehrere Kieferstücke von einem *Placoiden*, sämmtlich aus dem obern Muschelkalk von Crailsheim vor. Der Saurierschädel, vielleicht *Simosaurus Gaillardoti* des Herrn v. Meyer, ist in dessen Werk: über die Muschelkalksaurier abgebildet, der Text jedoch noch nicht erschienen.

Sodann zeigte derselbe mehrere Exemplare sogenannter Stylolithen aus dem obern Muschelkalk von Crailsheim mit aufgesetzten Schaalen von *Plagiostoma striatum* vor, „zum Beweis," wie er sagte, „dass Prof. Quenstedt Unrecht habe, wenn

er behaupte, dass solche Stylolithen mit Muschelschaalen in Württemberg nicht vorkommen" *).

12) Diess gab Prof. Dr. Plieninger Veranlassung, bei der bereits vorgerückten Zeit wenigstens das Wesentliche eines von ihm für die Generalversammlung ausgearbeiteten Vortrages

Ueber Stylolithen, Fährten und Rutschflächen und deren Bildung

mitzutheilen, welcher nun hier in seiner Ausführung folgen kann.

Ueber die mit dem Namen „Stylolith" bezeichneten Vorkommnisse scheint noch manche Unklarheit zu herrschen, daher es von Interesse sein dürfte, den Gegenstand näher zu beleuchten.

Der Name wurde von Klöden den von ihm **) zuerst in dem Rüdersdorfer Muschelkalk wahrgenommenen und beschriebenen säulen-, kegel-, ruinen-, zapfen-, treppenförmigen Gebilden beigelegt, und er glaubte ihre Entstehung durch die Annahme erklären zu können, dass die Haut von Quallen, wenn sie in den Kalkschlamm gebettet wurde, durch ihre Zwischenlagerung den Absonderungsflächen dieser Gebilde ihre Entstehung, Form und Dauer gegeben habe. Andere nach ihm haben andere Erklärungen, durch Zuhülfenahme eines directen oder indirecten organischen Ursprungs, versucht, und während Klöden seine Stylolithen in der Beschränkung auf den Muschelkalk, und zwar zunächst den Rüdersdorfer, auffasste, hat man angefangen, den Namen nicht nur auf analoge Gebilde auch in anderen Formationen auszudehnen, sondern auch selbst auf solche Vorkommnisse anzuwenden, welche den von Klöden festgestellten Character unorganischer Bildungen nicht haben; und so ist nachgerade eine Unbestimmtheit des Begriffs entstanden, die einem Versuch das Wort reden muss, den Begriff von dem, was Stylolith heisst oder heissen kann, festzustellen, damit nicht Willkürlichkeit und dadurch Verwirrung in die Wissenschaft komme.

---

*) Das Flözgebirge Württembergs, 1843. S. 57.

**) Beiträge zur mineralogischen Kenntniss der Mark Brandenburg. 1828. St. 1. S. 50 flg. und: Die Versteinerungen der Mark Brandenburg. Berlin 1834. S. 288 flg.

Die lexicalische Bedeutung ist: ein säulenförmiges Gestein. Es fordert jedoch sogleich die Petrefactenkunde auf ihrem heutigen Standpunkte den Beisatz: ein säulenförmiges Gestein, das kein Petrefact ist. Ein Stylolith darf daher weder durch organische Textur der innern Masse, noch der äussern Schaale oder Rinde, noch auch durch seine Form (Steinkern) als ein organischer Rest erkennbar sein.

Da nun aber der Stylolith unter die geformten oder figurirten Vorkommnisse in der festen Erdrinde — im Gegensatz gegen das formlose (amorphe) Gestein — gehört, unter ersteren aber nach Entstehung und Zusammensetzung eine grosse Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit stattfindet, die sich auch in den bis jetzt aufgestellten verschiedenen Benennungen solcher geformten Gesteine geltend gemacht hat; so muss auch unter den säulenförmigen Gesteinsbildungen nach diesen Rücksichten noch weiter unterschieden, das Gleichartige von dem Ungleichartigen gesondert werden.

Säulenförmige Crystallisationen sondern sich ihrer nachweisbaren Entstehung nach von selbst aus.

Tropfsteine und Sinterbildungen haben oft die Säulenform; allein sie könnten schon nach ihrer Entstehungsart und ihrer Zusammensetzung nicht zu den Stylolithen gezählt werden, wenn auch nicht der Umstand hinzu käme, dass sie durch ihre anderweitigen, von der Säulenform auf das Mannigfachste abweichenden, jedoch trotz dieser Mannigfaltigkeit in bestimmten Merkmalen unter sich und mit den Säulenformen unter ihnen übereinstimmenden Bildungen von allen übrigen geformten Gesteinen ausgezeichnet und eigenthümlich erschienen.

Säulenförmige Bildungen finden sich vielfach unter den „Adern," unter andern einer Gebirgsart ungleichartigen, mit der allgemeinen Bezeichnung „Einschlüsse" belegten Vorkommnissen. Allein da die Säulenform den Adern und andern Einschlüssen als solchen nicht eigenthümlich noch characteristisch zukommt, sondern bei denselben die mannigfachsten anderweitigen Formen stattfinden, so wird der Begriff von Stylolith nicht auf die, einer Gebirgsart der Masse und der Zusammensetzung nach ungleichartigen

Gesteinsbildungen auszudehnen, es werden diese von den Stylolithen auszuschliessen sein. Es sind auch die einer Gebirgsart ungleichartigen Bildungen in derselben durch die allgemeine Bezeichnung als „Einschlüsse," und unter diesen die langgestreckten durch die besonderen Bezeichnungen als „faden-, säulen-, ast-, baumförmige etc. Einschlüsse oder Adern," ebenso genau, erschöpfend und characteristisch bezeichnet und unterschieden, wie die organischen Einschlüsse durch die Bezeichnung „Petrefacte."

Hiernach sind die Stylolithen säulenförmige Gebilde, welche ihrer Zusammensetzung oder Masse nach der Gebirgsart, in der sie vorkommen, gleichartig oder wenigstens nicht wesentlich von ihr verschieden sind; mit Einem Wort, sie gehören unter den Begriff der Absonderungen.

Ein Stylolith ist demnach eine (nicht durch seine Masse, sondern) durch eine deutlich wahrnehmbare Begrenzung unterschiedene, mechanisch mehr oder weniger leicht ablösbare, oder auch schon abgelöst vorkommende, säulenförmige Absonderung oder auch Ablösung.

Klöden spricht sich nicht bestimmt darüber aus, ob er blos die Säulenformen, oder auch die von ihm erwähnten, häufig vorkommenden, nicht in sich selbst zurückkehrenden, demnach keinen Theil der Gebirgsart einschliessenden Absonderungsflächen, namentlich die von ihm erwähnten „Horizontalflächen," unter seiner Bezeichnung zusammenfassen will; ebenso wenig findet man bestimmt angegeben, ob die bei den fraglichen Gebilden des Muschelkalks fast durchaus wahrnehmbare, unter sich parallele und bei den Säulenformen als Längstreifung vorkommende Streifung als wesentliches Merkmal für Stylolithen geltend zu machen sei oder nicht.

Weil aber diese Streifung bei den Stylolithen des Muschelkalks, von welchen Klöden zunächst spricht, sich nahezu constant findet, so scheinen Manche neuerdings den Begriff der Stylolithen auf die „kannelirte Säulenform" beschränken zu wollen oder stillschweigend beschränkt zu haben, und eine „characteristische Streifung" bei dem, was sie Stylolithen nennen, zu postuliren, dabei aber nicht blos anzunehmen, dass ein Stylolith

stets eine nur gestreifte säulenförmige Absonderung sein müsse, sondern auch umgekehrt Alles, was eine gestreifte Säulenform hat, ohne Unterschied zu Stylolithen stempeln zu wollen.

Dies scheint z. B. Hrn. Pfarrer Fraas *) veranlasst zu haben, unter den Einschlüssen von Schwefelmetallen, welche in den Jurakalken wie in andern Formationen unter den manigfachsten Formen und nicht selten auch in Säulenform vorkommen, die letzteren, obgleich er sie selbst als „Schwefelkiesadern" bezeichnet, desswegen als Stylolithen geltend machen oder unter diese Bezeichnung stellen zu wollen, weil die fraglichen Schwefelkiesadern beim Vertikalbruch durch eine gestreifte Oberfläche von der Gebirgsart abgesondert erscheinen **). Es kann jedoch eine Metallader (Schwefelkiesader), wenn sie auch auf ihrer Oberfläche gestreift erscheint, desswegen, weil sie diese Streifung hat, noch nicht als Stylolith geltend gemacht werden, sondern sie wird nichts Anderes sein und bleiben können, als eben eine Metallader, da bekannt ist, dass metallische Einlagerungen überhaupt sehr häufig mit einer, vom Muttergestein mehr oder weniger deutlich unterschiedenen, mehr oder weniger dicken Rinde bekleidet sind, welche mehr oder weniger von dem Metall oder Erz der Ader durchdrungen sein, mehr oder weniger in das Muttergestein verlaufen oder von demselben durch eine deutliche Abgrenzung gesondert oder selbst abgelöst sein kann, wobei diese Abgrenzungsfläche ebensowohl gestreift, als anders gebildet vorkommt, ohne dass diese Verschiedenheiten in der Bildung dieser Oberfläche ein wesentliches, unterscheidendes Merkmal zu liefern wichtig

*) Jahreshefte Jahrg. V. S. 259.

**) Hiebei ist nicht wohl einzusehen, wie einerseits von Hr. Fraas gesagt werden kann, dass diese Oberfläche theilweise mit Schwefelkiescrystallen, theilweise mit einer Rostfläche (zersetztem Schwefelkies?), mit Kalksinter, mit verwittertem oder zersetztem (?) Kalk, mit Montmilch, in Form einer dünnen Zwischenschichte besetzt und durch diese vom Muttergestein getrennt sei, während er andererseits behauptet, dass im Horizontal- oder Querbruch diese Oberfläche nicht wahrnehmbar, der Umriss des Gebildes nirgends sichtbar sei. Die durch Farbe, Textur, Consistenz und Zusammensetzung vom Muttergestein, sowie dem Schwefelmetall so sehr unterschiedene Zwischenschichte müsste denn doch auch auf dem Querbruch hervortreten. P.

die in den alten Sklavenstaaten unbrauchbar gewordenen Neger verpflanzt werden können.

Fassen wir alle bis jetzt angeführten Ursachen, welche entweder die Sklaverei begünstigen, oder derselben entgegen wirken, kurz zusammen, so läßt sich aus ihnen leicht der Schluß ziehen, daß ohne das Eintreffen unvorhergesehener Umstände die Dauer derselben noch immer auf viele Jahre hinaus begründet ist, und daß nur die von ihr unzertrennlichen und im Verhältniß zu ihrer Dauer wachsenden Uebel ihrer weiteren Verbreitung Grenzen setzen können. Alle unzeitigen und constitutionswidrigen Versuche des Nordens, dieselbe mit Gewalt zu vertreiben, haben bis jetzt nur schlimmere Behandlung der Neger und schärfere Aufsicht zur Folge gehabt, und können wohl zum Bruch der Union, nicht aber zur gesetzlichen Aufhebung der Sklaverei führen, welche ohne Blutvergießen nur durch den freien Willen der Pflanzer möglich ist. — „Wir wollen über diesen Gegenstand keinen weiteren Streit mit dem Norden," sagen die Pflanzer der südlichen Staaten, „der Norden hat hierin keine Stimme; es ist eine Angelegenheit, die uns ganz allein angeht, in welcher wir die ganze Verantwortlichkeit auf uns nehmen, und worin der geringste Mißgriff uns um Eigenthum und Leben bringen kann. Zwar wächst die Gefahr mit jedem Tag, zwar wird das Uebel von Jahr zu Jahr unheilbarer; aber dieses Uebel, fürchterlicher als es Euch im Norden und euren Freunden in Europa erscheinen mag, ist dennoch die einzige Bedingung unseres Daseyns; denn ohne Sklaven müssen wir den von unseren Vätern ererbten Boden den Negern überlassen. Ihr, die ihr uns eher bemitleiden, als den Schwarzen verrathen solltet, die ihr weder unser Besitzthum noch unser Leben, noch das unserer Weiber und Kinder in Schutz nehmen wollt, ihr habt nicht das Recht, auf einem Vertrag zu bestehen, welcher beiden Theilen wechselseitige Hülfe zugestand. Von dem Augenblick an, wo ihr die Partei der Neger ergreift, brecht ihr selbst die Union, die unser historisches Seyn begründet, und zwingt uns, uns von euch loszusagen, wenn wir nicht gleich unseren Sklaven zu Untergebenen herabsinken wollen."

Den Pflanzern der südlichen Staaten geht es wie Kranken, welche an ihren Zustand so gewöhnt sind, daß sie sich, so fern

genug erscheinen können, um die auf ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Abgrenzungsfläche gegen die Gebirgsart gestreiften säulenförmigen Metalladern von den Metalladern überhaupt, oder von den ungestreiften säulenförmigen Metalladern ins Besondere zu trennen und unter die Stylolithen zu versetzen.

Neuerdings ist die Wissenschaft von europäischen und amerikanischen Geognosten um die Wette mit einer neuen Classe von geformten Gesteinsbildungen bereichert worden, für deren Erklärung ein indirecter organischer Ursprung, d. h. die Mitwirkung von Thieren, welche zur Zeit der Ablagerung der Gesteinsschichten gelebt haben, postulirt wird, mit den sogenannten Thierfährten.

Bis jetzt hat sich der Begriff dieser Thierfährten in der Art festgestellt, dass sie reliefartig aus einer Gesteinsfläche hervortretende Gebilde von gleichartiger Masse und Zusammensetzung mit dem Gestein, jedoch ohne Ablösung, Absonderung oder Trennung von demselben, sind, die daher nur auf den Schichtflächen, nicht aber im Innern des Gesteins sich finden. Bisher sind meines Wissens solche „Thierfährten" nur in Sandsteinformationen, und zwar zunächst da, wo eine Sandsteinschichte mit einer Thon- (Mergel-) Schichte zusammengrenzt, aufgefunden oder als Fährten geltend gemacht worden. Man hat nicht nur solche Reliefs zu Thierfährten gestempelt, welche durch gabelförmige, oder (um mich eines botanischen Terminus zu bedienen) durch gefingerte Fortsätze, mit oder ohne klauenförmige Zuspitzung derselben, eine mehr oder weniger auffallende Aehnlichkeit mit den Fussformen geflügelter oder vierfüssiger Zehen- und Sohlengänger verrathen, sondern auch andere Reliefs in dieses Bereich von Deutung ihres Ursprungs hereingezogen, welche z. B. durch Aehnlichkeit mit der Hufeisenform an die Fussbildung der Einhufer *), oder wohl wahrscheinlicher an die im Tode in dieser Art gekrümmten Leiber nackter Mollusken **) erinnern, die, in den Schlamm gebettet, Lücken oder Vertiefungen in demselben

*) Cotta, über Thierfährten im bunten Sandstein bei Pölzig. 1839. und Bronn Jahrbuch 1839. S. 10.

**) Beiträge zur Palaeontologie Württembergs von H. v. Meyer u. Prof Dr. Th. Plieninger. 1844. S. 79.

nach ihrer rasch verlaufenden Fäulniss zurückliessen und durch deren Ausfüllung mittelst neu herbeigeführter, der Thonschlammschichte heterogener Sedimente solche Reliefs entstehen liessen. Diese letztere Deutung auf indirecten organischen Ursprung solcher Reliefs wird desswegen als wahrscheinlicher erscheinen, weil bei denselben das nothwendige Merkmal einer Fährte (im waidmännischen Sinn), nämlich der Schritt, nicht nachzuweisen ist, ein Merkmal, das man bisher bei der Aufsuchung vorweltlicher Fährten, d. h. Fusstapfen, nicht gehörig festgehalten hat.

Während man nun bisher vorzugsweise auf Fährten im engeren Sinne, d. h. Fusstapfen von Vierfüssern und Vögeln, ausging, habe ich mir erlaubt, auf Reliefs, zunächst in den Sandsteinformationen des Keupers aufmerksam zu machen, welche ich versucht habe, auf Fährten im weitern Sinne, d. h. auf vermuthliche Abformungen des Marsches oder der Eindrücke der Ortsveränderung niedriger organisirter Thiere, und zwar aus der Classe der *Anneliden*, nach Analogie der Spuren solcher Thiere in der jetzigen Fauna, zu deuten und den präsumtiven Urheber dieser säulenförmigen Bildungen in dem feinkörnigen Keupersandstein mit *Tubifex antiquus* zu bezeichnen *). Ich habe es der Beurtheilung der Collegen überlassen, ob dieser hypothetischen Deutung cylindrischer, an einem Ende köcherförmig abgerundeter, am andern Ende aus der Sandsteinmasse des feinkörnigen Keupersandsteins, mit dem sie völlig zusammenhängen, in die unterlagernde Thonschichte hereinragender Sandsteingebilde von völliger Gleichartigkeit mit dem feinkörnigen Sandstein, welche demnach der Thonschichte, in der sie unmittelbar einlagern, völlig ungleichartig sind — ob, sage ich, dieser hypothetischen Deutung besagter cylindrischer Säulenformen auf eine Arbeit vorweltlicher *Anneliden*, auf eine Spur ihres Aufenthalts in, oder ihrer Bewegung durch die wechsellagernden Sand- und Thonschlammschichten hindurch, — ein gleicher Werth oder nicht gebühre, wie der Deutung jener Reliefs in den Hessberger und andern europäischen, sowie in den Neuyorker und andern amerikanischen Sandsteinschichten. Hat man

*) Jahreshefte Jahrg. I. S. 159.

doch zu diesen „Fusstapfen" die Quadrupeden- und Vogelfüsse, welche die Matrizen dazu gebildet haben müssten, bis jetzt ebensowenig aufgefunden, als es mir gelingen könnte, die Leiber der fraglichen *Anneliden* nachzuweisen, obgleich wenigstens die Knochen jener Füsse sicherer aufzufinden wären, als die schleimige Haut oder selbst eine derbere Bekleidung der Ringelthiere, welche schwerlich geeignet gewesen wäre, der Zersetzung in der Feuchtigkeit eines Sand- oder Thonschlammes Stand zu halten.

Wie man aber auch die Deutung dieser Gebilde im Gebiete des feinkörnigen Keupersandsteins ansehen möge, so würden diese Sandsteincylinder, welche ihrer Figur nach den Stylolithen sich anreihen müssten *), durch den Umstand von denselben ausgeschlossen, dass sie der Schichte, in der sie sich unmittelbar finden, nämlich der Thonschichte, völlig ungleichartig und in Beziehung auf diese nur Einlagerungen, nicht aber Absonderungen sind. In Beziehung auf die Sandsteinschichten aber, aus welchen sie in den Thon hervortreten, könnten sie noch weniger als Absonderungen oder Ablösungen geltend gemacht werden, weil sie aus denselben reliefartig hervortreten, nicht aber in denselben einlagern.

Anders könnten zwar, von dem Merkmal der Absonderung aus, diejenigen Vorkommnisse angesehen werden, die ich seiner Zeit **) aus der Gruppe des kieslichten oder des untern weissen Keupersandsteins bekannt gemacht habe und deren wahrscheinliche thierische Urheber durch *Arenicola keuperinus* bezeichnet werden könnten. Diese, obgleich nicht stets geradlinichte, doch immer cylindrische, zwar durch eine deutliche Begrenzung, jedoch nur durch eigenthümliche, von der Gesteinsart verschiedene Anlagerung der Quarzkörner, aus denen sie bestehen, vom Muttergestein unterschiedenen Gebilde könnten in Beziehung auf das Letztere (das Muttergestein) immerhin als Absonderungen erscheinen. Dieser Character der Absonderung tritt noch mehr dadurch hervor, dass ich neuerdings in der Um-

*) Ob sie schon als Stylolithen geltend gemacht wurden, ist mir unbekannt. P.

**) Beiträge zur Palaeontologie Württembergs von H. v. Meyer u. Dr. Th. Plieninger. 1844. S. 89 flg.

gegend von Stuttgart, auf der sogenannten Feuerbacher Haide, in Halden, auf welchen die Güterbesitzer die bei dem Roden der Haidefläche ausgeworfenen Massen einer 3—5 Zoll mächtigen, weissen Sandsteinschichte aufgeschüttet hatten, eine grosse Menge von Stücken entdeckt habe, in welchen die, die fraglichen cylindrischen, auf der Schichtfläche senkrechten Gänge, ausfüllende Sandsteinmasse theilweise noch erhalten ist (und in diesem Fall gemeiniglich auf der Schichtfläche als ein etliche Linien hoher, cylindrischer Strunk hervortritt, auf der senkrechten Bruchfläche des, an sich in senkrechte Spalten stark zerklüfteten, Gesteins aber durch die a. a. O. beschriebene, von dem Muttergestein sehr deutlich unterscheidbare Anlagerung der Sandkörner, sowie durch eine deutliche Abgrenzungsfläche kenntlich ist), theilweise aber auch die Ausfüllungsmasse durch das Jahre lange Liegen auf der Halde ausgewittert ist, so dass die Gänge als leere, glattwandige, zuweilen durchgehende, meist aber auf dem Grunde abgerundete, cylindrische Höhlungen oder Röhren von mehreren Linien Durchmesser erscheinen. Wenn man jedoch das Gestein in seiner Lagerstätte untersucht, wo die Sandsteinschichten von ein- bis mehrzölliger Mächtigkeit mit grünen Thonschichten von ein bis etliche Linien Mächtigkeit wechsellagern, so sieht man die Sandsteincylinder von einer Sandsteinschichte durch die zwischenlagernde Thonschichte in die nächste Sandsteinschichte, und so oft durch eine grössere Zahl aufeinanderfolgender Sandstein- und Thonschichten in senkrechter wie schiefer Richtung ohne Unterbrechung oder Verwerfung sich forterstrecken, wobei sie in den Thonschichten als vollkommen compakte Sandsteincylinder erscheinen, demnach in Bezug auf diese als heterogene Massen oder als Einlagerung gelten müssen, so dass auch hier das Merkmal der Absonderung oder Ablösung nicht zutrifft. Dazu kommt noch, dass solche Sandsteincylinder nicht selten als halbcylindrische Reliefs auf der Schichtfläche des Sandsteins hervortreten, auf welcher sie alsdann horizontal auflagern, oder als zusammengedrückte Cylinder, getrennt von der Schichtfläche des Sandsteins durch eine dünne Zwischenlagerung von Thon, jedoch an beiden Enden in die Sandsteinschichtfläche verlaufend, in die Thonschichte eingebettet sind. Es müssen daher auch diese

säulenförmigen Sandsteingebilde von den Stylolithen ausgeschlossen werden, mag nun ihre Deutung als *Vermiculiten* nach der Benennung Parkinson's, = Reste oder Spuren von *Anneliden*, und zwar als Ausfüllungen der Gänge mit Sandmasse, welche *Anneliden* durch die wechsellagernden Sand- und Thonschlammschichten gezogen haben, gerechtfertigt erscheinen oder nicht *).

Ganz ähnliche Vorkommnisse fand ich auch in den Wechsellagerungen der Kalk- und Thonschichten des Muschelkalks und des unteren schwarzen Jurakalks (Gryphitengruppe) der Umgegend von Stuttgart und anderwärts, häufiger im Muschelkalk als im Lias, nämlich cylindrische Säulenformen von Kalkmasse wie von Thonmasse, welch' erstere von der Schichtfläche einer Kalksteinschichte durch die benachbarte Thonschichte in die nächste Kalksteinschichte übergehen oder auch in der Thonschichte mehr oder weniger tief verlaufen, letztere, umgekehrt, aus einer Thonschichte mehr oder weniger tief in die benachbarte Kalksteinschichte übergehen, daher in beiden Fällen nicht als Absonderungen oder Ablösungen des Gesteins, in dem sie sich unmittelbar finden, demnach nicht als Stylolithen geltend gemacht werden könnten, mag nun die Deutung als *Vemiculiten*, die ich denselben in gleicher Art wie den analogen Vorkommnissen in den Keupergruppen gebe, angenommen werden oder nicht. Ich bemerke zu Vermeidung von Missverständnissen, dass die auf den Schichtflächen des Gryphitenkalks so häufigen *Fucoiten* mit den eben geschilderten Erscheinungen nicht zu verwechseln sind und von mir auch nicht verwechselt wurden.

Unstreitig gehören die wurm- und schlangenförmigen Figuren auf den Schichtflächen der Kalkformationen, zunächst des Muschel-

*) Durch den eben genannten Umstand, nämlich die Einlagerung in heterogene Schichten, unterscheiden sich diese Sandsteincylinder auch von den bekannten, sogenannten „Sandstalaktiten" von Aulendorf, welche nicht blos in Stalaktiten- oder Keulenform, sondern häufig auch in cylindrischen und anderen Säulenformen vorkommen. Sie sind lediglich in einen weichern Sandstein oder eine lose Sandmasse der Molasse eingebettet und müssen unter den allgemeinen Begriff der Concretionen gestellt werden, mag man ihre Erklärung durch Infiltration einer, ein Bindemittel führenden Flüssigkeit in die Sandmasse annehmen oder nicht. P.

kalks, welche Schübler *) als Steinkerne von *Serpula*, Klöden **) als *Koprolithen* deuten, v. Alberti ***) durch Zusammenziehungen beim Erhärten der Schichten erklären will, in dieselbe Classe von geformten Gesteinsbildungen, und würden sich von den, von Alberti §. 96. a. O. erwähnten leeren Röhren, welche Letzterer als Wurmröhren deutet, nur dadurch unterscheiden, dass diese leer geblieben sind, jene aber durch eingedrungenen oder herbeigeführten Schlamm ausgefüllt wurden.

In neuerer Zeit sind noch weitere Versuche gemacht worden, die Stylolithen überhaupt, oder wenigstens gewisse, von den Verfassern ins Auge gefasste Arten von säulenförmigen Gebilden, welche theils als wirkliche Absonderungen erkannt werden müssen, theils, wie es scheint, mit solchen verwechselt wurden, in die Reihe der direct oder indirect von organischen Körpern herrührenden Gesteinsbildungen zu zählen.

Mein sehr verehrter Freund, Graf Mandelsloh, hat auf der Generalversammlung unseres Vereins zu Ulm †) eine Ansicht ausgesprochen, die hieher zu gehören scheint. Er geht von Thatsachen aus, die, zunächst aus dem untern weissen Jura, der Lagerstätte der Planulaten und dem Korallenkalk gesammelt, ihn zu der wenigstens dem Wortlaute nach ganz allgemein gehaltenen Schlussfolgerung führten: „Die cylindrischen Stylolithen scheinen „daher, mit Ausnahme der kleinen, in allen Kalken vorkommen„den Rutschflächen von einigen Linien, nichts Anderes, als „Erkrinitenwurzeln zu sein, welche auf dem damaligen Meeresgrund „wuchernd, von einer gestreiften Haut umgeben waren, oder „diese Streifung im Act der Petrification, etwa durch den Druck „der auflagernden, sich verhärtenden Schlammschichte erhielten."

Die Thatsachen, welche M. anführt: „die characteristische Zeichnung der Säulenglieder gestielter Seesterne auf den Querbruchflächen, die Anwesenheit eines Kanals in der Axe des Cylinders," sind vollkommen geeignet, die Fossilien, welche er damals vorlegte und bei denen er diese Merkmale nachwies, als Petre-

*) Naturwissenschaftliche Abhandlungen B. 1. S. 365.
**) Versteinerungen der Mark Brandenburg. S. 288.
***) Monographie S. 75. §. 95.
†) Jahreshefte Jahrg. V. S. 147.

facte, und zwar als Ueberreste von Enkriniten, zunächst von *Apiocrinites rotundus*, zu erkennen. Allein mein sehr verehrter Freund wird desswegen nicht gemeint sein, alle und jede cylindrische Absonderungen in allen Kalken als Enkrinitenreste geltend zu machen, obgleich der Gegensatz, in dem er „der in allen Kalken sich findenden Rutschflächen von etlichen Linien“ (Breite? Höhe? oder Streifungslinien?) gegen die „cylindrischen Stylolithen“ Erwähnung thut, sowie der Schlusssatz seiner Mittheilung, in welchem er sich über die bei den Stylolithen des Zechsteins, Muschelkalks und der untern Jurakalke bemerkbare „geringe organische Spur“ verwundert, und dies aus einer Auflösung der thierischen Materie in allen Kalkformationen, mit Ausnahme des Coralrag's, zu erklären sucht, — das Gegentheil anzudeuten scheint: dass er nämlich auch die in allen übrigen Kalken vorkommenden cylindrischen Absonderungen auf Erkrinitenwurzeln deuten wolle. Er wird vielmehr seine Deutung nur auf diejenigen cylindrischen Absonderungen mit Sicherheit anwenden können, welche in den von ihm erwähnten Formationsgliedern des untern weissen Jura sich finden und wird auch hier manche in diesen Schichten nicht selten vorkommende cylindrische Absonderungen ausnehmen müssen, die jene Kennzeichen der Erkrinitenreste nicht an sich tragen; er wird seinen Schluss nur auf die in diesen Kalken vorkommenden, gestreiften cylindrischen Absonderungen beschränken müssen, was schon daraus zu erhellen scheint, dass er ein grosses Gewicht auf die von ihm versuchte Erklärung dieser Streifung legt, und auch selbst diese gestreiften cylindrischen Bildungen dürften noch eine weitere Beschränkung bei seiner Deutung erleiden und alle diejenigen von den Erkrinitenwurzeln auszuschliessen sein, bei welchen sich die Kennzeichen derselben nicht vorfinden, bei welchen — und deren finden sich sehr viele — der von der gestreiften Wand umgebene Kern nichts als derbe Gebirgsart, ohne Zeichnung und ohne Axenröhre ist. Er wird daher ohne Zweifel einverstanden sein, wenn das Ergebniss seiner verdienstlichen Untersuchungen in dem Gebiete des weissen Jura darin gefunden wird: dass diejenigen gestreiften (oder ungestreiften) cylindrischen Gebilde im weissen Jura (wie in jedem anderen

Kalk, in dem sich Enkriniten finden), welche sich nun eben als Ueberreste von Erkriniten kund geben, von dem Begriff der Stylolithen abzusondern und in die Reihe der Petrefacte zu verweisen seien.

Was die von M. gegebene Erklärung der Streifung auf der Oberfläche der Apiokrinitenwurzeln betrifft, so möge mir erlaubt sein, meine Zweifel gegen dieselbe hier auszusprechen, und im weiteren Verfolg dieser Erörterung eine, wie ich glaube, wahrscheinlichere, dem Urtheil der Collegen vorzulegen. Ob die organische Haut oder Rinde der Erkriniten während des Lebens derselben die erwähnte Längsstreifung hatte, mag immerhin dahinstehen. In den Formen der Jetztzeit lassen sich wenigstens keine sicheren Analogieen dafür auffinden. Setzen wir aber diese Annahme auch als zutreffend voraus, so lässt sich nicht wohl absehen, wie der Abdruck dieser gestreiften Oberfläche eines weichen organischen Gebildes (der Haut) in dem Kalkschlamm, das durch Fäulniss in kurzer Zeit aufgelöst werden musste, irgend von Dauer hätte sein können. Wäre auch wirklich ein solcher Abdruck entstanden, so hätte er durch die Gasentwickelung, durch das Nachdringen des Kalkschlamms, besonders vermöge des Drucks von oben, in die Räume der aufgelösten Haut oder Rinde in Kurzem verwischt werden müssen. Jedenfalls ist die Abformung (als Steinkern) ebenso, wie die wirkliche Versteinerung thierischer Weichtheile, in der fossilen Fauna bis jetzt nirgends nachgewiesen. Ebenso lässt sich die andere Alternative, dass die Streifung der Haut erst secundär, durch den Druck der überlagernden Schlammschichten entstanden sein könne und sich als secundäre Streifung in dem Kalkschlamm bei dem Act der Versteinerung des organischen Körpers abgedruckt hätte, desswegen nicht wohl als wahrscheinlich erkennen, weil dieser Druck von oben bei den senkrecht stehenden Wurzeln eher eine Querstreifung als eine Längsstreifung und, im Fall einer nicht senkrechten Stellung derselben nur eine partielle Längsstreifung oder Zusammenfaltung der Haut hätte hervorbringen müssen; davon nicht zu reden, dass der „Act der Petrification." nach Analogie der, über die lange Zeit der Einbettung nicht versteinerter Reste, z. B. in Torf, vorliegenden Thatsachen, einen sehr langen Zeitraum umfasst haben muss und es auch sehr

dahinstehen mag, ob dieser Act der Petrification mit der Verhärtung der Schlammschichten Hand in Hand ging, wie kurze oder lange Zeiträume auch die eine und die andere Veränderung zu ihrer Beendigung gebraucht haben möge.

Auch die Ausschliessung der „Rutschflächen von einigen Linien" von der versuchten Erklärung der Stylolithen und ihrer Streifung scheint nicht mit dieser Erklärung der letzteren im Einklang zu stehen, denn diese Rutschflächen könnten, die von M. versuchte Erklärung der Stylolithen als richtig vorausgesetzt, mit demselben Rechte gleichfalls als Hautabdrücke der Erkiniten geltend gemacht werden, nämlich von Hautfragmenten, zu welchen die vorausgesetzten Angriffe räuberischer Fische und Saurier auf die Erkiniten hinlänglichen Entstehungsgrund hätten abgeben können.

Was jedoch diese „Rutschflächen" selbst anbetrifft, so ist zwar nicht näher angegeben, was M. unter „den in allen Kalken vorkommenden Rutschflächen" versteht; ohne Zweifel sind aber die nicht selten innerhalb der Masse der Kalksteine sich zeigenden Absonderungsflächen von ähnlicher Streifung gemeint, wie sie die Stylolithen zeigen, nur dass sie nicht in sich selbst zurückkehren und somit keinen Kern derber Gebirgsart umschliessen. Ich werde später auf diese, in den Kalkgebirgen häufigen Erscheinungen zurückkommen, möchte jedoch den sich hier darbietenden Anlass ergreifen, um auch über den noch sehr im Unklaren liegenden Begriff von Rutschflächen ein Wort der Verständigung beizutragen. Denn es ist beinahe zur Gewohnheit geworden, jede, der mathematischen Ebene mehr oder weniger nahe kommende, glatte oder gestreifte Fläche, sei sie blosse Absonderungs- oder auch Ablösungs-, Spalten-, Zerklüftungsfläche, ohne Unterschied, mag sie auf zu Tage tretendem Gestein gefunden werden oder nicht, wenn sie sich nur durch ihr äusseres Ansehen von einer Bruchfläche unterscheidet, mit diesem allgemeinen Namen zu bezeichnen und auf diesen „Rutschflächen" gar leichthin über die Schwierigkeiten einer nicht einmal versuchten näheren Untersuchung oder Erklärung dieser Erscheinungen hinwegzugleiten, so dass jene Unterscheidung zwischen den Geheimeräthen mancher Länder, welche geheime Räthe

sind, und solchen, die keine sind, füglich auch auf die Rutschflächen mancher Geognosten unserer Tage angewendet werden könnte, und man „wirkliche und Titular-"Rutschflächen, gerutschte und nicht gerutschte, zu unterscheiden hätte.

Gehen wir auch hier von dem Wortverstand aus, so kann eine Rutschfläche nichts Anderes sein, als eine durch Abreibung modificirte Gesteins-Oberfläche. Der Sprachgebrauch hat jedoch die mannigfachen, durch Wasserströmungen in einer zu Tage gehenden Felsart oder in Zerklüftungen entstandenen und noch heut zu Tage entstehenden Austiefungen oder Polirungen von dem Begriff der Rutschflächen ausgeschlossen und denselben auf die nachweisbaren oder hypothetischen Wirkungen fester Körper beschränkt *). Die durch Erdfälle nach-

*) Aus diesem Grunde sind die Glättungen der in einem Flussbett oder in kleineren Rinnsalen anstehenden Felswände ebenso, wie die Polirungen der Rollsteine und Geschiebe von dem Begriff der Rutschflächen ausgeschlossen, obgleich bei beiden Erscheinungen der mechanischen Einwirkung fester Körper, des Eises wie der Geschiebe und der Rollsteine selbst, ein wesentlicher Antheil an der Wirkung zugeschrieben werden muss. Dass stellenweise stattfindende Verschiedenheiten im Gefüge und dem Cohäsionsgrad einer Felsart auf die Gestaltung ihrer, einer Abreibung durch Wasserströme und was diese mit sich führen, ausgesetzten Oberfläche einen wesentlichen Einfluss haben werden, ist schon im Voraus anzunehmen und lehrt die Erfahrung in allen Gebirgsgegenden und an allen Felsengestaden. Hieher gehören die Auswaschungen und Unterwühlungen weicherer Schichten, welche das Nachstürzen der überlagernden zur Folge haben; ferner die Bildung von Höhlungen durch das Auswaschen mürberer Gesteinspartieen. Von letztgenannter Art sind ohne Zweifel auch die räthselhaften sogenannten „Jettekettel" oder Riesenkessel, trichterförmige Austiefungen von mehreren Fuss Durchmesser und Tiefe in den granitischen Felsen der skandinavischen Halbinsel, nämlich Wirkungen der Seebrandung oder der Strömungen äusser Gewässer auf Felsmassen, deren Zusammensetzung oder Gefüge der mechanischen Einwirkung des Wassers stellenweise geringeren Widerstand leistete. Man findet diese Erscheinungen ebensowohl an den der Brandung ausgesetzten Skären und Felsgestaden, wie in den Flussbetten und an Stellen im Lande, wo heutzutage keine Spur von Wasserströmung mehr ist, selbst in Felsenlagern, welche jetzt von mehr oder weniger dickem Rasenboden bedeckt sind. An einer Stromschnelle des Rana Elf bei Strand in Christians-Amt in Norwegen fand ich in der geglätteten

ſich derſelbe nicht verſchlimmert, für geſund halten und lieber hierin verharren als eine Radikalkur unternehmen, welche ihr Leben in Gefahr ſetzen könnte. — Uebrigens darf man die Sklavenfrage in Amerika als kein von vorn herein zu behandelndes Thema betrachten. Es iſt nämlich die Frage, ob die Sklaverei erlaubt, ob ſie geſetzlich ſey, ob überhaupt ein Menſch Eigenthum des Andern ſeyn könne u. ſ. w.? Alle dieſe Fragen können nicht anders als verneinend beantwortet werden, und doch läßt ſich von ihnen kein gültiger Schluß auf den Zuſtand der Neger in den Vereinigten Staaten fällen. Die Amerikaner haben die Sklaverei nicht eingeführt; ſie wurde ihnen aufgedrungen. Die Sklaverei exiſtirt einmal in den Vereinigten Staaten; ſie iſt ein Element des Nationalreichthums, ein Bindungsmittel zwiſchen zwei verſchiedenen, unter jeden andern Verhältniſſen ſich feindlich gegenüberſtehenden Racen, eine höchſtwichtige Stütze der Freiheit und Nationalität der ſüdlichen Staaten und der ganzen Union, der einzige Erwerbszweig der Pflanzer, das Mittel ihrer geiſtigen Ausbildung und Behauptung ihrer Stellung zum geldreichen, ſpekulirenden Norden. — Die Negerſklaverei iſt ſo innig mit dem amerikaniſchen Staatengebäude verwebt, daß der ganze politiſche Zuſtand der Union mit der Abſchaffung der Sklaverei ſich ändern müßte. Ein Drittheil der ganzen weißen Bevölkerung von Amerika würde durch ſie an den Bettelſtab gebracht, und der dünnbevölkerten Republik zwei Millionen träger, unbemittelter, roher, in Sitten und Gebräuchen gänzlich von den Amerikanern verſchiedener, durch nichts an den Staat gebundener, und, wie das Beiſpiel des Nordens beweist, durch nichts an den Staat zu bindender Neger einverleibt. Dieſe eingeſchobene Bevölkerung könnte ſich nie mit den Amerikanern vermiſchen, wie dies bei den Deutſchen, Engländern, Franzoſen, Spaniern und ſogar theilweiſe bei den Indianern geſchieht, ſtünde alſo ſtets als ein abgeſonderter, durch kein gemeinſchaftliches Intereſſe, und am wenigſten durch patriotiſchen Aufſchwung an die übrigen Bürger geknüpfter Theil da, der ſich noch dazu ſchneller vermehrte, als die den eigentlichen Staat bildenden Weißen. In jedem Falle würde die Abſchaffung der Negerſklaverei (da die Schwarzen in viel zu großer Anzahl vorhanden ſind, als daß man ſie verbannen oder aus dem Lande ſchaffen könnte) die innere und äußere Kraft der Union ſchwächen und gewiſſer

weisbar entstandenen Rutschflächen, die **Gletscherrutschflächen** der neuerlichen Eiszeit- und Gletscher-**Theoretiker**, welche heutzutage die Wichtigkeit eines Thema *en vogue* erhalten haben, können daher keinen Zweifel an der Berechtigung ihrer Unterordnung unter den Begriff der Rutschflächen zulassen.

Anders ist es der Fall, wenn von Rutschflächen **innerhalb einer Gebirgsart**, unter Tag, die Rede ist. Es braucht keines ausdrücklichen Beweises, dass eine Rutschfläche, schon dem Wortverstande dieser Bezeichnung gemäss, nur da entstehen konnte und heutzutage gefunden oder geltend gemacht werden kann, wo eine **Bewegung**, somit eine Trennung des einen Theils der Gebirgsart von dem benachbarten und zwar eine **zuvor**, d. h. vor der Rutschfläche entstandene Trennung oder Zerreissung stattgefunden hatte und nachweisbar ist. Es kann also erstlich eine Rutschfläche nur **auf einer Spalten- oder Kluftfläche** gefunden werden. Wo daher eine nicht in sich selbst zurücklaufende, ebene oder gekrümmte, glatte oder gestreifte, linirte, kannelirte Fläche, ohne Trennung, ohne Zerklüftung, mitten in einem zusammenhängenden Gestein erst durch den Hammer zu Tage gefördert wird und sich durch ihr ganzes Ansehen von einer Bruchfläche des Gesteins wesentlich unterscheidet, da kann von keiner Rutschfläche die Rede sein, sondern es ist eine solche

---

Felspartie des Flussbettes, welche von jeder Anschwellung des Flusses erreicht wird, 6—7 solche Riesenkessel in Einer Reihe. Die heutzutage ausser dem Bereich der Brandung an convexen Partieen des Landes (im Gegensatz der Rinnsale fliessender Gewässer) vorkommenden Riesenkessel der Halbinsel (wie z. B. bei Gothenburg, etliche 100 Fuss über der Meeresfläche) verkündigen eine frühere Senkung des Landes unter den Meeresspiegel ebenso, wie zahlreiche andere Spuren, z. B. die bekannte merkwürdige rinnenartige „Rutschfläche" bei Christiania, 60′ über dem Niveau des Christiania-Fjords, in welcher nicht versteinerte Röhren von *Serpula* kleben, die Anlagerung von Sand- und Geschiebemassen am Ausfluss jedes in die See mündenden Flusses in einerlei Niveau und in entsprechender Erstreckung landaufwärts, welche, nach der Hebung des Landes aus der See, durch die Strömung des Flusses, zu einem tiefen Rinnsal ausgetieft, zu beiden Seiten des Letzteren in der ursprünglichen Mächtigkeit stehen blieben und jetzt horizontale Terrassen zu beiden Seiten des Flusses bilden. P.

Fläche entweder eine Absonderungs- oder Ablösungsfläche. Dass solche Flächen in den Kalkstein- wie in andern Gebirgsarten sich häufig genug finden, ist eine bekannte Sache und ihre Entstehung wird jede andere Erklärung eher, als durch ein eigentliches Rutschen oder Abreiben zulassen.

Aber auch bei dem Vorhandensein einer Zerklüftung oder Spaltung wird eine, von der Zerklüftungs- oder Spaltungs- (d. h. einer schon ursprünglich vorhandenen, nicht erst von Menschenhand erzeugten Bruch-) Fläche durch äusseres Ansehen, Glättung, Streifung etc. deutlich unterschiedene Fläche noch nicht unbedingt unter den Begriff einer Rutschfläche fallen können; es muss vorausgesetzt oder nachgewiesen werden können, dass hier eine Verschiebung benachbarter Spaltungs- oder Zerklüftungsflächen mit Reibung derselben an einander verbunden war, d. h. es muss eine Verwerfung bemerklich sein, sei es an einer aus äusseren Ursachen, Auftreibung, Senkung, Einsturz etc., entstandenen unregelmässigen Lagerung des zerklüfteten Gesteins, oder an nachweisbaren Ungleichförmigkeiten beim Festwerden der zuvor weichen Masse der Gebirgsart, welches Verwerfungen oder Verstürzungen im Gefolge haben konnte. Wo aber keine Verwerfung der Gebirgsart stattfindet, da werden auch die durch Glättung, Streifung, Auflüge oder Incrustationen unterschiedenen Partieen von Zerklüftungs- oder Spaltenflächen noch nicht zur Bezeichnung als Rutschflächen berechtigen, sondern es wird hier die bergmännische Bezeichnung durch „Spiegelfläche“ oder „Spiegel“ eher am Platze sein.

Doch selbst unter der Bedingung einer vorhandenen und nachweisbaren Verwerfung oder Verschiebung können noch nicht alle Phänomene der eben genannten Art zu Rutschflächen gestempelt werden; es wird noch eine Voraussetzung weiter zutreffen müssen. Eine Rutsch- oder Abreibungsfläche kann, wie dies in der Natur der Sache liegt, nur zwischen zwei Körpern durch gegenseitige Verschiebung entstehen, deren innerer Cohäsionsgrad so gross ist, dass er der mechanischen Einwirkung widersteht, während diese nur die Unebenheiten der Oberfläche wegnimmt. In weichen, spröden, mürben Gesteinsarten, wie manchen Sandsteinen, Mergeln, Thonen werden, selbst bei dem

Vorhandensein von Verschiebungen und Verwerfungen, keine Rutschflächen entstehen oder erkannt werden können, weil die Friction eher ein Zerreiben der Masse als ein Abreiben der Oberfläche zur Folge haben würde und der Einfluss der Erdfeuchtigkeit oder der Infiltration von Regen- und andern Wassern eher die völlige Aufhebung der Cohäsion eines in dieser Art mechanisch angegriffenen, mürben Gesteins, als das dauernde Bestehen der Reibungs- oder Rutschfläche vermitteln wird. In keinem Fall wird in solchen Gebirgsarten eine glatte oder glatt gestreifte, vollends mit Anflügen versehene Kluftfläche die Bezeichnung als Rutschfläche erhalten können, vielmehr werden solche, von Bruchflächen wesentlich verschiedene Kluft- und Spaltenflächen[4] entweder schlechtweg unter dem Begriff von Kluft- oder Spaltenflächen zu verbleiben, oder bei auffallender Verschiedenheit von der natürlichen Bruch-, d. h. Spalten- oder Kluftfläche des Gesteins unter den Begriff von Ablösungs-, Absonderungs- oder Spiegelflächen zu stellen sein.

Aus allem Gesagten geht aber hervor, dass es gerathen ist, mit dem Prädicat einer Rutschfläche sehr sparsam und vorsichtig zu sein und zuvor die Natur und Beschaffenheit der Gebirgsart zu Rathe zu halten, ehe man mit dieser Bezeichnung zugleich eine Meinung über die Entstehungsart dieser Erscheinungen oder Veränderungen ausspricht. — Kehren wir nach dieser Digression zu den Stylolithen zurück. —

Hr. Professor Quenstedt zu Tübingen hat gleichfalls die Stylolithen in einem Aufsatz „die Stylolithen sind anorganische Absonderungen," *) und zwar zunächst die Stylolithen des schon von Klöden besprochenen Rüdersdorfer Muschelkalks, einer nähern Untersuchung unterworfen, wobei jedoch zuletzt auch auf andere Muschelkalke und auf andere Kalkformationen flüchtige Blicke geworfen werden. Während nun der in der Aufschrift des Aufsatzes dargelegten Ansicht vollkommen beigepflichtet werden muss, finden wir in dem Schlusssatz der Abhandlung: „die Stylolithen sind also durch organische Körper geleitete Absonderungen, wie sich Hr. Prof. Weiss kurz aber bezeichnend ausdrückt,"

*) Wiegmanns Archiv Jahrg. 3. S. 139.

eine nähere Bestimmung des in der Aufschrift enthaltenen Satzes, welche in der Allgemeinheit ihres Wortlautes ein Moment enthält, das eine nähere Besprechung nöthig macht.

Es werden gleich im Anfang der Abhandlung „bestimmte und unbestimmmte Stylolithen" unterschieden und (S. 139) von letzteren („mehr unbestimmten," es wird also keine scharfe Grenzlinie gezogen) gesagt: „sie durchsetzen die Schichten entweder gleich queren Gebirgsspalten, oder erheben sich senkrecht aus den Schichten, am liebsten da, wo eine Kluftfläche sich eingesetzt hat; ihre Anfänge erinnern sehr an Duttenmergel, sie zeigen aber an der Aussenfläche nur Längsstreifung, nie Querstreifung; oft sind sie mit faserichtem Kalkspath überzogen, der sich über dieselben parallel weggelagert hat." Weiter finden wir über die „unbestimmten" oder auch die „mehr unbestimmten" Stylolithen Nichts, weder über ihre Entstehung noch ihr Verhältniss zu den „bestimmten" gesagt.

Die bestimmten Formen dagegen, „welche mehr oder „weniger gerundeten Säulen von 3—4 Zoll Länge gleichen und in „ihrer grössten Anzahl genau den Umriss des *Pecten discites* „zeigen," auf welchen diese Muschel auch sehr häufig auflagert, auf welchen aber auch andere Muscheln auflagernd gefunden werden, — diese „bestimmten Formen" sind es nun zunächst, welche den Anhaltspunkt für die oben erwähnte Behauptung im Schlusssatz bilden, und so scheint es, als ob dieser Schlusssatz: „die „Stylolithen sind durch organische Körper geleitete Absonderun„gen" nur von denjenigen „bestimmten Formen" geltend gemacht werden wollte, „welche an einer ihrer Grundflächen, meist „der obern, wobei dann die Säulen senkrecht in der Gebirgsmasse „stehen, eine Muschel horizontal, nur durch einen hohlen, mit „Thonletten gefüllten (sic!) Raum getrennt, aufgelagert haben, „und deren Seitenflächen genau den Rand der Muschel nach„ahmen, wie wenn die Muschel in senkrechter Richtung auf „ihre Fläche eine Strecke von etlichen Zollen weit durch die „weiche Gebirgsmasse geschoben worden wäre." Ausser dieser letzteren, mehr auf die Uebereinstimmung des Querschnitts der „bestimmten Stylolithenformen" mit dem Umriss der auflagernden Muschel gerichteten Aeusserung, finden wir in diesem Aufsatz

keine weitere Andeutung über die Art und Weise, wie etwa die Absonderung durch die Muscheln „geleitet" worden sein möge.

An einem andern Orte *) dagegen erinnert Q. an eine ihm analog erscheinende Wahrnehmung: dass Pflanzenblätter, welche in Eismassen eingefroren seien, ähnlichen, durch die verschiedene Wirkung der Sonnenstrahlen auf die dunklere Blattfläche und die Eismasse vermittelten Ortsveränderungen innerhalb der Eismasse unterworfen seien **), und will diese Analogie, welche

---

*) Die Flözgebirge Württembergs S. 58. Anm.

**) Pflanzenblätter, Holz- und Rindenstücke und andere Körper von dunklerer Farbe werden, wenn sie auf Schnee- oder Eisflächen aufliegend den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, eine ihrem Umriss mehr oder weniger genau entsprechende Vertiefung durch Schmelzung des unterliegenden Schnees oder Eises veranlassen und, wenn das geschmolzene Wasser durch den Schnee oder durch Eisspalten abziehen kann, auf den Grund dieser Vertiefung zu liegen kommen, wenn aber das Wasser in letzterer stehen bleibt, müssen sie auf demselben schwimmen. Haben sie aber etwa durch angesogenes Wasser ein grösseres specifisches Gewicht, als das Wasser bei 0° angenommen, so werden sie nicht schwimmen, sondern auf dem Grund der mit Wasser gefüllten Grube liegen bleiben und können in der einen wie in der andern Lage wieder einfrieren. Allein dass sich alsdann ein Eisstylolith bilde, ist mir wenigstens nicht bekannt. Wäre es der Fall, dass sich auf diese Art Eisstylolithen bilden, so müsste die Erscheinung sicherlich in jedem Winter vorkommen und zu den alltäglichen gehören. Die Bewohner hoher Gebirgsgegenden, z. B. im Chamouny-Thal, streuen zerstampfte dunkle Schieferstücke auf ihre spärlichen, mit Schnee und Eis bedeckten Aecker, um diese Decke im Frühjahr früher zum Schmelzen, ihre Saaten früher an die Einwirkung der Sonne zu bringen. Allein es ist nicht bekannt, dass das in den Vertiefungen des Eises über den Schieferblättchen stehenbleibende Wasser, wenn es die Nacht über wieder zu Eis geworden ist, säulenförmige Absonderungen im Eis nach den Umrissen der Schieferstücke bilde. Jedenfalls könnten Pflanzenblätter und andere specifisch leichtere Körper als das Wasser nur auf der Oberfläche einer Eismasse in dieselbe einfrieren, nie aber in die Eismasse unter ihrer Oberfläche, um sich erst durch das über ihnen stehende, durch die stärkere Wirkung der Sonnenwärme auf sie geschmolzene Eis hydrostatisch zu heben und nach dem wiederholten Gefrieren dieses Wassers auf die Oberfläche des Eises zu kommen. Denn wie hätten sie zuvor in das Eis, unter dessen Oberfläche kommen sollen? Wäre aber auch die Existenz und diese Bildungs- und Entstehungsart von Eisstylolithen in der Erfahrung

nur entfernt, der äusseren Erscheinung nach, herbeigezogen werden könnte, benützen, um die Entstehung der Stylolithen, zwar nicht durch ungleiche Einwirkung der Wärme, sondern der Schwere, nämlich durch hydrostatische Hebung der Muscheln innerhalb des Schlamms und dauernde Abformung ihres Wegs durch die Schlammmasse zu erklären. Es wird jedoch diese Hypothese, so sinnreich sie auf den ersten Anblick erscheinen könnte, bei näherer Prüfung ebenso unsicher in ihren Prämissen, wie zweifelhaft in den daraus gezogenen Consequenzen erfunden werden, und auch der „einstige Versuch," welcher zur Unterstützung der Hypothese (S. 58) beschrieben wird, könnte unmöglich das in Aussicht gestellte Resultat liefern.

Die Wanderung der Muschel in senkrechter Richtung von unten nach oben durch den Schlamm hindurch, „dessen specifisches Gewicht ein weniges schwerer wäre, als das der Muschel," setzt natürlicher Weise voraus, dass die Muschel zuvor in dem Schlamm mehr oder weniger tief unter seiner Oberfläche gelegen sei, ehe sie sich hob. Bei dem Versuch würde man nun natürlich die Muschel in den Schlamm hineinstecken und sie würde, wenn die vorausgesetzten Bedingungen: hinreichender Unterschied des specifischen Gewichts zwischen Muschel und Schlamm und hinreichend geringe Cohäsion des Letzteren, zutreffen sollten, ebenso sicherlich, nur ungleich langsamer, emporsteigen, wie ein unter Wasser festgehaltenes Stück trockener Kork, sobald man es sich selbst überlässt. Allein es wird hier doch wohl die Frage erlaubt sein: durch welche äussere Kraft die specifisch leichteren vorweltlichen Muscheln, zumal in solcher

begründet, so bleibt noch eine grosse Kluft zu übersteigen, bis man von den Blatt- Eis-Stylolithen zu den Rüdersdorfer Muschel- Stein- (oder Schlamm-)Stylolithen, von der Wirkung der Wärme zu der Wirkung der Schwere, von dem Verhalten des tropfbaren Wassers zu dem des zähen Schlamms, der stehen bleibt, von dem Frieren des Wassers zu dem Festwerden des Schlamms gelangen könnte, — wenn man auch das Räthsel der a priorischen Einbettung specifisch leichterer Körper, der Blätter in das Wasser vor dessen Gefrieren, der Muscheln in den Schlamm vor dessen Condensirung bis zur Consistenz stehenbleibender Abdrücke oder selbst „Abformungen des Wegs" fester, durch denselben bewegter Körper, als gelöst annehmen wollte. P.

Zahl, wie sie sich im Muschelkalk finden, unter den specifisch schwereren Schlamm geführt worden sein möchten? Die etwaige Annahme, dass Strömungen dies gethan hätten, könnte nicht zutreffen, denn bei dem vorausgesetzten Unterschied des specifischen Gewichts, durch welches die Muschel in der ruhig stehenden Schlammablagerung die Cohäsion der letzteren überwinden soll, könnte die specifisch leichtere Muschel durch eine Strömung des Schlamms niemals unter den letzteren gebettet werden, weil die durch die Strömung bewerkstelligte innerliche Bewegung der Schlammtheile das Niedersinken der letzteren unter die Muschel, also die Hebung derselben, nur befördern müsste, wenn sie durch irgend welche Ursachen untergetaucht worden wäre, daher die Muschel nach Beendigung der Strömung, d. h. nach erfolgter Ablagerung des Schlamms, nicht in, sondern auf dem Schlamm liegen würde. Dass aber der „Weg der Muschel" alsdann sicherlich verwischt sein würde, braucht keines Beweises. Die etwaige Zuhülfenahme plutonischer oder vulkanischer Kräfte (*Acheronta movebo?*), die den Schlamm nach seiner Ablagerung durch einander und die specifisch leichteren Muscheln eingerührt hätten, würde durch keine wahrnehmbare Spuren solcher, auf die Formation vor oder während ihrer Ablagerung vorgekommenen Einwirkungen unterstützt. Dass die Muscheln mehr oder weniger tief in dem Schlamm gelebt hätten und erst nach ihrem Tode der Einwirkung ihres geringeren specifischen Gewichts hätten folgen müssen, liesse sich immerhin annehmen, denn das Gegentheil kann nicht bewiesen werden; allein es liesse sich bei dieser Annahme nicht absehen, warum dann in den meisten Fällen blos eine Schaale der Bivalven den Stylolithen horizontal aufliegt; nothwendig müssten unter dieser Voraussetzung die Stylolithen sammt und sonders die beiden Schaalen aufweisen. — Sollte aber, was das specifische Gewichtsverhältniss betrifft, die Masse von Schaalthierresten, welche gerade den Namen dieser Formation veranlasste, und ihr Vorkommen in jeder Teufe der muschelführenden Schichten nicht eher zu dem Schluss berechtigen: dass die Schaalen, wo nicht specifisch schwerer, doch jedenfalls nicht leichter waren als der Schlamm? Denn wenn sie schwerer oder leichter waren, so müssten alle Muscheln in

denjenigen Schichten, oder wenigstens in denjenigen Erstreckungen derselben, wo sich Stylolithen zeigen, solche Stylolithen erzeugt haben, im ersten Fall durch Niedersinken, im letzteren durch Aufsteigen. Man findet aber Muscheln mit und Muscheln ohne Stylolithen in einer und derselben Schichte und in geringer Entfernung von einander. Durch ebendiese Wahrnehmung zerfällt aber auch vollends die etwaige Annahme, dass der Schlamm erst später, nachdem die Muscheln vermöge seines anfänglich geringeren specifischen Gewichts in denselben gebettet waren, ein grösseres specifisches Gewicht hätte gewinnen können.

Es wird ferner ein Cohäsionsverhältniss des Schlamms, d. h. ein Flüssigkeits- oder Verdünnungsgrad desselben durch Wasser, vorausgesetzt, der eine hydrostatische Hebung der specifisch leichteren Muschel in senkrechter Richtung auf die Ebene ihres Randes, welch letztere zugleich in der Ebene des Horizonts liegend angenommen wird, zulassen soll. Dieser Verdünnungsgrad müsste also ein solcher sein, bei welchem der über der Muschel lagernde Schlamm an den Muschelrändern vorbei unter die Muschel treten und sie eben dadurch heben kann, indem er unter ihr wieder zusammenfliesst. Allein unter dieser Bedingung würde sicherlich „der Weg der Muschel" verwischt werden, wie das Fahrgleis eines durch flüssigen Strassenschlamm rollenden Wagenrades. Wollte man jedoch geltend machen, dass der Schlamm sich gegen einen in ihm liegenden specifisch leichteren Körper anders verhalten müsse, als eine mehr oder weniger flüssige tropfbare Flüssigkeit, die blos durch das Untersinken der, um den specifisch leichteren Körper herum befindlichen Theile unter den letzteren dessen Hebung bewerkstelligt, so wird die Annahme einer hydrostatischen Hebung in demselben Verhältniss schwieriger und unwahrscheinlicher, in welchem der Flüssigkeitsgrad des Schlamms ab-, seine Cohäsion zunimmt; eine Schwierigkeit, über welche die Annahme, „dass der Schlamm ein Weniges schwerer sei," durchaus nicht hinwegführt. Wollte man also z. B. die Ausfüllung des „Wegs der Muschel" durch das Nachdringen des unter ihr befindlichen Schlamms bei ihrer Hebung erklären — für welch letztere, wie leicht ersichtlich, das geringere specifische Gewicht der Muschel

nicht ausreicht, sondern eine andere, unbekannte, hebende Kraft mit im Spiel sein müsste, — so müsste für diesen Gang der Stylolithenbildung die Annahme eines *vor der Muschelhebung* vorhandenen hohlen Raums über der Muschel, also gewissermassen einer präformirten Matrize des Stylolithen zu Hülfe genommen werden und es hätte *nach ihrer Hebung* unter dem nachgedrungenen Schlamm ein hohler Raum entstehen müssen, welch letzterer alsdann natürlich noch jetzt in der Gebirgsart sich finden oder etwa durch Kalkspath ausgefüllt sein müsste; was aber keineswegs der Fall ist. Aber auch diese Hebung durch eine andere unbekannte Kraft könnte ebensowenig, als die vorhin erwähnte Art, wie der Schlamm der Bewegung der hydrostatisch gehobenen Muschel ausweichen müsste, mit dem Stehenbleiben ihres Wegs vereinbar sein, weil auch dieses Nachdringen des Schlamms von unten immer einen Flüssigkeitsgrad desselben erfordert, bei dem das Stehenbleiben ihres Wegs ein ungelöstes Räthsel bleiben müsste.

Noch wird weiter postulirt: dass die Muschel bei ihrer hydrostatischen Hebung durch den Schlamm *sich stets parallel bleibe*. Dies involvirt, dass der Schwerpunkt ihrer Masse in die gerade Linie fallen müsste, welche in dem Schwerpunkt der Ebene ihres Schaalenrandes normal auf dieser Ebene steht. Wäre dies der Fall, so könnte die specifisch leichtere Muschel nur in der Stellung hydrostatisch gehoben werden, dass ihre convexe Seite nach unten gekehrt ist. Es finden sich nun zwar Stylolithen, deren aufgesetzte Muscheln diese Stellung haben, aber auch andere, und deren ist keine geringe Zahl, wo die Muschel die convexe Seite nach oben kehrt. Jedenfalls aber wird die angegebene Lage des Masseschwerpunkts, wegen der constanten Verdickung der Schaale bei den Bivalven gegen das Schloss hin, auch bei den in Rede stehenden des Muschelkalks nie zugetroffen haben. Die Muschelkalk-Bivalven müssten daher bei ihrer hydrostatischen Hebung nothwendig eine schiefe Richtung angenommen haben und könnten nicht in horizontaler Lage auf (oder wenigstens in *einem* angeführten Fall unter) dem senkrecht in der Schichte stehenden Stylolithen gefunden werden.

Wollte man endlich sich auf den „hohlen, mit Thonletten

ausgefüllten Raum“ unter der Muschelschaale berufen und annehmen, dass dieser etwa von Gasen ausgefüllt war, welche die hydrostatische Hebung vermittelt hätten, nachher aber von den Thonletten ausgefüllt worden sei, und wollte man über die Frage hinweggehen, woher diese Thonletten nachher gekommen seien; so würde die kaum zuvor aus den Gesetzen der Hydrostatik erwiesene Unmöglichkeit, dass die Muschel bei der Hebung sich selbst parallel bleibe, auch diesen Ausweg für die Erklärung verschliessen, — davon nicht zu reden, wie unter dieser Voraussetzung alsdann die, mit der convexen Seite auf den Stylolithen sitzenden Muscheln hätten gehoben werden sollen.

Geht nun aus allem diesem hervor, dass die „Absonderung der Stylolithen“ nicht durch die angegebene hydrostatische Hebung der Muscheln in dem Kalkschlamm „geleitet“ werden konnte; so möchte es beinahe scheinen, als ob auch in der Abhandlung des Hrn. Prof. Quenstedt am Ende auf diesen Erklärungsversuch kein grosses Gewicht mehr, jedenfalls nicht das Gewicht einer erschöpfenden Erklärung des Phänomens, gelegt werde. Denn es wird (S. 141 Wiegm.) die Möglichkeit statuirt, dass auch jede andere, vom Kalkschlamm verschiedene (ob specifisch leichtere, ist nicht gesagt) Masse in ähnlicher Weise, wie die Muscheln, „durch ihr blosses Dasein“ (nicht mehr durch hydrostatische Hebung) zu solchen bestimmten Absonderungen (bestimmten Stylolithenformen) „Gelegenheit“ gegeben habe, — also nicht mehr eine nothwendige Ursache derselben gewesen sei, wie dies doch von den Muscheln *) behauptet wird; und zuletzt wird noch (S. 142 a. O.) ausdrücklich beigefügt: „es soll damit nicht „gesagt sein, dass jedesmal zur Erregung“ (eines Stylolithen) „ein fremdartiger Körper nöthig wäre;“ was nun einer förmlichen Zurücknahme des zuvor von Muscheln und anderen fremdartigen Körpern Gesagten, jedenfalls „des naturhistorischen Beweises für die Abhängigkeit der Stylolithen von den Muscheln,“ selbst derjenigen, welche noch jetzt mit auflagernden Muscheln verbunden sind, gleich kommt.

*) S. 141 Wigm.: „Durch diese Thatsache ist es naturhistorisch bewiesen, dass die Form der Stylolithen von den sie bedeckenden Muscheln abhängt.“

Maßen die Cohäsion zerstören, durch welche jetzt die verschiedenen Staaten des Südens unter sich verbunden sind.

Daß die eigentliche Demokratie der Vereinigten Staaten aus dem Süden stammt, ist schon oben bemerkt worden; nur ist noch hinzu zu fügen, daß bei einer so großen Ungleichheit der Stände, wie die der Einwohner der nördlichen Staaten, welche sich mit jedem Jahre mehr und mehr dem alten England nachbilden, selbst der republikanische Eifer im Streben nach Reichthümern erkalten müßte, wenn ihm nicht die neuen Ansiedelungen im Westen, hauptsächlich aber der demokratische Geist der südlichen Staaten das Gleichgewicht hielte. Daher heißen denn auch die Virginier spottweise „metaphysische Politiker“ (metaphysical politicians), weil sie generalisiren, und die einmal anerkannten Grundsätze der Freiheit auf alle Weise ohne Unterschied der Conditionen angewandt wissen wollen. Die Aufhebung der Negersklaverei würde daher nachtheilig auf die politische Ausbildung der niederen weißen Klassen wirken, ohne vielleicht die der Schwarzen selbst mächtig zu befördern. Was hätten am Ende die Schwarzen von der Concurrenz und Eifersucht der Weißen mehr zu erwarten, als Bedientendienste? So lange die Weißen im Besitz der obersten Gewalt der Regierung sind, — und in der That nur so lange läßt sich von einer amerikanischen Föderativ-Republik eine Idee fassen — müssen die Neger natürlich von allen Staatsämtern ausgeschlossen bleiben; wie kann man sie aber davon ausschliessen, ohne sie zu Sklaven zu machen? — In den nördlichen Staaten besitzen die freien Neger das Privilegium, eigene für sie bestimmte schmutzige Stadttheile zu bewohnen, sich für Geld schöne Kleider anzuschaffen, und des Abends, wenn es ihnen gefällig ist, spazieren zu gehen, aber dabei ja keinem Weißen zu nahe zu treten, wenn sie nicht an ihren früheren Sklavenzustand auf eine etwas rohe und fühlbare Art erinnert werden wollen. Im Uebrigen werden sie als Aussätzige behandelt, mit welchen kein Weißer Umgang pflegt, und kein Königreich verschaffte einem Neger Eintritt in ein anständiges Wirthshaus. — Würden sich aber die Neger der südlichen Staaten, wenn man sie bis auf diesen Grad frei ließe, diese Behandlung lang gefallen lassen? Würden sie dort, wo sie die Mehrzahl bilden, sich geduldig in die Gesetze der Minorität fügen? Und welche Mittel stünden dann den Pflanzern zu Gebote,

Was wir also allein mit einiger Sicherheit aus den Erörterungen des Hrn. Prof. Quenstedt entnehmen können, ist: dass jedenfalls nur ein Theil der, „Stylolithen" genannten Erscheinungen im Muschelkalk, Absonderungen sind, welche möglicher Weise durch organische Körper geleitet wurden, und zwar natürlicherweise eben nur diejenigen, welche in Verbindung mit organischen Körpern vorkommen: eine Ansicht, welcher man im Voraus vollkommen beipflichten kann, wenn man auch der hydrostatischen Hebungstheorie nicht zu huldigen vermag; dass aber der übrige grössere Theil derjenigen „bestimmten Formen," sowie sämmtliche „unbestimmte," bei welchen kein organischer Körper zu finden ist, eine andere „Leitung" gehabt haben, d. h. ein anderer Erklärungsgrund für dieselben gesucht werden müsse.

Bei Aufsuchung dieses Erklärungsgrundes für die Stylolithen überhaupt, sowie eines sicheren Erklärungsgrundes auch für die mit Muscheln verbundenen Stylolithen ins Besondere, (für welche ein solcher durch die „blosse Anwesenheit" der Muscheln ebensowenig, wie für die übrigen durch die „blosse Anwesenheit" anderer Massen, wie z. B. Thonletten, über oder unter den Stylolithen, welche den „Impuls zu den vielgestaltigen Absonderungen" gegeben hätten, an die Hand gegeben ist,) müssen nun zwei Thatsachen im Voraus ins Auge gefasst werden:

1) dass nicht alle säulenförmigen Absonderungen, im Muschelkalk wie in andern Formationen, mit organischen oder andern, der Gebirgsart fremden Körpern verbunden vorkommen, vielmehr dass bei einem sehr grossen, wo nicht dem überwiegend grössten Theil derselben keine Spur davon zu finden ist;

2) dass nicht alle, vielmehr nur die wenigsten organischen Einschlüsse (Muscheln) mit Stylolithen oder säulenförmigen Absonderungen verbunden sind.

In Betreff des Punkts 1) entsteht nun die Frage: ob die mit organischen Resten (Muscheln, Enkrinitenwurzeln) in Verbindung vorkommenden säulenförmigen Absonderungen mit den ohne solche vorkommenden für gleichartig zu halten, oder von denselben zu unterscheiden seien, ob also im ersteren Fall beiderlei Absonderungen unter den Begriff von Stylolith zusammenzufassen, in letzterem Fall aber die eine oder die andere Art, die mit

oder die ohne organische Körper vorkommenden, von dem Begriff von Stylolith auszusondern seien?

Weder Mandelsloh noch Quenstedt haben sich hierüber bestimmt ausgesprochen, und doch müsste die letztere Alternative aus ihren beiderlei Erörterungen mit Nothwenigkeit folgen, wenn wir sie in derjenigen Beschränkung auffassen, in der sie thatsächlich gehalten sind, nämlich in Beschränkung auf die notorisch durch organische Körper geleiteten oder vielmehr mit denselben räumlich verbunden vorkommenden Absonderungen, d. h. auf „Stylolithen," welche mit organischen Resten in Verbindung stehen.

Zwar unterscheidet Mandelsloh, wie oben erwähnt, die „cylindrischen Stylolithen" von „kleinen, in allen Kalken vorkommenden Rutschflächen" und scheint letztere schon durch diese Benennung auf eine andere Erklärung ihrer Entstehung, als die „cylindrischen Stylolithen," verweisen zu wollen. Allein es gibt noch eine grosse Zahl von Stylolithen, welche zwischen diesen Extremen, — einerseits zwischen den „gestreiften Cylindern," andererseits zwischen den gestreiften, der Ebene mehr oder weniger nahe kommenden, nicht in sich selbst zurücklaufenden, daher keinen Theil der Gebirgsart umschliessenden, also weder cylindrische, noch überhaupt „bestimmte" oder auch „unbestimmte Säulenformen" absondernden Flächen, — in der Mitte liegen; ja sogar, wenn man Absonderungsflächen der letzteren Art von dem Begriff der Stylolithen ausschliessen und dem Namen wie der Erklärung nach unter den vagen Begriff von „Rutschflächen" verweisen wollte, so bleibt noch eine grosse Zahl von Säulenformen übrig, welche, abgesehen von dem Prototyp dieser Form, dem Cylinder, durch ihre äussere Beschaffenheit, durch ihre Absonderung oder Umschliessung eines Kerns von Gebirgsart, durch ihre Streifung, unter einander und, in letzterer Beziehung, selbst mit den „gestreiften Rutschflächen" der Kalksteine so sehr übereinstimmen, dass man bei Erklärung ihrer Entstehung nicht umhin kann, sie alle unter Einen Gesichtspunkt zu stellen.

Prof. Quenstedt dagegen scheint durch den Beisatz: „es soll nicht gesagt sein, dass jedesmal ein fremder Körper zur Erregung nöthig sei," die Ansicht zuzugeben, dass es Stylolithen mit und Stylolithen ohne leitende organische oder unorganische

Körper gebe; allein eine bestimmte und klare Aeusserung hierüber, oder eine Beantwortung der Frage, wie sich die eine und die andere Art von Stylolithen gegen einander verhalte, verdanken wir ihm nicht.

In Betreff des zweiten Punkts ad 2) wird der alternative Schluss erlaubt sein: dass *entweder* die „blosse Anwesenheit" von organischen oder überhaupt der Gebirgsart fremden Körpern weder die ursprüngliche, noch die Gelegenheitsursache („Leitung") für die Entstehung säulenförmiger Absonderungen (Stylolithen) gewesen sein könne, *oder* dass, wenn dies stattgefunden hat, Umstände vorgewaltet haben müssen, welche nicht bei allen organischen oder nichtorganischen Einschlüssen der Gebirgsart, sondern nur bei denjenigen zugetroffen haben müssten, die wir mit säulenförmigen Absonderungen (Stylolithen) in Verbindung treffen.

Da nun aber die von *Quenstedt* bemerkte Uebereinstimmung des Umrisses der Stylolithen im Muschelkalk mit den ihnen aufsitzenden Muscheln eine Thatsache ist, die fast durchgängig bei den Muschelstylolithen (wie man die mit Muscheln verbundenen der Kürze nach nennen könnte) zutrifft, so bleibt blos die zweite Alternative des vorerwähnten Schlusses übrig.

Indem ich nun den Versuch mache, diese Umstände und mit diesen die Erklärungsgründe für die in Rede stehenden Erscheinungen aufzusuchen, muss ich letztere zuvor genau begrenzen, d. h. angeben, von welchen Phänomenen die Rede sein soll.

Mandelsloh und *Quenstedt* reden von säulenförmigen Absonderungen in *Kalksteinen*; auch ich will vorerst diese festhalten. Sie reden von Absonderungen, welche der *Länge nach gestreift*, linirt, kannelirt, mit strenglichem Kalkspath, Metallverbindungen etc. überzogen sind; auch ich will diese vorerst ins Auge fassen. *Mandelsloh* redet von gestreiften „Rutschflächen," die er ausschliesst; ich möchte sie in der oben erwähnten Determination von nicht in sich selbst zurücklaufenden *Absonderungen* in das Bereich der Untersuchung hereinziehen, als Erscheinungen, welche in gewissen Beziehungen, wie namentlich der Streifung, dem Vorkommen *innerhalb* des Gesteins, der theilweisen Verbindung mit Kalkspath, den Richtungen, in denen

sie im Gestein gefunden werden, den Dimensionen u. s. w. mit den „Stylolithen von etlichen Zollen Höhe" übereinstimmen. Ich schliesse dagegen die oben erwähnten cylindrischen, an den Schichtflächen haftenden Absonderungen (oder vielmehr Ausläufer für die eine, Einschlüsse für die angrenzende, der ersteren ungleichartige Gesteinsschichte), sowohl in den Kalkstein-, wie in den Sandsteinformationen aus, indem ich sie in das Gebiet der Reliefs, Fährten oder Vermiculiten ziehe, und wähle meinen Weg von Erscheinungen aus, welche noch jetzt in der Natur der Dinge stattfinden, um von diesen zur Erklärung vorweltlicher Phänomene zu gelangen, einen Weg, der unstreitig durch das Gebiet der Hypothesen als der naturgemässere, daher am besten fundamentirte, weit sicherer führt, als ein von willkührlichen Annahmen ausgehender. —

Wenn eine Schlammansammlung im gewöhnlichen Sinne des Worts, wie solche von fliessenden Gewässern nach jedem Regenguss zusammengeschwemmt, oder sonst auf dem Grunde von Wasseransammlungen abgelagert getroffen werden, den Einwirkungen der Luft, der Sonne, der Wärme überhaupt ausgesetzt ist, so entstehen Klaffungen, zuerst in Form leichter Ritzen in der Oberfläche, welche nach und nach immer mehr in die Tiefe sich erstrecken. Es können jedoch auch Klaffungen innerhalb der Schlammmasse, d. h. mehr oder weniger tief unter der Oberfläche entstehen, wenn die Bedingung ihrer Entstehung zunächst nicht auf der Oberfläche, sondern unter derselben in der Masse in höherem Grade stattfindet. Diese Bedingung ist nun eben: die Entfernung der im Schlamm enthaltenen wässerichten Feuchtigkeit und zwar leichtes Entweichen derselben, sei es durch Abfluss oder Verdunstung. Dass aber Schlammmassen von verschiedener Zusammensetzung bei gleichen Umständen, die eine mehr, die andere weniger leicht austrocknen, je nachdem ihre Gemengtheile stärkere oder schwächere Adhäsion für das Wasser haben, die specifische Einwirkung der die Verdunstung bedingenden Umstände und Agentien bei der einen grösser oder geringer ist, das Entweichen der Dämpfe oder des tropfbaren Wassers leichter oder schwieriger erfolgt, ist bekannt, und es ist häufig der Fall, dass eine und dieselbe auf der Erdoberfläche abgelagerte Schlammmasse

eine solche Verschiedenheit des Verhaltens gegen das Wasser und dessen Verdunstung oder Abfliessen in verschiedenen ihrer Schichten oder Erstreckungen zeigt.

Die Entfernung des Wassers aus der Schlammmasse hat natürlicherweise ein Zusammenziehen der letzteren zur Folge, und dieses die Entstehung der Risse und Klaffungen, sobald der Schlamm zu einem Grade der Consistenz gelangt ist, bei dem eine Ausgleichung des verminderten Volumens durch Zusammenfliessen des Schlamms nicht mehr möglich ist. Dabei ist nun ein Gesetz, d. h. eine stets wiederkehrende, also auf einer Naturnothwendigkeit beruhende Erscheinung wahrzunehmen: dass die von der Oberfläche ausgehenden Risse und Klaffungen sich in der Regel nur senkrecht auf den Horizont, oder nie viel von dieser Richtung abweichend, in die Tiefe erstrecken. Eine Abweichung von der senkrechten Erstreckung der Spalten ist stets durch die Anwesenheit eines fremden Körpers vermittelt, oder sie hängt mit Ungleichförmigkeiten in der Masse und deren Ablagerung zusammen. Eine Ausnahme von dieser Regel entsteht namentlich auch durch die Anwesenheit „dünner Membranen," wie sie Klöden, freilich in anderem Sinne, annimmt, indem er solche lediglich von der Haut abgestorbener Quallen ableiten will. Es ist nämlich nicht selten der Fall, dass Kalk- oder Metallsalze auf der Oberfläche stehender Gewässer durch Verdunstung des Wassers dünne Häute bilden, welche, wenn sie durch mechanische oder andere Ursachen unter das Wasser getaucht werden, durch ihre specifische Schwere auf den Grund gehen und hier natürliche Absonderungsflächen gegen neue Ablagerungen von Schlamm bilden und somit bei der Austrocknung die Entstehung von Klaffungen auch in anderer, als der senkrechten Richtung „leiten." Dasselbe kann durch Effluvien organischer Körper, welche in den Schlamm gebettet sind, bewirkt werden, und insofern könnte immerhin der Schleim der Klöden'schen Quallen, in den sie nach dem Absterben übergehen, nicht aber ihre Haut, mitgewirkt haben, da diese bei ihrer geringen Dicke, Consistenz und bei ihrer chemischen Zusammensetzung ebensowenig irgend eine erhebliche Dauer nach dem Tode des Thiers in vorweltlichen Zeiten gehabt haben wird, als sie es in der Jetztzeit hat.

Diese Bildung von Klaffungen und Rissen zeigt sich ebensowohl in thonichtem, als in reinerem Kalkschlamm, wie letzterer z. B. bei jedem Bauwesen durch Löschen gebrannter Kalksteine erzeugt wird, sie zeigt sich selbst in mit Sand vermengtem Schlamm, in feuchtem, festem Erdboden, auf Gras-, Moor-, Ackerflächen, selbst auf festgetretenen Wegen, wenn die Trockenheit eines heissen Sommers andauert.

Mit der Andauer der austrocknenden Einwirkung nehmen die Klaffungen nicht nur in die Tiefe zu, sie verlängern und vermehren sich auch in horizontaler Erstreckung, die anfänglich vereinzelten Ritzen, Spalten und Klaffungen stossen in den verschiedensten Richtungen zusammen, vereinigen sich auf die mannigfachste Weise und es entstehen auf diese Art Gebilde oder Ablösungen, die wir kecklich „Schlammstylolithen" nennen können, säulenförmige Absonderungen der verschiedensten Figur, Dicke, Höhe, die Klaffungen erweitern sich, wie sie an Tiefe zunehmen und, wenn die Masse eine gleichförmige ist, so erweitern sie sich gleichförmig in umgekehrtem Verhältniss zur Zunahme ihrer Tiefe. Ist die Schlammmasse eine compakte, so bleiben die Kanten an der obern Grundfläche der Säulen, oder die Lippenränder der Spalten, ohne hinzutretende äussere Ursachen, mehr oder weniger unversehrt; im andern Fall tritt, wie namentlich durch Regen, ein Abfallen der Kanten ein, und bei stärkerem Regen kann selbst eine Abrundung oder Zuspitzung der obern Säulenbasis entstehen.

Tritt wieder Feuchtigkeit zu einer solchen mehr oder weniger ausgetrockneten Schlammmasse, so nähern sich die Spalten und Klaffungen wieder, und bei völliger Inundation vereinigen sie sich wieder vollständig. Bleibt in diesem Fall das Wasser ruhig, so bleiben sichtbare Spuren der Klaffungen auf der Oberfläche des Schlammes übrig; durch Strömungen dagegen werden auch diese verwischt. Kommt eine plötzliche Strömung hinzu, welche neue Schlammmassen mit sich führt, so werden die noch nicht vereinigten Spalten mit dieser Masse ausgefüllt *). Hatten sich

*) Dies ist z. B. die natürlichste Erklärung der netzartigen Reliefs auf der untern Schichtfläche von Sandsteinen oder Kalksteinen, wo sie

fremdartige Substanzen, wie obige Membranen, feiner Staub, feinerer Schlamm, namentlich wenn dieser heterogene Bestandtheile, Metalloxyde etc. enthält, in die Spalten eingelagert, so bleibt auch nach der Wiedervereinigung der Spaltenwände die frühere Fuge durch die zwischenlagernde Schichte gesondert, es hat sich eine dauernde Absonderungsfläche gebildet.

Wo ein fremder Körper, organischer oder nicht organischer, auf der Schlammoberfläche fest aufliegt, entsteht höchst selten eine Klaffung in der von dem Körper bedeckten Fläche, wohl aber in der Regel rings um denselben herum mehr oder weniger genau seiner Begrenzung nach und erstreckt sich in dieser Richtung auch senkrecht in die Tiefe; es entsteht ein Schlammstylolith, dessen Absonderung oder Ablösung durch den fremden Körper „geleitet ist." Findet sich ein solcher fremder Körper in geringer Tiefe unter der Oberfläche in den Schlamm eingebettet, so kann auch unter dieser Bedingung ein nach seinem Umriss geformter Schlammstylolith entstehen, und es ist, je nach der Beschaffenheit des Schlamms in verschiedenen Tiefen unter seiner Oberfläche, ebensowohl möglich, dass die Klaffung von dem organischen Körper innerhalb des Schlamms aufwärts, wie abwärts sich erstreckt.

Ich habe diese Erscheinungen an Schlammablagerungen vielfach wahrgenommen, ich habe sie beobachtet aus Interesse für die Reliefs-, Fährten-, Absonderungs- und Ablösungsphänomene in den Gesteinsarten der württembergischen und fremder Gebirgsarten, ich habe eine Reihe von Belegen der letzteren gesammelt, mit denen der Schlammablagerungen der Jetztzeit verglichen und nicht nur die grösste Uebereinstimmung zwischen beiden gefunden, sondern auch bei den letzteren stets die geschilderte Art und Weise und keine Abweichungen davon wahrgenommen. Ich habe z. B. wahrgenommen, dass bei vorweltlichen Gesteins-, wie bei jetzt entstehenden Schlamm-Stylolithen der Stylolith zuweilen mit den Wänden seiner Umgebung

---

auf Thonen auflagern: so der Hessberger Netze, so der in andern Formationen, besonders im Muschelkalk so häufigen ähnlichen Bildungen. cf. Beiträge zur Paläonthologie S. 80 ff. P.

auf der einen Seite oben, auf der entgegengesetzten unten zusammen hängt, einer Folge verschiedenartiger Cohäsion, so dass das Gebilde eine schiefe oder gekrümmte Stellung erhielt, wie bei unreiner Spaltung eines Holzstücks; ein Beweis weiter, wenn es je noch bezweifelt werden könnte, dass es Zeitpunkte gegeben haben muss, wo die geschichteten Gebirgsarten weiche Schlammmassen waren, die nachher ihres Wassergehalts, sei es durch Austrocknung oder seitlichen Abfluss desselben, mehr oder weniger beraubt wurden, wie dies noch heutzutage der Fall ist. Im Jahre 1846 wurde, um eines auffallenden Phänomens aus der Jetztzeit Erwähnung zu thun, ein künstliches Wasserbassin ausserhalb der Thore Stuttgarts, der sogenannte Feuersee, abgelassen und blieb einen grossen Theil des trockenen Sommers und Herbstes hindurch in diesem Zustande. Es entstanden in dem etliche Fuss tiefen Schlamm auf seiner ganzen Oberfläche die oben erwähnten senkrechten Klaffungen und erzeugten Säulen, welche die überraschendste Aehnlichkeit, namentlich durch ihre Dimensionen, ihre deutliche Verjüngung gegen oben und die Abrundung der obern Kanten, mit den bekannten, häufig Baryt führenden, in senkrechter Richtung vielfach zerklüfteten und gespaltenen Steinmergelschichten von etlichen Zollen bis 1 Fuss Mächtigkeit zeigten, die in den Keupermergeln zwischen der unteren und der oberen weissen Keupersandsteingruppe (der des kieslichten und der des grobkörnigen Keupersandsteins) sich in mehrfacher Wiederholung hinziehen.

Die Seitenflächen der Schlammstylolithen sind meist mehr oder weniger deutlich gestreift, theils aber auch ohne Streifung; im ersteren Fall verläuft die Streifung stets in senkrechter Richtung längs der Säulenform, die Streifen bilden mehr oder weniger scharfkantige oder abgerundete, auswärts wie einwärts gehende Flächenwinkel, deren Flächen theilweise eben, theilweise aber auch gekrümmt sind. Die Streifen sind, je nach der fein- oder grobkörnigen Beschaffenheit der den Schlamm bildenden Gemengtheile, breiter oder schmäler, feiner oder gröber, deutlicher oder undeutlicher.

Zu Erklärung dieser Streifung, wo sie sich findet, namentlich ihrer stets senkrechten Richtung, lässt sich mehr als

eine Ursache denken. Sie kann durch den häufig zackichten Bruch der obern Spaltenlippen, durch zackige Ablösung der obersten, in der Regel zuerst austrocknenden, meist feinthonichten Schlammschichten präformirt sein, sie kann ihre Ursache in dem Gefüge oder der Ablagerung der erdichten, der sandigen Gemengtheile des Schlamms haben, sie kann eine Wirkung des allmähligen Auseinandergehens der Klaffung von oben nach unten sein.

Eine bestimmte und erfahrungsgemässe Ursache lässt sich aber anführen. Es ist dies der Regen. Wenn eine gleichförmige, d. h. eine nicht aus allzusehr der Grösse, der Gestalt, dem specifischen Gewicht nach verschiedenen Gemengtheilen bestehende Schlamm- oder Erdmasse dem Regen ausgesetzt ist, so entstehen durch das allmählige Abschwemmen senkrechte Wände und in diesen stets mehr oder weniger deutliche senkrechte Streifen und Rinnen. Diese Wirkung wird ins Besondere durch auflagernde grössere feste Körper, Steine, Holzstücke u. s. w. „geleitet," und es entstehen dann säulenförmige Gebilde, welche in ihrem Querdurchschnitt genau die Figur des auflagernden Körpers wiederholen. Es ist dies eine Erscheinung, die man tausendfältig nach jedem Regenguss, hauptsächlich in thonichtem Sandboden an Böschungen oder anders gebildetem Terrain, bei dem ein Abfliessen des Wassers nicht gehemmt ist, wahrnehmen kann. An den nackten Gebirgsböschungen der Schwarzwaldthäler z. B. ist diese Besetzung derselben mit tausendfältigen kleinen Säulenformen ein überraschender Anblick *).

*) Ich fand diese Erscheinung während meines Aufenthalts im Schwarzwalde in den regenreichen Monaten August und September 1851 überall an allen Bergabhängen in einer überraschend deutlichen Ausprägung von ½ bis mehrere Zollen Länge und oft in grossen Gruppen beisammen. Es sind dies Phänomene, welche sich nur durch ihre geringen Dimensionen von den bekannten grossartigen Erd-Pfeilern und Pyramiden z. B. bei Botzen unterscheiden. (Eine Beschreibung und Stahlstichzeichnung davon gibt Bernh. Cotta, die Alpen. 1851. S. 212.) Es wirft diese in thonichtem Sandboden allgemein wahrnehmbare Erscheinung im Kleinen auch ein erklärendes Licht auf die Entstehung der colossalen Sandsteinsäulen und Pfeiler in den weichen Sandsteinmassen der sächsischen Schweiz, bei welchen meist ein festerer Felsblock auf-

Jene oben erwähnten, meist gestreiften, oben abgerundeten Schlammstylolithen des Feuersees bei Stuttgart waren im Verlauf des trockenen Sommers wenigen und nicht sehr ergiebigen Regen ausgesetzt; stärkere Regengüsse würden den Schlamm allzusehr angefeuchtet, durchdrungen, das ursprüngliche Volum der Säulen wiederhergestellt, die Klaffungen aufgehoben haben, allein die Absonderungsflächen würden, unter obenerwähnten begünstigenden Umständen, theilweise dennoch geblieben sein und ihre Streifung würde sich gegenseitig abgedrückt haben, namentlich wenn z. B. ein Druck von oben die Wiedervereinigung der Spaltenwände befördert hätte.

Die Anwendung dieser Wahrnehmungen in der jetzigen Epoche der Erdbildung auf Erklärung der Entstehung der gestreiften wie ungestreiften, mit organischen oder andern fremdartigen Körpern zusammenhängenden und nicht mit solchen zusammenhängenden, säulenförmigen und andern Absonderungen in den vorweltlichen, mehr oder weniger thonichten oder mit andern Mineralstoffen gemengten Kalk- und andern Schlammablagerungen, dem Material der geschichteten Kalkformationen, gibt sich von selbst, ich brauche sie nicht weiter zu verfolgen und erinnere nur daran, dass bei den Kalksteinstylolithen stets eine, wenn auch

---

gelagert ist und durch die Figur seiner Basis die Figur der ganzen Säule bedingt. Er dient der Säule als Hut gegen den Regen und dieser äussert auf das weichere Gestein unter dem Hut seine mechanische Wirkung ebenso, wie auf die sandig-thonige Erdmasse und die trockene oder halbtrockene Schlammmasse nur in senkrechter Richtung, entlang den seitlichen Contouren des auflagernden Felsblocks, kann daher auch nur senkrechte Wände nach dem Umriss des Huts erzeugen, und, wo diese einmal gebildet oder voraus vorhanden sind, ihre senkrechte Richtung nicht weiter stören, weil das fallende Regenwasser nicht in schiefer oder wagrechter Richtung einwirken kann, wie eine das weiche Gestein auswaschende und aus- oder unterhöhlende wagrechte Strömung, z. B. eine Brandung es thut. — Wo das Abfliessen oder Abtropfen des Wassers gehemmt ist, z. B. an Erdwänden, welche nur geringe Böschung unter 45 Grad haben, wo daher das Wasser in Tropfen stehen bleiben kann, da erzeugen sich aus den Ablagerungen der feinen, vom Wasser ergriffenen oder hergeführten Erdtheile kleine rundliche, wellenförmige oder andern gebildete Reliefs, die man mit festgewordenen kleinen *Cascaden* oder mit Tropfsteinen vergleichen könnte. P.

die einmal losgelaſſenen Sklaven zum Gehorſam zu zwingen? — Läßt ſich von freigelaſſenen Sklaven dieſelbe freiwillige Unterwerfung unter die Geſetze erwarten, welche die Amerikaner vor allen andern Völkern auszeichnet? Und welchen Einfluß müßte die Abſchaffung der Sklaverei auf den Zuſtand der Pflanzer ſelbſt ausüben? Würden die ihres Eigenthums, ihrer politiſchen Vorzüge beraubten Weißen mit derſelben Liebe am Vaterlande hängen? Würden ſie nicht lieber daſſelbe verlaſſen und nach Norden auswandern, wo ſie wenigſtens gegen das Uebergewicht der Schwarzen geſichert ſind? Was wäre daher die Abſchaffung der Negerſklaverei in den ſüdlichen Staaten anders, als die Aufgebung dieſes ganzen Landſtriches zu Gunſten der Schwarzen? — eine Verifikation der de Jocqueville'ſchen Prophezeihung, daß alle jene in der Nähe der Wendekreiſe gelegenen Länder, wo die Neger jetzt die Mehrzahl bilden, endlich ganz von dieſen werden bewohnt werden, und daß die Weißen nach und nach auf ihr urſprüngliches Klima zwiſchen dem Wende- und Polarkreiſe ſich zurückziehen müſſen?

Wenn man von der Abſchaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten ſpricht, ſo vergeſſe man doch ja nicht, daß hier von einem bloßen Verſuch zu Gunſten einer rohen, fremden, noch nie zu regelmäßigen Staaten organiſirten Menſchenrace die Rede iſt, und daß man dem gebildeteren Geſchlecht, dem dieſe rohe Maſſe gleichſam bloß als phyſiſche Unterlage ihrer Geſtaltung dient, zumuthet, dieſen Verſuch, welcher ihre eigene Exiſtenz bedroht, der das Innerſte ihrer Staatenorganiſation erſchüttert, und ſie zwingt, von reichen Beſitzern zu armen Arbeitern herabzuſteigen, und ihr mit Blut errungenes Vaterland mit ihren Sklaven zu theilen, der Realiſirung einer Idee willen zu wagen, welche noch dazu bloß in den Köpfen der Weißen ihren Urſprung hat. — Die Neger, ſelbſt in den freien Staaten, kennen noch immer nicht den Werth der Freiheit;* wie können ſie aber, ohne von dem Gefühl ihres Werths durchdrungen zu ſeyn, taugliche Bürger einer demokratiſchen Republik werden? Ihr Daſeyn, ihre Geſchichte iſt nicht

* Ueber die phyſiſche und moraliſche Verſchiedenheit der Neger von den Weißen, ſiehe Grund „die Amerikaner in ihren moraliſchen, politiſchen und ſocialen Verhältniſſen.“ Stuttgart, in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

nur „papierdünne" Zwischenschicht heterogener Substanzen, z. B. Eisenoxydhydrat, auf den Absonderungsflächen bemerklich ist, ganz übereinstimmend mit dem, was von Zwischenlagerungen in den Absonderungsflächen der jetzigen Schlammmassen auch nach Wiedervereinigung der Klaffungswände der Austrocknungsrisse gesagt wurde.

Dagegen wird die Anwesenheit von stenglichtem oder faserichtem Kalkspath, welcher bei manchen, alsdann stets deutlich nach dem Typus der Spathprismen oder Nadeln gestreiften oder kannelirten Kalkstylolithen als mehr oder weniger dicke Rinde gefunden wird, noch einige Worte der Erörterung verdienen.

Es wird keines Beweises bedürfen, dass der Kalkspath, mag er in Crystallen oder in derberen Massen, z. B. als Spaltenausfüllung, als Stalaktit, als Sinter, als Incrustation oder in Kalktuffablagerungen auftreten, eine wässerichte Lösung von doppeltkohlsaurem Kalk voraussetzt, aus welcher durch Entweichen der Kohlensäure und die dadurch entstehende Umwandlung des Bicarbonats in einfach kohlensauren Kalk, unter Mitwirkung der Wasserverdunstung, der kohlensaure Kalk niedergeschlagen wird und unter begünstigenden Umständen crystallisirt. Dass in jedem Kalkschlamm, dessen wässerichte Feuchtigkeit freie Kohlensäure enthält, eine Lösung von Kalkbicarbonat in grösserer oder geringerer Menge, je nach der Menge der Kohlensäure, enthalten sein wird, lässt sich auch ohne analytische Untersuchung im Voraus annehmen. Ebenso klar und durch Erfahrung bewiesen ist, dass innerhalb einer Schlammschichte die Feuchtigkeit des Schlamms jede dort entstehende oder bestehende Höhlung ausfüllt, wenn sie in entsprechender Menge im Schlamm enthalten und ihr Abströmen gehindert ist. Dass die durch das Austrocknen des Schlamms entstandenen Spalten nach reichlichem Regen mit Wasser gefüllt und die Kohlensäure desselben eine Lösung von doppeltkohlensaurem Kalk bilden könne, ist ebenso denkbar wie der Erfahrung gemäss, der Fälle nicht zu gedenken, wo eine in höherem Grade, als der Regen der Jetztzeit, mit freier Kohlensäure versehene Wassermasse durch andere Ursachen, wie z. B. von kohlensauren Wasserquellen, zu Kalkschlammablagerungen hinzutreten konnte. Und so ist denn durch das Entweichen der

Kohlensäure, unter begünstigenden Umständen, aus diesen Flüssigkeiten, die letzte Prämisse für die Entstehung und Absetzung des kohlensauren Kalks in Form von Spath oder in anderer Form in den, die Kalkschlammstylolithen umgebenden Spaltenräumen gegeben, dessen Absetzung in Form von „papierdünnen" Rindenüberzügen blos beweisen würde, dass seine Bildung oder Crystallisation zu einer Zeit begonnen habe, wo die mehr oder weniger getrocknete Schlammmasse noch nicht von dem neu hinzugetretenen Wasser vollständig durchdrungen, die Klaffungen noch nicht vollständig wieder vereinigt waren. Halten wir die Erscheinung zu Rathe, dass in manchen Formationsgliedern des Muschelkalks, wie anderer Kalke oder anderer Formationen, die Schaalen der Schaalthiere aufgelöst und weggeführt und an deren Stelle ein hohler oder mit Spath, mit Kieselmasse etc. ausgekleideter oder ausgefüllter Raum getreten ist, so hindert nichts die Annahme, dass zu einer Zeit, wo der stenglichte oder faserichte Kalkspath in einer Schlammspalte schon gebildet war, derselbe nachher wieder aufgelöst und weggeführt werden, jedoch seine Eindrücke auch unter dieser Bedingung an den Stylolithenwänden zurückgelassen haben konnte, bei welchen jetzt kein Ueberzug von Kalkspath mehr gefunden wird. Will man noch den Druck der überlagernden Massen zu Hülfe nehmen, so mag dieser bei dem mehr oder weniger allmähligen, vielleicht erst durch zerstreute Spathbildung innerhalb der Masse mancher Kalksteine und namentlich des Muschelkalks, vermittelten Festwerden der ursprünglichen Schlammmasse, die Streifung des Kalkstylolithen nach dem Verlauf der Nadeln und Prismen des Kalkspaths, d. h. den Abdruck der letzteren in den Stylolithenwänden vollendet haben.

Hiemit wäre auch die Kalkspathrinde und die nach deren Prismen gemodelte Streifung der Oberfläche bei den Enkrinitenwurzeln Mandelsloh's erklärt. Die Klaffung, welche durch die Auflösung der gallert-, leder- oder hornartigen Haut oder Rinde des Enkriniten entstehen musste, oder auch durch das allmählige Festwerden des Kalkschlamms entstehen oder erweitert werden konnte, bot der Absetzung des Kalkspaths den Raum dar. Auch der Duttenmergel, an welchen Quenstedt durch die „Anfänge seiner gestreiften Stylolithen erinnert

wird," kann hiernach als eine geschichtete Anlagerung stenglichen Kalkspaths aus der mit erdichten, suspendirten Schlammtheilen gemengten Flüssigkeit einer Kalkschlammmasse erkannt werden, welche zu einer Zeit sich bilden konnte, wo die überlagernden Muschelbänke durch die bei Fäulniss der Mollusken entstandenen, in den Muschelhöhlungen oder unter der compakten, mit Schlamm vermischten Muschelbank gefangenen Gase gehoben, eine horizontale Klaffung auf ihrer Sohle entstehen liessen; gleichwie Duttenmergel sich auch in allen Kalken zerstreut findet, wo sich eine Lösung des Kalksalzes in Höhlen oder Klufträume hineinziehen konnte. Dieselbe Entstehungsart hatten unstreitig auch die Kalkspath-Ausfüllungen oder Auskleidungen der Ammonitenkammern, der Höhlenräume anderer Schaalthiere, sowie der von aufgelösten, durch die kohlensaure Flüssigkeit selbst aufgezehrten und weggeführten Conchylienschaalen herrührenden Räume in manchen Gebirgsschichten. Die blosse Auskleidung mancher Schaalthier- und anderer hohlen Räume mit Kalkspath, im Gegensatz zu der vollständigen Ausfüllung anderer, erklärt sich durch den von den Schaalenwänden oder den Wänden der Höhlen überhaupt gehemmten Zutritt der Kalksalzlösung, oder durch einen geringeren Gehalt der Flüssigkeit an letzterer, und die manchmal in Schaalthierhöhlungen getroffene, blos theilweise Ausfüllung mit Kalkspath ist ohne Zweifel eine Folge der in diesen Räumen gefangenen Gase.

Auch die in den Mergeln des Keupers, namentlich den rothen, eisenschüssigen nicht selten in senkrechter Stellung eingesetzten Formen von Kalkspath, welche von dünnen, etliche Zoll langen und breiten Plättchen bis zu flachen Säulenformen von etlichen Linien Dicke vorkommen und fast durchaus Anflüge von Rotheisenstein, stets aber eine Längsstreifung der nämlichen Art, wie die „Stylolithen" zeigen und an ihren Enden meist unter Winkeln von 60° abgeschnitten sind, werden als Spathabsetzungen in den Zerklüftungen des Mergels hieher gezählt werden können.

Aehnliche Absetzungen von grauen, mit Schlamm verunreinigten spathigen Bildungen finden sich in den verschiedensten Formen, doch meist horizontal, in dem Wellenkalk, unstreitig

Absetzungen spathiger Kalke in den horizontalen Klaffungen zwischen den schieferichten Schichtungen des Wellenkalks. Sie ahmen oft Lignite mit ihren Jahrringen täuschend nach.

Nachdem sich die bisherigen Erörterungen vorzugsweise mit den gestreiften Stylolithen im geschichteten Kalkgebirge und mit ihrer Streifung beschäftigt hat, wird es nicht nöthig erscheinen, die nicht gestreiften in Kalk- wie in andern Formationen, wo sich eben wirkliche Stylolithen (säulenförmige Absonderungen) finden, noch einer besondern Erörterung zu unterwerfen. Die Anwendung des bisher Gesagten auch auf diese ergibt sich von selbst. Ebensowenig ist es nöthig, die Herbeiziehung der oben erwähnten und, wie gezeigt wurde, mit Unrecht sogenannten „Rutschflächen," der gestreiften wie der ungestreiften, der mit Kalkspath und anderen heterogenen Zwischenlagerungen oder Anflügen versehenen oder nackten Absonderungsflächen, welche nicht in sich selbst zurücklaufen, zu diesem Erklärungsversuch noch ausdrücklich zu rechtfertigen.

Fassen wir das Ergebniss der bisherigen Erörterungen kurz zusammen, so erhalten wir folgende Sätze:

1) Die Stylolithen sind vollständige oder unvollständige säulenförmige Absonderungen oder auch Ablösungen.

2) Sie können, und zwar zunächst da, wo sie mit organischen Körpern zusammenhängen, durch diese „geleitet" sein, es ist jedoch dies weder zu ihrer Entstehung, noch zu ihrem Begriff ein wesentliches Erforderniss.

3) Gleichwie nicht alle Stylolithen durch organische Körper geleitete Absonderungen sind, so sind auch nicht alle, durch solche geleiteten säulenförmigen Bildungen Stylolithen (z. B. Enkrinitenwurzeln, Vermiculiten).

4) Zum Charakter eines Stylolithen gehört nicht nothwendig eine gestreifte Absonderungsfläche, wenn gleich die Stylolithen der Kalkgebirge dieselbe in der Regel zeigen.

5) Säulenförmige Gebilde, welche sich äusserlich oder innerlich als organische Reste geltend machen, sind keine Stylolithen, sondern Versteinerungen.

6) Säulenförmige Gebilde, welche der Masse ihrer Gebirgsart nicht gleichartig sind, sind keine säulenförmige Absonde-

rungen oder Stylolithen, sondern Ausscheidungen, Ausfüllungen, Einschlüsse etc. (z. B. Metalladern.)

7) Säulenförmige (cylindrische) Gebilde, welche von einer Schichte ohne Unterbrechung ihres Zusammenhangs und gleichartig mit dieser in eine ungleichartige, unterteufende oder überlagernde Schichte übergehen oder verlaufen, sind keine Stylolithen (säulenförmige Absonderungen), sondern, in Bezug auf die letzteren Schichten, Einschlüsse oder Ausfüllungen, und können durch organische Körper geleitet sein; in Bezug auf die ersteren Schichten aber sind sie den „Reliefs" oder auch den „Fährten" (Vermiculiten) beizuzählen.

8) Absonderungsflächen innerhalb einer Gebirgsart, welche nicht in sich zurücklaufen und bei welchen keine Trennung oder Spaltung des Gesteins und namentlich keine Verschiebung oder Verwerfung bemerklich ist, sind keine Rutschflächen. Sie unterscheiden sich von den Stylolithen nur dadurch, dass sie keinen aus Gebirgsart bestehenden Kern umschliessen.

13) O.Amtswundarzt Dr. Faber von Gmünd zeigte den Embryo eines Haushuhns mit 4 Flügeln und 4 Füssen vor.

14) O.-Med.-Rath Dr. von Jäger sprach über die neuerdings in den oceanischen Inseln vorgefundenen Ueberreste von colossalen Vögeln, und wies durch Vergleichung eines Schenkelknochens von *Dinornis giganteus Owen* mit dem eines ausgewachsenen afrikanischen Straussen nach, dass erstere wenigstens 10′ höher als letztere gewesen sein müssen. Er zeigt ferner die *Tibia* von *Dinornis didiformis Ow.* und das *Os metatarsi* von *D. struthioides Ow.* vor, und fügt bei, dass neuerdings auf Madagaskar Nester und Eier von ungemeiner Grösse, der sechsfachen vom afrikanischen Strausse, gefunden worden seien, unter Vorzeigung der Durchschnittszeichnung eines solchen Eies.

15) Prof. Dr. Plieninger beschränkt sich wegen Kürze der Zeit auf eine kurze Demonstration von colossalen Knochen (Becken, Rippen, *Humerus*, *Os ischii*, Rücken- und Halswirbel) des *Belodon Plieningeri* H. v. Mr., welchen zuerst das Vereinsmitglied Stadt-

rath Reiniger im obersten Keupermergel der weissen Keupersandsteingruppe aufgefunden (s. Jahreshefte Jahrg. V. S. 171) und wovon der Redner Theile eines zweiten Exemplars, die er eben vorzeigte, später aufgefunden hat. Er erwähnt dabei, dass er selbst schon in früheren Jahren fragmentarische Knochentheile dieses Sauriers an derselben Lagerstätte gefunden und auch das Vereinsmitglied Hr. Director v. Seyffer gleichfalls solche Fragmente in den Jahren 1803—6 bei Tübingen in derselben Formationsschichte in der sogenannten „Wanne" gefunden habe, die jedoch damals noch keine Anhaltspunkte zu einer Diagnose geben konnten.

Der Vortrag selbst soll, da er nicht gehalten werden konnte und mit einer grösseren Zahl von Zeichnungen versehen werden muss, in einem der nächsten Hefte gedruckt werden.

16) Der Vorsitzende, Graf Wilhelm von Württemberg, sprach noch über die von Pfarrverweser Fraas (Jahreshefte Jahrg. VI. S. 128) berichtete Wahrnehmung von Detonationen, welche er bei Balingen auf den Höhen der Alp gehört hatte, und macht es wahrscheinlich, dass dieselben von fernem Kanonendonner herrührten.

Hierauf schloss derselbe um 1½ Uhr die Verhandlungen.

Nach dem gemeinschaftlichen, zahlreich besuchten Mittagsmahl, bei welchem der erste Toast auf den gnädigsten Protector des Vereins und der ehrerbietige Dank für die der Pflege des Vereins anvertraute, von Seiner Majestät dem Könige und der verewigten Königin Katharina gegründete Sammlung vaterländischer Naturproducte, welchen der erste Vorstand ausbrachte, den freudigsten Anklang fand, wurde diese Sammlung von dem grössten Theil der Anwesenden, und hierauf die reichhaltige Sammlung des Vereinsmitglieds, Hofrath Saucerotte, von Fliegenvögeln, Conchylien und Insecten besucht und der Abend vereinigte die Mitglieder noch einmal in dem Garten der Museumsgesellschaft.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Meine Hausthiere *).

Vielleicht ist es den Naturfreunden unseres Vaterlandes nicht uninteressant, wenn ich sie in meinen Garten einführe, von dem ich einen grossen Raum einer Anzahl seltener Thiere eingeräumt habe. Der kleine Vorhof ist für das Geflügel bestimmt. Ich kann hier nicht umhin, Landwirthen die grossen schwarzen sogenannten belgischen Hühner zu empfehlen, welche sehr fleissig Eier legen, nicht lange mit Brüten sich aufhalten, und ihre Lebhaftigkeit durch unermüdetes Suchen und Scharren beweisen. Die besten sind die durch Kreuzung dieser Art mit einer schwarzen gewöhnlichen Henne gewonnenen Hühner. Doch findet hier auch ein Reiherpärchen *(Ardea cinerea)* und ein Wespenbussard *(Buteo apivorus)* sein Futter und gewiss seinen passenden Aufenthalt.

Die Reiher werden meist mit grossen Stücken rohen Fleisches gefüttert, lieben es jedoch, wenn man ihnen ihr Futter in ein Wasserbassin wirft und, wie wenn sie einen Fisch fangen wollten, zielen sie alsdann zuerst nach einem Stück und lassen dabei, ohne eine Bewegung des übrigen Körpers, nur den gekrümmten Hals darnach schiessen. Ihr Futter theilen sie meist in allem Frieden miteinander, und glaubt der eine je und je zu kurz gekommen zu sein, so gibt er seine Unzufriedenheit nur durch einen rauhen trompetenartigen Ton zu erkennen. Unter sich leben sie auch sonst auf dem freundschaftlichsten Fusse und es gibt sich besonders das Männchen alle Mühe, sein Weibchen durch kurz hintereinander ausgestossene Töne zu unterhalten, auch ihm durch sanftes Zwicken seines Schnabels Beweise

*) Herr G. Werner zu Stuttgart, dessen gefälliger Mittheilung wir diese Notizen verdanken, hat seit längerer Zeit neben seinem Hause einen kleinen zoologischen Garten eingerichtet und gibt nun hier die Resultate seiner Beobachtungen über die von ihm unterhaltenen Thiere. Wir sind ihm für die Mittheilung der, für die Kenntniss der psychologischen wie der physischen Erscheinungen in der Thierwelt gleich interessanten Wahrnehmungen sehr dankbar und können nur wünschen, dass er dieselben mit seinem bisherigen Eifer und seiner sehr guten Beobachtungsgabe fortsetzen möge. A. d. R.

seines Wohlgefallens zu geben. Das Männchen ist überhaupt viel lebhafter, es vertheidigt das Terrain um das Wasserbassin nicht nur gegen das andere Geflügel, sondern wagt es auch, meine beiden grossen Hunde mit Schnabelhieben zu vertreiben. Eine ganz eigene Antipathie hat es aber gegen einen Knecht, auf welchen es ganz wüthend losfährt, sobald er sich immer blicken lässt. So eifersüchtig diese Vögel ihren Stand behaupten, so nehmen sie doch keinen Anstand, selbst ihn zu überschreiten; besonders wenn das übrige Geflügel gefüttert wird, mischen sie sich unter dasselbe. Doch dann scheinen sie ihr ganzes bissiges Wesen abgelegt zu haben. Unbeweglich mit eingezogenem Halse stehen sie unter den anderen, um sie herum mit Fressen beschäftigten Hühnern, Fasanen, Tauben, oder geben sich sogar den Schein, als ob sie selbst eifrig mit dem Aufpicken der Körner beschäftigt wären. Die Hühner scheinen selbst an den langhalsigen Herrn irre zu werden, dass sie nicht von ihnen mit den gewohnten Schnabelhieben regalirt werden. Plötzlich sieht der Zuschauer einen der Hälse vorschnellen, und ein unglücklicher Spatz, der sich an der reichlich besetzten Tafel hatte gütlich thun wollen, ist das Opfer des scheinheiligen Treibens und fährt ohne weitere Zubereitung, meist noch lebend in den gähnenden Schlund hinab. Als sie erst ein Vierteljahr alt waren, gab ich ihnen einen diessjährigen, aber ausgewachsenen Storchen zum Gesellschafter, der ihnen aber ein höchst unangenehmer Eindringling war. Er wurde solange verfolgt und konnte ihre Stösse, trotzdem dass er der Mensur völlig gewachsen war, so wenig pariren, dass ich mich entschliessen musste, seine Person vor diesen rohen Angriffen durch eine Trennung zu retten. — Ich bemerke noch für solche, welche sich mit Reihern dasselbe Vergnügen verschaffen wollen, dass es durchaus nothwendig ist, sie zu lähmen, um einem Schwunge hoher Gedanken, dem sie sich ergeben möchten, soviel möglich Einhalt zu thun.

Sind die Bussarde überhaupt träge Vögel, so ist unter ihnen der Wespenbussard gewiss der trägste. Nur unter zwei Umständen zeigt sich bei dem meinigen die Lebhaftigkeit des Raubvogeltemperaments; einmal wenn je und je in diesem Regenjahre der belebende Sonnenschein auf ihn fällt, dann schlägt

er die Flügel, sucht einen höheren Standpunkt zu erreichen und lässt oft genug sein helles gedehntes Gi hören; und dann wenn er sein Futter erhält, welches in Milchkäse und rohem Fleische besteht. Bei seiner eigenen Portion scheint er aber nicht bestehen zu können, macht auf grosse Fliegen Jagd, schreitet ganz harmlos und rabenartig unter dem Geflügel einher und frisst diesem Körner, Ameiseneier, ja sogar Kohl weg. Dabei ist er der guthmüthigste Vogel, der keinen andern beleidigt, und Jedermann, welcher ihm etwas Annehmbares anbietet, aus der Hand frisst.

Treten wir von dem Vorhof in den Garten selbst, so finden wir hier das edlere Hofgeflügel, besonders die drei Species der Fasanen. Von andern Vögeln treiben sich hier frei umher die Amsel und die Rothdrossel (*Turdus merula* und *iliacus*) und dabei noch ein Vogel, welchen man beinahe mit demselben Rechte zu den Drosseln wie zu den Raben zählen kann; es ist eine weibliche Steindohle (*Pyrrhocorax alpinus Cuv.*), welche ich aus Graubündten erhielt, nachdem sie kurze Zeit vorher durch einen Schuss, der ihr den Flügel lähmte, in Gefangenschaft gerathen war. Bald nach ihrer Ankunft schloss sie ein zärtliches Verhältniss mit einem Amselmännchen, musste aber den ernstlichen Protestationen von dessen Weibchen nachgeben. Ohne dass ich mich irgendwie um sie bekümmere, findet sie überall ihr Futter und unterhält die Gäste durch ihr munteres freies Treiben, das nicht in Muthwillen ausartet, wie dies bei einer Dohle (*Corvus monedula*) der Fall war, welche bald einen Fasanen beim Schwanz packte und so, besonders den Jungen, keine Ruhe liess, bald an einem halbgeleerten Bierglase so lange herumstiess, bis es auf den Boden fiel und zerbrach, und so auf eine sehr kostspielige Weise ihren unauslöschlichen Durst stillte. Das einzige Unangenehme bei der Steindohle ist, dass sie mit eigener Geschicklichkeit Vogelkäfige zu öffnen versteht, was sie öfters thut, nicht aus Edelsinn für die Bewohner, sondern weil sie eine Liebhaberin von deren besserem Futter ist.

Wir besichtigten nun die eigentliche Volière, einen Raum von 24′ Länge, 12′ Breite, 5′ Höhe. Er ist von allen Seiten durch Drahtgeflechte geschlossen, ausser der hintersten Seite, welche an die Mauer des Hauses stösst. In einer hinteren Ecke

ist ein Wasserbassin, das nach der Mitte zu immer tiefer wird, um den Vögeln ohne alle Gefahr das Baden möglich zu machen. Durch einen Springbrunnen wird es mit Wasser versorgt, ist nach hinten zu mit Gebüsch besetzt, nach vorne frei, und ganz mit Tuffsteinen umlegt. Der Abfluss zieht sich nach der ganzen Länge durch die Volière, auf seiner linken Seite ist eine Einrichtung zum Nisten angebracht, auf der rechten ist ein mit hohen Pflanzen besetzter Rasenplatz, unter diesem hindurch gehen zwei Erdgänge. So glaubte ich für alle Vögel, welche sich in einer Volière halten lassen, gesorgt zu haben, und dass ich mich nicht getäuscht, beweist das gesunde Aussehen der Bewohner, sowie auch der Umstand, dass ausser andern Vögeln ein paar Amseln und Wachteln genistet haben.

Als ihren besondern Aufenthaltsort betrachten das Bassin mit seiner nächsten Umgebung zwei kleine Rohrdommeln oder Zwergreiher *(Ardea minor)* und 4 gesprenkelte Sumpfhühner *(Rallus porzana)*. Die Zwergreiher sind Badenser, aus demselben Nest, Männchen und Weibchen. Da sie jung aufgezogen sind, haben sie ihr natürliches scheues Wesen ganz abgelegt, sowie sie auch, was für den Beobachter sehr angenehm ist, ihr Wesen mehr bei Tage, als, wie dies im freien Zustande der Fall ist, bei Nacht treiben. Sie werden mit kleinen Fischen und mit Ochsenherz gefüttert. Die Ersteren fangen sie mit demselben Geschick, wie die gewöhnlichen Reiher. Da übrigens der Fang mit einiger Aufmerksamkeit und Mühe verbunden war, so fingen sie an, das frei herumliegende Fleisch vorzuziehen und es aus der Hand wegzufressen. Die Folge war, dass sie durch ihre unglaubliche Fettzulage in mir ernste Besorgnisse erweckten. Ich warf ihnen nun ihr Futter in die tiefste Stelle des Basins und nöthigte sie so, sich mit mehr Anstrengung das Futter zu holen, wozu sie sich lange nicht verstehen wollten. Jedoch fingen sie nun, da sie das Wasser weniger scheuten, auch an, sich zu baden. Sind sie gesättigt, so stehen sie entweder ruhig am Rande des Wassers oder setzen sich auf einen Stengel des Gebüsches, in welchem sie mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit herumklettern und man bekommt an ihnen eine genaue Vorstellung, wie sie im wilden Zustande an

in Amerika, für sie gibt es in Amerika keine Vergangenheit, keine Gegenwart, und leider keine Zukunft; sie schleppen sich nur mit der weißen Bevölkerung mit fort, und bewegen sich am leichtesten und mit wenigster Gefahr für den Staat als blinde Werkzeuge in den Händen der Weißen. Der mit Riesenschritten fortschreitende Amerikaner zieht den Schwarzen nur dann mit sich fort, wann er sein Eigenthum ist, wenn er einen Theil seines Selbst bildet; der Neger, in Amerika wie in Afrika Sklave seines Naturtriebes, folgt dem raschen Amerikaner nur, wenn er gebunden ist.

Zwei Jahrhunderte sind beinahe verstrichen, seit die Franzosen in Canada mit den brittischen Kolonisten zusammenwohnen, und dennoch können sich diese zwei befreundeten Stämme zu keinem politischen Ganzen vereinen. Wie sollte eine solche Vereinigung zwischen Amerikanern und Negern möglich seyn? Miß Martineau, in ihrem neuesten Werk: „Society in America," bemerkt sehr richtig, daß eine Nation durch die Verschiedenheit der Elemente, aus denen sie sich bildet, nur gewinnen kann. Wäre nicht England der Tummelplatz und Jahrmarkt der ganzen Welt gewesen, so hätte es vielleicht nie einen Shakespeare oder Cromwell gegeben; aber es können hier nur solche Elemente verstanden werden, welche wirklich einer gegenseitigen Vermischung fähig sind, zwischen welchen eine chemische Anziehung, nicht aber ein wechselseitiges Zurückstoßen bemerkbar ist. Hätten sich nicht die Normänner und Sachsen nach der Schlacht von Hastings in Sprache und Sitten nach und nach zu einem Ganzen verbunden, so hätte es nie ein brittisches Reich, und noch weniger brittische Kolonien gegeben. Aber auf welche Art ist diese Vermischung zwischen den aus England und Schottland stammenden Kolonisten und den aus Afrika nach Amerika geschleppten Schwarzen möglich? Die Neger in Amerika sind kein erobertes Volk, sie sind bloß Waare. Sie sind erst nach der Kolonisation von Amerika eingeführt worden, und hatten dort nie einen höhern Rang als den der Sklaven. — Sie wetteifern bis jetzt in keinem Zweige menschlicher Industrie mit den sie beherrschenden Weißen, machen ihnen daher nirgends den Rang streitig, und sind zufrieden mit der Befriedigung der niedersten Bedürfnisse des Lebens. Keine der äthiopischen und oceanischen Menschenracen scheint eine historische

den Rohrstengeln hinauf und in einer beträchtlichen Entfernung vom Boden wagrecht durch die senkrecht stehenden Schilfstengel klettern. Den Tag über sah ich sie nie schlafen. Der Reihercharakter hat überhaupt etwas Heimtückisches und Boshaftes, dies findet man auch bei diesem Miniaturreiher. Kommt ihm irgend ein anderer Vogel in den Weg, mit dem er sich seiner Grösse halber irgendwie einlassen kann, so erhält dieser auch sogleich einige Schnabelhiebe, und es scheint ihm eine wahre Freude zu machen, eine arme unvorsichtige Bachstelze mit einem Stoss in das Wasser zu werfen. Sie sehen es gerne, wenn ein anderer Taucher das Fleisch aus dem Wasser holt, suchen ihm aber dann stets den mühsam erworbenen Bissen abzujagen. Das Paar, von welchem eben die Rede ist, verträgt sich ausserordentlich gut miteinander, und lockt sich oft mit feinen zärtlichen kurzen Tönen. Als ein dritter, viel stärkerer Zwergreiher (ebenfalls aus Baden) noch hinzu kam, machte es sogleich gemeinschaftliche Sache gegen ihn, so dass dieser kaum durch Fliegen, worin er Meister, seine Verfolger aber Stümper sind, sich retten konnte. Da sie ihn aber nicht zum Fressen zuliessen, so musste ich das Männchen aus der Volière nehmen, aber auch jetzt noch will sich das zurückgebliebene Weibchen nicht mit dem neuen Vogel vertragen; dieser scheint aber noch bösartiger als die andern zu sein, indem er sich eine gelbe Bachstelze fing und sogleich tödtete. Schon Naumann hat dargethan, dass sich diese Vögel hauptsächlich von Fischen und nicht allein von Larven etc. nähren. Die meinigen, welche kaum die volle Grösse erreicht haben, verschlingen Fische von 2—$2\frac{1}{2}$″ Länge; Regenwürmer aber lassen sie unberührt liegen.

Die Sumpfhühner erhielt ich kurz nach einander im September aus verschiedenen Orten der Umgegend Stuttgarts. Anfangs hielten sie sich meist versteckt, nach und nach aber gewöhnten sie sich in der Gegenwart von Zuschauern ihrer Nahrung, welche in rohen Fleischstückchen und Ameisenpuppen besteht, nachzugehen. Haben sie sich aber gesättigt, so setzen sie sich an ein abgelegenes heimliches Plätzchen und entziehen sich so der Störung durch die andern Vögel. Auch dieser Vogel ist in seiner Freiheit eher ein nächtlicher Vogel, und auch die

meinigen hätten wohl, weil alt eingefangen, diese Sitte, Nachts ihrer Nahrung nachzugehen, beibehalten; allein ich sorgte dafür, dass jeden Abend das Futter aufgezehrt war, und so sahen sich die kleinen Trotzköpfe bald genöthigt, sich an die gewöhnliche Futterzeit zu halten. Sie kommen nun oft zusammen an das Bassin und entwickeln hier ihre ganze Behendigkeit und Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen, wozu auch sie durch das auf dem Grunde liegende Futter genöthigt werden, und unter allen andern Vögeln der Volière scheuen sie das Wasser am wenigsten. Gehen sie nun ihrem Futter nach, so beginnt ein ganz besonderes Leben. Die Reiher stehen gravitätisch am Rande des Wassers und scheinen kaum auf das Treiben der Rallen zu achten. Hat nun aber eine ein Stück Fleisch heraufgeholt, so reckt er neidisch den Hals empor, die Ralle geht ans Land, da sie nichts auf dem Wasser selbst verzehrt, dort wird sie aber alsbald von ihrem mächtigern Verwandten, dem Wachtelkönig *(Rallus crex)* empfangen, der ihr die Beute abzujagen sucht. Aber huschl ist auch schon die Ralle zwischen den Beinen des Reihers hindurch geschlüpft und während der Wachtelkönig in seinem Verfolgungseifer erst bei dem Reiher angekommen ist und von diesem ein Zeichen der höchsten Unzufriedenheit erhält, ist die Ralle schon wieder unter dem Wasser, um sich von neuem Futter zu holen. Manchmal gelingt dem Wachtelkönig seine Jagd, noch öfter muss er sich seine Beute von den Reihern abjagen lassen. Diese sind geschwinder als er, während sie selten mehr eine Ralle verfolgen, voraussehend, dass eine Jagd auf diese nutzlos ist. In dieser Weise ginge es stundenlang fort, wenn nicht oft das laute Gelächter der Zuschauer die Thierchen stutzig machte. Ich hoffe jedoch noch, dass sie denselben Grad der Zahmheit erreichen, wie der Wachtelkönig, der ohne Bedenken Fliegen etc. aus der Hand nimmt.

Verweilen wir noch einige Zeit bei dem Bassin, so werden wir ferner in kurzen Zwischenräumen erscheinen sehen: ein Paar Kiebitze *(Vanellus cristatus)*, jedoch mehr um zu baden und um die einzeln schwimmenden Ameisenpuppen zu erhaschen, als weil sie eine besondere Freude, sich im Wasser umher zu treiben, hätten. Sodann erscheint abwechslungsweise ein Paar

Teichhühner *(Gallinula chloropus)*, von welchen ich das Männchen schon gegen 8 Jahre besitze. Eine besondere Freude haben diese daran, durch die Hohlgänge durchzuschlüpfen. Das eine hat eine besondere Freundschaft mit einem Rebhuhn geschlossen, zu dem es sich hinsetzt und die Läuse mit grosser Geduld absucht. Es sind friedsame Thierchen, die keinem ihrer Mitgefangenen etwas zu Leide thun, was auch diese sich merken und dieselbe Toleranz gegen sie beobachten, höchstens reisst ein Zwergreiher gegen sie den Schnabel soweit als möglich auf. Selten, aber desto interessanter, ist der Besuch eines Wasserstaaren *(Cinclus aquaticus)* am Bassin, der im Besitz eines Bekannten von mir, in meiner Volière als Gast sich befindet. Als er aus der Stubenluft, welche ihm nicht sehr behagen mochte, in die Volière kam, wollte er mit Baden und Tauchen gar nicht aufhören. Endlich, noch ganz durchnässt, gelangte er an den Futtertrog, den er 3 Tage nicht verliess und ihn gegen alle andern Vögel, selbst gegen die Kiebitze, vertheidigte. Nur hinter seinem Rücken erlaubte er ihnen zu fressen, und der Zaunkönig war der einzige, der es wagen konnte, noch etwas zwischen seinen Füssen hervorzuholen. Ich glaubte durch das Wegrücken des Futtertroges vom Bassin den Vielfrass ein wenig zur Besinnung bringen zu können — umsonst, er rückte nach. Um einigen anwesenden Naturfreunden die Geschicklichkeit des Wachtelkönigs im Tauchen zu zeigen, holte ich eine Partie Regenwürmer und warf sie auf den Grund des Bassins. Zufällig oder weil er es bemerkt hatte, fand sich der Wasserstaar auch ein und fing an, die Regenwürmer einzeln, wohl 20, heraufzuholen. Dieses für uns so belustigende Schauspiel mochte es für ihn nicht in gleichem Maasse sein, denn der Wachtelkönig und die Kiebitze nahmen ihm Alles weg. Das Sonderbarste dabei war, dass er es sich so ruhig gefallen liess. Auffallend ist sein immerwährendes Nicken mit dem obern weissen Augenlid. —

Nie erscheint am Bassin ein Sumpfvogel, dessen langen Schnabel wir immer aus dem Gebüsche hervorragen sehen. Auch sonst erweist er sich als einen traurigen Vogel: es ist die Waldschnepfe *(Scolopax rusticola)*. Dieser Vogel befindet sich jetzt in der Sammlung des Vereins. Meist oben in den

Gebüschen sitzen eine Blaudrossel (*Turdus cyaneus*) und eine sehr schöne Goldamsel (*Oriolus galbula*), welche nun gegen ein halbes Jahr die Gefangenschaft sehr gut ertragen hat. Die Zwischenräume zwischen den auffallenderen Vögeln sind ausgefüllt durch kleinere, meist insektenfressende Vögel, zum Theil paarweise, weil sich die zarteren so gewiss am besten halten. Wir sehen hier den Fliegenfänger (*Muscicapa albicollis*), die Singdrossel (*Turdus musicus*), den Wiesenschmäzer (*Saxicola rubetra*), die Nachtigall (*Sylvia luscinia*), den Schwarzkopf (*S. atricapilla*), die Grasmücke (*S. cinerea*), das Müllerchen (*S. curruca*), den Zaunkönig (*S. troglodytes*), die weisse und gelbe Bachstelze (*Motacilla alba* und *sulphurea*), die Feld- und Baumlerche (*Alauda arvensis* und *arborea*), die Blaumeise (*Parus coeruleus*), den Baumpieper (*Anthus arboreus*), den Emmerling (*Emberiza citrinella*), den Buchfinken (*Fring. coelebs*), die Wachtel (*Tetrao coturnix*), das Rebhuhn (*T. perdix*), die Turteltaube (*Columba turtur*) und verschiedene Varietäten der Lachtauben (*C. risoria*).

In diese Volière setzte ich auch einige Schildkröten, ausser der gewöhnlichen (*Testudo graeca*) noch 2 Exemplare der Dosenschildkröten (*Testudo clausa*). Ich erhielt die Letzteren aus einer Sammlung aus Nordamerika von 120 Stücken. Sie halten recht gut, kriechen oft in das Bassin, schwimmen darin herum und nähren sich von Fleischstückchen. Nach den Vögeln schnappen sie, können aber keinen ergreifen. Aeusserst possierlich war es, als ein Zaunkönig einer solchen Schildkröte die Ameisenpuppen, welche sich zwischen ihre Schaale angesetzt hatten, ablas. Die Schildkröte wollte um jeden Preis den Störer ihrer Ruhe los werden, dieser aber wich gewandt ihren Bissen aus und fuhr ruhig in seinem Geschäfte fort. Als die Temperatur Nachts auf 6—8° R. herabsank, fingen sie an, sich in das Moos zwischen den Steinen zu verkriechen, ich sah mehrmals nach ihnen und fand immer, dass sie sich in der gebildeten Höhlung mit dem Kopfe nach dem Ausgang zu gewendet, sowie auch, dass sie die vordere Klappe nur halb geschlossen hatten. Sie krochen bei höherer Temperatur wieder aus ihrem Versteck, jede kehrte aber stets wieder an den einmal gewählten Platz zurück. In die Schaalen einiger waren Ziffern eingeschnitten,

und bei einer mit 1832 bezeichneten hatte sich die Schnittfläche während der 20 Jahre auf 2‴ in die Breite ausgedehnt.

Ausser dieser grösseren Volière sind noch zwei von halber Grösse da. Die eine hat die Aufschrift „Halt wer da?“ und erinnert damit an seinen früheren Bewohner, der jeden Ankommenden mit jenen Worten stellte: an einen Kohlraben (*Corvus corax*), dessen Kopf nun in eine Schädelsammlung gewandert ist. Es ist nun ein reges Treiben an die Stelle jenes ernsthaften Philosophirens getreten: Ein Volk von 9 jungen Rebhühnern sucht emsig die zwischen das Moos gestreuten Ameisenpuppen auf. In der zweiten Volière sind nur Kernfresser: ausser dem Stieglitz (*Fring. carduelis*), dem Kanarienvogel (*Fring. canaria*), dem Dompfaffen (*Loxia pyrrhula*) noch der sogenannte Grosbec cou coupé (*Loxia fasciata*) aus Afrika, von welcher Art das Weibchen sich das ganze Jahr mit Eierlegen beschäftigt, auch schon mehrmals Junge aufgezogen hat; sodann die *Fringilla sanguinolenta*, *nitens*, *senegalla*, *melpoda* aus demselben Vaterland, ein Kardinal (*F. cucullata*) aus Brasilien, *Loxia ignicolor* und *cantans* aus Afrika.

Die Papagaien mit ihrem eigenthümlichen Betragen sind vereinzelt in Käfigen oder an der Kette; ich habe von dieser Gattung den Kakadu (*Ps. cristatus*), den blauen Ara (*Ps. ararauna*), sodann noch *Ps. ochrocephalus*, *Alexandri*, *ustirus*, *erithacus*. Von dem muthwilligen Treiben der andern Papagaien macht ein Lori von den Molukken (*Ps. grandis*) eine Ausnahme, der immer gleich melancholisch dasitzt, einen Ersatz aber durch sein prächtiges Gefieder gewährt. Ohne durch etwas aufgeregt zu sein, lässt er hie und da sein lautes Geschrei „Glaenglaenglaen“ hören.

Ueber der Volière ist ein starkes Käfig von etwa 30′ Länge und 12′ Höhe angebracht; eine Scheidewand trennt ein Paar alte Macaco's (*Macacus cynomolgus*) von ihrem alten Jungen, dem ich nun einen vierten Affen von seinem Alter, sowie einen jungen Hund als Gesellschafter beigegeben habe. Da nun die Trennung von den Eltern schon 4 Monate dauert, so wird das Junge noch durch das Gitter geliebkost, das zweite Aeffchen und der Hund aber mit der grössten Eifersucht betrachtet. Ich glaube

aber, dass demnächst das erste Junge vernachlässigt wird, indem in den nächsten Tagen ein neuer Sprössling dieses würdigen Elternpaars das Tageslicht erblicken wird. Es ist dann die 5te Geburt, 2 wurden schon früher todt geboren. Uebrigens war das Weibchen nach jeder Geburt sehr krank, besonders nach den Fehlgeburten. Ich rettete sie dann nur durch strenge Diät, indem sie nur Gemüse zu fressen bekam. Doch auch dies wäre vergeblich gewesen, wenn sie sich nicht selbst die Milch ausgesogen hätte, was sie auch immer that, wenn ich ihr das Junge zu bald wegnahm. Das Männchen sog ihr nie die Milch aus. Die Säugezeit dauert 6 Monate und darüber. Die Tragzeit 20 Wochen, während welcher im ersten Drittel der Begattungsakt fortgesetzt wird. Ueber die possierlichen Streiche der Jungen und die boshaften der Alten enthalte ich mich, weiter zu reden.

In einem Winkel des Gartens finden wir noch den Schuhu (*Strix bubo*) und ich glaube, dass meine Exemplare dieser Art desshalb weit besser und schöner befiedert sind, als die meisten, welche ich sonst gesehen, weil man es versäumt, diesem Vogel hie und da hinlänglich Wasser zum Saufen und Baden zu geben, was für sie in der Gefangenschaft durchaus nothwendig ist.

Vergessen wir nicht ein paar junge dänische Doggen (*Canis familiaris danicus*) von ausserordentlicher Grösse und breiten dicken Tatzen; eine Rehgaise, sowie eine ganz eigenthümliche Form von Kaninchen, welche mit herabhängenden, um die Hälfte des Kopfes längeren Ohren und mit einem durch eine Hautfalte gebildeten Wulst unter dem Halse ein ausserordentlich dickes Fell mit wolliger Behaarung verbinden.

Tritt der Besucher aus dem Garten in das Zimmer, so wird ihm unter den ausgestopften Thieren besonders ein Nachtreiher (*Ardea nycticorax*) auffallen, den ich im Mai des Jahres 1847 in der nächsten Umgebung von Stuttgart geschossen. — Schliesslich bemerke ich noch, dass sich in meinem Hause eine isabellfarbige Abart von der gewöhnlichen Maus einquartiert hat; sie hat sich in dieser Färbung schon durch mehrere Generationen fortgepflanzt, und es soll diese Rarität die Rückkehr der weissen Kakerlaken zur normalen Färbung sein.

III. Kleinere Mittheilungen.

1) Monstrosität einer jungen Hausschwalbe.

Von Wund- und Hebarzt Ulmer zu Rottenburg a. N.

Es war an einem schönen Sommertage i. J. 1850, an dem ich um Mittag vor meiner Behausung in Wehingen, OA. Spaichingen, stand, als eine alte Hausschwalbe, die sich unter dem Dachgesimse des Hauses eingenistet hatte, aus ihrem Nest flog und sogleich stürzte eine junge Schwalbe vom Nest auf den Boden herab, auf dem sie einige Zeit ruhig spazieren ging. Ich hatte Mitleid mit dem noch ungeübten Luftsegler und fing ihn in der Absicht, ihn wieder in das Nest zu thun. Sogleich aber merkte ich, dass das Fliegen eine Unmöglichkeit für ihn sei; denn ihm fehlten beide Flügel. Statt dieser Flügel war auf jeder Seite nur die erste Phalanx der obern (Flügel-) Extremität vorhanden, die sich in einen runden Stumpf endete, völlig nackt war und gerade in die Höhe stand. Der Leib war schon vollkommen gut befiedert. Die zweite Phalanx (Vorder- und Oberarm?) fehlte ganz.

Da das Thierchen doch nothwendig zu Grunde gehen musste (ich habe es von da an nicht mehr gesehen), so bedaure ich, unterlassen zu haben, es behufs der Ausbälgung und Aufstellung in ein pathologisches Cabinet gesendet zu haben.

2) Pottasche aus Runkelrübenmelasse von Waghäusel.

Diese Pottasche zeichnet sich durch ihre Reinheit, sowie durch einen Gehalt an Jod aus. van Groningen fand in dieser Pottasche bei zwei Proben in 100:

	1.	2.
Schwefelsaures Kali	0.270	0.285
Chlorkalium	2.409	2.409
Jodkalium	0.114	0.108
Kieselsäure	0.700	0.700
Wasser	1.895	1.634
In Wasser unlöslicher Rückstand (Kohle, Eisenoxyd, kohlensaurer Kalk) . . .	0.185	0.182
Kohlensaures Kali nebst Spuren Natron	93.976	94.682
	99.558	100.000

Bei der ersten Untersuchung ward das kohlensaure Kali aus der Kohlensäure berechnet, welche mittelst des Apparats von Will und Fresenius bestimmt ward; bei der zweiten Probe ward es aus dem Verlust berechnet, was auch mit dem Ergebniss der Bestimmung mit Schwefelsäure übereinstimmt.

Die Pottasche enthält nur sehr geringe Mengen Natronsalz. Der Jodgehalt ist wechselnd, in einer früheren Probe von Pottasche fand man 0,3 % Jodkalium.

Dieser Gehalt der Pottasche an Jod ist nicht mehr auffallend, nachdem man in neuester Zeit gefunden hat, dass Jod ein sehr verbreitetes Element ist, welches sowohl in Fluss- wie in Quellwasser vielleicht nie fehlt, welches sich daher auch in Süsswasser-Pflanzen und Thieren findet, und nach Chatin namentlich auch im Wein, in der Milch und besonders in den Hühnereiern enthalten ist, daher man annehmen darf, dass das Jod eine wesentliche Rolle bei der Ernährung spielt.

F.

I. Angelegenheiten des Vereins.

Ertheilung der Rechte einer moralischen (juristischen) Person an den Verein.

Unter Beziehung auf die Mittheilungen bei unserer General-Versammlung am 24. Juni v. J. in der Eröffnungsrede des ersten Vorstandes (oben S. 3) und in dem Rechenschaftsbericht (S. 5) über den Stand unseres Gesuches um die Ertheilung der Rechte einer juristischen oder moralischen Person an den Verein und über die Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren, werden nun den verehrlichen Mitgliedern die seit 10 Monaten in dieser Sache vorgekommenen Verhandlungen, welche endlich zu dem gewünschten Resultate führten, nachstehend mitgetheilt.

Erste Eingabe vom 18. December 1850:

Bitte des Ausschusses der Gesellschaft für vaterländische Naturkunde in Württemberg um gnädigste Gewährung der Rechte einer moralischen Person für die Gesellschaft.

Königliche Stadtdirektion!

Der württembergische Verein für vaterländische Naturkunde, vertreten durch die unterzeichneten Mitglieder seines Ausschusses, bittet, dass ihm die Rechte einer moralischen Person mit allen gesetzlichen Folgen zuerkannt werden möchten. Zur Begründung dieser Bitte dient die wachsende Ausdehnung der Vereinswirksamkeit überhaupt und die Ueberweisung des in dem Gebäude neben der k. Veterinärschule aufbewahrten vaterländischen Naturaliencabinets von Seiten des Staats an

den Verein insbesondere. Indem wir die Vereinsstatuten beilegen, hochachtungsvoll verharrend,

Der erste Vorstand
Graf Wilhelm von Württemberg.
Die Ausschussmitglieder. (Folgen die Unterschriften.)

Hierauf erfolgte nachstehender erster Bescheid:

Die Königl. Württemb. Regierung
des Neckarkreises an die Königl.
Stadtdirektion Stuttgart.

Wie der Stadtdirektion durch Erlass vom 6. September v. J. zu erkennen gegeben worden ist, hat das K. Ministerium des Innern durch Entschliessung vom 28. August v. J. der Bitte des Stuttgarter Localgewerbevereins um Verleihung der juristischen Persönlichkeit nicht entsprochen, da consequenter Weise sonst allen ähnlichen Gesuchen der zahlreichen gewerblichen, landwirthschaftlichen und sonstigen gemeinnützigen Vereinen stattgegeben werden müsste, wobei die Rechtssicherheit sehr nothleiden würde.

Nach diesem Vorgange weist die Kreisregierung das mit Bericht vom 30. v. M. vorgelegte Gesuch des Ausschusses des Vereins für vaterländische Naturkunde um Verleihung der Rechte einer moralischen Person für den Verein dem K. Ministerium in so lange nicht empfehlend vorzulegen, als nicht besondere, diesem Verein eigenthümliche Verhältnisse, welche für denselben die Erlangung der juristischen Persönlichkeit nothwendig machen, dargethan sein werden.

Vorstehendes ist dem Ausschuss des mehrgenannten Vereins zu eröffnen.

Ludwigsburg, den 7. Januar 1851.

Dem Ausschuss des Vereins für vaterländische Naturkunde dahier beehrt man sich, vorstehende Regierungs-Entschliessung mitzutheilen.

Sich damit etc.

Stuttgart, den 13. Januar 1851. K. Stadtdirektion.
OAmtm. Majer, AV.

Zweite Eingabe vom 15. Januar 1851:

Ehrerbietige Erwiederung des Ausschusses des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württemberg auf den abschläglichen Bescheid über das Gesuch um Verleihung der Rechte einer juristischen Person an den gedachten Verein.

Königliche Stadtdirektion

hat mit Erlass vom 13. d. M. praes. unter Heutigem an den Ausschuss des Vereins für vaterländische Naturkunde den abschläglichen Bescheid der königl. Regierung für den Neckarkreis auf das Gesuch gedachten

Ausschusses vom 30. v. M. um Verleihung der Rechte der moralischen Persönlichkeit, eröffnet.

Als Grund dieses abschläglichen Bescheides sind Vorgänge anderer „gemeinnütziger Vereine" vorangestellt, sowie die Gefahr für die Rechtssicherheit, wenn solchen Gesuchen willfahrt werden wollte, und es werden „besondere," dem Verein für vaterländische Naturkunde „eigenthümliche Verhältnisse," welche demselben die Erlangung der juristischen Persönlichkeit „nothwendig" machen, zur Bedingung einer empfehlenden Vorlage an das k. Ministerium gemacht. —

In dem Gesuche des Ausschusses etc. ist als Grund und Veranlassung der Bitte um Gewährung der Rechte (resp. Pflichten) einer juridischen Person für den Verein für vaterländische Naturkunde der Umstand angeführt, dass demselben im Laufe des verflossenen Spätjahrs die Sammlung vaterländischer Naturprodukte, welche bisher in Aufsicht und Verwaltung der königl. landwirthschaftl. Centralstelle gestanden war, in gleiche Aufsicht und Verwaltung unter Oberaufsicht gedachter Centralstelle, mit Genehmigung des königl. Ministeriums des Innern übergeben worden ist, und zwar, neben andern auf dies Verhältniss bezüglichen Bestimmungen: mit Ueberlassung der bisher für diese Sammlung im Etat der Centralstelle enthaltenen Position für Unterhaltung gedachter Sammlung, sowie des Gebäudes in dem dieselbe ist, im landwirthschaftl. Versuchsgarten, mit Haftbarkeit des Vereins für allen Schaden an den Sammlungsgegenständen durch *culpa lata et levis* seiner Organe, sowie am Gebäude etc., gleich den ein finanzkammerliches Gebäude Benutzenden u. s. w.

Weit entfernt von dem Gedanken, durch das eingereichte Gesuch die „Gefährdung irgend einer Rechtssicherheit" herbeizuführen, glaubte der Ausschuss, aus eben angeführtem Grunde der Haftbarkeit von seiner Seite für ein ihm anvertrautes Staatseigenthum, vielmehr gerade eine desto grössere Rechtssicherheit in Bezug auf Letzteres gegenüber der landwirthschaftl. Centralstelle in der Gewährung seiner Bitte zu erblicken und durch letztere herbeiführen zu sollen; wie denn während der Verhandlungen über die Uebernahme der fragl. Naturaliensammlung Seitens des Vereins etc. dem Unterzeichneten es gewissermassen an die Hand gegeben wurde, dass es eben zu Herbeiführung einer grösseren Garantie für das Anvertraute) zweckdienlich sein würde, das Gesuch um die Verleihung der fragl. Rechte zu stellen.

Wenn somit aus dem Gesagten hervorleuchten wird, dass nicht sowohl das eigene Interesse des Vereins etc. es ist, was dieser Bitte zu Grunde liegt und dieselbe motivirt, sondern das „besondere," dem Verein seit Uebernahme der gedachten Sammlung „eigenthümliche" Verhältniss zu einer Staatsstelle und zu einem ihm anvertrauten Staatseigenthum, so glaubt der Unterzeichnete die Entscheidung über die „Nothwendigkeit" der Ertheilung der Rechte einer juridischen

Entwicklung zu haben, und wenn die Neger in Amerika einer ſolchen theilhaftig zu werden ſcheinen, ſo verdanken ſie dieſes der Verwickelung ihres Schickſals mit dem der Weißen. So lange die freien Neger in den Vereinigten Staaten als losgelaſſene Sklaven behandelt werden, ſo lange ihnen kein anſtändiger Erwerb geſichert iſt, ſo lange ſie von allem Antheil an Politik, von allen Civil- und Militärdienſten, und ſelbſt von der niedrigſten weißen Geſellſchaft — der der Tagelöhner — ausgeſchloſſen bleiben; ſo lange ſie von den Weißen phyſiſch und moraliſch getrennt leben, ſo lange ſelbſt ihre Todten von denen der Weißen abgeſondert bleiben: ſo lange iſt an eine Verbeſſerung ihres Schickſals durch die Aufhebung der Sklaverei nicht zu denken. Die Neger in den Sklavenſtaaten führen noch immer ein zufriedeneres Leben, als ihre freien Brüder im Norden. Sie ſind wenigſtens gegen Hunger und Kälte geſchützt, und ſind weniger ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung. Die Neger frei machen, ohne ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, Beſitzthum und Ehre zu erwerben, ohne ihnen die Ausſicht auf eine allmählige Vermiſchung der Geſchlechter zu gewähren (dieſe iſt, wie ich früher bemerkt habe, ſogar dem Inſtinkt der Racen zuwider) — das heißt bloß ſie den Geſetzen verantwortlich machen, welche ſie nicht zu ſchützen im Stande ſind, und den Geſetzen ſelbſt Hohn ſprechen, die ſie auf einer Seite den weißen Bürgern gleich ſtellen, während auf der andern noch der ganze Fluch der Knechtſchaft auf ihnen ruht. Für die Neger kann die Fürſprache der ganzen Welt, und das Raiſonnement aller Philoſophen nicht mehr gewinnen, als das Mitleid der Amerikaner; aber dieſes Mitleid ſelbſt führt zu ihrer Verachtung. Warum verachten die Amerikaner nicht die Indianer, von denen ſie doch unglaublichen Schaden erlitten? die noch jetzt ungeheure Strecken Landes verwüſten, Weiber und Kinder in Gefangenſchaft ſchleppen oder morden, und deren theilweiſe Beſiegung (noch dazu durch Verrath) den Amerikanern in den letzten drei Jahren allein mehr als 20 Millionen Thaler koſtete? Die nach Waſhington gekommenen Häuptlinge der Sioux- und Fuchs-Indianer, mit denen der Congreß einen Vertrag abſchloß, wurden im Triumph in alle Geſellſchaften geführt, zu Theatern und Conzerten zugelaſſen und mit Gunſtbezeugungen von Damen überhäuft, deren kaum der Präſident der Vereinigten Staaten

Person an den Verein für vaterländische Naturkunde, resp. seine organischen Vertreter, dem höheren Ermessen nach näherer Auseinandersetzung des Grundes und der Veranlassung der gestellten Bitte, anheimgeben zu dürfen.

Im Namen und Auftrag des Ausschusses des Vereins
für vaterländische Naturkunde in Württemberg.
Der stellvertretende Vorstand:
Prof. Dr. Plieninger.

Hierauf erfolgte nachstehender zweiter Bescheid:

Die K. W. Regierung des Neckarkreises
an die K. Stadtdirektion Stuttgart.

Der Stadtdirektion wird auf ihren Bericht vom 20. Januar d. J., betreffend das Gesuch des Ausschusses des Vereins für vaterländische Naturkunde um Verleihung der Rechte einer moralischen Person für den Verein, in Folge Erlasses des K. Ministeriums des Innern vom 25. v. M. zu weiterer Eröffnung zu erkennen gegeben, dass, da die Fiction einer juristischen Persönlichkeit nur da möglich ist, wo ein actives Vermögen für einen bestimmten Zweck, möge dieser in der Form einer Stiftung oder einer Corporation verfolgt werden, vorhanden ist, der Verein für vaterländische Naturkunde aber in der That kein actives Vermögen besitzt, dem Gesuche nicht entsprochen werden kann. Da übrigens ohne Zweifel das Motiv des Gesuchs in dem §. 3 der Statuten der Verwaltung der vaterländischen Naturalien-Sammlung gelegen ist, so wird es das Einfachste sein, wenn der Verein die Abänderung dieses doch nicht einzuhaltenden Paragraphen verlangt.

Ludwigsburg, den 3. Juni 1851.

Dem Ausschuss des Vereins für vaterländische Naturkunde dahier hat man vorstehende Decrets-Abschrift zuzufertigen die Ehre.

Sich damit etc.

Stuttgart, der 6. Juni 1851. K. Stadtdirektion.
OAmtm. Majer, AV.

Dritte Eingabe vom 12. Juni 1851:

Erneute Bitte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg um Gewährung der Rechte einer moralischen Person.

Königliche Stadtdirektion

hat uns mit Erlass vom 6. d. M., praes. am Gestrigen, den Erlass Königl. Regierung für den Neckarkreis vom 3. d. M. auf unser Gesuch vom 15. Januar d. J. in der seitwärts erwähnten Angelegenheit abschriftlich zugewiesen, worin, zu Folge Erlasses des Königl. Ministeriums des Innern vom 25. Mai d. J., zu erkennen gegeben worden ist: „dass, da „die Fiction ..... verlangt."

Was nun zuerst die Abänderung des erwähnten §. 3 des Verwaltungsstatutes anbelangt, so sind wir weit entfernt, die Ansicht der hohen K. Kreisregierung über die Unausführbarkeit der in demselben enthaltenen Bestimmungen nicht mit der schuldigen Rücksicht zu ehren; wir bescheiden uns jedoch, zu bekennen, dass wir unseres Ortes uns um so weniger im Stande sehen könnten, eine Abänderung dieser, von einer hohen Staatsstelle für nöthig und wohl auch ausführbar erachteten Bestimmungen herbeizuführen, als wir schon im Laufe der Unterhandlungen, welche der Uebernahme der vaterländischen Naturaliensammlung von unserer Seite vorangingen, den Versuch einer Vorstellung bezüglich jenes §. gemacht haben, ohne jedoch denselben mit vollständigem Erfolg gekrönt zu sehen. Wir könnten daher eine Abänderung dieses §. nur von der höheren Instanz, dem K. Ministerium des Innern, unmittelbar erwarten, welches seiner Zeit das Verwaltungsstatut genehmigt hat und würden es mit dem ehrerbietigsten Dank erkennen, wenn eine hohe Kreisregierung die entsprechende Abänderung der von ihr für unausführbar erachteten Bestimmungen bei hohem Ministerium geneigtest bevorworten wollte.

Indessen ist in diesem §. des Verwaltungsstatutes weder das einzige noch hauptsächliche Motiv für unser Gesuch enthalten, denn es war der Inhalt des, mit Erlass vom 13. Januar d. J. mitgetheilten Decrets hoher Kreisregierung gewesen, der uns die Nothwendigkeit auferlegte, das in diesem §. liegende Motiv, mit Uebergehung anderer, hervorzuheben. Vielmehr finden wir noch weitere Motive in dem Umstande, dass wir nun eben ein dem Staat gehöriges Besitzthum überhaupt in Verwaltung und Aufsicht übernommen haben, dass der Verein in dieser Beziehung unter einer Centralstaatsbehörde zu stehen die Ehre hat und dass er die gemeinnützige Benützung dieser wissenschaftlichen Sammlungen auch gegenüber dem sich dafür interessirenden Publikum als Obliegenheit übernommen hat, welches sich weit mehr dafür interessiren und namentlich auch weit eher geneigt sein wird, zur Vermehrung der Sammlungen die Hand zu bieten und eben dadurch manche wissenschaftliche Schätze und Merkwürdigkeiten dem Zugrundegehen oder der Verborgenheit zu entreissen, wenn dem Vereine durch die erbetene öffentliche Anerkennung der höchsten Staatsbehörde eine Sanktion ertheilt wird.

Allein auch abgesehen von alle dem, so sind wir im Stande, auch der in dem hohen Erlass Königl. Ministeriums des Innern vorangestellten „Vorbedingung eines activen Vermögensbesitzes" vollkommen zu genügen. Wenn schon durch die Bestimmung des §. 2 des Verwaltungsstatuts: — dass alles, was der Verein an Naturalien oder Geräthschaften aus seinen Mitteln oder durch seine Bemühungen noch weiter zu der Sammlung beibringen wird, sein Eigenthum verbleiben soll, auf das er nur bei seiner einstigen Auflösung zu Gunsten des Staats verzichtet — ein mit jedem Jahr sich mehrender, wirklicher, activer Ver-

mögensbesitz, der immerhin einen stets realisirbaren Geldwerth repräsentirt, involvirt ist, — wie denn der Verein bereits einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Naturalien in dieser Art besitzt und auch eine stets sich mehrende Bibliothek unter seine Besitzthümer zählt: so besitzt der Verein noch überdies einen in unzbar angelegten Capitalien von dem derzeitigen Betrag von mehr als 3000 fl. bestehenden Reservefonds, dessen Interessen ihn eben in den Stand gesetzt haben, die Verwaltung der fraglichen Sammlung zu übernehmen, der selbst nicht angegriffen werden soll, sondern im Gegentheil durch die Ueberschüsse der jährlichen Einnahmen (von den Mitgliederbeiträgen) über die laufenden Ausgaben voraussichtlich auch künftig, wie bisher, seinen jährlichen Zuwachs erhalten wird.

Da hienach die Vermuthung des hohen Ministeriums des Innern, „dass der Verein in der That kein actives Vermögen besitze," keineswegs zutrifft, vielmehr die für die Möglichkeit der Fiction einer juridischen Persönlichkeit voranstehende Bedingung: der Besitz eines activen Vermögens für den bestimmten Zweck der Förderung der vaterländischen Naturkunde, und zwar zunächst durch die, die meisten Ausgaben erfordernde Vermehrung und Unterhaltung der vaterländischen Naturaliensammlung, vollkommen erfüllt ist: so glauben wir, unser Gesuch nebst der weiteren Bitte um Beförderung an die höheren Behörden, sowie um Befürwortung einer wohlwollend beschleunigten Resolution in einer, wie sie uns unmassgeblich erscheint, so einfachen Sache, hiemit wiederholt vorlegen zu dürfen.

Wir getrösten uns hiebei der Hoffnung, dass uneigennützige Bemühungen in einem Bereiche wissenschaftlicher Forschungen, deren Einfluss auf das praktische Leben gerade in jetziger Zeit überall eine, in mehr als einer Beziehung erwünschte Anerkennung von Seiten hoher Staatsregierungen findet, einer solchen Anerkennung und Förderung auch von unserer hohen Regierung werde gewürdigt werden, welche von jeher dafür bekannt war, die Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen nicht zum letzten Gegenstand ihrer Fürsorge für das Wohl des Landes zu machen.

Verehrungsvoll etc.

Im Namen und Auftrag des Ausschusses der Gesellschaft für vaterländische Naturkunde in Württemberg.

Der stellvertr. Vorstand:

Prof. Dr. Plieninger.

Vierte Eingabe vom 6. October 1851:

Zur Königl. Stadtdirektion Stuttgart.

Bitte um Beschleunigung der Resolution über das Gesuch des Vereins für vaterländische Naturkunde um die Rechte einer moralischen Person.

Wir haben in erneuerter Eingabe vom 12. Juni d. J. die Ehre gehabt, uns über das Vorhandensein der Bedingungen für die Gewährung

der Rechte einer moralischen Persönlichkeit auszuweisen, welche die Königl. Regierung für den Neckarkreis bei unserem, erstmals am 30. December 1850 eingereichten Gesuche vermissen zu können glaubte, und erlauben uns daher die ergebenste Bitte, es wolle Königl. Stadtdirektion die Beschleunigung des Bescheides auf unsere Bitte höheren Orts geneigtest bevorworten.

Hochachtungsvoll etc.

Der erste Vorstand des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg:

Graf Wilhelm von Württemberg.

Hierauf erfolgte nachstehender dritter Bescheid:

Die Königl. Württemberg. Regierung des Neckarkreises an die K. Stadtdirektion Stuttgart.

Da durch höchste Entschliessung vom 8. d. M. dem im Jahr 1841 gestifteten Verein für vaterländische Naturkunde die Rechte einer juridischen Person verliehen worden sind, so wird dies der Stadtdirektion auf ihren Bericht vom 18. Juni und 11. October d. J. mit dem Auftrag zu erkennen gegeben, von dieser höchsten Entschliessung den Ausschuss des Vereins in Kenntniss zu setzen.

Ludwigsburg, den 17. October 1851.

Dem Verein für vaterländische Naturkunde dahier beehrt man sich Obiges zur Nachricht zuzufertigen.

Hochachtungsvoll etc.

Stuttgart, den 20. October 1851.

K. Stadtdirektion.

Majer.

Fünfte Eingabe vom 27. October 1851:

Königlicher Stadtdirektion Stuttgart

habe ich die Ehre, den Empfang des Erlasses vom 30. d. M. anzuzeigen, womit dem Verein für vaterländische Naturkunde Abschrift des Decrets der Königl. Regierung für den Neckarkreis, die Ertheilung der Rechte einer juristischen Person an den Verein betreffend, mitgetheilt wurde, und zugleich im Namen des Vereins unseren ergebensten Dank hiefür auszudrücken.

Hochachtungsvoll etc.

Der stellvertr. Vorstand:

Prof. Dr. Plieninger.

sich findend, und eine zweite, *Pal. tentaculata L.*, von der jetzt lebenden nicht zu trennen, vor, während 2 *Paludinen* und 3 *Neritinen* für die Kirchberger Formation bezeichnend zu sein scheinen. Unter den *Acephalen* sind 4 *(Unio* und *Anodonta)* als Süsswasser-, 2 *(Dreissena)* als Süss- und Brakkwasser- und 5 *(Cardium* und eine noch unbekannte Muschel) als Meeresbewohner zu betrachten, letztere sind nur in dem Sand unter dem Fischlager von Oberkirchberg und merkwürdigerweise stets von *Unio* begleitet, sowie auch in dem Conglomerat in Begleitung der *Dreissenen* gefunden worden. Soviel mir bekannt, sind mit Ausnahme der *Dreissenen*, welche auch in Grimmelfingen und Günzburg vorkommen, die übrigen *Acephalen* an keinem andern Ort gefunden worden und also ebenfalls bezeichnend für diese Formation. Die mit einer amerikanischen Art sehr verwandte *Margaritana* ist, obgleich sie im Donaugebiete ziemlich weit verbreitet ist, bis jetzt nicht in Kirchberg entdeckt worden, aber durch *Unio Kirchbergensis*, welche in ihrer Schlossbildung an einige amerikanische Arten erinnert, vertreten.

Helix Ehingensis v. Klein.

Conchylien der Süsswasserkalk-Formationen Württembergs. Württ. Jahreshefte II. Jahrg. pag. 65. Tab. I. Fig. 3. a. b.

Es ist bis jetzt nur ein Bruchstück und eine zusammengedrückte Schale gefunden worden, über welche nichts Näheres angegeben werden kann.

Ersteres ist aus dem Sand von Oberkirchberg, letztere aus dem Sand vom Eisenbahn-Einschnitt am Eingang in das Oerlinger Thal.

Helix rugulosa v. Martens.

v. Zieten, Versteinerungen Württemb. Tab. XXIX. Fig. 5. — v. Klein, l. c. pag. 67. Tab. I. Fig. 6. a. b.

Die Schalen stimmen ganz mit solchen aus dem Süsswasserkalk vom Michelsberg überein und zeigen auch noch Spuren von Bändern, sie sind aber mehr oder weniger zusammengedrückt. Das vollständigste Exemplar aus der Sammlung des K. Naturalien-Cabinets ist 4,5‴ hoch und 6‴ breit.

Bis jetzt nur in dem Sand am Eingang ins Oerlinger Thal.

Planorbis pseudoammonius Voltz.

v. Zieten, Verstein. Württ. Tab. XXIX. Fig. 8. — v. Klein, l. c. II. Jahrg. pag. 77. Tab. I. Fig. 23.

Dunker hat in seinen Palaeontographica Bd. I. pag. 959. Tab. XXI. Fig. 27—29. aus der Molasse von Günzburg einen *Pl. Mantelli* aufgestellt; ich bin aber nach sorgfältiger Vergleichung der Günzburger Schalen mit ganz wohl erhaltenen aus Hohenmemmingen, Ulm, Dächingen etc. nicht im Stande, ein Merkmal zur Unterscheidung beider zu finden, auch die Streifen sind bei guten Schalen vorhanden.

In dem Sand des Eisenbahn-Einschnittes vom Oerlinger Thal finden sich grosse Exemplare vor, die ebenfalls etwas zusammengedrückt sind wie die aus Günzburg; ausserdem sind bis jetzt nur jüngere Schalen und immer sparsam in dem kalkreichen Thone von Oberkirchberg, begleitet von den beiden *Limnaeen*, *Paludina tentaculata L.*, *Litorinella acuta A. Braun* und den *Anodonten*, gefunden worden.

Limnaeus subovatus Hartmann.

v. Zieten, l. c. tab. XXX. Fig. 2. — v. Klein, l. c. pag. 83. Tab. II. Fig. 4. a. b.

Die Schalen sind ziemlich gut erhalten und haben wie die Helix-Arten ein etwas calcinirtes Aussehen. Auch sie kommen mit den aus dem Süsswasserkalk vom Michelsberg vollkommen überein und sind, was ich bis jetzt vergleichen konnte, 10 Linien lang.

In dem Sand vom Eisenbahn-Einschnitt am Eingang in das Oerlinger Thal.

Ob die kleinen, 3—5 Linien langen Schalen, welche mit *Paludina tentaculata L.* in dem thonigen Kalke von Ober- und Unterkirchberg vorkommen, ebenfalls zu dieser Art gehören, lässt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, da es mir bis jetzt nicht gelungen ist, ein vollständiges Exemplar zu bekommen; es ist wohl sehr wahrscheinlich, weil sie mit ebenso kleinen aus dem Süsswasserkalk von Ringingen und Ehingen ganz übereinstimmen.

Dasselbe gilt von einer 6,5‴ langen und 4,1‴ breiten Schale aus demselben Fundorte, welche ich für einen jungen *Limnaeus bullatus* v. Klein l. c. pag. 82. Tab. II. Fig. 3. halte.

Paludina varicosa Bronn in lit.

Taf. III. Fig. 2.

*P. testa grandi, perforata, ovato-conoidea, solida, transversim**) *obsolete striata; anfractibus* 5—6 *erosis, subscalariformibus, superne obtuse angulatis, superioribus convexis, ultimo inflato; apice obtuso, decorticato; sutura profunda; apertura rotundato-ovata, dimidium totius testae partem vix superante; margine columellari incrassato, reflexiusculo; labro acuto.* — *Long.* 17. *lat.* 13. *lin. par.*

Bronn hat im Jahr 1848 in einem Brief an Graf v. Mandelsloh für unsere Art wegen der unregelmässigen Wülste diesen Namen vorgeschlagen, den ich auch beibehalten will. Der Fundort muss schon lange bekannt sein, denn es befindet sich aus einer ganz alten Sammlung eine Schale, an der ganz derselbe Sand wie der von Kirchberg hängt, in dem K. Naturalien-Cabinet.

Sie hat die Grösse unserer *P. achatina Brug.* und ist mit der fossilen *P. semicarinata Brard* aus dem Tertiärbecken von Paris und *P. lenta Sow.* aus Soissonais und Isle of Wight verwandt, allein von allen leicht durch die Umgänge zu unterscheiden, welche oben unter einer stumpfen Ecke mit der tiefen Sutur einen kleinen Absatz bilden. Die Umgänge sind mehr oder weniger angefressen, bei manchen wie blatternarbig, die obern stets abgerieben, nur bei ganz jungen Schalen von 3—6 Linien Länge manchmal deutlich, die vorletzten wenig gewölbt, hin und wieder mit Andeutungen erhabener, parallel mit den Suturen laufender Linien (Querlinien); der letzte Umgang ist aufgeblasen, meist mit sehr wulstigen Anwachsstreifen und, wie es auch zuweilen bei *P. achatina Brug.* vorkommt, mit einzelnen, immer unregelmässigen Querstreifen, welche bei den einen kaum sichtbar, bei andern etwas erhaben, jedoch nicht über den ganzen Umgang verbreitet sind, besetzt. Der Nabel ist wie bei *P. achatina Brug.* klein, offen, seltener durch den umgeschlagenen Spindelrand etwas verdeckt. Die Spindel ist oben etwas wulstig; die Mündung der von *P. achatina Brug.* ähnlich.

*) Ich bezeichne mit Lamarck, Deshayes, Philippi, Dunker u Andern die Streifen, welche parallel mit den Suturen laufen, als Querstreifen.

Sie kommt in dem grünlichgelben Sand der untersten Schichte bei Unter- und Oberkirchberg in grosser Menge vor.

Die *Paludina*, welche Dr. Reuss in seinem Verzeichniss als *P. nobilis Klein* anführte, ist *P. varicosa Bronn.*

Paludina tentaculata (Helix) Lin.

Helix tentaculata L. Syst. nat. p. 1249. — *Paludina impura* Lamarck, Anim. s. Vert. Vol. VIII. pag. 514. — Rossmässler, Iconogr. pag. 107. Taf. II. Fig. 65.

Die Untersuchung der Deckel, welche haufenweise in dem Thon der untersten Fischschichte von Unterkirchberg vorkommen und welche man bisher für die einer *Neritina* oder eines *Cyclostoma* hielt, leitete mich, nachdem ich überzeugt war, dass sie nur einer *Paludina* angehören können, zu der Ansicht, dass es die bisher als *Cyclostoma glabrum* Schübler (v. Klein l. c. pag. 77) bestimmten Schalen sein müssen, zu welchen die Deckel gehören, weil sie ebenfalls in grosser Menge in der Gegend von Ulm bis Ehingen vorkommen. Ich unterwarf daher das sogenannte *C. glabrum* aus allen bekannten Fundorten einer genauen Untersuchung und fand, dass die Deckel den Mundöffnungen dieser Schalen nicht nur recht gut anpassen, sondern dass sie wirklich zu dieser gehören, wie eine Schale auf einem Kirchberger Handstück aus der Sammlung des Grafen v. Mandelsloh beweist, wo der Deckel noch in der Mündung der Schale liegt.

Es gehört zu den Seltenheiten, Exemplare mit vollkommen erhaltener Schale zu finden, denn gewöhnlich sind sie, wie auch die von Ringingen und Grimmelfingen, zwar noch weiss, allein ihre Schalen sind verwittert und man hat eigentlich nur einen Steinkern vor sich, welcher die Gestalt der Schale bekanntlich etwas verändert darstellt. Ich habe jedoch einige wohlerhaltene Schalen mit der Mündung vor mir liegen, die mich aufs Bestimmteste erkennen lassen, dass sie zu *Paludina tentaculata L.* gehören; es hat sich auch für einen Deckel von Unterkirchberg eine kleine Schale aus der Gegend von Heidelberg gefunden, der so genau passt, dass man meinen sollte, er gehöre gerade diesem Exemplare an.

Die Schalen sind im Allgemeinen schlanker und kleiner

als die gewöhnlichen der lebenden, doch gibt es auch von letzteren und im Torfe kleinere Formen, welche von unsern fossilen durchaus nicht zu unterscheiden sind. Sie erreichen eine Länge von 4‴, eine Breite von 2,6‴; andere sind 3‴ lang, 1,7‴ breit oder 3,8‴ lang und 2,4‴ breit. Die Exemplare aus Ringingen und Grimmelfingen sind meist nur 3,8‴ lang und 2,4‴ breit, ein grosses von Grimmelfingen ist etwa 4,5‴ lang und 3,3‴ breit.

Paludina conoidea n. sp.

Taf. III. Fig. 1.

P. testa imperforata, ovato-conica, transversim tenuissime striata; anfractibus 7, superioribus planiusculis, ultimo convexo; apice acuto; sutura mediocri; apertura ovata, tertiam totius testae partem subaequante; labro arcuato, acuto. — Long. 2,5, lat. 1,4 lin. par.

Diese Art kommt zwar in derselben Schichte mit der nachstehenden, in Form und Grösse sehr veränderlichen Litorinella vor, allein sie hat einen solch entschieden abweichenden Habitus, dass eine Verwechslung nicht wohl möglich ist; überdies ist die Schale mehr oder weniger schwärzlichgrau, was jedoch nicht die eigentliche Farbe dieser Art, sondern, wie man es häufig findet, durch Einwirkung von Schlamm entstanden zu sein scheint. Ob sie, wie diese, zu dem von A. Braun aufgestellten *Genus* gehört, kann ich nicht entscheiden, weil es mir bis jetzt nicht gelungen ist, einen Deckel aufzufinden. Die fossile *P. pygmaea Desh.* Lamarck, Vol. VIII. pag. 526. ist in der Gestalt sehr ähnlich, aber wie Brongnart in den Annal. du Museum angibt, parallel mit dem Mundsaum gestreift.

Die Umgänge sind unter der Lupe betrachtet sehr fein in die Quere, nämlich parallel mit den Suturen, gestreift, bei den meisten sogar mit dunkleren Querlinien gezeichnet, und nehmen schnell gegen die Spitze ab; die obern sind fast flach oder nur wenig gewölbt, der unterste aber zeigt auf seiner obern Hälfte eine mässige, auf seiner untern eine starke Wölbung. Die Mündung ist eiförmig, in der Mitte durch die ziemlich stark ausgebuchtete Spindel bauchig und verschmälert sich etwas nach oben. Der Mundsaum ist nicht eben, sondern steht in der Mitte hervor

theilhaftig geworden wäre. Schreiber dieſes hörte eine der reizendſten amerikaniſchen Schönen ſagen, daß der Häuptling der Sioux der ſchönſte Mann ſey, den ſie je geſehen, und es wußte dieſer Indianer mit ſeiner impoſanten männlichen Geſtalt wirklich zu kokettiren. Herr R** aus Virginien, früher Geſandter in Petersburg, der mit einem engliſchen Lord Händel bekam, rief dieſem zu, daß das Blut eines Indianerhäuptlings in ihm fließe, und daß deßwegen der Lord ſich mit ihm ſchießen müſſe. Major H***, der in der Schlacht von Chippawa ein Bein verlor, fuhr den ihn bemitleidenden Neger mit den Worten an: D—n your pity (Gott v—e dein Mitleiden)! ſchwur aber hoch und theuer, daß der Indianer, der ihn verwundet, ein braver Kerl geweſen ſey. Dieſe und ähnliche Anekdoten geben ein Bild von der Stellung der verſchiedenen Racen in den Vereinigten Staaten: die Indianer verſchmähen die Civiliſation der Weiſſen; den Negern, die ſich geduldig in Alles fügen, werden nur die ekelhaften Reſte derſelben vorgeworfen. — In einer Republik, wie die der Vereinigten Staaten, geſchieht nichts aus Mitleid; die Majorität herrſcht mit der Macht eines Despoten, die Minorität kennt bloß den Gehorſam. Einer Majorität, die nie regieren kann, gleiche politiſche Rechte einräumen, wäre dem Geiſt der amerikaniſchen Inſtitutionen und dem Fortbeſtande der Republik gleich gefährlich. Eine ſolche untergeordnete Stellung der Majorität könnte nach Freilaſſung der Neger nur durch ein ſtehendes Heer gehandhabt werden, welches die Amerikaner mehr fürchten als die Sklaverei. Faſſen wir daher alle moraliſchen, politiſchen und phyſiſchen Gründe, welche der Aufhebung der Sklaverei entgegenwirken, zuſammen, ſo iſt es einleuchtend, daß es hauptſächlich die Freiheit — das heißt die Republik — iſt, welche der Emancipation der Schwarzen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt, ſo wie daß umgekehrt eben die Sklaverei ein Mittel iſt, das aus England nach Amerika verpflanzte Staatsſyſtem bis zur vollkommenſten Demokratie zu liberaliſiren. Die Negerſklaverei in den Vereinigten Staaten iſt die Folie der Freiheit, die man, wie man auch dahin arbeiten mag, dennoch nicht zum Edelſteine erheben kann. Alle diesfälligen Bemühungen des Nordens können nur dem Staatenvereine ſelbſt gefährlich werden und die Grundlage erſchüttern, auf welcher mehr oder

und ist an der Basis, wo er mit dem umgeschlagenen Spindelrand sich verbindet und ebenfalls etwas nach aussen gebogen ist, vertieft.

Sie ist bis jetzt nicht häufig in Unterkirchberg nur in dem bläulichgrauen weichen Thon des Fischlagers mit *Litorinella acuta A. Braun* und *Dreissena amygdaloides Dunker* gefunden worden.

Litorinella acuta Alex. Braun.

Amtl. Bericht über die Versamml. der deutsch. Naturforscher zu Mainz, 1842. — Thomae, fossile Conchyl. aus den Tertiärschichten bei Hochheim und Wiesbaden. Jahrbücher des Vereins für Naturkunde in Nassau. 2tes Heft 1845. pag. 159. — *Paludina acuta* Desh. Descript. des Coq. fossil. Tom. II. p. 134. Fig. 3. 4.

Nach genau vorgenommener Vergleichung sind sie von den in Mainz und Wiesbaden vorkommenden Exemplaren nicht zu unterscheiden und mit den langgestreckten jener Fundorte vollkommen übereinstimmend.

Die Umgänge sind immer gewölbt, durch eine deutliche Naht abgegränzt und nehmen meist langsam gegen die Spitze ab, bei einigen, welche 2,7‴ lang und 1,2‴ breit sind, sind die beiden vorletzten sogar nur wenig kleiner als der letzte und viel grösser als die übrigen obern Umgänge; bei den meisten, im Durchschnitt 1,8‴ lang und 1‴ breit, nehmen die Umgänge im richtigen Verhältnisse ab. Sie sind weiss, glänzend und lassen unter der Lupe betrachtet schwache Längs- (mit dem Mundsaum parallel laufende) Streifen erkennen. Die Mündung ist rundlich-eiförmig, die Spindel wenig ausgebuchtet und der mit der Wand des letzten Umgangs nicht verwachsene Spindelrand bildet mit dem Mundsaum einen ununterbrochenen Ring, wie es bei den Exemplaren von Mainz gewöhnlich der Fall ist, doch scheinen mir die Säume unserer Schalen etwas solider zu sein.

Sie kommt sehr häufig und wohlerhalten in dem bläulichgrauen Thon des Fischlagers von Ober- und Unterkirchberg, begleitet von *Paludina conoidea*, und wie kalcinirt in dem graulichweissen kalkigen Trümmergestein begleitet von *Planorbis pseudoammonius Voltz*, den *Limnaeen* und *Anodonten* und von *Paludina tentaculata L.* vor.

Melanopsis impressa n. sp.
Taf. III. Fig. 3.

M. testa oblongo-ovata, solida, laevigata; anfractibus 3—4 *superne impressis, superioribus planiusculis, ultimo* $^3/_4$ *totius testae aequante, convexo, superne angulum obtusum formante; apice truncato, erosо; apertura ovato-acuta; columella sinuata, superne callosa; labro acuto, arcuato, superne ad callum inflexo. — Long. media* 7, *lat. media* 3,5 *lin. par.*

Dunker hat in den *Palaeontographica* Bd. I. pag. 185. Taf. 21. Fig. 30. 31. aus der Molasse von Günzburg eine *Melanopsis praerosa L.* erwähnt, von welcher ich mehrere Exemplare vor mir liegen habe. Unsere Art unterscheidet sich von dieser sogleich dadurch, dass sie viel bauchiger ist und dass die Umgänge oben eingedrückt sind, wodurch sie mit einer wohlerhaltenen, abgestutzten, 10,5‴ langen und 5,7‴ breiten Schale aus dem Tertiärbecken von Nexing bei Wien, welche wir durch v. Hauer unter dem Namen *M. Dufourei* erhalten haben, die grösste Aehnlichkeit hat. Diese Schale ist aber von der in Spanien lebenden *M. Dufourei Fér.* gänzlich verschieden.

Die Schalen erreichen eine bedeutende Grösse, denn in der Sammlung des K. Naturalien-Cabinets befindet sich ein Bruchstück mit den zwei letzten Umgängen, das 12 Linien lang ist, gewöhnlich sind sie aber nicht viel grösser, als wie oben angegeben ist. Alle haben eine abgestutzte und angefressene Spitze, was selbst bei Schalen, welche nur 3,5 Linien lang sind, angedeutet ist, dagegen bei den in Günzburg vorkommenden Schalen wenig, bei einigen gar nicht vorkommt. Die obern Umgänge sind auf der untern Hälfte kaum, der letzte aber deutlich gewölbt und in der Nähe der Sutur eingedrückt, wodurch eine stumpfe abgerundete Kante entsteht; auch ist die Wölbung des letzten Umgangs bei dieser Art in der obern, bei *M. praerosa* in der untern Hälfte am stärksten. Die Suturen sind sehr schwach. Die Mündung ist eiförmig, etwas schmäler als bei *M. praerosa L.*; die Anschwellung oben an der Spindel stark; der Mundsaum scharf, in der Mitte bauchig und oben schwach ausgebuchtet.

Sie findet sich häufig in dem gelblichen Sand von Unter- und Oberkirchberg in Begleitung von *Cardium sociale* und den *Neritinen*.

Finanzrath Eser besitzt aus dem Thon der Fischschichte von Unterkirchberg eine zierliche, wenig veränderte Schale, welche 4.4‴ lang und 1.7‴ breit ist, sich sehr fein zuspitzt und aus mindestens 10 Umgängen besteht, von welchen die obern flach, der letzte bauchig und in seiner obern Hälfte parallel mit den Suturen schwach gestreift ist. Ob sie zu *M. praerosa L.* gehört, wage ich nach dem einzigen unvollständigen Exemplar nicht zu entscheiden, sie scheint, abgesehen der Streifen, schlanker zu sein, als die Schalen von Günzburg und aus dem Orient.

Neritina fluviatilis (Nerita) L. var.

Bei der Mannigfaltigkeit der Formen, in welcher diese Art je nach dem Standorte vorkommt und welche auch in der neuern Zeit zur Aufstellung mehrerer Arten Veranlassung gegeben hat, ist eine genaue Bestimmung sehr schwierig, insbesondere wenn, wie in dieser Formation, wohlerhaltene Exemplare zu den Seltenheiten gehören.

Es ist mir bis jetzt nur ein einziges Exemplar aus dem Sand von Oberkirchberg bekannt, welches in Grösse, Farbe und Gestalt mit *N. fluviatilis var. grandis Dunker, Palaeontogr.* Bd. I. pag. 160. Tab. 21. Fig. 12—20 aus Günzburg übereinkommt, aber die *Columella* ist nicht flach wie bei dieser und den in unsern Flüssen vorkommenden Schalen, sondern gewölbt, wie es bei vielen amerikanischen Arten der Fall ist. Es ist dieser Unterschied nicht wohl darin zu suchen, dass man die Schale als einem ganz alten Individuum angehörig erklärt, denn ich habe die gewölbte Platte bei noch 8, aber kaum halb so grossen Schalen beobachtet. Da jedoch diese Schalen von den kleinen und schmalen Formen des *N. fluviatilis* aus Flüssen und von Günzburg und namentlich von Küster's *N. guttata* aus Cattaro und der *N. fluviatilis*, welche uns v. Hauer aus dem Tertiärbecken von Brunn bei Wien eingeschickt hat, kaum zu unterscheiden sind, so will ich sie vorerst nicht als eine eigene Art beschreiben und es abwarten, bis noch eine grössere Anzahl von Schalen aufgefunden worden ist. Sollte sich aber durch spätere Untersuchungen die gewölbte *Columella*-Platte als ein genügendes Merkmal zur Aufstellung einer eigenen Art herausstellen, so

könnte sie *Neritina cyrtocelis* genannt werden. In der Färbung stimmen sie mit den bei Günzburg und in den Flüssen vorkommenden Schalen und am meisten mit *N. guttata Küster* überein und sind graubraun, meist mit weisslichen Tropfen wie gegittert oder in die Quere gebändert, selten einfärbig und dann in der Gestalt der von Küster erhaltenen und benannten *N. atropurpurea* aus Triest zum Verwechseln ähnlich.

Eine einzige, leider etwas beschädigte Schale aus dem Sand von Oberkirchberg, die sich in der Sammlung des K. Naturalien-Cabinets befindet, ist aufgeblasen, fast kugelig, 3,5‴ hoch und ebenso breit, mit sehr zarten, nur unter der Lupe sichtbaren graubraunen und weisslichen Längslinien wellenförmig gezeichnet und besteht aus 4 Umgängen, von welchen die obern deutlichen etwas hervorstehen und fast in der Mitte der Schale sitzen, der letzte aber, wodurch sich diese Schale hauptsächlich auszeichnet, sehr kurz und hoch ist und etwas oberhalb der Mitte einen stumpfen Winkel zeigt, der aber nicht so stark ist, als bei *N. carinata* aus Krain. Die Platte der *Columella* ist schwach gewölbt. Ich halte diese Schale für neu und möchte sie vorläufig *Neritina obtusangula* nennen, die Abbildung und genaue Beschreibung aber verschieben, bis noch mehr Exemplare gefunden sind.

Auch in dem zarten und weichen Thon von Unterkirchberg kommen hin und wieder *Neritinen* vor, welche auch hier in der Farbe die Einwirkung des Schlammes zeigen, indem auf dem graubraunen Grunde die Flecken bläulichgrau sind. Die Schalen sind etwa 2‴ hoch und 2,8‴ breit und sind dadurch ausgezeichnet, dass ihr Gewinde vollkommen deutlich, klein und flach ist, wodurch sie mit *N. transversalis Zglr.* aus der Donau die grösste Aehnlichkeit haben, während die Schalen aus dem Sand und die von *N. fluviatilis* aus den Flüssen am Gewinde abgerieben sind. Ich halte sie ebenfalls für neu und möchte sie als *Neritina sparsa* bezeichnen.

Dreissena amygdaloides (Congeria) Dunker.

Congeria amygdaloides Dunker in Dunker und v. Meyer Palaeontographica Bd. I. pag. 162. Tab. XXI. Fig. 8. 9.

Ich habe mehrere Schalen von Günzburg und auch die zu

Dunker's Beschreibung benützten Original-Exemplare vor mir liegen und finde zwischen diesen und den in Mainz und Wiesbaden vorkommenden *Dreissena Brardi Bronn (Mytulites Brardii Brongn.)* eine sehr grosse Aehnlichkeit; es kann auch nur ein sehr geringer Unterschied wahrgenommen werden, welcher hauptsächlich darin besteht, dass *D. Brardi* eine gewölbtere, gegen den untern Rand stets mehr abschüssige Schale und stärker nach unten gebogene, sich mehr zuspitzende Wirbel hat, ferner dass die Schliessmuskelplatte im Schlosswinkel kleiner und mehr dem untern Rande zugekehrt und der untere Rand unmittelbar hinter dem Wirbel insbesondere in der rechten Schale etwas gefaltet ist.

Unter unsern Schalen gibt es solche, welche in allen Merkmalen vollkommen mit den aus Günzburg übereinkommen und ihnen in der That zum Verwechseln ähnlich sind, aber, was bei der Veränderlichkeit der dieser Familie angehörigen Schalen nicht zu verwundern ist, auch solche, welche von dieser sogenannten Mandelform abweichen und nach hinten etwas flacher und breiter werden, doch bleiben sich bei allen die stumpfe vordere Extremität und das Schloss gleich. In jeder, insbesondere aber in der linken Schale steht der untere Schlossrand unmittelbar hinter den Wirbeln zahnartig hervor; bei keiner Schale aber habe ich am untern Rande einen Ausschnitt zum Austritt des Byssus wahrnehmen können.

Die Schalen haben ihre Farbe meistens noch wohl erhalten und sind auf einem weisslichen glänzenden Grunde mit concentrischen wellenförmigen oder zickzackförmigen braunen Linien, seltener mit einem einzigen braunen Bande, welches vom Wirbel nach dem hintern obern Rand verläuft, gezeichnet; einige sind einfärbig weisslich oder bläulichschwarz.

Sie haben eine Länge von $3^1/_2$ bis 7 und eine Breite von 2—4 par. Linien.

Diese Art kommt ziemlich häufig im weichen bläulichgrauen Thon des Fischlagers von Unterkirchberg vor.

Dreissena clavaeformis n. sp.

Taf. III. Fig. 4. a—c.

D. testa ovato-trigona aut ovato-acuta, tenui, convexa, ad marginem inferiorem declivi, concentrice striolata, albida,

varius fusco-radiata aut fusco-fulminata; umbonibus acutis, subincurvis; margine cardinali subrecto, postice obtuse angulato, inferiore concavo; pariete in angulo umbonali angusto.

In den Versteinerungen Württembergs hat von Zieten auf Tab. LIX. Fig. 1. die in Grimmelfingen häufig vorkommenden Steinkerne als *Mytilus Brardii Brongn.* abgebildet. Nach der Abbildung zu schliessen, hat ihm hiezu die kleinere schmälere Form gedient, welche ohne Zweifel auch zu unserer Art, jedenfalls nicht zur *Dreissena Brardi Bronn* gehört. Ebenso dürften die Schalen von Günzburg, welche Dunker in den Palaeontographica Bd. I. pag. 193. Tab. XXI. Fig. 6. 7. als *Congeria spathulata var.* bekannt gemacht hat, richtiger hierher gestellt werden, als zu *C. spathulata Partsch*, Annalen des Wiener Museums Bd. I. pag. 100. Tab. 12. Fig. 13—16. von welchen ich einige Schalen aus Brunn zur Vergleichung habe. Die Wiener Schalen haben nämlich einen verschiedenen Habitus und sind sehr dick und mehr als doppelt so gross, während die Exemplare aus unserer Gegend und aus Günzburg, welche gewiss als ausgewachsen betrachtet werden können, kaum die Grösse von *D. polymorpha Bened.* erlangen und mit der jungen Schale von Partsch Fig. 13. und den von Goldfuss Bd. II. pag. 172. Tab. CXXIX. Fig. 12. nicht wohl in Uebereinstimmung gebracht werden können.

Die gewöhnliche und breitere Form Fig. 4 *, welche in dem bläulichgrauen Thon von Unterkirchberg und in der harten glimmerreichen Schichte unter dem Fischlager von Oberkirchberg, sowie in der Molasse von Grimmelfingen äusserst häufig vorkommt, steht in der Gestalt manchen Schalen von *Dreissena polymorpha* am nächsten, nur fehlt ihr der scharfe Kiel, welcher von den Wirbeln bis zum hintern untern Rand verlauft, indem die Schale zwar gegen den untern Rand gewölbt-abschüssig, aber an der Stelle des Kiels abgerundet ist; ferner ist der Schlossrand bei unsern Schalen länger und dadurch die Gestalt der hintern Hälfte abweichend; endlich ist auch die Schliessmuskelplatte im Schlosswinkel nicht so breit als bei den Schalen der lebenden Art. Die Schalen sind dünn, zerbrechlich, fein concentrisch gestreift, gewöhnlich weisslich, seltener

mit braunen strahlenförmigen oder zickzackförmigen Linien gezeichnet. Die Wirbel sind zugespitzt und schwach nach unten gebogen. Der Schlossrand ist gerade, seltener und dann nur sehr schwach convex, er reicht ziemlich hoch ansteigend bis zur oder auch bis über die Mitte der Schale, bildet an seinem Ende eine stumpfe Ecke und geht dann unter starker Wölbung in den hintern abgerundeten Rand über. Der untere Rand ist vorn immer concav und zeigt auch bei einigen eine schwache Bucht für den Austritt des Byssus, was auch an den Steinkernen von Grimmelfingen zu erkennen ist, weiter hinten ist er mehr oder weniger gewölbt. Die Schalen sind bald 11‴ lang, 6‴ hoch, bald 9.3‴ lang und 6,2‴ hoch, bald 7,5‴ lang, 4.5‴ hoch und als einfache 2,5‴ dick.

Die Steinkerne von Grimmelfingen, gewöhnlich 11‴ lang, 6‴ hoch und als ganze Muschel 5‴ dick, zeigen noch einen weissen Ueberzug, allein die Schalen sind ganz zerstört, daher sie auch häufig stärker gekielt, die Wirbel mehr zugespitzt und schmal erscheinen als bei den übrigen.

Unter den Schalen aus dem Sand von Oberkirchberg kommen auch solche vor, Fig. 4 ᵇ, welche etwas flacher und am untern Rand weniger gewölbt sind, auch längere und schmälere Wirbel und Schliessmuskelplatten haben. Die grösste einfache Schale von 11,5‴ Länge und 6‴ Höhe ist nur 2.4‴ dick, junge Exemplare sind verhältnissmässig noch höher. Eine schmälere, mit braunen zickzackförmigen Linien gezeichnete ganze Muschel dagegen ist 8,3‴ lang, 4‴ hoch und 4.3‴ dick und neigt sich durch dieses Verhältniss zu der schmäleren Form. Kleinere Schalen dieser flachen Form kommen auch im Thon von Unterkirchberg vor, unter welchen eine 5,5‴ lang, 3‴ hoch und mit zarten Strahlen und Andeutungen von breiten Zickzacklinien gezeichnet ist.

Mit der breiten Form und mit Uebergangsstufen zu ihr kommen häufig kleinere und schmälere, Fig. 4 ᶜ, vor, welche bald flach, bald dick sind und an welche sich die von Dunker als *C. spathulata var.* aufgestellten Schalen von Günzburg anreihen. Sie sind im Umriss dem *Mytilus acutirostris* Goldfuss Bd. II. pag. 172. Tab. CXXIX. Fig. 11. ähnlich, unterscheiden sich aber leicht durch den gänzlichen Mangel eines scharfen Kiels und

durch die schmalen in die Länge gezogenen Schliessmuskelplatten. Letztere Eigenschaft, welche besonders bei den Schalen aus dem Sand deutlich ausgedrückt ist, erinnert allerdings an die von *C. spathulata* Partsch, allein ich bin, wenn ich alle Uebergangsstufen nebeneinander stelle, nicht im Stande, auch nur ein Merkmal aufzufinden, welches eine Trennung der Schalen von Kirchberg und Günzburg zuliesse; dagegen sind die mit ihnen vorkommenden Schalen der *Congeria amygdaloides* Dunk. schon beim flüchtigen Blick zu erkennen und stehen dem Umriss nach etwa in dem Verhältniss zu *D. clavaeformis*, wie die in den Flüssen vorkommende *Dreissena cochleata Nyst* zu *D. polymorpha*. Sie sind gewöhnlich 9‴ lang und 5‴, einige sogar nur 4‴ hoch; eine ganze Muschel aus der mit dieser Art ganz überfüllten harten Schichte von Oberkirchberg ist 10‴ lang, 5‴ hoch und 5‴ dick.

Diese Art ist in dem Thon von Unterkirchberg von dem grossen *Cardium (friabile* Kr.) und von *Congeria amygdaloides* Dunk., in dem Sand von *Cardium sociale* Kr. begleitet und in der harten glimmerreichen Molasse von Oberkirchberg, sowie von Grimmelfingen sehr häufig.

? Anodonta anatinoides v. Klein.

Württ. naturwiss. Jahreshefte 1846. pag. 92. — *Unio grandis Hehl*, v. Zieten Verstein. Württ. pag. 80. Tab. LX. Fig. 6.

Dem Umriss nach stimmen die Schalen ganz gut mit der angeführten Abbildung, welche v. Zieten nach einem Exemplar aus dem Süsswasserkalk von Illerrieden gemacht hat, und im ganzen Habitus auch mit einer Anodonta, allein es fehlt immer noch eine Schale mit vollkommen erhaltenem Schloss, wodurch alle Zweifel gelöst werden könnten. Mir ist es nämlich nicht unwahrscheinlich, dass sie entweder alle oder doch ein Theil davon nicht zu Anodonta gestellt werden dürfen, denn unter mehr als einem Dutzend der Schalen, welche ich zu vergleichen Gelegenheit hatte, ist wenigstens eine, und zwar die rechte von der innern Seite, bei welcher am Schlossrand der vordern Extremität eine 3‴ lange deutliche, aber freilich nicht tiefe Grube zur Aufnahme eines kleinen länglichen Seitenzahns der linken Schale zu sehen ist. Die meisten übrigen Schalen haben merk-

würdigerweise gerade unter dem hintern Schlossrand einen Bruch, der sich von aussen wie eine scharf gekielte Längsfalte darstellt, aber natürlich in keiner Beziehung zu dem Schloss steht.

Die Schalen haben die Wölbung von *A. anatina Drap.*, sind häufig zerdrückt, immer stark concentrisch gestreift und innen perlmutterglänzend. Sie erreichen eine Länge von 4 par. Zoll und eine Höhe von 2¼ Zoll, die kleinern sind 25 par. Linien lang und 12.5 Linien hoch und ganz junge, welche eiförmig-rhombisch, flach gedrückt, sehr dünnschalig sind und sogar noch die strahlenförmigen Streifen zeigen, sind 7,5 Linien lang und 5,7 Linien hoch.

Häufig, aber selten vollständig in dem kalkreichen Thon über der Fischschichte von Unterkirchberg, begleitet von *Limnaeen, Planorbis pseudoammonius* Voltz und *Paludina tentaculata* L. und in der Fischschichte von Oberkirchberg.

Margaritana Wetzleri Dunker.

Palaeontograph. Bd. I. pag. 162. Tab. XXI. Fig. 25. 26.

Seit der Bekanntmachung dieser neuen Art sind am rechten Ufer der Günz, südlich von Günzburg und in der Nähe von Ulm nun auch ausgewachsene Muscheln aufgefunden worden, nach welchen jetzt erst die Gestalt der Muschel richtig angegeben werden kann, denn das vor mir liegende Original-Exemplar, welches Dunker zur Beschreibung und Abbildung gedient hat, ist ganz jung und zeigt den tief eingebuchteten Bauchrand noch gar nicht. Durch diese Bucht erhält die Muschel eine schmale Gestalt und erinnert dadurch ganz an unsere *Margaritana margaritifera*, sowie sie anderseits mit *Unio (Margaritana) flabellata* Goldfuss aus der Braunkohle, welche mehr die Gestalt von *Margaritana rugosa* Lea hat, bei uns die in Amerika häufig vorkommenden gefalteten Muscheln vertritt.

Die Schalen sind in der Mitte etwas weniger gewölbt als vorn und besonders hinten, und erhalten dadurch und durch den concaven Bauchrand eine eigenthümliche Gestalt, wie sie auch bei manchen Exemplaren unserer *Margaritana* vorkommt. Die strahlenförmig nach hinten und oben verlaufenden Runzeln sind manchmal ebenso stark, als bei alten Exemplaren von *M. rugosa*

Lea, aber die 2—3 untersten, welche zugleich die grössten sind, nehmen ihre Richtung mehr abwärts dem Bauchrand zu, als dies bei *M. flabellata* und *M. rugosa* der Fall ist. Die sehr starken Schlosszähne sind gefurcht und gekerbt und haben mehr Aehnlichkeit mit den der europäischen als mit den der amerikanischen Art; in der rechten Schale ist der vordere sehr breit, oben tief gefurcht und mit einer kleinen Grube für den vordern Schlosszahn der linken Schale, ausserdem aber hinter dem Wirbel und durch eine Grube vom vordern getrennt, ist noch ein kleinerer einfacher Schloss- und hinten ein langer feingekerbter Seitenzahn, wie sie auch bei *M. margaritifera* angedeutet sind; in der linken Schale sind 2 dreieckige, durch eine gefurchte Grube getrennte Schlosszähne und hinten eine lange Furche für den Seitenzahn. Die Muskeleindrücke sind tief und runzelig.

Die dicken Schalenbruchstücke zeigen bei dieser Art recht schön die Beschaffenheit der Schichten, die oberste und äusserste, welche vorn und besonders hinten viel dicker ist als in der Mitte der Schale, besteht nämlich aus sehr zarten, mit unbewaffnetem Auge kaum zu erkennenden Fasern, welche senkrecht auf den untern und innern Schichten stehen, die aus vielen dünnen übereinander liegenden Scheiben zusammengesetzt sind.

Die grösste Schale in einer festen quarzreichen grünlichen Molasse von Günzburg ist über 3 par. Zoll lang und über 1 Zoll hoch und befindet sich in der Sammlung von Finanzrath Esers. In dem Oerlinger Thal erreichen sie eine Länge von fast 4 Zollen; eine vollständige Muschel ist 2 Zoll 11 Linien lang, 1 Zoll und $3^1/_2$ Linien hoch und an ihrer dicksten Stelle, etwa 9 Linien hinter den Wirbeln, 10 Linien dick. Die Schalen vom Schwendi-Tobel und von Königseckwald sind sehr dick und scheinen noch grösser zu sein.

Sie kommt häufig, aber meist zerbrochen im Sand in dem Eisenbahn-Einschnitt vor dem Oerlinger Thal, auf der rechten Seite von Ulm, vor, ferner befinden sich in der Sammlung des Grafen v. Mandelsloh wohlerhaltene Schalen aus einer eisenhaltigen weichen Molasse vom Schwendi-Tobel bei Pfrungen und in der von Bergrath Dr. Hehl Bruchstücke aus einem Molassesand von Königseckwald.

weniger der Wohlstand aller Klassen beruht. — Der Zustand von Amerika liefert einen neuen Beweis von der Unmöglichkeit, auf die allgemeinen Rechte der Menschheit einen Staat zu bauen, und dem unwiderstehlichen Fatalismus, welcher das Entstehen und Fortschreiten von Nationen begleitet. Es wird den Amerikanern mit der Sklaverei wie andern Völkern mit Abschaffung von Mißbräuchen ergehen: wenn sie einmal eingewurzelt sind, vertilgt man mit ihnen einen Theil des Nationalcharakters, und oft die Nation selbst.

„Aber was soll denn aus den 3 Millionen Sklaven, die in wenigen Jahren auf 5 Millionen anwachsen müssen, endlich werden?“ fragen die Abolitionisten. „Sklaven können sie doch nicht ewig bleiben, das widerstreitet der Vernunft, den Grundsätzen der Religion, den Gefühlen der Menschheit. — Ihr werdet sie nicht immer bewachen können, und wenn ihr sie nicht los laßt, so werden sie sich selbst frei machen.“ Hierauf läßt sich freilich wenig oder nichts erwidern. Daß die Macht der öffentlichen Meinung, daß die in allen Welttheilen gegen die Pflanzer sich bildende Opposition diese endlich zur Emancipation der Neger zwingen, daß die mit der Vermehrung der Sklaven den Weißen drohende Gefahr endlich diesen Schritt nöthig machen wird, daran zweifelt gewiß Niemand, und am allerwenigsten die Pflanzer selbst. Ob aber dieser Schritt nicht ein Schritt der Verzweiflung sey, und den südlichen Staaten zum Verderben gereichen werde, das ist die Frage, von deren Entscheidung jetzt das Schicksal der Neger abhängt. Wenn die Emancipation der Neger einmal von den Pflanzern ertrotzt seyn wird, wenn die Weißen einmal gezwungen seyn werden, ihren Sklaven einen Theil ihrer eigenen politischen Rechte einzuräumen, dann wird auch der Wohlstand und die Macht dieser Staaten zu Ende seyn; aber auf den Trümmern der Weißen werden die Schwarzen schwerlich einen neuen Staat bauen. Man werfe nur einen Blick auf St. Domingo! Welche Fortschritte in der Kultur haben denn die freien Neger auf dieser mit dem glücklichsten Klima gesegneten und von Freistaaten umringten Insel gemacht? — Ist der Handel, ist der Ackerbau, sind die Künste, sind die Wissenschaften, ist die Volkserziehung fortgeschritten, seit der Empörung der Neger gegen die französische Regierung? Welchen Staat haben denn die von den Vereinigten Staaten mit

Unio Kirchbergensis n. sp.

Taf. III. Fig. 5. a—c.

U. testa ovata, crassa, ventricosa, concentrice striata, alba, intus margaritacea; extremitate antica brevissima, rotundata, postica producta, linguaeformi; margine ventrali convexo; umbonibus prominulis, erosis; dentibus cardinalibus crassis, crenatis, valvae sinistrae antico parvo, postico valido, trigono. Long. 24; *alt.* 15; *crass.* 11 *lin. par.*

Auch diese Art erinnert durch die Gestalt der dicken Schlosszähne und die tiefen Muskeleindrücke an manche nordamerikanische Unionen. Bis jetzt sind mir nur eine vollständige Muschel aus der Sammlung von Prof. Kurr und 2 grössere linke Schalen-Bruchstücke von Dr. Reuss und vom K. Naturaliencabinet, welche ich für sehr alte Exemplare dieser Art halte, zu Gebote gestanden.

Die ganze Muschel, nach welcher das oben bemerkte Maas genommen ist, Fig. a, gehört einem jüngeren Individuum an und ist nicht so dickschalig als die beiden einzelnen Schalen; sie hat wegen der weit vorgerückten Wirbel, der sehr kurzen aber hohen vordern Extremitäten und wegen des stark gewölbten Bauchrandes eine eigenthümliche, schief eiförmige Gestalt, welche mit keiner unserer Flussmuscheln Aehnlichkeit hat; bei der alten sehr dicken Schale ist der Bauchrand viel weniger convex als bei dem vollständigen Exemplar und wahrscheinlich auch bei der andern, welche aber noch mehr beschädigt ist. In der linken Schale ist der vordere Schlosszahn nur 2 par. Linien lang, nicht parallel mit dem Schlossrand wie bei unsern Unionen, sondern abwärts gerichtet und durch eine tiefe, gefurchte und dreieckige Grube von dem hintern dicken, dreieckigen und gekerbten Schlosszahn getrennt. Nach den beiden andern Schalen zu schliessen, vergrössert sich diese Grube mit dem Alter auf Kosten des vordern Zahns, denn bei der jüngern, Fig. b, ist noch ein deutlicher, scharfer Rücken, bei der alten Schale, Fig. c, nur eine Wulst vorhanden, und überdies die Grube, welche sich sogar auf Kosten des hintern Schlosszahnes ausgedehnt hat, sehr gross, was auf einen ausserordentlich dicken Schlosszahn der rechten Schale schliessen lässt. Die Grube für den Seitenzahn ist bei

den beiden jüngern schmal, bei der alten Schale aber breiter. Der Schlosszahn der der ganzen Muschel angehörigen rechten Schale ist noch mehr abwärts gerichtet, 2½ Linien lang und fast eine Linie dick, vor ihm und in derselben Richtung liegt eine Grube für den vordern Zahn der linken Schale und vor dieser noch ein kleines schmales Zähnchen. Der lamellenförmige Seitenzahn ist 9 Linien lang und ganz gerade. Die Muskeleindrücke sind sehr tief.

Aus der Sandschichte von Oberkirchberg in Begleitung von *Unio Eseri* Kr.

Unio Eseri n. sp.

Taf. III. Fig. 6.

U. testa ovato-oblonga, solida, subventricosa, concentrice striata, alba, intus rubescente, margaritacea; extremitate antica brevi, subrotundata, postica elongata, rostrata, superne subalata et sulcis duobus ab umbonibus retrorsum radiantibus sculpta; margine ventrali convexo; umbonibus prominentibus, suberosis; dentibus cardinalibus crassis, crenatis, valvae sinistrae antico longo, angusto, postico magno, trigono, intus subexcarato. — *Long.* 3″ 2‴; *alt.* 1″ 8‴; *crass.* 1″ 1‴.

Die Schalen sind von fester Beschaffenheit, nach einem Bruchstücke sogar dick zu nennen, eiförmig verlängert, jedoch bald schmäler (17 par. Linien bei 34 Linien Länge), bald breiter (20 Linien bei 33 Linien Länge), nach hinten schnabelartig ausgezogen, doch so, dass die Höhe von den Wirbeln bis hinter das Ligament ansteigt und sich dann nach hinten schnell verschmälert. Die Wölbung steigt von dem vordern meist abgerundeten, seltener eckigen und dem untern stark convexen Rand allmählig bis zu der stumpfen Kante, welche von den Wirbeln bis nach hinten läuft und anfangs deutlich ist, nach hinten sich aber verflacht. Was aber diese Muschel am meisten auszeichnet, ist eine Furche, welche dicht über der eben beschriebenen Kante von jedem Wirbel aus schief nach hinten und oben bis in die Nähe des Schnabelendes sich erstreckt und den flügelförmigen obern Rand einschliessend einen Schild, area, bildet. Der Rand des breiten Ligamentes ist fast gerade und einen Zoll

lang. Die Wirbel sind schief, weit nach vorn gerückt und nur wenig angefressen; die concentrischen Anwachsstreifen unregelmässig, aber deutlich. Die Schlosszähne sind dick, stark gekerbt; in der linken Schale ist der vordere 5 Linien lang, schmal, nieder und unter einem Dutzend Schalen nur bei einer mit dem mittleren verschmolzen und gleich hoch, gewöhnlich aber durch eine Furche getrennt, der hintere steht gerade unter dem Wirbel, ist dreieckig, hoch, innen glatt und schwach ausgehöhlt, bei einem Bruchstück einer jungen Schale sogar aufwärts gebogen. Der Schlosszahn der rechten Schale hat aussen mehrere starke Furchen und ist länger als breit, bei einem Bruchstück einer alten Schale sehr hervorragend, schneidend und am vordern und obern Rande ausgerandet; hinter diesem Zahn, unmittelbar unter den Wirbeln, ist eine grosse Grube. Die Seitenzähne und Muskeleindrücke sind stark. — Die grösste Schale ist 3 Zoll und 10 Linien lang; eine kleine ganze Muschel ist 24 par. Linien lang, 12 Linien hoch und 9 Linien dick.

Diese Art gehört der Schlossbildung nach zu unsern Unionen und hat, wenigstens die schmälere Form, im Umriss einige Aehnlichkeit mit *Unio tumidus* Retz. Noch mehr erinnert aber an die europäischen Arten der in der Molasse bei Günzburg vorkommende *Unio Mandelslohi* Dunker, Palaeontogr. Bd. I. pag. 161. Tab. XXI. Fig. 21—24. welcher jedoch bis jetzt nicht in Württemberg aufgefunden worden ist.

In dem grünlichgelben Sand von Oberkirchberg mit *Cardium sociale* in grosser Anzahl und mit seltener Schönheit.

Cardium sociale n. sp.

Taf. III. Fig. 7.

C. testa rotundato-orata, subaequilatera, solida, ventricosa; extremitatibus rotundatis, antica altiore; margine ventrali convexo; umbonibus prominentibus; costis 18—20 *convexis, transversim striatis, interstitia subaequantibus; dentibus C. eduli similibus. — Long.* 8,4; *alt.* 6,7 *lin. par.*

Die Schalen haben in der Zahl und Gestalt der Rippen, sowie in der Bildung der Zähne grosse Aehnlichkeit mit kleinen Exemplaren von *Cardium edule* L., sind aber weniger hoch und

schief, fast gleichseitig, gegen die hintere Extremität mehr gewölbt und nicht so abschüssig als bei diesen und bei dem ebenfalls verwandten *C. vindobonnense*, welches wir durch v. Hauer aus Brunn und Gaunersdorf bei Wien erhalten haben.

Die Schalen sind stark gewölbt und dachen sich nach allen Seiten ziemlich gleichförmig ab; ihre beiden Extremitäten sind abgerundet und gehen allmählig in den stark gewölbten Bauchrand über, die vordere ist etwas höher als die hintere. Die Wirbel sind viel breiter und nicht so aufgeblasen als bei *C. edule* L. Die Rippen sind schwach gewölbt, nicht kantig, bei einigen weniger, bei andern ebenso breit als die sehr zart in die Quere gestreiften Zwischenräume; die Rippen sind meist abgerieben, nur bei einem Exemplar sind dicke Querstreifen, ähnlich wie bei *C. edule* L., vorhanden. Die Zähne sind den von *C. edule* sehr ähnlich, aber selten ganz rein erhalten.

Eine ganze Muschel ist 7 par. Linien lang, 5.5 Linien hoch und 4,5 Linien dick.

Sehr häufig und in Begleitung von *Unio Eseri* Kr. in dem grünlichgelben Sand und mit *Dreissena claraeformis* in einem bläulichgrauen glimmerreichen Sandstein von Oberkirchberg.

Cardium solitarium n. sp.

Taf. III. Fig. 8.

C. testa parva, oblique ovata, inaequilatera, convexa, postice decliri et angulum obtusum formante; extremitate antica rotundata, postica altiore, truncata; margine ventrali convexiusculo; umbonibus prominentibus; costis 30—32 *convexis, interstitia vix superantibus, transversim striolatis, obsolete tuberculatis; dentibus cardinalibus parvis. — Long.* 4.8; *alt.* 4; *crass.* 2.6 *lin. par.*

Diese Art ist von der vorhergehenden leicht zu unterscheiden, denn während jene Schalen nach vorn, hinten und unten gleichförmig gewölbt sind, sind diese nach der hintern Extremität hin abschüssig und erhalten dadurch eine stumpfe Kante, welche von den Wirbeln nach hinten und unten verläuft. Die Schalen sind vorn abgerundet, hinten weit höher und schief abgestutzt. Der nur wenig gewölbte Bauchrand bildet mit der hintern Extremität eine abgerundete Ecke. Die Wirbel sind schmal.

Die nur wenig gewölbten Rippen sind kaum etwas breiter als ihre Zwischenräume, leicht in die Quere gestreift und, bei 2 Schalen unter 8, hinten und vorn mit kleinen Höckerchen besetzt. Die Zähne sind klein und haben mit den von *C. conjungens* Partsch sehr viel Aehnlichkeit. Der Schlossrand ist gewölbt.

Selten in dem grünlichgelben Sand von Oberkirchberg und noch seltener in dem bläulichgrauen Thon von Unterkirchberg.

Ausser diesen 2 Arten kommen noch zwei *Cardium* vor, welche aber nach den vorliegenden mangelhaften Exemplaren noch nicht genau bestimmt werden können.

Das eine, mir nur nach einer einzigen Schale im Naturalien-Cabinet bekannt, kommt in dem grünlichgelben Sand von Oberkirchberg vor und hat, wie es scheint, den Umriss und Grösse von *C. sociale*, ist aber etwas flacher und hat 20 sehr schmale, erhabene und gewölbte Rippen, welche mindestens durch noch einmal so breite Zwischenräume von einander getrennt sind. Ich möchte diese Art vorläufig als *Cardium jugatum* bezeichnen.

Das andere kommt ungemein häufig und begleitet von der schmälern Form der *Dreissena clavaeformis*, in dem weichen graulichen Thon zwischen Unter- und Oberkirchberg über dem Sand mit *Paludina varicosa* Braun vor, ist aber so zerbrechlich und zerdrückt, dass unter Duzenden von Schalen nicht eine einzige vollständige und nur zwei Bruchstücke eines Schlosses aufzufinden waren. Die Schalen sind 12 par. Linien lang und etwa 9—10 Linien hoch, sehr dünn, ungleichseitig, ziemlich gewölbt, wahrscheinlich an beiden Extremitäten abgerundet und mit 25—28 Rippen versehen, welche nur wenig erhaben und gewölbt, hinten, wie es scheint, flach und kantig, sehr fein in die Quere gestreift und breiter als ihre Zwischenräume sind. Vom Schloss konnte ich nur in einer linken Schale den hintern niedern Seitenzahn und die vordere lange seichte Grube erkennen, deren innere Wand aber kaum zahnartig erhaben ist, ähnlich wie bei dem ebenfalls dünnschaligen *Cardium groenlandicum* Chemn. Auf der innern Seite der Schalen sind die Rippen sehr deutlich bis zu den Wirbeln zu erkennen. Diese Art scheint mir neu zu sein, daher ich sie *Cardium friabile* nennen möchte.

Ob die in der Molasse von Grimmelfingen häufig vorkom-

menden Steinkerne mit einem verwitterten Schalenüberzug auch zu dieser letzten Art gehören, ist mir, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, nicht möglich zu entscheiden, weil es mir unter einer grossen Anzahl von Exemplaren nicht gelungen ist, auch nur eine Andeutung von einer Area des Ligamentes oder von Schlosszähnen aufzufinden. In der Gestalt und Skulptur der Schalen kann ich wenigstens keinen Unterschied finden. Ob die von Zieten (Verstein. Württ. Tab. LVI. Fig. 8) als *Arca Schübleri* aus Grimmelfingen abgebildete Muschel, die eine deutliche Area zeigt und daher zu Arca gehört, wirklich von Grimmelfingen ist, weiss ich nicht.

Ausser den Arten von *Cardium* kommt in dem gräulichgelben Sande noch eine durch ihre Schlossbildung eigenthümliche Meeresmuschel vor, welche von allen mir bekannten *Genera* verschieden zu sein scheint; da aber nur 3 Schalenbruchstücke vorliegen, so lässt sich keine genaue Bestimmung vornehmen. Das Schloss der rechten Schale hat vorn eine kleine Grube, dann einen senkrecht auf dem Schlossrand und unter dem Wirbel stehenden grossen und zusammengedrückten Zahn und hinter diesem und durch eine dreieckige Grube getrennt, einen schmalen, schief nach hinten verlaufenden kleinen Zahn; das Schloss der linken Schale hat 2 grosse Zähne, zwischen welche der grosse Zahn der rechten Schale eingreift; ihre Gestalt lässt sich nicht genau bestimmen. Seitenzähne fehlen ganz. Der vordere Muskeleindruck ist in den beiden Schalen sehr gross und hinter ihm läuft eine leistenförmige Verdickung von den Schlosszähnen bis gegen den Bauchrand, ähnlich wie bei einigen mit *Osteodesma* verwandten Geschlechtern. Die Muscheln, welche sich in der Sammlung von Finanzrath Eser befinden, scheinen die Länge eines Zolls nicht zu übersteigen.

---

2. Conchylien der Süsswasserkalkformation Württembergs.

(Hiezu Tafel III. Fig. 9—12.)

Von Dr. Klein.

In neuerer Zeit aufgedeckte Fundorte und vollständiger erhaltene Exemplare geben mir Gelegenheit zu den im zweiten

Jahrgang dieser Jahreshefte pag. 60 beschriebenen Conchylien der Süsswasserkalkformation Württembergs einige Zusätze und Berichtigungen zu machen.

In demselben Jahre 1846, in welchem ich die Beschreibung dieser Conchylien gegeben, hat Dunker in Dunker u. Meyer Palaeontographica B. I. pag. 157 eine *Melania*, welche derselbe von Apotheker Wetzler aus der Molasse von Günzburg erhalten hatte, als *Melania Wetzleri* beschrieben und Tab. XXI. Fig. 2. abgebildet. So wenig auch die Abbildung auf den ersten Anblick mit der von mir pag. 81 beschriebenen und Tab. II. Fig. 2. abgebildeten *Melania turrita* übereinstimmt, so musste doch die Beschreibung Dunker's und seine Erklärung, dass in Hinsicht auf Skulptur viele Veränderungen vorkommen, zu einer Vergleichung auffordern, zu welcher denn auch die von Günzburg erhaltenen Exemplare, sowie eine ziemliche Anzahl, welche das K. Naturaliencabinet aus dem Süsswasserkalk vom Michelsberg bei Ulm, welcher durch den Festungsbau an vielen Stellen zu Tag gelegt wurde, und aus dem von Zwiefalten zugeschickt erhielt, die erwünschte Gelegenheit bot.

Eine genaue Untersuchung und Vergleichung der Exemplare von diesen drei Fundorten wies aber drei verschiedene Species nach, die sowohl in Hinsicht auf Form und Thürmung, als Zeichnung und Grösse Verschiedenheiten darbieten, von denen jede auf ein bestimmtes Vorkommen beschränkt ist und so wieder den Beweis für Localbildungen liefert, wie sie in der Tertiär-Formation so häufig vorkommen.

Die grösste dieser Species

Melania grossecostata mihi.

Tab. III. Fig. 11.

M. testa magna, elongato-turrita; anfractibus subconvexis, celeriter accrescentibus, superne angulatis, superiore parte coarctatis, subscalariformibus, transverse costatis, longitudinaliter striatis; sutura lineali; columella parum arcuata, pariete aperturali calloso; apertura rotundato-orata. — Alt. 24‴; lat. 10‴.

Die Schale ist verlängert thurmförmig, grösser und breiter als *M. Wetzleri*, an einzelnen Exemplaren nicht abgebrochen, sondern trunkirt, denn der oberste Umgang ist vom Thiere ge-

schlossen. Meist sind 7—8 Umgänge vorhanden (während wohl 4 fehlen), die schneller zunehmen als bei *M. Wetzleri*, der unterste ist convex, die andern sind flach gewölbt und unter der kaum sichtbaren Naht eingedrückt, wodurch eine starke, scharfe Kante entsteht, die am vorletzten Umgang am stärksten hervortritt, auf dem letzten fast verschwindet, wo sie bei *M. Wetzleri* am deutlichsten hervortritt. Alle Umgänge haben starke erhabene perpendiculär auf die Achse des Umgangs laufende Querrippen, die an der Kante in eine scharfe Spitze endigen, viel stärker als bei *M. Wetzleri*. Die Rippen laufen schief, werden gegen die untere Naht schwächer und stehen weiter auseinander als bei *M. Wetzleri*, auf dem vorletzten Umgang sind 8 vorhanden, auf dem letzten sind sie schwächer. Auf allen 8 vorhandenen Umgängen sind deutliche Longitudinalstreifen, die parallel den Nähten gehen und auf dem untersten zahlreicher sind, aber nicht stärker wie bei *M. Wetzleri*, in der Regel sind es auf demselben von der Naht bis zur Basis 10, bei einem Exemplar sogar 15. Auf den andern Umgängen ist an dem eingedrückten Theil von der Naht bis zur Kante 1, selten 2 Streifen; zwischen der Kante und der untern Naht sind es 3 — 4, seltener 5. Die Spindel ist leicht gekrümmt und die Spindelwand von einem starken Callus bedeckt, der bei *M. Wetzleri* fehlt. Die Mündung ist bei keinem der Exemplare völlig erhalten; soweit sich bestimmen lässt, ist sie abgerundet eiförmig, der Mundsaum ist am obern Rand nicht anliegend, sondern abgerundet und bauchig, nicht beinahe elliptisch und nach oben und unten ausgezogen wie bei *M. Wetzleri*; der rechte Rand ist scharf. Die Höhe ist 24‴ Pariser Duodecimalmass und der letzte Umgang an der Mündung 10‴ breit.

Sie kommt am Michelsberg bei Ulm vor und ist, so weit die Untersuchungen reichen, auf diesen beschränkt.

Von dieser wohl unterschieden ist die pag. 81. Tab. II. Fig. 2. beschriebene und abgebildete *Melania*, von der vollständigere Exemplare jetzt auch eine genauere Beschreibung gestatten.

Melania turrita mihi.

Tab. III. Fig. 10.

M. testa gracili, elongato-turrita; anfractibus convexiusculis, subangulatis, sensim accrescentibus, subcoarctatis, transverse

costulatis, striis longitudinalibus decussatis; suturis linealibus; pariete aperturali callo crasso obtecto, columella parum excavata; apertura ovata, subeffusa; peristomate subacuto.— Alt. 16‴; *lat.* 5‴.

Die Schale ist schlank, thurmförmig verlängert, oft truncirt, die Umgänge, von denen 8 erhalten sind und wohl noch 4 fehlen, nehmen gleichförmig und weniger schnell zu, enden oben in eine stumpfe Spitze; die obern sind ziemlich platt, die untern convex; alle haben nur eine leichte, selbst fast keine Kante, sehr erhabene, leicht gekrümmte, enger gestellte Querrippen (der vorletzte Umgang hat 16—18 solcher Rippen), die an der leichten Kante kaum hervorragen. Die Nähte sind kaum sichtbar, die Umgänge unter denselben sehr leicht eingedrückt und zeigen an dieser Stelle kaum erkennbare Longitudinalstreifen; dagegen setzen sich die Rippen bis zur Naht fort und zwischen ihnen zeigen sich zuweilen noch leichtere Querfalten. Die Longitudinalstreifen sind schwächer, nur an den 4—5 untern Umgängen sichtbar und mit Ausnahme des letzten so gestellt, dass 3 Streifen gegen die untere Naht jedes Umgangs deutlich, aber nicht scharf sind. Der unterste Umgang hat an seinem obern Rand noch deutliche Querfalten, auf dem untern Theil 11 — 13 deutliche, aber nicht schärfere Longitudinalstreifen. Die obern Umgänge haben keine Longitudinalstreifen, aber sehr starke und noch enger gestellte Querrippen, so dass der 7te noch 15 hat, während er bei *M. grossecostata* nur 7 hat. Die Spindel ist an der Spindelwand kaum gekrümmt und mit einem starken Callus bedeckt. Die Mündung ist eiförmig, nach oben und unten kaum ausgezogen. Die untern 8 Umgänge sind 16‴ lang und an der Mundöffnung ist die Schale 5‴ breit, während der stark umgeschlagene Callus an der Spindelwand die ausgewachsene Schnecke beweist.

Diese Species, von der die abgebildeten Exemplare sich in der Sammlung des Grafen v. Mandelsloh befinden, findet sich bei Zwiefalten und Ehingen, und alle dort gefundenen Exemplare haben diese schlanke Form.

Beide Species unterscheiden sich durch die Art der Thürmung, Grösse und namentlich Breite, so dass sie zwei ganz verschiedene Formen darbieten, ebenso ist auch die Art der Zeichnung, besonders der Querrippen eine völlig verschiedene, wozu

wohl auch als wesentliches Moment gerechnet werden darf, dass jede dieser Species auf einen besondern Fundort beschränkt ist, bei Ulm kein schlankes, bei Zwiefalten kein stark knotiges grosses Exemplar gefunden wird und auch die Uebergänge an diesen Orten fehlen.

Zwischen diesen beiden Extremen steht die in der Molasse bei Günzburg gefundene *Melania Wetzleri* Dunker und bildet eine Art von Uebergang, weicht jedoch in der Art der Thürmung, der Höhe und Breite und der Art der Zeichnung von beiden ab, so dass die Annahme von 3 Species gerechtfertigt sein wird.

Melanopsis praerosa L.

Tab. III. Fig. 12.

M. testa ovato-conica, apice acuta, sublaevi; anfractibus senis vel septenis planiusculis adpressis, ultimo caeteris multo majori; apertura ovato-acuta, dimidiam fere totius testae partem aequante; columella sinuata, calloza, superne cum labro acuto in canaliculum angustum exeunte. — Alt. 8½‴; lat. 3‴. (Dunker.) Dunker und Meyer Palaeontographica B. 1. pag. 158. Tab. XXI. Fig. 30 u. 31.

Die Exemplare, welche bei Andelfingen, in der Nähe von Ehingen, gefunden wurden, stimmen mit der noch lebenden Species und den in der Molasse bei Günzburg gefundenen und im angegebenen Werke abgebildeten Exemplaren überein.

Die Schale ist eiförmig conisch, scharf zugespitzt, glatt; von den 6—7 Umgängen sind die obern platt, völlig an einander angelegt mit kaum sichtbarer Naht, der unterste ist leicht convex, viel grösser als die andern zusammen. Die Spindel ist an der Mündungswand ausgebuchtet, mit einem Callus bedeckt, unten abgestutzt und geht in einen kurzen Canal über, dessen rechte Wandung sich mit dem scharfen Mundsaum verbindet; oben bildet sie mit dem scharfen Mundrand einen engen Canal, der sich viel höher hinauf erstreckt, als die Mundöffnung selbst. Die Spindel ist am Anfang dieses Canals aufgetrieben. Die Mundöffnung ist eiförmig, nach oben durch den Canal lang zugespitzt und mit diesem länger als die Hälfte der Schale, ohne diesen beträgt sie etwas mehr als ein Drittheil derselben. Die Schalen sind etwas kürzer als die auf der Abbildung Dunker's ange-

Geld, Waffen und Kriegsvorräthen unterstützten Schwarzen auf der ihnen geschenkten Kolonie in Liberia gebildet? Was ist aus den freien Negern in den nördlichen Staaten geworden? und welchen Antheil nehmen sie an dem Schicksale ihrer Brüder im Süden?

Der für die Neger schwierigste Umstand ist, daß sie einem republikanischen Volke beigegeben sind; denn die Republik ist eine Verfassung, die ihrem Charakter und ihrer Lebensweise am wenigsten entspricht. Unter jeder andern Regierung wäre wenigstens der Versuch ihrer Freilassung mit weniger Gefahren für sie selbst und die Weißen verknüpft. Es geht den Negern mit der Freiheit, wie den Blindgebornen mit dem ihnen plötzlich aufgethanen Sonnenlichte: sie werden durch dasselbe erst vollkommen blind. Es können sich Völker, wie einzelne Menschen, nur allmählig von einem niedern Standpunkte zu einem höhern erheben; und es stehen beide nur dann sicher, wenn sie diese Erhöhung ihren eigenen Anstrengungen verdanken. Das den Negern angebotene Geschenk der Freiheit hat für sie keinen Werth, so wie ihre Gleichstellung mit den Weißen das moralische Uebergewicht der letzteren erst recht fühlbar macht. Wenn sich daher auch gleich ein bis auf einen gewissen Grad civilisirter Negerstaat denken läßt, so ist doch vorauszusehen, daß es nie einen civilisirten gemischten Weißen- und Negerstaat geben kann, daß sich zwei so heterogene Elemente nie zu einem politischen Ganzen vereinigen können. Die Neger müssen auf eine oder die andere Weise den Weißen untergeordnet seyn, oder es müssen die Schwarzen, ihrer physischen Uebermacht sich bewußt, die Weißen aus dem Lande jagen. Die Geschichte aller Kolonien bis auf den heutigen Tag beweist, daß zwischen den weißen und gefärbten Racen kein anderes Verhältniß möglich ist, und doch wollen englische Staatsmänner zwischen den zwei entgegengesetztesten Menschenarten, zwischen den potenzirten Engländern in Amerika und ihren Negersklaven, einen auf allgemeine Menschenrechte gegründeten politischen Vertrag schließen.

Aber könnte man nicht eine Art Feudalsystem einführen, welches den Pflanzern den Besitz des Bodens sicherte, und den Negern doch Gelegenheit gäbe, nach und nach sich ein eigenes, unabhängiges Vermögen zu erwerben? Dieser Vorschlag hat

gebenen und haben eine Länge von 7 bis höchstens 8‴ Pariser Duodecimalmass und eine Breite von 3‴.

In der Beschreibung der Conchylien der Süsswasserkalkformation Württembergs ist pag. 84 *Limnaeus gracilis* v. Zieten beschrieben und Tab. II. Fig. 6 a. u. b. abgebildet worden.

Die Untersuchung vollkommener und zahlreicher Exemplare und namentlich eine Durchsicht, deren Professor Rossmässler unsere Sammlung würdigte, führte zu dem Resultate, dass die von mir als *Limnaeus gracilis* v. Zieten beschriebene und in unsern Sammlungen als solche angenommene Schnecke kein *Limnaeus*, sondern eine *Glandina* ist. Ob die v. Zieten'sche dieselbe ist, lässt sich bei fehlendem Original nicht entscheiden, jedoch muss angeführt werden, dass die in unsern Sammlungen als solche angenommene nicht mit der Abbildung v. Zieten Tab. XXX. Fig. 3. übereinstimmt, aber auch keine andere der Abbildung ähnliche Schnecke sich in unsern Sammlungen befindet.

Glandina (Achatina) antiqua mihi.

Tab. III. Fig. 9.

G. testa magna, elliptica, subtiliter striata, apice obtusa; anfractibus $4^1/_2$, *superioribus subplanis, glabris, ultimo maximo convexo, reliquum spirae triplo superante; columella inflexa, truncata; apertura elongata, supra acuminata; peristomate acuto. Alt.* 18—20‴; *lat.* 8‴.

Die Schale ist elliptisch, schlank, gestreckt mit stumpfer Spitze, fein gestreift, hauptsächlich bei den Exemplaren von Hohenmemmingen, die Streifen sind in die Quere und eng gestellt und besonders am letzten Umgang in der Nähe der Naht sehr stark. Von den $4^1/_2$ Umgängen, einer Anzahl, die bei den *Achatinen* selten vorkommt, ist der 1ste und 2te sehr klein, der 3te nimmt rasch zu, der unterste ist convex, 3mal so hoch als die andern zusammen. Die obern sind flach gewölbt und glatt; die Nähte sind seicht. Die Mündung ist elliptisch, 12‴ lang und am weitesten Theil 4‴ breit, oben zugespitzt, unten etwas verschmälert. Der Spindelrand ist leicht ausgebuchtet und mit einem völlig anliegenden Callus bedeckt; die Spindel einwärts gerollt, etwas nach vornen gebogen und unten abgestutzt.

Sie steht wohl der *Achatina inflata* Reuss, geognostische Skizze der tertiären Süsswasserschichte des nördlichen Böhmens, in Dunker und Meyer Palaeontographica B. II. pag. 33. Tab. III. Fig. 14. am nächsten, unterscheidet sich aber von ihr durch die mehr gestreckte, nicht aufgeblasene Form, den grösseren 3ten Umgang, wodurch das Verhältniss des letzten Umgangs zu den anderen ein ganz anderes wird; Reuss gibt für *A. inflata* den letzten Umgang als 5mal so hoch an, als das übrige Gewinde, während bei *G. antiqua* derselbe nur 3mal so hoch ist; den letzten Umgang nennt er bei *A. inflata* sehr bauchig, bei *G. antiqua* ist er schlanker; die gestreckte verlängerte Mundöffnung entspricht bei *G. antiqua* der gestreckten Form der Schale und hat 4‴ Breite auf 12‴ Höhe, während sie bei *A inflata* viel breiter ist und nach der Abbildung gemessen 8‴ Breite auf 13‴ Höhe hat.

Fundort: bei Ehingen, am Michelsberg bei Ulm und bei Hohenmemmingen.

Cyclostoma glabrum Schübler.

Pag. 77 beschrieben, ist nach den Untersuchungen von Professor Krauss und nach den von demselben gefundenen, zu den Schalen passenden Deckeln, die für das Genus entscheidend sind, keine *Cyclostoma*, sondern *Paludina tentaculata L.*, siehe dessen Beschreibung pag. 140. in diesem Jahresheft.

Helix acieformis mihi.

Pag. 100 beschrieben und Tab. II. Fig. 21. a. u. b. abgebildet, ist nach der Untersuchung des Professor Rossmässler und nach vollständigern Exemplaren übereinstimmend mit

Helix croatica Partsch.

H. testa late umbilicata, orbiculato-convexa, supra dense costulato-striata, subtilissime decussata, sericina, cornea, obtuse carinata, albido-cincta, subtus nitida, lutescenti-albida, sub carina corneofasciata; apertura oblique lunata; peristomate recto, acuto, intus vix albo-calloso. — Alt. 5—8‴; *lat.* 10—13‴; *anfractibus* 7. (Rossmässler.)

Die Anzahl der im jüngern Süsswasserkalk oder vielmehr Sauerwasserkalk von Cannstatt vorkommenden, jetzt nicht mehr in Württemberg lebenden Species wird dadurch wieder um eine vermehrt.

Planorbis spirorbis Müller,

welcher pag. 103 als im Süsswasserkalk und pag. 114 im Torf gefunden aufgeführt ist, hat sich als *Planorbis leucostoma* Michaud herausgestellt, wie denn überhaupt der wahre *P. spirorbis*, der pag. 36 im Verzeichniss der lebenden Conchylien aufgezählt ist, in Württemberg nicht vorzukommen scheint. Da diese Species in jener Aufzählung fehlt, so folgt hier die Beschreibung Rossmässler's.

Planorbis leucostoma Michaud.

P. testa deprexa, supra vix concava, subtus plana; anfractibus tardissime accrescentibus, supra semiteretibus, subtus planiusculis, extremo vix latiore, deorsum obtuse carinato; apertura subrotunda, subangulata; peristomate leviter albilabiato. Alt. $^1/_3$‴; *lat.* 3‴; *anfractibus* 6.

P. spirorbis unterscheidet sich von diesem durch den Mangel des 6ten Umgangs, das schnelle Zunehmen der Umgänge, so dass der letzte bedeutend höher und weiter ist als der vorletzte, durch die von keinem Kiele und keiner Kante gestörte Rundung der Umgänge, durch die völlig runde, nur von der Mündungswand etwas mondförmig ausgeschnittene Mündung, die durch eine plötzliche Erweiterung des Umgangs verhältnissmässig sehr weit wird.

Unter der grossen Anzahl von Exemplaren von *Helix hispida*, welche sich in den verschiedenen Schichten des Süsswasserkalks finden, sind von Oberbaurath v. Bühler drei aufgefunden worden, die sich durch ihren sonderbaren Bau auszeichnen und als *scalariformes* darstellen, eine Form, die wenigstens mir von dieser Species nicht bekannt war.

Bei dem Einen sind die 3 äusseren Umgänge so unter einandergestellt, dass sie als gethürmt erscheinen, die andern liegen gleich, die Mündung ist nicht verdeckt.

Beim zweiten ist der letzte Umgang völlig unter die andern geschoben, eine tiefe Naht trennt die convexen Umgänge, die Mündung liegt ganz unter dem vorletzten Umgang.

Beim dritten stehen die 3 äusseren Umgänge unter einander, decken sich und sind durch tiefe Nähte getrennt, die Mündung liegt ganz von dem vorletzten Umgang verdeckt.

3. Beiträge zur Anatomie und Physiologie von *Taenia solium und Dibothrium latum.*

Von einem Vereinsmitgliede.

Die Veranlassung zu nachstehender Arbeit gab zunächst eine Abhandlung D. F. Eschricht's über die Bothriocephalen in dem 2ten Supplement des 19ten Bandes der Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher; Breslau und Bonn 1841.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, durch eine von denselben Gesichtspunkten ausgehende mikroskopisch-anatomische Untersuchung von *Taenia solium* die Kenntniss dieser beiden in mancher Beziehung noch so räthselhaften Schmarotzerthiere des menschlichen Darmkanals zu vervollständigen.

Das Material zu den anatomischen Untersuchungen verdankt der Verfasser der Güte des Herrn Medicinalraths Dr. Seeger in Ludwigsburg, und es war ihm möglich, im Verlaufe von 3 Jahren Exemplare von *T. solium* jeden Alters und jeder Grösse zu zergliedern.

Zur Empfehlung der anatomischen Abtheilung dürfte vielleicht noch anzuführen sein, dass dieselbe zum grössern Theil mit den ausgezeichneten Mikroskopen der Universität Heidelberg ausgeführt worden, deren Benützung Herr Professor Henle mit bekannter Güte gestattete.

Die anatomischen Notizen über *Dibothrium latum* sind meist der oben citirten Abhandlung Eschricht's entnommen.

Geschichte

1. Allgemeine Notizen.

Ueber die Entstehung und das Wesen des Bandwurms herrschten in frühester, ja selbst noch in neuerer Zeit die abenteuerlichsten Meinungen.

Hippocrates lib. IV. de morbis pag. 551 ed. Foes. sagt: aus der Fäulniss des Bluts und der Milch entstehen in den Gedärmen der Knaben sowohl Spul- als Bandwürmer. An einer

andern Stelle vergleicht er den Bandwurm mit einer von den Gedärmen abgezogenen Haut. *(Species ejus est velut album intestini ramentum).*

Aëtius (Tetrab. III. Serm. I. C. 14). Paul von Aegineta. Riolan. Capucinus u. A. behaupten geradezu, der Bandwurm sei die abgelöste innere Haut der dünnen Därme, welche zu einem lebendigen Körper geworden sei. Valleriola sucht zu beweisen, der Darmschleim könne sich in eine Haut verwandeln, welche dem Bandwurm ähnlich ist.

Sehr verbreitet war in früherer Zeit die Meinung, der Bandwurm sei kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Thier, er bestehe aus einer Kette zusammenhängender kürbiskernartiger Würmer. Vallisnieri suchte zuerst diese Ansicht mit Gründen zu vertheidigen. Mousset glaubt, der Bandwurm sei eine von den Gedärmen abgegangene, mit lebendigen Kürbiswürmern angefüllte Haut.

Coulet in seiner Abhandlung de Ascaridibus et lumbrico lato behauptete, der Madenwurm unterscheide sich in keiner Art von dem Bandwurm, nur sei ersterer ein einfacher, letzterer ein zusammengesetzter Wurm.

Er erklärte sich die Entstehung des Bandwurms aus dem Madenwurme wie folgt: Der Schwanz jedes Madenwurmes sei kleiner als der Kopf, so dass er letztern in den Schwanz eines zweiten Madenwurms hineinstecken könne, dieser ziehe sich zusammen und beide Würmer sondern hierauf eine weisse klebrige Materie ab, welche sie fest verbinde. So bilde sich aus einer Reihe von Madenwürmern der zusammenhängende Bandwurm.

Vallisnieri stellte sich die Sache noch handgreiflicher vor; er glaubte, jeder Madenwurm habe an seinem vordern Ende zwei Häckchen, an seinem hintern Ende zwei Vertiefungen. Diese Häckchen hänge der Madenwurm bei seinen Kameraden ein, wenn er mit Genossenschaft einen Bandwurm constituiren wolle.

Peter von Albano 1300 lässt die Bandwürmer aus der Paarung von Kernwürmern und Ascariden hervorgehen.

J. C. Frisch in Miscell. Berol. A. 1700. Cont. II. pag. 46—48 hält Maden-, Spul- und Band-Würmer für eine und dieselbe Helminthenspecies in verschiedenen Entwicklungsperioden.

Leuwenhök, Börhaave und besonders Linné vertheidigten die Ansicht, die Eingeweidewürmer entstehen unter dem veränderten Einflusse des Lebens und der Nahrungsverhältnisse aus den Eiern anderer im Freien lebender Würmer und Insekten.

Ueber einzelne Theile und Organe, ihre Deutung und Stelle im Organismus wurden zum Theil tolle Hypothesen zu Tage gefördert.

Lange Zeit waren die Naturforscher nicht einig, ob *T. solium* einen Kopf habe oder nicht. Linné und mit ihm viele Naturforscher sprachen dem Wurme den Kopf ab. Clerc (Hist. lumbr. lator. pag. 165) setzte denselben an das breite Ende. Bonnet (Abhandlung aus der Insectologie, übers. von Göze. Taf. II. Fig. 1—5) war der erste, welcher, ohne es zu wissen, den Kopf von *T. solium* ziemlich getreu abbildete, doch scheinen ihn Andry u. A. ebenfalls beobachtet zu haben.

Reimarus (von der Natur der Pflanzenthiere S. 131) hielt den Kopf für die Wurzelknolle, den Hals für den Stengel des Thiers.

Die 4 Saugmündungen des Kopfes gab Andry für Augen und Mery für Nasenlöcher aus. Das hintere Ende, der Schwanz des Wurms, spitzt sich nach Andry ebenso zu, wie der Hals.

Die seitlichen Geschlechtspapillen wurden von einigen Naturforschern als ebenso viele Mundöffnungen, von Andern als Stigmata gedeutet.

Lange Zeit war man über die Geschlechts- und Fortpflanzungsverhältnisse der Bandwürmer im Unklaren. Bianchi *(de generatione vermium)* war einer der ersten, welche behaupteten, jedes Glied des Wurms sei ein Zwitter.

Vallisnieri und Linné hielten die Eierstöcke für Nahrungssaft führende Kanäle *(vasa chylopoetica)*, die Eier für Drüsen und Fettkügelchen. Winslov scheint zuerst die seitlichen Nahrungsgefässe erkannt und injicirt zu haben, er beschreibt sie unter dem Namen *Vasa lateralia.*

Sehr lange Zeit glaubten die Gelehrten, *T. solium* lebe immer nur einzeln im menschlichen Darmkanale.

König in Act. helvet. schrieb dem Bandwurme Gehör, Geruch und Geschmack zu. (Vergl. Bonnet, Abhandlung aus der Insectol., übers. von Göze, S. 91.)

2) Stellung im Systeme.

Ueber die Stellung der Bandwürmer im Systeme waren die Ansichten der Naturforscher in früherer Zeit sehr verschieden. —

Die Römer und Griechen unterschieden im Allgemeinen 3 Arten von Eingeweidewürmern; die langen und runden *(Teretes* s. *ἕλμινθες στρογγύλοι)*, die runden und kurzen *(Ascarides* s. *ἀσκαρίδες)*, endlich die platten und breiten *(lati* s. *ἕλμινθες πλατεῖαι)* oder die Bandwürmer. Diese Eintheilung findet sich bei Hippocrates, Aristoteles und Galen. Celsus lässt die Ascariden aus.

Die Araber, als Nachfolger der Griechen und Römer in den Naturwissenschaften, nahmen ebenfalls 3 Arten von Eingeweidewürmern an. Aus ihrer Eintheilung lässt sich jedoch nicht mit Bestimmtheit ersehen, ob sie die Ascariden von den Kernwürmern *(cucurbitini)* unterschieden haben. Peter von Albano der Conciliator (1300 v. Chr.) hat ebenfalls diese arabische Eintheilung und scheint die Kernwürmer mit den Ascariden zu verwechseln.

Aldrovandus nimmt mit den Arabern 3 Arten an.

Fernell, Leibarzt des Königs Heinrich II. von Frankreich 1679, trennt die Kernwürmer von den aus vielen vereinigten Kernwürmern bestehenden Bandwürmern und hat 4 Arten.

Plater 1680 hat die Taenien von den Spulwürmern geschieden und die sogenannten *Vermes cucurbitini* als unselbstständige Partikeln eines grösseren Wurms erkannt. Er unterscheidet 2 Arten von *Taenia*, welche den menschlichen Darmkanal bewohnen; ebenso Sennert 1676 und Tyson 1683.

Clerc und Andry theilt die menschlichen Bandwürmer in 2 Species nach der Stellung der Geschlechtspapillen und nennt *B. latus — T. avec épine*, *T. solium — T. sans épine*. Er hat auch schon auf die innere anatomische Verschiedenheit hingedeutet.

Coulet nimmt nur eine Species an. — Bonnet unterscheidet einen langgliedrigen *(T. solium)* und einen kurzgliedrigen *(B. latus)* Bandwurm.

Linné beschreibt 3 Species aus dem menschlichen Darmkanal: 1) *T. solium osculis marginalibus solitariis;* 2) *T. vulgaris osculis lateralibus geminis*; 3) *T. lata osculis lateralibus solitariis*, stellt aber die Gattung *Taenia* unter die Zoophyten.

Pallas will gar 6 verschiedene Species gefunden haben, Göze 4: (*T. cucurbitina. T. vulgaris s. grysea. T. lata. T. tenella.*).

T. vulgaris Linné. Göze und *T. tenella Pallas* sind kranke Exemplare von *D. latum*, wie solches schon Werner nachgewiesen.

Bremser 1819 war der erste, welcher die bisher unter dem Namen *T. lata* beschriebene Species dem von Zeder schon 1800 aufgestellten Geschlecht *Rhytis* s. *Bothriocephalus* zuwies. Dass dieses nicht früher geschehen, mag einestheils darin seinen Grund haben, dass man bis dahin keine Bothriocephalen in Säugethieren und Vögeln, sondern nur in Fischen angetroffen hatte, anderntheils die Schuld Bonnet's sein, welcher irrthümlich einen Kopf von Dibothrium mit 4 Saugmündungen abgebildet hatte, wiewohl er diesen Irrthum 34 Jahre später (1777) berichtigte.

Im Journ. de Pharmac. IX. 220. wurde in neuester Zeit ein Bandwurm des Menschen unter dem Namen Pentastoma beschrieben, dessen charakteristisches Unterscheidungszeichen die bestimmt durchbohrte Saugfläche sein soll (?).

A. Taenia solium. Linné.

I. Einleitung.

Caput subglobosum obtuse tetragonum, acetabulis angularibus anticis v. subterminalibus. Collum breve, antice incrassatum. Articuli supremi brevissimi, proxime sequentes subquadrati, reliqui oblongi angulis obtusiusculis. Aperturae genitalium vage alternae marginales. Long. 4 — 24'; lat. 3—4'''; rarius. 6'''. C. M. Diesing. Syst. Helm. B. I. S. 514.

a) Synonyma.

1) *Taenia.* Aristoteles. — 2) *Ἱλαινία ἕλμις.* Hippocrates. — 3) *Lumbricus latus.* Plinius. Tyson. — 4) *Taenia solium.* Linné. Werner. Carlisle. Jördens. Rudolphi. Cuvier. Olfers. Bremser. Gomez. Delle Chiaje. Mehlis. Owen. Creplin. Raudel. Levacher. Nordmann. Wawruch. Dujardin. — 5) *Taenia cucurbitina.* Pallas. Bloch. Göze. Batsch. Schrank. — 6) *Taenia vulgaris.* Werner. — 7) *Taenia dentata.* Gmelin.

Nikolai. — 8) *Taenia oculis marginalibus solitariis.* Linné. Bradley. — 9) *Taenia armata umana.* Brera. — 10) *Taenia lata.* Reinlein. — 11) *Taenia fenestrata.* Delle Chiaje. — 12) *Halysis solium.* Zeder. — 13) *Pentastoma coarctata.* Virey. — 14) *Taenia stigmatibus lateralibus.* Bonnet. — 15) *Taenia secunda.* Plater. — 16) *Vermis cucurbitinus.* Plater. — 17) *Taenia solitaria.* Leske. — 18) *Taenia articulos demittens.* Dionis. — Kürbiswurm. Bloch. — Langgliedriger Bandwurm. — Kürbiskernförmiger Bandwurm. Göze. Batsch. Jördens. — Gezähnelter Bandwurm. Batsch. — Bewaffneter Bandwurm. Brera. — Kettenwurm. Bremser. — *Ténia à longs anneaux.* Bonnet. Cuvier. — *Ténia sans épine.* Andry. — *Tenia de la seconde espèce.* Andry. — *Le solitaire.* — *Ver solitaire.* — *Taenia bandelette.* — *Taenia armé.* — *Taenia à épines.* — *Catena de cucurbitini.* Vallisnieri. — *Vermi cucurbitini.* Cocchi.

Nachstehende Namen hat *Taenia solium* mit *Bothrioc. latus* gemeinschaftlich: *Le ver plat.* (Französisch.) — *Tape-Worm. Jointed-Worm.* (Englisch.) — *Lindworm.* (Holländisch.) — *Binnike-Mask.* (Schwedisch.) — *Ling dilg.* (Tumale in Afrika) Kosso. Abyssinisch.

b) Stellung im Systeme.

Zeder, welcher zuerst (1800) eine systematische Eintheilung der Eingeweidewürmer versuchte, stellt die Taenien in die 4te Familie (Bandwürmer), 2te Abtheilung, 5te Gattung, *Halysis* (Kettenwurm). — Bei Rudolphi bilden dieselben das 8te Genus der 4ten Ordnung (*Cestoidea*, Nestelwürmer). — Dujardin beschreibt sie als Ve Type ou Sous-Classe *(Cestoides)*, — 2e Ordre *(Cestoides vrais ou Ténioides)*. — 6e Genre *(Ténia)*. — E. Blanchard, welcher sich in neuester Zeit um die genauere anatomische Kenntniss der Eingeweidewürmer verdient gemacht, bildet aus den Taenien den 1sten Tribus seiner 1sten Ordnung *(Pollaplasiogonei)* der Klasse der Cestoiden. — Bei Diesing (in Systema Helminthum. Wien 1850), stehen die Taenien im 2ten Tribus *(Taenoidea)* der 1sten Subordo *(Aprocta)* der 4ten Ordo *(Cephalocotylea)* der 1sten Sectio *(Achaethelmintha mollia)* der 1sten Subclassis *(Achaethelmintha)*.

Hinsichtlich der verschiedenen Species von *Taenia*, welche im Menschen angetroffen worden sein sollen, ist zu bemerken, dass diese angebliche Verschiedenheit meist auf zufälligen Merkmalen, Altersunterschieden und den so häufig vorkommenden krankhaften Veränderungen des Wurmes beruht.

Die Angabe Linné's, dass auch *Taenia canina C. (T. serrata, Goetze)* im Menschen vorkomme, hat sich längst als unrichtig erwiesen; ebenso gehört *T. cucummerina*, welche einige Schriftsteller dem Menschen zuweisen wollten, ausschliesslich dem Hunde an.

Die 5 Arten von *T. solium*, welche Gomez in Portugall und Brasilien beobachtet haben will, sind nach der Beschreibung wohl nichts anderes, als kranke hackenkranzlose Exemplare von *T. solium*.

Nach den neuesten Untersuchungen darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass nur eine Taeniespecies den menschlichen Darmkanal bewohnt. Denn sämmtliche bis jetzt als neu aufgeführte Bandwurmarten aus dem Menschen stimmen in anatomischer Hinsicht vollkommen mit einander überein und unterscheiden sich nur durch unwesentliche, meist pathologische Merkmale.

Eine ziemlich constante Varietät scheint der in einigen Gegenden vorkommende Bandwurm mit unbewaffnetem Kopfe zu bilden, worauf wir bei der Beschreibung des Kopfendes von *T. solium* zurückkommen werden.

II. Allgemeine Beschreibung.

Man unterscheidet an dem Körper von *T. solium*: Kopf, Hals und die einzelnen Glieder. Der sehr kleine, rundliche Kopf geht in den fadenförmigen dünnen Hals und letzterer in den bandförmig flachen durch in kurzen Abständen sich wiederholende Abschnürungen in zahlreiche Glieder getheilten Körper über. Die Farbe des Wurms im lebenden Zustande ist schmutzig weiss und verändert sich im Weingeist ins Gelbliche.

a) Kopf.

Die Form des Kopfes ist im Allgemeinen rundlich-birnförmig, bei todten Exemplaren jedoch sehr veränderlich. Beim

allerdings viel Plausibles, und scheint beinahe der einzige Ausweg zu seyn, welcher über kurz oder lang den Pflanzern offen bleiben wird. Wenn wir aber denselben genau betrachten, so zeigt sich bald, daß er nur ein sehr schwaches Palliativ gegen die Sklaverei ist, und in seinen Folgen der Union und den Pflanzern gefährlicher werden kann, als die Sklaverei selbst, ohne das Schicksal der Neger bedeutend zu verbessern.

Erstens wäre die Einführung eines Feudalwesens ein gefährlicher, für die niedern Klassen der weißen Bevölkerung selbst verderblicher Schritt. Abgesehen davon, daß ein solches Beispiel leicht im Norden selbst, unter den vermöglichen Klassen, willige Nachahmer fände, daß die reichen Gutsherrn des Südens aufhören würden, die natürlichen Beschützer der arbeitenden Klassen zu seyn, und daß dieses Mittel im Grunde doch nichts Anderes wäre, als eine gesetzliche Verewigung der Sklaverei, würde die wechselseitige Stellung der Pflanzer zu einander selbst eine wesentliche Veränderung erleiden. Jetzt, wo die Sklaven gar keine politischen Rechte besitzen, wo sie der weißen Bevölkerung bloß als Diener zugegeben sind, gibt es keine eigentlichen Rangunterschiede zwischen den Pflanzern; würden hingegen die Neger Vasallen derselben, so würden die reichen Magnaten oder Lehensherren, unterstützt von drei Fünftheilen der ganzen Bevölkerung der südlichen Staaten, gar bald für die ärmeren, unbegüterten Klassen Gesetze machen können. Dies fürchten die niedern Klassen im Norden und Süden der Union, und darum widersetzen sie sich noch mehr als die übrigen jedem Versuch zur Aufhebung der Sklaverei, und verfolgen die Abolitionsprediger mit solcher Wuth. In Cincinnati z. B., der Hauptstadt des Staates Ohio, wo die Sklaverei nie eingeführt war, wurden die Abolitionisten härter mitgenommen, als irgend anderswo; und das gute Einverständniß zwischen den Bürgern dieses Staates und den Sklavenbesitzern von Südkarolina kann durch die zwischen Charleston und Cincinnati zu eröffnende Eisenbahn, an welcher bereits gearbeitet wird, nur noch vermehrt werden.

Ein zweites Hinderniß gegen die Einführung mildernder Institutionen besteht in der Unmöglichkeit, die Neger der südlichen

lebenden Wurme sind Kopf und Hals in beständiger Bewegung, so auch die Saugfläche und die Mündungen der Nahrungskanäle.

Wird der Wurm plötzlich durch Uebergiessen mit kaltem Wasser oder Weingeist getödtet, so bleibt er in der Form, in welcher er sich gerade befindet. Ja selbst nach dem Tode kann die Form des Kopfes durch Einwirkung von starkem Weingeist oder Gerbstoff verändert werden.

1) **Rostellum.** Am vordern Ende des Kopfes befindet sich eine convexe Endfläche (Taf. I. Fig. 6. *a.* a.), deren Basis entweder allmählig in die Substanz des Kopfes übergeht (Taf. I. Fig. 5. *a.*), oder durch einen sogenannten Hackenkranz gegen dieselbe abgegrenzt ist (Taf. I. Fig. 6 und 8). Diese Endfläche, welche mit einem Saugrüssel *(Rostellum)* verglichen wird, ist zuweilen von dem Kopfe selbst nicht bestimmt unterschieden (Taf. I. Fig. 7), gleichsam eingezogen, zuweilen erhebt sie sich in der Mitte als stumpfe Spitze (Taf. I. Fig. 6. *a.*), nur selten ist sie so hervorgetrieben, wie in Fig. 5. Taf. I. Diese verschiedenen Formen des Saugrüssels sind keineswegs constant, sondern haben einzig ihren Grund in der grössern und geringeren Contraction derjenigen Muskeln, mittelst welcher der Bandwurm den Rüssel verlängern oder verkürzen kann. Das Vorhandensein solcher Muskeln lässt sich leicht nachweisen durch das Behandeln des Kopfes mit Gerbstoff, die muskulösen Fasern treten dann scharf und unverkennbar hervor (Taf. I. Fig. 10. c.).

Auf der Saugfläche bemerkt man zuweilen eine äusserst regelmässige Streifung, radienförmig gegen den Mittelpunkt gerichtet (Taf. I. Fig. 7. a.). Die Zahl der Streifen wechselt zwischen 15 und 20. Vielleicht haben diese Streifen, welche schon Werner beobachtet und abgebildet hat, ähnlichen Zweck, wie der Ansaugungsapparat am Kopfe des Schiffhalters *(Echeneis Remora. L.)*.

Einige Schriftsteller (Mehlis, Leuckart, Owen, besonders Gomez) führen an, die Nahrungskanäle münden in einer feinen Oeffnung auf der Mitte der vordern Saugplatte. Ich selbst konnte eine eigentliche Oeffnung an der genannten Stelle nie finden, nur einmal glaubte ich eine kleine Vertiefung wahrzunehmen.

2) **Hackenkranz.** Ein zweiter wesentlicher Theil des

Kopfes ist der an der Basis eben beschriebener Endfläche stehende Hackenkranz. Dieser findet sich bei einzelnen Exemplaren vollständig (Taf. I. Fig. 6 und 8.), bei andern fehlen einige Hacken, manchmal ist keine Spur von demselben zu entdecken (Taf. I. Fig. 5.). Die Hacken (Taf. I. Fig. 11.) selbst sind stark einwärts gekrümmt, sehr spitzig und scheinen aus einer durchscheinenden hornartigen Substanz zu bestehen. Die Zahl derselben wechselt zwischen 12 und 18. Einen doppelten Hackenkranz, wie ihn viele Schriftsteller beschreiben, haben wir nie beobachtet.

3) **Muskulatur des Hackenkranzes.** Von den an der Basis jedes einzelnen Hackens befindlichen konischen Fortsätzen (Taf. I. Fig. 11. a und b.) gehen zarte Muskelbündel zur Substanz des Kopfes, an der muskulösen Natur dieser Fasern ist bei ihrem Verhalten unter dem Mikroskope nicht zu zweifeln. Somit wäre auch der Hackenkranz des erwachsenen Thieres beweglich, und die an dem Fortsatz a befestigten Muskelfasern wirken als Adductoren, die an b befestigten als Abductoren. Die Beweglichkeit der Hacken, welche bei dem Embryo sehr bedeutend ist, scheint bei dem erwachsenen Wurme ziemlich beschränkt zu sein, wenigstens findet man den Hackenkranz immer in derselben Stellung.

Ob das Vorhandensein dieses Hackenkranzes von Zufälligkeiten abhängig oder ein constantes Unterscheidungszeichen verschiedener Species sei, ist eine Frage, welche schon lange die Helminthologen beschäftigt. **Mehlis** in der Isis 1831 und auch **Bremser** glaubt, dass die grössere Zahl der Taenien nur in der Jugend bewehrt ist, im Alter dagegen den Hackenkranz verlieren. Ich kann dieser Behauptung nicht unbedingt beistimmen, sofern ich bei Taenien von scheinbar gleichem und zum Theil hohem Alter den Hackenkranz bald gefunden habe, bald auch nicht.

Allerdings scheinen in der Jugend die Hacken fester zu sitzen, denn ich finde dieselben an zwei jungen 5″ langen Exemplaren, welche schon 12 Jahre in Weingeist aufbewahrt werden, noch unversehrt, während 3 andere Köpfe ihre Hacken nach wenigen Monaten im Weingeist verloren hatten. Letztere Be-

obachtung, wie auch die Bemerkung, dass häufig einzelne Hacken fehlen, bestimmt mich, zu glauben, dass das Vorhandensein des Hackenkranzes mehr oder minder von Zufälligkeiten abhängig ist, ferner dass die Art des Todes, die Art der Aufbewahrung und die bei der Abtreibung angewandte Methode grossen Einfluss darauf hat.

Sonderbar ist übrigens der Umstand, dass in einigen Gegenden blos unbewaffnete Exemplare abgetrieben werden sollen.

4) Mündungen der Nahrungskanäle. Unterhalb des Hackenkranzes stehen in gleichen Abständen die Ausmündungen der beiden Nahrungskanäle in Form von 4 kleinen Wärzchen mit runder Basis und napfförmiger Vertiefung in der Mitte. Ihre Grösse und Form ist wie die des ganzen Kopfes und der Saugfläche, wohl auch aus denselben Ursachen, an todten Exemplaren sehr veränderlich.

Diese sogenannten Saugmündungen kann der Wurm bewegen, sie hervorstrecken und wieder einziehen. Die Bewegung der Mündungen in Verbindung mit dem Klappensystem der Darmröhren vermittelt das Eindringen, gleichsam Einpumpen der Nahrungsflüssigkeit in letztere. Bremser (Ueber lebende Würmer im lebenden Menschen S. 100) hat beobachtet, dass der Wurm immer zwei Saugmündungen und zwar übers Kreuz einzog, während er die beiden andern hervorstreckte.

Der Kopf von *T. solium* war früher bekannt als derjenige von *Dibothr. latum*. Linné und Werlsch sprachen ihn dem Wurme ganz ab. Rhodius und Forest machten zuerst auf denselben aufmerksam. Malpighi bildete ihn ab mit Augen, Nasenlöchern und Zähnen. Andry, Tyson und Bonnet geben eine genauere, aber immer noch sehr unvollständige und theilweise unrichtige Beschreibung des Kopfes. Besser beschrieben ihn die spätern Helminthologen Pallas, Müller, Bloch, Götze etc. Die erste einigermassen genügende Abbildung gibt Bremser, dem auch die neuern Abbildungen von Schmalz, Dujardin etc. entnommen sind.

b) Hals.

Der sehr schmale, dünne, ungegliederte Hals ist meist plattgedrückt (Taf. I. Fig. 1. a. b.), zuweilen cylindrisch (Taf. I.

Fig. 4.) und selten länger als 0,5‴. Bei ganz jungen Individuen lässt er sich gar nicht unterscheiden und es beginnt hier die Gliederung unmittelbar hinter dem Kopfe (Taf. I. Fig. 2.)

c) Umriss der Glieder.

Die Form der gesunden Glieder ist, je nachdem sie dem Halse, dem mittleren Theile oder dem sogenannten Schwanze angehören, quadratisch oder rechteckig. Es lassen sich an jedem derselben zwei Seitenränder, ein vorderer und ein hinterer Rand unterscheiden. Die Seitenränder sind meist regelmässig convex, an den Schwanzgliedern und bei alten schlechtgenährten Exemplaren gerunzelt. In der Mitte je eines Seitenrands der ausgebildeten Glieder öffnen sich die Geschlechtsorgane in einer mit wulstigem Rande umgebenen Papille *(Porus genitalis)*. Der vordere Rand ist etwas schmäler als der hintere und wird von diesem auf beiden Seiten überragt. Letzterer schlägt sich mit einem kleinen Wulste über den vordern Rand des nächsten Glieds.

Die Glieder unmittelbar hinter dem Halse sind undeutlich abgeschnürt, rechteckig, beinahe doppelt so breit als lang, behalten, allmählig grösser werdend, dieses Verhältniss der Länge und Breite bei und nehmen erst in der Mitte des Wurms eine quadratische Form an. Die End- oder Schwanzglieder sind wieder rechteckig und zwar in dem umgekehrten Verhältniss der Breite und Länge, wie 1 : 1,7—2. Zuweilen ist das letzte Glied des abgehenden Wurmes abgerundet (Taf. I. Fig. I. *a.* l.), jedoch weitaus in den meisten Fällen, selbst bei ganz jungen Exemplaren, nicht.

Allgemeine Angaben über die Breite und Länge der einzelnen Glieder sind bei der so sehr wechselnden Grösse und Ernährung des Wurms unmöglich.

Bei den Gliedern des Halses steht die Länge zur Breite im Verhältniss = 1 : 1,7—2.

Erstere beträgt im Maximum 0,2‴.

Bei den Mittelgliedern ist das Verhältniss = 1 : 1.

Ihre Länge wechselt zwischen 1, 2 und 3,7‴,

nach einigen Schriftstellern bis 5‴.

Die Schwanzglieder können eine Länge von 1″ erreichen. — Sehr häufig findet man einzelne oder mehrere zusammen-

hängende Glieder kleiner oder grösser als die nächst vorhergehenden und die nächstfolgenden; ebenso häufig beobachtet man Missbildungen der Form jeder Art.

Sämmtliche Glieder sind bandförmig flach, ihre Dicke jedoch nach dem Grade der Ernährung des Wurms sehr verschieden. Die Dicke jedes Glieds nimmt gegen die Seitenränder und den Vorderrand unmerklich ab. Am dicksten sind gewöhnlich die Glieder des mittleren Theils. Die Dicke derselben beträgt zuweilen 1‴.

Die beiden Flächen des Wurms, wie die der einzelnen Glieder lassen sich als Rückenfläche und Bauchfläche bezeichnen. Diese Bezeichnung ist jedoch ganz willkührlich, sofern in Beziehung auf die Lage der Theile kein Unterschied nachgewiesen werden kann.

III. *Anatomie der einzelnen Organe.*

1) Organe des thierischen Lebens.

a) Haut. α. Epidermis. An jedem Gliede von *T. solium* lassen sich zwei Häute unterscheiden. Die Oberhaut bildet einen geschlossenen Schlauch, welcher nur durch die am hintern Ende jedes Glieds sich findende Duplicatur (Taf. I. Fig. 1. *y*. t.) scheinbar unterbrochen ist. Unter dem Mikroskop erscheint sie als eine sehr zarte Membran ohne weitere Organe; dagegen lassen sich sehr leicht Hautporen an derselben nachweisen, wenn man ein in Weingeist gelegenes Stück des Wurms abtrocknet und hierauf leicht drückt, augenblicklich bedeckt sich das Glied mit kleinen Bläschen der im Innern enthaltenen Flüssigkeit. — Die Haut, welche die Nahrungskanäle auskleidet, ist eine Fortsetzung der Oberhaut, die sich in die 4 Saugwarzen am Kopfe einstülpt. Diese Epidermis ist sehr schwer rein zu präpariren, in der Regel bleibt die darunter liegende Muskel- und Drüsenschicht daran hängen. Unmittelbar unter der Epidermis und im Parenchyme zerstreut liegen eigenthümliche harte Körperchen, welche nach ihrem chemischen Verhalten aus kohlensaurem Kalk zu bestehen scheinen. Sie sind bei *T. solium* ganz farblos, meist rund, von ziemlich gleicher Grösse, aus concentrischen Schichten zusammengesetzt. Sie möchten als Rudimente

eines Hautskelets zu deuten sein. Häufiger als unter der Epidermis finden sich diese Kalkkörner unter der den Eierstock umgebenden Haut, dagegen fehlen sie an der Hautduplicatur der einzelnen Glieder. Die Epidermis von *T. solium* besitzt eine ausserordentliche Einsaugungskraft, welche der Wurm während des Lebens nach Willkühr in Thätigkeit setzen kann, die sich nach dem Tode zwar vermindert, nie aber gänzlich sich verliert.

β. **Die zweite Haut** (Taf. I. Fig. 12. b.) bildet ebenfalls einen geschlossenen Schlauch, ohne jedoch an der Bildung der erwähnten Duplicaturen Antheil zu nehmen und ist von der Epidermis durch eine Muskel- und Drüsenschicht (Taf. I. Fig. 12. m.) getrennt. Sie schliesst die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile, wie auch die Nahrungskanäle ein. Hautporen lassen sich bei derselben nicht nachweisen.

b) **Zellgewebe.** Dass Zellgewebe scheint bei allen Taenien sehr entwickelt zu sein und spielt wohl bei der Ernährung des Wurms eine Hauptrolle. Es findet sich einestheils zwischen der ersten und zweiten Haut, in den Zwischenräumen der Muskeln und Gefässe, anderntheils zwischen den Ramificationen des Ovariums. Die äusserst feinen, nur bei starker Vergrösserung und durchfallendem Lichte sichtbaren Fasern bilden ein engmaschiges Netz, welches, je nach der Ernährung des Wurms, mehr oder minder mit einer sulzartigen Substanz angefüllt ist.

Bei sehr jungen (5″ langen) Exemplaren tritt ein sehr weitmaschiges, mit blossem Auge sichtbares Zellgewebe an die Stelle der Zeugungsorgane. Die Zellenräume sind meist leer.

c) **Muskeln.** Die Muskulatur des Kopfes scheint ziemlich complicirt. An dem Saugrüssel treten, wie schon oben bemerkt, muskulöse Längenfasern scharf hervor, wenn man den Kopf kurze Zeit in Gerbstoff legt (Taf. I. Fig. 10.). Schwieriger sind die Circularfasern aufzufinden, welche doch bei der eigenthümlichen Beweglichkeit dieses Organs ebenfalls vorhanden sein müssen.

In der Substanz der Saugmündungen sind Circularfasern unverkennbar. Dagegen scheinen die Längenfasern, welche bei ihrer Bewegung mitwirken, grösstentheils der unter der Oberhaut liegenden Muskelschicht anzugehören.

Die Bewegung des Halses und der Glieder wird durch eine zwischen der Epidermis und der zweiten Haut liegende Muskelschicht vermittelt. Sehr deutlich sind die Längenfasern. Sie verlaufen schnurgerade über alle Glieder und lassen sich in ihrer parallelen Anordnung unter dem Mikroskope und an der Durchschnittsfläche jedes Glieds durch die entsprechende Faltung der Oberhaut leicht nachweisen. Nicht so zahlreich vorhanden und schwächer sind die muskulösen Querfasern, doch sind auch sie auf einem Längendurchschnitt und bei lange im Weingeist gelegenen Gliedern nicht zu verkennen.

In der Substanz der Geschlechtsöffnungen finden sich ebenfalls Spuren von Circularfasern, wiewohl viel schwächer als bei den Mündungen der Nahrungskanäle. König (Act. Helv. B. I. S. 28.) hat auch eine Bewegung an diesen Geschlechtsöffnungen beobachtet.

d) Drüsen. In der Muskelsubstanz, hauptsächlich aber zwischen den Längenfasern, finden sich kleine Drüschen in zahlloser Menge zerstreut (Taf. I. Fig. 14. b.). Sie lassen sich schon mit unbewaffnetem Auge (besonders wenn das Hautstück getrocknet ist) an ihrer kalkweisen Farbe erkennen. Unter der Loupe und dem Mikroskope erscheinen sie als durchsichtige Bläschen von verschiedener Grösse, bald einzeln, bald in Gruppen von 6—10. Bei sehr starker (400) Vergrösserung bemerkt man eine nierenartige Structur dieser Drüsen. Die Ausführungsgänge münden ohne Zweifel nach aussen.

Von concentrirter Essigsäure werden sie zerstört, nicht aber von Salpetersäure; ein weiterer Beweis für die organische Zusammensetzung dieser Gebilde. An der Uebergangsstelle der Oberhaut von einem Glied zum andern fehlen diese Drüschen.

e) Gefässe. Das Vorhandensein eines Gefässsystems bei den Taenien wurde lange Zeit bezweifelt und erst in neuester Zeit ist es E. Blanchard gelungen, solches bei frischen Exemplaren von *T. solium* zu injiciren (Ann. des scienc. nat. 3. Série Zool. T. 10. S. 332). Es lassen sich zwar auch an älteren in Weingeist gelegenen Wurmstücken in der zwischen der ersten und zweiten Haut liegenden Muskel- und Zellgewebeschicht diese Gefässe als äusserst feine, heller gefärbte Streifen wohl erken-

nen, doch ist man sehr leicht versucht, dieselben, wie bisher geschehen, mit Zellgewebfasern zu verwechseln und es blieb dem Zufall überlassen, die Gefässnatur dieser Fasern durch Injection nachzuweisen.

Injicirt bilden diese Gefässe ein unregelmässiges, anastomosirendes Netz, das sich über den ganzen Körper des Thieres ausdehnt.

Man unterscheidet 4 Hauptlängengefässe, von welchen zwei entlang der Darmröhren zwei mehr in der Mitte des Glieds verlaufen und durch sehr zahlreiche Quergefässe unter einander verbunden sind. Die Längengefässe setzen sich ununterbrochen und ziemlich gerade über sämmtliche Glieder fort, die transversalen Aeste dagegen bieten einen wenig regelmässigen Verlauf, indem sie bald gerade mit wechselndem Durchmesser, bald in feinen Ramificationen verlaufen.

Die Gefässe der Rücken- und Bauchfläche gehen an den Seitenwänden in einander über.

Mit den Nahrungskanälen stehen die eben beschriebenen Gefässe in keinerlei anatomisch nachweisbarer Verbindung, denn nie geht die Injectionsflüssigkeit von ersteren in letztere über oder umgekehrt.

Anmerkung. Wenn die Injection des Gefässsystems gelingen soll, muss sie an ganz frischen Wurmstücken vorgenommen werden. Man sucht zu diesem Zweck eines der Längenkanäle zu öffnen, was nicht schwer ist, wenn man den Verlauf derselben kennt und kann von ihm aus die Gefässe mehrerer Glieder injiciren.

f) Nerven. Das Nervensystem der Taenien ist noch sehr wenig gekannt, wenn auch sein Dasein keinem Zweifel mehr unterliegt. Nach Blanchard (Ann. des sciences nat. 3. Série Zool. Tom 10. S. 338) gelingt das Präpariren der Nerven nur an ganz frischen Wurmstücken und daher mag es kommen, dass wir an so vielen zu diesem Zweck untersuchten Exemplaren von *T. solium* keine Spur eines Nervensystems entdecken konnten.

Von den Kopfnerven der *T. serrata*, welche als Norm auch für *T. solium* gelten kann, gibt Blanchard l. c. folgende Beschreibung:

„Unmittelbar hinter der Saugfläche finden sich zwei kleine

Markknötchen (Taf. I. Fig. 9. a.), welche durch eine schmale Commissur mit einander verbunden sind. Von diesen Nervencentren geht auf jeder Seite ein Nerv ab, der sich in den Seitentheilen des Kopfes verzweigt. Rückwärts stehen die Markknötchen durch feine Nervenfäden mit einem an der Basis der correspondirenden Saugmündung befindlichen Ganglion (Taf. I. Fig. 9. b.) in Verbindung und schicken von hier aus Zweige in die Muskeln dieser Saugmündungen. Von den eben beschriebenen Ganglien gehen weitere zarte Nervenfäden aus, welche parallel mit den Nahrungskanälen verlaufen.“ —

Im Allgemeinen weist die grosse Empfindlichkeit des Wurmkörpers für chemische und mechanische Reize auf ein ziemlich ausgebildetes Nervensystem hin.

2) Organe der Ernährung.

Darmröhren. Die Haupternährungsorgane bei *T. solium* bilden die schon längere Zeit bekannten Längenkanäle (Taf. I. Fig. 16. b.), welche sich durch den ganzen Körper des Wurms erstrecken und an dem hintern Ende jedes Glieds durch einen Querkanal (Taf. I. Fig. 16. c.) verbunden sind. Diese Nahrungskanäle lassen sich an den Seitenrändern der ausgebildeteren Glieder leicht erkennen und in ihrem Verlaufe verfolgen, sie münden in eine unmittelbar hinter den 4 Saugmündungen gelegene Höhle. Welcher Art die Communication zwischen gedachter Höhle und den Saugmündungen ist, ob ein permeables Gewebe, wie Blanchard l. c. behauptet, oder eine Klappe sie vermittelt, ist anatomisch schwer nachzuweisen. Wahrscheinlich ist bei der sonstigen Einrichtung des Nahrungskanals letzteres. —

Es finden sich nämlich an der ganzen innern Fläche des Darmkanals in geringen Abständen schmale, halbmondförmige Vorsprünge (Klappen), in dem Längenkanal jedes Glieds wenigstens sechs, ebenso in den Querkanälen. In letzteren stehen diese Vorsprünge senkrecht und sind kleiner als diejenigen der Längenkanäle.

Am Eingange jedes Querkanals stehen ausserdem zwei dünnhäutige halbmondförmige Vorsprünge (Taf. I. Fig. 16. d.), die einander an der innern Seite des Längenkanals, da wo der Uebergang in den Querkanal stattfindet, horizontal gegenüber-

stehen, der eine am obern, der andere am untern Ende des Eingangs. Der obere Vorsprung ist schräg von oben nach unten, der untere grössere mehr von unten nach oben gerichtet und beide scheinen unmittelbare Fortsetzungen der innern Haut zu sein.

Das Vorhandensein dieser Klappen hat zuerst Dr. Platner in Leipzig (Müller's Archiv 1838. Heft 5) nachgewiesen, dieselben beschrieben und abgebildet (Taf. I. Fig. 17.). Durch ihre Entdeckung ist auch der Widerstand erklärlich, welchen die Injectionsmasse beim Einspritzen der Nahrungskanäle erfährt; nur selten und unter Anwendung eines nicht unbedeutenden Drucks gelingt es, die Darmröhren mehrerer Glieder zusammenhängend zu injiciren. Zugleich deutet die Beobachtung, dass es nie gelingt, die Injectionsflüssigkeit von unten in das dem Kopfe näher liegende Glied zu treiben, auf den Zweck der am Ende der Längenkanäle stehenden Klappen hin.

Siebold hält diese Kanäle für ein Circulationssystem und zweifelt, dass dieselben mit den Sauggruben des Kopfes communiciren. Das Eindringen von gefärbter Flüssigkeit in die Nahrungskanäle durch die Sauggruben, welches ich oft beobachtet, beseitigt hierüber jeden Zweifel.

Früher glaubte man, in der Mitte des Wurms befinde sich ein dritter Kanal, welchen sogar Winslov, Vandelio und Pallas in seiner ganzen Länge injicirt haben wollten. Bremser, Siebold und Dujardin nehmen 2 Nahrungskanäle auf jeder Seite an, von welchen der untere durch den obern gedeckt werde. Diese Annahme ist wenigstens für *T. solium* gewiss unrichtig.

3) Geschlechtsorgane.

Die Geschlechtswerkzeuge von *T. solium* sind äusserst zartwandig und innig mit dem Parenchym des Leibes verwachsen, so dass sie sich nur sehr schwer isoliren lassen. Jedes Glied enthält männliche und weibliche Geschlechtstheile zugleich, je nach der Stellung der Glieder auf sehr verschiedenen Stufen der Entwicklung. In den hintersten Gliedern sind diese Organe am meisten ausgebildet; gegen den Hals zu nimmt ihre Entwicklung

Staaten freizügig zu machen. Dieser Umstand ist zwar bei der Freilassung der Sklaven in den nördlichen Staaten gänzlich übergangen worden, ist aber von entscheidender Wichtigkeit im Süden, wo der Anbau des Landes nur durch die Schwarzen möglich ist. Die Neger, ihrem eigenen Willen überlassen, hassen nichts mehr als den Ackerbau. In dem ganzen nördlichen Gebiet der Union gibt es kein einziges Beispiel eines sich mit Agrikultur beschäftigenden Negers, und auf St. Domingo liegen die früher blühendsten Pflanzungen der Franzosen brach. Es ziehen die ärmeren freien Neger dieser Insel vor, in das Innere der Wälder zu ziehen und sich mit den zu allen Zeiten reifenden Früchten zu nähren. In Amerika verdingen sie sich am liebsten als Bediente, Aufwärter in Wirthshäusern und Köche an Bord von Handelsschiffen; nur im Süden werden sie manchmal als Matrosen gebraucht; denn ihre körperliche Constitution verträgt weder Nässe noch Kälte. Bei einer einzuführenden Freizügigkeit der Neger würden daher die südlichen Pflanzungen bald die zum Ackerbau nöthigen Hände entbehren. Es müßten daher die Pflanzer Anstalten treffen, das heimliche oder offene Entweichen ihrer Neger zu verhindern, was schon jetzt mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Nach den jetzt bestehenden Gesetzen der Vereinigten Staaten muß nämlich ein entlaufener Neger, selbst wenn derselbe nach einem freien Staat entwischt seyn sollte, auf Anforderung seines früheren Herrn, demselben ohne Vergütung zurückerstattet werden, und es sind die Gerichte aller Staaten angewiesen, den so zur Habhaftwerdung ihrer Sklaven einschreitenden Pflanzern jeglichen Vorschub zu leisten. Dieses Gesetz wird zwar im Süden durch das gegenseitige Interesse der Pflanzer aufs strengste vollzogen, im Norden hingegen arbeiten ihm religiöse und Abolitionsgesellschaften auf jede mögliche Art entgegen. Im Norden, wo die Neger diejenigen Dienste verrichten, wozu sich eingeborne Amerikaner selten willig gebrauchen lassen, nämlich die unterwürfiger Diener, fänden sie daher ein leichteres Fortkommen als im Süden; und der Lohn, den ihnen die Pflanzer reichen könnten, stünde noch überdies im Mißverhältnisse zu den von ihnen geforderten größeren Anstrengungen. Wenn man gegen alle diese Besorgnisse der Pflanzer, von der möglich scheinenden Emancipation der Neger in Westindien (siehe die von Lord Brougham, in Bezug auf die Abschaffung der Negersklaverei vor Kurzem gehaltene

allmählig ab und sind dieselben in den Gliedern des Halses nur im Rudimente oder gar nicht vorhanden.

a) *Porus genitalis.* Seitliche Geschlechtspapille. Die männlichen und weiblichen Geschlechtstheilen gemeinschaftliche Oeffnung *(Porus genitalis)*, findet sich am Rande der einzelnen Glieder bald rechts, bald links, bisweilen in grossen Strecken wechselständig in Form eines wallähnlich umrandeten Porus (Taf. I. Fig. 18.). Im Grunde dieser warzenartigen Hervorragungen liegen neben einander die getrennten männlichen und weiblichen Geschlechtsöffnungen (Taf. I. Fig. 18 g und h), erstere (h) mehr gegen den Vorderrand, letztere (g) mehr gegen den Hinterrand.

Die Entwicklung der Geschlechtspapillen entspricht der Ausbildung der einzelnen Glieder. —

In den dem Halse zunächst stehenden Gliedern lässt sich keine Spur derselben erkennen. 3—4″ vom Kopfe entfernt beobachtet man an ihrer Stelle einfache Durchbohrungen der Haut, eigentliche Papillen zeigen sich erst an den Gliedern des mittleren Theils.

Eine obwohl beschränkte Bewegungsfähigkeit dieser Organe ist durch die Entdeckung der ziemlich entwickelten Muskulatur (vgl. oben) ausser Zweifel, auch wurden bei dem lebenden Wurme Bewegungen an diesen Papillen beobachtet (A. König in Act. Helv. B. I. S. 28). Sehr unwahrscheinlich ist dagegen die noch sehr verbreitete Ansicht (Rosenstein, Kinderkrankheiten. S. 302. 458. 459), der Wurm sauge sich mittelst derselben am Darmkanale fest, vielmehr scheint ihr Zweck ausschliesslich auf die Mitwirkung beim Begattungsgeschäft beschränkt zu sein und zwar in der Art, dass die Contractionen der Papille die Annäherung der Geschlechtstheile vermitteln.

b) Weibliche Geschlechtstheile. Von weiblichen Genitalien unterscheidet man bei *T. solium*: 1) die weibliche Oeffnung *(Vulva)* mit dem von ihr entspringenden der Vagina zu vergleichenden Gefässe, und 2) den im Parenchym jedes Glieds dendritisch verzweigten Eierstock *(Ovarium. Uterus)*.

α. Vulva und Vagina. Weibliche Oeffnung. Die weibliche Oeffnung (Taf. I. Fig. 18 und 19. h.) mündet in

die seitliche Geschlechtspapille an deren Hinterrand. Von ihr nimmt ein sehr feines Gefäss (*Vagina*) seinen Ursprung (Taf. I. Fig. 16. f. und 19. h.), welches oberhalb der männlichen Geschlechtstheile in schiefer Richtung in die Substanz des Glieds eindringt. Anfänglich auf kurze Distanz von der weiblichen Oeffnung weiter, in seinem fernern Verlauf von sehr feinem Lumen nähert es sich, ziemlich gestreckt, dem Mittelstamm des Ovariums bildet hier eine länglich spindelförmige Anschwellung (Taf. I. Fig. 19. e.) und legt sich hierauf mittelst eines schwer zu isolirenden zellgewebartigen Körpers an den Hauptstamm des dendritischen Eierstocks (Taf. I. Fig. 19. i.).

Ueber den Zweck, welchen dieses Gefäss in dem Organismus zu erfüllen hat, lassen sich zur Zeit nur Vermuthungen aufstellen. Zur Ausführung der Eier scheint es nicht bestimmt zu sein, denn: 1) besteht zwischen ihm und dem Ovarium kein direkter Zusammenhang, wovon man sich durch Injiciren des Eierstocks leicht überzeugen kann, es sei denn, eine solche Verbindung existire dennoch in einer noch nicht beobachteten Entwicklungsperiode beider Organe; 2) werden in diesem Gefäss zu keiner Zeit Eier angetroffen. Dagegen hat die Ansicht, welche schon Werner und in neuester Zeit E. Blanchard ausgesprochen, das Gefäss nehme die Samenflüssigkeit auf und diene zur Befruchtung, Vieles für sich.

β. Ovarium. Der Eierstock bildet in dem Parenchym jedes einzelnen Glieds eine dendritisch verzweigte in sich geschlossene Höhle. In der Mitte des Glieds unterscheidet man einen Hauptstamm von nur wenig kleinerem Lumen als die Nahrungskanäle, mit demselben stehen zahlreiche seitliche Ramificationen in Verbindung.

Dieser Mittelstamm (Taf. I. Fig. 16. e.) endigt blind an dem Hinter- und Vorderrand des Glieds, ohne, wie früher behauptet wurde, mit dem Eierstock des nächsten Glieds in Verbindung zu stehen.

Die mit dem Hauptstamm direkt communicirenden Seitenverzweigungen (Taf. I. Fig. 16. e'.) sind in Zahl und Form bei den einzelnen Gliedern sehr verschieden. Im Allgemeinen von geringerem Durchmesser als der Mittelstamm, anastomosiren sie

häufig unter einander. Ihre äussersten Enden sind spindelförmig verdickt und liegen beinahe unmittelbar an den Wänden der Darmröhren an.

Die Haut des Ovariums scheint einer sehr bedeutenden Ausdehnung fähig zu sein, denn oft finden sich einzelne Glieder so mit Eiern angefüllt, dass sich die seitlichen Ramificationen nicht mehr unterscheiden lassen. Eigenthümlich ist auch die grosse Elasticität dieses Organes. Wenn man den Hauptstamm drückt, so dass die Eier in die Seitenkanälchen treten, so nimmt derselbe, sobald der Druck nachlässt, seinen vorigen Durchmesser wieder an. Ebenso verhält es sich bei den Seitenverzweigungen. Dieses Experiment lässt sich sehr oft wiederholen, ohne dass die Wände des Ovariums von ihrer Elasticität verlieren. Zellige Abscheidungen in der Höhle des Ovariums, wie sie einige Zootomen annehmen, lassen sich nicht nachweisen und sind bei der grossen und ausgedehnten Beweglichkeit der Eier nicht wahrscheinlich.

Eigentliche Dotterstöcke scheint *T. solium* nicht zu besitzen, wenn nicht die parenchymatöse Einhüllung der einzelnen Eierknäuel als solche gedeutet werden muss.

c) Männliche Geschlechtstheile. Die männlichen Geschlechtstheile von *T. solium* sind in der Regel früher entwickelt, als die Ovarien, obliteriren dagegen beinahe vollständig in den zum Abstossen reifen Gliedern.

a. Cirrhus oder Lemniscus. Der in einen kurzen dickwandigen Cirrhusbeutel (Taf. I. Fig. 19. m.) eingeschlossene durchbohrte Penis (*cirrhus s. lemniscus*) mündet dicht neben der Vulva und geht rückwärts in ein feingeschlängeltes Samengefäss über. Nur selten ist der Penis, wie bei andern Taenienarten, über den Rand des *Porus genitalis* hervorgeschoben, gewöhnlich zeigt er sich nur als eine rundliche Papille von geringem Durchmesser im Grunde der seitlichen Geschlechtspapillen (Taf. I. Fig 19. g.). Das in den Cirrhusbeutel mündende *Vas deferens* (Taf. I. Fig. 19. b.) ist in viele kurze Windungen zusammengewickelt, verläuft innerhalb der den Uterus umhüllenden Haut bis zu dessen Mittelstamm und steht hier mit einem feinen, rechtwinklig abgehenden Gefässe (Hoden?)

in Verbindung, welches in blindsackförmigen Divertikeln endigt (Taf. I. Fig. 19. c.). Die Masse der in den männlichen Geschlechtswerkzeugen enthaltenen Contenta (*Spermatozoen*) scheint je nach den Entwicklungsstufen der einzelnen Glieder verschieden zu sein. Am sichtbarsten ist dieser Inhalt in den Gliedern des Mittel- und Schwanztheils, die letzten zum Abgange reifen Glieder dagegen lassen nur noch schwache Spuren desselben erkennen.

4. Eier, Embryonen und Samenthiere.

a) Ei. Die in den dendritischen Ovarien enthaltenen Eier sind je nach der Entwicklung des Gliedes, welchem sie angehören, mehr oder minder ausgebildet. In den Gliedern des Halses lässt sich keine Spur derselben nachweisen, später erscheinen sie als runde, durchsichtige Bläschen (der von einer einzigen Hülle eingeschlossene Dotter ohne Keimfleck), werden allmählig grösser, bis sie in den Schwanzgliedern die höchste Reife erlangen (Taf. I. Fig. 20. *α* und *β*.). Die Eier sind in kleine Knäuel vereinigt von einem parenchymatösen Gewebe umgeben, welches jedoch mit den Wänden des Ovariums nicht zusammenhängt und vielleicht als Dotterstock angesehen werden kann. In diesem Gewebe lassen sich bei günstigem Lichte unter starker Vergrösserung sehr kleine Drüsenkörperchen, von ähnlicher Structur wie die Hautdrüsen, erkennen.

Auf dieser Entwicklungsstufe besitzen die Eier 2 Hüllen, welche bei durchfallendem Lichte unter dem Mikroskope in sehr scharfen Umrissen sichtbar werden. Die äussere (Taf. I. Fig. 20. a.) ist sehr dickwandig, von milchweisser Farbe und steht von der innern Hülle etwas ab. Der Zwischenraum enthält eine vollkommen klare Flüssigkeit. Die zweite Hülle (Taf. I. Fig. 20 b.) ist weniger stark, braungelb gefärbt und umschliesst den mit deutlicher Dotterhaut und Chorion versehenen schwefelgelben Dotter. In den weniger ausgebildeten Eiern ist die Dottermasse körnig. Nach der Befruchtung bilden sich im innern derselben wasserhelle Embryonalzellen von verschiedener Grösse, welche sich durch Theilung vermehren und verkleinern, der Dotter zieht sich ohne vorhergehende Furchung etwas von der ihn umgebenden Hülle zurück, umgibt sich mit einem zar-

ten Epithelium und grenzt sich zuletzt durch einen scharfen Umriss ab (Taf. I. Fig. 21. c.).

Die Eier eines und desselben Ovariums sind in der Regel ziemlich gleich gross und auf derselben Entwicklungsstufe.

Die abgestossenen Glieder enthalten meist Eier mit ausgebildeten Embryonen.

b) Embryo. Die Embryonen von *T. solium* sind nach der Form der Eihülle durchsichtige, runde, körnerlose Körperchen ohne Flimmerepithelium, an welchen sich weder Kopf noch Hals noch Gliederung erkennen lässt, die dagegen mit 6 beweglichen Hornhäckchen versehen sind. Diese Häckchen sind an dem obern Drittel des Embryonenleibs angebracht in der aus (Taf. I. Fig. 21. b.) ersichtlichen Stellung. Sie sind länger gestielt als diejenigen, welche bei dem erwachsenen Thiere den Hackenkranz des Kopfes bilden, es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass die Embryonen im Verlaufe ihrer weitern Entwicklung die Hacken wechseln. (Vgl. Burdach, Physiol. II. Aufl. 2. B. S. 203.) Bewegungen dieser Hacken und der Embryonen innerhalb des Eies, wie sie Dujardin bei *T. cucummerina* und *serrata* gesehen (Ann. des scienc. natur. Tom 10. 1838. p. 29), konnte ich an den Embryonen von *T. solium* nicht beobachten. Die kleinsten Jungen von *T. solium* sind oval, ohne eine Spur von Gliederung oder Runzelung. Letztere findet sich erst bei einer Leibeslänge von 2, 5‴—3‴. Ausser dem schon in frühester Jugend sehr ausgebildeten Kopfe lassen sich in dem aus einem feinkörnigen Parenchym bestehenden Wurmkörper keine weitern Organe wahrnehmen.

Die eigentliche Gliederung im Gegensatze zur Runzelung beginnt mit einer Leibeslänge von 3—4‴ und mit ihr die Entwicklung der Zeugungsorgane.

c) Spermatozoen. Die männlichen Geschlechtstheile (Samengefäss- und *Vas deferens*) enthalten in der Regel zahlreiche, langgeschwänzte Samenthierchen, welche in der Form den Spermatozoen der niedern Thierklassen gleichen (Taf. I. Fig. 24.). Seltener bietet sich Gelegenheit, die Genesis dieser Samenfäden aus den, bei Hirudineen, Lumbricinen etc. schon längere Zeit bekannten Fadenkugeln zu beobachten.

Ich fand diese Spermatozoenbüschel, welche meines Wissens bei Helminthen noch nicht beobachtet worden, zum erstenmale im Ovarium eines der Heidelberger academischen Sammlung angehörigen Bandwurmexemplars (*T. solium*). *Vas deferens* und die Samengefässe enthielten die Fadenkugeln nicht. Das auffallende Vorkommen innerhalb des Eierstocks gab mir Hoffnung, an den betreffenden Gliedern eine Communication zwischen Ovarium und den sehr ausgebildeten Geschlechtsorganen aufzufinden, leider aber konnte ich aus Mangel an Zeit die Untersuchung nicht zu Ende führen und behalte mir vor, das hierauf Bezügliche später ausführlich nachzutragen.

In der Form stimmen die Spermatozoenbüschel von *T. solium* mit den oft beschriebenen gleichnamigen Körperchen aus dem *Receptaculum seminis* der Hirudineen und Lumbricinen überein, nur sind die auf dem in unbestimmten Umrissen sichtbaren Discus aufsitzenden Samenfäden viel zahlreicher und von intensiv gelbbraumer Färbung; die Körperchen selbst kommen in sehr verschiedener Grösse vor.

IV. Pathologische Notizen.

Wohl bei keinem Schmarotzer des menschlichen Darmkanals werden so mannigfache Monstruositäten und Anomalieen beobachtet, als bei *T. solium*.

Es ist beinahe kein Theil seines Körpers, keines seiner Organe, an welchem nicht schon Degenerationen oder Abnormitäten gefunden worden wären.

T. solium bietet uns mehrfache Beispiele von Zwillingsmissbildungen, welche bei den niedern Thieren so sehr selten vorkommen. Bremser beschreibt ein Stück von einem Kettenwurme, welches zwei ausgebildete, am Rande fest zusammengewachsene Taenien darstellte (Tpf. V. Fig. 4.). Eine ähnliche Monstruosität hat Levacher (Comptes rend. hebd. T. XIII. pag. 661 und l'Institut 1841. pag. 329) beobachtet; es besassen nämlich mehrere Fragmente des Wurms drei freie Ränder, indem aus der Mitte der Glieder der ganzen Länge nach ein zweiter gegliederter Leib hervorragte. Hierher scheint auch der von Brera beschriebene Bastardkettenwurm zu gehören. Sehr interessant wäre es gewesen, wenn die genannten Schrift-

steller ihrer Beschreibung anatomische Details, besonders in Bezug auf die Geschlechtsorgane beigefügt hätten.

Köpfe mit einer oder zwei überzähligen Saugmündungen gehören nicht gerade zu den Seltenheiten. Gomez beschreibt einen solchen mit 5.

Hypertrophische Entartungen einzelner Glieder und ganzer Gliederstrecken werden häufig und vorzugsweise an dem hintern Theile des Wurms beobachtet. Ebenso Hypertrophie einzelner Organe, besonders des Ovariums mit gleichzeitiger regelwidriger Eierentwicklung. Eine ganz eigenthümliche anomale Ausbildung der Muskelbündel der einzelnen Glieder ist auf Taf. I. Fig. 19 und 20 dargestellt. Die Muskelschichten, an gesunden Exemplaren nur schwer zu erkennen, treten gegen die muskelarmen Uebergangsstellen von einem Glied zum andern scharf hervor und geben so dem Wurme ein paternosterförmiges Ansehen. Diese Anomalie findet sich in grösserem oder geringerem Grade beinahe an sämmtlichen Gliedern des betreffenden Wurmes. An den Gliedern des Mittel- und Schwanztheils sind die Ovarien verkümmert, zum Theil nicht mehr zu erkennen und von einem Eierinhalt nichts zu bemerken. Die Dilatation des Ovariums hat gewöhnlich das Bersten des erkrankten Organs und Durchlöcherung der betreffenden Glieder zur Folge, *T. fenestrata* (Taf. II. Fig. 22.). Gleich häufig finden sich einzelne Glieder, Gliederstrecken und Organe atrophisch abgemagert. Mit solcher Atrophie ist in der Regel Verödung der Nahrungskanäle, Schwinden der Muskulatur und auffallende Entfärbung verbunden (Taf. II. Fig. 23.).

Difformitäten einzelner Glieder und entsprechende anomale Lage der innern Organe werden an jedem Wurme angetroffen, ebenso freiwillige einfache und doppelte Knotenbildungen (Taf. I. Fig. 1. c. und c.).

Anomalieen der Textur, in Folge von Druck, Zerrung und Substanzverlust, als Pseudomembranen, parenchymatöse Blasteme der Epidermis und Narbenbildung kommen nicht selten vor.

Pathologische Neubildungen einzelner Organe werden gewöhnlich in Abrede gezogen, wiewohl schon Carlisle (im II. Band der Transactions of the Linnean Society p. 256) auf

diese Vorgänge bei *T. solium* hingewiesen und Analogieen in den niedern Thiergruppen nicht fehlen. Carlisle stellt l. c. die Behauptung auf, der Bandwurm bilde aus dem Vorderende des abgerissenen Halstheils einen neuen Kopf. Es ist hier natürlich nicht von einem Kopfe die Rede, welcher dem vorigen in allen Theilen ähnlich ist, sondern von einer Neubildung, mittelst welcher sich der Wurm am Darmkanale wieder festsaugen kann.

Ich selbst glaube eine solche anomale Reproduction des Kopfendes in Form eines röthlich gefärbten, mit kleinen Wärzchen besetzten Wulstes an dem äussersten Halsgliede eines vollständig ausgebildeten kopflosen Bandwurms (*T. solium*) beobachtet zu haben.

V. Physiologisches.

Die physiologische Kenntniss von *T. solium*, so wichtig und wünschenswerth sie für den praktischen Arzt sowohl, als für den Naturforscher wäre, kann nur als höchst lückenhaft bezeichnet werden, und die Lebensverhältnisse dieses Helminthen sind in mancher Beziehung noch in räthselhaftes Dunkel gehüllt.

1) Sensitives Leben. Nach allen Beobachtungen ist der Wurmkörper einer bedeutenden und kräftigen Contraction fähig, worauf auch die sehr ausgebildete Muskulatur hindeutet. Der beweglichste Theil ist Kopf und Hals, beide sind bei dem ausserhalb des Darmkanals befindlichen noch lebenden Thiere fortwährend in Bewegung, indem letzterer sich abwechslungsweise verlängert und verkürzt. Bei den Gliedern des mittlern Theils ist die Contractionsfähigkeit beschränkter, diese können sich höchstens um die Hälfte ihrer normalen Länge verkürzen. Die geschlechtsreifen Glieder bewegen sich, wenn sie abgestossen werden, noch ausserhalb des Darmkanals in einem geeigneten Fluidum, z. B. lauem Wasser, mehrere Stunden mit grosser Energie; die Bewegungen des erwachsenen Wurms bestehen in dem abwechselnden Zusammenziehen und Wiederausstrecken einzelner Gliederstrecken nach Art der Lumbricinen.

Ausserhalb des Darmkanals ist der Wurm sehr empfindlich gegen mechanische und chemische Reize. Starker Weingeist tödtet ihn schnell. In kaltem Wasser erstarrt er und verliert seine Contractilität, in warmem hält er sich mehrere Stunden

und lebt in demselben, wenn er nicht zu lange der Kälte ausgesetzt gewesen (Rosenstein spricht von 24 Stunden), wieder auf.

Im Darmkanale dagegen ist er gegen äussere Reize ungleich weniger empfindlich, daher er auch den Arzneistoffen viel länger als die übrigen Darmhelminthen des Menschen widersteht und nicht selten in Leichen angetroffen wird, aus welchen die zärtlichern Schmarotzer theils durch Medicamente, theils durch die Entmischung der Säfte des erkrankten Organismus längst verscheucht worden.

Die Anheftung des Kopfes scheint mit der vorderen Saugplatte, nicht aber mit den 4 seitlichen Saugwarzen zu geschehen und wird unterstützt durch den Hackenkranz und die bei der Beschreibung des Kopfes angeführten besondern Organe. Die Mündungen der Nahrungskanäle sind vorzugsweise zur Aufnahme der Ernährungsflüssigkeit bestimmt, wenn auch ihre mechanische Mitwirkung bei Befestigung des Wurmkopfes nicht in Abrede gezogen werden kann.

Die Anheftungsstelle bleibt wohl während der ganzen Entwicklung des Wurms dieselbe, denn es ist sehr unwahrscheinlich, dass sich der Kopf von der Darmschleimhaut losgelöst, wieder an dieselbe ansaugen könne. Wie fest übrigens diese Ansaugung im Embryonalzustand geschieht, lässt sich einestheils daraus entnehmen, dass der Wurm oft durch Anwendung der stärksten Drastica nicht abgetrieben werden kann, anderntheils aus den Beobachtungen von Wepfer, Tyson u. A., nach welchen die Trennung des Taenienkopfes von den Darmwandungen nur mit Mühe geschieht. (Vgl. Eschricht in Act. Leop. Car. B. XXI. Suppl. II. S. 15.)

2) Ernährung. Die Ernährung des Wurmkörpers geschieht einestheils durch die Aufnahme des Darminhalts in die Nahrungskanäle mittelst der 4 seitlichen Sauggruben am Kopfe, anderntheils durch Hautabsorption. Letztere wird durch wirkliche Hautporen, welche ohne Zweifel mit dem unter der Epidermis liegenden lymphatischen Gefässnetze in Verbindung stehen, vermittelt. Diese Absorption scheint eine Hauptrolle bei der Ernährung zu spielen und mit grosser Energie vor sich zu gehen,

denn selbst todte Wurmstücke füllen sich, in warme Milch gelegt, in kurzer Zeit mit dem sie umgebenden Fluidum. Dass hiebei ein Theil der Flüssigkeit durch Endosmose in den Wurmkörper eindringt, ist wahrscheinlich. Die Ernährungsprodukte werden vorzugsweise in der zwischen der Epidermis und der zweiten Haut liegenden Zellgewebeschicht abgelagert und bilden eine körnig sulzige Masse.

Der Grad der Ernährung scheint von der Lebensart und dem Gesundheitszustand des Subjects abhängig zu sein, welches den Schmarotzer beherbergt. In der Regel findet man bei Bandwurmkranken, welche viele und kräftige Nahrung geniessen, auch ihren Gast wohlgenährt und umgekehrt.

3) **Fortpflanzung.** Mit einem gewissen Alter, welches von dem Grade der Ernährung und mannigfachen äussern Einflüssen abhängt, ist der Wurm zur Fortpflanzung geeignet. Die Geschlechtswerkzeuge werden vollständig ausgebildet und die Eier, welche bisher als durchsichtige Körner in den Ovarien waren, kommen in Folge der vorhergegangenen Befruchtung, zur weiteren Entwicklung. In welcher Weise die Befruchtung geschieht, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich werden die innerhalb der seitlichen Papillen liegenden Geschlechtswerkzeuge durch die Muskelcontractionen ersterer einander bis zur unmittelbaren Berührung nahe gebracht und die aus den Hoden mittelst des Penis in die Scheide übertragene Samenflüssigkeit gelangt durch den oben beschriebenen parenchymatösen Körper zu dem Ovarium.

Die Zahl der zur Entwicklung kommenden Eier ist bei den einzelnen Wurmindividuen ausserordentlich verschieden. Bald findet man nur den Mittelstamm des Ovariums, bald einzelne seitliche Ramificationen, oft aber den ganzen Eierstock mit Eiern strotzend angefüllt. Aehnliche Verschiedenheiten findet man auch streckenweise an einem und demselben Wurme. Auf beide Erscheinungen scheint der Grad der Ernährung entschiedenen Einfluss zu haben. Denn in der Regel zeichnen sich gut genährte Exemplare durch Eierreichthum aus.

Schwierig ist die Frage zu beantworten, auf welchem Wege die reifen Eier das Ovarium verlassen. Wir haben oben gesehen,

Rede) * auf die der Sklaven in den südlichen Staaten des Festlandes schließen will, so bemerke man zuerst die geographische

* Lord Brougham sagt: „Mein Freund (Lord Sligo) hat die Sache untersucht, und unter 10 Staaten sind 9, wo die Pflanzer ohne Schwierigkeit die Arbeit der Schwarzen miethen können (in nine states out of ten there is no difficulty whatever in getting labourers for hire)." Wenn er also selbst zugesteht, daß diese Schwierigkeit in einem Zehntel aller Kolonien in 3 Jahren nach der proklamirten Emancipation fühlbar ist, was sollen da die Pflanzer der Vereinigten Staaten von ihren Negern hoffen, die, wenn sie freigelassen würden, nicht mit Bajonetten umgeben, nicht auf Inseln eingeschlossen seyn würden, welche durch die größere Industrie der Vereinigten Staaten nicht nothgedrungen zum Ackerbau ihre Zuflucht nehmen müßten. In Westindien gibt es für die Neger keine andere Beschäftigung, als die Kultur des Bodens, und im Fall sie nach dem Festlande von Amerika entwichen wollten (wenn ihnen nämlich ein solcher Ausweg übrig bliebe), würde sie das amerikanische Gesetz zu Sklaven verdammen. Unter solchen Umständen bleiben die Neger der brittisch-westindischen Inseln freilich den Pflanzern getreu. Die Phrase „nine out of ten" ist aber nur das angenommene Pauschquantum eines geschickten, zu Gunsten der Emancipation sprechenden Parlamentsredners, und kann eben so gut $^1/_5$ oder $^1/_4$ übersetzt werden. Wenn aber nur ein Zehntel aller nordamerikanischen Sklaven zu arbeiten sich weigerte, wie wären denn diese 300,000 Sklaven ($^1/_{10}$ von 3 Millionen) zum Gehorsam und zur Thätigkeit zu zwingen? Das Klima und die Urwälder der Vereinigten Staaten wären ihre Festungen, hinter welchen sie der ganzen Streitmacht der Vereinigten Staaten Trotz bieten könnten. Ungefähr 600 Indianer führen jetzt mit abwechselndem Glück gegen 6000 Mann amerikanischer Truppen Krieg, und in drei Feldzügen haben die letzteren nicht mehr als ungefähr 100 Indianer zu Gefangenen gemacht. Und wenn nun die Indianer mit den widerspenstigen Negern sich vereinigten, welchen Schutz könnten die im Innern der Staaten Tennessee, Alabama, Missouri, Mississippi ꝛc. wohnenden Pflanzer in dem Beistand oder dem guten Willen der Centralregierung suchen? Wenn die Negeremancipation in Westindien bis jetzt (in 3 Jahren) auf keine unübersteiglichen Hindernisse gestoßen ist, so ist damit noch gar nicht bewiesen, daß die Weißen im Besitz ihrer Ländereien bleiben werden, oder daß sie durch ihre eigene Kraft, ohne die Unterstützung des stehenden Heeres und die sie schützenden Flotten Englands, der Neger Meister bleiben könnten. Dies ist es hauptsächlich, worauf es in den Vereinigten Staaten ankömmt. — Dort sind souveraine Staaten, die unter sich zusammenhängen, in welchen die Neger die große Masse der

dass der Eierstock eine vollständig geschlossene Höhle bildet, eine Entleerung der Eier innerhalb des Darmkanals somit gar nicht möglich ist. Entweder muss man daher mit Werner, Zeder u. A. annehmen, es bilden sich zu diesem Zwecke neue Oeffnungen, was langjährige Beobachtung nicht bestätigt hat, oder man ist genöthigt, auf ein actives Ausführen der Eier zu verzichten. Letztere Ansicht wird besonders durch das Abstossen der geschlechtsreifen Glieder sammt ihrem Eierinhalt unterstützt. Die Natur scheint der so vielen Zufälligkeiten ausgesetzten Brut in dieser Umhüllung einen weitern Schutz gegen zerstörende äussere Einwirkungen gesichert zu haben. Es ist somit anzunehmen, dass gar keine eigentliche Entleerung der Eier stattfindet, es vielmehr äussern Einflüssen (Witterung, Maceration u. s. w.) überlassen bleibt, die abgestossenen geschlechtsreifen Glieder ihres Eierinhalts zu entledigen. Die Angabe Dujardin's, *T. solium* entleere die Eier durch den sogenannten Lemniscus (Ann. des sciences natur. Tom. 10. 1838. Zoologie. S. 33 und Hist. nat. des Helm. S. 555) habe ich bei der sorgfältigsten Beobachtung der abgestossenen noch lebenden Glieder nie bestätigt gefunden. Zuweilen scheinen die reifen Eier durch das Bersten des ganzen Glieds in Haufen ausgestossen zu werden. Es bilden sich in diesem Falle an der Verbindungsstelle der Schwanzglieder bald auf der vordern, bald auf der hintern Fläche des Wurms, nierenförmige Auftreibungen (Taf. II. Fig. 21.), welche eine zahllose Menge von reifen Eiern enthalten. Ausserdem ist das Ovarium mit Eiern strotzend angefüllt. Sonder Zweifel ist diese Entleerungsweise keine normale, sie muss vielmehr als die Folge einer hypertrophischen Entartung des Uterus angesehen werden. Werden die Eier auf diese Weise ausgestossen, so obliteriren entweder die betreffenden Glieder vollständig oder werden durchlöchert (*T. fenestrata*, *Bremser*.).

4) Entwicklungsgeschichte.*) Ueber die Entstehung der Eingeweidewürmer im Allgmeinen, wie auch speciell über die des Bandwurms, ob durch *Generatio spontanea* oder aus Eiern, ist seiner Zeit viel gestritten worden. Neuere Untersuchun-

*) Vgl. v. Swieten Comment. B. 4. S. 739.

gen über die Eier und Embryonen der Cestoden, über ihre Entwicklungsformen und Wanderungen haben erstere Annahme mehr als unwahrscheinlich gemacht und es bleibt nur noch ein (zweifelhaftes) Factum übrig, welches für die spontane Entstehung der Helminthen angeführt werden kann, — das Auffinden von Eingeweidewürmern im Fötus.

Ohne diese Beobachtungen geradezu in Abrede ziehen zu wollen, klingt es doch ziemlich unwahrscheinlich, es haben sich Helminthen unter Umständen entwickelt, wo ihnen die Grundbedingung jeder Existenz und Ausbildung, nämlich passende Nahrung, fehlte. Zudem ist es viel wahrscheinlicher, dass in den angeführten Fällen die vorgefundenen Schmarotzer in den Fötuskörper eingewandert sind, was besonders für *T. solium* gilt, denn man hat Cestodenembryonen mittelst ihrer Hackenrüssel viel stärkere Gewebe durchsetzen sehen, als die sind, welche die Organe des jungen Fötus abschliessen.

(Vgl. Miescher's Untersuch. über die Wanderungen der Tetrarhynchen. Verh. der naturf. Gesellschaft in Basel vom August 1838 — Juli 1840. pag. 25. — Ueber die Wanderungen und Metamorphosen der Cercarien. Siebold in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiol. 11. Lief. S. 608.)

Das Vorkommen von Taenien in jungen Kindern beweist nicht viel, wenn man die geringe Zeit im Auge hat, welche der Bandwurm unter günstigen Umständen zu seiner Entwicklung bedarf. Pallas, welcher einem Hunde Eier von *T. serrata* in die Bauchhöhle einimpfte, fand nach Verfluss eines Monats junge Bandwürmer zwischen den Eingeweiden von der Grösse eines Zolls. Um wie viel schneller kann die Entwicklung dieser Eier vor sich gehen, wenn solche an ihrem eigentlichen Bestimmungsorte, dem Darmkanal, vielleicht unter dem begünstigenden Einfluss einer krankhaften Schleimabsonderung sich befinden?

In der Regel gehen von einem bis zum Kopfende abgetriebenen Bandwurme binnen 11 Wochen wieder geschlechtsreife Glieder ab; Bloch behauptet, er habe in vier Monat alten Individuen vollkommen entwickelte Eier gefunden. Auch ist nicht zu vergessen, dass in der Regel Helminthen erst dann in den Kindern angetroffen werden, wenn sie nicht mehr gesäugt, sondern mit

andern Speisen ernährt werden und dem Wurm dadurch ein günstiger Boden für seine Entwicklung geboten wird.

Unter allen Umständen erscheint es bei der in neuester Zeit gewonnenen Kenntniss des complicirten anatomischen Innern vieler Entozoen sehr gewagt, zur Erklärung ihrer Entstehung eine Zeugungsart in Anspruch zu nehmen, welche für unendlich einfacher organisirte Wesen nicht bewiesen ist und vielleicht nie bewiesen werden kann. Vielmehr lässt sich seit der Entdeckung der merkwürdigen Wanderungen, welche viele Helminthen zu gewissen Zeiten ihres Lebens vornehmen, die Entstehung derselben im Menschen und in den Thieren, selbst innerhalb abgeschlossener Höhlen auf ganz naturgemässe Weise erklären.

Um speciell auf die Entwicklungsgeschichte von *T. solium* zurückzukommen, so scheint die Brut dieses Schmarotzers im Ei- oder Embryonenzustand den Darmkanal zu verlassen, worauf hauptsächlich der Umstand hindeutet, dass niemals junge Thiere in der Umgebung der Mutterthiere angetroffen werden. Die in den geschlechtsreifen Gliedern eingeschlossenen Eier werden mit dem Fäces entleert, vielleicht um ausserhalb des menschlichen Körpers bis auf den Grad sich auszubilden, welcher sie zur Rückwanderung und Weiterentwicklung an der neuen Wohnstätte befähigt. Diese Eier hat die Natur wohl ausgerüstet für ihre beschwerliche Wanderung. Jahre lang im Weingeist oder getrocknet aufbewahrt, lässt sich keine Veränderung in ihrem Innern wahrnehmen und scheinen sie diese Entwickelungsfähigkeit so lange zu bewahren, bis irgend ein Zufall sie in das Heimaththier zurückbringt. Mit der thierischen und vegetabilischen Nahrung, oder noch häufiger wohl mit dem Wasser, wandert die auf einer gewissen Entwicklungsperiode angekommene Taenienbrut wieder in den menschlichen Darmkanal ein. Millionen von Eiern gehen auf diesem Wege zu Grunde, ohne den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, zumal ihr Schicksal meist dem Zufall überlassen bleibt. Diesen Verlusten gegenüber ist auch die zahllose Menge von Eiern erklärlich, welche *T. solium* während seines Daseins hervorbringt.

Welche Afterformen *T. solium* annimmmt, wenn er auf seiner Wanderung in Wohnthiere oder Gewebe gelangt, welche

ihm von der Natur nicht zum Aufenthalt bestimmt sind, ist zur Zeit noch unbekannt.

(Vgl. Siebold in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. 11. Lief. Art. Parasiten, über die Metamorphosen von *T. crassicollis* aus der Katze, *T. plicata* aus dem Pferde, *Bothrioc. solidus* und *nodosus*. — E. Blanchard, Ann. des scienc. natur. 3. Série. Zool. Tom. 10. 348. Cystiques.)

Der in den Darmkanal zurückgekehrte Embryo entwickelt sich unter günstigen Umständen sehr schnell und kann ein sehr hohes Alter erreichen.

Die Art des Wachsthums, oder besser gesagt, die Entwicklung der Gliederung hat Creplin in seinen Novae observationes de Entozois 1829 am richtigsten beschrieben und habe ich seine Beobachtungen auch bei *T. solium* bestätigt gefunden.

Jung ist der Wurm gerunzelt, ohne Spur von Hals, mit sehr zahlreichen, ganz schmalen Abschnürungen, hinten stumpf abgerundet; zuerst erzeugen sich in ungleichförmigen Abständen von hinten nach vorn mehr oder minder seichte Einschnürungen, durch welche scheinbar grössere Glieder abgeschnitten werden (Taf. I. Fig. 2. a.), jedes dieser falschen Glieder wird nach einiger Zeit an seinen Rändern gekerbt und theilt sich in mehrere, je nach seiner Länge in 3, 4, 5, 6 wahre Glieder (Taf. I. Fig. 2. b.), nach deren Ausbildung die anfänglichen Einschnürungen allmählig wieder verschwinden. Die Entwicklung der Geschlechtswerkzeuge beginnt erst in einem vorgerückteren Alter des Wurms in dessen hinteren Gliedern. Haben diese Glieder ihre vollständige Geschlechtsreife erlangt, so lösen sie sich bei *T. solium* einzeln, bei *B. latus* in bald längeren, bald kürzeren Reihen ab und sind im Stande, in diesem Zustande kurze Zeit noch selbstständig fortzuleben, wobei einzelne Glieder gleich Trematoden herumkriechen.

Gewöhnlich nimmt man an, der erwachsene Bandwurm schnüre neue Glieder am Halse ab. Man glaubte sich damit die oft sehr grosse Anzahl der abgehenden Glieder erklären zu können. Bei dem äusserst einfachen Bau des Halses ist diese Annahme zum Mindesten zweifelhaft und die Ansicht Bremser's, der Wurm entwickle nur die Glieder, welche er schon

als Embryo besitzt, gewinnt bei der eigenthümlichen Art des Wachsthums sehr an Wahrscheinlichkeit. Dass *T. solium* am Schwanzende keine Glieder entwickeln kann, wie einige Naturforscher (Andry, Brera u. A.) behaupten wollten, geht aus seiner ganzen Organisation und mannigfachen das Gegentheil beweisenden Versuchen hervor. (Vgl. Bremser S. 105 u. 106.)

In der Regel wird *T. solium* 15—24′ lang. Exemplare von 47 Ellen Länge und darüber (Pet. Frank. De curand. hom. morb. III. lib. IV. 201. — Rosenstein, Kinderkrankheiten — 80 Ellen) sind sehr selten. 300 und 800 Ellen lange Taenien (Plinius Lib. XI. c. 33 und Act. havniens. Vol. II. pag. 148) gehören in das Reich der Fabel und lassen sich nur dadurch erklären, dass die Beobachter sämmtliche früher abgegangene Fragmente der Länge des von ihnen abgetriebenen Wurms hinzugerechnet haben, während überdies vielleicht noch ein zweiter Wurm in dem Darmkanal vorhanden gewesen sein mag.

An einer 5″ langen Taenie (Taf. I. Fig. 2.) zählten wir 600 Glieder. Diese Zahl kann sich mit dem Wachsthum um das 6fache vergrössern, der Wurm kann somit eine Länge von 43′ erreichen (die durchschnittliche Länge eines Glieds zu 1,2‴ angenommen), ohne hiezu neuer Glieder zu bedürfen. Ein 8,5′ langes Exemplar hatte 750 Glieder, worunter keine geschlechtsreife.

Wenn man freilich annimmt, wie Mérat, Gomez u. A. berichten, dass von einem Bandwurmkranken 12 ja 15 Jahre Wurmfragmente abgehen und die Längenausdehnung derselben summirt, so kommt ein ungeheures Maass heraus (Bremser hat eine Länge von 1440 Ellen berechnet).

Es lässt sich aber durchaus nicht beweisen, dass in solchen Fällen sämmtliche abgehende Wurmstücke immer demselben Individuum angehören; vielmehr ist es wahrscheinlicher, dass in dieser langen Zeit bei der einmal vorhandenen krankhaften Disposition des Darmkanals ein neuer Wurm sich entwickelte.

Die stufenweise Ausbildung der einzelnen Organe steht mit der mehr oder minder fortgeschrittenen Entwicklung der einzelnen Glieder in genauem Zusammenhang.

B. Dibothrium latum. Rudolphi.

I. Einleitung.

Caput oblongum, Bothriis angustis marginalibus. Collum subnullum. Articuli superiores rugaeformes, subsequentes subquadrati, ultimi longiusculi. Longit. 10—20′; lat. 2—6‴; rarissime ad 1″.

a) Quellen und Synonyme. *)

1) *Taenia vulgaris.* Linné. Werner. Retzius. Gmelin. Jördens. — 2) *Taenia lata.* Linné. Pallas. Bloch. Göze. Batsch. Gmelin. Jördens. Rudolphi. — 3) *Taenia grisea.* Pallas. Schrank. — 4) *Taenia membranacea.* Pallas. Batsch. — 5) *Taenia tenella.* Pallas. Retzius. — 6) *Taenia dentata.* Batsch. Gmelin. — 7) *Taenia humana inermis.* Brera. — 8) *Halysis lata.* Zeder. — 9) *Bothriocephalus latus.* Bremser. Blainville. Rudolphi. Nitsch. Mehlis. Delle Chiaje. Owen. Creplin. Haselberg. Siebold. Eschricht. Valentin. Wawruch. Dujardin. — 10) *Ténia de la première espèce.* Andry. — 11) *Ténia à anneaux courts.* Bonnet. — 12) *Ténia à épine.* — 13) *Ténia à mammelons ombilicaux.* — 14) *Le Ténia large.* Cuvier. — 15) *The broad Tape-Worm.* Bradley. — 16) *Ndak'n.* Tutschek. — 17) Breiter Bandwurm. Schweizerbandwurm. Ueber die mit *T. solium* gemeinschaftlichen Namen vergleiche bei *T. solium.*

b) Stellung im Systeme.

Zeder sieht *Dibothrium latum* als eine Tänienspecies an, obwohl er eine eigene Gattung Rhytis für die Bothriocephalen der Fische aufgestellt hatte. — Rudolphi stellt die Bothriocephalen in das 7te Genus seiner 4ten Ordnung (*Cestoidea*, Nestelwürmer). — C. M. Diesing stellt *Dibothrium latum* in Trib. IV. *Bothriocephalidea. Subtribus II. Gymnobothria. Dibothria.*

*) Die Quellen und Synonyme sind zum grössern Theil aus Diesing's System. Helminthum entnommen.

Wie bei *T. solium* wurde auch bei *Dibothrium latum* versucht, mehrere Species dieses im menschlichen Darmkanal vorkommenden Schmarotzers aufzustellen, die hiefür benützten, überdies wenig wesentlichen Unterscheidungsmerkmale liessen sich aber immer auf pathologische, somit zufällige Veränderungen des Wurmkörpers zurückführen.

Constante Varietäten dieses Helminthen sind bis jetzt noch nicht entdeckt worden.

II. Allgemeine Beschreibung.

Der bandförmig flache Körper beginnt mit dem länglichen Kopfe; geht in einen kurzen, undeutlich gegliederten Hals über und ist in zahlreiche Glieder getheilt, welche beinahe durchgehends mehr breit als lang sind.

Die Farbe des lebenden Wurms ist schmutzig bläulich weiss, wird aber im Weingeiste nach kurzer Zeit gelblich.

1) Kopf.

Der Kopf von *Dibothr. latum* ist länglich, etwas plattgedrückt und zeigt zu beiden Seiten zwei Gruben. Ob diese Gruben (Taf. II. Fig. 3 und 4. a.) zum Einnehmen der Nahrung bestimmt sind, oder als Anheftungswerkzeug dienen, ist nicht ausgemacht. Analogieen bei den andern Bothriocephalenköpfen machen erstere Annahme wahrscheinlich. Zuweilen bemerkt man an dem äussersten Ende des Kopfes eine concave Endfläche (Taf. II. Fig. 2. b.); eine Oeffnung in derselben wurde noch nicht beobachtet.

2) Hals.

Der dünne, sehr kurze Hals ist völlig ungegliedert (Taf. II. Fig. 2.), fehlt dagegen bei einzelnen Individuen vollständig (Taf. II. Fig. 3.). Bei jungen Exemplaren lässt er sich von dem Körper nicht unterscheiden.

3) Umriss der Glieder.

Die beiden Flächen der einzelnen Glieder lassen sich in Bauch- und Rückenfläche unterscheiden und bezeichnet erstere die Fläche, auf welcher die Geschlechtswerkzeuge münden; ferner unterscheidet man an jedem Glied zwei Seitenränder, einen vordern und einen hintern Rand. Die Seitenränder sind meist

Sförmig ausgeschweift, im Uebrigen ihre Form, wie auch die des Vorder- und Hinterrands bei der grossen Weichheit der Theile sehr veränderlich.

Die Glieder sind beinahe durchgehends mehr breit als lang, die Breite verhält sich zur Länge etwa wie 3 : 1 und ändert sich dieses Verhältniss bei den Hals- und Schwanzgliedern nur unbedeutend.

Im Allgemeinen sind die Glieder bandförmig flach, nirgends über 1‴ dick. In der Mittellinie sind alle Glieder am dicksten und werden gegen die Seitenränder hin bedeutend dünner. Auf der Mittellinie der Bauchfläche münden die beiden getrennten Geschlechtsöffnungen.

Die männliche Oeffnung ist ziemlich gross, bei allen einigermassen ausgebildeten Gliedern leicht zu erkennen und liegt im obern Drittel des Glieds auf einer etwas nach hinten geneigten Papille.

Die weit kleinere weibliche Oeffnung liegt mehr gegen die Mitte des Glieds, bildet an frischen Exemplaren eine einfache Durchbohrung, ist selten mit unbewaffnetem Auge, mit der Loupe dagegen an allen Gliedern zu entdecken.

An beiden Flächen jedes Glieds unterscheidet man den Mitteltheil von beiden Seitentheilen.

Im Mitteltheile liegen vorzugsweise die Geschlechtswerkzeuge, und die Umrisse des Eierbehälters, des Knäuels und der Penisblase lassen sich durch die Haut der Rücken- und Bauchfläche erkennen.

Die Seitentheile haben ein von dem Mitteltheile verschiedenes Ansehen. Ihre Farbe ist gleichförmig, gewöhnlich graugelblich, schwach durchsichtig. Auf Querschnitten scheinen sie aus 7 Schichten zu bestehen (Taf. II. Fig. 10.):

a) Die Haut; b) die Bauchkörnerschicht. Diese geht an den Seitentheilen in die Rückenkörnerschicht über und hört an den Grenzen des Mitteltheils auf. c) Die durchsichtige Schicht. Diese erstreckt sich ununterbrochen über die ganze Fläche des Thiers und wird durch ein engmaschiges Parenchym gebildet. d) Die Mittelkörnerschicht, eine Schicht mit grossen runden, an Weingeistpräparaten weissen Körpern, die in gleich grossen Zwischen-

räumen von einander abstehen. e) Die zweite durchsichtige Zellgewebschicht. f) Die Schichte der Rückenkörner. g) Die Haut des Rückens.

Der Mitteltheil lässt sich nur in 4 Schichten zerlegen:

a) Die Bauchhaut; b) die 1ste durchsichtige Schicht; c) die 2te durchsichtige Schicht; d) die Haut des Rückens.

Zwischen den beiden Zellgewebschichten liegen die Genitalien. Rechnet man die mikroskopischen Längenmuskelnschichten, welche zunächst an den Körnerschichten angeheftet sind, so kommen 9 Schichten heraus.

III. Anatomie der einzelnen Organe.

1) Organe des thierischen Lebens.

a) **Haut.** Man unterscheidet eine eigentliche Oberhaut und eine Lederhautschicht. Die Oberhaut bildet einen in sich geschlossenen, durch die Abschnürungen der Glieder scheinbar unterbrochenen Schlauch und stülpt sich durch die Geschlechtsöffnungen in die Geschlechtsorgane ein. Sie ist sehr dünn und durchsichtig und wird am besten auf feinen senkrechten Querschnitten beobachtet. Die Lederhaut ist dicker, dunkler gefärbt und erscheint bei Weingeistexemplaren granulirt. Im Corium, welches die Geschlechtsöffnungen umgibt, finden sich viele Drüschen, rundliche körnige Gebilde, welche mit ihren Ausführungsgängen nach aussen münden und an Weingeistexemplaren durch intensiv weisse Farbe leicht zu erkennen sind. Aehnliche Drüschen, nach der Farbe zu schliessen, scheinen in der Falte zu liegen, die am hintersten Rande jedes Glieds das nächste Glied etwas umfasst. **Valentin** (Müller's Archiv 1842. H. 6. Nr. XCVII.) hält diese Hautdrüschen für vollkommene *Folliculi compositi*, da er bei starker Vergrösserung an einzelnen Stellen derselben Röhren bemerkte, an denen dunkle Körpergebilde, gleichsam Träubchen, hafteten. An der übrigen Haut sind diese Drüschen viel weniger ausgebildet und minder zahlreich.

b) **Zellgewebe.** Das Zellgewebe erscheint bei *Dibothrium latum* sehr ausgebildet und wirkt wohl hauptsächlich zum individuellen Leben der einzelnen Glieder mit. Es liegt einestheils unmittelbar unter der Lederhaut und bildet anderntheils

scharf begrenzte durchsichtige Schichten zwischen der sogenannten Mittelschicht und den Körnerschichten. Die sehr feinen Fasern verlaufen sehr regelmässig in geraden Winkeln und bilden ein ziemlich weitmaschiges Netz.

c) Muskeln. Die Muskulatur ist im Allgemeinen bei *Dib. latum* auffallend weniger ausgebildet, als bei *T. solium*, woher vielleicht theilweise der geringe Widerstand dieses Schmarotzers gegen Arzneistoffe kommen mag. Zunächst unter der Haut bemerkt man eine Schicht muskulöser Querfasern, welche in der hintersten Hautfalte am stärksen hervortritt. Deutlicher und bestimmter lässt sich die darauf folgende Schicht muskulöser Längenfasern unterscheiden, welche schnurgerade über sämmtliche Glieder verlaufen. Tiefere Muskelschichten sind gewiss vorhanden, aber anatomisch schwer nachzuweisen.

d) Gefässe. Ein Gefässsystem bei *Dib. latum* aufzufinden, wollte bis jetzt keinem Beobachter gelingen, wiewohl Analogieen in andern Bothriocephalenarten für das Vorhandensein eines solchen sprechen. Eschricht (Nova Act. Leopold. Carol. Vol. XIX. Suppl. 2. S. 99 c.) beschreibt ein aus 6—8 Hauptstämmen und seitlichen Capillarnetzen bestehendes, sehr verzweigtes Gefässsystem bei *Bothrioc. punctatus*, welches in vielen Beziehungen Aehnlichkeit hat mit dem bei *T. solium* beobachteten. Dort wie hier war dieses Röhrensystem nur bei ganz frischen, noch nicht im Weingeiste gelegenen Exemplaren zu erkennen. Vielleicht kann letzterer Umstand als Grund angesehen werden, warum die fraglichen Gefässe noch nicht bei *Dib. latum* entdeckt worden.

e) Das Nervensystem, an dessen Vorhandensein kaum zu zweifeln, konnte ebenfalls bis jetzt noch nicht aufgefunden werden.

2. Organe der Ernährung.

a) Darmröhren. Delle Chiaje (in seinem Compendio di Elmintografia umana Napoli. 1833. p. 17), welcher zuerst von Darmröhren bei *Dib. latum* spricht, beschreibt dieselben analog wie bei *T. solium* als Längenkanäle an den Rändern des Wurmkörpers, welche an dem Hinter- und Vorderrande jedes Glieds durch je einen Querkanal verbunden sind.

Neuere Untersuchungen von Eschricht haben aber ge-

Verschiedenheit des Terrains, welche die Auswanderung der Neger aus den brittischen Inseln unmöglich macht. Die brittischen Häfen Westindiens sind befestigt und mit wohldisciplinirten europäischen Truppen versehen, eine zahlreiche Marine, auf Kosten des Mutterstaates unterhalten, beschützt die Küsten und setzt den Gouverneur der einzelnen Inseln in den Stand, von der geringsten Bewegung der Neger Kunde zu erhalten, und wo es nöthig ist, schnelle Hülfe angedeihen zu lassen. Alles dies fehlt in den Vereinigten Staaten. Auf einem Flächenraum von vielen tausend Quadratmeilen gibt es keine einzige Festung, keine mit Mauer oder Gräben umgebene, keine einzige mit einer Garnison versehene Stadt. Während z. B. Lord Brougham im englischen Parlamente die Folgsamkeit der Neger in Westindien rühmt, haben die seit vielen Jahren freien Neger von Boston in den Vereinigten Staaten die wegen Polizeivergehungen gerichtlich eingezogenen Neger mit Gewalt befreit; bloß weil sie wußten, daß keine bewaffnete Macht da war, sie im Zaume zu halten. In Baltimore gab es vor weniger als 5 Monaten einen Negeraufstand, in Virginien einen andern u. s. w. Der schnelle Uebergang von Sklaven zu freien Männern, den Lord Brougham so sehr anrühmt, kann in keinem Lande, selbst unter Weißen, gedeihen. Bis jetzt haben die Neger in Westindien noch keine politischen Rechte. Wenn sie aber einmal als unabhängige Bürger an den Wahlen Antheil nehmen und ihre Stimme gegen die der Weißen erheben werden, dann bleibt es noch immer dahin gestellt, ob sie sich so willig in die Gesetze der Weißen fügen werden, als Lord Brougham und seine Freunde meinen. Bis jetzt hat die Emancipation der Neger in Westindien für die Pflanzer keine andern Folgen gehabt, als den Preis ihrer Ländereien zu verringern, und viele derselben zur Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu bewegen. Von politischem Einfluß — der in den Vereinigten Staaten am meisten zu fürchten ist — konnte sie nicht seyn; denn die verschiedenen Provinzial-Assembleen der brittisch-westindischen Inseln sind eben so

---

Bevölkerung bilden, Staaten, die nach der Constitution der Vereinigten Staaten kein eigenes Heer unterhalten dürfen, und die nur in dringenden Fällen auf die langsame Hülfe des Congresses rechnen könnten.

zeigt, dass die Beschreibung Delle Chiaje's unrichtig ist, die Darmschläuche bei *Dib. latum* nicht an den Rändern der Glieder, vielmehr in der Mitte zwischen der Mittellinie und dem Seitenrande und zwar in der Tiefe der Glieder, als dünne häutige Röhren ohne irgend eine Erweiterung, Einschnürung oder Verästelung verlaufen. Diese Röhren bilden ein durch den ganzen Wurm fortlaufendes Continuum. Querkanäle sind keine vorhanden. In frischem Zustande sind diese Darmröhren wegen ihrer vollkommenen Durchsichtigkeit nicht zu erkennen, wohl aber, wenn die Glieder kurze Zeit in Weingeist oder besser in Essigsäure gelegt werden, sie fallen dann als weisse Stränge sogleich ins Auge. Ueber die Ausmündungsstelle der Darmschläuche am Kopfe, wie über deren Verlauf im hintern Theile des Wurmkörpers liegen noch keine Beobachtungen vor.

b) Kernkörner. Als mit den Ernährungsverhältnissen zusammenhängend, bezeichnet Eschricht ausser den Darmröhren die sogenannten Kernkörner, welche sehr zahlreich in der Substanz des Thieres sich vorfinden. Es sind dies unregelmässig runde, flach gedrückte Körperchen, 0,0075‴—0,012‴ lang und 0,007‴—0,010‴ breit, welche bei jeder Beleuchtung aus einer Art von Schale mit darin eingeschlossenem Kern zu bestehen scheinen.

In wie weit diese Organe sich mit den Blutkörnern der niedern Thiere vergleichen lassen, ist schwer zu entscheiden; dürften dieselben vielleicht nicht eher als ein sehr ausgebildetes Lymphdrüsensystem zu betrachten sein? —

c) Kleinste Körner. Neben den Kernkörnern finden sich in der Textur des Wurmkörpers, vorzugsweise aber in dem parenchymatösen Maschengewebe, sehr kleine Körner ohne Kern, 0,001‴—0,005‴ im Durchmesser, vielleicht Uebergangsformen zu den eigentlichen Kernkörnern.

3) Geschlechtsorgane.

Die Geschlechtstheile, unter allen Organen die am meisten entwickelten, liegen bei *Dib. latum* im Mitteltheile jedes Glieds und sind nach der Lage der Glieder, ob gegen den Kopf, gegen die Mitte oder das hintere Ende des Wurmkörpers, mehr oder

weniger ausgebildet. Die äussern Geschlechtsöffnungen befinden sich auf der Bauchseite. (Vergleiche oben.)

a) Weibliche Geschlechtstheile. Wir beschreiben die weiblichen Geschlechtstheile in nachfolgender Ordnung:

α. die weibliche Oeffnung (Vulva); *β.* das Ovarium; *γ.* die Dotterstöcke; *δ.* der Eingang in den Eierbehälter (hintere Oeffnung).

Es ist nicht entschieden, ob die am hintern Rande des *Porus genitalis* liegende Oeffnung, oder die an der Bauchseite jedes Glieds sich vorfindende 2te selbstständige Perforation (die sogenannte hintere Oeffnung) als Vulva zu betrachten ist. Die Lage des Penis und die Analogie mit vielen Trematoden veranlasst uns, der erstern Ansicht beizutreten und werden wir die nähern Gründe hiefür im Verlauf der Darstellung der Geschlechtsverhältnisse von *Dib. latum* auseinandersetzen.

α. Weibliche Oeffnung (Vulva). Die weibliche Oeffnung ist ziemlich klein, ganz rund und liegt dem Penis gerade gegenüber, entgeht übrigens wegen ihrer versteckten Lage an dem hintern Rande des *Porus genitalis* leicht der Beobachtung. Sie steht höchst wahrscheinlich mit dem Ovarium in directer Verbindung, anatomisch konnte dieser Zusammenhang noch nicht nachgewiesen werden.

β. Eierbehälter (Ovarium). Der Eierbehälter ist von der Bauch- und Rückenseite jedes Glieds beinahe gleich sichtbar und bildet einen unregelmässigen Stern von sehr wechselnder Form im Mitteltheile des Glieds. Er ist nur $\frac{1}{2}'''$ kürzer als das ganze Glied.

Eschricht unterscheidet den eigentlichen Eierbehälter und das Knäuel.

Ersterer theilt sich zu beiden Seiten der Mittellinie in 5, 6 bis 7 Hörner, von welchen die beiden vordersten dunkelbraun gefärbt und die dicksten sind, daher sie dicke Hörner genannt werden. Das 3te und 4te Seitenhorn an jeder Seite ist fast immer viel länger und schmäler, gewöhnlich von gelber Farbe; das letzte Seitenhorn jederseits ist wieder kürzer und schmäler. Die Seitenhörner liegen mit Ausnahme der dicken Hörner nicht paarig, sondern undeutlich alternirend.

Knäuel nennt Eschricht den hintersten, bald kugeligen, bald ausgedehnt rundlichen Theil des Eierbehälters.

1. Häute des Eierbehälters. Der Eierbehälter besteht aus zwei Häuten. Die äussere, die Kapsel des Eierbehälters, bildet eine ziemlich feste kapselartige Umhüllung für die Seitenhörner und das Knäuel. Erstere liegen entweder einzeln oder zu zwei in den Falten der Kapsel. Hinten spaltet sich diese Kapselhaut in zwei Blätter, um den Knäuel und eine ihn umschliessende Drüse (die Knäueldrüse) zu umkleiden.

Die Kapseln der einzelnen Glieder hängen durch Duplicaturen unter einander zusammen und legen sich fest um die an der Bauchseite befindliche kleinere äussere Oeffnung.

In der Mittellinie der Rückenfläche der Kapsel findet sich eine tiefe, die Samengänge aufnehmende Längsfurche.

Die zweite oder innere Haut bildet einen einfachen, dünnhäutigen, in sich umgebogenen, von dem Knäuel nach den dicken Röhren allmählig sich erweiternden Schlauch.

Jedes Seitenrohr stellt somit keinen Blindsack, sondern eine ösenförmige Umbiegung dieses Schlauches dar.

Die einzelnen Hörner des Eierbehälters zeigen eine mehrfach verschiedene Färbung, wie schon oben angedeutet. In der Regel haben nur die Ovarien der hintern Glieder, wenn sie mit Eiern überfüllt sind, eine gleichmässig dunkelbraune Farbe.

Sonst beschränkt sich die dunklere Färbung nur auf die vordern Hörner, während der mittlere Theil des Eierbehälters entweder eine gelbliche oder bei Weingeistexemplaren eine milchweisse Farbe hat.

Dieser Farbenunterschied gründet sich ohne Zweifel auf die verschiedene Reife der in den Hörnern enthaltenen Eier, welche Ansicht vorzugsweise dadurch bestätigt wird, dass die in der hintersten Region des Uterus sich vorfindenden Eier viel durchsichtiger sind, als die im übrigen Eierbehälter.

2. Knäuel. Der Knäuel unterscheidet sich in die Knäuelkapsel und die Knäuelröhre.

Erstere wird durch die Spaltung der Kapselhaut in zwei Blätter gebildet, ist etwa $\frac{1}{4}'''$ breit und nach der Länge des Gliedes $\frac{1}{8}$—$\frac{1}{3}'''$ lang.

Sie präsentirt sich durch die Haut und noch deutlicher, wenn die Haut entfernt worden ist, als ein in der Quere liegendes, braunes Oval von einem weisslichen Ringe der Knäueldrüse umfasst. Im Centrum ist die Oeffnung der sogenannten gelben Gänge als ein schwarzer Punkt sichtbar.

Uebrigens ist diese Form der Knäuelkapsel, je nachdem die Knäuelröhre mit Eiern angefüllt ist, sehr veränderlich.

Der eigentliche Knäuel besteht aus einer in sich verschlungenen, 5—6‴ langen Röhre, welche sich in der Mitte sackförmig erweitert.

Diese sackförmige Erweiterung enthält eine harte, braungelbe Masse, in welcher keine Eier zu erkennen sind. Diese braune Masse findet sich im übrigen Theil der Knäuelröhre ebenfalls, bildet aber nicht mehr den einzigen Inhalt, sondern dient nur zur Incrustation der zahlreich vorhandenen Eier.

Die letzte Windung der Knäuelröhre setzt sich unmittelbar in die hintern Seitenhörner fort.

γ. **Dotterstöcke (Bauch- und Rückenkörner).** Als Dotterstöcke betrachtet **Eschricht** ein Paar drüsigte, zu beiden Seiten des Knäuels liegende, flach gedrückte, stumpf abgerundete, längliche Säcke, welche durch eine Commissurverbindung die Uebergangsstelle des Knäuels in den Eierbehälter umfassen, höchst wahrscheinlich in den Eierbehälter münden, mit ihren flügelförmigen Seitentheilen sich etwas in die Seitentheile des Glieds erstrecken und hier zwischen der profunden Muskelschicht an der Bauchseite und der Mittelschicht liegen.

Am deutlichsten erkennt man diese Seitendrüsen an Weingeistpräparaten, nach Wegnahme der Bauch- und Rückenkörnerschicht. Sie fallen hier durch ihre milchweise Farbe sogleich in die Augen, während sie an ganz frischen Exemplaren zu durchsichtig sind, um deutlich unterschieden werden zu können.

Das Innere dieser drüsigten Organe erscheint bei näherer Betrachtung als ein Convolut zahlreicher varicöser Blindsäcke, welche in jedem ihrer Knoten einen Eidotter zu enthalten scheinen. Demgemäss ist auch die Weite dieser Gänge der Grösse der unreifen schalenlosen Eier analog.

Die Dimensionen der Seitendrüsen in einem vollkommen ausgebildeten Gliede gibt **Eschricht** folgendermassen an.

Breite jedes Sacks $\frac{3}{5}'''$; Länge jedes Sackes (von dem äusseren stumpfen Ende zum concaven innern Rande) $\frac{3}{4}'''$; Breite der ganzen Doppeldrüse $2\frac{1}{4}'''$; Abstand der innern Ränder $\frac{3}{4}'''$.

Ein weiteres Drüsensystem, bestimmt zur Absonderung der die Eier incrustirenden Materie, will Eschricht in den sogenannten Bauch- und Rückenkörnern erkennen.

Von Bonnet, Bremser u. A. wurden diese bei durchgehendem Licht als graugelbe, pyramidale Körper leicht erkennbaren Organe für unreife Eier gehalten. Die nähere Untersuchung lässt aber den drüsigten Bau nicht verkennen.

Die Form jedes einzelnen Korns ist, wie oben angedeutet, pyramidal, mit der convexen Grundfläche gegen die Haut gekehrt und besteht aus etwa 20—30 sackförmigen Partikeln von äusserst feinem Lumen.

Die in ziemlich gleichen Zwischenräumen neben einander liegenden Bauch- und Rückenkörner bilden eine zusammenhängende Schicht, welche sich an den Seitenrändern von der Bauch- zur Rückenseite fortsetzt und von der Oberhaut durch eine dünne subcutane Schicht von unbestimmter Structur getrennt ist. Jedes Glied enthält 4000—6400 solcher Körner, deren Länge 0,030—0,040''' und deren Breite 0,022''' beträgt.

1. Gelbe Körner. Die sogenannten gelben Körner, welche man an der Bauchseite älterer Glieder in gelbe Flecke vereinigt, zu beiden Seiten des Mittelstheils und an diesem anliegend, beobachtet, sind sehr erweiterte Bauchkörner, oft 4—20 mal grösser als diese. Die Rückenkörner finden sich viel seltener zu gelben Körnern ausgebildet.

Die Ausführungsgänge dieser erweiterten Bauchkörner, die sogenannten gelben Gänge, vereinigen sich an der Uebergangsstelle eines Glieds in das andere in ein vielfach anamostosirendes Netz, dessen Hauptstamm in den Knäuel mündet, so zwar, dass jedes Knäuel die gelben Gänge von den beiden hinteren Dritteln des zugehörigen Glieds und von dem vordern Drittel des nächstfolgenden Glieds aufnimmt.

Die Dicke der einzelnen Aeste nimmt nach dem Knäuel hin mehr und mehr zu und erscheinen dieselben zuweilen in längern oder kürzern Strecken varicös.

Die Region der Geschlechtsöffnungen ist von gelben Gängen frei und kranzförmig von denselben umfasst.

Der Inhalt der gelben Gänge ist eine intensiv gelbe, dicke Masse, welche in ihrer mikroskopischen Structur die grösste Aehnlichkeit mit der Incrustationsmaterie hat, wie sie sich an den Eiern des Knäuels und der vordern Hörner findet.

Dass übrigens die grössere oder geringere Ausbildung der Bauchkörner in directer Beziehung zu dem Inhalt des Eierbehälters steht, lässt sich aus der verschiedenen Färbung des letztern vermuthen, welche mit der grösseren Entwicklung der gelben Körner entschieden dunkler wird.

δ. Die hintere kleine Oeffnung sitzt isolirt nahe an dem Zusammenstosse der beiden dicken Hörner im Grunde eines wallartig umrandeten, gegen hinten schief abgestutzten Porus, hat einen Durchmesser von 0,020—0,025‴ und ist ziemlich tief (Taf. II. Fig. 11. c.). Ein directer Zusammenhang mit den dicken Hörnern lässt sich nicht nachweisen, dagegen entspringt von ihr ein weisser Strang, der längs der Mittellinie hinabläuft.

Ob diese Oeffnung als Eiergang oder als Vulva zu betrachten sei, ist nicht entschieden. Wahrscheinlicher ist das erstere.

b) Männliche Geschlechtstheile. Die männlichen Generationswerkzeuge sind bei *Dib. latum* viel deutlicher entwickelt und mannigfaltiger als bei *T. solium*.

Man unterscheidet: *α.* die Penisöffnung; *β.* den Penis; *γ.* die Penisblase; *δ.* die Hoden; *ε.* Saamengänge.

α. Penisöffnung. Die Penisöffnung (Taf. II. Fig. 11. a.), welche an allen Gliedern, die vordersten und hintersten etwa ausgenommen, mit unbewaffnetem Auge zu erkennen ist, liegt immer an der Grenze des ersten und zweiten Viertels auf einer von der unterliegenden Penisblase hervorgebrachten, von den dicken Hörnern des Eierbehälters umfassten Erhöhung. Diese Erhöhung verflacht sich nach hinten, so dass der die Oeffnung umgebende Hautwulst nach vorne etwas höher ist als nach hinten.

β. Penis. Aus dem vordern Theile der eben beschriebenen Oeffnung tritt an einzelnen Gliedern, zuweilen auch an ganzen Gliederstrecken der wahrscheinlich durchbohrte Penis

hervor (Taf. II. Fig. 11. b.). Wo dies nicht der Fall ist, kann er durch einen leichten Druck hervorgetrieben werden.

Der Penis ist überall ziemlich gleich dick, nicht zugespitzt und kann bei einer Dicke von $\frac{1}{2}'''$ etwa $\frac{1}{2}'''$ über den Rand der Oeffnung hervortreten.

Der wallartige Hautrand bildet gleichsam das Präputium des Penis.

Die sogenannten *Glandulae praeputii*, deren schon bei der Beschreibung der Haut gedacht wurde (Taf. II. Fig. 11. d.) und als weisse Punkte, vorzugsweise in der Nähe der Ruthenöffnung, ins Auge fallen, sind weisse, länglich runde, 0,010 — 0,020''' grosse Drüschen, mit dem einen Ende der Ruthenöffnung zugewendet, mit dem andern von ihr abgewendet und an diesem Ende mit einem Ausführungsgange versehen.

Ihre Entwicklung scheint mit der Ausbildung der gelben Körner im Zusammenhang zu stehen; in der Regel bilden sie im letztern Fall dicke Haufen von Gängen mit einem geronnenen weissen Inhalt.

γ. Die Ruthenblase, welche als länglich runde, nach hinten zugespitzte Erhöhung in dem von den beiden dicken Hörnern gebildeten Winkel von aussen leicht zu erkennen ist (Taf. II. Fig. 13. a.), liegt in einer eigenen, dünnen, durchsichtigen, aber starken Kapsel. Diese Kapsel legt sich fest um die ziemlich dickwandige, aber weiche und an Weingeistpräparaten ganz weiss gefärbte eigentliche Penisblase und hat eine Länge von $\frac{1}{2}'''$, eine Breite von $\frac{1}{4}'''$.

Schneidet man die Ruthenblase auf, so findet man, wenn nicht die ganze Ruthe ausgetreten, eine kleine Blase darin, welche an einem etwa $\frac{1}{2}'''$ langen, stark gewundenen Style hängt, welcher Stiel vorne in der grossen Geschlechtsöffnung mündet.

δ. Als Hoden beschreibt Eschricht eine Schichte weisser Körner, welche die mittelste oder tiefste Schicht der Seitentheile bilden. Die einzelnen Körner sind 0,030 — 0,080''' gross und sind von einem Maschengewebe in der Art umgeben, dass jede Zelle von etwa 0,080''' Länge und 0,040''' Breite, ein Korn locker einschliesst. Die sehr dünnwandigen Zellen sind undeutlich, viereckig und hängen die einzelnen Körner durch

einen sehr feinen und kurzen Stiel mit dem innern vordern Seitenrand der Zelle zusammen. Die innere Structur der einzelnen Hoden erscheint unter dem Mikroskop entweder als ein Gewirr von feingekräuselten Fäserchen, oder es lässt sich eine äussere durchsichtige Kapsel unterscheiden, welche etwa 20 längliche, mit einer eiweissartigen, durch den Weingeist mehr oder weniger fest geronnenen Flüssigkeit angefüllte Bläschen einschliesst.

c. Saamengänge. An der Rückenseite der Kapsel des Eierbehälters, in den Zwischenfurchen der Seitenhörner und in der oben erwähnten tiefen Medianfurche verlaufen einige stark gekräuselte, an Weingeistpräparaten schneeweiss gefärbte Gänge, welche unwillkührlich an die Saamengefässe vieler niederer Thiere erinnern. Sie haben einen Durchmesser von $\frac{1}{8} - \frac{1}{25}'''$, nehmen nach der Penisblase hin in ihrem Volumen ab, ohne dass übrigens ein Zusammenhang mit dieser oder mit den Hoden anatomisch nachzuweisen wäre.

4) Eier und Embryonen.

Eier. Die ausgebildeten Eier von *Dib. latum* sind länglich rund, an dem einen Ende etwas zugespitzt, 0,028—0,032‴ lang und 0,020—0,021‴ breit (Taf. II. Fig. 17.). Eine Unregelmässigkeit in der Form wird nur sehr selten gefunden.

Die äussere Schale ist in frischem Zustande hart und spröde und zerbricht unter dem Pressschieber in vieleckige Scherben mit scharfen schneidenden Rändern.

Die Eischale umschliesst eine Menge runder, gelblich gefärbter Dotterkörner, deren Weiterentwicklung für *Dib. latum* noch nicht beobachtet wurde.

Die Drüsen, welche die kalkige Eischale absondern, liegen ähnlich wie bei *Distoma hepaticum* in den Ecken des Eierbehälters und sind an leeren Gängen des Eierbehälters sehr leicht zu erkennen. An und für sich sind diese Organe auch an Weingeistpräparaten ganz durchsichtig und nur an den Rändern und Winkeln kreideweiss, was auf eine kalkige Natur des Secrets hindeutet.

Die sogenannte Knäueldrüse, welche den Knäuel wie ein weisslicher Ring umgibt, dient vielleicht zur Absonderung des Eiweisses, wenn sie wirklich als eine eigene Drüse und nicht als ein Divertikel der Seitendrüsen angesehen werden darf.

IV. Pathologische Notizen.

Im Allgemeinen werden an den einzelnen Körpertheilen von *Dib. latum* dieselben pathologischen Veränderungen und Anomalieen beobachtet, wie bei *T. solium*, obschon viel weniger häufig (vgl. oben).

Verschlingungen in Knoten finden sich sehr selten, ein weiterer Beweis für wenig energische Muskelcontractionen.

Bemerkenswerth ist die bei diesem Helminthen nicht minder häufig als bei *T. solium* vorkommende Perforation einzelner Glieder und ganzer Gliederstrecken.

Wenn auch das Entleeren der Eier innerhalb des menschlichen Darmkanals nur als Folge einer Krankheit des Ovariums, als Abortus, nicht aber als normaler Gebäract zu betrachten ist, so dürfte doch die Art und Weise, wie der Eierinhalt abgestossener Glieder geboren wird, wenig davon abweichen. Sei es nun, dass der Rest von Lebenskraft, welcher den abgehenden geschlechtsreifen Gliedern unläugbar innwohnt, dazu bestimmt ist, dieses Aufblähen und Bersten ausserhalb der Erzeugungsstätte zu vermitteln, oder dass die Fäulniss der die Ovarien umhüllenden Fleischtheile ein ähnliches Resultat hervorbringt.

Duplicität der Geschlechtswerkzeuge, welche unseres Wissens bei *T. solium* bis jetzt noch nicht beobachtet worden, trifft man beinahe an jedem grössern Exemplar von *Dib. latum* an mehr oder weniger Gliedern.

V. Physiologisches.

Die Lebensverhältnisse und Lebensäusserungen von *Dib. latum* sind noch weniger bekannt als die von *T. solium*, und es bleiben noch manche wesentliche Lücken in der physiologischen Geschichte dieses Darmschmarotzers auszufüllen.

1) Sensitives Leben. Die sichtbaren Lebensäusserungen, Locomotion und Muskelcontractionen sind im Allgemeinen viel weniger energisch als bei *T. solium*. Es ist dies wohl auf Rechnung des weniger ausgebildeten Muskelsystems zu setzen, welche unvollkommene Entwicklung anderseits aus der eigenthümlichen Lage und Anordnung der Geschlechtswerkzeuge sich erklären lässt.

Ebendarum ist auch Kopf und Hals der beweglichste Theil des Wurmkörpers. Ersterer heftet sich mit der vordern Saug-

fläche, nicht aber mit den seitlichen Sauggruben fest an die innere Fläche des Dünndarms. Die seitlichen Vertiefungen scheinen ausschliesslich zur Aufnahme der Nahrungsflüssigkeit bestimmt zu sein. Die Ränder einer solchen Sauggrube verhalten sich wie zwei Lippen, welche durch eine sehr complicirte Muskulatur sich öffnen und schliessen und auf mannigfache Weise aneinanderlegen können. Gegen mechanische und chemische Reize ist *Dib. latum* viel empfindlicher als *T. solium*. Während sich bei letzterem die Wirkung der Arzneistoffe durch atrophische und hypertrophische Entartung, Missfarbe an einzelnen Körpertheilen äussert, ohne dass das Leben des Wurms dadurch gefährdet würde, scheinen dieselben Agentien bei *Dib. latum* unmittelbar den Gesammttod des Wurms herbeizuführen, daher auch diese Bandwurmart viel leichter abzutreiben ist und nie in Leichen angetroffen wird, deren Tod eine Säfteentmischung oder auch nur Säfteverschlimmerung vorhergegangen ist.

2) Ernährung. Der Function der Ernährung stehen die Darmröhren und wohl auch das im ganzen Wurmkörper verbreitete Zellgewebe mit den darin enthaltenen Kern- und kleinsten Körnern vor. Ob zwischen den Nahrungskanälen und den parenchymatösen Schichten irgend ein Zusammenhang besteht, oder ob die Nahrungsflüssigkeit durch Exosmose in die durchsichtigen Schichten gelangt, ist nicht erforscht. Ausser Zweifel ist dagegen eine ähnliche Hautabsorption wie die bei *T. solium* beschriebene, und die Bestimmung gedachter Drüsenkörner scheint die Verarbeitung des auf solche Weise in den Wurmkörper eingedrungenen Chylus zu sein.

Eschricht l. c. hat über die Hautabsorption der Bothriocephalen Versuche an lebenden Exemplaren von *Bothr. punctatus* angestellt, indem er dieselben mit dem Schwanztheile in spirituose Indigoauflösung brachte, während die Köpfe noch an der Darmwand festgesetzt waren. So weit die Flüssigkeit reichte, wurden die betreffenden Körpertheile intensiv blau gefärbt, zugleich aber gelähmt. Die Hautabsorption scheint übrigens nur während des Lebens oder unmittelbar nach dem Tode thätig zu sein, denn längere Zeit abgestorbene Wurmfragmente verändern ihre Farbe in gefärbten Flüssigkeiten kaum merklich.

von einander unabhängig, als ſie dem Ausſpruche des engliſchen Parlaments unterworfen ſind. Die Neger können daher durch ihre Majorität nirgends den Staat regieren, und am allerwenigſten auf die höchſte Entſcheidung Englands zurückwirken; in Amerika hingegen würden die Pflanzer, von den Negern gedrängt, ſich kaum gegen dieſelben behaupten können, während die nördlichen Staaten, dieſer Bürde größtentheils enthoben, in ihrer Oppoſition gegen den Süden faſt immer den Sieg davon tragen würden. Bei der Wahl der Repräſentanten in den ſüdlichen Staaten iſt jetzt den Pflanzern erlaubt, ihre Neger mit in Anſchlag zu bringen, ſo daß 40,000 Einwohner, gleich viel, ob Sklaven oder Weiße, einen Deputirten zum Congreß ſenden dürfen. Da nun die Neger von allen politiſchen Funktionen ausgeſchloſſen ſind, ſo gibt dies den Pflanzern, welche ihre Stelle vertreten, ein condenſirtes Uebergewicht über die der Zahl nach mächtigere weiße Bevölkerung des Nordens, wodurch es ihnen allein möglich iſt, ſich im Congreſſe gegen die Oppoſition der nördlichen Staaten zu behaupten. Dieſe Rückſichten fallen bei den Pflanzern auf den brittiſch-weſtindiſchen Inſeln gänzlich weg; denn zum engliſchen Parlament ſenden die Pflanzer keine Deputirte, und brauchen daher nicht zu befürchten, daß ihnen der Einfluß der Neger in den geſetzgebenden Verſammlungen ſelbſt gefährlich werden könnte.

Nach dem Vorausgeſchickten laſſen ſich demnach die der theilweiſen Emancipation der Negerſklaven entgegenſtehenden Beſorgniſſe und Gründe der Pflanzer kurz ſo zuſammenſtellen:

1) Wäre die Einführung eines eigenen Feudalweſens ein mißlicher, durch keinen hiſtoriſchen Vorgang begründeter Verſuch.
2) Würde dieſelbe den Zuſammenhang und die innere Kraft der ſüdlichen Staaten ſchwächen.
3) Würde ſie den Schwarzen die Ausſicht auf die Unterſtützung des auf den Süden eiferſüchtigen Nordens offen laſſen, ſo oft ihre Intereſſen mit denen der Pflanzer in Colliſion kämen.
4) Könnten die Pflanzer die Freizügigkeit der Neger nicht verhindern, welche im Norden beſſer bezahlte und ihrem Naturel mehr zuſagende Arbeit finden würden.
5) Könnten ſie die Bewaffnung der Neger nicht verhindern, die, durch den Handelsgeiſt des Nordens begünſtigt, einem beabſichtigten Aufruhr vorangehen könnte.

3) Fortpflanzung. Der eigentliche Begattungsact des lebenden Thieres kann der Kleinheit der Theile wegen nicht wohl zur directen Beobachtung kommen. So viel scheint übrigens gewiss, dass er in den einzelnen Gliedern vor sich geht, nicht aber, wie einige Naturforscher behaupten wollten, durch wechselseitige Annäherung und Ergänzung zweier Glieder als getrennter Geschlechtsindividualitäten, etwa nach Art der Gasteropoden. Ebenso unrichtig ist die Ansicht, es seien zur Befruchtung zwei Wurmindividuen, welche sich an einander legen, nothwendig. Dass die Fortpflanzung oder richtiger ausgedrückt die Befruchtung und Entwicklung der Eier an bestimmte Jahreszeiten sich knüpft, hat Eschricht für *Bothr. punctatus* nachgewiesen und für *Dib. latum* wahrscheinlich gemacht.

Im Frühjahr und Sommer erscheinen die gelben Körner, deren Function in die letzte Periode der Eierentwicklung fällt, am meisten ausgebildet, viel weniger bemerkt man dies an Wurmstücken, welche im Spätherbst oder Winter abgegangen sind. Ausserdem sind es eben die genannten Jahreszeiten, in welchen das normale als ein zum Geschlechtsleben gehöriges Phänomen zu betrachtende Abstossen der geschlechtsreifen Glieder erfolgt, ein weiterer Beweis, dass vorzugsweise und vielleicht ausschliesslich um diese Zeit die auf die Fortpflanzung bezüglichen Acte vor sich gehen.

Das Abstossen zusammenhängender grösserer oder kleinerer Gliederstrecken im Gegensatze zu dem analogen Vorgange mit *T. solium*, bei welchen die geschlechtsreifen Glieder immer nur einzeln von dem Wurmkörper sich ablösen, lässt sich aus der festern Verbindung erklären, welche bei *Dib. latum* unter den einzelnen Gliedern stattfindet.

Dieselbe wird durch die oben beschriebenen Kapselhautduplicaturen, welche die Ovarienkapsel je zweier Glieder verbinden, vermittelt.

4) Entwicklungsgeschichte. Die Entwicklung der Eier geht aus den oben gegebenen anatomischen Details der weiblichen Geschlechtswerkzeuge deutlich und vollständig hervor. Die in den Seitendrüsen gebildeten Dotterkugeln werden bei ihrem Eintritt in die hintern Hörner des Eierbehälters von der

Knäueldrüse aus mit Eiweissschichten überzogen und gelangen als schalenlose Eier in das Ovarium. Die zuerst eingetretenen werden von den aus den Dotterstöcken nachfolgenden durch die ösenförmigen Gänge des Ovariums fortgestossen, bis sie an den Endgrenzen derselben angekommen sind. Auf dem Wege dahin umgibt sie das kalkige Schalensecret, welches, wie oben bemerkt, aus Drüsen abgesondert wird, die in den Ecken der Seitenhörner liegen.

Aus dieser Wanderung erklärt sich, warum in Gliedern, welche in der Entwicklung begriffen, reife Eier mit harten Schalen zuerst in den Knäuelgängen und den vordern Hörnern angetroffen werden, während die mittlern und hintern Hörner nur mit schalenlosen Eiern angefüllt sind.

In den Bauch- und Rückenkörnern wird während des höchsten geschlechtlichen Entwicklungsstadiums eine braune dicke Masse abgesondert, welche sich durch die gelben Gänge in die Knäuelwindungen und die hintern Hörner ergiesst und die hier befindlichen Eier in krumme cylindrische Klumpen incrustirt.

Die Entwicklung des zuerst milchweissen, später gelblichen Dotters zum Embryo ist bei *Dib. latum* noch nicht beobachtet worden, doch scheint nach den bisherigen Erfahrungen der Vorgang bei allen Cestoden derselbe zu sein. Wir können uns daher auf das bei *T. solium* Gesagte beziehen und erwähnen hier nur der eigenthümlichen Beobachtung Siebold's, wonach die Bothriocephalen im Embryonalzustande ebenfalls bewegliche Häckchen besitzen, überhaupt in der Form von den Embryonen der Taenien nicht abweichen. Der Zweck dieser embryonalen Häckchen scheint bei beiden Geschlechtern derselbe zu sein. Taenien wie Bothriocephalen verlassen als Eier ihre Erzeugungsstätte und kehren, nachdem sie ausserhalb ihres Wohnthiers die Entwicklung zum lebensfähigen Embryo vollendet, dahin zurück. Ohne die angeführten Haltwerkzeuge dürfte ihnen aber diese Rückwanderung schwerlich gelingen. Die embryonalen Häckchen werden ohne Zweifel abgestossen, sobald der Wurm an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, bei den bewaffneten Taenien erzeugen sich neue Häckchen von ganz veränderter Form, bei

den unbewaffneten Taenien und den Bothriocephalen findet eine solche Reproduction nicht statt.

In früher Jugend erscheint der Wurm geruzelt, nicht gegliedert, die eigentliche Gliederung beginnt erst mit einer Körperlänge von 4—5″, wahrscheinlich auf dieselbe Weise wie bei *T. solium*. Von dem erwachsenen Wurme wird in der Regel behauptet, er schnüre neue Glieder am Halse ab; es ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als bilden sich förmlich neue Glieder aus dem ungegliederten Halse; viel wahrscheinlicher ist es, dass die schon vorhandenen, aus einer homogenen Masse bestehenden Glieder des Halstheils durch Quertheilung sich vermehren, analog mit dem Vorgange an dem Schwanztheile bei Beginn der Gliederung. Auf der andern Seite steht nichts der Ansicht entgegen: *Dib. latum*, wie *T. solium* entwickle nur die Glieder, welche schon im Embryo als präformirt anzunehmen sind, eine willkührliche, durch äussere oder innere Einflüsse hervorgerufene Gliederabschnürung finde dagegen zu keiner Zeit statt. Die weitern Gründe, welche für diese Ansicht sprechen, mögen bei *T. solium* nachgelesen werden.

Welche Länge *Dib. latum* möglicherweise erreichen kann, ist schwer zu sagen; weitaus die Mehrzahl der zur Beobachtung gekommenen Exemplare war nicht über 25′ lang, doch fehlt es nicht an Beispielen von 50—60′ langen Dibothrien.

Noch ungewisser sind Altersbestimmungen und wenn auch die Aerzte oft eine erstaunliche Anzahl von Jahren angeben, durch welche ein Bandwurmkranker den Gast in sich beherbergt, so ist hierauf wenig Gewicht zu legen, denn einestheils ist nie erwiesen, dass die abgegangenen Wurmfragmente, welche auf solch lange Lebensdauer schliessen liessen, einem Wurme angehören, anderntheils entwickelt sich gerade *Dib. latum* in ungünstigen Lebensverhältnissen ebenso langsam, als er unter günstigen Verhältnissen mit überraschender Schnelligkeit die Reihe seiner Entwicklungsstufen durchläuft.

Im Allgemeinen kann behauptet werden, dass *Dib. latum* nie ein so hohes Alter erreicht als *T. solium*, wie er überhaupt in jeder Beziehung ein viel zärtlicherer Schmarotzer zu sein scheint.

Erklärung der Abbildungen.

Tafel IV.

Fig. 1. α. Kopf, Hals und Anfangsglieder von *T. solium*. — a. Kopf. — b. Hals. — β. Glieder des oberen Wurmkörpers mit noch wenig entwickelten Geschlechtsöffnungen. — c. Knoten. — γ. Glieder des mittleren Wurmkörpers mit ziemlich ausgebildeten Geschlechtsöffnungen, aber wenig sichtbaren Eierstöcken. — δ. Endglieder des Wurms vollkommen ausgebildet und zum Abgange reif. — l. Endglied des Wurms. — o. Männliche Geschlechtstheile. — r. Längenkanal. — s. Querkanal.

Fig. 2. Ein junger Bandwurm von einem 1½ Jahre alten Kinde. — a. Falsches Glied. — b. Wirkliche und bleibende Glieder.

Fig. 3. Kopf von *Taenia solium* in natürlicher Grösse.

Fig. 4. Sehr vergrösserter Kopf und Hals von *T. solium*. — b. Hals.

Fig. 5. α. Sehr vergrösserter Kopf von *T. solium* ohne Hackenkranz mit sehr hervorgetriebener Saugfläche.

Fig. 5. β. Derselbe Kopf von oben.

Fig. 6. α. Vergrösserter Kopf von *T. solium* mit Hackenkranz. — a. Saugfläche. — c. Hackenkranz. — d. Saugwarze. — e. Mündung des Nahrungskanals.

Fig. 6. β. Derselbe Kopf von oben.

Fig. 7. Vergrösserter Kopf einer erwachsenen *T. solium* ohne Hackenkranz mit eigenthümlicher Streifung der Saugfläche (a.) und ganz in die Substanz des Kopfes zurückgezogenen Saugwarzen (b.) — c. Grenze der Saugfläche.

Fig. 8. Vergrösserter Kopf von Fig. 2.

Fig. 9. (Aus den Recherches sur l'organisation des Vers, par E. Blanchard. Ann. des Sc. nat. 3. Série. Zool. Tom. 10. Pl. 12. Fig. 5.) Nervensystem im Kopfe von *T. serrata L.* — a. Ganglien des Centraltheils — b. Ganglien der Saugwarzen.

Fig. 10. Ein mit Gerbstoff behandelter Kopf von *T. solium* — a. Saugrüssel. — b. Saugwarzen. — c. Muskelbündel.

Fig. 11. Einzelne Häckchen des Hackenkranzes, sehr vergrössert. — a und b. Fortsätze, an welche sich zarte Muskelbündel anhetten.

Fig. 12. Vergrösserter Längendurchschnitt einiger Glieder des Schwanztheils. — a. Aeussere Haut. — b. Zweite Haut. c. Ovarium. — d. Querdarmröhre. — e. Duplicatur der Epidermis. — m. Drüsenschicht zwischen Epidermis und der zweiten Haut.

Fig. 13. Vergrösserter Querdurchschnitt eines hintern Gliedes. — a. Epidermis. — b. Zweite Haut. — g. Längendarmröhren. — f. Mittelstamm des Ovariums.

Fig. 14. Vergrössertes Stück der Epidermis. — a. Kalkkörner. — b. Drüschen.

Fig. 15. Geschlechtsreife Glieder in natürlicher Grösse. — a. Geschlechtsorgane. — b. Ovarien.

Fig. 16. Geschlechtsreife Glieder, sehr vergrössert, um die relative Lage der Theile, den Verlauf der Gefässe, die Beschaffenheit der Darmröhren und Geschlechtsorgane, namentlich auch den Stamm und die Verästelungen des Ovariums zu zeigen. — a u. a' Hauptlängengefässe. — q. Quergefässe — b. Längendarmröhren. — c. Querdarmröhren. — d. Klappen innerhalb der Darmröhren. — e. Mittelstamm des Ovariums. — f. Vagina. — i. Parenchymatöser zum Geschlechtsapparat gehöriger Körper von unbekannter Function. — g. *Vas deferens.*

Fig. 17. (Nach Platner aus J. Müller's Archiv 1838. H. 5. S. 572. Taf. XIII. Fig. 4 u. 5.) Geöffneter Längenkanal mit dem Eingang in den Querkanal, sehr stark vergrössert. — a. Obere, a' untere Klappe an dem Eingange des Querkanals. — b. Kleinere halbmondförmige Vorsprünge des Längenkanals. — c. Seitliche Klappe des Querkanals. — d. Höhle des Querkanals.

Fig. 18. Vergrösserter *Porus genitalis.* — g. Cirrhus oder Lemniscus. — h. Weibliche Oeffnung.

Fig. 19. Isolirter vergrösserter Geschlechtsapparat von *T. solium.* — h. Weibliche Oeffnung. — a. Vagina. — c. Spindelförmige Anschwellung der Vagina. — i. Parenchymatöser Körper mit unbekannter Function. — g. Lemniscus. — m. Samengefäss. — b. *Vas deferens.* — c. Hoden.

Fig. 20. Eier von *T. solium* auf verschiedenen Entwicklungsstufen vergrössert. — α. Ausgebildete Eier unter dem Mikroskop bei auffallendem Lichte. — β. Solche Eier in durchfallendem Lichte. — a. Aeussere Eihülle. — b. Dotterhaut. — c. Dotter mit Dotterzellen.

Fig. 21. Sehr vergrössertes Ei mit ausgebildetem Embryo. — a. Aeussere Eihülle. — b. Dottersack. — c. Epithelium, welches den Embryo umgibt. — h. Häckchen des Embryo.

Fig. 22. Ein reifes Ei, sehr vergrössert. — a. Aeussere Eihülle. — b. Dotterhaut. — c. Dotter mit Dotterzellen.

Fig. 23. Zerquetschtes Ei, sehr vergrössert.

Fig. 24. Spermatozoenbüschel von *T. solium*, sehr vergrössert.

Fig. 25. Einzelne Samenthierchen von *T. solium*, sehr vergrössert.

Taf. V.

Fig. 1. α. Kopf, Hals- und Anfangsglieder von *Dib. latum.* — b. Kopf. — a. Seitentheil. — b. Mitteltheil. — β. Glieder des obern Wurmkörpers mit noch wenig entwickelten Genitalien. — a. Seitentheil. — b Mitteltheil. — c. Geschlechtsöffnungen. — γ. Glieder des mittleren Wurmkörpers von der Bauchseite gesehen. — a. Seitentheil. — b. Mitteltheil. — c. Geschlechtsöffnungen. — δ. Glieder des obern Schwanztheils mit sehr entwickelten Geschlechtswerkzeugen. — a. Seitentheil. — b. Mitteltheil. — c Ovarien. — ε. Glieder des äussersten Schwanztheils, welche ihren Eierinhalt entleert haben. — a. Seitentheil. — b. Mitteltheil. — c. Ovarien.

Fig. 2. (Nach Eschricht.) 3 und 4. (Nach Bremser.). — Sehr vergrösserte Köpfe von *Dib. latum*. — a. Seitliche Grube (*Bothrium*). — b. Saugfläche.

Fig. 5 und 6. Bandwurmköpfe nach Clerc's Zeichnung.

Fig. 7. (Nach Eschricht.) Zwei vergrösserte Glieder des mittleren Wurmkörpers (Bauchfläche). — a. Männliche Geschlechtsöffnung. — c. Hintere Oeffnung. — l. Penis oder Lemniscus. — o. Ovarien.

Fig. 8. (Nach Eschricht.) Dieselben Glieder von der Rückenseite gesehen. — a. Knäuel.

Fig. 9. (Nach Eschricht.) Vergrösserter Längendurchschnitt eines Gliedes von *Dib. latum*. — a. Aeussere Haut. — b. Die Bauch- und Rückenkörnerschicht. — c. Die durchsichtige Schicht. — d. Die Mittelkörnerschicht.

Fig. 10. (Nach Eschricht.) Vergrösserter Querdurchschnitt eines solchen Gliedes in der Richtung der Penisblase und der dicken Hörner. — a. Aeussere Haut. — b. Die Bauch- und Rückenkörnerschicht. — c. Die durchsichtigen Schichten. — d. Die Mittelkörnerschicht. — e. Region der Geschlechtstheile. — f. Dicke Hörner des Eierbehälters. — g. Penisblase.

Fig. 11. (Nach Eschricht.) Sehr vergrössertes Glied von der Bauchseite. — a. Männliche Geschlechtsöffnung. — b. Lemniscus. — c. Hintere Oeffnung. — d. Hautdrüschen (*Glandulae praeputii*). — e. Gelbe Gänge. — f, f. Gelbe Körper. — g, g. Bauchkörner.

Fig. 12. (Nach Eschricht.) Vergrössertes Glied von *Dib. latum* mit sehr entwickeltem Geschlechtsapparat. — a. Knäuel und Knäueldrüse. — b. Ruthenblase. — c, c. Seitentheile mit den Bauchkörnern. — e, e. Seitendrüsen (Eierstöcke).

Fig. 13. (Nach Eschricht.) Sehr vergrösserter Geschlechtsapparat von *Dib. latum* (Rückenfläche). — a. Penisblase. — b'. Dicke Hörner. — b''. Hintere Hörner. — c. Eierstöcke. — d. Knäueldrüse. — e. Knäuel.

Fig. 14. 15. 16. (Nach Eschricht.) Verschiedene Entwicklungsstufen der Geschlechtswerkzeuge von *Dib. latum*. — Fig. 14. 20'' Abstand vom Kopf; Fig. 15. 25'' Abstand vom Kopf; Fig. 16. 28'' Abstand vom Kopf. — a. Penisblase. — b. Hörner des Eierbehälters. — c. Ovarien. — d. Knaueldrüse.

Fig. 17. (Nach Bremser.) Sehr vergrösserte reife Eier von *Dib. latum*. — a. Schale. — b. Dotterhaut. — c. Dotterzellen.

Fig. 18. (Nach Bremser.) Glieder einer Zwillingsmissgeburt von *T. solium*.

Fig. 19 und 20. Hypertrophisch entartete, paternosterförmige Glieder von *T. solium*. — Fig. 19. Glieder in der Nähe des Halses; Fig. 20. Glieder des mittleren Wurmkörpers.

Fig. 21. Schwanzglieder von *T. solium* mit hypertrophischer Entartung der Ovarien.

Fig. 22. (Nach Bremser.) Durchlöcherte Glieder in Folge Berstens der Ovarien (*T. fenestrata*).

Fig. 23. Atrophirte Schwanzglieder.

4. Beiträge zu der Palaeotherium-Formation.

Von Dr. O. Fraas zu Laufen, OA. Balingen.

Mit Abbildungen auf Tafel VI. VII.

Seit Cuvier im Jahre XII. der ersten französischen Revolution für die Wissenschaft das *Palaeotherium* geschaffen und sofort mit der Bestimmung dieses und der gleichzeitigen Thiere einen grossen Theil seines Lebens zugebracht hat, ist dieses Fossil und seine Formation vom allgemeinsten Interesse geworden, und haben zu dessen näherer Kenntniss die fernsten Theile der Erde (Himalaya, Pentland) ihre Beiträge geliefert. Dess ungeachtet sind die Akten noch lange nicht geschlossen, und aus dem neuesten Werke, aus Blainville's Osteologie B. V. sehen wir zur Genüge, wie wenig eigentlich noch bekannt ist und wie viel noch gefunden und untersucht werden muss, um die Palaeotherien und ihre Zeitgenossen gehörig zu verstehen. Dass in dieser Beziehung die Fronstetter Gruben von grösster Wichtigkeit sind durch die ausgezeichnete Erhaltung der Zähne und Knochen, vor allem durch den Reichthum des Materials, muss Jeder gestehen, der sie seit meiner Bekanntmachung gesehen und dort gesammelt hat. Den grossen Nachtheil hat übrigens Fronstetten, dass zusammenhängende Skelette wie zu Pantin und Montmartre nicht gefunden werden, sondern aller Arten Knochen und Zähne untereinander geworfen sind, so dass das Zusammenklauben der passenden Stücke trostlose Schwierigkeiten mit sich bringt.

Im Nachfolgenden habe ich es versucht, die Fossile von Fronstetten zu ordnen und nach Cuvier und Blainville so gut als möglich zu bestimmen. Da mir zu wenig Raum in diesen Blättern gestattet ist, beschränke ich mich auf die Beschreibung der Zahnsysteme und erwähne der Knochen nur nebenbei, wo sie ein wichtiges Merkmal der Art liefern.

Die Zähne von *Palaeotherium* ordnen sich ihrer Beschaffenheit nach von selbst in 2 Classen. Bei der ersten Classe greift der Schmelz in einfachen Falten in die Zahnsubstanz. Ein Kronen-Cäment ist nicht vorhanden. Bei den andern sind die Schmelzfalten durch ein Cäment verkittet, welches selbst die äusseren Schmelzplatten überzieht. Jene, die Cämentlosen,

zeichnen sich durch den prachtvoll gelbbraunen Schmelz aus, von dem die weisse Wurzel so schön absticht; diese, die mit Kronen-Cäment versehenen, sind stets durch den weissen oder gelblichen Kitt verunreinigt und zeigen (ausgenommen die Schneide- und Eckzähne) nie den Glanz der ersteren. Bei der Ankauung bilden bei der ersten Classe die Schmelzfalten von aussen gesehen leere Säcke, bei der andern Classe sind die Schmelzsäcke von aussen mit dem Kitt angefüllt, so dass der Zahn ein geschlossenes Ganzes bildet, wie bei dem Pferd.

A. Palaeotherium mit Zähnen ohne Kronen-Cäment.

Diese Zähne theilen sich wiederum der Natur ihrer Beschaffenheit nach in 2 Abtheilungen; die einen haben die Krone einfach auf der Wurzel sitzen, die andern haben einen Halskragen, welcher Krone und Wurzel trennt, kelchartig sich um die Krone herumzieht und dieselbe trägt. Innerhalb dieser einfachen Grenzen bewegen sich verschiedene Grössen-Verhältnisse, auf welche aber sicher kein Werth zu legen ist. Zudem sind die kleinsten Zähne nie um ein Drittheil kleiner, als die grössten und sind vom kleinsten zum grössten zahllose Uebergänge, welche alle, die der Beschaffenheit nach gleich sind, ob grösser oder kleiner, zu Einer Art vereinigen.

1) Palaeotherium ohne Kronen-Cäment und ohne Halskragen. Taf. VI.

Palaeotherium medium Cuv. *Palaeotherium commune* Blainv. Zahnformel: $\frac{3 + 1 + 7}{2 + 1 + 7}$

A. 10 Schneide-Zähne: 6 oben, 4 unten.

Oben. 1: Das sichere Merkmal, die oberen Schneidezähne von den untern zu unterscheiden, ist der kleine Steg oder Höcker, welcher die innere Schmelzplatte des Zahnes mit dem Schmelzblech verbindet (Taf. VI, Fig. 2). Aussen ist der Zahn glatt und gewölbt, die innere Platte concav eingedrückt, die Schneide etwas schief nach hinten gegen den Eckzahn geneigt, die Wurzel stark, kurz und gerade. Die Krone ist ohne allen Rand, das Schmelzblech einfach über die Zahnsubstanz herge-

zogen. Die grössten Zähne sind 0,044 lang und 0,015 breit (an der Schneide), die kleinsten 0,030 lang und 0,011 breit.

2. (Fig. 1, c.) Die Krone ist schiefer nach hinten gewölbt, ebenso die Schneide, und die innere Platte gegen den Eckzahn geneigt. Der Steg an der innern Platte ist kleiner als bei dem ersten, die Wurzel länger und schlanker, niemals gerade, sondern immer etwas gegen vorne gekrümmt.

Länge von 0,042 — 0,028, Breite 0,013 — 0,009.

3. (Fig. 1, d.) Dieser Zahn hat nach hinten eine zweite Schnittfläche (Fig. 3), bestehend in einer von der Spitze der Krone zum Hals laufenden scharfen Leiste; dadurch erhält die Krone eine eigenthümliche schief gedrückte Form und vermittelt die Form des Eckzahns mit der der Schneidezähne. Die doppelte Ankauung, welche an diesem Zahn so ausgezeichnet beobachtet werden kann, zeigt deutlich seine Stellung zum Unterkiefer, dessen Eckzahn mit seiner Vorderkante die Hinterkante dieses dritten Schneidezahns und der mit seiner Hinterkante die Vorderkante des oberen Eckzahns abreibt. Die Wurzel ist lang und stark, nach vorne gekrümmt und oben breiter als die Krone. Bei älteren Individuen ist auch sie von der seitlichen Ankauung ergriffen.

Länge von 0,047 — 0,032, Breite an der oberen Schneide 0,007 — 0,005, an der Wurzel 0,011 — 0,008.

Diese 3 Zähne, hart an einander stossend, stecken in dem Zwischenkiefer, welcher leicht ausbricht. (Taf. VI, Fig. 1, a.) Die Zahnhöhlen mit ihren Knochen-Leisten entsprechen vollkommen den an den Wurzeln der Zähne beobachteten Rinnen. An dem abgebildeten Zwischenkiefer ist noch der Eindruck des starkwurzeligen Eckzahns sichtbar, welcher aber bereits im Oberkiefer sitzt. Die Form des Zwischenkiefers zeigt deutlich die seitliche Stellung der oberen Schneidezähne, nicht einmal der vordere ist in der Front. Diess ist im Unterkiefer ganz anders, hier stehen die 4 Schneidezähne in der Front und nehmen in der Breite des Maules eben so viel Raum ein als die 6 oberen Zähne.

Unten sind nur je 2 Zähne. Mir ist unbegreiflich, wie Cuvier an 5 Exemplaren 3 Zähne abbildet, und nunmehr in allen Handbüchern zu lesen ist: Palaeotherium hat unten, wie oben 3. Ehe ich das Vorderende der Unterkiefer (Fig. 4) mit den 4 Al-

vealen zwischen den Eckzähnen gefunden, suchte ich immer 3 untere Zähne und fand unter den vielen hundert, die mir zu Gebot standen, eben immer nur 2. Eben so wenig gelang es mir, die oberen und unteren zusammenzupassen, bis Exemplare, wie Fig. 4 und 16 schnell das allein Richtige zeigten und nun auch das Aufeinanderpassen der obern und untern Zähne und ihre verschiedene Ankauung verstehen lehrten.

1. (Fig. 5 und 8) ist wie 1 oben aussen glatt und gewölbt. Keine Spur von einem Kragen. Die innere concave Platte ist in der Form eines Nagels der menschlichen Hand in die Krone eingedrückt. Eine gerade, seitlich zusammengedrückte Wurzel erreicht nie die Stärke der des oberen Zahnes. Der Höcker oder Steg fehlt. Länge zwischen 0,040 und 0,030. Breite zwischen 0,016 und 0,012.

2. (Fig. 6, 7.) Die Schneide zieht sich vom vordern Eck schief nach hinten zur Wurzel hinab. Ebenso ist die innere Platte schief nach hinten gezogen, während die Vorderplatte auf gleiche Weise gewölbt ist. Die Wurzel ist abgerundet, schwach und conisch. Länge zwischen 0,028 und 0,022. Breite zwischen 0,014 und 0,011.

Auch dieser breite Zahn hat eine doppelte Ankauung (Fig. 7), welche nur vom zweiten und dritten oberen Schneidezahn herrühren kann. Wie wäre diese doppelte Ankauung zu erklären, wenn im Unterkiefer 3 Zähne wären? Wäre dieser Zahn der dritte, welcher im Oberkiefer könnte diese zweite Ankauung zu Stande bringen? Mit seiner breiten Schneide würde er lange zum obern Eckzahn reichen, von welchem aber nie eine Ankauung sichtbar ist. Man rechne ferner: die grösste Breite der oberen 3 Schneidezähne ist 0,035, die der unteren 2 ist 0,030, die 5 Millimeter Unterschied werden durch die seitliche Stellung der oberen und die Front-Stellung der unteren Zähne ausgeglichen. Cuvier hilft sich, indem er den dritten untern Zahn ganz klein abbildet, pl. 86, 1. c, diess habe ich unter dem grössten Material, das mir zu Gebot steht, nie gefunden, stets ist der letzte untere Schneidezahn von beträchtlicher Breite, so dass er z. B. in pl. 121,1 zwischen dem Eckzahn und ersten Schneidezahn Platz findet und den Platz ausfüllt. Ebenso sehen auf pl. 131,1 die zwei als zweiter und dritter Schneidezahn gezeichneten Stücke wie Ein zerbrochener Zahn aus. Mag

6) Haben die südlichen Staaten kein von ihnen angeworbenes stehendes Heer, und dürfen nach der Constitution der Vereinigten Staaten kein solches unterhalten.

7) Ist die Armee der Vereinigten Staaten, in einzelnen Forts an den Extremitäten des Staats vertheilt, und beständig mit der Unterwerfung der Indianer beschäftigt, nicht im Stande, eine so dünne, über einen ungeheuern Flächenraum ausgedehnte Bevölkerung zu beschützen.

8) Könnten die freien Neger mit den Indianern leicht gemeinschaftliche Sache machen.

9) Wäre zu erwarten, daß die den Negern einmal gemachten Concessionen dieselben zu größeren Forderungen reizen würden.

10) Würde das Wahlrecht der Pflanzer und ihre Stellung zu den nördlichen Staaten, und dadurch die Constitution der Vereinigten Staaten selbst durch die Sklavenemancipation eine gänzliche Aenderung erleiden; und endlich

11) Ist noch sehr zu befürchten, daß die den Negern geschenkte Freiheit nur ihren eigenen Untergang beschleunigen helfen würde.

Die allgemeinen Grundsätze der Staatsökonomie wenden die Sklavenbesitzer auf die gemischte Bevölkerung der Vereinigten Staaten an wie folgt:

Es ist als ausgemacht anzusehen, daß die Einwohnerzahl jedes Landes durch die Lebensmittel bedingt ist, welche dieses Land, seyes durch den Reichthum seines Bodens, oder durch den seines Handels und seiner Fabriken, zu liefern im Stande ist. Es ist ebenfalls klar, daß im Verhältniß, als die Bevölkerung zunimmt, die Lebensmittel selbst abnehmen müssen, so wie daß, sobald die Lebensmittel selbst nicht mehr hinreichend sind, Alle zu ernähren, und im Verhältniß zum Mangel derselben, ein Kampf unter der Bevölkerung entstehen muß, und daß, wenn diese Bevölkerung aus zwei ungleichen Theilen besteht, der schwächere über kurz oder lang weichen muß. Wenn nun dieselben Ursachen fortwirken, so muß endlich ein Zeitpunkt eintreten, wo die eine Partei ihr Maximum, die andere ihr Minimum an Lebensmitteln bezieht, und hiedurch untergeht. Wenn daher bewiesen werden kann, daß die freien Neger weniger als die Weißen diesen verderblichen Wirkungen der zunehmenden Bevölkerung zu widerstehen vermögen, und wenn bewiesen ist, daß diese Wirkungen im Verhältniß der Zeit zunehmen,

es sich nun mit den Cuvier'schen Exemplaren verhalten, wie es will, ist vielleicht Cuvier's dritter Zahn ein Milchzahn — die Palaeotherien von Fronstetten haben nur 2 Schneidezähne am Unterkiefer, darauf weist (abgesehen von den gefundenen Kiefer-Exemplaren) die doppelte Ankauung des dritten oberen und zweiten unteren Zahnes mit Nothwendigkeit hin, und wird als allein richtig bestätigt durch

B. die 4 Eckzähne. (Fig. 9—12.) 2 oben, 2 unten.

Oben: Die Krone ist klein und kegelförmig mit einer Leiste, die von der Spitze nach vornen und hinten zur Wurzel hinabreicht. Die Wurzel ist stark, gerade oder nur wenig nach hinten gekrümmt, bei alten Individuen am unteren Ende grob verknöchert (Fig. 9). An der Art seiner Ankauung ist dieser Zahn leicht zu erkennen, indem er nie hinten, immer nur vornen angegriffen wird. Dafür wird er aber auch so stark angerieben, dass die Kaufläche tief in die Wurzel hineingreift und manchmal von der Krone nur eine kleine Spur übrig bleibt. Die Krone ist klein und gerade auf der Wurzel sitzend, so dass der Zahn nicht im Geringsten aus der Kieferreihe hervorragte. Cuvier zeichnet pl. 84 diesen Eckzahn so grossartig und spitzig, dass ich gegründete Zweifel an der Richtigkeit dieser Zeichnung hege. Dagegen stimmen pl. 123. 131. Länge 0,045—0,033. Breite 0,015—0,010.

Unten: Dieser prachtvolle Zahn ist durch seine Grösse, seine Krümmung und doppelte Ankauung (Fig. 12) ein weiterer Beleg für die Formel $\frac{3+1}{2+1}$ Um ein Drittheil stärker als der obere Eckzahn stellt er das Gleichgewicht zum Oberkiefer wieder her und greift zwischen den dritten oberen Schneidezahn und den Eckzahn ein, jenen von hinten, diesen von vorne abreibend. Wären unten 3 Zähne, so müsste bei der Breite der unteren und Schmalheit der oberen gerade der umgekehrte Fall sein. — Die Krone dieses Zahnes hat eine scharfe Spitze, ist kegelförmig, die Aussenplatte in einem Halbkreis gewölbt, die innere fast flach. Beide sind durch eine scharfe Leiste getrennt, welche von der Wurzel zur Spitze läuft. Die Wurzel ist ungemein stark und gross und nach hinten gekrümmt, dass ihr Unterende bis in die Gegend des ersten Backenzahns zu liegen

kommt, und somit die Beschaffenheit dieses Zahnes eine Lücke zwischen ihm und dem ersten Backenzahn auf natürliche Weise erfordert. Länge 0,072 — 0,045. Breite 0,020 — 0,013.

Cuvier zeichnet pl. 83, 123 und 145, 146, wo er die Skelette restituirt, den oberen Eckzahn nicht anstossend an die oberen Schneidezähne. Diess ist unnatürlich; denn der untere Eckzahn passt mit seiner zweifachen Ankauung accurat zwischen den dritten oberen Schneidezahn und den oberen Eckzahn, wenn der Hals beider an einander stosst. Wird eine Lücke zwischen den beiden angenommen, wie Cuvier thut, so können die Kauflächen keinerlei Weise erklärt werden. Der Fehler ist aber ganz begreiflich: indem Cuvier 3 Unterzähne annahm, passte der untere Eckzahn nimmer zum oberen und er rückte ihn um die Breite des zu viel gezählten Zahns weiter nach hinten. Im Text lässt er sich nicht weiter auf diesen Missstand ein, sondern sagt kurz: die beiden Eckzähne kreuzen sich. Ebenso wenig erfährt man aus Blainville's Erklärungen, der zwar sagt, der obere dritte Schneidezahn werde vom untern Eckzahn „genirt," aber das warum? ebenso wenig verstand.

C. 28 Mahlzähne. 14 oben, 14 unten.

Zwischen den Eckzähnen und Mahlzähnen ist oben und unten die Zahnlücke (Taf. VI, Fig. 13). Diese Lücke ist im Oberkiefer um die Hälfte des Eckzahns kleiner als im Unterkiefer. Die obere Lücke beträgt bei 0,015, die untere bei 0,020 und wird durch einen schmalen Knochen-Rücken gebildet, der die Zahnhöhlen des Eckzahns mit der des ersten Mahlzahns verbindet. Cuvier spricht sich in seiner *restitution des têtes pag.* 14 dahin aus, die obere Lücke habe dazu gedient, den untern Eckzahn aufzunehmen, wenn das Thier das Maul geschlossen habe. — Diess ist ganz unmöglich. Vielmehr fügte der untere Eckzahn sich vor dem oberen Eckzahn ein und konnte nie hinter denselben zu stehen kommen, denn das Charnier, das Ober- und Unterkiefer verbindet, erlaubte nie eine Bewegung von vorne nach hinten, sondern allein von unten nach oben. (Taf. VII, Fig. 28.)

Die oberen Mahlzähne werden von 1—7 allmählig grösser, stehen in gerader Linie und stossen hart an einander an. Sie bestehen sämmtlich aus zwei von einander getrennten Schmelz-

hügeln, welche nach innen liegen und aufrecht auf einer breiten zweiröhrigen Wurzel stehen. Jeder dieser Hügel ist durch eine schief nach vornen sich wendenden Falte, den Steg, mit der äusseren Schmelzplatte zusammengewachsen, welche in der Mitte durch eine Leiste getrennt ist. Diese Schmelzplatte, von 2 Wurzeln getragen, steht schief nach innen geneigt, ja übergreift fast im unbenutzten Zustand die inneren Hügel (Taf. VI, Fig. 21). Die Stellung zum Unterkiefer ist so, dass die Halbcylinder der unteren Zähne auf die Hügel der oberen stossen. Die scharfen Winkel, in welchen die Aussenplatte bei der Ankauung angeschliffen wird, laufen in den Vertiefungen zwischen den Halbcylindern der unteren Zähne.

Eine Ausnahme von dieser Beschreibung macht allein der Zahn 1 (Taf. VI, Fig. 17). Gewöhnlich ist er so abgenutzt, dass keine Kronenfläche oder Schmelzfalte mehr beobachtet werden kann. Im frischen Zustand zeigt auch er 2 Hügel; der hintere ist aber viel grösser, als der vordere, letzterer ist nur ein kleiner Höcker; daher erhält der Zahn seine dreieckige Form. Der Aussenplatte fehlt die scharfe Leiste, welche die übrigen Zähne halbirt und von 2—7 immer schärfer wird. Besonders zu beachten ist, dass nur 2 Wurzeln vorhanden sind, die vorne und hinten stehen, während die anderen Zähne 3 Wurzeln haben, die beiden schlanken aussen, die breite innen.

2. 3. (Taf. VI, Fig. 18.) Der vordere Hügel ist noch kleiner als der hintere und ist mit einem Kragen umgeben, welcher von dem hinteren Hügel um den vorderen sich herumzieht und so denselben isolirt. Dieser Halskragen um den vorderen Hügel, der bei dem zweiten und dritten Zahn sich am schärfsten zeigt, zeigt sich sofort bei allen Zähnen bis zum siebenten mehr oder minder deutlich.

4. (Taf. VI, Fig. 19.) Mit diesem Zahn, dem Prinzipal, hat der vordere Hügel die Grösse des hinteren erreicht, weshalb er am meisten sich der regelmässigen Gestalt eines Oblongums nähert. In der Regel ist an ihm die Ankauung am weitesten vorgerückt, oft so weit, dass kaum noch die Vertiefung der vorderen Falte sichtbar ist.

5—7. (Taf. VI, Fig. 20. 21.) Von jetzt an tritt mit der Grösse der 2 Hügel das umgekehrte Verhältniss ein, als bei 1

bis 3; es wird der vordere Hügel breiter und der hintere schmäler. Diess ist am meisten beim letzten, siebenten Zahn der Fall, welcher dadurch gleich dem ersten der dreieckigen Gestalt sich nähert. Eine Falte an der hinteren Seite des hinteren Hügels *(crochet)* hilft noch besonders zu jener Gestalt. Diese Falte ist bereits am sechsten Zahn angedeutet und unterscheidet ihn dadurch vom fünften.

Die Grössen-Verhältnisse schwanken nur unbedeutend, im allerhöchsten Fall um ein Drittheil. Der kleinste hintere Backenzahn, den ich besitze, misst 0,022, der grösste 0,030. Im Uebrigen ist die mittlere Grösse folgende: 1 = 0,010, 2 = 0,014, 3 = 0,018, 4 = 0,018, 5 = 0,020, 6 = 0,024, 7 = 0,028.

Gemessen sind die Zähne von vorne nach hinten in ihrer Mitte über den Stegen. Die ganze Länge der Zahnreihe ist hienach 0,132; im Allgemeinen etwas mehr, als Cuvier angibt.

Die unteren Mahlzähne nehmen ebenfalls von 1—7 an Grösse zu und stossen hart an einander.

1 macht wie der obere eine Ausnahme von den übrigen Zähnen. Er ist der kleinste im ganzen Kiefer, und lange habe ich ihn für einen Schneidezahn von *Anoplotherium* angesehen. Die Krone ist eine spitze Schmelzbüchse, die auf der hintern Seite eine Falte bekommt (Taf. V. Fig. 14), so dass der Zahn bei einiger Ankauung zweispitzig wird. Eine für die Krone starke Wurzel steckt gerade im Kiefer. Niemals ist dieser Zahn vorne angekaut, immer nur von der Spitze an über die hintere Falte, woraus erhellt, dass beim Ineinandergreifen der beiden Kiefer der Unterkiefer die Vorhand hatte. Somit reibt sich der erste obere Mahlzahn auf der hintern Hälfte des ersten untern und zugleich auf der Vorderhälfte des zweiten ab, der zweite obere auf halb 2 und halb 3 unten u. s. f. Der siebente obere hat endlich, damit er nicht zu kurz kommt, den dritten Lobus des siebenten untern Mahlzahns unter sich. Diese Art des Ineinandergreifens der oberen und unteren Zähne ist mir wieder ein Beleg für die Nothwendigkeit von nur 2 Schneidezähnen im Unterkiefer: denn sofern oben ein Zahn weiter ist, wird die ganze Reihe der Mahlzähne weiter nach hinten gerückt und kommt dieser weise Organismus zu Stand, dass ein oberer Mahl-

zahn immer auf 2 halben unteren läuft; ein Umstand, der das Ausbeissen der Zähne am besten verhindert.

2—6. (Taf. VI, Fig. 15, 22—23.). Mit dem zweiten Zahn wird die zweite Falte so gross, als die erste, dass nunmehr 2 Halbcylinder neben einander stehen. Aus solchen 2 Halbcylindern bestehen sämmtliche Zähne von 2—6, und zeigen sich von aussen betrachtet in dieser Form, von innen gesehen sind sie dreispitzig, von oben werden bei mässiger Ankauung 2 Halbmonde sichtbar, die so ineinander fliessen, dass man wohl erkennt, wie die 2 Halbcylinder durch kein Schmelzblech getrennt sind. Schreitet die Abnutzung weiter vor sich, so verschwinden auch die Halbmonde und ist der Zahn nur noch ein längliches Viereck von einem schmalen Schmelzblech umzogen (Fig. 22). Sämmtliche Zähne haben 2 Wurzeln, deren eine nach vornen, die andere stärkere nach hinten greift. Jede der Wurzeln hat auf ihrer Innenseite eine Rinne, in welche eine Knochenleiste der Zahnhöhle passt. Je älter die Individuen, desto stärker die Wurzeln. Junge Zähne, d. h. solche, die noch gar nicht gebraucht sind, haben auch keine Wurzel und stecken als bloses Schmelzblech in dem Kiefer. Der vierte Zahn lässt sich auch hier, wie oben, durch starke Abnutzung wie durch die Gleichheit der 2 Halbmonde erkennen. Im Uebrigen gehört einige Uebung dazu, den Zähnen ihren Platz anzuweisen. Ob links oder rechts erkennt man daran, dass an jedem Zahn der höhere Halbcylinder und der kleinere Halbmond immer vorne ist, der hintere Halbcylinder ist niederer und der Halbmond stärker; der schmale Schmelzrand, der Krone und Wurzel trennt, zieht sich darum immer etwas schief von vorne nach hinten herab.

7. (Fig. 24.) An die 2 Halbcylinder ist hinten noch ein dritter angewachsen, der aber nie die Höhe der 2 vorderen erreicht. Von innen sieht der Zahn vierspitzig aus. Entsprechend den 3 Cylindern hat er auch 3 Wurzeln, die 2 hinteren sind jedoch so tief hinab verwachsen, dass sie nur Eine, breite, schief nach hinten zugespitzte Wurzel bilden. Da dieser Zahn zuletzt wächst, so findet man ihn häufig ohne Wurzel und unbenutzt.

Die mittlere Grösse der Zähne, gemessen von vorne nach hinten quer über die Halbmonde ist folgende:

1 = 0,008, 2 = 0,015, 3 = 0,017, 4 = 0,020, 5 = 0,024, 6 = 0,024, 7 = 0,032.

Die ganze Länge der Zahnreihe = 0,140, was ganz genau mit Cuvier stimmt. Wie aus dem Obigen erhellt, muss die untere Reihe der Mahlzähne grösser sein, als die obere. Die 8 Millimeter Ueberschuss, welche der dritte Lobus des siebenten Zahns misst, sind für den fehlenden dritten Schneidezahn und stellen die Harmonie von Oben und Unten wieder her.

Diess das Wesentliche des Zahnsystems von *Palaeoth. medium*, worauf ich genauer eingegangen bin, um die Richtigkeit der vorangestellten Zahnformel zu beweisen. Es ist Cuvier's ächtes *P. medium*, mit welchem seine Species: *crassum*, *indeterminatum* zusammenfallen, die nur auf unbedeutenden Schwankungen der Grösse beruhen. Wenn aber Blainville in seinem Streben, Cuvier zu meistern, auch noch die Species von *magnum*, *latum* und *curtum* hiemit zusammenwirft, so tritt seine oberflächliche Anschauung deutlich an's Licht: denn letztere haben eine ganz verschiedene Bildung der Zähne wie der Knochen.

Unter den vereinzelten Knochen, welche die Fronstetter Gruben liefern, lassen sich gleich wie unter den Zähnen, zweierlei Arten auf den ersten Blick erkennen, kurze und starke, so wie lange und schlanke. Diess gilt besonders von den wichtigsten Knochen, den Fuss- und Handknochen. Mit Hülfe Cuvier's lassen sich die zu *P. medium* gehörigen ohne grosse Schwierigkeit herausfinden, und es ist wirklich überraschend, wie gerade die wichtigsten Knochen, z. B. *calcaneus*, *astragalus*, *naviculare* bis auf ein Millimeter hinaus mit den Parisern stimmen. Hieher gehören somit die *calcaneus* mit 0,055 Länge, *astragalus* mit 0,030 Höhe, 0,023 Breite (an der Fläche zum *naviculare*), *naviculare* mit 0,01 Höhe, *cuboideum* mit 0,02 Höhe und *cuneiforme* mit 0,01 Höhe. Sofort reihen sich an die 2 letzteren Knochen die kurzen aber breiten *metatarsus* (*medius* = 0,070 lang 0,030 breit) und die ebenso beschaffenen Phalangen (1 = 0,015 lang und 0,022 breit, 2 = 0,010 lang und 0,020 breit), von denen der dritte den breiten Hufansatz zeigt. Vor der Hand nenne ich nur das *pisiforme*, das Cuvier nicht fand und das eine Länge von 0,030 zeigt und an seiner Gelenkfläche zum *cunei-*

forme 0,015 breit ist. Auf die übrigen Knochen, deren Anzahl sich mir täglich vervollständigt, lasse ich mich wegen Mangels an Raum hier nicht ein.

2) Palaeotherium-Zähne ohne Kronen-Cäment, aber mit einem Halskragen.

Palaeotherium latum. Cuv. pl. 125, 4. 96, 8. *Palaeotherium Velaunum.* Cuv. 148, 1. *Palaeotherium magnum.* Cuv. pl. 131, 1. Zahnformel: wie *medium.*

Die Kronen sämmtlicher Zähne haben einen Halskragen, welcher Krone und Wurzel verbindet. Dieser Halskragen umgibt nicht etwa nur eine Innenplatte oder Aussenplatte, oder einen Hügel, wie man es wohl auch bei *medium* findet, sondern die ganze Krone, und steht zum Theil so hervor, dass die Krone im Halskragen wie in einem Kelche sitzt. Die Vorderzähne sind schwächer als bei *medium*, die vorderen Halbmonde der hintern Backenzähne schärfer, die Knochen mehr als die Hälfte grösser als bei *medium*. Cuvier hat in den genannten Zeichnungen den Halskragen ganz gut wiedergegeben, im Texte aber berührt er auffallender Weise dieses Merkmal kaum und gibt nur die Grösse des Thiers als unterscheidend von *medium* an. Diess hat sicher Blainville, der den Grundsatz aufstellt, verschiedene Grössen berechtigen nicht zu verschiedenen Arten, veranlasst, auch diese Arten mit den andern in sein *P. commune* zu verschmelzen. Dagegen macht Jäger in seinen „fossilen Säugethieren." pag. 807. 25 auf den stärkeren Wulst aufmerksam, den die Zähne von *P. magnum* an der Basis der Krone haben. Die schlanken Formen der Schneide- und Eckzähne, der zierliche Halskragen, der kastanienbraune, edelsteinartige Schmelz und die scharfgeschliffenen Kauwinkel der Oberzähne weisen dieser Art den ersten Platz an. Es sind die schönsten Zähne von *Palaeotherium*, aber auch die seltensten.

Die 10 Schneidezähne, 6 oben, 4 unten. (Taf. VI, Fig 31—34.) Ihre Form ist durchweg schlanker, das Schmelzblech glätter, glänzender und durch den Halskragen länger. Derselbe zieht sich in einer Breite von 2—4 Millimeter von den Enden der Schneide zur Wurzel herab, und schneidet das Blech der Krone so aus, dass es die Form eines Fingernagels bekommt.

Die oberen und unteren Zähne werden auch hier durch den Steg *(talon)* unterschieden, der an den oberen das innere Blech mit dem Halskragen verbindet. Besonders scharf ist der Kragen am dritten oberen Schneidezahn. Sonst ist Form, Beschaffenheit und Art der Ankauung dieselbe, wie bei *medium*. Ihre Grösse scheint auch bei Cuvier die von *medium* nicht zu übertreffen, ja sogar geringer zu sein. Diess ist in der That auch der Fall. Keiner war so gross, als die grossen starken Vorderzähne, deren einer Fig. 2 abgebildet ist. Im Mittel haben sie 0,035 Länge und 0,012 Breite; ihr Grössen-Verhältniss unter einander ist wie bei *medium*. Die Wurzeln sind hier häufig vom Wurzel-Cäment entblösst und zeigen verschieden gefärbte Anwachsringe der Knochen-Substanz.

Die 4 Eckzähne. Die dicke Wurzel der Medium-Zähne weicht hier einer langen schlanken Form (Taf. VI, Fig. 30). Auch die Krone ist kaum halb so gross, wie dort, und ragte nicht über der Zahnreihe hervor. Der scharfe Kragen verbindet sich mit der Kronenleiste und bildet auf der inneren vorderen Seite einen kleinen Höcker, der bei *medium* fehlt. Mittlere Länge ist 0,050, Breite der Wurzel 0,010.

Die 28 Mahlzähne. Das Grössen-Verhältniss wird hier ein anderes, als bisher. Die Zähne nehmen zwar auch von 1 bis 7 zu, aber die vorderen sind verhältnissmässig viel grösser, die hinteren kleiner, als bei *medium*, wodurch eine viel gleichere Zahnreihe hergestellt wird. Hienach verändern sich die Zähne 1—3 am meisten. 1 oben, (Fig. 26) hat nur Einen Hügel, welcher vom breiten Halskragen umzogen ist. Anstatt des vorderen Hügels schwillt der Kragen etwas an, steigt vorne in einem Höcker in die Höhe und zieht sich von da um die glatte ungetheilte Aussenplatte herum. Seine Breite ist 0,016. An 2 und 3 (Fig. 27, 28) umgibt der breite Kragen die beiden inneren Hügel wie ein Wall und wird gegen die kleinen Wurzeln kelchartig schmäler. Die Stege, welche die Hügel mit der Platte verbinden, liegen tief, so dass die Ankauung des Zahns schon weit vorgeschritten sein muss, bis diese ergriffen werden und für gewöhnlich nur die Hügel angekaut sind (Fig. 27). Eine schwache Falte theilt das glatte Aussenblech. Eine Leiste darf sie nicht genannt werden, wie bei *medium*. Die Breite ist 0,020 und 0,021.

Der vierte Zahn (Fig. 29) ist abermal der am stärksten abgenutzte, und die Hügel sind gleichmässig entwickelt. Grösse: 0,022. Von 5—7 werden die Zähne denen des *medium* ähnlicher, der Kragen minder scharf, besonders am hintern Hügel verwachsen, die Stege breiter. Der Geübte findet sie aber bald aus, sie daran erkennend, dass der Schmelz von der Wurzel gerundet aufsteigt und die Krone gleichsam in einem Kelche sitzt. Unten (Fig. 35. 36. 37) sind die vorderen Halbcylinder breiter und schleifen zum hinteren eine Falte hinüber, die an den 4 ersten Zähnen besonders aufhält; durch diese Breite des vorderen Halbcylinders wird der Halbmond schärfer. pl. 131 und 148 hat es Cuvier ausgezeichnet gut abgebildet. Die ganze Krone ist ringsum von dem Kragen umgeben.

Grössen-Verhältniss: 1 = 0.010. 2 = 0.020. 3 = 0.022.

Das Stück Unterkiefer, das ich Fig. 37 abgebildet habe, mit dem dritten und vierten Zahn und den abgebrochenen Wurzeln von 1 und 2 zeigt, dass der Kiefer dieser Art um mehr als ein Drittheil höher ist als der Fig. 25 abgebildete Kiefer von *medium*. Hiemit stimmen auch ganz die Kopfformen Cuviers.

Bei näherer Betrachtung der Zähne fiel mir besonders auf dass — umgekehrt als bei *P. medium* — die hinteren Backenzähne insgemein weit mehr abgenutzt sind, als die vorderen. Die 3 ersten Zähne mit den isolirten Hügeln sind oft ganz unberührt oder kaum angegriffen. Nach hinten nimmt die Ankauung immer mehr zu, dass die Falten fast nimmer sichtbar sind. Cuvier scheint diess auch aufgefallen zu sein, denn er fügt bei dieser Art bei: die Milchzähne fallen erst später aus, wenn die hinteren Backenzähne bereits ausgefallen sind.

Mit *latum* stimmt auch die Grösse der Fronstetter Knochen. Z. B. ein pl. 96,8 abgebildeter *astragalus* mit 0.045 — 0,040 Breite und ein *calcaneus* mit 0,065 Länge und 0,045 Breite. Ferner ein *cuboidum* mit 0.025 und das Unterende eines *femur*.

B. Palaeotherium-Zähne mit Kronen-Cäment.

Wir haben es hier mit 2 verschiedenen Grössen zu thun. Form und Beschaffenheit der grösseren wie der kleineren Zähne ist aber so durchweg die gleiche, dass in dieser Beziehung kein

Grund zur Unterscheidung der Art vorläge. Allein die Grössen-Differenz ist so durchgreifend und die beiden Extreme durch keine Mittelformen einander näher gebracht, dass es gerathener sein wird, Thiere erster und zweiter Grösse mit verschiedenen Namen aus einander zu halten. Der allgemeine Charakter dieser Thiere ist:

1) Alle Zähne, besonders die Backenzähne, sind mit einem Kronen-Cäment bekleidet.

2) Die Eckzähne ragen über der Zahnreihe hervor und correspondiren nur unter sich.

3) Die Zahnlücke ist viel länger als bei den ächten Palaeotherien.

4) Der Backenzähne sind nicht sieben, sondern sechs.

5) Die hinteren Backenzähne des Oberkiefers sind vierwurzelig, der erste des Unterkiefers zweiwurzelig.

6) Die hinteren Backenzähne des Unterkiefers haben einen kleinen Nebenlobus.

7) Die Hand- und Fussknochen sind hoch und schlank.

Von den Thieren zweiter Grösse hat Cuvier unter dem Namen von *Palaeotherium curtum* und *minus* Zähne und Knochen abgebildet. Die grösseren Formen hat er nicht gekannt. Von ihnen scheint mir Blainville einige Zähne und Knochen vor Augen gehabt zu haben, welche er nach Lartet, welcher sie zuerst gefunden und beschrieben, *Palaeotherium hippoides* oder *equinum* genannt hat. Die Zähne stammen aus Sansans *(Gers)* und Gargas *(Vaucluse)*. Dagegen hat Blainville wieder den Fehler gemacht, diese Art mit dem Palaeotherium von Orleans zu verschmelzen, welches durch die Beschaffenheit seiner Zähne (1 wurzeliger erster Backenzahn, Basalwulst, Schmelzwulst der Halbmonde, Tuberkeln auf der Hinterseite der oberen Backenzähne) und vor Allem durch sein jüngeres Vorkommen ein wesentlich verschiedenes ist. Den Namen *hippoides* habe ich nur als bezeichnend für die grösseren Thiere gewählt, sofern die durch das Cäment geschlossene Form der Oberzähne, das aufrechte Aussenblech und die Sechszahl der Backenzähne einige Aehnlichkeit mit dem Pferd hat.

Eine andere Frage ist, ob die genannten Charaktere nicht die Aufstellung eines anderen *Genus* verlangen. Owen hat zu Hordle palaeotheriumartige Thiere gefunden und *Paloplothe-*

ſo folgt der Untergang der freien Neger als eine unvermeidliche Folge ihrer Coexiſtenz mit den Weißen.*

Werfen wir nun einen Blick auf die Sterblichkeitsliſten der großen Städte und zum Theil der kleineren Anſiedlungen (obwohl die freien Neger meiſtens nur in Städten wohnen), ſo ergibt ſich die größere Sterblichkeit der freien Neger auf auffallende Weiſe.

In Baltimore z. B. war die Sterblichkeit im Jahr 1836 wie folgt:**

Allgemeine Sterblichkeit wie 1:39½ der ganzen Bevölkerung.
Sterblichkeit der Weißen „ 1:43 „ „ „
„ der freien Schwarzen „ 1:28¾ „ „ „
„ „ Sklaven „ 1:46 „ „ „

In dieſer Stadt iſt daher die Sterblichkeit der freien Neger am größten und die der Sklaven am geringſten, und ähnliche Verhältniſſe finden ſich auf allen größeren Niederlaſſungen des Staates Maryland.

In New-York, nach den Tabellen des Doktors Lee,*** war die mittlere Sterblichkeit in den letzten ſieben Jahren:

unter den Schwarzen wie 1:21¾
„ „ Weißen „ 1:36.

Die der Schwarzen zu den Weißen alſo nahe wie 4:3.

In Philadelphia, deſſen Klima im Ganzen geſünder iſt, als das von New-York,† war die mittlere Sterblichkeit in den letzten 14 Jahren:

unter den Weißen wie 1:58⅗
„ „ Schwarzen „ 1:19.

Die Sterblichkeit der freien Schwarzen (Pennſylvanien hat keine Sklaven) war daher mehr als dreimal ſo groß als die der Weißen.

In den nördlicheren Staaten, wo das Klima noch geſunder iſt, iſt die Sterblichkeit der Schwarzen noch größer, und in einigen Städten des Weſtens und in Neu-England ſind dieſelben gänzlich ausgeſtorben. — Welche Ausſichten eröffnen ſich wohl nach dieſen Thatſachen den emancipirten Sklaven der Vereinigten Staaten?

---

* Daſſelbe Argument findet bereits eine praktiſche Anwendung in der Vertilgung und dem natürlichen Untergange der Indianerſtämme.

** Siehe „New-York Journal of Commerce.“

*** Siehe „American Journal of medical Sciences.“ — November 1836.

† Nach der Meinung des Doktors Emmerſon.

rium genannt, welche überraschende Aehnlichkeit mit den unsrigen haben. Owen's *Paloplotherium annectens* stimmt bis auf den letzten untern Backenzahn, welcher statt des dritten Halbcylinders nur einen kleinen Hübel zeigt. Diess wäre, wenn man der Zeichnung trauen darf (es ist überdiess ein ganz junges Exemplar) allerdings wesentlich, allein alles Uebrige trifft so schlagend ein, dass ich von der Identität unserer Thiere mit Owen's *Paloplotherium* überzeugt bin. Owen sagt nun, der Eckzahn, die längere Zahnlücke, die geringere Grössen-Zunahme Backenzähne von 1 — 6, die Entwicklung des vorderen Hügels an den oberen Backenzähnen, der Schmelzpunkt zwischen den Halbmonden der unteren Backenzähne und der zweiwurzlige obere Backenzahn bestimmen ihn, das Geschlecht *Paloplotherium* als zwischen *Palaeotherium* und *Anoplotherium* inne stehend, aufzustellen. *)

Vor der Hand bleibe ich nun bei Cuvier's Namen „*Palaeotherium*" auch für diese unächten *Palaeotherien* und nenne die

Thiere erster Grösse: ***Palaeotherium hippoides.*** Lartet. Zahnformel: $\frac{3+1+6}{2+1+6}$.

Die 10 Schneidezähne sind einfache, meisselartige Schmelzbüchsen. Die innere Platte ist mit einer dünnen Schichte Cäment-Substanz (Taf. VII, Fig. 1) überkleidet, die jedoch gerne abspringt. Im Halbkreis sitzen oben 6, unten 4 Zähne fest an einander gereiht, die oberen sind schmäler und stehen seitlich, die unteren breiter und stehen in der Front. Obere und untere lassen sich bei dieser Art viel schwieriger trennen, als bei den bisherigen Arten, denn es fehlt der Steg. Statt dessen biegt sich das Schmelzblech, das die innere Platte umgibt, in der Mitte des unteren Randes nach oben, wodurch vorne und hinten ein kleiner Ausschnitt (Fig. 1) entsteht. Dieser fehlt an den

*) Herm. v. Meyer hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, dass Pomel die Thiere zweiter Grösse (Cuvier's *Palaeoth. minus* und *minimum*) *Plagiolophus minor* genannt habe und mit dessen Bestimmung die unsrigen übereinkommen. In den Thieren 2ter Grösse erkennt Herm. v. Meyer eine neue Art, indem er *Pal. hippoides Blainville's* zum *Anchitherium H. v. Meyer* zählt.

untern Schneidezähnen (Fig. 13—15). Hier zieht sich der Schmelzrand einfach nach hinten hinab. Zudem sind die obern Zähne gerade, die untern schaufelförmig gekrümmt, wesshalb ich sie 14, 15 von der Seite zeichnen liess. Der zweite obere (Fig. 2) ist am schwierigsten herauszufinden. So weit ich ihn sicher gefunden zu haben glaube, ist er hauptsächlich an der seitlichen Krümmung der Innenplatte erkennbar. Dagegen findet sich der zweite untere (Fig. 14) und dritte obere (Fig. 3) ohne Schwierigkeit; bei letzterem zieht sich die Schneide nach hinten zur Wurzel hinab, fehlt jedoch die doppelte Ankauung, wie bei *Pal. medium*; ersteren kann man an seiner Breite, welche sämmtliche Schneidezähne übertrifft, erkennen. Die Tübinger Sammlung besitzt 2 ausgezeichnete Stücke, ein intermaxillare mit 3 Zahnhöhlen und das V. 16 abgebildete prachtvolle Unterkiefer-Ende, welche über die Stellung der Zähne Aufklärung geben. Die oberen wie die unteren stecken fast ganz horizontal im Kiefer, daher muss die Ankauung, wie es denn wirklich bei allen Zähnen dieser Art der Fall ist, schief von Aussen nach Innen statt haben und besonders die innere Platte abreiben. Da aber die unteren Zähne viel gebogener sind, als die oberen, ist diese Ankauung bei den oberen Zähnen stärker. (Fig. 1.)

Grössen-Verhältnisse: Oben 1 = 0,027 lang, 0,010 breit, 2 = 0,025 lang, 0,008 breit, 3 = 0,025 lang, 0,008 breit. Unten 1 = 0,025 lang, 0,010 breit, 2 = 0,027 lang, 0,012 breit.

Die 4 Eckzähne (Fig. 4, 5, 16) stossen nicht hart an die Schneidezähne, sondern ragen über dieselben nach aussen hervor. Daher kann der untere Eckzahn niemals den letzten oberen Schneidezahn angreifen. Die Eckzähne reiben sich nur unter sich ab, und zwar der obere vorne (Fig. 4), der untere hinten (Fig. 16), wodurch sie sich mit Leichtigkeit unterscheiden lassen. Die Krone ist immer etwas nach aussen gebogen, woran man das Rechts oder Links erkennt. Die unteren Zähne sind dermassen gekrümmt, dass sie am äussern Bogen nahezu einen Halbkreis bilden und den Schweins-Zähnen an Gestalt nicht unähnlich werden. Die Länge der oberen ist bei 0,038, die der unteren 0,040 und darüber.

24 Mahlzähne, 12 oben, 12 unten. Zuvörderst achte man auf die grosse Zahnlücke, die 3—4 Centimeter beträgt,

also bei weitem grösser ist, als bei *P. medium*. Der Unterkiefer ist hier am schmalsten und die Symphyse beider Hälften meist fest verwachsen (Taf. VI, Fig. 16). Diess ist bei der früheren Art nie der Fall, dort findet man entweder linke oder rechte Stücke, die an der Symphyse auseinanderbrechen. Hier ist sie so innig verbunden, dass auch bei jüngeren Exemplaren keine Spur von Naht (Taf. VI, Fig. 27) entdeckt wird. Die 6 Mahlzähne stossen nun fest an einander, viel inniger als bei *medium*, in einer etwas gekrümmten Linie (Fig. 8). Die äussere Schmelzplatte steht gerade und aufrecht, die Cäment-Substanz füllt die Schmelzfalten von oben und aussen her aus, so dass der Zahn ein geschlossenes Ganzes bildet; endlich haben die vorderen Zähne 2—3, die hinteren 4 Wurzeln.

1. Oben (Taf. VII, Fig. 6): Im frischen Zustand ein doppeltes, innen und aussen aufgeschlagenes Schmelzblech von annähernd dreieckiger Form. Der hohle Raum in der Mitte ist mit Cäment-Substanz erfüllt. Erst bei einiger Ankauung bemerkt man, wie innen das Schmelzblech zu dem Hügel anschwillt und der Steg des hinteren Hügels in der Mitte durch eine kleine Schmelz-Zize dargestellt ist. Diese Zize ist sehr charakterisch, obgleich sie nicht in allen Stadien der Abreibung sichtbar wird. Der Zahn hat 2 Wurzeln, eine schmale nach vornen und eine breite nach hinten, die aber gerne zusammenwachsen und Eine aussen offene Wurzel bilden.

2. (Fig. 7 und 10) ist dem ersten ähnlicher als dem dritten. Denn auch er hat nur eine einfache Aussenplatte und innen Einen Hügel vom Schmelzrand umflossen. Der zweite Hügel mit seinem Steg ist nur durch eine Anschwellung des Schmelzrandes und die schon am ersten Zahn erwähnte, hier stark gewordene Zize angezeigt. Dieser Zahn hat 3 Wurzeln, 2 aussen, 1 innen, welche aber ebenfalls gerne verwachsen, dass nur Eine nach aussen offene Wurzel sich darstellt.

3. (Fig. 7) Erst hier wird die Aussenplatte durch eine Leiste in 2 Hälften getheilt und sind 2 deutliche Hügel vorhanden. Die vordere Hälfte der Platte, so wie der vordere Hügel sind aber breiter und stärker als der hintere Theil. Dieser dritte Zahn, als der letzte der vorderen Mahlzähne, wird am häufigsten unangekaut gefunden und scheint der zu allerletzt erscheinende Ersatz-Zahn gewesen zu sein. Wenigstens besitze ich

ein Kieferstück, wo die 3 hinteren Backenzähne bereits ausgewachsen sind, während dieser letzte der vorderen noch im Kiefer verborgen steckt.

4. (Fig. 7 und 8) ist auch bei dieser Art der viereckige, hinten und vorne gleichmässig entwickelte Zahn, gewöhnlich am meisten abgerieben (Fig. 7). Die Hügel fliessen mit der Aussenplatte zusammen auf dem vorderen und hinteren Schmelzrand, welcher vorne und noch mehr nach hinten eine kleine Nebenfalte bildet, um die viereckige Gestalt des Zahns herzustellen. Dieser Zahn und die folgenden haben 4 Wurzeln, aber immer mit der Neigung, innen zu verwachsen.

5 und 6. (Fig. 8, 9, 11, 12). Hier findet das umgekehrte Verhältniss statt, als bei 2, 3. Die hintere Hälfte der Aussenplatte und der hintere Hügel werden breiter. Letzterer dehnt sich nach hinten. Dadurch wird der vordere Hügel zusammengedrängt und hier eine neue Falte veranlasst, welche zwischen dem Hügel und der Aussenplatte anschwillt. Der sechste und letzte Zahn ist am breitesten nach hinten gezogen, wodurch auch er der dreieckigen Form sich wieder nähert.

Das Verwachsen der Knochen zeigt sich bei dieser Art besonders gerne. Nicht nur, dass der Oberkiefer bei dieser Art sich am besten erhält, oft ist daran noch ein Stück des Jochbeins (Fig. 9) oder Keilbeins, deren Naht aufs Festeste zusammenhält; Erscheinungen, die ich bei *P. medium* nie beobachtet habe.

Grössen-Verhältnisse der Zähne von vorne nach hinten gemessen: 1 = 0,009, 2 = 0,012, 3 = 0,014, 4 = 0,015 und darüber, 5 = 0,020, 6 = 0,024. Die ganze Zahnreihe = 0,094.

1 unten (Fig. 24): Stellt eine spitze Falte dar mit einer kleinen Nebenfalte und zwei Wurzeln. Die vordere Wurzel unter der Hauptfalte ist schwächer, als die hintere. Wo die Nebenfalte beginnt, erhebt sich innen eine kleine Zize. In jede Vertiefung der Krone setzt sich Cäment-Substanz.

2. (Fig. 23) Die Nebenfalte ist halb so gross, als die Hauptfalte. Ebenso wächst die innere Zize, erreicht aber noch nicht die Höhe der Krone.

3. Hier wird die innere Zize der Verbindungspunkt der 2 Halbcylinder, verschwindet aber alsbald bei einiger Abkauung.

Diess ist die Veranlassung, dass in einem gewissen Stadium der Abnutzung die 2 Halbcylinder nicht ineinander fliessen, wie es bei *P. medium* der Fall ist, sondern ein kleiner Schmelzpunkt zwischen inne liegt. Die französischen Gelehrten legen darauf grosses Gewicht, ob die Halbmonde ineinander fliessen oder nicht. Es kann diess offenbar nicht so wichtig sein, da es ein Merkmal ist, welches nur in gewissen Stadien der Abnutzung gilt, bei weiter fortgeschrittener Abkauung aber verschwindet. Viel wichtiger ist ein anderes Merkmal, das die folgenden Zähne an sich tragen: es wächst an dem hinteren Halbcylinder eine dritte kleine Nebenfalte, welche im letzten Zahn endlich einen dritten Halbcylinder bildet. (Fig. 22.) Es ist *„le petit lobe,"* den Blainville an seinem *P. hippoides* von *Sansans* so schön abgebildet hat.

4. 5. (Fig. 19—22.) Die 2 Halbcylinder sind gleich an Grösse, der kleine Lobus kommt immer mehr zu seinem Recht. Der vierte ist auch hier am meisten abgenutzt.

6. Der Lobus ist zum dritten Halbcylinder aufgewachsen, bleibt aber um einen halben Centimeter kleiner als die 2 vorderen. Dieser Zahn ist am meisten mit Cäment verunreinigt und oft ganz unkenntlich gemacht. Seine Stellung im Unterkiefer ist schief nach vorne geneigt, so dass der dritte Halbmond schon angekaut wird, ehe die 2 vorderen bis zu seiner Höhe abgenagt sind. Die hintere Wurzel ist doppelt, aber verwachsen und schief nach hinten strebend.

Die Form des Unterkiefers ist sehr gerade (Fig. 19, 20) und die *processus* in einem rechten Winkel nach oben strebend.

Grössen-Verhältnisse der Zähne von vorne nach hinten gemessen: 1 = 0,009, 2 = 0,011, 3 = 0,015, 4 = 0,017, 5 = 0,019, 6 = 0,025. Die ganze Zahnreihe = 0,090. Die Länge eines Kiefers bei 0,160. Der Raum für die Schneide- und Eckzähne 0,030, die Lücke 0,040, die Mahlzähne = 0,090. Wie verschieden von *medium!*

Zu *P. hippoides* scheinen nun die schönen schlanken Fuss- und Handknochen zu gehören, welche aber auf ein höher gebautes Thier hinweisen, als *P. medium* war. Ihre Grössen-Verhältnisse stimmen ganz zu Blainville's Zeichnungen. *Calca-*

neus von 0,045 Länge, *astragalus* von 0,030 Höhe und 0,017 Breite (zum *naviculare*) *cuboideum* 0,018 hoch, der *metatarsus medius* fehlt mir, aber die äusseren besitze ich von 0,072 Länge und 0,012 Breite. Der erste Phalange des *medius* 0,020 lang, 0,015 breit, der zweite 0,015 lang und 0,013 breit, der dritte 0,023 lang und 0,018 breit.

Thiere zweiter Grösse: *Palaeotherium minus* Cuv. *Palaeotherium curtum* Cuv. pl. 132, 5. 136, 3.

Trotz der vollkommen gleichen Beschaffenheit der Zähne dieses Thieres möchte ich es doch nicht wagen, Blainville's Grundsatz durchzuführen und auf die Grössen-Verhältnisse gar nicht zu achten. Wenn es wahr ist, dass die Grösse bei sonst gleicher Zahnform keine Differenz begründet, so fallen *P. hippoides* und *minus* zusammen. Dass aber solcher Grundsatz wohl nicht gerechtfertigt werden kann, sieht man deutlich am Hirsch. Von diesem nur Eine Art aufzustellen, wird doch wohl Niemand einfallen. Ich trenne daher das Thier zweiter Grösse von dem erster Grösse, zumal da es an Zwischenformen fehlt, welche den Grössen-Unterschied vermittelten, und nenne es nach Cuvier: *minus*; könnte es aber ebenso: *curtum* nennen, denn es ist mir nicht der geringste Zweifel, dass beide Ein und Dasselbe sind. Cuvier's *curtum* auf pl. 123, 1 ist nämlich nur ein junges Individuum von *P. medium*, was auch der letzte noch im Kiefer steckende Mahlzahn beweist, die Form der Zähne, die kleine Zahnlücke, der einwurzlige erste Backenzahn lassen darüber keinen Zweifel.

Ausser diesem nennt jedoch Cuvier *curtum*, was er pl. 132, 5 und 136, 2. 3 gezeichnet hat. Es sind Zähne des Oberkiefers, die auf eine überraschende Weise mit den unsrigen stimmen. Die lang gezogene Schnauze, die grosse Lücke, die Form der Aussenplatte, die gedehnten Hügel der hinteren Backenzähne, welche Cuvier mit isolirten Scheiben vergleicht, machen es zur Gewissheit, dass wir das gleiche Thier vor uns haben. Diess sind nun aber blos Zähne des Oberkiefers. Was er *P. minus* nennt pl. 90, 2. 92, 1. 121, 2. 3. 125, 2. 3. 136, 7. sind lauter Zähne des Unterkiefers. Der Grund, warum er letzteren Species aufstellte, war ihm die Sechszahl der Backenzähne und

der zweiwurzlige erste Backenzahn. Bei *curtum* aber hat er 7 Backenzähne vorausgesetzt und so den Oberkiefer ein und desselben Thieres „*curtum*“ genannt, den Unterkiefer „*minus*.“

Die Schneidezähne dieses Thieres, 6 oben, 4 unten (Fig. 29), sind die allerzierlichsten, lassen sich aber nicht ohne Schwierigkeit trennen, indem bei ihrer Kleinheit die Merkmale minder scharf hervortreten. Auch hier gilt, dass die gekrümmten Zähne dem Unterkiefer, die geraden dem obern angehören. Der schmalste Zahn ist 1 oben (Fig. 29. a). Auf der Innenplatte erzeugt der Schmelzrand 2 gleiche Ausschnitte. Beim zweiten oberen ist der hintere Ausschnitt schief herabgezogen, was am dritten Zahn nicht nur vom Ausschnitt, sondern von der ganzen Schnittfläche gilt. Der zweite untere Zahn ist breit und spatelförmig. Ihre Grösse ist oben 1 = 0,017 lang und 0,005 breit, 2 = 0,016 lang und 0,005 breit, 3 = 0,016 lang und 0,004 breit; an der Kaufläche, unten 1 = 0,017 lang und 0,007 breit, 2 = 0,017 und 0,007; also obere Breite 0,014, untere 0,014.

Die Eckzähne mit ihren ausgezeichneten Kauflächen lassen sich mit geringer Mühe auslesen. Die oberen sind geradwurzlig, die unteren gekrümmt, jene sind nur vorne, diese nur hinten angekaut (Fig. 17, 18). Hält man die Kauflächen der oberen und unteren aneinander, so gibt es ein Bild von der Form des Mauls und der Zahnstellung. Ihre Länge ist im Mittel 0,030; Länge der Krone 0,012.

Die Zahnlücke ist verhältnissmässig wie bei *P. hippoides*, und beträgt ein Drittheil des Raumes, den die Backenzähne einnehmen. Die kleine Oeffnung für den Nerv mündet weiter vorne als bei *P. medium*, dort ist sie unmittelbar unter dem ersten Mahlzahn, hier fast in der Mitte der Zahnlücke.

Bei den Mahlzähnen findet dasselbe Verhältniss statt, wie oben 1—3: die Entwicklung des vorderen Hügels, 4: gleiche Entwicklung beider, 5 und 6: Abnahme des vorderen und Entwicklung des hinteren. Unten ist der erste zweiwurzlige Backenzahn gewöhnlich ausgebrochen (Fig. 26), die zweite Wurzel sämmtlicher Zähne strebt bedeutend nach hinten. Der letzte dreifaltige Zahn sitzt oft schief im Kiefer, besonders bei jüngeren Thieren.

Die Breite der Zähne von vorne nach hinten gemessen, ist

oben: 1 = 0,007, 2 = 0,008, 3 = 0,009, 4 = 0,010, 5 = 0,012, 6 = 0,017; unten: 1 = 0,006, 2 = 0,007, 3 = 0,009, 4 = 0,010, 5 = 0,012, 6 = 0,019. Zusammen oben wie unten: 0,063.

Somit die Breite der Schneide- und Eckzähne 14 + 8 = 0,020, der Zahnlücke 0,030, der Mahlzähne 0,065, die ganze Länge des Kiefers etwa 0,110.

Ueber die Kopfform dieses Thiers gibt Fig. 28, Taf. VI, einige Aufklärung. Es ist der grössere Theil eines Schädels, der wohl keinem andern Thier zugeschrieben werden kann. Man sieht daran das Scheitelbein, das als das härteste und dauerhafteste wohl auch sonst ausgebrochen gefunden wird und die Eindrücke des Gehirns in verschiedenen Gängen zeigt, ferner Schläfbein, Keilbein, Stirnbein und den innern Theil des grossen Nasenbeins. Der *pars petrosa* am Schlafbein zeigt das Charnier, in welchem der Unterkiefer sich bewegte. Hält man den *processus condiloides* eines Unterkiefers in dieses Gelenk, so sieht man, dass nur Eine Bewegung des Kiefers möglich war: von unten schief nach oben. Diess stimmt auch allein zu der Art der Ankauung sämmtlicher Zähne. Das Stirnbein ist breit und die Augenhöhlen gross; obgleich der Nasenkiefer und Oberknochen abgebrochen ist, lassen sich doch die Grössenverhältnisse der Nase bemessen, welche weit über den Oberkiefer hinausragte. — Was die übrigen Knochen anbelangt, so unterscheiden sich dieselben durchaus nicht nach Verhältniss des Zähneunterschieds. Die Tarsus- und Carpus-Knochen der schlanken Art, zeigen so ziemlich Eine Grösse, nur von Phalangen werden noch kleinere gefunden, als bei *P. hippoides* angegeben war: nämlich 1 = 0,015 hoch und 0,010 breit. 2 = 0,010 lang und 0,009 breit. 3 = 0,010 lang und 0,012 breit, wonach diese Knochen mit den von Cuvier pl. 105, 27—30 abgebildeten harmoniren. Dieser geringe Unterschied im Knochenbau dürfte am Ende doch die Thiere beider Grössen zu Einer Art vereinigen. Vielleicht lehren bald weitere Funde ein Näheres hierüber.

Diess sind die 4 Palaeotherien, welche bisher aus den Frohnstetter Gruben zu Tage gefördert wurden. Die Zähne mit Cäment überwiegen die cämentlosen, so dass unter 100 Zähnen 60 Zähne mit Cäment, 30 *medium*, 10 *latum* gefunden werden. Am häufig-

sten sind die Reste des *P. minus*. Auf Einer Excursion habe ich einmal 82 hintere Backenzähne erworben, die also zum mindesten 41 Individuen angehört haben und mit den andern Resten auf einige Quadratfusse der Bank vertheilt waren. Solche Grabstätten von Palaeotherium sind noch nirgends gefunden worden!

Ueber die Milchzähne der Palaeotherien weiss ich nicht viel zu sagen. Mahl- und Eckzähne habe ich meines Wissens keine gefunden, nur etliche Schneidezähne, schwachwurzlig und kleinkronig und unregelmässig angekaut, zum Beweis, dass sie mit zweierlei Zähnen in Berührung gekommen sind. Dieses seltene Vorkommen von Milchzähnen spricht wohl auch dafür, dass die Thiere ihr gewöhnliches Alter erreichten und dann eines natürlichen Todes starben. Hänge ihr Tod mit einer geologischen Begebenheit zusammen, so fände man sicherlich mehr junge Exemplare, während die alten mit ganz abgenutzten Zähnen weit überwiegen.

Der getreue Begleiter des Palaeotheriums war überall das „unbewaffnete Thier," das Anoplotherium, dem Zoologen so wichtig als das einzige Thier in der Schöpfung, das die Lücke zwischen Herbivoren und Omnivoren ausfüllt. In dem Pariser Gyps kommt es zum mindesten ebenso häufig vor, als Palaeotherium. In unserer Gegend scheint es weniger verbreitet gewesen zu sein. Mir ist noch nicht einmal gelungen, die 44 Zähne, welche das Thier hatte, zu erhalten. Wie überhaupt die kleineren Thiere vorherrschen, so auch die kleine Art von Anoplotherium, deren Fussknochen so manche Aehnlichkeit mit denen der Hasen zeigen. Sämmtliche Erfunde stimmen auf die erfreulichste Weise mit den von Cuvier beschriebenen Arten. Oben an steht

Anoplotherium commune Cuvier.

Das Zahnsystem $\frac{3+1+7}{3+1+7}$ wird aus pl. 93 und 92 vollständig erkannt und kann hiernach jeder einzeln aufgefundene Zahn gedeutet werden.

Die Schneidezähne lassen sich nicht wohl mit andern gehörigen verwechseln, am wenigsten mit Palaeotherium-Zähnen,

denn sie sind alle spitzig mit dreieckiger Krone und an beiden Rändern schneidend; das Schmelzblech bildet auf der hintern Seite eine kleine Falte und deutet bereits den Charakter der Eckzähne und untern Backenzähne an. Grösste Breite 0,013.

Die Eckzähne mit ihren starken conischen Wurzeln können stärker entwickelte Schneidezähne genannt werden. Es ist dieser Zahn der erste *maxillaris*, an welchen in ununterbrochener Reihe die 7 Mahlzähne sich anschliessen, er bekömmt eine grössere Nebenfalte *(une oreille)*, die ihn 0,017 breit werden lässt.

Die Mahlzähne sind dadurch so merkwürdig, dass die 3 vorderen Zähne eine ganz andere Bildung haben, als die 3 hintern; beide Bildungen werden durch den vierten Zahn vermittelt. Die 3 ersten oberen sind zweiwurzelig, ihre Kronen nehmen von 1—3 merklich zu, wesshalb diese 3 schwer aus einander geschieden werden können, zwischen innen und aussen liegt ein ziemlich tiefer Graben, auf dem innern Rande erhebt sich hinten eine Zize, auf dem verticalen Vorderrand ist sie nur wenig ausgesprochen. Diese Zähne messen von 0,015—0,020, den vierten oberen habe ich nicht gefunden. Nach Blainville ist er weniger breit, schief dreieckig und dreiwurzelig. Auf dem Innenrande erhebt sich ein grosser Hügel. — Dagegen besitze ich mehrere Exemplare der hinteren Backenzähne mit ihren 5 Hügeln, von denen 3 nach innen kommen und 2 das äussere Schmelzblech bilden, sie nehmen ebenfalls von 5—7 an Grösse zu, haben 3 Wurzeln und zeigen an der Kaufläche ein doppeltes W. Der letzte Zahn hat hinten noch einen Höcker *(crochet)*. Grösste Breite der Zähne von 0,020—0,027. Von den untern Mahlzähnen konnte ich nur die vorderen erhalten, welche dem Eckzahn noch immer ähnlich, aber zweiwurzelig sind und vorne wie hinten Falten bekommen. Dadurch erhalten sie eine dreikammerige Gestalt, die Kauflächen bilden nirgends mehr Halbmonde, wie bei Palaeotherium, sondern eckige unregelmässige Formen. Die hintere Falte bildet noch dazu eine kleine Zize, die dem vierten Zahn bei der Ankauung ein ganz besonderes verschlungenes Bild verleiht. Diesen letztern Zahn besitze ich in einer Breite von 0,024. Jäger hat pl. 71,6 das Bruchstück

„Aber," könnte man einwenden, „wenn die Sklaven, wie aus obigen Tabellen hervorgeht, nicht nur länger leben, als ihre freien Brüder, sondern selbst länger als die Weißen, so muß endlich ein Zeitpunkt eintreten, wo ihre Macht den Pflanzern gefährlich werden muß." Hierauf läßt sich erwidern: daß dieser Fall allerdings eintreten müßte, wenn ihm nicht ein neues Princip entgegen träte, welches nicht nur der Sklaverei engere Grenzen setzt, sondern in seinen endlichen Wirkungen dieselbe vernichten muß. Dieses Princip, auf welches schon oben, wo von dem Baumwollen- und Tabaksbau die Rede war, hingedeutet wurde, ist die nothwendig über kurz oder lang eintretende Verminderung des Werthes der Sklaven. Der Werth eines Schwarzen nämlich ist der Unterschied zwischen den Kosten seiner Auferziehung und seines Unterhalts und dem Lohn oder Werth seiner Arbeit. In Kolonien und jungen Ländern, wo die Arbeit theuer ist, steht der Werth derselben zu den Kosten der Neger in einem vortheilhaften Verhältnisse; mit der größeren Bevölkerung und der mit ihr Hand in Hand gehenden größeren Industrie nimmt jedoch dieses Verhältniß nach und nach ab, bis es sich endlich gänzlich umkehrt. In Irland z. B. könnte jetzt Niemand Sklaven halten, weil ihr Unterhalt mehr kostete, als ihre Arbeit werth wäre. Wenn aber dieser Zustand einmal eingetreten ist, folgt die Emancipation von selbst; das heißt: es nehmen die Kapitalien eine andere Richtung, und die unnütz oder werthlos gewordenen Sklaven werden, wie dies im Staate Delaware geschah, und jetzt schon theilweise in Kentucky geschieht, nach und nach von ihren Eigenthümern freigelassen. Erst wenn die Emancipation faktisch erfolgt ist, kann man diese von den Pflanzern gesetzlich erwarten. Dies beweist die Geschichte der Negeremancipation in allen Staaten der Union. — Wie weit aber dieser Zeitpunkt noch entfernt ist, und welche Folgen sein Eintritt endlich nach sich ziehen muß, wollen wir nach dem Vorausgeschickten dem Urtheil unserer Leser überlassen.

VII.

eines Kiefers von Eggingen abgebildet, die 4 Zähne dem ersten dritten, vierten, fünften von *Anopl. commune* zugetheilt und als caracteristisch für diese Art die scharfen Ecken der Halbcylinder angegeben. Die gleichartige Beschaffenheit der Zähne und die schönen Halbmonde sprechen dagegen für Palaeotherium, zumal da der vierte und fünfte Zahn bei Anoploth. sich so unähnlich werden, (cf. Cuvier 93. 2. c. d), dass man sie kaum für Zähne Einer Kieferreihe halten sollte, während auf Jägers Zeichnung beide Zähne sich so ähnlich sind, wie man es nur bei Palaeotherium findet. Jene scharfen Ecken finden sich gerade auch an Palaeoth. wie Taf. VI. Fig. 23. deutlich zeigt. Von Knochen habe ich einen *astragalus* mit doppelter Rolle, der 0,043 lang und 0,030 breit ist und ohne Zweifel hieher gehört, einen ersten Phalangen von 0,045 Länge und 0,028 Breite, einen zweiten von 0,030 Länge und 0,022 Breite. Einige Hand- und Fusswurzelknochen dieser Art, die ich besitze, verstehe ich noch nicht unterzubringen.

Anoplotherium leporinum Cuvier *(Dichobune)*, cf. Taf. VI. Fig. 38.

deren Zähnchen meist noch im Kiefer steckend so ausgezeichnet erhalten sind. Von Cuvier wurden pl. 89, 90, 93 Bruchstücke des Unterkiefers gezeichnet, aber so schlecht, dass man aus ihnen weiter nichts als die Zahl der Zähne ersieht. Die oberen Zähne hat Blainville gezeichnet. Zahl, Form und Beschaffenheit ist ganz die der grösseren Art, der Unterschied der vorderen und hinteren Backenzähne ist wiederum sehr auffallend. Fig. a zeigt die 3 letzten Backenzähne des Oberkiefers. Bei *Anopl. commune* ist die Leiste, welche die Aussenplatte in 2 Hügel theilt, bereits sehr stark markirt, bei *A. leporium* wird sie zu einem selbstständigen Hügel, so dass deren sechse an jedem der Zähne hervortreten. Von 5—7 nehmen sie an Grösse zu. Von vorne nach hinten messen sie 5 = 0,007, 6 = 0,0075, 7 = 0,008 von aussen nach innen 5 = 0,007, 6 = 0,009, 7 = 0,010. Die vorderen Backenzähne sind 2wurzelig und 3kammerig, der dritte misst von vorne nach hinten 0,011, von innen nach aussen 0,004. — Die Zähne des Unterkiefers sind Fig. b—e gezeichnet, b und c. stellen die 3 hinteren Backenzähne dar. Sie

sind 4hügelig, der letzte 5hügelig und 3wurzelig, die Wurzelstellung der andern zeigt Fig. c; an der Krone brachte man noch nach vorne einen kleinen Loben-Ansatz, welcher wiederum den Uebergang zum vierten Zahn ermittelt. Dieser vierte Zahn (Fig. d) ist abermal 5hügelig, hat aber den fünften Hügel vorne stehen und ist so der umgekehrte siebente Zahn; findet man diese Zähnchen einzeln, so kann man sie nur an den Wurzeln erkennen, denn der Principae ist 2wurzelig, der letzte 3wurzelig. Neben dem vierten Punkt noch der dritte in dem Kiefer d, er ist 3hügelig und 3wurzelig, die Hügel sehr spitzig und werden darum (Fig. e) bald abgerieben, ebenso 3spitzig ist der zweite Backenzahn, der hier noch stärker abgekaut ist. Der erste war, nach den Alveolen zu urtheilen, ebenfalls 2wurzelig und 3spitzig. Die Stücke d und e zeigen nun bereits die Symphyse, die in der Gegend des zweiten Backenzahns anfängt, es bleibt nun gar wenig Raum mehr übrig für die Eck- und Schneidezähne, zudem messen die Zähne bereits einen Raum von 0,057. Ich glaube kaum, dass die 2 Zähnchen (Fig. 39) hieher gehören, obgleich Blainville an dem Oberkiefer dieses Thieres sehr scharf hervorspringende Eckzähne abbildet, ich schreibe sie vielmehr einem kleinen Raubthier zu, dessen auch Cuvier vom Montmartre erwähnt. Die Knochen dieses Thieres sind wegen ihrer Kleinheit leicht zu finden und stimmen vollkommen zu Cuviers Tafeln. Der Astragalus ist 0,018 lang und 0,009 breit über der Dolle. Der erste Phalange 0,012 lang und 0,007 breit. Das Ende eines Schulterblatts ist sehr schlank und misst auf der Fläche zum Humerus 0,010. Kleine Fusswurzelknöchelchen gleichen denen des Hasen.

Anoplotherium murinum, Cuvier, (Taf. VI, Fig. 41) war noch kleiner, Meerschwein ähnlich, die Zähnchen sind tiefer geschnitten, die Hügel spitziger. Der abgezeichnete fünfte Backenzahn des linken Unterkiefers zeigt den Unterschied von *leporinum*. (38 c.)

Zähne von weiteren Arten habe ich bis jetzt noch nicht erhalten, dagegen einige Astragalus und Phalangen, welche zu gross sind für *leporinum* und viel zu klein für *commune*, jene von 1,025

Länge und 0,015 Breite, diese von 0,027 Länge und 0,012 Breite, welche auf ein Millimeter mit Cuvier pl. 96,3 und 105,11—19 harmoniren und von ihm dem *Anopl. gracile* zugetheilt sind. Somit wären es sämmtliche Arten Cuviers, denn die 2 weiteren, die er in der zweiten Ausgabe aufstellt, *secundarium* und *obliquum* haben fast alle späteren Autoren fallen lassen.

Es bleibt nur noch Weniges aufzuzählen übrig. Einige kleine Backenzähne des Oberkiefers haben die grösste Aehnlichkeit mit

Dichodon cuspidatus. Owen, *Contributions* T. 2, 2, London 1848.

Taf. VI, Fig. 40. ist deren einer gezeichnet. Sie sind 3wurzelig, 2 aussen, Eine breite 2kammerige innen, welche wie bei Anoplotherium bedeutend auseinander streben. Die Krone besteht aus 4 isolirten Hügeln, deren sanfter Abhang nach innen schaut, während ihr Steilabfall nach aussen gerichtet ist. Die äusseren sind höher und breiter als die inneren. Diese kleinen Thiere scheinen — nach ihren Backenzähnen zu urtheilen — zwischen Palaeomeryx und Anoplotherium die Mitte zu halten, zwischen Dickhäuter und Wiederkäuer. Owen's Exemplar ist zwar um ein wenig grösser, sonst aber stimmt die Form der Zähnchen ganz.

Mit diesen zahlreichen Pachydermen lebten nur 2 Raubthiere, ein grosses und ein kleines, aber so sparsam, dass auf etwa 500 Zähne von Dickhäutern 1 Fleischfresser kommt. Dieses Verhältniss musste auch wirklich statt finden, anders kann man sich die ungeheure Vermehrung der Thiere nicht denken, sie lebten von Feinden unangefochten auf den Höhen unserer Alb an den Ufern der Binnen-Seen, welche auf den nunmehr wasserlosen Feldern eine reiche Flora erzeugt hatten.

Das grosse Raubthier ist dasselbe, das Cuvier als *Canis parisiensis* vom Montmartre bestimmt hat. Zwei Reisszähne und ein Fleischzahn sind ganz von der Grösse des Pariser Exemplars pl. 150. Die Krone des Fleischzahns ist 0,015 breit und 0,030 hoch, die des Reisszahns 0,020 breit und 0,030 hoch. Vom kleinen Raubthier besitze ich einen letzten Backenzahn der rechten Oberkieferhälfte, er ist um ein Drittheil kleiner als der von Jäger abgebildete Zahn des *Amphicyon* (LXX, 22, 23), vielleicht sind es die 2 Arten *Amphicyon intermedius* H. v. M.

und *Amphicyon minor*. Bl. Möglicherweise gehört hieher auch der Schneide- und Eckzahn, der Taf. VI. Fig. 39, abgebildet ist.

Häufiger als die Reste von Raubthieren, aber seltener, als die der Dickhäuter sind die Reste von Schildkröten. Abermals trifft man eine grössere und eine kleinere Art dieser Emydiden an, wie die Knochen und Schilder deutlich zeigen. Bei der grösseren Art haben die Nähte des Schildpattes tiefe Furchen auf den Knochenplatten hinterlassen, diese selbst sind dagegen weniger stark. Ausserordentlich feine Knochenzeichnungen zieren die Oberfläche dieser Platten. Eine Randplatte besitze ich, welche 0,040 breit ist, was auf eine beträchtlichere Grösse hinweist, als es bei *Palaeochelis bussensis* H. v. M. der Fall ist. Das *os coracoideum*, das wohl dieser Art gehört, misst in der Dicke 0,017 am oberen Ende, wo es an das Schulterblatt stösst.

Von der kleineren Art fand ich ein grosses Stück des Schildes, er ist sehr stark und misst 0,010—015 in der Dicke, die Randplatte ist etwa in der Mitte des Thiers 0,022 breit und somit hierin der Schildkröte vom Bussen an Grösse gleich. Die Wölbung ist sehr unbedeutend, die Nähte des Schildpattes weniger stark. Die schönen Zeichnungen sind ebenfalls weniger sichtbar. Eine *clavicula* misst 0,006 in der Breite. — Diese Stücke zu bestimmen, überlasse ich einem Geübteren, als ich bin.

Schliesslich haben mir Knochen von Vögeln grosse Freude gemacht, in welchen ich ohne Schwierigkeit Arten erkannt habe, wie sie Cuvier von Paris abbildet. Es soll noch Alles in den Fronstetter Gruben vorkommen, was nur irgendwie charakterisisch ist für den tertiären Gyps von Paris! Das Unterende eines Femur und ein erster Phalange, entsprechen ganz der dritten Art Cuviers, pl. 155, und gehörten wohl einem Bussard ähnlichen Vogel an. Ein anderes Stück, ein Schulterblatt, stimmt mit pl. 154,12, und welches hienach einen Cormoran oder Seeraben verriethe. Ein weiteres Stück, ebenfalls ein Schulterblatt, ist etwa dreimal grösser als das eben genannte. Aus einem solch vereinzelten Knochen aber eine Art zu bestimmen, getraue ich mir nicht.

Hiemit habe ich die bisherigen tertiären Erfunde zu Fronstetten aufgezählt. Dass auch mit diesen Resten ältere juras-

sische Zähne sich finden, wird Niemand wundern, wer weiss, wie gewöhnlich diess in den Bohnerzen vorkommt. Und so ist es denn auch hier keine Seltenheit, mit den Palaeotherien Zähne von *Megalosaurus*, *Notidanus Munsteri Ag Oxyrhina macer Qu* mit Apiocriniten-Stilen, Cidariten-Stacheln, *Terebr. inconstans*, *pectunculoides*, *Ostrea hastata*, Belemniten u. A. zusammenzufinden, welche vom Wasser aus den umliegenden Felsen des weissen Jura hiehergeführt und hier in ein jüngeres Lager gebettet wurden. Man sieht es diesen jurassischen Sachen auch wohl an, dass Veränderungen mit ihnen vorgegangen, denn sie sind oft ganz abgerollt, verwittert und zerbrochen. Ueber Einem Zahn nur bin ich im Unklaren, ob er einem jurassischen Saurier oder einem tertiären Crocodil angehört. Er gleicht viel dem *Teleosaurus Portlandi* nur weniger spitz, er ist 0,010 lang, stumpfconisch, an der Basis rund, 0,005 breit und mit feinen, an der Spitze zusammenlaufenden Schmelz-Streifen geziert. Möglicherweise kann dieser Zahn tertiär sein und wäre neben den Schildkröten noch ein Crocodil ein weiterer Zeuge jener Epoche gewesen.

Von jüngeren Thieren ist dagegen keine Spur. Namentlich keine Spur von den sonst in den Erzgruben so gewöhnlichen Mastodon, Rhinoceros, Dinotherium u. A. Unsere Gruben waren eine zu der Zeit dieser Thiere schon geschlossene Bildung, welche scharf getrennt werden muss von den jüngeren Bohnerzen. Gilt je der Grundsatz in der Geognosie, auf Grund der fossilen Reste organischer Wesen Schichten aus einander zu halten, so muss er in der Tertiär-Welt in Anwendung kommen, welche, weit mehr als alle früheren Epochen, durch climatische Verhältnisse modificirt, nur in localen Bildungen auftritt, in welchen der gleichartigen Thiere weniger und der verschiedenartigen immer mehr geworden sind. Um so ruhiger darf man dann aber Bildungen, welche wirklich gleiche Thiere mit sich führen, als gleichzeitig neben einander stellen. Wahrhaft betrübend ist es daher, von einem so gelehrten Zoologen, wie Blainville war, hören zu müssen, Palaeotherium sei ein Thier, das an keine bestimmte Formation gebunden sei und sich finde von Tertiär bis zum Diluvium. — Wie ist es so möglich, Klarheit in das ohne

diess schwer zu trennende Tertiär zu bringen? Palaeotherium ist vielmehr wie kein anderes Thier geeignet, einen geognostischen Horizont zu bilden: es ist der Representant der ersten tertiären Säugethier-Zone. Wo solche erfreuliche Resultate sich zeigen, wie in der Parallele zwischen dem Gyps von Paris und unseren Gruben, da muss jeder Zweifel verstummen. Ist es ja nicht der vereinzelte Fund dieses oder jenes gleichen Thieres, was eine Formation neben die andere stellt, sondern das Gesammt-Auftreten sonst zusammen vorkommender Thiere. Dass die gleichen Arten von Palaeotherium, Anoplotherium, Amphicyon, Schildkröten und Vögeln im Montmartre, wie auf den Höhen unserer Alb mit einander sich finden, macht sie unwidersprechlich zu gleichzeitigen Bildungen. Und kein Geognost wird daran sich stossen, dass die einen im Gyps, die andern im Erz lagern, jene in 300′ mächtigen Gypsmassen sich finden, diese in einer Bank von $1\frac{1}{2}$—2 Fuss: jene wie diese sind Landwasserbildungen. Constant Prevost hat gezeigt, wie die tertiären Gypse die Delta's von Flüssen wären, die von den Höhen um das Pariser Becken herab in dessen Wasser sich ergossen, und Jeder kann sich durch einen Blick auf die geognostische Karte von Paris überzeugen, wie in den Winkeln zwischen den Zusammenflüssen von Marne und Seine, von Marne und Oise und Eure und Seine die Gypse sich entwickelt haben. An den Ufern der genannten Flüsse lebten die Thiere, und wurde ein Theil derselben, welche das Wasser erfasste, dem Seebecken zugeführt und in den *hautes masses* des Gypses erhalten. Auf ähnliche Weise, nur ohne den Reichthum des versteinernden Materials, das auf den Kalken der Alb fehlte, bildeten Quellen, Säuerlinge, deren Grund nicht schwer in dem Eisengehalt unserer grossartigen Kalkbildungen gesucht werden kann, die Bohnerze. Diese Quellen speisten Seen, deren Becken an so vielen Orten unserer jetzt freilich wasserarmen Alb wieder gefunden wird. An ihren Ufern hielten sich die Dickhäuter in Herden auf und die Schildkröten und Wasservögel. Nach ihrem Tod, der mit keiner geologischen Erscheinung zusammenfällt, führte Regenwasser und Bäche Reste von ihnen dem See zu, die zum Theil von den spülenden Wassern abgerieben und

gerollt, zum Theil in aller Frische von dem Schlamm zugedeckt wurden. In kleinen Buchten und Winkeln des Sees, vielleicht eben da, wo ein stärkerer Bach einmündete, wurden besonders viele Reste angesammelt: wie man ja zu jeder Zeit am Bodensee oder am Meeresufer ähnliche Erscheinungen sieht, wo man Stellenweise keinen Schritt thun kann, ohne auf Schalen von Mollusken und vom Land hergeführte Gegenstände zu treten. Das Fehlen von Süsswasser-Mollusken wird endlich natürlich erklärt durch den Eisengehalt der Quellen. Diese Quellen und Seebildungen dauerten auch nachmals noch fort, als die Zeit der Palaeotherien längst vorbei war und die neuere Zeit der Mastodonten und Rhinoceros begann, welche auf dieselbe Art später in den Erzen erhalten wurden. Ich zweifle gar nicht daran, dass man bald auch auf Gruben stösst, wo in den oberen Schichten Mastodon, Rhinoceros und Hippotherium sich finden, und darunter als älter die Palaeotherien liegen. Sind ja doch oben auf dem Hardt, ganz in der Nähe von Fronstetten, Dinotheriumlager gefunden worden und ist das berühmte Heudorf bei Mösskirch kaum 3 Stunden entfernt, das für die zweite tertiäre Säugethier-Zone so charakteristisch ist, als Fronstetten für die erste. Aechte Palaeotherien sind dort nirgends zu finden, denn *Pal. aurelianense* ist *Anchitherium* H. v. M. und findet sich nirgends mit dem älteren *medium, latum, minus* etc. Für die zweite Zone gälte als charakteristisch neben dem Thier von Orleans das Hippotherium (siehe Quenstedt über Hippotherium, J. H. 1850, pag. 165), *Dorcatherium Naui*, Kaupp, *Palaeomeryx Scheuchzeri*, H. v. M., *Rhinoceros incisivus*, Cuvier, *Mastodon angustidens*, Cuv., *Tapirus priscus*, Jäger, *Dinotherium giganteum*, Cuv., *Hyotherium medium*, H. v. M., *Pachyodon mirabilis*, H. v. M., und die Nager von Salmendingen, Qu. In den Altstädter Gruben bei Heudorf haben sich neben solchen Resten auch noch Süsswasser-Conchylien in einer Bank angehäuft, *Paludina, Unio* und Fischzähne, was auf einen Zusammenhang der eisenhaltigen Wasser mit einem Süsswassersee hinweist. Für die dritte tertiäre Säugethier-Zone war endlich charakteristisch der Mammuth *Elefas primigenius, C. Mastodon longirostris*, Kaupp, *Rhinoceros tichorhinus C. Cer-*

rus. Ursus. Felis. Equus. Sus. Bos. Canis und Anderes. Sehr oft kommen in den Gruben dieser jüngsten Bohnerze auch noch Stücke aus älteren Zeiten von Mastodon- und Hippotherium-Zähnen vor, aber wie bekannt, im erbärmlichsten Zustand, zersplittert, abgerollt und glattgeschliffen, kaum noch an der Substanz kenntlich, und sind eben dadurch Zeugen einer secundären Ablagerung. So war gleichzeitig mit Bildungen des sonst so genannten Pariser Tertiärs — Montmartre, Chaumont, Pantin — und mittelrheinischen — Eppelsheim, Mainz, Weisenau, Kreuznach — (cf. Friedrich Volz, Uebersicht der geol. Verf. des Grossherzogth. Hessen) und des Diluviums auf den Höhen der Alb die Natur geschäftig in den Erzlagern die Reste derselben Thiere zu erhalten, welche sonst wo in Gypsen, Sanden oder Kalken aufbewahrt worden sind.

Eine Frage anderer, aber viel schwierigerer Art wäre nun: Welche Meeresfaunen entsprechen der Palaeotherium-Zone, welche der Hippotherium-, welche der Mammuth-Zone? Ist nicht vielleicht eben das Vorkommen der Pariser Palaeotherien auf unserer Alb ein Beweis für ein jüngeres Alter des Pariser Gypses? und wo reihen sich die Sandsteinbildungen Oberschwabens ein? Ich wage noch nicht zu antworten. Ob es gleich auch bei uns nicht an zahlreichen Anknüpfungspunkten von ächten Meeresbildungen der Tertiär-Zeit fehlt, so fehlt es doch der Zeit an genaueren Untersuchungen, um eine dieser Fragen zu entscheiden.

Erklärung der Tafel VI.

Fig. 1. *Palaeotherium medium* C. von Fronstetten. a Die rechte Hälfte des *os intermaxillare* mit den Zahnhöhlen der 3 Schneidezähne, b, c, d.

Fig. 2. ditto, erster Schneidezahn, rechts oben, von innen gesehen, um den Steg (s) zu zeigen.

Fig. 3. ditto, dritter Schneidezahn, rechts oben, von hinten gesehen, um die seitliche Ankauung (e) vom untern Eckzahn zu zeigen.

Fig. 4. ditto, Vorder-Ende des Unterkiefers mit den Zahnhöhlen der 4 Schneidezähne, a untere, b obere Fläche, an cc die Eindrücke des starkwurzligen Eckzahns sichtbar.

Fig. 5. ditto, erster Schneidezahn, rechts unten, von aussen gesehen.

Fig. 6. ditto, zweiter Schneidezahn, links unten.

Fig. 7. ditto, zweiter Schneidezahn, rechts unten, zeigt die doppelte Ankauung der Schneide, an c vom zweiten, an d vom dritten oberen Schneidezahn.

Fig. 8. ditto, erster Schneidezahn, links unten, von innen gesehen.

Fig. 9. ditto, oberer linker Eckzahn, von innen gesehen, bei k der Anfang der Krone.

Fig. 10. ditto, oberer linker Eckzahn, von aussen, weniger abgenutzt.
Fig. 11. ditto, unterer rechter Eckzahn, von aussen.
Fig. 12. ditto, unterer linker Eckzahn, von innen, zeigt die doppelte Ankauung, e vom obern Eckzahn, s vom dritten Schneidezahn.
Fig. 13. ditto, linkes oberes Kieferstück, zeigt den Eindruck des Eckzahns, die Zahnlücke und die 3 vorderen Backenzähne.
Fig. 14. ditto, erster Mahlzahn, links unten.
Fig. 15. ditto, zweiter Mahlzahn, links unten.
Fig. 16. *Palaeotherium minus* C. Vorder-Ende des Unterkiefers mit dem linken Eckzahn und den Zahnhöhlen der 4 Schneidezähne und des rechten Eckzahns. Das Original besitzt die Tübinger Sammlung.
Fig. 17. *Palaeotherium medium* C., erster Mahlzahn, links oben.
Fig. 18. ditto, zweiter Mahlzahn, links oben, noch unbenutzt.
Fig. 19. ditto, vierter Mahlzahn, rechts oben, stark benutzt.
Fig. 20. ditto, sechster Mahlzahn, links oben, f Nebenfalte des hinteren Hügels den sechsten Zahn bezeichnend.
Fig. 21. ditto, siebenter Mahlzahn, rechts oben, gehört zu Fig. 24.
Fig. 22. ditto, vierter Mahlzahn, links unten, stark abgenutzt.
Fig. 23. ditto, sechster Mahlzahn, links unten, kaum gebraucht.
Fig. 24. ditto, siebenter Mahlzahn, rechts unten, gehört zu Fig. 21.
Fig. 25. ditto, linkes unteres Kieferstück, e Zahnhöhle des Eckzahns, z Zahnlücke, 1. Zahnhöhle des ersten einwürzligen, 2. des zweiten zweiwürzligen Mahlzahns, n Oeffnung für die Nervenröhre.
Fig. 26. *Palaeotherium latum* C., erster Mahlzahn, rechts oben.
Fig. 27. ditto, zweiter Mahlzahn, links oben.
Fig. 28. ditto, dritter Mahlzahn, links oben.
Fig. 29. ditto, vierter Mahlzahn, rechts oben.
Fig. 30. ditto, unterer linker Eckzahn, von innen.
Fig. 31. ditto, erster Schneidezahn, rechts unten, von aussen, a zeigt den Halskragen oder die Basalwulst.
Fig. 32. ditto, erster Schneidezahn, links oben.
Fig. 33. ditto, dritter Schneidezahn, links oben, e zeigt die Ankauung vom Eckzahn.
Fig. 34. ditto, zweiter Schneidezahn, links unten.
Fig. 35. ditto, erster Mahlzahn, rechts unten.
Fig. 36. ditto, zweiter Mahlzahn, rechts unten, zeigt die grössere Breite des vordern Hügels.
Fig. 37. ditto, linkes Unterkieferstück mit dem dritten und vierten Mahlzahn und den Zahnhöhlen des ersten und zweiten.
Fig. 38. *Anoplotherium leporinum* C. a die 3 hinteren Mahlzähne des linken Oberkiefers (Tübinger Sammlung), b unteres rechtes Kieferstück mit den 2 letzten Mahlzähnen, c fünfter Mahlzahn rechts unten, d unteres linkes Kieferstück mit dem vierten und dritten Mahlzahn, e rechtes Unterkieferstück mit dem dritten und zweiten Mahlzahn und der Zahnhöhle des ersten.
Fig. 39. Schneide- und Eckzahn des kleinen Raubthiers, pag. 244.
Fig. 40. *Dichodon cuspidatus* Owen. Fünfter Mahlzahn rechts oben.
Fig. 41. *Anoplotherium murinum* C. Fünfter Mahlzahn rechts unten.

Erklärung der Tafel VII.

Fig. 1. *Palaeotherium hippoides*, Lartet, erster Schneidezahn, rechts oben.
Fig. 2. ditto, zweiter Schneidezahn, rechts oben.

Fig. 3. ditto, dritter Schneidezahn, rechts oben.

Fig. 4. ditto, oberer rechter Eckzahn, stark angekaut.

Fig. 5. ditto, oberer linker Eckzahn, von innen, nicht angekaut.

Fig. 6. ditto, erster Mahlzahn, links oben, a von unten gesehen zeigt die kleine Zize, b von innen gesehen.

Fig. 7. ditto, linkes Oberkieferstück mit dem 2ten, 3ten und 4ten Mahlzahn, von unten gesehen.

Fig. 8. ditto, linken Oberkieferstück mit dem 4ten, 5ten und 6ten Mahlzahn, von unten gesehen, wenig angekaut, zeigt die Bekleidung mit Cäment-Substanz besonders schön.

Fig. 9. ditto, linkes Oberkieferstück mit dem 5ten und 6ten Mahlzahn von unten gesehen, stark angekaut, c ist Cäment-, k Knochen-, e Schmelz-Substanz.

Fig. 10. ditto, zweiter Mahlzahn, rechts oben, unbenutzt, zeigt das Anschwellen der inneren Zize.

Fig. 11. ditto, fünfter, vorletzter Mahlzahn, links oben, von aussen gesehen.

Fig. 12. ditto, sechster, letzter Mahlzahn, rechts oben, von aussen gesehen.

Fig. 13 und 15. ditto, erster Schneidezahn, links unten, von aussen und der Seite gesehen.

Fig. 14. ditto, zweiter Schneidezahn, links unten, b zeigt die Krümmung dieser Zähne.

Fig. 16—18. ditto, untere Eckzähne, 16, 18 rechts, 17 links.

Fig. 19. ditto, rechter Unterkiefer mit dem 3ten, 4ten, 5ten und 6ten Mahlzahn und den Zahnhöhlen des 1ten, 2ten, von aussen gesehen.

Fig. 20. ditto, rechter Unterkiefer mit dem Eckzahn und 3ten, 4ten, 5ten und zerbrochenen 6ten Mahlzahn von innen gesehen, aa Zahnhöhle des 2würzligen ersten, bb des zweiten Mahlzahns, der sechste zerbrochene ist noch nicht ausgewachsen. Das Individuum jünger und kleiner, als Fig. 19.

Fig. 21. ditto, letzter dreicylindriger Mahlzahn, rechts unten, das Cäment abgesprengt.

Fig. 22. ditto, vorletzter, fünfter Mahlzahn, rechts unten, zeigt den kleinen Nebenloben l.

Fig. 23, ditto, zweiter Mahlzahn, links unten, von aussen und von innen gesehen, innen das Anschwellen der Zize sichtbar.

Fig. 24. ditto, erster Mahlzahn, links unten, von aussen und innen gesehen.

Fig. 25. *Palaeotherium minus* C., linken Unterkieferstück mit dem 4ten, 5ten und 6ten Mahlzahn von innen gesehen.

Fig. 26. ditto, linken Unterkieferstück mit dem 2ten, 3ten und 4ten Mahlzahn und der Zahnhöhle des ersten, a von oben, b von innen gesehen, stark abgenutzt.

Fig. 27. ditto, Vorder-Ende des Unterkiefers mit dem linken Eckzahn und der Zahnlücke.

Fig. 28. ditto, grösserer Theil des Schädels, bb Scheitelbein, f Stirnbein, n Nasenbein, k Keilbein, t Schläfenbein, p *pars petrosa* mit der Gelenkfläche für den *condylus* des Unterkiefers.

Fig. 29. ditto, die drei oberen Schneidezähne, a der erste, b der zweite, c der dritte.

Fig. 30. ditto, erster Schneidezahn, links unten, zeigt die verschieden gefärbten Wachsthum-Ringe der Wurzel.

Welche Früchte

hat bisher die deutsche

gewerbwissenschaftliche Literatur

getragen?

Indem wir die Beantwortung dieser Frage auf wenigen Blättern versuchen, schwebt uns dabei eine zweifache Bedeutung derselben vor. Unsere Absicht ist nämlich zuerst: die Produkte der genannten Literatur in einem gedrängten Ueberblicke zu betrachten, und dann: über deren erfahrungsmäßigen Einfluß auf die Beförderung des Gewerbsbetriebes und der Gewerbskenntniß zu sprechen. In der ersten dieser beiden Beziehungen soll nicht sowohl eine Kritik einzelner Schriften gegeben werden (womit wir unsern Lesern auch wohl keinen angemessenen Dienst leisten würden), als vielmehr eine Klassifikation und Beurtheilung der verschiedenen, zu Tage getretenen Tendenzen, wir möchten fast sagen Manieren, der Schriftsteller, und wenn hierbei die Reihenführer mehr als ihre Nachtreter, die Vielschreibenden mehr als die minder Produktiven ins Auge gefaßt werden: so lasse sich dies, glauben wir, durch die Natur der Aufgabe rechtfertigen, oder, wo nöthig, entschuldigen.

Die gewerbwissenschaftliche Literatur, welche, angeregt durch das Hinstreben der Zeit nach materiellen Zielpunkten, in den letzten Jahrzehnten einen Rang sich erworben hat, ist — in Deutschland wie überhaupt — eine ziemlich neue Schöpfung. Vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie nur einzelne, in keiner als

5. *Flora oeningensis fossilis*, Nachtrag.

Von Civil-Ingenieur Dr. A. E. Bruckmann.

In meiner Abhandlung über die fossile Flora Oeningen's und die Eigenthümlichkeiten der dortigen weltberühmten Steinbrüche (Jahresheft 1850. S. 215 — 240) habe ich sämmtliche Pflanzen aufgeführt, welche bis zu Anfange des Jahres 1850 entdeckt waren, mehrere Namen bezogen sich indessen auf provisorische Bestimmungen des Herrn Professors Alex. Braun, und es scheint mir am Platze, auf dessen neueste Berichtigungen *) hier aufmerksam zu machen:

S. 225. *Erineum protogaeum, A. Br.* = *Erineum* (*Phyllerium?*) *Friesi et Kunzei, A. Br.*

S. 225. *Sclerotium populinum protogaeum, A. Br.* = *Sphaeria populi transversae, A. Br.*

S. 226. *Hysterium decipiens, A. Br.* sitzt auf Stielen von *Pteris oeningensis? Unger.*

S. 226. *Phoma?* = *Phacidium populi ovalis, A. Br.*

S. 226. † *Sphaeria?* = *Sph.* (*Dothidea?*) *populi ovalis, A. Br.*

S. 226. *Hypnum oeningense, A. Br.* = *Muscites* (*Hypnum?*) *oeningensis, A. Br.*

S. 226. *Osmunda oeningensis, A. Br.* = *Osmunda? Kargi, A. Br.*

S. 226. *Goniopteris oeningensis, A. Br.* = *Polypodium* (*Goniopteris*) *oeningense, A. Br.*

S. 226. *Equisetum rude, A. Br.* = *Equisetum Brauni, Unger.*

S. 227. † *Abies?* = *? Abies Oceanines, Ung.*

S. 227. † *Taxodium distichum fossile, A. B.* und *Taxodium*, ähnlich *Tax. distichum fossile, A. Br.* = *Tax. Rosthorni, Ung.*

S. 227. *Juniperus?* = *Widdringtonia Ungeri, Endl.*

*) Enthalten in:

1) Fr. A. Walchner's Geognosie, 1850, zweite Auflage, S. 956 u. f. „Darstellung der geologischen Verhältnisse des Süsswasser-Mergels von Oeningen im badischen Seekreis und seiner fossilen Flora u. Fauna."

2) Uebersicht der Versteinerungen des Grossherzogthums Baden von Ernst Stitzenberger. Der medicinischen Facultät der Universität Freiburg zur Erlangung der Doktorwürde in der gesammten Heilkunde vorgelegt. Freiburg i. B. 1851. Verlag der Universitäts-Buchhandlung von Dieruffellner. S. 70—91.

S. 227—228. *Sparganium oeningense et latifolium, A. Br. = ? Sparganium acheronticum, Ung.*

S. 228. *Carex? = Cyperites spec.*

S. 228. *Scirpus? = Culmites (Scirpus?) tuberosus, A. Br.*

S. 228. *Holcus? = Poacites laevis, A. Br.*

— *Oryza? = Poacites exasperatus, A. Br.*

— *Triticum? = Poacites tortus, A. Br.*

— *Aira? = Poacites strictus, A. Br.*

— *Phragmites = Phragmites? oeningensis, A. Br.*

Hieher gehört auch *Donax oeningensis, A. Br.*

S. 228. *Alnus? = Alnus Kargi, A. Br.*

S. 228. *Corylus?* Blatt = *Ulmus tenuifolia, A. Br.*

S. 228. *Corylus?* Frucht = *glandes quercus.*

S. 229. *Quercus neriifolia, A. Br. = Quercus eloena et lignitum, Ung.?*

S. 229. *Salix myricoides, A. Br. = Myrsine salicoides, A. Br.*

S. 229. *Salix dentata, A. Br. = Salix Bruckmanni, A. Br.*

S. 229. *Populus ovalifolia, A. Br. = Pop. ovalis, A. Br.*

Hieher wahrscheinlich auch *Pop. integerrima, A. Br.* (S. 230.)

S. 230. *Populus truncata, A. Br. = Pop. latior var. truncata, A. Br.*

S. 230. *Populus Aeoli, A. Br. = Pop. oblonga, A. Br.*

S. 231. *Nyssa? = Ilex stenophylla, Ung.*

S. 231. *Erica? = Erica? Bruckmanni et nitidula, A. Br.*

S. 231. *Vaccinium?* 2 Spec. = *Vaccinium? attenuatum et Bruckmanni, A. Br.*

S. 232. *Diospyros lancifolia, A. Br. (= Diosp. longifolia, A. Br.)*

S. 232. *Labatia Scheuchzeri, A. Br. = Lucuma? Scheuchz. A. Br.*

S. 232. † *Apocynophyllum Seyfr., A. Br. = Querc. Seyfr. A. Br.*

S. 232. † *Apocynophyllum? lanceolatum, Ung. = Quercus lignitum var. integrifolia, A. Br.*

S. 232. *Cordia tiliaefolia, A. Br. = Dombeyopsis tiliaef. Ung.*

S. 232. *Clematis?* Frucht. = *Clematis? oeningensis, A. Br.*

S. 232. † *Cornus? = Cornus dubia, A. Br.*

S. 232. † *Hedera? = ? Hedera Kargi, A. Br.*

S. 232. *Karwinskia oeningensis, A. Br. = Karwinskia multinervis, A. Br.*

S. 233. *Celastrus minutulus, A. Br.* = *Cel.? minutulus, A. Br.*

S. 233. *Celastrus Bruckmanni, A. Br.* = *Cel.? Bruckm. A. Br.*

S. 233. *Celastrus crassifolius, A. Br.* = *Cel.? crassifol., A. Br.*

S. 233. *Celastrus cassinefolius, Ung.* bleibt; hat zwar Aehnlichkeit mit *Rhus Pyrrhae, Ung.*, jedoch sind die Zähne kleiner und spitzer.

S. 233. † *Rhus punctatum, A. Br.* = *Ulmus punctata, A. Br.*

S. 233. *Zanthoxylon juglandinum, A. Br.* = *Zanthoxylon? juglandinum, A. Br.*

S. 233. *Zanthoxylon salignum, A. Br.* Wohl zu *Sapindus falcifolius, A. Br.* zu stellen.

S. 233. *Juglans Bruckmanni, A. Br.* = *Jugl.? Bruckm. A. Br.*

S. 234. *Juglans undulata, A. Br.* = *Sapindus? undulatus, A. Br.*

S. 234. *Juglans Serra, A. Br.* = *Celtis? salicifolia, A. Br.*

S. 234. *Juglans falcifolia, A. Br.* = *Sapindus falcifolius, A. Br.*

S. 234. *Acer productum, A. Br.* (= *Acer protensum, A. Br.*)

S. 235. *Acer decipiens, A. Br.* Dazu gehört wahrscheinlich † *Acer pseudo-campestre, Ung.*

S. 236. † *Cytisus? oeningensis, A. Br.* = *Cyt. oening. A. Br.*

S. 236. † *Cytisus? Lavateri, A. Br.* = *Cytisus Lavateri, A. Br.*

— *Robinia latifolia, A. Br.* = *Robinia? latifolia, A. Br.*

— *Ceratonia emarginata, A. Br.* = *Cer.? emarg. A. Br.*

S. 236. *Caesalpinia emarginata, A. Br.* = *Caes.? emarg. A. Br.*

S. 236. *Caesalpinia major, A. Br.* = *Caesalpinia? major, A. Br.*

— *Gleditschia podocarpa, A. Br.* = *Podocarpium Knorrii, A. Br.*

So weit kann ich nach Massgabe der citirten Abhandlungen gehen, ohne meine eigene Sammlung bei der Hand zu haben, welche eingepackt ist. Aus Stitzenberger's Catalog geht überdies hervor, dass kürzlich noch einige weitere neue Oeninger Pflanzen entdeckt worden sind; ich selbst habe zuletzt nur noch *Daphnogene cinnamomifolia, Ung.* in Gesellschaft von *Ceanothus polymorphus, A. Br.* gefunden, jedoch nicht im Stinkkalke Oeningens, sondern im Sandsteine der Süsswassermolasse zu Wangen, welcher das Oeninger Gebiet unterteuft.

III. Kleinere Mittheilungen.

Ueber Wanderungen gewisser Eingeweidewürmer.

Unter diesem Titel gibt der 28ste Jahresbericht der schles. Gesellsch. f. vaterländ. Cultur eine interessante Mittheilung von Untersuchungen und Versuchen, welche Prof. Dr. v. Siebold mit Gordiaceen anstellte, aus denen hervorging, dass die in den Leibern der Insekten vorkommenden Filarien nichts Anderes, als die geschlechtslosen, jungen Individuen sind, welche sich, nachdem sie ihre Herbergen verlassen, in Wasser, Schlamm, feuchter Erde, ohne weitere Nahrung, zu den ausgewachsenen, geschlechtlich entwickelten Gordiaceen ausbilden, indem sich aus dem Fett, das sie aus ihrer Herberge mitbringen, die Sexualorgane in Kurzem ausbilden, die Fortpflanzung in dem neuen Medium vor sich geht und die aus den Eiern kommenden Embryone in diejenigen Insekten oder Larven sich einbohren, welche sie erreichen können. Versuche, die v. Siebold mit *Mermis albicans* und Raupen von *Tinea crassipunctella* anstellte, haben diess aufs evidenteste bewiesen.

Ich bin im Stande, eine Beobachtung zu liefern, welche zur Bestätigung dieser Thatsachen beitragen kann. Im Frühjahr und Sommer des feuchtwarmen Jahrgangs 1811, in welchem die Nacht über häufig warme Regen erschienen, die Tage aber sonnig und warm waren, fand ich in den Obstbaumraupen meines Gartens, den Ringelraupen, besonders aber den Goldafterraupinnern die *Filaria truncata* so häufig, dass unter 10 Exemplaren gewiss 9 damit behaftet waren. Die Filarien lagen stets spiralförmig aufgewickelt im Darmkanal, und konnten, wenn die Raupe vom Kopfe an ausgedrückt wurde, in dieser Umhüllung und Lage zu Tage gefördert werden, worauf sie sich sogleich langsam zu entrollen anfingen. Wenn es die Nacht über geregnet hatte, fanden sich Morgens auf der feuchten Erde ganze Knäuel ausgekrochener Filarien halb in die Erde eingebohrt, die bald vertrockneten, weil sie wegen ihrer Verwicklung nicht ganz eindringen konnten, unter der Erde aber fanden sich häufig einzelne Exemplare, die noch geraume Zeit nachher im Spätsommer lebten. Die Raupen hingen an solchen Morgen zahlreich als leere Bälge an den Baumstämmen. Gemeiniglich hatte eine Raupe nur eine sehr derbe Filaria von 4—6 Zoll Länge, häufig aber auch 2, 3, bei einer fand ich 7 von verschiedener Grösse, bei einer sogar 40 äusserst zarte, von ½ bis 1 Zoll Länge. Ich habe sie, nach diesen Zahlenabstufungen abgesondert, in Weingeist aufbehalten und der früheren Naturaliensammlung der landwirthschaftl. Centralstelle einverleibt, muss aber sehr bedauern, dass nunmehr, nachdem das Kabinet der Pflege des Vereins für vaterländische Naturkunde übergeben wurde, alle in

Ein Glas zusammengeschüttet worden sind, wodurch gerade das wissenschaftliche Interesse verloren ging und das Glas voll Würmer nur noch zur Schaustellung dient. — Unstreitig wirkte die Feuchtigkeit des Jahrgangs zur leichteren Entwicklung und Verbreitung der Filarien-Embryonen, sie konnten ohne Zweifel aus der Erde an den befeuchteten Baumstämmen leichter aufsteigen und diese Raupen, welche die Bäume freiwillig nie verlassen, in grosser Zahl erreichen. In späteren Jahrgängen traf ich die Filaria in diesen Raupen nur höchst selten. Dass die Filaria-Embryone klettern können, scheint aus dem Versuche v. Siebolds hervorzugehen, da er „Räupchen der Tinea, welche zuverlässig noch keine Parasiten hatten, in einem Uhrglas auf feuchte Erde legte, in welcher eine Menge von ihm erzogene Mermis-Embryone waren, worauf nach einigen Stunden viele der Räupchen 1, 2, auch 3 Mermis-Embryone in ihrer Leibeshöhle hatten. Uebrigens konnten auch manche Raupen durch die Winde bei den häufigen Gewitterregen des Jahrgangs 1811 abgeschüttelt und auf der Erde von den Embryonen erreicht werden, nur reicht diese Vermuthung nicht zu für Erklärung der so ausserordentlichen Häufigkeit der Filaria in den Raupen jenes Jahrgangs.

Plieninger.

Berichtigung betreffend den Text zu den geognostischen Durchschnitten. Heft 1 des VIII. Jahrg. S. 69 ff.

Durch die Abwesenheit des Verf. (Pf. Schwarz) vom Druckorte wurde es versehen, diejenigen Abänderungen der Zeichnungen durchzuführen, welche nöthig und zweckmässig schienen. — Wenn irgend möglich, werden in einem der nächsten Hefte solche Durchschnitte nachgetragen werden, welche den dort ausgesprochenen Ansichten zu näherer Erläuterung dienen.

Sch.

In der Zusammenstellung der *Flora oeningensis* Jahresheft 1850. S. 215 fg. sind folgende Stellen zu berichtigen:

Seite 216 Zeile 4 v. u. lies: Vorarlberg statt: dem Kalkstorche von Appenzell.
„ 219 „ 8, 9 v. o. fällt „zu Tage ansteht und" ganz weg.
„ 230 „ 20 v. u. lies: *Aeoli. A. Br.*, statt: *Eoli, Unger.*
„ 233 „ 17 v. o. l. *Duranta oeningensis. A. Br.*, st. *Duranta oeningensis, A. Br.*
„ 235 „ 15 v. o. l. *(Acer trifoliatum)*, st. *(Acer trifollatum.)*
„ 235 „ 3 v. u l. *Fam. Drupaceae*, st. *Fam. Donpaceae.*

Siebenundzwanzigster und achtundzwanzigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1851 und 1852.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

(Fortsetzung und Schluss von Jahrgang VII, 1851. 3s Heft.)

13) Besondere Erscheinungen und Ereignisse.

Wir geben eine Uebersicht derselben, soweit sie aus den öffentlichen Berichten, Zeitungen und wissenschaftlichen Journalen zu entnehmen waren.

a) Feuerkugeln, Meteorsteine, Sternschnuppen.

Nachtrag. Am 30. Nov. 1850 zu Sulkea bei Bissunpur, im bengalischen Bezirk Burdwan, unter heftigem Knall ein 3' langer 1' dicker Aërolith, der sich 4' tief in die Erde grub.

1851. Am 17. April nach 8h Abends schöne Feuerkugel zu Osnabrück, Herford, Soest, sie fiel mit nicht sehr schneller Bewegung im SO nieder unter Zurücklassung eines glänzenden Streifs; bei Gütersloh fiel ein Meteorstein (Pogg. Ann. 1851. No. 7. Seite 465.)

Am Abend des 20. Aprils sei in Ostindien (Bombay, Punah, Calapur u. a. O.) ein Fall von Meteoren (Sternschnuppen?) vorgekommen (Ausland No. 185.)

Den 30. Juli 8h Abends zu Hannover eine Feuerkugel von NNO—O mit Funkensprühen, grünem Licht und ohne Geräusch, zog sehr niedrig. Dieselbe wurde auch zu Göttingen, Klausthal u. a. O. gesehen. Zu Bienenbüttel bei Lüneburg sah man sie östlich und ziemlich hoch ziehen, sie zog einen Feuerstreif nach sich; zu Bederkesa sah man sie SSW—NNO ziehen, weissglänzend mit Schweif, der an seinem Ende Funken sprühte, sie löste sich beim Erlöschen in unzählige Leuchtkugeln auf; die Dauer sei ½ Minute gewesen.

Am 2. August 10½h Abends zu Ferrara eine glänzende Feuerkugel von SO—NW mit einem Feuerstreif.

Vom 9—10. Aug. Morgens 1h zu Syke (Hannover) bei klarem Himmel und Mondschein eine Feuerkugel von W—NNO mit lichtem Streif, der sich theilweise in gelbe, rothe und violette „Kugeln" auflöste.

Am 14. August 11½h Abends, 8 Stunden nach dem furchtbaren Erdbeben das Melfi zerstörte, erschien eine grosse Feuerkugel mit starkem

Funkenschweif von S—W, theilte sich in der Mitte ihrer Bahn in drei Stücke.

Am 23. August 8h 15' Abends eine Feuerkugel von N—S im Osnabrückschen, schien bei Versmold niederzufallen und zerstob in zahllose Funken.

Am 29. November Abends zu Kopenhagen eine Feuerkugel in SW-Richtung von blaurother Farbe und 1 Minute Dauer.

1852. Vom 9—10. Jan. Nachts zu Bern eine Feuerkugel von S—N. mit ungemeiner Schnelligkeit sich bewegend, von 2 Secunden Dauer.

Am 11. Mai 8½h Abends zu Heilbronn eine Feuerkugel mit der Geschwindigkeit einer Sternschnuppe in bogenförmigem Zug wie eine Rakete, mit bläulichem Licht und sternförmig gezackt, 1 Secunde dauernd, der Himmel bedeckt; um dieselbe Zeit wurde das Phänomen zu Calw gesehen von O—W, Vollmondsgrösse, starkem Glanz und feurigem Schweif, der Zug ging über die Stadt; von Freiburg i. B. wurde das Phänomen 9h 12' von S—N ziehend berichtet; zu Frankfurt a. M. wurde es gegen S erblickt, von SO—NW ziehend und etliche Secunden dauernd. Ferner wurde es gesehen zu Landau, Mainz, im ganzen Mittelrheingebiet, zu Hannover, Bremen.

Ueber ein zu Toulouse und Bordeaux beobachteten Meteor (? 11. Mai 52?) berichtet l'Institut v. 29. Sept. 52, No. 978, dass es nach den Berechnungen 253 Kilometer von der Erde entfernt war, als es zu Bordeaux beobachtet und 149½ Kilometer, als es zu Toulouse beobachtet wurde, 75 Kilometer absolute Geschwindigkeit, 215 Meter Durchmesser hatte und ein kosmischer Körper war.

Am 10., 11., 12. August 52 auf der Sternwarte zu Münster viele Sternschnuppen beobachtet, die meisten vom Perseus ausgehend, viele auch vom Nordpol; die Bewegung über die Sternbilder der beiden Bären, den Drachen, Widders, Andromeda und Pegasus, des Wassermanns und Adlers. Am 10. die grösste Menge; mehrere liessen Schweife von 7—8 Secunden Dauer. Am 12. die hellsten, viele heller als Venus, eine langsam mit wellenförmiger Bahn, eine senkrecht nach aufwärts. Um 2h 22' 3 Sec. Nachts erschien eine Feuerkugel im S im Wallfisch, die sich langsam abwärts bewegte, zuerst blendend weiss, dann bläulich und verschwand unter Funkensprühen.

Aus Turin vom 14. August 52 in den „letzten Tagen" von 9—12h Abends fast ununterbrochene Sternschnuppenfälle; theils von W—O, theils umgekehrt; die Sternschnuppen hatten ausserordentlichen Glanz.

Am 20. August Abends 8h wurde zu schwäbisch Hall gegen W eine Feuerkugel gesehen.

Am 5. October Morgens 3h wollten während des Sturms Arbeiter bei Donaueschingen eine leuchtende strahlende Lufterscheinung gegen NO, einem Pokal der Gestalt nach ähnlich, bald sichtbar, bald wieder verschwindend, beobachtet haben.

Am 11. November Nachts, eine Stunde nach dem Nordlicht, sah man im oberen Würmthal eine glänzende Feuerkugel.

Am 14. November 9h Abends zu Neuenbürg eine Feuerkugel von weisser Farbe in horizontaler Richtung ohne Geräusch.

Am 2. December Abends fiel bei Vierzehnheiligen unfern Jena ein Meteor von ausserordentlicher Grösse, zerplatzte unter furchtbarem Getöse und warf 12 Secunden lang Massen von „feurigen Kugeln", wie aus einem Krater, hoch empor, der Himmel dabei ganz klar.

Am 11. December Abends zu Leipzig, München, Saarbrücken, Fulda, u. a. viele Sternschnuppen und eine grosse Feuerkugel.

b) Nordlichter.

1851. Am 1., 3., 29. September starke Nordlichter in Amerika (Sillim. Journ. Novemb. S. 442.)

Vom 29—30. Septbr. Nordlicht in Württemberg (Stuttgart) gesehen; zu Böblingen sah man eine starke Röthe gegen NO, zu Vahingen sah man die Purpurfarbe von 4 weissen Verticalstreifen durchzogen, das Phänomen dauerte nur etwa ½ Stunde.

Am 2. October 11h Nachts schönes Nordlicht zu Warschau, das den Horizont weit und breit mit einer silberähnlich glitzernden Strahlenmasse überzog.

Am 13. October 10h Abends zu Audierre (Depart. Finisterre) im NO ein ausgedehntes Nordlicht.

Im Winter $18^{51}/_{52}$ häufige Nordlichter auf Island nach Weihnachten.

1852. Am 19—20. Febr. Nachts zu Wien ein schönes Nordlicht; desgleichen zu Hannover, Osnabrück, Lübeck, Bremen. Zu Lübeck hatte man — 3°. Zu Frankfurt wurde es 11—12h im NNW, zu Heilbronn von 10—1h gesehen, der klare Himmel zeigte gegen N einen bläulich-weissen Lichtstreif, von dem erst bläulich-weisse, dann rothe Strahlen ausliefen. Zu Strasburg von 12—1h. In Weissenburg wurde ein zweites am 20. nach 3h Morgens beobachtet.

Aus Uleaborg (Finnland) vom 9. (21.) Februar ein seltsames Nordlicht bei klarem Himmel von 3½—4h Morgens und wiederholt 5h Morgens: eine starke Röthe hüllte die Stadt ein, zeigte sich stets in einiger Entfernung, erhob sich nicht aus dem Horizont, sondern schwebte gerade über der Stadt; die Abnahme der Lichtintensität trat Anfangs von Secunde zu Secunde, später in Pausen von vielen Minuten ein.

Am 22. August Abends zu Laupen (Bern) ein schönes Nordlicht.

Am 23. und 27. August aus Axö im südlichen Norwegen sehr „stark flammende" Nordlichter gemeldet; (1848 und 49 erschienen beidemal die ersten Nordlichter erst am 17. September.)

In der Nacht zum 17. September zu Stockholm ein ungewöhnlich starkes Nordlicht.

Am 11. November ein Nordlicht im Württembergischen, (zu Stuttgart,

Göppingen, Freudenstadt, hier eine auffallende Röthe gegen N, Schramberg gegen NW) zu Mannheim, Carlsruhe, in der Rheinpfalz, Strasburg auch in Chur (7—8h Abends und sich später wiederholend), zu Basel (in Zürich und St. Gallen sah man nichts), auch zu Wien.

c) Leuchtende, farbige und andere Meteore, optische Erscheinungen.

1851. Am 2. Februar zu Frankfurt a. M. 2 Nebensonnen.

Am 5. Februar Nebensonne zu Leipzig.

Den 9. Mai Abends 8½h starker ☽Hof zu Stuttgart, am 10. Nachmittags Regen.

Den 11. Mai 6h 2 Morgens 2 Nebensonnen zu Stuttgart; Nachmittags Regen.

Den 25. Mai 6½h Abends 2 Nebensonnen zu Stuttgart; am 26. Regen.

Vom 6—7. Juni kurz vor Mitternacht ein Mondregenbogen zu Stuttgart.

Am 20. Juni 7¾—8½h Morgens zu Krakau ein farbiger Sonnenring mit einem Sonnenhof beobachtet.

1852. Zu Anfang Januars auf dem Uetliberg bei Zürich eine Fata morgana.

Am 5. Februar farbiger Mondshof von mehreren Minuten Dauer zu Laibach.

Am 5. Februar zu St. Lorenzen in Steiermark 9h Abends bei Mondesaufgang eine hohe senkrechte Lichtsäule neben und unter dem Mond von dessen Durchmesser und 20 Minuten Dauer.

Am 9. April 6h Abends zu Colding in Jütland ein regenbogenfarbiger Hof um die Sonne von grossem Durchmesser.

Am 10. April bis Mittags dichter Nebel zu London.

Am 13. April Morgens zu Stuttgart ein „Zodiacallicht" (?) d. h. eine Lichtsäule senkrecht auf dem Horizont, vor Sonnenaufgang.

Am 22. Mai 9h 10′ bis 10h 10′ Morgens zu Ellwangen ein (roth) farbiger Hof um die Sonne, am stärksten trat die Farbe gegen NO und SW des Bogens um 10h 3′ hervor. Nach innen war der Ring scharf abgegränzt und dunkelroth, nach aussen ganz licht, der Halbmesser bis zum inneren Rand betrug 23°.

Am 23—24. Juni 10—11h Nachts Mondregenbogen im oberen Filsthal; Mittags war ein Gewitter erschienen, gegen Mitternacht zog sich ein zweites gegen die Geislinger Alp hin und am nordöstlichen Himmel erschien auf den Wolken ein weisslicher Bogen, welcher gegen O heller war, die innere Kreisfläche heller als die dunkelschwarze Umgebung; Dauer ½ Stunde.

Am 27. Juni 11½h Abends zu Leipzig ein seltsames Meteor: am südlichen Himmel erschien zwischen dunkelschwarzen Wolken ein grosser röthlicher Stern, der sich langsam höher steigend gegen W bewegte, dabei immer kleiner wurde und in WNW verschwand; 6—7 Minuten Dauer.

Zu Cannstatt am 27. August Abends 10½h ein Mondregenbogen ohne Farben.

Aus Paris vom 14. September: „Kürzlich während den heissen Tagen“ eine Fata morgana in der Stadt von einem Haus in der Strasse Fleurus aus, die Kuppel der Sorbonnekirche zeigte sich doppelt, die zweite ziemlich entfernt von der ersten, aber eben so deutlich.

Am 31. October zu Oberndorf ein Mondregenbogen.

Am 20. December Abends 7h zu Leipzig ein grosser Mondshof.

d) Besondere elektrische Erscheinungen. — Tromben.

1851. Am 17. Mai Abends 11½h sei zu Paris ein seltener Blitzschlag auf einen Mann in der Strasse Grenelle St. Germain erfolgt, ohne ihn zu beschädigen: der Hut weggeschleudert, die Uhr zum Stillstehen gebracht, die silberne Uhrkette um etliche Gelenke am stählernen Schlüssel verkürzt und dieser bis auf das die Röhre umhüllende Goldblech entfernt, der Goldring daran zerbrochen, bei einer kleinen silbernen Boussole die Pole verkehrt, ein eisernes Medaillon in der Tasche aus dieser durch ein Loch in derselben hinausgeschleudert, an der Stelle des Erdbodens wo er stand, ein 2 Finger breites Loch mit verbranntem zerrissenen Rande; der Mann hatte eine seidene Binde auf dem Leib gehabt.

Am 5. August 4—5h Nachmittags Gewittersturm im Eulengebirge, Kreis Glatz, auf der Seite gegen Eulenburg und Falkenberg (Schlesien), eine Wasserhose im Eulenthale habe dieses in weniger als einer Stunde überschwemmt.

Am 25. August zu Steinhöning bei Ebersberg (Baiern) eine Windhose mit Verwüstungen auf dem Felde und an Häusern; am 28. August habe sich dasselbe Phänomen im Vilathal zu Thanheim bei Ensdorf wiederholt, Bäume entwurzelt und Dächer abgedeckt.

Aus München vom 3. September eine Wasserhose berichtet bei Wasserburg am Inn mit Verwüstungen an Dächern; eine Hütte sei über das Dach eines Hauses getragen und auf der anderen Seite wieder abgeworfen worden; der Bergersee, ein Teich, ausgehoben und über die Felder ausgeschüttet worden; zwei Feuersäulen, ¼ Stunde von einander entfernt, verleiteten zur Vermuthung ausgebrochenen Brandes; dauerte etwa 10 Minuten und hinterliess Schwefel- und Brandgeruch in der Luft.

Aus Neapel vom 8. Dezember berichtet, dass zu Marsala und Castellamare Sturm und 2 ungeheuere Windhosen grosse Verheerungen angerichtet; aus Malta vom 8. Dezember: ein Gewitter mit einer furchtbaren Windhose und Hagel habe einen Theil der Insel verheert.

1852. Während der (im Februar und März ?) Stürme und Regengüsse auf Rhodus seien auch Wasserhosen vorgekommen.

Nach Berichten in deutschen Blättern vom 25. Mai sei während grosser Hitze in einer Station in der Nähe von Rouen vom Telegraphen-

der hiſtoriſchen Hinſicht bemerkenswerthe Erſcheinungen aufzuweiſen. Die Gewerbſamkeit jener frühen Zeit blieb ſtill auf ſich beſchränkt, und ſo wenig man überhaupt ihre Kunſtfertigkeit und ihre Hülfsmittel einer ſchriftlichen Mittheilung fähig oder würdig halten mochte, ſo wenig war man geneigt, einerſeits das von den Vorfahren Erlernte oder ſelbſt mühſam Erdachte und Beobachtete weiter zu verbreiten, anderſeits ſich mit dem gering geachteten Gewerbſtande in den hierzu erforderlichen Verkehr zu ſetzen. Die Bürgſchaft des Gelingens ſeiner Arbeiten ſuchte und fand man noch mehr in individueller Fertigkeit und möglichſt geheimgehaltenen Kunſtgriffen, als in umſichtiger Anwendung allgemeiner Prinzipien und gegenſeitiger Vervollkommnung durch offene Mittheilung ſeiner Erfahrungen. Der in unſern Tagen unbeſtrittene Einfluß der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften auf die Gewerbe war noch nicht anerkannt, wohl auch in der That nicht in dem jetzigen Maße vorhanden, in ſo fern der Betrieb ſich faſt ausſchließlich auf das eigentliche Handwerk beſchränkte. Vergeſſen wir dabei nicht, daß auch die geringere Thätigkeit des damaligen Buchhandels das Ihrige dazu beitrug, die Reſultate der Technik von literariſcher Mittheilung fern zu halten.

Als im Jahr 1761 die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften anfing, eine Sammlung ausführlicher Beſchreibungen der verſchiedenen Gewerbsbetriebe, von vielen und guten Abbildungen begleitet, erſcheinen zu laſſen (Descriptions des arts et des métiers, faites ou approuvées par MM. de l'Académie), konnte dieſes Unternehmen, welches in den meiſten Theilen unbedingten Lobes werth iſt, nicht verfehlen, große Aufmerkſamkeit zu erwecken und Anregung zu ähnlichen Werken zu geben. Die Deutſchen, deren Thätigkeit hier ein offenes und noch ganz unbebautes Feld vor ſich fand, ließen die Veranlaſſung nicht vorbeigehen; aber da war keine Akademie, welche mit großen Mitteln an Geld und praktiſcher Beobachtung eine Sammlung tüchtiger Original-Monographien hätte ſchaffen können; es war ſchön ein gewagtes Beginnen, das fremde Werk durch Ueberſetzung auf den einheimiſchen Boden zu verpflanzen. Dieſe Ueberſetzung (Schauplatz der Künſte und Handwerke, 21 Bände, 1762 — 1805) mochte in der That keine glänzend lohnende Unternehmung ſeyn; denn ſie zog ſich durch mehr als 40 Jahre hin, ohne je mehr als Bruchſtück zu werden,

draht ein „elektrisches Feuer“ ausgegangen, das den Beamten auf einige Augenblicke ganz umhüllt habe.

Am 21. Mai sei zu Kilkenny (Irland) und Umgegend ein „schwarzer Regen“ (Folge einer Trombe?) gefallen, er habe ausgesehen wie von Holzkohle und Talg (?) geschwängert. (Im letzten Cholerajahr sei das gleiche Phänomen vorgekommen, daher man Furcht hatte.)

In Pariser Blättern vom 29. Juni wird berichtet: „Vor einiger Zeit“ habe sich in Algerien bei heranziehendem Gewitter und sehr schwüler Luft auf den Lanzenspitzen eines Reiterregiments das St. Elmsfeuer als blaue Flämmchen gezeigt und sei verschwunden, als der erschrockene Commandeur die Lanzen umzuwenden befahl.

Am 27. Juli 3½h Nachmittags zog zu Niedernau eine Trombe, wenige Minuten nach einem heftigen Regenguss, östlich über den Wald hin, sie bildete eine oben der Mitte dicke, trichterförmig gestaltete Säule von etwa 3 Mondsbreiten, anfangs dunkel, aus einer schwarzen Wolke herabgehend, plötzlich oben lichter werdend und verlor sich nach wenigen Minuten von unten her. Sie bewegte sich nicht. Nach ½ Stunde erschien aus der entgegengesetzten Richtung her ein Regen.

Vom 8. September aus dem oberen Würmthal berichtet: die Gewitter in den letzten Wochen seien ohne Schaden vorübergegangen, obgleich sie seit 14 Tagen meist von N kamen, welche am meisten gefürchtet werden; sie zeichneten sich alle durch ihre Masse von Electricität und heftige Platzregen aus.

Am 19. October Abends eine starke Einwirkung der Luftelectricität auf den Telegraphenapparat zu Stuttgart; die Verbindung nach Ulm und Bruchsal auf 20 Minuten gehemmt und noch eine Stunde darauf durch starkes Anziehen an den Electromagneten gestört. (Noch auffallender sei diese Erscheinung am 18. und 19. Febr. gewesen, es folgte darauf gelinde Witterung mit starkem SW-Wind, dann Kälte und Schnee.)

Während des Nordlichts am 11. November 8h Abends bemerkte man auf der württembergischen Telegraphenlinie von Ulm-Stuttgart-Bruchsal Störungen gleich denen am 28. (? wohl 19.) October. Bis 8h 30′ konnte man mit Mühe nach Ulm und Bruchsal telegraphiren, bis 9h trat völlige Unterbrechung ein; nach 9h hörten die Störungen auf. Am 12. Morgens bemerkte man nur noch „eine ziemlich starke Kraft“ auf der 2 Hauptlinien. Auf der Linie von Bietigheim bis Heilbronn fanden keine Störungen statt.

c) Gewitter, Blitz- und Hagelschläge.

Am 1. und 2. Februar Gewitterstürme mit Schneefällen, Ueberschwemmungen, Erdstürzen, Hagel, Lawinen und Erderschütterungen auf dem südlichen Abhange der Alpen von Nizza bis La Spezzia, Lugano, Brescia, Mailand, im südlichen Tyrol und Schweiz. Auf dem Montcenis 3tägiger Schneefall. An den Küsten Schiffbrüche.

Am 1. Februar 3stündiges Gewitter zu Asti, Colosso; am 1. und 2. Gewitter zu Castiglione, Novi und von Como bis Turin. Zu Asti und Bossolasconia auffallendes violettes St. Elmsfeuer auf Kirchenkreuzen während Schnee- und Hagelsturm.

Am 19. März Schneegewitter mit Hagel in Schlesien, darauf folgte milde Witterung.

Am 13. April Blitzschlag auf ein Haus zu Friedberg bei Saulgau, das abbrannte.

Am 15. April Abends 9h Blitzschlag auf den Telegraphen zwischen Cannstatt und Untertürkheim, mehrere Stangen wurden abgesplittert, auf den Stationen die Drähte an den Electromagneten abgeschmolzen. Während der Gewitter in den letzten Tagen erfolgte zu Ulm bei jedem Blitz ein Schlag im Apparat der Station durch plötzliche Anziehung des Ankers vom Magneten.

Am 15. April Blitzschlag auf den Blitzableiter der Kirche zu Göglingen.

Aus Ulm vom 23. April, „in voriger Woche" ein Blitzschlag auf freiem Felde berichtet, eine von 2 Kühen, die ein Bauer heimführte, wurde getödtet, die andere und der Mann zu Boden geworfen.

Den 25. April 5—6h Abends Gewitter von O mit Hagel zu Ehingen. An demselben Tage Abends Gewitter zu Tübingen mit Blitzschlag auf einen Baum auf dem Wörth; Abends 8h Gewitter zu Heilbronn mit Blitzschlag in den Boden eines Gartens, es entstand ein etwa 2' grosses Loch das trichterförmig zuging; am nämlichen Abend Gewitter zu Tuttlingen, in dessen Folge es schneite.

Am 27. April 6—8h Abends Gewitter mit Hagel auf den Fildern und Regengüssen im O.-A. Kirchheim. Blitzschlag zu Bernhausen auf den Giebel eines Hauses, zerschlug im Zimmer die Schüssel ohne einen am Tisch sitzenden Bewohner zu treffen und deckte den Tisch ab, ging durch den Stubenboden in den Stall und tödtete ein Pferd und ein Rind.

Am 1. Mai 4h Nachmittags zu Charkow und Umgegend (Ukraine) ein furchtbarer Gewittersturm von NW mit Regen, Hagel und Ueberschwemmung, verheerte vom Dorf Olschana aus 50 Werst über die Grenzen des Bochoduschow'schen Kreises hinaus; grosse Verheerungen auf Feldern, an Gebäuden und Brücken etc., die Schlossen 50—70 Solotnik schwer. Sturm und Hagel dauerten ½ Stunde lang, Regen 2½ Stunden.

Am 2. Mai 6h Abends zu Ulm Gewitter mit Hagel, die Schlossen lagen 4—6 Zoll hoch, theilweise von Haselnussgrösse; Blitzschlag in ein Haus, wo er dem Klingeldraht nachging und ein Stück aus der Thüre schlug. Abends 11h war die Oberfläche des Bodens in der Umgegend gefroren.

Von Wien vom 9. Mai häufige Hagelwetter in Ungarn berichtet,

bei Dörnö im Tornauer Comitat verwüstender Hagel, das Eis ½ Fuss hoch; auch aus Böhmen Hagelwetter berichtet.

Am 10. Mai Gewitter mit Hagel im Canton Bern, in Emmenthal Körner wie Flintenkugeln.

Am 10. Mai Hagelwetter zu Sulz mit Schaden zu Sigmaraswangen; am 10. 8¾h Abends Blitzschlag zu Geislingen 600 Schritte von der Stadt auf eine Eiche im Wald von 1½' Dicke, die gänzlich zersplittert wurde, die Splitter auf 30 Schritte zerstreut.

Am 11. Mai Nachmittags Hagelwetter zu Herrenberg auf 1 Stunde im Umkreis mit Körnern von 1 Zoll Durchmesser, verwüstend zu Kayh und Mönchberg; desgleichen 10 Minuten dauernder Hagel zu Neuenbürg, die Strassen wie mit Schnee bedeckt; am nämlichen Tage Hagelwetter bei Neckarsulm von Kochersteinsfeld bis Neudenau; starke Verwüstung zu Züttlingen (bei Möckmühl), das seit Menschengedenken keinen Hagel gehabt habe; das Eis lag an Abhängen noch am 13.

Am 11. Mai Blitzschlag auf die Kirche zu Fraize in den Vogesen; zerstörte an einer Ecke den Kranzstein, fuhr in die Orgel ohne sie zu beschädigen, schlug dort einem Mann den Schuh vom Fuss ohne Schaden, fuhr an einem Pfeiler hinab und tödtete einen daran lehnenden Mann, von da auf 3 Personen, die am Chor sassen, eine wurde getödtet, die anderen verwundet, von da aufwärts durch das Dach über dem Chor, wo er zündete. Nach Entleerung der Kirche fand man noch einen getödteten Menschen auf seinem Sitze.

Am 20. Mai binnen 6 Stunden 2mal Hagel zu Neuenbürg, ohne Schaden. Am 20. Mai 11½h Vormittags Gewittersturm mit Hagel zu Carlsruhe, der Hagel war weich.

Am 22. Mai zu Bangalore furchtbarer Hagel, von Grösse der Orangen, Dächer wurden durchschlagen. (Ausland No. 186.) Ein Bericht sprach von Eisstücken so gross wie Kürbisse.

Aus Lemberg vom 25. Mai grosse Hagelschläge „in voriger Woche“ in Galizien berichtet, zu Dukla Schlossen von ½ Loth; aus Dalmatien vom 25. Mai Frühlingswitterung im Januar und Februar und frostige im April und Mai.

Den 3. Juni 5¾h Abends ein einziger Blitzschlag zu München auf ein Haus, das vom Giebel an stark beschädigt wurde; ein klavierspielender Mensch zu Boden geschlagen, an Schulter und Rücken verletzt, die Kleider zerrissen, einem anderen in der Nähe der Fuss beschädigt, Stiefel und Hosen zerfetzt, die Metallstäbe des Klaviers herausgerissen und angeschmolzen, die Sackuhr des Spielenden angeschmolzen, die übrigen Bewohner zu Boden geworfen, einigen das Gehör geschwächt.

Vom 16. Juni aus den Karpathen seit 8 Tagen häufige Gewitter mit Hagel und Ueberschwemmungen im östlichen Theil des Gebirges, namentlich der Marmarosch.

Am 22. Juni 6½h Abends Blitzschlag in den Kirchthurm zu Kiebin-

gen O.-A. Rottenburg, fuhr in den linken Seitenaltar, ohne viel Schaden zu verursachen; 5h 20′ Blitzschlag auf den Telegraphen zwischen Appenweiher und Offenburg (Baden), 15 Stangen zersplittert, Späne spiralförmig abgelöst, bei 10 Stangen die Isolirkappen bis auf die Knöpfe zertrümmert, beim Absplittern des Holzes rasch wiederholte Detonationen wie von starken Zündhütchen; der Blitz folgte der Drahtleitung gegen Appenweiher und endigte dort in 2maliger (schwächerer und stärkerer) Entladung; am nämlichen Abend Blitzschlag bei Fortschwyhr (Elsass) ohne allen Gewitter auf freiem Felde auf 3 Menschen, eine Frau getödtet, der Mann und der Knabe betäubt.

Aus Prag vom 24. Juni nasskalte Witterung wie im Mai und Hagelschläge berichtet; so am 19. bei Reichenberg und in der Gegend von Postuzik bis Patzau Schlossen von ½ Pfund Gewicht, die Dächer einschlugen.

Am 1. Juli Gewitterstrum mit Blitzschlag auf einen Telegraphen zu Uttleboro (Nordamerika?) und auf Menschen (Sillim. Journal. 2 Ser. Sept. S. 239.)

Am 5. Juli Hagelschlag zu Gültlingen (O.-A. Nagold) von SW, woher seit Menschengedenken keine Gewitter kommen.

Den 6. Juli ausgebreitete Hagelschläge in Ungarn, dem Banat (Rassowa und Semlin), auch zu Belgrad, Häuser beschädigt, Menschen und Thiere verwundet, der Feldertrag vernichtet. Nach Bericht vom 16. Fortdauer der Hagelschläge in Ungarn, beinahe in jeder Woche Berichte über Verheerungen.

Dasselbe aus Croatien. Bei Agram ein Hagel von Hühnereigrösse. Von Pancsowa und Palnuka an der Militärgrenze Verheerungen durch Hagelstürme, die Schlossen haben 6 Zoll hoch den Boden bedeckt, Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgehoben.

Am 18. Juli 3—4h Nachmittags Gewitterstrum zu Mysłowitz mit Zerstörung etlicher Gebäude.

Am 19. Juli Nachmittags Hagelwetter zu Nagold, ohne bedeutenden Schaden.

Vom 22—23. Juli Nachts heftiges Gewitter in der Gegend des Bussen, Blitzschlag zu Uttenweiler auf ein Haus, schlug einen zum Fenster herausschauenden Mann nieder und riss ihm eine Zehe ab, die fortgeschleudert wurde, ein Kind neben demselben wurde gelähmt. In derselben Nacht Blitzschlag auf den Telegraphen zwischen Böckingen und Klingenberg bei Heilbronn, mehrere Stangen abgesplittert, die thönernen Isolatoren abgesprengt, der Draht abgerissen, die Blitzplatten auf der Station Heilbronn an einer Seite angeschmolzen und die Blitzdrähte abgeschmolzen.

23. Juli 2h Mittags Hagelwetter mit Orkan im Departement Nièvre.

Am 23. Juli Abends Hagelwetter zu Germersheim mit Verheerungen.

Am 27. Juli Nachmittags Hagelwetter von NW in der Pfalz, zu

Rheingönheim bis Mundenheim und ins Badensche, die Körner von Erbsengrösse bedeckten den Boden 2 Zoll hoch; häufige Rheinnebel des Morgens im Juli, die man dort als Vorboten von Gewittern ansieht.

Vom 29—30. Juli Nachts Gewittersturm mit starkem Schlagregen zu Schramberg, zündende Blitzschläge zu Böoingen O.-A. Rottweil und Neuhausen im Badenschen; desgleichen bei Balingen mit zündendem Blitzschlag in einen Kuhstall zu Bronnhäupten.

Am 30. Juli 2h Morgens starkes Hagelwetter in der Schweiz (Zürich), mehrere Ortschaften von einem baumnussgrossen Hagel, 5 Minuten lang, verheert (im Jahre 1720 seien die nämlichen Ortschaften um dieselbe Zeit verhagelt worden).

Am 30. Juli 6h Abends Gewitter mit Sturm und Wolkenbruch zu Metz, Ueberschwemmung der Felder auf einem grossen Distrikt.

Am 31. Juli Abends Gewitter mit Blitzschlag zu Homburg v. d. H. in ein Wohnhaus, eine Frau leicht an der Hand verletzt.

Am 31. Juli zu Eimbeck (Hannover) furchtbare Gewitter mit Platzregen und Ueberschwemmung und in einem schmalen Strich Hagel.

Bemerkung. Ueber die Gewitter und Wolkenbrüche vom 31. Juli und den folgenden Tagen siehe eine besondere Zusammenstellung in den württemb. Jahrbüchern 1854. 2. Heft. Seite 62.

Aus Venedig vom 5. August furchtbarer Hagelschlag 10 Minuten lang zu Montecchio maggiore Provinz Vicenza berichtet.

Am 7. August 4h Nachmittags Blitzschlag auf eine Scheuer zu Balingen, welche verbrannte; zwischen 3—4h Blitzschlag in den Kirchthurm zu Neukirchen bei Furtwangen (Breisgau), fuhr vom Ableiter ab in die Sakristei, wo er 3 Kelche in einem Mauerkästchen beschädigte, und am Fusse der entgegenstehenden Wand durch diese in die Erde.

Am 8. August Morgens furchtbares Gewitter mit Platzregen zu Ulm, Blitzschlag in den Boden in der Nähe einer Wurfbatterie, wo die 8 - 10 Arbeiter zu Boden geworfen wurden; auf ein Haus in der Stadt in den Giebel, warf einen Kreuzstock in der Giebelmauer hinaus, schlug in die Wand selbst Löcher im Zickzack, beschädigte einen an der Hobelbank arbeitenden Menschen an der Hand und warf ihn um, warf im Wohnzimmer die Geräthe zusammen, fuhr ab in ein benachbartes Gartenhaus, wo er die Fenster zertrümmerte. Ein dritter Blitzschlag in der Nähe des Salzstadels schlug wenige Schritte von mehreren in der Strasse dahineilenden Männern in den Boden.

Vom 8—9. August in der Nacht zu Würzburg Regengüsse; in der Nachbarschaft, namentlich Dürbach, Gewitter mit Wolkenbruch.

Am 9. August zu Frittlingen, O.-A. Spaichingen tödtlicher Blitzschlag auf einen Mann, eine Frau wurde verwundet.

Am 10. August Mittags Gewitter mit Platzregen zu Rottenburg a. N., zu Hirsau die Weinberge durch Abflössen verwüstet. — Gewitter mit Wolkenbruch im oberen Filsthal bei Wiesensteig; Nachmittags Gewitter mit

Wolkenbruch bei Kapfenburg und Abends Ueberschwemmung der Jast bei Ellwangen. — Am 10. August Abends 7h Gewitter von NO mit Ueberschwemmungen zu Carlsruhe; Nachmittags zu Paris mit Platzregen und zahlreichen Blitzschlägen.

Vom 13. August verheerende Gewitter mit Regengüssen aus Piemont und Savoyen berichtet.

Nach Bericht vom 13. August sei „unlängst" ein Gewitter mit 17 Blitzschlägen, wovon 5 zündeten, zu Debreczin erschienen.

Am 14. August zu Tuttlingen Gewitter mit Platzregen und etwas Hagel; am 15. Hagelschlag in den benachbarten badischen Markungen; in der Nacht vom 14—15. Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Alpirsbach

Vom 16. August „von der Rhone" häufige Gewitter mit Regengüssen im südlichen Frankreich.

Vom 17—18. Aug. Nachts furchtbare Gewitter in der östlichen Schweiz; zu Schwyz 2 Stunden dauerndes anhaltendes Blitzen ohne allen Donner, darauf ein kurzer stossweiser Orkan; Gewittersturm zu Glarus, Blitzschlag zu Seefeld (Zürich) in ein Haus mit Zerstörungen am Giebel, ein Mann in einer Kammer betäubt.

Vom 17. August von Münsingen tägliche Gewitterregen berichtet.

Vom 18—19. Aug. Nachts zu Issny Gewitter mit Platzregen (372 Cub. Z. im Regenmesser.)

Am 24. August Morgens starkes Gewitter zu Balingen; bei einem der zahlreichen Gewitter in den „letzten Wochen" Blitzschlag auf ein Haus in dem hochliegenden Orte Hossingen, in der Küche eine Wand zerstört, in der Stube der Mann, als er zum Fenster ging, auf die Brust getroffen, unter seinem Fuss ein Stück des Stubenbodens, so gross als der Stiefelabsatz herausgeschlagen, der Wirthsschild beschädigt.

Vom 24—25. Aug. Nachts Gewittersturm in Wallis, häufige Blitzschläge in der Gegend von Bulle auf Gebäude und Vieh in den Alpenweiden.

Am 25. August Morgens Gewittersturm auf dem Bodensee (Lindau.)

Vom 31. August bis 2 September Gewitterstürme mit Wolkenbrüchen in Nordamerika.

Am 8. September wiederholte Gewitter mit Wolkenbrüchen in Ungarn.

Am 9. September Gewitter mit Ueberschwemmung zu Carcassone (Depart. Aude), Blitzschlag in eine Kaserne, wo Musterung gehalten wurde, mehrere Mann wurden vom Platz gerückt, Kleider verbrannt oder zerrissen, ein Mann schwer verletzt, 2 Pferde getödtet.

In der Nacht vom 24—25. September Gewitter mit Wolkenbruch zu Balingen.

Am 26. Gewitter mit Blitzschlag zu Grosskuchen, ein Mensch im Haus erschlagen, das Haus brannte ab. Am 26. Abends tödtlicher Blitzschlag

auf ein Weib zu Ochsenberg bei Königsbronn, das in einem Garten mit Oemden beschäftigt war, eine andere Person blos betäubt; Gewitter mit Ueberschwemmung zu Aalen.

Vom 27—28. Decbr. 7h Abends Gewittersturm aus S zu Athen, nach Mitternacht furchtbares Gewitter mit Hagel.

1852. Am 16. Februar 11h Morgens plötzlicher Schneesturm zu Hamburg mit Blitzschlag auf den Thurm einer Kirche. Zu Rostock 3h Nachmittags dreifacher Blitzschlag in 4—5 Minuten auf die Thurmspitze der Petrikirche, ohne zu zünden.

Am 17. Februar zu Breslau 3½h Nachmittags Gewitter mit einem einzigen heftigen Donnerschlag nach einem weissen Blitz, mit einem Hagelschauer von etlichen Minuten und völliger Windstille auf denselben.

Am 18. Februar Nachmittags kurzer Hagel und Schneegewitter zu München; am nämlichen Tag Schneegewitter auf dem Hertafeld und Blitzschlag in den Hofraum des Pfarrhauses zu Ohmenheim; 3h Nachmittags Gewitter mit anhaltendem Blitzen und Donnern auf dem Welzheimer Wald und in der Gegend von Gmünd mit starkem Sturm und dichtem Hagel. Am 20. Februar bei — 7° R., dichter Schneefall.

Am 18. Febr. zu Prag Schneegewitter mit Hagel, zu Zobohlitz ein Birnbaum vom Blitz zerschmettert.

Am 30. März verheerender Gewittersturm zu Hong-Kong, ein aus Schindeln gebauter Stall sei 70' in die Luft gehoben und zertrümmert worden.

Am 31. März Gewitter in den Taubergegenden.

Am 1. Mai zu Cairo heftiger Gewittersturm aus N mit Regen und Hagel von ungewöhnlicher Grösse und Menge, Bäume entwurzelt und Gebäude beschädigt; der Regen dauerte die ganze Nacht vom 1—2. und der Chamsin folgte darauf erstickender als jemals; seit Menschengedenken habe man dort in dieser Jahreszeit keine Gewittter noch Hagel gehabt.

Am 2. Mai Gewitter zu Eschbach, Amts Staufen (Baden), mit Blitzschlag auf ein Haus, das stark beschädigt wurde, und 2 Frauen darin, die eine schwer verletzt, der andern die Kleider verbrannt.

Am 3. Mai Gewitter zu Florenz mit Schnee in den Gebirgen, darauf unstäte Witterung.

Am 9. (21.) Mai Gewitter zu Petersburg während Bruchs des Eises, das mit dem Donner zusammen ein seltenes Zusammenstimmen bildete.

Am 17. Mai 11½h Nachts Gewitter zu Paris mit Blitzschlag in das Artillerie-Depot und einigen Verwüstungen; am 17. Nachts Gewitter in der Normandie mit mehreren Blitzschlägen, namentlich zu Beuzeville auf den Telegraphen, das elektrische Feuer durchzuckte das Zimmer in allen Richtungen und brachte die Zeiger der Apparate in wirbelnde Drehung.

Am 19. Mai starkes Gewitter zu Tuttlingen, nach welchem (Bericht

vom 25.) warme Frühlingswitterung auf frostig trockene Zeit eintrat; in dieser kamen mehrere Waldbrände vor.

Vom 19—20. Mai Nachts Gewitter mit Hagel zu Nagold, Schaden an den Obstbaumblüthen zu Pfalzgrafenweiler, Spielberg, Dürrweiler, Edelweiler u. a. O.; Blitzschlag zu Bubenorbis O.A. Hall auf ein Haus mit grossen Verwüstungen, ohne zu zünden; Gewitter zu Kupferzell mit wolkenbruchartigem Regen und etwas Hagel.

Am 20. Mai 10—11h Abends Gewitter in der untern Neckargegend mit wahrscheinlichem Blitzschlag auf den Telegraphen der Heilbronner Eisenbahnlinie, denn man fand am andern Morgen zu Bietigheim zwei Blitzdrähte abgeschmolzen.

Am 24. Mai 4h Abends Gewitter von W zu Blaubeuren mit Hagel von der Grösse der Hühnereier in einer südlich gelegenen Wald- und Feldstrecke, die ganz bedeckt wurde; in der Stadt fiel der Hagel nicht dicht, zerschlug aber Fenster und Dachziegel; 2h Mittags Gewitter mit nicht zündendem Blitzschlag zu Genkingen, Oberamts Reutlingen; Hagelschlag im Aach- und Schmiechthal von Taubeneiergrösse.

Am 24. Mai Gewitter in und bei Nürnberg, Blitzschlag auf 3 Telegraphenstangen, der Blitz lief am Draht bis in das Bureau, wo er einige Drähte abknickte, auf die Drahtlinie des Bahntelegraphen absprang und die Drahtumwicklung des Electromagnets schmolz.

Am 24., 26. und 27. Mai starke Hagelwetter in der bairischen Rheinpfalz in den Bezirken Waldmünchen, Roding, Winden und Cham.

Am 26. Mai Nachmittags Hagelwetter und Wolkenbruch auf dem Eichsfelde, Provinz Sachsen, Ueberschwemmung zwischen Mühlhausen und Heiligenstadt, der Hagel in ungewöhnlicher Menge, die Ueberschwemmung war 17' höher als 1797, viele Menschen und Thiere (Schafe) gingen zu Grunde; am 26. zu Gotha ein Gewitter, das blos die eine Hälfte der Stadt traf, während die andere ganz trocken blieb; am 26. Hagelschlag und Sturm zu Blankenese bei Hamburg mit grossen Verheerungen.

Am 27. Mai 2h Nachmittags Gewitter zu Undingen, Oberamts Reutlingen, mit zündendem Blitzschlag auf ein Haus, das sammt Scheuer abbrannte.

Aus Paris vom 27. Mai anhaltende Hitze mit Gewittern und Blitzschlägen seit mehreren Tagen; am 27. Abends starken Gewitter daselbst mit unaufhörlichem Blitzen 1½ Stunden lang und starkem Platzregen; am 23. Blitzschlag auf den Eisenbahnzug nach Orleans, zerriss die Decke eines Packwagens, fuhr zur offenen Thüre desselben hinaus, durchlief die ganze Wagenreihe und hüllte die Passagiere in eine „schwefelichte" Atmosphäre, zwei Conducteure, der eine ausserhalb, der andere innerhalb, wurden an den Händen gestreift, welche 10 Minuten gefühllos blieben. Bis zum 30. tägliche Gewitter zu Paris, am 28. eine Ueberschwemmung der Rue de Reynaud, die Eisenbahnen an mehreren Stel-

len mit Sand überdeckt; am 26. und 27. fiel starker Hagel, am 28. eilf Blitzschläge in einer Stunde.

Am 29. Mai zu Leonberg 2 Gewitter mit Hagel von Haselnussgrösse ohne grossen Schaden.

Am 29. Mai zu Dieburg (Darmstadt) Blitzschlag in den Kirchthurm, schlug mehrere Quader heraus, durchbrach die Kirchenmauer, fuhr in die Kirche, zerstörte an den Vergoldungen des Hochaltars, fuhr in die 200 entfernte Orgel und zerstörte hölzerne Basspfeifen.

Am 31. Mai zu Vilsbiburg bei Landshut Blitzschlag in einen Bierkeller, 8 Menschen wurden verletzt, 30 andere betäubt.

In den letzten Tagen Mai's heftige Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen im Hannöverschen und Ueberschwemmungen; Hagelschlag im Amt Harling.

Am 2. Juni 5h Abends nach schwüler Hitze Hagelschlag im Ach- und untern Schmiechthal (seit 8 Tagen der dritte), das Winterfeld, Obstbäume und Gärten zu Hausen, Justingen, Schmiechen u. a. stark beschädigt, der Boden handhoch vom Hagel bedeckt, die Schlossen von Grösse der Musketenkugeln. Im untern Schmiechthal wurden die Markungen Granheim, Frankenhofen, Tiefenhöhlen, Ennahofen, Thalsteuslingen, Themingshofen und Sondernach stark im Winterfeld getroffen, die übrigen Markungen geringer. Am 3. und 4. wiederholte, jedoch unschädliche Gewitter; bei Blienshofen wurde ein Baum vom Blitz zerschlagen, die Splitter weit fortgeschleudert.

Am 2. Juni 5h Abends Gewitter mit starkem Hagel auf dem Aalbuch, der sogen. Haide; die Körner lagen stellenweise ½ bis 1' hoch, der Feldschaden sehr bedeutend.

Am 3. Juni Abends 5h 30' Gewitter mit Blitzschlag bei Aulendorf auf ein Haus, das abbrannte. Den ganzen Nachmittag herrschten Gewitter längs der ganzen Telegraphenlinie Ulm-Friedrichshafen fast gleichzeitig, die an den Telegraphenapparaten starke (hemmende) Wirkungen, jedoch ohne Schaden, hervorbrachten; am 3. Juni Abends Gewitter auf dem Welzheimer Wald mit zündendem Blitzschlag auf eine Scheuer in Hinterlinthal, Oberamts Gaildorf.

Am 4. Juni 4½h Nachmittags Gewitter von SW mit ½stündigem Hagel von Baumnussgrösse zu Wangen im Allgäu; am 4. 7h Abends Gewitter von SW—NO zu Ulm mit starkem Regen die Nacht hindurch, bei Laupheim und Lonsee Hagel, der schadete; zu Aulendorf Blitzschlag (am 3.?), der ein Haus einäscherte.

Am 4. Juni starker Hagelschlag zu Assmannshausen und Aulhausen (Nassau).

Am 9. Juni Blitzschlag auf den Telegraphen zu Vohwinkel bei Elberfeld, zerschlug eine Lampe im Bureau, ging an dem Glockendraht zum Dach hinaus, nachdem er den Apparat in „wilde Activität" versetzt hatte.

Im ersten Drittel Juni (Bericht vom 13.) Hagelwetter und Wolkenbrüche im südlichen Frankreich (Languedoc) mit Ueberschwemmungen zu Cette, Montpellier, Nimes u. a. O. Zu Cette tödtliche Blitzschläge auf Menschen. Es seien Schlossen bis zu ½ Pfund Gewicht gefallen.

Am 15. Juni 2½h Nachmittags Gewitter mit zündendem Blitzschlag zu Winterstetten O.A. Waldsee.

Am 18. Juni zündender Blitzschlag zu Freudenhof O.A. Neresheim auf ein Bauernhaus.

Am 23. Juni 10h Abends Gewitter mit zündendem Blitzschlag auf ein Haus zu Reinstetten O.A. Biberach; desgleichen Gewitter mit Hagel zu Ulm, die Gemeinden Reutti, Unspring u. a. O. wurden getroffen.

Am 7. Juli zu Auriol bei Marseille Gewitter mit tödtlichem Blitzschlag auf einen Mann in seinem Zimmer, Frau und Kind blieben unverletzt; zu Chateaugiron bei Rennes Blitzschlag auf 3 Menschen, die unter einem Kastanienbaum unterstanden; bei Montauban (Tarn und Garonne) Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung; Hagelschläge von Baumnussgrösse im Departement Drôme und Ardeche, Gewittersturm und Wolkenbruch mit Ueberschwemmung von 10 Gemeinden in der Dordogne die Stadt Bergerac wurde nur halb vom Regen getroffen, im westlichen Theil sah man einen schönen Sonnenuntergang. Wolkenbrüche im Departement Gers.

Am 15. Juli starker Hagelschlag bei Tübingen, am Spitzberge, in den Markungen Hirsau, Kilchberg, Weilheim. An demselben Tag zu Ulm 11h Vormittags bei geringer Bewölkung und ohne eigentliche Gewitterwolken plötzlicher Blitzschlag auf ein Haus in den Dachfirst, fuhr an der Aussenseite herum, der Dachrinne entlang, beschädigte den Kalkauwurf; fast gleichzeitig ein Blitzschlag in den Ableiter des Münsters, ein in der Nähe der Ableitung gehender Mann wurde niedergeschlagen ohne Verletzung; zu Ravensburg und Umgegend mit tödtlichem Blitzschlag auf ein Weib im freien Felde, deren Kopf förmlich in den Boden geschlagen war, nämlich in eine Grube und von der ringa aufgeworfenen Erde bedeckt; ein zweites Weib stark beschädigt, ein drittes betäubt.

Am 15.– 16. Juli Gewitter mit Hagel und Wolkenbruch zu Bergzabern mit grossen Verheerungen, die Stadt 3′ hoch in den Strassen überschwemmt.

Am 16. Juli nach 8tägiger furchtbarer Hitze verheerender Gewittersturm in ganz England, besonders zu Glocestershire, wo der Sturm Häuser niederriss, tödtliche Blitzschläge auf Menschen und Thiere erfolgten. Zu Cowes 2 Stunden vor dem Sturm ein nicht ausgedehnter Hagelschlag mit ungewöhnlich grossen Körnern von 7 (?) Zoll Umfang, weissem Kern und strahlenförmig angelagerter achteckiger Eisrinde mit Ecken von cubischen Crystallen. Blitzschlag auf die Telegraphenlinie bei Southampton, der sich mit grossem Geräusch auf den Drähten verbreitete.

und wandelte von Verleger zu Verleger. Sie fiel dabei bald in mehr, bald in weniger geschickte Hände, und im Ganzen wurde nur wenig gethan, um das für Frankreich Geltende, auf Deutschland aber oftmals nicht Passende umzuarbeiten oder durch das Geeignete zu ersetzen.

Einige Versuche aus jener Periode, auf deutschem Boden Originalwerke nach dem Muster der Descriptions des arts et des métiers zu Stande zu bringen, verdienen volle Anerkennung, wiewohl sie — als die Arbeit Einzelner, und in ihrer Ausführung der Vermittelung des, die Kosten und den Ertrag abwägenden Verlegers bedürftig — nicht immer die wünschenswerthe Vollkommenheit erlangen, und nur in ärmlicher Ausstattung auftreten konnten. Den Ehrenplatz hierunter nimmt Sprengels, von Hartwig fortgesetztes, Werk (Handwerke und Künste in Tabellen, Berlin, 17 Theile, 1768—1795) ein, welchem man ein redliches und meist erfolgreiches Streben, sich nur auf das Ergebniß eigener Anschauung zu stützen, nachrühmen muß. Berücksichtigt man die damaligen Zeitumstände und würdigt man das Geleistete mit dem Maßstabe, welchen die Billigkeit an die Hand gibt, so kann man nicht umhin, dieses literarischen Produkts mit Achtung zu gedenken. Es umfaßt eine große Anzahl der damals im preußischen Staate getriebenen Gewerbe, und ist fast durchaus eben so klar als praktisch genau geschrieben.

Wenn das Studium ausführlicher und umfangreicher Monographien der Gewerbe den Absichten vieler Wißbegieriger nicht entsprechen konnte, so lag der Gedanke nahe, eine abgekürzte Darstellung derselben in geringem Raume zu concentriren. Den ersten Versuch, die Beschreibung einer gewissen Anzahl von Gewerben in gedrängter Kürze in einem Lehrbuch zu vereinigen, machte Beckmann in Göttingen (Anleitung zur Technologie, zuerst erschienen 1777), von dem auch zuerst der Name Technologie gebraucht wurde. Wäre damit schon die Wissenschaft selbst geschaffen gewesen, so würde Beckmann's Verdienst unsterblich seyn. Aber sein Lehrbuch umfaßte nur eine sehr mäßige Zahl von Gewerbsbetrieben (zum allergrößten Theile bloß chemische), beschrieb sie sehr kurz und ohne erhebliche Berücksichtigung praktischer Details, deren Hinzufügung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Von

Aus Vevey vom 17. Juli grosse Hitze, die Gewitter kommen nicht recht zum Ausbruch; dagegen mehrere verheerende in Savoyen.

Am 17. Juli Abends zu Tuttlingen ein allgemeines Gewitter mit ununterbrochenem Blitzen und Donnern, am 18. Morgens 2h ein leichteres, um 3 Uhr Nachmittags ein starkes in südöstlicher Richtung mit Orkan und Hagel, der im Spaichinger Thal, zu Wurmlingen, Weilheim, Rietheim grossen Schaden anrichtete; auf dem Heuberg zu Stetten, Mühlheim, Kraftstein, Kolbingen, Renquishausen die ganze Saat durch eigrosse Schlossen zerschlagen; dasselbe Gewitter richtete auf seinem Zug nach Baden zu Mösskirch grossen Schaden an. — Am 17. Abends 9h Gewitter zu Horb, auf dem Durrenhardter Hof Blitzschlag auf das Haus durch das Dach in ein Zimmer, wo 8 Personen schliefen und unversehrt blieben, im untern Stockwerk ein Mensch erschlagen, 5 andere betäubt und längere Zeit an den Füssen gelähmt und fühlten ein Brennen in denselben; starke Verheerung durch Hagel zu Weitingen; am 18. verwüstendes Hagelwetter in den Gemeinden Wiesenstetten, Mühringen, Ahldorf, Felldorf, Börstingen, Eutingen, Göttelfingen, Beihingen; zu Rohrdorf Ueberschwemmung. — Am 17. Nachts und am 18. Nachmittags Gewitter mit furchtbarem Regen zu Sulz und in dem nördlichen Theil des Bezirks und den angrenzenden preussischen Orten, am 18. folgte Hagel mit Wolkenbruch; auch der Bezirk Rottweil wurde, jedoch mit geringerer Verheerung, getroffen, zu Schwenningen am 18. grosse Hagelverheerung. — Am 17. Nachts zu Nagold, nachdem am Tage + 28° im Schatten gewesen, ein starkes, fast die ganze Nacht dauerndes Gewitter, am 18. folgten mehrere Gewitter ohne Schaden.

Am 17. Juli starkes Hagelwetter zu Aachen.

Am 18. Juli weitverbreitete Gewitter und Hagelschläge: zu Spaichingen, in den Markungen Königsheim und Renquishausen Hagel und Sturm, die Schlossen von Hühnereiergrösse, manche in Form von Tellern u. a. Figuren, viel Schaden an Scheiben und Ziegeln; 4h Nachmittags Gewitter von W—O zu Biberach, zu Bergerhausen 4 Pferde auf dem Felde erschlagen, der Knecht blieb unverletzt; an demselben Tag nach 8—10 tägiger Hitze Hagelschlag im Bezirk Saulgau von SW—NO, Schlossen von Taubeneiergrösse, starker Schaden zu Wolfartsweiler, Bernhausen, Bogenweiler, Heid, Saulgau, Bondorf, Tissen; das Gewitter zog in den Bezirk Waldsee, wo es nicht schadete; am 18. Nachm. starker Hagelschlag im Bezirk Riedlingen, die Markungen Riedlingen, Göffingen, Unlingen, Daugendorf, Altheim, Bischmannshausen stark getroffen, die Hagelkörner an manchen Orten ½' hoch, Verheerungen durch den Sturm an Häusern und Bäumen; von 3—5h Gewittersturm und Hagel zu Zwiefalten, der Sturm riss Dächer ab und Bäume um, der Platzregen zerstörte die Felder; 4—5h zu Ehingen Gewitter mit Wolkenbruch, die Windfahne durchlief zweimal die Windrose; den Tag zuvor + 25°. Im Bezirk Tübingen die Orte Rübgarten, Gniebel, Wald-

dorf, Dörnach, Häsalach, Schlaitdorf, Wankheim verhagelt; das Gewitter ging in der Richtung des Neckars; — im Bezirk Reutlingen die Markungen Gomaringen, Ohmenhausen, Kirchentellinsfurth. — 2¾h Nachmitt. zu Nürtingen und Umgegend, „wo es seit Menschengedenken nicht gehagelt habe," Hagelwetter von Hühner- und Gänseeiergrösse, Dächer und Fenster, Bäume und Felder zerstört; die Markungen Neckarhausen, Neckartenzlingen, Neckartailfingen, Oberensingen, Zizishausen stark getroffen. — Im Bezirk Esslingen in der Nacht vom 17—18. Blitzschlag auf ein Haus zu Denkendorf, Dach und Gebälke beschädigt, ein Ochse im Stall erschlagen. Am 18. Nachmitt. Hagel zu Köngen. — Zu Stuttgart nach zweitägiger Hitze vom 17—18. Nachts Gewitter mit Sturm und Platzregen, am 18. Juli ein starkes Gewitter. — Am 18. Juli Abends Blitzschlag zu Unterbettringen, O.A. Gmünd, in die Kirche, der Hochaltar und Bilder zertrümmert, das Feuer bald gelöscht. — Zu Ulm 3—4h Gewittersturm, der Bäume entwurzelte, gegen Ende des Sturms Hagel mit starkem Schaden zu Wiblingen, das Gewitter zog über die Donau nach dem Iller- und Roththal. — Abends 6h ein 1½ Stunden dauerndes Gewitter zu Neresheim mit Ueberschwemmung und zündendem Blitzschlag zu Michelfeld auf ein Bauernhaus, das abbrannte, zu Kerkingen auf den Giebel des Pfarrhauses ohne zu zünden; zu Stettheim, O.A. Heidenheim, ein Haus durch den Blitz eingeäschert und mehrfache Blitzschläge auf Bäume in den benachbarten Wäldern. — Gewitter mit furchtbarem Platzregen im Ries und dem angränzenden Baiern, ohne grossen Schaden. — Gewitter am 18. mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung im Tauberthal, in Oberbalbach (Baden) Blitzschlag auf eine Scheune, die abbrannte, zu Markolsheim ein dicht belaubter Baum durch einen Blitz von blauer Flamme entzündet.

Am 18. Juli 2—3h Gewittersturm von SW mit Hagel von Taubeneiergrösse und Platzregen zu Donaueschingen, Hagelschaden zu Hüfingen, Allmannshofen, Pfohren, Unterbaldingen, Offingen; plötzliche Ueberschwemmung zu Thuningen, Blitzschlag auf ein Haus zu Schura ohne zu zünden; 4h Nachmittags zu Messkirch, Kirnheimstetten, Göggingen Hagelsturm, faustgrosse Körner, viele Vögel erschlagen; der badische Heuberg und der preussische Ort Engelwies stark verheert. — Zu Strassburg blos Gewitter mit starkem Regen. — Am 18. Juli Hagelschlag in Nassau (Bömberg, Nassau, Kördorf, Darnolzhausen, Seelbach, Singhofen, Geisig); in Rheinhessen, Bezirk Vilbel, 8 Ortschaften verhagelt, Körner wie Hühnereier, selbst zollange wie Eiszapfen; in Kurhessen am 18. Nachmittags und Nachts wiederholte Gewitter mit Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen bei Kassel, Frizlar, Wolfenhagen, viele Menschen und Thiere ertranken, Gebäude und Brücken zerstört, zu Niederalfingen eine Scheune durch Blitz eingeäschert, erst 5h Morgens am 19. endigte das Unwetter; in Hannover, jenseits der Werra Verheerungen durch Waldbäche. — Am 18. Juli Gewittersturm zu München, der

die Telegraphendrähte zwischen München und Augsburg mehrfach zerriss.

Am 18. zu Stettin nach mehrtägigem Ostwind und warmem trockenem Wetter plötzlicher Umschlag in S mit Steigerung der Hitze bis + 29,2° R., Abends starkes Gewitter.

Am 18. Juli Gewitterstürme in der Schweiz: im Kanton Thurgau furchtbares Hagelwetter mit Schlossen von Baumnussgrösse und Verheerungen durch den Sturm in Feldern und Weinbergen; im Kanton Aargau zu Culm, Lenzburg, Bremgarten, Baden, Brugg, Laufenburg, Rheinach, Seengen grosse Verheerungen durch Hagel an Waldungen, Weinbergen, Obstbäumen, viele Vögel erschlagen. Menschen durch die Hühnereigrosse Schlossen verwundet, Dächer zerschlagen, nach dem Sturm kalte Temperatur, die Gebirge beschneit; im Kanton Luzern zu Willisau, Ettiswil die gleichen Verheerungen; zu Basel Gewitter mit Blitzschlag auf ein Gebäude ohne zu zünden.

Am 18. und 21. starke und verheerende Gewitter in Savoyen.

Am 18. Juli Nachts Wolkenbruch zu Baltimore mit Ueberschwemmung, die Brücken und Häuser zerstörte.

Am 21. Juli Abends Gewitter mit Hagel zu Sulz; 4—5h Nachmittags nach + 26° Hitze starkes Hagelwetter zu Schramberg, die Schlossen wie Taubeneier, zum Theil zackig, Lauterbach, Sulgen, Sulgau, Schönbrunn, Locherhof u. a. Höfe stark beschädigt.

Vom 21. Juli aus Schlesien bei grosser Trockenheit einige strichweise erschienene (am 18.?) Gewitterstürme mit Hagel und Ueberschwemmung berichtet.

Am 22. Juli zu Adrianopel Schlossen von der Grösse der Taubeneier, grosse Verheerungen an Waldungen und Feldern.

Aus Strassburg vom 24. Juli verheerende Gewitterstürme in Frankreich (am 18.?) berichtet: im Departement Aisne ein Haus umgerissen, im Departement Tarn Verheerungen durch Hagel und Ueberschwemmung, der Hagel war ungewöhnlicher Grösse, Dächer zerschlagen oder eingedrückt, Gebäude durch Fluthen beschädigt.

Am 25. Juli zu London starkes Gewitter mit Sturm und Platzregen.

Am 26. Juli Blitzschlag zu Eltingen, O.A. Leonberg, auf ein Haus mit starker Beschädigung, 2 Kühe im Stalle erschlagen.

Am 28. Juli, 2h Nachmittags, Hagelwetter von ½ Stunde und Sturm zu Bruchsal, beschädigte die Weinberge.

Am 29. Juli Gewitter mit Wolkenbruch und etwas Hagel zu Rottweil, Ueberschwemmung zu Dietingen; — 7—9h Abends starkes Gewitter mit Platzregen und unschädlicher Ueberschwemmung zu Schramberg; am 31. folgte ein dichter Morgennebel.

Am 30. Juli zu Constanz Hagelwetter mit einigem Schaden; — 3h Nachmittags Gewitter mit Hagel zu Ravensburg, mit Schaden an den Reben, zu Friedrichshafen mit strichweisem Schaden.

Am 1. August Blitzschlag auf das Schulhaus zu Plieningen, Amtsbezirks Stuttgart, ohne zu zünden.

Aus der Schweiz vom 1. August berichtet: In Dietikon in Aargau erschien auf dem Loongebenfeld 3 Jahre hinter einander Hagel, seitdem die Gemeinde Villmergen einen Tannenwald auf dem gegen SW liegenden Berge niederschlug, während sonst seit Menschengedenken dort nie Hagel beobachtet wurde. Aehnliche Wahrnehmungen wurden in Baselland gemacht.

Aus Turin vom 6. Aug. Gewittersturm nach anhaltend drückender Hitze, mit Hagel und Ueberschwemmung, allgemeine Traubenkrankheit berichtet.

Aus Montreux vom 10. August einzelne Gewitterstürme „in den letzten Tagen" mit Schaden in den Weinbergen, besonders bei Veyteaux durch Schutt und Flözen vom Dent de Jaman her.

Aus Bern vom 12. August Ueberschwemmungen durch die letzten Regengüsse bei Airolo, der Arve zwischen Chamouny und Genf u. a. O.

Am 13. August Hagelwetter auf dem Hertsfeld, Dunstelkingen, Eglingen, Dischingen wurden betroffen.

Am 13. August bei Bempflingen, O.A. Urach, Blitzschlag auf einen Mann unter einer Eiche, auf der rechten Seite die Haut vom Kopf bis zum Fuss versengt.

Am 14. August Blitzschlag auf ein Haus zu Altenkirchen in Hessenhomburg, eine Frau mit drei Kindern schwer verletzt, das eine starb kurz darauf.

Aus Venedig vom 16. August grosse Verwüstungen durch „jüngst" niedergegangene Hagelwetter in der Gegend des Gardasees, besondern zwischen Azzife und Bardolino, die Citronenpflanzungen stark beschädigt.

Am 18. August Abends 8h Hagelwetter von NW zu Freudenstadt, Aach, Grünthal, Hallwangen, Dornstetten stark getroffen.

Am 18. und 19. August je vor Mitternacht Gewitter im Bezirk Herrenberg; am 18. zündender Blitzschlag auf eine Scheune zu Nufringen, die abbrannte.

Am 18. Abends Hagelwetter zu Meersburg; Blitzschlag bei Krauth (Baden) auf ein Weib unter einem Birnbaum.

Am 18. August Abends heftiges Gewitter 4 Stunden lang im obern Rhonethal; im Val d'Illez am Nordrand des Dent du midi massgrosse Schlossen; Ueberschwemmungen im Wallis und Savoyen, Bonneville von der Arve unter Wasser gesetzt; die Isère riss bei Montmelian Deiche und Brücken um, der See von Annex trat aus, die Getreidefelder verheert, der Dent du midi und de Morelen u. a. mit Schnee bedeckt; zu Montrey, Bex und Massanger Hagelschaden in den Weinbergen; gleiche Verwüstungen aus dem südöstlichen Frankreich berichtet.

Am 19. August Gewitter mit Hagel und grosser Ueberschwemmung des Gottelbachs zu Schramberg, mit Verwüstungen in den Gemeinden Schramberg, Aichhalden, Sulgen, Sulgau, Dunningen; 8—9h Hagelwetter

zu Oberndorf, die Gemeinden Winzeln und Fluorn stark verheert, Sulgen, Röthenberg, Peterzell, Bergweiler, Hochmössingen getroffen, zu Oberndorf Ueberschwemmung des Neckars; — von 8h Abends bis 2h Morgens zu Sulz Gewitter von SW—NO mit Hagel und Sturm, begann seine Verheerungen an der Westgrenze zu Alpirsbach, zog über Waldmössingen, Winzeln u. s. w. hinter Sigmarswangen gegen O und SO, 400 Schritte vom Ort war die Verwüstung wie abgeschnitten; gegen N wurden auf ½ Stunde von Sulz entfernt die Sigmarswanger Felder noch verhagelt; auch die Wasserströmungen richteten Verwüstungen an; der Hagel war von Hühnereiergrösse, 6—7 Zoll lange Stücke „in Stangen wie Siegellack" von 2 Zoll Dicke wurden gefunden, zu Boll lagen die Schlossen unter Dachtraufen noch am 20. 3—4' hoch. — Zu Dornhan dauerte das Unwetter von 9h Abends bis 1h; zu Schömberg O.A. Rottweil in der Nacht vom 19. Blitzschlag in das Schulgebäude ohne zu zünden; — um 10h Nachts am 19. starkes Gewitter zu Leonberg.

Am 19. August Morgens bis 9h Gewitter zu Gaildorf, Blitzschlag bei Geifertshofen auf 2 Weiber unter einem Baum, eine derselben erschlagen, der andern der Fuss verletzt.

Am 19. August Abends zu Strassburg und Umgegend heftiges Gewitter mit Ueberschwemmungen an mehreren Orten des Elsasses und Lothringens, die Eisenbahn zwischen Luneville und Nanzig beschädigt, die Telegraphen durch Blitzschläge an mehreren Punkten zerrissen, wie z. B. zwischen Saarburg und Nanzig. — Am 19. Abends und die Nacht hindurch starkes Gewitter zu Baden-Baden.

Am 20. August Morgens früh 6h zu Hall Blitzschlag in einen Acker bei Comburg, zu Sittenhard tödtlicher Blitzschlag auf 4 Ochsen in einem Stall; — am 20. Vormittags Blitzschlag in den Kirchthurm zu Sulzbach O.A. Weinsberg, das Feuer wurde gelöscht.

Am 21. August 2—4h Morgens Gewitter zu Biberach und im obern Riesthal, Blitzschlag auf die Telegraphenleitung bei Ummendorf, der sich bis in das Telegraphenbureau fortleitete; 6—7h Abends ein zweites Gewitter mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung, zu Obersulmentingen zündender Blitzschlag auf ein Haus, drei Einwohner wurden verletzt; Blitzschlag zu Weisel O.A. Ehingen auf einen Stadel, ohne zu zünden. — Am 21. August Gewitter zu Oberndorf mit 10 Minuten dauerndem Hagel von der Grösse einer Faust zu Winzeln, der selbst die Kreuzstöcke der Fenster und mehr als die Hälfte der Dachziegel und mitunter die Dachlatten zerschlug; auf dem Felde lag der Hagel ½ Fuss hoch. — Am 21. August 4h Nachmittags Wolkenbruch im Bezirk Rottenburg, bei Niedernau und Weiler verwüstende Ueberschwemmung des Thals; die Vorstadt von Rottenburg unter Wasser gesetzt.

Aus Karlsruhe vom 24. August Gewitter mit Hagel bei Wiesloch, Hindelberg, Ladenburg, Schwezingen; — aus Köln vom 24. verwüstender Wolkenbruch in der Umgegend, der Rhein auf 14' gestiegen.

Aus England vom 24. August berichtet, dass starke Gewitter in den südlichen Gegenden der Ernte geschadet.

Aus Konstanz vom 25. August schweres Hagelwetter in der Umgegend; „dieser Tage“ (21. August?) sei das ¾ Stunden entfernte Wollmatingen verhagelt worden; durch die „letzten“ Unwetter sei die Temperatur des Sees auf + 5° gesunken, der See beständig im Wachsen.

Am 28. August Mittags Gewitter mit Blitzschlag auf eine Scheuer des Rommenthaler Hofs bei Schlath O.A. Göppingen, ohne zu zünden, ein Mann darin erschlagen; 6 — 7h Abends Hagelwetter und Wolkenbruch zu Göppingen, die Schlossen wie Taubeneier. — Am 28. Abends Hagelschlag zu Mergentheim von der Grösse der Hühnereier, die Weinberge nicht getroffen.

Am 28. August das Dorf Zirl (Tyrol) von einem Gewitter mit furchtbaren Regengüssen und Ueberschwemmung getroffen; Erdschlipf eines grossen Waldstücks; Blitzschlag auf die Spitze des Solsteins in ein Zelt, wo ein Offizier und 3 Mann zur Vermessung lagen, 9h Abends erfolgte der Schlag in ein Kästchen mit Instrumenten, auf dem der Offizier mit dem Kopf lag, die Instrumente wurden beschädigt, der Offizier blieb unverletzt, dagegen wurde der neben ihm liegende Bediente stark und ein Soldat leichter verletzt; der vierte blieb unberührt.

Am 30. August 9h Abends Gewitter von SW zu Ludwigsburg mit starkem Hagel; zu Marbach Blitzschlag auf ein Haus, zündete in einer Dachkammer, fuhr durch zwei Stockwerke, warf ein Weib zu Boden, zerschlug ein Fensterkreuz, fuhr durch dasselbe über die Strasse in ein Nachbarhaus, wo er spurlos verschwand; 10h Abends Gewitter mit Hagel und Wolkenbruch zu Murrhardt fast die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen neues Gewitter, schadete durch Wasserströmung.

Am 31. August 2 — 5h Morgens Gewitter im Rissthal, endete mit einem starken Schlag, der auf den Telegraphen zwischen Ummendorf und Essendorf bei Schweinhausen fuhr, die Leitung zerriss, mehrere Isolatoren zerschmetterte und die Stangen anriss; im Bureau zu Biberach erfolgte ein starker Schlag, der Erddraht und der zweite kurze Draht waren weich und schwarz (oxydirt), die Seidenumwicklung der Drähte zerstört; am 31. Abends 6 — 7h ein neues Gewitter über der Stadt Biberach selbst, zog nach der untern Gegend zwischen das Riss- und Donauthal, überschwemmte zu Assmannshardt, Albenweier, Langenschemmern u. a. O.; Blitzschlag zu Obersulmettingen in ein Haus, zwei Weiber wurden, die eine auf der Vorderseite, die andere auf der Rückseite des Leibs beschädigt, der Mann hinter dem Ofen an den Füssen auf einige Minuten gelähmt, das Haus verbrannte; ein anderer Blitz schlug in einen Stadel zu Ehingen, ohne zu zünden. — Am 31. gegen Abend nach grosser Hitze (bis + 23°) in den vorhergehenden Tagen Gewitter mit Wolkenbruch zu Riedlingen, Hagelschlag (zum viertenmal in diesem Jahr) zu Uttenweiler, Dietershirch, Aderzhofen mit „Eisklumpen“

in Form von „Eiszapfen", wie sie Winters an den Dächern vorkommen; auf der Ostseite des Dussen strömte eine ungewöhnliche Wassermasse dem nach O fliessenden Bächlein zu, der Hagel zerschlug Dächer, Fenster und den Häuseranwurf, die Fluth riss Mauern und Wiesendämme ein, schwemmte die Dammerde ab, überschlemmte die Wiesen, in Saugart schwammen Schweine zum offenen Giebel eines Hauses hinaus. — Zu Tuttlingen 3h Nachmittags Gewitter mit ½ständigem Hagel, zog östlich und schadete zu Neuhausen (das schon am 18. Juli verhagelt wurde). Zu Irrendorf und Bergstaig bei Friedingen Blitzschläge auf Häuser, die beschädigt wurden. — Zu Sulz 4h Nachmitttags Wolkenbruch in den Gemeinden Sigmarswangen, Boll, Wittershausen mit grossen Verheerungen, die Fluth stürzte 5′ hoch einher. — Bei Rottweil zu Herrenzimmern Blitzschlag in einen Schopf, von 5 darunter stehenden Menschen ein Mädchen getödtet, zwei verbrannt und zwei betäubt, der Blitz zündete. — Am 31. Gewitter im Taubergrund zwischen Mergentheim und Würzburg mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung; bei Würzburg furchtbarer Wolkenbruch, das Dorf Höchberg durch plötzliche Fluth verheert, ein Postwagen vor dem Ort von dem Wasser ereilt.

Am 31. August bei Freiburg i. Br. zu Ebringen zündender Blitzschlag in eine gefüllte Scheuer, die abbrannte; Wolkenbruch im Amte Staufen zu Heitersheim; — 3h Nachmittags Gewitter in der Pfalz, Blitzschlag zu Böbingen, Canton Edenkoben, auf ein Haus durch den Schornstein, ein am Tisch sitzender Mann getödtet, die Frau betäubt; zu Ludwigshafen Blitzschlag auf den Mast eines Schiffs im Winterhafen, die Spitze zersplittert, an der Schiffswand die Köpfe einer Nägelreihe aufgerichtet.

Aus Bern unter dem 1. September: Die „letzten Gewitter" (18. August?) haben viel Schaden angerichtet, zu Wyl entzündete der Blitz ein Haus und tödtete eine Frau, zu Boltingen fand man 14 Schafe unter einem Baum erschlagen.

Am 2. September 12½h Mittags Blitzschlag zu Stuttgart in einen Lindenbaum im Schlossgarten beim Königsthor, der in zwei Hälften gespalten wurde.

Am 8. September Morgens 6h Gewitter mit Wolkenbruch zu Mannheim.

Am 9. September Abends 5h Gewitter zu Wildthal (Baden) mit furchtbarem Hagel und Platzregen im obern Theil des Thals, die Schlossen lagen fusstief; die Reben, der Hanf, das Futter zerschlagen, der Boden abgeschwemmt und mit den grössten Bäumen in die Tiefe geführt, Wehre und Strassen eingerissen. — In der Nacht starkes Gewitter in der Baar (Thuningen), Blitzschlag in eine Scheune, ¼ Stunde vom Ort, auf dem Dach 2000 Ziegel zerschmettert, die durch Eisendraht befestigt waren, der Draht zerstört, die Ziegel 90 Schritte weit geschleudert.

Am 11. September Hagelwetter entlang der badischen Bergstrasse, starke Abkühlung darauf.

Aus Rom vom 11. September anhaltendes Regenwetter mit Gewittern seit 3 Tagen; Zunahme der Traubenfäule.

Am 7. October 2h Nachmittags im Taubergrunde nach einem starken Regen ein starker Blitz- und Donnerschlag, worauf sich der heftige Sturm legte, der den ganzen Vormittag geherrscht hatte; darauf leichter Hagelschauer. — Zu Hall am 7. Abends nach etlichen Donnerschlägen während strömendem Regen ein förmlicher Schneefall. — Von 7—8h Nachts starkes Gewitter zu Hamburg unter fortdauerndem Stürmen.

Am 28. October in mehreren Distrikten Oberschwabens förmliche Hagelwetter, zum Theil mit grossen Körnern.

Am 31. October Regen, gegen Abend Hagel und 8h Abends ein Gewitter mit kurzem Regen in den Bodenseegegenden.

Am 16. November Morgens 4h zu Zweibrücken Gewitter mit heftigem Regen und Hagel; den Tag über wiederholte Gewitter bei grosser Dunkelheit. — In der vorhergehenden Woche haben Gewitter zu Frankfurt, Mainz, am Neckar u. a. O. der Rheingegenden geherrscht.

Am 16. November 5—6h Abends Gewitter mit Blitzschlag zu Dürrmenz; Gewitter zu Bruchsal, Maulbronn, Heilbronn, Göppingen, Mannheim, Darmstadt. Zu Heilbronn hatte man am 15. Abends 4—5h einen Regenbogen und später gegen NW starken Blitzen bemerkt.

Vom 16—17. Novbr. Nachts auf dem Kniebis bei milder Frühlingswitterung ein Gewitter mit Blitzen, dumpfem Donner und Regen, das gegen den Rhein und Hornisgrinde hin seinen Hauptausbruch hatte. — Im obern Enzthal nach Sonnenuntergang ein gegen NO ziehendes Gewitter mit Hagel. — Zu Sulz sah man 5—6h gegen Freudenstadt und Horb ein fernes Gewitter mit beständigem Wetterleuchten. — Zu Stuttgart hatte man Abends 6h Regen und Blitz und Donner im NO. — Zu Esslingen Abends 6h Regen mit Blitz und Donner im W. — Zu Hall Abends gegen 6h Gewitter mit starkem Blitzen bei + 9° R. eine Stunde lang, darauf Regen. — Zu Mergentheim 6½h Abends Gewitter mit Hagel von SW bei + 10° R. Auch zu Maulbronn, Heilbronn, Göppingen, dann zu Rastatt, Baden, Bruchsal, Pforzheim zwischen 5 und 6½h Gewitter. Zwischen Mannheim und Darmstadt Gewitter mit Regenguss und Beschädigung an der Telegraphenlinie.

Am 17. November Abends 9h Gewitter zu Coburg mit Ueberschwemmung im Itzgrunde.

f) Stürme und Orkane.

Nachtrag. Im Sommer und Herbst 1850 häufige Stürme im weissen Meere.

1851. Vom 1—2. März NW-Sturm auf dem Bodensee und darauf Schneefall.

Am 8. März ein starker Orkan in der Präsidentschaft Bombay.

Vom 16—17. März ein starker Orkan zu Newyork, der den Hudson über seine Ufer trieb.

Am 10. April nach längerer Frühlingswitterung zu Athen ein N-Sturm mit Kälte, welche 4 Tage anhielt. Am 15. wieder + 12° R.

Nach Bericht aus Newyork vom 19. April hatte ein furchtbarer Sturm (am 16.?) zu Boston gehaust.

Am 13. Mai ein Regensturm im Kreise Woltschansk (Russland) mit grossen Verwüstungen an Feldern, Gebäuden und Windmühlen.

Vom 25. Mai aus Calcutta und Bombay berichtet: es haben Orkane die Zeit des Mousson angekündigt; Schiffbrüche an den Küsten von Bombay, Madras und Coromandel.

Vom 17. Juni stürmisches Wetter im Hegäu, die Felder stark ausgetrocknet.

Aus London vom 28. Juni nach einem mit der „Ueberlandpost" gekommenen Bericht ein furchtbarer Sturm auf Ceylon berichtet.

Am 3. Juli die Küste von Mexico (Tampico) von einem furchtbaren Orkan getroffen; viele Verwüstung an den Häusern, Ueberschwemmung durch Platzregen und plötzliches Uebertreten des Flusses, grosse Bäume mit den Wurzeln ausgerissen.

Am 15. Juli starker Sturm zu Breslau, der Nicolaithurm beschädigt.

Am 23. Juli 10h Abends in der Gegend von Heidelberg Gewitter mit Orkan, der Bäume ausriss; wüthete auch von Speyer bis gegen Frankenthal. — 2h Nachmittags Gewitter mit Orkan und Hagel im Departement Nièvre, Dächer abgehoben, Bäume 20—30 Metres fortgerissen, ein Dorf, les Chaumes Grandjean, auf einem Berge gelegen, wurde ganz zerstört, gegen 12 Gemeinden an der Strasse von Nevers nach Clamecy stark beschädigt.

Am 25. Juli in Polen ein Orkan, der Bäume entwurzelte, Gebäude umriss, Vieh und Menschen erschlug; am nämlichen Tage ein Sturm in Galizien.

Am 30. Juli Gewittersturm bei Metz.

Vom 17—18. Aug. Nachts, Gewitterstürme in der östlichen Schweiz; an der Bukowiner Grenze; — am 17. Orkan mit Erdbeben auf Guadeloupe, St. Nitto, St. Lucia u. s.

Am 18. August furchtbarer Orkan auf St. Thomas von 9h Morgens bis 9h Abends aus NO.

Vom 24—25. Nachts Gewittersturm im Wallis.

Am 28. August, Abends, gewaltiger Sturm auf dem Bodensee.

Zu Ende August (am 17.?) verheerender Orkan in Westindien, die Verheerungen reichten über Florida hinaus bis nach Georgia; besonders

stark wurde Portorico getroffen, weniger Jamaica, die Ebenen gleichzeitig überschwemmt.

Vom 31. August bis 2. September Orkan mit Wolkenbrüchen in Nordamerika.

Am 24. September starker NW-Sturm, 48 Stunden lang an den englischen Küsten, besonders von Wales am Ausfluss des Humber, diese 48 Stunden weit mit Trümmern bedeckt.

Am 21. und 22. October gewaltiger Sturm mit Regen und Schnee im asiatischen Russland, im Distrikt der mittlern Kirgisenhorde, viele Menschen und Thiere kamen um, der Schnee lag an manchen Orten 7 Arschinen hoch mehrere Tage lang.

Am 30. October Orkan zu Kiel mit Ueberschwemmung des Hafens, während der Springfluth stieg und sank das Wasser dreimal; seit 1836 keine solche Fluth.

Vom 20—21. November Sturm mit Schneetreiben in Sachsen und Schlesien.

Vom 24—25. und am 25. Sturm zu Paris.

Am 5. December verheerender Sturm zu St. Cruces auf Panama.

Vom 8. December aus Neapel verheerender Sturm mit 2 Windhosen zu Marsala und Castellamare berichtet.

Aus London vom 17. December ein furchtbarer Sturm „zu Anfang der Woche" in der Gegend von Edinburg berichtet, der viele Bäume und Schiffe zerstörte.

Am 22. December grosser Sturm bei Madras.

Vom 27—28. December 7h Abends Gewittersturm aus S zu Athen mit Hagel.

1852. Vom 3—4. Januar, Nachts, heftiger Sturm an der Ostküste von England.

Am 5. Januar heftiger Sturm auf dem adriatischen Meere von Spalato berichtet.

Vom 5—6. Januar starker Sturm zu Stuttgart mit Schaden an Bäumen.

Vom 7—8. Nachts heftiger Sturm an der NWKüste Frankreichs, Verheerungen in den Küstenorten (Nantes) und an Schiffen.

Am 9. und 10. Januar Sturmfluthen an den Ufern der Nordsee, auf Wangerooge ein Theil des Vorlandes abgerissen; Sturm aus SW in der Nacht vom 9—10. zu Schwerin und Lübeck mit Beschädigung an den Gebäuden. Am 10. zu Hamburg Ueberschwemmung bei 17' Wasserstand, gleichzeitig in Hochschottland Schneesturm und ungeheurer Schneefall mit Verheerungen in den Wäldern.

Am 13. Januar gewaltiger N-Sturm zu Vera-Cruz, Verheerungen an Schiffen im Hafen.

Am 24. Januar Sturm bei Guadeloupe.

Aus Southampton vom 29. Januar grosse Stürme an der portugie-

einem wiſſenſchaftlichen Plane des Ganzen, ſo wie von wiſſenſchaftlicher Behandlung oder Darſtellung einzelner Operationen und techniſcher Hülfsmittel, von Vergleichung und Kritik, findet ſich keine Spur. Alles iſt rein hiſtoriſch, und ſelbſt in dieſer Beziehung, mit wenigen Ausnahmen, dürftig. Trotz dem war dadurch eine neue Bahn gebrochen, die fruchtbringend genug geworden iſt; und wie ſehr das Buch einem Bedürfniſſe der Zeit entgegenkam, ſcheint ſchon daraus hervorzugehen, daß daſſelbe im Laufe von 25 Jahren fünf Auflagen erlebte, auch überdies durch Nachdruck verbreitet wurde. Die Neuheit des Unternehmens ließ deſſen Unvollkommenheit überſehen, und dient ihr zu gerechter Entſchuldigung. Daß es übrigens Beckmann ſpäterhin gelang, eine geiſtigere Anſicht des Gegenſtandes zu gewinnen, zeigte deſſen „Entwurf der allgemeinen Technologie (Göttingen, 1806)“, welcher — obwohl an Umfang unbedeutend — deſto mehr inneres Verdienſt beſaß, denn es war darin eine ſchöne Idee lebendig geworden, die nur noch der Ausbildung bedurfte, um mannigfach Intereſſe zu erwecken und Nutzen zu ſtiften.

Von da an war ſpecielle Technologie und allgemeine Technologie zu unterſcheiden. Die erſtere macht ſich zur Aufgabe, den Gang des Verfahrens zu beſchreiben, welcher beobachtet wird, um ein beſtimmtes rohes Material in vollendetes Fabrikat zu verwandeln; ſie muß alſo die Mittel, Werkzeuge und Maſchinen hierzu in ihrer Aufeinanderfolge angeben und erklären, die verſchiedenen Zuſtände, welche der Urſtoff bis zu gänzlich beendigter Verarbeitung durchläuft, der Reihe nach betrachten, und gewährt ſomit ein lebendiges Bild von dem Entſtehen des Fabrikates. So wird — um ein Beiſpiel anzuführen — zu beſchreiben ſeyn, wie die Wolle des Schafes, aus welcher Tuch dargeſtellt werden ſoll, durch Waſchen, Auflockern, Einſetten und Kratzen vorbereitet, dann durch das Vorſpinnen und Spinnen in Garn verwandelt; wie dieſes nach einigen Nebenarbeiten auf dem Webſtuhl verwebt; wie dem Gewebe in der Walke die eigenthümliche Filzdecke verſchafft; endlich durch Rauhen, Scheeren, Preſſen ꝛc. die äußere Schönheit des Tuchs hervorgebracht wird.

Die allgemeine Technologie dagegen ordnet die Geſammtheit der in den verſchiedenſten Gewerben vorkommenden einzelnen Verfahrungsarten nach der Aehnlichkeit ihres Zwecks in Rubriken, deren jede eine Zuſammenſtellung verwandter Bearbeitungsmittel darbietet.

sischen Küste, das Meer an manchen Stellen 6 Meilen weit ins Land eingedrungen, was seit 20 Jahren nicht mehr vorgekommen.

Am 2. Februar Sturm von Malta berichtet.

Vom 5—6. Februar, Nachts, Sturm zu Stuttgart, Beschädigung der Villa zu Berg; Sturm im Odenwalde.

Vom 5—7. Gewitterstürme in Oberschwaben mit Verheerungen an Bäumen.

Um dieselbe Zeit Stürme im Kanal la Manche.

Am 18. Februar zu Wien ein Orkan mit Verheerungen an Gebäuden.

Aus Mainz vom 27. Februar mehrere Schiffbrüche in Folge der Stürme in den letzten Tagen.

Im Laufe Februars haben zu Tripolis furchtbare Stürme gehaust, viele Bäume und Schiffe zerstört.

Aus Triest vom Ausgang Februars von einem Sturm berichtet, der zu Wasser und zu Land Schaden angerichtet.

Am 2. März in Bengalen ein wüthender Orkan, die Telegraphenleitung zwischen Calcutta und Kedgeree über den Hughley unterbrochen.

Berichte aus Newyork bis zum 20. März sprechen von grossen Stürmen an der Hondurasküste.

Nach Bericht aus Malta vom 25. März wütheten fürchterliche Stürme im Mittelmeer (wann?).

Aus Constantinopel vom 20. und 26. März anhaltenden Wüthen der Aequinoctialstürme.

In den ersten Tagen Aprils fürchterlicher Sturm bei Neufoundland mit zahlreichen Schiffbrüchen.

In der zweiten Hälfte März und der ersten Aprils (Bericht aus Calcutta vom 8. April) heftige Gewitterstürme in Ostindien, Schiffe, Gebäude und Menschen gingen zu Grunde.

Vom 17. April aus Constantinopel anhaltende Stürme.

Im Laufe Aprils seien grosse Stürme und Ueberschwemmungen in sämmtlichen Theilen von Nordamerika mit Verheerungen an Häusern, Brücken, Schiffen vorgekommen.

Am 1. Mai zu Cairo heftiger Orkan.

Am 12. Mai und folgenden Tagen Stürme im adriatischen Meer, mit Schiffbrüchen.

Am 14. Mai zu Calcutta furchtbarer Sturm, wie seit 1842 keiner so stark war, viele Häuser in der Stadt beschädigt; binnen wenigen Stunden fiel 8″ hoch Regen.

Am 14. Mai Sturm zu Stuttgart mit Beschädigungen auf der Villa zu Berg.

Am 11. Juni zu Nemethi im Szatmarer Comitat (Ungarn) ein starker Orkan, der Bäume entwurzelte, Gebäude beschädigte, das Kupferdach der Kathedrale wegriss.

Vom 19. Juni aus Nizza heftiger Ostwind seit mehreren Wochen, am 12. ein Sturm der Bäume zerbrach.

Vom 6—8. Juli stürmisches Wetter im Oberschwaben.

Aus Ibraila vom 19. Juli: ein fürchterlicher Orkan habe (am 18?) gewüthet, viele Schiffe umgestürzt, viele Menschen ertranken, im Umkreis von 10 ital. Meilen Dächer und Kamine beschädigt, Felder verwüstet.

Am 23. Juli Sturm in Suffolk, der den Giebel eines Kirchthurms einstürzte, die 4 Gloken weithin in verschiedene Richtungen schleuderte.

Am 13. August zu Triest eine heftige Tramontana, die binnen einer Viertelstunde die ganze Windrose durchmachte, mit Beschädigungen der Schiffe im Hafen.

Aus Newyork vom 8. September, gewaltige Stürme in der ganzen vorhergehenden Woche (am 4.) an den Küsten des atlantischen Meers von Neworleans bis Neuschottland; die Ernte in Südcarolina, Georgia, Virginien bedeutend beschädigt, Brücken und Strassen durch Ueberschwemmung zerstört, zu Augusta (Georgia) am Savannah plötzliche Ueberschwemmung von 5′ Höhe in den Strassen, zu Mobile grosse Verheerungen, viele Menschen ertranken.

Um den 14. September Stürme auf der Ostsee; seit 12. September Stürme aus Copenhagen berichtet; durch die Stürme im September sei bei Plön (Holstein) in dem Clevezer See plötzlich eine 100′ lange, 50′ breite „Insel“ 7′ über dem Wasserspiegel aufgetaucht.

Am 22. und 23. Sept. Nordoststurm mit Kälte im adriatischen Meer.

Am 24. September Nordoststurm auf dem Bodensee.

Am 28. und 29. September Stürme im Kanal von Frankreich und Irland, viele Schiffe gescheitert.

Am 29. u. 30. September Stürme in Schottland mit Ueberschwemmung.

Am 2. October in der Nacht begann grosses und weit verbreitetes Sturmwetter aus W und ging dann in SO über, verbreitete sich über Holland, Belgien, Hannover, Rheinpreussen, Holstein, Schleswig, Copenhagen, die Ostsee, Skandinavien, Norddeutschland, Leipzig u. a. O., richtete grossen Schaden zur See und zu Land an. An mehreren Orten, wie im westlichen Holstein, Hamburg, war der Sturm mit Gewitter begleitet.

Am 5. October steigerte sich das noch immer seit dem 2. andauernde Sturmwetter zu einem Orkan aus Süden in der Nacht vom 4—5. zu Paris und Umgegend; am 5. Sturm zu London mit Aufstauung und Ueberschwemmung der Themse; desgl. auf der Nordsee (Belgien); verbreitete sich über ganz Nord- und vornehmlich Süddeutschland und die Schweiz, richtete da und dort grosse Verheerungen an Bäumen, in Feldern und Waldungen (Pfalz, Schwarzwald, Welzheimer Wald, in Oberschwaben (bei wolkenlosem Himmel) u. a. O.) und an Gebäuden an. Zu Ludwigshafen wurde ein eisernes Dach in den Rhein gewälzt, zu Coburg die Spitze eines neu erbauten Thurms eingerissen, zu Stuttgart das Zinkdach des Theaters aufgerollt; dabei herrschte eine warme Temperatur (zu Tübingen, Stuttgart u. a. O. + 18,5° Mittags, zu Constanz

+ 20°). Gegen Abend erfolgten (zu Stuttgart u. a. O.) Regengüsse. In Baiern wurden Telegraphenlinien bei Nördlingen und Donauwörth beschädigt. Auf dem adriatischen Meer herrschte vom 4—5. ein Sturm. In der Schweiz 20 Stunden dauernder Sirocconsturm; dieser Sturm schadete sehr in den Weinbergen durch Lähmung der Traubenstiele. Auf dem obern Bodensee wurde der Sturm in sehr geringem Grade gespürt. An der Küste von England (Harwich) zahlreiche Schiffbrüche.

Am 11. October Sturm mit grossen Verheerungen durch Ueberschwemmung von Fiume berichtet.

Aus London vom 20. October heftiger Sturm „vor einigen Tagen" im Kanal.

Vom 19—22. October furchtbarer Sturm in den Gewässern von Malta, besonders am 20. viele Schiffbrüche; der Molo und ein Theil des Forts S. Angelo stark beschädigt. In der Nacht vom 20—21. furchtbarer Sturm zu Tripolis, 20 Schiffe von 28 im Hafen scheiterten.

Am 26. October von 6h Abends an heftiger Sturm zu Athen mit Regengüssen, 9—12h Wolkenbruch, mehrere Säulen in den Ruinen eingestürzt, Dächer abgedeckt, Bäume umgerissen, Schiffe im Hafen zerstört. Sturm in den Dardanellen. Auf Aegina und bei Volo Olivenwälder zerstört. Der Sturm erstreckte sich vom Cap Matapan längs den euböischen Golfs. Auch zu Smyrna und Malta hauste der Sturm. Geringer zu Syra und Patras.

Am 27. und 28. furchtbarer Sturm an der Küste von Sutherland mit vielen Schiffbrüchen.

Am 28. und 29. Sturm auf dem Bodensee.

Aus Constantinopel vom 30. October: ein vor 5 Tagen hausender Südsturm (am 26?) habe viele Schiffbrüche veranlasst.

Am 21. November zu Chambery und Umgegend heftiger Sirocco-sturm, Schaden an Gebäuden und Bäumen.

Vom 21. November Anfang der Winterstürme auf dem Bodensee.

Am 24. November heftiger Sturm an der Küste von Toscana.

Am 6. December SO-Stürme an den S- und O-Küsten von Sicilien, mit häufigen Regengüssen, blühende Mandeln und Pfirsiche, Treiben der Feigen und Reben, reiche Orangen- und Agrumenernte. Von der Weinernte ⅓ durch Traubenkrankheit verloren.

Vom 20—21. December, Nachts, zu Hamburg Sturm, der sich bis zum Orkan steigerte, am 21. Morgens 8h + 9° R. Bäume wurden entwurzelt. Am 23. Morgens Frost.

Aus Danzig vom 24. Dezember Sturm „in den letzten Tagen."

Am 26. Dezember Nachts und am 27. Morgens starker Sturm zu London, Verheerungen an Dächern, Gärten u. s. w., gleichzeitig Sturm im nordwestlichen England, besonders zu Liverpool. Viele Verheerungen an den Küsten von England und Irland, zahlreiche Schiffbrüche.

g) Erdbeben und vulcanische Ausbrüche.

Bem. Mit Benutzung der verdienstlichen Zusammenstellung des Hrn. Prof. Alex. Perrey zu Dijon sind wir im Stande, vom Jahr 1851 eine vollständigere Zusammenstellung als sonst zu geben, die wir daher zur Characteristik dieses in meteorologischer Hinsicht überhaupt abnormen Jahrgangs hier erscheinen lassen. —

2. Januar $2\frac{1}{2}$h Mittags zu Massa maritima (Toscana) leichter wellenförmiger Stoss von O—W, mit dumpfem Geräusch begleitet.

6. Januar zu Malta nach einem 15 Minuten dauernden Sturm, auf den Windstille folgte, 2 heftige Stösse, der erste von unten nach oben, der zweite wellenförmig, so dass die Glocken anschlugen.

7. Januar $11\frac{1}{4}$h Nachts zu Grenoble heftiger senkrechter Stoss mit starker unterirdischer Detonation, drei Tage zuvor ungewöhnliche Hitze, sehr tiefer Barometerstand. Nach dem Stoss anhaltender Regen.

7. Januar zu Chittagong (Bengalen) heftiges Erdbeben.

8. Januar zu Calcutta leichte Stösse.

8. Januar 6h 24 Minuten Abends zu Siena (Toscana) heftiger Stoss von SSW—NNO von 5 Minuten Dauer, anfänglich senkrecht, dann wellenförmig, dann wieder senkrecht und endlich ein starker Stoss; zu Asciano schlugen die Glocken an.

9. Januar zu Malta mehrere Stösse.

14. Januar 1h 22′ Morgens zu Reggio (Calabrien) 3 starke Stösse.

17. und 21. Januar zu Lahore, Multan, im ganzen Pendschab und den nordwestlichen Provinzen leichter Erdstoss.

26. Januar $3\frac{1}{2}$h Nachmit. zu Guerrero zwischen Mexico und Acapulco 3 Secunden dauerndes Erdbeben, unmittelbar darnach eine Feuerkugel von SW—NO.

28. Januar 11h Nachts zu Kreutz (Croatien) Erdstösse während 2 Minuten.

30. Januar $6\frac{1}{2}$h zu Brussa (Kleinasien) starker Erdstoss; zwei weitere in der Nacht; 31. Januar $1\frac{1}{2}$h Morgens neuer Erdstoss, wiederholte leichtere bis zum 3. Februar, alle von W—O mit vorangehendem dumpfem Geräusch.

31. Januar 8h 54′ Abends zu Reggio 2 starke auf einander folgende Stösse, der erste wellenförmig, der zweite senkrecht.

31. (21?) Januar zu Lahore gleich ausgedehnte Erdstösse wie am 17.

2. Februar 2h Morgens zu Reggio starker und langer Erdstoss, gleich darauf ein zweiter leichterer.

2. Februar zu Phoolje (Ostindien) leichter Erdstoss.

2. und 3. Februar zu Lugano, Mailand, Brescia, Novara ziemlich starker Stoss, zu Mailand 8—10 Secunden, Novara 5 Secunden.

4. Februar zu Lahore, Forezpur, Woozerabad starker Erdstoss, verbreitete sich weit im Pendschab.

Am 3—4. Februar ein rothgefärbter Regen zu Luzern und ein röthlicher Schneefall im Gebiet des St. Gotthardt, in der Nacht vom 3—4.; am 4. Morgens die ganze Gegend am Hinterrhein, besonders wo der Föhn 3 Tage lang zuvor mit Schneefall stark gestrichen hatte, röthlich gefärbt: man fand mineralische Substanzen darin und erklärte es als ein durch Eisenoxyd gefärbtes Thonerdesilikat. Die Analyse ergab Kieselsäure 73,13, Kalk 4,29, Talk 2,37, Eisenoxyd 14,74, Thonerde 5,65 Theile, man deutete es auf vulcanische Asche; auch in Unserem Bel rother Schnee.

5. Febr. Erdstoss in der Schweiz, Tyrol, der Lombardei, diesseits und jenseits der Alpen, 10h 40 Min. Vormitt. bei stark bewölktem Himmel und sehr warmer Temperatur: in Zürich 2 Stösse, und in der Nacht war ein warmer Regen vorausgegangen; in Bern um 10h 45 Minuten Morgens. In Graubünden vom 4—5. in der Nacht; es entstanden Erdfälle und Felsstürze; zu Chur, Ilanz etc. wurde es ziemlich stark gespürt, auch in den Gletschergebirgen vom St. Gotthard und der Furka. — Im Kanton Tessin, zu Verona, Brescia (N—S) wurde der Stoss am 5. stärker, in Mailand (10h 49′ von W—O) zu Pavia, Parma schwächer gespürt.

6. Februar 1h Mittags zu Lugano schwacher Erdstoss; 11h 52′ Abends zu Imst (Tyrol) Stoss von 2—3 Secunden. — Am selben Tag Erdstoss im Pendschab.

7. (8.) Februar zu Carthagena (Neugranada) starkes Erdbeben mit Beschädigung an Häusern, 9 Secunden dauernd.

9. Februar zu Multan, Calcutta Erdstoss 5h 45′ Abends.

10. Febr. zu Seefeld (Schweiz) 4½h Nachmittags 2 Erdstösse nach einander, im Thurgau 4½h ein starker; derselbe wurde auch im Hegäu (Stockach, Pfullendorf) gespürt.

11. Februar 5h 24′ Minuten Morgens zu Pesaro (Kirchenstaat) leichter Erdstoss.

14. Februar zu Narnee Tal (Ostindien) Erdstoss während eines Gewittersturms und grossen Ueberschwemmungen.

15. Februar zwischen 1—2h Mittags zu Comrie (Schottland) 2 leichte Stösse.

17. Februar zu Lahore, Multan, Calcutta Erdstösse.

18. Februar zu St. Thomas unschädliches Erdbeben.

19. Februar 10h 45′ Abends zu Cosenza (Neapel) leichter Erdstoss, 11h zu Catanzaro 2 Stösse; auch zu Tarent, Lecce, Reggio wurde es gespürt.

20. Februar 3h 45′ Mittags neuer Stoss zu Catanzaro, 8h 15′ Abends zu Reggio (Calabrien) leichter wellenförmiger Stoss von 4 Secunden. Am selben Tag auf Porto-Ricco starkes Erdbeben; ebenso zu Sta. Martha.

21. Februar 8h 45′ Abends zu Catanzaro und Tarent Stösse, 9h 45′ einer zu Lecce.

22. Februar 1h 45′ Mittags zu Reggio leichter Erdstoss.

25 Februar zu Samsoun (Hafen im schwarzen Meere von Kleinasien) starker Stoss; am selben Tag zu Trapezunt 2 zerstörende Stösse.

26. Februar Erdbeben auf den Sandwichsinseln.

27. Februar 5h 20′ Morgens leichter Stoss zu Ragusa.

28. Februar 4h 58′ Abends zu Macri (Kleinasien) kurzer starker Stoss, gleich darauf ein längerer, zerstörender nach einem furchtbaren donnerähnlichen Geräusch, die Erde bekam Risse, aus denen Schwefeldämpfe sich verbreiteten, mehrere Quellen versiegten und neue entstanden. Das Meer erhob sich in wenigen Minuten, der Berg Baba Dagh stürzte ins Meer, 2 Hügel erhoben sich und begruben ein Dorf, viele Ortschaften wurden zerstört. Ueberall die Richtung der Stösse von W – O. 5h Abends zu Rhodus starker verticaler Erdstoss mit Verwüstungen an Häusern, die Stadt Levissy von 1500 Häusern ganz zerstört, ebenso mehrere Dörfer; mehrere Hügel wurden umgestürzt; zwei weitere wellenförmige Stösse folgten in Zwischenräumen, die Stösse von W—O; jeder mit unterirdischem Donner. Die Stösse dauerten an beiden Orten bis Mitte Juli, Anfangs von Viertelstunde zu Viertelstunde, später 5—8 in 24 Stunden. Starke und anhaltende Rauchentwicklungen auf dem Berge Simvulos in der Nähe von Levisi liessen auf Entstehung eines Vulkans schliessen.

In den ersten Tagen des März seien in Sicilien heftige Erdstösse gewesen.

In der Nacht vom 1—2. März auf Martinique 2 starke unschädliche Stösse. Am 2. März 7½h Abends zu Lara (Caucasien) ein Stoss von ½ Minute mit kanonenähnlichem unterirdischem Geräusch; an demselben Tage in den Bergen des Sammering (?) starker mit Detonation begleiteter Stoss von 2 Secunden.

Am 9. März 3h 5′ Abends zu Derbend (Caucasien) 2 starke Stösse von W—O; der Stoss war schwächer in dem am Ufer liegenden Theil der Stadt.

Am 10. März 4h 13′ Nachmittags zu Zürich ein schwacher von etlichen Secunden, darnach ein starker wellenförmiger Stoss von W – O; in Seefeld von O—W; die Häuser zitterten und Gläser klirrten. Zu Pfeffikon 4h 20′ 2 starke Stösse mit dumpfem Geräusch; zu Oberwater ein senkrechter Stoss, der sich von SO—NW verbreitete, 1 Minute Dauer. Die Stösse wurden im Thurgau, Aargau, Schaffhausen, Schwyz, Lindau, Constanz, in Oberschwaben gespürt. Zu Isony war der Stoss wellenförmig und 1 Secunde Dauer bei + 3°; bald darauf umwölkte sich der Himmel; in Weingarten 2 schnell sich folgende Stösse, die Gebäude erzitterten; zu Spaichingen 4h 20′ starker Stoss, von NW—SO, zu Friedrichshafen desgleichen bei + 3,5.; im Hegäu vernahm man dabei ein starkes Getöse, die Erschütterung namentlich in den obern Stockwerken stark; die Temperatur und der Barometer hoben sich rasch nach dem

Stoss, es entstand S-Wind und höhenrauchartige Ansicht des Himmels; zu Tettnang war die Dauer 2—3 Secunden; der Stoss wurde ferner gespürt zu Zwiefalten, Scheer, Wangen, Tuttlingen, Mösskirch, Stockach, Constanz, Donaueschingen, auf der Hardt und der Sigmaringer Alp.

Am 12. März 2h Morgens starker Stoss zu St. Brieuc (Côtes du Nord) von etlichen Secunden mit dumpfem Geräusch.

Am 17. März auf Guadeloupe ein Erdbeben, das viele Pflanzungen verheerte.

Am 20. März 1h Morgens leichter Stoss zu Livorno, 11½h Vormittags ein stärkerer senkrechter von 2 Secunden, darauf wellenförmig 1 Secunde lang. Am 20. März 2h Abends zu Rhodus heftige Stösse.

Am 23. März sei in Tessin das Dorf Cozzera von einer durch einen Erdstoss entstandenen Lawine getroffen worden.

Am 24. März heftiges Erdbeben zu Costarica, die Stadt Alajuela fast ganz zerstört. Am 24. 8½h Morgens zu Montepulciano (Toscana) heftiger wellenförmiger Stoss von O—W; im Laufe des Tages ein leichterer. Am 25. 2h 50' Morgens ein heftigerer kürzerer von W—O.

Im Laufe des März Erdstösse in Californien.

Am 2. April 6½h Morgens grosses Erdbeben in Chili; Valparaiso (schon 1822 fast ganz zerstört) wurde stark heimgesucht. Der erste Stoss dauerte 15—20 Secunden, darauf folgten kürzere in Zwischenräumen, 4 Stunden lang; der Thermometer blieb unverändert, die Luft schwül und windstill; viele Gebäude wurden zerstört oder beschädigt; das Städtchen Casa blanca an der Strasse nach Santiago wurde bedeutend beschädigt; ebenso Santiago. Bei Valparaiso drang heisses Wasser aus Erdspalten. Mauern in der Richtung von O—W wurden zerrissen, Pendeluhren, die in der Richtung von O—W schwangen, blieben stehen, Wassergefässe liefen gegen O über. Die Bewegungen hatten die Richtung von S—N. Die Temperatur war warm (+ 14,3 R), die Luft ruhig. Ein Schiff 40 Meilen vom Cap S. Antonio spürte einen heftigen Stoss. Das Erdbeben wurde in Copiapo, Coquimbo, Cobija gespürt. Am 7. 1½h Mittags ein weiterer Stoss.

Am 3. April 5h Abends neue heftige Erdstösse auf Rhodus, sowie zu Macri und Umgegend, nachdem seit Februar die Stösse nie aufgehört hatten.

Am 4. April 12½h Mittags und am 6. 3½h Morgens leichte Erdstösse zu Borgotaro (Parma). Vom 9—10. April um Mitternacht starker wellenförmiger Erdstoss daselbst mit dumpfem Rollen. Zu Tiedoli, 5 Meilen von Borgotaro, wurde ein noch stärkerer gespürt.

Am 4. April 4½h Nachmittags zu Cairo wellenförmiger Erdstoss von O—W von 2 Secunden bei heiterer Witterung.

Am 11. April 1h Morgens zu Reggio (Calabrien) 2 Erdstösse, der

zweite stark; um 2 und 2½h weitere leichte. In der Nacht vom 12—13. ein starker wellenförmiger.

In der Nacht vom 11—12. mehrere heftige Erdstösse zu Messina, welche Risse in Gebäuden verursachten; am 12. mehrere leichtere.

Am 11. April wiederholte heftige Stösse zu Rhodus, vom 14. vulcanische Ausbrüche bei Levissi berichtet.

Am 13. April 1½h Nachmittags auf der Strecke zwischen Gothenburg und Strömstadt 4 starke Stösse innerhalb 2 Minuten von SO—NW; am stärksten bei Lysekihl, Thüren und Fenster sprangen auf. Die Ausdehnung des Phänomens ging von Stockholm bis Porsgrund (Norwegen), über 90 Ortschaften spürten dasselbe gleichzeitig, überall nahm man ein Geräusch wahr wie von Fuhrwerken mit Eisenbarren; nirgends nahm man merkliche Aenderungen im Barometerstand wahr, die Witterung war regnerisch; die Erschütterung zeigte sich ziemlich gleichzeitig am Christianiafjord.

Am 13. April (wie 1850) Erdstösse zu Stagno Piccolo (in der Herzegowina), 6½h Morgens starke Detonation und leichter Stoss, 4h 23′ Abends starker Stoss ohne Geräusch; am 14. 8h 20′ Vormittags 2 starke Stösse, am 16. 11h 55′ Morgens ein starker, 11h 55′ Abends ein leichter, am 17. 1h 30′ Morgens starker Stoss mit vorausgehender Detonation.

Am 17. April in Schweden und Norwegen neue Stösse.

Am 19. April 11½h Abends zu Brussa heftiger Erdstoss von 8—10 Sec.; in der Nacht 2 weitere. Am 21. 4 weitere leichtere; alle wurden bis Kiutahiah gespürt. Unmittelbar auf die heftigsten Stösse folgten Hagelschauer; die Mineralquellen zu Tchekerghe hörten während des Erdbebens auf zu fliessen.

Am 22. und 27. April Erdstösse zu Oothul und Syaree (Ostindien).

Am 23. April 45′ nach Mitternacht kurzer Erdstoss zu Ragusa.

Am 25. April 7h Abends im Distrikte Nachitschewan ein Erdstoss.

In den ersten Tagen Aprils Erdstoss zu Messina; im Laufe des Monats Erdstösse in Californien.

Am 5. Mai zu Stagno Piccolo (Herzegowina) drei, am 6. ein Stoss; am 10. zwei, am 15. einer.

Am 11. Mai 5h Abends zu Derbend (Caucasien) 2 starke Stösse von O—W.

Am 15. Mai 1h 47′ Mittags Erdstösse auf Majorka von 6 Secunden mit Geräusch, von WSW—ONO; viele Häuser beschädigt. Im Arsenal fielen alle Gewehre an der westlichen Wand um, an der östlichen blieben sie stehen, an der nördlichen und südlichen Wand fielen sie in entgegengesetzter Richtung um; 5h Morgens unterirdisches Geräusch ohne Stoss von 2 Secunden; am 20. 8½h Abends Stoss mit Geräusch; am 21. 2½h Nachmittags neues Geräusch; um 3h desgleichen; am 22. 4½h Morgens starke Detonation mit leichter Erschütterung; am 7. und 28. Juni wiederholte Stösse und seitdem noch weitere in der Gegend der grössten

Intensität des ersten Erdbebens, 2 Meilen um Palma herum. Am 25. 3h 5′ Morgens ein weiterer starker Stoss.

Am 15. Mai 8h 20′ Morgens starker Erdstoss zu San Francisco in Californien.

Vom 15—16. Mai Nachts Erdbeben auf Guadeloupe und Martinique. Auf Martinique blieben die am 8. Februar hart mitgenommenen Orte verschont; auf dem flachen Lande entstand an Gebäuden und Plantagen grosser Schaden. Am 17. Mai 1h 55′ und 2h 38′ Nachmittags wiederholte Stösse. Auf Guadeloupe am 16. 9h 25′ und 11h Morgens, das flache Land auf Basse Terre hatte mehr oder weniger Zerstörungen an Gebäuden; zu Point à Pitre 9h 16′ starker Stoss von SO—NW mit donnerähnlichem Geräusch 2 Secunden lang, 9h 55′ und 10h 55′ wiederholte Stösse. Am 17. 1h 59′ und 2h 38′ Nachmittags weitere. Der Mittelpunkt war Capesteyre, wo die grössten Beschädigungen vorkamen.

Am 16. Erdstoss auf St. Lucie, Martinique und Montserrat.

Am 17. Mai 11½h Abends leichter Stoss zu Comrie (Schottland).

Am 23. zwei starke Stösse zu Kalki (Insel westlich von Rhodus); seit 14 Tagen waren keine mehr zu Rhodus vorgekommen, zu Macri waren sie seltener und leichter geworden.

Am 26. Mai 1h 20′ Nachmittags zu Copiapo (Chile) starken Erdbeben von 2 Min., stärker als das vom 2. April; die Stösse horizontal von N—S, folgten weitere bis 8h Abends, Häuser beschädigt. Die Witterung dabei heiter. Starke Verwüstungen zu Huasco. Es bildeten sich grosse Erdrisse.

Am 27. Mai langer leichter Stoss auf Guadeloupe bei Sturm.

Am 28. 8h 45′ Abends zu Siena (Toscana) wellenförmiger Stoss von SSO—NNW, voraus ging ein Brausen wie vom Wind, 4—5 Secunden. Zu Florenz 2 aufeinanderfolgende wellenförmige Stösse. Um 9h Abends zu Pisa leichter Stoss, zu Urbino (Kirchenstaat) leichter von NW—SO.

Am 29. 11½h Abends neuer Erdstoss auf Guadeloupe von 12—15 Secunden mit vorausgehendem unterirdischem Geräusch; folgten weitere Stösse bis zum 30. 3h Morgens, am 31. Nachmittags neue Stösse.

Am 1. Juni zu St. Piere (Martinique) Erdstoss; 11h Vormittags zu Siena leichter Stoss, stärker zu Florenz; am 3. wiederholter stärkerer zu Siena von SSW—NNO mit vorausgehendem Geräusch wie ferner Donner, bei heiterem Himmel, die Magnetnadel zeigte einige Störungen. Am nämlichen Tag ein Stoss zu Monterde (Aragonien). Zu Anfang des Monats neue Stösse zu Macri.

Vom 5—8. und am 10. Juni zahlreiche Stösse auf Guadeloupe bei völliger Windstille. Bis zum 15. wiederholte Stösse.

Am 6. 7. Juni Nachmittags verschiedene Stösse zu Foligno (Kirchenstaat). Am 7. zu Palma ein Stoss mit Detonation (wie am 22. Mai) mit etlichen Zerstörungen an Gebäuden.

Am 8. 9h 45′ Abends und 11h 15′ zu Siena neue Stösse von N—S.

Vom 19—24. neue Stösse zu Stagno Picolo.

Am 24. 4h bis 4½h Morgens zu Pisa leichtes Erdbeben.

Am 25. Juni 3h Morgens Stoss von 20 Secunden zu Point à Pitre, 2½h Nachmittags ein leichter. Am 26. 2½h Nachmittags ein Stoss, am 28. von 12—1½h Morgens 8 Stösse, 9½h Morgens wieder ein leichter. Am 29. 4½h Morgens 2 weitere, am 30. 3½h Morgens 2 starke nach einem bedeutenden Sturm, im Lauf des Tages und der Nacht weitere.

Am 25. Juni 3h 50′ Abends zu Borgotaro (Parma) starker senkrechter Stoss und ein leichter gleich darauf.

Am 27. 6h 30′ zu Reichenhall (Salzburg) starker Stoss; die Häuser zitterten, Rinnen von den Dächern geworfen.

Am 28. neue Stösse zu Palma.

In der Inselgruppe von Amboina seien im Laufe des Frühjahrs und Sommers häufige Gewitterstürme, Erdbeben und viele Ausbrüche vorgekommen, der Mittelpunkt Ternate gewesen.

In der Nacht vom 1. Juli Erdstoss zu Lunigiana (Toskana).

Aus Sicilien vom Anfang Juli berichtet, dass sich die Insel Giulia, die sich 1831 zwischen Sicilien und Pantellaria erhoben hatte, wieder bis 3 Metres unter die Wasserfläche gehoben habe und sich durch Erderschütterungen vulcanischer Art den vorbeifahrenden Schiffen kund gebe.

Am 1. Juli 10h 20′, Abends, zu Comorn (Ungarn) Erdstoss von 30 Secunden mit donnerartigem Getöse, die Glocken schlugen an, Häuser wurden beschädigt; zu Peath und Pressburg mehrere rasch auf einander folgende Stösse und 10 Secunden dauernde wellenförmige Schwankungen; den Tag über schwüle Hitze; am stärksten in den Ofener Gebirgen.

Am 2. Juli in Missouri heftige Stösse, besonders zu Neu Madrid; Erdrisse entstanden, aus denen Wasser quoll.

Am 7. 3h 20′ Abends zu Salonichi Erdstoss von W—O, während eines heftigen heissen Windes aus derselben Richtung, der bis zum folgenden Morgen dauerte.

Am 12. Juli zwischen 2—3h Nachmittags starker Stoss zu Münster und Sulzbach von 1 Secunde; zu nämlicher Zeit Erdstoss in den Vogesen; zu Epinal 3h 45′ 2 deutliche Schwankungen mit folgendem Geräusch, wie von fahrenden Wägen; zu Plombières 3h 50′ starker Stoss mit gleichem Geräusch, von WNW—OSO; zu Luxeuil eine leichte Bewegung; im Thal vom St. Bresson ein deutliches Geräusch; zu Chatel an der Mosel 3h 20′ 2 schnell auf einander folgende Stösse, der 2te stärkere 3—4 Secunden von NO—SW mit dumpfem Geräusch; zu Corcieux 1 Stoss kurz vor 4h von SW—NO von ½ Secunde mit donnerartigem Geräusch und darnach folgendem Rollen wie von einem Wagen von 8 Secunden Dauer, der Barometerstand war 5 Millim. über dem mittlern.

wobei die Art der Materialien, auf welche die Bearbeitung angewendet wird, nur eine Nebenrücksicht begründet. So werden also alle Mittel und Verfahrungsarten zur Zertheilung oder Zerkleinerung der Stoffe (durch Spalten, Zerschneiden, Zerreißen, Zerreiben und Zerdrücken, Zerschlagen, Schaben ꝛc.) zusammengestellt, beschrieben und verglichen; ferner alle Methoden der Vereinigung oder Verbindung (als: Binden, Zusammendrehen, Flechten, Weben, Nähen, Leimen, Nageln, Schrauben, Nieten, Löthen, Schweißen u. s. f.); alle Formungs- und Gestaltungs-Prozesse (Behauen, Hobeln, Drechseln, Biegen, Schmieden, Treiben, Pressen, Gießen) ꝛc. Es springt in die Augen, welch großes Interesse eine gelungene Ausführung dieser Art durch Ergründung der innern Aehnlichkeit scheinbar ganz heterogener Arbeiten und Werkzeuge, durch Aufdekkung neuer Gesichtspunkte gewähren muß; welch eine fruchtbare Uebung des Verstandes und der Beobachtungsgabe hieraus hervorgehen kann; wie auf diesem Wege selbst der praktische Gewerbtreibende eine Masse von Kenntnissen zu erlangen vermöge, die ihn fähig macht, die Hülfsmittel anscheinend weit entlegener Kunstzweige sich anzueignen und mit Nutzen in sein Fach einzuführen. Ohne Zweifel erfordert allerdings die tüchtige Bearbeitung der allgemeinen Technologie eine große Summe von Kenntnissen nicht nur, sondern auch die nicht übermäßig häufige Gabe, den Vorrath derselben streng planmäßig zu ordnen, und in dieser Gestalt stets lebhaft gegenwärtig zu haben.

Beckmann, wie gesagt, gab nur den Fingerzeig zur Aufschließung dieser neuen Welt voll praktischer Schätze; Andere gingen noch lange nach ihm den weit leichtern Weg, eine bloß historische Beschreibung der Gewerbsbetriebe, nach dem Grundsatze der speciellen Technologie, in Lehr- und Handbüchern zusammenzustellen. So entstanden zu Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Menge technologischer Compendien, von welchen bei weitem die meisten gar nicht des Nennens werth sind, weil sie immer Eins aus dem Andern abgeschrieben, oder aus den nämlichen, wenig zahlreichen, gedruckten Quellen compilirt waren. Jung (1785, 1794), Cunradi (1785), Lamprecht (1787), Rössig (1790), Beck (1792, 1807), Brodhagen (1792, 1799), Müller (1796), Walther (1796), Göttling (1797), Möller (1804, 1810), Gotthard (1804), Maurer (1805),

Am 14. Juli starkes Erdbeben in Calabrien (Sillim. Journ. Nov. S. 443).

Am 4. (16.) Juli, Morgens, zu Tiflis ein Stoss von W—O.

Am 17. Juli, 4h Nachmittags, habe man einen Erdstoss in den höhern Gegenden des Bezirks Oberndorf mit dumpfem Getöse wahrgenommen.

Vom 19—25. wiederholte Stösse auf Guadeloupe.

Am 20. 6h 10′ Abends Erdstoss zu Algier und Umgebung; zuerst eine starke unterirdische Detonation, auf die unmittelbar 2 sehr heftige Stösse folgten.

Am 23. Juli, 10—11h Abends zu Cöln ein Erdstoss nach einem Gewitter aus W, bei 27″ 5‴.

Am 23. und 24., 25., 26. mehrere Stösse zu Smyrna.

Am 25. Juli leichtes Erdbeben zu Nertschinsk.

Am 26. 3h 5′ Nachmittags starker Stoss zu Siena; gegen 4h ein zweiter. Am 26. zu Colima (Mexico) starkes Erdbeben.

Am 27. Erdstoss auf den Bermuden; mehrere Stösse auf Rhodus, zu Macri steigende Stärke der Erdstösse, die Insel Kalki war dagegen frei.

Am 28. 6h 35′ Abends zu Pisa wiederholte leichtere Stösse mit Geräusch; zu Bagni di S. Guiliano stärker, die Glocken tönten; am 29. 9h 37′ Morgens wieder ein Stoss zu Pisa, desgl. am 30. 2h Morgens.

Am 30. 10h 48′ Morgens starker Stoss zu Roveredo mit weiterm im Gefolge bis 4. August; in mehreren Dörfern die Häuser beschädigt, am stärksten im Thal Judicarien.

Vom 2—3. August 1½h Nachts zu Ferrara leichte wellenförmige Erderschütterung; Abends vorher war eine Feuerkugel erschienen.

Am 2. und 3. August neue Stösse in Tirol, Roveredo, Tione; zu Roveredo am 3. 5h Abends stärker als am 30. Juli; am 4. 2h Morgens ein weiterer.

Am 3. August 55′ nach Mitternacht zu Mailand ein Erdbeben von 1 Minute 8 Secunden, von S—N; zu Verona gegen 1h Mittags von W—O und 4 Secunden, zu Ferrara 1h 14′, zu Mantua 1h 16′, zu Venedig 1h 8′ nach Mittag 2 starke von S—N.

Am 4. August zu Tiflis Stoss von O—W. In der Nacht vom 4. August leichter Erdstoss zu Nertschinsk von SW—NO.

Am 5. zu Colima (Mexico) neues Erdbeben.

Vom 5—6. August Ausbruch des Vulkans Pelée auf Martinique, den man für erloschen hielt, derselbe begann am 5. August gegen 4h Morgens mit dumpfem Geräusch und darauf folgenden Detonationen, mit Tagesanbruch erhoben sich drei Rauchsäulen aus dem Berg, die eine schwarz, die zwei andern weiss, die Stadt S. Pierre wurde ganz mit Asche bedeckt, welche nach Schwefelwasserstoffgas roch. Der Berg hat 1853 Metres über der Meeresfläche. Dabei herrschten beständige Regengüsse und Stürme. Der Ausbruch bestand bloss in Asche, die häufig mit Regen niederfiel; der Schwefelwasserstoffgasgeruch breitete

sich weit bis in die See aus. Der Vulkan wurde in seinen Grundfesten erschüttert, und man vernahm dabei ein eigenthümliches scharfes Zischen wie von einer Dampfklappe. Zu St. Pierre spürte man einen Erdstoss und in weitem Umkreis des alten Vulkans einen starken Aschenregen, der am Morgen Alles grünlich bedeckt hatte. Später fand man auf dem Pelée 8 Crater mit siedendem Schleimwasser von starkem Schwefelgeruch gefüllt. Von Zeit zu Zeit hörte man einen dumpfen Donner und es erhob sich ein weisslicher Dampf. Die Crater waren von 4 bis 18 Fuss Durchmesser und geringer Tiefe.

Am 6. August 4h Morgens Erdstoss mit 1 Minute dauerndem Geräusch zu Fane (Norwegen) von NO—SW.

Am 8. August Ausbruch des Mouna Roa (Sandwich), auf der westlichen Seite, etliche Meilen vom Gipfel; dauerte gegen 12 Tage, die Detonationen hörte man bis auf 40 Meilen. (Der letzte Ausbruch war im April und Mai 1849 aus dem grossen Crater, dem Moknawoowoo und auf diesen beschränkt gewesen, im December 1830 war ein Aschenausbruch mit Erdbeben.)

Ueber das Erdbeben am 14. August und den folgenden Tagen in Basilicata und Capitanata gab die Allg. Augsb. Ztg. einen übersichtlichen Bericht von Sorrent, aus dem die wesentlichen Momente folgende sind: Der Sommer war sehr trocken und regenlos bis zum 19. August wo Morgens heftige Gewitterstürme über Neapel und Sorrent zogen. Dagegen kamen mehrmals heftigere Stürme als gewöhnlich, am 18. Juli ein starker Sirocco: das Getreide reifte früh, die Traubenkrankheit verkümmerte die Reben und Oliven, die im Anfang August schwarz wurden und abfielen. Der Vesuv war ungewöhnlich ruhig, im Juni und Juli kaum eine Rauchentwicklung von weisslichgrauen kleinen Wolken. Am 5. August Nachmittags begann plötzlich dunkler Rauch in dichten Massen aufzusteigen, wie er Eruptionen vorgeht, doch nicht stossweise. Nach 2 Tagen war die frühere Ruhe wiedergekehrt, und es begann namentlich auf der Hochebene von Sorrento die Luft in seltenem Grade schwül und drückend zu werden; oft hatte man 90° F. im Schatten. Auch der Stromboli und Aetna verhielten sich ungewöhnlich ruhig. Am 12. und 13. August ungewöhnliche Windstille, schon am 14. Morgens sehr drückende Luft, was bis Mittag zunahm, das Meer spiegelglatt. Um 2h 15' erfolgte der erste Erdstoss, der so viele Ortschaften verheerte. Der Stoss sei in der Richtung des Vesuvs hergekommen und habe südöstliche Richtung genommen. Es ertönten Hausglocken, Meubles fielen um, und es verbreitete sich im Augenblick des Stosses ein brandiger Schwefelgeruch auf wenige Momente. Das Barometer war schon am 12. gesunken, fiel im Moment des Stosses sehr rasch und bedeutend und blieb einige Zeit so stehen. In 25 Minuten erfolgte ein 2ter Stoss, der Himmel war ganz klar, es blies der gewöhnliche Seewind, die Temperatur + 80° F. im Schatten. In Neapel wurde das Erdbeben in

einigen Theilen gar nicht gespürt, wie auf der Capella vecchia; dagegen sehr heftig auf der Sta Lucia und da wo der Grund Basalt ist. Auf Ischia, zu Chieti und Otranto wurde das Erdbeben nur wenig, in Calabrien und den Abruzzen gar nicht gespürt. Durch diesen Erdbeben wurde am 14. und den 7 folgenden Tagen, Melfi, Venosa, Barile, Rionero unter ähnlichen Erscheinungen, wie sie das Erdbeben vom 27. März 1638 und 4. Febr. 1783 in Calabrien zeigte, zerstört, nur war es weit schwächer als jene; dem ersten Stoss um 2h 15′ folgte der zweite verwüstendste 3h 50′ und von 1 Minute Dauer. Zu Neapel seien die von O—W schwingenden Uhrpendel still gestanden. Verschiebungen der Häuser und Grundstücke (wie früher) fanden nicht statt, sondern auf einigen Punkten ein Oeffnen und Schliessen und Sinken des Erdreiche; es seien z. B. drei Getreidekarren verschlungen worden. Die Mönche des Klosters San Michele am Abhang des Vulture wurden von einem derselben, der während der Siesta im Klostergarten bald nach 2h das Wasser eines kleinen Bassin aufbrausen und Hunderte kleiner Fische in die Luft schnellen sah, dadurch gerettet, dass er sie herbeirief um ein Mirakel zu sehen. Als sie um das Bassin standen, stürzte das Kloster zusammen. Der Vulture bildete den Mittelpunkt des Erdbebens, ein Berg, der gleich einer Insel in der Mitte der Apenninen steht, gegen 30 italienische Meilen im Umfang, von 3 Flüssen, Astella, Rapella, Ofanto umflossen, ein seit Jahrhunderten erloschener Vulcan. Hier soll der Stoss zuerst gespürt worden sein, auf den alsdann Schwankungen und Erschütterungen folgten, die ohne Unterbrechung 60 Secunden fortdauerten, und dann in Pausen bis zum 21. sich fortsetzten. Am 19. erfolgten wieder heftige Stösse, welche Venosa und Barile vollends zerstörten. Am nämlichen Tage zogen furchtbare Gewitter von SW gegen den Vulture auf und entluden sich über Barile mit solcher Gewalt, dass das Waisenhaus, das einzige stehen gebliebene Gebäude, beinahe von den Wasserwogen vernichtet worden wäre, wenn man dem Wasser nicht hätte schnell Abfluss verschaffen können. In den Orten Bovino, Ascoli, Lucera, Sansevero, u. a. der Capitanata erhielten die Mauern vieler Gebäude Risse, ebenso in Bari, die Ortschaften Carato, Minervino, Spinazzola, Andria, Frani, Melfi, Venosa, Barile, Rionero wurden gänzlich zerstört. In Melfi wurden die Mauern der Häuser in spitzen Winkeln gegen einander geworfen und die Wölbungen der dort überall gewölbten Dächer eingestürzt. Nur der Palast Doria, das älteste Gebäude, blieb bewohnbar. Ueber 1000 Menschen wurden getödtet und mehrere Hundert verwundet. In Venosa sind 380 Häuser, in Barile sämmtliche zerstört, in Rionero nur wenige bewohnbar geblieben. Die Seen in den Kratern des Vulture und die Fische darin blieben unverändert, man spürte auch keine Gasausströmungen in der Gegend. Es wurden (zu Neapel, Mailand und auf dem Schauplatz des Erdbebens) vor, während und nach dem Erdbeben starke Störungen der Magnetnadel

beobachtet, die Luft war während der Katastrophe rein, nur erhob sich um 10h ein NW-Wind der bis 2h zu einem heftigen Sturme stieg, dann aber plötzlich aufhörte. Am 19. folgte ein furchtbarer Hagelschlag, die Verwüstungen verbreiteten sich auf einen weiten Umkreis von Ortschaften. Das Erdbeben wurde auch gleichzeitig auf Ischia gespürt, wo sich ein thätiger Vulcan und heisse Quellen finden; man vernahm den Abend vorher eine starke Detonation.

Am 15. August 6h Morgens zu Stagno Piccolo ein starker Stoss; bis zum 16. 3h Morgens folgten 8 weitere mit langem unterirdischem Geräusch.

Am 16. zu Cevoli (bei Pisa) leichter Stoss.

Den 19. 3h 35′ Abends einen Stoss zu Rhodus; 11h 53′ Abends zu Stagno piccolo starker senkrechter mit Detonation; fernere Stösse am 20. 7h Morgens, 21. 10h 10′ Abends, 22. 2h Morgens und den Tag über heftige Detonationen; vom 23—25 ähnliche Erscheinungen, am 26., am 28. 2h Nachmittags, 31. 10h 30′ Abends bis 1h Morgens wiederholte mehr oder weniger starke.

Vom 14—21. August wiederholte Erdstösse in der Capitanata.

Am 17. August (?) sei auf St. Lucie, Guadeloupe, St. Vitto u. a. schwaches Erdbeben während eines Orkans wahrgenommen worden.

Am 24. August 2h Morgens Erdstoss in den Departements Rhone, l'Ain, Saône und Loire, Jura, Doubs, Rhin; in Baden (Badenweiler), der Schweiz (Basel 2 Stösse, sehr stark in Unterwalden, auf dem St. Bernhard, von W—O.); Italien (Chambery, Como, Lugano). Das Erdbeben war am stärksten im untern Rhonethal; im Gebirge wurde das Erdbeben stärker als zu Vevey gespürt. Im Leukerbad dauerte der stärkste Stoss 30—40 Secunden, man spürte 4 Stösse in Zeit etlicher Minuten. Die Bäder zeigten um 10h Vormittags statt 24° 28°, also 4 mehr als gewöhnlich, am 25. 6h Morgens 29° und die Quelle 30°, und so nahm sie ferner zu, bis am 3. October die Bäder 31° und die Quelle 36° zeigte; auch die Wassermenge nahm zu. Die Stösse wurden in ganz Wallis mehr oder weniger stark gespürt.

Aus Nidwalden wurde berichtet: vom 23—24. 2½h Nachts starker Erdstoss von 8—10 Secunden, nach 5 Minuten ein 2ter leichterer, Himmel klar, Tags zuvor der Barometer von 27″ auf 26″ 7‴ gefallen, Thermometer Nachts + 15°. Im Freien hörte man donnerähnliches Geräusch, die Häuser krachten, Meubles wurden verrückt. Es war eine schaukelnde Bewegung.

Aus Bern wurde grosse Verbreitung des Erdbebens berichtet: in Freiburg, Chaux de fonds, Lausanne, Sitten, Stans, Schwyz, Einsiedeln, Zürich, Solothurn, Basel die Erschütterung ziemlich heftig, überall schaukelnd, eine stärkere und bald nacher eine schwächere, in Stans von NO, in Lausanne von SO. Zu Lugano 2h 10′ Morgens, Dauer 2 Minuten.

Am 25. August neuer Erdstoss zu Venosa; am 27., 28. zu Melfi; am 15., 16., 19, 21. zu Bovino u. a. O. Ascoli und Bovino beschädigt, die Erdstösse wiederholten sich in der Capitanata vom 14—23.

Am 31. August 5 und 6½h Morgens 2 starke Stösse zu Point à Pitre; um 10½h Abends Erdstoss zu Ragusa.

Im Lauf Augusts fortwährende vulkanische Ausbrüche auf Martinique; die Stadt Prêchieux und die Umgegend mit vulcanischer Asche bedeckt, die theilweise mit Regen fiel.

Am 1. September 3h 30′ Abends zu Stagno piccolo starker Stoss mit Geräusch von 6—8 Secunden; 5h 30′, 9h 25′ und 48′, 11h 54′ drei weitere mit Detonation. 2h 56′ Nachmittags starker Stoss von 3 Secunden zu Ragusa.

Den 2. September 1h und 2h 30′ Morgens 2 längere Detationen von leichtem Erdbeben begleitet zu Ragusa, 8h 35′ starker Stoss ohne Geräusch, 1h 55′ und 5h 30′ Abends 2 andere mit Detonation, 8h 49′, 10h 15′ und 12h Nachts drei Stösse mit Geräusch.

Am 3. 1h 2′ und 40′ Morgens daselbst 2 Detonationen, 5h Abends ein Stoss mit mehreren Detonationen, 10h 10′ ein Stoss ohne Geräusch.

Am 3. September 7½ und 11h Morgens zu Bex 2 Stösse; 5h 5′ Abends zu St. Jean de Maurienne ein Stoss, der local zu sein schien.

Am 4. 7h Morgens zu Sitten schwacher Stoss von S—N; zwischen 1—2h Morgens zu Stagno Piccolo drei Stösse mit Detonationen.

Am 5. 8h 45′ Abends starker Stoss zu Stagno Piccolo. Am 6. 12h 25′ Mittags ein Stoss ohne Geräusch, daselbst; 5 Min. darauf ein zweiter, 10h 45′, 11h 23′ und 12h Nachts 3 Stösse mit langen Detonationen.

In der Nacht vom 6—7. September 11h Nachts neues Erdbeben in Bari, das die Stadt Canosa vollends verwüstete, in Rionero und Taranto wurde es leichter gespürt.

Zu Augsburg beobachtete man am 7. 12h 30′ Mittags und zwischen 2—3h am Elkysmometer bedeutende Schwingungen.

Am 7. 2h Morgens leichter Stoss zu Rionero; stärkere Erdstösse in derselben Nacht zu Cosenza, Canosa, Tarent u. a. O. von Bari; um 7½h Morgens zu Stagno Piccolo ein starker senkrechter Stoss, dem zahlreiche Detonationen folgten, 10h und 11h 15′ Abends zwei andere Stösse mit Geräusch.

Am 8. 1h 30′ und 55′ Morgens 2 starke wellenförmige mit Detonationen, daselbst; 2h Morgens senkrechter starker mit Geräusch; den Tag über bis 1h 10′ Nachmittags 2 weitere Stösse mit mehr als 40 in Zwischenräumen folgenden Detonationen; gleichzeitig wurden Stösse zu Ragusa und Fort Opus gespürt, in letzterem Ort in der Nacht vom 7—8. drei starke und ein leichter Stoss, alle wellenförmig von SW—NO, drei mit Detonationen.

Am 9. 3h und 4h 45′ Morgens, 1h 45′ und 5h Abends zu Stagno Piccolo 4 Stösse mit Geräusch, alle seit dem 1. September von N—S. Am

nämlichen Tage 3—4h Morgens zu Roseau (Dominica) zwei heftige Stösse.

Am 11. 6½ Morgens zu Bex ein Stoss; 7h 37′ Abends zu Smyrna ein leichter.

Am 12. 6½h Morgens zu Ragusa eine leichte wellenförmige Bewegung.

Aus Neapel vom 12. September stärkere Rauchausbrüche des Vesuvs „in den letzten Tagen“ ohne eigentliche Vorzeichen einer Eruption berichtet, man fürchtete Wiederholung der Erdbeben.

Von Turin vom 13. September berichtet: zu Biella seien „neuerdings“ Erdstösse vorgekommen.

Am 18. gegen 11h Vormittags starker Stoss zu Rionero; 1h Nachmittags ein Stoss zu Melfi und Rionero; in der Nacht vom 18—19. ein Stoss zu Rionero, am nämlichen Tage Stösse zu Stagno, Ragusa und Fort Opus. Am 20. 2½h Morgens ein weiterer zu Rionero.

Am 23. mit Tages Anbruch leichter Stoss zu Rapolla.

Am 23. 8h Abends ein Stoss zu Bex; am selben Tage Stösse zu Nizza.

Am 24. 9½h Abends leichter Stoss zu Rionero; 12h Nachmittags leichter Stoss auf den Abhängen des Vulture. Am 25. 3h Morgens und 8½h Abends leichter senkrechter zu Rionero.

Am 25. und 26., je 11h Vormittags ein Stoss zu Bex; beide mit unterirdischem Geräusch vor und nach den Stössen, von 1—3 Secunden von OSO—WNW.

Am 27. 7¾h Morgens senkrechter starker zu Melfi mit Geräusch und plötzlichem Steigen des Barometers.

Am 23., 26., 27. Stösse zu Stagno Piccolo.

Zu Ende des Monats Erdbeben zu Kitow, Kreis Tarnopol (Galizien).

Nach Berichten vom 29. September seien „kürzlich“ heftige Erdstösse auf der Insel Caxo zwischen Candia und Scarpento vorgekommen.

Vom 1. October aus Zara Fortdauer der Erdstösse zu Stagno Piccolo berichtet.

Zu Anfang October 2 starke Stösse zu Lissabon.

Nach Berichten bis zum 2. October sei zu Port of Spain (Jamaica) ein leichtes Erdbeben vorgekommen.

Am 3. 4¾h Abends leichter Stoss zu Melfi.

Am 6. 11h 50′ Abends zu Borgotaro (Parma) wellenförmiger Stoss, voraus ging ein dumpfes Geräusch.

Am 8. 9h Abends zu Stagno Piccolo Erdstoss mit anhaltender Detonation, 11h ein Stoss mit Geräusch.

Am 9. 6h Morgens daselbst eine Detonation, 5h 15′ und 9h 15′ Abends zwei leichte Detonationen mit Erdstössen.

Am 11. Mittags zu Melfi leichter, 11h Abends starker Stoss zu Stagno Piccolo.

Am 12. 6h Morgens wellenförmiger Stoss von 5 Secunden daselbst; 6h 30′ Morgens zu Lecce, Tarent, Bari, Barletta, Canosa, Casignola starker wellenförmiger von W—O und 6 Secunden; 7h Morgens starke Detonationen mit Stössen eine Viertelstunde lang in Albanien; Beschädigungen der Häuser zu Vallona; Beratti fast ganz zerstört; zu Bérat das Fort zerstört; ein Berggipfel eingestürzt und an dessen Stelle ein Crater geöffnet, der Steine und schwarzen Rauch, hierauf Lava mit Schwefelgeruch und dann Asche auswarf; zu Janina, Elbassan, Durazzo spürte man das Erdbeben bis Monastir und Bitoglia; in den folgenden Tagen wiederholte Stösse. In Vallona hatten sämmtliche Gebäude gelitten, zu Beratti Häuser und das Kastell, in der Umgegend mehrere Dörfer zerstört.

Am 13. October 12h Mittags zu San Remo (bei Genua) starker wellenförmiger Stoss von 5 Secunden mit starkem unterirdischem Geräusch, in der Umgegend wiederholte Stösse bis in die Nacht; 9—10h ein Stoss zu Brest; 10h Abends nach einem kurzen Nordlicht zu Audierre (Departement Finisterre) ein dumpfes starkes Geräusch und darauf ein Stoss von O—W von 2 Secunden; an demselben Tag zu Almeria (Spanien) Erdstoss von 5 Secunden; zu Posta (Provinz Aquila in Neapel) vier Erdstösse.

Am 17. zu Monastir leichte Erdstösse.

Am 19. 8½h Abends zu Kreuz und Agram (Croatien) ein Erdbeben; 4h 45′ Abends zu Stagno Piccolo starker Stoss mit Detonation, in der Nacht längerer Stoss mit Geräusch.

Am 20. 4½h Morgens zwei Detonationen daselbst, Mittags eine solche mit leichtem Erdstoss; 6h 45′ Morgens zu Ascoli (Kirchenstaat) nach zweitägigen Regengüssen wellenförmiger Stoss von S—N und 4 Secunden, zuvor und nachher mit Geräusch; am nämlichen Tage Erdstösse in Albanien.

Am 20., 21., 22. October verschiedene Stösse zu Melfi, Rapolla, Rionero.

Am 21. 4½h Morgens zu Lecce ein Stoss.

Am 22. 5h Morgens starker Stoss zu Pau; zu Bagnères von N—S und 2 Secunden, zu Gan (2 Meilen südlich von Pau) sehr stark; zu Rontignon 4h 48′ der erste Stoss; folgten noch 3 in Zeit 2 Secunden von OSO—WNW. Um 6h neuer leichter Stoss, der Himmel klar, Barometer ruhig, Wind OSO, Thermometer + 12°.

Am 23. zu Rionero ein leichter Stoss.

Am 24. zu Stagno [illegible] Stösse.

Am 26. 7h 55′ [illegible] 6 Secunden dauernder, anfänglich wellenförmiger, dann s[illegible]hter Stoss mit starkem unterirdischem Geräusch, an der Küste stärker als im Gebirge; denselben Tag leichter Stoss zu Louisville (Nordamerika.)

Am 28. Abends zu Ebingewald (Tyrol) Erdstoss.

Am 30. in Galizien Erdbeben und Feuerkugel; 9h 6′ Morgens leichter Stoss zu Salonichi.

Am 31. 3h 8′ Morgens daselbst einige stärkere Stösse von N—S; 5h 29′ Nachmittags neuer Stoss von N—S; 5h 15′ Abends zu Dronero (Piemont) wellenförmiger Stoss von 3 Secunden.

Im Laufe Octobers Erdstösse auf Guadeloupe.

Am 1. November auf Guadeloupe langer, schwacher Stoss; auch auf Antigua u. a. Inseln.

Am 5. ein kurzer heftiger daselbst.

Am 6. Morgens zu Lagonegro (Neapel) ein leichter senkrechter von 1 Secunde; 7h Abends zu Mexico und Puebla leichter Stoss.

Am 7. 8h 10′ Morgens zu Mexico wiederholter leichter, von N—S; 3½h Abends zu Borgotaro (Parma) wellenförmige Stösse; von 5h an starker Schneefall bis in die Nacht.

Vom 8. an zu Feltre (Lombardei) durch einen Theil des Monats hindurch unterirdischen Geräusch, wie von Massen, die von grosser Höhe in ein Wasser fallen, oder gleich dem Brausen eines Echo von Schüssen und wellenförmigen Zittern der Fenster und manchmal des Erdbodens; voraus ging 7tägiges Regenwetter.

Am 10. zu Melfi ein Stoss.

Am 11. 6h 24′ Abends zu Melfi, Rapolla, Rionegro wellenförmiger Stoss von O—W von 3 Secunden.

Am 12. mehrere Stösse in Californien.

Am 14. 10½h Vormittags zu Rossano starker wellenförmiger Stoss von N—S von 2 Secunden mit Geräusch.

Am 15. 2h Morgens neuer Stoss zu San Francesco.

Am 16. Stoss zu Melfi.

Am 17. 1h 30′ und 2h 15′ Morgens und 3h Abends 3 senkrechte Stösse daselbst, der letzte der stärkste von 8 Secunden mit starkem Geräusch.

Am 17. 4h Morgens Erdstoss zu Zara.

Am 16. 4h Abends zu Tione, Bregazzo und Val di Pendega (Tyrol) ein Erdstoss; vom 16—17. vier weitere; am 18. 10h Abends und 19. 2½h Morgens neue Stösse.

Am 18. November 1h Morgens starken Erdbeben zu Zara bei beständigem Regen.

Am 22. 9½h Morgens starker Stoss zu Mascara (Algier); die Bewegungen des Bodens gleich dem Schwanken eines Schiffes; zuerst sichtbares Neigen von O—W, dann ein entgegengesetztes und dann wieder von O—W; hierauf eine lange dumpfe Detonation, die Häuser beschädigt, drei eingestürzt, der Himmel klar; während der Nacht Frost eingetreten, 2 Tage zuvor ein Gewittersturm. Am 23. und 24. neue Stösse.

Am 24. 1h Nachmittags auf dem Leuchtthurm von Livorno ein leich-

ter Stoss; vom 24—25. unterirdisches Geräusch in der Nähe der Klippen um den Leuchtthurm.

Am 25. zu Port d'Espagne (Trinidad) Stoss von NO—SW und 3 Secunden mit vorausgehendem Geräusch.

Am 30. 3½h Morgens zu Melfi starker Stoss, zuerst senkrecht, dann wellenförmig von 6 Secunden; 7½h ein zweiter kurzer, beide mit Geräusch.

Zu Ende des Monats fortdauernde Stösse in Dalmatien (Beratti).

Auf Island im Laufe Novembers 2 starke Erdstösse.

Am 1. December 7h 43′ Morgens zu Point à Pitre starker Stoss mit brausendem Geräusch von 2 Secunden, die Häuser krachten; 9½h ein zweiter schwacher von S—N; wurden auch auf Basseterre gespürt.

Vom 1—4. wiederholte Stösse zu Stagno piccolo.

Am 3. 11h Nachts zu Saumur (Departement Maine et Loire) ein Stoss mit vorangehender Detonation.

Am 4. 9½h Morgens zu Temet-el-Haud (Algier) ein starker Stoss.

Am 5. 11h 45′ Morgens zu Melfi, Rapolla, Barile und Rionero starker Erdstoss mit Geräusch von 2 Secunden; 9h Abends zu Melfi allein ein starker senkrechter von 12 Secunden.

Am 9. Morgens zu Oachaca (Mexico) wellenförmiges Erdbeben von O—W.

Am 10. Erdstoss zu Smyrna.

Am 13. 6h Morgens zu Sitten starker Erdstoss; desgleichen zu Bex 5h 45′; am nämlichen Tag Erdbeben in Beludschistan zu Shapure am Fuss der Mulroe-Hügel.

Am 16. bei dem Leuchtthurm von Livorno starke Bewegung des Wassers, in der Nacht unterirdisches Geräusch.

Am 21. 2h Morgens zu Melfi, Rapolla, Barile, Rionero, Canosa neuer Stoss von 2 Secunden; 4½h ein neuer von 8 Secunden; gegen Mitternacht ein Stoss zu Melfi.

Am 25. 4—5h Abends zu Jönköping (Schweden) 3 schnell aufeinander folgende Stösse bei heiterer, ruhiger Luft und — 7° R., von 2 Secunden, von SW—NO, mit dumpfem Geräusch.

Am 29. 9h Abends zu Melfi starker senkrechter Stoss von 4 Secunden. Gegen Mitternacht zu Reggio (Calabrien) wellenförmiger von 10 Secunden. Am 30. 2h Morgens 4 neue Stösse daselbst mit abnehmender Stärke.

1852. Am 14. Januar zu Cutchie in Ober-Nud und an mehreren Punkten von Gutscherat ein Erdbeben, das viele Verheerungen anrichtete.

In der Nacht vom 15. Januar zu Reggio eine starke Detonation in der Luft, gleich darauf ein Erdstoss von 10 Secunden und in 3 Stunden ein zweiter, hierauf wiederholte bis 21. Januar bei Tag und Nacht, stärker oder schwächer, doch mit wenig Schaden.

Vom 25. bis 26. Januar 2h 16′ Nachts Erdstoss von S—N und 6—8 Secunden zu Bordeaux und im ganzen Departement Gironde, schwüle Luft seit mehreren Tagen, am 25. völlige Windstille, der Himmel umzogen, drückende Wärme; während des Erdbebens sei der Himmel wie von einem Nordlicht beleuchtet gewesen. Die Leute wurden in den Betten aufgerüttelt.

Nach Bericht aus Neuyork vom 28. Januar sei in Mississippi ein starkes Erdbeben mit nicht unbedeutenden Verwüstungen vorgekommen.

Aus Messina vom 3. Februar: seit zehn Tagen haben sich sehr starke Erdstösse wiederholt, die Einwohner campirten.

Am 14. und 15. März heftige Erdstösse zu Mostar (Herzegowina).

Um Mitte März neue Erdstösse zu Melfi; am 30. März 3 neue Erdstösse, der dritte 11h Nachts der stärkste, so dass die Einwohner ins Freie flüchteten, jedoch von einem Orkan zurückgejagt wurden; seit August 1851 sei kein Monat ohne Erdstösse vergangen.

Am 30. März 5h Abends zu Insbruck 2 Erdstösse von SW—NO, der erste sehr heftige 4¾h mit krachendem Getöse, der zweite ¼ Stunde später; man wollte schon 4h Abends zuvor einen schwächern gespürt haben; Barometer niedrig, heftiger Sirocco. (Das zweite Erdbeben daselbst in diesem Jahre.)

Am 31. März starkes Erdbeben in den NWProvinzen von englisch Ostindien.

Im Laufe März (?) (nach wiederholten Berichten in deutschen Blättern im April und Mai) Ausbruch des Mouna Roa (Sandwichinseln 12500′ M. H.); die Lava floss 50 (engl.) Meilen weit, durchschnittlich 100′ tief, füllte 300′ tiefe Schluchten aus, verbrannte ungeheure Waldungen; beim ersten Ausbruch sei die Lava 500′ aufgeschleudert worden und der Durchmesser des flüssigen Feuerstrahls 100′ gewesen.

Am 4. April Erdbeben in den Dardanellen, das Mauern einstürzte, Abends 2 neue Stösse; an der Küste von Gallipoli und im Innern sei es heftiger gewesen.

Am 8. April starke Erdstösse auf Hayti.

Am 14. April Morgens sei bei Sondershausen unter starker vulkanischer (?) Erschütterung eine kochende Mineralquelle von grosser Reichhaltigkeit angebrochen; unter den ausgeworfenen Holzstücken und Steinen sei auch ein grosser Mammuthzahn gewesen.

Am 18. April 6¼ bis 6½h Abends Erdstoss mit dumpfem unterirdischem Rollen von 3 Secunden Dauer zu Weipert im obern Erzgebirge; Himmel trüb, — 2,5° und 26″ 10,5‴, zugleich Schneefall in ungewöhnlich grossen Flocken.

Am 30. April Erdbeben zu Washington, Baltimore, ganz Maryland u. a. O. der Union.

Vom 18. Mai vom Bodensee: „Im Thal von Zweisimmen lasse sich

Broſenius (1806), Kunz (1807), Petri (1807), Hinterlang (1810), Stemler (1815) mögen hier nur Beiſpiels halber angeführt werden. Die große Mehrzahl der Verfaſſer ſolcher Schriften arbeitete theils für untergeordnete Zwecke (z. B. für den niedern Schulunterricht), theils ſchienen ſie gar keine Ahnung davon zu haben, daß man eine Sache ſelbſt kennen und verſtehen müſſe, um mit Ehre und Erfolg über dieſelbe zu ſchreiben. Der oben genannte, aus dem Franzöſiſchen überſetzte „Schauplatz“ und Sprengel-Hartwig's Originalarbeit waren und blieben faſt überall die allgemeine Zuflucht, wurden benutzt und wieder benutzt; aber der lebendige Geiſt der Selbſtanſchauung, welcher in jenen Werken wehte, wurde an dem Studirtiſche jener Nachbeter getödtet. Man vergaß zum Unglück, daß die Zeit ihren gewaltigen Schritt nicht geht, ohne die Dinge in ihr mit ſich fortzureißen; man ſchien zu glauben, die Gewerbsinduſtrie des Jahrs 1760 ſey in dem Jahrhundert der allgemeinen Aufklärung allein noch unverändert geblieben; man hielt nicht für nöthig, in die Werkſtätte des Nachbars zu treten, um mit eigenen Augen zu ſehen, daß auch er nicht ſtehen geblieben war in einer Zeit, wo alles den ruhigen Standpunkt des Althergebrachten verlaſſen hatte. Es iſt in Wahrheit eine Satire zu nennen, aber nichts deſto weniger buchſtäblich Thatſache, daß unglückliche Compendienſchreiber Kenntniß der Gewerbthätigkeit zu verbreiten gedachten, ohne nur jemals die Atmoſphäre der Werkſtätten ſtatt des Qualms der Studirlampe eingeathmet zu haben. Wenige ehrenwerthe Ausnahmen treten uns aus jener Periode entgegen; zu ſelten war noch der Fall, daß unterrichtete Gewerbtreibende ſelbſt ihre Erfahrungen mittheilten, oder ſie durch Vermittelung wahrhaft wiſſenſchaftlicher Männer zum Gemeingut machten. Darum beſtand fortwährend eine hohe Scheidewand zwiſchen den Praktikern und denen, welche angeblich die Schätze der Praxis zu Markte brachten, aber in der That nur unhaltige oder verrufene Münze ausgaben. Sieht man gleich ſich genöthigt, eine ſolche Richtung der gewerblichen Literatur unwillig zu bedauern, ſo gilt doch dieſelbe, in aller ihrer Verkehrtheit, als ein ſprechendes Zeugniß des allgemeinen Strebens, Kenntniß von und Liebe zu den Gewerben als ein Element in die Volksbildung einzuführen, beurkundet ſomit eine bemerkbare Hebung der Anſichten über die Würde und Wichtigkeit des Gewerbſtandes.

ab und zu leichtes „Erdzittern“ verspüren und man nehme diess als Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres.

Am 24. Mai 5h Abends wollte man zu Eschbach, Amts Staufen, (Baden) einen ziemlich starken Erdstoss gespürt haben.

Am 1. Juni sei in Süd-Wales (England) ein Erdbeben auf einer Strecke von 26 Meilen gespürt worden.

In der Nacht vom 8. Juni 12½h heftige Erderschütterung zu Zara (Dalmatien).

Am 19. Juni, Nachmittags, ziemlich starkes Erdbeben in der Schweiz: Bern, Neuenburg, Freiburg, Stäfis, in Val Travers; in Grandcourt fiel eine Mauer zusammen; am Ufer des Neuenburger See's habe man gleich nachher an mehreren Stellen phosphorescirende schleimige Subatanzen wahrgenommen.

Am 21. Juni 3h Morgens zu Laibach ein leichtes Erdbeben; am 22. 2h Morgens ein starkes von 2 Secunden bei klarem Himmel.

Am 29. Juni schwacher Erdstoss in Algerien.

Am 7. Juli 7½h Morgens zu Kingston (Jamaica) bedeutende Erdstösse mit starkem Wagengerassel, Uhren standen still, Häuser beschädigt, seit dem Erdbeben herrschte furchtbare Hitze.

In der Nacht vom 24—25. Juli 2h starkes Erdbeben in den Bodenseegegenden: zu Feldkirch, Bregenz, Lindau, Rorschach, ferner zu Zürich (8h Morgens?), Appenzell, Glarus, St. Gallen, Aargau; zu St. Gallen 2½h Morgens schlugen Hausglocken an, in Appenzell stürzte ein Kamin ein, zu Sargans erschien kurze Zeit darauf ein heftiges Gewitter mit Platzregen.

Am 27., 28., 29. Juli Erdstösse in Engadin; zu Silvaplana, 1812 Meter Höhe, am Fuss des Julier, am 27. 11—12h Nachts, am 28. 12h Mittags, am 29. 1h 40′ und 2h 15′ Mittags, der stärkste war 1h 40′, alle von W—O. Im „Berghaus“, 1 Stunde oberhalb Silvaplana am Julier spürte man nichts. Am 27. und 28. war die Witterung regnerisch, am 28. herrschte NO, am 29. SW.

Aus Constantinopel vom 30. Juli über ein heftiges Erdbeben zu Erzerum berichtet, das 800 Häuser zerstört habe und 17 Menschen erschlug.

Am 20. August Abends und 21. Morgens starke Erderschütterungen auf Cuba, San Jago wurde bedeutend verheert; am 20. 8½h Morgens heftiger Stoss, der einzelne Häuser umstürzte; am 21. Morgens 8h 40′ ein noch heftigerer, der sich in ½ Stunde wiederholte, von 20 Secunden, die Stadt plötzlich in eine Staubwolke gehüllt, 50—60 Gebäude, darunter drei Kirchen, mehr oder minder zerstört, der Boden bekam Risse. Am 21. 5h 40′ Nachmittags neuer Stoss. Die Stösse wurden auch im Hafen auf den Schiffen gespürt.

In der Nacht vom 20—21. begann ein gewaltiger Ausbruch des Aetna. Noch am 20. August, Abends, war der Berg ganz ruhig. Am 21. 2½h

Morgens begann das Krachen und Dröhnen des Ausbruchs, der Berg war mit einer dichten grauschwarzen Rauchwolke umhüllt. Von Catanea aus sah man 2½h Morgens an den Seiten des Berges sich plötzlich drei Crater öffnen, aus denen Feuersäulen emporschossen, ungeheure Felsblöcke aufgeworfen wurden, die mit furchtbarem Krachen niederfielen. Der Hauptkrater rauchte kaum mehr als gewöhnlich. Mit Tages Anbruch erschien Alles in Rauch gehüllt. Nach Sonnenuntergang erschien der Rauch feuerroth, die glühende Masse zog sich jedoch mehr und mehr links, die Krater hatten sich geschlossen, aber 3—4 Stunden von ihnen entfernt waren 3 andere erschienen, von denen der mittlere eine Feuersäule erhob, die seit dem 21. eine Masse Schwefel, Asche und Lava warf. Am 22. war der Lavastrom schon 2 Stunden vom Krater geflossen, ½ Stunde breit; Asche und Bimsstein fiel 3—4 Stunden im Umfang dicht nieder. Am 23. Morgens 8h erreichte der Strom den Kastanienwald von Foscoli, und 9h den ersten Weinberg. Vom 30. August wurde berichtet: Die Lava ergiesse sich rasch gegen Zufferano zu, und überströme Felder und Weinberge, unter Tönen wie von flüssigem Glas, die Lava röthlichgrau und glasig, es liegen schon mehrere Schichten über einander; seit 500 Jahren sei kein Erguss nach Osten gewesen; in der Nacht höre man häufiges Donnern, die Flammensäule sei auf 14 Meilen sichtbar. Vom 6. September wurde ein Nachlassen der Eruption gemeldet, der Lavastrom war noch 10 Minuten von Zufferano entfernt. Der Aschenfall über Catanea, Messina, Girgenti verbreitet. Aus Bagaria (Sicilien) vom Anfang September 1852: es seien 12 mehr oder weniger grosse neue lavaspeiende Krater, die ihre Ergüsse durch eine der fruchtbarsten Gegenden der Insel fortsetzen; die Stelle dieser Krater 14 Meilen nördlich von Catanea, 16 westlich von Giarre, und südöstlich von Taormina. Die Weinberge von Zufferano schrecklich überströmt. Nach Bericht vom 3. September aus Neapel verheerende Fortdauer des Ausbruchs, Massregeln zur Rettung von Zufferano. Nach Bericht vom 15. Semptember fortgesetzter Ausbruch, nur war Zufferano nicht mehr bedroht, sondern das Fortschreiten gegen Milo gerichtet, das sehr bedroht war. Am 23. September hatte der Lavaerguss in der Richtung gegen Milo und Giarre sehr abgenommen. — Am 25. September waren 2 Lavaströme zusammengeflossen, 6 Häuser von Milo und 6 in Casale waren verzehrt, nun war Zoppinelli bedroht. Am 17. und 18. entstanden neue Ströme, der eine versiegte am folgenden Tage. Der Ausbruch nahm allmählig ab, aus dem Krater immer noch dicke Rauchsäulen. Am 30. September schien der Ausbruch beendigt, erneuerte sich jedoch im October; vom 6. wurden aus Palermo neue Lavaergüsse über den alten berichtet. Mitte October erneuerte Lava- und Rauchauswürfe aus Neapel berichtet; vom 24. October aus Palermo. Der Ausbruch nahm die Richtung nach Val di Calanda. Nachts schlugen kurze heftige Flammen aus dem Krater. Vom 14. November wurde die Oeffnung eines zweiten

Kraters, südlich vom ersten, berichtet, die Lava floss bis 5 Meilen vor Zofferano; vom 19. November: ein Lavastrom folge dem andern, der letzte blieb bei Montefinvechio stehen. Noch vom 17. November: Fortdauer des Ausbruchs, wenn auch vermindert, aus den alten Kratern, starke Eruption von Lava, Steinen, Sand und Asche aus den neuen. Endlich wurde vom 31. December eine „mächtige" Erneuerung des Ausbruchs berichtet. Von den 3 neuen im Val del bove eröffneten Kratern war jedoch nur einer thätig und stiess von Zeit zu Zeit Rauchwolken und kleine Lavamassen aus. Bei Zofferano habe man auch eine leichte Erderschütterung gespürt.

Am 28. August neues Erdbeben zu St. Jago auf Cuba, die Einwohner flüchteten ins Freie.

Vom 6—7. September Nachts starker Erdstoss zu Canosa (Neapel), 30 Meilen von dem am 14. August zerstörten Melfi, verbreitete sich über Otranto und Bari, zu Melfi wurde nichts gespürt.

Am 16. September 6½h Abends plötzliche Umwölkung des Himmels auf Luçon bei drückender Schwüle und einem für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Staubregen; während dessen erfolgten rasche schwankende Bewegungen der Erde von N—S, die mit andern zitternden Bewegungen abwechselten; voraus ging den Erdstössen ein unterirdisches Getöse. Die Stösse dauerten mit Unterbrechungen etwa 3 Minuten; weitere schwächere folgten 8h 10′, 9h, 11½h; am 17. 4h Morgens. Vom 19. neue Stösse bis zum 30.; am 10., 11., 12. October wiederholte Erdschwankungen. Fast kein Gebäude blieb in Manila unbeschädigt. Bei den ersten 3 Stössen am 16. gab das Pendel (des Seismometers) zuerst die Richtung von N—S und eine Inclination von 11—12° an, dann folgten ohne Unterbrechung verschiedene schwankende Bewegungen, die den Pendel fast zum Stillstande und ihn darauf in kreisförmige Bewegung brachten, hierauf grosse Schwankungen von ONO—WSW, wo der Pendel eine Inclination von 4° zeigte. Die übrigen Stösse waren schwächer und gaben dem Pendel 4½° Inclination, der Thermometer + 18°, Barometer 29,28″ (engl.?), Hitze drückend, die See auf der Oberfläche phosphorisch glänzend. Den Tag über hatte SW geweht, der Wind setzte sich darauf in N um. Ein Schiff spürte den ersten Stoss in 17° 30′ Br. und 118° 50′ L. In den Provinzen nicht mindere Verheerungen. (Die bedeutendsten Erdbeben auf Luçon waren 1627, 1645, 1675, 1796, 1824, 1828. Das furchtbarste 1645, wo Manila ganz zerstört wurde und 3000 Menschen umkamen.)

In China sei (nach Berichten in deutschen Blättern vom December) „vor einigen Monaten" ein furchtbares Erdbeben in der Provinz Kan Su im NW des himmlischen Reichs vorgekommen, wodurch 300 Menschen umkamen.

Bei den Ueberschwemmungen am 17. und 18. September 1852 in der Schweiz habe man an mehreren Orten, z. B. Winterthur, in allen Kel-

lern einen Schwefelwasserstoffgasgeruch bemerkt, und Auslöschen der Lichter, wenn man sie ganz nahe an die Erde brachte, in einem Ziehbrunnen eine so starke Gasentwicklung, dass ein Brett, das die Oeffnung deckte, in die Höhe gehoben wurde und beschwert noch schwankte. Dasselbe (die Gasentwicklung in Kellern) auch in Lenzburg und zwar lange bevor das Wasser in dieselben eindrang. Zu Gränichen (Aargau) quoll das Wasser aus einem Sodbrunnen ziemlich hoch aus der Oeffnung hervor. — Der Berg Farnsburg (Baselland) bekam einen grossen Riss, bei Diepten die Erde gespalten, die Strasse auf 1' breit aus einander gerissen. Man sprach von einem Erdstoss am 18. während des heftigsten Regens. In der Nacht vom 17. zum 18. wurde an dem Berge Insel, im nördlichen Theile des Kantons Zürich, ein starkes Getöse und Krachen vernommen, der Berg erhielt viele Risse und Senkungen und Erdschlipfe an Stellen, wo sich Wasser zeigte; Viele wollten in der Nacht von 1—2½h Erdstösse gespürt haben. In den Thälern sah man am 15. und 16. Abends einen ganz bläulichen Nebel 4' hoch von unangenehmem Geruch. Nach dem Regen am 18. entstand zu Winterthur plötzlich ein starker Luftzug von auffallend hoher Temperatur und stinkendem Schwefelgeruch, der sich nach der Wahrnehmung einer davon betäubten Person in einer Strecke von 200 Schritten 3 mal erneuerte. Zu Wynenthal (Aargau) war die Luft am 18. Morgens mit schwefligten Dünsten geschwängert, aus Ziehbrunnen strömten unter heftigem Brausen schweflichte Gase, in denen brennende Späne augenblicklich verlöschten. Auf Aeckern und Strassen bemerkte man im stehenden Wasser stinkende Bläschen aufsteigen. In den Wolken wollte man ein phosphorescirendes Leuchten und Mehrere wollten Erderschütterungen wahrgenommen haben. In einem Hause hörte man aufgehängte Ketten klirren und theilweise fielen sie herab; in den Bergen entstanden Erdklüfte auf Viertelstunden weit. Die aussergewöhnliche Wärme des (Regen-) Wassers und der Luft und der rasche Wechsel des Barometerstandes von fast 1 Zoll binnen 36 Stunden wurden als bemerkenswerthe Erscheinungen berichtet.

Am 26. September ein Erdbeben in Tiflis mit vorausgehendem unterirdischem Donner.

Am 5. October 5h 28' Abends zu Geislingen 2 schnell sich folgende Erdstösse, der zweite heftigere wurde besonders stark im Bahnhofgebäude gespürt. Der Stoss senkrecht von unten nach oben. Im Augenblick des Stosses legte sich der furchtbare Sturm so plötzlich, dass sich kaum ein Blatt an Bäumen und Gesträuchen noch bewegte.

Aus London wurde eine seltsame Meereserschütterung am 13. October in 19° w. L. und 12 Meilen vom Aequator gemeldet; man hörte plötzlich ein donnerähnliches Getöse aus der Tiefe des Meeres, das endlich einen ohrenbetäubenden Grad erreichte, die See warf berghohe Wellen und der Wind strömte von mehreren Seiten an. Nach 15 Minuten Dauer

diesen Zuständen wurde die See wieder ruhig, aber mehrere zuvor gesehene Schiffe waren verschwunden und wenige Minuten nachher sah man Schiffstrümmer und das Wrack eines Schraubendampfers vorbeitreiben.

Am 16. October zu Nizza ein schwacher Erdstoss.

Am 19. October 3h 25′ starkes Erdbeben auf Cesme (Griechenland), 4 Stösse in geringen Zwischenräumen. Am 20. 7h und 7½h schwächere Stösse, die Schwingungen von S—NW.

Vom 27—28. Oct. Nachts wollte man während des Sturms Erdstösse in den Dardanellen gespürt haben.

Zu Algier sei im October ein leichtes Erdbeben von mehreren Minuten Dauer gespürt worden.

In der Nacht vom 1—2. November 1852 sei in Finnland bei Loperkyla ein Erdschlipf entstanden, der wie die in Finnland nicht seltenen Erdschlipfe, mehr die Natur von Erdbeben hatte. Der Boden sinkt plötzlich auf mehr oder weniger Erstreckung ein, dagegen hebt er sich in einiger Entfernung und verursacht dadurch Austauen von Flüssen. Man bemerkte starke Schwefelluft. Auch 1812 fand ein ähnliches Phänomen statt. (Ausland 1813. Nr. 8.)

Aus Madrid vom 3. November ein zu Malaga vorgekommenes starkes Erdbeben berichtet.

Am 9. November Morgens 4h 30′ 2 heftige Erdstösse zu Liverpool und Umgegend, zu Bangor und Holyhead, Manchester, Schrewsbury und s. O. von N—S, Glocken in den Häusern ertönten, Hausthiere zeigten Unruhe. 3—4 Secunden Dauer. Auch in Irland zu Dundalk, Kilkenny, Galway und im Westen von Irland spürte man dasselbe ziemlich heftig. Seit Menschengedenken habe man in Nordengland kein Erdbeben gespürt.

Am 17. Nov. zu Trifail (Untersteiermark) 6h 10′ Abends bei heftigem S-Wind ein heftiger Erdstoss von SO—NW; den 18. 2h nach Mitternacht wiederholter Stoss von 2 Sec., Morgens heftiges Donnerwetter mit kurzem heftigem Regenguss; 3h 3′ Nachmittags bei umzogenem Himmel und heftigem S-Wind ein kurzer starker Donner, gleich darauf in Zwischenräumen von etlichen Secunden 3 Erdstösse von NO—SW; Fenster und Gläser klirrten. Am rechten Saveufer stürzten Felsen herab in den Fluss unter furchtbarem Gekrach der Felswand.

Am 16. November 6h Abends zu Sagor (Bericht von Graz) und am 17. 3h Morgens starke Erdstösse. Häuser bekamen Risse.

Am 24. November zu San Remo (Piemont) ein Erdbeben.

Am 4—5. December Nachts 9h 50′ zerstörendes Erdbeben zu Acapulco, die ganze Stadt in Ruinen gelegt; das Meer trat 20 Fuss zurück und kam nur nach und nach wieder. Die Stösse wiederholten sich noch geraume Zeit. Das Erdbeben zog von O—W durch ganz Mexico, wurde zu Vera Cruz, Puebla, Jalapa, Mexico gespürt.

Aus Arequipa (Südperu) vom 4. December berichtet: vor Kurzem sei

in Folge eines Ausbruchs des Vulcans Quinistiquilla in dem Thal von Tambo querüber eine Felsenmauer entstanden, wodurch der Fluss aufstaute; das Wasser bahnte sich jedoch einen Ausweg und entleerte sich theilweise.

Am 13. December 2½h Morgens wollte man zu Ulm einen Erdstoss gespürt haben, der sich in einem mit Blitz verbundenen Schlag geäussert habe (?). Vom 21. bis 22. December Nachts 1—2h wollten Einige in der untern Stadt „unter den Fischen" einen abermaligen schwachen Erdstoss gespürt haben.

In Chili seien (nach Berichten aus Neuyork vom 12. Januar 1853) einige Erdstösse (wann?) vorgekommen.

Am 21. December kurz nach Mitternacht mehrere heftige Erdstösse zu Batavia, der Palast zu Buitenzorg wurde beschädigt.

Im December seien zu Schanghai und Ningpo wiederholte Erdbeben vorgekommen. „Am Donnerstag" (?) 8h 9′ sei ein starker Stoss (zu Ningpo) ohne Geräusch erfolgt. (Man erlebe dort binnen 10 Jahren 2—3 Erdbeben, stets in Folge langer Dürre und bei ruhiger Atmosphäre). Auf den Anhöhen bei Likong habe man (gleichzeitig?) das S. Elms-Feuer und zwar in doppelter Gestalt (?) gesehen, die Atmosphäre war dabei von gelbem Sand erfüllt, was auch zu Schanghai der Fall gewesen sei. Die Bewegung des nahen Meers habe der von siedendem Wasser geglichen.

b) Regengüsse und Ueberschwemmungen.

1851. Am 22. Januar zu London ungewöhnliche Fluth mit Ueberschwemmung der tieferen Strassen.

Am 18. März schneller Abgang des Schnees, Ueberschwemmung zu Heidenheim.

Vom 18—21. März schnellen Steigen des Mains zu Frankfurt, des Rheins bei Mainz.

Am 19. März Austreten der Jaxt in Folge von Regengüssen. Der Schnee überall geschmolzen.

Am 19. März zu Nürnberg Ueberschwemmung der niedrigen Strassen.

Vom 23. März ungewöhnlich schneller Schneeabgang in den Karpathen bis zu den Gipfeln berichtet.

Aus Künzelsau vom 24. März schneller Abgang des Schnees mit hohem Wasserstand der Flüsse berichtet.

Vom 28. März aus Darmstadt Regen und Austreten der Gebirgsbäche.

Vom 30. März Austreten der Enz von Vaihingen berichtet, der Rems zwischen Schorndorf und Waiblingen, der Nagold, der Flüsse bei Donaueschingen, der ganzen obern Donau bis Ulm, des Rheins bei Mainz.

Vom 1. April fortwährendes Steigen der Seine bei Paris.

Vom 2. April schnelle Ueberschwemmung der badischen Schwarzwaldflüsse.

Vom 5. April Ueberschwemmung aller fliessenden Gewässer durch anhaltende Regengüsse aus Leipzig gemeldet.

Den 25. April Ueberschwemmung der Steinlach bei Tübingen durch 12stündigen Regen.

Zu Anfang Mais entstand bei Wetzlar an dem Berge Nussbaum ein Erdschlipf; der Berg besteht aus Grünstein, der auf Schichten von Schaalstein aufgelagert ist, welcher gegen den Horizont stark einfällt und durch die Regengüsse der vorangehenden Monate aufgeweicht wurde.

Vom 2. Mai aus Florenz stürmisches Regenwetter seit 5 Tagen berichtet; vom 5. Mai aus Paris.

Am 6. und 7. Mai grosse Ueberschwemmung in Steiermark (Cilli) und Croatien (Agram) in Folge mehrtägiger Regengüsse, die stärkste seit 1824.

Vom 11. Mai „vom Gardasee" ein „Umschlag der Witterung" seit dem 25. April in ganz Italien berichtet, fortwährendes kühles Regenwetter bei + 8° und + 12° R., nachdem Mitte April + 18° und + 20° geherrscht hatte.

Vom 17. Mai aus Ostpreussen (Insterburg) Regenwetter und Austreten der Gewässer.

Vom 18. Mai schnellen Austreten der Wien in Folge von Regengüssen seit 2 Tagen.

Aus Neuyork vom 16. Juli grosse Ueberschwemmung des obern Missisippi und seiner Nebenflüsse berichtet; die Gewässer haben vor länger als einem Monat zu steigen begonnen, die Niederungen des Missisippi und Missouri auf hunderte von Meilen überschwemmt, bei St. Louis der Strom mehrere Meilen breit, ungeheuer Schaden an Feldfrüchten.

Am 23. Juli plötzliches Steigen des Mains zu Frankfurt um 4½h in Folge eines Wolkenbruchs in den obern Maingegenden: fiel am 24. wieder.

Am 30. Juli Ueberschwemmung bei Metz, zwischen Longuyon und Colmey in Folge Wolkenbruchs mit Gewitter um 6h Abends.

Bemerk. (Ueber die Ueberschwemmungen zu Anfang August siehe eine besondere Zusammenstellung in den württ. Jahrbüchern 1854. 2s Heft. S. 62.)

Am 10. August Abends Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Carlsruhe: Mittags im obern Filsthal und bei Ellwangen.

Vom 14. zum 15. August Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Alpirsbach.

In der Nacht vom 17. August 4h Wolkenbruch im Frickthal (Aarau) mit schneller Ueberschwemmung zu Kültingen und Biberstein.

Vom 17. August von Brody Ueberschwemmung des Dniesters bei Stanislaw in Folge Wolkenbruchs; von demselben Tag von der russisch-bukowiner Grenze fortwährende Ueberschwemmungen des Sereth, der Bistritz und anderer Flüsse.

Vom 19. zum 20. August Nachts wiederholte Ueberschwemmung des Lech mit Verheerungen.

Im Laufe Augusts sehr bedeutende Regengüsse und Ueberschwemmungen auf Martinique, um die Zeit (5h) eines Ausbruchs des Vulcans Pelée.

Im Laufe Augusts (Bombay vom 1. September) grosse Ueberschwemmung des Indus und seiner Nebenflüsse; in Sciude, sonst einem regenlosen Lande, fiel seit 20 Tagen mehr Regen als seit 20 Jahren.

Vom 31. August — 2. September furchtbare Gewitter mit Orkanen, Wolkenbrüchen und verheerenden Ueberschwemmungen in Nordamerika vom St. Lorenz bis zum mexicanischen Busen durch alle östlichen Staaten, viele Menschen kamen um, an Feldern, Häusern, ganzen Ortschaften, Brücken und Dämmen die grössten Verheerungen.

Vom 1. und 2. September aus Freiburg starkes Anschwellen des Rheins und Dammbrüche auf dem gegenüber liegenden linken Ufer berichtet. Anschwellen der Flüsse aus Strassburg berichtet. Austreten des Rheins im Oberelsass.

Am 3. und 4. September Wolkenbrüche in Siebenbürgen, Ueberschwemmung der Maros über die Umgegend von Szászváros und Karlsberg, die Stadt Dewa und das stark bevölkerte Thal von da bis Dobra und die Stadt Arad wurden überfluthet.

Aus Bern vom 4. September: seit 8 Tagen dauernde Regengüsse und Ueberschwemmungen der Gebirgswässer.

Am 4. September 11h Vormittags bei ONO eine sich dreimal wiederholende Sturzsee in der Ostsee. (Ausland Oct. Nr. 248.)

Vom 6. September aus Neapel Ueberschwemmungen in Principati citra, den Abruzzen, Apulien und Terra di Bari berichtet.

Am 8. September eine Ueberschwemmung der Zips und Maros (Ungarn) bei Arad in Folge von Gewittern und Wolkenbrüchen; Ueberschwemmungen in andern Theilen des Szatmarer Comitats. Vom 8. Sept. neues Anlaufen aller Gewässer in der Schweiz berichtet; fortdauerndes Regenwetter.

Am 9. Sept. Gewitter mit Ueberschwemmung zu Carcassone (Dep. Aude).

Aus Mainz vom 11. September fortwährende ungewöhnliche Höhe des Rheins berichtet.

Am 12. September Austreten des Bobers (Schlesien) in Folge von starken Regengüssen und Gewittern.

Am 22., 28. und 29. September Austreten der Nagold bei Calw; am 22. des Neckars von Esslingen an bis Canstatt in Folge anhaltenden Regens am 21. u. 22.; der Steinlach und Ammer bei Tübingen; der Enz und Nagold bei Pforzheim.

Am 24. Ueberschwemmung zu Wien und der Umgegend in Folge von Wolkenbrüchen und Regengüssen.

Am 25. wiederholtes Austreten der Fils; des Neckars zu Sulz und Canstatt; das landwirthschaftliche Volksfest zu Canstatt unterblieb; des Flüsschen bei Balingen u. a. O.

Am 26. September stand der Neckar bei Canstatt 15′ 9″, um 1′ 6′ niedriger als am 2. August; zu Esslingen 2′ unter dem Stand vom 2. August; zu Besigheim 7′ niedriger, die Enz war nicht angelaufen. Am 26. Ueberschwemmung zu Heilbronn, der Murr (Backnang), Jaxt (Ellwangen), der Auch im Hegäu, der Bäche bei Aalen. Ueberschwemmung auf der Kupferzeller Ebene.

Am 27. Austreten der Donau bei Ehingen.

Am 29. September Ueberschwemmung der Donau zu Tuttlingen; der Tauber; Austreten des Neckars zu Rottenburg, Grözingen, erneuertes Steigen des Neckars zu Canstatt; Ueberschwemmung der Gewässer auf dem Härtsfeld.

Am 30. Ueberschwemmung zu Donaueschingen.

Es entstanden zu Ausgang Septembers Erdschlipfe an der Hechinger Grenze bei der Tannheimer Staige, bei Reutlingen an der Achalm und dem Ursulaberg, bei Rathhausen O.-A. Spaichingen, am Kaiserstuhl.

Aus Wien vom 6. October wiederholte Ueberschwemmung der Etsch berichtet.

Aus Alexandrien vom 8. October: der ungewöhnlich hohe Stand des Nils habe beträchtlichen Schaden auf den Feldern und in den Dörfern angerichtet.

Am 30. October Sturmfluth mit Ueberschwemmung zu Kiel.

Zu Ausgang Octobers und Anfang Novembers (Bericht von Florenz) Austreten der Flüsse in ganz Oberitalien berichtet.

Zu Anfang November (vom 2. an) Ueberschwemmungen in Tyrol auf beiden Abhängen der Alpen; besonders verheerende Ueberschwemmung am 2. November und folgenden Tagen in Kärnthen nach Regengüssen, die schon am 29. October begonnen und am 2—3. November in einem furchtbaren Wolkenbruch endigten. In Klagenfurth sei vom 31. October bis 3. November 6′ 3″ (?) in Regen und Schnee gefallen. (Allg. Ztg. 328. 29 Beil.) — Am 2. November Springfluth mit Ueberschwemmung zu Venedig und Triest. Vom 2—4. Ueberschwemmung zu Verona; am 3. zu Padua.

Vom 4. November aus Wien neue Ueberschwemmungen am 2. und 3. der Etsch, Drau, Save, Isonzo, Mur, Lenz, des Mussone, Ticino, Taglamento, Piave, der Brenta, des ganzen untern Pogebiets berichtet. Die Mündungen des Po wurden verschlammt. Auch im Kirchenstaat Ueberschwemmung bis Ravena und Rimini. Der Gardasee hatte die Riva überschwemmt.

Aus Inspruck vom 6. November dritte Ueberschwemmung der Etsch

(bei Saluru) seit dem 19. Juli berichtet, im Pusterthal starke Ueberschwemmung von Walsburg bis Niederndorf, aus Lienz furchtbare Regengüsse mit Ueberschwemmung; von Trient Regengüsse vom 30. October bis 3. November und Schneeschmelzen durch Sirocco berichtet; am 2. und 3. Ueberschwemmung bei Botzen, mit Verheerungen.

Vom 8. November aus Graz, Laibach, Verona Ueberschwemmungen berichtet, aus Laibach in Folge 12tägigen Regens. Ober- und Unterkrain waren um die Zeit des Berichts knieboch mit Schnee bedeckt.

Vom 10. December frostiges Regenwetter zu Constantinopel.

Vom 11. December aus Leipzig Thauwetter und Ueberschwemmung durch Schneeschmelzen berichtet.

Vom 12. December aus Breslau grosse Ueberschwemmung der Oder und anderer Flüsse Schlesiens.

Aus Berlin vom 24. December: Ueberschwemmung der Oberspree; höherer Wasserstand als seit 1824; vom 29. Fortdauer des Hochwassers, dem von 1830 gleich.

Vom 1. bis 20. December Regengüsse in Unteregypten, in den beiden Jahren 1846 und 1847 sei nicht so viel Regen gefallen als in diesen 20 Tagen.

Ueber die Grösse der Verheerungen an Feldfrüchten in Württemberg durch die Ueberschwemmungen v. J. 1851 geben wir nachfolgende aus den Berichten des K. statistischen Bureaus entnommene Uebersicht, wobei in den Angaben der verwüsteten Morgenzahl (wie bei den Hagelschlägen) die Reduction partieller Beschädigungen auf ganze Morgen enthalten ist.

1) Neckarthal:

1. August Bezirk Oberndorf, Gemeinde Thalhausen 23 Morgen; B. Sulz, G. Aistaig 48, Leinstetten 56; B. Rottenburg, G. Mössingen 75; B. Tübingen, G. Tübingen 358, Derendingen 145; B. Reutlingen, G. Gomaringen 13; B. Urach, G. Mezingen 200, Mittelstadt 47.

1—2. August B. Nürtingen, G. Neckarhausen 72 Morgen, Neckartenzlingen 201, Hametweil 11, Neckarthailfingen 353, Neuenhaus 132, Oberensingen 57, Zizishausen 62; B. Esslingen, G. Esslingen 80, Sirnau 76, Deizisau 63.

1—3. August B. Stuttgart, G. Gaisburg 56 Morgen, Scharnhausen 30.

1—2. August B. Canstatt, G. Canstatt 370 Morgen, Hedelfingen 130, Hofen 65, Obertürkheim 89, Untertürkheim 127, Wangen 192; Bez. Ludwigsburg, G. Aldingen 99, Beihingen 78, Bissingen 71, Geisingen 5; B. Besigheim, G. Hessigheim 63, Besigheim 90.

1—4. August B. Heilbronn, G. Heilbronn 732 Morgen, Obereisinheim 61 Morgen, Sontheim 62.

1—3. August B. Neckarsulm, G. Neckarsulm 279 Morgen, Jastfeld 63, Kochendorf 216, Offenau 151.

Unter dem Schwalle der technologiſchen Schriftſteller, welche dieſes Fach der Literatur nach dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts bearbeiteten, tauchen zuerſt zwei Namen auf, die eine ausführlichere Würdigung erheiſchen, weil ſie einen dauernden Ruf ſich erwarben: wir meinen Hermbſtädt und Poppe, Erſterer nun ſeit einigen Jahren in hohem Alter verſtorben, Letzterer noch jetzt rüſtig und ohne Aufhören thätig.

Hermbſtädt (in Berlin) verdient in jeder Hinſicht das Lob aufrichtiger, der Sache mit wahrer Liebe geweihter Beſtrebung. Eigentlich Chemiker, bearbeitete er vorzüglich den chemiſchen Theil der Technologie, dabei auf vielfältige eigene Verſuche ſich ſtützend. Seine Werke über Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Lederfabrikation, Färberei ꝛc. ſind bekannt. Sie haben nicht ſelten, und wohl mehrmals mit Grund, die Nachrede der Unzuverläſſigkeit darin enthaltener praktiſcher Angaben ſich gefallen laſſen müſſen. Aber man muß, um Hermbſtädt nicht falſch zu beurtheilen, wiſſen, daß er es bloß darin verſah, die Ergebniſſe einzelner, im Kleinen angeſtellter Verſuche mit beſter Ueberzeugung als Vorſchriften für die Ausführung im Großen aufzuſtellen. Man darf es wiederholen: ihm war es warmer Ernſt um die Sache, und ſo verdient er Ehre und Anerkennung. Offenbar zu weit wagte er ſich jedoch, als er die Ausarbeitung eines technologiſchen Lehrbuchs (Berlin, 1814) und darin die Behandlung vieler, ihm ſichtbar ganz fremder technischer Fächer unternahm. In der That iſt dieſes Buch, in Beckmanns Weiſe ausgeführt, mit großen Unvollkommenheiten behaftet. In ſeinen letzten Jahren noch veranſtaltete Hermbſtädt eine neue Auflage deſſelben (1830), die — obwohl in mancher Hinſicht verbeſſert — doch in den Theilen, deren praktiſche Bekanntſchaft der Verfaſſer entbehrte, viel Unklares und ſelbſt Unrichtiges enthält.

Poppe (ein Schüler Beckmanns, gegenwärtig in Tübingen) trat in der erſten Zeit ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens in einer Weiſe auf, die zu Erwartungen einigermaßen berechtigte. Seine „Geſchichte der Technologie (Göttingen, 1807 — 1811)“ enthält eine ſehr ſchätzenswerthe Maſſe von Daten über die Geſchichte der Erfindungen, und iſt ſicherlich das Reſultat eines anhaltenden Fleiſſes und großer Sorgfalt, wobei allerdings die Reichhaltigkeit der Göttinger Bibliothek den Verfaſſer trefflich unterſtützte. Ungefähr

17. August B. Sulz, G. Leinstetten. (s. 1. Aug.)
25. September B. Rottweil, G. Hausen a. Thann 13 M., Neufra 14.

2) Ammerthal:

1. August Bezirk Herrenberg, Gemeinde Poltringen 21 Morgen, Pfäffingen 35, Unterjesingen 75.

3) Filsthal:

1. August Bezirk Geislingen, Gemeinde Gingen 36 Morgen; B. Göppingen, G. Faurndau 108, Gruibingen 87, Reichenbach 119.

4) Donauthal:

1. August Bezirk Spaichingen, Gemeinde Rathhausen 86 Morgen.
2— 3. August B. Biberach, G. Ober- und Unterdettingen 98 M.

5) Nagoldthal:

1. August Bezirk Nagold, Gemeinde Wildberg 79 M.; B. Calw, G. Calw 33, Liebelsberg 12.

6) Enzthal:

1. August Bezirk Neuenbürg, Gemeinde Neuenbürg 48 Morgen, Bieselsberg 5, Birkenfeld 32, Calmbach 36, Dennach 25, Dobel 17, Engelsbrand 15, Enzklösterle 23, Feldrennach 2, Gräfenhausen 8, Herrenalb 65, Höfen 16, Kapfenhardt 4, Langenbrand 5, Loffenau 49, Meisenbach 1, Neusatz 2, Ottenhausen 11, Rudmersbach 3, Rothensol 2, Schömberg 3, Waldrennach 6: B. Maulbronn, G. Dürrmenz 179 M., Lomersheim 76: B. Vaihingen, G. Vaihingen 134 M., Enzweihingen 100, Mühlhausen 154, Rosswaag 150, Unterriexingen 100.

1832. Vom 5—6. Januar Sturm und Regen in Württemb.; im Remsthal Ueberschwemmung der Rems und mehrerer Nebengewässer.

Aus Egypten vom 13. Januar eine seit 1. Dezember anhaltende Regenwitterung in Unteregypten und von den Küsten von Syrien berichtet.

Vom 16. Januar aus Carlsruhe Sturm und Regen „in den letzten Tagen“ bei milder Temperatur; von Kupferzell dasselbe seit 2 Tagen und Anschwellen der Kupferflussen; aus Mönskirch Regen und Schnee berichtet.

Am 18. Januar und folgenden Tagen Regengüsse und Ueberschwemmungen in Algerien.

Aus Lyon vom 21. Januar bedeutenden Anwachsen der Rhone und der Saone.

Aus Prag vom 7. Februar: Austreten der Moldau in Folge der vielen Regengüsse, dabei ungewöhnlich milde Temperatur.

Am 5. Februar begannen in Folge grosser und anhaltender Regengüsse grosse Ueberschwemmungen in Württemberg, den Rhein- und

Wesergegenden bis nach Belgien (in Belgien 15 Centimeter grössere Wasserhöhe als 1851). — Am 6. Austreten der Rems zu Waiblingen und Neckarrems, der Murr (und am 7. starke Erdschlipfe zu Murrhard), des Kochers zu Gaildorf, der Jaxt zu Langenburg (am 7. Erdrutsch an der Oettinger Staige). — In Baden traten die sämmtlichen Flüsse mehr oder weniger aus.

Im Odenwald, in Thüringen grosse Verheerungen durch die Bergwasser vom 5. bis 7.; Austreten des Neckars von Seckenheim an, des Mains, des Rheins und seiner Nebenflüsse von Mannheim bis Holland, der Donau, der Weser, der Leine, der Weichsel, in Belgien der Schelde, Maas, Ourthe, Dyle, Senne. — Um dieselbe Zeit (am 7. und 8.) wolkenbruchartiger Regen und Ueberschwemmungen des Severn und der Wyne in Herefortshire, Gloucestershire, Worcestershire und Lancashire. Am 10. hohe Fluth mit Ueberschwemmung zu London, Ueberschwemmung des Holmfirth in Yorkshire durch Dammbruch der Wasserbehälter mit grossen Verheerungen.

Am 11. und 12. Februar neue Ueberschwemmung der Weser zu Bremen, Ueberschwemmung der Trave zu Lübeck, langsames Fallen der norddeutschen Gewässer.

Am 24. Februar anhaltende Regengüsse im Pentschab.

Aus Californien vom 15. März berichtet, dass im Frühjahr (Febr.?) grosse Regengüsse und Ueberschwemmungen geherrscht, Sacramento Nevada und Marysville unter Wasser gesetzt wurden.

Auf Rhodus (nach Bericht aus Constantinopel vom 20 März) haben seit einem Monat grosse Verheerungen in Folge von Regengüssen und Orkanen, die Bäume umrissen, geherrscht.

Aus Neuyork vom 8. Mai: es gehen fortwährend Berichte über Verheerungen durch „die letzten Stürme“ und Ueberschwemmungen (im April?) aus allen Theilen der Union ein. Zu Leavenworth bei Pittsburg z. B. wurden 40 Häuser fortgeschwemmt.

Am 26. Mai Wolkenbruch und Ueberschwemmung im Eichsfelde (Provinz Sachsen).

In den letzten Tagen Mai's Gewitter mit Ueberschwemmungen im Hannöverschen zu Göttingen, Andreasberg, im Ockerthal von Harzeburg bis Braunschweig, der Böhme in der Lüneburger Haide, Hagel im Amt Harling.

Aus Cassel vom 28. Mai Ueberschwemmungen durch heftige Gewitter und Platzregen zu Cassel, Hamburg, Abtshausen u. a. O.

Nach Berichten aus Paris vom 13. Juni hatten zu Cette und Montpellier heftige Gewitter mit Ueberschwemmungen des Lez, der Mosson und anderer Flüsse in ganz Languedoc gehaust; auch zu Nimes Verheerungen durch Ueberschwemmungen, Häuser wurden weggeschwemmt.

Vom 15. Juni aus der Schweiz Regengüsse und Anschwellen der Flüsse wie im Simmenthal u. a.

Vom 18. Juni aus Genf Gewitter mit Regengüssen und Schaden durch Bergwasser.

Vom 19—20. Juni Nachts schnelles Anwachsen der Donau bei Ulm in Folge der seit 14 Tagen anhaltenden Gewitter.

Aus Frankreich vom 21. Juni fast fortwährende Regengüsse seit Anfang des Monats, und Ueberschwemmungen der Saone, der Rhone, der Loire, der Flüsse im Departement l'Ain und Jura; die Stadt Chatillon wurde gänzlich überschwemmt.

Vom Ausgang Juni wurde ein grosser Erdschlipf in Tyrol bei Gries im Sellrainthal berichtet.

Am 30. Juni Abends nach 6h zu Niederried auf dem rechten Ufer des Lienzer Sees ein Bergsturz.

Aus Ulm vom 2. Juli: durch Wolkenbrüche bei Kempten und Immenstadt die Iller und, von ihrem Einfluss an, die Donau stark angeschwollen.

Am 30. Juli starkes Steigen des Rheins bei Mannheim durch die Gewitter im Oberlande und starkes Schneeschmelzen in den Schweizer-Alpen.

Im Laufe Juli's grosse Regengüsse in Ostindien (Bericht von Bombay vom 7. August) mit grossem Schaden an den Ernten, an verschiedenen Punkten des Landes 30—40 Zoll Regenmenge, der Bramaputra trat aus und führte Massen ertrunkener Thiere mit sich. Die Indigoernte durch die Regengüsse stark beeinträchtigt.

Am 31. Juli nach langer Trockenheit starke Regengüsse in Hinter-Indien (Birma), Ueberschwemmung bei Rangun.

Zu Anfang Augusts begann allenthalben Regenwetter, das der Ernte Eintrag that; so von Herrenberg am 9. August Auswachsen der Körner berichtet; aus Riedlingen vom 8. tägliche Gewitterregen seit dem 18. Juli, aus Tübingen und Ulm vom 10. anhaltende Regengüsse und Beeinträchtigung der Ernte; dieselben Klagen aus Oberschwaben, vom Ries und andern Orten.

Am 12. August starkes Anschwellen der Donau und Iller zu Ulm, des Rheins zu Speier mit Ueberschwemmung, fiel am 14. wieder.

Aus Paris vom 12. August seit 8 Tagen anhaltende Regengüsse.

Aus Strassburg vom 14. August grosser Schaden durch anhaltendes Regenwetter im Elsass.

Aus Vevey vom 14. August: Regenwetter und Austreten der Rhone, Arve, Dranse; auch aus dem Berner Oberland und Unterwalden Unglücksberichte über die starken Regengüsse; der Genfersee seit 4 Tagen auffallend gestiegen, daselbst vom 19. und 20. anhaltender Regen 24 Stunden lang bei + 11° R.

Vom 16. August aus Chambery grosse Ueberschwemmungen in Savoyen gemeldet.

Am 19. August zu Strassburg und Umgegend u. a. O. des Elsasses und Lothringens Gewitter mit Platzregen und Ueberschwemmungen.

Aus Turin vom 20. August Berichte von verheerenden Ueberschwemmungen aus verschiedenen Gegenden des Landes gemeldet.

Am 21. August Wolkenbruch bei Rottenburg, Ueberschwemmung des Thals von Niedernau her und der Vorstadt Rottenburgs, starkes Anschwellen des Neckars bei Tübingen, am 22. der Donau bei Ulm; am 23., nachdem der Rhein seit dem 21. gefallen, neues Steigen und Austreten desselben von Knielingen, am 24. von Speier berichtet; am 23. Steigen des Neckars bei Heilbronn.

Vom 21—22. Nachts grosse Ueberschwemmung zu Griesbach (Baden), höher als 1851; nachdem in den Tagen zuvor schon Gewittergüsse stattgehabt, ging am 21. Abends spät ein Wolkenbruch auf den Höhen des Kniebis nieder.

Vom 21. August anhaltendes Regenwetter aus Frankreich, dem Elsass etc.

Am 22. August in Folge der Regengüsse Erdschlipf zu Erolzheim, O.-A. Biberach, am Kapellenberg.

Aus der Pfalz vom 23. August Auswachsen des geschnittenen Getreides auf dem Felde; die starken Regengüsse „in den letzten Tagen" haben Ueberschwemmungen und Schaden durch Erdabflössen in Zweibrücken, Landstuhl u. a. O., Kartoffel- und Traubenkrankheit, letztere in ganzen Halden, verursacht; aus Krakau vom 23. Misswachs in einigen südwestlichen Provinzen.

Aus Genf vom 23. August Ueberschwemmung der Arve „dieser Tage" wie seit 1816 nicht mehr.

Vom 24. August Austreten der Salzach durch mehrtägigen Regen; von demselben Tag Regengüsse und Gewitter von Regensburg, Steigen der Donau durch einen Wolkenbruch in den Gegenden der Altmühl gemeldet.

Aus Paris vom 24. August Zurücktreten der Rhone in ihr Bett nach grosser Ueberschwemmung.

Am 27. August Abends Austreten der beiden Argen und der Eschach in Folge eines Wolkenbruchs im Gebirge; am 27. starkes Fallen des Rheins bei Mannheim.

Vom 4. September wurde berichtet, dass die Arve seit 20 Tagen 4mal ausgetreten sei.

In der ersten Woche Septembers (am 4.) grosse Ueberschwemmungen in allen östlichen Staaten von Nordamerika, Verheerungen zu Neuyork.

Aus Paris vom 3. September neue Ueberschwemmungen der Rhone berichtet (31. August?), ganze Dörfer weggeschwemmt.

Aus Carlsruhe vom 5. Sept. ein zu Wiesloch (31. Aug.?) gefallener Wolkenbruch mit Schaden zu Mühlhausen und Neuenburg berichtet.

Am 12. September Sturm mit 12stündigem Regen und Ueberschwemmung des Severn zu Worcester, viele Schafe ertrunken.

Aus dem Hegäu vom 15. September 18stündiger Regen und Ueberschwemmung der Aach.

Aus Bern vom 17. September: seit 3 Tagen unaufhörlicher Regen, bis zum 18. früh; am 18. drückende Schwüle, überall Ueberschwemmungen mit grossen Verheerungen an Brücken und Wegen; die Ueberschwemmungen erstreckten sich von Genf und Wallis bis an den Bodensee und die ganze Jurakette, und zwar mehr durch die unbedeutenderen Nebenflüsse, als die Hauptflüsse; das Unwetter erstreckte sich nicht auf das Hochgebirge, sondern das niedrigere Land, die Pässe vom Gotthard, Furka, Grimsel, Splügen hatten gleichzeitig das schönste Wetter. Montblanc, Monte rosa, Mont Cervin u. ihre Ausläufer bildeten in östlicher Richtung die Grenze der Regengüsse. Unterwallis, Bern, Luzern, Aarau, Freiburg, Zürich, Solothurn, St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen, Basel wurden stark überschwemmt. Am 19. herrschte drückender Föhn.

Vom 16—18. September zu Issny 720 Cub. Z. Regenwasser auf 1 □', am 17. Abends allgemeine Ueberschwemmung aller fliessenden Gewässer in der Umgegend; am 18. der Argen bei Wangen; Abends Ueberschwemmung und Bergschlipfe in der Schweiz, bei Teufen (St. Gallen) grosser Bergsturz; die Regengüsse waren im Rheinthal geringer. — Vom 16—18. September nach anhaltenden Regengüssen bedeutendes Steigen des Rheins bei Basel bis zum 20., und Ueberschwemmung zu einer Höhe, wie seit 1817 nicht mehr. Am 18. Austreten des Oberrheins, am 19. zu Strassburg und Kehl, höher als 1851, am 20. die Kinzig wieder gefallen. Ueberschwemmungen in der Rheinpfalz, am 20. die ganze Rheinebene von Constanz bis Mannheim überschwemmt, am 21. erneuertes Steigen des Rheins bei Mannheim und Kuchlingen, am 22. zu Speier grössere Rheinhöhe als 1851.

Am 19. nach dreitägigem Regen, unterbrochen durch einen starken Nebel am 18. Abends, starkes Austreten der Donau (auch bei Regensburg) und Iller bei Ulm, der Pegel zeigte 12' über den gewöhnlichen Stand. Am 20. fiel das Wasser; Ueberschwemmung des Schussenthals; der Bodensee sehr hoch. Austreten des Neckars und anderer Flüsse.

Am 20. September Austreten des Lechs und der Wertach von Augsburg berichtet.

Aus Mannheim vom 20. September fortdauernde besorgliche Rheinhöhe 9' 8'' über dem Mittelwasser, 3'' unter der Höhe von 1851, der Neckar war nicht in gleichem Mass wie der Rhein (letzterer durch Schneeschmelzen aus der Schweiz) gestiegen. Am 21. fing der Rhein zu sinken an.

Am 20. und 21. September Ueberschwemmung des Doubs zu Mömpelgard nach 56stündigem Regen.

Vom 21. Sept. Zurückgehen des Rheins bei Strassburg, dagegen Austreten der Nebenflüsse berichtet.

Vom 22. September aus Piemont und Savoyen, sowie der Lombardei

Ueberschwemmungen mit Verheerungen, besonders zu Gallarate, wo auch der Sturm Verwüstungen verursachte.

Aus dem Oberinnthal vom 25. September: seit fast 1½ Monaten nasskalte Witterung, seit 14 Tagen fast ununterbrochene Regengüsse, in den Nebenthälern das Grummet verloren, im Oetzthal bei Taupen Erdschlipf.

Aus Venedig vom 29. September häufige Regengüsse, Faulen der Trauben, Anschwellen der Flüsse in mehreren Provinzen.

Am 29. September und folg. Ueberschwemmung in Folge von Gewitterstürmen in Schottland, in Muray-Shire höher als seit 1829.

Vom 8. October aus Steiermark, Kärnthen, Krain, Croatien, Slavonien Ueberschwemmungen (am 5. und 6.), Zerstörung von Brücken etc., von Klagenfurt 6wöchiges Regenwetter mit steigender Stärke. Der Weg von Laibach nach Carlstadt zerstört. Die Culpa stieg höher als 1824, die Save richtete Verheerungen an zu Agram. Im Venetianischen grosse Ueberschwemmungen. Auch im Florentinischen mit grossen Verheerungen. — Vom 8. aus Hamburg Fortdauer der stürmischen Witterung seit dem 2. mit Regengüssen und Ueberschwemmung der Elbe fast bei jeder Fluth berichtet. Am 5. Ueberschwemmung der Themse zu London durch den Sturm.

In der Normandie haben bis zum 9. October Ueberschwemmungen durch heftige Regengüsse geherrscht.

Aus Genf vom 14. October: „dieser Tage" Ueberschwemmung der Drise in Folge von Regenstürmen (am 7. und 8. October?); von der Höhe des Jura seien 3 Kinder vom Sturm in Abgründe geschleudert worden.

Laut Bericht vom 20. October aus Paris wurde Caën durch die Flüsse Orne und Vire bedeutend überschwemmt.

Am 12. November zu London ungewöhnlich hohe Fluth mit Ueberschwemmung. Ueberschwemmungen zu Leicester und Umgebung mit grossem Schaden an Fabriken und Feldgütern. Am 11. verwüstende Ueberschwemmung des Flüsschens Rea zu Birmingham; Ueberschwemmungen in Gloucestershire, Herefordshire und Worcestershire.

Am 21. und 22. November heftiges Regenwetter aus Paris berichtet; Regengüsse in einem grossen Theile Frankreichs, zu Tulle, Nantes, Nevers wolkenbruchartig, Ueberschwemmungen im Departement Nièvre; zu Bordeaux, Poitiers, Moulins, Chateauroux Regenstürme, zu Tours, Metz, Bourg le Mans, la Palisse, Blois, Bourges, Macon, Valence u. s. anhaltender Regen.

Vom Ende November abermalige Ueberschwemmung der Drau u. s. Flüsse in Oberkärnthen.

In den ersten Tagen Decembers in der Geba, einem der höchsten Vorberge der Rhön ein grosser Erdschlipf eines Waldstücks.

Aus England vom 14. December ausgedehnte Ueberschwemmungen

in verschiedenen Landestheilen durch die seit 4 Monaten herrschenden Regengüsse.

Am 26. December und den vorhergehenden Tagen Regengüsse zu Paris.

Nach Bericht von Neuyork vom 1. Februar 1853 herrschten im westlichen Amerika während des Winters gleichfalls ungewöhnliche Regengüsse wie im westlichen Europa. Der Sacramentofluss verursachte im December 1852 eine furchtbare Ueberschwemmung und drohte die Stadt Sacramento zu vernichten (nach Bericht von Stockton vom 24. December 1852); dabei herrschte eine ungewöhnliche schneidende Kälte durch das ganze Land. Aus dem Oregongebiete lauteten die Nachrichten 6 Tage früher (vom 18. December 1852) gleich tragisch, es regnete eine volle Woche in Strömen, darauf folgte Schnee, der selten im Lande erscheint, in den Gebirgen zwischen Oregon und Columbia herrschten Schneestürme, der Schnee lag 10—12′ tief auf den Bergen. Im nördlichen Californien soll sich bei einem, Mud holes (Kothlachen) genannten Punkte die Erde nach heftigem Hin- und Herbiegen gespalten haben und Rauchmassen wie aus einem Ofen herausgedrungen sein. (Ausland 1853 Nr. 8.)

Die Times vom 4. December 1852 (Ausland 299) meldet: seit der Dürre des vorigen Frühjahrs sei eine ausserordentliche Regenmasse (zu Greenwich) gefallen: im Mai nur 2,25″ Juni 4,76, mehr als seit vielen Jahren, Juli 2,22 in einem einzigen Gewittersturm, August 4,55, Septbr. 4,00, October 4,18, November 6,08″, zusammen 2′ 4″ senkrechte Höhe. Die Wirkung waren zahlreiche Ueberschwemmungen, seit 1800 fiel keine solche Regenmasse.

i) Trockenheit und Wassermangel.

1851. Vom 28. Januar aus Mainz tiefer Stand des Rheins, vom 26. Februar und 10. März aus Mannheim sehr niedriger Stand beider Flüsse.

Aus Mannheim vom 20. Februar sehr niedriger Wasserstand des Rheins, 7½′ unter Mittelwasser. Die Schifffahrt gehemmt.

Vom 8. März Wassermangel von Bombay und Madras berichtet.

Zu Anfang Mai Ende der Trockenheit in Ostindien durch stürmische Regenschauer, weil die Regenzeit begann.

Von Kronstadt (Siebenbürgen) vom 13. Mai anhaltende Dürre und Hitze berichtet.

Aus Athen vom 20. Mai seit Februar völliger Regenmangel berichtet, aus Sicilien und Siebenbürgen anhaltende Dürre.

Aus Kertsch vom 30. Mai: seit dem 17. April, wo ein Landregen über die Krim zog, herrschte trockenes Wetter und Wärme bis + 23°. Getreide und Gras litten Noth. Zu Burdiansk Trockenheit seit dem 22. Mai. Hitze und Dürre im Mai in Griechenland.

Vom 31. Mai grosse Trockenheit von Constantinopel, Salonichi, Syrien, den Inseln berichtet. Am 4. Juni erschien Regen.

Vom 6. Juni aus dem südlichen Frankreich (Longuedoc) Trockenheit berichtet.

Vom Ende Juni aus Schlesien Dürre und Sturmwetter, gleichzeitig aus dem Riesengebirge stürmisches Regenwetter und Kälte berichtet: im Thal von Aupa hatte man am Frohnleichnamsmorgen Eis auf den stehenden Gewässern, in Böhmen frostiges Regenwetter.

Vom Anfang Juli aus der Wallachei eine seit 4 Monaten dauernde Regenlosigkeit berichtet, so dass das Getreide am Halm verdorrte und der Mais nicht keimte.

Aus einigen Gegenden Ungarns vom 30. Juli (aus Pesth) grosse Trockenheit berichtet, die Felder wie versengt.

Vom 13. August aus Venedig „afrikanische Hitze" berichtet.

Aus Sorrent vom 14. August: seit 8 Wochen sei nur ein halbstündiger Strichregen erschienen.

Aus Breslau vom 25. August Eintritt constanter Witterung seit der Sonnenfinsterniss am 28. Juli, seit einigen Tagen + 20° R. und ziemliche Trockenheit berichtet.

Aus Paris vom 22. September grosse Trockenheit im südlichen Frankreich, Wassermangel in allen Orten, deren Brunnen nicht von Flüssen gespeist werden.

Aus Griechenland anhaltende Trockenheit im ganzen Sommer berichtet, seit 1. August, wo ein Gewitter in den griechischen Gebirgsgegenden erschien, dürstete die Erde.

Aus Lissabon vom Ausgang December furchtbare Dürre im Lande und Kirchengebete um Regen berichtet.

1852. Im Januar sehr niedriger Stand des Rheins.

Nach Berichten vom Februar sei zu Hong Kong seit 3 Monaten kein Regen gefallen.

Am 28. April Ende der seit 3 Monaten durch trocknende Ostwinde dauernden Trockenheit in allen Theilen Englands durch Umschlag des Winds in SW und warme Regenschauer; das erste Drittel des Jahres 1852 sei das trockenste seit 1844 gewesen (das trockenste war 1826 im Jahrhundert, wo nicht über 24,91″ Regen fiel); in den 3 Monaten 1852 fiel blos 0,28″ im Bezirk von Manchester. In den Seebezirken Westmoreland und Cumberland gingen viele Fische durch Eintrocknen der Bäche und Seen, namentlich Forellen ein; es entstanden viele Moos- und Haidebrände, welche auch Saatfelder ansteckten.

Aus Franken wurde gleichfalls Ende einer langen Trockenheit durch O und NO-Winde während Aprils durch warme ergiebige Regen und rascher Antrieb der Vegetation berichtet, so dass Kirschen, Zwetschgen und Birnen gleichzeitig blühten. In der Pfalz kamen im April 89 Waldbrände vor mit einem Areal von 464 Jucharten.

Am 30. April zu Genf Regengüsse und darauf folgende Schneefälle nach langer Trockenheit und Wassermangel, die in Verbindung mit Frost im Kanton, in Savoyen und bis Lyon den Reben, der Obstblüthe und den Saaten geschadet hatten; an manchen Orten waren die Cisternen versiegt, auch Waldbrände entstanden.

Aus Frankreich wurde vom Anfang Mais anhaltende Trockenheit und Wassermangel in mehreren Gegenden berichtet.

Aus Böblingen nach mehrwöchiger Trockenheit Regen am 2. Mai, aus Kupferzell am 30. April.

Aus Venedig vom 6. Mai Regenmangel und Trockenheit auf dem Lande, Wassermangel in der Stadt.

Nach Bericht aus Wien vom 20. Mai herrschte in ganz Ungarn fortwährend Trockenheit; in einem grossen Theil der Theissgegend, im Pesther Comitat, Weissenburg, Tulnau, Somagy u. a. fiel im ganzen Frühjahr kein ausgiebiger Regen, in der Baraka nur einmal Anfangs Mai; im Banat dagegen herrschte günstigere Witterung für die Saaten. Aus Triest und Venedig vom 25. fortwährende Trockenheit; im Venetianischen musste man halbreife Halmfrüchte wegen Futtermangel füttern. Nach Bericht vom 29. Mai waren Regengüsse in Ungarn und den südlichen Theilen der Monarchie erschienen.

Aus Breslau lange anhaltende Trockenheit, die durch einen fruchtbaren Regen am 27. Mai beendet worden sei.

Aus Polen vom 26. Mai allgemein eingetretener Regen berichtet, welcher der Trockenheit und Furcht vor Misswachs ein Ende machte.

Am 6. Juli zu Nizza seit April der erste Regen mit Gewitter.

Aus Ungarn vom 13. Juli Regenmangel und seit 5 Wochen täglich + 30° R. im Schatten; Nachtheil für die Saaten.

Vom 17. Juli geringer Wasserstand zu Heilbronn.

Aus Wien vom 18. Juli Hitze und Trockenheit seit mehreren Wochen, bis + 27° R.

Am 21. Juli aus Schlesien grosse Hitze und Trockenheit, nur in einzelnen Strichen Regen und (wenige) verheerende Gewitter; dasselbe aus den Nachbarländern in O und S. Wassermangel in der Oder.

Am 22. Juli zu Pesth der erste Regen seit Mai; das Donauwasser hatte + 20° erreicht, was seit 1834 nicht mehr der Fall gewesen; am 29. und 30. erschien Landregen.

Aus Hamburg niederer Stand der Elbe (gleichzeitig mit den Regengüssen im Süden).

In Californien herrschte in den Sommermonaten grosse Trockenheit.

Im Laufe Augusts (im Gegensatze gegen Süddeutschland) niedriger Stand der Elbe.

Aus Ostindien vom 1. September Trockenheit (mit Ausnahme der Indusgegend, wo vom Ende Juli bis Ende der ersten Hälfte Augusts starke Regengüsse vorkamen); man befürchtete Ausfall in der Ernte.

Aus Nizza vom 2. September: seit 4 Tagen ungewöhnliche Hitze, + 27° im Schatten, höher als den ganzen Sommer, der Fluss Paglion ganz ausgetrocknet.

Vom 11. September aus der Insel Sardinien grosse Dürre mit Schaden in den Weinbergen und Saatfeldern.

Vom 27. September von Breslau fortdauernde Trockenheit und hohe Temperatur mit Gewittern (gleichzeitig mit den Regengüssen in Süddeutschland.)

Vom 8. October andauernde Trockenheit in dem schlesischen Flachlande, gleichzeitig mit Schneefall im Gebirge. Flüsse und Bäche waren ausgetrocknet. Die Oder hatte Mangel an Fahrwasser.

Vom 19. October sehr niedriger Stand des Nils, so dass höhere Ländereien nicht bewässert werden konnten. Dagegen reichliche Maisernte „wegen nicht zu hohen Standes des Nils."

k) Bemerkenswerthe Wärmeerscheinungen.

1851. Der Winter vom $18\frac{50}{51}$ war Anfangs Decembers und Januars sehr gelind und schneelos bis zum 8. Februar. Erst im März starker Schneefall und Frost in ganz Deutschland.

Aus Triest vom Anfang Februar Frühlingswitterung berichtet, nur waren die Nächte kalt.

Aus Constantinopel vom 22. Februar äusserst milder Winter berichtet.

Zu Warschau am 4. (nach Andern am 15.) März, wo im südlichen Deutschland starker Frost herrschte, Eisgang der Weichsel.

Am 1. April waren die Nogat, die Weichsel, das Elbinger Haff vom Eis frei.

Vom 5. April aus Schlesien häufige Gewitter nach warmen sonnigen Tagen berichtet; der im Gebirge gefallene Schnee sei nach wenigen Tagen geschmolzen.

Am 10. April Eisgang auf der Newa; sie war am 17. November zugefroren.

Vom 18. bis 25. April rascher Eintritt des Frühlings mit Gewittern von allen Orten Württembergs gemeldet.

Aus Breslau vom 26. April Eintritt des Frühlings 1 Monat früher als sonst berichtet, auf die häufigen Gewitter folge Erhöhung der Lufttemperatur; dasselbe aus Polen und grössere Wärme als sonst im Mai berichtet.

Vom 13. Mai aus Kronstadt (Siebenbürgen) Hitze und Dürre und Verheerungen durch Obstbaumraupen. Aus Pesth günstiger Stand der Culturen aller Art.

Aus Mailand vom 23. Mai Befreiung des Splügen vom kürzlich gefallenen Schnee berichtet.

Vom 2. Juni aus Mailand schneller Eintritt der Sommerwärme berichtet.

gleichzeitig erschien ein „Handbuch der Technologie (Frankfurt, 1806—1810)“, welches, wenn gleich ohne Eigenthümlichkeit hinsichtlich des Stoffes, doch in der Darstellung Lob verdient. Sehr verdienstlich war ferner das Unternehmen, die von Beckmann fast nur angedeutete allgemeine Technologie weiter auszubilden und in einer vervollständigten Gestalt vorzutragen. Dies geschah zuerst (1809) in dem „Lehrbuche der allgemeinen Technologie“, später noch mehr in der „ausführlichern Anleitung zur allgemeinen Technologie (Stuttgart, 1821)“, einem Werke, welches einen ehrenwerthen Platz in der technologischen Literatur einnimmt, wenn gleich man dabei bedauern muß, daß der Verfasser sichtlich nicht die erforderlichen praktischen Detail-Kenntnisse besitzt, um die interessante Seite des reichen Stoffes gehörig herauszukehren und auszumalen. Es ist hier recht bemerklich, daß Poppe den eigentlichen Kern der Gewerbe nicht aus eigener gründlicher Anschauung kennt und auch des Sinnes dafür entbehrt. Seine Thätigkeit ist rein literarisch; und wohin das in einem, mit der Praxis so innig verwachsenen Fache führen müsse, kann man leicht erachten. Unter diesen Umständen konnte es um so leichter geschehen, daß er später durch Veranlassungen, denen er nicht hätte nachgeben sollen, zu einer über alles Maß gehenden Steigerung seiner Produktivität fortgerissen wurde. Die Gründlichkeit der Ausarbeitung litt darunter mehr und mehr; veränderte Wiederholungen des schon oft Mitgetheilten waren die Folge; die Eiligkeit des Produzirens erlaubte nicht, den aus gedruckten Werken gesammelten Stoff gehörig zu assimiliren, ja nur überhaupt alle guten Quellen zu studiren und zweckmäßig zu benutzen; zu Einsammlung praktischer Beobachtungen und Erfahrungen fehlte Zeit, Gelegenheit oder Neigung. Selbst die Darstellung verlor an Bündigkeit; nicht selten drohte Gefahr, daß Redensarten ohne eigentlichen Gehalt oder seichte historische Bemerkungen die Stelle gründlicher Auseinandersetzungen zu vertreten hätten. Die Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit erreichte, mit Einem Worte gesagt, fast ihr höchstes Ziel.

Ein so strenges Urtheil sind wir zu unserm Bedauern genöthigt, über die Werke eines Mannes auszusprechen, der — weil er im Genusse eines bedeutenden Rufes unter den Laien, und häufig als Autorität geltend — die Technologie, ihre Literatur und ihren Einfluß auf das Leben hätte zu einem hohen Standpunkte

Aus Bern vom 14. Juni Befreiung des Gotthardpasses vom Schnee.

Vom 25. Juni aus St. Louis (N. America) grosse Hitze bis + 31° R. und zahlreiche Gewitter.

Vom Ende Juni von Paris „afrikanische Hitze."

Zu Florenz im Anfang Juli (vom 8.) ungewöhnliche Hitze.

Aus Turin vom 22. Juli unerträgliche Hitze berichtet.

Vom 28. Juli wurde berichtet, dass der Pass vom gr. St. Bernhard fast gänzlich vom Schnee frei sei.

Im August zu Genua grosse Hitze von + 27 und + 29° R.

Aus Island ein sehr milder Winter bis gegen Weihnachten berichtet; später wurde er sehr streng.

Von Nizza vom 21. December ungewöhnlich milde Witterung, Hülsengewächse und Erdbeeren in voller Blüthe, vorzügliche Orangenernte.

Aus der Schweiz vom 27. December berichtet: während in den Thälern Schnee liege und Kälte herrsche, sei auf den Bergen seit mehreren Wochen mildere Temperatur, auf den südlichen Abhängen der Schnee geschmolzen; im Kanton Bern wurden die eingeschneiten Kartoffeln an mehreren Bergen ausgegraben, in einer Gemeinde konnte man am Berge ackern, während im Thal Schlittenbahn war.

1857. Am 1. Januar Thauwetter und Eisabgang bei Mannheim vom Neckar und Rhein.

Aus Triest vom 7. Januar milde Witterung, herrschender lauer Sirocco mit Nebeln, seit einem Monat kein Regen und dennoch feucht.

Aus Nizza vom 8. Januar fortdauernd schöne Witterung. Abends und Morgens + 2 bis + 3°. Tabak, Haselnüsse, Orangen im Blühen; vom Ende des Monats völliger Eintritt des Frühlings bei stets heiterem Himmel.

Vom 10. Januar aus England völlige Frühlingswitterung berichtet.

Aus Schlesien vom 12. Januar milde Witterung, des Tags + 2 bis + 3° bei stets klarem Himmel, des Nachts etliche Grade unter 0 berichtet; mitunter stürmisches Wetter.

Am 13. Januar zu Mannheim + 11°; am 14. Thauwetter in Oberschwaben, am 15. zu Ulm Regen und seit 2 Tagen Frühlingswitterung berichtet, der Schnee verschwunden.

Am 15. Januar Abgang der bloss leichten Eisdecke der Donau zu Wien.

Vom 12 - 18. Januar aus dem Würmthal (Württemberg) + 8 bis + 10° R., aus Mergentheim vom 17. Januar + 8 bis + 10° R. seit einer Woche berichtet.

Aus Strassburg vom 17. Januar bis + 10° Wärme, Antreiben der Baumknospen, Wiederherstellung der Schifffahrt.

Aus Triest vom 18. Januar seit Anfang des Monats herrschender Sirocco und andauernder Nebel berichtet.

Aus Ulm vom 19. Januar Wärme bis + 12°, warme Regen, Eat-

ferung des Schnees, Anschwellen der Flüsse zu einer in diesem Monat seltenen Höhe, Antreiben der Baumknospen, am 14. ein ausgebildeter Schmetterling gefangen.

Vom 20. Januar aus Turin milde Witterung, seit einigen Tagen dicker Nebel, nirgends Schnee.

Aus Lyon vom 22. Januar milde Frühlingswitterung im ganzen südlichen Frankreich: zu Anfang der Woche hohes Anschwellen der Rhone und Saone.

Aus Berlin vom 30. Januar völlige Frühlingswitterung.

Aus Norwegen vom Ausgang Januar mildes Thauwetter, an manchen Orten + 7° R. berichtet, was seit den ältesten Zeiten nicht erlebt sei; die Fischer seien bereits auf den Häringsfang ausgezogen, was sonst nie im Januar vorgekommen.

Aus Triest vom Anfang Februars sehr milde Witterung berichtet, die Zugvögel seien schon nach dem Norden abgezogen.

In München war das Thermometer-Mittel im Januar und Februar + 1,5 R. und das Maximum stieg mehrmals auf + 10 und + 11°; Minimum am 2. Januar — 11° und 21. Februar — 9°; anhaltende S- und W-Winde.

Vom 6. Februar fortdauernd milde Witterung zu Breslau mit Regenwetter.

Vom 11. Februar aus Ravensburg seit 14 Tagen gelinde Witterung und Entfernung des Schnees berichtet.

Aus Triest von Mitte Februars gelinde Witterung und Abzug der Zugvögel nach dem Norden.

Aus Odessa vom 11. Februar: nach 2tägiger schwacher Eisbedeckung des Hafens und der Rhede Befreiung derselben durch warmen Südwind; ununterbrochene Schiffahrt den ganzen Winter.

Nach Bericht von Constantinopel bis 22. Februar war der Frühling im Anzug, die Dampfschifffahrt wieder im Gang.

Aus Athen vom 24. Febr. seit 14 Tagen Anbruch des Frühlings nach einem milden und wolkenlosen Winter, doch sei im Februar die Vegetation nicht so weit vorgerückt, wie von Nizza und Genua berichtet worden.

Vom 27. März aus Maulbronn Anbruch der Frühlingswitterung; vom 28. aus Langenburg beständige Witterung mit kalten Nächten; aus Strassburg Frühlingswitterung vom 28. berichtet.

Aus Schlesien vom 30. März plötzlicher Frühlingseintritt mit + 9° bis + 10°, nachdem man vor 4 Tagen noch — 6° gehabt; im Gebirge lag noch Schnee.

Am 30. und 31. März schneller Eintritt von Sommerwärme zu Berlin.

Vom 7. April von Friedrichshafen Frühlingswitterung und fast gänzliche Entfernung des Schnees von den Schweizervorbergen.

Nach Bericht vom 10. April war die Gotthardstrasse von Ariolo bis Tremola und von Göschenen bis zur Spreugelbrucke vom Schnee frei.

Aus Ravensburg vom 14. April Frühlingswitterung seit dem 1.

Aus Griechenland vom 20. April warmes Wetter mit SO-Wind seit zwei Tagen.

Am 1. Mai zu Salzburg reichlicher warmer Regen nach frostiger Witterung mit Schneewehen im ganzen Monat April. Aus Prag vom 1. Mai Eintritt des Frühlings seit einigen Tagen: aus Breslau dasselbe mit Regen berichtet.

Am 6. Mai Eisbruch zu Kronstadt, am 24. Mai das Eis verschwunden. Am 10. und 11. Mai Eisbruch der Newa.

Aus Constantinopel vom 7. Mai plötzlicher Eintritt starker Sommerhitze.

Aus Chur vom 10. Mai Anfang des Frühlings nach halbjährigem fast ununterbrochenem Winter, Schneeschmelzen und Anschwellen der Flüsse, Blühen der Bäume.

Vom 14. Mai aus Hall vollständige Frühlingswitterung, von Crailsheim langsames Vorschreiten der Vegetation berichtet.

„Vom Bodensee" unter dem 19. Mai rasches Schneeschmelzen im Schweizer Hochgebirge nach mehrtägigem SW und einzelnen warmen Regengussen und rasche Entfaltung der Vegetation. Im Toggenburgischen und im Saanethal, wo der Winter am stärksten gehaust, grünen die Buchen; am Thunersee blühen Kirsch- und Birnbäume. Die Schneemassen, die im letzten Winter am Thuner-, Brienzer-, Vierwaldstädter-See gefallen, seien weniger bedeutend gewesen, als in früheren Jahren.

Vom 20. Mai aus Kupferzell seit 2 Tagen eine Hitze von + 28°, aus dem Ries und der Münsinger Alp „vollständige Frühlingswitterung", von Hall + 24° und mehrfache Waldbrände, vom Fuss der Alp vom 23. Mai das „schönste Frühlingswetter" seit 14 Tagen, von Tuttlingen vom 25. Mai Frühlingswitterung aus Oberschwaben, günstige warme Witterung seit dem 19. und allgemeine Baumblüthe berichtet.

Aus Leipzig vom 22. Mai rascher Aufschwung der Vegetation, volle Baumblüthe.

Aus Rom vom 1. Juni drückende Hitze auf die Kälte in der ersten Hälfte Mai's.

Aus Smyrna vom 25. Juni grosse Hitze und seit 8 Tagen herrschender Südwind mit + 28 und + 29° R. im Schatten.

Vom 2. Juli aus Constantinopel drückende Hitze; vom 5. desgleichen aus Paris, am 4. um Mittern. + 24,2° C., am 5. Morgens + 20,4, Mittags + 30,5, 2h + 32,3; am 6. Nachmittags 3h + 43°, das Asphaltpflaster schmolz, Arbeiter und Pferde starben auf den Strassen; am 9. Juli Mittern. + 24°, am 10. 6h Morg. + 20,3, Mittags + 32,14, 2h + 33°, am 13. Mittern. + 23,2, am 14. 6h Morg. + 22,4, 2h Nachm. + 33,9°, am 15. Mittern. + 24,4, am 16. Mittags + 35,0 C.

Aus Berlin vom 3. Juli: in den letzten Wochen Wechsel zwischen drückender Hitze und Nässe.

Zu Brüssel am 5 Juli Morgens 10h + 36°, 2 Grade weniger als 1. Juli 1802, dem heissesten seit Menschengedenken.

Aus London vom 10. Juli mehrere Fälle von Sonnenstich berichtet.

Aus Genf vom 10. Juli + 28° R., günstige Wein- und Ernteaussichten.

Aus Copenhagen vom 10. Juli grosse Hitze seit 8 Tagen, bis + 22° Mitt. und Morg. und Ab. + 15 und + 16° R.

Aus Paris vom 11. Juli bis + 34° C.; aus Madrid vom 11. „afrikanische Hitze", dagegen zu Granja sehr kühle Abende. Aus London vom 12. grosse Hitze.

Am 15. Juli bei Wiesbaden tödtliche Sonnenstiche auf dem Felde.

Aus Breslau 15. Juli grosse Hitze seit 8 Tagen, bis + 24° und grosse Trockenheit; desgleichen von der Eigen (Sachsen) Sonnenhitze wie seit 1842 nicht mehr erlebt, mit zahllosen heftigen Gewittern, bis zu + 26° R.

Aus München vom 17. Juli seit Anfang der Woche grosse Hitze, 6h Morgens + 15°, 2h Mittags + 25 bis + 26°, 6h Abends + 22°. Am 17. zu Chur + 27°.

Vom 18. Juli aus Wien grosse Hitze, + 27°, aus Pesth + 26° R.

Aus Venedig vom 18. Juli grosse Hitze, das Seewasser + 23° R.

Aus Leipzig vom 19. Juli: seit 3 Wochen andauernde Hitze bis + 26°.

Vom 27. Juli und Anfang Augusts aus Madrid + 30 und + 36° R. bei herrschendem Südwind berichtet.

Aus Smyrna vom 22. August ungewöhnliche Hitze, täglich + 30 bis + 40° (?) im Schatten.

Aus Athen vom 24. August furchtbare Hitze, in welcher die Baum- und andere Früchte ungleich und unschmackhaft reifen. Allgemeine Traubenkrankheit der Korinthen, selbst auf dem trockenen Boden von Athen.

Aus Chur vom 26. August sehr warme Witterung selbst die Nächte über, trotz der vielen Regengüsse; der Schnee, den die Regengüsse auf den Alpen liessen, sei stets wieder geschmolzen, nur in einigen Thälern (Oberengadin) die Heuernte verdorben, im Allgemeinen sei sie gut ausgefallen.

Vom 29. und 30. August aus Venedig excessive Hitze.

Aus Breslau vom 5. October (gleichzeitig mit den Stürmen) milde und trockene Witterung berichtet.

Aus Chiavenna vom 20. October fortdauernde Schneelosigkeit des Splügenpasses und des Bernhardins, Schneeschmelzen in den oberen Gegenden, Fehlschlagen der Weinernte.

Aus Issny vom 22. October Frühlingswitterung seit einigen Tagen.

Aus Como vom 22. October schöner Nachsommer.

Aus Ofen vom 25. October milde Witterung und grünende Fluren.

Aus Florenz vom 26. October schönes Herbstwetter, am Tage heiss, die Nächte kalt.

Aus Neapel vom 29. October schneller Vorübergang einer 2tägigen Winterwitterung mit NO. Wiedereintritt heisser Tage.

Am 9. November milde Witterung zu Salzburg; desgl. am 10. Nov. aus Berlin (gleichzeitig mit Winterbericht aus Petersburg und Westpreussen), desgleichen aus Hamburg mit häufigen Regen und Stürmen, nachdem am 9. und 10. Morgens noch Frost bei scharfem O berichtet worden.

Vom 11. November aus Oberschwaben warme, am 4. und 5. sogar heisse Witterung. Auffallend milde Witterung in diesen Tagen von Freudenstadt berichtet.

Aus Rom vom 16. November warme Witterung, Alles noch grün, man arbeite von Morgens bis Abends bei offenen Fenstern.

Aus Chur vom 17. Nov. milde Witterung bei herrschendem Föhn.

Am 17. und 20. November zu Wien + 15° R. (1775 gleiche Temperatur am 18. Nov.)

Vom 18. November aus Constantinopel in den Nächten + 12°, bei Tag + 16°. Aus Athen vom 20. November + 12 und + 15° „mittlere Temperatur."

Vom 1. December bei St. Gallen Frühlingsblumen und reife Erdbeeren in Menge; vom 4. December von Budweis (Oestreich) Frühlingswitterung; vom 6. aus München + 10° um 2h, überall Frühlingsblumen und Aufwerfen der Maulwürfe auf den Wiesen.

Am 9. December zu Salzburg + 16°, reife Erdbeeren, Frühlingsblüthen.

Vom 11. December zu Constantinopel Nachts + 8 bis + 11°, Tags 2—3° höhere Temperatur.

Vom 17. December aus Christiania: der Winterfrost sei vor einigen Tagen anhaltenden Regengüssen gewichen.

Aus Athen vom 4. December: „herrliche Sommertage"; vom 18. December aus Constantinopel milde Witterung in den Ländern am schwarzen Meere.

Aus Donaueschingen vom 21. December milde Witterung und Schneelosigkeit, blos der Feldberg sei vom Gipfel abwärts beschneit.

Aus Frankreich vom Ausgang December überall milde Witterung, zu Paris bis + 16° C.

Vom 27. December eine für den Schluss des Jahres unnatürliche Wärme vom Genfersee berichtet.

Am 26. December 3h Mittags ging das Eis auf der Memel bei Tilsit wieder ab.

Vom 24. December aus Erzerum die gleiche milde Witterung wie in

Europa, noch kein Winter. In Damascus nach Bericht vom 31. Decbr. anhaltende starke Regc.

I) Bemerkenswerthe Kälteerscheinungen.

1851. Vom Ausgang Decembers und Anfang Januars aus Bombay ungewöhnliche Kälte berichtet; aus derselben Zeit von Turin Frost, jedoch ohne Schnee.

Am 21. Januar starkes Frostwetter von der Niederelbe berichtet.

Am 1. Februar sei zu Madrid ein hoher Schnee gefallen.

Von Anfang Februars aus Bombay ungewöhnlich starker Schneefall in den Umgebungen des Himalaya.

Vom Ausgang Februars aus Chur: die Temperatur sei daselbst im ganzen Canton nicht unter — 6° R., dagegen in Oberengadin unter — 20° R. gesunken.

Am 3. März zu Frankfurt a. M. — 8°, München und Augsburg — 11°, Ulm — 18°, Stuttgart — 14°, Karlsruhe — 8°, Mainz — 11°, Zürich — 11°, Basel — 11°, Genf — 5,5°, Mailand + 1,0°, zu Köln — 17,5°, Ehingen — 15°, Isony — 14°, Rottenburg — 12°, Brackenheim — 16,5° R.

Vom Anfang März aus ganz Frankreich starke Kälte und viel Schnee berichtet.

Am 3. März zu Tübingen nach einem milden Winter schneller Eintritt der Kälte mit — 16° R. und Schneesturm.

Am 4. März zunehmender Eisgang auf der Donau bei Wien und Einstellung der Schifffahrt.

Aus Marienburg vom 9. März Fortdauer der Eisdecke über Weichsel und Nogat für leichte Fuhrwerke, dagegen Dammbruch und Ueberschwemmung der Weichselniederung bei Culm berichtet.

Am 5. April zu Tuttlingen starker Schneefall.

Am 26. April Morgens und Vormittags Schnee zu Tuttlingen nach einem Gewitter am 25. Abends. Am 27. Nachmittags 0° mit Eis und Reif. Am 26. Schnee zu Isony und am 27. starker Reif.

Am 26. April zu Frankfurt neue Kälte und Regen, nachdem am 24. Frühlingswitterung geherrscht.

Am 27. April Nachmittags Eisfrost und Schnee auf der Höhe der Alp (Suppingen).

Am 30. April Schneefälle in der Schweiz berichtet.

Vom 1—5. Mai Schnee im Hegäu und den Gegenden des Bussen.

Am 6. Mai Nachmittags zu Tuttlingen — 3°, am 7. — 2°. Am 6. zu Calw — 0,5°. Von Anfang Mais aus Oberitalien und den Alpen starke Temperaturerniedrigung berichtet. Aus Wien vom 8. Mai Frostschaden in der vorangegangenen Woche berichtet. Schneefälle im Salzburgischen; aus Leipzig vom 16. sehr ungünstige Wirkung der nasskalten Witterung auf alle Culturen.

Aus Lyon vom 13. Mai berichtet, dass Morgenfröste in allen Theilen des südlichen Frankreichs geschadet; aus Turin veränderliche regnerische Witterung und Schnee in den Gebirgen, 1½′ tief auf der Simplonstrasse; aus Venedig vom 14. Mai Schaden durch Kälte und Regen auf dem festen Lande, Beschädigung der jungen Saat im Veronesischen und andern Orten durch Hagel.

Mitte Mai anhaltend rauhe Witterung aus der Schweiz (Bern) berichtet, mit Beschädigung an den Weinbergen im Waadtlande; ebenso im südlichen Frankreich die Reben und Obstbäume.

Am 19. Mai Schnee zu Donaueschingen; am 20. auf dem Hertefelde.

Vom 21. Mai kaltes Regenwetter und Schnee in den Bergen von Udine berichtet; am 21. Nachmittags starker Reif zu Sulz.

Am 22. Mai aus Florenz kühle Witterung.

Aus Bern vom 28 Mai Schnee in Bergen.

Am 3. Juni sei in Devonshire während eines Hagelsturms Schnee auf den Bergen gefallen.

Am 18. Juni Nachmittags in den Thälern des Riesengebirges Frost.

Vom 20. Juni strenger Winterfrost von Bathurst berichtet.

Vom 8.—9. Juli Nachts Schneefall in Tellemarken (Norwegen) zu Lugeefjeld 2—3′ hoch, viele Schafe getödtet.

Von Leutkirch vom 11. Juli frostige Witterung berichtet, so dass man einheizen musste; aus Badenbaden Schneefall auf dem Walde berichtet. Am 11. Juli zu Urach Regen mit Schneeflocken.

Am 23. August Schneefall im bair. Gebirge. Vom 31. August aus München kalte Witterung, + 5° R. und Schnee im Gebirge bis nach Kreuth herunter berichtet.

Am 29. und 30. August starke Schneefälle in der Schweiz und in der Auvergne; der Canton Schwyz zur Hälfte mit Schnee bedeckt, seit 58 Jahren das erstemal in dieser Jahreszeit, der Rigi eingeschneit bis unter das kalte Bad; Schnee auf dem Juragebirge. Am 5. September war der Schnee wieder geschmolzen, der Schneefall erstreckte sich nicht jenseits der Alpen, der Bernhardtspass blieb frei.

Am 13. September Nachmittags zu Stuttgart der erste Frost, in den Niederungen bis — 0,5°. R.

Aus Schlesien vom 15. September: seit dem 9. liege der Schnee ½′ hoch im Gebirge, in den Thälern gleichzeitig Regengüsse.

Aus Florenz vom 21. September schnelles und ungewöhnlich frühes Ende der Sommerhitze durch eine Einwirkung von Gebirgsschneefall (auf den Apenninen?) berichtet.

Den 7. October von 8h Abends an nach einem Erdstoss reichlicher Schneefall im Parmesanischen.

Am 17. October nach vorangegangenen Regengüssen die Sigmaringer Alp mit Schnee bedeckt.

Am 18. die Höhen der Vogesen, der Schwarzwald, der Jura ein geschneit.

Vom 2.—3. November in der Nacht Treibeis auf der Newa.

Vom 30. October bis 4. Nov. Schneefall zu Issny; am 1. Schneefall zu Donaueschingen.

Am 4. November starker Schneesturm im schlesischen Gebirge; desgl. in der Schweiz, in Chur Bäume vom Schnee erdrückt. Die Trauben sehr gefährdet.

Am 10. November die württembergische Alp mit Schnee bedeckt.

In den Vereinigten Staaten früher Eintritt des Winters mit Stürmen, Frost und Kälte; um Mitte Novembers (12.—14.) starke Schneefälle; die strenge Winterkälte hielt allenthalben an bis in die ersten Monate 1852.

Von Mitte Novembers aus Salzburg Schneefälle seit dem 1. November berichtet, 3′ hoher Schnee.

Vom 16.—20. November starke Schneestürme an der NO-Küste von England.

Vom 19. November aus der Schweiz allgemeine grosse Schneefälle, selbst im Seelande, berichtet.

Aus Kalisch vom 19. November heftiger Eintritt des Winters.

Vom 20. Nov. Abends bis 21. Mittags Schneesturm zu Breslau, der Schnee hemmte die Communication.

Vom 20. November Schneefälle und Kälte in ganz Norddeutschland.

Vom 21.—22. November heftiger Schneesturm zu Leipzig.

Am 22. November bei Ravensburg fusstiefer Schnee.

Am 23. Nachmittags bei — 10° R. kam das Eis der Trave bei Lübeck zum Stehen.

Aus Schlesien vom 24. November ungewöhnlich früher Eintritt des Winters mit mächtigen Schneemassen berichtet. Der Schnee im Gebirge so hoch angehäuft, wie 1829—30; man musste Stollen durch den Schnee treiben, an manchen Orten zum Schornstein in die Hütten einsteigen. Bei Oderberg 40—50 Fuss hohe Schneewehen an Eisenbahneinschnitten. Zwischen Ratibor und Sorau kamen auf einer Strecke von 5 Meilen 10 Menschen im Schnee um. Die Ausdehnung dieses namhaften Schneefalls gieng von Wien bis Berlin und überschritt diese Gränzen noch weit.

Vom 24. starke Schneefälle von Wien berichtet, der Postenlauf gehemmt.

Vom 27.—30. November unaufhörliches Schneien zu Issny, 2½′ hoch.

Am 1. December aus dem Remsthal mehrere Fuss tiefer Schnee auf den Bergen berichtet.

Aus Polen wurde berichtet, dass bis 1. December dort kein Schnee lag und nicht unter — 3° Kälte vorgekommen sei.

Aus Cairo vom 16. December anhaltend stürmisches, kaltes Regenwetter.

Aus Rom vom 25 December fortdauernde Kälte, Schnee im Gebirge und Unterbrechung der Communication berichtet.

Aus Nizza vom 31. December Eintritt kalter Witterung seit einigen Tagen, des Nachts über Gefrierkälte. Morgens das Wasser mit zolldicker Eisdecke, doch schöne Witterung unter Tags. Haselnüsse und Mandelbäume in voller Blüthe.

Zu Mailand im Laufe Decembers bei schöner Witterung leichter Frost, am 13. December bis zu — 5,6°, durchschnittlich des Tags + 3,5 des Nachts — 1,4° R.

Im Laufe des Sommers seien grosse Eismassen im atlantischen Meer treibend gesehen worden.

1852. Vom Januar aus Canada strenge Winterkälte, die strengste seit einigen Jahrzehnten berichtet.

Vom 6. Januar das erste Treibeis auf dem Rhein von Emmerich berichtet.

Aus Rom vom 8. Januar fortdauernde Kälte, am 8. Morgens Eis auf den Strassen bei — 3° R.

Aus Bern vom 9. Januar strenge Kälte berichtet; fünf Menschen im Canton erfroren.

Aus Madrid vom 9. Januar: Vor einigen Tagen fusshoher Schnee in der Stadt, in der Sierra Guadarrama und Somosierra liege grosser Schnee bis zu 6' hoch, der die Verbindung unterbreche.

Am 10. Januar zu Mailand Schneefall, der Schnee am 11. grossentheils geschmolzen.

Aus Leipzig von der ersten Hälfte Januars völlige Schneelosigkeit im ganzen Winter, dabei Frost bei Nacht und Aufthauen den Tag über berichtet; man fürchtete für die Saaten.

Aus Zürich vom 15. Januar Strenge des Winters in der ganzen Schweiz berichtet, die östlichen Cantone haben am meisten vom Frost gelitten, der Züchersee bis Stafa hart gefroren und das Eis dehne sich immer mehr aus.

Aus Bombay vom 17. Januar strenge Kälte und jeden Morgen Eis auf stehenden Wassern berichtet.

Aus New-York vom 20. Januar starke Kälte und völliges Zufrieren des Flusses berichtet, so dass am Morgen zahlreiche Fussgänger darüber gingen, was seit 18 Jahren nicht mehr vorkam; im Hafen viel Treibeis, im Norden der Union die Flussschifffahrt durch Eis unterbrochen.

Am 24. Januar ungeheure Schneefälle in Algerien (bei Bougia).

Aus New-York vom 28. Januar berichtet, dass die strenge Winterkälte seit 3 Tagen gebrochen sei; seit 18 Jahren habe man keine solche Kälte erlebt, in New-Orleans — 8° R., nach anderen Berichten — 15°, in Alabama — 13,3° R. Die Häfen von Philadelphia und Baltimore durch Eis gesperrt; zweimal zwischen New-York und Longisland festes Eis,

das die Menschen begiengen; in der vorhergehenden Woche die See 4' hoch mit Dunst bedeckt wie kochendes Wasser; am 20. Januar eine starke Luftspiegelung, die Lichterschiffe erschienen doppelt, eines über dem andern, ein 65 Meilen entferntes Schiff war völlig sichtbar. In Californien herrschten Regengüsse im Januar, zu Anfang Februars sei schneller Eisgang auf allen Strömen Nordamerikas eingetreten.

Im Laufe Januars (24?) grosse Schneefälle in Spanien, zu Madrid seien die Maulthiere bis an den Bauch in den Schnee gefallen.

Vom 5. Februar fortdauernde Winterstrenge und Schneedecke aus New-York, über den Susquehannah hatte man bei Havre de Grace eine Eisenbahn über das Eis gelegt, so dass die Züge von Philadelphia nach Baltimore direct gingen; von Brooklyn ging man etliche Tage zu Fuss nach der Stadt, was seit Menschengedenken nicht mehr der Fall war.

Am 8. Februar grosse Lawine vom Flüelenberg (Graubündten), Menschen und Pferde wurden verschüttet.

Am 13. Februar Schneefall zu Ulm, Heilbronn etc.

Aus Triest vom 16. März frostige Witterung, Morgens Frost, oft unter Tags das Thermometer unter 0 und fast beständige Bora mit Schiffbrüchen.

Um Mitte Februars liefen Berichte von fortdauernder strenger Winterkälte in Nordamerika ein.

Am 16. Februar 11h Vormittags zu Hamburg plötzlicher Schneesturm mit Blitzschlag.

Am 18. Februar und folgende Tage nach zweitägigem heftigem NW starker Schneefall am Bodensee; am 18. Morgens Sturm zu München, Mittags Sonnenschein, Nachmittags kurzer Hagel und Schnee mit Donner und Blitz.

Am 20. Februar Abends zu Rom plötzlich eintretender Frost und Schneefall.

Mit dem 20. Februar sei zu Isany strenger Winter und die zweite Schlittenbahn eingetreten (die erste vom 18. November bis 13. Februar); bis zum 1. März Sturm mit Schneefall.

Vom 21.—22. Februar starker Schneefall zu Stuttgart; in der Woche zuvor verkaufte man Veilchensträusse. Vom 19.—22. Schneefälle zu Uslingen; am 22. von Ulm tiefer Winter berichtet; von Leonberg Schnee und Stürme seit 4 Tagen.

Vom 19.—24. Februar starke Schneefälle in Constantine, so dass die Verbindungen unterbrochen waren; in Cabylien grosser Schaden an den Heerden, viele Menschen kamen um, ganze Dörfer wurden eingeschneit; zu Bougia nach mehrtägigen Regengüssen am 21. Nachts 6' tiefer Schnee.

Aus Böblingen vom 24. Februar 1' tiefe Schneedecke; vom 27. Febr. aus Hall völliger Winter; von der Alp vom 28. auf der Höhe und in den Seitenthälern massenhafte Schneelage; am 28. starker Schneefall

heben können, statt deſſen aber mehr als viele Andere zu grenzenloſer Verflachung und zur Herabſetzung der Wiſſenſchaft in den Augen praktiſcher Techniker beitrug. Die ſpätern Arbeiten dieſes Gelehrten geben den vollgültigſten Beweis hiervon. Das „technologiſche Lexikon (1816—1820)“, das „Lehrbuch der ſpeciellen Technologie (1819, 1838)“, die „ausführliche Volks-Gewerbslehre (1833—1834)“, das noch nicht beendigte „technologiſche Univerſal-Handbuch“ — entſprechen ſehr wenig dem jetzigen Zuſtande der Gewerbsinduſtrie, und ſind leider nur zu reich an weſentlichen Auslaſſungen, Nachläſſigkeiten und Irrthümern. Die Unkenntniß des gegenwärtigen Betriebes in Fabriken, Manufakturen und Werkſtätten tritt an zahlreichen Stellen auf eine betrübende Weiſe zu Tage. Wo die Chemie mit dem Techniſchen in Berührung kommt, wird man genöthigt zu glauben, daß der Verfaſſer ſich auf völlig fremdem Felde bewegt. Solche Ausſprüche, deren Begründung im Einzelnen (wiewohl wir dazu völlig im Stande ſind) ein unangenehmes Geſchäft und hier nicht am Orte ſeyn würde, erfordern von Seite desjenigen, der ſie thut, die gewiſſenhafte Loszeißung von Allem, was die Perſon angeht, und ein reines Intereſſe für die Sache der Wiſſenſchaft. Wir ſind uns beider bewußt und haben, nur mit Widerſtreben, unſere Ueberzeugung darum ausgeſprochen, weil wir glauben, daß durch kraftloſe Duldung eine kränkelnde Literatur nicht von ihrem Siechthume geneſen kann. Es liegt weit von uns zu fordern, daß in der erdrückenden Maſſe von Thatſachen, welche den Stoff der Technologie bilden, niemals einzelne einem Schriftſteller entgehen oder von ihm mißverſtanden werden ſollen. Dem Umſichtigſten und Thätigſten können — und müſſen faſt — zuweilen Verſehen zuſtoßen, wenn er die Bearbeitung des ausgedehnten Faches unternimmt, deſſen Einzelnheiten nicht Ein Menſch alle aus eigener Anſchauung zu kennen im Stande iſt. Aber ſolche Unrichtigkeiten dürfen nur in kleiner Anzahl vorfallen, dürfen nur geringfügigere Nebenumſtände betreffen, und niemals mit anerkannten Grundſätzen und Wahrheiten der Mathematik oder der Naturwiſſenſchaften im Widerſpruche ſtehen.

Poppe hat auch eine Anzahl Schriften über einzelne Gewerbe herausgegeben, früher namentlich über Uhrmacherkunſt, neuerlich über Seifenſiederei, Stärkefabrikation, Runkelrübenzucker ꝛc. Alle

zu Rastatt, zu Donaueschingen dagegen fiel keiner, er reichte blos bis zur Wasserscheide von Donau und Rhein (Schussenried); im ganzen Donaugebiet sei den ganzen Winter keine dauernde Schlittenbahn gewesen. Am 29. Juli erschien der Winter auch dort.

Am 25. Februar zu Strassburg — 4° R. (zu Anfang des Monats bis + 10° R.)

Vom 28.—29. Februar Nachts zu Rastatt massenhafter Schneefall. Dasselbe von Issuy berichtet; seit vier Monaten die Erde mit Schnee bedeckt.

Auch aus Mexico, wie aus den Vereinigten Staaten wurde ein ungewöhnlich strenger Winter vom Februar berichtet.

Vom 1. und 2. März starker Schneefall zu Ellwangen, in der 2ten Hälfte Februars waren Schneefälle und Sturm vorangegangen; aus Waiblingen, Gaildorf vom 7. März völliger Winter. Zu Issuy 3′ hohe Schneedecke; aus München vom 3. März Regen, Schnee, Eis, Thauwetter, Stürme im Wechsel berichtet.

Aus Triest vom 4. März völlige Wiederkehr des Winters mit heftigem Schneefall, dem ersten im Jahr, und Temperatur unter 0, am 4. und 5. heftigen SO-Sturm mit Schiffbrüchen, desgleichen im sardinischen Meer; grosse Schneemassen im südlichen Frankreich, bei Lyon theilweise 1½′ hoch auf der Strasse nach Montelimart, die Communication gehemmt; grosse Schneefälle in Toscana, ungewöhnliche Massen im Gebirge, die Bewohner vom Verkehr abgeschnitten.

Von der Baar vom 6. März Fortdauer der Schneemassen, welche gefallen waren.

Aus Friedrichshafen vom 10. März Fortdauer der Schneedecke bis an den See herab und des Aufenthalts der Schneegänse berichtet; am 11. Schneefall zu Ulm; am 12. — 13° R. zu Ellwangen.

Am 6. März zu Constantinopel warme Witterung bei heftigen Südstürmen mit Schiffbrüchen im schwarzen Meer, am 10. dagegen fusshoher Schnee in den Strassen, Regen und Frost bis zum 13.

Aus New-York vom 9. März an Anbruch milderer Witterung, schneller Eisbruch des Susquehannah und der übrigen Flüsse; im Laufe des Winters habe man 16 Schneestürme gezählt.

Aus Mähren von Mitte März lange Dauer des Winters mit häufigen nächtlichen Schneefällen, unter Tags dagegen Thauwetter.

Aus Florenz vom 16. März: ungewöhnlich grosse Schneemassen seien in der Nähe gefallen; aus Rom vom 16. März zunehmende Kälte und Unterbrechung des Verkehrs mit dem höheren Gebirge durch erneute Schneefälle.

Aus Athen vom 11. März: seit 11 Tagen herrschender NO mit Sturm, Regen und Schnee, im Gebirge grosse Schneemassen; überallher ungeheuerer Schneefall aus den Provinzen berichtet.

Am 25. März Morgens nach Frühlingswitterung Schneefall zu Stuttgart.

Vom 25.—27. März anhaltender Schneefall zu Petersburg, grössere Schneemenge, als bisher im ganzen Winter.

Aus Triest vom 27. März fortwährender NO und kalten Wetter, Zurückstehen der Vegetation, geschlossene Baumknospen berichtet; aus Athen vom 27. und 30. März, Fortdauer von Regen, Schnee, Nordwind.

Vom Ende März vom nördlichen Theil des Welzheimer Waldes noch winterliche Witterung mit Schnee und Eis, herrschender NO und Schneelage auf den Bergabhängen berichtet.

Im Innern von Anatolien seien (nach Berichten in deutschen Zeitungen um Mitte Aprils) seit 14 Tagen (also im Laufe März?) durch grosse Schneefälle die Verbindungen gehemmt, die Vegetation jedoch noch zurück gewesen.

Am 2. April Hagel und Sturm zu Ulm, Schnee zu Geislingen, Esslingen, in Oberschwaben, dagegen zu Isny warmer Regen, der den Schnee wegnahm.

Am 10. April Mittags zu Ulm — 3° R, den Tag über + 9° R. Zu Salzburg Schneefall am 10.

Vom 12. April aus Schlesien schroffer Temperaturwechsel, am 1. + 15° R. mit starkem Gewitter, am 2. + 3° und in der Nacht Frost, am 8. + 14,5, am 10 + 3° R.

Aus Schlesien vom 17. April neuer Eintritt des Winters, am 15. Schnee mit — 6°, vom 16.—17. — 4°, im hohen Gebirge grosse Schneemassen, vorher hatte man Wärme bis + 16° R. gehabt. Dasselbe aus Mähren berichtet: zu Ende März und Anfang Aprils wahre Frühlingswitterung, die Schwalben angekommen, theilweise blühten Obstbäume in warmen Lagen; am 9. April erschien Schnee und Frost bis — 7° R. eine ganze Woche lang, welcher bedeutend schadete.

Aus Wien vom 17. April seit 2 Tagen Wiederkunft des Winters mit Wechsel von Schnee und Sonnenschein, rauhem NW und nächtigem Frost. Frostschaden in Frankreich, in der Champagne $\frac{1}{4}$, in Burgund $\frac{1}{3}$ des muthmasslichen Weinertrags. Auch aus der Pfalz, von Landau bis Neustadt und von Trier Frostschaden (durch die Schneelosigkeit) an den Reben und Obstbäumen im obern Haardtgebirge bis zur Hälfte des gehofften Weinertrags; Schaden am Reps in Schlesien.

Am 17. April zu Langenburg — 5° R.; vom 18.—19. April Nachts zu Stuttgart Schneefall.

Vom 18. April Nachmittags aus Donaueschingen klare Witterung und Frost in den Nächten; vom Bussen trockene Kälte seit 3 Tagen bis — 7° R. bei O und NO-Winden und klarem Himmel berichtet.

Aus Constantinopel vom 18. April andauernder Wechsel von S und

N.-Winden, Schneefälle fast jeden andern Tag, noch unentwickelte Vegetation und Sturmschäden zur See berichtet.

Am 20. April zu Bologna fusshoher Schnee, die Apenninen an manchen Orten unzugänglich. Frostschaden um diese Zeit an den Oliven in Toscana.

Vom 21. April Nachmittags aus dem obern Würmthal starker Frost, von Vaihingen a. d. E. — 3° und Schaden an den Obstbäumen, von Mergentheim —8° R., von Kirchheim u. T. Frostschaden an Obstbäumen Reps und Gerste und Schneedecke auf der Alp.

Aus Chur vom 21. April einige N- und Schneewinde, vom 1. Nov. bis 21. März andauernde Schneebahn; aus Triest vom 21. seit 5 Tagen herrschende Bora wie im Winter bei Tag und Nacht, Morgens Eis auf stehenden Wassern, nicht selten Schneeflocken, die Vegetation, die seit Februar stark getrieben, (die Obstbäume schon vor 14 Tagen abgeblüht), ins Stocken gerathen; aus Rom vom 21. Schnee auf dem Gebirge und einige Tramontana seit mehreren Tagen; aus Florenz vom 22. feuchtkaltes Wetter, Schnee auf den Apenninen bis zu den letzten Ausläufern.

Am 24. April zu Breslau Schnee, die Berge am 25. tief herab mit Schnee bedeckt.

Zu Anfang Mais Wiederkehr von Schneefall von Lemberg (Galizien) berichtet.

Am 2. und 3. Mai Schneefälle zu Issny, Rottweil, am Fuss der Alp, Donaueschingen, ganz Oberschwaben, München und andern Orten, nach langer Trockenheit und herrschenden O-Winden im April, wovon die Wintersaaten da und dort gelitten hatten.

Aus Genf vom 3. Mai: seit 30. April Regen, Hagel, Schnee, letzterer bis etliche 100' über dem savoyischen Ufer, während Simplon und Montcenis vor einigen Tagen noch vom Schnee frei waren. Am 4. Mai Frost zu Chur, der den Nussbäumen schadete, die Reben hatten durch die Fröste im früheren Verlauf des Winters gelitten.

In den Gebirgen von Ossola und der Schweiz sei am 1. Juni Schnee gefallen, der die Passage unterbrach.

Aus der Schweiz (Vierwaldstätter See) starker Wechsel von Hitze und Kälte, Regen und Sonnenschein, Föhn und rauhen Winden; am 15. die Berge beschneit. Auch aus Turin feuchte und kalte Witterung berichtet, die der Seidencultur schadete.

Aus Böhmen vom 21. Juni nasskalte Witterung; zu Marienbad fiel die Temperatur bei täglichem Regenschauer bis auf + 6° R. Aus den untern Neckargegenden von demselben Datum Verzögerung der Rebenblüthe durch nasskalte Witterung; aus Frankreich vom 22. regnerische Witterung seit Anfang des Monats und ungünstiger Einfluss auf die Pflanzen berichtet.

Am 24. Juni sei ein Knabe, den sein Vater wegen Ermüdung trug,

auf dem Panixerpass zwischen Glarus und Graubündten erfroren; auch in anderen Alpengegenden herrschte „Decemberwetter".

Am 18. Juli während der grossen Gewitterstürme der Rigi, Niesen, das Faulhorn u. s. w. beschneit. Auch der Feldberg war beschneit.

Aus Madrid vom 3. August: von der unerträglichsten Hitze plötzlicher Eintritt des Winters; Morgens und Abends auffallend kühl, schlechte Weinerndtehoffnung aus verschiedenen Landestheilen.

In der Nacht vom 25.—26. August Frost zu Riga.

Aus Constanz vom 25. August Erniedrigung der Temperatur des Sees auf + 5° R. durch die in den letzten Tagen stattgefundenen Regengüsse und Hagelschläge berichtet.

Aus Copenhagen vom 14. September: nach grosser Hitze seit Anfang Julis bis zu + 24° R. Mittags und + 16° Morgens und Abends sei am 12. stürmisches Regenwetter aus W und empfindliche Kälte + 10° Mittags und + 6° R. Morgens eingetreten.

Am 20. September Schneien zu Balmoral (England.)

Aus Pesth vom 25. September frostige Witterung, wie sonst Ende Octobers.

Aus Cuneo (Piemont) Schnee auf den Bergen wie im Januar.

Aus Gastein vom 27. September: die Eisberge seien seit voriger Woche mit frischem Schnee bedeckt. Man schloss auf frühen Winter.

Aus Dublin vom 29. September schneller Eintritt winterlicher Witterung mit heftigem Regen und Sturm; auch in Nordwalen die Gebirge in der vorletzten Woche des Septembers mit Schnee bedeckt; die Schwalben rüsteten sich (früher als gewöhnlich) zum Abzug.

Auf die Stürme vom 5. und 6. October folgten allenthalben Schneefälle oder Regengüsse.

Vom 7—8. October in den schlesischen Gebirgen Schneefall.

Am 13. October zu Stuttgart der erste Frost. Aus Issny vom 15. October Eintritt des Frosts seit einigen Tagen und Schneedecke auf den Vorarlbergen. Vom 13. Octbr. aus Oberschwaben herrschende NO-Winde und rauhe Witterung.

Am 17. October in Mähren — 7° R.

Vom 18.—19. October starker Schneefall zu Warschau.

Aus Newyork vom 20. October früher Winter in den nördlichen Staaten, in Obercanada lag Schnee, die Seen mit dünner Eiskruste belegt.

Aus Neapel vom 21. October seit 3 Tagen Umschlag des herrschenden heissen Sirocco in kalte Tramontana (NO-Wind), Orangen, Citronen, Oliven (die im Sommer eine der Traubenkrankheit ähnliche Zerstörung erlitten hatten) litten dadurch Noth.

Am 26. October zu Petersburg das erste Treibeis der Newa, sehr stark Abends am linken Ufer; der Meerbusen von Kronstadt mit Treibeis gefüllt. Am 29. voller Winter mit — 10° R., die Newa fest (seit

133 Jahren die Newa nur 15mal im October gefroren; zuletzt 1805 am 28. und 1811 am 30. October).

Am 27. October die savoyischen Gebirge am Genfersee mit Schnee bedeckt, bei herrschendem SO-Wind, am See + 6° R.

Am 29. October zu Copenhagen der erste Schnee.

Am 11. November zu Drammen (Norwegen) 6h Morgens — 10° R. Von Christiania vom 13. November fortdauernder Frost, im Anfang bis — 12° R.

Vom 14. November aus Litthauen herrschende Kälte, — 10° R., die Flüsse mit starkem Eis bedeckt; dessgl. aus den Weichsel- und Memelgegenden; die beiden Flüsse mit Eis bedeckt. Aus Stettin: der plötzlich eingetretene Frost habe viele Schiffe überrascht, die aus Furcht vor Einfrieren mit halber Ladung abfuhren.

Nach Bericht aus Stockholm vom 19. November war in Skandinavien ein früher Winter eingetreten; am 24. und 25. October starke Schneefälle in Stockholm, Westeräs, Fahlun, Upsala, Jönköping, Carlscrona und andern Orten und Schlittenbahn; am 30. zu Carlsstadt völliger Winter, die Flüsse innerhalb Kannikeräs mit Eis bedeckt; zu Gothenburg noch kein Schnee, aber Frost; am 2. November Regen. Auf der Nordseite Jütlands fiel in den letzten Octobertagen nach 3tägigem NO-Sturm Schnee, die Erde war gefroren. Zu Abo nach einem schweren Sturm der erste Schnee am 17. October. Zu Portegrund (Norwegen) nach starkem Sturm am 26. October starker Schneefall; zu Skien am 26. nach einigen rauhen und finstern Tagen förmlichen Winterwetter mit ONO-Sturm und Schneewehen; in den Wäldern 2′ hohe Schneelage; zu Arendal am 26. October Schneesturm von NO und ununterbrochenes Schneien darauf.

Zu Vevey am 26. November, nach vorangegangener milder Regenwitterung mit Föhn, in der Nacht der erste Frost, Vormittags + 3°, die Berge bis 600′ über dem See mit Schnee bedeckt, die kalte Witterung hielt jedoch nicht an; vom 8. December wieder Frühlingswitterung.

Am 30. November zu Turin die Strassen voll Schnee, die Communication über die Alpen gehemmt. Frostige Witterung aus Neapel berichtet.

Vom 16—17. December Nachts Schneefall auf den Bergen am Genfersee, nachdem schon seit 4 Wochen am südlichen Abhang der Alpen (in Piemont) winterliche Witterung mit Schnee, Regen, Nebeln geherrscht.

Am 22. December zu Pirmasens (Pfalz) starker Schneefall, gleichzeitig mit Regen und milder Temperatur zu Zweibrücken.

Aus Oberschwaben vom 28. December wechselnde Witterung, öfteres Auf- und Zufrieren, am 18. December Regen und milde Witterung, am

19. Frost, am 23. der erste Schnee, am 24. Thauwetter, am 26. December Frühlingswitterung berichtet.

In Russland trat der Winter 1852 zu verschiedenen Zeiten ein: in Riga der erste Schnee am 12. (24.) Oct. und Ende Oct. war die Düna gefroren. In Petersburg am 8. (20.) und 20. Oct. (2. Nov.) Regen, und zu Anfang und zu Ende Nov. — 13° R. In Wologda blieb die Witterung trocken und kalt und am 17. (29.) Nov. — 14,6 R., ebenso in Moskau, Wjätka u. a. O. starkes und frühes Eintreten des Winters. In Wladimir am 27. Nov. (9. Dec.) — 20° R. In Odessa trat der Winter am 20. Oct. (1. Nov.) ein, doch folgte Regen darauf. In Tiflis trat bald nach Anfang Oct. Kälte ein, zu Achalzyk am 19. (31.) Aug. Schnee, so dass Feld- und Gartenfrüchte erfroren. Auch in Schweden und Norwegen früher Eintritt der Kälte, auf die wieder starkes Thauwetter folgte. — In England herrschten gleichzeitig ungewöhnliche Regengüsse, namentlich im Decbr.; vom 1. Juli — 31. Dec. fielen 27″ Höhe, im ganzen Jahre 33,17″. (Anal. 1853 Nr. 1.)

m) Bemerkenswerthe Erscheinungen.

1) im Thierreich:

1851. Am 27. Januar Ankunft zweier Storchen bei Karlsruhe. Zu Alpirsbach hörte man die Finken schlagen; im Laufe des Monats in Nottinghamshire ein brütender Vogel im Freien beobachtet.

Aus Issny vom 13. Februar Erscheinen von Lerchen berichtet, die Frösche seien den ganzen Winter noch nicht in den Winterschlaf gekommen.

Am 7. März bei Tuttlingen eine Schneegans geschossen.

Um den 10. März (wo Erdstösse in der Schweiz stattfanden) wurde in der Schweiz bei dem Dorfe Goldonon auf dem Bergrücken zwischen der Forch und dem Pfannenstiel auf einem Stück Schneefeld von 12′ Durchmesser eine grosse Menge Podura nivalis gefunden, dabei wurde aber auch in der braunen Substanz, die den Schnee färbte, ein Theil als wirkliche vulkanische Asche erkannt.

Am 26. April 11h Morgens zu Turin ein grosser Schwarm von Vanessa cardui L. (Gaz. Piem. 1. Mai)

Aus Siebenbürgen (Kronstadt) Verheerungen der Obstbaumraupen vom 13. Mai berichtet.

Aus Leipzig vom 16. Mai Ueberhandnehmen von Schnecken und Raupen durch die nasskalte Witterung; aus Berlin vom 17. Schaden an den Obstblüthen durch Nachtfröste.

Vom 30. Mai Heuschreckenschwärme seit dem 8. Mai in der Krim und andern Theilen des südlichen Russlands, in den Küstenländern des griechischen Archipelagus; bei Metelin fand man die See 12 Meilen im Umkreis, hin und wieder 2 Metres tief, mit Heuschrecken bedeckt.

Vom Bussen am 2. Juni schädliches Auftreten von grossen Massen Maikäfern.

Im Laufe Juni Heuschreckenschwärme im Taurus, Bessarabien, Astrachan, schon seit Anfang Mais zu Tiflis, Elisabethpol u. a. O. (Ausland Nr. 206.)

Noch vom Laufe Juli's aus Sympheropol Heuschreckenschaden berichtet, blos Fruchtbäume und Weinreben blieben verschont, sonst wurde Alles abgefressen: das gemähte Gras bestehe nur aus Euphorbien, Asphodelen u. a. Am meisten wurden die Gärten verwüstet.

Im Laufe Juli's häufige Scorpionsstiche in Egypten, in Einer Woche 80 Menschen in's Spital gebracht.

Am 1. August wurde nach der Sturmnacht zu Carlsruhe eine Sturmmöwe, Larus canus L. geschossen.

Zu Nykjöbing auf Morsö im Lymfjord (Dänemark) sei (im Laufe Aug.?) eine schwarze Wolke über die Stadt gezogen und habe sich in einem Hofraum niedergelassen, waren Insekten, 1 Linie lang und dünn wie ein Zwirnfaden, konnten vertical hüpfen, mit Schuppen bedeckt, 2 Taster, 6 Füsse, braune oder violette Farbe, legten gelbe Eier wie Ameisen (wohl Podura?).

Im August und September häufiger Ausbruch der Hundswuth in Ungarn.

Im Laufe des Sommers viel Schaden an der Ernte durch Insecten und Schnecken aus Triest gemeldet.

Im Spätjahr verderblicher Schneckenfrass in Sachsen und Württemberg in Saaten und Gärten in Folge der anhaltenden Regengüsse.

Zu Ausgang Novembers seien 2 verflogene Steinadler, am Zobtenberg und an der Oder, geschossen worden, in dortiger Gegend grosse Seltenheit.

Im Jahr 1851 ungewöhnlich reicher Fischfang an den holländischen Küsten.

1852. Bei Hamburg habe man zu Anfang Januars in 1' Tiefe in der Erde lebende Maikäfer im Menge gefunden; in Holstein seien die Störche um diese Zeit angekommen.

Aus Baden vom 19. Januar berichtet: Fischer bemerken, dass die Fische häufig an die Oberfläche kommen und bald laichen werden, man schloss auf frühen Eintritt des Frühlings.

Zu Anfang Februars (am 3.) seien zu Freiburg im Br. Störche erschienen, die aber wieder giengen: auch haben sich Nachtigallen u. a. Singvögel vernehmen lassen. In den ersten Tagen des Monats zu Mannheim ein grosser Seeadler von 8' Flügelbreite geschossen. Zu Anfang Februars häufiger Ausbruch der Hundswuth in Norddeutschland (Hamburg, Altona) und Scandinavien.

Zu Anfang März aus Ungarn berichtet, dass sich dieses Jahr an der

Drau und Save die Biber in grosser Zahl zeigen und häufig zur Fastenspeise gejagt werden.

Von Friedrichshafen vom 24. März Wiederkunft der Möven und Föhn im Gebirge seit einigen Tagen berichtet.

Vom 27. März aus Maulbronn Wiederkunft der Störche „seit wenigen Wochen"; am 28. und 29. Wiederkunft derselben im mittlern Remsthal, berichtet.

Vom 21. April aus dem obern Würmthal Wiederabzug der Störche seit Anfang des Monats, nachdem sie schon zu nisten begonnen.

Zu Anfang Mai's bei Scheiklingen O.-A. Blaubeuren auf einem der höchsten Punkte der Gegend ein Carbo cormoranus gefangen.

Aus Constantinopel vom 14. Mai ungeheure Heuschreckenschwärme im Paschalik Damaskus u. a. O. trotz des kalten Winters: sie seien jedoch nach kurzer Zeit wieder verschwunden.

Aus Leipzig vom 22. Mai grosse Maikäferschwärme.

Aus Smyrna vom 25. Juni ungeheure Heuschreckenschwärme, die seit Jahren nicht so heftig gehaust: grosse Massen liegen fusshoch entlang des Gestades im ganzen Golf und verpesten in der ungemeinen Hitze die Luft, der Südwind trieb Millionen der Thiere ins Meer, allein sie hausten dennoch gewaltig in der Halbinsel. Vom 26. Juni aus Constantinopel Verheerungen der Heuschrecken in einigen Gegenden, übrigens guter Stand der Ernte.

Aus Petersburg unter dem 28. Juni grosse Heuschreckenschwärme im Taurischen Gouvernement mit grossen Verwüstungen.

Im Laufe Juli's häufige Hundswuth in Frankreich.

Aus Athen vom 6. Juli ein 2tägiger Zug halbgewachsener Heuschrecken, vom Hymettus kommend, über die Stadt nach den Vorbergen des Parnassus: hellbraun, dunkelbraun gefleckt und rosenfarbene Unterflügel, also nicht Acridium migratorium; aus Constantinopel Heuschreckennoth auf Scio.

Aus Paris von Mitte Juli: seit einigen Tagen sehe man grössere und längere Schwalben als die gewöhnlichen, sie stammen vom Cap der guten Hoffnung und besuchen gewöhnlich nur den Süden Europa's, man habe sie in Paris 1784, 1817 und 1829 bemerkt.

Aus Hannover von Mitte Juli Erscheinen des Heerwurms (Ceratopogon-Larve) im Walddickicht bei Eilenrode; ebenso in Mecklenburg in einem Garten bei Teterow zu Teschow, verschwand in einem Erdloch, an dem die Spitze schon vorbei gekommen war, als etliche sich seitwärts dahinzogen; die vom Zug zurückgebliebenen Maden trockneten schnell aus.

Vom Ausgang Julis Fortdauer der Heuschrecken in Anatolien und mehreren Inseln, aus Athen berichtet.

Aus Smyrna vom 26. Juli fortdauernde Verwüstungen durch Heuschrecken

zu Vurla, Cesme, Alazzata, Samos in den Weinbergen; einem Säugling seien Oberlippe, Nase, Ohren abgefressen worden. Zu Smyrna wurden sie durch einen Nordwind in die See geweht; aus Sico wurde berichtet, dass ein Zug um dem andern über das Meer herziehe und die Weinberge verwüste, die Baumwollpflanzungen abnage, die Schiffer fahren bei Tag und Nacht unter Wolken von Heuschrecken, die ältesten Menschen können sich einer ähnlichen Erscheinung nicht erinnern.

Zu Anfang Augusts starke Verbreitung der Hundswuth aus Hamburg, Berlin, Oberfranken, desgleichen aus Madrid berichtet.

Am 17. August 2—4h Nachmittags ungeheure Schaaren fliegender Ameisen von SO - NW über Rottweil hinziehend, meist kleine schwarze, darunter grössere mit theilweise gelbem Hinterleib; dieselbe Erscheinung zu Freiburg in der Schweiz, am 18. zu Lugano (Tessin), Poschiavo (Graubünden), wo sie nach S zogen.

Am 21. August Abends gegen Sonnenuntergang zu Clausen (Tyrol) grosse Schwärme Insecten, 3—400' über der Thalsohle, vom leichten Wind thalabwärts getrieben, ½ Viertelstunde lang, wahrscheinlich Ameisen.

Im August in ganz Oberitalien die Lungen- und Klauenseuche herrschend.

Am 5. September Stocken des Eisenbahnzugs zu Ulm, zwischen dem Bahnhof und Tunnel, durch Massen von Raupen, die sich auf die Schienen gesetzt, so dass die Räder auf den Schienen blos gleiteten. Etliche Tage zuvor war dasselbe zwischen Essendorf und Weitenstetten der Fall, wo die Schienen auf 4000' mit Raupen bedeckt waren; die Rübenäcker in der Nähe waren ganz abgefressen, es war also Pontia rapae oder napi Alle liefen von S—N.

Aus Leonberg vom 7. ungeheure Mengen von Kohlweisslingraupen in den Gärten.

Vom 10—14. September zahlreiche Fälle von Hundswuth zu Weimar.

In den Sommermonaten sei in Oestreich ein Honigthau auf den Baumblättern häufig gewesen, daher eine reichliche Honigernte gemacht wurde.

Zu Ausgang Sept. schadeten in Württemb. viele nackte Schnecken auf den Saatfeldern.

In der Nacht vom 11. November sah man im obern Würmthal gleichzeitig und nach dem Nordlicht viele Leuchtkäfer an südlichen Abhängen.

Am 11. November bei Offenbach im Walde ein Steinadler geschossen.

Von Hamburg im December Fortdauer von Hundswuth-Ausbrüchen.

Am 15. December bei Esslingen ein bebrütetes Finkennest mit fünf Eiern gefunden.

Am 21. December zu Gaildorf Johanniswürmer leuchtend gefunden.

In Polen fand man im December (auf einem Gut, Chrosny) ein Sperlingsnest mit 3 Eiern unter einem Rohrdach.

Vom Ende Dec. aus dem Remsthal grosse Thätigkeit der Bienen mit Eintragen von Blüthenstaub von Haselnusssträuchern u. Gartenreseden berichtet.

2) Pflanzenreich.

1851. Im Januar und Februar fand man in vielen Gegenden blühende Frühlingspflanzen. Zu Backnang am 5. März Veilchen.

Vom 25. April volle Kirschenblüthe im Neuffener und den Kirchheimer Thälern; von Ravensburg Verblühen der Kirschen gemeldet.

Vom 26. April volle Baumblüthe aus Schlesien (Breslau) gemeldet.

Am 10. Juni zu Heilbronn an Kammerzen blühende Trauben; am 17. in den Haldenweinbergen zu Cannstatt, am 18. zu Mundelsheim (Käsberg), am 28. in den Kriegsbergen bei Stuttgart, am 2. Juli zu Neuffen, 4. Juli allgemein zu Stuttgart, 6. Juli zu Ingelfingen, 13. Juli zu Ravensburg; am 13. Juli Ende der Rebenblüthe zu Baden-Baden; am 16. Juli die Reben auf dem hohen Gebirge in der Pfalz noch nicht verblüht.

Von Breslau vom 8. Juli Rost und Russ im Getreide berichtet.

Am 4. August die ersten gefärbten Klevner zu Heilbronn, zu Gräfenhausen O.-A. Neuenbürg.

Aus Breslau vom 25. August starke Wärme und Trockenheit und neben der Kartoffelkrankheit Braunwerden und Absterben der Baum- und Rebenblätter berichtet; ebendiess auch aus Ungarn.

Aus Sulz vom 28. August das Erscheinen dunkler Flecken an den Blättern von Bohnen, Hopfen, der Kernobstbäume und zwar an der dichter belaubten (südlichen?) Seite der Gewächse; die Früchte fielen ab mit einem Geruch, ähnlich dem der faulen Kartoffeln; dasselbe von Geislingen, Esslingen u. a. O. gemeldet.

Aus Ratibor vom 22. September gänzliches Fehlschlagen der Ernte in den Karpathengegenden, kaum die doppelte Aussaat.

Im südlichen Tyrol verspätete Traubenreife, in hohen Gegenden reiften sie nicht, unbedeutende Traubenkrankheit, Fehlen der sonst häufigen Traubenmotten.

Aus Nizza vom 21. December die schönste Witterung, Blühen der Mandeln, Bohnen, Erdbeeren, Blumenkohl als tägliches Gemüse, berichtet. Zu Ausgang Decembers trat Kälte ein.

Aus Rastenburg in Preussen vom 31. December Blühen der Kirschen, Veilchen, Crocus in den Gärten berichtet.

Im Laufe des Jahres sehr starkes Auftreten der Kartoffelkrankheit in fast allen Ländern Europa's, der Traubenkrankheit in Italien, dem südlichen Frankreich stark, der Schweiz, der Pfalz, Ungarn.

In Ungarn wurden die im Frühjahr vielversprechenden Saaten durch Hagel, Wolkenbruch, häufige Temperaturwechsel sehr verkümmert, die

dieſe ſind ohne Ausnahme e…enfalls bloße Compilationen, faſt ſämmtlich ohne eigentliche …kanntſchaft mit dem Gegenſtande abgefaßt, und daher von keinem wahren Werthe, zum Theil ſogar völlig unbrauchbar.

Die Bücherfabrikatio…, der Tod aller Gründlichkeit, hat ſich im Fache der gewerbwi…enſchaftlichen Literatur noch einige andere Hauptausgangspunkte g…ſchaffen. Wir müſſen hier vorzugsweiſe der Brüder Leuchs in Nürnberg und der Baſſe'ſchen Verlagshandlung in Quedl…burg gedenken. Durch die Thätigkeit der Erſteren ſind eine M…nge Werke über die verſchiedenſten Induſtriezweige geſchaffen wo…den. Vielen davon kann eine verſtändige oder mindeſtens ſehr f…eißige Zuſammenſtellung des in den gedruckten Quellen Deutſchland…, Englands und Frankreichs Enthaltenen nicht abgeſprochen w…den; Weniges aber erhebt ſich einigermaßen über den Rang blo…er Compilation, und wenn ſtellenweiſe praktiſche Vorſchläge v…ſucht werden, ſo ſind ſie oft mißglückt und ſtreifen zuweilen a…s Komiſche. Wir erinnern in letzterer Beziehung nur daran, d…aß in einem der Leuchs'ſchen Werke alles Ernſtes eine Verbeſſer…ng des Tuchſcheerens vorgeſchlagen wird, welche darin beſtehen ſoll, das Tuch gleich einem Barte einzuſeifen, und es dann mit …neſſerartigen Klingen zu ſcheeren.

Aus Baſſe's Verlag …ſind (nebſt wenigen wirklich guten technischen Werken) in groß…r Zahl Schriften über die mannigfaltigſten gewerblichen Gegenſt…inde hervorgegangen, welche als auf der unterſten Stufe ſtehend b…zeichnet werden müſſen. Sehr gewöhnlich beſtehen dieſelben au… einer Maſſe von, dem Gegenſtande nach verwandten Artikeln, w…lche ohne Ordnung, ohne Plan und Zuſammenhang, ohne Sachker…ntniß und Kritik, den deutſchen techniſchen Zeitſchriften wörtlich …ntlehnt und zuſammengedruckt ſind. Man hat ſich dabei in der …Regel die Mühe einer eigentlichen Redaktion ganz erſpart; no… mehr: die Quellen pflegen nicht genannt zu werden, und ein…m ſolchen Machwerke wird, um den ununterrichteten Käufer durch… einen Anſtrich von Originalität zu täuſchen, irgend ein erdichte…er engliſcher oder franzöſiſcher Name vorgeſetzt! So erſchien 182…, ein Büchelchen von 82 Seiten in Oktav mit dem Titel: »J…ſeph Hougbt, Schloſſermeiſter und Mechaniker in London: die …Sicherheitsſchlöſſer nach den neueſten Erfindungen. Aus dem …nglischen.« Der Inhalt deſſelben

Ernte selbst durch Regenwetter beschädigt. Ebenso die Weinlese und die Maisernte. Ueberhandnehmen der Rinderpest in Ungarn und Siebenbürgen.

In Island gute Ernte.

Aus Schlesien wenig Schaden von der Kartoffelfäule; im Ganzen eine Mittelernte.

In England eine volle Mittelernte.

In Rheinpreussen eine Mittelernte. Obst stellenweise reichlich. Blos Kirschen ziemlich. Wein gering.

In Franken Mittelernte.

Die Kartoffelkrankheit trat im Jahr 1851 da und dort mehr oder weniger stark auf. In Savoyen trat sie im August nach den Ueberschwemmungen den Arvegebiets auf.

Auch in Pommern und andern Theilen Preussens erregte die Kartoffelfäule Besorgnisse.

In Toscana und Neapel herrschte die Traubenseuche durch Oidium Tuckeri sehr stark im Juli und August.

In Piemont trat sie im August auf, bei Genua sehr stark, bei Rom Mitte Auguste, namentlich verheerend bei Velletri, Civita lavinia, Zagarole, Tivoli und der Provinz Civita vecchia. Ebenso zu Ferrara. Im August (Mitte) zeigten sich Spuren in Winterthur, im Kanton Bern (Bieler See), im südlichen Tyrol, obgleich nicht sehr stark.

In Irland im August Spuren der Kartoffelfäule.

In Rheinpreussen war sie in einigen Gegenden ziemlich stark.

1852. Aus Nizza vom 26. Januar eine seit 2 Jahren auf den hyerischen Inseln herrschende Krankheit der Orangenbäume berichtet, welche in grosser Zahl absterben.

Im Laufe Aprils Frostschaden an den Reben in der Pfalz, dem Rheingau, der Schweiz, Frankreich, an den Oliven in Italien, in Norddeutschland da und dort an Reps und den Wintersaaten.

Unter dem 15. Mai aus Cöln ein „schwarzer Sameuregen“ berichtet, der „jüngst“ zu Rörmonde, Gailenkirchen u. a. O. in einem Umkreis von 8 Stunden gefallen, die Körner, 2 Millim. im Durchmesser, waren Pilze, die auf faulenden Gewächsen häufig entstehen; bei Jülich 4 bis 500 auf 1 □'.

Am 17. Mai schnelles Ausschlagen der (Buchen-) Wälder von Urach, am 22. von Münsingen berichtet.

Vom 20. Mai aus Ellwangen schneller Antrieb der Vegetation durch einige Gewitterregen nach mehrwöchiger Trockenheit.

Am 21. Mai die erste Rebenblüthe zu Breisach; am 28. am untern Hardtgebirge an einer Rebe, die am 7. geschnitten war.

Am 24. Mai zu München und zu Bühl (Baden) die ersten reifen Kirschen, am 27. zu Carlsruhe, am 30. Mai zu Stuttgart.

Vom 25. Mai aus Oberschwaben allgemeine Obstbaumblüthe.

Am 1. Juni zu Heilbronn die ersten blühenden Trauben (im Weinberg), am 31. Mai zu Hall (an Kammerzen), am 3. Juni zu Durlach (im Weinberg), am 6. Juni zu Weinsberg (den 22. allgemein), am 10. Juni zu Grossbottwar, am 30. Mai zu Stuttgart (Kriegsberge), am 12. Juni zu Reutlingen: Mitte Juni Anfang der Traubenblüthe in einzelnen Weinbergen der untern Gebirge in der Pfalz. Aus Baden vom 25. Juni: zu Durlach einzelne Blüthen schon am 3. Mai (Juni?), im Oberland seit Mitte Mai (?), ebenso in Weinheim und Wiesloch; sonst sei die Rebenblüthe 14 Tage vor und nach dem 24. Juni.

Vom 11. Juni Auftreten der Kartoffelfäule in Irland gemeldet.

Vom 15. Juni aus Mailand Spuren der Traubenkrankheit, aus Botzen vom 23.

Vom 27. Juni günstiger Stand der Reben, gute Futterernte aus der Pfalz.

Vom 1. Juli aus Weimar gute Waizenernte.

Vom 4. Juli trübe Aussichten auf den Herbst an der Mosel, die Rebenblüthe sei in nasskalte Witterung und war überhaupt zu spät.

Am 8. Juli zu Nizza reife Trauben; desgleichen in der Rheinpfalz (Hardt).

Vom 9. Juli aus Venedig die Traubenkrankheit in ganz Oberitalien. Schlechter Stand der Corinthen und Oelbäume aus Athen. Günstige Ernteaussichten aus Frankreich, England, allen Gegenden Deutschlands, desgleichen gute Heuernte; guter Verlauf der Traubenblüthe, von Mitte Juli.

Vom 10. Juli aus Vevey und dem Wallis Kartoffelkrankheit und Rindviehseuche, aus Venedig Traubenkrankheit, grosser Schaden im Valpolicellathal; aus Triest Traubenkrankheit in Italien und im südlichen Tyrol, an den Corinthen im ganzen westlichen Griechenland und den jonischen Inseln.

Am 13. Juli zu Würzburg im Hospitalgarten die ersten reifen Trauben, am 17. in den Leisten; zu Altbreisach farbige Burgundertrauben.

Am 15. Juli zu Leonberg die erste Wintergerste eingeführt, am 6. zu Eningen, am 8. zu Göppingen.

Aus Venedig vom 18. Juli reiche Obsternte auf den Inseln.

Vom 18. Juli aus der Mark Brandenburg und Provinz Sachsen ausgezeichneter Stand der Fruchtfelder.

Aus Leipzig vom 19. Juli Kartoffelfäule im Voigtland und Erzgebirge.

Vom 20. Juli aus ganz Württemberg gute Heuernte berichtet; Vorschreiten der Weinbeere.

Aus Mailand vom 20. Juli sehr gute Kornernte.

Am 25. Juli bei Freiburg (Herdolzheim) reife Trauben; am 28. gefärbte zu Grossbottwar.

Aus London vom 29. Juli starkes Auftreten der Kartoffelkrankheit im W und O von Irland und im N von England.

Aus Madeira gänzliche Zerstörung der Weinberge durch die Traubenkrankheit, so dass man Tabak pflanzen wollte; desgleichen aus Malaga.

Aus der Rheinpfalz zu Ausgang Juli Spuren der Traubenkrankheit.

Am 31. Juli reife und gefärbte Trauben zu Untertürkheim, am 1. August gefärbte zu Mezingen, O.-A. Urach; desgleichen zu Ringingen (Baden), am 2. zu Pfaffenweiler (Kaiserstuhl).

Aus Turin Mitte August wieder Besserung der erkrankten Reben gemeldet, obgleich die Seuche fast allgemein war.

Aus England vom 7. August gute Mittelernte, dabei Schaden durch Brand und Mehlthau, namentlich an den Hülsengewächsen, Kartoffelfäule sporadisch.

Von Augsburg vom 11. August ausgezeichnete Getreideernte, viel Obst, keine Kartoffelfäule.

Aus Hayda (Oestreich) von Mitte August gutes Ergebniss der Ernte, sowie in den höheren nördlichen Gegenden Böhmens, besser als in dem mittlern Böhmen, weil im Gebirge während des heissen Juli öftere Gewitterregen kamen. Keine Spur von Kartoffelkrankheit. Aus Galizien befriedigende Getreideernte.

Von Frankfurt vom 15. August: schon seit einer Woche gebe es reife Trauben aus der Pfalz, die Trauben seien auch seit Ende Juli sehr vorgeschritten, doch schwinden die Hoffnungen durch das seit Ende Juli eingetretene anhaltende Regenwetter, auch sei man wegen des Getreides besorgt.

Mitte Augusts Traubenkrankheit an der Mosel.

Aus Athen vom 10. August vortreffliche Ernte mit Ausnahme der Corinthen; vom 24. gänzliches Fehlschlagen der Corinthen, selbst auf dem trockenen Gebiet von Athen; desgleichen fast allgemeine Verheerung durch die Traubenkrankheit aus Sicilien.

Aus Schlesien vom 21. August meist befriedigende Getreideernte.

Aus Vevey vom 26. August allgemeines Erscheinen des Colchicum autumnale berichtet.

Vom 28. August aus der Vorderpfalz ungewöhnlich gute Tabakernte.

Vom 29. August Umsichgreifen der Traubenkrankheit in Toscana; vom 31. Erscheinen derselben am Genfer See.

Aus Leipzig vom 30. August: der Roggen sei allenthalben von Mutterkorn befallen.

Aus Nizza im August ausgezeichnete Feigenernte.

Vom 1. September gute Getreideernte an der obern Donau.

Aus Perigord vom Anfang Sept. vorzügliche Trüffelernte.

Vom Anfang Sept. aus Botzen völliger Misswachs der Reben; aus der Rheinpfalz Aussicht auf gute Qualität, geringe Quantität.

Aus Lyon vom 2. Sept. mittelmässige Fruchternte, Fortdauer der Traubenkrankheit; gute Getreideernte an der obern Donau.

Von Mitte Sept. aus Chur eine der Traubenkrankheit ähnliche Erscheinung an Kastanien- und Hollunderbäumen.

Aus Salzburg vom 16. Sept. ein zum zweitenmale Blüthen ansetzender Kastanienbaum.

Aus Venedig vom 20. Sept. Zunahme der Traubenkrankheit, wo sie nicht herrsche, haben Hagelwetter geschadet.

Aus dem südlichen Frankreich (Lyon, Angers, Nantes) vom Ende September sehr schlechte Weinlese wegen der Traubenkrankheit, von Macon gänzlichen Fehlschlagen, jedoch mehr in Folge von Hagelschlägen. In Chalons schlechte Weinlese, in andern Lagen die Trauben unreif und faul.

Die Weinlese in der Gegend von Ofen in den letzten Tagen Sept. liess trotz früher guter Aussichten an Menge und Güte viel zu wünschen. Im Venetianischen vortreffliche Maisernte. Aus Odessa günstiger Einfluss des regnerischen Sommers auf die Vegetation, dagegen schädlicher Einfluss während der Ernte. In den fruchtbaren polnischen Gouvernements entstand Misswachs an vielen Orten durch die anhaltenden Regengüsse. In Bessarabien habe man ungeheure Mengen Heu in den Steppen geerntet.

Vom 22. Sept. aus Texas schlechte Baumwollenernte durch Wurm und Regen. Auch in Luisiana, Alabama, Missouri, Georgia Missernte durch Fäule.

Am 29. von Freiburg im Breisgau Traubenfäule in grosser Ausdehnung durch das Regenwetter; in Württemberg Beeinträchtigung der Oehmdernte.

Aus Sicilien vom 30. Sept. gute Weinernte trotz der Traubenkrankheit, schlechte Oel-Ernte.

Aus Christiania vom 1. Oct. im Allgemeinen befriedigende Ernte, hin und wieder Kartoffelkrankheit.

Vom 2. Oct. aus Ungarn verschiedener Ausfall der Weinernte, in der Hegyallia (Tokay) schlecht durch die Traubenkrankheit, gering von Peath bis Fünfkirchen, sonst sehr gut.

Vom 10. Oct. aus der Pfalz geringe Ergiebigkeit, doch gute Qualität der Weinernte.

Aus Meran und Botzen vom 11. October geringe Wein-, reiche Obsternte.

Vom 13. Oct. bessere Weinlese im Elsass, als man erwartet hatte, Missernten im südlichen Frankreich durch Traubenkrankheit, in Macon durch Hagelschläge, zu Bordeaux gute Ernte. In der Pfalz starke Fäul-

nion im obern Gebirge, in den übrigen Gegenden ziemlich gute Weinlese, an manchen Orten erst im November; geringe Kartoffelernte.

Am 11. Oct. zu Heilbronn Clevnerlese, am 18. die allgemeine; in den letzten Jahren haben die Trauben theilweise durch Rothfäule gelitten.

Aus Chur vom 16. Oct. vortreffliche Futter-, gute Roggen-, sehr gute Mais-, ziemlich gute Weinernte. In Veltlin Missernte des Weins durch Traubenkrankheit und Hagel; aus der übrigen Schweiz eine mittlere Qualität des Weins.

Aus Frankfurt vom 16. October: die Lese im Rheingau noch nicht beendigt, günstiger Einfluss der Spätlese auf die Qualität.

Vom Oberamt Kirchheim schlechte Beschaffenheit des dritten Kleeschnitts, erregte Speichelfluss und Kolik, man sah schwarze Punkte (Pilze) auf den Blättern.

Am 16. Oct. Ende der Weinlese zu Zürich und Basel, die weissen Trauben besser.

Aus Neuyork vom 16. October gute Weinernte im Ohiothal.

Aus St. Gallen grosse Obst-, Mais-, Drittels-Weinernte.

Am Oberrhein und am See (Baden) mittelmässige Weinernte.

Aus München vom 17. Oct. ein Drittel der Kartoffelernte durch Fäulniss verdorben.

Am 18. Oct. Anfang der Weinlese zu Mergentheim, am 19. zu Stuttgart; geringer Ertrag.

Aus Würzburg vom 22. Oct. Beginn der Weinlese, Ertrag ungleich. Kartoffelernte ein Drittel krank. In der Pfalz legten die Trauben durch die warme Witterung des Octobers noch zu. Qualität wie 1848. Im Rheingau der Quantität nach ein halber Herbst; der Qualität nach sehr ungleich.

Aus Vevey vom 26. Oct. geringe aber gute Weinlese.

Aus Florenz vom 26. Oct. gute Weinlese in den hohen Gegenden, die Traubenkrankheit mehr auf die niedrigen Thäler beschränkt.

In Neapel war, mit Ausnahme Calabriens und Siciliens, wo sie vorzüglich ausfiel, die Weinlese gänzlich missrathen.

Aus Mähren ausgedehnte Kartoffelernte.

Im October zu Tübingen ein Birnbaum in voller Blüthe; zu Würzburg blühende Aepfelbäume; bei Leonberg reife Erdbeeren. Viele Kastanienbäume zu Paris in Blüthe; die Trockenheit des Juli und August hatte sie entlaubt und die Regengüsse des Spätjahrs trieben sie wieder an. Vom 10. November ein blühender Apfelbaum von Berlin gemeldet; blühende Apfelbäume zu Justingen auf der Alp; zu Dornstetten.

Im November sehr milde Witterung allenthalben, zu Pforzheim blühende Obstbäume, zu Esslingen blühende Syringen, zu Tübingen auf einem Acker ausgebildete Gerstenähren von den durch Hagel ausgeschlagenen Körnern, zu Ellwangen blühende Wiesenpflanzen, zu Kirchheim unter Teck reife Prestlinge, zu Heilbronn blühender Roggen. In Welz-

heim zu Anfang Decembers Flachs von 3' Länge auf einem im Sommer abgeernteten Flachsfeld. Am 10. December bei Horb auf einem der höchsten Punkte der Markung reife Erdbeeren, Frühlingsblüthen, ein blühender Repsacker; zu Balingen + 15° und fliegende Schmetterlinge; am 26. December zu Weildienstadt eine völlige Gerstenähre, ausgebildete Aepfelchen von zweiter Blüthe.

Aus Esslingen wurde berichtet: Im November blühte der Reps, Sonnenfäden (Theridium obstetrix) zeigten sich in Menge, bei Berkheim blühte ein junger Apfelbaum, Ackerbohnen als Nachsaat, Erbsen, Wicken, blühten allgemein, Mitte Novembers blühende und reife Erdbeeren, Veilchen u. a. Von ausgefallenen Keimen bei der Ernte sah man Waizen, Gerste und Haferähren. Die Wintersaaten stehen schön, jede Pflanze habe 3 Blätter, was selten allgemein sei. Im December blühte an der Stadtmauer ein Haselnussstrauch, in den Wäldern der Seidelbast allgemein, Cornus mascula blühte, Viola odorata und Fragaria vesca blühten. Die Hasen rammelten.

Von Leipzig zu Ausgang Novembers volle Blüthe der Repsfelder berichtet.

Zu Wien vom 21. November blühende Castanien und Robinien, im Prater Wiesenblumen.

In Wallis am 2. December blühende Obstbäume, ausgebildete Gerstenähren; ähnliches aus dem Berner Oberlande und der übrigen Schweiz; zu Genf dagegen rauhe Luft und Regengüsse, bei Lyon Austreten der Rhone befürchtet.

Vom 10. December von Weinheim (Baden) blühende Mandelbäume (1834 diese im Januar berichtet), in der Ortenau Repsblühten, ein blühender Zwetschenbaum; am Niederrhein vom 15. December blühende Feld- und Gartenpflanzen.

Am 20. December zu Nizza blühende Aprikosen und Mandeln, Schossen an Reben, reiche Orangen-, schlechte Weinernte.

Am 22. December zu Ebingen (2200' hoch) reife Erdbeeren und Frühlingsblüthe.

Am 25. December zu Augsburg Rosen- und Veilchensträusse.

Am 26. December badeten Knaben zu Tübingen im Neckar.

In der Hardt (Pfalz) waren viele Rebstöcke durch die Traubenkrankheit getödtet, zeigten rothbraunes und schwarzes Holz bis auf die Wurzeln, so in ganzen Weinbergen.

Im December wurden überall in Württemberg Frühlingsblumen, reife Erd- und Himbeeren gefunden, letztere theilweise zu Markt gebracht; am 28. December ein Büschel reife Erdbeeren zu Stuttgart aus einem Weinberg im Forst (schlechtere Lage); „am Bodensee" blühende Rosen, Veilchen in Gärten, Wiesenblumen, reifende Aehren auf den Feldern, blühende Trauben an Rebenranken, blühende Obstbäume.

Am 27. December trieb ein Hirte bei Freiburg die Schafe auf die Weide, man mähte schuhhohes Gras auf den Wiesen.

Im Dec. hatte man zu Stuttgart blühende Veilchen auf dem Markte feil und es blühten in Gärten viele Pflanzen im Freien; zu Ulm sah man einen fliegenden Schmetterling, in Nürnberg eine Kornähre. Zu Wien war seit 1775 nur am 3. December 1779 und 10. Dec. 1787 eine höhere Temperatur als im December 1852 beobachtet worden. Am 11. Dec. fanden sich zu Weinheim blühende Mandelbäume; (im Januar 1834 gleichfalls.)

14) Beobachtete Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Die letzten Schneegänse.

	1851.		1852.
Oberstetten	10. März.	— —	23. März.
Amlishagen	17. März.	Winnenden	18. „
Oehringen	17. Januar.		
Hohenheim	21. Februar.	— —	17. „
Schopfloch	29. März.	— —	7. „
Tuttlingen	12. Februar.	— —	6. „
Mittlere Zeit	26. Februar.	— —	14. März.
Unterschied	71 Tage.	— —	17 Tage.

Die ersten Lerchen.

Oberstetten	17. Februar.	— —	10. Februar.
		Amlishagen	10. „
Oehringen	17. Januar.	— —	15. März.
Winnenden	15. März.	— —	17. „
Hohenheim	21. Februar.	— —	7. „
Schopfloch	23. „	— —	2. „
Ennabeuren	20. „	— —	9. „
		Heidenheim	9. „
Schwenningen	17. März.	Spaichingen	23. „
Tuttlingen	24. Februar.	— —	8. „
Isny	15. März.	— —	13. Februar.
Mittlere Zeit	20. Februar	— —	3. März.
Unterschied	59 Tage.	— —	42 Tage.

Ankunft der Störche.

Oehringen	20. März.	— —	23. März.
Winnenden	15. „	— —	15. „
Hohenheim	16. „	— —	22. „
		Heidenheim	27. „

1851.		1852.	
Schwenningen	5. März.	Mittelstadt	20. März.
Isny	21. April.	Spaichingen	28. „
Mittlere Zeit	25. März.	— —	22. März.
Unterschied	47 Tage.	— —	13 Tage.

Anfang des Pflügens.

Oberstetten	13. März.	— —	18. März.
Amlishagen	2. April.	— —	29. „
		Winnenden	31. „
Cannstatt	15. März.	— —	9. Februar.
Hohenheim	24. „	— —	22. März.
Schopfloch	27. „	— —	29. „
Ennabeuren	27. „	— —	29. „
		Mittelstadt	30. „
Schwenningen	19. „	Spaichingen	22. „
Tuttlingen	26. „	— —	14. „
Isny	7. April.	— —	1. April.
Mittlere Zeit	24. März.	— —	20. März.
Unterschied	25 Tage.	— —	23 Tage.

Blühen des Seidelbasts.

Oberstetten	16. Februar.	— —	2. Februar.
Amlishagen	29. März.	— —	3. April.
Hohenheim	20. „	— —	8. Februar.
Calw	9. Februar.	— —	26. Januar.
Schopfloch	24. März.	— —	23. März.
Ennabeuren	20. Februar.	— —	20. Februar.
Schwenningen	4. April.	Heidenheim	30. März.
		Mittelstadt	30. „
		Spaichingen	1. April.
Tuttlingen	23. März.	— —	1. „
Mittlere Zeit	10. März.	— —	6. März.
Unterschied	34 Tage.	— —	65 Tage.

Erscheinen der Drosseln.

Oberstetten	22. Februar.	— —	21. März.
Schopfloch	18. „	— —	6. „
Ennabeuren	20. „	— —	20. Febr.
Mittlere Zeit	20. Februar.	— —	5. März.
Unterschied	4 Tage.	— —	39 Tage.

Streichen der Schnepfen.

	1851.		1852.
Oberstetten	22. März.	— —	24. März.
Amlishagen	27. „	— —	1. April.
		Winnenden	28. März.
Hohenheim	22. „	— —	8. April.
Schopfloch	7. April.	— —	28. März.
Ennabeuren	20. März.	— —	1. April.
Tuttlingen	21. „	— —	23. März.
Isny	24. „		
Mittlere Zeit 25. März.		— —	29. März.
Unterschied 18 Tage.		— —	16 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

Oberstetten	24. März.	— —	25. März.
Amlishagen	6. April.	— —	7. April.
Oehringen	21. März.	— —	22. März.
Cannstatt	22. „	— —	7. Februar.
Hohenheim	26. „	— —	1. April.
Schopfloch	14. April.	— —	15. „
Ennabeuren	2. „	Mittelstadt	30. März.
Schwenningen	10. „	Spaichingen	3. April.
Tuttlingen	14. „	— —	14. „
Isny	28. März.	— —	4. „
Mittlere Zeit 1. April.		— —	28. März.
Unterschied 24 Tage		— —	68 Tage.

Blühen der Veilchen (Viola odorata).

Oberstetten	25. Februar.	— —	21. März.
Amlishagen	23. März.	— —	17. „
Oehringen	15. „	— —	21. „
Winnenden	3. Februar	— —	21. „
Cannstatt	18. März.	— —	26. „
Hohenheim	23. „	— —	26. „
Calw	6. „	— —	8. „
Schopfloch	5. April.	— —	1. April.
Ennabeuren	28. „	— —	26. „
Tuttlingen	12. „	— —	19. „
Isny	5. „	— —	11. „
Mittlere Zeit 21. März.		— —	28. März.
Unterschied 62 Tage.		— —	50 Tage.

Blühen der Pfirsiche (Amygdalus persica).

	1851.			1852.
Oberstetten	11. April.	—	—	11. Mai.
Oehringen	17. „			
Cannstatt	15. „	—	—	6. April.
Hohenheim	10. „	—	—	12. „
Mittlere Zeit	14. April.	—	—	20. April.
Unterschied	7 Tage.	—	—	35 Tage.

Ausschlagen der Birken.

Oberstetten	16. April.	—	—	28. April.
Amlishagen	23. „	—	—	10. Mai.
Oehringen	12. „	—	—	13. April.
Winnenden	18. „	—	—	1. Mai.
Hohenheim	12. „	—	—	2. „
Calw	27. „			
Schopfloch	22. „	—	—	12. „
Ennabeuren	12. Mai.	—	—	9. „
Tuttlingen	21. April.	—	—	16. „
Isny	21. „	—	—	9. „
Mittlere Zeit	17. April.	—	—	2. Mai.
Unterschied	10 Tage.	—	—	33 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Oberstetten	21. April.	—	—	9. Mai.
Amlishagen	27. „	—	—	15. „
Oehringen	15. „	—	—	13. April.
		Winnenden		8. Mai.
Hohenheim	16. „	—	—	3. „
Schopfloch	30. „	—	—	16. „
Ennabeuren	25. Mai.	—	—	21. „
		Mittelstadt		30. März.
Tuttlingen	23. April.	—	—	12. Mai.
Isny	24. „	—	—	12. „
Mittlere Zeit	26. April.	—	—	5. Mai.
Unterschied	40 Tage.	—	—	31 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Oberstetten	3. April.	—	—	11. April.
Amlishagen	17. „	—	—	22. „
Oehringen	18. „			
Winnenden	29. „	—	—	13. „
Hohenheim	11. „	—	—	2. „

beſteht aus ſieben Artikeln, von welchen fünf (größtentheils reine Originalarbeit) den Jahrbüchern des polytechniſchen Inſtituts in Wien, und zwei dem Dingler'ſchen polytechn. Journale wörtlich entnommen ſind. Ein nicht minder arges Plagiat iſt das „Handbuch der Poſamentirkunſt, Bandfabrikation und Drahtſpinnerei, von Jacquard, 1835“, welches faſt nichts als einen getreuen Abdruck des Textes und der Zeichnungen von drei großen Original-Artikeln aus der in J. G. Cotta'ſchem Verlage erſcheinenden „technologiſchen Encyklopädie“ enthält. Iſt es nicht eine Schmach zu nennen, wenn gründliche, ganz auf deutſchem Boden erzeugte literariſche Arbeiten von einem deutſchen Verleger nachgedruckt und als das Produkt eines Ausländers verkauft werden? Gibt es einen Namen, der entehrend genug wäre für ein ſolches Verfahren?

Die übertriebene Produktivität, deren bedauernswerthes Reſultat wir bereits anzudeuten uns genöthigt ſahen, hat auch einen Schriftſteller ergriffen, deſſen Leiſtungen — wären ſie weiſe auf das rechte Maß beſchränkt geblieben, wobei Sorgfalt und Gründlichkeit noch möglich iſt — vielleicht eine ehrenwerthe Stelle hätten einnehmen können, weil es dem Verfaſſer nicht an praktiſchen Kenntniſſen in einigen Fächern zu gebrechen ſcheint: wir meinen C. Hartmann (in Braunſchweig). Wenn gleich aber derſelbe entſchloſſen ſcheint, ſich mit dem Ruhme des Compilators zu begnügen, ſo gebührt ihm doch bisher mindeſtens das Verdienſt, in der Auswahl ſeiner Quellen umſichtiger zu Werke zu gehen, als die meiſten ſeiner Concurrenten; nur kann er dem gerechten Vorwurfe nicht entgehen, ſich — um es gelinde zu bezeichnen — zu genau Schritt für Schritt an ſeine Vorbilder anzuſchließen. Gerade deßhalb ſind ſeine Hauptarbeiten: „Das Lehrbuch der Eiſenhüttenkunde (Berlin, 1833—34)“ und die „praktiſche Metallurgie (Weimar, 1837)“ recht brauchbare Werke. Das „encyklopädiſche Wörterbuch der Technologie (Augsburg, 1837)“ und das „encyklopädiſche Handbuch des Maſchinen- und Fabrikenweſens (Darmſtadt, 1838)“, beide erſt begonnen, bieten eben ſo wenig Eigenthümliches dar, indem erſteres weſentlich auf die von Prechtl herausgegebene „technologiſche Encyklopädie“ gegründet, letzteres zum größten Theile Ueberſetzung iſt.

Wir können bei dieſer Veranlaſſung nicht umhin, im Allgemeinen der in Deutſchland ziemlich verbreiteten, die Literatur

	1851.		1852.
Schopfloch	10. April.	— —	26. April.
Ennabeuren	22. „	— —	28. „
		Spaichingen	13. Mai.
Tuttlingen	9. „	— —	26. April.
Isny	8. „	— —	15. Mai.
Mittlere Zeit	14. April.	— —	25. April.
Unterschied	21 Tage.	— —	30 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

Oberstetten	6. April.	— —	11. April.
Hohenheim	11. „	Amlishagen	10. Mai.
Schopfloch	25. März.	— —	30. März.
Ennabeuren	5. April.	— —	16. April.
Schwenningen	10. „	Heidenheim	5. Mai.
Tuttlingen	11. „	— —	31. März.
Isny	15. „	— —	15. Mai.
Mittlere Zeit	7. April.	— —	21. April.
Unterschied	21 Tage.	— —	46 Tage.

Ankunft der Hausschwalben.

Oberstetten	29. März.	— —	7. April.
Amlishagen	18. April.	— —	23. „
Winnenden	14. „	— —	30. März.
Hohenheim	7. „	— —	5. April.
Schopfloch	15. „	— —	23. „
Ennabeuren	18. „	— —	30. „
		Heidenheim	30. März.
		Mittelstadt	30. „
Tuttlingen	3. „	— —	6. April.
Isny	15. „	— —	17. „
Mittlere Zeit	10. April.	— —	11. April.
Unterschied	17 Tage.	— —	31 Tage.

Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	25. Mai	— —	22. Mai.
		Amlishagen	14. Juni.
Hohenheim	17. „	— —	16. Mai.
Schopfloch	5. Juni.	— —	19. „
Ennabeuren	12. „	— —	12. Juni.
		Spaichingen	2. „
Tuttlingen	2. „	— —	18. Mai.
Isny	6. „	— —	1. Juni.
Mittlere Zeit	31. Mai.	— —	26. Mai.
Unterschied	18 Tage.	— —	25. Tage.

Blühen des Winterrepses (Brassica napus).

	1851.		1852.
Oberstetten	23. April.	—	28. April.
Amlishagen	26. „	—	16. Mai.
Oehringen	24. „	—	25. April.
Hohenheim	26. „	—	4. Mai.
Schopfloch	8. Mai.	—	16. „
Ennabeuren	20. „	—	26. „
Tuttlingen	1. „	Mittelstadt	15. „
Mittlere Zeit	1. Mai	Spaichingen	10. „
Unterschied	27 Tage	—	10. Mai.
		—	28 Tage.

Blühen der Schlehen.

Oberstetten	21. April.	—	28. April.
Amlishagen	29 „	—	11. Mai.
Oehringen	21. „		
Hohenheim	20. „	—	16. „
Schopfloch	25. „	—	10. „
Ennabeuren	20. Mai	—	25. „
Schwenningen	7. „	Mittelstadt	20. April.
Tuttlingen	6. „	—	1. Mai.
Isny	6. „	—	16. „
Mittlere Zeit	30. April.	—	12. Mai.
Unterschied	30 Tage.	—	27 Tage.

Blühen der Kirschen.

Oberstetten	22. April.	—	8. Mai.
Amlishagen	29. „	—	12. „
Oehringen	22. „	—	1. „
Hohenheim	20. „	Winnenden	27. April.
Calw	22. „	—	6. Mai.
Schopfloch	28. „	—	29. April.
Ennabeuren	20. Mai	—	14. Mai.
Schwenningen	8. „	—	20. „
Tuttlingen	6. „	Heidenheim	14. „
Isny	25. April.	Mittelstadt	20. April.
Mittlere Zeit	24. April	—	25. Mai.
Unterschied	18 Tage.	—	16. „
		—	8. Mai.
		—	35 Tage.

Blühen der Pflaumen.

	1851.		1852.
Oberstetten	27. April.	— —	5. Mai.
Winnenden	24. „	— —	15. „
		Oehringen	2. „
Cannstatt	15. „	— —	11. April.
Hohenheim	27. „	— —	6. Mai.
		Calw	29. April.
Schopfloch	31. Mai.	— —	24. Mai.
Ennabeuren	26. „	— —	28. „
		Mittelstadt	20. April.
Tuttlingen	24. „	— —	25. Mai.
Mittlere Zeit	6. Mai.	— —	7. Mai.
Unterschied	31 Tage.	— —	13 Tage.

Blühen der Birnen.

Oberstetten	28. April.	— —	14. Mai.
Amlishagen	6. Mai.	— —	17. „
Oehringen	23. April.	— —	3. „
Winnenden	27. „	— —	9. „
Cannstatt	19. „	— —	26. April.
Hohenheim	29. „	— —	18. Mai.
Calw	28. „	— —	4. „
Schopfloch	13. Mai.	— —	18. „
Ennabeuren	28. „	— —	20. „
		Heidenheim	18. „
Schwenningen	14. „	Mittelstadt	16. „
Tuttlingen	28. „	— —	19. „
Isny	11. „	— —	19. „
Mittlere Zeit	4. Mai.	— —	13. Mai.
Unterschied	37 Tage.	— —	29 Tage.

Blühen der Apfel.

Oberstetten	13. Mai.	— —	21. Mai.
Amlishagen	27 „	— —	22.
Oehringen	4 „		
Winnenden	18. „	— —	17. „
Cannstatt	24. April.	— —	18. „
Hohenheim	17. Mai.	— —	25. „
Calw	9. „	— —	17. „
Schopfloch	26. „	— —	28. „
Ennabeuren	27. „	— —	27. „
		Heidenheim	18. „
		Mittelstadt	15. „
		Spaichingen	1 „

	1851.		1852.
Tuttlingen	27. Mai.	— —	25. Mai
Isnny	23. „	— —	25. „
	Mittlere Zeit 17. Mai.	— —	19. Mai.
	Unterschied 33 Tage.	— —	27 Tage.

Blühen der Maiblumen (Convallia majalis).

Oberstetten	18. Mai.	— —	19. Mai
Amlishagen	19. „	— —	20. „
Hohenheim	28. „	Oehringen	18. „
Schopfloch	28. „	— —	18. „
Ennabeuren	28. „	— —	20. „
Tuttlingen	29. „	— —	2. Juni
	Mittlere Zeit 23. Mai.	Mittelstadt	15. Mai.
	Unterschied 15 Tage.	— —	19. „
		— —	20. Mai.
		— —	18 Tage.

Fliegen der Maikäfer.

Oberstet. 21. April (— 30. Juni viele).		— —	15. Mai
Amlishagen	4. Mai.	— —	18. „
Hohenheim	24. April	— —	20. „
Schopfloch	20. Mai.	— —	26. „
Ennabeuren	25. „	Spaichingen	15. „
Tuttlingen	26. „	— —	24. „
	Mittlere Zeit 15. Mai.	Isnny	17. „ (viele).
	Unterschied 32 Tage.	— —	19. Mai.
		— —	11 Tage.

Blühen der Wintergerste.

Ennabeuren 24. Juni.

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	9. Mai.	— —	10. Mai.
Amlishagen	1. Juni.	Winnenden	12. „
Hohenheim	4. Mai.	— —	10. „
Schopfloch	23. „	— —	20. „
Ennabeuren	23. „	— —	25. „
Tuttlingen	12. „	— —	20. „
	Mittlere Zeit 16. Mai.	Isnny	9. „
	Unterschied 29 Tage.	— —	19. Mai.
		— —	30 Tage.

Erster Ruf des Wiesenschnarrers (Rallus crex).

	1851.			1852.
Oberstetten	3. Juni.	—	—	10. Mai.
Schopfloch	30. „	—	—	21. Juni.
Tuttlingen	17. Mai.	—	—	26. Mai.
Isny	19. Juni.	—	—	2. Juni.
Mittlere Zeit	9. Juni.	—	—	30. Mai.
Unterschied	44 Tage.	—	—	42 Tage.

Blühen des Roggens.

Oberstetten	6. Juni.	—	—	31. Mai.
Amlishagen	16. „	—	—	6. Juni.
Winnenden	15. „	—	—	7. „
Hohenheim	15. „	—	—	7. „
Schopfloch	23. „	—	—	8. „
Ennabeuren	16. „	—	—	10. „
		Heidenheim		9. „
		Mittelstadt		3. „
		Spaichingen		16. „
Tuttlingen	20. „	—	—	8. „
Isny	20. „	—	—	13. „
Mittlere Zeit	16. Juni.	—	—	8. Juni.
Unterschied	17 Tage.	—	—	19 Tage.

Blühen des Dinkels.

Oberstetten	25. Juni.	—	—	25. Juni.
Amlishagen	26. „	—	—	27. „
Oehringen	21. „			
Winnenden	26. „	—	—	18. „
Cannstatt	24. „			
Hohenheim	20. „	—	—	13. „
Schopfloch	5. Juli	—	—	25. „
Ennabeuren	30. Juni	—	—	29. „
		Heidenheim		29. „
		Mittelstadt		3. „
Schwenningen	21. „	Spaichingen		26. „
Tuttlingen	30. „	—	—	24. „
Isny	30. „	—	—	28. „
Mittlere Zeit	27. Juni.	—	—	21. Juni.
Unterschied	14 Tage.	—	—	26 Tage.

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	18. Juli.	—	—	3. Juli.
Winnenden	21. „	—	—	7. „

	1851.		1852.
Hohenheim	11. Juli.	— —	24. Juni.
Schopfloch	14. „	— —	8. Juli.
Kannabeuren	12. „	— —	12. „
		Mittelstadt	3. „
		Spaichingen	28. Juni.
Tuttlingen	16. „	— —	6. Juli.
Mittlere Zeit	15. Juli.	— —	3. Juli.
Unterschied	11 Tage.	— —	18 Tage.

Blühen des Hafers.

Oberstetten	6. August.	— —	12. Juli.
Amlishagen	29. Juli.		
Hohenheim	23. „	— —	1. „
Schopfloch	25. „	— —	14. „
Kannabeuren	18. August	— —	20. August
Tuttlingen	3. „	— —	16. Juli.
Issny	13. Juli.	— —	5. „
Mittlere Zeit	30. Juli.	— —	16. Juli.
Unterschied	36 Tage.	— —	50 Tage.

Blühen des Hollunders.

Oberstetten	16. Juni.	— —	21. Juni.
Amlishagen	24. „	— —	23. „
Oehringen	7. „	— —	10. „
Cannstatt	8. „	— —	18. „
Hohenheim	20. „		
Schopfloch	29 „	— —	24. „
Kannabeuren	3. Juli.	— —	6. Juli.
Tuttlingen	10. „	— —	25. Juni.
Issny	21. Juni.	— —	29. „
Mittlere Zeit	23. Juni.	— —	23. Juni.
Unterschied	33 Tage.	— —	26 Tage.

Blühen des Weinstocks.

Oberstetten	18. Juli.	— —	28. Juni.
Ingelfingen	9. „	Gerabronn	16. „
Oehringen	3. „	Weinsberg	22. „
Heilbronn	10. Juni.	— —	1. Juli.
Mendelsheim	18. „	Grossbottwar	19. Juni.
Winnenden	13. Juli.	Mittelstadt	2. „
Cannstatt	17. „	—	20. „
Stuttgart	28. „		30. Mai.

1851.		1852.	
Neuten	2. Juli.	Reutlingen	12. Juni.
Ravensburg	13. „		
Mittlere Zeit	29. Juni.	— —	15. Juni.
Unterschied	38 Tage.	— —	32 Tage.

Blühen der Rosa canina.

Oberstetten	14. Juni.	— —	6. Juni.
Amlishagen	23. „	— —	21. „
Oehringen	18. „	— —	7. „
Hohenheim	27. „	— —	12. „
Schopfloch	2. Juli.	— —	22. „
Ennabeuren	30. Juni.	— —	30. „
Tuttlingen	14. „	— —	15. „
Issny	28. „	— —	23. „
Mittlere Zeit	23. Juni.	— —	17. Juni.
Unterschied	18 Tage.	— —	23 Tage.

Anfang der Heuernte.

Oberstetten	25. Juni.	— —	23. Juni.
Amlishagen	25. „	— —	25. „
Oehringen	20. „	— —	28. „
		Winnenden	29. „
Cannstatt	20. „	— —	30. „
Hohenheim	26. „	— —	24. „
Calw	16. „	— —	23. „
Schopfloch	28. „	— —	28. „
Ennabeuren	26. „	— —	26. „
		Mittelstadt	24. „
Schwenningen	24. „	Spaichingen	28. „
Tuttlingen	30. „	— —	30. „
Issny	20. „	— —	25. „
Mittlere Zeit	23. Juni.	— —	26. Juni.
Unterschied	14 Tage.	— —	6 Tage.

Blühen der Linden.

Oberstetten	6. Juli.	— —	1. Juli.
Amlishagen	12. „		
Oehringen	28. „		
Hohenheim	18. „	—	10. Juli.
Schopfloch	4. „	— —	28. Juni.
Ennabeuren	5. „	— —	30. „

	1851.			1852.
Tuttlingen	16. Juli.	—	—	12. Juli.
Isny	12. „	—	—	9. „
Mittlere Zeit	12. Juli.	—	—	5. Juli.
Unterschied	21 Tage.	—	—	32 Tage.

Flachsernte.

Oberstetten	22. September.	—	—	8. September.
Amlishagen	15. „			
Hohenheim	20. Juli.	—	—	26. Juli.
Schopfloch	20. August.	—	—	19. August.
Ennabeuren	25. „	—	—	25. „
Isny	11. „	Tuttlingen		28. Juli.
		Isny		31. „
Mittlere Zeit	25. August.	—	—	11. August.
Unterschied	64 Tage.	—	—	50 Tage.

Ernte der Wintergerste.

Hohenheim	22. Juli.	—	—	15. Juli.
		Calw		14. „
Ennabeuren	6. August.	Mittelstadt		25. „
		Spaichingen		23. „
Mittlere Zeit	30. Juli.	—	—	19. Juli.
Unterschied	17 Tage.	—	—	11 Tage.

Ernte des Roggens.

Oberstetten	4. August.	—	—	26. Juli.
Amlishagen	5. „	—	—	24. „
Oehringen	5. „	—	—	23. „
Hohenheim	4. „	—	—	28. „
Schopfloch	21. „	—	—	11. August.
Ennabeuren	8. „	—	—	30. „
		Heidenheim		1. „
		Spaichingen		2. „
Tuttlingen	9. „	—	—	2. „
Isny	11. „	—	—	6. „
Mittlere Zeit	8. August.	—	—	7. August.
Unterschied	17. Tage.	—	—	25 Tage.

Ernte des Dinkels (Triticum spelta).

Oberstetten	12. August.	—	—	2. August.
Amlishagen	20. „	—	—	2. „
Oehringen	7. „	—	—	29. Juli.

	1851.	1852.
Winnenden	11. August.	— — 29. Juli.
Cannstatt	3. „	— — 24. „
Hohenheim	7. „	— — 2. August.
		Calw 30. Juli.
Schopfloch	21. „	— — 11. August.
Ennabeuren	15. „	— — 20. „
		Heidenheim 1. „
Schwenningen	16. „	Spaichingen 2. „
Tuttlingen	12. „	— — 2. „
Isny	16. „	— — 6. „
Mittlere Zeit	12. August.	— — 2. August.
Unterschied	18 Tage.	— — 27 Tage.

Ernte der Sommergerste.

Oberstetten	23. August.	— — 28. Juli.
		Amlishagen 17. August.
		Oehringen 22. Juli.
Hohenheim	7. „	— — 30. „
Schopfloch	28. „	— — 18. August.
Ennabeuren	25. „	— — 28. „
		Heidenheim 1. „
		Spaichingen 16. „
Tuttlingen	1. September.	— — 16. „
Mittlere Zeit	27. August.	— — 9. August.
Unterschied	25 Tage.	— — 37 Tage.

Ernte des Hafers.

Oberstetten	18. September.	— — 30. August.
Amlishagen	8. „	— — 1. September.
Oehringen	12. „	— — 24. August.
Cannstatt	22 August.	
Hohenheim	25. „	— — 28. „
Schopfloch	16. September.	— — 1. September.
Ennabeuren	10. „	— — 15. „
		Heidenheim 20. August.
		Spaichingen 19. „
Tuttlingen	4. „	— — 28. „
Isny	30. August.	— — 6. „
Mittlere Zeit	6. September.	— — 29. August.
Unterschied	27 Tage.	— — 40 Tage.

Abzug der Störche.

	1851.		1852.
Winnenden	18. August.	— —	17. August.
		Heidenheim	14. „
Esslingen	20. „	— —	13. „
Mittlere Zeit	19. August.	— —	14. August.
Unterschied	2 Tage.	— —	4 Tage.

Abzug der Schwalben.

Oberstetten	4. October.	— —	4. October.
Amlishagen	6. „	— —	3. „
Hohenheim	18. September.	— —	9. „
Schopfloch	15. „	— —	4. September.
Ennabeuren	6. „	— —	8. „
		Heidenheim	22. „
Tuttlingen	26 „	— —	28. „
Isny	6. October.		
Mittlere Zeit	24. September.	— —	18. September.
Unterschied	28 Tage.	— —	30 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose.

Oberstetten	1. September.	— —	17. August.
Amlishagen	11. „	— —	30. „
		Oehringen	3. September.
Hohenheim	23. August.	— —	26. August.
Esslingen	19. „	— —	10. „
Calw	2. September.	— —	18. „
Schopfloch	5. „	— —	21. „
Ennabeuren	1. „	— —	18. September.
		Heidenheim	2. „
Schwenningen	31. August.	Spaichingen	29. August.
Tuttlingen	3. September.	— —	13. „
Isny	23. August.	— —	11. „
Mittlere Zeit	1. September.	— —	25. August.
Unterschied	19 Tage.	— —	38 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	18. September.	— —	24. August.
Winnenden	22. October.		
Cannstatt	12. „		
		Hohenheim	20. October.
Schopfloch	20 „	— —	23. September.

erniedrigenden Unsitte entgegenzutreten, zufolge welcher beim Erscheinen fast eines jeden guten, vom Verfasser vielleicht mit jahrelangem Fleiße vorbereiteten Buches schon zehn fingerfertige Aster-Schriftsteller bereit stehen, um die Früchte sorgsamer und selbstständiger Arbeitsamkeit dem Eigenthümer zu entwenden und, allenfalls in etwas veränderter Einkleidung, als eigenes Produkt zu Markte zu tragen. Gewöhnlich glauben diese Sammelhelden schon ein Ueberflüssiges und Großes gethan zu haben, wenn sie etwa gewissenhaft genug sind, einmal im Vorbeigehen mit halbem Worte zu erwähnen, wessen Federn es sind, mit welchen sie ihre kahle Haut geschmückt haben. Recht oft gibt das Erscheinen Eines tüchtigen Buches die Losung zum eiligen Zusammenflicken zweier oder dreier anderer Werke desselben Faches, die wesentlich ganz auf jenes gegründet sind. Es könnten solche Herren genannt werden, welche es nicht verschmähen, sich um die Bogen einer noch unter der Presse befindlichen Arbeit zu bemühen, in der Absicht, mit deren Inhalt ihr eigenes Produkt aufzustutzen, und die eben dadurch den Verfasser des Originals in die Gefahr versetzen, sein Buch schon vor dem Erscheinen nachgedruckt zu sehen.

Wenn die große Mehrzahl technologischer Schriftsteller, namentlich der neuesten Periode, theils an Oberflächlichkeit und unpraktischer Richtung, theils an urtheilsloser und oft wenig gewissenhafter Nachschreiberei kränkelt, so wird auf der andern Seite ein Gefühl von Befriedigung dadurch erweckt, daß man auch auf erfreuliche Ausnahmen stößt. Es kann hierauf die Hoffnung gestützt werden, daß nach und nach dieser Zweig der Literatur sich immer mehr zu innerer Kraft und Vollendung erheben dürfte. Die nicht mehr kleine Zahl vorzüglicher polytechnischer Lehranstalten hat in dieser Beziehung schon viel gewirkt, und wird hoffentlich noch ihren Einfluß vortheilhaft erweitern. — Wir nennen zuerst Chr. Bernoulli (in Basel), der in mehreren industriellen Fächern die gründlichsten praktischen Kenntnisse besitzt. Seine Schriften über Baumwollenmanufaktur und verwandte Gegenstände sind ausgezeichnet; so wie sein „Handbuch der Technologie (Basel, 1833 bis 1834)“ sehr ehrenvoll genannt zu werden verdient. Die Werke über Dampfmaschinenwesen empfehlen sich durch Inhalt und Darstellung gleich sehr. Lob verdienen auch die übrigen, in das technische Maschinenwesen einschlagenden Schriften dieses Verfassers.

	1851.		1852.
Ennabeuren	25. September.		
Tuttlingen	28. „	— —	28. September.
Issny	7. October.		
Mittlere Zeit	1. October.	— —	23. September.
Unterschied	32 Tage.	— —	57 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	30. September.	— —	28. September.
Amlishagen	2. November.		
Schopfloch	18. October.	— —	3. October.
Ennabeuren	6. „	— —	1. „
Tuttlingen	20. „		
Mittlere Zeit	15. October.	— —	30. September.
Unterschied	20 Tage.	— —	5 Tage.

Anfang der Weinlese.

Oberstetten	(nicht gereift).	— —	12. October.
Oehringen	31. October.	— —	23. „
Heilbronn	27. „	— —	18. „
Winnenden	29. „	Mittelstadt	10. „
Cannstatt	29. „	— —	22. „
Stuttgart	23. „	— —	22. „
Mittlere Zeit	28. October.	— —	18. October.
Unterschied	8 Tage.	— —	11 Tage.

Erscheinen der Schneegänse.

Oberstetten	24. November.	— —	14. October.
		Winnenden	13. November.
Amlishagen	13. December.		
Hohenheim	9 November.	— —	15. „
Esslingen	26. „	— —	20. „
Schopfloch	29. October.	— —	30. September.
		Ennabeuren	30. December.
Tuttlingen	18. November.	— —	14. November.
Mittlere Zeit	19. November.	— —	11. November.
Unterschied	45 Tage.	— —	77 Tage.

Ankunft der Wildenten.

Schopfloch	28. Juni.	— —	21. Juni.
Tuttlingen	10. November.	— —	12. November.

Tabelle LXXVIII. Dauer des Aufenthalts der Wanderthiere.

Orte. 1851.	Thiere.	Ankunft.	Abgang.	Aufenthalt (Abwesenheit).	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Schneegänse	10. März	24. Nov.	259 Tage.	
Amlishagen	—	17. —	13. Dec.	271 —	
Hohenheim	—	21. Febr.	9. Nov.	261 —	259 Tage.
Schopfloch	—	19. März	29. Oct.	224 —	
Tuttlingen	—	12. Febr.	18. Nov.	279 —	
Winnenden	Störche	20. März	18. Aug.	151 —	151 Tage.
Oberstetten	Schwalben	29. —	4. Oct.	189 —	
Amlishagen	—	15. April	6. —	174 —	
Hohenheim	—	7. —	18. Sept.	164 —	
Schopfloch	—	15. —	15. —	153 —	167 Tage.
Ennabeuren	—	15. —	8. —	146 —	
Tuttlingen	—	3. —	20. —	170 —	
Isny	—	15. —	6. Oct.	174 —	
Oberstetten	Schnepfen	22. März	30. Sept.	192 —	
Amlishagen	—	27. —	2. Nov.	220 —	
Schopfloch	—	7. April	18. Oct.	194 —	226 Tage.
Ennabeuren	—	20. März	6. —	200 —	
1852.					
Oberstetten	Schneegänse	23. März	14. Oct.	205 —	
Winnenden	—	18. —	13. Nov.	240 —	
Hohenheim	—	17. —	20. —	248 —	230 Tage.
Schopfloch	—	7. —	30. Sept.	207 —	
Tuttlingen	—	6. —	14. Nov.	253 —	
Winnenden	Störche	23. —	17. Aug.	147 —	147 Tage.
Oberstetten	Schwalben	7. April	4. Oct.	180	
Amlishagen	—	25. —	3. —	161 —	
Hohenheim		5. —	9. Sept.	157 —	
Schopfloch	—	29. —	4. —	128 —	158 Tage.
Ennabeuren	—	30. —	8. —	131 —	
Tuttlingen	—	5. —	28. —	176 —	
Heidenheim	—	30. März	22. —	176 —	
Oberstetten	Schnepfen	24. —	28. —	188 —	
Schopfloch	—	28. —	3. Oct.	189	187 Tage.
Ennabeuren	—	1 April	1. —	183 —	

LXXIX. Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte. 1851.	Pflanzen.	Blüthe.	Ernte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Roggen	6. Juni	4. Aug.	41 Tage.	
Amlishagen	—	16. —	4. —	49 —	
Hohenheim	—	15. —	4. —	50 —	
Schopfloch	—	23. —	21. —	59 —	50 Tage.
Ennabeuren	—	16. —	8. —	53 —	
Tuttlingen	—	20. —	9. —	50 —	
Isny	—	20. —	11. —	52 —	
Oberstetten	Dinkel	25. —	12. —	48 —	
Amlishagen	—	26. —	20. —	55 —	
Oehringen	—	21. —	7. —	47 —	
Winnenden	—	25. —	11. —	47 —	
Cannstatt	—	24. —	3. —	40 —	
Hohenheim	—	29. —	7. —	39 —	47 Tage.
Schopfloch	—	5. Juli	21. —	47 —	
Ennabeuren	—	30. Juni	15. —	48 —	
Schwenningen	—	21. —	16. —	56 —	
Tuttlingen	—	30. —	12. —	43 —	
Isny	—	30. —	16. —	47 —	
Oberstetten	Hafer	6. Aug.	18. Sept.	43 —	
Amlishagen.	—	29. Juli	8. —	41 —	
Hohenheim	—	23. —	25. Aug.	64 —	
Schopfloch	—	25. —	16. Sept.	53 —	46 Tage.
Ennabeuren	—	18. Aug.	26. —	39 —	
Tuttlingen	—	3. —	4. —	32 —	
Isny	—	13. Juli	30. Aug.	48 —	
Oberstetten	Sommergerste	18. —	23. —	36 —	
Hohenheim	—	11. —	7. —	27 —	
Schopfloch	—	14. —	24. —	41 —	48 Tage.
Ennabeuren	—	12. —	25. —	44 —	
Tuttlingen	—	18. —	1. Sept.	47 —	
Ennabeuren	Wintergerste	24. Juni	6. Aug.	43 —	43 Tage.
Oehringen	Weinrebe	3. Juli	31. Oct.	120 —	
Heilbronn	—	10. Juni	27. —	139 —	
Winnenden	—	13. Juli	29. —	108 —	123 Tage.
Cannstatt	—	17. Juni	29. —	134 —	
Stuttgart	—	28. —	23. —	117 —	
1852.					
Oberstetten	Roggen	31. Mai	26. Juli	56 Tage.	54 Tage.
Amlishagen	—	8. Juni	24. —	46 —	

Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte. 1852.	Pflanzen.	Blüthe.	Ernte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Hohenheim	Roggen	2. Juni	28. Juli	54 Tage.	
Schopfloch	—	9. —	11. Aug.	56 —	
Ennabeuren	—	18. —	20. —	63 —	
Tuttlingen	—	9. —	2. Aug.	63 —	54 Tage.
Isany	—	12. —	6. —	55 —	
Heidenheim	—	8. —	1. —	54 —	
Spaichingen	—	18. —	2. —	45 —	
Oberstetten	Dinkel	25. —	2. —	38 —	
Amlishagen	—	27. —	2. —	36 —	
Winnenden	—	12. —	29. Juli	47 —	
Hohenheim	—	13. —	2. Aug.	50 —	
Schopfloch	—	25. —	11. —	47 —	42 Tage.
Ennabeuren	—	28. —	20. —	53 —	
Spaichingen	—	28. —	2. —	35 —	
Heidenheim	—	29. —	1. —	33 —	
Tuttlingen	—	24. —	2. —	39 —	
Isany	—	22. —	6. —	45 —	
Oberstetten	Hafer	12. Juli	30. —	49 —	
Hohenheim	—	1. —	28. —	58 —	
Schopfloch	—	14. —	1. Sept.	49 —	42 Tage.
Ennabeuren	—	20. Aug.	15. —	26 —	
Tuttlingen	—	16. Juli	26. Aug.	41 —	
Isany	—	5. —	6. —	32 —	
Oberstetten	Sommergerste	3. —	28. Juli	25 —	
Hohenheim	—	24. —	30. —	36 —	
Schopfloch	—	8. —	18. Aug.	41 —	40 Tage.
Ennabeuren	—	12. —	28. —	47 —	
Tuttlingen	—	6. —	16. —	40 —	
Spaichingen	—	28. Juni	16. —	49 —	
Oberstetten	Weinrebe	30. —	12. Oct.	104 —	
Heilbronn	—	1. Juli	18. —	109 —	
Cannstatt	—	20. Juni	22. —	129 —	123 Tage.
Stuttgart	—	30. Mai	22. —	145 —	
Mittelstadt	—	2. Juni	10. —	130 —	

Druckfehler

im dritten Heft des fünften Jahrgangs der Jahreshefte:

Seite 275, Columne Mai, Calw, statt + 1,069 lies + 10,66.
„ 276, Calw, wärmster Monat, statt + 12,22 lies 14,22.
Differenz beider statt 16,91 lies 18,90.
„ 277, Calw, jährl. Maximum statt + 17,80 lies + 24,6,
Minimum statt — 9,00 lies — 15,8,
Differenz statt 26,8 lies 40,4.
„ 293, Temperatur der Jahreszeiten,
Frühling, statt + 7,642 lies + 7,642,
Unterschied beider statt 8,904 lies 16,904.
„ 307. Bei Calw sollten 2 Sternchen stehen, dagegen bei Freudenstadt nur eines.

im dritten Heft des sechsten Jahrganges der Jahreshefte:

Seite 274, letzte Spalte Zeile 11 statt + 6,12 lies + 6,24.
„ 276, Spalte 4 Zeile 10 statt + 6,01 lies + 6,61.
„ 277, Spalte 4—6 Zeile 13
statt + 25,9 9. Juli, — 14,7 29. Nov., 40,6
lies + 24,1 6. Aug., — 15,2 22. Jan., 39,3.
„ 278, Spalte 9 Zeile 12 statt 39 lies 34.
„ 279, Spalte 10 – 12 Zeile 11 (beziehungsweise 12)
statt 88, 25, 32,
lies 104, 31, 20.
„ 315, Spalte 5—7 Zeile 13
statt 27″8,84 d. 11. Februar, 26″4,72 d. 28. December, 27″1,51
lies 27″8,23 d. 27. Jan., 26″3,88 d. 6. Febr., 27″1,65.
„ 339, Spalte 23 letzte Zeile statt 10,2 lies 1,02.
„ 363, in der Tabelle 1850 Spalte „Gewitter"
statt Juli 5 lies Juli 6,
„ August 4 „ August 5,
„ Jahr 19 „ Jahr 21.
„ 380, in der Tabelle 1850 Zeile „Calw" ist nachzutragen:

Febr.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Oct.	Jahr.
1.	2.	1.	5.	6.	5.	1.	21.

„ 381, Zeile 31
statt 9. April, 12. Sept., 156, 5. 7. Mai, 2. Juni, 24. Juli, 17. August
lies 16. Febr., 1. Octbr., 22,7 17. Juli, 22. August.

Die Beiträge zu den voranstehenden Zusammenstellungen der Witterungsverhältnisse in den Jahren 1851 und 1852 verdanken wir den unverdrossenen und uneigennützigen Bemühungen nachfolgender Mitglieder unseres Beobachtervereins, welchen wir auf diesem Wege den Dank dafür öffentlich aussprechen.

Hrn. Pfarrer Bürger in Oberstetten.
„ „ „ „ Amlishagen.
„ Oberamtsarzt Dr. Diez in Freudenstadt.
„ Oberamtsarzt Dr. Dihlmann in Friedrichshafen.
„ Oberamtsarzt Dr. Eisenmenger in Oehringen.
„ Amtsarzt Dr. Emmert in Schwenningen.
„ Pfarrer M. Gaupp in Bissingen.
„ Apotheker Gmelin in Ulm.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Gross in Tuttlingen.
„ Reallehrer Jung in Wangen.
„ Pfarrer Kommerell in Schopfloch.
„ Oberamtsarzt D. Meebold in Heidenheim.
„ Stadtpfarrer Memminger in Mittelstadt.
„ Oberamtsarzt Dr. Müller in Calw.
„ Amtsarzt Dr. Nick in Isny.
„ Med. Dr. Rühle in Cannstatt.
„ Pfarrer Schiler in Ennabeuren.
„ Oberlehrer Schlipf in Hohenheim.
„ Apotheker Wrede in Mergentheim.
„ Med. Dr. Wunderlich in Winnenden.
„ Apotheker Zilling in Freudenstadt.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Beobachtungen zu Stuttgart während der Sonnenfinsterniss vom 28. Juli 1851.

Mitgetheilt von Prof. Dr. Plieninger.

Die in unsern Gegenden partiale Sonnenfinsterniss wurde zu Stuttgart zu Beobachtungen benützt, welche durch Ausstattung und Beobachterkräfte möglich wurden; zunächst war es die Temperatur, zu deren Beobachtung auf verschiedenen Beobachtungspunkten sich nachfolgende Herren mit mir zu verabreden die Güte hatten:

1) in dem Lokal der polytechnischen Schule in der unteren Königsstrasse und zwar in dem physikalischen Saal des Hintergebäudes: Hr. Professor Dr. Reusch;
2) auf dem Observatorium der Realschule in der oberen Kanzleistrasse: Hr. Professor Dr. Frisch;
3) in dem Lokal des „württembergischen Hofes" an der nordöstlichen Gränze der Stadt in der Nähe des Waarenbahnhofes: Hr. Professor Dr. Müller;
4) auf dem Observatorium des Hrn. Hofmechanikus Kinzelbach in der Calwerstrasse schlossen sich mir an: meine jungen Freunde Hr. Mechanikus Th. Kinzelbach jun. und Hr. Maler Maier;
5) in meiner Wohnung an den, meinen täglichen Beobachtungen dienenden Instrumenten beobachtete meine Schwester, meine sorgfältige Gehülfin seit der langen Reihe von Jahren meiner meteorologischen Aufzeichnungen.

In Beziehung auf den Witterungscharakter unmittelbar vor dem Eintritt des Phänomens ist Folgendes voranzuschicken.

Am Abend des 27sten 5h war ein schwaches Gewitter mit ziemlich ergiebigem Regen und in der Nacht ein kurzer Strichregen erschienen, wovon der wässerichte Niederschlag zusammen 66 C. Z. auf den par. □′ gab.

Am frühen Morgen des 28sten erschien, wie theilweise schon an den vorangegangenen Tagen schwache Morgennebel stattgefunden hatten, ein starker, sonst in den Sommermonaten nicht gewöhnlicher Morgennebel, unstreitig zunächst das Verdunstungsprodukt des unmittelbar zuvor gefallenen Regenwassers durch die der Erdoberfläche noch inwohnende freie Wärme, die der vorhergehende Tag (mit + 17,2° Max. der Lufttemperatur bei ziemlich gemischter Ansicht des Himmels) gebracht hatte. Dieser Morgennebel war gegen 9h Vormittags, jedoch nur theilweise durch Niederschlag auf die Erdoberfläche, grösseren Theils durch Aufsteigen, allmählig verschwunden, wie denn im weiteren Verlauf des Vormittags auf die, am frühen Morgen nur durch den starken Nebel hervorgebrachte, neblichte Ansicht des Himmels (Nebeldecke) eine ziemlich dichte, gleichförmige Bewölkung von unvollkommen ausgebildetem, flockichtem Cumulus folgte, welche erst gegen die Mittagszeit allmählig an Dichtigkeit abnahm und den blauen Himmel mit klar 1. hervortreten liess. Diese Aufheiterung des Himmels durch Abnahme der Zahl der einzelnen Wolken, wie ihrer Grösse und Dichtigkeit, nahm Nachmittags mit dem Herannahen der Finsterniss und während ihrer Dauer in steigender Progression zu, so dass gegen Ende der Finsterniss nur sehr wenige dichtere Cirrostratus übrig geblieben waren. Windrichtung und Wolkenzug blieben vom Morgen an den ganzen Tag constant östlich, nur dass sich die Windrichtung um Mittagszeit und während der Dauer der Finsterniss in SO umwandelte, gegen Abend aber wieder rein östlich wurde. Dabei herrschte den ganzen Tag über eine leichte „Flordecke", d. h. nach unserer Terminologie eine gleichförmige Umziehung des ganzen Himmels mit einem leichten, florartigen Dunst, welcher das Blau des Himmels als ein mattes Hellblau erscheinen liess. Der Barometer, welcher seit dem 26sten bis zum 28sten Morgens im constanten Steigen begriffen war, sank von da an langsam, aber gleichförmig, am 28sten 7h Morgens 27″ 5,60‴, 2h Mittags 27″ 5,36‴, 9h Abends 27″ 5,03‴ und dieses gleichförmige Sinken setzte sich die folgenden Tage bis zum 31sten Abends fort. Der regnichte und gewitterichte Charakter, den die Witterung den ganzen Juli hindurch gezeigt hatte, schien

blos am 28sten und 29sten unterbrochen; am 29sten Abends bemerkte man schon wieder fernes Wetterleuchten und vom 30. Juli bis 2. August folgten wieder die früheren häufigen Gewitter und Gewitterregen, welche sofort die grossartigen Ueberschwemmungen in ganz Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich zur Folge hatten.

Eine bemerkenswerthe und meines Wissens sonst nicht wahrgenommene Erscheinung berichtete Hr. Professor Dr. Seyffer im württemb. Staatsanzeiger „auf den Grund übereinstimmender Wahrnehmung mehrerer Einwohner Stuttgarts an verschiedenen Orten", dass nämlich während des Mittels der Finsterniss mehrere Minuten lang an verschiedenen Punkten der Stadt und der nächsten Umgegend ein leichter, staubartiger Regenfall stattfand, obgleich zu dieser Zeit die Bewölkung, wie bereits erwähnt, nur bis auf wenige Cirrostratus abgenommen hatte, die überdies nicht einmal der Ueberrest der früheren Stratus- oder Cumulus-Bewölkung sein konnten, sondern einer viel höheren Region angehörten und ohne Zweifel schon früher vorhanden waren, ehe die eben erwähnte untere Bewölkung verschwunden war. Jedenfalls stand um die Zeit des Mittels der Finsterniss keine dichtere Wolke im Zenith und so wäre die genannte Erscheinung nur aus einer partiellen Erniedrigung der Temperatur der tieferen Luftschichten über dem von Pflanzenwuchs entblössten Boden der Stadt selbst und ihrer angebauten Umgebung durch das Aufhören der Wärmestrahlung des, von der Sonne nicht mehr erwärmten, Erdbodens zu erklären, so dass diese Temperatur-Erniedrigung bis zu ihrem relativen Thaupunkt einen solchen „staubartigen" tropfbaren Niederschlag des meteorischen Wassers ohne vorangehende Nebel- oder Wolkenbildung, unmittelbar aus der tieferen Luftschichte, durch einen, die Mitte zwischen Regen und Thau haltenden Process, zu Folge gehabt hätte. Jedenfalls war eine Abnahme der Temperatur während der Dauer der Finsterniss unmittelbar über und an der Erdoberfläche auch für das Gefühl sehr merklich und wurde von allen im Freien befindlichen Menschen übereinstimmend bezeugt. Die Richtigkeit dieser Hypothese würde jedoch nur durch eine Reihe von unmittelbaren Temperaturbeobachtungen in nam-

haft verschiedenen senkrechten Höhen über der Erdoberfläche haben ausgemittelt werden können, wozu die Höhendifferenz der fünf Beobachtungsorte immerhin unzulänglich war.

Wir geben nun die Beobachtungen der oben genannten Beobachter an den Thermometern wie folgt:

1) Hr. Prof. Dr. Reusch hatte die Güte, die nachfolgende Scale seiner Beobachtungen mitzutheilen.

Zeit der Beobachtung.	Thermometer nach Celsius der Sonne ausgesetzt.				Diff. von I. u. III.
	I. blank.	II. berusst.	Differ.	III. im Schatt.	
Anfang 2h 52′	41,5°	41°	0,5	22,1°	19,4
3h 2′	41,5	40,8°	0,7	22,1	19,4
3h 12′	40,8	40,0	0,8	22,0	18,8
3h 22′	39,3	38,2	1,1	21,9	17,3
3h 32′	36,8	35,1	1,7	21,7	15,1
3h 42′	33,8	31,6	2,2	21,4	12,4
3h 52′	29,7	28,2	1,5	20,9	8,8
4h 2′	26,8	26,0	0,8	20,5	6,3
4h 12′	27,3	27,0	0,3	20,3	7,0
4h 22′	29,8	29,6	0,2	20,2	9,6
4h 32′	33,7	33,5	0,2	20,4	13,3
4h 42′	36,9	36,6	0,3	20,9	16,0
4h 52′	39,4	38,9	0,5	21,4	18,0
Ende 5h 2′	40,8	39,7	1,1	21,6	19,2
5h 12′	39,8	39°	0,8	21,8	18,0
5h 22′				21,9	
5h 32′				21,9	

Anfang 2h 52′; Ende 5h 1′ 3″

Es geht aus dieser sorgfältigen Beobachtung hervor, dass die Wärmeabnahme der der Sonne ausgesetzten Instrumente der Intensität der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen genau folgte, bis sie im Mittel 4h 2′ ihr Minimum erreichte, und es stand gleichzeitig das berusste constant von 0,2 bis 2,2° tiefer, als das blanke; die grösste Differenz 2,2 um 3h 42′ im Mittel der Finsterniss. Das Minimum der Lufttemperatur dagegen, als mittelbare Function der verminderten Sonneneinwirkung folgte erst 30′ später um 4h 22′.

Das Fach der ökonomischen Technologie ist neuerlich von Otto in Braunschweig („Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe, 1838“) auf treffliche Weise bearbeitet worden.

Gründlich praktische Darstellung der Gewerbe, in Verbindung mit jenem Grade von Wissenschaftlichkeit, welcher allein klare Einsicht in das Wesen derselben verschafft, ohne der Gemeinverständlichkeit zu schaden, hat sich in der neuesten Zeit vorzugsweise und im größten Umfange durch ein Unternehmen Bahn gebrochen, welches der Thätigkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seine Gründung verdankt, und seitdem von derselben mit unverminderter Sorgfalt und Aufwendung bedeutender Mittel fortgeführt wird. Es ist die „technologische Encyklopädie“, herausgegeben von Prechtl in Wien, der — nebst Altmütter und Karmarsch — den meisten Antheil an der Bearbeitung nimmt. Wenn gleich nicht zu verkennen ist, daß einzelne Artikel in den bisher erschienenen acht Bänden (1830 — 1837) minder vollkommen einer strengen Beurtheilung genügen, so liegt doch am Tage, daß die übergroße Mehrzahl eine unter deutschen Literatoren seltene Bekanntschaft mit dem Praktischen der Gewerbs- und Fabriksbetriebe beurkundet, und einen nicht hoch genug anzuschlagenden Schatz von Originalmittheilungen, in klarer und lebendiger Ausführung, darbietet. Die Masse der Kupfertafeln, welche schon jetzt nahe an 200 steigt, enthält großen Theils eigenthümliche, früher nirgend noch mitgetheilte Abbildungen. Das Ganze wird für eine Reihe von Jahren solchen Schriftstellern, welche nicht produziren, sondern immer nur reproduziren, als eine erwünschte Quelle dienen, wie denn bereits einige schmähliche Beispiele dieser Art beobachtet und zum Theil oben von uns angedeutet sind.

Von den zwei schon erwähnten Hauptmitarbeitern an der technologischen Encyklopädie sind einige Schriften außerdem erschienen, nämlich von Altmütter eine „Beschreibung der Werkzeugsammlung des polytechnischen Instituts in Wien (Wien, 1825)“, welche viele in praktisch-gewerblicher Hinsicht sehr interessante Gegenstände enthält; — von Karmarsch (einem Schüler Altmütters) eine „Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie (Wien, 1825)“ und ein „Lehrbuch der Technologie (Hannover, 1837).“ Die erste der beiden eben genannten Schriften ist in

2) Hr. Prof. Dr. Frisch hatte die Güte, folgende Beobachtungsscale mitzutheilen.

I. Beobachtungen an einem auf der Sternwarte der Stuttgarter Realschule frei aufgehängten, mit einem Barometer verbundenen, und durch die Gehäuse desselben vor der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützten Thermometer.			II. Beobachtungen an einem im Treppenhause des Observatoriums unmittelbar unter der Decke hängenden Thermometer.	
	Temp.	Barom.		
2h 50′	24,0° Cels.	27″ 7,2‴		
3h	23,5 „			
3h 10′	23,0 „	27″ 6,5‴		
3h 20′	23,0 „			24,4 Celsius.
3h 30′	22,5 „			23,12 „
3h 40′	21,75			23,7 „
3h 50′	21,5 „	27″ 7,1‴		22,19 „
4h	20,5 „			22,5 „
4h 10′	20,0 „			22,19 „
— 15′	19,75 „			
4h 20′	20,25 „			22,44 „
4h 30′	20,25 „			21,9 „
4h 40′	20,5 „			21,56 „
4h 50′	21,0 „			21,25 „
5h	21,0 „			21,25 „
5h 1′	21,0 „			
5h 2′	21,5 „	27″ 7‴		21,25 „

Auch hier trat das Minimum der Lufttemperatur erst 4h 15′ ein.

Das im Innern des Treppenhauses befindliche Thermometer blieb von der Wirkung der Sonnenfinsterniss unberührt und markirte etwa blos den regelmässigen abnehmenden Gang des Thermometers von Mittag gegen Abend.

3) Hr. Prof. Dr. Müller war durch den Andrang allzuvieler Schaulustiger an der Anstellung sorgfältiger Beobachtungen gehindert. Doch theilte er Folgendes mit: Nicht ganz uninteressant dürfte vielleicht sein, dass, während den ganzen Morgen über die Sonne rein und fleckenlos war, um $11^3/_4$ Uhr am westlichen Rande sich plötzlich ein ziemlich grosser schwarzer Sonnenfleck bildete, bald entstanden in seiner Nähe noch vier weitere von etwa derselben Ausdehnung und späterhin noch

eine Menge kleinerer um die ersten herum, die grösseren hatten einen grauen Rand und um denselben einen schönen Lichtkranz. Während der Beobachtung der Finsterniss selbst zeigte sich nicht sehr entfernt vom östlichen Rande der Sonne ein neuer Flecken, etwas bedeutender als die früheren, schwarz, mit einem ziemlich langen grauen Streifen auf beiden Seiten von Süd nach Nord; am 29sten früh war der Streifen in einen grauen Kreisring um den Kern verwandelt.

4) Die Beobachtungen auf der Kinzelbach'schen Warte, etwa 50 — 60′ über der Fläche des Hofraums, in welchem Hr. Maler Maier observirte, gaben folgende Resultate, wobei zu bemerken ist, dass die Instrumente (mit 80theiliger Scale) und zwar ein Doppelthermometer (Psychrometer - Einrichtung, also beide genau correspondirend), das eine mit geschwärzter, das andere mit blanker Kugel (beide wie natürlich unbenetzt), auf der Südseite an der äusseren Wand des Thurmes, das einfache Thermometer ebenso auf der Nordseite befestigt waren, wo letzteres, mit Ausnahme der frühen Morgenstunden, durchaus der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen und, bei der Höhe des Lokals über den Dächern der umgebenden Häuser, auch der Einwirkung einer Wärmestrahlung entzogen war.

	a) Auf der Warte.				b) Im Hofraum.	
Zeit.	Lufttemp. auf der N. Seite des Observat.	Geschwärzte Kugel.	Weisse Kugel.	Differenz.	In der Sonne.	Im Schatten.
2h 40′	+16,0	+28,0	+24,0	4,0	2h 45′ +21,0	+17,0
2h 47′	+15,5	+28,7	+24,5	4,2		
2h 52′	+16,0	+29,0	+25,0	4,0		
2h 58′	+16,0	+28,5	+24,2	4,3		
3h	+16,0	+27,5	+23,0	4,5	3h +27,0	+17,75
3h 11′	+16,0	+24,8	+22,5	2,3		
3h 17′	+16,0	+24,4	+22,0	2,4	3h 15′ +26,0	+17,0
3h 29′	+15,8	+24,0	+22,3	1,7	3h 30′ +24,5	+17,0
3h 38′	+15,2	+23,2	+21,7	1,5		

	a) Auf der Warte.				b) Im Hofraum.	
Zeit.	Lufttemp. auf der N. Seite des Observat.	Geschwärzte Kugel.	Weisse Kugel.	Differenz.	In der Sonne.	Im Schatten.
3h 49′	+15,0	+19,6	+19,0	0,6	3h 45′+21,33	+16,75
3h 59′	+14,7	+19,0	+18,0	1,0	4h +20,0	+16,0
4h 16′	+14,5	+20,8	+18,9	1,1	4h 15′+21,0	+16,0
4h 20′	+14,7	+22,5	+19,9	2,6	4h 20′+22,0	+16,0
4h 30′	+15,0	+24,0	21,0	3,0	4h 25′+23,0	+16,0
4h 36′	+15,0	+25,3	+21,6	3,9	4h 30′+24,0	+16,0
4h 44′	+14,8	+25,8	+23,2	2,6	4h 35′+25,0	+16,25
4h 48′	+15,0	+26,5	+23,4	3,1	4h 40′+25,25	+16,5
4h 52′	+15,0	+26,8	+23,7	3,1	4h 45′+25,5	+16,75
4h 58′	+15,0	+27,3	+23,5	3,8		
5h 3′	+15,3	+26,6	+22,9	3,7		
5h 5′	+15,5	+27,8	+23,8	4,0		

Das Minimum der Lufttemperatur trat 4h 16′, das der dem Sonnenlicht ausgesetzten Instrumente auf der Warte und im Hofe 3h 59′ ein. Zwei Sonnenflecken, ein langer und schmaler am südöstlichen Rand, ein rundlicher am nordwestlichen Rand und ein grosser halbdunkler Flek mit 7 schwarzen Punkten umgeben, wurden vor und nach der Finsterniss bemerkt.

5) In meiner Wohnung in der Hospitalstrasse stellte meine Schwester Beobachtungen an dem Psychrometer an, das, wie die übrigen Instrumente, in einem der Wärmestrahlung unzugänglichen Gehäuse gegen NO angebracht ist. Die Resultate sind folgende.

	Lufttemp.	Nasskälte.	Differenz.
2h 45′	17,5	12,5	5,0
3h	17,5	12,2	5,3
3h 10′	17,7	12,2	5,5
3h 25′	17,5	12,4	5,1
3h 30′	17,6	12,2	5,4
3h 45′	17,1	12,0	5,1
3h 55′	17,0	12,2	4,8
4h 5′	16,9	12,4	4,5
4h 20′	16,5	12,4	4,1
4h 30′	16,5	12,4	4,1
5h	16,9	12,5	4,4

Minimum der Lufttemperatur 4h 20′, der Nasskälte 3h 48′, grösste psychrometrische Differenz 3h 1′.

Ein weiterer Beobachter, dessen Name und Stationsort jedoch ebensowenig, als die Art und Weise der Beobachtung angegeben war, theilte in der schwäbischen Chronik vom 30. Juli Folgendes mit. Die Thermometerbeobachtung scheint an einem den Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzten Instrument geschehen zu sein.

Am Morgen des 28. Juli war ein starker, für diese Jahreszeit ungewöhnlicher Nebel, nachdem es den Abend zuvor und in der Nacht stark geregnet hatte. Die Bewölkung des Himmels war den Tag über ziemlich constant, ohne jedoch eine vollständige zu werden. Während der Finsterniss aber lichtete sich der Himmel zusehends und es blieben nur einige Cirri- und Cirrostratus übrig; dabei war jedoch der ganze Himmel gleichförmig von einer leichten Dunstdecke umflort.

Anfang der Finsterniss 2h 53½ Min. der Eintritt am südwestlichen Rand; um 3h 57 Min. Mittel, 4h 59½ Min. Ende. Austritt am nordöstlichen Rande.

Die Lichtabnahme war sehr auffallend, es verbreitete sich eine matte, graue Beleuchtung über alle Gegenstände. Man beobachtete unter den kleinen Vögeln, den Sperlingen eine sonst nicht um diese Tageszeit wahrgenommene Ruhe.

Die Temperaturabnahme war auffallend bemerkbar sowohl für das Gefühl, als an den Instrumenten in der Sonne.

	2h 53′	+ 33° R.
	3h	33
	3h 15′	29
	3h 45′	26
Mittel	3h 57′	22,5
Min. d. Temp.	4h 5′	21,75
	4h 10′	22,5
	4h 20′	24
	4h 30′	27
	4h 40′	29,5
	4h 50′	31,5
	5h	33
	5h 10′	33

Der Beobachter will eine Abänderung der sonst kreisrunden Sonnenbilder im Schatten der Laubbäume in sichelförmige Bilder, ähnlich der Figur des nicht beleuchteten Theils der Sonne, beobachtet haben.

Wir lassen noch einige andere in öffentlichen Blättern mitgetheilte Wahrnehmungen folgen.

Vom Fuss der Alp vom 1. August wurde berichtet, dass allgemein um die Mitte der Sonnenfinsterniss am 28. Juli 4h das plötzliche Heimfliegen aller Bienen bemerkt wurde, die dann einige Stunden früher als sonst ruhig im Korb sassen und nachher sich zu neuem Ausflug anschickten. — In der folgenden Nacht (29. Juli) kamen sehr heftige Windstösse bei heiterem Sternhimmel.

Zu Kissingen beobachtete man bei klarem Himmel ein Fallen des Thermometers von 17° auf 14° und nach der Finsterniss ein langsames Steigen bis zur früheren Höhe.

Zu Augsburg und München war klarer Himmel, man nahm eine sehr merkliche Temperaturerniedrigung während der Erscheinung wahr. Die Temperaturbeobachtungen Lamont's gibt die Augsburger allgem. Zeitung Nr. 212 Beil.

Eine seltsame, ohne Zweifel nur des Zusammentreffens wegen bemerkenswerthe Erscheinung ist folgende, die wir dieser Merkwürdigkeit halber aus den Zeitungen wiedergeben.

„Ein interessantes Phänomen bot einer der Kurbrunnen zu Salzschlirf, die Bonifaciusquelle, während der Sonnenfinsterniss dar. In dem Moment, wo der Mond den Sonnenrand zu bedecken begann, erfolgte in jenem Brunnen eine so starke Kohlensäureströmung, dass derselbe in starkes Brausen und Schäumen gerieth. Dieses Phänomen, welches sonst auch häufig bei starken Gewittern eintritt, nahm an Intensität beständig zu, erreichte seinen Höhepunkt zur Zeit der vollen Bedeckung der Sonne und nahm von da an allmählig wieder ab. Der Brunnen selbst blieb dabei völlig klar und nur sein Geschmack erschien ein wenig „schwefelstoffartig" (schwefelwasserstoffgas-artig?). Mit dem Beginn der Finsterniss erhob sich ein starker Wind von NO und das Celsius'sche Thermometer fiel schnell um 3,4°."

Zu Fiume sah man den Eintritt 3h 20¼' ungestört, nach einer Viertelstunde bedeckte ein von W kommender Wolkenstrich die Sonne. Es herrschte völlige Windstille, durch ein Hagelwetter, das am 27sten 7h Morgens die Umgegend, besonders

Draga verheerte, war die Lufttemperatur etwas abgekühlt. An Thieren war nichts Auffallendes zu bemerken, als etwa eine Hinneigung zur Ruhe, wie denn die Sperlinge ihren Flug auf den Feldern einstellten, auch weniger lärmten. Die Gegend erschien in einer graulichten Beleuchtung, die ferner liegenden Inseln in graubläulicher Tinte mit violett gebrochenem Schatten, die istrischen Berge in SW erschienen düster graublau. Auf der Meeresoberfläche erschien ein trübrother, ziemlich breiter „Feuerschimmer" ähnlich dem auffallenden Mondlicht, zuerst westlich, dann nach 10 Min. auch östlich durch ein tiefes Graublau des Meeres abgegränzt und spaltete sich dann in zwei Hälften, wobei die Mitte sich in Violett abtrennte, während die Begränzung zu beiden Seiten in ein ruhiges Schwarzblau des Meeres überging und sich das Phänomen dann ostwärts auflöste. Dem trübrothen Schimmer entsprach ein grauer Schattenstreif in der Luft, von dem reinen Aether, der gegen den Horizont weisslich trüb, ein gegen den Zenith hin tiefer werdendes Blau zeigte, scharf abgegrenzt. Die Spitze der beiden Begrenzungen des grauen Schattenstreifs am Himmel und der röthliche Meeresstreif fielen in kaum sichtbarer Entfernung zusammen; diese Schattenwirkung dauerte bis 4h 48'. Eine halbe Stunde nach der Finsterniss stellte sich ein trockener leichter Ostwind ein und der Himmel wurde klar.

Zu Chur war der Himmel ganz klar. Die Temperatur sank merklich und es entstand ein kühler Westwind. Die Gesichter erschienen während des Mittels der Finsterniss erdfahl wie bei brennendem Weingeist.

Auf dem grossen St. Bernhard war der 28. Juli völlig klar: im Mittel der Verfinsterung erschienen die Eis- und Steinmassen des Mont Velan, Montjoux u. a. wie mit einem braunblauen Duft überzogen; das Blau wurde sofort tiefer und satter und nahm einen fast tropischen (?) Krystallglanz an.

Zu Kiew sank zur Zeit der vollen Verfinsterung von 5h 5' 12" bis 5h 12' 11" der Thermometer von 30° auf 21,2° und bis 5h 15' 11" auf 19°; also in 13 Min. um 11°. (Ausl. 1851 Nr. 229.)

Aus Königsberg wurde berichtet, dass während der Sonnen-

finsterniss der Himmel so rein war, dass man während der totalen Verfinsterung (3′ 1″) Jupiter, Mars und Venus mit blossem Auge sehen konnte.

Von Dirschau. Im Anfang der Finsterniss war der Himmel bewölkt, klärte sich aber schnell von Hela und Danzig her auf und bei etwa hälftiger Verfinsterung der Sonnenscheibe war sie ganz frei. Kurz vor Eintritt der totalen Finsterniss erhob sich ein kühler Wind; mit dem Eintritt wurde eine Menge Sterne und die Lichtkrone um die Mondscheibe sichtbar und in dieser durch das Fernrohr mehrere röthliche Hervorragungen. Die Venus blieb noch 11 Min. nach dem Ende der totalen Verfinsterung sichtbar.

Aus Lübeck wurde berichtet, dass während der 11′ 3″ dauernden totalen Verfinsterung der bisher dunkelblaue Himmel schwarzfahl wurde und leichte nebelartige Streifen überall aufstiegen. Die Dunkelheit war nicht so gross, dass das Lesen erschwert worden wäre. Auf der Erdoberfläche war ein graues, glanzloses Licht verbreitet, dabei eine urplötzlich eintretende Stille von Menschen und Thieren bei gleichzeitiger völliger Windstille, bei der kein Blatt sich bewegte. Indessen zeigten die Vögel gerade keinen Einfluss von der Verfinsterung, sie flogen wie sonst in der klaren, glanzlosen Luft, nur, wie es scheinen wollte, etwas unstät und verirrt.

Die Augsb. allgem. Zeitung gab in Nr. 219 Beil. Correspondenz-Artikel aus mehreren Orten, die zum Theil in die totale Finsterniss fielen. Wir entnehmen aus derselben zunächst die physikalisch-meteorologischen Momente. — Auf dem Postdampfschiff zwischen Petersburg und Stettin in 56° 8′ n. B. und 17° 13′ ö. L. Am 27sten hatte im finnischen Meerbusen Regen geherrscht, auf welchen Nebel gegen Gothland zu folgte. Der Morgen des 28sten brachte bewölkten Himmel und feinen Regen, am Vormittag heiterte sich der Himmel auf und war um 3h völlig klar. Nach Beginn des Mondeintritts verwandelte sich das helle Sonnenlicht allmählig in einen neblich-bläulichen Schein, bis mit dem plötzlichen Verschwinden des letzten Sonnenstrahls 4h 22′ M. Z. eine tiefdunkle blauröthliche Dämmerung eintrat, in welcher die leicht gekräuselten Wellen in einer eigenthüm-

lichen Färbung erschienen. Die Corona erschien als ein mattgelber gezackter Rand und unzählige Sterne wurden sichtbar.

Zu Kopenhagen blieb die Sonne bis zum Eintritt der totalen Verfinsterung mit einer schwachen Umschleierung von Mondsregenbogenfarben umgeben, der Himmel zeigte da und dort leichte Cumuli, ein schwacher Wind wehte von der Seite her, von der der Mond kam, während der herrschende Wind sich legte. Die Schwalben flogen dicht an der Erde und mit Annäherung der totalen Finsterniss verbreitete sich eine auffallende Ruhe in der Natur; Hausthiere und Hausvögel verhielten sich ganz ruhig, die Tauben suchten ihren Schlag. Im Moment der totalen Finsterniss trat keine völlige Dunkelheit ein, die niedrigen westlichen Gegenden des Himmels mit ihren Wolken nahmen den Charakter der frühesten Morgendämmerung an, mehrere Planeten und Fixsterne erschienen, die Menschengesichter nahmen ein eigenthümliches bleiches Colorit an; den Mondschatten sah man mit Sturmgeschwindigkeit herannahen und sich ausbreiten. Der oberste linke Sonnenrand verschwand als ein leuchtender Stern und in diesem Moment trat die Corona von „reinem weissem Mondlicht“ mit Strahlen in der Richtung der Radien der Mondsscheibe und gleichzeitig schien eine eigenthümliche Bewegung vor sich zu gehen von dem verschwindenden leuchtenden Punkt nach dem diametral entgegengesetzten an der Mondsperipherie, in dessen Nähe ein stark leuchtender rother Punkt von der Höhe mehrerer Minuten Allen deutlich sichtbar wurde und die ganze Dauer der Corona über am nämlichen Orte sichtbar blieb. Zwischen diesen zwei Punkten sah man zuerst auf der Linken zwei Perlenreihen sich bilden, welche, und zwar in höherem Grade in der untern Hälfte der Mondsperipherie, an Breite zunahmen und wiederum nach rechts, zugleich mit einer Lila- oder Violettfarbe, abnahmen. Dies Phänomen zeigte sich zuletzt mit einem Glanz wie der eines violetten Brillantfeuers bei Feuerwerken. Die eigenthümliche rotirende leuchtende Bewegung setzte sich dann in der Perlenreihe fort, das Licht wurde wieder weiss, die Corona verschwand, statt des rothen Punkts wurde jetzt ein leuchtender Stern sichtbar, darauf kam wieder der erste Rand der Sonne in dem untern Theil der

Mondsperipherie hervor und die Erscheinungen gingen in umgekehrter Ordnung ihrem Ende entgegen. Die Dauer der totalen Verfinsterung war eine Minute und etliche Sekunden. Die Temperatur sank um mehr als 2° C. Mit dem Wiedereintritt des Tages hörte man die Kühe brüllen, die Wiesen dunsteten wie des Abends, der mit Anfang des Mondseintritts begonnene Luftzug verschwand und der herrschende Wind wurde wieder gespürt. — Nach andern Berichten wurde bei einigen Thieren beobachtet, dass sie sich zur Ruhe begaben, als die totale Verfinsterung eintrat, die Blätter der Akazien sich schlossen und beim Wiedereintritt des Tages die Hähne krähten. Zu Kopenhagen blieb im Mittel des Phänomens etwa $\frac{1}{7}$ der Sonne als leuchtendes, jedoch nicht regelmässiges Segment übrig, die Dunkelheit war auf 5—6 Sek. so stark, dass man in den Häusern ohne künstliches Licht nicht hätte lesen können.

Zu Helsingborg war der Anfang der Verfinsterung wegen Wolkenbedeckung nicht wahrnehmbar, während der totalen Verfinsterung war es klar; kurz vor dem Eintritt derselben war das lichte Segment zu einem feinen Lichtstreif geworden, dessen obere Hälfte plötzlich verschwand, während die untere sich in drei Lichtpunkte theilte, von denen der mittlere am längsten blieb; mit seinem Verschwinden 4h 2′ 20″ entstand die weissliche Corona, diese verschwand 4h 2′ 30″.

In Helsingör war die Sonnenfinsterniss beinahe total 10 bis 12 Sec. lang und die Corona erschien, jedoch weniger stark, als in Helsingborg. Die Mondberge traten scharf hervor; als das Horn (die Sichel?) am kleinsten war, verlängerten sich die Zäckchen über dieses hinaus, zuerst eines, dann mehrere, so dass sich der Perlenring deutlich an dem linken niedrigsten Theil der Sonnenscheibe zeigte. Dieser war, wie die ganze Corona, blassgelb glänzend, darauf schnell in intensive Rosenfarbe übergehend und gleichzeitig nahm das verdunkelte Himmelsgewölbe eine violette, der Horizont eine orangegelbe Färbung an, die sich auch auf die schwedische Küste mit dem Sund erstreckte, sich aber bald in dem Dunkel des Schattenkegels verlor, der mit ungeheurer Schnelligkeit von N heraneilte. Es war nun so finster, dass man Gegenstände in Entfernung einiger Schritte nicht er-

kennen konnte. Man sah die Sterne am Himmel, bis nach etlichen Secunden das Sonnenlicht wieder hervorbrach.

Für Fühnen und Südjütland war der Himmel fast durchaus mit Wolken bedeckt. Zu Flensburg nahm man bei Thieren nichts wahr, dagegen sollen sich manche Pflanzen während der Dauer der Verfinsterung geschlossen haben. In Fühnen wollte man während der Verfinsterung grössere Intensität des Schalls wahrgenommen haben.

In Hamburg-Altona fing sich der Himmel Nachmittags zu bewölken an und blieb es. Der höchste Punkt der Verfinsterung war dem Morgenlicht vor Aufgang der Sonne gleich. Bei den Thieren bemerkte man durchaus keine Ruhe oder Unruhe. Die Farbe des Himmels und Gewölkes um die Sonne herum in der ganzen westlichen Richtung war eine blauschwärzliche, kein Stern zeigte sich, keine Farbenschattirung, noch Farbenspiel an den Gegenständen auf der Erde, nur die Menschengesichter trugen einen Augenblick eine grünliche Färbung. Einige wollten den Himmel und die Erdoberfläche gelb, und rothe Beeren schwarz sehen (wohl nur Blendung).

In Holland (Amsterdam) war die Witterung trüb. An Pflanzen nahm man keinen Einfluss der Finsterniss wahr; gerade die empfindlichen, wie Mimosa pudica, blieben unberührt, während bei weniger empfindlichen eine Wirkung deutlicher bemerkt werden konnte. An Thieren, einige Vögel ausgenommen, gleichfalls kein Einfluss.

In Grossbritannien und Irland war der Himmel für die meisten Orte bedeckt; zu Dublin erschien um 1h ein Gewittersturm und die Wolkendecke dürfte sich gleichzeitig von der Ostsee bis nach den westlichen Gestaden Irlands erstreckt haben. Zu Manchester begann 1¼h ein furchtbarer Regenschauer mit Ueberfluthung der Strassen 20 Min. lang. Dennoch wurde eine Unruhe bei dem Vieh auf dem Felde während der Dauer der Verfinsterung bemerkt, es brüllte und begann heim zu gehen, die Rebhühner suchten das Dickicht und Kettenhunde bellten. Am Vormittag hatte eine frische Brise aus S und SW geweht.

Hinsicht der theoretischen Mechanik, von welcher darin ein kurzer Abriß gegeben wird, unbedeutend, kann jedoch das Verdienst vielfältiger Beziehungen auf praktische technische Gegenstände ansprechen, und liefert im zweiten Bande eine nicht uninteressante, mit vielem Fleiße zusammengestellte Aufzählung und Charakteristik der technischen Maschinen. Dem Lehrbuch der Technologie liegt ein eigenthümlicher Plan zu Grunde, der auf möglichste Verschmelzung praktischen Details mit wissenschaftlicher Darstellung berechnet ist.

Ein anderer Schüler Altmütters, Rühlmann, ist kürzlich mit einem „Lehrbuche der mechanischen Technologie (Berlin, 1838)“ aufgetreten, welches als erstes literarisches Produkt des Verfassers Lob verdient, wiewohl es zum Theil mit sehr specieller Benutzung der Arbeiten Altmütters abgefaßt ist, und auch das Lehrbuch von Karmarsch, besonders hinsichtlich des Anlageplans, vorgeschwebt zu haben scheint.

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß durch die Art, wie am polytechnischen Institute in Wien Altmütter in Lehre und Schrift die Behandlung des technologischen Faches aufgefaßt, er einen großen Fortschritt in der Wissenschaft hervorgebracht, und mittelst der Verbreitung dieses Geistes durch Schüler einen erheblichen, vortheilhaften Einfluß ausgeübt hat. Sorfältigeres Forschen nach den praktischen Einzelnheiten der Gewerbe, als man sonst gewohnt war; genaueres Eingehen auf die mechanischen Hülfsmittel (Werkzeuge), welche so sehr den Erfolg technischer Arbeiten bedingen: dies sind hauptsächlich die Umstände, welche die Leistungen der Wiener Schule charakterisiren. Die Anlegung einer höchst bedeutenden Werkzeugsammlung, welche Altmütter zuerst unternahm und eben so umsichtig als glücklich durchführte (worin er seither manche Nachahmung gefunden hat), gab die vortrefflichste Gelegenheit zu gründlichem Studium dieses, bis dahin zu sehr vernachlässigten Zweiges der Gewerbwissenschaft.

Wir haben im Bisherigen nur solche Schriftsteller berücksichtigt, welche entweder die Technologie als Gesammtwissenschaft abhandeln, oder doch eine größere Anzahl von Gewerben in ihren schriftlichen Darstellungen umfassen. Es erübrigt uns noch, einige Worte über die speciellen, einzelne Industriezweige betreffenden Werke, und über die technologische Journalistik zu sagen.

2. Ein merkwürdiger Blitzschlag.

Von Prof. Dr. Plieninger.

Ueber diesen erhielt ich durch Vermittlung eines Freundes, Pfarrer M. Stange zu Gerlingen, O.A. Leonberg, folgende Mittheilung des Hrn. Waldmeisters Maisch daselbst nebst einem Stück des Holzes.

„Die Zerstörung geschah den 16. August 1851, Morgens 10½ Uhr, durch einen Blitz, welcher aus einem von Westen kommenden Gewitter kam; es war der einzige Donner im ganzen Verlauf des Gewitters. Die Wirkung war aber schauerlich! Der Platz, auf dem die Eiche stand, ist eine Hochebene, mit mehreren starken Eichen und einem starken buchenen Hochwald bewachsen; ein eigentliches Dickicht. Ungefähr 20 Schritte von der Eiche südlich bricht ein ziemlich steiler südlicher Bergabhang die schöne Ebene ab. Der Bergabhang, welcher sich über eine Stunde weit längs dem Glemsbach hinzieht, bildet mit dem gegenüber liegenden nördlichen Bergabhang — „der Stuttgarter Stadtwald und Hirschhäuer“ — die tiefe Madenthalschlucht. Ungefähr 50 Schritte westlich von der Eiche dacht sich die Ebene in die Esselklinge, ungefähr 250′ tief ein, so dass die Hochebene von der südlichen und südwestlichen Seite als ein grosser hoher Bergkegel erscheint. Gegen Norden steigt die Ebene sanft an.

Auf diesem Bergkegel also stand die Eiche, im Stamm etwa 45′ hoch „zum Gebrauch.“ Die ganze Höhe des Holzes mag 80—90′ betragen haben. Durch den Blitz wurde die Eiche aber so zerrissen, dass man sie nicht mehr erkennen konnte: ein Stumpf ungefähr 25—30′ hoch stand noch mit einem Ast. Der ganze Gipfel mit den zerspaltenen Stücken des obern Stammtheils lag zerstört um den Stumpf her. Der Stumpf selber hatte

seinen Mantel verloren und war auf vier Seiten von oben nach unten gespalten bis in den Boden. Die Eiche muss bei dem Akt selber förmlich aus einander geklafft haben und wieder zusammengeschnappt sein, denn ganz durch die Spälte herunter steckten Spähne und Holzsplitter, die, während der Blitz die Eiche zerriss, von den von oben abfallenden Theilen in die augenblicklich geöffnete Eiche fielen, von ihrem Zurückgehen aber ergriffen und so gefangen genommen wurden. Es war ungefähr anzusehen, als hätte man hölzerne Keile hineingeschlagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Splitter durch die Explosion auch aufwärts und so über dem hohen Buchenbestand in die Runde geschleudert worden, denn ich habe 73 Schritte weit, östlich vom Stumpf, ein Stück Holz gefunden, welches aus der Mitte des zerrissenen Stammes gekommen sein mag und 6′ lang war und ungefähr 25 Pfund gewogen haben mag. Dieses hätte durch das Dickicht nicht kommen können, da ihm das stärkste Dickicht den Weg verdämmt hätte, wohl aber oben hinaus durch das Zerknallen der Stammesstücke; 30, 40, 50 Schritte weit war der Boden mit leichteren und schwereren Stücken Holz wie besäet. Als die Eiche gefällt wurde, zerfiel sie während dem Fällen in zwei Stücke, und der Spalt geht noch jetzt tief in den Stock hinein.

Das Holzstück, welches ich Ihnen hier gesendet habe, ist ein Bruchstück von dem oberen Ende des Stumpfes."

Das übersendete Stück, etwa 3′ lang und 1′ dick, bildet einen Sector des Stammcylinders. Die Zersplitterung ist eine durchgängige, und zwar ebensowohl in der Richtung der Markstrahlen oder Radien des Cylinders, als auch in der der concentrischen Jahrringe; die so entstandenen Holzfaserbündel verschiedener Grösse und Figur werden nur durch Fasern, welche sich schief von dem einen in seinen Nachbar erstrecken, und dadurch zusammengehalten, dass die Zersplitterung, je mehr nach unten, desto weniger vollständig ist, so dass das eine Ende des Blocks noch ziemlich fest, jedoch gleichwohl in den beiden angegebenen Richtungen mit zahllosen Spalten durchzogen ist. Von einer Entzündung wurde durchaus nichts wahrgenommen.

Hienach scheint die mechanisch zerstörende Wirkung des Blitzstrahls in der Höhe des Stamms von 25′ bis 30′ über dem Grund das Maximum ihrer Gewalt durch Evaporation der Feuchtigkeit (wie denn der „Mantel“ wegen der zwischen Rinde und Holz in grösserem Maass befindlichen Feuchtigkeit ringsum abgelöst wurde) und Verdünnung der eingeschlossenen Luft mittelst der durch denselben entwickelten freien Wärme erreicht zu haben, so dass von dieser Stelle aus die Zersplitterung und Zerreissung des Stamms ausging, und im Moment der Zerreissung die zunächst liegenden Bruchstücke in die Klaffungen des untern, stehen gebliebenen Theils durch die Explosion hineingetrieben wurden, während die entfernteren, weiter oben liegenden nach seitwärts und aufwärts geschleudert wurden, die Krone aber wegen ihrer grössern Entfernung von der Stelle der Explosion nicht eigentlich zersplittert wurde und daher schon vermöge der grössern Masse ihrer Fragmente in der nächsten Umgebung vom Fuss niederfiel.

Die unendlich verschiedene Gradation in der Erzeugung freier Wärme, welche bei Vergleichung der Wirkungen der bisher bekannt gewordenen Blitzschläge und der sie begleitenden Umstände (deren Sammlung und Nebeneinanderstellung mit eine Aufgabe meiner Bemühungen in Sachen der Meteorologie seit nun 30 Jahren bildet,) sich aufdrängt und schon in der Volksterminologie seit Jahrhunderten in der Unterscheidung von „zündenden“ und „kalten Streichen“ classificirt ist, findet einen sehr nahe liegenden Erklärungsgrund in der Art und Weise, wie die Entwicklung freier Wärme durch das electrische Fluidum bewirkt wird.

In hohen Luftregionen wie im luftverdünnten Raum entstehen keine Blitze, Blitzstrahlen oder „Feuerbälle“ bei electrischen Entladungen. Die Nordlichter, die Entladungen in sehr hoch stehenden Gewittern ohne Donner, den Erscheinungen an der sogen. Blitztafel analog, die diffusen überschlagenden Feuergarben im Recipienten der Luftpumpe beweisen dies. Connex damit ist auch das seltene Vorkommen von Gewittern mit Blitz und Donner in hohen Gebirgsgegenden und, wenn sie erscheinen, die geringe Intensität der Detonationen, die ihren Erklärungs-

grund in der mit der Dichtigkeit der Körper proportionalen Intensität der Schallschwingungen findet. Das Geräusch, das von der Erdoberfläche ausgeht, wird in bedeutenden Höhen (wie z. B. von Luftschiffern) in einer dem Quadrat der geradlinigten Entfernung umgekehrt proportionalen Intensität vernommen, während Schalle, die in diesen Höhen selbst erzeugt werden, wie z. B. von abgefeuerten Pistolen, bekanntlich nur sehr schwach sind. Ferner beweisen obigen Satz e contrario die in tieferen und dichteren Luftschichten je nach dem Verhältniss der Dichtigkeit stärkeren Blitzstrahlen und deren starke Detonationen und die bei Wintergewittern, also in kalter, dichterer Luft, nicht selten vorkommende Erscheinung von Blitzschlägen in Form von „Feuerbällen" statt der langgezogenen zickzackförmigen Strahlen der der warmen Jahreszeit angehörigen gewöhnlichen Gewitter.

Alles dies zusammengehalten, bestärkt die Vermuthung, dass das überschlagende oder überströmende electrische Fluidum durch eine, der Geschwindigkeit seiner Bewegung oder vielmehr dem Widerstand, den diese in dem Stadium der Bewegung findet, proportionale, mechanische Einwirkung auf Letzteres die Freiwerdung von Wärme in derselben Art hervorrufe, wie feste Körper durch Stoss, flüssige Körper durch Bewegung, elastische Flüssigkeiten durch Compression, Wärme freigeben. Der Blitz wirkt beim Ueberschlagen durch die Luft nach Art des sogen. pneumatischen Feuerzeugs durch Compression, beim Durchströmen durch leitende Körper durch Vibration, auf Wärmeentwicklung oder Freiwerden von Wärme und, wenn die gute Leitung nicht stark und voluminös genug ist, um den relativ allzu starken Strom aufzunehmen, so wird die entwickelte Wärme, auf die dünne Drahtleitung z. B. concentrirt, diese zum Glühen und Schmelzen bringen.

Und so kommt es denn darauf an, in welchem Stadium der Compression die, vom überschlagenden Funken vor sich her getriebene, Luftparthie an der Stelle ist, wo der Funke von der Luft in einen andern Körper überschlägt, ob bei entzündlichen Körpern ein zündender oder ein „kalter Streich" sich manifestirt, d. h. ob die freigewordene Wärme intensiv genug ist, um die Oxydation des brennbaren und ebenso um das Schmelzen des

schmelzbaren Körpers zu veranlassen, oder ob diese Luftmasse noch unter dem hiezu erforderlichen Grade der Compression, d. h. der Wärmeentwicklung ist. So erklärt sich denn auch die Verschiedenheit der Wirkungen von Blitzschlägen auf Menschen, Thiere, vegetabilische Körper, die Erscheinung von Brandwunden bei dem einen und völlige Unversehrtheit der Körperoberfläche bei dem andern Individuum, das Verbrennen von Haaren, von Kleidungsstücken, das Schmelzen von Metallen durch Einen und denselben Blitzstrahl bei dem einen und die Abwesenheit aller dieser Wirkungen bei dem benachbarten Individuum, die (wiewohl wegen des Feuchtigkeitsgehalts der lebenden Pflanzen sehr seltene) Entzündung eines Baums und die häufigere, jedoch stets in der Richtung der Gefässbündel erfolgende Zersplitterung bei anderen, die Entstehung geschmolzener Blitzröhren, oder die blosse Entstehung von Erdlöchern durch ausgeworfenen, unverglasten Sand, die Verglasung von Felsen oder die Zertrümmerung derselben, je nachdem an der Stelle, wo der Blitz sein Ziel erreicht, die freigewordene Wärme den zur Schmelzung und Silicatbildung erforderlichen Grad erreicht hat oder nicht, wobei immerhin auch das Vorhandensein der zur Silicatbildung erforderlichen Elemente, sowie die Anwesenheit oder Abwesenheit von wässerigter Feuchtigkeit und deren momentane Evaporation ihre Rolle spielen muss. Selbst die Zickzackform der Blitze in den unteren dichten Luftschichten erklärt sich durch diese Compression, wie denn der Fälle manche bekannt sind, dass Blitze von einem Gegenstand, durch den sie eine gute Leitung in die feuchte Erdoberfläche finden konnten, in seiner nächsten Nähe abgesprungen sind, um auf einen viel entfernteren überzuspringen (z. B. von Auffangstangen völlig normaler Blitzableitungen auf niedrigere Gegenstände). Der Blitz wird von seiner geradlinigten Bahn abgelenkt, sobald die vor ihm her comprimirte Luft einen solchen Grad der Verdichtung erreicht hat, dass der electrische Funke oder Strom mechanisch gehindert ist, weiter in dieser Richtung vorzudringen, und das anhaltende oder kürzere Rollen des Donners, d. h. die Frequenz der auf einander folgenden Detonationen ist eine Function der Zahl solcher Ablenkungen, welche der Blitzstrahl auf seinem Wege erleidet.

In unserem in Rede stehenden Fall war also die vom Blitzstrahl erzeugte Wärme an der 25′ über der Erde befindlichen Stelle des Eichstamms durch Compression der äussern und innern Luft gross genug, um die wässerigte Feuchtigkeit im Moment in Dämpfe aufzulösen, welche die Explosion und die Zersplitterung und den Bruch an dieser Stelle bewirkten; während die Holzmasse unter- und oberhalb dieser Stelle nur in ihre Holzfasern und, je weiter entfernt von der Stelle der Explosion, in desto verminderterem Grade, zerschlitzt wurde, wie der Keil von der Stelle aus, wo er eingetrieben wird, das Holz der Länge nach spaltet und die Klaffung, je weiter entfernt vom Keil, desto geringer ausfällt bis zu einer Stelle, wo, je nach der Dicke des Keils, die Spaltung gänzlich aufhört.

III. Kleinere Mittheilungen.

Von Baron Richard König-Warthausen.

1. Merkwürdiger Blitzschlag im Jahre 1854.

Bei Gelegenheit des diesjährigen Schnepfenstriches, (März 1855), führte mich mein Revierjäger an zwei Eichbäume, die im vergangenen Sommer vom nehmlichen Blitz zugleich getroffen waren. An der einen Eiche war dieser in einer Höhe von etwa 40 Fuss, bedeutend unterhalb den Gipfeln in die Rinde gefahren und hatte sie in ganz gerader Linie aufgerissen. Dieser Riss ist höchstens einen Zoll breit, ausser in der Mitte, wo eine ganze Platte halb abgelöst hängt. In ihrem untern Verlauf spaltet sich die entstandene Furche gabelförmig und verschwindet in Mannshöhe über dem Boden gänzlich. Die zweite, schwächere und niedrigere Eiche, welche vier Schritte von jener entfernt steht, zeigt auf der entgegengesetzten Seite (die einander zugekehrten „innern" Seiten sind ganz unversehrt), ebenfalls eine Berstung der Rinde, die etwa zwanzig Fuss hoch beginnt, aber nicht gerade, sondern in zickzackartigen Absätzen verläuft, d. h. so, dass zwar ein kürzeres Stück ganz gerade aufgeschlitzt ist, dann aber eine unversehrte Stelle kommt und die ebenfalls gerade Fortsetzung erst weiter unten, aber jedesmal in gleichen Abständen mehrere Zolle weiter seitwärts folgt.

Da kurz ehe sich die Spalte des einen Baums theilt, ein kurzer, starker und knorriger Ast nahe an der Linie der Blitzstrasse hervorwächst, glaube ich die Erscheinung so erklären zu müssen, dass der sich eben dreifach zertheilende Strahl hier auf Widerstand gestossen und ein Nebenstrahl am Ast abgesprungen sei.

Nur so konnte er in halb-zirkelförmiger Bahn den Nachbar auf der entgegengesetzten Seite treffen. Da er dann also von der Seite her, schief einschlug, musste er sogar nothwendig eine der beschriebenen Figur ähnliche Wirkung haben. Dass beide Schäden vom gleichen Blitze herrühren, glaubt mein Jäger ganz bestimmt versichern zu können, da er kurz nach dem Schlag an Ort und Stelle war. Beide Risse sehen noch jetzt ziemlich frisch und aus der nehmlichen Zeit herrührend aus. Der im letzten Drittel des April in den Wäldern um Warthausen theilweise noch fusshohe Schnee zeigte, indem er hier ganz mit Moos überdeckt war, dass die Spechte diess gut benützt und tüchtig hinter der gelockerten Rinde gearbeitet hatten. Den 14. März 1855.

2. Ankunft verschiedener Zugvögel und Reife einiger Gewächse bei Warthausen im Jahre 1855.

März.

am 11ten: *Vanellus cristatus.*
„ 15ten: *Sylvia fithys.*
„ 17ten: *Falco milvus.*
„ 18ten: *Sylvia rufa.*
„ 19ten: *Sylvia rubecula.*
„ 19ten: *Circonia alba*, (in Tübingen schon am 8ten).
„ 20ten: *Scolopax rusticola*, (bei Stuttgart am 17ten).
„ 20ten: *Podiceps minor.*
„ 20ten: *Motacilla alba.*
„ 21ten: *Accentor modularis.*
„ 22ten: *Columba palumbus.*

April.

am 15ten: *Larus ridibundus.*
„ 19ten: *Hirundo rustica.*
„ 20ten: *Cuculus canorus*, (auf der Schlotwiese schon am 17ten).
„ 22ten: *Hirundo urbica.*

Mai.

am 19ten: *Lanius collurio.*
„ 21ten: *Cypselus apus.*
„ 22ten: *Oriolus galbula.*

Erste Kirschen, d. 19ten Juni.
Erste Gartenerdbeeren d. 18ten Juni.
Erste Walderdbeeren, d. 30ten Juni.
Erste Weichselkirschen, d. 10ten Juli.
Beginn der Heuerndte, d. 28ten Juni.
Beginn der Repserndte, d. 3ten Juli.

Aufgezeichnet im Juni 1855.

Belodon Plieningeri. H. v. Meyer.

Ein Saurier der Keuperformation.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

(Mit Abbildungen auf den beiliegenden Tafeln VIII—XIII).

I. Geschichtliches.

Unter der Benennung *Belodon*, Pfeilzahner, hat der sehr verehrte Freund des Verf., Hermann v. Meyer zu Frankfurt a. M., ein, den Gruppen der obern weissen Keupersandsteine, woher die von ihm untersuchten Reste stammen, angehöriges Sauriergenus aufgestellt, dessen Charactere folgende, aus den untersuchten Zahn- und Maxillenresten entnommene sind.*

Der Zahn zweikantig, von beiden Flachseiten her mehr oder weniger zusammengedrückt, so dass zwischen einer und der andern Kante eine mehr oder weniger starke Wölbung der beiden Flachseiten im Querdurchschnitte des Zahns besteht, die nach der Spitze des Zahnes hin abnimmt; die Kanten mehr oder weniger scharf oder schneidend, oft auch angeschärft und feinzahnig

* Beschrieben und abgebildet in den „Beiträgen zur Paläontologie Wurttembergs von Hermann v. Meyer und Prof. Dr. Theodor Plieninger." Stuttgart, Schweizerbart 1844. S. 41—45. 91. fg. Taf. XII. Fig. 18. 19. 20. 21. 22. Seitdem hat über das Genus *Belodon* und dessen Species *B. Plieningeri* Hermann v. Meyer in seinem Prachtwerke „Zur Fauna der Vorwelt, die Saurier des Muschelkalks mit Rücksicht auf die Saurier aus dem bunten Sandstein und Keuper" S. 147—49 Alles das zusammengestellt, was ihm aus den schriftlichen Mittheilungen des Verfassers und andern bisher veröffentlichten Notizen über diesen Gegenstand bekannt geworden ist.

gekerbt; die Krone nach einer der beiden Flachseiten (der inneren gegen die Mundhöhle gekehrten) mehr oder weniger leicht eingebogen; der, durch die beiden Kanten gebildete Umriss der Zahnkrone, (diese von einer der beiden Flachseiten her betrachtet,) theils symmetrisch-gleich und eine Lanzettform darstellend, theils nach einer der beiden Kanten hin leicht gekrümmt und einer leichten Sichelform sich nähernd; die Spitze des Zahns (dieser immer noch von einer der beiden Flachseiten her betrachtet,) theils durch gleichförmigen Verlauf der beiden Kantencurven spitzig zugehend, theils leicht abgerundet, sei es, dass der Verlauf der Kanten in die Spitze des Zahns durch Abnützung verwischt erscheint, oder, wenn derselbe noch deutlich vorhanden, die beiden Kanten, in rascherer Krümmung gegen die Zahnspitze verlaufend, einer abgestumpften (parabolischen) Spitze die Entstehung geben; der Schmelzüberzug der Krone sehr dünn, gegen die Zahnspitze an Stärke zunehmend, die Oberfläche der Dentine und des Schmelzes glatt, eine zuweilen ersichtliche Streifung von der Spitze gegen die Basis hin durch leichte, unter der Loupe als solche hervortretende, Runzeln gebildet.

Das Innere des Zahns (vid. Beitr. z. Pal. W. Taf. XII. Fig. 21. 22) zeigt eine conische, mehr oder weniger weit (bis zu $\frac{1}{3}$ der Zahnhöhe) gegen die Spitze des Zahns aufsteigende Markhöhle (s. Taf. VIII. f. 21. a.); daher die Dicke der die Markhöhle umschliessenden Zahnmasse gegen die Basis mehr oder weniger rasch abnimmt. Die Dentine ist in concentrischen Schichten angelagert, welche, entsprechend dem eben erwähnten Zahnbau, nach der Spitze stärker werden, gegen die Basis an Stärke abnehmen, und zeigt entfernt keine Spur der den *Labyrinthodonten* eigenthümlichen Textur. Durch die vermehrten, nach der Spitze zu stärkeren Ansätze der Dentinschichten von innen her scheint bei den älteren, ausgebildeten, ins Besondere den flachen, verhältnissmässig breiteren und niedrigeren Zähnen die Markhöhle niedriger zu werden und mehr und mehr der Form eines zusammengedrückten Kugel- oder Ellipsoid-Segments sich zu nähern (s. Taf. VIII. f. 22. a.).

Die gegen die Spitze der Zahnkrone abnehmende Wölbung der beiden Flachseiten des Zahns nimmt somit gegen die Basis zu,

und zwar in der Art, dass der weitere Verlauf der Krone in die Zahnwurzel, mit gänzlicher Verwischung der beiden Kanten, mehr oder weniger rasch in die Cylinderform übergeht und die Zahnwurzel selbst völlig cylindrisch bis ovalcylindrisch wird.

Die Zahnwurzel steckt in einer deutlichen, verhältnissmässig tiefen Alveole, in welcher dieselbe, und zwar in der obern Maxille, (cf. Beitr. z. Pal. W. Th. XII., Fig. 21) zwischen einem weit höheren äusseren (lit. f.) und einem niedrigeren inneren (lit. d.) Maxillenrande, welche eine ziemlich tiefe Rinne zwischen sich lassen, nur sehr lose festgehalten, eingebettet liegt. In der untern Maxille stehen die Alveolen in einer schiefen Rinne des Zahnbeins. Die Zahnwurzel hat bei ausgewachsenen Zähnen etwa $\frac{1}{3}$ der ganzen Zahnhöhe oder die halbe Höhe der Zahnkrone, a. a. O. Fig. 21) und scheint (wenigstens bei ausgewachsenen Zähnen) unten geschlossen zu sein. Die Alveole ist durch eine dünne Knochenlamelle (a. a. O. Fig. 22. c g d) gebildet, die sie von der Markhöhle der Maxille abtrennt und bildet somit eine Art von mehr oder weniger cylindrischem Sack, welcher in die Markhöhle der Maxille eingesenkt ist und, mit der Ausfüllung ihres leeren, d. h. von ausgegangenen Zähnen herrührenden, Raumes durch die Gebirgsart jene abgerundet-prismatischen und rein-cylindrischen, dünneren oder dickeren Steinkernreihen darstellt, welche Herrn Ober-Med.Rath Dr. G. v. Jäger vor 30 Jahren * veranlassten, indem er sie für „versteinerte" wirkliche Zähne ansah, das Sauriergenus *Phytosaurus* mit den beiden Species „*cylindricodon*" und „*cubicodon*" ** aufzustellen, deren Identität mit den Alveolenausfüllungen in den Maxillen des *Belodon*, unter Darlegung der Unhaltbarkeit der Verwechslung jener Steinkerne mit wirklichen Zähnen und demnach der darauf gegründeten Auf-

* Ueber fossile Reptilien, welche in Württemberg aufgefunden worden sind. Von Med. Dr G. F. Jäger. Stuttgart 1828. S. 22. folg.

** „Cubisch" könnte die dickere Form denn doch wohl einem mathematisch geübten Auge nur mit Zuhülfenahme einer sehr regen Phantasie erscheinen; es soll daher diese Benennung wohl nur die Abweichung der massigeren Steinkerne von der so genau ausgeprägten Cylinderform der übrigen in prägnanter Weise ausdrücken.

In ersterer Beziehung besitzen wir eine ansehnliche Zahl trefflicher und sehr schätzbarer Ausarbeitungen von sachkundigen Verfassern; zugleich aber allerdings auch nicht wenige Schriften, die von Halbkundigen oder ganz schlecht Unterrichteten mit einer staunenswerthen Leichtfertigkeit in die Welt gesandt worden sind. Wie weit dieses eben genannte Uebel zuweilen geht, davon sey nur Ein charakteristisches Beispiel angeführt, welches wir in einer ganz neuerlich erschienenen Brochüre gefunden haben. Dem Titel nach handelt dieselbe von der Bereitung des Zinks; der Inhalt gibt aber auch nicht ein einziges Wort hierüber, sondern lehrt mit einer ziemlich scheinbaren Ausführlichkeit die Darstellung einer Mischung aus Blei und Spießglanz, welche von dem Verfasser höchst treuherzig als Zink bezeichnet wird. Sollte man es nun wohl für möglich halten, in der ganzen technischen Welt ein Individuum zu finden, dem es nicht bekannt wäre, daß Zink ein eigenthümliches einfaches Metall, und keine Metallmischung ist?

Wenn wir uns einer speciellen Nachweisung und Kritik derjenigen Schriften enthalten, welche über einzelne Gewerbszweige handeln, so gehorchen wir einerseits nur der Nothwendigkeit, welche Kürze gebietet; anderseits liegt es weder in unserer Absicht, noch in dem Charakter der gegenwärtigen Zeitschrift, den Standpunkt, von wo aus ein allgemeiner Ueberblick möglich ist, zu verlassen. Eine namentliche Würdigung der hierher gehörigen Schriften würde nämlich nicht nur sehr viel Raum in Anspruch nehmen, sondern eben durch die nöthige Ausführlichkeit unsern Gesichtspunkt wesentlich verrücken. Doch dürfen wir ein durch grosten Umfang, und also wenigstens quantitative Bedeutsamkeit, hervorragendes Sammelwerk nicht übergehen, nämlich den „neuen Schauplatz der Künste und Handwerke (Ilmenau, Weimar).“ Unter den vielen hier vereinigten Monographien von Gewerben sind mehrere Originalarbeiten, welche bedeutendes Lob verdienen; ein nicht geringer Theil besteht aber in Uebersetzungen oder Bearbeitungen ohne grosten Werth, und Einiges ist durchaus verfehlt.

Von den gegenwärtig bestehenden technischen Zeitschriften gedenken wir der vorzüglichsten in kurzer, allgemeiner Andeutung. Hier gebührt wieder der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das Verdienst, in Deutschland eine periodische Schrift gegründet zu haben, wie sie in so umfassendem Plane kein anderes Land

stellung jenes Genus mit seinen zwei Species und ihrer Benennung, a. a. O. nachgewiesen ist.*

Die zur Zeit der Abfassung der „Beiträge zur Paläontologie Württembergs" vorgelegenen, a. a. O. abgebildeten und beschriebenen Zahn- und Maxillenreste aus der obern weissen Keupersandsteingruppe von Leonberg und Löwenstein, welche nun eben H. v. Meyer zu Aufstellung des Genus *Belodon* und der Species desselben *B. Plieningeri* veranlassten, sowie die an den beiden Fundorten weiter aufgefundenen, damals eine genauere Diagnose nicht zulassenden Knochenreste**, wurden seitdem durch Auffindung einer grossen Zahl weiterer Belegstücke aus derselben Formation aus verschiedenen Gegenden des Landes in grosser Mannigfaltigkeit, bis zu mehreren, mehr oder weniger vollständig zusammenlagernden Skeletten, vermehrt, deren Beschreibung nun der Gegenstand der nachfolgenden Darstellung ist.

Ueber die im Mai des Jahres 1847 gelungene erste Auffindung eines, in hohem Grade nach Zahl und Art der Knochentheile vollständigen, Skeletts eines kolossalen Sauriers in der mächtigen Schichte des rothen Keupermergels, welche den oberen weissen Keupersandstein (Stubensandstein oder grobkörnigen Keupersandstein) in der Umgegend von Stuttgart noch überlagert und hier das Ausgehende der Formation gegen die Juraformation bildet, wurde schon früher im Jahre 1850 eine vorläufige Anzeige in diesen Heften*** gegeben und schon damals seine Deutung auf *Belodon* als wahrscheinlich bezeichnet. Nach einer, dem Verfasser von dem Entdecker des Skeletts, Hrn. Handlungsvorstand Albert Reiniger zu Stuttgart mitgetheilten schriftlichen Notiz kam bei seiner Ausgrabung „kein Convolut zusammengeschwemmter Knochen," sondern ein „vollständiges Gerippe" zu Tage, dessen vordere Parthie jedoch fehlte.

* Beitr. zur Pal. Württ. S. 44, 81 fg.

** A. a. O. S. 44, 45. H. v. Meyer nahm damals selbst noch Anstand, das a. a. O. Taf. XI. Fig. 12. abgebildete Maxillenstück auf *Belodon* zurückzuführen. Nach Auffindung eines scharfen zweikantigen Zahnes in diesem Maxillenfragment unterliegt diese Zurückführung jetzt keinem Anstande mehr.

*** Jahreshefte 5ter Jahrg. S. 171.

Dasselbe enthielt nach dieser Notiz 60 mehr oder minder vollständige Wirbelkörper in ununterbrochener Aufeinanderfolge, die Beckenknochen, das hintere Fusspaar bis auf die Phalangen hinaus, mit „10 theilweise ganzen Zehen oder Krallen," die Armknochen, eine grosse Zahl von Rippenfragmenten, das Brustbein und 13 vereinzelte Zahnkronen, „worunter eine grössere ziemlich vollständig, eine gespaltene, vier deren Spitzen überliefert sind, zwei deren Basis gut erhalten, und fünf fragmentarische;„ ferner „sechs vollkommen deutliche mehr oder weniger ganze Zehen" und „sieben weniger deutliche Fragmente," endlich „17 Stück diverse Phalangen."

Die colossalen Dimensionen dieser Knochenreste, welche nach und nach bei dem Restituiren aus einer Masse von Knochenfragmenten zum Vorschein kamen, waren geeignet, das grösste Aufsehen zu erregen; man dachte anfänglich, im Angedenken an die vorangegangenen Ausgrabungen colossaler vorweltlicher Pachydermen, Mammuth und Rhinoceros (wiewohl in ganz anderer Formation) auf Cannstatter und Stuttgarter Grund und Boden, an Säugethierreste, wie denn der Entdecker selbst anfänglich diese Ansicht gegen den Verfasser aussprach. Als nun aber bei näherer Untersuchung diese Ansicht als unhaltbar erscheinen musste, wurde von Anderen auf *Megalosaurus* und *Iguanodon* gerathen, mit Uebersehung der Verschiedenheit des geognostischen Vorkommens, bis endlich, mit Zunahme der Restaurirungsarbeit, der Anhaltspunkte mehr und mehr auftauchten, welche gegen alle diese Ansichten entschieden und den Fund als einen neuen Saurier erscheinen liessen. Entsprechend der Freundlichkeit des Besitzers, welcher dem Verfasser dieser Abhandlung bald nach Entdeckung des Fossils von seinem Funde Nachricht gegeben und seine Mitwirkung erbeten hatte, sagte dieser demselben eine wissenschaftliche Bearbeitung des Fundes zu, „sobald eine wissenschaftliche Diagnose durch weitere, zu einer Vergleichung mit Bekanntem hinreichende Thatsachen, ins Besondere durch Auffindung des Kopfes, möglich werden würde".

Die Ausführung dieser Zusage musste jedoch bisher hauptsächlich aus dem Grunde vertagt werden, weil zu einer siche-

ren wissenschaftlichen Diagnose fossiler Vertebraten und insbesondere dieses, sowohl nach seinem Vorkommen in dieser Gebirgsart — (die Mergelschichten der oberen Keupersandsteingruppen, sowie die weissen Sandsteinschichten selbst wurden lange Zeit und beinahe bis zur Auffindung dieser Skelette im Jahre 1847 für gänzlich leer an organischen Resten gehalten) — als auch nach seinen colossalen Dimensionen und seinen osteologischen Eigenthümlichkeiten, als neu erscheinenden, Sauriers denn doch nothwendig der Schädel erfordert wird, dieser aber bei dem Funde leider fehlte. Die Hoffnung, den zu diesem Skelett gehörigen Schädel noch zu bekommen, ging auch bis daher nicht in Erfüllung, vielmehr ist es auf Grund fortgesetzter Nachforschungen und Nachgrabungen zu einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit geworden, dass dieser Schädel überhaupt nicht mehr existire.

Es ist nämlich, nach der an Ort und Stelle nachgewiesenen Lage des Fossils an dem Fundort zu schliessen, — indem einzelne, in der Mergelgrube herumliegende Knochenfragmente auf eine senkrechte Grubenwand, von der dieselben herrühren mussten und auf die, in dieser Wand zu Tage stehenden gleichartigen Knochenbruchflächen, somit auf die Entdeckung des ganzen nachmals ausgebeuteten Fossils geleitet hatten, — als sicher anzunehmen, dass schon bei dieser Entdeckung der Schädel, wenn er anders ursprünglich bei dem Skelett vorhanden war, als der über die Grubenwand hervorragendste Theil schon längst mit der Mergelmasse, in die er gebettet sein mochte, zur Bodenbesserung in die angrenzenden Weinberge geschafft worden und dort verwittert sei, deren Besitzer eben zur Gewinnung des Keupermergels für ihre Güter jene Grube geöffnet hatten. Denn nach mündlichen Angaben des Entdeckers über die Lage des Fossils ist es wahrscheinlich, dass dasselbe in schiefer Richtung gegen die Wandfläche bergeinwärts in der Art gelagert war, dass die hintern Extremitäten, Füsse und Schwanz, am tiefsten im Gestein staeken, die vordern Theile des Skeletts dagegen und namentlich also der Schädel ihre Lage vor der zur Zeit der Entdeckung des Skeletts vorhandenen Grubenwand gehabt haben mussten.

Diese Wahrnehmung nun, in Verbindung mit dem Umstande, dass der Entdecker, welcher einige Zeit, nachdem er an der Zusammensetzung der gewonnenen Knochenfragmente gearbeitet, dem Verfasser von seinem Funde Nachricht und von seinen Herstellungsarbeiten Kenntniss gegeben hatte, auf grosse Schwierigkeiten hiebei gestossen war, — indem sich sehr viele Lücken in den von ihm wieder zusammengesetzten Theilen zeigten, für welche unter der Menge der bereits gewonnenen Knochenfragmente die Ergänzungen nicht zu finden waren — drängte die Vermuthung auf, dass sowohl diese Ergänzungsstücke, als auch vielleicht die Reste des Schädels, da sie weder in der Grube unter den noch vorhandenen Mergelschuttmassen, welche vom Verfasser in Gemeinschaft mit dem Entdecker genau und wiederholt durchsucht worden waren, noch auch beim weiteren Schürfen in dem anstehenden Gestein, welches Letzterer unternommen hatte, aufzufinden waren, schon früher mit dem ausgebeuteten Mergel in die benachbarten Weinberge gewandert sein mussten.

Nach mehreren vergeblichen Nachforschungen gelang es nun dem Verfasser, in einem der benachbarten Weinberge eine sehr grosse Menge solcher Fragmente zu retten, welche die Weingärtner bereits mit ihrer Ausbeute an Mergel dorthin aufgeschüttet hatten, und sie dem Entdecker zuzuwenden. Sie setzten diesen in den Stand, nun den grössten Theil des Skeletts wenigstens in einer Weise zusammenzusetzen, dass die osteologischen Hauptcharaktere an demselben deutlich wurden, wenn auch beinahe alle Wirbel-Apophysen mangeln, viele Knochentheile überhaupt mehr oder weniger verstümmelt sind, und in den zusammengesetzten Skelettheilen noch manche Lücken sich finden. Eine besondere Schwierigkeit beim Herausarbeiten der Knochentheile aus dem Gestein und bei Restituirung derselben aus den Fragmenten lag, — nebendem, dass manche grössere und kleinere Splitter gleich anfangs unbeachtet liegen geblieben sein mögen — auch in dem Umstand, dass das Fossil grösstentheils in einer der härteren, die rothe Mergelbank in verschiedenen Niveaux durchsetzenden, Steinmergelschichten gebettet lag, so dass die die Knochentheile umschliessende Gebirgsart durch ihre Härte und Sprödigkeit es ganz unmöglich machte, sie ohne Gefährdung

der Knochen zu entfernen. Aus diesem Grunde konnte auch die ganze aneinander liegende Reihe von zusammen 60 Wirbeln, theils wegen ihrer vielen Verstümmelungen und ihrer Lückenhaftigkeit, theils wegen der nicht zu entfernenden, ihnen anhängenden Gebirgsart, in unsern Tafeln nicht abgebildet werden.

Die hauptsächlichsten und am vollständigsten überlieferten Theile des Sauriers sind jedoch in unsern Tafeln abgebildet worden. Die hiezu gehörigen Abbildungen sind:

Tafel VIII. Fig. 7—15., die kenntlichsten Zähne in nat. Gr.;

Tafel IX. die am deutlichsten überlieferten Fussknochen in natürlicher Grösse;

Tafel X, Fig. 1., der linke Oberarm mit anhängenden Fragmenten des Ellbogenbeins und der Speiche und einem sehr verstümmelten Knochenfragmente an dem Schultergelenkkopf, das wohl auf das Schulterblatt zu deuten ist, in $\frac{1}{4}$ nat. Gr.;

Fig. 5., das linke Schienbein mit anhängendem Fragment des Wadenbeins und

Fig. 6., das rechte Schienbein, beide in $\frac{1}{4}$ nat. Gr.;

Tafel XI, Fig. 1., ein flacher, grosser, in $\frac{1}{4}$ natürlicher Grösse abgebildeter Knochen, mit bogenförmig gekrümmten, in einen Gelenkkopf endigenden Fortsätzen; in der Mitte zwischen den beiden bogenförmigen Fortsätzen scheint der flache Knochen gespalten zu sein, entweder ursprünglich, oder, was vielleicht wahrscheinlicher, durch den Druck der Gebirgsart, wodurch diese Parthie, — welche durch die Aufbiegung des Randes auf eine beträchtliche Wölbung dieser Knochenplatte hinweist — flach gedrückt und dabei gespalten wurde; es scheint dieser Knochen ein Brustbein zu sein;

Fig. 2., der rechte Oberarmknochen, mit einem der Schultergelenkfläche anhängenden Knochenfragment des Schulterblatts und einem in dem Ellenbogengelenk angeklebten Fragment eines Gelenkkopfes, vielleicht vom Ellbogenbein, in $\frac{1}{4}$ nat. Gr.;

Fig. 3., der linke Oberschenkel in $\frac{1}{4}$ nat. Gr., (der rechte ist im Zustande der Verstümmelung vorhanden und daher nicht abgebildet);

Fig. 4., ein massiger Knochen in $\frac{1}{4}$ nat. Gr., dessen Deutung noch zweifelhaft erscheint; (vergl. das später über die Extremitäten Gesagte);

Tafel XIII, Fig. 3. 4., das ziemlich vollständig überlieferte Kreuzbein mit den Darmbeinen in $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

Einige Zeit später wurde der Verfasser, bei weiteren Nachforschungen nach ergänzenden Bruchstücken des Saurierskelettes an Ort und Stelle, auf Knochenfragmente geleitet, welche oberhalb des Fundorts des letzteren in einer, von einer intermittirenden Quelle gebildeten und durch Regengüsse bis auf eine der, die rothe Mergelbank durchsetzenden, festeren Steinmergelschichten ausgetieften, Wasserrinne zerstreut lagen. Diese Fragmente, welche durch ihre übereinstimmende äussere Bildung und innere Textur verriethen, dass sie zu Einem flachen, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Knochen gehört haben mochten — (wie dies denn später durch Zusammensetzung derselben bestätigt wurde) — konnten, nach ihrer Lage in besagter Wasserrinne oberhalb des Lagers des Saurierskeletts, nicht wohl Theile eines, zu diesem Exemplar gehörigen Knochen sein, welche durch Wasserströmungen von demselben weggeführt worden wären, da die Wasserrinne gegen den Fundort des Sauriers einfällt; auch konnten sie, ihrer Grösse von ein bis etlichen Kubikzoll und ihrer Entfernung von diesem Fundort nach zu urtheilen, nicht wohl bei der Aushebung des Sauriers zerstreut worden sein, vielmehr mussten sie einem anderen, oberhalb des Letzteren gebetteten, fossilen Reste eines Vertebraten angehören. Indem der Verfasser die Wasserrinne aufwärts verfolgte, fanden sich immer mehr dieser Knochenfragmente bis zu einer Stelle, oberhalb welcher durchaus keine mehr zu finden waren. Diese Stelle musste daher das Niveau der Lagerstätte bezeichnen, aus welcher die besagten Knochenfragmente herrührten. Bald zeigte sich, etliche Fuss seitwärts von dem Rinnsal der Wasserrinne, auf der flachen Böschung derselben eine kleine hügelige Hervorragung aus der schiefen Fläche und, nach Wegräumung der, etliche Zoll tiefen, zu Tage liegenden, aus fein zerbröckeltem Mergel bestehenden obersten Bedeckung, kam die Bruchfläche eines massigen Knochen zu Tage. Mit Hülfe einiger gedungener Arbeiter wurde vorsichtig nachgegraben, und es erschien zuerst:

das ganze Becken, jedoch die Hüftknochen (Tafel XIII,

Fig. 5. 6., Tafel X. Fig. 5.) vom Kreuzbein (Tafel XIII. Fig. 1. 2.) getrennt;

acht, sich an das, aus drei (darunter zwei verwachsenen) Wirbeln bestehende, Kreuzbein (Taf. XIII. Fig. 2. 3.) genau und in ununterbrochener, geradliniger Aufeinanderfolge anschliessende, vollständige Wirbel (Taf. XII. Fig. 14.) mit allen Apophysen;

ein vollständiger Oberarmknochen (Tafel X. Fig. 2) und wahrscheinlich ein pathologisch degenerirter zweiter (Fig. 3) mit verletztem Schultergelenkkopf;

beide mit den Spitzen übereinander geschobene Schulterblätter (Tafel X. Fig. 7.);

ein Oberschenkelknochen, nicht vollständig überliefert und daher nicht abgebildet;

eine ziemliche Anzahl Rippen, wovon mehrere in seltener Vollständigkeit (Taf. XII. Fig. 1—13);

ein Sitzbein (Tafel XI. Fig. 5.);

einige Fussknochen und noch mehrere fragmentarische Knochentheile;

alles diess ohne bestimmte Ordnung beisammen lagernd, mit Ausnahme der in natürlicher Lage an die Kreuzwirbel sich anschliessenden Lenden- und Rückenwirbel.

In der gleichen Richtung wie diese, nur getrennt durch einen etwa 4 Fuss breiten, petrefakten-leeren Zwischenraum, folgte in gleichem Niveau eine zweite Reihe von 7, zu 2 und 5 an einander geschlossenen weiteren Wirbeln, wovon 6 vollständig überlieferte Tafel XII. Fig. 15. 16. abgebildet sind; — (einer ist hälftig verwittert und daher nicht abgebildet); nebst einigen zu beiden Seiten gelagerten Rippen.

Da das erste Exemplar alle diese Skelettheile gleichfalls hat, so war der hier aufgedeckte Fund ein zweites Exemplar eines fossilen Sauriers und zwar eines völlig gleichartigen und gleichgrossen, wie sich später durch genaue Vergleichung evident ergab. Die Lagerungsstätte ist in horizontaler Entfernung etwa 100—120 Fuss von der des ersten Exemplars entfernt, liegt etwa in 10 Fuss grösserer senkrechter Höhe, die

Richtungslinie der Wirbelsäule des zweiten ist in stumpfem Winkel, beinahe rechtwinklicht, auf die des ersten Exemplars gerichtet.

Bis jetzt konnte durch wiederholte, in der Richtung des aufgefundenen Theils der Wirbelsäule und auch nach beiden Seiten hin fortgesetzte Nachgrabungen nichts weiter gefunden werden und die Hoffnung, von diesem zweiten Exemplare den Schädel zu finden, ging gleichfalls nicht in Erfüllung. Der Umstand, dass die Ueberreste dieses zweiten Exemplars in zwei Partheien getrennt und, mit Ausnahme der beiden zusammenhängenden Wirbelreihen, alles Uebrige ungeordnet durch einander liegend gefunden wurde, lässt schliessen, dass dasselbe zu der Zeit, als das Cadaver in den Mergelschlamm gebettet wurde, schon in einem solchen Zustande der Zersetzung seiner weichen Theile sich befand, dass Muskulatur und Bänder kaum noch entlang der Wirbelsäule zähe genug waren, um die Wirbel, wenn gleich getrennt in zwei Reihen, in ihrer natürlichen Lage zu erhalten; während das erste Exemplar die Wirbelsäule mit zusammen 60 Wirbeln bis beinahe zur Schwanzspitze in ungetrennter Aufeinanderfolge zeigt und die Hüftknochen sich an das Kreuzbein genau anschliessen, auch die hinteren Extremitäten bis zu den letzten Phalangen vollständig überliefert, in nächster Nähe von den Hüftknochen, nur verschoben, beisammen lagen, demnach bei diesem Exemplar der Grad der Zersetzung ein weit geringerer beim Einbetten in den Schlamm gewesen sein musste. Auch deutet der Umstand, dass das zweite Exemplar in einer weichen Mergelschichte lagerte, welche über der harten Steinmergelschichte des ersten Exemplares liegt, darauf hin, dass das Cadaver des zweiten, wie es später in den Thonschlamm der Mergelbank gebettet wurde, auch länger der zersetzenden Einwirkung der Athmosphärilien ausgesetzt gewesen sein mochte.

Da auch die vordern Extremitäten wenigstens mit *Humerus*, *Radius* und *Ulna*, nebst den Ansätzen der beiden Schulterblätter und das *Sternum* mit seinen *Apophysen* bei dem ersten Exemplar überliefert sind, so lässt sich mit Recht schliessen, dass die Wirbelsäule in hohem Grade der Vollständigkeit, vielleicht noch mit einer Anzahl von Halswirbeln, jedenfalls aber die Rücken-

oder Brust-, die Lendenwirbel und beinahe die gesammten Schwanzwirbel vorhanden seien; während bei dem zweiten Exemplar von den Kreuzwirbeln an abwärts nichts weiter, noch auch von den Fussknochen Etwas vollständiges zu finden war.

Es ist jedoch das bis jetzt vom zweiten Exemplar Aufgefundene wichtig genug, um die Defekte des an Zahl der Skelettheile, wenn gleich nicht an Integrität derselben, weit vollständigeren ersten Exemplars wenigstens theilweise zu ergänzen, denn, mit Ausnahme etlicher Rippen, eines Hüftknochen und eines der vorhandenen Wirbel, konnten alle an dieser zweiten Lagerstätte gefundenen Skelettheile in einem seltenen Grade von Vollständigkeit restituirt werden. Hiezu trug bei, dass die Gebirgsart, in welcher dieses zweite Exemplar gebettet lag, grösstentheils ein weicher, lockerer, schon bei Aushebung der Knochenreste sich von selbst ablösender, rothbrauner Mergel ist und jene feste Knauernmasse nur theilweise den Knochen anhing; ferner, dass bei der Ausgrabung darauf Bedacht genommen wurde, die zu einem und demselben Knochen gehörigen Fragmente mit grösster Sorgfalt zu sammeln, sie auf Packpapierbogen zusammen zu legen und so der Einwirkung der Sonne auszusetzen, worauf sie in wenigen Stunden die seifenartig-weiche Consistenz, mit welcher sie aus der Grube kamen, verloren und ziemlich fest wurden, so dass sie, sorgfältig zusammengepackt, mit Sicherheit nach Hause transportirt werden konnten. — Die anfängliche ungemeine Brüchigkeit derselben bewirkte, dass kein einziger Knochen ganz, sondern nur in Bruchstücken von mehreren Kubikzollen bis zu etlichen Kubiklinien ausgehoben werden konnte. Allein die Vorsicht, die Bruchstücke eines und desselben Knochen abgesondert zu verpacken, und die Bemühung, aus der übrig bleibenden, auf der Oberfläche des umgebenden Terrains sorgfältig ausgebreiteten, Schuttmasse des ausgegrabenen Mergels nach jedem Regenguss die, unvermeidlich in derselben zurückgebliebenen, an der Luft mittlerweile sehr fest gewordenen — (während der Mergel zerfiel) — Fragmente bis zu den kleinsten Splittern bei zahlreich wiederholten Besuchen an der Fundstelle zu sammeln, machte es möglich, die Schwierigkeiten und Mühen der Restituirung leichter und sicherer zu überwinden,

als dies ohne die genannte Vorsichtsmassregel möglich gewesen wäre.

Dass diese an und für sich in der Natur der Sache liegende Vorsicht sich von selbst aufdringt, braucht kaum bemerkt zu werden; es wird jedoch dieselbe desswegen nicht unerwähnt gelassen, weil sie manchen und besonders angehenden Sammlern allzuleicht entgeht und von denselben kein Werth darauf gelegt wird, auch die kleineren und selbst kleinsten Bruchstücke aufzunehmen, oder die Petrefakte liefernden Arbeiter zu deren Aufnahme anzuhalten, wodurch schon manches wichtige Stück für die Wissenschaft verloren ging. *

---

* In Beziehung auf die Technik des Restituirens organischer Reste aus ihren Fragmenten ist noch zu bemerken, dass bei Knochenresten vorzugsweise, dann aber auch bei andern Petrefakten, stets eine kalte Lösung von arabischem Gummi von leichtflüssiger Syrupdicke als das vortheilhafteste, am leichtesten zu handhabende Bindemittel dient, das bei Knochenresten die trockenen Bruchflächen beinahe unter den Händen befestigt und, wenn die Bruchflächen zuvor mit reinem Wasser befeuchtet worden, die Adhäsion sehr dauerhaft macht; während thierischer Leim, neben der Unbequemlichkeit, seine Lösung stets erwärmt zu halten, bei dem Auftragen auf die Bruchflächen stets erkaltet und gerinnt und nur oberflächlich in die Knochenmasse von der Bruchfläche her eindringt. Die Auffindung der zusammengehörigen Bruchflächen aus einer grössern Menge von Fragmenten wird sehr erleichtert, wenn ausser der Configuration derselben, welche nicht immer ausreicht, auch auf Färbung, Zeichnung und, in Beziehung auf letztere, selbst auf die kleinsten Merkmale Rücksicht genommen wird. Zu Erhöhung der Festigkeit der oft sehr weichen Knochen dient, nachdem sie wieder hergestellt und das zusammenleimende Gummi (nach 24 Stunden in trockener Luft) getrocknet ist, das Eintauchen des Ganzen in eine dünne Lösung von Gummi, so dünn, dass dieselbe leicht abtropft, oder ein sattes Ueberstreichen desselben mit der Lösung. Diese Substanz dringt sehr leicht in die Knochentextur ein und ersetzt den mangelnden thierischen Leim bei fossilen Knochen in hinreichendem Grade. Auch ist das Gummi ein hinlänglich dauerndes Bindemittel, wenn die Fossilien nicht anders in einem feuchten Raume aufbewahrt werden, in dessen feuchter Luft die die Bruchfläche verbindende Gummischichte allerdings erweicht wird, was jedoch auch bei dem thierischen Leim nicht ausbleibt. Allein solche Räume wird ein sorgfältiger Sammler denn doch am allerwenigsten für die Aufstellung seiner Sammlung wählen, da hier nicht bloss das Gummi an den restituirten Petrefacten, sondern noch vieles Andere (wie na-

aufzuweisen hat. Das polytechnische Journal (herausgegeben von Dr. Dingler) ist ein höchst schätzbarer Sammelplatz alles dessen, was in ganz Europa im Fache der Gewerbe Neues und Bemerkenswerthes auftritt. Daß es bei dieser seiner Bestimmung verhältnißmäßig wenig Originalaufsätze darbieten kann, liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als der andere Umstand, daß der größte Theil des Stoffes England angehört, wo durch die eigenthümliche Beschaffenheit des dortigen Patentwesens alle Erfindungen bald bekannt werden. Schnelligkeit und Vollständigkeit der Mittheilungen müssen als große Vorzüge des polytechnischen Journals hervorgehoben werden; wir können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß es der Redaktion gelingen möge, noch mehrere nicht nur sprach-, sondern auch völlig sachkundige Uebersetzer zu gewinnen.

Das „polytechnische Centralblatt (Leipzig)“ hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits auch gehoben, daß es eine würdige Stelle unter den periodischen Schriften einnimmt, da die Redaktion für einen, mit dem Umfange des Blattes vereinbaren Grad von Vollständigkeit eben sowohl, als für tüchtige Auswahl und umsichtige Bearbeitung der Artikel Sorge zu tragen scheint.

Das „Magazin der neuesten Erfindungen (Leipzig)“, den beiden vorigen an Ausdehnung und Zweckmäßigkeit des Planes weit untergeordnet, scheint sich neuerlich, der Hauptsache nach, fast auf Uebersetzungen aus einer einzigen englischen Zeitschrift (dem Mechanic's Magazine) einschränken zu wollen, was an sich keinen Tadel verdient, aber der allgemeinen Nützlichkeit wohl nicht förderlich seyn wird.

Die „Jahrbücher des polytechnischen Instituts in Wien“ erscheinen seit den letzten Jahren spärlich, enthalten aber immer eine gewisse Anzahl schätzbarer, theils rein wissenschaftlicher, theils technischer Original-Abhandlungen.

Eine besondere Erweiterung hat die periodische Literatur der Technologie in der neuesten Zeit durch die Gründung zahlreicher Gewerbvereine erhalten, von welchen fast jeder seine eigene Zeitschrift herausgibt. Wir glauben unter letzteren als die vorzüglichsten bezeichnen zu dürfen: die „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen“ (gleich großartig dem Inhalte wie der Ausstattung nach); die „Mittheilungen für

Bei der Hoffnungslosigkeit für die Auffindung der, zu diesen beiden Exemplaren gehörigen, Schädel galt es nun, um dem gegebenen Versprechen einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Fossils und dem immer dringenderen Mahnen der Verlagshandlung * zu entsprechen, diesem Abmangel durch anderweitige Nachforschungen möglicherweise abzuhelfen.

Spuren dieses Sauriers (wie sich nachher herausstellte) mit Fragmenten deutlicher Knochenreste, waren von dem Verfasser schon in früheren Jahren an demselben Fundorte aufgefunden worden, ohne dass sie damals gedeutet werden konnten; sie zeigten sich, nach Auffindung der beiden Skelette aus der Sammlung hervorgeholt, als Bruchstücke, welche zu der oben erwähnten, aus den, aus der Wasserrinne aufgelesenen Fragmenten restituirten (ohne Zweifel zum *Sternum* gehörigen) Knochenpartie gehörten.

---

mentlich Salze und Schwefelverbindungen) dem sicheren Verderben ausgesetzt würden. Das Fuchs'sche Wasserglas, das vornämlich als Bindemittel vorgeschlagen wurde, wird den Zweck des Verbindens der Bruchflächen sicherlich sehr gut erfüllen, allein eine spätere Trennung der zusammengeleimten Bruchflächen nicht mehr zulassen, welche bei dem Geschäfte der Restitution fossiler Knochen nicht selten nöthig wird, (wenn z. B. ein Fragment in eine noch gebliebene Lücke eingefügt werden soll, oder wenn sich eine verfehlte Combination herausgestellt hat,) und bei dem Gummi durch Befeuchten schneller und sicherer erzielt werden kann, als bei dem Leim, bei dem Wasserglas aber gar nicht ausführbar ist.

* Dieselbe hatte den Verfasser schon im Laufe des Herbstes 1855 um die bereits vorliegenden Zeichnungen in dringendster Weise angegangen, die dieser dann auch, jedoch mit ausdrücklicher Verwahrung gegen darauf zu gründende Uebereilung der wissenschaftlichen Bearbeitung, hergab. Später wurde gleichwohl die Fertigung der Tafeln, sowie die (zu Gunsten anderweitiger, in die dritten Hefte des 9ten, 12ten und 13ten Jahrgangs aufgenommenen Aufsätze) in das bereits mit seinen meteorologischen Artikeln zu drucken angefangene dritte Heft des 8ten Jahrgangs (gegen den Wunsch des Verfassers) zurückgeschobene Einreihung der gegenwärtigen Abhandlung, in dringendster Weise als Motiv für die geforderte Beschleunigung der Abfassung geltend gemacht; was der Verfasser zur Erklärung der Eilfertigkeit dieser Arbeit zu erwähnen sich selbst schuldig ist.

Der vor Kurzem verstorbene Herr Gartenbaudirektor von Seyffer zeigte dem Verfasser ähnliche Knochenfragmente, welche völlige Uebereinstimmung mit den eben erwähnten verriethen und die Ersterer in seinen Universitätsjahren als ausgeschwemmte Einschlüsse einer mächtigen, rothen Keupermergelschichte in der, die „Wanne" genannten Schlucht in einer, zur „Waldhäuser Höhe" führenden, Hügelböschung des Ammerthals bei Tübingen gefunden hatte. Diese Schlucht sei, nach den Nachweisungen des Herrn von Seyffer, ebenso, wie der Fundort der beiden Saurierexemplare von Stuttgart, durch Abschwemmungen und Austiefungen in dem weichen, an der Luft zerbröckelnden Keupermergel entstanden. Da nach Herrn von Seyffer's Mittheilungen in dieser Schlucht lose Sandsteinkuben von beträchtlicher Grösse (bis 1 Kubikzoll), welche den Afterkrystallen des „kiesligen Keupersandsteins" entsprechen, in dem Detritus der Mergelbank gefunden werden, so scheint dieser Mergel bei Tübingen wohl der Gruppe des kiesligen Keupersandsteins anzugehören.

Auch in dem oberen, grobkörnigen Keupersandstein in den Umgebungen von Stuttgart war der Verfasser in früheren Zeiten auf Einschlüsse von Knochenresten grösserer Vertebraten gestossen, die jedoch keine genügende Diagnose zuliessen und verriethen, dass sie, schon vor ihrer Einbettung in die Sandablagerung, durch mechanische oder chemische Einwirkungen Noth gelitten haben mochten.

Dagegen erhielt der Verfasser nun, nach der Entdeckung der Skelette, aus dieser oberen weissen Sandsteingruppe zahlreiche einzelne Zähne von *Belodon* und mehr oder weniger deutliche auf dieses Sauriergenus zurückführbare, Knochenreste.

Die best erhaltenen, charakteristischen Zahnformen sind auf Taf. VIII. Fig. 18—30 in natürlicher Grösse abgebildet;

Taf. VIII. Fig. 6 ist ohne Zweifel ein zum Kopf gehöriger Knochen in halber natürlicher Grösse;

Fig. 34 die Knochenunterlage eines Hautschildes, welcher, vermöge der konischen Zuspitzung seiner oberen convexen Seite, vielleicht auf einen, längs der Wirbelsäule laufenden Hornspitzen-Kamm dieses Sauriers zu deuten ist; Fig. 33 ist eine flache Kno-

chenplatte in natürlicher Grösse von der oberen Seite, welche die gleichen Gruben und Wülste, wie die vorhergehende, zeigt, und daher auf dieselbe Saurierspecies zu deuten ist.

Ausserdem liegen aus diesem grobkörnigen Keupersandstein in mehr oder weniger fragmentarischem Zustande vor: Rippen, deren zweiköpfiger Gelenkkopf mit denen des Skeletts ganz übereinstimmt (abgeb. Taf. XI. Fig. 6. 7. 8.);

unbestimmbare Schädelparthieen, Hautschilder, Knochenfragmente der Extremitäten, u. a., die wegen Mangel an Raum nicht weiter abgebildet werden können.

Auch in der Gruppe des kiesligen Keupersandsteins und zwar in dem Sandstein selbst, sowie in dem harten und weicheren Steinmergel, in welchen die Schichten dieses Sandsteins übergehen, fand der Verfasser, seit Auffindung der beiden Skelette, zahlreiche Saurierreste mit Rippenfragmenten, Wirbeln, Knochenplatten von Hautschilden, Zähnen und Maxillenfragmenten.

Auf Taf. VIII. Fig. 5 ist ein rechter unterer Maxillenast, von der Symphyse an, in natürlicher Grösse abgebildet, welcher in seiner Querbruchfläche eine Reihe cylindroidischer Zahnwurzeln in ihren Alveolen von derselben Art, wie das in den Beiträgen zur Paläontologie Württembergs Tafel XII. Fig. 12 abgebildete Maxillenfragment zeigt;

Tafel VIII. Fig. 36 ist eine Knochenröhre eines jungen Thiers in $\frac{1}{2}$ natürlicher Grösse, welche vielleicht auf einen Extremitätenknochen von *Belodon* zurückgeführt werden kann und bei welcher die schwammige Knochenmasse der Gelenkköpfe entfernt und die, mit Gebirgsart (dem Steinmergel) ausgefüllte Markröhre zu Tage gelegt ist; ob die zackigen Ränder der Knochenröhre auf Zahnspuren oder andere mechanische Einwirkungen zu deuten seien, mag dahinstehen;

Fig. 35 ist eine vollständig überlieferte Knochenplatte eines Hautschildes in natürlicher Grösse von derselben Bildung der Gruben und Wülste auf der obern Seite, wie Fig. 33 u. 34.

Ausserdem liegt noch eine Anzahl anderer Knochenparthieen vor, wie z. B. ein grosser Ast einer untern Maxille, Hautschilder, Schädelparthieen, Rippen, Phalangen, die zum Theil wegen Unvollständigkeit für die Abbildungen zurückgestellt wurden, und

überdiess wegen Mangel an Raum auch nicht weiter abgebildet werden konnten.

Herrn Finanzrath Eser, seinem geschätzten Freunde, verdankt der Verfasser mehrere werthvolle Beiträge zur Diagnose aus dem weissen (Stuben-?) Sandstein bei Aldingen, Tuttlinger Bezirks, und zwar Tafel VIII. Fig. 32 eine Knochenplatte in natürlicher Grösse, die mit ihrer unteren flachen Seite zu Tage lag und anfangs der Deutung auf einen Schädelknochen Raum zu geben schien; späterhin gelang es dem Besitzer in der Hoffnung, hier einen wichtigen Beitrag zur Diagnose der Schädelbildung zu besitzen, die andere, im Gestein liegende, Fläche mit meisterhafter Geschicklichkeit von der Gebirgsart zu lösen; sie zeigte die gleiche Abwechslung von Gruben und Wülsten, wie Fig. 33 u. 34 und ausserdem in $\frac{1}{3}$ ihrer Längendimension eine schneidend-keilförmig aufgeworfene Querleiste (welche sich später bei einer grossen Zahl gleicher Knochenplatten wiederfand, wovon unten), sodann eine, jede Spur von Nahtverbindung ausschliessende, Auskeilung der Ränder, in welche die Knochenplatte mit gleichförmiger Abnahme der Dicke verläuft; so dass auch diese, sowie eine später mitgetheilte, mit derselben Meisterschaft vollständig aus dem Gestein ausgearbeitete Knochenplatte von demselben Fundort, wohl nur auf Hautschilder zu deuten sind. Der Verf. bedauert, diese Prachtstücke dieser Abhandlung wegen Mangel an Raum nicht in Abbildung beigeben zu können. Von demselben Fundort ist Fig. 16 ein Zahn von gleicher innerer Textur, wie die zweischneidigen, flachen *Belodon*-Zähne, jedoch von diesen durch eine mehr konische Form unterschieden, in natürlicher Grösse abgebildet, welcher sich den Fig. 20. 29 abgebildeten aus dem Stuttgarter Stubensandstein, sowie den, in der von Löwenstein herstammenden Maxille Fig. 1 noch haftenden, Zähnen anreiht, — über deren Diagnose später berichtet werden wird. —

Dieses letztere Maxillenstück (Taf. VIII. Fig. 1) in natürlicher Grösse, ein rechter Ast der untern Maxille von der Symphysis an, sodann ein zweites (Fig. 2) in natürlicher Grösse abgebildet, sowie die beiden Gegenstücke, (Fig. 3. 4) eines Fragments der oberen Maxille, verdankte der Verfasser schon früher der gütigen Mittheilung der Freifrau von Hügel, Wittwe des ver-

ewigten Herrn Kriegsministers Freiherrn von Hügel. Es blieb bis daher zweifelhaft, ob diese, aus dem weissen (ob kiesligen, ob grobkörnigen ist nicht entschieden) Keupersandsteine von Löwenstein herrührenden, Kopftheile auf die Stuttgarter Skelette zurückgeführt werden könnten.

Die in Fig. 3. 4. ersichtlichen Alveolen, die in b. b. deutliche Cylinderform ihrer Ausfüllung mit Gebirgsart, die in a. wahrnehmbare, röhrenförmige Dentine der hier noch überlieferten Zahnwurzel, die in Fig. 1. unverkennbare Insertion der, der konischen Form genäherten drei Zahnstümpfe in die Maxille und die drei kreisförmigen Zahnlücken, so wie die gleichfalls ersichtliche Einsenkung des zweischneidigen, der konischen Form genäherten, rückwärts gekrümmten, vollständig überlieferten Zahns in die Maxille in Fig. 2. sprachen gleich anfangs für einen Saurier mit Alveolen; nur konnte die von der zweikantigen, zweischneidigen, flachen Zahnform, welche H. v. Meyer als wesentlichen Charakter seines Genus *Belodon* (schon der Benennung nach) aufstellte, abweichende, der konischen sich annähernde Zahnform gegen die Identität dieser Maxillenstücke mit dem Genus *Belodon* Zweifel erwecken.

Es war daher die, im Laufe des Sommers 1855 dem Verfasser durch seinen hochgeschätzten, ehemaligen Zuhörer Freiherrn Philipp v. Hügel, Oberförster zu Ochsenhausen gemachte, Mittheilung, dass er mit der paläontologischen Sammlung seiner Frau Mutter, der Frau Kriegsministerin von Hügel, eine grosse Zahl weiterer, zu den vorhin erwähnten Maxillenstücken Fig. 1—4. gehörigen Skelettheile des fraglichen Saurierexemplars überkommen habe, eine höchst wichtige Nachricht, um den Verfasser zu bestimmen, diese Skelettheile in der Sammlung des Freiherrn von Hügel zu Ochsenhausen in Augenschein zu nehmen. Hiebei bemerkte der Verfasser sogleich mehrere Wirbel, welche, obgleich von weit geringerer Grösse, als die den beiden Stuttgarter Exemplaren angehörigen, eine vollkommene Identität mit Letzteren erkennen liessen, mehrere Rippenköpfe, welche gleichfalls identische Bildung mit denen der Letzteren verriethen, eine grosse Anzahl von Hautschildern, welche sich identisch mit den Eser'schen und der Configuration auf

der oberen Seite der, auf Tafel VIII. Fig. 33. 34. 35. abgebildeten, Schilder aus der Stuttgarter Gegend zeigten; worauf Baron v. Hügel die grosse Güte hatte, den ganzen Vorrath dieser, von Einem Fundort herrührenden, fossilen Reste dem Verfasser zu näherer Untersuchung im Herbste 1855 nach Stuttgart zu senden.

Die vorgerückte Jahreszeit machte es erst im Frühjahr 1856 möglich, an diese Untersuchung zu gehen. Es gelang dem Verfasser, die mitgetheilten Fossilien aus der anhängenden Gebirgsart in seltener Vollständigkeit und mit grossem Glück herauszuarbeiten. Dieselben sind:

1) eine Reihe von Rippenfragmenten, darunter 4 Bauchrippen, wovon eine ganz vollständig,

2) mehrere Wirbelkörper von übereinstimmender Bildung mit denen der beiden Stuttgarter Skelette, nur ungleich kleiner und durch den Druck der Gebirgsart schief gedrückt, demnach ein jüngeres Thier verrathend; darunter ein Wirbelkörper, dessen Apophysen, namentlich der Dornfortsatz, die vollkommenste Identität mit denen der Stuttgarter Skelette zeigen,

3) eine Zahl von 10 massigen Hautschildern von ganz gleicher Bildung, wie die beiden Eser'schen, namentlich mit den kantigen Querleisten, und

4) mehrere Extremitäten-Knochen, welche, obgleich von weit geringeren Dimensionen, doch bezüglich der Formen auf die der Stuttgarter Exemplare zurückzuführen sind.

Ausserdem liessen sich

5) mehrere, in den grösseren Steinbrocken eingeschlossene, fragmentarische Stücke vom Schädel erkennen, deren gänzliche Herausarbeitung aus der Gebirgsart jedoch nicht gelang, weil die Härte der compakten Rinde eines sandigen Rotheisensteins,* welcher die sämmtlichen Knochenreste der v. Hügel'schen Sendung unmittelbar umschliesst, bei diesen Schädel-

* Diese, die Knochenreste unmittelbar umschliessende, Rinde von Rotheisenstein, welche nach Massgabe der Grösse der Knochen an Dicke zunimmt, und somit eine Rinde über das Fossil von 0,1 Linie bis 1 und mehrere Zolle (bei massigen Knochen) bildet, abwärts vom Fossil

fragmenten am massigsten auftritt und allzufest in deren Vertiefungen und Höhlungen haftet, — das Wagniss einer Ablösung der Gebirgsart, ohne die Existenz fremden Eigenthums auf das Spiel zu setzen, nicht räthlich erscheinen liess; um so weniger, als diese Fragmente doch nicht hinreichen, um die Schädelform auch nur annähernd daraus zu erkennen. Doch konnten mehrere derselben insoweit blos gelegt werden, dass eine Uebereinstimmung in der Configuration der Aussenfläche dieser Schädelknochentheile bezüglich ihrer Gruben und Wülste mit der Configuration der oberen Fläche der erwähnten Hautschilder nachzuweisen ist; eine Uebereinstimmung, welche die Ansicht rechtfertigt, dass diese Schädeltheile und diese Hautschilder einer und derselben Thierspecies angehört haben werden. *

---

in die (weisse) Gebirgsart, den Sandstein oder Steinmergel, ziemlich rasch verlauft und häufig auch rundlichte Knauern im Sandstein, mit oder ohne organische Reste als Kern, bildet, ist eine der Gruppe des kieslichten Keupersandsteins eigenthümliche, bei allen Knochenresten in derselben wiederkehrende Erscheinung; das Löwensteiner Gestein scheint daher dieser Keupergruppe anzugehören, worauf auch das feinere Korn dieses Sandsteins deutet.

* Diese Uebereinstimmung in der Configuration dieser Unebenheiten zeigt sich bei den *Labyrinthodonten* jedenfalls auf der Oberfläche des Schädels, der Schulterblätter und des Brustbeins von *Mastodonsaurus Jägeri* in auffallender Weise, und ebenso auch bei *Capitosaurus robustus*, obgleich die in den „Beitr. z. Pal. W." auf *Sternum* und *Scapula* gedeuteten Knochenplatten des *Mastodonsaurus Jägeri* H. v. M. von Guildorf in der Schrift „die Mastodonsaurier sind Batrachier" von Prof. Dr. Quenstedt, Tübingen 1850, zu den Integumenten zu ziehen versucht wird, — eine Ansicht, deren Unhaltbarkeit gleich nachher gezeigt werden soll. Aber auch die Hautschilder der *Labyrinthodonten*, (*Capitosaurus* und *Metoplas* aus dem feinkörnigen Keupersandstein, da von *Mastodonsaurus* aus der Lettenkohle noch keine Hautschilder beigebracht sind) lassen sich ohne Zweifel mittelst dieser Configuration von einander unterscheiden. Die Art der Configuration der Schädelknochenoberfläche ist nämlich bei *Metoplas diagnosticus* H. v. M. (Beitr. z. Pal. Württ. Taf. X. f. 1. cf. Taf. VIII. f. 1. 2. 6.) eine ganz andere, (die Gruben bienenzellenartig gehäuft, die von ihnen auslaufenden Wülste geradlinicht und fast parallel) als bei *Capitosaurus robustus* H. v. M. a. O. Taf. IX. f. 1. 2. cf. Taf. XIII. f. 4. 5. 8. 9. 10. 11. (die Gruben unregelmässig in Grösse und Aneinander-

Die allerwichtigste, die Identität des v. Hügel'schen Fossils als eines dritten (jüngeren) Exemplars von *Belodon* beweisende Wahrnehmung sind aber mehrere kleine, 2—3 Linien hohe, zweikantig-flache, zweischneidige Zahnkronen mit zahnartig

---

reihung, die von denselben auslaufenden Wülste netzartig mit länglichen Maschen in einander laufend) und als bei *Mastodonsaurus Jägeri* H. v. M. a. O. Taf. VI. f. 1. Taf. III. f. 1. Taf. IV. f. 1., (wo die Unregelmässigkeit der Gruben und die längliche Form der Maschen, welche die von ersteren unmittelbar auslaufenden Wülste bilden, wie bei *Capitosaurus*, dagegen der fast parallele weitere Verlauf der Wülste, namentlich auf *Sternum* Taf. III. f. 1. und *Scapula* Taf. IV. f. 1., weniger auf dem Schädel Taf. VI. f. 1., wie bei *Metopias* ist.) Nun finden sich aber unter den vielen und mannigfachen Hautschildern aus dem feinkörnigen Keupersandstein bei Stuttgart einestheils solche, welche die Configuration des *Metopias*-Schädels und anderntheils solche, welche die des *Capitosaurus*-Schädels wiederholen. Diese Uebereinstimmung der Configuration bei den in den Beitr. z. Pal. W. Taf. VII. Fig. 7—9. Taf. VIII. Fig. 1—12 abgebildeten, best überlieferten, Hautknochenschildern, welche sich bei einem Theil derselben mit der Configuration der Schädelknochen-Platten von *Capitosaurus* und bei einem andern Theil mit derjenigen von *Metopias* zeigt, ist es nun, was a. a. O. S. 74 erwähnt und als Grund zur Vermuthung benützt wird: „dass hiernach die bezüglichen, im feinkörnigen Keupersandstein vereinzelt vorkommenden, Hautschilder einestheils dem Genus *Capitosaurus*, anderntheils dem Genus *Metopias* zugetheilt werden dürften." Dies ist klar genug a. a. O. ausgesprochen. Es ist daher nicht abzusehen, wie in der Schrift „die Mastodonsaurier sind Batrachier" S. 30 dem a. a. O. Gesagten der Sinn untergelegt werden will: „der Verf. scheine die meisten der abgebildeten Schilder für Schilder des Schädels" (soll wohl heissen „Knochenplatten des Schädels oder Schädelknochen", denn von „Schildern des Schädels" kann doch wohl nicht in dem Sinn wie von Integumenten gesprochen werden) „deuten zu wollen;" davon steht kein Wort im angef. Text; auch sind die sämmtlichen a. a. O. abgebildeten Hautschilder keine „Fetzen", sondern die damals vorgelegenen, best erhaltenen, ganzrandigen Exemplare unter einer Masse fragmentarischer, und der Verf. glaubte damals, wie jetzt noch, auch durchaus keinen wissenschaftlichen Werth darauf legen zu müssen, die verschiedenen Formen dieser Schilder näher zu beschreiben oder ihnen vollends besondere Namen zu geben, solange sich über die topographische Stellung derselben auf der Körperoberfläche nichts Bestimmtes sagen lässt. — Anlangend nun die auf *Sternum* und *Scapula* gedeuteten Knochenplatten der *Labyrinthodonten*, so wird in der angeführten „Mastodonsaurus-Schrift" S. 26. 27 die „rhomboidale Knochenplatte", welche von *Ma-*

gekerbten Kanten, welche bei Ausarbeitung der Löwensteiner Fossilien aus dem Gestein bei den Fragmenten der Maxillen- und Schädelknochen isolirt in dem, diesen Knochentheilen anhaftenden, Gestein gefunden wurden, und eine kleine (3 Linien

---

stodonsaurus Jägeri H. v. M. in den »Beitr. z. Pal. Württ.« Taf. III. Fig. 1 abgebildet und S. 62 auf ein Sternum gedeutet wird, für einen im Nacken sitzenden Hautschild ausgegeben, und zwar aus dem Grunde: weil eine ähnliche Knochenplatte, welche Goldfuss in den »Beiträgen zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges« Taf. III. Fig. 1. 2 bei seinem *Archegosaurus medius* und *minor* anführt und zum Apparat des Zungenbeins deutet, »mit seiner oberen Spitze unter das Hinterhauptbein eingeschoben sei, demnach in der Nackengegend liegen müsse.« Abgesehen davon, dass diese Uebertragung einer Thatsache (ihre Richtigkeit vorausgesetzt) von dem Genus *Archegosaurus* auf ein ganz anderes Genus fossiler Thiere aus dem Grunde blosser Formenähnlichkeit immerhin nur in dem Werth einer Hypothese erscheinen kann und noch keinen strictен Beweis liefert, so kann die fragliche Thatsache noch keineswegs diesem Schluss ex analogia als feststehende Prämisse dienen. Vielmehr erhellt aus dem ganzen Context der Goldfuss'schen Darstellung und den Abbildungen a. a. O., ja sogar aus der Goldfuss'schen Deutung der Knochenplatte auf ein Zungenbein, aufs Evidenteste gerade die entgegengesetzte Thatsache: dass nämlich die »rhomboidale« Platte nicht auf der Nackenseite der *Archegosaurus*-Arten hinter den Halswirbeln, sondern auf der Halsseite vor den letztern liege; denn es wäre in der That einem so bewährten Anatomen, wie Goldfuss, zu viel zugemuthet, wenn man ihn eine, auf der Nackenseite des Halses hinter den Halswirbeln liegende Knochenplatte auf ein Zungenbein deuten lassen wollte! Goldfuss sagt allerdings (S. 8): »mit ihrer vordern Spitze reicht die Knochenplatte unter das Hinterhaupt hinauf«, jedoch nur, um die bei allen seinen Exemplaren übereinstimmende, »so weit vorwärts gerückte Lage« dieser Knochenplatte »vor und unter den Halswirbeln«, (d. h. die in der Medianlinie des Thiers bis über die Höhe der Halswirbel hinaus, oder, nach seiner Ansicht, bis in die hintere Parthie des Rachens herein vorwärts gerückte Stellung) zu bezeichnen und eben damit seine Deutung auf ein Zungenbein zu unterstützen, nicht aber um hiemit die Lage dieser Knochenplatte, ob auf der Rücken- oder Bauchseite des Thiers, anzugeben. Vielmehr giebt Goldfuss diese letztere, (auf der Bauchseite) als bestehend an und bestätigt dies noch ausdrücklich in der Anmerkung S. 8: »dass die mittlere Hinterhauptsparthie in Fig. 1 bei *Archegosaurus medius*, (welcher in der Abbildung mit der Aussenseite, nicht mit der Innenseite der Schädeldecke zu Tage liegt) habe weggebrochen werden müssen, um die obere Spitze der Knochen-

hohe) gekrümmt conische Zahnkrone mit deutlich elliptischem, wenn gleich wenig excentrischem Querdurchschnitt, welche den Kern einer oval geformten Rotheisensteinknauer von ca. 3 Zoll grösstem Durchmesser bildete. Diese v. Hügel'schen Fossilien

---

platte sichtbar zu machen«; diese liegt daher unter der Hinterhauptsparthie eines, mit der Oberseite zu Tage liegenden *Archegosaurus*-Kopfes, mithin auf der Hals- und nicht der Nackenseite; wie denn Goldfuss auch ausdrücklich die Vermuthung ausspricht, dass die bei dem hier abgebildeten Exemplar fehlenden Halswirbel wahrscheinlich in die »darüber« (über der Knochenplatte in der Geode) »liegende Steinmasse«, d. h. in dem weggebrochenen Gegenstück der Geode eingebettet, also hinter oder auf der Knochenplatte gelegen seien, diese letztere also ihre Lage auf der Halsseite und nicht auf der Nackenseite der Halswirbel habe. In Fig. 2 der Goldfuss'schen Abbildung von *Archegosaurus minor* dagegen, (wovon die Abbildung in der Schrift »die Mastodonsaurier etc.« Taf. III. Fig. 8 eine Copie zu sein scheint und alsdann mangelhaft copirt wäre,) ist der Schädel von der Innenseite der Schädeldecke dargestellt; hier schicht sich aber die Pfeil- oder Hellebarten-förmige obere Spitze der Knochenplatte nicht unter die Hinterhauptsparthie der Schädeldecke, sondern sie lagert auf derselben; überdies tritt die Wirbelsäule unter der Knochenplatte an deren unterer Spitze hervor, die Knochenplatte liegt also auch hier nicht auf der Nacken- sondern auf der Halsseite des Thiers. Hiemit fällt aber auch der vermeintliche Grund für die Deutung des »rhomboidalen« Knochen auf einen Nackenschild hinweg, und es bleibt nur die Wahl übrig zwischen der Goldfuss'schen Deutung auf ein Zungenbein, der Burmeister'schen auf einen Hautschild der Halsgegend und der auf ein Brustbein. Gegen ein Zungenbein spricht allein schon das Missverhältniss der Grösse dieses ganzen vermeinten Zungenbeinapparats zu der Körpergrösse des Thiers, das selbst in den zungenfertigsten Lacerten und Batrachiern, den Insecten leckenden Spechten, Colibris u. a. Vögeln, ja selbst in den Ameisenbären der jetzigen Fauna keine Analogie finden würde; die Anlagerung der rhomboidalen Knochenplatte in der Medianlinie des Thiers auf oder zwischen den convexen seitlichen Schildern und den davon hervorgehenden »hinteren Hörnern« würde selbst in dem Fall, wenn letztere wirklich einen Zungenbeinapparat bilden sollten, noch keine Nothwendigkeit mit sich bringen, die rhomboidale Platte nicht für ein Brustbein gelten zu lassen oder zum Zungenbeinapparat zu ziehen; vielmehr möchte der Umstand, den Goldfuss seiner Deutung auf einen Zungenbeinapparat zur Stütze machen will, nämlich die Anwesenheit der Kiemenbögen (d) bei *Archegosaurus medius* Fig. 1 a. O., (deren Herbeiziehen S. 26 der »Mastodonsaurus-Schrift« aus dem »Haifischrachen« eines *Acanthodes* heraus und

Gewerbe und Handel", herausgegeben von dem Vereine zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen; die „Mittheilungen des Industrievereines für das Königreich Sachsen"; die „Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover"; das „Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für Bayern." Durch diese und andere verwandte Zeitschriften wird eine Masse von Kenntnissen in Umlauf gesetzt, die dem Gedeihen der Gewerbe im Ganzen nur sehr förderlich seyn kann, und es ist nicht zu verkennen, daß auf diesem Wege bereits viel Nutzen gestiftet wurde, sowohl durch Erregung einer größern intellektuellen Thätigkeit unter dem gewerbtreibenden Stande im Allgemeinen, als durch Verbreitung mancher guten Erfindungen im Besondern.

Endlich nennen wir als gediegene Zeitschriften aus einzelnen gewerblichen Fächern: das „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" von Karsten (Berlin); das „Journal für Buchdruckerkunst" von Meyer (Braunschweig); das „Journal für Möbelschreiner und Tapezirer" von Kimbel (Mainz).

Bei der Untersuchung der Frage, welchen Nutzen bisher die technologische Literatur gehabt habe, muß man berücksichtigen, daß dieser Nutzen der Absicht und dem Erfolge nach von zweierlei Art seyn kann; indem diese Literatur theils die Kenntniß der Gewerbe unter den Nicht-Gewerbtreibenden zu verbreiten, theils den praktischen Betrieb durch Belehrung der Gewerbtreibenden selbst zu vervollkommnen bestimmt ist. Beide Zwecke sind wichtig und der Erörterung werth.

Eine Kenntniß von dem Zustande und der Betriebsweise der Gewerbe ist jetzt nicht mehr bloß dem Staatsbeamten, zu dessen Fach das Gewerbwesen gehört, unentbehrlich, sondern in gewissem Grade jedem Gebildeten fast nothwendig. Dieses letztere wird von Tag zu Tag mehr gefühlt, und wäre es nicht so, man würde nicht zu begreifen vermögen, wie eine Menge oberflächlich gearbeiteter technologischer Schriften noch immer Käufer finden. Der technologische Unterricht auf Lehranstalten wirkt mehr oder weniger in diesem Sinne. In der That, berücksichtigt man, daß alle Stände in größerem oder geringerem Maße mit Gewerbtreibenden in Berührung kommen, um von denselben eine Menge der nothwendigsten Haus- und Leibes-Bedürfnisse zu erlangen, so muß

bilden demnach einen höchst wichtigen Beitrag zur Diagnose unseres in Rede stehenden Sauriers und es ist für die Vollständigkeit der gegenwärtigen wissenschaftlichen Bearbeitung desselben sehr zu bedauern, dass Raum, Zeit und Geld, diese

---

zu der Halsgegend des kleinen *Archegosaurus* in die Gegend herein einer begründeten Wahrscheinlichkeit doch wohl allzu ferne liegt) und zwar gerade die seitliche Verschiebung dieser Kiemenbögen aus der Medianlinie und aus dem Zusammenhang mit dem angeblichen Zungenbeinapparat heraus, — der Deutung der rhomboidalen Knochenplatte auf ein Zungenbein gerade entgegenstehen. Die Burmeister'sche Ansicht wird, — unter Berücksichtigung des Umstandes, dass bei den *Labyrinthodonten* die Schädelknochen, sowie die übrigen, der Körperoberfläche nahe liegenden, flachen Knochen des Skeletts, wie *Sternum*, *Scapula*, vermöge der Configuration ihrer Aussenfläche die gleiche Natur und Bestimmung, wie die Knochenunterlagen der Hautschilder verrathen, nämlich der Hornbedeckung des Körpers als Unterlage zu dienen (S. 32 der »Mastodonsaurus-Schrift« »Hautschilder und Skelettknochen zugleich zu sein«) — mit der Deutung auf Sternum nahe zusammenfallen. Der Deutung auf ein Brustbein aber stehen nicht nur die mehrfachen Analogieen der Sternalorganisation bei den jetztlebenden *Lacerten* (vgl. Cuvier Oss. foss. V. 2. Taf. XVII. Fig. 33—38 und namentlich Fig. 35. 37 die Kreuzform der Knochen a, in welcher auch die Goldfuss'schen »Seitenhörner« an der oberen Spitze der *Archegosaurus*-Platte ihre Analogie finden) zur Seite, und selbst die »muschelförmig vertieften Flügel« zu beiden Seiten der Rhombenplatte würden der Stellung der (verknöcherten) Knorpelbogen d g bei Cuvier, (und dann der Knochen e bei Goldfuss dem Coracoidalknochen c' bei Cuvier, wie ihn Goldfuss selbst deutet) ohne Schwierigkeit entsprechen können; sondern auch selbst die Organisation der Sternalparthie bei den *Batrachiern* (Cuvier Oss. foss. a. O. Taf. XXIV. Fig. 31—34) bietet Analogieen dar, deren Würdigung dem Bestreben, die *Batrachier*-Natur der *Labyrinthodonten* zu beweisen, nur willkommener erscheinen sollte.

Wie dem aber auch sein möge: die bedeutende Grösse und die ganze Form des unpaarigen »Rhomboidalschildes« d. h. dieser starken Knochenplatte bei *Mastodonsaurus Jägeri* H. v. M. mit ihren so sehr verlängerten Spitzen in der Medianlinie, die also, wenn er ein Nackenschild wäre, gegen den Schädel und den Rücken des Thiers gerichtet wären, bleibt ohne alle Analogie bei der Bedeckung der Nackengegend aller bis jetzt bekannten lebenden und fossilen vierfüssigen Reptilien mit Schuppenpanzern; ein solcher Nackenschild müsste bei der, durch die geringe Höhe der Wirbelkörper involvirten, Kürze des Halses der *Labyrinthodonten* eine Unbeweglichkeit des Kopfes in jeder Richtung mit sich bringen, die sich nur mit der Natur der, dem tiefen Wasser angehörigen, Fische und

drei wichtigsten Hebel für wissenschaftliche Publicationen, es nicht weiter zulassen, diese weiteren Belegstücke den Abbildungen

Ichthyosaurier, nicht aber mit der, dem seichten Sumpfwasser oder der trockeneren Erdoberfläche angehörigen, *Labyrinthodonten* und selbst mit ihrer »Batrachiernatur« vereinigen liesse. Wie sollten sich z. B. mit solcher Steifheit des Kopfes und Halses bei *Mastodonsaurus* dessen massige und hohe Dornfortsätze der Halswirbel, die tiefe Rinne auf der Spitze dieser Dornfortsätze für Musculatur und Ligamente und das weite Loch im Atlas für Aufnahme des Zahnfortsatzes vom *Epistropheus* zusammenreimen lassen?

Dieselben Gründe gelten auch bei Deutung des paarigen, ebenso massigen a. a. O. sogen. »Flügelschildes«. Auf S. 29 der »Mastodonsaurier-Schrift« wird nämlich der Deutung dieser »Flügelschilder« auf eine *Scapula* (Beitr. z. Pal. W. S. 63. Taf. IV. Fig. 1. 2.) die Ansicht Burmeisters entgegengesetzt, welcher dieselben bei seinem *Trematosaurus* zu beiden Seiten neben den »Rhomboidalschild« an die Kehle des Thiers als einen Hautschild versetzt und sich an die Aeste des Unterkiefers anlegen lässt. Solange die Lage solcher Knochen an einem vollständig überlieferten Skelett nicht sicher vorliegt, ist der Conjectur immerhin ein weiter Spielraum eröffnet; allein nur diejenige verdient den Vorzug der grössern Wahrscheinlichkeit, welcher die zutreffendsten Analogieen zur Seite stehen. Für die Burmeister'sche Conjectur findet sich wohl keine Analogie; eine solche Panzerung der Kehlseite des Halses findet sich bei keinem fossilen noch lebenden Reptil. Die in allen bekannten »Flügelschildern« des wahren *Mastodonsaurus* von Guildorf bemerkliche runde Grube oder Pfanne, welche auf eine Articulation hinweist, wird bei der Deutung auf einen Halsschild gänzlich übersehen und die Analogie der Schulterblätter bei Pipa (Cuv. Oss. Pl. 24. Fig. 34) redet gerade mit Rücksicht auf jene Pfanne der Deutung der »Flügelschilder« auf Schulterblätter das Wort. Die tiefen »Sculpturen« auf den »Rhomboidal-« und »Flügelschildern« können bei einem Thiergeschlecht, das so viele Eigenthümlichkeiten der *Saurier*, *Batrachier* und *Chelonier* in seinem Knochengerüste vereinigt, keinen auch nur »scheinbaren Widerspruch« gegen die Deutung der fraglichen Knochen auf Schulterblätter und *Sternum* bringen. Auch diese Burmeister'sche Deutung der »Flügelschilder« auf Kehlschilder brächte eine Unbeweglichkeit des Kopfes mit sich, gegen welche die Organisation der Halswirbel (Beitr. z. Pal. W. Taf. X. Fig. 34.), namentlich die Bildung des *Atlas* (a. O. Taf. V. Fig. 4. 5. mit seiner grossen Oeffnung für den Zapfen des *Epistropheus*) in schroffem Widerspruch steht.

Wie sodann S. 30 der »*Mastodonsaurus*-Schrift« behauptet werden kann, die Taf. VIII. Fig. 2 der Beitr. z. Pal. W. »abgebildete Schuppe sei nicht getreu« abgebildet, ohne dass man das Original gesehen hat, möge hier nur beiläufig gefragt werden. Bezüglich der Bemerkung S. 33 der »*Mastodonsaurus*-Schrift«: dass entschiedene Rippen im feinkörnigen Keuper-

für gegenwärtige Abhandlung noch beizufügen und als solche zur Kenntniss des wissenschaftlichen Publicums zu bringen.*

---

sandstein fehlen (eigentlich könnte aus der Unbekanntschaft des Hrn. Verf. mit solchen höchstens die Seltenheit ihres Vorkommens gefolgert werden), diene hier die gelegentliche Gegenbemerkung: dass seit Erscheinen der »Beitr. z. Pal. W.« Rippen zahlreich genug aus den *Labyrinthodonten*-Nestern des Fundortes bei Stuttgart gekommen sind, um das in den »Beitr. z. Pal. W.« über Rippen Gesagte zu bestätigen. — Die Taf. III. Fig. 9 der »*Mastodonsaurus*«-Schrift« abgebildeten Gruben aber am Rande eines flachen Knochenfragments sehen keineswegs »Zahnalveolen« gleich (die bei den *Labyrinthodonten* überdies gar nicht stattfinden cf. die „*Mastodonsaurus*-Schrift" selbst S. 20, wo es ausdrücklich unter Berufung auf Taf. III. Fig. 10 a. O. heisst: »Daraus folgt schon, dass die Zähne durchaus nicht eingekeilt sind in den Kiefer, sondern wie bei den Fischen mit den Kiefern aufs innigste verwachsen«, und es würde ein, wie es scheint, in eine Schneide zugehender Knochenrand auch wohl schwerlich für die Beherbergung von Zähnen entlang dieses Randes und senkrecht auf einer Flachseite desselben, und selbst nicht von solchen Zähnen, geeignet sein können, die in flachen Gruben auch nur durch Anchylose befestigt wären.

* Dir, wie schon bemerkt, gegen den Wunsch des Verfassers beschlossene Einreihung der gegenwärtigen Abhandlung in das dritte (meteorologische), schon i. J. 1853 verfallene Heft des 8ten Jahrgangs der „Jahreshefte", obgleich dieses mit seinen meteorologischen Artikeln die normalmässige Zahl von 8 Druckbogen bereits überschreitet, hätte eine allzu monströse Ueberfüllung dieses Heftes mit Druckbogen und Steintafeln zur Folge gehabt, so dass schon aus dieser Rücksicht der vielbesprochene „Saurieraufsatz" zuletzt auf eine blosse Abfertigung der schon seit 2 Jahren gedruckten 8 Tafeln beschränkt und die vom Verf. beabsichtigte vergleichende Diagnose des *Belodon* mit den übrigen bis jetzt bekannten fossilen Sauriern mit zweischneidigen Zähnen in *Alveolen*, für die Jahreshefte vollends nicht weiter gewünscht wurde. Dazu kommt, dass ebendieser Zurückschiebung des gegenwärtigen Aufsatzes in den Jahrgang 1852, obgleich dessen 3tes Heft mit seinen meteorologischen Artikeln seit Sommer 1855 gedruckt und zur Ausgabe reif vorliegt, die Folge hatte, dass die Ausgabe dieses Heftes bis daher verzögert und daher desto mehr auf Beschleunigung dieser Bearbeitung des Sauriers gedrungen wurde, was für Gründlichkeit und Vollständigkeit der Arbeit gleich wenig förderlich sein konnte. Wenn endlich die dem Verfasser früher abverlangten Abtretungen der 3ten „meteorologischen" Hefte vom 9., 12. u. 13. Jahrgang und deren Anticipation für umfangreiche anderweitige Artikel, durch welche die normalmässige Zahl von je 8 Bogen dieser Hefte schon

damit hiedurch wenigstens vollständige Rechenschaft von den in Württemberg aufgefundenen fossilen Resten des fraglichen Saurier-genus gegeben würde; die vervollständigte Arbeit über anliegenden Gegenstand muss daher für anderweitige Publikation vorbehalten und unter diesen Beschränkungen und Reservationen zur Beschreibung der auf den beigegebenen Tafeln abgebildeten Fossilien nach ihren osteologischen Beschaffenheiten im Einzelnen geschritten werden, wobei das, was von anderweitigen, seit Auffindung der Skelette und seit Fertigung dieser 6 Tafeln gewonnenen, zur Diagnose des *Genus Belodon* wesentlichen Stücken wichtig erscheint, nur in Form historischer Erwähnung ohne Abbildung beizubringen möglich wird.

Während der Bearbeitung gegenwärtiger Abhandlung wurde der Verfasser durch ein Schreiben des Hrn. Prof. Rütimeyer zu Basel beehrt, worin derselbe über einen dem Hrn. Prof. Gressly daselbst gelungenen Fund colossaler fossiler Knochen in den obersten Schichten des Keupers in der Umgegend von Basel Mittheilung zu machen die Güte hatte und die Frage stellte, ob nicht etwa die von ihm in Federzeichnung und Beschreibung mitgetheilten Knochen-Partieen mit den entsprechen-

---

an und für sich bedeutend überschritten wurde, die weitere Folge hatten, dass die für diese 3ten Hefte ursprünglich bestimmten meteorologischen Jahresberichte von 6 Jahrgängen, mit Combination je zweier Jahrgänge (1849 u. 1850, 1851 u. 1852, 1853 u. 1854), statt in 6 Heften, in drei Heften erscheinen und hiemit die Bogenzahl für dieselben gleichfalls weit über 8 steigen, durch alle diese Abweichungen von der ursprünglichen Regel aber der Vereinskasse nicht unbeträchtliche ausserordentliche Ausgaben erwachsen mussten; so erklärt sich wenigstens die Verkürzung der gegenwärtigen Arbeit um die erwünschten weiteren Tafeln wie um den vom Verfasser ursprünglich beabsichtigten Umfang des Textes, wenn sie sich auch damit nicht rechtfertigt. Es ist daher nicht die Schuld des Verfassers, der sich an die gegenwärtige Arbeit für die Jahreshefte gleichwohl durch sein Versprechen gebunden erachtet, wenn er sich lediglich auf die in den Abbildungen auf den 6 beigegebenen Steintafeln gegebenen Fossilien, demnach auf eine unvollständige Arbeit beschränkt sieht, dagegen die vollständige und umfassende Bearbeitung des Gegenstandes sich anderweitig vorbehalten muss. Diese Bemerkung glaubt der Verfasser ebensowohl den lesenden Vereinsmitgliedern, wie sich selbst schuldig zu sein.

den Resten von *Belodon* identisch seien? Die so mitgetheilten Basler Knochenreste sind:

ein auf der dreiseitig gebildeten Gelenkfläche 10 Zoll langer, 6 Zoll breiter, 27 Zoll im Umfang haltender Gelenkkopf (auf *Femur* gedeutet, jedoch wohl eher *Tibia*);

ein 2 Zoll dicker und langer Wirbelkörper (vom Schwanz);

eine 3 Zoll lange Phalanx mit concaver breiterer und halbkugelförmig convexer schmälerer Gelenkfläche;

eine 2te je 2 Zoll hohe und breite Phalanx, und

eine $3^1/_2$ Zoll lange Nagelphalanx;

endlich ein 4 Zoll langer, 2,75 Zoll breiter rhomboidaler Knochenschild mit einer völlig gleichen Figuration der einen Fläche, wie die von Löwenstein erhaltenen Hautschilder.

Die vollkommene Identität dieser sämmtlichen Knochenreste mit den hiernach beschriebenen von *Belodon* war aus der gütigen Mittheilung des Hrn. Prof. Rütimeyer unschwer zu erkennen und er wolle gestatten, von dem Basler Funde als von einem vierten Exemplare von *Belodon* hier historische Erwähnung zu thun.

II. Geognostisches.

Wir lassen der Beschreibung unserer Fossilien eine geognostische Skizze des Stuttgarter Thalbeckens vorangehen, um über die Lagerungsverhältnisse der verschiedenen Formationsglieder, aus denen die bisher zusammengebrachten fossilen *Belodon*-Reste stammen, das nöthige Licht bezüglich der, das Leben der fraglichen Saurier umfassenden, Periode zu verbreiten, in der die betreffenden Glieder der Keuperformation ihre Ablagerung gefunden haben, sowie über das Verhältniss der früheren Formationsglieder der Keuperformation und deren organischen Einschlüsse zu denen der oberen Keupersandsteingruppe, aus welchen die in Rede stehenden fossilen Reste zunächst stammen, Anhaltspunkte zu geben.

In der Erweiterung des, von SW — NO in einer Länge von etwa 1 geographischen Meile streichenden Nesenbachthals, welche das Stuttgarter Thalbecken bildet, kommt der Muschelkalk nirgends zu Tage. Erst eine ¼ Meile in nördlicher Richtung von

Stuttgart bildet derselbe ein ausgedehntes Plateau, auf dessen östlicher Abdachung gegen das Neckarthal hin die zweite Residenzstadt Württembergs, Ludwigsburg, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts angelegt wurde. Der Muschelkalk dieses Plateau setzt sich, von Münster unterhalb Cannstatt an auf dem ganzen weiteren Verlauf des Neckars bis ins badensche Gebiet auf beiden Neckarufern fort, das Rinnsal des Flusses ist von Münster an mehr oder weniger tief in die Muschelkalkformation eingeschnitten, ihre oberen Glieder stehen mehr oder weniger hoch in den Böschungen der, die beiden Ufer begleitenden Thalwände zu Tage an.

Dass aber der Muschelkalk unter die Thalsohle des Stuttgarter Beckens von N her einschiesse, geht aus den, in den 30er Jahren an mehreren Punkten angestellten Bohrversuchen auf Wasser hervor, bei welchen bis auf die obersten Glieder des Muschelkalks abgeteuft wurde. *

Die Lettenkohlengruppe erscheint auf der Höhe des Ludwigsburger Plateau, setzt sich in nördlicher Richtung gegen das Neckarthal fort, wo sie in der Thalböschung ansteht, wird bei Kornwestheim, $\frac{1}{2}$ Meile von Stuttgart, diesseits Ludwigsburg, auf den hier sehr mächtigen (bis an 30—40 Fuss) Lettenkohlensandstein ausgebeutet, welcher zu Wasser- und Hochbauten und selbst zu Bildhauerarbeiten ** verwendet wird.

In der Thalsohle von Stuttgart wurde bei Grabung eines Brunnens in der Catharinenstrasse am nördlichen Abhang des Reinsburghügels eine blaue Thonmergelschichte erreicht, welche Fischschuppen von der Streifung des Agassiz'schen *Gyrolepis* zeigte und für einen Repräsentanten der Lettenkohle gehalten wurde.

Ueber die organischen Einschlüsse der bei Gaildorf im Ko-

---

* Vgl. Beschreibung des Königreichs Württemberg. 36s Heft. Stadtdirectionsbezirk Stuttgart. 1856. S. 12 fg.

** Die Nymphengruppe im Schlossgarten zu Stuttgart, die Amoretten-Vase im Hof des Museums der bildenden Künste, die württembergischen Ahnenbilder in der Stiftskirche daselbst, die Bildhauer-Arbeiten an den Residenzschlössern zu Stuttgart und Ludwigsburg sind von diesem Material.

cherthal für Vitriol und Alaunbereitung ausgebeuteten Lettenkohle und des bei Bibersfeld im Kocherthal aufgeschlossenen Lettenkohlensandsteins ist in den Beitr. zur Pal. Württembergs von H. v. Meyer und Prof. Dr. Th. Plieninger. Stuttg. 1844, in „den Sauriern des Muschelkalks", von H. v. Meyer und in den „Jahresheften" 2ter Jahrgang S. 145. 247. vom Verfasser Nachricht gegeben.

Die Keuperformation steht in dem Stuttgarter Thalbecken ringsum in den Böschungen der umgebenden Hügel an und ist hier in seltener Vollständigkeit ihrer Formationsglieder entwickelt.

1) In den untersten Abhängen der das Stuttgarter Thal umgebenden Hügel steht die Gruppe des Keupergyps mit ihren grauen, ins Röthliche abändernden, schieferigen Mergeln an und unterteuft noch von diesen Abhängen her in mehr oder weniger Erstreckung die Thalsohle. Die in derselben gelagerten Gypsstöcke wurden früher theilweise durch Tagbau ausgebeutet. In dieser ganzen Gruppe fanden sich bis jetzt keine organischen Reste. Der am Fuss des Aspergs, 1 Meile nördlich von Stuttgart, anstehende und ausgebeutete, Petrefakten-führende Gypsstock unterlagert die Keupergypsgruppe und ist unstreitig ein Repräsentant der Lettenkohle.

2) Ueber der, namentlich an der südöstlichen Hügelreihe bei Stuttgart am Fuss der neuen Weinsteige sehr mächtigen, Keupergypsgruppe lagert die Gruppe des feinkörnigen Keupersandsteins (Werkstein, mit Unrecht Schilfsandstein genannt, da die Einschlüsse von *Calamiten* und *Equiseten* ihm nicht ausschliesslich eigen sind); der Uebergang von den schwärzlichgrauen, schieferigen Gypsmergeln in die, den Sandstein unterteufenden, heller grauen, weiterhin bunten, meist roth und violett abändernden, rhomboidale Ablösung und Zerklüftung zeigenden, Mergel ist nirgends mit Sicherheit nachzuweisen. Diese Mergelbänke schliessen da und dort Geoden von mehreren Zollen Durchmesser ein, welche mit einer leichten Kruste rhomboidalen Kalkspaths ausgekleidet sind, auch ist dieser Mergel stellenweise von netzförmigen Ausfüllungen seiner Spaltenräume mit solchem Kalkspath durchzogen. In höherem Niveau unter den Sandsteinschichten

zeigt dieser Mergel da und dort Pflanzenabdrücke von Farren und Equiseten: er wird in verschiedenen Niveaux von wiederholten, etliche Zoll mächtigen, in senkrechter Richtung stark zerklüfteten, harten Steinmergelbänken durchsetzt, welche ab und zu Schnüre von derbem Schwerspath und von Kalkspath, jedoch nirgends organische Reste einschliessen. Die Schichten des feinkörnigen Keupersandsteins, welche sich zum Theil an manchen Stellen auskeilen, zeigen sehr verschiedene Mächtigkeit, oft nur von etlichen Zollen, bis zu 30 und 40 Fuss; sie stehen ringsum im Thal an den Hügelabhängen nahezu in gleichem Niveau an und werden in zahlreichen Tagbauen auf den „Stuttgarter Werkstein" für Hoch- und Wasserbau ausgebeutet. Im Hangenden und da, wo er nur geringe Mächtigkeit hat, wird er plattenförmig bis schiefrig; wo er grosse Mächtigkeit zeigt, enthält er in seinen tieferen Niveaux die gemeine, gelblich-graue Abänderung, in seinen oberen wird er mehr oder weniger stark eisenschüssig und daher roth gefärbt, häufig roth gestreift durch horizontale Einlagerungen von 1 Linie dicken, eisenschüssigen Plättchen in die Masse des gelblich-grauen Sandsteins; stellenweise wird derselbe, besonders in den obersten Schichten, durchaus eisenschüssig und dem Thoneisenstein ähnlich; zwischenein d. h. in den mittleren Schichten zeigt er bläuliche, grüne, violette Abänderungen in verschiedenen Schattirungen, die blauen nicht selten von Ausscheidungen erdichter und strahliger Kupferlasur, die grünen von eben solchen von Kupfergrün, begleitet. Der gewöhnliche gelblichgraue Sandstein enthält häufig Knauern von Schwefeleisen, das selbst in die Masse der organischen (Pflanzen-) Reste eingeht.

Ausser den meist zerstreuten, nur selten in dichterer Zusammenhäufung vorkommenden Pflanzenresten: *Calamites arenaceus*, *Equisetum columnare*, *Pterophyllum Jägeri*, *macropterum*, *longifolium*, *pectinatum*, *brevipenne*, *Pecopteris stuttgartiensis*, *Taeniopteris vittata*, *Voltzia keuperina* und verkohlten oder in Eisenverbindungen versteinerten, *Ligniten*, welche nicht selten Spuren von Jahrringen zeigen, enthält der feinkörnige Keupersandstein in seinen gelbgrauen, seltener in den röthli-

chen Abänderungen, die der Formation angehörigen *Labyrinthodonten: Capitosaurus robustus* und *Metopias diagnosticus* H. v. M.* Ein bei ccn. 1½ Fuss langer, ziemlich geradlinicht gestreckter, unterer Maxillenast mit Bruchstellen an beiden Enden, der demnach einen sehr lang- und schmalschnauzigen Saurier verkündigt, und

---

* Beschrieben und abgebildet in den »Beiträgen zur Paläontologie Württembergs 8, 6, 21, 73. Es sei erlaubt, hier eine berichtigende Bemerkung im Interesse der Festhaltung einer bestimmten Terminologie für die Formations- und Schichtungsglieder der Keuperformation in Württemberg einzuschalten. In der »*Mastodonsaurus*-Schrift« wird das Vorkommen der dort abgehandelten vorweltlichen Reptilien in dem »grünen Keupersandstein« behauptet. Die grüne Abänderung des feinkörnigen Keupersandsteins, (deren Farbenton, wie oben bemerkt, von Kupfergrün herrührt, das nicht selten als erdichter und strahliger Malachit ausgeschieden ist,) spielt, wenigstens in der Umgegend von Stuttgart, woher die bis jetzt in dem feinkörnigen Keupersandstein vorkommenden Reptilien quaestionis allein herrühren, eine an Mächtigkeit und Erstreckung nur untergeordnete Rolle unter den Gliedern dieser Keupergruppe und hat bis jetzt nirgends Knochenreste geliefert. Das reptilienführende Gestein sind bis jetzt die bei Stuttgart am mächtigsten auftretenden Bänke des gelbgrauen und des röthlichen feinkörnigen Keupersandsteins, wie dies in den »Beiträgen zur Paläontologie Württembergs« hinlänglich genau angegeben ist. — Auch über eine andere Nichtbeachtung literarischer Vorgänger möge der gelehrte Verfasser der »*Mastodonsaurus*-Schrift« eine Bemerkung gestatten: warum in dieser Schrift, welche doch die *Batrachier*-Natur der fraglichen Reptilien der Vorwelt beweisen soll, der die Sauriernatur verkündigende Name *Mastodonsaurus* für die ganze Sippe gewählt wurde, ist räthselhaft. Richard Owen, welcher lange vor Erscheinen der »*Mastodonsaurus*-Schrift« die osteologischen Gründe hinlänglich umfassend ins Licht gestellt hat, die für nahe Verwandtschaft dieser merkwürdigen Reptiliengruppe mit der Ordnung der *Batrachier* geltend gemacht werden können, wählte die dieser Ansicht entsprechendere und jetzt für die ganze Sippe allgemein recipirte Benennung „*Labyrinthodonten*“, welche durchaus keine Collision mit sich bringt; die Bezeichnungen früherer Autoren können aber ohne überwiegende wissenschaftliche Gründe nicht willkührlich mit andern vertauscht werden. Die assertio in tempore praesenti: »die *Mastodonsaurier* sind Batrachier« und die Bezeichnung des Genus mit dem die Sauriernatur an der Stirne tragenden Namen *Mastodonsaurus*, als dessen Species *M. giganteus, robustus, cyclotis* aufgeführt werden, bildet daher einen schon dem Titel der Schrift einverleibten inneren Wider-

in das Königl. Naturaliencabinet aus den gelblichgrauen Werksteinbrüchen auf der „Feuerbacher Haide" bei Stuttgart schon vor Jahren gekommen ist, wird, nach der ununterbrochenen Reihe von Zahnwurzeldurchschnitten mit kreisrunden bis ovalen Umrissen von cca. 2—3 Linien Durchmesser, welche das Zahnbein besetzen und eine tiefe Einsenkung in anschliessende Alveolen verrathen, auf einen dem Genus *Belodon* sich anreihenden Saurier zu deuten sein. Die gelbgrauen Sandsteinbänke enthalten auf ihren unteren Schichtflächen die früher beschriebenen * Fährtenreliefs in regelmässigen Doppelschritten von einer, von den Hessberger Reliefs sehr abweichenden, jedoch constanten Form, welche sich eher den in Geol. Transact. New series V. 2. pl. 28 abgebildeten Reliefs auf einer Keuperplatte aus England annähern. Auf den unteren Schichtflächen der plattenförmigen Abänderungen dieses Sandsteins finden sich die früher beschriebenen, zoll-langen, 1—2 Linien dicken, köcherförmigen, cylindrischen, an dem einen Ende in das Gestein verlaufenden Reliefs, ** welche auf das Product einer, mit *Tubifex antiquus* Pl. bezeichneten, *Annelide* der Vorwelt gedeutet wurden. Auf der unteren Schichtfläche der obersten, plattenförmigen Abänderungen

---

spruch. Die Gründe für die Sauriernatur aber und ihr Ueberwiegen über die osteologischen Analogieen der *Labyrinthodonten* mit den *Batrachiern* sind in den Beiträgen zur Paläontologie Württembergs und neuerlich in »den Sauriern des Muschelkalks« etc. von H. v. Meyer gründlich und ausführlich entwickelt und bis jetzt nicht widerlegt worden. Osteologische Thatsachen allein reichen hier, bei einem fossilen Thiergeschlechte, in dem Analogieen mit Krokodilen und Lacerten, Batrachiern und Cheloniern so sehr gehäuft sind, noch nicht aus, um dasselbe in solch kategorischer Weise der Ordnung der Frösche ausschliesslich zuzuweisen; physiologische Thatsachen könnten hiefür allein entscheiden. Bis jetzt sind aber noch keine fossilen *Labyrinthodonten*-Larven aufgefunden worden; der Hr. Verf. der Schrift »die Mastodonsaurier sind etc.« bestreitet selbst a. a. O. S. 27 die Zugehörigkeit eines Kiemenbogen zu *Archegosaurus*, welchen Goldfuss diesem der Steinkohle angehörigen Reptiliengenus vindicirt, dessen Beiziehung zur Familie der *Labyrinthodonten* übrigens noch nicht über allen Zweifel gestellt ist.

* Beitr. z. Pal. W. S. 79.

** Jahreshefte des württemb. naturhistor. Vereins, I. Jahrg. S. 159. Beitr. z. Pal. Württ. S. 90.

einleuchten, daß es höchst vortheilhaft sey, von der Verfertigung derjenigen Gegenstände, für die man sein Geld hingibt, wenigstens so viel Kenntniß zu haben, als dazu gehört, um beurtheilen zu können, in wie fern die Forderungen durch das von dem Gewerbsmanne Gelieferte erfüllt werden, oder in wie fern sie zu erfüllen möglich ist. Die bloße Wißbegierde macht auch ihre Ansprüche und erstreckt sich nicht mehr ausschließlich auf die Natur und auf die Produkte, welche sie uns bietet, sondern nicht minder auf das, was der Mensch durch Veränderung der Naturerzeugnisse hervorbringt. Die eben so oft getadelte als gerühmte, jedenfalls aber unbestreitbar faktische Hinneigung der Gegenwart auf materielle Interessen leistet dieser Geistesrichtung großen Vorschub. Man fühlt, daß der so zahlreiche gewerbtreibende Stand den allgemeinen Lebensverhältnissen nicht so wie früher ferne steht, daß er sich vielmehr den übrigen Klassen geistig angenähert hat, und eben darum erkennt man das Bedürfniß, auch seinerseits demselben näher zu treten. Die Tendenz der neuern Zeit nach Gewerbsbetrieben von großartigem Umfange (Fabrikwesen) hat ganz natürlich einen Stand geschaffen, welcher — als Verbindungsglied zwischen den wissenschaftlich gebildeten Klassen und jenen, deren Hauptberuf materiell-praktische Thätigkeit ist — von den Ersteren nicht ausgeschlossen werden kann, und doch zugleich den Letzteren seinem Wesen nach angehört. In dieser Beziehung ist das Fabrikwesen ein kraftvolles Mittel zur Beförderung des allgemein menschlichen Verkehrs, so wie zur ausgedehntesten Verbreitung geistiger und sittlicher Bildung geworden. Wie man auch die übrigen Seiten desselben ansehen möge, den eben genannten sehr wohlthätigen Einfluß wird man nicht in Abrede stellen können.

Unter diesen Umständen ist die Frage leicht zu beantworten, welcher Art die Kenntniß der Gewerbe seyn könne und müsse, welche sich zur Verbreitung unter den nicht gewerbtreibenden Ständen eignet. Sie muß, so viel möglich, in eine Form gebracht werden, welche sich der der übrigen als allgemeine Bildungsmittel anerkannten Wissenschaften gleichstellt oder nähert, damit sie in den Kreis derselben passe. Es muß eine Gewerbs-Wissenschaft geschaffen werden, wenn sie noch nicht da ist. Daß wir sie noch nicht haben, geht wohl aus dem entworfenen Ueberblicke der technologischen Literatur zur Genüge hervor. Denn eine oberflächliche,

finden sich die gleichfalls früher * beschriebenen Anhäufungen gekrümmter, hufeisenförmiger Reliefs, welche auf die Spuren nackter Mollusken in der unterlagernden Mergelschichte gedeutet wurden.

Ueber dem feinkörnigen Sandstein folgen Ablagerungen von 20 — 40' Mächtigkeit eines gelbgrauen, dann rothen bis violetten, von grünen und blauen Schichten durchsetzten Thonmergels, welcher in einzelnen Schichten nicht selten Knauern eines compakten, feinkörnigen Rotheisensteins, organische Reste jedoch bis jetzt nirgends, aufweist. In den unteren, grauen bis gelben Schichten dieses Mergels findet sich am Abhang der westlichen Hügelreihe des Stuttgarter Thals eine gelbe bis gelbbraune, compacte, d. h. nicht, wie die übrigen Keupermergelschichten, im Lager zerklüftete, Mergelschichte von mehreren Fuss Mächtigkeit, welche durch zahlreiche Einschlüsse von Umbraerde ein hübsches, geflammtes Ansehen auf den Bruchflächen erhält, stellenweise die Umbraerde selbst in bauwürdiger Mächtigkeit darbietet und Ausscheidungen rhomboidalen Kalkspaths als Auskleidung zahlreicher Drusenräume und als eine, das Gestein oft netzartig durchsetzende, Ausfüllung von Spalten aufweist. Diese eingelagerte Mergelschichte scheint einem Kohlenlager zu entsprechen, das im 17. Jahrhundert (von 1611 — 1617) in der genannten westlichen Hügelreihe (den Kriegsbergen) abgebaut und versuchsweise zum Kalkbrennen benützt wurde, jedoch nicht nachhaltige Ausbeute lieferte. ** Spuren dieses Kohlenlagers zeigen sich in einem, zwischen gelben und gelbgrauen Mergeln durch verkohlte Pflanzenreste schwarz anstehenden, blättrig-schiefrigen Mergelflöz in der Kriegsberghalde.

3) Die diese Mergelgruppe überlagernde Gruppe des kieseligen (oder unteren weissen) Keupersandsteins steht, wie die sie im Liegenden und Hangenden begleitenden Mergel, überall ringsum im Thal zu Tage, erreicht in manchen ihrer

---

* Jahreshefte, VIII. Jahrg. S. 52.

** Neuerdings wurden die verlassenen Stollen dieses Baues durch Grabarbeiten der Weingärtner aufgedeckt, sie verriethen einen ziemlich weit getriebenen Abbau eines 8 Zoll bis 1 Fuss mächtigen Braunkohlenflözes.

Schichtenglieder bis an 3 und mehr Fuss Mächtigkeit und wird in diesen, meist durch kiesliges Bindemittel sehr harten Abänderungen, sowie in einem petrefactenführenden harten Steinmergel (s. u.) unter dem Namen „Fleinsstein" zu Feldgemäuer ausgebeutet. In einigen plattenförmigen Schichten dieses Sandsteins finden sich auf deren unteren Schichtflächen gegen grüne, etliche Linien mächtige Mergelzwischenlagerungen die bekannten rhomboedrischen und cubischen Sand-Aftercrystalle und, in den grünen Mergelschichten, ähnliche Mergel-Aftercrystalle. An einer Stelle finden sich in weicheren Abänderungen dieses Sandsteins (weil das kiesliche durch thonig-kalkiges Bindemittel ersetzt ist,) Fischschuppen, welche dem Genus *Semionotus* anzugehören scheinen.* In den mächtigeren Abänderungen des kiesligen Keupersandsteins fand der Verf. zahlreiche Ueberreste des *Belodon* in Fragmenten von Maxillen, Rippen, Hautschildern. Eine ziemlich weit verbreitete Abänderung dieses kiesligen Keupersandsteins geht da und dort in die eben erwähnte, bis $1\frac{1}{2}$ Fuss mächtige Schichte eines weisslichen, oft hell-meergrün und hell-violett schattirten, compakten, glatt- bis muschlich-brüchigen, harten Steinmergels über, welcher zahlreiche Schuppen, Gräten u. a. kleine Skelettheile und Zähne von Fischen, ferner den mit *Ceratodus concinnus* Pl.** benannten, räthselhaften fossilen Rest eines, von Agassiz den *Placoiden* beigezählten, Fischgenus und Spuren von Saurierresten darbietet, die jedoch zu einer sichern Diagnose noch nicht zureichten. Ausserdem enthält dieser Steinmergel stellenweise Anhäufungen von Schalen der mit *Posidonomya keuperina* Pl *** bezeichneten Bivalve, Steinkerne einer anderen Bivalve, welche an *Nucula* erinnern und — in einer porösen Abänderung dieses Steinmergels — Steinkerne einer kleinen, an *Paludina* oder *Turritella* erinnernden Schnecke. Von den auf Ausfüllungen von Gängen einer, mit *Arenicola keuperinus* Pl. bezeichneten, vorweit-

* Vergl. Zeitschr. d. deutschen geol. Gesellschaft. III. S. 403.

** Beitr. z. Pal. Württ. S. 85.

*** Sie unterscheidet sich von *Posidonomya minuta* Bronn (Zieten Verst. pl. LIV. Fig. 5) durch bedeutendere Grösse und einen mehr der Kreisform angenäherten Umriss.

lichen *Annelide* gedeuteten Erscheinungen in den plattenförmigen Abänderungen dieses kiesligen Keupersandsteins ist früher schon Nachricht gegeben worden.* In den weicheren Sandsteinschichten mit thonig-kalkigem Bindemittel fanden sich auf den unteren Schichtflächen fährtenartige Reliefs von einer andern Form, als die oben erwähnten in dem feinkörnigen Keupersandstein und die in dem Hessberger Sandstein; auch die in letzterem anfänglich als vegetabilische Reste bezeichneten, netzförmigen Reliefs finden sich zahlreich auf den unteren Schichtflächen unserer Sandsteinschichten und weisen sich hier als nichts Anderes, denn als Ausfüllungen der, in den Mergeln zur Zeit, als sie noch Schlamm waren, durch Austrocknung an der Luft entstandenen Spalten mit dem über sie hergeführten Sandschlamm, aufs Evidenteste aus.

Ueber den Sandsteinlagern dieser Gruppe folgen wiederum zahlreiche Wechsellagerungen von rothbraunen bis violetten und grünen Mergelschichten von je 1 bis 5' Mächtigkeit (die ganze Mergelgruppe erreicht bis an 40 Fuss und noch mehr Mächtigkeit), welche in mehrfacher Wiederholung durchsetzt werden von mehrere Zolle mächtigen Schichten eines compakten, gelbgräulichen, Schnüre von derbem und crystallisirtem Schwerspath führenden, in senkrechter Richtung stark zerklüfteten Steinmergels, der so wenig, als die ganze Mergelgruppe, irgend eine Spur von organischen Resten zeigt.

4) Die über dieser Buntmergelgruppe lagernde **Gruppe des grobkörnigen, (oder oberen weissen) Keupersandsteins, auch Stuben- oder Fegsandsteins**, steht auf den Höhen der umgebenden Hügel, deren Kuppen sie theilweise bildet, in einer Mächtigkeit von etlichen Fussen bis zu mehreren Klaftern an, ist mehrfach in Steinbrüchen aufgeschlossen und wird in den oft sehr mürben Abänderungen zu Feg- und Mörtelsand, in den härteren und mächtigeren zu Bausteinen für Feld- und Hochgemäuer ausgebeutet. Dieser Sandstein lässt sich für letzteren Zweck wegen seiner geringeren Härte leicht zu Quadern bearbeiten, ist aber wegen seiner leichteren Verwitterbarkeit weniger

* Jahreshefte, Jahrg. III. S. 84.

geschätzt, als der feinkörnige, theurere, und wird zu Häuserbau nur in den umliegenden Dörfern angewendet. Dieser Sandstein enthält, im Gegensatz zu dem kiesligen, Pflanzenreste, jedoch nie in einem eine Diagnose zulassenden Zustande, vielmehr stets schwarz verkohlt, nur die verwischten Umrisse lassen ab und zu die Form eines Farrenwedels, oder eines mit Gebirgsart gefüllten Rohrstammes, oder eines massigen, in Glanzkohle verwandelten, dickeren, baumartigen Stammes erkennen; die Glanzkohle erscheint dabei in scharfkantige, cubische und rhomboedrische Formen von etlichen Linien bis etlichen Zollen zerklüftet und die Spalten sind netzartig mit Schwerspath oder Kalkspath ausgefüllt, welche beide Verbindungen auch als Knauern, Schnüre und andere Formen von Ausscheidungen ohne Verbindung mit Organismen in dem Gestein vorkommen. Von Thierresten bot dieser grobkörnige Sandstein bis jetzt die meisten Beiträge zur Diagnose unseres *Belodon* an Zähnen u. s. Kopftheilen, Rippen, Knochen der Extremitäten und Hautschildern dar.

Ueber der, aus mehr oder weniger mächtigen, durch thonig-sandige Zwischenlagerungen geschiedenen Sandsteinbänken bestehenden, Gruppe des grobkörnigen Keupersandsteins folgen, wie in der sie unterlagernden Keupermergelgruppe, wieder gleiche Wechsellagerungen von roth- bis rothbraunen und violetten (bis an 5 Fuss mächtigen) und grünen (etliche Zolle mächtigen) Thonmergelschichten, nur sind diese Wechsellagerungen weniger regelmässig, als in der unterlagernden Mergelgruppe, d. h. die grünen Schichten durchziehen die Mergelbänke nicht genau horizontal und in gleichmässiger Erstreckung, sondern mehr wie Adern, und die oben erwähnten, grauen, baryterführenden Steinmergel fehlen gänzlich. Dagegen wird die Mergelbank von einigen, mehrere Zolle mächtigen, horizontal durchsetzenden, fleischrothen Bänken eines harten, senkrecht zerklüfteten Steinmergels in verschiedenen Niveaux durchzogen, welcher das Ansehen einer, aus an einander gereihten, knauerartigen Brocken zusammengesetzten, Schichte darbietet, in deren einer das zuerst aufgefundene Saurierskelett des *Belodon* gebettet war, um das sie eine harte, spröde Umhüllung der Knochen bildet, die dem Herausarbeiten der letzteren bedeutende Schwierigkeiten darbot. Das Binde-

mittel dieser Steinmergelbänke scheint kohlensaurer Kalk zu sein, welcher auch in den senkrechten Spalten des bröcklichen Mergels, zerstreut und ohne irgend eine Regel des Vorkommens, als Ausscheidung in Form von etliche Linien dicken, nach unten zu sich auskeilenden, rechtwinklicht-viereckigen Plättchen gefunden wird, die sich stets auf ihren beiden Flächen durch senkrechte, die Oberfläche eines stenglichen Kalkspaths nachahmende, Streifung (wie die der sogen. Stylolithen) und Anflüge von Rotheisenstein, auszeichnen.

Die Gesammt-Mächtigkeit dieser, das Ausgehende der Keuperformation bildenden, obersten Bunt-Mergelgruppe * ist an dem Fundort der *Belodon*-Skelette gegen 40'. Sie senkt sich hier in westlicher Richtung etwa unter einem Winkel von 15° bis 20° unter den Horizont ein, entsprechend dem in dem oberen Nesenbachthal allgemein bemerklichen Einfallen der gesammten Keuperformation thaleinwärts; wie denn die in diesem Thalgehänge angelegten Steinbrüche des grobkörnigen Keupersandsteins ein etwa 150' niedrigeres Niveau unter den auf der Höhe von Degerloch befindlichen Steinbrüchen auf grobkörnigen Sandstein haben. **

---

* Sie zeigt durch die Wechsellagerungen von rothen und grünen Mergeln, noch mehr aber die, den grobkörnigen Keupersandstein unmittelbar unterteufende, Buntmergelgruppe durch ihre regelmässigeren Wechsellagerungen von rothen und grünen Mergelbänken, eine grosse Analogie mit den Wechsellagerungen der thonigen Sandstein-Bänke des Felsen von Helgoland, dessen Parallelisirung mit Gliedern der sogen. Trias (bunter Sandstein und Keuper) von Seiten der, bei dem gänzlichen Mangel organischer Einschlüsse, allein dargebotenen oryctognostischen und Schichtungs-Merkmale mindestens ebensoviel Begründung darbieten dürfte, wie die Parallelisirung mit Gliedern des Rothliegenden.

** Diese Erscheinung erklärt sich einfach durch ausgedehnte Verwerfungen, besonders in dem rechten Thalgehänge des oberen, sehr verengten Nesenbachthals und würde einen merkwürdigen Gegensatz zu der von Manchen behaupteten Wahrnehmung bilden, wenn sich Letztere bestätigen sollte: dass nämlich in dem zu dem Stuttgarter Thalbecken erweiterten Nesenbachthal die Schichten der, die Thalgehänge ringsum bildenden Keuperformation allseitig ein geringes Einfallen thalauswärts zeigen, woraus man auch die geringe Zahl natürlicher Wasserquellen und

5) Unmittelbar auf diese oberste Buntmergelgruppe des Keupers folgt sodann bei dem Dorfe Degerloch die Sohle der schwarzen Juraformation, oder des Lias und zwar zunächst mit einer grauen Mergelschichte von 20—30 Fuss Mächtigkeit, welche ohne allen bemerklichen Uebergang unmittelbar auf dem rothen Keupermergel auflagert, sich in ihren die „Grenzbreccie" überlagernden Mergelschichten völlig gleichartig bis in das Gebiet des schwarzen Jura fortsetzt und bis jetzt, wenigstens in ihrer untersten Schichte, völlig versteinerungsleer gefunden wurde.

Diese graue Mergelgruppe wird nämlich in 1—2 Fuss höherem Niveau über ihrer Sohle von einer, etliche Zoll mächtigen, Schichte einer goldgelben bis rothbraunen, fetten Letten durchsetzt, welche die unmittelbare Sohle des (bei Degerloch 1—4 Zoll, anderwärts bis 3 und 4 Fuss mächtigen) gelblich-weissen, die Knochenbreccie (das Bone-bed der Engländer) enthaltenden Sandsteins wird. Die näheren Verhältnisse dieses merkwürdigen, von dem Verf. zuerst in Württemberg i. J. 1829 bei Degerloch entdeckten Lagers auf der Grenze zwischen der Keuperformation, — dieser, mit ihren zahlreichen Resten einer Sumpf- oder Maremmen-Flora und Fauna das Gepräge einer Littoral- oder Delta-Bildung darbietenden, grossartigen Sand- und Thonschlamm-Ablagerung, — und zwischen der sogleich, ohne Uebergänge durch Wechsellagerungen von Süsswasser- und Meeresablagerungen, auf erstere abgesetzten, durchaus als Meeresformation auftretenden, mächtigen, jurassischen Kalk-, Sand- und Kalkmergel-Bildungen, — sowie die organischen Einschlüsse dieser, von dem Verf. die „obere Grenzbreccie"* genannten, Ablagerung fossiler Reste, sind a. a. O. näher beschrieben, worauf hiemit verwiesen wird. Hier ist nur nachträglich noch beizufügen, dass in dieser Grenzbreccie, ausser den a. a. O. aufgezählten, der Trias und zunächst der Keuperformation angehörigen Thierresten, und ausser den Resten des mit *Sargodon tomicus* Pl. benannten Fisches** und des

das Misslingen der bisherigen Bohrversuche auf überströmende artesische Quellen in dem Stuttgarter Thalbecken erklären wollte.

* Beitr. z. Pal. Württembergs S. 103.

** Jahreshefte des württ. Vereins Jahrg. III. S. 165.

bis jetzt geologisch ältesten Säugethiers*, das als solches der Epoche des Keupers mit seinen, der Atmosphäre ausgesetzten, von *Cycadeen*- *Equiseten*- und Farren-Anflügen besetzten Sandrücken angehört haben musste, auch mehrere zweischneidige Zahnkronen mit scharfen gekerbten Kanten und leichter sichelförmiger Krümmung, schichtweiser Anlagerung der Dentine und Spur einer Markhöhle, also mit allen Kennzeichen der *Belodon*-Zähne gefunden wurden; unstreitig ein Beleg weiter für die a. a. O. (Beitr. z. Pal. Württ. S. 129. 130.) ausgesprochene Ansicht: dass in dieser Grenzbreccie die letzten Reste der Flora und Fauna der Keuperperiode, mit Organismen des über die Keuperländer hereinbrechenden Jurameeres zusammengebettet, an dem stets mehr zurückweichenden Ufer des letzteren aufgehäuft worden seien.

** *Microlestes antiquus* Pl. benannt; cf. Jahreshefte Jahrg. III. S. 164. Neuerdings ist in England (Supplement to the 5th edition of a manual of elementary Geology by Sir Charles Lyell D. C. L., M. A., F. R. S., London 1857, welches der Verf. dieser Abhandlung über *Belodon* der freundlichen Mittheilung Lyells verdankt, S. 15 fg.) versucht worden, die beiden mit *Microlestes antiquus* Pl. bezeichneten Säugethierzähnchen aus der Grenzbreccie von Degerloch auf die beiden hinteren Backenzähne zurückzuführen, die in einer sehr kleinen, fossilen, aus dem oberen Oolit von Purbeck stammenden, unteren Maxille eines pflanzenfressenden, auf das lebende Genus *Hypsiprimnus* zurückgeführten, mit *Plagiaulax minor* und *Brachyst. Falconer* bezeichneten Nagers stehen. So interessant dieser Fund aus den Schichten des oberen Oolits an und für sich und namentlich der merkwürdige Unterschied in der Dentition der (4) vorderen und der (2) hinteren Backenzähne des *Plagiaulax* (Schiefmunzler oder Schiefmunzelzahner) ist, so gewagt muss die Zurückführung der beiden *Microlestes*-Zähne auf die fraglichen zwei hintern Backenzähne des »*Plagiaulax*« erscheinen. Schon der wesentliche Unterschied zwischen dem kleineren *Microlestes*-Zahn und dem hintersten *Plagiaulax*-Zahn springt in die Augen: ersterer hat keine solche ebene Kaufläche, umgeben von einem ziemlich scharfen, gekerbten und ungleich hohen Schmelzrinden-Rande, er unterscheidet sich wesentlich durch seine länglichte und schmale Form und seine ungleich hohen, abgerundeten Randzacken, welche keine Kaufläche zwischen den beiden Zackenreihen übrig lassen. Der Unterschied zwischen dem grösseren *Microlestes*-Zahn mit seinen zu 3 und 2 stark hervortretenden, conischen Zacken und dem zweithintersten *Plagiaulax*-Zahn mit seinen zwei stark schief abgekauten, inneren und seiner einzigen, ab-

III. Beschreibung.

1) Die Zähne.

Bei dem ersten Saurierskelett fanden sich, wie oben erwähnt, 13 abgesonderte Zahnkronen, wovon Taf. VIII. f. 7—15. die 9 best erhaltenen in nat. Gr. abgebildet sind. Sie lagen zwischen den zuerst aus dem Gestein ausgehobenen, also — nach der oben angegebenen Lage des Fossils in der Gebirgsart zu urtheilen — zwischen den, dem Schädel am nächsten liegenden Knochentheilen, wie namentlich den an die vordersten Wirbel sich anschliessenden Rippen. Es ist daher mit allem Rechte anzunehmen, dass diese Zähne demselben Thiere angehört haben, dessen Skelett hier eingebettet lag. Diess geht unzweifelhaft auch daraus hervor, dass bei den weiter angestellten Nachforschungen und Nachgrabungen sich weder in nächster Nähe von den beiden Skeletten, noch in weiterem Umkreis auch irgend eine Spur von anderweiten vegetabilischen oder thierischen Organismen finden liess. Würden die zwischen Rippen und Wirbeln beim Skelett gefundenen Zähne einem andern Thiere angehört haben und demnach durch Strömungen zum Cadaver des

gerundet-niedrigeren Aussern, Spitzen tritt noch stärker in die Augen, um einen wesentlichen Unterschied zwischen Insektenfresser (*Microlestes*) und Pflanzenfresser (*Plagiaulax*) zu begründen. Dazu kommt, dass unter der grossen Masse von untersuchten Stücken der Grenzbreccie, die dem Verfasser durch die Hände gingen, bis die 2 *Microlestes*-Zähne unter der Loupe zum Vorschein kamen, auch keine Spur von Zähnen zu entdecken war, die den mit Schmelzleisten durchzogenen vordern Backenzähnen von *Plagiaulax* auch nur entfernt ähnlich wären. Und doch müssten solche Zähne, wenn sie zu den *Microlestes*-Zähnen in derselben Art, wie bei *Plagiaulax*, zusammengehört haben sollten, eben wegen ihrer, von durchgehenden, einander parallelen Schmelzleisten gebildeten Textur, eine weit grössere Dauerhaftigkeit dargeboten haben, als die aus blosser, mit einer dünnen Schmelzrinde umgebenen, Dentine bestehenden, auf hintere *Plagiaulax*-Zähne gedeuteten zwei *Microlestes*-Zähne. Die nähere Begründung dieser Andeutungen bleibe einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

in Rede stehenden Sauriers geführt worden sein, so müssten nothwendig in der Umgebung des Skeletts, näher oder weiter entfernt, noch weitere Zähne derselben Art, es müssten wohl auch noch anderweite organische Reste durch dieselbe Wasserströmung in die Nähe desselben geführt worden sein, durch welche die 13 Zähne an die Rippen und die Wirbelsäule angeschwemmt worden wären. Allein von alle dem findet sich weit und breit um das Skelett her nichts. Die beiden Exemplare waren, jedes für sich, völlig isolirt in den Thonschlamm eingebettet worden und trugen in ihrer Lagerung nirgends das Gepräge einer Wasserströmung, wodurch eine Zusammenschwemmung verschiedenartiger Fossilien hätte entstehen können; vielmehr verkündigen beide durch die geradlinige und geschlossene Anlagerung der Wirbelsäulen, dass keine, eine solche Zusammenschwemmung verursachende Strömungen bei ihrer Ablagerung stattgefunden haben konnten.

Diese sämmtlichen Zahnkronen tragen nun die von H. v. Meyer angegebenen Charactere des *Belodon Plieningeri* an sich: die flache, 2kantige Pfeilspitzenform der Krone, bei einigen (f. 7, 9) die leichte gezähnelte Kerbung der Kanten (in Fig. 9 vergrössert), die konische mehr oder weniger gegen die Spitze heraufreichende Zahn-Markhöhle (Fig. 7), die gegen die Basis abnehmende Dicke der Zahnwände, die dünne, glatte oder leicht gestreifte (Fig. 11) Schmelzrinde, die gegen die Basis zunehmende Wölbung der Seitenflächen bis zur elliptischen Rundung (Fig. 7, 10), die bald symmetrisch gerade Pfeilform (Fig. 12, 13, 13ᵇ), bald sichelförmige Krümmung (Fig. 7, 8, 9, 10), die concentrische Anlagerung der Dentine (Fig. 7, 9, 15).

Die Zahnmasse ist bei sämmtlichen Zähnen von dem ersten Exemplar ebenso, wie die *lamina vitrea* der übrigen Skelettheile, mehr oder weniger von Sprüngen oder Klüften durchsetzt und diese mit feinerem, eisenschüssigem, rothbraunem Thon der Gebirgsart durchdrungen, so dass diese Zerklüftungen noch während des feuchtweichen Zustandes der Schlammmasse, welche endlich zum festen Mergel wurde, durch eine Art von Maceration in seichtem Wasser und häufigen Wechsel von Trockenheit (durch Austrocknung des Schlammbettes) und Feuchtig-

keit (durch neues Heraustreten des Wassers) entstanden sein mussten. *

Ganz denselben Typus wie die Zähne beim ersten Exemplar, d. h. den Typus der *Belodon*-Zähne, zeigen auch die aus dem grob-

* Dieser Wechsel von Austrocknungen der Schlammmasse und neuen Ueberfluthungen mit seichtem Gewässer geht auch aus dem Vorkommen jener gestreiften Kalkspathplättchen (s. o. S. 476) in den senkrechten Zerklüftungen des Mergels hervor, in welchen die beiden Skelette gebettet waren; man vergl. Jahreshefte 8. Jahrg. S. 105. 114. Dem in diesem Aufsatz »über Stylolithen« aufgestellten Erklärungsversuch der wahrscheinlichen Entstehung dieser Stylolithen, sowie jener Kalkspathblättchen, hat Herr Prof. Quenstedt zu Tübingen in einer Erwiederung, Jahresh. 9. Jahrg. S. 71 fg. eine Polemik entgegengesetzt, die er gestatten wolle, bei hier dargebotener Gelegenheit nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, wenn auch nur, um etwaigem Missverständniss eines »stillschweigenden Dahinnehmens« des s. Z. Gesagten vorzubeugen. — Den Einwurf gegen die Quenstedt'sche Erklärung der Stylolithenentstehung (Flözgebirge Württembergs S. 583) durch eine hydrostatische Hebung der, den Stylolithen aufsitzenden, Muscheln im Schlamm, — dass nämlich bei dieser Erklärung blos einseitig die Stylolithen mit aufsitzenden Muscheln berücksichtigt seien, ohne dass der Stylolithen, welche keine solche Muscheln aufweisen, bei dieser Erklärungsweise gedacht werde, — glaubt derselbe mit der Erklärung abfertigen zu können: »er habe die« (von ihm so genannten) »unbestimmten Stylolithenformen« (also zunächst nun eben diejenigen, welche keine Muscheln aufweisen) »geflissentlich als Beiwerk behandelt, dessen Erklärung« (durch Muschelhebung während keine Muscheln da sind?) »sich dem aufmerksamen Leser von selbst aufdringe, sobald einmal der Hauptpunkt gehoben sei«; und er erhebt sofort ohne Weiteres den »Hauptpunkt« (also eben jene Erklärung durch hydrostatische Hebung der Muscheln im Schlamm) zum Axiom durch die prägnante Assertion: »dass damit der Nagel auf den Kopf getroffen sei.« Der Nagel hat nun aber leider keinen Kopf, wenn die, das »Beiwerk« genannten, unbestimmten oder bestimmten Formen, — die nun eben auch durch Muschelhebung entstanden sein sollen, wenn anders »ihre Erklärung sich dem aufmerksamen Leser von selber aufdrängen soll« —, eben keine aufsitzenden Muscheln haben! Und wenn nun »vollends die Kritik, welche jener hydrostatischen Muschelhebung die unumstößlichen Gesetze der Hydrostatik entgegenhält, damit aus dem Felde geschlagen werden soll, dass sie »abstracte Reflexionen über den Schwerpunkt, welche nichts beweisen« genannt wird; so wird eine solche Thesis wohl an keinem Docenten oder Doctorinnen auf irgend einer »Universität der Wissenschaften« einen Vertheidiger finden; das ist — mit

ohne innere Sachkenntniß bearbeitende, rein beschreibende oder historische Darstellung der Gewerbe kann nicht hinreichen, weil sie den Geist unbefriedigt läßt und kaum dem Gedächtnisse nothdürftige Nahrung bietet. Wenige mit hinreichender Muße und energischer Wißbegierde beglückte Individuen mögen sich, im Gefühl dieser Unzulänglichkeit, hingezogen fühlen zum Studium ausführlicher praktischer Werke; die große Mehrzahl dagegen wird den Kern der Sache ungenutzt lassen, weil ihr das Kleid nicht behagt, oder wird sich, wie die leidige Erfahrung zeigt, in einem traurigen Halbwissen ergehen, was oft schlimmer ist als Nichtwissen, weil es zu Dünkel und Ansprüchen verleitet.

Auf der andern Seite hat man sich vor dem Irrthume zu hüten, als bestehe die von uns angedeutete Gewerbs-Wissenschaft in einer Zusammenstellung jener Lehren der Mechanik, Physik und Chemie, welche eine unmittelbare Anwendung auf die Gewerbe gestatten. Wir halten vielmehr dafür, daß die Gewerbe selbst einer allgemein verständlichen, auf geistige Aneignung berechneten Darstellung fähig seyen, in welcher das Praktische den ihm gebührenden Rang behauptet, ohne überwiegend zu seyn und dem Charakter der Wissenschaftlichkeit hindernd entgegen zu treten. Was man allgemeine Technologie genannt hat, ist zwar dem von uns Gedachten verwandt, aber noch lange nicht identisch damit. Wir finden vielleicht Veranlassung, uns anderswo weiter darüber auszusprechen. Ist aber die hier dargelegte Ansicht nicht ganz irrig, so begreift man nach dem oben Gesagten leicht, daß bei allem Drange nach Gewerbskenntniß, doch nur sehr wenig davon unter den wissenschaftlich Gebildeten zu spüren ist. Die Lösung der Aufgabe bleibt also noch vorbehalten, und bis dahin mag der in technologischen Lehrbüchern bis jetzt eingeschlagene Weg einen theilweisen Ersatz darbieten, wenn vor Allem die Verfasser sich nach der nöthigen Kenntniß des Thatsächlichen umsehen wollen, um ihren Lesern wenigstens nicht Unrichtiges oder Mißverstandenes vorzutragen, wodurch jedem Besserunterrichteten ein Lächeln abgelockt wird.

Der Einfluß, welchen die technologische Literatur auf die Gewerbtreibenden haben könnte, ist sehr groß und mannigfaltig, muß aber auf andere Weise, durch andere Mittel ausgeübt werden. Eine Behandlung des Gewerbwesens im Ganzen, nach einem

körnigen Keupersandstein, welcher die die beiden Skelette bergende Buntmergelgruppe unmittelbar unterlagert, von einem nicht weit von der Lagerstätte der Skelette entfernten Fundort erhaltenen, zahlreichen Zähne, wovon die deutlichsten und am besten erhaltenen auf Taf. VIII. weiter abgebildet sind.

---

aller Achtung vor sonstigen Verdiensten sei es gesagt — keine Widerlegung mit Gründen, sowenig, als einstens »der Finger des Pater Joseph eine Brücke« war! — In jenem Stylolithenaufsatz des Verf. wurden unter Anderem auch die kleinen Erdpfeiler als analoge Phänomene erwähnt, welche der Verf. im Schwarzwalde nach Regengüssen beobachtet hatte; Hr. Prof. Q. hat darüber zu sagen: Hr. Dr. Fallati habe diese Pfeiler dort schon vor 10 Jahren bemerkt. Gewiss werden noch Andere sie noch weit früher bemerkt haben, denn sie sind eine Erscheinung, die sich Jedem aufdringen muss, wenn er dort nach Regengüssen den Fuss aus dem Hause setzt. Hr. Dr. Fallati wird daher gewiss nicht zürnen, dass er nicht als Auctorität für diese Erscheinung citirt wurde. Ein Anderes ist es freilich mit Wahrnehmungen, die nicht so offen vor Jedermanns Augen vorliegen; da ist es wohl verdriesslich, wenn vertrauensvolle Mittheilungen solcher Wahrnehmungen von Anderen sofort utiliter als ihre eigenen Entdeckungen assumirt werden. — Hr. Q. beschwert sich a. O. S. 73 Anm. auch darüber, dass in jenem Stylolithenaufsatz gelegentlich auf einen Verstoss in der Diction in einer seiner Abhandlungen mit dem hiefür gebräuchlichen »sic« hingewiesen wurde, nennt dies »lächerliche ‚Rüge« und »Schulmeisterei« und meint, das sei unter Naturforschern nicht gebräuchlich, beruft sich auch auf die Auctorität Tübinger Sprachkundiger, die er nicht nennt und die seine Diction gebilligt haben. Wenn es sich blos um Sprachunrichtigkeit handelte, so könnte eine solche Rechthaberei füglich unbesprochen bleiben; allein sie erstreckt sich auch auf die Sache selbst und gewiss wird Niemand im Zweifel sein, was richtiger ist: »unter der dem Stylolithen aufsitzenden Muschel sei ein »hohler« mit Letten gefüllter Raum,« wie sich Hr. Q. ausdrückte, oder: zwischen der aufsitzenden Muschel und dem Stylolithen befinde sich eine Ausfüllung mit Letten; oder auch: die Höhlung der aufsitzenden Muschel sei mit Letten ausgefüllt; denn die Unklarheit der ersteren Redeweise lässt beide Chancen zu, die dem Sinn nach wesentlich verschieden sind. Die Adjective hohl und gefüllt schliessen sich aber jedenfalls gegenseitig aus und können daher dem Substantiv »Raum« nie zugleich beigelegt werden. Wissenschaftliche Sprachdarstellungen gehören doch wohl, zumal wenn sie vom Katheder ausgehen, schon an und für sich selbst der »Schulmeisterei« an, und die Kritik hat das Recht, wie die Pflicht, solche Verstösse im Interesse der Wissenschaft zu rügen,

Eine sehr flache, leicht einseitig gekrümmte, d. h. der Sichelform sich annähernde Lanzettform mit scharfen, vollständig gekerbten Kanten hat die Fig. 24 abgebildete Zahnkrone; sie ist noch über der Basis der Zahnkrone abgebrochen und zeigt auf dem Bruch die schichtenweise abgelagerte Dentine und eine durch Zusammendrückung abgeplattete Markhöhle.

Fig. 26 ist eine, nach der Ebene der Kanten gespaltene und

---

ob sie nun von Natur- oder Sprachkundigen begangen werden. Und so ist es in der That sehr bedauerlich, dass eben diese Beschwerde über besagte »Schulmeisterei«, dieser ein abermaliges »sic!« abnöthigt, wenn (Jahreshefte 9. Jahrg. S. 73. Anm.) gesagt wird: »dasselbe« (nämlich jenes »sic«!) »hat mich« (nämlich Hrn. Prof. Q.) »um ihn« (d. h. den Verf. des Stylolithenaufsatzes) »einige Sorge gemacht.« Diese märkisch-brandenburgische Verwechslung des *Dativ* und *Accusativ* der *pronomina personalia* stand so im Manuscript und ist kein Druckfehler; allein bis jetzt ist es derselben noch nicht gelungen, sich in der Schriftsprache Geltung zu verschaffen. — Die Regen- und »Auswaschungstheorie« aber bezüglich der Stylolithen-Entstehung, welche Hr. Q. nunmehr a. a. O. seiner hydrostatischen Muschel-Hebungstheorie substituiren zu wollen scheint, bleibe hier unbesprochen, sondern der Zeit überlassen, welche gesunde Früchte zur Reife, die andern zum Abfallen bringt; ein bescheidener Zweifel gegen die »Auswaschung« der Stylolithen lässt sich jedoch nicht ganz unterdrücken: »ausgewaschen« kann nur ein härterer, in seiner Form schon präformirt in dem ursprünglich weicheren, vom Wasser noch mehr erweichbaren und fortführbaren Material eingeschlossener Körper werden; der auszuwaschende Stylolith könnte daher nicht erst durch das Auswaschen zum Stylolithen geformt worden, sondern er müsste schon geformt vorhanden gewesen sein; und so sind wir durch die »Auswaschung« der Erklärung ihrer Entstehung nicht um einen Schritt näher gerückt.

Die schliessliche Appellation endlich von dem »Stuttgarter Feuersee« und den »schwäbischen Froschlachen« an das Weltmeer und die »geheime Werkstätte der Natur,« welche Hr. Q. ausschliesslich »an dessen Küsten« verlegt, ist geeignet, eine ungemein heitere Seite darzubieten, wenn man sich des »geschickten Versuches« erinnert, welchen Hr. Q. zu Begründung seiner hydrostatischen Muschelhebungstheorie seiner Zeit alles Ernstes anzustellen in seinem Buche: »Die Flözgebirge Württembergs« S. 58, Zeile 18 und folgende von oben, empfohlen hat, ohne jedoch hiezu eine Reise an die Küsten des Oceans oder Mittelmeeres zur Bedingung zu machen. — Hiemit seien nun aber die Akten über »Stylolithen« geschlossen! Sat prata biberunt! —

die concentrische Schichtung der Dentine zeigende, völlig symmetrische Lanzettform mit ziemlich gewölbten Seitenflächen.

Fig. 19 eine ähnliche, kürzere, mit scharf gekerbten Kanten, welche vermöge der an der Bruchfläche der Basis ersichtlichen, weiten Markhöhle einen noch im Wachsthum begriffenen Zahn verkündigt.

Die Figg. 17. 23. 25. 27 zeigen neben einer leicht angedeuteten sichelförmigen Krümmung eine noch stärker hervortretende Wölbung der Seitenflächen.

Fig. 21. 22 sind zwei verhältnissmässig sehr hohe zweikantige Zahnformen mit sehr starker Wölbung der Seitenflächen und blosgelegter Ausfüllung (bei a) der Markhöhle mit Gebirgsart, welche bei Fig. 21 bis weit über $\frac{2}{3}$ der Zahnhöhe gegen die Spitze hinaufreicht.

Fig. 25 ist eine leichte Sichelform mit gleich stark gewölbter Seitenfläche, bei welcher die dünne Zahnwand an der Basis schon ursprünglich in die Markhöhle durch den Druck der Gebirgsart eingebrochen erscheint.

An diese Formen schliesst sich in Fig. 28 eine, gleich stark gewölbte Seitenflächen darbietende, jedoch weit kürzere Zahnform an, welche mit der einen Kante zu Tage ligt und somit, von der Seite gesehen, die leichte Einbiegung gegen die Seite der Mundhöhle verdeutlicht.

Die auf Fig. 29. 30 abgebildeten Zähne sind verhältnissmässig lange, sehr schlanke, fast conische Formen, welche jedoch durch zwei von der Spitze an entlang den Contouren der Abbildung herablaufende, gegen die Basis hin verschwindende, scharf über die conische Wölbung hervortretende, kantenartige Leisten, durch übereinstimmende Textur und Anlagerung der Dentine und Abnahme der Dicke der Zahnwand gegen die Basis, weil sie eine ganz analoge conische Markhöhle einschliesst, eine Uebereinstimmung mit den zweikantigen *Belodon*-Zähnen verrathen, bei der nur die bis zur conischen Form gesteigerte Wölbung der Seitenflächen zwischen den zwei Kanten den Unterschied bildet.

In Fig. 20 ist eine Zahnform dargestellt, welche gewissermassen nur einkantig erscheint; es ist nämlich diese Form eine leicht gekrümmte, beinahe conische, welche sich gleichwohl an die zweikan-

tigen *Belodon*-Zähne anreiht, indem die eine scharf hervortretende Kante (entlang des concaven Contours unserer Abbildung) durch eine leicht hervortretende kantenartige Leiste von der Spitze des Zahns herab, die andere Kante an der entgegengesetzten Seite (oder entlang des convexen Contours der Abbildung) durch eine leichte Andeutung einer schwach hervortretenden, rückenartigen Wölbung, angedeutet ist.

Diese sämmtlichen Zahnformen, deren Abbildung hier gegeben ist, liegen je in mehreren Exemplaren vor, und zeigen in diesen die angegebenen Kennzeichen combinirt mit den verschiedensten Grössenverhältnissen und Verhältnissen der Höhen zu den Längen- und Querdurchmessern, so dass schon hiernach durch die grosse Mannigfaltigkeit von Uebergängen dieser Zahnformen in einander es nicht gerathen erscheinen könnte, der einen oder der andern den Typus einer generischen oder selbst specifischen Verschiedenheit beizulegen. Auch die Wölbungen der beiden flachgewölbten Seitenflächen zwischen den beiden Kanten zeigen eine grosse Mannigfaltigkeit der Verhältnisse: bald sind die Wölbungen beider einander gleich, bald sehr ungleich, so dass die eine Seitenfläche (wie bei Fig. 19 die entgegengesetzte von der abgebildeten) beinahe zur Ebene wird, während die abgebildete eine ziemlich starke Wölbung zeigt; bei den der conischen Form genäherten (Fig. 29. 30) theilen die beiden, von der Spitze herablaufenden, Leisten die Kegelfläche bald in 2 gleiche, bald in 2 ungleiche Hälften; bei den flachen, den Typus der *Belodon*-Form rein darstellenden Zähnen ist manchmal (wie Fig. 24) eine leichte, unsymmetrische, von der Spitze herablaufende Vertiefung der einen flachen Seite zu bemerken. Auch der Fig. 16 abgebildete, conische Zahn aus dem weissen Keupersandstein von Aldingen bei Tuttlingen, welchen Freund Eser dem Verf. mittheilte, weist keineswegs einen mathematisch genau kreisförmigen, sondern einen elliptischen Querdurchschnitt auf, bei welchem die grössere Axe in der Krümmungsebene des Zahns liegt und den Typus zweikantiger oder seitlich abgeflachter Zahnformen, im Gegensatz zu den rein conischen, wenigstens der Spur nach zu wiederholen scheint, auch fehlt bei ihm die Schmelzrinde grösstentheils und die Spitze; es bleibt daher un-

entschieden, ob er nicht gleichwohl mit einer oder zwei von der Spitze herablaufenden, kantenartigen Leisten versehen gewesen und den Fig. 29. 30 abgebildeten Zahnformen beizuzählen sei, an die er sich vermöge der concentrischen Anlagerung der Dentine um eine Markhöhle herum anreiht.

Als ein Beweis dafür, dass in der Zahnbildung unseres Sauriers mit zweikantigen Zähnen überhaupt eine grosse Mannigfaltigkeit stattfindet, welche eine Diagnose oder vollends eine Bestimmung von Genus und Species nach einzelnen Zahnformen sehr gewagt erscheinen lässt, ist Fig. 18 ein Zahn von dem Fundort der sämmtlichen übrigen Zähne aus dem weissen Stubensandstein bei Stuttgart, von den beiden Flachseiten gesehen, abgebildet, welcher sich durch alle Merkmahle: Abflachung von 2 Seiten her, gezähnelte Kerbung der Kanten, conische Markhöhle, concentrische Ablagerung der Dentine u. s. w. als *Belodon*-Zahn ausweist; allein er ist nicht zwei- sondern gewissermassen dreikantig, indem die eine flache Seite desselben neben einer der beiden gezähnelt-gekerbten Kanten in einen ziemlich scharf zugehenden, von der Spitze an herablaufenden, Rücken sich erhebt (s. d. Abbildung links), dem nur die Zuschärfung zu einer scharfen Kante fehlt, um als eine dritte Kante aufzutreten.

Als eine zweite, zunächst an rein conische Zahnformen grenzende Anomalie liegt aus demselben Fundort des grobkörnigen Keupersandsteins eine hälftig nur im Abdruck überlieferte, über der abgerundeten Kuppe der Zahnmarkhöhle abgebrochene, Zahnbasis vor, deren von oben gesehener Durchschnitt eine Kreisperipherie darstellt, von welcher etwa eine Strecke von 80 Graden durch eine Sehne abgeschnitten ist, so dass der Zahn eine Form zweikantiger Zähne dargeboten haben muss, deren eine Flachseite eine Ebene, die andere aber eine Kegelfläche mit einer über $^3/_4$ der ganzen Kegeloberfläche betragenden Wölbung gewesen wäre. — Wollte man nun nach allen diesen bisher erörterten, einzelnen, planconvexen, biconvexen, stark oder schwach convexen, hohen und schmalen, niedrigen und breiten, gleich oder ungleich convexen, gleich oder ungleich hohen wie breiten, zweikantigen, einkantigen, ovalen, elliptischen u. s. w. Zahnformen sogleich Genera von Sauriern errichten: wie viele

neue Genera müssten in den Catalogen der fossilen Reptilien die Zahl so mancher andern, bereits darin befindlichen vermehren, von denen bis heute nichts als eine Zahnkrone bekannt ist. Der berühmte Ausspruch des Begründers der vergleichenden Osteologie, G. Cuvier's, in Anwendung auf fossile Vertebraten: „dass ein einziger Zahn oder Knochen genüge, um Genus und selbst Species eines Thiers zu erkennen," wird die Grenze unbedingter Geltung schon bei den vorweltlichen Reptilien finden müssen und es dürfte an der Zeit sein, der Aufstellung neuer Genera und Species nach einzelnen Zähnen, Knochen und Schuppen bis zur Auffindung weiterer Skelettheile und deren erwiesener Zugehörigkeit zu jenen ein vorsichtiges Ziel zu setzen.

Es sind demnach in den bisher erörterten Abbildungen auf's Evidenteste eine Menge gradweiser Uebergänge in den verschiedensten Beziehungen nachgewiesen, welche unter der Menge von Zahnformen aus dem besagten Fundort bei Stuttgart ersichtlich sind, Uebergänge von ganz flachen, verhältnissmässig dünnen, zweischneidigen Formen bis zu völlig conischen, noch mit den beiden Kanten versehenen, indem die Seitenflächen durch allmählig mehr und mehr hervortretende Wölbung und gleichzeitiges Zurücktreten der Kanten sich mehr und mehr der conischen Form nähern, bis endlich durch gänzliches Verschwinden der einen oder beider scharfen Kanten, an deren Stelle alsdann ein abgerundeter Rücken tritt, Formen erscheinen, welche entweder zu einkantigen werden, oder vermöge der ovalen oder elliptischen Form ihres Querdurchschnitts beurkunden, dass sie das letzte Glied in der Gradation der zweikantigen *Belodon*-Zähne bilden.

Dieser graduell verschiedene einkantige, ovale und elliptische Querdurchschnitt stellt sich auch deutlich in den von oben gesehenen Bruchflächen der drei Fangzähne in dem v. Hügel'schen Fossil, dem Fig. 1 abgebildeten Fragment des rechten untern Maxillenastes heraus, worüber unten ein Näheres.

Es ist schon früher * auf einen, bei den *Labyrinthodonten* hervortretenden, geregelten oder constanten Unterschied in der

* Beitr. z. Pal. Württ. S. 66. 67.

Dentition zwischen Backen-, Fang- (oder Eck-) und Schnauzen- (Intermaxillar- oder Schneide-) Zähnen neben der Mannigfaltigkeit unregelmässiger Abweichungen von der allgemein zutreffenden charakteristischen Kegelform dieser *Labyrinthodonten*-Zähne hingewiesen worden. Während die kleinen Zahnreihen in den Maxillen, dem Pflugscharbein u. a. im Allgemeinen die conische, geradstehende Zahnform darbieten, der gewöhnliche kreisförmige Querdurchschnitt dieser Zähne dagegen mit verschiedenen, abgestumpft-dreieckigen (gleichseitigen und ungleichseitigen) wechselt, unterscheiden sich die (gegenüber den kleinen Maxillar-Zähnen) colossalen Fangzähne schon durch ihre Grösse, dann durch ihre Stellung in der Umbiegung gegen das Zwischenkieferbein und die Symphyse des Unterkiefers und durch ihre leichte Krümmung, als Eckzähne, wobei der *Typus* von regelmässig-conischen Zähnen durch stets kreisrunden Querschnitt hier ein constantes Merkmal wird*. Die in dem Zwischenkieferbein dagegen stehende, in der Grösse das Mittel zwischen den Maxillar- oder Backen- und den grossen Eckzähnen haltende Zahnreihe (a. O. Taf. VII. Fig. 1) zeigt durch constanten, mehr oder weniger excentrisch-elliptischen Querschnitt und leichte Einbiegung in der Richtung des kleineren Querschnittdurchmessers gegen die Mundhöhle eine auffallende Hinneigung zu dem Typus flacher oder abgeflachter „Schneidezähne". Es ist diess ein Unterschied in der Dentition, welcher bei den osteologisch jedenfalls niedriger stehenden, den Fischen sich annähernden *Enaliosauriern* meines Wissens bis jetzt nicht zu finden ist**.

---

* Der a. a. O. S. 67 erwähnte Fangzahn von *Mastodonsaurus Jägeri* H. v. M. mit einer tief einwärts gehenden, von der Spitze zur Basis verlaufenden Winkelbucht ist eine Abnormität, ein Zwillingszahn, wie denn in dem 3ten a. a. O. erwähnten Schädel von *Mastodonsaurus* zwei colossale Fangzähne in einer und derselben Grube so dicht auf einander stehen, dass ihre Basen innerhalb der Grube nothwendig in einander übergreifen müssen. Auch bei dem a. O. Taf. IX. Fig. 1. c. abgebildeten *Capitosaurus*-Schädel finden sich zwei solche hart neben einander stehende Fangzähne, welche mit den Basen der Zahnkrone verwachsen sind.

** Doch findet sich ein solcher Unterschied zwischen eigentlichen Schneidezähnen (Incisoren) und Backenzähnen (Molaren) selbst unter den Fischen der jetzigen Fauna bei dem Genus *Sargus* und angrenzenden,

Halten wir diesen Vorgang bei den *Labyrinthodonten*, deren Dentition an und für sich den Typus der Kegelform hat, fest, so wird einleuchten, dass bei unserem *Belodon*, dessen Dentition den Typus der flachen, zweischneidigen Lanzett- oder Pfeilform hat, der oben nachgewiesene, allmählige Uebergang von flachen, zweikantigen, schneidenden Zähnen durch Formen mit allmählig immer

welchen die, in der „obern Grenzbreccie" vorkommenden, zweierlei fossilen Zähne des, von dem Verfasser in den „Jahresheften des württ. Vereins" Jahrg. III. S. 165 beschriebenen und *Sargodon tomicus* benannten, fossilen Fisches entsprechen. Hr. O.-Med.-Rath Dr. v. Jäger hat (Acta nova acad. caesar. Leop. Car. Vol. 22. P. 2. S. 903) zwar die Möglichkeit in's Licht gestellt, dass die fraglichen Schneidezähne aus der Grenzbreccie (auf deren Betrachtung er sich ausschliesslich beschränkt) auf *Paläotherien* oder sogar Beutelthier-artige Säugethiere zurückgeführt werden könnten und die Deutung auf *Sargodon tomicus*, d. h. einen dem Genus *Sargus* verwandten Fisch als „noch unentschieden" präjudicirt. Die Gründe für und wider diese letztere Bestimmung und jene Möglichkeiten sind, nach den dem Hrn. Verf. vorgelegenen Materialien, ausführlich von ihm erörtert. Für die Deutung auf den Fisch aber sprechen noch andere, dem Hrn. Verf. nicht vorgelegene, Gründe und zwar: 1) dass keiner dieser Schneidezähne eine eigentlich geschlossene Zahnwurzel aufweist, (selbst bei dem in den Jahresheften III Jahrg. 2s Heft Fig. 10 abgebildeten ist sie nach genauer Untersuchung nicht und jedenfalls nicht wie bei den Säugethieren geschlossen,) vielmehr alle, deren Zahnwurzel überliefert ist, (und deren ist eine nicht geringe Zahl) eine mehr oder weniger gleichförmig cylindrisch nach unten zugehende, oft querüber mit einer ebenen Fläche abgeschnittene Zahnwurzel zeigen, ja sogar mitunter eine Erweiterung des Durchmessers am Rande dieser Querfläche und ebendamit eine Aufwachsung auf das Zahnbein verrathen; 2) dass die von dem Hrn. Verf. übergangenen, in den Jahresheften a. a. O. S. 166 erwähnten Backenzähne aus der Grenzbreccie, — (d. h. Zähne, welche, bei gleicher Beschaffenheit cylindrischer Zahnwurzeln, statt der schaufelförmigen Zahnkronen, knopfartig abgerundete, mit gleicher Schmelzrinde überzogene Zahnkronen aufweisen), — eine Menge Uebergänge, von den völlig halbkugelförmigen Zahnkronenknöpfen durch eiförmige, unregelmässig-conische, einseitig in eine abgestumpfte Spitze verlängerte, oben schief abgeflachte Formen bis zu den unsymmetrisch-einseitigen, wirklichen Schaufelzähnen (Acta a. O. Fig. 18. 21. 23. 24) nachweisen, so dass diese stumpfknöpfigen Zähne sich als Backenzähne, wie bei *Sargus Rondeletii* u. a., den schaufelförmigen des *Sargodon tomicus* vollkommen genau anreihen. Der Verf. behält sich vor, diese Uebergänge bei anderer Gelegenheit nachzuweisen.

stärker hervortretender Wölbung der flachen Seiten hindurch, bis zu conischen Zähnen mit zwei oder auch nur einer leicht angedeuteten Leiste von der Spitze zur Basis, ja zu conischen Zähnen mit mehr oder weniger excentrisch-elliptischem oder ovalem Querschnitt, — unter Zugrundlegung der sonstigen durchgängigen Uebereinstimmung in allen Merkmalen der innern und äussern Zahnbildung und Befestigung, — auf ähnlichem Unterschiede von Backen-, Fang- und Schneidezähnen beruhen möge.

Die gezähnelte Kerbung der Kanten der *Belodon*-Zähne findet sich vorzugsweise bei den flacheren, d. h. auf den Flachseiten minder gewölbten Zahnformen (Fig. 7. 9. 17. 18. 19. 24) und ist daher entweder als eine Eigenthümlichkeit anzusehen, welche den, nach unserer Ansicht, flacheren Backen- oder Schneidezähnen zukäme, oder eine Folge geringerer Abnützung derselben wäre, oder ist dieselbe, was wohl wahrscheinlicher ist, (und mit der letzteren Alternative gewissermassen zusammenfiele), ein Kennzeichen der noch nicht vollständig ausgewachsenen Zähne. Diess scheint ebendarin Bestätigung zu erhalten, dass die damit versehenen *Belodon*-Zähne zumeist eine geringere Höhe im Verhältniss zur Breite haben, (Fig. 19 ist z. B. eine Zahnform einer beinahe vollständig vorhandenen Zahnkrone, bei welcher die Höhe der Breite an der Basis beinahe gleich ist,) als die Zähne mit nicht gekerbten Kanten; ferner darin, dass unter den seit Fertigung der Tafeln noch weiter beigebrachten Zahnformen sich sehr kleine (2 — 3 Linien hohe) flache Zahnkronen finden, welche die Kerbung sehr scharf zeigen und schon nach ihrer Kleinheit nichts anderes, als keimende Zähne sein können; die S. 408 erwähnten, bei dem v. Hügel'schen Exemplar gefundenen, kleinen Zahnkronen gehören namentlich in diese Zahl.

Ueber eine bestimmte Regel und Ordnung in Zahl und Reihenfolge der, der conischen Form genäherteren, grösseren Fangzähne bei *Belodon* lässt sich bis jetzt nichts Bestimmtes angeben; die bis jetzt beigebrachten Belegstücke reichen zu sicherer Beantwortung der Frage, ob eine solche stattfinde, noch nicht zu. Doch geht aus den drei mehr der conischen Form genäherten Zähnen in Fig. 1. und den drei Zahnlücken, welche auf gleiche Dimensionen der ihnen angehörigen Zähne schliessen

lassen, hervor, dass die der conischen Form genäherten *Belodon*-Zähne in der untern Maxille gegen die Symphyse hin stehen und durch diese Stellung wie durch ihre Form auf gleiche Weise sich als Analogon von Fangzähnen geltend machen; während unsere bis jetzt beigebrachten Belegstücke nicht ausreichen, um in dieser Beziehung über die Dentition des Oberkiefers sichere Anhaltspunkte darzubieten. Unter den *Labyrinthodonten* scheint die in den Beitr. zur Pal. W. Taf. VII. Fig. 1 ersichtliche, symmetrisch angeordnete Zahl von je 3 Fangzähnen auf jeder Seite des Oberkiefers und je eines Fangzahns auf jeder Seite von der Symphyse des Unterkiefers wenigstens bei *Mastodonsaurus Jägeri* aus der Lettenkohle eine Norm zu bilden; doch finden sich bei den übrigen daher erhaltenen Schädeln auch bedeutende Abweichungen, sowohl bezüglich der Zahl als der Stellung derselben. Diess scheint mit einer, durch Zufälle bedingten, Bildung von Ersatzzähnen zusammenzuhängen, und solche Zufälle werden auch bei anderen Sauriergeschlechtern ihre Rolle gespielt haben, besonders bei solchen, welche — wie *Belodon* und die *Labyrinthodonten* — weder (wie letztere) eine feste Einkeilung der Zähne, noch (wie erstere) so festen Bau derselben verrathen, wie diess bei den Crocodilen der Jetztzeit der Fall ist (cf. S. 456).

2) Die Insertion der Zähne.

Vergleichen wir das in den Beitr. z. Pal. Württ. S. 103 beschriebene und Taf. XII. Fig. 21. 22 abgebildete Fragment der oberen Maxille von *Belodon*, so zeigt der glückliche Querdurchschnitt Fig. 21 des Zahns in der Richtung seiner Axe von der Spitze zur Basis und der ganzen Maxille aufs Deutlichste die Einsenkung des Zahns zu $\frac{1}{3}$ seiner Gesammthöhe in eine wirkliche, tiefe Alveole, welche in einer Rinne sitzt. Der zweite fast parallele Querbruch des Maxillenfragments auf der entgegengesetzten Seite Fig. 22, etwa 2″ von dem ersteren (Fig. 21) entfernt, hat einen cylindrisch-conischen Steinkern h e g f zu Tage gelegt, welcher die Ausfüllung einer solchen Alveole, nachdem der ihr angehörige Zahn ausgegangen war, mit der Gebirgsart ist. Diese Alveole ist, wie in Fig. 21, gebildet: durch

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21342 / 018

die beiden zur Rinne eingesenkten Falten des Kieferbeins (a k, f l Fig. 21., f d, a b c Fig. 22.) und eine von diesen aus die tiefe, cylindrisch-sarkartige Einsenkung bildende Knochenlamelle c g d Fig. 22., k b Fig. 21.

Aus dieser Anordnung scheint hervorzugehen, dass der — nach allen Kennzeichen zu schliessen — ausgewachsene Zahn Fig. 21 eine geschlossene Wurzel erhält, welche die conische Markhöhle bei b abschliesst; während die im Wachsthum begriffenen Zähne immerhin eine für das ernährende Zellenmark noch offene Wurzel haben werden. Die Zahnbasis, oder vielmehr Zahnwurzel, d. h. der in der (cylindrischen) Alveole steckende Theil des Zahns nähert sich schon in der Basis der Zahnkrone ausserhalb der Alveole der Cylinderform und geht endlich in dieselbe über, wie diess a. O. in Fig. 18 und auf Taf. XI. Fig. 12 aus der Reihe von 10 kreisrunden Querbrüchen von Alveolen eines Stücks der oberen Maxille ersichtlich ist, in denen theilweise die dünne, röhrenförmige Zahnwand der Zahnbasis noch steckt. Von diesen letzteren ist es dem Verfasser seitdem gelungen, durch Entfernung der Gebirgsart einen Zahn aufzudecken und er erschien als eine noch nicht vollständig entwickelte, zweikantig-conische Zahnform. Dieses nämliche Verhalten ist ersichtlich an den, dem ersten *Belodon*-Skelett angehörigen Zähnen: auf unserer Taf. VIII. Fig. 7 zeigt der durch die Gebirgsart in ziemlichem Grade zusammengedrückte *Belodon*-Zahn deutlich genug die Cylinderform an der Basis der Zahnkrone, sowohl im Durchschnitt der mit Gebirgsart gefüllten Markhöhle, als auch der sie umschliessenden Zahnwand, und dasselbe trifft bei allen übrigen mehr oder weniger vollständig überlieferten unter den 13 Zähnen des ersten Skelett-Exemplars zu, welche bis zur Basis der Zahnkrone überliefert sind. Ebendiess Merkmal kehrt wieder bei allen isolirten Zahnkronen aus dem grobkörnigen Keupersandstein, welche dem Verfasser zugekommen sind; es ist deutlich vorhanden bei Fig. 21. 22. 29 unter den abgebildeten; es kehrt wieder bei dem Fig. 31 abgebildeten Fossil aus dem grobkörnigen Keupersandstein von demselben Fundort, wie die übrigen isolirten *Belodon*-Zähne, welches nur auf eine nahezu geschlossene, (in der Abbildung mit der Basis nach oben gerichtete) Zahnwurzel zu deuten ist, von

welcher die (unten in der Abbildung sich anschliessende) Zahnkrone durch Bruch entfernt ist. (Vgl. Beitr. z. Pal. W. Taf. XII. Fig. 28. u. unten S. 451.)

Die Gründe für diese Deutung sind: der bei a hervortretende, von Dentine umschlossene, unregelmässig-cylindrische Steinkern der Gebirgsart, welcher nach beiden Seiten hin abgerundet ist, die auf die eine dieser Abrundungen (in der Figur oben) bis über die Mitte derselben übergreifende Auflagerung einer schwachen Rinde von Dentine, welche auf der Cylinderfläche (links in der Figur), zunehmend an Dicke, sich gegen die untere Abrundung des Steinkerns herabzieht und noch etwas oberhalb dieser Abrundung abgebrochen ist, während die gegen die andere Seite des cylindrischen Steinkerns (rechts in der Figur) nur in einer sehr dünnen Schichte auflagert und in dem Innern der Gebirgsart, auf der das Ganze auflagert, beinahe zu obliteriren scheint.

Diese Deutung erhält weitere Bestätigung durch die in unserer Taf. VIII. Fig. 3. 4 ersichtlichen cylindrischen Steinkerne bei b b, welche ebensoviele cylindrische, mit Gebirgsart ausgefüllte Zahnwurzelhöhlungen oder Alveolen in den Maxillen darstellen, zu deren näherer Beschreibung wir übergehen. In einer derselben a ist nämlich ein Ring von Dentine überliefert, welcher einen kleineren Steinkern von Gebirgsart umschliesst. Dieser Steinkern ist nun eben die mit Sandstein gefüllte Markhöhle des Zahns, wie der in Fig. 31 ersichtliche, von Dentine umschlossene Steinkern a, während die Steinkerne b b Fig. 3. 4. Ausfüllungen der Alveolen selbst sind. Diese Steinkerne tragen, gleich den in den Beitr. z. Pal. W. Taf. XI. Fig. 12 abgebildeten Reihen kreisrunder Durchschnitte solcher Steinkerne, allzu sehr das Gepräge der auffallendsten Gleichheit mit den, *Phytosaurus cylindricodon* benannten, Steinkernreihen aus dem gleichen Gestein von Rübgarten bei Tübingen an sich, als dass die in den Beitr. z. Pal. W. S. 91 erörterte Zurückführung des Fossils von Rübgarten (des Genus *Phytosaurus* mit seinen Arten *cylindricodon* und *cubicodon*) auf das Genus *Belodon* noch einem begründeten Zweifel unterworfen werden könnte. In der Schrift „die Mastodonsaurier sind" etc. S. 24 wird zwar gesucht, dieselben auf *Mastodonsaurus* zurückzuführen und, wie es scheint, ein Moment darein gelegt, dass der Verf. der gegenwärtigen

Abhandlung früherhin selbst dieser Ansicht gewesen sei, ja sogar (i. J. 1838. S. 537 Bronns' Jahrb.) sich zu der Jäger'schen Deutung der cylindrischen Steinkerne von Rübgarten auf wirkliche Zähne hingeneigt habe. Diess Letztere ist vollkommen richtig, jene mehr cylindrischen Zahnformen im feinkörnigen Keupersandstein (besonders bei Zahnbrüchen schief durch die Axe) mit oben abgerundeten Kuppen gaben anfänglich hiezu die Veranlassung. Allein die *Phytosaurus*-Steinkerne für „Alveolen"-Ausfüllungen durch die Gebirgsart in *Mastodonsaurus*- oder *Capitosaurus*- oder *Metopias*-Kiefern ausgeben zu wollen, fiel dem Verf. niemals ein, aus dem einfachen Grunde, weil bei den *Labyrinthodonten* keine eigentlichen Alveolen stattfinden. Jene frühere Vermuthung aber, „dass die *Phytosaurus*-Cylinder möglicher Weise einer dem Genus *Mastodonsaurus* verwandten Gattung angehört haben mögen," wurde S. 105 der „Beitr. z. Pal. W." in bestimmtester Weise zurückgerufen.* Die Einwürfe jedoch gegen die Zurückführung von *Phytosaurus* auf *Belodon* auf S. 24 der „*Mastodonsaurier*-Schrift" werden ebenso, wie die dort aufgeführten Gründe für Zurückführung von *Phytosaurus* auf *Mastodonsaurus*, jetzt von selbst beseitigt erscheinen (vgl. unten S. 457.), da

1) nun evident erhoben ist, dass die zweischneidigen *Belodon*-Zähne cylindrische Zahnwurzeln und Alveolen haben; während die *Labyrinthodonten* keine Alveolen haben;

2) bewiesen ist, (s. d. folg. Abschnitt „Maxillen") dass in den beigebrachten Maxillen von *Belodon* mit überlieferter Knochenmasse die Ausfüllungen zahnloser Alveolen mit der Gebirgsart cylinderförmige, in die wirkliche Maxille eingesenkte Stein-

---

* Die in den Beitr. z. P. W. S. 91 fg. durchgeführte Aufstellung, »dass die *Phytosaurus*-Steinkerne nichts als Ausfüllungen von zahnleeren Alveolenreihen von *Belodon* seien«, wurde Hrn. Prof. Dr. Quenstedt geraume Zeit vor Herausgabe seiner »Flözgebirge Württembergs« und zwar auf Grund des ihm vorgezeigten Maxillenstücks (Beitr. Taf. XI. Fig. 12. Vgl. ibid. S. 102. Anm. 24) von dem Verfasser in Stuttgart persönlich mitgetheilt. Wenn er daher a. O. behauptet, »das fragliche Maxillenstück nicht gesehen« zu haben, so hat er blos die Erinnerung daran aus dem Gedächtniss verloren.

kerne, denen des sog. *Phytosaurus cylindricodon* ganz gleich, darstellen, während neben und zwischen denselben wirkliche zweischneidige *Belodon*-Zähne aus derselben Maxille sich erheben; (Taf. VIII. Fig. 1. 3. 4, cf. S. 442. 452. 453.):

3) anzuerkennen ist, dass die verästelten Ausfüllungen innerer Gänge (für Gefässe, Nerven etc.) in den Maxillen fossiler Vertebraten mit Gebirgsart wohl bei allen Sauriern vorkommen werden und keine generische Eigenthümlichkeit der *Labyrinthodonten* bilden können;

4) wenn bedacht wird, dass das Kieferstück Taf. III. Fig. 14 der „*Mastodonsaurier*-Schrift" mit seinen zusammenhängenden, durch keine (knochen-) leeren Zwischenräume unterschiedenen, halbcylinderförmigen Steinkernen eher gegen die Zurückführung des *Phytosaurus* auf *Mastodonsaurus*-Maxillen entscheiden müsste, da das fragliche Maxillenstück a. a. O. wohl schwerlich zu einem *Labyrinthodonten* gehört (vgl. unten S. 455.);

5) wenn in's Auge gefasst wird, dass die, im Längsbruch einer Maxille von *Capitosaurus robustus* H. v. M., wodurch die Zahnreihe nach den Zahnaxen gespalten ist, (a. O. der „*Mastodonsaurus*-Schrift" Taf. III. Fig. 6. 7). zwischen den Zähnen erscheinende Gebirgsart (vgl. Beitr. z. Pal. W. Taf. IX. Fig. 2. Taf. XI. Fig. 11 a b.) nur in dieser Bruchebene das Ansehen von Axendurchschnitten cylindrischer Steinkerne hat, dagegen von oben gesehen keine Cylinderformen darbietet;

6) dass dagegen die „an einzelnen Stellen erscheinenden, sehr regelmässigen kreisförmigen Querschnitte" (die also nur von oben, d. h. vom oberen oder unteren Maxillenrande aus betrachtet, als solche erscheinen) nichts Anderes als Ausfüllungen von Lücken ausgegangener Zähne mit der Gebirgsart sind (cf. Beitr. z. Pal. W. Taf. IX. Fig. 3), die bekanntlich bei den *Labyrinthodonten* in den Zahnreihen sehr dicht neben einander in untiefen, nicht anschliessenden Gruben aufgewachsen stehen, welche keine Alveolen genannt werden können.

Seltsam klingt vollends auf S. 24 der „*Mastodonsaurus*-Schrift" der versteckte Protest gegen den „neuen Namen" *Belodon* (nämlich nun anstatt des Jäger'schen *Phytosaurus*). Eine naturhistorische Benennung, welche falsche Begriffe mit

sich bringt, kann nicht fortbestehen; widersinnig wäre, einen Saurier auch dann noch „Pflanzenfrass-Echse“ zu nennen, wenn nun bewiesen ist, dass die stumpfen Cylinder-Steinkerne, die, wenn sie wirkliche Zähne gewesen wären, allenfalls zum Kauen von vegetabilischer Nahrung dienen konnten, nicht die Zähne des betreffenden Thiers, sondern die Ausfüllung ihrer leeren Alveolen mit Steinmasse, die wahren Zähne des Thiers aber zweischneidige sind und als solche ausschliesslich nur für Fleischnahrung bestimmt sein konnten; — beinahe ebenso, wie wenn man Thiere noch fortwährend „Zitzenzahn-Echsen“ nennen will, während man die bestimmte Behauptung aufstellt, dass die fraglichen Thiere keine Echsen, sondern Frösche (gewesen) seien!

3) Die Maxillen.

Die auf Taf. VIII. Fig. 1. 2. 3. 4 abgebildeten Maxillenfragmente gehören, wie oben erwähnt, zu dem v. Hügel'schen Exemplar aus dem weissen (kiesligen?) Keupersandstein von Löwenstein; das Fig. 5 abgebildete stammt aus dem kiesligen Keupersandstein aus der Gegend von Stuttgart und ist in der Sammlung des Verf. das zur Diagnose dienlichste Stück aus einer Menge anderer, (schon oben erwähnter) mehr oder weniger unvollständig überlieferten und undeutlichen Knochenreste an Schädel- und Maxillenstücken, Wirbeln, Rippen, Knochen der Extremitäten bis zu den Krallenphalangen und Haut-Knochenschildern, unter denen die weiter der Abbildung werthen Stücke nun wegen Mangel an weiterem Raum zurückgestellt werden müssen und an der gehörigen Stelle nur historisch erwähnt werden können.

Taf. VIII. Fig. 1 ist der rechte Ast eines Unterkiefers von der Symphyse an in nat. Gr., von der Aussenseite her betrachtet. Auf dieser, der Aussenseite, erweitert sich, von dem mittleren Fangzahn an, der Knochen zusehends und beherbergt da, wo die Auftreibung am stärksten gegen die Spitze hin ist, einen massigen, an seiner Spitze nicht überlieferten Fangzahn mit leichter Krümmung nach rückwärts. Seine Insertion in die Maxille, und zwar in eine Alveole mit nicht enge anschliessendem Rande, ist unverkennbar und erscheint als wirkliche Gomphose.

Von oben gesehen zeigt dieser Zahn in der Mitte seiner Bruchfläche eine in der Richtung der Maxille, d. h. von vorne nach hinten 2 Linien lange, 1 Linie breite, mit feinkörnigem Rotheisenstein ausgefüllte Markhöhle, umgeben von concentrischen Dentineschichten. Den Ueberzug des Zahnstummels bildet eine sehr dünne, glatte Schmelzrinde. Die Durchschnittsform des Querbruchs sowohl, als auch die ideellen Querdurchschnitte in verschiedenen Niveaux unterhalb des Bruchs, die sich bei der senkrechten Ansicht auf den Querbruch darbieten, erscheinen als eine Ovallinie, deren spitzeres Ende gegen hinten (von der Spitze der Maxille abgekehrt) gerichtet ist, während das der Spitze der Maxille zugekehrte Ende der Querschnitts-Curve als Durchschnittslinie eines leicht abgerundeten Rückens erscheint, so dass dieser Zahn unter die oben erwähnten, einkantigen Zahnformen (Fig. 20.) gehört. Die Stellung des Zahns in der Maxille ist eine stark schief nach vorne (der Maxillenspitze zu) und in geringerem Grade schief nach einwärts (der Symphyse zu) geneigte der Zahnaxe. Rückwärts von diesem Zahn schliessen sich, in fast gleichen Entfernungen von ersterem und von einander, zwei mit stark eisenschüssigem Sandstein ausgefüllte Alveolen an, in deren Ausfüllung keine Spur eines Zahnrestes oder Zahnkeimes zu entdecken ist, wie dies aus der bei a besonders gezeichneten Querbruchfläche dieser Maxille erhellt, in welcher die in der Zeichnung dunkel gehaltene Höhlung die hintere, mit Rotheisenstein angeflogene, innere Wand der ersten, zahnleeren Alveole darstellt, deren Ausfüllungsmasse mit feinkörnigem Rotheisenstein an der entgegengesetzten, dem abgebrochenen Stück von der Symphyse an angehörigen Bruchfläche in unregelmässig-cylindrischer Hervorragung heraustritt und unverkennbar eine Form des Jäger'schen *Phytosaurus cubicodon*-Steinkerns darbietet. Von dieser ersten (zahnleeren) Alveole an beginnt ein, die ganze Länge des Maxillenfragments nach hintenzu begleitender, Querbruch, durch welchen der untere Rand der, von hier an zusehends schmäler werdenden Maxille entfernt ist und die mit Rotheisenstein ausgefüllte Markhöhle der Maxille entblösst zeigt. Hinter der zweiten zahnleeren Alveole mit starker Ausbauchung ihres äusseren Randes folgt eine ziemlich starke, grubenartige Einsenkung

der äusseren Maxillenwand und auf diese ein zweiter, weit kleinerer Fangzahn, auf diesen wieder eine zahnleere Alveole, nach dieser ein dritter Fangzahn, welcher, nach den Dimensionen der Breite und Dicke in gleicher Höhe über dem Alveolenrand, grösser als der zweite, dagegen kleiner als der erste Fangzahn ist, und weiterhin folgen zwei weitere, kleinere Alveolen mit minder starker Ausbauchung ihres äusseren Randes. Der zweite und dritte Fangzahn, beide mit Querbrüchen, welche die Zahnspitzen entfernt haben, zeigen, von oben gesehen, einen ziemlich excentrisch-elliptischen Querdurchschnitt, mit beinahe keilförmiger Zuspitzung an den Endpunkten der grossen Axe, welche in der Richtung der Maxille, also von vorne nach hinten liegt. In beiden Zahnbrüchen ist, wie bei dem ersten Fangzahn, der Durchschnitt einer, von feinkörnigem Rotheisenstein ausgefüllten, stark elliptisch-conischen Marklöhle blosgelegt. Die deutlich dem Typus der zweikantigen *Belodon*-Zähne genäherte, abgeflacht-conische Form dieser beiden Fangzähne in Verbindung mit der weit geringeren Ausbauchung der äussern Ränder der beiden, hinter dem dritten Fangzahn folgenden, Alveolen deutet auf eine gradweise Zunahme der Abflachung der Zahnformen, je weiter hintenzu sie in der die Maxille einnehmenden Zahnreihe, stehen (cf. S. 455).

Von der Symphyse an beginnt auf dem überlieferten oberen Rande der Maxille eine doppelte Rinne, deren Zwischenrand sich nahezu bis zum Niveau der Bruchflächen der 3 Fangzähne erhebt (die Gesichtslinie der Zeichnung ist etwas von oben genommen, um diese Rinnen noch deutlich zu machen). In der innern, ganz glatten und gleichmässig verlaufenden, gegen die fast ebene Innenseite der Maxille stark abwärts geneigten und nur leicht vertieften Rinne ist keine Spur von Insertion von Zähnen zu entdecken, eine in gleicher Entfernung von der Maxillenspitze mit dem zweiten Fangzahn in dieser Rinne bemerkliche, leichte Einsenkung birgt eine ovale, 2 Linien lange, $1\frac{1}{2}$ Linien breite, mit Gebirgsart ausgefüllte Röhrenmündung, welche schon nach diesen geringen Dimensionen nicht das Gepräge einer Alveole trägt, vielmehr als die Mündung eines schief gegen die Maxillenspitze eingesenkten Canals im Knochen für Nerven und Gefässe anzusehen ist.

Die äussere, die Fangzähne und die Alveolen in ziemlich gleichmässig nach hintenzu abnehmender Entfernung von einander bergende, Rinne senkt sich von dem Zwischenrand an, der sie von der inneren Rinne trennt, rasch gegen die Insertionslinie der Zähne abwärts und bildet hier einen nur schwach vertieften, die Alveolen-Mündungen bergenden Absatz bis zu ihrem äusseren Rande, welcher mit seinen Ausbiegungen nach auswärts die äussern Alveolenränder bildet und, von oben gesehen, eine unregelmässige Wellenlinie darstellt. Von diesem Rande ab zeigt die Aussenwand der Maxille Unebenheiten, deren leichte, unregelmässige Vertiefungen eine Annäherung an die Configuration der Fig. 33. 34. 35. abgebildeten Knochenschilder verrathen.

Die innere, in unserer Abbildung verdeckte Maxillenwand bildet nahezu eine ebene Fläche, welche sogleich von dem inneren Rande der inneren Zahnbeinrinne an abwärts verläuft. Von ebendiesem Rande an auf etwa 1 Zoll abwärts und von der abgerundeten Maxillenspitze an auf dem ganzen Verlaufe bis zu dem hinteren Querbruch dieses Maxillenstücks rückwärts erscheint auf dieser Wand eine unregelmässige, im Allgemeinen von vorne (der Maxillenspitze) nach hinten gerichtete, feine Streifung, welche die zu Tage tretende, fibröse Knochentextur der Symphyse anzeigt. Diese gestreifte Parthie der inneren Maxillenwand endigt sich nach abwärts in einer, von der Querbruchstelle a der Maxille an beginnenden, flachen, nach hintenzu zunehmend vertieften, 1—2 Linien breiten, mit dem oberen Maxillenrand parallel gehenden Rinne, welche gegen den übrigen, glatten Theil der inneren Maxillenwand durch eine ziemlich geradlinigte, merklich hervortretende Knochenleiste abgegrenzt ist. Der glatte Theil der inneren Maxillenwand ist von einer, kaum 0,5 Linien dicken, Knochenlamelle gebildet, welche sich in dem, unter der ersten zahnleeren Alveole beginnenden, Querbruch endiget, durch den der untere Maxillenrand entfernt ist. Es ist unverkennbar, dass diese innere Maxillenwand auf ihrer ganzen Erstreckung das Ansehen einer anchylotischen Knochenverbindung an sich trägt, und demnach eine sehr weit nach hinten reichende Symphyse der beiden unteren Maxillenäste verräth, wie bei den Gavialen der jetzigen Fauna, demnach auf eine sehr verlängerte Schädelform

unseres Sauriers mit sehr lange hervortretender, schnabelartiger Schnauze schliessen lässt. In dem unteren Querbruch der Maxille, welcher den untern Maxillenrand entfernt hat, ist senkrecht unter der ersten, zahnleeren Alveole eine schwammig-fibröse Knochentextur innerhalb der Maxillen-Markhöhle blosgelegt; von da an tritt die dünne Knochenlamelle der inneren Maxillenwand in dem untern Randbruch der Maxille mit der äusseren Maxillenwand so nahe zusammen, dass eine kaum 1 Linie dicke Ausfüllung mit rothem, feinkörnigen Thoneisenstein zwischen beiden den freien Höhlenraum der Maxillen-Markhöhle andeutet, was auf einen nach hintenzu an Höhe zunehmenden, keilförmig nach unten zugehenden Rand der Symphysen-Parthie beider Maxillenäste schliessen lässt. In dem hinteren Querbruch der Maxille ist die zweite Alveole hinter dem dritten Fangzahn mit ihrer halb-cylindrisch hervortretenden Ausfüllung mit der rothbraun-eisenschüssigen Gebirgsart blosgelegt.

Taf. VIII. Fig. 2 stellt ein zweites unteres Maxillenfragment von demselben Fundort bei Löwenstein von seiner leicht concav oder einwärts gebogenen Seite in natürlicher Grösse dar; dasselbe ist auf seinem ganzen Verlauf vollständig überliefert und zeigt eine völlig glatte Oberfläche auf beiden Seiten ohne alle Spur einer Verwachsung oder Symphyse, gehört demnach der hinteren Parthie eines linken unteren Maxillenastes an. Der obere Maxillenrand zeigt eine Erhebung des Zahnbeins zu einem, zwei Rinnen scheidenden, abgerundet-wulstförmig hervortretenden Rande, wovon die eine (auf der Abbildung sichtbare) Rinne schief abwärts gegen die Wand der concav gebogenen Maxillenseite steht und somit einem Absatz oder Wulst dieser Maxillenwand ihre Entstehung verdankt, völlig gleichförmig und glatt verläuft und keine Spur von Zähnen zeigt. Die andere (in der Abbildung nicht hervortretende) Rinne bildet einen stark schief abwärts gerichteten Absatz, dessen Rand, wie sich auf der vorderen Bruchfläche am schmalen Ende des Fragments deutlich herausstellt, durch den niedriger stehenden oberen Rand des, durch eine 0,5 Linien dicke Thoneisenstein-Ausfüllung vom Zahnbein getrennten Deckelbeins gebildet wird. In dieser Rinne steht ein deutlich zweikantig-conischer, stark nach rückwärts und leicht nach einwärts

(gegen das Deckelbein) gebogener Zahn und zeigt eine deutliche Einkeilung in das genau an die Basis der Zahnkrone anschliessende Zahnbein. Unverkennbar liegt hier ein Fragment der unteren linken Maxillenparthie aus der Gegend hinter der Vereinigung der beiden Maxillenäste in der langen Symphyse vor, wo die Zahnreihen (cf. Cuv. Oss. foss. V. 2. Taf. III. Fig. 7) in beiden Aesten (bei den Gavialen) beginnen und die Maxillenäste ihre Einwärtsbiegung zur Symphyse hin erhalten. Der untere Maxillenrand geht ziemlich scharf keilförmig zu bei etwas convexen Seitenflächen. An beiden Querbruchflächen dieses Stücks tritt die Ausfüllung der Maxillen-Markhöhle mit der rothbraun-eisenschüssigen Gebirgsart zu Tage. Bei Entfernung der dieses Stück unmittelbar umhüllenden Gebirgsart zeigten sich die schon oben erwähnten zwei isolirte, vollkommen zweischneidige Zahnkronen, welche in diese Gebirgsart gebettet waren, während das Lager einer dritten von der Form wie Fig. 22 (nur sechsfach kleineren) schon auf der Aussenfläche der anhängenden Gebirgsart vor ihrer Ablösung sichtbar war.

Taf. VIII. Fig. 3 ist ein von dem gleichen Fundort bei Löwenstein stammendes, drittes Maxillenstück mit seinem Gegenstück Fig. 4 in nat. Gr., und zwar aus dem Verlauf einer linken oberen Maxille. Der Querbruch links in Fig. 3 ist ein alter auf einer mit rothem Thon überzogenen Kluftfläche des Gesteins; der Querbruch rechts dagegen ist frisch, zeigt ganz dieselbe Bildung wie die Zeichnung Taf. XII. Fig. 21 in den Beitr. z. Pal. Württ. und verräth hiemit eine von dem Schädel schon ursprünglich abgelöste obere Maxillenparthie. Nur ist hier, statt des a. O. in der Richtung seiner Axe gespaltenen Zahns, ein (in der Zeichnung perspectivisch angedeutetes) halb-cylindrisch vertieftes, mit braunem feinem Rotheisenstein angeflogenes, Lager einer Zahnwurzel, oder vielmehr zunächst einer Ausfüllung ihrer Markhöhle mit Gebirgsart vorhanden, von der auf der Basis noch ein Ueberrest aufliegt, während auf dem seitlichen Bruch dieses Lagers die Dentine der Zahnwurzel noch in einer dünnen Schichte zu Tage liegt und hiemit ein bestätigendes Seitenstück zu der in Fig. 31 abgebildeten Zahnwurzel und zu dem oben S. 443 über deren Diagnose Gesagten liefert. Das Gegenstück Fig. 4 birgt den die

wiſſenſchaftlichen Syſteme, würde hier wenig fruchten. Wenn der Praktiker leſen ſoll, ſo muß ihm der thatſächliche (nicht bloß rein geiſtige) Nutzen davon in nahe und gewiſſe Ausſicht geſtellt ſeyn. Bei dem raſchen Fortſchreiten der Gewerbs-Induſtrie, welches unſere Zeit charakteriſirt, und bei den vielfältigen Beziehungen, in welchen die Naturwiſſenſchaften und die Mathematik zu den Gewerben ſtehen, kann es an Stoff und Veranlaſſung nie fehlen, den praktiſchen Technikern Neues mitzutheilen, oder ſie über Bekanntes aufzuklären und auf rationelle Begründung ihrer Verfahrungsarten hinzuführen. Man muß jedoch leider geſtehen, daß zum großen Theile dieſe Zwecke ſehr unvollkommen oder auch gar nicht erreicht werden, und die Schuld davon liegt einerſeits an den Gewerbtreibenden ſelbſt, anderſeits (und unleugbar am meiſten) an den Schriftſtellern. Jene haben in der Regel eine gewiſſe Scheu vor Gedrucktem, die — ſofern ſie nicht etwa in unrühmlicher Bequemlichkeit ihren Grund hat — ihnen nicht eben ſehr zu verdenken iſt, weil Manche von ihnen ſchon oft genug durch literariſche Mittheilungen irre geführt worden ſind, und weil täglich zu bemerken iſt, daß Schriftſteller von Mitleid erweckender Unkenntniß praktiſcher Dinge ſich herausnehmen, den Praktiker belehren zu wollen. Hierzu kommt noch, daß die dem Letztern karg zugemeſſene Zeit demſelben nicht erlaubt, das für ihn Nützliche auf weiten Wegen zuſammenzuſuchen, ſo wie, daß ſehr oft auch ſeine theoretiſchen Vorkenntniſſe nicht hinreichen, um gewiſſe, übrigens gute, aber durch Sprache und Einkleidung zu hoch ſtehende Werke zu benutzen.

Unter dieſen Umſtänden wird die Nothwendigkeit einleuchtend, jeder einzelnen Klaſſe von Gewerbtreibenden das für ſie Brauchbare möglichſt getrennt von ganz Fremdartigem, in gehörig faßlicher Weiſe, darzubieten, vor Allem aber das Unrichtige, Untaugliche mit äußerſter Sorgfalt fern zu halten. Selbſt bloße Vorſchläge, die noch nicht durch die Erfahrung ſanktionirt ſind, dürfen nur mit Behutſamkeit zugelaſſen werden, und dies muß deſto umſichtiger geſchehen, je niedriger der Standpunkt des gewählten Leſerkreiſes in allgemeiner und wiſſenſchaftlicher Bildung iſt. Sehr nützlich würde ohne Zweifel, hinſichtlich der Concentrirung gleichartigen Stoffes, die Gründung mehrerer Fach-Journale für die Hauptzweige der Gewerbsthätigkeit ſeyn, wie wir deren bis jetzt leider nur ſehr wenige beſitzen.

Zähne enthaltenden Maxillenrand; der die beiden Gegenstücke 3 und 4 trennende Bruch in der Richtung der Maxillenaxe, den unsere Abbildung gibt, durchsetzt die Maxille schief abwärts von der Innenseite nach aussen, also in schiefer Richtung auf die Zahnaxen. Auf dieser Bruchfläche tritt Fig. 3 eine Reihe von 6 Zahn Insertionen zu Tage, wovon die 4 mit b b bezeichneten cylindrisch-elliptische Ausfüllungen von Alveolen mit der Gebirgsart darstellen; bei a dagegen erscheint der Durchschnitt eines vollkommen zweikantigen Zahns mit einer, einen ovalen Markhöhlendurchschnitt umschliessenden Dentineschichte. Ein gleicher schiefer Durchschnitt eines zweikantigen, über den Maxillenrand hervorragenden Zahns trat bei der 6ten (in der Abbildung rechts noch von Gebirgsart bedeckten) Zahnstelle hervor, als die Gebirgsart hier entfernt worden war.

Ganz dieselbe Aufeinanderfolge von Zahninsertionen, beziehungsweise Alveolenausfüllungen mit Gebirgsart und einem überlieferten Zahn, stellt sich in dem Gegenstück Fig. 4 in den gleichnamig bezeichneten Stellen b b und a dar, wobei nachzutragen ist, dass aus der auflagernden Gebirgsart über dem Zahndurchschnitt a eine vollkommen zweischneidige, schief nach hintenzu in der Maxille stehende, vollständig überlieferte Zahnkrone mit etwas stärker gewölbter äusserer Flachseite zwischen den beiden Kanten bis zu seiner etwas abgenützten Spitze, (während die der Innenseite zugekehrte Flachseite weit weniger gewölbt ist, nach dem Typus der Fig. 19. 23 abgebildeten Zahnformen) aus der Gebirgsart ausgearbeitet werden konnte. Die in den Abbildungen Fig. 3. 4 dunkler gehaltenen Zwischenräume zwischen den Steinkernen b b unter einander und zwischen diesen und dem Zahndurchschnitte a, demnach die Zwischenwandungen zwischen den Alveolen, bestehen aus einer porösen Knochenmasse, welche hier im Innern der Maxille an den Zahn a und an die cylindrisch-ovalen, das Lumen der Alveolen wiedergebenden Steinkerne b b genau anschliesst, und deren Poren mit dem Thon der Gebirgsart ausgefüllt sind, welche, mit ihrer grünlich-grauen Farbe zwischen den von dem Eisenoxydul der Gebirgsart röthlich gefärbten Knochenzellenwänden, dieser Parthie ein etwas schäckiges Ansehen verleiht.

Die äussere und die innere Kieferbein-Wand sind in dem Fragment überliefert. In Fig. 3 tritt hinter der im Vordergrunde vorliegenden Kieferbeinwand, (welche der, in den Beitr. z. Pal. W. Taf. XII. Fig. 21 in h, Fig. 22 in a b abgebildeten, höheren, äusseren Kieferbeinwand entspricht) an ihrem links in der Abbildung schief abwärts gehenden Bruch, zwischen ihr und einer ihr parallelen, dünnen, die Steinkerncylinder begleitenden Knochenlamelle eine dünne (in der Abbildung schlecht gezeichnete) Steinkernlamelle hervor, welche eine mit braunem Eisenoxydul angeflogene, aus grünlichem Thon bestehende, nach oben in einer stumpfen Kante (nicht in einem Bruch, wie in der Abbildung,) sich endigende Ausfüllung einer Klaffung oder Spalte zwischen den beiden genannten Knochenlamellen ist. Es braucht wohl kaum darauf hingedeutet zu werden, dass hier eine Wiederholung der, in Fig. 17—20 der Taf. VI. der Jäger'schen Abbildungen a. a. O. entlang den Steinkerncylindern angelagerten, Steinkernlamellen unter und zwischen den in unserem Maxillenfragment vollkommen überlieferten Knochenpartieen vorliegt.

Bei einem weiteren, minder gut erhaltenen Maxillenstück aus dem grobkörnigen Keupersandstein von Stuttgart, einem Stück aus dem linken unteren Maxillenast, ist durch einen schiefen Querbruch die Zahnkrone eines jungen, noch in der Maxille steckenden, nur mit seiner Spitze aus dem Zahnbein hervorragenden, schief nach hinten gestellten und nach ebendahin leicht sichelförmig gekrümmten, völlig zweischneidigen Zahnes mit vollkommen überlieferter Spitze blos gelegt, dessen Markhöhle, mit rothem Thon ausgefüllt, in dem schiefen Querbruch zu Tage liegt.

Auch das in den Beitr. z. Pal. Württ. Taf. XI. Fig. 12 abgebildete, den oberen, die Zahnreihe bergenden Maxillenrand und dessen Querbruchfläche darstellende Maxillenstück aus der linken oberen Kinnlade, welches aus dem grobkörnigen Keupersandstein von Leonberg kam, liess bei Entfernung der Gebirgsart einen, der Alveole Nro. 7 der Abbildung a. O. angehörigen, 8 Linien langen, stark rückwärts gekrümmten, deutlich zweikantigen Zahn mit stark gewölbten Flachseiten zwischen den 2 Kanten hervortreten, welcher, durch den Bruch der abgelösten Gebirgsart in der Ebene seiner beiden Kanten gespalten, die con-

centrisch schichtenweise Ablagerung der Dentine aufweist, die auch in dem in der Abbildung gegebenen, kreisförmigen Querbruch der Zahnwurzel deutlich hervortritt.

Ein ziemlich fragmentarisches Maxillenstück aus dem kiesligen Keupersandstein, welches aus der hinteren, dem Winkelbein genäherten Parthie einer unteren Maxille herzurühren scheint, zeigt zwischen den, durch den Druck der Gebirgsart einander ziemlich genäherten, mehrere Linien dicken Knochenwänden der Maxille eine Ausfüllung mit Gebirgsart, welche durch dünne (cca. 0.5 Linien dicke), einander parallele Querlamellen, die senkrecht auf die Knochenwände der Maxille und etwa 8 bis 10 Linien von einander entfernt stehen, in gleich breite Fächer abgetheilt ist. Der Verlauf dieser Querlamellen in die eine (äussere) Knochenwand, auf der sie senkrecht stehen, ist im Bruch sichtbar und geschieht durch schnelle Zunahme der Dicke dieser Querlamellen, deren beide Oberflächen demnach eine Ausbiegung nach entgegengesetzten Seiten hin in die innere Fläche der äussern Knochenwand bilden und die Ecken, welche die Querlamellen mit der Knochenwand machen, stark abrunden. Die Ausfüllung der hiedurch gebildeten Fächer oder Kammern, in welche die Markhöhle zwischen den beiden Knochenwänden, der äussern und der inneren dieses Stücks, abgetheilt erscheint, mit der Gebirgsart, würde demnach, wenn die Knochenwände entfernt wären, Formen bilden, welche den mit *Phytosaurus cubicodon* benannten Steinkernen ganz analog sind. Zieht man nun ferner die bei allen Sandsteinen mehr oder weniger auftauchende Erscheinung zu Rathe, dass die in dieselben gelagerten, aus Kalkverbindungen bestehenden organischen Reste, wie Schalen der Schalthiere, Knochenreste, (namentlich dünne Knochenwände) sehr häufig durch Auflösung der Kalksalze weggeführt sind und blos den Steinkern, oder die Ausfüllung innerer Räume des Fossils mit der Gebirgsart übrig lassen, und nimmt man hiernach an, dass diese dünnen Zwischenwände aus Knochenmasse eine solche Auflösung in der Art erfahren hätten, dass sie nur an ihren Insertionsstellen in die Knochenlamelle als Rudimente übrig blieben; so erklärt sich hieraus auch die Entstehung von Steinkernen, welche eine Reihe zusammengeflossener, unregelmässig

cylindrischer Formen innerhalb der, wegen ihrer grössern Masse noch überlieferten, Knochenlamellen einer Maxille darstellen können, wie solche auf Taf. VI. Fig. 17—20 der v. Jäger'schen Schrift „über fossile Reptilien etc." und in der „*Mastodonsaurier*-Schrift" Taf. III. Fig. 14 abgebildet sind, welch letztere übrigens zu keinem *Labyrinthodonten* gehören werden, (s. o. S. 445. Nro. 4.) da, wie aus der Abbildung hervorzugehen scheint, dieses Stück einer unteren Maxille auf der in der Zeichnung vorliegenden Seite, sowie auf der entgegengesetzten, nur flachgewölbte Maxillenwände hat, demnach einer hohen, von beiden Seiten zusammengedrückten Maxille angehört; — während die dem Verf. in grosser Zahl bekannt gewordenen *Labyrinthodonten*-Maxillen keine merklich grössere Höhendimension (zwischen dem Zahnrand und dem entgegengesetzten) aufweisen, als die Entfernung zwischen der äusseren und inneren Maxillenwand beträgt.

Die Abbildung Taf. VIII. Fig. 5 stellt einen, aus dem hiesigen Keupersandstein in der Nähe von Stuttgart stammenden, rechten untern Maxillenast von der Symphyse an in natürlicher Grösse mit seiner, in der Richtung der Maxillenaxe gehenden, Querbruchfläche dar, welche die ganze Reihe der Zahnwurzeln in ihren Alveolen durchsetzt, so dass hier blos die, den untern Rand der Maxille enthaltende, Hälfte des Maxillenfragments vor liegt und ein Seitenstück zu Fig. 1 darstellt. Gegen die Sym physe erscheinen, in einer niedrigeren Abstufung der Bruchfläche, die Durchschnitte zweier grossen Fangzahnwurzeln von ovaler Form neben einander mit ihren, von concentrisch geschichteter Dentine umschlossenen Markhöhlen; auf diese folgt eine Reihe von 9 kleineren Zahnwurzel-Querbrüchen, alle von mehr oder weniger elliptischer oder Ovallinien-Form der ringförmig um die, mit Gebirgsart ausgefüllte, Markhöhle angelagerten Dentine; in der 7ten und 8ten scheinen die von Gebirgsart umschlossenen Dentine-Kerne Zahnkeime von Ersatzzähnen zu sein. Bei dieser Reihe von Zahnwurzeln zeigt sich, je weiter nach hinten, eine desto grössere Zunahme an Excentricität dieser elliptischen Durchschnitte und hiemit eine Annäherung zur flachen zweischneidigen Zahnform schon in der Zahnwurzel. Auch an diesem Maxillenfragment ist eine Bestäti-

gung der oben dargelegten Ansicht von einem wesentlichen Unterschiede zwischen Eck- oder Fangzähnen und Backenzähnen ersichtlich in dem bedeutenderen Durchmesser der beiden vordern, der Symphyse am nächsten stehenden Zahnwurzel-Querbrüchen und der gradweisen Abnahme dieser Durchmesser in dem weiteren Verlaufe ihrer Reihe nach hintenzu (cf. S. 448). Eine bei den 4 letzten Zahnwurzel-Durchschnitten durch einen niedriger stehenden Bruch der äussern Zahnbeinwand entblösste Steinkern-Leiste verräth eine natürliche Höhle oder Spalte im Innern der Maxille.

Noch muss eines etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss langen Maxillenfragments Erwähnung geschehen, das aus einem harten, ziemlich eisenschüssigen Mergel der Gruppe des kiesligen Keupersandsteins von Stuttgart herrührt. In diesem findet sich, soweit es aus dem spröden, brüchigen Gestein blosgelegt werden konnte, keine Spur von Zähnen; dagegen erscheint die Maxille in einem Zustande von Auflösung oder Trennung in mehrfache, der Länge nach durch zwischenlagernde Gebirgsart getrennte und bis zu $\frac{1}{2}$ Zoll von einander entfernte Spaltenstücke, Knochen-Lamellen und Streifen und diese gegen einander verschoben, häufig auch der Quere nach zerklüftet, und diese Klüfte mit Gebirgsart ausgefüllt, welche allseitig fest an die Knochentheile anschliesst und das Entblössen derselben unmöglich macht, — wie wenn die Maxille von innen heraus vor oder nach ihrer Einbettung in den Thonschlamm auseinander getrieben worden wäre. Die Dimensionen dieses Fossils lassen auf eine nicht unbedeutende Grösse des Thiers schliessen, dem es angehörte, demnach konnte letzteres nicht wohl ein junges Exemplar mit weicherer Knochentextur und lockerer Verbindung der einzelnen Knochenparthieen unter einander sein. Vielmehr wird aus diesem Zustande des Fossils der Schluss zu ziehen sein, dass der Knochenbau des Thiers an und für sich kein so fester war, um der Einwirkung zerstörender äusserer Einflüsse grossen Widerstand entgegenzusetzen.

Aus dieser nur wenig festen Verbindung der einzelnen Knochenparthieen des Schädels und der Maxillen durch *Suturen*, *Symphysen*, *Anchylosen* erklären sich auch die bereits in dieser Beziehung erwähnten Steinkernlamellen und Steinkernplatten bei

dem Rübgartner Fossil, es erklärt sich wohl auch das im nächsten Abschnitt näher entwickelte, häufige Vorkommen vereinzelter Schädelknochenpartieen und hiemit vielleicht auch das bis jetzt nicht gelungene Auffinden ganzer Schädel. Insbesondere geht auch aus dem oben geschilderten Zahnbau und der Insertion der Zähne in die Alveolen, aus der Markhöhle in den Zähnen, der starken Markhöhle in den Maxillen, dem Dünnerwerden der Zahnwand gegen die Basis, der dünnen, die Markhöhlen einschliessenden Zahnwand der Zahnwurzel, in Verbindung mit dem losen Zusammenhalt der Maxillen selbst eine grosse Leichtigkeit des Ausgehens der Zähne hervor, woraus namentlich das oben erwähnte, häufige Vorkommen vereinzelter Zähne in den Schichten der oberen Keupergruppen und die, in den bisher beschriebenen Maxillenfragmenten so häufigen zahnleeren, mit dem derben Sandstein der einschliessenden Gebirgsart ausgefüllten, cylindrischen Alveolen, eine entsprechende Erklärung finden.

Vergleichen wir die bisher geschilderten Maxillenreste mit den, in der Schrift „Ueber fossile Reptilien, welche in Württemberg aufgefunden worden sind," von Med. Dr. G. Fr. Jäger. Stuttg. 1823. Taf. VI. gegebenen, Abbildungen des, mit *Phytosaurus cylindricodon* und *cubicodon* bezeichneten Fossils; so kann die Deutung der in Fig. 3 a. O. abgebildeten Parthie auf den Abdruck der Symphysen-Parthie der gavialartig-langgestreckten unteren Maxille unseres Sauriers, und zwar der oberen oder Zahnseite derselben, auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegen. Das seitliche Heraustreten der äusseren Maxillenwand gegen die Spitze hin, wo noch das hälftig weggebrochene Lager oder der hälftige Abdruck eines, noch in der Maxille befestigt gewesenen, grossen, elliptisch- oder oval-conischen, vielleicht einschneidigen Fangzahns in dem Gestein bei x ersichtlich ist; die hinter dieser Ausbauchung beginnende Reihe gleichweit von einander entfernter Alveolenausfüllungen, wovon der vollständig überlieferte Theil das Lumen oder die Figur der Alveolen wiedergibt, die abgebrochenen dagegen theilweise auf noch vorhanden gewesene Ueberreste von Zähnen oder Zahnkeimen schliessen lassen, die noch in die Alveolenausfüllung gebettet waren, wie namentlich in Nr. 27. die ringförmige Vertiefung das Lager oder der Abdruck der

dünnen Wand der Zahnbasis eines Keimzahns andeutet, die den inneren Steinkern, d. h. die Ausfüllung der Markhöhle des Zahns umschloss und von der Ausfüllung der Alveole umschlossen war; die in der Medianlinie liegende Steinkernleiste C c c C als Andeutung der Verwachsung der langgestreckten *Symphyse*, die drei Steinplättchen-Leisten b a, c b und bei f in dem hintern Stück A A als Andeutung der Auflügung der zwei Aeste des Deckelbeins unter sich und an das Zahnbein; — alles dies trifft aufs schönste zu, um in dem Fossil von Kübgarten den Abdruck der oberen oder Rachenseite einer Gavialartigen unteren Maxille, (wie sie in Cuvier Oss. foss. V. 2. pl. III. Fig. 7 abgebildet ist) erkennen zu lassen, von welchem (Abdruck) theils durch das längere Liegenbleiben des Fossils im Steinbruch, theils wahrscheinlich auch durch die Bemühungen der Arbeiter, — welche, sobald sie von dem Werthe dieser Stücke durch die Nachfragen von Tübingen und Stuttgart her Kunde erhielten, beflissen waren, dieselben in ihrem Sinne sorgfältig zu reinigen, — alle etwa noch anklebenden Splitter von Knochenmasse entfernt sind. *) Auch die übrigen *Phytosaurus*-Stücke erhalten ihre ganz natürliche Deutung: die conischen Steinkerne Figg. 8. 9. 10. 11. a. O. sind Ausfüllungen der hoch hinaufreichenden Markhöhlen grosser Fangzähne wie in unseren Abbildungen Taf. VIII. Fig. 21. 22. a.; die Figg. 12. 13. 14. 15 der Jäger'schen Abbildungen sind Lager zwei- und einkantiger *Fangzähne* im Muttergestein, über dessen grössere Festigkeit unmittelbar um die Knochen herum oben schon berichtet ist; und selbst deren Markhöhle ist noch durch ihre Ausfüllung in Fig. 12 p. und in Fig. 15 überliefert; die Jäger'schen Steinkerne Figg. 17. 18. 19. 20. 21. 22., welche dem *Phytosaurus cubicodon* die Entstehung gaben, sind Ausfüllungen grösserer Alveolen wie in unserer Tafel VIII. Fig. 1 bei a und Beitr. z. Pal. Württ. Taf. XI. Fig. 22; die an die Alveolenausfüllungen sich anlagernden Steinkernplatten und Steinkernlamellen in Fig. 18—20 der Jäger'schen Schrift sind Ausfüllungen natürlicher oder solcher Klaffungen (s. o. S. 453. 456., vgl. unsere Abb. Taf. VIII. Fig. 3.), welche ohne Zweifel durch den Fäulnissprocess der weichen Theile, oder durch eine Art von Macerationsprocess

*) Vgl. Beitr. z. Pal. W. S. 93. Anm. 3.

der Knochen im Schlamm schon ursprünglich zwischen den, das Zahn- und das Deckelbein zusammensetzenden Knochenlamellen entstanden waren; die ästigen Steinkernstäbchen Fig. 16 sind Ausfüllungen von Gängen oder Kanälen im Innern der Maxille für Gefässe und Nervenstränge mit ihren Verästelungen, — und, mit alle dem erhält die in den Beitr. z. Pal. Württ. S. 91 fg. unternommene Deutung des Rübgartener Fossils und dessen Zurückführung auf *Belodon* eine an Gewissheit grenzende Bestätigung.

4) Die Schädelknochen.

Das Material, welches zum Ersatz der, bei den beiden Stuttgarter Skeletten fehlenden, Köpfe bis jetzt aus anderen Fundorten zusammengebracht wurde, ist nach Zahl und Art der vorliegenden Knochenreste, die mit mehr oder weniger Sicherheit als zu einem Saurierschädel gehörig zu erkennen sind, für eine sichere Diagnose des Schädelbaues von *Belodon* noch nicht zureichend.

Es finden sich zwar unter den aus dem grobkörnigen und dem kiesligen Keupersandstein der Umgegend von Stuttgart beigebrachten Knochenresten mehrere Fragmente, welche auf Schädelknochen gedeutet werden können, allein die sichere Einreihung derselben unter die den Schädel zusammensetzenden Knochenplatten könnte erst bei der Auffindung eines vollständigen Schädels gelingen. Wir begnügen uns daher, nachdem weitere Abbildungen versagt sind, von denselben hier nur historisch zu berichten, ohne denselben eine bestimmte Deutung zu geben oder sie auf das Genus *Belodon* mit aller Bestimmtheit zurückführen zu wollen, da das blosse zerstreute Vorkommen derselben an einem und demselben Fundort mit den bisher erwähnten sicheren *Belodon*-Resten ohne ein, die Identität des Individuums verkündendes, Zusammenlagern dem Verf. noch nicht genügt, um von ihm hiezu als ein über allen Zweifel wegführender Anhaltspunkt benützt zu werden, — wenn gleich auf der anderen Seite bis jetzt auch noch keine Spuren von dem Vorhandensein noch anderer vorweltlichen Reptilien in den betreffenden Formationsgliedern des oberen Keupers und namentlich an dem genannten Fundort bei Stuttgart vorliegen.

Aus dem Steinbruch auf grobkörnigem Keupersand-

stein bei Stuttgart, aus welchem die oben erwähnte Reihe vereinzelter *Belodon*-Zähne kam, rührt auch der Taf. VIII, Fig. 6 in $^1/_4$ natürlicher Grösse abgebildete Knochen her. Er wurde in zwei Steinbrocken überbracht, und es ist sehr wahrscheinlich, dass eine weitere, $1^1/_2$ Fuss lange, 1 — 2 Zoll breite, mehrere Linien dicke, also flache, in zwei auf einander passenden Steinbrocken zumeist nur im Abdruck überlieferte und in den 6 Tafeln noch nicht abgebildete Knochenparthie, welche gleichzeitig mit den vorliegenden Resten von den Arbeitern geliefert wurde, sich an das, links in der Abbildung ersichtliche, Bruchende anschliesse. Hiedurch würde dieser Knochen eine Gesammtlänge von gegen 3 Fuss gehabt haben. Die Zeichnung des erstgenannten Knochentheils wurde aus der in den zwei Steinbrocken überlieferten, äusseren und inneren Oberfläche des hier in dem einen Steinbrocken mit der einen, in dem andern mit der entgegengesetzten Oberfläche zu Tage liegenden Knochen und, wo die Knochenmasse an dem sie schief durchsetzenden Querbruch abgesprengt war, durch Zuhülfenahme des Abdrucks, restituirt. Die rechts in der Zeichnung vorliegende Parthie ist jedoch vollkommen gut überliefert und es konnte die in der Zeichnung wiedergegebene Oberfläche derselben mit ihren unverstümmelten Rändern vollständig aus dem Gestein ausgearbeitet werden.

Die Oberfläche, sowohl die in der Zeichnung gegebene, als auch die entgegengesetzte, mit der der Knochen theilweise auf dem Gestein aufliegt, deren Beschaffenheit jedoch aus dem Abdruck oder Lager, soweit es durch Absprengen der Knochenmasse aufgedeckt ist, entnommen werden kann, ist völlig glatt, d. h. sie zeigt keine „Configuration“ mit Gruben und Wülsten, wie solche auf der Aussenfläche der Schädelknochen bei den *Labyrinthodonten* charakteristisch und auch bei anderen fossilen und lebenden Sauriern bekannt ist. Auf der in der Abbildung gegebenen Seite zeigt der Knochen eine starke Wölbung, welche in der Mitte seiner Länge, oder vielmehr in der Gegend der breiteren Bucht des sehr ablangen Loches, am meisten hervortritt. Gegen das schmale, in den frischen Bruch ausgehende Ende verläuft der Knochen mehr und mehr eben, so dass die zwei Aeste, welche das Loch bilden und um dasselbe in der Gegend seiner breiteren Bucht in einem stumpfen Flächenwinkel gegen einander stehen, bei ihrem Zu-

zammentritt am schmalen Bruchende in Eine Ebene zusammenfallen. Die Ränder des Lochs sowie die Ränder der beiden Langseiten des ganzen Knochen sind stumpf abgerundet. An dem vollständig überlieferten, breiteren Ende rechts in der Abbildung zeigt sich eine flache Vertiefung der Knochenfläche gegen den wulstförmig hervortretenden Rand, welcher in einer schief gegen die Längenaxe des Knochen gestellten, einwärts gebogenen Curve die in der Zeichnung vorliegende Fläche begrenzt und unter beinahe rechtem Winkel, an dessen Winkelspitze er sich zu einem abgerundeten Knauf, in dem der Wulst seine grösste Dicke hat, erhebt, sich auf die eine Langseite des Knochen auf $1^1/_2$ Zoll Länge herumschwingt, und, nachdem er hier eine $^1/_3$ eines Kreises bildende Bucht gebildet, schnell in die flache 3 — 2 Linien dicke Langseitenfläche verlauft. Von diesem Wulst-Rande aus fällt, unter rechtem Winkel gegen die zunächst angrenzende Parthie der in der Abbildung vorliegenden Knochenoberfläche, unter etwas schiefem Winkel gegen die Längenaxe des ganzen Knochen (wegen der Wölbung desselben) die rechts besonders herausgezeichnete, dreieckige, unregelmässig vertiefte Facette ab; eine ihrer Dreiecksseiten ist durch den Wulst gebildet, in dem die Facette mit der abgebildeten Knochenfläche zusammengrenzt, in den beiden anderen Seiten keilt sich die Facette in scharfen Rändern aus. Auf den ersten Anblick könnte diese Facette als eine Gelenkfläche, jedoch wegen ihrer unregelmässigen Vertiefungen als eine nicht mit Bewegung verbundene Articulations-Facette erscheinen; dagegen schliesst die übrige flache Beschaffenheit dieses Knochenrestes denselben von der Einreihung in irgend eine andere Parthie des Knochengerüstes, als die zum Kopfe gehörigen, aus. Denn von dem Wulste an, in dem die Facette mit dem übrigen Verlauf des Knochen zusammengrenzt, nimmt die Dicke des Letzteren schnell ab und diese Abnahme setzt sich gegen das schmalere Ende links allmählig fort, so dass er in diesem Bruch des schmalen Endes nur noch zwei Linien dick und, abgesehen von dem Wulst an seiner Facette, auf seiner ganzen Erstreckung als ein flacher Knochen erscheint.

Bei dieser Beschaffenheit könnte nun diese Facette etwa als zu der Hinterhaupts-Fläche gehörig, der Facette des Zitzenbeins, oder des Schläfen- und Jochbeins, oder des Flügelbeins entspre-

Der ausübende Techniker, dem in seiner Jugend eine wissenschaftliche Vorbildung versagt war, wird sich jederzeit nur durch solche Schriften angezogen fühlen, welche ihm bewährte praktische Resultate ohne allen rednerischen und gelehrt aussehenden Schmuck an die Hand geben: er wird daraus oft wesentlichen Nutzen ziehen; aber seine Einsicht in das Wesen der Sache muß natürlich beschränkt und unvollkommen bleiben, was das eigene Fortschreiten und Verbessern ungemein erschwert. Dieser Mangel muß mit der Zeit mehr und mehr dadurch verschwinden, daß durch Gewerbeschulen und die verwandten höhern (polytechnischen) Lehranstalten dem Gewerbestande eine größere Anzahl wissenschaftlich vorgebildeter Individuen zugeführt wird. Die technologische Literatur selbst wird dann erst im Stande seyn, mit allgemeinerem Erfolge auf einen höhern Standpunkt sich zu erheben. Die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt verdienen die genannten Lehrinstitute, damit sie dahin wirken, ihre Zöglinge durch gründliche, praktische Einsicht und wissenschaftliche Behandlung vereinigende Methode und dieser entsprechende Schriftwerke (deren nur, leider, noch sehr wenige vorhanden sind) in allgemeiner technischer Beziehung auszubilden, in ihnen jene praktische und zugleich wissenschaftliche Geistesrichtung zu erwecken, aus welcher allein der vollendete Techniker hervorgeht, und wenn auf einer solchen Grundlage dann durch Aneignung und Betrieb eines speciellen Faches fortgebaut wird, so können nur die wohlthätigsten Folgen für das Gedeihen der Gewerbsindustrie entstehen. Dann erst wird eine heilbringende Verbindung zwischen Praxis und Theorie weniger selten, und der Einfluß einer gediegenen Literatur gesichert seyn; letzteres besonders auch darum, weil, häufiger als jetzt, Mitglieder des Gewerbstandes selbst vermögend seyn werden, den Schatz ihrer Erfahrungen zu allgemeinerer Verbreitung mitzutheilen, und hoffentlich die Feder den ungeweihten und anmaßenden Händen planloser Halbwisserei entrissen werden wird.

X.

chend erscheinen. Da jedoch in dem ganzen Verlauf des vorliegenden Knochen keine Nähte ausgemittelt werden konnten, so lässt sich nicht entscheiden, ob und welcher der genannten Knochenparthieen, nach der aus diesen Nähten sich ergebenden Verbindung mit angrenzenden Schädelknochen, der vorliegende Knochen zugetheilt werden könnte. Eine, jeder dieser Deutungen entgegenstehende Schwierigkeit besteht überdies darin, dass die sehr ablange und schmale Oeffnung in diesem Knochen zwischen den beiden, sich vor der Bruchstelle am schmalen Ende wieder vereinigenden Aesten der, in der Umgebung der Oeffnung 3—5 Linien dicken Knochenplatte, nach allen Analogieen bei lebenden wie fossilen Sauriern weder auf ein Ohrloch, noch eine Schläfengrube, noch den Jochbeinbogen, noch auf das vom Zitzenbein und Scheitelbein (welches überdies alsdann paarig sein müsste) umschlossene Loch im Schädelgewölbe, noch auch auf das vom Flügelbein, Quer- und Gaumenbein umschlossene auf der Unterseite des Schädels, passen würde. Dazu kommt auch der Umstand, dass die Langseitenränder des vorliegenden Knochen durch ihre glatte Abrundung keine Spur von Anschluss an oder Nahtverbindung mit benachbarten Knochenplatten des Schädels verrathen, und dass die Facette, bei ihrer Concavität, auch nicht der am Schädel haftenden Articulation für die untere Maxille entsprechen könnte.

Ob daher die, mit einiger Wahrscheinlichkeit sich darbietende, Deutung dieser Facette auf die Gelenkparthie des Unterkiefers und des ganzen Knochen auf die Kron- und Winkelbeinparthie desselben, trotz des Mangels eines hinteren Fortsatzes vom Gelenkbein, mehr Wahrscheinlichkeit darbiete, muss vorerst unentschieden bleiben, — obgleich der wahrscheinliche Anschluss des oben erwähnten weiteren, gegen $1^1/_2$ Fuss langen, 1—2 Zoll breiten, auf einen unteren Maxillenrand deutbaren, in 2 Gegenstücken der Gebirgsart gelagerten Knochen an das Bruchende des vorliegenden, diese Deutung unterstützen könnte, — bis die Organisation des Kopfes durch Auffindung eines vollständig überlieferten genauer ausgemittelt sein wird.

Aus diesem Grunde möge auch eine weitere Reihe von fragmentarischen Knochen und Abdrücken von solchen hier übergangen werden, die schon nach ihrer aus den Fragmenten erkennbaren

Beschaffenheit als flache, theilweise auf einer ihrer beiden Flächen eine Configuration zeigende, Knochen, zum Schädelgewölbe oder andern Partieen des Kopfes gehören werden, — da ohnedies nur eine Beschreibung in Worten ohne Abbildungen von denselben gegeben werden könnte.

Nur von einem derselben dürfte ein Näheres anzugeben sein. Derselbe ist ein in 2 Stücken der Gebirgsart vorliegender, flacher Knochen, wovon in dem einen Stück 3 geradlinige, ein Oblongum (unter Zuziehung des Querbruchs) mit abgerundeten Winkelspitzen bildende Ränder gut überliefert sind, in dem zweiten aber ein Bruch, welcher auf den die beiden Stücke trennenden Bruch schief lauft, den einen natürlichen Seitenrand weggenommen hat, so dass nur der andere überlieferte die geradlinige Fortsetzung einer der Langseiten des Oblongums bildet. Die Dimensionen sind: Länge des Oblongum in dem einen Stück 5 Zoll, Breite $3^1/_2$ Zoll, Länge des, ein rechtwinkliches Dreieck (mit dem überlieferten Rand als längere Kathete und den beiden, die kürzere Kathete und die Hypotenuse bildenden Bruchrändern) bildenden andern Stücks 6 Zoll (der längeren Kathete); wobei ein weiterer 1 Zoll langer Querbruch noch überdiess die von der Hypotenuse und längeren Kathete gebildete Dreiecksspitze weggenommen hat, so dass der ganze Knochen eine noch unbestimmbar grössere Gesammtlänge, als 11 Zoll, gehabt haben muss. Gegen die überlieferten geradlinigten Ränder keilt sich die Knochenplatte rasch in eine beinahe keilförmig zugeschärfte Leiste aus; dem einen Rande an einer der längeren Seite des Oblongums entlang läuft auf der zu Tage liegenden Fläche eine, $1^1/_2$ Zoll von dem Rande der kürzern Oblongums-Seite entfernt beginnende, flache, etwa 8 Linien breite, schwach vertiefte Rinne parallel, deren Fortsetzung in dem zweiten dreieckigen Stück durch den schiefen Bruch weggenommen ist. In diesem dreieckigten Stück ist noch überdiess durch einen Bruch, welcher parallel mit dem überlieferten Rande geht und etwa von der Mitte der Breite (oder der kleineren Kathete) an beginnt, die Knochenmasse der Platte bis zur Spitze des Winkels, den die Bruchlinien der Hypotenuse und der kleinen Kathete machen, entfernt und der dadurch entblösste Abdruck der ins Gestein gebetteten Seite oder Fläche des Knochen lässt hier eine Configuration von nicht regelmässig, d. h. nicht

in geordneten Reihen stehenden Gruben (im Abdruck Erhöhungen) und Wülsten (im Abdruck Rinnen) wahrnehmen, welche sich von der an den Schildern Fig. 33, 34 auf Taf. VIII. unserer Abbildungen nur durch eine länglichere, (mit ihrer Längenaxe in der Richtung der Längendimension des Knochen selbst liegende) Form der Gruben unterscheidet. Das Merkwürdigste aber ist eine conische Erhöhung von 1 Zoll Höhe und 1½ Zoll Durchmesser ihrer Basis, welche sich gerade am Querbruch, der die beiden Stücke getrennt hat, über die configurirte Seite der Knochenplatte erhebt und auch im Abdruck an dem dreieckigen Stück sich ausprägt. Dieses Horn zeigt durchaus eine fein-poröse Knochentextur, welche auch an seiner, durch den Bruch zur Hälfte entblössten, an und für sich glatten, conischen Seitenfläche in ihrer an der Oberfläche etwas verdichteten Knochenmasse ersichtlich ist. Die Spitze des Horns ist abgerundet, an seiner Basis breitet sich seine conische Seitenfläche in die configurirte Oberfläche des Knochen aus und erhebt sich über die configurirte Fläche hart an demjenigen natürlichen Rande, welchem entlang die oben erwähnte flache Rinne auf der glatten Seite geht, so dass der Mittelpunkt der kreisförmigen Basis dieses Horns nahezu mit der Mitte der auf der entgegengesetzten glatten Seite befindlichen Rinne zusammentrifft.

Die nächste Analogie für die Deutung dieses seltsamen Knochenrestes könnte nun der Taf. VIII, Fig. 34 abgebildete Knochenschild mit seiner conischen, nur schief gestellten Erhöhung von beinahe gleicher Dimension darbieten. Allein die bedeutende Längendimension im Verhältniss zur Breite der vorliegenden flachen, in ihrer Medianlinie 4 — 5 Linien dicken, aus einer sehr feinzelligen, 2 — 3 Linien dicken, schwammigen Knochenschichte zwischen den compacten, die figurirte und die flache Seite bildenden Knochenlamellen bestehenden Knochenplatte, schliesst wohl ihre Deutung auf einen, zu den Integumenten gehörigen Hautschild aus. Die bekannten Hautschilder lebender und fossiler Saurier haben keine solche grosse Längendimension im Verhältniss zu ihrer Breite, wenn sie auch mehr oder weniger den Umriss von ablangen Trapezen zeigen, auch stehen die Höcker, welche sie auf der Aussenseite haben, nie in solchem Grade excentrisch, oder hart am Rande. Ebensowenig passt der Umriss unserer Knochenplatte, soweit er überliefert, auf

einen derjenigen flachen Knochen des Skeletts, welche, wie *Sternum* und *Scapula* mehr als alle übrigen Knochen des Skeletts an die Körperoberfläche treten und, wie bei den *Labyrinthodonten*, durch ihre Configuration auf der Aussenfläche verrathen, dass sie, wie die Knochenplatten der Hautschilder und die Knochenplatten der Schädeldecke, einer Hornschild-Decke zur unmittelbaren, ohne Zweifel durch eine Schichte nährenden Zellgewebes vermittelten, Unterlage gedient haben. Es bliebe hiernach nur die Deutung auf eine zum Schädel gehörige, paarige Knochenplatte übrig, deren sichere Diagnose und Einreihung unter die Schädelknochen jedoch zur Zeit noch vertagt bleiben muss.

Einen interessanten Anhaltspunkt für die Deutung dieser Knochenplatte auf einen zum Schädel gehörigen Knochen schien nun ein Fossil aus dem feinkörnigen Keupersandstein des Wartberghügels bei Heilbronn darzubieten, das der Verf. vor Jahren schon bei Hrn. Rechtsconsulent Strauss zu Heilbronn zu sehen Gelegenheit hatte. Bei einer aus diesem Anlass behufs näherer Untersuchung und Vergleichung dieses Fossils vor Kurzem vom Verfasser nach Heilbronn unternommenen Reise hatte der Hr. Besitzer die Güte, es zu genauerer Vergleichung und Abbildung dem Verfasser anzuvertrauen. Erstere lieferte nun folgende Resultate, während die Abbildung wegen Mangel an Raum nicht beigegeben werden kann.

Das Fossil besteht in dem Abdruck der Rachenseite einer Saurier-Schnauze, und zwar des Oberkiefers, von 1 Fuss Länge und 4 — 5 Zoll Breite, wovon die Intermaxillarpartie querüber weggebrochen ist. Diese Dimensionen lassen schon an und für sich auf einen Schmalschnauzer schliessen, da die Seitenränder des Abdrucks, im Ganzen einander parallel gehend, nicht ganz in der Mitte der Länge eine leichte Einschnürung, d. h. eine leicht einwärts gehende Ausschweifung je von $^1/_4$ Zoll Einbiegung von beiden Seiten her zeigen. Nirgends erscheint eine auflagernde Knochenpartie. Die Seitenränder des Abdrucks sind ziemlich gut überliefert, und es begleitet dieselben je eine Reihe kleiner, in das Gestein eingesenkter, ausgeschweift-conisch oder trichterförmig zugehender Löcher von 1—4 Linien Tiefe und 1—3 Linien Oeffnung in der Ebene des Abdrucks; die Ränder der Oeffnung sind

stark abgerundet, die Löcher gehen unten in der Tiefe des Gesteins in eine scharfe Spitze aus; die meisten der Löcher erscheinen seitlich zusammengedrückt, so dass der längere Durchmesser des Lochs unter rechtem oder schiefem Winkel gegen die Medianlinie des Fossils steht, jedoch keineswegs symmetrisch schief von beiden Seiten her, so dass diese Zusammendrückung nur als eine zufällige, durch den Druck der Gebirgsart entstandene angesehen werden kann. Diess verleiht den Löchern grösstentheils ein zweikantiges Ansehen ihres Lumens mit scharfen Kanten. Unter der Mitte der Länge des Abdrucks u. z. in derjenigen Hälfte desselben, welche der Schnauze zugekehrt ist, erscheinen rechts und links von der Medianlinie und $^3/_4$ Zoll von einander entfernt zwei grosse Löcher von trichterförmiger Bildung, wie die der kleinen Löcher in den die Seitenränder begleitenden Reihen, nur ungleich grösser, nämlich von 1 Zoll grösserem und $^1/_2$ Zoll kleinerem Durchmesser der elliptischen Oeffnung, deren grösserer Durchmesser bei beiden Löchern in gleichem Sinne (d. h. also nicht symmetrisch) schief gegen die Medianlinie steht, so dass also auch hier eine durch den Druck der Gebirgsart entstandene Zusammendrückung des Lumen dieser Löcher vorwaltet. Die gleiche Zusammendrückung prägt sich auch in dem Lumen der Löcher selbst aus, welche hiedurch wiederum, wie die kleinen, zweikantig erscheinen. Die Axe dieser Löcher steht nicht senkrecht gegen die Ebene des Abdrucks, sondern schief (unter ccn. 50 — 60°) und zwar so, dass dieser Winkel gegen die von der Schnauze abgekehrte Seite, also rückwärts gekehrt ist. Auch zeigt sich eine entschiedene Krümmung der Trichter nach rückwärts. Auf einer Parthie der ringsum stark abgerundeten Ränder der Oeffnungen dieser beiden Löcher erscheint in der hier, wie über dem ganzen Abdruck wie ein leichter Anflug auf der feinkörnigen Sandsteinoberfläche auflagernden, eisenschüssig-braunen Rinde einer thonigen Masse, eine sehr feine, gegen die scharfe Spitze des Trichters von der Peripherie der Oeffnung her convergirende, Streifung, bestehend in einer haardünnen Cannelirung, welche in der halben Tiefe des Trichters verschwindet.

Die Abdrucksfläche der Gaumenparthie, welche dieser fossile Rest darstellt, ist beinahe eben, nur in der hinteren Hälfte zu

beiden Seiten der Medianlinie leicht convex, indem sie sich gegen die Ränder mit den Reihen kleiner Zähne leicht abwärts senkt. Rechts und links von der Medianlinie und nahezu parallel mit dieser, ziehen sich durch die Gaumenabdrucks-Fläche etliche leichte, unregelmässige Falten von vorne nach hinten, welche sich verschiedentlich endigen, ohne die ganze Länge des Abdruckes einzunehmen. In der vordern Hälfte, vor den beiden grossen Trichtern, erscheint die glatte Abdruck-fläche durch zwei parallel mit der Medianlinie gestellte, regelmäs-ig elliptische, frische Bruchstellen unterbrochen, in denen das K[illegible] des Sandsteins zu Tage liegt, während die übrige Abdruckfläche wie geglättet erscheint; diese Bruchstellen erheben sich etwa $^1/_6$ Linie über die glatte Abdruckfläche und berühren mit ihrem äusseren Rande die beiden kleinen Löcherreihen der Ränder; ihre lange Axe hat etwa $1^1/_4$ Zoll, die kurze $^3/_6$ Zoll. In der hintern Hälfte des glatten Gaumenabdrucks sind, entfernter von den kleinen Löcherreihen der Ränder, zwei ähnliche nur etwas längere und schmalere Bruchstellen von 2 Zoll Längendurchmesser und $^1/_4$ Zoll Querdurchmesser, mit der langen Axe der Medianlinie gleichfalls parallel gestellt, von der sie etwas weiter als das erstere Paar entfernt stehen. Es ist ersichtlich, dass diese zwei Paare Bruchstellen von elliptischem Umriss entweder Oeffnungen oder Durchgängen durch die Gaumenknochenplatten entsprechen, die vorderen etwa den Choanen, die hinteren den Gaumenlöchern, nur dass der geringe Grössenunterschied zwischen beiden Paaren von dem bei den lebenden wie bei fossilen Sauriern gewöhnlichen, weit bedeutenderen Grössenunterschied dieser beiderlei Oeffnungen wesentlich abweichen würde; oder, was wahrscheinlicher ist, sie entsprechen ebensovielen Vertiefungen im Gaumenbein, in welchen etwa ausgegangene Fangzähne gestanden wären.

Es ist unschwer zu erkennen, dass die trichterförmigen Löcher, die kleinen in Reihen am Rande stehenden, wie die 2 grossen, die Lager von ebensovielen Zähnen sind, gleich wie die ganze Fläche des Fossils zwischen seinen 2 überlieferten natürlichen Längs- und seinen beiden Querbruch-Rändern der Abdruck eines Pflugschar- und Gaumenbeingewölbes ist. Die Figur dieser Zähne war, wie sich aus diesen Lagern derselben ergibt, und zwar die der kleinen, in Reihen stehenden wie der beiden grossen, unter Voraussetzung

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21369 / 045

eines stattgefundenen Drucks der Gebirgsart eine conische, (vielleicht mit Annäherung zur zweikantigen Form); sie unterscheidet sich aber wesentlich von dem Typus der *Belodon*-Zähne dadurch, dass die Seitenflächen des zusammengedrückten Conus ringsum, sowie die zur Kante sich hinneigenden zwei Krummflächenwinkel der conischen Oberfläche, bei ebenen Durchschnitten durch die Zahnaxe in jeder Richtung keine geraden, sondern gegen die Zahnaxe concave Seitenlinien bilden. Die stark abgerundeten Ränder der Zahnlager, welche in die Ebene des Abdrucks vom Gaumenbeingewölbe mit einem bemerklichen Absatz, sonst aber gleichförmig verlaufen, verrathen eine rasche Ausbreitung der Zahnbasis und weisen deutlich auf eine Aufwachsung der Zahnbasis auf Zahn- und Gaumenbein, keineswegs aber auf eine Gomphose hin. Bei den *Labyrinthodonten* sitzen die grossen Fangzähne ebenfalls innerhalb der dem Zahnbein angehörigen Reihen kleinerer Zähne, mehr oder weniger von diesen entfernt, im Gaumen- oder Pflugscharbein; nur soweit innerhalb desselben, so sehr der Medianlinie genähert und so sehr rückwärts vom Zwischenkieferbein fanden sie sich bei keinem bis jetzt bekannten Genus der *Labyrinthodonten*-Sippe. Der vorliegende Abdruck der Gaumenpartie ist analog dem von H. v. Meyer aufgestellten, in den „Sauriern des Muschelkalks" abgebildeten *Mastodonsaurus Fürstenbergianus* aus dem bunten Sandstein, nur unterscheidet sich unser Fossil durch eine sehr schmale Schnauze von *Mastodonsaurus* und würde sich, da die Form der Zähne dasselbe zu den *Labyrinthodonten* zu ziehen berechtigt, sich den schmalschnauzigen *Labyrinthodonten* anreihen.

Ein zweites, gegen 2 Fuss langes und $1^1/_2$ Fuss breites Stück aus derselben Gebirgsart und mit dem erstgeschilderten Stück aus demselben Fundort gleichzeitig von Hrn. Rechtsconsulent Strauss erworben, stellt den Abdruck eines Schädelgewölbes dar, in welchem der Contour des Hinterhauptabschnitts und ein Theil des rechten Randes überliefert ist, so dass sich der Umriss des Ganzen als das stumpfe Ende einer Herzform mit weit ausgeschweiften Flügeln oder Herzohren unschwer erkennen lässt. Dieser Abdruck, (in welchen ein 1 Fuss langes, $^1/_2$ Fuss breites, 3 Zoll dickes, dreieckiges Fragment vom rechten Schädelrande, auf dessen convexer Oberfläche jedoch keine Knochenschichte mehr auf-

lagert, zu passen scheint), mit dem Anflug des braunen eisenschüssigen Thons bekleidet, zeigt eine der Schädelgewölbsoberfläche der *Labyrinthodonten* sehr analoge Configuration und bestätigt hiemit die vorhin ausgesprochene Vermuthung, dass der fragliche Saurier ein *Labyrinthodon* sei, indem mehrere, rechts und links von der Medianlinie symmetrische Curven bildende Wülste (im Abdruck) das Netz von länglichen Gruben (im Abdruck Erhöhungen) durchsetzen, wie die sogen. „Brillen" bei den *Labyrinthodonten*. Der Umstand, dass auf der ganzen, (nahezu einen Quadratfuss einnehmenden) Fläche dieses, ein stark vertieftes Kegelflächensegment bildenden, Abdrucks noch keine Augenhöhlen erscheinen, lässt schliessen, dass der Kopf des Thiers colossale Dimensionen gehabt und, wenn jener Gaumenbeinabdruck dazu gehört, was nach der Aussage des Hrn. Besitzers nicht zu bezweifeln ist, sich in eine ungemein lange, verhältnissmässig schmale Schnauze verlängert haben müsse.

Die anfängliche Vermuthung, dass dieses Heilbronner Fossil mit den beiden grossen Löchern, die sich nun als Lager des grossen Fangzahnpaares herausstellen, eine Analogie für die zuvor S. 463 fg. in Worten geschilderte Knochenplatte aus dem Stubensandstein und dem darauf sitzenden Kegel oder Horn darbieten könnte, ist nun zwar keineswegs zugetroffen, da erstlich dieses Horn keine Spur einer Zahnbildung, sondern reine Knochentextur verräth und zweitens auf der figurirten (rücksichtlich des länglichten Grubennetzes übrigens mit dem Heilbronner Schädelabdruck einigermassen übereinstimmenden) Fläche der Knochenplatte sitzt, diese also nichts weniger als zum Gaumengewölbe gehören kann; während die Vertiefungen in dem Heilbronner Gaumenabdruck sich unverkennbar als die Lager von Zähnen darstellen, welche mit ihren Spitzen einwärts in die Gebirgsart gebettet waren.

Gleichwohl schien es nicht ohne Interesse zu sein, von diesem Fossil wegen der zweikantig-conischen Bildung dieser Zahnabdrücke hier Erwähnung zu thun, um bei dem bedauerlichen Mangel vollständiger *Belodon*-Schädel Nichts in unserer Darstellung zu übergehen, was in näherer oder entfernterer Beziehung zu Vervollständigung des Materials beitragen konnte. Ein weiteres Eingehen auf die Diagnose dieses Heilbronner Fossils dürfte

jedoch schon aus dem Grunde entbehrlich erscheinen, da die zweikantige Form der Zahnabdrücke höchst wahrscheinlich nur durch den Druck der Gebirgsart entstanden ist und schon die Ausbreitung der Zahnbasis eine Zurückführung dieses Fossils auf das Genus *Belodon* von selbst ausschliesen würde, vielmehr diese Zahnform selbst, die Streifung ihrer Oberfläche und die Configuration der Schädeloberfläche eine sehr nahe Verwandtschaft mit den *Labyrinthodonten* verkündigt. Ueberdies steht von Hrn. Obermedicinalrath Dr. v. Jäger, wie er dem Verfasser mitzutheilen die Güte hatte, eine nähere Beschreibung und Diagnose dieses „Gaumenfangzahners der Keuperformation" („*Hyperokynodon keuperinus*") in Aussicht, wozu die Abbildungen des Fossils bereits fertig vorliegen und welcher hier nun nicht vorgegriffen werden soll. Wir schreiten daher zu der Aufzählung weiterer, aus den oberen Keupersandsteinen herrührenden, auf Schädelknochen deutbaren Knochenreste.

Unter den, zu der v. Hügel'schen Sendung aus dem Löwensteiner Gestein gehörigen, Stücken gelang es, durch glückliche Spaltung einer etwa 1 Fuss langen Rotheisensteinknauer einen flachen Knochen, welcher den Kern der Knauer bildet, in einer Weise blosszulegen, wodurch seine Figur in hinlänglichem Grade kenntlich wurde. Derselbe ist 9 Zoll lang, $2^1/_2$ Zoll breit, nimmt nach dem einen Ende hin bis auf 1 Zoll Breite allmählig ab und ist an diesem Ende nicht ganz überliefert. An dem entgegengesetzten breiteren Ende dagegen ist derselbe ganz und dieses Ende bildet auf etwa $1^1/_2$ Zoll eine Verschiebung der Knochenplatte nach einer der Langseiten hin. Der, auf die Längenrichtung beinahe senkrechte, sich zu einer scharfen Schneide auskeilende Rand dieses Endes bildet eine leicht concave Linie, gegen deren beide Endpunkte dieses Ende des flachen Knochen in zwei ungleiche Seitenflügel ausspringt, welche demselben eine schwalben- oder fischschwanzartige Figur verleihen. Die gleichfalls zu einer stumpfen Schärfe ausgekeilten Ränder der Längsseiten des ganzen Knochen sind gut überliefert und bilden leichte unregelmässige Wellenlinien. Auf der zu Tage liegenden Flachseite des Knochen, welche leicht convex erscheint, erhebt sich von dem einen der genannten Flügel her ein starker, abgerundeter, leicht seit-

Ueber die Verwendung

des

natürlichen und nachgeahmten Erdharzes

zu

Fußpfaden, Fahrbahnen und architektoniſchen Zwecken

in Frankreich. *

Seit ungefähr zehn Jahren bedient man ſich in Paris verſchiedener erdharziger Stoffe zur Bildung von Fußpfaden und Ueberzügen von hölzernen terraſſenartigen oder ſteileren Dächern, und ſolcher Gewölbe, welche, unter dem Boden liegend, eines Schutzes gegen die unausbleibliche Durchſickerung des Regenwaſſers oder der Feuchtigkeit im Allgemeinen bedürfen.

Jene Stoffe ſind von zweierlei Art, nämlich: nachgeahmtes Erdharz (Bitume factice) und natürliches Erdharz von Seyſſel (Asphalte de Seyssel).

Die Anwendung des nachgeahmten Erzharzes hat bis jetzt im Allgemeinen keine ganz zuverläſſigen Reſultate gegeben, indem in den meiſten Fällen, wo man ſich deſſen bediente, die daraus verfertigten Ueberzüge, theilweiſe oder im Ganzen, durch den Froſt

* Den Inhalt dieſes Aufſatzes verdanken wir in ſeinen Hauptbeſtandtheilen den Mittheilungen des Architekten Herrn Hitterff in Paris.

wärts gebogener Grat bis zu 5 — 6 Linien Höhe und erstreckt sich bis über mehr als die halbe Länge dieser Flachseite, indem er, allmählig niedriger werdend, endlich in diese Flachseite gänzlich verläuft. Er theilt die Parthie der Flachseite, in der er sich befindet, in zwei ungleiche Hälften oder Abhänge von seinem Kamm an; der schmalere Abhang zeigt eine Configuration, d. h. eine mit leicht vertieften Gruben von etlichen Linien Durchmesser besetzte Oberfläche, welche Aehnlichkeit mit der Configuration der Taf. VIII, Fig. 33, 34, 35 abgebildeten Schilder verräth; der andere, breitere Abhang des Grats, sowie der ganze weitere Verlauf des Knochen ist völlig glatt und eben, nur das schmalere Ende des, gegen dieses zu auch zusehends dünner werdenden, flachen Knochen zeigt auf 2 Zoll rückwärts eine leichte rinnenartige Depression. Auf der entgegengesetzten, etwas concaven Oberfläche, mit der er theilweise noch dem Gestein aufliegt, ist der Knochen völlig glatt und zeigt zwei Zoll von dem breiteren Ende ab eine gegen dieses Ende zu convex gebogene, 3 Linien hohe Querleiste, welche an ihren beiden Enden in die glatte Fläche verläuft. Ob dieser Knochen unter die paarigen Knochen des Schädelgewölbes, — worauf vielleicht die Configuration des schmaleren Gratabhangs deuten könnte — und wohin er unter diesen einzureihen sein möchte, oder ob er vielleicht zur Kron- oder Winkelbeinparthie der untern Maxille gehöre, muss für jetzt unentschieden bleiben. Seine Abbildung wurde durch den Mangel an Raum leider unmöglich, daher diese Beschreibung seiner Formen, wie so manche andere in dieser Abhandlung, nothwendig undeutlich bleiben muss.

Die übrigen Stücke der v. Hügel'schen Sendung, welche auf Schädelknochen zu deuten sind, tragen den schon oben erwähnten Charakter einer nicht sehr festen Verbindung unter einander an sich, d. h. sie sind in einer Weise in die sie umschliessende, harte, eisenschüssige Gebirgsart gebettet, dass ebensowohl die häufigen Zwischenlagerungen der letzteren in die jetzt klaffenden, auseinander getriebenen früheren Verbindungsflächen, als auch die Härte der Umhüllung eine Befreiung der Knochentheile und Herausarbeitung derselben unmöglich macht; auch sind die Stücke an und für sich fragmentarisch. Soviel aber lässt sich ohne Schwierigkeit erkennen,

dass ihre Configuration auf der äusseren Oberfläche mit unregelmässigen Gruben ohne strahlenförmig von solchen Grubennetzen ausgehende Wülste (wie bei den *Labyrinthodonten)* die nämliche ist, wie bei den Taf. VIII, Fig. 33, 34 abgebildeten Schildern; auch geht aus mehreren abgerundet-concaven, nach innen in das Gestein abgesenkten, fragmentarischen Rändern hervor, dass diese Schädeldeckenfragmente mit Wahrscheinlichkeit entweder zu der Orbitalparthie oder zu der Schläfegrubenparthie des Schädels gehören werden. Für eine sichere Diagnose sind jedoch allzuwenig Anhaltspunkte gegeben.

Aus dem kiesligen Keupersandstein von Stuttgart liegt ein flacher, spatelförmiger, 7 Zoll langer, in der Mitte 1 Zoll, an beiden Enden 2 und 3 Zoll breiter, paarig-einseitiger Knochen vor, mit Furchenstreifung auf dem schmaleren Ende und an dem breiteren mit einer, durch eine abwärts gehende Leiste gebildeten, seitlich ausgerundeten Bucht, welche vielleicht der Deutung dieses Knochen auf ein rechtes, vorderes Stirnbein mit seinem Antheil an der *Orbita* Raum geben könnte. Der Mangel an Raum schliesst die Abbildung auch dieses gut überlieferten Knochen aus.

An dem Fundort des Taf. VIII, Fig. 5 abgebildeten Maxillenstücks aus dem compakten kiesligen Keupersandstein wurden noch mehrere Steinbrocken ausgehoben, welche flache Knochenparthieen enthalten, die ohne Zweifel zum Schädel gehören werden. Die Unmöglichkeit, sie aus dem harten auf- und zwischenlagernden Gestein loszuarbeiten und ihre fragmentarische Beschaffenheit macht eine sichere Diagnose unmöglich, daher ihrer hier nur historisch gedacht werden kann.

5) Die Wirbelsäule.

Das erste *Belodon*-Skelett-Exemplar hat nach der Zählung des Hrn. Besitzers, wie oben schon erwähnt, im Ganzen 60 Wirbelkörper in ununterbrochener Reihe, welche 17 Fuss württ. messen. Von diesen Wirbeln kommen 37 in einer Länge von 8 Fuss auf die Reihe vom Kreuzbein abwärts, zwei mit einander verwachsene in einer Länge von 2 Fuss auf das Kreuzbein, demnach 21 auf die Reihe vom Kreuzbein aufwärts in einer Länge von 7 Fuss.

Der letzte Wirbel im Schwanz hat 1½ Zoll Länge des Körpers und nicht ganz 1 Zoll Durchmesser der Gelenkfläche, daher der Schwanz nicht bis zu seiner Spitze überliefert sein wird. Die in der Mitte der überlieferten Schwanzwirbelreihe stehenden Wirbel haben 2½ Zoll Länge und 1¼ Zoll Durchmesser der Gelenkfacette des Körpers, weiter gegen das Kreuzbein hin erhalten sie bis 4 Zoll Durchmesser der Gelenkfacette des Körpers und 3 Zoll Länge. Ihre Fortsätze sind grösstentheils verstümmelt, oder noch in die anhaftende Gebirgsart versteckt, doch stimmen sie, soweit sie erhalten sind, mit der Bildung der Lenden- und Rückenwirbel vom zweiten Exemplar überein und ebenso die 21 vom Kreuzbein an aufwärts liegenden Wirbel.

Dürfte nun angenommen werden, dass von den 21 Wirbeln, welche vom Kreuzbein an aufwärts zählen, wie bei den Crocodilen der Jetztzeit, 5 auf die Lendenwirbel, 12 auf die Rückenwirbel kommen, so würden noch 4 Halswirbel vorhanden sein. Wäre dagegen die Zahl der Rücken- und Lendenwirbel eine grössere, wie bei den Echsen, so würden die 21 Wirbel vom Kreuzbein aufwärts nicht einmal für diese ausreichen und keine Halswirbel überliefert sein. Es lässt sich nun hierüber bei dem Zustande des Fossils nichts entscheiden, denn keiner dieser Wirbel in der ganzen Reihe ist vollständig überliefert, bei jedem fehlen Fortsätze oder Theile des Wirbelkörpers, alle sind mehr oder weniger mit der harten Steinmergelmasse behaftet, deren Wegschaffung nicht gelungen ist.

Bei den meisten Wirbeln aus der Reihe oberhalb des Kreuzbeines sind die Kopfenden der Rippen mit mehr oder weniger von deren weiterem Verlauf in ziemlich verschobener Lage vorhanden und zeigen den Typus zweiköpfiger Rippen, d. h. stark hervortretende Köpfe und Tuberkel, ganz ebenso wie die vom zweiten Exemplar erhaltenen Rippen. Wie viele dieser Wirbel mit Rippen versehen seien, lässt sich aus genannten Ursachen nicht mit Sicherheit entscheiden.

Die ersten Wirbel in der Reihe vom Kreuzbein an aufwärts, also die sich zunächst an letztes anschliessenden, messen 6 Zoll Durchmesser der Gelenkfläche des Körpers und 5 — 6 Zoll Länge des letzten. Sie nehmen an Grösse ab und die 5 letzten, welche

zusammen gegen 2 Fuss Länge haben, nähern sich der Grösse der mittleren Schwanzwirbel. Ob sie noch den einen oder andern Halswirbel repräsentiren, lässt sich auch nicht nach ihrer Form und der Beschaffenheit des obern Bogens mit seinen Fortsätzen genau erkennen, da keiner davon vollständig überliefert oder hinlänglich von der Gebirgsart befreit ist. Bei denjenigen Wirbelkörpern aber, welche in vollständigerem Zustande überliefert und aufgedeckt sind, prägt sich in der ganzen Reihe der 60 Wirbel der Typus einer Einschnürung gegen die Mitte der Länge des Körpers und biconcaver Gelenkflächen aus, letzterer durch eine leicht angedeutete Vertiefung vom leicht abgerundeten Rande der Gelenkflächen an gegen die Mitte, wie diess bei den Wirbeln des zweiten Exemplars im Besitze des Verfassers deutlicher werden wird. Die Gelenkfacetten der Wirbelkörper sind fast kreisrund, das Loch für das Rückenmark tief in die Gelenkscheibe eingelassen, die Dornfortsätze, soweit sie vorhanden, flach, viereckig, 3 — 4 Zoll hoch, 4 — 5 Zoll lang, etwas nach einem Ende zu geneigt.

Das Kreuzbein mit den zu beiden Seiten anhaftenden Hüftknochen ist Taf. XIII, Fig. 3 von der Innenseite, etwas von der Gelenkfläche aus gesehen, und Fig. 4 von der Aussenseite in $^1/_4$ nat. Gr. abgebildet und zeigt zwei verwachsene Wirbelkörper; die Querfortsätze sind durch die anhaftende Gebirgsart verdeckt, die Dornfortsätze durch Bruchstellen Fig. 4 angedeutet. Der Umstand, dass der Besitzer sich nicht entschliessen konnte, behufs genauerer Untersuchung beziehungsweise Herausarbeitung aus dem Gestein das Fossil aus dem Hause zu geben, so dass auch die Zeichnungen von den in den Tafeln abgebildeten Theilen nur eben nach dem Zustande der Herausarbeitung und Wiederherstellung, wie sie dem Hrn. Besitzer eben gelungen ist, von dem Zeichner in der Wohnung des Hrn. Besitzers gemacht werden mussten, wird der Unvollständigkeit dessen, was hier zur Beschreibung des Fossils und deren Illustration gegeben werden kann, zur Erklärung dienen.

Alles, was von der Wirbelsäule des zweiten Exemplars überliefert ist, konnte wegen der seltenen Vollständigkeit aller Theile, bis auf einen unvollständigen Wirbel, abgebildet werden.

Beginnen wir die Beschreibung von dem best erhaltenen Theile an, von unten nach oben.

Taf. XIII, Fig. 1 und 2 gibt das Kreuzbein des 2ten Exemplars in $^1/_4$ nat. Gr. und zwar Fig. 1 die Innen- oder Bauchseite, Fig. 2 die Seitenansicht von der rechten Seite her. Es besteht aus drei massigen Wirbeln, wovon die 2 hinteren oder unteren Fig. 1 links eine anchylotische Verwachsung ihrer Gelenkflächen zum Heiligenbein zeigen; eine gleiche Verbindung zeigen ihre Querfortsätze zu einer massigen, langen, concaven, in der Mitte ihrer Länge etwas schmäleren Facette für die Anheftung der Hüftknochen. Der dritte vordere Wirbel (rechts in der Fig. 1) zeigt keine Verwachsung der Gelenkfläche, dagegen schliessen sich seine, in eine ähnliche massige Facette erweiterten Querfortsätze an die Facette der Querfortsätze der zwei verwachsenen Kreuzwirbel oder des Heiligenbeins mittelst einer, von beiderlei Facetten her schmäler und fast cylindrisch werdenden, Verlängerung an einander an, welche Verlängerungen keine eigentliche Verwachsung, sondern eine durch Ligamente vermittelte Verbindung mittelst flacher, vollständig auf einander passender und einander berührender Facetten verrathen, deren eine bei dem Anschluss auf der rechten Seite (oben in Fig. 1, unten Fig. 2) von der Facette der zwei verwachsenen Wirbel durch Bruch getrennt, der Facette des dritten Wirbels durch zwischenlagernde Gebirgsart anhaftet. An diesen dritten Wirbelkörper schliesst sich (rechts in der Figur 2) ein nicht vollständig überlieferter vierter Wirbelkörper an, und zwar ohne Verwachsung, vielmehr zeigt er, obgleich durch die Gebirgsart mit dem dritten verbunden, eine Verschiebung gegen den dritten um etwa $^1/_2$ Zoll. Der Querfortsatz dieses vierten Wirbels (Fig. 2 rechts) ist breit und flach, etwas schief gegen die Abdominalseite gerichtet, und läuft in keine Facette mehr aus, sondern keilt sich bei abnehmender Dicke endlich in einen unregelmässig abgerundeten, keilförmigen Rand aus, welcher keine Articulation verräth.

Die Länge des Ganzen d. h. aller 4 Wirbel zusammen beträgt gegen 3 Fuss. In der Seitenansicht Fig. 2 erscheinen oben vier massige, viereckig-flache, etwas nach vorne geneigte Dornfortsätze mit abgerundet-abgeflachtem Rücken, gegen welchen die Knochenplatte an Dicke zunimmt, so dass die Dicke derselben

am Rücken beinahe einem Zoll gleich wird; ferner zeigen sich in dieser Seitenansicht die von der Basis der Dornfortsätze ausgehenden, bei den zwei verwachsenen Wirbeln in einander verwachsenen, bei den zwei weiteren Wirbeln aber articulirenden, prismatischen Gelenkfortsätze.

An den vordersten unvollständig überlieferten Lendenwirbel (Fig. 2 rechts) schliesst sich die Taf. XII, Fig. 14 in $^1/_4$ nat. Gr. abgebildete Reihe von 8 Wirbeln unmittelbar an, und zwar so, dass an den unvollständig überlieferten Wirbel in Taf. XIII, Fig. 1, 2 rechts der mit Nr. 1 auf Taf. XII, Fig. 14 bezeichnete Wirbel sich mit der. Taf. XII, Fig. 17 Nr. 2 abgebildeten, Gelenkseite anschliesst. Diess erhe..t aus dem Umstande, dass der in Fig. 17 Nr. 2 ersichtliche dritte, unter den beiden paarigen Gelenkfortsätzen unmittelbar über dem Rückenmarksloch sitzende, Gelenkfortsatz genau zwischen die beiden, auf Taf. XIII, Fig. 2 rechts ersichtlichen, paarigen Gelenkfortsätze hinein passt.

Alle diese 8 Wirbel zeigen die ausgerundete Einschnürung der Körper um etwa $^1/_4$ des Durchmessers der Gelenkfacette, den abgerundeten Rand der letzteren, welcher bei den mit 1 und 2 bezeichneten, hintersten kreisrund, wie bei den Kreuzwirbeln Taf. XIII, Fig. 1, 2 und den beiden sich an diese anschliessenden ist, allmählig aber bei den mehr und mehr nach vorne liegenden Wirbeln eine elliptische Scheibe mit der grossen Axe von oben nach unten wird. Der obere Bogen ist bei allen überliefert, durch starke Nähte auf dem Körper befestigt und diese Befestigung der beiden Schenkel desselben erstreckt sich über $^2/_4$ der Länge des Körpers. In allen diesen und den übrigen, zu diesem Exemplar gehörigen, Wirbelkörpern zeigt der Rückenmarkskanal unter dem Bogen eine starke Depression gegen die Mitte des Körpers zu und eine leichte Erweiterung nach beiden Seiten hin.

Der erste auf Taf. XII, Fig. 14 mit 1 bezeichnete Wirbel, welcher auf den vordersten von den 2 an das Kreuzbein sich anschliessenden Wirbeln Taf. XIII, Fig. 1, 2 rechts folgt, ist Fig. 17 von seinen beiden Gelenkflächen abgebildet, und zwar gibt Nr. 2 die hintere, Nr. 1 die vordere Ansicht. Der Dornfortsatz erscheint in Nr. 2 auf seinem hinteren Abfall zu den inneren, hinteren Gelenkfortsätzen mit zwei Rinnen versehen,

zwischen welchen ein (in der Abbildung nicht ausgedrückter) nach unten sich auskeilender, niedriger, abgerundeter Rücken sitzt; beide Rinnen vereinigen sich in der Vertiefung zwischen den zwei Gelenkfortsätzen. Auf seinem vorderen Abfall in Nr. 1 hat dieser Dornfortsatz einen flachen Rücken. Auf der hintern Gelenkflächen-Seite Nr. 2. erscheint unterhalb der beiden (inneren) Gelenkfortsätze der erwähnte dritte Fortsatz, welcher die Rinne des hinteren Abfalls des Dornfortsatzes unten abschliesst und über dem Rückenmarksloch sitzt, zu dessen Seiten zwei weitere Oeffnungen zum Innern der Rückenmarkshöhle führen. Ein solcher mittlerer Gelenkfortsatz auf der hintern Gelenkfläche, der sich zwischen die zwei vordern, äusseren Gelenkfortsätze an deren Basis auf der vordern Gelenkseite des Wirbelkörpers einkeilt, erscheint auch bei den übrigen acht Wirbeln (Fig. 18, Nr. 8).

Die Querfortsätze sind durch den Druck der Gebirgsart grösstentheils aus ihrer horizontalen Stellung gebogen. Der in Fig. 17 Nr. 1 abgebildete rechte ist nach aufwärts, der andere abwärts gedrückt, was auch bei den übrigen Wirbeln mehr oder weniger der Fall ist, und auch der Dornfortsatz scheint eine Depression nach vorne erlitten zu haben. Diese beiden Querfortsätze am ersten unter den 8 Wirbeln Fig. 14, Nr. 1, Fig. 17 sind einfach, d. h. dieser Wirbel zeigt keinen Tuberkel für den Rippenkopf und auch die Querfortsätze selbst zeigen keine Articulationsfacette, sondern eine flache, mit denen des vierten in Taf. XIII, Fig. 1, 2 rechts übereinstimmende Bildung, nur sind dieselben ungleich kürzer. Dagegen beginnt schon bei dem zweiten Wirbel dieser Reihe (Nr. 2, Fig. 14) unter und vor dem Querfortsatz dieser Tuberkel hervorzutreten und zeigt eine leicht concave Facette. Im weiteren Verlauf der Wirbelreihe tritt dieser Tuberkel zunehmend massiger und stärker hervor und seine Facette nimmt an Umfang zu. Hiernach haben die drei — oder wenn man den ersten an das zweiwirbliche Heiligenbein sich anschliessenden Wirbel Taf. XIII, Fig. 1, 2 wegen seiner Querfortsätze noch zum Kreuzbein ziehen will, die zwei an dieses sich anschliessenden Wirbel, nämlich der vierte unvollständige in Taf. XIII, Fig. 1, 2 rechts und der erste Nr. 1 in Taf. XII, Fig. 14 rechts, den Typus von Lendenwirbeln ohne Rippenarticulation, und man kann daher, vorausgesetzt dass

zwischen dem vierten Wirbel Taf. XIII. Fig. 1, 2 rechts und dem ersten Taf. XII, Fig. 14 Nr. 1, keine weiteren fehlen, jedenfalls 2 oder 3 Lendenwirbel, an die kein Rippenanschluss stattfindet, bei diesem Saurier zählen. Die Dornfortsätze der acht Wirbel Taf. XII. Fig. 14 sind viereckig, plattenförmig oder hahnenkammförmig, 4 bis 8 Linien dick, die hinteren dicker als die vorderen, von denen die zwei vordersten in Fig. 14, Nr. 7, 8, welche in Fig. 18 mit ihren zusammengrenzenden Gelenkflächen abgebildet sind, die Abnahme der Dicke der Dornfortsätze in Vergleich zu der von Nr. 1 in Fig. 17 verdeutlichen. Die Länge dieser Dornfortsätze erreicht beinahe die Länge der Wirbelkörper, der hintere Abfall ist bei den 5 vorderen leicht nach hinten geneigt, der vordere Abfall bei allen abgerundet; gegen ihren Rücken nimmt die Dicke der Dornfortsätze etwas zu, bei den hintern Wirbeln mehr als bei den vordern und der Rücken selbst ist bei allen abgerundet-abgeflacht.

Von dieser Wirbelreihe um etliche Fuss entfernt, jedoch in der gleichen Richtung lagen, wie oben schon angeführt, sieben weitere Wirbel, wovon in Fig 16 und 15 die 6 vollständig überlieferten abgebildet sind. Zwei derselben, Fig. 16, welche durch die Gebirgsart an einander haften, lagen den acht Wirbeln Fig. 14 am nächsten und sind auf der Kehrseite der Abbildung minder gut überliefert; von diesen etwas getrennt durch etwa 1 Fuss Zwischenraum lagen vier (oder, mit Einschluss des unvollständigen nicht abgebildeten, fünf) an einander angeschlossene weitere Wirbel, wovon die vier ganzen in Fig. 15 abgebildet sind. Sie nehmen, (wie die in Fig. 14) nach vorne hin an Grösse allmählig ab. Die beiden Fig. 16 abgebildeten haben kürzere und niedrigere Dornfortsätze als die in Fig. 14, jedoch von gleicher Figur, die Querfortsätze sind länger und schwächer, erscheinen von oben und unten her zusammengedrückt und endigen nicht in einen Knopf, sondern mit einer Abrundung, während die in Fig. 14 eingeschnürt-cylindrisch sind und in einen flach abgerundeten Kopf für die Articulation der Rippentuberkeln ausgehen. Während die 8 Wirbel in Fig. 14 den Tuberkel für den Rippenkopf auf der Aussenseite je vom äusseren, vorderen Gelenkfortsatzpaar an dessen Austritt vom oberen Bogen haben und dieser Tuberkel eine etwas concave

Facette hat, erscheint in Fig. 16 hinter dem Rande der vorderen Gelenkfläche des Wirbelkörpers etwas unter der halben Höhe desselben ein niedriger, abgerundet über die Seitenfläche des Körpers hervortretender Tuberkel an diesem selbst; an den 4 weiteren Wirbeln in Fig. 15 dagegen ist auch dieses Rudiment eines Tuberkels am Wirbelkörper verschwunden und es zeigen die Querfortsätze eine abgerundete, rinnenartig vertieft von oben nach unten laufende Gelenkfacette. Die Dornfortsätze dieser 4 weiteren Wirbel in Fig. 15 werden sehr kurz und niedrig, dagegen dicker und ihr über die Seitenflächen mit wulstförmigem Rande hervortretender Rücken zeigt eine abgerundet vertiefte flache Rinne. Die Fig. 19 zeigt diese Bildung der Dorn- und Querfortsätze bei den 2 Wirbeln 12 und 13 in der Fig. 15 von ihren zusammengrenzenden Gelenkflächen her. Diese letzteren, die Gelenkflächen der Wirbelkörper selbst, sind bei den 4 Wirbeln Fig. 15 an ihrem Rande stärker, fast wulstartig abgerundet, während die Ränder der hinteren Nr. 1 und 2 in Fig. 14 schärfer, beinahe kantenartig gebildet sind. Die Gelenkfortsätze aller dieser Wirbel Fig. 14, 16, 15 haben durchaus schief gestellte Gelenkfacetten, die der vorderen äusseren Fortsätze nach innen, die der hinteren inneren nach aussen gestellt und nirgends werden unter den hier überlieferten die Facetten der Gelenkfortsätze korizontal.

Es ist ersichtlich, dass diese Wirbel des *Belodon* (mit Ausnahme der Biconcavität) rücksichtlich des Körpers, der Gelenk- und der Querfortsätze sich der Bildung bei den Crocodilen nähern, rücksichtlich der Dornfortsätze kommen sie mehr mit den Lacerten überein. Wie sich die Rücken- und Lendenwirbel der Zahl nach zu einander verhalten, lässt sich nach den an beiden Skeletten überlieferten Merkmalen nicht mit Gewissheit angeben. Drei Lendenwirbel (mit Einschluss des nächsten am Heiligenbein) mit Querfortsätzen die keinen Rippenanschluss verkündigen, und neun Brustwirbel mit Querfortsätzen für zweiköpfige Rippen Fig. 14, 16 sind bei dem zweiten Exemplar überliefert.

Die Querfortsätze der Kreuzwirbel Taf. XIII, Fig. 1, 2 gehen wie bei den Crocodilen vom Wirbelkörper aus, dagegen verbinden sie sich mit den, die starken Gelenksfacetten derselben unterstützenden Trägern, welche von dem obern Bogen ausgehen, wo-

durch sich *Belodon* wieder den Lacerten nähert. Eigenthümlich aber erscheint die Herbeiziehung des dritten Wirbels oder des ersten an das zweiwirbliche Heiligenbein angrenzenden Lendenwirbels mit seinen massigen Querfortsätzen zu der Bildung des Beckens Taf. XIII, Fig. 1, 2, indem auch diese zu Bildung einer weiteren grossen Gelenkfacette für Anheftung des Darmbeins durch Querfortsätze vom Körper und Bogen aus beitragen.

Ob und welche von den abgebildeten 14 Wirbeln zum Hals gehören, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Nehmen wir auch an, dass in den Lücken zwischen beiden Wirbelreihen Fig. 14, 15 und dem zwischenliegenden Paar Fig. 16 im Lager des Fossils Wirbel ausgefallen seien, so machen die massigen und langen Querfortsätze in Fig. 15 es immer noch zweifelhaft, ob diese 4 Wirbel zum Hals gehörten, indem diese Fortsätze sehr starken, wenn gleich nur einköpfigen Rippen dienen mussten, die wohl schwerlich den Hals begleiten konnten. Unter den auf Taf. XII abgebildeten Rippen von dem zweiten Skelett finden sich nun zwar keine Rippenköpfe, welche mit Sicherheit zur Articulation mit diesen Querfortsätzen gezogen werden könnten. Vielleicht sind jedoch die Taf. XI, Fig. 6, 8 abgebildeten Rippenköpfe aus dem grobkörnigen Sandstein, bei welchen der Kopf und der Tuberkel einander so nahe gestellt sind, dass sie Eine concave Facette bilden, als der Typus der, für diese einfachen Querfortsätze bestimmten Rippen anzusehen, obgleich sie bei ihrer Verstümmelung, welche das vordere Rippenende wegnahm, es ungewiss lassen, ob sie Halsrippen seien. Dagegen würde die Bildung der Dornfortsätze Fig. 15, 19, welche auf ein starkes Nackenband hinweist, wieder für Deutung dieser Wirbel auf Halswirbel sprechen.

Wie schon oben angegeben, fanden sich unter den Löwensteiner Fossilien zwei Wirbel in solchem Grade der Vollständigkeit, dass ihre Zurückführung auf die Wirbel der beiden Stuttgarter Skelette zweifellos vorliegt. Einer derselben liegt mit einer Gelenkfacette des Körpers vor, welche die leichte Concavität der etwas ablang-kreisförmigen Scheibe zeigt; die äusseren Gelenkfortsätze über dem Rückenmarksloch, die starken Querfortsätze, die concave Einschnürung des Wirbelkörpers ist zweifellos an diesem Wirbel ausgeprägt und nur die geringere Dimension — die Ge-

gelitten haben, welcher mehr oder weniger Riſſe, Sprünge oder Blaſen verurſacht hat; in einigen, aber ſeltenen Fällen, widerſtanden ſie der Kälte.

Jene Uebelſtände zeigten ſich beſonders auf den Fußpfaden der Boulevards in Paris, die großentheils mit nachgeahmtem Erdharze im verfloſſenen Jahre ausgeführt wurden und überall Ausbeſſerungen nöthig gemacht haben.

Die Ueberzüge aus natürlichem Erdharze (Asphalte) hingegen ſind ohne Unterſchied gut ausgefallen; nicht bloß bei Terraſſen, Dächern, Gewölben und bei Fußpfaden von mittlerer Ausdehnung, wie die, welche zu Anfang d. J. 1835 auf dem Pont-Royal ausgeführt wurden, * ſondern dieſe Ueberzüge haben ſich in größerer Ausdehnung, indem eine Oberfläche von mehr als dreitauſend zweihundert Quadratmeter damit bedeckt wurde, eben ſo gut erhalten. Dieſer Fall ereignete ſich bei der in regelmäßigen Feldern bewerkſtelligten Bedeckung des Concordeplatzes, zu welcher Asphalt verwendet wurde, und wo weder die Hitze des letzten Sommers, noch die ſtrenge Kälte des verfloſſenen Winters die geringſte Beſchädigung verurſacht hat.

In Betreff der Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit verdient alſo unbezweifelt der Asphalt den Vorzug vor dem nachgeahmten Erdharze.

Die Verſchiedenheit beider Stoffe beſteht darin, daß der Asphalt, welcher auf dem Concordeplatz, und ſeitdem faſt in allen wichtigen Fällen angewendet wurde, als natürliches Erdharz in den Minen von Seyſſel im Departement de l'Ain gewonnen wird. Das nachgeahmte Erdharz hingegen iſt ein Theer, ** wie man ihn aus Steinkohlen bei Bereitung des Gaſes ꝛc. erhält, welcher ſodann in dem Verhältniß von 30 — 40% mit gepulverten, kreidigen Kalkſteinchen gemiſcht, als Würfel von verſchiedenen Größen gegoſſen und in dieſer Geſtalt an den Ort der Verwendung gebracht wird.

---

* Dieſe Fußpfade in einem der beſuchteſten Theile von Paris, zeigen nach Verfluß von zwei Sommern und zwei Wintern auch nicht die leichteſte Spur von Einwirkung der Witterung.

** Ueberall, wo Gasbereitung ſtatt findet, kann man ſich alſo dieſen Stoff leicht verſchaffen.

lenkfacette des Körpers hat blos $1^1/_2$ Zoll Durchmesser — unterscheidet denselben von den Wirbeln der Stuttgarter Skelette.

Von einem zweiten Wirbel aus der Löwensteiner Sendung liegt der obere Bogen, stark zusammengedrückt und schon hiedurch ein junges Thier verrathend, vor. Der flache quadratische, 1 Zoll hohe und breite Dornfortsatz und die von der Basis seines vordern Randes zu beiden Seiten auslaufenden äusseren Gelenkfortsätze stimmen völlig mit der Bildung des obern Bogens bei den Stuttgarter Skeletten zusammen.

Aus dem kiesligen Keupersandstein bei Stuttgart und zwar dessen eisenschüssigen Steinmergeln gelang es, einen ziemlich vollständigen oberen Bogen zu entwickeln und zu restituiren. Die Fortsätze stimmen sämmtlich mit der Bildung der Taf. XII, Fig. 14, Nr. 7, 8 abgebildeten überein. Der nicht vollständig überlieferte Dornfortsatz ist flach, nach hinten geneigt und musste, wie bei den Wirbeln in Fig. 14, Nr. 7, 8, mehr über der hinteren Hälfte des Wirbelkörpers gesessen sein; die Rudimente der inneren, hintern Gelenkfortsätze entspringen, wie bei letzteren, an der Basis des Dornfortsatzes, während die Rudimente der äussern, vordern Gelenkfortsätze, von dem vordern Abfall des Dornfortsatzrandes an, sich ebenso, wie bei Fig. 14, 7, 8, weit über die vordere Hälfte der Körperlänge des Wirbels hin erstreckt haben müssen. Die von oben und unten her etwas abgeflachten Querfortsätze erstrecken sich horizontal auswärts und endigen in eine etwas erweiterte, flach abgerundete Gelenkfacette; die Entfernung der letzteren von einander beträgt 6 Zoll, und unmittelbar an der Basis dieser Querfortsätze gegen vorne hin sitzt, wie in Fig. 14, die zweite Gelenkfortsatz-Facette oder der Tuberkel für den Rippenkopf am oberen Bogen. Auf der Unterseite des Fossils liegt die Rückenmarksröhre zu Tage und die Bruchflächen entlang derselben verkündigen die gleiche Erstreckung des obern Bogens über den grössten Theil der Länge des Wirbelkörpers, wie dies Verhältniss oben bei den Wirbelreihen an den beiden Stuttgarter Skeletten als charakteristisch angegeben wurde. Auch die Erweiterung der Rückenmarksröhre in ihrer Mitte ist hier ersichtlich. Auch mehrere Fragmente von Wirbelkörpern aus der Gruppe des kiesligen und des grobkörnigen Keupersandsteins der Stuttgarter Umgegend tragen den Typus der

Belodon-Wirbel, nämlich die charakteristische abgerundet-concave oder sattelförmige Einschnürung des Körpers aufs Unverkennbarste an sich.

6) Das Becken.

Während die Bildung des schon oben (S. 475) beschriebenen Kreuzbeins Taf. XIII, Fig. 1, 2 klar und deutlich vorliegt, so bietet die Diagnose der übrigen zum Becken gehörigen Knochen, soweit sie an den beiden Stuttgarter Skeletten überliefert sind, einige Schwierigkeiten dar.

Taf. XIII, Fig. 3, 4 gibt die Abbildung in $^1/_4$ natürl. Grösse des in der ganzen Reihe der 60 Wirbel bei dem ersten Exemplar liegenden Beckens, soweit es hier überliefert ist, und zwar Fig. 4 von der Rücken-, Fig. 3 von der Bauchseite (vgl. S. 474). Die zwei zum Heiligenbein verwachsenen Wirbel sind vorhanden; allein die Dornfortsätze Fig. 4 sind weggebrochen und die Querfortsätze des Heiligenbeins, welche in den Figg. 1, 2 an dem Kreuzbein des 2ten Exemplars so schön und vollständig erhalten sind, werden in Fig. 3, 4 durch die Gebirgsart in einer Weise verdeckt und sind überdiess so sehr verstümmelt, dass sie durchaus unkenntlich sind. Ueber die Anlagerung der zu beiden Seiten in Fig. 3, 4 an den Kreuzwirbeln anhaftenden, massigen Hüftknochen an die Kreuzwirbel lässt sich daher Nichts erkennen; überdiess sind sie selbst auch vielfach, namentlich auf der Rückenseite Fig. 4 verstümmelt.

Ob die Art und Weise, wie der Hr. Besitzer dieses Becken in die Reihe der Wirbel eingereiht hat, die richtige, d. h. welcher Theil desselben, ob der in der Zeichnung Fig. 3, 4 vorliegende obere, oder der untere nach vorne oder nach hinten gekehrt sei, darauf hat derselbe bei Aushebung des Fossils aus dem Lager seine Aufmerksamkeit nicht gerichtet, um im Stande zu sein, erwünschte Auskunft zu geben; wenigstens liess er dem Verf. jüngst noch auf sein schriftliches Ersuchen um Auskunft über diese Frage zurücksagen, „dass er, durch sein Fabrikgeschäft in Anspruch genommen, keine Zeit mehr habe, sich damit zu befassen, vor 10 Jahren wäre er eher im Stande gewesen, Auskunft zu geben.“ Wir müssen uns daher mit Analogieen und Conjecturen behelfen.

Dass die in Fig. 3, 4 dem Heiligenbein anhaftenden koloss-

salen Knochen das Darmbein bilden, ist hiernach keinem Zweifel unterworfen. Vom zweiten Exemplar sind dieselben Knochen überliefert, jedoch wie schon oben erwähnt, von dem Heiligenbein Fig. 1 getrennt; einer derselben ist vollständig überliefert und in Fig. 5, 6 von seinen beiden Flachseiten abgebildet, von dem andern, welcher in zwei, ursprünglich durch einen Bruch, (dessen Richtung in Fig. 5 sich von unten nach oben und schief von rechts nach links von der Mitte der kreisrunden unteren Bucht an erstrecken würde) getrennten Hälften vorliegt, ist nur die besser erhaltene Hälfte auf Taf. X, Fig. 8 abgebildet.

Da nun der Knochen Taf. XIII, Fig. 5 auf seiner hier vorliegenden convexen Seitenfläche seinen Anschluss an die, in Fig. 1 oben, Fig. 2 unten links von den beiden verwachsenen Heiligenbeinwirbeln ausgehende, vereinigte Querfortsatzfacette dadurch, dass diese Wölbung in besagte Facette passt, und zwar in der Art verräth, dass die drei in Fig. 5 nach rechts und unten (in Fig. 6 nach links und unten) gerichteten Aeste des Darmbeins bei dem Anschluss in Fig. 1, 2 nach links, also nach hinten, der Schwanzseite zu, gerichtet sein würden; so lässt sich hieraus mit genügender Sicherheit schliessen, dass auch in Fig. 3 und 4 die Oeffnung zwischen den beiden Darmbeinen, welche in der Figur nach unten gerichtet ist, in dem Skelett nach hinten oder dem Schwanze zu, die in der Fig. 3, 4 nach oben gerichtete Oeffnung zwischen den beiden Darmbeinästen aber nach vorne oder dem Rumpfe zu gerichtet sei.

Hiernach würde in Fig. 4 das links befindliche Darmbein in der Wirklichkeit das linke, das rechts befindliche, das rechte, in Fig. 3 dagegen das rechts in der Figur stehende in Wirklichkeit das linke, und das links stehende das rechte sein und das in Fig. 5, 6 abgebildete vom zweiten Skelett würde das rechte, das Taf. X, Fig. 5 das linke dieses Exemplars sein.

Die beiden Darmbeine Taf. XIII, Fig. 4 sind auf der Rückenseite des Beckens sehr stark durch frische Brüche entstellt; den unverstümmelten Rand dieser Partbie gibt Fig. 5 und 6 vom zweiten Exemplar mit dem oberen Contour dieser Abbildungen; dagegen ist der massige vordere oder obere Ast dieses Knochen in Fig. 5, 6 schon ursprünglich durch einen Bruch seitwärts ver-

schoben und es lagern entweder Fragmente desselben (Fig. 5 links, Fig. 6 rechts), oder Bruchstücke anderer Knochen hier auf. Dagegen liegt dieser massige vordere Ast des Darmbeins in Taf. X, Fig. 5 unten vollständig erhalten in seiner wahren (nicht wie in Taf. XIII, Fig. 3, 4 durch auflagernde Gebirgsart verdeckten) Gestalt vor und ebenso auch der knaufartige Fortsatz (Taf. X, Fig. 5 oben), welcher in Taf. XIII, Fig. 5, 6 nach unten steht und hier gleichfalls vollständig vorliegt, während er in Taf. XIII, Fig. 3 an beiden Darmbeinen nur als abgerundete Rudimente wie eine Knauer der Gebirgsart auf den beiden unteren und vorderen (der Bauchseite zugekehrten) Aesten des Darmbeins angeklebt erscheint. Die beiden Taf. XIII, Fig. 3 auf der Bauchseite des obern Astes des Darmbeins ersichtlichen, einander der Form nach gleichen, der Grösse nach ungleichen Facetten sind Brüche, keine Articulationsflächen.

Hiernach erscheint das kolossale Darmbein unseres Sauriers als ein in vier Aeste ausgehender massiger Knochen, deren einer, der grösste und dickste Ast, nach vorne oder oben und unmerklich auswärts gerichtet, in einen beinahe wie eine Gelenkapophyse aussehenden Knauf (Taf. X, Fig. 8 unten) endigt, von dem ein massiger abgerundeter Rücken mit abnehmender Dicke auf der Rückenseite des Thiers nach hinten verläuft und hier zunächst in den hackenförmig zugespitzten, kleinsten und dünnsten, nach hinten und rückwärts ausgehenden Ast (Taf. XIII, Fig. 5 rechts oben, Fig. 6 links oben, Fig. 4 rechts und links unten und seitwärts) übergeht. Getrennt von diesem Ast durch eine parabolisch ziemlich tief in den Knochen eingreifende Bucht tritt ein massiger, beinahe prismatisch viereckiger, etwas keulenförmig erweiterter Ast etwas schief gegen die Bauchseite herein (Taf. XIII, Fig. 3, 4 unten, Fig. 5 rechts, Fig. 6 links), welcher sich in eine flache, beinahe ebene, trapezoidische Facette, mit der er quer abgeschnitten ist, endiget. Von diesem durch eine kreisförmige beinahe $^1/_3$ der Kreisperipherie einnehmende Bucht, deren beinahe cylindrisch oder conisch gebildete innere Fläche schief auswärts gerichtet ist (Taf. XIII, Fig. 5, 6 unten), getrennt tritt der vierte Ast, knaufartig kurz und mit flach abgerundeter Fläche wie eine Gelenkapophyse sich endigend, schief aufwärts gegen den Rücken

des vordern Astes gestellt. (Taf. X, Fig. 5 oben, Taf. XIII, Fig. 5, 6 unten, Fig. 3 die knauerartigen Rudimente) gegen die Bauchseite des Thiers hervor.

Es ist ersichtlich, dass das Darmbein, soweit es nach den überlieferten Knochen beider Exemplare vorliegt, keinen Theil an der Bildung der Hüftgelenkpfanne zu nehmen scheint; ob etwa und in welcher Weise der flache Abschnitt des dritten, prismatischen Astes zur Vereinigung mit dem Sitzbein in der Pfanne, wie bei den Krokodilen bestimmt sei, hierüber liegen keine bestimmten Anhaltspunkte vor.

Dieses, das Sitzbein fand sich bei dem ersten Skelett nicht vor; ob es noch unter den von der Restitution übrig gebliebenen Bruchstücken vorhanden oder sonst verloren gegangen sei, lässt sich nicht bestimmen. Dagegen fand sich bei dem zweiten Skelett der Taf. XI, Fig. 5 in $^1/_4$ natürlicher Grösse von beiden Flachseiten her abgebildete Knochen, dessen Deutung auf das Sitzbein durch alle Analogieen bei den Krokodilen wie Lacerten gerechtfertigt erscheint. Dieser Knochen, nach dem Oberschenkelbein der längste vom ganzen Skelett, ist von den zwei Seiten der Abbildung her flach zusammengedrückt, und endigt in einen schief abgerundeten, stärker ausgebreiteten Rücken rechts in der Abbildung. Gegen das andere Ende hin dehnt sich derselbe in die Breite und Dicke zu einer massigen, nach einer Seite hin geneigten Anschwellung aus, welche an ihrer schmaleren, stärker hervortretenden Seite die Gelenkpfanne birgt. In dieser erscheinen mehrere, durch den Druck der Gebirgsart entstandene Risse, deren Bruchflächen in der Klaffung mit einem Anflug von Rotheisenstein, welcher überhaupt bei sämmtlichen Knochenresten dieser Skelette in dieser Form als Begleiter derselben auftritt, überzogen und demnach nicht neu sind. Aehnliche Klaffungen zeigen sich auch auf der in der untern Abbildung vorliegenden Seite in der Parthie oberhalb der Pfanne, durch deren eine ein handgrosser Fetzen der äusseren Knochenschichte abgesprengt erscheint. Von der Mitte der Pfanne (Fig. 5 untere Abbildung) zieht sich, in der Verlängerung einer solchen Klaffung, in diese massige Knochenparthie ein Absatz quer über, der auch auf der entgegengesetzten Seite in der Figur oben in der Erhöhung sichtbar ist, welche in der Richtung gegen die Zahl $^1/_4$

sich erstreckt und hier der den Absatz bildenden Vertiefung der ersten Seite entspricht. Dieser Absatz ist durch eine leichte Verschiebung der in dieser Richtung des Absatzes getrennten Knochenparthieen entstanden. Der in der Figur oben nicht deutlich genug hervorgehobene eine Rand dieses Absatzes scheint jedoch eher auf einen ursprünglichen Bruch dieser, wenn gleich hier am massigsten und dicksten auftretenden Knochenparthie, als auf eine Nahtverbindung oder Verwachsung zweier Knochen schliessen zu lassen; dieser Rand erscheint nämlich nicht abgerundet und regelmässig genug, um hier den Ansatz eines zweiten Knochen in der Gelenkpfanne zu verkündigen, der überdies, vermöge seiner Dreiecksform und seiner Auskeilung zu einem scharfen Rande in der Richtung links in der Abbildung Fig. 5 unten, seine Deutung auf ein Os pubis allzu ungereimt würde erscheinen lassen.

Auf der in der Abbildung Fig. 5 oben vorliegenden Seite liegt eine halbmondförmige Knochenplatte a frei auf, welche auf der abgebildeten Fläche ziemlich stark concav, auf der entgegengesetzten convex gebildet ist. Der convexe Rand bildet einen abgerundeten Rücken, der concave dagegen wird durch eine gegen die abgebildete Fläche des Knochen schief einwärts und abwärts gestellte Fläche gebildet. Das eine Horn oben in der Figur ist abgerundet, während das untere Horn ziemlich spitz zugeht, und unmittelbar unter dem stumpfen Horn tritt gegen den concaven Rand ein vorne zu einer ebenen Facette quer abgeschnittener Fortsatz heraus. Vom spitzen Horn an ist die untere (in der Figur) Hälfte dieses Knochen plattenförmig-flach, dagegen wird derselbe von der Mitte an zu einem dreiseitigen Prisma, indem die den concaven Rand bildende Fläche von dem spitzen unteren Horn an zusehends an Breite zunimmt und gegen das stumpf abgerundete Horn hin in stark über die beiden Flachseiten hervortretende Ränder heraustritt, von deren einem, in der Abbildung sichtbaren der eben erwähnte Fortsatz abgeht, während auf dem entgegengesetzten Rande kein gleicher Fortsatz abgeht, sondern dieser Rand selbst in die unterliegende Fläche des Sitzbeins eingedrückt ist und, von dem halbmondförmigen Knochen abgebrochen, dieser anhaftet.

Es ist ersichtlich, dass diese freie Auflagerung des halbmondförmigen Knochen auf dem Sitzbein nicht die natürliche Lage

gegen letzteres gewesen sein kann. Im Allgemeinen verkündigt derselbe in seiner flachen Parthie eine analoge Bildung mit den Dornfortsätzen der Wirbel; allein die, unter den in der obern Abbildung Fig. 5 sichtbaren concaven Rand schief einwärts tretende, gegen das stumpfe Horn breiter werdende, Fläche zeigt keine Spur einer Bildung zu einem obern Wirbelbogen, nebendem dass die Kreuzwirbel Taf. XIII. Fig. 2 alle mit ihren massigen Dornfortsätzen versehen sind. Es bleibt daher blos die Annahme übrig, dass dieser Knochen zu den Beckenknochen gehöre, eine Annahme, welcher seine Beschaffenheit als ein im Ganzen flacher Knochen nicht widerspricht. Ob er nun auf ein Os pubis zu deuten sei, für welches wenigstens seine Figur keine Analogie darbietet und dessen Ansatz an das Sitzbein nicht auszumitteln wäre, oder ob er bei der erwähnten fragmentarischen Beschaffenheit der Parthie des Sitzbeins, der er auflagert, ein aus seiner Lage verschobener, zu diesem gehöriger Theil seines Randes sei, darüber möge die Entscheidung vorerst noch vertagt bleiben.

7) Die Rippen.

Unter den etwa 20 und etlichen Rippen, welche um die Wirbel des zweiten Skeletts sich gelagert fanden, sind die 13 best conservirten auf Taf. XII, Fig. 1—13 in $^1/_4$ nat. Gr. abgebildet. Alle sind zweiköpfig, d. h. mit mehr oder weniger stark hinter dem Rippenkopf hervortretendem Tuberkel versehen, welcher eine mehr oder weniger ausgesprochene Gelenkfacette hat und auf einem mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Hals steht.

Unter diesen Rippen lassen sich drei Hauptformen der Gelenkparthie unterscheiden:

1) solche, bei welchen Kopf und Tuberkel beinahe gleich hoch sind, d. h. der Tuberkel zu einem kopfartig verlängerten Fortsatz wird, wie in Fig. 5 die in der Zeichnung auf der andern Rippe aufliegende, Fig. 6 und Fig. 8.

2) solche, bei welchen der Tuberkel als eine mehr oder weniger erhöhte Gelenkfacette 1 bis $1^1/_2$ Zoll unterhalb des, das Ende einer unmittelbaren Verlängerung der Rippe bildenden, Rippenkopfes sitzt; Fig. 1, 2, 3, 9, 10, 12.

3) Solche, bei welchen von der Stelle an, wo der Tuberkel

sitzt, der Hals des Rippenkopfes eine Umbiegung in stumpfem bis beinahe rechtem Winkel gegen den Verlauf der Rippe macht, Fig. 5 die untere Rippe, Fig. 7, 11, 13, 4.

Mehrere derselben, wie Fig. 2, 3, 5, 6, 8, 9, 11 sind vollständig bis zum vordern Ende überliefert und beurkunden theilweise (Fig. 5, 6, 8, 9), durch eine Länge von 3 Fuss und darüber einen Körperumfang des Thieres, welcher dem der jetztlebenden grössten Krokodile gleichkommt, wo nicht denselben übertrifft. Das vordere Ende dieser Rippen weist (Fig. 3, 8, 5) einen abgerundeten, wenig hervortretenden Knopf auf, mit welchem die Verbindung der Rippe in einem Knorpelfortsatz mit dem Brustbein angedeutet zu sein scheint, der sich vielleicht an die abgerundete Langseite des letztern angelegt haben mochte. Auch die zu der Form Nr. 3 gehörige, in Fig. 11 abgebildete Rippe ist bis zum vorderen Ende überliefert, jedoch schon vermöge ihrer geringeren Länge eine falsche Rippe, deren Anschluss an einen Knorpelfortsatz durch keine knopfartige Auftreibung des vorderen Endes angezeigt ist.

Bei allen diesen Rippen ist auf der Innenseite, von der Gelenkparthie an auf grössere oder geringere Erstreckung, eine mehr oder weniger tiefe Rinne für die Intercostalarterie ersichtlich, wodurch der Durchschnitt der Rippe hier eine Kurve bildet, welche nach einer Seite hin stark convex, auf der Gegenseite mehr oder weniger concav wird. Gegen das vordere Ende verschwindet diese Ungleichheit und der Durchschnitt wird elliptisch mit mehr oder weniger Excentricität.

Vergleichen wir diese Beschaffenheiten der hinteren Rippenenden mit den Querfortsätzen der Wirbel, so schliessen sich die ad 1) geschilderten Rippen mit beinahe gleich weit hervortretendem Rippenkopf und Tuberkel ohne Zweifel an die mittleren in Taf. XII, Fig. 14 abgebildeten Wirbel an, bei welchen die vom obern Bogen ausgehenden Querfortsätze und Tuberkeln für den Rippenkopf gleichfalls einen geringeren Unterschied in der Länge des Heraustretens zeigen, d. h. die Querfortsätze verhältnissmässig kurz, die Tuberkeln verlängert sind; die ad 2) geschilderten Formen mit Köpfen, welche die geradlinigte Verlängerung der Rippen bilden und deren niedrige Tuberkeln mehr oder weniger weit hinter dem Kopfe sitzen, schliessen sich an die Wirbel Taf. XII,

Fig. 14 mit stark verlängerten Querfortsätzen und niedrigen, an dem obern Bogen sitzenden Tuberkeln an (wie Fig. 14. Nr. 7. 8.); während die ad 3) geschilderten Rippen mit Umbiegung des Rippenkopfhalses sich an die Taf. XII, Fig. 16 gezeichneten Wirbel mit verlängerten, an dem obern Bogen haftenden Querfortsätzen und an dem Wirbelkörper haftenden Tuberkeln für den Rippenkopf sich anschliessen dürften, zumal da die Köpfe und Tuberkeln der Rippen Fig. 7. 11. 13. 4. auch durch ihre Abrundung den abgerundeten Querfortsätzen und warzenartigen Tuberkeln am Körper der Wirbel Fig. 16 zu entsprechen scheinen. Für die einfachen Querfortsätze ohne Tuberkel Taf. XII, Fig. 15, 19 jedoch fanden sich bei beiden Stuttgarter Skeletten keine einköpfigen Rippenkopf-Formen und selbst die den Typus falscher Rippen, vermöge ihrer Kürze zwischen Rippenkopf und dem sich gleichförmig auskeilenden vorderen Ende, an sich tragenden Rippenformen, wie Taf. XII, Fig. 4, 11 würden nicht für die Insertion auf die eine, flach rinnenförmig vertiefte und abgerundete, Facette der Querfortsätze in Taf. XII, Fig. 15, Nr. 12, 13, passen.

Die Rippen Taf. XII, Fig. 2, 3 zeigen callöse Verwachsungen von Rippenbrüchen und liefern somit einen Beitrag zu pathologisch veränderten fossilen Knochen. * In Fig. 2 erscheint eine seitliche callöse Auftreibung neben den zwar in einerlei Richtung liegenden, jedoch nicht vereinigten Bruchenden; in Fig. 3 sind die Bruchenden über einander geschoben.

Unter der v. Hügel'schen Sendung aus Löwenstein fand sich eine mit dem Gelenkende vollständig überlieferte, kleine, $2^1/_2$ Zoll lange, zweiköpfige Rippe von der oben angegebenen Form ad 2), bei welcher nur der Hals des Rippenkopfs kürzer im Verhältniss zu der Hervorragung des Tuberkels erscheint. Das vordere Ende ist nicht vollständig überliefert, jedoch lässt die schnelle Abnahme der Dicke dieser an und für sich ziemlich flachen Rippe schliessen, dass sie zu den falschen Rippen gehöre.

---

* Vgl. Nova acta Acad. Cäsar. Leop. Carol. Vol. 24, ? 8. 671 die Abhandlung von Dr Mayer, »über fossile krankhafte Knochen«, unter welchen jedoch keine Rippen aufgezählt sind.

Mehrere stärkere Rippenfragmente in der Löwensteiner Sendung ohne überlieferte Rippenenden zeigen bezüglich der Rinne und der Durchschnittsformen auf ihrem ganzen Verlauf eine völlige Uebereinstimmung mit den Taf. XII abgebildeten, nicht abgeflachten Rippenformen, wie Fig. 3, 7, 8, 9, 10, 11, bei den Stuttgarter Fossilien. Dasselbe gilt von ähnlichen Rippenfragmenten aus dem kiesligen und dem grobkörnigen Keupersandstein der Stuttgarter Umgegend.

Unter den aus dem grobkörnigen Keupersandstein bei Stuttgart von demselben Fundort, woher die Zähne kamen, herrührenden Rippen mit überlieferten Gelenkenden zeigt sich theilweise dieselbe Beschaffenheit des Gelenkendes, wie bei den Stuttgarter Skeletten. Die Rippe Taf. XI, Fig. 8, deren Kopf etwas verletzt ist, gehört zu den ad 1) Tat. XII, Fig. 6 erwähnten Formen mit gleich grossem Rippenkopf und Tuberkel: die Rippe Taf. XI, Fig. 6, bei der der Kopf gleichfalls verstümmelt, zu den ad 2) geschilderten Taf. XII, Fig. 1. Bei der Rippe Taf. XI, Fig. 7 ist der Tuberkel etwas beschädigt; es zeigt sich hier eine lamellöse Ausfüllung der Gabel zwischen Kopf und Tuberkel, welche beinahe in eine Schneide endigt.

Diese Rippe unterscheidet sich von den bisher besprochenen Formen zunächst durch diese tiefe Gabel zwischen Kopf und Tuberkel, und ihre Ausfüllung mit einer auskeilenden Knochenlamelle, was bei keiner der Rippenformen bei den Stuttgarter Skeletten sich findet. Auch verrathen Kopf und Tuberkel durch ihre spitzig zugehende Form, welche eine eigentliche Articulationsfacette ausschliesst, keinen genau articulirenden Anschluss an Querfortsätze von Wirbeln, sondern eher einen durch Ligamente oder Knorpel vermittelten, und es würde sich fragen, ob diese Rippenform, die an und für sich durch ihre Dimensionen ein jüngeres Thier zu verkündigen scheint, nicht etwa (durch allmählige Verknöcherung des Knorpelansatzes) sich der ad 1) erwähnten Rippenform Taf. XII, Fig. 5, 6, 8, anschliessen dürfte.

Es ist ersichtlich, dass die von dem zweiten Stuttgarter Skelett-Exemplar herrührenden Rippen und die ihrer Gelenksparthie entsprechenden Insertionen derselben an die Querfortsätze und Tuberkeln der Wirbel im Wesentlichen mit der Osteologie der

Fig. 1.

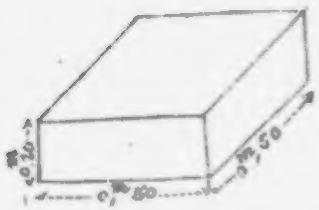

Diese Würfel wirft man sodann beim Gebrauch, in kleine Stücke zerschlagen, in Kessel, um darin flüssig gemacht zu werden; die Masse erhält einen neuen Zusatz, in demselben Verhältniß von 30—40 %, von grobem Flußsand oder Kiessand. Diese Mischung geschieht unter beständigem Umrühren des geschmolzenen, flüssigen Stoffes und Sandes, vermittelst großer eiserner Löffel.

Das natürliche Erdharz bringt man meistens in Stücken herbei, wie sie aus dem Bergwerk kommen; diese Stücke werden dann in Pfannen von Backsteinen oder Eisenblech durch die erforderliche Wärme zu Staub gebrannt. Dieser Staub wird sofort in einen Kessel gebracht (wie das nachgeahmte Erdharz) und in gleichem Verhältniß mit Flußsand gemischt. Nur ist hierbei zu beobachten, daß, wenn der rohe Stoff mehr oder weniger Kalktheile oder fette Substanzen enthält, man demselben mehr oder weniger natürlichen Theer zusetzt, um ihn geschmeidiger zu machen.

Nach dieser Vorbereitung findet für den einen wie für den andern Stoff ein ähnliches Verfahren statt.

Soll z. B. ein Fußpfad gemacht werden, so stampft man zuerst den Boden eben und gibt ihm den nöthigen Fall für den Ablauf des Wassers; diesen Boden bedeckt man mit einer Schichte von Béton,* 0m,10 oder 0m,15 dick,** nach Maßgabe der Sorgfalt,

---

* Béton ist bekanntlich ein Mörtelguß, der in Frankreich sehr häufig als allgemeine Unterlage bei zerklüftetem Baugrunde, dann als Gewölbeüberzug, als innere Masse von sehr dicken Mauern u. s. w. angewendet wird. Man sehe darüber: Borgnis, Traité élémentaire de construction, appliqué à l'architecture civile.

** Diese Dicke richtet sich danach, ob das Erdreich gewachsen oder aufgefüllt ist. Will man ein befriedigendes Resultat erreichen, so muß

Krokodile übereinkommt, wenn sich auch über ihre absolute Zahl ebensowenig, wie über die bezüglichen Zahlen der verschiedenen Wirbelarten und der ihnen angehörigen Rippen, etwas Genaueres angeben lässt.

Es trifft zu: der Rippenanschluss bei den ersten Rückenwirbeln Taf. XII, Fig. 16 an den einfachen Querfortsatz vom obern Bogen und den Tuberkel am Wirbelkörper; bei den weiteren Rückenwirbeln Taf. XII, Fig. 14, an den vom obern Bogen ausgehenden Querfortsatz und den vor letzterm am obern Bogen sitzenden Tuberkel für den Rippenkopf. Die Bifurcation der zu den ersteren Rückenwirbeln gehörigen Rippen der Krokodile ist, wenn gleich in minderer Hervorragung des Rippentuberkels, bei den oben ad 3) aufgezählten Rippen mit umgebogenem Hals vorhanden; die Theilung der an die mittleren Rückenwirbel anschliessenden Rippen in 2 Lappen ist bei den oben ad 1) erwähnten Rippen zu erkennen. Das Zurücktreten des Rippentuberkels mehr oder weniger hinter den Hals des Rippenkopfs trifft bei den übrigen, oben ad 2) erwähnten Rippen zu, welche den Wirbeln mit verlängertem Querfortsatz und zurücktretendem Tuberkel vor und unter letzterem entsprechen.

Ein wichtiger Unterschied von den Krokodilen bezüglich der Rippen und ihrer Anheftung an die Wirbel ist dagegen darin zu erkennen, dass nicht die zwei letzten, d. h. hintersten Rückenwirbel es sind, welche nur einfache Querfortsätze vom oberen Bogen mit Facetten für einköpfige Rippen haben, vielmehr die Brustwirbel Taf. XII, Fig. 14, bis zum ersten Lendenwirbel Nro. 1, (welcher keine Facette am Querfortsatz hat,) einen doppelten Querfortsatz am obern Bogen haben; dass dagegen die vorderen oder oberen Brustwirbel Taf. XII, Fig. 15, nur einfache Querfortsätze mit Facetten für einköpfige Rippen aufweisen.

Von verkümmerten Halsrippen, wie bei den Krokodilen der Jetztzeit, liess sich ebensowenig eine Spur bei dem zweiten Exemplar finden, wie von Wirbeln, welche durch ihre tuberkelartigen Querfortsätze am oberen Bogen und Wirbelkörper sich als Halswirbel geltend machen; ebensowenig findet sich auch eine Spur von unteren Wirbelbögen und unteren Dornfortsätzen. Ob und welche dieser Kennzeichen von Halswirbeln sich unter den vorder-

sten von den 27 Wirbeln zutreffen, welche vom Kreuzbein aufwärts bei dem ersten Skelett-Exemplar vorhanden seien, lässt sich ohne genauere Untersuchung derselben nicht angeben.

Noch ist hier eines aus dem kiesligen Keupersandstein in der Umgebung von Esslingen herstammenden Rippenfragments von einem ganz andern Typus zu gedenken, das dem Verfasser schon vor langen Jahren zukam. Dasselbe ist flach mit keilförmig zugehenden Rändern, 8 Zoll lang, 1½ Zoll breit, leicht gebogen, auf der convexen Aussenseite querüber selbst wieder convex, auf der Innenseite dagegen begleitet die beiden Seitenränder eine leicht vertiefte Depression, so dass die Mitte der Rippenfläche als ein abgeflacht hervortretender Rücken erscheint. Eine solche flache Bildung und solche Schärfe der Ränder weist keine der *Belodon*-Rippen von den beiden Skeletten auf.

Unter den Löwensteiner Fossilien fand sich in mehreren Sandsteinbrocken eine Anzahl dünner, schmaler, langestreckter, nahezu parallel beisammenliegender Knochenreste, wovon einer vollständig vorhanden war und auch vollständig herausgearbeitet werden konnte. Diese Knochenreste tragen sämmtlich den Charakter von Bauchrippen, von welchen bei dem 2ten Stuttgarter Skelett gleichfalls einige Spuren zu finden waren. Diese eben erwähnte, vollständig ausgearbeitete Bauchrippe bildet eine stumpfe Winkelform, in welcher der eine, kürzere, gerade und der andere, längere, leicht nach einwärts gebogene, d. h. gegen die Winkelöffnung convexe Schenkel des Winkels unter cca. 110° zusammenstossen. An der Winkelspitze sind die inneren Ränder der etwas flach zusammengedrückten Schenkel leicht ausgeschweift, d. h. sie bilden keinen scharfen Winkelraum, nach aussen zu tritt ein 5 Linien breiter, keilförmig abfallender Grat über die zusammenlaufenden äussern Ränder der Schenkel 2 — 3 Linien weit hinaus und zeigt auf einer seiner beiden flachen Seiten, welche mit den zwei ungleich convex abgeflachten Flächen des ganzen Verlaufs dieses Knochen zusammenfallen, eine in die keilförmige Schneide dieser Hervorragung verlaufende Unebenheit, welche dieser Schneide eine zahnartige Kerbung und damit das Gepräge einer Anheftungsstelle für *Aponeurosen* verleiht. Der eine 7 Zoll lange, gekrümmte Schenkel hat, wie der andere, an der Winkelspitze

5 Linien Breite und 4 Linien Dicke, und ist bis zu seiner Spitze, in die er mit allmähliger Abnahme seiner Breite und Dicke verläuft, vollständig überliefert, der andere Schenkel ist bei 3 Zoll seiner Länge abgebrochen. Von 3 anderen ähnlichen Knochenresten ist die ganz gleich gebildete Winkelparthie, von andern die Spitzenparthie, von noch andern der mehr oder weniger lange Verlauf der Schenkel überliefert. Zwei andere, sonst nach Form und Dimensionen übereinstimmend gebildete, ähnliche Knochenreste zeigen, statt dem keilförmigen Ansatz, an der Aussenseite der Winkelspitze eine Abrundung auch des äussern Randes, während sie durch Auskeilung des einen Schenkels und die gleichförmige Verjüngung des anderen, nicht vollständig überlieferten, abwärts von der Umbiegung gleichfalls den Typus von nicht articulirenden Bauchrippen an sich tragen. Der Güte des Herrn Generalstabsarztes Dr. v. Klein verdankt der Verfasser eine ganz gleiche Bauchrippe, wie die der letztgenannten Art, und auch von gleichen Dimensionen in einem Brocken des grobkörnigen Keupersandsteins aus der Umgegend von Stuttgart.

Die bei dem zweiten Stuttgarter Skelett gefundenen Spuren von Bauchrippen bestehen in einigen Fragmenten sehr dünner Knöchelchen von 4—5 Linien Durchmesser, gleichförmiger, cylindrischer Form und mehreren Zollen Länge. Sie unterscheiden sich von den Löwensteiner Bauchrippen, welche die Winkelform aufweisen, höchstens durch ihre reine Cylinderform, da erstere mehr eine ungleichseitige Dreiecksform in ihren Durchschnitten darbieten. Dagegen finden sich bei der Löwensteiner Sendung gleichfalls mehrere rein cylindrische Fragmente von gleich dünner Beschaffenheit; daher die Herbeiziehung dieser Bauchrippen zu dem Genus *Belodon* keinem Zweifel weiter unterliegen dürfte.

8) Das Brustbein.

Taf. XI, Fig. 1 ist ein flacher Knochen von dem ersten Exemplar, in $^1/_4$ nat. Grösse abgebildet, dessen Deutung auf Brustbein vorerst als die wahrscheinlichste erscheinen muss, obgleich für die Deutung der hier auftauchenden Form einer grossen, ein Oblongum mit wulstartig abgerundeten, nahezu parallelen, längern Seitenrändern darstellenden, massigen Knochenplatte auf

ein Sternum weder in der Brustbeinbildung lebender noch fossiler Saurier Analogien zur Seite stehen. Der Verfasser hat hiebei zu bedauern, dass ihm eine genauere Untersuchung dieses merkwürdigen Stücks auf Nähte u. a. Verbindungen, sowie auf innere Textur, um etwa verknöcherte Knorpelansätze und wirkliche Knochenmasse zu unterscheiden, sowenig, als eine solche nähere Untersuchung der übrigen Skelettheile, vom Herrn Besitzer verstattet wurde, um hiedurch auf Analogieen zu gelangen, welche eine Zurückführung auf die Organisation der Sternalparthie der jetzt lebenden *Krokodile* oder *Lacerten* mit Sicherheit ermöglichen könnten. Auch sind die noch stark anhaftenden Parthieen der umschliessenden Gebirgsart störend. Der Verfasser beschränkt sich daher auf Nachweisung dessen, was er durch äussere Ansicht erheben konnte.

Die Gesammtfigur ist die eines unregelmässigen Oblongum. Die beiden Flächen, sowohl die in der Abbildung vorliegende als die entgegengesetzte, sind völlig glatt, ohne Configuration, die beiden Längsseiten-Ränder, gegen welche die 1 — 3 Zoll betragende Dicke der flachen Knochenplatte zunimmt, sind gleichförmig abgerundet; der nicht vollständig überlieferte Rand der kürzeren Seite des Oblongum (rechts in der Abbildung) zeigt eine vollständige Gleichförmigkeit der Knochenbildung, d. h. schliesst eine Sutur oder andere Knochenverbindung aus; die Knochenbildung besteht in einer porösen, $^1/_2$ bis 1 Zoll dicken, Knochenlage zwischen zwei massigen, compacten, die beiden Oberflächen des Ganzen bildenden, $^1/_4$ bis 1 Zoll dicken, Knochenschichten. Das Ganze ist, wie alle Knochentheile bei beiden Stuttgarter Skeletten, häufig zerklüftet und die braune thonigte Gebirgsart in diese Zwischenräume eingedrungen. Die Mittelparthie der Schmalseite rechts in der Abbildung ist durch einen Querbruch entfernt, es lässt sich daher nicht entscheiden, ob und wie weit sich eine Verlängerung der Knochenplatte in ihrer Medianlinie an und für sich, oder mittelst Ansatz einer Knorpelverlängerung, gegen das Abdomen erstreckt habe. Bemerkenswerth ist der Umstand, dass die Knochenplatte, wie überhaupt in ihrer Mitte, so auch hier an der untern Schmalseite dünner ist und an Dicke gegen die geradlinichten Seitenränder zunimmt. Gegen die Abdominalseite hin scheint sich

die Platte auszukeilen, soweit sich dies an dem noch überlieferten Rande (oberhalb des Bruchs in der Figur) erkennen lässt; der Rand neben dem Bruch gegen die untere Langseite in der Figur ist noch mit Gebirgsart behaftet, ebenso der untere Langseitenrand.

An der entgegengesetzten Schmalseite des Oblongum links in der Abbildung gehen die Langseitenränder geradlinigt in zwei lange, gegen die abgebildete Fläche nicht ganz symmetrisch aufwärts gebogene, beinahe cylindrische Fortsätze über, welche sich in einen, auf seiner Spitze abgeflachten, beinahe einen verkehrten Conus darstellenden Knopf endigen. Von der Mitte seiner Längendimension an erscheint der flache Knochen etwas gefaltet, und in der durch die beiden Fortsätze gebildeten Bucht links in der Abbildung biegt sich der Rand des, in dieser Richtung an Dicke abnehmenden, flachen Knochen in demselben Sinne, wie die Fortsätze, in zwei, wie es scheint, durch Spaltung entstandene, d. h. nicht ursprünglich in dieser Art getrennte, etwas übereinander verschobene, ungleiche, abgerundete Lappen auf, deren Ränder nicht ganz überliefert sind. Die Faltung des flachen Knochen und diese Uebereinanderschiebung der Lappen lässt auf eine, durch den Druck der Gebirgsart verwischte, starke Wölbung des flachen Knochen zwischen den beiden Fortsätzen schliessen. Eine merkliche Einschnürung am Ursprung des einen Fortsatzes (am oberen Langseitenrand in der Abbildung), während diese Parthie bei dem anderen Fortsatz mit zwei auflagernden Fussknochenfragmenten bedeckt ist, lässt auf eine hier vorhandene Knochenrandverbindung schliessen und wird die Deutung der beiden Fortsätze auf die hier an das Sternum angesetzten Coracoidal-Knochen rechtfertigen.

Es ist oben S. 397 erwähnt worden, dass in der Wasserrinne am Fundort zerstreut liegende Fragmente von Knochen ähnlicher Bildung, wie die Knochenmasse der in Rede stehenden Knochenplatte, nämlich mit einer Schicht poröser Knochenmasse zwischen zwei starken, compakten Knochenschichten, den Verfasser auf die Entdeckung des zweiten Skeletts geleitet haben, und es gelang, aus den so aus der Wasserrinne zusammengebrachten Fragmenten und mehreren andern, welche an dem so entdeckten Fundort des zweiten Skeletts unter den hier zusammengelagerten

Knochenresten noch weiter ausgehoben werden konnten, sowie aus mehreren, an dem Fundort schon in früheren Jahren gefundenen, ähnlichen Knochenbrocken eine Knochenplatte von etwa $^1/_4$ Quadratfuss Fläche zusammenzusetzen, welche die Partie der Taf. XI, Fig. 1 abgebildeten Platte von einer der abgerundeten Langseiten her wiedergibt.

Ueber das Lagerungsverhältniss dieses Knochen Fig. 1 zu den übrigen Theilen des ersten Skeletts konnten von dem Hrn. Besitzer keine näheren Nachweisungen erhalten werden: dass derselbe auf das Brustbein zu deuten sei, wird wohl keinem Zweifel unterliegen, denn die übrigen Chancen, welche für Deutung dieses Stücks auf andere flache Knochen des Skeletts als das Brustbein, offen ständen, nämlich entweder auf Schulterblätter, oder auf Kopfknochen, schliessen sich von selbst aus. Zwei aneinander geschobene Schulterblätter können hier nicht erkannt werden, da die Knochenplatte an dem Rande der Schmalseite rechts in der Abbildung querüber ganz ist, d. h. keine Zusammengrenzung oder Uebereinanderschiebung von Knochenrändern in der Medianlinie zeigt; Schädelknochen aber müssten Nahtverbindungen und die Langseitenränder Hindeutungen auf Zahninsertionen oder Verbindungen mit dem Oberkieferbein aufweisen, wovon bei der gleichförmig glatten Bildung beider Oberflächen der Knochenplatte und der gleichförmigen Abrundung der Langseiten keine Spur nachweisbar ist. Auch würden die beiden Fortsätze einer Deutung des Ganzen auf Schädelknochen im Wege stehen. Vorerst also bleibt blos die Deutung auf Brustbein übrig, für welche auch die erwähnte Auflagerung von Fussknochen (Vorderfussknochen) an einem der Coracoidalfortsätze einen Grund der Wahrscheinlichkeit weiter an die Hand zu geben geeignet ist.

Bleibt hienach die Deutung auf Brustbein als die allein wahrscheinliche übrig, so wäre die in der Abbildung vorliegende Seite die Innenseite, die Aufbiegung der beiden Coracoidalfortsätze wäre eine natürliche gegen das Schultergelenk, in welchem die Facetten der beiden knopfförmigen Apophysen ihre Verbindung hätten, und es wäre auch hierin eine nähere Verwandtschaft mit den Crocodilen als mit den Lacerten gegeben, namentlich in der Beschaffenheit der Coracoidalfortsätze: während eine Eigenthümlichkeit in

der ablangen, statt rhomboidalen Form der Brustbeinscheibe, in ihrer vollständigen Knochentextur mit einer schwammigen Knochenschichte zwischen massigen Schichten einer, beide Oberflächen bildenden, *Lamina vitrea* und in der Abwesenheit jenes, bei den Krokodilen allein verknöcherten, dolchartigen Mittelstücks, zu erkennen ist, dessen Handhabe sich bei den Krokodilen bis über die Coracoidalfortsätze heraus, zwischen diesen gegen den Hals verlängert, und das sich in der Medianlinie in den Knorpelschild einsenkt; dieses Mittelstük müsste als derjenige Theil des Krokodil-Brustbeins, welcher allein feste Knochentextur hat, sicherlich auch in dem Fossil vorhanden sein, wenn es bei *Belodon* vorkäme.

In Betreff der Ansätze der vordern Rippenenden an dieses Brustbein ist, wie schon erwähnt, kein Anhaltspunkt für eine sichere Vermuthung gegeben.

9) Die Knochen der Extremitäten.

Die Grösse und Massenhaftigkeit der Extremitätenknochen bei beiden Stuttgarter Skeletten, welche an die der grössten vorweltlichen und jetztlebenden Landsäugethiere grenzt, reiht den *Belodon* zu der von H. v. Meyer aufgestellten Abtheilung der *Pachypoden* unter den fossilen Sauriern. Diese Knochen sind vornehmlich im ersten Skelett in grosser Vollständigkeit überliefert und finden sich, u. z. die Arm- und Schenkelknochen auf Taf. X und XI in $^1/_4$ natürlicher Grösse, und die Fussknochen auf Taf. IX in natürlicher Grösse abgebildet.

a) Die Arm-Knochen.

Taf. X Fig. 1, Taf. XI, Fig. 2 sind die beiden Oberarmknochen vom ersten Exemplar, beide vollständig überliefert, ersterer der linke von der Aussenseite, letzterer der rechte von der Innenseite. Sie zeigen eine merkliche doppelte Krümmung in entgegengesetztem Sinn und zugleich eine Drehung, bei welcher die Fläche des Schultergelenkkopfes beinahe senkrecht zu der Breitendimension der Ellbogengelenksapophyse steht. Ersterer, der Schultergelenkkopf ist stark vorwärts gerichtet, erscheint als ein starker, flachabgerundeter Rücken, welcher bis auf die Mitte des Knochen herab in einen stark hervortretenden, flügelförmigen Ansatz verläuft.

Durch diesen flügelförmigen Ansatz in Verbindung mit der starken Ausbiegung des gleichfalls flach ausgebreiteten Gelenkkopfes nach der entgegengesetzten Seite entsteht eine ganz eigenthümliche, beinahe hackbeilartige Bildung der Schultergelenksparthie, nahezu cylindrisch-convex auf der Aussenseite, und ebenso concav auf der Innenseite, welche auf einen genauen Anschluss der Concavität dieses Knochen an die Wölbung des Thorax schliessen lässt, bei welchem keine grosse Beweglichkeit des Oberarms im Schultergelenk möglich war. Die in der Mitte cylindrische, verhältnissmässig schlanke Knochenröhre mit starker Markhöhle erweitert sich wieder rasch zum Ellbogengelenkkopf, gegen welchen hin die Knochenröhre in entgegengesetztem Sinn vom Schultergelenkkopf eine leichte Krümmung zeigt. Der Ellenbogengelenkkopf selbst theilt sich in der Richtung quer gegen die Fläche der Schultergelenkparthie in zwei, durch leichte seitliche Gruben geschiedene, ungleich hohe, flach abgerundete Gelenksfacetten, welche auf der Gelenkfläche durch einen schmalen Rücken verbunden sind.

Vergleicht man die Bildung des Schultergelenkkopfes des Oberarmknochens von *Belodon* mit dem Typus der jetztlebenden Saurier, so erscheint dieselbe mehr der abgeflachten, zusammengebogenen Schultergelenksparthie bei den Lacerten genähert, als dem länglichen, querüber abgerundeten Schultergelenkkopf bei den Krokodilen, unterhalb dessen und getrennt von dessen Facette sich erst der Deltoidalgrat, — wenn gleich gegen den Schultergelenkkopf aufgebogen, wie bei *Belodon*, — ansetzt. Bei *Belodon* erscheint der Rücken des flügelförmigen Ansatzes, welcher dem Deltoidalgrat entspricht, als unmittelbare Fortsetzung des, eine beinahe kreisförmige Curve bildenden Verlaufs der querüber abgerundeten Schultergelenksfacette.

Vom zweiten Exemplar rührt der Taf. X, Fig. 2 von der Innen- und Aussenseite abgebildete, vollständig überlieferte, rechte Oberarmknochen, der vollkommen mit den beiden vom ersten Exemplar übereinstimmt, sowie der nicht vollständig überlieferte Knochen Fig. 3 her. Dieser sehr massige, sehr unregelmässig gerundete Knochen lässt schon in den unregelmässigen flachen Höckern seiner ganzen Oberfläche auf eine Abnormität erkennen, welche eine krankhafte Degeneration verkündigt; dazu kommt, dass in den

in der Zeichnung angedeuteten Brüchen die Knochenwand viel dünner, als bei den übrigen röhrenförmigen Knochen (kaum 2—3 Linien dick) und stark aufgelockert (mit rothem Thon durchdrungen), und das Innere mit Gebirgsart ausgefüllt erscheint, zwischen welcher Knochen-Fasern und Lamellen wie eingesprengt liegen und eine Auflockerung und Auftreibung eines ursprünglich zu den Röhrenknochen gehörigen Knochen verrathen, die weder durch Callosität eines geheilten Knochenbruchs, wovon sich keine Spur findet, noch durch Caries, Necrosis oder Osteosarcom, da sich keine Durchlöcherung zeigt, sondern durch eine Osteoporosis entstanden sein musste. Hiedurch würde ein weiterer merkwürdiger Beitrag zu pathologischen fossilen Knochen geliefert sein. (Vgl. oben S. 489.)

Vergleichen wir den oben links in der Abbildung Fig. 3, auf die Seite, welche die Abbildung darstellt, aufgebogenen flügelförmigen Ansatz nebst der flach concaven Beschaffenheit der an ihn angrenzenden Oberfläche des hier auf einmal flach werdenden, kaum $1^1/_2$ Zoll dicken Knochen, mit dem flügelförmigen Ansatz des Oberarmknochen an die hier gleichfalls plattenförmig ausgebreitete Parthie des letztern, so fällt sogleich in die Augen: die gleiche Dimension von dem unten in Fig. 3 ersichtlichen Gelenkkopf bis zu dem flügelförmigen Ansatz, wie in Fig. 1 und 2 von dem Ellbogengelenkkopf an, ferner die, nur durch die doppelte Breite und Dicke dieses unteren Gelenkkopfes Fig. 3, gestörte, Uebereinstimmung in der Bildung der beiden Facetten desselben mit den Facetten des Ellbogengelenks in Fig. 1 u. 2, indem die eine mehr, die andere weniger hervortritt, beide, durch seitliche Gruben gesondert, durch den flachen Rücken auf der Gelenkfläche verbunden sind und gegen die Fläche der oberen Parthie wie bei dem Humerus Fig. 1, 2 gedreht erscheinen, — und es drängt sich die Deutung des Knochen Fig. 3 auf den pathologisch degenerirten, durch Osteoporosis zu abnormer Dicke von dem Ellbogengelenk an bis zum flügelförmigen Ansatz aufgetriebenen, linken Oberarmknochen des zweiten Exemplars mit hohem Grade von Wahrscheinlichkeit auf. Jede Deutung dieses Knochenrestes auf einen andern Knochen, unter denen nun hinsichtlich der Dicke kein anderer als das Femur in Wurf kommen könnte, wird unmöglich durch den beinahe senkrecht auf die Längenaxe dieses Knochen gestellten, von dem flügelförmigen Ansatz links oben in

der Abbildung querüber laufenden, abgerundeten Rand der oberen flachen Parthie des Knochen bis zu der punktirten Linie, welcher (Rand) in seinem weiteren Verlauf nebst der übrigen flachen Parthie durch einen frischen Bruch weggenommen ist und durch die, den Umriss des weggebrochenen Theils wiedergebende punktirte Linie anzudeuten versucht wurde. In diesem Bruch selbst erscheint die 1 bis $1^1/_2$ Zoll dicke Knochenplatte nicht krankhaft degenerirt, die beiden 3—4 Linien dicken Knochenwände sind natürlich compact und die schwammige Knochenlage zwischen denselben gerade so gleichförmig angelagert, wie in den Brüchen dieser Parthie bei dem restituirten Oberarm Fig. 2. Vermöge dieses schief gegen die Axe des Knochen Fig. 3 gestellten Bruchs ist nun die, hiernach seitwärts gerichtete Fortsetzung dieser flachen Parthie desselben entfernt, wie sie bei dem Oberarmknochen Fig. 2 bis zum eigentlichen, seitwärts ausgebogenen Schultergelenkkopf stattfindet, eine Uebereinstimmung, welche durch die Gegenüberstellung eines vollständigen, natürlichen, rechten Oberarmknochen als Gegenstück in Fig. 4 zu verdeutlichen getrachtet wurde. Hiernach würde, unter Voraussetzung der Richtigkeit dieser Diagnose, der Knochen Fig. 3 sich als pathologisch degenerirter linker Humerus zu dem gleichfalls von seiner Innenseite in Fig. 4 in einer, die ganze Fläche dieser Innenseite darstellenden, Lage abgebildeten, rechten Humerus verhalten.

Bei den Oberarmknochen vom ersten Exemplar Taf. X Fig. 1, Taf. XI Fig. 2 sind im Schultergelenk Bruchstücke flacher, 1—2 Zoll dicker Knochenplatten auf der Höhe des Gelenkkopfes durch die Gebirgsart angeklebt. Der gegen den Humerus gekehrte Rand dieser Knochenplatten ist überliefert und erscheint als ein flach abgerundeter Rücken; weiterhin ist der, von dieser Gelenkfläche an allmählig dünner werdende Knochen durch Bruch verstümmelt. Der Ansatz dieser Knochenfragmente bei beiden Oberarmknochen des ersten Exemplars im Schultergelenk wird ihre Deutung auf Schulterblätter rechtfertigen; zugleich aber auch wird die Uebereinstimmung dieser beiden Knochenstücke nach Figur des überlieferten Randes, Dicke, Breite, leicht convexer Aussenfläche Taf. X, Fig. 1 und leicht concaver Innenfläche Taf. XI, Fig. 2 mit den beiden Taf. X, Fig. 7 abgebildeten, mit dem dünneren Ende übereinander geschobenen, flachen Knochen, welche vollständig überliefert sind und

die man darauf verwenden will. Dieser Béton wird seinerseits wieder geebnet durch Auftragung eines aus hydrauliſchem Kalk und Flußſand bereiteten Mörtels bis auf die Höhe von 0m,010 oder 0m,012 unterhalb des Niveau der beabſichtigten Bodenfläche; auf dieſe alſo vorbereiteten Unterlagen gießt man das nachgeahmte oder natürliche Erdharz mit Sand gemiſcht 0m,010 bis 0m,012 dick.

Dieſer Guß geſchieht gewöhnlich in Abtheilungen von 1 Meter Ausdehnung in der Breite und nach beliebiger Länge:

Fig. 2.

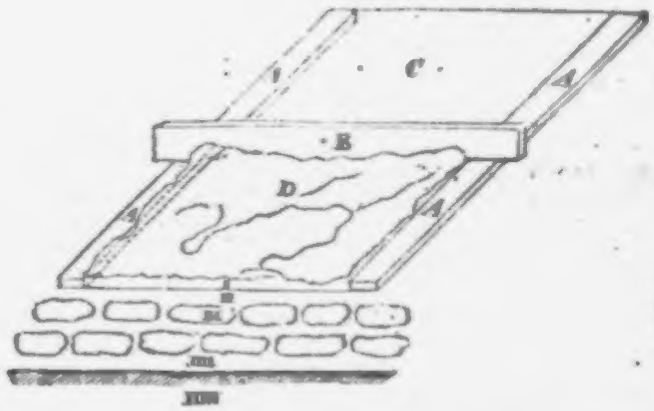

- Natürliches oder nachgeahmtes Erdharz.
- m Mörtel von hydrauliſchem Kalk.
- mm Béton.
- mmm Sand.
- mmm Geſtampfter und geebneter Boden.

Der Guß wird zwiſchen eiſernen Schienen A A aufgetragen, welche ſo dick ſind als der beabſichtigte Ueberzug von Erdharz, der durch eine andere eiſerne Schiene B geebnet wird, die man über jene beiden hinſtreift; ſodann beſtreut man die ganze Oberfläche des noch heißen harzigen Ueberzuges mit gewärmtem Fluß- oder Kiesſande, der zuvor geſiebt worden iſt, und um dieſe Beſtreuung inniger mit dem Harze zu verbinden, ſchlägt man die Oberfläche ſtark mit einem hölzernen Scheibbrete,

---

der Boden vor allem feſt geſchlagen werden, um den Mörtelguß darauf zu bringen, der in einer Dicke von 0m,15 angewendet, einen äußerſt feſten Ueberzug geben wird. Auf dem Concordeplatz beträgt deſſen Dicke nur 0m,10 und die Erfahrung des vergangenen Jahres hat ſie als genügend bewährt.

vom zweiten Exemplar herrühren, in diesen die Schulterblätter des letztern erkennen lassen. Beide verhalten sich wie paarige Knochen nach Länge, Dicke, Wölbung der einen und Concavität der anderen Fläche zu einander, der dickere Rand des einen und des andern dieser Knochen rechts und links in der Abbildung ist gebildet wie die der Fragmente in dem Schultergelenk Taf. X Fig. 1, Taf. XI Fig. 2; von da an nimmt sowohl Dicke als Breite allmählig ab und der dem dicken, dem Schultergelenk angehörigen Rande entgegengesetzte, mit welchem die beiden Knochen über einander geschoben sind, ist, wie an der obenaufliegenden Knochenplatte rechts in der Figur ersichtlich, welche durch den Druck der Gebirgsart eine starke Verkrümmung erlitten hat, querüber geradlinigt abgeschnitten und wulstförmig, und lässt hier vielleicht auf den Ansatz eines Knorpelfortsatzes schliessen. Die Ränder dieser sehr ablang trapezförmigen oder spatelförmigen Knochenplatten verrathen nirgends einen Articulations-Fortsatz oder eine Facette, und die Form dieser Schulterblätter weicht hierin in eigenthümlicher Weise von den Bildungen der gleichen Knochen bei Krokodilen und Lacerten ab.

Wenn die Deutung der beiden gekrümmten Fortsätze bei dem Brustbein Taf. XI, Fig. 1 auf die an letzteres angelagerten Coracoidalknochen gerechtfertigt erscheint, so würde unstreitig die Articulationsstelle für die Gelenkköpfe dieser Rabenschnabelfortsätze zwischen der massigen, hier eine flachgewölbte Facette bildenden, seitlichen Ausbiegung des Schultergelenkkopfes vom Humerus Taf. X Fig. 1 links, Fig. 2 rechts und der abgerundeten Ecke an dem dickeren Ende des Schulterblatts zu suchen sein.

Bei dem Humerus Taf. X, Fig. 1 scheinen die Gelenkköpfe des Ellbogenbeins und der Spaiche in dem Ellbogengelenk durch die Gebirgsart so angeklebt zu sein, das sich der Vorderarm im Lager an den Oberarm geradlinigt angeschlossen hatte. In den Brüchen dieser beiden Knochen treten die mit Gebirgsart gefüllten Markhöhlen hervor. Die Gelenkkopf-Facetten beider erscheinen leicht abgerundet, von ihrem weiteren Verlauf und ihrer vorderen Artikulation ist bei dem ersten Exemplar nichts überliefert; bei dem 2ten Exemplar wurde keine Spur von Vorderarmknochen gefunden. Bei dem rechten Oberarm des ersten Exemplars Taf. XI,

Fig. 2 liegt in der seitlichen Grube am Ellbogengelenkkopf ein Knochenfragment, vielleicht der Speichegelenkkopf mit seiner Rundung auf.

b) Die Schenkelknochen.

Von dem ersten Exemplar sind zwei massige Oberschenkelknochen vorhanden, welche sich als paarige verhalten; der eine ist bloss mit seinen beiden Gelenkpartieen überliefert, während die Knochenröhre zwischeninne auf 1 Fuss Länge fehlt; der andere ist in hohem Grade der Vollständigkeit überliefert und Taf. XI. Fig. 3 von zwei Seiten in $^1/_4$ nat. Grösse abgebildet. Bei dem zweiten Exemplar fand sich von den Knochen der hinteren Extremitäten Nichts.

An Massenhaftigkeit, Länge und Dicke, sowie Plumpheit der Form, übertrifft jener Oberschenkelknochen alle übrigen röhrenförmigen. Der Schenkelhals erscheint nicht eingeschnürt, sondern als eine merkliche Umbiegung der ungeschwächten Knochenröhre auf die Innenseite. In der Richtung dieser Umbiegung erscheint eine leichte Abflachung auf der sonst gleichförmigen cylindrischen Oberfläche des Schenkelhalses (in der Figur oben), und diese leichte Abflachung tritt über die Wölbung des seitlichen gedrückten, daher nicht genau halbkugelförmigen Hüftgelenkkopfes herüber und vertieft sich auf der Innenseite des Schenkelhalses zu einer flachen Rinne (in der untern Figur). Der obere Trochanter ist durch einen leichten Höcker unmittelbar unter dem Hals (in der untern Figur) kaum angedeutet. Dagegen erhebt sich in $^1/_3$ der ganzen Knochenlänge vom Schenkelkopfe an eine stark hervortretende, gegen die Knochenrundung schief gestellte, leicht schüsselförmig ausgetiefte Facette, welche an ähnliche Fortsätze bei manchen *Pachydermen* der Vor- und Jetztzeit erinnert; sie tritt wegen ihrer schiefen Stellung keilförmig über die Rundung des Knochen hervor und scheint die Stelle des untern Rollhügels zu vertreten. Zwischen dieser Facette und dem sehr stark seitlich hervortretenden innern Kniegelenkkopf zeigt der Knochen eine starke Einwärtskrümmung, welche nahezu den sechsten Theil einer Kreisperipherie ausmacht; auf der entgegengesetzten Seite ist die convexe Krümmung wegen Erweiterung des Durchmessers der

Knochenröhre gegen das Kniegelenk unmerklicher. Das Kniegelenk (rechts in den Abbildungen) hat etwas Noth gelitten, ist jedoch noch in solchem Grade überliefert, um seine Theilung in einen seitlich weit ausgebreiteten innern und einen weniger hervortretenden äussern Condylus erkennen zu lassen. Es ist ersichtlich, dass die Bildung des Oberschenkelknochen der bei den Krokodilen — mit Ausnahme der Facette a — vollkommen gleich kommt.

Während die Deutung der bisher abgehandelten grossen Extremitätenknochen keine Schwierigkeit darbot, erheben sich deren für die Deutung der vom ersten Exemplar noch weiter vorhandenen, röhrenförmigen und nur auf Extremitätenknochen passenden Ueberreste; diese Schwierigkeiten haben ihren hauptsächlichsten Grund darin, dass bei der Aushebung des ersten Skeletts aus dem Lager gar keine Aufmerksamkeit auf die Zusammenlagerung der Skelettheile gelegt wurde, statt dass eine Zeichnung des Fossils im Lager vom höchsten Interesse gewesen wäre; was von Fragmenten zu erreichen war, wurde ohne Sonderung der einzelnen Knochentheile zusammengerafft und die Restitutionsarbeit auf dem mühsamen Wege des Probierens bewerkstelligt, daher auch mancher Skelettheil verstümmelt bleiben und das Restitutionswerk an und für sich unsicher werden musste.

Diese Schwierigkeit der Deutung betrifft nun die Taf. X. Fig. 5. 6., Taf. XI. Fig. 4 in $^1/_4$ nat. Grösse abgebildeten Knochenreste vom ersten Exemplar. Nach allen vorliegenden Analogieen scheint auf den ersten Anblick die Deutung der beiden Knochen Taf. X. Fig. 5. 6. auf die Unterschenkelknochen die meiste Wahrscheinlichkeit darzubieten. Dass sie sich als paarige zu einander verhalten, wird schon aus der Gleichheit der Bildung und der Dimension der bei beiden überlieferten Gelenkspartieen Fig. 5 oben, Fig. 6 unten, aus der Uebereinstimmung beider Knochen bezüglich ihrer geraden Richtung, der im Allgemeinen cylindrischen Bildung der Röhren in ihrem ganzen Verlauf, der gleichen Höhe beider Knochen, mit Sicherheit zu entnehmen sein. Bei beiden bilden die erwähnten Gelenkköpfe auf der Gelenkfläche ein unregelmässiges Dreieck, über dessen flache Abrundung sich ein beinahe die Mitte einnehmender flacher Rücken er-

hebt, der in Fig. 5 mit einer Schichte anhaftender Gebirgsart bedeckt ist. Bei beiden tritt die eine, und zwar die spitzigere Winkelspitze der Gelenkköpfe stark hervor (Fig. 5 oben links, Fig. 6 unten rechts) und von derselben verläuft eine in die Rundung der Knochenröhre etwas vertiefte Rinne auf $^1/_4$ der Knochenlänge abwärts.

Bleiben wir nun vorerst bei der Deutung dieser Knochen auf Unterschenkelknochen stehen, so wäre Fig. 5 oben und Fig. 6 unten die Kniegelenksparthie des Schienbeins, wobei in Fig. 5 unter der seitlich stark hervortretenden Winkelspitze der Gelenkfläche sich die obere Hälfte des Wadenbeins anlegen würde, das bei Fig. 6 fehlt. Das in Fig. 5 nicht vorhandene Knöchelgelenk wäre dagegen in Fig. 6 oben überliefert mit seinem äussern und innern Gelenkkopf und selbst mit der Leiste des letzteren, und in die Vertiefung zwischen beiden würde sich der Ueberrest eines fragmentarischen Tarsolknochen angelegt haben.

Der unter den Basler Fossilien befindliche Gelenkkopf, (s. o. S. 416), dessen Gelenkfläche 10″ Längen- und 6″ Breitendurchmesser hat, stimmt durch seine unregelmässige Dreiecksform und die leicht convexe Bildung der Gelenkfläche mit den Fig. 5. 6. abgebildeten Knochen des ersten Stuttgarter Exemplars überein und dürfte daher zum Schienbein zu ziehen sein.

Während nun nach Obigem die Deutung der beiden Knochen Taf. X. Fig. 5. 6. auf Unterschenkelknochen in hohem Grade der Wahrscheinlichkeit erscheint, liegt dagegen die Hauptschwierigkeit in der Einreihung des Taf. XI. Fig. 4. in $^1/_4$ der nat. Grösse abgebildeten Knochen unter die Knochen des ersten Skeletts. Nach seinen Dimensionen, d. h. nach seiner Dicke und Massenhaftigkeit kommt derselbe nur dem Oberschenkelknochen Fig. 3 gleich und müsste in dem Fall, wenn er auf einen Oberschenkelknochen zu deuten ist, da beide Oberschenkelknochen vom ersten Exemplar schon vorhanden sind, einem andern Exemplar angehört haben, wobei nur die Schwierigkeit auftaucht, wie ein so massiger Knochen von einem zweiten Individuum in die Lagerstätte des ersten Skeletts hätte kommen können, bei welchem, wie oben bemerkt, keine Spur von Zusammenschwemmung heterogener organischer Reste wahrzunehmen war. Dazu kommen noch einige, wenn gleich

nicht wesentliche, doch immerhin nennenswerthe Verschiedenheiten zwischen dem Knochen Fig. 4 und dem Schenkelknochen Fig. 3. Der Gelenkkopf rechts in Fig. 4 zeigt zwar eine, durch eine seitliche Grube vermittelte, Abtheilung in zwei seitliche Condylen, wovon der eine (unten in der Figur) stärker, dagegen weniger massig hervortritt, als der andere, und sie würden hierin eine Uebereinstimmung mit der obern Abbildung in Fig. 3 rechts verrathen; dagegen ist die seitliche Ausbreitung dieser Condylen an und für sich weit geringer, als in Fig. 3. Von der seitlichen Grube zwischen den zwei Condylen in Fig. 4 erstreckt sich eine Depression oder leicht abgeflacht-vertiefte Rinne entlang der Knochenröhre bis zu dem Ende links in Fig. 4, welche in Fig. 3 der obern Abbildung weit weniger merklich ist. Dieses Ende des Knochen links in Fig. 4 scheint auf der vorliegenden Seite einen Rest der seitlichen Facette a Fig. 3 aufzuweisen, und die Bruchflächen an denselben könnten etwa die Vermuthung auf den Ansatz eines hier durch Bruch entfernten Schenkelhalses zulassen; dagegen entspricht die Erweiterung dieses Knochenendes in Fig. 4 nach oben in der entgegengesetzten Richtung von dem scheinbaren Rudiment der, der Facette a Fig. 3 gleichsehenden, seitlichen Fläche nicht der in dieser Gegend in Fig. 3 ersichtlichen Einziehung unterhalb des dem äussern Trochanter entsprechenden Hügels. Sind nun, wie bereits erwähnt, diese Verschiedenheiten nicht gerade als wesentliche anzuerkennen, so reichen sie doch zu, um wenigstens eine bestimmte Deutung des fraglichen Knochen Fig. 4 auf einen Oberschenkelknochen noch einigermassen unsicher zu machen, obgleich auf der andern Seite sich der Deutung desselben auf einen andern Extremitätenknochen noch grössere Schwierigkeiten entgegensetzen.

Auf einen Vorderarmknochen liesse sich nämlich der Knochen Fig. 4 schon vermöge seiner starken Dimensionen, welche mit der an und für sich verhältnissmässig schwachen Knochenröhre des Humerus Fig. 2 in allzugrossem Missverhältniss stünde, nicht deuten; auch würde sein Gelenkkopf Fig. 4 rechts mit den Taf. X. Fig. 1 überlieferten Gelenkköpfen der beiden Vorderarmknochen allzuwenig übereinkommen; oder es müsste nur angenommen werden, dass die hier angelagerten Gelenkköpfe falsch restituirt wären, und dagegen die

zuvor auf Unterschenkelknochen gedeuteten Knochen Taf. X. Fig. 5. 6. zu Vorderarmknochen gestempelt werden, was jedoch wieder ein allzugrosses Missverhältniss der Dimensionen dieser beiden und des Humerus mit sich brächte, wenn auch sonstige Analogieen dieser Deutung zur Seite stehen könnten, was jedoch nicht der Fall ist. Dieselben Schwierigkeiten, welche der Versetzung der Knochen Taf. X. Fig. 5. 6. in den Vorderarm entgegenstehen, würden auch die Deutung des Knochen Taf. XI. Fig. 4 auf ein Schienbein treffen, wenn der überlieferte Gelenkkopf desselben auch mehr Analogieen für einen Kniegelenkkopf der Tibia darbieten würde, als dies nicht der Fall ist.

Auch selbst die Annahme, dass bei dem Knochen Fig. 4 der Gelenkkopf rechts, der überdiess noch durch eine starke, durch Bruch entstandene Lücke von der Knochenröhre gesondert ist, hier falsch angesetzt worden sei, liefert keinen annehmlichen Ausweg für die Deutung dieses Gelenkkopfs Fig. 4 rechts und der Knochenröhre mit dem verstümmelten Gelenkkopf links auf Knochentheile, welche das erste Skelett über die bereits aufgeführten noch weiter aufzuweisen hätte.

Nach alle dem scheint die Deutung des Knochen Taf. XI. Fig. 4 auf einen in seinem Hüftgelenk verstümmelten Oberschenkelknochen von einem andern Individuum, als dem durch das erste Skelett repräsentirten, immer noch die Chance der grössten Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, vorausgesetzt natürlich, dass der in der Abbildung Fig. 4 rechts angesetzte, durch die starke Kluft, aus der die Knochenmasse entfernt ist, von dem übrigen Verlauf des Knochen getrennte Gelenkkopf hier richtig angesetzt ist; während alsdann den Knochen Taf. X. Fig. 5. 6. ihre Deutung auf Unterschenkelknochen und den Ansätzen der Gelenkköpfe im Ellenbogengelenk in Fig. 1 ihre Deutung auf Vorderarmknochen verbleiben würde.

Eine Erklärung des Hinzukommens des fremden Femur zu dem ersten Skelett könnte sich wohl nicht unschwer durch die Annahme darbieten, dass ursprünglich beide Cadaver beisammen in dem Niveau der jetzigen Steinmergelschichte, worin das erste Exemplar gebettet war, gelegen haben mögen, und dass eine spätere Fluth, welche den Schlamm der jetzt über der Steinmergel-

schichte angelagerten weicheren Mergelschichte, in der das zweite Exemplar lag, herbeigeführt hätte, zugleich die im Lager des zweiten Exemplars weit regelmässiger und der Zahl nach unvollständiger zusammengelagerten, noch durch die anhaftenden weichen Theile des Aases theilweise zusammengehaltenen Skeletttheile, vielleicht unter Vermittlung von Gasen, die in den weichen Theilen gefangen waren, gehoben und um die kurze Strecke von 100 bis 120′ vom ersten Exemplar weggeführt hätte; während die bei dem zweiten Exemplar fehlenden Skeletttheile, ins Besondere die Extremitäten, worunter namentlich also das fragliche Femur, durch die Fäulniss vom zweiten Cadaver schon abgelöst, theilweise im Lager des ersten liegen geblieben, oder durch die in keinem Fall starke Strömung der neuen Fluth auf andere Stellen zerstreut worden wären. Bei der Unmöglichkeit, das erste Exemplar zur genaueren Untersuchung benützen zu können, bei der in gleicher Weise vorliegenden Unmöglichkeit, etwaige verfehlte Combinationen bei der Restituirungsarbeit zu controliren, und bei der weiteren Unmöglichkeit, die nöthigen Aufschlüsse über das hier massgebende Zusammenlagern der Knochentheile beim Ausheben aus dem Lager zu erhalten, muss sich der Verfasser begnügen, hier bezüglich der Diagnose der Theile des ersten Skeletts durch Anführung sich etwa darbietender Möglichkeiten zu ersetzen, was bei dem Abmangel von Thatsachen vermisst wird.

Noch muss zur Vervollständigung des Berichts über das vorhandene Material von den, aus den anderweitigen Fundorten zusammengebrachten, röhrenförmigen Knochen, welche demnach zu den Knochen der Extremitäten zu ziehen sind, Erwähnung geschehen, wenn sie auch zunächst nicht geeignet sind, über die Deutung der zu den beiden Stuttgarter Skeletten gehörigen Theile ein weiteres Licht zu verbreiten, oder mit Sicherheit auf diese zurückgeführt zu werden.

Taf. VIII, Fig. 36 ist ein röhrenförmiger Knochen aus dem Steinmergel des kiesligen Keupersandsteins bei Stuttgart in $^1/_2$ nat. Gr. von zwei Seiten abgebildet, welche einer Viertelsdrehung des Knochen um seine Axe entsprechen. Die schwammige Knochenmasse beider Gelenkköpfe ist ursprünglich entfernt, der Knochen zeigt an beiden Enden eine offene, mit der Gebirgsart ausgefüllte

Markröhre und die Ränder der Knochenöffnung, welche so in die Gebirgsart gebettet erscheinen, dass sie nicht durch einen frischen Bruch entstanden sind, sondern verrathen, dass der Knochen in dieser Verstümmelung ursprünglich in den Schlamm versenkt worden sein musste, sind zackig, wie wenn sie von einem Raubthier abgenagt oder abgebissen wären. Durch die doppelte Abbildung, bei welcher die in der Figur links en face vorliegende Seite als der linke Contour in der Figur rechts erscheint, sollte die doppelte Krümmung dieses Knochenrestes deutlich gemacht werden; zugleich wird hiedurch eine leichte Zusammendrückung der beiden Enden, von beiden Seiten her, jedoch in entgegengesetzter Richtung deutlich, so dass, wenn in der Abbildung links das obere Ende von rechts und links zusammengedrückt erscheint, das untere Ende in ebendieser Figur von vorne und hinten her eine gleiche Zusammendrückung zeigt. Diese Beschaffenheit stimmt mit der am Oberarmknochen der beiden *Belodon*-Skelette zusammen, nur fehlt bei dem vorliegenden Fragment eine Hindeutung auf die flügelförmige Ausbreitung der Schultergelenksparthie, welche, ungeachtet der Abwesenheit beider Gelenkköpfe, nach Massgabe des Längenverhältnisses dieses Knochenfragmentes immerhin angedeutet sein sollte. Zur Deutung auf einen Schenkelknochen, welche in der doppelten Krümmung des Knochen immerhin einige Begründung finden könnte, fehlt eine der Facette a Taf. XI, Fig. 3 entsprechende Bildung. Ueber eine dritte Chance, dass dieses Fragment vielleicht zum Vorderarm oder Vorderfuss gehörte, fehlen weitere Anhaltspunkte. Jedenfalls erscheint dieses Knochenfragment schon vermöge der Entfernung der schwammigen Gelenkköpfe und der weit offen stehenden Markhöhle, sowie der hier erscheinenden, verhältnissmässig sehr dünnen und in nicht sehr compakten concentrischen Schichten angelagerten, Röhrenwand als einem jungen Individuum angehörig.

Noch weniger als dieses Stück, das für die Abbildungen hauptsächlich wegen der eben geschilderten Beschaffenheit seiner beiden Enden gewählt wurde, sind noch manche andere fragmentarische Röhrenknochen aus dem kiesligen und dem grobkörnigen Keupersandstein der Stuttgarter Umgegend einer sicheren Diagnose zugänglich, obgleich ihre Abbildung zur Vervollständigung der in

diesen Schichten eingeschlossenen Knochenreste wünschenswerth gewesen wäre, was nun wegen Raummangel nicht möglich ist.

In der v. Hügel'schen Sendung konnten mehrere, als Knochen der Extremitäten erkennbare, Knochenreste aus der Gebirgsart ausgearbeitet werden. Hieher gehört ein in seinen beiden Gelenkparthieen überlieferter Knochen, dessen Länge, unter Hinzuziehung der wahrscheinlichen Länge der zwischen den beiden Strecken ausgefallenen Parthie der Knochenröhre, etwa 1 Fuss betragen mag. Der eine, nicht ganz unversehrte Gelenkkopf lässt die Bildung eines Schultergelenkkopfes vermöge der etwas flachen, einerseits convexen, andererseits concaven Ausbreitung desselben erkennen, obgleich die flügelförmige Bildung des Schultergelenkkopfes der, zu den Stuttgarter Skeletten gehörigen, Oberarmknochen damit nicht erreicht wird. Im Uebrigen ist dieser Gelenkkopf, wie gesagt, nicht vollständig überliefert, die schwammige Knochenmasse desselben liegt überall zu Tage, wie wenn die Oberfläche des Condylus ursprünglich abgerieben wäre, und zeigt keine rein überlieferte Gelenkfacette, ein Umstand, der, zusammengenommen mit der Längendimension dieses Knochenrestes, auf ein junges Individuum schliessen lässt und der Möglichkeit Raum giebt, dass die vollständige Ausbildung der Schultergelenksparthie des Oberarmknochen zu der flügelförmigen Ausbreitung, wie sie bei den Stuttgarter Skeletten Taf. X, Fig. 1. 2 ersichtlich ist, erst das Product allmähliger Ausbildung oder Verknöcherung von Knorpelansätzen sein könnte, die bei der weichen Knochentextur des jungen Individuums der Einwirkung der Versteinerungsflüssigkeit im Schlamm nicht widerstehen konnten; auch ist die Gelenksparthie des fraglichen Knochen noch überdies durch seitliche frische Brüche etwas verstümmelt. Der andere Gelenkhopf des in Rede stehenden Knochen zeigt noch überdiess eine nahe Uebereinstimmung mit dem Ellbogengelenkkopf des Oberarmknochen der Stuttgarter Skelette mittelst zweier, durch eine einseitige in den innern Rand des Gelenkkopfs eingeschnittene Rinne geschiedener, Condylen.

Weiter fanden sich in der Löwensteiner Sendung zwei seitwärts her etwas flachgedrückte, röhrenförmige Knochen von 8 und 9 Zoll Länge und gegen 1 Zoll grösstem Durchmesser der Röhre, von welchen je ein Gelenkkopf insoweit überliefert ist, um eine

völlige Uebereinstimmung ihrer seitwärts her etwas flachgedrückten Form mit etwas schief gegen die Axe gestellter Abrundung des Condylus erkennen zu lassen, wodurch sie als paarige Knochen erscheinen. Beide haben 4 Zoll abwärts von diesem Condylus eine rasche Erhöhung der cylindrischen Knochenfläche zu einem unregelmässig elliptischen, unregelmässig aufgeworfenen Rande um eine unregelmässig vertiefte Grube, welcher (Rand) nach einer Seite und gegen den Gelenkkopf hin höher aufgeworfen ist und durch seine, einer groben Granulation gleichkommende Oberfläche das Gepräge einer, für die Anheftung von Muskelfasern bestimmten, Facette trägt und an die Facette a bei dem Femur Taf. XI, Fig. 3 erinnern könnte. Bei dem einen dieser zwei Knochenreste, welche sich in jedem Sinne als paarige verhalten, nimmt die seitliche Zusammendrückung gegen das, durch Bruch verstümmelte, zweite Gelenkende mit ungleicher seitlicher Ausbiegung der Ränder in der Art zu, dass die Dicke des Knochen in dem schiefen Bruch kaum 4 Linien beträgt und auf einen sehr langen und schmalen, vielleicht doppelten Gelenkcondylus schliessen lässt, wodurch eine weitere Analogie mit dem Kniegelenk des Femur Taf. XI, Fig. 3 gegeben wäre. Ein drittes, an beiden Enden gebrochenes Knochenfragment von $2^1/_2$ Zoll Länge weist eine gleich gebildete Facette auf. Zu einer bestimmten Deutung dieser Reste reichen indessen die angegebenen Merkmale nicht zu. Die Facette dieser Knochen, ihre Figur, soweit sie überliefert ist und ihre Grösse stimmen übrigens auch mit den von H. v. Meyer „die Muschelkalksaurier" S. 103 und Taf. XXXII, Fig. 1—3, 10 als Oberarmknochen aus dem Saurierkalk von Jena bestimmten Knochen sehr nahe überein. Ihre definitive Deutung muss daher noch im Anstand gelassen werden.

c) Die Fussknochen.

Eine genaue Achtsamkeit auf die zu einander gehörigen, zusammengelagerten Knochentheile bei Aushebung des ersten Skeletts wäre insbesondere in Betreff der Fussknochen erwünscht gewesen, um über Zahl und Art der zu den vorderen und den hinteren Extremitäten gehörigen Aufschluss zu erhalten.

Die Taf. IX in natürl. Grösse gegebenen Abbildungen geben aus der vorhandenen Zahl von Fragmenten die best überlieferten

Fig. 5.

das mit einem Handgriffe verſehen iſt, ſo lange, bis ſie vollkommen eben iſt; dieſes ergibt ſich, wenn der Sand ganz in ſie eingedrungen iſt. * Dieſes Verfahren gibt dem Ueberzuge ein graues Anſehen, durch die gelblich weiße Farbe des Sandes und die Zwiſchenräume des ſchwarzen Harzes hervorgebracht.

Da dieſer Anblick ermüdend einförmig iſt, ſo verſuchte man es auf dem Concordeplatz, ** dieſem Uebelſtande abzuhelfen, zu

---

* Man hat auf den Boulevards andere Verſuche mit nachgeahmtem Erdharze gemacht, das man, 0m,10 dick, unmittelbar auf den geebneten und mit einer Sandſchicht überſchütteten Boden goß; allein der Erfolg hat dieſes Verfahren nicht bewährt, das zwar ſchneller zu bewerkſtelligen iſt, aber dem Froſte nicht widerſtand, der häufige Spalten und Riſſe darin verurſacht hat.

** Sämmtliche Verſchönerungen des Concordeplatzes ſind dem Architekten Herrn Hittorff in Paris übertragen; dahin gehört das Piedeſtal des Luxor-Obelisken, die beiden großen, mit allegoriſchen Bildwerken reich verzierten Springbrunnen zu beiden Seiten deſſelben, das Moſaikpflaſter des Platzes, die Aufſtellung von Statuen, Roſtralſäulen, Candelabern u. ſ. w. Bei Gelegenheit der Aufſtellung des Obelisken, deſſen Spitze ſehr rauhe Flächen bietet, im Widerſpruche mit den glatt geſchliffenen Seitenflächen dieſes Monumentes, kam die Art, wie dieſer Mangel zu ergänzen ſey, zur Sprache, und Herr Hittorff zeigte in einer eigenen kleinen Schrift (Précis sur les Pyramidions en bronze doré, par Hittorff, Paris, Paul Renouard, 1836) durch die intereſſanteſten Nachweiſungen, daß die Spitzen der Obelisken (Pyramidion) urſprünglich vergoldet oder mit einem Ueberzuge von vergoldetem Metall verſehen geweſen ſind, und daß dieſer Umſtand die mangelhafte Geſtalt des ſteinernen Gipfels, der dadurch bedeckt wurde, beſonders bei dem erwähnten Obelisken vollkommen erkläre. Er beantragte deßhalb auch für dieſes Monument eine ähnliche Ergänzung, welche in jeder Beziehung wünſchenswerth erſcheinen mußte; ſein Vorſchlag wurde jedoch damals nicht genehmigt, und man zog es ſonderbarerweiſe vor, die Spitze durch eine Maſtirmaſſe zu ergänzen. Der Erfolg dieſer, nicht

in natürlicher Grösse. Ueber die Zahl und Art der Fussknochenreste ist nach der schriftlichen Notiz des Besitzers oben S. 392 das an die Hand gegebene mitgetheilt.

Dass die in Fig. 1 abgebildete, durch die harte und spröde Gebirgsart cämentirte Gruppe von 3 fragmentarischen Knochen den Extremitäten angehören werde, geht schon aus dem Grössenverhältniss derselben zu den bisher erwähnten Arm- und Fussknochen hervor, und zwar wird der in seiner ganzen Länge vorliegende, in seiner Röhrenparthie stark beschädigte Knochen rechts in der Abbildung, dessen Gelenkparthieen theilweise überliefert sind und dessen wahrscheinlicher Umriss durch die punctirte Linie angedeutet ist, sowie der ihm parallele, mit einem Gelenkende vorhandene Knochen, zu den Mittel-, Fuss- oder Handknochen, und der dem letzteren sich anschliessende Gelenkkopf zu den ersten Phalangen zu zählen sein. Wie sehr auch die colossalen Dimensionen dieser Knochenreste in Erstaunen setzen müssen, so stehen sie nicht ausser dem Verhältniss zu den übrigen Knochentheilen des Skeletts. Ebensowenig Anstand bringt die Deutung der in Fig. 2 abgebildeten, wenn gleich sehr verstümmelten Knochengruppe auf Phalangen der einen oder der anderen Extremität, wobei die obere Parthie in der Zeichnung gegen die Spitze des Fusses gerichtet sein und das aufsitzende Fragment der Basis einer Krallenphalanx entsprechen wird. In Fig. 9 liegen drei an einander hängende Phalangen einschliesslich des Knochenkerns der äussersten oder der Krallenphalanx vor. Die übrigen Figuren geben Abbildungen von Fragmenten verschiedener Krallenphalangen, Fig. 3, 4, 6 mit aufsitzenden Resten je der vorletzten Phalanx, Fig. 7, 8 die durch einen Grat in 2 Hälften getheilte Gelenksfacette der Krallenphalangen, Fig. 8 die durch einen Bruch sichtbar gewordene Markhöhle der letztern und Fig. 5 das Verhältniss der Dicke und Breite einer der grössten Krallenphalangen. Wie bei den Zähnen, welche dem ersten Skelett angehören, so zeigt sich auch bei diesen Krallenphalangen (im Gegensatz zu den übrigen Phalangen) eine starke Zerklüftung der Knochenmasse sowohl in der Richtung der über einander geschichteten Knochenlamellen, als auch senkrecht auf diese Schichtung und eine Ausfüllung dieser Spalten mit der rothbraunen feinen Gebirgsart. Diese Uebereinstimmung der jetzi-

gen Zustände dieser beiderlei Organe, der Zähne und der Krallenphalangen bezüglich der eigenthümlichen Zerklüftung ihrer Knochenbeziehungsweise Dentine-Masse deutet unstreitig auf einen gleichartigen Einfluss hin, welchen einerseits die Schmalzrinde bei den Zähnen und andererseits die (bei unseren Fossilien nicht überlieferte) Horndecke der Krallen bei und während der Einbettung des Skeletts in den Thonschlamm auf die, durch die Feuchtigkeit (und vielleicht durch freie Säuren in derselben) erweichte und aufgedunsene Masse des phosphorsauren und kohlensauren Kalks der Dentine und der Knochenmasse und die, in Gasform entweichenden Bestandtheile des Knochenleims, gehabt haben musste; ein Einfluss, welcher dieser Gasentweichung bei den Zähnen und Krallenphalangen eine auf die Cohäsion der Knochenmasse und deren Auflockerung zurückwirkende Hemmung entgegengesetzte, die bei den übrigen, durch keine Rinde geschützten Knochen nicht vorhanden war.

Der auf dem Sternum Taf. XI, Fig. 1 anhaftenden zwei Phalangen, die nun wohl den vorderen Extremitäten angehört haben werden, ist schon oben Erwähnung gethan. Eine in genaueren Detail eingehende Deutung der hier abgebildeten Fussknochenreste auf Vorder- oder Hinterfuss, auf ihre Zugehörigkeit zu dieser oder jener Zehe u. s. w. lässt sich bei dem fragmentarischen Zustande und der Unvollständigkeit der Reste nicht wohl unternehmen.

Bei dem zweiten Stuttgarter Skelett fanden sich von auf Fussknochen deutbaren Resten ein auf *Carpus radialis* und mehrere auf *Metacarpus* oder *Phalangen* deutbare, zusammenhängende und vereinzelte Knochen, die nun aus Mangel an Raum nicht abgebildet werden konnten. Bei der Löwensteiner Sendung fanden sich keine Fussknochen.

Noch sind zu erwähnen zwei, aus dem oben erwähnten Steinmergel des kiesligten Keupersandsteins aus der Gegend von Stuttgart gebettete Knochenreste, welche nach ihrem Umriss auf gleichartige Klauenphalangen hindeuten; eine Zerklüftung ihrer Masse ist hier nicht, wie bei den Krallen des ersten Stuttgarter Skeletts wahrzunehmen; der Mangel an Raum verbietet ihre Abbildung.

Der Güte des Hrn. Professors Rütymeier verdankt der Verfasser den Gypsabguss der oben S. 416 erwähnten Krallen-

phalanx von dem Basler Exemplar. Von der Spitze bis zu dem Rande der Gelenksfacette misst die Kralle $3^1/_2$ Zoll; diese Facette selbst stimmt mit denen des Stuttgarter Exemplars Fig. 7, 8 überein, auch die Krümmung der Kralle ist dieselbe; dagegen findet eine, wenn gleich nicht wesentliche Abweichung bezüglich der Dimensionen der Querdurchmesser im Verlauf der Länge der Kralle von denen des Stuttgarter Fossils statt.

Letztere zeigen nämlich einen gleichförmigen Verlauf von der Basis oder Gelenksfacette bis zur Spitze, die Querdurchschnitte bilden auf dem ganzen Verlauf ellipsoidische Curven, deren längere Axe in der Richtung der Krümmungsebene der Kralle liegt; die Falte, welche bei einigen, wie Fig. 6, 8, 4 auf der flacheren Seite ersichtlich ist, erscheint als Wirkung des Drucks der Gebirgsart.

Bei der Krallenphalanx von Basel dagegen findet eine, von der Basis oder Gelenkfacette an verhältnissmässig grössere Breitendimension (in senkrechter Richtung auf die Krümmungsebene) und zunehmend gegen die Spitze statt, welcher auch eine etwa $^1/_2$ Zoll unter der Basis beginnende, bis zur Spitze sich fortsetzende, stark keilförmig hervortretende Leiste zu beiden Seiten der Kralle entspricht; diese theilt die Oberfläche der Kralle in zwei ungleiche Hälften, deren eine den der convexen Krümmung der Kralle oder ihren Rücken entsprechende Seite, die andere die untere, concave Krümmungsseite darstellt. Auf letzterer wird die scharfe, zu beiden Seiten der Kralle verlaufende Leiste von einer merklichen, flachen Rinne begleitet, zwischen welchen beiden Rinnen die concave Seite einen gewölbten Rücken hat; nur sind diese Rinnen an Breite einander ungleich, so dass dieser Rücken nicht die Medianlinie einhält; die convexe oder obere Seite der Kralle dagegen zeigt eine gleichförmige Wölbung.

Dabei ist die ganze Oberfläche der Basler Krallenphalanx glatt, d. h. es ist aus dem Abguss wenigstens kein solches Netz von Zerklüftungen ersichtlich, wie bei denen des Stuttgarter Fossils, und das Ganze macht den Eindruck, wie wenn bei dem Basler Exemplar die Form der Hornhülle der Kralle vorliege, während die Phalangen von Stuttgart nur den Knochenkern darstellen. Rechnet man nun die bei letzteren durch die erwähnten seitlichen

Falten beurkundete, starke seitliche Zusammendrückung durch die Gebirgsart hinzu, so wird der Formenunterschied zwischen der Basler und den Stuttgarter Krallenphalangen als kein, auf generische oder specifische Verschiedenheit deutender, wesentlicher Unterschied erscheinen können, vielmehr wird bei ersterem die Anwesenheit, bei letzterem die Abwesenheit der Hornhülle den natürlichen Erklärungsgrund dieses Unterschieds darbieten.

Eine weitere, 3″ lange, 2″ breite und 1″ dicke Phalanx unter den Basler fossilen Resten erscheint durch ihre eine concave, und ihre durch eine leichte Rinne in zwei convexe Apophysen getheilte, andere Gelenkfläche als eine vorletzte, sich mit letzterer Gelenkfläche an eine Krallenphalanx anschliessende, vollkommen identisch mit der Taf. IX, Fig. 9 abgebildeten mittleren Phalanx.

9) Integumente.

Es ist oben S. 405 erwähnt worden, dass die Taf. VIII, Fig. 32 in natürlicher Grösse abgebildete, von Finanzrath Eser mitgetheilte Knochenplatte, welche mit der zu Tage liegenden glatten, flach concaven Oberfläche anfänglich für die Deutung auf eine paarige Knochenplatte des Schädelgewölbes Raum zu geben schien, durch die meisterhafte Herausarbeitung der auf dem Gestein aufgelagerten, figurirten Seite sich als einen, mit den Löwensteiner Knochenplatten in allen Stücken, sowohl dem Umriss als der Configuration der im Gestein gelegenen Seite nach, übereinstimmenden Haut-Knochenschild erwies, und dass diese Configuration übereinstimmt mit der an den Knochenschildern aus dem Stuttgarter grobkörnigen Keupersandstein ersichtlichen Fig. 33, 34 und der Configuration des kleinen scheibenförmigen Knochenschildes aus dem Steinmergel des kiesligen Keupersandsteins bei Stuttgart, welcher in Fig. 35 von beiden Flächen in natürlicher Grösse abgebildet ist.

Die figurirte Seite des Schildes Fig. 32 sowohl, als die eines zweiten, kleineren, trapezförmigen aus dem Stubensandstein von demselben Fundort bei Aldingen, welchen Finanzrath Eser dem Verfasser mittheilte, und von den acht Knochenschildern von Löwenstein, unter welchen trapezoidische und rhomboidische Umrisse sich unterscheiden lassen, zeigen die trapezoidischen übereinstimmend in $^1/_3$ ihrer Länge einen querüber liegenden, starken, ent-

weder wulstförmigen, oder (wie bei dem Eser'schen) keilförmigen Grat, von welchem aus nach beiden Seiten vom Grat her ein unregelmässiges Netz von Wülsten und Gruben ausgeht, ähnlich dem auf Fig. 33, 34, 35 ersichtlichen, und gegen die Peripherie hin verläuft. Die rhomboidischen Schilder von Löwenstein dagegen zeigen diesen Grat nicht. Der Mangel an Raum verbreitet die Abbildung dieser Stücke. Ganz dieselbe Beschaffenheit der Configuration zeigt auch der 4" lange, $2^{3}/_{4}$" breite, rhomboidale Schild unter den Basler *Belodon*-Resten; er gehört zu denjenigen unter der Löwensteiner Sendung, welche keinen Quergrat noch kegelförmige Erhöhung haben und ist, mit Ausnahme der Grösse, dem Taf. VIII, Fig. 34 in natürl. Gr. abgebildeten analog.

Vergleichen wir die Hautschilder der jetzt lebenden Krokodile, so stimmt sowohl dieser Grat als auch der Umriss unserer fossilen Schilder vollkommen mit den ersteren zusammen, um letztere (die Löwensteiner, Aldinger, Stuttgarter und Basler Schilder) auf Nacken- und Rückenschilder des *Belodon* zu deuten. Auch der Fig. 34 abgebildete, in eine conische Erhöhung ausgehende Schild, dessen zwar beschädigte Ränder durch ihre Auskeilung nach allen Seiten hin auf keine viel weiter reichende Dimension, noch auch auf einen Anschluss an andere Knochenplatten schliessen lassen, lässt sich unschwer auf die Nacken- oder Rückenschilder jetzt lebender Krokodile zurückführen, und auch der Fig. 35 abgebildete entspricht den niedrigen seitlich stehenden Hals- und Rückenschildern der jetzigen Krokodile.

Dagegen zeigt die Fig. 33 abgebildete Knochenplatte, deren überlieferte Ränder sich auskeilen und keine Verbindung mit angrenzenden ähnlichen Knochenplatten verrathen, deren verlängerte Randpartheien jedoch vermöge der hier ersichtlichen Abnahme der Dicke auch auf keine bedeutend weitere Erstreckung der Platte schliessen lassen, keine solche grat- oder kegelförmige Erhöhung und es bleibt hiernach noch unentschieden, wohin sie als Integument, oder als Schädelknochen gehöre; denn eine dritte Deutung würde sich nicht darbieten. Hiemit glaubt der Verf. seiner Zusage, sich über die in Württemberg aufgefundenen *Belodon*-Reste wissenschaftlich auszusprechen, Genüge gethan zu haben und mit dem Schluss der Arbeit dem definitiven Abschluss ver-

driesslicher Conflicte für immer zueilen zu können — nicht ohne das offene Bekenntniss, auf seine Darstellung als auf ein „Rennen mit Hindernissen“ zurückzublicken: sie wurden erstlich der genaueren Untersuchung und Bearbeitung des an Zahl der Skelettheile so vollständigen, an Restituirung derselben so unvollständigen ersten Stuttgarter Skeletts entgegengestellt; sie kamen durch Verkürzung der Abhandlung um den für vollständigen Text und vollständige Abbildungen erforderlichen Raum hinzu und wurden endlich vervollständigt durch ein wunderbares Schwanken zwischen Drängen auf Beschleunigung und wiederholten Drucksistirungen, letztere als vermeintliche Zwangsförderungsmittel, in der Wirklichkeit aber zeitverschwendende Hemmungen der Arbeit, welche deren Beendigung um ein volles Jahr verzögerten. Der „geneigte Leser“ wolle diesen „Umständen“ gebührende Rechnung tragen.

10. Schluss.

Fassen wir die Resultate unserer Untersuchungen und Deductionen zusammen, so ergeben sich folgende Schlüsse:

Das Genus *Belodon* steht zwischen *Krokodilen* und *Lacerten*.

Die Dentition, bei Aufstellung des Genus die Grundlage, ist bezüglich der Insertion, wie bei den Krokodilen: eine in tiefe Alveolen eingekeilte, cylindrische Zahnwurzel, diese nicht auf dem Grunde der Alveole aufgewachsen, bei ausgebildeten Zähnen geschlossen, die Alveole durch eine cylindrische oder cylindroidische, geschlossene Einsenkung einer dünnen Knochenwand von dem Zahnbein her in die Markhöhle der Maxille gebildet. Die einfachen Zahnreihen stehen in nicht sehr tiefen, schief stehenden Rinnen des Zahnbeins in beiden Maxillen. Von Zähnen auf dem Gaumen- oder Pflugscharbein, oder von Doppelreihen derselben in den Maxillen findet sich keine Spur.

Die Anlagerung der Dentine geschah in concentrischen Schichten um eine cylindrisch-conische Höhle für den Nucleus herum, welche sich aus der Wurzel mehr oder weniger weit, bei den schmalen und verhältnissmässig hohen Zahnformen bis $^2/_3$ der Zahnkronenhöhe, in die Krone erhebt, bei den breiten und verhältnissmässig niedrigeren Zähnen niedriger, oft mit kugelförmig abgerundeter Kuppe, ist. Die Zahnwand wird an der Basis und

in der Wurzel dünn, daher die Menge isolirt in dem Gestein vorkommender Zahnkronen und die in den bisher gefundenen Maxillen so häufigen Ausfüllungen der cylindrischen Alveolen mit Gebirgsart, welche, für wirkliche Zähne gehalten, die Aufstellung des Genus *Phytosaurus* mit den beiden Species *cylindricodon* und *cubicodon* veranlasst haben; gleichwie die Ausfüllungen der hohen, conischen *Nucleus*-Höhlen in den langen, schmalen Zahnkronen mit der Gebirgsart, den räthselhaften langen, conischen Steinkernen bei dem auf *Phytosaurus* gedeuteten Fossil von Rübgarten die Entstehung gaben.

Die Grundform der Zahnkronen ist, wie bei einer Reihe der *Monitoren* der Jetztzeit, flach, zweischneidig, häufig mit gezähnelt-gekerbten, zugeschärften Kanten, pfeilförmig oder lanzettförmig, theils gerade stehend, theils sichelförmig gegen eine Kante gekrümmt, die gerade stehenden meist gegen eine der Flachseiten (die Mundhöhle) eingebogen, die Flachseiten selbst mehr oder weniger, bis zur conischen Form (bei den Fangzähnen) gewölbt und durch diese Uebergänge von ganz flachen bis zu conischen Formen mit zwei oder einer mehr oder weniger deutlich hervortretenden Kantenleiste einen Unterschied zwischen Schneide-, Fang- und Backenzähnen begründend.

Die Zahnkrone ist mit einer dünnen, an sich glatten, oft durch unregelmässige Längsrisse gestreiften, oder unter der Loupe runzlicht erscheinenden, leicht abspringenden Schmelzrinde überzogen; die gegen die Basis mehr und mehr gewölbten Flachseiten gehen ohne bemerklichen Absatz in die cylindrische Zahnwurzel über.

Die Schädelform anbetreffend, so ist dieselbe, soweit die bis jetzt aufgefundenen Spuren aufweisen, sehr langschnauzig wie bei den *Gavialen*, die *Symphyse* sehr lang, die Spitze der unteren Maxille löffelförmig ausgebreitet.

Lassen sich die berichteten Wahrnehmungen: über ein häufiges Auseinanderweichen, Auseinandergetriebensein der, die Maxillen und den Schädel zusammensetzenden Knochen, Knochentheile, ja selbst Knochenlamellen, über die in den Maxillen so häufig zahnleeren, dagegen mit Gebirgsart ausgefüllten Alveolen, über die so häufig isolirt vorkommenden Zahnkronen in den Schichten der beiden weissen Keupersandsteingruppen, des kieseligen und des

grobkörnigen — lassen sich diese Wahrnehmungen nicht etwa aus einer specifischen Einwirkung der Gebirgsart in ihrem frühern weichen, schlammartigen Zustand auf die frischen *Belodon*-Reste erklären; so war der Bau des Schädels und der Maxillen dieser kolossalen Thiere kein sehr fester.

Die Wirbelsäule trägt mittelst einer mehr oder weniger angedeuteten, leichten Vertiefung der Gelenkflächen der Wirbelkörper gegen die Mitte derselben den Typus der biconcaven Wirbel, im Gegensatz zu den jetzt lebenden Krokodilen und Lacerten, an sich. Charakteristisch ist die starke sattelförmige Einschnürung der Wirbelkörper zwischen den beiden Gelenkflächen, sowie die eigenthümliche Erweiterung der Rückenmarkshöhle unter dem obern Bogen, welcher mit dem Körper auf $^3/_4$ seiner Höhe verwachsen ist.

Die Dornfortsätze der Kreuz-, Lenden- und Rückenwirbel sind quadratisch-plattenförmig, bei den Halswirbeln oder ersten Rückenwirbeln knaufartig niedriger, massiger und zeigen eine über die Spitze herüber sich erstreckende Rinne für Muskeln und Ligamente; nach der Zahl der Wirbel mit solchen Dornfortsätzen zu urtheilen, vorausgesetzt dass sie wirkliche Halswirbel sind, wäre der Hals des Thieres nicht sehr kurz gewesen. Die Gelenk- und Querfortsätze (für zweiköpfige Rippen) sind wie bei den Krokodilen.

Das Zahlenverhältniss der Hals-, Brust-, Lenden- und Schwanzwirbel, obgleich bis jetzt nicht genau zu ermitteln, scheint eher ein grösseres wie bei den Lacerten, als ein kleineres wie bei den Krokodilen zu sein. Das Kreuzbein besteht aus zwei verwachsenen Wirbeln, doch nimmt der letzte Lendenwirbel mit seinen prismatischen Querfortsätzen an der Anheftung des Darmbeins Theil, sei es durch unmittelbaren Anschluss, oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, durch zwischenstehende Stützen. Die zunächst an das Kreuzbein (den eben genannten dritten [freien] Kreuz- oder Lendenwirbel) anschliessenden, bis jetzt gefundenen 2 weiteren Lendenwirbel haben einfache, flache, blind (in keine Condylen) ausgehende Querfortsätze, die übrigen sich weiter anschliessenden Wirbel dagegen haben doppelte Querfortsätze am obern Bogen für Insertion des Kopf- und Tuberkelansatzes der Rippen;

auf diese folgen Wirbel, welche (wie bei den Krokodilen die ersten Rückenwirbel) den zweiten Querfortsatz oder den Wirbeltuberkel am Körper, und längere, schwächere Querfortsätze am obern Bogen haben; darauf folgen Wirbel mit einfachen Querfortsätzen am obern Bogen mit Condylen, jedoch ohne Tuberkeln am Körper. Hieraus ist eine Uebereinstimmung mit den Krokodilen, (wenn gleich die Zahl der hiemit charakterisirten Lenden-, Rücken- und Halswirbel noch nicht feststeht) ersichtlich.

Die Schwanzpartie des ersten Skelettexemplars konnte, theils wegen der bedeutenden Verstümmelungen, theils wegen der noch auflagernden Gebirgsart, theils und hauptsächlich wegen der schon berührten Ungeneigtheit des Besitzers, das Fossil zu näherer Untersuchung aus seinem von der Stadt weit entlegenen Hause zu geben, nicht näher untersucht werden; der Verfasser beschränkt sich daher auf die Resultate mehrmaliger Ansicht des Fossils, wornach der oben geschilderte Typus der sattelförmig eingeschnürten Wirbelkörper und der flach-quadratischen Dornfortsätze auch hier stattfindet; ob untere Wirbelbögen und untere Dornfortsätze oder Sparrenbeine stattfinden, konnte nicht ermittelt werden.

Unter den Basler Belodonresten (s. o. S. 416) zeigt der Schwanzwirbelkörper, welcher mit seinen beiden 2" Durchmesser haltenden, leicht concaven Gelenkflächen überliefert ist, während der obere Bogen entfernt ist, den Typus der sattelförmigen Einschnürung sehr charakteristisch, und entspricht nach seinen Dimensionen (2 Zoll Höhe des Körpers) der vom Kreuzbein abgekehrten Hälfte der vom Stuttgarter Exemplar überlieferten Schwanzwirbelreihe.

Das Becken, schon durch die kolossale Massenhaftigkeit seiner Knochen ausgezeichnet und ein, in seiner hintern Körperhälfte ungewöhnlich starkes Reptil verrathend, zeigt durch die Bildung der dasselbe zusammensetzenden Knochen manche, von Krokodilen und Lacerten abweichende Eigenthümlichkeit. Das Heiligenbein, zusammengesetzt von zwei verwachsenen und einem freien Wirbel mit massigen prismatischen Querfortsätzen und massigen, wenn gleich quadratisch-flachen Dornfortsätzen, die kolossalen, vierästigen Darmbeine, mit ihrer gewölbten Seite auf die etwas concav gebildeten Facetten der Kreuzbein-Querfortsätze durch Zellgewebschichten befestigt, das verhältnissmässig

ungewöhnlich lange, in eine flache, beilförmig-dreieckige Knochenplatte endigende Sitzbein mit massigem, die Hüftgelenkspfanne bergendem Anschluss an die Darmbeine; die halbmondförmige, schon durch ihre Auflagerung auf das Sitzbein ihre Zugehörigkeit zu den Beckenknochen verrathende, und daher entweder zum Sitzbein gehörige, oder ein (verkümmertes) Schambein darstellende Knochenplatte: — alle diese Theile des Becken verrathen eine, von dem Typus der jetzt lebenden wie der bekannten fossilen Krokodile und Lacerten abweichende Form.

Dasselbe ist der Fall mit dem massigen, flachen, verhältnissmässig sehr grossen, ein Oblongum darstellenden Brustbeinknochenschild mit aufgewachsenen, in einen stark aufgebogenen Hals mit knopfartiger Gelenksfacette ausgehenden Coracoidalfortsätzen; ebenso eigenthümlich erscheinen die Schulterblätter, welche gegen die, einen abgerundet-flachen Rücken darstellende, Schultergelenksparthie sehr massig werden, gegen die entgegengesetzte Seite hin sich allmählig in eine aufgeworfene Wulstleiste auskeilen und eine sehr ablange Trapezform darstellen, wovon die beiden genannten Seiten die kleineren sind.

Die Rippen sind zweiköpfig wie bei den Krokodilen und unterscheiden sich, wie bei diesen, je nach ihrer Insertion in verschiedener Höhe der Wirbelsäule durch mehr oder weniger stark hervortretenden Tuberkel, mehr oder weniger langen Hals des Rippenkopfs und grössere oder geringere Umbiegung des Halses seitwärts von der Längenrichtung der Rippe. Die Querdurchschnittsform der Rippen ist durchschnittlich von ihrer Mitte an bis zum vordern Ende mehr oder weniger elliptisch, vom Gelenkende an dagegen mit einer mehr oder weniger tief eingelassenen, mehr oder weniger weit gegen die Mitte der Rippenlänge verlaufenden Rinne versehen; die den Thorax bildenden wahren Rippen endigen am untern Ende in eine merkliche knopfartige Auftreibung, welche auf eine Insertion in einen, vielleicht den Brustbeinschild entlang seiner abgerundeten, fast parallelen Längseiten begleitenden Knorpelansatz schliessen lassen.

Ob Halsrippen stattfinden und welcher Art sie seien, konnte ebensowenig mit Bestimmtheit ermittelt werden, als die Frage mit Bestimmtheit beantwortet werden kann, ob und welche von den

welchem Zwecke es darauf ankam, einen sehr dunkeln, nämlich schwarzen, Ueberzug zu bewerkstelligen. Die Absicht wurde erreicht, indem man den zum Bestreuen bestimmten Sand im flüssigen und mit einigen Säuren versetzten Asphalt schwärzte; die mit solchem geschwärzten Sande bestreuten Felder gewinnen dadurch ein durchaus schwarzes Aussehen, das gegen die graue Farbe der übrigen sehr gut absticht, und dem ganzen den Anblick einer schönen geplatteten Mosaik gewährt; die beistehende

Fig. 4.

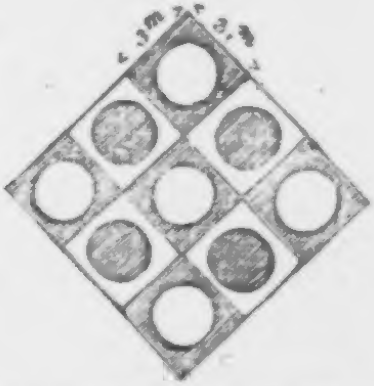

gibt ein Muster der dazu gewählten Feldereintheilung.

Seitdem hat man auch Mittel gefunden, vielfarbigen Asphaltboden auszuführen. Vor den Haupteingängen des Börsengebäudes wurden Versuche im Freien gemacht, die vollkommen gut ausfielen. Diese Verbesserung ist von Wichtigkeit, weil man nun im Stande seyn wird, sehr reiche und dauerhafte Fußboden auszuführen, besonders im Innern großer Gebäude und mit mäßigen Kosten. Will man eine Nachahmung verschiedenfarbiger Steinplatten, felderartig abgetheilt und mit einfachen Rahmen oder Friesen eingefaßt, anwenden, so kostet der Flächenmeter nur 6 bis 7 Franken; für den doppelten Preis aber könnte man die reichsten und mannigfachsten Mosaikboden nachahmen lassen.

---

befriedigend zu erklärenden Maßregel war nicht glänzend; der Frost des vorigen Winters übernahm den Richterspruch, indem er das Mastix-Pyramidion zerstörte, dessen herabfallende Bruchstücke fast einen Arbeiter am Fuße des Monumentes erschlagen hätten. Nach dieser Erfahrung wird man vielleicht geneigter seyn, den Vorschlag des Herrn Hittorff zur Ausführung zu bringen.

vorhandenen Wirbeln zu den Halswirbeln zu rechnen seien. Die bei dem zweiten Skelett gefundenen, kurzen, blind ausgehenden, also falschen Rippen, sowie die im weissen Sandstein isolirt gefundenen ähnlichen lassen es unentschieden, ob sie den Hals- oder noch den ersten Rückenwirbeln angehören.

Die einen stumpfen Winkel mit ungleichen, etwas — und zwar ungleich aufgebogenen Schenkeln bildenden Bauchrippen mit einem kleinen flügelförmigen Ansatz an der Aussenseite des Winkels für die Anheftung von Ligamenten nähern das Genus gleichfalls mehr den Krokodilen; ihre unsymmetrische Bildung scheint auf mehr als eine Reihe dieser, die Bauchdecke unterstützenden, verhältnissmässig schlanken Knochen hinzudeuten.

Die Knochen der Extremitäten verrathen durch ihre Stärke und Massenhaftigkeit ein zu den v. Meyer'schen *Pachypoden* sich reihendes Reptil mit verhältnissmässig hohen Beinen.

Das Oberarmbein zeigt durch seine flügelförmige Ausbreitung gegen den Schultergelenkkopf eine Eigenthümlichkeit des Genus, wodurch sich dasselbe mehr den Lacerten nähert. Ellbogen- und Speichenbein, soweit sie in Rudimenten vorhanden, erscheinen wie bei den Krokodilen.

Das kolossale leicht S-förmig gebogene Oberschenkelbein, mit dem wenig hervortretenden Trochanter und dem beinahe gar nicht eingezogenen Schenkelhals, erscheint von einer Bildung wie bei den Krokodilen; eigenthümlich ist der facettenartig hervortretende flügelförmige Ansatz wie bei mehreren *Pachydermen*.

Die Unterschenkelknochen sind gerade, das Schienbein hat eine flach convexe dreiseitige Kniegelenkfläche, unter deren einer, stark überragenden Winkelspitze sich das Wadenbein anlegt. Die Knöchelgelenksparthie beider ist, wie auch die Handgelenksparthie der Vorderarmknochen nicht vollständig überliefert. Blos vom Schienbein ist die Knöchelgelenkapophyse vorhanden Taf. X. Fig. 5, und zeigt Uebereinstimmung mit den Krokodilen.

Was bei dem ersten und zweiten Exemplar von Fussknochen überliefert ist, entspricht durch Grösse und Stärke der Mittelhand- oder Mittelfussknochen und der Phalangen, namentlich der Krallenphalangen, den kolossalen Dimensionen der röhrenförmigen Extremitätenknochen. Die Zahl und Art der vom ersten

Skelett vorhandenen Extremitätenknochen überhaupt — wie namentlich der Umstand, dass die Ober- und Unterarm-, die Ober- und Unterschenkelknochen, und zwar erstere (die Oberarm- und Schenkelknochen) ganz, letztere (Unterarm- und Unterschenkelknochen) in verstümmeltem Zustande vorhanden sind, — lässt schliessen, dass die Füsse vollständig bei dem ersten Skelett vorhanden waren. Was von den eigentlichen Fussknochen des ersten Exemplars zu den Vorder- und was zu den Hinterfüssen gehört, und wie viele Zehen den erstern und den letztern angehören, bleibt bei der fragmentarischen Beschaffenheit der Ueberreste und der Nichtbeachtung ihres Zusammenlagerns beim Ausheben des Fossils unentschieden. So viel ist jedoch aus den vorhandenen Resten mit Entschiedenheit zu entnehmen, dass das Reptil gleich den Krokodilen und Monitoren der Jetztzeit ein Bewohner eines mit seichtem Gewässer wechselnden, flachen Küsten- oder Deltalandes gewesen sein musste; wie sich die ganze Keuperformation in ihren oberen Schichtungsgliedern von dem feinkörnigen Keupersandstein an aufwärts als eine solche, durch wechselnde Sand- und Schlammabsätze entstandene Anschwemmung kund gibt, deren über das Wasser erhabene, flache Sandrücken jene dürftige Farren-, Rohr- und Cycadeen-Flora, und deren untiefe Gewässer eine ebenso dürftige Fisch- und Schalthierfauna beherbergten, wovon erstere ab und zu einem Braunkohlenlager die Entstehung gab, während die letztern diesen Reptilien — (entsprechend deren seltenem Vorkommen, das trotz der starken, seit Jahrhunderten bestehenden Ausbeute der Formation an Sandsteinen und Mergeln erst eine so späte Entdeckung derselben zuliess) — eine dürftige Nahrung darbot.

Die starken, massigen Knochenschilder, durch ihre „Configuration“ sich als die Knochenunterlagen einer starken Hornschild-Bedeckung kundgebend, reihen das Reptil wiederum an die Krokodile und namentlich die Gaviale der Jetztzeit an, deren Nacken- und Rückenschildern namentlich die keilförmigen und conischen Erhöhungen der, mit unregelmässigen Gruben und Wülsten besetzten convexen Oberseite und die Rhomben- und Parallelträpezformen dieser *Belodon*-Knochenschilder in unverkennbarer Weise entsprechen.

Beendigt im August 1857.

Index der Abbildungen

Taf. VIII. Fig. 1, rechter unterer Maxillenast von der Symphysis an aus dem kiesligen (?) Keupersandstein von Löwenstein, nat. Gr.

Fig. 2, unteres linkes Maxillenbruchstück aus der Gegend hinter der Symphysis, ebendaher, n. G.

Fig. 3, 4, Bruchstück aus der linken oberen Maxille, ebendaher, n. G.

Fig. 5, rechter unterer Maxillenast von der Symphysis an aus dem kiesligen Keupersandstein von Stuttgart, n. G. — Fig. 6, Kopfknochen (?) aus dem grobkörnigen Keupersandstein von Stuttgart, $^1/_4$ n. G.

Fig. 7—15, Zahnkronen von dem ersten Stuttgarter Skelett, n. G.

Fig. 16, Zahnkrone aus dem grobkörnigen Keupersandstein bei Aldingen O.-A. Tuttlingen, n. G. — Fig. 17—30, Zahnkronen aus dem grobkörnigen Keupersandstein von Stuttgart, n. G.

Fig. 31, Zahnwurzel, ebendaher, n. G. — Fig. 32, Knochenschild aus dem grobkörnigen Sandstein bei Aldingen, n. G.

Fig. 33, Kopfknochenplatte (?) oder Knochenschild (?) aus dem grobkörnigen Keupersandstein von Stuttgart, n. G.

Fig. 34, Knochenschild, ebendaher, n. G. — Fig. 35, Knochenschild aus dem kiesligen Keupersandstein von Stuttgart, n. G.

Fig. 36, Knochenröhren-Fragment (Oberarm?) aus dem kiesligen Keupersandstein von Stuttgart, $^1/_2$ n. G.

Taf. IX. Fig. 1, Mittelfuss- (Hand-?) Knochen vom ersten Stuttgarter Skelett, n. G. — Fig. 2, Phalangen, ebendaher, n. G.

Fig. 3—9, Krallenphalangen, ebendaher, n. G.

Taf. X. Fig. 1, linker Oberarmknochen mit anhaftenden Bruchstücken des Schulterblatts, des Ellbogenbeins und der Speiche vom ersten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 2, rechter Oberarmknochen vom 2ten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 3, durch Osteoporosis degenerirter linker Oberarmknochen vom zweiten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 4, Zeichnung vom restituirten rechten Oberarmknochen, $^1/_4$ n. G.

Fig. 5, linkes Schienbein mit Fragment des Wadenbeins vom ersten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G. Fig. 6, rechtes Schienbein, ebendaher, $^1/_4$ n. G.

Fig. 7, die Schulterblätter vom zweiten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 8, Fragment des rechten Darmbeins vom zweiten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Taf. XI. Fig. 1, Brustbein vom ersten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 2, rechter Oberarmknochen, ebendaher.

Fig. 3, Oberschenkelknochen, ebendaher.

Fig. 4, Oberschenkelknochen (?), ebendaher (?).

Fig. 5, Sitzbein vom zweiten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 6, 7, 8, Rippenköpfe aus dem Stuttgarter grobkörnigen Keupersandstein, $^1/_4$ n. G.

Taf. XII. Fig. 1—13, Rippen vom zweiten Stuttgarter Skelett. $^1/_4$ n. G.

Fig. 14. Wirbelreihe, ebendaher.

Fig. 15, 16. zweite Wirbelreihe, ebendaher.

Fig. 17, 18, 19, Wirbel, ebendaher, von der Gelenkseite, $^1/_4$ n. G.

Taf. XIII. Fig. 1. 2, Kreuzbein vom zweiten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 3, 4, Kreuzbein mit den Darmbeinen vom ersten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Fig. 5, 6, linkes Darmbein vom zweiten Stuttgarter Skelett, $^1/_4$ n. G.

Berichtigung.

Zur Beurtheilung der Noten in vorstehender Beschreibung des Belodon von Prof. Dr. Th. Plieninger sehen wir uns genöthigt, folgende auf Briefe des Verfassers gestützte Erklärung abzugeben:

1) Der Verfasser hat nach dem Protokoll der Generalversammlung zu Ulm 1849 (Jahrg. V. p. 172) die ausführliche Beschreibung des Belodon für eine spätere Mittheilung sich vorbehalten und sie dem Entdecker des Fossils vorher und später wiederholt zugesagt; es kann also eine »Uebereilung« und eine »Eilfertigkeit dieser Arbeit« (p. 402. 414 d. H.) aus Mangel an Zeit nicht wohl begründet erscheinen, wenn man hiezu 8 Jahre Zeit hatte.

2) Die Einreihung der Beschreibung des Belodon in das 3. Heft des VIII. Jahrgangs geschah im Einverständniss mit dem Verfasser. Ein allzu voluminöses Heft durch die Anreihung an den Schluss des 27. und 28. Jahresberichtes stand nicht zu befürchten, da nach des Verfassers Angabe die Belodonbeschreibung nur 2—3 Bogen stark werden sollte. Bei der dennoch bis zu $8^1/_2$ Druckbogen angewachsenen Arbeit kann jedenfalls nicht von einer »Verkürzung dieser Arbeit« (p. 415) die Rede sein. Auf eine durch noch mehr Tafeln und Text erweiterte Arbeit (p. 516) konnten wir, um zu dem allseitig gewünschten Schluss zu kommen, nicht eingehen.

3) Die »vergleichende Diagnose des Belodon« u. s. w. (p. 414) hatte der Verfasser von jeher für die Zeitschrift Palaeontographica bestimmt und wollte sogar hiezu einen Theil der nun vorliegenden Tafeln benützen, für die Vereinshefte aber immer nur eine kurze Beschreibung des neu aufgefundenen württ. Belodon geben.

4) Die übrigens schon seit dem 2. Jahrgang übliche Ueberschreitung eines Heftes über die normalmässige Zahl von 8 Bogen (p. 414) kommt durch vermehrten Stoff den Mitgliedern zu gut, ein anderes ist es aber, wenn wegen ungeordneten Manuscripts, unerhörter Correctur und unmässigen Einschaltungen bei der Revision der Belodon-Beschreibung die Vereinskasse mit einer nicht unbeträchtlichen ausserordentlichen Ausgabe belastet wird.

5) Die Anordnung der Combination je zweier meteorologischer Jahresberichte in ein Heft besteht aus ökonomischen Rücksichten schon seit dem Jahr 1850 und geschah damals im Einverständniss mit dem Verfasser.

6) Die persönlichen Ausfälle gegen Vereinsmitglieder mussten leider mitabgedruckt werden, weil der Verfasser unter keiner andern Bedingung weiteres Manuscript herzugeben sich bewegen liess.

Der Ausschuss.

Ausgegeben im August 1852

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission.

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

BIBL. UNIVERS.

NEUNTER JAHRGANG.

(Mit sieben Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1853.

170.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht von der siebenten Generalversammlung am 24. Juni 1852 zu Tübingen. Von Cand. A. Günther 1
Eröffnungsrede des zweiten Vorstands, Prof. Dr. v. Rapp . 1
Rechenschaftsbericht von Prof. Dr. Krauss 2
Rechnungsablegung von Apotheker Weismann 22
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1853 . . 24
Gedächtnissrede auf O.-A.-Arzt Dr. v. Hartmann. Von Prof. Dr. Plieninger 25

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Ueber einige Fische des Bodensees. Von Prof. Dr. v. Rapp . 33
Ueber die Cerebrospinalflüssigkeit. Von Prof. Dr. Luschka . 38
Nachtrag zu der im 1sten Hefte des 7ten Jahrgangs der naturw. Jahreshefte p. 26 enthaltenen Berichtigung einer Angabe Cuvier's über einen Narwhalschädel des Stuttgarter Naturaliencabinets, an welchem zwei Stosszähne aus der Zahnhöhle hervorragen sollen. Von Dr. G. Jäger . . . 88
Ueber den Puppenzustand eines Distoma. Von Candidat A. Günther. (Mit Taf. I.) 95
Die Fische des Neckars. Untersucht und beschrieben von Dr. Albert Günther. (Mit Taf. VI.) 225

2) Botanik.

Ueber *Victoria regia*. Von Prof. Dr. H. v. Mohl 60
Apocynum androsaemifolium L. Von Particulier Neubert . 75
Blühende *Pyrola chlorantha* und *Salvia sylvestris*. Vorgezeigt von Apotheker Oeffinger 75
Blühende *Pedicularis foliosa*. Vorgezeigt von Apotheh. Gmelin 75
Iris germanica und florentina. Von G. v. Martens . . . 366

3) Mineralogie und Geognosie.

Die Bohnerze des Jura, ihre Beziehung zur Molasse und zu Gypsen von Paris, Aix und Hohenhoewen. Von Bergrath Friedrich v. Alberti 76
Der Bergschlipf von Rathshausen. Von Pfarrverweser Dr. O. Fraas. (Mit einem Holzschnitt.) 112

Seite

4) Petrefactenkunde.

Nachträge zu den Fronstetter Palaeotherien. Von Dr. O. Fraas 63

Ueber die Fronstetter Fossilien, über Menschenzähne und über Stylolithen. Von Prof. Quenstedt. (Mit Taf. VII.) . . 64

Berichtigung der im 1sten Hefte des 8ten Jahrgangs dieser Zeitschrift unter Nr. 14 p 116 enthaltenen Angabe über Dinornis. Von Dr. G. Jäger 91

Ueber einige fossile Knochen und Zähne des Donauthals. Von Dr. G. Jäger. (Mit Taf. II. u. III.) 129

Conchylien der Süsswasserkalkformation Württembergs. Von Dr. v. Klein. (Mit Taf. V.) 203

Ueber einen Schnaitheimer Lepidotuskiefer. Von Prof. Dr. Quenstedt. (Mit Taf. VII.) 361

5) Chemie, Physik und Meteorologie.

Ueber Entdeckung und Vorkommen des Jods. Von Prof. Dr. Sigwart 43

Ueber das Wurstgift. Von Prof. Dr. Schlossberger . . 60

Vergleichende Untersuchung des Wasser- und Fettgehaltes des Gehirns. Von den Assistenten J. Hauff und R. Walther 100

Einiges über die Zertrümmerungen fester Körper, sowie besonders über die Vermuthung der Astronomen, dass die Gruppe der kleinen Planeten die Trümmerstücke eines einzigen seien. Von Schullehrer Brenner in Tuttlingen . . 118

Negative artesische Brunnen (absorbirende Bohrbrunnen) im Molassen- und Juragebirge, zur Ableitung des Wassers aus den Gräflich von Maldeghem'schen Lagerbierkellern in Stetten ob Lontal. Von Dr. Bruckmann. (Mit Taf. IV.) 173

III. Kleinere Mittheilungen.

Eine eigenthümliche Erscheinung von Reproductionskraft an einem Samen-Kohlraben. Von Direktor von Seyffer . . 123

Neuer Standort der *Potentilla alba* L. Von Apotheker Barth 124

Analyse des Bopserbrunnen bei Stuttgart, angestellt im Mai 1850. Mitgetheilt von Prof. Dr. Fehling 125

Beiträge zur Fauna Württembergs. Von Dr. A. Günther . 224

Ueber den Versuch einer Berechnung der Wassermengen einiger württembergischen Flüsse. Von Repetent Zech 370

Bücheranzeigen 126. 371

Die beste Jahrszeit, um Erdharzpflasterungen vorzunehmen, sind die schönen Frühlingstage; auch Sommer und Spätjahr sind ganz günstig; nur hat der Sommer die Unbequemlichkeit, die Arbeiter sehr zu ermüden, da sie nicht nur der Sonnenhitze ausgesetzt sind, sondern auch derjenigen der Schmelzpfanne und der im geschmolzenen Zustande zu verwendenden Stoffe. Uebrigens wurde auf dem Concordeplatze in der stärksten Hitze, wie beim Eintritte des Frostes, ohne Nachtheil gearbeitet.

Ein Flächenmeter Fußpfad von Asphalt oder natürlichem Erdharz in zweierlei Farben, mit Inbegriff der Ebnung des Bodens, des Bétes, der Handarbeit, wird mit 6 bis 8 Franken, einfarbig mit 6 bis 7 Franken bezahlt. Dieselbe Fläche mit nachgeahmtem einfarbigen Erdharze würde für 5 bis 6 Franken, und gegenwärtig sogar noch billiger gemacht werden.

Es bedarf bei diesem Geschäfte des Zusammenwirkens von wenigstens drei Arbeitern: des einen, um das Harz stets im Fluß zu erhalten und umzurühren; des andern, um die geschmolzene Masse an die betreffende Stelle zu tragen; des dritten, um das Harz auszubreiten, mit Sand zu bestreuen und zu schlagen. Eine große Schwierigkeit bestand bis jetzt darin, eine hinreichende Anzahl Arbeiter zu finden, welche dem sehr anstrengenden Geschäfte körperlich gewachsen sind und dasselbe mit Sorgfalt und Fleiß ausführen.

Das wichtigste Erforderniß ist die Anwesenheit eines Mannes, der die nöthige Erfahrung besitzt über den Grad der Geschmeidigkeit, deren das Erdharz bei der Anwendung bedarf, um im Sommer nicht zu weich zu werden und im Winter nicht zu bersten. Die Uebung allein kann solche Männer bilden.*

Der Erdharzüberzug für Fußpfade und Terrassen wird auch auf eine Schichte gewöhnlicher Backsteine aufgetragen, die auf die

---

* Da die Uebung und Erfahrung bei dieser Arbeit das Gelingen mehr als bei einer andern zu bedingen scheint, so ist daraus zu schließen, daß eine Nachahmung in andern Ländern, wenn sie glücken soll, entweder durch Arbeiter von Paris oder durch solche ausgeführt werden müßte, die in Paris die Manipulation erlernt haben; denn es bedurfte selbst in jener Stadt einer Reihe von Jahren und mißlungener Versuche, um nur einigermaßen befriedigende Ergebnisse zu erhalten.

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht von der siebenten Generalversammlung am 24. Juni 1852 zu Tübingen.

Von Caud. A. Günther.

Durch die gefällige Fürsorge des Geschäftsführers und zweiten Vorstandes, Professor Dr. W. v. Rapp, wurde für die heutige Versammlung wie im Jahr 1846 der grosse Saal der neuen Aula eingeräumt, in welchem sich über 40 Vereinsmitglieder von nah und fern und auch viele vom Geschäftsführer zu den Verhandlungen eingeladenen Lehrer und Studirende der Universität eingefunden hatten.

In dem Saale waren mehrere kunstvoll zusammengesetzte Kieferstücke von *Palaeotherium*, *Anoplotherium* und *Dinotherium* aus der neuen Fundstelle bei Frohnstetten von Professor Quenstedt und Dr. Fraas, ausgezeichnet schöne Ammoniten meist mit sehr genau ausgeführten Lobenzeichnungen aus den Schichten γ und δ des schwarzen Jura von Phil. Stud. Oppel aus Stuttgart und mehrere schöne Ammoniten von Notariats-Assistent Elwert in Oberlenningen aufgestellt.

Den Tag zuvor und am Morgen der Versammlung wurde den Anwesenden das reiche und schöne zoologische und zootomische Kabinet, die vortrefflich aufgestellte Mineralien- und Petrefacten-Sammlung und der zum Theil neu angelegte botanische Garten, in welchem eine junge Pflanze der *Victoria regia* besonderes Interesse erregte, von den Vorstehern dieser Anstalten mit grosser Bereitwilligkeit gezeigt, und des Nachmittags besichtigten mehrere Mitglieder die weiten Räume der Universitäts-Bibliothek,

in welchen die Beamten die grösseren naturhistorischen und medizinischen Werke aufzulegen die Gefälligkeit hatten.

Die Versammlung begann um 9 Uhr und wurde von dem Geschäftsführer und zweiten Vorstande, Professor Dr. v. Rapp, mit folgenden Worten eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung.

Es sind jetzt sechs Jahre, dass unser Verein für vaterländische Naturkunde hier versammelt war. Damals war der Verein noch von ganz neuem Bestande, seit dieser Zeit hat er sich befestigt, und er gedeiht fortwährend. Seine literarische Thätigkeit beurkundet sich durch acht Bände seiner Jahreshefte, und an der Vermehrung und Verbesserung der naturhistorischen Sammlung des Vereins in Stuttgart wird eifrig gearbeitet.

Diejenigen Mitglieder, welche seit der letzten Versammlung nicht mehr hier waren, werden durch den Besuch der naturwissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen der Universität sich überzeugen, dass ohne Ausnahme eine rege Thätigkeit in denselben geherrscht hat.

Der Geschäftsführer forderte alsdann die Versammlung auf, einen Vorsitzenden für die heutige Verhandlung zu wählen. Die Versammlung ersuchte Professor Dr. v. Rapp durch Acclamation, dieses Amt zu übernehmen.

Hierauf trug Professor Dr. Krauss den vom Ausschuss gut geheissenen

Rechenschaftsbericht für das Jahr 18$\frac{4}{5}$

vor. Er lautet:

Der Verein hat nunmehr sein siebentes Jahr zurückgelegt. Seine Angelegenheiten sind wie bisher so auch im vergangenen Jahre in ruhigem und gemessenem Gange vorwärtsgeschritten und sein Wirkungskreis hat an Umfang und Bedeutung zugenommen.

Neben der Herausgabe von Jahresheften, von welchen das erste und zweite Heft des achten Jahrgangs in den Händen der Mitglieder sind und welchen die rückständigen meteorologischen Hefte der drei letzten Jahrgänge bald nachfolgen sollen, hat sich der Verein zu Folge eines früher gefassten Beschlusses zur Aufgabe gemacht, eine Sammlung württembergischer Naturprodukte

aufzustellen, und es ist ihm hiezu, wie Ihnen aus dem Berichte der ausserordentlichen Generalversammlung vom August 1850 bekannt ist, die vaterländische Sammlung der Centralstelle für Landwirthschaft zur Verwaltung und Benützung übergeben worden.

Nach den Bestimmungen des Erlasses der Königl. Centralstelle vom 26. Oktober 1850 und des Statuts für die Verwaltung der vaterländischen Sammlung sollen die verdorbenen, unbrauchbaren oder sonst werthlosen Gegenstände dieses schon seit vielen Jahren bestehenden Cabinets unter der Controle des von der Königl. Centralstelle aufgestellten Commissärs, Herrn Professor Dr. Fleischer in Hohenheim, ausgeschieden werden, und es wurde damit bereits im vorigen Jahr der Anfang gemacht. Um jedoch ein den Zwecken des Vereins entsprechendes Institut zu schaffen, haben die fünf Conservatoren im Sinne der §§. 1. 3, 5 und 8 der Vereinsstatuten und des §. 11 des Verwaltungsstatuts einmüthig den Grundsatz aufgestellt, dass die Vereinssammlung nur dann etwas Ausgezeichnetes und Vollständiges zu bieten im Stande sei, wenn sie sich auf die in Württemberg vorkommenden Naturalien beschränke und daher alle nichtwürttembergischen, so wie die in Württemberg eingeführten und angebauten Pflanzen und die gezähmten Thiere gänzlich verbanne, weil erstere in die beiden allgemeinen Naturalien-Cabinette zu Stuttgart und Tübingen, letztere in die Sammlungen der landwirthschaftlichen Institute und der Thierarzneischule gehören und daselbst auch vertreten seien. Sie haben alsdann in Folge einer Anfrage der Königl. Centralstelle vom 12. December 1851 unter dem 7. Januar 1852 in dieser Richtung und mit Darlegung ihrer Gründe eine Erklärung an den Ausschuss abgegeben, und der Ausschuss hat in der am 15. Januar abgehaltenen Sitzung beschlossen, dass er mit der Erklärung der Conservatoren ihrem ganzen Inhalte nach einverstanden sei und dass diese mit einem Begleitungsschreiben an die Königl. Centralstelle als Antwort auf den Erlass vom 12. December 1851 eingegeben werden solle. Der hierauf erhaltene Erlass lautet, wie folgt:

„Auf die verehrliche Zuschrift vom 15. Januar d. J. haben „wir dem verehrlichen Ausschuss zu erwiedern, dass wir nicht „gemeint sein können, dem von dem Verein für Anlegung eines

„württembergischen naturhistorischen Museums angenommenen „Grundsatz, wonach nur Naturalien des engern Vaterlandes in die „jenseitige Sammlung aufgenommen werden wollen, entgegenzu„treten und dass wir daher auch Nichts dagegen zu erinnern finden, „wenn aus unserer, dem verehrlichen Ausschuss zur Verwaltung „überlassenen Sammluug vaterländischer Naturalien bei ihrer Sich„tung alles dasjenige ausgeschieden wird, was hienach für die „Vereinssammlung als nicht geeignet erscheint.

„Wir haben demgemäss, im Einklang mit unserer an den „jenseitigen Ausschuss gerichteten Zuschrift vom 26. October 1850, „den Herrn Professor Fleischer heute wiederholt ermächtigt, „im Verein mit den Conservatoren des Vereins darüber definitiv „zu erkennen, was aus unserer Sammlung auszuscheiden ist, und „uns nur die Verfügung über dasjenige, was hienach ausgeschieden „werden wird, vorbehalten.

„Indem wir den verehrlichen Ausschuss hievon zum Behuf „der Mittheilung an die jenseitigen Conservatoren in Kenntniss „setzen, ersuchen wir denselben zugleich, darauf gefälligst hin„zuwirken, dass das Geschäft der Sichtung und Catalogisirung „der fraglichen Sammlung bald möglich zu Ende geführt wird.

Womit etc.

Stuttgart, den 2. April 1852.

Sautter."

Die Conservatoren haben mit Eintritt der wärmeren Witterung ihre Arbeiten mit erneuerter Kraft und Lust aufgenommen und bereits dem Commissär folgende Gegenstände übergeben, welche der Verfügung der Königl. Centralstelle gemäss theils der Sammlung der Akademie in Hohenheim, theils den Ackerbauschulen des Landes einverleibt worden sind. Nämlich:

I. Aus der zoologischen Sammlung:
   a) 23 Arten ausgestopfter Säugethiere,
   b) 193 Arten ausgestopfter Vögel,
   c) 2 Arten in Weingeist aufbewahrter Fische.

II. Aus der botanischen Sammlung:
   a) kleinere Sammlungen getrockneter Pflanzen und einige andere Gegenstände,
   b) Zuckerproben.

c) Sammlungen getrockneter Pflanzen vom Esslinger Reiseverein.

III. Aus der geognostisch-petrefaktologischen Sammlung:

a) sämmtliche ausländische Mineralien,

b) sämmtliche ausländische Petrefakte und Gebirgsarten; was sodann

c) die überflüssigen Petrefakte und Gebirgsarten Württembergs betrifft, so ist mit deren Ausscheidung bereits begonnen und wird zu Ende dieses Sommers voraussichtlich beendigt werden.

Dagegen sind aus der zoologischen Sammlung von solchen württembergischen Arten, welche nicht leicht zu erwerben sind, und zwar:

15 Arten Säugethiere,
22 Arten Vögel,
7 Arten in Weingeist aufbewahrter Reptilien und ein Kästchen mit ausgestopften Reptilien,
7 Arten in Weingeist aufbewahrter Fische und sechs Kästchen mit ausgestopften Fischen,

vorläufig zurückbehalten worden, bis sie durch gute frische Exemplare ersetzt werden können.

Ueberdiess ist, wie aus dem schon im letzten Bericht mitgetheilten und dem nachstehenden Verzeichniss zu ersehen ist, durch die freundliche Mittheilung von Gönnern des Vereins ein namhafter Anfang gemacht worden. Die Conservatoren können aber nicht unterlassen, alle Freunde der Natur und Jagdliebhaber, insbesondere aber die Vereinsmitglieder dringend zu bitten, dass sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen möchten, seltene, interessante und ausgezeichnete Naturprodukte dem Lande zu erhalten, da sie zu ihrem Bedauern schon öfters vernehmen mussten, dass seltene Gegenstände entweder in's Ausland abgegeben wurden oder gar zu Grunde gegangen sind.

Wir bitten ferner die Mitglieder, alle württembergischen Naturalien, welche in den Verzeichnissen der Geschenke und Erwerbungen noch nicht angeführt sind, in vollständigen und schönen Exemplaren einzusenden. Insbesondere wären uns, indem wir auf die Verzeichnisse der in Württemberg vorkommenden

Wirbelthiere (Jahreshefte, I., II. und III. Jahrgang) hinweisen, für die

zoologische Sammlung

sehr erwünscht:

a) von Säugethieren ein Hirsch mit mindestens zehn Enden, eine starke Hirschkuh, Damnwild, Wolf, Biber, Marder, Wiesel, Fischotter und die selteneren Nagethiere und Fledermäuse in beiden Geschlechtern und allen Altersstufen, ferner junge wilde Katzen und junge Dachse;

b) von Vögeln die selteneren Raubvögel, alle Schilf- und Rohrsänger, Drosseln, Strandläufer und Schwimmvögel in beiden Geschlechtern und allen Altersstufen, insbesondere im Nestkleid, mit Nestern und Eiern;

c) von Reptilien *Lacerta muralis* und *L. viridura (crocea)* zur Ermittlung ihrer Verbreitung, *Rana fusca*, *Bufo calamites* und die Entwicklungsstufen der Tritonen und Salamander,

d) von Fischen alle Arten aus der Donau, Enz, Schussen, Jaxt und Tauber, die grossen Arten in 5 — 7 Zoll langen Exemplaren.

Was die Mollusken, welche im II. Jahrgang unserer Jahreshefte vollständig beschrieben sind, und die Insekten, so wie die übrigen wirbellosen Thiere betrifft, so sind alle Arten und insbesondere die Süsswasser-Bewohner in schönen, grossen und vollständigen Exemplaren wünschenswerth, weil der betreffende Conservator eine ganz neue Sammlung anzulegen gedenkt.

Für die botanische Sammlung werden alle in Württemberg wild wachsenden Phanerogamen und Cryptogamen, so wie alle Hölzer und Früchteformen der ersten gewünscht, von welchen der botanische Conservator ebenfalls eine ganz neue Sammlung aufzustellen angefangen hat, indem das nach dem Linné'schen System geordnete *Herbarium*, welches die Belege für die *Flora* von Württemberg von Schübler und v. Martens enthält und so zu sagen die Abbildungen zu derselben vertritt, unverändert aufbewahrt werden soll.

Die geognostisch-petrefaktologische Sammlung

ist, wie es nach den Verhältnissen des Landes nicht anders zu erwarten ist, am reichsten in dem zur Verwaltung übergebenen Cabinet vertreten. Dessenungeachtet hat sie nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft und der Art zu sammeln, namhafte Lücken, und es werden daher die Vereinsmitglieder und alle Freunde dieser Wissenschaft ersucht, zu der von Ihrem Ausschusse gestellten schönen Aufgabe, eine vollständige *gæa württembergica* zu bearbeiten, nach Kräften beizutragen. Insbesondere wären erwünscht:

a) Schichtenreihen einzelner Flötzformationen in Handstücken von 4 Zoll Länge und 3 Zoll Breite sammt den darin vorkommenden Petrefakten, mit genauer Angabe der Schichten;

b) einzelne schön erhaltenen Petrefakte aus allen Formationen, besonders aus dem Muschelkalk und Jura;

c) gute Exemplare von Sauriern, Fischen und Pflanzen aus dem Keuper und Jura.

Wenn die Conservatoren sich erlaubt haben, die Freunde der Naturgeschichte Württembergs auf die Desiderate der Vereinssammlung aufmerksam zu machen, so waren sie nicht gemeint, dass alle werthvolleren Gegenstände ohne irgend eine Vergütung in die Vereinssammlung übergehen sollen, sondern sie wollen nur bezwecken, dass solche Naturprodukte, wie auch in §. 3 der Vereinsstatuten erwähnt ist, dem engern Vaterlande erhalten werden. Sie wollen aber auch nicht dem patriotischen Sinne ihrer beitragenden Mitglieder vorgreifen, deren Namen auf die Etiquetten aller der Vereinssammlung geschenkten württembergischen Naturprodukte gesetzt werden.

Für die Vereinssammlung sind folgende Naturalien eingegangen:

I. Säugethiere.

a) Geschenke:

Mus decumanus L., Männchen, von Stuttgart.

Vespertilio murinus L., Männchen und Weibchen, von Friedrichshafen, von Herrn Director v. Seyffer;

Vespertilio discolor Kuhl, Männchen, aus Stuttgart, von Med.-Rath Dr. Hering;

Sorex fodiens Gm., Männchen, von Schussenried,
von Apotheker Valet in Schussenried;
Sorex fodiens Gm., Weibchen, von Weil,
— *leucodon* Herm., von Stuttgart,
Talpa europaea L., *var. fusca*, Männchen, von Degerloch,
von Herrn Präparator Ploucquet;
Talpa europaea L., 3—4wöchige Junge, von Hohenheim,
von Herrn Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim;
Talpa europaea L., altes Männchen,
— — *var. grisea* Männchen,
Mus musculus L., Weibchen,
— *sylvaticus* L., Männchen und Weibchen, alle von Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;

b) gegen Ersatz der Auslagen:

Mustela foina L., *var. alboflava*, Weibchen, von Reutlingen,
von Herrn Kaufmann Adolf Keller in Reutlingen;

c) durch Kauf:

Talpa europaea L., 2 halbgewachsene Junge von Klein-Hohenheim.

II. Vögel.

a) Geschenke:

Numenius arquatus L., altes Weibchen, bei Ulm im Juni 1851 geschossen,
von Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein;
Alcedo ispida L., altes Weibchen,
Crex pratensis Bechst., altes Weibchen, } von Ditzingen,
von Herrn Hofbüchsenmacher Roos, jun.;
Falco subbuteo L., junges Männchen, von Markgröningen,
von Herrn Studiosus Jäger in Tübingen;
Scolopax rusticola L., ein 2 Monate altes Männchen, von Echterdingen,
von Herrn Posthalter Baya daselbst;
Podiceps minor Lath., altes Weibchen, von Cannstatt,
Sylvia Tithys Scop., einjähriges Männchen und 2 Nestvögel, von Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Tetrao tetrix L., ein 4 Monate altes Männchen im Uebergangskleid,
von Herrn Revierförster Plochmann in Kipfendorf bei Heidenheim;
Tetrao Urogallus L., junges Männchen, von Freudenstadt,
von Herrn Joh. Rominger in Stuttgart;
Anser segetum Gm., Männchen, im December 1851 bei Bargau geschossen,
von Herrn Pfarrer Neuber in Bargau;
Turdus merula L., einjähriges Männchen, von Stuttgart,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;

Fringilla montifringilla L., altes Männchen, von Stuttgart, vom Vereinsdiener Dingler;

Ardea nycticorax L., sehr schönes altes Weibchen, im Mai 1852 im Garten des Stifters, Herrn Bierbrauer Deeg in Ulfeld, geschossen,

Scolopax gallinago L., 2 Junge im Uebergangskleid,

Fulica atra L., 5 eintägige und 2 zehntägige Junge mit dem Nest,

Anas querquedula L., 2 eintägige Junge, sämmtlich von Schussenried, von Herrn Apotheker Valet daselbst, welcher diese äusserst niedlichen und selten zu erhaltenden Vögel der 2 letzten Arten ausbrüten liess;

Ardea minuta L., junges Männchen, von Dürrmünz, von Herrn Apotheker Lutz in Dürrmünz;

Falco Lagopus Br., Männchen und Weibchen, von Ludwigsburg,
— *Tinnunculus* L., 5 Stück, alte, junge ausgewachsene und einjährige Vögel in beiden Geschlechtern, von den Fildern,
— *subbuteo* L., ein altes Paar und ein junges Weibchen, von den Fildern,
— *nisus* L., ein altes und einjähriges Paar und ein altes Paar einer schönen Varietät, bei Stuttgart,
— *palumbarius* L., altes und junges Männchen, von Weilimdorf,
— *apivorus* L., altes Weibchen, ein altes Paar und 3 ausgewachsene Vögel von Varietäten, bei Stuttgart,
— *buteo* L., altes Männchen und Weibchen, ein Paar dreiwöchiger und ein Paar achtwöchiger Junge, bei Stuttgart,
— *cyaneus* L., altes Männchen, von Böblingen,

Strix Aluco L., ein altes Paar und 3 vierwöchige Junge, bei Stuttgart,
— *flammea* L., altes Paar und eine Varietät eines Männchens, bei Stuttgart,
— *brachyotus* Forst., altes Paar, von Sindelfingen und Leonberg,
— *passerina* Lath., (*Str. noctua* Retz), altes Paar, vom Oberamt Cannstatt,

Sylvia flavicapilla L., (*Regulus Naum.*), altes Weibchen,
— *hypolais* L., altes Männchen,
— *fitis* Bechst., ditto,
— *sibilatrix* Bechst., ditto,
— *phoenicurus* L., ditto,
— *Pithys* Scop., sehr altes Männchen,
— *atricapilla* Briss., altes Männchen,
— *luscinia* L., altes Männchen und Weibchen,
— *troglodytes* L., altes Paar mit 6 Jungen im Nest,
— *cinerea* Briss., altes Männchen und Weibchen, sämmtlich von Stuttgart,

Sylvia suecica L., 2 alte Männchen und 1 Weibchen nebst 2 Varietäten, von Mühlhausen,

Parus caudatus L., Männchen und Weibchen, mit zehn ein- bis dreitägigen Jungen,

— *coeruleus* L., altes Männchen, beide von Stuttgart,

Cinclus aquaticus Briss., Männchen und Weibchen, von Teinach,

— — zwei Junge, von Plieningen,

Turdus musicus L., Männchen und Weibchen, von Stuttgart,

— *torquatus* L., altes Männchen, von Schönaich,

— *merula* L., altes Paar, junges Männchen und Nest mit 6 Eiern, von Stuttgart,

Muscicapa atricapilla L., Männchen und Weibchen,

— *albicollis* L., altes Paar und junges Weibchen,

— *grisola* L., altes Weibchen, alle bei Stuttgart,

Lanius excubitor L., altes und junges Paar,

— *collurio* L., altes Männchen, beide bei Stuttgart,

Corvus corax L., altes Männchen und Weibchen, von Oeffingen und Degerloch,

— *frugilegus* L., altes Männchen,

— *glandarius* L., altes Paar, beide bei Stuttgart,

Sturnus vulgaris L., Männchen im Sommer- und Winterkleid, bei Stuttgart,

Fringilla spinus L., altes Weibchen,

— *montifringilla* L., altes Männchen,

— *serinus* L., ditto,

— *pyrrhula* L., ditto,

— *lunaria* L., altes Männchen und Weibchen,

— *carduelis* L., ditto,

— *canabina* L., ditto, im Winterkleid, sämmtlich bei Stuttgart,

Loxia curvirostra L., altes Paar, von Wildberg,

— *coccothraustes* L., junges Männchen und Weibchen, bei Stuttgart,

Emberiza miliaris L., altes Männchen, von Schmiden,

Picus viridis L., altes und junges Paar,

— *major* L., ditto, ditto,

— *medius* L., altes Männchen,

— *minor* L., altes Männchen und Weibchen,

— *canus* Gm., altes Männchen, sämmtlich von Stuttgart,

Cuculus canorus L., altes und junges Männchen, ein fünfjähriges Männchen und Weibchen, bei Stuttgart,

Perdix cinerea L., junges Männchen und altes Weibchen mit 14 Jungen, von Echterdingen,

Vanellus cristatus Meyer, ein altes Paar mit 4 Jungen, von Böblingen,

breite Seite gelegt; und deren Fugen, des Verbandes wegen, mit geschmolzenem flüssigen Erdharze ausgegossen werden. Die ganze Oberfläche wird sodann mit Erdharz überzogen, und dieses Verfahren gibt sehr gute Resultate, nur ist es kostspieliger.

Endlich hat man noch eine Pflasterung auf dem Concordeplatz versucht, und zwar mit nachgeahmtem Erdharz, deren Ergebniß bis jetzt sehr befriedigend gewesen ist. Zu diesem Zwecke ließ man viereckige hohle Formen machen, von fünf Seiten geschlossen,

Fig. 5.

die obere Fläche offen, jede lange Seite 0m,32 lang (etwa 1 Fuß Pariser Maß), mit einer Höhe von 0m,16 (6 Zoll); sie verjüngen sich nach unten (bilden also den untern Theil einer abgestumpften Pyramide). In diese Formen legte man Kieselsteine, etwa drei oder vier, so viel es bedurfte, um etwa zwei Drittel des Raumes einer Form auszufüllen, und auf eine Weise, daß sie eine obere rauhere Fläche bildeten. Der übrige Raum des Models wurde mit Erdharz ausgegossen. Die also geformten Blöcke wurden mit verschränkten Fugen auf den Boden gesetzt, der mit Sand bedeckt worden war, die einzelnen Blöcke um etwa 0m,003 (1 Zoll) von einander entfernt, und diese offenen Fugen wurden mit flüssiger Harzmasse ausgegossen. Dieses Verfahren, welches eine große Anzahl einzelner Theile zu einem dichten und festen Ganzen verbindet, bildet durch die bogenförmige Anlage der Straße ein sehr starkes Gewölbe.

Wenn dieser Versuch seine Haltbarkeit bewährt, wie es zu vermuthen ist, so bietet diese Constructionsweise außerordentliche Vortheile:

1) In ökonomischer Beziehung; denn der Flächenmeter kostet nur 10 Franken und verursacht keine Unterhaltungskosten, im wesentlichen Gegensatze mit dem üblichen Pariser Straßenpflaster, welches 9 Franken Anfertigung kostet und

Charadrius pluvialis L., Männchen und Weibchen, von Degerloch,
— *minor* Meyer, desgleichen, von Cannstatt,
— *morinellus* L., junges Männchen, bei Ludwigsburg,
Ciconia alba L., junges Männchen, bei Hohenheck,
Scolopax gallinago L., altes Paar und 2 Junge, von Blaubeuren,
— *gallinula* L., Männchen und Weibchen, von Obersulmetingen,
Rallus aquaticus L., Männchen und Weibchen, von Untertürkheim,
Gallinula chloropus Lath., altes und junges ausgewachsenes Weibchen und 2 Junge, von Böblingen.
Fulica atra L., Männchen und Weibchen, von Bietigheim,
Anas acuta L., Männchen, alt und im Uebergangskleid, von Mühlhausen,
Larus ridibundus L., altes Männchen und junges Weibchen im Uebergangskleid, von Ulm und Mühlhausen,
Sterna nigra L., Männchen, alt und im Uebergangskleid, von Mühlhausen,
Podiceps minor Lath., altes Männchen und junges Paar, von Besigheim.

Alle diese Vögel wurden von Herrn Präparator Plenequet geschenkt und nur das Ausstopfen berechnet.

b) Gegen Ersatz der Auslagen:

Tetrao Tetrix L., altes Paar und 6 schöne Junge in allen Altersstufen (ein Tag bis 12 Wochen alt),

von Herrn Albert Beck in Heidenheim:

Falco Aesalon L., altes Weibchen, von Böblingen,
— *milvus* L., junges Weibchen, von Ulm,
Strix Bubo L., altes Weibchen, von Sulz,
Caprimulgus europaeus L., altes und junges Paar, von Rohr,
Alcedo ispida L., altes Männchen und junges Paar, von Waldenbuch,
Upupa epops L., altes und junges Paar, bei Degerloch,
Oriolus galbula L., altes Paar mit 4 Jungen, von den Fildern,
Bombicilla garrula L., Männchen und Weibchen, von Crailsheim,
Cerrus Carpocatactes L., desgleichen, bei Stuttgart,
Picus martius L., altes Paar, von Freudenstadt und Rohr,
Columba Palumbus L., Männchen und Weibchen, bei Stuttgart,
— *Oenas* L., desgleichen,
— *turtur* L., altes Paar und junges Weibchen, bei Bietigheim,
Perdix coturnix L., altes Paar mit 5 Jungen, von Möhringen,
Tetrao Urogallus L., altes Männchen, bei Neuenbürg,
— *bonasia* L., Männchen, von Freudenstadt,
Ardea stellaris L., altes Männchen, von Neckarsulm,
Numenius arquatus L., altes und junges Männchen, von Ulm und Friedrichshafen

Limosa melanura Leisler, altes Männchen, von Böblingen,
Scolopax rusticola L., altes Weibchen, junges Paar und 3 ganz junge Vögel, bei Stuttgart,
Totanus ochropus L., altes Männchen, bei Däzingen,
Rallus porzana L., altes Männchen, bei Stuttgart,
Anas leucophthalmos Bechst., altes Männchen, bei Friedrichshafen,
— *crecca* L., Männchen im Sommer- und Weibchen im Winterkleid, bei Untertürkheim,
— *querquedula* L., altes Männchen und Varietät, von Blaubeuren,
— *clypeata* L., altes Männchen und Weibchen, von Beihingen,
— *strepera* L., altes Männchen, von Bettenreuthe,
— *ferina* L., ditto, von Friedrichshafen,
— *nigra* L., ditto, von Neckarweihingen,
— *penelope* L., ditto, von Mundelsheim.
Larus canus L., Männchen im Uebergangskleid, von Böblingen,
— *tridactylus* L., Männchen von Königsbronn,
Colymbus glacialis L., einjähriges Weibchen, bei Crailsheim,
— *arcticus* L., einjähriges Männchen, von Friedrichshafen,
— *septentrionalis* L., einjähriges Männchen und Weibchen, von Münster,
Podiceps subcristatus Jacq., junges Männchen, von Münster,
Mergus serrator L., einjähriges Männchen und Weibchen, von Münster,

von Herrn Präparator Ploucquet, der sich zugleich bereit erklärt hat, etwa dem Verein zum Geschenke überschickte Stücke der hier zuletzt verzeichneten Arten gegen den von ihm berechneten Ersatzpreis anzunehmen, für den Fall, dass diese Art in dieser Form schon in der Sammlung vorhanden wäre.

III. Reptilien.

a) Geschenke:

Lacerta vivipara Jacq.
Vipera berus Daud., 8 Stücke in allen Altersstufen aus einem Nest unter Baumwurzeln, in welchem bei zwei Ausgrabungen, im Herbst und Frühjahr, zusammen 40 Stücke gefunden wurden, aus dem Ried,

von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;

Coronella austriaca Jacq., jung, von Widdern, Oberamts Neckarsulm,

von Herrn Oberbaurath v. Bühler;

Rana temporaria L., alt,
— *viridis* Roesel, alt, mit Eiern und Kaulquappen in allen Entwicklungsstufen,
Bombinator igneus Merr., alt, mit Eiern und Kaulquappen,
Bufo viridis Laur., alt und jung,
— *vulgaris* Laur., ditto,

Salamandra maculosa Laur., Männchen und Weibchen,
Triton cristatus Laur., ditto,
— *taeniatus* Laur., ditto,
— *igneus* Laur. (*T. alpestris* Bechst.), ditto,
Lacerta stirpium Daud., ditto und Eier,
Tropidonotus Natrix Kuhl, sehr gross, sämmtlich bei Stuttgart,
Lacerta vivipara Jacq., (*L. crocea* Wolf), auf dem Hasenberg.
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

IV. Fische.

a) Geschenke:

Perca fluviatilis L.,
Gadus Lota L.,
Leuciscus Dobula Cuv.,
Abramis Brama Cuv.,
Salmo lacustris L.,
— *salvelinus* L.,
— *Thymallus* L.,
Coregonus lavaretus Cuv. und Val., sämmtlich aus dem Bodensee.
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering.

b) Kauf:

Perca fluviatilis L.,
Barbus fluviatilis Cuv.,
Cyprinus Carpio L.,
Tinca Chrysitis Ag.,
Leuciscus Nasus Cuv.,
— *erythrophthalmus* Cuv.,
— *cephalus* Cuv.,
Cyprinus carassius L., var.,
Esox lucius L.,
Muraena anguilla L., sämmtlich aus dem Neckar,
Cyprinus Gibelio L., aus dem Vogelsang,
Salmo fario L., aus der Enns bei Neckarthailfingen.

V. Crustaceen.

a) Geschenke:

Apus cancriformis Latr., aus einer Pfütze auf der Gänsheide,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VI. Mollusken.

a) Geschenke:

27 Arten Land- und Süsswasser-Conchylien, aus der Umgegend von Rottenburg,
von Herrn Apotheker Gmelin daselbst;
5 Arten Nacktschnecken in allen Altersstufen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VII. Helminthen (Diesing).

a) Geschenke:

4 Arten Eingeweidewürmer,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;

1 Art Eingeweidewurm,
4 Arten Blutegel,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VIII. Versteinerungen.

a) Geschenke:

22 Stücke Belemniten und 2 Ammoniten aus dem schwarzen und braunen Jura,
von Herrn Med.-Cand. Roman aus Heilbronn;

17 Kapseln mit Zähnen von *Palaeotherium*, *Anoplotherium*, *Equus* und *Bos* aus den Bohnerzen von Neuhausen bei Tuttlingen,
von Herrn Bergrath Bilfinger in Stuttgart.

b) Gegen Ersatz der Auslagen:

30 Kapseln verschiedener Zähne und Knochen von *Palaeotherium* und *Anoplotherium* aus den Bohnerzen von Frohnstetten,
von Herrn Pfarramts-Verweser Dr. Fraas in Lauffen.

IX. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Von Herrn Forstverwalter Troll in Buchau 101 meisterhaft schön eingelegte frische Arten aus den Umgebungen des Federsees, darunter *Polystichum Thelypteris*, unser einziger Sumpffarn, mit Früchten, *Equisetum variegatum*, die schöne *Calamagrostis stricta*, *Eriophorum gracile*, *vaginatum* und 16 Riedgräser vom Seeried, das südliche hohe *Cladium Mariscus* vom Zellersee, die hochnordische *Betula humilis*, die alpine grüne Erle, der Riesenampfer *(Rumex maximus)* vom Altshauser Weiher, die prächtige *Pedicularis Sceptrum Carolinum* vom Federseeried, *Hieracium Jacquini* von den Alpfelsen, *Arnoseris foetida* von Uttenweiler, der Wasserschierling, *Saxifraga Aizoon* von den Alpfelsen und *Hirculus* vom Seeried, das Sand- und das Sumpfveilchen und vier freilich nicht Linné'sche, aber doch von Koch in Deutschlands Flora aufgenommene, für die unsrige neu entdeckte Arten, *Rhinanthus alpinus* β *angustifolius* Koch, im Wald bei Sussen, *Pyrola media* Swartz, auf dem Bussen, *Valeriana sambucifolia* Mikan, und *Ranunculus Petiveri* Koch, beide im Federseeried gefunden.

Von Herrn Oberamts-Richter Fuchs in Mergentheim eine interessante Auswahl der seltensten Alpflanzen aus der Nähe von Ehingen und einige seltenere Gewächse des Taubergebiets, wie *Carex humilis*, *Centaurea phrygia* und *Scroli biennis*, zusammen 53 Arten.

Von Herrn Dr. Robert Finckh in Urach 10 weitere seltene Alpflanzen.

Von Herrn Pharmaceuten Rudolph Haist, gegenwärtig in der Schweiz, 5 Arten.

Von einem Ausfluge in unser berühmtes Wildbad brachte uns Herr Professor Dr. Plieninger den Trauben-Hollunder, die Früchte der zweiblättrigen Maiblume, vier Laubmoose und acht Flechten.

Herr Apotheker Valet in Schussenried hatte die Gefälligkeit, seinen früheren Beiträgen eine weitere Sendung von 21 Arten beizufügen, darunter unsere seltenste Pflanze, die Wasseraloe, die voriges Jahr an den Eisenbahndämmen häufig aufgetretene *Centaurea solstitialis* L., einen Sumpfpilz, *Geoglossum glutinosum* Pers., und einige Charen.

Siebenundzwanzig Alppflanzen, meist aus der Umgebung von Münsingen, darunter das schöne *Sisymbrium strictissimum*, der gelbe Enzian, das seltene *Polemonium coeruleum* und sieben Orchideen, legte Herr Professor Dr. Kurr in unserem Herbar als Frucht eines Ausfluges auf der Alp nieder.

Herr Stadtpfarrer Werner in Waiblingen beschenkte uns mit vier Exemplaren der in unseren Heften (VII. 2., S. 207) erwähnten *Osmunda regalis*, es sind die letzten der bei seinem Aufenthalt in Wildbad gesammelten.

Eine Sammlung von 59 Pflanzen der Gegend von Haigerloch, welche uns Herr Apotheker Fischer daselbst durch Vermittlung des eifrigen Botanikers, Herrn Dr. Finckh in Urach, mittheilte, fand insofern Anstand, als sie gegen den Grundsatz, uns streng innerhalb der Grenzen Württembergs zu halten, zu verstossen schien; der Ausschuss des Vereins glaubte jedoch in Betracht, dass diese Pflanzen nur eine Fortsetzung der zum grössten Theile unserem vorgezeichneten Gebiet angehörenden Alpflor bilden, hier eine Ausnahme machen zu können. Diese Pflanzen sind auch darum merkwürdig, weil ihre ungewöhnlich üppige Blattentwicklung als Beleg dafür dient, dass der der Fruchtbildung so ungünstige nasse Sommer 1851 dafür der Entwicklung der vegetativen Organe um so günstiger war; auch befanden sich darunter Exemplare der Wiesenkresse, *Cardamine pratensis* L., mit gefüllter Blume, welche auf Wiesen bei Stetten mitten unter den einfachen, aber acht bis zwölf Tage später, blühten und in uns den Wunsch erregten, auch von andern Seiten Nachrichten über wildwachsende Pflanzen mit gefüllten Blumen zu erhalten; uns kam bisher nur *Lychnis Flos Cuculi* gefüllt vor.

Im August 1851 nahm das Wasser des Feuersees bei Bönnigheim eine blutrothe Farbe an. Herr Apotheker Völter daselbst hatte die Güte, uns eine Flasche dieses in Blut verwandelten Wassers zu bringen, und das Mikroskop überzeugte uns bald, dass ein kleines Infusionsthierchen, *Euglena sanguinea* Ehrenberg, durch seine ungeheure Vermehrung die Erscheinung veranlasst hatte, diess wäre nun eigentlich ein zoologischer Beitrag, allein nebenbei enthielt dieselbe Flasche auch vier Bewohner des kleinen Sees aus unserem Reiche, *Spirogyra nitida* und *decimina* Link, *Lemna minor* und *trisulca* L.

Herr Hegelmaier, Med. stud. in Tübingen, hatte die Ueberraschung, letzten Herbst in den Umgebungen unserer Musenstadt, wohl die am sorgfältigsten durchforschten des Landes, eine neue Pflanze zu entdecken. Es ist die niedliche *Senebiera didyma* Persoon, sie stand einzeln am Ufer der Ammer bei Lustnau, dieses macht es jedoch wahrscheinlich, dass sie von dem sonst so friedlichen Bache bei der vorangegangenen Ueberschwemmung aus dem botanischen Garten mitgenommen worden sei. Aehnliche Flüchtlinge waren wohl auch die von Koch (*fl. germ.*, 1, 80) angegebene an der Sternschanze bei Hamburg, am Ufer der Elbe bei Altona, und bei Bern, wie die der *Flora badensis* am Holzmagazin bei Carlsruhe, da die Pflanze zwar sehr weit verbreitet ist, von Cornwall bis Toscana, von Pensylvanien bis Buenos-Ayres, auf St. Helena und in Neuholland, aber sich als Strandpflanze freiwillig kaum vom Meere entfernen wird.

Herr Kreisforstrath Gwinner theilte neben einigen Schwarzwaldmoorgewächsen sehr interessante Durchschnitte von Baumstämmen als Anfang einer Holzsammlung mit, eine Scheibe von *Ilex Aquifolium* von der Schönmünz mit etwa 36 Jahresringen; diese Ringe sind auf einer Seite sehr dicht, auf der andern mehr von einander entfernt, ein Anflug von *Lecanora albella* und *Lecidea parasema* bezeugt, dass letztere die Winterseite sei. Eine Scheibe der Legforche weist ein Alter von 180 Jahren nach, eine andere der Weisstanne ist dadurch merkwürdig, dass der zuerst durch überragende Nachbarn unterdrückte Baum sehr enge Ringe, dann, von diesen befreit, sehr breite ansetzte.

Endlich lieferte G. v. Martens 67 Arten, darunter eine Reihe von Flechten der Buchenstämme, welche mit dem Brennholz auf den Stuttgarter Holzmarkt geführt werden.

Im Ganzen erhielt das im Jahr 1850 mit 340 Arten gegründete Herbar 1851 einen Zuwachs von 371 Arten, wobei jedoch einige mit den früheren zusammenfallen.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) Durch Geschenke:

Abraham Gagnebin de la Ferrière etc., avec un appendice géologique, par J. Thurmann. Porrentruy 1851. 8°.

Von dem Verfasser.

Monographie der Petrefacten der Aachener Kreideformation, von Dr. J. Müller, Oberlehrer am Gymnasium zu Aachen. II. Abth. mit 4 Tafeln. Bonn 1851. 4°.

Von dem Verfasser.

Beiträge zur Lehre von dem Keimen der Samen der Gewächse, von Dr. Fleischer, Professor zu Hohenheim. Stuttg. 1851. 8°.

Von dem Verfasser.

Museum botanicum Lugduno-batavum, sive stirpium exoticarum novarum vel minus cognitarum ex vivis aut siccis brevis expositio et descriptio, additis figuris scripsit C. L. Blume. 8°.

Von Herrn Director v. Seyffer.

Comité-Bericht des deutschen Ansiedlungs-Vereins in Valdivia in Südchile, herausgegeben von Buchhändler Cast. Stuttgart 1851. 8°.

Von dem Herausgeber.

Giebel, gaea excursoria germanica. Deutschlands Geologie, Geognosie und Palaeontologie, mit 24 lithogr. Tafeln. Leipzig 1851. 8°.

Von Buchhändler Abel in Leipzig behufs der Erwähnung dieser Schrift in unsern Jahresheften.

Die Gehirnnerven der Saurier, anatomisch untersucht von Dr. J. G. Fischer, ord. Lehrer an der Realschule des Johanneums in Hamburg, mit 3 Tafeln. Hamburg 1852. 4°.

Amphibiorum nudorum neurologiae specimen primum scripsit J. G. Fischer, Dr. phil. Berolini 1843. 4°. (c. 3 tab.)

Beide Werke von dem Verfasser.

Neunter Jahresbericht der Pollichia, eines naturwissenschaftlichen Vereins der bayerischen Pfalz. Neustadt 1851. 8°.

Von Herrn Dr. Schultz in Deidesheim.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte,

als Fortsetzung:

Württembergische Jahrbücher, herausgegeben vom topographischen Büreau. Jahrgang 1845—1850. Stuttgart. 8°.

Bulletin de la Société géologique de France. Tome VIII. 6. Janvier — 19. Mai, Paris 1851. 8°.

Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt. I. Jahrgang, N°. 3. 4. Juli — Dec. 1850 und II. Jahrgang, N°. 1. Jan. — März 1851. Wien. gr. 8°.

Bulletin de l'Académie royale de Belgique. Tome XVII. 2. partie, Tome XVIII. 1. partie. Bruxelles 1850—1851. 8°.

Annuaire de l'Académie royale de Belgique. Année XVII. Bruxelles 1851. 8°.

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. III. Jahrgang 1850. 8°.

Tijdschrift voor de Wis- en Natuurkundige Wetenschappen etc. IV. Deel, 1—4. Aflevering, Amsterdam 1851. 8°.

Verhaandelingen der erste Klasse van het K. Nederland. Instituut te Amsterdam. III. Reeks, IV. Deel, met planten, Amsterdam 1851. 4°.

Correspondenzblatt des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. 2 Hefte. 1851. N°. 1—4. 8°.

Sechszehnter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde, vorgetragen von Dr. C. A. Löw. Mannheim 1850. 8°.

Achtundzwanzigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1850. 4°.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Heft 3 — 5. (N°. 27 — 65.) 1849 — 1851. 8°.

Mémoires de la Societé royale des Sciences de Liège. Tome VII. Liège 1851. 8°.

Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Zweites Heft. 1852. 8°.

De Koninck, Description des Animaux fossiles, qui se trouvent dans le terraine carbonifère de Belgique. Supplement, avec 5 planches. Liège 1851. 4°.

De Koninck, Discours sur les Progrès de la Paléontologie en Belgique. (Extrait du tome XVIII. N°. 11. 12. des Bulletins de l'Acad. royale de Belgique.) 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Correspondenzblatt des naturhistorischen Vereins zu Riga, red. von Dr. phil. F. A. Buhse und phil. cand. M. R. Gottfriedt. IV. Jahrg. 1850 — 1851. 8°.

Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. 1. Heft mit 3 Kupfertafeln. Nürnberg 1852. 8°.

Bericht über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel vom August 1849 — Juni 1850. N°. IX. Basel 1851. 8°.

Erster Bericht des naturforschenden Vereins zu Bamberg, mit 2 Tafeln. Bamberg 1852. 4°.

Die meisten der in diesem und in früher bekannt gemachten Berichten verzeichneten Schriften sind gebunden und können, wie bisher, von den Mitgliedern gegen Uebersendung einer Quittung bei dem Berichterstatter abgeholt werden.

Die Vereinskasse wurde durch die Uebernahme der Sammlung der Königl. Centralstelle und die Anlage einer neuen Sammlung mehr als bisher in Anspruch genommen, so dass der in der ausserordentlichen Generalversammlung im Jahr 1850 verwilligte Kredit zur Deckung der Kosten für zwei Glaskästen, für's Ausstopfen der Säugethiere und Vögel, für Materialien u. s. w. nicht einmal hinreichte und daher in dieser Versammlung auf die Verwilligung eines neuen Kredits der Antrag gestellt werden muss; auch wird wohl für die nächsten Jahre ein grösserer Aufwand

nöthig werden, wenn die Sammlung als gemeinnützige Anstalt so gedeihen soll, dass sie die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, und sich dadurch, wie wir hoffen dürfen, die Zahl der Vereinsmitglieder vergrössert.

Nach den erfreulichen Verhältnissen unserer Kasse sind wir jedoch im Stande, solche ausserordentlichen Ausgaben zu bestreiten, wie aus dem nachstehenden Berichte unseres Kassiers zu ersehen ist.

Von thätigen Vereinsmitgliedern, deren Verlust wir im verflossenen Jahre zu beklagen hatten, sind anzuführen:

Dr. v. Hartmann, früher Oberamts-Arzt in Göppingen, der sich durch sein unermüdliches Sammeln vaterländischer Petrefacte nicht allein in Württemberg, sondern auch in weitern Kreisen ein bleibendes Verdienst erworben hat, und dem die vaterländische Naturalien-Sammlung viele Petrefacte verdankt.

Gerichtsnotar Weismann in Crailsheim, welcher sich durch das Einsammeln der Petrefacte des Muschelkalks und der Lettenkohle um die meisten Sammlungen des Inlandes verdient gemacht hat, und jedem Besucher bereitwillig von Allem mittheilte, was er vorräthig hatte.

Dr. v. Launer, früher Oberamts-Arzt in Freudenstadt, welcher sich durch fortgesetzte Witterungs-Beobachtungen gerechte Ansprüche auf unsern Dank erworben hat.

Hofrath Mangold in Oehringen, der durch seine Bemühungen für das Gedeihen einer bessern Weinkultur ein bleibendes Andenken gestiftet hat.

Dr. v. Reuss in Stuttgart, Kaiserl. russ. Staatsrath, welcher trotz seines vorgeschrittenen Alters bis in seine letzten Lebenstage immer noch reges Interesse für unsere Angelegenheiten hatte.

Dr. Edmund Schmid aus Untertürkheim, welcher sich der Geognosie und Mineralogie mit unermüdlichem Eifer gewidmet hat.

Die Rechte einer moralischen Person sind, wie Sie aus der im zweiten Heft des VIII. Jahrgangs ausführlich mitgetheilten Verhandlung gelesen haben, nun dem Verein von der Königl. Regierung des Neckarkreises am 17. October 1851 ertheilt worden.

Die Gründe, welche den Ausschuss zur Verlegung des Tages

der Generalversammlung auf den 24. Juni geleitet haben, sind schon in dem Bericht über die letzte Generalversammlung (VIII. Jahrgang, 1. Heft, p. 1.) näher beleuchtet, allein es dürfte doch in der heutigen Versammlung zur Sprache gebracht werden, ob dieser Tag nicht auch für die Zukunft festgesetzt werden sollte.

Der Vereinskassier Apotheker Weismann theilt Folgendes über den Stand der Kasse mit:

Rechnungsablegung

bei der Generalversammlung zu Tübingen

am 24. Juni 1852.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Vereinskasse zu erstatten, und zwar über die Rechnung des siebenten Jahrgangs $18\frac{50}{51}$:

Am 1. Juli 1850 betrug das Vermögen

a) Capitalien	fl. 3173.	15.
b) Ausstände	361.	48.
c) Cassa-Vorrath	90.	49.
	fl. 3625.	52.

Von den Ausständen sind im Laufe dieser Periode bezahlt worden:

85 Actienbeiträge mit	fl. 229.	30.
3 Actien in Abgang gerechnet . . .	8.	6.
46 Actien sind abermalen in Ausstand geblieben	124.	12.
Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt	670.	—
An Capitalzinsen wurden eingenommen .	162.	59.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 336 mit 355 Actien.

Zuwachs in dieser Periode 18 „

373 Actien,

und zwar die Herren

Reallehrer Boecklen in Bopfingen.
Conservator Plouequet.
Oberreallehrer Blum.
Med. Dr. Hoering in Heilbronn.

unabläſſige Ausbeſſerungen erheiſcht, deren Betrag ſich Jahr für Jahr auf wenigſtens 3 Fr. belauft.

2) In Beziehung auf Reinlichkeit; denn da das Waſſer auf einer alſo angelegten Maſſe weder verweilen noch in die Fugen eindringen kann, ſo verſchwinden die nächſten Veranlaſſungen zur Unreinlichkeit, welche das gewöhnliche Pflaſter mit ſich bringt.

3) In Betreff des Geräuſches und des Schüttelns; beides wird dadurch vermindert.

4) Verringerung des Reibungswiderſtandes, durch welche es möglich wird, ſchwere Laſten durch eine kleine Zahl von Pferden fortzubewegen.

Seit der gelungenen Anwendung des Aſphalts aus den Minen von Seyſſel * hat man in Frankreich verſchiedentlich nachgeforſcht, um ähnliche urſprüngliche Stoffe zu finden, und nicht ohne Erfolg. Die Minen von Lobſann bei Weißenburg, Departement des Oberrheins, ** liefern einen Bergtheer, den man zur Verfertigung eines Fußpfades in Paris verwendet hat, den der Froſt des verfloſſenen Winters nicht im Mindeſten beſchädigte.

Da am Eingange dieſes Aufſatzes die Verwendung des Erdharzes zu Dachbedeckungen erwähnt wurde, ſo wird zum Schluſſe deſſelben eine kurze Beſchreibung des dabei beobachteten Verfahrens um ſo paſſender ſeyn, als in der neueſten Zeit die, nach ihrem Erfinder benannte, Dorn'ſche Dachbedeckung im Norden von Deutſchland ſehr häufig in Anwendung gebracht wird, bei welcher der Holz- oder Steinkohlentheer eine große Rolle ſpielt, jedoch mit andern Subſtanzen in Verbindung geſetzt.

Als Beiſpiel diene ein Fall, der in Douai (Dep. du Nord) im Jahr 1832 vorkam, wo eine Dachfläche von 5000 Meter mit

---

* Die Geſellſchaft, welche zu Paris dieſe Anwendung des Aſphaltes betreibt, hat ihren Sitz unter der Firma Cogniet et Comp., Rue Hauteville Nr. 35; die Geſellſchaft für das nachgeahmte Erdpech (Bitume factice) unter der Firma Dez-Maurel et Comp., Rue Hauteville Nr. 1.

** Außer den Minen von Lobſann, deren Nähe für Süddeutſchland die Transportkoſten verringert, kommt auch Aſphalt oder Erdpech im Val de Travers, im Wallis und bei Orbe vor, ferner im Harzgebirge, am Iberge, bei Wildemann. (Siehe geognoſtiſche Ueberſicht der deutſchen Gebirge von Dr. J. G. Kurr.)

Bergrath Bilfinger, jun.
Dr. Bücheler in Herisau.
Forstrath Hahn.
Professor Pistorius in Hohenheim.
Reallehrer Furcht.
Generalmajor v. Troyff.
Thierarzt Fricker.
Juwelier Trinker.
Professor Müller.
Topograph Paulus.
Hauptmann v. Dürrich.
Assistent Sick.
Pfarrer Römer pr. 1850 und 51.

Die Actienzahl 373 hat sich durch Austritt um 18 vermindert, es sind die Ausgetretenen:

Herr Procurator Abel.
„ Kaufmann Burzhan.
„ Kreisbaurath Duttenhofer.
„ Apotheker Lechler.
„ Secretair Stahl.
„ Bergrath Degen †.
„ Pfarrer Haagen in Ensingen.
„ Apotheker Winter in Tübingen.
„ Chemiker Engelmann.
„ Dr. v. Gärtner in Calw †.
„ Professor Schumann in Esslingen.
„ „ Rogg in Ehingen.
„ Apotheker Gramm in Niederstetten.
„ „ Staib in Trogen.
„ „ Schmidt in Stuttgart.
„ Herrmann Ebner.
„ Revierförster v. Muschgay in Zwiefalten.
„ Regiments-Arzt Dr. Kleiner in Ulm.

Die Zahl der Actien ist nun 355, welche

à fl. 2. 42.	fl. 958. 30.
betragen; davon wurden im Laufe der Periode	
264 mit	712. 48.

bezahlt; im Ausstand blieben 91. . . . . fl. 245. 42.
Ausserordentliche Einnahme beträgt . . . . 6. 12.
Auf den Grundstock wurden in diesem Jahre hingeliehen fl. 900. fl. 400 in vier württemb. 4½ % Obligationen angekauft zu . . . . . 394. —
und Anlehen an Gebr. Benedict . . . . . 500. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl. 10. 13.	
2) „ Mobilien	141. 9.	
3) „ Buchdruckerkosten . .	736. 43.	
4) „ Heizung etc.	34. 16.	
5) „ den Aufwärter	28. 45.	
6) „ Zinsrückvergütung . .	3. 41.	
7) „ Capitalsteuer	9. 48.	
	fl. 964. 35.	

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1851.

Am 1. Juli 1850 war der

Activcapital-Bestand	fl. 3173. 15.	
Hiezu ausgeliehen	894. —	
		fl. 4067. 15.
Davon Ablösungen		670. —
		fl. 3397. 15.
Hiezu die Activausstände		369. 54.
den Cassenbestand		13. 43.
Somit Vermögensstand am 1. Juli 1851 . .		fl. 3780. 52.

Am 1. Juli 1850 betrug das Vermögen:

a) an Capitalien	fl. 3173. 15.	
b) Ausstände	361. 48.	
c) Cassavorrath . . .	90. 49.	
		fl. 3625. 52.
Somit Zunahme		155. —

Die Revision der hier zur Einsicht aufgelegten Rechnung wurde, wie bisher, von unserem verehrlichen Mitgliede, Herrn Bergraths-Revisor Romig, besorgt.

Durch die nun gestattete Nachnahme der Jahresbeiträge

durch die Post wird es mir möglich, den Einzug derselben bei sämmtlichen Mitgliedern zugleich vorzunehmen, was in Zukunft je mit der Ausgabe des ersten Jahresheftes geschehen wird.

Mit den geregelten Einzahlungen der Jahresbeiträge wird es mir in Zukunft möglich gemacht, in der Generalversammlung je die Rechnung des laufenden Jahres vorzulegen, wenn der jetzt gewählte 24. Juni fernerhin beibehalten werden wird.

Aus der Rechnung des laufenden Jahres kann ich der verehrlichen Versammlung so viel mittheilen, dass ohnerachtet der vermehrten Ausgaben für die Vereinssammlung, für welche in der letzten Generalversammlung fl. 500. verwilligt wurden, der Cassenbestand sich nicht vermindert, sondern um einige hundert Gulden vermehrt hat, so dass derselbe fl. 4000. erreichen wird.

Es steht desshalb der Bewilligung einer weiteren Summe für diese Zwecke nichts im Wege.

Zusammenstellung der Rechnung des VII. Jahres 1851.
(am 30. Juni.)

Einnahme.	fl	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 336 mit 355 Actien. .				
Es haben bezahlt 264 à fl. 2. 42.	712	48		
Im Ausstand sind geblieben 91	245	42		
			958	30
An Zinsen erhalten	—	—	162	59
Ausserordentliche Einnahme	—	—	6	12
85 ältere bezahlte Actien	—	—	229	30
Der Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt mit Einschluss der noch im Ausstand befindlichen 49 Actien	—	—	3396	22
Ausgabe. Summe . . .			4753	33
Sämmtliche Ausgaben	—	—	964	35
Im Ausstand sind				
IV. Jahrg. 3 Actien von 1848 . . .				
V. „ 7 „ „ 1849 . . .				
VI. „ 36 „ „ 1850 . . .				
VII. „ 91 „ „ 1851 . . .				
137 Actien à fl. 2. 42. . . .	—	—	369	54
In Abgang wurden 3 Actien gerechnet . .	—	—	8	8
Baar in Cassa	13	43		
Capitalbestand	3397	15		
			3410	58
Summe			4753	33

Auf den Antrag von Prof. Dr. Kurr wurde von der Versammlung dem Ausschuss auf's Neue ein Credit von 600 fl. zu Bestreitung derjenigen Kosten verwilligt, welche die Aufstellung und Förderung der naturhist. Sammlung verursacht.

Wahl der Beamten.

Bei der nach §. 13 der Statuten vorzunehmenden Wahl der Vorstände trug Prof. Dr. Kurr darauf an, die bisherigen Vorstände beizubehalten, was einstimmig angenommen wurde.

Hierauf wurde zur Wahl derjenigen Hälfte des Ausschusses geschritten, welche nach §. 5 und 12 der Statuten dieses Mal auszutreten hätte. Es wurden jedoch alle Mitglieder in ihrem Amte belassen, mit Ausnahme von Staatsrath v. Ludwig, an dessen Stelle Ober-Med.-Rath v. Hardegg gewählt wurde.

Der Ausschuss besteht hienach und nach einem Beschlusse des Ausschusses vom 30. Juli aus folgenden Mitgliedern:

Gebliebene:

Professor Dr. Fehling	in	Stuttgart.
General-Stabsarzt v. Klein	„	„
Professor Dr. Krauss	„	„
Kanzleirath v. Martens	„	„
Professor Dr. Plieninger	„	„
Hofrath Dr. Saucerotte	„	„
Graf v. Seckendorf	„	„
Apotheker Weismann	„	„

Neugewählte:

Professor Fleischer in Hohenheim.
„ Chr. Gmelin in Tübingen.
Ober-Med.-Rath Dr. v. Hardegg in Stuttgart.
Professor Hochstetter in Esslingen.

Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger	in	Stuttgart.
Professor Dr. Kurr	„	„
Ober-Forstrath Graf v. Mandelsloh	„	„
Director v. Seyffer	„	„

Ergänzungsmitglieder:

Finanzrath Eser	in Stuttgart.
Inspector v. Fleischmann	„ „
Med.-Rath Dr. Hering	„ „
Handelsvortand Reiniger	„ „

Secretaire:

General-Stabsarzt Dr. v. Klein in Stuttgart.
Professor Dr. Krauss „ „

Kassier:

Apotheker Weismann.

Der Vorsitzende erneuerte den schon früher (Jahreshefte, VI. Jahrg. pag. 151) von Dr. Finckh gestellten Antrag, Zeit und Ort der Generalversammlung zu ändern, und schlug statt des 1. Mai's den 24. Juni (Johannisfeiertag) vor. Da sich ferner auch die Bestimmung des §. 19 der Statuten, die Versammlungen abwechslungsweise in den Kreisstädten zu halten, als unpraktisch bewiesen hatte, so schlug er für den Ort der nächsten Generalversammlung Stuttgart vor und trug darauf an, die Wahl eines Geschäftsführers für diese Stadt dem Ausschuss zu überlassen. Alle diese Anträge wurden von der Versammlung ohne Widerspruch angenommen.

Vorträge.

1) Cand. A. Günther verlas folgenden von Prof. Dr. Plieninger eingesendeten Nekrolog des verstorbenen Oberamts-Arztes Dr. v. Hartmann in Göppingen. (Vorgetragen den 11. Februar 1852 bei dem Feste der ehemaligen Zöglinge der Carls-Akademie.)

Der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg hat es sich zur Pflicht gemacht, den Mitgliedern, welche sich um die Wissenschaft überhaupt und um die wissenschaftliche Erforschung unseres Vaterlandes insbesondere Verdienste erworben haben, nach ihrem Abtreten von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit ein ehrendes Denkmal in den „Jahresheften“ seiner Vereinsthätigkeit zu setzen.

Dr. Ernst Gustav Friedrich v. Hartmann, früher Oberamts-Arzt zu Göppingen, gehört unzweifelhaft unter die Zahl derer, welche ein solch ehrendes Denkmal verdienen, und es sei mir erlaubt, an dem heutigen Tage den gedrängteren Abriss seiner Leistungen in dem Kreise seiner Jugendgenossen vorzutragen, da mir als langjährigem Freunde und Fachgenossen des Verewigten mit der Zustimmung seiner Verwandten zugleich die näheren Angaben seiner Lebens-Verhältnisse zu Theil wurden.

Wenn das Verdienst der Förderer irgend eines Faches oder Zweiges der Wissenschaft zweierlei Richtungen hat, einmal, das Material beizubringen, und dann, dasselbe wissenschaftlich zu verarbeiten, so bewegte sich Hartmann's Verdienst zunächst in der erstgenannten Richtung. Fassen wir es in wenigen Worten zusammen, so bestand sein hohes Verdienst um die vaterländische Naturkunde in einem seltenen Eifer und noch seltneren Geschick, das Material für das von ihm mit Vorliebe erwählte Feld der Wissenschaft, die Petrefakten-Kunde, zu sammeln und seine reichen Schätze mit der ihm eigenen Liberalität den ordnenden und verarbeitenden Collegen aufzuschliessen. Er verstand es, den Schauplatz seiner Berufsthätigkeit, den vor andern Gegenden des Landes an Fundgruben für die Versteinerungskunde reichen Oberamts-Bezirk Göppingen und die angrenzenden Gebiete, aufs Emsigste zu durchforschen und auszubeuten, und mehr als einmal setzte er die Collegen in Verwunderung, wenn wenige Wochen oder Monate, nachdem er seine Vorräthe in andere Hände übergeben hatte, ein beinahe eben so reicher Schatz wieder in den weiten unteren Räumen seines Hauses aufgestellt, die Collegen zur Durchmusterung einlud.

Hiezu lieferten vorzugsweise die Schichten der jurassischen Bildungen ihr Contingent, die, am Fuss und Abhang der schwäbischen Alp durch natürliche Ursachen aufgeschlossen, oder, wie die Schiefer des Lias zu Boll und Ohmden, von Menschenhänden ausgebeutet, ihre organischen Reste dem Sammler darbieten, und H. war unter den Ersten in Württemberg, welche diese Gelegenheit benützten. Die auch historisch so merkwürdigen Vorposten der Alp, der Hohenstaufen und Rechberg, der als Index der Schichtenfolgen des schwäbischen Jura vorgeschobene Stufen,

die ergiebigen Fundorte Gamelshausen, Heiningen, Zell, Boll, Ohmden, das Teufelsloch, Steinheim u. a. O. verdanken zunächst seinen forscherischen Bemühungen ihr Bekanntwerden. Ohne Zweifel fing er schon frühe an zu sammeln, ebensowohl veranlasst durch die sich ihm wie von selbst darbietende Gelegenheit, wie angetrieben durch die Anregung, welche die Carls-Akademie zu Cultivirung der Naturwissenschaften als der sichersten Grundlage, durch Anwendung ihrer Wahrheiten, für die Praxis der Heilkunde, wie der Landwirthschaft und der Industrie, — im Gegensatze zu dem Scholasticismus der früheren Zeiten — auch in unserem engeren Vaterlande gegeben hatte; und die Saaten eines Kielmeyer trugen auch bei Hartmann diese schöne Frucht.

Schon im Jahr 1823 konnte H. eine reiche Sammlung Petrefacte seiner Gegend an das „Cabinet vaterländischer Naturproducte" abgeben, dessen Anlegung, den organischen Bestimmungen des im Jahr 1818 von Sr. Maj. dem Könige gegründeten landwirthschaftlichen Vereins gemäss, sein ältester Bruder, Joh. Georg August v. Hartmann, Präsident der Königl. „Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins", sich als Sachkenner und warmer Förderer der vaterländischen Interessen sehr angelegen sein liess. Diese Sammlung Hartmann's bildete ebensowohl die erste Grundlage zu dem geognostisch-petrefaktologischen Theil gedachten Cabinets, wie das Hauptmaterial für die „Uebersicht der Versteinerungen Württembergs nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Petrefakten-Kunde, Stuttgart 1824," welche der nachmalige Finanzkammer-Secretair Stahl, später ein gleich eifriger Sammler, im „Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins" von demselben Jahr, bekannt gemacht hat.

Kaum waren die überraschenden Entdeckungen eines ganz neuen Geschlechts vorweltlicher Wasserbewohner, jener merkwürdigen, „Fischeidechse" *(Ichthyosaurus)* genannten Arten kolossaler, die Hauptcharaktere der Fische und der Echsen in sich vereinigenden Geschöpfe von England her bekannt und von Cuvier (in seinen *Ossemens fossiles)* näher bestimmt worden, so fand sie Hartmann auch in den Schiefern von Boll und Ohmden auf und lieferte somit ein bedeutendes Material zu der von Ober-Med.-Rath v. Jäger im Jahr 1828 publicirten Schrift: „Ueber

die fossilen Reptilien Württembergs", nachdem Letzterer vier Jahre zuvor die aus früheren Zeiten herrührenden, in einer alten Sammlung des Königl. Gymnasiums zu Stuttgart vorgefundenen Repräsentanten jener vorweltlichen Thierformen in seiner Schrift: *„De Ichthyosauri sive Proteosauri speciminibus in agro hollensi detectis"*, bekannt gemacht hatte.

Ein sehr grosser Theil des Materials zu dem Prachtwerke unseres im Jahr 1846 verstorbenen Mitgliedes, Major v. Zieten: „Die Versteinerungen Württembergs, 1832", rührte aus der Sammlung Hartmann's her.

Die Inauguraldissertation seines Sohnes, Dr. Friedr. Hartmann, derzeit Oberamts-Arzt in Sulz, „systematische Uebersicht der Versteinerungen Württembergs mit vorzüglicher Rücksicht der in der Umgebung Bolls sich findenden. Tübingen 1830", verdankt ihre Entstehung der Anregung des Vaters und ihre umsichtige Bearbeitung dem Reichthum seiner Sammlungen.

Mit welcher Liberalität H. von seinen Schätzen Andern mittheilte, wird eine Menge Fachgenossen im In- und Auslande bezeugen können, und die ersten Männer der Wissenschaft standen mit ihm in Correspondenz und suchten Aufschlüsse und Belege bei dem so sehr an den Quellen wohnenden Forscher.

So wurde H. nach und nach nicht blos mit seinen Sammlungen, sondern auch mit seinen Erfahrungen eine Fundgrube für die wissenschaftlichen Bearbeiter der Petrefakten-Kunde, und von nah und fern bemühte man sich, aus derselben zu schöpfen. Schon in früheren Zeiten wurden ihm seine damaligen Vorräthe an fossilen Fischen, die nachmals ein namhaftes Material für die Bearbeitung der *Poissons fossiles* durch Agassiz lieferten, von dem Earl of Enniskillen feil gemacht und wanderten nach England. Im Jahr 1840 wurde seine ganze damalige Petrefakten-Sammlung durch Prof. van Breda für die Universität Leyden angekauft, wo sie abgesondert unter dem Namen „Cabinet Hartmann" aufgestellt wurde. Das öffentliche Naturalien-Cabinet zu Stuttgart brachte einige Jahre später eine grosse Zahl der schönsten Saurier- und Encrinitenplatten an sich, welche H. meisterhaft aus der umhüllenden Gebirgsart heraus zu präpariren wusste. Im Jahr 1847 wurde eine neue Petrefakten-Sammlung von ihm an das Cabinet

der Universität Tübingen abgegeben. Aber auch für gemeinnützige Zwecke öffnete H. seine Schätze mit uneigennütziger Liberalität, wie er denn im Jahr 1844 die Realschule zu Göppingen mit einer Petrefakten-Sammlung für den Unterricht ausstattete, wofür ihm der Dank der Behörden zu Theil wurde. Den von ihm entdeckten, von H. v. Mayer *Eryon Hartmanni* benannten fossilen Krebs verbreitete er unter seinen Freunden in Gypsabgüssen und ein seltenes Exemplar des *Ammonites triplex* mit vollständig erhaltener Mundöffnung, aus welcher ihm der Ueberrest der Form des Thiers hervorzugehen schien, in Steindruck. Wie sehr er vom Eifer des Sammelns auch noch in seinem späteren Alter beseelt war, davon zeugt noch ein bedeutender Nachlass an Sauriern, Fischen, Sepien, Belemniten, Pentacriniten und Schalthieren.

Als Arzt wirkte er mit gleicher Unverdrossenheit und wusste ebenso durch schnellen und sichern Blick in Erkennung der Krankheiten, wie durch die nie getrübte Heiterkeit seines Geistes und seinen gesunden, natürlichen, nirgends verletzenden Humor, der ihn zugleich zum angenehmsten Gesellschafter machte, wohlthätig und aufrichtend auf seine Patienten einzuwirken. Daher genoss er weit und breit das schönste Vertrauen in allen Schichten der Gesellschaft, er war gleich geliebt und geschätzt als Arzt und als Freund bei den in seiner Nachbarschaft ansässigen adeligen Familien, wie bei den Familien der Bürger seines Wohnorts und in der Hütte des Landmannes, und wurde oft in grosse Entfernungen als berathender Arzt gerufen, oder wurden ihm Kranke aus solchen zugeführt. Mit einer Uneigennützigkeit, die ihn oft die verschriebenen Arzneien selbst bezahlen hiess, unterzog er sich der Armenpraxis, und eine aufopfernde Widmung in seinem Beruf bewies er vornehmlich in der ihm zugetheilten Aufgabe als Vorstand der französischen und russischen Militär-Spitäler, welche in den Kriegsläufen der französischen Eroberungszeit in dem an der Heerstrasse den Truppenmärschen vorzugsweise ausgesetzten Göppingen errichtet wurden. Er wurde zuletzt selbst von dem Typhus seiner Kranken erfasst, und nur die aufopfernde Sorge seiner beiden Freunde und Jugendgenossen, Hopfengärtner und Carl Jäger, welche ihn auf unmittel-

baren Befehl des Königes Friederich zugesendet wurden, rettete sein Leben. Er war ein Meister in richtiger Beurtheilung des Pulses, was er seinem angeborenen musikalischen Rhythmus zu verdanken glaubte, und ein tüchtiger Diagnostiker und Prognostiker, und wusste ebensogut acute Krankheiten schnell und richtig zu beurtheilen, wie er besonders auch in der Heilung chronischer, tiefsitzender Leiden eine grosse Gewandtheit hatte. Ein Heilmittel, das er häufig gebrauchte, ist die Electricität, die er mit vieler Sachkenntniss und grossen Erfolgen gegen verschiedenartige Krankheiten anzuwenden verstand, und er äusserte öfters, wie es ihm unbegreiflich sei, dass die Electricität, eines der grössten Heilmittel gegen manche Krankheiten, so selten angewendet werde, und von Aerzten gar nicht gekannt sei. Die drei Cardinalmittel der Heilkunst, den Aderlass, das Brechmittel und das Opium, wusste er als glücklicher Diagnostiker zur rechten Zeit anzuwenden, und verstand die Kunst, bei vielen Krankheiten gar nichts zu verschreiben, und die Natur wirken zu lassen; wenn er aber verschrieb, so waren es immer kräftig wirkende Arzneien; namentlich war er auch ein Anhänger des alten Satzes: „*Qui bene laxat, bene curat*," und verschrieb häufig abführende Mittel.

Den Bädern seines Bezirks widmete er seine besondere Aufmerksamkeit, namentlich dem schon seit Bauhin's Zeiten berühmten Boll, und viele Kurgäste erfreueten sich in einer langen Reihe von Jahren seines fast täglichen Umganges und Beirathes. Es war ihm eine wichtige Angelegenheit, dieses heilkräftige Bad von der schon im Jahr 1817 beabsichtigten Veräusserung durch gutächtliche Gegenvorstellungen höheren und höchsten Orts zu retten. Auch der Emporbringung und Verbesserung des Bades und Gesundbrunnens Dizenbach widmete er seine regste Sorgfalt.

Hartmann war der dritte Sohn des im Jahr 1811 verstorbenen württembergischen Hofdomainenraths Johann Georg Hartmann, dessen Vater, Georg Hartmann, geb. zu Plieningen, Gestütsmeister zu Offenhausen und Marbach, ein Sohn des Stammvaters der hochgeachteten Hartmann'schen Familie, des Gastgebers und Gerichtsverwandten Michael Hartmann daselbst, war. Er wurde geboren den 27. Nov. 1767 zu Stuttgart,

Asphalt gedeckt wurde, die sich vollkommen gut erhalten hat. Das Verfahren war folgendes: Auf die Sparren eines Daches, dessen Neigungswinkel 18° (etwa 0m,32 Fall auf einen Meter) betrug, wurden Latten von Rothtannenholz, 0m,027 dick, 0m,055 breit, 0m,19 von Mitte zu Mitte festgenagelt. Quadratische Plättchen aus gebrannter Erde, von 0m,19 Seitenlänge, mit leicht abgeschrägten Kanten, wurden auf diese Latten gelegt, und deren gute und breitere Fläche nach unten gekehrt, so daß die durch die Kantenschräge sich erweiternden Fugen nach oben gekehrt waren. In diese Fugen wurde der Erdharzkitt gegossen, um die Plättchen unter einander zu verbinden und sie auf die Latten zu befestigen.

Eine leichte, undicht gewebte Leinwand, wie man sie als Unterlage für Papiertapeten verwendet, wurde über diesen Plattenboden ausgespannt, dem Saum (Sahlleiste, Sahlband) entlang mit einigen Nägeln in die Fugen der Plättchen befestigt, die Länge der Leinwand vom Gipfel nach dem unteren Rande des Daches gerichtet.

Ein Erdharzüberzug von 10 bis 12 Millimeter Dicke wurde in Streifen, welche denen der Leinwandbreite entsprachen, über die ganze Dachfläche gegossen. Die Oberfläche dieses Ueberzuges hat man, so lange sie noch flüssig war, mit einer Lage von gesiebtem Flußsande überdeckt, der in einer Pfanne gleichzeitig mit dem Erdharze stark erhitzt und heiß aufgetragen wurde. Endlich ist dieser Sandauftrag, um ihn mit dem Erdharze inniger zu verbinden, mit hölzernen Schlägeln so lange festgeschlagen worden, bis die Oberfläche ganz eben war.

erhielt seine erste Bildung in dem Stuttgarter Gymnasium und trat von da, weil er ursprünglich zur Theologie bestimmt war, in die niederen theologischen Seminarien über. Allein seine Vorliebe für die Naturwissenschaften bestimmte ihn, die Medicin der Theologie vorzuziehen, und statt in das höhere theologische Seminar zu Tübingen einzutreten, wurden ihm 1785 die Pforten der hohen Carlsschule geöffnet. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wählte er im Jahr 1792 nach dem Tode des Dr. Krippendorf zu Göppingen diese Stadt als praktischer Arzt und verheirathete sich 1791 mit Krippendorf's Wittwe, Louise, geb. Hagmaier aus Waiblingen. Im Jahr 1806 wurde ihm die Stelle als „Landphysicus" und 1814 die eines „Landvogtei-Arztes" daselbst übertragen, welche jedoch mit der damaligen neuen Medicinal-Organisation nur von kurzem Bestand war und im Jahr 1818 in die eines „Oberamts-Arztes" verwandelt wurde, die er bis wenige Jahre vor seinem Tode bekleidete.

Im Mai 1842 feierte er sein 50jähriges Jubiläum als praktischer Arzt, und unter den bei diesem Anlass ihm zu Theil gewordenen vielfachen Ehrenbezeugungen ist die gnädigste Ernennung zum Ritter des Kronordens, die Erneuerung seines Doctor-Diploms von Seiten der Universität Tübingen, das ihm im Jahr 1794 von der Carls-Akademie in Folge seiner selbst verfassten und am 11. Febr. d. J. vertheidigten Inauguraldissertation „*exhibens quaedam de hydrocephalo*" ertheilt worden war, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göppingen, ein silberner Ehrenpokal der Amtsversammlung und ein solcher von der israelitischen Gemeinde Jebenhausen, hervorzuheben. Nicht zu vergessen ist, dass der Jubilar nach dem Danke gegen Seine Majestät den König für die ihm gewordene Auszeichnung ebenso seinen Dank gegen dessen Vater, König Friederich, der ihn in Göppingen anstellte, und gegen den unvergesslichen Stifter der hohen Carlsschule, Herzog Carl Eugen, dem er seine Berufsbildung verdankte, in gefühlvollen und beredten Worten und seinen Dank für das erneuerte Doctor-Diplom in fliessendem Latein aussprach.

Nach 54 Jahren ärztlicher Praxis und 40 Jahren des Berufes als öffentlicher Sanitätsbeamter wurde ihm im Jahr 1846 im 78sten Lebensjahr die erbetene Versetzung in den wohlverdienten

Ruhestand gewährt, was ihn jedoch nicht hinderte, nach wie vor der ärztlichen Praxis in seiner ihm vertrauensvoll zugethanen Umgebung und seinen Forschungen im Gebiete des für ihn zur Liebhaberei gewordenen Zweigs der vaterländischen Naturkunde sich zu widmen.

H. war seit 1818 correspondirendes Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg, seit 1834 Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Wissenschaften und der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt, so wie von 1847 an Mitglied unserer Gesellschaft für vaterländische Naturkunde, dessgleichen Mitglied des württembergischen Alterthums-Vereins und des ärztlichen Vereins in Württemberg.

Aus seiner im Jahr 1840 durch den Tod der Gattin getrennten glücklichen Ehe gingen vier Töchter und drei Söhne hervor, von welchen ihn eine Tochter, Gattin des hochgeachteten Malers Stirnbrand, und ein Sohn, der oben erwähnte Oberamts-Arzt Dr. Friedr. Hartmann zu Sulz, so wie zwei Tochtermänner und acht Enkel überlebten; die ihm zugebrachte und mit kindlicher Liebe zugethane Stieftochter erwarb sich das Verdienst um ihn, die treue Pflegerin seines Alters zu werden.

Hartmann war eine stattliche, kräftige, freundliche Gestalt mit heiterer, offener Physiognomie, aus der die Biederkeit seines Charakters und die heitere, joviale Laune hervorleuchtete, welche ihn auch durch trübe Lebens-Erfahrungen, von denen kein Sterblicher verschont bleibt, stets ungeschwächt begleiteten.

Die Kränklichkeit seiner Jünglingsjahre, ein bedenkliches Brustleiden mit Blutstürzen, besiegte er durch eine Jahre lang fortgesetzte strenge Diät, und, mit Ausnahme des Spital-Typhus in seinen kräftigsten Mannesjahren, war er nie mehr krank. Er verdankte diess unstreitig einer bei allen Zöglingen der Carls-Akademie bemerkbaren Regelmässigkeit des Verhaltens auch in Beziehung auf den Körper und der in dieser unübertroffenen Anstalt angeordneten militärischen Abhärtung; er schlief nie in Federbetten und stets bei offenen Fenstern; der früheste Morgen fand ihn am Arbeitstisch, um den Tag seiner Praxis widmen zu können, er selbst schrieb die bis in sein hohes Alter ungeschmälerte seltene Fülle seines nach der alten militärischen Weise

kurz geschnittenen Haares der täglichen Waschung mit kaltem Wasser zu, wie es die Jahreszeit gab, und wenn es im Winter sogar mit Eis vermengt war, und die Strapazen seines Berufes, dem es zu Statten kam, dass er ein vortrefflicher und leidenschaftlicher Reiter war, trugen zur Kräftigung seines Körpers wesentlich bei. Die Beschwerden des höheren Alters blieben bis wenige Jahre vor seinem Tode von ihm fern, oder ertrug er sie mit dem heiteren Gleichmuth, den man bei ihm aus der schöneren Zeit des Lebens gewohnt war; selbst die in den letzten Jahren zunehmende Gehörsschwäche diente ihm zu Zeiten als Gegenstand des Scherzes. Er starb nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen, auf welchem mehr die natürliche Aufzehrung der Lebenskraft, als der Anfall einer eigentlichen Krankheit seinen Tod herbeiführte, am 11. Nov. 1851 im 84sten Lebensjahr. Er gehörte nach Leib und Seele zu dem kräftigen, durch kein „Zeitbewusstsein" abgeschwächten altwürttembergischen Schwabengeschlecht, dessen Ehre in der Treue gegen das Vaterland und dessen angestammten Regenten wurzelte; möge dieses mit den mehr und mehr zerfallenden ehrwürdigen Trümmern der hohen Carlsschule nicht gänzlich aussterben.

2) Professor Dr. W. v. Rapp hält folgenden Vortrag über **einige Fische des Bodensees.**

Ueber die Naturgeschichte der Fische Deutschlands und der Schweiz fehlt es nicht an Schriften, die zum Theil sehr schätzbar sind, wie die Schriften von **Bloch, Meidinger, Hartmann, Nenning, Jurine, Agassiz** und Andern.

Es sind in den genannten Ländern unter den Süsswasser-Fischen zwei Familien, die Cyprinoiden und Salmoniden, besonders zahlreich vertreten, aber die Unterscheidung der zahlreichen Arten derselben ist nicht immer eine leichte Sache, manche Arten haben unter einander sehr grosse Aehnlichkeit, und bei manchen wechselt das Ansehen nach dem Alter, und sie werden in den verschiedenen Altersstufen mit verschiedenen Namen bezeichnet.

In Württemberg finden sich im Ganzen 43 Arten von Fischen. Sie sind geographisch in zwei Hauptgruppen vertheilt, nach den

beiden grossen Flussgebieten der Donau und des Rheins. Einige Fische hat die Donau gemeinschaftlich mit den Flüssen, welche in das Gebiet des Rheins gehören; z. B. den Hecht, die Barbe, den Barsch, dann *Cobitis barbatula*. Andere Fische gehören der Donau an und fehlen in dem andern Flussgebiete, so der Rothfisch *(Salmo hucho)*, einige Percoiden, wie *Aspro vulgaris*, zwei Arten von *Acerina* und *Lucioperca sandra* (der Schiel). Dagegen fehlt bei uns der Aal ganz in der Donau.

Dem andern Flussgebiet kommt z. B. die Lamprete *(Petromyzon marinus)* und der Maifisch *(Alosa)*, Zugfische, welche aus der Nordsee kommen, ausschliesslich zu; ferner im Bodensee *Coregonus lavaretus* Cuv. (Felchen), *Fario argenteus* Val., *(Salmo lacustris)* oder der Silberlachs. Die Forelle *(Salar Ausonii* Val.—) kommt im Bodensee nicht vor; auch nicht der Lachs *(Salmo salmo* Val.—) obgleich ihn Valenciennes dort angiebt und sich dabei auf Nenning beruft, der zwar in seiner kleinen Schrift über die Fische des Bodensees den Lachs aufführt, aber mit der Bemerkung, er finde sich nicht im Bodensee.

Der Bodensee ist bekannt wegen seines Reichthums an Fischen, sowohl in Beziehung auf Arten, als auf Individuen. Man findet im Bodensee 23 verschiedene Arten von Fischen; sie gehören der grossen Mehrzahl nach zu den Weichflossern, und mit Ausnahme von sieben Arten, gehören sie zu der Familie der Salmoniden und der Cyprinoiden. Knorpelfische kommen nicht vor.

Der grösste Fisch des Bodensees ist der Wels oder Weller *(Silurus glanis)*, die einzige Art dieser zahlreichen Familie, welche in Europa vorkommt. In der neuesten Zeit erhielt die Sammlung unseres Vereins einen Wels von 89 Pfund, über sechs Fuss lang, aus dem Bodensee. Dieser Fisch erreicht übrigens ein Gewicht von mehr als hundert Pfund. Er ist nicht ein gewöhnlicher Bewohner des Bodensees; er findet sich häufig im Federsee und in einigen Weihern in Oberschwaben; in den Bodensee gelangt der Wels nur zufällig durch Ueberschwemmungen.

Vielleicht der in der grössten Menge vorkommende Fisch des Bodensees ist *Leuciscus alburnus* (Laugele), den man am Ufer haufenweise schwimmen sieht; es ist ein kleiner, verachteter Fisch,

er dient hauptsächlich dazu, um ihn zum Fang grösserer Fische an den Angel zu befestigen. Unter den grösseren Cyprinoiden nenne ich den Karpfen und eine Spielart davon den Spiegelkarpfen und den Blei oder Brachsen *(Abramis brama)*, der aber viel weniger geschätzt ist, als der Karpfen; er erreicht im Bodensee ein Gewicht von fünf Pfund. Bei andern allgemein bekannten Cyprinoiden des Bodensees halte ich mich nicht auf, wie bei der Barbe, der Schleie, dem Rothauge *(Scardinius erythrophthalmus* Bonap.), dem Rothflosser, dem Schuppfisch *(Leuciscus dobula)* und *Chondrostoma nasus*.

Zu den geschätzteren Fischen des Bodensees gehört die Aesche *(Coregonus thymallus, Thymallus vexillifer)*; sie findet sich zwar in Menge, kommt aber nicht in allen Gegenden des Bodensees vor; im Obersee wird sie nicht angetroffen. Valenciennes in einem der neuesten Bände seines grossen Werks über die Naturgeschichte der Fische unterscheidet drei Arten von Aeschen, die in Deutschland und in Frankreich vorkommen; die Art, welche im Bodensee, auch in einigen kleinen Flüssen des Schwarzwaldes sich aufhält, gehört zu *Thymallus gymno thorax* Val., und ist daran zu erkennen, dass an der untern Seite zwischen den Brustflossen und von hier aus auf jeder Seite an einem breiten Streifen, der fast bis zu der Mitte des Bauchs reicht, die Schuppen fehlen.

Kein Fisch wird in grösserer Menge im Bodensee gefangen, als der Gangfisch. Sein Fang ist bei Constanz von Bedeutung. So bekannt auch dieser beliebte Fisch den zahlreichen Consumenten ist, so wurde er doch bisher von den Ichthyologen häufig verwechselt. Er wird als *Salmo maraenula (Coregonus maraenula)* in den Schriften, welche die Fische des Bodensees besprechen, aufgeführt. *Salmo maraenula* wurde von Bloch in seiner Naturgeschichte der Fische Deutschlands in das System der Fische aufgenommen, nachdem schon ältere Schriftsteller über die Fische von Norddeutschland von der kleinen Maraene gesprochen hatten.

Aber *Salmo maraenula (Coregonus maraenula)* ist ein von dem Gangfisch des Bodensees ganz verschiedener Fisch. Die Zahl der Flossenstrahlen ist eine andere, besonders aber weicht der Gangfisch ab durch die Gestalt des Kopfs. Dieser erscheint vornen fast senkrecht abgeschnitten, und der Unterkiefer tritt unter dem

Oberkiefer zurück. Bei *Salmo maraenula* ist der Unterkiefer länger, als der Oberkiefer. Es kommt im Bodensee kein Fisch aus der Familie der Salmoniden vor, bei welchem dieses der Fall wäre. *Salmo maraenula* findet sich in einigen Seen in Schlesien, Pommern, Mecklenburg, auch in Norwegen, kommt aber in unsern Gegenden nicht vor. Uebrigens kann *Coregonus maraenula* ganz aus dem ichthyologischen System gestrichen werden, denn dieser Fisch ist einerlei mit *Salmo albula* Linné, oder *Coregonus albula* Val.

Bei einer von Valenciennes im einundzwanzigsten Bande seiner Naturgeschichte der Fische aufgestellten Art, *Coregonus Nilssoni*, wird angeführt, dieser Fisch finde sich in Schweden und Norwegen; er heisse in Schweden zuerst Gangfisch, wenn er sieben Zoll lang sei, Renken, und wenn er neun bis zehn Zoll lang sei, Blaufelchen; aber diese Namen sind nicht schwedisch, sondern es sind die Benennungen, welche *Coregonus lavaretus* in seinen verschiedenen Altersstufen am Bodensee führt; übrigens kommt *Coregonus lavaretus* auch in Schweden vor nach Nilsson*). Die von Valenciennes als *Coregonus Nilssoni* aufgestellte Art würde ich für *Coregonus lavaretus* ansehen, wenn nicht bei Ersterem der Unterkiefer etwas über den Oberkiefer hervorragte nach der Zeichnung, in der Beschreibung ist dieser Umstand nicht angeführt von Valenciennes. Er giebt an, Bloch habe in seiner Sammlung diesen Fisch als *Salmo Wartmanni* bezeichnet, was einerlei ist mit *Coregonus lavaretus*.

Mit einigen der zahlreichen in den Schweizer Seen vorkommenden Salmoniden hat der Gangfisch grosse Aehnlichkeit, besonders mit *Coregonus palea* Cuv., aus dem Neuchateller See, aber die Zahl der Flossenstrahlen weicht ab, und der Unterkiefer ist kürzer als bei dem Gangfisch. *Coregonus hiemalis* Jurine, aus dem Genfer See, hat auch viel Aehnlichkeit mit dem Gangfisch, hat aber einen dickern Kopf, grössere Flossen, die Schwanzflosse ist viel weniger tief eingeschnitten.

Man erkennt den Gangfisch leicht an folgenden Merkmalen: Der Oberkiefer ist vornen senkrecht abgeschnitten, der Unterkiefer

*) Nilsson, Prodromus ichthyologiae scandinavicae. Lundae.

tritt unter den Oberkiefer zurück. Es finden sich keine Zähne. Neun Kiemenstrahlen. Die Rückenflosse hat dreizehn Strahlen, die Brustflosse sechszehn, die Bauchflosse zwölf, die Afterflosse vierzehn, die Schwanzflosse vierundvierzig.

Die Fettflosse ist klein. Die Schuppen sind für einen Fisch aus dieser Familie ziemlich gross. Die Seitenlinie vornen etwas abwärtsgebogen.

Die grösste Höhe des Fisches ist fünfmal in der Länge enthalten. Die Schwanzflosse ist sehr tief eingeschnitten, zugespitzt. Die Rückenflosse hoch, aber hinten schnell an Höhe abnehmend. Der Rücken ist grünlich-blau, die Seiten silberfarb, Flossen blass. Länge acht Zoll.

Der Gangfisch, bisher fälschlich als *Coregonus maraenula* bestimmt, ist von *Coregonus lavaretus* Cuv. et Val., dem Felchen, nicht verschieden. Er heisst Gangfisch, wenn er eine Länge von acht Zoll hat; später Blaufelchen. Ascanius*) und Bloch haben unter dem Namen *Salmo lavaretus* andere Fische beschrieben und abgebildet, Ascanius den *Coregonus sicus* und Bloch den *Coregonus oxyrhynchus*. Da Bloch den wahren *Coregonus lavaretus* nicht kannte, so hielt er den Blaufelchen, der vom wahren *Coregonus lavaretus* nicht verschieden ist, für eine neue Art, welcher er die Benennung *Salmo Wartmanni* **) beilegte.

Nach dieser Ausführung ist also *Coregonus maraenula* aus dem Verzeichniss der Fische des Bodensees, überhaupt der Fische Württembergs auszustreichen, ebenso *Coregonus Wartmanni*, welche Art einerlei ist mit *Coregonus lavaretus*.

Der grösste Fisch des Bodensees aus der Familie der Salmoniden ist *Fario argenteus* Val. *(Salmo lacustris)*, der Silberlachs. Valenciennes bezweifelt es, ob der Bodenseefisch, den

---

*) Ascanius, *Icones rerum naturalium*. Tab. 30.

**) Wartmann, Arzt in St. Gallen, machte in den Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde 1777 einen Aufsatz bekannt: Beschreibung und Naturgeschichte des Blaufelchen. Schon Wartmann erkannte richtig, dass der Gangfisch ein junger Blaufelchen sei. Erst später entstand die Verwirrung in der Naturgeschichte dieses Fisches.

man seit Bloch als *Salmo lacustris* bezeichnet, dieser Art angehöre; er vermuthet, es könne *Salar Schiefermülleri* sein, oder eine neue Art; aber die Zähne stehen im *Vomer* der Länge nach in Einer Linie, die Spitze ist abwechslungsweise rechts und links gerichtet. Dieser Bodenseefisch weicht also ab von *Salar Schiefermülleri*, einem Donaufisch, bei welchem die Zähne im *Vomer* in doppelter Reihe der Länge nach gestellt sind, und eine neue Art anzunehmen, ist kein Grund vorhanden; unser Bodenseefisch stimmt ganz überein mit der Darstellung, die Valenciennes gegeben hat von *Fario argenteus* *).

3) Vortrag von Professor Dr. Luschka in Tübingen über die Cerebrospinalflüssigkeit.

Da Prof. Luschka seinen freigehaltenen Vortrag nicht für die Jahreshefte bestimmt hatte, so geben wir hiemit eine Uebersicht desselben.

Nach einer kurzen historischen Einleitung geht Prof. Luschka zu der Darstellung der verschiedenen Ansichten bezüglich des Organs der Bildung der Cerebrospinalflüssigkeit über. Erstens wird dafür die Auskleidung der Hirnhöhlen angesprochen. Nach dem Vorgange von Bichat nehmen Manche an, dass die Arachnoidea, sich in die Hirnräume fortsetzend, eine selbstständige Auskleidung derselben bilde. Auf dem Wege einfacher Transsudation, wie diess für andere seröse Häute angenommen wird, soll der *Liquor cerebrosp.* als gewöhnliches *Serum* ausgeschieden werden. Gegen eine solche die anatomische Grundlage betreffende Angabe habe er sich schon anderwärts ausgesprochen und dargethan, dass die Arachnoidea nicht entfernt sich in die Hirnhöhlen erstrecke, und dass auch kaum eine selbstständige, eine Membran darstellende Grundlage bestehe, sondern die Flimmerplättchen fast unmittelbar auf dem Gehirnmarke ruhen, und dass nur bei pathologischen Veränderungen, wie sie z. B. im chronischen Hydrocephalus gegeben sind, durch Neubildung eine gefässreiche Zellgewebsmembran entstehe.

Die Anatomie kann demnach entschieden die Ansicht, es

*) Cuvier et Valenciennes, *hist. nat. des poissons. Tome* 21.

werde der *Liquor* durch die Vermittelung einer auskleidenden serösen Membran gebildet, zurückweisen.

Zweitens, man nimmt die gesammte Gefässhaut, die *Pia mater*, als die Bildungsstätte an und hegt die Meinung, dass jene Flüssigkeit durch die Wandungen der Gefässe der Membran ganz unmittelbar an den Ort ihres Vorkommens abgesetzt werde.

Eine auch nur ein wenig tiefer greifende Betrachtung schon der gröbern, dem blossen Auge zugänglichen Verhältnisse muss eine solche Vorstellung zurükweisen, und eine andere Art der Bildung der Cerebrospinalflüssigkeit schon erschliessen.

Im Innern des Gehirnes, in den Gehirnhöhlen, liegen eigenthümlich angeordnete, durch grossen Gefässreichthum auffallende Gebilde — die Adergeflechte.

Wie es beim Menschen vier eigenthümliche Räume des Gehirnes giebt, so sind es auch vier Adergeflechte. Eines dieser Geflechte liegt über dem dritten Ventrikel vom Körper des Gewölbes gedeckt; nach rückwärts umhüllt es die Zirbeldrüse; nach vornen sendet es Verbindungen durch das *Foramen Monroi* an die beiden seitlichen Geflechte, welche sich besonders in die untern Hörner der seitlichen Höhlen erstrecken, und noch einen lateralen Zusammenhang mit jenem Geflechte der dritten Höhle darbieten. Bis an die Grenze des verlängerten Markes und Rückenmarkes erstreckt sich das Geflecht der vierten Hirnhöhle. Es ragt mit einem Fortsatze auf jeder Seite nach Aussen in den Subarachnoidealraum zu den Seiten des verlängerten Markes, und vermag so das von ihm Gebildete nach Aussen in den gemeinsamen Subarachnoidealraum zu senden. Wie alle Ventrikel unter sich und mit dem Subarachnoidealraum des Gehirnes und Rückenmarkes in offener Verbindung stehen, so stehet auch überall der *Cerebrospinal-Liquor* in ununterbrochenem Zusammenhange.

Wenn man bedenkt, wie ganz ausserordentlich die Menge der Gefässe jener Geflechte und wie verhältnissmässig gering im normalen Zustande die Quantität der Flüssigkeit ist, so dass die Höhlen nicht entfernt gefüllt sind, wie will man mit der Annahme der Bildung der Cerebrospinalflüssigkeit durch einfache Transsudation erklären, dass nur und immer nur im gesunden Zustande ein bestimmtes

Quantum transsudire, und nicht vielmehr so viel, dass jene Räume stets erfüllt sind; wie lässt sich die vom Blutplasma sehr verschiedene Zusammensetzung jenes Fluidums erklären, wenn man kein anderes Medium seiner Bildung annimmt, als die im ganzen Organismus für die Gefässe gleichen Calibers gleiche Zusammensetzung ihrer Wandungen? Oder wird es gegenwärtig noch Jemanden beikommen, die Bestandtheile des Cerebrospinal-Liquors im Blute schon als solche vorgebildet zu betrachten, und wie es einst für alle Secretionsproducte angenommen wurde, durch die Gefässwände durchfiltriren zu lassen? Gewiss Niemanden!

Es erscheint wie ein Postulat eine andere auf irgend eine Weise vermittelte Art seiner Bildung anzunehmen. Und doch, bisher hat die Wissenschaft auch nicht auf theoretische Weise dieser Anforderung zu genügen gesucht.

Lassen sie uns die feinere Texturverhältnisse jener sog. Hirnadernetze betrachten, für deren Bedeutung als Organe der Ausscheidung des *Liquor cerebrospinalis* sich schon die gröbere Untersuchung entscheidet; vielleicht dass wir in kleinsten, dem blossen Auge verborgenen Formen die wesentlichen Substrate für seine Bildung erkennen.

Das bewaffnete Auge sieht an der Oberfläche der mannigfaltig gekräuselten Gefässgeflechte zahllose papillenartige oder fransenähnliche Erhabenheiten von kaum $\frac{1}{10}'''$ Höhe. Diese sind die Träger der feinsten Blutgefässe, welche durch die Vielgestaltigkeit ihrer Anordnung mit Bewunderung erfüllen. Es ist der Typus der Schlingenbildung, welcher in allen nur denkbaren Combinationen zu höchst pittoresken Formen führt. Wie die gröberen, durch einen sehr geschlängelten Verlauf ausgezeichneten und zu einem Netze verbundenen Gefässe von einem groben, aus Bindegewebe bestehenden Gerüste getragen werden, so finden wir dieses auch als die Grundlage für die letzte Gefässverbreitung.

An der Oberfläche der Gefässgeflechte gewahrt man ein in mehreren Lagen übereinandergeschichtetes Epitelium, welches insbesondere an jenen fransenartigen Verlängerungen so massenhaft ist, dass es weit über die Bindegewebs-Grundlage hinausragt. Es zeigt eine Mächtigkeit, wie diess im Verhältniss an keinem andern Körpertheile gesehen wird. Die kolossale Epitelial-

Die Sprachlehr-Methoden

Hamilton's und Jacotot's.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß die Wichtigkeit der Jugendbildung immer allgemeiner anerkannt wird, und daß selbst unter gebildeten Laien über die an die Schule zu machenden Forderungen eine selbstständige öffentliche Meinung sich bildet, und die nur zu gern am Alten hängenden Schulmänner zu Concessionen führt, welche für das geistige und das leibliche Gedeihen der heranwachsenden Geschlechter nur wohlthätig werden können. So hoch auch der Werth der klassischen Bildung anzuschlagen ist, und so unverdient auch die neuern Angriffe gegen sie größtentheils sind, so ist sie doch nicht mehr zureichend, da man neben klassischer Gelehrsamkeit auch jene allgemeinere Bildung fordert, welche nur durch eine harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte gewonnen werden kann. Wenn nun die Schule, um diese harmonische Entwickelung der Geisteskräfte zu erzielen, außer den Sprachstudien (welche jedoch in der Realschule wie in der philologischen die Hälfte der Schulstunden einnehmen sollten) andere sehr wichtige Lehrfächer, vor allen aber Naturwissenschaften und Mathematik in den Kreis des Unterrichts aufzunehmen hat, so ist unerläßliche Bedingung des Sprachunterrichts, daß er den andern Lehrfächern, welche in ihrem Kreise gleich gute Bildungsmittel sind, den nöthigen Spielraum nicht versperre. Soll er selbst aber, der bei all diesen Zugeständnissen das erste Bildungsmittel der Schule bleibt (da die Sprache der unmittelbare Ausdruck des

bildung fällt hier besonders gegen die nur einfache Lage der Ventrikelwandungen auf, und muss billig zur Frage nach ihrer Bedeutung auffordern.

Man ist gewöhnt, in den Epitelialgebilden Schutzmittel zu sehen, an welche in einzelnen Organen durch Flimmerhaare noch das Geschäft des Bewegens geknüpft ist.

An Gebilden, welche in der Tiefe des Gehirns begraben liegen, welche keinerlei Insulten ausgesetzt sind, ja, welche noch eines besondern Schutzes durch eine flüssige Atmosphäre geniessen, müsste man ohne eine weitere Einsicht eine so mächtige schützende Hülle ganz unerklärlich finden.

Gehen wir aber in eine feinere Analyse des scheinbar gleichartig zusammengesetzten Ueberzuges ein, so werden wir nicht allein die Bedeutung dieser Einrichtung verstehen, sondern auch ganz neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung vieler anderen Vorgänge im Organismus gewinnen.

Das Epitelium, bei dem so eben getödteten Thier betrachtet, besteht in seinen tiefsten Schichten aus einer höchst feinkörnigen Molecularmasse mit zahlreich eingestreuten rundlichen, fein granulirten Kernen. Die höheren Schichten bestehen vorwiegend aus polygonalen, dicht an einander gefügten Plättchen, welche alle einen Kern besitzen und bald mehr, bald weniger granulirt sind.

Die oberste Schichte enthält verschieden aussehende Bestandtheile, welche sich dem aufmerksamen Beobachter aber nur als die Successionen der Umänderung einer und derselben Grundform, der fein granulirten Epitelialplättchen ergeben.

Es finden sich neben den Plättchen in allen möglichen Uebergangsstufen 1) sphärische granulirte Körper mit einem Kern; 2) sphärische, nur noch einen Nucleus enthaltende, aber sonst homogene, ganz helle, äusserst zart contourirte Körper; 3) gar kein körperliches Element mehr enthaltende, meist um Vieles grösser gewordene, glasartig durchsichtige Bläschen mit ungemein feiner, structurloser Wandung.

Solche durchscheinenden, wasserhellen Zellen sieht man an den verschiedensten Stellen der Peripherie, und findet sie insbesondere weit über den Rand des Objectes hinwegragen und

kaum noch aufsitzend. Sie besitzen häufig eine so ausserordentliche Pellucidität und eine Feinheit der Contour, dass sie dem Blicke des Nichteingeweihten sicher entgehen, und nur bei sehr zweckmässiger Beleuchtung vollständig zu erkennen sind.

Von dem grössten Interesse ist das schliessliche Verhalten dieser glashellen Körper. Unter dem Mikroskope bemerkt man es nicht selten, wie eine solche Blase platzt oder zerschmilzt, und entweder gar keinen festen Rückstand oder nur ein feinstes membranöses Gerinnsel zurücklässt.

Das baldige Schmelzen oder Zerplatzen dieser Zellen gleich nach ihrer völligen Ausbildung ist die Ursache, warum man sie längere Zeit nach dem Tode nicht mehr findet, und warum sie sich so lange der Beobachtung entzogen.

Wenn es bei Betrachtung der dicken Epitelialschicht schon ohne Weiteres wahrscheinlich wird, dass das Plasma des Blutes die vielen tausend Plättchen nicht durchsetzen wird, ohne eine Veränderung zu erfahren, so wird jetzt nach der gewonnenen Kenntniss jener eigenthümlichen Metamorphosen Niemand auch nur den leisesten Zweifel hegen, dass damit ein chemischer Umsatz der Blutbestandtheile Hand in Hand geht. Es wird zu einer Thatsache, dass der Bildungsvorgang der Cerebrospinal-Flüssigkeit in einer chemischen und formellen Umwandlung des Epiteliums der Adergeflechte besteht, dass sie mit einem Worte das Ergebniss einer Epitelial-Metamorphose ist.

Wir finden, dass die Bildung jener Flüssigkeit an ein im Leben unaufhörliches Werden und Entwerden mikroskopisch kleiner Formen geknüpft ist; dass die Epitelialplättchen das ihnen aus dem Blute zugeführte Plasma in eigenthümlicher Weise umwandeln, und mit der Vollendung dieser Umwandlung in der Bildung des Liquors untergehen.

Die hier bezeichnete Art der Secretion der Cerebrospinal-Flüssigkeit durch die Metamorphose von Zellen hat ihre interessanten Analogieen im Organismus. Es ist die Galle und der Harn, deren Entstehung auf einer unaufhörlichen Bildung und Entbildung von Zellen beruht. Von einer noch frappantern Aehnlichkeit ist die Entstehungsweise des Hauttalges durch die Metamorphose

der ältesten Epidermisplättchen des Follikels, von dem Fettkörnchen haltigen Plättchen bis zur völligen Fettzelle, und dem durch ihr Platzen entstandenen freien Fette.

Die Beziehung der Epitelial-Metamorphose zu den Vorgängen der Secretion hat, wie er es jetzt schon vielfach erkannte, eine kaum geahnte Ausdehnung im Organismus.

4) Vortrag von Professor Dr. Sigwart über „Entdeckung und Vorkommen des Jods in der organischen und unorganischen Natur, insbesondere auch in Württemberg."

Das Jod wurde von einem Salpetersieder Namens Courtois in Paris zufällig entdeckt. Die erste öffentliche Anzeige davon erschien im Moniteur N°. 336. 2. Dec. 1813. (s. Schweigger, Journal der Chemie und Physik. 1813.) In diesem Blatt wird erzählt (so heisst es in Schweigger's Journal), dass Desormes und Clement der physikalischen und mathematischen Classe am 29. Nov. 1813 einen eigenthümlichen Stoff vorlegten, welcher in der Asche des bei der Natrumgewinnung angewandten Seetangs *(dans les cendres de Varec)* von Herrn Courtois, einem Salpetersieder in Paris, entdeckt wurde. Der neue Körper wurde von Herrn Gay Lussac in Untersuchung genommen auf Einladung seines Freundes Clement.

In der Allgemeinen Zeitung vom 22. Januar 1814 (m. s. Gilb. Annal. 46. Bd. 1814) heisst es ferner: Ein Salpeterfabrikant Courtois in Paris hatte Asche von Seetang ausgelaugt, und nachdem aus der Lauge die Soda krystallisirt war, Schwefelsäure in die zurückbleibende Mutterlauge gegossen, er sah nun zu seiner Verwunderung glänzende schwärzliche Blättchen anschiessen, die beim Trocknen in ein Pulver von Metallglanz zerfielen, welches in der Siedhitze des Wassers in violetten Dämpfen aufstieg. Man hat diesem neuen Körper, über den die Herren Davy, Gay Lussac und Clement sogleich Untersuchungen anstellten, nach dieser Eigenschaft den Namen Jod gegeben.

Das Jod wurde von Gay Lussac, so wie von Davy als ein dem Chlor ähnlicher und elementärer Körper erkannt. Gay Lussac machte ferner auch auf seine Aehn-

lichkeit mit dem Schwefel aufmerksam, so wie Schweigger und Meinecke auf seine Verwandtschaft mit dem Tellur. Mit dem Jod wurde ein für das System der Elemente wichtiges Uebergangsglied entdeckt von der Reihe der sogenannten Salzbilder, Chlor u. s. w., welcher es selbst angehört, zu einer andern Reihe von elementären Stoffen, welcher der Schwefel und der Tellur angehören, welche beide Reihen später, die erstere durch die Entdeckung des Broms, die letztere durch die des Selens vervollständigt wurden.

Mit dem Jod wurde auch ein wichtiges Arzneimittel entdeckt. Nachdem Orfila im Jahr 1815 die giftige Wirkung des Jods gezeigt hatte, fand Dr. Coindet in Genf im Jahr 1819, geleitet dadurch, dass in einem Werk von Cadet de Gassicourt von Russel die Asche des *Fucus vesiculosus* gegen den Kropf empfohlen wird, in dem Jod ein kräftiges Mittel gegen den Kropf und bald auch gegen Scropheln und verschiedene Krankheiten des Lymphsystems. (Und wer kennt nicht den Ruf des Leberthrans, eines jodhaltigen Fetts aus der Leber verschiedener Seefische?)

Mittelst des Jods machte Daguerre seine berühmte Entdeckung des nach ihm so genannten Daguerreotyp, welche, nachdem sie von der französischen Regierung durch Bewilligung einer bedeutenden lebenslänglichen Pension angekauft worden, in der französischen Akademie am 19. August 1839 durch Arago bekannt gemacht wurde, und ohne das Jod wäre die Photographie ohne Zweifel noch sehr unvollkommen im Vergleich mit ihrem gegenwärtigen Zustande.

Endlich ist die von Stromeyer im Jahr 1814 entdeckte (und von Gaultier de Claubry in Paris um dieselbe Zeit bekannt gemachte) Eigenschaft des Jods, mit dem Amylum eine blaue Farbe hervorzubringen, für gewisse physiologische Untersuchungen von bedeutendem Werth.

Der jährliche Verbrauch dieses kostbaren Stoffs ist auch wirklich zum Erstaunen gross. Die jährliche Production der französischen Jodfabriken ist nach Payen's Angabe 3450 Kilogramme, d. i. 6900 Pfund, und doch ist nach Dorvault diese Production für die Bedürfnisse des französischen Handels

nicht mehr genügend, sondern muss noch ausländisches Jod in Frankreich eingeführt werden. Nehmen wir nun an, dass in Schottland ebensoviel producirt wird, so steigt der jährliche Verbrauch auf 13 — 14.000 Pfund.

Vorkommen des Jods in Pflanzen und Thieren.

Kurz nach der Entdeckung des Jods in der Tangsoda wurde dasselbe auch in der Asche der einzelnen Pflanzen, welche dieselbe liefern, nachgewiesen, insbesondere von Davy und von Gaultier de Claubry im Jahr 1814 in der Asche von verschiedenen Fucus-Arten und Ulva-Arten (*Fuc. cartilagineus, membranac., rubens, filiformis, Ulva pavonia* und *Ulva linza* nach Davy, auch *Fuc. vesiculosus* und *saccharinus* nach Gaultier de Claubry), ferner später von Fyfe im Jahr 1819 noch in andern Fucus- und Ulva-Arten (*Fuc. nodos., serrat., palmat.* und *digitat., Ulva umbilicalis*) und in einer Art *Conferve* und von Balard im Jahr 1825 im Seegras (*Zostera marina*).

Die Fucus-Arten, welche eine grössere Menge Jod enthalten, geben diesen Jodgehalt schon dadurch zu erkennen, dass, wenn man sie an der Oberfläche mit Salpetersäure oder Chlorwasser befeuchtet, und hierauf ein Stück Kleisterpapier damit in Berührung bringt, dieses blau gefärbt wird. (Dorvault, Monographie des Jods.)

Nach den Beobachtungen vieler Jodfabrikanten geben diejenigen Fucus-Arten, welche in einer gewissen Tiefe im Meere wachsen, und wenn sie reif geworden, von den Wellen, Strömungen, Brandung u. s. w. losgerissen und an den Strand geschleudert werden, das meiste Jod. Diese Tangmassen bestehen grösstentheils aus *Fucus saccharinus, digitatus* und *loreus*. Die Tange, welche mit der Sichel geschnitten werden, hauptsächlich *Fuc. vesiculosus, serratus* und *nodosus*, sind weit ärmer an Jod.

Nach Gaultier de Claubry enthält unter diesen Fucus-Arten der *Fuc. saccharin.* am meisten Jod, auch der *Fuc. palmatus* (welcher an der Küste Asturiens und an den Küsten Irlands in ungeheurer Menge wächst), soll sehr reich an Jod sein. Dagegen soll nach Whitelaw's, Jodfabrikanten in Glasgow, vieljährigen Erfahrungen der *Fuc. digitatus* die grösste Quantität Jod enthalten. Setzt man den Jodgehalt von diesem = 100, so ist

der von *Fuc. bulbos.* = 65, der des *saccharin.* = 30, der des *serratus* = 20 und der des *nodosus* = 15.

Die Tangsoda, Varecasche der Franzosen, Kelp der Engländer, ist die schlechteste Soda, deren Gehalt an kohlensaurem Natron nur 2—5 Procent beträgt. Ihr Werth besteht in ihrem Gehalt an Kalisalzen, namentlich an Chlorkalium, wovon sie 50—20 Procent enthalten kann, und vorzüglich in ihrem Gehalt an Jod, welches als Jodkalium darin enthalten ist.

Nach Angabe der englischen Chemiker giebt Tangsoda von guter Qualität einen Ertrag von $\frac{1}{120}$ Jod, während Dorvault in der Varecasche viel weniger gefunden hat, und nach Payen der Jod durchschnittlich $\frac{1}{200}$ von der Masse des Rohstoffs beträgt.

An der Küste der Ostsee sollen die Tangarten sehr arm an Jod sein.

Die Salsola-Arten und andere Strandpflanzen, aus welchen man eine andere Art Soda bereitet, welche reicher an kohlensaurem Natron ist, und welche an der Meeresküste über den Fucus-Arten wachsen, aber vom Seewasser selbst nicht bespühlt werden, enthalten nur eine schwer nachweisbare Spur von Jod.

Eine lange Reihe von Jahren nach der Entdeckung des Jods kannte man keine andere jodhaltige Pflanzen, als jene cryptogamische Meerespflanzen; aber im Jahr 1820 entdeckte Straus zu Hofwyl Jod im Torf. Und im Jahr 1836 theilte Arago der französischen Akademie ein Schreiben des Capitains und Chemikers Yniestra mit, worin dieser ihn benachrichtigt, dass man in Mexico das Jod entdeckt habe in *la sabila* und *los romeritos*: *la sabila* sei eine Pflanze aus der Gattung Agave, welche in den Ebenen und auf den Bergrücken wachse. Die *romeritos* seien eine Art *barilla*, welche in den schwimmenden Gärten in der Umgebung der Hauptstadt wachse und von welcher Jedermann während der Fastenzeit esse.

In der neuesten Zeit, d. h. seit wenigen Jahren häuften sich immer mehr und mehr die Entdeckungen des Jods in den Süsswasserpflanzen und in Landpflanzen, auch fern vom Meere, sowohl in cryptogamischen, als in phanerogamischen Gewächsen. Meyrac fand Jod in den Oscillatorien aus den Ther-

men vom Dax, Departement des Landes, Henry in den Conferven verschiedener Mineralwasser, Bonjean im isländischen Moos (*Cetraria islandica*), von der Marck in der Jungermannia albicans (1847), Personne in der Jungermannia pinguis (1850).

Müller fand Jod in der Kresse (*Sisymbrium Nasturtium* L.) und Chatin fand jetzt Jod in der Asche aller Süsswasserpflanzen, aber keines in der von Landpflanzen. Auch Marchand und Bussy fanden Jod in Süsswasserpflanzen. Endlich fanden Lamy und Fehling Jod in der Pottasche, welche aus der Melasse der Runkelrübenzuckerfabrik zu Waghäusel in Baden bereitet wird; dagegen fand Lamy keine Spur von Jod in den Runkelrüben oder der Pottasche einer Zuckerfabrik von Valenciennc, was vom Wasser oder vom Boden, in dem die Rüben gewachsen, herrühren kann.

Im Thierreich ist das Jod gleichfalls verbreitet. Schon im Jahr 1819 fand es Fyfe im Meerschwamm (*Spongia offic.* L.), worin es Straus zu Hofwyl fast zu gleicher Zeit gefunden zu haben scheint.

Ferner fand man es in den Gorgonien und andern Zoophyten, in den Echiniten, Korallen, Seesternen. Chevallier fand es im Jahr 1822 in den Sepieneiern und Balard 1824 in verschiedenen Mollusken und Testaceen, z. B. Doris, Venus, Ostrea; ferner fand man es in Krebsen und Hummern (Crustaceen), ferner in dem in der Leber verschiedener Seefische enthaltenen Fett, im Leberthran von Gadus und Raja, worin es im Jahr 1835 von Hopfer de l'Orme entdeckt wurde.

Endlich fand es Chatin in der neuesten Zeit (1849) in Blutegeln, Fröschen, Wasserratten und andern Süsswasserthieren, in den Eiern der Vögel, welche reich an Jod seien, und in der Milch, mehr in der Eselsmilch, als in der Kuhmilch.

Auch soll ein in Italien vorkommendes Insekt, *Julus foetidissimus* (Savi) freies Jod enthalten in dem Saft, den es, sobald es gereizt wird, ausspritzt, und welches Amylum blau färbt.

Es wäre diess das einzige Beispiel vom Vorkommen des Jods im freien Zustand, denn sonst kommt es in der Natur immer in Verbindung mit andern Körpern vor, gewöhnlich in Verbindung mit Kalium (auch mit Natrium).

In dem Meerschwamm, so wie im Leberthran ist das Jod

quantitativ bestimmt, die Menge desselben aber sehr verschieden gefunden worden.

Preuss und Sommer erhielten aus 12 Unzen Schwamm 14—19 Gran Jod, d. i. auf 10,000 Theile 24,3—33,9. Vogel fand 22. Dagegen fand Crockewit in den Niederlanden in 10,000 Theilen Schwamm 108 Theile Jod.

Nach Dorvault soll der Jodgehalt des Schwammes verschieden sein, je nachdem er in einem Meere gewachsen ist. Was den Leberthran betrifft, so erhielten Girardin und Preisier aus 10,000 Theilen Leberthran von *Raja clavata* und *Raja batis* 1,47, und Marchand erhielt aus 1 Litre Leberthran von Bergen 0,165 Gramm Jodkalium, d. i. auf 10,000 Theile 1,35 Jod (nach dem specif. Gewicht = 0,928 berechnet).

Nach Dorvault soll in 1 Litre Leberthran von Raja-Arten bis 0,18 Gramm und in dem von *Gadus Morrhua* bis 0,15 Jodkalium enthalten sein, was so viel ist, als auf 10,000 Theile der ersteren 1,46 Thl. Jod und auf 10,000 Thl. der letzteren 1,23. Indessen bemerkt er zugleich, Joseph (?) habe erhalten auf 1 Litre 0,487 Gramm Jodkalium, was so viel ist, als auf 10,000 Thl. Leberthran 4,01 Thl. Jod (d. i. auf 16 Unzen 3,079 Gran).

De Jongh, welcher Leberthran aus Norwegen, von verschiedenen Gadus-Arten abstammend, in Mulder's Laboratorium untersuchte, fand in 10,000 Theilen

von braunem Leberthran	2,95 Thl. Jod,
in hellbraunem	4,06 „ „
in gelbem oder sogen. blanken . . .	3,74 „ „

Demnach enthielt 1 Pfund von 16 Unzen vom besten Leberthran 3,07 Gran Jod.

Vorkommen des Jods in der unorganischen Natur, im Wasser, in der Luft, in Mineralien, in Gebirgsarten und in fossilen Ueberresten von zerstörten organischen Körpern.

Nach der Entdeckung des Jods in der Tangsoda und in den Fucus-Arten und andern cryptogamischen Meerespflanzen versuchte man dasselbe auch im Meerwasser aufzufinden, indessen waren die diessfallsigen Bemühungen der englischen und französ-

sischen Chemiker, eines Tennant, Davy, Gaultier, Fyfe, ganz vergeblich, und erst im Jahr 1825 wurde es von Balard (dem Entdecker des Broms) mit Hülfe des Stärkmehls in den Mutterlaugen der Salinen vom mittelländischen Meere nachgewiesen, und ebenso von Pfaff im Ostseewasser, nachdem schon im Jahr 1822 Lorenz Angelini, Apotheker und Chemiker zu Voghera in Piemont, in einem salzigen und eisenhaltigen Wasser bei dem Dorf Sales in der Provinz Voghera, welches gegen Kropf gebräuchlich war, mit Hülfe desselben Mittels Jod entdeckt hatte.

Im Jahr 1825 wurde es auch von Meissner in der Mutterlauge der Soole zu Halle in Sachsen nachgewiesen; ferner von Dr. Cantu, Professor der Chemie zu Turin, im Schwefelwasser von Castel nuovo d'Asti, welches gegen den Kropf und andere Krankheiten des Drüsensystems vortreffliche Dienste leistet; ferner von Egidi in mehreren salinischen Mineralquellen in der Umgegend von Ascoli. Und von dieser Zeit an häufen sich immer mehr die Entdeckungen von Jod in den Mineralwassern, hauptsächlich in den kochsalzigen und in den Schwefelwassern, denn das Jod ist der natürliche Begleiter, wie einerseits des Chlors, so andererseits des Schwefels. Man hat es namentlich bis jetzt gefunden in einer grossen Anzahl von Salzsoolen und kochsalzigen Mineralwassern von Deutschland (z. B. in den Salzsoolen von Kreuznach und Schönebeck, in dem Kropfwasser von Hall in Ober-Oesterreich, in der Adelheidsquelle zu Heilbrunn bei Benedictbeuern etc. etc.), der Schweiz, Italien, Frankreich, England, Süd- und Nord-Amerika, Indien (ich zähle hier deren 43 auf).

In den Soolen oder Mutterlaugen von:

Kreuznach in den preuss. Rheinprovinzen	Mettenheimer u. Liebig.
Salzhausen in Hessen-Darmstadt . .	Liebig.
Schmalkalden in Hessen	Bernhardi.
Sulza in Sachsen-Weimar	Müller.
Salzungen in Sachsen	Wackenroder.
Artern in der preuss. Prov. Sachsen . .	derselbe.
Halle in der preuss. Prov. Sachsen .	Meissner.

Dürrenberg in der preuss. Prov. Sachsen	Stolze.
Kösen in der preuss. Prov. Sachsen . .	derselbe.
Schönebeck in der preuss. Prov. Sachsen	Hermann. Steinberg.
Rehme bei Minden	Aschoff.
Salzuffeln im Mindener Regier.-Bezirk (Lippe-Detmold)	Brandes.
Tatenhausen in Westphalen	derselbe.
Königsborn bei Unna in Westphalen . .	derselbe.
Werl in Westphalen	Danecke.
Colberg in Pommern	John.
Sülze in Mecklenburg	Krüger.
Bolechow und Drochobycz in Galizien .	Torosiewicz.
Bex in der Schweiz (Waadtland) . . .	Morin.
Voghera in Sardinien	Angelini.
Salliez in Frankr. (Dep. basses Alpes) .	Pomier.
Salines in Frankr. (Jura-Dep.) . . .	
Guaca in der Prov. Antiocquia in Süd-Amerika (Columbia)	Boussingault.
Konawah in Nord-Amerika	Emmet.

Ferner in folgenden stark kochsalzigen Mineralwassern (über 30 Gran Kochsalz in 1 Pfund):

Hall in Oberösterreich. sg. Kropfwasser	v. Holger. Fuchs.
Heilbrunn bei Benedictbeuern in Baiern (Adelheid-Quelle)	Fuchs. Vogel.
Dölau bei Halle in Sachsen	Marchand.
Salzschlirf bei Fulda	Leber.
Homburg in Hessen-Homburg . . .	Liebig.
Kissingen in Baiern	Kastner. Struve.
Meinberg bei Pyrmont (Kochsalz-Quelle)	Brandes.
Wiesbaden in Nassau	Fresenius.
Mondorff bei Luxemburg	Kerkhoff.
Quelle bei Sales in Piemont	Angelini.
Mehrere salinische Quellen bei Ascoli .	Egidi.
Mineralwasser von Cheltenham in England	Abel und Kowney.
Mineralwasser von Assinan im niederländischen Indien	Mulder.

Denkens ist), unter dieser nöthig gewordenen extensiven Beschränkung nicht leiden, so muß er das an Extensität Verlorene durch gesteigerte intensive Bildungskraft ersetzen. Er muß in viel kürzerer Zeit nicht nur eine gründliche Kenntniß der fraglichen Sprache und eine gehörige Fertigkeit im Gebrauche derselben gewähren, sondern auch theils schon durch praktische Stylübungen, theils und hauptsächlich durch die Art und Weise der Construirung der Grammatik möglichst verstandbildend wirken und zur förmlichen Denklehre werden. Diesen Forderungen genügen aber, so weit dem Verfasser dieser Zeilen bekannt ist, nur die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots, da sie nicht nur in weit kürzerer Zeit als die alte Schule eine selbst gründlichere Sprachkenntniß verschaffen, sondern auch naturgemäßer und formell bildender sind.

Um die Leser dieser Blätter zu einer genaueren Würdigung dieser Methoden aufzumuntern, schicken wir der Darlegung beider glaubwürdige Notizen von den Resultaten derselben voraus, und versuchen sodann zu zeigen, auf welchen Wegen sie zu denselben zu gelangen pflegen. Beginnen wir mit der Hamilton'schen Methode.

Hamilton machte sich im Jahr 1816 in New-York anheischig, seine Schüler in fünfzehn Lektionen so weit im Französischen zu bringen, daß sie mit seiner Hülfe in einer gewöhnlichen Lehrstunde ein Kapitel im neuen Testamente übersetzen könnten. Im Februar hatten sich fünf Klassen gebildet, und unter der bedeutenden Anzahl von Schülern war kein Einziger, der dies nicht in der zehnten Lektion gekonnt hätte. — Eine Anzahl Engländer unterzeichneten später in London eine Summe, um Hamilton in Stand zu setzen, zwölf Knaben von 12 bis 14 Jahren 6 Monate lang zu unterrichten. Es war Bedingung, daß sie keine weitern Vorkenntnisse als die des Lesens und des Schreibens haben durften. Man erhielt statt zwölf nur acht Knaben, und nach sechsmonatlichem Unterricht lieferte ihre Prüfung folgende Resultate, die hier aus dem Morning Chronicle vom 16. Nov. 1825 im Auszuge gegeben sind:

„Hamilton'sches Lehrsystem. Wir wohnten gestern der Prüfung von acht Knaben bei, welche seit dem Monat Mai von Hamilton unterrichtet wurden. — Sie hatten während der sechs Monate Latein, Französisch und Italienisch gelernt, und wurden

Ferner noch in mehreren, die minder kochsalzig sind (über 4 — 12 Gran in 1 Pfund).

Jahorowitz in Mähren	Ehrmann.
Baden in der Schweiz (Cant. Argau) . .	Löwig.
Quelle von Bath in England	nach einer Angabe in Br. Archiv (Gmel. Handb.)
Kingswood bei Bristol in England . .	Herapath.
Guttenbog in England	Beesly.
Caledonia-Quellen in Canada	Hunt.

Ferner in vielen Schwefelwassern, namentlich in allen Schwefelwassern der Pyrenäen nach Henry etc. etc., denen zu Levern im preuss. Reg.-Bezirk

Minden	Witting.
denen zu Lippspring	derselbe.
in dem zu Trutcawiec in Galizien . . .	Torosiewicz.
in dem Schwefelwasser von Castel nuovo d'Asti	Cantu.
in dem von Aix in Savoyen (schwefelwasserstoffhaltige Therme)	Bonjean.
in den Aachener Quellen	Liebig.

Ferner in einigen bittersalzigen oder glaubersalzigen Wassern

namentlich:

Carlsbad	Kreutzburg.
Marienbad	Berzelius.
Saidschütz	

an welche sich gewissermassen anschliesst:

die Therme von Weissenburg, Cant. Bern	Fellenberg.

auch in einigen stoffarmen Wassern

in dem von Pré St. Didier bei Cormayeux in Piemont	Abbéne.
in der alcalischen stoffarmen Therme von Töplitz in Böhmen	Ficinus.
in den stoffarmen alcalinischen und eisenhaltigen Wassern zu Vichy, Cusset und Haute rive, sämmtlich im Allier-Dep.	Henry.

Endlich hat man auch noch in einigen andern Quellen Jod gefunden, die ich nicht classificirt habe, weil ich sie nicht näher kenne, namentlich von folgenden Orten:

Hassfurt in Baiern	v. Bibra.
Künzig in Baiern	Wolff.
Ivonicz in Galizien	Torosiewicz.
Challes in Savoyen	Henry.
Genesco in Italien	Sementini.
Therme von Albano	Raggazini.
Chatenois, franz. Dep. Oberrhein . . .	Schäuffele.
Beris im Allier-Dep. und St. Honoré im Nievre-Dep.	Henry.
Quelle von Bonnington bei Leith . . .	Turner.
Quelle zu Eleusin in Griechenland (Insel Cos) und zu Lipso auf der Insel Euboea	Landerer.
Popayan in Süd-Amerika	Abbéne.
Tambangan in Java	Fresenius.

Marchand fand Jod im Trinkwasser zu Fecamp und Buchner im Trinkwasser zu München. Chatin gibt an: in süssem Wasser, Fluss-, Quell- und Brunnenwasser, selbst im Regenwasser sei Jod. Der Jodgehalt sei dem Chlor nicht proportional, und sei um so grösser, je grösser der Gehalt an Eisen; und Marchand, welcher Chatin die Priorität der Entdeckung des Jods im süssen Wasser streitig macht, behauptet, alles in der Natur vorkommende Wasser enthalte Jod.

Die äusserst geringe Menge Jods aber, welche nach Chatin in gewöhnlichem Brunnenwasser enthalten ist, beträgt auf 1 Litre, d. i. 50,4 pariser Cubikzoll oder gegen 16.000 Gran, dem Gewicht nach nur $\frac{1}{100}$ Milligramm, d. i. 5 Hunderttausendtel von einem Gran.

Die Wasser, deren Jodgehalt man bis jetzt bestimmt hat, lassen sich nach ihrem Jodgehalt folgendermassen classificiren:

1) In 1 Pfund (zu 16 Unzen = 7680 Gran) $\frac{1}{4}$ bis 1 oder $1\frac{1}{4}$ Gran.

Hall in Ober-Oesterreich, sogen. Kropfwasser	4,67 Gran nach v. Holger, nach Fuchs nur ½—¾ dieser Menge, also 1,17 bis 1,558 Gran.		
Heilbrunn in Baiern (Adelheids-Quelle)	0,705	Gran.	Fuchs.
	0,635	„	Vogel.
	(0,186	„	Pettenkofer 1852.)
Assinan im niederländischen Indien .	0,543	„	Mulder.
Salzhausen in Hessen-Darmstadt (Salzsoole)	0,499	„	Liebig.
Jahorowitz in Mähren (0,32 Gran in ¼ österreich. Maass)		„	Ehrmann.
2) In 10 Pfund ½ bis 1 Gran			
Meinberg bei Pyrmont (Kochsalz-Quelle)	0,089	„	Brandes.
Töplitz in Böhmen	0,048	„	Ficinus.
Cheltenham in England	0,044	„	Abel und Kowney.
Salzschlirf bei Fulda	0,040	„	Leber.
Kreuznach in der preuss. Rheinprovinz	0,037	„	Liebig.
	(0,0032	„	Illustrirte Ztg. 1851).
3) In 100 Pfund ¼ bis 1 oder 1½ Gran			
Carlsbad in Böhmen	0,0150	„	Kreutzburg.
Caledoniaquelle in Canada (Salz-Quelle)	0,0097	„	
(Gas-Quelle)	0,0032	„	Hunt.
Kingswood bei Bristol in England . .	0,0066	„	Herapath.
Guttonbog in England	0,0046	„	Beesly.
Krankenheil bei Dölz	0,0029	„	Barth.
Aachener Schwefelquellen	0,0033	„	Liebig.
4) In 1000 Pfund zwischen ¼ und 1 Gran			
Mondorff bei Luxemburg	0,0007	„	Kerkhoff.
5) In 10,000 Pfund gegen 1 bis 1¼ Gran			
Kissingen Racoczy	0,00016	„	Struve.
6) In 50,000 Pfund 1 bis 1¼ (100,000 Pfund 2 bis 3 Gran)			

Gemeines Brunnenwasser, z. B. von
Arceuil . . . . . 0,000023 Gran. Chatin.

Chatin fand auch Jod in der atmosphärischen Luft, und zwar in 4000 Litre Luft zu Paris $\frac{1}{500}$ Milligramm Jod. Man kann sich einen Begriff von dieser Menge des Jods in der Luft machen, wenn man aus der eben erwähnten Angabe berechnet, dass sonach 124,7 Millionen Litres, d. i. 148,6 Millionen württemberg. halbmaasige Flaschen, nur 1 Gran Jod enthalten würden. *)

Was endlich das Vorkommen des Jods in Mineralien und Gebirgsarten und in fossilen Ueberresten von zerstörten organischen Körpern betrifft, so wurde schon im Jahr 1825 in einigen mexikanischen Silber- und Bleierzen Jod entdeckt:

von Vauquelin in einem mexikanischen Silbererz,
von del Rio im Hornsilber von Albarradon und
von Bustamente im Weissbleierz von Catorce.

Indessen hatte auch schon Fuchs dasselbe im Steinsalz von Hall in Tyrol gefunden.

Hayes fand es im Jahr 1841 im sogen. Chilisalpeter, d. i. in dem natürlich vorkommenden Natronsalpeter von Taracapa in Peru, und Brandes im vulkanischen Salmiak von der Insel Lanzerote.

Im Jahr 1847 entdeckte es Duflos in den schlesischen Steinkohlen, und Bussy fand es in den Steinkohlen von Comentry in Frankreich im Allier-Departement.

Im Jahr 1849 wurde es von Genteles im Thonschiefer oder Alaunschiefer von Latorp in Schweden gefunden, eine Gebirgsart, welche nach der Ansicht von Forchhammer aus der Verwesung von Fucus-Arten hervorgegangen ist.

Endlich fand es Lembert in Lyon 1850 auch in den im dortigen Jura-Kalk vorkommenden Petrefakten.

---

*) Nach Chatin und nach Fourcault fehlt das Jod fast ganz oder ganz in dem Trinkwasser der Gegenden, wo Kropf und Kretinismus heimisch sind, und nach dem letztern auch in der Luft solcher Gegenden.

Auch im schlesischen Galmei ist es in sehr geringer Menge enthalten nach Menzel und Cochler.

Nach Henry ist es in fast allem Steinsalz enthalten.

Nach Chatin findet sich das Jod in der Ackererde, reichlich im Schwefel, im Zinnober, in den Eisen- und Mangan-Erzen, sparsam im Gyps, in der weissen Kreide und im Grobkalk. Das Steinsalz und Kochsalz des östlichen Frankreichs sei fast frei von Jod.

Vorkommen und Verbreitung des Jods in den Mineralwassern und Mineralien Württembergs.

Von dem Vorkommen des Jods in Württemberg wusste man nichts bis im Jahr 1831, wo ich es in dem Schwefelwasser zu Sebastiansweiler entdeckte.

Sodann erschien im Jahr 1846 eine Schrift von Herrn Rieckherr, Apotheker und Chemiker in Marbach, welcher ankündigte, dass er in den Mutterlaugen der Friedrichshaller, Clemenshaller und anderer benachbarter Salzsoolen grosse Quantitäten Jod entdeckt habe, so dass ein Centner solcher Mutterlauge 1000 bis 2000 Gran Jod liefern könnte. Ich wurde desshalb von dem Königl. Finanzministerium befragt und mit Soole und Mutterlauge versehen, um die Untersuchung vornehmen zu können. Es gelang mir nicht, bei der sorgfältigen Wiederholung der Rieckherr'schen Versuche oder auf eine andere Weise eine wägbare Menge Jod daraus zu erhalten, ja ich konnte kaum eine zweideutige Spur davon entdecken. Die gleichen Resultate erhielten die Herren Professor Fehling, Bergrath Degen und Professor Chr. Gmelin, wie wir aus der gedruckten Abhandlung des Herrn Prof. Fehling über diese Salzsoolen ersehen.

Das Cannstatter Mineralwasser ist auch eine schwache Salzsoole, in ihrer Bildung modificirt durch eine grosse Menge freier Kohlensäure. Diese löst eine grössere Menge kohlensaurer Bittererde aus dem dolomitischen Kalkstein auf, und diese kohlensaure Bittererde zersetzt sich mit schwefelsaurem Kalk und gibt schwefelsaure Bittererde, welche durch ihre Zersetzung mit Kochsalz schwefelsaures Natron und Chlormagnesium liefert, und so

entstehen die verschiedenen Salze, die man durch die Analyse aus diesem Mineralwasser erhält. Auch gelang es mir, nicht allein durch die Vermischung mit Alcohol diese Mineralwasser einfach in Kochsalz, Gyps, kohlensaure Bittererde und kohlensauren Kalk zu zerlegen, sondern auch durch Einwirkung von kohlensaurem Wasser auf Kochsalz, Gyps und Dolomit nachzubilden. Da nun alle unsere Salzsoolen eine beträchtliche Menge Brom enthalten, so suchte ich dieses Brom jetzt auch im Cannstatter Mineralwasser, fand aber darin nicht allein Brom, sondern auch Jod.

Dieses Vorkommen des Jods im Cannstatter Mineralwasser veranlasste mich, neue Versuche über das Vorkommen desselben in unsern Salzsoolen anzustellen.

Auf folgende Weise gelang es mir, mich von der Gegenwart desselben zu überzeugen. Das Wesentliche dabei ist, dass ich zuerst das Brom entfernte.

In 1½ Schoppen oder ungefähr 26½ Unzen conc. Mutterlauge von Friedrichshall wurden in einer Retorte 2 Drachmen conc. Schwefelsäure und ebensoviel Braunstein gebracht und über Nacht stehen gelassen. Am andern Tage wurde die Retorte im Sandbad äusserst langsam erhitzt, mit einer Vorlage, worin sich wässerige Lösung von Aetzkali befand. Die Erhitzung wurde so lang fortgesetzt, bis das Brom sich als ein röthlicher Dampf entwickelt hatte, und dieser, indem er in die Vorlage überging, wieder verschwunden war.

Die Flüssigkeit in der Vorlage enthielt nun reichlich Brom, welches sich beim Zusatze von Braunstein und Schwefelsäure durch heftige Entwicklung von Bromdämpfen und dunkelpomeranzengelbe Färbung eines mit Stärke gesteiften Leinwandstreifens zu erkennen gab.

Die in der Retorte zurückgebliebene Flüssigkeit sammt Satz wurde mit überflüssigem kohlensaurem Natrum vermischt und gekocht, sodann filtrirt, das Filtrat abgedampft und mit einem Gemisch von Alcohol und Wasser ausgezogen, wobei der grösste Theil unaufgelöst zurückblieb; die weingeistige Lösung wurde wieder filtrirt und abgedampft und endlich der Rückstand in wenig heissem Wasser aufgelöst. Als hiezu in einem Kelch ein Streifen Steifleinwand, etwas Braunstein und einige Tropfen Schwefelsäure

gebracht wurden, färbte sich die Steifleinwand deutlich violett auf beiden Seiten nach obenzu, und nur nach unten (in der Mitte) pomeranzengelb.

Demnach enthalten unsere Salzsoolen nicht allein Brom, sondern auch Jod, wie es von verschiedenen andern Salzsoolen längst dargethan worden ist, und das Jod hat ohne Zweifel bei uns dieselbe grosse Verbreitung, wie diese Salzsoolen und das Steinsalz.

Wir haben aber in unserem Lande noch eine andere weit verbreitete Quelle des Jods. Diese ist der an versteinerten Ueberresten von zerstörten Organismen reiche bituminöse Schiefer der Liasformation mit den daselbst so häufig vorkommenden Schwefelquellen. Dieser an verschiedenen bituminösen Substanzen reiche Mergelschiefer enthält zugleich Schwefeleisen und schwefelsauren Kalk. Wahrscheinlich geht der letztere durch Desoxydation vermittelst der Humussäure in Schwefelcalcium über, welches von der Kohlensäure des kohlensäurehaltigen Wassers zersetzt wird, wodurch Schwefelwasserstoff entwickelt und ein Schwefelwasser gebildet wird.

Nachdem ich mich mit der Untersuchung der Salzsoolen auf Jod beschäftigt hatte, wiederholte ich auch die Untersuchung des Schwefelwassers von Sebastiansweiler auf Jod, und sahe mich bald im Stande, dasselbe auf eine einfache und überzeugende Weise vermittelst des Amylums nachzuweisen. Im Jahr 1848 fand ich es auch im Boller Schwefelwasser, worin es reichlicher enthalten ist, und gewann nun die Ueberzeugung, dass es in allen Schwefelwassern enthalten sein müsse, welche in dieser Gebirgsformation vorkommen; ich fand es dann auch im Jahr 1850 im Reutlinger Schwefelwasser und in demselben Jahre noch in dem von Balingen. In allen diesen Schwefelwassern ist das Jod in grösserer Menge angehäuft, als in den Salzsoolen.

Wo anders können diese Schwefelquellen ihren Jodgehalt hernehmen, als aus der Gebirgsart, in der sie entspringen. Dieser Gedanke führte mich darauf, in dem bituminösen Schiefer selbst das Jod aufzusuchen. Es bieten sich indessen vier verschiedene Schwierigkeiten dar, nämlich: 1) die grosse Masse bituminöser Substanzen, welche die Einwirkung des Wassers auf

die Jodverbindung hindern; 2) die Bildung von Schwefelcalcium bei der Zerstörung der erdharzigen Substanzen durch Glühen mit Abhaltung der Luft und die Entwicklung von Schwefelwasserstoff bei der Behandlung der geglühten Masse mit Wasser und Säuren, wodurch das Jod in Jodwasserstoff verwandelt wird; 3) die Zerstörung der Jodverbindung und Verflüchtigung des Jods beim Glühen an der Luft, wenn die Jodverbindung Jodcalcium und Jodmagnesium oder selbst Jodnatrium ist.

Es gelang mir indessen durch das hier unten angegebene Verfahren, die Gegenwart des Jods in dem Schiefer auf eine überzeugende Weise darzuthun.

In dem wässerigen Auszuge von 2½ Unzen feingepulvertem Schiefer von Boll konnte ich keine Spur von Jod entdecken. Der Schiefer wurde hierauf in einer Retorte in der Rothglühhitze verkohlt und sodann wieder mit Wasser ausgezogen. Dieser wässerige Auszug, bis auf Weniges eingekocht, zeigte mit Schwefelsäure und Braunstein keine Reaction auf Steifleinwand. Als diese aber nach längerer Zeit herausgenommen und sammt Anhängendem in einem Gläschen mit destillirtem Wasser der Luft ausgesetzt wurde, stellte sich eine merkliche Röthung des Amylons ein. Der kohlige Rückstand des Schiefers wurde durch Glühen vollends eingeäschert und abermals mit Wasser ausgezogen. In diesem Auszuge war nichts von Jod zu erkennen.

Ein günstigeres Resultat wurde erhalten, als eine grössere Menge gepulverter Schiefer mit Natronkalk vermengt und in einer Retorte verkohlt wurde.

Endlich gelang es mir durch folgendes Verfahren, die Gegenwart des Jods in dem Schiefer auf die überzeugendste Weise darzuthun. 15 Unzen gepulverter Schiefer wurden mit einer wässerigen Lösung von chemisch reinem Aetzkali (um Jodkalium zu bilden) angerührt, die Masse zur Trockene gebracht und hierauf das Bitumen durch Glühen in einer Retorte in der Rothglühhitze zerstört, sodann der Rückstand mit Wasser ausgekocht und filtrirt. Das Filtrat wurde mit Alcohol gefüllt, die weingeistige Flüssigkeit in gelinder Wärme bis auf wenig wässerige Flüssigkeit abgedampft, hiezu Schwefelsäure gesetzt bis zur sauren Reaction und die getrübte Flüssigkeit in einem luftdicht verschlossenen

Gläschen zwölf Stunden lang stehen gelassen, dann von dem Salz abgegossen und filtrirt. In diese Flüssigkeit wurde ein Streifen Steifleinwand gebracht, sodann etwas Braunstein und einige Tropfen Schwefelsäure. Nach ungefähr einer Viertelstunde stellte sich eine Röthung des Amylons ein, und am andern Tage war die Steifleinwand dunkelviolett gefärbt.

Durch diese Versuche ist die Gegenwart des Jods in dem Schiefer ausser Zweifel gestellt, und das Jod ist mit dieser Gebirgsart an dem ganzen Fusse der Alp verbreitet, wie mit dem Steinsalz und den Salzsoolen am Neckar im Ober- und Unterlande. Man sage nicht, das Jod sei freilich allenthalben verbreitet nach den Versuchen von Chatin und Marchand.

Wenn nach diesen ein Minimum von Jod sehr verbreitet ist, so ist es dagegen in dem Schiefer und in den Schwefelwassern angehäuft, und mit den nämlichen Mitteln finden wir in gewöhnlichem Wasser und in andern Mineralwassern, z. B. in dem von Wildbad und Teinach, keine Spur von Jod. Die Anhäufung des Jods in diesem Schiefer hat ohne Zweifel mit der Masse von Bitumen und den Schwefelverbindungen in demselben einen und denselben Ursprung, auf welchen auch die in demselben so häufig vorkommenden versteinerten Ueberreste von organischen Geschöpfen der Vorwelt hinweisen.

Quantitative Bestimmung des Jods in dem Reutlinger Schwefelwasser.

1054 Unzen = 510720 Gran Wasser wurden mit einem Zusatze von 1 Drachme chemisch reinem Kalihydrat in einer Porcellanschaale nach und nach abgedampft bis auf einen Rest von einigen Unzen Flüssigkeit, sodann wurde filtrirt und mit heissem destillirtem Wasser ausgesüsst.

Die abfiltrirte kastanienbraune Flüssigkeit wurde bis zur Trockene abgedampft und zu einem feinen Pulver zerrieben.

Das hellbraune Pulver wurde in einem Porcellantiegel erhitzt und unter Entwicklung von stinkenden Dämpfen, brenzlichem Oel und Ammoniak in eine kohlige Masse verwandelt.

Diese wurde mit destillirtem Wasser ausgekocht und ausgesüsst, wobei Kohle zurückblieb, welche getrocknet 15 Gran wog.

Die abfiltrirte Flüssigkeit, welche farblos war, wurde mit einem gleichen Volumen Alcohol von 41° vermischt und über Nacht hingestellt.

Am andern Tage wurde die Flüssigkeit von dem starken Bodensatze abgegossen, der Rest noch mit Alcohol ausgespühlt, und sämmtliche Flüssigkeit zur Trockene abgedampft. Der feste Rückstand, in Wasser gelöst und mit verdünnter Schwefelsäure neutralisirt, gab mit schwefelsaurem Zink keinen Niederschlag, mit Chlorpalladium aber sogleich eine dunkle Trübung, und am andern Tage hatte sich ein schwarzer Niederschlag gebildet, welcher auf dem Filter gesammelt wurde.

Der oben erwähnte Bodensatz, von welchem die Flüssigkeit abgegossen worden, wurde mit einem Gemisch von gleichviel Alcohol und Wasser übergossen, und nach 24 Stunden die Flüssigkeit abgegossen, und der Rückstand mit dem gleichen Gemische ausgespühlt, sämmtliche Flüssigkeit verdunstet, mit Säure neutralisirt und mit Chlorpalladium vermischt, wovon ein neuer, dem vorigen gleicher Niederschlag gebildet ward, der auch auf demselben Filter gesammelt wurde. Endlich wurde er mit heissem Wasser ausgesüsst, getrocknet und gewogen.

Das Gewicht des erhaltenen Jodpalladiums wog 1 Gran. Also gaben 510720 Thle. Schwefelwasser 1 Thl. Jodpalladium, d. i. auf 10,000 Thle. Wasser 0,0195 Thle. Jodpalladium oder auf 1 Pfund von 16 Unzen 0,0149 Gran Jodpalladium, d. i. 0,0104 Gran Jod.

5) Professor Dr. Hugo v. Mohl sprach aus Veranlassung der in einem eigens hiezu hergerichteten Gewächshause des Universitätsgartens heranwachsenden Pflanze über die Geschichte der *Victoria regia*.

6) Prof. Schlossberger verbreitete sich in längerem freien Vortrage über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von den Giften, die sich in thierischen Nahrungsmitteln entwickeln können, unter specieller Berücksichtigung des Wurstgiftes, und knüpfte daran Mittheilungen über seine eigene Theorie von demselben und seinen Analogen, die er wenigstens in vielen Fällen für organische Basen erklärte, an.

gestern im Beiseyn der Herren John Smith, Esq., G. Smith, Esq., J. Mill, Geschichtschreiber von brittisch Indien, Major Carnac, Major Thomson, Cavel und anderer angesehener Männer examinirt. — Zuerst lasen sie verschiedene, von den Anwesenden bezeichnete Stücke des lateinischen Evangeliums Johannis und der Commentare Cäsars. Sie übersetzten mit einer Leichtigkeit, die man von Knaben unserer gewöhnlichen Schulen nach vier, ja fünf Jahren vergeblich erwarten würde. — Sie waren mit dem ganzen Wortschatze gedachter Schriften in hohem Grade vertraut. Ihre Kenntniß der Redetheile war beträchtlich, doch nicht so auffallend, da die Hamilton'sche Methode dem natürlichen Gange der Sprach-erlernung folgt, und die Knaben erst dann analysiren läßt, wenn sie bereits einen Grad von Vertrautheit mit dem fremden Idiom gewonnen haben. — Dieselben Versuche wurden mit gleichem Erfolg im Französischen und Italienischen gemacht, so daß nach unserer besten Ueberzeugung die Aufgabe als gelöst betrachtet werden kann."

Ein Lehrer in Württemberg, Präzeptor Schmid in Göppingen, jetzt Rektor des Lyceums in Eßlingen, berichtet über einen Hamilton'schen Versuch Folgendes: *

„Ich begann mit einer Abtheilung Anfänger im Griechischen nach Wagner (Aesopische Fabeln mit Hamilton'scher Interlinear-Uebersetzung) einen Hamilton'schen Cursus. Es waren ein paar Schüler dabei mit guten, einige mit ziemlich guten, ein paar mit mittelmäßigen Anlagen. An die methodische Anleitung, in welcher ich die Hamiltonianer selbst von einander abweichen sah, glaubte ich mich eben deßhalb nicht in allen Punkten binden zu müssen, und lehrte daher meine Schüler namentlich gleich von Anfang an aus der wörtlichen Uebersetzung eine andere in richtigem Deutsch bilden und bald auch aus dem vorkommenden Material einzelne Regeln — etymologische und syntaktische — abstrahiren. Der Erfolg war meinen Erwartungen entsprechend: in weniger als Jahresfrist waren die Schüler so weit gekommen, als ich sie sonst

* Vergl. das Schriftchen: „Die Hamilton'sche Frage, untersucht von C. A. Schmid ꝛc. 1838", in welchem derselbe mit viel Scharfsinn und dialektischem Geschick die Gegner der Hamilton'schen Methode zurückgewiesen hat.

Er wies zuerst die ausserordentliche und erschreckende Häufigkeit des Giftes in Schwaben nach, und schätzt die Zahl der, durch dasselbe im eben verflossenen Halbjahrhundert bewirkten, zum Theil lebensgefährlichen Erkrankungen auf mindestens 500, die Zahl der Tödtungen auf 150. Es dürfte hienach das Wurstgift bei uns mehr Verheerungen anrichten, als alle Mineral- und Pflanzengifte zusammengenommen. Das ganze übrige Deutschland hat lange nicht so viele Vergiftungen durch Würste aufzuweisen, als Schwaben allein; im eigentlichen Auslande sind sie beinahe unerhört, so dass in den ausgezeichnetsten Giftlehren desselben (bei Orfila und Christison) alle Angaben darüber schwäbischen Autoren und deutschen Bearbeitern des Gegenstandes entnommen sind.

Er erklärt diese auffallende Erscheinung, die sich übrigens auch bei uns fast ausschliesslich auf Leber- und Blutwürste und deren mannigfache Modifikationen beschränkt zeigt, aus Fehlern bei der landesüblichen Methode in der Anfertigung, Räucherung und Aufbewahrung dieser schon nach der Natur der zur Füllmasse angewandten Materialien der Selbstentmischung am meisten ausgesetzten Würste, wies statistisch nach, dass bei weitem die meisten Vergiftungen dieser Art in das Frühjahr, beinahe gar keine in den Spätsommer, Herbst und Monat Januar fallen; beschreibt dann die sinnlich wahrnehmbaren Veränderungen an den giftigen Würsten, die allerdings nicht sehr auffallend erscheinen und gewöhnlich nicht die Merkmale der stinkenden Fäulniss darbieten.

Hierauf geht er zu den Wirkungen auf den menschlichen Organismus über, hebt den Unterschied derselben von typhösen Processen hervor, wie sie durch eigentliche Fäulnissgifte bewirkt werden, und weist dabei nach, dass die Thiere ungleich weniger, oft gar nicht von dem Wurstgift und ihm ähnlichen schädlichen Nahrungsmitteln afficirt werden (nach eigenen und fremden Beobachtungen).

Endlich kommt er auf die Theorieen über die Natur dieser Gifte zu reden, womit er eine vergleichende Kritik der bisher gemachten Isolirungsversuche verbindet. Es geht daraus hervor, dass bis jetzt das Gift in keiner Weise rein dargestellt ist, dass die Theorieen, welche das Gift in Metallgiften, Blau-

säure, Verwechslungen der Gewürze, Weltherschem Bitter, Rauchbestandtheilen, Fettsäure suchten, durchaus unhaltbar seien; glaubt, dass die neueste von Liebig aufgestellte Ansicht, dass das schädliche Princip ein sogenanntes Umsetzungsgift sei, damit entkräften zu können, dass es (nach Buchner, Schumann, und beim giftigen Käse nach Sertürner) in heissem Alkohol löslich ist, und seine Wirksamkeit behält, dass selbst gebratene und gesottene Würste nach beigebrachten Belegen noch giftig wirkten, also die Siedhitze dasselbe nicht zerstört, dass endlich seine Symptome beim Menschen sich wesentlich von den Vergiftungen durch eigentlich faule Substanzen unterscheiden, namentlich die Secretionen vermindert sind, und die Fäulniss der durch Wurstgift Getödteten äusserst langsam (im Gegensatze zu typhösen Processen) vor sich geht.

Nach seiner eigenen Theorie erzeugen sich bei der Verderbniss von Würsten und ähnlichen fett- und proteinhaltigen Alimenten giftige Basen, neben fetter Säure und neben Ammoniak. Er nimmt es schon *a priori* als erwiesen an, dass flüchtige Basen dabei entstehen, nach dem allgemeinen in der neuesten Zeit aufgestellten Gesetz, dass überall, wo aus thierischen Stoffen sich Ammoniak erzeugt, dasselbe von solchen organischen Wiederholungen derselben, d. h. flüchtigen Alkaloiden begleitet sei. Ammoniak nun ist in giftigen Würsten und ohnediess in den Käsearten in Menge enthalten. Dass solche Basen oft sehr giftig sind, erweisen das Coniin, Nicotin, Spartein.

Ueber die übrigen Basen von ternärer Zusammensetzung sind, mit fast alleiniger Ausnahme des Anilins, leider noch durchaus keine physiologischen Versuche angestellt worden, daher sehr zu solchen aufzufordern ist. Es ist wahrscheinlich, dass auch in den giftigen Schwämmen solche Basen auftreten, vielleicht auch im Leichengift, Fischgift, ja möglicherweise in manchen Miasmen; gar oft wurden solche Basen bisher fälschlicherweise mit Ammoniak verwechselt, mit dem sie so viele Eigenschaften gemeinsam haben und gewöhnlich zusammen auftreten.

Die speciellen Mittheilungen, eigene Beobachtungen und Versuche, welche dieser gedrängten Skizze zu Grunde liegen, wird Prof. Schlossberger in einer grösseren Abhandlung in dem

fünften Hefte des Archivs für physiologische Heilkunde. 1852, veröffentlichen.

7) Pfarrverweser Dr. Oscar Fraas von Lauffen gibt einige Nachträge, beziehungsweise Berichtigungen zu dem im zweiten Heft des achten Jahrgangs, pag. 218, mitgetheilten Aufsatze über die Fronstetter Palaeotherien.

Stücke, wie die auf Taf. VI. 4—16 abgebildeten, haben mich verführt, im Widerspruch mit Cuvier und Blainville die Vier-Zahl der untern Schneidezähne bei den Fronstetter Palaeotherien zu behaupten. Der Druck des Heftes war noch nicht vollendet, als ich durch neuere Erfunde und genauere Betrachtung der Zähne zu der Einsicht dieses Fehlers kam. Es sind die Wurzeln der äusseren Schneidezähne im Unterkiefer, deren es sechs sind, um ein Bedeutendes kleiner, als die der inneren, und eben damit ihre Alveolar-Löcher kürzer, so dass bei den zwei abgezeichneten Kieferstücken mit dem abgebrochenen Vorderrand zugleich diese Alveolen mit abgebrochen sind, und diese Stücke nun das Aussehen haben, als wären nur vier Alveolen für vier Schneidezähne vorhanden. Diese falsche Anschauung, von deren Richtigkeit ich seiner Zeit auf's Gewisseste überzeugt war, hat nun eine Reihe unrichtiger Bestimmungen von einzelnen Zähnen zur Folge, von denen ich einige hiemit nur kurz berichtige.

Taf. VI, Fig. 4 *Pal. hippoides.* Alveolen für die vier inneren Schneidezähne des Unterkiefers. Von den Schneidezähnen selbst ist keiner gezeichnet.

Fig. 6, 7 falsch als zweiter unterer des *P. medium* bestimmt, ist vielmehr der zweite des rechten Oberkiefers von *P. hippoides.*

Fig. 9, 10 gehören ebenfalls zu *P. hippoides* als obere Eckzähne.

Hierauf hat mich Herr Professor Quenstedt aufmerksam gemacht.

Hienach sind Fig. 11, 12 wohl obere Eckzähne des *P. medium.*

Fig. 16. Die Alveolen für die äusseren Schneidezähne sind abgebrochen.

Taf. VII, Fig. 1 ist der erste untere (falsch: obere) Schneidezahn des *Pal. hippoides.*

Fig. 2 der dritte, äussere, Schneidezahn des Unterkiefers von *Pal. medium*.

Fig. 13, 15 ist der erste obere Schneidezahn.

Fig. 14 der zweite obere von *Pal. hippoides*.

Fig. 29 a gehört in den Unterkiefer,

Fig. 30 in den Oberkiefer des *Pal. minus*.

8) Professor Quenstedt hielt folgenden Vortrag, über den er Nachstehendes später einsendete.

Die künstlich zusammengestellten Kiefer, welche Herr Dr. Fraas der Versammlung vorlegte, wichen in Beziehung auf die Schneidezähne wesentlich von den früheren nur durch die Zusammenstellung ab (Jahreshefte, VIII., pag. 218); in ihrer jetzigen neuen Deutung verdienen sie meinen vollkommenen Beifall, nur gehört der Eckzahn l. c. Tab. VI, Fig. 9 und 10 wegen seiner geraden vorderen Kaufläche entschieden der cämentirten Species (*hippoides* Fr.) an, als obere Eckzähne des *medium* können nur die grössten bei Frohnstetten gefundenen Eckzähne gedeutet werden. Darnach würden also bei cämentirten und cämentlosen oben und unten sechs Schneidezähne sein, wie bisher richtig angenommen wurde, was sowohl durch Alveolen, als Zahnformen bewiesen werden kann. Es hält schwer, für die cämentirten den richtigen Namen zu finden; die kleinen könnten vielleicht mit Cuvier's *minus* stimmen, aber *hippoides* dürfen die Grossen darunter nimmermehr heissen. Denn diese Blainville'sche Species hat zwar auch schlanke Füsse, allein ihr Gebiss und Lager (Sansans) stimmt vollkommen mit Cuvier's *Pal. Aurelianense*. Dagegen bildet Cuvier (*Oss. foss.*, 3te Aufl., Tab. LI, Fig. 5) ein *Pal. curtum* mit vier hintern Backenzähnen ab, die vollkommen mit den Frohnstetter stimmen, nur sind sie etwas kleiner, als die grösste Species. Leider hat Cuvier zu diesem Fragment viele Stücke gezählt, die offenbar ganz andern Thieren angehören, so dass man diesen Namen nicht wohl einführen kann. Owen, jener schlagenden Verwandtschaft nicht gedenkend, beschreibt Kieferreste aus dem Eocene Sand von Horstl (Quarterly Journ. geol. soc. 1840. pag. 17), die zwar ein wenig grösser, als Cuvier's Bruchstück, aber doch fast ¼ kleiner, als unsere grössten bleiben, er nennt

sie *Paloplotherium annectens*. Wie unsere zeigen sie sechs Backenzähne oben, und sechs unten. Obgleich bei Owen der letzte Backenzahn noch nicht hervorgetreten ist, so ist doch seine Existenz nachgewiesen, und ohne Zweifel wird er auch drei Halbmonde haben. Wir können zwar für die Zahl 6 noch keinen direkten Beweis führen, ja, nach einem Fragment zeigt der Unterkiefer vier Ersatzzähne unter den Alveolen der vier Milchzähne, und da nun immer drei hintere Backenzähne vorhanden sind, so müssten wir sieben Backenzähne im Unterkiefer haben. Dies würde der Owen'schen Beobachtung, der nur drei Ersatzzähne annimmt, direkt widersprechen. Wer die Schwierigkeiten kennt, die Form eines fossilen Ersatzzahnes durch Blosslegen zu ermitteln, wird hier leicht Irrthümer zugeben. Bei Hordle kommt zugleich mit *Paloplotherium* ein *Dichodon cuspidatus* Ow. vor, ein *Pachyderm*, das durch seine hinteren drei Backenzähne auffallend an Wiederkäuer erinnert. Diese Zähne, aber nur reichlich halb so gross, als die englischen, wies Herr Dr. Fraas l. c., Tab. VI, Fig. 40 auch bei Frohnstetten nach. Jetzt hat sich auch der hinterste Praemolar des Oberkiefers gefunden, der zwar etwas breiter und kürzer, als Owen's Abbildung ist, aber sonst genau stimmt. Seine plötzliche Verengung auf der Vorderseite macht ihn sehr erkennbar. Uebergehen wir die übrigen Säugethiere, worunter auch ein kleines mit vier 3+1 faltigen schmelzfaltigen Zähnen, die, zusammen nur 5 Linien lang, an Cuvier's *Mus glis Oss. foss.*, Tab. LXVIII, Fig. 7 erinnern, dann aber keinem Sciuriner, sondern einem kleinen biberartigen Thiere angehören müssten, so verdienen die Vogelknochen noch ein besonderes Wort. Häufiger finden sich Knochen etwa von der Grösse unseres Haubentaucher (*Podiceps cristatus*), darunter lassen die nach unten schippenförmig breit werdenden *Coracoideen* (Schlüsselbeine) über das Vogelvorkommen gar keinen Zweifel, ihrem Oberstück fehlen auf der dem Brustkasten zugewendeten Seite die Luftkanäle, was für Vögel mit geringem Flugvermögen spricht.

Bei Frohnstetten kommen in einem fetten Lehm wenige Fuss unter der Erdoberfläche auch Reste aus der zweiten Säugethier-Formation vor. Neben Rhinoceros incisivus und einem hundsarti-

gen Thier lagern Dinotherien-Zähne von besonderer Pracht, denn der weiss-glänzende Schmelz ist in einer Vortrefflichkeit erhalten, dass sie die Eppelsheimer in Beziehung des Schmelzes noch übertreffen. Es ist mir gelungen, aus vielen Hunderten solcher Schmelzplatten ein vollständiges Gebiss zusammenzusetzen, was einem Thiere erster Grösse entspricht, denn der vorletzte Backenzahn des Oberkiefers misst reichlich $3\frac{1}{4}$ Zoll in der Länge und $3\frac{1}{3}$ in der Breite. Unbekannter Weise zeigte sich vor den fünf durch Kaup bekannt gewordenen Backenzähnen des Unterkiefers noch ein sechster einwurzeliger mit einfacher kegelförmiger Krone, an deren einer Seite (Hinterseite?) sich blos eine tuberkulöse Kante von dreiseitigem Umriss heraufzieht; die mit einem einzigen Zitzen endigende Schmelzkrone ist $1\frac{1}{3}$ Zoll breit und $1\frac{3}{4}$ Zoll hoch, ihre einfach cylindrische Wurzel über 3″ lang. Sämmtliche in geschlossener Reihe stehende Zähne des Unterkiefers messen von hinten nach vornen 16″ 10‴ = 3″ 7‴ + 3″ 3‴ + 3″ 6‴ + 2″ 9‴ + 2″ 5‴ + 1″ 4‴. Auch ein Stosszahnstück von 14″ Länge und 4″ Dicke hat sich erhalten. Dieser Grösse entsprechen die Zähne des Oberkiefers, worunter merkwürdiger Weise auch ein sechster vorderster Backenzahn von 2″ 1‴ Länge und 1″ 8‴ Breite sich findet. Er hat zwei tuberkulöse Längskämme: einen hohen mit einem Hauptzitzen, und einen niedrigen, vorzugsweise in zwei Lappen getrennten. Zwischen den Kämmen läuft ein tiefes Längsthal fort. Wahrscheinlich hatte es zwei Wurzeln. Seine Stellung ist mir nicht ganz klar, auch geht es aus Kaup's Arbeiten nicht deutlich hervor, ob Kaup diesen vordersten Ober-Backenzahn unter seinen früh abgestossenen Milchzähnen verstanden habe oder nicht. Dass diese beiden Zähne unserem Individuum angehören, darüber kann kaum ein Zweifel stattfinden, da ausser diesem an der Grabstelle Zahnreste keines Zweiten gefunden wurden. Ja, Herr Dr. Fraas hat den einwurzeligen des Unterkiefers noch an seiner Stelle liegen sehen. Milchzähne sind es wohl entschieden nicht, da gerade diese beiden vordern durch Abkauen noch nicht den geringsten Angriff erfahren haben, während die Kanten sämmtlicher übrigen Zähne einen deutlichen Angriff zeigen. *Dinotherium* hatte also in jedem Kiefer nicht fünf,

wie bisher angenommen wurde, sondern sechs Backenzähne. Bis jetzt sind Zähne von dreierlei Grösse bekannt geworden, eine vierte kleinste kommt in den Bohnenerzen von Heudorf bei Mösskirch vor, denn ein dreireihiger Unterkieferzahn (Milchzahn?) misst nur 2″ 4‴ in der Länge und 1″ 5‴ in der Breite. Begleitet werden diese Dinotherien von einem hundsartigen Thiere, grösser als der Wolf, die Zähne stimmen zwar nicht vollkommen, aber doch so gut, dass man sie nach einem gewöhnlichen Hundskopf leicht bestimmen kann. Der Fleischzahn des Oberkiefers steht zwischen denen von Katze und Wolf mitten innen, daher könnte H. v. Meyer's *Herpagodon* von Mösskirch und Kaup's *Felis* von Eppelsheim vielleicht zusammenfallen, wenigstens kommt das gleiche Thier bei Frohnstetten und Mösskirch vor. Hundsartig war es aber, weil hinter diesem Fleischzahn noch drei den Hundszähnen sehr gleichende folgen, darunter ist der letzte einwurzelige mit einem kurzen Zitzen über der kreisförmigen Schmelzkrone überaus charakteristisch. Nur die Schneide- und Eckzähne waren sehr verschieden, wenn anders sie dem gleichen Thiere angehören. Dass diese Reste nicht zur Palaeotherien-Formation, sondern einer spätern Epoche angehören, das zeigen weiter die Tapir- und Rhinocerosreste aus der Gruppe des *Rh. incisivus*, so dass über die Parallelisirung dieser Dinotherien-Formation mit unseren jüngeren Bohnenerzen, südlich Tübingen etc., gar kein Zweifel sein kann. Diese durch die Untersuchungen des Herrn Prof. Jäger so bekannt gewordenen Gruben liefern zwar nur wenige, aber höchst interessante Sachen, unter andern auch wahrscheinlich

Menschen-Zähne.

Schon Jäger, *Nov. Acta Phys. med.* XXII. 2. pag. 809, Tab. LXVIII. Fig. 49 und 50, hat zwei Zähne, einen mit und einen ohne Wurzel, im Besitze der Herren Prof. Kurr und Fleischer abgebildet, sie aber nicht für fossil gehalten. Allerdings kommen in jenen Höhlen und Spalten südlich Tübingen Kunstprodukte und nicht fossile Zähne vor, doch darf man in dieser Beziehung den Arbeitern nicht zu viel trauen, man wird gewöhnlich angelogen. Auch beweist die Tiefe an sich gar nichts, denn noch

heute versinken die Wasser in jenen nicht seltenen halboffenen Spalten, nehmen Erd- und Kunstprodukte mit; wenn die Arbeiter bei ihrem Wühlen nach Erz auf solche mit Erde angefüllten alten Wasserläufe stossen, so finden sie häufig neuere Sachen, dass aber im unverritzten Erze so etwas gefunden würde, darüber haben wir noch kein einziges sicheres Beispiel. Auch ich habe in den letzten Jahren drei solcher Schmelzkronen bekommen, über deren Fossilität nicht der geringste Zweifel stattfinden kann; sie sind gerade so abgerieben, als die mitvorkommenden Reste der Hippotherien, Mastodonten, Rhinocerosse, Tapire etc., der Schmelz hat das blass gebleichte Aussehen, Mangandendriten haben Zahnbein und Schmelz durchdrungen, und in dem glänzenden Schmelze des Einen finden sich jene eigenthümlichen blassblauen Wolken, welche, an der Zahntürkis des Reaumur (Hist. de l'Acad. royale des scienc. 1715) erinnernd, für die Fossilität in den Bohnenerzen unserer zweiten Säugethier-Formation entscheiden. Also fossil sind sie. Aber sind es nun auch unzweifelhaft Menschenzähne? Diese Frage möchte ich noch nicht so sicher beantworten. Die unsrigen stimmen allerdings auffallend mit dem hintersten Backenzahn (Weisheitszahn) des Unterkiefers; sie haben fünf Hügel, zwei grössere innere und drei kleinere äussere, die auf der Schmelzoberfläche durch markirte schmale Furchen (durch Faltungen der Schmelzhaut erzeugt) von einander getrennt sind; auch die welligen Runzeln und die Dicke des Schmelzes stimmten vortrefflich. Auf dem Zahnbein der Unterseite des Einen gewahrt man noch die fünf Keimgrübchen, welche den fünf Schmelzhügeln entsprechen, und ebensoviel Ossificationspunkte bezeichnen. Geht man jedoch in die letzten Einzelnheiten ein, so treten geringe Unterschiede hervor. Diese Zweifel zu heben, wandte ich mich an Herrn Prof. Arnold; hier bei dem reichen Material stellte sich sogleich heraus, dass es nichts Variabeleres unter den Zähnen gibt, als bei Menschen. Doch fanden sich einige Individuen, deren untere Weisheitszähne so vollkommen stimmten, dass dem berühmten Anatomen über die richtige Bestimmung keine Zweifel blieben. Wir verglichen darauf verschiedene Racen, und hier zeigte sich, dass bei Mongolen, Finnen und Mohren sie auch für drittletzte Backenzähne des Unter-

kiefers genommen werden könnten, wofür namentlich auch die weit getrennten Wurzeln des Fleischer'schen Zahnes sprechen. Ich war nun sehr gespannt auf die übrigen fossilen Exemplare. Nur Herr Prof. Kurr legte das seinige vor; etwas weniger grösser als die unsrigen stimmte es sonst vollkommen, und zwar besser als sämmtliche fossile mit denen von Menschen. Und doch machte Herr Prof. Kurr die wichtige Eröffnung, dass der grosse Kenner fossiler Zähne, R. Owen in London, auch diesen als einen unzweifelhaften Menschenzahn bestimmt habe. Zugleich versicherte er, dass Fleischer's Zahn ganz die gleiche Krone zeige. Aber gerade dieser Umstand macht mich noch ein wenig schwankend; wir haben hier fünf Zähne, die unter sich nur durch Grösse in rechts und links von einander abweichen, sonst aber ein wenig besser unter einander stimmen, als sämmtliche mit den Zähnen lebender Menschen. Da der Mensch sechszehnerlei Zähne hat, so liegt etwas Auffallendes darin, dass sich bisher fünf von einer Form fanden. Solche Zufälligkeiten kommen nun zwar auch sonst vor; aber es bleibt immerhin etwas Gewagtes, aus einer einzigen Zahnform eine so wichtige Frage, wie die vorweltliche Existenz des Menschen, entscheiden zu wollen. Ehe nicht andere Zähne noch Beweise liefern, müssen wir leise auftreten, denn es haben in Bestimmung einzelner Zähne schon die grössten Meister geirrt. Vielleicht wird es noch viele Jahre dauern, ehe die Sache zur Entscheidung kommt, denn leider sind die Erfunde in diesen Bohnenerzen nur sehr sparsam. Verhielte sich aber die Sache richtig, dann schiene der Mensch schon vor den Mammuthen zur Zeit der Hippotherien und Dinotherien gelebt zu haben. Ich sage schiene. Denn es wurde schon früher darauf aufmerksam gemacht (Jahreshefte VI. pag. 165), dass der abgeriebene Zustand der Knochen und Zähne auf secundäre Ablagerung schliessen lässt. Zwar herrschen die Thiere der zweiten Säugethierformation bei weitem vor, und die meisten Erfunde werden ihrer Zeit angehören. Doch kommen auch Zähne von Pferd und Mammuth vor, die auf die dritte Säugethierformation hinweisen könnten. Wie jedoch alle diese Dinge sich im Lager verhalten, darüber konnte man bis jetzt keinen Aufschluss erhalten, da die Leute gewöhnlich erst beim Waschen der Erze ihre Funde machen.

Dass sonst die Mammuths-Formation scharf von der der Hippotherien etc. verschieden sei, das hat sich unter andern wieder sehr deutlich an dem Eisenbahn-Durchschnitt bei Ulm gezeigt, wo aus den mit Lehm gefüllten Spalten des Süsswasserkalks mit Tapirresten etc. Mammuths-Zähne hervorgefördert wurden. Auch im Donauthal, der Frohnstetter Gegend (bei Hausen), finden sich die wohlerhaltensten Mammuths-Knochen mit Pferd, Ochs, Bär etc., so dass wir an diesem merkwürdigen Punkte alle drei Säugethier-Formationen beisammen hätten, ja noch mehr. In der Palaeotherienformation findet man durch Wasser stark abgeriebene Zähne. Herr Dr. Fraas behauptet, diese lägen nur in den obersten Schichten der über 60′ tiefen Gruben, denn die tiefer liegenden Reste sind, wie bei Neuhausen, zwar zerstückelt, aber nicht abgerollt. Die Abrollung schiene demnach erst später begonnen zu haben, als die Zeit sich der Hippotherien-Formation näherte. Und eine solche Bohnenerz-Formation kommt gleich eine halbe Stunde davon bei Stetten vor, worin die Palaeotherien-Zähne fehlen, und statt dessen abgerollte Tapir-Zähne herrschen, die Cuvier seinem Lophiodon zuschrieb. Im Ganzen erkennt man diese Bruchstücke leicht, in einzelnen Fällen begeht man aber sehr leicht Irrthümer. Jedenfalls sind bei Melchingen Zähne darunter, die in Grösse und Form so vollkommen mit Backenzähnen des lebenden *Tapir. Americanus* übereinstimmen, dass man glauben sollte, diese amerikanischen Pachydermen hätten schon zu jener Zeit in Europa gelebt. Da dieser Unterschied nahe gelegener Bohnenerz-Gruben so scharf begründet ist, so könnte es leicht auch eine dritte Bohnenerz-Formation mit Mammuth, Pferd, Bär etc. geben, die vielleicht in einer und derselben Spalte über der Tapir-Formation läge. Der Abbau ist in unsern Gegenden so regellos, dass man von dem wenig gebildeten Arbeiter keine sicheren Aufschlüsse erhalten kann. Diese Unsicherheit trifft daher auch die vermeintlichen Menschen-Zähne, sie können unserer dritten oder zweiten Säugethier-Formation angehören. Da jedoch die blauen Wolken des Schmelzes auf das Genaueste mit den Farben der Schmelzreste aus der zweiten Säugethier-Formation übereinstimmen, diese auch in den Melchinger Gruben durchaus vorherrschen, so spricht die Wahrscheinlichkeit für das höhere Alter. Dann hätte der

in noch einmal so viel Zeit gebracht hatte. Die Knaben durften während der ersten drei Vierteljahre keinen Buchstaben componiren; es wurde keine Minute mit ihnen auf die sonst so peinliche Einübung der Formenlehre durch Composition verwendet; als ich ihnen aber kleine Fabeln, Erzählungen u. dgl. zum Componiren diktirte, machten sie im Durchschnitt weniger Fehler, als die nach der alten Methode unterrichteten, und alle jene Hamiltonianer — es waren fünf junge Theologen darunter — bestanden im Landexamen gut, zum Theil mit Auszeichnung.

„Ein anderes Beispiel ist mir in neuester Zeit vorgekommen, und zwar mit der lateinischen Sprache. Der eilfjährige Sohn des Pf. P. in S., mit welchem sein Vater vor zwei Jahren das Latein nach Hamilton'scher Methode angefangen und den Unterricht dazu noch mit bedeutenden Unterbrechungen fortgesetzt hatte, kam auf eine Woche zur Probe in meine Schule und arbeitete mit meiner zweiten Abtheilung, deren Schüler im Durchschnitt in seinem Alter stehen, also nach der alten Methode 4 — 5 Jahre (im Lateinischen) unterrichtet worden sind. Diesen war aber der junge P. nicht nur an Fertigkeit um ein Gutes überlegen, sondern auch im Componiren, das er noch nicht sehr lange vorher angefangen hatte, den Bessern gleich. In der Zeit bis zum neunten Jahre aber, welche diese großentheils dem Latein hatten opfern müssen, hatte er sich in Geographie, Geschichte u. s. f. Kenntnisse gesammelt, wie man sie von den Andern gar nicht fordern konnte."

Da Hamilton in dem grammatikalischen Unterricht von der alten Schule nur dadurch abweicht, daß er ihn erst später beginnt, derselbe aber auf analytischem Wege in hohem Grade verstandbildend werden kann, so hat Schreiber dieses sogleich zu Anfang der Lektionen bei dem logischen Construiren die von Dr. Becker begründete neue Grammatik auf die unten ausgeführte Weise mit bestem Erfolg in Anwendung gebracht.

Bei einer zu Ende des Monats Juni im vorigen Jahr vor dem königl. Studiendirektor vorgenommenen Prüfung meiner Anfängerklasse * im Französischen lasen die Schüler ein von dem Herrn

* Die Schüler der vierten Gymnasialklasse, welche in dem Normal-Alter von 13—14 Jahren stehen, hatten vom November an (nach Abzug der Feiertage und der Ferien) in etwas mehr als sieben Monaten bei

Mensch schon vor den Mammuthen mit Mastodon und Dinotherium zusammengelebt. So wenig diese Ansicht auch zu unsern Systemen passt, so muss der Naturforscher sich doch den Thatsachen beugen, aber erst, wenn sie ein solches Gewicht bekommen, dass er sie nicht mehr bezweifeln kann.

Die Stylolithen

sind in diesen Jahresheften zwar wiederholentlich zur Sprache gekommen, doch in der Sache wenig weiter gefördert. Die längste Abhandlung lieferte Herr Professor Dr. Plieninger (VIII. pag. 78), worin meine früheren Arbeiten so weitläufig kritisirt werden, dass es schwer hält, der Sache in Kurzem beizukommen. Da aber das Problem dennoch nicht gelöst ist, so dürften nachfolgende Bemerkungen nicht überflüssig sein:

Jene bekannten Rüdersdorfer Stylolithen, welche längsgestreift die Kalkbänke senkrecht durchsetzen, wurden von Klöden für organische Reste gehalten. Es kam nun Alles darauf an, durch eine Thatsache diese unrichtige Ansicht zu widerlegen, und diese lieferten die Muscheln, welche auf den wohlgeformten Säulen so häufig vorkommen, dass man sich wundern muss, wenn Schriftsteller die Sache bis zum Jahr 1837 übersahen, wo ich durch eine kurze Abhandlung in Wiegmann's Archiv darauf aufmerksam machte. In dieser Abhandlung finden sich keine Widersprüche; es ist vielmehr klar zwischen unbestimmten und bestimmten Formen geschieden, aber gerade die Entstehung der letzteren machte um so grössere Schwierigkeiten, je regelmässiger sie waren. Waren daher diese richtig aufgefasst, so war damit der Nagel auf den Kopf getroffen, das andere behandelte ich geflissentlich nur als Beiwerk, denn es verdient nicht viel Worte, weil jeder aufmerksame Beobachter sich solche Dinge von selbst erklärt, wenn einmal der Hauptpunkt gehoben ist. Ueber das Wie habe ich mich geflissentlich nicht viel einlassen wollen, denn dazu war die Sache bei ihrem ersten Auffinden nicht reif. Ich sagte nur, dass beim Trocknen der Gebirge eine Muschel oder irgend ein anderer fremder Gegenstand sehr denkbarer Weise jene Absonderung eingeleitet haben könnte, und mehr sagt aber im Grunde Herr Prof. Plieninger auch

nicht. Herr Prof. Rossmässler führte die Sache in ein zweites Stadium; derselbe theilte mir mit, dass im Eise durch eingefrorene Blätter Eisstylolithen entstehen könnten und entstanden wären, und führte mich so auf die Bewegung der Muschel (Flötzgeb. Württemb. pag. 58). Diese Rossmässler'sche Ansicht kann nicht durch abstrakte Reflexionen über den Schwerpunkt etc. widerlegt werden, denn in der Natur geht gar Manches vor, was unser Kopf nicht sogleich begreifen will, und was endlich doch begriffen werden muss. Noch sind die Akten darüber zwar nicht abgeschlossen, doch scheint eine dritte Erklärungsweise (Handbuch der Petrefakten-Kunde, pag. 505) immer mehr Boden gewinnen zu wollen. Wir verdanken sie Herrn Dr. Fallati in Wildbad, der schon vor zehn Jahren bemerkte, dass es im Schwarzwalde Stylolithen regne! Ich überzeugte mich damals bald von dieser Thatsache; man findet die kleinen Erdpyramiden nicht sowohl im Freien, als am Rande der Bäume, wo die grossen Tropfen von den Blättern herab schwer zur Erde fallen. Jeder kleinere Körper gibt auf dem lettigen Rande zur Bildung Gelegenheit, zuweilen bedarf es aber auch nicht einmal dieses, sondern der Boden ist in sich schon heterogen genug, um zur Erzeugung schlechterer Formen tauglich zu sein. Die Erscheinung findet sich besonders unter Dachtraufen auch bei uns, wenn auch nicht so deutlich. Aber daraus nun gleich zu schliessen, die Stylolithen seien Produkte eines starken Regens, schien mir bei der Wichtigkeit der Folgerungen doch etwas gewagt. Die Sache muss weiter untersucht werden, dachte ich bei mir selbst. Aber leider haben wir in Schwaben kein Rüdersdorf. Zwar zeigte Herr Apotheker Weismann vergangenes Jahr der Gesellschaft einen Stylolithen mit *Plagiostoma striatum* vor, zum Beweise, dass Prof. Quenstedt Unrecht habe, wenn er behauptet, dass solche Stylolithen mit Muschelschaalen in Württemberg nicht vorkommen. Allein wie dieses Crailsheimer Exemplar weiter aussähe, hat man über jener Bemerkung ganz vergessen. Nun an der citirten Stelle meines Buches ist nicht gesagt, dass Stylolithen mit Muscheln (ich kenne sie von Alpirsbach schon seit 13 Jahren) in Schwaben sich überhaupt nicht fänden, ich habe nur gesagt, dass Formen, so deutlich als in Rüdersdorf, uns leider fehlen, und der Muschel dabei

geflissentlich gar nicht gedacht. Aber gerade diese Anfänge schwäbischer Muschel-Stylolithen sprechen den Auswaschungs-Theorieen ausserordentlich das Wort; die Säulen erheben sich nur wenige Linien über die Kalkbank, und stecken ganz im deckenden Thone. Nimmt man letzteren weg, so erscheint die Fläche der Kalkbank wie ausgeschlackert, als wären Platzregen darauf niedergefallen. Manchmal kommt es vor, dass ein Theil der Schaale noch in der Kalkbank liegt, und nur das entgegengesetzte Ende mit kurzem Stylolith sich heraushebt. Solche niedrigen, ganz von Thon bedeckten Säulchen brauchen gerade nicht durch Regen, sondern könnten auch durch Wasserbewegung überhaupt ausgewaschen sein. Aber wie geht das bei den 3—4″, Klöden sagt sogar 5—6″, langen von Rüdersdorf? Zwar entsinne ich mich wohl, und es geht auch aus meiner ersten Abhandlung deutlich hervor, dass der Rüdersdorfer Stylolith, so oft er deutliche Säulen bildet, sich aus einer verschlackerten Kalkbank erhebe, in die folgende Bank eindringe, oben aber von einer Thonkappe bedeckt werde. Dieser Thon zieht sich in dünner, häufig unterbrochener Schicht längs der Streifen hinab, und breitet sich dann wieder mächtiger zwischen den Unebenheiten der verschlackerten Oberfläche aus. *) Freilich sondert sich auch mancher Stylolith von der verschlackerten Bank ab, viele aber verschwimmen damit, und man könnte sich daher wohl denken, die Bank wäre durch fallende Wasser ausgewaschen, nur wo fremde Gegenstände schützten, blieben Säulen stehen, oder wenn im Kalkschlamm selbst verschiedene Erhär-

*) Herr Prof. Plieninger machte l. c. pag. 95 bei dieser Darstellung meiner Arbeit ein bedeutungsvolles sic! Dasselbe hat mich um ihn einige Sorge gemacht. Anfangs glaubte ich, er wolle damit eine Thatsache läugnen, die Niemand läugnen kann, bis ich dann erfahre, es solle einen Sprachfehler zeichnen. Auf diese an das Lächerliche streifende Rüge bin ich freilich nicht von selbst gekommen, denn warum soll man nicht sagen „eine mit Thon gefüllte Höhle"? Das heisst einen Andern ohne Grund schulmeistern. Naturforscher pflegen das selbst in solchen Fällen zu meiden, wo sie Grund haben. Denn so lange die Sache verständlich ist, müssen solche Ausfälle gar zu leicht irre führen. Sprachkundige Männer allhier haben sich in diesem Falle für die Richtigkeit meines Ausdrucks entschieden.

lungspunkte waren, so musste das schon zackige Formen bedingen. Später führte das Wasser wieder einen feinen Thonschlick herbei, derselbe müsste dann in einer dickeren Schicht den Gipfel der Säulen decken, konnte nur längs der Seiten haften, und sein Hauptlager auf der Basis der Kalkbank finden. Der Thonniederschlag dauerte nicht lange, es kam bald wieder neuer Kalk, der die Stylolithen nun gänzlich einhüllte. Auch stehen die langen Säulen nicht immer ganz gerade, sie krümmen sich nicht selten ein wenig, als wären sie der Last etwas erlegen. Allein welche Ruhe der Bildung müsste das voraussetzen, Formen zu erzeugen, wie wir sie bei Rüdersdorf in so viel tausend Exemplaren sehen! Das macht mich immer wieder an dieser Erklärungsweise irre, auch könnte der feste bergschieferartige Thon doch wohl sekundär erst eingedrungen sein, und wenn in den porösen Kalken überhaupt Wasser cirkuliren, so könnte man sich wohl denken, wie diese Wasser, von dem fremden deckenden Körper aufgehalten, vorzugsweise ihren Weg längs des der Stylolithen nehmen müssten, und so diese Absonderung in dem compakten Gebirge zu einer Zeit, als der Schlamm noch weich war, erzeugen konnten. Die sonderbaren Streifungen an aufrecht stehenden Apiocrinitenstielen (Jahreshefte V. pag. 148), an aufrecht stehenden Zapfen, die armdick im Jura vorkommen, stylolithenartige Bildungen im Solnhofer Schiefer etc. sind wohl entschieden durch hinabdringendes Wasser erst sekundär im Gestein entstanden.

Nur ein einziges Stück aus der Gegend von Jesingen bei Tübingen scheint durchaus nur durch Auswaschung erklärt werden zu können. Ich fand es schon vor vielen Jahren an der Strasse, erkannte aber seine Bedeutung nicht, und jetzt kann ich das Lager nicht wieder auffinden. Es ist ein gelbgrüner Mergelkalk, wahrscheinlich der Lettenkohlen-Formation angehörend, in denselben ragen senkrecht gegen die Schicht längs gestreifte Stylolithen aus einem unveränderten rauchgrauen Kalk hinein, der mit der unterliegenden Kalkschicht übereinstimmt. Manche sind nur dick wie Nadeln, aber öfter gegen 1 Zoll lang, andere dick und erst auf ihrer Höhe in mehreren Säulen zerspalten. Alle haben eine schwarze Thonkappe, und sind längs mit Thon

wie überpinselt, was sich andern Orts so vortrefflich im Keuper wiederholt. Hier kann kaum ein Zweifel entstehen, dass der unterliegende rauchgraue Kalkbalk zu den zarten Stylolithen ausgewaschen wurde, welche häufig in den feinsten Fäden über 1 Zoll die gemeinsame Fläche überragten. Dann deckte sie eine Schicht Thonschlick, und nun erst kam der gelbgraue dolomitische rauhe Mergel und deckte das Ganze. Schlägt man die Handstücke entzwei, so erscheinen die zierlichen Säulchen wie in graue Formen gegossenes Blei. Verfolgen wir die Sache in dieser Weise, vorläufig unbekümmert, wo den Stylolithen ihre Grenzen zu stecken sei, so dürfte eine endliche Lösung dieser schwierigen Frage nicht fern liegen. Kommt uns dann wirklich die Ueberzeugung, dass es Auswaschungen sein müssen, so wird man auch die Möglichkeit zugeben müssen. Nur sind dann der Stuttgarter Feuersee oder irgend eine schwäbische Froschlache wohl schwerlich der Ort, wo man Aufschlüsse zu hoffen habe, sondern man muss sich vor Allem den Meeresküsten zuwenden, und hier die Natur in ihrer grossen, aber leider so geheimen Werkstätte belauschen.

9) Particulier Neubert aus Stuttgart zeigte eine blühende Pflanze, den Mückenwürger, *Apocynum androsaemifolium* L., aus Virginien stammend, und also Landsmännin der berühmteren Venusfliegenfalle, *Dionaea Muscipula* L., vor, welche als Fliegen-Vertilgerin die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, da Fliegen und andere Insekten, wenn sie den Rüssel zwischen die Staubfäden und Honigbehältnisse der Blume einsenken, um den Honigsaft zu schlürfen, an solchen festgehalten werden und umkommen.

10) Apotheker Oeffinger aus Nagold legte frische Exemplare der *Pyrola chlorantha* und *Salvia sylvestris* vor, beide bei Nagold aufgefunden und für die dortige Gegend neu.

11) Apotheker Gmelin von Rottenburg hatte mehrere frische Exemplare von *Pedicularis foliosa* mitgebracht. G. v. Martens wird später einen Aufsatz über die geographische Verbreitung dieser Pflanze mittheilen.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Die Bohnerze des Jura,

ihre Beziehung zur Molasse und zu den Gypsen von Paris, Aix und Hohenhoewen.

Von Bergrath Friedrich v. Alberti.

Die Bildungsweise und das Alter der Bohnerze haben seit 30 Jahren eine Menge Discussionen hervorgerufen, an denen besonders Al. Brongniart, G. Jäger, Thirria, Voltz und Walchner Antheil nahmen. Das Resultat trifft wohl in der Annahme meines Freundes Jäger zusammen, dass

> die Bildung der Bohnerzmasse und der Bohnerzkörner, das Emportreiben derselben und der in ihnen enthaltenen Knochen und Zähne und deren Zertrümmerung und Abglättung durch die am Geiser in Island und an den Carlsbader Quellen vorkommenden Erscheinungen und in dem Emportreiben von Steinen und Schlamm und mehr oder weniger heissem Wasser aus Bohrlöchern zu erklären sei und eine Versetzung und Zertrümmerung der in ihnen sich findenden organischen Reste in Folge der vulkanischen Erhebung und Durchbrüche stattgefunden habe. *)

In Beziehung auf das Alter war die Annahme geltend, dass Bohnerz-Formationen verschiedenen Alters, eine ältere zwischen Jura und Kreide (die von Kandern u. a. O.), eine jüngere

*) Ueber die foss. Säugethiere Württemberg's — Nova acta naturae curiosorum, XXII. 1850. p. 924 f.

(auf den Höhen des Jura), dem *Diluvium* angehörend, anzunehmen seien.

Ich habe darzuthun gesucht, dass die Bohnerze aus Schlamm-Eruptionen in Verbindung mit Gasentwicklungen entstanden, die sogenannten älteren und neueren Bohnerze gleichen Alters seien. *)

Ehe meine Ansicht in's Publikum kam, erhielten wir die schönen Arbeiten meines verehrten Freundes Oscar Fraas über die Bohnerze von Frohnstetten **) auf der Hardt, NNW. von Sigmaringen. Er hat unwiderlegbar dargethan, dass die Einschlüsse dieser Bohnerze ganz die gleichen wie die des Pariser Gypses seien, daher Beide Einer Formation angehören müssen. Er fand *Palaeotherium medium* (*commune*), *P. latum* (*P. Velaunum, magnum*), *P. hippoides*, *P. minus* (*P. curtum*), *Anoplotherium commune*, *A. leporinum*, *A. murinum*, *A. gracile* u. a. Unter den von mir gesammelten Resten finden sich noch, nach der Bestimmung G. Jäger's, Knochen von *Palaeomeryx minor* und *Anoplotherium secundarium*.

Die Erze von Frohnstetten brechen auf einer wannen- oder muldenförmigen, aus Jura-Kalk bestehenden Höhe, dem sogenannten Haerdtle. Die an Thierresten reichsten Gruben liegen so ziemlich auf dem höchsten Punkte der Gegend, auf einer inselartigen Erhöhung, andere auch in der Tiefe der Wanne zerstreut.

In einer der höchst gelegenen Gruben folgen nach Herrn Fraas:

Bohnerze mit einzelnen Zähnen von Palaeotherien	$2^m,29$.
Gelber Thon und Jurageschiebe, leer an Erzen und Zähnen	$3^m,43$.
Thon mit Erzen und zahlreichen Knochen und Zähnen	$0^m,50$.
Reines Erz, ganz leer an Zähnen	$4^m,29$.

Er ist der Ansicht, dass das Haerdtle ein Seebecken gewesen sei.

*) Naturgische Geologie, 1852. II. p. 304 ff. und 342 f.

**) Württemberg. naturwissenschaftliche Jahreshefte, 1852. p. 88 ff. und 219 ff.

in welches die Zähne und Knochen der merkwürdigen Dickhäuter, die in jener Zeit die inselartig über das Tertiärmeer hervorragenden Wälder des weissen Jura bevölkerten, nach dem Absterben der Thiere vom Regen und Gebirgsbächen geführt worden seien.

Betrachten wir die vielen Bohnerzgruben, auch die auf dem Haerdtle, so finden wir die Bohnerze und die sie begleitenden Thone überall in Spalten des Jura, auch bei der an Thierresten reichsten Grube steht auf zwei entgegengesetzten, wenig von einander entfernten Stössen Jura-Kalk an, was offenbar gegen die Annahme eines Seebeckens streitet.

Die Bohnerze sollen durch Quellen und Säuerlinge gebildet und die Thiere durch Strömungen diesen zugeführt worden sein.

Warum sind nun aber die Bohnerze und die Thiere, die sie enthalten, nur in den Spalten, warum haben sie sich nicht in andern Vertiefungen, wie sie hier vorliegen, gelagert?

Wenn die Bohnerze durch Säuerlinge gebildet sind, woher kommt die mächtige Thonmasse zwischen ihnen? Wenn auch diese durch Fluthen in sie gelegt sein soll, warum ist gerade sie ohne organische Reste, namentlich ohne Pflanzen der reichen Vegetation, welche so viele Thiere nährte?

Die jurassischen Petrefakten, welche sich mit den Bohnerzen finden, sollen ebenfalls durch Strömungen mit den Landthieren in die Bohnerze gekommen sein. Diesem widerstreitet, dass sich in Formationen, welche zuverlässig in Seebecken abgesetzt sind, wie z. B. in der Molasse, nicht auch Versteinerungen älterer Formationen finden.

Dagegen, dass die tertiären Thiere von den Höhen herab in diese Spalten eingeschwemmt seien, spricht aber vorzüglich der Umstand, dass keine grösseren Anhöhen, als die, auf denen die an Fossilen reichsten Erze liegen, in der Nähe sich befinden und nicht abzusehen ist, wie diese Reste von den Höhen a, a

durch die hier vorliegenden Vertiefungen b, b nach den Spalten bei c gekommen seien, ohne sich in b, b abgesetzt zu haben. Statt diesem sehen wir auf den Höhen und in den Tiefen der Wanne unter der wenig mächtigen Dammerde überall nur Jura-Kalk anstehen.

Alle diese Anstände werden gehoben, wenn wir annehmen, dass die Bohnerze in Verbindung mit kohlensaurem Gase sich aus der Tiefe erhoben, die Landthiere, von der sauern Solution angelockt, in dem todtbringenden Orte ihren Untergang gefunden haben, die festen Theile derselben von der auf- und niedertreibenden Masse gemengt und geglättet, die Jura-Petrefakten aber durch die Kohlensäure aus dem Kalksteine losgelöst und mit jüngern Gebilden vermengt worden seien.

Der Umstand, dass die Thierreste in den Bohnerzen nicht gleich vertheilt sind, dass sie in den Erzlöchern in verschiedenen Tiefen sich sehr häufen oder gar nicht finden, der Umstand, dass nicht alle Bohnerzlöcher Thierreste enthalten, scheint darauf hinzudeuten, dass die Gasentwicklung bald stärker, bald schwächer auftrat, oder dass die Löcher nicht zugänglich waren. Da wo die Thierreste sehr abgerieben und zerstört sind, scheint die auf- und niedergehende Schlammmasse länger in Thätigkeit gewesen zu sein. Dieses Abgeriebensein, so wie die destructive Beschaffenheit mancher Bohnerze kann jedoch auch daher rühren, dass Stillstände in der Bildung der letztern eintraten, und die Gase sich neue Bahnen brechen mussten, oder dass ihre Lagerung durch allmählige Erhebung des Jura gestört wurde, namentlich wenn sich eine Wand der Spalten, in denen sie eingeschlossen sind, höher als die andere hob; dadurch müssen auch sekundäre Lagerstätten sich gebildet haben.

Charakteristisch für manche Eisensteinbildungen ist das Vorkommen von Versteinerungen älterer Formationen mit jüngeren. Im Elsass z. B. finden sich in den Bohnerzen neben Versteinerungen aller Gruppen des Jura andere aus Muschelkalk und Uebergangsgebirge, und in Schwaben sind, neben tertiären, jurassische sehr gemein. So finden sich z. B. bei Heudorf neben *Ceriopora angulosa* Goldf., *Cidarites coronatus*, Stacheln von *Cidarites nobilis* und *glandiferus*, Gliedstücken von *Pentacrinites pentagonalis*,

Apiocrinites mespiliformis und *rosaceus*, *Terebratula inconstans*, also neben entschiedenen Petrefakten des oberen Jura - Paludinen und Anodonten mit Zähnen von *Sphaerodus irregularis* *), *Otodus macrotus*, *Oxyrhina Desori*, *Lamna elegans*, welche der Molasse - Zeit angehören. Alle diese Petrefakten sind auf's Innigste mit den Pachydermenresten gemengt. Die gleiche Erscheinung findet auch in den eocenen Eisenstein - Ablagerungen des Kressenbergs (Teisenbergs) statt. Mit tertiären Versteinerungen, namentlich Nummuliten, finden sich hier: *Terebratula carnea*, *Apiocrinites ellipticus* u. a. der Kreide, mit *Pentacrinites cingularis*, *Apiocrinites Milleri*, *Belemnites compressus* des Jura und Fischresten des Uebergangsgebirges. **)

Dass die Kohlensäure diese Erscheinung hervorgebracht habe, dafür sprechen die mächtigen Auswaschungen und die Metamorphosen an den Wänden der Erzlöcher und der Umstand, dass, was namentlich in den Erzgruben von Ober - Schlesien und Süd-Polen***) häufig sichtbar, die Versteinerungen im Contact weit aus der Kalkmasse hervorragen. Bei der dominirenden Lage der Bohnerzgruben von Frohnstetten ist das Dasein der Jura - Petrefakten wohl nicht auf andere Weise erklärbar. s

Eine auffallende Erscheinung ist es, dass, während in den Bohnerzen die Knochen und Zähne der verschiedensten Thiere mit Versteinerungen älterer Formationen gemengt vorkommen, wir in der obersten Abtheilung des Gypses von Paris, und zwar nur in dieser, nie in der unteren Abtheilung, häufig die wohl erhaltenen Gerippe ganzer Thiere und keine Versteinerungen älterer Formationen finden, dass daher bei ihrer Bildung in Bezug auf das Vorkommen der Thiere wesentliche Verschiedenheiten stattgefunden haben müssen. Auch der Pariser Gyps wird als Deltabildung angesehen. Es soll nicht geläugnet werden, dass bei der Gypsbildung Ueberschwemmungen stattfanden, dies be-

*) In den Bohnerzen von Heudorf finden sich auch Zähne von *Sphaerodus annularis* Agass, welche dieser aus meiner Sammlung bestimmte, irrigerweise jedoch dem Sandsteine von Tübingen zurechnet.

**) Schafhäutl, geognostische Untersuchungen des südbayerischen Alpen - Gebirges. München 1851. pag. 62 ff.

***) Haiurg. Geol. II. 336.

Direktor gewähltes Stück meines zweiten Curses richtig, überſetzten das Geleſene fertig ſowohl wörtlich als reindeutſch, und wußten nicht nur die einzelnen Satzglieder, ſondern auch die ganzen Sätze nach ihrer logiſchen Geltung und Bedeutung zu analyſiren und nach der neuen Terminologie zu benennen. Das gleiche Ergebniß hat ſich auch dieſes Jahr wieder herausgeſtellt und kann von Jedem, der ſich für die Methode intereſſirt und dem Unterrichte beiwohnen will, erhoben werden.

Vor zwei Jahren machte ich mit Realſchülern im Griechiſchen und Hebräiſchen zwei Verſuche, die ich voriges Jahr in einem beſondern, zur Vertheidigung der Hamilton'ſchen Methode geſchriebenen Werkchen * näher ausgeführt habe. Ich gab in jeder dieſer Sprachen in ungefähr vier Monaten, in denen ſie noch ihren Klaſſenunterricht fortſetzten, je 90 einſtündige Lektionen, und abſolvirte den erſten Curs des Weckherlin'ſchen hebräiſchen Leſebuchs, mein griechiſches Lehrbuch und das griechiſche Elementarbuch von Weckherlin. Da ſich ein fremder Lehrer in den Herbſtferien in U. befand und gegen mich die Anwendbarkeit der Hamilton'ſchen Methode auf das Hebräiſche in Zweifel zog, ſo lud ich ihn mit einigen Freunden zu einer Prüfung der beiden Schüler ein. In dieſer überſetzten die Knaben von den Anweſenden ausgewählte Stücke aus dem griechiſchen und hebräiſchen Leſebuch Weckherlins und dem griechiſchen Evangelium Johannis nicht nur fertig wörtlich deutſch, ſondern auch mit ziemlicher Fertigkeit reindeutſch; auch zeigten ſie nach dem Zeugniſſe der Anweſenden bereits einige Kenntniß der Grammatik, namentlich im Hebräiſchen. Der Rektor des Gymnaſiums, welcher von dem Ergebniß der Prüfung hörte, ließ einen der Knaben zur Probe bei ſich in dem zweiten Curs Weckherlins überſetzen, was derſelbe, wie er gegen mich äußerte, zu ſeiner Zufriedenheit that, obgleich er in dieſem Buche früher noch nicht überſetzt hatte. Da der Herr Rektor der Anſicht war, daß der

3 — 4 Wochenſtunden, in denen abwechſelnd exponirt, repetirt und logiſch analyſirt wurde, meinen erſten franzöſiſchen Kurs ganz und den zweiten etwa zur Hälfte durchgemacht.

* Hamilton und ſeine Gegner oder Darlegung der Hamilton'ſchen Sprachlehr-Methode, in welcher dieſe als vor andern formell bildend und als Zeitbedürfniß erwieſen wird, von Dr. Leonhard Tafel. Stuttgart, bei Beck und Fränkel, 1837.

weisen die Fische, die sich zuweilen neben den Quadrupeden gebettet haben; der Deltabildung widerstreitet dagegen das kuppenförmige Vorkommen des Gypses und sein massenhaftes Auftreten in der oberen Abtheilung, wo er zum Theil in mächtige Prismen *(hauts piliers)* abgesondert ist. Wären die Quadrupeden u. s. ihm durch Fluthen zugeführt, so müsste der Stand ihrer Erhaltung ein anderer und sie müssten in Schichten abgesetzt sein. Wären die Thiere, während der Gyps sich bildete, in die Schichten eingeführt worden, oder wäre der Gyps ein verwandelter Kalk, so würden diese durch Schwefelsäure zerstört worden sein; es muss daher nach einer andern Ursache geforscht werden. Zieht man die Zusammenhäufung einer so grossen Menge von Thieren auf beschränktem Raume, ihre gute Erhaltung in Betracht, so erklärt sich ihre Erscheinung am einfachsten, wenn wir annehmen, dass die Oberfläche des Gypses vor dem Erhärten einen Sumpf bildete und zeitweise von Flüssen überschwemmt wurde, in dem, wie in den Big Bone Lick in Kentucky, ganze Heerden von Thieren durch Lästernheit den Tod fanden, und von Gypsmaterie, die schon gebildet vorhanden war, durchdrungen wurden. Das Dasein von Salzlachen, von welchen die Thiere angelockt wurden, beweisen die treppenartig hohlen Würfel, eine Pseudomorphose nach Steinsalz, welche auf den den Gyps begleitenden Mergeln zerstreut vorkommen. *) Vielleicht war es auch nur der Gypsteig allein, welcher sie anzog und dadurch tödtlich wurde, dass sich Gasarten aus ihm entwickelten.

Herr Fraas nimmt in den oben erwähnten Aufsätzen auf der Alp 3 Säugethierzonen verschiedenen Alters, oder 3 Bohnerz-Formationen an, so dass mit der für älter gehaltenen von Kaudern u. a. O. deren 4 wären. Für die älteste der Alp gilt ihm die von Frohnstetten, welche nur Reste des Pariser Gypses, besonders Palaeotherien und Anoplotherien enthält, für die zweite sieht er die Bohnerze von Heudorf bei Mösskirch an, in denen sich *Anchitherium aurelianense, Hippotherium, Dorcatherium Naui, Palaeomeryx Scheuchzeri, Rhinoceros incisivus, Mastodon angustidens, Tapirus priscus, Dinotherium giganteum, Hyotherium medium,*

*) Journ. des mines. XXV. pag. 227.

Pachydon mirabilis u. a. finden. Für die dritte Säugethierzone gilt ihm *Elephas primigenius*, *Mastodon longirostris*, *Rhinoceros tichorhinus* u. a.

Diese Location wird sehr schwankend, da sich in den Bohnerzen von Heudorf auch Anoplotheriumreste finden, noch mehr, wenn wir das Vorkommen bei Neuhausen, unweit Tuttlingen, in's Auge fassen. Dort finden sich nach den Untersuchungen G. Jäger's*) neben *Palaeotherium crassum*, *P. magnum*, *P. medium*, *P. minus*, neben *Anoplotherium commune* und *A. secundarium*, Reste des *Anchitherium aurelianense*, Reste von *Elephas*, *Palaeomeryx*, *Equus fossilis*, *Mastodon angustidens* und *Dinotherium giganteum*; Neuhausen verbindet daher vollkommen das Vorkommen von Frohnstetten und Heudorf. Dies in's Auge gefasst, und unter Berücksichtigung des Umstands, dass vorzugsweise die Zähne, weniger die in Menge bei Frohnstetten sich vorfindenden Knochen untersucht sind, und unter diesen manche sein können, die denen bei Paris vorkommenden nicht, dagegen denen von Neuhausen u. a. O. entsprechen, so liegt kein stichhaltiger Grund vor, dem einen Vorkommen ein höheres Alter als dem andern zu geben, um so mehr, da hier wie dort uns fast nur ausgestorbene Thiergattungen begegnen.

Gleiche Beschaffenheit hat es mit den Bohnerzvorkommen von Salmendingen, Melchingen, Ostmettingen, welche ebenfalls neuer sein sollen. Diese enthalten, wie Jäger darthut: *Mastodon angustidens*, *Anoplotherium gracile*, *Palaeotherium* neben *Hippotherium*, *Equus* und *Elephas*; diese Einschlüsse stimmen daher ganz mit denen von Neuhausen und Heudorf überein.

Das Dasein der Reste von *Rhinoceros tichorhinus* und *Elephas* in den Bohnerzen von Neuhausen u. a. O. erklärt sich damit, dass diese mit den Palaeotherien gelebt und sich bis zur Diluvialzeit erhalten haben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, dass Unterschiede in ihrem *Habitus*, wie beim asiatischen Elephanten und dem Mammuth stattfanden, die sich beim Abgeriebensein der Zähne nicht mehr unterscheiden lassen, oder dass

*) l. c. und über die fossilen Säugethiere Württemberg's, 2 Abthlgn. 1835 und 1839. I. pag. 44 ff. II. pag. 31 ff.

zur Diluvialzeit Reste der damals lebenden Thiere in die Bohnerzlöcher eingeschwemmt oder eingetragen wurden; davon zeugen auch die Kunstprodukte, die sich zuweilen in ihnen finden.

Ich habe nachgewiesen, dass die Bohnerze von Kandern, obschon sie nur jurassische Versteinerungen einschliessen, erst nach Ablagerung des Tertiärgebirges im Breisgau, welches dem im Mainzer Becken entspricht, gebildet sein können.*) und dass sie gleichzeitig mit den Bohnerzen der Alp und den damit verwandten Gebilden seien, mag daraus hervorgehen, dass *Thirria* in einer ganz ähnlichen Bohnerz-Masse an der Saône Mastodonten-Reste fand; es liegt daher kein Grund vor, die einen für jünger oder älter als den Gyps von Paris zu halten.

Herr Fraas findet einen Anknüpfpunkt der Bohnerze an's Eocen darin, dass er den Tertiärkalk von Winterlingen, Bachzimmern, Blumberg u. a. O., der in der Nähe der Bohnerze vorkommt, als Grobkalk betrachtet; dagegen spricht die Beobachtung meines Freundes v. Althauss, der nachgewiesen hat, dass dieser bei Zimmerholz in der Nähe von Hohenhoewen, auf der Nagelfluh liege, die am Hohenhoewen mit dem gelben Molasse-Sandstein durch den Basalt und Gyps gehoben ist.**) Die Versteinerungen dieses Kalks haben den zoologischen Charakter der Molasse, zu der ihn auch Rehmann rechnet.***) Es finden sich darin neben vielen andern: *Cellepora globularis* Bronn, *Ostrea tegulata* Münst., *Pecten Burdigalensis* Lam., *Natica glaucina* Lam., in grosser Menge *Turritella terebra* Lin., *Rissoa cochlearella* Lam., *Pyrula reticulata* Münst., *Murex Lassaignei* Bell. et Mich., *Balanus tintinabulum* Lin., welche grossentheils auch in der Subapenninen-Formation auftreten.

Sehen wir uns in der Nähe um, welche geschichteten Gesteine Thierreste enthalten, die denen in den Bohnerzen und im Pariser Gypse vorkommenden parallel zu setzen sind, so bietet nur die Molasse einen Vergleichungspunkt dar. In ihr finden sich,

*) Haiurg. Geol. II. pag. 343.

**) d'Althauss, Notice sur le terrain d'eau douce du Hegau. Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strasbourg. I. 1. pag. 3.

***) *Gaea und Flora der Quellenbezirke der Donau* von Dr. E. Rehmann, F. Brunner und C. Gebhard. pag. 29.

wie in den Bohnerzen, neben Resten von Palaeotherien und Anoplotherien: *Palaeomeryx minor*, das sich auch in den Bohnerzen von Frohnstetten findet, *Palaeomeryx Scheuchzeri*, *Rhinoceros incisivus*, *Mastodon angustidens*, *Tapirus priscus*, *Hyotherium medium*, *Cervus lunatus*, der auch in den Bohnerzen von Heudorf vorkommt, *Pachyodon mirabilis* u. a. und Reste vieler Fische.

G. Jäger hat nachgewiesen, dass auch in den Süsswasser-Kalken der Alp sich mehrere dieser Thiere finden, dass daher auch sie der gleichen Epoche angehören werden.

Hierher sind auch die Einschlüsse des Mainzer Beckens, die H. v. Meyer untersucht hat,*) zu rechnen, die *Hyotherium medium*, *Palaeomeryx Scheuchzeri*, *Rhinoceros incisivus*, *Tapirus priscus* und *T. Helveticus*, welch letzterer sich auch in der Molasse findet, enthalten, und die von Georgensgmünd, welche *Anchitherium aurelianense*, *Rhinoceros incisivus*, *Mastodon angustidens*, *Palaeomeryx* u. a. einschliessen.**)

Dass sich in den verschiedenen Gliedern der Molasse Anoplotherien- und Palaeotherien-Reste seltener als in den Bohnerzen von Frohnstetten finden, hat möglicherweise darin seinen Grund, dass diese schweinsartigen Thiere morastige Gegenden wählten und besonders in der Nähe saurer Solutionen (Gyps- und Bohnerzschlamm) die Waiden suchten. Während bei Heudorf das Meer, wie das *Pachyodon* und viele Fischreste darthun, zeitweise mit der Bohnerzbildung in Verbindung stund, oder die Fluth diese erreichte, die Umgebung einen Sumpf gebildet zu haben scheint, fanden sich bei Neuhausen zwar auch Sümpfe und Moräste, jedoch bei reicherem Pflanzenwuchse, da dieser ausser den Palaeotherien und andern: Elephant, Mastodon, Pferd u. a. ernähren konnte. Ueberhaupt musste, wie jetzt noch, die Lage des Orts bedeutenden Einfluss auf das animalische Leben ausüben und die Thiere nach ihrer Lebensart in Gruppen trennen; dies Vorkommen berechtigt daher nicht zu der Annahme, dass die Mastodonten,

*) In vielen Aufsätzen von 1837 an in: Neues Jahrb. für Min. etc.

**) Die foss. Zähne und Knochen und ihre Ablagerung in der Gegend von Georgensgmünd in Bayern, untersucht und abgebildet von Herm. v. Meyer. Frankf. 1834.

Rhinoceros u. a., da sie sich bis jetzt nicht im Gypse von Paris fanden, jünger als die Palaeotherien u. a. seien.

Ein vermittelndes Glied zwischen den Bohnerzen, der Molasse und dem Pariser Gypse ist der Gyps von Hohenhoewen im Hegau, welcher Reste von *Anoplotherium commune*, *A. gracile*, *Palaeomeryx Scheuchzeri*, *Elephas* u. a. enthält.

Die Stellung des Pariser Gypses ist in tiefes Dunkel gehüllt. Er findet sich zwischen Grobkalk und Kieselkalk als ganz abnorme Masse. Er wird desshalb als eocen angesehen, weil er in der untern Abtheilung des Grobkalks in zwei Lagen auftritt, weil in den 10 Metres mächtigen Mergeln mit linsenförmigen Gypskrystallen, welche die unterste Abtheilung des Gypses am Tage bilden, eine Schicht Versteinerungen des Grobkalks einschliesst, und weil er meist ausgestorbene Thiergattungen enthält, die sich theilweise auch in den obersten Schichten des Grobkalks finden.

Wenn der Gyps von Paris, von Hohenhoewen u. a. sich wie plutonische Gesteine erhoben haben, so darf die Zwischenlagerung im Grobkalke von Paris nicht befremden; sie gibt keinen Altersbeweis, doch liesse sich denken, dass diese Gypslagen und die unterste Abtheilung des Gypses am Tage älter als die obere Gypsmasse seien, oder dass der Gyps der oberen Abtheilung des Grobkalkes angehöre.

Da die besagten Grobkalk-Versteinerungen im Mergel durch auftretende Kohlensäure aus dem Kalke losgelöst, oder der sich erhebende Schlamm die auf seinem Wege liegenden Thiere eingehüllt, oder eine Ueberfluthung die Umgebung abgespühlt und die Versteinerungen, wie die Fische, die sich auch in diesen Mergeln finden, in den weichen Schlamm gelegt haben kann, so ist auf das Vorkommen derselben kein besonderer Werth für die Altersbestimmung zu legen.

Wird nun berücksichtigt, dass der Gyps von Paris in ewige Tiefe setzt, bald in Kuppen frei zu Tage geht, bald unmittelbar von Dammerde, bald von versteinerungsleerem Travertin oder Sand, bald von Mergeln überlagert wird, welche Limnaeen und Planorben enthalten, die kaum von den in den nahen Pfützen lebenden verschieden sind, dass er zwar stellenweise auf Grobkalk liegt, dass dagegen seine Abhänge, nie aber seine Gipfel

von dem Meeressand und Sandstein von Beauchamp bedeckt sind, so wird es wahrscheinlich, dass er diesen Sand und Sandstein durchbrochen habe, daher jünger als dieser, folglich auch als der Grobkalk sei, und er ebensowohl einer weit jüngeren Zeit angehören könne.

Ich habe dargethan, dass der Gyps von Hohenhoewen mit Basalt die Molasse durchbrochen habe; *) der Umstand, dass der Gyps von Aix, der ebenfalls Palaeotherien- und Anoplotherien-Reste enthält, nach Dufrénoy auf Molasse, in der sich ebenfalls Palaeotherien-Reste finden, ruht,**) oder nach Coquand und Matheron von dieser in abweichender Lagerung bedeckt wird,***) scheint darzuthun, dass auch er die Molasse durchbrochen habe, daher ebenfalls jünger als diese sei.

Entspricht das Alter des Gypses von Paris dem der Bohnerze, so muss es auch dem des Gypses von Hohenhoewen entsprechen, da dieser thierische Reste enthält, die in beiden sich finden, und da auf der andern Seite die Lagerungs-Verhältnisse des Gypses von Hohenhoewen denen von Aix gleichen, so wird auch der Gyps von Paris dem von Aix parallel gesetzt werden müssen.

Da die Molasse das jüngste Glied der Tertiärzeit im N. der Alpen vor Erhebung der letztern ist, und der Gyps die Molasse durchbrochen hat, so müssen die Bohnerze und die besagten Gypse jünger als die Molasse sein. Wird nun noch die Stellung der Gypsreihen im Becken von Paris von O. nach W. in der Richtung der Erhebung der Alpen in's Auge gefasst, so scheint es, dass dieser Gyps dem Pliocen angehöre.

Da nach Obigem die Existenz der Palaeotherien und Anoplotherien vom Schlusse der Grobkalkbildung bis in's Pliocen dauerte, so lässt sich wohl erklären, warum Blainville diese für Thiere ansah, die sich an keine bestimmte Formation binden. Ebenso wird es aus Obigem klar, warum Dufrénoy und Agassiz den Gyps von Aix als der Molasse angehörig, Coquand und

*) Haiurg. Geol. I. pag. 216.

**) Bulletin de la soc. géol. VII. pag. 191.

***) Bulletin de la soc. géol. IX. pag. 220; und Essai sur la constitution géogn. du départ. des Bouches du Rhone, pag. 89 f., und Bulletin de la soc. géol. XIII. pag. 491.

Matheron dagegen als mit dem Gyps von Paris parallel betrachteten und doch beide Theile Recht haben konnten.

Ueberblicken wir das Gesagte, so ergibt sich:

1) Dass die Bohnerze keine Ablagerungen in Seebecken sein können, sie vielmehr

2) aus Schlammausbrüchen entstanden sein werden. Während die in ihnen sich findenden Landthiere durch Gasarten getödtet, im Schlamm auf- und niedergetrieben und die aus älteren Formationen herstammenden Thierreste durch Kohlensäure losgelöst wurden, scheint das Vorkommen ganzer Skelette im Gypse von Paris darauf hinzudeuten, dass die Thiere in ihm an Ort und Stelle im stagnirenden Schlamme versunken seien.

3) Alle Bohnerze des Jura sind gleichen Alters.

4) Die Tertiärkalke von Blumberg u. a. O. gehören zur oberen Abtheilung der Molasse.

5) Die Existenz der Palaeotherien und Anoplotherien dauerte vom Schlusse der Grobkalkbildung bis in's Pliocen, ist hauptsächlich jedoch an die Molasse-Zeit geknüpft.

6) Die Bohnerze des Jura sind gleichen Alters mit den Gypsen von Paris, Aix und Hohenhoewen und wahrscheinlich Pliocen.

2. Nachtrag

zu der im 1sten Hefte des 7ten Jahrgangs der naturw. Jahreshefte p. 26 enthaltenen Berichtigung einer Angabe Cuvier's über einen Narwhalschädel des Stuttgarter Naturaliencabinets, an welchem zwei Stosszähne aus der Zahnhöhle hervorragen sollen.

Von Dr. G. Jäger.

Nach einem mir vor Kurzem zugekommenen Schreiben meines verehrten Freundes, Herrn G. Vrolick in Amsterdam, hat ihm die oben bemerkte kleine Abhandlung Veranlassung gegeben, die bekannten Beobachtungen über das Vorkommen von 2 hervorstehenden Stosszähnen an Narwhalschädeln zusammenzustellen in einer in den Schriften der Gesellschaft „Artis natura magistra" enthaltenen Abhandlung: „Nieuw Voorbeeld van twee uitgegroeide Stoottanden aan denzelfden Narwhalschedel", in welcher er die Beschreibung eines solchen in seiner eigenen Sammlung befindlichen Narwhalschädels mit 2 hervorstehenden Stosszähnen durch eine grosse Tafel erläutert. Aus seiner Untersuchung ergeben sich in Kürze folgende Resultate.

1) Es sind allerdings mehrere solche Narwhalschädel mit 2 hervorstehenden Stosszähnen in verschiedenen Cabineten aufbewahrt, bei welchen die Annahme, dass der überzählige (rechte) Stosszahn künstlich eingesetzt sei, nicht zulässig ist.

2) Dieser Verdacht gründet sich insbesondere mit Unrecht auf den Umstand, dass die Windungen auf der Oberfläche des überzähligen (rechten) Stosszahns ebenso, wie die des normalen (linken) von rechts nach links, nicht wie man glauben sollte, von links nach rechts gehen,*) indem sich diese gleichartige

*) Dasselbe bemerkte auch Leuckart, zoolog. Beiträge II. p. 48, an einem von ihm in Wien untersuchten Narwhalschädel mit 2 hervorstehenden Stosszähnen.

Windung von rechts nach links an beiden hervorstehenden Zähnen des Narwhalschädels seiner Sammlung findet, bei welchem der Verdacht, dass der 2te Stosszahn künstlich eingesetzt sei, durch die genaueste Untersuchung widerlegt ist.

3) Es ergibt sich vielmehr zwischen den Schädeln des männlichen und weiblichen Narwhals der durch die schönen Abbildungen erläuterte Unterschied, dass an dem Schädel des männlichen Narwhals (an welchem normal nur der linke Stosszahn mehrere Fusse weit aus der Zahnhöhle hervorragt, der rechte dagegen in der Zahnhöhle unentwickelt zurückbleibt), auch der linke Kieferknochen bedeutend grösser ist, als der den abortiven Stosszahn enthaltende rechte, dass hingegen an dem Schädel des weiblichen Narwhals, bei welchem in der Regel beide Stosszähne unentwickelt in den Zahnhöhlen zurückbleiben, beide Hälften des Gesichtstheils des Schädels vollkommen symmetrisch sind, und daher eine symmetrische Entwicklung beider Stosszähne, wenn dazu irgend eine Veranlassung gegeben ist, weniger unerwartet erscheine.

Als ein solcher Umstand könnte wohl eine abnorme Beschaffenheit der Genitalien namentlich eine ursprüngliche oder auch zufällige Degeneration der Ovarien vermuthet werden, sofern letztere bei Weibern und weiblichen Säugethieren und Vögeln bekanntlich nicht selten die Entwicklung eines mehr männlichen Ansehens, die Entwicklung des Barts bei Weibern, die Veränderung der Stimme, die Veränderung des Gefieders*) bei Vögeln veranlasst. Es tritt diese Veränderung freilich meist erst mit der Abnahme der Geschlechtsfunction des weiblichen Individuums oder bei Beschädigung oder Degeneration der Ovarien ein, indess kommt bei weiblichen Individuen auch ursprünglich ein mehr männlicher Habitus vor, wie namentlich bei den sogenannten Viragines. Es frägt sich also, ob die Narwhale mit 2 hervorstehenden Stosszähnen, die bis jetzt beobachtet wurden, so weit dies nachzuweisen ist, weibliche Individuen waren, und ob nicht etwa bei solchen mit der Hervorragung

*) On the Change of the Plumage of some Hen-Pheasants by William Yarrell, Philosoph. Transactions 1827.

der Stosszähne zugleich eine Abnormität der Genitalien und namentlich der Ovarien stattfand. Die bisherigen Untersuchungen, so weit mir dieselben bekannt sind, geben jedoch hierüber keinen Aufschluss. Es scheint übrigens, bei Cetaceen überhaupt die Dyssymmetrie beider Hälften des Schädels häufiger zu sein; *) sie wird auch bei Menschen bekanntlich nicht selten beobachtet; es bedürfte jedoch einer vergleichenden Untersuchung, wie weit sie überhaupt innerhalb der Grenzen einer gewissermaassen normalen Breite variirt, und wie sich in dieser Beziehung die verschiedenen Thierklassen verhalten. In dieser Beziehung scheinen mir die Thiere, bei welchen der Gesichtstheil des Schädels sehr weit nach vornen hervorragt, von besonderem Interesse zu sein, wie namentlich die Crocodile, bei welchen die Symmetrie beider Hälften des Ober- und Unterkiefers durch die lange Reihe in einander greifender Zähne gleichsam regulirt wird. Eine kleine Abweichung in der Stellung des Unterkiefers, die von einer Ungleichheit in seiner Einlenkung in den Oberkiefer oder von einer Differenz in der Länge seiner beiden Aeste abhängen kann, muss an der Spitze der langen Schnauze um so deutlicher hervortreten. — Bekanntlich greifen die vordersten 2 längeren Zähne des Unterkiefers in Gruben des Oberkiefers ein, die sogar häufig durchbohrt sind. An dem nur 2½″ langen Schädel eines jungen Crocodilus vulgaris ist der Oberkiefer nicht durchbohrt, ebenso auch nicht an dem Schädel eines 14″ langen Crocodilus niger; dagegen an dem Schädel eines jungen Crocodilus biporcatus von ungefähr 10″ Länge, der sich durch seine regelmässige Form auszeichnet, stechen die Spitzen der 2 vordersten unteren Fangzähne gleichförmig durch den Oberkiefer hindurch. An dem ungefähr 14″ langen Schädel eines ausgewachsenen Crocodilus biporcatus scheint früher eine Beschädigung der linken Seite des Oberkiefers hinter dem 11ten Backzahne stattgefunden zu haben, welche vielleicht die schiefe Stellung des Unterkiefers veranlasste, dessen linker Fangzahn in die Oeffnung auf der rechten Seite des Oberkiefers passt, indess der rechte untere Fangzahn

*) Leuckart, zoologische Beiträge II. p. 49.

Schüler dadurch besonders zu diesen Leistungen befähigt gewesen, daß er früher aus dem Gymnasium in die Realschule übergetreten sey, so lud ich ihn mit noch zwei Lehrern zu einer zweiten Prüfung ein, in welcher ich fast ausschließlich einen andern Schüler, der bloß die Realschulen durchlaufen hatte, antworten ließ, und das Resultat war das gleiche.

Geben wir nun von den Thatsachen zu den Lehrgrundsätzen über, nach denen diese überraschenden Thatsachen gewonnen werden. — Die Hamilton'sche Methode stützt sich, wie die Jacotot'sche, auf das von der alten Schule so wenig beachtete Gesetz der Ideen-Association, und bewirkt ihre Erfolge einestheils dadurch, daß sie den Wörtervorrath sogleich in ganzen Sätzen kennen lehrt und anderntheils die Grundbedeutung der Wörter beibehält, und die Sprache nicht nur nach Wörtern, Wortendungen, Wortstellungen, Satz- und Periodenbildungen, sondern auch nach ihren eigenthümlichen Sprachbildern aufs Sorgfältigste in der Muttersprache abprägt, so daß der Schüler sogleich ein Gesammtbild des fremden Idioms bekommt. Der Grundsatz der Uebersetzung der Wörter in die Grundbedeutung ist für das Sprachstudium von größtem Belang, und noch lange nicht genug gewürdigt worden. Dadurch wird erst die eigentlichste und gründlichste Kenntniß der fremden Sprache angebahnt. Auf diesem Wege erkennen wir, wie das fremde Volk bei dem Ausdruck seiner Gedanken sich auf die Erscheinungen der dasselbe umgebenden Sinnenwelt stützt, und durch die Bilder dieser äußeren Anschauungen seine inneren Anschauungen zu verständlichen sucht.

Nachdem wir die Hauptmomente oder Hauptbedingungen, ohne deren Einhaltung die Methode aufhört, eine Hamilton'sche zu seyn, ins Auge gefaßt haben, untersuchen wir die einzelnen Lehrpunkte, durch die sie sich von der alten Schule unterscheidet, noch im Besonderen.

1. Der Lehrer gibt dem Schüler die Thatsachen, d. h. er spricht ihm die Wörter des Satzes in dem fremden Idiome vor und bildet sie nach Sinn und Form so genau in die Muttersprache ab, daß der Schüler eine vollkommene Anschauung der einzelnen Satztheile erhält, veranlaßt ihn aber, durch eigene Beobachtung aus diesen Thatsachen durch Vergleichung die nöthigen Abstraktionen zu machen. Die Aufgabe des Schülers auf der ersten Lernstufe ist,

auf der rechten Seite des Oberkiefers frei hervorsteht, auf der linken Seite des letzteren aber blos eine Grube ohne Oeffnung sich findet. An einem anderen etwas längeren Schädel derselben Species geht der rechte Fangzahn durch eine Oeffnung auf der rechten Seite des Oberkiefers hindurch. Auf der linken Seite des Oberkiefers findet sich nur eine flache Grube auf der Gaumenfläche; dagegen eine Vertiefung am vorderen Rande des Oberkiefers, in welche der linke Fangzahn passt.

Nach einer Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Lehmann in Hamburg an den Verf. ist auch an dem dortigen Narwhalschädel mit zwei Zähnen die Beschaffenheit derselben von der Art, dass die Annahme, der eine Zahn sei künstlich eingesetzt, gar nicht zulässig ist. Der Schädel ist vollkommen symmetrisch, weder die rechte noch die linke Seite bevorzugt, auch haben beide Zähne fast dieselbe Länge. Der rechte Zahn misst 8 Fuss, der linke 8′ 3½″ Hamb. Maass vom Ursprunge bis zur Spitze (bei zwei Zähnen soweit Hrn. Prof. Lehmann und mir bekannt, eine ungewöhnliche Länge). Die Windungen sind an beiden Zähnen gleich, nämlich von rechts nach links. Ob dieser Schädel einem weiblichen Thiere angehört hat, ist nicht mehr mit Gewissheit zu ermitteln.

---

3. Berichtigung

der im 1sten Hefte des 8ten Jahrgangs dieser Zeitschrift unter Nr. 14, p. 116 enthaltenen Angabe*) über Dinornis.

Von Dr. G. Jäger.

Es ist nämlich an dieser Stelle meine bei dem Vortrage über diesen Gegenstand gemachte Aeusserung, dass der Dinornis giganteus im Vergleiche mit dem afrikanischen Strausse

*) Diese Angabe wurde aus dem Protocoll von der Generalversammlung aufgenommen, da Hr. Dr. G. Jäger seine Mittheilung nicht schriftlich zu den Acten gegeben hat. Anm. d. Red.

wenigstens eine Höhe von 10′ gehabt habe, so aufgefasst worden, dass jener wenigstens 10′ höher als dieser gewesen sei. Da ich bei der Kürze der Zeit verhindert war, bei Vorzeigung der von Herrn Rich. Owen erhaltenen Exemplare einige genauere Angaben über die in Neuseeland aufgefundenen Ueberreste von Riesenvögeln mitzutheilen, so mögen hier einige an jenen Exemplaren angestellten Messungen zur Berichtigung der am angeführten Orte enthaltenen Angabe folgen.

1) Von dem Dinornis giganteus hatte ich blos den sehr gut gearbeiteten Gypsabguss des linken Schenkelknochens erhalten, dessen Aehnlichkeit mit dem des Strauss bei dem ersten Blick auffiel. *)

a. Die Länge des Gypsabgusses von der Höhe des oberen Gelenkkopfs bis zur Höhe der Wölbung des unteren inneren Gelenkkopfs (Condylus) beträgt 12″, an demselben Knochen eines africanischen Strausses 9″, wobei jedoch zu bemerken ist, dass letzterer einem ausgestopften Exemplar entnommene Knochen etwas kleiner ist, als der Schenkelknochen eines vom Cap erhaltenen 7′ hohen Skelets.

b. Die Entfernung von der Höhe der Tuberositas major bis zur Höhe des Condylus internus beträgt in gerader Linie gemessen beim Dinornis 13½, beim Strauss 10 Zoll.

c. Der Umfang des Mittelstücks im oberen Drittheil 11″ und 3½″.

d. Die grösste Breite des untern Gelenks in gerader Linie 6″ 9‴ — 3″ 3‴. Die Höhe des Dinornis würde also nur ungefähr um ¼ die des Strauss übertreffen, also beiläufig 10′ betragen haben, der Körperbau aber massiger anzunehmen sein; indess gibt Mantell an, dass die Verhältnisse mancher Knochen auf eine Höhe einzelner Individuen von 12—14′ schliessen lassen.

2) Die Länge des Schienbeins der 2ten Species des Dinornis (didiformis) ist um ⅓ kürzer und etwas schmächtiger als derselbe Knochen des Straussenskelets.

*) Wie dies auch aus den Umrissen des ganzen Körpers beider Vögel sich ergibt, welche Dr. Mantell in den illustrated London News vom 18. Mai 1850 mitgetheilt hat.

3) Das Os metatarsi des Dinornis struthionides ist nicht viel dünner, als das des Strauss, aber fast um die Hälfte oder etwa um $\frac{2}{5}$ kürzer.

Die Knochen von Nr. 2 und 3 sind von schwärzlich brauner Farbe, entsprechend der Farbe von Knochen, welche längere Zeit im Torfe und nachher an der Luft gelegen haben; sie wurden auch ohne Zweifel in dem mit neuseeländischem Flachse (*Phormium tenax*) vermischten Schlamme gefunden, welchem Walter Mantell seine letzte bedeutende Sendung entnommen hat.

Die unter Nr. 2 und 3 angeführten Arten von Dinornis würden nach den vorliegenden Exemplaren von Knochen nicht einmal die Höhe des Strausses erreicht haben; es sind mir jedoch die neuesten Untersuchungen Owen's über diesen Gegenstand noch nicht zugekommen, welche wohl auch in Beziehung auf die im Innern dieser Knochen befindlichen Luftcanäle von besonderem Interesse sein dürften. Die muthmaasslich für diese, sowie für die Blutgefässe und Nerven bestimmte, am obern Theile des Schenkelknochens des Strauss befindliche Oeffnung ist sehr gross, sowie denn vielleicht die Athmung überhaupt bei dem Strausse durch die ohne Zweifel in allen Knochen verbreiteten Luftzellen eine grössere Ausdehnung erhalten hat, wenn gleich in deren Höhlung auch eine nicht unbedeutende Menge von Mark sich befindet. Die Knochen des Strausses werden daher in Folge der Maceration ungewöhnlich leicht, was allerdings zugleich der ungewöhnlichen Dünnheit und Porosität der Wandungen und des Zellenapparats der Knochen zuzuschreiben ist. Nach früheren Untersuchungen Owen's scheint jedoch die dem Strausse eigenthümliche Pneumacität der Knochen dem Dinornis zu fehlen oder nur wenig entwickelt zu sein. Die Dinornisarten, deren man jetzt 5 oder vielleicht mehr unterscheiden kann, schliessen sich also in dieser Beziehung mehr den schwerfälligen Vögeln, wie dem indischen Casuar und dem Apteryx Neuhollands an, indess der neuholländische Casuar einen sehr schnellen Lauf hat. Die Eingeborenen behaupten, dass der Dinornis noch im Innern des Landes lebe, wo er mit dem Namen Moa bezeichnet werde. Darauf könnten auch die Ueberreste

sehr grosser Nester hinweisen, deren Umfang zu 26′ angegeben wird. Sie würden wenigstens die Annahme begründen, dass der Vogel erst in historischer Zeit verschwunden sei, wie der Dido auf Mauritius seit 300 Jahren. Dafür würde auch ein kürzlich durch Nicholson *) von Neuseeland mitgebrachter, wenig mineralisirter Knochen angeführt werden können, welcher nach Owen's Urtheil einem dem Apteryx ähnlicher Vogel von 16 bis 20′ Höhe zugehörte. Uebrigens hat man in neuester Zeit auch in Madagascar **) Eier von ungeheurer Grösse entdeckt, welche am ehesten darnach geschätzt werden kann, dass ihr innerer Raum (Capacität) gleich ist dem von 148 Eiern des Haushuhns, $16\frac{1}{2}$ des Casuars und $5\frac{4}{5}$ des Strausses. Nach einem mit den Eiern erhaltenen Mittelfussknochen lässt sich schliessen, dass dieser Vogel von dem Strausse und den ihm verwandten Arten verschieden war und eine eigene Gattung bildete, welcher den Namen Epiornis (giganteus) von Geoffroy St. Hilaire gegeben wurde, da der miterhaltene Knochen keinen Zweifel darüber liess, dass er einem Vogel und nicht einem Reptil angehört. Auf letztere Annahme hätten wohl die schon länger entdeckten gigantischen Formen von Reptilien führen können, noch mehr aber ein in neuester Zeit von Mantell aufgefundener Oberarmknochen eines Reptils von $4\frac{1}{2}$′ Länge, der also auf eine Länge des Thiers von 80′ schliessen lässt. Durch die im Vorausstehenden angeführten Entdeckungen ist somit die Grenze der Grösse für die Klasse der Vögel und Reptilien um ein Bedeutendes hinaufgerückt und in ein entsprechendes Verhältniss mit den Grenzen der Grösse bei den Säugethieren gebracht worden.

*) Annals and Magaz. 1851. January. p. 77.

**) Revue Zoologique 1851. Nr. 1. p. 50. Froriep's Tagsber. 1851. Nr. 298.

4. Ueber den Puppenzustand eines Distoma.

Von Candidat A. Günther in Tübingen.

(Mit Tafel I.)

Diesing erwähnt im Archiv für Naturgeschichte, 1843. II. pag. 327, kurz eines Entozoons, das sich in einer Cyste eingeschlossen bei Fröschen finde, und welches er als ein geschlechtloses Distoma bestimmt. Auch Steenstrup und Valentin fanden in Fröschen solche eingekapselte Eingeweidewürmer, welche aber von unserem Distoma verschieden sind. Dagegen glaube ich das von Diesing erwähnte Thier wiedergefunden zu haben, wiewohl auf einer höhern Entwicklungsstufe, indem meine Exemplare die Geschlechtsorgane deutlich ausgebildet zeigten. *)

Das Vorkommen des Wurms beobachtete ich von der Mitte des April bis zum Anfang des Juni, und zwar allein bei *Rana temporaria*, nie bei *esculenta*: wie ich überhaupt bemerkte, dass wenigstens in dieser Jahreszeit die erstere Species an Entozoen viel reicher ist nach der Zahl der Arten sowohl, als der Individuen. Am häufigsten fand sich das Thier in der Leistengegend im Bindegewebe unter der Haut, sodann tief zwischen die Muskelbündel eingebettet in den Muskeln der hinteren und vorderen Extremitäten, im äusseren schiefen Bauchmuskel, einmal in den Muskeln des Pharynx und zwischen Peritoneum und Niere. Unter ungefähr 50 untersuchten Fröschen waren es acht, bei denen sich überhaupt das Entozoon, nur drei, bei denen es sich in 10—17 Exemplaren zeigte.

*) Die Untersuchungen wurden mit einem trefflichen Plössl'schen Mikroskop, das Hr. Prof. v. Rapp mir zu überlassen die Güte hatte, angestellt.

Die Cyste (Fig. 2) hat 0,14 par.‴ im Durchmesser, und stellt eine vollkommene Kugel dar. Sie ist wegen eines flüssigen Contentums nur so weit durchsichtig, dass man die weissen Eierstöcke des Thiers in bestimmten Umrissen erkennen kann. Das Thier füllt ungefähr ein Drittheil der Cyste aus, der übrige Raum ist von einer Flüssigkeit erfüllt, in welcher sich viele Krystalle finden. Nach Zusatz von concentrirter Essigsäure wird die Cyste durchsichtig, die Structur des Thieres erkennbar; die Krystalle, welche, von dreiseitig prismatischer Gestalt, ganz das Ansehen der in brandigen Exsudaten vorkommenden zeigen, und wahrscheinlich aus Ammoniak-Bittererde bestehen, lösen sich auf. Nach sehr kurzer Zeit wirkt die Säure auch auf das Thier selbst ein, seine Bewegungen verlangsamen sich, und es schrumpft bald zu einem unkenntlichen Knäuel zusammen. Endlich reisst die Cyste ein, worauf durch die Oeffnung eine Menge Gasbläschen ausströmt. Daher führt auch diese Art, das Thier für die längere Anschauung zu präpariren, nicht zum Ziele; vielmehr gelingt dies am besten so, indem man die Cyste mit einer Nadel etwas einritzt, worauf bei dem leisesten Drucke der Inhalt mit dem Thiere heraustritt. Die leere Cyste stellt sich nun als eine sehr feste, elastische Hülle, etwa wie eine Erbsenhülse, dar; ganz structurlos und durchsichtig hat sie vollkommen das Ansehen der Glashaut im Auge. Sie wird also wohl das Produkt des Parasiten selbst sein, da sie, wenn sie die Folge eines durch den Reiz des Wurms auf den Muskel hervorgerufenen plastischen Exsudats wäre, eine zellgewebige Structur zeigen müsste. Eine Scheidung der Cyste in zwei Schichten, wie sie Luschka bei der Kapsel der Trichina beobachtete, konnte ich nie wahrnehmen; und es ist auch eine solche zusammengesetztere Hüllenbildung bei unserem Distoma schon desshalb nicht zu erwarten, da sein Aufenthalt in dem Bindegewebe ein sehr kurzer sein wird in Vergleich mit dem der Trichina.

Der in der Cyste enthaltene Wurm (Fig. 1) ist 0,21‴ lang und 0,09‴ breit. Der vordere Saugnapf (Fig. 1a.) lag bei den meisten Objekten am vorderen Ende der ventralen Seite, bei einigen jedoch stellte er sich als an der Spitze des Thieres befindlich dar. Hackenförmige Organe, wie sie von andern unent-

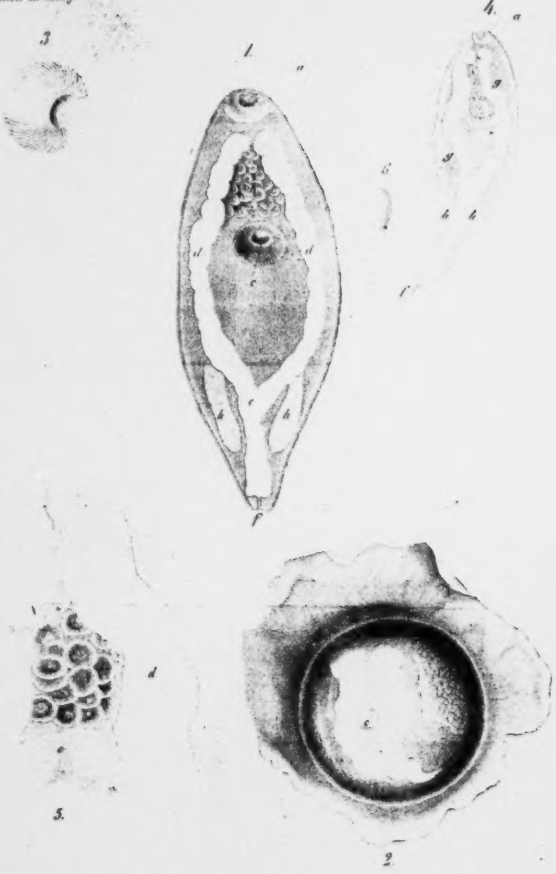
3
1
a
4.
a
g
g
d
d
c
h
h
f
f
d
d
5.
2
c

wickelten Distomen beschrieben wurden, waren nicht vorhanden. Einen Kanal, der vom Munde ausgeht, konnte ich nicht entdecken; ein solcher führt aber wahrscheinlich zu einem Organ (Fig. 1 b. und Fig. 5), das zwischen den beiden blinden Enden des Ovariums und vor dem ventralen Saugnapfe liegt. Es besteht aus einer grösseren Anzahl von Bläschen oder Zellen, von denen die vordern eine mehr längliche, die hintern eine runde Form haben; die rundlichen sind granulirt und in der Mitte der Oberfläche etwas eingedrückt, so dass man wohl ihre Gestalt mit der eines Apfels vergleichen kann. Diese Zellen communiciren wahrscheinlich im Innern mit einander und stellen das Verdauungsorgan dar. Nach Analogie mit andern verwandten Thierformen könnte man dieses Organ mit Steenstrup auch für eine Leber halten, welche den eigentlichen Nahrungsschlauch bedeckte.

Der ventrale Saugnapf (Fig. 1c.), welcher am Ende der vorderen Hälfte des Thieres liegt, ist kaum grösser, als der vordere, kann sich ein- und ausstülpen, so wie auch rotirende Bewegungen machen. Ausgestülpt stellt er einen über die Oberfläche des Körpers erhabenen abgestumpften Kegel dar, dessen Abstumpfungsfläche die eigentliche Saugscheibe ist. Sie hat ein fein granulirtes Ansehen, welches, wie auch V. Carus in seiner Schrift „zur näheren Kenntniss des Generationswechsels" vermuthet, von senkrecht auf der Scheibe stehenden Muskelfasern herrührt, welche, wenn sie sich contrahiren, die Scheibe einziehen, den Saugnapf einstülpen (Fig. 3). Die Antagonisten dieser Fasern sind solche, welche auf dem Mantel des Kegels von dem Rande seiner unteren Fläche zur Saugscheibe verlaufen, und welche in der Abbildung den äusseren concentrischen Ring des Saugnapfes gestreift erscheinen lassen.

Die Fortpflanzungswerkzeuge sind bei diesem unentwickelten Trematoden sehr ausgebildet. Der Eierstock (Fig. 1dd.) ist in zwei seitliche Theile zerfallen, seine beiden blinden Enden liegen unmittelbar hinter dem vorderen Saugnapf. Von da verlaufen beide Stücke jederseits parallel der Körperwand bis zu Anfang des letzten Viertels des Körpers, wo sie sich zu einem Oviduct (Fig. 1e.) vereinigen. Dieser verlauft bis an das hintere Ende gerade und ergiesst eine Menge länglich-runder Eier

eine möglichſt große Anzahl der Formen aufzufaſſen, in welchen die Gedanken in der fremden Sprache in die Erſcheinung treten, und dieſelben ſo zu fixiren, daß er ſie von allen andern zu unterſcheiden vermag. Der Geiſt der Schüler iſt dabei in dem Maße thätig, daß die Begabten, welche das in der letzten Lektion Vorgekommene gehörig repetirten, in den erſten ſieben Lehrſtunden nicht nur die Ausſprache der bereits vorgekommenen Wörter, ſondern auch ihre Bedeutung und Form ſich ſo zu eigen gemacht haben, daß ſie in der achten Expoſitionsſtunde, ohne daß der Lehrer weiter vorſpricht, ohne Schwierigkeit weiter überſetzen, indem ſie nicht nur die ſchon vorgekommenen Wortformen wieder erkennen, ſondern auch bekannte Wörter, welche in andern, auch ſchon bekannten Formen erſcheinen, fertig abzuwandeln, und noch nicht vorgekommene Wörter nach der Analogie der bekannten zu pronunziiren wiſſen, und ſich ſo in kurzer Zeit auf praktiſchem Wege eine Art von Grammatik, d. h. eine Kenntniß von Wortformen, Formbedeutungen und der Satzverbindungen erworben haben. Außer der ſchnelleren Erlernung der fremden Sprache gewährt die Methode, weil ſie nur mäßige Forderungen an die Schüler macht und dieſe nur allmählig und ſtufenweiſe ſteigert, den großen Vortheil, daß ſie auch den minder Begabten ein ſicheres Mittel zur Erreichung des Lernzieles bietet.

2. Durch die fortwährende Ueberſetzung der fremden Wörter in ihrer Grundbedeutung und durch die immer wiederkehrenden gleichen Sinnzeichen wird außer einer gründlichern Sprachkenntniß auch die Memorirung der Wortüberſetzung erleichtert.

3. Dadurch daß der Lehrer den Schülern die Bedeutung der einzelnen Wörter ſelbſt gibt, überhebt er ſie der zeitverderblichen Ausbeutung der Wörterbücher und macht ſie zugleich mit der richtigen Ausſprache bekannt. Der Laut und der Sinn verſchwiſtern ſich und prägen ſich um ſo feſter dem Gedächtniß ein.

4. Die Ueberſetzung der einen Satz bildenden Wörter und die Ausſprache werden am beſten in einer Klaſſe eingeübt. Der große Vortheil eines geordneten Klaſſenunterrichts hat ſich durch lange Erfahrung bewährt. Die Laute werden mehreren Pronunziationsverſuchen unterworfen, und die Schüler durch unwillkührlich ſich erzeugenden Wetteifer zu größerer Thätigkeit angeſpornt. Eine ſolche Klaſſe beſteht am beſten aus 5 oder 6 Schülern. Wenn es

(Fig. 6) durch eine sehr enge Spalte (Fig. 11. und 4 f.) nach aussen. Der Eierstock ist mit Einschnürungen versehen und erscheint, so wie die aus ihm ausgetretene Masse, dem unbewaffneten Auge und unter dem Mikroskop bei auffallendem Lichte milchweiss, bei durchfallendem dunkel gefärbt. Er kann in der Art bewegt werden, dass er sich von der Körperwand bald entfernt, bald sich ihr wieder nähert (Fig. 4 gg.), was die Deutung des jetzt zu beschreibenden Organs sehr erleichtert.

Es liegt nämlich zu beiden Seiten des Oviducts ein länglich-ovaler, nach hinten blind geschlossener, gelblich gefärbter Sack (Fig. 4 hh.), welcher sich zu dem Ovarium seiner Seite begibt und hinter diesem verschwindet. Bewegt sich nun der Eierstock nach rechts oder links, so folgt der genannte Sack in beiden Richtungen, was darauf hinweist, dass dieses Organ mit dem Ovarium verbunden ist; es sind diese zwei Säcke die beiden Testikel, welche mit dem Eierstock wahrscheinlich durch eine Oeffnung communiciren, durch welche die befruchtende Flüssigkeit mit den von oben herabtretenden Eiern in Berührung gebracht wird.

Es wäre demnach das von Creplin (Archiv für Naturgesch. 1838. I. pag. 373) aufgestellte und durch Siebold's Beobachtungen (ibid. pag. 302) bestätigte Gesetz, dass ein in einer Cyste einzeln für sich lebendes Nematoideum nie Geschlechtswerkzeuge besitze, nicht auf die Trematoden anzuwenden. Auch darf man sich nicht wundern, dass bei diesen Thieren, welche allerdings während ihres Cystenlebens noch nicht geschlechtsreif sein können, die Fortpflanzungswerkzeuge doch in solcher Weise entwickelt sind. Man bedenke, zu welcher Masse sie sich im vollkommenen Thiere ausgebildet haben, um die Species trotz der Menge von Zufällen, denen tausende von Individuen vor der vollkommenen Ausbildung unterliegen, vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren.*)

*) Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Medicinal-Raths Hering fand derselbe auch bei jungen Taenia-Individuen, welche erst aus zwei bis drei Gliedern bestanden, die Ovarien schon ausserordentlich entwickelt, so wie er auch Eier aus denselben treten sah.

Das Thier ist ganz fein quer gestreift, was besonders am Rande sichtbar wird.

In der Cyste bewegt es sich ziemlich lebhaft, indem es an der inneren Oberfläche herumkriecht; welcher Saugnapf hauptsächlich dabei wirke, konnte ich nicht entscheiden. Eine weitere Bewegung bestand in einer beträchtlichen Verlängerung des hinteren Endes (Fig. 4). Diese Bewegungen dauerten noch zwei bis drei Tage, nachdem der Frosch getödtet war, fort, selbst als die Muskeln schon in Fäulniss übergingen. Wurde die Cyste vorsichtig aus der Muskelsubstanz herausgenommen und in eine andere feuchte thierische Substanz, z. B. in ein Darmstück, eingehüllt, so konnte der Wurm am Leben erhalten werden.

Das Thier selbst ist leicht als Distoma zu erkennen, das sich auf der von Steenstrup als Puppenzustand bezeichneten Entwicklungsstufe befindet. Die Metamorphose nach rückwärts konnte in diesem Jahre nicht mehr aufgenommen werden, da sich die als Cercarien beschriebenen Distomalarven schon im April nicht mehr auffinden liessen, sondern sich wahrscheinlich schon alle eingepuppt hatten, die Untersuchung über die Weiterentwicklung vom Puppenzustande aus wurde durch eine eigenthümliche Seuche gehemmt, welche nur *Rana temporaria*, nicht aber die *esculenta* befallen hatte.*) Binnen Kurzem gingen mir daran alle Frösche zu Grunde, mit Ausnahme eines einzigen Exemplars. 14 Tage, nachdem ich den Wurm bei ihm entdeckt hatte, fanden sich an den Stellen, wo die Cysten gesessen, nur noch gelatinöse Körperchen von der Grösse der Cyste, jedoch weder hier, noch in andern Organen eine Spur von einem Distoma.

*) Diese Krankheit äusserte sich in einem allmähligen Absterben und Abfallen der hinteren Phalangen. Das Blut war schwarz und dick, und eine grosse Zahl von Blutkörperchen war im Zerfallen begriffen. Die Lungen zeigten eine auffallend trübe Färbung und waren zusammengefallen. Im Darmkanal fanden sich häufig eine Menge Blutkörperchen.

5. Vergleichende Untersuchung des Wasser- und Fettgehaltes des Gehirns.

Von J. Hauff, Assistenten am Laboratorium zu Tübingen, und R. Walther, med. cand. aus Kronau in Baden.

Auf die Anregung und mit der Unterstützung unseres Lehrers, Herrn Prof. Schlossberger, versuchten wir folgende unerledigte Aufgaben aus der physiologischen Chemie ihrer Lösung näher zu bringen:

1) Eine Vergleichung des Wasser- und Fettgehaltes in den anatomisch unterscheidbaren Substanzen des Gehirns.
2) Eine eben solche Vergleichung der entsprechenden Gehirntheile bei Thieren verschiedener Klassen und Ordnungen, mit Rücksicht auf dieselben Theile beim Menschen.
3) Eine fernere eben solche Vergleichung bei Thieren derselben Art, aber von verschiedenen Altersstufen.

I. Vorbemerkungen. Ehe wir die Methode und Detail-Ergebnisse unserer Versuche beschreiben, halten wir folgende einleitende Bemerkungen für unerlässlich.

Es ist bei Analysen des Gehirns die Rücksicht auf die Todesart des Thieres offenbar von Bedeutung, insofern dieselbe auf den Blutreichthum jenes Organs verschiedenen Einfluss ausüben kann. Wir wählten, wo es irgendwie anging, die der Verblutung, und zwar durch Halsabschneiden. Da hiebei die sämmtlichen Halsgefässe durchschnitten werden, also keine vis a Tergo mehr vorhanden ist, da ferner die Schädelhöhle einen hermetisch geschlossenen Raum darstellt, der Luftdruck somit keinen Einfluss auf das Gehirn und seine Theile ausübt, so wird eben nicht mehr Blut in dem Gehirn zurückbleiben, als die normale Menge, welche sich beim Durchschneiden der Halsgefässe

darin befand. Eben so wichtig ist die Inbetrachtnahme der Zeit, welche von der Tödtung bis zur Untersuchung verstrich; wo immer nur möglich, wurden die Thiere, namentlich die Vögel, Amphibien und Fische, unmittelbar nach der ersteren, in den anderen Fällen (ausser natürlich beim Menschen) längstens drei Stunden hernach untersucht und diese Zeit genau angemerkt. Das Alter wurde so sicher als möglich zu eruiren gesucht. Alle ausgewählten Thiere befanden sich, soweit ermittelt werden konnte, in voller Gesundheit und waren nicht gemästet. Die Jahreszeit der Untersuchung fiel in die späteren Sommermonate.

II. Untersuchung auf den Wassergehalt der weissen und grauen Substanz.

Nach sorgfältiger Entfernung der Gehirnhäute wurde für die graue Substanz der Ueberzug der beiden Hemisphären gewählt und mit der Scheere von der unterliegenden weissen rein wegpräparirt. Bei einigen Thieren war diese Trennung wegen der grossen Dünne der grauen Substanz äusserst schwierig, bei anderen, wie wir im Verlaufe sehen werden, unmöglich. Die weisse Substanz entnahmen wir dem *Corpus callosum*; wo dasselbe nicht ausreichte, da von jedem Gehirn wo möglich mehrere Controleversuche angestellt wurden, nahmen wir zu der dem Balken zunächst gelegenen weissen Substanz, nämlich der Decke des Seitenventrikels, unsere Zuflucht. In manchen Fällen war auch diese Präparation schwierig und so zeitraubend, dass ein Wasserverlust durch Abdunstung unvermeidlich erschien; wir beobachteten nämlich in unseren Voruntersuchungen, dass in acht Minuten freilich im Juli bei 20° R. aus $\frac{1}{2}$ Gramm Substanz 10—12 Milligramm Wasser verdunsteten, woraus sich die Nothwendigkeit der schleunigsten Wägung nach der Präparation ergibt.

Die Trocknung selbst ist keineswegs eine leichte und schnelle Operation. Es ist in der That auffallend, mit welcher Hartnäckigkeit eine so kleine Hirnmasse (wir operirten, wo es anging, mit $\frac{1}{2}$ — 1 Gramm) einen Theil ihres Wassers zurückhält; daher auch (wegen zum Theil ungenügender Trocknungen) manche bedeutende Differenzen in den Angaben früherer Chemiker über den Wassergehalt des Gehirns. Die in kleine Stückchen ver-

theilten und schnell gewogenen Portionen wurden in einem leicht zu regulirenden kupfernen Luftbad (ganz in der Art der bekannten Oelbäder) drei volle Stunden lang auf der konstanten Temperatur von 120° erhalten; erst nach dieser Zeit blieb das Gewicht unverändert. Glücklicherweise fanden wir die getrocknete Substanz bei eigens angestellten Versuchen nicht sehr hygroskopisch.

Nach dem Austrocknen erschienen beide Substanzen grau gefärbt, zeigten aber unter sich folgende bemerkenswerthe Verschiedenheiten: die graue Substanz ist spröde und bruchig, leicht und beinahe ohne Rückstand vom Uhrglas zu entfernen; die weisse dagegen zähe, resistent, wie mit Oel getränkt, so dass sie schon auf den ersten Blick einen grösseren Fettreichthum vermuthen lässt. Beim Zerreiben entwickelt die graue Substanz einen eigenthümlichen, dem Muskelosmazom ähnlichen Geruch, während die getrocknete weisse Substanz, die sich nicht pulvern lässt, beinahe geruchlos ist. Bei gemischten Substanzen lässt sich aus der Berücksichtigung dieser Unterschiede das Ueberwiegen der einen oder anderen ziemlich erschliessen.

Wir lassen nun in Tab. I. und II. unsere Ergebnisse folgen; als graue Substanz ist nur solche bezeichnet, welche mit Sicherheit von der weissen hatte getrennt werden können.

Tab. I. Wassergehalt (in 100 Theilen) der beiden Substanzen bei verschiedenen Thieren:

Erwachsene Thiere.	Weisse Substanz.	Graue Substanz.	Junge Thiere.	Weisse Substanz.	Graue Substanz.	Einzelne Gehirntheile	
Katze (1 Jahr alt).	67,14 —	82,83 82,67	Katze ($\frac{1}{2}$ Jahr alt)	71,90 —	81,01 81,00	med. oblongata (Katze)	72,20 72,07
Rind (2 Jahr).	70,77 67,58	82,47 79,50	Kalb (3 Woch.)	74,81 74,63	85,45 86,33	corpus striatum (Kalb)	81,26
Hund (3 Jahr).	67,26 66,66	81,03 82,35	Kalb (14 Tage)	76,28	84,62 83,70	nerv. olfactor. (Hund)	80,07
Schaf (3 Jahr).	68,53 69,67	82,96 82,80					
Kaninchen (1 Jahr).	66,24	80,00				med. oblong. (Kaninchen)	71,06
Kaninchen (1 Jahr, 2. Exemplar)	67,37	81,04 80,08				nerv. olfactor (Kaninchen)	79,18

Tab. II. Wassergehalt in verschiedenen Theilen von zwei Menschengehirnen:

	Gehirn 1.	Gehirn 2.		Gehirn 1.	Gehirn 2.	
Corpus callosum	70,61	70,84	Corp. striatum	79,84		Beide Gehirne stammen von Erwachsenen. Nr. 1 erhielten wir von der hiesigen Klinik aus d. Leichnam eines an Pneumonie Verstorbenen, 30 Stunden nach dem Tod. Das andere stammte aus der hiesigen Anatomie.
	70,34	69,66		80,36		
	70,68		Arbor vitae	81,36	79,94	
	70,60			80,24		
	69,64			80,96		
Subst. corticalis	86,38	85,00		81,23		
	85,76	84,84	Pons varoli	75,54	72,09	
	85,26			73,49	70,00	
	86,64					
	85,90					
Thalam. optic.	76,32	75,34	Med. oblong.	69,74	72,78	
	78,26	79,28		69,17	71,00	

Als Folgerung aus diesen Versuchen ergibt sich als ausnahmsloses Gesetz, dass die weisse Substanz ganz bedeutend (um 10—14 %) wasserärmer ist als die graue.

Das Maximum des Wassergehaltes der weissen Substanz liegt beim erwachsenen Menschen und den erwachsenen Thieren unter 71 %, bei jungen Thieren steigt es bis 76 %, während das Minimum desselben bei der grauen Substanz bei den erwachsenen Thieren etwa 79, bei den jungen 81 beträgt. Das menschliche Gehirn des Erwachsenen zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem von jungen Thieren, besonders rücksichtlich des Wassergehaltes der grauen Substanz. Für die Gehirntheile mit gemischten Substanzen ergeben sich mannigfache Zwischenzahlen, je nach dem Vorherrschen der einen oder anderen Substanz. Leider konnten wir bis jetzt kein frisches Gehirn eines Neugeborenen zur Untersuchung bekommen.

III. Fettgehalt der verschiedenen Substanzen und Gehirntheile.

Die vollständig getrockneten Gehirnpartieen, die in Nro. II. erhalten worden, wurden im Achatmörser möglichst zertheilt und sodann mit einem grossen Ueberschuss von Aether in verschlossenen Gefässen extrahirt. Nach zwölfstündiger Digestion, wenn

die überstehende Flüssigkeit klar geworden, wurde dieselbe mit Vorsicht am Glasstab abgegossen und mit dem Ungelösten dieselben Operationen bis zur völligen Erschöpfung wiederholt. Während der Verdunstung der ätherischen Auszüge bemerkten wir, dass die Lösung aus der weissen Substanz sich sehr bald flockig trübt, während dieses bei dem Auszuge aus der grauen nicht der Fall ist, so dass man auch auf diese Art beide Substanzen von einander unterscheiden kann. Der Verdunstungsrückstand der Aetherlösungen wurde zwei Stunden bei 120° getrocknet, worauf das Gewicht konstant blieb.

Es erscheint dann derselbe aus beiden Substanzen braungelb gefärbt, indem die vom Aether gelösten Stoffe sich an der Luft immer dunkler färben; unter dem Mikroskop erkannte man darin hellere und dunklere, oft gleichsam gestreifte Fetttropfen (Cholesterin konnten wir nicht darin auf diese Art wahrnehmen).

Die Zahlen für die **Fettmengen in der grauen und weissen Substanz von Thiergehirnen** haben wir in **Tab. III.**, diejenigen für die Fettquantitäten in verschiedenen Gehirntheilen des **Menschen** in **Tab. IV.** zusammengestellt.

Tab. III. (Fett in 100 Theilen Gehirn):

Erwachsene Thiere.	Subst. medull.	Subst. cortic.	Junge Thiere.	Subst. medull.	Subst. cortic.	Einzelne Gehirntheile.	
Katze (1 Jahr).	20,78 21,07	6,25 5,99	Katze ($\frac{1}{4}$ Jahr).	17,35	6,32 6,30	medull. oblong. (Katze)	15,83 16,51
Rind (2 Jahre).	17,23 20,00	6,18 7,33	Kalb (3 Woch.)	14,43 15,01	4,84 4,55	corp. striat. (Kalb)	8,02
Hund (3 Jahre).	20,62 17,15	6,27 7,14	Kalb (14 Tage).	14,04 15,14	5,71 5,37	nerv. olfactor. (Hund)	10,34
Schaf (3 Jahre).	18,21 20,38	6,52 6,41					
Kaninchen (1 Jahr).	19,85	7,03 7,25				med. oblong. (Kaninchen)	18,23
Kaninchen (1 Jahr).	19,85	7,03				nerv. olfactor. (Kaninchen)	5,87

Tab. IV. (Fett im erwachsenen Menschenhirn):

	Hirn 1.	Hirn 2.		Hirn 1.	Hirn 2.
Corpus callosum.	15,41	14,90	Corp. striatum.	8,69	
	15,37	14,30		7,73	
	15,32		Arbor vitae.	6,06	
	14,94			6,88	5,96
	16,98			6,35	
Subst. cortical.	4,84	4,86		5,84	
	4,98	4,76			
	5,08		Pons Varoli.	11,24	13,88
	4,84			13,65	14,96
	4,75		Medulla oblongata.	15,21	15,12
Thalam. optic.	10,31	11,26		12,86	15,50
	10,37	8,30			

Wir ziehen hieraus den Schluss, dass die weisse Substanz überall bedeutend fettreicher ist, als die graue, und zwar merkwürdigerweise ziemlich in demselben Verhältniss, in welchem sie wasserärmer als letztere ist. Die Differenzen im Fettgehalte beider Substanzen betragen durchschnittlich 10 — 14 %, als Maximum des Fettes in der weissen Substanz erscheint die Zahl 21 (%), in der grauen 7. In dem Maasse, als bei jungen Thieren der Wassergehalt zunimmt, fällt in beiden Substanzen der Fettgehalt. Für gemischte Gehirntheile ergeben sich wieder verschiedene Zwischenzahlen.

IV. Vergleichung des Wasser- und Fettgehaltes bei Thieren verschiedener Klassen und Ordnungen.

Bei dieser Aufgabe, auf die wir besondere Mühe verwendeten, begannen wir mit solchen Säugethieren, deren Gehirn-Substanzen deutlich isolirbar waren. Es stellte sich dabei das merkwürdige Resultat heraus, dass sich weder in Bezug auf das Wasser, noch in Betreff des Fettes bei

Thieren sehr verschiedener Klassen und Ordnungen irgend sehr erhebliche Differenzen ergeben, so wie man gleiche Substanzen und dieselben Gehirntheile analysirt, ebenso fanden Schlossberger und Schütz bei ihren Untersuchungen über die Muskeln, v. Bibra bei den Analysen der Knochen verschiedener Wirbelthiere keine Verschiedenheiten von grossem Belang in der quantitativen Zusammensetzung.

Bei manchen Säugethieren, z. B. Mäusen, dann bei den Vögeln, Amphibien und Fischen war es unmöglich, die beiden Substanzen zu trennen. Wir sahen uns daher bei allen diesen Thieren genöthigt, ein beliebiges Stück gemischter Hirnmasse zu untersuchen. Schon die absolute Kleinheit des Gehirns bei den aus diesen Abtheilungen uns zu Gebote stehenden Thieren veranlasste uns, bei ihnen den oberen Theil einer ganzen Hemisphäre auszuwählen, so dass der tiefste Querschnitt derselben beiläufig etwas unter die Mitte derselben fiel. Wir erhielten so natürlich Ergebnisse aus gemischter Substanz. Es ist bekannt, dass bei niederen Wirbelthieren die Ganglionsubstanz den grösseren Theil des Gehirns ausmacht, dass die Ausstrahlung der beiden Hirnschenkel so fein und sparsam ist, dass sie kaum in Betracht kommen kann und selbst die weisse Substanz graulich aussieht. Es hat sich dieser anatomische Erfund sowohl in den physikalischen, als in den quantitativen chemischen Ergebnissen zur Genüge bestätigt, insofern die für Wasser und Fett gefundenen Zahlen denen der grauen Substanz bei höheren Thieren und voluminöseren Gehirnen sich auffallend nähern. Der hohe Fettgehalt des Fischgehirns erklärt sich aus seiner Umgebung mit einer Art von Thran, von welchem es sich auf keine Weise völlig trennen lässt.

In den nachstehenden Tabellen V. und VI. finden sich die untersuchten Thiergehirne aufgestellt. Der Wasser- und Fettgehalt des menschlichen Gehirns (in Tab. II. und IV.) möge damit verglichen werden.

Tab. V. A. Erwachsene Säugethiere.

	Wasser.		Fett.	
	Subst. medull.	Subst. cortic.	Subst. medull.	Subst. cortic.
Rind.	70,97	82,47	17,23	6,18
	67,58	79,50	20,00	7,33
Schaf.	68,53	82,98	17,97	6,41
	69,67	82,80	18,24	6,52
Hund.	67,28	81,03	20,62	6,27
	66,66	82,35	17,15	7,14
Katze.	67,14	82,83	21,07	5,89
		82,67	20,78	6,25
Kaninchen.	67,37	87,04	19,85	7,25
	66,24	80,00	20,38	7,93
	Graue und weisse Substanz nicht isolirbar.			
Mann (in mehreren Exemplaren).	78,64		7,47	
	79,31		7,52	
	77,34		8,65	
	76,00		8,66	

B. Junge Säugethiere.

	Wasser.		Fett.	
	Subst. medull.	Subst. cortic.	Subst. medull.	Subst. cortic.
Katze (½ Jahr).	71,90	81,01	17,35	6,32
	—	81,00	—	6,30
Kalb (3 Wochen).	74,81	85,45	14,43	4,84
	74,03	86,33	15,01	4,55
Kalb (14 Tage).	76,28	83,70	14,04	5,71
	72,87	84,62	15,14	5,37

mehrere ſind, ſo theile ſie der Lehrer wenigſtens für den Anfang (d. h. für die ſieben erſten Stunden des Exponirens, Repetirens und des logiſchen Analyſirens) in mehrere Klaſſen, wo er dann den Einen oder den Andern, welcher nicht gehörig aufmerkſam war, auch die Stunden der andern Abtheilung beſuchen läßt. Geht dies nicht an, ſo ſetze der Lehrer die Schwächeren in die erſten Plätze und beginne die Penſen mit dieſen, da, wenn ſie das Fragliche begriffen haben, auch anzunehmen iſt, daß die Fähigeren derſelben mächtig ſind. An die in den erſten Plätzen Sitzenden kommt gewöhnlich am meiſten, da nicht immer Alles zu Allen durchreicht. So wird der Unterricht zwar etwas langſamer vor ſich gehen, der Lehrer aber die Freude haben, daß er Alle, oder wenigſtens bei weitem die meiſten Schüler zu dem gewünſchten Ziele führt.

5. Einer der Hauptnerven der neuen Methode iſt, wie oben ſchon bemerkt wurde, daß die Bedeutung der Wörter nicht iſolirt, ſondern im Zuſammenhang in ganzen Sätzen und Perioden erlernt wird, da nur hiedurch und durch die Beibehaltung deſſelben deutſchen Sinnzeichens bei der Ueberſetzung der Wörter die ſo überraſchend ſchnelle Memorirung einer Maſſe fremder Begriffs- und Beziehungsformen möglich wird. Jeder, der dies in Abrede zieht, kann ſich von der Wahrheit des Geſagten ſelbſt überzeugen: er nehme den nächſten beſten Satz, die nächſte beſte Periode und laſſe von zwei gleich begabten Schülern den einen die Wörter im Zuſammenhang, den andern dieſelben Wörter außer dem Zuſammenhang memoriren, und er wird finden, daß der erſtere ſeinen Satz oder ſeine Periode ſchneller memorirt und länger im Gedächtniß behält.

6. Um die Schüler mit dem Sinn jedes einzelnen Wortes bekannt zu machen, ſchiebt Hamilton ein gleichbedeutendes in der Mutterſprache unter und bildet deſſen grammatiſche Form ſo genau und unabänderlich nach, daß, wer das Techniſche der Grammatik kennt, jeden überſetzten Satz, ohne die fremde Sprache zu verſtehen, ſogleich analyſiren könnte.

7. Weſentliches Erforderniß dieſer Methode iſt, daß die erſte Lektion durchaus verſtanden iſt, ehe man zur zweiten ſchreitet. Kein dunkler Punkt darf in dem Theil des Lehrfeldes bleiben, das der Schüler im Augenblick vor ſich hat.

Tab. VI. C. Erwachsene Vögel und Amphibien.

	Wasser.	Fett.	
Rabe (¼ Jahr).	80,40	5,54	thalam optic. desselben.
	80,09	6,12	79,58 Wasser u. 8,19 Fett.
Taube (2 Jahr).	80,98	6,14	thal. optic. 76,15 W. u. 9,34 Fett.
	80,18	5,37	cerebellum 70,70 W. u. 5,91 Fett.
Taube (1 Jahr).	81,83	5,27	thal. optic. 79,16 W. u. 7,86 Fett.
	82,18	5,08	cerebell. 70,93 W. u. 7,83 Fett.
Rana tempor. (verschiedene Exemplare.)	80,00	7,27	
	84,05	7,24	
	86,44	5,08	
	85,25	6,57	
	86,40	6,15	

D. Junge Vögel.

	Wasser.	Fett.	
Fringilla coelebs 12 Tage alt.	81,86	6,59	
	82,70	5,91	
Fringilla chloris 5 Tage alt.	85,36	5,48	
	86,52	4,00	wurde erst 24 Stunden nach der Tödtung untersucht.
	86,63	4,21	
	85,70	4,21	
Fringilla chloris 6 Tage alt.	86,73	4,06	
	85,93	4,63	
	86,48	4,36	wurde erdrosselt.
	86,20	4,00	
Lanius collurio.	81,25	5,84	
Taube (14 Tage alt).	82,83	5,24	
	83,33	5,88	

Hinsichtlich des Wasser- und Fettgehaltes derselben Gehirntheile und Substanzen in verschiedenen Altersstufen derselben Thierspecies haben wir bis jetzt nur relativ wenigere Versuche anstellen können, namentlich bedauern wir, dass wir noch nicht das Gehirn eines Neugebornen analysiren konnten. Schon auf den ersten Blick zeigt das embryonale Gehirn, ja selbst noch das des Neugebornen bedeutende Verschiedenheiten in der Consistenz von dem des Erwachsenen; ersteres ist durch breiartige Weichheit ausgezeichnet, letzteres fester und resistenter. Einen analogen Unterschied zeigen die beiden Substanzen (zwischen einander) im Gehirn des Erwachsenen, indem hier die graue Substanz viel weicher und wässeriger ist. Beim menschlichen Embryo sind bis zum siebenten Monat nach Farbe und Konsistenz die beiden Substanzen nicht zu unterscheiden, und es verhält sich daher das embryonale Gehirn des Menschen in der Art des Hirnes erwachsener niederer Wirbelthiere. Lässt sich da nun nicht auch eine Parallele im Wasser- und Fettgehalt schon im Voraus vermuthen? Folge davon wäre vermehrter Wasser- und verringerter Fettgehalt im jungen Gehirn der höheren Säugethiere (s. die Tabellen) und des Menschen.

Wollte man aber einen bestimmten Ausspruch wagen über die allgemeinen Differenzen in der quantitativen Mischung des jungen und alten Gehirns überhaupt, so müsste zuvor bestimmt werden können, zu welcher Zeit man das Gehirn eines Thieres als ausgebildet und erwachsen anzusehen berechtigt sei, und ob auch das erwachsene Gehirn noch mit zunehmendem Alter physiologische Mischungs-Abänderungen erleide, worauf gewisse physikalische Veränderungen hinzudeuten scheinen. Auf diese Fragen kann gegenwärtig der Anatom so wenig als der Chemiker sichere Antworten ertheilen. Eine systematische, in dieser Hinsicht an den Gehirnen vieler Thiere derselben Art, aber von den verschiedensten Lebensaltern unternommene Analyse dürfte übrigens nach unseren Vorarbeiten bald hierüber den erwünschten Aufschluss ertheilen.

Literatur.

Die meisten Chemiker, die über das Gehirn quantitative Untersuchungen angestellt haben, beschränkten sich auf das

menschliche Gehirn; öfters sind ihre Angaben ohne Werth, weil nicht angegeben ist, welche Substanz oder welcher Hirntheil zur Analyse diente; ebenso ist fast nie auf Alter, Todesart etc. Rücksicht genommen. Zuweilen dürften auch die Trocknungen bei 100° geschehen sein, wobei weitaus nicht alles Wasser entfernt wird. Wir stellen hier die uns zugänglichen Erfunde anderer Chemiker in der Schlusstabelle zusammen:

	Wasser.	Fett.	
Bibra fand in der Subst. cortic.	80,16	6,47	Vgl. Wirkungen des Schwefeläthers v. Bibra u. Harless. Erlangen 1847, p. 175 u. f.
„ „ „ „ „ medull. (Gehirn eines 75jäh. Mannes.)	65,61	24,26	
„ fand in der Subst. cortic.	85,26	7,69	
„ „ „ „ „ medull. (Gehirn eines 17jähr. Mannes)	67,20	23,60	
„ fand in der Subst. medull. (Gehirn eines Kretinen)	84,30	6,10	
Couërbe fand im Allgemeinen (im menschlichen Gehirn)	80,0	5,0	
Dénis im Gehirn eines 20jährigen	78,0	12,4	
„ „ „ „ 78jährigen	76,0	13,1	
Frémy im menschlichen Gehirn.	88,0	5,0	
Lassaigne in der Subst. cortic.	85,0	4,7	Compt. rend. IX. 703. XI. 763.
„ „ „ „ medull.	73,0	14,8	
Simon durchschnittlich	80,0	—	
Vauquelin durchschnittlich . .	80,0	5,23	
John in der Subst. cortic. des Kalbsgehirns	75—80		

Zusatz.

Ich habe vorliegender Arbeit, die zwei meiner tüchtigsten Schüler auf meine specielle Aufforderung unternommen und mit regstem wissenschaftlichem Eifer und grosser Sorgfalt durchgeführt haben, nur Weniges beizufügen. Bei unsern selbst nach Frémy's neuen Untersuchungen so sehr lückenhaften und dürftigen Kenntnissen über die eigentliche Zusammensetzung des höchsten und interessantesten Organs des thierischen Organismus schien es mir von entschiedener Wichtigkeit, vorläufig nur

einmal über zwei hochwichtige Faktoren seiner Mischung Zahlen festzustellen, über zwei Faktoren, die schon heutzutage sich mit Genauigkeit bestimmen lassen, nämlich über das Wasser und den Gehalt an in Aether löslichen Stoffen. Durch die genaue Ermittlung ihrer Werthe kann auch die Gesammtmenge der eiweissartigen Materien sammt den Extractivstoffen und Mineralbestandtheilen annähernd erschlossen werden. Es wurden so einige eben so interessante, als unerwartete allgemeine Thatsachen gewonnen, die auch in einer künftigen Zeit, wenn die qualitative chemische Konstitution der Nervenmaterie besser erforscht sein wird, ihren Werth behalten dürften. Für den Anatomen und Physiologen dürfte aus vorliegender Arbeit die Möglichkeit erwachsen, durch genaue Analysen in der angedeuteten Richtung jetzt schon auszumachen, in welchem Verhältnisse gemischte Gehirntheile graue oder weisse Substanzen enthalten, eine Bestimmung, die für eine künftige Hirn- und Nerven-Physiologie, wenn mehr über die specielle Bedeutung und Funktion der verschiedenen Substanzen bekannt sein wird, sicher nicht ohne Belang sein kann. Für die vergleichende Thierchemie, eine Wissenschaft, die neben ihrer älteren Schwester, der vergleichenden Anatomie, noch gar stiefmütterlich behandelt und bisher wie verkümmert erscheint, geht eine merkwürdige Thatsache aus vorliegenden Untersuchungen hervor; nämlich die, dass das Gehirn bei physisch und namentlich in geistiger Begabung höchst verschiedenen Thieren eine sehr analoge quantitative Mischung besitzt, wenigstens in Betreff des Wasser- und Fettgehaltes. Kommt uns hier nicht in späterer Zeit der Nachweis bedeutender qualitativer Differenzen zu Hülfe, so bleibt rücksichtlich des materiellen Substrates für die Hirnfunktionen und Geistesthätigkeiten wenig Aufklärung für eine vergleichende Psychologie zu hoffen; offenbar bestimmt dann weit mehr die Form, die specielle Organisation und anatomische Entwicklung die Fähigkeit der Nervenmaterie zu höheren oder geringeren Leistungen. Schliesslich möchte ich noch sehr zu vergleichenden Aschenanalysen und Stickstoffbestimmungen der Gehirntheile derselben und verschiedener Menschen und Thiere auffordern; erst wenn auch sie geliefert sein werden, kann an erspriessliche Folgerungen (aus chemischen Analysen) auch für die Pathologie des Nervensystems eher gedacht werden.

Tübingen, den 1. September 1852.

Prof. J. Schlossberger.

6. Der Bergschlipf von Rathshausen.

Von Pfarrverweser Dr. O. Fraas zu Lauffen, OA. Balingen.

Samstag den 11. October 1851 kam einer meiner Sammler zu mir mit der Nachricht, zu Rathshausen komme der Berg ins Thal hinab, die Leute wandern in jähem Schrecken aus und fürchten nichts weniger, als den Einsturz des Felsen und Zerstörung ihres Dorfs. Ich machte mich alsbald auf den Weg nach dem Plettenberg und sah an der rechten Thalwand von Rathshausen anfangs nur eine grosse Verwüstung und ein wildes Chaos von Baumstämmen, Niederholz, Waiden und Feldern, die, in eine Schlammmasse eingeführt, in langsamem Fluss sich den Berg hinabwälzten, bald aber mir höchst interessante Erscheinungen, die im Gefolge dieses ausgedehnten Bergschlipfes sich zeigten. Indesss ist die Kunde von dem grossen „Bergsturz" durch öffentliche Blätter verbreitet worden und hat wohl in Manchem den Wunsch erregt, ein Näheres über eine Erscheinung zu hören, die zwar häufig in kleinem Maassstab auftritt und heuer vielleicht in jedem Orte, ob auch nur an Rainen, Strassen und Weinberg-Mauern, beobachtet wurde, aber in solcher Ausdehnung bei uns wohl nur alle Jahrhunderte gesehen werden kann. Die Veranlassung zu dem Bergschlipf war natürlich der wasserreiche Sommer dieses Jahrs, der innere Grund aber liegt in der Beschaffenheit des Terrains, der starken Entwickelung von Thonen, der Enge des Thals, der Höhe und Plattenform des Bergs. Zum Verständniss des Ereignisses ist daher ein Bild der topographischen Beschaffenheit dieser Localität unentbehrlich.

Zwischen zwei der höchsten Berge der schwäbischen Alb, zwischen dem 3498′ hohen Plettenberg und dem noch um 14′ höheren Ortenberg liegt in tiefem Thaleinschnitt das Dörfchen

Rathshausen. Die Höhen beider Berge liegen nur 9000′ auseinander, in welchem schmalen Raum die Schlichem, die hier in raschem Fall der Ebene zueilt, ihr tiefes Bette gegraben hat. Rathshausen selbst liegt 2360′ über dem Meer. Die Berghöhen an den zwei Thalwänden ragen somit 1138′ einerseits und 1152′ andererseits steil über das Dorf empor. Diese Höhen, an sich nicht unbeträchtlich, werden dadurch gefährlich, dass die Kalkbänke, welche sie bilden, von Thonen getragen werden. Thone sind unten im Thal, Thone an den Abhängen, Thone am Fusse des Felsen. Ueber die sandigen Thone des untern braunen Jura stürzt sich die Schlichem in der Tiefe des Thales hin, sie selbst ragen noch bei 300′ an den Wänden empor. Die Sandsteinbänke im β haben sich zu allem Glück an 3 Orten bedeutender entwickelt und Erhebungen gebildet, die als 3 Rücken an der Thalwand hervortreten und einige 100 Schritte von einander entfernt sind. Ich sage zu allem Glück — denn diese 3 Rücken haben das allgemeine Weichen des Berges verhindert, den oben zusammenhängenden Schlipf in 3 Theile getheilt und dessen Kraft gebrochen. Ueber den Sandsteinen erhebt sich der mittlere und obere braune Jura, ebenfalls fast aus lauter Thonen bestehend, nur von wenigen schwachen Bänken durchzogen. Diese Thone stehen so steil an, dass z. B. die Ornaten- und Parkinsoni-Thone, die etwa 80′ mächtig sind, auf der Karte des topographischen Bureaus kaum können eingezeichnet werden und doch ist der Maassstab der Karte 1 : 50,000. Ganz regelmässig stehen nun über den Ornatenthonen die Schichten des untern weissen Jura (α) an, abermals Thone, und werden sofort von den wohlgeschichteten Kalkbänken (β) überlagert, welche zur Höhe des Plettenberges hinaufreichen und dem Berge Form und Namen (Plattenberg) gegeben haben. Kein anderer isolirter Berg Württembergs nimmt einen so grossen Flächenraum ein, denn er ist gegen N. und S. 4000′ breit und gegen W. und O. 8000′ und 12,000′ lang. Nach allen Richtungen entquellen ihm Wasser, wie es sich bei der grossen Oberfläche des Bergs und den mächtigen Thonlagern nicht anders erwarten lässt, denn sämmtliche atmosphärische Feuchtigkeit dringt durch die Kalke durch, wird erst von den wasserdichten Thonlagern gesammelt und in der Höhe

der Thonbänke in zahllosen Quellen ausgesondert. Auf der Rathshauser Seite zählten die Leute zum mindesten 8 Brunnen und ein Bach floss Sommer und Winter von den bewaldeten Höhen ins Thal hinab. Mit dem Anfang des weissen Jura bildet nämlich ein Kranz von Wald die Vegetation des Berges, während Waiden und Allmandtheile den oberen und fruchtbare Aecker und Felder den mittlern und untern braunen Jura characterisiren. Letztere waren zu Anfang October theils schon bestellt fürs künftige Jahr, theils mit der Haber- und Einkornernte bedeckt.

Diese Felder zu besehen, gingen Sonntag den 5. Oktober Bürger von Rathshausen spazieren. Da hörten sie mit Staunen aus dem Wald über ihnen Töne, ein Haken und Krachen, als ob Holzmacher aufs eifrigste drin arbeiteten, zugleich sahen sie an verschiedenen Orten in langgezogenen Rissen den Boden bersten. Es fing nämlich der Boden zu weichen an und das Abreissen der Baumwurzeln verursachte jene Töne. Tags darauf bemerkte man, dass der Bach ausblieb und die Brunnen am Walde nicht mehr flossen. Das Krachen im Wald und das Bersten des Bodens hielt an bis Donnerstag den 9. October. In der Nacht auf den Freitag trat endlich das vorbereitete Ereigniss ein, es trennte sich der bewaldete Fuss des Berges auf etwa 3000′ vom Bergkörper los und rutschte an demselben nieder. Mit Entsetzen sahen des Morgens die Bewohner des Dorfs da, wo sonst ihr Wald an den Berg sich lehnte, einen nackten Fels und den Wald in wilder Zerstörung auf ihre Felder und Waiden herabsinken.

75 Morgen Wald auf Rathshauser, 50 Morgen Stadtwald auf Schömberger Markung, das ganze Alpha des weissen Jura längs der Südabdachung des Plettenbergs war um 60 Fuss gerutscht und hatte die fetten, eingeweichten Thone des obern braunen Jura aus ihrem Lager gedrückt, welche nun als weiche Masse sich ins Thal hinabwälzten und über 200 Morgen eingeschätztes Land theils überströmten, theils mit zum Weichen brachten. Ein grosses Glück war, wie schon gesagt, dass der untere braune Jura 3 Bergrücken bildete, welche dem zusammenhängenden Rutschen des Bodens Widerstand leisteten und die Massen in 3 Ströme theilten. Die Geschwindigkeit, mit der die Masse ins

Thal rutschte, nahm mit jedem Tag ab, vom Freitag auf den Samstag zählte man 30 Fuss, in der Nacht vom Sonntag auf den Montag etwa 12 Fuss. In einer Höhe von etwa 300′ über dem Dorf hat nun die Masse Halt gemacht, nachdem sie etwa 14 Tage lang in Bewegung gewesen. Auf wie lange? ist eine andere Frage, denn die Wasser vom Berge haben noch keinen Ausweg gefunden, rieseln am Felsen herab und versinken in dem Bergschlipf.

Solche Thatsachen liegen offen vor Jedermann. Die schauerliche Zerstörung lockt Hunderte von Fremden herbei, welche die Schründe und Spalten betrachten und den verstürzten Wald, wo kein Baum mehr gerade steht und in malerischer Unordnung niedergestürzte oder entzweigebrochene Stämme wechseln mit solchen, denen die Krone im Schlamme steckt und die Wurzeln emporschauen. Ich möchte jetzt nur noch auf 2 Erscheinungen aufmerksam machen, deren Beobachtung mir grosse Freude gemacht hat, auf die Schliff-Flächen und auf die Art der Verstürzung.

Auf den Thonen des braunen Jura ζ und ε, über welche die Masse hinabgleitete, ist eine wahre Schleifbahn entstanden. Dieselben waren mit einer Humuslage oder mit Weiss-Jura-Geröll bedeckt, nun aber ist diese Decke durch die wegrutschende Last abgeschunden und dadurch Schliff-Flächen entstanden, die ich nicht besser beschreiben kann, als wenn ich sie den Fahrleisen vergleiche, welche der breite Radschuh eines schwerbeladenen Güterwagens auf einer Steige hinterlässt. Diese Schleifbahn folgt allen Biegungen und Krümmungen des Thals und bildet gleichsam das Bette des Schlammstromes; genau betrachtet sind es lauter feinere oder gröbere Längsstreifen, entsprechend den Unebenheiten der Gegenstände, die in der rutschenden Masse zu unterst lagen und Eindrücke auf die Rutschbahn hinterliessen. Eindrücke von Felskanten lassen sich als tiefere Rinnen oft weithin verfolgen. Besonders schön lassen sich die Schliffflächen an den beiden Seiten, gleichsam den Ufern des Stroms, beobachten und zeigen den Seitendruck der Masse, an steileren Stellen ist jedoch auch die Sohle ganz entblösst. Sonst ist die Mitte der Bahn noch von Schlamm, Felstrümmern u. dergl. bedeckt. Als

ich zuletzt noch von der Höhe des Berges das Ganze überblickte, musste ich unwillkührlich der Gletscher gedenken, und sah vor mir 3 Schlammgletscher von einem Schneefeld ausgehend, die in majestätischer Ruhe ins Thal hinabrückten; die Schliffflächen bezeichneten ihre Grenzen. Rasenstücke, die von den Wänden losrissen, ihre Moränen, der Gletscherspalten waren zahllose sichtbar, kleinere und grössere Falten, Ogiven, Rinnen, alles konnte vergleichsweise beobachtet werden. Natürlich! ist doch das Gesetz dasselbe, nach welchem eine erstarrte Wassermasse oder eine erweichte Erdmasse in ihrem Laufe sich bewegt.

Das Interessanteste aber bleibt immer die am Fusse des Berges stattgehabte Verstürzung. Schon oben habe ich gesagt, dass der bewaldete Fuss des Berges, das Alpha des weissen Jura, um 60′ gewichen sei. Es lehnte sich nämlich in einem Winkel von etwa 30—40 Grad der Wald an den Berg an, ruhend auf den Thonbänken, die in den Berg einschiessen. Wald und Thone trennten sich nun fast senkrecht vom Berg ab, rutschten an ihm hinunter und dies so, dass die untersten Bänke hinausgedrückt wurden und die oberen hart am untersten Theil des Berges liegen. Die Schichten des ganzen abgerissenen Stückes zeigen sich nun als auf dem Kopfe liegend, wie beigedruckte Zeichnung vor Augen stellt.

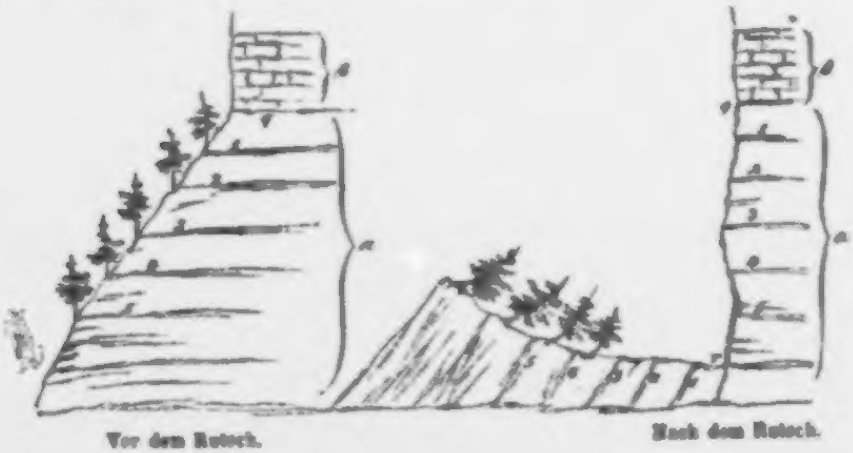

Vor dem Rutsch. Nach dem Rutsch.

q ist die Grenze zwischen α und β, hier beginnt die Verwerfung und hier rieseln nun die Quellen an der kahlen Wand

herab und versinken im Boden bei r, ohne bis jetzt noch irgendwo an das Tageslicht zu treten.

Am Fusse des Berges hat sich durch diese Verstürzung ein Wall gebildet, der an die steile Bergwand hinanreicht, der Punkt q ist unerreichbar geworden, der zuvor mit leichter Mühe auf dem Waldrücken erstiegen werden konnte. Diese Beobachtung hat mich auf einmal über so manche ganz ähnliche Erscheinungen an andern Bergen der Alb aufgeklärt. Wer hat diese wallartigen Vorberge am Fusse unserer Alb nicht schon beobachtet? Von den Thälern aus werden sie gewöhnlich übersehen, will man aber eine Berghöhe ersteigen und ist über den braunen Jura vorgedrungen, um auf dem Boden des weissen in die Höhe zu steigen, so trifft man in der Regel zuvor noch eine Terrasse, einen Wall meist mit herabgestürzten Felsblöcken besät und erst von diesem Vorberg an geht es vollends ununterbrochen die Höhe hinan. In meiner Umgebung bieten der Gräbelnberg, das Horn, der Zillhauser Berg u. A. Gelegenheit zu solchen Beobachtungen. Eben an ihnen ist der Steilabfall des weissen Jura besonders markirt und sind die braunen Jurathone nirgends mehr an Ort und Stelle, sondern hinabgerutscht bis zum *a* des braunen Jura.

Ausserdem gibt der Bergschlipf Manches zu denken für den, der von den Erscheinungen der Jetztwelt auf die Bildung der Erdoberfläche in der Vorwelt schliessen will. Denn der aufmerksame Beobachter wird bald an Orten, wo der Fluss der Masse Widerstand fand und vom Nachschiebenden gedrängt sich aufstaute, die schönsten Hebungen, an anderen Orten Senkungen, überall, wenn auch nur *en miniature* Vorgänge finden, deren Analogieen er im Grossen, z. B. in den Verhältnissen der Alpen oft treu wiedergegeben sieht.

8. Nächst dem Verständniß der Lektion ist das Memoriren derselben Hauptbedingung. Nie wird zur zweiten Lektion geschritten, ehe die vorhergehende vollkommen memorirt ist, was aber aufs Sicherste erzielt werden kann. Bei dem Uebersetzen selbst wird in jeder Lektion eine große Anzahl von Wörtern häufig wiederholt, und da demselben Worte unabänderlich die gleiche Bedeutung gegeben wird, so verbindet sich diese unmerklich, aber unvertilgbar mit demselben. Um die Wiederholung zu Hause möglich zu machen, wird, da der Schüler Einzelnes vergessen könnte, eine wörtliche, zwischen die Zeilen des Textes gedruckte Uebersetzung jedes Wortes gebraucht, welche eine gedruckte Copie des Lehrvortrags enthält. Sehr zweckdienlich ist es ferner, wenn da, wo in der Interlinearübersetzung Wörter, Ausdrücke oder Constructionen nicht aus dem Zusammenhang verständlich sind, unter dem zwischenzeiligen Texte Anmerkungen enthalten sind, welche, wo es nöthig ist, durch Zwischenbedeutungen auf die jeweilige abgeleitete Bedeutung des betreffenden Wortes, oder durch kurze Erklärungen auf die Entstehung der fremdartigen Ausdrücke und auf die Bedeutung der Sätze hinweisen, so daß der Schüler sich bei der Repetition zu Hause selbst orientiren kann. Auch liegt dem Lehrer ob, hin und wieder durch Fragen sich zu versichern, ob der Schüler Alles gehörig verstanden habe, und ihn im andern Falle selbst zu dem Verständniß zu führen.

9. Der Schüler wird sogleich zu logischem Construiren der Sätze angehalten. Wenn die neue Grammatik, deren Begründer der hochverdiente Becker ist, mit Recht mit der Fixirung des Satzes nach seinen verschiedenen Bestandtheilen beginnt, und den Dienst dieser in und an jenem erkennen läßt, so beginnt also die analytische Methode, welche das logische Construiren zur Vorbedingung aller Lektüre macht, sogleich mit der Grammatik, und es darf diese Richtung nur nach den Bestimmungen der neuen Grammatik, welche nicht von der Lehre über die äußeren Wortformen, sondern von der Geltung und Bedeutung der Sätze und Satzglieder ausgeht, weiter verfolgt werden, um die fruchtbarste formelle Bildung auch sogleich auf dem Boden der Grammatik zu erzeugen. Sobald der Schüler construiren kann, liest er, so viel er Zeit gewinnt, weil er sich nur dadurch eine ausgedehnte Wörterkenntniß erwirbt, den Geist der fremden Sprache erkundet und in ihr denken lernt.

7. Einiges über die Zertrümmerungen fester Körper, sowie besonders über die Vermuthung der Astronomen, dass die Gruppe der kleinen Planeten die Trümmerstücke eines einzigen seien.

Von Schullehrer Brenner in Tuttlingen.

Eine grosse Menge der Naturkörper ist, wie wir dies aus der täglichen Erfahrung wissen, unaufhörlich den verschiedensten Veränderungen unterworfen. Zu diesen Veränderungen gehören unter Anderm die Zertrümmerungen fester Körper, und es bieten die letztern nicht selten eine solche Menge von interessanten Erscheinungen dar, dass man sich verwundern muss, wie die Wissenschaft, die man die höhere Mechanik nennt, diesen Zweig bis jetzt so sehr vernachlässigen konnte. Zugkräfte, Druck, Centrifugalkräfte, Stosskräfte, Explosionen, Elektricität haben die verschiedensten Wirkungen dieser Art im Gefolge, und kennt man ausser der Ursache auch den Hergang der Zertrümmerungen, die Form und Zahl der Trümmer u. s. w., so kann dies selbst von praktischem Werthe sein, indem man dadurch eher die Mittel ausfindig zu machen im Stande ist, manchen verderblichen Zerstörungen vorzubeugen. Man denke nur an das Springen von Schleifsteinen und Schwungrädern.

Das Zerspringen und Zersprengen eines festen Körpers ist nichts anders, als die Aufhebung der Cohäsion nach gewissen Richtungen oder vielmehr in gewissen Flächen. Dabei spielt jedoch auch die Dichtigkeit eine Rolle. Körper, die eine völlig unregelmässige Cohäsion und Dichtigkeit besitzen, zertrümmern nach Zahl und Form in ungleiche Stücke, worüber

sich weiter nichts mehr sagen lässt. Hat aber ein Körper eine solide Masse, d. h. eine Masse von durchaus gleicher Cohäsion und Dichtigkeit, oder aber auch, befolgen die letztern ein gewisses Gesetz, so muss derselbe (der Körper) in seinen Zertrümmerungen eine gewisse Regelmässigkeit befolgen, die sich im Voraus bestimmen lässt. Wie in der ganzen Physik, Chemie und Mechanik der Satz noch immer seine Bewährung gefunden hat, dass unter übrigens gleichen Umständen, gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen erzeugen, so gilt dieser Satz nicht minder auch in Beziehung auf die Zertrümmerung der Körper. Zwar gibt es, im strengsten Sinne des Wortes, gar keinen soliden festen Körper; haben wir aber einmal unsere Sätze für solide Körper aufgestellt, so werden wir dieselben für mehr oder minder solide Körper modificiren können, nach dem Satz, der nur wenige Ausnahmen duldet: Gleiche Ursachen bringen unter beinahe gleichen Umständen auch beinahe dieselben Wirkungen hervor.

Der Zweck dieser Zeilen ist jedoch nicht, eine systematische Lehre über Zertrümmerungen aufzustellen, noch einige detaillirte Untersuchungen über das Springen von vollen und ringförmigen Scheiben (Schleifstein, Schwungrad) zu veröffentlichen, sondern ein Resultat mitzutheilen, welches das Interesse der Astronomen auf sich ziehen dürfte. Im Hinblick auf die Gruppe der kleinen Planeten gewann Verfasser durch mehrjährige Forschung, Beobachtung*) und endlich durch ein eigens angestelltes Experiment**) die Ueberzeugung: dass jede, nach Cohäsion und Dichtigkeit homogene Kugel, oder auch jede Kugel, in der sich Cohäsion und Dichtigkeit um das Centrum gleichmässig lagern, vermittelst einer durch ein elastisches Fluidum (Pulver- oder Wasserdampf) bewirkte Explosion vom Mittelpunkt aus in vier gleiche Stücke zersprengt wird, und zwar spitzen sich die

*) Beim Sprengen des Gesteins in den Steinbrüchen.

**) Die von einem ganz unschadhaften Stein — einer guten Masse von Jurakalk — angefertigte Kugel hatte 16 Zoll im Durchmesser und sprang durch eine Explosion vom Mittelpunkt aus in vier beinahe gleiche Stücke ohne Splitter.

vier Stücke im Centrum dreiseitig pyramidenförmig zu, so dass die Bruchflächen wirkliche Ebenen sind und die Kugeloberfläche in ihrer Zerreissung genau das tetraedrische Kugelnetz zeigt; ferner, dass kleinere Abweichungen nach Cohäsion und Dichtigkeit dennoch vier, aber etwas ungleiche Hauptstücke, und in vielen Fällen eine Menge kleiner Splitter liefern; endlich dass, wenn die Explosion nicht vom Centrum aus geht, dennoch nur vier, jedoch ungleiche Stücke entstehen, worunter ein Fall, der ein kleineres und drei grössere aber gleiche Stücke aufweist.

Gesetzt nun, es sei die Stelle der kleinen Planeten vor Zeiten von einem einzigen und durchaus aus fester Masse bestehenden Planeten ausgefüllt gewesen, der durch eine innere Explosion zertrümmert wurde, so entstanden dafür vier Planeten, von denen jeder — selbst bei der vorausgesetzten festen Masse*) — sich mit Nothwendigkeit wieder in eine Kugel ballen musste. Doch die Neigung dieser Stücke zum Explodiren, die ihnen einmal inne wohnte, wuchs mit der Zeit, und so sprang wieder eines der vier Hauptstücke in vier Stücke, und es waren nun sieben. Später sprang ein zweites der vier Hauptstücke und es waren zehn, und später das dritte, und es waren 13 Planeten. War der erste Planet in ein kleines und drei grössere Hauptstücke gesprungen, und nahm mit der Grösse auch die Neigung zum Explodiren ab, so dass keine weitere Explosion mehr erfolgte, so haben wir wirklich nur 13 Asteroiden. Ist aber auch das vierte Hauptstück zertrümmert, wie die andern, so setzt sich die Zahl auf 16 fest; somit hat die Zahl 16 eine ebenso grosse, vielleicht noch grössere Wahrscheinlichkeit, als die Zahl 13. Schluss: **entdeckt man noch einen Planeten, der zur Gruppe der kleinen gehört, so müssen noch zwei weitere vorhanden sein;** denn 13 sind bereits bekannt.

---

*) Bekanntlich wird vermuthet, dass das Innere oder Innerste des Erdkerns, trotz des hohen Hitzgrades, dennoch starr sein könnte — wegen der ungeheuren Pressung. Die gleiche Voraussetzung bezüglich unseres betrachteten Planeten liesse nach der Sprengung einen grossen Theil eines jeden Hauptstückes augenblicklich in Fluss gerathen, wodurch die Kugelballung sehr erleichtert würde.

Die Vermuthung der Astronomen, dass die kleinen Planeten die Trümmerstücke eines einzigen seien, gründete sich auf die zwei Thatsachen, dass dieselben sehr klein sind und dass sie ungefähr gleiche Entfernungen von der Sonne aufweisen. Unser Satz aber, nämlich der Satz der Zertrümmerung in vier Stücke, erhebt, wofern sich eine der Zahlen 13 oder 16, als Anzahl der kleinen Planeten festsetzt, die seitherige Vermuthung zur evidenten Wahrheit. — Ferner, da zu vermuthen ist, dass ausser den bekannten 13 Asteroiden noch drei weitere existiren, so ist dies eine Aufforderung für die Astronomen, noch ferner zu suchen. Haben sie aber die Zahl 16 voll gemacht, so ist nur noch geringe Wahrscheinlichkeit für die Existenz noch mehrerer Planeten vorhanden.

Noch mehr: Theoretischer Calcul und Beobachtung zeigen im Einklang, dass die losgetrennten Splitter mit grosser Geschwindigkeit fortgeschleudert werden, während die Hauptstücke weit geringere Stösse erleiden. Daraus folgt, dass die Splitter der Asteroiden in den weiten Himmelsraum hinausgeschleudert wurden, so dass eine Menge derselben in gedrückten Ellipsen um die Sonne lauft, die Bahnen der übrigen Planeten vielfältig durchschneidet und von letztern im Laufe oft sehr bedeutend gestört wird. Treten sie aber in den Dunstkreis eines Planeten ein, so beschreiben sie von diesem Augenblicke an eine spiralförmige Bahn und nähern sich jenem Planeten fortwährend. Ihre Neigung zum Explodiren — jedoch anderer Art — erwacht plötzlich, wahrscheinlich durch die Wirkung unserer Luftelektricität, welche sie zugleich auch erhitzt und leuchten lässt, und so springen sie wirklich durch eine solche Explosion in viele — und nicht gerade in vier — Stücke, weil bekanntlich die Elektricität auf ganz andere Weise zertrümmert, als ein elastisches Fluidum. So hätten wir unsere Meteore und namentlich den Steinregen und wären durch diese Communication mit andern Himmelskörpern vielleicht in den Stand gesetzt, die Dichtigkeit und den Stoff der Asteroiden zu bestimmen.

Wahr ist es, dass es bis jetzt dem Verfasser noch nicht ganz gelungen ist, die Wahrheit der ausgesprochenen Sätze durch die Gesetze der Mechanik mit Evidenz zu beweisen. Allein, ab-

gesehen davon, dass es ihm vielleicht an der Kraft gebrechen möchte, sein angestrebtes Ziel vollkommen zu erreichen, so ermangelt ihm mehr und mehr die Zeit zu mathematischen Forschungen, und so mochte er das, jedenfalls über allen Zweifel erhabene Resultat der Viertheilung durch Explosion einem Publikum nicht länger vorenthalten, das sich dafür interessirt — in der Hoffnung und mit dem Wunsche, dass eine Kraft, die dem Problem gewachsen ist, dasselbe in die Hände nehmen und der erwünschten Lösung entgegenführen möchte. Dem Verfasser wird alsdann doch wenigstens die Beruhigung und die Freude werden, einen Gegenstand in Anregung gebracht zu haben, der die Wissenschaft in Etwas bereichern dürfte.

Zum Schluss macht Verfasser bei Gelegenheit der Correktion dieser Zeilen noch folgende Bemerkung:

Der geneigte Leser wird nicht erst darauf aufmerksam zu machen sein, dass dieser Aufsatz zu einer Zeit (April d. l. J.) geschrieben wurde, da nur 13 Asteroiden bekannt waren. Nimmt man jedoch eine Fortsetzung der Sprengungen an, so erleidet die dargelegte Theorie keine wesentliche Veränderung. Nur ist zu vermuthen, dass die Anzahl der Asteroiden sehr bedeutend sein wird, und hat die Zahl 64 eine etwas grössere Wahrscheinlichkeit für sich, als die Zahlen 4, 7, 10, 13, 16, 19, 22, 25, 28 u. s. w.

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Eine eigenthümliche Erscheinung von Reproductionskraft an einem Samen-Kohlraben (*Brassica oleracea gongylodes*).

Von Direktor von Seyffer.

In dem Königl. Küchengarten hier wurden vergangenen Frühjahr mehrere überwinterte Kohlraben, wie gewöhnlich ins freie Land gesetzt um Samen daraus zu ziehen. Einer von diesen, der einen Durchmesser von 4½ Zoll hatte, entwickelte an der Krone oben am sogenannten Herz keine Blätter und keine Blüthenstengel, sondern auf der Seite drei Zweige von der gleichen Beschaffenheit an der Rinde und innern faserig-holzartigen Textur wie der Strunk eines Kohlrabens zwischen der Wurzel und dem Kohlraben. Einer dieser Zweige, der oberste war 4½ Zoll lang, theilte sich dann in drei Aeste, wovon zwei eine Länge von 1 Zoll und an ihren Enden je einen kleinen Kohlraben von je 1 Zoll Durchmesser mit Blättern hatten, der dritte Ast war 4 Zoll lang und hatte an seiner Spitze einen gleich grossen Kohlraben mit Blättern, wie alle nachfolgenden. Der auf der Seite der Mutterpflanze weiter unten herausgewachsene zweite Zweig war der stärkste und längste unter allen drei, hatte eine Länge von 1 Fuss 7½ Zoll und an der Mutterpflanze einen Durchmesser von 5, an seinem Ende von 3 Linien. An diesem Hauptzweig zeigte sich ein Nebenzweig von 1 Fuss 4½ Zoll Länge, aber nur 2 Linien dick an seinem Ende mit einem Kohlraben von 5 Linien im Durchmesser, und ein zweiter Seitenast von 1 Fuss Länge mit einem gleich grossen Kohlraben an seinem Ende. 5 Zoll vom Mutterstock entfernt war an diesem Hauptzweig ein Seitenast von 3 Linien Dicke und 4 Zoll Länge, an dessen Ende ein Kohlraben von 2½ Zoll Durchmesser war. Von diesem Seitenast an gerechnet hatte der Hauptzweig nach einer Länge von 11 Zoll unmittelbar auf sich somit ohne einen Seitenast einen Kohlraben von 3 Zoll Durchmesser, erstreckte sich dann weiter und hatte einen Kohlraben von 3½ Zoll an seinem Ende. 2 Zoll unter gedachtem Hauptzweig war der dritte von 4 Linien dick, bog sich etwas gegen den Gartenboden und trieb einige Wurzeln, theilte sich nach einer Länge von 4 Zoll in drei Aeste, wovon zwei eine Länge von 3 Zoll und der dritte von 4½ Zoll hatte, an deren Enden je ein Kohlrabe von je 3 Zoll im Durchmesser sich befand.

Diesem nach sind aus der Seite einen zum Samenziehen bestimmten Kohlrabens statt Samensprösslinge Aeste ausgewachsen, an denen sich 11 Kohlraben befanden, die nicht faserig, vielmehr ganz mild, wie junge Kohlraben zum Essen waren.

2. Neuer Standort der *Potentilla alba* L.

Von Apotheker Barth in Leonberg.

Nach der Württemb. Flora ist die *Potentilla alba* L. nur in einigen Laubholzwäldern bei Tübingen gefunden worden, auch ist mir ausserdem nicht bekannt, dass sie an irgend einem andern Orte in Württemberg bis jetzt entdeckt wurde. Ich glaube daher nicht unterlassen zu dürfen, die Botaniker auf einen neuen Standort dieser schönen Pflanze aufmerksam zu machen. Anfangs Juni dieses Jahres fand ich sie im Leonberger Wald „Steinenfürst" gleich oberhalb des Seehauses, welches gut ¾ Stunden von hier im Glemsthal liegt. Die Solitude liegt in gerader Richtung etwa eine halbe Stunde nordöstlich. Hier kommt sie nun am ganzen Bergabhang an lichten Stellen des Waldes in ziemlicher Ausdehnung und grosser Menge vor. Leider fand ich aber nur noch drei blühende Exemplare, da sie schon im April und Mai blüht, dagegen waren die Wurzelblätter Fuss hoch und sehr schön entwickelt. Der Blüthenstiel verwelkt bald nach dem Verblühen und ich konnte denselben oft kaum mehr auffinden; übrigens waren eine Menge Pflanzen ohne jede Spur von Blüthenstiele. Verblühte Exemplare könnte ich jetzt schon Freunden der Botanik abgeben, nächstes Frühjahr gedenke ich sie aber bei Zeiten zu sammeln und bin gerne bereit, dann davon mitzutheilen, auch durch Eintausch anderer Pflanzen. Die Thatsache, dass diese *Potentilla* nur an den beiden äussersten Endpunkten des Schönbuchs oder vielmehr seiner Ausläufer aufgefunden ist, lässt mit Grund vermuthen, dass sie noch an mehreren Orten der Keuperformation wachsen könnte. Ueberhaupt scheinen mir diese Wälder, obgleich in der Nähe von Stuttgart und die eine Menge schöner Pflanzen bergen, noch immer nicht gehörig durchforscht zu sein. Ich habe ferner noch anzuführen, dass *Phyteuma ovale Hoppe seu nigrum Schmidt*, vom Seehaus an bis gegen Vaihingen auf den Fildern an sehr vielen Stellen in Menge wächst.

Anmerkung. Die Vermuthung des Herrn Apothekers Barth, dass *Potentilla alba*, welche schon Johann Georg Duvernoy 1722 am Spitzberg in *summis et mediis montis dumetis* angibt, noch an mehreren Stellen der Keuperformation wachsen könne, hat sich bereits bestätigt, indem sie von Herrn Wilhelm Roser in Mehrzahl bei Ehningen im Schönbuch gefunden worden ist. A. Gmelin hat sie nach Erscheinung der Flora auch auf der Fläche des Sankt Ursulaberges bei Pfullingen und unterhalb des Lichtensteiner Schlosses gegen das Honauer Thal an-

Klett fand weiter, dass nach Regenwetter sich die Menge der Salze im Wasser vermindere; 1000 Gramm klares Wasser enthielt
vor dem Regenwetter . . . 0.464 Gramm Salze;
nach mehrtägigem Regen . . 0.450 Gramm.

Bücheranzeigen.

C. G. Giebel, *Gaea excursoria germanica.* Deutschlands Geologie, Geognosie und Paläontologie. Ein unentbehrlicher Leitfaden auf Excursionen und beim Selbstunterricht; mit 24 lithographirten Tafeln. Leipzig. Ambr. Abel 1851. klein 8. 510 S.

Der Herr Verfasser hat in dieser, auch durch das Format bequem gehaltenen Schrift auf eine einfache und klare Weise die Hauptabschnitte der Geologie abgehandelt, ohne bestrittene oder vereinzelte Ansichten und Thatsachen herbeizuziehen, wodurch bei Anfängern und Laien leicht Zweifel und Irrthümer erzeugt werden, und beschränkt sich dabei, wie schon der Titel besagt, auf die geologischen Verhältnisse Deutschlands. Nach einer die Schöpfungstheorie, die Kunstausdrücke, die Perioden der Erdbildung und des organischen Lebens auf der Erde behandelnden Einleitung, folgt die Geognosie Deutschlands, wovon der erste Abschnitt die Topographie, nämlich in der Orographie die Hauptgebirge Deutschlands, das Hügel- und Flachland, der zweite in der Hydrographie das Meer, die Hauptflüsse, Binnenseen und Mineralquellen enthält.

In dem zweiten Abschnitt, der Stratographie werden der Reihe nach das krystallinische Gebirge, plutonische und vulkanische Gesteine, sodann die geschichteten Gesteine abgehandelt. Letztere zerfallen I. in primäre: Grauwacken-, Steinkohlen- und Kupferschiefergebirge; II. in secundäre: von buntem Sandstein bis zur Kreide; III. in tertiäre: Braunkohlen bis Diluvialgebirge; IV. die gegenwärtigen Bildungen, das Alluvium. Bei jeder Hauptformation ist die Charakteristik in den allgemeinen Eigenschaften, der Gliederung und Verbreitung der Hauptschichten und der untergeordneten Schichten und Einlagerung, sodann eine Aufzählung der wichtigsten Versteinerungen grossentheils durch Abbildungen versinnlicht gegeben. Letztere auf 24 Steintafeln desselben Formats, sind nach den Formationen geordnet und mit Ausnahme der meisten Cephalopoden (T. 9—12) ziemlich richtig gezeichnet.

Der zweite Theil, die Geologie Deutschlands behandelt in der ersten Periode die Entstehung der primären (oder ältesten Flötz-) Gebirge, und das thierische Wasserleben; in der zweiten das secundäre Gebirge und das amphibiotische Thierleben; in der dritten das Tertiärgebirge oder die Periode des thierischen Land- und Luftlebens; in der vierten die gegenwärtigen Bildungen, oder die Periode des geistig bewussten Lebens. In dem Anhang ist noch eine Anleitung zum Beobachten, eine

Uebersicht der geognostischen Formationen, die Literatur über einzelne Gebirge Deutschlands sammt Angabe von Excursionen und Plätzen für das Sammeln von Petrefakten enthalten. Ein doppeltes Register und Erklärungen der Steintafeln beschliessen das Ganze. Die zwei letzten Tafeln 21 — 22 liefern Durchschnitte von Schichtenablagerungen und Hebungen aus verschiedenen deutschen Gebirgen.

Wenn wir nun auch nicht alles unterschreiben können, was der Herr Verfasser in dieser Schrift angibt, wie z. B. dass *Equisetum arvense* im weissen Jura vorkomme, dass das Dinotherium das älteste Säugethier Deutschlands sei, dass er die Süsswasserkalksteine von Pfullingen, welche dem Alluvium angehören, mit denen von Cannstatt, welche diluvial sind, und denen von Ulm und Steinheim, welche wenigstens miocen sind, zusammenfasst, so erklären wir doch gerne, dass die ganze Anordnung des Buches unsern Beifall hat, und dass es Anfängern und Solchen, welchen keine geognostische Bibliothek zu Diensten steht, mit Recht empfohlen werden kann. Dr. K.

Dr. Chr. Fr. Häule, die Ursache der inneren Erdwärme, die Entstehung des Erdplaneten, der Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteine. Lahr, Verlag von Joh. Heinr. Geiger. 1851. 78 S. 8.

Der Herr Verfasser bespricht in dieser kleinen Schrift die auf dem Titel angegebenen Gegenstände in einer leicht fasslichen Darstellung, wozu er die Briefform gewählt hat. Das Erscheinen von Humboldt's Kosmos hat, wie er in dem Vorwort sagt, seine auf der Wirksamkeit des Chemismus beruhende Ansicht über die Erdbildung u. s. w. nur bestätigt und ihn ermuntert, dieselbe in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

In dem ersten Brief, mit der Ueberschrift Gasball und Lichtnebel, bespricht er die verschiedenen bis jetzt aufgestellten Theorien über die Entstehung der Erde und der Himmelskörper überhaupt; in dem zweiten die innere Erdwärme, wobei er die Unhaltbarkeit von den hohen Hitzgraden, die man der Erde innen zuschreibt, nachzuweisen sucht; in dem dritten die chemischen Elemente, aus denen die Erde besteht, und zählt sie der Reihe nach auf. Hiebei spricht er seine eigene Ansicht dahin aus, dass die Ursache der innern Erdwärme in der Wärmeentwicklung durch chemische Thätigkeit (Verbindung) der Elemente beruhe. Der vierte Brief bespricht diese Elemente in ihren Verbindungen und führt ihre Hauptverbindungen auf. Der fünfte Brief gibt ein Bild der Erdentstehung; die Elemente befanden sich bei der Schöpfung in Gasgestalt und bildeten demnach einen (ungeheuren) Gasball. Es entstand plötzlich ein allgemeiner Oxydations- oder Verbrennungsprozess mit ebenso schneller Verdichtung der verbrannten Stoffe verbunden, wobei die nicht verbrannten Metalle sich zu einer flüssigen Masse ausschieden.

Hat der Schüler eine Anzahl Bücher, wo möglich ungleichartigen Inhalts, gelesen (was nach der Hamilton'schen Methode nichts Schwieriges ist und in kurzer Zeit geschehen kann), so muß er eine große Anzahl Wörter, und gerade die nützlichsten, weil sie am häufigsten vorkommen, auswendig wissen, und mit der Wortstellung, dem Satzbau und der Satzverbindung des fremden Idioms sich aufs beste vertraut gemacht haben.

10. Sobald der Schüler sich die Eigenthümlichkeiten der fremden Sprache nach Wortform, Wortstellung, Satzbau und Satzverbindung, einen reichen Schatz von Begriffswörtern und den gewöhnlichen Beziehungsformen sich zu eigen gemacht, und sich auf praktischem Wege bereits eine Grammatik gebildet hat, beginnt Hamilton den grammatischen Unterricht im Sinne der alten Schule. Weil er nicht sogleich mit der Formenlehre und den Regeln der Syntax beginnt, so behauptete man irriger- oder böswilligerweise, daß er überhaupt keinen wissenschaftlichen Unterricht in ihr ertheile. In den höheren Cursen der Hamilton'schen Schule wird im Gegentheil die Grammatik in ihrem weitesten Umfange gelehrt. Alles, was der Lehrer weiß, theilt er mit. Der gründlichste Gelehrte kann so auf dem kürzesten Wege den gründlichsten Gelehrten bilden. Auf hohe Gelehrsamkeit aber kann und will nicht Jeder Anspruch machen; Tausende dagegen wünschen, fremde Sprachen fertig lesen, correct schreiben und sprechen zu lernen. Warum will man sie ihnen vorenthalten? — Für diejenigen, denen es für praktische Zwecke nur um gründliche Erlernung der Sprache zu thun ist, wird das höhere grammatische Studium entbehrlich, da sie durch den ganzen Gang der Methode sich bereits selbst eine Grammatik gebildet haben. Am natürlichsten ist es, daß man sich erst mit einer großen Zahl von Erscheinungsformen der fremden Sprach- und Denkweise vertraut macht, ehe man zu etymologischen und syntaktischen Abstraktionen und Klassifikationen schreitet; da man aber mittelst dieser Methode sehr schnelle Fortschritte macht, so kann man ja nach dem Maß der darauf verwendeten Zeit, des Talents und des Fleißes, und nach der Zahl der Schüler, wie die Erfahrung lehrt, derlei Uebungen schon nach einem halben, nach dem ersten, zweiten, dritten Monate beginnen. Die Zeit aber, in welcher der Lehrer der alten Schule seine Schüler, selbst wenn er ihrem natürlichen Entwickelungsgange gemäß erst mit dem Ende

Das Resultat davon war die Bildung von Wasserdunst, Metalloxyden, Schwefel-, Chlor- Fluorverbindungen und Silikaten: die hiebei entwickelte Elektrizität veranlasste die Rotation des nunmehr verdichteten Erdkörpers und in der schmelzenden Masse wurden in Folge der Centrifugalkraft die schweren Metalle und ihre Erze gegen die Oberfläche getrieben, wo sie nach dem Verfasser allein befindlich sein sollten, weil die vulkanischen Auswürfe uns nur Verbindungen der leichten Metalle (nebst etwas Eisen, Kupfer- und Kobaltoxyden) liefern. Die Ursache jener grossartigen Naturerscheinung lag also in der gegenseitigen Einwirkung ungleichnamig elektrischer Elemente. Wie gross dabei die Zusammenschrumpfung des Gasballen gewesen sein müsse, sucht er dadurch anschaulich zu machen, dass er anführt, wie zwei Maass Wasserstoffgas und ein Maass Sauerstoffgas bei der Verdichtung nur einen Tropfen Wasser geben.

Der sechste Brief bespricht die Bildung des Granits und die Entstehung der Gebirge. Er weist zuerst die Aehnlichkeit sämmtlicher sog. Urgebirgsarten nach, und wie auf einer von Säuren zerfressenen Metallplatte sich Salzkrusten bilden, die sich später theilweise lostrennen, zerbersten und aufwerfen, so soll das in die Erdkruste eindringende Wasser — indem es neue Verbindungen mit den im Innern noch vorhandenen Elementen einging — neue Oxydationen und Erhebungen veranlasst haben, indem der dabei entstandene Wasserdampf, um entweichen zu können, Durchbrüche veranlasste, deren Hebungen voraus oder parallel gingen.

Im siebenten Brief wird die Entstehung des Thierreichs, des Flötzgebirges (aus Detritus), das Steinkohlenlager (aus einer brandigen Gährung zusammengehäufter Pflanzentheile) besprochen.

Im achten folgt die Süsswasserformation und die Lehre vom Vulkanismus. Das Innere der Erde soll jetzt noch aus den Metallen der Alkalien und Erden bestehen, wie dies die Produkte der Vulkane beweisen.

Der neunte Brief spricht von dem Ende der Erdbildung. Nachdem die Konsumtion des Wassers durch endliche Oxydation aller jener Metalle im Innern und mit ihr alle elektrische und chemische Thätigkeit aufgehört, stirbt die Erde ab, die elektromagnetische Anziehung zur Sonne hört auf und es steht ein neuer Planet in Aussicht, welcher die Erde sammt dem Monde ins Schlepptau nimmt und mit sich um die Sonne führt. Der Mond war früher auch ein Planet, ist aber abgestorben und die Erde daher erst nach ihm entstanden.

Der zehnte Brief behandelt die Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteine. Er hält sie für kosmischen Ursprungs und betrachtet sie wie kleine Erdbildungen, welche jedoch gewöhnlich zerplatzen in Folge theilweise eingegangener chemischer Verbindungen ihrer Elemente, und in die Erdbahn gelangen.

Dr. K.

I. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Ueber einige fossile Knochen und Zähne des Donauthals.

I. Aus dem Diluvial- oder älteren Alluvialboden bei Langenbrunn. II. Aus einigen Bohnerzgruben der schwäbischen Alb.

Von Dr. G. Jäger. *)

(Mit Taf. II. und III.)

I. Fossilien von Langenbrunn.

Herr Baron von Meyenfisch in Sigmaringen hatte die Güte mir im April und Juni 1851 eine Anzahl fossiler Knochen und Zähne aus der zuerst genannten Formation zur Bestimmung zu übersenden. Da jene zum Theil an und für sich ein besonderes Interesse darbieten, so glaubte ich einzelne derselben näher

*) In Beziehung auf die Citation der früher von mir über die fossilen Säugethiere Württembergs herausgegebenen Schriften bemerke ich, dass ich durch die Vorsetzung des Buchstabens A auf das grössere Werk: Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Württemberg in verschiedenen Formationen vorkommen in zwei Abtheilungen, 1835 u. 1839, mit XX. Tafeln Folio; durch Vorsetzung des Buchstabens B auf die Nachträge zu diesem Werke: Uebersicht der fossilen Säugethiere, welche in Württemberg in verschiedenen Formationen vorkommen, in den Nova Acta Naturae Curios. Tom. XXII. P. 2. p. 768 mit V Tafeln mich beziehe.

beschreiben und abbilden lassen zu sollen. Ein Theil der angeblich aus dem Steinbruche bei Langenbrunn im Donauthale gefundenen Ueberreste gehört höchst wahrscheinlich dem Diluvialboden zu*) namentlich ein grösseres Bruchstück der rechten Hälfte

*) Diese Vermuthung fand ich bestätigt bei einer Besichtigung des Fundorts im November 1852, bei welcher ich mich der Führung des Hrn. Barons v. Meyenfisch zu erfreuen hatte. Von der Sohle des Donauthals, in welchem die Donau sich mehrfach Durchbrüche zwischen mächtigen Felsen von Jurakalk geöffnet hat, zieht sich in der Nähe von Langenbrunn eine Schlucht durch den die linke Seite des Thals begränzenden Bergabhang. Sie ist zwar nicht wie andere mit ihr gleichlaufende Schluchten an ihrem Ausgange durch eine Pforte von Jurakalkfelsen geschlossen, indessen mag denn doch in früheren Zeiten ein Aufstauen des Wassers der Donau selbst und damit eine Stagnation des Wassers der Donau und des in jener Schlucht gesammelten Wassers statt gefunden haben, das ohne Zweifel in einem durch Kalkblöcke und Gerölle, Molassesand und eisenhaltigen Thonboden gebildeten Kessel abgeschlossen blieb. Indem dieser bei Ueberschwemmungen mit Wasser sich füllte, das mehr oder weniger Schlamm mit sich führte und nachher theilweise verdunstete, nahm der Kalkgehalt des Wassers in Folge der Auflösung des Kalks der Oberfläche der Felsmassen selbst und der grösseren und kleineren Gerölle zu, welche durch den Gehalt des Schlamms an Eisenoxyd oder Eisenoxydul begünstigt sein mochte. Es erfolgte damit die Ausscheidung des Kalks aus dem Wasser in der Form von Süsswasserkalk oder Tuffstein, der dem sonst auf der Alb häufig vorkommenden Kalktuff ähnlich aber härter ist; und daher nicht mit der Säge, sondern mit dem Meisel und Hammer, wie der Mineralwasserkalk von Cannstatt zu Bausteinen verarbeitet wird. Wie dieser bildet er leere oder in der Tiefe mit einem braungrauen Mergel ausgefüllte grössere und kleinere Höhlungen. Der ganze Hügel der aus solchen Süsswasserkalkmassen gebildet ist, und sich unmittelbar an den Abhang des Jurakalks anlehnt, hat ungefähr eine Länge von 200 F. und eine Höhe von 60—80 F. bis zur Thalsohle. Etwa 20 F. unter seiner Oberfläche zieht sich unter den Felsen von Kalktuff eine mit Mergel ausgefüllte Höhlung in ziemlich horizontaler Richtung fort. In ihr werden vorzugsweise die fossilen Knochen gefunden. Ausser den von Hrn. Baron v. Meyenfisch früher erhaltenen Ueberresten fand ich an Ort und Stelle 1) Bruchstücke des Oberkiefers eines Wolfs mit dem Eckzahne und dem vierten, fünften und sechsten Backzahne, welche die eines 95 Lin. langen frischen Schädels an Grösse übertrafen; 2) Bruchstücke des Unterkiefers eines jungen Wolfs; 3) ein Bruchstück eines Backzahns des *Ursus spelaeus*; 4) die untere Hälfte des Oberarmknochens des Murmelthiers; 5) den vierten oberen Backzahn

des Unterkiefers mit dem Eckzahne und ersten Backzahne von einem sehr grossen *Ursus spelaeus*, indem der Eckzahn die Grösse des (A. Tab. XII. Fig. 18) von mir abgebildeten hat, zu welchem auch ein sehr tief abgeriebener vierter oberer rechter Backzahn und auch wohl ein paar Schneidezähne passen würden. Zwei andere noch nicht abgeriebene Backzähne gehören einem jüngeren Thiere zu. Ebenso gehören vielleicht einige Zähne des gemeinen Pferds dem oberen Boden an; der eisenhaltige Sand des aus einer Mischung von Diluvialboden und Molasse bestehenden Mergels klebt ihnen jedoch zum Theil fest an, so wie mehreren andern Ueberresten, indess andere durch diesen Sand nur eine Färbung ins Röthlichgelbe oder auch ins Graue erhalten haben, wie namentlich ein Theil der zahlreich vorgefundenen Zähne und Kieferbruchstücke einer dem *Hypudaeus aquaticus* und *arvalis* verwandten Mäuseart, so dass das äussere Ansehen kein bestimmtes Kennzeichen des Fundorts abgibt, und also die folgenden Ueberreste wohl grösstentheils mit Recht als in dem mit Molassesande gemischten Diluvial- oder älteren Alluvialboden gefunden anzunehmen sein dürften.

A. Von reissenden Thieren fanden sich in den von Hrn. von Meyenfisch erhaltenen Sendungen von Langenbrunn, ausser den

1) zuvor angeführten Ueberresten von zwei Individuen des *Ursus spelaeus*;

einer Hirschart von der Grösse des Axishirsches; 6) den unteren Theil des Oberarmknochens eines etwas grösseren Hirsches, der auch wohl dem gemeinen Hirsche zugehört haben könnte, aber mehr das Ansehen fossiler Knochen hat, als die entschieden dem gemeinen Hirsche zugehörigen Geweihstücke; 7) mehrere Ueberreste namentlich ein Schädelbruchstück des Stiers klebten stark an der Zunge; 8) in grösserer Zahl kamen Zähne und Knochen des Pferds, namentlich auch Mittelfussknochen (wie bei Cannstatt) vor, und darunter zeichnete sich ein vollständig erhaltener linker Calcaneus durch seine Grösse aus; 9) ausser mehreren Bruchstücken von Röhrenknochen, namentlich von Oberarmknochen fand man einen vollständig erhaltenen linken Astragalus des Rhinoceros tichorhinus, folglich nahezu Ueberreste sämmtlicher sonst in dem Diluvialboden oder älteren Alluvialboden gewöhnlich vorkommenden Säugethiere.

2) von *Hyaena spelaea* ein sehr tief abgeriebener zweiter linker unterer Backzahn, Taf. II, Fig. 1, 2, der zu einem Bruchstücke der linken Oberkieferhälfte mit einem ebenso tief abgeriebenen dritten Backzahne und einem etwas verstümmelten vierten Backzahne passt, die somit einem sehr grossen alten Thiere angehörten, das jedoch etwas kleiner war als das Thier, welchem das (A. Tab. XIV. Fig. 5 u. 6) abgebildete Bruchstück des Oberkiefers von Cannstatt angehört hatte. — Einem zweiten Individuum, das mit jenem ziemlich gleiche Grösse gehabt haben mochte, gehört ein Bruchstück der rechten Hälfte des Oberkiefers an, in welchem der dritte und vierte Backzahn erhalten ist. Der dritte Backzahn ist etwas weniger, der vierte etwas tiefer abgerieben, als bei dem vorigen Exemplar, doch wäre es immerhin möglich, dass beide Exemplare einem Thiere zugehört hätten. Dies ist ausser Zweifel bei zwei Bruchstücken der rechten und linken Hälfte des Oberkiefers, von welchen die rechte den schon tief abgeriebenen Eckzahn und die zwei folgenden Backzähne enthält, der vordere linke dagegen fehlt. Ein Bruchstück des vierten rechten Backzahns könnte gleichfalls zu diesem Thiere gehört haben, dessen Zähne in Grösse und Form fast ganz mit denen eines grossen vom Cap erhaltenen Schädels der *Hyaena crocuta* übereinkommen. Zu diesen zwei bis drei alten Thieren zugehörigen Exemplaren kommt nun ein Bruchstück der rechten Oberkieferhälfte eines jungen Thiers,*) in welchem der zweite und dritte Backzahn vollständig erhalten ist (Taf. II. Fig. 3, 4). Der letztere ist ziemlich abgerieben, zugleich fängt aber der erste Ersatzbackzahn an, aus der Alveole hervorzutreten. Ausserdem gehören diesem Thiere der loose erste obere linke Backzahn und ein Bruchstück des Keims eines vorletzten unteren Backzahns zu. Dieses Kieferbruchstück bietet insofern ein besonderes Interesse dar, als es auf die Vergleichung des Backzahns von *Amphicyon Eseri Plien.*

*) Owen (British fossil Mammals) theilt p. 157, Fig. 61 die Abbildung den Unterkiefers einer jungen Hyäne aus der Kentshöhle mit, wo ebenso, wie in den Höhlen von Kirkdale und Oreston Ueberreste von jungen Hyänen gefunden wurden.

führt, welchen ich (B. Tab. LXXII. Fig. 21) copiren liess und dessen Verschiedenheit von dem entsprechenden Backzahne des *Amphicyon minor* und *intermedius* so wie mehrerer verwandter reissender Thiere ich ebend. p. 820 aus einander setzte, und jetzt die Vermuthung beifüge, dass jener Zahn von *Amph. Eseri* vielleicht mit dem hier angeführten Milchzahne der Hyäne übereinkomme.

3) a. Der vorletzte obere rechte Backzahn Taf. II. Fig. 5 kommt in der Form ganz mit dem der verschiedenen Arten der Gattung *Canis* und in Grösse mit dem eines Wolfs überein, dessen Schädel eine Länge von 85‴ hat. b. Einem etwas grösseren Schädel von 95‴ Länge des gewöhnlichen Wolfs entspricht das später in meiner Gegenwart aufgefundene Bruchstück der rechten Oberkieferhälfte Taf. III. Fig. 62 mit dem dritten, vierten und fünften Backzahne, die ich der vollständigeren Vergleichung wegen von der innern Seite zeichnen liess. Zu diesem Oberkiefer gehört auch der vollkommen erhaltene rechte Eckzahn, Taf. III, Fig. 63, 64. Diese Exemplare geben mit Bestimmtheit zu erkennen, dass die Grösse des fossilen Wolfs auch von dem jetzt lebenden noch erreicht werden kann.

4) Einem kleineren Wolfe oder Hunde, etwas grösser als der *Canis anthus*, dessen Schädel 73‴ lang ist, gehört der erste obere rechte Backzahn Taf. II. Fig. 6 zu, so wie der äussere obere rechte Schneidezahn Fig. 7 u. 8, der jedoch etwas schmäler und höher als bei dem *C. anthus* ist, und zu dem eines Windspiels passt, dessen Schädel eine Länge von 66‴ hat. Er könnte also wohl einem jungen Wolfe angehört haben, von welchem ich später Bruchstücke des Unterkiefers mit einigen Zähnen in Langenbrunn fand.

5) Der untere Eckzahn Fig. 9, 10 ist nur wenig kleiner als der des Schädels eines Fuchses von 60‴ Länge, ungefähr von der Grösse des unteren Eckzahns von *C. pallidus*. Zu diesem Zahne würden

6) zwei obere Zähne Taf. II. Fig. 11—12 in Absicht auf Grösse ziemlich passen, jedoch sind sie etwas schmäler und die Kronen nur halb so lang als bei dem *Canis pallidus*, sie kommen indess sehr nahe mit den äusseren oberen Schneidezähnen des

bemerkten Schädels eines Fuchses überein, die sie nur wenig an Grösse übertreffen. Ebenso dürften

7) als die äusseren oberen Schneidezähne einer Hundeart anzusehen sein zwei beinahe gleichgrosse, von beiden Seiten nach hinten zusammengedrückte und eine scharfe Kante nach hinten bildende Zähne Taf. II. Fig. 13, 14, indem sie mit denen eines Windspiels (von 66‴ Schädellänge) übereinkommen, da an den verschiedenen Schädeln von Hunden und Füchsen die kleinen Modificationen in Form und Grösse, welche in den voranstehenden Beispielen bemerkt wurden, ihre entsprechenden Repräsentanten finden.

8) Mehrere Backzähne Taf. II. Fig. 15, 16 gehören entschieden einer Katzenart zu; darunter waren drei hinterste untere rechte Backzähne, die in Grösse etwas verschieden aber von völlig gleicher Form und dadurch ausgezeichnet sind, dass der hintere Absatz an demselben Zahne stärker entwickelt ist, als bei den Katzen, namentlich an dem in Grösse nahezu übereinkommenden hinteren Backzahne des Luchses, und von der mittleren Erhöhung getrennt frei hervorragt. Für die Abbildung ist der in Grösse mittlere der drei Backzähne gewählt worden. Entschieden demselben Thiere gehören zwei in Grösse nur sehr wenig verschiedenen Exemplare des zweiten unteren Backzahns, Taf. II. Fig. 17, 18, welche in Grösse und Form demselben Zahne des Luchses sehr ähnlich sind, jedoch auch mit etwas stärkerer Entwicklung des hintern Ansatzes.

9) Das Bruchstück der rechten Unterkieferhälfte Taf. II. Fig. 19, 20 mit dem letzten und vorletzten Backzahne gehört ohne Zweifel dem *Agnotherium antiquum Kaup* an, von welchem ich (A. Tab. IX. Fig. 48, 49) ein Bruchstück eines vorletzten unteren Backzahns aus den Bohnerzgruben am Ochsenberg bei Ebingen habe abbilden lassen. Diese Zähne haben nahezu die Grösse der Zähne eines Löwenschädels von 115‴ Länge, sie weichen jedoch in Form merklich von diesen ab, und insbesondere ist die Form der einzelnen Abtheilungen des vorletzten Backzahns charakteristisch für *Agnotherium antiquum*.

10) In der linken Unterkieferhälfte Taf. II. Fig. 21 eines Wiesels (*Mustela vulgaris*) ist der kleine höckerige Backzahn.

so wie der Fleischzahn und der vor diesem stehende dritte Backzahn erhalten. Der Knochen und die Zähne haben zwar kein frisches Ansehen, dürften aber doch wohl neueren Ursprungs sein. Dagegen zeichnet sich

11) der Keim eines oberen Backzahns Taf. II. Fig. 22. 23, der wegen seiner Aehnlichkeit mit dem des *Ursus americanus* als der vorletzte obere linke eines zu der Familie der *Subursini* gehörigen Thiers anzusehen sein möchte, durch seine gleichförmige braune Farbe aus; er ist indess um die Hälfte kleiner, als der des amerikanischen Bärs, also ungefähr von der Grösse desselben Zahns an dem Schädel des Dachses, dem er aber, so wie dem aller anderen *Subursi* weniger ähnlich ist als dem des amerikanischen Bärs, mit Ausnahme vielleicht des *Diabolus ursinus* von Van Diemensland der *Cynogale (Potamophilus)*, sowie des *Arctictis binturong*, deren Schädel ich aber nicht in der Natur vergleichen konnte.

B. Von Nagethieren kam

1) eine grosse Zahl von Ober- und Unterkiefern des *Hypudaeus amphibius* vor, einige gehören vielleicht auch dem *Hypudaeus arvalis* zu. Sie schienen relativ neueren Ursprungs zu sein, als die gleichnamigen bei Cannstatt gefundenen Ueberreste (A. Tab. XV. Fig. 20—42). Aus fast allen sind die Backzähne ausgefallen und die Kiefer selbst mehr oder weniger beschädigt, so dass ich blos einen beinahe vollständig erhaltenen Unterkiefer Taf. II. Fig. 24 vorfand. Während die Backzähne Fig. 25 über die Gattung *Hypudaeus* keinen Zweifel übrig lassen, geben die Schneidezähne und die Fortsätze des Unterkiefers unzweifelhaft die Aehnlichkeit mit den übrigen Nagern und namentlich mit den Mäusen zu erkennen. Diesen schliesst sich noch bestimmter

2) das Bruchstück einer linken Unterkieferhälfte Taf. II. Fig. 26 mit den drei Backzähnen an, welche wenig in Absicht auf Form von denen des Hamsters *(Cricetus frumentarius)* abweichen, aber ebenso, wie das Bruchstück eines oberen Schneidezahns Fig. 32 auf eine Grösse des Thiers hinweisen, welche die gewöhnlichen des Hamsters nahezu um ein Drittheil übertrifft, wobei jedoch zu bemerken ist, dass dieselbe bei verschiedenen Individuen auch bei sonst normaler Beschaffenheit sehr variirt. Mehrere Ueberreste setzen

3) das Vorkommen des Murmelthiers (*Arctomys alpinus*) ausser Zweifel. Das Bruchstück der rechten Unterkieferhälfte mit den vollkommen erhaltenen Zähnen Taf. II. Fig. 27, 28 übertrifft den Unterkiefer eines 34‴ langen Schädels des Alpenmurmelthiers nur wenig an Grösse, doch stimmt die Grösse des Unterkieferbruchstücks sowohl als eines einzelnen Schneidezahns des rechten Ober- (Fig. 29) und Unterkiefers (Fig. 30) und des dazu gehörigen Bruchstücks einer zweiten rechten Unterkieferhälfte mehr zu dem vollständig erhaltenen Unterkiefer des Murmelthiers aus der Molasse von Eppelsheim (*Arctomys primigenius* Kaup), das selbst wieder etwas kleiner ist, als das in dem sandigen Löss von Aachen gefundene Murmelthier (*Arctomys aquisgranensis* Debey), welche ich beide nach Originalien vergleichen konnte, die ich der Gefälligkeit der Herren Kaup und Debey verdanke. Die Länge des bei Eppelsheim gefundenen Schädels beträgt 37‴. Ausser den angeführten Bruchstücken kamen auch noch ein oberer (Fig. 31) und ein unterer (Fig. 32) Schneidezahn vor, welche nicht einmal die Grösse der Schneidezähne des frischen Schädels haben. Es dürfte demnach mit Recht zu zweifeln sein, ob die bisher in fossilem Zustande aufgefundenen Ueberreste wirklich auf eine oder gar zwei Arten von Arctomys zu deuten seien, welche von der jetzt noch lebenden verschieden waren, indem unter drei Schädeln des letzteren die Länge 32, 33¼‴ und 36‴ beträgt, unerachtet die gleichartige Beschaffenheit der Suturen auf ein beinahe gleiches Alter schliessen lässt, so dass also der Eppelsheimer Schädel nur um 1‴ länger ist, als der zuletzt angeführte Schädel eines Alpenmurmelthiers. Sehr erwünscht war mir zu weiterer Vergleichung der an verschiedenen Fundorten gefundenen Ueberreste von Murmelthieren noch die auf p. 130 Note * bemerkte untere Hälfte des linken Oberarmknochens des Murmelthiers Taf. III. Fig. 66 zu erhalten, indem ich denselben nicht nur mit dem zweier Scelette erwachsener Alpenmurmelthiere Fig. 65, sondern auch mit einem vollständigen Oberarmknochen von Eppelsheim Fig. 67 und mit der fast an der gleichen Stelle der Diaphyse abgebrochenen unteren (linken und rechten) Hälfte zweier Oberarmknochen von Aachen Fig. 68, 69 vergleichen konnte. Es ergibt sich daraus, dass die Breite des untern

Gelenksendes an dem linken Knochen von Langenbrunn von Fig. 66 a bis b = $10\frac{1}{4}'''$, an dem einen von Aachen am bedeutendsten = $12\frac{3}{4}'''$ ist, an dem (hier auch als linken gezeichneten) rechten ebendaher nur $10'''$ beträgt, bei dem Fig. 71 linken von Eppelsheim dagegen $11\frac{1}{2}'''$. An den zwei Sceletten lebender Murmelthiere beträgt die Breite derselben an dem zu dem Schädel von $36'''$ Länge gehörigen Oberarmknochen Fig. 66 $10'''$, an dem des andern Sceletts mit $33'''$ Schädellänge nur $8\frac{1}{2}'''$. Die zu der äussern Seite der Diaphyse sich heraufziehende dünne Gräthe ist bei den fossilen Knochen etwas mehr entwickelt, als bei den frischen Knochen, jedoch ist der Unterschied sehr gering, und verliert dadurch an Bedeutung, dass seine Entwicklung mit dem Alter zuzunehmen scheint, indem er an dem kleineren rechten Oberarmknochen von Aachen und an dem kleineren frischen Scelett weniger entwickelt ist. Allen fossilen und frischen Knochen ist die kleine Oeffnung der Scheidewand zwischen der vordern und hintern Gelenksgrube gemein, sie fehlte jedoch vielleicht an dem linken Oberarmknochen Fig. 68; bei den Knochen von Eppelsheim und Aachen ist der nach dem innern Gelenkshöcker von dem untern Theil der Diaphyse abgehende, bei dem Knochen von Langenbrunn und den frischen Knochen fast wie bei den Katzenarten abgesonderte und eine Brücke bildende Fortsatz c nicht durch einen Zwischraum von dem Knochen getrennt, sondern nur durch eine entsprechende Erhöhung angedeutet. Ob letzterer Unterschied bei der vollkommenen Uebereinstimmung in der Form anderer Knochen, z. B. des Femur, Cubitus, des Beckentheils mit der Pfanne, die ich vergleichen konnte, einen specifischen Unterschied zwischen den Murmelthieren der drei Fundorte begründen könnte, muss ich bezweifeln; jedenfalls fällt er zwischen dem Murmelthier von Langenbrunn und dem Alpenmurmelthier weg. Des Vorkommens des Murmelthiers in dem Diluvial- oder älteren Alluvialboden von Cannstatt habe ich zuerst 1845 im zweiten Hefte des ersten Jahrg. der württemb. naturw. Jahreshefte nach einem von der im Jahr 1700 gemachten Ausgrabung herrührenden Lendenwirbel erwähnt, und wiewohl diese Deutung nach Hrn. v. Meyer's Ausdruck (Jahrb. f. Mineralogie 1847, p. 184) etwas kühn gewesen sein mag, so dürfte

des Elementaralters, d. h. des zehnten Jahres beginnt, die Deklinationen und Conjugationen und eine geringe Anzahl isolirter Wörter mechanisch auswendig lernen läßt, ist für den Hamiltonschen Schüler in materieller und formeller Hinsicht äußerst wichtig geworden. Er hat einen großen Vorrath gründlich erlernter Wörter gewonnen, ist mit der besonderen Wortform, Wortstellung, Wortfügung und Satzverbindung in einer großen Anzahl von Satzanschauungen vertraut geworden und hat die Grundbedeutung der Wörter je nach dem Zusammenhang verschieden modificiren gelernt und seinen Verstand dadurch aufs fruchtbarste in Thätigkeit gesetzt. Er hat auf praktischem Wege selbstthätig dekliniren und conjugiren gelernt und ist sich, da die Grundbedeutung mit demselben Wurzelbild durch Zeitwörter, Substantive, Adjektive, Adverbien sich forterhält, der Verwandtschaft der Wörter weit mehr bewußt geworden. — Einen unberechenbaren Vorzug aber hat die neue Methode vor der gewöhnlichen darin, daß das Erlernen der fremden Sprache der Masse der Schüler, weil sie in so kurzer Zeit Früchte ihres Fleißes sehen, Freude macht und sie zu raschem Fortschreiten ermuntert. Auch kann ein großer Theil der von den Zöglingen der alten Schule verwendeten Zeit theils auf andere in ihrem Theil gleich wichtige Lehrgegenstände, theils auch wirklich schon mit noch günstigerem Erfolg auf die Grammatik verwendet werden. Er sucht jetzt die organischen Gesetze auf, nach welchem sich die fremde Sprache in den verschiedenen Redetheilen entwickelt hat, und erkennt in den einzelnen Worterscheinungen nicht mehr bloß etwas Faktisches, sondern eine Nothwendigkeit an. Ein besonderes Gewicht wird sofort auch auf die Wortbildung gelegt, weil dadurch nicht nur ein genaueres Sprachbewußtseyn, eine gründlichere Sprachkenntniß gewonnen, sondern auch dem Gedächtniß nicht geringer Vorschub geleistet wird.

11. Erst nachdem der Schüler die fremde Sprache nach Form und Inhalt näher kennen gelernt hat, übersetzt er aus der Muttersprache in dieselbe. Mit Recht verläßt Hamilton die gewöhnliche Lehrweise, welche die Deklinationen und Conjugationen durch Compositionen einzuüben pflegt. Ihr materieller Nutzen für die Spracherlernung ist, wie die Erfahrung lehrt, zu gering, und der formelle Gewinn mit dem Verluste der besser zu verwendenden Zeit offenbar zu theuer erkauft, zumal da sie durch die logische

sie doch durch die B. pag. 889. Tab. LXXI. Fig. 9—11) mitgetheilte Beschreibung und Abbildung hinlänglich begründet sein. Sie hat überdies durch die ebendaselbst von Hrn v. Meyer angeführte Beobachtungen über das Vorkommen des gewöhnlichen Murmelthiers in dem Diluvium von Mosbach bei Wiesbaden und sogar von mehreren Exemplaren aus einem Schachte von Kästrich, aus dem Diluvium bei Olmüz im Voigtlande von Kaup und aus einer Höhle bei Schlangenberg von Fischer von Waldheim eine Bestätigung erhalten. Es liefert somit das Vorkommen der Ueberreste des Murmelthiers bei Langenbrunn, einen weiteren Beleg für die weite Verbreitung dieses Thiers in den Ablagerungen des Diluviums oder älteren Alluviums, die sich eben damit den neueren Ablagerungen anschliessen und auf eine grössere Ausdehnung der Fauna der Alpen und durch das gleichzeitige Vorkommen der Ueberreste des Rennthiers auf eine grössere Ausdehnung der Fauna des Nordens in einer früheren Zeit hinweisen.

C. Wiederkäuer.

1) a. Das vollständigste Exemplar ist das Bruchstück der linken Oberkieferhälfte mit dem zweiten, dritten und vierten linken Backzahn Taf. II. Fig. 33, 34. Der Grad der Abreibung der Kronen nimmt von vornen nach hinten ab, so dass die hintere Hälfte des vierten Backzahns nur eine Spur von Abreibung zeigt. Diese fehlt dagegen ganz an dem Keime eines wahrscheinlich fünften rechten Backzahns Fig. 35, 36 (welchen ich als linken zeichnen liess, um ihn in eine Reihe mit den vorigen stellen zu können), der ganz in die am hinteren Theile des Kieferbruchstücks befindliche Höhlung der noch übrigen Wand der Alveole passt. In Absicht auf Form und Grösse kommen diese Zähne ganz mit denen eines Renthierschädels von 123‴ Länge überein, an welchem auch nur vier Zähne im Gebrauche waren, und die zwei hinteren noch in den Alveolen verborgen sind. *)

*) Dieser Schädel zeigt noch eine eigenthümliche Beschaffenheit der Geweihe, die in der von Cuvier Tom. IV. Tab. 4 mitgetheilten Uebersicht der Geweihabänderungen des Rennthiers nicht dargestellt ist. Es fehlen nämlich an beiden Stangen die Augensprossen, und jene theilen sich erst 8—9″ über ihrem Ursprunge gabelförmig in 2 Sprossen, von welchen die eine den Anfang einer weiteren Theilung zeigt.

b. Das Bruchstück des Stirnbeins mit dem untern Theile des Geweihs ebenfalls ohne Augensprossen Taf. II. Fig. 37 scheint gleichfalls dem Rennthier, etwa *Cervus tarandus Schottii* zuzugehören, ist aber um $^1/_3$ etwa dicker als das des oben bemerkten Schädels des Rennthiers; es gehörte also wahrscheinlich einem älteren Thiere zu, als das Bruchstück des Oberkiefers. Die Beschaffenheit des Geweihs des oben bemerkten Schädels muss übrigens zur Vorsicht in Betreff der Schätzung des Werths der Geweihstücke für die Bestimmung der Species von Hirschen auffordern. Hiezu kommt nun noch c) der untere Gelenktheil des Oberarms und ein vierter oberer Backzahn eines Hirschs von der Grösse des Dammhirschs, wie oben schon bemerkt.

2) Ein Bruchstück der rechten Unterkieferhälfte mit dem zweiten, dritten, vierten, fünften Backzahne gehört ohne Zweifel dem Schaafe zu; die einzelnen Zähne kommen in Form und Grösse mit denen eines 100‴ langen Schädels eines gemeinen Schaafs überein; der Knochen klebt jedoch ziemlich stark an der Zunge. Die Zahnkronen sind tief abgerieben und es könnte daher ein vierter linker oberer Backzahn wohl zu demselben Thiere gehört haben, indess ein noch fast gar nicht abgeriebener vierter oberer rechter einem merklich jüngeren Thiere, Schaaf oder Ziege, zugehört haben mochte. Einem dritten Thiere gehörte ein Bruchstück der linken Unterkieferhälfte mit den zwei hinteren ziemlich tief abgeriebenen Backzähnen zu. Die Grösse der letzteren ist merklich geringer als die derselben Zähne des 76‴ langen Schädels einer jungen Ziege, welchen sie übrigens in Absicht auf Form und insbesondere auch in Absicht auf die sehr lange Wurzel ähnlich sind.

3) Ein frischeres Ansehen hat der vollständig erhaltene erste rechte obere Backzahn eines Stiers, der durch die geringere Breite von innen nach aussen und die grössere Länge seiner Krone sich von dem sonst ähnlichen Zahne aus den Bohnerzgruben von Vöhringendorff Taf. III. Fig. 25—27 unterscheidet.

4) Ein sehr tief abgeriebener erster rechter unterer Schneidezahn Taf. II. Fig. 38, 39 kann ebensowohl einem grossen Stier als einem grossen Hirsche zugeschrieben werden. Für erstere Annahme spricht die beinahe völlige Uebereinstimmung der Form der

vorderen Seite der Krone und der Abreibungsfläche mit dem ersten rechten unteren Schneidezahn eines Bisonschädels von 17″ Länge; nur ist der fossile Zahn noch etwas grösser; die schwärzliche Färbung des Schmelzes der Krone und die schwärzlich braune Farbe der Wurzel entspricht der anderer entschieden fossiler Zähne dieser Ablagerung, welchen er also wohl zuzuzählen sein dürfte, wenn er gleich nur wenig an der Zunge klebt, wie dies der Fall ist bei dem (A. Tab. V. Fig. 59–61) abgebildeten noch grösseren Schneidezahn aus den Bohnerzgruben, den ich desshalb nur zweifelhaft A. pag. 22 den Zähnen einer grossen Antilope anreihte, weil er mit den Schneidezähnen eines *Cervus macrotus* am meisten Aehnlichkeit hat. Für die zweite Annahme, dass dieser Schneidezahn einer sehr grossen Hirschart zugehört habe, könnte angeführt werden, dass

5) bei Grabung eines Brunnens in Sigmaringendorf in einer Tiefe von 45′ ein Bruchstück des rechten Oberkieferknochens mit den zwei hintersten Backzähnen und der geöffneten Alveole des vor ihnen stehenden Backzahns gefunden wurde, welche entschieden einer grossen Hirschart zugehört. Der Kieferknochen ist von grauer, die Zähne von bläulich grauer Farbe. An letzteren ist die äussere Tafel, von dem hintersten Zahne auch ein Theil des hinteren Bogens weggebrochen. In Grösse kommen sie mit den bei Cannstatt gefundenen oberen Backzähnen (A. Tab. XVII. Fig. 5) überein. Der vorletzte Zahn zeichnet sich durch den starken Zapfen in der Mitte zwischen den zwei Halbmonden aus, gleichfalls entsprechend dem fünften oberen rechten Backzahn (A. Tab. XVII. Fig. 7) von Cannstatt. Letzterer ist jedoch etwas kleiner als der des Exemplars Fig. 5 und als der des Exemplars von Sigmaringendorf, welches ohne Zweifel dem *Cervus dama giganteus* zugehört, von welchem wenigstens ein Bruchstück eines Geweihs in der fürstlichen Sammlung zu Sigmaringen aufbewahrt ist, das wahrscheinlich auch in der Umgegend gefunden worden war, indess kein näherer Grund vorvorliegt, das in Sigmaringendorf gefundene Kieferbruchstück dem *Cervus strongyloceros elaphus* zuzuschreiben, dem dagegen der untere Theil eines sehr grossen Geweihs zugehören könnte, das in Grösse das Geweih eines Achtzehnenders über-

trifft, und mit der des Geweihs eines ausgewachsenen canadischen Hirschs übereinkommt. Mit dem gemeinen Hirsche hat es das nahe Beisammenstehen der zwei ersten Sprossen, deren Anfang erhalten ist, gemein, indess es dem Geweihe des canadischen Hirsches durch die fast ebene Fläche der innern Seite ähnlicher ist und darin auch mit den in Stuttgart und bei Cannstatt gefundenen Geweihstücken (A. p. 153. Tab. XVII. Fig. 10—12) übereinkommt, weshalb ich die Abbildung von Nr. 5 und 6 hier unterlasse, indem ich dieselbe einer speciellen Vergleichung der in den verschiedenen Formationen Württembergs vorkommenden Wiederkauer vorbehalte.

D. Dickhäuter.

1) Von dem gewöhnlichen Pferde fanden sich in dem eisenschüssigen sandigen Mergel bei Langenbrunn mehrere sehr gut erhaltene, schon ziemlich abgeriebene obere Backzähne, die auf eine grosse Rasse schliessen lassen, ebenso wie der Keim des ersten linken oberen und des ersten rechten unteren Backzahns, von welchen letzterer eine gelblichbraune, ersterer eine schwärzlichbraune Farbe zeigt, die bei einem tief abgeriebenen dritten linken oberen Backzahne ins Schwarzbraune übergeht, welche Farbe auch

2) einem Paar weniger gut erhaltenen Backzähne (wahrscheinlich jedoch nicht bei Langenbrunn aufgefunden) des *Hippotherium gracile* zukommt, die dadurch und durch ihre Abrollung den in den Bohnerzablagerungen aufgefundenen Zähnen dieser Gattung entsprechen. Ein vollkommen erhaltener Hufknochen eines Pferds hat dagegen die gleichförmige blass ockergelbe Farbe mit den oben bemerkten Geweihstücken und den Bruchstücken von Kiefern der oben unter C 1 und 2 angeführten Wiederkauern, und den unter A. 2 angeführten Kieferbruchstücke der Hyäne gemein. Die soeben, sowie die oben pag. 130 Note * angeführte Knochen deuten zum Theil auf grosse Pferde, jedoch fand ich keinen Knochen, der die Grösse der auf dem Rosenstein gefundenen erreicht; vielmehr zeigen auch die hier gefundenen Ueberreste des Pferds eine Abstufung der Grösse, wie die bei Cannstatt gefundenen. Ein kleines Bruchstück von der Krone eines Backzahns des gewöhnlichen Schweins hatte dieselbe bläulichte

Färbung, wie ähnliche mit den Bohnerzen der Alb aufgefundenen Bruchstücke.

4) Die aufgefundenen Zähne von Rhinoceros gehören wohl dem *Rhinoceros tichorhinus* zu, wiewohl sie durchgängig kleiner sind, als die im Diluvium, z. B. bei Cannstatt aufgefundenen Backzähne. Letztere zeigen übrigens ziemlich verschiedene Grössenverhältnisse, wie die zwei vollständige Zahnreihen des Oberkiefers eines sehr grossen Schädels des *Rhin. tichorhinus* beweisen, welche in neuerer Zeit in der Nähe von Stuttgart aufgefunden wurden, indem die Zähne gleichfalls kleiner sind, als die sonst bei Stuttgart und Cannstatt aufgefundenen. Ausser einem zweiten und dritten rechten oberen Backzahne, welche noch in einem bei Hettingen gefundenen Bruchstücke des Kiefers Taf. II. Fig. 40 stecken, fand sich der zweite obere und der vierte obere linke, ersterer weniger, letzterer ungefähr ebenso stark abgerieben als die noch in dem Kieferbruchstücke steckende, sodann der Keim eines dritten oder vierten oberen rechten Backzahns Taf. II. Fig. 41 grösser als der Keim des zweiten oberen Backzahns des *Rhin. tichorhinus* von Cannstatt. Interessant war mir insbesondere der noch sehr junge Keim eines wahrscheinlich dritten oberen linken Backzahns Fig. 42 zur Vergleichung mit dem (A. Taf. II. Fig. 15. 16) abgebildeten schon gebrauchten Zahne des Rhinoceros von Steinheim, da der Keim von Langenbrunn mit diesem fast gleiche Grösse hat, aber ebenso wie von dem A. Taf. II. Fig. 13 u. 14 abgebildeten Keime des fünften oberen rechten Backzahns des Rhinoceros von Steinheim, das noch etwas kleiner als *Rhin. minutus* ist, in der Form abweicht. Bei der durchgreifenden Verschiedenheit der Zähne von Langenbrunn von denen des *Rhin. incisivus* und *minutus* und ihrer grossen Aehnlichkeit mit denen des *Rhin. tichorhinus* nehme ich keinen Anstand, die Identität derselben mit letzterer Species, jedoch mit der Bemerkung auszusprechen, dass sie kleineren Thieren angehörten, als die sonst im Diluvium aufgefundenen Zähne des *Rhin. tichorhinus*, da sie nicht wohl als Milchzähne angenommen werden können. Immerhin dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass jene Zähne von Langenbrunn ursprünglich dem Diluvialboden angehört haben. Das ausschliessliche oder wenigstens

unzweifelhafte Vorkommen des *Rhin. tichorhinus* bei Langenbrunn bestätigte sich mir auch durch die oben angeführten Knochen, namentlich Oberarmknochen, Radius, Tibia, und den vollkommen erhaltenen linken Astragalus des *Rhin. tichorhinus*, der die frühern bei Cannstatt und Stuttgart gefundenen noch etwas an Grösse übertrifft.

5) Vom Elephanten, *Elephas primigenius*, fand man ein paar kleine Bruchstücke eines Stosszahns oder vielmehr des dichteren Kerns desselben gegen die Spitze zu. Die Länge des grössten desselben beträgt nur $2^1/_2$″, und der längere Durchmesser desselben 13‴, der kürzere 10‴. Die äussere der Länge nach gestreifte und mit dem Kerne concentrische Schale ist $1^1/_2$‴ dick. Zugleich wurde ein durch seine Kleinheit ausgezeichneter Backzahn des Elephanten Taf. II. Fig. 43 überschickt. Seine Länge beträgt nur $2^1/_2$″, die grösste Breite nur 15‴. Wie der eine der von Giebel beschriebenen Backzähne seines *Elephas minimus* hat der fragliche Zahn 9 Querlamellen, von welchen 6 in Abreibung begriffene zusammen eine 2″ lange und 10‴ breite Fläche bilden. Der Zahn ist, wie bei den grösseren Zähnen des *Elephas primigenius* mit einer an den Seiten der abgebrochenen Wurzel 2‴ dicken Cämentschichte bedeckt, und gleicht in der ganzen Form, der Zunahme der Höhe und Dicke nach hinten und den noch nicht zur Abreibung gekommenen zwei hintersten Lamellen ganz den in gleicher Stellung befindlichen Backzähnen des Mammuth *(Elephas primigenius)*. Er hat also ungefähr die Grösse der von Buckland *) dargestellten Backzähne, und ist allerdings das kleinste Exemplar, das mir unter den vielen im Diluvium aufgefundenen Backzähnen vorgekommen ist. Das von Buckland l. c. Fig. 2 abgebildete Exemplar ist jedoch noch bedeutend kleiner. Buckland leitet aber auch die ungewöhnliche Kleinheit des Zahns von der Jugend des Thiers ab, und es erscheint diese grosse Differenz in der Grösse allerdings bei den Backzähnen des Mammuths weniger unerwartet, da ihre Erneurung den Elephanten durch das ganze Leben hindurch zu begleiten scheint, und also die verschieden

*) Reliquiae diluvianae 2d Edit. pag. 18. Tab. 7. Fig. 1.

grossen Backzähne mit dem Alter des Thiers und dem Wachsthum der Kiefer im Verhältniss stehen dürften. Es scheint überdies nach den von Fairholme*) mitgetheilten Beobachtungen eine bedeutende Verschiedenheit der Grösse von Elephanten statt zu finden, je nach dem Vaterland. Ein solcher aus Ceylon in dem Regentsparke zu London befindlicher Elephant war nicht grösser als ein kleiner hochschottischer Ochs, ohne dass specifische Verschiedenheiten zwischen jenem und einem indischen Elephanten angegeben sind, der gleichzeitig daselbst sich befand. Auch konnte ich keine nähere Verwandtschaft mit den von Fischer v. Waldheim**) und Eichwald***) aufgestellten, immerhin noch zweifelhaften Arten finden, noch auch mit einem vollkommen ausgebildeten Backzahne von $3^1/_2$" Länge und beiläufig 18‴ Breite der Malmfläche, welcher angeblich aus Sibirien und mit der Bezeichnung *Eleph. panicus* in die Sammlung des Bergraths Dr. Hehl gekommen war, und dessen äusseres Ansehen sowohl als die vollkommene Ausbildung der Wurzeln es wahrscheinlich macht, dass er einem ausgewachsenen Thiere zugehört habe. Allein für die Annahme einer eigenen kleineren Species von Mammuth lässt sich immerhin die vollkommene Ausbildung dieser kleinen Zähne, die namentlich in Russland häufiger vorzukommen scheinen, anführen. Die kleinere Zahl lebender Species von Elephanten lässt übrigens der Analogie nach auf eine kleinere Zahl der fossilen Species schliessen, wie die grössere Zahl fossiler Species von Rhinoceros mit einer grösseren Zahl lebender Species zusammentrifft, welche erst in neuerer Zeit noch eine Ergänzung erfahren hat.

6) Die ziemlich abgerollte Krone des Backzahns Taf. II. Fig. 44 ist mit einer dünnen Schichte Cämentsubstanz umgeben, und lässt (Fig. 45) auf der Kaufläche die querstehenden durch Cämentsubstanz, wie bei dem Elephanten getrennten Schmelzlamellen erkennen. Man könnte daher wohl geneigt sein, diesen Zahn

*) Froriep Notizen XLI. Bd. Nr. 893.

**) Nouveaux Mémoires de la Société des Natur. de Moscou Tom. I.

***) Nova Acta Nat. Curios Tom. XVII. Par. 2. Weitere genaue Aufschlüsse wird hierüber das eben begonnene Werk Eichwald „Lethaea Rossica" gewähren.

für den ersten des Ober- oder Unterkiefers eines jungen Elephanten anzusehen, wie ihn Blainville von dem asiatischen und afrikanischen Elephanten (Odontographie Tab. VII. und IX.) abgebildet hat. Die näheren Angaben Blainville's pag. 60—66 über die Schmelzlamellen, die Wurzeln und selbst die Verhältnisse der Grösse lassen diese Annahme nicht wohl zu und führen vielmehr auf die Vermuthung, dass der Zahn einem den *Phacochaerus aethiopicus* ähnlichen Säugethiere zugehört haben dürfte, da ausser Phacochaerus kein anderes Säugethier dem Elephanten in der Stellung der Schmelzlamellen der Backzähne ähnlich ist. Die hinterste derselben Fig. 45 a hat eine hufeisenförmige Biegung, die zweite b schliesst eine unregelmässige eiförmige Vertiefung ein, die vorderste c eine ähnliche aber breitere. Ausser der Stellung der Schmelzlamellen kommt auch die eigenthümliche Form und Richtung der hintern Wurzel der des dritten oberen Backzahns eines jungen Sus *(Phacochaerus) aethiopicus* sehr nahe, dessen Schädel Home*) abgebildet hat. Bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte Deutschlands in Wiesbaden wurde mir indess die Gelegenheit zu Theil, den Schädel eines neugeborenen oder wenigstens sehr jungen indischen Elephanten zu untersuchen. Es ergab sich, dass die Krone des ersten oberen, noch mehr aber die des ersten unteren Backzahns der des fossilen sehr ähnlich ist, aber ihn in Dicke und besonders in Länge merklich übertrifft, wenn man auch einige Verminderung der Dimensionen des fossilen Zahns in Folge der Abreibung in Rechnung bringt. Die Beschaffenheit der Wurzeln der vordersten Backzähne des indischen Elephantenschädels konnte ich jedoch nicht untersuchen. — Zugleich war mir Gelegenheit gegeben, einige dem *Elephas primigenius* entsprechende Backzähne aus den Höhlen des Dolomits in der Gegend von Weilburg im Lahnthale zu vergleichen, welche bei aller sonstigen Aehnlichkeit doch noch kleiner sind, als der oben unter Nr. 5 angeführte Backzahn und gleichfalls in Verbindung mit häufigen Ueberresten von *Hyaena spelaea* und *Rhinoceros tichorhinus* vorkommen.

Aus dem Alluvialboden erhielt ich von Schätzburg ein Bruch-

*) Lectures on comparative Anatomy Tab. XXXIX. Fig. 1.

stück der linken Unterkieferhälfte eines jungen Schweins, von Inzighofen eine rechte Unterkieferhälfte des Schweins mit vier Milchbackzähnen, und eben daher ein Bruchstück der linken Unterkieferhälfte mit dem hintersten Backzahne eines Stiers von mittlerer Grösse.

Abgesehen von dem zuletzt genannten Fundorte, bietet die Ablagerung von Langenbrunn ein besonderes Interesse durch folgende Resultate über das Vorkommen mehrerer bisher nicht in unserer Nähe aufgefundenen Säugethierarten dar, wobei ich nur zu bedauern habe, dass bei einigen derselben nicht mit Gewissheit angegeben werden kann, ob sie dem oberen Boden (Diluvium oder älteren Alluvium) oder dem Molassesande ursprünglich angehören, der mit Eisen gefärbt, wohl auch eine Vermischung mit der Bohnerzablagerung vermuthen lassen konnte, indem manche fossile Ueberreste, wie das Agnotherium bisher blos mit den Bohnerzen in Württemberg, in ähnlichen Zahnbruchstücken gefunden worden sind, wie in der Molasseablagerung bei Eppelsheim. Auf der andern Seite haben die Ueberreste mehrerer Hyänen dieselbe bestimmt auf ihr Vorkommen in dem eisenhaltigen Molassesand hinweisende gelbe Färbung, unerachtet sie bisher nur in dem Diluvium oder älteren Alluvium in der Gegend von Cannstatt, nicht aber in den Bohnerzablagerungen der schwäbischen Alb gefunden worden sind, und auch in der Molasseablagerung von Eppelsheim zu fehlen scheinen. Es muss auffallen, dass hier in einem verhältnissweise kleinen Raume die Ueberreste mehrerer Individuen von Hyänen gefunden wurden, indess ihre Zahl auch in dem Diluvium bei Cannstatt etc. verhältnissweise sehr gering ist. Das Vorkommen des Kiefers einer jungen, gerade im Zahnwechsel begriffenen Hyäne deutet wohl neben der guten Erhaltung des Kieferbruchstücks darauf, dass die Thiere in der Nähe lebten, obgleich bis jetzt die *Hyaena spelaea* noch nicht neben dem *Ursus spelaeus* in der Erpfinger Höhle aufgefunden worden ist. Die Zähne von Felis deuten auf das ziemlich häufige Vorkommen einer Katzenart von der Grösse des Serval oder des Luchs, so wie andere Zähne kleineren Arten des Hunde- oder Fuchsgeschlechts zuzuschreiben sein mögen, und ein grosser Backzahn sowie das später gefundene Bruchstück

des Oberkiefers höchst wahrscheinlich dem gewöhnlichen Wolfe zugehört. Dabei muss die verhältnissweise grössere Zahl von Ueberresten reissender Thiere hervorgehoben werden, die, wenn auch die unter 3 u. 7 angeführten Ueberreste von Canis und die unter 8 angeführten Ueberreste einer Katzenart je nur für einer einzigen Species zugehörig angenommen werden, doch auf 7 Species hinweist. Sie steht insbesondere nicht in dem sonst beobachteten Verhältnisse mit der Zahl der Ueberreste pflanzenfressender Thiere. Unter diesen gehört das Murmelthier ohne Zweifel dem gewöhnlichen Alpenmurmelthiere zu. Von letzterem ist vielleicht das in der Molasse bei Eppelsheim und dem sandigen Löss bei Aachen gefundene, nicht specifisch verschieden, es kommt indess im Ganzen nur selten und nur in einzelnen sparsamen Ueberresten mit denen des Rennthiers in dem Diluvium vor. Das Murmelthier und Rennthier begleiten also auch in der Ablagerung von Langenbrunn andere grössere Hirscharten, welche auch an andern Orten dem Diluvium nicht fehlen. — Ebenso theilt die Ablagerung von Langenbrunn mit dem Diluvium das Vorkommen des Pferds, des Rhinoceros tichorhinus, des Elephanten, indess die beiden letzteren Pachydermen durch ihre kleineren Dimensionen vielleicht etwas Eigenthümliches haben. Die dem Luchs in Grösse ungefähr gleiche Katzenart, und vielleicht ein zu den Subursinis gehöriges Raubthier würden als Zuwachs zu der bisher bekannten fossilen Fauna unserer Gegenden anzusehen sein, indess sehr ergiebige, den bisher bekannten entsprechende Fundorte, welche in neuerer Zeit aufgeschlossen worden sind, zwar einen sehr grossen Reichthum an Individuen bereits bekannter Arten beurkunden, aber ohne einen bedeutenden Zuwachs neuerer Arten oder Gattungen zu liefern. Es gilt dies insbesondere von der Bohnerzablagerung von Frohnstetten, während die Bohnerzablagerung bei Vöhringendorff eine verhältnissweise reichere Ausbeute von Gattungen und Arten gewährt hat und darin mehr der früheren in meinem Werke erwähnten Bohnerzgruben von Salmendingen u. s. w. entspricht.

Behandlung der Sprache ein mehr als genügendes Surrogat erhalten. Hamilton läßt seine Schüler erst componiren, wenn sie einen großen Wörtervorrath gesammelt und mit der Ausdrucksweise des fremden Volkes vertraut geworden sind. Dann sind auch dergleichen Uebungen höchst zweckmäßig und sollten in jeder Sprache angestellt werden, da man dadurch in dem Geiste des Volkes, dessen Geschichte und Geisteserzeugnisse man kennen gelernt hat, denken und sich aus dem eigenen Schatz selbstständig ausdrücken lernt.

Nachdem nun die Hamiltonsche Methode nach ihren Lehrgrundsätzen dargestellt worden, soll dem Lehrer, der sie anwenden will, da sie ihren eigenen Weg nach dem vorgesteckten Ziel einschlägt, noch angegeben werden, wie er Schritt für Schritt zu verfahren hat, um die gewünschten Erfolge zu gewinnen. — Wir nehmen des Beispiels wegen die lateinische als die zu erlernende Sprache an. Hamilton legte bei seinem ersten Unterricht das, leichte Sätze und Satzverbindungen enthaltende, dieselben Wörter häufig wiederholende, mit Gesprächen und Geschichterzählungen wechselnde Johanneische Evangelium zu Grund, welches denn auch Schreiber dieses für den ersten Unterricht im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen bearbeitet hat. *

Der Lehrer spricht vor einem Auditorium von 8—12 Knaben, ** von denen jeder den bloßen Text des Evangeliums vor sich hat, mit lauter Stimme, wie folgt:

Initio im Eingange omnium aller rerum Sachen erat war verbum das Wort, verbum das Wort erat war apud bei Deum

* Die Lehrbücher für das Lateinische, Griechische, Französische (erster und zweiter Curs), Italienische, Englische (erster Curs) sind bei Beck und Fränkel, das Spanische (nebst Grammatik) bei S. G. Liesching, der zweite Curs für das Englische in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu haben. Für das Italienische und das Griechische werden gleichfalls nächstens zweite Curse erscheinen. Der Unterricht kann aber auch gleich mit den Gesprächen des zweiten Curses begonnen werden.

** Vergl. den vierten Lehrgrundsatz.

II. Ueberreste von Säugethieren aus einigen Bohnerzgruben der schwäbischen Alb. *)

A) Ueber die aus der Bohnerzablagerung von Vöhringendorff erhaltenen Ueberreste habe ich zuerst im Allgemeinen zu bemerken, dass sie sich durch ihre blassgelbe Farbe und die zugleich mehr oder minder ausgedehnte Flecken oder auch unregelmässige dendritische Figuren von schwarzer Farbe von den durchweg ockergelb gefärbten Knochen und Zahnwurzeln und den fast durchaus dunkelkastanienbraun gefärbten und zugleich polirten Zahnkronen von Frohnstetten auszeichnen. Es kamen in Vöhringendorff ferner nur wenige Exemplare von Palaeotherien und Anoplotherien vor, die dagegen von Frohnstetten in überwiegender Zahl erhalten wurden, wo dagegen nur wenige der in Vöhringendorff gefundenen, anderen Säugethierabtheilungen angehörigen Ueberreste gefunden wurden, namentlich gilt dies

A. von den Ueberresten reissender Thiere.

1) Die beiden Schwanzwirbel a und b Taf. III. Fig. 1 u. 2 gehören ohne Zweifel einer Katzenart zu, welche etwas grösser war, als eine erwachsene *Felis onca*, deren Schädel von dem vorderen Rande des Hinterhauptslochs bis zum hinteren Alveolarrande der Schneidezähne eine Länge von $80\frac{1}{2}'''$ hat.

a) Die Länge des Schwanzwirbels Fig. 1 von der vordern m zur hinteren n Gelenksfläche beträgt $17\frac{1}{2}''$, bei der *Felis onca* $13'''$; er hat, wie bei dieser Fig. 1. vornen sechs, hinten drei Apophysen um die betreffende Gelenksfläche des Wirbelkörpers.

b) Der zweite Schwanzwirbel Fig. 2 ist in der Mitte abgebrochen; das wahrscheinlich hintere Ende n des Wirbelkörpers hat nur vier Hervorragungen um das Gelenk. Unerachtet des etwas frischeren Ansehens kleben doch beide Knochen stark an der Zunge. Der Wirbel Fig. 1 unterscheidet sich von dem des

*) Vgl. darüber a) den Vortrag des Hrn. Pfarrverwesers Fraas über tertiäre Ablagerungen auf den Höhen des Heubergs. Württemb. Jahresh. VIII. Bd. 1. H. p. 56. b) denselben Beiträge zu der Palaeotherienformation das 2. Heft p. 218. - Mit Tab. VI. u. VII.

Quenstedt württemb. naturw. Jahresh. VI. Jahrg. 2tes Heft, p. 164 und Handbuch der Petrefaktenkunde 1852.

Hunds und Wolfs nicht nur durch seine verhältnissweise grössere Länge, indem die Länge des sechsten, siebenten und achten Schwanzwirbels eines jungen Wolfs, die etwa dem fossilen Wirbel entsprechen könnten, nur 11‴ oder etwas weniger beträgt, indess die angeführten und die folgenden Schwanzwirbel durch die mehr runde cylindrische Form ihres mittleren Theils von dem fossilen abweichen, der dagegen durch die von oben nach unten etwas zusammengedrückte Form mehr mit den entsprechenden Wirbeln der Katzen übereinkommt. Dass dabei übrigens nicht an den Luchs gedacht werden kann, von welchem in der Wittlinger Höhle ein grosser Theil des Scelets von Herrn Forstrath Grafen v. Mandelsloh e aufgefunden wurde (vgl. A. p. 96) und vor einigen Jahren sogar ein ausgezeichnetes Exemplar bei Wiesensteig geschossen wurde*), braucht bei der Kürze seines Schwanzes und der einzelnen Schwanzwirbel kaum erinnert zu werden. Dasselbe gilt von dem Bären und wenn auch in minderem Maasse von der Hyäne. An dem Scelett eines längere Zeit in einer Menagerie erhaltenen Leoparden, an welchem jedoch die an mehreren Röhrenknochen befindlichen Knochenauswüchse eine krankhafte Beschaffenheit zu erkennen geben, hat ein Schwanzwirbel zwar gleiche Länge mit dem ihm entsprechenden fossilen a, ist aber merklich dicker. Die Annäherung beider Knochen in Absicht auf Form und Grösse ist jedoch insofern zu bemerken, als der Leopard allein unter den grösseren Katzenarten möglicherweise über einen Theil Südeuropas verbreitet gewesen sein, oder zeitweise südeuropäische Länder besucht haben könnte, so lange diese noch nicht von Afrika durch Meer getrennt waren.

c) Durch eine mehr gelbe Farbe unterscheiden sich von den Schwanzwirbeln die zwei Phalangen c. d. Fig. 3, 4, welche jedoch vermöge ihrer Form gleichfalls einer Katzenart zugehören, namentlich gilt dies von der hinteren Phalanx c. Taf. III. Fig. 3, welche die gleiche Länge mit der ersten Phalanx der kleinen Zehe des Jaguar (*Felis onca*) hat, deren vorderes Gelenk dagegen breiter ist, als das der fossilen Phalanx.

d) Die andere erste Phalanx Fig. 4 übertrifft an verhältniss-

*) Vgl. Jahreshefte 2ter Jahrg. 2. H. p. 123.

weiser Breite merklich die der Katzen und anderer reissenden Thiere und sie dürfte vielmehr einem Sohlengänger und selbst vielleicht einem Dickhäuter, namentlich einem Anoplotherium zuzuschreiben sein, deren Phalangenform der der reissenden Thiere nicht so ferne steht, als die Entfernung der sonstigen zoologischen Charaktere erwarten lässt. Die folgenden Zähne und Knochen scheinen dagegen einem anderen reissenden Thiere angehört zu haben. Von ersteren kommt

a) der vorletzte linke obere Backzahn Fig. 5 in der Zahl von drei Wurzeln und der Form der Krone und ihrer einzelnen Theile vollkommen mit dem entsprechenden Zahne eines 5″ langen Schädels des gemeinen Fuchs überein, nur ist er etwas breiter von aussen nach innen und sein Gaumentheil etwas schmäler, als der des Fuchses, und er nähert sich dadurch einigermaassen dem entsprechenden Zahne der Viverren und Herpestes.

b) der obere Theil eines rechten Eckzahns Fig. 6 kommt gleichfalls mit dem unteren Eckzahne des Fuchsschädels auch in der kleinen Abreibung seiner Spitze überein.

c) Ein kleineres Bruchstück eines linken Eckzahns Fig. 7 könnte wohl derselben Art und sogar demselben Individuum zugehört haben. Beide Eckzähne b und c unterscheiden sich übrigens von denen des Hundes und Fuchses durch die etwas mehr als bei diesen hervorstehenden hinteren Kante.

d) Das obere Ende eines Radius Fig. 8 weicht von dem des Scelets eines Fuchses nur durch etwas grössere Breite und Dicke ab.

e) Ein vollständig erhaltener linker Calcaneus Fig. 9 misst auf seiner äusseren Seite von der vorderen Gelenksfläche bis zur Spitze des Fersenfortsatzes $17\frac{1}{2}'''$, der des Fuchses $15\frac{1}{2}'''$, eines erwachsenen Wolfs $25\frac{1}{4}'''$, der *Felis onca* $28'''$.

f) Ein dazu gehöriger Astragalus ist Fig. 10 ungefähr in gleichem Verhältnisse, wie der Calcaneus grösser als der des Fuchses.

g) Von drei ohne Zweifel demselben Thiere angehörigen hinteren Phalangen ist nur eine Fig. 11, a b ganz erhalten, von zwei andern aber nur der obere Theil mit der Gelenksfläche. Die grössere Aehnlichkeit derselben mit der der Katzen gegenüber von der des Fuchses insbesondere ist auffallend, sofern

bei letzterem die hintere Phalanx überhaupt etwas schmächtiger und weniger breit und von oben nach unten zusammengedrückt ist. Die Länge der ganzen fossilen Phalanx beträgt 9‴, bei der *Felis onca* 15‴. Somit dürfte sich wohl als Resultat ergeben, dass die unter Nr. 2 a—g angeführten Zähne und Knochen einem Raubthiere zugehört haben, das etwas grösser als der Fuchs und im Zahnbau ihm ähnlich war, in dem Bau der Extremitäten sich aber mehr den Katzen und Viverren näherte; vielleicht also *Amphicyon Eseri?*

B. Das Vorkommen von Nagern geben folgende Ueberreste zu erkennen, von welchen der erste

1) ungefähr die Grösse eines grossen Eichhorns gehabt haben mochte, dessen Scelett auch die von Hrn. Prof. Quenstedt, Handbuch Taf. III. Fig. 17—23 und 27. abgebildete Knochen sehr ähnlich sind, sowie die damit nahezu übereinstimmende, welche ich vergleichen konnte, und damit stimmen denn auch wohl die Zähne überein, welche Quenstedt ebendaselbst Fig. 24—26 abbildet. Wenn auch die von mir untersuchten Knochen etwas grösser als die von Quenstedt untersuchten sein dürften, so sind sie doch beträchtlich kleiner, als die des Murmelthiers, zwischen das und das Eichhorn Quenstedt l. c. p. 43 die in den sigmaringischen Bohnerzen in grosser Zahl vorkommenden Nagerknochen seiner Sciurini stellt, deren Bestimmung auch durch die von ihm abgebildeten Zähne des Ober- und Unterkiefers bestätigt zu werden scheint, welche ich nicht in der Natur vergleichen konnte. Von den hieher gehörigen Knochen kommt

a) das obere Ende des rechten Schenkelknochens Taf. III. Fig. 12. m—n mit dem der *Caria acuti* in der Form sehr nahe überein. Damit ist jedoch keineswegs die Vermuthung ausgesprochen, dass das fossile Thier dieser Gattung zugehören möchte. Der Schenkelknochen Fig. 12 ist grösser als der von Quenstedt l. c. Taf. III. Fig. 21 abgebildete, dagegen ist die Pfanne Fig. 13 gleich gross mit der Fig. 18 bei Quenstedt, welche der Kopf des Schenkelknochens Fig. 21 nicht ganz ausfüllen würde. Dazu passt vollkommen

b) die an dem Bruchstücke der linken Beckenhälfte befindliche Pfanne. Fig. 13. Ferner

c) der obere Theil des linken Radius Fig. 14 ist gleichfalls grösser als der Radius Quenstedt's Fig. 20,

d) die rechte und linke Tibia mit dem untern Gelenke Fig. 15 stimmt in dem Verhältnisse der Grösse mit c zusammen.

2) Merklich kleiner und kaum von der Grösse der Ratte oder des *Bathyergus capensis* sind

a) zwei Bruchstücke des Oberarmknochens Fig. 16, 17 mit ziemlich vollständig erhaltenem unterem Gelenke, dessen Grube eine kleine Oeffnung zeigt, wie dies auch an dem Oberarmknochen der *Cavia acuti* in auffallendem Grade der Fall ist, deren Cubitus und Radius, sowie der Astragalus und der Calcaneus mit den entsprechenden fossilen b, c, d, e Fig. 18. 19. 20, 21 in Absicht auf die Form mehr Aehnlichkeit haben, als mit denjenigen anderer Nager.

b) Mit diesen Knochen kam ein Bruchstück eines Unterkiefers Fig. 22 mit einem Bruchstücke des Schneidezahns vor, der wie Fig. 23 ziemlich breit und plattgedrückt ist, indess

c) der untere Schneidezahn Fig. 24 merklich schmäler und spitziger ist, und darin mit dem von *Mus decumanus* ziemlich übereinkommt. Es ist übrigens zu bemerken, dass das obere Ende des Schenkelknochens Nr. 1, a Fig. 12 dem mancher reissender Thiere, namentlich *Viverra zibetha* sehr ähnlich ist. Durch den tieferen Einschnitt zwischen dem Trochanter major und dem Gelenkskopfe aber mehr mit einigen Nagern, z. B. *Cavia* übereinkommt. Das Becken 1 b Fig. 13 ist durch den bedeutend hervorragenden Höcker oberhalb der Pfanne, sowie durch die Vertiefung auf der innern Seite des Beckens dem den Nagern ähnlicher, als dem der reissenden Thiere.

C. Wiederkäuer.

1) Der erste obere linke Backzahn Taf. III. Fig. 25—27 von noch frischerem Ansehen und nicht an der Zunge klebend, kommt, die etwas geringere Grösse abgerechnet, beinahe ganz mit dem (A. Tab. V. Fig. 46 abgebildeten) Zahn von *Antilope major* überein. Für die Annahme des Vorkommens eines den Antilopen zunächst stehenden oder damit übereinkommenden Wiederkäuers in den Bohnerzgruben konnten früher mehrere, wie mir auch jetzt noch scheint, unzweifelhafte Belege (vgl. oben p. 139 Nr. 3 u. 4,

A. p. 22 Tab. V. Fig. 46—56 und pag 72 Tab. X. Fig. 48, 49) angeführt werden, indess der vorliegende Zahn allerdings Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Bestimmung erregen könnte; ich gestehe jedoch, dass ich ihn keinem andern Wiederkäuer zuzuweisen wüsste, da er mit keinem der bei uns lebenden Wiederkäuer übereinkommt.

2) Die folgenden Zähne, nämlich

a) der Keim des fünften oberen rechten Backzahns Fig. 28, 29 und

b) die unteren Backzähne, wovon drei Fig. 30, 31, 32 von aussen, Fig. 33, 34 von innen gezeichnet sind, gehören ohne Zweifel dem *Palaeomeryx minimus* zu, wie sich aus Vergleichung derselben mit den Abbildungen (B. Tab. LXXII. Fig. 27—32) ergibt, und damit würden zu vereinigen sein

c) das untere Ende eines rechten Oberarmknochens Fig. 36, an welchem die beiden Gruben hinter dem untern Gelenke allerdings tiefer als bei den Hirscharten sind, und deren Scheidewand sogar durchbrochen ist, ohne Zweifel jedoch nicht ursprünglich, sondern in Folge des Versuchs die in den Gruben festsitzenden Bohnerzkörner zu entfernen.

d) Dazu könnte ein Radius gehören, an welchem jedoch beide Gelenksenden abgebrochen sind, ferner

e) ein linker Astragalus Fig. 37, 38, der mit dem der *Antilope pygmaea* gleiche Länge hat, aber etwas schmäler ist, und mit dem des *Palaeomeryx minimus* aus der Ablagerung des Mainzer Beckens vollkommen übereinkommt, wovon ich mehrere Exemplare der gefälligen Mittheilung des Hrn. Prof. v. Klipp-stein verdanke, indess

f) eine mittlere Phalanx Fig. 39 etwas länger und dicker ist, als die des Vorderfusses einer *Antilope pygmaea*.

3) Die noch in einem Bruchstücke des rechten Oberkieferknochens steckenden zwei letzten Backzähne, wovon Fig. 40 die natürliche Grösse, Fig. 41, 42 die etwa zweimalige Vergrösserung angibt und das untere Gelenk einer Tibia weisen auf ein Thier hin, das etwa von der Grösse des *Moschus javanicus*, aber noch kleiner als das *Microtherium Renggeri* von Weisenau gewesen sein möchte. Bei der Aehnlichkeit der Zähne mit denen von

Palaeomeryx wird es wahrscheinlich, dass jene einer noch kleinern Art als *P. minimus* zugehört haben, welche ungefähr die Grösse des *Anoplotherium murinum* gehabt haben würde. Dabei ist selbst auf die Aehnlichkeit in dem Bau der Zähne der angeführten Wiederkäuer mit denen von Anoplotherium um so mehr hinzuweisen, als nach der Bemerkung Blainville's (l. c. Anoplotherium pag. 132) über die Stellung des *Anoploth. leporinum* noch Zweifel obwalten, und er sogar bei dem nach einem Unterkiefer aufgestellten *Anopl. minimum* oder *murinum* eine Verwechslung mit dem Unterkiefer eines sehr kleinen Wiederkäuers annimmt.

D. Von Dickhäutern wurden mir nur wenige und nicht gut erhaltene Ueberreste von Vöhringendorff angeboten, und ich übergehe sie daher und erwähne nur kurz der mir von Baron v. Meyenfisch mitgetheilten Erfunde von einigen andern Bohnerzgruben, namentlich

B) die Bohnerzgrube bei Schmeien, aus welcher ich Zähne von *Acerotherium incisivum*, *Rhinoceros minutus*, sowie

C) aus der Bohnerzgrube bei Thiergarten ein Bruchstück des Unterkiefers mit einem Backzahne des *Rhinoceros minutus*, und

D) aus der auch schon in meinem 1835 erschienenen Werke erwähnten Bohnerzgrube von Melchingen, einen vorletzten oberen Backzahn des *Anoplotherium commune* und Bruchstücke von Zähnen des *Mastodon angustidens*, *Rhinoceros minutus*, *Acerotherium incisivum* und *Hippotherium gracile*. Dazu füge ich nun noch einige mir neuerdings zugekommene

E) Ueberreste der Bohnerzgrube von Neuhausen, welche früher (A. p. 44) als vorzugsweise Fundgrube der Ueberreste von Palaeotherien und Anoplotherien bezeichnet worden waren. Sie erhielten ein neues Interesse durch die Entdeckung

F) der reichen Fundgrube fossiler Säugethiere in Frohnstetten durch Herrn Pfarrverweser Dr. Fraas in Laufen. Indem ich dessen Bekanntmachung hierüber folge, bemerke ich zunächst, dass einige Zähne von Neuhausen sowohl als von Frohnstetten wohl dafür sprechen dürften, dass das *Palaeotherium magnum Cuv.* als besondere Species anzunehmen sei. Ebendesshalb habe ich auch einige Zähne desselben abbilden lassen. Dahin gehören

a) die Schneidezähne Taf. III. Fig. 45—49, von welchen der Schneidezahn Fig. 47, 49 von Neuhausen schon (A. Tab. VIII. Fig. 36) abgebildet wurde, der Schneidezahn Taf. III. Fig. 45 von Frohnstetten durch die tiefe Abreibung seiner Kaufläche Fig. 46 ausgezeichnet ist. Ebendaselbst wurden auch mehrere Schneidezähne gefunden, welche die früher von Neuhausen erhaltenen an Grösse übertreffen, wie der von Hrn. Fraas l. c. Tab. VI. Fig. 2 u. 3 abgebildete Schneidezahn, welchen er jedoch als dem *Pal. medium Cuv.* zugehörig bezeichnet. Ebenso könnten

b) die (A. Tab. VIII. Fig. 16—21 abgebildeten Eckzähne zu *Pal. magnum* gerechnet werden, sowie einige der früher erhaltenen Bruchstücke von Backzähnen von Neuhausen, welche den oberen Backzahn Taf. III. Fig. 43. 44 und die unteren Backzähne Taf. III. Fig. 50, 51, 52 noch an Grösse übertreffen, und die von mir später (B. pag. 808 Nr. 25) erwähnten und Tab. LXXII. Fig. 5 u. 6 abgebildeten unteren Backzähnen von Neuhausen, welche der von Cuvier Tom. III. Tab. 43 abgebildeten Zahnreihe des *Pal. magnum* sich vollkommen anschliessen. Inzwischen hat man so viel mir bekannt, keine ganze Zahnreihen dieser Grössestufe weder bei Neuhausen noch bei Frohnstetten gefunden, und es finden von ihr so allmählige Uebergänge zu der Grössenstufe der Zähne von Neuhausen statt, welche ich früher dem *Pal. medium* zuschrieb und welchen sich auch die meisten der Zähne von Frohnstetten anreihen, so dass eine Scheidung der beiden Arten wo nicht überhaupt, so doch für die von den genannten Fundgruben erhaltenen Zähne zweifelhaft wird.*) Wohl aber möchte die Annahme Blainville's (Odontographie Palaeotherium pag. 71) zu weit gehen, wenn er *Pal. magnum, medium, crassum* und *latum*, vielleicht auch *Pal. curtum* nur als Verschiedenheiten in der Grösse einer und derselben Art ansieht. Es

*) Die dem Palaeotherium magnum zugeschriebenen Zähne von Neuhausen und Frohnstetten stehen jedoch noch bedeutend zurück gegen die am Missouri gefundenen Ueberreste eines Palaeotherium, dessen hinterster unterer Backzahn eine Länge von 4½" hat, und das also wohl den Namen Palaeotherium giganteum verdiente. (Description of a fossil maxillary Bone of a Palaeotherium from near White-River by H. A. Prout, Sillimann American Journal 2d. Series March 1847. p. 249.

hat vielmehr für die vier bis fünf constanteren Grössestufen der Zähne, welche ich früher nach dem mir von Neuhausen gebotenen Material mit Benützung einiger durch die Verschiedenheit der Form der Zähne und Knochen gegründeten Charaktere auf verschiedene Arten von Palaeotherien deuten zu dürfen glaubte, das viel reichere Material von Frohnstetten noch bestimmtere Charaktere geliefert, welche von den Herren Fraas und Quenstedt auf eine überzeugende Weise dargelegt worden sind. Indem ich der Mittheilung von Originalien dieses Fundorts, welche Hr. Fraas an mehrere öffentliche und Privatsammlungen gemacht hat, die Gelegenheit zu Vergleichung derselben verdanke, beziehe ich mich auf die oben angeführte von Hrn. Fraas und Quenstedt bekannt gemachten Beobachtungen und beschränke mich daher auf wenige Bemerkungen. Hr. Dr. Fraas führt (2. Jahresheft VIII. Jahrg.) und in einem Verzeichnisse seiner Sammlung, welches er mir mitzutheilen die Güte hatte, als Ergebniss seiner Untersuchungen folgende Thiere an, deren Ueberreste er bei Frohnstetten gefunden hat.

1) *Palaeotherium medium Cuv. (commune Blainville)*, dessen Zähne durch den Mangel des Kronen-Cäments und des Halskragens ausgezeichnet sind.

2) *Pal. latum Cuv.* (mit dem er *Pal. crassum Cuv.* und *Pal. magnum Cuv.* vereinigt), indem die Zähne dieser von Cuvier aufgestellten Arten zwar des Kronen-Cäments entbehren, aber mit einem Halskragen versehen sind. Dem oben Gesagten zu Folge könnte indess als dritte Species der überwiegenden Grösse wegen getrennt werden.

3) Das *Palaeotherium magnum*. Von der zweiten Abtheilung der Palaeotherienzähne mit Kronen-Cäment führt Herr Fraas

4) *Pal. minus* und *curtum Cuv.* an, welche Hr. Fraas mit einander vereinigt, indem er *Pal. curtum* als den Jugendzustand von *Pal. medium* ansieht und annimmt, dass Cuvier von einem und demselben Thiere den Oberkiefer *curtum*, den Unterkiefer *minus* genannt habe. Ausserdem würde auch, wenn der Grundsatz Blainville's, dass die Grösse bei sonst gleicher Zahnform keine Differenz begründe, nach Hrn. Fraas Bemerkung

5) *Pal. hippoides* oder *equinum Lartets* mit *minus* zusammen-

fallen. Die Entscheidung darüber würde die Vergleichung der betreffenden Originalien nothwendig machen, inzwischen scheint mir ausser Zweifel zu sein, dass ein Theil der Zähne von Neuhausen sowohl als von Frohnstetten auch nach Hrn. Fraas Bemerkung genau mit denen des

6) *Paloplotherium annectens* Owens übereinkommen, wohin namentlich die schon (A. p. 41. Nr. 1—4. Tab. VIII. Fig. 45—48) als dem *Pal. minus* zugehörig angeführte Zähne von Neuhausen gehören dürften. Blainville (Tom V. Palaeoth. p. 75) hält *Pal. hippoides*, *monspessulanum* und *aurelianense* für eine Species, der auch wohl die früher von mir dem *Pal. aurelianense* von Neuhausen zugeschriebenen Zähne zum Theil zugehören mögen, welche Species nach Owens Bestimmung als eigene Gattung *Paloplotherium* aufzustellen wäre. In merklich geringerer Zahl wurden, in Frohnstetten, wie früher in Neuhausen die Ueberreste von Anoplotherien gefunden, und zwar

7) von *Anoplotherium commune Cuv.*,

8) von *Anoploth. leporinum Cuv.*, *Dicholune Cuv.*,

9) von *Anoploth. murinum Cuv.*, *Dicholune Cuv.*

Dazu kommt nun noch Herrn Fraas Vermuthung zu Folge

10) *Dichodon cuspidatus* Owen, welcher Gattung vielleicht der (A. Tab. VIII. Fig. 81, 82) dargestellte Schneidezahn von Neuhausen gleichfalls zugehören könnte, welchen ich (A. p. 56), nur zweifelhaft dem *Anopl. commune* oder *secundarium* mit der Bemerkung zuschrieb, dass er vielleicht einer andern Art oder selbst einer andern Gattung angehören könnte. Zu dieser Reihe von 9—10 Arten der Familie der Palaeotherien und Anoplotherien angehörigen Dickhäuter kommen nun noch

11) das *Dinotherium giganteum Kaup* hinzu, von welchem das Tübinger Cabinet insbesondere eine prachtvolle Reihe von Zähnen besitzt, deren nähere Beschreibung wir wohl bald von Hrn. Prof. Quenstedt hoffen dürfen, da ausserdem bis jetzt nur in der Sammlung des durch seinen Eifer und seine Kenntnisse sich auszeichnenden Hrn. Cand. Oppel sich zum Theil sehr gut erhaltene Zähne dieses Thiers finden. In den Bohnerzgruben von Neuhausen sind meines Wissens von diesem Thiere keine Ueberreste gefunden worden, die denn doch schon ihrer

Gott, et und verbum das Wort erat war Deus Gott. Nachdem der Lehrer den ersten Vers zweimal vorgesprochen hat, läßt er denselben von den Schülern der Reihe nach wiederholen. Der Schüler ahmt den Laut und die Betonung des fremden Wortes aufs Genaueste und Sorgfältigste nach, und der Lehrer berichtigt sogleich die gemachten Fehler. Besonders dringt er gleich Anfangs mit allem Nachdruck auf eine richtige Aussprache, weil unzeitige Nachsicht eine Unsicherheit erzeugt, deren Beseitigung später viel Zeit und Mühe kostet. So oft auch der Vers wiederholt werden muß, so darf doch die Klasse nicht weiter schreiten, bis der Lehrer sich überzeugt hat, daß die Schüler jedes Wort völlig inne haben und aussprechen können. Jeder Schüler übersetzt den ihn treffenden Vers so, wie eben angegeben wurde, indem er zuerst das fremde Wort, dann das deutsche Sinnzeichen ausspricht, weil er so die einzelnen Wörter schärfer ins Auge faßt. Eine öftere Erfahrung hat mich überzeugt, daß viel mehr Zeit zum Aussprechen der fremden Wörter erforderlich ist, wenn sie unmittelbar nach einander ausgesprochen werden, als wenn der Schüler auf dem jedesmal nachfolgenden, für die Aussprache nicht schwierigen deutschen Sinnzeichen gleichsam wieder ausruhen kann. Es ist diese Verfahrungsweise auch der Methode mehr angemessen, da zunächst eine Uebersetzung der einzelnen Wörter, nicht des Satzes geliefert werden soll, obgleich meist ihre Beziehung auf einander aus dem Zusammenhang sich ergibt. Wo das Verständniß dieses Zusammenhangs sich nicht sogleich ersehen läßt, wird dasselbe durch das nachfolgende logische Construiren herbeigeführt. Zwar habe ich bisher in der ersten einstündigen Lektion meist zwölf Verse absolvirt; es kann aber gar wohl geschehen, daß, zumal bei einer größeren Zahl, sich unaufmerksame, zerstreute, schwache Schüler finden, mit welchen nur zehn, vielleicht nur acht Verse übersetzt werden können. Dies darf den Lehrer nicht abschrecken, da es für die Resultate und den Werth der Methode von keinem wesentlichen Belange ist, ob das Evangelium in einem oder in zwei Monaten absolvirt wird. Nur muß er darauf halten, daß für den Anfang möglichst viele Stunden in der Woche (in den neueren Sprachen wenigstens vier, in den alten, namentlich der lateinischen, wenigstens acht bis zehn Stunden) ausgemittelt werden. Vor allem sorge er dafür, daß das Vorgesprochene richtig aufgefaßt und memorirt werde,

Grösse wegen weniger der Aufmerksamkeit entgangen sein würden. Es ist indess zu bemerken, dass die fossilen Ueberreste bei Neuhausen nur bei Gelegenheit der Bohnerzausbeutung und nicht durch eigens auf sie gerichtete Ausgrabungen, wie bei Frohnstetten gewonnen worden sind. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dass auch von den bei Frohnstetten sparsamer aufgefundenen in der Fraas'schen Sammlung befindlichen Ueberreste reissender Thiere, nämlich

12) eines *Hyaenodon*, und

13) einer Viverre bei Neuhausen keine Ueberreste gefunden worden sind, sowie von den bei Frohnstetten gefundenen Ueberresten

14) eines Crocodils und

15) von Schildkröten (vielleicht zwei bis drei Arten) keine Spur bei Neuhausen aufgefunden worden ist, zu deren Verfolgung auch in andern Bohnerzgruben allerdings die bei Frohnstetten gewonnenen Ergebnisse auffordern dürften. Hr. v. Meyer bemerkt,*) dass es ihm vor Kurzem gelungen sei, auch für Württemberg (Frohnstetten) Ueberreste der unter *Hyaenodon* begriffenen Thiergattung von der Gestalt unserer grösseren Raubthiere nachzuweisen, ohne jedoch anzugeben, welcher der bis jetzt aufgestellten Arten von *Hyaenodon* dieselbe zugehören. Ich füge daher die Beschreibung eines mir von Hrn. Fraas im Dec. 1852 mitgetheilten Zahnes hier vorläufig bei, dessen Abbildung Herr Fraas sich vorbehalten hat, da er mit keinem Zahne der mir bisher aus den Frohnstetter oder anderen Bohnerzgruben der schwäbischen Alb bekannt gewordenen Zähnen übereinkommt, ausser in der bräunlichgelben Farbe des Schmelzes, der Krone und der weissen Farbe des noch übrigen Theils der Wurzel. Die Wurzel ist getheilt, ungefähr auf ähnliche Weise, wie an dem drittletzten Backzahne des Fuchses, mit dessen Krone auch der fossile Backzahn fast gleiche Grösse und auf den ersten Blick grosse Aehnlichkeit der Form zeigt, den ich daher auch zur Vergleichung mit demselben wähle. An dem Unterkiefer eines

*) Ueber die Reptilien und Säugethiere der verschiedenen Zeiten der Erde 1852. pag. 76.

48‴ langen Schädels eines Fuchses, dessen Zähne vollkommen ausgebildet sind, hat der Fleischzahn unmittelbar über der Wurzel auf der äusseren Seite 6‴ ebenso der fossile $6\frac{1}{2}$‴ Länge. Die Breite des hinteren Absatzes beträgt beim Fuchs $2\frac{1}{2}$‴, ebenso die des fossilen. Die mittlere Pyramide des fossilen Zahns ist etwas spitziger, unerachtet die Spitze und der oberste Theil der hinteren und vorderen Kante mehr abgerieben ist, als bei dem Zahne des Fuchses, ebenso zeigt die Spitze des vorderen Höckers bei beiden eine kleine Abreibung. Die drei kleinen Erhöhungen auf dem hintern Rande des Zahns sind bei beiden Zähnen gleich, an dem Zahne des Fuchses befindet sich aber auf der innern Seite noch eine kleine dem fossilen Zahne fehlende Erhöhung zwischen der innern Erhöhung des Randes und der innern Pyramide des Zahns, welche an dem fossilen Zahne stärker und höher ist. Ausserdem stellt der vordere Absatz des Zahns auf der innern Seite einen mehr nach vornen geneigten Conus dar, während er bei dem Fuchs fast senkrecht ist. In diesen Beziehungen gleicht der fossile Zahn vielmehr dem drittletzten Backzahne des *Nycteractes viverrinus*, der jedoch nur eine Länge von 5‴ hat und auch in den andern Verhältnissen entsprechende kleinere Dimensionen zeigt. Die allerdings etwas stärkere Entwicklung der einzelnen, namentlich der mittleren conischen Erhöhungen, liess mich anfangs vermuthen, dass der Zahn einem Insektenfresser oder einem der fleischfressenden Beutelthiere zugehören möchte. Von diesen sind aber die Backzähne der *Didelphys cancrivora*, namentlich durch die an der äussern Fläche der vordern Abtheilung der untern Backzähne vorhandene Vertiefung oder Aushöhlung von dem fossilen Zahne bedeutend verschieden. Er nähert sich dagegen dem vorletzten Backzahne des *Dasyurus Maugei*, bei welchem jedoch die Spitze der innern mittleren Erhöhung ganz getrennt ist. Dies ist ebenso der Fall bei dem Fleischzahne des jungen Fuchses vor dem Zahnwechsel, wenn auch nicht in gleichem Grade. Bei dem fossilen Zahne zieht sich gegen die mittlere äussere Pyramide eine quer stehende Schneide hin, die nur mit ihrem obersten Theile von jener getrennt ist, nach unten aber mit ihr zusammenfliesst. — Den voranstehenden Bemerkungen zu Folge kommt der fossile Zahn

verhältnissweise am meisten mit demselben Zahne des Fuchses und anderer verwandter Hundearten überein, und würde daher vielleicht unter die Gattung *Amphicyon* zu ordnen sein, von der mehrere Arten, wie es scheint, den tertiären Ablagerungen eigenthümlich sind. Namentlich wurde aus den Süsswasserkalken der Umgegend von Ulm eine Species *Amphicyon Eseri* schon früher von Hrn. Prof. Plieninger*) angeführt, worüber ich mich (B. 820) erklärt habe. Auch spricht die leichte Abreibung auf der äusseren Seite der Krone dafür, dass der obere Reisszahn mit seiner inneren Fläche sich an dem äusseren des untern Zahnes rieb, wie dies bei Raubthieren gewöhnlich ist. Möglicherweise könnte der von Hrn. Dr. Fraas l. c. Tab. VI. Fig. 39 dargestellte Schneidezahn demselben Thiere zugehört haben, indess der ebendaselbst abgebildete Eckzahn nur etwa als Milchzahn hieher gezogen werden könnte. Dass der vorliegende Backzahn mit dem folgenden Eckzahne in Verbindung gesetzt werden könne, ist mir sehr unwahrscheinlich. Abgesehen von dem Missverhältniss der Grösse des vorliegenden Backzahns und des Eckzahns zeigt letzterer am ehesten unter Raubthieren Aehnlichkeit mit dem unteren Eckzahne der *Nasua socialis* durch die starke Krümmung die Abreibung der hinteren Seite, und einer auch bei der Nasua mehr als bei andern Raubthieren ausgezeichneten Rinne auf der inneren Seite, allein gerade der Fleischzahn der Nasua weicht in der Form mehr von dem fossilen Zahne ab, als der aller anderer Fleischfresser, welche ich vergleichen konnte.

17) An den noch zweifelhaften Zahn Nr. 16 schliesse ich die Beschreibung des zuvor erwähnten einzelnen Eckzahns von Frohnstetten an, Taf. III. Fig. 53. 54, den ich zugleich vergrössert Fig. 55 u. 56 darstellen liess. Nach der Analogie mit den Eckzähnen der Palaeotherien, wie sich aus der Vergleichung mit dem linken unteren Eckzahn des *Pal. curtum* Fig. 57. 58 ergibt, ist der fragliche Eckzahn als der rechte des Unterkiefers anzusehen, sofern er eine Spur der Abreibung an der äusseren hinteren Kante zeigt. Bei seiner sonstigen Uebereinstimmung mit den Zähnen der Palaeotherien in Absicht auf Färbung der Wurzel und Krone, und

*) Naturwiss. Jahrshefte V. Bd. 2. H. p. 216. Tab. 1. Fig. 9.

in Absicht auf Grösse insbesondere mit den Eckzähnen des *Pal. minus* ist er jedoch durch seine mehr hackenförmige Krümmung sowohl, als durch die feinen, von der vorderen Kante über die äussere Fläche sich ausbreitenden gebogenen Linien oder Strahlen der Schmelzsubstanz von den Eckzähnen der Palaeotherien und sogar aller mir bis jetzt bekannten Säugethiere verschieden. Die genannten feinen Strahlen ziehen sich auch nach der innern ebenen Seite, jedoch nicht weiter als bis an den Rand einer Rinne, welche Fig. 54 u. 56 a. b auf dieser Seite von dem oberen Theil der Wurzel beginnend, allmählig etwas tiefer und breiter wird und dann sich etwas verengend an der Spitze des Zahns ausmündet. In Absicht auf Krümmung und Grösse kommt der Zahn so genau mit dem unteren Eckzahne des Tenrec *(Centetes ecaudatus)* von Madagascar nach der von Owen (Odontography Tab. 110, Fig. 6) mitgetheilten Abbildung überein, dass er letztere fast vollkommen deckt. *) Owen bemerkt l. c. pag. 420, dass die Eckzähne des Tenrec lang und stark (large) zusammengedrückt, scharf zugespitzt, rückwärts gebogen und einwurzelig seien, und also den typischen Charakter der Fleischfresser haben. Ueber eine eigenthümliche Zeichnung der Schmelzsubstanz und eine Rinne auf der innern Seite des Zahns des Tenrec ist von Owen nichts bemerkt: aber in Absicht auf die Lebensweise der Tenrecs angeführt, dass sie mehr von Schlangen und Eidechsen als von Insekten leben und somit den eigentlichen Fleischfressern sowohl in der Lebensweise als in der Beschaffenheit der Zähne sich nähern. Blainville sagt dasselbe in der Abhandlung über die Insectivoren (Osteographie Tom. VI. pag. 61), und bemerkt zugleich, dass der Typus des Gebisses des Tenrecs nach seiner Untersuchung von Exemplaren verschiedenen Alters sich gleich

*) Damit soll jedoch keineswegs eine bestimmte Deutung des vorliegenden Zahns auf ein den Tenrecs ähnliches Raubthier versucht werden, für welche zu wenige Vergleichungshilfsmittel und Analogieen vorliegen, wenn gleich Blainville l. c. pag. 105 Ueberreste eines Erinaceus (Centetes) fossilis aus der Süsswasserablagerung der Auvergne erwähnt. Es sind vielmehr blos einige Analogieen in den folgenden Bemerkungen angeführt, zu welchen die Eigenthümlichkeit der Form des Zahns selbst Veranlassung gibt.

bleibe. Merkwürdig ist die von Meckel*) angeführte vor dem oberen Eckzahne befindliche tiefe und weite Grube an der Stelle, wo der Oberkiefer und der Zwischenkiefer-Knochen zusammentreffen, in welche der untere Eckzahn aufgenommen wird, wie dies auch in Blainville's Osteographie Tom II. Tab. 4 deutlich ausgedrückt ist, womit denn eine Analogie mit dem Kieferbau der Crocodile angedeutet ist. Auf der Innenseite des untern Eckzahns des Tenrec findet sich zwar eine Längsfurche, bei dem fossilen Zahne dagegen vielmehr eine so tiefe Rinne, dass sie zu Aufnahme eines Kanals oder Ausführungsganges einer Drüse bestimmt gewesen zu sein scheint. Er würde darin dem Giftzahne des Oberkiefers der Schlangen entsprechen. Bei diesen öffnet sich jedoch das Ende des Kanals, welcher von der Giftdrüse aus in die Basis des Giftzahns des Oberkiefers tritt, zur Seite der Spitze des Giftzahns, indess die Zähne des Oberkiefers anderer Schlangen nur eine mehr oder weniger tiefe Furche auf der vorderen Seite des Zahns zeigen, welche, wie es scheint, auch zur Einführung des Gifts in die gemachte Wunde dient.**) Bei dem *Dasypus noremcinctus* habe ich indess eine der der Schlangen entsprechende Blase in den Speicheldrüsen 1818 entdeckt***) und Owen dieselbe bei Dasypus sexcinctus gefunden, deren Ausführungsgang sich unter der Zunge öffnet, welche zunächst mit dem in ihm enthaltenen klebrichten dickflüssigen Safte überzogen wird. Möglicherweise könnte also das Thier, welchem der fossile Zahn angehörte, eine ähnliche Organisation der Speicheldrüsen wie der Tatu gehabt haben, wozu noch die weitere Eigenthümlichkeit hinzugekommen sein könnte, dass der vielleicht an der Basis des untern Eckzahns sich öffnende oder sogar vielleicht in seine Rinne fortgesetzte Speichelgang die darin enthaltene vielleicht giftige Flüssigkeit unmittelbar in die Bisswunde ergossen hätte. Damit wäre eine weitere Analogie

*) Beiträge zur vergleichenden Anat. I. Bd. p. 42. Tab. IV.

**) Untersuchungen über die Giftwerkzeuge der Schlangen. Diss. inaug. von Bächtold, Praeside v. Rapp. Tub. 1833. pag. 11.

***) Winker, Präs. W. Rapp, Diss. inaug. sistens Observationes anatomicas de Tatu novemcincto, Tub. 1826. pag. 14. v. Rapp, Edentaten, erste Ausg. p. 34, 2te Ausg. p. 75. Tab. VII.

mit dem bei den Reptilien vorkommenden Bildungstypus gegeben, welche durch die für die Aufnahme des untern Eckzahns bestimmte oben erwähnten Grube nur angedeutet ist. Die Form des vorliegenden Eckzahns entspricht sowohl an sich, als durch die Art seiner Abreibung auf der hintern Fläche, wie oben bemerkt, mehr dem bei den Palaeotherien und Schweinen stattfindenden Verhältnisse des untern Eckzahns gegenüber von dem des Oberkiefers. Wenn also das fossile Thier etwa den Typus mehrerer Classen von Wirbelthieren und mehrerer Abtheilungen der Säugethiere insbesondere in sich vereinigt, so lässt sich dafür als Analogon das Schnabelthier anführen, bei welchem sogar die ganz ungewöhnliche Versetzung einer dem Giftapparate der Schlangen gewissermaassen analogen Einrichtung in den Sporn der Hinterfüsse des Männchens eingetreten ist. Mit den Eckzähnen der eigentlichen Raubthiere verglichen, kommt der fossile Eckzahn am meisten mit dem unteren Eckzahn der *Nasua socialis* in Absicht auf Krümmung und Abreibung der hinteren Fläche oder Kante überein; auch zeigt der Eckzahn der Nasua auf der inneren Seite der Krone eine bis zur Spitze gehende Rinne, die wenigstens mehr ausgedrückt ist, als bei irgend einem mir bekannten Raubthiere, jedoch weniger tief als bei dem fossilen Zahn ist, bei welchem sie sich überdies noch flach über die Wurzel fortsetzt. Von der der Krone des fossilen Zahns eigenthümlichen Zeichnung findet sich übrigens bei der Nasua keine Spur. Dabei dürfte wohl auch darauf hingewiesen werden, dass vielleicht bei dem Bisse vieler Raubthiere, insbesondere das durch die Form der Eckzähne erleichterte gleichzeitige Eindringen des Speichels die mechanische Wirkung des Bisses verschlimmert, zumal da der Biss doch meistens in einem Zustande der Aufregung erfolgt. Es ist dieses Verhältniss um so mehr in Anschlag zu nehmen, als ein höherer Grad von Aufregung selbst dem Speichel des Menschen bisweilen giftige Eigenschaft verleiht, die er ohnehin bekanntlich bei der sogenannten Hundswuth annimmt. Eine Vergleichung der Eckzähne verschiedener solcher Thiere, welche dieselbe vorzugsweise zum Angriff anderer Thiere gebrauchen, dürfte nicht ohne physiologisches Interesse sein. Sie dürfte vielleicht auch zu genauerer Bestimmung des vorliegenden

Zahnes führen, bei dessen Beschreibung ich mich desshalb länger aufgehalten habe, weil meines Wissens nur noch ein Bruchstück eines gleichen Zahns für die Sammlung der Universität Tübingen gewonnen worden ist, und derselbe auch den bei der Versammlung in Wiesbaden anwesenden Anatomen und Palaeontologen nicht bekannt war. Die Deutung auf eine Klaue eines reissenden Thiers wird, wie mir scheint, durch die Abbildung und Beschreibung desselben hinlänglich widerlegt, und für die Deutung auf einen Milchzahn spricht weder Erfahrung noch Analogie, wenn gleich bemerkt werden muss, dass an den Backzähnen mehrerer Dickhäuter, namentlich Rhinoceros, Palaeotherium und Anoplotherium nicht selten eine feine horizontale Streifung der Schmelzsubstanz erkenntlich ist, wie sie an dem einzelnen etwas vergrösserten Backzahne von Anoplotherium leporinum Taf. III. Fig. 58 angedeutet, an den meisten Backzähnen aus den Bohnerzgruben aber in Folge der Abrollung verwischt ist. Den Eckzähnen der Palaeotherien fehlt aber eine solche Streifung, und der fragliche Zahn hat mit den unteren Eckzähnen der Palaeotherien nur die Abreibung der Spitze auf der hinteren Seite gemein. Bei den Bradypus (didactylus) sind zwar die Eckzähne auf ähnliche Weise abgerieben, wie bei den Palaeotherien, aber bei jenen ist der obere Eckzahn auf der hinteren, der untere auf der vorderen Seite abgerieben, was sich bei den Palaeotherien gerade umgekehrt verhält. — Als zweifelhaft habe ich noch anzuführen

18) eine vorderste Phalanx Tab. III. Fig. 59 (mit der darüber gezeichneten Gelenksfläche), welche zwar die grösste Aehnlichkeit mit der vordersten Phalanx der inneren Zehe des Vorderfusses des Anoplotherium commune hat, aber von ihr durch merklich geringere Breite und dagegen verhältnissweise grössere Länge und Wölbung abweicht. Sie dürfte daher vielleicht dem Anopl. secundarium oder gracile zuzuschreiben sein, mit deren Grösse dieselbe wenigstens ziemlich im Verhältniss stünde.

19) Ein erster oberer linker und ein fünfter oberer rechter Backzahn des gewöhnlichen Pferds haben zwar den Ueberzug von eisenhaltigem Sande und die ockergelbe Farbe mit entschieden fossilen Zähnen von Frohnstetten gemein; aber sie zeigen weder das Kleben an der Zunge, noch die sonstige Veränderungen,

welche bei den Zähnen der Palaeotherien u. s. w. beobachtet werden, so dass sie wohl ebenso wenig für wirklich fossil gelten können, als mehrere in der Nähe von Neuhausen gefundene Pferdezähne.

Resultate und allgemeine Bemerkungen.

1) In Beziehung auf die Veränderungen, welche die in den Bohnerzgruben von Neuhausen und Frohnstetten gefundenen Zähne und Knochen urweltlicher Thiere erlitten haben, und in Beziehung auf den Zustand, in welchem sie aus denselben gewonnen wurden, kann im Allgemeinen bemerkt werden. Die Zähne und Knochen sind zum Theil noch mit Bohnerzmasse überzogen oder von ihr eingehüllt, und sie ist daher auch in die Vertiefungen und Höhlungen derselben eingedrungen. Die Wurzeln der Schneide- und Eckzähne sind häufig erhalten, die schwächeren Wurzeln der Backzähne, namentlich der oberen sind fast immer abgebrochen, indess von den verhältnissweise stärkeren und breiteren querstehenden Wurzeln der untern Backzähne häufiger die eine oder auch beide ziemlich unversehrt erhalten sind. Ebenso sind von den Knochen die Astragali und Calcanei und andere Fusswurzelknochen meistens, die Mittelfussknochen und Phalangen häufig unverletzt, oder verhältnissweise weniger beschädigt, als andere Knochen. Der Grad der Beschädigung scheint daher mit der durch die Form und Substanz gegebenen Widerstandskraft bei der gewaltigen Bewegung und Abrollung, welcher diese Ueberreste ausgesetzt waren, im Verhältnisse zu stehen.

2) Ueber die Art, wie diese Ueberreste in die Spalten des Jura gelangt seien, habe ich schon früher (A. pag. 207 und B. pag. 923 u. folg.) die Vermuthung geäussert, dass ihre Ablagerung mit der Bildung der Bohnerze selbst und mit den vulkanischen Veränderungen in Verbindung zu setzen sein möchte, welche die Alb erfahren hat. Dieser Ansicht dienen ausser den daselbst angeführten Gründen gewichtige Autoritäten zur Stütze, die ich zum Theil schon früher genannt habe und welche zum Theil*) erst in neuerer Zeit über diesen Gegenstand sich ausgesprochen haben.

*) Vgl. die von Greenly im IV. Bande der neuen Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammte Naturwissen-

Für diese Ansicht der Eruption von heissen Quellen und Schlamm, mit theilweise mechanischer und chemischer Auflösung der Abreibung und Zerreibung der die Spalten des Jura füllenden Substanzen könnten auch ein paar aus den Bohnerzgruben von Vöhringendorff erhaltene Massen von Kalk (Süsswasserkalk?) angeführt werden, der mit Bohnerzmasse gemischt, kaum 1‴ dicke gebogene neben einander laufende Streifen von Kalk und Bohnerzmasse zeigt, wie sie etwa ein mit Bohnerzmasse gemischter und durch einander gerührter Kalkbrei nach dem Trocknen bilden würde. Hin und wieder bildet die Bohnerzmasse auf der Oberfläche und auch im Innern der Masse eine dünne Kruste. In einem andern Stücke bilden die Streifen zugleich unregelmässige kugliche Absonderungen und somit ein mehrfaches Ineinandergreifen der Streifungen, wie dies bei einer zähen durch Dämpfe oder mechanische Gewalt bewegten Masse der Fall sein würde, welche unter Fortdauer einer breiartigen Consistenz der Ruhe und somit der Molecularanziehung der gleichartigen Stoffe überlassen worden wäre.

3) Die Gleichartigkeit des Ansehens und der sonstigen Beschaffenheit der in Neuhausen und Frohnstetten aufgefundenen

---

schaften, Neuchatel 1840. pag. 89 u. 291 durchgeführte Meinung, dass die Bohnerze dagegen dem Hervorströmen heisser, eisenhaltiger, mancherlei andere Substanzen führender, auf die umgebenden Kalksteine chemisch einwirkender Mineralquellen entstanden seien, und zwar wahrscheinlich noch zu Ende der jurassischen Bildungsepoche. Peter Merian äussert über diese Meinung (welche er mit den voranstehenden Worten im IX Berichte über die Verhandlungen der naturhistorischen Gesellsch. zu Basel nach einem d. 20. Sept. 1848 gehaltenen Vortrage mittheilt), dass sie allerdings solche Erscheinungen am genugendsten erkläre. (Vgl. auch den Auszug hievon in Froriceps Tagsbericht 1851, Nro. 391). Eine Menge von Beispielen solcher Ausbrüche mit den hieher bezüglichen Erscheinungen führt Alberti in seiner halurgischen Geologie und in dem neuesten Aufsatz, Württemb. naturw. Jahresh. IV. Jahrg. 1 H. p. 76 an. Dafür kann auch angeführt werden, dass bei einem unter starker vulkanischer Erschütterung d. 14. April 1852 bei Sondershausen in Thüringen erfolgten Hervordringen einer kochenden mineralischen Quelle unter den ausgeworfenen Holzstücken und Steinen auch ein Mammuthszahn sich befunden soll. Augsb. Allgem. Zeit. 1852. Beil. v. 23. April.

thierischen Ueberreste, und die Uebereinstimmung der in beiden Fundorten aufgefundenen gleichen Arten von Thieren, namentlich der überwiegenden Zahl von Palaeotherien- und Anoplotherien, spricht sehr für die Gleichartigkeit der Umstände, unter welchen die Ablagerung der Ueberreste in den genannten Fundorten erfolgt sein mag. Es ist in dieser Beziehung insbesondere die unbedeutende gegen die Menge der Zähne und Knochen von Dickhäutern fast verschwindende Zahl der Ueberreste von Thieren anderer Familien hervorzuheben, namentlich von Wiederkäuern und Raubthieren, welche denn doch ohne Zweifel mit den in ganzen Heerden vereinigten Dickhäutern zusammenlebten, auf welche die an diesen Fundorten gefundene grosse Zahl von Ueberresten derselben schliessen lässt, die in Masse zusammengedrängt, zu Grunde gegangen zu sein scheinen.

4) In den übrigen Bohnerzgruben der schwäbischen Alb, Vöhringendorff, Salmendingen, Willmadingen u. s. w. kommen dieselben Thiere zum Theil zwar auch vor, jedoch mehr einzeln, und in Gesellschaft von einer grossen Zahl anderer Säugethiere aus den Familien der Fleischfresser, Nager, Wiederkäuer und Dickhäuter, und sie sind zugleich von einigen Meeresbewohnern, Phocen und Halianassa begleitet, wie namentlich in der Ablagerung von Mösskirch. Das Ansehen der Ueberreste der letzteren Ablagerung weicht ebenso wohl von dem der Ueberreste aus den Ablagerungen von Neuhausen und Frohnstetten, wie von dem der übrigen oben bemerkten Fundorte von Vöhringendorff u. s. w. ab.

5) Die Umstände, welche diesen Ablagerungen vorausgegangen sind, scheinen daher ebenso, wie die Umstände, unter welchen sie erfolgt sind, verschieden von denen der vorzugsweisen Ablagerung der Palaeotherien und Anoplotherien gewesen zu sein, und mehr durch die Zerstörung und Ablagerung von Repräsentanten der gesammten Fauna der damaligen Periode bedingt worden zu sein.

6) In der früher dargelegten Fauna der Bohnerzgruben von Salmendingen u. s. w., welche wohl mehr als 60 erschiedene Arten von Säugethieren umfasst, hat die entsprechende Fauna von Vöhringendorff noch einigen Zuwachs geliefert; sie ist jedoch zu wenig ausgebeutet, als dass sie vollständig in Parallele

und mache sich zur Aufgabe, seine Schüler möglichst rasch vorwärts zu führen, so weit es mit der Sicherheit der Leistungen vereinbar ist, und meine ja nicht, die Schüler auf die Flexion der Substantive, Adjektive, Fürwörter oder Zeitwörter aufmerksam machen zu müssen. Dies thut der zehnjährige * Knabe von selbst und unterscheidet sich eben dadurch von der großen Mehrzahl der jüngeren Schüler, welche, wie ich mich durch Erfahrung überzeugt habe, die Wörter zwar memoriren, aber diese selbstthätigen Abstraktionen nicht anstellen, oder nur mit viel Mühe und Zeitaufwand dazu gebracht werden können.

In der zweiten Lektion lasse der Lehrer einzelne, erst einfachere Sätze je von einem der Schwächeren durchübersetzen, sodann construiren, und zwar nach Anweisung der neuen Grammatik. Dies geschieht auf katechetischem Wege. Der Lehrer fragt: Aus wie viel Sätzen besteht der erste Vers? Antw. Aus drei. Durch welche Wörter ist das prädikative Satzverhältniß oder die Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte ausgedrückt? A. Erat verbum. Durch welche Wörter ist das objektive Satzverhältniß oder die nähere Bezeichnung des Prädikats ausgedrückt? Erat initio. Welche Wörter drücken das attributive Satzverhältniß oder die nähere Bezeichnung des substantivischen Subjekts, Objekts, Attributs aus? 1) initio rerum, 2) omnium rerum. — Auf diese Weise werden die Sätze in der zweiten Lektion, so weit es geht, durchgefragt. Vorerst werden jedoch nur vollständige d. h. solche Sätze vorgenommen, welche Subjekt und Prädikat vollständig ausgedrückt haben, während verkürzte oder unvollständige Sätze vorerst unberücksichtigt bleiben. Wenn ein Wort in einer abgeleiteten Bedeutung oder in einem fremdartigen Sprachbilde vorkommt, so wird gleichfalls durch Fragen auf den zur Stelle hingehörigen Sinn hingeleitet.

In der dritten Stunde wird das in der ersten Uebersetzte repetirt, weil der Lehrer nicht bei allen Schülern voraussetzen kann, daß sie zu Hause Alles gehörig repetirten. Diejenigen, welche sich bei der Repetition als die Schwächsten zeigen, werden in die ersten

* Bei jüngeren Knaben ist es nicht rathsam, die Methode anzuwenden, es sey denn, daß dieselben besonders gute Gaben hätten; mit solchen dürfte man etwa im neunten Jahre anfangen können.

mit jenen Ablagerungen gestellt werden könnte, ausser in dem äussern Ansehen und der sonstigen Beschaffenheit der in beiderlei Fundorten aufgefundenen Ueberreste.

7) Allen diesen Ablagerungen ist indess der mehr oder weniger zertrümmerte Zustand der Ueberreste, und der Mangel derselben in der äusseren Umgebung der Bohnerzgruben gemein, und es spricht daher dieses allen Fundorten gemeinschaftliche Verhältniss auch auf ein mehr oder weniger übereinstimmendes Verhältniss der Ablagerung sämmtlicher Ueberreste in sämmtlichen Bohnerzablagerungen unbeschadet der Modificationen, welche bei den einzelnen stattgefunden haben mögen.

8) Aehnliche Modificationen finden auch bei anderen Ablagerungen statt, welche im Wesentlichen doch einer Epoche angehören und durch sehr analoge äussere Umstände veranlasst worden sein dürften. In dieser Beziehung ist die Ablagerung von Langenbrunn mit den andern Ablagerungen von Diluvium oder älterem Alluvium in Parallele zu stellen. Jene zeichnet sich indess namentlich durch das häufigere Vorkommen der Ueberreste des Murmelthiers aus, von welchen die Ablagerung von Cannstatt nur einzelne Spuren aufweist. Es entspricht dies dem durch die äusseren Verhältnisse erleichterten Aufenthalt dieses Alpenbewohners in dem höher gelegenen Juragebirge, gegenüber von den Niederungen des Neckargebiets. An beiden Orten erscheint indess die Diluvialfauna im Uebergange zu der jetzt in diesen Gegenden einheimischen, wogegen die Fauna der so nahen Bohnerzgruben auf eine sehr entfernte Epoche zurückweist, in welcher dieselbe oder eine verwandte Fauna eine sehr grosse Verbreitung hatte, und daher auch ihre Spuren ebenso in den Spalten des Jura, wie in dem Gypse von Hohenhoewen, und den Süsswasserbildungen der Alb, sowie in den Molassegebilden der Schweiz und Oberschwabens und in den Ablagerungen des Rheinthals nur in verschiedenen durch die Lokalverhältnisse zum Theil bedingten Modificationen zurückgelassen hat, für welche weniger in einer allmähligen Beschränkung der Fauna oder einem allmähligen Uebergange zu einer andern Combination derselben, als in gewaltsameren Veränderungen eine Erklärung gesucht werden muss, da die Zeit des Untergangs jener Fauna uns zu ferne

liegt, als dass der Maassstab der uns historisch bekannten Verhältnisse an jene urweltlichen Verhältnisse mit einiger Sicherheit angelegt werden könnte, wenn gleich an einer Uebereinstimmung der Ursachen und Wirkungen innerhalb gewisser Gränzen kaum gezweifelt werden kann. In dieser Beziehung stimmen wir daher vollkommen mit Hrn. v. Meyer*) der von Kielmeyer**) schon vor einem halben Jahrhundert in seinen Vorlesungen ausgesprochenen Ansicht bei, dass nämlich bei der Entwicklung der Erde und der organischen Natur einzelne Organismen sich verlebt haben, oder wie die Milchzähne oder irgend ein anderes Organ ausgefallen oder ausgestorben seien, wenn ihre Funktion aufgehört habe. Die Entwicklung des Organismus der Erde ist aber wie es scheint, zum Theil unter gewaltsamen Erschütterungen erfolgt, welche jetzt seltener und in beschränkterem Umfange den ruhigen und stetigen Gang derselben unterbrechen, bei welchen in der Diluvialzeit eine Fauna ausgestorben ist, welche früher in den Polarländern von Europa, Asien und Amerika am meisten entwickelt gewesen zu sein scheint, ***) die aber jetzt nur noch in Afrika und Asien in einzelnen entsprechenden Arten fortlebt.

*) Ueber die Reptilien und Säugethiere in den verschiedenen Zeiten der Erde 1852 p. 123.

**) Ehrengedächtniss des k. württemb. Staatsrath v. Kielmeyer von Dr. G. Jäger. Acta Caesar. Leop. Nat. Cur. Vol. XXI. P. 2. p. 34.

***) Darauf deuten die in verhältnissweise grösserer Zahl und Vollständigkeit (abgesehen von der durch die niedere Temperatur der Fundorte bedingten besseren Erhaltung) aufgefundenen fossilen Ueberreste hin, welche Pallas, Fischer von Waldheim, Eichwald und die Verfasser der aus Veranlassung der Nordpolexpeditionen zu Aufsuchung von Capitain Franklin unternommenen Untersuchungen beschrieben haben, von welchen wir hier nur die Fossil Mammals von Richardson in dem 1852 erschienenen Werke, the Zoology of the Voyage of H. M. S. Herald anführen, sowie als Seitenstück die Entdeckungen Walter Mantells in dem der Südpolregion nahen Neu-Seeland; indem diesen Concentrationspunkten einer untergegangenen, aber an die jetzige Fauna sich anreihenden Fauna von Wirbelthieren kein ähnlicher im Osten und Westen der Erde zu entsprechen scheint.

Erklärung der Tafeln.

Taf. II. Erfunde von Langenbrunn, dazu Taf. III. Fig. 62—66.

Fig. 1. Tief abgeriebener zweiter unterer linker Backzahn der Hyaena spelaea.
„ 2. Abreibungsfläche desselben.
„ 3. Bruchstück des Oberkiefers einer jungen Hyäne von der äusseren,
„ 4. von der inneren Seite.
„ 5. Vorletzter oberer rechter Backzahn des Wolfs.
„ 6. Erster oberer rechter Backzahn (Praemolaris) einer Hundeart.
„ 7 u. 8. Aeusserer oberer rechter Schneidezahn eines jungen Wolfs.
„ 9 u. 10. Unterer Eckzahn eines Fuchses.
„ 11 u. 12. Aeussere obere Schneidezähne des Fuchses.
„ 13 u. 14. Aeussere obere Schneidezähne einer Hundeart.
„ 15 u. 16. Hinterster unterer rechter Backzahn einer Katzenart.
„ 17 u. 18. Zweiter unterer rechter Backzahn einer Katzenart.
„ 19. Bruchstück der rechten Unterkieferhälfte des Agnotherium antiquum Kaup von der äusseren,
„ 20. von der inneren Seite.
„ 21. Unterkieferhälfte eines Wiesels (rechts statt links gezeichnet).
„ 22 u. 23. Keim eines oberen Backzahns eines reissenden den Subursi verwandten Thiers.
„ 24. Unterkieferhälfte von Hypudaeus amphibius.
„ 25. Zahnreihe desselben.
„ 26. Bruchstück der linken Unterkieferhälfte des Hamsters.
„ 27. Bruchstück der rechten Unterkieferhälfte des Murmelthiers,
„ 28. (Arctomys alpinus), äussere und innere Seite.
„ 29. Oberer Schneidezahn desselben.
„ 30. Unterer eines kleineren Thiers.
„ 31. Oberer desgl.
„ 32. Unterer eines noch kleineren Thiers.
„ 33 u. 34. Bruchstück des Oberkiefers eines Wiederkäuers (Rennthier).
„ 35 u. 36. Keim eines oberen Backzahns von demselben.
„ 37. Bruchstück des Geweihs von Cervus tarandus Schottii.
„ 38 u. 39. Tief abgeriebener Schneidezahn eines Wiederkäuers.
„ 40. Bruchstück des Oberkiefers des Rhinoceros tichorhinus.
„ 41. Dritter oder vierter rechter oberer Backzahn desselben.
„ 42. Sehr junger Keim des dritten oberen linken Backzahns desselben.
„ 43. Backzahn des Elephas primigenius?
„ 44. Zweifelhafter Zahn.
„ 45. Vergrösserte Kaufläche desselben.

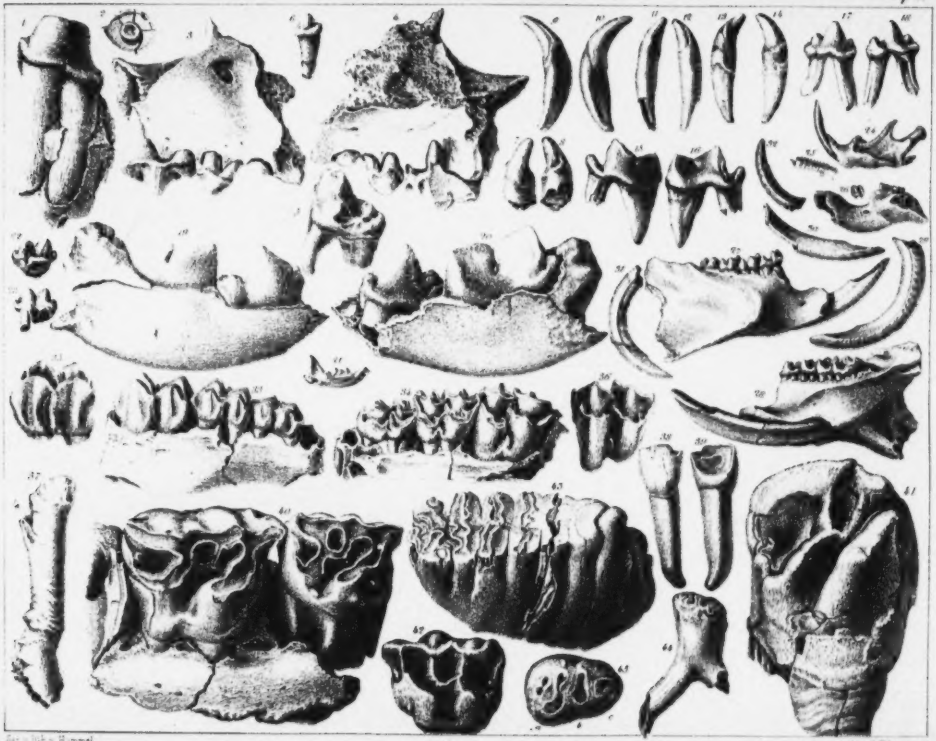

Lith. v. Ad. v. Hammel

Gedr. v. G. Kastner

Taf. III.

Fig. 1. Schwanzwirbel einer Katzenart von Vöhringendorff.
„ 1. Obere Fläche desselben.
„ 2 u. a ein kleinerer desgleichen (verkehrt gezeichnet), a untere Fläche desselben.
„ 3. Phalanx einer Katzenart.
„ 4. Zweifelhafte Phalanx.
„ 5. Vorletzter linker oberer Backzahn dem des Fuchses sehr ähnlich.
„ 6. Oberer Theil eines Eckzahns des Fuchses.
„ 7. Desgleichen.
„ 8. Oberer Theil des Radius desselben.
„ 9. Calcaneus desselben.
„ 10. Astragalus desselben.
„ 11. a) Phalanx desselben von der oberen, b) von der unteren Seite.
„ 12. Oberer Theil des Schenkelknochens eines ersten Nagers (Sciurus?), a. Schenkelkopf, a. Trochanter major.
„ 13. Bruchstück des Beckens.
„ 14. Radius.
„ 15. Tibia.
„ 16. Oberarmknochen eines zweiten Nagers.
„ 17. Unterer Gelenktheil desselben.
„ 18. Bruckstück des Cubitus,
„ 19. des Radius.
„ 20. Astragalus.
„ 21. Calcaneus.
„ 22. Bruchstück des Unterkiefers.
„ 23. Schneidezahn.
„ 24. Unterer Schneidezahn eines Nagers.
„ 25, 26 u. 27. Erster oberer linker Backzahn eines Wiederkäuers.
„ 28 u. 29. Oberer Backzahn von Palaeomeryx minimus.
„ 30 — 35 Untere Backzähne.
„ 36. Unteres Ende des rechten Oberarmknochens.
„ 37 u. 38. Astragalus.
„ 39. Phalanx.
„ 40 Andeutung der natürlichen Grösse des Kieferbruchstücks.
„ 41 u. 42. Kieferbruchstück eines sehr kleinen Wiederkäuers.
„ 43 u. 44. Oberer Backzahn des Palaeotherium magnum von Neuhausen.
„ 45 u. 46. Sehr tief abgeriebener Schneidezahn von Frohnstetten.
„ 46. Kaufläche desselben, ebendaselbst.
„ 47 — 49. Unterer Schneidezahn desselben, von Neuhausen.
„ 50 — 52. Untere Backzähne desselben, ebendas.

Fig. 53 u. 54. Eckzahn eines unbekannten Säugethiers, Fig. 53 von der äusseren, Fig. 54 von der innern Seite, von Frohnstetten.

„ 55 u. 56. Derselbe Zahn vergrössert.

„ 57 u. 58. Bruchstück des Unterkiefers von Anoplotherium leporinum von Frohnstetten.

„ 58 a. Ein vergrösserter Zahn desselben.

„ 59. Vordere Phalanx eines Anoplotherium von Frohnstetten; Gelenkfläche desselben.

„ 60 u. 61. Eckzahn von Palaeotherium curtum. Fig. 61 äussere, Fig. 60 innere flache Seite der Krone, ebend.

„ 62. Bruchstück der rechten Oberkieferhälfte eines Wolfs von Langenbrunn.

„ 63 u. 64. Dazu gehöriger Eckzahn, Fig. 63 von der äusseren, Fig. 64 von der innern Seite.

„ 65. Oberarmknochen des Alpenmurmelthiers.

„ 66. Derselbe von Langenbrunn.

„ 67. Derselbe von Eppelsheim.

„ 68 u. 69. Derselbe von Aachen.

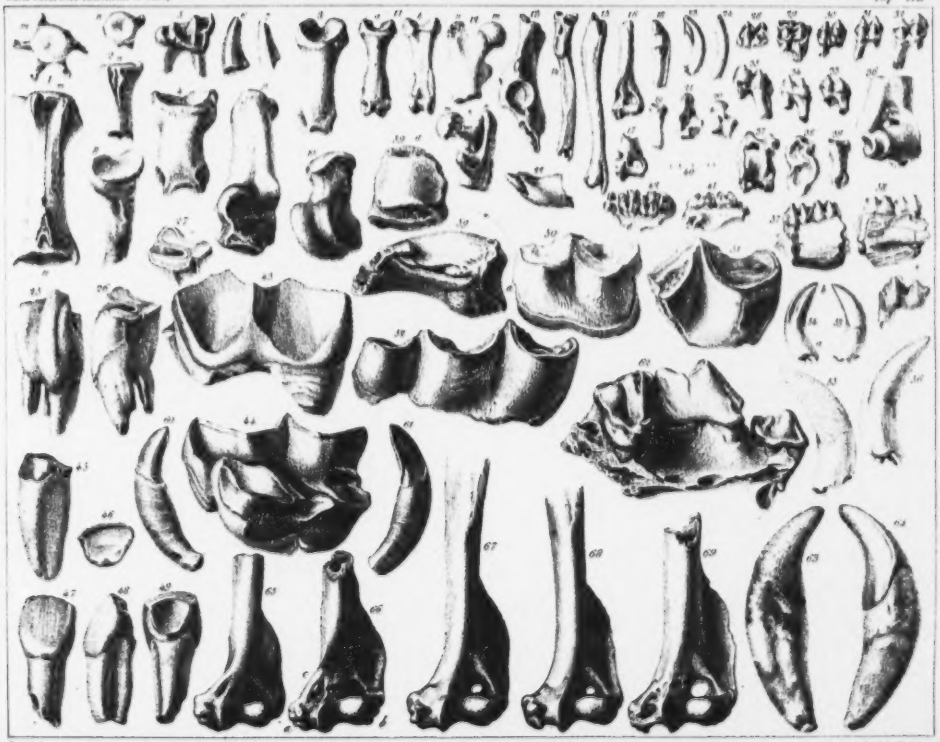

Bänke gesetzt, um mit ihnen in der vierten Lektion oder der zweiten Expositionsstunde die Sätze vornehmlich durchzumachen. Wo in der Repetitionsstunde ein minder verständliches Wort vorkommt, wird auf die vorbeschriebene Weise auf sein Verständniß hingeführt. Die erste Aufgabe ist also nach dieser neuen Methode, möglichst viele Wörter der fremden Sprache in ihren besondern Formen und Satzverhältnissen kennen zu lernen.

In der zweiten Expositionsstunde verfährt der Lehrer wie in der ersten; nur vermindert er die Wiederholungen, wenn er sieht, daß die Schüler sich mit dem Inhalt und der Aussprache schneller vertraut machen.

In der zweiten Construirstunde wird auf die gleiche Weise, wie in der ersten, verfahren, und der Lehrer fährt auch in den nachfolgenden Construirstunden so lange damit fort, bis die Schüler in der Auffindung dieser drei Satzverhältnisse die erforderliche Sicherheit besitzen. Da es nicht nach Stunden ermessen werden kann, wann bei allen Schülern diese Sicherheit gewonnen ist, so bleibt dies der Beobachtungsgabe des Lehrers überlassen. Doch kann er jetzt schon weiter fragen, ob das Prädikat ausdrücke, was das Subjekt sey, oder wie es sey, oder was es thue oder leide. Es wird gleich hier angegeben, in welcher Reihenfolge die logische Grammatik allmählig aus dem vorliegenden Text entwickelt werden dürfte. Drückt das Prädikat eine Gegenwart, Zukunft oder Vergangenheit, Wirklichkeit oder Gewißheit, eine bloße Möglichkeit oder Ungewißheit, eine nur angenommene Wirklichkeit oder Gewißheit, eine Nothwendigkeit der Handlung aus? Sind die einzelnen Wörter des Satzes Begriffswörter oder Formwörter, d. h. drücken sie bestimmte Vorstellungen von Gegenständen, Eigenschaften oder Thätigkeiten der Gegenstände, oder bloße Beziehungen dieser Begriffswörter auf einander aus? Ist das Subjekt ein logisches oder ein grammatisches, d. h. kann darunter ein bestimmter Gegenstand gedacht werden oder nicht? Drückt das Subjekt einen oder mehrere Gegenstände aus? drückt es die sprechende, angesprochene, oder die besprochene Person oder Sache aus? Ist das attributive Satzverhältniß durch ein beigefügtes Begriffswort oder Formwort, durch ein Substantiv, Adjektiv oder Pronomen entstanden? Ist die Beziehung der beiden Begriffe durch die Flexion oder durch ein Formwort

2. Negative artesische Brunnen

(absorbirende Bohrbrunnen) im Molassen- und Juragebirge, zur Ableitung des Wassers aus den Gräflich von Maldeghem'schen Lagerbierkellern in Stetten ob Lonthal.

Ausgeführt und mitgetheilt vom Ingenieur und Geologen
Dr. Bruckmann.

(Mit einem Situationsplan auf Tafel IV.)

Die Idee, durch Bergbohrungen Schichten zu erreichen, mittelst welcher versumpfte Grundstücke, zum Theil auch Teiche und Seen trocken gelegt, überhaupt lästige Wässer permanent entfernt werden können, ist keine ganz neue; mein nunmehr verstorbener Vater hat schon in den 1820ger Jahren diesen Gegenstand ins Auge gefasst, A. Chevalier berichtet im Jahre 1835 in dem Journal des connaissances usuelles über die Ableitung übelriechender und für die Gesundheit nachtheiliger Flüssigkeiten in unterirdische Wasserströmungen, und J. Degousée liefert in seinem „Guide du sondeur" etc. (Paris, 1847) eine Abhandlung über Senkbrunnen und ihren Nutzen; — allein die Anlegung absorbirender Bohrbrunnen oder Bohrlöcher wurde bei Weitem nicht so häufig realisirt, als die Etablirung artesischer Brunnen, *) obgleich sich manche Gebirgsformationen und Lokalitäten trefflich zur Ausführung wasserabführender Bohrlöcher

*) Mein „Wegweiser durch den Berg- und Brunnenbohrwald" Darmstadt, 1852, Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus — enthält das Wesentlichste der Literatur über artesische Brunnen u. s. w. mit kritischen Bemerkungen.

eignen. Wie manche nutzlose Bohrversuche auf Springquellen wurden schon in hochliegenden Gegenden und in klüftigen Formationen aus Mangel an Sachkenntniss unternommen, so dass man die Summen bedauern muss, welche auf derartige Werke verwendet worden sind, weil man statt Steigwasser zu erhalten, nicht selten absorbirende Schichten erschrotet hat, die das hin und wieder im oberen Terraine erbohrte Wasser verschlungen und in die Tiefe geführt haben!

Als ich die artesischen Brunnen in Baiern eingeführt hatte, wurde ich u. A. nach Gösweinstein im K. Landgerichte Pottenstein berufen, weil man beabsichtigte, daselbst eine Bohrung auf Springquellen vorzunehmen; ich rieth von dem Unternehmen ab, indem ich die Unmöglichkeit des Gelingens nachwies; — Gösweinstein hat ungefähr eine Lage wie unser romantischer Lichtenstein, die vorherrschende Formation ist, wie dort klüftiger Korallenkalk und am Fusse des Berges in der Thalsohle entspringen äusserst mächtige Süsswasserquellen, analog dem Ursprunge der Echatz unweit Honau bei Lichtenstein, des Blautopfes bei Blaubeuren, der Brenz bei Königsbronn u. s. w. Aehnlichen Verhältnissen begegnete ich s. Z. in dem auf oberem Muschelkalke ruhenden hochliegenden Rottenburg an der Tauber und a. a. O., wo ich mich natürlich gleichfalls gegen das Gelingen artesischer Brunnen aussprechen musste.

Es wäre in solchen Fällen Thorheit, ja den Unternehmern gegenüber gewissenlos gewesen, wenn ich auch nur einige Hoffnung ausgesprochen hätte, dass Bohrungen auf Springquellen gelingen werden; die dort verhandenen tiefer liegenden mächtigen Quellausbrüche sind die Resultate der auf den Plateau's der Umgegend sich condensirenden, niederschlagenden und infiltrirenden Hydrometeore, welche in den Klüften des Gesteins, so tief niedersinken, bis sie auf ein Hinderniss — eine wasserhaltige Basis — stossen, die ihrem noch tieferen Eindringen ein Ziel setzt und sie zum natürlichen Ausbruche nöthiget; das Gebirge selbst ist demnach vom Plateau bis zur Thalsohle abgezapft.

Wie unter solchen Verhältnissen, d. h. in Formationen und Lagen, in welchen das Gelingen artesischer Brunnen unmöglich

ist, dennoch Trinkwasser beigeschafft werden kann (Anlegung gebohrter Pump- oder Schöpfbrunnen auf Hochebenen und Bergen, *) oder je nach Umständen in den oberen oft jüngeren Terrainsschichten Schachtabteufungen, Etablirung von Brunnenstuben, Eintreibung von Stollen u. s. w.) gehört nicht in den Bereich der gegenwärtigen Schilderungen; es mögen in diesem Betrachte meine bisher veröffentlichten Schriften nachgelesen und meine praktischen Werke kennen gelernt werden.

Wenn nun aber z. B. unmittelbar im klüftigen oberen Jurakalke (Korallenkalke) und unter gewissen Localverhältnissen keine Springquellen erbohrt werden können, so ist er, abgesehen von seiner technischen Verwendung, dennoch zu etwas Weiterem nütze, nämlich zur dauernden Ableitung lästiger Wässer, welche sich in dem zuweilen auf ihm abgelagerten jüngeren, thonigen und mergeligen Terraine ansammeln.

In Nachstehendem werde ich nun nach einigen vorangeschickten Vorerinnerungen zwei gelungene negative artesische Brunnen schildern, die ich kürzlich mit meinem eigenen Bergbohrapparate ausgeführt habe.

Seine Excellenz der Herr Graf von Maldeghem, Grundherr von Niederstotzingen etc. beabsichtigte im Spätjahre 1852 in seinem Schlossgarten zu Niederstotzingen einen artesischen Brunnen anlegen zu lassen, nachdem eine frühere von einem Anderen daselbst auf Springwasser vorgenommene Bohrung gänzlich fehlgeschlagen hatte; Hochderselbe wünschte vor allen Dingen den Rath eines geprüften und erfahrenen Sachkundigen zu vernehmen und hat mich auf eine freundliche Empfehlung des hochgeehrten Herrn Bergraths von Schübler in Stuttgart hin eingeladen, von Darmstadt aus, wo ich mich gerade aufhielt, nach Niederstotzingen zu reisen, um die nöthigen geognostisch-hydrographischen Voruntersuchungen vorzunehmen, die ich in Gegenwart des Herrn Grafen vollführte. Leider konnte ich keine

*) S. z. B. den Bericht an die Gesellschaft für Bohrung artesischer Brunnen im Herzogthum Altenburg, nebst drei von mir ausgestellten, die geognostischen Verhältnisse dieses Landes und besonders die Bohrversuche auf Wasser betreffenden Relationen. Altenburg, gedruckt in der Hofbuchdruckerei. 1833.

Hoffnung des Gelingens geben, denn der etwas erhöhte Schlossgarten, obgleich mit geringmächtigen miocenen Süsswasser- und Molassemergeln bedeckt, hat den klüftigen und wasserabführenden Korallenkalk *) zur Basis, und ich habe desshalb auf das Entschiedenste von der Ausführung abgerathen. Um indessen für den Schlossgarten dennoch das gewünschte fliessende Wasser zur Speisung eines Teiches, was die Hauptabsicht war, zu erhalten, bezeichnete ich in dem rückwärts und nördlich ansteigenden Molassehügel, **) an welchem ohnehin einige gefasste Quellen liegen, zwei Stellen, wo Brunnenstuben mit gutem Erfolge angelegt werden könnten, von welchen das Wasser aus geringer Entfernung, in Röhren nach dem Schlossgarten zu leiten wäre. Diese Ausführung steht zwar noch zu erwarten, allein ihr Gelingen hat noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als dies bei meiner im Jahre 1836 auf der Königlichen Hofdomäne Zwirtemberg angelegten Brunnenstube ***) der Fall war, welche dennoch dem Zwecke vollkommen entsprach, indem sie viel gutes Wasser aus unbeträchtlicher Entfernung nach dem Hofgute führt.

Herr Graf von Maldeghem geleitete mich auch nach dem eine halbe Stunde von Niederstotzingen entfernten und höher gelegenen Dorfe Stetten ob Lonthal, wo Er u. A. eine grosse Bierbrauerei besitzt, deren ausgezeichneter Stoff in hohem

---

*) Derselbe ist an etlichen Stellen auch von mergeligem Portlanderkalke überlagert, welchen Quenstedt mit dem lithographischen Kalke parallelisirt und Krebsscheerenkalk nennt.

**) Bekannt ist diese Lokalität wegen ihres Petrefaktenreichthums; die Bivalven kommen zwar äusserst selten doppelschalig vor und von Cardien und Cythereen fand ich nur Steinkerne; zum Theil schön erhalten sind daselbst: *Ostrea longirostris Lmrk.* sehr häufig: *O. cyathula Lmrk.; O. flabellula Lmrk.; O. mutabilis Desh.; Pecten crassicostatus Dkr.; P. Hermannseni Dkr.*

***) Vergl. S. 10 meiner neueren Schrift: „Der wasserreiche artesische Brunnen im alpinischen Diluvium des oberschwäbischen Hochlandes zu Isny, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Hinsicht. Nebst einem Beitrage zur Kenntniss der Diluvialgerölle der Bodenseegegend. Mit einer lith. Gebirgsdurchschnittszeichnung. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Druckerei. 1851."

Grade labend und unter dem Namen „Stotzinger Bier" im ganzen Lande vortheilhaft bekannt ist.

In Stetten angekommen, machte mich der Herr Graf auf den fatalen Umstand aufmerksam, dass in seine beiden grossen Lagerbierkeller immerwährend Wasser eindringe, welches in kurzen Intervallen auf zeitraubende und kostspielige Weise theils ausgepumpt, theils in Fässern ausgehoben werden müsse, und noch anderweitige nicht unbedeutende Nachtheile verursache, — Nachtheile, die alle nassen Bierkeller in sich vereinigen.

Es ist wesentlich und von Wichtigkeit, auf den durch Erfahrung ermittelten Umstand aufmerksam zu machen, dass sich in einem Wasser-führenden Keller Schimmel an den Fässern ansetzt, was die Festigkeit des Holzes nach und nach beeinträchtiget; dass hölzerne Reife mürbe werden, zerbrechen und abfallen; — durch das Eindringen von Wasser in Kellerräume wird ferner die Temperatur in denselben erhöhet, *) was in doppelter Beziehung verderblich auf das Bier einwirkt, denn

1) zehrt die Ausdünstung des Wassers an der Qualität des Biers, wodurch es krank wird, seine Haltbarkeit verliert und umschlägt, d. h. trübe wird;

2) soll in einem Lagerbierkeller im Sommer keine höhere Temperatur als + 5 bis 6° Reaum. herrschen, während sie in einem Winterbierkeller nöthigen Falles auf 8 bis 10° steigen darf, um dem Bier noch keinen Schaden zuzufügen; — öffnet

*) Bekannt ist die von meinem Vater in den 1820ger Jahren entdeckte Nutzanwendung des Wassers der artesischen Brunnen zur Erwärmung von Arbeitssälen und gänzlichen Freihaltung der Wasserräder vom Eise; s. S. 26—63 unseres Werkes: „Vollständige Anleitung zur Anlage, Fertigung und neueren Nutzanwendung der gebohrten oder sogenannten artesischen Brunnen. Grösstentheils auf eigene Erfahrung gegründet und für die praktische Ausführung bearbeitet. Mit neun Steintafeln. Zweite Auflage. Heilbronn am Neckar, J. D. Class'sche Buchhandlung. 1838." Es ist in dieser Abhandlung auch darauf aufmerksam gemacht, dass mittelst des Wassers von artesischen Brunnen Gewächshäuser erwärmt und Wintergärten angelegt werden können, und dass man umgekehrt das Wasser in Teichen und Seen im Sommer, wenn es zu warm ist, abkühlen kann, um das Absterben der Fische zu verhindern, wenn man Bohrbrunnenwasser in erstere strömen lässt, u. s. w.

man ja doch im Winter die Luftlöcher der Lagerbierkeller, um ihre Temperatur wo möglich auf Null zu bringen, oder wie sich die Brauer auszudrücken pflegen, um die Keller ausfrieren zu lassen!

Die sogenannte und den Fässern immer in hohem Grade nachtheilige, ja das Fassholz nach und nach zerstörende Trockenfäule (Schwamm) bildet sich leicht in jedem zu warmen, wenn auch trockenen Keller, selbst wenn die Fassdauben aus ganz gesundem Holze bestehen, übrigens kann sie durch Luftzug bei geeigneter Temperatur, in den meisten Fällen und Terrainsarten verhindert werden. In letzterem Betrachte kam mir in meiner Praxis einmal ein so interessanter Fall vor, dass er einer kurzen Mittheilung werth ist.

Nicht weit von Constanz, am Ufer des Bodensee's (Ueberlinger See's) war ein ausgedehnter Lagerbierkeller — Felsenkeller — in lockerer trockener Molasse ausgehauen, welcher in der ersten Zeit seiner Existenz zu den besten Kellern der Umgegend gehörte; bald aber machte der Eigenthümer S. desselben — er hat sich seit etlichen Jahren mit vielem Glücke als Brauer in Nordamerika etablirt — die unerfreuliche Wahrnehmung, dass sich die Trockenfäule an den Fässern einzustellen begann, und da ich in dieser Periode (in den 1840ger Jahren) in Constanz als Stadtbaumeister und Lehrer an der dortigen Gewerbeschule lebte, so wurde ich von ihm angegangen, die Sache zu untersuchen und dem grossen Uebelstande wo möglich abzuhelfen, denn die Zerstörungen der Trockenfäule sind bekannt. Ich begab mich mit dem Eigenthümer an Ort und Stelle; auf der Nordseite des Kellereinganges waren am Boden links und rechts zwei Luftlöcher angebracht, welche nach Belieben geöffnet und geschlossen werden konnten; in der Mitte des frei aus dem Sandfelsen (Molasse) gehauenen Kellergewölbes befand sich ein weiter Luftschlauch, der, wie mir vorgegeben worden, bis über Tag reiche, nämlich in's freie Ackerfeld ausmünde. Gleich beim Eintritte in diesen Felsenkeller fiel mir die dumpfe Luft auf, welche in demselben herrschte; die Luftlöcher der Nordseite waren geöffnet, wir hatten Fackeln, Lichter bei uns, aber nicht die geringste Bewegung der Flammen war wahrzunehmen, — kein Luftzug im ganzen grossen Kellerraume!

Diese Wahrnehmung liess mich sogleich vermuthen, dass der obere Luftschlauch gänzlich verstopft sein werde; der Eigenthümer protestirte gegen meine Ansicht, erklärte sogar die Verstopfung für eine Unmöglichkeit, indem er bemerkte, dass der Schlauch oben auf dem freien Felde (Ackerlande) gehörig offen gehalten und verwahrt sei. Dessen ungeachtet bestand ich auf genauer Untersuchung dieses Luftschlauches; es wurden Leitern beigebracht, derselbe bestiegen, und was entdeckte ich? — der Schlauch war mit Dielenstücken dicht überdeckt und auf letztere eine Schichte Ackererde geworfen, über welche sogar der Pflug des Landmanns gegangen war, kurz er ist hermetisch verschlossen gewesen.

Nunmehr war das bisherige Räthsel zur vollsten Beruhigung des Eigenthümers gelöst, es wurde in Zukunft für Offenhaltung des Luftschlauchs Sorge getragen, die Trockenfäule verschwand, und der Felsenkeller gehörte von dieser Zeit an wieder zu den trefflichsten Etablissements dieser Art.

Der Herr Graf von Maldeghem, die Vortheile trockener und die Nachtheile nasser Kellerräume wohl erwägend, stellte an mich die Anfrage, ob wohl das in seine beiden Bierkeller dringende lästige Wasser auf irgend eine dauernde Weise entfernt werden könnte? — eine Frage, die ich mit „ja" beantwortete, indem ich die Anlegung absorbirender Bohrbrunnen vor denselben vorschlug, und nachdem ich mich über die Wahrscheinlichkeit des Gelingens der letzteren in einer Relation ausgesprochen hatte, wurde ich ersucht, zur Ausführung zu schreiten.

Bevor ich die ausgeführten und gelungenen Bohrwerke selbst schildere, soll eine geognostische und hydrographische Beschreibung von Stetten nach Massgabe meiner eigenen Beobachtungen vorangehen.

Stetten ob Lonthal, ein katholisches Pfarrdorf mit 350 Einwohnern im hochgelegenen K. Oberamtsbezirke Ulm, gehört im Allgemeinen der südlichen sanften Abdachung der jurassischen rauhen Alp an, und es breitet sich in geringer Entfernung das Gebiet der Donau, vorherrschend daselbst eine Riedebene, gegen Bayern hin aus; in der Nähe befindet sich das tiefer gelegene ziemlich schmale Lonthal, von einem Flüsschen, der Lone, auch

Lontel genannt, durchschlängelt, welches den Oberamtsbezirk von Westen nach Osten durchzieht. Im Einzelnen liegt der Ort theils am westlichen terrassenförmigen Abhange der sogenannten Gemeinde (einer Hügelansteigung), theils in einem engen Thälchen, von welchem aus sich in westlicher Richtung der höhere Stumpbau, weiter hinten aber der schon ziemlich hoch gelegene Alport Bissingen erhebt; gegen Osten geht die Ansteigung der sogenannten Gemeinde, — des Hügels, auf dessen Rande die beiden Gräflichen Lagerbierkeller stehen — in das Plateau eines Tannenwaldes über, dessen Terrain sich mit geringer Ansteigung, etwa 25 Fuss, allmählig in das sogenannte Sandfeld — die schon berührte Niederstotzinger Molasse — verliert; letztere Lokalität, eine halbe Stunde nördlich von Niederstotzingen, liegt 1855 württemb. Fuss über dem Meere und gegen 200 Fuss über der nachbarlichen Donau, so dass die Meereshöhe der fraglichen Sommerbierkeller annähernd zu 1830 Fuss angenommen werden darf.

Gegen Süden zieht sich das Ortsthälchen zuerst steigend, dann fallend zwischen Asselfingen und Oberstotzingen hin, und verflächt sich mit dem übrigen Terraine sanft gegen die Donauebene; gegen Norden fällt das enge Thal in der sogenannten Wiese unter dem Schlosse und dem Niederfelde allmählig nach dem Lonthale ab.

Vom nördlichen Ende des Ortes aus zieht sich in östlicher Richtung ein schmales Thälchen — Reitschule und Brunnenwiese — muldenförmig eine Viertelstunde bis zum Sparrenwalde aufwärts und geht nach und nach in das Plateau des Sandfeldes über, wo, wie wir bereits wissen, die Niederstotzinger (Meeres-) Molasse mit ihren grossen Ostraciten etc. abgelagert ist; begeht man dieses Thälchen vom Orte aus in aufsteigender Richtung, so finden wir es rechts (südlich) vom Tannenwalde, links (nördlich) aber vom Stehberge, Büschelesberge u. s. w. begrenzt, die sich weiter oben sämmtlich in das Sandfeld verlaufen.

Am Fusse des Stehberges und eine kleine Strecke weit auch an dem des Tannenwaldes steht harter klüftiger Korallenkalk zu Tage an; dasselbe Gestein beisst am westlichen und nördlichen Fusse der sogenannten Gemeinde (des Hügels) aus, und man

sieht es am nördlichen Abhange theilweise auch von festem mit Mergeln wechsellagerndem Portlandkalke überdeckt; die mittlere Abtheilung dieses Hügels, auf welchem die Bohrversuche unternommen worden, ist aus Süsswassergebilden und die obere aus Meeresmolasse constituirt, welch' letztere sich vom Sandfelde aus in geringer Mächtigkeit noch hierher erstreckt. Im Uebrigen bestehen die Hügel und Berge der Umgegend vorherrschend aus Korallenkalk, welcher z. B. in dem grossen Steinbruche des nahen Oberstotzingen, von Portlandstein überlagert, schön aufgeschlossen ist, zuweilen auch, wie bei Schnaitheim, oolithisch wird, und ausser den bekannten bezeichnenden Versteinerungen (ich selbst fand bei Oberstotzingen *Astraea alveolata Goldf.*, *Terebratula biplicata Sow.*, *T. difformis Lmrk.*, Pecten- und Nerinea-species) Hornsteinnieren, Quarz- und Chalcedondrusen einschliesst.

Der vorherrschende Charakter des Korallenkalkes der ganzen Umgegend, welcher weissliche, grauliche und gelbliche, seltener aber röthliche*) Färbung zeigt und zuweilen Kalkspathadern enthält, ist: ungemeine Härte, starke irreguläre Zerklüftung, Höhlenbildung und Erdfälle. Im tieferen Theile des Dorfes Stetten selbst sind in und bei der Ziegelhütte sogenannte Erdfälle (nach meiner Wahrnehmung Klüfte im Korallenkalk) bekannt, in denen sich theils beiströmendes Regenwasser theils absichtlich eingegossenes Wasser niederstürzt, um für immer zu verschwinden und sich wahrscheinlich mit dem Quellensysteme des noch tiefer liegenden Lonthales zu vereinigen. Unter den grösseren Höhlen in diesem Kalke zeichnet sich der sogenannte hohle Stein und der Stadel auf Asselfinger Markung eine halbe Stunde von Stetten aus; aber auch näher beim Orte befindet sich in nordwestlicher Richtung eine niedere etwas ausgedehnte Höhle mit Stalaktitenbildungen, am sogenannten Vogelherde auf dem Wege nach Bissingen.

*) Bei der Kaltenburg finden sich gelbliche und röthliche marmorartig gefleckte Massen, sogen. wilder Marmor. Das Belvédère im Schlossgarten zu Niederstotzingen ist vorherrschend aus diesem Material erbaut.

bezeichnet? Iſt das objektive Satzverhältniß ergänzend oder (bloß) beſtimmend, das heißt, drückt das Prädikat ohne das Objekt einen vollſtändigen (wenn auch andern) Sinn aus oder nicht? Wird die Beziehung des Objekts auf das Prädikat durch Flexion oder durch Formwörter ausgedrückt? Iſt der Satz vollkommen oder verkürzt, vollſtändig oder zuſammengezogen? Iſt der verkürzte Satz ein Appoſitionsſatz, Infinitivſatz, Supinſatz, Partizipialſatz, Gerundivſatz? Sind die Sätze grammatiſch (d. h. durch beſondere Wörter) oder logiſch (d. h. bloß dem Sinne nach) mit einander verbunden? Iſt der Satz x ein Hauptſatz oder Nebenſatz, d. h. vertritt er die Stelle eines Satztheils von einem vorhergehenden Satze oder nicht? Iſt der Nebenſatz ein Subjektſatz, Attributſatz, Objektſatz, d. h. aus einem Subjekt, Attribut, Objekt entſtanden, oder iſt es ein Modusſatz oder Tonſatz, dient er bloß dazu, um den Modus des Prädikats zu bezeichnen, oder ein Satzglied des andern Satzes mehr hervorzuheben? (Opus est, oportet, licet, il faut, bisogna, es menester, χρή, δεῖ, ἔξεστι, c'est mon ami, qui a dit cela.) Iſt der Objektſatz ein Ergänzungsſatz oder ein (bloßer) Beſtimmungsſatz des Orts, der Zeit, der Art und Weiſe, des Grunds oder der Wirkung von dem Prädikat des Hauptſatzes?

Dieſe logiſche Conſtruction muß jedoch nicht mit jedem Satze vorgenommen werden, ſondern nur mit ſolchen, bei deren Verſtändniß die Schüler ſelbſt einige Schwierigkeit finden, oder der Lehrer eine ſolche glaubt vorausſetzen zu müſſen. Erſt wenn die Schüler von allen Satzverhältniſſen die ſtrengſte Rechenſchaft geben können, darf man annehmen, daß ſie derſelben vollkommen mächtig ſind. Die gewöhnlichen Prüfungen, bei denen man durch das bloße Exponiren und durch Abfragung dieſer oder jener Regel auf die geiſtige Fähigkeit des Geprüften ſchließen will, täuſchen nur zu oft, da gerade die Schwächeren die eingeübte Ueberſetzung des Lehrers oft am getreueſten und unveränderteſten wieder geben. Doch wir kehren zu der Eintheilung der urſprünglichen Lektionen zurück.

In der zweiten Repetirſtunde, d. h. in der ſechsten Lektion, wird wieder neben der Repetition über den Sinn einzelner minder verſtändlichen Wörter oder Conſtructionen katechiſirt, und wenn die Zeit reicht, auch noch ein Theil des vorletzten Penſums durchrepetirt. In den Repetitionsſtunden wird unabänderlich auf

Am nördlichen Ende von Stetten liegt das Gräfliche Schloss, die Kirche, das Bräuhaus, romantisch auf einem steil nach dem Thale, — der Wiese — abstürzenden Korallenfels.

Das Gefälle der sogenannten Gemeinde, deren Meereshöhe wir zu 1830 Fuss angegeben haben, beträgt, von den Lagerbierkellern an in westlicher Richtung gemessen, bei einer horizontalen Ausdehnung von 700 Fuss bis zum Schulhause 70 Fuss; es findet aber von dort aus noch ein weiteres Abfallen des Terrains im Orte nach der Ziegelhütte u. s. w. überhaupt bis zum eigentlichen Ortsthälchen statt. Der Korallenkalk umgibt den westlichen und nördlichen Fuss des Gemeindehügels gürtelförmig, er fällt in der Richtung von Südwest nach Nordost in flachem Winkel jedoch divergirend ein, und die Molasse sammt ihren untergeordneten Süsswasserbildungen scheint sich an ihm angestaut zu haben; in dem Bohrloche vor dem neuen Bierkeller z. B. wurde er erst bei 76 Fuss 1 Zoll 8 Lin. erreicht, während er am Fusse der sogenannten Gemeinde höher aufsteigt.

Die Plateau's und Bergabhänge der nächsten Umgebung von Stetten sind mit ausgedehnten Eichenwäldern, seltener mit Buchen und Tannen bedeckt; der vorhandene Waldwuchs bedingt jedenfalls die Niederschlagung und Infiltrirung einer Masse von Wasserdünsten (Hydrometeoren), und diesem Umstande schreibe ich das Vorhandensein der Quellen zu, welche sich in den oberen und jüngeren Terrainsschichten bei Stetten bewegen, wie sogleich näher gezeigt werden wird; auch das lästige Eindringen von Sickerwasser in beide Bierkeller hat in dieser Grundursache seinen Sitz. Welch' mächtigen Einfluss die Wälder auf Quellenbildungen ausüben und welch' nachtheilige Einwirkung das Ausrotten und Vertilgen der Wälder auf die Quellen äussert, hierüber habe ich in meinen Schriften schlagende Beweise beigebracht, auf die ich der Kürze halber verweise; man hüte sich indessen bei solchen Betrachtungen unorganische Quellen mit organischen *) zu verwechseln, da letztere von den Ve-

*) Meine anfängliche Auffassung von unorganischen und organischen Quellen ist in meinem Anhange der deutschen Ausgabe von „Viollet's Theorie der artesischen Brunnen etc." aufgezeichnet.

getationsverhältnissen und den Hydrometeoren einer Gegend gänzlich unabhängig sind.

Stetten erfreut sich einer Wohlthat, deren wenige Alporte theilhaftig sind, nämlich eines reinen, gesunden und reichlich fliessenden Trinkwassers. Von fünf durch Brunnenstuben gefasste Quellen, welche dem Orte und dem Gräflichen Bräuhause mittelst einer Röhrenfahrt das Wasser zuführen, liegen vier nahe am neuen Lagerbierkeller, am nördlichen Saume des dortigen Tannenwaldes, und zwar um Weniges tiefer, als die obere Bodenfläche des Kellers. Diese Quellen entspringen sämmtlich aus Molasseschichten zwischen Sandstein und Mergel und führen zuweilen Sand mit, den sie absetzen. Etwas weiter oben ist der Teichelweiher, welcher durch kleine Quellen gespeist wird, die gleichfalls aus Molasseschichten nördlich eindringen; dieser Teichelweiher dient, abgesehen von Aufbewahrung hölzerner Wasserleitungsröhren, als Wasserbehälter für den Fall einer Feuersbrunst im Dorfe. Zehn Minuten in nordöstlicher Richtung vom neuen Keller entfernt, entspringt die Schlossfeldquelle im sogenannten Büschelesteich aus gleicher Formation, ist, in einer Brunnenstube gefasst, durch Röhren mit den übrigen vereiniget und liegt so ziemlich in gleicher Höhe mit diesem Sommerbierkeller.

Das Abwasser der Brunnen von Stetten und des Teichelweihers schlängelt sich durch das Niederfelder Thälchen dem Lonthale zu; sonst findet sich zunächst beim Orte, die Lone im Lonthale ausgenommen, kein fliessendes Wasser.

Diese Quellen bilden ein eigenes System, indem sie alle aus der Grenzscheide der Molasse und der sie begleitenden Süsswasserkalkformation hervortreten und in gar keinem Zusammenhange mit dem den Untergrund, das Liegende bildenden Juragebirge stehen. Die gegen mich ausgesprochene Befürchtung, „es könnten vielleicht durch meine Bohrungen die fraglichen Quellen in ihrem Quantum beeinträchtigt werden oder wohl gar versiegen", konnte ich zum Voraus auf beruhigende Weise annulliren und wie die Erfahrung gelehrt hat, mit dem vollsten Rechte. Es würde mich zu weit führen, diesen Gegenstand hier specieller in's Auge zu fassen und durch Profile zu erläutern,

ich kann mich jedoch der Andeutung nicht enthalten, dass es bei projektirten Wassergewinnungen unter gewissen geologischen Verhältnissen in mehreren Fällen sehr zu rathen ist, sich nur in den oberen Terrainsschichten zu bewegen, statt in grössere Tiefe niederzugehen.

Nun zur Schilderung der absorbirenden Bohrbrunnen.

Beiliegender Situationsplan (Taf. IV.) macht die Lage der beiden Gräflichen Lagerbierkeller deutlich, wovon der alte im Jahre 1832, der neue aber 1834 erbaut worden war; sie stehen am oberen Rande der sogenannten Gemeinde, wo das Plateau des Tannenwaldes beginnt, und zwar bei einer Meereshöhe von 1830′, wie wir wissen, 70′ über der Bodenfläche des Schulhauses in Stetten erhaben, und in horizontaler Richtung 700′ von demselben entfernt. Das lästige und permanente Eindringen des Sickerwassers in die Kellerräume fand von der Ostseite des Tannenwaldes her statt, während von Westen aus gar keine Wassereinsickerung wahrgenommen werden konnte, und an den Süd- und Nordseiten der Keller kaum Spuren zu entdecken waren. Unter diesen Verhältnissen hielt ich es für das Zweckmässigste, das Sickerwasser durch eine östlich gelegte Schachtabteufung ausserhalb des neuen Bierkellers abzuschneiden und abzufangen, bevor ich mit Niedertreibung des Bohrloches begann, in welchem das Wasser sich niederstürzen und versenken sollte. Am 27ten September 1852 traf ich Behufs der Ausführung der beabsichtigten Werke in Stetten ein, nachdem mein Bergbohrapparat bereits daselbst angelangt war, und ertheilte sogleich die nöthigen Instruktionen zu den Vorarbeiten. Obgleich die Bohrung im alten Sommerbierkeller während der Schachtabteufung am neuen Keller vollführt wurde, so finde ich doch für gut, die Ausführung beim neuen Lagerbierkeller in der Beschreibung voranzustellen, indem sie die wesentlichere und wichtigere ist.

Absorbirender Bohrbrunnen am neuen Lagerbierkeller.

Sechs Fuss von der östlichen 27′ 3″ hohen Schildmauer desselben entfernt und in ihrer Mittelrichtung wurde ein im

SITUATIONSPLAN

der

Civilliche von Waldeghem'schen Lagerbier-keller zu Retten ob Lanthal.

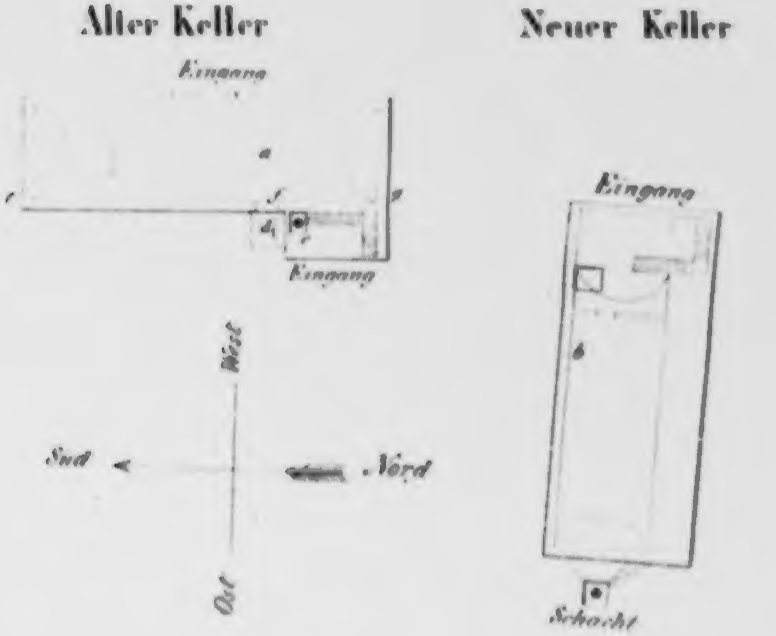

TANNENWALD

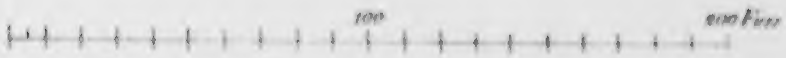

Dr Bruckmann sc. et fec.

Lichte allewege 6′ weiter Schacht, 33′ tief auf ganz solide Weise abgeteuft*), um die hohe und nahe liegende Schildmauer in ihrer Festigkeit nicht zu beeinträchtigen; die Sohle des Schachtes kam also nahezu 6′ unter den Kellerboden zu liegen. Eine Aufzeichnung der durchsunkenen Schichten wird weiter hinten folgen und ich führe hier nur vorläufig an, dass bei 19′ Tiefe das erste von Osten her eindringende Sickerwasser entdeckt wurde, welches sich mit Zunahme der Teufe vermehrte; das Wasser träufelte aber nur zwischen 19 und 25′ Tiefe aus einer Süsswassermergel-Ablagerung hervor, während das Gebirge weiter oben und weiter unten sich trocken zeigte. Nachdem über 20′ tief niedergegangen war, sammelten sich über Nacht gewöhnlich 45 bis 78 Kubik-Fuss Wasser im Schachte an, welches jeweils ausgehoben werden musste, um die Schachtabteufung fortsetzen zu können; später verringerte sich dieses Quantum auf 13 Kubik-Fuss 101 Kubik-Zoll, und in der Nacht vom $\frac{29}{30}$. Oktober, nachdem der Schacht bei 33′ Tiefe schon vollendet und auf seiner Sohle eine Sammelgrube angelegt war, waren nur 9 Kub.-Fuss Wasser in ihn gedrungen, ein Mass, das sich fernerhin ziemlich constant blieb und sich später nur durch anhaltende und heftige Regengüsse vermehrte, an welchen das Spätjahr 1852 bekannter Massen sehr reich war.

Die auffallende Abnahme des Wassers gab anfänglich der Vermuthung Raum, als hätten die unten abgelagerten Süsswassermergel bereits die Eigenschaft, einen Theil des Wassers zu absorbiren; allein diese Ansicht bestätigte sich nicht, die fraglichen Thonmergel waren dicht und nicht im mindesten sandig, und ich erkläre den Grund dieser Erscheinung auf folgende einfache Weise.

Durch meine Schachtabteufung wurde dem östlich eindringenden Sickerwasser zuvörderst der Lebensnerv abgeschnitten; der rückwärts liegende Terrainsklotz des Tannenwaldes war von 19 bis 25′ Tiefe satt mit Wasser angeschwängert, welches an

*) Im Allgemeinen nach Massgabe meiner Abhandlung auf S. 61—72 in: „Vollständige Anleitung zur Anlage etc. der artesischen Brunnen. Zweite Auflage. Heilbronn am Neckar, J. D. Classische Buchhandlung, 1838.“

der Schildmauer des Kellers einen, wenn auch nicht ganz dicht geschlossenen Damm fand. Anfangs konnte sich nun das Wasser in seinem vollsten Quantum in den Schacht ergiessen, weil die Terrainsmasse auf 6′ Weite schnell und senkrecht durch den Schachtbau entblösst worden ist, dieses Sickerwasser musste sich aber nach und nach und so lange bei anhaltender Entleerung oder Abzapfung der betreffenden Schichte vermindern, bis ein normaler Beharrungszustand im Laufe der Zeit eintreten konnte.

Schon während der Abteufung des Schachtes und namentlich als mit ihm unter die Tiefe des Kellerbodens niedergekommen war, gewahrte man eine Abnahme des Wassers im Keller, welches sonst immer durch die Fugen der Schildmauer an verschiedenen Stellen eindrang, in die bei b angebrachte Grube lief und von dort sehr häufig ausgepumpt werden musste. Mehrere früher nasse Stellen dieser Schildmauer fingen bereits zu trocknen an, während das eindringende Wasser bisher den Mörtel theilweise wegspülte und offenbar der Festigkeit des Mauerwerkes schadete.

Mit dem Bohren wurde jetzt auf der Sohle der unten im Schachte eingehauenen Sammelgrube begonnen und zwar in Thonmergeln der Süsswasserkalkformation, die viele Jurakalkgerölle einschlossen; ich wollte dieses zum Nachstürzen sehr geneigte Terrain sachgerecht mittelst Abtreibens hölzerner Bohrteucher durchsenken, allein der dazu benöthigte eiserne Röhrenschuh, wozu ich Zeichnung und Detailvorschrift gegeben, verunglückte leider zum zweiten Male in einem nachbarlichen Grosshammerwerke, und ich konnte mich der Zeitersparniss halber in diesem Falle nicht mehr an die von mir S. 21 meiner neueren Schrift *) citirte und bewährte Quelle halten. In dieser nicht geringen Verlegenheit setzte ich die Holzröhren ohne Schuh stumpf auf das Terrain, und da ich sie dem zu Folge nicht niedertreiben konnte, so fing ich mit der Bohrung auf gut Glück um so eher an, als ich ohnehin vorhatte, das Bohrloch nach seiner Vollendung noch mit Metallröhren zu schützen.

Ich will den Leser nicht durch technische Details ermüden;

*) Der wasserreiche artesische Brunnen zu Issy etc. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung 1851.

kurz gesagt: die während der möglichst beschleunigten Bohrarbeiten in dem vier Decimalzoll weiten Bohrloche vorgekommenen Terrainsnachstürze wurden jeweils schnell gewältiget, das Wasser im Schachte, welches im Verlaufe des Bohrens nicht mehr zu Tage gefördert wurde, sammelte sich ziemlich mächtig und stieg, wie zu erwarten war, allmählig so hoch an, dass es selbst wieder durch die Schildmauer auf den Boden des Kellers drang.

Als am 26. November früh fünf Uhr von Tag (von der Hängebank des Schachtes) an eine Tiefe von 66′ 7″ 3‴ erreicht war, sank der Bohrer, den ich gerade eigenhändig dirigirte, schnell durch eine 3′ hohe mit Sand und Kalkgeröllen ausgefüllte Schichte nieder, und in demselben Augenblicke fing die *Wassersäule im Schachte niederzusinken an und verlor sich nach* und nach gänzlich aus selbigem mit abnehmender Geschwindigkeit, übrigens so, dass es in der Nacht vom $\frac{26}{27}$. Nov. vollständig aus dem Schachte verschwand. Dass das Wasser vom Schachte aus in das Bohrloch dringen konnte, hat seinen Grund darin, weil die Holzröhren vor ihrer Einsetzung absichtlich durchlöchert worden sind.

Nun hatten wir die gesuchte wasserabführende Schichte erbohrt, oder richtiger gesagt, sind einer unterirdischen Wasserströmung begegnet, welche das Schachtwasser, d. h. das eindringende Sickerwasser für immer verschlingt; es ist wesentlich zu bemerken, dass sich diese absorbirende Schichte, deren reale Durchschnittshöhe 3′ beträgt, auf der Grenze zwischen dem Süsswassergebilde und oberen Jura befindet, wodurch meine schon längst und öfters aufgestellte Behauptung: „Dass sich sowohl positive als negative, d. h. wasserliefernde und wasserabführende Schichten gewöhnlich zwischen den Auflagerungsflächen heterogener Gebirgsarten vorfinden“ neue Bestätigung gewinnt.

Wären wir nicht so bald und in so unbedeutender Tiefe dieser erwünschten und erfreulichen Erscheinung begegnet, so hätte ich mit dem vollsten Vertrauen fortgebohrt, um im Korallenkalke selbst mit Sicherheit eine kräftig absorbirende Kluft zu erschroten; welcher erfahrene Gebirgskundige würde wohl bei den geognostischen Verhältnissen von Stetten, die ich satt-

sam geschildert, über das Gelingen dieses Werkes Zweifel erhoben haben?

Nunmehr habe ich, da die unterirdische Wasserströmung viel Sand und Jurakalkgerölle in das Bohrloch warf, für gut gefunden, nur noch den Portlandkalk zu durchsenken und ein Weniges in den harten Korallenfels einzudringen, um bei dieser Gelegenheit die Schichte von den hinderlichen Geschieben und dem Sande zu befreien, und dadurch einer künftigen Verstopfung derselben vorzubeugen. Die möglichst gründliche Reinigung dieser Schichte war für die Zukunft von gleicher Wichtigkeit, wie dies seiner Zeit bei meinem im alpinischen Diluvialgerölle stehenden artesischen Brunnen zu Isny der Fall war.

Da das Wasser aus dem Schachte und Bohrloche mit abnehmender Geschwindigkeit in die absorbirende Schichte abzog, und auch dies nicht in einem gleichmässigen Verhältnisse (wohl durch den Geschiebe-Andrang veranlasst), da ferner wegen sehr regnerischer Witterung sich das eindringende Sickerwasser vermehrte, so ist es schwierig, ja unmöglich, ein richtiges arithmetisches Mittel über das Quantum des fortgehenden Wassers zu fixiren, obgleich ich verschiedene sehr genaue Messungen vorgenommen habe. Folgende Probe gibt einen allgemeinen Ueberblick.

Wir haben, um uns von der Nachhaltigkeit der Absorption der in Frage stehenden Schichte zu überzeugen, am 30. Nov. Nachmittags zwei Uhr 5 Eimer Wasser = 62 Kub.-Fuss 500 Kub.-Zoll beiführen und mittelst eines Schlauches schnell in das Bohrloch laufen lassen, worauf es sich im Schachte 32′ 8″ 1‴ unter Tag stellte, also um Weniges über die Sohle desselben erhob; nach den ersten vier Minuten waren 7 Kub.-Fuss 350 Kub.-Zoll, sechszehn Minuten später aber 4 Kub.-Fuss 900 Kub.-Zoll Wasser verschwunden. In 2¼ Stunden zogen 19 Kub.-Fuss 110 Kub.-Zoll eingegossenen Wassers ab, wobei aber zu erinnern ist, dass in Folge starker Regengüsse in dieser Zeit sehr viel Sickerwasser in den Schacht drang, welches mit fortgehen musste; auf der Schachtsohle war bald wieder kein Wasser mehr wahrzunehmen.

Diesem Versuche wohnte in Abwesenheit des Herrn Grafen

von Maldeghem, Hochdessen ebenso intelligenter als thätiger Rentamtmann, Herr Stadtschultheiss Keller in Niederstotzingen, an, welcher überhaupt die Nützlichkeit und den wahrscheinlich guten Erfolg meiner von mehreren Laien für gewagt gehaltenen Bohrunternehmungen einsah, und dieselben auch von Anfang bis zu Ende nach allen Kräften unterstützte.

Als es nun constatirt war, dass die erbohrte negative Schichte ungleich mehr Wasser zu absorbiren fähig sei, als je selbst bei abnormen Witterungs-Verhältnissen in den Schacht eindringen könne, so war die Hauptaufgabe gelöst und ich schritt rasch zur Erweiterung des Bohrloches, dessen Gesammttiefe von Tag an 76′ 8″ 2‴ beträgt; die Nachweitung wurde auf 5″ Diameter bewerkstelliget, alsdann aber eine an den geeigneten Stellen fein durchlöcherte Röhre von starkem Weissblech *) zur Schützung der Terrainswände gegen ferneren Nachsturz eingesenkt, was schnell und ohne der Erwähnung werthe, nur durch Terrainsnachstürze bedingte Störungen von Statten ging. Um aber für die Zukunft sicher gestellt zu sein, nämlich den Terrainsklotz zwischen dem Schachte und der Schildmauer des neuen Lagerbierkellers möglichst vollständig und dauernd abzuzapfen und trocken zu legen, habe ich in der zwischen 19 und 25′ Tiefe gelegenen wasserführenden Mergelmasse vom Schachte aus in divergirender Richtung noch drei sanft ansteigende Seitenlöcher bis an die Schildmauer stossen lassen (vergl. Situationsplan), was von dem besten Erfolge begleitet war, indem sie gleichfalls einiges Sickerwasser in den Schacht leiteten.

So ist nun dieses Bohrwerk vollendet und vollständig gelungen, und es bleibt jetzt nur noch die Aufführung eines der Zeit trotzbietenden Steinschachtes bei allmähliger Herausnahme der Verzimmerung des gegenwärtigen Schachtes übrig, wozu ich vor meinem Abgange von Stetten, welcher am 10. Dec. 1852 erfolgte, Detailvorschriften gegeben habe.

Die durch das eindringende Sickerwasser bedingte und immer sich erneuernde Wassersäule im Bohrloche fällt nicht ganz

*) Kupferblech hätte zwar den Vorzug verdient, allein es wurde der grösseren Kostspieligkeit wegen vermieden.

dieſe Weiſe fortgefahren. In der fünften Exponirſtunde oder der dreizehnten Lektion wird der betreffende Vers nur noch einmal vorgeſprochen. In der achten Expoſitionsſtunde oder der zwei und zwanzigſten Lektion überſetzen die Schüler, ohne daß ihnen weiter vorgeſprochen wird, und der Lehrer berichtigt nur etwaige Fehler in der Ausſprache neuer Wörter und gibt ihr deutſches Sinnzeichen an. In der zwölften Expoſitionsſtunde oder in der ſechsunddreißigſten Lektion wird das aus 21 Kapiteln beſtehende Evangelium, wenn nicht zu ſchwache Schüler da ſind, oder der Lehrer nicht zu ängſtlich war, unfehlbar durchüberſetzt ſeyn. *

Mit der Fixirung der Flexionsformen kann je nach dem Belieben der Lehrer bälder oder ſpäter angefangen werden. In der Grammatik meines i. J. 1837 erſchienenen ſpaniſchen Lehrbuches habe ich möglichſt bald, gleich nachdem die Schüler eine Fertigkeit im Fixiren des prädikativen Satzverhältniſſes erlangt hatten, mit der Lehre der Flexionsformen und zwar zunächſt des Zeitworts angefangen. Nur muß dann für dieſe Uebungen eine beſondere, alſo vierte Lektion eingeſchoben werden. Am beſten aber iſt es immerhin, damit erſt zu beginnen, wenn die Schüler die oben bezeichnete Sicherheit und Fertigkeit im Auffinden der logiſchen Satzverhältniſſe gewonnen haben, und ſollte auch (bei wenigeren, d. h. 4—5 Wochenſtunden) ein ganzes halbes Jahr darauf verwendet werden müſſen. Hauptſache dabei iſt, daß der Lehrer nicht lehre, nicht erkläre, ſondern die Schüler erſt die logiſche Bedeutung des Satzgliedes aus der Satzanſchauung ſelbſtthätig erforſchen und ſodann erſt die beſondere Form, durch welche dieſe am Worte ſelbſt oder durch beſondere Formwörter ausgedrückt iſt, fixiren laſſe. Es wird mit dem Zeitwort angefangen und nach Anleitung der vorerwähnten Grammatik erſt ein Tempus in einem Modus durchgemacht und die folgenden Zeitwörter, wie ſie ſich im Zuſammenhange zur Hand geben, darnach abgewandelt, und wenn die Schüler hierin gehörig verfirt ſind, zu etwas Neuem geſchritten. Haben ſich die Schüler durch dieſen Lehrgang, der ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt und ihnen Freude macht, ſelbſtthätig die verſchiedenen Redetheile ſowohl nach Form als nach Inhalt abſtrahirt, ſo können

* Einzelne begabte Schüler haben daſſelbe in neueren Sprachen ſchon in 10 Lektionen überſetzt.

bis zur absorbirenden Schichte zurück, sondern ihr Niveau hat nach mehreren Schwankungen noch zur Zeit meiner Anwesenheit nach und nach einen normalen Stand von 58′ 5″ unter der Erdfläche angenommen; in der erbohrten negativen Schichte bewegt sich ein Wasserstrom, und wenn wir denselben mit einer communicirenden Röhre parallelisiren, so stellt unser Bohrloch einen Piezometer *) dar, welcher bei anderen Lokalverhältnissen sehr leicht einen artesischen Brunnen hätte abgeben können! Das Wasser dieser absorbirenden Schichte scheint mit den Quellausbrüchen des tieferen Lonthales, oder weiter gegriffen vielleicht mit der mächtigen Buchquelle **) am Fusse des nur eine Stunde entfernten Burgberger Schlosses in Verbindung zu stehen, welche auf ähnliche Weise wie die Eingangs berührten Quellen bei Honau, Blaubeuren, Königsbronn, in der Thalsohle aus einem Korallenfels mit Vehemenz hervortritt.

Die bei der bisher beschriebenen und am neuen Lagerbierkeller bewerkstelligten Ausführung durchsunkenen Terrainsschichten sind von Tag (der Erdfläche oder Hängebank des Schachtes) an in absteigender Reihenfolge aufgezählt, folgende:

Alluvium.

Bauschutt	2′ 5″

Miocene Meeresmolasse.

Rostbrauner Letten, gegen unten in lockeren grünlichbraunen Sandstein (Molasse) übergehend; ein Strich der Niederstotzinger Molasse	10′ 5″

Süsswassergebilde der Molasse.

Fester bröckeliger gelblichgrauer Kalkmergel mit rostgelben Streifen, eingeschlossenen Jurakalk- (Korallenkalk)-Geröllen und sehr wenigen fragmentarischen Spuren von Land- und Süsswasserconchylien .	16′

*) Vergl. meine mit Zusätzen vermehrte deutsche Ausgabe von Viollet's Theorie etc. der artesischen Brunnen. Ulm, 1842.

**) Der ehrenwerthe Herr Pfarrer Richter zu Lonthal machte mich bei seinem regen Sinne für Naturwissenschaften gleich nach meinem Eintreffen in Stetten auf die hydrographischen Verhältnisse seiner Gegend aufmerksam und war auch so gefällig, mich an die Buchquelle zu begleiten.

Gedrängtes Haufwerk von festen weisslichen Mergelstücken, die Zwischenräume mit graulichweissem zähen Thone ausgefüllt; Uebergang in festen Thonmergel mit Hornsteinnieren	25′
NB. Aus dieser Masse drang von 19′ Tiefe an das Sickerwasser östlich in den Schacht, während das folgende Gebirge unterhalb 25′ sich trocken erwies.	
Fester bläulichgrauer dichter Thonmergel, rostbraun und rostgelb gefleckt, *) mit sehr vielen kleineren und grösseren Jurakalkstücken, Hornsteinnieren und einigen verkieselten (regenerirten, sonst jurassischen) Scyphien. Kein Wasser führend. Die Kalkstücke und Gerölle wurden mit Zunahme der Tiefe grösser	32′ 9″ 2‴
Etwas lockerer bläulichgrauer und gelb gefleckter (trockener) Thonmergel mit Ei- und faust-grossen Jurakalk- und Hornstein-Geröllen, welche conglomeratartig zusammengedrängt waren	37′ 9″ 2‴
Poröser rostgelber und röthlich geflammter Steinmergel	38′ 4″ 3‴
Poröser gelblicher und röthlich geflammter Steinmergel mit wenigen kleinen Jurakalkgeröllen; übergehend in erbsengelben, bläulichgrau gefleckten Thonmergel, der einige kleine Jura- (Korallenkalk)-Gerölle enthielt. Sehr zähe und nicht im mindesten sandig	48′ 9″ 9‴
Fester weisslicher Thonkalk (Süsswasserkalk) ohne Gerölle	50′ 7″ 9‴
Erbsengelber, bläulichgrau gefleckter zäher Thonmergel mit Jurakalkgeröllen	53′ 7″ 9‴
Fester weisslicher Thonkalk	55′ 2″ 7‴

*) Uebereinstimmend mit mehreren Mergeln der Süsswasserkalkformation, die ich s. Z. zu Ober-Dischingen durchbohrte; vergl. meine Schrift: „Die denkwürdigen artesischen Brunnen zu Ober-Dischingen in Württemberg, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Beziehung. Mit einer Steintafel. Heilbronn am Neckar, J. D. Classische Buchhandlung. 1836.“

Zäher gelblicher Thonmergel . . . . . 55′ 5″ 7‴
Fester Thonkalk mit harter Endsohle . . . . 57′ 8″
Bläulicher, gelblich gefleckter feinsandiger Thonmergel mit kleinen Kalkgeröllen . . . . . 58′ 8″
Harter Steinmergel (Süsswasserkalk) . . . . 59′ 0″ 9‴
Zäher gelblicher Thonmergel, übergehend in festen Steinmergel mit Jurakalkgeröllen, von welchen bei 62′ 7″ Tiefe mehrere nachstürzten und den Bohrer fest einklemmten, den ich aber jeweils in wenigen Minuten wieder frei hatte; es wurden einige eigrosse Korallenkalkgeröle ausgelöffelt . . . . 63′ 2″ 1‴
Fester zäher Thonmergel; gelbliche Färbung vorherrschend, wenige bläuliche Flecken . . . . 66′ 3″ 3‴
Harter Mergelschiefer (schiefriger Süsswasserkalk) 66′ 7″ 3‴
Absorbirende Schichte oder unterirdische Wasserströmung, welche der Bohrer schnell durchfuhr; mit Sand- und Jurakalkgeröllen, auch einigen nachgestürzten Thonmergelstücken ausgefüllt. Das im Schachte aufgestaute Wasser fieng urplötzlich niederzusinken an und war bald verschwunden; wegen Reinigung dieser Schichte wurden viele Gerölle nebst Sand mit dem Löffel zu Tage gefördert 69′ 7″ 2‴

Juraformation.

A. Portlandbildungen.

Harter weisslicher Steinmergel . . . . . 70′ 1″ 3‴
Zäher graulichweisser Thonmergel . . . . 72′ 5″ 5‴
Fester weisslicher Steinmergel . . . . . 73′ 7″ 5‴
Zäher graulichweisser Thonmergel . . . . 74′ 8″ 2‴
Sehr fester weisslicher Steinmergel, übergehend in sehr zähen graulichweissen Thonmergel mit kleinen Jurakalkgeröllen . . . . . 76′ 1″ 8″

B. Korallenkalk.

Sehr harter Korallenkalk; Endsohle . . . . 76′ 8″ 2‴

Die Mächtigkeit der einzelnen Schichten kann Jeder durch einfache Substractionen selbst ermitteln. — Die bei der Schacht-

abteufung ausgehobene Mergelmasse wurde am nördlichen Fahrwege des Tannenwaldes auf einen Haufen geschlagen, in der Absicht, sie bei geeigneter Gelegenheit zur Düngung sumpfiger Wiesen zu verwenden.

Absorbirender Bohrbrunnen im alten Lagerbierkeller.

Es wurde schon bemerkt, dass diese Bohrung während der Schachtabteufung am neuen Keller vorgenommen worden ist; sie musste beschleunigt werden, da der alte Keller jeweils zuerst mit Bier gefüllt wird, und es handelte sich bei dieser Aufgabe zunächst darum, durch eine Bohrung im Keller selbst versuchsweise darzuthun, ob durch letztere eine Versenkung des längs der östlichen Widerlagermauer eindringenden Sickerwassers möglich sei oder nicht, weil die Entfernung des Wassers auf diese Weise immer auch vortheilhaft und nützlich wäre. Bisher war nämlich im alten Keller bei a eine Sammelgrube angebracht, welche das eindringende Wasser, (ähnlich wie im neuen Keller) bei geeignetem Gefälle des Bodens aufnahm, indem es in Rinnensteinen in dasselbe floss; dort wurde es, wenn die Grube voll war, in Fässer geschöpft, letztere sind auf dem Kellerboden von a nach c gewälzt und in der zum Einlassen und Ausziehen der Bierfässer bestimmten Aufzugsöffnung c mittelst eines oben stehenden Krahnen zu Tage gefördert und ausgeleert worden. Wurde diese zeitraubende und lästige Manipulation nicht immer rechtzeitig vorgenommen, so ist der Kellerboden allmählig mit stagnirendem Wasser überdeckt worden, welches einen eckelhaften Geruch verbreitete; *) eben so erging es zuweilen dem neuen Keller, wenn das Auspumpen des Wassers aus der Grube b ausser Acht gelassen worden war.

Demnach ist hier, wie schon angedeutet worden, von einer Bohrung unmittelbar im alten Lagerbierkeller selbst die Rede, ob ich gleich mit dieser Procedur nicht vollkommen einverstanden war, denn ich hätte rationaler Weise vorgezogen, zuvörderst das Resultat am neuen Keller abzuwarten und dann jeden Falles,

*) Nach dortiger Angabe: Das Wasser wurde kahnig, mit einem leichten Schimmel überzogen.

wie dort, das Wasser von aussen abzufangen und abzuschneiden, in die Tiefe zu leiten, und somit auch diesen Kellerraum möglichst trocken zu legen. Je nun, die obwaltenden Verhältnisse rechtfertigten einigermassen diese Ausführung, sie wurde namentlich dringend von mir gewünscht, das vorläufig vorgesteckte Ziel ist auch hier erreicht worden, und eine weitere Vervollkommnung des Werkes kann ja der Zukunft anheim gestellt werden. Also zur Darstellung der Ausführung und des erzielten Resultates.

Vor allen Dingen liess ich auf dem Kellerboden und zwar senkrecht unter dem Mittelpunkte der Aufzugsöffnung c, also im Vorkeller, eine allewege 4′ weite, 3′ 8″ tiefe Grube aushauen, in welcher ein Bohrteucher stumpf aufgesetzt und senkrecht verspannt worden ist; dies war die geeignetste Stelle für den Bohrversuch in diesem Keller, denn die 22′ 4″ 3‴ tiefe Aufzugsöffnung, über welcher noch eine Vorhalle sich befindet, gab hinreichenden Raum zum Einlassen und Ausziehen des Bohrgestänges und der oben zum Transporte der Bierfässer aufgestellte Krahnen konnte trefflich als Hebmaschine für das Gestänge benützt werden.

Die neue Sammel- und Senkgrube bei c steht in einem graulichweissen, zuweilen von grünlichgrauen Letträderchen durchzogenen festen Thonkalke, einem eigentlichen Süsswasserkalke, der aber keine Spur von Petrefakten wahrnehmen liess, während letztere im Süsswasserkalke der Umgegend, selbst bei dem nahen Niederstotzingen, durch die Geschlechter: *Helix*, *Planorbis*, *Cyclostoma*, *Limnaeus* etc. ziemlich zahlreich vertreten sind. Der Süsswasserkalk mit seinen Mergeln (er selbst ist grösstentheils ja nur ein Steinmergel) constituirt bekannter Massen die äussersten südlichen Hügel und Berge der Ulmer Alp und der angrenzenden Bergebenen.

Während der Boden des neuen Kellers an seiner östlichen Schildmauer 27′ 3″ unter Tag gelegen ist, befindet sich der des alten Kellers nur 22′ 4″ 3‴ an der Aufzugsöffnung unter der Erdfläche und die horizontale Entfernung der Bohrstelle bei ersterem beträgt nach der in letzterem, wie aus dem Situationsplane zu entnehmen, in südwestlicher Richtung 133′.

Am 12. Oktober 1852 begann die Bohrung im alten Keller und zwar in der Süsswasserkalkformation. Ich muss vorausschicken, dass in diesen Keller verhältnissmässig viel weniger Wasser (gleichfalls von der Ostseite des Tannenwaldes her) eindringt, als früher in den neuen sickerte, und der Wasserandrang in ersterem vermehrte sich nur auffallend bei Regengüssen, da es dem alten Keller zur Zeit an einer Verlettung und guten Besetzung längs der Stockmauer, so wie an einer Dachrinne gebricht. Am stärksten drang das Regenwasser nach meinen eigenen Wahrnehmungen immer an der Stelle d ein und lief sammt dem übrigen Sickerwasser auf dem Boden fort nach der Sammelgrube a, welche, beiläufig bemerkt, eine sehr unpraktische Lage hatte und nach Vollendung der Bohrung kassirt worden ist.

Als zwischen 28′ 7″ 3‴ und 38′ 4″ 3‴ Tiefe (von Tag an gerechnet) feste weissliche Steinmergel durchsunken waren, in denen sich, wie aus der weiter hinten folgenden Aufzeichnung der einzelnen Schichten zu ersehen, eine Höhlung von 1″ Höhe vorgefunden, so fieng das in das Bohrloch gegossene Wasser bereits allmählig niederzusinken an; es wurde nun die neue Sammelgrube bis zum Ueberlaufen mit Wasser gefüllt und ich machte die Wahrnehmung, dass auch dieses Wasser in sechs Tagen gänzlich verschwunden war. Diese langsame Absorption genügte natürlich nicht, und bei Fortsetzung der Bohrung wurde nach Durchsenkung eines äusserst harten Süsswasserkalkes (in Härte manchem Korallenkalk nicht nachstehend) in einer Tiefe von 43′ 1‴ ein sandiger Mergel von 2′ 5″ 2‴ Mächtigkeit aufgeschlossen, in welchem die Hauptabsorption des Wassers von Statten geht, obgleich das Bohrloch bis auf eine Gesammttiefe von 52′ 8″ 4‴ vollführt worden ist.

Ich stellte über das Verhalten des jeweils eingegossenen Wassers manche Versuche an, muss mich aber darauf beschränken, hier nur die wesentlichsten Resultate mitzutheilen.

Am 28. Oktober wurde Nachmittags 1½ Uhr so viel Wasser in das Bohrloch geschüttet, dass der Spiegel der eingegossenen Wassersäule 27′ 2″ 3‴ unter Tag stand; dieselbe sank bis Abends 8 Uhr auf 35′ 2″ 3‴ nieder und am 29. Oktober früh

6 Uhr stand der Wasserspiegel 37′ 1″ 3‴ tief unter der Erdfläche. Wir sehen, dass auch hier das Niedersinken des Wassers mit abnehmender Geschwindigkeit vor sich ging.

Das am 29. Oktober Abends 6 Uhr in das Bohrloch gegossene Wasser stellte sich 36′ 5″ 8‴ unter Tag, fiel aber über Nacht 3′ 4″ nieder, es versenkten sich also bei 4″ Bohrlochsweite 427 Kubikzoll 40 Kubiklinien Wasser, während sich in demselben Zeitraume in der alten Grube a nur 194 Kubikzoll 481 Kubiklinien Sickerwasser ansammelten; es sind also in dieser Nacht 232 Kubikzoll 559 Kubiklinien Wasser mehr im Bohrloche entwichen, als in der alten Sammelgrube nachgestiegen. Diese Rechnung liefert übrigens nur ein approximatives Resultat, denn das im Borloche absorbirte Wasserquantum musste bedeutender sein, weil die neue Senkgrube gleichzeitig auch das bei d immer eingedrungene Sickerwasser aufgenommen und in das Bohrloch geleitet hat.

Nach solch' willkommenen Erscheinungen, obgleich sie nicht dem überaus günstigen Resultate am neuen Sommerbierkeller an die Seite gestellt werden können, liess ich am 2. November alles im Keller sich ansammelnde Wasser einstweilen provisorisch in die neue Senkgrube und somit in das Bohrloch leiten, wobei die Einrichtung getroffen wurde, dass kein Tropfen Wassers mehr in die alte Grube a dringen konnte; zu dem wurde die neue Senkgrube, somit also auch das Bohrloch wieder voll Wasser gegossen, und es sind in einer Stunde 947 Kubikzoll 100 Kubiklinien vereinigten Wassers aus der Grube fortgegangen; die Wassersäule sank allmählig 40 bis 43′ tief unter Tag nieder, und schwankte bei diesem Stande langsam hin und her.

Bei diesen Nachweisungen, welchen theils Herr Graf von Maldeghem, theils Hochdessen Rentbeamter, Herr Keller, beizuwohnen Gelegenheit hatten, durfte angenommen werden, dass die Absorption des Bohrloches, obgleich eine langsame, dennoch eine genügende sei, selbst wenn sich durch besondere Zufälle das Sickerwasser im Keller in seinem Quantum verdoppeln oder verdreifachen sollte. Am 6. November wurden nun die Bohrarbeiten geschlossen, die Ausführung am neuen Keller, worüber

wir bereits orientirt sind, nach vollendeter Schachtabteufung vor selbigem in Angriff genommen; gleichzeitig ist aber der Boden des alten Kellers in der Art corrigirt worden, dass in Rinnensteinen mit leichtem Gefälle alles Sickerwasser der neuen Senkgrube bei c, d. h. dem Bohrloche direkt zufliesst, wodurch die alte ohnehin sehr unbequem gelegene Sammelgrube a, als nunmehr gänzlich entbehrlich zugeworfen und dem Kellerboden gleich mit Steinplatten überdeckt worden ist.

Die im alten Keller durchbohrten Terrainsschichten zeigten sich ziemlich stabil, wesshalb es vorderhand unterlassen wurde, ein durchlöchertes Schutzrohr in das Bohrloch zu senken; um aber einer Verschlammung des letzteren durch eindringendes unreines Wasser möglichst vorzubeugen, liess ich ein 3' langes fein durchlöchertes Zylinderrohr von Kupferblech, oben mit einem Handgriffe und Halse, unten aber mit einem Klappventile nach Art der Schmandlöffel anfertigen, welches auf der Sohle der neuen Senkgrube in das Bohrloch gehängt worden ist und die Bestimmung hat, die Schlammtheile des einfliessenden Wassers aufzufangen, um dann von Zeit zu Zeit ausgehoben und gereiniget zu werden, welch' Letzteres in Folge des angebrachten Ventils leicht und schnell geschehen kann.

Allerdings könnte es im Laufe der Zeit vorkommen, dass durch allmählige Erweichung der durchbohrten Mergel eine grössere Verschlammung im Bohrloche entstände, wodurch eine Auslöffelung desselben nöthig werden möchte; in diesem Falle wäre ein Schutz des Bohrloches mit Metallröhren absolut erforderlich, und ich kann diese Ausführung überhaupt, obgleich dem Zwecke vorderhand entsprechend, vom rein technischen Gesichtspunkte ausgegangen, nur als eine provisorische betrachten und erklären.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Stetten, also bis zum 10. December 1852 ist es nie vorgekommen, dass sich die neue Senkgrube mit Sickerwasser vollgefüllt hat, so dass man genöthiget gewesen wäre, das Wasser aus selbiger in Fässern zu Tage zu fördern, was übrigens bei der dermaligen Lage der neuen Senkgrube (bei c) viel leichter und schneller geschehen könnte, als es früher der Fall war. Das Bohrloch hat das

eindringende Sickerwasser immer verschluckt und fortgeführt, allein ich habe doch die Wahrnehmung gemacht, dass in Folge der fast anhaltenden und starken Regengüsse im Monate November und des dadurch veranlassten überaus starken Eindringens von Sickerwasser in den Keller und in das Bohrloch, die Wassersäule in letzterem allmählig immer höher aufstieg und dass sich zu Anfange des Decembers (1852) sogar in der neuen Senkgrube selbst einiges Wasser aufgestaut hatte; letzteres scheint indessen nie den oberen Rand der Grube erreicht zu haben, sondern nach und nach — ohne allen Zweifel durch eingetretene Verminderung des Regens — wieder zurückgefallen und überhaupt das Bohrloch, selbst bei aussergewöhnlicher Regenzeit, genügend wasserabführend zu sein, denn als ich mich unter'm 28. Januar 1853 bei dem Gräflichen Rentamtmann Herrn Keller in Niederstotzigen über das Schicksal meiner hydrotechnischen Ausführungen erkundigte, habe ich von ihm am 3. Februar d. J. folgende erfreuliche Mittheilung erhalten:

„Mit dem Verhalten Ihrer Bohrwerke in Stetten bin ich sehr zufrieden. Die Senkgrube im alten Keller leitet das Wasser immer gehörig ab, und das Bohrloch am neuen Keller ist der Art permanent absorbirend, dass im Innern des Kellers bisher kein Sickerwasser mehr wahrzunehmen war."

Wie wir wissen ist das Bohrloch im alten Keller von dem am neuen Lagerbierkeller in südwestlicher Richtung 133' entfernt und sonach ersteres dem oberen Rande der sogenannten Gemeinde (der mehrfach besprochenen Hügelansteigung, die sich von Stetten nach dem Plateau des Tannenwaldes hinzieht) etwas näher als letzteres; man hätte bei diesem geringen Distanzunterschiede eine ziemliche Uebereinstimmung der an beiden Stellen durchbohrten Terrainsschichten erwarten sollen, allein dem war nicht so, obgleich der allgemeine Charakter der dortigen Gebirgsformation — der Meeresmolasse untergeordnetes Süsswassergebilde — ein durchgreifender war, und wobei noch bemerkt werden muss, dass die obere Bodenfläche beider Keller in gleichem Niveau gelegen ist.

Ich gehe zur Schilderung der im alten Sommerbierkeller durchfahrenen Schichten über:

Beim Ausgraben des Kellerraumes hat man seiner Zeit angeblich Thonmergel mit eingelagerten Kalkstücken gefunden, von Tag an gerechnet bis auf eine Tiefe von . . . . . 18'

Hier begann der weiter vornen erwähnte gräulichweisse feste und petrefaktenleere Thonkalk (Süsswasserkalk) von einigen grünlich-grauen Letträderchen durchsetzt, aus dem die Sohle des Kellers besteht und in welchem auch die neue Senkgrube ausgehauen wurde . . . . . 28' 7" 3"'

Fester weisslicher Steinmergel mit eingelagerten harten Kalkstücken . . . . . 35' 7" 3"'

Höhlung von 1" Höhe, in welcher der Bohrer schnell niederstürzte; erste aber langsame Absorption des Wassers . . . . . 35' 8" 3"'

Fester weisslicher Steinmergel . . . . . 38' 4" 3"'

Aeusserst harter in's Röthliche ziehender Süsswasserkalk, auf welchem der Bohrer stark abprallte und ebenso langsam eindrang, wie im härtesten Korallenfels; es erfolgte jedoch kein Bohrerbruch . . 43' 0" 1"'

Fester weisslicher Mergel, übergehend in bläulichen und gelblich-gefleckten feinsandigen Thonmergel, mit eingeschlossenen kleinen Jurakalkstücken; zweite und Hauptabsorption des Wassers in dieser Schichte . . . . . 45' 5" 3"'

Zäher bläulicher und gelb-geflammter Letten mit kleinen Jurakalkstücken . . . . . 46' 5" 3"'

Harter Steinmergel (Süsswasserkalk) . . . . 47' 4" 3"'

Gelblich-grauer fester Thonmergel . . . . 49' 5" 6"'

Aeusserst harter Süsswasserkalk, wie weiter oben zwischen 38' 4" 3"' und 43' 1"' Tiefe; Endsohle . 52' 8" 4"'

Noch mache ich auf den Umstand aufmerksam, dass sich während der Ausführung beider Bohrwerke keine Communication des Wassers im Schachte am neuen Keller mit der Wassersäule des Bohrloches im alten Bierkeller wahrnehmen liess, während

ſie zu einer weiteren Lehrſtufe übergehen, ſobald ſie das hier näher zu bezeichnende Material gewonnen haben.

Wenn der logiſche Theil der Grammatik gehörig eingeübt iſt, ſo wird die dafür ausgeſetzte Lektion dazu verwendet, bereits wörtlich überſetzte und ſodann auswendig * gelernte Dialogen und proſaiſche (ſpäter auch dichteriſche) Stücke möglichſt verſchiedenartigen Inhalts nebſt muſterhaften Ueberſetzungen derſelben abzuhören, ſo aber, daß dieſelben Stücke mit dem Neugelernten immer von Neuem wiederholt werden, weil ſie nur ſo bleibend im Gedächtniß haften und zu beliebiger Verfügung ſtehen. Wenn ſo viel memorirt iſt, daß neben dem Neugelernten nicht alles in einer Stunde abgehört werden kann, ſo theilt der Lehrer das Ganze ſo ab, daß immer wenigſtens an einen größeren Theil davon die Reihe kommt. Iſt in der für die Einübung der Wortformen ausgeſetzten Lektion das Erforderliche geleiſtet, was nicht viele Zeit erfordert, ſo wird auch ſie zum Abhören des Memorirten verwendet. Iſt auf dieſe Weiſe das nöthige Material gewonnen, ſo können die ſpäter bei der Jacotot'ſchen Methode näher beſchriebenen mündlichen und ſchriftlichen Stylübungen im Nachbilden, Umbilden u. ſ. f. vorgenommen werden, was um ſo leichter geſchieht, da die Schüler bereits nicht nur den gehörigen Vorrath an gründlich erlernten Wörtern und Ausdrücken, ſondern auch eine zu vollem Bewußtſeyn gelangte, durch ſelbſtthätige Anſtrengung gewonnene Kenntniß der Sprachgeſetze beſitzen. Die Regeln der Grammatik kommen jetzt in beſtändige Anwendung und werden, da ſie ſich auf beſtimmte Satzanſchauungen ſtützen, ſobald gegen ſie gefehlt wird, aus und nach denſelben berichtigt werden.

Wird der Unterricht auf die vorbeſchriebene Weiſe gehandhabt, ſo haben die Schüler am Ende des Semeſters bei 12 Wochenſtunden für das Lateiniſche in 36 Lektionen, d. h. drei Wochen, den erſten Curs abſolvirt; ſodann in 6 Wochenſtunden die zwei

* In den erſten Stunden wird den Schülern durch beſondere Uebungen gezeigt, wie man am leichteſten auswendig lernt. Der Lehrer ſpricht den erſten Satz vor, und läßt die Schwächeren ſo lange nachſprechen, bis ſie es mit leichter Mühe thun, dann fügt er ein paar Worte des zweiten Satzes hinzu und läßt beides nachſprechen u. ſ. f. Hiemit zeigt er ihnen, wie ſelbſt ein ungeübtes Gedächtniß, zweckmäßig in Anſpruch genommen, Bedeutendes leiſten kann.

ich eine solche bei der geringen Entfernung beider Punkte anfänglich erwartet hatte; so stand z. B. am 23. Oktober früh 6 Uhr der Wasserspiegel im Bohrloche des alten Kellers 37′ 1″ 8‴ unter Tag, während in demselben Zeitpunkte der Spiegel des Schachtwassers am neuen Keller einen Abstand von 28′ 6″ unter der Erdfläche hatte, was bei dieser Messung eine Differenz von 8′ 5″ 8‴ ergibt, — eine Erscheinung, die ihren Grund in der Heterogenität der Schichtungsverhältnisse beider Lokalitäten hat. — Ferner füge ich bei, dass die an beiden Punkten erbohrten absorbirenden Schichten nicht im Mindesten eine Influenz auf die Quellen und laufenden Brunnen von Stetten ausüben, wie ich übrigens nach Durchforschung der geognostisch-hydrographischen Verhältnisse des Ortes vorausgesagt hatte.

So hätte ich nun das Wesentlichste der gelungenen negativen Bohrbrunnen zu Stetten geschildert, die Zeit wird auch fernerhin den Nutzen und die Wohlthat dieser Bohrwerke bestätigen und zugleich darlegen, dass jede andere technische Verfahrungsweise, z. B. die Eintreibung eines Stollens an der sogenannten Gemeinde — ein Projekt, an welches früher auch gedacht worden — bei der Formation dieses Hügels und der durch den Schachtbau nunmehr genau ermittelten hydrographischen Constitution desselben, keinen so guten Erfolg hätte haben können und jeden Falles ungleich kostspieliger gewesen wäre, als meine schnell vollführten Bohrwerke, bei denen sich kein Unfall ereignete. Beide Ausführungen nahmen mit Inbegriff aller Vorarbeiten und des Schachtbaues nur die Zeit vom 27. September bis 10. December 1852 in Anspruch.

Ich hege den Wunsch, dass sich der Herr Graf von Maldeghem noch dazu verstehen möge, auch vor dem alten Lagerbierkeller eine ähnliche Ausführung wie am neuen bewerkstelligen zu lassen; denn obgleich für das Versenken des Wassers in letzterem jetzt Sorge getragen ist und sich keine Stagnation desselben mehr bilden kann, so ist damit das Eindringen des Sickerwassers durch die östliche 103′ lange Widerlagermauer *)

*) Es muss bemerkt werden, dass sich das Wasser jeweils nur an der Strecke e f durchdrängt, und die Seite f g trocken blieb.

dennoch nicht abgehalten, und der alte Keller kann aus diesem Grunde nicht in so vollem Masse die Vortheile geniessen, deren jetzt der neue Keller theilhaftig geworden ist. Zudem wäre am alten Keller eine vollkommen entsprechende Ausführung — allerdings wegen anderer Massverhältnisse unter Beobachtung einer anderen Gestaltung des Schachtes — schon desswegen weniger kostspielig, weil der alte Sommerbierkeller eine geringere Tiefe als der neue hat. Erinnert man sich übrigens dessen, was ich Eingangs über die Nachtheile nasser Keller, der Erfahrung entnommen, dargethan, so würde selbst ein grosses Geldopfer in keinem unrichtigen Verhältnisse mit dem Nutzen und den Annehmlichkeiten stehen, welche trockene Kellerräume gewähren.

Es finde noch folgende Schlussbemerkung Platz.

In gewissen Fällen und bei stark und nachhaltig eindringendem Sickerwasser können bei Anlegung absorbirender Bohrbrunnen gleichzeitig Pumpbrunnen etablirt werden; man dürfte nur nach Abteufung eines Schachtes auf der Sohle desselben eine wasserdichte Röhre, einen Bohrteucher, eine Strecke tief im Terrain dicht anschliessend niedertreiben; hat sich nun das Schachtwasser bis auf eine gewisse Höhe aufgestaut und ist das absorbirende Bohrloch vollendet, so wäre an der geeigneten Stelle, welche aber z. B. nie das Niveau eines Kellerbodens erreichen oder übersteigen dürfte, die eingesetzte Röhre seitwärts anzubohren, so dass sich durch die eingebohrte Oeffnung (oder auch mehrere) nur das Uebereich des einträufelnden Sickerwassers in das absorbirende Bohrloch ergiessen würde; die übrige auf der Schachtsohle zurückbleibende und sich immer erneuernde Wassermasse, deren Quantum von der mehr oder minder grossen Tiefe des Schachtes abhängig ist, könnte dann jeweils immer nach Bedarf durch eine besonders eingesetzte, an einer Wand des Schachtes anliegende Pumpe zu Tage gefördert werden.

Auf eine solche öfters gewiss sehr erwünschte und praktisch nützliche Combination, die meines Wissens noch nirgends in's Leben getreten ist, habe ich während der Schachtabteufung am neuen Lagerbierkeller aufmerksam gemacht und den Fall durch eine Zeichnung erläutert, da es mir sehr willkommen gewesen wäre, diese meine neue Idee dort realisiren zu können;

allein es wurde auf die Ausführung Verzicht geleistet, theils weil das Quantum des in den Schacht sich entleerenden Sickerwassers nicht nachhaltig und constant genug erschien, theils weil man auf den Besitz eines Pumpbrunnens an dieser Stelle zu wenig Werth legte. Dass ich übrigens im Falle der Effektuirung eines derartigen Werkes hinsichtlich der Teucherröhren andere technische Massregeln zu ergreifen gehabt hätte, als die von mir am neuen Lagerbierkeller getroffenen, bedarf kaum einer Erwähnung.

3. Conchylien der Süsswasserkalkformation Württembergs.

Von Dr. Klein.

(Hiezu Tafel V.)

Genauere Untersuchungen der Süsswasserkalkablagerung in der Nähe von Zwiefalten, denen sich seit einigen Jahren Herr Revierförster v. Zell mit unermüdlichem Eifer unterzog, haben eine sehr grosse Menge von Conchylien geliefert, welche mir derselbe mit dankenswerther Bereitwilligkeit zur Bestimmung überlassen, und mich in den Stand gesetzt hat, zu den im zweiten Jahrgang der Württembergischen naturwissenschaftlichen Jahreshefte 1846 S. 60 und im achten Jahrgang 1852, S. 157 gegebenen Beschreibungen und Abbildungen der bei uns aufgefundenen Conchylien der Süsswasserkalkformation einen reichhaltigen Zuwachs zu liefern.

Die Verhältnisse der Ablagerung, die sich von Zwiefaltendorf bei der Birk, in 120′ Höhe über der Donau, über Mörsingen und den Deutschen-Hof bis zum Andelfinger-Berg in 200′ Höhe, der südwestlichen Abdachung der Alp gegen die Donau, hinzieht, sind nach der Beschreibung des v. Zell ähnlich den bei Ulm und Ehingen aufgedeckten Süsswasserkalkschichten, mit dem Unterschied, dass die derben plattenartigen Kalkschichten, die z. B. am Andelfinger-Berg zu Bausteinen ausgebrochen werden, weniger mächtig, nur bis zu 20′, sind und von einer Schichte Lehm und Süsswasserkalkschutt überlagert werden, die sehr reichhaltig an Petrefacten ist, oder dass, wie bei Mörsingen, die ganze Ablagerung in einer nur 6—8′ mächtigen Schichte graulichweisser Süsswasserkalkbrocken besteht, die in einem mit Kalkkies gemischten Taig eingebacken sind.

Auffallend ist, dass auf dieser ungefähr 1½ Stunden betragenden Entfernung die einzelnen Species nach der Angabe des v. Zell nicht gleichförmig vertheilt sind, sondern Localverhältnisse eintreten, so dass an einem Orte der Ablagerungsschichte nur bestimmte Conchylien vorkommen; so finden sich bei der Birk und Mörsingen, dem südwestlichen Theil der Ablagerung, die *Heliceen*, *Pupen*, *Achatinen*, *Planorben*, beim Deutschen-Hof *Melania*, *Melanopsis* und *Neritina*, am Andelfinger-Berg, dem nordöstlichen Ende, die *Testacella*, *Clausilien*, *Limnaeen* und *Paludinen*.

Die Conchylien, welche bis jetzt in dieser Gegend durch v. Zell aufgefunden wurden, sind:

Ancylus deperditus Desm.

Klein, württ. naturw. Jahreshefte 1846, p. 64, Taf. 1. Fig. 1.

Selten.

Testacella Zellii mihi.

Taf. V. Fig. 1.

T. testa solida, auriculari, depressa, subsulcato-striata, apice distincta, elevata; apertura magna, ovata; margine dextro simplici, acuto, sinistro reflexo, incrassato. Alt. ¾‴, lat. 5½‴.

Gehäuse stark, ohrförmig, fast furchig gestreift, niedergedrückt mit deutlich abgegränzter Spitze, die am hintern Ende des linken Mundsaumrandes sitzt, etwas eingerollt, von der Schale durch eine tiefe Furche getrennt ist und von dem linken Ende des mehr platten hintern Randes hervorragt. Die Oeffnung ist gross, eiförmig mit rundlichem vordern und hintern Ende. Der rechte Rand der Oeffnung ist einfach, scharf; der linke sehr verdickt und einwärts gebogen, den Rand selbst aber bedeckt eine nach aussen umgeschlagene glatte Platte. Die innere Fläche der Schale ist glatt, glänzend und zeigt gegen das hintere Ende und den linken Rand hin zwei leicht erhabene kleine Falten.

Der Form nach ist sie der *T. Maugeria* Gray ähnlich, aber viel grösser und die Spitze mehr abgesondert und hervorragend.

Bis jetzt wurde nur ein Exemplar am Andelfinger-Berg gefunden.

Succinea minima mihi.

S. testa parva, imperforata, elongata, nitida; anfractibus 3, ultimo multo majori, elongato; apertura elongata; columella libera, margine columellari fere nullo. Alt 2½‴, lat. 1‴.

Gehäuse klein, undurchbohrt, verlängert, glänzend. Von den 3 Umgängen sind die oberen 2 sehr klein, der letzte weit grössere, verlängerte bildet fast allein die Höhe der Schale. Die Spindel ist frei, der Spindelrand fehlt fast ganz.

Sie ist der *S. Pfeifferi* Rossm. ähnlich, aber viel kleiner und unterscheidet sich von dieser durch das Verhältniss der 3 Umgänge zu einander, die 2 obern bilden nur eine kurze Spitze auf dem verlängerten letzten Umgang.

Selten, bei Mörsingen.

Helix Linn.

Helicogena.

Helix silvestrina v. Ziet.

Klein a. a. O. p. 66, Taf. 1. Fig. 4.

Häufig bei der Birk und bei Mörsingen.

Helix silvana mihi.

Taf. V. Fig. 2.

H. testa imperforata, subgloboso-depressa, striata, fasciata; anfractibus 5 convexiusculis, ultimo vix subcarinato, basi convexo, antice descendente, aperturam versus dilatato; apertura oblique lunata; peristomate reflexo, labiato, incrassato; margine columellari basi adnato, calloso; pariete aperturali subcalloso. Alt. 4½‴, lat. 7¼‴.

Gehäuse undurchbohrt, gedrückt, wenig kuglig, leicht gestreift, meistens mit 3—5 braunen Bändern. Die 5 Umgänge sind leicht convex, nehmen allmählig zu, der letzte ist leicht gekielt, auf der untern Fläche gewölbt, gegen die Mundöffnung hin etwas erweitert und gegen die Basis versenkt. Die Mundöffnung ist schief halbmondförmig, in die Breite gezogen, breiter als hoch und schief abwärts gerichtet. Der Mundsaum ist stumpf, stark lippenförmig umgeschlagen und erweitert dadurch die Mundöffnung bedeutend. Der innere Rand ist mit der Spindelsäule

verwachsen, gegen die Stelle des Nabels schwielig ausgebreitet und als dünne Lamelle umgeschlagen. Die Mündungswand ist mit einem dünnen Callus bedeckt.

Sie unterscheidet sich von *Helix silvestrina* v. Ziet. durch die gedrückte, kleinere, mehr in die Länge gezogene Form, den leichten Kiel am letzten Umgang, die mehr in die Breite gezogene nicht so hohe Mundöffnung und den viel stärker lippenförmig nach aussen umgelegten Mundsaum, der nicht scharf, sondern verdickt ist.

Von *Helix Maguntina* Desh. (Thomä, Jahrb. des Vereins für Naturkunde in Nassau 1845, p. 132, Tab. II. Fig. 6) unterscheidet sie sich sowohl durch die gedrückte Form, als durch die Mündung, die bei jener weit, mondförmig, und den Mundsaum, der bei jener scharf ist; die untere Fläche des letzten Umgangs ist abgeplattet, während sie bei *Helix silvana* convex ist.

Eine allgemeine Aehnlichkeit hat diese Species mit *Helix splendida* Drap., die aber flacher in der Thürmung, runder im Umfang ist, deren Mundsaum wenig, fast nicht umgeschlagen und deren Mündung runder ist.

Seltener.

Helix coarctata mihi.

Taf. V. Fig. 3.

H. testa imperforata, depressa, spira parum convexa, subtus convexa, subtilissime striata; anfractibus 5½ convexis, sensim crescentibus, ultimo antice coarctato; apertura oblique lunata; peristomate reflexo, acuto; pariete aperturali non calloso.

Alt. 3‴, *lat.* 5—5¼‴.

Gehäuse ungenabelt, zusammengedrückt mit leicht convexer Spindel, sehr fein gestreift; die 5½ Umgänge sind convex, nehmen allmählig zu, der letzte ist auf der Basis gewölbt, weicht vorne nicht nach unten ab und zeigt vor dem umgeschlagenen Mundsaum eine Einschnürung. Die Mundöffnung ist schief halbmondförmig; der Innenrand des Mundsaumes ist viel länger, als der äussere und geht in die Spindel über. Die Mündungswand ist glatt, ohne Callus.

Auch die vorhandenen Steinkerne sind ganz ungenabelt.

Ist der Form nach *Helix Giengensis* Krauss ähnlich, aber ganz ungenabelt, mehr convex und durch die Einschnürung am letzten Umgang unterschieden.

Findet sich, aber selten, bei Mörsingen.

Helix pachystoma mihi.

Taf. V. Fig. 4.

H. testa imperforata, depressa, subconoidea, subtus subplana, striata; anfractibus 4½ convexis, sensim crescentibus, ultimo antice descendente; apertura oblique lunata, ad basin conversa (subhorizontali); peristomate recto, supra provecto, margine inferiore retracto, incrassato, aperturam coarctante, brevissime reflexiusculo; margine columellari basi adnato; pariete aperturali parum calloso. Alt. 3‴, lat. 6‴.

Gehäuse ungenabelt, niedergedrückt, wenig conisch mit fast platter Basis und leicht erhabener Spitze; die 4½ Umgänge sind convex, nehmen allmählig zu, der letzte ist vorne etwas gegen die Basis versenkt. Die Mundöffnung ist schief halbmondförmig und gegen die Basis gerichtet, ihr innerer Rand zurückgezogen. Der äussere Theil des Mundsaumes ist gerade, scharf, der untere dagegen breit, sehr verdickt und nach einwärts gerollt, wodurch die Mundöffnung verengt wird; wo dieser in den äussern Theil übergeht, hat er eine leicht und kurz nach aussen umgelegte Platte. Die Mündungswand ist mit einem ganz leichten Callus bedeckt. Die Steinkerne sind völlig ungenabelt.

Einige Aehnlichkeit hat diese Species mit *Helix globularis* Ziegl., ist aber viel flacher und kleiner.

Ziemlich selten und bis jetzt nur in einem Wasserriss gefunden, der sich vom Emerberg nach Ober-Wilzingen herabzieht und in Kalkschutt, Kies und Grand läuft.

Helicella.

Helix Ehingensis mihi.

Klein a. a. O. p. 65, Taf. I. Fig. 3.

Seltener.

Helix inflexa v. Mart.

Klein a. a. O. p. 71, Taf. I. Fig. 12.

Häufig.

Helix orbicularis mihi.

Klein a. a. O. p. 71, Taf. I. Fig. 13.

Selten.

Helix carinulata mihi.

Taf. V. Fig 5.

H. testa semiobtecte umbilicata, subconoidea, subtus convexa, subcarinata; anfractibus 5¼ convexiusculis, sensim crescentibus, subtilissime striatis; apertura ovato-lunata; peristomate acuto, recto; margine columellari reflexiusculo; pariete aperturali non calloso. Alt. 2—3‴, *lat.* 3—4‴.

Gehäuse conisch mit breiter Basis und niederer Spitze, auf der untern Fläche convex. Die 5¼ Umgänge sind wenig convex, werden allmählig grösser und sind leicht gestreift, der letzte hat einen leichten Kiel und wird, ohne dass sein oberer Rand sich senkt, auf der Basis dicker. Die Mundöffnung ist halbmondförmig, nach innen und unten verlängert. Der Mundsaum ist einfach, scharf und nur der innere Rand, der sich an die Spindel anlegt, am Nabel, den er bis zur Spalte verengt, leicht umgeschlagen; die Mündungswand ist glatt, ohne Callus.

Die Steinkerne sind eng genabelt und der Nabel schon durch das Ende des letzten Umgangs verengt.

Ziemlich häufig, bei Mörsingen.

Ist mit keiner lebenden Species zu vergleichen.

Helix incrassata mihi.

Taf. V. Fig. 6.

H. testa crassa, semiobtecte umbilicata, depresse globosa, subtus convexa, subtilissime striata; anfractibus 5 convexis, ultimo aperturam versus dilatato; apertura oblique lunata; peristomate reflexo, incrassato; pariete aperturali non calloso. Alt. 5‴, *lat.* 8‴.

Gehäuse halb bedeckt — genabelt, zusammengedrückt kuglig, die untere Fläche gewölbt, die Umgänge zu einer ziemlich gleich-

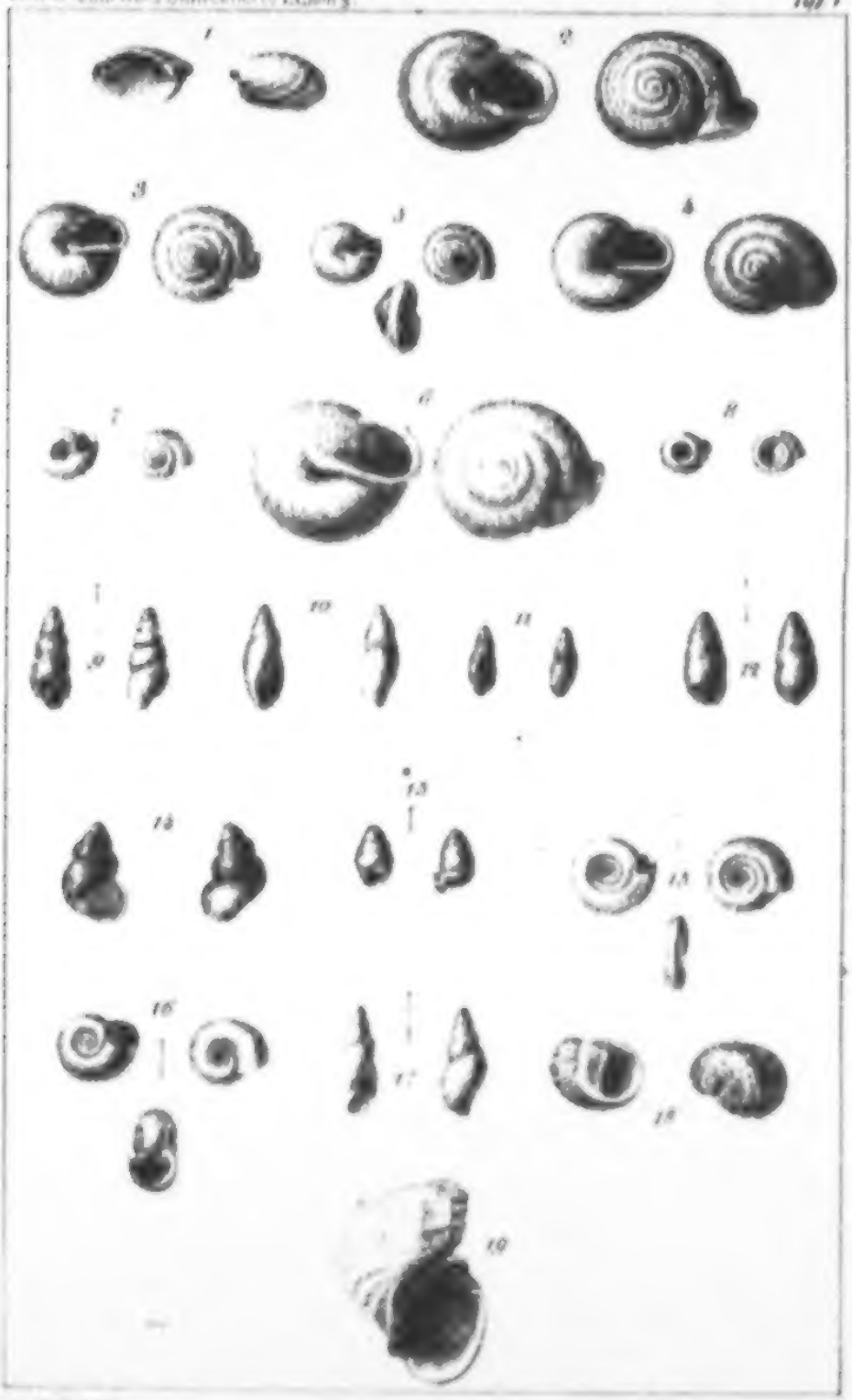
1
2
3
3
4
7
8
8
11
9
10
11
12
13
13
14
15
16
17
18
19

ersten Curse der in Württemberg eingeführten lateinischen Chrestomathie wörtlich übersetzt und repetirt, in 6 weiteren Stunden aber den logischen und den etymologischen Theil der Grammatik eingeübt und noch überdies zwei Drittel des ersten Curses nebst Uebersetzung auswendig gelernt. Das Resultat des bisherigen Unterrichts ist aber Folgendes:

Sie haben durch selbstthätige Abstrahirung der Erscheinungsformen der Denkweise des fremden Volkes ihre Denkkraft geübt, einen reichen Schatz von Sprachmaterial in sich aufgenommen, eine philosophische Kenntniß der in der Sprache gegebenen Wörter erlangt, die Sprache selbst nach ihren Wortformen, Wortfügungen, Wortstellungen, Satz- und Periodenbildungen, ihren eigenthümlichen Sprachbildern kennen gelernt. Sie haben durch die logische Behandlung der Sprache vor der alten Schule einen weiteren Vorsprung formeller Bildung gewonnen, und durch Abwandlung der verschiedenartigen Wortformen die erforderliche Uebung gehabt, durch die memorirten Stücke aber endlich den nöthigen Apparat sich verschafft, um von jetzt an auf Jacotot'schem Wege, wie wir weiter unten zeigen werden, analytisch und synthetisch mit gutem Erfolge fortzuschreiten.

Findet ein Lehrer diese Jacotot'schen Uebungen nicht nothwendig, weil sie bei öffentlichen Prüfungen nicht gefordert werden, oder auch für sich zu schwer, so fährt er auf Hamilton'schem Wege fort. Da jedoch die Schüler durch vieles Lesen und die vorgenannten grammatischen Uebungen mit der Etymologie und der Satzlehre schon vertraut sind, so sind Compositionen zum Behufe der Einübung der fremden Sprachformen überflüssig und man kann sogleich mit ganzen erweiterten Sätzen und Perioden beginnen. Diese Uebungen werden aber nicht eher angestellt, als bis die Schüler einen reichen Schatz von Wörtern und Ausdrücken gewonnen und durch Lektüre sich in die Denk- und Sprechweise des fremden Volkes eingelebt haben. Sie gehören also auf keinen Fall in das erste Jahr. Sind auf dem oben angegebenen Wege diese Bedingungen erfüllt, so diktire der Lehrer, wenn er keine seinem Zweck entsprechende Uebersetzung eines bereits gelesenen lateinischen Werkes hat, eine reindeutsche, aber die einzelnen Sätze möglichst getreu wieder gebende Uebersetzung bereits wörtlich übertragener Stücke, sehe aber darauf, daß die ersten Aufgaben nicht zu

förmigen flachen Kuppel erhoben, an der Spitze platter, dickschalig, fein gestreift. Die 5 Umgänge sind gewölbt, durch seichte Nähte getrennt, nehmen gleichförmig zu, der letzte wird gegen die Mündung hin etwas breiter und weicht leicht nach unten ab. Die Mundöffnung ist halbmondförmig, aber etwas nach aussen gezogen. Der Mundsaum ist umgeschlagen, sehr verdickt; der Spindelrand ist stark umgelegt und verengt den Nabel, jedoch ist dieser umgeschlagene Theil nicht über den Nabel gelegt, sondern gerade abwärts abstehend. Die Mündungswand ist glatt, ohne Callus.

Ist mit keiner lebenden Species zu vergleichen.

Sehr selten.

Helix Giengensis Krauss.

Klein a. a. O. p. 69, Taf. I. Fig. 9.

Kommt häufig, namentlich bei Mörsingen vor, daher jetzt eine genauere Beschreibung möglich ist.

H. testa umbilicata, depressa, spira vix elevata, subtus subplana, subtilissime striata; anfractibus 5½ convexis, sensim crescentibus; peristomate reflexo, undatim labiato, margine columellari umbilicum coarctante; pariete aperturali callo tenui obtecto; apertura oblique lunata. Alt. 2—3‴, *lat.* 4—5½‴.

Gehäuse genabelt, niedergedrückt mit kaum erhabener Spindel, auf der untern Fläche nur leicht gewölbt, sehr fein gestreift. Die 5½ Umgänge sind convex, nehmen sehr allmählig zu und sind durch deutliche Nähte von einander getrennt. Der Mundsaum ist lippenförmig umgeschlagen, der umgeschlagene Rand endet scharf; der Innenrand ist leicht wellenförmig und verengt den Nabel etwas. Die Mündungswand ist mit einem dünnen Callus bedeckt. Die Mundöffnung schief halbmondförmig.

Sie steht *Helix osculum* Thomae (a. a. O. p. 137, Tab. III. Fig. 4) nahe, bildet aber keine „ebenmässige Kuppel", sondern ist platter, jeder innere Umgang steht zwar etwas höher, aber in Absätzen und nicht kuglig, auch die untere Fläche ist viel platter, so dass sie ganze Thürmung, die flache Form oben und unten sie von der kugligen *Helix osculum* sehr deutlich unter-

scheidet. Der Nabel ist weiter offen; der innere Rand des Mundsaumes bildet gegen die Spindel hin eine leichte Einbuchtung, die aber nur am lippenförmig umgeschlagenen Theil sichtbar ist und keinen Einfluss auf die Oeffnung selbst hat; der äussere und obere Theil des Mundsaumes ist mehr abgerundet. Die Mundöffnung ist halbmondförmig, etwas schief nach aussen gezogen. Je grösser die Exemplare sind, desto weniger sind sie kuglig, oder kuppelförmig, desto mehr zusammengedrückt mit nur leicht convexer Mitte.

Die Steinkerne sind tief genabelt.

Helix subnitens mihi.

Taf. V. Fig. 7.

H. testa aperte umbilicata, depressa, planiuscula, glabra, nitida; anfractibus 4½ convexis, sensim crescentibus, ultimo antice subdilatato; apertura ovato-lunata; peristomate simplici, acuto; pariete aperturali non calloso. Alt. 1—1½‴, *lat.* 2—3‴.

Gehäuse offen aber mässig weit genabelt, niedergedrückt, oben fast flach, auch auf der untern Fläche ziemlich platt, glatt, glänzend. Die 4½ Umgänge sind gewölbt, nehmen langsam zu, der letzte ist etwas breiter als noch und erweitert sich etwas gegen die Mundöffnung, der obere Rand desselben weicht nicht nach unten ab, aber der untere Theil bildet auf der Basis eine Hervorragung. Die Mundöffnung ist eiförmig, nach oben etwas verlängert und schmäler, durch die Mündungswand am obern Theil halbmondförmig ausgeschnitten, der untere Theil rundlich. Der Mundsaum einfach, scharf.

Ist *Helix cellaria* Müll. ähnlich aber kleiner, auf der untern Fläche etwas gewölbter; der letzte Umgang mehr erweitert, doch nicht wie bei *Helix nitens* Mich., die Mundöffnung ist nicht schief nach aussen gezogen, mehr rundlich als bei *Helix cellaria*.

Thomae beschreibt a. a. O. p. 144 eine Species unter dem Namen *Helix subcellaria*, die aber viel grösser, auf der obern und namentlich auf der untern Fläche viel convexer ist und eine schiefe am Innenrande merklich erweiterte Mundöffnung und mit dieser Species gar keine Aehnlichkeit hat.

Selten.

Helix involuta Thomae. (Drepanostoma Porro).

Thomae a. a. O. p. 144, Taf. II. Fig. 8.
Taf. V. Fig. 8.

H. testa orbiculato-discoidea, depressa, utrinque concava, arcte obvoluta, subtus perspective umbilicata, spira demersa, leviter striata; apertura anguste lunata; peristomate reflexo, flexuoso; anfractibus 5. Alt. 1‴, *lat.* 2‴.

Gehäuse scheibenförmig-kreisrund, gedrückt, auf beiden Seiten concav, enggewunden, unten perspektivisch-genabelt, oben mit vertieftem wendeltreppenartig absteigendem Gewinde, leicht gestreift; Mündung eng, schmal, mondförmig; Mundsaum zurückgeschlagen, bogig (Thomae).

Es ist nur ein Exemplar bis jetzt gefunden worden, das auf der obern Fläche nur leicht vertieft ist; der letzte Umgang ist vor dem umgeschlagenen Rande eingeschnürt und weicht vorne etwas gegen die Basis hin ab, so dass der obere Rand der Mundöffnung etwas tiefer steht, als der vorletzte Umgang; dagegen ragt der untere Rand auf der Basis hervor und ist etwas zurückgezogen. Die Mündungswand ist mit einem zartem Callus bedekt.

Helix gyrorbis mihi.

Die Beschreibung dieser Species konnte a. a. O. p. 72 Taf. I. Fig. 14. wegen der Unvollständigkeit des Exemplars nicht genau gegeben werden, was ich jetzt durch einige bei der Birk aufgefundene, vollkommene Exemplare zu ergänzen im Stande bin.

H. testa perspective umbilicata, depressa, arctispira, spira parum convexa, eleganter costulato-striata, subtus glabra; anfractibus 7—9 teretibus, lente crescentibus; apertura lunata; peristomate acuto, simplici, recto. Alt. $\frac{3}{4}$‴, *lat.* 2—3‴.

Gehäuse perspectivisch-genabelt, niedergedrückt mit leicht convexer Spindel, unten fast platt. Die 7—9 Umgänge sind sehr eng gewunden, nehmen langsam zu, sind fein und regelmässig gerippt, die Rippen selbst sind gekrümmt; die innersten Umgänge sind glatt; die untere Fläche ist glatt, glänzend. Die Mundöffnung halbmondförmig, durch den vorletzten Umgang ausgeschnitten; die Mündungswand ist glatt, ohne Callus. Der Mundsaum gerade, einfach, scharf.

Steht der *Helix rotundata* Müll. nahe, ist aber grösser, flacher, hat mehr Umgänge, die keine Andeutung eines Kiels haben, die Rippen sind sehr deutlich, stärker, regelmässig und eng gestellt.

Ebenso unterscheidet sie sich durch den völligen Mangel eines Kiels und durch die grössere Anzahl von Umgängen von *Helix multicostata* Thomae (a. a. O. p. 143).

Bulimus minutus mihi.

Taf. V. Fig. 9.

B. testa parva, subrimata, turrita, apice obtusa; anfractibus 6 convexis, sensim crescentibus, subtilissime striatis, suturis profundis; apertura ovato-oblonga; peristomate recto, acuto, marginibus inaequalibus; columella recta, basi integra, in marginem columellarem brevissime reflexiusculo transeunte. Alt. 2½—3‴, lat. 1‴.

Gehäuse klein, kaum geritzt, thurmförmig mit abgestumpfter Spitze; die 6 Umgänge sind convex, durch tiefe Nähte von einander getrennt, nehmen sehr langsam zu und sind fein gestreift. Die Mundöffnung ist verlängert-eiförmig, oben zugespitzt. Der Mundsaum ist gerade, scharf, die Ränder desselben ungleich lang; der Innenrand setzt sich in die gerade Spindel, die nicht abgestutzt ist, fort und ist vor der feinen Nabelspalte kurz und fein umgeschlagen.

Diese Species ist mit keiner lebenden zu vergleichen, hat höchstens als Miniaturgebilde eine entfernte Aehnlichkeit mit *Bulimus acutus* Brug., hat aber ausser der bedeutenden Verschiedenheit der Grösse weniger Umgänge und eine mehr in die Länge gezogene ovale Mundöffnung.

Sehr selten.

Glandina (Achatina) antiqua mihi.

Klein a. a. O. 1852. p. 102, Taf. III. Fig. 9.

Selten.

In den Annal. des sciences natur. Zoolog. T. II., p. 179 (1843) hat Marc. de Serres eine *Achatina Vialaii* beschrieben, welche in der Süsswasserkalkablagerung von Castelnaudary (im süd-

lichen Frankreich) gefunden wurde, die der Beschreibung und Abbildung nach zu urtheilen, im Allgemeinen viel Aehnlichkeit mit dieser *Glandina* haben dürfte, sich aber jedenfalls durch bedeutendere Grösse und Umfang und die Anzahl der Umgänge (es sind 6) von ihr unterscheidet.

Glandina (Achatina) eburnea mihi.
Taf. V. Fig. 10.

Gl. testa imperforata, oblongo-fusiformi, obtusiuscula, polita; anfractibus 5 convexiusculis, ultimo ⅗ testae aequante, basi attenuato; apertura partem dimidiam testae aequante, acutissime ovata, basi attenuata; columella basi antrorsum arcuata, inflexa, basi truncata, callo tenui obtecta; peristomate simplici, acuto. Alt 5¼‴, lat. 2‴.

Gehäuse undurchbohrt, verlängert-spindelförmig, oben etwas stumpf, glatt, glänzend. Die 5 Umgänge sind leicht convex, der letzte fast noch einmal so lang, als die andern zusammen, in der Mitte etwas breiter, als der vierte, nach unten verschmälert. Die Nähte sind wenig vertieft, unter der letzten läuft mit ihr parallel eine feine Furche. Die Mundöffnung ist eiförmig, nach oben scharf zugespitzt, beträgt ungefähr die Hälfte der Schale. Die Spindel ist einwärts gerollt, unten nach vorne gebogen, am Ende abgestutzt, mit einem zarten Callus bedeckt und bildet für sich den innern Rand der Mundöffnung. Der Mundsaum ist scharf, einfach.

Die Schnecke hat viel Aehnlichkeit mit der lebenden *Oliva eburnea* Lam., was zu der Benennung Veranlassung gab.

Sie steht der *Achatina Sandbergeri* Thomae a. a. O. p. 151, Tab. III. Fig. 11 nahe, ist aber kleiner, nicht so gestreckt, nicht gestreift, an den Nähten nicht feinkörnig gerandet, die 4 obern Umgänge sind kürzer, der letzte ist etwas bauchiger, die Mundöffnung länger gezogen.

Ziemlich häufig bei der Birk und bei Mörsingen.

Unter den Schalen finden sich Exemplare, vielleicht Junge dieser Species, die für eine besondere Art gehalten werden könnten, was ich aber wegen der Totalform nicht gewagt habe. Sie sind kleiner, haben 4 Umgänge, von denen der letzte im

Verhältniss zu den sehr kleinen drei oberen viel grösser ist, $2\frac{1}{2}'''$, während die ganze Schale nur $3'''$ Höhe hat. Die Spitze der Mundöffnung reicht fast bis zum 3. Umgang, ist verhältnissmässig viel höher und beträgt $\frac{1}{2}$ der Schale.

Achatina elegans mihi.

Taf. V. Fig. 11.

A. testa imperforata, elongato-fusiformi, costulato-striata; anfractibus $4\frac{1}{2}$, superioribus convexis, duobus inferioribus planulatis, ultimo elongato; suturis profundis; apertura acutissime ovata; columella intorta, vix arcuata, basi subtruncata, non callosa; peristomate simplici, acuto. Alt. $4'''$, lat. $1'''$.

Gehäuse undurchbohrt, sehr gestreckt, fein gerippt, die Rippen besonders gegen die Naht deutlich. Von den $4\frac{1}{2}$ Umgängen sind die oberen convex, der erste ganz klein, beide glatt, die zwei untern gestreckt, flach, alle durch tiefe Nähte von einander getrennt; der letzte nicht bauchiger, sondern sehr gestreckt. Die Mundöffnung ist spitz-eiförmig. Die Spindel einwärts gerollt, nur ganz leicht gebogen, an der Basis kaum abgestutzt, an der Mundöffnung glatt, ohne Callus. Der Mundsaum einfach, scharf.

Sie ist viel kleiner als *Achatina Sandbergeri* Thomae, gestrekter, schmaler, die Spindel an der Basis kaum abgestuzt, ohne Callus an der Mündungswand.

Erinnert an die zierlichen Formen von Jamaica.

Sehr selten.

Achatina loxostoma mihi.

Taf. V. Fig. 12.

A. testa parva, rimata, ovato-oblonga, apice obtusa, laevi, nitida; anfractibus 6 convexiusculis, sensim crescentibus; apertura obliqua, acute ovata; columella arcuata, basi integra; peristomate recto, incrassato, inferiore parte antrorsum producto, margine columellari brevissime reflexiusculo. Alt. $2-2\frac{1}{2}'''$, lat. $1'''$.

Gehäuse klein, geritzt, länglich-eiförmig mit stumpfer Spitze, glatt, glänzend. Die 6 Umgänge sind flach convex, eng anein-

ander liegend, nehmen allmählig zu, der 5. und 6. jedoch schneller. Die Spindel ist vorwärts gebogen, an der Basis nicht abgestutzt. Der Mundsaum gerade, der äussere Rand einfach, der innere Spindelrand ist zu einer leichten und kurzen Falte umgeschlagen, legt sich an die Spindel an und bildet so eine feine Ritze; der untere Theil ist verdickt, vorwärts gezogen und deckt so etwas die Mundöffnung, welche schief eiförmig ist, am breitesten am Spindelrand, spitz, wo sich der äussere Rand des Mundsaumes an den letzten Umgang anlegt.

Da die Spindel an ihrer Basis nicht abgestutzt ist, so wäre vielleicht nicht gerechtfertigt, dieselbe zum Genus *Achatina* zu rechnen, wenn sie nicht in der ganzen Form der lebenden *Achatina lubrica* Menke sehr ähnlich und gerade bei dieser die Spindel ebenfalls nicht abgestutzt wäre, so dass, wenn diese zu *Achatina* gehört, die andere ebenfalls dazu gerechnet werden muss.

Von *Achatina lubrica* unterscheidet sie sich aber ausser der etwas geringern Grösse deutlich durch die auf eigene Art verzogene Mundöffnung, den lippenartig vorspringenden, verdickten Mundsaum und die deutliche Ritze hinter der Spindel.

Nicht sehr selten bei der Birk und Mörsingen.

Achatina acicula Lam.?

A. testa parva, imperforata, fusiformi-oblonga, apice attenuata, obtusa; anfractibus 5 planulatis, ultimo elongato, circiter dimidiam testae partem aequante; columella basi truncata.

Von dieser kleinen *Achatina*, welche der lebenden *acicula* ähnlich, nur etwas kleiner ist, hat sich bis jetzt nur ein Exemplar bei der Birk gefunden und dieses im festen Kalk so eingewachsen, dass der Rücken nach aussen liegt, Mundöffnung und Mundsaum aber nicht zu bestimmen sind. Sie ist nicht ganz 2‴ lang und kaum ½‴ breit.

Clausilia grandis mihi.

Klein a. a. O. 1846, p. 73, Taf. I. Fig. 16.

Am Andelfinger Berg nicht sehr selten, mit sehr deutlicher Mundöffnung und Zahnbildung.

Pupa Drap.

Pupa nov. spec.?

P. testa subrimata, fusiformi, apice obtusa; anfractibus 8 subplanis, suturis vix excavatis, cervice producta, compressa; apertura ovata; peristomate reflexo. Alt. 4‴, lat. 1½‴.

Gehäuse länglich, spindelförmig, unten schmäler, am 7. Umgang am dicksten, nach oben schnell schmäler, oben abgestumpft. Die 8 Umgänge sind platt, durch sehr seichte Nähte von einander getrennt. Der Hals ist vorgeschoben, von beiden Seiten zusammengedrückt; die Mundöffnung eiförmig, der Mundsaum leicht umgeschlagen.

Die Schnecke war in festen Kalk eingewachsen, die Schale ist beim Herausmeiseln hängen geblieben, wesshalb nicht zu bestimmen ist, ob dieselbe glatt oder gestreift ist. Die Mundöffnung ist so ausgefüllt, dass sie nicht gereinigt und nicht bestimmt werden kann, ob und welche Zähne vorhanden sind.

Sie steht in Hinsicht auf Form der *Pupa Schübleri* (Klein a. a. O. 1846, p. 74, Tab. I. Fig. 18.) nahe, ist aber grösser und dicker, der Hals ist von beiden Seiten zusammengedrückt; die Mundöffnung erscheint schmäler. Das Vorhandensein und der Stand der Zähne sind nicht zu beurtheilen.

Weitere Untersuchungen können erst über die Species entscheiden.

Pupa quadridentata mihi.

Taf. V. Fig. 13.

P. testa parva, subtiliter rimata, ovato-conoidea, obtusiuscula; anfractibus 5 convexis, superioribus celeriter decrescentibus, ultimo subtus attenuato; cervice producta, compressa, callo albido cincta; columella unidentata, duobus alteris dentibus in margine externo peristomatis immersis; pariete aperturali uniplicato; peristomate reflexiusculo; apertura ovato-rotundata, patula. Alt. 1¼‴, lat. ¾‴.

Gehäuse klein, fein geritzt, ei-kugelförmig, nach oben verschmälert mit stumpfer Spitze. Die 5 Umgänge sind convex, durch tiefe Nähte von einander getrennt, die obern nehmen

schneller ab, der letzte verschmälert sich gegen die Basis hin. Der Hals ist vorgeschoben, an der innern Seite etwas zusammengedrückt, mit einem weissen Callus umgeben. Die Mundöffnung ist weit, rundlich-eiförmig. Der Mundsaum ist leicht umgeschlagen. An der Spindel sitzt ein kleiner Zahn, gegenüber an der äussern Wand, etwas vertieft, zwei Zähne und an der Mündungswand eine Falte, die sich unter einem spitzigen Winkel mit dem anliegenden innern Rande des Mundsaumes verbindet.

Sie zeigt in der allgemeinen Form einige Aehnlichkeit mit *Pupa pagodula* Desmoul., ist aber durch die geringere Anzahl der Umgänge und besonders durch die ganz andere Bildung des Mundsaumes, der Mundöffnung und der Zähne völlig von ihr unterschieden.

Ziemlich häufig bei der Birk und Mörsingen.

Cyclostoma bisulcatum v. Ziet.

Klein a. a. O. p. 76, Taf. I. Fig. 21.

Häufig bei Mörsingen.

Cyclostoma conicum mihi.

Taf. V. Fig. 14.

C. testa imperforata, conoidea, costis sulcata, subtillissime decussata; anfractibus 5½ convexis, sensim crescentibus, suturis profundis; apertura perpendiculari, subcirculari; peristomate continuo, acuto, reflexiusculo. Operculo solido, plano, quadrispiro. Alt 5‴, lat. 4‴.

Gehäuse nicht durchbohrt, conisch; die 5¼ Umgänge sind rund, durch tiefe Nähte von einander getrennt, die beiden obern sind glatt, die andern haben zahlreiche feine Längsrippen mit denen sich sehr feine Linien kreuzen, gegen die Mitte des letzten Umgangs werden auch die Längsrippen undeutlicher, an der Basis desselben sind sie dagegen wieder sehr deutlich und stark. Die obern Umgänge nehmen schneller ab, der letzte ist nicht bauchig, nur an der Mundöffnung etwas vorgezogen, die ganze Form ist so mehr gestreckt. Die Mundöffnung ist kreisförmig, nur wenig nach oben zugespitzt; der Mundsaum zusammenhängend, nur sehr leicht umgeschlagen. Der Deckel ist stark, flach und hat 4 Windungen.

ſchwer ſind. Während die Schüler ihr Auge auf den reindeutſchen Text gerichtet haben, drückt der Lehrer denſelben nach der lateiniſchen Sprechweiſe und Wortſtellung, wie ſolche in der zwiſchenzeiligen Ueberſetzung gegeben werden, aus; ſodann überſetzt er den Satz oder die Periode lateiniſch. Beides ſpricht er zweimal vor und läßt die Schüler nach der Reihe nachüberſetzen, bis Alles richtig und ohne viel Mühe nachgeſprochen wird. Nachdem der Lehrer mehrere Stunden auf dieſe Weiſe fortgefahren, verſucht er, ob alle Schüler, ſelbſt die ſchwächeren, nachzuüberſetzen vermögen, wenn er den Satz nur einmal vorgeſprochen hat. Iſt dieſes der Fall, ſo fahre er eine Zeitlang damit fort, bis auch die letzteren dies mit Leichtigkeit thun. Jetzt ſpricht einer der fähigeren Schüler ſelbſt zuerſt den Satz lateiniſch-deutſch, ſodann lateiniſch vor, und einige der Schwächeren wiederholen. Iſt eine Anzahl von Stücken auf dieſe Weiſe ins Lateiniſche überſetzt, ſo ſchreiben die Schüler einen Theil des Ueberſetzten nieder, und jeder Fehler bietet Stoff zu einer grammatiſchen Lehre, und der Lehrer ſorgt dafür, daß die Regeln von den Schülern gehörig eingehalten werden. Er gibt ſodann ein leichtes Hebdomadar, bei welchem bisher vorgekommene Wörter und Redensarten in Anwendung kommen. Sobald der Schüler hierin die gehörige Sicherheit und Fertigkeit beſitzt, iſt die erſte Hälfte des ſynthetiſchen Curſes beendigt, und die zweite Hälfte wird zu Ueberſetzungen klaſſiſch-deutſcher Schriftſteller benützt.

Das zweite Jahr bildet eine weitere Lehrſtufe. Die Schüler haben ſich jetzt die gewöhnlichen Wörter und Redensarten der fremden Sprache bereits ſo zu eigen gemacht, daß ſie zu Hauſe ſelbſt weiter leſen, ohne der Beihülfe des Wörterbuchs viel zu bedürfen. Vier bis fünf Seiten in ihrem Schriftſteller zu Hauſe ſorgfältig zu leſen, nimmt nicht mehr als eine Stunde weg. Der Lehrer läßt von den Schülern den Inhalt des Geleſenen angeben, fragt über neuvorgekommene Wörter und Ausdrücke, nimmt ſchwierigere Stellen heraus, läßt ſie erſt wörtlich, dann reindeutſch überſetzen und gibt die nöthig befundenen Erläuterungen. In der Hälfte der Lektionen werden die vorbenannten ſynthetiſchen Uebungen Hamiltoniſch vorgenommen.

Sie steht der *Cyclostoma elegans* Drap. sehr nahe, ist aber kleiner, schlanker, die Umgänge, besonders der letzte, sind weniger bauchig, die Mundöffnung rundlicher. Das Gegitterte der Schale tritt durch die geringere Entwicklung der Querstreifen weniger hervor, die Längsstreifen sind ungleich.

Planorbis pseudammonius Voltz.

Klein a. a. O. p. 77, Taf. 1. Fig. 23.

Bei der Birk hauptsächlich und dort häufig.

Planorbis corniculum Thomae.

Thomae a. a. O. p. 154, Taf. IV. Fig. 7.

P. testa discoidea, utrinque subaequaliter concava, striata; anfractibus 5 subangulato-cylindraceis; apertura rotundato-lunata; peristomate simplici, recto. Alt 2—2¼‴, *lat.* 6—8‴.

Gehäuse scheibenförmig, auf beiden Seiten fast gleich tief beim Centrum eingesenkt, doch in der Regel oben etwas tiefer, gestreift; Umgänge cylindrisch, der letzte durch erhabene parallele Längslinien etwas kantig; Mündung gerundet-mondförmig. Mundsaum einfach, scharf. (Thomae).

Unter den vielen Exemplaren von *Planorbis pseudammonius* finden sich, aber nur selten, solche, die den Originalen, welche ich von *Planorbis corniculum* besitze, ganz gleich sind.

Sie unterscheiden sich von *Planorbis pseudammonius*, dem sie aber sehr nahe stehen, durch die geringere Grösse, das umgekehrte Verhältniss der Vertiefung, indem sie oben etwas tiefer eingesenkt, unten weniger concav sind und durch das Kantige des letzten Umgangs. Die Mundöffnung ist am untern Rand weniger zurückgezogen; der Callus, welcher bei jenem den Mundsaum eigentlich zusammenhängend macht, fehlt hier, die Mündungswand ist unbedeckt.

Planorbis applanatus Thomae. (Pl. declivis A. Braun).

Thomae a. a. O. p. 155.

Taf. V. Fig. 15.

P. testa parva, depressa, inferne carinata, supra planoconcava, in medio vix immersa, subtus concava, nitida, subtilissime striata; apertura obliqua, cordata; anfractibus 4. *Alt* ½‴, *lat.* 1½—2‴.

Gehäuse klein, plattgedrückt, nicht auf der Mitte der Peripherie, sondern unten gekielt, oben flach convex, im Mittelpunkt etwas vertieft, unten flach concav und wie auf der oberen Fläche alle Umgänge sichtbar, glänzend, äusserst fein gestreift. Die Umgänge nehmen, besonders der letzte ziemlich rasch zu, und dieser wird durch den Kiel in zwei ungleiche Hälften getheilt, wovon die über dem Kiel grösser, gewölbter, die auf der untern Seite aber kleiner und flacher ist. Mündung schief, herzförmig. (Thomae).

Unterscheidet sich von *Planorbis laevis mihi* Klein a. a. O. p. 79, Taf. I. Fig. 26 durch den Kiel des letzten schneller zunehmenden Umgangs, der bei diesem rund, ohne Andeutung eines Kiels ist und wie die andern langsam zunimmt.

Häufig bei Mörsingen.

Planorbis platystoma mihi.

Taf. V. Fig. 16.

P. testa parva, supra concava, in medio immersa, infra plana, glabra; anfractibus 3½ convexis, celeriter crescentibus, internis in superiore testae facie immersis, ultimo multo majori, convexo, supra prominente, reliquos involvente; apertura dilatato-ovata; peristomate simplici, acuto. Alt. 1‴, lat. 2‴.

Gehäuse klein, auf der obern Fläche concav, in der Mitte vertieft, unten platt, glatt. Die 3½ Umgänge sind höher als dick, der äussere viel grösser und höher, als die andern, ragt auf der obern Fläche stark hervor, während die innern ganz versenkt sind, auf der untern Fläche dagegen sind alle sichtbar, liegen in einer Ebene und sind durch tiefe Nähte getrennt. Die Mundöffnung ist weit, in die Quere gestellt, eiförmig und weit auf beiden Seiten der Schale hervorragend; die Mündungswand ist ohne Callus, der Mundsaum einfach, scharf.

Bei Mörsingen, ziemlich selten.

Limnaeus Drap.

Von *Limnaeen* finden sich zwar, namentlich am Andelfingerberg, eine ziemliche Anzahl, allein die Unvollkommenheit der einzelnen Schalen und die Schwierigkeit der Bestimmung der

einzelnen Species ohne eine grössere Anzahl zur Vergleichung zu besitzen, machten bei den vielen Modificationen und Uebergängen, welche bei diesem Genus vorkommen, bis jetzt die genauere Trennung derselben unmöglich.

Unter ihnen findet sich entschieden *Limnaeus Kurrii mihi*, (Klein a. a. O. p. 84, Taf. II. Fig. 7), wahrscheinlich *Limnaeus ellipticus* Kurr, p. 83, Taf. II. Fig. 5.

Eine andere Form ist sehr ähnlich dem *Limnaeus peregr* Drap. aber grösser, während eine andere Anzahl demselben ebenfalls ähnlich, aber kleiner ist. Weitere Nachforschungen und genaue Untersuchungen können hier erst später entscheiden.

Ausgezeichnet durch die ganz verschiedene Form ist aber:

Limnaeus turritus mihi.

Taf. V. Fig. 17.

L. testa parva, turrita, apice acuta, glabra, imperforata; anfractibus 4½ convexis, sensim crescentibus, suturis profundis, ultimo anfractu elongato; apertura elongato-ovata; peristomate acuto, margine columellari brevissime reflexiusculo. Alt. 2¾‴, lat. 1‴.

Gehäuse klein, ungenabelt, schlank, thurmförmig, oben zugespitzt, glatt. Von den 4½ Umgängen sind die oberen rundlich, durch tiefe Nähte von einander getrennt, der letzte länglich, gestreckt. Die Mundöffnung ist länglich-eiförmig; der Mundsaum scharf, an der Spindel leicht und kurz umgeschlagen.

Sehr selten.

Melania turrita mihi.

Klein a. a. O. 1852, p. 159, Taf. III. Fig. 10.

Sehr häufig am deutschen Hof, wo sie meistens in einer Hülse von Kalksinter eingeschlossen vorkommen. Siehe p. 222 dieser Beschreibung.

Melanopsis praerosa L.

Klein a. a. O. p. 161, Taf. III. Fig. 12.

Sehr häufig beim deutschen Hof, auch diese ist in Hülsen von Kalksinter eingeschlossen.

Paludina tentaculata L.

Krauss württ. naturw. Jahreshefte 1852, p. 140.

Häufig am Andelfingerberg.

Neritina crenulata mihi.

Taf. V. Fig. 18.

N. testa globosa, angulato-orata, basi dilatata, transversim striata, subnitida, picturis pinnatis, reticulatis vario ornata; spira brevi, obtusa, subcentrali; apertura lunata; columella plana, subplicato-crenulata. Alt. 3‴, lat. 4—5‴. Anfractibus 3.

Gehäuse kuglig, winklig-eiförmig, an der Mündung sehr ausgebreitet, fein quergestreift mit mannigfaltiger Zeichnung, röthlich, violet, netzförmig gefiedert mit weissen Flecken, ungleichen Zickzacklinien. Gewinde kurz, sehr stumpf; 3 Umgänge, der letzte sehr ausgebreitet, besonders nach der untern Seite des Mundsaums ausgezogen. Die stumpfe Spitze steht etwas auf der Seite. Die Spindel ist flach, am Rande sanft concav, fein gefältelt eingekerbt am Rande.

Sie ist im Allgemeinen der *Neritina fluviatilis* L. ähnlich, aber flacher, namentlich sind die obern Umgänge flacher, und unterscheidet sich von ihr durch die Spindellinie, die leicht vertieft, concav ist und eine Reihe feiner Fältchen, die am Rande Einkerbungen bilden, zeigt.

Häufig am deutschen Hof.

Melania grossecostata mihi.

Klein a. a. O. 1852. p. 158, Taf. III. Fig. 11.

Taf. V. Fig. 19.

Durch die Güte des Herrn Finanzrath Eser erhielt ich jetzt endlich zwei Exemplare mit vollständiger Mundöffnung und Mundsaum, die ebenfalls am Michelsberg bei Ulm gefunden wurden, nach welchen jetzt als Zusatz zu der p. 158 gegebenen Beschreibung zu setzen ist:

Apertura orata; labio externo peristomatis acuto, protracto, inferne et superne sinu distincto.

Die Mundöffnung ist im Allgemeinen eiförmig, aber ganz

unregelmässig, denn der Spindelrand geht zwar unmittelbar, ohne abgestutzt zu sein, in den untern Rand des Mundsaumes über, aber dieser bildet eine leicht rückwärtsgerichtete Bucht, ebenso wird an der Spitze des Mundsaumes, ehe sich dieser an den Umgang anlegt und in den die Mündungswand bedeckenden Callus übergeht, eine zweite nach aussen gerichtete Bucht gebildet; der äussere Rand selbst ist scharf, bedeutend verlängert und ohrförmig nach unten und aussen vorgezogen.

Durch diese doppelte Bucht würde sich diese Species dem Genus *Pyrena Lam.* annähern, nur ist die Spindel nicht gegen den untern Rand des Mundsaums gekrümmt und die Ausbuchtungen sind nicht so stark.

Wenn die Zeichnung Dunker's in seinen Palaeontographica Tab. XXI. Fig. 2 richtig ist, so wäre damit vollends der bestimmte Unterschied dieser Species gegeben, denn bei dieser *Melania Wetzleri* ist die Mundöffnung länglich eiförmig, beinahe elliptisch, nach unten und oben ausgezogen und von einer solchen doppelten Ausbuchtung nichts angegeben und auch in der Beschreibung p. 157 nichts enthalten.

Ebenso unterschieden ist sie von *Melania turrita mihi*, (von der ich jetzt ein Exemplar mit 14 Umgängen besitze) Jahrg. 1852. p. 159, bei welcher die Mundöffnung eiförmig, aber nach oben und unten etwas ausgezogen ist und der Mundsaum keine solche Ausbuchtungen zeigt.

Fassen wir die Beschreibung der bis jetzt im ältern Süsswasserkalk Württembergs aufgefundenen Conchylien zusammen, so findet sich ein höchst auffallendes Missverhältniss zwischen den *Gasteropoden* und *Acephalen*, denn während bis jetzt von den ersteren 1 Species *Ancylus*, 1 *Testacella*, 1 *Succinea*, 21 vom Genus *Helix* (8 *Helicogenen*, 13 *Helicellen*), 1 *Bulimus*, 2 von *Glandina*, 3 von *Achatina*, 2 von *Clausilia*, 4 von *Pupa*, 2 von *Cyclostoma*, 10 von *Planorbis*, 7 von *Limnaeus*, 3 von *Melania*, 1 *Melanopsis*, 4 von *Paludina*, 1 *Valvata*, 1 *Neritina*, somit 65 Species bestimmt werden konnten, haben sich im Süsswasserkalk selbst (die Formation von Oberkirchberg somit ausgeschlos-

sen) nur 2 Species von Acephalen gefunden, 1 *Cyclas* und 1 *Anodonta*. Eben so gross ist der Unterschied der Zahl nach, von Cyclas wurde nur ein Exemplar gefunden, Anodonten sind häufiger, allein die Anzahl der Exemplare von Einschaligen ist eine ganz andere, hat doch v. Zell allein bei Zwiefalten mehrere Tausend gesammelt. Um einen Beweis der Häufigkeit der einzelnen Species, die dort sich finden, zu geben, mögen hier einige Beispiele folgen, die ich der Güte des Herrn v. Zell verdanke.

Melania turrita in 506 Exemplaren, *Melanopsis* 411, *Cyclostoma bisulcatum* 196, *Helix silvestrina* 178, *H. Giengensis* 114, *H. inflexa* 114, *H. Ehingensis* 35, *Clausilia grandis* 44 u. s. w.

Ebenso auffallend ist die Vertheilung der einzelnen Genera und Species. Ueberall finden sich einzelne Species des Genus Helix, aber die einzelnen Species meistens beschränkt auf einzelne Localitäten, wie auch z. B. 3 neue Species von Helicogenen und 4 Helicellen bis jetzt bei Zwiefalten allein gefunden wurden, während *Helix Giengensis* und *gyrorbis* ebenfalls sich hier finden.

Neu für die Fauna jener Zeit in unserem Lande sind *Succinea*, *Achatina* und *Bulimus*, wonach die Angabe Jahrg. 1846. p. 94 jetzt zu berichtigen ist.

Ebenso findet durch das Auffinden einer *Testacella*, 2 Species von *Glandina* und der *Melanopsis* der p. 93 ausgesprochene Satz eine Berichtigung, dass kein Geschlecht in unserem tertiären Kalk sich finde, das nicht auch noch lebend bei uns gefunden wurde, der aber schon durch die Melanien, von denen jetzt 3 Species bekannt sind, eine Ausnahme erlitten hatte und hätte heissen sollen, kein Geschlecht, das nicht noch lebend gefunden wurde, wenn auch nicht bei uns. Neues Geschlecht aber überhaupt ist auch bis jetzt in unserer Süsswasserkalkformation nicht aufgefunden worden. —

III. Kleinere Mittheilungen.

Beiträge zur Fauna Württembergs von Dr. A. Günther.

Rhinolophus hipposideros Bechst. ist in alten Gebäuden Tübingens nicht selten.

Vespertilio discolor Kuhl (*V. serotinus* Pall.) wurde im Februar 1852 in einem Gebäude in Stuttgart gesellig mit *Vespertilio pipistrellus* gefunden.

Die bei uns wie im südlichen Europa überhaupt, so seltene *Strix tengmalmi* L. (*St. dasypus* Bechst.) schoss Med. stud. Jäger im Frühjahre 1851 in der Umgegend von Stuttgart.

Corvus cargocatactes L. erschien im Okt. 1850 in zahlreichen Schaaren allerorts im Unterlande und auf dem Schwarzwalde; das Jahr darauf liessen sich nur vereinzelte Individuen sehen. Besonders häufig finden sich bei den rabenartigen Vögeln Missbildungen des Schnabels; abgesehen von den mancherlei Differenzen in Bezug auf dessen Länge und Dicke, welche durch das Alter der Individuen bedingt sind. Ich beobachtete dies besonders auch beim Nussheher: ein Exemplar hatte einen in ähnlicher Weise, wiewohl in schwächerem Grade gebildeten Schnabel wie *Loxia curvirostra*; dadurch war auch die Art seiner Nahrung modifizirt, indem es eine ganze Maus verschlungen hatte.

Von *Pyrrhocorax alpinus* Cuv. traf ich am 4. Mä z 1851, zu welcher Zeit noch eine beträchtliche Kälte mit Schnee eingetreten war, 2 Stücke bei Tübingen an.

Ampelis garrula erschien im Frühjahre 1851 schaarenweise im Unterlande.

Muscicapa luctuosa Temm. schoss ich im April 1852, als sie während dreier Tage zur Abendzeit aufwärts am Ufer des Neckars bei Tübingen strichen; die einjährigen Männchen waren in der Farbe kaum von den Weibchen unterschieden.

*Anthus aquaticus**) und *pratensis* Bechst. ist jedes Jahr gesellig vom Okt. bis Ende Winters an der Steinlach bei Tübingen anzutreffen.

Anadonta piscinalis Rossm. fand ich im Jan. 1853 im Sande an den Ufern des Bodensees bei Langenargen, nach einem heftigen anhaltenden Sturme und sammelte die verschiedenen Altersstufen dieser Muschel. Zugleich mit ihr traf ich

Limnaeus auricularis Dr. variet. *ampla* Hartm. an, jedoch nur das Gehäuse ohne das Thier.

---

*) Bei der Sektion eines dieser Vögel, fand ich im November in der Bauchhöhle auf der dem Ovarium entgegengesetzten Seite einen fremdartigen Körper, der sich bei der näheren Untersuchung als ein Ei ergab, welches nicht in den Oviduct gelangt war: eine *graviditas extrauterina* bei einem Vogel. Die membrana vitellii war sehr verdickt, auf der Oberfläche einige Blutgefässe sichtbar; der Dotter, zu einer zähen Masse geronnen, löste sich leicht von der ihn umgebenden Haut ab. Das Ganze von der Grösse eines normalen Eis war durch keine Haut an ein Organ des Unterleibs befestigt.

1. Die Fische des Neckars.

Untersucht und beschrieben von Dr. Albert Günther.

(Mit Taf. VI.)

Einleitung.

Man könnte bei dem ersten Blicke auf vorliegende Arbeit sich fragen, ob hier nicht ein Theil unserer Fauna untersucht worden sei, der schon längst seine Bearbeiter und durch diese eine Aufklärung gefunden habe, welche die Erreichung neuer Resultate nicht mehr hoffen liess, mit einem Worte, man könnte fragen, ob der Verfasser sich nicht der Gefahr, seine Zeit unnütz zu verschwenden, ausgesetzt habe. Und das nicht ohne Grund. Denn schon seit Jahren wird durch vielfache Kräfte vereint an der vollständigen Kenntniss der württembergischen Naturprodukte gearbeitet, doch sind es eben nur die unter der Erde verborgenen Schätze oder es ist das in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit nur theilweise bekannte Heer der wirbellosen Thiere, das den grössten Theil der Forscher durch die beinahe täglich sich wiederholenden Funde in ununterbrochener Thätigkeit erhält. Aber insbesondere waren durch Professor Schübler in Tübingen in der ersten Ausgabe der Beschreibung von Württemberg durch Memminger, Stuttg. 1820, und durch G. v. Martens im landwirthsch. Correspondenzblatte, März 1830, und später durch denselben in der dritten Auflage der Beschreibung von Württemberg durch Memminger, Stuttg. 1841, in einem vollständigen Verzeichnisse der württembergischen Fauna die bei uns vorkommenden Fische, mit genauer Angabe ihrer Verbreitung und der Trivialnamen, ausführlich aufgezählt worden. Eine Be-

schreibung ward nicht beigegeben: was auch damals für unnöthig gelten konnte, sofern bei der weniger strengen Scheidung der einzelnen Arten noch die Diagnosen Artedi's und Linné's einen sichern Haltpunkt gaben; zumal wenn man noch die Abbildungen Bloch's und Meidinger's, verbunden mit ihren Angaben, zur Hand hatte. Und nach diesen Quellen, welche noch vor einigen Jahren die einzigen Auctoritäten waren, wurden die Fische des Neckars untersucht, in unseren Sammlungen bestimmt und in die Verzeichnisse der württembergischen Fauna namentlich aufgenommen.

Das konnte nun aber nicht mehr genügen, seit durch Agassiz, Joh. Müller, Bonaparte und Valenciennes eine neue Methode in der Ichthyologie in Anwendung gebracht worden war, eine Methode, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, die an der Menge der einzelnen Individuen bemerkbaren Abänderungen so streng als möglich auseinander zu halten, und deren Resultat die Entscheidung der Frage sein wird, welchen Abänderungen Wichtigkeit genug zuzusprechen sei, um ihretwegen die Species zu unterscheiden. Die zweite Aufgabe dieser Methode ist, zu berücksichtigen, ob gewisse Abänderungen einem bestimmt abgegrenzten Gebiete eigenthümlich oder ob sie in verschiedenen Gegenden zu finden seien: kurz jene Methode bestrebt sich zugleich über die Verbreitung der Abänderung ins Reine zu kommen. Und dieses ist von so grossem Werthe, als gerade durch die Kenntniss der Art der Verbreitung jene Frage um so leichter und sicherer beantwortet werden kann.

So finden wir nun schon in dieser Weise die Fische Italiens, Frankreichs, Belgiens, eines Theils der Schweiz, Oberösterreichs etc. aufs neue untersucht; und dieser Theil der Fauna Schwabens bedarf einer neuen Ueberarbeitung um so mehr, als wir überhaupt unser Vaterland von Naturforschern, welche die gesammte Ichthyologie bearbeiteten, in dieser Beziehung etwas vernachlässigt finden. Ausserdem hat v. Martens insbesondere nur die Fische des Donaugebiets zu untersuchen Gelegenheit gehabt. Die Aufnahme meiner Untersuchungen war somit durch ein besonderes vaterländisches, wie durch ein allgemeines wissenschaftliches Interesse veranlasst.

In obigem ist nun schon die eigentliche Aufgabe der Arbeit ausgesprochen: sie ist die Unterscheidung und Beschreibung der Fischarten, welche sich im Neckar finden. Nicht alle aufgeführten Arten sind in diesem Flusse einheimisch, vielmehr zerfallen die Fische eines Landes, wie die Vögel, in Bezug auf die Art ihres Vorkommens in 3 Classen: 1) in solche, welche als Eingeborene beständig zu finden sind, 2) in solche, welche in Folge eines in regelmässigen Zwischenräumen wiederkehrenden Triebs zu bestimmten Zeiten kommen, um dann nach Befriedigung desselben wieder zu verschwinden, und 3) in solche, welche nur aus zufälligen Veranlassungen selten erscheinen. Ich habe aber alle in diese Arbeit hereingezogen und bei der einzelnen Species die Art ihres Vorkommens bezeichnet.

Im Allgemeinen ist der Neckar nicht besonders fischreich, und im Vergleich zu ihm zeigt unser zweites Flusssystem, das der Donau *), der Zahl der Individuen nach einen bei weitem grösseren Reichthum an Fischen. Es lassen sich für diese Thatsache mehrere Gründe anführen. Einmal hat die Donau nur einen halb so starken Fall, als der Neckar, und wenn sie auch nicht so viel Wasser führt, als dieser, doch ein viel tieferes Bett, was für die Entwicklung der Fische von der grössten Bedeutung ist, besonders derjenigen Flussfische, welche für die schmackhaftern gehalten werden. Daraus ergibt sich überdies, dass die Fischerei an der Donau für diejenigen, welche sie ausüben, viel einträglicher ist und von ihnen mit grösserer Sorgfalt gepflegt wird. Ausserdem betreiben die Donaufischer, meist durch anderweitige Beschäftigungen, z. B. die Schifffahrt, wohlhabende Leute, den Fischfang nur zu gewissen Jahreszeiten, während am Neckar das ganze Jahr kleine Fische wie grosse gefangen werden, was natürlich mit der Zeit einen Mangel an Fischen herbeiführen musste. Nicht weniger wird die Fischerei beeinträchtigt durch die Correctionen, welche der Neckar allerorts wegen der jährlich wiederkehrenden, die Ufer verheerenden Ueberschwemmungen nöthig macht. Durch eine solche Correction,

*) Ich spreche hier von beiden Flussgebieten, soweit sie Württemberg angehören.

Jacotots Sprachlehr-Methode.

Wenn wir von einer Sprachlehr-Methode Jacotots sprechen, so ist dies nicht in dem gewöhnlichen Sinn zu verstehen. Jacotot lehrt die fremde Sprache nicht, sondern setzt, wie Professor Hoffmann * ganz richtig bemerkt, nur die eigene Kraft des Schülers so in Thätigkeit, daß dieser selbst die fraglichen Kenntnisse sich erwirbt. — Obgleich wir, nach dem uns vorgesteckten Ziele, Jacotots Unterrichts-Methode nur in Beziehung auf die fremden Sprachen zu betrachten haben, so müssen wir dennoch, um die Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, die Hauptgrundsätze ins Auge fassen, von welchen er bei seiner Methode ausgegangen ist. Jacotot heißt seinen Unterricht Universalunterricht, weil derselbe auf alle Unterrichtsgegenstände bei allen Menschen anwendbar ist und mit bestem Erfolge angewendet wurde. Er wagte es zuerst, auszusprechen, daß seine Methode sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens ausdehnen lasse, — daß ferner der Geist des Menschen, indem er überall die nämlichen Kräfte mit den nämlichen Organen anwende, mit gleichem Erkenntnißvermögen den nämlichen Gesetzen sich unterwerfen könne, daß also die Thätigkeit der Intelligenz lediglich von dem Willen des Menschen abhänge. In diesem Glauben an die Gleichheit der Geisteskräfte läßt sich Jacotot nicht wankend machen.

---

* Joseph Jacotots Universalunterricht ꝛc. von Dr. J. A. G. Hoffmann, Professor in Jena, 1835. Dies ist das Hauptwerk für Jacotot, namentlich auch für die Erlernung der fremden Sprachen. Andere Werke sind: Jacotots Lehrmethode oder der allgemeine Unterricht ꝛc. von Dürietz, übersetzt von J. P. Krieger, 1830. Universalunterricht oder Lernen und Lehren nach der Naturmethode von Joseph Jacotot, enthaltend Jacotots sämmtliche Schriften, übersetzt von J. P. Krieger, Professor am Gymnasium zu Zweibrücken, 1833. B. Lützelbergers Reisefrüchte, gesammelt auf der Wanderung in eine Jacotot-Schule. Altenburg, 1837. Vollständiger Cursus von Jacotots allgemeiner Unterrichts-Methode ꝛc. von Fr. Weingart, Ilmenau, 1830. Universal-Unterricht von J. Jacotot. Muttersprache. Aus dem Französ. übersetzt von Dr. Wilh. Braubach, Marburg, 1830. Eine Anleitung zur Kenntniß des Universalunterrichts für die Sprachen gibt Dr. C. C. Loßnitzer, mit den sieben ersten Capiteln des Vicar of Wakefield, Leipzig, 1836. Anleitung zur praktischen Anwendung der Unterrichts-Methode von Jacotot ꝛc. von Stiehr, Berlin, 1836.

welche meist in der bessern Jahreszeit, zur Zeit der Laiche, vorgenommen wird, kann die ganze Brut in einem Distrikte gestört und völlig zu Grunde gerichtet werden. Kann sich aber auch der Neckar nicht mit der Donau messen in Bezug auf seinen Fischreichthum der Zahl der Individuen nach, so wird die Zahl der Arten in beiden Gebieten doch gleich gross sein. In den zu beiden Seiten des Neckars sich findenden sogenannten Altwassern, den Resten von dem Flussbette in früheren Zeiten, meist tiefen, stillen, klaren Wassern mit schlammigem Grunde, finden wir Fische, welche im eigentlichen Flusse nur selten, in der Donau dagegen häufiger angetroffen werden. Es erreichen jedoch die Fische in diesen Altwassern nie die beträchtliche Grösse ihrer Artverwandten in der Donau, zunächst darum, weil der Raum ihres Aufenthalts immer sehr beschränkt ist und auch weil ihnen zu rücksichtslos nachgestellt wird. Von nicht zu verachtender Wichtigkeit für die Fischerei, wenigstens am untern Neckar war die alljährlich wiederkehrende Ankunft von vortrefflichen Fischen aus dem Rheine und dem Meere. Aber auch diese Quelle wird durch die emporgekommene Dampfschifffahrt mehr und mehr zurückgedrängt, wie man denn auch an den Theilen des Bodensees, welche mit Dampfschiffen befahren werden, die Bemerkung gemacht hat, dass dadurch die Fische verscheucht werden. Somit steht auch nicht zu erwarten, dass überhaupt eine qualitative Verbesserung der Neckarfischerei eingeleitet werden kann, die Hindernisse liegen in der natürlichen Beschaffenheit dieses Flusses und in seiner Benützung zu wichtigern industriellen Interessen. Eine Cultur der bessern Fische in den oben erwähnten Altwassern ist desshalb nicht von einem günstigen Erfolge begleitet, weil diese von den Ueberschwemmungen berührt und dadurch der grössten Zahl ihrer Bewohner entvölkert werden. Nur die kleinern See und Weiher des Unterlandes lassen sich mit geringer Mühe und Aufwand zu diesem Zwecke vortheilhaft benützen, wie dies einzelne Besitzer solcher Wasser erfahren haben. Hiebei verweise ich noch auf die der Beschreibung des Brachsen beigefügten Bemerkungen.

Gemäss dem speciellen Charakter dieser Arbeit bin ich auch auf anatomische Einzelnheiten eingegangen, und das nicht ohne

Erfolg; indem ich auf Manches aufmerksam gemacht zu haben glaube, was man bisher übergangen hatte, auch fand ich bei dieser geringen Zahl von Untersuchungen die Behauptung bestätigt, dass man die Verschiedenheit zweier Species viel sicherer auf anatomischem, als auf zoologischem Wege ermitteln könne. Dagegen habe ich nur vorsichtig physiologische Einzelnheiten aufgeführt; auch wären hiezu langjährige Beobachtungen nothwendig gewesen. Das Wichtigste habe ich, der Vollständigkeit wegen, bei jedem Fische erwähnt, soweit ich es von Andern bekannt gemacht, durch eigene Erfahrungen bestätigt gefunden habe.

Von Entozoen führe ich nur diejenigen an, welche einem bestimmten Fische eigenthümlich sind, oder welche ich in einer bestimmten Jahreszeit, vom Ende des Sommers bis Anfang des Frühjahrs, gefunden habe. Auffallend ist die im Allgemeinen beobachtete Armuth der Fische an Parasiten während dieser Jahreszeit.

Meine Aufgabe war die Unterscheidung der Arten. Ich glaube in dieser Hinsicht ruhig jedem Urtheile entgegensehen zu können, indem mich nur die Untersuchung einer grossen Zahl von Individuen, die genaue Vergleichung mit Beschreibungen Anderer und mit Exemplaren aus anderen Gegenden, das Fernehalten jeder Neuerungssucht bestimmte und leitete.

Meine Aufgabe war die Beschreibung der unterschiedenen Arten. Man wird finden, dass ich die Beschreibungen nach einem Schema gemacht habe; oft kehren dieselben Worte wieder. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Methode lernt man durch die unendliche Schwierigkeit einsehen, mit der man sich durch den Wust von Worten in Valenciennes's Beschreibungen, von denen keine der andern gleicht, durcharbeiten muss. Seine Beschreibungen sind nicht vergleichend, und doch kann man keinen Fisch bestimmen, ohne dass man mehrere Beschreibungen mit einander vergleicht. Von allen Fischen bieten in der Unterscheidung und Bestimmung die Cyprinoiden und Salmoniden bei weitem die meisten Schwierigkeiten. In dieser Arbeit kommen nur die ersteren in Betracht, und man wird

finden, dass ich sie mit einer ungleichmässig besondern und ins Einzelne gehenden Aufmerksamkeit behandelt habe.

Den sichersten Halt bei einer Beschreibung gibt die Angabe der verschiedenen Zahlen- und Massverhältnisse, welche, wenn sie einzeln auch bei einer und derselben Art in einer bestimmten Breite variiren, doch zusammen genommen die sicherste Vorstellung des Fisches geben. Einiges ist noch über die Art, wie ich gezählt oder gemessen, vorzumerken.

Als Mass habe ich das pariser Duodecimalmass angewendet.

Unter Höhe des Leibs verstehe ich den vom vordern Ende der Insertion der Rückenflosse auf die ventrale Linie gefällten Perpendikel.

Die Länge des Kopfs ist seitlich zu messen, sie ist die Linie von der Schnauzenspitze bis zum hintersten Punkte des Operculums.

Bei der Angabe der Flossenstrahlen habe ich stets auch den kleinsten bemerkbaren Stachel gezählt, was namentlich bei der Rücken- und Afterflosse der Cyprini zu merken ist, wo sich als erster Strahl ein kleiner beinahe unter der Haut verborgener Zacken findet; bei diesen beiden Flossen ist der letzte Strahl bis auf die Basis der Flosse gespalten und es könnte dieser Strahl doppelt gezählt werden. Beide Zweige sitzen aber nur auf einem Stiele und sind als ein Strahl zu betrachten. Die Strahlen der Schwanzflosse dagegen zähle ich nur vom obersten längsten bis zum untersten längsten; die Rudimente zur Seite dieser beiden Strahlen haben, da sie der Zahl nach variiren, keine Bedeutung.

Bei der Rücken- und Afterflosse ist unter der Höhe die Länge ihres längsten Strahls, unter der Länge die Länge ihrer Basis zu verstehen. Gegensatz von jener Bezeichnung ist niedrig, von dieser kurz.

Querschuppenreihe habe ich diejenige Reihe von Schuppen genannt, welche continuirlich vom Anfange der Insertion der Rückenflosse schief nach unten und hinten gegen den Bauch verlauft und welche also die Seitenlinie schneidet. Wenn ich die Zahl der Schuppen über und unter der Seitenlinie angebe, so zähle ich immer die Schuppen dieser Reihe. Diejenige

Schuppe, welche der Seitenlinie und Querschuppenreihe gemeinschaftlich ist, nenne ich der Kürze halber **Mittelschuppe**.

Auf diese beiden letzten Verhältnisse hat meines Wissens noch Niemand Rücksicht genommen, allein wie man gewohnt ist, in der Beschreibung eines Fisches den Verlauf der Seitenlinie zu bestimmen, so ist es nicht weniger wesentlich, die Richtung der Querschuppenreihe anzugeben. Bei der Vergleichung nur weniger verwandten Fische wird man sehen, wie oft diese Reihe in ganz verschiedener Richtung vom Rücken gegen den Bauch zieht. Ausserdem wird dadurch nicht allein die Stellung der Rückenflosse, des Afters und der Afterflosse zu einander aufs Genaueste angegeben, sondern überhaupt die Lage dieser Theile, indem ich durch Bestimmung der Mittelschuppe sage, wie weit sie vom Kopfe und vom Schwanze entfernt sind. Es wird dadurch das Bild des Fisches beinahe mathematisch durch Linien vollständig entworfen. Auch hat man in der Querschuppenreihe die sicherste Norm, die Zahl der Längsschuppenreihen über und unter der Seitenlinie zu bestimmen.

Die Grössenverhältnisse einiger Körpertheile zu einander variiren ausserordentlich nach den verschiedenen Altersstufen der Fische. Besonders habe ich dieses am **Auge** bemerkt, es ist dieses bei einem jungen Individuum verhältnissmässig viel grösser, als bei einem alten. Nichtsdestoweniger habe ich das Verhältniss des Augdurchmessers zur Länge des Kopfes angegeben, es sind aber meine Angaben immer auf Beobachtungen an alten Individuen zu beziehen. Dagegen wachsen die **Schuppen** im gleichen Verhältnisse, wie der übrige Körper des Fisches. Ich fand es nun bequem, die Grösse der Schuppen im Vergleich mit der Grösse des Auges anzugeben; da aber dieses Verhältniss nach den Altersstufen wechselt, so bekäme man auch von der Grösse der Schuppen eine unrichtige Vorstellung, wenn ich auch hier nicht immer meine Angaben nach den Beobachtungen an alten Individuen gemacht hätte, wodurch man dann doch ein sicheres Resultat erhält.

Bei der strengen Methode, die Arten der Fische auseinander zu halten, wird es freilich schwer, in alter Weise **Linné's** eine **Diagnose** zu geben, durch welche die Art von allen

andern unterschieden wird. Es muss hier immer eine ins einzelngehende Beschreibung ergänzend zu Hilfe kommen. Wenn ich nun der Beschreibung immer eine Diagnose voranschicke, so soll sie nicht darauf Anspruch machen, den Fisch von allen andern zu unterscheiden, sondern nur von seinen Verwandten, welche sich innerhalb der Grenzen Schwabens finden.

Die Publication dieser Arbeit hat der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg übernommen. Um die Kosten derselben einigermassen zu ermässigen, wurde bestimmt, dass nur für diejenigen Mitglieder des Vereins, welche sich in besonderer Weise für die Arbeit interessiren, die beigegebene Tafel illuminirt ausgegeben werde. Die Exemplare, welche aus der Vereinsschrift abgedruckt noch besonders in den Buchhandel kommen, werden jedoch mit illuminirten Tafeln versehen.

Schliesslich halte ich mich stets verpflichtet allen denen, welche mich bei meinen Untersuchungen unterstützten; insbesondere kann ich aber hier, wie überall, es nicht unterlassen, meinen hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. W. von Rapp, der mich zu diesem Unternehmen aufforderte und mich unermüdet mit der hieher gehörigen Literatur bekannt machte und versah, ein Zeichen meines innigsten Dankes für seine mir von jeher erwiesene Sorge zu setzen.

Stuttgart, am Osterfeste 1853.

Günther.

Literatur.

Artedi, Genera piscium. Lugd. 1738. 8.

— Synonymia. Lugd. 1738. 8.

— Descriptiones specierum piscium. Lugd. 1738. 8.

Gronovii, Museum ichthyologicum. Lugd. 1754. fol.

Schäffer, piscium Bavarico-Ratisbonensium pentas. 1761. 4.

Linnaei, Systema naturae, cur. Gmelin. Edit. XIII. Lips. 1788. 8.

Artedi, Synonymia piscium, auct. Schneider. Lips. 1789. 4.

Bloch, Naturgeschichte der Fische Deutschlands. Berl. 1782. 4.

Meidinger, Icones piscium Austriae. 1785–94. fol.

Jurine, Poissons du Lac Leman. 1825. 4.

v. Martens, Ueber Württembergs Fauna, aus dem Correspondenzblatte des landwirthschaftlichen Vereins besonders abgedruckt. 1830. März.

Cuvier, Das Thierreich, übersetzt von Voigt. Leipz. 1832. 8.

Ekström, Die Fische in den Scheeren von Mörkö, übersetzt von Creplin. Berl. 1835. 8.

Fries och Ekström, Skandinaviens fiskar. Stockh. 1836. 4.

Bonaparte, Iconografia della fauna italica. T. III. Pesci. Roma 1832–41. fol.

Rosenthal, Ichthyotomische Tafeln. fol. Berl. 1839.

Memminger, Beschreibung von Württemberg. 3. Aufl. Stuttg. 1841. 8.

Yarrell, natural history of british fishes. Lond. 1841. 8.

Cuvier et Valenciennes, histoire naturelle des poissons. Paris 1844. 4.

Schmid, Fr. Chr., Ueber die Leber und das Pfortadersystem der Fische. Augsb. 1849. 8.

Girard, A monograph of the Cottoids of North-America in Smithsonian Contributions to Knowledge. Washington. 1851. 4.

Yarrell, A history of british fishes. two Volumes. 2de edit. London 1851. 8.

Agassiz, L. hist. nat. des poissons d'eau douce de l'Europe centrale. 1re Livr. Neufchatel 1839. fol.

J. J. Heckel, Ichthyologie in Russegger's Reisen. Stuttg. 1843. 8.

Von den Stachelflossern finden sich nur folgende wenige Arten, im Gebiete des Neckars.

Perca Cuvier.

Die Bauchflossen sitzen unter den Brustflossen. Das Praeoperculum ist gezähnelt. Feine Bürstenzähnchen im Zwischenkiefer, Unterkiefer, Vomer, Gaumenbein, auf den Kiemenbogen und den oberen und unteren Schlundkieferknochen; aber keine Zähne auf der Zunge. 7 Kiemenstrahlen; die Rückenflosse in 2 Abtheilungen gespalten.

Perca fluviatilis L.

Fries och Ekström, Skandinaviens fiskar. pl. 1.
Jurine, poiss. du lac Leman. pl. 3.
Bloch, Fische Deutschlands. t. 52.
Schäffer, piscium Bavar. Ratisbonens. pentas.
Bonaparte, Fauna italica.
Yarell, british fishes. S. 1.

Barsch. Bärschig. Perche. Perch.

An den Seiten meist einige dunkle Querbinden. Die erste Rückenflosse hinten mit einem schwarzen Fleck. Bauchflossen roth. Die Wangen, Operculum und Subopereulum beschuppt.

Der Körper ist von der Seite betrachtet sehr breit, und zwar schon unmittelbar hinter dem Kopfe, dabei aber doch, besonders an der hintern Hälfte etwas in die Länge gestreckt; von oben ist er schmal, von unten breiter. Der Rücken steigt hinter dem Kopfe sehr steil an und biegt sich bis zur Rücken-

flosse in einer starken Curve. An der Basis der ersten Rückenflosse senkt er sich allmählig nach hinten, erhebt sich vor der zweiten wieder etwas, fällt dann an der Basis derselben in gerader steiler Linie ab, um dann vollends bis zur Schwanzflosse horizontal zu verlaufen. Der abgerundete Bauch bildet vom Kopfe bis zur Schwanzflosse eine schwache Convexität.

Die Höhe des Leibs ist gleich der Länge des Kopfs, und $3\frac{3}{4}$mal in der Totallänge enthalten.

Das obere Längenprofil des Kopfes ist etwas concav. Die Distanz der Augen ist etwas über 3mal in der Länge des Kopfes enthalten; die Entfernung des Augs von der Schnauzenspitze gleich $1\frac{1}{2}$ Augdurchmessern. Die Pupille quer-oval. Das Maul gross und breit, Oberkiefer kaum länger als der untere. Auf jeder Seite des Kopfes findet sich zwischen Auge und Schnauzenspitze eine Reihe von 4 Schleimporen.

Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 14—15 Strahlen, sie sind etwas kürzer als die Bauchflossen, und wenn man sie ausspannt, beinahe kreisrund.

Die Bauchflossen haben einen Stachel und 5 Strahlen, sie sind länger, als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse nimmt beinahe die ganze Länge des Rückens ein und besteht aus 2 Abtheilungen. Die erste hat 14 Stacheln, von welchen der längste beinahe so lang als die Pectoralis ist. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung finden sich oft 2 kleine Stacheln. Letztere hat einen harten und 13—14 weiche Strahlen. Beide Rückenflossen sind am obern Rande convex.

Die Afterflosse besteht aus 2 Stacheln und 8—9 Strahlen, sie ist höher als lang und hat einen geraden unteren Rand.

Die Schwanzflosse mit 17 Strahlen und einem sehr seichten Ausschnitt.

Die Seitenlinie senkt sich nicht wie bei den *Cyprinoiden* gegen den Bauch, sondern macht einen Bogen gegen den Rücken; über der Analis angekommen, verlauft sie vollends in der Mittellinie des Schwanzes, gerade bis zur Caudalis. Unter dem Anfange der Dorsalis ist sie vom Bauche noch einmal so weit

entfernt, als vom Rücken, sie entspringt zwischen den sägeförmig eingeschnittenen, schuppenartigen Schulterblättern und besteht aus etwa 65 Schuppen, von denen die letzten, schon den Schwanz bedeckenden nicht mehr von den Ausführungsgängen der seitlichen Schleimdrüse durchbohrt sind. Ihre Erhabenheiten sind sehr wenig markirt.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich über der Seitenlinie 8, unter ihr 16—17 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 8. der Seitenlinie.

Die Schuppen sind der Grösse des Fisches proportionirt, nicht gestreift, hart, schwer biegsam, am hervorragenden Rande fein gekerbt, am Wurzelrande zu Blättchen eingeschnitten, viel kleiner, als das Auge.

Farbe. Der Rücken und die Seiten sind in verschiedenen Nüancen grün, golden schimmernd. Meist finden sich an den Seiten 5—7 schwarze, unregelmässige Querbinden. Die erste Rückenflosse hat hinten einen schwarzen Fleck. Bauch-, After- und unterer Theil der Schwanzflosse roth. Brustflossen röthlich angeflogen.

Grösse. Der Barsch scheint im Neckar nicht viel über 1' lang zu werden.

Skelett. Ausser dem Praeoperculum ist noch gezähnt das Suboperculum auf der vordern Strecke seines unteren Randes, das Schulterblatt und Ueberschulterblatt, der Humerus an seinem hintern untern Winkel. Auch der erste sehr grosse Suborbitalknochen zeigt an seinem untern hintern Rande einige Einschnitte, welche jedoch bei alten Individuen nicht mehr deutlich sind. Der Kiemendeckel hat nach hinten einen spitzigen Fortsatz und das Suboperculum ist sehr in die Länge gezogen. — Dem Rumpfe gehören 21, dem Schwanze 20—21 Wirbel an. Von den 20 Rippen sind einige der vordern gegabelt, d. h. es geht von ihrer hinteren Seite ein rippenartiger Fortsatz ab. Die hintern befestigen sich nicht mehr unmittelbar am Wirbelkörper, sondern am Querfortsatze.

Von der Anatomie der Weichtheile, welche schon von dem grossen Artedi mit bewundernswerther Genauigkeit beschrieben und seit ihm so oft wieder gegeben wurde, erwähne ich

nur das Wichtigste. Die Zunge ist ein wenig frei; hinter dem Magen finden sich 3 Blinddärme; der Darmkanal ist kurz, mit einer obern und untern Windung; die Leber ist in 2 Lappen getheilt, von welchen der linke der grössere ist; die Gallenblase ist gross, und der ductus choledochus mündet am Eintritt des untern Blinddarms; Milz von länglicher Form. Es findet sich nur ein sehr grosses Ovarium, dagegen sind die Testikel doppelt. Die Schwimmblase ist sehr gross und nimmt die ganze Länge und Breite der Bauchhöhle ein, an die sie festgewachsen ist; sie mündet sich nicht durch einen Ausführungsgang in den Schlund.

Die Nahrung des Barsches besteht nur in animalischen Substanzen, Insekten, Würmern, Fischbrut.

In seinen Eingeweiden finden sich sehr viele Entozoen, besonders *Cucullanus elegans*, *Echinorhynchus proteus*. *Ascaris truncatula* bewohnt auch noch andere Körpertheile.

Merkwürdig ist dieser Fisch durch die Art seiner Fortpflanzung; er setzt seine Eier in 3—4′ langen Schnüren an hervorstehende Gegenstände im Wasser ab*) und da er eine unglaubliche Menge Eier legt, so würde sich der Barsch schnell vermehren, wenn nicht der grösste Theil seiner Brut durch Zufall, durch das Fehlen der Befruchtung, durch Schwimmvögel, Raubfische, besonders durch ihn selbst zu Grunde ginge.

Da der Barsch ein helles, etwas tiefes, langsam fliessendes Wasser liebt, so ist er im oberen Neckar seltener zu finden, als im untern. Doch fehlt er nie ganz, und an einzelnen geeigneten Stellen, namentlich in der Blaulach**) ist er sogar häufig. Er hält sich immer in einer bestimmten Höhe, etwa 2 –3′ unter dem Wasserspiegel, und kann ausserordentlich schnell schwimmen. Er hat ein sehr zähes Leben.

Obgleich er der Fischbrut sehr schadet, so ist dies doch nicht in Anschlag zu bringen gegen den Nutzen, welchen sein gesundes, schmackhaftes, nicht besonders fettes Fleisch gewährt.

---

*) Schon Aristoteles hist. animal. l. VI., c. 14 sagt, dass die πέρκαι ihre Eier, wie die Frösche in Schnüren lege.

**) Einen der bedeutendsten Altwasser des Neckars bei Tübingen.

„Dieſe Anſicht," ſagt Krieger, „welche er mit großer Stärke der Ueberzeugung behauptet, konnte den Tadel gegen ſein Syſtem bewaffnen. Betrachtet man ſie aber, um ihrer glücklichen Ergebniſſe willen, als die Willenskraft, welche die Zöglinge über die intellektuellen Grenzen ihres Alters hinaus anregt und erhebt, ſo läßt ſie ſich nur noch beſſer unter einen allgemeinen Geſichtspunkt faſſen, und man kann ſie durch folgende Behauptung überſetzen: die menſchliche Intelligenz iſt ohne Schranken. Sagen wir daher den Zöglingen, ihre Erkenntnißkräfte ſeyen gleich, der Tempel der Wiſſenſchaften ſey Allen geöffnet, Niemand, wer es auch ſey, habe das Recht erworben, einen Andern öffentlich zum Taugenichts und Dummkopf zu ſtempeln. So weiß die Methode den gebeugten Muth zu erheben, dem Hochmuth die unverſchämte Waffe der Verachtung zu entringen. So bleiben ihre Ergebniſſe immerfort das Erbtheil edlen Strebens, unabläſſiger Arbeit und eines beharrlichen Willens."

Da dieſer Grundſatz, den Glauben an gleiche Geiſteskräfte bei der Jugend zu erhalten, für die Schule die ſchönſten Früchte zu tragen verſpricht, ſo verweilen wir länger bei demſelben und hören, wie ihn Jacotot gegen ſeine Gegner zu vertheidigen ſucht. *

„Wenn ihr glaubt, dieſer oder jener Zögling beſitze die Fähigkeit nicht, eine Wiſſenſchaft zu erlernen, ſo iſt's unnütz, ihm Unterricht zu ertheilen; ſelbſt die alten Lehrer dienen ihm zu nichts: er verliert ſeine Zeit und ſein Geld. Glaubet ihr, es fehle ihm am Willen, ſo iſt's ein ander Ding. Ihr verſucht, ihm Willen, Neigung, Nacheiferung einzuflößen; ihr werdet nicht müde, ihr ſtellt ihn nicht dem lieben Vieh gleich, wie man bei der alten Methode thut, wo man ohne Grund mit den erniedrigendſten Ausdrücken um ſich wirft, und zwar in der Abſicht, zu erniedrigen. Sollte auch das Kind, welches in unſern Anſtalten ſich befindet, nichts thun, es lernt eine große Wahrheit durch das Beiſpiel der Andern, nämlich, daß der Menſch alles kann, was er will. Wir ſprechen zu ihm, wie ſein Bewußtſeyn zu ihm ſpricht. Es weiß wohl, daß es träge iſt, und wenn es einmal aus dem Schlummer ſich erhebt, ſo hat es wenigſtens den Muth, etwas zu unternehmen, und ich füge hinzu, die Gewißheit des glücklichen Erfolgs. —

* Jacotots ſämmtl. Werke a. d. Franz. von Krieger, S. 280.

Acerina Cuvier.

Die Bauchflossen sitzen unter den Brustflossen. Am Kiemendeckel und Praeoperculum finden sich kleine ungezähnelte Dornen. Zähne wie bei Perca. 7 Kiemenstrahlen; nur eine zusammenhängende Rückenflosse. Gruben an den Kopfknochen.

Acerina vulgaris *) Cuv.

Perca cernua L.
Schäffer, pisc. Bavar. Ratisbonensium pentas.
Bloch. t. 53. f. 2.
Fries och Ekström. pl. 1.
Cuvier et Valenciennes, hist. nat. des poiss. pl 41.
Cernua fluviatilis Flem.
Yarrell. 8. 17.

Kaulbarsch (Pfaffenlaus). Gremille. Ruffe.

Olivengrün mit verwischten braunen Flecken; Rücken- und Schwanzflosse braun gefleckt; Kopf nicht beschuppt.

Die **Körperform** dieses Fisches gleicht der des Barsches. Der Leib ist von der Seite betrachtet, sogleich hinter dem Kopfe unter dem Anfange der Rückenflosse sehr breit, dabei aber doch, besonders an der hintern Hälfte in die Länge gestreckt. Von oben ist er schmal, wird aber gegen den Bauch breiter. Der Rücken steigt hinter dem Kopfe steil an, und biegt sich bis zur Rückenflosse in einer starken Curve. Mit der Rückenflosse senkt er sich allmählig und verlauft von ihrem Ende bis zur Schwanzflosse beinahe horizontal. Der abgerundete Bauch bildet vom Kopfe bis zur Schwanzflosse eine schwache Convexität.

Die **Höhe des Leibs** ist 4½mal in der Totallänge enthalten; die Länge des **Kopfs** ist etwas bedeutender als die Körperhöhe und gleich der 5fachen Distanz der Augen. Eine Reihe Gruben lauft von der Schnauzenspitze unter dem Auge

*) Es glückte mir nicht, von dieser Art frische Exemplare aus dem Neckar zu erhalten; und ich musste meine Beschreibung nach 3 in Weingeist conservirten Individuen machen. Auch hatte ich keine Gelegenheit, die Anatomie dieses Fisches selbst zu untersuchen.

weg bis zum Praeoperculum, eine zweite am Unterkiefer und auf dem Praeoperculum.

Die Augen stehen nahe bei einander, oben am Kopfe, und machen in das seitliche Profil der Stirne einen Einschnitt; ihre Entfernung von der Schnauzenspitze ist etwas grösser, als ihr Durchmesser.

Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt, der Oberkiefer etwas länger als der untere.

Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 14 Strahlen, sind etwas kürzer als die Bauchflossen, und wenn man sie ausspannt, beinahe kreisrund.

Die Bauchflossen haben einen Stachel und 5 Strahlen, und sind länger, als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse*) nimmt beinahe die ganze Länge des Rückens ein und hat 14—15 Stacheln und 12 Strahlen. Die ersten Strahlen sind länger als die lezten Stacheln, und die Flosse zeigt an ihrem obern Rande 2 Convexitäten.

Die Afterflosse besteht aus 2 Stacheln und 6**) Strahlen, von welchen der letzte bis auf die Basis gespalten ist; sie ist etwas höher als lang.

Die Schwanzflosse mit 17 Strahlen und einem sehr seichten Ausschnitt.

---

*) Der Unterschied, ob sich zwei oder eine Rückenflosse finden, ist bei diesen Percoiden so unwesentlich, dass, wenn er auch einen vortrefflichen specifischen Charakter abgiebt, er kaum als Merkmal in die Diagnose eines Genus aufgenommen zu werden verdient; auch habe ich ihn oben nur wegen des Vorgangs von Artedi und Cuvier aufgenommen. Wir haben schon gesehen, dass sich beim Barsch beide Abtheilungen oft durch einige in der Mitte liegende Stacheln verbinden, wenn auch nicht eine Haut von der ersten zur zweiten hinüberreicht. Auf der andern Seite kann man dagegen auch beim Kaulbarsch deutlich 2 Flossen unterscheiden: eine Stachel- und eine Strahlenflosse. Die Aehnlichkeit geht sogar soweit, dass wie beim Barsch die Strahlenflosse noch durch einen Stachel gestüzt wird, so auch hier vor den Strahlen ein Stachel steht, der länger ist, als die vor ihm stehenden und offenbar zur Strahlenabtheilung gehört.

**) Valenciennes und Ekström geben mit Entschiedenheit nur 5 weiche Strahlen an.

Die Seitenlinie beschreibt einen Bogen gegen den Rücken vom Kopfe bis zur Schwanzflosse. Unter dem Anfange der Dorsalis ist sie vom Bauche noch einmal soweit entfernt, als vom Rücken. Die Ausführungsgänge der Schleimdrüse sind so gross, dass durch sie die Schuppen der Seitenlinie nicht einfach durchbort, sondern, namentlich die vordern, beinahe ganz zur Bildung eines Kanals verwendet werden. Die Entwicklung dieser Organe deutet auf eine starke Schleimsecretion hin, und es ist dieser Fisch im Leben auch ganz von einem zähen Schleime überzogen. Die Schuppen der Seitenlinie sind auch nicht wohl zu zählen; in einer andern Längsreihe finden sich 55 bis 60 Schuppen.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zähle ich über der Seitenlinie 7, unter ihr 17 bis 18 Schuppenreihen.

Die Schuppen sind der Grösse des Fisches proportionirt, nicht gestreift, schwer biegsam, am hervorragenden Rande fein gekerbt, am Wurzelrande zu vielen Blättchen eingeschnitten (gefingert); viel kleiner als das Auge.

Farbe. Oben olivengrün mit einem Stich ins Braunliche, nach unten silberig; auf dem Kopfe und Rücken kleine braune Flecken; die Rückenflosse ist schwarz gefleckt, an der Stachelabtheilung fallen die Flecken auf die zwischen den Stacheln ausgespannte Membran, an der Strahlenabtheilung und der Schwanzflosse auf die Strahlen. Die Brustflossen sind hie und da auch gefleckt. Die Iris ist messinggelb, oben mit einem dunklen Fleck.

Grösse: höchstens 7—8″.

Skelett. Valenciennes schreibt diesem Fische 15 Bauch- und 22 Schwanzwirbel zu; die Rippen sind einfach.

Die Weichtheile zeigen keine erhebliche Abweichung von denen des Barsches.

Seine Nahrung besteht in Insekten, Würmern etc.; der Fischbrut scheint er nicht zu schaden.

Vorkommen. Der Kaulbarsch gehört hauptsächlich nur dem nördlichen Europa an, und Schwaben scheint einen Theil der äussersten Grenze seines Vorkommens gegen Süden zu bilden. In der Donau bei Ulm ist er noch so häufig, dass man ihn daselbst unter dem Namen „Pfaffenlaus“ wohl kennt. Da-

gegen sind mir nur 2 Fälle bekannt, dass er im Neckar gefangen wurde, obgleich er im Rheine, besonders an den Mündungen der Nebenflüsse noch häufig ist. 1844 schickte Hr. Stadtschultheiss Titot von Heilbronn ein daselbst gefangenes Exemplar der Sammlung des vaterländischen Vereins für Naturkunde. Ausserdem berichtet G. von Martens in Memminger's Beschreibung von Württemberg (3. Aufl. p. 314) dass der Kaulbarsch im Juni 1834 an der untern Mündung des Wilhelm-Canals bei Heilbronn in geringer Anzahl gefangen worden sei. Stellen wir nun diese Beobachtung mit denen von Ekström (Fische von Mörkö p. 105, 106) zusammen: dass der Kaulbarsch am Ende des Mai laiche, dass der sonst träge und vereinzelt lebende Fisch zu dieser Zeit grosse Lebhaftigkeit zeige, sich in kleine Truppen zusammenschaare und steinige und tiefe Flüsse aufsuche: — so liegt die Vermuthung nahe, dass jene Exemplare nur um zu laichen aus dem Rheine in den Neckar heraufgestiegen seien.

Dieser Fisch hat ein ausserordentlich zähes Leben; da, wo er häufiger gefangen wird, ist er wegen seines Fleisches noch geschätzter, als der Barsch.

Cottus Artedi.

Die Bauchflossen sitzen unter den Brustflossen. Das Praeoperculum ist mit Stacheln versehen. Feine Bürstenzähnchen im Zwischenkiefer, Unterkiefer, auf dem Sparren des Pflugschaarbeins, auf den Kiemenbögen, den Schlundkieferknochen, aber keine auf dem Gaumenbein und der Zunge. 6 Kiemenstrahlen. 2 Rückenflossen. Kopf breit, niedergedrückt. Keine Schuppen.

Cottus gobio L.

Bloch, t. 39.
Jurine, pl. 2.
C. affinis, pöcilopus et microstomus Heckel in den Annalen des Wiener Museums Bd. II. 1839. p. 145. T. VIII.
Fries och Ekström pl. 7.

Gruppe, Kaulkopf. Chabot de rivière. Bull-head.

Oben dunkel gefärbt, mit unregelmässigen

Flecken. Kopf breiter als der Leib; das Praeoperculum hinten mit einem gekrümmten spitzigen Dorne.

Der Körper der Gruppe ist von der Seite betrachtet, sehr schmal und in die Länge gestreckt, von oben und von unten sehr breit, zwischen den Brustflossen am breitesten. In der Mitte des Bauchs verläuft von den Bauchflossen bis zum After eine Furche. Das obere und untere Profil sind bis zur Schwanzflosse beinahe gerade.

Die grösste Höhe und Dicke des Leibs hinter den Brustflossen sind einander gleich, wechseln aber im Verhältniss zur Totallänge, indem sie in dieser $6\frac{1}{2}-8$mal enthalten sind. Ebenso verhält es sich mit der geringsten Höhe vor der Schwanzflosse, welche 15—18mal in der Totallänge enthalten ist. Die Länge des Kopfs beträgt $\frac{1}{4}-\frac{1}{5}$ der Totallänge. Der breiteste Theil am ganzen Fische ist der von oben nach unten deprimirte, stumpf abgerundete Kopf. Durch seine Gestalt ist auch die Lage der nach oben gerichteten, um einen ihrer Durchmesser auseinanderstehenden Augen bedingt. Die Pupille hat einen Winkel nach vorne und ist quer oval. Die grosse quere Mundspalte liegt vorne am Kopfe, seitlich erreicht sie nur den vordern Rand der Augen, ist aber breiter als die Entfernung der beiden untern Augenränder. Ober- und Unterkiefer sind beinahe gleich lang.

Der äussere membranöse Opercularrand befestigt den Kiemendeckel durch eine breite Hautfalte an das Schulterblatt.

Die sehr grossen abgerundeten Brustflossen haben 14, seltener 15 Strahlen, welche ungegabelt sind, nur hie und da zeigen 1—3 der mittleren eine einfache Spaltung. Bei solchen Individuen bemerkt man dann immer auch, dass einige Strahlen der zweiten Rückenflosse und der Afterflosse gegabelt sind. Die zwischen den Strahlen ausgespannte Membran reicht an den 7—8 untern nicht bis an ihr äusserstes Ende. Die Brustflossen reichen zurückgelegt bis zum zweiten oder dritten Strahl der hintern Dorsalis.

Die Bauchflossen sind sehr schmal, viel kürzer als die Pectorales und reichen kaum bis zum Anus. Sie haben 4 Strahlen, von denen der äussere viel dicker als die andern ist; wenn man aber diesen von seiner membranösen Umhüllung befreit, so kommt

neben einem längeren Strahl noch ein kleinerer, stacheliger zum Vorschein. Wiewohl Heckel sie als gesondert zählt, so sind sie doch nur als ein Strahl zu betrachten. Von den 4 Strahlen sind die beiden mittleren die längsten, die beiden äussern gleich lang.

Die Rückenflosse besteht aus 2 Abtheilungen, welche kaum durch einen niedrigen Hautsaum mit einander verbunden sind. Die erste mit 7—8 biegsamen Stacheln beginnt etwas hinter den Bauchflossen, ist sehr niedrig und hat einen stark convexen Rand, indem die Strahlen gegen die Mitte an Länge zunehmen. Die zweite ist höher und über noch einmal so lang als die vordere; mit 16—17 ungegabelten Strahlen.

Die Afterflosse beginnt unter dem dritten Strahl der hintern Dorsalis, hinter dem Anus, welcher in der Mitte der Körperlänge, die Schwanzflosse nicht mitgerechnet, liegt. Ihre Höhe ist bedeutender als die der hintern Dorsalis, aber geringer als die Länge der Ventrales. Die 12 ungegabelten Strahlen sind durch die zwischen ihnen ausgespannte Haut nicht in ihrer ganzen Länge mit einander verbunden, sondern ihre Enden sind frei.

Die an ihrem hinteren Rande abgerundete Schwanzflosse ohne Ausschnitt ist in der Totallänge 6mal enthalten und besteht, wenn man auch die rudimentären zählt, aus 17 Strahlen, von welchen die mittleren gegabelt sind.

Die Seitenlinie, welche über der halben Körperhöhe entspringt und bis zur Schwanzflosse in der Mittellinie verläuft, besteht aus 33 Oeffnungen der Schleimdrüse; sie setzt sich in einer Porenreihe oben auf dem Kopfe fort.

Farbe. Die Gruppe ist in verschiedenen Nüancen grünlichgrau oder braun, schwarz marmorirt; unten ist sie ungefärbt oder wegen des durchscheinenden Muskelfleisches etwas bläulich. Die Strahlen der Flossen, mit Ausnahme der Bauch- und Afterflosse, sind braungefleckt. Die Bauchflossen, wie die ganze untere Seite weisslich. Die Iris von der Farbe des Rückens, um die Pupille zieht sich ein feiner goldener Ring herum.

Grösse: höchstens 4—5″ lang.

Es ist hier Einiges über die Abänderungen der Gruppe, welche man an verschiedenen Orten Europas beobachtete, einzuschalten.

Der von Artedi, Linné und Ekström beschriebene skandinavische *Cottus gobio* unterscheidet sich von dem bei uns sich findenden dadurch, dass die Strahlen der Bauchflossen mit Ausnahme des letzten zweitheilig sind und die Analis 13, höchst selten 14 Strahlen habe (vorausgesetzt dass Ekström den letzten bis auf die Basis gespaltenen als einfach zählte). Heckel unterscheidet diese Abänderung in den Annalen des Wiener Museums Bd. II. 1839. p. 150 als eigene Species unter dem Namen *Cottus affinis*. Müsste sie aber wirklich als eigene Art anerkannt werden, so ist ihr die Benennung *gobio* zu lassen, da sie allein von Artedi und Linné gekannt und zuerst mit diesem Namen bezeichnet wurde.

Dagegen finden wir nun schon bei Gronovius (Museum ichthyol. T. II. p. 14), welcher den *Cottus gobio* zu den *Uranoscopus* stellt, eine Beschreibung desselben, welche ganz mit der unsrigen übereinstimmt, indem er insbesondere sagt: Pinnae ventrales — ossiculorum quatuor crassissimorum, simplicium, quorum intermedia longissima. Zu beachten ist hiebei, dass Gronov in Leyden lebte und von der Gruppe sagt, sie bewohne die Nordsee: wir hätten also hier eine Form von der holländischen Küste, welche mit der bei uns einheimischen übereinstimmt. Auch Ekström bestätigt, dass die Gruppe im Meere sich finde.

Nicht weniger stimmt die Beschreibung Blochs mit der unsrigen überein, denn wenn er auch sagt „von den Strahlen in der Brustflosse sind nur wenige an der Spitze getheilt," so lässt sich dies ebensowohl auf unsern Cottus, als auf den Cottus von Valenciennes, über den weiter unten die Rede sein wird, beziehen. So würde also der Cottus im Lande Preussen mit dem unsrigen übereinstimmen.

Von besonderem Interesse wäre eine ins einzeln gehende Beschreibung des *Cottus gobio* von Pallas gewesen, allein er sagt ganz allgemein, die Strahlen der Flossen seien ungetheilt: ventrales albae, quinqueradiatae. Ausserdem meint er, die Gruppe habe 7 Kiemenstrahlen, was eine so bedeutende Abweichung von allen andern Abänderungen wäre, dass meine Vermuthung, Pallas habe das schmale strahlenartige Suboperculum für einen Strahl

angesehen, nicht ungegründet sein wird. (Zoographia rosso-asiatica Bd. III. p. 125, 126).

Den Anlass zu diesen Untersuchungen hat aber die Aufstellung zwei neuer Arten gegeben, von denen Heckel sehr werthvolle Beschreibungen am angezeigten Orte gegeben hat. Er hatte aus den Karpathen Individuen mit gefleckten Bauchflossen erhalten und sie *C. poecilopus* genannt. Dieser Cottus hat mit dem unsrigen die nur selten sich findende Spaltung der Brustflossenstrahlen gemein, unterscheidet sich aber dadurch, dass der breite Mund bis unter die Mitte der Augen gespalten ist, die etwas kleinern Brustflossen nur bis zum Anfange der hintern Dorsalis reichen, der innere Strahl der Bauchflosse nur $\frac{1}{4}$ so lang ist, als der dicke äussere, die Dorsalis und Analis je einen Strahl mehr haben und dass die Seitenlinie nur aus 27 Erhabenheiten besteht; aber lauter Differenzen, so leicht, dass, zumal wenn man die überraschende Aehnlichkeit des ganzen Habitus in Rechnung zieht, man dieselben wohl nur als durch climatische Verhältnisse gegebene betrachten kann. Zwar gibt Heckel noch an, dass er beim Männchen 5 Blinddärme gefunden habe; ob diese Abweichung durch mehrere Beobachtungen constatirt ist, wird nicht gesagt.

Die zweite Abänderung, aus der Umgebung von Krakau wird von Heckel *Cottus microstomus* genannt. Wir bemerken an ihr Eigenthümlichkeiten, durch welche sie an unsern *Cottus gobio*, an den von Valenciennes beschriebenen und an den *C. pöcilopus* erinnert, — bemerkenswerth, wenn sich eine Form auffinden lässt, welche Merkmale von zwei andern in sich vereinigt! Sie soll sich auszeichnen durch das kleinere Maul, das wie bei unserem Gobio nur den vordern Augenrand erreicht und durch die geringe Höhe des Schwanzes, welche nur den 20. Theil der Totallänge betrage, ein Verhältniss, das jedenfalls bedeutenden Variationen unterworfen ist. Die Seitenlinie mit 34 — 35 Erhabenheiten (unser gobio). Die Brustflossen reichen nur bis zum Anfange der hintern Dorsalis (pöcilopus); ihre obern 8 Strahlen gespalten (gobio Val.). Die Bauchflossen reichen nur bis $\frac{2}{3}$ zum Anus (ungefähr wie beim unsrigen). Die vordere Rückenflosse beginnt hinter den Ventrales (pöcilopus); die hintere mit 19 Strahlen ist höher als der

niedrige Körpertheil unter ihr. Ein besonderes Gewicht könnte man hier auf das kleine Maul legen, das aber, wie ich glaube, nur desshalb so klein erscheint und den Rand der Augen nicht erreicht, weil überhaupt die Schnauze etwas gestreckter ist. Welche Eigenthümlichkeiten aber sich am Schädel dieser Art aussprechen, ist nicht gesagt, wie überhaupt die Zahl der beobachteten Individuen gering zu sein scheint.

Wichtiger könnten die Unterschiede erscheinen, welche sich bei einer Vergleichung der Beschreibung Valenciennes's, der den *Cottus gobio* Frankreichs, wahrscheinlich den der Seine, vor Augen hatte, herausstellen. Im Allgemeinen gibt er die Massverhältnisse der einzelnen Theile zu einander so an, dass sein *gobio* viel dicker und plumper erscheint, als der unsrige, der Habitus desselben ein anderer wäre. Es variiren jedoch diese Verhältnisse, wie ich durch eine Menge Untersuchungen gefunden habe, zu sehr, und es ist zu beachten, dass Valenciennes die Beschreibung vieler, auch der bekanntern Fische, nur nach einem Exemplar gemacht zu haben scheint, wie wir uns weiter unten noch einmal zu überzeugen Gelegenheit finden werden. Die Distanz der Augen beträgt bei seinem gobio zwei ihrer Durchmesser, doch sei sie bei Männchen geringer. Es muss aber, da diese Differenz eine bedeutende erscheint, die Schwierigkeit in Rechnung gezogen werden, genau die Grenze zwischen Auge und Stirne zu finden, da die allgemeine Bedeckung über das Auge weggeht und nur unmerklich die undurchsichtige des Kopfes in die durchsichtige der Augen übergeht; das Beste ist, wenn man die Distanz am Schädel bestimmt. Ferner zählt zwar Valenciennes nur 3 Strahlen der Bauchflossen, sagt aber dabei „leur épine est grossie et alongée par son enveloppe membraneuse." Dieser dicke Strahl lässt sich wahrscheinlich ebenso, wie bei den andern Abänderungen des *gobio* in zwei Theile spalten, und seine Dicke ist eben dadurch bedingt, dass in der häutigen Umhüllung zwei Strahlen verborgen sind. Mit demselben Rechte, mit welchem Heckel dem *gobio* Ekströms, der nur von 4 Strahlen redet, 5 Strahlen vindicirt, können wir dem Valenciennes's 4 geben, dieser Unterschied wäre also wieder kein bedeutender. Andere

sind noch, dass die vordere Dorsalis über der Basis der Brustflossen beginne und die Zahl ihrer Strahlen von 6—9 variire.

Girard erwähnt kurz in seiner Monographie der nordamerikanischen Cottus zweier in England sich findenden Arten, von welcher die eine 4 Strahlen der Bauchflossen und die der Brustflossen ungegabelt haben soll; da mir jedoch eine nähere Beschreibung derselben nicht bekannt ist, so begnüge ich mich zu sagen, dass diese näher bestimmte Varietät mit unserem *Cottus gobio* sehr nahe verwandt sein muss *).

Charles Girard hat in den Smithsonian Contributions to Knowledge „a monograph of the Cottoids of North America" gegeben, wobei er vollständig dem Principe huldigt, nach den unbedeutendsten Merkmalen Arten zu unterscheiden. Eine Vergleichung derselben mit den europäischen wird aber erst dann die daran gewendete Zeit belohnen, wenn wir letztere umfassender kennen werden.

Die wichtigste Abweichung der angegebenen Arten besteht in der mehr oder weniger ausgesprochenen Spaltung der Strahlen. Ich kann mich aber noch nicht davon überzeugen, dass dieser Differenz specifisches Gewicht beigemessen werden kann, weil bei denjenigen Abänderungen, welche gewöhnlich die Strahlen ungetheilt haben, ein Streben zu einer wenn auch erst später mit dem Alter eintretenden Spaltung sich nicht verkennen lässt. Wenn nun schon Individuen von den bis jetzt bekannten Abänderungen — und es sind die Cottus bis jetzt nur in wenigen Gegenden Europas hinlänglich untersucht — Uebergänge von der einen zur andern Form zeigen, so ist gewiss zu erwarten, dass man noch viel deutlicher vermittelnde Formen auffindet. Auf der andern Seite sind auch die von Heckel beobachteten noch zu wenig untersucht, als dass man jene Unterschiede als constante betrachten könnte. Ferner finden wir bei weitem bei der grössten Zahl der Knochenfische die Strahlen der Brustflossen gegabelt, es hat aber den Anschein, als ob die Natur nicht immer dem Streben, nach diesem Typus zu bilden, folgen könne. Analogieen hiefür lassen sich aus allen Thierklassen anführen, und zwar nicht

*) Die von Yarell a. 71 gegebene Abbildung und Beschreibung ermangeln der nöthigen Genauigkeit.

„„Das laß ich gelten; so gesteh' also, daß du zur Ermuthigung deiner Zöglinge von der Gleichheit der Intelligenz sprichst. Es ist mir gar lieb, daß du nicht daran glaubst. Dieser Widerruf wird dir sehr vortheilhaft seyn; viele Personen, die sich für dich interessiren, dürften so zu deiner Vertheidigung auftreten; aber das Geständniß aus deinem eigenen Munde wird noch mehr Wirkung thun.““ — Ich sage euch, daß ich glaube, alle Menschen haben gleiche Intelligenz; ich spreche in diesem Augenblick von der Nützlichkeit dieser Maxime und von der Gefahr der entgegengesetzten Maxime beim Unterricht. Für einige wenige Kinder, die ihr ihrem Stolze schmeichelnd erziehet, opfert ihr Tausende auf, die so gut als jene sind. Ich habe in unsern Anstalten immer den Erfolg im Verhältniß mit der Aufmerksamkeit gesehen. Niemals ist ein aufmerksamer Jüngling unfähig erfunden worden. Keine einzige Erfahrung hat diese sich immer bewährende Thatsache widerlegt. Der gute Erfolg ist eine Thatsache, welche stets von der Thatsache der Aufmerksamkeit begleitet ist. Prüfet, und wenn ihr mir saget, daß die Erfahrung euch das Gegentheil beweist, so haltet euch an eure Erfahrung, und lasset mich an die meinige glauben. Auf diese Thatsache ist die Methode, sind alle unsere Uebungen gegründet; ich fordere Alles, und Alles geschieht, bis auf den Punkt, wo die Aufmerksamkeit abgeht. In diesem Sinne ist meine Methode, d. h. die Folge der Uebungen, ganz dasselbe; aber die Gründe für meine Meinung sind nicht meine Methode.“ —

Rechten wir hierüber nicht mit Jacotot! Was er behauptet, ist schon vor ihm von vielen verständigen Männern behauptet worden. Nehmen wir auch eine ursprüngliche Gleichheit der Intelligenz oder Geisteskraft an, für die Schule ist diese Frage so ziemlich müßig, da es unbestrittene Thatsache ist, daß wir unsere Schüler bei gleichem Alter auf verschiedenen Stufen der Vorbildung oder Vorübung der Geisteskraft erhalten. Wenn wir auch Jacotot zugeben, daß der junge Weltbürger gleich bei seinem Eintritt in diese Sinnenwelt anfängt, sich selbst zu unterrichten, so kommt sehr viel auf die Umgebungen an, in wie weit dieselben seine Aufmerksamkeit zu fesseln und ihn zum Nachdenken anzuregen vermochten. Waren sie einförmig, so wird auch das unter ihnen aufgewachsene, sich selbst überlassene, anderwärts nicht angeregte

allein dafür, dass sich dieses mit mehr oder weniger Erfolg begleitete Ringen in einer Reihe auf verschiedener Entwicklungsstufe stehender Species kund gibt, sondern auch an Individuen derselben Art. Wenn wir zum Beispiele bei manchen Karauschen die Entwicklung eines Bartfadens beobachten, so ist dieses eine unvollkommene Nachbildung des Typus, den wir beim Karpfen ausgesprochen finden. Niemand wird aber solche Karauschen für besondere Species halten. Wenn wir bei manchen Reptilien, welche den Uebergang von den Sauriern zu den Schlangen bilden, beobachten, dass bei einem Individuum das Rudiment der Extremität beinahe ganz von der allgemeinen Bedeckung überzogen ist, bei einem andern einer und derselben Species es merklich über dieselbe hervorragt, so ist dies eine mehr oder weniger vollkommene Nachbildung des Typus, den wir bei den ächten Sauriern mit 4 beweglichen Extremitäten ausgesprochen finden. Natürlich ist aber bei diesen sogenannten zufälligen Verschiedenheiten mehrerer Individuen wohl zu beachten, ob der übrige Bau übereinstimmt, oder ob sie von wichtigern constanten Unterschieden begleitet werden.

In ähnlicher Weise sind die Differenzen, ob 4 oder 5 Strahlen in der Bauchflosse, ob 12 oder 14 in der Analis etc. vorhanden sind, zu würdigen. Was endlich die eigenthümliche Färbung der Bauchflossen bei *C. pöcilopus* betrifft, welcher Charakter von Heckel für so wichtig gehalten wird, dass er ihn sogar in die Diagnose aufnimmt, so ist es ja bekannt genug, wie sehr die Farbe bei einer und derselben Species beinahe durch alle Thierklassen hindurch nach dem Aufenthalte und der Jahreszeit variirt.

Alle die angegebenen Abänderungen stimmen zu sehr mit einander in ihrem Habitus, ihrer Farbe, ihrem Aufenthalte und soviel es bekannt ist, ihren Eigenschaften überein, als dass man sie für so verschiedene Arten halten könnte, wie, um mich gerade des Ausdrucks von Heckel zu bedienen, den Aspro vulgaris und zingel. Ausserdem ist es ein alter, durch zuverlässige Erfahrungen wohlbegründeter Satz in der Zoologie, dass eine Art desto mehr variirt, je weiter sie verbreitet ist, und diess lässt sich in der vollsten Ausdehnung auf *Cottus gobio* anwenden. Denn beinahe jede Gegend, in welcher er bis jetzt beobachtet wurde,

hat eine besondere Abänderung aufzuweisen; von keinem Orte aber ist mir bekannt, dass an ihm zwei Varietäten zugleich vorkommen.

Ich kann also bis jetzt die angegebenen Arten nur als Varietäten derselben Species betrachten, welche aber wichtig und interessant genug sind, auseinander gehalten und mit ihren auszeichnenden Eigenthümlichkeiten aufgeführt zu werden *).

Cottus gobio.

I. In den Brustflossen 7—8 gegabelte Strahlen,
  A. drei (vier) Strahlen in der Bauchflosse,
    Nr. 1. *C. gobio* Valenc. Frankreich **).
  B. Fünf Strahlen in der Bauchflosse,
    Nr. 2. *C. microstomus* Heck. Krakau.
II. Die Strahlen der Brustflossen ungegabelt,
  A. Strahlen der Bauchflossen gegabelt,
    Nr. 3. *C. gobio* Artedi, Linné, Ekström oder *C. affinis* Heck. Skandinavien.
  B. Strahlen der Bauchflossen ungegabelt,
    a) Bauchflossen gefleckt,
    Nr. 4. *C. poecilopus* Heck. Karpathen,
    b) Bauchflossen ungefärbt,
    Nr. 5. *Cottus gobio* Deutschlands (holländische Küste ?).

Da mir eine Beschreibung des Skelettes der Gruppe nicht bekannt ist (mit Ausnahme der durch Girard am angezeigten

*) Meine oben ausgesprochene Ansicht, über den Werth der an der Gruppe bemerkbaren Abänderungen fand ich bestätigt bei der Untersuchung von drei weitern mir während des Drucks dieser Arbeit zugekommenen Exemplaren aus der Lombardei. Gemeinsam war ihnen, dass sie in den Bauchflossen einen dicken und drei dünnere Strahlen hatten; die Bauchflossen gefleckt. Bei zwei Individuen waren alle Strahlen in den Flossen einfach, beim dritten in den Brustflossen die 6 obern, in den Bauchflossen der zweite einfach gespalten. Im übrigen stimmten sie vollkommen mit einander überein.

**) Heckel begeht die Ungenauigkeit und stellt den *Cottus gobio* von Valenciennes in die Abtheilung mit 5 Strahlen in den Bauchflossen, obgleich dieser ausdrücklich mit Worten sagt: „elles n'ont que trois rayons mous."

Orte gegebenen von *C. viscosus*, einer nordamerikanischen, der unsern nahe verwandten Art), so versuche ich es, die Eigenthümlichkeiten desselben etwas ausführlicher darzustellen.

Den grössten Theil der Schädeldecke bilden die Hauptstirnbeine, welche in den Zwischenraum zwischen den Augen hineinreichen und daselbst an der Seite für die Aufnahme des Auges halbmondförmig ausgeschnitten sind. Die geringste Distanz der Augen beträgt $\frac{1}{3}$ der Entfernung der beiden hintern obern Augenwinkel, welche auf jeder Seite durch einen Fortsatz des Stirnbeins bezeichnet sind. Das Siebbein ist unpaar, während die kleinen eigentlichen Nasenbeine paarig sind. Bis zu den Stirnbeinen reicht eine breite dünne Platte des obern Hinterhauptbeins. Zur Seite von diesem liegen die Scheitelbeine, dünne biegsame Knochenlamellen, und die äussern Hinterhauptsbeine, welche mit einem Fortsatze für die Insertion des Ueberschulterblatts versehen sind. Dieses hat unten einen rückwärts nach oben gehenden Hacken und befestigt sich an zwei vom Schädel abgehende Fortsätze, an den einen mit seinem obern Ende, an den andern mit seinem Hacken; es wird dadurch ein vollständiger Knochenring um eine tiefe am Schädel befindliche Grube gebildet. Girard hat, was bis jetzt als Eigenthümlichkeit der Sciänoiden bekannt war, auch bei den Cottoiden Hohlcanäle in den Knochen des Schädels entdeckt.

Das Gaumenbein, ein länglicher, vielwinkliger, nach unten spitziger Knochen, trägt keine Zähne; das Pflugschaarbein besteht aus dem Sparren, dem vordern, dicken, transversalen Knochenstücke mit Zähnchen, und einer lanzettförmigen, nach hinten sehr spitz sich endenden dünnen Lamelle. Der Oberkiefer ist nur ein einziger Knochen, der oben mit einem Gelenkskopfe versehen ist, unten spatelförmig, frei in der Haut endigt. Der Zwischenkiefer begrenzt den vordern obern Theil des Mauls, und besteht aus den zwei seitlichen Hälften, welche mit feinen bürstenförmigen Zähnchen besetzt sind, nach unten frei endigen, ohne bis zum Unterkiefer hinabzureichen. An der Verbindungsstelle beider Hälften geht von jeder ein breiter Fortsatz nach hinten ab, an welchem sich ein länglicher Knochen befestigt. Von beiden Seiten legen sich nun diese Knochen aneinander in eine zwischen den

Hälften des Oberkiefers befindliche Rinne und vermitteln das Vorwärts- und Zurückschieben des Zwischenkiefers. Das Zahnbein des Unterkiefers ist mit feinen Zähnchen besetzt und nicht seiner ganzen Länge nach mit dem Gelenkbeine verwachsen, so dass der Unterkiefer gabelig gespalten erscheint.

Die Infraorbitalplatten schliessen die Augenhöhle nicht zu einem vollkommenen Ringe ab, sondern die hinterste Platte befestigt sich unter der Augenhöhle, da wo vom Praeoperculum der Dorn abgeht. Es finden sich 3 Jochbeinplatten, die vordere articulirt mit dem Vorderstirnbein und legt sich an den Oberkiefer an; die mittlere kleinste von dreieckiger Form; die hintere ist länger als beide andern zusammengenommen und befestigt sich am erwähnten Orte.

Der Kiemendeckel bildet ein mit der Spitze nach hinten gelegenes Dreieck; Sub- und Interoperculum sind schmale längliche Knochen; ersteres an seinem vordern untern Ende mit einem spitzigen Sporne, welcher aber kleiner als der des Praeoperculum ist. Das Praeoperculum bildet einen schmalen Bogen, in welchem nach vorne eine dünne, etwas faltige Knochenlamelle ausgespannt ist und welcher hinten einen starken spitzigen gekrümmten Sporn, der oft die allgemeine Bedeckung durchbohrt, trägt. Die 4 Kiemenbögen sind in bestimmten Zwischenräumen mit Höckerchen besetzt, auf welchen, so wie auf den Schlundkieferknochen, Zähnchen sitzen.

Die ossa innominata sind hinten und vorne aneinander und an dem Schultergürtel in seinem untern Winkel befestigt.

Ich zähle 33 Wirbel, von welchen 10 dem Rumpfe, 23 dem Schwanze angehören; ihre obern Dornfortsätze sind etwas niedergedrückt, was durch die geringe Höhe des Fisches bedingt ist. Es finden sich 10—13 Rippenpaare, von welchen einige sogar noch an Schwanzwirbel befestigt sind. Von den letzten Bauchwirbeln tragen einige 2 Rippenpaare. Die Rippen sind nicht nach unten, sondern nach rückwärts und etwas nach oben gebogen.

Weichtheile. Die breite Zunge ist ein wenig frei. Hinter dem abgerundeten, vom Darmcanale deutlich unterschiedenen Magen finden sich 4 Blinddärme; unter den vielen untersuchten Exemplaren hatte nur einmal ein Weibchen drei. Der Darmcanal macht

2 Windungen und ist sehr kurz, viel kürzer als das Thier. Die Leber nicht gelappt, der grössere Theil liegt auf der linken Seite. Die grosse Gallenblase liegt rechts. Die Fortpflanzungsorgane sind zwar paarig, an ihrem hintern Ende aber mit einander verschmolzen; der Theil des Peritoneums, von dem sie umgeben werden, ist besonders dunkel pigmentirt. Schwimmblase fehlt. Es findet sich aber ein harnblasenähnliches Organ auf der rechten Seite, das eine in Menge abgesonderte, wässrige Flüssigkeit durch eine unmittelbar hinter dem After etwas frei hervorragende Röhre ergiesst. Die zwar paarige, aber zusammengewachsene Niere ist nicht so fest, wie bei den Cyprinoiden an die Wirbelsäule angewachsen und ragt etwas frei in die Bauchhöhle herein. Sie verläuft zuerst an der rechten Seite der Wirbelsäule, schlägt sich aber weiter unten nach links um und ist an ihrem untern Ende etwas massiger.

Die Nahrung der Gruppe besteht hauptsächlich in Wasserinsekten, Käfern und dergl. Sie ist ein sehr raubgieriger Fisch, und ich fand auch im Winter seinen Magen mit Nahrung gefüllter, als bei andern Fischen.

Von Entozoen wird dieser Fisch nicht sehr geplagt; doch wurden schon, nicht von mir, *Echinorhynchus proteus* und *angustatus* in ihm gefunden.

Ueber die Laichzeit der Gruppe weiss ich nichts genaues anzugeben. Auf einer Verwechslung mit einer verwandten Art aus dem Meere scheint die Angabe Marsigli's und Linné's zu beruhen, nach welcher das Männchen die Eier bewachen oder bebrüten soll. Unsere Fischer wissen davon nichts und Ekström (Fische von Mörkö) fand den Fisch in der Nähe seines Laichs ebenso furchtsam als sonst. Die Eier werden auf Steine abgesetzt.

Wo der Neckar über einen steinigen Grund fliesst, findet sich die Gruppe sehr häufig; an schlammigen Orten dagegen wird man sie vergebens suchen. Sie hält sich in Höhlungen unter Steinen auf, schiesst von da auf ihren Raub hervor und entflieht aufgescheucht mit ausserordentlicher Geschwindigkeit. Nimmt man sie aus dem Wasser, so lassen sie oft einen schnurrenden Ton hören.

Ihr Fleisch wird weniger zur Speise benützt, als es ver-

diente, da es wohlschmeckend und gesund ist; die allgemeine Behauptung, dass es durch Kochen roth werde, finde ich bei den Gruppen unserer Gegend nicht bestätigt. Da die Gruppe eine Lieblingsspeise für den Hecht und Aal ist, so kann sie mit Vortheil als Köder für diese Fische angewendet werden.

Gasterosteus Artedi.

Die Bauchflossen sitzen hinter den Brustflossen; die Beckenknochen sind aber doch mit dem Schultergerüste verbunden und bilden mit diesem eine Art Panzer; die Wangen durch die entwickelten Infraorbitalknochen, die Seiten des Leibs durch Schilder bepanzert. 3 Kiemenstrahlen. Auf dem Rücken freie Stacheln; die Bauchflossen beinahe auf einen Stachel reducirt.

G. leiurus Cuv. *)

Cuvier et Valenciennes. T. 98.
G. gymnurus Cuv. Thierreich, übersetzt von Voigt. p. 235.
Mémoires des Sciences Savants Étrangers. T. X. 1848.
Yarrell I. S. 95.

Stichling. Stachelfisch. Epinoche. Stickle-back.

4 bis 7 Schienen am vordern Theile des Leibs; Schwanz nackt.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, etwas schmal und in die Länge gestreckt, bei trächtigen Weibchen aber breit; von oben ist er schmal, seitlich zusammengedrückt, von unten breiter. Der Rücken setzt sich vom Kopfe etwas ab, und bildet bis zur Schwanzflosse eine Curve; auch die Bauchlinie ist convex.

Die Höhe des Leibs ist in der Totallänge $4\frac{1}{3}$mal enthalten, und geringer als die Länge des Kopfs, welche nur $\frac{1}{4}$ der Totallänge ist. Die Augen sitzen soweit oben an der Stirne, dass sie in deren seitliches Profil einen seichten Ausschnitt machen, sie stehen nahe bei einander und ihre Distanz ist in der Länge des Kopfes 4mal enthalten. Der Durchmesser ist grösser, als ihre Distanz, aber kleiner als ihre Entfernung von der Schnauzenspitze.

*) Ich citire nicht als synonym *G. aculeatus* von Linné, da dieser offenbar nur *G. trachurus*, nicht aber auch diese Art gekannt hat.

Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt, schief nach oben gespalten; der Unterkiefer überragt den obern. Unten und oben Zähne.

Die abgerundeten Brustflossen haben 10 ungegabelte Strahlen und sind halb so lang als der Kopf.

Die Bauchflossen sind auf einen kantigen, rauhen Stachel reducirt, welcher mit dem Becken durch ein Gelenk sich verbindet, beinahe so lang als die Brustflosse ist, und durch eine Membran mit einem viel kleinern Strahle zusammenhängt. Die Insertion der Bauchflosse entspricht dem Zwischenraume zwischen den beiden ersten dorsalen Stacheln.

Von diesen kann man jeden als eigene Rückenflosse betrachten, während der dritte offenbar zur strahligen Flosse gehört, mit dieser oft durch eine Membran zusammenhängt und sie stützt. Der erste Stachel ist vom zweiten so weit entfernt, als vom Kopfe; beide sind kürzer als der ventrale. Die eigentliche Rückenflosse besteht aus einem kleinen Stachel, welcher gewöhnlich als dritter isolirter angegeben wird, und 11—12 ungegabelten Strahlen. Sie hat einen obern convexen Rand und ist höher als die beiden vordern Stacheln.

Die Afterflosse besteht aus einem kleinen Stachel und 8 ungegabelten Strahlen; sie ist ungefähr so hoch als die Dorsalis, und die Enden beider Flossen fallen aufeinander.

Die abgerundete Schwanzflosse ohne Ausschnitt hat 11—12 Strahlen, von denen die mittlern gewöhnlich einfach gegabelt sind.

Die Seitenlinie liegt nahe dem Rücken und ist beinahe gerade.

Die eigenthümliche Bedeckung und Bewaffnung zeichnet den Stichling vor allen andern Fischen unseres Vaterlandes aus. Oben auf dem Kopfe bilden die frei zu Tage liegenden Schädelknochen eine schützende, feste Decke, die Wangen sind durch den dritten, sehr entwickelten Suborbitalknochen gedeckt, weiter nach hinten wird der feste Bau des Schultergürtels noch durch eine auf dem Oberarm liegende lange Knochenleiste verstärkt. Auf dem Rücken haben sich die Interspinalknochen zu 5 Platten entwickelt, von denen die zweite, dritte und fünfte

Stacheln tragen, welche mit Kraft aufgerichtet werden können. Die untere Seite wird bedeckt durch 2 lange Knochen, welche vom Unterarm abgehen und zwischen sich einen freien Raum lassend, sich mit dem frei daliegenden Becken verbinden. Dieses bildet durch die Vereinigung seiner beiden paarigen Knochen einen 3eckigen Schild, von welchem aufwärts an den Seiten des Bauches ein starker breiter Knochenfortsatz abgeht. Im hintern Winkel zwischen diesem und dem Schilde stehen die langen Bauchstacheln.

Endlich legen sich zwischen den schützenden Apparat am Rücken und den Bauchschild noch seitlich fest aneinanderliegende Knochenschienen an und vervollständigen den Panzergürtel. Er erinnert an die schützende Bedeckung, wie wir sie bei den Gürtelthieren und den Schildkröten finden. Ist sie aber bei diesen ausschliesslich entweder nur Hautbildung oder nur ein eigenthümlicher Bau des Skeletts, so haben bei *Gasterosteus* Haut und Skelett Antheil an der Bildung des Panzers.

Fügen wir diesem noch einige am Skelette bemerkenswerthe Einzelnheiten bei. Feine Zähnchen finden sich im Zwischen- und Unterkiefer, aber auch auf den obern Schlundkieferknochen, was ich sonst nirgends erwähnt finde. Der Infraorbitalring besteht aus 3 Knochen, von welchen der hinterste der grösste und mit dem Praeoperculum verbunden ist. Der mittlere ist der kleinste. Das Operculum gross, abgerundet; das Suboperculum bildet um den untern Rand des Operculums einen schmalen, runden Bogen, so dass man es für einen Kiemenstrahl halten könnte; das Interoperculum hat die Gestalt eines langen pfeilförmigen Stiels, der seine Spitze nach vorne kehrt. Die 2 schmalen Schenkel des Praeoperculums, stehen in einem rechten Winkel zu einander.

Ich zähle 15 Rumpf- und 16 Schwanzwirbel. 9*) Rippen, von welchen einige mittlere doppelt sind.

Ein Ueberschulterblatt kann nicht gefunden werden, die übrigen Knochen des Schultergürtels sind ausserordentlich breit.

Das Becken der Cyprinoiden besteht aus 2 seitlichen Rücken, von welchen jedes einen langen, vordern gabelförmig gespaltenen

*) Nach Bloch 15.

und einen kurzen hinteren Fortsatz hat. Die beiden Aeste des vorderen Fortsatzes sind nach vorne in paralleler Linie gerichtet und nahezu gleich lang. Sodann ist die Symphyse der beiden seitlichen Stücke durch Knorpel bewerkstelligt. Bei *Gasterosteus* dagegen sind sie fest miteinander zu einem dreieckigen Schilde verwachsen, und erst gekocht, lassen sie sich trennen, indem eine Sutur, wie an den Knochen des Schildkrötenpanzers sichtbar wird. Sodann sind hier die Aeste des vordern Fortsatzes in ihrer Richtung auseinandergerückt. Der äussere steigt an den Seiten des Leibes herauf; der innere ist viel kürzer, rund, liegt nach vorne und vermittelt die Verbindung des Beckens mit dem Schultergürtel. Der ventrale Stachel hat eine Gelenksgrube, in welche ein am Becken befindlicher Gelenkskopf passt; die Gelenksgrube wird gebildet durch 2 kleine Fortsätze.

Die Platten, welche den Rücken decken, entsprechen den Interspinalknochen, welche sich seitlich zu zwei breiten Flügeln entwickelt haben. Unter einander verbinden sie sich durch spitze ineinandergreifende Fortsätze; nach unten gehen von ihnen zwischen die Rückenmuskeln gegen die Dornfortsätze der Wirbel Leisten ab; oben wird die Articulation der Stacheln auf dieselbe Weise wie bei der Bauchflosse vermittelt.

Die schindelartigen Lamellen an den Seiten des Leibs gehören nicht zum Skelett, es sind Hautbildungen, modificirte Schuppen. Jede Schindel hat am Rande einen mehr oder weniger deutlichen Zahn, welcher in einen Ausschnitt der benachbarten passt. Diese Einrichtung, welche an Ganoidenschuppen erinnert, vermehrt die Festigkeit.

Weichtheile. Der Magen ist gross, eirund, deutlich vom übrigen Verdauungskanal unterschieden; der Darmkanal ist kurz, viel kürzer als das Thier, verlauft beinahe gerade, und macht nur an seinem untern Ende eine kleine Schlinge. Die bucheichelförmige Milz liegt an der linken Seite hinter dem Magen. Die Leber ist 3lappig, der linke Lappen sehr klein, der rechte steigt beinahe bis in die Mitte der Bauchhöhle herab. Die Ovarien sind, wie die Testikel paarig, gross, nicht wegen der Menge der Eier, denn ihre Zahl beläuft sich in einer Hälfte nur auf etwa 90, sondern wegen der verhältnissmässig

bedeutenden Grösse der Eier. Der gemeinschaftliche Ausführungsgang der Eierstöcke liegt hinter dem Anus. Die Nieren sind wie bei den Cyprinoiden verschmolzen und liegen zu beiden Seiten der Wirbelsäule. Die Schwimmblase ist ungetheilt.

Farbe. Der Rücken ist meistens graulich grün, unregelmässige solche Flecke und Bänder ziehen an der Seite herunter; übrigens ist der ganze Fisch silberig. Selten werden schön gefärbte Individuen mit rother Kehle und Brust angetroffen.

Grösse: höchstens 3″.

Nahrung. Der Stichling nährt sich nur von animalischen Substanzen, Würmern, Insekten, Fischbrut. So klein er ist, so schädlich ist er: was man aus einer freilich vielleicht etwas übertriebenen Angabe von Henri Backer ermessen kann, welcher einen Stichling innerhalb 5 Stunden 64 kleine Leuciscus verschlingen sah. Desshalb darf der Stichling auch nie in Weihern geduldet werden.

Durch Entozoen ist er sehr geplagt: *Cucullanus elegans*, *Distoma appendiculatum*, *Echinorhynchus clavaeceps* und *angustatus*. Auffallend ist es, dass der so häufig im Norden von Europa in der Bauchhöhle der Stichlinge sich findende *Schistocephalus dimorphus (Bothriocephalus solidus)* in den Individuen unserer Gegend nie beobachtet wurde.

Der Stichling ist noch durch zwei physiologische Thatsachen besonders merkwürdig, welche wahrscheinlich in engem Zusammenhange zu einander stehen: es ist dies die Sorge für seine Brut und seine zeitweise ungeheure Vermehrung. Coste *) hat über das erste höchst schätzbare Untersuchungen angestellt. Nach ihm baut das Männchen ein kugliches hohles Nest, in welches sodann mehrere Weibchen ihre Eier legen. Diese werden vom Männchen befruchtet, gepflegt und gegen Feinde vertheidigt, ja es setzt noch seine Sorge eine Zeit lang auf die ausgekommene Brut fort. Wie in ein Nest mehrere Weibchen legen, so setzt ein Weibchen auch in mehrere Nester seinen Rogen ab, vom März bis zum August. Die Brut des Stichlings ist also viel

*) Nidification des épinoches et des épinochettes in den Mémoires de l'acad. des Scienc. Savants Etrangers. Tome X. 1848.

Kind auf einer niedern Stufe der Geistesentwickelung stehen. Einen sprechenden Beleg hiefür gibt ein Landgeistlicher,* welcher in seinem Dorf eine Kleinkinderschule errichtete und sich nicht genug wundern konnte, daß die Kleinen so gar wenig Begriffe hatten. Sollen wir etwa annehmen, daß diese Dorfjugend durchhin aus schlechterem Teige geknetet sey? Haben nicht selbst die Neger Domingo's, obgleich ihre Race früher fast den Thieren gleichgeschätzt wurde, gleiche Bildungsfähigkeit mit ihren weißen Brüdern bethätigt? — Die Kinder aus den Häusern Gebildeter sind mehr entwickelt, als die andern. Sie wurden, wenn auch ohne besonderes Zuthun der Eltern, vielfacher zum Reflektiren angeregt. Aber selbst Kinder desselben Familienkreises, also in denselben Bildungsverhältnissen stehend, zeigen, wird man sagen, verschiedene Geisteskraft. Jacotot entgegnet vielleicht: Das Kind A fühlt sich durch die gegebenen Verhältnisse mehr zum Nachdenken angeregt; das Kind B würde im Kreis einer andern Familie und unter andern Einwirkungen des Orts oder der Persönlichkeiten mehr Aufmerksamkeit aufgewendet, und also durch Nachdenken seine Geisteskraft mehr geübt und entwickelt haben.

Dies führt uns auf die auch von Jacotot angenommenen verschiedenen Neigungen verschiedener Individuen. Kind A fühlt sich durch seine Umgebungen besonders angesprochen und zum Nachdenken aufgefordert, während Kind B eben diejenigen Reize vermißt, die seine Geistesthätigkeit aufgestachelt hätten. Auch sie werden bei gleicher Bildsamkeit ungleich vorgebildet die Schule betreten. Aber auch die Schule selbst liefert nach dem Urtheil der Lehrer verschiedene Resultate. Wie oft ist es nicht schon vorgekommen, daß unsere Philologen einen Schüler, weil er ihren Studien keinen Geschmack abgewinnen konnte, für einen Schwachkopf, einen Dummkopf erklärten, der, sobald er das Feld seiner Neigung betreten konnte, sich schnell entwickelte und Ausgezeichnetes leistete! Das eine Mal war er ein Schwachkopf, das andere Mal ein Genie. Aber auch auf demselben Lehrfelde wurde derselbe Schüler von dem Lehrer A bei seiner Methode als Schwachkopf titulirt, während er bei dem Lehrer B bei einer andern Methode das Prädikat eines geordneten, guten Kopfs erhielt. Es kommt also, wie

* Pfarrer Härlen in Heiningen.

weniger Gefahren ausgesetzt, als die anderer Fische; überdies sind auch die Erwachsenen vor den Nachstellungen grösserer Fische durch ihre Bewaffnung ziemlich sicher, und so wird es denn begreiflich, dass seine Vermehrung zu Zeiten so zunimmt, dass mit der Menge der Gefangenen Felder gedüngt und Schweine gemästet werden.

Auffallend ist es, dass man bei uns weder diese eigenthümliche Fortpflanzungsweise noch eine starke Vermehrung beobachten konnte. Das letzte liesse sich aus dem ersten erklären; aber warum tragen unsere Stichlinge nicht dieselbe Sorge für ihre Brut? Coste hat seine Untersuchungen ebenfalls an *G. leiurus* angestellt, wie man aus seinen Abbildungen sieht.

Vorkommen. Im offenen Neckar wird man den Stichling selten finden; er liebt sanft fliessende Stellen mit schlammigem Grunde und grasigem Ufer, daher er sich an die Einmündungen kleinerer Bäche und in diese, wenn sie ihm obige Bedingungen erfüllen, auch wohl in Altwasser zurückzieht. Er lebt in kleinen Truppen, ist ausserordentlich lebhaft, seine Brustflossen sind in einer steten, beinahe wimpernden Bewegung. Bei eintretender Kälte zieht er sich unter die Ufer zurück.

Nutzen gewährt er uns gar keinen, während der Schaden, den er da, wo er in grösserer Anzahl sich findet, stiftet, gewiss nicht unerheblich ist.

Anmerkung. *Gasterosteus trachurus* ist meines Wissens in Württemberg noch nicht gefunden worden; er gehört mehr dem Norden an und ist von Artedi, Linné, Ekström als *aculeatus* beschrieben. Dagegen gehört *leiurus* dem Süden an; im mittleren Europa, wie im nördlichen Frankreich stossen beide Arten zusammen und finden sich mit einander. Sollte diese Art der Verbreitung nicht die Vermuthung Cuvier's bestätigen, dass dem Mangel der Schienen am Schwanze wirklich der Werth eines specifischen Charakters zuzuschreiben sei? *)

*) Van der Hoeven sagt in seiner so eben erschienenen Zoologie, Bd. II. Ste. 193: „Mit mannigfachen Uebergängen erstrecken sich die Knochenschilder bald mehr, bald minder weit über den Schwanz; weshalb denn auch die Unterscheidung zweier besonderer Arten kaum zulässig erscheint."

Bei weitem die grösste Anzahl der Neckarfische hat jedoch weiche Flossenstrahlen. Die meisten gehören der Familie der Cyprinoiden *(Cyprinus L.)* an und sind leicht zu erkennen an den zahnlosen Kinnladen und den 3 Kiemenstrahlen. Man theilt diese Familie in mehrere Genera.

Cyprinus Cuv.

Die Bauchflossen sitzen weit hinter den Brustflossen, ohne mit dem übrigen Skelette zusammenzuhängen. Die Rückenflosse ist länger als hoch und wie die Afterflosse vorne durch einen starken, sägeförmig eingeschnittenen Stachel gestützt.

Cyprinus carpio L.

Bloch, t. 16. 17.
Meidinger, pisc. Austr. t. 41.
Jurine, pl. 9.
Yarrell, brit. fishes (p. 305 *) s. 349.
Bonaparte, fauna ital. pl.
Carpio vulgaris.
Karpfen. Carpe. Carp.

An jeder Seite des Munds 2 Bartfäden. Afterflosse mit 8 Strahlen.

Der Körper ist von der Seite betrachtet breit, doch etwas in die Länge gestreckt; von oben erscheint der Rücken kantig, wird aber gegen den Bauch hin breit; er steigt hinter dem Kopfe steil an und verläuft schwach convex bis zur Schwanzflosse. Das Profil des Bauchs ist wie das des Rückens, vom Kopfe bis zum Ende der Afterflosse convex, von da bis zur Schwanzflosse gerade.

Die Höhe des Leibs ist über 3½mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfes beinahe 5mal, oder letztere ist gleich 3mal die Distanz der Augen genommen. Der Durchmesser des Auges ist in der Kopflänge 6mal enthalten; seine Entfernung von der Schnauzenspitze ist gleich 2½ Augdurchmessern. Das Maul ist klein, mit 2 Bartfäden auf jeder Seite:

*) Die eingeklammerten Seitenzahlen beziehen sich auf die erste Ausgabe dieses Werks.

der längere sitzt im Mundwinkel vor dem Oberkieferknochen, der kürzere weiter oben auf demselben. Der Oberkiefer überragt den untern. Ein Kranz von Poren umgibt das Auge und den vor ihm liegenden Suborbitalknochen; eine zweite Reihe verläuft am Unterkiefer und Praeoperculum; eine dritte am hintern obern Rande des Schädels bildet die Fortsetzung der Porenreihe in der Seitenlinie. Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 16 Strahlen; ihre Länge überragt die Höhe der Dorsalis.

Die Bauchflossen haben gewöhnlich, wie bei den verwandten Fischen, 9 Strahlen, Gronovius fand mehreremal 8, ich bei einem Spiegelkarpfen nur 7. Die Länge dieser Flossen überragt die Höhe der Analis.

Die Rückenflosse zeichnet sich aus durch ihre beträchtliche Länge und einen starken sägeförmig eingeschnittenen Stachel; vor ihm sitzen zwei kleinere Stacheln, hinter ihm 19 Strahlen.

Durch einen ähnlichen Stachel wird die Afterflosse gestützt; vor ihm finden sich noch 2 kleinere Stacheln, hinter ihm 5 Strahlen.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem Ausschnitt.

Die Seitenlinie verläuft beinahe gerade und in der Mittellinie des Leibs; ich zähle auf ihr 36 Schuppen, von welchen die meisten an ihrem Rande da, wo sie auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt haben.

Querschuppenreihe. Ueber und unter der Seitenlinie zähle ich 5 Schuppenreihen. Die Schuppen sind gross, viel grösser als das Auge.

Anmerkung. Die vielen Varietäten des Karpfen bestehen hauptsächlich in eigenthümlichen Modificationen der Schuppenbedeckung. Da sie jedoch selten oder nie im Neckar beobachtet werden, so erwähnen wir sie nur kurz:

1) der ganze Fisch ist mit Schuppen bedeckt, welche aber viel grösser sind, so dass in der Seitenlinie nur 28, in der Querschuppenreihe 7 Schuppen stehen.

2) Am ehesten mag noch im Neckar der Spiegelkarpfen gefunden werden: an der Seite des Leibs finden sich nur 1—2

Längsstreifen ausserordentlich grosser Schuppen; über und unter diesen nackte Hautstellen. Diese Abart hat verschiedene Benennungen erhalten: *Cyprinus specularis Lacepède*, *macrolepidotus Meidinger*, *Carpio rex cyprinorum Bloch*, und ist von Bloch und Meidinger l. c. abgebildet.

3) Die Haut ist ganz nackt: Lederkarpfen, *C. coriaceus Lacep.*

Farbe. Der ganze Fisch ist dunkelgrün, mit bläulichem Schimmer; die Seiten zeigen oft einen goldigen Schein.

Obgleich der Karpfen bei einem passenden Aufenthalte die beträchtliche Grösse von 3—4′ erreicht, so werden doch die im Neckar angetroffenen nicht leicht die Länge von 1—2′ überschreiten.

Von dem Skelette gibt Valenciennes eine ausführliche Beschreibung, von dem Schädel Yarrell s. 354 die Abbildung: es finden sich 5 Schlundkieferzähne, welche gegen eine rhomboidale Platte mit einem vordern stumpfen und hintern spitzen Winkel wirken. Die Zähne stehen in 3 Reihen, in der innern 3, von welchen 2 dentes compositi sind, in der mittleren und äussern je einer. Es finden sich am Rumpfe 20, am Schwanze 16—17 Wirbel. 16 Rippenpaare.

Weichtheile. Der längliche Magen reicht beinahe bis zum Anus; der Darmkanal ist ziemlich lang und macht mehrere Windungen. Die Leber steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung. Ihr Haupttheil bedeckt zwar den Magen, aber sie ist in viele Lappen zerfallen, welche die 3 obern und die 3 untern Schlingen des Darmkanals begleiten, welche Zwischenräume zwischen ihnen ausfüllen und an einigen Stellen sich wieder aufwärts in die Höhe schlagen. Ihre Lobuli sind vielgestaltig, nicht rundlich, sondern eckig. Gallenblase gross. Die Milz von beträchtlicher Ausdehnung und gelappt. Schwimmblase eingeschnürt. Die Zunge ist sehr klein und wenig beweglich; was man gewöhnlich Karpfenzunge nennt, ist ein sehr weicher, nervenreicher Körper am obern hintern Theile der Mundhöhle.

Der Karpfen nährt sich besonders von Schlamm, in welchem sich organische Substanzen zersetzen; darum liebt er auch stille Wasser mit schlammigem Grunde. Im obern Neckar ist er daher gar nicht zu finden, im untern selten. Eher trifft man ihn noch in Altwassern an: wo er sich auch, was im Neckar nie der Fall ist, fortpflanzt.

Cyprinus carassius L.

Bloch, t. 11.
Fries och Ekström, t. 31.
Cuv. et Valenc. pl. 459.
Yarrell, p. 355.

Karausche (Bauernkarpfe). Carassin. Crucian.

Kein Bartfaden; Afterflosse mit 9 Strahlen.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, ausserordentlich breit; von oben erscheint er schmal und seitlich zusammengedrückt. Der scharfkantige Rücken steigt gleich hinter dem Kopfe sehr steil an, und bildet bis zur Schwanzflosse einen stark gekrümmten Bogen. Das Profil des Bauches ist weniger convex.

Die Höhe des Leibs ist in der Totallänge 3mal, die Länge des Kopfes 4½mal enthalten; oder letztere ist gleich der doppelten Distanz der Augen. Das Auge liegt oben am Kopfe, ist um 1½ — 2 Durchmesser von der Schnauzenspitze entfernt. In der Länge des Kopfs ist sein Durchmesser 6mal enthalten.

Das Maul ist klein; nur selten findet sich eine kaum bemerkbare Andeutung eines Bartfadens. Der Unterkiefer steigt beinahe senkrecht nach oben, so dass, obgleich bei geschlossenem Maule der Oberkiefer der längere ist, bei geöffnetem der untere weit vorragt.

Auch bei der Karausche finden sich auf dem Kopfe Schleimporen, welche in derselben Weise, wie beim Karpfen angeordnet sind.

Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 14—16 Strahlen und sind kürzer als die Dorsalis hoch ist.

Die Bauchflossen sind 9strahlig und viel länger als die Analis hoch ist. An ihrer innern Ansatzstelle findet sich eine eigenthümlich modificirte Schuppe von länglicher Form, wie wir sie noch deutlicher allgemein bei den Leuciscus finden werden.

Die lange Rückenflosse ist wieder ausgezeichnet durch einen gezahnten Stachel, an dem man aber deutlich die Glieder-

rung wahrnehmen kann; vor ihm stehen 2 kleine Stacheln, hinter ihm 16—17 Strahlen.

Die kleine Afterflosse mit einem gezahnten Stachel; vor ihm zwei kleine Stacheln, hinter ihm 6 Strahlen.

Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem sehr seichten Ausschnitt.

Die Seitenlinie verläuft beinahe gerade und in der Mittellinie des Leibs; es stehen in ihr 31—33 Schuppen, deren längliche Erhabenheiten nicht besonders stark markirt sind.

Querschuppenreihe. Ich zähle über der Seitenlinie 7, unter ihr 5—6 Schuppenreihen. Das untere Ende der Querschuppenreihe fällt in die Mitte zwischen Bauchflossen und Anus.

Die Schuppen sind gross, die Mittelschuppe beinahe 3mal so gross, als das Auge.

Farbe. Oben dunkelgrün, an den Seiten und unten mit Goldschimmer. Die untern Flossen zeigen einen röthlichen Anflug.

Grösse. Die Karausche wird selten über 1' lang.

Die einzelnen Theile des Skeletts gleichen sehr denen des Karpfens; es finden sich aber nur 4*) Schlundkieferzähne in einer Reihe. Wie der Karpfen hat die Karausche 19 Rumpf-, dagegen aber nur 13 Schwanzwirbel. 16 Rippenpaare. Die gedrungenere Gestalt der Karausche ist nicht durch eine Verkürzung der Wirbelkörper bedingt, sondern durch eine Verminderung der Zahl der Wirbel, besonders der Schwanzwirbel. Dazu kommt noch eine im Vergleich zum Karpfen bedeutendere Länge der Dornfortsätze und der Rippen.

Die Weichtheile zeigen denselben Bau, wie beim Karpfen.

Die Nahrung der Karausche besteht ebensowohl in animalischen als vegetabilischen Substanzen, doch mehr in Schlamm, in welchem sich organische Stoffe zersetzen, als in Insekten, Würmern etc.

Ich selbst hatte keine Gelegenheit, Entozoen in ihr zu beobachten; sie soll aber nach Creplin**) von einer Ligula,

*) Nach Linné und Bloch 5.

**) Ekström, Fische von Mörkö, p. 61.

welche von der simplicissima verschieden sei, sehr heimgesucht sein.

Wie alle hochgebauten Karpfen liebt die Karausche stille Wasser mit schlammigem Grunde, sie ist desshalb mehr See- als Flussfisch. Im Neckar kommt sie zwar allenthalben, jedoch überall so selten vor, dass sie für die Neckarfischerei von keiner Bedeutung ist. Auch wird sie sich kaum im Neckar fortpflanzen. Unter allen ihren Verwandten hat sie das zäheste Leben. Ihr Fleisch ist geschätzt und gesund.

Wir kommen nun zu denjenigen Fischen, welche als Eingeborene des Neckars, an allen Orten mehr oder weniger häufig zu treffen sind.

Barbus Cuv.

Die Bauchflossen sitzen weit hinter den Brustflossen. Die Rückenflosse höher als lang und vorne durch einen starken sägeförmig eingeschnittenen Stachel gestützt.

Barbus fluviatilis Flemming.

Cyprinus barbus L.
Bloch. t. 18.
Meidinger. II. t. 11.
Yarell, s. 367.

Barben. Barbeau. Barbel.

2 Bartfäden vorne an der Schnauze und 2 am Mundwinkel.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, sehr schmal und in die Länge gestreckt, von oben und unten breit. Der Rücken ist abgerundet, mit einem vor der Rückenflosse etwas vorstehenden Kiel, der Bauch platt, mit einer Furche in der Mitte. Der Rücken setzt sich kaum vom Kopfe ab und sein Profil steigt vom Kopfe und von der Schwanzflosse gegen die Dorsalis nur wenig und allmählig in beinahe gerader Linie an; ebensowenig convex ist die Bauchseite.

Die Höhe des Leibs ist über 5½mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfs über 4½mal, oder diese ist gleich der 3fachen Distanz der Augen. Die Augen sind sehr klein und von der Schnauzenspitze etwas weiter entfernt, als vom hintern Winkel des Kiemendeckels; sie stehen ganz oben an den Seiten des Kopfes. Die Pupille hat einen Winkel nach vorne.

Die Mundspalte ist halbmondförmig, und da der Oberkiefer den untern weit überragt, ganz an die untere Seite gerückt. An jeder Seite hängen 2 Bartfäden; der eine, kleinere vorne an der Schnauze, oben am Oberkieferknochen, der andere, welcher so lang als das Maul breit ist, ist unten an diesem Knochen befestigt.

Der äussere membranose Opercularrand ist nicht besonders stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 17—18 Strahlen und sind etwas kürzer als die Dorsalis hoch ist, hie und da auch etwas länger.

Die Bauchflossen, mit 9 Strahlen, sind kürzer als die Pectorales, aber länger als die Afterflosse hoch ist. In ihrer innern Ansatzstelle findet sich eine eigenthümliche, durch ihre längliche Gestalt von den andern unterschiedene Schuppe.

Die Rückenflosse steht mit ihrem vordern Insertionspunkte etwas vor den Ventrales, mit dem hintern hinter ihnen; ihre Entfernung vom Kopfe ist etwas geringer als die vom Schwanze, seltener sind beide Entfernungen gleich. Der längste Strahl ist dick und hart, wie ein Stachel, aber gegliedert, vor ihm stehen 3 kleine Stacheln, hinter ihm 8—9 Strahlen. Der obere Rand ihrer Flosse ist steil abschüssig und concav.

Die Afterflosse gleicht in der Form nicht der Dorsalis; sie ist beinahe noch einmal so hoch als lang, mit 8—9 Strahlen und einem untern abgerundeten Rande.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem tiefen Einschnitt; einzelne Exemplare hatten an dieser Flosse einen obern spitzigen und einen untern abgerundeten Lappen. — Alle Flossen sind etwas wulstig, was von der Dicke der zwischen den Strahlen ausgespannten Membran herrührt.

Die Seitenlinie entspringt etwas über der halben Körperhöhe und verläuft beinahe gerade und in der Mittellinie des

Leibs. Sie besteht aus 60—66 Schuppen, deren punktförmige Erhabenheiten schwach markirt sind und an welchen selten ein Ausschnitt bemerkbar ist.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zähle ich über der Seitenlinie 12, unter ihr 10—12 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 30. der Seitenlinie, und die Querschuppenreihe endigt sich unten am Anfange des hintern Drittels der Distanz zwischen Bauch- und Afterflosse.

Die Schuppen sind im Verhältniss zur Grösse des Fisches klein, viel länger als hoch, und ragen nur etwa zur Hälfte frei an die Oberfläche hervor. Bei alten Individuen bedeckt die Mittelschuppe beinahe das kleine Auge.

Farbe. Der Rücken isabellfarbig mit messinggelbem Glanze, die Seiten heller, gelblich, metallisch glänzend; unten weiss. Die Flossen sind gegen den Rand röthlich angeflogen und zeigen hie und da verloschene schwärzliche Flecken. Die Iris silberig, oben und um die Pupille messinggelb.

Der Barben erreicht eine bedeutende Grösse; es werden nicht selten 3′ lange gefangen und er wird bis 10 Pfd. schwer.

Die konischen Schlundkieferzähne mit einem spitzigen Haken stehen in drei Reihen, in der äussern 5, in der mittlern 3 und in der innern 2 Zähne. Die Platte, gegen welche sie wirken, ist dreieckig und man kann an ihr 3 Abtheilungen unterscheiden, ein paar vordere, von denen jede 2 Falten hat, und ein glattes, rundliches, hinteres Stück.

Skelett. Die Schädelknochen überhaupt sind breit, besonders aber das Ethmoidalbein, das sich zu einer beträchtlichen Ausdehnung entwickelt hat. Die Verlängerung der Schnauze ist besonders durch die Gesichtsknochen bedingt. Eine eigenthümliche Anordnung haben die Infraorbitalknochen erlitten; nur die 3 hintern bilden den sehr flachen Jochbogen; die 2 hintersten sind lang und schmal, während der vor ihnen liegende sehr klein ist. Der vorderste, mit diesem kleinen verbundene hat sich zugleich mit der Schnauze ausserordentlich verlängert; nach vorne legt er sich an den Oberkieferknochen an. Ich fand am Rumpfe 26, am Schwanze 21 Wirbel, 18—21 Rippen, von denen jedoch

die letzten in der Haut stecken. Vor der Rückenflosse finden sich 10 kleine Interspinalknochen mit einem Fortsatze nach unten.

Der Darmkanal macht im Ganzen 6 Windungen, 3 obere und 3 untere, die erste untere liegt beinahe am untern Ende der Bauchhöhle, von den andern ist keine unter die Mitte derselben herabgerückt.

Nahrung. Wie der Grässling muss der Barben ganz besonders schnell und vollständig verdauen, ich konnte wenigstens nie aus dem Darmcontentum ersehen, was er gefressen hatte. Auch finde ich darüber in andern Beschreibungen keine genaue Belehrung. Dass er von faulenden animalischen Substanzen und Würmern lebt, ist gewiss; in wie weit aber vegetabilische Substanzen ihm zur Nahrung dienen, wäre noch zu ermitteln. Der complicirtere Bau seines Verdauungsapparates liesse schliessen, dass er besonders auf diese Kost angewiesen sei.

Von Entozoen ist der Barben sehr heimgesucht. *Echinorhynchus proteus* findet sich das ganze Jahr über klumpenweise besonders in der Nähe der Windungen des Darmkanals; *Bothriocephalus rectangulum* erreicht die Länge von 3″, wenigstens während des Sommers, im Winter fand ich selten nur junge Individuen; nicht minder häufig ist *Ascaris dentata*.

Die Laichzeit dauert vom Mai bis in den Juli, der Rogen wird an Steine abgesetzt. Die Männchen scheinen viel bälder geschlechtsreif zu sein, als die Weibchen. Jene geben schon, wenn sie nur 7—8″ lang sind, Milch von sich und verfolgen in Schaaren das einzelne Weibchen. Daher fängt man in der Laichzeit mit einem Weibchen immer zugleich mehrere Männchen, die Zahl von diesen scheint die jener zu übersteigen: welches Verhältniss bei andern Fischen, z. B. beim Barsch, nach den Behauptungen Einiger sich umkehrt.

Da der Barben ein reines, schnellfliessendes Wasser mit steinigem Grunde liebt, so ist der Neckar der geeignete Aufenthalt für ihn: daher ist er auch so häufig und in einer so beträchtlichen Grösse zu finden. Für die Neckarfischerei ist er von grosser Bedeutung. Obgleich sein weiches und grätiges Fleisch nicht in hohem Werthe steht, so wird es doch dem des Schupp- und Weissfisches vorgezogen.

jeder unbefangene, verständige Leſer zugeben wird, auf die Art und Weiſe des Unterrichts, d. h. auf die Methode und einen derſelben gewachſenen, mit ihr ſo zu ſagen identificirten Lehrer ſehr viel, wo nicht Alles an, und diejenige Methode würde die relativ vorzüglichſte ſeyn, welche mit allen ihren Zöglingen das von dem beſſern Drittheil der andern Schule ceteris paribus erreichte Ziel erreichen würde. Die im Verlaufe des Unterrichts ſelbſt durch die mangelhafte Methode des Lehrers geſchaffenen Unterſchiede der Leiſtungen der einzelnen Schüler fallen bei der beſſern Methode zum Theil, bei der beſten Methode ganz weg.

Unſere Autodidakten oder die bisher nur durch ſich ſelbſt Unterrichteten werden bei ihrem Eintritt in die Schule auf verſchiedenen Vorbildungsſtufen ſtehen, und es wird ſich immerhin für denjenigen, der ſeine (wenn auch den Andern urſprünglich nicht überlegene) Geiſteskraft mehr geübt hat, ein materielles ſowohl als ein formelles Plus ergeben, und dieſes Plus wird ſelbſt Jacotot nicht beſtreiten. Jacotot behauptet alſo vernünftigerweiſe, und dem widerſtreiten auch ſeine Aeußerungen nicht, für uns und ſeine Methode nur, daß jeder Schüler, wenn er nicht förmlich blödſinnig und ſomit eine geiſtige Mißgeburt, d. h. eine höchſt ſeltene Ausnahme von der Regel iſt, zu den von ihm anzuſtellenden Uebungen ein Minimum von Intelligenz mitbringe, und mit dieſem Minimum von Intelligenz, wenn er in der von ihm vorgezeichneten Bahn vorwärts ſchreitet, das vorgeſteckte Ziel unfehlbar erreichen werde. Der ungeübtere Kopf A legt z. B. eine beſtimmte Strecke des Lehrwegs in einem Tage zurück, wozu ſein geübterer Nachbar B vielleicht nur zwei Drittel, das geprieſene Genie C vielleicht nur ein Drittel gebraucht hätte. Jacotot ſchreitet aber gemeſſenen Schrittes immer mit Bruder A vor und braucht gar nicht zu eilen, da ſie auch ſo noch überraſchend ſchnell zu dem Ziele gelangen. Schüler B und C werden in dem Kreis ihrer bisherigen Beobachtungen vielleicht tauſenderlei Beziehungen zu der vorliegenden Thatſache finden; Jacotot läßt ſich aber nicht auf unbeſtimmte, zufällige und deßhalb unberechenbare Möglichkeiten von Reflexionen ein und will ſie mit einer andern, ſchon bekannten Stelle im Buche ſelbſt verglichen haben, und dieſe kann Freund A, wenn er aufmerkſam iſt, ſo gut als Freund B oder C finden.

Von Einigen wird zwar noch geläugnet, dass sein Rogen wenigstens in gewissen Jahreszeiten Zufälle von Vergiftung herbeiführt, es scheint dies aber doch so weit ausgemacht zu sein, dass es fernerhin unnöthig ist, sich durch wiederholte Versuche jener Gefahr auszusetzen.

Leuciscus Klein.

Die Bauchflossen stehen weit hinter den Brustflossen. Die Rücken- und Afterflosse sind höher als lang, ohne durch einen starken Stachel gestützt zu sein.

Grosse Verwandtschaft mit dem Barben durch die Gestalt des Leibes und Kopfes, sowie durch das Vorhandensein von Bartfäden zeigt

Leuciscus gobio. *)

Cyprinus gobio L.
Bloch, 8. f. 2.
Meidinger, Ill. t. 23.
Jurine, pl. 14.
Gobio fluviatilis (Rondelet) Cuv.
Yarrell, (p. 325) n. 371.
Cuvier et Valenciennes, t. 481.
Gobio obtusirostris Val.
Bonaparte, fauna ital.

Grässling. Goujon. Gudgeon.

An jedem Mundwinkel ein Bartfaden; der Oberkiefer überragt den untern soweit, dass die

*) Der Grund, warum ich das Genus Gobio Cuv. nicht beibehalte, ist in der Unzulänglichkeit der Bartfäden als generischen Charakters zu suchen. Wenn dieser Charakter schon bei der geringen Anzahl unserer Cyprinoiden kaum bemerkbare Uebergänge von seinem Vorhandensein bis zum gänzlichen Fehlen darbietet, so dass beim Barben und Karpfen sich 4, beim Grässling 2, bei der Schleihe 2 ganz kleine Bartfäden, bei der Karausche hie und da eine Andeutung derselben finden: so ist er zur Feststellung eines Genus unbrauchbar. Bekommt er aber so nur die Wichtigkeit eines specifischen Charakters, so unterscheidet sich der Grässling überhaupt nur specifisch von den übrigen Leuciscus-Arten.

Mundspalte ganz an die untere Seite des Kopfes gerückt ist.

Der **Körper** dieses Fisches ist von der Seite betrachtet sehr schmal und langgestreckt, von oben und von unten sehr breit. Der Rücken fängt beinahe in derselben Linie mit dem Kopfe an, erhebt sich hinter diesem bis zur Rückenflosse, wo er am höchsten ist, nur allmählig und verläuft dann breit, abgerundet, in gerader Linie bis zur Schwanzflosse. Der Bauch ist breit, zwischen den Pectorales am breitesten, platt, mit einer in der Mittellinie bis zu den Bauchflossen sich hinziehenden Furche. Der Schwanz ist unten dick, abgerundet.

Die **Höhe des Leibs** ist sechsmal in der Totallänge enthalten.

Das Verhältniss der **Länge des Kopfes** zu der Totallänge differirt bei diesem Fische sehr. **Valenciennes** gibt bei *Gobio fluviatilis* an, dass die Länge seines Kopfes beinahe viermal in der Totallänge enthalten sei; bei andern Individuen fand er sie aber beinahe nur $\frac{1}{5}$ von dieser. Diese letztern mit kleinerem Kopfe nennt er *Gobio obtusirostris*; ich halte aber diese Species, zumal da die andern Merkmale, welche er bei ihr angibt, sehr unwesentlich und auch bei andern Fischen Differenzen ausgesetzt sind, für unbegründet, die Untersuchung vieler Individuen ergab, dass die Länge des Kopfes bald 4, bald $4\frac{1}{5}$, bald $4\frac{1}{2}$, bald $4\frac{2}{5}$, bald beinahe 5mal in der Totallänge enthalten ist.

Ebenso und in keiner gesetzmässigen Beziehung zu den angegebenen Differenzen wechselt das Verhältniss der Distanz der Augen zur Kopflänge; jene ist in dieser $3\frac{1}{3}$ — $3\frac{2}{4}$mal enthalten.

Der Kopf hat eine längliche, eckige Gestalt. Der Oberkiefer überragt weit die Unterkinnlade, so dass das **Maul** ganz an der untern Seite des Kopfes liegt, es ahmt die breite Gestalt des Kopfes nach und ist halbmondförmig. An jedem Mundwinkel befindet sich ein Bartfaden, der sich am untern Ende des Oberkieferknochens befestigt und etwa halb so lang ist, als das Maul breit.

Das Auge ist klein, seine Pupille hat einen Winkel nach unten oder nach vorne; es liegt ganz oben an der Seite des Kopfes und macht noch einen seichten Ausschnitt in das seitliche Profil der Stirne; es ist beinahe ebensoweit von der Schnauze entfernt als vom hintern Winkel des Kiemendeckels.

Der äussere membranose Opercularrand ist ziemlich stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 16 Strahlen und sind gewöhnlich so lang als die Dorsalis hoch ist, aber länger als die Ventrales. Wenn man sie ausspannt, erscheinen sie sehr breit, mit etwas convexem Rande.

Die Bauchflossen haben 8 *) Strahlen, sind abgerundet und länger als die Analis hoch ist. In ihrer innern Ansatzstelle findet sich eine eigenthümliche, durch ihre längliche, spitze Gestalt von den andern unterschiedene Schuppe. **)

Die Rückenflosse, deren Höhe in wechselndem Verhältnisse immer um vieles bedeutender als die Länge ist, steht mit dem vordern Insertionspunkte vor den Bauchflossen, mit dem hintern hinter ihnen. Ihre Entfernung vom Kopfe ist viel geringer als die vom Schwanze. Sie hat immer 10 Strahlen: der erste ist ganz rudimentär, beinahe unter der allgemeinen Bedeckung verborgen; der zweite, ungegabelt, ist nicht ganz halb so hoch als der dritte; dieser, ebenfalls ungegabelt, ist einer der längsten Strahlen; erst der vierte spaltet sich. ***) Der obere Rand dieser Flosse ist gerade.

*) Nach Gronov 6, nach Valenciennes 7, nach Linné und Bloch 9.

**) Diese Schuppe findet sich allgemein bei allen Leuciscus und Abramis, es wird in der Folge nicht mehr besonders bei den einzelnen Arten angegeben werden.

***) Dieses Verhältniss, wie es sich übrigens beinahe bei allen Cyprinoiden findet, ist hier desshalb so genau angeführt, weil Valenciennes in seiner Beschreibung des *Gobio fluviatilis* sagt: On compte 9 rayons (de la dorsale) dont le dernier est double; le premier est simple, presque osseux, et n'atteint que la moitié de la hauteur du second, qui est rameux et articulé. — In der Beschreibung von *G. obtusirostris* wird dieses Verhältniss nicht weiter berücksichtigt.

Die Afterflosse ist sehr klein, viel kleiner als die Dorsalis, der sie auch in der Form nicht sehr gleicht; ihre Länge ist ungefähr um die Hälfte geringer als die Höhe; sie hat 8, selten 9 Strahlen: der erste ist klein und mit dem zweiten so verwachsen, dass man beide nur als einen einzigen ansehen könnte; der zweite ist lang, ungegabelt; der dritte der längste und gespalten. Der untere Rand dieser Flosse ist etwas concav. Sie liegt nicht, wie bei andern Cyprinoiden, unmittelbar hinter dem Anus, sondern ist von ihm so weit weggerückt, dass er etwa in der Mitte zwischen ihr und den Bauchflossen liegt.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem Ausschnitt.

Die Seitenlinie verläuft von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, anfangs in gerader Richtung, macht dann über der Bauchflosse einen Bogen nach oben, um in der Mittellinie des Schwanzes vollends gerade bis zur Schwanzflosse zu verlaufen. Sie besteht aus 40—43 Schuppen, deren Erhabenheiten nicht besonders stark markirt sind und an denen kein Ausschnitt bemerkbar ist.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich über der Seitenlinie 6, unter ihr 5 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 16te der Seitenlinie, und die Querschuppenreihe endigt sich gerade am Anus, seltener etwas vor ihm.

Die Schuppen sind sehr fein und zart, ohne jedoch leicht abzugehen; ihre Grösse ist der des Fisches proportionirt; sie sind höher als lang und die Grösse der Mittelschuppe beträgt dem Flächeninhalte nach ungefähr $\frac{1}{5}$ von der des Augs.

Die Stelle zwischen den Brustflossen ist unbeschuppt.

Farbe. Der Rücken ist bräunlich, grün und gelb metallisch glänzend, mit unregelmässigen schwarzen Flecken. Jede Schuppe der Seitenlinie hat um ihre Erhabenheit schwarze Flecken, wie bei *Abr. bipunctatus*. Hält man den Fisch in schräger Richtung, so kommt oft an der Seitenlinie eine auf dunklem Grunde metallisch glänzende Binde zum Vorschein. Unter der Seitenlinie silberig; die ventrale Seite von dem durchscheinenden Fleische etwas bläulich. Die Strahlen der Rücken- und Schwanzflosse

sind schwarz gefleckt, die andern Flossen etwas gelblich angeflogen. Bei manchen Individuen ist der Kopf mit runden schwarzen Flecken besät. Um die Pupille ein safrangelber Ring, der aber oft nicht besonders deutlich ist; die obere Hälfte der Iris von der Farbe des Rückens, die untere silberig.

Grösse: höchstens 6—7".

Schlundkiefer. Auf jeder Seite finden sich zwei Reihen kleiner gekrümmter, etwas gezähnelter Zähne; die äussere besteht aus 5 Zähnen, die innere aus 2 viel kleinern, welche in der Schleimhaut beinahe ganz verborgen sind. Diese Zähne wirken gegen eine kleine, dreieckige, etwas rauhe Platte.

Skelett. Der Schädel zeigt sehr viel Aehnlichkeit mit dem des Barben, besonders durch die Entwicklung des Ethmoidalknochens, welcher wenig abschüssig nach vorne, platt, viereckig, die verlängerte Form des Schädels bedingt. Ebenso ist auch der erste Infraorbitalknochen sehr in die Länge gezogen. Der Jochbeinbogen ist sehr flach und wird gebildet durch die 3 hintern, länglichen, nahezu gleich langen Infraorbitalknochen. Der Supraorbitalknochen (Surorbitaire) ist klein und weiter nach vorne gerückt, als bei andern Cyprinoiden. Ich habe die Zahl der Wirbel zwischen 37 und 41 differirend gefunden, bei einem Individuum mit 39 Wirbeln gehörten 21 dem Rumpfe und 18 dem Schwanze an. Die Zahl der Rippen ist im Vergleiche zu der der Rumpfwirbel gering, es finden sich nur 13 — 16.

Weichtheile. Der Darmkanal ist sehr kurz, nicht länger als der Körper des Fisches, Kopf und Schwanz nicht mitgerechnet. Nachdem er bis zur Hälfte der Bauchhöhle herabgestiegen ist, wendet er sich wieder nach oben, erreicht aber nicht das obere Ende der Bauchhöhle, sondern biegt sich bald wieder nach links und hinten, um vollends gerade bis zum Anus zu verlaufen. Die Leber ist in 4 Lappen getheilt; der eine, auf den man von der Bauchseite zunächst stösst, liegt in der ersten Windung des Darmkanals; der zweite längste, an dessen oberem Theile die Gallenblase befestigt ist, liegt an der rechten Bauchhöhlenwand an und schlägt sich mit seinem untern Ende nach links zum letzten Viertel des Darms herum; ein dritter ganz kurzer Lappen

auf der linken Seite endet unter der obern Windung des Darmkanals; der vierte endlich liegt zwischen den Geschlechtsorganen und dem gerade verlaufenden letzten Theile des Darms. Die Schwimmblase weicht von der der übrigen Leuciscus nur unbedeutend ab; die hintere Abtheilung ist nicht ganz doppelt so lang als die vordere und im Vergleiche zu dieser sehr schmal.

Nahrung. Der Grässling muss ausserordentlich schnell verdauen, da ich meist das Contentum schon so verarbeitet fand, dass selten das Gefressene noch erkannt werden konnte. Seine Nahrung scheint beinahe allein in animalischen Substanzen, Insekten, Würmern u. dergl. zu bestehen. Dass er der Fischbrut besonders nachstelle, bezweifle ich, da ich nie eine Spur davon bemerken konnte.

Von Entozoen, welche übrigens im Herbste selten bei ihm zu finden sind, ist besonders der *Filaria ovata* zu gedenken. Sie findet sich in der Bauchhöhle, gewöhnlich mehrere bei einander, und erreicht die Dicke und Länge eines *Gordius aquaticus*. Unter 10 untersuchten Grässlingen fand ich sie einmal. Am ganzen Neckar ist sie den Fischern sehr wohl bekannt, welche sie einstimmig für einen jungen Aal erklären.

Der Grässling laicht vom Mai bis in den Juni und setzt seine Eier auf Steine ab. Er findet sich heerdenweise überall im Neckar häufig, über steinigem und schlammigem Grunde. Er hat ein zähes Leben, man kann ihn in frischem Wasser längere Zeit aufbewahren, und ausser dem Wasser lebt er noch gegen eine Stunde fort. Wegen dieser Lebenszähigkeit gebraucht man ihn gerne an der Angel als Köder, besonders da ihn alle Raubfische sehr gerne fressen. Uebrigens verdiente der Grässling seines sehr wohlschmeckenden, gesunden Fleisches wegen mehr Berücksichtigung, als dass er nur hie und da ausnahmsweise zur Speise benützt wird.

Leuciscus tinca. *)

Cyprinus tinca L.
Bloch, t. 14.
Meidinger, H. t. 13.
Tinca vulgaris Cuv. et Val. t. 484.
Yarrell, (a. 328) a. 375. } Bartfaden vergessen.
Jurine, pl. 10. }
Fries och Ekström, pl. 52.
Tinca chrysitis Agass.
Bonaparte, fauna italica.

Schleihe. Tanche. Tench.

An jedem Mundwinkel ein sehr kleiner Bartfaden. Schuppen ausserordentlich klein.

Der Körper ist von der Seite betrachtet sehr breit, dabei aber doch etwas in die Länge gestreckt, wie beim Karpfen, von oben und von unten ist er gegen den Kopf hin breit, nach hinten aber bald schmal werdend. Der Rücken setzt sich vom Kopfe nur wenig ab und bildet bis zur Rückenflosse eine ziemlich starke Curve, schon vom Anfange der Rückenflosse senkt er sich aber sehr rasch in gerader Linie bis vor die Caudalis, gegen welche er noch einmal während einer kurzen Strecke ansteigt. Das untere Profil ist vom Kopfe bis hinter die Afterflosse nicht besonders stark gebogen und von da bis zur Caudalis gerade.

Die Höhe des Leibs ist $3\frac{3}{4}$mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfs 5mal, oder diese ist gleich $2\frac{1}{2}$mal die Distanz der Augen genommen. Der Kopf ist also sehr breit, dem von *Leuciscus dobula* vergleichbar. Die Schnauze und das Maul sind breit, der Oberkiefer länger als der untere; der Mund ist mehr quer als seitlich nach hinten gespalten; im Mund-

*) Der Grund, warum ich auch das Genus Tinca von Cuvier nicht beibehalten habe, ist derselbe, den ich oben bei *Leuciscus gobio* angab. Die kleinen Schuppen sind ebenso wenig als die Bartfäden ein generischer Charakter, da auch hier sich Uebergänge von den grössten zu den kleinsten Schuppen nachweisen lassen.

winkel, am untern Ende des Oberkieferknochens findet sich ein ganz kleiner Bartfaden.

Der Durchmesser des Auges ist in der Länge des Kopfs 7—8mal, bei jungen Individuen nur 6mal enthalten. Die Pupille ist nahezu rund; die Entfernung des Augs von der Schnauzenspitze gleicht der Distanz der Augen.

Am Kopfe finden sich mehrere Reihen von Schleimporen. Die eine, welche als Fortsetzung der Seitenlinie betrachtet werden kann, zieht sich oben auf dem Schädel gegen die Schnauze, biegt sich herunter um das Nasenloch und den untern Rand des Auges herum und kehrt hinten am Schädel wieder zu ihrem Anfang zurück; eine weitere Reihe verläuft auf dem Praeoperculum. Der Verlauf dieser Porenreihen ist auch an den Schädelknochen durch vorragende Röhrchen oder Löcher deutlich zu erkennen: so auch beim Karpfen, der Karausche, dem Brachsen.

Der äussere membranose Opercularrand ist ausserordentlich breit.

Die Flossen sind etwas dick und abgerundet. Die Brustflossen haben 15—18 Strahlen und einen etwas schlangenlinienförmig gebogenen Rand; ihre Länge gleicht der der Ventrales und der Höhe der Dorsalis.

Die Bauchflossen hatten bei meinen Exemplaren nur 10 Strahlen, während Bloch und Ekström ihnen 11 zuschreiben. Bei einigen Individuen war der erste ungegabelte Strahl ausserordentlich dick, wie es auch an der Abbildung von Fries und Ekström ersichtlich ist und von Ekström*) als allgemeine Beobachtung angegeben wird. Bonaparte und Valenciennes sagen hievon weder etwas in ihrer Beschreibung, noch stellen sie es in ihren Abbildungen dar. Als Resultat verschiedener Untersuchungen ergab es sich, dass die Individuen mit dickem Strahle Männchen, die andern Weibchen sind. Die Bauchflossen sind länger als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse inserirt sich unmittelbar hinter oder noch über der Insertion der Ventrales und ist vom Kopfe weiter entfernt als von der Schwanzflosse. Sie hat 12 Strahlen, von

*) Fische von Mörkö, p. 69.

welchen die beiden ersten ganz rudimentär sind, der dritte halb so hoch als der vierte, dieser ungegabelt und erst der fünfte gespalten ist.

Die Afterflosse gleicht in der Form der Dorsalis; sie hat 11 Strahlen, von welchen die beiden ersten ganz rudimentär sind; der dritte ist um $\frac{3}{4}$ kürzer als der vierte, ungegabelte, erst der fünfte ist gespalten.

Die oben und unten abgerundete Schwanzflosse hat 19 Strahlen, keinen Ausschnitt, sondern einen geraden Rand.

Die Seitenlinie senkt sich von der Höhe der Schulter in seichtem Bogen unter die Mittellinie des Leibs bis zum letzten Drittel der Körperlänge und verläuft vollends gerade und in der Mittellinie des Schwanzes bis zur Caudalis. Sie besteht aus etwa 95 Schuppen, welche wegen ihrer Kleinheit und des sie bedeckenden zähen Schleimes schwierig zu zählen sind.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich etwa 30 über und 18—22 Schuppenreihen unter der Seitenlinie.

Die Schuppen sind im Verhältniss zur Grösse des Fisches ausserordentlich klein, viel länger als hoch und gleichen der Form nach Schmetterlingsschuppen; sie liegen aber etwa nur zu $\frac{1}{3}$ ihrer Länge frei an der Oberfläche. Die Fortsätze der Haut, in welcher sie stecken, ragen sehr weit zwischen den einzelnen Schuppen hervor in eine ausserordentlich dicke und zähe Schleimschicht hinein, von welcher der ganze Fisch überzogen ist. Die Mittelschuppe ist etwa so hoch als der Durchmesser der Pupille, aber noch einmal so lang.

Farbe. Die Schleihe ist gewöhnlich oben dunkelgrün, metallisch glänzend, an der Seite mit goldenem Schimmer, unten heller mit vielen schwarzen Pigmentflecken. Die Flossen sind schwarz. Die Iris roth mit goldenem Glanze. Es ist mir nicht bekannt, dass die Varietät der Goldschleihe (Bloch t. 15) im Neckargebiete gefunden wurde.

Grösse. Obgleich die Schleihe unter günstigen Verhältnissen ein Gewicht von 7—8 Pfd. erreichen soll, so sind die im Neckar gefangenen selten über $1\frac{1}{2}$ Pfd. schwer.

Schlundkieferzähne finden sich nur 5 dicke, welche in einer Reihe gedrängt an einander stehen.

Am Skelette zähle ich 40 Wirbel, von welchen 22 dem Rumpfe und 18 dem Schwanze angehören; 19 Rippen.

Weichtheile. Der Darmkanal zeigt in seinem Verlaufe keine Abweichung von der bei den Leuciscus gewöhnlichen Anordnung. Die Leber ist sehr gross, nicht nur ist die obere Verbindungsbrücke der Lappen von ungewöhnlicher Mächtigkeit, sondern ein Lappen reicht sogar bis an das untere Ende der Bauchhöhle. Die Milz gross, nach hinten schmal, in eine Spitze auslaufend; die Gallenblase langgestreckt, dickwandig, innen mit Längsfalten. Die Eier sind ausserordentlich klein. Die Testikel fand ich wenigstens im Herbste klein und schmal. Schwimmblase kurz, aber sehr dick.

Die Nahrung der Schleihe besteht hauptsächlich in Schlamm, in welchem sich organische Reste zersetzen, aber auch in Pflanzen, Insekten, Würmern etc. Sie laicht im Juni und setzt ihre kleinen Eier an Pflanzen im Wasser ab. Ich glaube jedoch nicht, dass sie sich im Neckar fortpflanzt, sie liebt nur ganz ruhige Wasser mit schlammigem Grunde. In den Altwassern des Neckars ist sie häufig und von da gelangt sie selten in den Neckar. Sie hat ein sehr zähes Leben und kann Tage lang ausserhalb des Wassers aushalten. Ihr Fleisch ist nicht verachtet, da es von Gräten frei ist, obgleich es meist einen modrigen Beigeschmack hat und schwer verdaulich ist.

Leuciscus phoxinus Cuv.

Cyprinus phoxinus L.
Bloch, t. 8, f. 5 (zu lang).
Meidinger, t. 39.
Cyp. tivolaris Pall.
Jurine, pl. 14.
Yarrell, (s. 372.) s. 423.
Phoxinus laevis Agass.

Pfelle. Veron. Minow or Pink.

Schuppen sehr klein, in der Seitenlinie über 80; kein Bartfaden.

Der Körper dieses Fischchens ist von rundlicher, beinahe

Wenn alſo die Methode die von Jacotot genannten und öffentlich beglaubigten Reſultate liefert, ſo kann der Lehrer immerhin von einer Gleichheit der Intelligenz ſprechen, ohne die durch die Methode ſelbſt gezogenen Schranken namhaft zu machen. Der Zögling, von der Gleichheit der Geiſteskräfte überzeugt, wird, wie Krieger bemerkt, nicht mehr verſucht ſeyn, ſich hinter ſeine vorgebliche Unfähigkeit zu verſchanzen, und muß — er mag wollen oder nicht — mit ſeinen Schulgenoſſen gleichen Schritt halten.

Geben wir von den vielen Berichten über die Leiſtungen des Jacotot'ſchen Unterrichts nur einen, der die fremden Sprachen betrifft:

„Aus dem Protokoll einer Commiſſion der Geſellſchaft zu Poitiers über die Reſultate der Methode in den Schulen zu Civray vom 11. Juli 1829. .... J. Malapert und Bourdier ſind ſiebzehnjährige Jünglinge; ſie hatten nur bis in die ſogenannte Serta (die zweite Klaſſe von unten unter ſieben) vorrücken können. Malapert hatte es in der fünften verſucht, und die Lehrer hatten längſt die Hoffnung bei beiden Zöglingen aufgegeben. ..... Ihre Mitſchüler hatten ihre Namen mit gewiſſen Beiwörtern bezeichnet. — Bourdier begann ſeine Studien nach Jacotots Naturmethode im November 1828, Malapert im Februar. — Jetzt wiſſen ſie das erſte Buch der Aeneis und mehrere Kapitel aus Cornelius Nepos auswendig, die ſie mit bewundernswürdiger Genauigkeit wiederholen; ſie haben mehrere aufs Gerathewohl genommene Abſchnitte explicirt, und haben die Sätze conſtruirt und analyſirt und alle Regeln der Syntax dabei angegeben. Um zu prüfen, ob dieſe Uebung nicht vorbereitet ſey, begehrte ein Mitglied der Commiſſion die Ueberſetzung und Analyſe eines in der Aeneis aufs Gerathewohl aufgeſchlagenen Satzes; beides gelang mit gleichem Erfolg, wie das Frühere; desgleichen im Cornelius Nepos. Die Zöglinge verglichen ſelbſt die Ausdrücke des Geſchichtſchreibers mit denen des Dichters, ſo wie die Situationen der Perſonen. ..... Malapert und Bourdier laſen hierauf die Analyſe einer Stelle aus Virgil: Vix e conspectu Siculae telluris etc. Dieſe Analyſe ſchien uns bemerkenswerth durch die richtige Würdigung der dichteriſchen Schönheiten, durch die ſcharfſinnigen Bemerkungen und das Gefühl der Kunſt der Compoſition. .... Wir zweifeln nicht,

cylindrischer Gestalt; von der Seite betrachtet sehr schmal und in die Länge gestreckt. Der Rücken dagegen erscheint von oben sehr breit, abgerundet, mit einer Furche, welche sich vom Kopfe bis zur Rückenflosse erstreckt; er ist hinter dem Kopfe deutlich abgesetzt und verlauft, nur schwach sich gegen die Rückenflosse erhebend, beinahe gerade bis zur Caudalis. Auch das untere Profil ist ziemlich gerade. Das ganze Thier ist mit einer dicken, nach dem Tode abtragbaren Schleimschicht überzogen.

Die Höhe des Leibs ist gleich der Länge des Kopfs und nicht ganz 6mal in der Totallänge enthalten, die Distanz der Augen in der Kopflänge 2½mal. Die Schnauze dick, abgerundet; der Oberkiefer überragt kaum den untern; das Maul ist mehr quer als seitlich nach hinten gespalten. Der Durchmesser des Augs beträgt ¼ der Kopflänge; die Pupille mit einem Winkel nach vorne. Die Entfernung des Augs von der Schnauzenspitze ist 3½mal in der Länge des Kopfes enthalten.

Der äussere membranose Opercularrand ist sehr entwickelt.

Die Brustflossen haben 15 Strahlen und einen stark gebogenen Rand; sie sind länger als die Bauchflossen und als die Dorsalis hoch ist.

Die Bauchflossen haben 8 Strahlen, sind abgerundet und nicht so lang als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse inserirt sich zwischen Bauch- und Afterflosse und ist vom Kopfe ebenso weit entfernt als von der Caudalis. Ihr oberer Rand ist etwas convex. 10 Strahlen.

Die Afterflosse, so lang und so hoch als die vorige, mit etwas convexem unterem Rande. Sie gleicht in der Form der Dorsalis und hat wie diese 10 Strahlen.

Die Schwanzflosse hat 19 Strahlen, ihr Einschnitt ist nicht besonders tief.

Die Seitenlinie ist etwas nach unten gebogen, verläuft aber sonst ziemlich gerade, mit Ausnahme einiger unbedeutender und unregelmässiger Ausbiegungen; sie besteht aus etwa 84 Schuppen, welche wegen ihrer Kleinheit etwas schwer zu zählen sind und von welchen die letzten 15—20 nicht mehr durch die Ausführungsgänge der Schleimdrüse durchbohrt werden.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zähle ich etwa 15 Schuppenreihen über und 14 unter der Seitenlinie.

Die Schuppen sind sehr klein und an manchen Stellen, wie auf dem Rücken, so dünne, dass man anfangs diese Parthieen für nackt hält, und erst wenn man sie getrocknet hat, ihre Beschuppung erkennen kann. Die Schuppen fehlen aber zwischen den Brustflossen. Die Mittelschuppe ist viel kleiner als die Pupille.

Die Pfelle variirt ungemein in der Färbung, so dass kaum 2 Beschreibungen, zumal wenn sie nach Exemplaren aus verschiedenen Gegenden gemacht sind, mit einander übereinstimmen werden. Auch verschwindet oder verändert sich die lebhafte Färbung sogleich nach dem Tode. Oben ist die Pfelle olivengrün oder isabellfarbig, die Seiten und der Bauch silberglänzend. In der vertieften Mitte des Rückens findet sich meist eine bald schwärzliche, bald gelbliche Binde. Betrachtet man den Fisch in schräger Richtung, so erscheint über der Seitenlinie ein goldglänzendes breites Band. Bei manchen Individuen finden sich viele unregelmässige schwarze Querbinden an den Seiten des Leibs. Oft sieht man an der Basis der unpaaren Flossen, besonders der Schwanzflosse einen schwarzen Fleck. Die Schuppen sind mit schwarzen Pigmentfleckchen besät, was unter der Loupe noch deutlicher wird. Die Iris ist weiss, hie und da oben etwas gelblich.

Die Pfelle erreicht weniger im offenen Neckar als an Stellen, wo Bäche mit schlammigem Grunde sich in ihn ergiessen, eine beträchtliche Grösse. Gewöhnlich wird sie nur $3\frac{1}{2}''$ gross; das grösste Exemplar, welches Valenciennes sah, hatte $1''\,2'''$. An der Einmündungsstelle der Ammer in den Neckar bei Tübingen wurden 2 Exemplare gefangen, von welchen das eine $4''\,1'''$, das andere $4''\,4'''$ mass.

Es finden sich 2 Reihen Schlundkieferzähne; in der äussern 5 gekrümmte, nicht sägeförmig eingeschnittene, in der innern 2 viel kleinere. Die obere Platte besteht aus einem vordern, mit Höckern versehenen, doppelherzförmigen, mit der Spitze nach vorwärts gerichteten Stücke und einer hintern kleinern nabelförmig hervorragenden Erhabenheit.

Skelett. Die Schädeldecke ist abgerundet und glatt; das Ethmoidalbein ist oblongal, aber nicht wie bei andern Leuciscus mit der breiten Seite gegen die Schnautze gekehrt, sondern mit der schmalen. Der Supraorbitalknochen ist sehr gross und begränzt beinahe den ganzen obern Augenkreis. Der obere hintere Winkel des Kiemendeckels verlängert sich nach oben, so dass dieser oben halbmondförmig ausgeschweift erscheint. Der Humerus sehr breit, wenigstens sein aufsteigender Ast; das os innominatum nur bis zur Hälfte gespalten. Es finden sich 40 Wirbel, von welchen 21 dem Rumpfe, 19 dem Schwanze angehören. 15—16 Rippen.

Weichtheile. Der Darmkanal mit seinen 2 Windungen zeigt keine Abweichung von der bei den Leuciscus gewöhnlichen Bildung. Das Peritoneum ist ein wenig schwarz pigmentirt; die hintere Abtheilung der grossen Schwimmblase ist an beiden Enden abgerundet, so dass das hintere dicker ist als das vordere; in der Mitte schnürt sich diese Abtheilung ein wenig ein.

Nahrung. Dieser kleine Fisch ist sehr gefrässig und beisst an der Angel an, sobald er den daran befestigten Regenwurm gewahr wird. Er nährt sich ausserdem von Insekten, kleinen Helix, Samenkörnern und andern vegetabilischen Stoffen.

Entozoen. Das ganze Jahr finden sich in seinen Eingeweiden nicht selten verschiedene Arten von *Echinorhynchus*.

Die Pfelle laicht erst, wenn es schon recht warm ist, etwa im Juni, und zwar längere Zeit hindurch. Die Eier werden auf steinigem Grunde abgesetzt.

Sie hält sich am liebsten auf an klaren Stellen mit kiesigem oder sandigem Grunde, wo zugleich das Ufer mit Gras bewachsen ist. Sie lebt hier gesellig in grossen Schaaren und ist einer der häufigsten Fische des Neckars. Dass sie die Gesellschaft anderer Fische meide, wie Bloch angibt, kann ich nicht bestätigen, indem ich zugleich mit der Pfelle beinahe alle andern *Leuciscus* gefangen habe. Sie hat ein zartes Leben, doch kann man sie, wenn sie täglich mit frischem Wasser versehen wird, lange Zeit am Leben erhalten.

Obgleich ihr Fleisch sehr wohlschmeckend sein soll, so

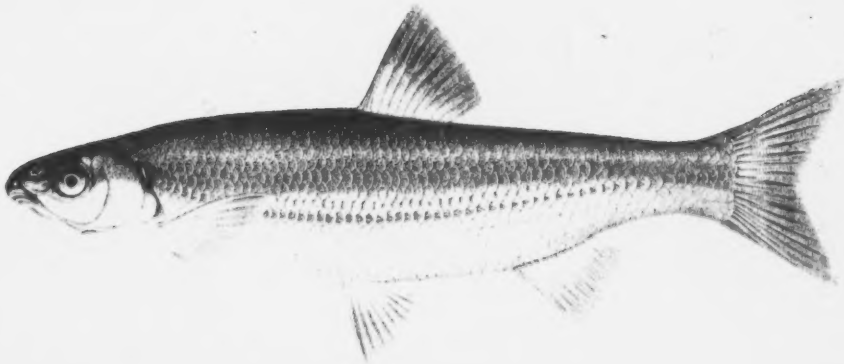

Leuciscus maraenula. Bernhardi

170.280

wird sie doch bei uns nicht gegessen, da der kleine Fisch die Mühe einer besonderen Zubereitung nicht verlohnt. Dieser bedarf er aber, indem die Gallenblase, welche das Fleisch durch ihren bittern Geschmack ungeniessbar macht, entfernt werden muss. Der Nutzen der Pfeile besteht, um mich eines stehenden Ausdrucks älterer Naturforscher zu bedienen, nur darin, dass sie andern Fischen zur Nahrung dient.

Leuciscus muticellus Bonap.

Hiezu die Abbildung
Bonaparte, Fauna ital. Pesci. t. 116.

Hasel in Tübingen; Gangfisch in Heilbronn.

Auf der Seitenlinie 54 bis 60 Schuppen; Afterflosse 12strahlig, Schlundkieferzähne, in der äussern Reihe 5, in der innern 2; über der Seitenlinie eine dunkle Binde.

Der **Körper** dieses Fisches ist von der Seite betrachtet, schmal und langgestreckt, von oben und unten erscheint er breit. Der Rücken steigt sogleich hinter dem Kopfe ziemlich steil an, und verläuft dann breit, abgerundet und ziemlich gerade bis zur Schwanzflosse. Aehnlich das untere Profil.

Die **Höhe des Leibs** ist über 5mal in der Totallänge enthalten, bei einem 9″ langen Exemplar sogar 6mal. Aber wie bei andern Fischen ist während der Laichzeit, besonders bei Weibchen die Höhe im Allgemeinen bedeutender.

Die **Länge des Kopfs** ist $5\frac{1}{3}$—$5\frac{1}{4}$mal in der Totallänge enthalten, oder etwas geringer, als die 3fache Distanz der Augen. Das **Maul** ist der Grösse des Fisches proportionirt, seine seitlichen Ränder stehen beinahe horizontal; der Oberkiefer überragt deutlich den untern, bei 6″ langen Exemplaren um 1‴ und gibt der Schnauze eine zugespitzte Form.

Der Durchmesser des **Auges** ist in der Länge des Kopfs 5mal enthalten; seine Entfernung von der Schnauze ist gleich der Distanz der Augen. Die Pupille hat einen Winkel nach unten.

Der äussere membranose Opercularrand ist nicht besonders stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 15—16 Strahlen, ihre Länge übertrifft die der Ventrales und die Höhe der Dorsalis; sie sind schmal, mit sehr wenig convexem Rande.

Die abgerundeten Bauchflossen sind 9—10strahlig und länger, als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse steht über oder unmittelbar hinter der Insertion der Ventrales. Ihre Entfernung vom Kopfe ist gleich der von der Schwanzflosse, oder es sind beide nur um ein Unbedeutendes verschieden und zwar dann immer so, dass die Dorsalis dem Kopfe etwas näher gerückt ist. Sie hat meist 10, selten 11 Strahlen und ihr oberer Rand ist gerade.

Die Länge der Afterflosse fand ich meist gleich der der Rückenflosse, hie und da etwas geringer. Sie ist aber nicht so hoch als diese, gleicht ihr jedoch in der Form. Bei weitem am häufigsten fand ich als Zahl der Strahlen 12, einigemal nur 10 und 11, einmal 13. Der untere Rand der Flosse ist etwas convex.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem Ausschnitt.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über dem Kiemendeckel beginnt, in einem schwachen Bogen sich krümmend, ganz allmählig ab, und verläuft in diesem Bogen, etwas unter der Mittellinie des Leibs, bis zur Afterflosse. Von da an ist ihre Richtung gerade und in der Mittellinie des Schwanzes bis zur Caudalis. Sie besteht aus 54—60 Schuppen, deren Erhabenheiten nicht besonders stark markirt sind, und welche meist da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt haben.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich über der Seitenlinie 9—10, selten 11, unter ihr 5—6, selten 7 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 30. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt auf den Anfang des hintern Drittels der Distanz zwischen Bauch- und Afterflosse.

Die Schuppen sind klein, mit vielen Streifen versehen, so hoch als lang. Die Mittelschuppe bedeckt gerade die Pupille und den sie umgebenden gelben Ring.

Farbe. Der Rücken ist dunkel bleifarbig, die Seiten heller, der Bauch weiss; über der Seitenlinie findet sich eine dunkle metallisch glänzende Binde, welche aus vielen schwarzen Pigmentflecken zusammengesetzt ist; sie setzt sich auf dem Kiemendeckel fort und ist hier am dunkelsten. Die Seitenlinie ist gelb, welche Färbung von gelben Flecken herrührt, von denen je einer auf den Schuppen der Seitenlinie sitzt. Ein solcher Fleck ist da am intensivsten, wo die Oeffnungen der Schleimdrüse liegen. Die Basis der untern Flossen gelb, seltener auch die der Rücken- und Schwanzflosse. Um die Pupille ein orangegelber Ring, der äussere Theil der Iris dunkel pigmentirt. Die Spalte zwischen Kiemendeckel und Praeoperculum gelb.

Grösse. Dieser Fisch erreicht gewöhnlich nur die Länge von 6—7″, selten trifft man Individuen von 9″; letztere erhielt ich von Heilbronn.

Schlundkiefer. Auf jeder Reihe stehen 2 Reihen von Zähnen. In der äussern stehen 5, welche sämmtlich eine nach innen gekrümmte Spitze haben, und von denen die grösseren gezähnelt sind; in der innern 2 viel kleinere. Oft finden sich ringsum in der Schleimhaut die Ersatzzähnchen, an welchen die Zähnelung noch deutlicher erscheint. — Die Platte, gegen welche die Schlundkiefer wirken, ist länglich-oval und höckerig.

Die **Nahrung** dieses Fisches besteht ebenso aus vegetabilischen, als animalischen Substanzen. Unter anderem fand ich in seinem Magen Laufkäfer und kleine Mollusken.

Von **Entozoen** habe ich nur im Oktober den *Echinorhynchus proteus* häufig angetroffen.

Er **laicht** im April, nur während 3—4 Tage, und setzt seine Eier auf Steine ab. Dabei ist es eigenthümlich, dass er sich in dieser kurzen Zeit mit der Nase *(Chondrostoma nasus)* zusammenhält und gemeinschaftlich mit den Schaaren dieser Art sein Fortpflanzungsgeschäft verrichtet. Er ist im ganzen Neckar ziemlich häufig, von den Fischern aber sehr verachtet. Zur Speise wird er gar nicht benützt und nur als Futter für andere Fische, besonders auch für die Krebse gefangen.

Auffallend ist es, dass die Kenntniss dieses Fisches trotz

seiner Häufigkeit eine so unsichere geblieben ist. Entweder war er denen, welche bis jetzt die Neckarfische untersucht haben, ganz unbekannt, da er von den Fischern als nutzloser Fisch nicht gefangen wird; oder wurde er mit *Cypr. leuciscus* zusammengeworfen, mit welchem er, zumal da nach dem Tode die Farben bald verbleichen, verwechselt werden könnte, von dem er sich aber hinlänglich durch die gestrecktere Körperform, die viel kleinern Schuppen und das schwarze *Peritoneum* unterscheidet. Doch mögen zu einer Verwechslung mit diesem, sehr viel seine Trivialnamen „Hasel und Gangfisch" beigetragen haben. Diese sind nämlich als Collectivnamen zu betrachten, mit welchen keine besondere Species bezeichnet wird; sondern es werden durch sie mehrere kleinere, nutzlosere Fische umfasst. So benennt man mit dem ersten Namen in Nord-Deutschland den *Cypr. dobula* oder unsern Schuppfisch, am Bodensee und an der Donau den *Cypr. leuciscus*, am obern Neckar unsere Art von *Leuciscus*. „Gangfisch" bezeichnet eine Menge kleinerer Fische aus ganz verschiedenen Familien: am Bodensee wird so der junge Blaufelchen *(Coregonus lavaretus)* und oft auch *Cypr. alburnus* genannt, am untern Neckar wird darunter *Cypr. leuciscus* und unsere Art von *Leuciscus* zusammengeworfen.

Im Naturalienkabinete zu Tübingen findet sich ein ausgestopftes Exemplar unseres Fisches, mit der Benennung *Cypr. dobula*, ein anderes unter dem Namen *Cypr. aphya*, welche beide wahrscheinlich aus der alten Schübler'schen Sammlung herstammen und auch daher ihre Etiquette gebracht haben. *C. aphya* ist eine oft gebrauchte und für viele Arten gemissbrauchte Benennung von Linné für einen kleinen Fisch, der nicht mehr bestimmt werden kann, den aber Valenciennes für *C. phoxinus* hält. *C. aphya* von Bloch wird von Valenciennes für seinen *Leuciscus iris* angesprochen. Wie dem sei, *C. aphya* von Linné oder Bloch kann nicht auf unsern Fisch bezogen werden. Dagegen beschreibt Valenciennes einen *Leuciscus Agassizii* und bildet ihn Tab. 495 ab, welcher in manchem mit unserer Art übereinstimmt, besonders nach der beigegebenen Abbildung. Leider stimmt aber diese nicht mit dem Texte überein: nach der Abbildung hatte der Fisch wie der unsrige 54

daß ſie am Ende des nächſten Jahres ihre lateiniſchen Studien mit gleich fruchtbarem Erfolge werden beendigt haben, wie die Schüler, die nach ſiebenjährigen Studien aus der Oberklaſſe treten u. ſ. w.“ *

Der zweite Grundſatz, den Jacotot bei ſeiner Methode voranſtellt und auf den er immer wieder zurückkommt, iſt: Alles iſt in Allem! Nichts iſt in Nichts! Profeſſor Hoffmann erklärt denſelben folgendermaßen: ** „Dies will ſo viel ſagen, als: wenn von Reflexionen, von Operationen des Geiſtes die Rede iſt, ſo kann der menſchliche Geiſt zu Allem und Jedem, was ihm dargeboten wird, gewiſſe Beziehungen zu dem, was er ſchon weiß, auffinden; er kann in jedem einzelnen Punkte, der ihm früher bekannt geworden iſt, das erkennen, was ihm von Neuem gegeben iſt (in Allem iſt Alles zu finden, in Jedem — Jedes). Es werden demgemäß gewiſſe einfache Verhältniſſe angenommen, in welchen ſich die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes gewiſſermaßen primitiv offenbart, welche den verſchiedenen Erſcheinungen im menſchlichen Leben zu Grunde liegen und auf welche ſich dieſe Erſcheinungen zurückführen laſſen, ſobald man ſie nach ihren einzelnen Theilen auffaßt. — Allein wenn von beſtimmten Thatſachen die Rede iſt, ſo iſt Nichts in Nichts, ſo läßt ſich das Einzelne nicht auffinden, das heißt mit andern Worten: reingeſchichtliche Thatſachen, facta, kann man durch die allgemeine Reflexion nicht ſuchen, ſondern nur in ſo fern, als ſich das Allgemeine im Beſondern darſtellt, nur in ſo fern, als ſich durch den Verſtand die verſchiedenſten Beziehungen machen laſſen, kann man das Allgemeine in dem Beſondern wahrnehmen und das Beſondere im Allgemeinen erkennen. Iſt z. B. die Thatſache gegeben: Kain hat den Abel erſchlagen — ſo können die einzelnen Intelligenzen verſchiedene Reflexionen über die Thatſache anſtellen, jede dieſer Reflexionen

---

* Jacotots ſämmtliche Werke, überſetzt von Krieger, S. 750 und 751. Vollſtändig abgedruckt in der Broſchüre: Lettres sur la Méthode Jacotot etc. par Mr. le Duc de Lévis etc. Das Protokoll enthält 14 Druckſeiten. Es wurde nur dieſe Stelle ausgehoben, weil ſie mit größerer Umſtändlichkeit ein ungewöhnliches Faktum conſtatirt.

** S. 13 des oben angeführten Werkes.

Schuppen in der Seitenlinie, nach dem Texte aber nur 43.*) Da ausserdem Valenciennes ausdrücklich für seinen *Leuciscus Agassizii* in der äussern Schlundkieferreihe nur 4 Zähne, in der innern nur einen als besondere Eigenthümlichkeit beansprucht, so kann unsere Art von jenem verschieden sein.

Vergleicht man meine Beschreibung und Abbildung mit der von Bonaparte, so wird man, schon in der Diagnose, auf Unterschiede aufmerksam gemacht, welche vermuthen liessen, dass unser Neckarfisch von dem Bonaparte's specifisch verschieden sei. Trotz aller Verwandtschaft bleibt doch die bedeutende Länge der paarigen Flossen, besonders der *Pectorales*, welche die Basis der *Ventrales* erreichen, bei *L. muticellus* Bonap. höchst auffallend; und ich hielt mich lange Zeit nach sorgfältiger Prüfung für berechtigt, den Fisch des Neckars als eigene Species zu betrachten, hatte ihm auch wegen seines schwarz-pigmentirten Peritoneums den Namen *L. melanoticus* bestimmt. Ein leichterer Unterschied war, dass der Fisch Bonaparte's nach der Angabe von Valenciennes in der innern Reihe der Schlundkieferzähne 3 Zähne hat, während ich bei dem des Neckars nur 2 fand. Entscheidend musste eine genaue unmittelbare Vergleichung der Fische aus beiden Ländern sein, und die Herrn Conservatoren des zoologischen Museums in Stuttgart hatten auf meinen Wunsch die Güte, nebst andern Fischen auch den *L. muticellus* Bonap. aus der Lombardei sich zu verschaffen.

Die angekommenen Exemplare stimmten nun anatomisch vollkommen mit den unsrigen überein, in zoologischer Beziehung mehr, als mit dem von Bonaparte; die Länge ihrer Flossen war nicht bedeutender, als bei den unsern: somit scheint schon in Italien dieser Charakter zu variiren; es fanden sich auch nur 2 Schlundkieferzähne in der innern Reihe; das *Peritoneum* schwarz. Dagegen sind bei ihnen die Schuppen etwas grösser, in der Seitenlinie finden sich nur 48—50. Bei der Beurtheilung der angegebenen Unterschiede kam mir

*) Es könnte jedoch die Frage entstehen, ob das quarante-trois nicht durch ein Versehen des Schreibers oder Druckers aus einem cinquante-trois entstanden ist.

die Untersuchung des *Leuciscus erythrophthalmus* sehr zu statten; hier finden wir, wie wir weiter unten sehen werden, die Länge der Brustflossen und die Zahl der Schlundkieferzähne in derselben Weise variirend. Nach diesen mir vorliegenden Thatsachen halte ich diesen *Leuciscus* des Neckars mit dem Italiens für identisch, und die von Bonaparte beschriebene Art für eine Varietät mit verlängerten Flossen. Nur dann, wenn an Ort und Stelle diese Varietät und die mir zugekommenen Exemplare aus der Lombardei als verschiedene Species erkannt würden, müsste ich auch den von mir beschriebenen Fisch als eigene Art mit dem angegebenen Namen aufrecht erhalten. So aber bleibt mir nichts anderes übrig als den von Bonaparte, wenn auch nur für eine Varietät gewählten Namen beizubehalten.

Zu vergleichen wäre sodann noch der *Squalius Uklica* Heck.*) welchen ich nach seiner hier beigefügten Beschreibung ebenfalls mit unserem Neckarfische für identisch halte:

„*Squalius Uklica*. Körper etwas comprimirt: Kopf kurz, „dick, stumpf. $\frac{2}{11}$ der Gesammtlänge oder $\frac{3}{8}$ der grössten Körper„höhe gleich. Nase dick, vorragend; Mund klein. 11 Schuppen„reihen über, 6 unter der, aus 64 Schuppen bestehenden Lin. „lat.; Rückenflosse perpendikulär über den Bauchflossen „entspringend; D: 3 | 7. A | 3 | 8. Gelblich-silbern mit schwärz„lich-grünem Rücken und einem schwärzlichen breiten, oft aber „kaum sichtbaren Längsstreif an jeder Seite; Basis der Flos„sen orange, (wie an der vorbeschriebenen Art, von welcher er „sich vorzüglich durch höheren Körper, kürzeren Kopf und „grössere Schuppen unterscheidet). Länge 6″. Im Flusse „Cettina."

Wir haben noch einiges über die Anatomie dieses Fisches beizufügen, die sich jedoch im Wesentlichen von der seiner Gattungsverwandten nicht unterscheidet.

Der Zwischenkiefer ist schmäler, als der obere, reicht aber soweit herunter als dieser und befestigt sich zugleich mit ihm an dem breiten aufsteigenden Aste des Unterkiefers. Die vordere Jochbeinplatte liegt zwischen Vorderstirnbein und dem

*) Russegger's Reisen. Bd. I. p. 1042.

Oberkiefer und hat eine schuppenförmige Gestalt, unten mit abgerundetem Rande; mit ihrer obern concaven Seite bildet sie einen Theil des Randes der Nasenhöhle. Mit der zweiten Platte beginnt eigentlich erst der Infraorbitalbogen; sie ist länglich mit vorderem breitem Ende, nach hinten sich verschmälernd, und der Jochbogen ist da, wo die 2. und 3. Platte sich vereinigen, am schmalsten. Die 3. ist vorne schmal und nach hinten breiter; sichelförmig gebogen mit unterem convexem und oberem concavem Rande bildet sie schon einen Theil des aufsteigenden hintern Astes des Jochbogens. Er wird geschlossen durch die 4. Platte, welche gleichmässig oblongal ist und sich durch Vermittlung eines ganz kleinen Knochens mit dem Hauptstirnbeine verbindet. Wie überhaupt bei den *Cyprinus* sind alle diese Platten ihrer ganzen Länge nach von einer Röhre durchzogen, welche mit den Schleimcanälen und Poren der Weichtheile im Zusammenhange steht. Der Supraorbitalknochen ist lang, schmal, legt sich an die Seiten der Stirnbeine an und bildet den vordern obern freien Rand der Augenhöhle. Der Kiemendeckel ist ein unregelmässiges Trapez: die an das Praeoperculum stossende vordere Seite ist die längste, die obere ausgeschweifte die kleinste, die beiden andern beinahe gleich lang. Das sensenförmige Suboperculum hat einen untern abgerundeten Rand, nach hinten endet es in eine stumpfe Spitze, mit einer schmalen Seite legt es sich an das Interoperculum an. Die beiden Aeste des Praeoperculum stehen beinahe unter einem rechten Winkel auf einander, der Winkel ist abgerundet, und nach innen ist zwischen dem horizontalen und senkrechten Aste eine dünne Knochenlamelle ausgespannt. Der untere Rand des Interoperculum bildet einen seichten Bogen, der obere ist etwas tiefer ausgeschnitten; es ist ein länglicher Knochen, der nach vorne sich spitz endet. Die Knochenleisten auf dem Zwischenscheitelbeine und am Hinterhaupte sind stark entwickelt.

Der erste von vorne nach hinten zusammengedrückte Wirbel hat 2 sehr dünne Querfortsätze, welche nicht länger sind, als der Körper breit ist. Die Querfortsätze des zweiten Wirbels sind viel länger, an der Basis breit, am Ende spitz; die Bögen dieser beiden Wirbel sind unter sich, aber nicht mit ihren Körpern ver-

wachsen. Der dritte mit 2 sehr kleinen Querfortsätzen hat einen obern gabelförmigen zu 2 breiten Flügeln entwickelten Dornfortsatz; an dem vierten mit einfachem oberem Dornfortsatze und 2 langen den Uebergang zu den Rippen bildenden Querfortsätzen, befestigen sich unten 2 stielförmige, gegen einander gebogene Knochen, an welchen sich die Schwimmblase befestigt. Ausser diesen finden sich am Rumpfe noch 20, am Schwanze 19—20 Wirbel. 16—18 Rippen, von denen die letzte meist nur in den Muskeln steckt. Die Länge der ziemlich starken Rippen ist etwas über 4mal in der Länge der Wirbelsäule enthalten, wenn man die fächerartige Ausbreitung des letzten Wirbels nicht in Rechnung bringt. Die Dornfortsätze der Wirbel sind dünn und schwach und die Länge des grössten beträgt nicht einmal die halbe Länge der grössten Rippe. Das Os innominatum ist beinahe bis zur Hälfte gespalten, die Aeste der Gabel sind sehr dünne.

Weichtheile. Die Zunge ist ganz auf dem Boden der Mundhöhle festgewachsen. Der Magen ist vom Darmkanale nur undeutlich abgesetzt; gleich hinter ihm mündet der sehr kurze ductus choledochus. Der Darmkanal steigt bis zum letzten Drittel der Bauchhöhle herab, wendet sich sodann nach links und oben; oben angekommen, macht er eine zweite Windung, um dann vollends an der linken Seite bis zum Anus gerade zu verlaufen; er ist gleich der Totallänge des Thiers. Von den 3 Lappen der Leber ist der rechte der dickste und grösste, mit seinem untern Theile schlägt er sich nach links um und kommt zwischen Darmkanal und Ovarium zu liegen, an ihm ist die grosse ovale Gallenblase, welche die dunkelgrüne Galle enthält, befestigt; der linke Lappen ist der kleinste; der mittlere ist schmal und begleitet den Darmkanal bis zu seiner untern Windung. Die Eier sind ziemlich gross, für beide Ovarien lässt sich ihre Zahl auf 6000 berechnen. An den Nieren ist eine Querleiste bemerkbar, welche in die Einschnürung der Schwimmblase passt. Diese ist wie der Leib schmal und in die Länge gestreckt, die hintere und vordere Abtheilung sind gleich dick, die erstere aber über noch einmal so lang als die vordere. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Fisches ist die intensiv schwarze Färbung des Peri-

toneums; er hat dies, wenigstens unter den *Cyprinoiden*, meines Wissens nur mit der Nase *(Chondrostoma nasus)* gemein.

Leuciscus vulgaris Flemm.

Cyprinus leuciscus L.
Bloch, t. 97, f. 1 schlecht.
Cyprinus dobula.*)
Cyprinus jaculus Jurine, pl. 14 (der Unterkiefer zu lang).
Yarrell, (p. 358) s. 404.
Leuciscus argenteus Agassiz.

Springer, Gangfisch, Hasel. Vandoise. Dace.

Auf der Seitenlinie 49 bis 52 Schuppen. Afterflosse IIstrahlig. An den Seiten silberglänzend.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, nicht sehr schmal, dabei aber etwas in die Länge gestreckt, von oben und unten ist er breit. Der abgerundete Rücken setzt sich vom Kopfe nur wenig ab, und biegt sich in einer schwachen Curve bis zur Rückenflosse, wo er am höchsten ist. Der Schwanz ist oben ziemlich breit und abgerundet, sein Profil ist nur hinter der Dorsalis schwach convex gebogen. Die untere Seite bildet vom Kopfe bis zum Schwanze eine ziemlich starke Curve.

Die Höhe des Leibs ist bei Weibchen in der Totallänge $4\frac{1}{3}$, bei Männchen weniger als 5mal enthalten; jüngere Individuen sind noch niedriger.

Der oben abgerundete, an den Seiten aber platte Kopf ist in der Totallänge über 5mal enthalten, oder seine Länge ist gleich der dreifachen Distanz der Augen. Das Maul ist schmal, der Oberkiefer überragt bei weitem den untern, die Ränder beider Kiefer decken sich aber nicht vollständig, so dass eine dreieckige Spalte offen bleibt. Der Durchmesser des Auges ist in der Länge des Kopfs weniger als 5mal enthalten, seine

*) Unter diesem Namen wurde dieser Fisch bisher in den Verzeichnissen unserer Fauna aufgeführt: mit welchem Rechte, darüber s. das Weitere bei der nächsten Art.

Entfernung von der Schnauzenspitze beträgt $1\frac{1}{2}$ seiner Durchmesser. Die Pupille hat einen Winkel nach unten oder nach vorne.

Der äussere membranose Opercularrand ist ziemlich stark entwickelt.

Die Brustflossen haben 16—19 Strahlen, sie sind bald etwas kürzer, bald etwas länger, als die Dorsalis hoch ist, bald dieser gleich, aber immer länger als die Bauchflossen. Ihre Länge ist meistens nicht ganz 7mal, in einem einzigen Falle $7\frac{1}{2}$mal in der Totallänge enthalten.*) Sie haben einen schlangenlinienförmigen Rand.

Die Bauchflossen mit 9 Strahlen und beinahe geradem Rande sind so lang, als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse steht über, selten unmittelbar hinter der Insertion der Ventrales; sie ist vom Kopfe und der Schwanzflosse gleich weit entfernt, oder wenn die Distanzen verschieden sind, ist die Differenz eine ganz unbedeutende. 10 Strahlen; der obere Rand etwas ausgeschweift.

Die Länge der Afterflosse ist geringer als die der Dorsalis, und wird durch die eigene Höhe um vieles übertroffen.**) Sie hat 11, selten 10 Strahlen, und einen untern etwas concaven Rand.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem Ausschnitt.

Die Seitenlinie senkt sich von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, in einem seichten Bogen

---

*) Ich führe diesen Verhältniss hier an, weil Valenciennes ausdrücklich sagt: cette nageoire est petite et obtuse; sa longueur ne fait que le huitième de celle du corps.

**) Auch hier weicht wieder die Beschreibung von Valenciennes wesentlich ab, wenn er sagt: sa longueur égale sa hauteur. Uebrigens scheint seine Beschreibung nur nach einem Exemplare, das diese Differenzen vielleicht zufällig zeigte, gemacht zu sein. Man könnte dies aus den Worten schliessen: Voici une description faite avec détails sur un individu pris au moment, où il sortait des eaux de la Seine. — Wäre dem so, so verlören seine Beschreibungen einen grossen Theil ihres Werthes.

gegen den Bauch und verläuft dann gerade und unter der Mittellinie des Leibs bis zur Schwanzflosse. Sie besteht aus 49—52 Schuppen, deren Erhabenheiten ziemlich stark markirt sind, und von welchen selten eine einen Ausschnitt zeigt.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich über der Seitenlinie 8, selten 9, unter ihr 5 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 26. der Seitenlinie; und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt auf den Anfang des letzten Drittels der Distanz zwischen Bauch- und Afterflosse, selten unmittelbar vor den Anus.

Die Schuppen sind der Grösse des Fisches proportionirt und zeigen 4—8 radiale Streifen. Die Mittelschuppe ist höher als lang, und bedeckt das Auge zur Hälfte oder zu 2 Dritteln.

Farbe. Rücken dunkelgrün, metallisch-glänzend, die Seiten matt silber-glänzend, oft mit einem bläulichen Schimmer. Besonders bei Männchen sind an den Seiten die zwischen den Schuppen hervorragenden membranosen Fortsätze mit kleinen schwarzen Pigmentflecken besät. Untere Seite weiss. Rücken- und Schwanzflosse von der Farbe des Rückens, die untern Flossen etwas röthlichgelb angeflogen. Iris bald gelbroth, wie beim Rothauge, bald nur messinggelb.

Dieser Fisch erreicht nur die Grösse von 10″.

Auf jeder Seite finden sich 2 Reihen Schlundkieferzähne: in der äussern stehen 5, welche an der Spitze gekrümmt und nicht gezahnt sind; doch kann man bei Zahnkeimen Spuren einer schwachen Zähnelung wahrnehmen. Die innere Reihe besteht aus 2 viel kleinern Zähnchen. Die Platte, gegen welche sie wirken, besteht aus 2, der Grösse nach ungleichen Stücken, die jedoch nicht so scharf geschieden sind, wie bei andern verwandten Arten. Das vordere grössere Stück ist rauh, dreieckig, mit der Basis nach hinten gekehrt, das hintere kleine ist rund, nabelförmig.

Anatomie. Am Rumpfe finden sich 23—24, am Schwanze 19—20 Wirbel. 20 Rippen. Die Weichtheile zeigen keine besondere Eigenthümlichkeit.

Der Springer nährt sich theils von Würmern u. dgl., theils von vegetabilischen Substanzen. Ich habe gefunden, dass Exemplare aus dem Neckar, welche hauptsächlich von animalischen Substanzen sich nährten, viel besser genährt waren, als solche aus der Blaulach, wo sie beinahe nur auf vegetabilische Kost angewiesen sind. Die erstern hatten ein ganz anderes Ansehen bekommen, so dass man sie auf den ersten Blick für eine andere Art halten konnte, namentlich erschien der Kopf breit und abgerundet. Andere, als Formdifferenzen, waren aber nicht vorhanden.

Entozoen. Bis in den Winter finden sich häufig *Echinorhynchi*. Einmal fand ich in der Bauchhöhle die sonst dem *Cyprinus gobio* eigenthümliche *Filaria ovata*, welche von den Fischern allgemein für einen jungen Aal gehalten wird.

Fortpflanzung. Die Eier, deren er eine ausserordentliche grosse Anzahl legt, setzt er auf einmal an Steine ab, sobald im Frühjahre wärmeres Wetter eintritt. Seine Brut scheint aber vielen Gefahren ausgesetzt zu sein, da er trotz der Menge seines Rogens nicht, wie man aus der Benennung *vulgaris* schliessen könnte, sich häufiger, als seine Verwandten findet. Den stehenden Altwassern, in welchen er übrigens immer zu finden ist, zieht er das fliessende Wasser vor, wo er sich besonders gerne an etwas rasch strömenden Stellen aufhält. Bei guter Witterung schnellt er häufig, im Sommer, wie im Winter, über die Oberfläche des Wassers empor, was man bei andern Fischen nur zur Laichzeit bemerkt. Daher die bei uns gewöhnliche Benennung „Springer". Schon bei alten Schriftstellern finden wir ihn als „*Jaculus*" bezeichnet; in Frankreich heisst er in manchen Gegenden *Dard*, was beides einen Wurfspiess bedeutet. Auch schwimmt dieser Fisch sehr schnell.

Gefangen wird er das ganze Jahr zugleich mit andern Fischen.

Der Nutzen dieses Fisches wird sehr gering anzuschlagen sein; gewöhnlich wird er wegen seines grätigen Fleisches und seiner unbedeutenden Grösse auch vom gemeinen Manne nicht gegessen. Da er jedoch der Brut nützlicherer Fische durchaus nicht schadet, so ist er auch als unschädlich zu bezeichnen.

Leuciscus dobula (Cuvier) Val.

Cyprinus cephalus auct.
Cyprinus dobula Cuv.
Bloch, t. 5.
Yarrell, (p. 346) s. 397.
C. jeses Jurine, pl. 11.
C. jeses Fries och Ekström, pl. 13.

Schuppfisch. Dickkopf. (Alet). Chevaine, Meunier.

Die Nomenclatur, welche bisher in den Verzeichnissen unserer Fauna angewendet wurde, habe ich verlassen zu müssen geglaubt. *C. dobula* wurde bisher als Name der vorhergehenden Art gegeben, welche entschieden der *C. leuciscus* des Linné ist; es fragt sich nun aber, was er unter seinem *C. dobula* und *cephalus* verstanden habe.

Zu keinem Ziele würde es führen, wenn wir auf Angaben vor Artedi, welche etwa hieher bezogen werden könnten, zurückgingen. Artedi führt in seinen Genera piscium Nro. 12 und in den Descriptiones Nro. 10 einen *Cyprinus* auf: *oblongus, macrolepidotus, pinna ani ossiculorum* 11: welche Diagnose ganz auf unsern Schuppfisch passte und die Beibehaltung der diesem Fische Artedis von Linné gegebenen Benennung *cephalus* rechtfertigte, wenn er ihm nicht 9 Strahlen für die Rückenflosse zuschriebe und Synonyme aufführte, welche offenbar auf *C. jeses* und andere zu beziehen sind. Dagegen wird von Valenciennes auf unsern Schuppfisch die Art Nro. 17 in den Descriptiones Artedi's bezogen: *pedalis, gracilis, oblongus, crassiusculus, dorso crasso, pinna ani ossiculorum* 9: welcher Fisch von Linné in sein Systema naturae mit dem Namen *C. dobula* eingeführt wurde. Valenciennes hat sich hier offenbar getäuscht; die Hälfte der Charaktere, welche Artedi seiner 17. Art gibt, passt nicht auf den Schuppfisch. Nichts destoweniger behalte ich aber die Benennung von Valenciennes bei; einmal weil, wie oben bemerkt wurde, unter dem Namen *cephalus* schon von Artedi und Linné mehrere Arten vermengt wurden;

zweitens weil nicht nachgewiesen werden kann, welchen andern Fisch Artedi unter Nro. 17 und Linné unter dem Namen *dobula* verstanden; in keinem Falle den *Leuciscus vulgaris*, da sie diesen unter einem andern besondern Namen aufführen; drittens weil es bei der grossen Verwirrung nothwendig ist, sich an eine bestimmte Nomenclatur zu halten. Valenciennes aber wegen seiner zahlreichen, in der Mitte des umfassendsten Materials angestellten Untersuchungen am ehesten darauf Anspruch machen kann.

Die Breite des Kopfs beinahe nur um die Hälfte geringer, als seine Länge. In der Seitenlinie 42—46 Schuppen. Rücken- und Afterflosse 11strahlig.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, schmal und in die Länge gezogen, der Rücken abgerundet und breit, entsprechend der Breite des Kopfs. Das obere Profil steigt vom Kopfe und von der Schwanzflosse gegen die Dorsalis nur ganz allmählig an. Unten ist der Fisch zwischen den Brustflossen am breitesten. Das Profil des Bauchs ist nur wenig convex, das des Schwanzes gerade.

Die Höhe des Leibs ist 5mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfs $4\frac{3}{4}$mal, oder wenn man die Schwanzflosse nicht in Rechnung bringt, 4mal. Der Kopf ist sehr breit, denn die Distanz der Augen ist nur $2\frac{1}{2}$mal in seiner Länge, welche im Verhältniss zu der des Körpers bedeutend ist, enthalten. Das Maul ist sehr gross und nach der Dicke des Kopfes, sehr breit; die Distanz der Mundwinkel ist etwa um $\frac{1}{4}$ geringer als die der Augen; die seitlichen Maulränder gehen etwas schief von hinten und unten nach vorne und oben. Der Oberkiefer überragt gerade den untern.

Der Durchmesser des Augs ist in der Länge des Kopfes 5mal enthalten, und seine Entfernung von der Schnauzenspitze beträgt weniger als ein Drittel jener Länge. Die Pupille hat einen Winkel nach unten oder nach vorne.

Der äussere membranose Opercularrand ist sehr stark entwickelt, bei Individuen von 1′ Länge beinahe 2‴ breit.

Die Brustflossen haben 16—18 Strahlen, sind so lang,

kann wahr seyn (alle einzelnen Intelligenzen mögen einzelne Beziehungen erkennen, aber alle Beziehungen werden sie nicht finden), z. B. der Neid ist die Quelle des Mordes u. dergl.; aber wenn diese bestimmte Thatsache, in welcher zwei bestimmte Personen gegeben sind, aus einer andern Thatsache oder aus einer Reflexion über dieselbe herausgesucht werden sollte, so würde man sich vergeblich abmühen."

Jacotot selbst spricht sich hierüber folgendermaßen aus:

„Unser Gelehrter (der nach unserer Methode Unterrichtete) wird den Horaz erklären, weil er mit Cicero bekannt ist. Sind also die Ideen des Horaz in Cicero enthalten? Horaz rühmt den Adel des Mäcenas; Cicero hat demnach nicht bloß von Jemands Adel gesprochen, sondern er hat ihn auch gerühmt: ohne diese beiden Bedingungen kann Cicero mir zur Erklärung des Horaz nichts helfen, und ich bin meines Lateinischen nicht gewiß, wenn ich das Zeichen des Adels und das Zeichen, mit welchem Cicero etwas Anderes als den Adel rühmt, nach selbstbeliebiger Weise combinire. — Nun glaube ich aber, daß der fragliche Gelehrte den Horaz in sehr gutem Latein erklären würde; folglich ist Alles in Allem. — Das wäre also eine sehr nützliche Uebungsaufgabe: Erkläre mir den Horaz zuvörderst mit dem Latein der Epitome; * z. B. Atavis edite regibus, sprich: e genere regum, weil du kennst e genere Semi; ein andermal sagst du: e stirpe regia. Für diese ersten Versuche reicht es hin, die Epitome zu wissen; bald versuchst du dann den Horaz mit den Zeichen des Cornelius Nepos zu expliciren. Alles ist in Allem. Die Sylben, die Wörter des Horaz finden sich in der Epitome, genau in dem Sinne, welchen Horaz ihnen gibt; eben so liegen alle Grundbestandtheile der Gedanken des Horaz in der Epitome. Horaz spottet über diejenigen, welche auf ihren, in den Spielen errungenen Sieg stolz sind. Jener Sieger, den man kaum unter dem ihn umhüllenden Staub erkennt, seine hochgetragene Stirn, sein stolzer Blick, weil es olympischer Staub ist, — dies Alles macht den Horaz lachen. Dies Factum liegt nicht in der Epitome. Ist die Rede von genau bestimmten Thatsachen, so ist Nichts in Nichts; dieser

* Mit der Epitome historiae sacrae beginn: Jacotot seinen lateinischen Unterricht.

als die Dorsalis hoch ist, aber länger als die Bauchflossen. Ausgespannt zeigen sie einen schlangenlinienförmigen Rand.

Die Bauchflossen sind so lang, als die Analis hoch ist; mit 9 Strahlen und einem sehr convexen Rande.

Die Rückenflosse, deren Höhe sich zur Länge = 3:2 verhält, steht unmittelbar hinter der Insertion der Bauchflossen; ihre Entfernung vom Kopfe ist bedeutender, als die von der *Caudalis*. Mit 11 Strahlen und oberem geradem Rande.

Die Afterflosse gleicht in der Form sehr der Dorsalis, obgleich ihr unterer Rand etwas convex ist; 11 Strahlen, äusserst selten 12.

Die Schwanzflosse hat 19 Strahlen und ist sehr seicht ausgeschnitten, bei jungen Individuen ist der Einschnitt noch merklicher.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, in einem schwachen Bogen gegen den Bauch hin ab, und verläuft unter der Mittellinie parallel dem Bauchrande bis zur Afterflosse, von da ganz gerade bis zur Caudalis. Sie besteht aus 42—46 Schuppen, deren Erhabenheiten nicht besonders stark markirt sind, und welche oft da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt zeigen.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zähle ich über der Seitenlinie 7—8, unter ihr 4—5 Schuppenreihen; die Mittelschuppe ist ungefähr die 21. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt in die Mitte zwischen Anus und Bauchflossen.

Die Schuppen sind gross; wie sehr das Verhältniss ihrer Grösse zu der des Augs sich ändert, habe ich an diesem Fische genau beobachten können. Bei 6—7″ langen Männchen ist die Mittelschuppe so lang als hoch und bedeckt das Auge zur Hälfte; bei 7½—8½″ langen Männchen ist sie so lang als hoch, bedeckt aber das Auge zu ¾; bei einem 9½″ langen Weibchen ist sie so lang als hoch, bedeckt aber gerade das Auge; endlich bei einem 11½″ langen Weibchen ist sie etwas höher als lang und grösser als das Auge.

Farbe. Der Rücken ist dunkel bronzefarbig, metallisch grün-glänzend, Seiten silberig, etwas gelblich, Bauch weiss. An den Seiten sind die membranosen, zwischen den Schuppen hervorragenden Fortsätze dunkel wie der Rücken gefärbt, unter der Seitenlinie nur noch mit schwärzlichen Pigmentflecken besät. Ueber der Seitenlinie sind auch die freien Ränder der Schuppen pigmentirt. Die Rücken- und Schwanzflosse von der Farbe des Rückens, die Brustflossen etwas röthlich angeflogen, Bauch- und Afterflosse schon bei jungen Individuen roth. Die Iris ist über der Pupille dunkel, wie der Rücken, unter ihr silberig; die Pupille mit einem citrongelben Ringe umgeben.

Grösse. Unter den *Leuciscus* im Neckar erreicht der Schuppfisch die bedeutendste Grösse: er wird bis zu 5 Pfund schwer gefangen.

Auf jeder Seite finden sich 2 Reihen Schlundkieferzähne. Die äussere besteht aus 5 langen, cylindrischen, dicken Zähnen, welche oben eine etwas nach innen gekrümmte Spitze haben und wenig gezähnelt sind. Die innere Reihe besteht aus 2 (nach Valenciennes aus 3) kleineren gekrümmten und sägeförmig eingeschnittenen Zähnchen. An der obern Platte lässt sich eine vordere, mit Erhabenheiten versehene, doppelherzförmige, mit der Spitze nach vorne gerichtete Abtheilung und ein hinteres, kleineres, nabelförmig hervorragendes Stück unterscheiden.

Skelett. Der Schädel zeichnet sich aus durch die Schmächtigkeit der Gesichtsknochen, was um so auffallender ist, als seine übrigen Theile sehr mächtig und breit sind. Namentlich ist das Ethmoidalbein noch einmal so breit als lang. Der Supraorbital- und der hinterste Infraorbitalknochen, der sonst bei andern *Leuciscus* sehr klein bleibt, sind hier sehr entwickelt und von gleicher Grösse. Auch die zum Kiemenapparat gehörigen Knochen sind sehr breit, vor allem die Kiemenstrahlen. Schmal, lang und in der Form eines ζ gestreckt sind die untern Schlundkieferknochen. 25 Rumpf-, 19 Schwanzwirbel, 17—20 Rippen. Das Os innominatum ist bis auf das hintere Viertel in 2 schmächtige Stiele gespalten.

Weichtheile. Der Darmkanal beugt sich, wie gewöhnlich bei den *Leuciscus*, ist aber mit seiner oberen Windung noch etwas gegen die linke Seite hinübergeschlagen, wodurch seine Länge vergrössert wird; er ist um ¼ länger, als das ganze Thier. An der Leber lassen sich 4 Lappen unterscheiden, nämlich ausser dem grössten dicken rechten, dem kleineren linken und dem schmalen in der Mitte, noch ein oberer kleiner von etwas dreieckiger Gestalt.

Nahrung. Schon der kräftige Schlundkieferapparat, weist darauf hin, dass der Schuppfisch ein starker Fresser ist. Seine Hauptnahrung sind Sommers, namentlich bei Ueberschwemmungen Regenwürmer, von welchen ich im Darmkanal 7—9″ langer Individuen oft gegen 50 der grössten fand; sodann Coleopteren, Libellenlarven, Ohrwürmer *(Forficula)*. Aas, vegetabilische Substanzen, Gras, Fischbrut. Sogar Vogelexcremente verschmäht er nicht. Im Magen eines 10″ langen Individuums fand sich ausser einer beträchtlichen Anzahl der grössten Regenwürmer und Bockkäfer eine halbverdaute Feldmaus *(Arvicola arvalis)*; schon Gesner sagt, dass man ihn bei Strassburg „Mausesser" nenne, weil man glaubt, er fresse Wasserratten.

Er ist wenigstens im Herbste nicht sehr von *Entozoen* geplagt; ich fand in ihm zu dieser Jahreszeit nur den *Echinorhynchus proteus*.

Seine **Laichzeit** fällt in den Juni und dauert 14 Tage; sie laichen gesellschaftlich und setzen ihre Eier auf Steine ab. In dieser Zeit bekommt der männliche Fisch auf dem Kopfe kleine Höcker und schwarze Flecken, welche letztere auch noch lange nachher, oft bis in den Winter sichtbar bleiben. Besonders gerne hält er sich an hellen Stellen mit starker Strömung auf, im Winter zieht er sich gesellschaftlich in Ausbuchtungen unter das Ufer zurück. Er wird das ganze Jahr hindurch gefangen, beisst aber in der kalten Jahreszeit trotz seiner Gefrässigkeit nicht an die Angel. Dies ist auch bei andern Fischen zu beobachten, und der Grund davon ist zu suchen in der durch die niedrigere Temperatur gehemmten Schnelligkeit der Verdauung und der dadurch verminderten Fresslust. Der Schuppfisch

hat ein zartes Leben und ist besonders gegen Wärme empfindlich. Er ist unter allen *Leuciscus* derjenige, welcher am häufigsten zur Nahrung dient. Sein Fleisch ist zwar trocken und grätig, jedoch gesund und in gewissen Jahreszeiten wegen seiner Wohlfeilheit eine bei dem Volke beliebte Speise. Man kann ihn daher wohl als einen sehr nützlichen Fisch betrachten: seine Gefrässigkeit bringt auch keinen besonders grossen Schaden, da er mit Allem fürlieb nimmt, und namentlich Fischbrut fand ich verhältnissmässig selten in seinem Magen.

Leuciscus rutilus Val.

Cyprinus rutilus L.
Bloch, t. 2.
Meidinger, t. 26.
Fries och Ekström, pl. 15.
(Jurine, pl. 13 ist wie er selbst sagt, nicht nach C. rutilus gemacht.)
Yarrell, S. 399.

Rothauge. *) Gardon. Roach.

In der Seitenlinie 42—44 Schuppen; Afterflosse 13strahlig; die Rückenflosse steht über den Bauchflossen.

Der Körper ist von der Seite betrachtet breit, von oben und von unten schmal, seitlich zusammengedrückt. Der Rücken steigt hinter dem Kopfe plötzlich an, und bildet bis zur Rückenflosse eine starke Convexität, hinter ihr fällt er in gerader oder etwas welleuförmiger Linie gegen die Caudalis ab; der Bauch macht vom Kopfe bis zum hintern Ende der Afterflosse einen starken Bogen, von da bis zur Caudalis ist sein Profil gerade.

*) Dies ist der einzige Name, welcher am Neckar dem *L. rutilus* gegeben wird, *erythrophthalmus* wird als zu selten von ihm nicht namentlich unterschieden. Ebenso ist das französische *Rosse* für beide gemeinschaftlich; an der Donau hat jedoch *rutilus* den besondern Namen „Halbfisch". Die Benennung „Plötze" kennt man nirgends in Schwaben.

Das Alter scheint bei diesem Fische von grossem Einfluss auf das Verhältniss der Körperhöhe zur Totallänge zu sein. Bei Exemplaren von 5—6″ Länge ist jene in dieser 4mal enthalten, meist etwas mehr, seltener etwas weniger; bei grössern Individuen nur 3½ und 3⅓mal; und in der Laichzeit ist die Höhe, besonders bei Weibchen noch bedeutender. So in die Länge gestreckt, wie der Halbfisch der Donau, und wie er von andern beschrieben und abgebildet wird, ist der *L. rutilus* des Neckars nie, vielmehr würde er der äussern Körperform nach ganz mit *L. erythrophthalmus* übereinstimmen. In dieser Beziehung passt auch keine der oben citirten Abbildungen auf unsern *rutilus*.

Die Länge des Kopfs ist 5½mal in der Totallänge enthalten, selten etwas weniger, oder sie ist gleich 2½mal die Distanz der Augen genommen. Das Maul ist im Verhältniss zur Grösse des Fisches klein, in dem zum Kopfe gross genug; geschlossen steht sein hinterer Winkel weiter nach unten, als der vordere Rand des Mauls. Die Schnauze ist abgerundet, der Oberkiefer länger als der untere. Das Auge wächst nicht im gleichen Verhältniss mit dem Kopfe, dies ist bei diesem Fische besonders auffallend, sein Durchmesser ist in der Kopflänge 3½, 4, 4½, 5mal enthalten; seine Entfernung von der Schnauzenspitze ist beinahe gleich 1½ seiner Durchmesser. Die Pupille hat einen Winkel nach vorne und nach unten, oder nur einen von diesen.

Der äussere membranose Opercularrand ist sehr stark entwickelt.

Die Brustflossen mit 15—18 Strahlen und convexem Rande, sind kürzer als die Dorsalis hoch ist, auch etwas kürzer oder wenigstens eben so lang, als die Bauchflossen. Diese mit 9 Strahlen und convexem Rande sind länger, als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse steht über der Insertion der Bauchflossen, jedoch bald mehr gegen das vordere, bald mehr gegen das hintere Ende dieser Insertion gerückt; dem Kopfe ist sie ganz unbedeutend näher, als der Schwanzflosse. Mit Ausnahme zweier Fälle fand ich sie bei der Menge untersuchter Exemplare,

Männchen und Weibchen, immer 13strahlig: somit lässt sich auf unsere Rothaugen nicht die Beobachtung Ekströms*) beziehen, nach welcher das Männchen immer 12 Strahlen hat, das Weibchen dagegen öfters, wenn auch nicht immer 13. Der obere Rand dieser Flosse ist gerade.

Die Afterflosse ist nicht ganz so lang, und um $\frac{1}{3}$ niedriger, als die Dorsalis, welcher sie übrigens in der Form sehr gleicht; ihr unterer Rand ist etwas concav. Am häufigsten fand ich als Zahl der Strahlen 13 und 14, einigemal auch nur 12. **)

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen hat einen starken Ausschnitt.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie in oder etwas über der halben Körperhöhe entspringt, steil gegen den Bauch hin ab, und verläuft dann bis zum Anfange des Schwanzes unter der Mittellinie des Leibs ziemlich parallel dem Bauchrande, ist also bei Weibchen während der Laichzeit stärker gebogen. Auf dem Schwanze ist ihr Verlauf ein gerader. Sie besteht aus 42—44 Schuppen, welche eine markirte längliche Erhabenheit zeigen, und oft da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt haben.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs finden sich über der Seitenlinie 8, seltener 9, unter ihr 4 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 20. der Seitenlinie und das untere Ende der Querschuppenreihe ist noch um 4 Reihen vom Anus entfernt.

Die Schuppen sind gross, die Mittelschuppe bedeckt nahezu das Auge.

Farbe. Der Rücken ist dunkel saftgrün, die Seiten matt silberig mit etwas bläulichem Schimmer, Bauch weiss; an den Seiten sind die membranosen Fortsätze, welche zwischen den

*) Fische von Mörkö, p. 15.

**) Bloch (Naturgeschichte der Fische Deutschlands) ist hier sehr ungenau, zweimal gibt er als Zahl 12, und zweimal 14 an; wahrscheinlich hat er 12 gezählt.

Schuppen hervorragen, mit schwärzlichen Pigmentflecken besät. Rücken- und Schwanzflosse von der Farbe des Rückens, und nur bei ganz alten Individuen dunkel-kirschroth angeflogen; Brustflossen weisslich in's Gelbliche, Bauch- und Afterflossen schön rothgelb; die Iris, besonders an ihrem obern Theile roth mit Goldglanze. Die letztern lebhaften Farben werden aber erst mit dem Alter intensiv. Von einer rothen Färbung der Lippen*) konnte ich nie eine Spur bemerken.

Grösse. Das Rothauge erreicht im Neckar keine bedeutende Grösse; das grösste von mir darin gefundene Exemplar, war 7″ 3‴ lang; in den Altwassern dagegen erreicht es eine Länge von 1′. Nach Martens**) verhält es sich mit den Rothaugen des Donaugebiets gerade umgekehrt, indem sie dort im rascher fliessenden Strome ein Gewicht von 2—3 Pfund erreichen, aber in den Bächen, wie der Blau und Brenz, von welchen die erstere einem Altwasser verglichen werden kann, stets kleiner bleiben.

Auf jeder Seite finden sich 5 bis 6 Schlundkieferzähne in einer Reihe, welche mit der Spitze einwärts gekrümmt sind und den Rand mehr oder weniger gezähnelt zeigen; der vorderste ist der kleinste, konisch; nach hinten werden die Zähne schmäler und immer deutlicher gezahnt. Doch sind oft alle Zähne so abgeschliffen, dass sie weder von der gekrümmten Spitze noch von der Zähnelung eine Spur zeigen. Bei den meisten Exemplaren aus der Blaulach, aus dem Neckar bei Tübingen und Heilbronn standen in der linken Reihe 6, in der rechten 5 Zähne. Hinter der im Gebrauche stehenden Reihe eingekeilter Zähne liegt gewöhnlich in der Schleimhaut eine Reihe Zahnkeime, welche die Zähnelung besonders deutlich zeigen. Oft sind die Zähne mit einer starken schwarzen Kruste, wie bei den Wiederkäuern bedeckt, was von der Pflanzennahrung herrührt. Die obere Platte ist länglich oval, gleichmässig glatt.

*) Bloch, Naturgeschichte der Fische Deutschlands, T. I. p. 32 und Cuvier, das Thierreich, übersetzt von Voigt. Bd. II. p. 371.

**) Reise nach Venedig, p. 54.

Skelett. Die Gesichtsknochen sind sehr schmächtig, besonders bildet der Zwischenkiefer nur einen schmalen Knochenstreifen, welcher aber zugleich mit dem Oberkiefer bis zum aufsteigenden Aste des Unterkiefers herabreicht. Die untern Schlundkieferknochen sind sehr dick. Der Rumpftheil der Wirbelsäule besteht aus 22—23, der Schwanztheil aus 17—18 Wirbeln; 16—17 starke breite Rippen. 8 vordere Interspinalknochen, von welchen der erste breite und lange in der Gabel des breiten Dornfortsatzes des zweiten Halswirbels ruht. Das Os innominatum ist bis auf das hintere Drittel gespalten. Da der *rutilus* des Neckars so hoch gebaut ist, so wäre eine Vergleichung desselben mit Abänderungen anderer Gegenden in Bezug auf die Länge der Rippen und Dornfortsätze nicht ohne Interesse. Bei unseren Exemplaren, deren Wirbelsäule (die fächerartige Ausbreitung des letzten Schwanzwirbels nicht in Rechnung gebracht) 6″ 8‴ lang ist, beträgt die Länge des grössten vor der Rückenflosse stehenden Dornfortsatzes 10½‴, die der grössten (dritten) Rippe 21½‴.

Der Darmkanal macht zwar die bei den *Leuciscus* gewöhnlichen 2 Windungen, schlägt sich aber, wie wir dies auch bei *L. dobula* sahen, mit seiner oberen Windung gegen links um, wodurch seine Länge vergrössert wird; er übertrifft um ¼ die Totallänge des Thiers.

Das Rothauge nährt sich hauptsächlich von vegetabilischen Substanzen, doch finden sich in seinem Darmkanal, wiewohl seltener Insekten, Käfer und deren Larven, Regenwürmer.

Auffallend ist die Armuth dieses Fisches an **Entozoen**, ich selbst habe noch nie welche in ihm angetroffen.

Fortpflanzung. Das Rothauge ist äusserst fruchtbar, daraus sich auch seine Häufigkeit im Neckar*) erklären lässt. Seine Laichzeit fällt in den Anfang des Sommers.

Sein Fleisch ist grätig und wenig geachtet, obgleich es ge-

*) v. Martens sagt zwar (Memminger, Beschreibung von Württemberg 3. Aufl. Stuttgart 1841, p. 313), dass *C. rutilus* im Neckar seltener sei, er könnte aber den *rutilus* des Neckars mit *C. erythrophthalmus* verwechselt haben.

sund ist. Die grössern Rothaugen aus den Altwassern sind aber in derselben Weise gesucht, wie der Schuppfisch.

Schon bei einer oberflächlichen Vergleichung unserer Beschreibung mit denen von Valenciennes u. a. Ichthyologen wird es ersichtlich, dass sie in vielen Punkten mehr oder weniger abweicht. Uebergehen wir jedoch leichtere Differenzen in der Angabe der Grösse der Augen, der Höhe und Länge der Flossenstrahlen, so bleiben doch noch zwei wichtige Eigenthümlichkeiten unseres Rothauges übrig, welche es auffallend dem *L. erythrophthalmus* nahe stellen; es ist dies die bedeutende Höhe des Leibs, von der wir schon oben sprachen, und die Zähnelung der Schlundkieferzähne. Was das erstere betrifft, so ist zu bemerken, dass Heckel eines „dem *L. rutilus* ähnlichen" Fisches aus dem Plattensee und der Marizza erwähnt;*) „er unterscheide sich leicht durch einen höhern, am Rücken mehr comprimirten, fast *Abramis*-artigen Körper." Dies passt ganz auf die Abänderung des *rutilus* im Neckar, und es ist wahrscheinlich, dass dieser *L. liridus* Heck. mit ihr identisch ist. Auf das letztere als specifisch unterscheidendes Merkmal legt Valenciennes bei *L. erythrophthalmus* das grösste Gewicht: dem *rutilus* spricht er eine Zähnelung entschieden ab: „aucune de ces dents n'a le bord dentelé" „les germes des dents n'ont aussi aucune dentelure". **) Es ist also entweder der *rutilus* des Neckars eine von dem der Auctoren verschiedene Art, oder ist der Zähnelung der Schlundkiefer nicht der Werth eines specifischen Merkmals beizulegen. Valenciennes würde sich für das erste entscheiden, sofern er von *rutilus* zwei andere Arten aus der Gegend von Gent, welche ebenfalls die Zähne sägeförmig eingeschnitten haben, specifisch unterscheidet; den *Leuciscus rutiloides* Selys (Cuvier und Valenc. t. 493) und den *Leuciscus affinis*, auch bei ersterem ausdrücklich sagt „les différences dans les dents n'ont paru

*) Russegger's Reisen. Bd. I. p. 1039.

**) v. Rapp fand jedoch bei dem *L. rutilus* aus der Donau bei Ulm, der in seinem Habitus mit dem *rutilus auct.* übereinstimmt, ebenfalls auf der rechten Seite 5, auf der linken 6 Schlundkieferzähne, welche auch gezahnt waren.

avoir assez d'importance — pour déterminer cette éspèce". Es könnte sich nun fragen, ob unser *rutilus* nicht identisch mit einer dieser letztern Arten wäre: allein es wäre gewagt, diese Frage nur durch Vergleichung der unbestimmten und magern von Valenciennes gegebene Beschreibung zu entscheiden.

Leuciscus erythrophthalmus Val.*)

Cyprinus erythrophthalmus L.
Bloch, t. 1.
Meidinger, Ill. t. 21.
Yarrell, (p. 361) s. 412.
Jurine, pl. 12.
Fries och Ekström, t. 16.
Scardinius erythrophthalmus Bonaparte, Fauna ital. t. 115 und 116.

Rothauge. Rotengle. Red-eye, Rudd.

In der Seitenlinie 40—42 Schuppen. Afterflosse 14strahlig. Die Rückenflosse steht hinter den Bauchflossen.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, breit, am Schwanze etwas in die Länge gestreckt, von oben erscheint er schmal, seitlich zusammengedrückt, von unten noch schmäler. Der Rücken steigt hinter dem Kopfe plötzlich an, und bildet bis zur Dorsalis eine starke Convexität, hinter ihr fällt er in einer etwas wellenförmigen Linie gegen die Schwanzflosse ab. Die Bauchlinie senkt sich anfangs hinter dem Kopfe in einem Bogen, läuft aber dann bis zur Analis gerade aus, an deren Basis sie wieder

*) Da ich nie Gelegenheit hatte, diese Art im Neckar zu beobachten, so ist folgende Beschreibung nach frischen 7—8" langen Individuen, welche Herr Prof. v. Rapp aus der Donau bei Ulm erhalten hatte, gemacht. Später untersuchte ich noch zwei Exemplare des Stuttgarter Naturalienkabinets, welche nach einer Tradition vielleicht aus dem Neckar sein können. Von den Exemplaren aus der Donau unterscheiden sie sich nur durch einen längeren Kopf, der in der Totallänge 5mal enthalten ist, durch längere Brustflossen, welche länger sind, als die Dorsalis hoch ist, und die Insertion der Ventrales überreichen, durch die Zahl der Schlundkieferzähne, indem in der äussern 5, in der innern 3 stehen.

Schein täuscht uns und die Trägheit geht nicht weiter. Aber alle Elemente dieses Gedankens liegen in der Epitome und im Cornelius Nepos ꝛc. — Ist die Rede von Reflexionen, Vergleichungen, Zusammenstellungen, von bemerkten Aehnlichkeiten oder Unterschieden, so ist Alles in Allem. Man hat mich im Namen eines gelehrten Professors gefragt, ob die Epitome sage: Laßt uns Schlittschuh laufen! Ich habe geantwortet, wer ein Buch inne habe, dürfe nicht in Verlegenheit kommen, alles Beliebige zu sagen. Die Epitome kann nicht bloß dazu dienen, zu sagen: laßt uns Schlittschuh laufen! sondern sogar über dieses Thema einen hübschen Aufsatz zu machen, dessen Bestandtheile in unserm Büchlein zerstreut sind und noch weit näher in unserm Horaz liegen; endlich würde man darin Stoff genug finden, sehr gut die Absicht des gelehrten Fragestellers zu charakterisiren."

Nachdem wir in dem Vorstehenden die beiden Hauptgrundsätze der Methode Jacotots betrachtet, die er in den Worten ausdrückt: Apprendre quelque chose et y rapporter tout le reste d'après ces principes: tous les hommes ont l'égale intelligence et tout est en tout; Etwas lernen und alles Uebrige darauf beziehen nach den Grundsätzen: alle Menschen haben die gleiche Intelligenz und Alles ist in Allem, — gehen wir zu dem Mechanismus der Methode über, mittelst dessen

1. die Schüler sich die fremden Sprachen zu eigen machen.

Die Schüler lesen und memoriren in der ersten Stunde mit Hülfe des Lehrers einige Sätze, lösen dann die Wörter des ersten Satzes in Sylben, die Sylben in Laute auf. In der zweiten und der dritten Stunde dasselbe Verfahren wie in der ersten. Nach der dritten Lektion bereiten sich die Schüler allein auf das Lesen vor und lesen auch allein, wenn die Sprache, wie das Englische und Französische, nicht zu viel Eigenthümlichkeiten in der Aussprache hat, welche denselben gegeben oder durch Vorsprechen des Lehrers gelernt werden müssen. Jeden Falls ist es gut, wenn sie immer in übersichtlicher Kürze eine Tabelle mit der Aussprache der einzelnen Buchstaben und Diphthonge vor sich haben. Gleich in der ersten Stunde versuchen die Schüler aber überdies die Schriftzeichen der Wörter, wie sie sie im Buche finden, nachzuahmen. Im Lateinischen und in den neueren Sprachen lasse man in den ersten fünf

gerade ansteigt. Das Profil des übrigen Schwanzes ist gerade und horizontal.

Die Höhe des Leibs ist 3¼mal, nach Valenciennes 3—4mal, die Länge des Kopfs 5⅔mal in der Totallänge enthalten, oder letztere ist gleich 2½mal die Distanz der Augen genommen. Das Maul ist im Verhältniss zur Grösse des Fisches klein, in dem zum Kopfe gross genug; geschlossen steht sein hinterer Winkel viel weiter nach unten, als sein vorderer Rand, so dass, obgleich bei geschlossenem Maule die Kinnladen gleich lang sind, bei geöffnetem der Unterkiefer den obern weit überragt. Die seitliche Maulspalte ist also viel schiefer gerichtet, als dies bei *rutilus* der Fall ist, und das Maul des *erythrophthalmus* nähert sich dem der Karausche. Die Schnauze ist abgerundet. Der Durchmesser des Augs ist über 4mal in der Kopflänge enthalten, und etwas kleiner, als die Entfernung des Augs von der Schnauzenspitze. Die Pupille ist nahezu rund.

Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen mit 16 Strahlen und beinahe geradem Rande sind so lang als die Dorsalis hoch ist, aber länger als die Bauchflossen; diese, mit 8—9 Strahlen und wenig convexem Rande, sind länger als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse steht um ½ ihrer Länge hinter der Insertion der Ventrales; vom Kopfe ist sie viel weiter entfernt, als von der Schwanzflosse; 11—12 Strahlen; mit oberem geradem Rande.

Die Afterflosse ist länger aber niedriger als die Dorsalis, welcher sie übrigens in der Form sehr gleicht; ihr unterer Rand ist beinahe gerade. 14 Strahlen.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen hat einen starken Ausschnitt.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, steil gegen den Bauch hin ab, und verläuft dann bis zum Anfange des Schwanzes unter der Mittellinie des Leibs ziemlich parallel dem Bauchrande. Auf dem Schwanze ist ihr Verlauf ein gerader. Sie besteht aus 40—42 Schuppen, welche eine markirte punktförmige Erhaben-

heit zeigen, und nur selten da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt haben.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs finden sich über der Seitenlinie 8, unter ihr 4—5 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist die 20. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe liegt etwas vor dem Anus.

Die Schuppen sind gross; die Mittelschuppe ist um die Hälfte grösser, als das Auge.

Farbe. Der Rücken ist dunkelsaftgrün, die Seiten mattsilberig mit etwas bläulichem Schimmer, Bauch weiss. An den Seiten sind die membranosen Fortsätze, welche zwischen den Schuppen hervorragen, wie der Rücken gefärbt. Rücken- und Schwanzflosse sind von der Farbe des Rückens, roth angeflogen, Brustflossen gelblich, Bauch- und Afterflossen intensiv dunkelroth. Die Iris ist rothgelb mit Goldglanz.

Von der vorhergehenden Art und allen ihren Verwandten unterscheidet sich *L. erythrophthalmus* durch seine Schlundkieferzähne, welche in zwei Reihen stehen, in der äussern 4, in der innern 2 kleinere. Alle sind stark sägeförmig eingeschnitten, lang, schmal, lanzettartig.

Skelett. Der Schädel zeigt mit dem des *rutilus* die grösste Aehnlichkeit, ist aber oben leicht ausgeschweift, während der des *rutilus* etwas convex ist. Es finden sich 21 Rumpf- und 18 Schwanzwirbel; die Länge der grössten Rippe ist in der Wirbelsäule, die fächerartige Ausbreitung des letzten Schwanzwirbels nicht in Rechnung gebracht, $3\frac{3}{4}$mal enthalten, die Länge des grössten Dornfortsatzes in der Länge der grössten Rippe $2\frac{1}{3}$mal. Sonst finde ich keine Abweichung von dem Skelette des *rutilus*.

Dieses Rothauge wird gegen 1′ lang und ist im grössten Theile von Deutschland, da es sich stark vermehrt, sehr häufig zu finden, nach Bloch in Seen und Flüssen mit sandigem Grunde. Um so auffallender ist seine Seltenheit im Neckar: zwar wird es von Schübler*) als Neckarfisch bezeichnet, es könnte dies aber auf

*) In Memminger's Beschreibung von Württemberg. 1. Auflage Stuttgart 1820, p. 234.

einer Verwechslung mit *L. rutilus* beruhen. Ich wenigstens habe noch nie ein Exemplar aus dem Neckar mir verschaffen können, am ehesten dürfte dieser Fisch noch in den Altwassern zu finden sein.

Abramis Cuv.

Die Bauchflossen sitzen weit hinter den Brustflossen, Afterflosse länger als hoch.

Abramis bipunctatus. *)

Cyprinus bipunctatus Bloch, t. 8. f. 1 (ein schlechtes Bild, die Schuppen viel zu klein).
Jurine, pl. 14.
Aspius bipunctatus Agass.
Leuciscus bipunctatus Val.

Breit-Bleck. Éperlan.

Beide Kinnladen gleichlang; Afterflosse 16—18 strahlig.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, etwas breit, wie der eines jungen Rothauges, dabei aber zugleich ein wenig in die Länge gestreckt, doch weniger als der des verwandten *alburnus*. Von oben und von unten ist er schmal. Der Rücken steigt vom Kopfe bis zur Rückenflosse in ziemlich gleichmässiger Curve an, und senkt sich hinter ihr in gerader Linie bis zur Caudalis. Das untere Profil bildet vom Kopfe bis zum Ende der Afterflosse eine starke convexe Linie.

Die Höhe des Leibs ist etwas über 4mal in der Totallänge enthalten, bei jüngern Individuen ist der Körper jedoch niedriger, bei einem Exemplar fand ich sogar das Verhältniss der Höhe zur Länge = 1 : 5¼.

Die Länge des Kopfs ist über 5mal in der Totallänge

*) Wenn ich diese und die folgende Art nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, zu den *Leuciscus*, sondern zu *Abramis* stelle, so thue ich es, weil die dem Geschlechte *Abramis* von Cuvier gegebenen Charaktere vollkommen auf diese Arten passen. Valenciennes stellt jedoch die Brachsen überhaupt unter das Geschlecht *Leuciscus*.

enthalten, oder sie ist gleich der 3fachen Distanz der Augen. Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt, und ziemlich weit nach hinten gespalten; Ober- und Unterkiefer sind gleich lang, bei geöffnetem Maule steht aber der letztere vor. Der Durchmesser des Auges ist nicht ganz ¼ der Kopflänge und gleicht der Entfernung des Auges von der Schnauzenspitze. Die Pupille ist nahezu kreisrund.

Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen mit sehr wenig convexem Rande haben meist nur 14, selten 15—16 Strahlen, und sind so lang oder etwas kürzer als die Dorsalis hoch ist, aber länger, als die Bauchflossen. Diese, abgerundet, mit sehr convexem Rande und 9—10 Strahlen sind so lang oder etwas kürzer als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse, welche viel, oft um das Doppelte höher als lang ist, steht hinter den Ventrales, vor der Analis; ihre Entfernung vom Kopfe ist bald bedeutender, bald gleich, bald geringer, als von der Schwanzflosse; sie hat einen obern geraden Rand und 11 Strahlen.

Die Afterflosse, deren Länge beinahe der Höhe der Dorsalis gleichkommt, hat einen untern geraden Rand und 16—18 Strahlen.

Die Schwanzflosse mit einem Ausschnitt und 19 Strahlen.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, in gerader Linie sehr steil gegen den Bauch hin ab, macht über den Ventrales einen Winkel, und verläuft weit unter der Mittellinie des Leibs gerade bis zur Schwanzflosse. Ihr Winkel ist vom Rücken noch einmal so weit entfernt als von der Bauchseite. Sie besteht aus 44—49 Schuppen, deren längliche Erhabenheiten nicht besonders stark markirt sind, und welche meist da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt zeigen.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich über der Seitenlinie 9—10, unter ihr 3—4 Reihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 22. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt gerade über den Anus.

Die Schuppen sind ausserordentlich zart und dünn,

höher als lang; im Verhältniss zur Grösse des Fisches gross genug, in dem zu dem grossen Auge aber klein; die Mittelschuppe bedeckt nur die Pupille und den sie umgebenden gelblichen Ring. Sie sind nicht so regelmässig gebaut und angeordnet, wie bei den andern *Cyprinus*.

Farbe. Rücken bräunlichgrün, metallisch glänzend, Seiten silberig mit gelblichem Schimmer; auf der Gränze zwischen diesen beiden Färbungen findet sich eine glänzende Binde, welche durch viele schwarze Pigmentflecken bezeichnet ist; die untere Seite weiss. Wenn nach dem Tode der Fisch abtrocknet, kommen auf jeder Schuppe der Seitenlinie an den Erhabenheiten schwarze Punkte, welche durch viele Pigmentfleckchen zusammengesetzt sind, zum Vorschein.*) Die Basis der untern Flossen gelb, seltener auch die der Rückenflosse. Iris oben von der Farbe des Rückens, unten silberig; um die Pupille ein gelblicher Ring.

Grösse. Höchstens 5—6″.

Auf jeder Seite finden sich 2 Reihen Schlundkieferzähne. Die äussere Reihe besteht aus 4—5 Zähnen, welche an der Spitze stark gekrümmt, und von denen einige etwas gezahnt sind. Die innere besteht aus 2 viel kleinern. An der Platte gegen welche sie wirken, kann man eine vordere grössere, doppelherzförmige, mit der Spitze nach vorne gekehrte Abtheilung und ein hinteres kleineres rundliches Stück unterscheiden.

Skelett. Ich finde am Schädel keine Abweichung von dem des *A. alburnus*, es ist aber das Ethmoidalbein viel breiter, als bei diesem und der bei *alburnus* an der Symphyse beider Unterkieferknochen bemerkliche Höcker fehlt. Dem Rumpfe gehören 18, dem Schwanze 22 Wirbel an, im Ganzen habe ich nie weniger als 38 gezählt. Valenciennes gibt 33 Wirbel und 15 Rippen an, was er wahrscheinlich von Bloch entlehnt hat. 13—14 Rippen.

Nahrung. Dieses kleine Fischchen gehört schon zu den Raubfischen seiner Familie, welche sich durch eine vorstehende Unterkinnlade auszeichnen; es ist ausserordentlich gefrässig, und nährt sich weniger von Vegetabilien, als von Insekten,

*) Die von Bloch und Voigt angegebene rothe Färbung der Seitenlinie findet sich bei unsern Exemplaren nicht.

Regenwürmern, kleinen Conchylien, Laich von *Limnaeus*, sogar Vogelexcremente verschluckt er. Gewiss wird er auch der andern Fischbrut nachtheilig, welcher Schaden sich jedoch ausgleicht, da er häufig genug andern Fischen zur Beute wird.

Entozoen habe ich in der kältern Jahreszeit nie in ihm bemerkt.

Der Bleck laicht im Juni, und legt sehr viele Eier, weshalb er auch einer der häufigsten Fische des Neckars ist. Schaarenweise schwimmt er mit *A. alburnus* nahe an der Oberfläche des Wassers, besonders gerne an ruhigen Stellen, über denen ein starker Zug des Wassers, der ihm immer neue Nahrung zuführt, sich findet. Auch beisst er gierig an den an der Angel befestigten Wurm. Gegessen wird er nicht.

Abramis alburnus Nilsson.

Cyprinus alburnus L.
Bloch, t. 8. f. 4 schlecht.
Meidinger, t. 30.
Jurine, pl. 14.
Yarrell, (p. 368) a. 419.
Fries och Ekström, pl. 51.
Aspius alburnus. Bonaparte, Fauna ital. bildet ihn zu hoch und mit zu kurzer Afterflosse ab.
Leuciscus alburnus Val.

Silberling, Lang-Bleck. Ablette. Bleak.

Oberkiefer kürzer als der untere; Afterflosse 18—22strahlig.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, sehr schmal und in die Länge gestreckt, von oben erscheint er schmal, von unten noch schmäler, und von den Bauchflossen bis zum Ende der Analis scharfkantig.*) Der Rücken setzt sich vom Kopfe etwas ab, und verläuft bis zur Dorsalis in einer äusserst schwachen Curve, beinahe gerade, von da an senkt er sich nur unbedeutend, in gerader Linie bis zur Schwanzflosse. Das untere Profil vom Kopfe bis zum Ende der Analis ist dagegen ziemlich gebogen.

*) Auch dies zeigt die Verwandschaft mit *Abr. blicca* und *brama*.

Die Höhe des Leibs ist meist etwas über 5¼mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfs 5⅔mal, oder diese ist gleich 3½mal die Distanz der Augen genommen. Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt, seine seitlichen Ränder steigen schief von hinten und unten nach vorne und oben. Der Unterkiefer, länger als der obere, hat vorne eine Andeutung eines wulstigen Hackens, welche in eine Vertiefung des Oberkiefers passt. Der Durchmesser des grossen Auges ist nahezu gleich der Entfernung desselben von der Schnauzenspitze und 3½—4mal in der Länge des Kopfs enthalten. Die Pupille ist beinahe kreisrund.

Der äussere membranose Opercularrand ist stark entwickelt.

Die Brustflossen mit 15—16 Strahlen und wenig convexem Rande, sind länger als die Dorsalis hoch ist, und noch länger, als die Bauchflossen. Diese mit 9—10 Strahlen und convexem Rande sind länger als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse, deren Höhe die eigene Länge weit übertrifft, steht weit hinter den Ventrales, das hintere Ende ihrer Insertion fällt noch auf das vordere der Afterflosse; ihre Entfernung vom Kopfe ist schon auf den ersten Blick eine bedeutendere, als die von der Schwanzflosse. Nur einmal fand ich 9, sonst immer 10 Strahlen, und zwar war der bei den Cyprinoiden sonst gewöhnliche rudimentäre Stachel nicht bemerkbar. Der erste Strahl ist um ⅔ kleiner, als der zweite höchste.*) Der obere Rand dieser Flosse ist gerade.

Die Afterflosse, deren Länge meist die Höhe der Dorsalis übertrifft, hat einen untern etwas schlangenlinienförmigen oder beinahe geraden Rand und 18—22**) Strahlen.

Die Schwanzflosse mit einem Ausschnitt und 19 Strahlen; ihr oberer Lappen ist oft kürzer als der untere.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt in einem Bogen gegen die Bauchflossen hin ab, steigt in demselben Bogen wieder in die Höhe,

*) Ekström (Fische v. Mörkö p. 54) schweigt sogar von dem ersten, der um ⅔ kleiner, als der zweite ist, und zählt nur 9 Strahlen.

**) Der bei Angabe der Differenzen in der Zahl der Flossenstrahlen so genaue Gronovius gibt als Minimum für die Afterflosse 20 an.

und verläuft dann auf dem Schwanze unter der Mittellinie gerade bis zur Caudalis. Sie besteht aus 48—51 Schuppen, deren Erhabenheiten vorne stärker markirt sind, als hinten, und von welchen einige da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen seichten Ausschnitt zeigen.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs zählte ich über der Seitenlinie 8, selten 9, unter ihr 4, seltener 3 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 28. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt auf den Anfang der Afterflosse.

Die Schuppen sind sehr zart und dünn, gehen auch sehr leicht ab; sie sind im Verhältniss zur Grösse des Fisches gross genug, höher als lang; die Mittelschuppe bedeckt ½ des Auges.

Farbe. Rücken grün, metallisch glänzend; die Seiten vom reinsten Silberglanze, selten mit vereinzelten schwarzen Pigmentflecken. Die Flossen ungefärbt; Iris silberig, manchmal gelblich angeflogen, oben etwas dunkel pigmentirt.

Grösse. Höchstens etwas über 7″ lang.

Auf jeder Seite finden sich 2 Reihen Schlundkieferzähne; die äussere besteht aus 5 lanzettförmigen Zähnen, welche an ihrer Spitze mit einem Hacken versehen und beinahe in ihrer ganzen Länge gezahnt sind; in der innern 2 viel kleinere Zähnchen. An der obern Platte lässt sich eine vordere grössere, doppelherzförmige, etwas rauhe, mit der Spitze nach vorne gewendete Abtheilung und ein hinteres kleineres, rundliches Stück unterscheiden.

Obgleich das Skelett dieses Fisches sehr wenig und ganz unwesentliche Abweichungen von dem seiner Verwandten zeigt, so bemerke ich doch einiges, wodurch er sich von der vorhergehenden und der folgenden Art unterscheidet. So unbedeutend diese Differenzen erscheinen mögen, so habe ich sie doch immer constant gefunden. Vor allem macht sich der Unterkiefer bemerklich vor dem der andern *Cyprinoiden* (mit Ausnahme der *Aspius* Agassiz) durch seine Stärke; gegen die Symphyse beider seitlichen Knochen ist er ein klein wenig aufwärts gebogen und nach unten und vorne verlängert er sich in einen kleinen Höcker.

Der Schädel erscheint von oben lang, hauptsächlich wegen des verlängerten Ethmoidalbeins, das zur Bildung der Nasenhöhle einen tiefen halbmondförmigen Ausschnitt an seinen beiden Seiten zeigt, an seinem schmalsten Theile nur halb so breit, an seinem breitesten immer noch schmäler, als lang ist. Die 3 Infraorbitalknochen, welche den Jochbogen bilden, sind ausserordentlich schmal und lang gestreckt, der hintere ist 4mal so lang als breit. Das Zungenbein ist ein gleichmässiger langer Stiel. Der *alburnus* ist viel mehr in die Länge gestreckt, als der *bipunctatus*, und die Zahl der Wirbel ist bei ihm vergrössert, auffallenderweise aber nur die der Rumpfwirbel.

Ich zähle am Rumpfe 20—22, am Schwanze 22 Wirbel, 15—16 Rippen. Der Radius ist eine sehr breite und dünne Platte; die Platten beider Seiten legen sich mit ihrer Fläche an einander. Das Os innominatum ist bis auf die Hälfte gespalten.

Die Weichtheile zeigen nichts besonderes.

Nahrung. Der Silberling ist ausserordentlich gefrässig und auch durch seinen aufwärts über den Oberkiefer auslaufenden Unterkiefer dem Raubfische unter unsern Cyprinoiden, dem *C. aspius* nahe verwandt; er nährt sich beinahe ausschliesslich von animalischen Substanzen, und wird der Brut anderer Fische gefährlich und darum schädlich.

Von Entozoen fand ich während des Herbstes häufig in ihm *Echinorhynchus proteus*, nicht nur im Darmkanal, sondern einmal sogar im Ovarium.

Seine Laichzeit hängt von der Temperatur ab, sie kann schon im Frühjahr beginnen, sich aber auch bis zum Anfange des Sommers verzögern; der Rogen wird auf Steine abgesetzt. Er findet sich im Neckar ausserordentlich häufig und in keinem andern Flusse wird er eine bedeutendere Grösse erreichen. Wie die vorige Art schwimmt er gerne bei Sonnenschein an der Oberfläche des Wassers, und ist stets in Gesellschaft von dieser und seines gleichen zu finden. Ebenso gierig beisst er an die Angel, daher schon Ausonius V. 126 von ihm sagt:

Quis non — Tincas
Norit, et Alburnos praedam puerilibus hamis?

Nutzen kann nicht viel von ihm gezogen werden; sein

Fleisch wird nicht gegessen, soll aber eine Lieblingsnahrung der Hechte und Barsche sein, daher er als Köder für diese gebraucht wird. Bekannt ist, dass in Frankreich seine mit silberglänzender Substanz überzogenen Schuppen zur Fabrication falscher Perlen benützt wurden.

Wir kommen nun zu der Beschreibung eines Fisches, welcher zwar dem Habitus nach so sehr dem *alburnus* gleicht, dass man ihn nur für ein ausserordentlich grosses Exemplar dieser Art halten könnte, welcher aber durch die viel geringere Länge seiner Afterflosse sich in so auffallender Weise von jenem unterscheidet, dass ich keinen Anstand nähme, ihn als besondere Art zu bezeichnen, wenn ich ihn durch seine verschiedenen Altersstufen hätte verfolgen können. So aber erhielt ich nur 4 Exemplare, welche ihrer Grösse nach nur durch das Alter eines Jahres verschieden waren, und unter nahezu 100 beobachteten Silberlingen fand sich nie ein jüngeres Individuum mit einer kurzen Afterflosse.

In der histoire des poissons von Valenciennes finde ich einen Fisch, welcher dem Maas- und Moselgebiete angehört, und wegen der kurzen Afterflosse ebenfalls als eigene Art unter dem Namen *Leuciscus dolabratus* von Hollandre unterschieden wurde; ob er identisch mit dem unsrigen ist, wage ich nach seiner kurzen Beschreibung nicht zu entscheiden. Die angegebenen wesentlichen Merkmale würden auf unsern Fisch passen.

Abramis —
alburni varietas ?
Leuciscus dolabratus Hollandre.

Silberling in Tübingen.

Oberkiefer kürzer als der untere. Afterflosse 14—15strahlig.

Der Körper dieses Fisches ist von der Seite betrachtet, schmal und in die Länge gestreckt, von oben ist er etwas breit, von unten schmal und von den Bauchflossen bis zum Ende der Analis scharfkantig. Der Rücken setzt sich vom Kopfe etwas ab und biegt sich in einer sehr schwachen Curve bis zur Rücken-

bis ſechs Lektionen den Text in der Schreibſchrift vorleſen, leſen und dann nachahmen.

Man legt alſo, um ein Beiſpiel an der lateiniſchen Sprache zu geben, den Schülern die Epitome historiae sacrae vor, ſagt ihnen den erſten Satz vor, läßt ihn wiederholen, überzeugt ſich durch Prüfung, daß ſie alle Wörter, Sylben und Buchſtaben unterſcheiden. Die Schüler ſuchen nach der ihnen vorgelegten Schreibſchrift die erſte Zeile nachzuahmen, und ſchreiben dieſe immer wieder durch, bis ſie ganz der Vorlage entſpricht. Der Lehrer unterſucht das Geſchriebene und läßt die Schüler durch Vergleichung ſelbſt angeben, welche Buchſtaben ſie noch nicht vollkommen entſprechend nachgebildet haben. Es iſt beſondere Pflicht des Lehrers, gleich in den erſten Stunden darauf zu halten, daß die einzelnen Schriftzeichen ſchön nachgebildet werden, damit die Schüler bald ſchön ſchreiben lernen; denn dazu gehört bloß, wie Jacotot ganz richtig ſagt, daß ſie eine einzige Zeile ſchön ſchreiben können, weil die meiſten Buchſtaben des Alphabets darin vorkommen werden. Iſt der erſte Satz memorirt, ſo geht man zum zweiten Satze über; man läßt dann wiederholen und fügt den dritten Satz hinzu. Der Schüler wiederholt und ſchreibt wieder von vorn. Der Lehrer prüft, ob derſelbe nicht etwas vergeſſen habe. Er läßt die Orthographie der Wörter aus dem Kopfe repetiren. Sind etwa zwei Seiten auswendig gelernt, ſo ſind die Leſeübungen geſchloſſen. Die Schüler fahren mit dem Auswendiglernen fort und ſchreiben abwechſelnd nach der Vorlage aus dem Gedächtniß. Hier gibt Profeſſor Hoffmann eine ſehr zu beherzigende Regel für den Schreiblehrer: „Laſſe wenig, aber dies Wenige mit Aufmerkſamkeit ſchreiben und die Vorlage mit aller Aufmerkſamkeit nachbilden. Die Beobachtung dieſer Vorſchrift hat die Folge, daß deine Zöglinge in Kurzem im Schönſchreiben weiter ſeyn werden, als diejenigen, welche, ohne dieſe beſondere Aufmerkſamkeit, ganze Jahre darauf verwendet haben. Die häufige Uebung wird dann für deine Schüler nur noch bewirken, daß ſie ſpäter auch ohne beſondere Aufmerkſamkeit ſchön ſchreiben.“

2. Die deutſchen und die entſprechenden lateiniſchen Sätze oder Perioden können, wenn die Ueberſetzung nicht gegenüber gedruckt iſt, nach jedem Punktum numerirt werden, ſo daß die Schüler ſchon gleich am Anfang ſich zurecht zu finden wiſſen.

flosse. Von da an senkt sich sein Profil in einer schwach convexen Linie bis zur Caudalis. Der Bauch bildet wie bei *alburnus* vom Kopfe bis zum Ende der Afterflosse eine ziemlich convexe Linie.

Die Höhe des Leibs ist 5mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfs 5¼mal, oder diese ist gleich 3½mal die Distanz der Augen genommen.*) Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt, es hat die Gestalt, wie bei *alburnus*, und erinnert, vielleicht aber nur wegen der beträchtlichern Grösse des Fisches, noch mehr an das Maul des *C. aspius*. Seine seitlichen Ränder steigen schief von hinten und unten nach vorne und oben; der Unterkiefer ist länger als der obere und hat vorne eine Andeutung eines wulstigen Hackens, welche in eine Vertiefung des Oberkiefers passt: gerade so wie wir es bei halb ausgewachsenen Männchen des *Salmo lacustris* finden.

Der Durchmesser des Auges ist in der Kopflänge nicht ganz 5mal enthalten,**) seine Entfernung von der Schnauzenspitze beträgt 1¼ seiner Durchmesser.

Die Brustflossen mit 17 Strahlen und schlangenlinienförmigem Rande sind bald etwas länger, bald etwas kürzer als die Dorsalis hoch ist, aber um ein beträchtliches länger, als die Bauchflossen. Diese, mit 9 oder 11 Strahlen und convexem Rande sind so lang, als die Analis hoch ist.

Die Rückenflosse, welche viel höher als lang ist, steht hinter den Ventrales; das hintere Ende ihrer Insertion fällt vor den Anus; ihre Entfernung vom Kopfe ist schon auf den ersten Blick eine bedeutendere, als die von der Schwanzflosse. Sie hat 10 Strahlen, doch ist manchmal noch ein kleiner rudimentärer Stachel vor dem ersten ungegabelten halbhohen bemerkbar. Ihr oberer Rand ist gerade.

Die Afterflosse, deren Länge gleich der eigenen

*) Die wichtigsten Differenzen von *alburnus* sind mit gesperrter Schrift gedruckt.

**) Auch dies könnte als unterscheidendes Merkmal von *alburnus* bezeichnet werden, wenn nicht nach meinen Beobachtungen bei jüngern und kleinern Individuen das Auge verhältnissmässig viel grösser wäre, als bei ältern und grössern derselben Species.

Höhe oder sogar noch geringer ist, und welche um vieles kürzer, als die Dorsalis hoch ist, hat einen untern beinahe geraden Rand. Sie hat nur 14 oder 15 Strahlen.

Die Schwanzflosse hat einen Ausschnitt und 19 Strahlen, der obere Lappen ist etwas kürzer, als der untere.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, in einem Bogen gegen die Bauchflossen ab, steigt in demselben Bogen wieder in die Höhe, und verläuft auf dem Schwanze unter der Mittellinie gerade bis zur Caudalis. Sie besteht aus 45 Schuppen, deren Erhabenheiten vorne punktförmig, nach hinten zu etwas länglich sind.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs finden sich über der Seitenlinie 8, unter ihr 4 Reihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 23. der Seitenlinie und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt unmittelbar vor den Anus.

Die Schuppen sind zwar etwas fein, aber viel stärker, als die von *alburnus* und gehen nicht besonders leicht ab;*) im Vergleich mit denen von *alburnus* sind sie grösser, höher als lang; die Mittelschuppe bedeckt $\frac{1}{3}$ des Auges.

Farbe. Rücken grün, metallisch glänzend; Seiten silberig, die zwischen den Schuppen hervorragenden membranosen Fortsätze sind schwarz pigmentirt; die Flossen ungefärbt, die Iris blassgelb, oben etwas dunkel pigmentirt.

Grösse. Das kleinste Individuum, das ich bis jetzt erhalten konnte, mass 7″ 5‴, das grösste gegen 9″, eine Länge wie sie jedenfalls von *A. alburnus* noch nie beobachtet worden wäre.

Schlundkiefer. Auf jeder Seite finden sich 2 Reihen; die äussere Reihe besteht aus 5 lanzettförmigen Zähnen, welche an der Spitze mit einem Hacken versehen und beinahe in ihrer ganzen Länge gezähnelt sind; die innere besteht aus 2 viel kleineren Zähnchen. Die Gestalt der oberen Platte ist wie die bei *alburnus*.

---

*) Dies könnte jedoch auch Folge des höheren Alters sein.

Skelett. Der Schädel erscheint von oben kürzer, als der des *alburnus*. Das Ethmoidalbein nämlich, welches an den Seiten nur einen sehr flachen Ausschnitt zeigt, ist nach Verhältniss noch breiter als bei *bipunctatus*, und an seiner schmalsten Stelle höchstens eben so breit, als lang. Seine grösste Breite übertrifft seine Länge. Die Infraorbitalplatten sind breit, der hinterste höchstens noch einmal so lang als breit. 22 Rumpf-, 21 Schwanzwirbel, 16 Rippen.

Die Nahrung hat er mit *alburnus* gemein, auch beisst er ebenso gierig, wie dieser an die Angel. In seinem Darmkanal fand ich auch noch Reste von Pflaumen.

Echinorhynchus proteus erreicht in ihm eine bedeutende Grösse.

Bis jetzt habe ich diese Art nur aus dem Neckar bei Tübingen bekommen können.

Seltener oder nur in einem gewissen Theile des Neckars finden sich die hochgebauten *Abramis*.

Abramis blicca Cuv.

C. blicca und björkna L.
C. latus Gmel.
Bloch, t. 10.
Meidinger, t. 7 fälschlich als C. ballerus.
Fries och Ekström, pl. 12.
Leuciscus blicca Val.
Ekström, Fischer von Mörkö, pl. IV.
Yarrell, S. 387.
Bordelière und Harriot. *) Breamflat.

Oberkiefer überragt den untern. Afterflosse 23strahlig.

*) Ich mag nicht den von Martens angegebenen Trivialnamen „Blättle", welcher diesem Fische im Neckargebiete angehören soll, anführen, da die Fischer überhaupt keine Kenntniss von dem Fische, also noch weniger von einem Namen desselben haben. Wenigstens konnte ich nie etwas von ihm erfahren.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, ausserordentlich breit, von oben und von unten sehr schmal und seitlich zusammengedrückt; zwischen den Bauchflossen und dem Anus bildet der Bauch eine so scharfe Kante, dass die Schuppen beider Seiten nicht in einander greifen. Das obere Profil schweift sich am Kopfe sattelförmig aus; der Rücken setzt sich vom Kopfe nur wenig ab und bildet bis zur Schwanzflosse einen stark convexen Bogen, dessen höchster Punkt mit dem Anfange der Dorsalis zusammenfällt. Die Bauchlinie senkt sich anfangs hinter dem Kopfe in einem Bogen, läuft aber dann bis zur Analis gerade aus, an deren Basis sie wieder gerade ansteigt. Das Profil des übrigen Schwanzes ist gerade und horizontal.

Die Höhe des Leibs ist etwas über 3mal in der Totallänge enthalten, die Länge des Kopfs $5\frac{1}{2}$mal, oder diese ist gleich der 3fachen Distanz der Augen. Der Durchmesser des Auges ist $3\frac{1}{4}$mal in der Kopflänge enthalten.

Der erste vordere Infraorbitalknochen ist viel kleiner als das Auge. Das Maul ist im Verhältniss zur Grösse des Fisches klein, sein Mundwinkel erreicht bei weitem nicht den vorderen Rand des Auges; der Oberkiefer überragt den untern. Die Porenreihe der Seitenlinie setzt sich oben auf dem Kopfe fort, umgeht das Nasenloch, verläuft auf dem Infraorbitalring und geht oben hinter dem Auge wieder in ihren Anfang zurück.

Die Brustflossen, mit 16 Strahlen und wenig convexem Rande sind kürzer, als die Dorsalis hoch ist, aber beinahe gleich lang mit den Bauchflossen. Diese, 9strahlig, wenig abgerundet, sind etwas länger, als die Analis hoch ist; in der innern Insertionsstelle findet sich eine von den übrigen durch ihre lange Gestalt unterschiedene Schuppe.

In der Rückenflosse zähle ich 11 Strahlen, doch ist manchmal der erste rudimentäre Stachel nicht bemerkbar. Sie ist beinahe noch einmal so hoch als lang, und hat einen abschüssigen geraden obern Rand. Ihr vorderes Ende steht in der Mitte zwischen Bauch- und Afterflosse, und vom Kopfe ist sie viel weiter entfernt als von der Caudalis.

Die Afterflosse mit 25 Strahlen und unterem concavem Rande.

Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und tiefem Ausschnitte.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie weit über der halben Körperhöhe entspringt, ziemlich gerade gegen den Bauch hin ab, und verläuft gerade und unter der Mittellinie bis zur Schwanzflosse. 43—45 Schuppen, von denen einige da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt zeigen.

Querschuppenreihe. Ueber der Seitenlinie finden sich 8, unter ihr 7 Schuppenreihen; die Mittelschuppe ist ungefähr die 26. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe liegt am Anus.

Die Schuppen sind ziemlich gross; die Mittelschuppe höher als lang, bedeckt $\frac{2}{3}$ des Auges.

Farbe. Oben grünlich, die Seiten silberig; Brust- und Bauchflossen sind nach dem Alter des Fisches mehr oder weniger intensiv roth, die übrigen von der Farbe des Rückens.

Die bedeutendste Grösse ist die von 1'.

Die Schlundkieferzähne stehen in 2 Reihen, in der äussern 5, in der innern 2.

Dieser Fisch nährt sich von vegetabilischen und animalischen Substanzen; er laicht vom Mai bis Ende Juni in verschiedenen Perioden an grasigen Plätzen, wo er seinen Rogen an Pflanzen absetze. Ob er im Neckar laiche, weiss ich nicht. Er muss in diesem Flusse sehr selten sein, doch findet sich im Stuttgarter Naturalienkabinete ein Exemplar, das als daher stammend bezeichnet ist. Im obern Neckar z. B. bei Tübingen findet er sich gewiss nicht, eher mag dies noch der Fall sein im untern und in den daran stossenden Altwassern.

Abramis brama Cuv.

Cyprinus brama L.
Bloch, t. 13.
Meidinger, IV. t. 43.
Leuciscus brama Val.
Fries och Ekström, t. 53.
Yarrell, S. 382.

Brachsen, Bressem. Brème. Bream.

Oberkiefer länger als der untere. Afterflosse 27—29strahlig.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, sehr breit, oval, nur der Schwanz ist hinter der Afterflosse etwas schmal; von oben und von unten erscheint er seitlich zusammengedrückt und ausserordentlich schmal. Zwischen Bauchflossen und Anus bildet der Bauch eine so scharfe Kante, dass die Schuppen beider Seiten nicht mehr in einander greifen. Der etwas kantige Rücken steigt hinter dem Kopfe sehr steil an und bildet bis zum Anfange der Rückenflosse einen starken Bogen; von da bis zur Caudalis fällt er ziemlich steil und gerade ab. Die Bauchlinie senkt sich hinter dem Kopfe anfangs in einen Bogen; läuft aber dann bis zur Afterflosse gerade aus, an deren Basis sie gerade wieder ansteigt. Das Profil des übrigen Schwanzes ist gerade und horizontal.

Die Höhe des Leibs ist in der Totallänge 3½mal, die Länge des Kopfs 5½mal enthalten oder diese ist gleich der 3fachen Distanz der Augen. Der Durchmesser des Augs ist in der Kopflänge 4—5mal enthalten, und etwas kleiner, als die Entfernung des Augs von der Schnauzenspitze. Der erste Infraorbitalknochen ist viel kleiner als das Auge. Das Maul ist im Verhältniss zur Grösse des Fisches klein, der Mundwinkel erreicht bei weitem nicht den vordern Rand des Auges. Oberkiefer länger als der untere.

Die Porenreihe der Seitenlinie setzt sich oben auf dem Kopfe fort, umgeht das Nasenloch, verläuft auf dem Infraorbitalring, und geht oben, hinter dem Auge, wieder in ihren Anfang zurück.

Der membranose äussere Opercularrand ist nicht besonders stark entwickelt.

Die Brustflossen mit 17 Strahlen und wenig convexem Rande sind kürzer als die Dorsalis hoch ist, aber länger als die Bauchflossen. Diese mit 9 Strahlen und wenig convexem Rande sind so lang, als die Analis hoch ist. In ihrer innern Insertionsstelle findet sich eine durch ihre längliche Gestalt von den andern unterschiedene Schuppe.

Die Rückenflosse, 12strahlig, beinahe noch einmal so hoch als lang, mit oberem geradem abschüssigem Rande, ist vom Kopfe viel weiter als von der Schwanzflosse entfernt; ihr vorderes Ende steht mitten zwischen Bauch- und Afterflosse.

Afterflosse mit 27—29 Strahlen und unterem concavem Rande; Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem tiefen Ausschnitt.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie weit über der halben Körperhöhe entspringt, ziemlich gerade gegen den Bauch hin ab, und verläuft dann unter der Mittellinie gerade bis zur Schwanzflosse. Sie besteht aus 54—55 Schuppen, von welchen einige da wo sie auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt zeigen.

Querschuppenreihe. Ueber der Seitenlinie zählte ich 12 oder 14, unter ihr 8 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist die 28. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt an den Anus.

Die Schuppen sind höher als lang, die Mittelschuppe bedeckt das Auge bei jüngeren Individuen zur Hälfte, bei ältern ganz.

Farbe. Rücken bräunlichgrün, Seiten heller, messinggelb glänzend, unten weiss, nach dem Tode etwas röthlich. Die Flossen schwärzlich, Bauch- und Brustflossen etwas röthlich angeflogen.

Grösse. Der Brachsen erreicht eine beträchtliche Grösse von 2—3′ Länge und 15 Pfund Gewicht; so gross wird er aber schwerlich im Neckar gefunden werden; das grösste mir bekannte Exemplar war unter Heilbronn gefangen worden, und mass nicht ganz $1\frac{1}{2}$′; gewöhnlich fängt man Brachsen von nur 8—10″.

5 schmale, schwache Schlundkieferzähne in einer Reihe.

Von dem Skelette hat Rosenthal in seinen ichthyotomischen Tafeln eine Abbildung gegeben. Der Schädel (s. auch Yarrell S. 386) ist an seiner hintern obern Decke stark gewölbt, verschmälert sich nach hinten und setzt sich in die crista des os interparietale fort; das obere Profil des Schädels und dieser crista steigt gleichmässig an und es wird dadurch die starke Erhöhung des Rückens bedingt. Die crista des Hinterhaupts ist auf Kosten des Dornfortsatzes am zweiten Wirbel entwickelt, indem dieser im Vergleich mit andern Cyprinoiden viel schmäler ist.

Der obere Rand des Operculums ausgeschweift. Ich zähle 21 Rumpf- und 22 Schwanzwirbel; 15—17 Rippen. Die untern und obern Dornfortsätze ausserordentlich lang. 10 Interspinalknochen vor der Rückenflosse. Die Beckenknochen sind schmal.

Die Weichtheile zeigen eine etwas andere Anordnung, als bei den vorigen Arten. Der Darmkanal macht 3 Windungen und ist so lang als der Fisch; der rechte und linke Leberlappen sind nur durch einen Streifen des Parenchyms und einige Gefässstämme mit einander verbunden. Die Gestalt der Schwimmblase hat sich nach der Form des Leibs und der Bauchhöhle modificirt, sie ist seitlich etwas zusammengedrückt, die vordere Abtheilung doppelherzförmig, mit der Spitze nach vorne gewendet; die hintere ist im Verhältniss zur vordern nicht besonders gross, und wie die hintere Abtheilung der Bauchhöhle abwärts gegen den Anus gebogen, so dass die der Wirbelsäule zugekehrte Seite convex, die gegen die Eingeweide concav ist. Nach hinten läuft sie in eine Spitze aus.

Die Nahrung hat er mit dem Karpfen gemein, sie besteht vor allem in Schlamm; auch scheint er mehr von vegetabilischen Substanzen, Gras etc. als von animalischen zu leben.

Von Entozoen ist zu erwähnen der *Echinorhynchus claraeceps* und *Distoma globiporum*, einmal fand ich *Holostoma cochleariforme*.

Der Brachsen laicht zu Anfang des Sommers und setzt seinen Rogen an Wasserpflanzen ab. Seine Vermehrung ist sehr stark, und es ist der Grund davon zu suchen einmal in der grossen Zahl seiner Eier, in seiner sehr bald eintretenden

Geschlechtsreife und in dem Umstande, dass der Rogen in verschiedenen Perioden abgesetzt wird, von den ältesten nämlich zuerst, von den jüngsten zuletzt; so dass, wenn auch die eine oder andere Laiche wegen der Witterung nicht gedeiht, die andern unter um so günstigern Verhältnissen angestellt werden. Die Laichzeit des einzelnen Brachsen dauert jedoch nicht länger als 4 Tage.

Der Brachsen, obgleich er in Oberschwaben, in Seen und Flüssen und im Rheine häufig gefangen wird, schien bis jetzt dem Neckar zu fehlen. Er wird jedoch das ganze Jahr noch bei Heilbronn gefangen, und ist, da er nicht selten und manchmal in beträchtlicherer Grösse vorkommt, für die dortige Fischerei nicht ohne Bedeutung, früher noch mehr als jetzt, da er durch die Dampfschifffahrt in den Rhein oder wenigstens in den untersten Neckar zurückgescheucht wird. Ueber Heilbronn kann der Brachsen wegen der dort angebrachten Wöhrde, so wenig als der Maifisch heraufsteigen. Der Brachsen könnte ganz gewiss mit Leichtigkeit in die Weiher und Altwasser des Unterlands verpflanzt werden. Er fordert nicht mehr Pflege als der Karpfen, dagegen wäre die Anschaffung seiner Brut (etwa von Ulm) mit bei weitem weniger Kosten verbunden. Seine starke Vermehrung, sein rasches Wachsthum, sein gutes und gesundes Fleisch empfehlen ihn ganz besonders zu einem Teichfische.

Chondrostoma Agassiz.

Der Oberkiefer ist verdickt, aufgetrieben und tritt weit über das Maul hervor; auf der Unterlippe ein harter knorpeliger Ueberzug.

Chondrostoma nasus Agassiz.

Cyprinus nasus L.
Bloch, t. 3.
Meidinger, H. t. 12.
Leuciscus nasus Cuv.

Nase, Weissfisch. Nez.

Das Maul an der untern Seite des Kopfs, quer gespalten, gerade.

Der Körper ist von der Seite betrachtet, etwas schmal und in die Länge gestreckt, von oben und von unten etwas breit. Der Rücken steigt gleich hinter dem Kopfe ziemlich steil an, verläuft breit abgerundet, anfangs in stärkerem Bogen, etwas convex bis zur Rückenflosse; von da an ist sein Profil bis zur Caudalis gerade. Die Bauchlinie bildet vom Kopfe bis zum Ende der Afterflosse, besonders bei Weibchen, eine starke Curve.

Die Höhe des Leibs ist in der Totallänge enthalten bei alten Weibchen 4mal, bei alten Männchen 4½mal, bei jungen Individuen 5½mal.

Die Länge des kleinen, oben breiten und abgerundeten Kopfes ist 5⅓mal in der Totallänge enthalten, oder sie ist = 2½mal die Distanz der Augen genommen.

Das Maul liegt wegen der überragenden Oberkinnlade ganz an der untern Seite des Kopfes; seine Entfernung vom vorderen Ende der Schnauze beträgt bei Exemplaren von 1' Länge einen halben Zoll; es bildet eine beinahe gerade Spalte, welche die ganze Breite des vorderen untern Theils des Kopfes einnimmt. Die Unterlippe ist mit einer eigenthümlichen etwas hornartigen Knorpelplatte bedeckt, welche sich bei macerirenden oder in Weingeist gelegenen Exemplaren leicht abnehmen lässt.

Der Durchmesser des Augs ist in der Kopflänge 5½mal enthalten oder gleich der halben Entfernung desselben von der Schauzenspitze.

Der äussere membranose Opercularrand ist nicht besonders stark entwickelt.

Die Brustflossen mit 17 Strahlen und wenig convexem Rande sind kürzer als die Dorsalis hoch ist, und etwas länger als die Bauchflossen. Diese haben einen wenig convexen Rand, 10 Strahlen und sind nur wenig länger, als die Afterflosse hoch ist.

Die Rückenflosse, deren Höhe sich zur Länge = 3:2 verhält, steht [illegible] über oder unmittelbar hinter der Insertion der Bauchf[illegible]. Ihre Entfernung vom Kopfe ist gleich der von der Caudalis und wenn sie verschieden ist, so ist die Differenz nur eine unbedeutende. 12 Strahlen; der obere Rand gerade.

Die Afterflosse ist beinahe so lang, aber um ein Be-

Die Schüler lernen jetzt jeden Tag ein oder zwei Kapitel nebst der deutschen Ueberſetzung auswendig. Das Auswendiggelernte wird täglich von vorn repetirt. So lange noch nicht die Hälfte des Büchleins auswendig gelernt iſt, wird täglich wo möglich Alles wiederholt, dann aber täglich ſo viel davon, daß wöchentlich wenigſtens zweimal das Ganze durchrepetirt wird. Dies muß jedoch recht raſch geſchehen, daß nicht zu viel Zeit darauf verwendet wird, und die Schüler ſagen der Reihe nach her. Bei dem Herſagen müſſen die Schüler ſchon jetzt und auch ſpäter ſehr oft die Orthographie der Wörter angeben, oder aus dem Kopfe einzelne Stellen niederſchreiben, die ſie dann einander nach dem Buche durchkorrigiren. „Dieſes Auswendiglernen iſt, wie Jacotot ſagt, das allein Läſtige, das die Schüler ermüden könnte; das Uebrige iſt bloß ein Spiel. Dies iſt die einzige (reine) Gedächtnißarbeit, die man zu verrichten hat, hernach denkt man darüber nach, und die Reflexion vollendet, was das Gedächtniß begonnen hat.“

3. Sobald die Schüler einen Theil der Epitome auswendig gelernt haben (das Ganze iſt nach Jacotot in zwei Monaten memorirt, es hängt aber natürlich ganz von der Zeit ab, die man darauf verwenden will), ſo prüft der Lehrer, ob die Schüler die Sätze und Ausdrücke, ſo wie die Wörter und Sylben des Gelernten nachzuweiſen vermögen. Jacotot bemerkt hierüber Folgendes: * „Der Zögling weiß die Epitome nicht bloß, er verſteht ſie mit Hülfe der Ueberſetzung, die er in Händen hat; denn wir erklären Nichts, wir prüfen, ob der Zögling die Lektion weiß und verſteht. Man nimmt aufs Gerathewohl einen lateiniſchen Satz, den ſoll der Schüler auswendig, und ohne das Lateiniſche vor Augen zu haben, überſetzen. Die Prüfung iſt für Jedermann leicht; man braucht gar nicht gelehrt zu ſeyn, um ſie anzuſtellen. Seinerſeits kann derjenige, welcher lernt, über den Sinn der Sätze ſich nicht täuſchen, die er mit Hülfe ſeiner Dolmetſcherin, der Mutterſprache, verſteht. Ich ſage, der Zögling kann ſich nicht täuſchen. Dieſer Ausdruck wird vielleicht übel ausgelegt. Ich will nicht ſagen, ſo müſſe es geſchehen; es iſt kein Ergebniß, welches ich nach Vernunftſchlüſſen oder nach Muthmaßungen vorausſage. Ich behaupte eine Thatſache, und um mich ſelbſt zu berichtigen, ſo

* Jacotots ſämmtliche Schriften, überſ. von Kriegar, S. 165—167.

trächtlicheres niedriger, als die Dorsalis. 13, selten 14 Strahlen, der untere Rand gerade.

Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem Ausschnitt.

Die Seitenlinie entspringt etwas über der halben Körperhöhe, senkt sich in einem schwachen Bogen gegen den Bauch und verläuft unter der Mittellinie beinahe gerade bis zur Schwanzflosse. Sie besteht aus 58—60 Schuppen, deren Erhabenheiten auf den vordern Schuppen markirt und länglich, auf den hintern punktförmig sind und welche alle da, wo sie mit ihrem Rande auf die Erhabenheit der nächsten Schuppe stossen, einen Ausschnitt zeigen.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs finden sich über der Seitenlinie 9, unter ihr 6—7 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 30. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt weit entfernt vom Anus meist in die Mitte zwischen diesen und die Bauchflossen.

Die Schuppen sind klein, nahezu so hoch als lang; bei alten Individuen bedeckt die Mittelschuppe das Auge vollständig, bei jungen ist sie etwas kleiner.

Farbe. Rücken dunkel, beinahe schwarz mit grünem Metallglanze, die Seiten silberig mit vielen schwarzen Pigmentflecken; unten weiss. Rücken und Schwanzflosse von der Farbe des Rückens; die untern Flossen, bei alten Individuen auch der untere Theil der Schwanzflosse, schön intensiv roth. Um die Pupille ein citrongelber Ring; Iris oben von der Farbe des Rückens, unten silberig. Das Operculum dunkel pigmentirt. Die Spalte zwischen Kiemendeckel und Praeoperculum gelb. Bei ältern Fischen auf jeder Schuppe der Seitenlinie an der Erhabenheit ein schwarzer Flecken. — Eine sehr schöne Varietät der Nase hat kaffeebraune Schuppen, von welchen die den Rücken und den Schwanz bedeckenden am intensivsten gefärbt sind. Dabei schimmern sie in prächtigem Goldglanze, und jede Schuppe hat einen scharf abgegrenzten, silberigen Rand. Das Exemplar, welches bei Tübingen gefangen wurde, hatte auch grössere Schuppen als gewöhnlich, in der Seitenlinie 57; über und unter ihr nur 7 Längsschuppenreihen; die Mittelschuppe die 26. der Seitenlinie.

Die Nase erreicht eine Länge von 1½' und ein Gewicht von 3 Pfund.

Die 6 grossen, sehr schmalen, messerförmigen Schlundkieferzähne stehen in einer Reihe; selbst die Zahnkeime sind nicht gezahnt. Die Platte, gegen welche sie wirken, ist gross, glatt, elliptisch.

Skelett. Am Schädel ist besonders der Bau der Gesichtsknochen bemerkenswerth, wie wir ihn bei keinem andern unserer Fische finden, und welcher der äussern eigenthümlichen Form der Schnauze entspricht. Sie sind im Allgemeinen viel breiter, als bei den andern Cyprinoiden, gebaut, der Oberkiefer oben blasig aufgetrieben, der Zwischenkiefer in einem Winkel umgebogen; der Unterkiefer, von oben nach unten zusammengedrückt, biegt sich nicht in einem Bogen nach vorne allmählig um, sondern ist eckig umgeschlagen, um vorne eine gerade Fronte zu bilden; sein aufsteigender Ast ist an ihm weiter vorwärts gerückt, als bei andern Cyprinoiden. Von den Infraorbitalplatten bilden die 2., 3. und 4. den stark gebogenen Augenring; hinter ihnen liegt noch eine fünfte, durch welche sie sich am Schädel befestigen. Mit Ausnahme der ersten sind sie sehr schmal. Der Kiemendeckel verlängert sich gegen seinen Artikulationswinkel. Der hintere lange Fortsatz am Basilartheil des Hinterhaupts ist nicht, wie bei andern Cyprinoiden, seitlich zusammengedrückt, sondern von oben nach unten deprimirt, breit, spatelförmig, oben mit einer Concavität. Die Schlundkieferknochen sind, entsprechend den starken Zähnen, welche sie tragen, dick und stark gekrümmt. Das os innominatum ist über die Hälfte gespalten.

Dem Rumpfe gehören 27, dem Schwanze 21 Wirbel an; 21 Rippen, von welchen die letzten 2 nur in den Bauchmuskeln stecken.

Weichtheile. Schon der Schlundkieferapparat ist bei diesem Fische sehr entwickelt, ebenso finden wir auch, wie bei keinem andern unserer *Cyprinus*, das übrige Verdauungssystem ausgebildet. Der Darmkanal ist beinahe dreimal so lang als der ganze Fisch; er verläuft vom Schlunde in der Mittellinie der Bauchhöhle gerade bis zum letzten Drittel des Abdomens, wo

er sich nach links umschlägt und an der linken Bauchwandung nach oben steigt. Er bildet sodann eine Spirale mit 3 obern und 3 untern Windungen, und nachdem er die letzte obere Biegung gemacht hat, verläuft er ziemlich gerade zuerst etwas auf der linken Seite, dann in der Mittellinie bis zum Anus.

Von den zwei Leberlappen liegt der längste und grösste auf der rechten Seite, oben ist er von den Windungen des Darmkanals bedeckt, mit seinem untern Theile tritt er über dieselben herauf und schlägt sich um sie schief abwärts nach links herum; von seiner obern Abtheilung geht eine breite Brücke von ihm ab, welche in einem Einschnitt des rechten Testikels oder Ovariums liegt, und durch die er sich mit dem viel kürzern, aber dickern Lappen der linken Seite vereinigt. Dieser Leberlappen hat Eindrücke, worin die Windungen des Darmkanals, an denen er liegt, aufgenommen werden. Der ganze lange Darmkanal wird von der Leber umgeben.

An der obern Abtheilung des rechten Lappens ist die grosse, sehr in die Länge gezogene, hellgelbe Gallenblase befestigt. Die blutrothe, lange Milz ist in eine obere und untere zerfallen und liegt an der linken Seite des Magens. Der hintere Theil der Schwimmblase ist noch einmal so gross als der vordere und gleichmässig dick, an seinem hintern Ende sich allmählig abschnürend.

Das Peritoneum ist schwarz gefärbt.

Schon der lange Darmkanal lässt vermuthen, dass die Nase hauptsächlich auf Pflanzennahrung hingewiesen ist, doch frisst sie auch animalische Substanzen und geht an den an der Angel befestigten Regenwurm.

Ich erinnere mich nicht, je zu dieser Jahreszeit Entozoen in ihr gefunden zu haben, nicht einmal einen Echinorhynchus, welche Gattung in andern Fischen den ganzen Winter über aushält.

Das Fortpflanzungsgeschäft fällt bei der Nase in den April; sie ist einer unserer Fische, welche am bäldesten laichen, und wenn, wie dies in den letzten Jahren der Fall war, eine schlechte Witterung zu dieser Zeit lange anhält, so wird die Laiche gehemmt; es geht nicht nur vieler Rogen zu Grunde,

sondern auch die alten werden krank und stehen ab. Es wird daher in den nächsten Jahren bei uns ein Abgang in der Häufigkeit dieses Fisches fühlbar werden. Die Laiche wird gewöhnlich schaarenweise und mit der oben als *Leuciscus muticellus* beschriebenen Art angestellt. Unsere Fischer behaupten, dass die Nase in dieser Zeit stromaufwärts ziehe.

Die Nase ist ein einheimischer Fisch des Neckars, aber nur wegen ihrer Häufigkeit und beträchtlichen Grösse von Bedeutung für unsere Fischerei. Denn unter allen unsern Fischen, welche gegessen werden, hat sie das schlechteste, am meisten mit Gräten durchzogene Fleisch: doch ist sie für Leute, welche auf eine wohlfeile und massige Nahrung sehen, eine leckere Speise.

Es sind mehr anatomische, als zoologische Merkmale, welche die Grundeln von den übrigen Cyprinoiden generisch unterscheiden. Dem Flusssysteme des Neckars gehört nur eine Art an.

Cobitis Artedi.

Die Bauchflossen sitzen weit hinter den Brustflossen, der kleine zahnlose Mund ist mit vielen Bartfäden, der cylindrische Körper mit kleinen Schuppen besetzt. Wie bei den andern Cyprinoiden nur 3 Kiemenstrahlen. Die kleine Schwimmblase ist in eine knöcherne Kapsel eingeschlossen.

Cobitis barbatula L.

Bloch, t. 31. f. 3.
Jurine, pl. 2.
Yarrell, (a. 376) a. 427 nicht gut.
Fries och Ekström, t. 53.
Cuvier et Valenciennes, pl. 520.

Grundel. Loche franche. Loach or Loche.

6 Bartfäden, die Wangen glatt.

Der cylindrische Körper erscheint, von der Seite betrachtet, ausserordentlich schmal und in die Länge gestreckt, überall

beinahe gleich hoch, von oben und von unten sehr breit; seine Höhe ist in der Länge 9mal oder noch mehr enthalten, die Länge des Kopfs 6mal; oder letztere ist nicht ganz gleich der 4fachen Distanz der Augen.

Das sehr kleine Maul liegt an der Unterseite des Kopfes; die Oberlippe bildet eine Querfalte, die untere ist in der Mitte durch einen Einschnitt in zwei Abtheilungen gespalten, von welchen jede wieder eingeschnitten ist. Der Oberkiefer überragt weit den untern. Am Oberkiefer, vorne an der abgerundeten Schnauze, finden sich 4 in einer Reihe stehende Bartfäden, von welchen die 2 mittlern kleiner sind als die äussern; am Mundwinkel jeder Seite steht noch ein Bartfaden, der etwa so lang, als die grössern obern ist.

Die kleinen Augen liegen in dem Winkel, welchen die obere Fläche des viereckigen Kopfes mit der Seite bildet, und sind von der Schnauzenspitze soweit als vom hintern Rande des Kiemendeckels entfernt.

Der äussere membranose Opercularrand ist dick, aber nicht besonders stark entwickelt.

Ueber und unter dem Auge ist deutlich eine Porenreihe bemerkbar, welche als Fortsetzung der Seitenlinie zu betrachten ist.

Alle Flossen sind abgerundet und keine zeichnet sich durch Grösse u. dergl. aus. Die Rückenflosse, mit 10 Strahlen, steht über den Ventrales und ist dem Kopfe etwas näher gerückt als dem Schwanze. Afterflosse mit 8, Brustflossen mit 14, Bauchflossen mit 7 Strahlen. An der innern Insertionsstelle der letztern findet sich ein spitziger, membranoser Fortsatz. Die Schwanzflosse mit 16—17 Strahlen, ohne Ausschnitt.

Die Schuppen sind nur mit Hülfe einer stark vergrössernden Loupe oder an einem getrockneten Fische zu bemerken. Die Seitenlinie verläuft gerade, beinahe in der Mittellinie des Leibs.

Farbe. Die Grundel ist grünlich-grau, an den Seiten und auf dem Rücken mit unregelmässigen Flecken und Punkten. Von den Flossen sind beinahe immer die Rücken- und Schwanzflosse schwarz gefleckt.

Grösse. 4—5″.

Die Schlundkieferknochen tragen 8—10 Zähne in einer Reihe.

Anatomie. Der Schädel unterscheidet sich von dem der andern Cyprinoiden durch den Mangel des Jochbogens; vor dem Auge findet sich jedoch ein einziger Infraorbitalknochen. Ich zähle 39 Wirbel, von welchen 16 dem Schwanze angehören, und 15 Rippen. Am zweiten und dritten Wirbel sind seitlich zwei knöcherne Blasen angebracht, in welchen die doppelte Schwimmblase liegt (s. Rosenthal's ichthyotom. Tafeln t. X. f. 8. und Yarrell, s. 431.). Die seitlichen Blasen sind durch eine querlaufende Röhre mit einander verbunden. Beide Abtheilungen der Schwimmblase liegen also nicht hinter einander, sondern neben einander; übrigens stimmt die Einrichtung der Schwimmblase doch dadurch mit der der Cyprinoiden überein, dass sie durch einen feinen Kanal mit der Speiseröhre communicirt.

Am Verdauungsapparat ist deutlich der sackartige Magen von dem beinahe gerade verlaufenden Darmkanale zu unterscheiden. Von der Leber steigt ein grösserer, mit Einschnitten versehener Lappen ziemlich in der Mittellinie der Bauchhöhle herab, ein viel kleinerer schmaler liegt auf der linken Seite. Die Nieren sind verschmolzen und ragen in die Bauchhöhle herein; ein kleines Stück der Niere liegt noch über der Brücke, welche die beiden Schwimmblasen mit einander verbindet.

Die Grundel nährt sich ausschliesslich von animalischen Substanzen, Insekten, Würmern. Von Entozoen fand ich den Echinorhynchus clavaeceps und im März Distoma globiporum. Sie laicht bei warmer Witterung bis in den August und setzt ihren feinen Rogen auf Steine ab. Ihre Vermehrung ist eine sehr starke; daher sie auch im ganzen Neckar und seinen Zuflüssen, aber nur auf steinigem oder sandigem Grunde häufig angetroffen wird. Da die Grundel eines frischen, klaren Wassers bedarf, so hält sie sich nur an strömenden Stellen auf. In einem stillen Wasser oder in einem Gefässe steht sie bald ab; doch gelang es mir, kleine Individuen in einem grossen Fischkolben Winters mehrere Tage zu erhalten. Nimmt man sie aus dem Wasser, so lassen sie oft einen schnurrenden Ton hören.

Es kann derselbe nicht durch Ausströmen von Luft aus der Schwimmblase erklärt werden, weil zwischen der Schwimmblase und der umhüllenden knöchernen Kapsel ein luftleerer Raum entstünde. Auch habe ich diesen Ton bei *Cottus gobio* bemerkt, der gar keine Schwimmblase besitzt.

Die Grundel wird häufig mit einem besondern engmaschigen Hamen, dem Grundelhamen, gefangen, da sie wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches gesucht ist.

Esox Artedi.

Die Bauchflossen stehen weit hinter den Brustflossen. Schnauze lang, breit, stumpf, niedergedrückt. Zähne im Zwischenkiefer, auf dem Vomer, den Gaumenbeinen, der Zunge, den Schlundkiefern, den Kiemenbögen und im Unterkiefer. Die Rückenflosse steht der Afterflosse gegenüber. Keine Fettflosse.

Esox lucius L.

Bloch, t. 32.
Meidinger, t. 10.
Jurine, pl. 15.
Fries och Ekström, pl. 10.
Yarrell, s. 434.

Hecht. Brochet. Pike.

Der Körper erscheint, von der Seite betrachtet, schmal und langgestreckt und bis hinter die Afterflosse beinahe gleich hoch, von oben breit und platt, von unten schmäler; sein Profil ist beinahe gerade. Die Höhe beträgt nur $\frac{1}{7}$ oder $\frac{1}{8}$ der Totallänge. Die Länge des Kopfs ist gleich der doppelten Körperhöhe oder gleich der 5fachen Distanz der Augen. Die breite, spatelförmige Schnauze ist vom übrigen Kopfe nicht abgesetzt; der ausserordentlich grosse Rachen erreicht nach hinten beinahe den vordern Rand des Auges. Der lange Unterkiefer überragt den obern und biegt sich über denselben aufwärts. Das Auge liegt oben an der Stirne, in der Mitte des Kopfes. Die Seiten des Kopfes sind über dem Kiemendeckel und an den Wangen

beschuppt. Zwei Reihen weit aus einander stehender Poren verlaufen oben auf dem Kopfe, eine weitere auf der untern Seite des Unterkiefers und auf dem Praeoperculum.

Flossen. Die Länge der kleinen Brustflossen, mit 16 Strahlen, beträgt nur den dritten Theil der Kopflänge. Ebensolang sind die Bauchflossen, welche etwas vor der Mitte des Leibs stehen und 10—11 Strahlen haben. Die Rückenflosse ist weit nach hinten gerückt, so dass ihre Entfernung von der Schwanzflosse nur $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ der Entfernung vom Kopfe beträgt. Sie ist von viereckiger Gestalt, so hoch als lang und hat 20 Strahlen, von welchen die ersten 6 oder 7 ungegabelt sind und bis zum achten an Grösse zunehmen. Gerade unter ihr beginnt die Insertion der Afterflosse, welche abgerundeter als die Dorsalis und höher als lang ist; sie hat 18 Strahlen, von welchen die ersten 7 ungegabelt sind und bis zum achten an Länge zunehmen. Die Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem Ausschnitt. — Die zusammengerückte Stellung der vertikalen Flossen auf den hintern Theil des Leibes verleiht dem Hechte die Fähigkeit, schnelle und starke Bewegungen nach vorwärts zu machen

Die Schuppen sind klein, stecken zum grössten Theile unter der Haut, länger als hoch und bedecken ungefähr die Pupille. Die Seitenlinie ist kaum zu bezeichnen, sie verläuft gerade und besteht aus 120—130 Schuppen. In der Querschuppenreihe zähle ich 26—30 Schuppen. Viele Schuppen sind tief eingeschnitten.

Farbe. Der Hecht ist graulich-grün, gegen den Rücken dunkler, gegen den Bauch heller; an den Seiten grosse, unregelmässige, hellere Flecken; unten weiss. Die unpaaren Flossen gelblich mit dunklen Flecken, die paarigen hell einfarbig.

Grösse. Der Hecht würde im Neckar eine beträchtliche Grösse erreichen, wenn er sich nicht immer nur an bestimmten, ihm zusagenden Orten aufhielte, welche den Fischern bekannt sind, so dass er leicht eine Beute seiner Verfolger wird. Er wird höchstens bis zu 4 Pfund schwer gefangen.

Von dem Skelette des Hechtes hat Valenciennes eine genügende Beschreibung und Rosenthal (Ichthyotom. Tafeln

t. 7) eine Abbildung *) gegeben. — Der Schädel ist oben platt, nach vorne in die Länge gestreckt, was von den ausserordentlich verlängerten Gesichtsknochen, welche die Hälfte der Kopflänge ausmachen, herrührt. Zur Bildung der breiten Schnauze trägt der bis zu ihrem vordern Rande vorgeschobene Sparren des Pflugschaarbeins das Meiste bei. Zu seinen beiden Seiten liegen die kleinen, mit schwachen, hechelförmigen Zähnen besetzten Zwischenkieferknochen. Ganz an die Seite gerückt ist der säbelförmige, zahnlose, nach hinten frei sich endigende Oberkiefer; er trägt an seiner hintern Hälfte noch einen schmalen, länglichen Knochen. Der Infraorbitalbogen ist aus 4 Knochen zusammengesetzt, von welchen der vordere, wie überhaupt die Gesichtsknochen, ausserordentlich in die Länge gezogen ist; er trägt zur Bildung des Jochbogens mehr bei, als wir dies bei den Cyprinoiden gefunden haben, doch erstreckt er sich nicht so weit nach hinten, als nach vorne. Wie bei den Cyprinoiden findet sich beim Hecht ein os supraorbitale. Die Zahl der Kiemenstrahlen wechselt, oft bei demselben Individuum, von 14—16. Bei einem Exemplar fand ich auf einer Seite nur 11, auf der andern 16. — Die Wirbelsäule zeigt einen sehr starken Bau, was den Fisch zu seinen kräftigen, durch den starken Schwanz hervorgebrachten Bewegungen und Angriffen geschickt macht. Ich zähle am Rumpfe 39, am Schwanze 21 Wirbel; die obern Dornfortsätze der dem Kopfe zunächststehenden Wirbel sind stark, breit und fest mit einander verbunden; nach hinten werden die Dornfortsätze immer schmaler. Die Rippen, 38 an der Zahl, sind im Verhältniss zur Grösse des Fisches und zur Massenhaftigkeit der Wirbel auffallend klein. — Von den Knochen des Schultergürtels zeichnet sich besonders der Oberarm aus, der eine lange, dünne, halbmondförmige, am concaven Rande abgerundete und dicke, am convexen schneidende und dünne Knochenplatte bildet. Das os innominatum ist nach demselben Typus gebaut; es ist ungegabelt, gerade, dünn, am äussern Rande abgerundet und dick, am innern schneidend und dünne.

Weichtheile. Der Magen, welcher bis in die Mitte der

*) Die jedoch Vielen zu wünschen übrig lässt.

Bauchhöhle hinabsteigt, setzt sich kaum vom übrigen Darmkanal ab. Dieser macht 2 Windungen und seine Länge ist um $\frac{1}{4}$ bedeutender als die des Körpers. Die einfache, ungelappte Leber liegt an der linken Seite, und an ihrer obern Abtheilung befestigt sich die Gallenblase. Die dreieckige Milz von dunkelrother Färbung liegt in der Nähe des Pylorus. Die grosse einfache Schwimmblase erstreckt sich längs der ganzen Bauchhöhle, an deren Wandungen sie angewachsen ist, so jedoch, dass sie leicht abgelöst werden kann; durch einen kurzen Kanal communicirt sie mit dem Schlunde. Die Nieren, anfangs dünne, vereinigen sich nach hinten zu einem dicken Lappen.

Der Hecht ist der gefrässigste Raubfisch des Neckars, indem er keines andern Fisches, den er überwältigen und verschlingen kann, selbst seiner eigenen Art nicht, verschont. Auch Frösche, Mäuse, Ratten, kleine oder junge Wasservögel, Aas werden gierig von ihm ergriffen. Sogar ausserhalb des Wassers schnappt er nach einem vorgehaltenen Gegenstande oder der Hand.

Seine Laichzeit fällt in den Anfang des April und währt nur einige Tage. Der Rogen wird nicht auf den Grund, sondern an Hecken, Gesträuche etc. abgesetzt. Wie überhaupt der Hecht vereinzelt lebt, so stellt er auch seine Laiche nie schaarenweise an; meist findet sich nur ein Paar zusammen, höchstens 2—3 Männchen bei einem Weibchen. Jene sind immer viel kleiner als dieses, und sind auch vielleicht bälder geschlechtsreif. Er legt ausserordentlich viele Eier und würde sich bei genügender Nahrungsmenge und einer weniger starken Verfolgung sehr stark vermehren.

Der Hecht liebt ein stilles Wasser mit weichem Grunde und grasigem Ufer: daher hat er sich auch besonders in die Altwasser zurückgezogen, wo er häufig angetroffen wird. Da er sehr schnell wächst, so werden schon zweijährige Individuen, welche sich noch nicht einmal fortgepflanzt haben, gefangen und verkauft. Wegen seines zähen Lebens kann man ihn weit zum Versetzen transportiren. Er ist wegen seines Fleisches sehr geschätzt und kann nur als ein sehr nützlicher Fisch bezeichnet werden; denn der Schaden, welchen er durch seine Nahrung

erkläre ich, der Zögling wird alle Sätze seines Buches verstehen, und nie einen mit dem andern verwechseln. Zwei Stücke sind in Betracht zu ziehen: die Nothwendigkeit, auswendig zu lernen, und das Ergebniß dieser Arbeit. — Das Ergebniß dieser vorbereitenden Arbeit ist unermeßlich. — Ein Mensch, der die Epitome weiß, spricht Lateinisch, mag es gut oder schlecht seyn, und er studirt doch erst zwei Monate. Er kann nicht nur sprechen, sondern er versteht, was man ihm sagt, wahrscheinlich, weil er die Epitome aus Aller Mund vernimmt, wie sie täglich wiederholt wird, so von Andern, wie von ihm selbst. — Vielleicht enthält die Epitome die ganze lateinische Sprache, und man kann mit den dort befindlichen Zeichen Alles sagen, was man denkt. — Wenn ihr die Epitome inne habt, so versteht ihr Lateinisch.“ Zuvörderst prüft also der Lehrer, ob die Schüler die Sätze der fremden Sprache und ihre Uebersetzung nicht verwechseln. Er fängt z. B. mit einem Wort eines Satzes, selbst aus der Mitte desselben an, und der Schüler muß fortfahren, den Satz zu recitiren und auch die Uebersetzung dazu zu geben; oder man fragt nach einzelnen Sätzen in der Muttersprache und die Schüler müssen in der fremden Sprache Antwort geben. Z. B. was heißt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde?“ Hierauf gibt der Schüler die lateinischen Worte. „In wie viel Tagen schuf Gott Himmel und Erde?“ Antw. intra sex dies.

4. Nächstdem prüft der Lehrer, ob die Schüler auch die einzelnen Wörter verstehen. Der Lehrer läßt die ein oder mehrere Mal vorgekommenen Wörter in den einzelnen Sätzen nachweisen und daraus ihren Sinn erklären. Zwar kann z. B. der Schüler bis jetzt nicht erkennen, welches Wort in dem Satze: Deus creavit coelum et terram intra sex dies, Tagen heißt; allein da er weiß, daß das folgende primo die am ersten Tage heißt, so lehrt ihn die Vergleichung, daß in dem ersten Satze das Wort dies dem Worte Tagen entspricht. „Dies geschieht denn täglich,“ sagt Jacotot, „in unsern Anstalten, wie auf den Gassen. Wir lernen Latein, wie das Kind die Muttersprache. Die Ereignisse, die sich vor unsern Augen zutragen, sind die Uebersetzung dessen, was wir sagen hören, und sobald wir den Sinn der Sätze verstehen, so läßt uns ihre Vergleichung die Wörter errathen. Die Wörter aber erräth der Schüler, durch ganz einfache Fragen dazu

zu verursachen scheint, wird reichlich durch ihn selbst ersetzt, sobald die Häufigkeit seines Vorkommens in ein richtiges Verhältniss zu der Menge der andern Fische gesetzt ist. Dies sehen auch die Besitzer von Teichen, in welchen hauptsächlich pflanzenfressende Fische gezogen werden, wohl ein, indem sie, sobald bei einer zu starken Vermehrung dieser Fische die vorhandene Nahrung zu gering erscheint, einige Hechte einsetzen.

Salmo Artedi.

Die Bauchflossen stehen weit hinter den Brustflossen. Hinter der Rückenflosse eine Fettflosse. Zähne im Ober-, Zwischen- und Unterkiefer, auf dem Gaumenbein, Pflugschaarbein, auf der Zunge und den Schlundkieferknochen. 10—12 Kiemenstrahlen.

Salmo salar L. *)

Bloch, 20. 98.
Salmo salmo Valenciennes, t. 614.
Agassiz, poissons d'eau douce, t. 1—2.
Yarrell, II. s. 1.

Lachs. Saumon. Salmon.

Auf dem Sparren des Vomer 2—3 Zähne, keine auf dem Körper; Afterflosse 13strahlig; Seitenlinie 120—130 Schuppen.

Der Körper erscheint, von der Seite betrachtet, sehr schmal und langgestreckt; von oben breit, von unten etwas schmäler. Sein oberes Profil ist beinahe gerade, sein unteres etwas mehr convex. Die Höhe des Leibs ist 6mal in der Totallänge enthalten und gleich der Länge des Kopfs. Die Schnauze

*) Ich hatte nie Gelegenheit, ein im Neckar gefangenes Exemplar des Lachses zu sehen. Das einzige, was sich mir zur Untersuchung darbot, war ein ausgestopftes, 3′ langes Männchen aus dem Rhein, welches dem Tübinger Cabinete angehört. Meine Beschreibung ist daher aus der Vergleichung desselben mit den Angaben von Valenciennes, Bloch, Ekström und Agassiz entstanden.

ist abgerundet; beim Männchen ist der Unterkiefer vorne zu einem hackenartigen Ansatz verdickt, er tritt aber bei geschlossenem Munde hinter die Schnauze zurück. Das Auge steht der Schnauzenspitze näher als dem hintern Rande des Kiemendeckels; sein Durchmesser beträgt $\frac{1}{5}$ der Kopflänge. Die Pupille hat einen stumpfen Winkel nach vorne.

Flossen. Die Brustflossen haben 14 Strahlen und sind länger als die Dorsalis hoch ist; die Bauchflossen mit 10 Strahlen; an ihrer innern Ansatzstelle findet sich eine längliche, spitzige Schuppe; die Rückenflosse steht dem Kopfe näher als der Caudalis, gerade über den Ventrales, sie ist länger als hoch und hat 15 Strahlen. Die Fettflosse steht dem Ende der Afterflosse gegenüber, letztere mit 13 Strahlen. Schwanzflosse mit einem sehr seichten Ausschnitt und 19 Strahlen.

Schuppen klein: die Seitenlinie verläuft ganz gerade, etwas über der Mittellinie des Leibs; sie besteht aus ungefähr 120 Schuppen, wenn man die kleinen auf dem Schwanze stehenden nicht rechnet; über ihr zähle ich 26, unter ihr 18 Schuppenreihen. Das untere Ende der Querschuppenreihe fällt hinter die Bauchflossen, weit entfernt vom Anus.

Farbe. Oben dunkel grünlichblau, gegen die Seiten silberig, unten weiss; rundliche, grosse, schwarze Flecken finden sich oben auf dem Kopfe und auf dem Kiemendeckel, kleinere auf der Rückenflosse; an den Seiten über der Seitenlinie stehen die Flecken in Reihen und sind aus Vierecken zusammengesetzt.

Grösse. Der Lachs soll eine Länge von 5′ erreichen; das grösste bekannte, im Neckar gefangene Exemplar wog 36 Pfund.

Das Skelett ist mir nur durch Yarrell, II. s. 70 und Rosenthal (ichthyotom. Tafeln t. 6) bekannt, welcher letztere an dem Rumpfe 34, am Schwanze 25 Wirbel zählt, von welchen die letzten 5 in die fächerartige Ausbreitung des letzten Schwanzwirbels hineinragen. 32 Rippen. 11 Kiemenstrahlen.

Weichtheile. Der Darmkanal macht 2 Windungen; Schlund, Magen und Darm sind beinahe von gleicher Dicke. Unmittelbar hinter dem Pylorus liegen die zu einem Bündel vereinigten Blind-

därme, ungefähr 60 an der Zahl. Nach Schmid *) ist die Leber einlappig, allein Valenciennes beschreibt ausser dem grossen, ungetheilten Lappen auf der linken Seite noch einen kleinen, der quer gegen rechts gelagert und unter dem Diaphragma befestigt ist. Die Gallenblase ist ausserordentlich gross, ganz von der Leber getrennt und zwischen ihr und der ersten Windung des Darmkanals gelagert. Die einfache Schwimmblase und die Nieren nehmen die ganze hintere Parthie der Bauchhöhle ein.

Die Nahrung des Lachses besteht aus Würmern, Insekten und deren Larven, sodann auch aus kleinern Fischen. Der Lachs ist ein Seefisch, der nur der Fortpflanzung wegen in die Flüsse zur Zeit des Frühjahrs heraufsteigt und gegen den Herbst wieder in das Meer zurückkehrt. Die Brut bleibt den Winter über in den Flüssen. In den Neckar gelangt er vereinzelt nur bei sehr hohem Wasserstande; früher war dies vielleicht häufiger der Fall als gegenwärtig, da der Neckar durch Dampfschiffe zu sehr beunruhigt wird. In Heilbronn weiss man sich nicht mehr zu erinnern, dass je ein Lachs gefangen wurde, dagegen erwähnt Schübler **) eines im Jahre 1790 daselbst gefangenen 36 Pfund schweren Lachses.

Salmo fario L.

Bloch, t. 22.
Salar ausonii Valenciennes, pl. 618.
Agassiz, poiss. d'eau douce, t. 3—5.
Yarrell, II. p. 85 u. ff.

Forelle. Truite. Tròut.

Zwei Reihen Zähne auf dem Körper, eine einfache, querlaufende Reihe auf dem Sparren des Pflugschaarbeins.

Der Körper ist, von der Seite betrachtet, schmal und langgestreckt, von oben und unten schmal. Das obere Profil

*) Ueber die Leber und das Pfortadersystem der Fische. p. 8.
**) Memminger, Beschreibung von Württemberg. 1. Ausg. p. 233.

erhebt sich vom Kopfe bis zum Anfange der Rückenflosse in schwach gebogener Linie, von da an senkt es sich bis zur Schwanzflosse etwas wellenförmig, beinahe gerade. Das untere Profil ist schwach convex. Die Höhe des Leibs ist in der Totallänge $4\frac{1}{2}$mal enthalten und gleich der Länge des Kopfs; diese letztere ist gleich $3\frac{1}{2}$mal die Distanz der Augen genommen. Die Schnauze ist abgerundet, der Rachen gross, seine seitliche Spalte erreicht den vordern Rand des Auges; Oberkiefer länger als der untere; der Oberkieferknochen überreicht etwas den hintern Rand des Auges. Die Entfernung des Auges von der Schnauzenspitze beträgt $1\frac{1}{2}$ seiner Durchmesser, dieser ist 5mal in der Länge des Kopfes enthalten. Die Pupille hat einen stumpfen Winkel nach unten oder nach vorne; vor dem Auge liegt das den Salmoniden eigenthümliche adipose Augenlid. Oben auf dem Kopfe zieht sich eine Längsleiste hin, zu deren beiden Seiten eine Reihe Poren sichtbar ist.

Flossen. Die Brustflossen sind etwas länger, als die Dorsalis hoch ist, haben 14 Strahlen und einen beinahe geraden Rand. Die Bauchflossen sind kürzer als die Pectorales, aber beinahe so lang als die Analis hoch ist; 9 Strahlen und einen wenig convexen Rand. In der Mitte zwischen ihnen und an ihrer innern Insertionsstelle finden sich längliche spitzige Schuppen. Die Rückenflosse steht gerade den Ventrales gegenüber, dem Kopfe etwas näher als der Schwanzflosse, oder sie ist von dem einen soweit entfernt als von der andern; mit 15 Strahlen und einem geraden Rande; beinahe ebenso lang als hoch. Die Fettflosse steht dem hintern Ende der Analis gegenüber und ist von der Dorsalis noch einmal so weit entfernt, als von der Caudalis. Afterflosse höher als lang, mit 12 Strahlen und einem etwas convexen Rande. Die Schwanzflosse ist 19—20strahlig und nur seicht ausgeschnitten.

Die Schuppen sind klein, länger als hoch und bedecken nur den vierten Theil der Pupille. Die Seitenlinie verläuft gerade, etwas über der Mittellinie des Leibs und besteht aus 120 Schuppen; über ihr zähle ich 26, unter ihr 32 Schuppenreihen. Das untere Ende der Querschuppenreihe fällt unmittelbar hinter die Bauchflossen.

Farbe und Grösse. Ich habe bis jetzt nur 2 Exemplare der Forelle aus dem Neckar erhalten, welche beide bei Tübingen gefangen wurden.

Das eine am 18. Septbr. 1852 bei sehr hohem Wasserstande gefangene war 6¾″ lang. Oben isabellfarbig graulich-gelb mit unregelmässigen dunkeln Flecken und Streifen, auf der Seite hellgelblich mit runden rothen Flecken; unten weiss; Rückenflosse von der Farbe des Rückens, gelb gesäumt, die untern Flossen gelb, Schwanzflosse mit unterem rothem Saume.

Das andere am 23. Oct. 1852 bei sehr niedrigem Wasserstande gefangene war 9½″ lang. Oben dunkelbläulichgrün mit vielen dunkleren Flecken, welche dadurch entstehen, dass 4—7 neben einander liegende Schuppen besonders am Rande schwarz pigmentirt sind. Oben auf dem Kopfe, auf der Rücken- und Fettflosse, auf dem Operculum rundliche schwarze Flecken; an den Seiten zerstreute, wenige, rundliche, grosse, röthliche Flecken, über der Seitenlinie mehr als unter ihr. Seiten des Bauches gelblich angeflogen; unten weiss, obere Flossen von der Farbe des Rückens, untere gelblich. Iris schwärzlichgrau, röthlich angeflogen.

Skelett. Der Schädel ist von gedrungener, abgerundeter Gestalt; an seiner obern Fläche ist eine Längsleiste, durch das Zusammenstossen beider seitlichen Stirnbeine gebildet. Der vordere Rand der Schnauze wird durch die grossen, mit Zähnen bewaffneten Zwischenkieferknochen gebildet, der seitliche durch die in die Länge gestreckten Oberkieferknochen, welche an dem hintern Drittel ihrer Länge oben einen kleinen länglichen Knochen tragen. Das Zungenbein ist gross und stark, etwas gekrümmt, unten seiner ganzen Länge nach mit einer Rinne versehen; an jeder Seite trägt es 3 (nach Valenciennes 4—5) Zähne, die stärksten von allen Zähnen. Der Unterkiefer gross und stark, wie beim Hecht. 4 Infraorbitalknochen. 10—11 Kiemenstrahlen. An der Wirbelsäule zähle ich 33 Rumpf- und 23 Schwanzwirbel, von welchen die letzten 6 in den Fächer der Schwanzflossenknochen hineinragen und nach oben sich beugen. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit der Salmoniden und erinnert an die Homocerci. 30 schwache Rippen, von welchen sich die 6 letz-

ten nur noch an die untern Dornfortsätze der Wirbel befestigen; wie bei allen Salmoniden tragen die Rumpfwirbel noch Nebenrippen.

Das Ueberschulterblatt trägt an seiner untern Abtheilung innen einen stielförmigen Fortsatz, von welchem zum Hinterhauptsbein eine Sehne geht; dieser Fortsatz scheint sich bei allen Arten des Genus *Salmo* zu finden. Das Schulterblatt ist sehr lang und reicht beinahe bis an die untere Seite des Schädels. Das os innominatum ein einfacher, vorne stielförmiger Knochen.

Weichtheile. Der Magen ist stark ausdehnbar und deutlich vom übrigen Darmkanal unterschieden. An dem Individuum, das ich secirte, zählte ich 53 (Valenciennes 39) Blinddärme; der Darmkanal macht 2 Windungen. Die Leber einfach, auf der linken Seite; Gallenblase gross. Die einfache Schwimmblase erstreckt sich nach der ganzen Länge der Bauchhöhle und communicirt mit dem Schlunde.

Die Forelle ist ein ausserordentlich gefrässiger Fisch; ihre Nahrung besteht ausser in den verschiedenen Insekten und deren Larven und Würmern noch besonders in Fischbrut. Im Magen des ersten angeführten Exemplars fand ich 4 drei Zoll lange junge Leuciscus, doch wird der dadurch angerichtete Schaden immerhin durch sie selbst ersetzt.

Die Forelle wurde bis jetzt noch nicht unter den Neckarfischen erwähnt, auch glaube ich nicht, dass sie bis in den untern Neckar, wo das Wasser nicht mehr so helle ist, gelangt. Jedoch ist sie als einheimischer Fisch des Neckars zu bezeichnen, da sie im obern Neckar zu jeder Jahreszeit, obwohl nicht häufig, gefangen wird. Besonders versicherten mich die Fischer, dass auch im Anfange des Winters laichende Forellen gefangen worden seien: was mir auch nicht unwahrscheinlich vorkommt, da es im obern Neckar viele reissende Stellen gibt mit klarem Wasser und Löchern in den Ufern, in welche sich die Forelle gerne verbirgt. Trotz des hohen Werthes, in welchem das Fleisch der Forelle steht, ist der Fang derselben, weil er bei der Seltenheit des Fisches immer nur ein zufälliger ist, von keiner Bedeutung für die Neckarfischerei.

Stadtschultheiss Titot in Heilbronn erwähnt *) einer am 20. Novbr. 1846 im Mühlkanale daselbst gefangenen, 8½ Pfund schweren Lachsforelle. Da jedoch dieser Fall zu vereinzelt dasteht, auch nicht näher bestimmt ist, ob das Exemplar *Salmo trutta* oder *lacustris* gewesen, so begnüge ich mich, desselben erwähnt zu haben.

Thymallus Cuvier.

Die Bauchflossen sitzen weit hinter den Brustflossen. Hinter der Rückenflosse noch eine Fettflosse. Die erste Rückenflosse lang und hoch. Sehr kleine Zähne auf den Kieferknochen, dem Sparren des Pflugschaarbeins und vorne auf den Gaumenbeinen. 7—8 Kiemenstrahlen.

Thymallus gymnothorax Valenciennes.

Salmo thymallus in Schübler's und Martens's Verzeichniss.
Cuvier et Valenciennes, pl. 625.
(Agassiz, Poiss. d'eau douce, t. 16—17.)

Asch. Ombre. Grayling.

Zwischen den Brustflossen eine nackte Stelle, welche sich bis auf die Hälfte der Entfernung von den Bauchflossen erstreckt.

Der Körper erscheint, von der Seite betrachtet, schmal und langgestreckt, von oben und von unten ist er schmal, der Rücken vor der Dorsalis etwas kantig. Die Höhe des Leibs ist $4\frac{2}{3}$—$5\frac{1}{2}$mal in der Totallänge enthalten. Der Rücken ist kaum vom Kopfe abgesetzt und steigt in einem schwachen Bogen bis zur Rückenflosse, von da an senkt er sich allmählig in ziemlich gerader Linie bis zur Caudalis. Das untere Profil ist nur wenig convex.

*) Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. Jahrg. III. Heft 1. 1847. p. 134.

Die Distanz der Augen ist 3½mal in der Länge des Kopfes enthalten, und letztere beträgt nur ¼ der Totallänge. Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt, viel kleiner als bei Salmo, indem die Mundspalte nicht einmal den vordern Rand des Auges erreicht; der Oberkiefer überragt kaum den untern. Der Durchmesser des Augs ist in der Kopflänge 4½mal enthalten; seine Entfernung von der Schnauzenspitze ist etwas grösser als sein Durchmesser. Vor dem Auge findet sich, wie bei Salmo, ein Fettaugenlid; Pupille mit einem spitzigen Winkel nach vorne. Oben auf dem Kopfe sind zwei Reihen von Poren bemerkbar. Der äussere membranose Opercularrand ist nur schwach entwickelt.

Flossen. Die Brustflossen sind so lang oder etwas kürzer als die Dorsalis hoch ist, mit 16 Strahlen. Die Bauchflossen, von der Länge der Pectorales, inseriren sich hinter der Mitte der Dorsalis; mit 10—11 Strahlen; in ihrer innern Ansatzstelle findet sich eine lange, spitzige Schuppe. Die Rückenflosse mit 22—23 Strahlen, ist beinahe noch einmal so lang als hoch; ihre Entfernung vom Kopfe gleicht der von der Fettflosse; letztere ist von der Dorsalis noch einmal soweit entfernt als von der Caudalis. Die Afterflosse mit 13—16 Strahlen, ist niedriger als die Bauchflossen lang sind; ihr Ende steht der Fettflosse gegenüber. Die Schwanzflosse hat 19 Strahlen und einen Ausschnitt, ihre Strahlen sind auf einem grossen Theil ihrer Länge mit Schuppen bedeckt; der untere Lappen etwas länger.

Die Schuppen sind grösser als bei Salmo, ebenso lang als hoch, die Mittelschuppe ist grösser als die Pupille; es sind jedoch die Schuppen der Seitenlinie etwas kleiner als die in den andern Längsreihen. Jene zeigen auch einen geraden Wurzelrand mit einem einzigen vorstehenden Läppchen in der Mitte, diese dagegen sind zu 3—4 Läppchen eingeschnitten. Die Schuppen zeigen, so lange sie die Bedeckung des Fisches zusammensetzen, ein eigenthümliches, eckiges Ansehen: es ist dies in den Abbildungen von Valenciennes ganz vernachlässigt, dagegen in der von Jurine (pl. 6), welche Abbildung jedoch den *Thymallus vexillifer* darstellt, etwas zu derb ausgedrückt.

Gegen die Bauchseite hin werden die Schuppen immer kleiner, aber in der Mittellinie des Bauches findet sich eine Reihe grösserer Schuppen, welche nach vorne an Grösse abnehmen. Diese Reihe erstreckt sich in eine ganz nackte Stelle hinein, welche zwischen den Brustflossen beginnt und bis zum Ende der an den Rumpf angelegten Brustflossen hinabreicht. Der Zwischenraum zwischen der Kiemenspalte und den Brustflossen ist von kleinen Schuppen bedeckt.

Die Seitenlinie entspringt an der Schulter über der halben Körperhöhe, und verläuft über der Mittellinie des Rumpfes, aber in der Mitte des Schwanzes gerade bis zur Schwanzflosse. Die Erhabenheiten sind punktförmig und ich zähle in ihr 76—84 Schuppen (nach Valenciennes nur 70—75). Ueber ihr finden sich 8, unter ihr 14—16 Schuppenreihen. Die Mittelschuppe ist die 22. der Seitenlinie, und das untere Ende der Querschuppenreihe fällt vor die Bauchflossen.

Farbe. Rücken dunkel grünlich, an den Seiten heller, vorne mit einzelnen wenigen runden, schwarzen Flecken; unten weiss. Rückenflosse violett, mit röthlichen Flecken besät. Iris goldgelb mit schwarzen Pigmentflecken.

Grösse. Gewöhnlich 1′, höchstens 1½′ lang.

Skelett. Wie die Zähne im Vergleich zu denen der Salmones schwach sind, so sind auch die Knochen, welche sie tragen, viel schmächtiger; dagegen sind viele Knochen des Schädels breit und hoch gebaut. Der vordere obere Rand der Schnauze wird durch die Zwischenkiefer gebildet, der seitliche durch den wenig langen Oberkieferknochen, welcher oben auf den hintern zwei Dritteln seiner Länge einen schmalen Knochen trägt; hinten endet er frei in der Haut. Der Unterkiefer ist schwach, aber hoch, besonders das Zahnbein. Der Infraorbitalbogen bildet einen vollständigen Halbkreis und besteht aus 5 breiten dünnen Knochenplatten, durch welche eine Schleimröhre verläuft. So lange der Jochbogen noch durch die Haut bedeckt ist, könnte man diese Röhre für die Grenze zweier neben einander verlaufenden Reihen von Knochenplatten halten. Die Wirbelsäule besteht aus 39 Rumpf- und 22 Schwanzwirbeln,

von welchen die 8 letzten in den Fächer der Schwanzflossenknochen hineinreichen. 36 Rippen, die 8 letzten sind nur noch an die untern Dornfortsätze der Wirbel befestigt. Die Nebenrippen stark entwickelt; die ossa interspinalia stielförmig.

Die Knochen des Schultergerüstes sind sehr stark und breit; das os innominatum bildet, wie bei den Salmones nur einen einfachen Stiel.

Weichtheile. Der Magen schlägt sich hufeisenförmig um, ist sehr stark ausdehnbar und vor dem Pförtner mit 1½‴ dicken Wandungen versehen; hinter den 22 Blinddärmen wendet sich der Darmkanal nach unten und verläuft gerade bis zum After. Die kleine Leber ist nicht gelappt, nur in der Mitte hat sie einen unbedeutenden Einschnitt; sie liegt ganz oben unter dem Diaphragma, ohne sich in die Bauchhöhle herab zu erstrecken. Die Schwimmblase ist ausserordentlich gross, an die Bauchwandungen angewachsen; vorne endet sie sich in eine Spitze und schickt einen kurzen mit einer Windung versehenen Ausführungsgang zum Schlunde. Die in die Länge gezogene Milz liegt unter dem Magen und erstreckt sich schief von oben und rechts nach unten und links; unten ist sie massiger. Die Testikel sind ausserordentlich klein und schmal und reichen vom obern Anfange der Bauchhöhle nur bis in die Mitte. Die paarigen Nieren liegen platt in der Bauchhöhle, zu beiden Seiten der Wirbelsäule und nehmen die ganze Länge des Abdomens ein.

Ueber die Lebensweise, die Fortpflanzung etc. des Asches ist mir sehr wenig bekannt. Im Winter scheint er nicht, wie die Salmones und Coregoni zu laichen, da ich zu dieser Zeit die Geschlechtsorgane auf das kleinste Volumen reducirt fand. Bloch sagt, er steige im Frühjahre in die Flüsse um dort zu laichen und kehre im Herbste in das Meer zurück; dagegen wurden gerade jetzt, im December 1852, und Januar 1853 zwischen Tübingen und Rottenburg mehrere Individuen gefangen. Er vermehre sich nicht stark. Der Asch nährt sich ausser von Insekten, Würmern, Phryganeen-Larven, Laich, Fischbrut hauptsächlich von kleinen Conchylien, wie die verwandten Coregoni, in deren Magen Rapp hauptsächlich kleine *Limnaeus* u. dgl fand. Von Entozoen waren im Magen viele

angeregt, wie: Was hast du gesehen? Was hast du bemerkt? Was denkst du über Dies, über Jenes? Vergleiche dies mit dem und sage dein Urtheil.“

5. Hat der Schüler die Sätze und die Wörter aufgefaßt, so lernt er sie jetzt nach der Bedeutung der Sylben kennen. „Bald öffnet uns,“ sagt Jacotot, „die Vergleichung, welche unser Verstand mit den Wörtern anstellt, die Augen über das Verständniß der Sylben. Der Schüler bemerkt die Stellen, wo das Buch dies, die, diem gebraucht u. s. w. Er stellt sich ohne Lehrer die verschiedenen Umstände vor, und da versteht er denn die Hauptsylben, den Stamm di und die Sylben em, e, es. Diese Beobachtungen, die er in seinem Sinne und ohne zu sprechen macht, reichen hin, ihn im Lesen wie in seinen Reden zu leiten, und so lernt er von sich selbst das Lateinische, wie er die Muttersprache gelernt hat. — So weiß unser Zögling schon die Sätze, die Wörter und die Sylben zu erklären. Indessen muß ich hier, um ehrlich zu seyn, zwei Geständnisse thun: erstens daß der Zögling nicht alle Sylben versteht, und zum andern, daß er gar keine zu verstehen glaubt.“ Erst hat der Schüler bloß ein Gefühl, eine Art von Instinkt von der Geltung und Bedeutung der Sylben, der sich aber allmählig zum vollen Bewußtseyn entwickelt, und dieser Verständigungsprozeß kann durch Fragen des Lehrers noch beschleunigt werden. „Da es, um dies zu erzielen, bloß des Willens bedarf, so erreicht man es bald; indem dieselben Gegenstände sich unaufhörlich einzeln und verbunden darbieten, scheinen sie den Geist gleichsam einzuladen, sie zu vergleichen und über ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu urtheilen. Dem Gedächtnisse bietet sich z. B. einmal creavit neben vocavit; mehr bedarf es nicht, um den Sinn der Sylbe av zu errathen. — Ein anderes Mal stellt sich terram neben aquas und ich bemerke (das Beziehungsverhältniß von) am und as und habe zwei neue Sylben gelernt. — Ich erinnere mich an coëgit, cogo, ago, coactus; ich sehe ein a in ein o verwandelt, dann ausgefallen; ich bemerke ein g, welches in c übergeht. — In eduxit und duco finde ich alles, was ich brauche, um mir das an die Stelle des c tretende x zu erklären. — Ich [illegible] mich jeden Tag, ohne aus meiner Epitome herauszutreten; ich lerne aus ihr, daß ac bisweilen werden bedeutet, noctesceit; daß ac den Begriff der Angewöhnung

Exemplare der *Ascaris capsularia* Rud. oder *Cucullanus salaris* Göze. Wiewohl der Asch sich aus dem Neckar gerne in die reissenden aus dem Schwarzwalde herabkommenden Nebenflüsse, die Nagold, die Enz hinaufzieht, so gelangt er doch nicht selten in den obern Neckar, da besonders bei Rottenburg beinahe jedes Jahr einzelne Exemplare gefangen werden. Da er geschickt und schnelle den Netzen auszuweichen versteht, so werden überdies nur wenige in die Hände unserer Fischer gelangen.

Clupea Artedi.

Die Bauchflossen stehen weit hinter den Brustflossen. Keine Fettflosse. Die Zähne sind sehr klein und die Bezahnung ist nur eine mehr oder weniger vollständige. Der zusammengedrückte Bauch mit schneidender, sägeförmig eingeschnittener Kante.

Clupea alosa L. *)

Bloch, t. 30. f. 1. schlecht.
Alosa vulgaris Valenciennes, t. 604.
Yarrell, II. 213.

Maifisch. Alose. Shad.

In der obern Kinnlade vorne ein Ausschnitt; Zähne ausserordentlich klein, keine Zähne auf der Zunge und den Gaumenbeinen.

Der Körper gleicht von der Seite betrachtet, dem des *Cyprinus leuciscus*, er ist nicht besonders schmal, dabei aber etwas in die Länge gestreckt; von oben erscheint er zusammengedrückt und schmal; der Bauch von unten schmal, und bis zum Anfange der Afterflosse scharfkantig und sägeförmig ein-

*) Ausser einem ausgestopften Exemplar des Tübinger Naturalienkabinets habe ich kein Individuum dieser Art zu untersuchen Gelegenheit gehabt. Zwar standen mir Exemplare aus dem mittelländischen Meere zu Gebot, allein nach diesen eine ausführliche Beschreibung zu machen, hätte dem Zwecke dieser Arbeit nicht entsprochen.

geschnitten. Die Höhe des Leibs ist 4mal in der Totallänge enthalten.

Die Länge des Kopfes beträgt $\frac{1}{5}$ der Totallänge. Das Maul ist gross, seine Spalte erreicht den vordern Rand des Auges; der Oberkiefer hat in der Mitte vorne einen Ausschnitt, in welchen der kielförmig, über den obern vorspringende Unterkiefer passt; bei geöffnetem Maule ist letzterer länger als der obere. Das Auge steht oben an den Seiten des Kopfes, um $1\frac{1}{4}$ seiner Durchmesser von der Schnauzenspitze entfernt.

Flossen. Die grossen Brustflossen sind länger, als die Dorsalis hoch ist, und haben 16 Strahlen. Die kleinen Bauchflossen sind viel kürzer als die Pectorales, aber länger, als die Analis hoch ist; sie inseriren sich unter dem Anfange der Dorsalis; zu beiden Seiten ihrer Insertion, oben und unten findet sich eine längliche spitze Schuppe; 9 Strahlen. Die Rückenflosse mit 20 Strahlen, steht dem Kopfe näher, als der Caudalis und ist beinahe noch einmal so lang als hoch. Die niedrige, aber sehr lange Afterflosse hat 24 Strahlen. Schwanzflosse mit 19 Strahlen und einem tiefen Ausschnitt; ihre Strahlen sind auf einen grossen Theil ihrer Länge mit kleinen Schuppen bedeckt.

Die Schuppen sind der Grösse des Fisches proportionirt, in der Seitenlinie stehen 80, in der Querschuppenreihe 22. Die sägeförmige Kante des Bauches wird durch eine Reihe hornartiger Schuppen gebildet, welche in der Mitte so gebrochen sind, dass eine scharfe Kante entsteht. Diese Kante setzt sich nach hinten in eine vorstehende scharfe Spitze fort. Von den seitlichen Rändern dieser Schuppen geht ein rippenartiger Fortsatz ab, der bis zum Ende der eigentlichen Rippen hinaufreicht. Es ist dies zwar keine Nachbildung des bei höhern Thieren sich findenden Typus, man könnte aber doch die hornartigen Schuppen mit einem Sternum und die rippenartigen Fortsätze mit den Rippenknorpeln vergleichen. Dagegen erinnert diese Einrichtung an die Bauchrippen der Krokodile.

Farbe. Oben blaulichgrün, an den Seiten silberig, unten weiss. Bei den Exemplaren des Neckars sollen die schwarzen run-

den Flecken an der Seite fehlen; hinter den Kiemen auf dem Schultergürtel ein unregelmässiger schwarzer Fleck.

Grösse. 2—3′ lang und 3—4 Pfund schwer.

Skelett. Die kleinen Zwischenkiefer sind durch einen Ausschnitt von einander getrennt und bilden den vordern Rand der Oberkinnlade. Der seitliche Rand wird durch den Oberkieferknochen begrenzt, der der Form nach dem von Thymallus gleicht, aber aus 3 Stücken zusammengesetzt ist. Der Unterkiefer ist hoch, besonders an seiner hintern Abtheilung. Bei jungen Individuen finden sich in diesen Knochen Zähne, welche jedoch mit dem Alter zu verschwinden scheinen. Der Infraorbitalbogen wird aus 6 Stücken zusammengesetzt. Die Kiemendeckel sind breit, gross, dünne, biegsam. Die Kiemenbögen tragen lange, kammartig gestellte Zähne. 8 Kiemenstrahlen. Die Wirbelsäule zeichnet sich aus durch die Menge an ihr befestigter Gräten. Ausser den ausserordentlich dünnen, borstenartigen Rippen und Dornfortsätzen trägt die vordere Hälfte der Rumpfwirbel an jeder Seite noch 2 Gräte, welche man als Nebenrippen oder als Dornfortsätze bezeichnen kann. An den andern Wirbeln ist nur eine einfache Reihe von Gräten befestigt. 33 Rumpf- und 25 Schwanzwirbel.

Weichtheile. Der Darmkanal macht 2 Windungen, ist hinter dem Magen mit einer unzähligen (?) Menge Blinddärme besetzt und zeigt im Innern querlaufende Falten; beim Weibchen sind die Blinddärme kürzer und weniger zahlreich. Die Leber ist in 2 Lappen getheilt, von denen der rechte wieder in 2 kleinere zerfällt; an ihm befestigt sich die grosse, dunkelgrüne Gallenblase. Die Fortpflanzungsorgane sind ausserordentlich entwickelt. Die einfache grosse Schwimmblase ist an ihren beiden Enden in 2 lange Spitzen ausgezogen; sie communicirt mit dem Magen durch einen sehr kurzen und dicken Canal. (Valenciennes).

Der Maifisch ist ein Bewohner des Meeres, der aber im Frühjahre in die Süsswasser sich begibt, um zu laichen. Durch den Rhein kommt er zu uns bis nach Heilbronn; wie aber überhaupt die Häringe nur geringe Kraft im Schwimmen zeigen, so

kann auch der Maifisch die daselbst befindlichen Wöhrde nicht überspringen; ja er weicht sogar unbedeutenden Stromschnellen aus. So lange er im Meere ist, wird sein Fleisch wenig geachtet, sobald er aber in die Zeit der Laiche tritt und in das Süsswasser sich begibt, ist es wohlschmeckend. Daher wird ihm im Frühjahre eifrig am untern Neckar nachgestellt, um so mehr, da nicht selten Individuen von 2′ gefangen werden.

Die Nahrung des Maifisches besteht hauptsächlich in Würmern und Insekten; er soll jedoch auch mit gekochten Erbsen gefangen werden können.

Lota Cuvier.

Die Bauchflossen sitzen an der Kehle vor den Brustflossen und endigen sich in eine Spitze. 2 Rückenflossen; eine Afterflosse. In den Kinnladen und auf dem vordern Theile des Pflugschaarbeins feine Zähne, welche in Form einer Hechel gestellt sind.

Lota vulgaris Cuvier.

Gadus lota L.
Bloch, t. 70.
Fries och Ekström, t. 41.
Jurine, pl. 2.
Molva lota Flemm.
Yarrell, II. p. (183) 267.

Treische, Aalraupe. Lotte. Burbot.

Am Kinn ein einziger Bartfaden; gelb, schwarz marmorirt.

Die Treische ist langgestreckt, walzenförmig; der Rumpf beinahe so hoch als breit; der Schwanz ist um die Hälfte länger als der Rumpf, und besonders nach hinten zu seitlich zusammengedrückt. Der Kopf etwas breit, niedergedrückt, und ein weniges über halb so lang, als der Rumpf. Das Maul breit, Kiefer von gleicher Länge; der Bartfaden beinahe so lang, als die Distanz der

Augen. Die Kiemenstrahlenhaut ist unten von beiden Seiten zusammengewachsen.

Flossen. Die abgerundeten Brustflossen mit 21 Strahlen; von den 7 Strahlen der Bauchflossen verlängern sich die 2 ersten in eine häutige Spitze, die zweite ist viel länger, als die erste. Auf dem Rücken stehen unmittelbar hintereinander 2 Flossen, von denen die erste in der Mitte des Rumpfes anfängt, sehr kurz ist und 13 Strahlen hat; die zweite sehr lange erstreckt sich bis zur Schwanzflosse und hat 73—75 Strahlen. Die lange Afterflosse reicht vom Anus bis zum Anfange der Caudalis, 70—71 Strahlen. Die ovale Schwanzflosse umgiebt rings das Ende des Schwanzes und hat ungefähr 40 Strahlen.

Die Schuppen wurden wegen ihrer ausserordentlichen Kleinheit oft übersehen, sie sind in dem zähen Schleime, welcher den ganzen Fisch bedeckt, verborgen. Die Seitenlinie verläuft gerade, dem Rücken näher, als dem Bauche, sie geht nur bis in die Mitte des Schwanzes hinunter.

Grösse. Bei uns nicht über 2′ lang.

Skelett. Die Gestalt des Schädels entspricht seiner äussern Form, er ist breit und niedergedrückt; er ist ausgezeichnet durch seine vielgestalteten Knochen, die mit Furchen, Vertiefungen, kantigen Vorsprüngen etc. versehen sind. Der obere Rand des Rachens wird durch den dicken, seiner ganzen Länge nach mit Zähnchen besetzten Zwischenkieferknochen begrenzt; an seinem untern Ende spaltet er sich in zwei Theile, in einen vordern stärkern und längern, und in einen hintern kürzern, der nicht mit Zähnen besetzt ist. Der lange, schmale, zahnlose Oberkiefer wird an seinem untern Ende, mit dem er sich an den aufsteigenden Ast des Zahnbeins anlegt, plötzlich noch einmal so breit, als er in der Mitte ist. Der mit Zähnchen versehene Unterkiefer ist nicht ganz halb so lang, als der Schädel; an der Aussenseite zeigt er viele scharfe Kanten, unten eine tiefe und breite Längsfurche; das Zahnbein entfernt sich mit seinem hintern obern Theile vom Gelenksbeine und legt sich nicht mehr an dasselbe an. Am Vomer ist der breite starke, halbmondförmige, mit ausserordentlich vielen Zähnchen besetzte

Sparren der bedeutendste Theil; der Körper ist nur eine dünne, nach hinten in eine feine Spitze sich endigende Platte. Die Gaumenbeine sind dünne und schwach und tragen keine Zähne. Die obern runden Schlundkieferknochen sind, wie die untern etwas länglichen, mit feinen Zähnen besetzt. Der Infraorbitalbogen wird durch 6 Knochen gebildet, von welchen die vordern sich in zwei weit auseinander stehende Lamellen spalten, die hintern mit unregelmässigen Vertiefungen versehen sind; der erste ist so lang, als die übrigen zusammengenommen, gerade, stützt sich vorne auf den Oberkiefer, erreicht nach hinten nicht ganz die Mitte des Augenkreises und artikulirt durch einen nach oben abgehenden Fortsatz mit dem Vorderstirnbeine. Das vielwinklige Zizenbein mit zwei Löchern zum Durchtritt von Nerven hat ringsum 6 Fortsätze, von welchen drei breit und hohl sind. Die obern Schädelknochen sind besonders nach vorne mit Gruben und Furchen, welche durch vorspringende dünne Knochenlamellen gebildet werden, versehen. Das Operculum mit einer länglichen Gelenkshöhle, ist etwas convex, an seiner hintern untern Seite stark ausgeschweift, so dass zwei Lappen entstehen; mit dem Rande des vordern legt es sich an den obern Rand des Suboperculums, mit der Fläche des hintern auf die Fläche desselben. Das Suboperculum ist ebenfalls etwas convex, breit, von elliptischer Gestalt, der obere und untere Rand gebogen, der obere etwas weniger und verdickt, der untere schneidend. Das Interoperculum länglich-nagelförmig, hinten wo es mit dem Suboperculum articulirt, dick, nach vorne und den Seiten dünner werdend. Das Praeoperculum besteht aus zwei Lamellen, einer äussern schmälern und innern breitern, welche mit hintern freien etwas aus einander stehenden convexen Rändern versehen, vorne aber mit einander verwachsen sind; es lässt sich an diesem Knochen ein aufsteigender und ein horizontaler Ast unterscheiden, im Winkel, in dem beide zusammenstossen, liegt ein breiter, vorne mit einer Spitze versehener Fortsatz.

8 Kiemenstrahlen, von stielförmiger Gestalt, welche von vorne nach hinten an Länge und etwas an Breite zunehmen.

Die Schulterblätter schmal, das untere etwas länger und

dicker als das obere; der Humerus mit einem aufsteigenden kurzen und einem horizontalen langen, gegen das Zungenbein sich erstreckenden Aste; beide stossen unter einem etwas stumpfen Winkel aneinander. Die Unterarmknochen sehr breit, blattartig. Das os innominatum, an der Basis dünne und breit, befestigt sich mit einem langen hohlen Fortsatze am vordern untern Theile des Humerus; ein zweiter kleinerer, ebenfalls hohler Fortsatz geht nach innen, zu dem entsprechenden der andern Seite.

Die Wirbel sind sehr dick und massig; 21 gehören dem Rumpfe, 38 dem Schwanze an. Die Rumpfwirbel tragen starke, nach hinten gelegte Dornfortsätze, an den hintern finden sich immer längere Querfortsätze, welche zum Ansatze für die Rippen dienen. Die Schwanzwirbel tragen lange obere und untere Dornfortsätze; die Interspinalknochen dagegen sind sehr schwach. 17 kurze Rippen.

Weichtheile. Der Schlund und Magen sind weit, mit Längsfalten versehen und ausserordentlich ausdehnbar; hinter dem Magen 30 Blinddärme von verschiedener Länge; der Darmkanal macht 2 Biegungen. Die Schwimmblase ist gross mit dicken Wandungen.

Die Treische nimmt ausserordentlich viel Nahrung zu sich; ausser den kleineren Insekten, Würmern und Fischbrut verschlingt sie verhältnissmässig sehr grosse Fische.

Von Entozoen ist sie sehr geplagt: im Februar und October fand ich die Leber aller untersuchten Exemplare voll von Cysten, in denen sich grosse noch nicht vollkommen ausgebildete Individuen des *Triaenophorus nodulosus* befanden; in den Eingeweiden war ein noch unbestimmter *Strongylus*.

Nur selten wird sie im untern Neckar angetroffen, am obern ist sie ganz unbekannt. Ob dies nur verirrte Exemplare sind, oder ob sie sich im Neckar fortpflanzt, was in der Mitte des Winters geschieht, weiss ich nicht anzugeben. Sie ist allgemein wegen ihres Fleisches geschätzt; besonders wird die grosse Leber für eine Leckerei gehalten, was wohl bei einer allgemeinern Kenntniss ihrer Bewohner weniger der Fall wäre.

Anguilla Thunberg.

Bauchflossen fehlen; eine kleine Kiemenspalte unter den Brustflossen. Rücken-, Schwanz- und Afterflosse vereinigt.

*Anguilla vulgaris**) Flemming.

Muraena anguilla L.
Bloch, III. pl. 73.
Jurine, pl. 1.
Yarrell, II. p. 381 etc.

Aal. Anguille. Eel.

Rückenflosse beginnt weit hinter den Brustflossen; Unterkiefer länger.

Die schlangenförmige, vorne cylindrische, gegen den Schwanz seitlich zusammengedrückte Gestalt des Körpers ist bekannt.

Kopf. Die Distanz der untern Augenränder ist gleich der Entfernung, gemessen von der Oberkieferspitze bis in die zwischen den Augen liegende Mitte der Stirne. Der Unterkiefer überragt etwas den obern; die Maulspalte erreicht den hintern Rand des Auges; misst man die Entfernung von der Schnauzenspitze bis zur Insertion der Brustflosse, so ist die Länge der Unterkinnlade in ihr 4mal enthalten; auf jeder Seite finden sich an der Unterkinnlade 8 Poren.

Flossen. Die Rückenflosse fängt vor dem After an, die Entfernung ihres Anfanges vom After ist gleich der Distanz zwischen der Schnauzenspitze und dem Anfange der Rückenflosse; die Afterflosse beginnt gleich hinter dem Anus, dessen

*) Zwar unterscheidet schon Cuv. im Règne animal einen *Anguille long-bec* und einen *Anguille plat-bec*, einen Aal mit spitziger, und einen mit stumpfer Schnauze, und Risso benennt beide als *Anguilla acutirostris* und *latirostris*, oder später Ekström als *Muraena oxyrhina* und *platyrhina*: ich konnte übrigens nie mit Gewissheit unsere Aale zur einen oder andern Form bringen, doch würde die Beschreibung, wenn wirklich diese Arten unterschieden werden müssten, am ehesten zu *platyrhina* passen; und im Vergleiche mit Aalen aus dem Nil (*Anguilla nilotica* Heck.) erscheint bei unsern Exemplaren die Schnauze sehr abgestumpft.

Entfernung von der Schnauzenspitze sich zu der von dem Schwanzende verhält = 2 : 3. Die Brustflossen sind abgerundet und haben 19 Strahlen.

Die Schuppen sind ausserordentlich klein, so dass man sie nur durch Hülfe der Loupe oder an einem getrockneten Fische erkennen kann.

Farbe. Oben schwärzlichgrün, unten bläulichweiss.

Grösse. Der Aal soll ein Gewicht von 12 Pfund erreichen, das grösste im Neckar gefangene Exemplar, von dem ich weiss, wog 5 Pfund.

Skelett. Kleine Zähne stehen im Oberkiefer, Zwischenkiefer, Unterkiefer, den Schlundkiefern und auf dem vordern Theile des Pflugschaarbeins. Die Kiemenstrahlen sind ausserordentlich dünn, fadenförmig, beinahe in einem Kreise aufgerollt, 12 an der Zahl; ich zähle nur 110 Wirbel, Artedi gibt deren 116 an. Die sehr kurzen Rippen befestigen sich schwach an den Apophysen der Rumpfwirbel; die obern Dornfortsätze nehmen nach hinten an Länge zu.

Weichtheile. Der Magen ist durch eine Curvatur leicht bemerklich; keine Blinddärme; der Darmkanal verläuft beinahe gerade. Die Leber theilt sich in zwei Lappen, von denen der linke der grössere ist; die Gallenblase liegt etwas von der Leber getrennt. Die einfache Schwimmblase ist an der Wirbelsäule befestigt und hat an ihrer obern Abtheilung einen grossen weiten Ausführungsgang. Die Ausführungsgänge der Nieren erweitern sich am After in eine Art Harnblase.

Fortpflanzung. Bekannt ist es, dass man lange Zeit über das Geschlecht der Aale ungewiss war, indem man zwar ein langes, vielfach gefaltetes und eingeschnittenes an beiden Seiten der Bauchhöhle herabsteigendes Organ als Fortpflanzungswerkzeug erkannte, in demselben aber nur einen Testikel sah, bis man endlich durch Hilfe des Microscops bemerkte, dass in demselben bei einigen Individuen auch Eier sich fänden; dem unbewaffneten Auge gibt sich diese Masse nur als eine bei Männchen und Weibchen gleichförmige fette Substanz zu erkennen. Spermatozoen wurden übrigens auch in den als Testikel erkannten Organen noch nicht beobachtet, und sie werden wohl auch nur

bei Aalen gefunden werden, welche man während der Fortpflanzung im Meere gefangen hat. Die Samenflüssigkeit und die Eier fallen wie bei den Salmoniden, bei Cobitis etc. in die Bauchhöhle und gelangen durch eine besondere Oeffnung am After nach aussen. *)

Der Umstand, dass man bei uns noch nie die Fortpflanzung des Aals beobachten konnte, sowie dass man nie einen jungen Aal gefangen hat, hat zu den verschiedenen Fabeln Veranlassung gegeben, von welchen die bei uns verbreitetste ist, dass die in der Bauchhöhle des *Leuciscus gobio* sich findende *Filaria ovata* die Brut des Aales sei. Der Aal laicht nur im Meere und zwar legt er Eier, wie Ekström u. A. beobachtet haben. Die Aalbrut steigt, nachdem sie das Ei verlassen, in unsäglicher Menge in die Süsswasser. **) Diese Reise muss aber sehr langsam von Statten gehen, indem man im Neckar noch nie einen Aal von weniger als 1' Länge gesehen hat. Nach einer mündlichen Mittheilung traf Georg v. Martens auf einer während des Herbstes angestellten Reise, je weiter er den Rhein stromaufwärts kam, immer grössere Aale an, so dass die in der Nähe des Meeres gefangenen etwa fingerslang, die in Köln gesehenen schon 1' lang waren. Die Zeit des Winters, vom November bis in den April bringt der Aal in einen Winterschlaf versunken, im Schlamme versteckt in den Flüssen und Seen zu. Auch im Frühjahre kehren nicht alle Aale in das Meer der Fortpflanzung wegen zurück, da man zu jeder Zeit erwachsene Individuen fängt. Den Tag über hält der Aal sich ruhig in einer meist selbst gebohrten Höhlung im Schlamme verborgen, nur eine ungewöhnliche Hitze oder ein Gewitter veranlasst ihn, unruhig hin und her zu schwimmen. Allein nicht nur bei Nacht, sondern auch bei sehr trübem Wetter am Tage geht er seiner Nahrung nach, welche in Fischlaich, Fischbrut, Insekten, Würmern und Aas besteht. Im freien Zu-

*) Die Geschlechtsorgane des Aals finden sich beschrieben und abgebildet in der Dissert. inaugur. von Hohnbaum-Hornschuch „de anguillarum sexu ac generatione" Gryph. 1842.

**) G. v. Martens Italien. Bd. II. p. 334.

bezeichnet; es eine Fülle, ventosa etc.; cogo, ago und egi zeigen mir, daß der Stamm derſelbe bleibt, obgleich die Vokale ausgefallen oder verwandelt ſind. Ago und actum ſagen mir, daß die Kehllaute mit einander vertauſcht werden. — Das weiß alle Welt, weil man es aus den Büchern gelernt hat; unſere Zöglinge müſſen für ſich allein lernen; dem Lehrer liegt es ob, ſich prüfend nachweiſen zu laſſen, daß ſie es wiſſen. — Sollte man behaupten, daß dies beim Lehrer wiſſenſchaftliche Bildung vorausſetze, ſo würde ich erwiedern, dieſe Bildung des Lehrers ſey unnütz, weil es der Zögling allein zu thun im Stande ſey, und alle Völker unzählige Beweiſe für meine Behauptung liefern. Freilich ſagt ein kleiner Koſack nicht ausdrücklich: dies iſt die Bezeichnung des Objekts; allein er bemerkt es, er fühlt es, weil er dieſe Bezeichnung eben ſo richtig braucht, als Ariſtoteles es thun konnte. — Hierauf, nachdem wir zergliedernd verfahren haben, kommen wir wieder auf die zuſammengeſetzten Begriffsbezeichnungen zurück. Die Lateiner ſagen Deus; hier ſind zwei Dinge, De und us; wir kennen bereits alle dieſe einfachen Zeichen durch die mit jedem Wort angeſtellte Zergliederung. Dieſes anatomiſche Anſchauen unterrichtet mich von der Meinung des Redenden; ich erforſche ſeine Abſicht, ich leſe in ſeiner Seele, indem ich die Theile des Wortes ſtudire. Ich faſſe Virgils ganzen Gedanken in dehiscentibus undis, wenn ich die Zeichen betrachte: hi Oeffnung, de abwärts, sc werden, ent Particip der Dauer, ibus Ablativ der mehrfachen Zahl. — Gib dir von Allem Rechenſchaft. Dies iſt der Weg, er iſt ohn' Ende."

6. „Mit dem Memoriren des zu Grunde gelegten Buches," bemerkt Herr Prof. Hoffmann (S. 117), „wird täglich fortgefahren, und ſelbſt wenn es ganz dem Gedächtniß eingeprägt iſt, ſo werden noch immer weitere Betrachtungen über die in ihm vorkommenden Wörter, Sylben und Wortverbindungen angeſtellt." S. 120. „Wir haben noch einige Worte zur Beantwortung der Frage zu ſagen, zu welcher Zeit der Lehrer derartige Prüfungen mit ſeinen Schülern anzufangen habe? Denn dies ſcheint aus dem bisher Geſagten noch nicht klar zu ſeyn; ja man möchte daraus vielleicht ſchließen, daß ſie nicht eher angeſtellt werden dürften, als wenn der Schüler ſchon ſein Normalbuch auswendig gelernt hat.

stande verlässt der Aal, wie man früher allgemein glaubte, nie das Wasser; befindet er sich in einem kleinen Raume, wo das Wasser durch die Hitze leicht erwärmt wird, so sucht er sich entweder immer tiefer in den Schlamm zu vergraben, oder wenn dies nicht möglich ist, kommt er an die Oberfläche und stirbt. Gefangene Aale dagegen suchen häufig aus einem engen Behälter zu entkommen; auch ist es Thatsache, dass ein aus dem Wasser an's Land geworfener Aal durch schlangenähnliche Bewegungen directe dem Wasser schnell genug zukriecht. Der Aal hat ein ausserordentlich zähes Leben und kann tagelang ohne Wasser bei kühler Witterung aushalten, wobei ihm namentlich die enge Kiemenspalte dienlich ist, welche ein schnelles Vertrocknen der Kiemen verhindert.

Der Aal findet sich nicht selten im Neckar, an schlammigen Stellen, wo die Ufer mit Gras bewachsen sind; wegen seines wohlschmeckenden Fleisches wird er aber eifrig verfolgt, und gehört unter die am besten bezahlten Fische.

Die im Nekar sich findenden wenigen Knorpelfische gehören der Familie der *Cyclostomata hyperoartia* an.

Petromyzon Dumeril.

Extremitäten fehlen. Der Mund wird durch einen mit Zähnen besetzten Saugnapf gebildet, der mit einer einen vollständigen Kreis bildenden Lippe umgeben ist. Oben auf dem Kopfe ein unpaares Nasenloch. Hinter dem Auge 7 Kiemenspalten. Der Leib cylindrisch, aalförmig, unbeschuppt.

Petromyzon marinus L.

Bloch, t. 77.
Yarrell, a. 598.

Das grosse Neunauge. Lamproye. Lamprey.

Der Saugnapf mit 5—6 concentrisch gestellten Ringen von Zähnen besetzt.

Die Länge des Schwanzes ist in der übrigen Länge über 3mal enthalten. Die Lippe ist mit 3—4 Reihen Franzen besetzt. Die Zähne, welche an der innern Fläche des Saugnapfes in 5—6 concentrischen Ringen gestellt sind, sind mit einer sehr harten hornartigen, ablösbaren Substanz bedeckte Höckerchen. Im Allgemeinen sind die Zähne des innersten Ringes die grössten, nach aussen werden sie immer kleiner. Der innerste Ring besteht nur aus 2 Zähnen, von welchen aber der untere beinahe einen Halbkreis bildet und 7 Zacken trägt, der obere ist zweispitzig. In der zweiten Reihe finden sich auf jeder Seite des letztern noch 4 zweispitzige Zähne. Alle andern Zähne bestehen nur aus einem Zacken. Auch auf der Zunge finden sich 2 Reihen mehrspitziger Zähne. Die Zunge kann bewegt werden und wirkt wie ein Stempel, um die Luft aus dem Saugnapfe auszupumpen, vielleicht auch um mit den darauf sitzenden Zähnen in das Thier, an das sich das Neunauge festgesaugt hat, einzubohren. Das Auge ist vom ersten Kiemenloche noch einmal so weit entfernt, als ein Kiemenloch vom andern. Oben zwischen den Augen findet sich das unpaare Nasenloch, fälschlich Spritzloch genannt. Es finden sich zwei von einander etwas entfernt stehende Rückenflossen. Schon hinter dem Nasenloch fängt sich die Haut etwas zu erheben an, die erste Rückenflosse ist aber niedriger als die zweite, welche mit der Caudalis vereinigt ist.

Dieses Neunauge ist gelblich, grau marmorirt und wird bis 3′ lang.

In Bezug auf das Skelett stehen die Neunaugen überhaupt auf der niedrigsten Stufe unter allen Wirbelthieren; ihre Wirbelsäule besteht nur aus einer faserknorpligen Röhre, welche innen mit einer gelatinösen Masse gefüllt ist; über ihr liegt das Rückenmark. Der trichterförmige Mund wird durch einen knorpligen Maxillarring gestützt, welcher aus der Vereinigung der Kiefer- und Gaumenknochen entstanden zu sein scheint. Den 7 Kiemenlöchern entsprechen 7 Kiemensäcke, von welchen jeder durch einen besonderen Canal mit einer Röhre communicirt, welche unpaar unter dem Schlunde liegt, hinten blind geschlossen ist, vorne sich in die Mundhöhle öffnet. Das unpaare Nasenloch

an der obern Seite des Kopfes durchbohrt den harten Gaumen, ist aber nicht zum Ausspritzen von Wasser bestimmt, sondern vielmehr durch eine Schleimhaut von der Rachenhöhle abgeschlossen. Der Darmkanal, mit einer Spiralklappe, verläuft ganz gerade; die kleine Leber besteht nur aus einem einzigen Lappen. Die Geschlechtsorgane sind paarig und nehmen die ganze Länge der Bauchhöhle ein; die Ovarien lassen sich in dünne Blätter zerlegen. Die Nieren erstrecken sich von der Mitte der Bauchhöhle bis zum Anus, in dessen Nähe sich die Ureteren in eine auch äusserlich sichtbare Röhre vereinigen: in diese Röhre münden auch die beiden *Pori abdominales*. Schwimmblase, Harnblase, Gallenblase und Mesenterium fehlen.*)

Die Nahrung des Neunauges besteht ausser Würmern, Insekten etc. noch in Fischen, sowohl kleinern, als grössern, an welche sie sich wie an Steine festsaugen. Solche angegriffene Fische können sich ihres Feindes nicht entledigen, da die Zähigkeit, mit der er sich festhält, so gross ist, dass man das Neunauge sammt dem Gegenstande, an den es sich angesaugt hat, und wenn er auch mehrere Pfunde schwer ist, in die Höhe heben kann.

Beinahe jedes Jahr fängt man diesen Fisch im Frühjahre bei Heilbronn und sogar in der Enz, zum Theil von beträchtlicher Grösse. Allgemein behauptet man, dass das Neunauge um diese Zeit in die Flüsse steige, um zu laichen. Es schwimmt jedoch zu schlecht, als dass man begreifen könnte, wie es in so kurzer Zeit den bedeutenden Weg zurückzulegen vermag. Ich halte es daher für nicht unwahrscheinlich, dass die so hoch in den Flüssen gefangenen Neunaugen sich an andere Meerfische angesaugt haben und mit diesen heraufgekommen sind. Dafür spricht, dass das Neunauge immer zugleich mit dem Lachse und dem Maifische ankommt und dass man meines Wissens noch nie eine Brut von ihm im Neckar angetroffen hat.

Das Fleisch des Neunauges ist besonders im Frühjahre gleich

*) Die Anatomie der andern Arten von Petromyzon zeigt zu wenig Abweichungen, als dass eine besondere Beschreibung derselben nöthig wäre.

dem des Aales geschätzt; doch wird es zu vereinzelt gefangen, als dass man ihm für unsere Fischerei eine Bedeutung zuschreiben könnte.

Petromyzon fluviatilis L.

Bloch, t. 78. f. 1.
Yarrell, s. 604.

Kleines Neunauge. Lampern.

Die Zähne stehen nur in einem Ringe. Zwei Rückenflossen, welche durch einen Zwischenraum von einander getrennt sind.

Die Länge des Schwanzes ist in der übrigen Länge $2\frac{1}{2}$mal enthalten. Die Zähne stehen in einem einzigen Ringe, welcher den Eingang in den Schlund umgibt; der unterste, ein Drittel des Ringes bildende Zahn besteht aus 7 stumpfen Höckerchen; oben im Ringe stehen zwei hervorragendere, von einander getrennte Zähne; zu jeder Seite des ersten siebenzackigen ist noch ein kleiner stumpfer Höcker bemerkbar; die Zähne auf der Zunge, wie bei P. marinus. Das Auge ist vom ersten Kiemenloche noch einmal so weit entfernt, als ein Kiemenloch vom andern. Das Nasenloch liegt oben auf dem Kopfe vor den Augen. Es finden sich zwei von einander etwas entfernt stehende Rückenflossen; die erste beginnt in der Mitte der Totallänge und ist viel niedriger als die zweite, welche mit der Caudalis vereinigt ist.

Dieses Neunauge wird $1\frac{1}{2}'$ lang und ist oben einfarbig olivengrau.

Die Nahrung hat es mit P. marinus gemein. Es ist aber ein einheimischer Fisch, mehr jedoch der Nebenflüsse, als des Neckars selbst; doch wurde es auch bei Heilbronn im Jahre 1838 gefangen. *) Es ist seltener als die beiden folgenden Arten. Nach Bloch laicht es im Anfange des Frühjahrs, setzt

*) Memminger, Beschreibung von Württemberg. 3. Aufl. p. 315.

seinen Rogen an Steine ab und vermehrt sich sehr stark. Zur Nahrung wird es bei uns nicht verwendet, da es auch selten die oben angegebene Länge erreicht.

Petromyzon planeri Bloch.

Bloch, t. 78. f. 3 ist ein junger P. fluviatilis.
Yarrell, p. 607. (Zähne unrichtig.)

Die Zähne stehen nur in einem Ringe. Zwei Rückenflossen, welche kaum von einander getrennt sind und darum als eine betrachtet werden können.

Es wäre unnöthig, eine besondere Beschreibung dieses Fisches zu geben, da er von dem vorigen nur in dem angegebenen Punkte abweicht. Ausserdem wird er nur etwa 9″ lang. Im Neckar selbst wurde er zwar noch nicht aufgefunden, dagegen ist er in der Ammer, einem Nebenflüsschen des Neckars, bei Tübingen nicht selten.

Ammocötes Dumeril

unterscheidet sich von Petromyzon dadurch, dass die Lippe des Saugnapfes nur einen Halbkreis bildet und dass keine Zähne vorhanden sind.

Ammocötes branchialis Dumeril.

Petromyzon branchialis L.
Bloch, t. 78. f. 2.
Yarrell, s. 609.

Kleines Neunauge. Lamprillon. Sandpride.

Die Länge des Schwanzes ist in der übrigen Länge 2¼mal enthalten. Das Maul mit einer Reihe kurzer häutiger Cirrhen eingefasst. Das Auge ist vom ersten Kiemenloch noch einmal so weit entfernt, als eine Kiemenspalte von der andern; die Kiemenlöcher sind nicht so frei wie bei Petromyzon, sondern in einer Längsfurche verborgen. Das Nasenloch liegt in der

Mitte zwischen Schnauzenspitze und Augen oben auf dem Kopfe und durchbohrt den harten Gaumen nicht. Es findet sich nur eine niedrige, etwas ausgeschweifte, mit der Caudalis verbundene Rückenflosse, welche in der Mitte der Totallänge beginnt.

Oben graulich braun. 7—8″ lang.

In anatomischer Beziehung unterscheidet sich dieser Fisch von dem eigentlichen Petromyzon durch die noch grössere Weichheit seines Skeletts und das Fehlen der unpaaren Röhre, mit der die Kiemensäcke communiciren. Hier erhalten die Kiemen, wie gewöhnlich, unmittelbar durch den Schlund das Wasser. Im Darme keine Spiralklappe.

Dieser Fisch findet sich im ganzen Gebiete des Neckars und ist unter allen unsern Knorpelfischen der häufigste. Er liebt ein reines, stilles Wasser mit schlammigem Grunde, in den er sich besonders im Winter vergräbt, um diese Zeit in Erstarrung zuzubringen. In Folge seines abweichenden Baus des Mauls ist er nicht mehr im Stande, sich an Gegenstände anzusaugen; seine Nahrung besteht in Würmern, Insekten, überhaupt in animalischen Substanzen. Er hat ein sehr zähes Leben und kann längere Zeit in der Gefangenschaft erhalten werden. Bei uns wird er nicht so häufig gefangen als in Norddeutschland, und auch nicht zur Speise benützt.

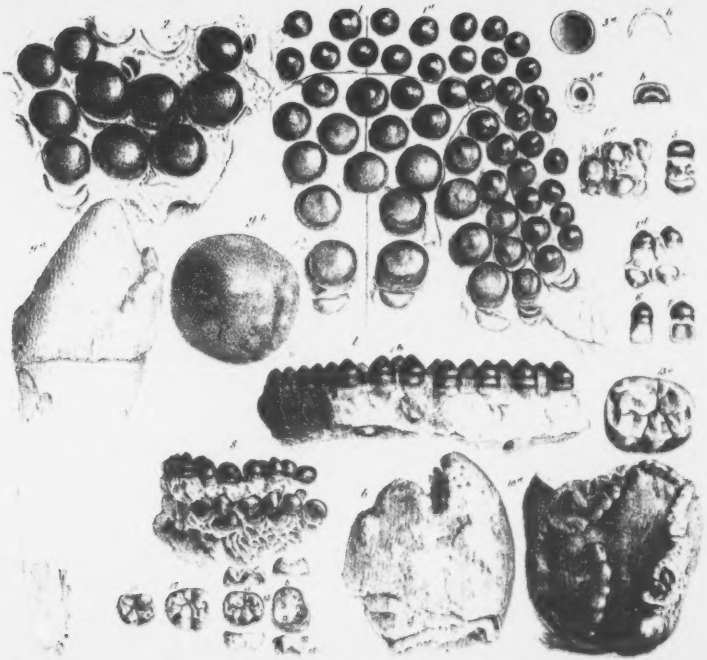

2. Ueber einen Schnaitheimer Lepidotuskiefer.

Von Prof. Dr. Quenstedt.

(Mit Taf. VII.)

In meinem Handbuche der Petrefaktenkunde p. 198 ist nachgewiesen, dass die *Sphaerodus*-Zähne des Agassiz einem gigantischen *Lepidotus* angehören, dessen Schuppen sich mit den Zähnen zusammen finden. Verschiedene Formen dieser sog. Sphaerodonten von Schnaitheim sind längst bekannt (Flözgeb. Würt. p. 493), später haben sich wiederholt ganze Kieferstücke mit deutlichen Knochenresten gefunden, doch dürften sich nur wenige mit den unsrigen (Fig. 1) an Schönheit messen. Wahrscheinlich gehört dies Stück dem Obermaule an, von dem der rechte Kieferrand abbrach, aber zwischen den 53 gebliebenen Zähnen scheint kein einziger heraus zu fehlen. Zur Orientirung wurde die vermeintliche Medianlinie 11 gezogen; darnach würde man dem Vomer 16 Zähne zutheilen, die in 5 Reihen von hinten nach vorne zu 2 + 2 + 3 + 4 + 5 stehen, von denen nur der äusserste vorn rechts uns fehlen würde. Die hintersten beiden Vomeralzähne sind am grössten, glattesten, und zeigen kaum eine Spitze, namentlich wenn sie schon lange abgenutzt sind. Nach vorne werden sie kleiner, und hier tritt auch der Gipfelpunkt stärker hervor. Die Randzähne, welche auf Kiefer und Zwischenkiefer kämen, stehen zweireihig und sind am spitzigsten. Sie zeichnen sich auf unserem Stück sämmtlich durch dunklere Farbe aus. Wir zählen im Ganzen 29, nur in der Ecke des Maules wird die Zweireihigkeit etwas gestört. Unserer Medianlinie zu Folge würde einer der Hinterreihen unpaarig sein, und jederseits 24 stehen. Sie sind die kleinsten

Allein es scheint nicht zweckmäßig, den Schüler so lange ohne alle Prüfung auswendig lernen zu lassen; vielmehr ist es rathsam (und so verfuhr auch Jacotot selbst in Valenciennes mit einem Knaben, der erst seit einigen Tagen, den Telemach mit deutscher Uebersetzung in der Hand, Deutsch lernte), sogleich prüfende Fragen an die Schüler zu richten, welche freilich nach der Verschiedenheit der Subjekte verschieden eingerichtet und der Entwickelungsstufe der eigenen Intelligenz des Schülers angemessen seyn müssen." Mit dieser Bemerkung fällt ein Haupteinwurf, den man der Jacotot'schen Methode bisher machte. *

7. „Nachdem das erste Buch, die Epitome, auswendig gelernt und auf die oben angegebene Weise behandelt worden ist, geht man zu einem andern über, dessen Inhalt in Bezug auf die Faßlichkeit der darin gegebenen Ideen dem Schüler angemessen seyn muß. Dieses wird mit Hülfe der Uebersetzung gelesen und explizirt. Man dürfte hier der Anordnung der in den württembergischen Schulen eingeführten Chrestomathie folgen, nur so, daß man bei einzelnen Schriftstellern länger verweilte und nicht bloß die dort aufgenommenen Fragmente studirte, andere dagegen bei Stylübungen sich nicht zum Muster nähme. Im Griechischen will Herr Prof. Hoffmann von Herodot (der jedoch wegen des jonischen Dialekts nicht als Elementarbuch taugen dürfte) oder Xenophon zu einem Redner, z. B. Aeschines, Demosthenes u. dergl.; im Hebräischen von der Genesis zu den Psalmen; im Französischen von Telemach oder Robinson ebenfalls zu einem Redner oder zu einem andern in Prosa geschriebenen Werke übergehen ꝛc. Dieses folgende Buch muß nach ihm eben so häufig wiederholt, wenn auch nicht auswendig gelernt werden, und es müssen dieselben Reflexionen über seinen Inhalt und Vergleichungen mit dem Inhalt des ersten angestellt werden, nur daß man hier noch tiefer geht.

Von diesen leichteren Schriften geht man an das Lesen und Studiren einer schwereren, im Lateinischen zu Tacitus und Horaz,

---

* Auch Schreiber dieses erklärte sich früher deßhalb bedingt gegen das Erlernen fremder Sprachen mittelst dieser Methode, und ließ sich so dasselbe zu Schuld kommen, was Prof. Hoffmann mit der Hamiltonischen Methode begegnete. Gedachten Irrthum theilen aber Viele, und Prof. Hoffmann gibt (S. 111 Nr. 4) selbst dazu Veranlassung.

und spitzigsten von allen. Endlich blieben zwischen Vomer und Oberkiefer noch die Gaumenbeinzähne, 10 Stück in zwei Reihen, und an jedem Ende ein unpaariger. Auch der Grösse nach stehen sie zwischen beiden inne, die 4 innern deren Vomer nachbarlicher, sind am grössten. Im Ganzen würden wir also $16 + 2 . 10 + 49 = 85$ Zähne zählen, wenn der Kiefer vollständig und genau symmetrisch wäre, wovon der Medianlinie 3 und jeder Seite 41 angehörten. Das Zahnpflaster misst in der Mitte $2\frac{1}{3}$", und würde im Ganzen hinten $4\frac{1}{4}$" Par. breit geworden sein. Uebrigens gelingt es nicht, alle Bruchstücke mit diesem schön symmetrischen Bilde in Uebereinstimmung zu bringen. Es mag im Einzelnen manche Abweichung Statt finden, auch kommen viel grössere Kieferreste vor.

Die Ersatzzähne bilden eine weitere Merkwürdigkeit. Schon längst kenne ich einzelne Zahnhaufen mit langen Wurzeln, unter welchen Schmelzkapseln in entgegengesetzter Stellung liegen. Ich hielt, wiewohl zweifelhaft (Handbuch der Petrefakten p. 199), die einen für Unterkiefer-, die andern für Oberkieferzähne. Doch fällt es auf, dass die unter den Wurzeln stets blos die Schmelzkapseln, und niemals Wurzelansätze zeigen. Endlich erhielt ich im vorigen Sommer ein prachtvolles Vomerbein mit 10 Pflasterzähnen, in dem sehr grobzelligen Beine liegen eine Menge halbkugeliger Schmelzkeime, alle in verkehrter Stellung, die Convexität nach unten und die offene Halbkugel nach oben gekehrt. Aus der grossen Zahl der Schmelzkeime geht hervor, dass die Zähne häufig ersetzt werden mussten. Bei ihrem Heraustreten machten sie eine völlige Halbkreisdrehung. Die Keime sind übrigens meist schon so fest und wohl gebildet, dass ihnen nichts weiter als der gestreifte Hals und die Wurzel fehlt. Denn auch die alten Zähne gleichen einer hohlen Bombe, die oben vom Schmelz mit einer innern Lage von Zahnbein, unten aber von einer etwas länglichen Wurzel geschlossen wird, die rings mit dem Knochen verwächst. Die Keime der Ersatzzähne erzeugen sich nicht genau unter der Höhle der alten Zähne, sondern etwas excentrisch, und fressen in ihrem Wachsthume die Wurzel des Zahnes von einem Aussenpunkt an. Diese Ersatzzähne finden wir nun auch an unserem Prachtstück in aus-

gezeichneter Weise wieder: es sind wenigstens eben so viel unter den Wurzeln vorhanden, als Zähne im Kiefer stehen. Sie zeichnen sich alle durch eine schneeweisse Farbe aus, und trotz ihrer scheinbar vollkommenen Ausbildung hat der Schmelz doch noch nicht seine nothwendige Härte erreicht. Wir sehen am Hinterrande unserer Figur 1. a Ersatzzähne hinter den beiden letzten Vomer- und Gaumenbeinzähne bereits in verticaler Stellung an die Oberfläche treten, sie haben also schon eine Viertelkreisdrehung gemacht, und auch zwischen den andern fand ich hin und wieder einen in solcher Lage, die aber beim Zusammenleimen wieder verkittet werden mussten. Nur die hintern 4 Kieferzähne habe ich abgehoben gelassen, um die mehr horizontale Lage der Schmelzkapseln (Fig. 1 c) unter den Wurzeln zeigen zu können. Uebrigens liegen die zahlreichen Keime unter den andern Zähnen so durcheinander, mit ihren wohlerhaltenen Spitzen bald hier bald dorthin gekehrt, dass es schwer hält, darin das Gesetz und den Weg zu finden, auf welchen sie zur Oberfläche treten. Doch kehren sie im Allgemeinen die Spitze nach unten. Der grobcellulöse Bau des Knochens, beim Fischknochen so ungewöhnlich, scheint besonders dazu geschaffen, in allen seinen Punkten neue Keime entwickeln zu sollen, und der Fisch mochte wie die Haifische, die alten schon durch neue ersetzen, ehe sie nur abgenutzt waren. Daher finden sich auch so selten angekaute Exemplare.

Nach diesen Bemerkungen wird es nun leicht, folgende 3 Stadien in der Zahnentwicklung dieses schönsten aller Schuppenganoiden zu unterscheiden:

1) **Keimzähne** (Fig. 3). Sie gleichen einer in allen Theilen etwa gleich dicken hohlen Halbkugel, nur am Gipfel zeigt sich ein schwacher Zitzen und auf der Innenseite eine markirte Grube. Im Wesentlichen besteht sie in allen Theilen aus Schmelz, der aber schon so hart ist, dass es gelingt, die ganze Kapsel mit einer Nadel zu putzen. Das muss in der That dem praktisch bewanderten Petrefaktologen sehr auffallen, da nur bei wenigen Versteinerungen von solcher Dicke ein solches Geschäft gelingt, ohne dass die Sache zerbräche. Wegen der untern grossen Kreisöffnung sind die Kapseln stets

mit Bergmittel erfüllt. Früher glaubte ich, es wären Schmelzbüchsen, die sich abgelöst hätten; es ist aber vielleicht bei keinem der Fall. Der Schmelzniederschlag war also das erste, was sich bildete, und namentlich findet sich am Rande noch nicht die Halsschichte. Nach und nach muss sich in dieser Büchse Zahnbeinsubstanz ausgebildet haben, so entstanden

2) Reife Zähne. Bei diesen gewahrt man unter dem Schmelz einen markirten Ringstreifen (Hals), der sich durch seine Farbe stark auszeichnet, zwar noch Schmelzglanz hat, aber nur aus einer sehr dünnen Lage besteht. Das ganze Innere der Schmelzkapsel sammt dem Halsringe ist mit Zahnbein dick erfüllt, nur im Centrum bleibt eine halbkugelige mit Bergmittel versehene Pulpahöhle (Fig. 4). Der Halsring ist überdies durch sehr markirte senkrechte Linien (Cämentplatten?) ausgezeichnet, welche von unten herein dringen. Die Ausfüllungsmasse der Schmelzbüchse färbt sich häufig verschieden: das Innere meist dunklere muss ohne Zweifel Zahnsubstanz sein, und darüber lagert sich ein matteres Gewebe, vielleicht Cäment bildend. In letzterem findet sich eine Furche, nach welcher der Zahn sich leicht ablöst, denn er war in diesem Stadium noch nicht mit dem Knochen des Kiefers verwachsen, sondern hing in dem Momente, wo er zum Kauen verwendet werden sollte, noch durch eine Haut am Kiefer. Nach und nach verwuchs der Ring auf das Innigste mit dem Kieferknochen, so entstanden zuletzt

3) Ueberreife Zähne (Fig. 5 der obere). Vom Kiefer herab erhebt sich nämlich ein mehr oder weniger langer Knochencylinder, der mit seinem Endrande um so inniger mit der Furche unter dem Halsringe verwächst, je älter der Zahn wird. Anfangs zeigt der Rand noch eine Neigung zur Ablösung von dieser Knochenbasis, zuletzt findet auch dies nicht mehr statt. Zum Theil mag die Basis noch aus Zahnbein bestehen, wie man aus der inneren dunklern Farbe schliessen möchte. So lange die Zahnbasis vom folgenden Ersatzzahn nicht angegriffen wird, bleibt innen ein grosser rings geschlossener Raum, der nur vom zelligen Kiefer her einige unregelmässige porige Zugänge hat. In diesem Falle zeigt sich der fossile Zahn entweder hohl, wie die meisten unseres Kiefers, oder es finden sich Krystallisationen von Kalk-

spath darin, der durch die Wände durchfiltrirte. Erst, wenn die Höhle ein Loch bekam, konnte Bergmittel eindringen, und solche findet man öfter im Gebirge vereinzelt, es sind abgestossene oder zufällig abgebrochene Zähne.

Erklärung der Tafel VII.

Fig. 1. **Lepidotus giganteus**, linke Oberkieferhälfte? aus dem Oolith des Weiss. Jura ε von Schnaitheim: a. Ansicht von Oben, hinten einige Ersatzzähne sichtbar; b. Ansicht von vorn; c. vier Ersatzzähne unter den vier letzten in der hintern Ecke rechts gelegen; d. das Stück l. c. von der Seite, unten die beiden Ersatzzähne.

„ 2. ditto, daher Vomer, das ganze Stück besteht blos aus Knochen und Zahn, ohne Gebirgsmasse.

„ 3. **Keimzahn**, blose Schmelzkapsel, a. von unten, b. idealer Durchschnitt.

„ 4. **Reifer Zahn**, a. von unten, b. idealer Durchschnitt.

„ 5. **Ueberreifer Zahn**, der obere hat eine kräftige Wurzel, und unmittelbar darunter liegt der ganz ausgebildete Keimzahn, noch gänzlich von der Wurzel durch Bergmasse getrennt.

„ 6. Ein Zahn, unten mit geschlossener Wurzel.

„ 7. ditto, aufgebrochen, wodurch die innere Höhlung zum Vorschein kommt.

„ 8. Kieferstück, blos Knochen und Zähne, oben die Zähne welche in Thätigkeit waren, unten Ersatzzähne.

„ 9 u. 10. **Dinotherium giganteum**, (siehe die Beschreibung in diesem Jahrgange, p. 66), fig. 9 vorderster Backenzahn des Unterkiefers, a. von der Seite, b. von oben; 10 vorderster Backenzahn des Oberkiefers: a. von oben, b. von hinten.

„ 11. Vermeintlicher **Menschenzahn**, l. c. p. 67, aus den Bohnenerzgruben auf der Alb südlich Tübingen, von der Kronenseite.

„ 12. ditto, sehr gross, von oben.

„ 13. ditto, a. von oben, b. von unten, darüber und darunter, mit Seitenansichten, 13 c. doppelt vergrössert.

3. Iris germanica und florentina.

Von G. von Martens.

Bekanntlich zeigt sich bei Thieren und Pflanzen, welche unter wärmeren Himmelsstrichen mit lebhaften Farben geschmückt sind, in Gegenden, wo die ganze Natur, oft auf längere Zeit, ein weisses Kleid anzieht, eine Neigung zur weissen Färbung, also an der Polargrenze ihres natürlichen Verbreitungskreises und noch auffallender, wenn sie jenseits derselben künstlich versetzt werden.

Diese Neigung zum Ausbleichen zeigen am entschiedensten die Blumen, deren Farbe zwischen blau und roth liegt, weniger die ganz rein blauen oder rothen, am wenigsten die der gelben Farbe angehörenden. So haben wir in unsern Gärten weisse *Campanula persicifolia*, *Medium* und *Trachelium*, Hyacinthen, Nelken, Rosen, Gichtrosen, Levkojen, *Fritillaria Meleagris*, *Lavatera trimestris*, *Alcea rosea*, *Dahlia variabilis*, *Chrysanthemum indicum*, und selbst unter den freien Kindern der württembergischen Flora weisse *Polygala vulgaris*, *Campanula glomerata*, *Geranium robertianum*, Heidelbeeren, *Orchis conopsea*. Es war daher eine schon längst von mir angenommene Ansicht, dass auch die vielbesprochene *Iris florentina* L. nichts als eine erblasste *Iris germanica* L. sei eine Ansicht, welche der wackere Naturforscher Fresenius schon 1830 in der Regensburger botanischen Zeitung Seite 426 öffentlich aussprach, während auch die tüchtigsten Pflanzenforscher, wie Savi, Decandolle,

Reichenbach, Koch, Bertoloni, fortfahren, beide als gute Arten aufzuführen.

Als ich nun am 8. Juni 1853 mit meiner Tochter die lange schöne Platanen-Allee des Stuttgarter Schlossgartens durchstrich, fand ich, leider einen verspäteten Sommer verkündigend, zu beiden Seiten beide Schwertlilien in voller Blüthe; wir unterhielten uns, von Blume zu Blume wandelnd, mit einer Vergleichung derselben, aber von allen von dem trefflichen Koch (Synopsis flor. germ. Ed. 2da pag. 507) angeführten Unterschieden wollte die Färbung ausgenommen keines passen, die Blätter der weissen waren weder breiter noch weniger zugespitzt, die inneren Blumenblätter nicht schmäler, die Narben des Griffels weder breiter noch ihre Spitzen gerader, der Geruch nicht stärker. Unterschiede, von denen wohl die meisten auf eine Verwechslung mit *Iris pallida Lamarck* hinweisen, nichts blieb übrig, als die milchweise Farbe der Blume, welche sich, wie bei so vielen andern Pflanzen schon in den etwas lichteren Blättern, Stengeln und Spathen leise ankündigte, alles bestärkte mich in meiner früheren Ansicht, dass der gute Linné von Micheli verleitet, zwei Farbenspielarten als Species aufgestellt habe, aber der Forscher hat zuweilen eine Frage an den Schöpfer frei und so sollte auch mir diesmal sichere Antwort werden.

In einer Reihe von Büschen bemerkten wir beide zugleich einen, an welchem mehrere Stengel zwei bis vier Blumen und noch einige Knospen hatten, der uns nächste hatte drei offene Blumen, die beiden oberen milchweiss, wie die der übrigen Stengel, die unterste aber theilweise dunkelviolett gefärbt.

Diese wurde sogleich genau untersucht und es fand sich, dass

1) von den, wie bei allen *Irideen* und *Liliaceen* den Kelch darstellenden drei Blättern des äusseren Kreises das gegen Südsüdwest gewendete vollkommen die dunkelblauviolette Farbe der *Iris germanica* mit derselben bräunlichen Zeichnung am Schlunde und demselben gelberen Bart hatte, nur zog sich vom Rande nach Innen ein weisses Dreieck, ohngefähr den sechsten Theil des Blattes einnehmend, in die dunkle Fläche hinein, das gegen

Osten gewendete aber war durch eine scharfe genau in dessen Mitte laufende Linie in zwei Hälften getheilt, wovon die südlichere blauviolett, die nördlichere milchweiss war und das nordwestliche ganz milchweiss; wo die Blätter weiss waren, war auch der Bart bleich und von der braunen Aderung nur die gelbe Grundfarbe beibehalten, blau und roth ausgebleicht.

Am inneren Kreise der drei aufwärts eingebogenen Blumenblätter wiederholte sich dieselbe Erscheinung, aber in umgekehrter Ordnung, von links nach rechts oder mit der Sonne statt von rechts nach links oder gegen die Sonne wie bei dem äussern Kreise; das nach Südsüdost gewendete Blatt war ganz blauviolett, das nach Westen gekehrte auf der südlichen Hälfte ebenso, auf der nördlichen Hälfte milchweiss und das nordöstliche ganz milchweiss. Dieselbe Farbentheilung wiederholte sich zum dritten Mal an den blattförmigen Theilen der Narbe, so dass diese überall die Farbe des darunter liegenden äusseren Blumenblattes, nur lichter hatte. So theilte eine von Osten nach Westen haarscharf gezogene Linie die Blumen in zwei gleiche Hälften und hätte man sie mit dem Messer nach dieser Linie getheilt, so hätte auch der geübteste Botaniker die südliche Hälfte für *Iris germanica*, die nördliche für *Iris florentina* erklärt, ich hatte den direkten Beweis dass beide nur eine Art bilden, von denen die *I. germanica* die Stammart, *I. florentina* nicht einmal Abart im Linnéischen Sinne ist.

Merkwürdig war mir auch die Theilung durch zwei bei der durch drei getheilten Blume, so dass von jedem Kreise anderhalb Blätter auf jede Farbe fielen und die Richtung wechselte, um die gleiche Grenze einzuhalten, ich habe zwar schon solche halbgefärbte Blumen bei Nelken und *Mirabilis Jalapa* beobachtet, allein dort fielen sie weniger auf, weil die andern Blumen gesprenkelt waren und so alle Uebergänge darboten. Normal tritt eine solche Theilung der Farbe durch zwei bei drei- oder fünftheiligen Blumen nie auf, sondern beschränkt sich stets auf eine bestimmte Blätterzahl, wie bei *Viola tricolor* und mehreren *Pelargonien* auf 2 zu 3, bei *Lathyrus odoratus* und der Zuckererbse auf 1 zu 4.

Noch bliebe die Frage zu erörtern, ob es nicht neben der gewöhnlichen eine andere *Iris florentina* gebe. Herr Professor Tausch unterschied nehmlich in der Regensburger bot. Zeit. 1828 S. 236 und 237 zwei weissblühende Spielarten blauer Schwertlilien, *Iris florentina α* L. als weisse *Iris pallida* Lam. und *Iris florentina β* L. als unsere weisse *Iris germanica*, und stellte dann daselbst S. 671 die erstere als selbstständige Art auf. Allein diese *Iris florentina* Tausch würde sich nach seiner Beschreibung nur durch ungestielte Blumen von der gewöhnlichen, seiner zweiten, *Iris florentina* unterscheiden, denn die lichte Stellung der Blätterbüschel zeigt auch diese im Stuttgarter Schlossgarten an den schattigsten Standorten, und mir sind bis jetzt wohl unter den bartlosen (*Iris Sibirica* L. und *I. Xiphium* L.), nie aber unter andern bärtigen Schwertlilien weissblühende vorgekommen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Ueber den Versuch einer Berechnung der Wassermengen einiger württembergischen Flüsse.

Von Repetent Zech in Urach.

Wer die Beilage C zu Memmingers Beschreibung von Württemberg (1841) — das letzte Blatt des Buches — näher ansieht, wird leicht finden, dass die Wassermasse der angeführten Flüsse unter der Annahme berechnet ist, dass durch jeden Fluss eine Menge Wasser abfliesse, die die Fläche den Flussgebieten 175 württ. Zoll tief bedecken würde.

Kommen nämlich 217079$^{7}/_{10}$ Eimer auf 229$^{1}/_{2}$ Quadratmeilen (beim Neckar), so kommen — die Meile zu 260000 württ. Fuss, den Eimer zu 12$^{1}/_{2}$ württ. Kubikfuss gerechnet — 17,5 Kubikfuss Wasser auf einen Quadratfuss. Das Wasser stände also 175 württ. Zoll über der Fläche. Dieses Wasser wird geliefert durch den jährlichen wässrigen Niederschlag. Doch wird bekanntlich nicht der gesammte Niederschlag durch das fliessende Wasser abgeführt, sondern nur etwa die Hälfte, da die andere Hälfte hauptsächlich durch Verdunstung für die Flüsse verloren geht. Der jährliche Niederschlag müsste also 350 württ. Zolle betragen oder 370 pariser Zolle, d. h. Württemberg würde 3 bis 4 mal soviel Regen haben, als die nässesten Gegenden unter den Tropen!

Ferner: Rechnet man das Jahr zu 365 Tagen, so würde der Neckar an der Grenze von Württemberg in jeder Sekunde 86050 württ. Kubikfuss oder 59027 pariser Kubikfuss Wasser abgeben. Nach Berghaus schüttet der Rhein bei seiner Spaltung zum Delta 64160 pariser Kubikfuss, also blos um $^{1}/_{12}$ weiter, während ihm längst die Wassermasse des Neckars und noch grösserer Flüsse zugeführt ist!

Es ist also klar, dass die Berechnung viel zu hoch greift. In der That: der Regenfall für Stuttgart ist 23,2 par. Zoll, für Freudenstadt 48,4 par. Zoll (das Minimum und Maximum des Regenfalls, soweit er in Memmingers Beschreibung angegeben ist); das Mittel ist 35,8; nehmen wir dies als mittlern Regenfall für Württemberg, obgleich es zu viel sein wird (mittlerer Regenfall für Deutschland 27), so würde davon in die Flüsse abfliessen 16,8, d. h. ungefähr $^{1}/_{10}$ der oben angegebenen Menge. Der Neckar würde also an der Grenze in jeder Sekunde abgeben ungefähr 8600 württ. Kubikfuss. Auch dies wird noch zuviel sein; denn nimmt man für den Neckar, wo er Württemberg verlässt, eine Tiefe von 6', eine Breite von 700' und eine Geschwindigkeit von

2 in der Sekunde an, was gewiss durchweg zuviel ist, so erhält man erst 8000 Kubikfuss.

Alle Resultate der Tabelle müssen daher allerwenigstens auf $^1/_{10}$ reducirt werden. Ausserdem ist zu bemerken, dass die Tabelle insofern auch sehr mangelhaft ist, als auf den verschiedenen Regenfall in den verschiedenen Flussgebieten durchaus keine Rücksicht genommen ist. Bei Schwarzwald- Alp- und Unterlandflüssen ist offenbar in dieser Hinsicht eine grosse Verschiedenheit, die eben berücksichtigt werden sollte, weil Wasserreichthum bei kleinem Flussgebiet und das Umgekehrte für einen Fluss sehr charakteristisch ist.

Nach all dem scheint es, dass diese Tabelle dem sonst so schätzenswerthen Buche keine besondere Ehre macht.

Bücheranzeigen.

Additamente zur Flora des Quadergebirges in der Gegend um Dresden und Dippoldiswalde, enthaltend meist noch nicht oder wenig bekannte fossile Pflanzen. Von Ernst von Otto, Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft „Isis" in Dresden. Mit 7 Steindrucktafeln. Dippoldiswalde. Verlag von Carl Jehne. 4.

Wir übernehmen gerne die Anzeige dieser Schrift, indem sie ebensowohl von dem wissenschaftlichen Interesse, als von der Bescheidenheit des Verf. zeugt. Nach einer kurzen Schilderung der hauptsächlichsten Fundorte der betreffenden Petrefakte geht er zur Beschreibung derselben über und fügt Bemerkungen über ihre naturhistorische Bestimmung zum Theil unter Bezugnahme auf die früher von Glocker, Göppert und Geinitz beschriebenen fossilen Pflanzen des Quadersandsteins bei. Den von diesen Paläonthologen mitgetheilten Abbildungen reihen sich die des Verf. in Absicht auf ihre gute Ausführung an, und sie werden daher füglich dazu beitragen können, durch genauere Vergleichung der von den verschiedenen Verfassern gelieferten Beschreibungen und Abbildungen mit den Originalien zu einer festeren Charakteristik und systematischen Bestimmung der interessanten Flora des Quadersandsteins zu gelangen.

Dr. G. J.

Die allgemeine Formenlehre der Natur als Vorschule der Naturgeschichte von Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Präsidenten der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Mit 275 in den Text gedruckten Holzschnitten und 6 lithogr. Tafeln. Breslau 1852. 8.

In diesem auch durch äussere Ausstattung sich auszeichnenden Werke hat der Verf. die verschiedenen Formen der Naturkörper in allgemeiner

im Griechiſchen zu einem Philoſophen oder einem Dramatiker, im Hebräiſchen zum Hiob oder den Propheten über, lieſt dieſelben gleichfalls mit einer Ueberſetzung (oder wenigſtens einem Commentar) genau durch, ohne jedoch jedes Wort genau zu zergliedern, was man ſich nur bei ſchwereren Stellen vorbehält, ſondern geht es curſoriſch durch, um es immer wieder von Neuem zu beginnen.

8. Während das Elementarbuch geleſen wird, fange man bereits dieſelben theils mündlichen, theils ſchriftlichen Uebungen an, welche Jacotot mit der Mutterſprache anzuſtellen pflegt.

A. Der Lehrer laſſe ſich vom Schüler die geleſenen Thatſachen, ſodann die vom Schriftſteller darüber gemachten Reflexionen wieder erzählen.

B. Der Schüler verſuche Nachbildungen, Imitationen, wobei Perſonen und Ausdrücke eines Stückes mit andern vertauſcht, oder bloß Fakta ähnlich nachgebildet, und in andern, aus der bisherigen Lektüre bekannten Ausdrücken wiedergegeben werden.

C. Damit verwandt ſind die Umbildungen oder Traduktionen, durch welche die Reflexionen oder mehr die allgemeinen Beziehungen, die in gewiſſen Thatſachen liegen, nachgebildet werden, z. B. Darſtellung des Grams des Ehrſüchtigen nach dem Gram der Kalypſo.

D. Der Schüler ſtellt Reflexionen über bekannte und vorliegende Thatſachen an, indem er erſt die Reflexionen des Schriftſtellers aufſucht, dieſe deducirt, begründet ꝛc. und dann auch über ſolche Thatſachen reflektirt, welche der Schriftſteller nicht entwickelt hat. Jacotot ſagt hierüber Folgendes: * „Jede Entwickelung muß aus den Thatſachen, den Umſtänden fließen. Suchet einen Gedanken, den Fenelon entwickelt hat; merket darauf, daß er dieſe Regel befolgt hat, oder vielmehr, daß wir dieſe Regel geſchaffen haben, indem wir über die Rede des Verfaſſers nachdachten, und ahmet ihm nach. — Fenelon beſaß Verſtand genug, an dieſe oder jene Thatſache zu denken, die ihm dieſe oder jene Reflexion darbot; laß ſehen, ob ich nicht Verſtand genug beſitze, in meinem Gegenſtande eine ähnliche oder eine verſchiedene Thatſache zu finden, die mir einen ähnlichen oder verſchiedenen Gedanken darbiete; forſchen

* Jacotots ſ. W. v. Krieger, S. 274.

Darstellung aber mit Benutzung specieller Beispiele entwickelt, und durch zahlreiche, in den Text eingedruckte Holzschnitte mit 886 einzelnen Figuren und 6 lithographirten zum Theil colorirten Tafeln erläutert. Der genauen Bestimmung dieser Formen steht die Entwicklung ihrer Bezeichnung oder Benennung, oder einer wissenschaftlichen Terminologie zur Seite, und zugleich wird die Methode angegeben, nach welcher diese Formenlehre der Natur beim Unterrichte benutzt werden soll. Ausser den Formsverhältnissen berührt der Verf. auch die übrigen Eigenschaften der Naturkörper, Farbe, Geruch u. s. w. Wenn dabei vielleicht in Absicht auf die Vertheilung derselben auf der Oberfläche der Erde der Polaritätslehre eine zu grosse Bedeutung eingeräumt ist, so ist damit jedenfalls ein Beispiel der vom Einzelnen zu immer allgemeineren Vergleichungen aufsteigenden Methode gegeben, welche der Naturforscher zu befolgen hat, dem es um eine feste Basis für seine Wissenschaft zu thun ist, bei der am Ende wohl auch das Wagniss von Hypothesen gestattet ist, wenn sie an die höheren geistigen Vermögen sich anschliessen, deren Beziehung zu der Naturforschung der Verf. noch andeutet. Die Benutzung des Werks zum Handgebrauche bei der Untersuchung einzelner Gegenstände ist durch die zahlreichen Abbildungen und ein vollständiges deutsches und lateinisches Register, sowie durch das übersichtliche Inhaltsverzeichniss sehr erleichtert. Seinen Hauptnutzen wird es aber zum Selbststudium für höher strebende Naturforscher und für Lehrer haben, welche bei ihren Schülern mit der Genauigkeit der Untersuchung naturhistorischer Gegenstände auch den Geist der allgemeinen Auffassung zu wecken beabsichtigen, der denn auch die jugendliche Frische der wissenschaftlichen Untersuchungen zu erhalten vermag, für welche auch dieses Werk des Verf. Zeugniss gibt, der ein Greis von 78 Jahren damit ein neues Verdienst den vielen Verdiensten um die Wissenschaft beigefügt hat, die er mit Vorliebe und seltener Ausdauer unter harten Schlägen des Schicksals gepflegt hat. Dr. G. J.

Ansicht der Natur, populäre Erklärung ihrer grossen Erscheinungen und Wirkungen, nebst physischen und mathematischen Beweisen der Entstehung der Weltkörper und der Veränderungen, welche die Erde erleidet. Von J. W. Schmitz. Köln. 1853. 8.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

ZEHNTER JAHRGANG.

(Mit zehn Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1854.
Ausgegeben im November 1854.

24/170

Gedruckt bei E. F. Haering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht von der achten Generalversammlung zu Stuttgart am 24. Juni 1853 abgehalten. Von Prof. Dr. Kurr 1
Eröffnungsrede des ersten Vorstandes Grafen Wilhelm von Württemberg Erlaucht 1
Rechenschaftsbericht von Prof. Dr. Krauss 1
Rechnungsablegung von Apotheker Weismann 16
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1854 . . . 23

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Ueber die Fische des Bodensee's. Von Prof. Dr. v. Rapp . . 24
Seltene Echinodermen von der norwegischen Küste. Von Dr. Calwer 31
Ueber die Fische des Bodensee's. Von Prof. Dr. v. Rapp . . 137
Fischzucht im Grossen. Von Prof. Dr. O. Köstlin 176
Ueber die Identität des europäischen und amerikanischen Bison. Von Dr. G. Jäger 203
Die Menagerien in Stuttgart. Von Georg v. Martens . . . 210

2) Botanik.

Panachirte Blätter einer Rosskastanie. Von Pfr. Neubert . . 30
Beiträge zur vaterländischen Flora. Von Dr. R. Finckh . . . 204

3) Mineralogie und Geognosie.

Ueber das natürliche Vorkommen einiger schweren Metalle. Von Prof. Dr. Kurr 24
Ueber einige röhrenförmige Brauneisensteine. Von Prof. Dr. Fleischer 24
Durchschnitt des württemberg. Flötzgebirges. Von Schuler . . 30
Schöne Exemplare von krystallisirtem Kalkspath. Von Stadtbaumeister Fritz 31
Der mittlere Lias Schwabens. Von Dr. Albert Oppel . . . 39

Seite

4) Petrefactenkunde.

Ueber Pflanzen- und Thierüberreste aus dem plattenförmigen Jurakalk von Nusplingen im Bernerthal. Von Finanzrath Esser 29

Eine Suite ausgezeichneter Petrefakten. Von Oberreallehrer Blum 31

5) Chemie, Physik und Meteorologie.

Ueber einige physikalische Instrumente. Von Prof. Dr. Holzmann 30

Ueber die Differenzen der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Von Ober-Med.-Rath Prof. v. Jäger 31

Ueber die Ursache der elektrischen Inductionsströme. Von Prof. Carl Holtzmann 251

Ueber die astronomische Wärme und Lichtvertheilung auf der Erdoberfläche. Von Schullehrer Brenner 256

Neunundzwanzigster und dreissigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg. Von Prof. Dr. Th. Plieninger 277

6) Vermischtes.

Probeabdrücke einer hydrographischen Karte von Süddeutschland. Von Graf Wilhelm v. Württemberg Erlaucht 31

III. Kleinere Mittheilungen.

Specifisches Gewicht der Lösungen von Wilhelmsglücker Steinsalz. Von G. Dahlmann 276

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht von der achten Generalversammlung zu Stuttgart am 24. Juni 1853 abgehalten.

Von Prof. Dr. Kurr.

Die Sitzung, bei welcher sich 42 Mitglieder eingefunden hatten, fand im Saal des obern Museums statt, und begann um 9 Uhr Morgens.

Der erste Vorstand Graf Wilhelm von Württemberg Erlaucht, eröffnete die Versammlung mit einer Rede, worin er die Mitglieder aufforderte, in nähere Erwägung zu ziehen, auf welche Weise durch ihre Thätigkeit die Naturwissenschaften Frucht bringender für das praktische Leben werden könnten.

Sodann ward Graf Wilhelm von Württemberg ersucht, den Vorsitz für die heutige Geschäftsführung zu übernehmen.

Hierauf trägt Prof. Dr. Krauss folgenden

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1852

im Namen des Ausschusses vor.

Im Auftrage des Ausschusses habe ich die Ehre, Ihnen, meine Herren, Bericht über die Wirksamkeit des Vereins in dem vergangenen Jahre zu erstatten.

Ihr Ausschuss hat auch in diesem Jahre seine ganze Thätigkeit auf die Sammlung württembergischer Naturprodukte und auf die Jahreshefte gerichtet und kann Ihnen über die erstere die erfreuliche Mittheilung machen, dass alle Abtheilungen, wie aus den nachstehenden Verzeichnissen zu ersehen ist, wieder interessante, zum Theil namhafte Beiträge erhalten haben, obgleich bis jetzt nur sehr wenige Vereinsmitglieder für die Sammlung thätig waren. Es sei daher erlaubt, wiederholt den Wunsch auszudrücken, dass auch die übrigen Vereinsmitglieder und insbesondere solche, welche

zum Sammeln von Naturalien günstig gelegene Gegenden des Landes bewohnen, durch Einsenden aller derjenigen Gegenstände, welche in den hier niedergelegten Verzeichnissen noch nicht aufgezählt sind, eifriger sich betheiligen möchten, als in den verflossenen Jahren. Anderseits ist es uns eine angenehme Pflicht, denjenigen Freunden der Natur, welche, obgleich nicht Mitglieder des Vereins, seltene oder interessante naturhistorische Gegenstände der Sammlung bereitwillig und auf uneigennützige Weise überlassen haben, hiemit den verbindlichsten Dank auszudrücken.

Für die Sammlung der Insekten haben wir zu unserm Bedauern den Conservator in der Person des Herrn Hofrath Dr. Saucerotte durch seine Uebersiedlung nach Strassburg verloren. Bei dem Umfang dieser Klasse wäre es sehr zu wünschen, dass ein Entomologe recht bald dieses Amt übernehmen möchte. Was alsdann die Jahreshefte betrifft, so war Ihr Ausschuss der Meinung, die Tafeln in Zahl und Format zu vergrössern, und wird er diesen Grundsatz in dem begonnenen Jahrgange noch weiter ausdehnen, indem drei grössere Abhandlungen mit mehreren Tafeln angekündigt sind. Ueberdiess sind ihm auch von dem Verfasser der meteorologischen Berichte die fehlenden Jahrgänge, sowie die Beschreibung und Abbildung des längst angekündigten, im Besitz von Handlungsvorsteher Reiniger befindlichen Sauriers für diesen Jahrgang zugesagt. Durch diese Erweiterungen glaubt Ihr Ausschuss einerseits den Vereinsmitgliedern einen grösseren Ersatz für die Beiträge zu bieten, anderseits aber auch hofft er unserer Zeitschrift im Ausland eine noch grössere Verbreitung zu verschaffen. In letzterer Hinsicht habe ich beizufügen, dass zu den schon früher im Tausch gegen unsere Jahreshefte erhaltenen Schriften neuerdings die Abhandlungen der k. k. geol. Reichsanstalt in Wien, die Bulletins der kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau, die Jahresberichte über die Fortschritte der Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie von Liebig und Kopp, die Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien, die Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde und die Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia

hinzugekommen sind. Ihr Ausschuss wird sich auch in der Folge angelegen sein lassen, seine Tauschverbindungen zu vermehren.

Auch wurden die schönen Originalzeichnungen von dem verstorbenen Major v. Zieten in 32 Folioblättern, welche derselbe zu einer zweiten Auflage seiner Versteinerungen Württembergs ausgeführt hatte, erworben.

In Betreff der Redaction der Jahreshefte hat es Ihr Ausschuss für nöthig erachtet, folgende Bestimmungen festzustellen:

„Die Redactionscommission besorgt gemeinschaftlich die Re„daction jedes einzelnen Heftes, bestimmt die aufzunehmenden „Aufsätze, ihre Reihenfolge und die Anzahl der Tafeln. Ein „Mitglied übernimmt das Technische der Redaction, die Geschäfte „mit dem Verleger, Drucker, die Correctur u. s. w. nach den von „der Commission gefassten Majoritätsbeschlüssen. Dieses Geschäft „wechselt bei den einzelnen Mitgliedern der Commission nach „einem gewissen Turnus. Die Aufsätze sollen in der Regel in „der Folge gegeben werden, in der sie eingelaufen sind; es bleibt „aber der Commission überlassen, Aufsätze, die augenblickliches „Interesse haben, früher zu geben, als ältere; auch seien Um„stände und Raum maassgebend."

Die Vereinsbibliothek hat durch die Beiträge, welche ihr theils durch die wohlwollende Theilnahme auswärtiger Vereine und Gesellschaften im Tausch, theils durch Geschenke mehrerer Schriftsteller zugeflossen sind, so sehr an Umfang und Werth zugenommen, dass es Ihr Ausschuss für nöthig erachtete, sie in Verbindung mit den zu dem Eigenthum des Vereins gehörenden Sammlungsstücken zusammen im Werth von 2000 fl. bei der württembergischen Feuerversicherungsgesellschaft auf 6 Jahre zu versichern.

Ueber den Stand der Mitgliederzahl wird Ihnen unser Vereinskassier das Nähere mittheilen. Auch in diesem Jahre haben wir den Verlust mehrerer sehr ehrenwerther Mitglieder durch den Tod zu beklagen. Unter diesen führe ich an:

Dr. Rampold in Esslingen, welcher sich durch genaue Untersuchungen der württembergischen Mineralquellen und der

wir, ob in dem Schriftsteller eine Vergleichung sich findet, die ich niemals gemacht, auf die nicht jeder gemeine Mann gekommen wäre, wenn er von seinen Interessen handelt, wenn die Leidenschaft spricht, oder der Zorn uns beseelt: ihr werdet nichts Neues sehen. Die Natur liegt in der Kunst, alle Materialien sind in meinem Kopfe vorfindlich; es gibt sogar keine Combination, die ich nicht wenigstens zu zweit gemacht hätte, wenn ich so sagen darf; nur diese und jene Folge von Combinationen insbesondere bilden ein Kunstwerk, etwas wahrhaft Neues. Das Auslassen des kleinsten Umstandes, die Hinzufügung des Geringsten ändert Alles. Aber das Vermögen, welches diese Arbeit leitet, ist dasselbe, welches zwei Gegenstände vergleicht. Anhaltend aufmerksam seyn, immer wieder von vorn beginnen, „„zehnmal dem Webstuhl dasselbe Werk vertrauen,““ das ist Geduld, Ausdauer, Ruhmliebe, Genie, wenn man will, aber es ist kein Vermögen, verschieden von demjenigen, welches allen Menschen verliehen ist.“

E. An diese Uebungen schließen sich diejenigen im Aufsuchen und Zusammenstellen synonymer Gedanken und Schilderungen an.

8. Nachdem diese Uebungen vorgenommen worden, versucht der Schüler, die Grammatik zu verificiren, d. h. die Richtigkeit der in der Grammatik aufgestellten Regeln zu untersuchen und zu bestätigen. Er nimmt eine möglichst vollständige Grammatik zur Hand und durchliest sie. Die Thatsachen, auf welche sie sich stützt, sind ihm bereits bekannt, und er braucht nur die Terminologie oder Kunstsprache des Grammatikers sich anzueignen, um die lebendigste und deutlichste Anschauung der grammatischen Regeln zu besitzen.

9. Auf gleiche Weise, wie die Grammatik, wird auch die Prosodik verificirt. Erst nimmt er einen Dichter zur Hand, über dessen Worten der Lehrer, wenn keine solche Ausgabe vorhanden ist, bei den verschiedenen Versarten die Quantität der Sylben bezeichnet hat. Nun versuche der Schüler selbst zu skandiren, vergleiche und prüfe. Versteht er durch Uebung und Gewohnheit, die Verse zu lesen, so nehme er eine Prosodik zur Hand und durchlaufe ihre Regeln, indem er sie stets nach dem von ihm angeschauten Material prüft.

10. Nach diesen Uebungen kann man in der fremden Sprache selbst zu größeren Arbeiten, Reden, Improvisationen u. dgl. schreiten,

Gallen- und Nierensteine auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Prof. Dr. Göritz in Tübingen, welcher ausser seinen Fachstudien sich auch mit besonderer Liebe dem Studium der Petrefaktenkunde gewidmet hat.

O.M.-Rath Dr. v. Hardegg, welcher neben seinen wissenschaftlichen Bestrebungen sich als Mitglied des Ausschusses besondere Ansprüche auf unsern Dank erworben hat.

Bergrath Georgi, welcher sich durch seinen Eifer für Emporbringung des Bergbaues im Schwarzwald verdient gemacht hat.

Prof. Trautwein in Stuttgart, welcher sich für alle Zweige der Naturgeschichte interessirte und auch als Lehrer dafür zu wirken suchte.

Zu correspondirenden Mitgliedern wurden ernannt:

Haidinger, W., k. k. Sectionsrath, Director der k. k. geol. Reichsanstalt etc. in Wien.

v. Ettingshausen, Constantin, Med. Dr. in Wien.

Ehrlich, Carl, Custos am vaterländ. Museum zu Linz.

Fischer, J. G., Phil. Dr. und Reallehrer am Joanneum in Hamburg.

Von dem bei der letzten Generalversammlung verwilligten Kredit wurde im verflossenen Jahr so wenig Gebrauch gemacht, dass die Conservatoren glauben, mit dem Rest desselben die ausserordentlichen Anschaffungen in dem neuen Vereinsjahr bestreiten zu können. Ueber den Stand der Kasse wird Ihnen unser Vereinskassier das Nähere mittheilen.

In nachstehender Liste ist der diessjährige Zuwachs für die vaterländische Naturaliensammlung und Bibliothek verzeichnet.

Für die Vereinssammlung sind folgende Naturalien eingegangen:

I. Säugethiere.

a) Geschenke:

Vespertilio murinus L., Säuglinge, von Friedrichshafen, von Herrn Director v. Seyffer;

Canis vulpes L., schwarze Varietät,

Myoxus muscardinus Schreb., sehr altes Männchen,

von Herrn Revierförster Häussler in Altenstadt;

Mustela Putorius L., junges Männchen,

von Herrn Oberreallehrer Friz in Neuenbürg;

— *Erminea* L., altes Männchen im Winterkleid,

— *vulgaris* L., junges Männchen,

Hypudaeus terrestris L., Säuglinge,

von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;

Sciurus vulgaris L., altes Männchen,

von Herrn Präparator Ploucquet;

Myoxus Glis L., altes Männchen,

von Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein;

— — L., altes Weibchen,

von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;

— *muscardinus* Schreb., altes Männchen, von Dietenheim,

von Herrn Revierförster Glaiber in Urspring;

Hypudaeus terrestris L., altes Männchen,

von Herrn Prof. Dr. Krauss;

Lepus timidus L., Männchen. Die seltene weisse Varietät, welche am 7. Januar 1853 im Langenrothholz durch Herrn Posthalter Gundlach in Blaufelden erlegt und von demselben in die Vereinssammlung gestiftet wurde.

b) Durch Kauf:

Cervus Elaphus L., sehr starker Hirsch im Winterkleid, aus dem Sindelfinger Stadtwald.

II. Vögel.

a) Geschenke:

Otis vulgaris Flemm. 10wöchiges Männchen,

Syrnium Aluco Boie Nestvögel,

Nest von *Falco nisus* L.,

Corvus corone L. Nestvogel,

von Herrn Revierförster Glaiber in Urspring;

Picus martius L., Männchen im Jugendkleid,

von Herrn Kaufmann Brucklacher in Freudenstadt;

Cypselus Apus L., altes Weibchen,

Scolopax rusticola L., jung, 10—12tägig,

Anas Boschas L., Männchen im Uebergangskleid und altes Männchen,

von Herrn Prof. Dr. Krauss;

Carbo cormoranus Meyer & W., altes Männchen vom Seegut bei Ludwigsburg, von Herrn Verwalter Bertsch daselbst der Vereinssammlung zum Geschenk gemacht;

Emberiza citrinella L., altes Männchen und Weibchen und junges Männchen,
Passer montanus Briss., altes Männchen,
Corvus frugilegus L., altes Männchen,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Corvus corone L., altes Weibchen,
von Herrn Posthalter Gundlach in Blaufelden,
Anas fuligula L., altes Männchen,
von Herrn Director von Seyffer;
— — L., altes Weibchen,
von Herrn Kaufmann Schnell in Besigheim;
Corvus frugilegus L., altes Männchen mit monströsem Schnabel, von Herrn Apotheker Bruckmann in Grossbottwar der Vereinssammlung gestiftet;
Cypselus Apus L., Nestvogel,
von Herrn O.-Med.-Rath Dr. v. Jäger;
Anas clangula L., altes Weibchen,
von Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein;
Picus martius L., altes Weibchen,
Ardea cinerea L., sehr altes Weibchen,
Anas acuta L., ausgewachsenes Junge,
von Herrn Holzverwalter Walchner in Wolfegg;
Otis Tarda L., Weibchen von Balingen,
von Herrn Umgeldscommissär Knapp der Vereinssammlung verehrt;
Sterna nigra L., in 3 Altersstufen von Friedrichshafen,
von Herrn Dr. Günther;
Nest von *Podiceps minor* Lath., mit 5 Eiern,
— — — *cristatus* L., mit 3 Eiern,
— — *Gallinula chloropus* Lath., mit ½—3tägigen Jungen,
Ardea minuta L., ein sehr schönes altes Männchen,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Falco Buteo L., altes, junges und 6wöchiges Weibchen,
Accipiter Nisus Pallas, Männchen und Weibchen 5—9 Wochen alt,
Otus vulgaris Flemm., altes und 8wöchiges Männchen und Weibchen und 8tägiger Nestvogel,
Cianecula suecica Brehm, altes Männchen,
Sturnus vulgaris L., junges Männchen, isabellfarben,
Loxia curvirostra L., junges Männchen, altes Männchen und Weibchen,
Cyculus canorus L., altes und junges Weibchen,
Coturnix communis Bonap., junges Weibchen,
Saxicola rubetra Bechst., junges Männchen,
Charadrius fluviatilis Bechst., junges Weibchen,
Crex pratensis Bechst., 8 Junge in verschiedenen Altersstufen,
Gallinula chloropus Lath., altes Weibchen im Winterkleid und junges Männchen und Weibchen.

Tringa hypoleucos L., jung,
Lanius minor L., altes Männchen,
Cypselus Apus L., altes Männchen,
Picus medius L., altes Weibchen,
— *canus* Gm., altes und junges Weibchen,
Fringilla montifringilla L., altes Weibchen,
— *spinus* L., altes Männchen,
— *citrinella* L., altes Männchen,
Parus coeruleus L., altes Weibchen,
— *cristatus* L., altes Weibchen und Männchen,
Saxicola rubicola L., altes Männchen,
— *rubetra* L., altes Männchen,
Sylvia rubecula (Motac.) L., altes Weibchen,
von Herrn Präparator Plonequet.

b) Gegen Ersatz der Auslagen:

Bubo maximus Sibbald, 10wöchiges Weibchen,
Otus vulgaris Flemm., zwei 10tägige Junge,
Falco milvus L., junges Männchen,
Corvus corniz L., altes Männchen,
— *Pica* L., altes Männchen,
Podiceps cristatus L., altes Weibchen im Uebergangskleid,
— *auritus* Briss., altes Männchen und Weibchen, von Böblingen,
Carbo cormoranus Mey. u. W., altes Weibchen von Friedrichshafen,
Anas mollissima L., Männchen, den 1. Nov. 1852 bei Heidenheim erlegt,
— *crecca* L., altes Männchen im Winterkleid,
— *clangula* L., junges Männchen im Winterkleid,
— *ferina* L., altes Weibchen im Winterkleid,
Larus argentatus Briss., altes Männchen,
Ardea stellaris L., altes Männchen,
Podiceps minor Lath., altes Männchen und Weibchen im Sommerkleid,
Saxicola Oenanthe L., altes Männchen im März 1853 erlegt,
von Herrn Präparator Plonequet.

c) Durch Kauf.

Anas fusca L., junges Männchen und altes Weibchen,
— *penelope* L., altes Weibchen,
Fulica atra L., im Uebergangskleid,
Corvus frugilegus L., junges Männchen mit gebänderten Flügeln,
Fringilla chloris L., altes Männchen und Weibchen,
Passer montanus Briss., altes Männchen,
Turdus pilaris L., altes Männchen und Weibchen,
— *viscivorus* L., altes Weibchen,
— *iliacus* L., altes Weibchen.

III. Reptilien.

a) Geschenke:

Vipera berus Daud. var. (*V. prester* Cuv.), auf den Höhen der Alp bei Mühlheim,

von Herrn Revierförster Prof. Nördlinger in Kirchheim:

Lacerta stirpium Daud. var. *unicolor*, bei Stuttgart,

von Herrn Dr. Günther:

— — — Junge,

Hyla viridis Laur., von Stuttgart,

von Herrn Prof. Dr. Krauss.

IV. Fische.

a) Geschenke:

Coltus Gobio L., aus der Donau bei Ulm,

von Herrn Gutekunst in Ulm;

— — L., aus dem Neckar bei Berg,

von Herrn Prof. Dr. Krauss;

Coregonus Lavaretus Cuv. u. Val., alt und jung aus dem Bodensee,

von Herrn Prof. Dr. W. v. Rapp:

Petromyzon fluviatilis L., aus der Schwarzach bei Nagold,

— *Planeri* Bloch, aus der Ammer bei Tübingen,

Leuciscus rutilus Val., sehr gross, aus dem Neckar bei Neckarthailfingen,

von Herrn Prof. Dr. Fleischer;

b) Gegen Ersatz der Auslagen:

Leuciscus vulgaris Flemm., aus dem Neckar und der Blaulach,

— *muticellus* Bonap., aus dem Neckar bei Tübingen,

Abramis dolabratus Holandre (*A. alburni var?*) ebendaselbst,

Ammocoetes branchialis L., aus dem Neckar bei Ludwigsburg,

Chondrostoma Nasus Ag. var., aus dem Neckar,

von Herrn Dr. Günther:

Lota vulgaris Cuv.,

Tinca Chrysitis Ag.,

Perca fluviatilis L.,

Leuciscus Gobio Günther,

Cyprinus carrassius L.,

Acerina Schraetzer Cuv.,

Aspro vulgaris Cuv.,

— *Zingel* Cuv.,

von Herrn Gutekunst in Ulm.

V. Crustaceen.

a) Geschenke:

8 Spec. *Amphipoden*, *Isopoden* und *Ostracoden*,

von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VI. Insecten.

a) Geschenke:

102 Spec. meistens *Coleopteren* von Stuttgart,
von Herrn Director v. Roser;

188 Spec. meistens *Coleopteren* von Stuttgart,
von Herrn Hofrath Dr. Saucerotte;

86 Spec. meistens *Coleopteren* von Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;

54 Spec. *Coleopteren*,
von Herrn Forstrath Hahn.

VII. Helminthen.

a) Geschenke:

5 Spec. Eingeweidewürmer,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering:

VIII. Mollusken.

a) Geschenke:

13 Spec. Land- und Süsswasserconchylien von Ehingen und Mergentheim,
von Herrn O.-A.-Richter Fuchs in Mergentheim;

21 Spec. Land- und Süsswasserconchylien von Ulm,
von Herrn O.-Justiz-Assessor Gmelin in Ulm;

60 Spec. Land- und Süsswasserconchylien von Ludwigsburg,
von Herrn Thierarzt Bauer daselbst;

19 Spec. Land- und Süsswasserconchylien aus dem Neckar- und Filsthal,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

IX. Versteinerungen und Gebirgsarten.

a) Geschenke:

35 Stücke Granit, Todtliegendes und Wellenkalk,
von Herrn Prof. Dr. Fleischer von Hohenheim;

Mehrere Stücke Wellenkalk und ein sehr interessanter Calamit aus dem bunten Sandstein bei Neuenbürg,
von Herrn O.-A.-Arzt Dr. Kapff daselbst;

Eine Suite fossiler Knochen und Haifischzähne aus der Mollasse von Baltringen,
von Herrn O.-A.-Arzt Dr. von Hofer in Biberach;

Ein sehr schätzbares Exemplar von *Ammonites refractus* Rein.,
von Herrn Notariats-Candidat Elwert in Oberlenningen.

X. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Von Herrn Oberamtsrichter Fuchs in Mergentheim wurden 20 Phänogamen, 24 Moose und Flechten, zusammen 44 Arten der Tauberflora geliefert.

Herr Apotheker **Valet** in Schussenried übersandte 19 seltenere Gewächse Oberschwabens, darunter einige subalpine, wie *Drosera intermedia* H., *Saxifraga Hirculus* L., die freundliche grüne Erle (*Alnus viridis* Dec.), und das niedlichste der Riedgräser (*Carex capitata* L.), aus dem Aulendorfer Ried. Der merkwürdigen Wasseraloë (*Stratiotes aloides* L.), im Karsee zwischen Waldburg und Wangen, stattete unser botanischer Freund im vergangenen Jahre zwei Besuche ab, im Sommer und im Spätherbst, konnte aber bei der genauesten Untersuchung weder eine Blüthe, noch eine Frucht derselben entdecken, obschon man ihm sagte, dass sie dort schon blühend gesehen worden sei. Wahrscheinlich gelangt sie nur in warmen trockenen Jahren bei niedrigem Wasserstande zum Blühen und dient also zur Bezeichnung guter Weinjahre, wie *Pteris aquilina* und *Helianthus tuberosus*. Zwei der eingesandten Pflanzen sind neue Entdeckungen für Württembergs Flora, *Stellaria crassifolia* **Ehrhart** aus dem Buchauer Ried, auch von Herrn Apotheker **Gessler** im Wurzacher Ried gefunden, und *Calamagrostis tenella β mutica* **Koch**, vom Ufer des Schweigfurter Weihers, eine halbe Stunde von Schussenried.

Herr Apotheker **Fischer** in Haigerloch hat die Güte gehabt 18 weitere Alpgewächse mitzutheilen.

Herr Dr. Emil **Schütz** in Calw fand im Juli v. J. auf den Steinlagern der abgebrochenen Ochsenbrücke bei der Stälinschen Fabrik Tanneneck vier Exemplare der niedlichen *Silene Armeria* L., dann am Nagoldufer zwischen dem Gutleuthaus und Hirsau an einem steilen Abhang, der bei dem Hochgewässer im August 1851 zerrissen wurde und wo früher ein Weidengebüsch mit *Polemonium coeruleum* und *Gnaphalium luteo-album* stand, die jetzt nicht mehr dort zu finden sind, ein grosses Exemplar von *Xanthium spinosum* L. Beide Pflanzen sind einjährige, südeuropäische Gewächse, und zu vorübergehende Erscheinungen, als dass sie der Flora von Württemberg beigezählt werden könnten, aber darum merkwürdig, weil sie einen neuen Beleg dafür liefern, wie Samen eine lange Reihe von Jahren hindurch ihre Keimkraft erhalten und dann plötzlich und unerwartet unter eintretenden günstigen Verhältnissen zur Entwickelung gelangen können, sie sind nehmlich seit Menschengedenken nie in den Gärten der Stadt und ihrer Umgegend gezogen worden und es ist daher anzunehmen, dass die Nagold ihre Samen vor einer langen Zeit mitgenommen und begraben, dann im August 1851 wieder zu Tage gefördert und so weit aufgedeckt hat, dass sie als wahre Siebenschläfer erwachen konnten. Der Finder hatte die Güte uns für das Vereinsherbar Exemplare beider Pflanzen nebst 14 Kryptogamen-Arten mitzutheilen.

Von Herrn **Schultheiss** in Braunsbach wurden dem Vereine 54 gut bestimmte Arten von Kryptogamen geliefert.

Von Herrn Dr. Robert **Finckh** in Urach erhielten wir wieder 10 Alpflanzen, darunter eine weissblühende *Gymnadenia conopsea* Brown, die

Jacquin für eine besondere Art, (*Orchis ornithis* Jacq.), hielt, von Herrn Apotheker Völter in Bönnigheim Exemplare. Samen und Knollen von *Carum Bulbocastanum* Koch, wahrscheinlich vor vielen Jahren bei Rechentshofen mit Kulturgewächsen eingewandert und auf einem wohl 20 Morgen grossen früher mit ewigem Klee, 1852 mit Einkorn (*Triticum monococcon* L.) angebauten Raume zahlreich verbreitet.

Herr Professor Kurr lieferte *Rosa collina* Jacquin vom Ropser bei Stuttgart.

Im Sommer 1848 wurde von einem Wurzelgräber *Pedicularis foliosa* L. auf dem Hundsrücken bei Bisingen im K. preussischen Bezirk Hechingen, eine halbe Stunde von dem zu dem württembergischen Oberamte Balingen gehörenden Dorfe Streichen entdeckt. Sie blieb unbeachtet, bis Herr Pharmaceut Ewald Lechler, Sohn des K. Oberamtsarztes in Nürtingen, sie am 30. Mai 1852 sah und erkannte: sie war an diesem Tage noch sehr wenig entwickelt, zwei Wochen später stand sie in Blüthe, wurde von Herrn Apotheker Vaihinger von Balingen gefunden, bei der am 14. Juni in Hechingen stattgehabten Apothekerversammlung vorgelegt, und uns durch die Vermittlung des Herrn Apothekers Fischer in Haigerloch mitgetheilt.

Herr Ewald Lechler, welcher sie uns bald darauf in mehreren Exemplaren zusendete, hatte die Güte, uns folgende nähere Nachrichten über ihr Vorkommen mitzutheilen. Sie wächst beinahe auf dem Scheitel des Berges, mehr als 2000′ über dem Meere, an einem grasigen Abhange zwischen Gebüsch auf lockerem, humusreichem Boden in einem Umfang von zwanzig Schritten in grosser Anzahl und in den üppigsten Exemplaren, er fand solche von $3^1/_2$ Fuss Höhe und eine einen vollen Fuss lange Blüthenähre: am Fusse des Berges in gerader Richtung von diesem Standorte herab fand er noch ein einziges weiteres Exemplar als Anfang einer Tochterkolonie, in ihrer nächsten Umgebung aber mehrere seltene Alppflanzen, namentlich *Ranunculus platanifolius* L., *Phyteuma orbiculare* L., *Globularia vulgaris* L., *Tofieldia calyculata* Wahlenb., *Conrallaria verticillata* L. und *Ophrys muscifera* Hudson.

Die *Pedicularis foliosa* gehört also nicht der Flora von Württemberg an, aber doch der Flora der Alp, welche sich durch diese Entdeckung der Flora der Alpen wieder um einen bedeutenden Schritt nähert, wie früher durch die überraschenden Entdeckungen von *Ismene narcissiflora* L. und *Rosa rubrifolia* Villars.

In der zweiten Ausgabe des *Nomenclators* unseres Mitglieds, Herrn Oberamtsarzt Dr. Steudel in Esslingen, werden hundert Arten der Gattung *Pedicularis* aufgeführt. Asien nährt mehr als die Hälfte davon, 57, wovon nur 5 auch in Europa vorkommen. Europa hat 32 Arten, davon 5 mit Asien, 2 mit Amerika gemein, Amerika 17, davon 15 ihm eigenthümlich, Afrika und Australien gar keine.

Von den asiatischen Arten leben 38 im nördlichsten Asien bis zum

Altai, 4 auf dem Kaukasus, 15 auf Ostindiens Hochgebirge. In Amerika sind 15 Arten nordisch, 2 wachsen auf Mexikos Hochgebirge.

Von den europäischen *Pedicularien* sind 5 Skandinavien eigenthümlich, eine den Sudeten, 17 den Alpen, 1 dem Monte Slavnik am Karst, 2 den Pyrenäen, 1 Spanien und 1 Portugal. Württemberg hat nur 3 Arten, *Pedicularis sylvatica* und *palustris* ziemlich verbreitet und die schöne *Pedicularis Sceptrum carolinum* in Oberschwaben. In Italien überschreitet nach Bertoloni *P. sylvatica* nicht die Grenze Oberitaliens, die Apenninen haben aber noch 5 Arten, *P. verticillata*, *P. fasciculata* und *P. tuberosa* gehen bis zum Monte Corno in den Abruzzen, *P. foliosa* bis auf den Monte Pelone, und *P. comosa* fand Gasparrini auf dem Vulture bei Melfi. So stellt sich die Gattung als hochnordisch heraus, gegen den Wendekreis des Krebses abnehmend und sich auf das Hochgebirg beschränkend, sie überschreitet weder das Mittelmeer, noch den Golf von Mexiko, erreicht im Himalaia ihre äusserste Grenze gegen den Aequator und tritt gegen den Südpol nicht wieder auf. Auch bewähren sich die *Pedicularien* durch ihren ganzen Character als Kinder eines kalten Himmelstrichs, es sind unter dem Boden ausdauernde, über demselben sich jährlich erneuernde Gewächse mit zwar vielfach eingeschnittenen aber ungegliederten Blättern, deren Blumen nur kalte Farben zeigen, ein bleiches gelb oder ein meist auch blasses immer mit Blau gemengtes Roth, beide bis ins Weisse ausbleichend, wogegen Blau, ein tiefes warmes Gelb, Orange und ein reines Roth fehlen.

Endlich hat der Custos des Herbars 76 Arten geliefert, darunter einen kleinen Anfang zu einer Früchte- und Samensammlung.

Die Gesammtzahl aller in diesem Jahre gelieferten Pflanzenarten ist sonach 240.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) Durch Geschenke:

Geognostische Wanderungen im Gebiete der nordöstlichen Alpen. Ein specieller Beitrag zur Kenntniss Oberösterreichs von Carl Ehrlich, Custos am vaterländischen Museum zu Linz. Linz 1852. 8°.

Von dem Verfasser.

Die fünf Würfelschnitte. Ein Versuch, die verschiedenen Krystallgestalten in einen innigen Zusammenhang zu bringen. Von W. Theodor Gümbel. Landau 1852. 4°.

Von dem Verfasser.

Die Proteaceen der Vorwelt, von Dr. Constantin von Ettingshausen. Wien 1851. 8° mit fünf Tafeln.

Von dem Verfasser.

Ueber die nordöstlichen Alpen. Ein Beitrag zur näheren Kenntniss des Gebietes von Oesterreich ob der Ens und Salzburg in geognostisch-

mineralogisch-montanistischer Beziehung von Carl Ehrlich, Custos am vaterländischen Museum zu Linz. Linz 1850. 8°.

Von dem Verfasser.

Geologische Geschichten. Leichtfassliche Beiträge zur Verbreitung der Wissenschaft und der Landeskenntniss von Carl Ehrlich, Custos am vaterländischen Museum zu Linz. Linz 1851. 8°

Von dem Verfasser.

Anatomische Untersuchungen über die Edentaten von W. von Rapp. mit 10 Steindrucktafeln. 2te Aufl. Tübingen 1852. 4°.

Von dem Verfasser.

Essai de Phytostatique appliqué à la Chaine du Jura et aux contrées voisines, ou Étude de la dispersion des plantes vasculaires envisagée principalement quant à l'influence des Roches soujacentes par Jules Thurmann. Tome I. II. Berne 1849. 8°.

Von dem Verfasser.

Festrede bei der Jubelfeier der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher. Gehalten den 21. Sept. 1852 in der 2. öffentlichen Sitzung der Versammlung der Naturforscher und Aerzte Deutschlands zu Wiesbaden von Dr. Georg von Jäger. Breslau 1853. 4°.

Von dem Verfasser.

Ueber fossile Säugethiere aus dem Diluvium und älteren Alluvium des Donauthals und den Bohnerzablagerungen der schwäbischen Alb von Dr. Georg von Jäger. 4°. (Besonderer Abdruck in 4° aus Jahrgang IX. unserer Jahreshefte).

Von dem Verfasser.

Die Einheit in der organischen Natur. Populäre Vorträge von J. G. Fischer. Mit 31 in den Text gedruckten Holzschnitten. Hamburg 1853. 8°.

Von dem Verfasser.

Die Ursache der innern Erdwärme, die Entstehung des Erdplaneten, der Feuerkugeln, Sternschnuppen und Meteorsteine. Von Dr. Chr. Fr. Hänle. Lahr 1851. 8°.

Zur Anzeige in unsern Jahresheften.

Ansicht der Natur, populäre Erklärung ihrer grossen Erscheinungen und Wirkungen, nebst physischen und mathematischen Beweisen der Entstehung der Weltkörper und der Veränderungen, welche die Erde erleidet. Von J. W. Schmitz. Köln 1853. 8°.

Zur Anzeige in unsern Jahresheften.

Die allgemeine Formenlehre der Natur als Vorschule der Naturgeschichte von Dr. C. G. Neen von Esenbeck, Präsidenten der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Mit 275 in den Text gedruckten Holzschnitten und 6 lithogr. Tafeln. Breslau 1852. 8°.

Zur Anzeige in unsern Jahresheften.

welchen immer ein gründliches Studium der geeignetſten Schriften vorausgehen muß.

Hiemit wäre der zur Anwendung der Jacotot'ſchen Methode auf die fremden Sprachen geeignete Mechanismus dargelegt. Daſſelbe, was bei dem Lateiniſchen galt, gilt auch für die andern Sprachen. Bei dem Studium der lebenden Sprachen kann der Lernende jedoch mehrere Zwecke haben. Er will die fremde Sprache bloß verſtehen, oder bloß ſprechen, oder beide Zwecke verbinden, und in ihr zugleich correct und gefällig ſchreiben lernen.

Will er die fremde Sprache bloß verſtehen, ſo kann er ſich darauf beſchränken, immerfort ein Buch mit ſeiner Ueberſetzung zu leſen und ſich zu üben, die Ausdrücke nach der Uebereinſtimmung zwiſchen Text und Ueberſetzung, zu unterſcheiden. Durch unaufhörliches Wiederleſen eines ſo eingerichteten Werkes und durch beſtändiges Zuſammenhalten des Originals mit der Ueberſetzung wird er das fremde Idiom bald geläufig verſtehen lernen.

„Wünſcht aber Einer," bemerkt Jacotot, „die fremde Sprache zu ſchreiben und zu ſprechen, ſo muß durchaus auswendig gelernt werden. Unſere Epitome (Normalbuch, Elementarbuch) iſt gewöhnlich Telemach. Wir laſſen das erſte Buch deſſelben lernen, die Ueberſetzung desgleichen. Alſo lernt der Zögling am erſten Tage die erſte Seite oder den erſten Abſatz, nach Belieben; am zweiten Tage die folgende Seite oder den folgenden Abſatz, und ſo fort, immer bedacht, beim Aufſagen unabänderlich jeden Tag aufs Neue mit dem erſten Abſatz zu beginnen." Der Verlauf der Methode iſt ſodann derſelbe, wie bei dem Lateiniſchen.

Weil es einer großen Anzahl von Schülern, welche die lebenden Sprachen erlernen, hauptſächlich auch um das Sprechen derſelben zu thun iſt, die Umgangsſprache aber aus Telemach oder einem andern der gewöhnlichen Normalbücher nicht gehörig erlernt werden kann, und der Lehrer, ohne den übrigen Unterricht zu beeinträchtigen, ſeine Schüler durch mündliche Unterhaltung darin nicht weit genug zu führen vermag, ſo iſt es zu wünſchen, daß derſelbe zugleich mit dem Normalbuch ein gehöriges Material von Geſprächen über die gewöhnlichen Verhältniſſe des Lebens, die Bedürfniſſe und die Genüſſe der Menſchen nach und nach memoriren und in einem nicht zu weiten Cyclus täglich theilweiſe rezitiren

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte,

als Fortsetzung:

Bericht über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. N°. II—IX. Basel 1836—1851. 8°. (NB. N°. I. ist vergriffen).

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.

III. Band. 1—4. Heft. November bis October 1851.

IV. Band. 1. Heft. November bis December 1851 und Jan. 1852.

" " 3. Heft. Mai bis Juli 1852. Berlin 1851—1852. 8°.

Bulletin de la Société géologique de France. Deuxième Série, Tome VIII. (Feuilles 28—40). 1850—1851. Tome IX. (Feuilles 1—27). Paris 1851—1852. 8°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. V. und VI. Jahrgang. 1851—1852. Regensburg. 8°.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde in Nassau. VII. Heft. 1—3te Abtheilung. VIII. Heft. 1ste und 2te Abtheilung. Wiesbaden 1851—1852. 8°.

Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt.

1851. II. Jahrgang, Nr. 2. 3 und 4. April bis December.

1852. III. Jahrgang, Nr. 1—3. Jänner bis September. Wien. gr. 8°.

Tübinger Universitätsschriften aus dem Jahre 1851 und 1852. Tübingen 1852—1853. 4°.

Dissertationen: G. Silcher, die Actio emti 1852. 8°.

G. Walcher, Geschichte der Juden in Württemb. 1852. 8°.

I. Reuss, Beitrag zur Statistik des Puerperalfiebers 1851. 8°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, herausgegeben von Ernst Boll. V. und VI. Heft. Neubrandenburg 1851. 8°.

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, gesammelt und herausgegeben von W. Haidinger. VII. und letzter Band Nr. 1—6. Jänner bis November 1850. 8°.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen, gesammelt und durch Subscription herausgegeben von W. Haidinger. IV. Band mit 30 Tafeln. Wien 1851. Fol.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. Herausgegeben von Prof. Dr. Budge.

VIII. Jahrgang. 3tes u. 4tes Heft.

IX. Jahrgang. 1stes—4tes Heft. Bonn 1851—1852. 8°.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg. II. Band, 2te Abtheilung, mit 21 Tafeln. Hamburg 1852. 4°.

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereines in Halle. IV. Jahrgang 1851 mit 4 Tafeln und vom V. Jahrgang 1stes und 2tes Heft mit 3 Tafeln. Berlin 1852. 8°

Smithsonian Contributions to knowlegde. Vol. III und IV. Washington 1852. 4°.

Explanations and sailing directions to accompany the Wind and Current charts, approved by Commodore Lewis Warrington, and published by authorithy of Hon. W. A. Graham, secretary of the Navy. By Lieut. M. F. Maury, U. S. N. superintendent of the national observatory. Washington 1851. 4°.

Message from the President of the united states to the two houses of congress at the commencement of the first session of the thirty first congress. Part. III. 1849—1850. 8°.

Fifth Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for the Year 1851. Washington 1851. 8°.

Smithsonian Report. On recent improvements in the Chemical Arts by Prof. James C. Boot and Campbell Morfit. Washington 1851. 8°.

A notice of the Origin, Progress and present condition of the Academy of natural Sciences of Philadelphia by W. S. W. Ruschenberger M. Dr. Philadelphia 1852. 8°.

Directions for collecting, preserving and transporting specimens of natural history, prepared for the use of the Smithsonian Institution. Washington 1852. 8°.

Bulletin de l'Académie royale de Belgique. Tome XVIII. 2. partie 1851. Tome XIX. 1. und 2. partie 1852. Bruxelles 1851—1852. 8°.

Annuaire de l'Académie royale de Belgique. Année XVIII. Bruxelles 1852. 8°.

Tijdschrift voor de Wis- en Natuurkundige Wetenschappen, uitgegeven door de I. Klasse van het Kon. Nederlandsche Institunt van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Künsten. Vijfde Deel, 1—3. Aflevering, Amsterdam 1851. 8°.

Jaarboek van het Koninklijk-Nederlandsche Institunt van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Künsten voor 1851. Amsterdam 1852. 8°.

Verhandelingen der Eerste Klasse van het Koninklijk-Nederlandsche Institunt van Wetenschappen etc. Derde Reeks, Vijde Deel. Amsterdam 1852. 4°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von dem K. statistisch-topographischen Büreau, mit dem Verein für Vaterlandskunde. Jahrgang 1851. 1 und 2. Heft. 1852. 8°.

Neunundzwanzigster Bericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur vom Jahre 1851. Breslau 4°.

Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. 3. Heft. Regensburg 1853. 8°

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.
I. Band. 1—4. Heft. 1820—1825. 4°.
II. Band. 1—4. Heft. 1826—1831. 4°.
III. Band. (Heft 1. ist vergriffen) 2—4. Heft. 1839—1842. 4°.
IV. Band. 1—4. Heft. 1843—1851. 4°.

Rede zur Feier des ersten Sekularfestes der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, gehalten von A. W. Skusa, Gymnasiallehrer in Danzig. Danzig 1843. 4°.

Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien. Band I. mit 5 Tafeln. Band II. mit 6 Tafeln. Wien 1852—1853. 8°.

Proceedings of the Academy of nat. sciences of Philadelphia. Vol. V. 1850 und 1851, von 1852 Jan.—March. Philadelphia 8°.

Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie, herausgegeben von J. Liebig und H. Kopp. Für 1851. 1 und 2. Heft. Giessen 1852. 8°.

Abhandlungen der K. K. geologischen Reichsanstalt in 3 Abtheilungen. I. Band mit 48 lithogr. Tafeln. Wien 1852. Fol.

Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou, publié sous la Redaction du Dr. Renard. Année 1851. Nr. 3. 4. Moscou 1851. Année 1852. Nr. 1. Moscou 1852. 8°.

Erster, zweiter und dritter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Mit 5 Tafeln und einer Tabelle. Giessen 1847. 1849. 1853. 8°

Der Kassier Weismann stellt in folgendem die Rechnungsverhältnisse des Vereins zusammen:

Rechnungsablegung

bei der Generalversammlung zu Stuttgart

am 24. Juni 1853.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Vereinskasse zu erstatten und zwar über die Rechnung des achten Jahrgangs $18\frac{5}{3}\frac{1}{1}$:

Am 1. Juli 1851 betrug das Vermögen

a) Capitalien	fl. 3397. 15.
b) Ausstände	369. 54.
c) Cassa-Vorrath	13. 43.
	fl. 3780. 52.

Von den Ausständen sind im Laufe dieser Periode bezahlt worden:

86 Actienbeiträge mit . . . . . fl. 232. 12.
4 Actienbeiträge in Abgang gerechnet 10. 48.
47 Actien sind abermalen in Ausstand geblieben . . . . . 126. 54.
Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt . . . . . 300. —
An Capitalzinsen wurden eingenommen . 166. 52.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 336 mit 355 Actien.

Zuwachs in dieser Periode 14 „ und zwar die Herren

Oberkirchenrath Schott in Neuhausen.
Finanzrath Kurz.
Professor Grosmann.
Registrator Brotbeck.
Carl Graf von Adelmann.
Stadtbaumeister Fritz.
Canzleiassistent Holland.
Thierarzt Bauer in Ludwigsburg.
Professor Obermedicinalrath Dr. v. Ricke.
J. N. E. v. Cizek in Wels.
Reallehrer Peter in Metzingen.
Professor Holzmann an der polytech. Schule.
Forstassistent Fischbach in Neuenbürg.
Apotheker John in Tübingen.

Die Actienzahl 369 hat sich durch Austritt um 36 vermindert, es sind die Ausgetretenen:

Herr Pfarrer Hainlen in Oberjettingen.
„ Oberfinanzrath Schmidlin.
„ Gros, Lehrer an der Thierarzneischule.
„ Hofforstmeister v. Gaisberg in Sigmaringen.
„ Apotheker Geyer.
„ Obertribunalrath v. Sternenfels.
„ Apotheker Dann.
„ Dr. Vöttiner in Untertürkheim.
„ Kaufmann Carl Ostertag.
„ Buchhändler Thienemann.
„ Institutsgärtner Lucas in Hohenheim.
„ Buchhändler Hoffmann.
„ Maler v. Schnitzer.
„ Reallehrer Dr. Schmidt in Tübingen.

Herr Apotheker Gmelin in Ulm.
„ Dr. Stiegele in Ravensburg.
„ Apotheker Beck in Markgröningen.
„ Regimentsarzt Dr. Frisoni in Ludwigsburg.
„ Zahnarzt Dr. Frisoni.
„ Dr. Edmund Schmidt. †
„ Gerichtsnotar Weismann in Crailsheim. †
„ Oberamtsarzt Dr. Baumann in Crailsheim.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Hartmann in Göppingen. †
„ Hauptmann v. Schmidt.
„ Buchhändler Schill.
„ Hofrath Mangold in Oehringen. †
„ Baurath Broem in Sigmaringen.
„ Kaufmann Carl Finkh.
„ Apotheker Reichard in Ulm.
„ Dr. Carl Vischer in Ulm.
„ Ingenieur Renschler.
„ Director v. Pabst in Hohenheim.
„ Dr. Ullmann in Frankfurt.
„ Dr. Müller in Hailfingen.
„ Forstassistent Calwer.

Die Zahl der Actien ist nun 333. welche

à fl. 2. 42.	fl. 899. 6.
betragen; davon wurden im Laufe der Periode 311 mit	839. 42.
bezahlt: im Ausstand blieben 22	59. 24.
Ausserordentliche Einnahme beträgt	3. 48.
Beitrag von der königl. Centralstelle	50. 57.
Auf den Grundstock wurden in diesem Jahre hingeliehen in 1 württemb. $4\frac{1}{2}$ % Obligation	507. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl. 24. 52.	
2) „ Mobilien	367. —	
3) „ Buchdruckerkosten . .	367. 33.	
4) „ Reinigung etc. . . .	1. 20.	
5) „ den Aufwärter . . .	71. 15.	
6) „ ausserordentl. Ausgaben	51. 50.	
7) „ Capitalsteuer	10. 30.	
	fl. 894. 20.	

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1852.

Am 1. Juli 1851 war der Activcapitalstand	fl. 3397. 15.	
Hiezu ausgeliehen	507. —	fl. 3904. 15.
Davon Ablösungen		300. —
		fl. 3604. 15.
Hiezu die Activausstände		186. 18.
den Cassenbestand		208. 36.
		fl. 3999. 9.
Davon gehen Passiva		222. —
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1852 .		fl. 3777. 9.
von denen fl. 3700 angelehnt sind.		
Am 1. Juli 1851 betrug das Vermögen:		
a) an Capitalien . . .	fl. 3397. 15.	
b) „ Ausstände . . .	369. 54.	
c) „ Cassavorrath . .	13. 43.	fl. 3780. 52.
Somit Abnahme		3. 43.

Zusammenstellung der Rechnung des VIII. Jahres 1852.

(am 30. Juni).

Einnahme.	fl.	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 314 mit 333 Actien . .				
Es haben bezahlt 311 à fl. 2. 42	839	42		
Im Ausstand sind geblieben 23	59	24		
			899	6
An Zinsen eingenommen	—	—	166	52
Ausserordentliche Einnahme	—	—	6	30
Beitrag von der königl. Centralstelle . . .	—	—	50	57
86 ältere bezahlte Actien	—	—	232	12
Der Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt mit Einschluss der in Ausstand befindlichen 54 Actien fl. 137. 42. fl. 3410. 58.	—	—	3548	40
Summe . . .			4904	17
Ausgabe.				
Sämmtliche Ausgaben	—	—	894	20
Im Ausstand sind				
vom V. Jahrg. 1849 1 Actie				
„ VI. „ 1850 23 „				
„ VII. „ 1851 23 „				
„ VIII. „ 1852 22 „				
69 Actien à fl. 2. 42.	—	—	186	18
In Abgang wurden 4 Actien gerechnet . .	—	—	10	48
Baar in Cassa	208	36		
Capitalbestand	3604	15		
			3812	51
Summe			4904	17

Bericht über die Rechnung des neunten Jahrgangs $18\frac{52}{53}$.

Am 1. Juli 1852 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl. 3700. —	
b) Ausstände	186. 18.	
c) baar in Cassa . .	208. 36.	
		fl. 4094. 54.

Von den 69 Ausständen des vorigen Jahres sind im Laufe dieser Periode bezahlt worden:

63 Actien mit	fl. 170. 6.
6 Actien wurden in Abgang gerechnet mit	16. 12.

Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt . . . . . fl. 1400. —

An Capitalzinsen wurden eingenommen . 195. 18.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 314 mit 333 Actien.

Zuwachs in dieser Periode 14 „ und zwar die Herrn Notariatsassistent Elwert in O.-Lenningen.

„ Repetent Zech in Urach.

„ Oberförster Tschernning in Hohenheim.

„ Oberamtsrichter Stendel in Blaubeuren.

„ Philosoph. Dr. Klunzinger.

„ Oberamtsarzt Dr. Schwandner in Welzheim.

„ „ Dr. Hauff in Kirchheim.

„ Oberpostrath Scholl.

„ Fabricant Weidenbusch in Freudenstadt.

„ Revierförster v. Entress in Balingen.

„ Med. Dr. Salzmann in Esslingen.

„ Maschineninspector Schuler in Wasseralfingen.

„ Oberjustizassessor Gmelin in Ulm.

„ Kappler in Surinam.

Ferner seit dem Rechnungsschluss.

Herrn Med. Dr. Schütz in Calw.

„ Baron v. König in Warthausen.

Die Actienzahl 347 hat sich durch Austritt um 21 vermindert, es sind die Ausgetretenen:

Herrn Apotheker Hartmann in Neckarthailfingen.

Herrn Oberamtsarzt Dr. v. Hofer in Biberach.
„ Hauptmann v. Pfeiffelmann in Ludwigsburg.
„ Buchhändler Weisse.
„ Reallehrer Frey in Gmünd.
„ Oberamtsarzt Dr. v. Kerner in Weinsberg.
„ Med. Dr. Nick in Isny.
„ Buchhändler Müller.
„ Baron John v. Müller.
„ Med. Dr. Braun in Wangen.
„ Ludwig Landbeck in Klingenbaad.
„ Professor Dr. Griesinger.

Gestorben sind:

Herrn Oberamtsarzt Dr. v. Launer.
„ Staatsrath von Reuss.
„ Dr. Rampold in Eslingen.
„ Bergrath Georgii.
„ Banquier Sigmund Benedict.
„ Regimentsarzt Dr. Bardilli in Ludwigsburg.
„ Oberamtsarzt Dr. Jenisch in Nagold.
„ Lithograph Wieser in Tübingen.
„ Med. Dr. Schütz in Calw.
„ Prof. Trautwein in Stuttgart.

Die Zahl der Actien ist nun 326, welche

à fl. 2. 42	fl. 889. 12.
betragen; davon wurden 325 bezahlt mit . . .	877. 30.
1 blieb im Ausstand	2. 42.
Als Beitrag pro 18$\frac{5}{52}$ von der K. Centralstelle .	75. —
Die ausserordentliche Einnahme beträgt . . .	7. 42.
Auf den Grundstock wurde in diesem Jahr hingeliehen	fl. 1800. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1)	für Porto etc.	fl. 27. 5.
2)	„ Mobilien der Sammlung .	37. 36.
3)	„ Vermehrung derselben .	301. 55.
4)	„ Buchdrucker etc. Kosten .	384. 3.
5)	„ den Aufwärter	115. 50.
6)	„ Ausserordentl. Ausgaben .	109. 33.
7)	„ Steuer u. Feuerversicherung	21. 51.
		fl. 997. 55.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1853.

Am 1. Juli 1852 war der Activcapitalstand	fl. 3700. —	
Hiezu ausgeliehen	1800. —	
		fl. 5500. —
Davon Ablösungen		1400. —
		4100. —
Hiezu die Activausstände		2. 42.
den Cassenbestand		136. 19.
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1853 .		fl. 4239. 1.
Am 1. Juli betrug das Vermögen:		
a) Capitalien	fl. 3700. —	
b) Ausstände	186. 18.	
c) Cassavorrath	208. 36.	
	fl. 4094. 54.	
Darauf ruhen Passiva	222. —	
		fl. 3872. 54.
Somit Zunahme		366. 7.

Obige fl. 4100 sind in württemb. 4½ % Obligationen und bei Gebrüder Benedict angelehnt.

Zusammenstellung der Rechnung des IX. Jahres 1853.

(am 30. Juni).

Einnahme.	fl.	kr.	fl.	kr.
Zahl der Mitglieder 307 mit 326 Actien . .				
Davon sind bezahlt 325 à fl. 2. 42. . . .	877	30		
In Ausstand sind geblieben 1.	2	42		
			880	12
An Zinsen eingenommen	—	—	195	18
Beitrag von der königl. Centralstelle 18$\frac{51}{52}$.	—	—	75	—
Ausserordentliche Einnahmen	—	—	7	42
63 ältere bezahlte Actien	—	—	170	6
6 Actien in Abgang gerechnet	—	—	16	12
Cassa-Uebertrag vom vorigen Jahr beträgt fl. 3812. 51. = 95. 45. laut Rechnung .	—	—	3908	36
Ausgabe. Summe . . .			5253	6
Sämmtliche Ausgaben	—	—	997	53
In Ausstand sind von 1853	—	—	2	42
In Abgang werden 6 Actien gerechnet . .	—	—	16	12
Baar in Cassa	136	19		
Capitalbestand	4100	—	4236	19
Summe . . .			5253	6

Hierauf schreitet die Versammlung zu der Wahl der Beamten des Vereins. Zuvörderst wurden die beiden Präsidenten wieder gewählt. Alsdann findet die Ergänzung des Ausschusses Statt.

Darin verbleiben nach §. 5—12 der Statuten:

Prof. Dr. Fleischer	in	Stuttgart.
Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger	„	„
Forstrath Gf. v. Mandelslohe	„	„
Prof. Dr. Chr. Gmelin	„	„
Prof. Hochstetter	„	„
Dr. Kurr	„	„
Director v. Seyffer	„	„

Aufs Neue werden gewählt:

Prof. Dr. Fehling	in	Stuttgart.
Prof. Dr. Krauss	„	„
General-Stabsarzt Dr. v. Klein	„	„
Kanzleirath v. Martens	„	„
Prof. Dr. Plieninger	„	„
Graf v. Seckendorff	„	„
Kassier Weismann	„	„

Für den verstorbenen Hofarzt Dr. v. Hardegg und den nach Frankreich zurückgekehrten Hofrath Dr. Saucerotte werden erwählt: Med.-Rath Dr. Hering und Handlungsvorsteher Reiniger.

Zu Ergänzungsmitgliedern des Ausschusses wurden in einer nachfolgenden Sitzung desselben gewählt:

Professor Holtzmann.			
Finanzrath Eser	in	Stuttgart.	
Bergrath v. Schübler	„	„	
Oberreallehrer Blum	„	„	und
Prof. Dr. Otto Köstlin	„	„	

Sodann wird Esslingen für die nächste Generalversammlung, O.-A.-Arzt Dr. Steudel zum Geschäftsführer erwählt.

laſſe. Solche Sammlungen finden ſich in vielen Lehrbüchern, namentlich auch ziemlich vollſtändig in den von dem Unterzeichneten herausgegebenen zweiten Curſen für das Engliſche und das Franzöſiſche, ſo wie in dem nächſtens erſcheinenden zweiten Curſe für das Italieniſche, in welchem derſelbe die Methoden Hamiltons und Jacotots gegenſeitig zu ergänzen verſucht.

Dr. Leonh. Tafel.

Hierauf eröffnet der zweite Vorstand des Vereins, Prof. Dr. W. v. Rapp aus Tübingen die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge mit einem Bericht von den Ergebnissen seiner Forschungen über die Fische des Bodensee's. *)

Nach ihm spricht Prof. Dr. Kurr über das natürliche Vorkommen einiger schweren Metalle unter Vorzeigung sehr schöner Exemplare von gediegen Gold, Silber, Platin, Kupfer, Eisen u. s. w., wobei er hervorhebt, welche Wichtigkeit einige derselben für das praktische Leben und die Industrie allmählig erhalten haben.

Dr. Leube aus Ulm hatte die Gefälligkeit, folgenden Vortrag über einige röhrenförmige Brauneisensteine im Namen des abwesenden Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim abzulesen:

Einer hochansehnlichen Versammlung,

welcher persönlich anzuwohnen zu können mir nicht gestattet ist, erlaube ich mir einige Gegenstände vorzulegen, welche, wie ich hoffe, einer näheren Besichtigung nicht unwerth befunden werden dürften.

Zunächst möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf kolossale Steinröhren lenken, welche auf den ersten Blick eher für Erzeugnisse der Kunst als für Produkte der Natur gehalten werden könnten. Diese merkwürdigen Röhren stammen aus den sogenannten „Bolkenbergen", einem öden Heideland zwischen Dülmen und Olfen in Westphalen, von wo sie mir vor einiger Zeit von einem ehemaligen Hohenheimer, Herrn Wilh. Göritz, für die Sammlungen unserer Akademie auf meinen Wunsch gesendet wurden. Der Herr Einsender hatte sie mir als Basaltröhren angekündigt, womit der Herzog Croy einen seiner Pferdeställe zu Veddern pflastern lasse. Allerdings zeigt die Masse, aus welcher diese Röhren bestehen, bei oberflächlicher Betrachtung sich dem Basalt ähnlich, aber der frische Bruch lässt schon das unbewaffnete Auge eine so deutlich körnige Struktur wahrnehmen, wie eine solche bei wahren Basalten nie getroffen wird. Der vermeintliche Basalt ist vielmehr ein eigentlicher Eisensandstein, wofür man das Gestein bei Betrachtung mit der Loupe schon zu erklären keinen Anstand nehmen wird, welche Ansicht durch die chemische Un-

*) Wird später gedruckt in unsern Abhandlungen gegeben werden.

tersuchung sich mir vollkommen bestätigte. Kleine Stückchen der harten Röhrenmasse mit Salzsäure in der Wärme behandelt, lockerten sich von aussen nach innen allmählig auf, und zerfielen zuletzt ganz zu einem sandigen Pulver, während die Salzsäure in eine gesättigte Eisenchloridlösung von bekannter Farbe sich umänderte. Ein Aufbrausen fand dabei nicht statt. Der ausgewaschene Rückstand, wovon eine Probe in einem Glasröhrchen vorliegt, ist der reinste Quarzsand.

Nach diesen und nach andern Untersuchungen, deren nähere Angabe ich unterlassen zu dürfen glaube, besteht das Gestein dieser Röhren aus Quarzkörnern, welche nur, oder doch fast nur, durch Eisenoxydhydrat verkittet sind. Brauneisenstein ist das Bindemittel des festen, harten Theiles der Röhren, nur bei einer oder der anderen Röhre deutet an einzelnen Stellen der mehr rostrothe Strich derselben vorhandenes Eisenoxyd an; Brauneisenocker verkittet nur lose die gleichen Quarzkörner in der Ausfüllungsmasse der Röhren.

Zu beliebiger Vergleichung lege ich einige Proben eisenschüssiger Sandsteine aus verschiedenen andern Gegenden vor, unter welchen das aus der vaterländischen Naturaliensammlung der königl. Centralstelle herrührende Stück aus Buchdorf in Bayern die frappanteste Aehnlichkeit mit der Gesteinsmasse dieser Röhren erkennen lässt.

In Bezug auf diese letzteren, die Röhren nämlich, möchte ich die verehrten Mitglieder, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, gern ersuchen, neben den verschiedenen, zum Theil ganz ungewöhnlich grossen Dimensionsverhältnissen, besonders die mancherlei Gestalten, die eigenthümlichen Verdrückungen, die räthselhaften kantenartigen Vorsprünge auf der inneren Röhrenfläche, die spiralförmigen Streifen auf der Aussenfläche, so wie die verschiedenartigen Verbindungen und Verzweigungen, wie auch die stellenweisen Ausfüllungen, bei den einzelnen dieser Röhren des Näheren zu beachten. Auch dürfte das eigenthümliche Geglättetsein an den Enden der nicht frisch abgebrochenen Röhren Beachtung verdienen.

Ich würde diese an sich zwar gewiss aller Aufmerksamkeit

werthen Steinröhren der hochverehrlichen Versammlung kaum vorzulegen mir getrauen, insofern sie nicht in unserem engen Vaterlande gefunden worden sind, wenn ich nicht zugleich im Stande wäre, Aehnliches aus Letzterem selbst beizufügen.

Unter diesen Röhrenbildungen des Mineralreichs aus Württemberg, welche ich mit den Eisensandsteinröhren einsende, sind die einen meines Wissens noch nicht beobachtet worden. Wie jene durch ihre Grösse überraschen, so diese durch ihre Kleinheit. Ein paar hundert derselben finden Sie in einem nur federkieldicken Glasröhrchen von nur einem starken Zoll Länge eingeschlossen. Die einzelnen dieser Röhrchen übersteigen oft nicht die Länge einer Linie und sind dabei in der Regel von so geringem Durchmesser, dass von dem unbewaffneten Auge ihre Röhrchenform gar nicht erkannt wird. Kaum wird man es daher billigen, dass ich oben den Ausdruck „Aehnliches" von ihnen gebrauchte, um so weniger, als sie auch nach ihrem sonstigen Aussehen gänzlich von den grossen Eisensandsteinröhren verschieden zu sein scheinen. Allerdings ist bei ihnen nicht Brauneisenerz das Bindemittel, sondern dichter kohlensaurer Kalk, welcher äusserst feine Sandkörnchen zu den kleinen Röhrchen verkittet hat, die, hätten sie die Grösse der andern, uns ihre Aehnlichkeit mit diesen, in der Gestalt leicht bemerken lassen würden. Unter ihnen sind einfache und ästige wahrzunehmen, und scheint die Weite des Lumens bei denselben verhältnissmässig eben so sehr zu variiren, wie bei jenen. Die einfachen finden sich nicht selten an beiden Enden geschlossen und gleichen alsdann gewissermassen kleinen Puppengehäusen; die ästigen haben Aehnlichkeit mit Korallen. Auch ganz oder theilweise ausgefüllte Röhrchen fehlen nicht.

Diese fast mikroskopischen Röhrchen finden sich in grosser Menge in der Ackerkrume eines gegenwärtig mit Zuckerrunkeln bestellten Feldes Hohenheims. Das sehr ungleiche Gedeihen dieser Pflanzen auf zwei grösseren Flächen des Ackers veranlasste meinen Collegen, Herrn Prof. Siemens, den Boden beider Flächen zunächst mechanisch zu untersuchen und mir die Abschwemmungsprodukte zur näheren mineralogischen Bestimmung

zu übergeben. Auffallenderweise finden sich diese Kalkröhrchen nur auf jener Strecke des Feldes, auf welcher die Zuckerrüben weniger gut gedeihen.

Ihr Vorhandensein an sich kann, wie Jedermann zugeben wird, dieses mindere Gedeihen nicht verursachen, wohl aber deutet es auf eine bedeutend verschiedene chemische Zusammensetzung des Bodens auf diesem Stück des Feldes gegenüber von dem des andern.

Eine andere Röhre aus Württemberg (Nr. 3) ist aus krystallisirtem kohlensaurem Kalk (Kalkspath) gebildet, der aussen von verwittertem Basalttuff leicht überkleidet ist. Diese Röhre wurde früher, mir ist nicht bekannt von wem, an die vaterländische Naturaliensammlung der königl. Centralstelle eingesendet. Nach der dabei vorgefundenen Etikette kommen solche Röhren in verwittertem Basalt-Conglomerat von Hengen (auf der Alb bei Urach) vor, wo denselben reichliche Quellen entströmen.

Nr. 4 sind zwei Stücke des bekannteren Röhrenkalkes von Cannstatt. Das eine grössere Stück zeigt auf der einen Seite in einer Nische ein erbsengrosses Schüsselchen, gleichsam eine halbirte versteinerte Gasblase.

So verschieden die kolossalen Eisensandsteinröhren aus den Bolkenbergen, über deren näheres Vorkommen ich keine Notizen erhalten konnte, von den drei anderen vorgelegten Röhrenbildungen aus Württemberg, und diese unter sich es sind, so verdanken sie doch wohl sämmtlich einer und derselben Ursache ihr Dasein. Quellen, reich an gelösten mineralischen Stoffen haben sie erzeugt. Es wird angenommen werden dürfen, dass die Weite der Röhren der Stärke des einzelnen Quellenstromes entspricht. Dieses setzt bei den Eisensandsteinröhren die mächtigsten Stahlwasserquellen voraus, wie solche jetzt wohl kaum noch gefunden werden dürften.

In wie weit Gasentwickelung bei solcher Röhrenbildung mit von Einfluss gewesen ist, möchte oft schwierig zu ermitteln sein. Lässt man Blasen von Fluorsiliciumgas aus Quecksilber in einem mit Wasser gefüllten Glascylinder aufsteigen, so bilden sich bekanntermassen durch das sich ausscheidende Kieselsäurehydrat

vom Boden aus Röhren. In solcher Weise haben sich die vorliegenden Röhren nicht gebildet, denn ihre Wandungen bestehen aus Stoffen, die im Wasser gelöst, theilweise sogar schon vorher fest waren. Aufsteigende Gasblasen konnten aber im zähen Schlamm einer Quelle Röhrenbildung hervorrufen und scheint dieses bei dem röhrenförmigen Kalk von Cannstatt der Fall gewesen zu sein; nicht aber ist diese Erklärungsart zulässig für die so grossen Eisensandsteinröhren. Röhrenbildung durch Absatz aus Wasser kommt aber oft auch ohne Luftblasen zu Stande, wie wir dies an manchen Tropfsteinen kennen.

Da es einzelnen der verehrten Anwesenden, welche sich nicht speciell mit Mineralogie befassen, angenehm sein dürfte, Röhren letzterer Art sehen zu können, so lege ich einige derselben mit vor, wie ich denn aus demselben Grunde noch einige andere Röhrenbildungen von ganz anderer Entstehung, so durch den Blitz erzeugte Röhren und sogenannte Luftröhren in Bergkrystall, durch ausgewitterte Krystalle entstanden, als nicht allzuhäufig vorkommende beizufügen mir erlaube. Das fast drei Zoll lange aus Kalk bestehende Röhrenstück von starker Federspuhldicke, eine Sinterröhre, ist kaum der dritte Theil einer Röhre, wie ich deren in grösster Menge die gewölbte Decke der ersten gemauerten Gallerie auf der Nordseite des Spliegens in der zierlichsten Weise bekleiden sah.

Von den weiteren naturhistorischen Gegenständen, welche ich der hochansehlichen Versammlung vorzulegen mir die Freiheit nehme, dürfte das lebende Exemplar von *Dracocephalum speciosum Benth.*, welches in der hiesigen Gärtnerei gezogen wurde, die Aufmerksamkeit der Freunde der Pflanzen-Teratologie auf sich ziehen. Der Hauptstamm dieser Pflanze zeigt die spiralförmige Entwickelung des Stammes und die Spiralstellung der Blätter in der augenfälligsten Weise, während der Seitenast den gewöhnlichen vierkantigen Stengel und die stets gegenüberstehenden Blätter der Labiaten besitzt. Einige ungewöhnliche Verbänderungen *(Fasciatio)* und zwar von der Erle, der Esche und der Runkelrübe, sämmtlich aus der hiesigen Gegend, dürften vielleicht die Herren Botaniker ebenfalls interessiren.

Hierauf sprach Finanzrath Eser über Pflanzen- und Thierüberreste aus dem plattenförmigen Jurakalk von Nusplingen im Bernerthal Folgendes:

Hochgeehrte Herren!

Ich erlaube mir Ihre Aufmerksamkeit auf einige fossile Pflanzen- und Thierreste zu lenken, welche durch den Versuch einer Gesellschaft brauchbare Schieferplatten für die Lithographie in den oberen Schichten des weissen Jura bei Nusplingen O.A. Spaichingen zu gewinnen, zu Tage gefördert worden sind.

Bis jetzt war meines Wissens aus dem weissen Jura unseres Landes an Pflanzen nur ein Farrenkraut, *Odontopteris jurensis* Kurr, welches von Prof. Dr. Krauss in dem oolitischen Korallenkalk von Schnaitheim gefunden wurde und eine Alge, *Sphaerococcites ligulatus* Kurr, aus dem plattenförmigen weissen Jura von Gerhausen bei Ulm bekannt. In dem lithographischen Schiefer von Nusplingen tritt nicht nur dieser Farn in sehr gut beschaffenen Exemplaren wieder auf, sondern noch ein weiteres, fein gefiedertes Farnkraut in Gesellschaft einiger Fucoiden von bester Erhaltung, welche für unser Land neu zu sein scheinen.

Zu diesen Pflanzen gesellt sich eine Frucht, welche auch in der Molasse von Kirchberg erscheint und von Heer in Zürich als einer *Carya* angehörig erkannt wurde.

Erinnern schon diese Pflanzenreste theilweise an die Abdrücke auf den lithographischen Schiefern von Solenhofen, so ist es bei den Thierresten noch mehr der Fall. Aptychen in grosser Anzahl, darunter häufig *Aptychus latus* und *lamellosus* erscheinen mit den für die Solnhofer Schiefer so charakteristischen Cololithen. Das Vorkommen eines grossen Cidariten scheint den Nusplinger Schiefern eigenthümlich zu sein, mir wenigstens sind solche von Solnhofen noch nicht zu Gesichte gekommen. Der Nusplinger musste sich übrigens der Schieferbildung fügen und sich platt drücken lassen.

Auch an ansehnlichen Fragmenten von Fischen und Krebsen fehlt es in Nusplingen nicht. Sie berechtigen zu der Erwartung, dass dort in dieser Richtung sehr Bedeutendes werde gefunden werden.

Indem ich mich freue, Ihnen v… vorläufig die Morgenröthe eines …
vaterländischen Sohnhofens verkünd… …igen zu können, lade ich Sie …
ein, das was ich an Fossilien von … Nusplingen besitze, und ein …
Profil des neu angelegten Steinbruc… …hs, welches ich der Güte des …
Herrn Dr. Kinzelbach daselbst … verdanke, in Augenschein zu …
nehmen.

Prof. Dr. Holtzmann zeigte … einige neue, der königl. po…
lytechnischen Schule gehörige phys… …ikalische Instrumente, welche …
er durch einige Versuche erläutert. … Diese sind: Ein Apparat zum …
Hervorbringen eines elektrischen Str… …oms durch Rotation eines Mag…
nets, um sich oder um einen Le… …ter oder durch Rotation des …
Leiters um den Magnet, so wie die… …se Versuche von Plücker in …
Bonn angegeben wurden. Dabei … wurde darauf aufmerksam ge…
macht, wie sich bei dieser Art … …der Erregung des elektrischen …
Stroms das Aequivalent zwischen m… …echanischer Arbeit und Grösse …
eines elektrischen Stroms muss nac… …chweisen lassen.

Diesem folgte eine Vorrichtun… …g zur Darstellung physiologi…
scher Farben in der Weise, wie … diess von Dove angegeben …
wurde; worauf mit Hülfe eines So… …leil'schen Polarisationsinstru…
mentes die Ringsysteme in mehre… …ren optischen ein- und zwei…
axigen Krystallen gezeigt wurden.

Partikulier Neubert zeigte … panachirte Blätter einer Ross…
kastanie, welche sich durch Aussaat … und Pfropfen constant erhalten …
hatten, und knüpfte Bemerkungen … über Farbenveränderungen von …
roth in weiss und weiss in roth … daran an. Derselbe zeigte ein …
blühendes Exemplar von *Urtica tr…* *…anthemoides*, deren Staubfäden …
begossen den Blumenstaub in Wo… …lkenform ausspühen.

Prof. Dr. Kurr legte den in … grossem Maassstab angefertigten …
Durchschnitt des württembergischen … Flözgebirges von Giesserei…
inspektor Schuler in Wasseralf… …lingen in dessen Namen vor. …
Es sind darin alle wichtigen Schich… …hten nach Quenstedt's Flöz…
gebirge verzeichnet und alle wic… …htigen Einschlüsse von Petre…
fakten eingeschrieben, jedes Glied … besonders schraffirt, jede For…
mation besonders illuminirt.

Ferner zeigte er von demselben eingesandt einige krystallisirte Schlacken von Wasseralfingen und prismatisch abgesonderten Sandstein, der sich im Grunde des Hochofens aus Formsand gebildet hat.

Dr. Calwer zeigte eine Reihe schöner und zum Theil seltener Echinodermen von der norwegischen Küste vor, welche er im verflossenen Jahre mitgebracht hat; ferner einige neue württemb. Pflanzen, z. B. *Orobanche Teucrii* und *Pieridis*; ferner einige geognostisch illuminirte Blätter des topographischen Atlasses von Württemberg.

Hierauf wurde den Anwesenden mitgetheilt, dass einige hiesige Gärtner eine Reihe schön blühender Gewächse,

Oberreallehrer Blum eine Suite ausgezeichneter Petrefakten aus dem Nattheimer Korallenkalk aufgestellt haben, zu deren Besichtigung die Liebhaber eingeladen wurden.

Stadtbaumeister Fritz zeigte sehr schöne Exemplare von krystallisirtem Kalkspath und derlei Sandstein von Fontainebleau vor.

Graf Wilhelm v. Württemberg Erlaucht, zeigt hierauf Probeabdrücke seiner hydrographischen Karte von Süddeutschland, welche sich für statistische, geologische, strategische und andere Illuminationen gleich gut eignet. Die Schraffirung der Gebirge ist durch eine photographisch aufgenommene Lavage ausgeführt.

Ober-Med.-Rath Prof. v. Jäger hält nachstehenden Vortrag über die Differenzen der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Ferner über die letzte Ueberschwemmung in Württemberg.

So grosses Interesse die meteorologischen Beobachtungen überhaupt für den Arzt haben, so gewähren denn doch die vorschriftmässig im Schatten zu bestimmten Zeiten des Tags gemessenen Verschiedenheiten der Temperatur der Luft, und die daraus abgeleiteten Mittel der Temperatur der einzelnen Monate und des

ganzen Jahrs keine so auffallende Unterschiede, als die gleichzeitigen Messungen des Thermometerstands im Schatten und in der Sonne zu verschiedenen Tags- und Jahrszeiten. Dieser Unterschied beträgt z. B. in den Monaten Februar und März, wenn die Temperatur Nachts oft mehrere Grade unter den Gefrierpunkt sinkt, und somit im Schatten nur sehr langsam steigt, in der Sonne schon um 10 Uhr Vormittags bisweilen 12 bis 20°. In den Monaten December und Januar beträgt diese Differenz der Temperatur im Schatten und in der Sonne selten über 8 bis 9° und ebenso beträgt diese Differenz im hohen Sommer selten mehr als 9 bis 12°, ohnerachtet sie in der Sonne im August bis zu 40° und darüber steigen mag. In den Herbstmonaten namentlich im September nähert sich die Differenz nicht selten der im März beobachteten, indem die längere Dauer der oft schon sehr kühlen Nächte die Temperatur der Luft bedeutend erniedrigt, indess die Sonne doch am Tage ein beträchtliches Steigen der Lufttemperatur bewirkt. Inzwischen kommt mit dem im März beobachteten Verhältnisse häufiger das im October stattfindende überein; an schönen Tagen zeigte sogar das Thermometer in der Sonne 25° und darüber schon Vormittags 10 Uhr, während das Thermometer im Schatten nur 8—9° zeigte, ohnerachtet es Nachts nur auf den Gefrierpunkt oder höchstens 1° unter denselben gefallen war. In der zweiten Hälfte Octobers und Anfang Novembers 1852 zeigte das Thermometer bei der ungewöhnlich milden Witterung Morgens 8 Uhr oft 6—7° um 10 Uhr 11—14° im Schatten, in der Sonne bis zu 27°. Sonst schliesst sich der November auch in Absicht auf diese Differenzen den Wintermonaten zukommenden Verhältnisse an. Einen auffallenden Contrast mit dieser bedeutenden Differenz der Temperatur zu den verschiedenen Tageszeiten und im Schatten und in der Sonne bildet die geringe Differenz der Temperatur, welche zuweilen in der kälteren Jahrszeit das Thermometer bei trüber Witterung zu verschiedenen Zeiten des Tages angibt. Es erhellt eben daraus die bedeutende Einwirkung der Sonnenstrahlen bei hellem Himmel auf die Erwärmung der Oberfläche der Erde und eben damit auf die Oberfläche der Pflanzen, Thiere und des

Menschen, indess die Variationen der Temperatur im Schatten vermöge der dadurch veränderten Temperatur der Luft vorzugsweise auf die Respirationsorgane wirken. Die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen, wie sie im hohen Sommer an sehr heissen Tagen zumal bei Arbeiten im freien Felde gegeben ist, bewirkt bekanntlich nicht selten den sogenannten Sonnenstich, der oft augenblicklich den Tod zur Folge hat.

Viel häufiger dagegen veranlasst der Uebergang von der Sonne in den Schatten unmittelbar das Gefühl von Erkältung und die damit gegebenen krankhaften Erscheinungen, insbesondere Rheumatismen und Brustaffectionen. Diese nachtheiligen Wirkungen treten gewöhnlich in erhöhtem Grade ein, wenn durch die Lage des Orts zugleich eine Strömung der Luft (Zugluft) veranlasst ist, zumal wenn man sich derselben nach vorheriger Erhitzung in der Sonne und beim Bergansteigen aussetzt z. B. im Vorbeigehen an einer gegen die Einwirkung der Sonne durch nördliche Lage und Bäume geschützten Waldschlucht, in welcher nicht nur der Schnee lange liegen bleibt, sondern auch im Sommer in Folge der Abhaltung der Sonnenstrahlen und vermöge der Feuchtigkeit des Bodens und der Verdünstung des Wassers die Temperatur der Luft erniedrigt wird. Am häufigsten wird diese Zugluft in den Hausfluren solcher Häuser bemerkt, welche, mit der Fronte gegen die Sonne (Süden) gelegen, hinter sich einen nördlich gelegenen Hof haben, der oft lange mit Schnee oder Eis bedeckt bleibt, wenn die Temperatur nicht auch bei Nacht über dem Gefrierpunkt sich erhebt, wodurch also bei einer auf der Vorderseite des Hauses in der Sonne stattfindenden Temperatur von 20 bis 30 Graden eine nur wenig über den Gefrierpunkt erwärmte Zugluft den in die Hausflur Eintretenden trifft. Wenn daher die bisher übliche Beobachtung der Temperaturen und der daraus gezogenen Mittel der einzelnen Monate und der einzelnen Jahre für die Bestimmung des Climas eines Landes oder einer Gegend überhaupt und ihre Vegationsverhältnisse als Grundlage dienen kann, so reicht sie denn doch nicht zu, um die Benützbarkeit einer Gegend für bestimmte Culturen zu begründen, welchen oft nicht das höhere oder niedere Mittel der

Ueber die

Verſammlung der deutſchen Landwirthe.

Wenn ich in Folge an mich ergangener Aufforderung, in einer Zeitſchrift, welche dem wiſſenſchaftlichen wie materiellen Fortſchreiten in unſerm theuern deutſchen Vaterlande überhaupt gewidmet iſt, und die ſich namentlich über Alles verbreiten ſoll, „was das Reich der Geiſter bewegt“ — einige Worte über die im vorigen Jahre ins Leben gerufene Verſammlung der deutſchen Landwirthe ausſpreche, ſo faſſe ich dabei zunächſt folgende Geſichtspunkte ins Auge: 1) War die Bildung einer jährlich an anderem Orte ſtatt findenden Verſammlung deutſcher Landwirthe zeitgemäß? 2) Hätte der dabei beabſichtigte Zweck nicht eben ſo wohl oder noch beſſer durch die ſeit einigen Jahren in der Verſammlung der Aerzte und Naturforſcher gebildete Sektion für Landwirthſchaft, Pomologie, Technologie und Mechanik erreicht werden können? 3) Welche Erfolge kann das Fortbeſtehen der landwirthſchaftlichen Wandergeſellſchaft für die Förderung der deutſchen Landwirthſchaft, für die Volksbildung und das Volkswohl haben?

Was die Frage betrifft:

1) War die Bildung einer jährlich an anderem Orte ſtatt findenden Verſammlung deutſcher Landwirthe zeitgemäß?

ſo hat die im Oktober 1837 in Dresden zu Stand gekommene erſte Verſammlung genügend darüber entſchieden; denn wäre die Veranſtaltung nicht zeitgemäß geweſen, ſo würde ſie nicht ſo vielen

Temperaturen, sondern die Abwechslungen derselben entgegenstehen, die der gemässigten Zone viel mehr als der kalten und tropischen Zone eigen sind, welchen eine viel grössere Stetigkeit in der Dauer der einzelnen Jahreszeiten zukommt. Der Anbau mancher im höheren Norden wachsenden Pflanzen ist eben deshalb in gemässigten Climaten nicht möglich, weil sie in diesen, namentlich im Frühjahre bei dem Wiedererwachen der Vegetation, den grössten Abwechslungen der Temperatur ausgesetzt sind, während in ihrem Heimathlande erst nach dem mehr stetig abgeschlossenen Winter die Frühlingswärme beginnt, und bei dem stetigeren Uebergange in den Sommer sich gleichmässiger steigert. Die Pflanzen haben daher ihren festeren innerhalb bestimmter Breiten und Höhen eingeschlossenen Verbreitungsbezirk. Seine Ausdehnung durch die Cultur in einem andern Clima ist immer vielfachen Wechselfällen ausgesetzt und sie gelingt nur hauptsächlich bei solchen Pflanzen, welche in einer Jahreszeit, also in den wärmeren Monaten ihre Entwicklung vollenden oder durch mehrere Generationen hindurch allmählig mehr an ein fremdes Clima gewöhnt werden. Bei den Thieren kann dagegen ihr Verbreitungsbezirk in einzelnen Jahreszeiten und in einzelnen Jahren eine grössere Ausdehnung gewinnen. Es ereignet sich insbesondere häufiger, dass der Winter in der gemässigten Zone der Stetigkeit des nordischen Winters sich nähert, als dass der Sommer durch die anhaltende und gleichförmige höhere Wärme und Trockenheit des tropischen Climas sich auszeichnet; so oft auch an einzelnen Tagen in gewöhnlichen Sommern die Temperatur des tropischen Sommers sogar übertroffen werden mag. Wir sehen daher in der kälteren Jahreszeit in unseren Gegenden häufiger Vögel des hohen Nordens z. B. Schneegänse und Polartaucher, als im Sommer tropische Vögel, z. B. den Flamingo. Dazu mag allerdings beitragen, dass jene auch bei uns eine geeignete Nahrung z. B. Fische finden, die ihnen sogar in ihrem Heimathlande während des strengen Winters mehr fehlen mag, was bei den tropischen Vögeln wegfällt. Beide Momente nämlich die entsprechenden climatischen Verhältnisse und die geeignete Nahrung, so wie die darauf gegründete Möglichkeit

der zweimaligen Brütung bedingen ohne Zweifel die regelmässige Wanderungen vieler Vögel; bei Säugethieren sind diese Wanderungen überhaupt seltener und fast nie so regelmässig, als bei Vögeln, welchen dabei überdies viel weniger locale Hindernisse entgegenstehen, über welche sie in der Regel der Flug leicht hinwegträgt. Der Mensch vermag diesen Wechsel des Climas und der Temperatur insbesondere, der bei uns von 28° unter Null im Winter bis zu 30° im Schatten und 40° in der Sonne im Sommer beträgt und den er in der Heimath jedes Jahr, wenn gleich nicht in den genannten Extremen erfährt, dadurch eher zu ertragen, dass er das einemal in Pelz, das andere mal in leichte Linnen sich kleidet und damit das Winter- und Sommerkleid der Säugethiere nachahmt; dass er ferner in der einen Jahreszeit durch dunklere Kleidung die Wärme der Sonnenstrahlen mehr einsaugt, in der andern durch hellere oder weisse Kleidung sie mehr zurückwirft; dass manche Säugethiere und Vögel gerade umgekehrt im Sommer eine dunkele, im Winter und in höheren Breiten und Höhen der Schneegränze näher, eine weisse Färbung ihrer Hautbedeckung annehmen, hängt ohne Zweifel mit der im Winter verminderten Einwirkung des Sonnenlichts zusammen, die als eine allgemeine Bedingung der Coloration der organischen Körper anzusehen ist. Der Mensch erhöht ferner in der kalten Jahreszeit die durch die Respiration eingeleitete Wärmeproduction durch kohlenstoffreichere (fette) Nahrungsmittel (sogen. Respirationsnahrungsstoffe) in der wärmeren Jahreszeit vermindert er sie durch mehr vegetabilische Nahrung und kühlende Getränke. Der Mensch passt sich den Eigenthümlichkeiten eines fremden Climas durch diese Vorkehrungen an, an das er sich allmählig gewöhnt, aber auch nicht selten dadurch zu Grunde geht; nur die in ein fremdes Clima im jüngeren Alter eingewanderten oder unter demselben erzeugten Kinder leiden von diesen Eigenthümlichkeiten des Climas weniger, sie acclimatisiren sich mehr und mehr, so dass nach mehreren Generationen der ursprünglich eingewanderte Stamm dem Eingeborenen in mancher Beziehung ähnlich wird.

Es wird dem Menschen nach einem Aufenthalte von weni-

gen Jahren die höhere Temperatur des südlichen Climas nicht selten sogar zum Bedürfnisse, während er die niedere Temperatur des kälteren Climas, in das er versetzt wurde, selten in dem milderen Clima vermisst. Auf allen Fall aber zeigt der Mensch durch seine Ausdauer in verschiedenen Climaten und in verschiedenen Jahres- und Tageszeiten im Schatten und in der Sonne und bei oft schnellem Uebergange von einer höheren Temperatur zu einer niederen, dass die Lebensprocesse ohne Zweifel unter diesen verschiedenen Verhältnissen Modificationen erleiden, durch welche die Nachtheile für den Organismus oder einzelne Functionen desselben in einem gewissen Grade ausgeglichen werden. In Beziehung auf Temperatur veranlasst jedoch die mit dem Sonnenschein und Schatten unmittelbar oder mittelbar gegebene Veränderung der Temperatur den schnellsten Wechsel derselben und zwar unter allen Climaten und zu allen Jahres- und Tageszeiten nur in einem verschiedenen aber noch nicht genauer durch vervielfachte Beobachtungen bestimmten Verhältnisse. Es fragte sich indess, ob nicht für die durch die Einwirkung der Sonne bewirkte Erhöhung der Temperatur und ihre Zunahme und Abnahme in verschiedenen Jahres- und Tageszeiten ein Gesetz sich ergäbe, das abgesehen von der wirklichen Beobachtung der Temperaturen aus dem Stande der Sonne in den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, und der daraus abzuleitenden Erwärmungsfähigkeit an hellen und trüben Tagen, und bei unmittelbarer oder mittelbarer Einwirkung (in der Sonne und im Schatten) abgeleitet werden oder wenigstens den Beobachter bei seinen Beobachtungen leiten könnte, um auf empirischem Wege auf ein Gesetz des Steigens und Fallens des Thermometers oder der Thermometerstände unter verschiedenen Umständen zu gelangen.

Bei dieser Gelegenheit brachte der Verfasser noch folgende Gegenstände zur Sprache.

Die seit mehreren Jahren eingetretenen Ueberschwemmungen, die im Laufe des gegenwärtigen Jahrs an einigen Orten ihre zerstörende Wirkung auf eine seit Menschengedenken unerhörte Weise geäussert haben, führen zunächst darauf, das Thatsächliche dieser Wirkungen und ihrer Bedingungen etwas genauer

ins Auge zu fassen. Es ergeben sich daraus zunächst Vorschläge zu Untersuchungen:

1) nicht blos über die Menge des Regens, durch welchen das Anschwellen der Bäche und Flüsse veranlasst wurde, und der Höhe, welche diese Anschwellung erreichte, sondern auch über die Zeit der Dauer eines solchen Regens, und die Zeit innerhalb welcher die Bäche und Flüsse die betreffende Höhe erreichten;

2) eine zweite Untersuchungsreihe dürfte die Bestimmung der Menge fester Bestandtheile bilden, welche die Bäche und Flüsse im gewöhnlichen Zustande in den verschiedenen Jahreszeiten mit sich führen, und deren Zunahme, bei mehr oder minder heftigen Regen, oder dem Schmelzen des Schnees;

3) der physikalischen und chemischen Beschaffenheit dieser festen Bestandtheile, und falls die Abschwemmung vorzugsweise einzelne Abhänge oder den bebauten Boden betrifft, der etwaige Einfluss auf die Culturen;

4) die verschiedene Beschaffenheit des Regenwassers selbst;

5) die Beschaffenheit des Wassers verschiedener Seen und Weiher, zu verschiedenen Zeiten des Jahrs, ihr Gehalt an Infusorien und Bestimmung der Arten der letzteren, Erzeugung von Conferven u. s. w. auf ihrer Oberfläche. Gasentwicklungen aus denselben, Untersuchung der Luft über denselben durch den Ozonometer und chemische Untersuchung der aus ihnen sich entwickelnden Luft, mit Bezugnahme auf die Untersuchungen von Dr. Clemens in Frankfurt a. M., die wegen des muthmaaslichen Nachtheils eines solchen in der Nähe des heiligen Geistspitals befindlichen Weihers für die darin aufgenommene Kranke ausgeführt wurden (Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde 1. Vierteljahrsheft, 33. Jahrg. 1853, p. 1—97);

6) dürfte wohl die Gründung einiger meteorologischer Stationen in Württemberg und ihr Anschluss an die im übrigen Deutschland namentlich in Preussen, und zum Theil auch im Auslande auf A. Humboldt's Veranlassung bestehenden Stationen, und die Benützung derselben Werkzeuge, sowie die Anschaffung derselben von der Casse des Vereins zu empfehlen sein, wenn sich mehrere

Mitglieder zu gewissenhafter Anstellung und Notirung der Beobachtungen verbindlich machten.

Nachdem der erste Vorstand des Vereins einige Notizen über Temperaturdifferenzen der Art, wie er sie im nördlichen Afrika und in München beobachtet hat, und über die Folgen derselben für den Gesundheitszustand der Bewohner und Reisenden hinzugefügt hat, wird die Sitzung geschlossen und die Mehrzahl der Anwohnenden vereinigte sich zu einem frugalen Mahl.

Der Nachmittag wurde von einem Theil der Gäste zu Besichtigung der Naturaliensammlung des Vereins benützt.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Der mittlere Lias Schwabens.

Von

Dr. Albert Oppel.

Die Resultate, welche ich bei der Lösung der von der philosophischen Facultät in Tübingen gestellten geognostischen Preisaufgabe vor zwei Jahren erhielt, sammt den weiteren Erfahrungen, welche ich seit jener Zeit über denselben Gegenstand machte, sollen in dieser Arbeit niedergelegt werden. Die von Herrn Professor Dr. Quenstedt gestellte Aufgabe verlangte:

„Eine genaue Aufzählung der Schichten des mittleren Lias „(der Numismalismergel und Amalthecnthone) mit besonderer Be„rücksichtigung der darin lagernden Versteinerungen. Von letz„tern sollen die selteneren und namentlich die leicht verwechselbaren „Formen in guten Zeichnungen, oder noch besser in Naturexem„plaren zur Beurtheilung der Arbeit beigelegt sein."

Statt der damals bei der Lösung der Frage vorgezeigten Naturexemplare sind die wichtigeren und interessanteren Stücke nun auf vier Tafeln abgebildet, und der Arbeit beigegeben worden.

Beschreibung der Schichten.

Unser schwäbischer Lias streicht in südöstlicher Richtung immer am Fusse der Alp hin. Seine grösste Ausdehnung hat er von der Ellwanger und Hopfinger Gegend an, bis zum Fusse des Randens. Er bildet eine ununterbrochene Reihe kleinerer und grösserer Plateau's, die, wenn sie sich weit von dem Gebirgszuge entfernen, blos von seinen untersten Schichten bedeckt sind, je näher sie aber dem Fusse der Berge liegen, desto mehr tragen sie auch die obern liassischen Schichten. Mit dem stärkern Ansteigen

der Berge beginnt der braune Jura, und zwar bilden seine drei unteren Etagen α, β, γ, immer die Vorterasse, d. h. eine längs der ganzen Alp hin fortlaufende Brustwehr, hinter welcher dann erst die hohen steilen Berge, mit ihren weissen Jurafelsen sich erheben.

Die Schichten des schwarzen Jura zeichnen sich aus durch die Regelmässigkeit ihrer Ablagerung, hauptsächlich aber auch durch das bestimmte Vorhandensein und das feste Auftreten einzelner Petrefakten in gleichliegenden Etagen. Nichts desto weniger sind aber die Geologen noch nicht ganz einig über eine gemeinsame Feststellung seiner Grenzen, besonders gegen oben. Die unterste Grenze nehmen wir nach Quenstedt Flözgeb. da, wo die Knochen-führende Schichte (das Bonebed) auf dem obersten Keupersandstein liegt, was in Norddeutschland noch nicht so ganz festgestellt zu sein scheint, da bis jetzt das Bonebed dort noch nicht aufgefunden ist. Gegen oben schliesst Quenstedt mit der Jurensisbank (Lias ζ) den Lias gegen den braunen Jura ab. Von dieser Abgrenzung weichen viele Geologen, besonders französische und englische ab, weil bei ihnen der obere Lias sich ganz mit den unteren Schichten des braunen Jura vermischen, und sich nicht leicht von denselben trennen lassen solle. Für unsern deutschen Jura ist aber diese Trennung gewiss die zweckmässigste, obschon die untersten Lagen unserer Opalinusthone, die Torulosusschichten den scharfen Unterschied beider Formationen etwas verwischen, denn dadurch, dass diese Schichten sich oft eine gute Strecke vom Fuss der Berge entfernen, lassen sie das stärkere Ansteigen der Gebirge, welches erst mit den eigentlichen Opalinusthonen beginnt, weniger streng hervortreten. Auch ihre Fauna ist noch abweichend von der in den obern Thonen, so fehlen z. B. die zahlreichen Trigonien noch fast ganz, die Muscheln sind gewöhnlich noch nicht so blendend weiss, und die Ammonitenschalen haben noch nicht den Perlmutterglanz, wie das weiter oben der Fall ist. Doch es treten die Steinbänke des Lias ζ unter denselben so deutlich hervor, dass bei uns keine Verwechslung oder Ungewissheit in der Orientirung der Schichten stattfinden kann, und dass wir volles Recht haben, gerade hier die Grenze zu ziehen, und selbst noch im

Elsass (Uhrweiler) liegen die harten Steinmergel voll *Ammonites jurensis, insignis, radians, Germanii*, als fest ausgesprochene Bank unter den Torulosusschichten des braunen Jura α, in dessen mächtigen Thonen sich nicht wieder ähnliche, mit ihnen verwechselbare Schichten finden.

Den so gegen oben wie gegen unten abgegrenzten Lias theilt Quenstedt im Flözgebirg in die sechs Unterabtheilungen:

1) Lias α. Sand- und Thonkalke;
2) Lias β. Turnerithone;
3) Lias γ. Numismalismergel;
4) Lias δ. Amaltheenthone;
5) Lias ε. Posidonienschiefer;
6) Lias ζ. Jurensismergel;

und es sind hievon die zwei Schichten γ und δ, aus welchen der mittlere Lias besteht, und die den Gegenstand dieser Abhandlung bilden. Ich werde zuerst ihr Auftreten und ihre Grenzen und diejenigen in ihnen vorkommenden Leitmuscheln, welche die einzelnen ihrer Schichten charakterisiren, angeben, dann zuletzt sämmtliche bei uns bis jetzt darin gefundene Petrefakten mit genauer Anführung der Lage aufzählen, und sofern sich nicht schon in Quenstedt's Cephalopoden und Handbuch der Petrefaktenkunde nähere Beschreibungen davon finden, sie kurz beschreiben.

Die Turnerithone, gegen welche unser mittlerer Lias nach unten grenzt, sind bei uns häufig aufgedeckt, sowohl durch starke Wasserrisse am Abhang von Bergen, als auch durch Bäche in den Thälern, welche die weichen Thone unterwühlen, und die höchsten Wände entblössen. Ueber diesen springen gewöhnlich die festeren Schichten der Numismalismergel weit hervor, gleichfalls aufwärts eine steile Wand bildend, von der bei feuchtem Wetter grosse Blöcke über die nachgebenden Thone hinab in den Bach stürzen. An diesen Wänden von Lias β kann man stundenlang fortgehen und die verkiesten Oxynoten sammeln, welche der Regen aus den steilen Wänden herauswäscht. Die Turnerithone sind aber nicht längs der ganzen Alp gleich mächtig entwickelt. Bei Ellwangen, Wasseralfingen, Gmünd verlieren sie sich fast ganz, und nie sah ich in den Sammlungen der dortigen Geologen ein

Petrefakt, das mir die Anwesenheit von Lias β kundgegeben hätte, Spuren davon sind jedoch in dieser Gegend vorhanden und nur bis jetzt nicht genug erforscht. So fand ich z. B. bei Wasseralfingen auf dem Wege nach Hüttlingen 12′ mächtige mit gelben Rostflecken durchzogene Thone. Sie liegen auf den festen Bänken von Lias α, dessen oberste Schichte dort aus 1—2′ mächtigem grobkörnigem Quarzsandstein besteht; bedeckt waren sie von den untersten Schichten von Lias γ mit *Gryphaea cymbium*. Leider konnte ich trotz Grabens kein bezeichnendes Petrefakt in jenen Thonen finden, nur einige abgeriebene Belemniten lagen ganz unten gleich über dem Sandstein.

Rücken wir weiter südwestlich vor, so finden wir die Turnerithone bei Boll schon sehr entwickelt, besonders auch die unteren Schichten, denn diese lieferten die besten *Ammonites Turneri, armatus sparsinotus Q. (Ziphus Ziet.* Tab. 5, Fig. 2), welche sich in den schwäbischen Sammlungen finden. Mehr noch nach Südwest sind sie aufgeschlossen bei Sondelfingen, am Breitenbach bei Betzingen. Weiter bei Ofterdingen, wo besonders auch die obersten Schichten von Lias α im Bette der Steinlach dem Auge sich sehr deutlich zeigen. Hier liegen auf der Pentacrinitenbank des Lias α dunkle fein zerspaltbare Schiefer, in denen mein Freund Dr. Rolle neuerdings ganze Schichten voll eines kleinen noch unbeschriebenen *cidariten* mit feinen Stacheln fand, ähnlich dem Vorkommen des *cid. criniferus* Quenst. Handbuch, Tab. 19, Fig. 32 u. 33 aus Lias ε von Pliensbach bei Boll.

Auch Reste von Sauriern und Fischen *(Lepidotus)* zeichnen die Oberregion von Lias α aus, doch da sie in ihrer bestimmten Schichte erst seit einem Jahre aufgefunden sind, so ist noch wenig von ihnen bekannt. Bei Balingen und Schömberg wird die Mächtigkeit von Lias β immer bedeutender (80′), was sich vielleicht noch steigert bis zu den gewaltigen Wänden, welche die Wutach bei Aselfingen und Achdorf im Lias entblösst. Leider aber kennen wir die Schichten dort nicht so genau als die uns näheren, besonders als die Balinger, über welche uns Hr. Dr. Fraas schon früher ein genaues Profil gegeben hat. (Jahreshefte des württemb. Vereins, II, pag. 202.)

Petrefaktenarm sind die Turnerithone an der Wutach; ich fand bei 3maliger Anwesenheit nichts darin und das Einzige, was ich aus dem Lias β von dort sah, waren zwei grosse verkalkte *Am. raricostatus*, welche in Schaffhausen im Kabinet liegen.

Die Numismalismergel Lias γ,

und ihre Grenze gegen Lias β.

Die eben betrachteten Turnerithone lassen sich überall leicht unterscheiden und trennen von den darauf liegenden Numismalismergeln. Die Grenze ist also hier nicht schwer festzustellen und von der Natur selbst gegeben, sowohl in petrographischer als paläontologischer Beziehung, denn schon von der Ferne drängt einem das verschiedenartige Aussehen der zwei Schichten den Gedanken auf, dass wohl jedes dieser zwei Blätter des grossen Buchs der Erdschichten einzeln für sich betrachtet werden müsse. Ueber den dunkeln bröcklichen Turnerithonen, welche die fein verkiesten *Am. oxynotus, lacunatus, bifer etc.* führen, treten die mächtigern und festern Bänke hellerer Steinmergel auf, welche gegen oben immer härter und heller werden, und unten nicht mit verkiesten Ammoniten, sondern mit verkalkten Muscheln und *Paxillosen Belemniten* angefüllt sind. Nur bei *Am. raricostatus*, welcher genau unter den Bänken von Lias γ liegt, und in Steinmergel-Geoden eingeschlossen, eine vollständige Schichte bildet, könnten Zweifel entstehen, ob seine Geodenbank zweckmässiger zu Lias γ oder β gestellt werden müsse. Da er jedoch noch weiter abwärts in die Turnerithone hineingreift, und dort verkiest vorkommt, so ist diese Schicht besser in Lias β als in γ untergebracht worden. Wir kommen nun zu den Numismalismergeln selbst. Dieselben erstrecken sich von der eben angegebenen untern Grenze an, aufwärts bis an die Schichten, wo der für Lias δ ausschliesslich so wichtige *Am. amaltheus* zum Erstenmale auftritt, deren nähere Abgrenzung wir aber erst später angeben werden.

In unserer Tübinger, der Balinger und Boller Gegend sind die Numismalismergel immer die unfruchtbarsten Schichten des

Anklang gefunden haben, daß in Dresden ſich gegen 150 Theilnehmer auf den ergangenen Aufruf zuſammenfanden; es würde ſich namentlich nicht eine bedeutende Zahl unſerer landwirthſchaftlichen Koryphäen eingefunden haben; es würde wenigſtens die Verſammlung nicht zur allſeitigen Befriedigung, bei dem größten Theile wohl über Erwarten, ausgefallen und ihre Fortſetzung würde nicht beſchloſſen worden ſeyn. Wohl nur Wenige haben jene Verſammlung verlaſſen, bei denen obige Frage überhaupt noch eine Frage geblieben iſt.

Indeſſen haben ſich vor dem Zuſtandekommen der Dresdener Verſammlung auch achtungswerthe Stimmen vernehmen laſſen, welche an der Nützlichkeit, an einem guten Erfolge der Veranſtaltung zweifelten, und auch jetzt noch vernehme ich nicht ſelten von Solchen, welche nicht Theil genommen haben, ähnliche Aeußerungen; eben darum halte ich eine etwas nähere Beleuchtung meiner oben aufgeſtellten Frage nicht für überflüſſig.

Der geiſtreiche Comitats-Aſſeſſor v. Bujanovicz aus Habſan in Ungarn ſagte z. B. kurz vor dem Beginnen der Dresdener Verſammlung in einem in der landwirthſchaftlich-techniſchen Sektion der Verſammlung der Naturforſcher zu Prag mit großem Beifall gehörten Vortrage über die „Wechſelwirkung der Naturwiſſenſchaften und der Landwirthſchaft“ unter anderm: „er verheiße der beabſichtigten allgemeinen Verſammlung deutſcher Landwirthe, dem Weſen der Sache nach, keinen Erfolg, weil wir mit der Begründung der Agronomie als Wiſſenſchaft noch nicht im Reinen ſeyen, weil wir, von Lokalverhältniſſen befangen, uns noch als glebae adscriptos betrachten müſſen, weil ſich die Landwirthe in den Ländern deutſcher Zunge nicht einmal gegenſeitig verſtänden“ u. ſ. w. — „Unſer Streben,“ meint er ſchließlich, „müſſe ſeyn, auf die Maſſe zu wirken, um die Hauptquelle aller Uebel, an denen die Menſchheit leide, Mangel an Intelligenz, immer mehr verſiegen zu machen.“

Gerade die Gründe, welche Herr v. B. gegen unſere Verſammlung angeführt hat, ſcheinen mir aber ſehr vortrefflich für dieſelbe zu ſprechen; denn welches Mittel kann wohl geeigneter ſeyn, die Landwirthſchaft als Wiſſenſchaft, wenn es daran noch fehlt, vollends zu begründen, die Mißverſtändniſſe und Verwirrungen, welche in Begriffen und Benennungen obwalten, aufzuklären und

ganzen Lias, denn durch ihre nicht geringe Mächtigkeit, durch die grosse Zahl ihrer harten Steinmergelbänke, und wenn sie, was häufig der Fall ist, an Abhängen aufgeschlossen sind, bilden sie völlig kahle Stellen, an denen das Gebirge ganz bloss liegt, oder rauhe Steinriegel, von denen der Regen alles abwascht, was durch Verwitterung zur Bildung des für Pflanzenwuchs nöthigen Bodens beitragen könnte, so dass auf diesem Grunde selten Getreide, häufig nicht einmal das dürftigste Gras fortkommt. In der Gmünder und Ellwanger Gegend ist dies jedoch ganz anders, dort liegen die Mergel mehr in der Ebene, und sind so schwach entwickelt, dass durch sie keine Störung eintritt, sondern dass dort oft neben ihnen sich die fruchtbarsten Aecker finden. Der Grund davon rührt also nicht von einer günstigeren Beschaffenheit der Mergel selber her, sondern eben von ihrer schwachen Entwicklung. Sie verhalten sich dort, wie etwa die Jurensismergel, sie bilden wenige Steinlagen, die, wo sie auftreten, vom Pfluge heraus befördert, und als abgeriebene Stücke von den Aeckern weggelesen werden.

Die Numismalismergel bestehen im Allgemeinen immer aus einzelnen festeren Bänken, zwischen denen weichere liegen. Unten ist der Gegensatz nicht so ausgesprochen, die ganze Bildung ist hier zusammenhängender, weil die Schichten hier etwas bröcklich und noch nicht so spröde sind, als mehr gegen oben. In dieser untern Abtheilung der Numismalismergel sind noch alle Muscheln verkalkt. Der mittlere Lias γ dagegen, die Region der zahlreichen verkiesten Ammoniten besteht aus sehr spröden und festen Steinmergelbänken, zwischen denen weichere Schichten von Thonletten liegen. Ganz ähnliche Beschaffenheit hat dann auch der obere Lias γ, nur dass hier wieder der Schwefelkies fehlt, und wie unten völlige Verkalkung der Petrefakten eintritt.

1) Der untere Lias γ.

Hauptregion der *Gryphea cymbium*.

Gleich über der Geodenbank des *Am. raricostatus*, welche, wie wir oben gesehen haben, noch zu Lias β gezählt werden

muss, liegt eine zusammenhängende an der Luft bröcklich werdende graubraune $1\frac{1}{2}-3'$ mächtige Bank, die unterste in Lias γ. Unten in sie hinein verirrt sich bisweilen eine Geode mit *Am. raricostatus* oder *armatus densinotus* Quenst., doch gehen diese nicht höher in sie hinauf.

Ich hätte zur Benennung dieser Schichte noch die Wahl gehabt unter den Namen folgender für sie wichtigern Muscheln:

1) nach *Spirifer verrucosus;* derselbe ist hier sehr häufig, doch wird er nicht gross, kommt überhaupt im ganzen Lias γ vor, sowie er sich im obern Lias δ nicht selten und viel grösser und schöner findet, als im untern Lias γ;

2) nach *Terebratula quinqueplicata* Q. oder nach *Terebr. calvicosta* Q. beide zeichnen die untern Numismalismergel durch ihr häufiges und ausschliessliches Vorkommen darin aus. Doch gehört schon einiges Studium dazu, bis man nur diese Terbratel von den ihr ähnlichen Bicornern des Lias unterscheiden kann, und für den Laien wenigstens, wäre es schwer sich nach einer solchen kleinen Muschel zu orientiren.

3) Dagegen ist diese Bank das Hauptlager für *Gryphaea cymbium*, die hier am grössten und schönsten entwickelt vorkommt, und von der Wutach bei Achdorf an längs der ganzen Alp, bis Wasseralfingen und Ellwangen hin gerade in dieser Schichte sehr häufig gefunden und für dieselbe durch ihre kenntliche Form so bezeichnend wird, dass sie als Haupt-Leitmuschel des untern Lias gelten muss, denn in Schwaben tritt sie weder tiefer noch höher, in solchen vollen Lagen, und so sehr das Gestein füllend auf, als im unteren Lias γ. Sie wird zwar in den Turnerithonen gefunden, aber viel seltener auch geht sie im Lias γ noch höher hinauf, doch ist sie dann immer sehr verkümmert.

Ueber dieser untersten Schichte liegt gewöhnlich eine petrefaktenleere harte Bank, welche mit dünnen Kalkspathlamellen durchzogen ist, die man schon im frischen Zustande sieht. Beim Verwittern der Stücke, lösen sich dann die Theile in Form prismatischer Stücke, weil sie immer in der Richtung der Kalkspathblätter brechen. Diese Bank wird überlagert von einer $1\frac{1}{2}-2'$ mächtigen Schicht weicherer aber zusammenhängender

Thonmergel, in welcher der oft über 1' Durchmesser haltende *A. armatus Sw.* sehr häufig liegt. Er kommt bei uns gewöhnlich verkalkt und ganz plattgedrückt vor.

Für diese unterste Abtheilung des Lias γ sind ferner wichtig, und zwar mehr durch vollkommene Entwicklung und häufiges Vorkommen, als durch ausschliessliches und alleiniges Vorhandensein: *Pholadomya decorata*, *Spirifer verrucosus* (Walcotti seltener) und *Terebratula oxynoti Quenst. Terebratula variabilis*, *Monotis inaequivalvis*, *Pecten*, *Plagiostoma*, *Pentacrinitenstiele*. (*Pent. punctiferus*).

2) Der mittlere Lias γ.

Region der verkiesten Ammoniten.

Er besteht aus 5—6 harten, ½—2' mächtigen spröden Steinmergelbänken, zwischen deren jedem sich eine 2—3' hohe Lage weicherer Thonmergel findet, von denen erstere sich durch ihre feste Consistenz gewöhnlich streng abscheiden, oft aber blättrig werden, und in dieselben übergehen. In diesen Schichten herrscht der grösste Ammonitenreichthum im ganzen Lias, nur schade, dass es gerade hier den Sammler so viele Mühe kostet, um von dem schönen Eingeschlossenen etwas Ganzes zu erhalten, denn aus den harten Steinmergeln wittern die Ammoniten immer blos in einzelnen Stücken heraus. Das Graben in den weicheren Thonmergeln erleichtert das Finden einigermassen, aber auch hier liegen von den Ammoniten gewöhnlich blos noch zerbrochene einzelne Windungen, während dem die innern Kammern fehlen, weil in sie der Schwefelkies nicht eindrang, und sie blos etwa durch Ueberwallen mit solchem erhalten sind.

Nicht leicht erklärbar scheint mir dabei der Umstand zu sein, dass bei einer in Stücke gebrochenen Ammonitenwindung, die sich jedoch noch ganz in ihrer ursprünglichen Lage befindet, häufig einzelne der Stücke total zu weichem Ocker verwittert sind, während dem die fest daneben liegenden Nachbarstücke, selbst an der Angrenzungsfläche keine Spur von Verwitterung tragen. Ein weiterer Umstand, der den Sammler missmuthig machen könnte, wenn

er sich nicht tröstete mit dem treffenden Satz, den Quenstedt in seinem Flözgebirge über diese Schichte ausspricht, „können wir auf diesem petrefaktenreichen Boden auch nur Weniges von dem Untergange retten, Vieles gar nicht wieder erkennen, so liefert selbst das Wenige noch Ausbeute genug, um uns zur Ueberzeugung zu bringen, dass diese Region der Steinmergel Petrefaktensammlern im ganzen Gebiet des Lias die liebste ist.“

Dies ist die Hauptregion der verkiesten münzenartigen *Terebr. numismalis*, die durch ihre Häufigkeit und ihre charakteristische Form der ganzen Schichte den Namen gegeben hat; der Boden ist hier ganz bedeckt mit abgewitterten Belemnitenbruchstücken, die in ihrer Zahl mit den rostfarbigen, oft roh verkiesten Bruchstücken der beifolgenden Ammoniten wetteifern.

Von allen liegt am tiefsten *Amonites Taylori*.

Dann in der Mitte *A. natrix oblongus*, *A. natrix rotundus*, *A. latecosta*, *A. polymorphus quadratus*, *A. Jamesoni latus*, *A. Jamesoni angustus*, (*A. Bronnii*, junger *Jamesoni*), *A. Masseanus*, *A. arietiformis*, *A. oxynotus numismalis*, *A. heterophyllus numismalis* (*Luscombi* u. *Buvigneri*), *A. hybrida*, *A. Pettos*.

A. striatus Henleyi, *A. st. Bechei*, und *A. centaurus* haben ihr Hauptlager schon mit den folgenden Ammoniten, welche ganz oben an der Grenze gegen die Lineaten und Davöibänke liegen und hier fast ausschliesslich vorkommen: *Amm. ibex*, *A. Valdani*, *A. Maugenesti*.

Im ganzen mittlern Lias γ findet sich der zierlich verkieste *Nautilus aratus numismalis*, ferner *Bel. paxillosus numismalis* und *Bel. clavatus*, *Spirifer verucosus*, *Terebratula rimosa* und *variabilis*, *Trochus glaber*, *imbricatus*, *umbilicatus*, *Turbo heliciformis*, *Pecten priscus*, *Plicatula spinosa*, *Plagiostoma duplicatum*, *Cardium cucullatum*, *Pentacrinites basaltiformis* scheidet sich in diesen Schichten, ungefähr mit *A. Jamesoni* in einer vollen Bank aus, wo diese ansteht ist der Boden von herausgewitterten einzelnen Gliedern bedeckt.

Auch von Kalkspathgängen ist der mittlere Lias γ durchzogen, mit Krystallen von der Form der sechsseitigen Säule mit aufgesetztem nächst stumpfem Rhomboeder. Endlich sind noch die

Schwefelkiesknollen zu erwähnen, welche die Formation führt, welche meist von unregelmässiger Form sind, unter denen sich aber immer einzelne bemerklich machen, durch ihre ausgebildete hufeisenförmige Gestalt.

3) Der obere Lias γ.

mit *Ammonites Davöi.*

Hat man die Region der verkiesten Ammoniten verlassen, so hört weiter aufwärts auch die grosse Häufigkeit der Petrefakten auf, die Thonmergel werden noch weicher und lettenartiger als im mittlern Lias γ, die Steinmergel jedoch bleiben ebenso hart, und wechseln da, wo der obere Lias γ gut entwickelt ist, noch 5—6mal mit den thonigen Lagen. Diese obern Schichten liegen häufig an der Oberfläche, unter Aeckern, wo sie oft herausgeschafft werden, und an der Luft verwittern. Dies kommt dem Sammler sehr zu Statten, denn ohne Verwitterung des umhüllenden Gesteins würden die Petrefakten nie zu Tage gebracht werden können, da sich das Gestein schwer von den verkalkten Schalen löst.

Die bezeichnendste Leitmuschel für diese Schichten ist Am. Davöi. Dieser durch seine Form charakteristische Ammonit (seine Windungen gleichen einem aufgewickelten dünnen Seile), kommt mit *A. maculatus Phil. planicosta* d'Orbg. 65, weder höher noch tiefer vor, sondern beschränkt sich blos auf die obern Numismalismergel, während die grossen verkalkten *A. striatus* und *A. lineatus numismalis* auch noch in den untern Lias δ hineingehen. *Bel. paxillosus numismalis* und *clavatus* fehlen hier nicht, erstern bekommt man sogar hier am grössten und schönsten. Besonders merkwürdig ist eine der obersten Bänke durch die Zahl grosser Muschelschalen, womit sie bedeckt ist. Anfangs wusste ich nicht, wohin ich sie stellen sollte, bis ich an der Wutach im obersten Lias einige vollständige Exemplare fand, die ich für identisch mit *Inoceramus nobilis* Goldf. CIX, Fig. 4 halte. Diese Bank ist wie wir gleich sehen werden, ziemlich wichtig für den obern Lias γ.

Die Amaltheenthone Lias δ,

und ihre Grenze gegen Lias γ.

Ziemliche Schwierigkeit verursachte es anfangs, die Grenze zwischen Lias γ und δ festzustellen, hat man sie aber einmal gefunden, und genau beobachtet, so erkennt man sie auch ziemlich leicht wieder in den verschiedenen Lokalitäten Schwabens. Einen genauen Anhaltspunkt gibt die im obern Lias γ vorkommende, eben erwähnte Bank mit *Inoceramus nobilis*, welche leicht gefunden wird, und durch die vielen Schalen, womit sie bedeckt ist, leicht ins Auge fällt. Ich fand diese Schicht mit grosser Bestimmtheit überall, wo der obere Lias γ entwickelt ist, an der Wutach, bei Balingen, Hechingen, Metzingen, Boll, Grosseislingen etc. Hat man diese erreicht, so ist man gewöhnlich blos noch durch eine Steinbank vom *A. amaltheus* entfernt, dessen erstes Auftreten wir ja der neuen Formation zu Grund legen, und der hier zuerst in einer 2—3′ mächtigen thonigen hellblauen Schicht, schlecht erhalten vorkommt.

Wir können die Amaltheenthone auch wieder in drei Unterabtheilungen bringen. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Abtheilungen treten zwar hier nicht so streng hervor wie in Lias γ, doch liegt in dem Auftreten einzelner Petrefakten, im Versteinerungsmittel, im Vorwalten der Thone oder Steinbänke noch genug Verschiedenheit um durch Theilung in verschiedene Regionen die Betrachtung der ganzen Formation zu erleichtern.

1) Der untere Lias δ.

Die Bänke mit den grossen *A. lineatus*.

Es gibt kein leitendes Petrefakt, das ausschliesslich in dieser untern Region vorkommt, wohl aber mehrere, die durch ihr hervorstechendes Auftreten, wenigstens in Schwaben, es dem Forscher leicht machen, diese Schichte von den Numismalismergeln zu unterscheiden. In der untersten, oben schon angeführten thonigten Schichte, für welche das erste Auftreten vom *A. amal-*

theus so wichtig ist, findet sich gewöhnlich ausser ihm noch Brut von *A. lineatus;* ebenso setzt sich der schlanke *Bel. paxillosus numismalis* Q. fort, *Bel. ventroplanus* findet sich hier, besonders ausgezeichnet sind aber die *Bel. clavatus* darin erhalten, oben viel schlanker, unten aber ebenso keulenförmig wie in γ. Sie kommen nie wieder so schlank vor. Auch kleine *Nuculen* und Thurmschnecken, wie z. B. *Nucula Palmae, Turbo canalis* u. s. w. findet man hier verkiest, doch haben sie nichts besonders Auszeichnendes für den untern Lias δ.

Ueber diesen Thonen liegt bei Boll, bei Hechingen, an der Wutach eine sehr harte Steinbank, welche verkalkte *A. lineatus*, sowie *striatus* in riesigen Exemplaren (oft über 1′ Durchmesser enthält. Besonders im Beete der Wutach ist diese Schicht schön aufgeschlossen, und sehr in die Augen fallend, durch die Häufigkeit des *A. lineatus*, während dem am Bache nahe in Frommern bei Balingen es mir schwer fiel die genaue Grenze zu finden, da hier 5 — 6 Steinbänke mit schwach entwickelten Thonen wechseln, wenig verwitternd und rein abgelesen von fleissigen Sammlern. Obgleich an der Wutach im untern Lias δ sich auch mehrere Steinbänke finden, so lassen diese doch den dazwischen liegenden Thonen noch einigen Raum, während bei Frommern diese Thone nicht über 1′ Mächtigkeit erlangen.

Bei Boll, an all' den Dürnauer, Pliensbacher und andern Plätzen dagegen zeichnet sich im untern Lias δ diese harte Steinbank, ganz besonders aus unter der die Thone mit den ersten Amalthеen und über welcher 2′ mächtige hellblaue Thone liegen, voll abgeriebener schlechter *Bel. paxillosus*, mit denen wir für die Boller Gegend den untern Lias δ schliessen müssen, denn über diesen Schichten lagern sich dort schon die eigentlichen blauen Thone ab, sich von hieran ganz gleichmässig bleibend, und sich weit in die Höhe erstreckend.

2) Mittlerer Lias δ.

Eigentliche Amaltheenthone.

Wie in den Numismalismergeln, so concentrirt sich auch in den Amaltheenthonen gerade in den mittlern Schichten das Schönste

und Eigenthümlichste, was die Formation bietet, dabei kommt die Verkiesung zu Hülfe um die hier liegenden Ammoniten zu den ausgezeichnetsten im ganzen Jura zu bilden. Hier beschränkt sich der obere Schwefelkies nicht wie in Lias γ blos auf einzelne Windungen der Ammoniten, sondern er erfüllt sämmtliche Luftkammern, oft blos noch wenigem Schwerspath neben sich Raum gebend. Er zerstört die Scheidewände nicht, sondern legt sich blos an dieselben an. Dadurch ist es denn möglich, dass, wenn man die, oft über 1′ Durchmesser haltenden, vollständig verkiesten Ammoniten in schwache Säure legt, nur die aus Kalkmasse bestehenden Scheidewände sich auflösen und Zwischenräume dadurch entstehen, welche zur herrlichsten Lobenbildung beitragen. Die besten Abbildungen solcher Stücke finden wir in Quenstedt Cephal. Tab. 5, Fig. 4 und Tab. 6, Fig. 1, woselbst nicht blos eine einzige Lobenlinie gezogen, sondern die ganze Kammer eingezeichnet ist.

Die dunklen Thone, welche den mittlern Lias δ bilden, variiren sehr in ihrer Mächtigkeit, 45′ wird die höchste sein, welche sie erreichen. Dabei scheiden sich in ihnen bisweilen ziemlich viele Steinbänke aus, wie z. B. bei Frommern und Weilheim, bei Aselfingen an der Wutach, während dem bei Boll, die immer ganz gleichmässigen Thone nur 2—3 schwach ausgesprochene, harte Geodenbänke enthalten. Einzelne kleinere Geoden sind jedoch häufig, besonders auch solche, welche in vertikaler Richtung die Thone durchbrechen, gewöhnlich einen krystallisirten Kern tragen, und wie Brettsteine in langen senkrechten Reihen auf einander liegen. Auch unregelmässige Knollen von Schwefelkies an der Oberfläche mit Krystallen (Würfel mit Oktaeder) überzogen, stellen sich oft ein, entweder ganz für sich, oder auch an irgend einem Petrefakt sitzend.

Am. amaltheus hat also hier sein Hauptlager. Er kommt in dieser Region sehr häufig vor, am meisten klein und hochmündig, als *amaltheus nudus* Quenst. Ceph. Tab. 5, Fig. 4. a, so bei Boll, Heiningen, Breitenbach etc. Bei Wasseralfingen liegt die stachlige Varietät *amaltheus spinosus*, Fig. 4. b, und an Stellen, wo das Gebirg genug Schwefelkies hergab, oder wo er

in Kalkbänken liegt, tritt er als *amaltheus gigas*, Fig. 4, c. auf, und wird als solcher an den verschiedensten Lokalitäten gefunden.

Am. Heterophyllus amalthei letztere an Grösse und Schönheit noch übertreffend und

Am. striatus, ebenfalls sehr gross, fanden sich bis jetzt nur an wenigen Stellen, immer blos, wenn *A. amaltheus* als *gigas* zugleich auftritt, und wie es scheint, in einer Schichte, die ziemlich tief liegt. Wenigstens am Breitenbach erhielt ich nach vielem Graben immer nur *A. amaltheus gigas* und nie *heterophyllus* noch *striatus*, bis ich einmal selbst anwesend, den Arbeiter eine im Beete des Bachs liegende feste Bank angreifen liess, in der dann auch sogleich alle drei gefunden wurden. Professor Quenstedt hatte dieselben schon viel früher dort gefunden, in Blöcken, welche demnach aus dem Beete des Baches mussten fortgerissen sein. Es erklärt sich hieraus auch, dass diese zwei Ammoniten noch nie bei Heiningen gefunden wurden, denn dort sind die reichen Schichten, welche von Sammlern stark ausgebeutet werden, ganz oben, während, wie wir schon gesehen haben, die zwei Ammoniten tiefer liegen.

Es bleiben uns nun noch zwei Ammoniten anzuführen übrig:

Am. radians amalthei, der obwohl etwas selten, doch an den verschiedensten Lokalitäten auftritt.

Am. globosus, dessen Lager aber seiner Kleinheit und Seltenheit halber, noch nicht scharf angegeben werden kann.

Sehr wichtig für den mittlern Lias δ ist das Auftreten verschiedener Belemniten: *Bel. acuarius amalthei*, *Bel. elongatus* und *pusillosus amalthei*, *Bel. compressus*.

Bezeichnend sind auch die *Terebratula amalthei* Quenst., so leicht kenntlich und so constant hier vorkommend und die *Terebr. scalpellum* Quenst.

Auch *Terebr. numismalis* liegt hier, doch ist sie an der Stirn gespalten, und zeigt schon mehr den *habitus* der *Terebr. quadrifida*. *Helicina expansa*, *Turbo cyclostoma* und *canalis*. *Pecten aequivalvis* und *Nucula complanata*, ein kleiner Krebs *Glyphea liasina* H. v. M. *amalthei* Quenst., der an einigen Lokalitäten, z. B. bei Weiboch auf den Fildern, sehr häufig ist.

Endlich die hier so schönen *Pleurotomarien*, *Pl. rotundata* und *Pl. anglica*, *Plicatula spinosa*, *Pentacrinites subangularis* und *basaltiformis* sind auch hier häufig, besonders ist die Bank, welche letztere ungefähr in der Mitte dieser Thone bildet, sehr leicht zu finden und zu verfolgen.

3) Der obere Lias δ.

Region des *Ammonites costatus*.

Der obere Lias δ tritt in Form fester und heller Steinbänke ziemlich scharf über den darunter liegenden blauen Thonen hervor und unterscheidet sich auch durch seine Fauna wesentlich von ihnen. An die Stelle des *A. amaltheus* tritt *A. costatus*, der erstern fast ganz verdrängt und besonders in einzelnen der harten Bänke so häufig vorkommt, als *A. amaltheus* weiter unten. Zwischen den Steinmergeln liegen helle gelbliche Thone, welche schlechte Abdrücke von Amalthеen tragen, bis die oberste Schichte derselben von einer Lage dunkler Algenschiefer überragt wird, welche wir schon zu Lias ε rechnen müssen, da *A. amaltheus* von hier an verschwindet.

Der *A. costatus*, den dieser obere Lias δ führt, kommt bei uns nie schön vor, sondern fast immer zerdrückt und verkalkt, während dem er sich am Donau-Mainkanal sehr schön verkiest, aber allein, ohne *A. amaltheus* findet; bei Uhrweiler im Elsass aber in Gesellschaft von *A. amaltheus gigas* und *gibbosus* nicht minder ausgezeichnet gleich unter Lias ε liegt, in einer sehr harten Steinmergelbank, aus welcher Herr Director Engelhardt Exemplare von denselben, besonders aber von *amaltheus gibbosus* gebrochen hat, deren Schönheit uns in Staunen setzt, während die dortigen verkalkten *A. amaltheus gigas* Quenst. (*Engelhardti* d'Orbg.), den unsrigen zwar an Schönheit weit nachstehen, aber durch die deutliche Erhaltung der Schale dem Studium vieles Interessante darbieten. *)

*) Die Lagerstätte des *A. costatus* wird häufig falsch angegeben, ein Irrthum, der, wenn er nicht auf Unkenntniss der Schichten beruht, wohl in Folgendem seinen Grund haben mag. Die Rippen des *A. costatus* verdicken

zu verbannen, die Intelligenz zu steigern, sich zu berathen, wie zu dem Behufe am geeignetsten auf die Masse zu wirken sey, — als gerade der jährlich sich wiederholende Zusammentritt des intelligenteren, gebildeteren Theils deutscher Landwirthe und anderer Männer, welche in ihrer Stellung zur Förderung der Landwirthschaft beizutragen vermögen, und die auch von warmem Eifer für das Gemeinwohl, wie für Förderung wahrer Wissenschaftlichkeit, beseelt sind, und die Erfüllung ihres Berufs nicht bloß im Geldgewinne erkennen?

Sehr zu achten war Herr v. Bujanovicz, daß er, ohnerachtet seiner vorgefaßten Meinung, an der Versammlung in Dresden thätigen Antheil nahm. Dort entwickelte sich in der That auch ein so schöner Geist, daß Niemand, Hr. v. B. nicht ausgenommen, sich gegen die feste Constituirung der Wandergesellschaft aussprach; dagegen schien eine nicht unbeträchtliche Zahl der norddeutschen Landwirthe (der Lage des Versammlungsortes nach konnte die große Mehrzahl der Anwesenden nur Norddeutschland angehören) bei der Debatte über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes sich dazu hinzuneigen, die Versammlungen auch für die Folge im nördlichen Deutschland festzuhalten, wodurch die ursprüngliche Absicht, ganz Deutschland gleichmäßig für die Veranstaltung zu interessiren und daran zu betheiligen, gescheitert seyn würde. Indessen siegte auch hier der schon festgewurzelte schöne Gemeinsinn, und „keine Trennung in Norden und Süden, ein Deutschland, ein Vaterland und ein jährlich wechselnder Vereinigungspunkt für die Landwirthe von ganz Deutschland!“ — dies war der allgemeine Ruf am Schlusse jener Debatte.

Ich füge zur Bekräftigung des Gesagten noch einige Stellen bei aus der herrlichen Rede, welche Professor Schulze, Direktor der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, in der ersten Hauptversammlung zu Dresden hielt. „Förderung der Wissenschaft,“ sprach u. a. Schulze, „muß das Ziel unserer Bestrebung seyn. — Die Landwirthschaft ist keine spekulative Wissenschaft, sondern eine Lebenswissenschaft. Sie hat es nicht bloß mit der erkennenden, sondern auch der handelnden Vernunft zu thun. Bei ihr steht neben der Wahrheit noch Geldgewinn als Zweck der Forschung, und leicht erlangt dieser das Uebergewicht. Auch findet sich im Gebiete der handelnden Vernunft, besonders im gesellschaftlichen

In dieser Oberregion des Lias δ erreicht *Bel. paxillosus* bei uns seine bedeutendste Grösse, 7″ Länge und etwas über 1″ Dicke ist in dieser Schicht sein gewöhnliches Vorkommen, während er in andern Schichten kaum das halbe Volumen erreicht.

Gleich bezeichnend ist hier das häufige Auftreten von *Bel. breviformis amalthei* Quenst. Ceph. Tab. 24, Fig. 21—24.

Besonderes Interesse verdienen aber die *Brachiopoden*, welche in den obern Amaltheenthonen sich finden.

Die schöne Species *Terebratula quinqueplicata* und *Terebr. subdigona* haben hier ihr ausschliessliches Lager, *Terebr. amalthei*, wiederholt sich, und *Terebr. suboroides* liegt hier häufig. Am wichtigsten ist aber das Aussterben der Spiriferen mit dieser Schicht, auf das zuerst Leopold v. Buch im deutschen Jura und dann noch schärfer Quenstedt in seinem Flözg. aufmerksam gemacht haben.

Spirifer verrucosus und *rostratus* kommen hier grösser und schöner vor als irgendwo, aber es ist auch ihr letztes bedeutenderes Auftreten, es ist dies die jüngste Schicht, in welcher Spiriferen es zu einer kräftigeren Entwicklung gebracht haben.

Von einiger Wichtigkeit für den obern Lias δ ist noch die seltene *Plagiostoma Hermanni* δ, auch rührt die *Nodidamus amalthei* Tab. 1 Fig. 1 hier her.

Grenze des mittlern gegen den obern Lias.

Die eben beschriebene Schichte wäre denn die oberste im mittlern Lias. Darauf lagern sich die schon erwähnten Algenschiefer, welche durch ihre dunkle Farbe, durch ihre weniger

sich bekanntlich, ehe sie sich zum Rücken umbiegen. Das gleiche findet auch bei *maculatus Phil. planicosta d'Orb.* statt, der im obern Lias γ sein Lager hat. Desshalb sind noch halb im Stein steckende Exemplare dieser beiden schwer zu unterscheiden. Die von *maculatus* werden für *costatus* gehalten und der *costatus* desshalb als in Lias γ mit A. Davöi vorkommend angeführt, während er nie über Lias δ hinausgeht; ich selbst war bei erfahrenen Sammlern schon mehrmals Augenzeuge dieses Irrthums, und mache desshalb darauf aufmerksam.

thonige, mehr schiefrige Consistenz, durch die Menge der darin abgedruckten Algen dem Auge nicht leicht entgehen können. Ueber dieser, die Grenze bildenden Algenschicht liegen einige Fuss mächtige, gelbliche, lettenartige Thone, mit *Bel. paxillosus*, welcher jedoch die Grösse der noch in Lias δ liegenden nicht mehr erreicht; auf diesen Thonen kommt eine zweite, der ersten ähnliche Algenschicht, dann wieder Thone und jetzt erst die eigentlichen Posidonienschiefer.

Algen finden sich fast in allen Bänken des mittlern Lias, aber sie erfüllen dieselben gewöhnlich nicht in der Menge, wie die untersten Schichten von Lias ε, zudem bestehen die Algenschichten der Posidonienschiefer aus dunklem, meist gut ausgesprochenem sehr blättrigem Schiefer, der bis zu 1′ mächtig werden kann (Frommern), über dem wohl wieder helle Thone, mit *Bel. paxillosus*, aber ohne *A. amaltheus* liegen, so dass hier die Grenze theoretisch leicht fest zu halten ist, und auch praktisch beim Suchen derselben nicht verfehlt werden wird, sobald man die zwei so eben angeführten Algenschichten nicht mit einander verwechselt, d. h. die obere nicht für die untere nimmt, wozu man einigermassen versucht wird, dadurch, dass die obere gewöhnlich etwas fester und dunkler ist als die untere, welch letztere desshalb durch den darüber liegenden Thon leichter verdeckt wird als die obere. Weniges Graben wird jedoch hier Jedem Klarheit verschaffen, sowie überhaupt die geraden Linien, und die gleichmässige Schichtung der Posidonienschiefer diese Abgrenzung zu einer leicht findbaren machen, was ganz der Natur der Sache entspricht, denn mit diesen Schichten tritt ja eine ganz neue Schöpfung auf den Schauplatz, und der Sammler bekommt hier nicht wie seither blos mit Mollusken zu schaffen, sondern er hat hier eine höhere, schön entwickelte und sehr mannigfaltige Thierwelt vor sich, eine Welt von Fischen und Sauriern, unter denen die Mollusken in zoologischer Beziehung eine armselige Rolle spielen würden, wenn sie nicht auch wieder durch gute Erhaltung einzelner Genera, wie z. B. der Ammoniten, mit Schnabel und Aptychus, der Sepien u. s. w. das Interesse und die Pracht der ganzen Formation erhöhen würden.

Verbreitung und Mächtigkeit des mittlern Lias.

Das Auftreten der Numismalismergel ist dadurch merkwürdig, dass in bestimmten Gegenden einzelne ihrer Schichten fehlen, oder wenigstens die für sie charakteristischen Petrefakten sehr beeinträchtigt, während dem die darüber und darunter gehörigen Bänke in ihrer ganzen Mächtigkeit vorhanden sind, sowie die darin vorkommenden Einschlüsse sich schön und wohl erhalten finden. Sämmtliche für Lias γ wichtige Schichten sind eigentlich blos auf dem Liasstrich zwischen der Göppinger und Schömberger Gegend vertreten, dagegen fehlen die mittleren Schichten mit den verkiesten Ammoniten gänzlich bei Ellwangen, Wasseralfingen, Gmünd, indem hier blos die untersten und obersten Schichten von Lias γ gefunden werden. Diese kommen zwar immer nur in einzelnen Bänken zu Tage, doch kann man die härteren Schichten mit *A. Davöi, lineatus, maculatus, striatus* wohl unterscheiden von denjenigen, welche die Unterregion von Lias γ vertreten, und welche dort häufig den *A. armatus* und *Gryphaea cymbium* führen.

In der Nähe von Ellwangen, auf dem Plateau gegen Neunheim zu, werden zwei Bänke von Lias γ gebrochen, zwischen denen etwa 6′ Thonmergel liegen. Die obere Bank fand ich härter und mehr aus abgerundeten Stücken bestehend, sie enthielt *A. Davöi* und *maculatus;* in der untern, welche weicher und wohlgeschichteter ist, traf ich den grossen *A. armatus*. Dazwischen fehlten unsere verkiesten Ammoniten; gleich darüber oben auf den Aeckern aber lagen schon Bruchstücke von *A. amaltheus*. Beide Steinbänke werden von den Zieglern in Ellwangen zur Verfertigung von hydraulischem Kalk verwendet und hiezu ausgebrochen.

Auch bei Wasseralfingen konnte bis jetzt in dem dortigen Lias γ noch keine Spur der verkiesten Ammoniten gefunden werden. Bei Füzen und Aselfingen an der Wutach fehlen ebenfalls die Schichten mit den verkiesten Ammoniten. Nur ist hier der ganze Lias γ viel mächtiger als bei Gmünd. Die untersten Schichten von Lias γ bestehen an der Wutach aus dunklen bröcklichen Bänken, welche jedoch so viel Consistenz haben, dass sie über

die Turnerithone hervorspringen. Erfüllt sind dieselben mit grossen Exemplaren von *Gryphaea cymbium*, welche besonders an der Unterseite der Bank festsitzt. Darüber liegt *A. armatus*; dann sollte die sich sonst so auszeichnende Region der verkiesten Ammoniten kommen, aber dieselben fehlen fast ganz und nur durch eifriges Suchen und Graben konnte ich mir eine Andeutung von ihnen verschaffen, indem ich ein undeutliches Exemplar eines verkalkten, dem Valdani ähnlichen Ammoniten, sowie deutlicher den *A. centaurus* darin fand. Diese beiden Ammoniten aber sind Leitmuscheln, welche in der Region der verkiesten Ammoniten am höchsten liegen, wie wir schon früher bei der genauern Betrachtung des mittlern Lias γ gesehen haben. Ich hatte zwar nicht das Glück, etwas von den tiefer liegenden Ammoniten, *Jamesoni*, *Pettos* u. s. w. zu finden, aber obige zwei Stücke bewiesen mir doch, dass in jener Gegend die Region der verkiesten Ammoniten nicht ganz ausgelassen, sondern eben schlecht vertreten und entwickelt ist. Dagegen tritt der obere Lias γ dort schöner hervor als irgendwo, denn in mehreren festen Steinbänken finden sich: *A. linratus*, *striatus*, *maculatus* und *Davöi*. Die Bank mit *Inoceramus nobilis* Tab. 4. Fig. 13 stellt sich ein, so dass man an den unabgelesenen hohen Wänden der Wutach oder in dem Beete derselben sich an einem Tage fast sämmtliche Muscheln aus diesen Davöischichten schön und vollständig sammeln kann.

Wie schon angeführt, ist es blos der Strich von Göppingen bis Schömberg, wo im Lias γ die Region der verkiesten Ammoniten vollzählig in Beziehung auf die Schichten und die Versteinerungen auftritt. Unter derselben liegt in dieser Gegend die Region der *Gryphaea cymbium* schön entwickelt. Dagegen sind die Davöischichten hier etwas verkümmert, liefern uns fast gar keine Petrefakten und sind auch weniger mächtig. Nichts desto weniger ist aber doch die ganze Mächtigkeit der Numismalismergel für diese Gegend die beträchtlichste, denn bei Ellwangen und Gmünd beschränkt sich ja der Numismalismergel auf wenige Bänke, und auch an der Wutach vermindert die Verkümmerung der Mittelschicht die sonst gut entwickelte Formation so sehr, dass

ihre Mächtigkeit diejenige von 30′, welche wir durchschnittlich für den Lias γ von Göppingen bis Schömberg annehmen dürfen nicht erreicht.

Die Amaltheenthone sind in Schwaben etwas regelmässiger in ihrem Auftreten als die Numismalismergel. Schon die unterste harte Bank, mit den riesigen Exemplaren von *A. lineatus* und *striatus* lässt sich fast überall leicht erkennen. Die Thone darauf können an den verschiedenen Lokalitäten variiren, wie ich schon früher angeführt habe, durch eine grössere Anzahl von Steinbänken, oder durch kleine Verschiedenheit der darin enthaltenen Petrefakten, doch bleiben sie sich im Allgemeinen überall ziemlich gleich. Der obere Lias δ mit den verkalkten *A. costatus* tritt sehr constant auf, von der Wasseralfinger Gegend an bis an die Wutach, und die Fucoidenschiefer traf ich überall als obere Grenze. Dagegen variiren die Amaltheenthone an verschiedenen Lokalitäten in der Mächtigkeit. 50—60′ dürfen wir für ihr Auftreten zwischen Boll und Balingen annehmen, welche Zahl an andern Lokalitäten von ihnen nicht überschritten, sondern gewöhnlich bei weitem nicht erreicht wird.

Verstürzungen, Verrutschungen (Hebungen und Senkungen, wofür sie sogar Manche halten), oder wie man die Ursachen nennen will, welche dazu beigetragen haben, Formationsglieder an Stellen zu versetzen, woselbst wir ihre ursprüngliche Ablagerung nicht erklären können, sondern an eine sekundäre Versetzung denken müssen, solche Verrutschungen finden sich bei Schichten des mittlern Lias, wie bei allen übrigen Formationen. Bekannt sind allen Tübinger Geognosten die hinter Bebenhausen mitten im Keuper anstehenden Numismalismergel, weniger bekannt mag die bei Holzgerlingen, ebenfalls mitten im Keuper anstehende, von Dr. Rominger gefundene Liasplatte sein. Dass man die Bildung dieser Stellen durch sekundäre Verrutschungen erklärt, ist vorerst das Einfachste und Natürlichste. Dagegen halte ich den mittlern und obern Lias, welcher bei Echterdingen und Weidach ansteigt und das Filderplateau begrenzt, für eine wohlgeschichtete Formation, welche nie wesentlich ihre ursprüngliche

Lage geändert hat, denn dort liegen die Schichten so der Ordnung nach übereinander, dass man sie einzeln genau verfolgen kann. Bei Echterdingen, wo in der Ebene noch der Liaskalk bricht, fand ich da, wo der Berg anzusteigen beginnt, die Turnerithone mit *A. raricostatus*, darüber liegt Lias γ, unten mit *Gryphaea cymbium*, *Monotis inaequivalvis*, mehr nach oben mit den verkiesten Ammoniten, weiter gegen Weidach hin liegt Lias δ ganz regelmässig über γ, dann folgt Lias ε und ζ und alles das liegt wohl geschichtet ganz analog dem Lias an unserer Alp. Der einzige Unterschied ist der, dass der Lias auf den Fildern sich an den Keuperrand, d. h. an die Sandsteinschichten unter dem Bonebed anlagert, und durch diese begrenzt ist, der Lias an unserer Alp aber sich horizontal ausbreitet, und an den Bergen angelangt, unter dem braunen Jura durchgeht. Das schräge Einfallen der Schichten bei Echterdingen, besonders der Numismalismergel, sehen wir aber bei dem Lias näher der Alp, welche man allgemein für regelmässige Ablagerung hält, oft noch in ausgesprochenerem Maasse als bei Echterdingen.

Auf der folgenden Seite wird der mittlere Lias durch zwei ideale Profile anschaulich gemacht, welche sowohl die Gesteinsbeschaffenheit seiner einzelnen Schichten, als die Lagerungsverhältnisse der darin vorkommenden Petrefakten angeben. Das erste Profil enthält die Numismalismergel, das zweite die Amaltheenthone. Das Format des Papiers benützte ich in der Art, dass die Höhe des ersten Profils so annähernd als möglich $\frac{1}{500}$, die des zweiten $\frac{1}{100}$ ihrer grössten natürlichen Mächtigkeit beträgt.

1. Profil der Numismalismergel.

Grenze von Lias γ gegen Lias δ.

5—6 bläulichgraue Steinmergelbänke, dazwischen gleichgefärbte Tone. Muscheln verkalkt.

Bank mit *Inoceramus nobilis*

Ammonites lineatus, striatus.

Oberer Lias γ.

Region des Ammonites Davöi.

Ammonites maculatus.

Bel. pseudimus numismalis (sehr schön) *Monotis recondita.*

5—6 gelblichgraue Steinmergelbänke wechseln mit weichern und mehr schieferigen Lagen. Die Muscheln verkiest.

Ammonites ibex, Valdani, Masseneti.

Amm. striatus, centaurus.

Bank mit *Pentacrinites basaltiformis.*

Amm. natrix fabianus u. rotundus? latecostatus, polymorphus Jamesoni (latus u. annulatus) (Brounii), Masseanus, aristiformis, oxynotus numismalis, heterophyllus γ, hybrida, Petini.

Mittlerer Lias γ.

Region der verkiesten Ammoniten.

Terebratula numismalis u. rimosa verkiest,

Turritella Zieteni, Helicina tuberculata, Trochus glaber, Plagiostoma acuticosta, Modiola amygdalina, Cardium excelsum.

Ammonites Taylori.

Bröckliche Steinbänke, dazwischen eine Schicht harter Steinmergel mit Kalkspathlamellen. Muscheln verkalkt.

Ammonites armatus.

Pholadomya decorata.

Unterer Lias γ.

Region der Gryphaea cymbium.

Terebratula tetraedra, calcicosta, oxynoti, variabilis.

Spirifer verrucosus häufig aber klein, *octoplicatus.*

Ostrea Feeten, glatte *Plagiostoma.*

Im ganzen Lias γ kommen vor:

Belemnites pseudimus numismalis, elongatus; Turbo heliciformis, Terebratula variabilis, rimosa, numismalis, Spirifer verrucosus, Pecten priscus, velatus; Monotis inaequivalvis, Cucullaea Münsteri, Nucula inflexa, Palmae, lanicula.

Turnerithone. Geodenbank mit *Ammonites raricostatus.* **Lias β.**

Posidonienschiefer. Untere Algenschicht von **Lias ε.**

Helle Steinmergel wechseln mit bläulichen Thonen welche gegen oben gelb werden. Muscheln verkalkt.

Belemnites paxillosus amalthei sehr gross.
Belemnites breviformis.

Oberer Lias δ.

Region des Ammonites costatus.

Spirifer verrucosus und *rostratus* (in grossen Exemplaren).
Terebratula subovoides, subdigona, quinqueplicata.

Im ganzen Lias δ kommen vor:

Ammonites globosus, **Amalthei,** *radians amalthei.*
Pleurotomaria anglica, rotundata, Turbo heliciformis, cyclostoma, ramulis.
Terebratula fimbria, sculptilium, amalthei, quadrifida, Hesperia, Spirifer verrucosus und *rostratus.*
Plicatula spinosa, Pecten priscus, velatus, Cucullaea Münsteri, Cardium multicostatum.
Nucula inflata, inflexa, Palmae, tenuirata. Pentacrinites subangularis.

Die Muscheln verkiest.

Blauschwarze Thone von einzelnen festern und hellern Steinbänken unterbrochen.

Ammonites amaltheus gigas.

Belemnites paxillosus amalthei, elongatus, compressus, acuarius amalthei.

Mittlerer Lias δ.

Eigentliche Amaltheenthone.

Bank mit *Pentacrinites basaltiformis.*

Ammonites Heterophyllus, striatus.

Pecten glaber δ, Pecten amalthei.

Scalaria liasica, Helicina expansa.

Hellbl. Thone, darz. die harte Linsatabank. Muscheln verkalkt.

Helicina expansa, Bel. paxillosus.

Unterer Lias δ.

Region der grossen Ammonites lineatus.

Amm. striatus, Bel. ventroplanus, elevatus.
Monotis saxostata. Cidaritas amalthei, Cotyledema.

Grenze von Lias γ gegen Lias δ.

Beschreibung der im mittleren Lias vorkommenden Petrefakten.

Niedere Thiere spielten in der Periode des mittleren Lias die Hauptrolle, denn von Wirbelthieren sind nur Spuren vorhanden. Ich beschränke mich bei letzteren auf die einzige Species:

Notidanus amalthei n. sp.

Tab. 1. Fig. 1.

und führe dieselbe an, mehr um zu zeigen, dass im mittleren Lias doch einzelne Reste von höheren Thieren noch vorkommen, und dass solche nicht ganz fehlen, als weil ich auf die Species selbst irgend einen Werth legte. Denn es kann bei der Kleinheit des Tab. 1. Fig. 1. abgebildeten Zähnchens nicht einmal genau festgestellt werden, ob es bestimmt zu *Notidanus* gehört. Es gleicht jedoch der Hauptspitze eines Notidanuszahnes am meisten. Wäre es mehr konisch und symmetrisch, so könnte man es zu der *Selachidea torulosi* Quenst. Handb. Tab. 13. 10 stellen. Ein ähnliches Stück kenne ich aus der Pentacrinitenbank des mittleren Lias γ, doch ist, einige Wirbeltheile ausgenommen, mir von höheren Thieren im mittleren Lias Schwabens noch nichts zu Gesicht gekommen. Das abgebildete Exemplar ist an der Innenseite stark convex, aussen platt, es hat einen scharfen, ungezähnten Rand, und wird oben sehr spitzig, es stammt aus dem obern Lias δ, aus dem Bette der Steinlach bei Mössingen.

Glyphea numismalis n. sp.

Tab. 1. Fig. 2.

Unsere *Glyphea numismalis* stammt aus der Mittelregion von Lias γ von Hinterweiler und gehört in die Sammlung von Herrn Roman. Das abgebildete Exemplar ist ziemlich vollständig, Oberschenkel, Schienbein und Metatarsus liegen an ihrer natürlichen Stelle, und sind vom Gestein befreit, dagegen ist der eingebogene Schwanz so undeutlich, dass man nur noch schwach

den Abdruck desselben unterscheiden kann. Auf der einen Seite tritt unter dem *Cephalothorax* sehr deutlich die Scheidewand hervor, welche die Kiemen vom Magen trennt, und ganz wie bei unserem lebenden *Astacus fluviatilis* geformt ist. Doch ist diese Stelle nicht abgebildet. Die Warzen, womit der *Cephalothorax* bedeckt ist, sind sehr fein, feiner als die an den Extremitäten. Die einzelnen Regionen des *Cephalothorax* sind so deutlich abgebildet, als es das an der Oberseite ziemlich verwitterte Exemplar zuliess.

Hermann von Meyer bildete (Neue Gattungen fossiler Krebse, Stuttg. 1840, Tab. 4. Fig. 26) den *Cephalothorax* von einem Krebs ab, welchen er *Glyphea liasina* nannte, und den er aus den Liasschiefern von Metzingen beschrieb. Da mein Tab. 1. Fig. 2 abgebildetes Exemplar aus einer tiefer liegenden Formation stammt, und ich besonders desshalb zweifle, dass beide die gleiche Species sind, so benannte ich es (analog Quenstedt's *Glyphea liasina*) nach der Schichte, in welcher es gefunden wurde, da dieselbe bei dem kleinen und gewöhnlich schlecht erhaltenen Material, das wir von liassischen Krebsen besitzen, noch die genaueste Richtschnur ist, um gleiche Species zu vereinigen. Erst später, wenn das Material mehr angewachsen ist, wird man genauer angeben können, welche der Krebse aus den verschiedenen Schichten des Lias zusammengehören, und welche getrennt gehalten werden müssen.

Glyphea amalthei Quenst. württemb. Jahreshefte VI. Bd. pag. 196.

Glyphea liasina? H. v. Meyer fossile Krebse Fig. 26.
Glyphea Münsteri H. v. Meyer Fig. 25.

Tab. 1. Fig. 3.

Die Krebse, von denen in Lias *δ* an manchen Orten nicht gar selten Thorax und Scheerentheile gefunden werden, scheinen an Grösse etwas hinter der vorigen Species zurückgeblieben zu sein. H. v. Meyer bildet Fig. 25 einen Metatarsus ab, welcher aus dem Liasschiefer von Metzingen (ohne Zweifel Lias *δ*) stammen soll, und den er zu *Glyphea Münstri* stellt.

Leben, viel Irriges und Unverſtändiges, und die Menſchen nehmen den Verſuch, Irrthümer aufzuklären, mit Widerwillen auf. Hierzu kommt der enge Zuſammenhang mit der Politik, wo es jetzt an jener Unbefangenheit und Ruhe des Geiſtes fehlt, welche zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen erforderlich ſind. — Sinnlicher Materialismus, Selbſtſucht, politiſche Parteiſucht, Neuerungsſucht, Schlendrian und Schreibſeligkeit, dies ſind die feindlichen Mächte, mit welchen in der Landwirthſchaft der Geiſt ächter Wiſſenſchaftlichkeit zu kämpfen hat, und nur dann, wenn er in dieſem Kampfe ſiegt, kann die deutſche Landwirthſchaft von den Gefahren, die ihr drohen, gerettet werden. — — In der Landwirthſchaft kämpft der Menſch mit der Erde, mit den Naturkräften ſtreiten Menſchenkräfte. Je mehr Bildung im Volke verbreitet iſt, um ſo mannigfacher ſind die Bedürfniſſe an irdiſchen Gütern, um ſo ſchwieriger iſt jener Kampf. In unſern Zeiten ſind die Bedürfniſſe ſo geſtiegen, daß die Menſchen zur Befriedigung derſelben die Natur nur dann zwingen können, wenn ſie wiſſenſchaftlich über dieſen Kampf nachdenken. — — Durch unſere Verſammlungen kann der Geiſt ächter Wiſſenſchaftlichkeit gehoben und verbreitet werden. Vor Allem kommt es darauf an, daß wir ſelbſt ſolchen Geiſt pflegen; damit dies geſchehe, muß Jeder hier erſcheinen, nicht bloß um ſich zu nützen, ſondern auch, und vorzugsweiſe, um das Gedeihen des Ganzen zu fördern. Um die allgemeine Bildung zu fördern, muß Jeder gerne ſeine Beobachtungen und Erfahrungen hier mittheilen. — Unſere Verſammlung muß ihre Bemühungen, aufzuklären, anzuregen, zu verbeſſern, auf alle Theile des deutſchen landwirthſchaftlichen Volkslebens ausdehnen. Unſere Verſammlung muß der Mittelpunkt werden für alle landwirthſchaftlichen Geſellſchaften in den verſchiedenen Gegenden unſeres Vaterlandes. Wir ſtellen Preisaufgaben für die wichtigſten Fragen in unſerer vaterländiſchen Landwirthſchaft. Der Ruhm, Sieger in dieſer Verſammlung zu werden, muß das Höchſte ſeyn, was der deutſche Landwirth kennt. Und die, welche ſich aus den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands verſammeln, werden gern Alles, was ſie ſonſt trennte, vergeſſen, und feſt in Wiſſenſchaft und Freundſchaft ſich vereinigen. Die Worte der Weisheit, welche in dieſer Verſammlung ertönen, die Siegerkränze, welche durch ſie ausgetheilt werden,

Demselben gleicht die von mir Tab. I. Fig. 3 b abgebildete Scheere ziemlich genau, sie sind gleich gross, tragen beide auf der Innenseite zwei Reihen scharfer Warzen, der Index ist dünn, ziemlich kurz und etwas abgebrochen. Da nun mein Exemplar zu der im Lias δ von Weidach ziemlich häufig vorkommenden Species: *Glyphea amalthei* Quenst. gehört, v. Meyers Figur aber vollständig damit stimmt, so stelle ich beide zu der durch die genaue Schichte wohl bestimmten Quenstedt'schen Species, da es sich nicht denken lässt, dass diese für die Amaltheenthone so charakteristischen Krebstheile zu der hauptsächlich im mittleren braunen Jura vorkommenden *Glyphea Münsteri* gehören. Die Fig. 3 a stellt einen ebenfalls aus dem mittleren Lias δ von Heiningen stammenden ganzen Krebs vor, an dem besonders der Cephalothorax gut erhalten ist, Schwanz und Extremitäten sind zwar vorhanden, aber undeutlich. Die Scheere Fig. 3 b stimmt in der Grösse damit, und hat auch das gleiche Lager. Dagegen scheint die *Glyphea nummismalis* nicht blos durch die doppelte Grösse, sondern durch kürzeren und höheren Cephalothorax von unserer *Glyphea amalthei* etwas abzuweichen.

Serpula.

Sowohl in Lias γ als in δ kommt das Genus *Serpula* vor, doch sind die wenigen Species, welche sich davon finden, bei uns so selten und untergeordnet, dass sie fast alle Bedeutung verlieren. In Lias γ fand ich nur zwei Species, von denen die eine sehr fein, und ammonitenartig aufgerollt ist. Dieselbe stimmt mit

Serpula circinalis Goldf. 67. 9.

Die andere fand ich gewöhnlich auf *Pecten priscus* oder *Spirifer verrucosus* sitzend, sie gleicht der

Serpula quinquecristata Goldf. 67. 7.

ist sehr klein und trägt 5 scharfe Kanten der Länge nach, wodurch ihr Querschnitt sternförmig wird. In Lias δ kommt eine, der

Serpula trieristata Goldf. 67. 6.

ähnliche vor, doch fand ich auch diese in Schwaben nur wenige Male, gewöhnlich auf einem Ammoniten oder Belemniten sitzend.

CEPHALOPODEN.

Da es längst gelungen ist, den *Orthoceratites elongatus de la Beche, Geol. Transact.* 2 ser. Tom. 2. Tab. 4. Fig. 4, welchen Kurr (württemb. naturhist. Jahreshefte 1845, pag. 235. Tab. 2. Fig. 2) richtig als Belemnitenalveole erkannte, neuerdings (Jahresh. 1847, pag. 218. Tab. 1. Fig. 13) aber wieder *Orthoceratites liasinus* genannt wurde, auf die Alveole von *Belemnites clavatus* aus dem untern Lias δ zurückzuführen und damit zu identificiren, da ferner *Lituites liasinus* (Jahreshefte 1847, pag. 222. Tab. 1. Fig. 14.) der Hilfsarm von *Pentacrinites basaltiformis* (aus Lias γ und δ) ist, so beginnen wir die Cephalopoden des mittleren Lias mit dem Genus *Nautilus*, das sich aber blos auf die eine folgende Species aus Lias γ beschränkt.

Nautilus aratus numismalis Quenst. Cephal. 2. 8.

Nautilus squamosus Ziet. 1830. Tab. 18. Fig. 3.
Nautilites dubius Ziet. Tab. 18. Fig. 4.
Nautilus semistriatus d'Orbg. 26. *N. striatus* d'Orbg. 25.

Die Zieten'schen Abbildungen sind die ältesten, welche den für unsere Numismalismergel so charakteristischen Nautilus zuerst kenntlich und genau darstellen. Nur verwechselte er Fundort und Schichte. Beide Figuren sind aber so trefflich, dass wir auf den ersten Blick den verkiesten, aus Lias γ (ohne Zweifel von Pliensbach) stammenden Nautilus erkennen, den Quenstedt passend nach der Schichte, in der er so constant vorkommt, *Nautilus aratus numismalis* genannt hat, weil die Zieten'schen Namen nicht zu gebrauchen waren. Von der Schale ist selten noch etwas erhalten, die Querstreifen daran sind ungleich schwächer als die Längsstreifen. Der kleine Bauchlobus und der Sipho sind bei den verkiesten Exemplaren sehr häufig

sichtbar, wie auch die erste Kammer, welche einen ganz stumpfen Kegel bildet, und so schnell anwächst, dass sie einen freien Raum in der Mitte des Gehäuses lässt, weil die darauf folgenden Windungen sich nicht an dieselbe anlegen konnten.

Wir finden im Lias γ Schwabens hauptsächlich zwei Formen von diesem Nautilus.

1) Eine breitere mit weiteren Kammern, mehr einem eigentlichen *aratus* aus dem Lias α (*giganteus* Schübler), gleichend. Auf ihn passt d'Orbignys Fig. 25, von *Nautilus striatus* Sw., wie auch die von ersterem angegebene Beschreibung und Schichte.

2) Eine comprimirtere Form, mit höherer Mündung und geschwungeneren Loben, die ganz dem *Nautilus semistriatus* d'Orbg. 26 gleicht, sowie sich auch hierauf Ziet. Tab. 18. Fig. 3 bezieht.

Doch gehen beide Formen sehr in einander über, so dass man, besonders bei jungen Exemplaren, nicht immer genau abtrennen kann.

Ich fand diese Species nicht selten im mittleren Lias γ von Grosseislingen, Plienbach, Heiterweiler, Ofterdingen, Hechingen, Balingen, gewöhnlich mit verkiesten Luftkammern, an denen im Gebirge meist die Wohnkammer noch hing, aber zerdrückt und verkalkt war. In den Sammlungen sieht man immer nur kleine und ganz verkieste Exemplare von kaum 2" Durchmesser, sowie auch mehrere Stücke aus dem mittleren Lias γ, welche ich noch mit der Wohnkammer antraf, eben Durchmesser von 5" nicht überschritten. Freilich konnten es junge Individuen sein, denn aus dem untern Lias γ von Dürrnau und aus dem obern Lias γ von Füzen am Randen und vom Gmünd, sind mir viel grössere Exemplare bekannt, doch kommen sie in beiden letzteren Schichten immer verkalkt vor.

Ammonites Bruguière.

Ich hätte ganz unterlassend, etwas über die allgemeinen Eigenschaften dieses, von Männern wie **Leopold von Buch, Quenstedt** und **d'Orbigny** mit so vieler Aufmerksamkeit behandelten Genus zu sagen, das für Petrefaktenkunde und Geognosie

wohl als das wichtigste betrachtet werden muss, wenn ich nicht beim Studium desselben die Ueberzeugung gewonnen hätte, wie nöthig es ist, einige Gesetze hervorzuheben, welche über dasselbe aufgestellt wurden, die aber, wie ich an Giebels Monographie der Ammoniten in seiner Fauna der Vorwelt sehe, noch nicht vollständig durchgedrungen zu sein scheinen. Das Nichtkennen oder Vernachlässigen dieser Gesetze durch Giebel muss einen um so mehr wundern, als man, nachdem sie einmal aufgestellt sind, durch die einfachsten Untersuchungen von der Wahrheit und Wichtigkeit derselben überzeugt werden muss.

Ich will mich hiebei an folgende drei Punkte halten: 1) Lage des Siphos, 2) Einschnürungen des Siphos, 3) Wichtigkeit des Bauchlobus.

Bei ersterer begnügt sich Giebel pag. 368 mit der Buch'schen Annahme, dass der Sipho stets in einem Ausschnitt der Kammerwand, oder auf der Grenze zwischen Kammerwand und äusserer Schale liege. Quenstedt hat aber ja bekanntlich in seinen Cephalopoden das Gesetz in dieser Ausschliesslichkeit widerlegt und deutlich gezeigt, dass bei vielen Ammoniten der Sipho die Scheidewände durchbohre, d. h. durch ein rings geschlossenes Loch, und nicht durch einen blossen Ausschnitt in der Scheidewand gehe. Quenstedt führt einzelne Ammoniten als Beispiele (pag. 73) an, bei denen die Lobenlinien über den Rücken nicht unterbrochen sind, dies aber dadurch werden, dass man das Gestein sammt der Kammerwand bis auf den Sipho hinein wegmeisselt. Hiemit hat er auf die einfachste Weise die Durchbohrung der Kammerwand nachgewiesen und es ist um so unerklärlicher, warum Giebel bei dem Buch'schen Ausspruch stehen bleibt, und die Quenstedt'sche Zurechtlegung desselben in keiner Weise erwähnt, da doch in einer Monographie der Ammoniten die genaue Anführung der Lage des Sipho's von der grössten Wichtigkeit ist.

Ueber den zweiten Punkt, über die Form des Sipho's sagt Giebel: dass er an allen Exemplaren, die ihm zu Gesicht gekommen seien, den Umfang des Sipho's nie verengert oder erweitert gefunden habe. Er entgegnet diess auf

die Angabe Quenstedt's, dass der Sipho, sobald er die Kammerwand passire, sich etwas einschnüre. Giebel stellt aber seine Aussage nicht allein den Quenstedt'schen Beobachtungen gegenüber, sondern sie widersprechen auch den Buch'schen, und zwar sind dies Untersuchungen, deren Ergebniss diese beiden Forscher mit so vieler Bestimmtheit ausdrücken, denn Leopold v. Buch sagt schon in seinen Ammoniten pag. 7, dass die Wand den Sipho fast durchschneidet, und häufig zum Faden zusammenpresst. Hat Giebel blos wenige schlechte Exemplare untersucht, und nichts daran gefunden, so hätte er doch nicht wagen können, solche Untersuchungen den feinen und ausgedehnten Beobachtungen dieser Männer gegenüber zu stellen, hatte er aber gute Exemplare, so ist es mir unbegreiflich, dass er diese Einschnürung nicht alsbald gefunden hat, denn nichts ist leichter, als sich eine solche Einschnürung bloszulegen, ja an den schlechtesten Bruchstücken sieht man dieselbe oft am deutlichsten, und schon durch Verwitterung aufgedeckt.

In ähnlicher Weise spricht sich Giebel über seine Untersuchungen des Ammonitenlobus aus. Er führt die Fraas'sche Arbeit über Loben an (württemb. naturh. Jahreshefte), und sagt hiebei pag. 372: Fraas scheine nur ein sehr geringes Material zur Untersuchung gezogen zu haben, er selbst habe aber diese Gesetze an 100 verschiedenen Nathlinien geprüft. Diese Zahl ist sehr imposant, aber um so mehr muss es einen wundern, dass Giebel gar nichts von seinen eigenen Beobachtungen über den Bauchlobus anführt, sondern sich blos an das interessante, von Quenstedt zuerst aufgestellte Gesetz hält, dass alle liassischen Arten einen zweispitzigen Bauchlobus besitzen. Sollte er bei seinen Untersuchungen den Bauchlobus ganz vernachlässigt haben? Dies ist kaum zu glauben, denn er gesteht ja pag. 372 die Wichtigkeit desselben ein. Und gewiss ist dieser Lobus interessant; ich habe manchen schönen Ammoniten geopfert, nur um den Bauchloben davon zu bekommen, habe zwar im Ganzen nicht den 4ten Theil der Untersuchungen gemacht, welche Giebel sich selbst zuschreibt, aber

doch einzelne Resultate erhalten, die mir nicht unwichtig scheinen, und zugleich die Ueberzeugung gewonnen, dass bei der Untersuchung von 400 Nathlinien ganz interessante Ergebnisse hätten erzielt werden können.

Quenstedt war bekanntlich der erste, welcher den Bauchloben das gehörige Interesse schenkte und sie genauer prüfte. Er untersuchte eine grosse Menge derselben und brachte dann das so eben erwähnte Gesetz heraus, dass die Bauchloben der Ammoniten einspitzig seien, mit Ausnahme der im Lias vorkommenden, bei denen sie zwei Spitzen haben. (Cephh. pag. 30.) Quenstedt wiederholt dieses Gesetz an verschiedenen Stellen in seinem Buche, besonders aber den 2ten Theil desselben, d. h. dass die Bauchloben der Liasammoniten zweispitzig seien. (Cephal. pag. 73.)

Hiegegen fand ich bei meinen Untersuchungen nie eine Ausnahme und selbst bei Arten, welche schon mehr den Charakter der Ammoniten des braunen Jura haben, wie z. B. *Amm. peltos*, *centaurus*, *striatus*, *Taylori* u. s. w. traf es ein. Ob das Gesetz für den Lias eine Regel ohne Ausnahme ist, wird man erst später sehen, wenn noch eine grössere Anzahl von Untersuchungen gemacht ist, auf jeden Fall aber ist es ein schönes und interessantes zu nennen.

Dagegen kommen Ausnahmen wider den ersten Satz vor, d. h. wir besitzen auch nicht liassische, höher liegende Ammoniten mit zweispitzigem Bauchlobus. Zuerst fiel mir die Zweispitzigkeit auf bei *Amm. torulosus*, aus dem untern braunen Jura &c. Ich erklärte mir dieses Abweichen durch sein Lager, welches gleichsam den Uebergang des Lias zum braunen Jura macht. Später aber sah ich, dass Quenstedt schon in seinen Cephalopoden Tab. 17. Fig. 4 den *Amm. tortisulcatus* mit zweispitzigem Bauchlobus abgebildet hatte. Demzufolge untersuchte ich die ihm ähnlichen *Amm. Guettardi* und *heterophyllus ornati*, und fand, wie, genäss ihrer Aehnlichkeit mit *Amm. tortisulcatus*, vorauszusehen war, auch bei ihnen den Bauchloben zweispitzig, d. h. bei dreien Heterophyllen aus Schich-

ten, welche weit höher als der Lias liegen, welche demnach das allgemeine Gesetz verletzen. Nichtsdestoweniger schien mir aber eine Regelmässigkeit noch vorhanden zu sein, nur dass bei nicht liassischen Arten die 1 oder 2 Spitzigkeit des Bauchlobens weniger sich nach der Formation, als nach den einzelnen Familien der Ammoniten richtet. Eine weitere Beobachtung widersprach dem Obengesagten nicht. Da nehmlich *Amm. torulosus* zu den Lineaten gehört, so untersuchte ich den Bauchlobus eines Lineaten des mittleren braunen Jura und fand ihn ebenfalls zweispitzig. Diese 5 Beispiele deuten aber darauf hin, dass die Familie der Heterophyllen, sowie die der Lineaten auch in Schichten über dem Lias einen zweispitzigen Bauchlobus besitzen. Doch ist gewöhnlich die Darstellung eines Bauchlobus ein sehr schwieriges und zeitraubendes Geschäft, so dass ich bis jetzt nicht im Stande gewesen bin, noch andere, nicht liassische Species zu finden, welche dazu beitragen könnten, uns auf weitere Familien hinzuweisen, die von der Quenstedt'schen Regel abweichen. Die Falciferen des untern braunen Jura würden sich besonders zu solchen Untersuchungen eignen, denn sie gehen ja in die liassischen vollständig über. Dagegen weichen die Amalthеen des braunen Jura von denen des Lias der Form nach ziemlich ab, weshalb es gar nicht auffallend ist, dass z. B. der Bauchlobus des *Ammonites Lamberti* blos einspitzig ist, während derselbe bei den Amalthеen des Lias 2 Spitzen hat.

Ammonites armatus Sw. 95.

Tab. 1. Fig. 4.

Diese Species steht dem ächten Sowerby'schen *Amm. armatus* ganz nahe, welchen derselbe von Withy (*Alum Shale*) beschreibt und sehr kenntlich abbildet. Quenstedt Ceph. pag. 82 unterscheidet die zwei in Lias *δ* vorkommenden Armaten: *Amm. armatus sparsinodus* und *densinodus*. Beide weichen jedoch in ihrer Form von *A. armatus Sw.* ziemlich ab. Dagegen glaube ich den Tab. 1. Fig. 4 a von mir in halber Grösse abgebildeten Ammoniten für die Form halten zu müssen,

welche dem ächten *Amm. armatus* Sowerby's in Schwaben am nächsten steht, denn er stimmt mit Sowerby's Figur beinahe vollkommen. Er hat mit diesem die grossen Stacheln gemein, von deren jeder eine Anzahl schwacher Rippen, sowohl über den Rücken, als nach innen ausgeht, besonders aber besitzt er die Eigenthümlichkeit, welche man bei Sowerby's Figur so deutlich sieht, dass nehmlich die Loben erst sichtbar werden, wenn man die Stacheln bis ganz an ihre Basis abgeschlagen hat. Dazu kommt noch, dass die Stacheln nicht aus der compakten Schalensubstanz bestehen, an welche sich innen immer die Loben ansetzen, sondern dass gewöhnliche Gebirgsmasse an der Stelle der Stacheln sich befindet, aber ganz die Form derselben einnimmt. Hieraus müssen wir schliessen, dass die Stacheln ursprünglich massiv gewesen, dann aber weggenommen worden seien und dass sich an die Stelle derselben Gebirgsmasse gesetzt habe. Von dieser Annahme wurde ich vollends dadurch überzeugt, dass ich beim Wegschlagen der Stacheln unter denselben, die patellenartigen Kegel antraf, welche sich auf den Steinkernen der Ammoniten bisweilen finden. (Quenst. Flözg. pag. 178). Solche Kegel konnten sich erst angesetzt haben, nachdem die ursprünglichen Stacheln entfernt waren, da sie sich ja in der festen Substanz derselben nicht hätten ausdehnen und festsetzen können. Mit der Bildung dieser noch räthselhaften kantigen Kegel ging vielleicht gleichzeitig die Zerstörung der Schale und die Ausfüllung der Stachelabdrücke vor sich, ja die Vermuthung liegt sehr nahe, dass diese Kegel ein Produkt der Schale sind, besonders da wir unter den weggenommenen Stacheln mehr solche crystallinische Kegel angehäuft finden, als sonst wo. Die dicken, an Schalensubstanz reichen Stacheln hätten dann die Bildung einer grösseren Anzahl dieser Kegel ermöglicht, als die sonst dünne Schale der Ammoniten. Die Bauchseite ist bei diesem Ammoniten sehr schmal, wie bei dem *Amm. armatus densinodus*, überhaupt hat er mit diesem viel Analoges, doch wächst er etwas schneller an, in Dicke und Breite. Er erreicht bei uns gewöhnlich 1 Fuss Durchmesser, trägt dann immer noch die Knoten, die ihm aber auch in der

frühesten Jugend nicht fehlen. Er ist nicht verkalkt und blos ausnahmsweise sind einzelne innere Windungsstücke verkiest, die dann mit den verkiesten englischen Armaten beinahe vollständig stimmen, und nur eine etwas comprimirtere Form haben. Dagegen sind unsere verkalkten Exemplare meist vollkommen zusammengedrückt, und nur einmal fand ich an der Wutach ein solches unzerdrückt und von der ursprünglichen Form. Sollte sich später die Nothwendigkeit herausstellen, ihn von der eigentlichen Sowerby'schen Species zu trennen, so würde er wohl am besten *Amm. armatus compressus* genannt, denn seine etwas comprimirtere Mundöffnung ist wohl die wesentlichste Verschiedenheit, welche ihn vom Sowerby'schen *Amm. armatus* abtrennen könnte. Die Rippen sind im Alter zwar noch vorhanden, doch ziehen sie sich meist in eine einzige auf je einen Stachel zusammen. Er liegt im untern Lias γ, gleich über der *Gryphea cymbium* Bank, und wenn man ausdrücklich hier nachsucht, so findet man ihn häufig, obgleich ich in den württembergischen Sammlungen noch nicht über 6 Exemplare davon antraf. Ich fand ihn in dieser Schichte bei Ellwangen, Hüttlingen, Gmünd, Boll, Omenhausen, Hechingen, Aselfingen an der Wutach.

Ammonites maculatus Phill. Quenst. Ceph. pag. 85. Tab. 4. Fig. 7.

Amm. planicosta d'Orbg. 65 aber nicht planicosta Sw. 73.

Tab. 1. Fig. 6.

d'Orbgn. 65 beschreibt und bildet diesen Ammoniten zuerst gut ab, auch giebt er, was allein gegen Verwechslung mit *Amm. capricornus* Schl. schützt sein Lager wenigstens annähernd genau an, indem er ihn gleichzeitig mit *Amm. amaltheus* auftreten lässt. Sein Hauptlager sind aber bei uns entschieden die Davöibänke, d. h. der obere Lias γ, an welchen zwar *Amm. amaltheus* grenzt, aber nicht in sie hinabgeht. Er nennt ihn *planicosta* nach Sw. 73, aber eben die Figur Sw. 73 zeigt nicht den im obern Lias γ vorkommenden Ammoniten, sondern den *capricornus spinosus* Quenst. oder *Dudressieri* d'Orbg. 103 aus Lias β, da er von Sw. 73 mit *Amm. Smithi (=Turneri)* aus

Lias *ζ* im gleichen Stein steckend abgebildet ist. Deshalb verwirft Quenstedt diesen Namen und nennt ihn *maculatus* nach Phillips, der in seiner *Geol. of the Yorkshire coast I.* Tab. 13, Fig. 11 einen *capricornus*-artigen Ammoniten unter diesem Namen abbildet.

d'Orbg. pag. 214 warnt vor Verwechslung dieses Ammoniten mit *Amm. Duclressieri* (*capricornus*) hat aber pag. 243 diesen Irrthum selbst begangen, denn er führt *Ammon. capricornus* Ziet. Tab. 4. Fig. 8 aus Lias *ζ* von Boll als *synonym* mit seinem *planicosta* an, während dieser Zieten'sche *Amm. capricornus* gerade sein *Duclressieri* ist.

d'Obbigny pag. 211 spricht die Vermuthung aus, dass er bei einem Durchmesser von 15 Centimeter glatt werde, noch grössere Exemplare dagegen zeigen mir, dass dies nicht der Fall ist, dass dagegen die auf den Seiten sehr stark hervorspringenden Rippen sich auf dem Rücken in 4—5 schwächere theilen, welche dann dort eine leichte Anschwellung bilden. Auch trägt ein älteres Exemplar, das ich besitze, am Anfange und Ende der seitlichen Rippen ein schwaches Knötchen. Die von Quenstedt Ceph. Tab. 4. Fig. 7 abgebildeten Loben sind von einem grossen Exemplar, und deshalb viel verästelter, als die, welche d'Orbg. 65 mm stark vergrössert zeigt.

Er liegt gewöhnlich verkalkt mit *Amm. Davöi* im obern Lias *γ*, so bei Ellwangen, Gmünd, Hüttlingen, Füzen und Aselfingen an der Wutach, ganz von der gleichen Form, wie die Uhrweiler, Quedlinburger, Adnether Exemplare.

In Lias *δ* fand ich ihn bis jetzt noch nicht, es ist zwar die Möglichkeit vorhanden, dass man ihn in den Lineatenbänken des untern Lias *δ* in Schwaben noch antrifft, aber auf keinen Fall erlangt er hier besondere Bedeutung oder Häufigkeit; dagegen liegt er im mittleren Lias *γ*, obwohl selten. Verkieste Exemplare von Pliensbach, Ohmenhausen, Mähringen beweisen mir dieses tiefere Vorkommen.

Ammonites natrix oblongus Quenst. Ceph. 4. 18. Tab. 4. Fig. 5.

Bildet eine sehr schöne und leicht unterscheidbare Species.

ſollen die deutſchen Jünglinge, welche der Landwirthſchaft ſich widmen, für das Wahre und Gute in dem gewählten Berufe begeiſtern und zu dem höchſten Ziele ihres Geſchäftes hinleiten. Wenn ſolchen Geiſt die Verſammlungen deutſcher Landwirthe pflegen, dann, aber auch nur dann, werden ſie der ächten Wiſſenſchaftlichkeit huldigen, und wird ſich ihnen, zum Segen des Vaterlandes, ein herrliches öffentliches Leben entfalten.“ — —

Und dieſer von Schulze ſo ſchön und warm geſchilderte Geiſt ächter Wiſſenſchaftlichkeit begann bereits in der erſten Verſammlung Wurzel zu ſchlagen und zu walten; er wird ſich in den folgenden Verſammlungen weiter entfalten und befeſtigen, und wenn auch dereinſt die daraus hervorgegangenen Folgen nicht mit Zahlen ſich nachweiſen laſſen, ſo können ſie doch nicht anders als beträchtlich ſeyn, und werden ſich nicht wegdemonſtriren laſſen, wenn auch hier, wie bei Allem, was neu iſt, noch lange Zeit Gegner auftreten werden. Doch von den Folgen ſpreche ich ja nachher beſonders. Hier ſeyen vorerſt nur zwei Einwürfe noch berührt, welche Gegner gewöhnlich noch vorbringen, indem ſie von beſchränktem Standpunkte aus urtheilen:

Man ſagt nämlich häufig: bei der Landwirthſchaft beruhe Alles auf Erfahrung und Lokalität; die Lokalverhältniſſe in Deutſchland ſeyen aber ſo verſchieden, daß bei einem Zuſammentritte von Landwirthen aus allen Theilen Deutſchlands, welche ihre Anſichten und Erfahrungen gegenſeitig austauſchen wollen, nichts herauskommen könne. Solche Sprecher haben aber nicht erwogen oder nicht begriffen, daß die Landwirthſchaft als Wiſſenſchaft ein Gemeingut iſt; daß ſich die aus der Praxis abgeleiteten, der Wiſſenſchaft als Grundlage dienenden Regeln (wohl zu unterſcheiden von dem aſchgrauen Schwulſte theoretiſcher Stümper) abtrennen in ſolche, welche als poſitiv daſtehen und überall gültig ſind, wie die allgemeinen Grundſätze über Zucht, Veredlung, Pflege und Ernährung der Hausthiere, Behandlung des Düngers u. ſ. w. — und in ſolche, welche nur unter beſtimmten Vorausſetzungen anwendbar ſind oder ſich bewähren, wie die Kultur der einzelnen Gewächſe, die Conſtruktion und Anwendung von Werkzeugen, das erſte aller Werkzeuge, den Pflug, mit einbegriffen. An höhere Zwecke, wie Berathung über die Mittel, auf die Intelligenz des Bauernſtandes zu wirken, die arbeitende Klaſſe zu beſſern in ihrer

Die Mundhöhe ist beträchtlich im Verhältniss zur Breite. Die Bauchseite erlangt eine Schmalheit, dass nicht viel mehr als der Bauchlobus darauf Platz hat, ja oft selbst dieser kaum, und dass die Hälfte der Bauchsättel und natürlich dann auch die Nathloben über die Nathkante hinan-fallen. Die Rippen tragen, ehe sie sich auf dem glatten Rücken verlieren, sehr schwache, stumpfe Knoten. Schliesst sich durch Aehnlichkeit der Loben, durch Schmalheit der Bauchseite noch ziemlich nahe an *Amm. armatus* an, liegt jedoch etwas höher und hat mit *Amm. natrix rotundus* und *latecosta* doch noch mehr Verwandtschaft, so dass er bei der Gruppe der *natrices* stehen bleiben muss. Im mittleren Lias γ, unter *Amm. Valdani* und *dux*, mit *Amm. Jamesoni* vorkommend: Hechingen, Hinterweiler, Boll.

Ammonites natrix rotundus Quenst. Ceph. 4. 17.

Amm. natrix Ziet. IV. Fig. 5.

Geht vollständig in *Amm. latecosta* über und kann blos in den extremsten Formen von demselben unterschieden werden. *Natrix rotundus* hat rundere Windungen, bisweilen gehen ihm einzelne Rippen unregelmässig über den sonst glatten Rücken hinweg. Er verliert die 2 Knotenreihen an den Rippen bald und ehe er gross wird. Seine Bauchseite ist ungleich breiter als bei der vorigen Varietät und trägt den zweispitzigen Bauchlobus sammt dessen Sätteln. Immer blos im mittleren Lias γ: Pliensbach, Sondelfingen, Hinterweiler, Hechingen, Balingen.

Ammonites lataecosta Sw. 556. 1. Quenst. Ceph. 4. 15.

Amm. latecosta Ziet. 27. 3.

Unterscheidet sich von *Amm. natrix rotundus* blos durch seine comprimirtere Form und dadurch, dass er die 2 Reihen Knoten auf den Rippen länger und deutlicher behält als jener. Würde mit *Amm. brevispina* d'Orb. 79 stimmen, wenn dieser die äussere Windung nicht glatt zeichnete, welche, selbst bei

den Wohnkammern unserer ausgewachsenen Exemplare noch Rippen wie zuvor trägt. *Amm. brevispina* Sw. 556 f. 2 dagegen gleicht eher einem verkalkten *Amm. maculatus* Ph. aus dem obern Lias γ.

Immer im mittleren Lias γ mit *Amm. Jamesoni*, Pliensbach etc.

Ammonites polymorphus Quenst. Ceph. 4. 9—13.

Quenstedt unterschied und bildete fünferlei Varietäten von diesem Ammoniten ab, er beschrieb sie genau und nannte sie:

Ammonites polymorphus	*lineatus*	Tab. 3.	Fig. 4.
„	*costatus*	Tab. 3.	Fig. 5.
„	*interruptus.*		
„	*mistus.*		
„	*quadratus.*		

alle kommen verkiest im mittleren Lias γ vor. Quenstedt vereinigt sie ihrer Aehnlichkeit wegen zu einer Species und betrachtet sie als junge Exemplare, deren Zusammenhang mit den ältern man noch nicht kenne. Sie werden bei uns sehr häufig gefunden, immer aber in der Art, dass die Verkiesung blos den innern Kern bis etwa zu 1 Zoll Durchmesser angefüllt und erhalten hat. Ich habe nun, wie wir später bei *Amm. hybrida* sehen werden, nachgewiesen, dass der innere Kern des *Amm. hybrida*, d. h. der junge *Amm. hybrida* ein *Ammonites polymorphus* ist, doch kann ich noch nicht genau angeben, wie weit dies geht. Bei den 4 erstgenannten Varietäten glaube ich mich überzeugen zu müssen, dass sie mit *Amm. hybrida* zusammenfallen, wie ich dies auch Tab. 3 Fig. 3. 4. 5. durch Abbildungen gezeigt habe, dagegen bei *Amm. polymorphus quadratus* muss ich diese Identität verneinen, und zwar nicht blos weil es mir an Beweisen dafür fehlt, sondern weil *Amm. polymorphus quadratus* der Form nach sich ziemlich scharf von den übrigen *Polymorphen* abscheidet, und auch etwas getrennt von ihnen liegt; doch ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, den *polym. quadratus* bis in den ausgewachsenen Zustand zu verfolgen, da er im Ganzen ziemlich selten ist.

Ammonites Jamesoni Sw. 555. Fig. 1.

Quenstedt unterscheidet 2 Varietäten von diesem Ammoniten, welche beide, immer mit einander vorkommend, einen sehr genauen geognostischen Horizont einnehmen. Sie finden sich vom Boll an bis Schömberg mit den verkiesten Ammoniten von Lias γ, und zwar so ziemlich in der Mitte dieser Region, wie dies schon pag. 47. und auch auf dem Profil I genauer angeführt wurde.

Ammonites Jamesoni latus Quenst. Ceph. 4. 1.

Amm. Jamesoni Sw. 555. Fig. 1.

(Tab. 2. Fig. 1 ein junges Exemplar.)

Die breiten Rippen werden, ehe sie sich auf dem Rücken nach vorn biegen, etwas dicker; die Rücken- und Seitenloben sind in Quenst. Ceph. Tab. 4. Fig. 1 gut abgebildet, den Bauchlobus fand ich lang, schmal und zweispitzig.

Ammonites Jamesoni angustus Quenst. Ceph. 4. 8.

Amm. Regnardi d'Orbg. 72.

Tab. 2. Fig. 4. 5. 6.

Die Rippen sind, besonders bei jungen Exemplaren fein und zahlreich vorhanden, auch sind die Windungen gewöhnlich hochmündiger, als bei der vorigen Varietät. Hat er aber etwa 6 Zoll Durchmesser erreicht, so werden häufig die Rippen dicker und die Mundöffnung breiter, so dass man abgebrochene äussere Windungsstücke nicht mehr von *latus* unterscheiden kann. Leider findet man immer blos einzelne Umgänge, was die Herausfindung der zugehörigen jungen Exemplare sehr erschwert. Dass jedoch der kleine, bei uns immer damit vorkommende

Ammonites Bronnii Römer nordd. Ool. Tab. XII. Fig. 8. Quenst. Ceph. 4. 4.

Tab. 2. Fig. 1 a b. Fig. 5. Fig. 6 a b.

ein junger *Jamesoni* ist, davon habe ich mich sowohl an den westphälischen Exemplaren von Diebrock, als auch an unsern

württembergischen überzeugt. Bei einem Durchmesser von $1^1/_2$ Zoll, häufig aber auch schon früher ist der eckige Rücken mit dem scharfen Kiel bei den meisten Exemplaren vollständig verschwunden und die Rippen, welche, indem sie sich zum Rücken umbiegen, in der Jugend einen völligen Winkel machen, laufen jetzt in sanft geschwungener Linie, höchstens noch ein kleines Knötchen tragend, an den Seiten hin. Selten bleiben diese kleinen Stacheln auch noch bei grösseren Exemplaren. So werden denn die Umgänge von *Amm. Bronnii* Römer ganz identisch mit denen von *Jamesoni* Sw. und diese Römer'sche Species ist demnach mit der ältern von Sowerby zu vereinigen. Es scheinen jedoch die 2 Varietäten von *imm. Jamesoni*, d. h. die breite und schmale sich oft schon in der Jugend deutlich von einander unterscheiden zu lassen, denn Tab. 2. Fig. 1. habe ich ein junges Individuum abgebildet, bei dem ich durch Vergleichung mit andern Exemplaren zum bestimmten Schluss gekommen bin, dass es bei doppelter oder dreifacher Grösse sich vollkommen zum *Amm. Jamesoni latus* gestaltet, während der viel schmälere *Amm. Bronnii*, Tab. 2. Fig. 5 und 6, sich noch früher in den *Amm. Jamesoni angustus* umwandelt, wie dies die Uebergänge der Fig. 6, 5 und 4 deutlich zeigen.

Ammonites Maugenesti d'Orbg. 70.
Quenst. Ceph. 5. 4.

Tab. 2. Fig. 3.

Die Rippen fangen an der Nath an sich langsam zu erheben, bis sie, ehe sie sich gegen den Rücken umbiegen, noch ein scharf hervorspringendes Eck, oft sogar einen Knoten bilden. Auf dem Rücken angelangt, verlieren sie ihre Selbstständigkeit, indem sie sich in mehrere feinere Rippen theilen, oder eine rauthenförmige Erhabenheit bilden und dadurch ganz verschwinden.

In der Jugend sind die Rippen sehr schwach entwickelt, so dass die Windungen gegen innen oft ganz glatt werden. Die Loben sind wenig verästelt, Bauchlobus lang, schmal und zweispitzig. Kommt verkiest im mittlern Lias γ vor: in Boll, Hin-

terweiler, Hechingen, Balingen, ihr Hauptlager ist aber höher als *Amm. Jamesoni*, d. h. gleich unter den Lineatenbänken.

Ammonites Valdani d'Orbg. 71. Quenst. Ceph. 5. 3.

Amm. bipunctatus Römer. nordd. Ool. pag. 193.

Tab. 2. Fig. 2.

Die etwas enger als bei *Amm. Maugenesti* stehenden Rippen tragen an jeder Seite 2 Reihen hervorspringender Stacheln. Zwischen zwei Stacheln theilen sich oft die Rippen in 2 einander nahe anliegende, dagegen auf dem Rücken oft in 3—4 kleinere Rippen, die gegen den scharfen Kiel schief nach vornen laufen. Die Loben sind ziemlich einfach, stehen von den vorhergehenden ziemlich weit ab und gleichen ganz denen von *Maugenesti*, wie überhaupt diese 2 Species vollständig in einander übergehen.

Neben den bei uns seltenern Exemplaren, wie sie d'Orbigny 3, pl. 71 abbildet, finden sich in Schwaben meist comprimirtere Formen, welche Quenst. Ceph. *Amm. Valdani compressus* nennt. Bei *Maugenesti* und *Valdani* sind die Rippen häufig unregelmässig, wie ich es Fig. 2. Tab. 2. an *Valdani compressus* andeute, doch trägt diese Unregelmässigkeit ein anderes Exemplar, als das abgebildete. Nach den grössten Stücken zu schliessen, welche ich bis jetzt von diesen beiden Ammoniten sah, schienen mir dieselben den Durchmesser von 4—5 Zoll nicht überschritten zu haben. Auch findet man bei den meisten Exemplaren, noch ehe sie diese Grösse erreicht haben, schon die Wohnkammer, welche verkalkt ist und nicht vollständig eine Windung einnimmt. Ihren Mundsaum kennt man bis jetzt noch nicht, ich trachtete stets darnach, einen solchen aus dem Gestein zu befreien und blosszulegen, doch es gelang nie. Es wäre die Kenntniss desselben sehr interessant, und verdiente wohl die besondere Beachtung der Sammler, denn blos sehr sorgfältige Behandlung des Obertheils der verkalkten Wohnkammer mit feinen Instrumenten kann zum gewünschten Ziele führen. Liegt im mittlern Lias ;, über *Amm. Jamesoni*, besonders häufig bei Hinterweiler.

Ammonites Masseanus d'Orbg. 58.

Die Normalform, wie sie d'Orbg. 58 abbildet, ist bei uns ziemlich selten, doch kommt sie in Schwaben ganz ähnlich der d'Orbigny'schen vor. Ein Lobenstück aus dem mittlern Lias γ von Hinterweiler beweist mir die Richtigkeit der Loben, welche d'Orbg. 58 sehr schön abgebildet und dabei besonders auch die Länge des Nathlobus gezeigt hat. Er wird viel grösser, als die 2 vorhergehenden Species und liegt im mittlern Lias γ mit *Amm. Jamesoni*, bei Boll, Sondelfingen, Hinterweiler, Balingen.

Ammonites arietiformis n. sp.

Tab. 1. Fig. 7. 8. 9.

Dieser Ammonit nähert sich seiner äussern Form nach den Arieten sehr und hat dadurch häufig zu der Annahme Anlass gegeben, dass die Arieten bis in den mittlern Lias heraufgehen. Betrachten wir ihn aber genauer, so sehen wir bald, dass er durchaus nur scheinbar mit ihnen übereinstimmt, streng genommen aber von denselben geschieden und dahin gestellt werden muss, wo wir ihn jetzt aufführen, d. h. zu *Amm. Masseanus*.

Auf seinem Rücken verlaufen neben dem Siphonalkiel 2 schwache Furchen, welche bei extremeren Formen 2 Seitenkiele bedingen, von denen aus die starken Rippen ziemlich gerade nach innen laufen Fig. 9, dies ist ganz nach Art der Arieten und besonders bei jungen Exemplaren, wie Fig. 8, fällt die Aehnlichkeit mit Arieten sehr auf; hier gehen die starken, kurzen Rippen meist etwas nach rückwärts, der Rücken trägt den rundlichen Kiel, ist sonst aber glatt, ähnlich Zietens *Amm. kridion*, noch ähnlicher manchen andern Arieten, von denen ich zwar keine Abbildungen, aber wohl Naturexemplare kenne. Nicht alle Exemplare stimmen jedoch so genau mit den Arieten, besonders treten aber die Unterschiede und Abweichungen von diesen im Alter erst recht deutlich hervor, denn hier werden die Rippen nach aussen viel dünner, sie biegen sich stark nach vorn, aber nicht so schnell, dass 2 auf einander folgende sich treffen, sondern sie vereinigen sich unter einem spitzen Winkel mit dem Sipho-

nalkiel. Hiedurch werden die Seitenkiele undeutlicher und weniger tief, und auch die Furche zwischen diesen und dem Siphonalkiel ist entweder gar nicht vorhanden, oder doch von den feinen, nach vorn laufenden Rippen durchzogen, was den Ammoniten ganz *Valdani*- oder *Masseanus*-artig macht. Noch mehr aber sind es die Loben, welche ihn dem *Amm. Masseanus* nähern und von den Arieten entfernen; sie sind zwar länger und schmäler, doch stimmen sie in ihren Grundzügen mit denen von *Amm. Masseanus*, besonders ist der Nathlobus, den wir bei *Amm. Masseanus* ausdrücklich hervorgehoben haben, auch hier ziemlich entwickelt. Doch sind Nath- und Rückenloben auf Fig. 7 b dadurch etwas verkümmert, dass jene Zeichnung die Loben nicht abgewickelt, sondern auf die Windungsebene des Ammoniten projicirt darstellt, wodurch das ganze Bild an Deutlichkeit etwas verliert. Da seine Form in Beziehung auf Dicke und Scheibenzunahme u. s. w. bei verschiedenen Exemplaren oft ziemlich variirt, so habe ich ihn nicht streng ausgemessen, sondern glaube, dass die verschiedenen Ansichten, Tab. 1. Fig. 7. 8. 9 die Verhältnisse seiner äussern Gestalt genügend darstellen werden. Er wird viel grösser als *Amm. Valdani* und *Maugenesti*. Von *Amm. Masseanus* weicht er durch seine geringe Involubilität und fast quadratische Mundöffnung ab.

So ist denn dieser Ammonit seiner Gestalt nach eine Mittelform von einem Arieten und *Amm. radians*, oder von *Amm. Maugenesti* und *Amm. Masseanus*. Auf jeden Fall aber bildet er eine solch ausgeprägte Form, dass er wohl als besondere Species betrachtet werden muss. Er liegt im mittlern Lias γ verkiest, etwas tiefer als *Amm. Valdani* un *Maugenesti*. Hechingen, Hinterweiler.

Ammonites Davöi Sw. 350.

Quenstedt Ceph. Tab. 5. Fig. 6. pag. 91 beschreibt und bildet diese Species so gut ab, besonders auch die Loben davon, dass mir nicht viel darüber zu bemerken übrig bleibt. Die Fig. 1. Tab. 81 von d'Orbigny scheint noch die Wohnkammer zu besitzen, denn die starken Knoten verschwinden am äussern

halben Umgang, dafür werden die Rippen höher, schärfer und mehr nach vorn gebogen, tragen aber blos kleine Anschwellungen, die keine Stacheln bilden konnten, wie die Knoten der Luftkammern.

Dieser Ammonit, dessen Lager sich blos auf den obern Lias γ beschränkt, bildet durch seine constante Form und sein stetes Auftreten, das für seine Schichte am meisten leitende Petrefakt. Er kommt nie mit den verkiesten Ammoniten vor, sondern liegt immer in den obern harten Steinmergeln von Lias γ, aus denen er in manchen Gegenden, wie bei Gmünd und an der Wutach sehr hübsch herauswittert, in andern, wie bei Boll und Tübingen, aber fast nie aus dem umschliessenden Gestein befreit werden kann.

Ammonites amaltheus Schl. Petref. 66.

Amm. margaritatus d'Orbg.

Tab. 2. Fig. 11 und 12.

Die 4 Varietäten, welche Quenstedt Ceph. pag. 94 aufstellt: *nudus*, *gibbosus*, *gigas* und *spinosus* verdienen gleiche Berechtigung, denn sie bezeichnen die 4 hauptsächlichsten Formveränderungen, welche der so schöne und häufige Ammonit je nach Lokalität oder Versteinerungsmittel eingeht. Den *gigas* nennt d'Orbigny 66. *Amm. Engelhardti* und erhebt ihn zu einer besondern Species, weil bei seinem Exemplar die Rippen fehlen, der Kiel glatt ist, und die Längsstreifen stark hervortreten. In diesem Allem stimmen unsere ausgewachsenen Exemplare mit denen von d'Orbigny überein, doch besitzen die innern Windungen derselben gewöhnlich die radialen Rippen und den knotigen Kiel, dagegen fehlen bei ihnen die Längsstreifen auf der Schale; seine Form in der Jugend weicht also von der des gewöhnlichen *Amm. amaltheus* nicht ab. Es ist demnach *Ammonites Engelhardti* nichts Anderes als ein grosses, ausgewachsenes Exemplar von *Amm. amaltheus*, und zwar sowohl von *nudus* als *gibbosus*, denn seine innern Windungen sind das eine Mal stachlig, das andere Mal glatt. Neben den Längs-

streifen hat *Amm. amaltheus* häufig auch noch den Rippen parallel gehende, doch sind beide nie so ausgesprochen, dass die Schale so deutlich, wie bei *Amm. striatus* gestreift wäre.

Die gewaltige Grösse, welche dieser Ammonit erreicht haben muss, sehen wir an unsern 12″ im Durchmesser haltenden Exemplaren, zu denen man noch die fehlende Wohnkammer, wenn nicht noch mehr addiren muss, um den Ammoniten ganz zu haben. Einen weiteren Beweis für seine Grösse geben die punktirten erhabenen Streifen, welche der schwarzen Schicht beim Nautilus entsprechen, und die an der Bauchseite der Windungen liegen. Exemplare welche bei 7″ Durchmesser noch diese Streifen auf sich tragen, würden eine Grösse von beinahe 2′ besessen haben, was man aus der Scheibenzunahme und Involubilität ungefähr berechnen kann. Es würde demnach diese Species schon zu den grössten aller Ammoniten gehören.

Die Loben des *Amm. amaltheus* zeigen starke Verästelung und häufiges Ineinandergreifen. Besonders bei *gigas* muss man sich beim Einzeichnen derselben sehr in Acht nehmen, um nicht in andere Kammern zu gerathen, da selbst ein Geübter sich hier leicht täuscht. Die ausgefüllte Kammer Quenst. Ceph. 5 Fig. 4. c. gibt ein sehr gelungenes Bild dieser Loben. Der Bauchlobus ist zweispitzig.

Krankhafte Entwicklungen des *Amm. amaltheus* sind längst beobachtet, doch sind dieselben nicht häufig. Bei Zietens *Amm. paradoxus* Tab. 11. Fig. 6 und d'Orb. 68. 1 ist die zopfartige Knotenreihe, welche bei gesunden Individuen auf dem Rücken verläuft, bis fast in die Mitte der einen Seite herabgerückt, desshalb müssen die Rippen, ehe sie von der Nath aus sich mit den Knoten vereinigen auf der einen Seite vorher über den Rücken hinlaufen, auf der andern Seite treffen sie aber den Zopf schon auf dem halben Wege. Der ganze Ammonit sieht natürlich höchst unregelmässig dabei aus.

In der Jugend wird *Amm. amaltheus* oft sehr breitrückig, er gleicht dem *Amm. centaurus* dann sehr, die Rippen sind scharf und hoch, oder tragen sie lange Stacheln, die Rückenansicht eines solchen Exemplars habe ich Tab. 2. Fig. 11 gegeben,

dasselbe stammt aus den Steinmergeln des oberen Lias δ von Sondelfingen.

Die Wohnkammer von *Amm. amaltheus* beträgt einen starken halben Umgang. Bei einer Excursion an den Breitenbach bei Betzingen, war ich so glücklich, endlich einmal ein Exemplar mit vollständiger Mündung aus dem Gestein zu befreien Tab. 2. Fig. 11. Die Luftkammern daran sind verkiest, und die letzten Loben deutlich sichtbar, die verkalkte Wohnkammer ist in Beziehung auf Rippen und Kiel ganz den Luftkammern gleich, der Mundsaum selbst geht jedoch nicht parallel den Rippen, sondern schwingt sich mehr nach vorn, einen Winkel mit denselben bildend, und von einer Furche begleitet und begrenzt. Der verlängerte Kiel lag im Thon abgedrückt, seine Spitze biegt sich etwas nach einwärts, noch mehr als bei *Amm. costatus* Quenst. Ceph. 5. 10.

Amm. amaltheus spinosus tritt in Württemberg blos bei Wasseralfingen auf, wo man von ihm gewöhnlich nur verkalkte Wohnkammern findet. Er zeichnet sich durch seine grossen, unregelmässigen stachligen Knoten aus, und scheint ziemlich hoch im mittlern Lias δ zu liegen. Die ausgezeichnetsten Exemplare davon sah ich in der trefflichen Sammlung des Herrn Directors Engelhardt, sie stammen aus den harten Lias δ Bänken der Uhrweiler Klamm, wo er mit *Amm. amaltheus gigas*, *costatus* und *Terebratula acuta* vorkommt.

Amm. amaltheus gehört zu den für ihre Schichte beständigsten Formen, nie, selbst nicht als Ausnahme und vereinzelt trifft man ihn in Schichten über oder unter Lias δ d. h. er ist so constant, dass wir die Formation bis zu den Schichten Lias δ nennen müssen in welchen er zuerst auftritt, und in denen er zuletzt noch vorkommt. Dagegen wechselt er mit *Amm. costatus*, je nach Localitäten und Schichten. So findet sich am Donau-Mainkanal bei Altdorf blos *Amm. costatus*, während bei uns *Amm. amaltheus* ganz vorwaltet, und *Amm. costatus* blos schlecht in den oberen Schichten von Lias δ vorhanden ist. Selbst *amaltheus gigas* fehlt fast nirgends bei uns, und obgleich er an einzelnen Plätzen wie am Breitenbach schöner und häufiger als

Exiſtenz und ihrem ſittlichen Zuſtande und dergleichen mehr, iſt bei Einwürfen jener Art ohnedies gar nicht gedacht worden.

Ein anderer Einwurf, der auch gemacht wird, iſt: daß alles das, was bei einer ſolchen Verſammlung verhandelt werde, eben ſo gut oder noch beſſer mittelſt der landwirthſchaftlichen Zeitſchriften verhandelt und bekannt gemacht werden könne. — Wer ſo urtheilt, der kennt aber die Kraft des geſprochenen lebendigen Worts, gegenüber dem todten Buchſtaben, nicht. — Mit den Debatten in den landwirthſchaftlichen Blättern geht es zudem oft ſo langſam zu, wie bei der Unterhaltung jenes Engländers mit ſeinem Jokey, welcher dieſen, indem ſie über die Themſebrücke ritten, frug, ob er gern Eier äße, aber erſt das „yes, sir“ zur Antwort erhielt, als beide nach einem Jahre zufällig wieder dieſelbe Stelle paſſirten.

Daß Viele ſich ſchriftlich gar nicht äußern, während ſie durch die mündliche Debatte dazu angeregt werden, iſt eben ſo gewiß, und das Bekanntwerden der Männer vom Fache unter ſich iſt von ſo großem Werthe, daß es eine Veranſtaltung, welche mehr als jede andere dazu Anlaß gibt, ſchon allein rechtfertigt.

2) Hätte der bei der Verſammlung der Landwirthe beabſichtigte Zweck nicht eben ſowohl oder beſſer noch erreicht werden können durch die in der Verſammlung der Aerzte und Naturforſcher gebildete Sektion für Landwirthſchaft, Pomologie, Technologie und Mechanik?

Dieſe Sektion wurde bekanntlich in der 12. Verſammlung der Naturforſcher zu Stuttgart im Jahr 1834 gegründet; es bedurfte, wie Hr. v. Bujanovicz ſich in jener ſchon erwähnten Rede ausdrückt, „der mächtigen Aegide eines königlichen Landwirths, um der Agronomie die lange beſtrittene Stelle einzuräumen.“ — War es mir auch wegen amtlicher Reiſen, welche mich ſeither jedes Jahr den Monat September hindurch in Anſpruch nahmen, nicht vergönnt, an einer dieſer Verſammlungen ſeitdem Antheil zu nehmen, ſo ſuchte ich mich doch ſtets emſig zu bemühen, die für die Landwirthſchaft dabei gewonnenen Reſultate zu erfahren. Indeſſen äußerten ſich unſere landwirthſchaftlichen Blätter meiſtens nur ſehr dürftig darüber. Nur über die letzte Verſammlung zu

irgend sonst wo vorkommt, so mögen doch die folgenden Localitäten, von denen ich ihn kenne, seine allgemeine Verbreitung andeuten: Wasseralfingen, Kirchheim an der Teck, Metzingen, Sondelfingen, Breitenbach, Hinterweiler, Nehren, Hechingen, Frommern, Erzingen, und Aselfingen an der Wutach. *Amm. amaltheus nudus* und *gibbosus* kommen damit vor, finden sich aber besonders häufig in der Boller Gegend, woselbst *gigas* bis jetzt nur selten gefunden wurde.

Ammonites costatus Rein. Quenst. Ceph. 5. 10.

Amm. spinatus Brugiere.

Quenstedt unterscheidet die stachlige eckigere Varietät *spinatus* von der glätteren schmäleren *nudus*. Beide liegen im obern Lias δ gewöhnlich in den festen Steinmergeln, sind darin in Schwaben zwar nicht selten, aber meist schlecht verkalkt, zerdrückt und fast nie verkiest. So bei Balingen, Sondelfingen etc.

Ammonites oxynotus numismalis.

Tab. 2. Fig. 10.

Scheibenzunahme 1,75, Dicke = 2,5. *) Der Nabel sehr klein, fast zum Verschwinden, besonders wenn man sich zu den verkiesten Exemplaren noch die Schale denkt. Da er viel Aehnlichkeit mit *Amm. oxynotus* Quenst. Ceph. 5. 11. aus Lias β hat, besonders da die Loben von beiden genau mit einander stimmen, so stelle ich ihn zu demselben. Er unterscheidet sich jedoch von dem eigentlichen *Amm. oxynotus* durch die grössere Breite der Windungen, durch den weniger scharfen Rücken und durch den bei weitem engeren Nabel. Vom Nabel aus laufen bis in die Mitte der Windungen breite Rippen, von denen sich jede in eine Anzahl schmälere theilt, die zuerst schwach rückwärts, dann aber in einer sichelförmig gebogenen Linie stark nach vornen verlaufen, und mit dem Kiel einen scharfen Winkel bilden. Die wenigen Exemplare, welche ich bis jetzt davon besitze, stammen aus dem mittleren Lias γ von Sondelfingen, Hinterweiler und Hechingen.

*) Nach der Messungsweise in Quenstedts Ceph. p. 33.

Ammonites heterophyllus amalthei.

Quenst. Ceph. 6. 1.

Sw. 266. d'Orb. 109 und 110.

Dieser ausgezeichnete Ammonit mit seinen prachtvoll entwickelten, blattförmigen Loben, bildet die Zierde unserer Sammlungen; denn die lebendigste Phantasie wäre nicht im Stande sich eine solche Pracht der Zeichnung auszumahlen, wie sie die Natur in den Loben dieses verkiesten Ammoniten niedergelegt hat. Es ist aber nicht blos der sammelnde Dilettant, welcher an der Schönheit dieser Species seine Freude hat, sondern dieselbe hat auch für den Forscher einen ganz besonderen Werth, da durch die scharfe Absonderung der einzelnen Kammern unter sich die Deutlichkeit der Zeichnung erhöht, und das Studium der Loben hier in hohem Grade erleichtert wird. Quenstedt stellt die Lobenformel r 9 n 6 b 6 n 9 = 34 daran auf, von 3 Exemplaren die ich besitze stimmt ein gleich grosses ganz genau mit der Fig. 1. Tab. 6 in Quenst. Ceph. sowie ein grösseres von 11″ Durchmesser und ein kleineres von 3″ sehr deutlich die 9 Seitenloben zeigen.

Die Scheibenzunahme bei den 3 Exemplaren ist folgende: bei dem grössten 1,76 = $\frac{10''\ 5'''}{5''\ 11'''}$ beim mittleren 1,72 = $\frac{5''\ 4'''}{3''\ 1'''}$ beim kleinsten 1,66 = $\frac{3''\ 4'''}{2''}$.

Die Schale ist sehr dünn, und mit feinen Streifen versehen. Der dünne Sipho scheint nach dem Austritt aus der Dute sich fest an eine erhabene Linie im Innern der Schale angelegt zu haben, oder vielleicht damit verwachsen gewesen zu sein, denn bei Exemplaren, die man in Säure legt um die Kalkschale zu entfernen wird entweder der Sipho ganz sichtbar, indem der Schwefelkies sich darüber spaltförmig theilt, oder drückt sich in der Rückenlinie des Ammoniten im Schwefelkies eine lange Furche ab, die von nichts anderem herrühren kann, als von einer erhabenen Linie im Innern der Schale.

Hauptfundort in Schwaben ist der Breitenbach, wo er mit *Amm. amaltheus gigas* verkiest, in einer festen an Schwefelkies

reichen Bank im Bette des Bachs liegt, mit *Amm. amaltheus gigas* und *Amm. striatus*. Es rührt von dieser Localität jedoch noch keine zu grosse Anzahl derselben her. Seltener fand er sich auch schon an andern Punkten, wie bei Sondelfingen, in der Balinger Gegend etc. Bei Balingen liegt er verkalkt in den Steinmergelbänken des mittleren Lias δ und ist häufig mit verschiedenen und ausgezeichnet schönen Krystallen gefüllt, während unsere verkiesten gewöhnlich blos Schwerspath einschliessen.

Ammonites heterophyllus numismalis

Quenst. Ceph. 6. 5.

Tab. 2. Fig. 9.

Die Heterophyllen des Lias γ beschränken sich nicht auf eine constante Species, wie in δ, sondern sie variiren auf die verschiedenste Art. Gewöhnlich kommt eine Form vor mit sehr weitem Nabel, breiten Umgängen, von geringerer Hochmündigkeit; auch die Schiebenzunahme ist hier kleiner, sie beträgt 2,05 = $\frac{39'''}{19}$, die Dicke = 1,56 = $\frac{25'''}{16}$.

Quenstedt Ceph. 6. 5.a zeichnet die am weitesten genabelte extremste Form. d'Orbigny's *Amm. Loscombi* Tab. 75, schliesst sich hier an, ist aber schon etwas hochmündiger. Die Lobenformel r 7 n 4 b 4 n 7 = 26 fand ich an zwei Exemplaren, an einem dritten konnte ich blos r 6 n zählen.

Die feinen Streifen der Schale laufen in doppelt gebogener Linie nach vorn, vereinigen sich gegen den Rücken hin, und werden dabei so gross und breit, dass sie bisweilen förmliche Anschwellungen auf diesem bilden, die sich jedoch durch ihre grössere Zahl und geringere Breite von den Höckern des *ibex* Rückens noch unterscheiden lassen, doch ist schon sehr grosse Aehnlichkeit mit denselben vorhanden, besonders ist dies aber bei den hochmündiger werdenden Formen der Fall. Q. 6. 5. c die dem *Amm. Buvigneri* d'Orbg. 74 gleichen, welche bisweilen zwar fast ganz glatt, wie Fig. 9 sind, bisweilen aber gegen den Rücken hin solche starke Rippen bekommen, dass sie endlich

führen zu dem ebenfalls im mittlern Lias γ vorkommenden, aber höher liegenden

Ammonites ibex Quenst. Flözg. pag. 179. Ceph. 6. 6.

Amm. Boblayei d'Orb. 69.

Tab. 2. Fig. 7 u. 8.

Tab. 2. Fig. 8. habe ich ein Exemplar von *Amm. ibex* abgebildet, bei dem der Rücken erst sehr spät Knoten bekommt, und das man in seiner Jugend mit *heterophyllus nummismalis* verwechseln könnte, wenn nicht letzterer zahlreichere Rippen besässe, ersterer anfangs ganz glatt wäre, später aber die Knoten bei ihm nicht so weitläufig von einander entfernt stünden. Auch die Loben beider sind etwas verschieden, wie wir sie Fig. 8 u. 9 an zwei gleichgrossen Exemplaren sehen. Viel häufiger jedoch bekommt *Amm. ibex* schon die Knoten in der frühesten Jugend, und zwar bisweilen in noch ausgesprochener Weise als bei Fig. 7. Auch vereinigen sich hier die von innen kommenden Rippen nicht immer mit den Knoten, sondern verlieren sich mit diesen auf einer beiden gemeinschaftlichen ebenen Fläche. Die Lobenformel r 6 n 4 b 4 n 6 = 24 bisweilen auch r 7 n stimmt mit der von *Amm. heterophyllus nummismalis*, sowie auch das äussere Aussehen der Loben beider wenig von einander abweicht. Der Bauchlobus ist zweispitzig. Von d'Orbigny 69 ist der Rückenlobus sehr kurz, Rücken und erster Seitensattel sehr breit gezeichnet, was von der Kleinheit des Exemplars herrühren mag; bei grössern ist ersterer länger, letztere schmäler. Die jungen mit Einschnitten versehenen Exemplare wie sie Quenst. Ceph. 6. 4 abbildet, gehören nicht zu *ibex*, sondern immer zu *heterophillus nummismalis*. *Amm. ibex* und *heterophyllus nummismalis* finden sich überall wo der mittlere Lias γ entwickelt ist, zwar selten schön, häufig in Stücken, oder von Schwefelkies verunstaltet. Letzterer liegt bei *Amm. Jamesoni* und *natrix*, dagegen *Amm. ibex* höher, ganz an der Grenze gegen den oberen Lias γ. So fand ich ihn mit *Amm. Valdani* gleich unter den Schichten welche *Amm. lineatus* und *Davöi* führen bei Hinterweiler, Sondelfingen etc.

Ammonites lineatus Schloth. Quenst. Ceph. 6. 8.

Amm. fimbriatus d'Orbg. 98. Sw. 164.

Ausgezeichnet durch seinen breiten zweispitzigen Bauchlobus, der an der schmalen Bauchseite nicht immer Platz genug hat, sondern mit den seitlichen Aesten darüber hinausragt. d'Orbigny gibt an, er besitze blos 2 Seitenloben, wodurch er ihn von *Amm. cornucopiae* unterscheidet, der 3 habe. Untersuchen wir ihn aber genau, so finden wir, dass er 3 Seitenloben hat wie *Cornucopiae*, und dass streng genommen die Nath durch den nächst kleineren Loben geht, was man bei grossen Exemplaren sehr deutlich sieht. Die fein gestreifte Schale trägt in Zwischenräumen Einschnürungen und zwar ungefähr 9—10 auf einem einzelnen Umgang, wenn der Ammonit 2—3″ Durchmesser hat. Die ganz jungen ½″ grossen Exemplare haben starke Rippen, die auf dem Rücken sehr hoch werden. Quenstedt Ceph. pag. 102 nennt die in Lias γ liegende Varietät

Amm. lineatus numismalis.

Er wird mit *Amm. Davöi* im oberen Lias γ, wo immer dieser auftritt gefunden, bei Gmünd, Boll, Balingen, Aselfingen an der Wutach, (sogar bei Bebenhausen auf der verstürzten Lias γ Stelle). Quenstedts Fig. 8. Tab. 6. Ceph. trägt die Einschnürungen nicht; ich fand ihn in Lias γ nie ohne dieselben. In dem mittleren Lias γ geht er bei uns nicht herab, dagegen liegt er in δ, wir nennen ihn dann

Amm. lineatus amaltheï.

Dieser erreicht oft über 1′ Durchmesser wird sehr häufig gefunden, besonders wenn man seine betreffende Schichte genau ausgemittelt hat, und ist für den unteren Lias δ eine ausgezeichnete Leitmuschel.

Wie schon S. 50 näher angegeben wurde, kommt er hier in der untersten Steinbank mit *Amm. striatus* und *amaltheus* vor, und zwar in solcher Masse und Grösse, dass er an manchen Localitäten wie z. B. an der Wutach bei Aselfingen seine Steinbank ganz anfüllt.

Höher im Lias *δ* fanden sich bis jetzt bei uns noch nirgends *Lineaten*.

Wenn es uns auch leicht fällt, am äusseren Aussehen, der Grösse und dem Gestein die *Amm. lineatus amalthei* von *lin. numismalis* zu unterscheiden, so können wir doch aus Mangel an gleich grossen Exemplaren bis jetzt nicht bestimmen, ob und wie gross eine Verschiedenheit beider ist, wir lassen es desshalb vorerst mit dem Festhalten des Lagers bewenden.

Ammonites radians Rein.

Diese Species beschränkt sich nicht blos auf den oberen Lias, woselbst sie in so vielen Spielarten auftritt, sondern es kommen auch im mittleren Lias Formen vor, die so viel Uebereinstimmendes mit *Amm. radians* haben, dass man sie nothwendig zu ihm stellen muss. Schon in Lias *γ* finden sich mit *Amm. Masseanus* Exemplare von Ammoniten, die durch die grössere Anzahl der Rippen, die geringere Hochmündigkeit der Windungen, von *Masseanus* abweichen und dem *radians* sich ganz nähern, doch sind mir der Beispiele von solchen Exemplaren noch zu wenige, auch deren Loben etwas zu verzweigt, um das Vorhandensein eines *radians numismalis* fest aussprechen zu können. Tab. 3. Fig. 2 zeigt einen solchen *radians*-artigen Ammoniten aus dem mittleren Lias *γ* von Hinterweiler, mit *Amm. Jamesoni* vorkommend.

Dagegen um so sicherer liegt er in Lias *δ*, und bildet darin eine solch constante Form, die in ganz Schwaben an den verschiedensten Lokalitäten immer mit *Amm. amaltheus* auftritt, dass

Ammonites radians amalthei

Tab. 3. Fig. 1.

als neues durch Lage und Form sich auszeichnendes Glied in die Reihe der Varietäten zu stellen ist, in welche *Amm. radians* zerfällt. Dieser Ammonit stimmt am meisten mit *Amm. radians depressus* Quenst. Cep. 7. 4 doch sind seine Loben fast noch einfacher und zu beiden Seiten des Kiels trägt er 2 oft ziemlich tiefe Rückenfurchen. In der frühesten Jugend ist er glatt. Die

grössten Exemplare welche ich davon sah, hatten nicht über 4" Durchmesser. Die Schale ist häufig noch erhalten und ziemlich dick.

Die scharfrippige, ausgeprägte Form, die tiefere veränderte Formation in der er immer verkiest vorkommt geben diesem Ammoniten etwas leicht Unterscheidbares und Kenntliches, desshalb hätte man aus ihm eine neue Species machen können, aber wozu hier durch einen neuen Namen trennen, das was die Natur doch so nah zusammengestellt zu haben scheint; *radians*-artig ist der Ammonit, desshalb nenne man ihn *radians amalthei*, dann sind Form und Formation zugleich damit angezeigt. Diese von Quenstedt angefangene Art der Nomenclatur ist gewiss zu billigen, der einzige Einwurf ist die Länge des doppelten Namens. Aber fällt denn dieser nicht hinweg durch den Vortheil die Schichte nicht nennen zu dürfen, die doch bei der Anführung jedes Petrefakts so nothwendig ist? Auch braucht man, wenigstens bei den bekannten Species, für gewöhnlich *Ammonites Belemnites* etc. gar nicht beizusetzen, denn *Radians amalthei*, *Hedrophyllus nummismalis* werden ebenso verständlich sein, auch ohne den Zusatz des Genusnamens.

Obgleich selten, so kommt *Amm. radians amalthei* doch an den verschiedensten Lokalitäten vor. Ich fand denselben im unteren Lias δ bei Aselfingen an der Wutach, im mittleren bei Weidach, am Breitenbach bei Betzingen, bei Sondelfingen. Sehr schön sah ich ihn bei Hrn. Dr. Faber in Gmünd, vom Goldbächle am Fusse des Stuifen.

Quenst. Ceph. pag. 78 führt den *Amm. obliquecostatus* Ziet. 15. 1 an, als vorkommend in Lias δ von Grosseislingen. Wenn auch nicht Zietens Originalexemplar, so ist doch das von Quenstedt nichts anderes als ein kranker *Amm. radians amalthei*, bei dem die Rippen unregelmässig stehen, und der Kiel besonders tief liegt. Ein ähnliches verkrüppeltes Individuum besitze ich aus Lias δ von Vaihingen.

Ammonites striatus Rein.

Die bekannten Varietäten *Amm. Bechei* Sw. 280, d'Orb. 82. Quenst. Ceph. pag. 135 und

Amm. Henleyi Sw. 172. Rein. 65. d'Orbg. 83. der erstere runder hochmündiger mit schwächeren Knoten, der zweite eckiger, mit sehr starken Knoten, sind von den angeführten Autoren so gut beschrieben und abgebildet, dass ich mich darauf beschränken kann, blos ihr Vorkommen bei uns anzugeben. Beide gehen vollständig in einander über, und finden sich zuerst im mittleren Lias γ verkiest, vorzugsweise mit *Amm. ibex* und *Valdani* liegen dann weiter aufwärts verkalkt im obern Lias γ mit *Amm. Davöi*. Sehr gross und gleichfalls verkalkt treten sie im unteren Lias δ auf, im mittleren Lias δ kommen sie verkiest mit prachtvoll gestreifter Schale vor, doch gehen sie hier nicht über die Mitte herauf, sondern finden sich mit *Amm. heterophyllus* ziemlich tief, auch scheint *Bechei* etwas höher hinaufzugehen als *Henleyi*.

Sie finden sich an unserer ganzen Alp hin; in Lias γ bei Hinterweiler, Dürnau, Balingen, im unteren Lias δ an der Wutach, bei Boll, im mittleren Lias δ aber verkiest und besonders schön und gross am Breitenbach bei Betzingen.

Zu *Amm. striatus* gehört noch:

Amm. hybrida d'Orb. 53.

Tab. 3. Fig. 3. 4. 5. 6.

Da grössere Stücke dieses Ammoniten dem *Amm. striatus* sehr gleichen, so entging sein Vorkommen in Schwaben den Augen der Sammler, er wurde mit *Amm. striatus* verwechselt, und wenn man ihn in Sammlungen antraf, so lag er immer bei *striatus*. Und doch ist dieser Ammonit sehr merkwürdig, durch seine Entwicklung, sein Wachsthum, und den Unterschied, den dasselbe mit dem von *Amm. striatus* macht.

Sollten wir vermuthen, dass *Amm. polymorphus (lineatus, costatus, interruptus, mixtus)* Quenst. Ceph. 4. 10—13 junge Individuen von diesem *Amm. hybrida* seien? Und doch ist es so, denn mehrere Exemplare von *Amm. hybrida*, denen ich die dicken äusseren *striatus*-artigen Umgänge wegnahm, liessen mir als innere Windungen den schmalen dünnen *Amm. polymorphus*

zurück, und zeigten mir (Tab 3. Fig. 3 u. 5.) den erstaunungswürdigen Zuwachs, welchen von einem gewissen Stadium an die Windungen dieses Ammoniten in Höhe und Breite nehmen.

Es widerspricht das plötzliche stärkere Anwachsen dem von Nauman aufgestellten Gesetz, dass sich Ammoniten in logarithmischer Spiralewinden, doch habe ich bis jetzt noch zu wenig taugliche Exemplare, um dasselbe an diesem Ammoniten genauer prüfen zu können; eine kleine Messung zeigte mir, dass die letzte Windung des 1″ Durchmesser haltenden innern Kernes nach viermaligem Umlauf eine Mundhöhe von 4‴ eine Breite von 3‴ hatte, nach dem 5ten Umlauf aber die Höhe 10‴ und die Breite 9‴ massen. Aus diesen Zahlen sieht man das plötzliche Abweichen von dem Gesetz, sobald unser Ammonit in ein gewisses Lebensstadium gekommen ist. Doch wie bei Scheibenzunahme, den Lobenformeln u. s. w., so lässt sich auch hier die Natur keine zu engen Fesseln anlegen, wir haben bei allen diesen Gesetzen immer viele Ausnahmen zu beobachten. So variirt bei *Amm. hybrida* auch die Form des Mundsaumes bedeutend. Die Abbildungen Tab. 3. Fig. 3 u. 6, deren Umrisse ganz naturgetreu sind, zeigen uns dies deutlich. Bei Fig. 3 ist der Mundsaum fast quadratisch, bei dem ältern Exemplar, welches Fig. 6 darstellt, ist er dagegen ganz oblong.

Man muss sich sehr hüten, den *Amm. hybrida* nicht mit *Amm. striatus Becheï* zu verwechseln. Wie weit die Uebergänge beider zu einander gehen, ist mir noch nicht bekannt. Die Loben beider gleichen sich auffallend. *Amm. hybrida* findet sich im mittlern Lias γ, jedoch etwas tiefer, als *Amm. Valdani*, Sondelfingen, Hinterweiler, Balingen.

Ammonites Taylori Sw. 514.

Amm. proboscideus Ziet. X. Fig. 1.

Von diesem Ammoniten werden bei uns die Exemplare selten grösser gefunden als von einem Durchmesser von 2″. Bei dieser Grösse trägt er noch regelmässig die dicken Stacheln und breiten Rippen, die ihn zu einem Ornaten von der gröbsten und derbsten Form bilden. Zwischen je zwei grossen Rippen verlaufen meh-

rere schwächere. Dass dieser Ammonit im Alter die starken Knoten verliert, glaube ich aus d'Orbg. Tab. 84. Fig. 1 schliessen zu müssen, mehr aber noch überzeugt mich eine abgebrochene Windung eines grossen Exemplars, welches dem Tübinger Kabinet gehört. Sie zeigt am schmäleren Ende noch die groben Stacheln, am breiteren aber wird sie glatt.

Die von Quenstedt unterschiedene Varietät *costatus* ist sehr selten, dagegen *nodosus*, (*Amm. lamellosus* d'Orbg. Pl. 84), ziemlich häufig, erstere ist zierlicher, die Rippen walten mehr vor und sind feiner, letztere wird plumper, und die groben Knoten daran zeichnen sich besonders aus. Den Bauchlobus fand ich zweispitzig im Widerspruch zu den Ornaten des braunen Jura, bei welchen er immer einspitzig ist.

Er findet sich in der Region der verkiesten Ammoniten von Lias γ, liegt aber von allen am tiefsten und ganz an der Grenze des mittleren Lias γ gegen den untern. Ich fand ihn bei Boll, Metzingen, Hechingen, besonders häufig aber erhielt ich ihn von der Ohmenhauser Steige, indem dort diese Schichten gebrochen und als Strassenpflaster (wiewohl schlechtes), auf der dortigen Markung verbraucht wurden.

Ammonites petfos Quenst. Flözg. pag. 118. Ceph. 14. 8.

Ammonites armatus Ziet. 1. 4.
Amm. Germaillensi d'Orbg. 96.

Von den Dornen der schmalen Seiten aus laufen feine Streifen über den breiten Rücken und vereinigen sich theils mit den gleichstehenden Dornen der anderen Seite, theils auch mit alternirenden. Die Breite des Rückens variirt sehr, sowie die Anzahl, Form und Grösse der Dornen. So zählte bei zwei gleich grossen Individuen, von $1\frac{1}{2}''$ Durchmesser, die äussere Windung bei dem einen 40, beim andern 22 Dornen. Bei grossen Exemplaren stehen auf den äussern Windungen die Stacheln oft viel gedrängter, und sind feiner als weiter innen. Bei einem *Amm. petfos* von beinahe 2″ Durchmesser zählte ich auf dem äussersten Umgang 46, auf dem nächst innern blos 23 Knoten. Bei dem grossen Exemplar, welches d'Orbigny Tab. 96. Fig. 1 zeichnet, scheint dieses

Prag bringen André's ökonomiſche Neuigkeiten einen ausführlichen (noch nicht zum Schluſſe gelangten) Bericht, welcher zeigt, daß in der dortigen Sektion für Landwirthſchaft ꝛc. viel Intereſſantes vorgetragen und verhandelt ward. Um ſo weniger erfuhren wir aber über die früheren Verhandlungen zu Stuttgart, Bonn und Jena; namentlich ſcheint die Zahl der theilnehmenden eigentlichen Landwirthe, zumal aus größerer Entfernung, im Ganzen nur gering geweſen zu ſeyn. Dieſe Reſultate lagen bis zu Ende des Jahrs 1836 vor, und die Ueberzeugung befeſtigte ſich bei mir immer mehr, daß, wenn ein großartiger Vereinigungspunkt der deutſchen Landwirthe zu Stande kommen ſolle, dies nur in einer dazu ganz eigens creirten, mit dem Orte wechſelnden Verſammlung möglich ſey, indem ſolche von Landwirthen allein ſchon ſo ſtark beſucht ſeyn müſſe, als dermalen die Verſammlungen der Aerzte und Naturforſcher beſucht ſind. Land- und Forſtwirthſchaft, Garten- und Weinbau, die mit der Landwirthſchaft in Verbindung ſtehenden techniſchen Gewerbe, ſind ſo umfangreich, daß in der kurzen Zeit, welche für eine ſolche Verſammlung der Natur der Sache nach feſtgeſetzt werden kann, nur dann der Einzelne befriedigt und der Erfolg im Ganzen befriedigend ſeyn kann, wenn die Verhandlungen nur jenem einen Hauptzwecke gewidmet ſind, und alle Einrichtungen, Zeiteintheilungen, vorzunehmenden Ausflüge ꝛc. ein und daſſelbe Ziel bezwecken.

Dies wären meine Anſichten, als ich ſeit dem Sommer 1836 an den Verhandlungen Theil nahm, eine allgemeine Verſammlung für die Landwirthe Deutſchlands zu gründen, und jetzt, nachdem ſie ins Leben gerufen iſt, bin ich noch weit beſtimmter der Anſicht, daß das Beſtehen der landwirthſchaftlich-techniſchen Sektion bei den Verſammlungen der Naturforſcher nie einen ſo entſchiedenen Einfluß auf die Förderung der Landwirthſchaft als Wiſſenſchaft und als Gewerbe ausüben kann, als wie dies von einer den höchſten Intereſſen der deutſchen Landwirthſchaft ausſchließend gewidmeten Verſammlung zu erwarten iſt.

Aus falſchem Geſichtspunkte ſcheint mir insbeſondere die Stellung dieſer landwirthſchaftlichen Verſammlung neben der naturforſchenden betrachtet zu werden, wenn ein hochachtbarer landwirthſchaftlicher Lehrer, der Profeſſor Neſtler aus Ollmütz, in ſeinem Berichte über die landwirthſchaftliche Sektion zu Prag (in den

Abnehmen in der Zahl der Rippen gegen innen nicht statt gefunden zu haben, denn er bildet die äusserste Windung mit eben so viel Stacheln besetzt ab, wie die nächst innere.

Dieser so leicht kenntliche und charakteristische Coronat des Lias findet sich häufig im mittleren Lias γ, greift aber nie bis zum *Amm. Valdani* und *ibex* hinauf, sondern liegt etwas tiefer. Er wird verkiest und gewöhnlich wohl erhalten gefunden, bei Boll, Sondelfingen, Hechingen, Echterdingen.

Ammonites pettos costatus.

Tab. 3. Fig. 9.

Es ist mir zwar bis jetzt bei diesem Ammoniten noch nicht gelungen, vollständige Uebergänge zu *Amm. pettos* zu finden, doch zeigen beide manche Aehnlichkeiten mit einander, so dass ich ihn nicht als besondere Species annehmen, sondern ihn zu *Amm. pettos* stellen will. Seine Form ist nicht so coronatusartig, wie die von *Amm. pettos*, denn seine Mundöffnung ist quadratischer, seine Rippen nicht so stachlig. Dagegen laufen bei ihm auch über den breiten Rücken Streifen hinweg, seine Rippen tragen aussen, besonders in der Jugend Knoten, seine Loben weichen von denen des *pettos* nicht sehr ab, dazu liegt er mit *Amm. pettos* in der gleichen Schicht, d. h. ungefähr mit *Amm. Jamesoni* im mittlern Lias γ.

Sein Bauchlobus ist lang, schmal und deutlich zweispitzig. Im Alter werden die Rippen ziemlich breit. Bruchstücke lassen vermuthen, dass er um ein Gutes grösser geworden ist als der eigentliche *Amm. pettos coronatus*. Hinterweiler, Ohmenhausen, Hechingen.

Ammonites centaurus d'Orbg. 76. 3 -6. Quenst. Cephal. 14. 8.

Tab. 3. Fig. 8.

Blos der Kleinheit dieses Ammoniten ist es zuzuschreiben, dass er so lange nicht unterschieden wurde, besonders dass ihn Zieten nicht abbildete, der ihn aus dem Lias γ von Pliensbach

gewiss längst bekannt, wo er ja sehr häufig vorkommt. Er ist eine leicht unterscheidbare Species, von der wir aber ganz ausgewachsene Exemplare nicht genau kennen, da es bei der rohen Verkiesung fast unmöglich ist, den Anfang einer Wohnkammer bei ihm nachzuweisen.

Die Loben hat d'Orbigny 76.6 gut abgebildet, den Bauchlobus fand ich immer zweispitzig. Die Rippen sind meist scharf und hoch, gehen gewöhnlich über den oft sehr breiten, oft schmäleren Rücken hinweg und variiren in Anzahl und Stärke wie bei *pettos* sehr. Die Brut des *Amm. pettos* trägt regelmässige Stacheln, *Amm. centaurus* lässt sich jedoch durch seine hohen ungestachelten Rippen leicht davon unterscheiden.

Findet sich sehr häufig im ganzen mittleren Lias γ, besonders mit *Amm. Valdani*, bei Boll, Hinterweiler, Echterdingen, Balingen.

Ammonites globosus Ziet. 28. 2. Quenst. 15. 8.

Amm. laevigatus Sw. 570.

Tab. 3. Fig. 7.

Findet sich meistens mit Wohnkammer, und sammt dieser wird sein Durchmesser nie über 7‴ gross. Die Wohnkammer beträgt eine halbe Windung und verengt sich langsam gegen den Mundsaum hin. Der Mundsaum selbst jedoch schnürt diese an ihrem Ende tief ein. Die Loben sind einfach, die letzte Luftkammer ist immer sehr eng, so dass sich hier die Lobenlinien berühren, was dafür spricht, dass wir es mit ausgewachsenen Exemplaren zu thun haben, dass *Amm. globosus* also den Durchmesser von 7‴ nicht überschreitet.

Sein Hauptlager ist Lias δ. Aus dieser Schichte erhielt ich ihn häufig von Weidach auf den Fildern und von Heiningen. Tiefer hinab greift er in γ und β ein, doch kenne ich aus diesen zwei Schichten bei weitem keine so deutlichen und grossen Exemplare, wie aus Lias δ.

Belemnites Agric.

In Quenstedt's Cephalopoden sind die Belemniten so vollständig und genau beschrieben, dass ich mich fast ganz auf die

blosse Anführung der einzelnen Species beschränken, und daher nur Weniges über ihr Auftreten in bestimmten Schichten hier anführen kann.

Belemnites clavatus Quenst. 23. 19.

Geht bekanntlich vom Lias γ an bis in den braunen Jura α hinauf. Im untern Lias δ zeichnet er sich sowohl durch sein schönes Vorkommen, als durch seine Alveolen aus (*Orthoceratites elongatus de la Beche*), welche sehr gross werden, und sich im verkiesten Zustand in dieser Schicht häufig mit ihm finden.

Belemnites paxillosus numismalis Quenst. 23. 21—22.

Kommt zwar im ganzen Lias γ vor, aber am grössten und schönsten in dessen Oberregion, mit *Amm. Davöi*. Er greift noch in den untern Lias δ hinein, geht dann aber über in den

Belemnites paxillosus amalthei Quenst. 24. 7—8.

der sich im ganzen Lias δ findet, aber auch wieder in der obern Region, in den Costatenschichten bei weitem am grössten wird. Das englische von Quenstedt Tab. 1. Fig. 1 abgebildete, grosse Exemplar stammt ohne Zweifel auch aus den obern Amaltheenthonen. Im mittlern Lias δ dagegen wird er fast ganz verdrängt durch:

Belemnites elongatus Quenst. 24. 2—3.

eine blosse Varietät von der vorigen Species, welche nie so gross wird als diese, aber ziemlich häufig mit *Amm. heterophyllus* und *Amm. amalthens gigas* vorkommt. Die Scheide ist gegen oben ziemlich stark eingeschnürt. Die Alveolen finden sich bisweilen verkiest und weit über die Scheiden hinaus verlängert, so dass der Durchmesser der letzten Kammer bis 2″ gross werden kann.

Belemnites breviformis amalthei Quenst. 24. 21—23.

Mit *Amm. costatus* in den obern Amaltheenthonen. Für diese Schicht eine charakteristische Species.

Belemnites ventroplanus Quenst. 24. 15—17.

Sein Hauptlager ist zwar der untere Lias δ, doch finden sich im obern Lias γ ihm sehr ähnliche Formen, welche wohl noch zu ihm gerechnet werden müssen.

Belemnites compressus Stahl. Quenst. 24. 18—20. Tab. 3. Fig. 10.

Liegt zahlreich im mittlern Lias δ, und es ist, wie bei *Belemnites elevatus* und *elongatus*, auch ihm häufig die Alveole erhalten; eine solche verkieste Alveole habe ich Tab. 3. Fig. 10 a abgebildet, im Gebirge lag sie noch verbunden mit der Scheide, als ich sie aber herausnahm, verlor sie durch Zerbröckeln den Zusammenhang damit. Das abgebildete Exemplar ist von vorn nach hinten flach gedrückt, desshalb ist der Winkel, den die Seitenlinien machen, etwas stumpfer als bei der unzerdrückten Form.

Belemnites acuarius amalthei Quenst. 24. 9—14.

Findet sich in der Mitte der eigentlichen Thone des *Amm. amaltheus* ziemlich häufig. Sein Unterende schliesst bisweilen einen krystallinischen Kern ein, welchen man bei abgebrochenen Stücken für eine Alveole halten könnte, denn rings herum ist derselbe von der hier ziemlich dünnen Scheide eingeschlossen, deren concentrische Fasern gegen die innere krystallinische Masse scharf abstechen. Grosseislingen, Breitenbach.

GASTEROPODEN

kommen zwar sehr häufig und in vielen Species im mittlern Lias Schwabens vor, aber es sind hier meist blos die innersten Umgänge erhalten und verkiest, welche ihrer Kleinheit halber die Bestimmung sehr erschweren.

Turitella Zieteni Quenst. Flözg. pag. 199, nach Ziet. 32. 6. Quenst. Handb. 33. 38.

Chemnitzia Corvaliana d'Orbg. Terr. jur. 243. 4.

Tab. 3. Fig. 12.

Die Windungen sind schiefer, die Schale ist glätter, der Natheinschnitt liegt tiefer, als bei der folgenden, mit ihr sonst

leicht verwechselbaren Species. Kommt meist als Kieskern vor, mit sehr langem Gewinde ohne Nabel. Findet sich jedoch ziemlich selten und hauptsächlich blos in Lias γ. Boll, Hinterweiler, Hechingen.

Scalaria linsica Quenst. Handb. 33. 27.

Turritella tripleata Röm. Ool. pag. 154.
Chemnitzia Perniana d'Orb. 213. 1 - 4.

Tab. 3. Fig. 13. 14.

Die Schale ist parallel der Nath fein gestreift; senkrecht dagegen verlaufen jedoch gröbere Längswülste und zwar 11—13 auf jedem Umgang, deren Anwesenheit man auf den Steinkernen noch schwach bemerkt. Kommt bei uns meist klein vor, wie Fig. 13, doch glaube ich, dass das Tab. 3. Fig. 14 in natürlicher Grösse abgebildete Exemplar dieselbe Species ist. Letzteres stammt aus Lias δ vom Breitenbach und fand sich dort mit *Amm. heterophyllus*. Dasselbe stimmt in Beziehung auf die Streifung und die Längswülste ganz mit d'Orbigny's *Chemnitzia Perniana*. Da aber das Fig. 14 abgebildete Exemplar wahrscheinlich nur eine ausgewachsene *Scalaria linsica* ist, so habe ich die d'Orbigny'sche Species hierhergestellt. Ebenso glaube ich, dass Römer's *Turitella tripleata* hierher gehört und mit beiden identisch ist, leider aber hat Römer dieselbe nicht abgebildet.

Im mittleren Lias. Häufig fand ich sie in Lias δ von Weidach auf den Fildern, seltener in Lias γ. Hechingen.

Helicina expansa Sw. 273. 1 - 3 Ziet. 33. 3.

Die sehr schöne und meist mit Schale erhaltene Schnecke entschädigt uns einigermassen für die uns mangelnde Species: *Solarium inversum* Quenst. Handb. 33. 31, welche dem mittlern Lias von *Fontaine-Etoupfour* eigen ist, im schwäbischen Lias aber bis jetzt noch nicht gefunden wurde.

Der gewöhnliche Durchmesser ist bei der ausgewachsenen Schnecke ein Zoll, die ganze Schale trägt Spiralstreifen, der Aussenrand ist eckig und schwach hervorstehend, die Obenseite bildet einen sehr stumpfen Kegel, die einzelnen Windungen haben

einen beinahe viereckigen Querschnitt, häufig trägt der Oberrand scharfe, in die Länge gezogene Anschwellungen, die aber nicht der Nath parallel stehen, sondern sich rückwärts von derselben entfernen.

Liegt blos in Lias δ und zwar besonders schön in den mittleren Schichten, bei Grosseislingen, Heiningen, am Breitenbach. Dagegen fand ich sie im unteren Lias δ bei Pliensbach und bei Aselfingen gewöhnlich blos als Steinkern.

Helicina solarioides Sw. 273. 4.

Sowerby trennte diese feinere Form von der etwas derberen *Helicina expansa*. Wir haben dieselbe ebenfalls in Schwaben, und wenn sich auch manche Exemplare ihrer Form nach der *expansa* nähern, so kann man sie doch für gewöhnlich leicht von ihr unterscheiden. Die Windungen sind hier nicht so bombirt, die Spira ist in der Jugend sehr lang, später jedoch wird sie verhältnissmässig kürzer dadurch, dass die Umgänge sehr schnell in die Breite wachsen, so dass die Obenseite keinen regelmässigen Kegel bildet, sondern die kegelförmige Fläche rings herum etwas einwärts geschweift ist. Findet sich als Steinkern schon im obern Lias γ, häufiger aber in γ und δ bei Mähringen, Hinterweiler, Weidach, Hechingen.

Pleurotomaria anglica Goldf. 184. 8.

Trochus anglicus Sw. 142.
Pleurotomaria tuberculosa Ziet. 35. 3.

Tab. 3. Fig. 15.

Kommt im ganzen Lias vor, ist aber durch die Art der Versteinerung wohl für jede Schichte unterscheidbar. Quenst. Handb. pag. 423 schlägt deshalb vor, sie durch Beisetzen der Schichtenzeichen zu unterscheiden. Wir hätten demnach im mittleren Lias eine *Pleurotomaria anglica γ* und ein *Pl. angl. δ*. Erstere findet sich immer nur in schlecht verkiesten Steinkernen, auf denen man die Tuberkeln der Schale blos schwach sieht. *Pleurotomaria anglica δ* trägt dagegen, wenn sie aus den mittleren Schichten von δ stammt, die Schale vollständig und schön,

mit dem deutlichen Band und den Höckern zu beiden Seiten desselben, ganz wie sie Goldfuss abbildet. Zieten 35. 4 gibt eine *Pleurotomaria tuberculosa* aus dem braunen Jura *a* vom Boller Teufelsloch an, wie ich aber am Originalexemplar sahe, ist diese nichts anderes als *Pleurotomaria anglica δ*. Bisweilen sieht man auf Steinkernen dieser *Pleurotomaria* den Abdruck des Einschnittes noch deutlich.

Der Nabel ist schmal. Die aus Lias *γ* kommt an der ganzen Alp hin gleichmässig vor, besonders aber im mittleren Lias *γ*, von Hinterweiler, Sondelfingen, Hechingen. Die aus *δ* fand sich häufig und schön bei Grosseislingen, Wasseralfingen, am Breitenbach, bei Sondelfingen.

Pleurotomaria rotundata Münst. Goldf. 186. 1.

Tab. 3. Fig. 19.

Gleicht in der Jugend der *Pleurotomaria anglica*, nur sind ihre Windungen bombirter, und die Knoten darauf viel schwächer entwickelt, auch ist sie weiter genabelt, als *Pleurotomaria anglica*. Im Alter aber verschwinden die Höcker, sie wird glatt, und auf den runden Windungen zeichnet sich blos das Band stärker aus, an dem die Anwachsstreifen weit rückwärts verlaufen und hiedurch den früheren Einschnitt noch anzeigen. Die Spiralstreifen sind jedoch im Alter noch vorhanden.

Sie findet sich mit *Pleurotomaria anglica δ* mit Schale im mittleren Lias *δ*, Grosseislingen, Wasseralfingen, als Steinkern im oberen Lias *δ* von Sondelfingen, Ohmenhausen, Balingen, auch mögen die undeutlichen Steinkerne aus Lias *γ* theilweise ihr zugehören.

Pleurotomaria Quenstedtii Goldf. 185. 5.

Tab. 3. Fig. 16.

Goldfuss nennt so eine aus Lias *δ* von Berg und Altdorf stammende *Pleurotomaria*, welche einer hochgethürmten *Pleurotomaria ornata* Defr. aus dem braunen Jura *δ* sehr gleicht, jedoch enger genabelt ist, und sich auch durch die Streifung von

ihr unterscheidet. Bei *Pleurot. ornata* walten die Querstreifen weit mehr vor, und nur das Band macht sich stärker dazwischen hindurch geltend, während bei *Pleurot. Quenstedtii* die Spiralstreifen stärker hervortreten, die Querstreifen aber nicht so selbstständig verlaufen, sondern die ersteren nur etwas punktirt machen. Ich kenne bis jetzt kaum ein Paar schwäbischer Exemplare, sie wurde vielleicht wegen ihrer Aehnlichkeit mit *ornata* bei uns nicht genauer beobachtet, nichts desto weniger aber nehme ich sie auf, denn die Form der Schnecke ist schön und bezeichnend, auch wäre es interessant, in Schwaben weitere Exemplare davon zu finden. Das abgebildete Exemplar stammt aus Lias δ von Sondelfingen.

Pleurotomaria multicincta.

Trochus multicinctus Ziet. 34. 1.

Sehr selten. Früher glaubte ich gar nicht an das Vorkommen dieser Species im mittleren Lias, bis mir Zietens Originalexemplar in die Hände fiel, das einen deutlichen Abdruck von *Terebratula numismalis* an sich trägt und dessen Gestein auch mit dem von Lias γ übereinstimmt. Ziet en hat das Stück auf der Zeichnung bedeutend verschönert, hat aber dennoch das Schönste davon weggelassen, denn er übersah das Band bei dem Exemplare, das zwar rings herum sehr undeutlich ist, das aber aussen deutlich in den Einschnitt mündet. Gerade diese Parthie, Ende des Bandes und Anfang des Einschnittes ist an Zietens Exemplar sehr schön erhalten, und zeigt zugleich, dass diese Species nicht zu *Trochus*, sondern zu *Pleurotomaria* zu stellen ist.

Aus Lias γ (wahrscheinlich dem oberen) Boll.

Trochus glaber Koch. und Dunk. Beitr. 1. 12. Goldf. 179. 12.

Tab. 3. Fig. 18.

Die in Lias γ so häufigen Kieskerne eines hochgethürmten *Trochus* müssen hierher gestellt werden, doch ist die Form seiner Schale schwer zu bestimmen. Vielleicht mögen auch einzelne

derselben dem am Donau-Mainka
schalt vorkommenden

Trochus subuleatus Gobld. 1
unsere Kieskerne gewöhnlich höher
gänge als *Trochus subuleatus*. V
ist blos das einzige Originalexe
Tübinger Kabinet liegt, von dem
bestimmt als mittlerer Lias ange

Bei 4 Linien Höhe zählen
7—8 Windungen, was ungefähr
stimmt. Ob er eine Kante über d
kerne nicht beurtheilen. Diese tr
sind die ihnen ähnlichen, noch be
von Altdorf ungenabelt. Er liegt

anal bei Altdorf in Lias δ be-

179. 13. angehören, doch sind
r gethürmt und haben mehr Um-
on *Trochus Schübleri* Ziet. 31. 8.
mplar vorhanden, welches im
die Formation aber nicht ganz
ommen werden kann.

unsere Steinkerne gewöhnlich
mit Dunker's *Trochus glaber*
der Nath trug, lassen die Kies-
ragen einen tiefen Nabel, doch
eschalten Exemplare aus Lias δ
bei uns vorzugsweise in Lias γ.

Trochus imbricat

Turbo marginat

Tab. 3. F

Die Windungen sind viereck
gezogen, doch liegt diese nicht a
vorhergehenden Windung, sonder
weite Nabel der Kieskerne ist bei
füllt. Das Originalexemplar von
zeigte mir, dass diese Species g
imbricatus stimmt, aber von Zi
ist, denn die letzte Windung ist
wächst zu schnell an; die Schal
liegen, dass bei Zietens Exemplar
gedrückt ist. An manchen Stellen
mit den Spiralstreifen, es stammt
Goldbächle bei Gmünd, doch ko
Lias γ vor. Roll, Hinteweiler.

lus Sw. 272. 3, 4.

s Ziet. 33. 1.

Fig. 21.

kig und an der Nath tief ein-
n dem scharfen Aussenrand der
n um ein Gutes tiefer. Der
i beschalten Exemplaren ausge-
Zietens *Turbo marginatus*,
ganz mit Sowerby's *Trochus*
eten etwas unrichtig gezeichnet
t zu gross und die Schnecke
ld hievon mag theilweise daran
der letzte Umgang etwas herab-
n trägt dasselbe noch die Schale
aus Lias δ, wahrscheinlich vom
mmt *Troch. imbricatus* auch in

Trochus umbilicatus

Tab. 3.

Koch's Fig. 17. b. gleicht g

Dunk. und Koch. Beitr. 1. 17.

Fig. 22.

ganz den bei uns vorkommenden

Kieskernen. Die Windungen haben hier einen runderen Durchschnitt, doch ist die Kante auf dem Rücken noch vorhanden. Das Gehäuse ist spitziger und höher als das der vorigen Species, wird jedoch gewöhnlich nicht so gross.

Im Lias γ und δ Hinterweiler, Bolt, Weidach.

Trochus foveolatus Dunk. und K. Beitr. 1. 10.

Tab. 3. Fig. 17.

Eine bei uns ganz klein vorkommende sehr hoch gethürmte Species, welche ziemlich genau mit Dunker's *Trochus foveolatus* stimmt, den dieser aus dem mittleren Lias anführt und abbildet. Bei uns liegt er als Kieskern nicht gerade häufig im mittleren Lias; ausser seiner spitzigen Form kann man wenig an ihm erkennen, da die 3 Spiralstreifen auf jeder Windung, und die eingestochenen Querstreifen meist sehr undeutlich abgedrückt sind. Einige Exemplare spitzen sich auch unter einem solch scharfen Winkel zu, dass sie sich dem *Trochus gracilis* Dunk. Beitr. 1. 15 vollkommen nähern.

Weidach, Hinterweiler u. s. w.

Turbo cyclostoma Ziet. 33. 4. 30. 12. 13. Quenst. Handb. 33. 35.

Tab. 3. Fig. 24.

Die Schale ist mit körnigen feinen Spiralstreifen besetzt. Ungenabelt. Die Umgänge sind rund und ihre Zahl beläuft sich bei 5 Linien hohen Exemplaren auf 5—6. Es kommen jedoch über Zoll hohe Exemplare vor, besonders im mittleren Lias δ, wo ihr Hauptlager ist. Verkiest bei Gmünd, Heiningen, Hinterweiler, Weidach.

Turbo canalis Goldf. 193. 12.

Tab. 3. Fig. 20.

Dieser kleine, in unserem Lias δ häufig vorkommende, bis jetzt aber in Schwaben noch nicht angeführte *Turbo* ist von der Grösse des *Turbo heliciformis*, und wurde wegen seiner Aehn-

ökonomiſchen Neuigkeiten) das Mißrathen der Verſammlung der Landwirthe vorausſieht und weiter ſagt: „Was zwingt uns denn, die landwirthſchaftlichen Geſellſchaften (die verſchiedenen landwirthſchaftlichen Vereine in Deutſchland) mit ihren Jahres- und Monatsverſammlungen aufzugeben und dem Vereine der Naturforſcher und Aerzte den kaum erſt geſtatteten (?) Beitritt auf eine ſchlecht verhehlte Weiſe heimzuſagen?“ — „Er ſehe nicht ein,“ ſagt Profeſſor Neſtler weiter, „wozu ſolche Spaltungen führen ſollen?“

Von der erſten Aeußerung, daß wegen der allgemeinen Verſammlung die beſtehenden landwirthſchaftlichen Geſellſchaften aufgegeben werden könnten oder ſollten, ſehe ich vorerſt ab, indem ſolche Aeußerung nur auf Mißverſtändniß beruhen kann. Was aber die Verſammlung der Naturforſcher betrifft, ſo ſoll ihr keineswegs mit Undank gelohnt ſeyn, vielmehr werden wir Landwirthe es ſtets uns zur Ehre rechnen, daß wir an jener nun ſo lange ſchon bewährten Verſammlung Theil zu nehmen eingeladen ſind; wir werden und wollen es niemals vergeſſen, welche große Vortheile, welche wichtige Aufſchlüſſe uns die Naturwiſſenſchaften ſchon gewährten und ferner gewähren ſollen; wir werden und wollen es für ein großes Glück halten, wenn die Naturforſcher einestheils die Erfahrungen der Land- und Forſtwirthe berückſichtigen, anderntheils ihre Forſchungen dahin richten, daß ſie auch der Landwirthſchaft vorzugsweiſe von praktiſchem Nutzen ſind.

Stets möge die Verſammlung der Landwirthe ſich als die Tochter und die der Naturforſcher als die Mutter betrachten! — Es möge doch ja die landwirthſchaftlich-techniſche Sektion bei den Naturforſchern fortbeſtehen! Könnte ſie jedoch ſo organiſirt werden, daß in ihr vorzugsweiſe die für die Landwirthſchaft in irgend einer Beziehung wichtigen neuen Entdeckungen und Reſultate zur Sprache und Verhandlung kommen, welche im Gebiete der Chemie, der Phyſik, der Pflanzenphyſiologie ꝛc. zu Stande gebracht worden ſind; dann, glaube ich, würde dieſe Sektion ihre Aufgabe am ſchönſten erfüllen, ſie würde von Landwirthen noch weit mehr als ſeither und mit noch weit größerem Nutzen beſucht werden, und von „Spaltung“ würde keine Rede ſeyn, wohl aber von ſchöner Harmonie, in welcher die Mutter und Tochter neben einander fortbeſtehen und wirken.

lichkeit mit denselben, wahrscheinlich gar nicht davon unterschieden. Doch betrachtet man ihn genau, so sieht man, dass die Querwülste fehlen und seine Windungen etwas runder sind. Die Figur 20. a. soll ein beschaltes, stark vergrössertes Exemplar vorstellen, doch ist an unseren Exemplaren die Schale nur höchst selten erhalten.

Gewöhnlich nur 2 Linien gross: ich erhielt diese Species häufig aus Lias δ von Weidach auf den Fildern.

Turbo heliciformis Ziet. 33. 3. Quenst. Handb. 33. 49.

Tab. 3. Fig. 23.

Quenstedt, Handb. pag. 420 hält diese Species für die Brut einer *Pleurotomaria*. Zu welcher der vorhandenen ausgewachsenen Species er gehört, ist jedoch noch nicht ausgemacht. *Pleurotomaria anglica* hat in der frühesten Jugend die Querstreifen noch nicht, welche die Kieskerne des kleinen *Turbo heliciformis* auf ihren Windungen tragen, desshalb kann er nicht zu ihr gestellt werden, eher noch zu der vorigen Species. Der Nabel ist sehr weit, 2 Kanten verlaufen auf dem Rücken, ganz bandartig. Die Windungen sind nicht so bombirt, als es Fig. 23. Tab. 3 gezeichnet ist. Wird gewöhnlich blos einige Linien gross und findet sich in Lias γ, ε und δ häufig, Hinterweiler, Hechingen, Weidach.

Margarita Leach.

Tab. 3. Fig. 11.

Ich bildete diese Schnecke desshalb ab, weil sie mir für ihre Schichte wichtig zu sein scheint. Sie kommt nemlich an verschiedenen Localitäten immer mit *Pentacrinites subangularis* vor; ich erhielt sie schon mehrmals von Hinterweiler, von der Kirchheimer Gegend u. s. w. und zwar jedesmal mit Gliedern des obengenannten *Pentacriniten* im gleichen Stück steckend. Die Anwachsstreifen, sowie die äussere Form der Schnecke stimmen mit den jetzt lebenden *Margarita*-arten überein, unsere fossile ist wie einige der lebenden ungenabelt.

BRACHIOPODEN.

In Quenstedts Handbuch der Petrefaktenkunde sind die Brachiopoden mit grosser Aufmerksamkeit behandelt, sowohl in Beziehung auf ihr Vorkommen in den einzelnen Schichten, als auf die Vollständigkeit ihrer Aufzählung und Beschreibung. Dabei sind unsere liassischen besonders berücksichtigt, so dass wir jetzt erst im Stande sind, z. B. all die Terebrateln aus der Familie der Biconcaven, welche im mittleren Lias auftreten, zu bestimmen, ohne dabei das Gedächtniss mit zu vielen Species in Anspruch nehmen zu müssen.

Eine vollständige und sehr genaue Zusammenstellung unserer schwäbischen mit den norddeutschen Species (vorzugsweise mit Römer'schen und Dunker'schen) gibt Dr. Rolle in seiner Vergleichung des norddeutschen Lias mit dem schwäbischen. Wir beginnen mit den am tiefsten liegenden Biconcaven.

Terebratula oxynoti Quenst. Handb. 36. 4—5.

Quenstedt nannte sie so, weil sie sehr häufig im oberen Lias β mit *Amm. oxynotus* vorkommt. Ihr Hauptlager ist nun zwar Lias β, doch fand ich sie auch nicht selten in der Unterregion von Lias γ. Sie ist deshalb unter den Terebrateln des mittleren Lias auch noch anzuführen. Ohmenhausen, Hechingen.

Terebratula calcicosta Quenst. Handb. 36. 6—9.

In Quenst. Handb. pag. 451 wird als Hauptlager dieser schönen und charakteristischen Species der obere Lias β angegeben. Ich fand dieselbe jedoch noch nie unter der Geodenbank des *Amm. raricostatus*, welche die Grenze zwischen Lias β und γ bildet, sondern immer darüber, d. h. nie in Lias β, sondern immer in Lias γ und zwar in den untersten festen Bänken, in der Region der *Gryphaea cymbium*. So bei Ohmenhausen, Nehren, Hechingen. Dass sie an andern Orten tiefer liegt bezweifle ich.

Terebratula tetraedra Sw. Quenst. Handb. 36. 30.

Die Species, auf welche Quenstedt den oft gebrauchten

Namen *Ter. tetraedra* überträgt, findet sich genau mit *Ter. calcicosta* in der gleichen Schichte. Bei *Ter. tetraedra* sind die Falten in der Wirbelgegend etwas schwächer als bei *calcicosta*, sonst möchte ich glauben, dass diese *Ter. tetraedra* eben ein ausgewachsenes Exemplar von *Ter. calcicosta* ist, denn beide gehen vollständig in einander über. Doch ist der tiefe, weit nach vorn heraufgeschlagene Sinus, welcher die ausgewachsenen Exemplare von *Ter. tetraedra* auszeichnet bei der kleinen *Ter. calcicosta* noch nicht sichtbar und erst Formen, deren Grösse zwischen beiden in der Mitte stehen, zeigen ihn deutlicher. Ich fand sie, wie schon angeführt, in der Unterregion von Lias γ, und zwar ziemlich häufig, bei Balingen, Hechingen, Nehren, Ohmenhausen.

Terebratula variabilis Ziet. 42. 6. Quenst. Handb. pag. 451.

Die verkieste Muschel hat schaute ungetheilte Rippen, die bis zu den Wirbeln verlaufen. Ziet en's Figur ist vortrefflich und zeigt sehr deutlich den Unterschied zwischen ihr und *Ter. rimosa*. Findet sich im mittleren Lias von Boll, Hinterweiler.

Terebratula rimosa v. Buch. Ziet. 42. 5. Quenst. Handb. 36. 10—13.

Verkiest, besonders im mittleren Lias γ. Bei der länglichen *Terebratula rimosa oblonga* Quenst. Handb. pag. 452 spalten sich die Rippen nicht so scharf, vielmehr sie verlieren sich in der Mitte fast ganz, so dass die Wirbelgegend beinahe glatt wird. Lias γ Hinterweiler.

Terebratula fimbria Sw. Quenst. Handb. 36. 14.
Ter. fascillata v. Buch. Ter. pag. 63.

Kommt zwar in Lias γ vor, aber häufiger und schöner in δ. Man kann hier eine Varietät mit feineren und eine mit gröbern Rippen unterscheiden.

Die hieher gehörige *Terebratula acuta*, welche im Elsass in den Amaltheenthonen so schön vorkommt, fehlt in Schwaben ganz.

Terebratula scalpellum Quenst. Handb. 36. 18.

Diese von Quenstedt neu aufgestellte Species hat eine flache Form, von den Wirbeln bis in die Mitte der Schale ist sie glatt, dann aber erheben sich allmählig ziemlich scharfe Falten, welche bis zur Stirn laufen. Lias δ, Hinterweiler.

Terebratula amalthei Quenst. Handb. 36. 17.

Was für Lias γ die *Ter. trimosa* ist, das ist diese schöne Species für δ. Sie geht nicht in die Numismalismergel hinab. Heiningen, Breitenbach.

Terebratula quinqueplicata Quenst. Handb. 36. 18.

Ausschliesslich im oberen Lias δ. Wird über $1^1/_2$ Zoll lang. Junge Exemplare davon gleichen der *tripdicata* Quenst. Handb. 36. 1 aus Lias α sehr. Liegt in unseren Sammlungen meist noch als *Ter. tetraedra* bestimmt, nach Quenstedt, Flötzgeb. pag. 212. Besonders schön in der Boller Gegend; ferner fand man sie häufig im oberen Lias δ zu Ohmenhausen, als dort ein grosser Brunnen gegraben wurde, welcher gerade noch in diese Schichten einschnitt.

Terebratula numismalis Lmk. Quenst. Handb. 37. 32—34.

Die ächte, meist verkieste, münzenartige *Terebratula numismalis* von flacher Form, ist im mittleren und unteren Lias γ am häufigsten, doch liegt sie schon in den Oxynotenschichten von Lias β, im oberen Lias γ ist sie selten, in Lias δ tritt sie wieder verkiest auf, aber meist als eckige Form, welche von Quenst. Handb. 37. 28 schon zu *Terebr. quadrifida* gestellt wird.

Dies wäre das Vorkommen der platten *Terebratula numismalis*. Wir kommen nun zur aufgeblähten grössern Form, die ihrerseits ähnlich der eigentlichen *Ter. numismalis* wieder verschiedene Varietäten bildet, im Ganzen aber als eine ziemlich

bestimmte Species angesehen werden kann. So kommt sie z. B. an der Stirn gespalten vor, oder kann sie oval werden, oder stark aufgebläht sein, Varietäten, welche Quenstedt, um sie von der platten *Ter. numismalis* zu unterscheiden *Ter. numismalis inflata, ovalis* etc. nennt, die sich aber alle um eine bestimmte Grundform reihen, welche nicht durch eine platte, sondern durch eine aufgeblähte *Ter. numismalis* repräsentirt wird. Eine solche Grundform habe ich Tab. 4. Fig. 1 abgebildet, sie unterscheidet sich von der platten comprimirteren *Ter. numismalis* durch ihre grössere, längere und besonders dickere Form. Römer zerreisst sie in viele Species, welche er *Ter. vicinalis, subdigonalis, subovoides, subovalis* und *triquetra* nennt. Mehrere dieser Namen, wie *vicinalis* und *triquetra*, wurden nach Sowerby und Leopold v. Buch für ganz andere nicht liassische Species angenommen, unter den übrigen wählen wir für unsere Species den Namen derjenigen von Römer's Varietäten, welche mit unsern Exemplaren am meisten stimmt, d. h. welche den Grundtypus der ganzen Form, besonders gegenüber der eigentlichen *Terebratula numismalis* am besten vertritt.

Terebratula subovoides Röm. Ool. 2. 9.

Tab. 4. Fig. 1.

wäre also die von Lias α bis in Lias δ ziemlich gleichmässig vorkommende Terebratel, der wir, um sie genauer in Rücksicht auf ihr Lager zu bestimmen, blos noch den griechischen Buchstaben der Schichte beizusetzen haben. Ausser den schon angeführten Kennzeichen füge ich noch bei, dass der Hals im Vergleich zur eigentlichen *Ter. numismalis* stärker, mehr übergebogen und das Loch grösser ist als bei dieser.

Sie kommt fast nie verkiest vor, sondern immer verkalkt, deshalb sind die Knochengerüste bei ihr nicht so leicht darzustellen, wie bei der verkiesten *Ter. numismalis*. Einmal nur erhielt ich von ihr das Lehnstuhlgerüst, welches in der hohlen Terebratel von Kalkspathkrystallen umgeben war, und von diesen befestigt wurde. Bei den Exemplaren, welche nun in den Kalkbänken des obern Lias ζ findet, springt häufig die Stirn in zwei

oft nicht ganz gleiche Ecken hinaus, wodurch die ganze Terebratel dann ziemlich unregelmässig aussieht.

Findet sich continuirlich von der Ellwanger Gegend an bis zur Wutach hin, und wird in manchen Schichten und Lokalitäten sehr häufig.

Terebratula subdigona n. sp.

Tab. 4. Fig. 2.

Der Species-Name *digona*, welcher nach Sowerby Tab. 96. und besonders von Leopold v. Buch Berl. Abh. 1833 pag. 106 allgemein für die im Oxfordthon vorkommende Terebratel angenommen worden ist, kann nicht wohl zugleich für unsere in den Amaltheenthonen liegende, jener ähnlichen Terebratel gebraucht werden, dem zudem, dass die Lager beider so weit entfernt von einander sind, variiren sie auch in ihrer Form etwas unter einander; denn die ächte *Ter. digona* ist gegen den Schnabel hin gewöhnlich etwas dicker, und auf beiden Seiten nicht so ausgeschweift, als die liassische.

Doch ist das Aussehen beider ein solch ähnliches, dass viele Autoren verführt wurden, den Namen der oolithischen auf die liassische überzutragen, so beschreibt z. B. Römer Ool. pag. 49 eine *Ter. digona* aus den Belemnitenschichten des Lias von Kahlefeld. Um jedoch an die ähnliche Terebratel, welche den Namen rechtmässiger Weise trägt, zu erinnern, wollen wir den Namen derselben für unsere liassische theilweise beibehalten und sie *subdigona* nennen, ähnlich der ihr so nahestehenden vorigen Species.

Sie wird nicht viel über ½ Zoll hoch, kann variiren in Beziehung auf ihre Dicke, und das Hervorspringen der Ecken an der Stirn; doch bleibt sie immer eine ziemlich constante Form, sowie auch die obern Amaltheenthone bei uns fast ausschliesslich ihr Lager bleiben; ich fand sie selten in anderen Schichten, dagegen traf ich sie in der angeführten Region häufig bei Sondelfingen, Frommern, Zell.

Terebratula Heyseana Dunk. Quenst. Handb. 37. 47.

Terebr. *resupinata* Röm. 12. Fig. 7.

Die zierliche Species, mit der an der Stirn rückwärts ein-

gebogenen Bauchschale, lässt deutlich zwei Formen unterscheiden, eine aufgeblähtere meist etwas grössere, und eine sehr comprimirte kleinere. Beide liegen gewöhnlich in Lias δ, doch ist die erstere etwas seltener. Die comprimirtere fand ich auch schon in Lias γ und zwar in den mittleren Schichten. Da ich sie selbst darin fand (bei Hechingen) und da das Exemplar so deutlich und wohl erhalten war, so kann ich ihr Vorkommen in Lias γ mit Bestimmtheit angeben, besonders da an dem Platze, wo sie lag, keine Möglichkeit vorhanden war, dass sie hätte weiter von oben herunterkommen können.

In Lias δ findet man sie häufig am Gehbächle bei Gmünd, seltener in Hinterweiler, Sondelfingen und Weisach auf den Fildern.

Spirifer octoplicatus *Sw.* 562. Ziet. 38. 6.

Spirifer fimbriatus v. B. z. t.

Tab. 4. Fig. 3.

Unsere Exemplare stimmen vollständig mit den Sowerby'schen. Dieser Spirifer liegt vorzugsweise in Lias γ und in den Kalkbänken von Lias β, während dem in Lias α der eigentliche Spirifer Walcotti *Sw.* 377. 2. vorherrscht.

Spirifer octoplicatus wird gewöhnlich nicht so gross als Walcotti, trägt wie dieser sehr ausgesprochene Anwachsstreifen, unterscheidet sich aber von ihm durch seine stärkern Falten, durch seine breitere Form und grössere Area, welche mit der Vereinigungsfläche beider Schalen oft nahezu einen rechten Winkel bildet. Doch spricht sich dies bei unsern Exemplaren nicht so stark aus wie bei den französischen, auch variirt die Höhe und Breite der Area stark. Im Allgemeinen ist jedoch die Form dieser Species ziemlich constant, und man hat besonders bei Exemplaren aus dem mittlern Lias wenig mit Verwechslung, oder Uebergang zu andern Spiriferen zu kämpfen.

Auch im obern Lias δ traf ich noch Spiriferen an, welche zwar von octoplicatus etwas verschieden waren, aber doch nicht so viel, dass man sie von ihm trennen müsste. Sie besassen gewöhnlich einen stärkeren Sinus und Wulst, dagegen schwächere Falten. Die Area war sehr gross, sie liegen in den obersten

Schichten. Aus Lias γ besitze ich zwar eine grössere Anzahl von Exemplaren dieser Species, doch ist sie hier auch nicht gerade häufig.

Der eigentliche Spirifer Walcotti Sw. 377. 2. bildet die Brücke von *Spirifer octoplicatus* zu *Spir. verrucosus*, denn seine Form steht ziemlich in der Mitte zwischen beiden. In Lias γ kommen bisweilen Formen vor, die mit Spirifer Walcotti die meiste Aehnlichkeit haben, denn ihre Falten treten zu stark hervor, um sie zu *Spirifer verrucosus* stellen zu können, für *Spirifer octoplicatus* ist aber ihre Form zu schmal, zu bombirt und zu schwach gefaltet. Doch sind sie ziemlich selten.

Spirifer Walcotti, Quenst. 38. 34.

gehört hieher.

Tab. 4. Fig. 4.

stellt einen solchen aus den unteren Numismalismergeln stammenden dar.

Spirifer rostratus Schloth. 14. 4. Quenst. Handb. 38. 37.

Tab. 4. Fig. 7.

der beinahe ausschliesslich im obern Lias δ vorkommende, bombirte, faltenlose Spirifer, mit schwachem Sinus und sehr kleiner schmaler Area, welche von dem starken übergebogenen Schnabel fast ganz verdeckt wird, ist leicht durch die angeführten Kennzeichen fest zu halten, besonders da er fast immer ziemlich gross vorkommt, und sich auf die wenig mächtige Schicht des obern Lias δ beinahe ganz beschränkt, auf keinen Fall aber für tiefere Schichten des mittlern Lias beides sehr bezeichnend ist. Dagegen:

Spirifer verrucosus Ziet. 38. 1—3.

Tab. 4. Fig. 5. 6.

seinem ganzen Auftreten, sowie seiner Form nach sich leicht von der vorigen Species unterscheiden lässt. Im Gegensatz zu dem mit schwachem Sinus und kleiner Area versehenen bombirten *Spirifer rostratus* trägt dieser auf dem Rücken einen viel stärkern Sinus, der bis zur Schnabelspitze geht, und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21370 / 046

eine grosse Area mit sehr langem deltaförmigem Loch. Dabei ist die Form von *Spirifer verrucosus* besonders im Alter breiter und nicht so dick, als bei jenem. Bei *Spir. verrucosus* verlaufen neben dem Sinus schwache Falten, die aber meist blos bei jungen Exemplaren sichtbar sind. Tab. 1. Fig. 6 a, b, c, d. Die Schalen beider tragen durchbohrte Warzen.

Er wird gewöhnlich blos aus Lias γ beschrieben, doch untersuchen wir genauer, wo er sonst noch im mittlern Lias liegt, so finden wir, dass er zwar in Lias γ sehr zahlreich vorkommt, besonders in den untersten Schichten mit *Ter. calcicosta*, dass er aber hier sehr klein bleibt, und dass er sich erst im obern Lias δ grösser und schöner entwickelt wieder vorfindet, als in den tiefen Schichten. Selbst hinter *Spirifer rostratus*, den man gewöhnlich für grösser hält, bleibt er an Grösse nicht zurück. Von der Stirn bis zur Schnabelspitze messen die grössten Individuen beider Species $1\frac{1}{2}''$. *) Wir dürfen also unter *Spir. verrucosus* nicht blos die kleinen Exemplare von Lias γ verstehen, sondern die im ganzen mittlern Lias vorkommenden, im obern Lias δ aber dem *Sp. rostratus* an Grösse gleich kommenden Spiriferen mit grosser Area und tiefem Sinus. Zieten 38. 1. bildet als *Spirifer Hartmanni* einen solchen grossen *Spir. verrucosus* ab, derselbe wird aus dem obern Lias δ von Grosseislingen stammen, wo ich ihn selbst schon sehr gross fand. Leopold v. Buch citirt, bei seiner Beschreibung des *Spirifer verrucosus* für diesen die Zieten'sche Fig. 2. Tab. 38. In der That ist diese Figur ein wahres Bild, wie er in Lias γ vorkommt, nur dass die nicht, oder schwach gefalteten Exemplare ebenso häufig sind, wie die deutlich gefalteten Ziet. Fig. 2. Ziet. Fig 3. ist noch zu *verrucosus* zu stellen, er hat zwar eine kleine Area, aber der Sinus ist stark, und die Form des Sinus ist ja beim Spirifer immer constanter als die der Area. Zieten hat also den ächten *Spir. rostratus* gar nicht abgebildet. Quenstedt Handb. 38. 39 — 40 zeigt die

*) Ich glaube dass diese Spiriferen etwas höher hinauf gehen als *Amm. amaltheus*, doch hört ihr letztes häufigeres Auftreten mit dem obern Lias δ entschieden auf, und ist in Lias ε nur vereinzelt, und desshalb ziemlich unwichtig.

3) Welche Erfolge kann das Fortbeſtehen der landwirthſchaftlichen Wandergeſellſchaft für die Förderung der deutſchen Landwirthſchaft haben, und damit zugleich für die Volksbildung, das Volkswohl?

Zur Beantwortung dieſer Frage liegen in dem bisher Geſagten bereits viele Andeutungen. Ich beſchränke mich daher darauf, Folgendes theils kurz zu wiederholen, theils ergänzend zuſammenzuſtellen.

Zunächſt muß ich zu dem Ende berühren, daß die perſönlichen Bekanntſchaften und Berührungen der einzelnen Theilnehmer ſchon unendlich viel dazu beitragen, einſeitige Anſichten zu berichtigen, wiſſenſchaftliche Bildung und Gemeinſinn zu heben und zu fördern. Der als landwirthſchaftlicher Schriftſteller, wie durch ſeine praktiſchen Leiſtungen allgemein bekannte Amtsrath Koppe aus Wollup ſprach ſich nach ſeiner Zurückkunft von Dresden in einem in mehrere öffentliche Blätter übergegangenen Aufſatze unter anderm folgendermaßen hierüber aus: „In der Verſammlung zu Dresden war derjenige Sinn vorherrſchend, ja faſt der allein ſichtbare, welcher allezeit eine Folge der Forſchung nach Wahrheit iſt. Die böſen Leidenſchaften der Menſchen, wie Neid, Eiferſucht, kleinliche Tadelſucht, waren nicht ſichtbar. Ein jeder theilte mit, was er wußte und wie er es vermochte ꝛc. — Die alten Bekannten, die ſich hier zuſammenfanden, freuten ſich des Wiederſehens, und Männer, die ſich ohne dieſe Veranlaſſung nie hätten kennen gelernt, ſchloſſen ein Freundſchaftsbündniß ꝛc. — Das einſeitige Streben nach Gewinn, welches dieſen zum Endzwecke des Daſeyns macht, welches allen Sinn für die Förderung des allgemeinen Wohls abſtumpft, und den fluchwürdigen Egoismus erzeugt und nährt, wurde von der Verſammlung als eine verkehrte Richtung des Zeitgeiſtes anerkannt. — Darf ich, ſagt Koppe weiter, von mir auf andere ſchließen, ſo iſt der Geſchäftsfreund eben ſo befriedigt von dieſer Verſammlung zurückgekehrt, als der Vaterlandsfreund und der Menſch. — Manches Mißverſtändniß, welches durch die beſte ſchriftliche Mittheilung veranlaßt wird, iſt durch die mündliche Aufklärung ſolcher Männer berichtigt worden, welchen eine langjährige Erfahrung über eine Gewerbsangelegenheit zur Seite ſtand. — Möge die unter uns Deutſchen erwachte Neigung zu allgemeinen

Spiralärme dieser Species in einer Vollständigkeit, wie sie uns unsere meist verkalkten Exemplare nur selten darzustellen gestatten.

Findet sich in Lias γ, bei Echterdingen, Hinterweiler, Hechingen, Pliensbach im mittlern Lias δ ziemlich selten am Breitenbach, im obern Lias δ bei Grosseislingen, Zell, Frommern.

CONCHIFEREN.

Ostrea Lmk.

Im Allgemeinen sind die Austern im mittlern Lias Schwabens nicht sehr verbreitet, doch trifft man solche in einzelnen Schichten etwas häufiger an, so dass sie für dieselben doch einigen Werth bekommen, und ich sie desshalb nicht übergehen will. So habe ich aus den untern Numismalismergeln eine gefaltete Auster abgebildet, Tab. 4. Fig. 8, welche, wie auf der Abbildung gezeigt ist, gewöhnlich an *Gryphaea cymbium* angewachsen ist, man könnte dieselbe

Ostrea cymbii n. sp.

Tab. 4. Fig. 8.

nennen, denn sie ist oft dergestalt mit *Gryphaea cymbium* verwachsen, dass es einem kaum möglich wird, die Grenzlinie zwischen beiden auszumitteln. Durch diesen Namen ist dann auch zugleich die Schichte angegeben.

Eine ihr ähnliche Auster

Ostrea amalthei n. sp.

liegt in der Unterregion von Lias δ. Sie gleicht der *Ostrea arietis* Quenst. Handb. pag. 498 wird aber etwas grösser. Dies wären die beiden Austern, welche sich im mittlern Lias Schwabens auszeichnen. Goldfuss bildet eine *Ostrea irregularis* aus den Liasmergeln von Linz ab; ähnliche Exemplare haben wir auch in unsern untern Numismalismergeln mit *Gryphaea cymbium* und *Gryphaea obliqua*. Auf Tab. 4 Fig. 8, habe ich eine solche abgebildet, an welcher aber *Ostrea cymbii* sitzt. Doch geht

diese Ostrea vollständig in Gryphaeen über, sobald bei ihr die Ansatzfläche etwas kleiner wird, und umgekehrt wird mit dem Wachsen der Ansatzfläche *Gryphaea cymbium* zur *Gryphaea obliqua* Goldf. 85. 2. und diese zur *Ostrea irregularis*, so dass, wenn ich viele Exemplare neben einander lege, ich nicht im Stande bin, eine bestimmte Grenze zwischen der *Ostrea irregularis* Goldf. und *Gryphaea cymbium* zu ziehen. Da wir bei *Gryphaea arcuata* und *calceola* ähnliche Beispiele von Formabweichungen haben, so sind *Ostrea irregularis*, sowie *Gryphaea obliqua* als Individuen von *Gryphaea cymbium* anzusehen, deren grosse Ansatzfläche die ganze Gestalt der Muschel unregelmässig gemacht hat, und welche also vollkommen die gleiche Species sind mit:

Gryphaea cymbium Lmk.

Unsere schwäbischen Exemplare erreichen nie die Grösse der bairischen, wie sie Goldfuss 85. 1. c. b. abbildet, von mehr als 5″ Länge und 3″ Breite, sondern sie werden kaum halb so gross. Die von der Wutachgegend, welche dort ganz an der Grenze gegen Lias β liegen, sind zwar etwas grösser, als die aus Württemberg, doch bleiben sie in Schwaben in Beziehung auf Grösse beinahe hinter der *Gr. arcuata* zurück. Von dieser lassen sie sich leicht durch den Mangel der Furche in der Unterschale, und durch ihre breitere Form unterscheiden. Der Schnabel biegt sich nach oben, und trägt eine verschieden geformte Ansatzfläche. Liegt schon in Lias β, jedoch gar nicht häufig, und gewöhnlich als etwas breitere Varietät, aber ihr Hauptlager ist der untere Lias γ, wo sie ganze Bänke anfüllt. Im mittlern und obern Lias γ kommt sie nur spärlich und schlecht erhalten vor. Boll, Hinterweiler, Ohmenhausen, Aselfingen an der Wutach, Echterdingen.

Placuna Lmk.

Quenstedt wendet dieses Genus auf eine in Lias α nicht selten vorkommende Muschel an, und bildet sie Handb. Tab. 40. Fig. 34 ab. Das Vorkommen der dünnschaligen, einem runden

Gryphitendeckel gleichenden Species setzt sich auch in Lias γ fort, ist aber hier etwas seltener als in Lias α.

Pecten glaber δ.

Glatt, und blos durch die Formation von dem eigentlichen *Pecten glaber* Hehl. aus Lias α unterscheidbar, welchen Zieten 53. 1 beschreibt und abbildet. Wir können desshalb, um ihn genauer zu bezeichnen, nichts thun, als hinter glaber ein δ setzen, wodurch wir seine Schichte andeuten, und ihn von dem aus Lias α unterscheiden.

Er ist häufig im mittlern Lias δ, doch bekommt man ihn nicht leicht wohl erhalten und mit Schale. Besonders oft fand ich ihn am Breitenbach bei Betzingen mit *Amm. amaltheus gigas.*

Pecten amalthei n. sp.

Tab. 4. Fig. 9.

Wurde von mir bis jetzt immer nur in den eigentlichen Amaltheenthonen beobachtet, doch zeichnet er sich in diesen durch seine Häufigkeit aus; nichts desto weniger ist es mir aber bis jetzt noch nicht gelungen, vollständigere Exemplare als das abgebildete von ihm aufzufinden, da der Thon, worin er liegt, sehr bröcklich ist, die Individuen aber gewöhnlich nicht grösser als Fig. 9 werden. In der Mitte ist die abgebildete Schale fast glatt, dagegen werden auf der linken Seite gegen den Rand hin die radialen Streifen stärker; gegen den Rand rechts dagegen lauft vom Wirbel aus eine ziemlich starke Kante, und daneben eine Vertiefung, welche von der Schale ein Stück abschneiden, das ausserhalb der Kante einen glatten Anhang bildet. Concentrische Streifen sind zwar vorhanden, doch sind sie so fein, dass sie auf Fig. 9 nicht berücksichtigt wurden. Von den Ohren zeigen meine Exemplare nur die Anfänge.

Mit *Amm. amaltheus gigas* und *Amm. heterophyllus* am Breitenbach vorkommend.

Pecten aequivalvis Sw. 136. 2. Goldf. 89. 4.

Tab. 4. Fig. 11.

Dieser mit circa 20 abgerundeten Rippen versehene Pecten

ist einer der schönsten des ganzen Lias, doch erreichen unsere schwäbischen Exemplare nie die Grösse und Schönheit der ausländischen, z. B. der von Uhrweiler im Elsass, denn dort werden sie über 5″ gross, und dabei sind ihnen beide Schalen sammt den Ohren erhalten, während dem wir uns mit einer einzigen, meist von der Innenseite blossliegenden Schale begnügen müssen.

Das Hauptlager ist der mittlere Lias δ, Breitenbach, Sondelfingen.

Pecten priscus Schl. Gold. 89. 5.

Pecten costulatus Ziet. 52. 3.

Tab. 4. Fig. 10.

Hat ungefähr 20 Rippen auf jeder Schale, doch sind dieselben scharf, und bisweilen mit sehr deutlichen Querstreifen versehen, so dass sie punktirt erscheinen. Er bleibt klein, und erreicht blos in seltenen Ausnahmen die Grösse des in Quenstedt's Handbuch Tab. 40. Fig. 47 abgebildeten Exemplars.

Kommt vom untersten Lias γ bis zum obersten Lias δ bestimmt und häufig vor. Pliensbach, Breitenbach, Hinterweiler.

Ausser den eben beschriebenen Pectenarten finden sich noch mehrere im mittlern Lias, doch sind solche im Allgemeinen selten. So fand ich z. B. einen im untern Lias γ, ziemlich gross, und dem *Pecten textorius* ähnlich, doch standen seine Rippen etwas weniger gedrängt. Ein anderer, der aus dem untern Lias δ stammt, trägt ungefähr 20 ziemlich unregelmässig stehende Rippen. In jedem Zwischenraum sind zwei etwas feinere eingeschaltet, welche vom Rand ab gegen den Schnabel hin langsam verlaufen, so dass sie aufhören, meist ehe sie in die Mitte der Schale gelangt sind. Dabei werden die Rippen durch einzelne concentrische Falten unterbrochen. Ganz oben um die Schnabelgegend herum stellen sich sehr feine concentrische Streifen ein, welche auch noch über die Ohren weggehen. Ausser diesem enthält der untere Lias δ noch mehrere, bis jetzt unbeschriebene, und zum Theil sehr zierliche Pectenarten.

Pecten velatus Goldf. 90. 2.

Pecten tumidus Ziet. 52. 1.

Tab. 4. Fig. 12.

Findet sich zwar im ganzen mittlern und obern Lias, doch ist er in den Amaltheenthonen am häufigsten. Auch die Exemplare, welche von dieser Species noch im weissen Jura vorkommen, sind kaum von den liassischen zu unterscheiden. Goldfuss und Zieten bilden die linke Schale davon ab, desshalb kann man an ihren Figuren das grosse Bissusohr nicht sehen. Unregelmässige concentrische Erhöhungen zeichnen beide Schalen aus, dagegen kann man auch ohne die Ohren zu haben, die linke von der rechten unterscheiden durch die stärkeren Rippen, welche die erstere trägt, und welche oft ziemlich unregelmässig anschwellen. In den Zwischenräumen welche sie unter sich lassen verlaufen schwächere Rippen. Dies macht die ganze Muschel Spondylus-artig. Daher *Spondylus velatus* Quenst. Handb. pag. 511. Die schwächern Rippen, welche sich auf beiden Schalen befinden, sind quer gestreift und werden dadurch punktirt.

Im obern Lias γ fand ich ihn bei Sondelfingen, im mittlern Lias δ am Breitenbach.

Plagiostoma giganteum γ.

Blos durch das Lager unterscheidbar von dem in Lias α so häufigen *Plagiostoma giganteum* Sw. Ich fand ersteres oft im untersten Lias γ meist zerdrückt, in Exemplaren von nur ein paar Zoll Höhe, deren Grösse also weit hinter derjenigen zurückblieb, welche die in Lias α vorkommenden, erlangen. Etwas glätter schien mir die Schale der Exemplare aus dem mittlern Lias zu sein, doch wird dieselbe, wie bei den aus Lias α an den Seiten etwas rauher als in der Mitte. Ohmenhausen, Sondelfingen.

Plagiostoma Hermanni δ. Voltz. Ziet. 51. 2.

Diese in der Oberregion von Lias δ liegende Muschel, findet sich viel seltener als die, welche in Lias α vorkommt, und unterscheidet sich von ihr, wie ich an den wenigen Exemplaren, welche

ich in Händen hatte, zu sehen glaubte, blos durch ihre etwas aufgeblähtere Form. Zieten hebt ihr Lager richtig und scharfsinnig hervor, indem er angibt, dass das von ihm abgebildete Exemplar hart unter dem Liasschiefer von Boll gefunden worden sei, und zwar in einem verhärteten Kalkmergel, was ja mit unsern obern Amaltheenthonen vortrefflich stimmt; ich glaube zwar, dass sie auch in Lias γ vorkommt, doch hatte ich noch nicht das Glück, sie selbst zu finden, weder in γ noch in δ. Diejenigen Exemplare, welche ich besitze, sollen aus δ stammen, auch liegen sie in den Sammlungen gewöhnlich so bezeichnet. Metzingen, Grosseislingen.

Plagiostoma acuticosta Goldf. 107. 8.

Tab. 4. Fig. 18.

Die meist nur wenige Linien, dagegen nie über Zoll grossen Exemplare, tragen auf jeder Schale 14—18 grosse, scharfe Rippen. Zwischen je zwei davon verlauft abermals eine solche, die jedoch ungleich kleiner, und kaum bemerkbar ist. Von letztern trägt aber die Schale innen keinen Abdruck, und auch der Abdruck der scharfen Rippen ist schwach und abgerundet. Auf diese Weise gleichen die Steinkerne gar nicht den beschalten Exemplaren, denn bei jenen wechseln runde niedere Rippen mit ziemlich breiten Zwischenräumen, bei diesen scharfe hohe Rippen mit schmalen und feinen. Diese Verschiedenheit ist häufig der Grund zu Verwechslungen.

Es kommen auch Exemplare vor, deren Rippen durch concentrische Streifen punktirt sind.

Findet sich in Lias γ und δ, aber am häufigsten in der Region der verkiesten Ammoniten. Hinterweiler, Hechingen, Echterdingen.

Plicatula spinosa Sw. 215. Quenst. Handb. 41. 20.

Plicatula sarcinula Goldf. 107. 2.
Plic. ventricosa Goldf. 107. 3.
Plic. tegulata Goldf. 107. 4.
Ostrea orbicularoides Römer. Ool. 3. 14.

Die Beschreibung dieser allgemein bekannten, in jeglicher

Schicht des mittleren Lias häufig vorkommenden Muschel ist in Quenst. Handb. pag. 512 so ausführlich gegeben, dass ich mich nicht dabei aufzuhalten brauche, sondern sogleich zur folgenden Species übergehen kann.

Inoceramus nobilis Goldf. 109. 4.

Tab. 4. Fig. 13.

Ist wohl der grösste jurassische Inoceramus, denn wenn seine gewöhnliche Länge auch blos 5—6″ beträgt, so fand ich ihn doch schon bis zu 10″ lang und 8″ breit im obern Lias γ, z. B. an der Wutach bei Aselfingen. Bei dieser Grösse ist er ziemlich glatt, die concentrischen Streifen sind sehr fein, und werden nur am Rande etwas stärker. Schwache excentrische Streifen punktiren die erstern ein wenig, sind aber in der Mitte der Schale kaum sichtbar. Bei dem kleinern von mir abgebildeten Exemplar sieht man noch breite nicht sehr regelmässige concentrische Linien, doch glaube ich, dass nichts desto weniger beide die gleiche Species sind.

Sow. 443 bildet einen grossen Inoceramus ab und nennt ihn *Crenatula ventricosa*, vielleicht ist er mit dem unsrigen identisch, doch stimmt die Goldfuss'sche Figur besser. Auch viel kleinere 1—2 Zoll grosse Exemplare kommen im Lias γ vor, ob dieselben Junge von ihm, oder eine besondere Species sind, kann bis jetzt noch nicht angegeben werden, da es noch zu sehr an guten Exemplaren fehlt, denn er kommt bei uns zwar häufig, aber immer zerdrückt vor. Er liegt im obern Lias γ, constant immer unter der Grenze gegen δ, eine Steinbank ganz bedeckend, und an den verschiedensten Lokalitäten auftretend, so bei Grosseislingen, Boll, Sondelfingen, Balingen, Aselfingen an der Wutach.

Inoceramus substriatus Goldf. 109. 2.

Tab. 4. Fig. 14.

Unsere zerdrückten Exemplare aus den Amaltheenthonen stimmen vollständig sowohl mit der Abbildung von Goldfuss, als auch mit den Altdorfer Naturexemplaren, welche in den dur-

tigen Costatusthonen mit beiden Schalen wohl erhalten liegen. Vom Wirbel an geht nach vorn eine runzliche Ausbreitung, die Schalen selbst sind häufig durch Wülste unregelmässig gemacht. Er bleibt klein und wird nicht einmal 2″ lang. Mittlerer Lias δ. Breitenbach bei Betzingen.

Monotis inaequivalvis Quenst. Hand. 42. 18. 19.

Avicula inaequivalvis Sw. 244. 2. Goldf. 118. 1.

Tab. 4. Fig. 15.

Findet sich besonders schön und zahlreich in Lias α, doch kommt sie auch in Lias γ ziemlich häufig und ebenso gross vor wie in α. Die linke Schale trägt 11—15 grobe Rippen, zwischen denen feinere stehen, dagegen ist die rechte fast ganz glatt. Bekanntlich ist hier die rechte Schale kaum halb so gross als die linke, desshalb ist bei vollständig herausgewitterten Exemplaren die linke genau da abgesprungen, wo sich die rechte daran anlegt. Scheinbar vollständige, dabei aber doch zerbrochene Exemplare findet man oft auf der Grenze von Lias γ gegen β, dieselben sind nur wenige Linien gross, wie auch ihre Kieskerne, welche sehr häufig im obern Lias β vorkommen, die man aber auch in Lias γ und δ findet. Doch sind für grössere mit Schale erhaltene Exemplare die untern Numismalismergel das Hauptlager. So bei Echterdingen, Hechingen, Ohmenhausen; mit *Amm. Davöi* fand ich sie bei Sondelfingen.

Monotis sexcostata n. sp.

Tab. 4. Fig. 16.

Die linke Schale trägt 6 regelmässig verlaufende Rippen, ist aber dazwischen glatt, denn die concentrischen Streifen sind mit blossem Auge kaum sichtbar. Der vordere Flügel ist gross und auch glatt, er beginnt ganz unten an der ersten Rippe und endigt oben in der Schlosslinie, indem er sich spitzig weit nach vorn verlängert. Bis jetzt fand ich zwar erst wenige Exemplare und immer blos die linke Schale davon, aber dieselben glichen sich bei einer Grösse von 6″ immer so genau, sowohl wenn sie

aus Lias γ als aus Lias δ stammten, dass ich diese Species für den mittlern Lias auszeichnen muss. Ich fand dieselben im obern Lias γ von Hechingen, und im untern Lias δ von Dürnau.

Modiola numismalis n. sp.

Tab. 4. Fig. 17.

Diese im mittlern Lias γ in der Region der verkiesten Ammoniten vorkommende Form gleicht der *Modiola hillana* Röm. Ool. V. 4, ist jedoch etwas kleiner als dieselbe. Grobe Streifen laufen wie bei Römer's Figur concentrisch auf der Schale, grössere Zwischenräume unter sich lassend. Zudem ist die Schale dazwischen noch mit sehr feinen ebenfalls concentrischen Streifen versehen. Da *Modiola hillana* Sowerby die aufgeblähtere Modiola des braunen Juras vorstellt, so musste ich zu einem andern Namen greifen, ich wählte den Namen der Schichte, da die Muschel selten ist und auch nichts besondern Auszeichnendes hat. Hechingen, Balingen.

Arca elongata Quenst. Handb. pag. 525.

Cucullaea elongata Sw. 447. 1.

Tab. 4. Fig. 28.

Die bei uns selten vorkommende Species hat eine sehr in die Länge gezogene Form, vom Wirbel aus läuft über die beiden Schalen hinab eine schwache aber breite Vertiefung. Sie kommt gewöhnlich als Kieskern sowohl in Lias γ als in Lias δ vor. Hinterweiler, Breitenbach.

Cucullaea Münsteri Goldf. 122. 11. Ziet. 156. 7.

Tab. 4. Fig. 19.

Kommt im ganzen mittlern Lias vor, wird im Lias δ viel grösser als in γ. Gleicht der *Cucullaea concinna* aus dem braunen Jura ε, doch ist die Schlosskante hinten nicht so scharf und lang. Heiningen, Pliensbach, Hinterweiler, Weidach auf den Fildern.

Nucula complanata Phill. Yorksh. I. 12. 8.

Tab. 4. Fig. 20.

Wittert gewöhnlich aus den Thonen von Lias δ blos als Kieskern heraus, dessen langer Schnabel hinten immer abgebrochen, und auf den vielen Abbildungen, die von dieser Nucula existiren, nirgends beobachtet ist. Nur einmal fand ich am Breitenbach bei einem solchen Kieskern das schnabelartige lange Ende, doch war dasselbe blos als Abdruck vorhanden, und der Kieskern spitzte sich lang vorher zu und hörte auf. Dem Tab. 4. Fig. 20. abgebildeten Exemplare, ist jedoch die Schale erhalten, ich habe dasselbe Herrn Maschineninspector Schuler in Wasseralfingen zu verdanken. Es stammt aus dem mittlern Lias δ, seine Schale ist weiss, der Schnabel, welcher oben eine schwache Falte trägt, ist einen Zoll lang, Bruchstücke deuteten aber bei andern Exemplaren auf noch grössere Länge hin; die ganze Schale trägt sehr feine concentrische Streifen.

Das Vorkommen dieser Muschel scheint sich ganz auf die Amaltheenthone zu beschränken, ich erhielt sie wenigstens noch aus keiner andern Schicht, dagegen häufig aus Lias δ von Weidach auf den Fildern, vom Goldbächle bei Gmünd, von Heiningen, Hinterweiler, Wasseralfingen.

Eine weitere *rostrale Nucula*, die zwar nicht mit *Nucula inflata* Sw. 554, denn diese stammt aus dem London Clay, wohl aber mit

Nucula inflata Ziet. 57. 4.

Tab. 4. Fig. 24.

identisch ist, liegt im Lias δ und kommt häufig mit *Nucula complanata* vor. Sie gleicht der *Nucula rostralis* Goldf. 125. 8, findet sich aber gewöhnlich als Kieskern, der den Abdruck des Manteleinschlags und Muskeleindrucks noch sehr deutlich zeigt. Solche Kieskerne gleichen den Kernen von *Nucula lacryma*, aus dem braunen Jura ε doch ist bei letzterer der Schwanz etwas länger und feiner, und der Muskeleindruck tiefer, überhaupt die ganze Form nicht so bombirt. Quenstedt stellt dieselbe im

Verſammlungen, ſo ſchließt Koppe, für die Ausbildung eines deutſchen Volkslebens recht wohlthätig wirken! Möge Gemeinſinn alle Klaſſen der Geſellſchaft immer mehr durchdringen, damit das Wohl der Menſchheit dadurch befördert werde!“

Hierzu wird und muß die jährlich wiederkehrende allgemeine landwirthſchaftliche Verſammlung das ihre beitragen, ſobald der gute Geiſt, welcher in der erſten Verſammlung bereits herrſchte, ferner darin gepflegt und erhalten wird. Dazu mitzuwirken, möge ferner das Streben eines jeden Theilnehmers ſeyn!

Daß durch die Verſammlungen in der Feſtſtellung von Begriffen, techniſchen Benennungen ꝛc. in verſchiedenen, zur Zeit gerade wichtigen und in der Entwickelung ſtehenden landwirthſchaftlichen Zweigen Vieles geſchehen könne, dazu hat uns ſchon der im Jahr 1823 von dem ſeligen Thär veranſtaltete Wollconvent Beweis und Vorbild geliefert, welcher ja auch zu der Idee, die landwirthſchaftliche Wandergeſellſchaft ins Leben zu rufen, das Seine beigetragen, alſo nach 14 Jahren noch gewirkt hat. — Guter Samen, einmal ausgeſtreut, trägt immer, früh oder ſpät, ſeine guten Früchte.

Wie durch ſolche Verſammlungen die volkswirthſchaftlichen, die höheren wiſſenſchaftlichen, wie materiellen Intereſſen des Gewerbes gefördert werden, dafür möge hier noch eine kurze Zuſammenſtellung des Weſentlichſten der in Dresden gepflogenen Verhandlungen ſprechen. Folgende Gegenſtände wurden nämlich dort zum Theil ſehr ausführlich, und mehrere erſchöpfend, erörtert:

a) Die Bildung des Landwirths in den verſchiedenen beſtehenden Abſtufungen; die Wege und Mittel, die Intelligenz und den Zuſtand des eigentlichen Bauernſtandes zu heben, angeregt durch Schulze und Moritz Beyer.

b) Das Zuſtandbringen einer umfaſſenden Geſchichte und Beſchreibung der deutſchen Landwirthſchaft, angeregt durch Schulze.

c) Grundſätze für agrariſche Geſetzgebung, Tarprinzipien, Klaſſifikation des Bodens, angeregt durch A. Ph. Thär und Dr. Grävell.

d) Zur Förderung der Statik des Ackerbaues wurde eine Commiſſion gegründet, beſtehend in Herrn v. Wulffen auf Pitzpfull, Landesökonomierath Thär und Amtsrath Block.

e) Zu vergleichenden Verſuchen und der getreuen Mittheilung

Flözgebirge bei der Correction der Zieten'schen Petrefakten zweifelhaft zu *lacryma*, doch finde ich die von Zieten 57. 4. etwas klein gezeichnete Nucula so der unsern gleichend, und die Angabe ihres Vorkommens (verkiest in den Liasmergeln von Pliensbach) so übereinstimmend und richtig, dass ich *Nucula inflata* Ziet. 57. 4. durchaus identisch halten muss mit meiner auf Tab. 4. Fig. 24. abgebildeten Nucula, welche ich im mittlern Lias δ an den verschiedensten Localitäten fand.

Nucula inflexa Röm. VI. 15. Quenst. Handb. 44. 10.

Tab. 4. Fig. 21.

Kommt schon in Lias β vor, liegt dann in Lias γ, ist aber am häufigsten in Lias δ. Sehr comprimirte Form, deren hintere Seite um ein Gutes länger ist, als die vordere.

Weidach, Gmünd, Hinterweiler, Heehingen.

Nucula Palmae Sw. 475. 1. Quenst. Handb. 44. 8.

Tab. 4. Fig. 22.

Die ovale Form, mit dem Wirbel ziemlich in der Mitte, zeichnet diese Species aus, die sich jedoch nicht blos an eine einzige Schicht fesselt, sondern sich im Lias α, β, γ, δ, sowie im mittleren und oberen braunen Jura besonders in ε immer unverändert wiederholt.

Kommt sie im Lias δ verkalkt vor, so wird sie viel grösser. Heiningen, Gmünd, Weidach, Hinterweiler u. s. w.

Nucula tunicata Quenst. Handb. 44. 9.

Tab. 4. Fig. 23.

Quenstedt zeichnet diese überall mit der vorigen Species vorkommende *Nucula* aus wegen ihres so deutlich sichtbaren Manteleinschlages. Die schalenlosen Exemplare, welche den Manteleinschlag zeigen, sind meist etwas grösser, als die beschalte von *Nucula Palmae*, im Uebrigen gleichen sich aber beide voll-tändig. Weidach, Hinterweiler.

Nucula variabilis Quenst. Flözgeb. pag. 194.

Tab. 4. Fig. 26.

Die im mittleren Lias sehr häufig vorkommende *Nucula*,

deren Steinkerne sowohl, als beschalten Exemplare einer verkleinerten *Nuculā ornati* Quenst. Handb. Tab. 44. Fig. 7 ziemlich ähnlich sind, nennen wir *Nucula variabilis*. Die Bezeichnung ist vielleicht der Sowerby'schen Species (Tab. 475. Fig. 2) zuwider, doch wird nach Quenstedt's Flözgebirg der Name so allgemein für die im mittleren Lias vorkommende *Nucula* gebraucht, und ist auch für diese Species so passend, dass ich mich ganz an das Flözgebirg halte und die dortige Bezeichnung hier annehme. Hinterweiler, Boll.

Cardium multicostatum Phill. Y. I. 13. 21.
Goldf. 143. 9. Quenst. Handb. 45. 13.
Tab. 4. Fig. 29.

Ist sehr bombirt und trägt feine radiale Streifen, welche durch gröbere concentrische unterbrochen werden. Wird nicht über 6 Linien gross und findet sich gewöhnlich als Kieskern im mittleren Lias, bei Weidach, Hinterweiler, Pliensbach und zwar sowohl in Lias γ als δ.

Cardium caudatum Goldf. 143. 12.
Tab. 4. Fig. 33.

Gleicht der vorigen Species, doch trägt sie hinten einen zusammengedrückten flügelartigen Fortsatz. In Schwaben sehr selten, Lias δ, Weidach.

Cardium cucullatum Goldf. 143. 11.
Tab. 4. Fig. 30.

Quenstedt stellt diese dreiseitige Form mit ihren gekrümmten Wirbeln zur *Opis*. Die Exemplare, welche gewöhnlich nur 5—6 Linien messen, können ziemlich gross werden, so besitze ich eines von 15 Linien Höhe. Beschränkt sich auf den mittleren Lias γ. Hinterweiler. Boll.

Opis numismalis n. sp.
Tab. 4. Fig. 27.

Nur wenige Exemplare dieser Muschel liegen in den Samm-

lungen, denn sie ist sehr selten. Sie gleicht etwas der vorigen, doch bei ihr ist das Loch an den Wirbeln ungleich grösser; die Wirbelspitzen sind noch mehr ausgeschweift, als meine Fig. 27c es zeigt. Die Form der Muschel ist sehr niedlich, doch bleibt sie klein. Mittlerer Lias γ, Hechingen, Hinterweiler.

Venus pumila Goldf. 150. 7.

Tab. 4. Fig. 25.

Goldfuss bildet diese Astarte-artige Muschel sehr gut, aber etwas grösser ab, als sie bei uns vorkommt.

Ihre Form ist ziemlich flach, die concentrischen Streifen sind oft kaum sichtbar. In Lias γ und δ, Hinterweiler, Weidach.

Hier reiht sich eine Muschel an, welche ich Tab. 4. Fig. 32. abgebildet habe, von der ich aber nicht genau sagen kann, ob sie zu *Venus* gerechnet werden muss, denn es ist mir bis jetzt noch nicht gelungen, das Schloss derselben blosszulegen. Unsere Exemplare sind gegen hinten zugeschärft, von der glatten Zuschärfungsfläche aus verlaufen nach vorne scharfe Streifen, welche sich, besonders an der Wirbelgegend, durch Schärfe und Deutlichkeit auszeichnen. Doch verschwinden diese Streifchen, ehe sie die Mitte der Schale erreicht haben, so dass die Vorderseite der Muschel blos noch die unregelmässigeren Anwachsstreifen trägt. Stimmt der äussern Gestalt nach mit *Venus obliqua* Goldf. 150. 6, doch erwähnt Goldfuss die feinen concentrischen Rippen nicht. Mittlerer Lias, Hinterweiler, Balingen.

Solen liasinus n. sp.

Tab. 4. Fig. 31.

Das abgebildete Exemplar, das einzige, welches ich besitze, ist vorn etwas niederer als hinten, doch ist leider das Hinterende nicht mehr vollständig erhalten. Die Wirbel liegen ganz am vordern Ende, die ziemlich gerade Schale trägt, vorn eine schwache Einbuchtung, welche von den Wirbeln aus nach unten rückwärts verlauft. Die Schale hat sich beinahe vollständig abgelöst, doch

sieht man die Streifung derselben noch deutlich. Das Exemplar stammt aus den hellgrauen Steinmergeln des mittleren Lias von Hinterweiler, ich bin zwar über die genauere Schichte noch nicht ganz sicher, doch glaube ich, dass es aus γ und nicht aus δ stammt. Ist dies einmal erwiesen, so wäre der Name *Solen numismalis* vorzuziehen.

Pholadomya decorata Ziet. 66. 2 u. 3.

7 starke Rippen laufen vom Wirbel aus über jede der Schalen hinweg, und werden durch schwächere concentrische Streifen durchbrochen und punctirt. Doch halten sich die 7 Rippen ganz in der Mitte der Schalen, so dass diese auf den Seiten ziemlich glatt bleiben. Ihre gewöhnliche Höhe beträgt $2\frac{1}{2}$", doch kann sie bis zu 4" steigen. Liegt immer zerdrückt im Gebirge, und da das hintere Ende meist nach oben sieht, so bekommt die ganze Muschel eine regelmässig herzförmige Gestalt, sie findet sich im untersten Lias γ sehr häufig, geht nur selten noch höher hinauf. Die weiter oben in γ vorkommende Pholadomya ist meist schief und unsymetrisch gedrückt, sie ist gewöhnlich kleiner $1\frac{1}{2}$—2" hoch, und ganz glatt. Ihr fehlen die 7 starken radialen Streifen, welche erstere zur *decorata* auszieren, während dem letzteren durch ihre Kleinheit, den Mangel der Rippen, und durch ihre verkümmerte zerdrückte Gestalt wahrhaft zur *modesta* wird. Doch trifft man diese *Pholadomya modesta* auch schon in den untersten Schichten von Lias γ.

Von den übrigen Myaciten des mittlern Lias, welche Römer, Dunker, u. A. anführen, besitzen wir in Schwaben nichts, einige kleine zweifelhafte Stücke fand ich zwar, konnte dieselben aber nicht genauer bestimmen. Nicht einmal der im Lias δ am Donau-Mainkanal bei Altdorf, so häufig und schön vorkommende Myacit, welchen Goldf. 152. 12. *Lutraria unioides* nennt, wurde bis jetzt bei uns gefunden.

ZOOPHITEN.

Cidarides amalthei Quenst. Handb. 48. 28—30.

Das Vorkommen dieses Cidariten ist ein sehr seltenes, und noch nie ist es gelungen ganze Exemplare desselben auszugraben. Bei uns liegt er im untersten Lias δ, er erreicht aber die Grösse des bei Altdorf mit *Am. costatus* vorkommenden nicht. Die mit feinen Dornen besetzten Stacheln sind sehr dünn und lang, und tragen einen grossen stark gestrahlten Gelenkskopf. Einzelne Stacheln davon sind im Boller Bach nicht so selten als die Asseln, doch müssen beide dort erst durch Graben in einer bestimmten Schicht, d. h. im untersten Lias δ erhalten werden. An andern Orten, wie bei Nehren traf ich ihn auch höherliegend an. Einmal nur fand ich in Lias γ einen Cidaritenstachel, der denen dieser Species ähnlich war, derselbe trägt etwas stärkere, aber minder zahlreiche Dornen, und wäre, wenn sich später die Verschiedenheit beider herausstellen wird, demnach *Cidarites nummularis* zu nennen; ich fand denselben im untern Lias γ von der Hüttlinger Gegend.

Als weitere im mittlern Lias vorkommende Echiniden, die aber noch nicht benannt sind, führe ich an: einen, dem *Cidarites crinifernus* Quenst. Handb. 39. 32. ähnlichen aus dem mittlern Lias γ. Die Stacheln sind beinahe haardünn. Das einzige Exemplar, welches mir zur Verfügung steht, ist aus der Sammlung des Herrn Roman es hat eine Breite von 3‴ und wurde bei Sondelfingen gefunden, Tab. 4. Fig. 34., dagegen gleichen die im mittlern Lias zu Diebrock in Westphalen vorkommenden kleinen Echiniden unserm württembergischen Exemplar, so viel man daran erkennen kann, vollkommen. Sie sind zwar etwas grösser, aber sie tragen auch die 10 Reihen stärkerer Warzen, zwischen denen feinere stehen, doch die Undeutlichkeit der Exemplare lässt eine genauere Beschreibung nicht zu, und gestattet nicht einmal die Bestimmung zu welchem Genus der Echiniden sie zu stellen sind. Im untern Lias δ werden ausser *Cidarites amalthei* noch Reste von einem andern Echiniden gefunden, doch sind dieselben sehr

zerstreut und selten. Ein Stück mit 8 zusammenhängenden Asseln ist noch das Vollständigste, was ich davon besitze. Die Asseln sind ziemlich breit, auf ihnen sitzen unregelmässig vertheilt grosse Warzen, welche feinere Wärzchen umgeben. Die Zahl der grossen Warzen nimmt gegen oben ab, so dass auf den untern Asseln je 5, auf der obersten nur noch eine einzige vorhanden ist. Boll.

Pentacrinites subangularis

Quenst. Handb. 52. 57—61.

Pentacrinites colligatus Quenst. Handb. 51. 29. 53. 4.

Die umfassende und genaue Beschreibung in Quenstedt's Handbuch, schenkt mir die Möglichkeit, mich hier und bei der folgenden Species ganz kurz zu fassen, Quenstedt trennt einen *Pentacrinites colligatus* von *subangularis*, und bildet das Oberende davon ab, das aus gedrängt stehenden und fein gezahnten Gliedern besteht, und aus Lias ε stammen soll. Ein ähnliches aus dem obersten Lias γ stammendes längeres Stück zeigte mir am obern Ende die Eigenschaften des *Pent. colligatus*, am untern die des *Pent. subangularis*, d. h. es hatte oben feiner gezahnte niedere Säulenglieder, unten glättere und höhere. Liegt in verschiedenen Schichten des Lias, für die untere und mittlere Region von Lias γ ist er nicht bezeichnend, dagegen fand ich ihn weiter oben mit *Am. lineatus*, ferner in den mittlern und obern Amaltheenthonen. Er bildet im mittlern Lias bisweilen stark angefüllte Pentacrinitenbänke, doch tritt er in vollständigen Exemplaren erst im Lias ε auf, und beim Sammeln im mittlern Lias müssen wir uns statt der Krone, mit einzelnen herausgewitterten interessantern Stücken, z. B. mit schönen Hülfsarmen, 7 oder 6 strahligen Gliedern, zugespitzten Endgliedern u. s. w. begnügen.

Pentacrinites basaltiformis

Quenst. Handb. 52. 33—38.

Ist an manchen Stellen in δ fast häufiger als in γ. In Hinterweiler wo ich abgesondert aus Lias γ und aus δ grosse Quantitäten sammeln liess, fand ich, dass die aus γ stammenden

Säulenglieder viel kleiner und scharfkantiger waren, als die aus Lias δ. Mit letzteren kamen auch ihre Hülfsarme *(Lituites liasinus)* häufig zum Vorschein. In Lias γ liegen diese Pentacriniten meist in einer festen Bank einer Breccie, welche sich in der Region von *Ammonites Jamesoni* findet, in δ liegen sie in den weichen Thonen, oder wenigstens in einer weicheren Kalkbank, ich glaube aber nicht, dass die Beschaffenheit des Lagers der Grund der Verschiedenheit ist, sondern ich halte beide für zweierlei Varietäten, denn an der Zeichnung auf der Endfläche der Säulenglieder bemerkt man, dass bei dem aus Lias γ die Spitzen des fünfstrahligen Sternes viel schärfer sind als die bei dem aus Lias δ. Die in Lias γ sich findende Schichte konnte ich bei Hinterweiler und bei Hechingen gut verfolgen, die aus Lias δ ist aufgeschlossen bei Nehren und bei Hinterweiler, und liegt in der Mitte der Thone.

Pentacrinites punctiferus
Quenst. Handb. 52. 41—43.

Findet sich im untern Lias γ, ist aber so selten, dass auf 100 Säulenstücke von *basaltiformis* kaum ein einziges von *punctiferis* vorkommt, die ganze Aussenseite der Glieder ist mit gedrängt stehenden Reihen kleiner Punkte besetzt, die Glieder sind gewöhnlich durch verwitterten Schwefelkies gelber gefärbt, als die der andern Species. Hinterweiler. Mähringen.

Der in Franken bei Altdorf mit *Ammon. costatus* so schön vorkommende *Apiocrinites amalthei* Quenst. Handb. 53. 25—31, fehlt uns gänzlich, sowie auch der *Eugeniacriniten* Hausmanni Röm. Ool. 1. 13 bei uns noch nicht gefunden wurde, (wenn nicht die im obern Lias γ bisweilen auf Ammoniten aufsitzenden Crinoideenwurzeln zu ihm gehören), dagegen besitzen wir ein merkwürdiges Genus

Cotylederma nach Quenst. Handb. 55. 44.
Tab. 4. Fig. 35.

dessen unregelmässig fünfseitige Form, oft einzeln vorkommt, oft aber auch zu Zwillingen verwachsen, wo dann 2 Individuen

den anliegenden Aussenrand gemeinschaftlich besitzen. Immer aber sind sie mit der Basis aufgewachsen, auf *Amm. striatus* oder *lineatus* und kommen in der untersten Kalkbank von Lias δ am schönsten vor. Die von dem fünfseitigen Rand umgebene Vertiefung ist entweder glatt, oder sitzen scheinbar junge Individuen darin. Besonders schön fand ich ihn bei Aselfingen an der Wutach.

Diastopora liasica δ Quenst. Handb. 56. 10.

Ist im mittlern Lias viel seltener als im obern, und nur einmal erhielt ich sie aus der Oberregion von Lias δ durch die Güte meines Freundes Dr. Rolle, der sie bei Ohmenhausen auf *Bel. paxillosus* sitzend, selbst fand.

Wie in den untern und obern Schichten des Lias, so kommen auch in den mittlern Hölzer, theils verkiest, theils verkalkt, vor, doch sind dieselben bis jetzt noch unbestimmt, auch sind sie nicht sehr häufig, dagegen trifft man Algen beinahe in jeglicher Steinbank des mittlern Lias, jedoch ist keine derselben so von diesen Algen erfüllt wie die sog. Fucoidenschichten des untern Lias ε.

Register.

Seite

Ammonites 66
amaltheus gigas . 81
„ gibbosus 81
„ nudus . 81
„ spinosus 81
arietiformis . . . 79
armatus (compressus) 70
„ sparsinodus 70
„ densinodus 70
Bechei 90
bipunctatus . . . 78
Boblayei 87
brevispina . . . 74
Brunnii 76
Buvigneri . . . 86
capricornus . . . 72
centaurus . . . 94
cornucopiae . . . 88
costatus 84
crenatus 93
Davöi 80
Dudressieri . . . 72
Engelhardti . . . 81
fimbriatus . . . 88
globosus 95
Grenouillouxi . . 93
Henleyi 91
heterophyllus amalth. 85
„ numismalis 86
hybrida . . . 75, 91
ibex 87
Jamesoni latus . . 76
„ angustus 76
lamellosus . . . 93
lataecosta . . . 74
laevigatus . . . 95
lineatus 88
Loscombi . . . 86
maculatus . . . 72
margaritatus . . 81
Masseanus . . . 79
Maugenesti . . . 77
natrix rotundus . 74
„ oblongus . 73
obliquecostatus . 90
oxynotus numismalis 84
paradoxus . . . 82
peltos 93
peltos costatus . . 94
planicosta . . . 72

Seite

Ammonites polymorphus . 75, 91
„ costatus 75, 91
„ interruptus 75, 91
„ lineatus 75, 91
„ mixtus 75, 91
„ quadratus . 75
proboscideus . . 92
radians amalthei . 89
Regnardi . . . 76
Smithi 72
spinatus 84
striatus 91
Taylori costatus . 92
„ nodosus . 92
Turneri 72
Valdani 78
Apiocrinites amalthei . . . 129
Arca elongata 121
Avicula inaequivalvis . . . 120
Belemnites 95
acuarius amalthei . 97
breviformis amalthei 96
compressus . . . 97
clavatus . . 65, 96
paxillosus amalthei 96
„ numismalis 96
ventroplanus . . 97
Cardium caudatum 124
cucullatum 124
multicostatum . . . 124
Chemnitzia Corvaliana . . . 97
Periniana . . . 98
Cidarites amalthei 127
numismalis . . . 127
Cotylederma 129
Crenatula ventricosa . . . 119
Cucullaea elongata 121
Münsteri 121
Diastopora liasica A . . . 130
Eugeniacrinites Hausmanni . 129
Glyphea amalthei 63
liasica 63
Münsteri 62
numismalis 62
Gryphaea cymbium 114
obliqua 114
Helicina expansa 98
solarioides 99
Inoceramus nobilis 119
substriatus . . 119

	Seite
Lituites liasinus	65
Lutraria unioides	126
Margarita	104
Modiola hillana	121
numismalis	121
Monotis inaequivalvis	120
sexcostata	120
Nautilus aratus numismalis	65
dubius	65
giganteus	65
semistriatus	65
squamosus	65
striatus	65
Notidanus amalthei	62
Nucula complanata	122
inflata	122
inflexa	123
Palmae	123
tunicata	123
variabilis	123
Opis nummismalis	124
Orthoceratites elongatus	65
liasinus	65
Ostrea amalthei	113
cymbii	113
irregularis	113
orbicularis	118
Pecten amalthei	115
aequivalvis	115
costulatus	116
glaber A	115
priscus	116
textorius	116
tumidus	117
velatus	117
Pentacrinites basaltiformis	128
colligatus	128
punctiferus	129
subangularis	128
Pholadomya decorata	126
modesta	126
Placuna	114
Plagiostoma acuticosta	118
giganteum	117
Hermanni	117
Pleurotomaria anglica	100
multicincta	101
Quenstedtii	100
rotundata	100
tuberculosa	100
Plicatula sarcinula	118
spinosa	118
tegulata	118
ventricosa	118
Scalaria liasica	98

	Seite
Selachidea	62
Serpula circinalis	64
quinque cristata	64
tricristata	65
Solarium inversum	98
Solen liasinus	125
Spirifer Hartmanni	112
octoplicatus	110
rostratus	111
verrucosus	111
Walcotti	111
Spondylus velatus	117
Terebratula acuta	106
amalthei	107
calcicosta	105
digona	109
fimbria	106
furcillata	106
Heyseana	109
numismalis	108
– ovalis	108
– inflata	108
Oxynoti	105
quadrifida	107
quinqueplicata	107
resupinata	109
rimosa	106
– oblonga	106
scalpellum	107
subdigona	109
sublagenalis	108
subovoides	108
subovalis	108
tetraedra	106, 107
triplicata	107
triquetra	108
variabilis	106
vicinalis	108
Trochus anglicus	99
foveolatus	103
glaber	101
gracilis	103
imbricatus	102
multicinctus	101
Schübleri	102
subsulcatus	102
umbilicatus	102
Turbo canalis	103
cyclostoma	103
heliciformis	104
marginatus	102
Turitella triplicata	98
Zieteni	98
Venus pumila	125
obliqua	125

deren Resultate ward dringend aufgefordert, auf Anregung von Koppe.

f) Ueber Gründüngung, Einstreu trockener Erde in die Stallungen nach Blocks Angabe, gemischte Saaten der Futterkräuter nach Art der Engländer, Drillkultur und mehrere andere den Pflanzenbau betreffende Gegenstände, welche sämmtlich von den Gründern der Versammlung nebst Anderem zur Debatte ausgesetzt waren, fanden sehr ausführliche und belehrende Verhandlungen statt.

g) Eben so wurden mehrere wichtige Züchtungsgrundsätze für die landwirthschaftliche Hausthierzucht abgehandelt; die Wollkunde und hochfeine Schafzucht ward berührt, jedoch mehr den nächsten Versammlungen überwiesen.

h) Ueber Versuche mit ausländischen Kulturgegenständen wurde von Brehme, über Erntemethode von Teichmann Belehrendes mitgetheilt.

i) Der Stand der Runkelrübenzucker-Fabrikation und der Einfluß der Schützenbach'schen Methode darauf wurden erörtert, wobei besonders Hr. v. Ellrichshausen aus Karlsruhe den über jene neue Methode noch wenig unterrichteten Norddeutschen willkommenen Aufschluß gab.

Ueber alles dieses und anderes, von mir hier nicht besonders Benannte wird der von meinem geschätzten Freunde und Collegen, Professor Schweitzer zu Tharandt in Bearbeitung genommene und ehestens im Buchhandel erscheinende Hauptbericht genügenderen Aufschluß gewähren. — Erwägt man dabei, daß diese erste Versammlung noch keinen Geschäftsgang kannte, daß sie auf ihre Constituirung, Entwerfung von Statuten ꝛc. einen Theil ihrer Zeit verwendete, so wird von ihr auf noch bedeutendere Erfolge der künftigen Versammlungen zu schließen seyn.

Ein Hauptmittel, auf der Bahn des Fortschreitens sich zu erhalten, erblicke ich besonders darin, daß die Versammlung alle ihr wichtig dünkenden, zwar zur Sprache, aber noch nicht genügend ins Reine gebrachten Gegenstände sogleich wieder öffentlich bekannt gemacht und den nächsten Versammlungen überwiesen hat. Darin liegt einestheils so viel Anregung für den intelligenteren Theil unserer deutschen Landwirthe, sich vorzugsweise mit Förderung und Ermittelung der ausgesprochenen Wünsche und Fragen zu beschäftigen, daß daraus jeden Falls Resultate hervorgehen; anderntheils

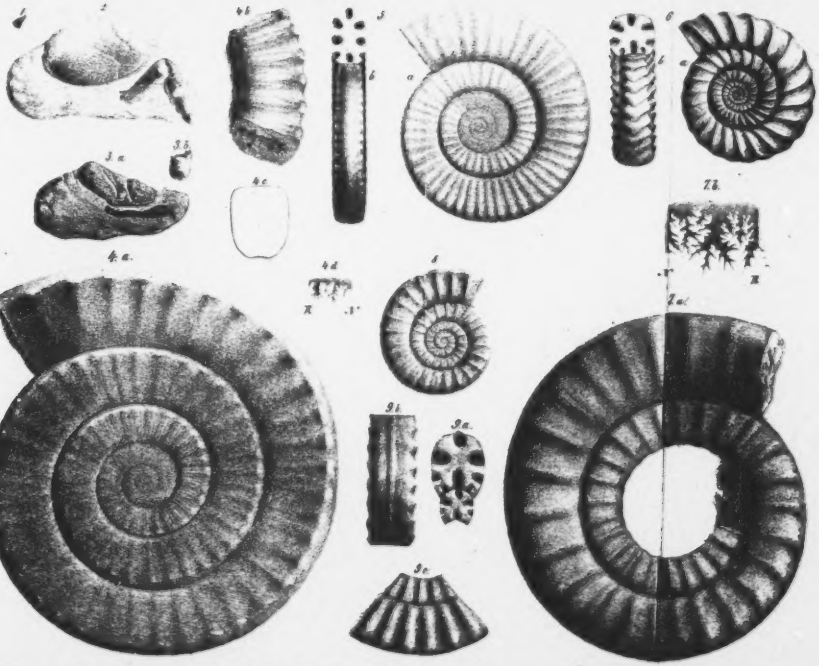

Tab. 1.

Fig. 1. *Notidanus amalthei*, pag. 62. Oberer Lias δ von der Steinlach bei Mössingen.

Fig. 2. *Glyphea numismalis* pag. 62. Mittlerer Lias γ. Hinterweiler.

Fig. 3. *Glyphea amalthei* Quenst. Mittlerer Lias γ. 3 a. ein ganzer Krebs, von Heiningen. 3 b. Scheerentheil von Weilach, pag. 63.

Fig. 4. *Amm. armatus* Sw. 4 a. verkalktes Exemplar in halber Grösse. 4 b. Bruchstück einer verkiesten innern Windung. 4 c. Umriss der Mündung. 4 d. Loben in natürlicher Grösse, pag. 60.

Fig. 5. *Amm. natrix oblongus* Quenst. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler. (Mundöffnung nicht ganz richtig gezeichnet), pag. 73.

Fig. 6. *Amm. maculatus* Phill. Oberer Lias γ, von Gmünd, pag. 72.

Fig 7. *Amm. arietiformis* pag. 79. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler. 7 a. Seitenansicht. 7 b. auf die Windungsebene projicirte Loben.

Fig. 8. *Amm. arietiformis*. pag. 80. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, junges Individuum.

Fig. 9. *Amm. arietiformis* Bruchstück von verschiedenen Seiten gezeichnet.

Tab. 2.

Fig. 1. Junger *Ammonites Jamesoni*. Mittlerer Lias γ. Erzingen, pag. 77.

Fig. 2. *Ammonites Valdani* d'Orbig. Mittlerer Lias γ (oben), Hinterweiler. Missbildung der Rippen, pag. 78.

Fig. 3. *Ammonites Maugenesti* d'Orbig. Mittlerer Lias γ (oben), Hinterweiler, pag. 77.

Fig. 4. *Ammonites Jamesoni angustus* Quenst. Mittlerer Lias γ, Hechingen, pag. 76.

Fig. 5. Bruchstück eines jungen *Amm. Jamesoni*, schon in *Amm. Bronnii* übergehend, pag. 76.

Fig. 6. *Ammonites Bronnii* Röm., junger *Amm. Jamesoni*. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 76.

Fig. 7. *Ammonites ibex* Quenst. Flözg., stark geknotetes Exemplar. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 87.

Fig. 8. *Ammonites ibex* bei dem sich die Knoten erst im Alter einstellen, pag. 87. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, 8 b. abgewickelte Loben von *Amm. ibex*, pag. 87.

Fig. 9. *Ammonites heterophyllus numismalis* Quenst. (*var. Burigneri* d'Orbig.) 9 b. abgewickelte Loben davon, pag. 86.

Fig. 10. *Ammonites oxynotus numismalis*, pag. 84. Mittlerer Lias γ, Hechingen. 10 c. Loben davon in natürlicher Grösse.

Fig. 11. *Ammonites amaltheus* Schl. Stachliges, junges Exemplar, oberer Lias δ, Sondelfingen, pag. 82.

Fig. 12. *Ammonites amaltheus* Schl. Vollständiges Exemplar in natürlicher Grösse. Letzte Lobenlinie, Wohnkammer, Mundsaum, verlängerter Kiel. Mittlerer Lias δ, Breitenbach bei Betzingen, pag. 83.

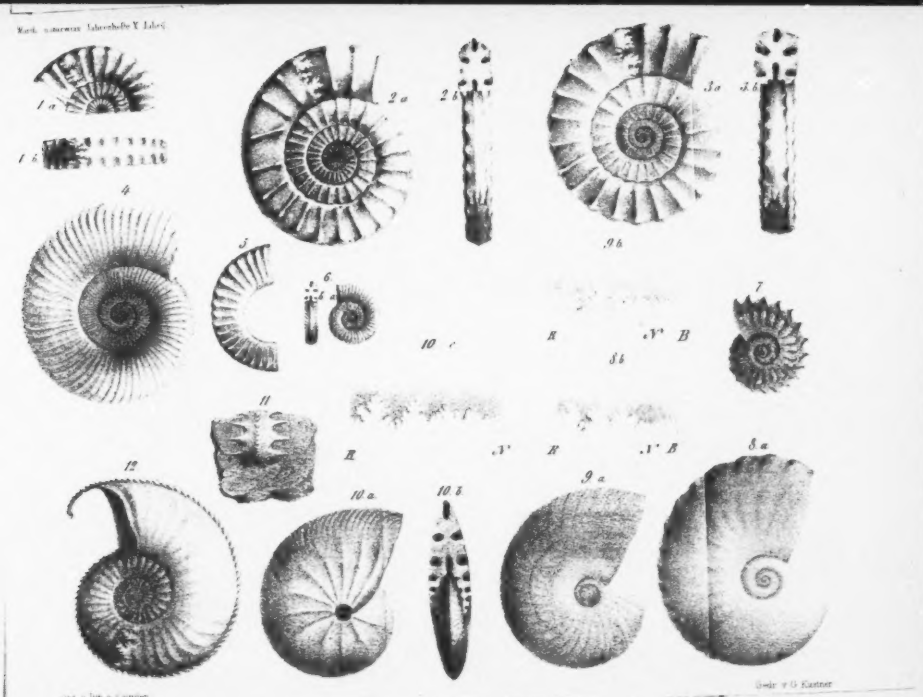
1 a
1 b
2 a
2 b
3 a
3 b
4
5
6
7
8 a
8 b
9 a
9 b
10 a
10 b
10 c
11
12

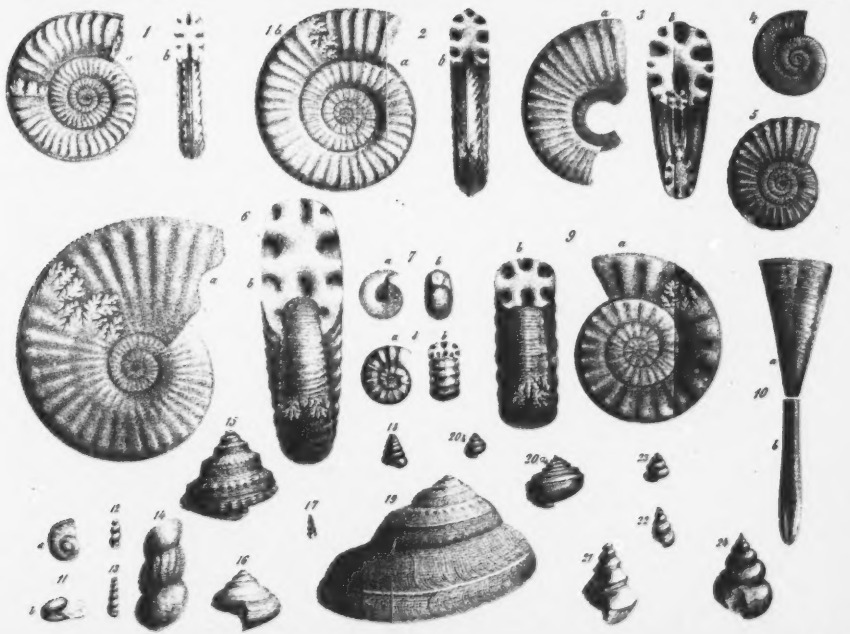

Jos. u. Chr. v. Ebner del. Gedr. v. F. Kurtz

Tab. 3.

Fig. 1. *Amm. radians annulhei*, pag. 89. Mittlerer Lias δ, Breitenbach.

Fig. 2. *Ammonit einem radians* ähnlich, pag. 89. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler.

Fig. 3. *Ammonites hybrida* d'Orbig. mit *Amm. polymorphus lineatus* als innere Windung. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 91.

Fig. 4. *Ammonites hybrida* (jung). *Amm. polymorphus lineatus* Quenst. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 91 und 75.

Fig. 5. *Ammonites hybrida* (halbgewachsen). *Amm. polymorphus costatus oder mixtus* Quenst. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 91.

Fig. 6. *Ammonites hybrida* d'Orbig. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 91 und 75.

Fig. 7. *Ammonites globosus* Ziet. Mit Wohnkammer und Mundsaum. Lias δ, Heiningen, pag. 95.

Fig. 8. *Ammonites centaurus* d'Orbig. Mittlerer Lias γ, Boll, pag. 94.

Fig. 9. *Ammonites pettos costatus*, pag. 94. Mittlerer Lias γ, Ohmenhausen, pag. 94.

Fig. 10. *Belemnites compressus* Stahl. 10 a. dazugehörige aber flach gedrückte Alveole. Mittlerer Lias δ, Grosseislingen, pag. 97.

Fig. 11. *Margarita* Leach. Oberer Lias γ, Hinterweiler, pag. 104.

Fig. 12. *Turritella Zieteni* Quenst. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 97.

Fig. 13. *Scalaria liasica* Quenst. Mittlerer Lias δ, Weidach, pag. 98.

Fig. 14. *Scalaria liasica* Quenst.? *Chemnitzia Periniana* d'Orbig. 243. 1—3. Aus dem mittlern Lias δ, Breitenbach, pag. 98.

Fig. 15. *Pleurotomaria anglica* δ, Goldf. Mittlerer Lias δ, Grosseislingen, pag. 99.

Fig. 16. *Pleurotomaria Quenstedtii* Goldf. Mittlerer Lias δ, Sondelfingen, pag. 100.

Fig. 17. *Trochus forcolatus* Dunk. Lias γ, Hinterweiler, pag. 103.

Fig. 18. *Trochus glaber* Dunk. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 101.

Fig. 19. *Pleurotomaria rotundata* Goldf. Mittlerer Lias δ von Grosseislingen, pag. 100.

Fig. 20. *Turbo cimalis* Goldf. 20 a. vergrösserte Ansicht eines beschalten Exemplars. 20 b. Kieskern, natürliche Grösse. Mittlerer Lias δ, Weidach, pag. 103.

Fig. 21. *Trochus imbricatus* Sw. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 102.

Fig. 22. *Trochus umbilicatus* Dunk. Mittlerer Lias δ, Weidach, pag. 102.

Fig. 23. *Turbo heliciformis* Ziet. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 104.

Fig. 24. *Turbo cyclostoma* Ziet. Mittlerer Lias δ, Goldbächle bei Gmünd, pag. 103.

liegt darin eine Garantie, daß die nächſten Verſammlungen ſich wieder mit wichtigen Gegenſtänden beſchäftigen werden.

Eine weitere, ſehr beachtenswerthe Folge erblicke ich darin, daß hochherzige deutſche Fürſten und ihre Regierungen durch ſolche Verſammlungen auf bisher noch nicht erkannte weitere Mittel und Wege aufmerkſam gemacht werden, die Landwirthſchaft ihrer Staaten zu fördern. — Mit wahrem Vergnügen war es in Dresden zu bemerken, daß Se. königl. Hoh. der Prinz Johann von Sachſen die Verſammlung mit ſeiner Gegenwart ehrte, und daß der Herr Miniſter des Innern, v. Noſtiz und Jänkendorf, der Herr Miniſter der Finanzen, v. Zeſchau und andere hohe Staatsbeamte faſt immer bei den Verſammlungen gegenwärtig waren und ihr Intereſſe an deren Verhandlungen an den Tag legten. Und welch freudigen Anklang hat es in ganz Deutſchland erregt, daß Se. k. Hoh. der Großherzog von Baden der diesjährigen Verſammlung zu Karlsruhe ſo vielfältige Unterſtützungen im Voraus huldvoll zugeſagt und noch einen beſonderen Preis zur Förderung der Zwecke der Verſammlung ausgeſetzt haben, daß dieſem edeln Beiſpiele die Herren Markgrafen Wilhelm und Maximilian von Baden HH., und dieſen Beiſpielen wieder die hohen Standesherren, die Fürſten von Fürſtenberg und von Leiningen DD., und andere hochanſehnliche Grundbeſitzer, wie Freiherr von Lotzbeck, gefolgt ſind.

Zwar ſind auch über dieſe Preisausſetzungen wieder Bedenken von mehreren Seiten geäußert worden, namentlich das Bedenken, daß über die Preisaufgaben in Bezug auf die Bearbeitung der Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft, über die Statik, über den Vergleich der engliſchen Landwirthſchaft mit der deutſchen u. ſ. w. in der kurzen Zeit bis zum nächſten Herbſte nicht wohl genügende Arbeiten geliefert werden könnten. Ich gebe dieſes in einigen Beziehungen zu; es bleiben aber, wenn eine genügende Löſung zum Theil nicht erfolgt, die Preisausſetzungen für die Folge fortbeſtehen, und diejenigen, welche jetzt noch nicht gelöst werden, finden für künftige Zeiten fortgeſetzte Concurrenz. Es iſt alſo vorerſt Nützliches damit angeregt und für die Folge wird auch Nützliches dadurch zu Tag gefördert werden.

Entgegengeſetzt den Anregungen, welche für die Regierungen durch die Verſammlungen ſich erwarten laſſen, unterrichten ſich auch wieder die auswärtigen Theilnehmer, was in den Ländern,

Tab. 4.

Fig. 1. *Terebratula subovoides* δ. Röm. Oberer Lias δ. Zell bei Boll, pag. 108.
Fig. 2. *Terebratula subdigona*, pag. 109. Oberer Lias δ, Zell.
Fig. 3. *Spirifer octoplicatus* Sw. Lias γ, Sondelfingen, pag. 110.
Fig. 4. *Spirifer Walcotti* (γ) Sw. Lias γ, Hinterweiler, pag. 111.
Fig. 5. *Spirifer verrucosus* v. Buch. Oberer Lias δ, Grosseislingen, pag. 111.
Fig. 6. *Spirifer verrucosus* jung. 4 Ansichten. Deutliche Zahnstützen und erhöhte Lamelle daneben. Lias γ, Hinterweiler, pag. 111.
Fig. 7. *Spirifer rostratus* Schloth. Oberer Lias δ, Zell, pag. 111.
Fig. 8. *Ostrea cymbii*, pag. 113. Unterer Lias γ, Aselfingen; an *Gryphaea cymbium* angewachsen.
Fig. 9. *Pecten amalthei*, pag. 115. Mittlerer Lias δ, Breitenbach.
Fig. 10. *Pecten priscus* Schl. Rechte Schale, mittlerer Lias, Hinterweiler, pag. 116.
Fig. 11. *Pecten aequivalvis* Sw. Innenseite der linken Schale. Mittlerer Lias δ, Breitenbach, pag. 115.
Fig. 12. *Pecten velatus* Goldf. Abdruck der rechten Schale, das Ohr allein trägt noch die Schale. Mittlerer Lias δ, Breitenbach, pag. 117.
Fig. 13. *Inoceramus nobilis* Goldf. Oberer Lias γ, Aselfingen, pag. 119.
Fig. 14. *Inoceramus substriatus* Goldf. Mittlerer Lias δ. Breitenbach, pag. 119.
Fig. 15. *Monotis inaequivalvis* Sw. linke Schale. Unterer Lias γ, Echterdingen, pag. 120.
Fig. 16. *Monotis scrostata*, pag. 120. Linke Schale. Unterer Lias δ, Dürnau.
Fig. 17. *Modiola numismalis*, pag. 121. Mittlerer Lias γ, Herbingen.
Fig. 18. *Plagiostoma acuticosta* Goldf. Mittlerer Lias γ v. Hinterweiler, pag. 118.
Fig. 19. *Cucullaea Münsteri* Goldf. Mittlerer Lias γ u. δ, Hinterweiler, pag. 119.
Fig. 20. *Nucula complanata* Phill. Mittlerer Lias δ, Hüttlingen, pag. 122.
Fig. 21. *Nucula inflexa* Röm. Lias γ und δ, Weidach, pag. 122.
Fig. 22. *Nucula Palmae* Sw. Lias γ und δ, Hinterweiler, pag. 123.
Fig. 23. *Nucula tunicata* Quenst. Lias γ und δ, Hinterweiler, pag. 123.
Fig. 24. *Nucula inflata* Ziet. Mittlerer Lias δ, Goldbächle bei Gmünd, pag. 122.
Fig. 25. *Venus pumila* Goldf. Lias γ, Hinterweiler, pag. 125.
Fig. 26. *Nucula variabilis* Quenst. Flözg. Lias γ und δ, Hinterweiler, pag. 123.
Fig. 27. *Opis numismalis*, pag. 124. 27 a. vergrösserte Ansicht. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler.
Fig. 28. *Area elongata* Sw. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 121.
Fig. 29. *Cardium multicostatum* Phill. Lias γ und δ, Weidach, pag. 124.
Fig. 30. *Cardium cucullatum* Goldf. Mittlerer Lias γ, Hinterweiler, pag. 124.
Fig. 31. *Solen liasinus*, pag. 125. Aus dem mittleren Lias von Nehren.
Fig. 32. *Venus*, pag. 125. Mittlerer Lias, Hinterweiler.
Fig. 33. *Cardium caudatum* Goldf. Mittlerer Lias δ, Weidach, pag. 124.
Fig. 34. *Echinit* aus dem mittlern Lias γ, Sondelfingen, pag. 127.
Fig. 35. *Cotylederma* Quenst. 35 a. Seitenansicht eines noch aufsitzenden Exemplars. 35 b. Obere Ansicht eines Individuums. 35 c. Obere Ansicht zweier Individuen mit gemeinsamer Ausseuwand. Unterregion von Lias δ, Aselfingen, pag. 129.

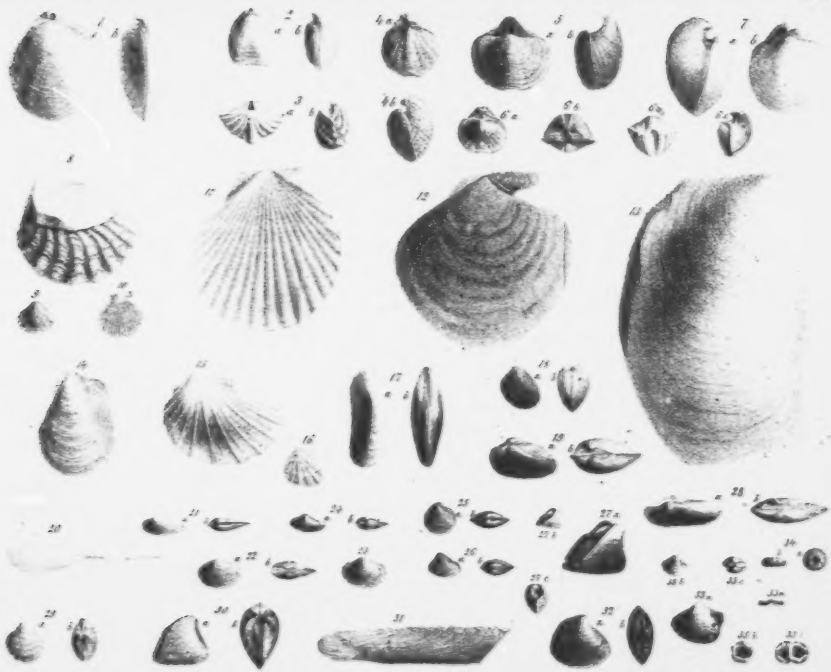

1. Die Fische des Bodensees.

Von Prof. W. v. Rapp.

Nachdem ich im achten Bande der württembergischen naturwissenschaftlichen Jahreshefte Bemerkungen über einige Fische des Bodensees bekannt gemacht habe, folgt hier eine kritische Aufzählung aller Fische desselben, nebst einigen Berichtigungen, welche durch die Ergebnisse der fortgesetzten Untersuchung als nothwendig erscheinen. Die allgemein bekannten Arten, die eine weite Verbreitung haben, und über deren richtige Bestimmung kein Zweifel sich darbietet, erwähne ich ganz kurz; dagegen nahm ich bei der Beschreibung der Arten, deren richtige Bestimmung Schwierigkeiten darbietet, auch auf verwandte, nicht im Bodensee vorkommende Fische Rücksicht. Ich verglich ferner mit den Bodenseefischen die Fische des Genfer und Neuchâteller See's.

Die älteste Monographie über die Bodenseefische ist von Mangolt (geb. 1497): „Fischbuch von der Natur der Fische, insonderheit derer, so gefangen werden im Bodensee." Zürich, ohne Jahrszahl. Die Fische sind in sehr kleinem Format in Holzschnitt in den Text eingedruckt, und sie sind geordnet nach den Monaten, in welchen sie am besten sind. In einer andern Ausgabe sind die Abbildungen weggelassen. Nenning in seiner kleinen Schrift „Die Fische des Bodensees." Constanz 1834, hält sich ganz an die Arbeit von Hartmann, Helvetische Ichthyologie, 1827, ohne die Unrichtigkeiten in der Bestimmung der Arten zu verbessern. Vor einiger Zeit erschien in Constanz eine Sammlung von Abbildungen der Bodenseefische. Es sind sechs grosse lithographirte Tafeln, auf welchen in grossem Maasstabe die Fische, mehrere auf einer Tafel dargestellt sind; sie

scheinen als Iconographie zu Nenningas Schrift bestimmt zu sein. Die zum Theil unrichtige Nomenklatur von Nenning ist beibehalten, einige Bilder scheinen unvollendet geblieben zu sein, so findet man bei dem Barsch (*Perca fluviatilis*), bei der Schleihe, beim Gangfisch und einigen anderen die Schuppen gar nicht angegeben, auf einige wichtige Merkmale ist nicht Rücksicht genommen, so vermisst man bei der Barbe die Angabe des knöchernen Strahls in der Rückenflosse. Das Colorit lässt vieles zu wünschen übrig.

Die Bodenseefische sind sehr sorgfältig berücksichtigt in der Fauna Württembergs im Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins, 1830, und in Memmingers Beschreibung von Württemberg. Dritte Auflage. Wartmann, Arzt in St. Gallen, hat schon im vorigen Jahrhundert einige Monographieen von Bodenseefischen geliefert. Der älteste Schriftsteller übrigens, der von einem Fisch spricht, welcher im Bodensee sich finde, ist Plinius, wie ich in dem Abschnitt über die Treische nachgewiesen habe. Wäre die Naturgeschichte der Süsswasserfische von Central-Europa von Agassiz fortgesetzt worden, so würde vielleicht mein Versuch über die Fische des Bodensees überflüssig sein. Wesentlich wurde ich in meiner Arbeit durch Herrn Dr. Günther, meinem ehemaligen Schüler, unterstützt.

Im Bodensee finden sich 26 Arten von Fischen. Sie gehören alle zu den Knochenfischen; Knorpelfische kommen nicht vor. Wenn schon die Zahl der Arten nicht sehr bedeutend ist, so zeichnet sich doch dieser grösste See von Deutschland, seine Fläche beträgt 9½ Quadratmeilen, durch einen ausserordentlichen, unerschöpflichen Fischreichthum aus, indem die Zahl der Individuen mit wenigen Ausnahmen, zu welchen der Weller und der Aal gehören, ausserordentlich gross ist. Der Untersee ist besonders fischreich. Fische, welche blos im Bodensee vorkämen, und sonst nirgends sich finden würden, sind mir nicht bekannt, ausser etwa der Kilchen, dem ich die Benennung *Coregonus oxyrinchus* gegeben habe; es ist aber zu vermuthen, dass er auch noch in anderen Seen kann aufgefunden werden. Einige Arten vermehren sich unglaublich stark, und die Fischer-

eien ziehen den grössten Gewinn aus der Familie der Salmonen, besonders gehört hieher der Blaufelchen *(Coregonus Wartmanni)* mit dem Gangfisch, der Silberlachs *(Fario lacustris)*, die Lachsforelle; auch werden sehr viele und sehr grosse Hechte gefangen. Unter den Cyprinoiden sind für die Fischereien die wichtigsten der Karpfen und der Brachsmen *(Abramis brama)*. Auch die Treische *(Leta vulgaris)* wird an manchen Orten, wie bei Langenargen in Menge gefangen und ist sehr geschätzt. Bei weitem die grösste Zahl der Bodenseefische gehört in die Abtheilung *Malacopterygii abdominales*.

Die Zuflüsse, welche der Bodensee von der nördlichen Seite erhält gränzen an das Flussgebiet der Donau, aber viele Fische, die schon bei Ulm in der Donau gefangen werden, kommen im Bodensee nicht vor, so einige Perkoiden, wie *Lucioperca sandra* (der Schied), der Zindel oder Zingel *(Aspro Zingel*, Cuv.), *Aspro vulgaris*, *Acerina cernua*, Cuv. und *Acerina Schraitzer*, Cuv. Letzterer Fisch heisst bei Ulm Stnire, weiter unten an der Donau führt er den Namen, der auch in der systematischen Terminologie beibehalten worden ist. Unter diesen ist der Schied der grösste und geschätzteste, kommt aber bei Ulm nicht häufig vor. Zu den Fischen der Donau, welche im Bodensee fehlen, gehört ferner der Rothfisch oder Huchen *(Salmo hucho)*. Die Asch oder Asche der Donau ist *Thymallus vexillifer*, Agass. und Val. Der entsprechende Fisch des Bodensees ist *Thymallus gymnothorax*, Val. Unter den Fischen der Donau muss ferner genannt werden der Wetterfisch *(Cobitis fossilis)*, der zwar nicht in der Donau selbst, aber in ihren nächsten Umgebungen vorkommt, und aus der Familie der Cyprinoiden, *Cyprinus carassius*, *Aspius vulgaris*, *Leuciscus dcses*, Val. und *Abramis blicca*. Wo die Donau noch kleiner ist, näher bei ihrem Ursprung enthält sie Forellen (*Salmo Aaronii*, Val.) von ansehnlicher Grösse, aber diese Fische verlieren sich wo der Fluss grösser ist. Der Aal kommt bei uns in der Donau nicht vor, ist aber auch im Bodensee selten.

Schon jetzt ist die an den Bodensee sich ausmündende württembergische Eisenbahn sowie die Eisenbahn nach Lindau

für die vortheilhafte Verwerthung der Fische von grossem Einfluss, und es hat dieser Verkehr in der nächsten Zeit noch einen grösseren Zuwachs sicher zu erwarten. Jährlich steigert sich der Zufluss der Reisenden, welche durch diesen schönen See und die abwechselnden malerischen Ansichten angezogen werden, und viele Fremde halten sich längere Zeit am Bodensee auf, um Bade- und Molken-Curen zu gebrauchen. Besonders erhaben ist der Anblick von der württembergischen Seite aus, wo die schneebedeckten Schweizer und Tyroler Alpen den Hintergrund bilden. Zwischen Friedrichshafen und Rorschach ist der See am breitesten (4 Stunden), dort ist er auch am tiefsten (850 par. Fuss). Bregenz wird wegen der prachtvollen Aussicht über den See und die Gebirge mit Recht gerühmt, aber es ist hier nicht der Ort von den zahlreichen Standpunkten zu sprechen, welche sich in dieser Hinsicht auszeichnen.

Die Besorgniss, dass die zahlreichen Dampfschiffe, welche den Bodensee durchkreuzen, der Fischerei nachtheilig sein könnten wie es wohl auf Flüssen vorkommen kann, wurde mir von mehreren Fischern, welche ich darüber befragte, geäussert. Uebrigens sind überhaupt bei der Fischerei manche Jahre viel ergiebiger als andere.

STACHELFLOSSER.

Perca. Barsch.

Perca fluviatilis Lin. Barsch, Flussbarsch.

Am Bodensee führt er die Benennung Kretzer, doch wird er in seinen verschiedenen Altersstufen mit verschiedenen Namen bezeichnet. Im ersten Jahr heisst er Hürling oder Heuerling, dann Kretzer, später Egli. Die Laichzeit ist April und Mai.

Der Barsch findet sich häufig im ganzen Bodensee; auch im Neckar und in der Donau; er gehört zu den bessern Fischen. Er erreicht ein Gewicht von zwei bis drei Pfund, aber in dieser Grösse wird er im Bodensee gewöhnlich nicht gefangen.

Cottus.

Cottus gobio, L. Der Gropp, die Gruppe.

Dieses Fischchen kommt in grosser Menge im Bodensee vor. Die Angabe, dass das Fleisch durchs Kochen eine rothe Farbe annehme, fand ich nicht bestätigt; das Fleisch fand ich weiss beim gekochten wie beim ungekochten Fisch, doch mag es sein, dass, wie es auch bei der Forelle der Fall ist, dieses wechselt, je nach der Beschaffenheit der Nahrung oder des Wassers, in welchem der Fisch sich aufhält. Die Schwimmblase fehlt. Dieses Fischen wird hauptsächlich als Köder benützt zum Fang der Treische.

WEICHFLOSSER. Cyprinoiden.

Carpio.

Carpio vulgaris. Karpfe.

Es findet sich im Bodensee ausser dem gewöhnlichen Karpfen eine schöne Spielart, der Spiegelkarpfen mit sehr grossen Schuppen, aber ein Theil der Haut ist nackt. Die Schlundkieferzähne des Karpfen stehen in dreifacher Reihe, wie bei der Barbe, und der Schmelz bildet auf der Kaufläche drei halbmondförmige Falten, so dass das Ansehen eines schmelzfaltigen Zahns (*Dens compositus*) entsteht.

Die Laichzeit ist im Mai. Der Karpfe ist der beste Cyprinoide des Bodensees.

Barbus. Barbe.

Barbus fluviatilis. Die Barbe.

Wird besonders den Sommer über sehr häufig gefangen. Kommt auch in Menge im Neckar vor. Wenig geschätzt.

Tinca. Schleihe.

Tinca chrysitis, Agass. Die Schleihe.

Die Schleihe des Bodensees hat besonders auf dem Rücken eine sehr dunkle, grünschwarze Farbe, wie dieser Fisch auch

im Norden vorkommt; in andern Gegenden von Württemberg kommt die Schleihe von mehr heller Goldfarbe vor. Im Bodensee findet sich dieser Fisch nahe am Ufer, das mit Pflanzen bedeckt ist. Die Laichzeit ist im Juli.

Abramis. Brachsmen.

Abramis brama. Cuv. Der Blei, der Brachsmen.

Nebst dem Karpfen der grösste Cyprinoide des Bodensees, wo er unter dem Namen Brachsmen bekannt ist. Wenig geschätzt. Er wird zuweilen zur Laichzeit (Ende Mais und Juni) in unglaublicher Menge gefangen und zu sehr niedrigen Preisen verkauft. Er bohrt mit den Kiefern Vertiefungen auf den Grund, fast wie die wilden Enten.

Dieser Fisch ist durch den hohen Rücken ausgezeichnet, besonders aber durch die langgestreckte *Pinna analis*, welche sieben und zwanzig Flossenstrahlen enthält. Er hat im Ganzen drei und vierzig Wirbel: drei Halswirbel, fünfzehn Wirbel, welche Rippen tragen, dann folgen noch fünf und zwanzig Wirbel. Die Dornfortsätze sind sehr lang, und zwischen den Dornfortsätzen der Rückenwirbel vor der Rückenflosse liegen *Ossa interspinosa*, welche keine Flossenstrahlen tragen. Das vorderste *Os. interspinosum* ist sehr breit, schildförmig und wird von dem gabelförmig gespaltenen Dornfortsatz des zweiten Halswirbels aufgenommen. Vom zweiten bis zum siebenten Rückenwirbel sind die obern Dornfortsätze doppelt, indem vor dem grossen Fortsatz ein viel kleinerer sich findet. Diese Bildung der Dornfortsätze kommt den meisten Cyprinoiden zu. Die untern Dornfortsätze der Wirbel, welche auf die Rückenwirbel folgen, sind länger als die obern Dornfortsätze, nehmen aber nach und nach an Länge ab. Die Rippen sind dick und sehr lang. Es finden sich fünf Schlundkieferzähne, die in einfacher Reihe gestellt sind. Wie bei allen Cyprinoiden fehlen die obern Schlundkiefer. Am obern Rande der Augenhöhle findet sich der Supercilliarknochen, der allen Fischen aus dem Geschlecht Cyprinus zukommt. Drei Kiemenstrahlen. Siebzehn Strahlen in der Brustflosse, zehn

in denen die Versammlungen statt finden, von deren Regierungen zur Hebung der Landwirthschaft schon geschah, und welche Wege dazu mit Erfolg eingeschlagen wurden. So war es namentlich zu Dresden für uns von hohem Interesse, daß Herr Geheimerath v. Witersheim Excell., Chef der Sektion für die Kultur-Angelegenheiten im Ministerium des Innern, eine gedrängte Uebersicht gab über das, was die k. sächs. Regierung in früherer und in der neuesten Zeit zu Hebung der Landwirthschaft direkt zu wirken gesucht und gewirkt habe. — Aehnliche Mittheilungen wurden von auswärtigen Theilnehmern über ihr Vaterland gemacht.

Hieraus läßt sich nun auch schließen, wie nützlich es für die Vorstände der verschiedenen landwirthschaftlichen Vereine Deutschlands sey, wenn wenigstens ein Mitglied den Versammlungen beiwohnen kann; denn sie lernen dadurch die Einrichtungen, die eingeschlagenen Wege und den Erfolg des Wirkens anderer Vereine am genauesten kennen und sammeln für ihr heimathliches Wirken Stoff der mannigfachsten Art.

Wie wir demnach die Veranstaltung betrachten, so läßt sich jeden Falls in mehrfacher Hinsicht Gutes, in keiner Beziehung Nachtheiliges davon erwarten. Ohne mit allzu sanguinischen Hoffnungen gerade hievon allein eine andere und bessere Gestaltung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und ganz außerordentliche Resultate für wissenschaftliche Fortbildung unseres Faches zu erwarten, wird sie doch auf beide immer mehr einen ersprießlichen Einfluß ausüben, je mehr dabei die bis jetzt zu Grund liegende Tendenz, und der bereits darin aufgelebte Geist für ächte Wissenschaftlichkeit und für wahres Volkswohl festgehalten und gepflegt wird.

Darmstadt, Ende Mai 1838.

H. W. Pabst.

in der Bauchflosse, zwölf in der Rückenflosse, der erste ist ausserordentlich kurz und wie der zweite ungetheilt. Sieben und zwanzig Strahlen in der Afterflosse, doch ist diese Zahl einigem Wechsel unterworfen, zwei und dreissig in der Schwanzflosse. Rosenthal hat in seinen ichthyotomischen Tafeln das Skelet dieses Fisches gut abgebildet.

Leuciscus.

Leuciscus dobula, Agass. *Squalius dobula*, Heck. Alet.

Wird gewöhnlich als *Cyprinus cephalus* (am Neckar Schuppfisch, Dickkopf genannt) aufgeführt, aber Valenciennes hat in seiner grossen Naturgeschichte der Fische diese Benennung gar nicht aufgenommen, weil *Cyprinus cephalus* bei einigen Schriftstellern besonders bei Bloch ein Gemisch von verschiedenen Species ist. Viele Ichthyologen halten den Alet oder Schuppfisch für *Leuciscus jeses*. Jurine hat in seiner Naturgeschichte der Fische des Genfer Sees unter dem Namen *Cyprinus jeses* den *Leuciscus dobula* abgebildet.

Leuciscus dobula, den ich im Bodensee häufig antraf, hat folgende Kennzeichen. Die Höhe ist nicht ganz fünfmal in der Länge des Fisches enthalten. Der Kopf ist dick, breit, sehr stumpf; seine Länge ist fünfmal in der Länge des Leibes enthalten. Der Unterkiefer ist wenig kürzer als der Oberkiefer. Das Auge ist um das Ein und Einhalbfache seines Durchmessers von der Spitze des Oberkiefers entfernt. Die Schlundkieferzähne stehen in zwei Reihen und haben eine hakenförmig gekrümmte Spitze, die in der innern Reihe sind kleiner als die äussern; in der äussern oder hintern Reihe stehen fünf Zähne, in der innern zwei. Die Zähne sind sägenförmig eingeschnitten; mit Ausnahme des ersten und letzten Zahns der äussern oder hintern Zahnreihe, doch sind die Einschnitte nicht stark. Die Schuppen sind sehr gross, abgerundet, fächerförmig gestreift. Nach der Länge des Leibes liegen in einer Reihe acht und vierzig Schuppen, nach der Höhe dreizehn. Die Rückenflosse ist weit hinten angebracht, ihr Anfang entspricht dem hintern Ende

der Befestigung der Bauchflossen, sie ist kurz, ziemlich hoch, der letzte Strahl ist halb so lang, als die vordern längsten Strahlen. Die Schwanzflosse stark ausgeschritten, die mittleren Strahlen der Schwanzflosse haben nicht ganz die Hälfte der Länge des untern Lappens dieser Flosse. Die Rückenflosse hat zehn Strahlen, die drei vordern sind ungetheilt, die Afterflosse hat eilf Strahlen.

Der Rücken ist grün, die Seiten sehr blassgrün, der Bauch weiss. Rückenflosse und Schwanzflosse am Rande schwärzlich, Brustflossen, Bauchflossen und Afterflossen blassroth.

Dieser Fisch stimmt überein mit *Squalius dobula*, Heck. *), er erreicht eine Länge von fünfzehn bis achtzehn Zoll. Er wird sehr gering geachtet.

Leuciscus rutilus, Cuv. Rothflosser.

Am Bodensee Rotten.

Leuciscus erythrophthalmus, Cuv. Rothauge, Farn.

Den Namen Rothauge legen einige auch der vorhergehenden Art bei. Diese zwei Arten kommen im Bodensee häufig vor. Sie haben unter sich grosse Aehnlichkeit. An der Stellung der Rückenflosse und an den Schlundkieferzähnen lassen sich beide Arten unterscheiden. Eine Linie, welche man von der Befestigung des ersten Strahls der Rückenflosse senkrecht an der Seite herunterführt, fällt bei *Leuciscus erythrophthalmus* hinter die Bauchflosse, bei *Leuciscus rutilus* dagegen noch auf die Anheftungsstelle der Bauchflosse. Bei *Leuciscus erythrophthalmus* (*Scardinius erythrophthalmus*, Bonap.) sind die Schlundkieferzähne in zwei Reihen gestellt, in der äussern Reihe stehen fünf, in der innern drei Zähne, letztere sind viel kleiner als die anderen. Der innere Rand der Zähne hat stumpfe, sägenförmige Einschnitte; die Spitze der Zähne ist einwärts gekrümmt. Bei *Leuciscus rutilus* dagegen finden sich fünf bis sechs Schlundkieferzähne, welche alle in einfacher Reihe gestellt sind, sägenförmig stumpf eingeschnitten. Die Spitze der Zähne ist ein-

*) Heckel's Reiseberichte.

wärts gekrümmt. Meist sind auf der linken Seite sechs Zähne im Schlundkiefer, fünf auf der rechten Seite.

Nach Valenciennes (Hist. nat. des poissons, Tome 17) haben die Zähne, selbst die Zahnkeime bei *Leuciscus rutilus* keine sägenförmige Einschnitte. Auch in der Gestalt des Mundes weichen beide Arten von einander ab, bei dem Furn oder Rothauge ist der Mundwinkel mehr abwärts gezogen. Beide Fische sind schön abgebildet in dem Werke von Fries und Ekström über die skandinavischen Fische. Beide Arten finden sich auch bei Ulm in der Donau, *Leuciscus rutilus* führt dort den Namen Halbfisch oder Frauenfisch. Ich vermuthete, dieser Donaufisch könnte vielleicht mit *Leuciscus virgo* Heck. *) übereinstimmen, aber er ist nicht so gestreckt, wie *Leuc. virgo*, indem die Höhe des Leibes kaum viermal in der Länge des Fisches bis an das Ende der Schwanzflosse enthalten ist, und ich zählte über der Seitenlinie bis zu der Basis der Rückenflosse acht Schuppenreihen, bei dem Donaufisch aber den Heckel als *Leuc. virgo* aufgestellt hat, finden sich sieben, was Heckel als besondern Unterschied zwischen beiden übrigens sehr ähnlichen Arten hervorhebt. *

Das Fleisch dieser Fische hat wenig Werth wegen der vielen Gräte.

Leuciscus alburnus, Cuv. Laugel, Langele.

Dieses Fischchen kommt in ausserordentlicher Menge im Bodensee vor. Es wird fast nur benützt, um es zum Fang grössere Fische an den Angel zu befestigen. Am Neckar nennt man dieses Fischchen Bleck.

Leuciscus vulgaris, Flemm. Hasel.

Den Fisch, welcher am Bodensee mit dem Namen Hasel bezeichnet wird, nimmt man gewöhnlich für *Cyprinus dobula*, Lin. (*Leuciscus dolula*), aber letzterer ist der Schuppfisch oder am Bodensee Alet. *Leuciscus vulgaris* (*Cyprinus leuciscus*, Lin.) hat einen schmalen, stark zusammengedrückten Leib. Der Kopf

*) Heckels Bericht. Dritter Anhang.

ist klein, schmal; die Länge des Kopfs ist fünf und einhalbmal in der Länge des ganzen Fisches enthalten. Der Oberkiefer länger als der Unterkiefer. Die Schlundkieferzähne stehen in zwei Reihen, ihre Spitze ist einwärts gebogen, und sie sind nicht sägenförmig eingeschnitten. In der äussern Reihe stehen fünf Zähne, in der innern zwei, letztere sind viel kleiner als die andern. Die Rückenflosse ziemlich hoch, kurz, Brust- und Bauchflossen in ausgespanntem Zustande stumpf, die Afterflosse kurz, Schwanzflosse stark ausgeschnitten. Die Schuppen gross, mit erhabenen Linien besetzt, welche fächerförmig von der Wurzel gegen den Anfang der Flosse verlaufen. Die Seitenlinie bildet an ihrem Anfang einen Bogen, dessen Convexität abwärts gerichtet ist. Der Rücken ist dunkel blaugrün, der Bauch silberfarb mit lebhaftem Glanze. Rückenflosse und Schwanzflosse grau, die übrigen Flossen gelblich weiss. Die Rückenflosse hat eilf Strahlen. Die gewöhnliche Länge des Fisches beträgt sieben bis acht Zoll.

Dieser Fisch hält sich an der Oberfläche des Wassers auf in der Nähe des Ufers. Es ist einer der schlechtesten Fische des süssen Wassers.

Leuciscus phoxinus. Phoxinus laevis. Agass. Die Pfelle; am Bodensee Butt.

Hält sich am Ufer auf, schaarenweise, wird wohl selten gegessen, dient aber als Köder. Man kann diese Fischchen, besonders auch die ganz kleinen, die noch keinen Zoll lang sind, lange in einem Glase lebend erhalten, wenn man nur öfters das Wasser wechselt. Findet sich auch in Menge im Neckar.

Gobio. Gründling.

Gobio fluviatilis. Gressling.

Kommt häufig in den Flüssen und Bächen vor, welche sich in den Bodensee ergiessen, so wie am Ufer dieses Sees. Es ist ein kleiner Fisch von geringem Werth. Nenning hat in seiner kleinen Schrift über die Fische des Bodensees diese Art nicht

aufgeführt. Im Neckar kommt sie sehr häufig vor. Die Laichzeit ist im Juni.

Chondrostoma. Nase.

Chondrostoma nasus, Agass. Nase.

Kommt auch in der Donau und im Neckar häufig vor. Mangolt, der im sechszehnten Jahrhundert über die Fische des Bodensees schrieb, gibt an, dieser Fisch finde sich weder im Obersee noch im Untersee. Einige Fischer behaupten auch, die Nase habe sich erst in neuerer Zeit im Bodensee eingefunden. Sie kommt aber jetzt dort häufig vor, es ist ein schlechter Fisch, die Fischer bezeichnen ihn als schädlich, weil er viele Fischeier verzehre; übrigens ist es wahrscheinlich, dass dieser Fisch hauptsächlich von vegetabilischen Stoffen lebt, denn der Darmkanal ist sehr lang, fast dreimal länger als der ganze Fisch, sein Peritonaeum ist mit einem schwarzen Pigment versehen. Er wird bis gegen zwei Pfund schwer.

Cobitis. Grundel.

Cobitis barbatula, Lin. Grundel.

Hält sich haufenweise in der Nähe des Ufers auf, besonders wo es mit Pflanzen bedeckt ist.

FAMILIE DER HECHTE.

Esox.

Esox lucius, Lin. Hecht.

Häufig und sehr geschätzt. Er erreicht im Bodensee ein Gewicht von vier und zwanzig Pfund und mehr. Im April 1853 erhielt ich einen bei Friedrichshafen gefangenen Hecht von dreissig Pfund. Es war ein Rogner, übrigens sind die grossen Hechte, besonders zur Laichzeit mit Recht minder geschätzt. Die Laichzeit ist im April und Mai.

SILUROIDEN. WELSE.

Silurus. Wels.

Silurus glanis, Lin. Wels, Weller.

Wurde sonst selten im Bodensee gefangen und man vermuthete, dass er nur durch Ueberschwemmungen aus den in der Umgegend befindlichen Seen, wo er nicht selten ist, dorthin gelange. Nach den Angaben der Fischer wird übrigens der Wels seit mehreren Jahren häufiger im Bodensee gefangen als früher. Ich erhielt ganz kleine Weller aus dem Bodensee. Schon C. Gesner spricht von dem Weller des Bodensees und Mangolt bemerkt von dem Weller des Bodensees, dass er selten gefangen werde, weil er in grosser Tiefe wohne und von den Fischern nicht erreicht werden könne. Der Wels ist der grösste Fisch des Bodensees. Die Sammlung des württemb. naturwissenschaftlichen Vereins in Stuttgart erhielt aus dem Bodensee einen Wels, welcher über sechs Fuss lang war und 89 Pfund schwer. Der Weller ist zwar ein sehr beliebter Fisch, doch zu den besten Fischen des Bodensees gehört er nicht, übrigens lässt sich über solche Dinge nicht streiten. Die grossen sind weniger geschätzt.

In England, Frankreich, Italien findet sich der Weller nicht. Jetzt sind Versuche gemacht worden den Weller nach Frankreich zu verpflanzen, wozu auch eine Anzahl dieser Fische aus dem Federsee und aus dem Bodensee verwendet wurde.

SALMONEN.

Coregonus, Val. Felchen.

Der Mund klein. Keine Zähne mit Ausnahme der Zunge. Eine Fettflosse.

Coregonus Wartmanni.

Coregonus lavaretus, Cuv. et Val. Felchen, Blaufelchen. *Salmo Wartmanni*, Bloch.

Erste Tafel.

Der Leib schmal, stark zusammengedrückt. Die Höhe des Leibes ist etwas über fünfmal in der Länge enthalten bis zum Ende der Schwanzflosse. Der Rücken wenig gewölbt. Der Kopf fällt gegen die Spitze des Oberkiefers in einer geraden Linie schief ab und ist vorne senkrecht abgeschnitten. Der Unterkiefer tritt kaum unter den Oberkiefer zurück; wird der Mund geöffnet, so tritt der untere Rand des Oberkiefers hervor. Der Rand des Mundes hart, keine weichen Lippen bildend. Mund sehr klein, keine Zähne; nur auf der Zunge finden sich sehr kleine, zerstreute Zähnchen. Die Entfernung des Auges von der Spitze des Oberkiefers beträgt etwas Weniges mehr als der Durchmesser des Auges. Die Pupille ist nicht ganz rund, sondern vorwärts in einen Winkel ausgezogen. Die Benennung Coregonus (κόρη Pupille und γωνία Winkel) ist davon abgeleitet.

Der Kiemendeckel ist am hintern Rande etwas verlängert, abgestumpft. Der hintere Rand des Oberkieferknochens ragt bis zu dem vordern Rande des Auges.

Die Schuppen gross, sehr stumpf, glatt; die Seitenlinie gerade, nur hinter dem Kopfe sehr wenig abwärts gebogen. Es finden sich nach der Länge des Leibes in der Seitenlinie 82 Schuppen. Der Anfang der Rückenflosse fällt vor die Befestigung der Bauchflossen. Die Rückenflosse ist ziemlich hoch, fällt aber nach hinten schnell ab. Ihre Höhe ist siebenmal in der Länge des ganzen Fisches enthalten. Brustflossen und Bauchflossen zugespitzt. Die Schwanzflosse tief ausgeschnitten, die Lappen zugespitzt. Die Afterflosse beginnt unmittelbar hinter dem After und nimmt schnell an Höhe ab. Ungefleckt, der Rücken dunkel grünblau, die Seiten bläulichweiss, der Bauch silberweiss. Die Flossen am Rande schwarz punktirt; die Rückenflosse schwärzlich. Die Rückenflosse hat vierzehn Strahlen, aber der erste Strahl ist ausserordentlich kurz, und kaum leicht übersehen werden, auch der zweite ist sehr kurz, wie der erste unverästet. Die Brustflosse hat sechszehn Strahlen, die Afterflosse vierzehn, die Schwanzflosse vier und dreissig. Länge des Fisches fünfzehn Zoll. Im Winter zur Zeit der Fortpflanzung bilden sich

bei dem Blaufelchen längliche, regelmässige Erhöhungen unter und über der Mittellinie. Die Schuppe ist durch diese Hervorragung in zwei Theile einen obern und einen untern getrennt. Diese Erhöhungen sind farblos, etwas weich und lassen sich von der Schuppe hinwegnehmen ohne eine Spur zu hinterlassen.

Die Schädelhöhle wird, wie überhaupt bei den Salmonen und mehreren andern Fischen von einer doppelten Lage gebildet, sie hat nämlich eine knorpliche Grundlage, welche von den Schädelknochen, als Belegungsknochen, überzogen wird. Die *Ossa suborbitalia* scheinen zwar eine doppelte Reihe zu bilden, doch wird dieses Ansehen nur dadurch hervorgebracht, dass ein Schleimkanal der sogar Aeste ausschickt, in dem Knochen verlauft; der Theil der Knochenblätter, welcher unmittelbar die Augenhöhle begrenzt, ist kleiner als der andere. Der Zwischenkieferknochen ist klein, der Oberkieferknochen besteht, wie überhaupt bei den Salmonen, auf jeder Seite aus zwei Stücken. Die Seiten des Unterkiefers sind sehr hoch. Es finden sich keine Zähne, auch die Schlundkiefer sind nur mit Papillen der Schleimhaut bedeckt: nur auf der Zunge sind sehr kleine, zerstreute, spitzige Zähnchen. Neun Kiemenstrahlen. Die Wirbelsäule wird aus 57 Wirbeln zusammengesetzt: an den Dornfortsätzen der vordern Wirbeln sind die beiden seitlichen Hälften nicht verwachsen: es entsteht so ein doppelter Dornfortsatz, ein rechter und ein linker. Vor der Rückenflosse finden sich noch bis zum Kopfe *Ossa interspinosa*, welche keine Flossenstrahlen tragen. Die untern Dornfortsätze der Schwanzwirbel haben ungefähr die gleiche Länge, wie die obern. Sechs und dreissig Rippenpaare. Sie befestigen sich an kurzen Querfortsätzen der Wirbel; diese Fortsätze entspringen aber an den Wirbelkörpern. Es kommen ferner fünf und zwanzig sogenannte Nebenrippen vor auf jeder Seite; diese entspringen aber nicht neben den Rippen, oder gar von den Rippen selbst, wie es bei mehreren Fischen der Fall ist, sondern von der Wurzel des Dornfortsatzes. Müller*) hat nachgewiesen, dass die Nebenrippen, welche vielen Fischen zu-

*) Vergleichende Anatomie der Myxinoiden.

kommen, nicht mit den Rippen höherer Thiere verglichen werden können, sondern dass sie als Gräten zu betrachten sind, welche zu den Rückenmuskeln gehören, es sind mehr oder weniger verknöcherte Sehnen; andere Gräte als diese sogenannten Nebenrippen finden sich bei diesem und bei den verwandten Fischen nicht. Eine sehr schöne Abbildung des Skelets des Blaufelchen findet sich in Anatomie des Salmones, par Agassiz et Vogt; in Mémoires de la société d'hist. nat. de Neuchâtel. Tome III.

Der Darmkanal ist kurz, nicht von der Länge des Fisches, der Magen ist unter einem spitzen Winkel gekrümmt, er hat gegen den Pförtner hin sehr dicke Wandungen. Es finden sich am Anfang des Dünndarms cylindrische Blinddärme (*Coeca pylorica*), ich zählte hundert und sechs und vierzig; die vordern umgeben den Darm von allen Seiten, die hintern aber verlaufen nur an einer Seite des Darms und münden sich in doppelter Linie in denselben. Die Länge der Pförtneranhänge beträgt vier Linien; bei vielen andern Salmonen sind sie länger. Die Leber liegt an der linken Seite und ist ausserordentlich klein, nicht in Lappen getheilt, hinten zugespitzt, von gelbbrauner Farbe. Die Gallenblase gross, eiförmig. Die Milz ist sehr schmal, und sie liegt an der rechten Seite des Magens. Die Schwimmblase fünf Zoll lang, einfach, ohne Abtheilungen, mit einem sehr kurzen Ausführungsgang, der keine Klappen hat und in den Schlund sich mündet. Es finden sich zwei Eierstöcke, sie sind sehr lang und bestehen aus querlaufenden Blättern, auf deren beiden Flächen die Eier befestigt sind. Es mündet sich kein Ausführungsgang nach aussen, die Eier fallen in die Bauchhöhle. Die Testikel liegen vorn in der Bauchhöhle neben dem Magen. Im Darm, wo die Blinddärmchen sich einmünden, fand ich in Menge *Taenia longicollis*, Rud. (*Taenia Froelichii*, Gm.) Dieser kleine Bandwurm findet sich auch bei einigen andern Salmonen. Es sind in dem Felchen noch einige andere Entozoen gefunden worden (Diesing, Systema helminthum II. pag. 400). Dieser Fisch führt am Bodensee verschiedene Namen, je nach seinen Altersstufen, und der Gangfisch ist vom Felchen nur dem Alter

nach verschieden; wenn dieser Fisch sieben bis acht Zoll lang ist, heisst er Gangfisch. Fischer am Bodensee wollten mir nicht beistimmen und ich halte es für passend hier eine Stelle aus Mangolt S. 40 anzuführen. „Nun sind dreierlei Gangfische im Bodensee: die erste Gattung werden genannt Sandgangfisch, und daraus erwachsen Sand- oder Adel-Felchen. Die andere Gattung sind Grüngangfisch und daraus werden Blaufelchen. Die dritte Gattung sind Weissgangfisch und diese bleiben Gangfisch. Etliche werden gefangen um Constanz, und ist ihr Laich in den Fasten, und ihre Lagerstatt zum grössten zwischen Bregenz und Lindau. Die andere Gattung wird gefangen um Constanz, und ist ihr Laich im Wolfmonat und währet bei sechs Wochen. Ihre grösste Lagerstatt ist neben Constanz. Im Jahr 1534 wurden in einem Zug gefangen ob 46000 Gangfisch, und dies sind die weissen Gangfisch und nicht über Spannen Länge." Der Gangfisch des Bodensees wurde bisher als *Salmo maraenula* aufgeführt, aber *Salmo maraenula* kommt im nördlichen Deutschland vor, ich erhielt Exemplare von Joh. Müller in Berlin. Von allen Salmonen des Bodensees unterscheidet sich *Coregonus maraenula* dadurch, dass der Unterkiefer länger ist als der Oberkiefer. Nach Valenciennes ist *Coregonus maraenula* einerlei mit *Coregonus albula*. La bondelle aus dem See von Neuchâtel wird von einigen als *Coregonus albula* bezeichnet, aber die Bondelle scheint mir von einem jungen Blaufelchen nicht verschieden zu sein. Wartmann machte eine Monographie des Felchen bekannt in den Beschäftigungen der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde. 1777.

Der Felchen ist einer der besten Bodenseefische, besonders wenn er ganz frisch gefangen ist, er hat ein festes und weisses Fleisch. Er kommt in ausserordentlicher Menge vor, besonders häufig wird er bei Meersburg gefangen, viele werden als Gangfische, oder auch im ausgewachsenen Zustande als Felchen marinirt oder auch geräuchert und bilden einen Handelsartikel. Unter dem Namen von marinirten Gangfischen werden übrigens auch Cyprinoiden, *Leuciscus alburnus* und andere verschickt, aber diese Verwechslung ist leicht zu erkennen. Die Nahrung

Die

Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten

der Mittelstände.

Die Wechselwirkung zwischen Leben und Wissenschaft ist nirgend (etwa mit Ausnahme der Technik) so lebendig und auffallend, als in der politischen Oekonomie. Und zwar ist es bald das Leben, von welchem Belehrung und Stoff für die Wissenschaft ausgeht, indem diese bis jetzt noch nicht scharfsinnig genug durchgebildet war, um ein Verhältniß oder Bedürfniß vor seinem wirklichen Eintreten in die Erscheinung zu errathen und zu regeln; bald aber stellt auch die Theorie Sätze auf, welchen vorläufig in der äußern Erscheinung nichts entspricht, die aber durch ihre kräftige, innere Wahrheit vorgefaßten Ansichten und, was noch hartnäckiger ist, langen Gewohnheiten siegreich unterwerfend entgegentreten. In beiden Fällen geht es freilich nicht immer rasch; wofür sich bei einem Voreilen der Wissenschaft eher eine Entschuldigung finden läßt, als wenn das Leben längere Zeit von dem Wissen nicht begriffen und systematisirt wird.

Ein auffallendes Beispiel solchen Zurückstehens der Theorie hinter der lebendigen Wirklichkeit liefert gegenwärtig die Materie der Vorsorge- und Versorgungs-Anstalten des Mittelstandes. Die wirthschaftliche, politische und sittliche Wichtigkeit des Gegenstandes, die durch den steten Zuwachs neuer Anstalten immer steigende Bedeutung desselben für den Einzelnen und für

des Felchen besteht in Insektenlarven, Mollusken, auch fand ich häufig den Magen mit Fischeiern gefüllt. Die Laichzeit fällt in die zweite Hälfte des Novembers und in den December. Die Gangfische laichen zu gleicher Zeit. Dieser Fisch stirbt sogleich, nachdem man ihn aus dem Wasser genommen hat.

Rondelet*) und Bélon**) bald nach ihnen Conrad Gesner beschreiben zuerst den Lavaret aus dem Lac du Bourget in Savoyen. Cuvier und Valenciennes nehmen an, dieser *Coregonus lavaretus* sei einerlei mit *Coregonus Wartmanni* (Blaufelchen). Ich erhielt aus dem Lac du Bourget frische Exemplare des Lavaret und ich fand, dass er nicht verschieden ist vom Blaufelchen des Bodensees. Die Renken des Starenberger Sees und anderer Seen in Baiern sind, wie auch Wagner in seiner Naturgeschichte des Thierreichs es richtig angibt *Coregonus Wartmanni* (Blaufelchen). Wartmann in seiner Monographie des Blaufelchens (1777) hat mit Unrecht angenommen, dieser Fisch sei bisher den Zoologen unbekannt gewesen und er finde sich nur im Bodensee.

Ein dem Felchen sehr ähnlicher Fisch findet sich in den Seen von Nordamerika, *Coregonus albus*, Richardson, *Fauna Boreali-Americana*. Vol. III. pl. 89. Richardson schildert ihn als einen vorzüglichen Fisch, von dem man sich Jahre lang ausschliesslich nähren könne, ohne dass Widerwillen entstehe.

Valenciennes***) nimmt an, das Exemplar welches als *Salmo Wartmanni* in Blochs Sammlung in Berlin aufgestellt sei, sei *Coregonus Nilsoni*. Valenciennes hat unter letzterer Benennung einen Coregonus aus Schweden aufgestellt; legt aber als schwedische Namen diesem Fisch die Benennungen bei, welche der Blaufelchen in seinen verschiedenen Altersstufen am Bodensee führt: Seelen, Gangfisch, Renken, Blaufelchen. ****)

*) Rondelet, in de aquatilibus 1554.

**) Belonius, de aquatilibus 1553.

***) Hist. naturelle des poissons. Tome XXI. p. 499.

****) Hist. nat. des poissons. Tome XXI. p. 498.

Ich habe früher nach meinen Vorgängern die Unterschiede zwischen *Coregonus Wartmanni* (Blaufelchen) und *Coregonus palea*. Cuv. anzugeben gesucht, jetzt aber, nachdem ich La palée aus dem See von Neuchâtel selbst untersucht habe, finde ich, dass *Coregonus palea* keine besondere Species bildet, es ist *Coregonus lavaretus*. Doch unterscheidet man zweierlei palée am Neuchâteller See nach der Jahreszeit in welcher sie gefangen werden.

Coregonus fera. Jurine. Sandfelchen.

Zweite Tafel.

Von den Seiten stark zusammengedrückt. Die Höhe des Leibes ist fast fünfmal in der Länge des Fisches bis zum Ende der Schwanzflosse enthalten. Die Länge des Kopfs ist fünf ein halbmal in der Länge des Fisches enthalten. Der Oberkiefer senkrecht abgeschnitten, nur etwas mit dem untern Rande zurückweichend. Der Unterkiefer kürzer als der Oberkiefer. Keine Zähne. Der Oberkieferknochen ragt nicht zurück bis zu der Höhe des vordern Augenrandes. Die Pupille ist stark vorwärts verzogen. Kiemendeckel hinten zugespitzt. Die Flossen gross. Die Höhe der Rückenflosse ist sechsmal in der Länge des Fisches enthalten, sie fällt hinten schnell ab, Brustflossen und Bauchflossen lang, Brustflossen zugespitzt. Die Afterflosse nimmt schnell an Höhe ab. Schwanzflosse stark ausgeschnitten. Die Fettflosse fällt noch ganz auf die Höhe der Insertion der Afterflosse. Die Schuppen gross, sehr stumpf; die Seitenlinie vorne schwach abwärts gebogen. Rücken bläulichgrün, Seiten und Bauch silberfarb mit lebhaftem Glanze. Die Flossen, besonders gegen die Spitze hin, schwarz punktirt. Gewöhnliche Länge des Fisches 14—15 par. Zoll, er wird aber noch grösser.

Die Speiseröhre ist sehr weit, der Magen mit einem abwärts gerichteten, zugespitzten Blindsack versehen; die Muskelhaut am Pförtnertheil des Magens verdickt. Am Anfang des Dünndarms sind sehr zahlreiche, aber nur drei Linien lange, cylindrische Blinddärme. Sie werden durch Gefässe und ein fett-

reiches Zellgewebe in eine Masse vereinigt. Der Darmkanal verlauft gerade, ohne Krümmungen zu bilden; an seiner hintern Hälfte ist die Schleimhaut mit dicht stehenden Querfalten (*Valvulae conniventes*) versehen. Die Leber liegt an der linken Seite, ist ziemlich klein, nicht in Lappen getheilt. Die Gallenblase gross, eiförmig. Sie wird von Wartmann mit Unrecht diesem Fisch abgesprochen, doch hat schon Hartmann (Helvetische Ichthyologie) diesen Irrthum berichtigt. Die Milz liegt an der rechten Seite des Magens und ist sehr in die Länge gezogen. Die Schwimmblase ist ausserordentlich gross und erstreckt sich über die ganze Länge der Bauchhöhle. Durch einen kurzen Kanal mündet sich die Schwimmblase in die Speiseröhre. Die Nieren sind lang und schmal. Die Testikel in die Länge gezogen. Im Magen fand ich viele *Limnaeus auricularis* (junge Exemplare) mit fast unverletzter Schale; auch am Ende des Darms waren leere Schalen fast unverletzt.

Die *Ossa suborbitalia* scheinen eine doppelte Reihe zu bilden, aber das Ansehen der Theilung dieser Knochen wird durch einen Schleimkanal bewirkt, welcher in ihnen verlauft. Der Zwischenkiefer ist klein, der Oberkiefer besteht auf jeder Seite aus zwei Stücken, das hintere Stück ist viel kleiner als das, welches an den Zwischenkiefer gränzt. Der Rand des Oberkiefers wird gebildet durch die Zwischenkieferknochen und die Oberkieferknochen. Der Unterkiefer an den Seiten sehr hoch. Es finden sich neun Kiemenstrahlen; sieben und fünfzig Wirbel, fünf und dreissig Rippenpaare, acht und zwanzig sogenannte Nebenrippenpaare (s. die beim Skelet des Blaufelchen beigefügte Bemerkung). Die Rückenflosse ist sehr hoch und hat vierzehn Strahlen, der erste ist ausserordentlich kurz, die Afterflosse hat fünfzehn Strahlen, die Schwanzflosse vier und dreissig, die Brustflosse siebenzehn, die Bauchflosse zwölf. Zwischen den Dornfortsätzen der Wirbel vor der Rückenflosse finden sich *Ossa interspinosa*, welche keine Flossenstrahlen tragen.

Der Sandfelchen wird besonders im untern Theil des Bodensees gefangen und ist weniger geschätzt als der Blaufelchen. Am Genfer See führt der Sandfelchen die Benennung Féra

C. Gesner *) glaubt Fera oder Ferra hänge mit dem deutschen Felch (Ferra ad germanicum Felch) zusammen.

Der Sandfelchen wurde bisher unter den Bodenseefischen als *Salmo maraena*, Bloch (*Coregonus maraena*) aufgeführt, aber die Maraene (*Coreg. maraena*) findet sich nicht im Bodensee, sondern in einigen Seen in Pommern und in Mecklenburg (im Madüesee und im Schallsee). Es kann nicht bestritten werden, dass beide Fische unter sich die grösste Aehnlichkeit haben, aber *Coregonus maraena* hat längere Brustflossen und Bauchflossen; die Länge der Brustflosse ist sechs und ein viertelmal in der Länge des ganzen Fisches enthalten, bei *Coregonus fera* fast $7^1/_2$ mal. Bei der Maraene ist die Länge der Bauchflosse fast siebenmal in der Länge des ganzen Fisches enthalten, bei *Coregonus fera* $7^1/_4$ mal. Der Kopf der Maraene ist breiter, der Kiemendeckel mehr nach hinten verlängert. Bei *Coregonus maraena* ist die Länge des Kopfes $5^1/_2$ mal in der Länge des ganzen Fisches bis zum Ende der Schwanzflosse enthalten, die Höhe des Leibes $4^1/_2$ mal.

Der Unterkiefer ist wenig kürzer als der Oberkiefer; der Kopf vorne senkrecht abgeschnitten, etwas Weniges nach unten zurückweichend. Die Rückenflosse ist hoch, die Schwanzflosse tief ausgeschnitten. Es liegen nach der Länge des Fisches an der Seitenlinie neunzig Schuppen. Die Seitenlinie ist vorne sehr wenig abwärts gebogen. Die Rückenflosse hat fünfzehn Strahlen, aber der erste Strahl ist ausserordentlich kurz, einfach und wird leicht übersehen, auch der zweite ist sehr kurz. Die Afterflosse hat fünfzehn Strahlen, ebenso die Brustflosse; die Bauchflosse zwölf.

Der Rücken ist bläulichgrau, die Seiten heller, der Bauch silberweiss. Alle Flossen am Rande, besonders an der Spitze schwarz.

Der Schlund ist weit, der Magen bildet einen abwärts gerichteten spitzigen Blindsack, am Pförtnertheil ist die Muskelhaut sehr verdickt. Die Pförtneranhänge sind sehr zahlreich,

*) C. Gesner, de piscium et aquatilium animantium natura: Fol. 58.

(160—170 nach Stannius) sechs bis sieben Linien lang (bei einem achtzehn Zoll langen Fisch), durch Blutgefässe und durch ein fettreiches Zellgewebe werden sie unter einander verbunden, übrigens zeigen diese Anhänge den gleichen Bau, wie der Darm; sie werden aus denselben Häuten zusammengesetzt und Drüsenkörner oder Drüsenschläuche sind bei den Salmoniden nicht daran zu unterscheiden. Der Darmkanal verlauft gerade ohne Schlingen zu bilden und ist somit sehr kurz. Die Schleimhaut bildet in der ersten Hälfte des Darms sehr feine, netzartige Falten, wie es bei vielen Fischen vorkommt, an der zweiten Hälfte des Darms ist sie in engstehende Querfalten gelegt (*Valvulae conniventes*). Im Magen und Darmkanal fanden sich viele, kleine zweischalige Muscheln unverletzt. (*Pisidium obliquum*, Pfeiff.)

Die Leber liegt an der linken Seite, ist klein, und nicht in Lappen getheilt. Die Gallenblase gross, eiförmig, sie wird mit Unrecht von Bloch diesem Fisch abgesprochen. Die Milz ist sehr lang, schmal, dunkel schwärzlich braun gefärbt, und liegt der Länge nach an der rechten Seite des Magens. Die Nieren sehr lang, schmal, sie erstrecken sich der Länge nach an den Seiten der Wirbelsäule. Die grosse Schwimmblase öffnet sich durch einen kurzen Kanal in die Speiseröhre. Die Eierstöcke waren ausserordentlich gross und erstreckten sich über die ganze Länge der Bauchhöhle; sie enthielten reife, dunkelgelbe Eier (im November wurde der Fisch gefangen).

Es findet sich kein Ovidukt; die Eier fallen in die Höhle des Bauchfells und diese mündet sich auf jeder Seite unmittelbar hinter dem After durch eine runde Oeffnung nach aussen, durch welche die Eier entleert werden.

Der Unteraugenhöhlenbogen scheint auf den ersten Blick, wie überhaupt bei Coregonus, aus einer doppelten Reihe von Knochenplatten zu bestehen; aber diese Knochen sind vielmehr durch einen Kanal, der schon auf der Oberfläche des Knochens durch einen erhabenen Streif angezeigt ist, in zwei Theile getheilt. Der seitliche Theil des Unterkiefers ist ausserordentlich hoch. Keine Zähne, nur die Zunge zeigt sehr kleine, zerstreute, spitzige

Zähnchen. Neun Kiemenstrahlen. Es finden sich ein und sechzig Wirbel. Die vordern Dornfortsätze bestehen aus zwei seitlichen Hälften, welche getrennt bleiben nach ihrer ganzen Länge. Vor der Rückenflosse finden sich *Ossa interspinosa* bis zum Kopf, welche aber keine Flossenstrahlen tragen. Die letzten Schwanzwirbel sind aufwärts gebogen. Sieben und dreissig Rippenpaare, die hintern Paare sind nur an den untern Dornfortsätzen, zu welchen sich die Querfortsätze umbilden, befestigt. Acht und zwanzig Nebenrippenpaare (Gräten der Rückenmuskeln), sie sind ziemlich lang, aber fadenförmig.

Die grösste Maraene, welche ich untersuchte, hatte eine Länge von 18 par. Zoll; ich erhielt sie von Staunius in Rostock, sie wurde im Schallsee in Mecklenburg gefangen. Nach Bloch*) erreicht die Maraene im Madüesee in Pommern eine Länge von zwei Ellen und darüber, und ein Gewicht von 14 bis 20 Pfund.

Im dritten Bande von Kröyers Danmarks Fiske wird unter *Coregonus lavaretus* die Maraene (*Coregonus maraena*) verstanden. Es werden diesem Fisch kleine Zähne im Zwischenkiefer und im Unterkiefer zugeschrieben. Die Exemplare, welche ich untersuchte, hatten keine Zähne, nur die Zunge war mit sehr kleinen, spitzigen Zähnen bedeckt.

Coregonus acronius, Rapp. Kilchen.

Die Höhe des Fisches ist fünfmal in der Länge enthalten, die Länge des Kopfs gleicht der Höhe des Fisches. Der Kopf ist an der oberen Seite über dem Auge und bis gegen die Spitze des Oberkiefers der Länge nach convex, wodurch sich dieser Fisch vom Blaufelchen besonders unterscheidet; auch der Rücken ist besonders vor der Rückenflosse stark gewölbt. Der Unterkiefer tritt stark unter den Oberkiefer zurück, letzterer stumpf, dick, er ist wie bei den verwandten Arten stumpf abgeschnitten, aber der untere Rand weicht stark zurück.

---

*) Bloch, Naturgeschichte der Maraene. In den Beschäftigungen der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde. Vierter Band.

Achtzig Schuppen nach der Länge des Fisches, nach der Höhe des Leibes zwei und zwanzig. Die Schuppen kleiner als bei *Coregonus fera*, sehr stumpf. Seitenlinie gerade, nur am Anfang ganz schwach absteigend.

Dieser Fisch ist sehr blass, der Kopf vorne und der ganze Rücken durchscheinend. Der Bauch und die Seiten sind silberglänzend, der Rücken sehr blass graubraun, glänzend, die obere Seite des Kopfs gelblich weiss. Iris silberfarb, Pupille etwas vorwärts verlängert. Die Brustflossen glasartig durchscheinend, Bauchflossen ebenso, bei grösseren Fischen gegen den Rand schwarz fein punktirt. Rückenflosse, Afterflosse und Schwanzflosse bei grösseren Fischen gegen den Rand schwach schwärzlich punktirt, im übrigen alle Flossen blass gelblich. Die Schwanzflosse ist sehr tief ausgeschnitten. Die Fettflosse sehr breit, stumpf.

Vierzehn Strahlen in der Rückenflosse, die drei vorderen sind ungetheilt. 18 Strahlen in der Brustflosse, 13 in der Bauchflosse, 15 in der Afterflosse. Die Länge der Brustflossen ist fast sechsmal in der Länge des ganzen Fisches enthalten. Der kürzeste Strahl der Rückenflosse und der Brustflosse sind einander gleich. Acht Kiemenstrahlen.

Der Suborbitalbogen zeigt dieselbe Zusammensetzung und den Kanal in den Knochenplatten wie bei den andern Coregonus.

Die Zunge ist in der Mitte mit sehr kleinen, spitzigen Zähnen bedeckt, auch finden sich sehr feine, spitzige Schlundkieferzähne. Im Ganzen besteht die Wirbelsäule aus 59 Wirbeln. Die Dornfortsätze der Rückenwirbel bestehen aus zwei seitlichen, vollständig von einander getrennten Hälften. Die untern Dornfortsätze der Schwanzwirbel kaum länger als die ihnen entsprechenden obern Dornfortsätze. Vier und dreissig Rippenpaare, die sogenannten Nebenrippen sehr schwach. Fleisch weiss. Die grössten Exemplare, die ich untersuchte, hatten eine Länge von zwölf par. Zoll.

Der Kilchen wird im Frühjahr und gegen das Ende des Sommers zur Laichzeit bei Langenargen gefangen, auch in der Gegend von Ueberlingen. Er lebt heerdenweise in der Tiefe des Wassers. Er ist weniger geschätzt als der Blaufelchen. Hart-

mann (Helvetische Ichthyologie) gibt diesem Fisch den Namen *Salmo maraena media;* aber schon Mangolt führt unter den Bodenseefischen den Kilchen auf. Bald nach Mangolt finden wir Nachricht über den Kilchen bei Conrad Gesner *). Er sei ähnlich dem Gangfisch. Gesner glaubt, der Fisch, welcher am Vierwaldstätter See Alpken und am Züricher See Butz heisse, sei derselbe. Mir schien anfangs der Kilchen mit *Coregonus hiemalis*, wie ihn Jurine **) und nachher Valenciennes ***) beschrieben haben, viele Aehnlichkeit zu haben, doch nach der Abbildung bei Jurine erscheinen bei dem Fische aus dem Genfer See die Flossen etwas grösser und die Gestalt des Kopfes weicht ab. In Genf gelang es mir nicht über *Coreg. hiemalis (La gravenche)* nähere Auskunft zu erhalten. Ich schickte dann einige Kilchen an J. Heckel in Wien und erhielt von diesem berühmten Ichthyologen auch hier, wie in andern zweifelhaften Fällen, die gewünschte Aufklärung. Heckel konnte ein von Jurine selbst bestimmtes Exemplar von *Coreg. hiemalis* vergleichen, und fand, dass der Kilchen ein anderer Fisch sei; Heckel schrieb mir, dieser Coregonus sei eine ihm bisher nicht bekannt gewesene Species. Den Kilchen nenne ich jetzt *Coregonus acronius*. *Lacus acronius* ist der klassische Namen des Bodensees, eigentlich des Untersees.

Thymallus, Cuv. Aesche. Asch.

Sehr kleine Zähne im Zwischenkiefer, Oberkiefer, im vordersten Theil des Pflugscharbeins, im Gaumenbein und Unterkiefer. Auch Schlundkieferzähne. Der Mund klein, die Rückflosse sehr hoch und lang. Eine Fettflosse.

*) C. Gesneri hist. animal. lib. IV. qui est de piscium et aquatilium animantium natura. Tiguri 1558.

**) Jurine, Hist. nat. des poissons du Lac Léman.

***) Cuvier und Valenciennes, Hist. nat. des poissons. Tome XXI. Paris 1848.

Thymallus gymnothorax, Val. Asch, Aesche.

Artedi, der das Genus Coregonus aufgestellt hat, zählt dazu auch Thymallus, aber bei Coregonus fehlen die Zähne fast ganz, während bei Thymallus Zähne im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein, im vordern Theil des Pflugscharbeins, im Unterkiefer sich finden, wie auch Schlundkieferzähne, sie sind aber alle ausserordentlich klein.

Thymallus ist ferner ausgezeichnet durch die ausserordentlich hohe und lange Rückenflosse. Der Mund ist klein.

Nach Valenciennes werden unter der Benennung *Coregonus thymallus* zwei Arten begriffen, welche in Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz vorkommen: *Thymallus gymnothorax* und *Thymallus vexillifer*, Agass.

Bei *Thymallus gymnothorax* ist der Leib schmal. Die Länge des Kopfes ist fast sechsmal in der Länge des ganzen Fisches enthalten. Der Unterkiefer kürzer als der Oberkiefer. Die Pupille ist vorwärts in einen Winkel ausgezogen. Die Rückenflosse ausserordentlich hoch und lang. Die Fettflosse gross. Die Schwanzflosse gabelförmig ausgeschnitten. Die Afterflosse hoch. Brustflossen und Bauchflossen im ausgebreiteten Zustande stumpf. Die Schuppen gross, glatt, sehr stumpf. Das wesentliche Merkmal von *Thymallus gymnothorax* besteht darin, dass an der untern Seite der Raum von der Kiemenhaut an zwischen den Brustflossen und noch etwas weiter am Bauche herunter unbeschuppt ist. Nur in der Mittellinie erstrecken sich die Schuppen noch etwas weiter vorwärts. Die Schuppen zeigen einen schönen Silberglanz und nach der Länge des Leibes verlaufen am Rücken und an den Seiten braunrothe Streifen der Länge nach. Die Rückenflosse gegen den freien Rand hin röthlich braun mit vielen schwärzlichen Flecken. Die Rückenflosse hat zwei und zwanzig Strahlen, der erste Strahl, auch der zweite, sind ausserordentlich kurz. Die Afterflosse hat fünfzehn Strahlen. Die Brustflosse eilf, die Bauchflosse fünfzehn. (Man zählt bei den Fischen die Flossenstrahlen am leichtesten und sichersten, nachdem man die ausgespannte Flosse getrocknet hat, z. B. am Skelett, an welchem

man die Haut, welche die Flossenstrahlen unter einander verbindet, erhalten hat, oder auch an ausgestopften Fischen.)

Die *Ossa suborbitalia* sind, wie es auch bei Coregonus der Fall ist, durch einen Kanal in zwei Felder, in ein oberes und ein unteres getheilt. An den vorderen Rippen sind die Nebenrippen doppelt an jeder Seite: hier entsprechen also jedem Wirbel sechs Rippen, die oberen dieser Nebenrippen sind länger als die unteren, die oberen befestigen sich am Körper der Wirbel, die unteren aber kommen von den Rippen selbst: übrigens sind die Nebenrippen als Gräten oder verknöcherte Sehnen der Rückenmuskeln zu betrachten, doch die untern Nebenrippen sind Fortsätze (Apophysen) der Rippen. Die Pförtneranhänge (*Coeca pylorica*) sind bei Thymallus nicht so zahlreich als bei Salmo, Fario, Coregonus; es finden sich nur zwei und zwanzig.

Thymallus gymnothorax findet sich besonders in der Gegend von Constanz, kommt aber im Obersee nicht vor, wohl aber in einigen kleinen Flüssen des Schwarzwaldes, z. B. in der Nagold. Bei dem Thymallus der Donau bei Ulm fand ich die Haut am Bauche überall mit Schuppen besetzt, doch sind sie klein an den Stellen, welche bei *Thymallus gymnothorax* nackt sind. Dieser Fisch aus der Donau gehört zu *Thymallus vexillifer*, Agass. und Val. Zu letzterer Art gehört nach Valenciennes auch der Thymallus des Genfer Sees, auch erhielt Valenciennes diese Art aus der Donau bei Wien.

Die Asch erreicht ein Gewicht von 1 bis 1½ Pfund und gehört zu den bessern Fischen des süssen Wassers.

Fario, Val. Forelle. *)

Zähne im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein, Unterkiefer, auf der Zunge, auch Schlundkieferzähne. Die Zähne des Pflugscharbeins bilden auf dem Köper dieses Knochens eine einfache Reihe der Länge nach. Der Mund gross. Eine Fettflosse.

*) Die in unsern Gebirgsbächen gewöhnliche Forelle, die Bachforelle (*Salar Antonii*, Val.) gehört nicht in dieses Genus.

den Staat, liegt Jedem klar vor Augen, der nur einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken will. Millionen von Gulden werden zu diesen Zwecken zusammengeschossen und verwaltet; Hunderttausende von Menschen aus allen gesittigteren Völkern setzen Hoffnungen und Plane auf die in Frage stehenden Einrichtungen; da und dort bricht mit einemmale ein äußerst lebhafter Streit über eine solche Anstalt los, und setzt Federn, Köpfe und Behörden in Bewegung. Allein nichts ist noch geschehen, um diese Masse von Thatsachen und von Verhältnissen zu organisiren und allseitig zu erörtern. Es fehlt freilich nicht an Schriften über die einzelnen Gattungen dieser Anstalten (wir werden Gelegenheit finden, die bedeutenderen unten gehörigen Ortes zu nennen); allein dies genügt nicht, und vergebens sucht man bis jetzt selbst in den neuesten Werken über National-Oekonomie, Politik, Polizei-Wissenschaft eine irgend erschöpfende und gründliche Erörterung der allgemeinen Grundsätze oder umfassende Nachweisungen der Erfahrungen. Ja das wenige bis jetzt Gegebene ist noch in der Regel in ein falsches Licht gestellt, indem von der ganzen Sache nur bei der Armen-Polizei die Rede ist, wohin sie nur zum geringsten Theile, sey es dem Umfange, sey es den Rücksichten nach, gehört; von einigen Einrichtungen sogar bei der Finanzwissenschaft, weil sie bei der Staatsschuld da und dort einschlägig werden. Dieser Mangel an allgemeinen Grundsätzen ist aber nicht nur eine Lücke in dem Systeme der politischen Oekonomie, sondern es gibt auch, was noch weit höher in Anschlag zu bringen ist, nicht selten Veranlassung, daß sich das ununterrichtete Publicum durch unwissende, wenn schon gutmeinende Projectanten, schlaue Wucherer, wo nicht gar offenbare Betrüger zur Theilnahme an Anstalten verleiten läßt, bei welchen es nur Schaden haben kann. Dessen nicht zu gedenken, daß die ganze politische und sociale Bedeutung der Sache dem nicht gehörig aufmerksam gemachten Staatsmanne leicht völlig entgeht.

Es soll nun in dem Folgenden ein Versuch gemacht werden, die Schuld der Wissenschaft an das Leben in der genannten Beziehung wenigstens durch eine kleine Abschlagszahlung um etwas zu vermindern.

Vorerst ist natürlich nothwendig, genau zu bezeichnen, von was die Rede ist und nicht ist. Wir werden uns aber im Folgenden

Valenciennes hat das Verdienst, bei der Classification der Salmonen hauptsächlich das Zahnsystem berücksichtigt zu haben.

Fario lacustris. **Illanken, Schwebforelle, Silberlachs.**
(*Salmo lacustris*, Agass.)

Dritte Tafel.

Der Leib schlank, doch weniger als beim Lachs. Die Länge des Kopfs ist fünfmal in der Länge des Leibs enthalten bis zu der Spitze der Schwanzflosse. Der Kopf vorn schmäler als bei *Fario trutta*. Beide Kiefer gleich lang stumpf. Der Unterkiefer des Männchens bekommt einen stumpfen, kurzen, knorplichen, aufwärts gebogenen Haken. Die Pupille etwas verzogen, abwärts und vorwärts. Iris silberfarb. Von der Spitze des Oberkiefers ist das Auge um das Doppelte seines Durchmessers entfernt. Rückenflosse hoch, kurz, hinten schnell abfallend. Die Schwanzflosse sehr wenig ausgeschnitten. Bei jungen Fischen zeigt sich der Ausschnitt der Schwanzflosse tiefer, verliert sich aber nach und nach. Brustflossen und Bauchflossen zugespitzt. Afterflosse hinten schnell an Höhe abnehmend, kurz. Fettflosse gross. Die Rückenflosse hat dreizehn Strahlen, die drei vordersten sind ungetheilt, die erste sehr kurz, die Brustflosse hat dreizehn Strahlen, die Bauchflosse neun. Schuppen grösser als bei *Fario trutta*, an den Seiten grösser als am Bauch; nach der Länge des Leibes 120 Schuppen. Seitenlinie gerade. Der Kopf oben dunkelgrün, der Rücken bläulich grau, Seiten und Bauch weiss vom schönsten Silberglanz. An den Seiten über der Mittellinie schwarze, kleine, zerstreute Flecken, einige derselben sind xförmig, einige liegen unter der Mittellinie, einige weniger deutliche auf dem Kiemendeckel, stärkere schwarze Flecken an der Rückenflosse. Wenn man diesen Fisch in Weingeist aufbewahrt, so verlieren sich bald die schwarzen Flecken. Brustflossen, Bauchflossen, Afterflosse bläulich grau.

Elf Kiemenstrahlen. Die Zähne sitzen im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein, Pflugscharbein, Unterkiefer, auf der Zunge. Die Schlundkieferzähne sind klein. Die Zähne haben eine etwas

einwärts gebogene Spitze. Die Zähne im Pflugscharbein stehen in einfacher Reihe nach der Länge des Knochens, übrigens ist ihre Spitze abwechslungsweise auf die rechte und linke Seite gerichtet. Ausser diesen Zähnen, acht bis eilf, trägt das Pflugscharbein an seinem vorderen Ende noch vier Zähne, welche neben einander stehen nach der Quere. Nicht immer stehen die Zähne nach der Länge des Pflugscharbeins in einer geraden Linie, oft sind einige im Zikzak, aber eine doppelte Zahnreihe, wie sie nach Heckel *) bei *Salmo lacustris* vorkommt, findet sich bei meinen Skeleten von *Fario lacustris* aus dem Bodensee nicht. Die Zähne auf der Zunge bilden auf jeder Seite eine einfache Reihe der Länge nach. Dieser Fisch hat grössere Zähne als *Fario trutta*. Sechzig Wirbel, die drei letzten sind aufwärts gebogen gegen den oberen Lappen der Schwanzflosse. An den Wirbeln, welche vor der Rückenflosse liegen, sind *ossa interspinosa*, welche keine Flossenstrahlen tragen. Es finden sich ein und dreissig Rippenpaare, die sechs letzten befestigen sich am untern Dornfortsatz der Wirbel; acht und zwanzig sogenannte Nebenrippenpaare (Gräten der Rückenmuskeln), sie sind nicht neben den Rippen, sondern an der Wurzel der Dornfortsätze befestigt. Die Rippen sind sehr schwach.

Der Magen bildet einen Winkel, dessen Spitze rückwärts gerichtet ist. Der Darmkanal verlauft gerade ohne Krümmungen zu bilden. Die Zahl der Pförtneranhänge wechselt; ich fand sechzig bis vier und siebenzig; Kner **) zählt bei diesem Fisch aus dem Bodensee im Ganzen nur fünfzig Blinddärme. Die längsten sind einen Zoll sieben Linien lang bei einem siebenzehn Zoll langen Fisch. Die vordersten Blinddärme sind die längsten; sie bilden einen Kranz am Pförtner, indem sie ringförmig sich einmünden; die übrigen Blinddärme stehen der Länge nach in 4- bis 5facher Reihe, weiter hinten sind es nur noch 2 bis 3 Reihen. Die Leber liegt an der linken Seite. Die Gallenblase

*) Reisebericht. Dritte Tafel Fig. 5.

**) Ueber die Mägen und Blinddärme der Salmoniden. Sitzungsbericht der Kais. Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1852. Zweites Heft.

ist gross, birnförmig, ihr Ausführungsgang öffnet sich in den Darm beim Ursprung der vordersten Blinddärme. Wo der Ausführungsgang der Gallenblase in den Darm übergeht, liegt ein kleiner hohler Fortsatz, er ist kürzer als die Blinddärme und hat eine Mündung in den Darm; es scheint, dass dieser Theil als ein Pancreas angesehen worden sei, aber nach Agassiz und Vogt ist dieser Fortsatz nur als ein kleiner Pförtneranhang zu betrachten.*) Die Milz ist sehr verlängert an beiden Enden zugespitzt, sie liegt an dem spitzigen Blindsack des Magens. Die Nieren sind von beiden Seiten in Eine Masse zusammengewachsen, sehr dunkel gefärbt. Die Harnblase ist lang, fast cylindrisch und liegt unter der Schwimmblase. Diese verhielt sich übrigens wie bei den andern Salmoniden.

Im Magen fand ich kleine Fische.

Das Fleisch dieses Fisches ist roth (nicht durchs Kochen). Er erreicht ein Gewicht von 25 bis 30 Pfund. Er gehört zu den besten Fischen des Bodensees, und ist dort als Schwebforelle bekannt, während man *Fario trutta* als Grundforelle bezeichnet; es werden aber von Manchen, welche die Fische wohl kennen, beide Namen verwechselt. Diese Art, wie die folgende, zieht besonders den Schaaren der Gangfische nach, welche ihr zur Beute werden. *Fario lacustris* zieht im Spätjahr vom Bodensee in die Flüsse, in den Rhein und in die Ill, um zu laichen.

Fario trutta. Lachsforelle, Grundforelle.
Fario Marsilii, Heckel.

Vierte Tafel.

Der Leib dick. Die Länge des Kopfes ist nicht ganz vier ein halb Mal in der Länge des Leibes enthalten. Die Kiefer stumpf, fast gleich lang, doch ist der Unterkiefer sehr wenig kürzer als der Oberkiefer. Der Unterkiefer bekommt beim Männchen einen stumpfen, aufwärts gerichteten Haken. Pupille etwas abwärts verzogen. Die Zähne auf dem Körper des Pflugschar-

*) Anatomie des Salmones. p. 81.

beins der Länge nach in einfacher Reihe, doch nicht regelmässig; zuweilen stehen nach einem einfachen Zahn zwei neben einander. Der Unterschied zwischen Fario und Salar ist etwas schwankend. Die Rückenflosse ziemlich hoch, kurz, hinten nicht stark abfallend. Die Schwanzflosse fast senkrecht abgeschnitten. Brustflossen und Bauchflossen kleiner als bei *Fario lacustris*. Die Fettflosse sehr gross. Die Schuppen klein, besonders am Bauche, sie sind kleiner als bei *Fario lacustris*.

Kopf oben dunkelgrün, Rücken dunkel graubraun, Seiten heller, Bauch silberfarb, aber der Silberglanz erreicht lange nicht den Grad, wie bei *Fario lacustris*. Braunschwarze, rundliche, zuweilen xförmige Flecken in grosser Menge vom Rücken bis zu der Seitenlinie, einige Flecken unter der Seitenlinie. Die eigenthümliche streifige Form der Flecken rührt wie bei *Fario lacustris* daher, dass nicht die Schuppen schwarz gefärbt sind, sondern das dunkle Pigment hat seinen Sitz in der Haut und scheint in dem Zwischenraum zwischen den Schuppen durch. Es finden sich auch zahlreiche Flecken auf dem Kiemendeckel und auf der Rückenflosse. Zuweilen zeigt *Fario trutta* ausser den schwarzbraunen auch rothe Flecken, sie sitzen in der Nähe der Seitenlinie und haben die Grösse und Gestalt der dunkeln Flecken. Brustflossen, Bauchflossen, Afterflosse blass, ungefleckt. Das Fleisch ist roth, nicht durchs Kochen.

Der Bogen der Suborbitalknochen ist nicht durch einen Kanal getheilt. Es findet sich eine einfache Reihe spitziger Zähne im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein. Die Pflugscharzähne stehen in einfacher Reihe nach der Länge des Knochens, ganz vorne stehen zwei Zähne neben einander, oft auch weiter rückwärts stehen zwei Zähne neben einander. Auf der Zunge auf jeder Seite eine Zahnreihe der Länge nach. Die Schlundkieferzähne sind klein, spitzig, nicht zahlreich. Eilf Kiemenstrahlen. Es finden sich sechzig Wirbel, ein und dreissig Rippenpaare, sechs und zwanzig Nebenrippenpaare. Die Rückenflosse hat dreizehn Strahlen, zuweilen ist der letzte Strahl bis an die Basis getheilt und man kann dann vierzehn Strahlen zählen; die drei vorderen Strahlen dieser Flosse sind ungetheilt,

der erste ist sehr kurz. Die Brustflosse hat dreizehn, die Bauchflosse zehn Strahlen.

Der Magen bildet einen rückwärts gerichteten spitzigen Blindsack. Der Darmkanal verlauft gerade, ohne Krümmungen zu bilden. Es finden sich acht und vierzig *Coeca pylorica*. Ungeachtet die Zahl dieser Anhänge in der Familie der Salmoniden und überhaupt bei solchen Fischen, bei welchen ihre Zahl sehr gross ist, bei verschiedenen Individuen wechselt, und diese Organe keine sicheren Kennzeichen abgeben zur Unterscheidung der Species, so ist doch die Verschiedenheit in der Zahl dieser Pförtneranhänge bei *Fario trutta* und *Fario lacustris* so auffallend, dass sie Beachtung verdient; bei *Fario lacustris* finden sich sechzig bis vier und siebenzig, bei *Fario trutta* acht und vierzig. Die vordersten Blinddärme sind die längsten, diese ergiessen sich mit kranzförmig gestellten Mündungen in den Anfang des Dünndarms, die folgenden bilden je drei oder vier eine Querreihe mit ihren Mündungen. Die Leber liegt an der linken Seite des Magens, die Gallenblase ist sehr gross. Die Milz findet sich an der Spitze des Blindsacks des Magens. Die Harnblase ist sehr gross, fast cylindrisch. Die Nieren sind in Eine Masse zusammengeschmolzen, und der Harnleiter ist einfach und mündet in den vorderen Theil, in die Spitze, der Blase.

Dieser Fisch erreicht im Bodensee ein Gewicht von zwanzig Pfund. Er gilt mit Recht für einen der besten Bodenseefische.

Er ist sehr gut abgebildet unter dem Namen *Salmo trutta* bei Agassiz, hist. nat. des poissons d'eau douce. Pl. 7. Ein grosses, durch schönes Colorit ausgezeichnetes Oelgemälde dieses Fisches findet sich bei Herrn Keppler, zum Hecht, in Constanz. Nach Jardine *) ist der Fisch, den man in England als *Salmo trutta* bezeichnet und von dem Jardine so schöne Abbildungen geliefert hat, verschieden von der Art, welche in den Seeen von Central-Europa vorkommt. Jurine, hist. nat. des poissons du lac Léman, nimmt an, *Salmo trutta* sei einerlei mit der Bach-

*) Salmonidae.

forelle (*Salar Ausonii*, Val.), aber er nahm nicht Rücksicht auf den Charakter, welchen die Zähne im Vomer darbieten. Agassiz hält die Forelle des Genfer Sees, welche Cuvier als eigene Art aufstellt als *Salmo lemanus*, für *Salmo trutta* (*Fario trutta*). Ich untersuchte frische Fische aus dem Genfer See. Die Flecken sind viel zahlreicher als bei *Fario trutta*. Sie erstrecken sich auf den Kiemendekel und auf die Rückenflosse. Alle Flossen sind schwarzgrau. Der Rücken dunkel bläulichgrau, Seiten und Bauch grau, Bauch etwas heller ohne Flecken. Am Unterkiefer ein kurzer, stumpfer, knorplicher Hacken. Das Fleisch ist weiss. Die Zähne im Pflugscharbein stehen auf dem Körper des Knochens der Länge nach; es sind vierzehen, sie bilden keine doppelte Linie, sondern stehen im Zikzak, selten stehen zwei neben einander. Im vordern breiten Theil des Knochens stehen vier Zähne in einer Querreihe.

Salmo, Val.

Zähne im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein, Unterkiefer, auf der Zunge, im Schlundkiefer. Der Körper des Pflugscharbeins zahnlos. Eine Fettflosse.

Salmo umbla. Salmo salvelinus, Heckel. Rothforelle, Röthel, Rötheli.

Fünfte Tafel.

Die Benennung *umbla* ist gebildet nach der am Genfer See gebräuchlichen Bezeichnung *l'omble, l'omble chevalier*.

Die Länge des Kopfs ist vier ein halb Mal in der ganzen Länge des Fisches bis an den hinteren Rand der Schwanzflosse enthalten. Beide Kiefer gleich lang. Nasenlöcher doppelt auf jeder Seite, das vordere viel kleiner als das hintere. Das Auge steht kaum etwas mehr als sein Durchmesser beträgt, von der Spitze des Oberkiefers entfernt. Der Abstand von der Spitze des Oberkiefers bis zu dem vorderen Rande des Auges ist drei und ein halb Mal in der Länge des ganzen Kopfs enthalten. Der

Oberkieferknochen ragt mit seinem hinteren Rande über den hinteren Rand des Auges hinaus.

Die Rückenflosse kurz, hoch, mit zwölf Strahlen, ebenso viel Strahlen hat die Afterflosse, die Schwanzflosse acht und zwanzig, die Brustflosse vierzehn, die Bauchflosse neun, die Fettflosse ist klein. Schuppen sehr klein, Seitenlinie gerade.

Rücken bläulichgrau, zuweilen mit kleinen, gelben, runden Flecken, Bauch weiss, stark silberglänzend. Die Iris silberfarb, die Pupille vorwärts etwas in einen Winkel ausgezogen. Auf der Rückenflosse schwarze zerstreute Punkte, die übrigen Flossen weiss oder gelblich weiss. Die Zähne im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein stehen in einfacher Reihe. Das Pflugscharbein trägt vorne drei spitzige Zähne, welche in einfacher Reihe der Länge nach stehen, unmittelbar vor diesen stehen neben einander zwei etwas grössere Zähne. Bei grösseren Fischen bilden die Zähne im vorderen Theil des Pflugscharbeins zwei Linien, welche hinten zusammenstossen, es wird so ein spitziger Winkel gebildet, welcher aus fünf bis sechs Zähnen zusammengesetzt ist. Es findet sich ferner eine Zahnreihe der Länge nach auf dem *Os hyoideum*, und eine Zahnreihe auf jeder Seite der Zunge (*Os linguae*).

Die Kiemenhaut enthält zwölf Strahlen. Der Oberkieferknochen besteht auf jeder Seite aus zwei Stücken, so auch bei andern Arten von Salmo, das obere Stück, welches keine Zähne trägt, geht beim Skeletiren leicht verloren. Nach Valenciennes besteht der Oberkiefer bei Salmo nur aus Einem Stück. Der Bogen der Suborbitalknochen wird nicht durch einen Schleimkanal durchzogen. Es finden sich 65 Wirbel, die letzten sind aufwärts gebogen; auf jeder Seite 35 Rippen, die hintersten sind an den unteren Dornfortsätzen, nicht am Körper der Wirbel befestigt; die Rippen, wie überhaupt bei den Salmoniden, sehr schwach. Acht und zwanzig Nebenrippenpaare; sie entspringen am Körper der Wirbel, über dem Ursprung der Rippen, von diesen entfernt, und sind als Gräten zu betrachten, sie stecken in den Rückenmuskeln und ihre Spitze setzt sich in eine fadenförmige Sehne fort.

Magen, Leber, Gallenblase, Milz wie bei den andern Sal-

moniden. Es finden sich 38 Pförtneranhänge (*Coeca pylorica*), doch wechselt diese Zahl bei verschiedenen Individuen bei dieser Art, wie bei andern Salmoniden, und sie gibt kein Kennzeichen zur Unterscheidung der Species. *) Das Fleisch dieses Fisches ist blass röthlich.

Man hat die Rothforelle des Bodensees bisher als *Salmo salvelinus* bezeichnet, aber der Fisch des Bodensees zeigt nie die rothe Färbung wie *Salmo salvelinus*. Da Agassiz *Salmo salvelinus* und *umbla* als gleichbedeutend nimmt, so könnte es gleichgültig sein, welche von beiden Benennungen man diesem Bodenseefisch beilegt; aber Agassiz hat die Zähne nicht berücksichtigt. Valenciennes unterscheidet beide Arten nach der Beschaffenheit der Zähne. Bei *Salmo salvelinus* beschreibt er vier bis fünf Zähne, welche in einer Querreihe an den vordersten breiten Theil des Pflugscharbeins befestigt sind, bei *Salmo umbla* dagegen soll ein Haufen von sieben bis acht Zähnen auf dem vordersten breiten Theil des Pflugscharbeins stehen; der Zwischenkiefer trägt eine doppelte unregelmässige Reihe von Zähnen. Nach Heckel (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1851) bilden die Zähne bei *Salmo salvelinus* vorne am Pflugscharbein ein gleichseitiges Dreieck. Der Fisch, welchen Valenciennes als *Salmo salvelinus* beschreibt, ist nach Heckel eine neue Art, welcher er den Namen *Salmo monostichus* beilegt. Diese Art unterscheidet sich dadurch, dass die Zähne vorne im Pflugscharbein in einer einfachen Querreihe stehen. Dieser Fisch findet sich in dem Königssee bei Berchtesgaden; ich erhielt durch A. Wagner in München ein Exemplar aus dem Königssee. Es finden sich am vorderen breiten Theil des Pflugscharbeins vier spitzige Zähne in einer Querreihe, hinter diesen stehen, aber nicht hinter einander, noch zwei Zähne. Im Zwischenkiefer, Oberkiefer, Gaumenbein, Unterkiefer stehen die Zähne in einfacher Reihe. Die Zunge hat eine doppelte Zahnreihe, das *Os hyoideum* trägt eine Zahnreihe der Länge nach, wie bei *Salmo*

*) Vergl. Agassiz et Vogt, Anatomie des Salmones, p. 75. Mémoires de la société des sciences naturelle de Neuchâtel. 1845.

umbla (*Salmo salvelinus*, Heck.). Die Rothforellen bilden eine besondere Abtheilung von Salmo (*Salmo umbla, monostichus, salvelinus*), welche durch die Zahnreihe im *Os hyoideum* sich auszeichnet. (Sechste Tafel). Die andern Salmo, z. B. *Salmo hucho* (Rothfisch), *Salmo salmo*, Val. (Lachs), haben diese Zähne nicht; sie finden sich auch nicht bei Fario, wie *Fario trutta*, *Fario lacustris*; auch nicht bei *Salar*, Val., wie *Salar Ausonii* (*Salmo fario*, Linn.). Man kann für die Salmonen, die eine Zahnreihe der Länge nach im *Os hyoideum* haben, ein besonderes Genus bilden mit der Benennung *Umbla*, wozu *Salmo umbla*, *S. monostichus*, *S. salvelinus* gehören würden.

Die Länge des Kopfs ist bei *Salmo monostichus* über fünfmal in der Länge des ganzen Leibes enthalten. Der Abstand der Spitze des Oberkiefers bis zu dem vordern Rande des Auges ist viermal in der Länge des Kopfes enthalten. Beide Kiefer sind gleich lang. Der Oberkieferknochen reicht so weit rückwärts als der hintere Rand des Auges. Die Schuppen sind sehr klein, die Seitenlinie stark ausgedrückt, am Anfang etwas abwärts gebogen. Rückenflosse ziemlich hoch, Schwanzflosse stark gabelförmig ausgeschnitten. Die Afterflosse kurz, schnell an Höhe abnehmend. Brustflossen und Bauchflossen zugespitzt. Fettflosse klein, ihre Befestigung fällt auf das hintere Ende der Befestigung der Afterflosse. Die Rückenflosse hat eilf Strahlen, ebenso die Afterflosse, die Brustflosse vierzehen, die Bauchflosse neun. Es finden sich eilf Kiemenstrahlen. Der Oberkieferknochen wird aus zwei Stücken zusammengesetzt, von denen nur Eines Zähne trägt. Der Bogen der Suborbitalknochen wird aus einer Reihe von ungetheilten Knochenblättchen gebildet.

Bei unserem Fisch aus dem Bodensee stimmen die Zähne am besten mit *Salmo salvelinus*, wie Heckel diese Art charakterisirt hat, überein. Die Zahnreihe im Zwischenkiefer ist einfach, das Pflugscharbein trägt drei Zähne an seinem vordern Theil, die aber der Länge nach angebracht sind, und von diesen stehen zwei neben einander; bei grössern Fischen bilden die Zähne im Pflugscharbein einen Winkel, dessen Spitze rückwärts gerichtet ist. Die Zähne im Pflugscharbein sind also einigem Wechsel

unterworfen. Der *Omble chevalier* aus dem Genfersee stimmt mit dem Fisch aus dem Bodensee überein; ich fand aber bei *Omble chevalier* die Zähne nicht immer gleich; in einem Fall waren im vordern Theil des Pflugscharbeins nur zwei Zähne neben einander, keine andern Zähne in diesem Knochen. In einem andern Fall waren 4 Zähne im Pflugscharbein, zwei fast neben einander, hinter diesen zwei kleinere, die aber unregelmässig gestellt waren. Der Röthel erreicht im Bodensee ein Gewicht von zwei bis drei Pfund, doch selten; die, welche ich hatte, wogen ein Pfund und die meisten derselben erreichten dieses Gewicht nicht. Man kann den todten Fisch nicht lange aufbewahren, übrigens gehört er zu den besten Fischen des Bodensees, wie auch die andern ihm so nahe stehenden genannten Arten als vortreffliche Fische bekannt sind. Er hält sich in grosser Tiefe auf im Bodensee und wird nicht so häufig gefangen als die übrigen Salmonen. Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen; ich fand in seinem Magen kleine Fischknochen.

GADOIDEN. Schellfische.

Lota.

Lota communis. Cuv. Treische, Trüsche, Quappe.

Der Leib fast cylindrisch, der Oberkiefer hervorragend, am Kinn ein Bartfaden. Zwei Rückenflossen, die Schwanzflosse abgerundet. Die Schuppen sehr klein, die Seitenlinie gerade. Ist auf einem grüngelben Grunde dunkelbraun oder schwarz marmorirt.

Die zahlreichen Pförtneranhänge *(Coeca pylorica)* zeichnen sich dadurch aus, dass sie ästig getheilt sind, aber der Stamm, der einigen gemeinschaftlich zukommt, ist sehr kurz. Die Zahl dieser Blinddärmchen wechselt bei verschiedenen Individuen, ich fand in einem Fall zwei und zwanzig, in einem andern sechs und zwanzig Pförtneranhänge, wobei nicht die Stämme, sondern die einzelnen Coeca gezählt sind. Kröyer (Danmarks Fiske, andet Bindet S. 177) gibt die Zahl auf acht und dreissig an.

beschäftigen mit allen jenen gemeinschaftlichen Kassen, in welche die Theilnehmer Einzahlungen machen, um aus denselben in späterer Zeit für sich, oder wohl auch erst für ihre hinterlassenen Familien, solche Bezüge zu erhalten, welche vermittelst der eigenthümlichen Einrichtungen der Kasse bedeutender sind, als sie bei der einfachen eigenen Verwaltung der eingelegten Summen in dem Augenblicke des Bezuges seyn könnten.

Untersuchen wir die Modalitäten dieser Anstalten genauer, so finden wir, daß dieselben in drei Hauptarten mit wesentlich verschiedenen Zwecken zerfallen. Durch die eine Art suchen die Theilnehmer nur eine besonders vortheilhafte Anlegung ihrer Ersparnisse als zinsentragendes Kapital. Dies sind die Sparkassen. Sie scheiden sich wieder in zwei Unterarten, je nachdem die Verwendung des nach und nach angesammelten Kapitales in jedem Augenblicke und zu jedem beliebigen Zwecke dem Eigenthümer frei steht, oder derselbe sie nur zu bestimmten Zwecken und in gewissen Zeiten verwenden darf, wie z. B. zu der Ausstattung einer Tochter, zur Bestreitung von Krankheitskosten und dergl. Erstere können wir allgemeine, letztere aber besondere Sparkassen nennen. Einen weitern Unterschied macht noch, ob regelmäßige und somit zwangsmäßige, oder ganz facultative Einlagen statt finden. — Die zweite Hauptart hat zum Zwecke, gewissen Personen nach dem Tode einer andern Person einen bestimmten Vortheil zu verschaffen, gegen einen während des Lebens der letztern zu bezahlenden regelmäßigen (und natürlich verhältnißmäßigen) Beitrag. Diese Anstalten theilen sich wieder in die Lebensversicherungs-Anstalten, welche ein Kapital auszahlen, und in die Wittwen- und Waisen-Kassen, bei welchen es auf eine Rente abgesehen ist. — Bei der dritten Hauptart ist die Absicht, ein Kapital à fonds perdu anzulegen, um dasselbe in der Form von höheren, als landesüblichen, Zinsen zu genießen, was wieder entweder durch einfache Leibrente oder durch Tontine geschehen kann.

Ergibt diese Aufzählung der Zwecke und Mittel, von was die Rede ist, so zeigt sie zu gleicher Zeit auch klar, von was es sich hier nicht handelt. Offenbar ist nämlich bei diesen Anstalten allen nicht von Armen-Versorgung im engern Sinne die Rede. Wenn auch die eine und die andere dieser Formen gelegentlich dazu gebraucht wird, um vorsorglich gegen künftige eigentliche

Die Leber ist sehr gross, nicht in Lappen getheilt, der grössere Theil liegt auf der linken Seite, doch erstreckt sie sich herüber bis auf die rechte Seite und nimmt so die ganze Breite des vordern Theils der Bauchhöhle ein. Die Gallenblase ist gross, birnförmig. Die Milz ist rothbraun, eiförmig, plattgedrückt. Die Schwimmblase erstreckt sich nach der ganzen Länge der Bauchhöhle, und hat am vordern Ende auf jeder Seite eine kurze, weite, stumpfe Verlängerung, wodurch ihr vorderes Ende herzförmig erscheint. Bei andern Gadoiden hat dort die Schwimmblase auf jeder Seite einen langen, hohlen, oft wurmförmigen Fortsatz. Sie hat keinen Ausführungsgang. In ihrem vordern Theil findet sich, wie bei andern Gadoiden, ein rother, gefässreicher, drüsenartiger Körper zur Sekretion der Luft in der Schwimmblase; er liegt zwischen der fibrösen Haut und der Schleimhaut der Schwimmblase. Die Niere liegt ihrer Hauptmasse nach ganz hinten in der Bauchhöhle in der Nähe der Blase, erstreckt sich aber mit schmalen Lappen vorwärts nach der Länge der Wirbelsäule. Die Harnblase ist ziemlich gross.

Die Treische ist einen Fuss lang, zuweilen grösser, im Genfer See erreicht sie zuweilen ein Gewicht von sieben Pfund. *) Sie wird in Menge im Bodensee gefangen, besonders bei Langenargen, auch bei Constanz Es ist ein sehr beliebter Fisch, vorzüglich wird die Leber geschätzt, sie ist sehr gross, wie überhaupt bei den Gadoiden, fettreich, aber häufig enthält sie viele Würmer (*Triaenophorus nodulosus*, Rud.). Den Rogen hält man für schädlich. Die Treische nährt sich von Fischen und besonders von den Eiern der Fische. Die Laichzeit fällt in den Winter, in den Januar.

Schon Plinius **) spricht von den Treischen des Bodensees (*Lacus brigantinus*) ***) und von ihrer Leber; er nennt diese

*) Jurine, hist. nat. des poissons du lac Léman. In Mémoires de la société d'hist. nat. de Genève. 1825.

**) C. Plinii hist. nat. Lib. IX. Cap. XVI. (Tom. II. p. 159 ed. Sillig 1852.

***) *Brigantium* Bregenz. Bei Pomponius Mela heisst der Bodensee *Lacus acronius*, in späterer Zeit kommt die Benennung vor *Lacus bodami-*

Fische Mustelas und bezeichnet sie als *acmulas marinis*, unter der *Mustela marina* versteht er wohl eine Gadus-Art. Nach einer andern Lesart steht statt *acmulas marinis*, *acmulas muraenis*. Plinius könnte etwa die Treische mit *Muraena helena* vergleichen, aber *mustela marina* ist ein Fischnamen, den Plinius noch an einer andern Stelle anführt (Lib. XXXII), und er spricht auch hier von der Leber dieses Fisches, die er als Heilmittel empfiehlt (Leberthran). Uebrigens wurde mit dem Namen Mustela, ausser dem bekannten Säugthiergeschlecht, noch mehrere Fische bezeichnet, Haifische und Lampreten. *)

Die jetzt im zoologischen System eingeführte Benennung Lota ist nach dem Französischen Lote oder Lotte gebildet.

AALE.

Anguilla. Aal.

Anguilla vulgaris, Flem. Aal.

Der Aal wird, jedoch nicht häufig, in der Nähe von Constanz und an verschiedenen Orten am Untersee, wie bei Ermatingen und Reichenau gefangen; ich erhielt einen Aal, der bei Steckborn im Canton Thurgau am Untersee gefangen wurde. Er erreicht im Bodensee ein Gewicht von 4 Pfund und darüber; er wird unter allen Fischen des Bodensees am theuersten bezahlt, das Pfund bis zu einem Gulden. Cuvier, Yarrell, Ekström **) unterscheiden einige Formen oder Species bei dem gewöhnlichen Aal (*Muraena anguilla*, Linn.). Der Aal des Bodensees gehört zu *Anguilla latirostris*, Yarrell (*Muraena platyrhina*, Ekström).

Der Aal lebt sowohl im Meere als im süssen Wasser. Er ist ein Zugfisch, er kommt aus dem Meere in die Flüsse, wie der Lachs, aber der Aal des Bodensees kann eine solche Wanderung nicht machen wegen des Rheinfalls. Den Winter bringt

---

…us, nachher hiess er auch der Constanzer See, welche Benennung er noch jetzt bei den Franzosen führt (*Lac de Constance*).

* Vgl. Oken, über Ausons Fische in der Mosel. Isis 1845.

** Ekström, die Fische vom Mörkö.

der Aal im Schlamm verborgen in einem Zustand von Erstarrung zu. *)

Die Fortpflanzung des Aals war bis auf die neueste Zeit in Dunkel gehüllt, man konnte die Eierstöcke nicht nachweisen. Es wird vielfach behauptet, dieser Fisch bringe lebendige Junge zur Welt, es scheint aber, dass Eingeweidewürmer dieses Fisches für Junge angesehen wurden.

Jetzt ist es ausgemacht, dass die Testikel und die Eierstöcke in ihrer Form die grösste Aehnlichkeit haben, letztere lassen sich aber leicht als solche erkennen, indem man in ihnen durch Hülfe des Mikroskops leicht die Eier unterscheiden kann.

*) Yarrell, British fishes. Vol. II.

Abbildungen.

I. *Coregonus Wartmanni*. Blaufelchen.
II. *Coregonus fera*, *Jurine*. Sandfelchen.
III. *Fario lacustris*. Silberlachs, Schwebforelle
IV. *Fario trutta*. Lachsforelle, Grundforelle.
V. *Salmo umbla*. Rothforelle. Röthel.
VI. Zähne von *Fario lacustris* und *Salmo umbla*. *)
  a Zwischenkiefer.
  b Oberkieferknochen.
  c Gaumenbein.
  d Pflugscharbein. Bei *Salmo* trägt blos der vorderste Theil dieses Knochens Zähne, der Körper desselben ist zahnlos.
  e Zungenknochen (*Os linguae*).
  f *Os hyoideum*. Trägt der Länge nach bei *Salmo umbla* und den verwandten Arten, nicht bei allen *Salmo Val.* eine einfache Zahnreihe; bei *Fario* und *Salar* ist es zahnlos. Die *Salmo* mit einer Zahnreihe auf dem *Os hyoideum* können ein besonderes Genus bilden: *Umbla*.
  g Schlundkieferzähne.

*) Die Buchstaben bezeichnen auf allen Figuren den gleichen Knochen.

2. Fischzucht im Grossen.

Ein Vortrag, gehalten im Vereine für vaterländische Naturkunde Württembergs den 16. Januar 1854

von Prof. Dr. O. Köstlin in Stuttgart.

Der Gegenstand, welchen ich mir vorgesetzt habe, in dem heutigen Vortrage zu behandeln, ist in neuerer Zeit so vielfach in Tagblättern, wie auf wissenschaftliche Weise besprochen worden, dass es mir nicht nöthig erscheint, zu seiner näheren Bezeichnung hier sogleich etwas Weiteres vorauszuschicken. Frankreich hat der künstlichen Fischzucht vorzüglich seine Aufmerksamkeit zugewendet; französische Gelehrte haben die Methoden der Pisciculture genauer festgestellt und ihre nationalökonomische Wichtigkeit gebührend hervorgehoben. Es scheint mir dieser Gegenstand einer Besprechung in unserem Vereine besonders würdig zu sein. Denn obgleich wir durchaus nicht die praktische Verwerthung der naturhistorischen Thatsachen als unsern Hauptzweck verfolgen, so „liegt es doch auch wesentlich in der Aufgabe unseres Vereines, der Wissenschaft in ihrer praktischen Richtung auf die geistigen wie die materiellen Interessen Eingang und Anerkennung zu verschaffen.“ In diesem Sinne möchte ich heute von der Fischzucht sprechen. Ich möchte zuerst die Thatsachen zusammenstellen, welche uns in Bezug auf die Fortpflanzung der Fische im Allgemeinen zu Gebote stehen. Ich möchte weiter die Schilderung der Versuche anschliessen, welche zu verschiedenen Zeiten mit der künstlichen Vermehrung der Fische gemacht worden sind. Endlich wünschte ich, die neuesten Methoden der Pisciculture kurz zu schildern und auf ihre grosse praktische

Bedeutung, auch für unser engeres Vaterland, hinzuweisen. So werde ich mich auf dem naturhistorischen Gebiete bewegen, aber die Anknüpfungspunkte mit den praktischen Gebieten, mit Staats- und Landwirthschaft, nicht aus den Augen lassen.

Wie bei allen Wirbelthieren, so sind auch bei den Fischen die Geschlechter auf verschiedene Individuen vertheilt. Die Samenflüssigkeit wird vom männlichen, das Ei vom weiblichen Thiere abgesondert. Aber von den Säugethieren, von den Vögeln und Reptilien unterscheiden sich die Fische durch die Art und Weise, in welcher die Zeugungsstoffe bei der grossen Mehrzahl derselben zusammentreffen. In jenen drei höheren Klassen der Wirbelthiere ist zur Befruchtung der Eier die Berührung der beiderseitigen Geschlechtsorgane, die Begattung, nöthig. Unter den Fischen zeigen nur die Haie und Rochen eine solche innige Berührung der Geschlechter. Bei allen übrigen Fischen befruchtet der Samen die Eier, ohne dass die beiderlei Geschlechtsorgane in direkte Berührung mit einander treten. Das Weibchen entleert für sich seine Eier, und diese werden erst nach ihrer Entleerung durch die Ergiesung des männlichen Samens befruchtet.

Dieser Mangel der Begattung scheint die Fischeier auf den ersten Blick ganz in die Hand des Zufalls zu geben. Man könnte denken, das Weibchen setze irgendwo seine Eier ab, und diese werden befruchtet, wenn zufälliger Weise ein Männchen die Eier antreffe und seinen Samen über dieselben ausgiesse. Allein auch bei den Fischen ist der wichtige Process der Fortpflanzung nicht dem Zufalle anheimgegeben, sondern an bestimmte Gesetze gebunden und durch mancherlei Umstände in seinen Erfolgen gesichert. Gerade die künstliche Fischzucht hat in neuerer Zeit diesem Processe eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet, und wir verdanken eben den letzten Jahren einige Beobachtungen von wunderbarer Vorsorge für Erzeugung und Erhaltung der Fischbrut. Es wird hiefür gesorgt theils durch die Organisation, theils durch die selbständige Thätigkeit der Individuen, welche zur Befruchtung zusammenwirken.

In ersterer Beziehung sind hier vorzüglich die Beobachtungen hervorzuheben, welche vor kurzer Zeit Quatrefages über die

Vitalität der Spermatozoen veröffentlicht hat. Ich brauche hier nur kurz darauf hinzuweisen, dass die Samenflüssigkeit aller Thiere aus einem flüssigen und aus festen Theilen besteht. Die letzteren stellen bei allen Wirbelthieren, und so auch bei den Fischen, mikroskopische, fadenförmige Gebilde dar, welche an einem Ende dicker und zugerundet, am andern spitz ausgezogen sind. So lange der Samen frisch ist, zeigen diese Gebilde eine eigenthümliche, schnellende Bewegung. Man hat diese fälschlich früher für eine willkührliche und die Spermatozoen für wahre Thiere gehalten. Aber diese Gebilde sind Gewebtheile des thierischen Körpers, in ähnlicher Weise wie z. B. die Blutkörperchen. Ihre Bewegungen stehen so wenig unter dem Einflusse des Willens, als die Schwingungen der mikroskopischen Wimper, welche auf den Oberhautzellen mancher thierischen Schleimhäute, namentlich der Athmungsoberflächen aufsitzen. Wiewohl es sich nun bei diesen Spermatozoen durchaus von keiner spontanen Bewegung handelt, so lässt sich doch von einer Vitalität derselben sprechen; sie ist bezeichnet durch ihre schnellenden Bewegungen. Hören diese Bewegungen auf, so ist nicht blos die Vitalität der Spermatozoen erloschen; sondern die Samenflüssigkeit hat auch aufgehört, befruchtend zu sein. Nur ein Samen, der lebendige Spermatozoen enthält, ist im Stande, Eier zu befruchten. Freilich ist uns die Rolle ganz unbekannt, welche bei dieser Befruchtung die Spermatozoen übernehmen.

Die Lebensdauer der Spermatozoen ist bei verschiedenen Thieren sehr verschieden. Quatrefages hat sie bei mehreren Fischen untersucht und merkwürdige Beziehungen jener Vitalitätsdauer zur Lebensweise der Fische aufgefunden. Wenn seine Versuche Licht verbreiten sollten über die natürliche und künstliche Befruchtung der Fische, so musste er natürlich die Samenflüssigkeit auf ähnliche Weise in Wasser bringen, wie sie bei jenem Processe mit Wasser in Berührung kommt. Hier zeigte sich nun die Vitalität der Spermatozoen von auffallend kurzer Dauer. Die längste Lebensdauer hatten die Spermatozoen des Hechtes mit 8 Minuten 10 Sekunden, die kürzeste die Spermatozoen des Barben mit 2 Minuten 10 Sekunden. Dazwischen steht

der Karpfen mit 3 Minuten und der Barsch mit 2 Minuten 40 Sekunden.

Diese kurze Lebensdauer weist schon darauf hin, dass die Befruchtung der Eier sehr bald nach der Ergiessung des Samens geschehen muss. Es entspringt hieraus die Nothwendigkeit, dass die Geschlechter zur Zeit des Laichens sich möglichst genähert sind, damit der Samen nach seiner Ergiessung sogleich die Eier erreichen könne. Aber auch im Einzelnen steht die Vitalitätsdauer der Spermatozoen mit der Lebens- und Befruchtungsweise der Fische im nächsten Zusammenhang. Karpfen und Barsche laichen immer in grösseren Schaaren. Die Befruchtung ihrer Eier ist daher auch bei kürzerer Lebensdauer der Spermatozoen gesichert. Der Hecht hingegen, als ein Raubfisch, lebt vereinzelt, und laicht vielleicht nur in Paaren. Der Samen des einzelnen Männchens gelangt daher nicht mit derselben Sicherheit zu den Eiern des Weibchens, und die Befruchtung wird darum hier gesichert durch eine grössere Lebensdauer der Spermatozoen.

Diese längste Lebensdauer ist aber nicht blos im Allgemeinen bei den Spermatozoen der Fische verschieden; sondern die längste Dauer wird für jeden Fisch nur bei einer gewissen Temperatur erreicht. So nach Quatrefages für den Hecht bei + 2°, für den Karpfen bei + 10°, für den Barsch bei + 15°, für den Barben bei + 16° und 23°. Diese Zahlen stehen mit der Laichzeit der Fische in Beziehung. Fische, welche im Winter laichen, bedürfen niedere Temperaturen zur längsten Lebensdauer ihrer Spermatozoen; bei Fischen, welche im Sommer laichen, erfüllen hohe Temperaturen diesen Zweck am besten. Indess liegt die grösste Beweglichkeit der Spermatozoen immer mehrere Grade höher, als ihre längste Lebensdauer, und mit jener Beweglichkeit scheint die befruchtende Kraft des Samens gleichen Schritt zu halten. Die Temperatur, bei welcher die Befruchtung am besten geschieht, kann daher nur gefunden werden, wenn man jene beiden Momente, grösste Beweglichkeit und längste Lebensdauer, zusammenfasst. So fand Quatrefages für Forellen und Lachse + 4° bis 7°, für Hechte + 8° bis 10°, für Karpfen und Barsche + 14° bis 16°, für Barben + 20° bis 25°. Diese vier Tem-

peraturstufen entsprechen genau der Laichzeit jener Fische, dem Winter, dem Frühlingsanfang, dem Sommeranfang und der Höhe des Sommers.

In diesem Verhalten der Spermatozoen ist offenbar ein kräftiges Mittel gegeben, um, je nach der Lebensweise der verschiedenen Fische, die Befruchtung der Eier sicher zu stellen. Von andern Mitteln, welche gleich diesem in der Organisation der Fische selbst gegeben wären, kann ich nichts Specielles anführen. Man fängt erst an, die Lebensweise der Fische näher zu studiren; sie ist dem Beobachter viel mehr entzogen, als das Leben der Landthiere. Aber ich bin überzeugt, dass mit fortschreitender Erkenntniss der Fische sich auch noch mehr Seiten ihrer Organisation darbieten werden, welche speciell die Sicherung der Befruchtung zum Zwecke haben. Viel reicher sind schon jetzt die Beobachtungen über die selbstthätige Sorge der Fische für die Erzeugung und Erhaltung ihrer Brut.

Diese Sorge beginnt mit der Näherung der Geschlechter zur Zeit des Laichens. Hierin stehen die Fische nicht zurück hinter den übrigen Wirbelthieren, bei denen die Befruchtung durch den Akt der Begattung vermittelt wird. Ich habe vorhin bemerkt, dass die kurze Lebensdauer der Spermatozoen eine solche Näherung der Geschlechter durchaus nothwendig macht. Das Weibchen reibt die Bauchseite seines Körpers von vorn nach hinten am Grunde der Gewässer und presst auf diese Weise die Eier aus der Afteröffnung hervor. Unmittelbar nachher wird der Same des Männchens durch ähnliche Bewegungen hervorgedrängt und über die Eier ergossen. Die Befruchtung ist in wenigen Minuten vollendet. Das junge Individuum beginnt im Ei sein selbständiges Leben.

Während ihrer Entwicklung bedürfen die Eier vor Allem ein reines Wasser, welches leicht den atmosphärischen Sauerstoff ihnen zuführt. Die Eier aller jener Fische, welche im süssen Wasser laichen, entwickeln sich nur an seichten Stellen. Forellen z. B., welche in tiefen Deichen mit steil abfallenden Ufern gehalten werden, pflanzen sich nicht fort. Ihre Eier sinken auf den Grund des Wasserbeckens und entbehren hier derjenigen Menge von

freiem Sauerstoffgas, welche zu ihrer Entwicklung nothwendig ist. Darum setzen die Fische ihre Eier wo möglich an solchen Stellen ab, wo sie nur durch eine dünnere Wasserschichte von der Luft getrennt sind; so kann der atmosphärische Sauerstoff durch Vermittlung des Wassers leichter zu ihnen gelangen. Karpfen befestigen ihre Eier oberflächlich an Wasserpflanzen; hier dient nicht blos die nahe Atmosphäre als Quelle des Sauerstoffes, sondern überdiess hauchen die grünen Theile der Wasserpflanzen im Sonnenlichte Sauerstoffgas aus. Die Forellen laichen an seichten Stellen unserer Bäche, wo die Eier im klaren, fliessenden Wasser auf den Kieseln des Grundes gut gedeihen.

Nicht immer finden die Fische an ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte passende Stellen zum Absatze und zur Befruchtung der Eier. Der Häring laicht nicht in der Tiefe der hohen See, der Lachs nicht im Meere oder im untersten Theile der Flüsse. Jener zieht an die Küsten des Meeres, dieser in die oberen Theile der Flüsse, um dort zu laichen. Die Wanderungen der Fische stehen gewiss immer im nächsten Zusammenhange mit der Sorge für die Brut. Von manchen wandernden Fischen, z. B. von den Aalen, kennt man zwar die Stelle, wo sie laichen, noch nicht genau; aber auf der andern Seite weiss man von den Lachsen, dass sie nicht blos im Allgemeinen in den obern Theil der Flüsse hinaufsteigen, sondern dass sie zum Zwecke des Laichens wieder an die Orte kommen, wo sie selbst aus dem Ei hervorgegangen sind.

Diese Züge der Fische nach entfernten Orten gehören zu dem Wunderbarsten, was von der Lebensweise der Fische bis jetzt bekannt geworden ist. Sie müssen in Eine Reihe gestellt werden mit den Wanderungen der Zugvögel. Man ist gewöhnt, die Fische als dumme und stumpfe Thiere zu betrachten. Aber jene Wanderungen sind nicht möglich ohne einen höheren Grad von Intelligenz, ohne eine innere Ahnung von dem Orte, nach welchem der Fisch hinzieht. Zu diesen Beweisen für die Intelligenz der Fische sind in neuster Zeit noch andere gekommen, welche zwischen den Fischen und Vögeln eine neue, merkwürdige Parallele herstellen. Französische und englische Naturforscher haben bei zwei Arten von Stichling einen wirklichen Nestbau beobachtet.

Diese kleinen Fische finden sich namentlich in den norddeutschen und englischen Flüssen und Bächen bisweilen in sehr grosser Menge. Wenn die Zeit des Laichens herannaht, so zeigt das männliche Thier eine grosse Geschäftigkeit. Es trägt an einen Ort, den es besonders auswählt, mit seinem Munde Pflanzentheile zusammen. Diese legt es in bestimmter Richtung, und zwar formt es zuerst die flache Unterlage und dann den Oberbau mit einer rundlichen Oeffnung, die zur Aufnahme der Eier bestimmt ist. Das Nest wird befestigt theils durch kleine, oben aufgelegte Steinchen, theils durch den klebrigen Schleim, mit welchem das Thier die Materialien überzieht, indem es unter raschen, schlangenförmigen Bewegungen seine Bauchseite an das Nest andrückt. Ist der Bau vollendet, so sucht das männliche Thier ein Weibchen auf, welches zum Laichen bereit ist. Es führt das Weibchen zum Neste, und dieses dringt nun durch die vorher gebildete Oeffnung in das Nest ein. Das Weibchen verweilt einige Zeit, um seine Eier zu entleeren; es verlässt das Nest am entgegengesetzten Ende. Ihm folgt das Männchen, welches auf gleiche Weise sich durch das Nest hindurchwindet und auf diesem Wege die Eier befruchtet. Hiemit ist aber die Sorge des Männchens noch nicht erschöpft. Es vertheidigt die Eier während ihrer Entwicklung gegen andere, gefrässige Fische; es beschützt sie vor Verderbniss, indem es durch Bewegung seiner Brustflossen immer frisches Wasser über sie hintreibt. Endlich sorgt das Männchen auch für die ausgeschlüpften Fischchen während der ersten zwei bis drei Wochen ihres Lebens; es hält sie in der Nähe des Nestes zusammen und behütet sie auf diese Weise vor anderen, feindlichen Fischen.

In diesem Nestbau und in dieser Sorge für die Brut erinnert fast jeder Zug an die bekanntesten unter den nestbauenden Vögeln, wie an die Schwalben. Nur fehlt beim Stichling die Bebrütung der Eier, und das Männchen übernimmt hier ganz die Sorge, welche bei den Vögeln zum grössten Theile dem Weibchen zufällt. Sicher wird bei näherer Bekanntschaft mit dem Leben der Fische der Stichling nicht die einzige Gattung bleiben, welche die Fische als nestbauende Thiere an die Seite der Vögel stellt.

Armuth zu wirken, und wenn in ſolchem Falle an ihnen auch Menſchen aus den dürftigen Klaſſen Antheil nehmen können und nehmen ſollen: ſo iſt dies nichts weniger als im Begriffe ſchon begründet, oder auch nur in der Regel der Fall. Nicht nur ſetzt bei vielen derſelben an und für ſich ſchon die Theilnahme ein bedeutenderes Kapitalvermögen oder laufendes Einkommen nothwendig voraus, ſo daß Arme an eine Theilnahme gar nicht denken können; ſondern bei allen iſt es möglich und ſelbſt gewöhnlich, daß die Theilnehmer nur einen, vielleicht verhältnißmäßig kleinen Theil ihres Kapitalvermögens oder Einkommens auf ſolche Weiſe verwenden, und es ſomit lächerlich wäre, ſie aus dem Geſichtspunkte der Armen-Verſorgung zu betrachten. Es ſind vielmehr Anſtalten für den mehr oder weniger wohlhabenden Mittelſtand, welcher die eigenthümlichen Vortheile derſelben zu ſeiner Bereicherung benützen, höchſtens ſich und die Seinigen durch ſie vor einem Zurückſinken in eine tiefere Klaſſe der Geſellſchaft, nicht aber gerade vor eigentlicher Armuth, bewahren will.

Ehe jedoch zu der Löſung der eigentlich zu beantwortenden Aufgabe geſchritten werden kann, nämlich zu der Frage, wie dieſe Vorſorge- und Verſorgungs-Anſtalten für den Einzelnen und für das Ganze wirken, und welche allgemeinen Grundſätze den Beitrittsluſtigen bei der Auswahl, den Staat aber bei der Beaufſichtigung und Geſtattung neuer Plane leiten ſollen, iſt wohl billigermaßen erſt die Vorfrage zu unterſuchen, ob nicht vielleicht dieſe ſämmtlichen Einrichtungen allzumal Mißbilligung verdienen, und ſomit einer weiteren Beachtung gar nicht werth ſind, als in ſo ferne eine Warnung vor ihnen für den Staat und die Einzelnen begründet werden müßte?

Auf die Gefahr hin, dafür angeſehen zu werden, als ſtehen wir weit zurück hinter den erweiterten Anſichten der jetzigen Zeit, und ſeyen unzugänglich den Belehrungen der Erfahrung und Klugheit, wollen wir offen bekennen, daß wir es im Allgemeinen immerhin für den weit vorzüglicheren Zuſtand anſehen, wenn ein Mann die Verwaltung ſeines Vermögens frei in ſeiner Hand behält, daſſelbe durch regelmäßigen Ueberſchuß ſeiner Einnahme über ſeine Ausgabe zu vermehren ſucht, und deßhalb ſeinen Stock entweder gegen Zinſen ſicher ausleiht, oder ihn zu gewerblichen Unternehmungen irgend einer Art verwendet. Nur ſo iſt er ganz Herr

Ich habe noch von Einer Form der Sorge für die Brut zu sprechen; sie zeigt sich bei den Büschelkiemern, beim Seepferdchen und bei der Seenadel, schlanken, fleischarmen Fischen, deren Körper mit Knochenschildern bedeckt ist. Unter den Säugethieren findet man bekanntlich bei den weiblichen Beutlern, z. B. beim Känguruh, an der Bauchseite eine Hautfalte, eine nach oben geöffnete Tasche, in welcher die Mündungen der Milchdrüsen liegen. In diese Tasche bringt das Weibchen unmittelbar nach der Geburt die jungen Thiere; hier, an den Zitzen der Mutter, durchlaufen die letzteren die zweite Hälfte ihrer Entwicklung, nachdem sie von der Mutter in sehr unvollkommenem Zustande geboren worden waren. Aehnliches wiederholt sich bei einigen eierlegenden Thieren. Der weibliche gemeine Pinguin, ein Vogel, der allein zum Aufenthalte im Wasser organisirt ist, trägt seine Eier in einer Hautfalte zwischen Bauch und Oberschenkel mit sich herum; hier entwickeln sie sich bis zum Ausschlüpfen unter dem Einflusse der Eigenwärme der Mutter. Das Männchen der Pipa, einer der hässlichsten Kröten, streicht die befruchteten Eier über den Rücken des Weibchens; sie werden von zellenförmigen Vertiefungen der Rückenhaut aufgenommen, und durchlaufen hier alle Stadien ihrer Entwicklung. Aehnliche Brutstellen finden sich nun an der unteren Schwanzfläche der genannten, büschelkiemigen Fische. Sie stellen eine einfache oder mehrfache Tasche dar und beherbergen die Eier von der Befruchtung bis zum Ausschlüpfen. Aber wie beim Stichling das männliche Thier die Sorge für Nest, Eier und Junge übernimmt, so trifft man auch jene Brutorgane nur am Schwanze der männlichen Büschelkiemer. Es fehlt also auch bei den Fischen nicht ganz an einer Bebrütung der Eier.

Ich habe alle diese Eigenthümlichkeiten in der Organisation und Lebensweise der Fische durchgegangen, um zu zeigen, wie mannigfaltig für die Erzeugung und Erhaltung der Fischbrut gesorgt ist. Nirgends tritt bei den Thieren die weise Verwendung aller gebotenen Mittel zu Einem Zwecke klarer hervor, als gerade im Processe der Fortpflanzung. Wer auf künstliche Weise Fische züchten will, der muss diese zweckmässigen Einrichtungen genau kennen; denn nur in der Nachahmung und Be-

nützung der natürlichen Vorgänge ist die Möglichkeit gegeben, selbständig und zweckmässig in das Leben der Fische einzugreifen.

Gegenüber von der vielfältigen Sorge für die Brut der Fische steht eine Reihe von Einflüssen, welche der Entwicklung der Fischeier hinderlich sind. Ich sehe hier zunächst ganz von den Einwirkungen der Menschen ab. Sicher ist, dass viele Eier an den seichten Stellen der Flüsse oder Bäche verderben. Wenn das Wasser fällt, so kommen jene Eier in unmittelbare Berührung mit der Luft und gehen durch Vertrocknung zu Grunde. Oder werden sie bei steigendem Wasser an andere, tiefere Stellen geführt, die ihrer Entwicklung ungünstig sind. Andere Eier leiden durch Verunreinigung der Gewässer, namentlich durch zersetzte, organische Stoffe; ein feiner Schimmel zerstört in diesem Falle oft grosse Mengen von Eiern. Endlich bildet der Rogen einen Leckerbissen für viele Raubfische; der Stichling vertheidigt seine Eier; aber wo die Eier nicht beschützt sind, da werden sie eine Beute jener gefräßigen Fische. So sind in der natürlichen Ordnung der Dinge schon Einflüsse genug gegeben, welche die Zahl der entwicklungsfähigen Eier auf ein gewisses Maass zurückführen und der Uebervölkerung der Gewässer steuern. Zu allen diesen Einflüssen kommt aber noch die nachtheilige Einwirkung, welche der Mensch auf das Leben und die Entwicklung der Fische ausübt.

Man darf annehmen, dass die natürlichen Verhältnisse darauf berechnet sind, eine gewisse mittlere Zahl von Fischen in den Gewässern der Erde zu erhalten. Statt dessen bemerkt man in allen dichtbevölkerten Ländern, dass die Zahl der Fische von Jahr zu Jahr abnimmt. In Württemberg sind die meisten Fischereien nicht in den Händen von grossen Gutsbesitzern. Es wird daher kaum möglich sein, über die Abnahme der Fische bestimmte Zahlen zu sammeln. Aber so viel ist sicher, dass am Fusse der Alb, überhaupt dort, wo man Forellen fängt, die grösseren Exemplare dieser Fische immer seltener werden, und ebenso, dass unsere Forellenbäche wegen ihres abnehmenden Ertrages einen immer kleineren Pachtzins abwerfen. Man hat diese Thatsachen bei uns noch zu wenig ins Auge gefasst. Dagegen sind die Klagen wegen Abnahme der Fische in England während der letzten

Jahrzehnte allgemein geworden. Dort gehört das Angeln zu den Passionen der gebildeten Stände. H. Davy, der grosse Chemiker und einer der eifrigsten Angler, sagt in seiner „Salmonia“ schon vor sechsundzwanzig Jahren über den schottischen Fluss Ewe: „Hätten Sie diesen Fluss vor zwanzig Jahren gesehen; da war es eine Lust, hier zu angeln.“ Von den grossen englischen und schottischen Gutsbesitzern aber sind die Verluste, welche sie durch die Abnahme der Fische erlitten, in sprechenden Zahlen ausgedrückt worden. Die Lachsfischerei des Lord Gray im Tayflusse bei Perth in Schottland ertrug im Jahre 1830 noch 50000 fl; 1840 war der Ertrag auf 37000 fl. und 1852 auf 22000 fl. gefallen. Hier springt der Verlust klar in die Augen; aber es lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass nicht blos in England, sondern auch in Frankreich und Deutschland die Menge der Fische und ebendamit ein Theil des Nationalwohlstandes in stetiger Abnahme begriffen ist.

Diese Thatsache lässt sich nicht etwa aus Krankheiten der Fische erklären; denn die Abnahme ist seit Jahrzehnten gleichmässig beobachtet. Alles spricht dafür, dass die Einwirkung der Menschen jene Abnahme hervorgerufen hat. Am nächsten liegt hier der Fischfang zu unrechter Zeit und in zu grosser Menge. Wenn die Fische gerade vor dem Laichen und in übermässiger Zahl gefangen werden, so vermindert sich natürlich der Nachwuchs sehr rasch. Darum galten früher in den Besitzungen der oberschwäbischen Klöster strenge Vorschriften in Bezug auf Zeit und Maass des Fischfanges. Allein diese Ursache kann nicht die einzige sein, wenn man bedenkt, dass die grossen schottischen Gutsbesitzer in Bezug auf den Fischfang gewiss Zeit und Maass eingehalten haben. Manche haben die Dampfschiffe beschuldigt; allein nach Boccius, einem englischen Fischkundigen, thun diese dem Leben der Fische keinen Eintrag. Nachtheiliger mögen in unserem Lande die Flössereien wirken. Ebenso schaden die Wöhren, welche die Lachse verhindern, zum Zwecke des Laichens in die oberen Theile der Flüsse hinaufzusteigen. Sehr grossen Schaden thun endlich viele Stoffe, welche um so reichlicher in die Flüsse und Bäche geführt werden, je zahlreicher an ihren

Ufern die menschlichen Wohnungen sind. Durch die Abflüsse der Städte und Dörfer, welche faulende organische Substanzen mit sich führen, durch die Abwasser mancher Fabriken, welche chemisch wirkende Stoffe enthalten, werden die Eier selbst vernichtet. Sie gehen auf diese Weise in grosser Menge zu Grunde, und der Besitz an Fischen erleidet durch diese Zerstörung der Brut vielleicht so grossen Abbruch, als durch den ungeordneten Fang der ausgewachsenen Fische.

Gegen diese stetige Abnahme der Fische sucht man Hilfe in der künstlichen Fischzucht. Ich meine hier nicht die Sorge für die befruchteten Eier oder für die ausgeschlüpften Fische, sondern die Methoden, nach welchen die Eier der Fische mit dem Samen dieser Thiere künstlich befruchtet werden. Alle diese Methoden ahmen mit grösserer oder geringerer Vollkommenheit die natürliche Befruchtung der Fische nach.

Die Sorge für die befruchteten Fischeier, die Leitung ihrer Entwicklung datirt nicht aus der jüngsten Zeit. Schon längst haben die Chinesen auf diese Weise für die Vermehrung und Zucht der Fische gesorgt. Aber die künstliche Befruchtung der Fische ist nur ein Jahrhundert alt. Wir verdanken ihre Entdeckung einem Deutschen, Jakobi in Hamburg. Dass wirklich diese Entdeckung eine deutsche sei, wird jetzt allgemein zugestanden, und der pariser Akademiker Coste hat selbst in seinen Instructions pratiques sur la Pisciculture den Brief wieder abgedruckt, welchen Jakobi im Jahre 1763 an den Herausgeber des hannöverschen Magazins gerichtet hatte. Diese Abhandlung bezieht sich auf die künstliche Befruchtung der Eier von Lachs und Forelle, und sie enthält im Wesentlichen alle Grundzüge der künstlichen Fischerzeugung. Einige Jahre früher, 1758, hatte Graf Goldstein einem Vorfahren des berühmten Chemikers Fourcroy eine Abhandlung über denselben Gegenstand zugesendet; es ist aber kein Zweifel, dass die Angaben des Grafen sich auf die Beobachtungen Jakobi's stützten. Jakobi gab indess nicht blos die Methode an; sondern es wurde auch im Hannöverischen sogleich zur Ausführung derselben geschritten. Die Fische, welche hier erzeugt wurden, bildeten bald einen

wichtigen Ausfuhrartikel. Seither ist diese künstliche Fischzüchtung nie ganz vergessen worden. An einzelnen Orten wurde sie versucht, um der stetigen Abnahme der Fische zu begegnen. So übten diese Methode in Schottland Dr. Knox, John Shaw (1837), Boccius (1841) und Andrew Young (1848). In Deutschland aber wird von mehreren Orten, von der Oder, aus Waldeck und aus dem Altenburgischen berichtet, dass Pastoren und Forstbeamte schon vor zwei und drei Jahrzehnten diese künstliche Züchtung betrieben haben. Zu wissenschaftlichen Zwecken, zur Untersuchung der Entwicklung der Fische, wurde die künstliche Befruchtung von Ruscconi (1835) und Agassiz (1843) angewendet.

Alle diese Bemühungen blieben indess vereinzelt. Nirgends wurde die künstliche Fischzucht im Grossen und als ein Mittel betrieben, den Wohlstand eines ganzen Landes zu heben. Man muss französischen Beobachtern das Verdienst zugestehen, in diesem umfassenderen Sinne die künstliche Fischzucht angeregt zu haben. Zwei vogesische Fischer, Géhin und Rémy, verfolgten die Vorgänge der natürlichen Befruchtung bei den Forellen. Sie wussten nichts von den Thatsachen der Physiologie oder von den früheren Versuchen mit künstlicher Befruchtung. Selbständig beobachteten sie alle Stadien der Befruchtung und Entwicklung der Eier und leiteten aus dieser unmittelbaren Beobachtung ihre Vorschläge ab zur künstlichen Züchtung der Fische. Man kann sich nicht enthalten, den Eifer und die Ausdauer dieser armen Fischer zu preisen, welche bei Tag und Nacht, in der kalten Jahrszeit die genauesten Beobachtungen über die Befruchtung der Forellen angestellt haben. Ihre Angaben enthalten allerdings nichts wesentlich Neues. Aber indem sie Bekanntes selbständig neu entdeckten und erweiterten, zogen sie durch ihre angestrengte Thätigkeit die Augen der nächsten Bevölkerung auf sich. Die französische Regierung erhielt Kunde davon, und so haben die Fischer Géhin und Rémy den Anstoss zu einer Entwicklung der Fischzucht gegeben, an welche vor zehn Jahren noch Niemand gedacht hatte.

Die ersten Versuche jener Fischer reichen bis in das Jahr 1842 hinauf. Sie fingen an, die Gewässer ihrer nächsten Um-

gebung mit selbstgezogenen Fischen, namentlich mit Forellen, zu bevölkern. Erst im Jahre 1848 wurde die Pariser Akademie auf diesen neuen Industriezweig aufmerksam gemacht. 1850 sandte die französische Regierung den Akademiker Milne Edwards in die Vogesen, um die Resultate Géhin's und Rémy's zu prüfen; sein Bericht lautete durchaus günstig. Im selben Jahre fassten die Ingenieure des Rhone-Rheinkanales, Detzem und Berthot, den Entschluss, die künstliche Fischerzeugung im Grossen zu betreiben. Coste, Professor der Embryologie am Collége de France, griff die Sache in Paris vorzüglich auf, und seinen Berichten aus den Jahren 1852 und 1853 verdankt man es insbesondere, dass die französische Regierung die Ingenieure Detzem und Berthot in Stand setzte, in der Nähe von Hüningen ein grossartiges Etablissement für die künstliche Zucht der Fische zu Gründen. Durch alle diese älteren und neueren Bemühungen sind die Methoden der künstlichen Fischerzeugung gehörig festgestellt: die Deutschen, später die Engländer und Franzosen haben an dieser Aufgabe gearbeitet. Aber durch die grossartigen Einrichtungen, welche zu Hüningen theils gemacht theils im Werke sind, ist es erst möglich geworden, die Fischzucht im grössten Umfange zu betreiben; erst die Franzosen haben ihre volkswirthschaftliche Bedeutung in das gehörige Licht gestellt.

Ich folge in der Schilderung der Methoden hauptsächlich den Angaben von Coste, welcher in seinen Instructions pratiques die beste Darstellung der Piscikultur geliefert hat. Ueberall schliessen sich diese Methoden an die natürlichen Vorgänge an, wie ich sie oben beschrieben habe.

Vor Allem werden die Eier des Weibchens entleert. Es geschieht dieses, indem die eine Hand den Vorderleib des Fisches hält, die andere aber gleichfalls den Fisch umfasst und, von vorn nach hinten gleitend, sanft drückt; hiebei liegt an der Bauchseite des Fisches der Daumen, und dieser drängt die Eier aus der Aftermündung hervor. Wenn die Eier reif sind, so geschieht dieses Ausdrücken ohne alle Anstrengung; die Weibchen werden dadurch so wenig afficirt, dass ihr Eierstock auch im folgenden

Jahre wieder Eier entwickelt. Starker Druck, besonders vor vollendeter Reife der Eier, müsste freilich die inneren Organe der Fische verletzen. Da nun die Eier desselben Weibchens nicht alle denselben Grad von Reife haben und daher nicht zugleich, sondern in Absätzen von Tagen oder Wochen gelegt werden, so wurde der Vorschlag gemacht, auch künstlich die Eier desselben Weibchens in ähnlichen Absätzen zu entleeren. Die Eier werden unmittelbar in ein flaches, mit Wasser gefülltes Gefäss gebracht und so ausgebreitet, dass der Samen leicht zu allen einzelnen gelangen kann. Nun erfolgt die Entleerung der Samenflüssigkeit; sie geschieht ganz so, wie die Entleerung der Eier. Man lässt den Samen in das Gefäss fliessen, welches die Eier enthält, und bringt durch leichte Bewegung des Wassers Samen und Eier in nähere Berührung. Wenige Minuten reichen zur Befruchtung hin, und es lassen sich mit dem Samen Eines Männchens die Eier vieler Weibchen befruchten.

Die befruchteten Eier bedürfen zu ihrer Entwicklung, wie ich oben zeigte, frisches Wasser von geringer Tiefe, um den Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffes zu erleichtern. Diese Bedingungen scheinen am besten durch die Apparate erfüllt zu werden, welche Coste angegeben hat. Er legt die Eier auf Weidengeflechte oder flache Weidenkörbe. Diese halten die Eier fest und gestatten dabei durch ihre Zwischenräume dem Wasser so viel freie Bewegung, dass sich zwischen den Eiern keine Unreinigkeiten ansammeln können. Wenn man die Eier auf Kiesel oder Sand legt, so sind sie vor Verunreinigung viel weniger geschützt. Man bringt jene Geflechte nun in flache Behälter, durch welche sich Wasser in ununterbrochenem Strome bewegt. Coste hat diese Behälter terrassenförmig verbunden, so dass der Wasserstrom zuerst in das oberste Stockwerk gelangt, und von diesem allemal in das nächstfolgende herabfällt. So wird das Wasser in einer ununterbrochenen, leichten Bewegung erhalten und in jedem Behälter immerfort gewechselt. Dabei ist es leicht, die Eier zu jeder beliebigen Zeit zu beobachten und zu reinigen. Wo fliessende Wasser, Bäche oder Flüsse, zu Gebote stehen, da kann man auch die Weidenkörbe in freiem Wasser befestigen; nur

müssen sie dann durch geflochtene Deckel gegen Thiere geschützt sein, welche den Fischeiern nachstellen.

Die Eier bedürfen zu ihrer Entwicklung verschieden lange Zeit. So schlüpft der Hecht schon nach acht bis vierzehn Tagen, der Lachs erst nach einem bis zwei Monaten aus. Hiebei ist aber nicht blos die Eigenthümlichkeit der Fischgattung wichtig; sondern die Wärme ist auch im Stande, das Ausschlüpfen bedeutend zu beschleunigen. Es liegen Beobachtungen vor, wonach Lachseier bei niederer Temperatur 110 Tage zu ihrer vollen Entwicklung brauchten. Mit dem Ausschlüpfen erhält der junge Fisch seine selbständige Bewegung. Aber seine Ernährung bleibt im Anfang noch embryonal. Der Fisch zeigt beim Ausschlüpfen noch einen Rest jener Dotterblase, aus deren Inhalt der Embryo innerhalb des Eies seine ganze Nahrung gezogen hatte. So lange noch ein Rest von dieser Dotterblase vorhanden ist, so wird auch das ausgeschlüpfte Fischchen allein aus ihrem Inhalte ernährt; es bedarf daher in dieser Zeit keine Fütterung. Die Forelle z. B. sucht Nahrung erst nach drei bis vier, der Lachs erst nach sechs Wochen.

Die erste Nahrung der jungen Fische muss natürlich der Lebensweise jeder einzelnen Art angemessen sein. Forellen und Lachse bedürfen animalische Nahrung. Man wählt dazu Fleisch von todten Hausthieren, welches theils in rohem, theils in gekochtem Zustande fein gehackt und so in eine Art von Teig verwandelt wird. Dieser Teig löst sich, wenn er ins Wasser kommt, leicht in seine feinen Theilchen auf und wird von Lachsen und Forellen begierig gefressen. Detzem und Berthot füttern ihre Fischchen mit fein zerstossenem Fischfleisch. Ausserdem lebt die junge Brut von kleinen Wasserthieren, namentlich von kleinen Crustaceen. Als die beste Methode aber erscheint es, wenn die Nahrung der fleischfressenden Fische auf dieselbe Weise geschafft wird, wie diese Fische selbst. Man zieht durch künstliche Befruchtung kleinere, werthlose Fische, wie Barben oder Weissfische, und setzt ihre junge Brut in die Fischbehälter, wo sie den Forellen und Lachsen als willkommene Nahrung dient. Kaulquappen von Fröschen sind für die jüngeren Fische noch zu gross. Wenn

die Fische etwas gewachsen sind, so verpflanzt man sie in andere, grössere Wasserbecken. Auch hier ist es noch nöthig, für ihre Ernährung Sorge zu tragen. Endlich, wenn sie eine gehörige Grösse erreicht haben, werden sie als Setzfische in Bäche oder Flüsse gebracht. Hier befinden sie sich völlig in ihren natürlichen Verhältnissen und bedürfen darum keiner weiteren Vorsorge.

Auf diese Weise wird die Entwicklung der Fische von der Befruchtung der Eier bis zur Versetzung in das freie Element stufenweise geleitet. In jedem einzelnen Stadium muss die Methode durch den Grundsatz bestimmt werden, die Fische möglichst unter die natürlichen Verhältnisse in Bezug auf Wasser, Temperatur und Nahrungsweise zu versetzen. Aber der ganze Process bliebe unvollkommen, wenn man nicht im Stande wäre, die befruchteten Eier oder die jungen Fischchen von einem Orte zum andern zu bringen. Man kann nicht an jedem Bach oder Fluss Fischeier befruchten; sondern für jeden grösseren Bezirk muss eine solche Anstalt bestehen, von welcher aus die Produkte der Befruchtung in die verschiedenen Gewässer gebracht werden können. Auch dieser Transport ist leicht möglich, und zwar lassen sich die befruchteten Eier ohne Schwierigkeit versenden. Coste fand, dass die Eier der Forellen und Lachse den Transport am besten ertragen, wenn sie so weit in der Entwicklung vorgeschritten sind, dass die ersten Spuren der Augen als schwarze Punkte zum Vorschein kommen. Man legt zu diesem Zwecke die Eier in flache Schachteln abwechselnd mit Schichten von befeuchtetem, feinem Sand oder von befeuchteten Wasserpflanzen. Nur müssen hiebei die Eier jeder Schichte so locker liegen, dass sie durch Zwischenräume von einander getrennt sind. Die Schachtel muss so weit gefüllt sein, dass nach dem Schliessen des Deckels der Inhalt sich nicht hin und her bewegt, ohne dass jedoch die Eier zusammengedrückt werden.

Durch diesen Transport wird es erst möglich, werthvolle Fische in Gewässern zu akklimatisiren, in welchen sie bis dahin nicht vorgekommen waren. Vor einigen Jahren machte der Akademiker Valenciennes Versuche mit der Akklimatisation von norddeutschen, namentlich Spreefischen in Frankreich. Er hatte

erwachsene Fische mit grosser Sorgfalt nach Paris gebracht. Aber sie pflanzten sich hier nicht fort und gingen nach kurzer Zeit zu Grunde. Durch den Transport der befruchteten Eier ist man in Stand gesetzt, die Fische an dem Orte selbst zu erziehen, an welchen man sie verpflanzen will, und es zeigt sich, dass diese frisch ausgeschlüpften Fische sich an neue Verhältnisse viel leichter gewöhnen, als die erwachsenen.

Fragt man nach den Resultaten dieser künstlichen Fischzucht, so lässt sich hierauf leicht mit Zahlen antworten. Eine zweijährige Forelle enthält ungefähr 600, eine dreijährige 700 Eier. In einem neunpfündigen Lachs nimmt man 1000 bis 1500, in einem sechzehnpfündigen 4000 bis 5000 Eier an. Bedenkt man nun, dass bei vorsichtiger Behandlung der grössere Theil dieser Eier befruchtet und zu Setzfischen ausgebildet wird, so lässt es sich wohl begreifen, in welcher colossalen Proportion die Zahlen der künstlich gezogenen Fische zunehmen. Boccius erzog im Jahre 1841 in Uxbridge 120,000 Forellen; die Zahl von Forellen, welche er in der Grafschaft Hartford erzog, schätzt er auf wenigstens 2 Millionen. Die ausgedehntesten Beobachtungen sind aber in der grossen Hüninger Anstalt gemacht worden. Dort ist im grössten Maassstabe Alles vereinigt, was zur Befruchtung der Eier, zur Erziehung der kleineren und der grösseren Fische gehört. Für die verschiedenen Fischgattungen sind getrennte Kanäle vorhanden. Detzem und Berthot erzeugten hier vom Februar bis zum Mai 1851 über 1,600,000 Fische, theils Lachsforellen, theils Forellen, Hechte und Barsche.

Es kann nach diesen Vorgängen nicht bezweifelt werden, dass die Piscikultur im Stande ist, die Gewässer eines Landes in kurzer Zeit mit grossen Massen von Fischen zu versehen. Der Wohlstand muss dadurch nothwendig zunehmen. Detzem und Berthot haben es versucht, diese Zunahme der Fische und diese entsprechende Steigerung des Nationalvermögens durch Zahlen auszudrücken, welche natürlich nur auf Wahrscheinlichkeitsberechnung gegründet sind, und nur für Frankreich Geltung haben. Sie nehmen an, dass alle süssen Gewässer Frankreichs zusammen 12½ Millionen Fische enthalten. Dies entspricht einem lebenden

über sich und sein Vermögen, und nur so genießt er vollständig die Vortheile eines sichern, selbst erworbenen und sich vermehrenden Wohlstandes, nämlich Unabhängigkeit, Freude an seinen Bemühungen, Rüstung gegen möglichen Wechsel der Umstände, Nüchternheit und Genügsamkeit in seinen Lebensplanen und Ansichten. Wer also irgend in der Lage ist, das für seine Zwecke und für seine Familie nöthige Vermögen auf die genannte Weise zu erwerben und zu verwalten, der wird, unsers Bedünkens, wohl daran thun, sich hierauf zu beschränken, und nicht durch Beitritt zu den mannigfachen Gesellschaften, welche den Zweck einer künstlichen Steigerung des Vermögens haben, einen Theil seiner Unabhängigkeit von Andern, seines freien Verfügungsrechtes und seiner sichern Grundlage von Zufriedenheit und Wohlstand aufzugeben. Mag seyn, daß er langsamer in seinem Vermögen vorschreitet; allein es ist dies, die Deckung des Nothwendigen vorausgesetzt, das kleinere Uebel.

Allein wir geben gerne zu, daß keineswegs Alle in dieser günstigen Lage eines gesicherten Anfanges sind, und doch Alle das Bedürfniß einer gesicherten Zukunft haben. Wir räumen sogar ein, daß die Zahl solcher Männer aus den Mittelständen immer bedeutender wird, einerseits bei dem stets steigenden Luxus, andererseits bei den geordnetern und sparsamern Bezügen der öffentlichen Beamten und der durch die große Mitwerbung entstehenden Schwierigkeit eines einträglichen Geschäftes. Haben nun auch Solche die Aufgabe, sich auf ihre geringeren Hülfsmittel zu beschränken, oder ist es nicht für sie räthlich, lieber einem Theile der Vortheile einer ganz unabhängigen Stellung zu entsagen, und dadurch sich und die Ihrigen sicher zu stellen? Kann bei ihnen eigentlich von einem Opfer nur die Rede seyn, da die größte Abhängigkeit doch gerade in einem den äußern Verhältnissen nicht entsprechenden Vermögensstande zu suchen ist? Allerdings ist hier ein Unterschied in der wirklichen Lage der Dinge, somit auch die Möglichkeit einer andern Handlungsweise. Und wenn wir uns auch der Ueberzeugung nimmermehr entschlagen können, daß auch unter den Familien dieser Art eine größere Beschränkung in unwesentlichen Ansprüchen und Genüssen und eine ehrenhafte Einfachheit manch- zur eigenen Selbstständigkeit führen würden: so ist eben so einleuchtend, daß diese Forderungen nicht oft werden beobachtet werden, und daß es alsdann immerhin besser ist, ein, wenn auch nicht ganz tadelfreies,

Kapital von 8 Millionen Franken, und der jährliche Ertrag betrüge 3,700,000 Franken. Es scheint dass diese Annahmen noch ziemlich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Nun berechnen die französischen Ingenieure, dass es möglich sei, die Fischbevölkerung Frankreichs in vier Jahren auf 3000 Millionen zu steigern. Sie weisen nach, dass diese Fische in den französischen Gewässern Raum und Nahrung zur Genüge finden würden. Der Kapitalwerth stiege natürlich nicht in gleichem Maasse mit der Vermehrung der Fische. Detzem und Berthot schätzen ihn auf 900 Millionen Franken.

Alle diese Zahlen ruhen freilich auf angreifbaren Grundlagen. Aber sie zeigen doch, welche ungeheure Steigerung die Fischproduktion Frankreichs noch zulässt und durch die künstliche Fischzucht erhalten kann. Was aber für Frankreich gilt, das erleidet gewiss auch seine Anwendung auf Württemberg. In einer Zeit, wo der allgemeine Wohlstand so tief gesunken ist, wird es nöthig, jedes Mittel zu seiner Hebung näher zu untersuchen. Gewiss nimmt unter diesen Mitteln die künstliche Fischzucht eine bedeutende Stelle ein. Ich freue mich sagen zu können, dass unsere Regierung diesem Gegenstande bereits ihre Aufmerksamkeit zugewendet hat. Professor Rueff in Hohenheim hat während der letzten Wochen im Auftrage der Centralstelle für Landwirthschaft das Hüninger Etablissement besucht, und ich verdanke ihm mehrere der von mir mitgetheilten Notizen. Ueberdiess aber hat unser König die Wichtigkeit dieses neuen Zweiges der Landwirthschaft erkannt, und wir dürfen hoffen, dass auch hier, wie in so vielen früheren Fällen, seine aufmunternde Anerkennung die Thätigkeit steigern und für dieses neue Förderungsmittel des Nationalwohlstandes von segensreichem Einflusse sein werde. Die künstliche Fischzucht kann dem Darbenden Brod, dem Unbeschäftigten Arbeit schaffen, und so zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes etwas Bedeutendes beitragen.

3. Beiträge zur vaterländischen Flora.

Von Dr. R. Finckh in Urach.

Die Flora von Deutschland enthält, wenn wir die von Koch in der zweiten Auflage seiner Synopsis angenommenen Arten zu Grund legen, etwa 3500 Phanerogamen, wobei manche kultivirte Pflanzen mitgezählt sind. Hievon kommen gegen 200 blos in Istrien, mehr als hundert blos in der Schweiz vor, und es bleiben somit für Deutschland allein ungefähr 3200 Arten, von welchen in Württemberg bis jetzt etwas über 1400 gezählt werden. Die Flora von Württemberg von Schübler und von Martens zählte im Jahr 1834 nur 1286 jener von Koch angenommenen Arten. *) Durch Lechlers im Jahr 1844 erschienenes Supplement wurden 77 neue Arten hinzugefügt. Ein Jahr später erschien, im ersten Band dieser Jahreshefte, H. von Mohl's Verzeichniss der wildwachsenden württembergischen Phanerogamen, wornach 3 weitere hinzukamen, *Imperatoria ostruthium*, *Helianthemum oelandicum*,

*) Hiebei wurden, Koch folgend, oft zwei der in der württemb. Flora angenommenen Arten einfach gezählt, wie z. B. *Thymus serpyllum* und *lanuginosus*, dagegen aus anderen Arten oft zwei gemacht, so *Hieracium sabaudum* und *boreale* aus dem *H. sabaudum* der Fl. württ. Einige wurden, weil sie bei Koch fehlen, gar nicht gezählt, wie die *Orobanche nudiflora* und die *Ophrys fuciflora*, welche von *O. arachnites* specifisch nicht verschieden zu sein scheint. Uebrigens wurden in der Flora von Württemberg viele Pflanzen absichtlich als Culturpflanzen und Gartenflüchtlinge übergangen, welche jetzt, um diese Flora mit Koch's Flora von Deutschland in Uebereinstimmung zu bringen, aufgenommen sind.

Gymnadenia albida. *) Seitdem wurden 52 weitere neue Arten entdeckt und in diesen Jahresheften mitgetheilt, zu denen nun abermals 5 hinzukommen, die ich in Nachstehendem zur Kenntniss der vaterländischen Botaniker bringe. Durch diese Entdeckungen, denen in Zukunft ohne Zweifel weitere folgen werden, erhält die von H. von Mohl vor 8 Jahren (S. Jahreshefte I, 92) geäusserte Behauptung, dass wir von einer vollständigen Kenntniss der vaterländischen Flora noch weit entfernt seien, ihre Bestätigung. Die erwähnten 5 neuen Pflanzen, von denen in diesen Jahresheften bis jetzt (Juli 1853) noch keine Erwähnung geschehen, sind folgende:

1) *Drosera intermedia* Hayne. Diese Pflanze, die kleinste unter ihren deutschen Gattungsverwandten, kommt wie diese auf Torfmooren vor, scheint aber im südlichen Deutschland seltener zu sein, als im Norden. In den Blättern gleicht sie der *Var. obovata* der *Drosera longifolia*, sie unterscheidet sich aber von dieser unter anderem dadurch, dass ihr Schaft am Grund einen Bogen macht, während er bei dieser aufrecht ist. Sie wurde von unserem thätigen Vereinsmitglied, Apotheker Valet in Schussenried, im Juli vorigen Jahres am Scheibensee bei Waldburg zum erstenmal gefunden.

2) *Calamagrostis tenella* Host., eine Alpenpflanze, die in der südwestlichen Schweiz, in Tyrol und Steyermark auf alpinen Waiden sich findet, wurde, und zwar die *Var. mutica*, von Valet am Schwaigfurther Weiher bei Schussenried im Juli vorigen Jahres und seither auch im O.-A. Wangen gefunden.

3) *Allium scorodoprasum* L. im Langenauer Ried (Valet und W. Gmelin). Diese Pflanze, die stellenweise in der deutschen und europäischen Flora vorkommt, wird so selten cultivirt, dass sie nicht leicht, wenigstens bei uns (zumal am genannten Standort) als verwildert angesehen werden kann. Wie das *Allium vineale* L., das am Braunen bei Aalen vorkommt, so ist auch

*) Der Standort der *Imperatoria Ostruthium* ist mir nicht bekannt. Die *Gymnadenia albida* (= *Peristylus albidus* in Koch's Synopsis ed. 2) kommt auf dem Kniebis, *Helianthemum oelandicum* bei Mergentheim vor.

das *Allium scorodoprasum*, und zwar unter dem Namen *Allium arenarium*, in der Flora von Württemberg unter den pseudo-württembergischen Pflanzen aufgeführt, und folglich wahrscheinlich schon früher bei uns gefunden worden.

4) *Silene rupestris* L. fand med. stud. Hegelmaier auf Granitfelsen des Bernecker Thals bei Schramberg zum erstenmal im September 1851, und zwar noch in blühendem Zustand. Diese Pflanze, die sonst auf felsigen Stellen der Alpen des mittleren und nördlichen Europa's, besonders der Urgebirgsalpen vorkommt, steigt in der Schweiz bis in die Ebenen herab, und findet sich auch in den Vogesen und im badischen Schwarzwald. Ihr Vorkommen an der oben erwähnten Lokalität hat folglich für uns nichts Befremdendes.

5) *Lactuca virosa* L. fand derselbe im September vorigen Jahres in Mehrzahl am Fuss und in den Spalten sonniger Muschelkalkfelsen bei Aistaig, O.-A. Sulz. In der Schrift von Schnizlein und Frickhinger über die Vegetationsverhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flussgebieten der Wörniz und Altmühl (1848, S. 154) wird sie auch als zwischen Crailsheim und Rechenberg vorkommend angegeben. In Deutschland findet sie sich ausserdem wild an gebirgigen, felsigen Orten des oberen Rheingebiets, in der Pfalz, und bei Frankenhausen in Thüringen. Im wilden Zustand findet sie sich überhaupt mehr im südlichen, als im nördlichen Deutschland; in vielen Ländern fehlt sie ganz, in einigen, wie z. B. in Schlesien und so auch in der Schweiz ist sie sehr selten, und wie es scheint blos verwildert. Uebrigens scheint auch diese Pflanze schon früher bei uns gefunden worden zu sein, sofern auch sie von den Verfassern der Flora von Württemberg unter ihren 272 pseudo-württembergischen Pflanzen, von welchen seit dem Erscheinen dieser Flora bereits 44 wieder eingebürgert worden sind, aufgeführt wird.

Der *Senebiera didyma* Pers. die Hegelmaier im Sommer 1851 bei Tübingen fand, ist schon im Jahrgang IX, S. 16 dieser Jahreshefte Erwähnung geschehen. Die daselbst aufgestellte Vermuthung, dass sie durch eine Ueberschwemmung der Ammer aus dem botanischen Garten in die Tübinger Flora gekommen sein

möchte, widerlegt sich durch eine briefliche Mittheilung des Finders, wonach sie dieser nicht an der Ammer bei Lustnau, sondern zwischen Tübingen und Hirschau, und zwar an verschiedenen Stellen, an Zäunen, Mauern und auf Schutt, also im allgemeinen an solchen Lokalitäten gefunden hat, wo auch sonst durch Zufall öfters ungewöhnliche Pflanzen sich einzufinden pflegen. Was den a. a. O. S. 14 erwähnten *Rhinanthus alpinus β angustifolius* Koch. betrifft, so ist dies wohl ohne Zweifel dieselbe Pflanze, die in der württemb. Flora S. 397 unter dem Namen *Rhinanthus angustifolius* Gmelin. beschrieben ist, und die hier um Urach gleichfalls, und zwar bei St. Johann, am Uracher Festungsberg und beim Pfählhof gefunden wird.

Werfen wir einen Rückblick auf die in den letzten Jahren bei uns neu entdeckten Pflanzen, so erscheint uns besonders das Auftreten mehrerer Alpenpflanzen in unserer Flora räthselhaft. Bei einigen derselben erklärt sich ihr Vorkommen bei uns daraus, dass die Standorte den Alpen selbst sehr nahe liegen, so bei *Saxifraga mutata* und *Willemetia apargioides*.

Schwieriger ist die Erklärung ihres Vorkommens bei einigen anderen, wie bei *Pedicularis foliosa*, *Orchis Spitzelii*, *Calamagrostis tenella*. Für diese letztere, wie für einige andere Alpenpflanzen, die auf den oberschwäbischen und oberbayerischen Torfmooren sich finden, und deren Saamen wahrscheinlich durch den „thauenden Föhn“ von den Alpen hieher gelangt sind, wird die relativ höhere Lage auf den Alpen ohne Zweifel ersetzt durch die eigenthümliche physikalische Beschaffenheit jener Torfmoore, welche eine nasskalte Unterlage haben, jedoch im Sommer und Herbst stellenweise eine äusserst trockene und „hitzige“ Decke bekommen*). Das Vorkommen der *Orchis Spitzelii* bei Nagold**), und der *Pedicularis foliosa* ***) bei Streichen, O.-A. Balingen ist, wie das der *Athamantha cretensis* auf dem Lochen,

*) Vgl. Schnizlein und Frickhinger a. a. O. S. 59.

**) Vgl. diese Jahreshefte V, S. 218.

***) Ueber die geographische Verbreitung der Pedicularis siehe die Bemerkungen des Herrn von Martens in dem Berichte über die diesjährige Versammlung des Vereins.

schwerer zu erklären, weil diese Standorte viel weiter von den Alpen entfernt sind, und eine Uebereinstimmung der Vegetationsfaktoren dieser Lokalitäten mit denen der Alpen weit weniger ersichtlich ist.

Eine andere Abtheilung der für unsere Flora neuen Pflanzen überrascht uns durch ihr Auftreten bei uns in sofern, als sie bisher blos im nördlichen Deutschland bekannt waren. Hieher gehören u. a. die *Stellaria crassifolia*, die zuerst im Wurzacher, in neuester Zeit aber auch auf dem Buchauer Ried gefunden wurde; das *Hieracium pratense* Tausch., das bei Schussenried, Aulendorf u. s. w., die *Calamagrostis stricta*, die im Buchauer und Langenauer Ried vorkommt; *Lepigonum segetale* Koch. in der Gegend von Ellwangen; *Carex binervis* Sm. ebendaselbst; *Malva borealis* Wallm. bei Schönthal. Gerade so, wie manche Alpenpflanzen, mögen manche Pflanzen des Nordens auf den grossen, hochgelegenen oberschwäbischen Torfmooren die Bedingungen ihrer Vegetation finden, wie solches bei den 3 zuerst genannten der Fall ist. In Beziehung auf die 3 letzteren bemerke ich nur, dass ihr und mancher anderen Pflanze vereinzeltes Vorkommen bei uns vielleicht später weniger räthselhaft sein wird, wenn sie, wie zu erwarten ist, noch an anderen Orten werden gefunden und dadurch ihr Anschluss an andere Florengebiete wird vermittelt werden.

Von früher bei uns gefundenen Seltenheiten sind folgende neue Standorte zu meiner Kenntniss gelangt, die ich hier mittheile. *Dentaria digitata* bei Hopfau O.-A. Sulz. Der Finder, med. stud. Hegelmaier bemerkt, dass der Standort von dem bei Alpeck verschieden sei, indem die Pflanze in einem ganz anderen Thal sich finde. *Corydalis solida* in Heken um Sulz häufig. *Geranium pyrenaicum* häufig an steinigen Bergabhängen bei Sulz über der Strasse nach Oberndorf. Für die Muschelkalkformation sind folgende 2 bisher blos auf unserem Jura beobachteten Arten neu: *Carduus defloratus* im Neckarthal zwischen Sulz und Aisteig auf Muschelkalkfelsen, und *Coronilla montana* ebendaselbst; beide in Gesellschaft der *Libanotis montana*. Interessant wegen der geognostischen Unterlage ist auch das Vorkommen der

Pteris aquilina, einer Keuperpflanze, auf dem weissen Jura. Ich fand sie kürzlich im Wald am Hörnle, dem höchsten Punkt des Sattelbogens bei Dettingen; auch kommt die Pflanze auf derselben Formation zwischen Pfullingen und dem Wakerstein vor. Umgekehrt ist es ebenso interessant, dass der auf unserer Alp sehr häufige *Peristylus viridis* Lindl. im Sommer 1852 von med. Dr. W. Steudel auch auf dem Oesterberg bei Tübingen gefunden worden ist. *Sisymbrium austriacum* Jacq. fand Hegelmaier in schwer zugänglichen Felsenspalten mit *Cynoglossum montanum* beim Lichtenstein. Die seltene zuerst im Wurzacher Ried beobachtete *Carex microglochin* fand Valet heuer auch im Buchauer Ried mit *Carex heleonastes* und *capitata*. Die *Carex microglochin* ist übrigens schon vor dem Erscheinen der württemb. Flora durch Alexander Braun bei Reichenbach O.-A. Freudenstadt gefunden worden *). Die *Pedicularis sceptrum Carolinum* fand O.-J.-Assessor W. Gmelin im vorigen Jahr auch im Langenauer Ried. Bei Schussenried fand Valet in neuester Zeit noch *Carex pilosa, fulva, hornschuchiana, lepidocarpa;* ferner *Sturmia Loeselii* Rb. am Lindenweiher bei Unteressendorf; *Malaxis paludosa* Sw. am Scheibensee bei Waldburg; *Leersia oryzoides* Sw. in einem Wassergraben zwischen Buchau und Moosburg. Die von Herrn v. Martens im Altshauser Weiher entdeckte *Stratiotes aloides* fand Reallehrer Jung vor einigen Jahren auch im Karsee zwischen Waldburg und Wangen, wo sie in grosser Menge vorkommt; allein auch er, und Valet haben noch keine blühende Exemplare finden können.

Sofern Oberschwaben seit einer Reihe von Jahren das grösste Contingent an neuen Pflanzen geliefert hat, ist zu erwarten, dass auch in Zukunft noch vieles neue daselbst werde entdeckt werden. Vielleicht dürfte dies dereinst auch mit dem seltenen *Coleanthus subtilis* Seidel. der Fall sein, der zuerst in Böhmen und lange nachher auch in Norwegen gefunden wurde und dessen mögliches Vorkommen in Oberschwaben schon von den Verfassern der württembergischen Flora angedeutet worden **), mir aber um so

*) S. Regensb. bot. Zeitg. 1834, S. 74.

**) Schübler und von Martens a. a. O. S. 304, oben.

wahrscheinlicher ist, als er seit neuester Zeit auch bei Botzen in Tyrol gefunden wird, und zwar — hier, wie dort — an Standorten, die mit denen der *Potentilla norvegica*, *Carex cyperoides* u. a. oberschwäbischer Pflanzen übereinkommen.

In hiesiger Gegend wurden in den letzten Jahren nachstehende früher hier nicht gesehene seltenere Pflanzen gefunden: *Iris sambucina* auf Felsen der Alp bei Wasserstetten; *Centaurea calcitrapa* ebendaselbst; *Vicia pisiformis* in Menge in einem ausgehauenen Wald auf dem Jusiberg bei Dettingen; *Pyrola uniflora* in einem Forchenwäldchen zwischen Wittlingen und Seeburg; *Polygala comosa* an Felsen im Mauchenthal zwischen Urach und Hülben; *Hieracium Nestleri* bei Glems; *Crepis succisaefolia* bei Glems und im Seeburger Thal; sodann bei Urach *Crataegus oxyacantha* mit einem Griffel (= *C. apiifolia* Med. oder *oxyacanthoidi — monogyna* Rb.) eine Varietät, die als Uebergang *C. monogyna* verdächtig macht; *Cynoglossum montanum* am Fuss hoher Felsen in der s. g. Hölle. Die seit vielen Jahren vermisste *Specularia hybrida* DC. fand sich in vorigem Jahr wieder in Mehrzahl ein auf Aeckern zwischen Urach und Hengen und zwischen Trailfingen und Münsingen; so auch die einige Jahre vermisste *Nepeta nuda* wieder in Menge an dem s. g. Eninger Buckel hinter Güterstein. Von Moosen erwähne ich das *Bryum Wahlenbergii* Schwägr., *Gymnostomum curvirostrum*, und *Barbula convoluta* Hedw. die ich in der Nähe des Uracher Wasserfalls gesammelt habe. Ausserdem fand ich auf dem Jusiberg eine Orchis mit purpurnen Blüthen, die zwischen *O. pallens* und *mascula* in der Mitte steht. Die Lippe ist dreilappig, kaum gekerbt, der Mittellappen ausgerandet mit einem Spitzchen, der Sporn walzlich, wagrecht oder aufstrebend, so lang oder etwas kürzer, als der Fruchtknoten, die Knollen ungetheilt, die Aehre verlängert, locker, jedoch bei einzelnen Exemplaren auch eiförmig. Sie hat mit der *Orchis pallens*, die nach Koch ausnahmsweise auch mit purpurnen Blüthen vorkommt, die frühe Blüthezeit (Ende Aprils und Anfang Mais) und den höchst eigenthümlichen, frisch dem Holder, später dem Katzenurin ähnlichen Geruch gemein, der so stark ist, dass mein Zimmer, wenn ich die Pflanze einige Tag im Wasser stehen

hatte, während dieser Zeit ganz davon erfüllt war. Die *Orchis mascula*, die sonst hier auch vorkommt, hat dagegen gar keinen besonderen Geruch und blüht mehrere Wochen später. Exemplare von jener *Orchis pseudopallens* habe ich schon früher unserem Vereinsherbar übergeben, während mir dieses in Beziehung auf die ächte ockergelbe *O. pallens* bis jetzt nicht möglich gewesen ist. Diese wurde hier schon an 3 verschiedenen Lokalitäten (auf dem Hochberg, am Buckleter und am Thiergartenberg) gefunden; an den beiden ersten Orten ist sie, wie es scheint, durch Forstkultur auf unbestimmte Zeit wieder ausgegangen und am dritten Ort, der nur 10 Minuten von Urach entfernt ist, droht ihr ein gleiches Schicksal. Sie blieb hier, seit der Anlegung einer Forchenkultur, viele Jahre lang aus und wurde zu Anfang Mais 1852 wieder in einem einzigen Exemplar, das ich in meinem Herbar aufbewahre, gefunden; heuer kam sie nicht zum Vorschein. Eine andere Bewandtniss hat es mit dem Ausbleiben des von mir am Sternenberg bei Offenhausen im Juli 1841 zum erstenmal gefundenen *Epipogium Gmelini*. Ich fand, dass diese seltene Pflanze oft mehrere Jahre hintereinander nicht vorkommt und dann auf einmal unerwartet wieder auftritt*). Ihre Rhizome scheinen, wie dies auch bei *Corallorhiza innata* der Fall ist, oft mehrere Jahre hindurch auszuruhen, bevor sie wieder Stengel treiben. Anfangs fand ich die Pflanze truppweise, später aber, nachdem über den ganzen Fundort weg mehrere Jahre hindurch Holz abgeführt worden war, nur noch in 1—2 Exemplaren.

An dem Verschwinden vieler Orchideen tragen übrigens zum Theil auch die Botaniker selbst Schuld, indem sie beim Sammeln die Pflanzen mit den Wurzeln ausgraben. Ich glaube, dass aus diesem Grund unter anderen die *Ophrys apifera* **) und *Orchis coriophora*, denen von jeher viel nachgestellt wurde, hier seltener werden. Einige Orchideen werden durch die Sammel-

*) Dieselbe Beobachtung machte Reichenbach in Sachsen; S. dessen Flora von Sachsen, S. 91.

**) Die *Ophrys apifera* ist in neuester Zeit von Gerichtsaktuar E. Gmelin am Hörnle bei Dettingen, einem früher nicht bekannten Standort dieser Pflanze in Mehrzahl gefunden worden.

wuth des Pöbels, der sie sich zu seinen Lieblingen erkohren hat, nach und nach vertilgt, so z. B. *Cypripedium calceolus*, und in hiesiger Gegend die *Ophrys arachnites* und *Ophrys muscifera* (in Urach „Todtenköpfchen“ und „Mücken“, in Glems „Sammetmännlein“ und „Sammetweiblein“ genannt). Schon zu den Zeiten des Herzogs Karl sollen ganze Wagen voll von diesen Ophryden hier ausgegraben und mit sammt der anhängenden Erde nach Hohenheim etc. gebracht worden sein. Am Uracher Festungsberg, dem einst reichsten Standort dieser Ophryden, sind sie in Folge des Ausgrabens jetzt so gut wie ausgerottet *). Obgleich man hier nun längst die Erfahrung gemacht hat, dass diese freiheitsliebenden Kinder in Gärten nicht gedeihen, sondern nach kurzer Zeit zu Grund gehen, so werden doch noch alljährlich eine Menge mit den Knollen ausgegraben, in Gärten versetzt und wird zum Theil auch von ärmeren Leuten ein Gelderwerb daraus gemacht. In Glems, wo diese beiden Ophryden gegenwärtig am häufigsten vorkommen, werden sie nicht weniger eifrig gesammelt und in die benachbarten Orte, Reutlingen, Tübingen u. s. w. geholt und verkauft. In vorigem Jahr wurde ein einspänniger Karren voll dieser ausgegrabenen Pflanzen von Glems nach Tübingen geführt. Es versteht sich von selbst, dass eine Menge von Exemplaren auch durch die zunehmende Bodenkultur nach und nach verschwindet, und es würde einen Botaniker aus dem Unterland nicht wenig überraschen, wenn er, wie man hier sehen kann, die *Ophrys arachnites* in Aeckern und auf zweimähdigen, gedüngten Wiesen fände, wo sie freilich ihrem sicheren Untergang in kurzer Zeit entgegengeht.

Schliesslich bemerke ich noch, dass von den oben erwähnten neu entdeckten Pflanzen Exemplare für unser neues Vereinsherbar, so weit dies nicht bereits geschehen ist, werden eingesendet werden.

*) Eine Volkssage liess die *Ophrys arachnites* ausschliesslich an diesem Berg wachsen, zum Gedächtniss des Dichters Nikodemus Frischlin, der hier, auf der Flucht aus seinem Kerker, über die Mauern und Felsen Hohenurachs herabstürzte und seinen Tod fand.

Mittel zum Wohlstande zu gelangen, als gar keine Anstalt hierzu zu ergreifen. Schon die Thatsache der in allen Ländern in steigenden Proportionen sich bildenden Einrichtungen der fraglichen Art ist auch für uns ein unwiderleglicher Beweis ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit unter den gegebenen Umständen und für die indicirten Fälle.

Von diesem Urtheile kann uns namentlich die, nicht selten gehörte Doppel-Einwendung nicht abbringen, daß durch den Beitritt zu solchen Anstalten man sich fremdem Betruge aussetze, während natürlich bei der eigenen Vermögens-Verwaltung diese Verlust-Chance ganz wegfalle; und zweitens, daß im Falle eines Krieges so große Verwaltungen leicht desorganisirt werden, und somit das Beispiel des Flors der englischen Gesellschaften solcher Art nicht angeführt werden könne, weil diese glückliche Insel schon seit Jahrhunderten kein feindlicher Fuß betreten habe. — Daß Betrug möglich ist, steht nicht zu läugnen; allein eben so wenig, daß gehörige Vorsicht in den Vertrags-Bedingungen und Aufmerksamkeit der Theilhaber die Gefahr sehr vermindern können, so daß sie durch die, im Zweifel größere Geschäftskenntniß der Verwalter solcher Kassen hinlänglich ausgeglichen wird. Und ebenso ist zwar richtig genug, wenn schon nicht immer beachtet, daß aus der angeführten Ursache ein Schluß von dem Erfolge englischer Unternehmungen auf das Schicksal continentaler nicht gemacht werden kann: allein würde der Krieg das Vermögen des Einzelnen weniger bedrohen?

Somit kann von einer gänzlichen Verwerfung von vorne herein nicht die Rede seyn, sondern vielmehr nur davon, die richtigen Grundsätze über die Benützung der in Frage stehenden Anstalten aufzufinden. — Man wird es nun aber, wie wir hoffen, nur billigen, wenn der Untersuchung des innern Wesens der Sache wieder eine Würdigung der verschiedenen möglichen Arten der Verwaltung solcher gemeinschaftlicher Kassen vorangeht, indem natürlich bei der Beurtheilung der Anstalten selbst vorausgesetzt werden muß, daß sie in der möglichst guten Ordnung und Einrichtung sind.

Hier ist denn vor Allem wohl zu unterscheiden zwischen der Verwaltung, welche auf Gegenseitigkeit unter den Theilnehmern

4. Ueber die Identität des europäischen und amerikanischen Bison.

Von Dr. G. Jäger.

Für die Gründe, welche ich für die Identität des europäischen Bison oder des gewöhnlich sogenannten Auers oder Auerochs, Urus, mit dem amerikanischen Bison in einem früheren (bei der Generalversammlung des württembergischen naturhistorischen Vereins am 1. Mai 1847 in Heilbronn gehaltenen) Vortrage *) anführte, haben sich indess weitere Belege ergeben. Durch die Gunst Sr. Majestät des Kaisers von Russland gelangte nämlich das königl. Naturalienkabinet in den Besitz eines ungefähr 4 Jahre alten im December 1851 erlegten Auerstiers, dessen Balg durch den Präparator des Kabinets H. Ploucquet vortrefflich ausgestopft wurde. Fell und Skelet wurden durch die Gefälligkeit des Hrn. Prof. Müller an der Thierarzneischule zu Wien hieher befördert. Wenn nun gleich die specifische Uebereinstimmung des europäischen und amerikanischen Bisons auch von andern namentlich Andreas Wagner **) als sehr wahrscheinlich angenommen worden ist, so scheint es doch nicht überflüssig die dargebotene Gelegenheit zu Vergleichung von 2 Schädeln des europäischen und von 2 Schädeln des amerikanischen Bisons für die Bestätigung dieser Ansicht zu benützen. Von den betreffenden Schädeln stelle ich voraus A. den Schädel des zuvor erwähnten 4jährigen

*) Würt. naturw. Jahresh. III. Jahrg. 2. H. p. 176.

**) Schreber's Säugethiere V. Th. 2. Bd. p. 1520.

Auerstiers. Die Näthe des Schädels sind noch alle getrennt, die Nasenbeine und Zwischenkieferbeine beim Niederstürzen des Thiers zwar zerbrochen, jedoch so, dass sie wieder vollkommen mit den entsprechenden Näthen verbunden, und somit die erforderlichen Messungen vorgenommen werden konnten. a) Die Länge des Schädels beträgt von dem vorderen Rande der Ossa incisiva bis zu dem Ausschnitt der Ossa pteryguidea 122‴, b) von da bis zum vorderen Rande des Hinterhauptslochs 79‴, folglich die ganze Länge des Schädels 201‴ par. M. c) die grösste Breite zwischen dem hervorragendsten Theile des Randes beider Augenhöhlen 129‴, d) zwischen den Wurzeln der Hornkerne unmittelbar vor dem spongiosen Theile derselben 138‴, e) die Entfernung des Orbitalrandes von dem vorderen Rande der Hornwurzel 36‴; f) die Entfernung des äussern Randes beider Zwischenkieferknochen quer über den vorderen Ausschnitt derselben gemessen, als Maasstab der Breite der Schnauze 31‴; g) Entfernung der Spitze des Hornkerns von der Wurzel in gerader Linie 72‴; h) nach der Concavität gemessen 90‴, dieselben Messungen an den Hornschaalen gg = 78, hh = 126; i) Umfang des Hornkerns an der Basis 90; k) Umfang der Hornschaale = 117. Im Oberkiefer und Unterkiefer befinden sich 6 Backzähne, welche so wie die 8 Schneidezähne des Unterkiefers ziemlich tief abgerieben sind.

B. An dem Schädel eines ausgewachsenen Auers sind alle Näthe mit Ausnahme der Nasen- und Zwischen-Kieferknochen verwachsen. Von den an dem Schädel A vorgenommenen Messungen ist an dem Schädel B a = 127‴, b = 84‴, c somit = 211‴, d = 124‴, e = 138‴, f = 26‴. Diese Messung fällt geringer aus, wegen der Dicke der Basis der Hornkerne und des Orbitalrandes, g = 34‴, hh = 91‴, ii = 135‴. Die Hornschaalen hielten noch so fest, dass die Maase h und i von den Hornkernen nicht genommen werden konnten. k grösster Umfang des Hornkerns an der Basis 113‴, l grösster Umfang der Hornschaale 132‴. Die 6 oberen und unteren Backzähne und die 8 Schneidezähne sind tiefer abgerieben als bei A.

C. An dem frischen von Herzog Paul Wilhelm aus Amerika mitgebrachten Schädel einer Bisonkuh, der sich als sol-

eher auch durch die schwächere und aufwärts und einwärts gerichtete Hörner zu erkennen gibt, sind alle Näthe mit Ausnahme der Näthe der Nasen- und Zwischen-Kieferbeine verwachsen. Die Messungen betragen von a 125, b 74, c 199, d 123, e 135, f 27, g 37, h 55, i 60, hh 68, ii 92‴, k 76, l 84; die Zähne vollständig und tief abgerieben.

D. Sehr grosser Schädel eines ohne Zweifel männlichen Bisons von den Prairieen Nordamerikas 1828 von Herzog Paul Wilhelm mitgebracht, dem äusseren Ansehen nach länger an der Luft gelegen a = 133, b = 85½, c = 218½, d = 144, e = 125, wenn man zwischen den ersten Erhöhungen der Basis der Hornkerne misst, dagegen zwischen den jeden Hornkern an der Basis umgebenden dem Rosenstock des Hirsches ähnlichen dichten Kranz von Erhöhungen, gemessen = 144, f = 36½, g = 44, h = 79, i = 86, hh = 102, ii = 114, k = 108, l = 143, die Zähne des Oberkiefers tief abgerieben, der Unterkiefer fehlt. Die Näthe des Schädels sind verwachsen mit Ausnahme der Nasenbeine, der Zwischen-Kieferknochen und selbst zwischen den Stirnbeinen ist noch eine Spalte in der Mitte übrig. Ein Paar einzelne Hornschaalen des Bison, welche Herzog Paul Wilhelm 1828 aus Amerika mitgebracht hatte, kommen in dem äusseren Ansehen und der Krümmung ganz mit denen des jungen Auers überein, nur scheinen sie einem grösseren Thiere angehört zu haben, indess die Verhältnisse der Maase vollkommen übereinstimmen. Es ist nämlich hh = 96, ii = 148‴, l = 147. Es dürfte somit diese Uebereinstimmung der Verhältnisse der Hornschaalen des europäischen und amerikanischen Bisons in verschiedenen Altern der Annahme ihrer Identität nicht minder zur Stütze dienen, als die Uebereinstimmung in den Knochentheilen.

Der von Eichwald*), als Eigenthümlichkeit des Auers bemerkte kleine Knochenfortsatz, ist nur an dem Os incisivum des Schädels B. deutlich aber an dem Schädel A. sowie an den Schädeln des amerikanischen Bisons keine Spur desselben vorhanden; ich muss daher dahin gestellt sein lassen, ob dieser kleine Knochen

*) Fauna caspic. caucassica 1841. pag. 33.

oder Knochenfortsatz wirklich als Eigenthümlichkeit des europäischen Auers anzusehen ist. — Die Verhältnisse der an den 4 Schädeln vorgenommenen Messungen lassen zwar keine so vollständige Uebereinstimmung erkennen, dass darauf ein strenger Beweis für die Identität beider Büffelarten sich ergäbe, indess steigert sich die Wahrscheinlichkeit durch die Vergleichung der einzelnen Theile des Schädels, und ihres Verhältnisses zu einander fast zur Gewissheit, die jedoch ohne genaue Zeichnung nicht wohl bewiesen werden kann. Die von Cuvier Tom. IV. Tab. X. u. XII. der Ossemens fossiles nebeneinander gestellten Abbildungen der Schädel eines alten Auers Fig. 1 u. 2, eines Bison Fig. 3 u. 4 und einer Bisonkuh Fig. 5 u. 6, passen jedoch so genau auf die hier vorhandene Exemplare und Fig. 1 u. 3 sind zugleich mit Ausnahme der grösseren Länge der Hornkerne des Auers auch nach den trefflichen Zeichnungen in Richardson's Werke *) unter sich so übereinstimmend, dass sie die Annahme einer Identität der Species sehr begünstigen. Allerdings bietet das äussere Ansehen namentlich die Art der Behaarung des europäischen und amerikanischen Bisons einige Verschiedenheiten dar, durch welche ihre Unterscheidung im Leben keine Schwierigkeit darbietet, allein diese sind doch nicht von mehrerer Bedeutung als ähnliche Unterschiede im äusseren Ansehen, welche nicht blos bei verschiedenen Rassen des als Hausthier gehaltenen Rinds, sondern auch im freien Naturzustande bei andern Säugethieren namentlich einigen Wiederkäuern beobachtet werden, welche Europa und Amerika gemeinschaftlich sind und früher namentlich auch in Europa einen ausgedehnteren Verbreitungsbezirk hatten und zum Theil noch haben, als man gewöhnlich annimmt **). Dahin gehören namentlich das Elennthier, das Rennthier, das sogar in geringeren Entfernungen einige Verschiedenheiten in Absicht auf das Geweih und das mehr

*) The Zoology of the Voyage of H. M. S. Herald. Fossil Mamals. 1852. Tab. VI. u. VII.

**) Vergl. darüber namentlich in Beziehung des Auers die Abhandlung von Bär über den Zubr oder Auer des Kaukasus. Bulletin scient de l'Akad. de St. Petersbourg I. Nr. 20, pag. 153. und daraus in Wiegmann's Archiv, III. Jahrg. 1837. pag. 208.

oder weniger Gedrungensein des Körpers zeigt, die selbst im wilden Zustande als Rassenverschiedenheiten sich ausbilden, wofür das Strassburger Museum das ich 1852 unter der belehrenden Begleitung Hrn. Prof. Schimper's zu sehen Gelegenheit hatte, in den Exemplaren aus Lappland, Grönland, Sibirien und Norwegen Belege enthält. Bemerkenswerth scheint mir ein daselbst aufgestelltes Exemplar eines jungen Steinbocks aus der Schweiz, der dieselbe Zeichnung von weisser Farbe namentlich an den Füssen hat, wie die alten Exemplare des sibirischen Steinbocks, so dass sich daraus wenigstens die nahe Verwandtschaft beider auf eine auffallende Weise kund gibt, welche sogar die Verschiedenheit der Species der verschiedenen Steinböcke einigermassen in Zweifel stellen könnte, wenn gleich auch die Jungen verschiedener Hirscharten eine grössere Aehnlichkeit in der Färbung des Fells zeigen, so verschieden auch die ausgewachsenen Thiere in Färbung und Form namentlich der Geweihe von einander sein mögen. Selbst bei den Jungen mehrerer Arten von Schwein wird eine Aehnlichkeit der Färbung des gestreiften Fells beobachtet, die gegenüber von der einfachen Färbung der älteren Thiere um so mehr auffällt, als sie gewissermassen einen Gegensatz gegen die einfachere Färbung der Jungen von Vögeln bildet, welche erst im reifen Alter sich durch ein buntes Gefieder auszeichnen. — Noch kann für die Identität der Fauna des Nordens verschiedener Erdtheile die Ovis montana angeführt werden, indem die amerikanischen Thiere keine wesentlichen Unterschiede von den sibirischen zeigen. Es ist auch wohl die Annahme gestattet, dass in früherer Zeit die Landverbindung wie die Wasser- oder Eisverbindung zwischen den Polarländern Europas, Asiens und Amerikas den Uebertritt mancher Säugethiere aus dem einen in den andern Erdtheil eher gestattete, als dies unter den gegenwärtigen ohne Zweifel schon länger bestehenden Verhältnissen der Fall ist, unter welchen der Uebertritt einzelner Thiere nicht mehr ausführbar ist, und also im Laufe der Zeit eine Verschiedenheit der Rasse sich im Aeusseren ausbilden konnte, welche wohl auf den ersten Blick zu Annahme verschiedener Arten geneigt machte. Die Zahl der Bisons hat sich jetzt in Europa, wie in Amerika so vermindert,

dass der amerikanische Bison nur noch am Fusse der Rocky-Mountains sich in etwas grösserer Anzahl findet, und wohl nach Leidy's *) Bemerkung bald aussterben würde, wenn er nicht ebenso unter den Schutz der amerikanischen Regierung gestellt würde, wie der europäische Bison unter dem besonderen Schutze des russischen Kaisers steht. Für die früher ausgedehntere Verbreitung des amerikanischen Bisons können die Ueberreste desselben, welche in verschiedenen Orten Nordamerikas gefunden werden, als Belege gelten, indess meines Wissens von dem jetzt noch im Walde von Bialystock erhaltenen Auer oder Bison keine Ueberreste im südlichen Deutschlande namentlich gefunden wurden, welche seine Verbreitung bis in unsere Gegenden wahrscheinlich machten, welche früher ohne Zweifel nur von der Stammrasse des Hausstiers bewohnt waren, dessen Ueberreste noch hin und wieder im Diluvium oder älteren Alluvium mit den Ueberresten des Mammuth, Rhinoceros u. s. w. sowie in einzelnen Torfmooren und ihnen entsprechenden Ablagerungen aufgefunden werden. **)

Bei der Bedeutung, welche die Hörner und namentlich die Hornschaalen der Bovinae und Ovinae und der Ziegen mit Einrechnung des Steinbocks für die Existenz dieser Thiere haben, bietet ihr regelmässiges Wachsthum noch ein besonderes Interesse

*) In der Einleitung zu dem Memoir of the extinct Species of American Ox by Joseph Leidy im V. Bande der Smithsonian Institution to knowledge.

**) Dr. Weissenborn hat in Frorlep's neuen Notizen XL. Bd. (1846) Nr. 9 und 10 mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Identität des Urus und Bison in dem Sinne zu beweisen gesucht, dass unter diesen beiden Namen ein und dasselbe Thier bezeichnet worden sei. Es dürfte jedoch kein Zweifel darüber bestehen, dass in früherer Zeit 2 Arten der Gattung Bos in Deutschland gelebt haben, nämlich der Bison oder unrichtig sogenannte Auerochs, und der durch seine grossen Hörner ausgezeichnete Stier, welcher mit dem jetzt gemeinen Rind in der Beschaffenheit des Skelets sehr nahe übereinkommt und wahrscheinlich als Stammvater desselben anzusehen aber im wilden Zustande längst ausgestorben ist. Dass in Beziehung auf beide wilden Ochsenarten früher häufig eine Verwechslung der Namen stattgefunden habe, ist um so eher anzunehmen, als der ihr zu Grunde liegende Irrthum zum Theil bis in die neuesten Zeiten sich erhalten hat, zu dessen Beseitigung indess auch die von Eichwald (Lethua rossica 1853. p. 372 u. folg.) mitgetheilten Notizen beitragen dürften.

dar. Für die Annahme eines solchen regelmässigen Intervallen entsprechenden Wachsthums können die regelmässigen erhabenen Ringe an der Basis der Hornschaalen des Auers und Bisons sowie die ähnlichen Ringe und Knoten an den Hörnern der Ziegen und insbesondere der Ovis Montana und der Ibexarten wahrscheinlich mit Recht als Belege angeführt werden. Sie entsprechen vielleicht den Jahresringen der Bäume, wie die Geweihe der Hirsche den aus Wurzelkeimen alljährig sich entwickelnden Pflanzen, die nur mit Zunahme des Umfangs der Wurzeln selbst, ein üppigeres Wachsthum erlangen, wie das Geweih des Hirschs mit jedem Jahre an Umfang und Stärke zunimmt, indess es ebenso nach vorübergegangener Geschlechtsfunction abfällt, wie die ursprüngliche Pflanzenknospe (Zwiebel oder Knolle) gewöhnlich absterbt, wenn die aus ihr hervorgekommene Pflanze Blüthen oder Früchte getragen hat.

5. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

Die grosse Menagerie des Herrn G. Kreutzberg.

Jo mi son un che quando
Natura detta e spira,
Ascolto e noto.

Petrarca.

Den 28. October 1853 brachte der schwäbische Merkur die Nachricht, dass die grosse Menagerie des Herrn G. Kreutzberg in den nächsten Tagen von Sanct Gallen nach Stuttgart kommen werde und am folgenden Tag begann man schon die Hütte zu bauen, dieses Mal auf dem Lokal der Tuchmesse, der breiten, aber winterlichkalten Eberhardsstrasse.

Montag den 31. October, schon in dunkler Nacht, landete das Dampfboot Kronprinz mit einem grossen Schleppschiff in Friedrichshafen und begann sogleich die Ausschiffung seiner seltsamen alle Schattirungen der Gesellschaft repräsentirenden Passagiere. Das äusserst schwierige Geschäft dauerte bis an den folgenden Morgen und die Gelegenheit, die schönen Thiere zu sehen, wurde bei der Vornahme der zollamtlichen Revision auf dem Hafendamm in möglichster Ausdehnung benützt. Ein Löwe fiel dabei aus seinem Käfig heraus, zum Glück war es der kranke Asiate, er blieb liegen und wurde schnell mit dem Käfige zugedeckt.

Mittwoch den 2. November brachte ein Extrazug der württembergischen Eisenbahn die 16 schweren Wägen nach Stuttgart und als wir den folgenden Tag erwachten, sahen wir im Gedränge der zahlreichen Zuschauer schon die 13 Fourgons mit den

noch verschlossenen Käfigen in einer Linie aufgestellt, am Anfange dieser Linie die zwei Familienwägen, am Ende den in diesen Jahresheften (1851, I. S. 94) beschriebenen Elephantenwagen. Die diesen umstehende Jugend warf der Miss Baba Brod und Aepfel zu, der dicke schwarze Rüssel kam dann unter dem Vorhange zum Vorschein, fand nach einigem Herumtasten in der Regel sehr bald das Dargebotene und fasste auch die kleinsten Stücke sehr geschickt mit seinem Finger auf.

Zugleich hörte man die Papageien krächzen und den Ruf der Ara's aus ihren den Geigenfutteralen ähnlichen Reise-Kästchen. Es war ein trüber feuchter Nebelmorgen und drei Pelikane auf dem dritten Platze zitterten vor Kälte, dennoch waren alle Thiere durch die Reise und die Neuheit des Ortes sehr aufgeregt.

Freitag den 4. November wurde endlich die stets dicht von Zuschauern umgebene Bude vollendet, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch immer die in diesen Heften (1851, I. S. 43) geschilderte Sommerwohnung, ein Riesenzelt von dünnem Hanftuch, nothdürftig erwärmt durch zwei grosse Kohlpfannen, und Abends durch die zahlreichen Lampen, aber durch seinen Zustand die damalige Angabe nur halbjähriger Dauer bestätigend, so dass Herr Kreutzberg in Sorgen ist, ob die morsche Leinwand nur auch noch den Stürmen auf Ulms Münsterplatz werde widerstehen können, ehe die Winterquartiere in München bezogen werden.

Die acht Wärter waren bis auf einen in den drei Jahren seit der letzten Anwesenheit der Menagerie in Stuttgart abgetreten und durch neue ersetzt worden, mein alter Freund Angelo hatte seinen mir schon damals angekündigten Entschluss, selbst den Herrn zu machen, ausgeführt, zieht jetzt mit eigener Miniaturmenagerie herum und tröstet sich in beschränkteren Verhältnissen mit dem Sprichwort seiner Landsleute, dass es besser sei, der Kopf einer Sardelle, als der Schwanz eines Störs zu sein, Fibi der Ungar hatte sich mit Miss Baba entzweit und die Stelle des lustigen Tirolers nahm jetzt ein Schweizer ein, aber die alte Ordnung, Reinlichkeit und freundliche Gefälligkeit aller Mitglieder hatte wo möglich noch zugenommen, und begünstigte besonders die Studien der wackeren Künstler, die, mit Einschluss meiner

Luise sieben an der Zahl, die mannigfaltigen Thiergestalten zeichneten, malten oder modellirten.

Nicht viel geringer, als bei den Wärtern, waren die unter der gepflegten Gesellschaft eingetretenen Veränderungen, besonders hatte der Umstand, dass dem Herrn Kreutzberg in Frankfurt ein öffentlicher Platz zur Aufstellung verweigert und als er sich einen Privathof bereits gemiethet hatte, auch in solchem der Aufenthalt nicht gestattet wurde, so dass die Thiere bei einer Kälte von — 10° zwei Tage ohne Schutz blieben, die empfindlichsten Verluste zur Folge, in Darmstadt starben an den Folgen dieser Erkältung sein bengalischer Tiger und der einzige von Hartmanns Menagerie noch übrig gebliebene Hamadryas, in Strassburg ein Löwe und ein anderer Löwe, der aus Asien stammen soll, ist hier in einem Stalle seinem Ende nahe; alle diese Thiere und viele andere starben an Lungenkrankheiten, welche auch in den Menagerien die meisten Opfer fordern. Am auffallendsten war dieses bei der dem Menschen am nächsten stehenden Ordnung, den Affen. Ich vermisste den Husarenaffen (*Cercopithecus Cephus* Desmarest) die rothe Meerkatze (*Cercopithecus pyrrhonotus* Ehrenberg), den Magot (*Inuus Sylvanus* Wagner) den schwarzen Pavian (*Cynocephalus ursinus* Wagner) schon damals krank, und den zarten Titi (*Hapale Jacchus* Illiger). Von den zwei Kapucinern (*Cebus Apella* Desm.) kehrte nur einer zurück, und nur einer von den vier Lapondre (*Inuus nemestrinus* Geoffroy), dagegen fand ich statt eines grünen Hutaffen (*Inuus radiatus* Wagner) drei und die gemeinen Makakos (*Inuus Cynomolgos* Wagner) von 2 auf 15 vermehrt; neu hinzugekommen war nur ein grüner Pavian (*Cynocephalus Anubis* Fr. Cuvier) aus Ostafrika.

Von den Makakos hatte man die meisten als die unbedeutendsten Mitglieder der Gesellschaft in den oberen Stockwerken der Käfigreihe vertheilt, wo sie sich, den Zuschauern unzugänglich und daher wenig beachtet, um so mehr langweilten, da sie als händelsüchtig mit Einsamkeit bestraft worden waren. Zwischen den arbeitenden Hyänen befand sich jedoch ein Paar solcher Javaner, welche sich alle Mühe gaben, durch Sprünge, Grimassen und Neckereien die Aufmerksamkeit der während der Exercitien

beruht, und der durch Speculation von einem Unternehmer veranlaßten. Im ersten Falle ist die Gesammteinnahme, aus welcher Quelle sie herrühren mag, Eigenthum und Gewinn der Theilnehmer, welche darüber statutengemäß verfügen. Der Gewinn kann, je nach den Vorfällen, größer oder kleiner seyn, unter besonders ungünstigen Umständen sich sogar in Verlust verwandeln, welcher dann ebenfalls die Gesellschaft trifft. Dieselbe hat natürlich, mit einziger Ausnahme der seltenen Fälle einer ganz unentgeldlichen Besorgung aus Liebhaberei oder als Gesellschaftslast, für die Geldverwaltung und die sonstigen formellen Geschäfte regelmäßige Belohnung an Beamte abzureichen. Bei Unternehmungen auf Speculation dagegen werden in dem ausgegebenen Plane den Beitretenden bestimmte Vortheile versprochen und bestimmte Leistungen von ihnen verlangt. Der Unternehmer steht für die Erfüllung des Versprochenen, und bezieht dagegen das Schuldige. Bleibt ein großer oder kleiner Ueberschuß, so ist dieser sein Eigenthum; dagegen hat er auch etwaige Verluste zu tragen. Wenn im ersteren Falle die Betheiligten nicht das Recht haben, nach der Größe des Vortheils zu fragen, so brauchen sie im andern Falle sich auch um die Bedeutung des Schadens nichts zu bekümmern. Von der Ausscheidung eines Gehaltes des Unternehmers aus seinem Eigenthume kann vernünftigerweise nicht die Rede seyn. Möglicherweise sind dagegen diese oder jene Sicherheitsleistungen den Unternehmern auferlegt, was aber in der Hauptsache nichts ändert.

Unbedenklich behaupten wir nun, daß die Verwaltung nach dem Prinzipe der Gegenseitigkeit dem Zwecke der in Frage stehenden Anstalten vorzugsweise entspricht. Neben dem nämlich, daß die durch das Zusammentreten beabsichtigten Vortheile, z. B. die Gewinnung von Zwischenzinsen, die schnelle und sichere Anlegung auch ganz kleiner Kapitalien, die Vererbung von früher verstorbenden Mitgliedern, an sich sämmtlich eben so gut genossen werden können, als wenn ein Speculant das Ganze auf eigene Rechnung bietet, kommt hier der ganze Gewinn den Theilnehmern zu Gute, von dem natürlich ein Unternehmer einen mehr oder minder bedeutenden Theil für sich nimmt. An eine Täuschung durch absichtlich verschrobene und unklare Statuten, eine Uebervortheilung in zweifelhaften und zum Voraus nicht entschiedenen Fällen ist nicht zu denken; sind es doch nur die Eigenthümer selbst,

zahlreich gedrängten Zuschauer auf sich zu ziehen, gelang es nicht, oder wollte später das Nachtessen nicht erscheinen, so fasste das Männchen mit allen vier Händen die eisernen Stäbe des Gitters und rüttelte so heftig daran, dass der Käfig wie ein gerückter Tisch zu wandeln anfieng und ein paar mal ohne das Dazwischentreten der Wärter heruntergefallen wäre.

In einem grossen Behälter hatte man 5 **Makakos** und die 3 **Hutaffen** vereinigt, es waren meist junge halbgewachsene Thiere, nur ein älteres Paar Hutaffen darunter. Das alte Männchen führte die Oberherrschaft und erhielt durch seinen Despotismus die Eintracht in der Gesellschaft. Es war das erstemal, dass ich den Hutaffen Makakos beherrschen sah, was von der Altersverschiedenheit herrührte, denn nicht der specifische Unterschied, sondern die individuelle Kraft entscheidet, wer sich ducken müsse. Reichte man ihnen Aepfelschnitte, Nüsse oder andere Näschereien, so hiengen sich die Jungen oben in einer Reihe dicht unter der Decke an die Stäbe, während die Alten unten sitzen blieben, der Herr immer an den vordersten Platz, bot man dann einem jungen Makako etwas an, so blickte er zuerst nach dem Hutaffen, ob er es sehe, war dieses der Fall so widerstand er jeder Versuchung und nahm nichts an, sah er sich aber nicht beobachtet, so griff er rasch zu und suchte das Erhaschte bald möglichst in die Backentaschen zu bringen; hier war es sicher, zuweilen aber misslang der Versuch, der Alte entdeckte die Beute und jagte sie unbarmherzig dem im ganzen Behälter herumflüchtenden Jungen wieder ab, um sie mit der gleichgültigsten Miene von der Welt zu verzehren.

Zuweilen wurden einzelne Affen aus dem Käfig genommen und am Kohlenfeuer gewärmt oder in einen andern Käfig versetzt. Sie liessen sich nicht gerne fangen und suchten sich durch gewaltige Sprünge und Zurückziehen in die hintersten Ecken der sie suchenden Hand des Wärters zu entziehen, doch nur mit passivem Widerstande, ohne ihn beissen zu wollen. Waren sie gefangen, so schmiegten sie sich schmeichelnd und furchtsam an seinen Arm und seine Brust und liessen sich ruhig herumtragen, kaum war aber der Gefangene wieder in seinem Käfig, so gab

er dem Wärter sein Missfallen durch höhnischen Blick und Mundstellung (erste Stufe, Jahreshefte 1851. I. Seite 57) zu erkennen, die Kameraden aber drängten sich zärtlich um ihn und gaben ihm ihre Theilnahme durch eifrige Untersuchung seines Pelzes nach Ungeziefer zu erkennen. Einem Makako gelang es einmal, bei einer solchen Gelegenheit aus dem Käfig zu entkommen und sich unter die Wägen zu flüchten, ein Hund stellte ihn, aber alles Locken und Leuchten mit der Laterne führte zu keinem Ziel, einer der umstehenden Knaben erwischte ihn und zog ihn hervor, liess ihn aber aus Furcht, gebissen zu werden, wieder fahren und erhielt dafür vom Wärter die Lehre: einen einmal gefassten Affen dürfe man nicht mehr loslassen, auch wenn einem ein Finger durchgebissen werde. Nun versteckte sich der Flüchtling hinter die Käfigthüren, welche an den Schranken des zweiten Platzes lehnten und ward nicht mehr gesehen. Erst in der Nacht kam er, von der Kälte getrieben, freiwillig zu einem Wärter und liess sich gerne in den mit Stroh und Kameraden versehenen Behälter zurückbringen.

Der übrig gebliebene **Lapondre** (*Inuus nemestrinus* Geoffroy) ist ein Weibchen. Man hat ihr ein Meerschweinchen (*Cavia Cobaya* L.) zugesellt, welches sie sehr zärtlich im Schoosse wärmt und an die Brust hält; als man es ihr nahm und einem kleinen Mädchen gab, wurde die Laponderin heftig böse, machte Sprünge und Grimassen und sah unverwandt nach ihrem entwendeten Schützling und der verhassten Nebenbuhlerin, ohne angebotenes Obst anzunehmen, auch nachher nicht, als man ihr den Liebling zurückgegeben hatte, die Räuberin aber noch vor dem Käfig stand.

Dieser Zärtlichkeit ungeachtet sah ich am folgenden Tag, als man beiden Weckenstücke reichte, die Pflegemutter dem kleinen Geschöpf mit der grössten Kaltblütigkeit Alles wegnehmen, selbst aus dem Munde herausziehen.

Hero, die **braune Pavianin** (*Cynocephalus Sphinx* Desm.) hatte einen muthwilligen Gemahl erhalten, der sie arg plagt. Mit dem gleichgültigsten ruhigsten Gesichte zerrte er sie am Schwanz, an den Ohren oder am Haar, sprang auf sie hinauf, schleppte sie auf dem Stroh herum, sie liess sich gelindere Ne-

ckereien gefallen, wurden sie aber derber, so fieng sie ein lautes Geschrei an, fasste bittend und Hülfe suchend unsere Hände und biss sich wohl auch ernstlich mit ihm herum, dann konnte er mehrere Minuten lang ununterbrochen und rasch mit den Vorderfüssen hüpfen und uns dabei ansehen, ein Zeichen der Ungeduld, das ich oft auch an ihm bemerkte, wenn das Essen zu lange ausblieb, nie aber an ihr. Vier arme friedliche, zum Schlangenfutter bestimmte Kaninchen wurden in den Käfig dieser Paviane gesetzt, Hero wärmte sich an ihnen, der männliche Pavian aber behandelte sie zum blossen Zeitvertreib mit dem empörendsten Muthwillen, trat auf ihnen oder setzte sich auf sie, warf sie herum oder zerrte sie aus dem Hintergrund hervor, wohin sie sich dicht an einander gedrängt geflüchtet hatten. Einmal sah ich dem unartigen Gesellen lange zu, wie er sich die Unterhaltung machte, ein Kaninchen mit der rechten Hand an beide Ohren, oft auch nur an einem Ohr zu fassen, dann mit den drei andern Händen am Gitter hinaufzuklettern und es hoch in der Luft zappeln zu lassen, mitunter auch zu schaukeln, dass es an den Wänden anschlug, dieses wiederholte er, ohne sich durch mein Drohen und Rufen stören zu lassen, wie Kinder ihre Witze, mehr als zwanzigmal, brachte es jedoch jedesmal wieder herab, ohne es fallen zu lassen, dazwischen suchte er auch am Kaninchen nach Ungeziefer und untersuchte besonders mit komischem Ernste auf das genaueste sein Auge und Augenlid, Alles stets an dem gleichen Kaninchen, obgleich 4 im Käfig waren. Das arme Thier ertrug Alles schweigend mit bewundernswerther Geduld um ernsteren Misshandlungen durch Nachgiebigkeit zu entgehen, und versuchte nicht einmal sich zu seinen Kameraden in den Hintergrund zu flüchten. Als der über diesen Käfig wohnende rothe Geier während des Fressens seinen Schwanz in den Bereich des Pavians brachte, zupfte letzterer mit sichtharer Schadenfreude an dessen Federn, so dass sich der Geier erschrocken zurückzog.

An einem andern Tage sah ich die 4 Kaninchen mit 2 Meerschweinchen in den Käfig des Hutaffen versetzt. Sie waren aus dem Regen in die Traufe gerathen, wie bei den Hunden, stand hier die Bosheit zur Grösse im umgekehrten Verhältniss, der Hut-

affe zupfte und zerrte die armen Thiere nicht nur an den Haaren und an den Ohren, was sie auch hier schweigend ertrugen, sondern biss sie auch, wenn sie fliehen wollten, in den Schwanz oder in die Hinterfüsse, dass sie laut schrien, es war ein höherer Grad von Bosheit, doch immer noch durchaus ohne lebensgefährliche Absicht. Auch hier war das graue Kaninchen der Gegenstand der Verfolgung, gegen die weissen war der Affe ebenso zudringlich und lästig durch seine Zärtlichkeit, er umarmte sie und legte sich auf sie, am besten wussten die kleinen Meerschweinchen beiden Affen zu entgehen, indem sie sich unter die Kaninchen verschlupften.

Einmal hielt ein Zuschauer der Hero einen Spiegel vor, sie schaute ernsthaft hinein, dann langte sie mit dem Arm hinter den Spiegel und als sie von der einen Seite nichts fand, stärker von der andern, so dass sie einen wirklichen Affen hinter dem Glase vermuthet zu haben scheint, wie das Waldmädchen in dem Wiener-Ballet.

Der grüne Pavian (*Cynocephalus Anubis* Fr. Cuvier) dem braunen sehr ähnlich, gab nicht viel Stoff zu Beobachtungen, da er sich ganz allein am äussersten linken Flügel der Menagerie befand, er schien bös und gefährlich und erhielt auch darum wenig Besuche, vergrub sich oft im Hintergrunde des Behälters hinter einen hohen Wall von Stroh und sprang dann plötzlich hervor, am 28. November aber wurde er von den Wärtern hervorgeholt, ihm eine rothe Jacke angezogen, eine schwarze Kappe aufgesetzt und so mit ihm vor den Zuschauern herumgetanzt.

Merkwürdig war mir das unerwartete Schauspiel der Oberherrschaft eines Südamerikaners über zwei Asiaten. Der seit 1850 völlig herangewachsene aber auch blind gewordene Kapuciner (*Cebus Apella* Desm.) befand sich in einem Käfig mit zwei Makakos und behauptete in demselben die ganze Zeit des Aufenthalts der Menagerie den ersten Platz vornen in der Mitte, der männliche Makako hielt sich gewöhnlich an seiner linken Seite auf, tyrannisirte den weiblichen Makako, der sich desswegen oft auf die rechte Seite des Kapuciners flüchtete, benahm sich aber gegen letzteren ganz schüchtern, obschon er so bösartig ist, dass

er oft, wenn man ihm etwas reichen wollte, statt nach dem Obst nach den Fingern griff. Das höhere Alter, eine mindestens gleiche Grösse und die ungemein scharfen Eckzähne des Kapuciners erklären diese amerikanische Oberherrschaft, die mir viel milder und friedlicher erschien, als die afrikanische und die asiatische, (Jahreshefte 1851, I. S. 56).

Als ich ihnen Aepfelschnitte gab, nahm der Kapuciner zuerst, die Javanerin aber hatte den Muth nicht, zuzulangen, erst als der Makako auch seinen Theil erhalten hatte und mit dem Verzehren desselben beschäftigt war, nahm sie schüchtern und heimlich etwas an. Als ich ihnen Nüsse gab, nahm der Makako zwei in eine Hand und bettelte ungenügsam nach weiteren mit der andern, der Kapuciner aber nahm die seinige, ging in den Hintergrund und klopfte damit an die Wand, bis sie aufbrach, dies thut er jedesmal, ohne dass es den andern je eingefallen wäre, es ihm nachzumachen, ein neuer Beweis, wie übertrieben die Angaben von der Nachahmungssucht der Affen ist.

Dieser dunkelbraune Kapuciner ersetzt durch ein sehr feines Gehör den Mangel des Gesichts, er merkte gleich, wenn sich Jemand näherte und fing mit Hin- und Herschütteln des Kopfes, und Ausstrecken der rechten Hand zu betteln an, merkte aber nicht eher, dass ihm etwas angeboten werde, als bis man seine Hand damit berührte. Alle seine Bewegungen waren viel flinker und leichter, als bei den Affen des alten Continents, sie glichen mehr denen der Nagethiere und ebenso die hohen feinen Töne seiner Stimme, er spricht eine ganz andere Sprache, doch als Zeichensprache allen verständlich, wie die der Taubstummen.

Wenn er hörte, dass die andern Affen etwas erhalten hatten, griff er oft nach ihnen herum, um es ihnen zu nehmen, so wollte er einmal dem Nachbar eine Nuss aus dem Mund nehmen, mit der trockenen Unbefangenheit der andern Affen, die Makako's aber entzogen sich sachte und schweigend dem Bereich seiner Hände, wie Knaben bei dem Blindekuh-Spiel.

Als ich ihm eine etwas harte Nuss gab, klopfte er damit wiederholt an die Wand und an das Gitter, versuchte dann sie aufzubeissen und als es mit den Backenzähnen der rechten Seite

nicht ging, mit denen der linken, worauf er überzeugt, dass er auf keine Weise seinen Zweck erreiche, die Nuss zum Käfig hinauswarf. Den Schlüssel zu dieser sonderbaren Sitte des Aufklopfens fand ich bei Rengger, sie fressen im wilden Zustande oft Vogeleier, die sie leicht auf diese Weise öffnen. Eine Haselnuss war ihm zum Klopfen zu klein, zum Aufbeissen zu hart, ersteres unterliess er, mit letzterem gab er sich viele vergebliche Mühe und warf sie endlich auch weg. Als er eine noch zu heisse Kartoffel erhielt, rieb er sie, um sie abzukühlen, flink und eifrig an den kalten eisernen Stäben des Gitters auf und ab.

Nachbar des Kapuciners war ein Maki (*Lemur nigrifrons* Geoffroy) aus Madagascar, dem ausschliesslichen Vaterlande der ganzen Gattung. Er hat seine vier Kameraden von 1850 überlebt, aber seine geschwollene Nase, ein böses Symptom bei den Maki's, sagte uns, dass er ihnen bald folgen werde. Er litt, wie fast alle Thiere der Menagerie, viel von der Kälte, welche eine gedrückte Stimmung über die ganze Gesellschaft verbreitete, sass unbeweglich auf seinem Stock, schaute uns wehmüthig mit seinen Eulenaugen an und schlich unhörbar sanft an das Gitter, wenn ich ihm Nüsse, Apfelschnitte, gebratene Kastanien oder Trauben reichte, was ihm Alles ebenso vortrefflich schmeckte, wie den Affen. Als man ein Meerschweinchen in seinen Käfig setzte, beroch er es aufmerksam und bekümmerte sich dann, von seiner Unschädlichkeit überzeugt, nicht weiter um dasselbe.

Der Mangel an Lebhaftigkeit, bei den tropischen Thieren, Folge ihrer Versetzung in ein unpassendes Klima, war bei zwei alten Bekannten, dem braunen Bär (*Ursus Arctos* L.) und dem Eisbär, (*Ursus maritimus* L.) ihr in eben dieser Temperatur entwickeltes Naturell.

Mein guter Freund der Eisbär Koloss (Jahreshefte 1847 S. 103 und 1851, I. S. 81) lebte nun schon 9 Jahre in der Gefangenschaft, er war noch gelber und es half nichts, dass er mit Seifenwasser besprützt wurde, da solches nicht mit reinem Wasser wieder abgespült wurde und ihn also nur noch schmieriger machte. Es machte einen sonderbaren Eindruck auf die

frierenden Zuschauer, wenn der Berliner Explicator ihnen laut verkündigte: „Der Eisbär muss mehrere Mal des Tages mit „Wasser begossen werden; sonst kann er es in diesem Klima „nicht aushalten.“ Die illustrirte Beschreibung der Thiere dieser Menagerie, welche an der Kasse verkauft wurde und viele Abnehmer fand, erzählt ganz richtig: „Im Winter setzen sie sich „aufs Eis und warten ihren Raub ab. Hier halten sie sich meistens sehr lange auf und wenn im Frühjahr das Eis bricht und „fortgetrieben wird, so sitzen sie oft auf den Eisschollen und „machen auf denselben weite Reisen in entfernte Gegenden. „Viele, die ganz von den Küsten weggetrieben werden, finden „im Meere ihren Tod.“ Ich habe auch schon oft gedacht, dass auf diese Weise jährlich mehrere Eisbären umkommen müssen, von denen man nichts mehr erfährt, weil sie schwerer als das Meerwasser sind und sterbend untersinken, indessen kann die Zahl derer, denen diese Sitte verderblich wird, im Verhältniss zum Ganzen nur sehr gering sein, da sie nur am Saume ihrer Verbreitung, in Ostgrönland und Spitzbergen, einer solchen Gefahr und der eben so grossen, an den bewohnten Küsten von Island und Norwegen zu landen, ausgesetzt sind, alle andere werden wohlbehalten an den unabsehbaren öden Nordküsten von Asien und Amerika ankommen.

Das nach altrömischem Brauche erst Abends aufgetischte Hauptessen des Eisbären bestand aus einigen Pfund Fleisch und einem wagerecht durchschnittenen Laib schwarzes Brod, er verzehrte gemächlich zuerst das Fleisch, dann das Weiche vom Brod, so dass die ausgehöhlte Rinde wie eine Schüssel zurückblieb und ganz zuletzt auch diese Knochen des Brods. Von mir nahm er nicht nur Aepfel an, sondern auch einen Trauben, liess sich diesen so gut schmecken, wie sein brauner Nachbar und las selbst sorgfältig die abgefallenen Beeren auf. Nach Fabricius frisst er auch im freien Zustande Heidelbeeren und die Beeren des Porsts (*Empetrum nigrum* L.) von denen er freilich nicht satt werden wird. So ist auch er, wie der Mensch, nur aus eiserner Nothwendigkeit am Pol fast reiner Fleischesser, hätten Grönland und Nova Zembla Weingärten, er wäre

ihnen gefährlicher als dem Menschen, Carnivorus sub novercante Cerere.

Der Eisbär lebt rings um den Nordpol ausserhalb der Baumgränze auf Schneefeldern und Eisbergen, der braune Bär innerhalb derselben in den nordischen dunkeln Nadelwaldungen, beide trefflich durch einen weichen warmen Pelz, der nur die Nasenspitze unbedeckt lässt, gegen die strenge Kälte ihrer Wohnörter geschützt, die Farbe dieses Pelzes, hängt innig mit der Verschiedenheit dieser Wohnörter zusammen, beide würden als Jäger und als Gejagte in schlimmer Lage sein, wenn sie ihre Farbe gegenseitig vertauschten.

Dieser braune Bär reist noch immer als amerikanischer Baribal, obschon er ein ehrlicher Europäer ist, er wurde jung gefangen, lebt schon sieben Jahre in der Gefangenschaft und gibt dem Eisbären an Höhe wenig nach, ist aber kürzer. Diessmal musste er um sein Brod bitten, er richtete sich auf und legte die Vordertatzen zusammen; dann hatte er noch viele Mühe, den Brodlaib zwischen den Gitterstäben herein zu bekommen, einmal gelangte er nur durch Benagen desselben dazu, ein anderes Mal entfiel er ihm, worauf er aufstand und mit vieler Ungeduld an dem Gitter scharrte, bis er ihn wieder erhielt, diessmal war es keine Bitte, sondern eine Zurückforderung seines Eigenthums.

Von den andern, im Frühling 1850 hier gewesenen Thieren der Menagerie waren der sonderbare Musanga, der Waschbär, der Rüsselbär, das Stachelschwein, der Wolf und die Tigerbuschkatze in diesen drei Jahren in die Naturalienkabinete gewandert, der Rüsselbär (*Nasua socialis* Neuwied) inzwischen durch zwei andere ersetzt worden. Diese schienen mir grauer, minder fuchsfarbig zu sein, als ihr Vorgänger und die weissen Flecken um Augen und Mund stärker gegen die Grundfarbe abstechend. Es war ein Paar, das aber in ehelichem Unfrieden lebte und uns keinen guten Begriff von ihrer Socialität beibrachte. Als der Wärter das Stroh herauszog, um es zu wechseln, und sie ihren Zorn nicht gegen ihn auslassen konnten, bekamen sie heftigen Streit unter sich; mit schrillendem Geschrei fiel der Mann über

die Frau her und biss sie tüchtig, sie blieb ihm nichts schuldig und vertheidigte sich viel muthiger, als die Aeffinen, so dass sie oft über einander wegrollten, der Wärter abwehren und zuschlagen musste. Den folgenden Tag wurden sie durch eine Bretterwand getrennt, aber bald darauf starb das Weibchen, ob an den Folgen der erhaltenen Wunden, oder ob sie schon vorher krank und daher dem Kameraden zuwider war, wie ich oft bei eingesperrten Thieren bemerkte, konnte ich nicht erfahren.

Die todte Rüsselbärin und ein schöner grauer Papagei wurden nun gegen ein fuchsartiges Beutelthier (*Phalangista vulpina* Desmarest) vertauscht, welches sogleich die Wohnung der Verstorbenen beziehen musste.

Ich hatte dieses seltene, von der Ostküste Neuhollands gekommene Thier schon im September in Tübingen im Ochrn der alten Aula gesehen und bemerkt, dass man es dort nicht überwintern könne. Diese Schwierigkeit mag den Tausch veranlasst haben. In der Menagerie traute man dem Fuchs nicht und versetzte ihn wie ein reissendes Thier ohne ihn zu berühren in die neue Wohnung, ich war aber schon mit Känguruh's bekannt geworden, und hatte eine so gute Meinung von ihrer sanften Gemüthsart, dass ich mich dem neuen Gast ohne Besorgniss näherte, obschon er ein scharfes Gebiss, doch mit Nagzähnen, hatte.

Dieser Beutelfuchs verdankt seinen Namen der schnell zugespitzten Schnautze, dem langen reichbehaarten Schweife und der Farbe, die jedoch der des Bibers näher steht, als der des Fuchses, dem er auch an Grösse nachsteht. Er scheint ein Nachtthier zu sein, denn er schlief den ganzen Tag und zwar ohne sich in das Stroh zu verscharren, in sich eingerollt, so dass man nur eine braune Halbkugel auf dem Stroh liegen sah, bei dem Lampenschein aber wurde er lebhaft und kam an das Gitter.

Einmal weckte ich ihn jedoch auch bei Tag und hielt ihn durch Aepfelschnitte munter, so lange er gezeichnet wurde, er stand dabei oft auf, so dass man die schöne hellrothgelbe Farbe der Schattenseite sehen konnte und die langen Finger und Krallen der Hände, mit denen er das Dargebotene wie ein Eich-

hörnchen nahm und festhielt. Der Körper ist breit, das Fell weichhaarig und lose, wie bei dem Waschbären, der schöne lange Schweif schwarz, sein ganzes Aussehen und Benehmen erinnert sehr an die Känguruh's. Dass er seinen Schwanz zum Wickeln brauchen könne, liess er uns nicht sehen und ebensowenig den Bau der Hinterfüsse, welche einen nagellosen Daumen und verkleinerte, mit einander verwachsene Zeig- und Mittelfinger haben sollen.

Unser alter Freund Wickelbär (*Cercoleptes caudivolvulus* Illig. Jahreshefte 1851, I. S. 48) hat seinen gefährlichen Stubengenossen glücklich überlebt; auch ihm behagte der Winter gar nicht, er schlief ebenfalls den ganzen Tag, aber so vollkommen im Stroh vergraben, dass man gar nichts von ihm sah; zur Zeit der allgemeinen Aufregung, 5 Uhr Abends, war er ziemlich lebhaft, kam an das Gitter und bettelte, indem er die geöffneten Hände herausstreckte; Finger und Krallen sind so lang, erstere können fächerförmig so weit aus einander gesperrt werden, dass das friedliche Thier alles damit fassen konnte, was wir ihm reichten und es sich trefflich schmecken liess, Apfelschnitte, Brod, Milchbrod, Nüsse, rohe und gebratene Kastanien, Trauben. Er streckte zuerst die sehr lange schmale Zunge gähnend heraus, dann kam er wie ein Stenops langsam herbeigeschlichen, hob beide Hände mit eingebogenen Krallen hoch in die Höhe neben und etwas hinter dem Kopf und wenn er in gehöriger Entfernung war, liess er sie langsam und geräuschlos auf unsere Hand nieder und fasste dann ebenso ruhig mit dem Mund das Angebotene. Als mein Sohn nichts mehr für ihn hatte und ihn rief, kam er doch aus seinem Stroh hervor, strekte beide Arme zum Gitter heraus und blieb ganz behaglich und freundlich in dieser Stellung, als er ihn streichelte und tätschelte, es ist ein entschiedenes Nachtthier, sein weicher Pelz und seine grossen Augen erinnern ganz an den Stenops, die grossen runden Ohren an den Galago, aber als Südamerikaner ist er zutraulicher und minder scheu, als die Nachtthiere der alten Welt.

Am letzten Abend war es rührend zu sehen, wie ein in der Menagerie bekanntes Mädchen ein Kind im Arme an den

welche zu beſtimmen haben und, wie begreiflich, nur in dem gemeinſamen Intereſſe wirklich beſtimmen. Mögen dieſe auch unter ſich vielleicht über die Wahl des beſten Mittels nicht einig ſeyn, ſo ſind ſie doch nothwendig über die Grundlage im Reinen, und Niemand hat ein Intereſſe, abſichtlich zu verwirren und zu täuſchen. Auch iſt der Umſtand wohl in Anſchlag zu bringen, daß bei einer unvorhergeſehenen Wendung der Umſtände, welche eine Auflöſung der ganzen Geſellſchaft und die Vertheilung des vorhandenen Vermögens als wünſchenswerth erſcheinen laſſen, nur die gleichmäßig Betheiligten ſich zu entſcheiden haben, und nicht der ſelbſtiſche Wille eines allein gewinnenden Unternehmers zu beſeitigen iſt. Mit Einem Worte, es ſind nicht verſchiedene, einander widerſprechende Intereſſen im Waffenſtillſtande zu halten, ſondern nur ein und daſſelbe Intereſſe zu ſyſtematiſiren, was ein natürlicheres und vernünftigeres Geſchäft iſt. Von einem Bankrotte der Anſtalt kann gar nicht die Rede ſeyn, ſondern höchſtens von einer Verminderung der urſprünglich berechneten Vortheile (die leicht zu vermeidenden Fälle groben Betruges von Seiten der Verwalter und gänzlicher Gedankenloſigkeit in der Führung der Anſtalt allein ausgenommen). Gegen dieſe Vortheile ſind die, in der Regel allerdings nöthigen, Beſoldungen der Verwalter und die Schwankungen in den Bezügen nicht in Anſchlag zu bringen. Erſtere werden durch die auch hier wirkſame Concurrenz auf mäßige Summen herabgeſetzt, deren Laſt dem Einzelnen kaum fühlbar iſt; letztere können ſich doch nur innerhalb gewiſſer Gränzen bewegen, und erlauben bald eine erfahrungsmäßige Schätzung. Ebenſo mag ganz leicht die Gefahr endloſer Prozeſſe und Ungewißheiten im Falle einer Meinungsverſchiedenheit unter den Mitgliedern durch wenige und einfache Beſtimmungen des Geſellſchaftsvertrages, namentlich durch Einſetzung eines inappellabel ſprechenden Schiedsgerichtes, entfernt werden.

Es iſt dagegen nicht zu viel geſagt, wenn behauptet wird, daß gerade die umgekehrten Folgen bei der Führung ſolcher Anſtalten durch Speculanten eintreten. Vortheilhaft, wenigſtens angenehm, iſt allerdings bei dieſer Verwaltungsart die Beſtimmtheit der Bezüge; auch mag wohl in den meiſten Fällen auf Geſchäftskunde der Verwalter und ſomit auf Vermeidung alles bloß aus Nachläßigkeit und Unkenntniß entſtehenden Schadens gerechnet werden.

Käfig hielt, um von dem Wickerle, wie sie es nannte, Abschied zu nehmen und das Wickerle mit dem Kinde nach englischer Sitte Hände schüttelte.

Die angebliche Zibethkatze (Jahreshefte 1851, I. S. 53) war auch noch da und nicht grösser geworden, das Programm der Menagerie nennt sie jetzt die indische Genettkatze (*Viverra fasciata* Gmelin), schlank und behende macht sie oft einen gewölbten Rücken, wie ein Iltis. Als am letzten Abend die Affen grosse Stücke schwarzes Brod als Reiseproviant erhielten, da kein Thier mehr vor der Ankunft in Ulm etwas erhalten sollte, bekam auch diese Genettkatze ihre Portion und begann zu meiner Verwunderung sie mit Appetit zu verzehren, ein weiterer Beleg von der Allgemeinheit des Brods als Nahrung und dass Pflanzen- und Thierfresser sich nicht so scharf scheiden, als gewöhnlich angenommen wird.

Noch einen Beweis für diese Ansicht gab mir einer der beiden Tigerwölfe (*Hyaena Crocuta* Zimmermann), indem er einen halben Wecken gerne frass. Zucker ist ohnehin, mitunter wegen seiner Aehnlichkeit mit Knochen, eine Lieblingsleckerei der Hyänen.

Diese Hyäne befand sich isolirt zwischen den Behältern des Condors und einer gestreiften Hyäne und benahm sich daher ziemlich ruhig, nur bei der Fütterung liess sie zuweilen ihre einem höllischen Gelächter gleichende Stimme erschallen, aber viel weniger als ehemals, da sie nicht mit Vorhalten und Zurücknehmen des Fleisches gereizt wurde. Die andere gefleckte Hyäne ist der zu den Arbeitern gehörige alte Fidel, beide männlich, Herr Kreutzberg machte mir dabei die sonderbare Bemerkung, dass ihm noch nie eine weibliche gefleckte Hyäne oder ein weiblicher Kapuciner-Affe vorgekommen sei, er habe diese Bemerkung dem berühmten Thierhändler Jamerach in London mitgetheilt und dieser habe ihn versichert, er befinde sich in dem nämlichen Falle, obschon eine grosse Anzahl von Tigerwölfen sowohl als von Kapucinern schon durch seine Hände gegangen sei.

Ein ander Mal wollte uns Herr Kreutzberg zeigen, dass

sein Fidel ein zu ihm gebrachtes Kaninchen nicht berühre, das arme Geschöpf zog sich in ein Eck des Käfigs zurück, der Tigerwolf sah es scharf an, machte aber wirklich keine Miene, es anzurühren, so lange wir hin sahen, kaum waren wir aber wieder im Gespräch, wobei Herr Kreutzberg ihm den Rücken kehrte, als das Kaninchen einen so heftigen Biss erhielt, dass es jämmerlich zu winseln und zu schreien begann und schnell gerettet werden musste.

Die Zahl der gestreiften Hyänen (*Hyaena striata* Zimmermann) hat sich ebenfalls verdoppelt, von 3 auf 6, wovon 3 am Senegal, die andern drei in der Menagerie geboren und erst 15 Monate alt sind. Diese jungen Hyänen, welche von einer englischen Dogge, die gerade Junge hatte, aufgesäugt wurden, kommen den alten an Grösse schon beinahe gleich, haben aber stärker gebogene Vorderfüsse, denen der Dachshunde ähnlich, ob naturgemäss zum Graben, oder rhachitisch, konnten wir nicht entscheiden. Ein Wärter schrieb es ihrem zu reichlichen Fleischgenuss zu. Sie spielten oft mit einander wie junge Hunde.

Am auffallendsten hat Herr Kreutzberg die Zahl seiner Löwen vermehrt, wir trafen dieses Mal nicht weniger als vier Löwen und vier Löwinnen an, sämmtlich aus Nordafrika, und allerdings gehörten auch diese grössten aller Katzen, deren Bequemlichkeit schon so oft als Grossmuth gedeutet wurde, sowohl für die Zuschauer als für die Künstler zu den interessantesten Mitgliedern der bunten Gesellschaft.

Einer dieser Löwen, durch starke Behaarung, prächtige Mähne und ernsten Blick ausgezeichnet, war schon 22 Jahre alt, der zweite fünfjährig und die beiden jüngsten dreijährig, von den Löwinnen eine 7, eine 4, eine andere 3 Jahre alt, zwei Käfige enthielten je ein Paar, in einem spielten selbst zwei junge Löwen munter und komisch mit einer Schwester. So oft das Zebra oder der kleine Elephant vorüber geführt wurden, rasten die älteren Löwen und Löwinnen heftig am Gitter auf und ab, ärgerlich, dass solches sie abhalte, über die nahe Beute herzufallen, um die Zuschauer dagegen bekümmerten sie sich

so wenig, als um die Musik, nur einmal sah ich den alten Löwen heftig auffahren, als ein Wärter vorbeiging, den kann er nicht leiden, sagte ein anderer und streichelte den Löwen.

Das dumpfe tiefe Gebrüll des nun 15jährigen Löwentigers hörten wir öfters Nachts im Bett und konnten uns dabei in der Sahara oder am Ganges träumen. Das finstere Thier war jetzt noch träger und mürrischer geworden, als aber am 25. November der Maler Lenz sein Bildniss in Lebensgrösse zu malen begann, sah es der Aufstellung des Leinwandrahmens und dem Anfang der Zeichnung mit grosser Aufmerksamkeit zu, es merkte wohl, dass es sich von ihm handelte, und glaubte vielleicht noch unmittelbarer.

Ein prächtiger männlicher Jaguar (*Felis Onça* L.), eine Hauptzierde der Menagerie, zeichnete sich ausser den Flecken auch durch einen auffallend stärkeren massiven Bau, besonders durch dickeren Hals und dickere Füsse, vor den Panthern aus. Ein junger Maler machte uns auf einen weiteren Unterschied aufmerksam, der bei allen Individuen dieser Menagerie zutrifft. Der Panther hat an den Seiten der Nase in der Verlängerung der Nasenlöcher nach oben und aussen einige kleine schwarze Flecken, denen an der Oberlippe, wo die Barthaare stehen, ähnlich, bei dem Jaguar ist dagegen die Nase ganz ungefleckt.

Eines Tages rief man Herrn Kreutzberg zu ihm, er habe sich einen Fuss verletzt; Kreutzberg sagte uns, es dringe ihm zuweilen eine Kralle in den Fussballen und verursache ihm eine starke Entzündung, wahrscheinlich weil sie sich in der Gefangenschaft nicht abschleifen kann und zu sehr verlängert, wie Schnabel und Krallen gefangener Singvögel. Es ist dann ein schwieriges Unternehmen, dem gestrengen Herrn die Nägel zu schneiden; wir hätten es gerne mit angesehen, als wir aber hinkamen und dem liegenden Jaguar zum Aufstehen nöthigten, trat er mit dem ganzen Ballen auf. Er hinkte zwar Anfangs stark, nach einigem Auf- und Abgehen aber fast gar nicht mehr und wir schlossen daraus, dass er sich blos verkältet habe und an einem Rheumatismus in der linken Schulter leide.

Solche Verkältungen treten häufig und oft mit schlimmeren

Folgen ein, wenn die Käfige Abends gut verschlossen und dann den folgenden Tag die wärmenden Thüren auf einmal wieder geöffnet werden; man muss daher besonders bei den grösseren Thieren Sorge tragen, dass an einem Schiebfenster eine etwa einen halben Zoll breite Spalte für frische Luft offen bleibe, damit sich die Thiere nicht zu sehr erhitzen und in Schweiss gerathen.

Zwei jüngere weibliche Jaguare waren durch eine Scheidewand von einander getrennt, welche die flache Wölbung der Decke frei liess, sie richteten sich oft auf, um nach dem Nachbar zu schauen, dann schlupfte zuweilen einer durch diese zwar breite, aber kaum acht Zoll hohe Oeffnung wie eine Schlange um dem andern einen Besuch abzustatten und mit ihm zu spielen, wobei sie sich mit den Vorderpfoten umarmten und die Backen an einander rieben, hatten sie genug oder drohte das Spiel zu ernstlich zu werden, so schlupfte der Nachbar in seine Wohnung zurück.

Wie die Hauskatze, kann auch der Jaguar überall, wo der Kopf durchgeht, auch den ganzen Leib durchziehen und diese erstaunliche Gewandtheit ist es noch weit mehr, als die Kraft, welche die Familie der Katzen zur ersten und furchtbarsten aller Raubthiere erhebt.

Die babylonische Sprachverwirrung mit den Namen Panther, Parder, Unze und Leopard ist noch lange nicht beseitigt und in der Volkssprache wurden von jeher und werden noch jetzt alle grosse gefleckten Katzen Tiger genannt, so hat der holländische Boer am Kap und der spanische Südamerikaner seinen Tiger so gut wie der Hindu, und der Name wird dann auf andere rund gefleckte Thiere übergetragen, wie Tigerkatze, Tigerwolf, getigerter Hund und getigertes Pferd. Wir wollen die über ganz Afrika von Algier bis zum Kap und über Westasien bis zum Aralsee streifende Art Panther (*Felis Pardus* L.) nennen; die Zahl dieser schönen, gewandten Thiere war in der Menagerie auf vier gestiegen, und den Verlust der schönen Karoline (Jahreshefte 1847 S. 112) ersetzte eine andere schwarze Katze, auch ein javanischer Leopard (*Felis variegata* Wagner

β melas Peron) aber von ganz anderer Gemüthsart. Das mürrische Thier lag fast immer im hintersten Winkel seines Behälters, mit den grossen Augen jeden Vorübergehenden verfolgend, nur wenn die Zeit der Fütterung nahete, nahm es auch Theil an der allgemeinen Aufregung, trat in den Vordergrund und lauerte auf den Nachbar Jaguar, um ihm, wenn es ihn in der Nähe hörte, am Gitter herumlangend, mit der Tatze einen Hieb zu versetzen; der Jaguar, von ähnlicher Gesinnung, blieb natürlich die Antwort nicht schuldig, und so sah man sie oft längere Zeit, obgleich ohne sich sehen zu können, auf einander lauern und Hiebe wechseln, bis einer verwundet wurde oder die aufgetischte Mahlzeit dem Streit ein Ende machte.

Ganz neu, in Stuttgart noch nie lebend gesehen, war ein Gepard (*Felis guttata* Herrmann) aus Afrika stammend, wo er von Abyssinien und dem Senegal bis in die Nähe des Kaps vorkommt, aber überall selten. Es ist ein Mittelding zwischen Panther und Luchs, kleiner als ersterer und hohbeinig wie ein Serval, mit nur halb einziehbaren Krallen, isabellfarbig mit zahlreichen runden kleinen rostbraunen Flecken und einem schrägen schwärzlichen Strich von jedem Auge gegen den Mundwinkel, was ihm als eine Art Schnurrbart ein halb komisches Aussehen gab.

Er schien uns etwas krank und litt sichtbar von der Kälte, so dass man die im Stroh verborgenen Füsse kaum bei der Fütterung zu sehen bekam. Ein Wärter sagte uns, er habe eine Hautkrankheit am Kopfe, welche ihn so struppig mache, sollte dies die in Stuttgart so häufige Katzenraude sein? Am 10. Nov. erhielt er in unserer Gegenwart zwei Teller Kartoffelsuppe; da sie noch zu heiss war, wurde sie eine Zeitlang zurückbehalten, darüber wurde er sehr unruhig und blickte sehnsüchtig darnach, man konnte sie ihm nicht schnell genug zum Gitter hineinschieben, so hastig fiel er über sie her, um sie ziemlich rasch zu verschlingen; dieser Zug näherte ihn wieder den Hunden.

Munterer war ein junger Cuguar oder Puma (*Felis concolor* L.) der in den Cordilleren bis in bedeutend kalte Regionen emporsteigt, und dort, wie der Leopard in Java, in den monotoneren Wälder schwarz wird. Er unterhielt uns oft durch

seine ungeheuren Sprünge bis an die Decke hinauf, als wollte er an dieser fortlaufen, war aber sehr wild und ungezähmt, wie der Javaner, Thiere, gegen welche die vier Schuh vom Behälter entfernte Schranke zum Schutze der Zuschauer eine sehr nothwendige Vorsichtsmassregel war.

Zwei Luchse beschlossen die lange Reihe der Katzen, beide von gleicher Grösse und Gestalt, bedeutend kleiner als der am 15. Februar 1846 erlegte letzte Luchs Württembergs (Jahreshefte 1846, S. 128), der eine, als kaspischer Luchs explicirt, (*Felis Caracal* L.) war an den Lichtseiten röthlich gelb mit nur wenig dunkleren Flecken, an den Schattenseiten weiss, der andere, den wir für Oken's braunen Luchs hielten (*Felis rufa* Güldenstedt), also für einen Nordamerikaner, hatte als Winterkleid ganz die Grundfarben sowohl als die Flecken unserer wilden Katze, aber einen strahlenartig abstehenden Backenbart, kurze schwarze Pinsel an den Ohrenspitzen und bei längeren Füssen einen um zwei Drittheile kürzeren Schweif.

Die beiden Lama (*Auchenia Llama* Illiger, Jahreshefte 1851, S. 54), hatten sich inzwischen ganz an einander gewöhnt und schauten, wie ein paar zahme Pferde, mit ihren langen Kameelhälsen neben einander ziemlich begehrlich nach den Zuschauern, ob sie nicht ein Stück Brod erhalten. Ich sah sie auch dieses Mal zu jeder Tageszeit nur stehend, die ungewöhnlich langen, sich kreuzenden Klauen waren wohl auch hier eine Folge des Mangels an Abnützung derselben durch Gehen.

Der Rüppel'sche Addax (Jahreshefte 1847, S. 115 und 1851, S. 86) war inzwischen der Gattin nachgefolgt, aber durch fünf andere schöne Antilopen ersetzt. Von der indischen Gazelle (*Antilope Cervicapra* L.) war ein alter Bock da, in Gestalt und Grösse einer Gemse ähnlich, kurz und hochbeinig, die Lichtseite schwarzbraun, die Schattenseite weiss, beide Farben schroff gegen einander abgeschnitten, was einen sonderbaren Anblick gab. Noch auffallender waren die 1½ Fuss langen aufrechten Hörner, spiralförmig gewunden und dabei knotig geringelt. Er war gar nicht wild, aber sehr begehrend und strekte, wie seine Nachbarn rechts und links den Hals zum Gitter her-

aus, um von den Zuschauern, die keine Schranke von diesen Wiederkäuern trennte, Obst oder Brod zu erhalten. Anziehend war es, zu sehen, wie geschickt er dabei die langen Hörner mit heraus und hineinzuziehen wusste.

Bequemer hatte es sein Nachbar, ein junger Nilgau (*Antilope picta* Pallas) Nachfolger meines alten Bekannten (Jahreshefte 1851, S. 81), dessen scharf zugespitzte kurze glatte Hörner eine viel gefährlichere Waffe sind, indem sie sich zu denen der Hirschziege verhalten, wie ein Dolch zu einem zwei Ellen langen stumpfen Schwerte.

Die Reihe dieser zwischen Ziegen und Hirschen die Mitte haltenden Antilopen beschlossen drei Spiessgemsen (*Antilope Leucoryx* Pallas) Vater, Mutter und die 18 Monate alte in der Menagerie geborene Tochter, alle drei friedlich und verträglich in einem Raume beisammen, doch so, dass die Tochter nicht leicht dazu kommen konnte, ihren Kopf wie die Eltern zum Gitter herauszustrecken. Alle drei waren milchweiss, nur am Kopf einige braune Flecken und Streifen, die Alten hatten die Grösse eines Hirsches oder mittleren Reitpferdes und beinahe drei Fuss lange schwarze, nur schwach nach hinten gebogene scharf zugespitzte Hörner.

Da diese Hörner sehr aufrecht und genau parallel nahe neben einander stehen, so erscheint das Thier im Profil gesehen, einhornig; diese Leucoryx soll von Mittel-Afrika über Arabien bis nach Persien verbreitet sein, dem Lande, wo neben den Mährchen von Drachen und andern Wunderthieren auch das vom Einhorn entstand, einem weissen Pferde, mit einem geraden spitzigen Horne auf der Stirne, jetzt allgemein bekannt als englischer Schildhalter; es ist mir daher sehr wahrscheinlich, dass unsere Antilope diese von manchen Reisenden und Schriftstellern, denen man mehr Verstand hätte zutrauen sollen, bis in die neueste Zeit geglaubte und vertheidigte Fabel veranlasst hat. In dieser Vermuthung wurde ich noch mehr durch den Anblick der Tochter bestärkt, deren Hörner, obschon über anderthalb Fuss lang, noch ganz gerade und fast ohne Ringe waren.

Ein weiterer Behälter enthielt zwei ebenso friedliche, wenig beachtete indische Zebu (*Bos Taurus indicus*) bedeutend kleiner als unsere Ochsen, mit einem Fetthöcker wie das Kameel, aber weiter vornen bei den Schultern, und nicht von der gewöhnlichen aschgrauen Farbe, sondern der Stier dunkelbraun, die Kuh weiss.

Das noch von van Aken stammende Zebra (*Equus Zebra* L.) sahen wir nun zum drittenmal, es hatte sich, obschon jetzt achtzehn Jahre alt, gut erhalten, und war mitten unter den Zuschauern auf einem etwas erhöheten Bretterboden mit einer Halfter an die Brustwehr des zweiten Platzes angebunden, aber mit einem warmen rothen Teppich bedeckt, so dass man diesesmal nicht wohl Studien über seine merkwürdige Zeichnung (Jahreshefte 1847, S. 118) hätte machen können.

Ganz neu für Stuttgart war dagegen der Anblick eines Elephantenkalbs, ein Asiate, wie alle bisher nach Europa gekommenen Elephanten, wahrscheinlich selbst die des Hannibal, nicht höher, als das daneben stehende Zebra, mit dem es sich sehr gut vertrug, aber zweimal so dick, schwärzlich grau und wie jenes durch eine wollene Decke nur theilweise gegen die empfindliche Kälte geschützt, gegen welche beide Nachts und Morgens besser durch den Aufenthalt in einem geschlossenen Stall verwahrt wurden. Das arme Thier hatte durch Ungeschicklichkeit eines Wärters mit dem eisernen Stabe, mit welchem die Elephanten nach indischer Sitte statt einer Reitgerte gelenkt und gezüchtigt werden, eine tiefe Wunde über dem Kniegelenk erhalten, welche noch stark eiterte, und hinkte desswegen sehr stark, inzwischen hatte es einen trefflichen Appetit und hinreichend guten Humor, um seinen Rüssel bittend nach allen Seiten auszustrecken, oft sich umdrehend, selbst mitten unter die Zuschauer des zweiten Platzes hinein; erhielt es nichts, so stekte es oft die Spitze seines Rüssels in den schmalen Mund; um die Pantomime deutlicher zu machen. Die Scheibe und der Finger des Rüssels waren noch zu klein, um einen Apfel damit zu fassen, es wusste aber solchen sehr geschickt in dem eingerollten Rüssel festzuhalten, und so in den Mund zu bringen.

Meine nun 23jährige Freundin **Miss Baba** fand ich sehr abgemagert, besonders die Schläfen so stark eingesunken, wie ich sie noch nie an einem Elephanten gesehen hatte, und der beredte Explicator mochte noch so oft vor ihr stehend versichern, dass die Elephanten ein Alter von 150 Jahren erreichen, so musste ich doch jedesmal wehmüthig dabei denken, du arme Baba gewiss nicht. Auch war sie sehr still und suchte sich in müssigen Stunden nur durch Hin- und Herwiegen des Körpers warm zu halten, während das kleine Elephantchen öfters die Zuschauer durch den tiefen Bass seiner lauten Stimme überraschte. Für Elephanten ist mit dem 23. Jahr die goldene Zeit der schönen Jugend schon lange vorüber.

Seit wir uns nicht gesehen, hatte Miss Baba manches Abenteuer überstanden. Ihr früherer Cornak August Fibi hatte sich in Prag im Winter 1850 auf 51 in Abwesenheit des Herrn Kreutzbergs durch zu derbes und rohes Benehmen ihre Unzufriedenheit zugezogen, lange ertrug sie seine Rücksichtslosigkeit mit Geduld, als er sie aber einmal dafür züchtigen wollte, dass sie sich von der Fusskette befreit hatte, fasste sie ihn mit ihrem Rüssel um den Leib und warf ihn heftig auf den Boden. Von dieser Stunde an durfte er sich ihr nicht mehr nähern, auch andere Personen nur mit grosser Vorsicht und man sprach schon davon, sie gleich ihren Leidensgenossen in Venedig und in Genf zu erschiessen, als Herr Kreutzberg zu gutem Glück von seinen Thier-Einkäufen in London noch zu rechter Zeit zurückkam. Baba zeigte eine unaussprechliche Freude, ihn wieder zu sehen, und liebkoste ihn auf alle Weise, als wollte sie ihm die überstandenen Leiden erzählen und ahne sie die Gefahr, in welcher sie geschwebt hatte. Von ihm liess sie sich willig die sehr abgenutzte Fusskette abnehmen und eine neue anlegen, der Cornak wurde entfernt und die Abreise nach Wien auf den Osterdienstag festgesetzt. Ja, wenn es der Elephantin gefällig sein wird, sagte man ihm spöttisch, aber es war ihr gefällig. Gerne folgte sie ihm in den Kasten des Eisenbahnzugs und gelangte wohlbehalten nach Wien, wo sie selbst im Theater mehrere gelungene Gastrollen spielte, ein Versuch sie hier mit Fibi wieder auszusöhnen,

scheiterte jedoch an ihrer eisernen Consequenz, sie hatte auf immer mit ihm gebrochen und er musste verabschiedet werden.

Die Uebungen waren die bereits beschriebenen (Jahreshefte 1851, S. 82) nur bedeutend abgekürzt, sie durfte kein Geld vom Boden aufheben, keine Musik machen und was die Hauptsache war, weder knieen noch sich niederlegen. Der neue Cornak war ein guter blonder Schwabe in Weingärtnerstracht, dem sie gerne folgte, so mechanisch alles schon tausendmal Gethane wiederholend, dass sie selbst öfters seinen Aufforderungen zuvorkam.

Zum Beschlusse zeigte der Cornak die ungeheure Stärke ihres Rüssels, indem er sich von ihr mit demselben aufheben und umschlingen und so im Kreise herumtragen liess, allein er gebrauchte dabei den Vortheil, sich so weit als möglich oben zu setzen, gerade wie man bei dem Erklettern der Bäume auch von dünnen Aesten sicher getragen wird, wenn man dicht an ihrem Ursprunge auf ihnen steht. Als hingegen ein Zuschauer sie neckte, indem er ihr Aepfel reichte, solche aber fest in der Hand behielt, war sie trotz wiederholter Versuche nicht im Stande, den Apfel aus seiner Hand zu reissen, wohl aber von einem festgehaltenen Milchbrod ein Stück abzubrechen. Als derselbe ihr hierauf ein ganzes Körbchen voll Aepfel zur Auswahl hinhielt, fasste sie das Körbchen, um alle zu bekommen. Nachher warf man ihr Aepfel zu, zwei fielen vor ihrem erhöheten Bretterboden auf die Erde, wo sie dieselben nicht erreichen konnte; mein Sohn schwang sich über die Schranke und legte sie ihr hinauf, während er sich aber schnell zurückzog, hörte er ihren Rüssel nicht eben dankbar dicht hinter seinem Rücken schnauben, ein anderer Zuschauer, der ebenfalls die Schranke überschritt, wurde von der grämlichen Madame wirklich gefasst, aber noch zu rechter Zeit von dem zur Hülfe herbei gesprungenen Cornak befreit.

Auch bei den andern Exercitien war für die Wintersaison die Zahl der Arbeiter vermindert, die Arbeit abgekürzt. Der Löwentiger hatte sich selbst pensionirt. Schon am ersten Tage trat Herr Kreutzberg mit der Erklärung, dass er heute nicht arbeiten wolle, unverrichteter Dinge aus seinem Käfige wieder

Dagegen ist auf der andern Seite die größere Gefahr gänzlichen Verlustes des gesammten Kapitals und die Gewißheit eines bedeutenden Verwaltungsgewinnes, d. h. einer gleich großen Verminderung des eigentlich den Theilnehmern aus ihrem Gelde gebührenden Nutzens, einleuchtend. Ein gänzlicher Bankerott kann nämlich entstehen theils durch absichtliche Schlechtigkeit des Unternehmers, welcher entweder mit dem ganzen zusammengeschossenen Vermögen sich flüchtet, oder, durch übermäßigen Aufwand veranlaßt, die Gesellschafts-Kapitalien angreift; theils durch Unglück in anderweitigen Handelsgeschäften, in welche ein solcher Speculant sich in der Regel mehr oder weniger einlassen wird. Wie beklagenswerth aber ein solcher Fall ist, vermöchte nur der ganz zu ermessen, welcher die an solchem Gelde hängenden bittern Schweißtropfen, die bei seinem Verluste vergossenen hoffnungslosen Thränen von Wittwen und Waisen, von Gebrechlichen und Versorgern zahlreicher Familien zählen könnte. Die Höhe des dem Speculanten zufallenden Gewinnes aber ist, ganz im Gegensatze mit dem Gewinne aus ehrlichem Handel, sittlich und volkswirthschaftlich zu beklagen: sittlich, weil er nicht denen zufällt, welche ihn durch ihre Arbeit verdienen, und ihn zu einem löblichen Zwecke verwenden würden, sondern Menschen, welche außer einer gewöhnlichen Schreiberarbeit nichts leisten, und vielleicht in Saus und Braus verprassen, was wohlthätig in bessern Händen verwendet würde; volkswirthschaftlich aber, weil die, vorzugsweise so wünschenswerthe, Ansammlung kleiner Kapitalien dadurch vermindert und die Lust zu Ersparnissen verringert wird. Dies ist um so mehr zu erwägen, als trotz aller Erfahrungen immer wieder bei neu auftauchenden Unternehmungen solcher Art die Hoffnung auf einen selbst exorbitanten Gewinn der Unternehmer aus verschiedenen Gründen sehr groß und bestimmt ist. Das Vertrauen der meisten Menschen in ihr Glück ist (weil sie von ihrem Verdienste so sehr überzeugt sind) so unerschütterlich, daß sie sich zu großen Opfern ohne Bedenken entschließen, wenn man ihnen nur lotteriemäßig in der Ferne eine, noch so unsichere, Möglichkeit eines bedeutenden Gewinnes als Lockspeise zeigt. Jeder rechnet dann für sich auf das unter hunderttausend Nieten einzige große Loos, oder auf Methusalems Alter, oder auf ein kaum denkbares Zusammentreffen von Zahlenverhältnissen, und kargt mit der Belohnung für Den, welcher ihm solchen Vortheil verheißt, nimmermehr. Ferner

heraus, von einem zweiten Versuche war ich am 21. November Zeuge. Herr Kreutzberg trat von der obern Seite hinten in den geräumigen Behälter, da zog sich der Löwentiger auf der unteren Seite in die vordere Ecke zurück und begann das Furcht bezeugende und erregen sollende Geschrei und Gebärdenspiel einer von einem Hunde angegriffenen Katze; alles Zureden war vergebens, endlich verlor Herr Kreutzberg die Geduld, gab dem widerspenstigen Thiere mit der Reitgerte ein halbes Dutzend tüchtiger Hiebe, wobei sich dieses krümmte und furchtbar brüllte und ging, den Löwentiger stets scharf anblickend, rückwärts zum Kasten wieder hinaus.

Ganz anders bei dem phlegmatischeren, gut gezogenen Löwenpaar. Hier wurde er von Lulu und Pauline freundlich empfangen, liess sie um sich im Kreise herumgehen, sich von ihnen Küsse geben, öffnete ihren furchtbaren Rachen und steckte den blossen Arm, dann das ganze Gesicht hinein, dann zeigte er „die afrikanische Ruhestätte".

Der Löwe legte sich, doch erst auf wiederholten Befehl und zögernd, an der Wand nieder, Kreutzberg sich auf ihn wie auf einen breiten Sopha und rief dann Paulinen, in seine Arme zu kommen; sie warf sich zum Gelächter der dicht gedrängten Zuschauer mit ihrem ganzen Gewichte hinein und bildete mit den beiden Herren eine höchst malerische Gruppe, dann musste sie die Runde im Käfigsaal machen und noch einmal in seine Arme fallen. Nun wurde Fleisch gebracht, er hielt es beiden vor und schlug sie damit auf die Nase, ohne dass sie zugriffen, bis er es sich endlich von der Löwin aus der Hand, von dem Löwen aus dem Munde nehmen liess. Hierauf forderte er den Löwen drohend zum Kampfe heraus: Hast du Courage? Du hast keine Courage! fasste ihn um den breiten Hals, warf ihn zu Boden, kniete auf ihn und nahm die Stellung des den Löwen erschlagenden Simson an. Der Löwe benahm sich hiebei als erfahrener Klopffechter, legte sich mehr nieder, als dass er geworfen worden wäre, wie es täuschend schien und stellte sich zuletzt todt. Mühsam war für Pauline die aufrechte Pudelstellung am Gitter, freundlich der Abschied.

Der alte Fidel wiederholte getreu die früher beschriebenen Kunststücke (Jahreshefte 1851, S. 72), liess sich das Halsgeschmeide abnehmen, sagte zuerst Herrn Kreutzberg, an ihn hinauf stehend, dass er guten Appetit habe, dann öffnete dieser seinen Rachen, zeigte dessen scharf gezackte Knochen zermalmende Backenzähne, steckte den blossen Arm, dann das Gesicht in den furchtbaren Rachen, ohne die Kinnladen zu halten und liess ihn dreimal im Schritt, dann dreimal im Galopp um sich die Runde machen.

Hierauf kam Fleisch, Fidel durfte aber erst nach langer Geduldprobe auf erhaltene Erlaubniss zugreifen. — „Wir wollen wetten, wenn du aufstehst, ohne dass ich es sehe, sollst du das Fleisch haben.“ Fidel legt sich nieder und verbirgt den Kopf, dann steht er leise auf, doch vergeblich. „Das habe ich gesehen, du kommst viel zu spät!“ — „Das habe ich auch gesehen!“ — Nun springt Fidel an ihn hinauf, wird aber dreimal durch einen drohenden oder spöttischen Blick bewogen, sich wieder hinzulegen. Endlich bekommt er die Erlaubniss, aber Kreutzberg hat das lange Stück Fleisch fest im Munde, und der Tigerwolf muss es ihm zu grosser Belustigung der erstaunten Zuschauer Stück für Stück aus den Zähnen zerren, worauf er ihm noch die Lippen ableckt. Heute, erzählte mir Kreutzberg, hat er aus Versehen statt des letzten Stückchen Fleisch meine Unterlippe zwischen die Zähne bekommen, aber das gute Thier merkte es sogleich und liess wieder los. Die Zuschauer merkten nichts davon, da Kreutzberg mit grosser Seelenstärke bei Unwohlsein wie bei Verwundungen die lächelnd heitere Miene beibehält, die Lippe schwoll aber von der Quetschung stark auf, ich wusste wirklich nicht, ob ich die Geduld des abrichtenden Mannes oder die der abgerichteten Thiere mehr bewundern sollte, auch ist diese Abrichtung nicht so gefahrlos, wie die heitere Miene des Thierbändigers, die Folgsamkeit der gebändigten Thiere zu glauben veranlassen könnte. Einst, erzählte mir Herr Kreutzberg, hatte ich meinen Tigerwolf glücklich so weit gebracht, mit einer Löwin zu arbeiten und bereits eine Ankündigung dieses neuen Schauspiels in die öffentlichen Blätter ein-

rücken lassen. Kurz vor der festgesetzten Stunde wollte ich noch eine Hauptprobe vornehmen und trat in seinen Behälter; es war niemand zugegen, als ein Wärter, welcher die Wand herauszog, die den Tigerwolf von der Löwin trennte, diese wollte nicht gleich aufstehen und erhielt einen Hieb mit der Reitpeitsche, da wurde der Tigerwolf auf einmal ganz wüthend und fiel mich an, ob durch das Geräusch bei dem Oeffnen der Bretterwand erschreckt oder durch den Hieb auf die Löwin gereizt, weiss ich nicht (vielleicht auch nur, weil Kreutzberg ihm, mit der Löwin beschäftigt, den Rücken zukehrte, denn einen solchen Freund darf man nie aus den Augen lassen).

Der Diener verlor völlig den Kopf und lief davon, um Hülfe zu holen, die Reitgerte aber half nun gar nichts, ich warf sie weg und fasste das wüthende Thier am Halsband, dieses wurde aber von ihm abgestreift und blieb leer in meiner Hand, nun fasste ich den Gegner mit beiden Händen fest um den Hals und hielt ihn so, bis es mir gelang, die Thüre zu erreichen und ihn von mir schleudernd zu entkommen, allein er hatte mir im Kampfe zwei tiefe Wunden an einem Fusse beigebracht, dass das Blut oben aus dem Stiefel überlief und die weissen Sehnen zwischen den zerrissenen Muskeln bloss lagen, ein heftiges Wundfieber folgte und ich musste lange das Bett hüten.

Und was that die Löwin während dieses furchtbaren Kampfes, wird man fragen. So frug auch ich und die Antwort war: sie blieb im Hintergrunde liegen als ruhige Zuschauerin! ächt weiblich, wie sie es bei den Kämpfen der männlichen Löwen thun.

Merkwürdig waren mir einige weitere Bemerkungen des vielerfahrenen Mannes über seine Kunst: Die muthigsten Thiere seien ihm zur Abrichtung die liebsten, furchtsame beissen und kratzen aus Angst und Unverstand. Man müsse bei den arbeitenden Thieren nicht, wie Viele glauben, immer mechanisch das Gleiche sagen und thun, sondern auf ihr Benehmen acht geben, da sie oft eigene Einfälle hätten, bald eine Unart, die man nicht aufkommen lassen oder wieder abgewöhnen müsse, zuweilen aber auch ein guter Gedanke, auf den man selber nicht gekommen wäre und den man benützen müsse. Den Sinn der Worte

verständen die Thiere nicht, dagegen, wie nach des geistreichen Eschrichs Bemerkungen die kleinen Kinder, Gebärden, Mienen, Blick und Ton viel besser, als erwachsene Menschen, er könnte mit zweierlei Befehlen den gleichen Erfolg haben, wenn er sie im nämlichen Ton und mit dem nämlichen Blick gäbe. So verkehren sie auch mit uns, wie unter sich, durch eine Gefühlssprache, welche oft stark in das Gebiet unserer künstlicheren Verstandessprache herübergreift, wie in der Musik die malende und die Hornsignale, es ist die älteste Natursprache. Ich habe mein ganzes Leben dieser Menagerie gewidmet, so schloss er die Unterredung, und viel Verdruss davon gehabt, doch auch manche Freude.

Die dritte Arbeit wurde, statt früher nur mit zwei, jetzt mit vier gestreiften Hyänen vorgenommen. Von den drei hinzugekommenen Jungen musste auf die Frage, wer Friseur sei, eine ihm den Schnurr- und Backenbart frisiren. Sie sprang an ihn hinauf und leckte beide glatt, dann sprang eine andere an ihn hinauf und gab ihm einen Kuss.

Mit der Mutter wurde das Zerren des Fleisches aus dem Munde vorgestellt, dann wurden unter allen viele kleine Stücke ausgetheilt, wobei sie immer das letzte Stück, auch angeboten, nicht berührten, bis er ihnen die Erlaubniss dazu gab. Hierauf kam die Scene mit dem Lamm (Jahreshefte 1851, S. 74) inzwischen so weit vervollkommnet, dass jetzt das Lamm wieder zum Beschlusse frei und ohne Furcht mitten unter den vier Hyänen herumlief.

Nun wurde eine Bretterwand herausgezogen, welche die Hyänen von dem Panther Cäsar trennte und das afrikanische Gastmahl gegeben. Cäsar verzehrte an der gedeckten Tafel seine Portion Fleisch, zwei der Hyänen ihren Zucker, und den Schluss machte die Verhandlung, wer die Zeche bezahlen solle. Alle antworteten auf die Aufforderung mit einer verneinenden Bewegung des Kopfes. So macht es unter einander aus, wer am wenigsten Courage hat, soll zahlen, rief Herr Kreutzberg und liess sie einen Kampf aufführen. Die vier Hyänen fingen ein grässliches Geheul und Gebell als Kriegsgeschrei an, der Panther

aber machte sich, wie ein Britte, schweigend zum Kampfe bereit. Auf den Befehl: avancirt zum Angreifen! rückte die Mutter unerschrocken mit emporgesträubter Rückenmähne als Schild und die scharfen Zähne als Angriffswaffe zeigend, bis dicht vor den aufgerichteten mit den furchtbaren Tatzen drohenden Panther der ebenfalls mit offenem Rachen schnaubte, aber dem kühnen Feinde höchstens eine Ohrfeige mit der rechten Tatze gab, denn rechtzeitig kam nun der Befehl: retirirt! der auch sogleich befolgt wurde. Bei diesem Rückzuge war die Hyäne stets so klug, hinter sich zu gehen, ohne sich umzukehren und den Panther aus dem Gesicht zu verlieren, wie Kreutzberg, wenn er den Behälter verlässt. Ihre Kinder begnügten sich, unter ihrem Schutze die Fehlmusik vorzustellen, und eine dieser jungen Hyänen verkroch sich regelmässig jeden Abend während des Gefechtes unter den Tisch, wie Leporello im steinernen Gast, wohl auch ein eigener Einfall, da sie sich auch sonst durch ein friedliches ruhiges Benehmen auszeichnete.

Später trat die stattliche Madame Kreutzberg in schwarzem Sammtkleid mit kurzen Aermeln bei den Hyänen ein, zeigte deren offenen Rachen, legte den Arm, dann das Gesicht hinein, theilte kleine Fleischportionen aus, und liess eine wiederholt über den Arm springen und darunter weglaufen. Dann kam das Lamm, welches sie ihnen vorhielt und von ihnen küssen liess, Die afrikanische Reise durch die Wüste mit Proviant auf vierzehn Tage, wobei eine Hyäne mit dem auf ihrem Rücken reitenden Lamm im Kreise herumging und zuletzt das freie Herumlaufen des Lammes zwischen den Raubthieren, alles mild und sanft, wie von einer Cybele geleitet.

Als ich den 23. November in die Menagerie trat, war die Vorstellung vor dicht gedrängten Zuschauern schon im vollen Gange. Wilhelm, der fünfzehnjährige Sohn des Herrn Kreutzberg, befand sich bei dem Löwenpaar und liess eben die Löwin wiederholt über den sitzenden Löwen springen, theilte dann das Fleisch unter ihnen aus und machte die ganze Arbeit mit dem Tigerwolf durch. Der Vater hatte mir vor drei Jahren von seiner Absicht gesprochen, den Sohn studiren zu lassen, allein

dieser hatte schon zu viel Geschmack an das romantische Nomadenleben bekommen, als dass er sich hätte entschliessen können, das weite Zelt mit der engen Studirstube zu vertauschen und sich einer Lebensart zu widmen, welche nach dem Ausspruche eines alten Rechtsgelehrten einen eisernen Kopf und einen bleiernen Hintern erfordert; er entschloss sich in die Fussstapfen des kühnen Vaters zu treten, wurde von diesem in die vierfüssige Gesellschaft eingeführt und trat heute zum ersten Mal öffentlich auf. Möge kluge Vorsicht, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart den wackern Jüngling vor einem Sturze in den Eridanos bewahren, die Thiere haben ihre Launen, besonders bei zunehmendem Alter, wie wir, und glauben, wie man an den Affen am Auffallendsten sehen kann, ihre Zuneigung zu einer Person durch Abneigung gegen andere hervorheben zu müssen, wie viele von uns den Schiller nicht loben zu können glauben, ohne den Göthe herabzusetzen. Auch war der Vater so vorsichtig sich mit mir und andern Freunden auf den zweiten Platz zu begeben, um dem Debut des Sohnes von den Thieren ungesehen zuschauen zu können. Wilhelm machte seine Sache brav, doch fehlt ihm noch die Entschiedenheit des Vaters und die Mitarbeiter befolgten oft nur zögernd und unvollständig seine Befehle, den 28. November versuchte sogar der Tigerwolf, sich der Abnahme der Kette, welche ihm als der Anfang der Arbeit nicht behagen mochte, ernstlich zu widersetzen. Bei solchen Auftritten und Arbeiten bekamen die Hyänen zuweilen Hiebe mit der Reitgerte, wobei sie den Schwanz wie die Hunde einzogen und die Ohren wie die Katzen zurücklegten; als Zeichen der Aussöhnung wedelten sie dann wieder wie Hunde mit dem Schwanze.

Die Reihe der Vögel eröffnete ein Heer von **Papageien**, so zahlreich, wie Stuttgart wohl noch keines gesehen hat, die Menagerie König **Friedrichs** ausgenommen, es waren 51 Individuen, wozu jeder der vier von ihnen bewohnten Welttheile sein verhältnissmässiges Contingent geliefert hatte, das uns am meisten befreundete und zugängliche Amerika von seinen 83 Arten sechs, drei langschwänzige und drei kurzschwänzige. Die ersteren,

5 prächtige rothe Ara (*Psittacus Macao* L.) 2 gelbrothe Ara (*Psittacus Aracanga* L.) und 4 blaue Ara (*Psittacus Ararauna* L.) eignen sich, da sie drittehalb Fuss Länge haben, nicht für Käfige, desto mehr aber durch ihr herrliches Gefieder, das sie schon vor der Entdeckung Amerikas zu Lieblingen und Hausgenossen der Eingebornen machte, zu Lockvögeln, sie wurden daher bei nur irgend erträglicher Witterung in langer Reihe vor dem Eingange des Zeltes aufgestellt, bei strengerer Kälte aber im Innern des Zeltes vor der Musik, deren Anfang sie immer mit ihrem lauten Geschrei begleiteten. Unter diesen Aras befanden sich die ältesten Mitglieder der Gesellschaft, ein Paar lebt schon sechszig Jahre in Europa und ist so abgehärtet, dass es bei Schnee und Eis im Freien aushält. Alle sind sehr zutraulich und hängen sich gerne senkrecht an ihrer Fusskette herab, um im Bereich der Zuschauer zu sein und ihnen Nüsse, Aepfelschnitte oder Backwerk sanft und artig mit ihrem scharfen derben Schnabel aus der Hand zu nehmen.

Die drei andern Amerikaner waren wohlbekannte Amazonen-Papageien, 4 gemeine (*Psittacus aestivus* L.) die häufigsten aller Papageien in unsern Wohnungen, 3 gelbköpfige (*Psittacus amazonicus* L.) und 2 weissköpfige (*Psittacus leucocephalus* L.) und befanden sich mit den anderen kleineren Arten in zwei langen Reihen von Käfigen an der kurzen Seite des Zeltes links vom Eingang.

Asien war durch 5 seiner 43 Arten vertreten; einer der hübschesten war der Alexanders-Papagei (*Psittacus Alexandri* L.) aus Ceylon, aber gezähmt weit verbreitet, der erste, welchen Europa, schon durch Alexanders Zug nach Indien kennen lernte, so gross wie eine Turteltaube, mit langem Pfeilschwanz, hellgrün wie *Picus canus*, die Kehle schwarz, der Schnabel, ein Halbmond auf dem Nacken und der Flügelbug hell karminroth. Der chinesische Papagei (*Psittacus sinensis* L.) war mein stiller alter Freund, dessen Bekanntschaft ich schon 1846 bei Hartmann gemacht hatte und von den wenigen Thieren, welche Stuttgart schon zum dritten Mal besuchten (Jahreshefte 1847 S. 88, 1851 S. 47). Ein gleich schönes grün

mit roth zeigten zwei Inseparables (*Psittacus pullarius* L.) nicht viel grösser als Lerchen, welche stets dicht beisammen auf ihrem Stabe sassen; reichte ich einem Obst, so holte er es zwar, kehrte aber gleich damit zur alten Stelle zurück und verzehrte es dort, ohne vom Nachbar beunruhigt zu werden. Die andern Südasiaten waren zwei orangehaubige und zwei gelbhaubige Cacatu's aus den Molukken (*Psittacus moluccensis* Gm. und *sulfureus* Gm.) merkwürdig durch ihre weisse Farbe und bewegliche Haube, ihre komische Possirlichkeit aber sehr gedämpft durch die unbehagliche Kälte. Die grossen konnten Nüsse zur Noth aufknacken, einem der kleinen, der mich, als ich anderen Papageien etwas reichte, durch ein mit schiefem Köpfchen ausgesprochenes leises Cacatu! erinnerte, dass er auch etwas haben möchte, quälte sich aber lange mit einer ab, ohne sie aller Versuche ohngeachtet aufbrechen zu können.

Von den 66 Arten australischer Papageien vermissten wir die liebliche Morgenröthe (Jahreshefte 1851, S. 47) fanden sie aber durch einen ebenfalls zum ersten Mal nach Stuttgart und uns zu Gesicht gekommenen geistesverwandten Landsmann, den neuholländischen Papagei (*Psittacus novae Hollandiae* Latham) ersetzt, von welchem sich ein Pärchen im schönsten Käfig am äussersten rechten Flügel der Reihe befand. Dieser Papagei hat die Grösse des Alexanders Papageis, aber die aschgraue, an der Schattenseite ins Weisse erbleichende Farbe der Morgenröthe, ohne ihr roth, dagegen besonders das Männchen gelbe Wangen mit einem runden rothgelben Flecken in der Mitte und beide eine zierliche gelbe Haube, wie es uns schien, unbeweglich wie die ähnliche der Kiebitze, daher immer sichtbar, während die der Morgenröthe sehr beweglich und selten sichtbar war. Aecht neuholländisch war der sehr kurze dicke Schnabel, auf die dortigen kleinen harten Baumfrüchte berechnet, der lange pfeilförmige Schwanz hatte bei dem Weibchen auf der untern Seite die schwärzlichen Querbänder einiger Falken. Das stille friedliche Pärchen sass stets wie die Unzertrennlichen beisammen und war so schlichtern, dass es am ersten Tage gar nichts von mir anzunehmen sich getraute, später geschah es, doch sehr sanft und ruhig.

Ein anderer schöner Neuholländer, der **Braunische Papagei** (*Psittacus Braunii* Kuhl) von der Gestalt und Grösse der Lori's, prächtig bunt gefärbt, war der Flügelmann auf der andern Seite der Reihe, ebenfalls ein sehr stilles ruhiges Geschöpf. Diese Sanftmuth, worin die australischen Thiere selbst die südamerikanischen übertreffen, scheint mir ein durchgreifender Charakterzug der australischen Fauna zu sein.

Fünf schöne **grosse Cacatu's** (*Psittacus galeritus* Latham) aus Neusüdwales waren unter den Lockvögeln vertheilt, und hoben durch ihre blendend weisse Farbe die rothe und blaue der Aras hervor. Diesen gelang es, Nüsse zu öffnen, indem sie den Zahn des Schnabels auf die Nath setzten.

Afrika, welches die wenigsten Papageien zählt, hatte auch von seinen 10 Arten eine einzige hieher gesendet, diese aber in fünfzehen Individuen. Es war der aschgraue, rothschwänzige **Jaco** (*Psittacus erythacus* L.), denn nur die beiden von Negerracen bewohnten Continente haben auch schwarze und graue Papageien. Diese Jaco's schienen mir zu den lebhaftesten Mitgliedern der Gesellschaft zu gehören, bekanntlich lernen sie auch am leichtesten sprechen. Ein Paar vertrug sich sehr gut und einer biss von dem Apfelschnitt, den der andere im Schnabel hatte, ein Stück um das andere ohne Streit ab. Bei einem andern, wahrscheinlich älteren Paare gab es einen heftigen Zank, mit lautem Geschrei, drohenden Gebärden und den possirlichsten Stellungen, doch ohne dass der eine je den andern berührt hätte. Zwei gaben sich viele Mühe, eine Haselnuss aufzubeissen, es gelang ihnen aber nicht, als einer müde war, nahm ihm der andere ganz friedlich die Nuss aus dem Schnabel, als sagte er, lass mich es auch einmal versuchen, und tunkte sie zu wiederholten Malen ins Wasser; dieser bei einer Nuss komische Versuch überraschte mich, Herr Kreutzberg sagte mir aber, dass die Papageien während der Ueberfahrten mit Schiffszwieback ernährt werden, bei welchem ein solches Verfahren allerdings sehr zweckmässig ist. Der Uebergang von ihrer Heimathskost zum Zwieback und von diesem zu andern Nahrungsgegenständen koste ihnen oft das Leben und er zahle daher alte Papageien viel

theurer, als junge neu Angekommene. In der Menagerie ist Canariensamen (*Phalaris canariensis*) ihr regelmässiges Hauptfutter, daneben etwas Hanfsamen, den sie vorziehen, der aber zu hitzig ist. Aufgebrochene Nüsse frassen sie gerne, auch rohe Kastanien, gebratene aber behagten ihnen gar nicht und Traubenbeeren wenig.

Von den zwei Pfauenkranichen (*Grus pavonina* Cuvier, Jahreshefte 1851. S. 65) war nur einer noch am Leben und begleitete jede Explication des Wärters mit einem lauten cra cra. Zur Entschädigung für den Verlust des Gefährten hatte man ihm einen tyrolischen Auerhahn (*Tetrao Urogallus* L.) zugesellt; untersetzt, kurz und dick wie seine Landsleute, behauptete dieser den vordern Platz im Käfig, obschon kaum den dritten Theil der Höhe des Kranichs erreichend, beide vertrugen sich indessen recht gut, selbst bei der Fütterung, welche in Gerste bestand. Nusskerne waren beiden angenehm, dem Kranich entfielen sie aber oft aus dem Schnabel, so dass der Auerhahn immer mehr bekam. Nur einmal kam es dabei zu Drohungen mit dem Schnabel, nie zu Thätlichkeiten.

Zwei schöne Strausse (*Struthio Camelus* L.) zwei Jahre alt, waren die höchsten aller eingesperrten Thiere, so dass sie in ihren Käfigen nicht ganz aufrecht stehen konnten, sondern dazu den langen Hals zum Gitter herausstrecken mussten, was sie häufig thaten. Nur am Rücken, Brust und Flügeln befiedert, gleicht der Strauss einem nackten Menschen mit einem warmen Mantel, mit diesem deckt er sich ganz zu, wenn er, den Hals und Kopf unter den Flügel gesteckt schläft und ist dann im gleichfarbigen Heidegebüsch fast unsichtbar.

Sehr anziehend war die Vergleichung der zwei transatlantischen Strausse (*Struthio Rhea* L.) mit dem afrikanischen; erstere durch ganz Süd-Amerika von Guyana bis zur magellanischen Meerenge verbreitet, sind, wie fast alle südamerikanischen Thiere kleiner als ihre afrikanischen Vetter, mit denen sie im Kopfe die grösste Aehnlichkeit haben, Hals und Füsse sind, wie die Ebenen, die sie bewohnen, nicht so nackt, doch nur mit sehr kurzen Federn schwach besetzt.

ſind die meiſten Menſchen träge, ſie geben ſich nicht die Mühe, Verwickeltes genau auseinander zu ſuchen, wenn es ſcheinbar genug ausſieht. Falls alſo nur der Gewinn des Unternehmers nicht mit klaren Worten geſagt, derſelbe in verſchiedene Poſten zerſplittert, bloß durch ein langwieriges arithmetiſches Verfahren darlegbar iſt, ſo kann man darauf ſchwören, daß Tauſende ſich nicht die Mühe geben werden, nachzurechnen. Auch kann man wohl die Worte des Planes einer ſolchen Anſtalt auf Schrauben ſtellen, ſich eine Täuſchung erlauben, die nicht dem Strafrichter in die Hände liefert, weil möglicherweiſe die Sache auch ſo verſtanden werden kann, wie ſie ſpäter ausgelegt wird. Die Abringung des ungerechten Mammons durch einen Rechtsſtreit fügt aber zu dem bereits erduldeten Verdruße noch die Gewißheit weiterer Beſchwerlichkeiten und Unkoſten, und wird in ihrem Ergebniſſe häufig unſicher ſeyn, da die in Vorausſicht ſolchen Beginnens ſchlau abgefaßten ſchriftlichen Bedingungen den Richter leicht nöthigen können, das Recht des Buchſtabens gegen die Billigkeit aufrecht zu erhalten. — Nur in dem Einen Falle, wenn der Staat ſelbſt der Unternehmer iſt, mag auf eine Gewinnung der ſpezifiſchen Vortheile ohne das Gegengewicht der eben geſchilderten Nachtheile und Gefahren gerechnet werden. Doch iſt ein ſolches Eintreten des Staates zu den Ausnahmen zu rechnen, und auch aus anderweitigen, unten näher zu beſprechenden, Gründen nicht einmal vorzugsweiſe wünſchenswerth.

Verhält es ſich aber mit den beiderſeitigen Verwaltungs-Arten wie angegeben worden, ſo folgt wohl unzweifelhaft die Lehre daraus, daß die zum Eintritte in eine Vorſorge-Geſellſchaft Luſttragenden vor Allem ſich zu bemühen haben, eine ihrer Abſicht entſprechende Anſtalt aufzufinden, welche auf Gegenſeitigkeit gegründet iſt, oder in Ermanglung einer ſolchen die Stiftung einer ſolchen zu bewerkſtelligen. Warum ſollten ſie mit ihrem, vielleicht ſo ſauer erworbenen und mit ſo vieler Entſagung den täglichen Bedürfniſſen abgemarkteten Sparpfennige Fremde nähren, warum nicht ſelbſt die Vortheile gemeinſchaftlicher Kraft genießen?

Iſt nun aber vielleicht gar der verhältnißmäßige Nachtheil der auf Gewinn des Unternehmers berechneten Geſellſchaften von ſolcher Bedeutung, daß ein unbedingtes polizeiliches Verbot gerechtfertigt erſchiene? Doch wohl kaum im Allgemeinen. Daß die Regierung offenbare Täuſchungen des Publikums nicht dulden darf, und daß

Ebenso boten ein indischer Casuar (*Casuarius indicus* Cuvier) und zwei neuholländische Casuare (*Casuarius novae Hollandiae* Latham) Veranlassung zu Vergleichungen, der indische, Landsmann der Rhinocerosse und Elephanten, zeichnet sich durch einen viel derberen, kräftigeren Bau und lebhaftere, dunklere Farben aus, der Neuholländer ist mindestens eben so hoch, aber schlanker, dünnhalsiger, unbehelmt und seine Farbe eine Mischung von gelblich, braun und schwärzlich, so dass die schlafenden einem Busche groben abgestorbenen Grases gleichen.

Drei frei im Zelte herumlaufende aus Aegypten stammende Pelikane (*Pelecanus Onocrotalus* L.) waren die Hanswurste der Gesellschaft; Gang und Benehmen waren völlig wie bei zahmen Gänsen, wie diese, hielten sie sich immer beisammen, sie verweilten oft unsichtbar unter den Wägen, kamen unerwartet, besonders gegen die Fütterungszeit, hervor, liefen furchtlos zwischen den Zuschauern herum oder den Wärtern zudringlich bettelnd nach, schnappten dumm dreist mit dem langen Schnabel nach Allem, was ihnen zu nahe kam, und schlugen oft mit den Flügeln, was bei der ungeheuren Flugweite von 8½ Fuss einen schönen Anblick gewährte; dabei durchsuchten sie jeden Winkel, nahmen Papier und Leinwand in den Schnabel, müssen aber doch mit solchem schmecken oder fein fühlen, da sie nur Essbares hinunterschluckten; zu diesen für sie essbaren Gegenständen gehört zu meiner Ueberraschung auch der Kohl, ich sah ihnen lange zu, wie sie vor einem Kübel mit für die Strausse und Kasuare bestimmten zerschnittenen Blättern unseres weissen zuckerhutförmigen Filderkrauts (*Brassica oleracea conica* Dec.) standen und sich, doch sehr unbeholfen und mit geringem Erfolg Mühe gaben, dieselben aufzuschaufeln und hinunter zu schlucken, indem sie dazwischen den Schnabel in einen Kübel mit Wasser steckten. Einem gelang es, den ihm wohlbekannten Fischkasten umzuwerfen, das Wasser lief uns zwischen den Füssen herum, er fieng aber ohne sich stören zu lassen einen Fisch um den andern auf und schluckte ihn hinunter, bis ein Wärter die noch übrigen rettete. Bei der Fütterung sahen wir sie grosse, bis ein Pfund schwere Weissfische (*Chondrostoma Nasus* Valenc.) auf-

eingerollt, indem Kopf und Hals unter einem Flügel verborgen und warm gehalten wurden. Hier konnte ich ihn den Tag über träge und still auf seiner Stange sitzen sehen; er hat mit den Seehunden und Schildkröten die Fähigkeit gemein, den Hals sehr bedeutend verkürzen zu können, wie es mir schien, geschieht dieses auch bei ihm dadurch, dass sich die Halswirbelsäule in einem oben nach hinten, unten nach vornen konvexen doppelten Bogen krümmt, die nackte Haut des Halses wird dabei nicht umgestülpt, sondern nur in Falten gerunzelt, man sieht dann gar nichts vom Halse und von dem tief zwischen den Schultern steckenden Kopf nur das ernsthafte Gesicht, von dem schönen weissen flaumfederigen vornen offenen Kragen wie von einer gepuderten Perücke umgeben, was sehr komisch aussieht. So sassen sie oft stundenlang unbeweglich da, nahte sich aber die Stunde der Fütterung, so stieg der Herr von seinem hohen Sitze herab, streckte den langen Hals zum Gitter hinaus und schaute nach, ob der Wärter noch nicht in der Nähe sei, während das Weibchen schüchtern im Hintergrunde des Käfigs stand. Kam endlich das Fleisch, so nahm das Männchen immer das erste Stück für sich und während es damit beschäftigt war, erhielt das Weibchen ein zweites zugeworfen, die Grossmuth des Haushahns ist ihm unbekannt, es ist mehr das Verhältniss des Truthahns zu seinem Serail.

Der Condor setzte nun einen Fuss fest auf das Fleisch und zerrte mit der scharfen glänzend weissen Schnabelspitze nicht ohne Mühe langsam ein Stückchen um das andere davon herunter, wobei sich der im ruhenden Zustande aufrechte Leib in einer ganz wagerechten Stellung befand, weil der Hals gerade so lang ist wie die Füsse. Das letzte Stück schluckte er ganz hinunter, es gieng aber schwer und er machte dabei wie die Hühner wiederholte Bewegungen vor- und rückwärts mit Kopf und Hals. Nach der Mahlzeit setzte er sich wieder auf die Stange und wetzte und putzte nicht nur den Schnabel, sondern den ganzen Kopf, den Kamm und besonders die Halslappen wiederholt an derselben ab; es wurde mir klar, dass diese Vögel, wie die andern Aasgeier, nackte Füsse, Kopf und Hals haben,

um bei der Verspeisung der grossen todten Thiere keine Federn zu beschmutzen, wie es ein durchgreifendes Gesetz ist, dass Vögel mit nacktem Kopf und Hals immer auch nackte Füsse haben, nicht aber umgekehrt, da die Füsse viel leichter beschmutzt werden.

Der künstliche Mechanismus des zurückziehbaren Halses aber, der bei den Schildkröten ihre Sicherheit bezweckt, bei den Seehunden die Erhöhung der Schwimmfähigkeit, hat hier einen dritten Zweck, die Erwärmung in der Schneeregion des Hochgebirgs und bei den kalten Stürmen der patagonischen Einöden, auch blieb der Condorkäfig Nachts offen, wie die der beiden Bären.

Das Männchen war mit seiner Fleischportion bälder fertig geworden, als das Weibchen und blieb eine Zeit lang ruhig, während sich dieses im Hintergrunde fortwährend mit Ziehen und Reissen abmühete, als es aber vergebliche Versuche machte, ein etwas grosses Stück hinunter zu würgen, nahm der Herr Gemahl es ihm aus dem Schnabel, schluckte es hinunter, stieg dann herab und verzehrte auch den Rest, während das Weibchen mit ihm die Rolle wechselte und sich mit stiller Resignation auf die Stange setzte.

Die Klasse der Amphibien war durch einen Crocodil und sieben Schlangen vertreten, welche sich in vier verschlossenen Kästen befanden, wo sie in dicke wollene Decken gehüllt die Wärme eines mit warmem Wasser gefüllten blechernen Behälters genossen. Sie wurden nur während der Explicationen sichtbar, wobei der Explicator sie hoch in die Luft hob, die Schlangen sich um Hals und Leib schlang und nie unterliess, uns zu bemerken, dass diese Thiere vier Monate ohne Nahrung leben können, aber keine 24 Stunden ohne Wärme.

Das Crocodilchen war dieses Mal ein ganz gewöhnliches junges Mississipi-Crocodil (*Crocodilus Lucius* Cuvier) von 3 Fuss Länge, von den Schlangen zwei brasilianische Brillantschlangen (*Boa Constrictor* L.) denen jetzt der Sonnenschein zum Glänzen fehlte und fünf javanische Tigerschlangen (*Python Tigris* Daudin.) Von diesen ist nur eine noch von den drei vor drei Jahren hier gewesenen übrig geblieben, in Berlin

wurden fünf neue dazu gekauft, zwei davon verwickelten sich aber so in einander, dass die schwächere erdrückt und erstickt wurde.

Wir hatten früher die ausserordentliche Angst der Affen vor diesen Schlangen bemerkt, ihre jetzigen Nachbarn, das Lama und der Nilgau, zeigten nicht die geringste Furcht, streckten die langen Hälse heraus und berochen sie, wenn man sie bei dem Vorzeigen in ihre Nähe brachte, sie kennen sie nicht, weil sie nicht ihre Landsleute sind.

Donnerstag den 17. November Abends sollte als Kassenstück eine Fütterung der beiden grössten Tigerschlangen mit lebenden Thieren statt finden, Herr Kreutzberg hatte es durch Anschläge und in den Zeitungen öffentlich angekündigt, ich fand als ich eintrat, alle Plätze sehr stark mit Zuschauern besetzt und in der Mitte des Zeltes das schiefe 5 Fuss vom Boden erhöhete Gerüste mit wollenen Decken belegt, auf welchen das Schauspiel vor sich gehen sollte. Bald wurden auch die zwei ganz warm anzufühlenden Schlangen darauf gelegt, aber die grössere hatte bereits ein Kaninchen im Rachen und Herr Kreutzberg erklärte der versammelten Menge, es sei ihm die angekündigte öffentliche Fütterung mit lebenden Thieren von der Polizei untersagt worden, und er sei daher genöthigt, sich auf todte zu beschränken. Bekanntlich fressen alle Amphibien ohne Ausnahme nur lebende Thiere und lassen Alles, was todt ist, unberührt, doch kann der Mensch sie täuschen, es wurde der Schlange, ohne dass die Zuschauer es sehen konnten, das lebende Kaninchen mit dem Kopfe voraus in den Rachen gesteckt, so dass es gleich erstickte, die Schlange begann nun zu schnappen und zu schlucken und ehe noch das erste Kaninchen ganz verschluckt war, wurde ein zweites, zwar todt, aber noch warm, mit dem Kopfe zwischen die Hinterfüsse des Vorgängers angesetzt und das Verschlingen durch Drehen und Schieben möglichst befördert; so wurden der Schlange nach einander sieben Kaninchen in den Rachen gesteckt, die sie in ununterbrochener Reihe verschlang. Man konnte deutlich sehen, wie der kleine Kopf durch die Beweglichkeit der nur lose an die Hirnschale eingelenkten Oberkieferknochen und Unterkieferäste so weit ausgedehnt werden

konnte, dass die viermal so dicken Kaninchen hindurch kamen. Die Zähne waren hiebei von entscheidender Hülfe, scharf und spitzig aber stark rückwärts gekrümmt, sitzen sie in Reihen nicht allein auf dem Kieferbogen, sondern auch im Gaumen, sind zum Kauen völlig unbrauchbar, lassen aber alles einmal erfasste leicht hineingleiten, dagegen durchaus nicht mehr zurückgehen. Einen zweiten Hauptdienst verrichtet der zähe, schleimige Speichel, der sehr reichlich austretend das Kaninchen ganz überzieht und schlüpfrig macht, und den dritten endlich die grosse Zahl kräftiger Muskeln, welche der Reihe nach das Opfer in Empfang nehmen, zusammenpressen und keilförmig weiter schieben, dabei blieb die Schlange äusserlich ziemlich ruhig und machte nur einige Mal schraubenförmige Wendungen mit der vorderen Hälfte des Leibes, bis in Zeit von einer Stunde alles an Ort und Stelle war. Während dieser Zeit verschlang die kleinere Schlange auf gleiche Weise zwei Hühner mit Schnabel, Krallen und Federn.

Herr Kreutzberg brachte bei seiner Hülfeleistung einmal einen Finger zu weit vor und verwundete sich an den Zähnen der Schlange, wischte aber das Blut an dem Kaninchen ab und liess es so auch in ihren Bauch spazieren. Diejenigen Zuschauer, welche das Schauspiel einer Jagd, Kampf und Mord erwartet haben mochten, fanden sich durch die mehr dem Gänsestopfen zu vergleichende Operation getäuscht, doch blieb das Publikum während derselben gespannt, aufmerksam und ruhig, die Grösse der Mahlzeit bewundernd; dagegen erschien in der schwäbischen Chronik (20. November 1853, S. 1923) ein Artikel, welcher sich tadelnd über den Geistlichen, der sich des weltlichen Arms bediente, um eine an sich erlaubte Handlung zu verhindern und die Polizei, welche sich dazu hergab, aussprach und die Runde durch die kleineren Tageblätter Stuttgarts machte, so dass sich das Stadtpolizeiamt veranlasst glaubte, dem anonymen Kritiker auf den schlüpfrigen Boden der Tagesliteratur zu folgen und eine Berichtigung in die schwäbische Chronik (25. November 1853, S. 1950) einrücken zu lassen.

Ich legte einst als Knabe eine Schmetterlingssammlung an und erzog für solche mehrere Todtenkopfraupen; in einer Nacht

schlupften drei Schmetterlinge aus und einer wurde sofort an die Nadel gesteckt, doch seine Klagen drangen mir tief ins Herz, ich schenkte den andern die Freiheit und sammelte von Stund an keine Schmetterlinge mehr.

Später nahm mich mein Vater auf die Vogeljagd mit, ich kam einem im Schilfe sitzenden Rohrsänger auf Schussweite nahe, während ich mich aber schussfertig machte, begann er fröhlich sein Morgenlied zu singen, nun war es mir unmöglich, abzudrücken, lebe und singe weiter, dachte ich und ging nie wieder auf die Jagd, und so mögen die, welche sich um den Genuss eines, wenn auch interessanten, doch immer grausamen Schauspiels gebracht sahen, es mir verzeihen, wenn ich mich auf die Seite der Polizei stelle, das Publikum hätte sich in zwei ungleiche Parteien getheilt, eine kleinere hätte ihre Freude an dem mordenden Raubthier gehabt, in der grösseren hätte das Mitleiden mit den unschuldigen Kaninchen den Hass gegen die ohnehin übel genug angeschriebenen Schlangen vermehrt, in beiden wäre der Eindruck kein die Sittlichkeit fördernder gewesen und so ist es auch kein Fehler, dass ein zweites Kassenstück, die allgemeine Fütterung aller Raubthiere mit lebenden Thieren (Jahreshefte 1851, S. 79), ganz unterblieb.

Sonntag den 27. November Abends begann man schon die Auflösung der Bude, während der Berliner noch explicirte und der Schwabe Miss Baba arbeiten liess, als ich um 6 Uhr Abschied nahm, krächzten bereits die Aras in ihren Futteralen und als wir den andern Morgen erwachten, waren das Zelt verschwunden und die Zimmerleute beschäftigt, das bretterne Gerüst auseinander zu nehmen. Ich folgte noch der Elephantin auf ihrem Gang zur Eisenbahn, der Wagen fuhr im Schritt, bergauf langsamer, drei Mal hielt sie still und wurde nach kurzer Pause von einem der beiden wie Trabanten neben dem Wagen einhergehenden Wärter mit den Worten „allez, fort“ angetrieben, dann sah man die vier Säulen unter dem Vorhange sich wieder bewegen; das Pferd hielt immer mit ihr gleichen Schritt, stand still, sobald sie stille stand und setzte sich wieder in Bewegung sobald sie sich bewegte.

Vom 29. November bis December verweilte die Menagerie bei stets zunehmender Kälte auf dem Münsterplatze in Ulm, Miss Baba erkältete sich und nahm eine Rhabarber-Mixtur ein, welche 22 fl. kostete.

Donnerstag den 15. December kam sie endlich in München an, wo inzwischen eine tüchtige Winterwohnung von Bretterwänden mit Glasfenstern und glänzender Gasbeleuchtung um den Preis von 2500 fl. für sie erbaut worden war; es war die höchste Zeit, da in Stuttgart die Kälte noch in den Weihnachtsfeiertagen bis auf — 16° stieg, auch wurden einige Papageien, darunter ein neuholländischer Kakadu, ein Opfer dieser Verspätung und ihre Leichen schon am Samstag an das Münchner Naturalienkabinet abgeliefert.

Noch in der ersten Hälfte des Januars starben ein Panther an Bauchfellentzündung, der Gepard und der männliche amerikanische Strauss. Der todte amerikanische Strauss wurde von der Gewerbschule angekauft, von dem Gepard das Skelet von der Universität für die Sammlung zur vergleichenden Anatomie, während der Balg nach Stuttgart kam; man fand ihn 6′ 1″ lang (bayerisches Maass), davon der Schwanz 2′ 6″, der Kopf nur 7″, die grösste Breite des Leibes 9″. Später starben noch ein zweiter Strauss und der kaukasische Luchs. Das schöne aschgraue Papageienpaar kaufte die Braut des Kaisers von Oesterreich.

Die Pelikane vollendeten ihren Federwechsel in derselben Zeit und wurden pfirsichblüthfarbig, besonders am Kopf, wobei sich diese Farbe am Vorderhals zu einem Rosa-orangegelb steigerte.

Ein Bildhauer, der einen Löwen über lebensgross modellirte, kaufte den todten Panther, um die Muskulatur daran zu studiren, denn in München, wo jetzt Kunst und Wissenschaft sich schwesterlich die Hände reichen, beschäftigen sich die Künstler auch mit vergleichender Anatomie. Der Panther wurde im Collegium demonstrirt, und es war interessant zu sehen, wie manche Muskeln, anscheinend zwecklos, nur als Analoga der menschlichen vorkommen, und wiederum einige bei uns müssige erst bei den Thieren eine zweckmässige Thätigkeit entwickeln.

6. Ueber die Ursache der elektrischen Inductionsströme.

Von Prof. Carl Holtzmann.

1) Die vertheilende Einwirkung eines elektrischen Körpers auf die Elektricität in einem in seiner Nähe befindlichen Leiter führte Faraday auf die Entdeckung der Inductionsströme, und das Wort Induction ist auch das, womit man in England die Erscheinung bezeichnet, welche wir Vertheilung der Elektricität nennen. Es hat aber weder Faraday noch, so viel ich weiss, sonst Jemand untersucht, wie weit die Gesetze der elektrischen Vertheilung das Erscheinen der Inductionsströme erklären, und was etwa sich daraus nicht erklären lasse. Dies soll nun, so weit es ohne eine mathematische Behandlung möglich ist, hier zu thun versucht werden.

2) Bringt man in die Nähe eines Drathes A, der in sich selbst zurücklauft, plötzlich einen andern Drath B, der von einem elektrischen Strome durchflossen ist, so dass längere Stücke von A und B neben einander her in gleicher Richtung laufen, so entsteht in A ein momentaner Strom, welcher dem erregenden in B entgegengerichtet ist. Nachdem diese Stromwelle durch B gegangen, tritt in diesem Leiter wieder Ruhe ein. Wird nun der elektrische Strom in A plötzlich entfernt, so entsteht in B wieder ein momentaner Strom, welcher dem Strome in B gleichgerichtet ist. Dies ist die zu erklärende Thatsache.

3) Es seien MN und QR die in grosse Nähe gebrachten Theile der Leiter A und B. MNPM der eine Kreis und QRSQ der andere. Der letzte werde von einem elektrischen Strome

durchflossen, dessen Richtung QR sein soll. Der elektrische Zustand dieses Leiters muss dann nach der Ohm'schen Theorie von der Art sein, dass die positive Elektricität von Q nach R abnimmt. Dies kann in der Weise geschehen, dass in QR positive Elektricität frei ist, aber in Q mehr als in R, oder es kann in Q freie positive Elektricität sein und diese durch oE nach R in freie negative Elektricität übergehen, oder endlich es kann in QR überall negative Elektricität frei sein, dann verlangt die Richtung des Stroms, dass diese in Q in geringerer Menge vorhanden sei als in R. Ich betrachte diese drei möglichen Fälle gesondert.

4) Zuerst also nehme ich an, es sei in QR freie positive Elektricität, welche dann in Q in grösserer Menge vorhanden sein muss als in R. Wird dieser elektrische Körper in die Nähe des noch unelektrischen A gebracht, so wird in diesem in der benachbarten Stelle MN überall die positive Elektricität abgestossen und die negative angezogen. Es werden also auf die Elektricität in dem Bogen MPN Kräfte ausgehen, welche diese in Bewegung setzen. Betrachten wir nur die positive Elektricität, wie man das immer thut, so wird diese in M von der in QR befindlichen positiven Elektricität einen grösseren Druck in der Richtung MP erleiden, als an dem Ende N in der Richtung NP, weil die positive Elektricität bei Q stärker angehäuft ist, als bei R. Die Flüssigkeit, die Elektricität in MPN wird daher in der Richtung sich bewegen, in welcher der grössere Druck auf sie ausgeübt wird, d. h. in der Richtung MPN, welche nach NM übertragen, eine dem Strome in B entgegengesetzte ist.

Ist die freie Elektricität in Q positiv und in R negativ, so wird die positive Elektricität in MPN in M abgestossen in N, dagegen angezogen, es muss also wieder in diesem Bogen MPN ein Strom in der Richtung MPN entstehen.

Ist in QR die freie Elektricität negativ, so muss diese in Q eine geringere Dichte haben als in R, wenn der (positive) elektrische Strom von Q nach R gehen soll. Die Wirkung dieser

sie Scharfsinn genug haben soll, sie aufzufinden, unterliegt freilich keinem Zweifel. Allein wenn kein Betrug versucht wird, sondern die Bedingungen offen und zweifelsfrei vorgelegt werden; wenn zwar weder sittliche, noch materielle Garantie gegeben, allein auch keine fälschlich vorgespiegelt wird; wenn die zur Eingehung eines solchen Geschäftes Entschlossenen ihre Trägheit oder ihren Mangel an eigenem Unternehmungsgeist wissentlich theuer bezahlen wollen: so fordert die Achtung vor der Freiheit der Bürger, auch wo sie minder zweckmäßig gebraucht wird, daß man Jeden gewähren lasse. Und zwar ist es nicht bloß das „in l'an voulu," welches der Thätigkeit des Staates Schranken setzt, sondern es kommen auch Betrachtungen höherer Ordnung zur Sprache. Ein Eingreifen könnte nur auf dem Grundsatze einer allgemeinen Bevormundung beruhen, und zu solcher ist (patriarchalische Zustände abgerechnet) der Staat weder berechtigt, noch wäre sie wünschenswerth, da auch bei dem besten Willen der Regierung leicht Mißgriffe gemacht, namentlich bei Betretung neuer Bahnen die Unternehmung nur für die Routine gewagt aussehender Vorschritte gehemmt, und somit alle erklecklichen Verbesserungen der geselligen und wirthschaftlichen Zustände mindestens verspätet werden könnten. Gemeinverständliche Belehrung im Allgemeinen und besonders im einzelnen vorkommenden Falle; Sorge dafür, daß jede Anstalt die nöthige Controle-Einrichtung gegen Betrug und grobe Fahrläßigkeit selbst habe (wovon sogleich weiter unten); und etwa noch indirekte Förderung tadelloß verwalteter Anstalten sind die einzigen gestatteten Mittel. Sie werden auch vollständig ausreichen in der Hand einer um das Wohl ihrer Bürger ehrlich bekümmerten und einer intelligenten Regierung.

Außer dieser Hauptfrage über die Zweckmäßigkeit der Einrichtung sind aber noch einige weitere, ebenfalls nur die Art der Verwaltung im Allgemeinen betreffenden Punkte zur Sprache zu bringen.

Einmal nämlich ist einleuchtend, daß bei manchen dieser Anstalten eine sehr künstliche, und auf vielerlei Faktoren gestützte Berechnung nothwendig ist. Fehler in derselben können zweierlei üble Folgen nach sich ziehen. Der eine Fall ist nämlich, daß den Theilnehmern mehr abgefordert wird, als nöthig ist, um den Zweck zu erreichen. In dem andern, noch weit schlimmern, Falle wird

Elektricität auf die positive in MPN ist in M und N eine anziehende, aber in N ist diese Anziehung eine stärkere, und die positive Elektricität in MPN bewegt sich daher in der Richtung MPN wie in den beiden ersten Fällen.

5) Bei der grossen Geschwindigkeit der Elektricität tritt in dem Leiter A sehr bald ein solcher Zustand ein, dass die Elektricität in diesem Leiter unter Mitwirkung der Elektricität in B im Gleichgewichte ist, also alles Strömen der Elektricität in A aufhört.

6) Dieses Gleichgewicht ist aber gestört, sobald der Strom in A aufhört in der bisherigen Weise auf den Leiter B einzuwirken, sobald also der elektrische Strom in B sich ändert, oder die Entfernung von B zu A geändert wird. Wir untersuchen den Fall, wo der Leiter B ganz entfernt wird. Jetzt wird die vorher in MN durch die Elektricität in QR gebundene Elektricität wieder frei, und es wird daher nunmehr wieder eine Strömung der Elektricität in A stattfinden. Die Richtung dieses Stroms wollen wir wieder für die drei in (4) besonders betrachteten Fälle betrachten.

Im ersten ist durch die Vertheilung in MN negative Elektricität gebunden worden und zwar in M mehr als in N; nach der Entfernung von B hat man also im Leiter A in M und N freie negative Elektricität, aber in M mehr als in N. Die Einwirkung dieser auf die Elektricität in MPN wird eine Anziehung der positiven Elektricität sein, diese wird in M stärker sein als in N, die positive Elektricität wird sich daher in der Richtung NPM bewegen, d. h. für MN gleich gerichtet mit dem Strome in B.

Für den zweiten der oben unterschiedenen Fälle ist nach der Entfernung von B in M negative und in N positive Elektricität frei; dies gibt für NPM die Strömung der positiven Elektricität in der Richtung NPM, was also wie oben auf das Stück MN die Richtung MN geben würde.

Im dritten möglichen Falle ist nach der Entfernung von B in MN freie positive Elektricität vorhanden und zwar in N mehr als in M; diese wird daher in dem Bogen NPM die positive Elektricität stärker von N nach P als von M nach P drücken;

es muss also wieder ein Strom in der Richtung NPM stattfinden, der also dieselbe Richtung hat wie in den beiden ersten Fällen.

7) Dieses zweite Strömen der Elektricität hört mit einer gleichmässigen Vertheilung der positiven und negativen Elektricität in A auf, d. h. damit dass A nicht elektrisch ist. Auch dieser Zustand tritt wegen der ausserordentlichen Geschwindigkeit der Elektricität in sehr kurzer Zeit ein; dieser zweite Inductionsstrom ist daher wie der erste nur von ausserordentlich kurzer Dauer, eine Stromwelle, wie ihn Faraday nennt.

8) Zu beachten ist, dass in den vorstehenden Betrachtungen immer nur die Bewegung in dem Theile des Leiters A ins Auge gefasst wurde, welcher seiner Entfernung wegen der unmittelbaren Einwirkung der Elektricität in B entzogen ist. Diese Bewegung ist auch die, welche bei den Versuchen immer allein beobachtet wurde; andere Vorgänge ergeben sich für den Theil MN des Leiters A, welcher zunächst die Einwirkung der Elektricität in B erleidet; diese entziehen sich aber der direkten Beobachtung. Aus den obigen Entwicklungen ergibt sich, dass in dem Theile MN bei der Annäherung von B ein gleich gerichteter, dagegen bei der Entfernung von B ein entgegengesetzter Strom sich bilden müsse.

9) Bisher wurde angenommen der Leiter B werde dem Leiter A genähert oder von diesem entfernt; dieselben Erscheinungen ergeben sich, wenn man den Leiter B in der Nähe von A in Ruhe lässt, und den Strom in B nun erst entstehen oder aufhören macht. Die obigen Betrachtungen sind auch für diesen Fall passend und erklären die beobachteten Erscheinungen in gleicher Weise.

10) Die Vertheilung der Elektricität in dem Leiter A kann nicht ohne Rückwirkung auf den inducirenden Leiter B bleiben. Wird bei der Annäherung oder dem Entstehen des Stroms in B in MN negative Elektricität gebunden, so muss die positive Elektricität in QR angezogen werden, dies geschieht in Q stärker als in R, es muss daher ein momentaner Strom in der Richtung RSQ entstehen, welcher als dem bestehenden Strome gleich ge-

richtet, diesen verstärkt, während gleichzeitig die Strömung in QR geschwächt wird.

Beim Entfernen der beiden Leiter oder beim Aufhören des Stroms in B muss die in QR gebundene positive Elektricität in der Richtung QSR abströmen, d. h. den bestehenden Strom schwächen, wogegen in QR eine momentane Verstärkung eintritt.

Bei dieser Betrachtung wurde der erste in Nro. 4 unterschiedene Fall zu Grunde gelegt; man sieht leicht, wie man mit den beiden andern zu demselben Resultate kommt.

11) Eine weitere Klasse von Erscheinungen, welche mit den vorstehend untersuchten in der nächsten Beziehung stehen, bildet die Anziehung und Abstossung der von Elektricität durchströmten Leiter. Die Erfahrung hat hierüber gelehrt, dass gleich gerichtete Ströme sich anziehen, entgegengesetzt gerichtete dagegen sich abstossen. Diese Sätze scheinen sich aus der Vertheilung der Elektricität nicht erklären zu lassen; aus den Gesetzen der ruhenden Elektricität geht nur hervor, dass hier unabhängig von der Richtung des Stromes bald Anziehung, bald Abstossung erfolgen müsse, je nachdem in beiden Leitern dieselbe freie Elektricität ist oder entgegengesetzte; und beides ergibt sich als gleich möglich.

12) Wenn hiernach die obigen Betrachtungen ein gutes Bild über die Entstehung der Inductionsströme geben, so scheinen sie doch keineswegs die vollständige Erklärung derselben einzuleiten, da diese nothwendig auch die Anziehung und Abstossung der elektrischen Ströme umfassen sollte. Aber auch ohne diese erreicht zu haben, schien mir das obige der Mittheilung werth, da jeder Weg, der eine Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der Wissenschaft herstellen kann, der Beachtung und des Ausbaues werth ist.

Stuttgart im Februar 1854.

7. Ueber die astronomische Wärme und Lichtvertheilung auf der Erdoberfläche.

Von Schullehrer Brenner in Tuttlingen.

Die freie Wärme, welche, nebst dem Lichte, hauptsächlich die Existenz der organischen Körperwelt bedingt, wird der Erdoberfläche aus zwei Hauptquellen zugeführt. Die eine ist der Wärmevorrath, den die Erde in ihrem Innern birgt, die andere die Sonne. Da wir nun von der Wärmemenge des Erdkerns, sowie von der Wärmeströmung gegen die Oberfläche noch keine genaue Kenntniss haben, übrigens aber von einzelnen Gegenden (Island, Grönland) wissen, dass sie aus der Erde selbst eine weit grössere Quantität Wärme beziehen als andere Gegenden, so lässt sich über den Ausfluss dieser Wärmequelle wohl keine allgemeine Regel angeben. Weit mehr Hoffnung scheint vorhanden zu sein zur Bestimmung der von der Erde ausfliessenden Wärmemenge für jede besondere Gegend, besonders wenn man sie mit der von der Sonne gespendeten (Wärmemenge) vergleicht. Die letztere aber, die Sonne, verbreitet ihre Wärme auf solche Weise, dass sich die Verhältnisse der Wärmemengen für verschiedene Gegenden genau bestimmen lassen, — Verhältnisse, denen auch die Lichtverbreitung derselben unterworfen ist, und die sich von den Hypothesen der Emanation und Vibration ganz unabhängig zeigen. — Die von der Sonne herrührende Wärme- und Lichtvertheilung auf der Erdoberfläche nennen wir die astronomische, und diese astronomische Wärme- und Lichtvertheilung zu bestimmen, sei der Gegenstand unserer Beschäftigung.

Es ist bekannt, dass sich die auf gleiche ebene Flächen geworfenen Wärme- und Lichtmengen verhalten, wie die Sinus der Neigungswinkel der auffallenden Strahlen. Nehmen wir daher die in der Zeiteinheit von der Flächeneinheit in Empfang genommene Wärme- oder Lichtmenge zur Einheit an, so ist dieselbe bei einer Neigung N der Sonnenstrahlen gegen den Horizont

$$= \sin N.$$

Diese Neigung der Sonnenstrahlen ist aber nichts anderes, als die Höhe der Sonne. Es sei daher HR der Horizont des Ortes, Z dessen Zenit, AQ der Aequator, P der Nordpol, DE der an einem beliebigen Tage beschriebene Parallelkreis der Sonne, L der Standpunkt derselben zu einer beliebigen Nachmittagsstunde. Ziehe ich durch L den Vertikalkreis ZU, so wie den Meridian PT, so ist im sphärischen Dreieck ZPL

$$\cos ZL = \cos ZP \cdot \cos PL + \sin ZP \cdot \sin PL \cdot \cos ZPL.$$

Setze ich nun die Breite des Ortes $= \beta$, die statthabende Deklination der Sonne $= \delta$, den Stundenwinkel $= S$, so wie die Höhe der Sonne $= H$, so ist

$$ZL = \frac{\pi}{2} - H;\ ZP = \frac{\pi}{2} - \beta;\ PL = \frac{\pi}{2} - \delta \text{ und } ZPL = S,$$

folglich

$$1)\quad \sin H = \sin \delta \cdot \sin \beta + \cos \delta \cdot \cos \beta \cdot \cos S.$$

Bezeichnet man die Zeit mit t und den Zeitmoment mit dt, so ist die in einem Augenblick von der Flächeneinheit empfangene Wärme- oder Lichtmenge

$$= dt \cdot \sin H,$$

folglich hat man, wenn man die Wärmemasse eines Tages mit M bezeichnet,

$$M = \int dt\,(\sin\delta \,.\, \sin\beta + \cos\delta \,.\, \cos\beta \,.\, \cos S),$$

wofern dieses Integral zwischen den gehörigen Grenzen genommen wird.

Zur Zeiteinheit nehmen wir die bürgerliche Stunde, und dann ist

$$S : t = 2\pi : 24,$$

folglich $t = \frac{12\,S}{\pi}$ und $dt = \frac{12\,.\,dS}{\pi}$. Diess gibt

$$M = \frac{12}{\pi}\int dS\,(\sin\delta \,.\, \sin\beta + \cos\delta \,.\, \cos\beta \,.\, \cos S).$$

Zwar ist auch die Deklination δ eine Funktion von t und folglich auch von S, allein sie variirt in einem Tage so wenig, dass das tägliche Wachsthum derselben nur einen äusserst kleinen Einfluss auf das Integral ausübt. Nehmen wir aber für den Tag, dessen Wärme- und Lichtmenge bestimmt werden soll, die Mittags 12 Uhr stattfindende Deklination der Sonne als constant an, so wird man für den einen halben Tag etwas zu viel, und für den andern etwas zu wenig Wärme- und Lichtmenge haben, doch so, dass beide Fehler sich beinahe neutralisiren werden. Somit bekommen wir

$$2)\quad M = \frac{12}{\pi}(\sin\delta \,.\, \sin\beta \,.\, S + \cos\delta \,.\, \cos\beta \,.\, \sin S) + C.$$

Nehmen wir vorerst die Wärme- und Lichtmenge des halben Tages, so ergibt sich die eine Grenze für $S = 0$ und die andere für $H = 0$, d. h. für den aus der Gleichung

$$0 = \sin\delta \,.\, \sin\beta + \cos\delta \,.\, \cos\beta \,.\, \cos S$$

hergeholten Werth für S, nämlich für $\cos S = -\,tg\delta \,.\, tg\beta$.

Verdoppeln wir hierauf das Integral, setzen $\frac{\pi \,.\, M}{24} = u$ und behalten S als Hilfsgrösse bei, so haben wir

$$3)\quad u = \sin\delta \,.\, \sin\beta \,.\, S + \cos\delta \,.\, \cos\beta \,.\, \sin S.$$

In Betreff derjenigen Gegenden aber, wo die Sonne gar nicht mehr untergeht, hat man das Integral 2) für einen ganzen Tag, oder vielmehr für die zwischen zwei auf einander folgende tiefste Standpunkte der Sonne fallende Zeit von 24 Stunden,

d. h. zwischen den Grenzen $S = 0$ und $S = \pi$ zu nehmen und hernach zu verdoppeln. Diess gibt

4) $M = 2A \sin\delta . \sin\beta.$

Man kann nun die Frage aufwerfen: In welcher Breite findet, bei gegebener Deklination, ein Maximum oder Minimum der in einem Tage von der Sonne gelieferten Wärme- und Lichtmasse statt? Zu diesem Zwecke setzen wir die in Beziehung auf β genommenen Differentiale von 3) und 4) gleich Null und entwickeln β. 3) gibt zuerst

$\partial u_\beta = \sin\delta.\cos\beta.S + \sin\delta.\sin\beta\partial S_\beta - \cos\delta\sin\beta.\sin S + \cos\delta.\cos\beta.\cos S.\partial S_\beta.$

Substituiren wir für $\cos S$ dessen Werth $= tg\delta . tg\beta$, so heben sich auf der rechten Seite dieser Gleichung das zweite und vierte Glied gegenseitig auf und es ist alsdann

$\partial u_\beta = \sin\delta . \cos\beta . S - \cos\delta \sin\beta \sin S.$

Setzen wir nun $\partial u_\beta = 0$, so kommt, wenn wir $tg\delta = a$ setzen,

5) $2S . a^2 + \sin 2S = 0.$

Eliminirt man aus 3) und 5) S, so ergibt sich das M.M selbst

$$u = \frac{\cos\delta}{\cos\beta} \cdot \sin S.$$

Ist $\partial^2 u_\beta$ negativ, so findet ein Maximum und ist es positiv, ein Minimum statt. Es ist aber

$\partial^2 u_\beta = -u + \partial S_\beta (\sin\delta . \cos\beta - \cos\delta . \sin\beta . \cos S)$ oder

$$\partial^2 u_\beta = \frac{\sin\delta^2 - \cos\delta^2 . \sin S^2 . \cos\beta^2}{\cos\delta . \sin S . \cos\beta^3}.$$

Ist daher $tg\delta < \sin S . \cos\beta$, so hat man ein Maximum, und ist

$$tg\delta > \sin S . \cos\beta, \text{ ein Minimum.}$$

Wenn nun S' ein Werth ist, der die Gleichung 5) beinahe befriedigt, so hat man die Korrektion

$$c = -\frac{2S'a^2 + \sin 2S'}{2a^2 + 2\cos 2S'}.$$

Setzen wir

$$y = 2Sa^2 + \sin 2S, \text{ so ist}$$

für $S = 0 \ldots . y = 0,$

für $S = \frac{\pi}{2} \ldots\ldots y = \pi a^2$.

für $S = \frac{3\pi}{4} \ldots\ldots y = \frac{3}{2}\pi a^2 - 1$,

für $S = \pi \ldots\ldots y = 2\pi a^2$.

Im Uebrigen bemerkt man

1) dass für alle Werthe von S zwischen 0 und $\frac{\pi}{2}$ jede der Grössen $2Sa^2$ und $\sin 2S$ positiv bleibt, so dass auch y stets positiv ist.

2) Dass zwischen $S = \frac{\pi}{2}$ und $\frac{3\pi}{4}$ die Grösse $2Sa^2$ zwar immer noch stetig wächst, allein $\sin 2S$ von Null an stetig abnimmt, so dass, wenn einmal y negativ geworden ist, dasselbe auch negativ bleibt bis auf den Werth $S = \frac{3\pi}{4}$. In der That ist auch für letztern Werth von S $\ldots\ldots y = \frac{3}{2}\pi a^2 - 1$ negativ, selbst für den grössten Werth, den man a beilegen kann, nämlich für $\mathrm{tg}23° 28' = 0{,}434$.

3) Dass gleicherweise zwischen $S = \frac{3\pi}{4}$ und π wieder jede Grösse wächst, und dass demnach auch y positiv bleibt, wenn es solches einmal geworden ist. Wirklich geht es in diesen Grenzen auch von der Negativität in die Positivität über. Da wir nun dem Stundenwinkel S keinen grössern Werth beilegen dürfen als π, so folgt daraus, dass y, ausser für $S = 0$, noch zweimal durch Null gehen wird, nämlich

für einen Werth von S zwischen $\frac{\pi}{2}$ und $\frac{3\pi}{4}$ und

„ „ „ $\frac{3\pi}{4}$ und π.

Sonach bietet die Gleichung 5) drei, aber auch nicht mehr als drei Werthe für S dar.

Die Gleichung 4) aber gibt

$$\partial M_\beta = 24 \,.\, \sin\delta \,.\, \cos\beta = 0,$$

also $\beta = 90^0$ und $M = 24 \,.\, \sin\delta$.

Für $S = 0$, oder $tg\delta \,.\, tg\beta = -1$, d. h. für den Fall, wo die Breite β und die Deklination δ (der Sonne) entgegengesetzt sind und sich zu einem Rechten ergänzen, ist aber

$$\partial^2 u_\beta = +\alpha,$$ also $u = 0$ ein Minimum.

Da aber die Maxima und Minima nur abwechslungsweise auf einander folgen, so ist der Werth von u, der dem zwischen $\frac{\pi}{2}$ und $\frac{3\pi}{4}$ liegenden von S entspricht, ein Maximum, so wie der nächstfolgende, der dem zwischen $\frac{3\pi}{4}$ und π liegenden S zukommt, ein Minimum. Endlich ist für $\beta = 90^0$ oder den Pol $\partial^2 M_\beta = -24 \sin\delta$, also M ein Maximum.

Man überzeugt sich daher, dass die tägliche Wärme- oder Lichtmasse 2 Maxima und 2 Minima darbietet. *)

Von besonderem Interesse ist die Bestimmung der Wärme- und Lichtmasse für einen grössern Theil des Jahres oder auch für das ganze Jahr. Allein es wäre sehr umständlich, dieselbe für jeden einzelnen Tag zu berechnen und zuletzt zu summiren. Diesen Zweck erreichen wir schneller vermittelst der Differenzenrechnung.

Es ist hier völlig genügend, wenn wir uns die Erdbahn kreisförmig und die Sonne im Mittelpunkt befindlich vorstellen, so dass die letztere in ihrer Länge täglich um denselben Bogen fortschreitet und alle bürgerlichen Tage einander gleich sind — eine Annahme, die wir um so eher machen können, als physikalische und örtliche Ursachen noch weit bedeutendere Modifikationen eintreten lassen.

Die Länge der Sonne bezeichnen wir mit λ und deren tägliches Wachsthum mit h, und wir können unsere Summationen in Beziehung auf den Variablen λ und dessen constantes Wachs-

*) Nimmt man z. B. die grösste Deklination der Sonne, $\delta = 23^0\,28'$, so ergibt sich ausser $S = 0$ auch noch $S = 1{,}997$ oder $S = 114^0\,25'$, so wie $S = 2{,}516$ oder $S = 144^0\,11'$.

$tg\beta \,.\, tg\delta = -\cos S$ gibt aber $\beta = 43^0\,36'$ und $\beta = 61^0\,51'$ und diess ferner $u = 1{,}1534$ und $u = 1{,}1372$. Die zwei Minima sind daher $u = 0$ und $u = 1{,}1372$ in den Breiten $-\ 66^0\,32'$ und $+\ 61^0\,50'$, so wie die 2 Maxima $u = 1{,}1534$ und $u = 1{,}251$ in den Breiten $43^0\,36'$ und 90^0.

thum h durchführen, während λ an die Gleichung gebunden ist $\sin\delta = \sin\varepsilon \cdot \sin\lambda$, wo ε die Schiefe der Ekliptik bezeichnet.

Wir sind nun genöthigt, die Formeln 3) und 4) so umzuformen, dass eine Integration in Beziehung auf λ möglich ist. Diess lässt sich in Beziehung auf 3) nur durch eine unendliche Reihe bewerkstelligen.

Setzen wir $\frac{u}{\sin\beta} = U$, und $\operatorname{tg}\beta = z$, so haben wir aus 3)

$$U = \sin\delta \cdot S + \frac{\cos\delta \cdot \sin S}{z}.$$

Differentiiren wir in Beziehung auf z, so kommt

$$\partial U_z = \sin\delta \cdot \partial S_z - \frac{\cos\delta \cdot \sin S}{z^2} + \frac{\cos\delta \cdot \cos S \cdot \partial S_z}{z}.$$

Eliminiren wir $\cos S$ vermittelst des Werthes $-z\operatorname{tg}\delta$, so ist

$$\partial U_z = -\frac{\cos\delta \cdot \sin S}{z^2} = -\frac{1}{z^2}\sqrt{1-\sin\delta^2\,(1+z^2)} \text{ oder}$$

$$\partial U_z = -\frac{1}{z^2}(1 - c\sin\lambda^2)^{\frac{1}{2}}, \text{ wenn wir}$$

$$\sin\varepsilon^2\,(1+z^2) = c \text{ setzen.}$$

Nun könnten wir die Wurzelgrösse $(1-c\cdot\sin\lambda^2)^{\frac{1}{2}}$ nach dem binomischen Lehrsatz entwickeln, und hierauf die Potenzen von $\sin\lambda$ in die Sinus und Cosinus von λ und dessen Vielfachen verwandeln. Diesen Zweck können wir jedoch unmittelbar erreichen, und da nur gerade Potenzen von $\sin\lambda$ zum Vorschein kommen, und diese keine Sinus, sondern nur Cosinus, als Vielfache erzeugen, so setzen wir

$$(1-c\sin\lambda^2)^{\frac{1}{2}} = a_0 + a_1\cos\lambda + a_2\cos 2\lambda + a_3\cos 3\lambda \ldots\ldots + a_n\cos n\lambda.$$

Nimmt man die Differentiale der Logarithmen beider Seiten in Beziehung auf λ, so kommt

$$\frac{c\cdot\sin 2\lambda}{(2-c)+c\cdot\cos 2\lambda} = \frac{a_1\sin\lambda + 2a_2\cdot\sin 2\lambda + 3a_3\cdot\sin 3\lambda \ldots + na_n\sin n\lambda}{a_0 + a_1\cdot\cos\lambda + a_2\cdot\cos 2\lambda + a_3\cdot\cos 3\lambda \ldots\ldots + a_n\cdot\cos n\lambda}.$$

Da im Allgemeinen ist

$$\sin A\cdot\cos B = \frac{1}{2}\sin(A+B) + \frac{1}{2}\sin(A-B),$$

so hat man, wenn man die Nenner wegschafft, als Coefficienten von $\sin n\lambda$

$$\frac{1}{2}c\cdot a_{n-2} - \frac{1}{2}c\cdot a_{n+2} - (2-c)n\cdot a_n - \frac{1}{2}(n-2)c\cdot a_{n-2} - \frac{1}{2}(n+2)c\cdot a_{n+2}$$

Gröſseres verſprochen, als, wenigſtens auf die Dauer, geleiſtet werden kann. Begreiflich iſt, daß der erſtere Fehler die Zahl der Theilnehmer ſowohl, als den Nutzen der dennoch Beigetretenen bedeutend vermindern muß. Dadurch wird aber der Zweck der ganzen Anſtalt vereitelt. Doch läßt ſich hier wenigſtens für die Zukunft helfen, ſobald das Uebel entdeckt iſt. Dagegen iſt Abhülfe ſchwer, wo nicht unmöglich, wenn ſich findet, daß die vertragsmäßigen Leiſtungen nicht mehr nachhaltig fortgeſetzt werden können. Hier kann ein großer Streit und gegen Viele ein großes Unrecht kaum vermieden werden. Unter Umſtänden können Manche in Elend kommen, während ſie, geſtützt auf trügeriſche Verſprechen und deren anfängliche Erfüllung, ſich und die Ihrigen durch Opfer und Anſtrengung ſicher zu ſtellen geglaubt hatten, andere Mittel aber verſäumten. Richtige Berechnung iſt ſomit von der äuſserſten Wichtigkeit, und namentlich iſt manche Geſellſchaft zu ſpät und mit großem Schaden zu der Entdeckung gelangt, daß bei Zahlen die gute Abſicht und perſönliche Rechtlichkeit des Rechners keineswegs alles gut macht und zudeckt, ſondern daß es auch der nöthigen Kenntniſſe und Einſichten deſſelben bedarf. Wie viele Wittwenkaſſen, Tontinen, zu beſtimmten Zwecken beſtimmte Sparkaſſen ſind ſchon jämmerlich verunglückt durch Schuld der unrichtigen, dem Ganzen zu Grunde gelegten Berechnung. Leider iſt die Forderung einer richtigen Berechnung leichter geſtellt als erfüllt, indem ſo viele und zum Theil veränderliche Umſtände zu beachten ſind. Schon die Geſetze der menſchlichen Lebensdauer, welche doch in den meiſten Vorſorge-Anſtalten ein Hauptelement der Berechnung bilden, ſind, wo nicht unſicher und ungewiß, doch nur mit der äußerſten Vorſicht und Schwierigkeit anwendbar, weil ſie theils in der Zeit veränderlich, theils bei verſchiedenen Geſchlechtern und Ständen ſo höchſt verſchieden, zuverläßige und neue Beobachtungen und auf ſolche geſtützte Formeln aber keineswegs immer zur Hand ſind. Außer dem allgemeinen Rathe, große Vorſicht in der Prüfung einer jeden Anſtalt anzuwenden, welcher man beizutreten etwa Luſt hat, und namentlich unter keinen Umſtänden ſich bei einer zu betheiligen, welche die Elemente und den Gang ihrer Berechnungen nicht offen und nachrechenbar vorlegt, läßt ſich freilich nur noch die Warnung geben, gar zu künſtliche Einrichtungen, wie ſie z. B. bei modificirten Tontinen vorkommen können, zu meiden. Hier iſt

Setzen wir diesen Coefficienten gleich Null und ersetzen n durch n—2, so entwickelt sich

$$6) \quad a_n = \frac{5-n}{1+n} a_{n-4} + \frac{2(n-2)}{1+n}\left(1-\frac{2}{c}\right) a_{n-2}.$$

Setzt man

$$(1 - c \cdot \sin\lambda^2)^{\frac{1}{2}} = \left[1 + \frac{c}{4} \cdot (e^{\lambda\sqrt{-1}} - e^{-\lambda\sqrt{-1}})^2\right]^{\frac{1}{2}},$$

so überzeugt man sich, dass bei der binomischen Entwicklung λ in der Potenz $e^{\pm\lambda\sqrt{-1}}$ stets nur in Begleitung eines geraden Coefficienten erscheint, so dass sich die Coefficienten a_n mit ungeradem Stellenzeiger als Null ausweisen. Alle Coefficienten a_n bestimmen sich daher in a_0 und a_2, welch letztere unmittelbar zu entwickeln sind.

a_0 ist, nebst 1, der Inbegriff aller der Grössen, welche in den Potenzen $(e^{\lambda\sqrt{-1}} - e^{-\lambda\sqrt{-1}})^{2m}$ das mittlere Glied ausmachen; und eben so ist $\frac{1}{2} a_2$ die Summe aller derjenigen Coefficienten, die jenem mittleren Gliede unmittelbar vorangehen oder auch nachfolgen, d. h. der Coefficienten der Grösse $e^{2\lambda\sqrt{-1}} + e^{-2\lambda\sqrt{-1}}$. Auf diese Weise findet sich

$$a_0 = 1 - 2 \cdot \frac{c}{8} - 4.3 \cdot \frac{1.1}{(1.2)^2}\left(\frac{c}{8}\right)^2 - 6.5.4. \frac{1.1.3}{(1.2.3)^2} \cdot \left(\frac{c}{8}\right)^3$$
$$- 8.7.6.5. \frac{1.1.3.5}{(1.2.3.4)^2} \cdot \left(\frac{c}{8}\right)^4 \ldots\ldots$$
$$- 2m\,(2m-1)\,(2m-2)\ldots\ldots(m+1) \cdot \frac{1.1.3.5\ldots\ldots(2m-3)}{(1.2.3\ldots\ldots m)^2}\left(\frac{c}{8}\right)^m.$$

$$\frac{1}{2} a_2 = \frac{c}{8} + 4 \cdot \frac{1.1}{1.2}\left(\frac{c}{8}\right)^2 + \frac{6.5}{1.2} \cdot \frac{1.1.3}{1.2.3}\left(\frac{c}{8}\right)^3 + \frac{8.7.6}{1.2.3} \cdot \frac{1.1.3.5}{1.2.3.4}\left(\frac{c}{8}\right)^4 \ldots\ldots$$
$$+ \frac{2m(2m-1)\,(2m-2)\ldots\ldots(m+2)}{1.2.3\ldots\ldots(m-1)} \cdot \frac{1.1.3.5\ldots\ldots(2m-3)}{1.2.3\ldots\ldots m}\left(\frac{c}{8}\right)^m.$$

Vermehre ich jede dieser Reihen um ein Glied, indem ich das neue Glied aus dem letzten durch Verwandlung des m in m + 1 gewinne, und dividire hierauf das letzte durch das unvorletzte, so finde ich für die Verhältnisse zweier auf einander folgenden Glieder

$$c \cdot \frac{4m^2 - 1}{4(m+1)^2} \text{ und}$$
$$c \cdot \frac{4m^2 - 1}{4m(m+2)}.$$

Beide Verhältnisse sind kleiner als c, nähern sich aber dieser Grösse desto mehr, je grösser m wird und gehen nur für $m = \infty$ in c über. Die Convergenz beider Reihen ist daher gesichert, sobald $c < 1$, d. h. wenn

$\sin \varepsilon^2 (1+\operatorname{tg}\beta^2) < 1$ oder $\sin \varepsilon < \cos\beta$, mit Worten, wenn die Breite des Ortes den Polarkreis nicht erreicht. Um jedoch auf u zurückzukommen, muss ζU_n in Beziehung auf z integrirt werden, und es fragt sich, ob obige Reihen auch bei dieser Sachlage noch als brauchbar sich zeigen. Wir haben daher zu vergleichen

$\frac{c^m}{z^2}$ mit $\int \frac{c^m\, dz}{z^2}$, oder bei Vernachlässigung des gemeinschaftlichen Coefficienten $\sin \varepsilon^{2m}$

$$\left(\frac{1+z^2}{z^2}\right)^m \text{ mit } \int \frac{(1+z^2)^m}{z^2}\, dz.$$

Es ist aber

$$\frac{(1+z^2)^m}{z^2} = \frac{1}{z^2} + m + \frac{m(m+1)}{1.2} z^2 + \frac{m(m-1)(m-2)}{1.2.3} z^4 + \ldots.$$

$$\int \frac{(1+z^2)^m}{z^2} dz = -\frac{1}{z} + mz + \frac{m(m-1)}{1.2} \frac{z^3}{3} + \frac{m(m-1)(m-2)}{1.2.3} \frac{z^5}{5} + \ldots$$

z mag positiv oder negativ sein, so ist für alle Werthe, von $z \leq 1$ jedes Glied der obern Reihe grösser, als jedes Glied von derselben Ordnung in der untern Reihe, ausgenommen die zwei ersten Glieder für den Fall $z = 1$, wo ihre absoluten Werthe einander gleich und $= 1$ sind. Es ist daher um so mehr

$$\int \frac{c^m\, dz}{z^2} < \frac{c^m}{z^2},$$

als das Integral eine Differenz kleinerer Grössen vorstellt, während $\frac{c^m}{z^2}$ eine Summe grösserer Glieder ist.

Für z positiv und > 1 ist

$$\int \frac{(1+z^2)^m}{z^2}\, dz$$

stets positiv, und für z negativ und > 1, stets negativ mit dem einzigen Ausnahmsfall, $m = 0$. Es ist aber

$$\frac{(1+z^2)^m}{z^2} + \int \frac{(1+z^2)^m}{z^2} dz = \frac{1}{z^2} + \frac{1}{z} + m(1-z) + \frac{m(m-1)}{1.2} z^2 \left(1 - \frac{z}{3}\right) + \frac{m(m-1)(m-2)}{1.2.3} \cdot z^4 \left(1 - \frac{z}{5}\right) + \ldots.$$

wo das negative Zeichen für das positive z und das positive für das negative z gilt.

z mag so gross sein, als es will, so kann man doch stets m einen Werth beilegen, der diese Differenz positiv macht, so dass jedenfalls in der Entwicklung von U_z die später folgenden Glieder bewirken, dass

$$\int \frac{c^m \, dz}{z^2} < \frac{c^m}{z^2} \text{ wird.}$$

Um diesen Umstand herbeizuführen, hat man nicht einmal nöthig, auf einen hohen Werth von m anzusteigen, denn wir haben uns bereits überzeugt, dass Convergenz nur dann erreicht wird, wenn

$\cos\beta > \sin z$, welches gleich ist mit

$z < \text{cotg} z$.

Nun ist $\text{cotg} z = 2{,}3035 \ldots$. und da z nicht einmal diese Grösse erreichen darf, so zeigt sich in der Reihe für

$$\frac{(1+z^2)^m}{z^2} + \int \frac{(1+z^2)^m}{z^2}$$

nur das dritte Glied als negativ, so dass schon der Werth m=3 diese Differenz positiv macht. Die Reihe für U oder u zeigt sich daher noch brauchbarer, als die für ∂U_z.

In Beziehung auf die Anwendung der Formel 6) zur Bestimmung des Coefficienten a_4 ist zu bemerken, dass das erste Glied in der Entwicklung von $(1-c\sin\lambda^2)^{\frac{1}{2}}$ den übrigen conform sein muss, d. h. es muss die Form haben $\gamma \cos 0\lambda$ oder $\gamma \cos 0$. Soll aber die Grösse $e^{n\sqrt{i}} + e^{-n\sqrt{-i}}$ einen Cosinus darstellen, so muss ihm ein Zweier als Nenner untersetzt werden, woraus folgt, dass der Coefficient a_n stets der gedoppelte Coefficient von $e^{n\lambda\sqrt{-1}} + e^{-n\lambda\sqrt{-1}}$ in der Entwicklung für $\left[1 + \frac{c}{4}(e^{n\lambda\sqrt{-1}} + e^{-n\lambda\sqrt{-1}})^2\right]^{\frac{1}{2}}$ ist. Man sieht also, dass zur Bestimmung des Coefficienten a_4 vermittelst 6) für a_0 dessen doppelter Werth zu nehmen ist.

Die Grenze des Verlustes, bei beliebiger Abbrechung einer fallenden Reihe, lässt sich durch folgende Betrachtung leicht bestimmen:

Die Summe der geometrischen Progression

$$a + ae + ae^2 + \ldots . ae^{n+1} \text{ ist}$$

$$s = a \cdot \frac{e^n - 1}{e - 1}.$$

Lässt man jedoch die Reihe mit dem Gliede e^m beginnen, so setze man nur $a = e^m$ und hat

$$s = e^m \cdot \frac{e^n - 1}{e - 1}.$$

Ist e ein ächter Bruch und $= \frac{p}{q}$, so gibt diess für $n = \infty$

$$s = \frac{p}{q-p} \left(\frac{p}{q}\right)^{m-1},$$

woraus folgt, dass die Summe der nachfolgenden Glieder gleich ist dem $\frac{p}{q-p}$ fachen des vorangegangenen Gliedes. Sind jedoch die Glieder der Progression noch mit fallenden Coefficienten begleitet, wie diess z. B. der Fall ist in den Entwicklungen von $\frac{1}{2} a_0$ und $\frac{1}{2} a_1$, wo e für $\frac{p}{q}$ steht, so erreicht die Summe der nachfolgenden Glieder nicht einmal das $\frac{p}{q-p}$ fache des vorangegangenen Gliedes.

Hat man sich daher über den Grad der beabsichtigten Schärfe der Rechnung entschieden, so wird man das Glied bestimmen, mit dem man abzubrechen hat. Ist es das Glied $e^n . \sin\lambda^{2n}$, so wird man auch nur die Coefficienten a bis a^{2n} berechnen und mit dem Gliede $a_1^m \cos 2m\lambda$ endigen, weil man weiss, dass $\sin\lambda^{2n}$ höchstens den Cosinus des 2n fachen Bogens erzeugt.

So wird man endlich haben

$$U = -\int \frac{a_0 + a_1 \cos 2\lambda + a_4 \cos 4\lambda \ldots . + a_{2n} \cdot \cos 2n\lambda}{z^2} dz + c,$$

wo die Constante c im Allgemeinen eine Funktion von λ sein wird. Um diese Constante zu bestimmen, gehen wir zurück auf die Gleichung

$$\partial U_2 = -\frac{\cos\delta \,.\, \sin S}{z^2}, \text{ deren Integral}$$

$$U = -\int \frac{\cos\delta \,.\, \sin S}{z^2}\, dz + c$$

kein anderes ist, als das obige. Demnach ist

$$-\int \frac{\cos\delta \,.\, \sin S}{z^2}\, dz + c = \sin\delta \,.\, S + \frac{\cos\delta \,.\, \sin S}{z}.$$

Integriren wir par partes, so heben sich $\frac{\cos\delta \,.\, \sin S}{z}$ gegenseitig auf, und es ist

$$-\int \frac{dz}{z} \cos\delta \,.\, \cos S \,.\, \partial S_2 + c = \sin\delta \,.\, S.$$

Ersetze ich $\cos S$ durch $-z \,.\, tg\delta$, so ist

$$\int \sin\delta \,.\, \partial S_2 \,.\, dz + c = \sin\delta \,.\, S \text{ oder}$$
$$\sin\delta \,.\, S + c = \sin\delta \,.\, S, \text{ folglich } c = 0.$$

Somit haben wir endlich

7) $$u = -\sin\beta \int \frac{a_0 + a_1 \cos 2\lambda + a_2 \cos 4\lambda \ldots\ldots + a_{2n} \cos 2n\lambda}{z^2}\, dz.$$

Setze ich nun

$$-\sin\beta \int \frac{a_0 \,.\, dz}{z^2} = A_0$$

$$-\sin\beta \int \frac{a_1 \,.\, dz}{z^2} = A_1$$

. . . . . .

$$-\sin\beta \int \frac{a_{2n} \,.\, dz}{z^2} = A_{2n}, \text{ so kommt}$$

8) $$u = A_0 + A_1 \cos 2\lambda \ldots\ldots + A_{2n} \,.\, \cos 2n\lambda.$$

Von den Integralen

$$\int \frac{(1 + z^2)^m}{z^2} \,.\, dz$$

lässt sich leicht das nachfolgende durch das vorhergehende bestimmen. Man hat nämlich zuerst

$$\int \frac{(1+z^2)^m}{z^4} \,.\, dz = \int \frac{(1+z^2)^{m-1}}{z^4} \,.\, dz + \int (1+z^2)^{m-1} \,.\, dz,$$

und hierauf

$$\int \frac{(1+z^2)^m}{z^2} \,.\, dz = -\frac{(1+z^2)^m}{z} + 2m \int (1+z^2)^{m-1} \,.\, dz.$$

Eliminire ich nun $\int(1+z^2)^{m-1}\,.\,dz$, so kommt

$$2m-1)\quad \int\frac{(1+z^2)^m}{z^2}dz=\frac{(1+z^2)^m}{z}+2m\int\frac{(1+z^2)^{m-1}}{z^2}\,dz.$$

Setze ich nun $\sin\beta\int\frac{dz}{z^2}=A_0$,

$$\sin\beta\int\frac{dz\,(1+z^2)}{z^2}=A_1$$

. . . . . .

$$\sin\beta\int\frac{dz\,(1+z^2)^r}{z^2}=A_r \text{ u. s. w., so ist}$$

$$A_0=-\cos\beta.$$

$$A_1=\sec\beta+2A_0.$$

$$A_2=\frac{1}{3}\,(\sec\beta^3+4A_1)$$

$$A_3=\frac{1}{5}\,(\sec\beta^5+6A_2)$$

. . . . . .

$$A_r=\frac{1}{2r-1}\,(\sec\beta^{2r-1}+2rA_{r-1}).$$

Um nun in den Entwicklungen von a_1, a_2, a_3 ..... die Coefficienten von $\frac{c}{8}$ zu bestimmen, setzen wir

$$a_0=1+\alpha_0^{(1)}\left(\frac{c}{8}\right)+\alpha_0^{(2)}\left(\frac{c}{8}\right)^2+\alpha_0^{(3)}\left(\frac{c}{8}\right)^3+\alpha_0^{(4)}\left(\frac{c}{8}\right)^4.....$$

$$a_1=\alpha_2^{(1)}\left(\frac{c}{8}\right)+\alpha_2^{(2)}\left(\frac{c}{8}\right)^2+\alpha_2^{(3)}\left(\frac{c}{8}\right)^3+\alpha_2^{(4)}\left(\frac{c}{8}\right)^4+.....$$

$$a_2=\alpha_4^{(2)}\left(\frac{c}{8}\right)^2+\alpha_4^{(3)}\left(\frac{c}{8}\right)^3+\alpha_4^{(4)}\left(\frac{c}{8}\right)^4+....$$

$$a_3=\alpha_6^{(3)}\left(\frac{c}{8}\right)^3+\alpha_6^{(4)}\left(\frac{c}{8}\right)^4+.....$$

und dann hat man

$$A_0=-A_0-\alpha_0^{(1)}A_1\frac{\sin\varepsilon^2}{8}-\alpha_0^{(2)}A_2\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^2-\alpha_0^{(3)}A_3\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^3-....$$

$$A_2=-\alpha_2^{(1)}A_1\frac{\sin\varepsilon^2}{8}-\alpha_2^{(2)}A_2\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^2-\alpha_2^{(3)}A_3\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^3-....$$

$$A_4=-\alpha_4^{(2)}A_2\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^2-\alpha_4^{(3)}A_3\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^3-\alpha_4^{(4)}A_4\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^4-....$$

Nun gibt die Formel

$$a_n = \frac{5-n}{1+n} a_{n-4} + \frac{2\,(n-2)}{1+n}\left(1-\frac{2}{c}\right) a_{n-2} \text{ nach einander}$$

$$a_4 = \frac{1}{5}\,(a_0 + 4a_2 - \frac{8}{c}\,a_2).$$

$$a_5 = \frac{1}{7}\,(-a_3 + 8a_4 - 2\cdot\frac{8}{c}\,a_4).$$

$$a_6 = \frac{1}{9}\,(-3a_4 + 12a_6 - 3\cdot\frac{8}{c}\,a_6).$$

$$a_{10} = \frac{1}{11}\,(-5a_8 + 16a_8 - 4\cdot\frac{8}{c}\,a_8).$$

. . . . . .

Macht man nun die gehörigen Substitutionen, und vergleicht die Coefficienten derselben Potenzen von $\frac{c}{8}$, so kommt

$$\left.\begin{aligned} a_4^{(2)} &= \frac{1}{5}\,(a_0^{(2)} + 4a_2^{(2)} - a_2^{(2)}) \\ a_4^{(3)} &= \frac{1}{5}\,(a_0^{(3)} + 4a_2^{(3)} - a_2^{(1)}) \\ a_4^{(4)} &= \frac{1}{5}\,(a_0^{(4)} + 4a_2^{(4)} - a_2^{(5)}) \end{aligned}\right\} \text{wo nach einer obigen Bemerkung für alle } a_0 \text{ ihr doppelter Werth zu nehmen ist.}$$

. . . . . .

$$a_6^{(3)} = \frac{1}{7}\,(-a_3^{(3)} + 8a_4^{(3)} - 2a_4^{(4)})$$

$$a_6^{(4)} = \frac{1}{7}\,(-a_3^{(4)} + 8a_4^{(4)} - 2a_4^{(5)})$$

$$a_6^{(5)} = \frac{1}{7}\,(-a_3^{(5)} + 8a_4^{(5)} - 2a_4^{(6)})$$

. . . . . .

$$a_8^{(4)} = \frac{1}{9}\,(-3a_4^{(4)} + 12a_6^{(4)} - 3a_6^{(5)})$$

$$a_8^{(5)} = \frac{1}{9}\,(-3a_4^{(5)} + 12a_6^{(5)} - 3a_6^{(6)})$$

. . . . . .

$$a_{10}^{(5)} = \frac{1}{11}\,(-5a_8^{(5)} + 16a_8^{(5)} - 4a_8^{(6)})$$

. . . . . .

Berechnen wir nun α numerisch und stellen die ersten Werthe tabellarisch dar, so haben wir

α_0	α_2	α_4	α_6	α_8	α_{10}	α_{12}	α_{14}
$\alpha_0^{(1)}=-2$	$\alpha_2^{(1)}=2$						
$\alpha_0^{(2)}=-3$	$\alpha_2^{(2)}=4$	$\alpha_4^{(2)}=-1$					
$\alpha_0^{(3)}=-10$	$\alpha_2^{(3)}=15$	$\alpha_4^{(3)}=-6$	$\alpha_6^{(3)}=1$				
$\alpha_0^{(4)}=-\frac{175}{4}$	$\alpha_2^{(4)}=70$	$\alpha_4^{(4)}=-35$	$\alpha_6^{(4)}=10$	$\alpha_8^{(4)}=-\frac{5}{4}$			
$\alpha_0^{(5)}=-\frac{441}{2}$	$\alpha_2^{(5)}=\frac{735}{2}$	$\alpha_4^{(5)}=-210$	$\alpha_6^{(5)}=\frac{315}{4}$	$\alpha_8^{(5)}=-\frac{35}{2}$	$\alpha_{10}^{(5)}=\frac{7}{4}$		
$\alpha_0^{(6)}=-\frac{4851}{4}$	$\alpha_2^{(6)}=2079$	$\alpha_4^{(6)}=-\frac{10395}{8}$	$\alpha_6^{(6)}=\frac{1155}{2}$	$\alpha_8^{(6)}=-\frac{693}{4}$	$\alpha_{10}^{(6)}=\frac{63}{2}$	$\alpha_{12}^{(6)}=-\frac{21}{8}$	
$\alpha_0^{(7)}=-\frac{14157}{2}$	$\alpha_2^{(7)}=\frac{29799}{2}$	$\alpha_4^{(7)}=-\frac{33033}{4}$	$\alpha_6^{(7)}=\frac{33033}{8}$	$\alpha_8^{(7)}=-\frac{3003}{2}$	$\alpha_{10}^{(7)}=\frac{2093}{8}$	$\alpha_{12}^{(7)}=-\frac{231}{4}$	$\alpha_{14}^{(7)}=\frac{33}{8}$
$\alpha_0^{(8)}=-\frac{2700615}{64}$	$\alpha_2^{(8)}=\frac{3077535}{64}$	$\alpha_4^{(8)}=-\frac{429429}{8}$	$\alpha_6^{(8)}=\frac{117117}{4}$	$\alpha_8^{(8)}=-\frac{15015}{16}$	$\alpha_{10}^{(8)}=\frac{15015}{4}$	$\alpha_{12}^{(8)}=-\frac{6435}{8}$	$\alpha_{14}^{(8)}=\frac{429}{4}$
$\alpha_0^{(9)}=-\frac{9690825}{32}$	$\alpha_2^{(9)}=\frac{15643485}{32}$	$\alpha_4^{(9)}=-\frac{1822137}{4}$	$\alpha_6^{(9)}=\frac{3318315}{16}$	$\alpha_8^{(9)}=\frac{765765}{8}$	$\alpha_{10}^{(9)}=\frac{548975}{16}$	$\alpha_{12}^{(9)}=-\frac{36465}{4}$	$\alpha_{14}^{(9)}=\frac{109395}{64}$
$\alpha_0^{(10)}=-\frac{112285459}{64}$	$\alpha_2^{(10)}=\frac{51038845}{16}$	$\alpha_4^{(10)}=-\frac{15311535}{64}$	$\alpha_6^{(10)}=\frac{11778195}{8}$	$\alpha_8^{(10)}=-\frac{11778195}{16}$	$\alpha_{10}^{(10)}=\frac{2375639}{8}$	$\alpha_{12}^{(10)}=-\frac{11778195}{128}$	$\alpha_{14}^{(10)}=\frac{692835}{32}$

Die Gleichung 4) aber gibt

9) $M = 24 \,.\, \sin\beta \,.\, \sin\varepsilon \,.\, \sin\lambda.$

Nun ist bekanntlich, wenn man das constante Wachsthum von x durch h darstellt,

$$S\cos qx = \frac{\sin q\left(x + \frac{1}{2}\,h\right)}{2\sin\frac{1}{2}\,qh} + \text{Const.}$$

$$S\sin qx = -\frac{\cos q\left(x + \frac{1}{2}\,h\right)}{2\sin\frac{1}{2}\,qh} + \text{Const.}$$

Will man nun die Summen der $n + 1$ Glieder

$\sin qa + \sin q(a + h) + \sin q(a + 2h) \ldots\ldots + \sin q(a + nh)$ und

$\cos qa + \cos q(a + h) + \cos(a + 2h) \ldots\ldots + \cos q(a + nh)$,

so hat man obige Integrale zwischen den Grenzen $x = a - h$ und $x = a + nh$ zu nehmen, und diess gibt

$$S\sin qx = \frac{\sin q\left(a + \frac{1}{2}\,nh\right) \,.\, \sin\frac{1}{2}\,qh\,(n+1)}{\sin\frac{1}{2}\,qh}.$$

$$S\cos qx = \frac{\cos q\left(a + \frac{1}{2}\,nh\right) \,.\, \sin\frac{1}{2}\,qh\,(n+1)}{\sin\frac{1}{2}\,qh}.$$

Da das Wachsthum h in unserm vorliegenden Falle die Längenzunahme der Sonne in einem Tage, folglich kaum $= \frac{1}{58}$ ist, so könnten wir bei unserer beabsichtigten Summation in Beziehung auf 8) in den drei oder vier ersten Gliedern $\frac{1}{2}\,qh$, statt $\sin\frac{1}{2}\,qh$ setzen. Ist λ' die am ersten Tag, Mittags 12 Uhr stattfindende Sonnenlänge, so haben wir für $m + 1$ Tage

10) $\Sigma u = (m + 1)\,A_0$

$$+ A_2 \cdot \frac{\cos 2\left(\lambda' + \frac{1}{2} mh\right) \cdot \sin h\,(m+1)}{\sin h}$$

$$+ A_4 \cdot \frac{\cos 4\left(\lambda' + \frac{1}{2} mh\right) \cdot \sin 2h\,(m+1)}{\sin 2h}$$

. . . . . .

$$+ A_{2n} \cdot \frac{\cos 2n\left(\lambda' + \frac{1}{2} mh\right) \cdot \sin nh\,(m+1)}{\sin nh}.$$

Ebenso liefert 9) für m + 1 Tage

$$11)\quad \Sigma M = \frac{48 \cdot \sin\beta \cdot \sin\alpha}{h} \cdot \sin\left(\lambda' + \frac{1}{2} mh\right) \cdot \sin \frac{1}{2} h\,(m+1).$$

Die Formel 10) reicht beinahe für die ganze bewohnte Erde aus, während 11) nur für die Polarländer anwendbar ist.

Bestimmen wir nun für die gemässigten und Tropenländer die Wärme- und Lichtmasse eines ganzen Jahres.

Nehmen wir das Jahr zu 365¼ Tagen an und wählen die Länge eines solchen Ortes, welcher um Mitternacht sein Frühlingsäquinoctium hat, so fällt dieses Aequinoctium nach einem Jahre auf Morgens 6 Uhr, wo die zweite Hälfte der Nacht weder Wärme noch Licht liefert. Fiele aber das erste Aequinoctium auf Morgens 6 Uhr, so kommt das zweite auf Mittags 12 Uhr, so dass hier ½ Tag weiter in Rechnung zu bringen wäre und zwar für die Deklination $\delta = 0$. Man wird daher nur unbedeutend von der mittleren Wärme- und Lichtmasse abweichen, wenn man der Summe für 365 Tage, das erste Aequinoctium für Mitternacht angenommen, noch $\frac{1}{4} u$ — für $\delta = 0$ —, beisetzt, welches gibt $\frac{1}{4} u = \frac{1}{4} \cos\beta$.

Noch einfacher erreichen wir unsern Zweck, wenn wir zum Behuf einer Interpolation setzen

$$h\,(1 + m) = 2\pi.$$

Da wir nun haben $\lambda' = \frac{1}{2} h$, so ist

ein Fehler gar zu leicht begangen, seine Auffindung aber oft nur dann möglich, wenn es schon zu spät ist.

Eine zweite Forderung an eine gute Verwaltung aller Anstalten dieser Art ist, daß es an der nöthigen Controle der Theilnehmer gegenüber von den Verwaltern nicht fehle, gleichviel ob letztere bezahlte Beamte der Gesellschaft, oder ob sie Unternehmer sind. Schon die Möglichkeit eines gewöhnlichen Irrthums fordert hierzu auf. Allein dazu kommt noch die Möglichkeit von grober Fahrlässigkeit und selbst von absichtlichem Betruge. Findet doch der Staat eine oft ins Weite gehende Controle bei seinen Beamten nöthig, welchen er Gelder anvertraut, trotz dem, daß er nur solche Männer zu diesen Stellen beruft, von welchen er überzeugt ist, daß er ihnen vertrauen kann, und welche er aus dem gebildetsten Theile der Nation auswählen mag. Wie vielmehr ist dies bei solchen Privat-Gesellschaften der Fall, welche diese Auswahl nicht haben, bei welchen sich sogar, namentlich wenn die Anstalt Speculations-Unternehmen ist, Menschen von zweifelhaftem Charakter, Abenteurer von unbekannter oder nur zu bekannter Geschichte, Wucherer und Juden aller Art nicht immer vermeiden lassen. Diese Controle muß aber sowohl in dem Rechte der Einsicht in die Verwaltung durch einen eigens hierzu von den Betheiligten aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß, als in der Hinterlegung einer dem Kapitalvermögen der Anstalt oder deren Versprechungen proportionalen Summe in sicheren Papieren bestehen. Bei der Wahl der Personen ist begreiflich jeder geheime oder öffentliche Einfluß der zu Controlirenden zu beseitigen; die reelle Caution muß mit dem etwaigen Zunehmen des Geschäftes ebenfalls steigen. Hierbei lasse man sich bei Speculationsunternehmungen nicht abwendig machen durch die Vorstellung, die Unternehmer seyen Männer von anerkannter Zahlungsfähigkeit und Solidität. Sie sind nicht unsterblich; die Versuchung kann zu groß für sie, der Ruf ein erschlichener seyn. Wer sich einer wirksamen Controle nicht unterwerfen will, — hic niger est, hunc tu Romane caveto. — Hier ist es namentlich Sache des Staates, Aufsicht zu führen. Wenn derselbe in so vielen Einrichtungen seiner Präventiv-Justiz Betrug, Diebstahl und selbst unbeabsichtigte Beschädigung der Bürger zu verhindern sucht, oft in Fällen, welche eigene Aufsicht und Wahrung viel leichter erlauben: so ist hier doppelt Aufforderung zur Thätigkeit, da so viele zur Vertheidigung ihrer Rechte Ungeeignete

$$\lambda' + \frac{1}{2}\,mh = \pi \text{ und}$$

$\sin nh\,(m+1) = 0$, folglich die Wärme- und Lichtmasse eines Jahres $Su = \frac{2\pi A_0}{h} = 365{,}25\ A_0$ oder

$$12)\quad SM = \frac{48}{h} \cdot A_0 = 2790{,}3\ A_0.$$

Wollen wir die Wärme- und Lichtmasse eines Jahres für den Aequator bestimmen, so ist $\beta = 0$ und

$A_0 = A_1 = A_2 = A_3 = \ldots\ldots A_n = -1$, folglich

$$A_0 = +1 - 2\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right) - 3\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^2 - 10\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^3 - \frac{175}{4}\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^4 - \frac{441}{2}\left(\frac{\sin\varepsilon^2}{8}\right)^5 \ldots$$

Nun ist $\log\frac{\sin\varepsilon^2}{8} = 0{,}2971462-2$ und diess gibt

$A_0 = 0{,}9591$ und endlich

$SM = 2676$ für den Aequator.

Wollen wir die Wärme- und Lichtmasse des Pols aufsuchen, wo $\beta = 90°$, so haben wir es hier nur mit einem halben Jahre zu thun, so dass

$$\sin\left(\lambda' + \frac{1}{2}\,mh\right) = \sin\frac{\pi}{2} = 1 \text{ und}$$

$$\sin\frac{1}{2}\,(h+m) = \sin\frac{\pi}{2} = 1, \text{ folglich aus 11)}$$

$$13)\quad SM = \frac{48\,.\,\sin\varepsilon}{h} = 1111 \text{ für den Pol.}$$

Die dem Aequator zugeführte Wärme- und Lichtmasse von einem Jahre ist also 2,4 mal grösser, als die dem Pole zugeführte.

Die Fruchtbarkeit eines Landes hängt, unter übrigens gleichen Umständen, hauptsächlich von der demselben zugeführten Wärme- und Lichtmasse ab, und wir dürfen bei den in den irdischen Temperaturen vorhandenen engen Grenzen annehmen, dass für dieselben Gewächse, z. B. für dieselbe Getreideart, die Summe der Wirkungen, um sie gedeihen zu lassen und zur Reife zu bringen, gleich sind. Wir setzen die in Stunden angegebene Zeit des Gedeihens derselben Fruchtgattung für die Breite β

gleich t, für die Breite $\beta' = t'$, die von der Sonne in diesen Zeiten gelieferten Wärme- und Lichtmassen gleich M und M', sowie die Wärmemasse, die der Erdboden selbst je in einer Stunde gibt, gleich w und w'. Setzen wir ferner die Wirkungen der Masseneinheit der Wärme gleich 1 und die Wirkung der Masseneinheit des Lichtes gleich c, so haben wir

$$M + wt + cM = M' + w't' + cM' \text{ oder}$$

$$M + \frac{w}{1+c} \cdot t = M' + \frac{w'}{1+c} \cdot t'.$$

Da M, M', t und t' bekannte Grössen sind, so gibt diese Gleichung die zwischen $\frac{w}{1+c}$ und $\frac{w'}{1+c}$ stattfindende Relation an. Wollte man für die Breite β und eine neue Breite β'' eine zweite Gleichung aufstellen, so könnte man $1 + c$ eliminiren, und dadurch würde sich eine Relation zwischen w, w' und w'' herstellen. Bei absichtlich angestellten Proben hat es der Mensch in seiner Macht, in Beziehung auf den Boden und dessen Befeuchtung für verschiedene Gegenden Gleichheit der Umstände herbeizuführen.

Wollen wir endlich die Wärme- und Lichtmasse bestimmen, die die Sonne in der Zeit T dem ganzen Erdball überhaupt zuführt, so können wir uns, da stets eine volle Halbkugel von derselben erleuchtet ist, vorstellen, die Sonne stehe im Zenith eines Pols, während die Erde ruht. Dann ist die dem Element $d\beta$ der Breite β in einer Stunde mitgetheilte Masse

$$= d\beta \cdot \sin\beta,$$

und folglich die dem ganzen Breitenkreise mitgetheilte

$$= 2\pi \cdot d\beta \cdot \sin\beta \cdot \cos\beta = \pi d\beta \cdot \sin 2\beta.$$

Die Integration gibt $\pi\left(-\frac{1}{2}\cos 2\beta + c\right)$,

und zwischen den Grenzen $\frac{\pi}{2}$ und 0

$$\pi,$$

folglich so viel, als ein grösster Durchschnitt der Erdkugel empfangen würde; und in der Zeit T

$$T\pi.$$

Diess liefert für ein Jahr die Masse

$$365{,}25 \cdot 24 \cdot \pi = 27539.$$

III. Kleinere Mittheilungen.

Specifisches Gewicht der Lösungen von Wilhelmsglücker Steinsalz.

Die weniger reinen mehr mit Thon gemengten Stücke des Steinsalzes werden in Wilhelmsglück zur Darstellung von Salzsoole benützt, welche Soole dann in Hall zu Siedsalz versotten wird. Das Wilhelmsglücker Salz zeichnet sich, abgesehen vom Thongehalt, durch seine Reinheit aus, die Soole wird dort deshalb, von welcher Concentration sie auch sein mag, immer dieselben Stoffe und in derselben oder nahezu derselben relativen Menge enthalten. Es erschien desshalb von Interesse, das specifische Gewicht verschieden concentrirter Lösungen des Steinsalzes zu ermitteln. Herr Salinenverwalter v. d. Osten in Hall hatte die Güte zu dem Ende einige Centner reines weisses Steinsalz zu besorgen. Dies wurde zu nachstehenden Versuchen verwendet. Da es darauf ankam, das specifische Gewicht auf einfachem Wege, doch möglichst genau zu ermitteln, so wurde die von Mohr angegebene (und in seiner „Pharmaceutischen Technik" näher beschriebene) Wage zur Bestimmung des specifischen Gewichts verwendet. Die Bestimmungen sind von Herrn G. Dahlmann mit der erforderlichen Sorgfalt ausgeführt.

F.

Das reine und durchsichtige Steinsalz von Wilhelmsglück gab in Lösung weder auf Schwefelsäure noch auf Kalk oder Magnesia eine deutliche Reaktion; selbst eine grössere Menge etwa ein Pfund der concentrirten Lösung dieses Salzes gab auf Zusatz von oxalsaurem Ammoniak auch nach längerer Zeit keine merkliche Trübung.

Um eine vollständig concentrirte Lösung des Steinsalzes in Wasser zu erhalten, wurde eine in der Kälte durch öfteres Schütteln möglichst gesättigte Lösung abgedampft, bis sich Krystalle von Chlornatrium ausschieden, die Flüssigkeit wurde nun nach dem Erkalten mit aller nöthigen Vorsicht in einen Kolben filtrirt, und dieser fest verschlossen. Ein Theil der vollkommen klaren gesättigten Lösung wurde in einem Tiegel abgewogen, so dass während des Wägens keine Feuchtigkeit angezogen werden konnte, die Lösung ward dann bei 100° verdampft und getrocknet. Der bei 100° längere Zeit getrocknete Rückstand verlor durch schwaches Glühen nicht mehr am Gewicht.

8,532 Gramm Kochsalzlösung hinterliessen beim Trocknen 2,255 Gramm Salz, in 100 Theilen Kochsalzlösung sind daher 26,428 Theile Chlornatrium.

Zur Kontrolle wurde das Chlor der Salzlösung als Chlorsilber bestimmt, und das Natrium als schwefelsaures Natron durch Glühen des Steinsalzes im Platintiegel mit reiner Schwefelsäure.

1,643 Gramm concentrirte Kochsalzlösung gaben 1,005 Gramm Chlorsilber, entsprechend 0,434 Gramm Chlornatrium, entsprechend einem Procentgehalt von 26,443 Chlornatrium. — 7,232 Gramm concentrirte Kochsalzlösung gaben 4,684 Gramm schwefelsaures Natron, entsprechend 1,910 Gramm oder einem Procentgehalt von 26,41 Chlornatrium.

Demnach berechnet sich im Mittel der Gehalt in 100 Lösung zu 26,427 Salz auf 73,573 Wasser, oder 35,919 Salz auf 100 Wasser.

Durch Mischung dieser concentrirten Steinsalzlösung mit Wasser in dem erforderlichen Verhältniss wurden Lösungen dargestellt von bestimmtem Procentgehalt.

Das Abwägen der concentrirten Steinsalzlösung in Gläsern musste immer mit der gehörigen Vorsicht geschehen, weil diese Lösung sehr hygroskopisch ist, und äusserst rasch Wasser aus der Luft aufnimmt, so dass sie beim Wägen in offenen Gefässen schnell am Gewicht zunimmt. Die Bestimmung des specifischen Gewichts der verschiedenen Lösungen mittelst der Sattelwage nach der Mohr'schen Konstruktion gab bei Wiederholung der Versuche constante Resultate.

Es wurden nun nachstehende Resultate erhalten.

Procent-Gehalt an Salz.	Specifisches Gewicht.	Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.
2,464	1,0172	18,93	1,136
4,604	1,034	20,035	1,152
5,768	1,043	20,976	1,1597
8,3604	1,0622	22,473	1,172
10,9324	1,081	24,086	1,184
14,074	1,104	24,92	1,1916
15,95	1,119	26,428	1,2043
17,068	1,1287		

Hienach ergibt sich, dass die Dichtigkeit der Salzlösungen regelmässig abnimmt mit dem Gehalt an Steinsalz, und es lässt sich daher für das specifische Gewicht der Lösungen des reinen Wilhelmsglücker Steinsalzes von verschiedenem Gehalt nachstehende Tabelle berechnen.

Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.	Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.
26,427 (ges. Salzlös.)	1,2043	14	1,104
26	1,201	13,5	1,100
25,5	1,1965	13	1,0965
25	1,192	12,5	1,092
24,5	1,188	12	1,089
24	1,184	11,5	1,085
23,5	1,180	11	1,0815
23	1,176	10,5	1,078
22,5	1,172	10	1,074
22	1,168	9,5	1,0715
21,5	1,164	9	1,067
21	1,160	8,5	1,0635
20,5	1,156	8	1,060
20	1,152	7,5	1,056
19,5	1,148	7	1,052
19	1,144	6,5	1,0485
18,5	1,140	6	1,045
18	1,136	5,5	1,041
17,5	1,132	5	1,037
17	1,128	4,5	1,033
16,5	1,124	4	1,029
16	1,120	3,5	1,025
15,5	1,116	3	1,021
15	1,112	2,5	1,017
14,5	1,108	2	1,0135

G. Dahlmann.

Neunundzwanzigster und dreissigster Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse in Württemberg.

Jahrgang 1853 und 1854.

Von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Mit dem Jahre 1853 ist die Zahl der Beobachtungsstationen durch fünf neue vermehrt worden. Auf den Antrag des Herrn Präsidenten des K. statistisch topographischen Bureau, Herrn Staatsministers von Herdegen Exc. wurde Seitens des Herrn Finanzministers v. Knapp Exc. genehmigt und sofort angeordnet, dass auf den fünf Haupttelegraphenstationen Friedrichshafen, Ulm, Stuttgart, Heilbronn, Bruchsal fortan regelmässige meteorologische Beobachtungen angestellt werden sollen. Zu diesem Behuf wurden vom K. statistisch topographischen Bureau die nöthigen — mit den bisherigen Stuttgarter Instrumenten verglichenen — Instrumente im Spätjahr 1852 angeschafft und in den Bureau's der genannten Telegraphenstationen in zweckgemässer Art aufgestellt, so dass der Einfluss strahlender Wärme möglichst vermieden wird.

Die Localitäten sind folgende. Zu Friedrichshafen im Erdgeschoss; die Instrumente welche im Freien aufzustellen sind, in einem jalousieartigen Kästchen ausserhalb des Fensters gegen NO aufgestellt und keinen wesentlichen Störungen ausgesetzt.

Zu Ulm im ersten Stockwerk, jedoch gegen S, so dass der Einfluss der Sonnenwärme auf die die Aussenwand des Gebäudes unmittelbar berührende Luft nicht zu vermeiden ist. Es sind daher die von der Lufttemperatur abhängigen Elemente der Beobachtung hier merklich grösser ausgefallen, als sie nach den Ergebnissen des bisherigen Beobachters zu Ulm, Herrn Apothekers Gmelin, an einem vor dem unmittelbaren Einfluss der Sonne geschützten Orte sind.

Zu Stuttgart in dem ein Stockwerk unter der Strassenhöhe und dem Bahndamm angebrachten Telegraphenbureau gegen SO. Es war also hier sowohl in den Sommermonaten der unmittelbare Einfluss der Mittagssonne, als auch in den Wintermonaten der Einfluss der tieferen,

der Circulation der Luft minder zugänglichen Lage störend. (Seit 1856 ist das Bureau in ein der Beobachtung günstigeres Local im Erdgeschoss des Nebenhauses am Bahnhofgebäude verlegt.)

Zu Heilbronn im Erdgeschoss gegen NO jedoch dem Zutritt der Lufteirculation ungehemmt ausgesetzt, daher diese Beobachtung keiner wesentlichen Störung ausgesetzt erscheint.

Zu Bruchsal im ersten Stockwerk gegen NO. Auch hier dürfte keine wesentliche Störung stattfinden.

Die Ergebnisse dieser Beobachtungen, welche nicht an allen Stationen schon mit 1. Dec. 1852 begonnen werden konnten, auch zu Ulm im Jahr 1853 nicht mit der nöthigen Sorgfalt und Beharrlichkeit angestellt wurden, sind in den nachfolgenden Zusammenstellungen mit den Buchstaben T.S. (Telegraphenstation) bezeichnet.

Wir durften nicht unterlassen, dieser schätzenswerthen Beachtung und Förderung der Erforschung der climatischen Verhältnisse des Landes, dieses von andern europäischen Regierungen als Staatszweck behandelten Theils der topographischen Statistik der Länder, hier gegen die hohen Staatsbehörden dankbar — rühmend zu gedenken.

Die Beiziehung der Telegraphenstationen in das Bereich der geordneten, regelmässigen meteorologischen Beobachtungen und in das Interesse für dieselben hat auch ausserdem, dass diese hier von dem stets gegenwärtigen und an Pünktlichkeit gewöhnten Personal ohne alle Schwierigkeit besorgt werden können, noch überdiess ein besonderes wissenschaftliches und ein practisches Moment. Ein wissenschaftliches: Nach einer mir von Hrn. Prof. Scarpellini zu Rom im Laufe des vorigen Jahres zugesandten gefälligen Mittheilung sind neuerdings von der päbstlichen Regierung tägliche telegraphische Berichte über meteorologische Erscheinungen aus Ancona, Bologna, Rom u. a. O. an ihn angeordnet worden, eine Förderung, durch welche in kürzerer Zeit und auf kürzerem Wege eine Vergleichung der gleichzeitigen Witterungserscheinungen diess- und jenseits der Apenninen, an den Küsten und im Innern, im Norden und Süden Italiens u. s. w. möglich wird, und die, wenn diese Anordnung auf grössere Erstreckungen über den Continent ausgedehnt würde, unstreitig zu grossartigen Resultaten führen müsste. Ein practisches: Die Commission hydrometrique zu Lyon hat nach den mir zugesendeten Berichten regelmässige Beobachtungen, zunächst über Regengüsse im ganzen Flussgebiet der Rhone und telegraphische Berichte von denselben angeordnet, wodurch es möglich geworden ist, den in jenem Theile von Frankreich herrschend gewordenen Verheerungen durch Wolkenbrüche durch zeitige Benachrichtigung der untern Gegenden in ihren Wirkungen zu begegnen. —

I. Allgemeine Schilderung der Jahrgänge.

1) Der Jahrgang 1853 gehörte, wie die vorhergehenden, unter die ungünstigen rücksichtlich der Vegetationsprodukte. Auf eine ungewöhnlich milde Temperatur im December 1852 und Januar 1853 und gänzlichen Mangel an Schnee folgte erst im Anfang Februars anhaltender Winterfrost mit reichlichen Schneefällen, welcher fast den ganzen März hindurch anhielt. Auch der April brachte noch keine Frühlingswitterung und erst zu Ausgang Mai's erschien der erste Sommertag. Der Sommer blieb im Juni, durch häufige Regengüsse und starke Gewitter, kühl und erst der Juli brachte anhaltendere, doch immer noch von Gewittern und Regengüssen unterbrochene Sommerwärme, welche in vermindertem Grade auch im August anhielt. Der Herbst hatte keine Sommertage mehr, der September war jedoch fast anhaltend trocken und auch im October herrschte eine anhaltend milde, wenn gleich nicht warme Witterung, die nun aber nicht mehr hinreichte, die zurückgebliebene Vegetation der Weinreben wieder einzubringen. Diese milde Temperatur dauerte bis gegen Ende Novembers fort, und brachte wenigstens das Holz der Reben zu vollkommener Reife, dagegen erschien der December mit constanter winterlicher Witterung und hinreichendem Schnee für den Schutz der Wintersaaten.

Der Character der einzelnen Monate war nach den Stuttgarter Beobachtungen folgender:

Der Januar 1853 hatte, mit Ausnahme der Tage vom 1.—3., 12. und 19., constant niedrige Barometerstände unter dem Jahresmittel; die Lufttemperatur behielt, mit Ausnahme weniger Frostnächte, ihren ungewöhnlich milden Character, so dass von blühenden Obstbäumen, Frühlingsblüthen und reifen Erdbeeren berichtet wurde. Die Brunnentemperatur nahm vom 1.—27. unter Schwankungen um 1,9° ab und hob sich wieder bis zum 31. um 0,5°. Die Luftfeuchtigkeit blieb ziemlich stark. In der Windrichtung herrschte, bei einigem Wechsel, die südwestliche mit ziemlichen Strömungen überwiegend vor, in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht sehr beträchtlich, der erste Schnee im Winter 1852—53, welcher am 24. fiel, blieb nicht liegen. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der Februar hatte anhaltend einen ungewöhnlich niedrigen Barometerstand. Auf die milde Temperatur des Januars folgte mit dem 5. anhaltender Frost mit Schnee, der vom 11. an liegen blieb. Die Brunnentemperatur nahm vom 2.—23. constant um 1,7° ab und hob sich bis zum 28. nur noch um 0,3°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. Die Menge des meteorischen

Wassers entsprach nicht der Häufigkeit des Schneefalls. In der Windrichtung herrschten die nördliche, nach ihr die nordwestliche, nordöstliche und in der 2. Hälfte des Monats, die südwestliche, in dem Wolkenzug, soweit er bei meist mit Nebel bedecktem Himmel zu beobachten war, die westliche Richtung vor. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

Der März hatte wechselnden Barometerstand, vom 4.—12. und 28.—29. Stände über, sonst unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur blieb fast constant frostig und winterlich. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 1,7°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Schnee, war ziemlich gering. In der Windrichtung herrschte die nördliche überwiegend vor, nach ihr kamen die süd- und nordöstliche; Westwind wurde nicht beobachtet. Im Wolkenzug, soweit derselbe bei häufig umzogenem Himmel beobachtet werden konnte, waren westliche, mit nördlichen Richtungen wechselnd, die vorherrschenden. Die Ansicht des Himmels war meist trüb.

Der April hatte, mit Ausnahme des 6., 10., 11., 16., 17., niedrige Barometerstände, jedoch nicht sehr tiefe unter dem Jahresmittel, und auch die höheren Stände übertrafen das Jahresmittel nicht viel. Die Lufttemperatur blieb noch rauh, wenn gleich nur zwei Eistage vorkamen. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,7°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten unter leichten Strömungen die südwestliche und nordwestliche überwiegend vor, namentlich im ersten und letzten Drittel des Monats: in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, fast durchaus von Regen, war beträchtlich; am 15. erschien der letzte Schnee. Die Ansicht des Himmels war durchaus gemischt.

Der Mai hatte constant niedrige Barometerstände, welche jedoch nicht sehr tief unter dem Jahresmittel standen. Die Lufttemperatur war meist kühl, doch wirkte sie fördernd auf die Vegetation; am 25. erschien der erste Sommertag im Jahr. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen bis zum 28. um 2,6° zu und fiel wieder um 0,2°. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung war die nördliche und nordöstliche, nach ihnen die südwestliche vorherrschend. In dem Wolkenzug herrschte grosser Wechsel, selbst innerhalb weniger Stunden, und häufige conträre Richtungen höherer und niedrigerer Luftschichten; entsprechend den häufigen Regenniederschlägen. Die Wolkenbrüche am 12. mit ihren Verwüstungen durch Ueberschwemmung sind als aussergewöhnliche Ereignisse zu erwähnen: die Gewitter hatten an

manchen Orten des Landes tödtliche Blitzschläge im Gefolge. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Die Barometerstände des Juni hielten sich, mit wenigen Ausnahmen (9., 15., 16.), unter dem Jahresmittel, jedoch stets über 27 Zoll. Die Lufttemperatur war der Vegetation nicht günstig; die Abkühlungen durch die häufigen Regengüsse und diese selbst wirkten nachtheilig; erst in dem letzten Drittel erschienen wieder Sommertage. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 2,1°. Die Feuchtigkeit der Luft war beträchtlich. In der Windrichtung der Wetterfahnen herrschte grosser Wechsel; die nördliche war vorherrschend, nach ihr die westliche, südliche, östliche, in den letzten Tagen mit stärkeren Strömungen; in dem Wolkenzug herrschte gleichfalls starker Wechsel und namentlich auch in der Art, dass gleichzeitig die verschiedensten Richtungen in den Wolkenstrichen verschiedener Höhen herrschten; in der zweiten Hälfte war die westliche überwiegend. Die Menge des meteorischen Wassers war sehr beträchtlich und die Regengüsse am 30. mit fast unaufhörlichen Gewittern (8 im Ganzen) gehören zu den selteneren Erscheinungen. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der Juli hatte ziemlich gleichförmige Barometerstände, weder sehr hoch über, noch sehr tief unter dem Jahresmittel; letztere am 1., 2., 12.—16., 20., 21., 27.—29. Die Lufttemperatur brachte, nur mit Unterbrechungen durch häufige Regen und mehrere Gewitter, eine die Vegetation rasch fördernde Sommerwärme. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen bis zum 30. um 1° zu. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich, entsprechend den häufigen Regen, nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschten, bei meist ruhiger Luft aber häufigem Wechsel, die nördliche Richtung, und nach dieser die südwestliche, nordwestliche und westliche vor. In dem Wolkenzug war die westliche die herrschende. Die Menge des meteorischen Wassers war ungeachtet der häufigen Niederschläge eine mittlere. Die Ansicht des Himmels war meist klar.

Der August hatte häufige, jedoch nicht starke Barometerschwankungen und nur am 1., 6.—12., 19. und 30. Stände, welche das Jahresmittel mehr oder weniger überstiegen. Die Lufttemperatur war, mit Unterbrechungen durch Gewitterregen vom 2.—4. und 20.—26., anhaltend heiss, und ausser den 9 Sommertagen zählte man 7 Tage mit + 18° und darüber. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 24. um 0,9° zu und bis zu Ende um 1,5° ab. Die Luftfeuchtigkeit war wechselnd, im Durchschnitt eine mittlere. In der Windrichtung herrschte, bei einigen starken Strömungen am 5., 17., 29., die nordöstliche, nach ihr die westliche, nördliche, östliche und südwestliche vor, unter starkem Wechsel. Im Wolkenzug war die

westliche vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere; die Ansicht des Himmels meist klar.

Der September hatte ziemlich wechselnde, und meist mehr oder weniger niedrige, unter dem Jahresmittel stehende Barometerstände: blos vom 3.—5., 19. und 20., 27.—29. waren Stände, die sich etwas über das Jahresmittel erhoben. Die Lufttemperatur erhob sich nicht mehr zur Sommerwärme und die 16tägige trockene Periode vom 8.—24. reichte nicht hin, die stark zurückgebliebene Vegetation der Reben und anderer Gewächse zu fördern. Die Brunnentemperatur fiel unter Schwankungen bis zum 28. um 3,4° und hob sich bis zum 30. um 0,8°. Die Luftfeuchtigkeit war, je nach den Regentagen wechselnd, im Ganzen nicht beträchtlich. In den ziemlich wechselnden Windrichtungen hielten die westlichen und nordwestlichen (am 26. starker Weststurm) gegenüber den östlichen und nordöstlichen das Gleichgewicht, dagegen waren die nördlichen den südlichen Richtungen überlegen. In dem Wolkenzug herrschte im ersten und 3. Drittel des Monats die westliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend klar.

Der October hatte in den ersten 2 Dritteln wechselnde und meist niedrige Barometerstände, im letzten Drittel anhaltend hohe. Die Lufttemperatur blieb ziemlich mild. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen bis zum 28. um 4° ab, hob sich bis zum 30. wieder um 1,1. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich. In der sehr wechselnden Windrichtung mit mehrmaligen stärkeren Strömungen herrschte die westliche, nach ihr die östliche vor; in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere; die Ansicht des Himmels gemischt.

Der November hatte nur vom 13.—18. Barometerstände unter dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur blieb, mit Ausnahme der beiden Frosttage 12. und 13., ziemlich gelind bis zum 27., wo anhaltenderer Frost eintrat. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 5,2 ab. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich, entsprechend den häufigen Nebeln. In der Windrichtung bei fast unmerklichen Strömungen herrschte die östliche überwiegend vor: in dem Wolkenzug im ersten Drittel des Monats die westliche, später, soweit diess bei meist neblicht umzogenem Himmel wahrnehmbar war, die östliche und nordöstliche. Die Menge des meteorischen Wassers war ungewöhnlich gering, die Ansicht des Himmels vorherrschend neblicht.

Der December hatte vom 1.—12. und am 25. Barometerstände, welche nicht sehr beträchtlich über dem Jahresmittel standen; sonst Stände unter demselben und vom 14.—20. und am 30. und 31.

betheiligt zu ſeyn pflegen, und häufig ſo große Summen auf dem Spiele ſtehen. Der Staat geſtatte daher nimmermehr die Errichtung einer Anſtalt der fraglichen Art, ohne ſich aufs Genaueſte und durch intelligente Männer von dem Daſeyn der nöthigen Bewahranſtalten verſichert zu haben.

Endlich erſcheint noch die Bildung eines zu den Verluſt-Möglichkeiten im Verhältniſſe ſtehenden Reſerve-Kapitals als ſehr nothwendig. Bei den auf Speculation unternommenen Anſtalten mag etwa das Cautions-Kapital dazu dienen. Allerdings vermindert die Zurücklegung eines ſolchen die Bezüge und Vortheile, namentlich bei rein gegenſeitigen Einrichtungen: allein dieſer Nachtheil wird weit überwogen. Verluſte ſind bei großen Geldverwaltungen auf die Dauer kaum zu vermeiden; in manchen Fällen treten unvorhergeſehene Ausgaben unvermeidlich ein. Wenn ſich nun aber die Folgen ſolcher Störungen in einer plötzlichen, vielleicht beträchtlichen Verminderung der Leiſtungen an die Theilnehmer äußern, ſo leidet nicht nur der Credit der Anſtalt, ſo daß neue Beitritte ſeltener werden, ſondern es kann auch wohl einzelnen Mitgliedern, welche auf die regelmäßige Fortdauer ihrer Bezüge rechnen müſſen, die äußerſte Verlegenheit bereitet werden. Auch verſteht ſich ja von ſelbſt, daß der Reſervefonds nicht nur bei Auflöſung der Geſellſchaft den Eigenthümern (Mitgliedern oder Theilnehmern) zufällt, ſondern daß ſogar während der Dauer der Anſtalt der über das Bedürfniß angewachſene Theil zurückgegeben wird. Wenn es in allen Lebensverhältniſſen unklug und verderblich iſt, die zu erwartenden Einnahmen möglichſt groß, die Ausgaben möglichſt klein anzunehmen, ſo iſt eine ſolche Selbſttäuſchung oder Täuſchung Anderer beſonders übel angebracht bei Unternehmungen, welche ihrem Begriffe gemäß zuverläſſig und nachhaltig ſeyn ſollen. Die Strafe für die allzu lockenden Phantaſiegebilde folgt auf dem Fuße, denn die Wirklichkeit rächt ſich für ihre Vernachläſſigung durch wirkliche Verluſte und Leiden.

Wenden wir uns aber nun nach der Erörterung der bisherigen Nebenfrage zu dem Gegenſtande ſelbſt, nämlich zu dem Werthe oder Unwerthe der verſchiedenen Arten von Vorſorge-Anſtalten, ſo iſt zu einem vollſtändigen und ſomit allein richtigen Ueberblicke ſowohl die Erwägung der ſittlichen und der wirthſchaftlichen Folgen für die unmittelbar betheiligten Einzelnen, als die

sehr tiefe. Die Lufttemperatur zeigte constanten Frost, der nur an 11 Tagen Mittags, und zwar blos in der ersten Hälfte des Monats durch geringes Steigen über 0 unterbrochen wurde; vom 26.—28. folgte ungewöhnlich strenge Kälte. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 28. um 1,7° constant ab, und erhob sich nur wieder um 0,5°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich bedeutend, entsprechend den häufigen Nebeln. In der Windrichtung herrschte die östliche und nordöstliche überwiegend vor, jedoch mit ziemlich häufigen Wechseln. Am 30. Abends erfolgte ein ziemlich heftiger Schneesturm aus W. In dem Wolkenzug war, soweit er bei dem häufig mit Nebel bedeckten Himmel beobachtet werden konnte, in der ersten Hälfte des Monats die östliche, in der zweiten die westliche Richtung vorherrschend. Die wässerigen Niederschläge, blos in Schnee bestehend, waren gering und erfolgten erst in der zweiten Hälfte des Monats mit dem 15., brachten jedoch dauernde Schneedecke. Der Erdboden und die stehenden Gewässer waren von Anfang des Monats an gefroren. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

2) Der Jahrgang 1854 war in Bezug auf die Vegetationsproducte besser als die Reihe der vorangehenden seit 1846, doch gehörte er auch nicht unter die guten. Die winterliche Temperatur des Dec. 1853 wich schon am 5. Januar einem allgemeinen Thauwetter, das den Schnee wegnahm und eine constante trockene Witterung mit gelindem Frost im Gefolge hatte, der mit Temperaturen etliche Grade über 0 wechselte, bis am 26. ein zweites Thauwetter folgte, das auch das Erdreich auffrieren machte und Regen brachte. Vom 3.—27. Februar folgte wieder Frost mit Schnee; im März Nachtfröste im ersten und dritten Viertel, im zweiten und vierten milde Witterung (am 15. sogar Gewitter) bis zum 25. April, wo Morgenfröste Schaden an Frühobst und Reben brachten. Im Mai erschienen mehrfache Abkühlungen durch Gewitter, so dass noch keine Sommerwärme aufkam; der Juni erreichte unter gleichen Umständen kaum 3 Sommertage und eben dieser gewitterige Charakter dauerte im Juli und August fort. Dagegen brachte der September und der Anfang Octobers constante und wärmere Witterung, welche die Vegetation der Weinreben auf's Neue belebte (am 7. October der letzte Sommertag), so dass die Weinlese ein an Quantität geringes, an Qualität ziemlich gutes Erträgniss lieferte. Im November und December folgte wechselnde Temperatur zwischen geringen Ständen über und unter 0, ohne dauernden Frost und Schnee, und mit häufigerem Regen.

Den Charakter der einzelnen Monate gibt die nachstehende Uebersicht nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Der Januar hatte in der ersten Hälfte constant niedrige, in der zweiten constant hohe Barometerstände. Die Lufttemperatur

wurde von dem Thauwetter am 5. an ungleich milder, hob sich den Tag über meist über 0, und die Schneedecke wurde entfernt; am 26. folgte zum zweitenmal Thauwetter, von welchem an auch der Boden auffror. Die Brunnentemperatur hob sich bis zum 8. um 0,9°, sank bis zum 23. um 1,4° und hob sich bis zum 31. wieder um ebensoviel. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung war die östliche (vom 11.—25.), nach ihr die südwestliche mit einigen starken Strömungen (am 29.) vorherrschend; in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war ziemlich gering; die Ansicht des Himmels vorherrschend gemischt.

Der Februar hatte, mit Ausnahme der 4 Tage vom 17.—20. constant hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur, in den 2 ersten Tagen noch mild, wich am 3. einem, nur unter Tages durch mitunter ziemlich hohe Stände über 0 gemilderten, constanten Winterfrost bis zum 27. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen bis zum 15. um 1,4° ab und hob sich bis zum 28. unter Schwankungen um ebensoviel. Die Luftfeuchtigkeit war eine verhältnissmässig nicht unbeträchtliche. In der Windrichtung herrschte bei ziemlich bewegter Luft und ziemlichem Wechsel die westliche und südwestliche, nach ihr die nördliche und nordöstliche vor, in dem Wolkenzug die westliche wechselnd mit nördlichen Richtungen. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. Der Schnee lag auf den Bergen um Stuttgart vom 6.—25., im Thal bildete er keine constante Schneedecke. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der März hatte im ersten Drittel ungewöhnlich hohe und ungewöhnlich andauernd hohe Barometerstände, im ganzen Verlauf des Monats sank der Stand nur am 25. und 26. sehr wenig unter das Jahresmittel. Die Luftemperatur blieb durch Nachtfröste im ersten und dritten Viertel des Monats ziemlich kühl, doch der Vegetation nicht ungünstig. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 2,5° zu. Die Luftfeuchtigkeit war gering. In der Windrichtung herrschten, bei ziemlich ruhiger Luft, die östliche, nach ihr die nordwestliche, nördliche und nordöstliche vor, im Wolkenzug die westliche und nordwestliche, soweit bei der vorherrschend klaren Ansicht des Himmels die oberen Strömungen im Wolkenzug beobachtet werden konnten. Die Menge des meteorischen Wassers war äusserst gering. Am 15. 6 Uhr Abends erschien das erste Gewitter mit starkem Donner und Blitz und kurzem Gewitterregen.

Der April hatte, mit Ausnahme der Tage vom 15.—16., 19.—24. und 27.—30., hohe Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war in den 3 ersten Wochen des Monats ziemlich

beständig mild, so dass die Vegetation stark gefördert wurde und die schnelle Erniedrigung am 25. und 26. Morgens zu Winterfrost allenthalben Schaden an Frühobst und Reben anrichtete. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 24. ziemlich gleichförmig um 4,0° zu und fiel bis zum 30. um 2,1°. Die Luftfeuchtigkeit war bis zum 24. gering und nahm von da an, entsprechend den häufigen wässrigen Niederschlägen, in bemerklichem Grade zu. In der Windrichtung herrschte, bei ziemlichen Strömungen und zwar in den 3 ersten Wochen des Monats, die östliche und nordöstliche constant vor, vom 24. an erschienen constant westliche Richtungen; in dem Wolkenzug herrschten, gleichfalls in den ersten 3 Wochen des Monats, die nördliche und östliche Richtung vor. Die Menge des meteorischen Wassers, von dem letzten Drittel des Monats, war nicht unbeträchtlich, am 30. erschien der letzte Schnee. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend klar, die trüben und gemischten Tage fielen zunächst nur in das letzte Viertel des Monats.

Der Mai hatte, mit Ausnahme des 6., Barometerstände, welche wenig unter dem Jahresmittel standen. Die Lufttemperatur hielt sich, unter mehrfachen Abkühlungen durch Gewitter und Gewitterregen, auf einer erwünschten Höhe, erreichte jedoch nicht die Höhe der Sommertage und man zählte blos 6 Tage mit + 18° und darüber. Die Brunnentemperatur hob sich unter Schwankungen um 4°. Die Luftfeuchtigkeit war nicht unbeträchtlich, entsprechend den häufigen, wenn gleich nicht sehr ergiebigen Regenniederschlägen. In der Windrichtung, die mit Ausnahme des 5. geringe Strömung zeigte, herrschten bei häufigem Wechsel die westlichen vor, in dem Wolkenzug ebenso. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere; die Ansicht des Himmels vorherrschend gemischt.

Der Juni hatte vom 20.—25. etwas höhere Barometerstände als das Jahresmittel, sonst beständig Stände um Weniges niedriger als das Jahresmittel. Die Lufttemperatur zeigte ziemlichen Wechsel in Folge der häufigen Abkühlungen durch Gewitter und Gewitterregen; ausser den 3 Sommertagen zählte man nur 7, welche + 18 und darüber zeigten. Die Brunnentemperatur hob sich unter Wechseln um 1,5° bis zum 29. und fiel bis zum 30. um 0,2°. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten mit etlichen Strömungen die westlichen vor, in dem Wolkenzug ebenso. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich und mitunter sehr reichlich. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der Juli hatte vom 19.—24. und 28.—30. Barometerstände, welche das Jahresmittel um etliche Linien überstiegen, sonst Stände

um 1—3 Linien unter demselben. Die Lufttemperatur erlitt mannigfache Erniedrigungen durch häufige Gewitter und Gewitterregen. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 28. unter Schwankungen um 0,7° zu, und sofort wieder um 1,6° ab. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschte, bei durchaus ruhiger Luft, jedoch sehr häufigem Wechsel, die östliche und nach ihr die südwestliche vor, in dem Wolkenzug in der ersten Hälfte des Monats die östliche, in der zweiten die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich; die Ansicht des Himmels ziemlich gemischt.

Der August hatte in der ersten Hälfte meist Barometerstände unter dem Jahresmittel, in der zweiten meist Stände, welche 2—3 Linien über demselben standen. Die Lufttemperatur zeigte ausser den (7) Sommertagen nur 5 Tage mit + 18° und darüber, eine Folge häufiger Abkühlungen durch Strichregen. Die Brunnentemperatur hob sich, jedoch nur in den letzten Tagen, nach starken Schwankungen im Laufe des Monats, um 1,3°. Die Luftfeuchtigkeit zeigte sich nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung zeigte sich, unter häufigem Wechsel, jedoch meist ruhiger Strömung, in der zweiten Woche die östliche Richtung überwiegend, sonst waren die westlichen Richtungen vorherrschend: ebenso herrschten die letzteren in dem Wolkenzug vor. Die Menge des meteorischen Wassers war eine mittlere. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend gemischt.

Der September hatte fast durchaus (mit Ausnahme des 17., 20., 21.) Barometerstände über dem Jahresmittel. Die Lufttemperatur war bei der fast stets klaren Witterung sehr warm, und ausser den 7 Sommertagen zählte man noch 6 Tage mit einem Maximum über + 18. Die Brunnentemperatur nahm unter Schwankungen um 2,3° ab. Die Luftfeuchtigkeit war gering, entsprechend der ungewöhnlich geringen Menge des meteorischen Wassers, wodurch auf der Alp und in fliessenden Gewässern überhaupt gegen Ende des Monats Wassermangel entstand. In der Windrichtung herrschten, unter häufigen stärkeren Strömungen und starkem Wechsel, die östliche und nordöstliche vor, nach ihnen die nordwestliche und südwestliche, in dem Wolkenzug, soweit derselbe bei meist klarem Himmel vorkam, die westliche und nordwestliche vor, zumeist nur an den wenigen Regentagen. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend klar.

Der October hatte häufige und starke barometerische Schwankungen, besonders in seiner zweiten Hälfte; am 1. und 2., 8.—15. und 27.—31. zum Theil hohe Stände über dem Jahresmittel, sonst Stände, welche zum Theil tief unter demselben waren. Die Lufttempera-

tur war in der ersten Woche noch ungewöhnlich hoch und hob sich am 7. noch bis zur Höhe eines Sommertages; nahm aber von da an rasch ab und erreichte vom 11. an kaum mehr + 12,0°. Die Brunnentemperatur nahm bis zum 7. um 1,5° zu und von da an gleichförmig um 4,1° ab. Die Luftfeuchtigkeit war, entsprechend den häufigen Regen, nicht unbeträchtlich. In der Windrichtung herrschte, unter sehr raschen Wechseln und bedeutenden Strömungen, die südwestliche vor, in dem Wolkenzug, bei häufigen entgegengesetzten Strömungen, die westliche und südwestliche. Die Menge des meteorischen Wassers war nicht unbeträchtlich, es erschienen mehrere ausgiebige Niederschläge, welche die herrschende Trockenheit beendigten und noch eine sehr bemerkliche Förderung in der zurückgebliebenen Vegetation der Weinreben mit sich brachten. Die Ansicht des Himmels war gemischt.

Der November hatte starken Wechsel im Barometerstande und, mit Ausnahme der Tage 1—4, 6—8, 10, niedrige Stände, zum Theil tief unter dem Jahresmittel, das Minimum am 29. gehört unter die tiefsten bis jetzt beobachteten. Die Lufttemperatur fiel unter Schwankungen bis zum 14. um 3,4° und blieb bis Ende des Monats auf dieser Höhe. Die Brunnentemperatur nahm, unter Schwankungen, um 3,4° ab. Die Luftfeuchtigkeit war, entsprechend den häufigen Niederschlägen, ziemlich bedeutend. In der Windrichtung herrschte ein starker Wechsel bei ziemlich anhaltenden, stärkern Strömungen, und obgleich die nordwestliche, dann die südwestliche und nordöstliche und die südliche Richtung vorherrschten, so fand doch ein merkwürdiges Gleichgewicht statt, dessen Resultat eine mittlere südnördliche Richtung war. In dem Wolkenzug fand gleicher Wechsel statt, doch war die nordwestliche und westliche Richtung vorherrschend. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Regen, war eine mittlere, die Ansicht des Himmels vorherrschend trüb.

Der December hatte starken Wechsel in den Barometerständen, am 3., 12.—15., 21., 22., 28.—31. hohe und sehr hohe Stände über dem Jahresmittel, sonst tiefe und sehr tiefe unter demselben. Die Lufttemperatur war ebenso wechselnd, doch brachte sie weder dauernden Frost noch Schnee mit sich. Die Brunnentemperatur sank unter Schwankungen um 1,5° bis zum 30. Die Luftfeuchtigkeit war ziemlich beträchtlich. In der Windrichtung herrschten unter starken und anhaltenden Strömungen die südwestliche, nordwestliche und westliche überwiegend vor; in dem Wolkenzug die westliche. Die Menge des meteorischen Wassers, meist von Regen, war nicht unbeträchtlich und die Flüsse waren stark angelaufen. Die Ansicht des Himmels war vorherrschend trüb.

2) Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die monatlichen Extreme am Thermometrograph, die Monatsmittel von den 3 täglichen Beobachtungen, sowie von dem täglichen Maximum und Minimum, und die Differenz dieser beiderlei Mittel, wobei + und — den Ueberschuss und den Minderbetrag des ersteren über das letztere angibt, enthält die

Tabelle I.

Monate.	Monatliches		Monatsmittel		Differenz beider.
	Maximum.	Minimum.	vom tägl. Max. und Minimum.	von den 3 täglichen Beobacht.	
Dec. 1852	+11,1 d. 27.	— 1,0 d. 19.	+ 5,289	+ 5,335	+ 0,046
Jan. 1853	+10,5 d. 11.	— 1,0 d. 27.	+ 4,736	+ 4,685	+ 0,050
Februar .	+ 4,8 d. 9.	— 7,0 d. 17.	— 0,751	— 0,690	+ 0,061
März . .	+ 9,7 d. 31.	— 5,2 d. 3.	+ 0,839	+ 0,849	+ 0,010
April . .	+16,8 d. 7.	—0,8 d. 14. 15.	+ 6,214	+ 6,593	+ 0,379
Mai . .	+20,8 d. 25.	+ 2,3 d. 6.	+10,777	+11,085	+ 0,308
Juni . .	+26,0 d. 28.	+ 7,0 d. 1. 3.	+13,882	+14,603	+ 0,721
Juli . .	+26,6 d. 8.	+ 8,0 d. 4.	+15,872	+16,573	+ 0,701
August .	+27,5 d. 13.	+ 7,3 d. 30.	+15,158	+15,543	+ 0,385
September	+19,5 d. 22.	+ 5,2 d. 28.	+11,765	+11,764	— 0,001
October .	+15,6 d. 1.	+ 1,2 d. 27.	+ 8,682	+ 8,604	— 0,078
November	+11,0 d. 1.	— 4,2 d. 30.	+ 3,385	+ 3,398	+ 0,013
December	+ 2,5 d. 2.	—14,2 d. 27.	— 3,235	— 3,149	+ 0,086
Kal.-Jahr	August.	Dec. 1853	+ 7,165	+ 7,832	+ 0,667
Met. Jahr	August.	Febr. 1853	+ 7,875	+ 8,095	+ 0,220
Dec. 1853	+ 2,5 d. 2.	—14,2 d. 27.	— 3,235	— 3,149	+ 0,086
Jan. 1854	+ 8,3 d. 30.	— 7,8 d. 24.	+ 0,154	+ 0,769	+ 0,615
Februar .	+ 8,5 d. 6. 7.	—15,5 d. 15.	— 0,379	— 0,099	+ 0,280
März . .	+13,7 d. 10.	—3,5 d. 20. 21.	+ 4,470	+ 4,442	+ 0,026
April . .	+19,0 d. 20.	— 2,0 d. 26.	+ 7,645	+ 8,267	+ 0,622
Mai . .	+19,4 d. 13.	+ 4,5 d. 6.	+11,961	+12,041	+ 0,080
Juni . .	+22,1 d. 18.	+ 5,5 d. 7.	+13,105	+13,658	+ 0,553
Juli . .	+25,0 d. 25. 26.	+ 8,2 d. 2.	+15,244	+16,061	+ 0,817
August .	+23,0 d. 14.	+ 5,0 d. 28.	+13,910	+14,353	+ 0,443
September	+24,5 d. 16.	+1,5 d. 29. 30.	+11,845	+12,089	+ 0,244
October .	+20,6 d. 7.	+0,5 d. 29. 30.	+ 8,821	+ 8,788	— 0,033
November	+11,3 d. 1.	— 8,0 d. 14.	+ 2,243	+ 2,314	+ 0,071
December	+ 8,8 d. 15.	— 5,0 d. 21.	+ 2,597	+ 2,729	+ 0,132
Kal.-Jahr	Juli.	Februar.	+ 7,445	+ 7,951	+ 0,506
Met. Jahr	Juli.	Februar.	+ 6,959	+ 7,461	+ 0,502

Das Max. des Jahres 1853 trat ein mit +27,9 den 13. Aug. Nachmittags, das Min. des Kal.-Jahrs den 27. Dec. Morgens mit — 14,20, des met. Jahres den 17. Febr. mit —7,0. Die Jahresdifferenz war demnach im Kal.-J. 41,7, im met. Jahr 34,5.

Das Max. des Jahres 1854 trat ein den 25. 26. Juli Nachmittags mit +25,0; das Min. des Kal.- und met. Jahrs den 15. Febr. Morgens mit —15,5; die Jahresdifferenz war demnach 40,5.

Die nach Kämtz Lehrb. Bd. I. S. 97. 102 **reducirten Mittel** gibt die nachfolgende Tabelle II., wobei + und — den Ueberschuss oder Minderbetrag der aus den 3 täglichen Beobachtungen erhaltenen Mittel über die von den täglichen Extremen erhaltenen bezeichnet.

1853. **Tabelle II.** 1854.

Monate.	Wahres Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Wahres Mittel von Max. und Minimum.	Differenz.	Wahres Mittel von den 3 täglich. Beobacht.	Wahres Mittel von Max. und Minimum.	Differenz.
Dec. d. vor. J.	+ 5,22	+ 4,80	+0,42	— 3,22	— 3,78	+0,56
Januar . .	+ 3,34	+ 2,99	+0,35	+ 0,68	— 0,01	+0,69
Februar . .	— 0,80	— 0,93	+0,13	— 0,19	— 0,63	+0,44
März . . .	+ 0,68	+ 0,82	—0,14	+ 4,34	+ 4,44	—0,10
April . . .	+ 6,33	+ 6,30	+0,03	+ 8,12	+ 7,61	+0,51
Mai . . .	+10,86	+10,83	+0,03	+11,63	+12,03	—0,40
Juni . . .	+14,28	+13,92	+0,26	+13,41	+13,14	+0,27
Juli . . .	+16,22	+15,94	+0,28	+15,78	+15,31	+0,47
August . .	+15,28	+15,31	—0,03	+14,09	+13,98	+0,11
September .	+11,59	+11,64	—0,05	+11,84	+11,67	+0,17
October . .	+ 8,45	+ 8,21	+0,24	+ 8,38	+ 8,40	—0,02
November .	+ 2,82	+ 3,00	—0,18	+ 2,26	+ 1,82	+0,44
December .	— 3,22	— 3,78	+0,56	+ 2,51	+ 2,17	+0,34
Kal.-Jahr . .	+ 7,15	+ 7,03	+0,12	+ 7,74	+ 7,16	+0,58
Met. Jahr .	+ 7,85	+ 7,74	+0,11	+ 7,26	+ 6,72	+0,54

Die Gegenüberstellung der nicht reducirten Monats- und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungszeiten aus den Jahren 1852, 1853 und 1854 und den 20jährigen Mitteln von 1825—44 gibt die Tabelle III. Die erste Spalte mit »December« überschrieben, enthält je die Mittel des nächst vorhergehenden Jahres.

Tabelle III.

		Dec. vor. J.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahresmittel Kal.	Jahresmittel Met.
7h Mrgs.	1852	−1,34	+1,90	+1,59	−0,71	+3,25	+11,06	+13,16	+15,55	+13,62	+10,09	+5,13	+6,52	+3,91	+7,09	+6,97
	1853	+3,91	+2,36	−1,78	−0,87	+5,41	+9,41	+13,05	+15,41	+13,57	+9,17	+5,99	+2,46	−1,37	+5,90	+6,50
	1854	−4,37	−1,20	−1,78	+1,50	+5,07	+10,40	+12,42	+14,32	+12,41	+8,72	+6,57	+1,20	+1,99	+6,90	+5,37
	20j. M.		−2,47	−0,72	−2,13	+5,56	+10,42	+12,99	+14,12	+12,94	+9,23	+5,60	+2,53	+0,09	+6,13	
2h Mgs.	1852	+1,12	+5,09	+3,76	+5,38	+9,78	+15,39	+16,82	+20,92	+17,59	+14,54	+11,05	+10,34	+7,40	+10,67	+10,15
	1853	+7,40	+5,16	+0,87	+3,24	+8,81	+13,64	+16,97	+19,13	+18,58	+15,07	+11,84	+4,71	−1,62	+8,32	+9,91
	1854	−1,62	+3,10	+1,96	+7,80	+12,02	+15,32	+15,88	+18,90	+17,35	+16,51	+11,01	+3,65	+3,61	+10,59	+10,16
	20j. M.		+0,51	+3,34	+6,61	+10,76	+14,96	+17,12	+18,42	+17,50	+15,38	+10,80	+5,64	+2,23	+10,28	
9h Abds.	1852	−0,38	+2,52	+2,23	+0,92	+5,19	+10,53	+12,41	+15,49	+14,07	+10,85	+6,41	+7,40	+1,79	+8,83	+7,39
	1853	+4,79	+2,93	−1,15	+0,18	+5,56	+10,20	+13,56	+15,18	+14,88	+11,06	+7,98	+3,09	−3,45	+6,63	+7,32
	1854	−3,45	+0,41	−0,47	+4,02	+7,71	+10,40	+12,68	+14,96	+13,50	+11,04	+7,98	+2,09	+2,73	+7,28	+6,99
	20j. M.		−1,37	+0,46	+3,49	+6,85	+10,73	+12,86	+12,27	+13,61	+10,85	+7,66	+3,41	+0,77	+6,97	
Zusammen.	1852	−0,20	+3,17	+2,53	+1,87	+6,07	+12,33	+14,13	+17,32	+15,09	+11,83	+7,53	+8,09	+5,33	+8,77	+8,31
	1853	+5,33	+3,48	−0,69	+0,85	+6,59	+11,08	+14,60	+16,57	+15,54	+11,76	+8,60	+3,40	−3,15	+6,28	+7,32
	1854	−3,15	+0,77	−0,10	+4,44	+8,27	+12,04	+13,66	+16,06	+14,35	+12,09	+8,79	+2,31	+2,78	+7,95	+7,46
	20j. M.		+1,04	+1,03	+4,80	+7,62	+12,03	+14,38	+15,59	+14,87	+11,90	+7,81	+3,35	+1,14	+7,78	

Die Gegenüberstellung der wahren Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungen in den Jahren 1853 und 1854 mit denen vom Jahr 1852 und dem 20jährigen von 1825—44 und dem 50jährigen von 1795—44 gibt die Tabelle IV., wobei in den Spalten »Differenz« die Zeichen + und — und den Ueberschuss oder Minderbetrag der Jahre 1851 und 1852 bezeichnen.

Tabelle IV.

Monate.	1852.	1853.	1854.	Differenz 1852 u. 1853.	Differenz 1853 u. 1854.	20j. M.	Differenz 1853 | 1854 vom 20j. Mitt.	50j. M.	Differenz 1853 | 1854 vom 50j. Mitt.	Differenz
Dec. vor. J.	— 0,25	+ 5,22	— 3,22	+ 0,33	— 2,66	— 0,64	+ 3,98	+ 0,89	+ 4,23	+ 1,57
Januar .	+ 3,01	+ 3,34	+ 0,68	+ 3,25	+ 0,61	+ 0,88	— 1,68	— 1,49	— 2,29	— 1,68
Februar .	+ 2,45	— 0,80	— 0,19	— 0,93	+ 3,66	+ 3,91	— 3,23	+ 3,98	— 3,30	+ 0,36
März . .	+ 1,63	+ 0,68	+ 4,34	+ 0,48	+ 1,79	+ 7,33	— 1,00	+ 7,68	— 1,35	+ 0,44
April . .	+ 5,85	+ 6,33	+ 8,12	— 1,02	+ 0,77	+ 11,89	— 1,03	+ 11,87	— 1,01	— 0,24
Mai . . .	+ 11,88	+ 10,86	+ 11,63	+ 0,58	— 0,87	+ 13,94	+ 0,34	+ 13,72	+ 0,56	— 0,31
Juni . . .	+ 13,70	+ 14,28	+ 13,41	— 0,64	+ 0,44	+ 15,23	+ 0,99	+ 15,20	+ 1,02	+ 0,58
Juli . . .	+ 16,86	+ 16,22	+ 15,78	+ 0,44	— 1,19	+ 14,51	+ 0,77	+ 14,36	+ 0,32	— 0,87
August . .	+ 14,84	+ 15,28	+ 14,09	— 0,01	+ 0,25	+ 11,50	+ 0,09	+ 12,16	— 0,57	— 0,32
September .	+ 11,53	+ 11,59	+ 11,84	— 1,20	— 0,07	+ 7,59	+ 0,86	+ 7,91	+ 0,54	+ 0,47
October . .	+ 7,25	+ 8,45	+ 8,38	— 0,93	— 0,56	+ 3,71	— 0,89	+ 3,98	— 1,16	— 1,72
November .	+ 7,92	+ 2,82	+ 2,26	+ 5,10	+ 5,73	+ 1,54	+ 4,76	+ 1,12	+ 4,34	+ 1,39
December .	+ 5,22	— 3,22	+ 2,51	+ 8,44	+ 0,59	+ 7,61	— 0,46	+ 7,77	— 0,62	— 0,03
Kal.-Jahr .	+ 8,52	+ 7,15	+ 7,74	— 1,37	+ 0,59	+	— 0,13	+	— 0,62	— 0,03
Mtl. Jahr .	+ 8,06	+ 7,85	+ 7,26	— 0,21	— 0,59		+ 0,24		— 0,08	— 0,51

Es war daher der Jahrgang 1853 wärmer als 1852: in den Monaten Januar, April, Juni, August, September, October; wärmer als das 20jährige Mittel in den Monaten Jan., Juni, Juli, August, September, October und im met. Jahr, wärmer als das 50jährige Mittel in den Monaten Januar, Juni, Juli, August, October und im met. Jahr.

Der Jahrgang 1854 war wärmer als 1853 im Februar, März, April, Mai, September, December und im Kal.-Jahr; wärmer als das 20jährige Mittel in den Monaten Januar, März, April, Juli, September, October, December und im Kal.-Jahr; wärmer als das 50jährige Mittel in den Monaten Januar, März, April, Juli, October, December.

Die Vergleichung der reduc. Mittel von den Jahreszeiten und den Vegetationsmonaten (April-Sept.) gibt Tab. V. Das Mittel des Kalender-Winters ist das Mittel vom Januar, Februar und dem December desselben, das des meteorol. Winters das Mittel vom Januar und Februar des betreffenden nebst dem December des vorhergehenden Jahrs.

Tabelle V.

	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter des Kal.-Jahrs.	Winter des met. Jahrs.	Vegetat.-Monate.
1844	+ 7,71	+13,53	+ 8,32	— 0,05	+ 0,50	+12,09
1845	+ 5,04	+14,29	+ 5,29	— 0,55	— 2,32	+11,79
1846	+ 8,45	+17,09	+ 8,70	+ 1,15	+ 2,76	+14,07
1847	+ 7,44	+14,35	+ 7,26	— 0,36	— 0,66	+12,30
1848	+ 8,40	+15,06	+ 7,71	— 0,02	— 0,71	+12,81
1849	+ 7,54	+14,99	+ 7,36	+ 1,55	+ 2,20	+12,60
1850	+ 6,61	+14,15	+ 7,35	+ 0,66	+ 0,95	+11,70
1851	+ 7,01	+14,28	+ 6,47	+ 0,88	+ 1,40	+11,53
1852	+ 6,45	+15,13	+ 8,92	+ 3,56	+ 1,74	+12,45
1853	+ 5,98	+15,26	+ 7,62	— 0,23	+ 2,88	+12,43
1854	+ 8,03	+14,43	+ 7,49	+ 1,00	— 0,91	+12,48
20j. M.	+ 7,71	+14,56	+ 7,60	+ 0,59		+12,40
50j. M.	+ 7,84	+14,63	+ 8,01	+ 0,57		+12,60

Der Jahrgang 1853 stand daher im Frühling nur um weniges höher als 1845 und wurde von allen übrigen und vom 20- und 50jährigen Mittel übertroffen, im Sommer stand er blos hinter 1846, kam 1852 nahe und übertraf das 20- und 50jährige Mittel; im Herbst wurde er übertroffen von 1844, 1846, 1848, 1852 und dem 50jährigen Mittel und war dem 20jährigen Mittel gleich, im Kal.-Winter war er blos höher als 1844, 1845, 1847; im met. Winter übertraf er alle früheren Jahrgänge und das 20- und 50jährige Mittel; in den Vegetationsmonaten wurde er übertroffen von 1846, 1848, 1849 und dem 50jährigen Mittel und kam 1852 und dem 20jährigen Mittel gleich.

Der Jahrgang 1854 wurde im Frühling übertroffen blos von 1846,

Erforschung der für die Gesammtheit fühlbaren nationalökonomischen und politischen Einflüsse erforderlich.

Bei der Würdigung der sich für die einzelnen Theilnehmer ergebenden sittlichen Folgen ist es durchaus nöthig, die richtige Mitte zwischen zwei gleich bedeutenden Fehlern einzuhalten, nämlich zwischen der Uebertreibung und der stumpfen Nichtbeachtung der wirklichen Thatsachen. In jener Beziehung ist nämlich nicht zu übersehen, daß, wenn Geldverhältnisse Einfluß auf Sitten und Charakter haben sollen, sie bedeutend genug seyn müssen, um dem Betheiligten ein lebhaftes Interesse abzunöthigen, wohl gar seine Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Demnach wäre es lächerlich, von sittlichem Einflusse reden zu wollen, entweder bei sehr reichen Theilnehmern, für welche die ganze Sache nur ganz untergeordneten Werthes ist, oder selbst bei mäßig Wohlhabenden, welche sich aber auch nur mit geringen Einlagen und Erwartungen betheiligt haben. Es kann sich also nur von solchen Theilhabern handeln, von deren mittelmäßigem Vermögen oder Einkommen ein hinlänglich fühlbarer Theil auf dem Spiele steht. Eine tadelnswerthe Verkennung von Ursachen und Wirkungen aber wäre es auf der andern Seite, wenn man bei solchen Theilnehmern einen sittlichen Einfluß nicht zugeben wollte. Ist es doch eine allgemeine Erfahrung, daß nicht nur der Besitz von Vermögen an sich, sondern auch, und vielleicht mehr noch, die Art des Vermögens für die Ansichten, Gewohnheiten und Gefühle der Besitzer von mannigfacher Bedeutung ist.

Die allgemeinen sittlichen Folgen des Besitzes überhaupt hier bei der besondern Frage zu erörtern, wäre abgeschmackt und überflüssig. Es genügt an der Bemerkung, daß diese Folgen allerdings auch hier nicht fehlen können. Und zwar werden sie sich natürlich, je nach der Beschaffenheit der Anstalt und dem Rechte auf die Bezüge aus ihr, geltend machen bei dem Einlegenden selbst oder bei seiner Familie. Dagegen ist es eine nicht uninteressante Aufgabe, zu untersuchen, ob und welche sittliche Folgen etwa aus der besondern Art dieser Rechte oder Ansprüche entstehen. Schon ein schneller Blick über die mancherlei Modifikationen der Vorsorge-Anstalten, so wie sie oben vorläufig angegeben worden sind, zeigt, daß zwei wesentlich verschiedene Verhältnisse der Theilnehmer dabei

1848; im Sommer blieb er zurück hinter 1846, 1848, 1849, 1852, 1853 und dem 20- und 50jährigen Mittel und kam 1847 nahe; im Herbst stand er hinter 1844, 1846, 1848, 1852, 1853 und dem 20- und 50jährigen Mittel und kam 1849 und 1850 nahe; im Kal.-Winter stand er blos niedriger als 1846, 1849, 1852; im met. Winter stand er blos höher als 1845; in den Vegetationsmonaten stand er hinter 1846, 1848, 1849 und dem 50jährigen Mittel und kam dem Jahr 1852, 1853 und dem 20jährigen Mittel nahe.

Die Vergleichung der Sommer-, Eis- und Wintertage seit 1844 geben nachstehende Tabellen VI.

Tabelle VI.

Sommertage.

Jahre.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Summe.
1844		1	10	1	4	4		20
1845			10	12	4	3		29
1846			25	20	13	9		67
1847		11	4	17	14			46
1848		5	10	15	9	5		44
1849		4	12	9	5	6		36
1850			10	8	7			25
1851			7	6	10			23
1852		8	4	22	6			40
1853		1	4	16	9			30
1854			3	12	7	7	1	30
20j. Mittel.	0,45	5,00	11,00	13,85	13,60	3,58	0,05	46,75

Die Zahl der Sommertage 1853 und 1854 war gleich und stand blos höher als 1844, 1845, 1850 und 1851.

Eistage.

Jahr.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844	21	25	9						25	80
1845	26	28	24	1			2	5	8	94
1846	17	8	5					11	25	66
1847	20	20	20	3				9	23	95
1848	30	11	6					11	16	74
1849	17	7	18	2			2	13	25	84
1850	25	30	9	2	2		2	1	18	82
1851	18	22	13	1				19	21	94
1852	12	12	25	8			1	1	3	62
1853	9	24	24	2				7	31	97
1854	24	20	12	3				10	8	77
20j. M.	22,35	17,95	11,45	4,15	0,15	0,05	2,90	9,05	14,50	82,55

Die Zahl der Eistage 1853 übertraf alle Jahrgänge und das 20jährige Mittel und kam 1845 und 1847 nahe; im Jahr 1854 war sie blos grösser als 1846, 1848, 1852 und kam 1848 nahe.

Wintertage.

Jahr.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Summe.
1844	10	6	1				1	18	18	41
1845	17	5	14					1	1	37
1846	2	2						19	19	23
1847	12	10	3					15	15	40
1848	28							8	8	36
1849	7							17	17	29
1850	24		2					7	7	33
1851	1	1	2					2	11	17
1852	2	1	4							7
1853		10	7					1	21	39
1854	4	9						4	1	18
20j. M.	14,95	5,05	0,95	0,10			0,05	7,25	7,25	30,15

Die Zahl der Wintertage 1853 war nur geringer als 1844, 1847 und kam letzterem Jahrgange nahe; im Jahr 1854 war sie blos grösser als 1851, 1852 und kam 1851 gleich.

Die Vergleichung der Frost- und Schneegränzen gibt die folgende Tabelle VII.

Tabelle VII.

Jahr.	Frühjahr		Spätjahr		Tage zwischen		Dauer der Schneedecke.	Zahl der Schneetage.
	letzter Frost.	letzter Schnee.	erster Frost.	erster Schnee.	Frost.	Schnee		
1844	31. Mrz.	22. Mrz.	30. Oct.	23. Nov.	213	246	27	20
1845	2. Apr.	23. Mrz.	15. Oct.	23. Nov.	196	245	36	34
1846	22. Mrz.	19. Mrz.	6. Nov.	30. Nov.	229	232	26	20
1847	20. Apr.	18. Apr.	6. Nov.	18. Nov.	200	214	25	27
1848	13. Mrz.	19. Mrz.	10. Nov.	10. Nov.	242	236	38	21
1849	19. Apr.	21. Apr.	30. Oct.	25. Nov.	194	218	16	24
1850	2. Apr.	27. Mrz.	24. Oct.	22. Oct.	205	209	16	29
1851	7. Apr.	13. Mai.	9. Nov.	4. Nov.	216	125	7	22
1852	22. Apr.	2. Mai.	20. Oct.		181			16
1853	15. Apr.	15. Apr.	12. Nov.	25. Nov.	211	224	64	36
1854	28. Apr.	26. Apr.	10. Nov.	11. Nov.	197	200	22	30
20j. M.	11. Apr.	14. Apr.	28. Oct.	6. Nov.	201	206	28,58	27,25

Die Frostgränzen waren 1853 kleiner als 1844, 1846, 1848, 1851; 1854 waren sie kleiner als 1844, 1846, 1848, 1850, 1851, 1853 und kamen 1845 und 1849 gleich.

Die Schneegränzen waren 1853 kleiner als 1844, 1845, 1846, 1848 und kamen 1849 nahe; die Schneegränzen waren kleiner als 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850 und das 20jährige Mittel, dem sie nahe kamen.

Die Dauer der Schneedecke war 1853 die grösste unter allen bisherigen, im Jahr 1854 übertraf sie blos 1849, 1850, 1851 und kam 1847 nahe.

Die Zahl der Schneetage war 1853 grösser als in allen Jahrgängen, im Jahr 1854 wurden sie blos von 1845 übertroffen.

b) Nach den Beobachtungen der übrigen Vereinsmitglieder.

Tabelle VIII. gibt die nicht reducirten monatlichen und Jahresmittel von den 3 täglichen Beobachtungen 7h. 2h. 9h., aus den verschiedenen Beobachtungsorten.

Tab. VIII. Orte. 1853.	Dec. 1852.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
Mergentheim	+4,29	+2,85	−0,84	+0,50	+5,97	+10,50	+13,77	+15,76	+14,70	+11,30	+7,99	+3,24	−3,59	+6,84	+7,50
Oberstetten	+3,81	+4,19	+0,53	+1,89	+6,51	+10,34	+13,83	+15,40	+15,45	+11,30	+7,43	+3,96	−1,30	+7,46	+7,78
Amlishagen	+3,78	+2,22	−1,35	+0,22	+5,02	+10,66	+14,88	+16,53	+15,35	+11,35	+7,86	+2,77	−4,03	+6,78	+7,44
Oehringen .	+4,33	+2,50	−0,83	+0,75	+5,50	+10,17	+13,50	+15,33	+14,33	+10,83	+7,66	+2,66	−3,50	+6,57	+7,22
T.-St. Heilbr.		+3,83	−0,02	+0,55	+5,83	+10,45	+13,80	+15,80	+15,05	+11,41	+7,14	+3,83	−3,51	+6,99	
Winnenden	+4,23	+2,53	+1,73	−0,10	+5,02	+10,14	+13,83	+15,06	+14,36	+11,02	+8,19	+2,30	−3,65	+6,70	+7,36
Canstatt . .	+4,78	+3,11	−0,89	+0,54	+6,18	+10,75	+14,14	+15,74	+14,92	+11,34	+8,08	+3,10	−3,60	+6,95	+7,65
T.-St.Stuttg.*		+3,50	−0,43	−1,31	+8,50	+13,33	+15,33	+17,70	+16,00	+12,22	+8,83	+5,80	−4,57	+6,29	
Hohenheim .	+4,30	+3,40	−1,20	+0,60	+5,90	+10,50	+13,80	+15,90	+15,10	+11,50	+8,30	+4,80	−4,10	+6,80	+8,22
Calw . . .	+3,80	+2,44	−1,25	+0,04	+5,27	+ 9,51	+13,14	+14,52	+13,67	+10,82	+7,97	+3,14	−3,44	+6,32	+6,92
Freudenstadt	+3,20	+1,96	−1,27	−0,68	+4,38	+ 7,96	+11,72	+13,90	+14,10	+10,20	+7,42	+2,58	−3,10	+5,74	+6,27
Bissingen .	+5,02	+2,65	−1,72	+0,09	+5,89	+ 9,94	+12,85	+15,12	+14,24	+10,99	+7,96	+2,56	−4,00	+6,43	+6,61
Schopfloch .	+3,77	+1,53	−2,93	−1,71	+3,30	+ 8,08	+11,27	+13,65	+12,99	+ 9,71	+7,44	+1,44	−4,27	+5,02	+5,85
Ennabeuren	+2,72	+0,38	−3,84	−2,65	+2,77	+ 7,43	+10,68	+13,22	+12,48	+ 9,05	+6,49	+0,65	−5,48	+4,26	+4,95
Heidenheim	+2,26	+1,17	−2,26	−0,83	+4,96	+ 9,99	+13,61	+15,33	+14,42	+10,46	+6,74	+1,88	−4,93	+5,88	+6,48
Ulm . . .		+0,73	−1,47	−1,06	+4,59	+ 9,56			+14,19	+10,46	+7,59	+2,67	−4,20		
Mittelstadt .	+3,91	+1,67	−1,29	−0,80	+5,93	+ 9,02	+13,27	+15,66	+12,15	+ 9,71	+8,93	+4,41	−5,96	+6,10	+7,01
Reutlingen .	+5,26	+3,58	−0,08	+0,91	+5,76	+10,37	+13,67	+15,61	+14,84	+11,35	+8,55	+2,80	−4,23	+6,93	+7,72
*Spaichingen	+3,16	+1,58	−1,78	−0,93	+4,63	+ 9,19	+12,42	+14,17	+13,50	+10,04	+7,36	+2,08	−4,59	+5,63	+6,28
T.St Friedrichsh.		−1,96	−1,80	−2,75	+4,65	+ 8,75	+11,71	+13,80	+12,26	+10,40	+7,48	+2,27	−2,35	+5,23	+6,20
Issny . . .	+1,84	+0,27	−2,14	−0,88	+3,90	+ 8,85	+11,45	+14,70	+14,15	+10,65	+7,76	+3,23	−3,34	+5,72	+6,35

* Telegraphenbureau zu Stuttgart. Das Local ist der strahlenden Wärme durch die südöstliche Exposition des Locals und die Lage des letzteren im Erdgeschoss ausgesetzt, daher die höhere Temperatur in den wärmeren und die niedrigere in den Wintermonaten gegen die von meinem Beobachtungsort. P l.

Orte. 1854.	Dec. 1853.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
Mergentheim	—3,59	—2,80	—1,07	+3,23	+ 7,01	+11,68	+13,58	+15,88	+14,30	+11,47	+7,87	+1,57	+1,17	+7,00	+6,60
Oberstetten .	—1,30	+1,45	+0,72	+4,63	+ 7,70	+11,80	+13,20	+15,19	+13,57	+11,37	+8,53	+3,26	+3,66	+7,92	+7,51
Amlishagen .	—4,03	—0,94	—1,31	+3,32	+ 7,38	+11,24	+13,34	+16,08	+13,82	+11,92	+7,65	+1,62	+1,45	+7,13	+6,67
Oehringen .	—3,50	0	—0,66	+3,75	+ 7,00	+11,50	+13,33	+15,00	+13,33	+10,75	+8,00	+2,00	+2,00	+7,16	+6,71
Heilbronn .	—3,51	—0,34	—0,25	+4,60	+ 8,20	+12,30	+12,85	+15,70	+13,50	+11,16	+9,50	+2,50	+3,50	+7,48	+7,15
T.St.Bruchsal		+2,57	+1,64	+6,42	+10,02	+12,92	+14,09	+16,84	+15,12	+13,02	+9,36	+3,62	+3,84	+9,12	
Winnenden .	—3,85	+0,78	—1,33	+3,39	+ 6,70	+10,99	+12,21	+14,37	+13,16	+11,17	+8,37	+1,41	+1,39	+6,88	+6,46
Canstatt . .	—3,60	+0,20	—0,55	+3,94	+ 7,55	+11,98	+13,21	+15,41	+13,67	+11,09	+8,37	+2,09	+2,55	+7,46	+6,98
T.St.Stuttgart	—4,57	+1,75	+0,41	+5,05	+ 7,76	+12,78	+13,95	+15,50	+14,31	+11,60	+9,08	+3,46	+3,95	+8,30	+7,69
Hohenheim .	—4,10	—0,01	+0,30	+3,90	+ 7,30	+11,77	+12,70	+15,60	+13,70	+11,50	+8,10	+1,59	+1,50	+7,32	+6,86
Calw . . .	—3,44	—0,86	—0,78	+2,66	+ 6,25	+10,85	+12,44	+14,45	+12,90	+10,09	+7,37	+1,50	+1,70	+6,54	+6,11
Freudenstadt	—3,10	+0,48	—2,03	+1,98	+ 5,72	+ 9,00	+10,68	+13,70	+11,94	+ 8,90	+6,60	+1,06	+1,44	+5,79	+5,37
Bissingen .	—4,00	+0,57	—0,91	+3,45	+ 7,33	+11,37	+12,72	+14,99	+13,61	+11,68	+8,41	+1,69	+2,01	+7,24	+6,74
Schopfloch .	—4,27	+0,11	—2,65	+1,87	+ 5,94	+ 9,54	+10,67	+13,71	+12,04	+10,37	+6,80	—0,16	—0,01	+5,69	+5,45
Ennabeuren	—5,48	—1,48	—3,41	+0,71	+ 5,58	+ 9,58	+10,14	+13,37	+11,55	+10,15	+6,44	—0,81	—0,56	+5,10	+4,69
Heidenheim	—4,93	—2,78	—1,65	+1,80	+ 6,32	+11,50	+12,83	+15,12	+13,57	+10,42	+7,29	+0,51	+1,26	+6,32	+5,81
T.-St. Ulm *		—1,89	—1,20	+2,93	+ 7,90	+11,80	+12,26	+18,84	+13,40	+11,70	+8,10	+0,87	+0,80	+7,28	
Ulm . . .	—4,20	—3,29	—1,57	+2,66	+ 7,35	+11,59	+12,58	+15,67	+12,10	+11,47	+7,11	+1,73	+1,32	+6,56	+6,26
Mittelstadt .	—5,96	—0,52	—1,07	+3,32	+ 5,62	+10,94	+12,76	+15,02	+14,85	+11,53	+8,76	+1,16	+1,78	+7,29	+6,48
Reutlingen .	—4,23	—0,02	—1,15	+3,11	+ 7,43	+11,87	+13,34	+16,03	+14,44	+12,11	+8,41	+1,64	+2,04	+7,44	+6,91
Spaichingen	—4,50	—0,90	—2,50	+1,73	+ 6,30	+10,22	+11,76	+13,85	+12,12	+10,03	+6,97	+1,01	+0,96	+5,88	+5,50
T.-St. Friedrichshafen .	—2,35	—0,11	0	+3,75	+ 7,77	+12,35	+13,15	+16,90	+15,28	+12,95	+9,10	+3,20	+3,30	+8,10	+7,66
Issny . . .	—3,34	—1,69	—2,12	+1,67	+ 6,17	+10,41	+11,05	+14,02	+12,49	+10,69	+7,29	+1,16	+0,84	+6,00	+5,65

* Das Telegraphenbureau zu Ulm hat eine südliche Exposition und ist daher dem Einfluss der Mittagssonne ausgesetzt, der sich durch die höheren Thermometerstände in Vergleich mit den bisherigen Beobachtungen des Hrn. Apotheker Gmelin trotz des Verschlusses der Instrumente in einem jalousieartigen Kästchen kundgibt.

Die Mitteltemperaturen der Jahreszeiten des kältesten und des wärmsten Monats und deren Differenzen, und die Differenz des Sommers und Winters gibt Tabelle IX.

Tabelle IX.

Orte. 1853.	Frühling.	Sommer.	Herbst	Kal.-Wint.	Met. Wint.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Differenz beider.	Differenz des Somm. vom Kal.-Wint.	Differenz des Somm. vom Met. Wint.
Mergentheim	+ 5,66	+14,74	+ 7,51	— 0,53	+ 2,10	—3,59 Dec. 53	+15,76 Juli	19,35	12,34	15,27
Oberstetten	+ 6,25	+14,89	+ 7,56	+ 1,14	+ 3,33	—1,30 Dec.	+15,45 Aug.	16,75	13,75	11,56
Amlishagen	+ 5,30	+15,59	+ 7,33	+ 0,88	+ 1,55	—4,03 Dec.	+16,35 Juli.	20,38	16,47	14,04
Oehringen	+ 5,34	+14,39	+ 7,05	+ 0,62	+ 2,00	—3,50 Dec.	+15,33 Juli.	18,83	13,77	12,39
T.-St. Heilbronn	+ 5,54	+14,55	+ 7,46	+ 0,10		—3,51 Dec.	+15,80 Juli.	19,31	14,45	
Winnenden		+14,42	+ 7,50	+ 0,20	+ 2,83	—3,65 Dec.	+15,06 Juli.	18,71	14,22	11,59
Canstatt	+ 5,82	+14,93	+ 7,51	— 0,46	+ 2,33	—3,60 Dec.	+15,74 Juli.	19,34	15,39	12,60
T.-St. Stuttgart	+ 6,84	+15,44	+ 8,95	— 0,50		—4,57 Dec.	+17,70 Juli.	22,27	14,94	
Hohenheim	+ 5,67	+14,97	+ 8,30	— 0,63	+ 2,17	—4,10 Dec.	+15,02 Juli.	20,00	15,60	14,80
Calw	+ 4,94	+13,78	+ 7,31	— 0,75	+ 1,66	—3,44 Dec.	+14,52 Juli.	17,96	14,53	12,12
Freudenstadt	+ 4,55	+16,57	+ 6,66	— 2,33		—3,10 Dec.	+13,90 Juli.	17,00	19,90	
Bissingen	+ 5,31	+14,07	+ 7,10	— 1,02	+ 1,98	—4,00 Dec.	+15,12 Juli.	19,12	15,09	12,09
Schopfloch	+ 3,22	+12,64	+ 6,20	— 1,89	+ 0,76	—4,27 Dec.	+13,65 Juli.	14,53	11,88	
Ennabeuren	+ 2,52	+12,13	+ 5,40	— 2,99	+ 0,74	—5,48 Dec.	+13,22 Juli.	19,70	15,12	11,39
Heidenheim	+ 4,71	+14,45	+ 6,36	— 2,01	+ 1,06	—4,93 Dec.	+15,33 Juli.	20,26	16,46	13,39
Ulm	+ 4,40		+ 6,90	— 2,13		—4,20 Dec.				
Mittelstadt	+ 4,92	+16,18	+ 7,68	— 0,14	+ 1,43	—5,96 Dec.	+15,66 Juli.	21,62	16,32	14,75
Reutlingen	+ 5,68	+14,11	+ 7,56	— 0,24	+ 2,92	—4,23 Dec.	+15,61 Juli.	19,84	16,42	11,19
Spaichingen	+ 4,30	+13,36	+ 6,49	— 1,56	+ 0,99	—4,50 Dec.	+14,17 Juli.	18,67	14,92	12,37
T.-St. Friedrichshaf.	+ 3,55	+12,59	+ 6,72	— 1,77		—2,35 Dec.	+13,80 Juli.	16,15	14,36	
Issny	+ 3,96	+13,43	+ 7,21	— 1,74	— 0,41	—3,34 Dec.	+14,70 Juli.	18,04	14,17	13,58

Orte. 1854.	Früh-ling.	Som-mer.	Herbst.	Kal.-Winter.	Met. Winter.	Monate kältester.	Monate wärmster.	Diffe-renz beider.	Differenz von Sommer und Kal.-Wint.	Differenz von Sommer und Met. Wint.
Mergentheim	+ 7,31	+14,59	+ 6,91	— 0,89	— 2,49	—2,80 Jan.	+15,88 Juli.	18,68	15,39	17,08
Oberstetten	+ 8,04	+13,99	+ 7,72	+ 1,94	— 0,29	+0,72 Febr.	+15,19 Juli.	14,47	12,05	14,28
Amlishagen	+ 7,65	+14,41	+ 7,06	— 0,23	— 2,09	—1,31 Febr.	+16,08 Juli.	17,39	14,54	16,50
Oehringen	+ 7,42	+13,89	+ 6,92	+ 0,45	— 1,39	—0,66 Febr.	+15,00 Juli.	14,34	13,44	15,28
T.-St. Heilbronn	+ 8,37	+14,02	+ 7,72	+ 0,97	— 1,37	—0,34 Jan.	+15,70 Juli.	16,04	13,05	15,39
T.-St. Bruchsal	+ 9,79	+15,58	+ 8,63	+ 2,69		+1,64 Febr.	+16,84 Juli.	15,20	12,69	
Winnenden	+ 7,03	+13,58	+ 7,32	+ 0,28	— 1,40	—1,33 Febr.	+14,37 Juli.	15,70	13,30	14,98
Canstatt	+ 7,82	+14,10	+ 7,18	+ 0,73	— 1,32	—0,55 Febr.	+15,41 Juli.	15,96	13,37	15,42
T.-St. Stuttgart	+ 8,53	+14,59	+ 8,05	+ 2,04	— 0,80	+0,41 Febr.	+15,50 Juli.	15,09	12,55	15,39
Hohenheim	+ 7,66	+14,00	+ 7,06	+ 0,60	— 1,27	—0,01 Jan.	+15,60 Juli.	15,61	13,40	15,27
Calw	+ 6,59	+13,23	+ 6,32	+ 0,02	— 1,69	—0,86 Jan.	+14,35 Juli.	15,21	13,21	14,92
Freudenstadt	+ 5,57	+12,41	+ 5,52	+ 0,29	— 1,55	—2,03 Febr.	+13,70 Juli.	15,73	11,82	13,88
Bissingen	+ 7,38	+13,77	+ 7,26	+ 0,67	— 1,45	—0,91 Febr.	+14,99 Juli.	15,90	13,10	15,22
Schopfloch	+ 5,78	+12,14	+ 5,67	— 0,85	— 2,27	—2,65 Febr.	+13,71 Juli.	16,36	12,99	14,41
Ennabeuren	+ 5,29	+11,69	+ 5,29	— 1,82	— 3,46	—3,41 Febr.	+13,37 Juli.	16,78	13,51	15,15
Heidenheim	+ 6,54	+13,51	+ 6,31	— 1,06	— 3,12	—2,78 Jan.	+15,12 Juli.	17,90	14,57	16,63
Ulm	+ 7,20	+13,45	+ 6,77	— 1,18	— 3,02	—3,29 Jan.	+15,67 Juli.	18,96	14,63	16,47
T.-St. Ulm	+ 7,54	+14,83	+ 6,89	— 0,76		—1,89 Jan.	+18,84 Juli.	20,73	15,59	
Mittelstadt	+ 6,63	+14,24	+ 7,15	+ 0,06	— 2,52	—1,07 Febr.	+15,02 Juli.	16,09	14,18	16,76
Reutlingen	+ 7,47	+14,60	+ 7,39	+ 0,29	— 2,13	—1,15 Febr.	+16,03 Juli.	17,16	14,31	16,73
Spaichingen	+ 6,08	+12,58	+ 6,00	— 0,24	— 2,63	—2,50 Febr.	+13,85 Juli.	16,35	12,82	15,21
T.-St. Friedrichshafen	+ 7,86	+15,11	+ 8,42	+ 1,06	— 0,82	—0,11 Jan.	+16,90 Juli.	17,01	14,05	15,93
Issny	+ 6,08	+12,52	+ 6,38	— 0,99	— 2,38	—2,12 Febr.	+14,04 Juli.	16,16	13,51	14,90

Tabelle X. Die jährlichen Extreme von den Beobachtungsorten.

Orte.	1853. Jährliches Maximum.	1853. Jährliches Minimum.	1853. Diff.	1854. Jährliches Maximum.	1854. Jährliches Minimum.	1854. Diff.
Mergentheim	+29,0 22. August.	—18,8 26. Dec.	47,8	+27,0 22. Juli.	—14,3 21. Febr.	41,4
Oberstetten	+25,0 9. Juli. 23. Aug.	—14,0 26. Dec.	39,0	+24,1 25. Juli.	—10,0 14. Febr.	34,0
Amlishagen	+27,5 9. Juli.	—18,5 27. Dec.	46,0	+27,3 24. Juli.	—13,7 15. Febr.	41,0
Oehringen	+27,0 9. Juli. 22. Aug.	—15,0 26. 27. 30. Dec.	42,0	+25,0 25. Juli.	—14,0 15. Febr.	39,0
T.-St. Heilbr.	+27,0 9. Juli.	—20,0 30. Dec.	47,0	+24,0 22. Juli.	—10,5 14. 15. Febr.	34,5
Bruchsal				+24,0 23. Juli.	— 8,0 13. Febr.	32,0
Winnenden	+27,2 9. Juli.	—15,0 21. Dec.	42,2	+25,9 26. Juli.	—14,0 21. Febr.	39,9
Canstatt	+26,6 23. August.	—15,1 27. Dec.	41,7	+25,2 26. Juli.	—16,5 15. Febr.	41,7
Stuttgart	+27,5 13. August.	— 7,0 17. Februar.	34,5	+25,0 25. 26. Juli.	—15,5 15. Febr.	40,5
T.-St. Stuttg.	+30,5 30. Juli.	—15,0 26. Dec.	45,5	+27,0 21. Juli.	—18,0 15. Febr.	45,0
Hohenheim	+26,5 9. Juli.	—15,5 27. Dec.	41,5	+25,5 26. Juli.	—17,0 15. Febr.	42,5
Calw	+28,3 9. Juli.	—16,4 27. Dec.	44,7	+26,1 25. Juli.	—18,5 15. Febr.	44,6
Freudenstadt	+25,0 22. August.	—16,0 27. Dec.	41,0	+23,0 25. Juli.	—16,0 15. Febr.	39,0
Bissingen	+26,9 23. August.	—17,0 27. Dec.	43,3	+24,7 17. Sept.	—18,0 15. Febr.	42,7
Schopfloch	+24,7 9. Juli.	—12,5 27. Dec.	37,2	+23,0 17. Sept.	—12,8 14. Febr.	35,8
Ennabeuren	+24,5 23. August.	—14,6 27. Dec.	39,1	+22,0 17. Sept.	—13,3 14. Febr.	35,3
Heidenheim	+27,5 9. Juli.	—23,0 27. Dec.	50,5	+25,0 21. Juli.	—22,3 15. Febr.	47,3
Ulm	+25,0 28. Juli.	—12,5 27. 28. 31. Dec.	37,5	+25,0 29. Juli.	—12,5 15. Febr.	37,5
Mittelstadt	+28,0 7. Juli.	—18,0 26. Dec.	46,0	+26,0 22. 25. 30. Juli.	—10,1 14. Nov.	36,0
Reutlingen	+27,5 8. Juli.	—15,0 27. Dec.	42,5	+26,3 26. Juli.	—16,8 15. Febr.	43,1
Spaichingen	+24,5 23. August.	—16,0 27. Dec.	40,5	+22,5 25. Juli.	—19,0 15. Febr.	41,5
T.-St. Friedrichshafen	+26,0 29. Juni.	—11,0 5. März.	37,0	+26,0 23. Juli.	—11,0 24. Januar.	37,0
Issny	+25,0 9. Juli. 23. Aug.	—17,0 30. Dec.	42,0	+22,5 25. Juli.	—14,0 14. Febr.	36,5

Das Jahres-Maximum i. J. 1853 fiel getheilt zwischen 9. Juli und 23. Aug.; das Jahres-Minimum auf 26. 27. Dec.; i. J. 1854 fiel das Jahres-Maximum zwischen 21. und 26. Juli, das Minimum am 14—21. Januar.

Die Frost- und Schneegränzen und der Tage dazwischen, die Zahl der Schnee-, Eis-, Winter- und Sommertage gibt Tabelle XI.

Tabelle XI.

Orte. 1853.	Frost letzter.	Frost erster.	Tage dazwischen.	Schnee letzter.	Schnee erster.	Tage dazwischen.	Dauer der Schnedecke.	Schneetage.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.	Hagel
Mergentheim .	14. April.	4. Oct.	172	15. April.	15. Dec.	243		27	96		38	
Oberstetten . .	29. April.	4. Oct.	157	16. April.	8. Dec.	235	63	39	76		26	
Amlishagen . .	15. April.	27. Oct.	194	16. April.	17. Nov.	214	66	43	112		42	
Oehringen . .	15. April.	4. Oct.	171	15. April.	8. Dec.	236	77	29	108		40	
T.St. Heilbronn	9. Mai.	4. Oct.	147	16. April.	8. Dec.	235		23	106		35	
Winnenden * .		4. Oct.			7. Nov.		61	42	106		32	
Canstatt . . .	15. April.	4. Oct.	171	16. April.	15. Dec.	242	26	41	107	7	34	
Stuttgart . . .	15. April.	12. Nov.	211	15. April.	25. Nov.	224	64	36	97	39	30	
Hohenheim . .	9. Mai.	4. Oct.	147	16. April.	26. Nov.	223	48	23	105	30	34	
Calw	9. Mai.	5. Oct.	149	27. April.	26. Nov.	212	75	47	122	14	35	
Freudenstadt .	9. Mai.	4. Oct.	148	26. April.	3. Oct.	160	50	61	40		25	
Bissingen . .	16. April.	11. Nov.	208	27. April.	26. Nov.	212	56	33	125		32	
Schopfloch . .	9. Mai.	5. Oct.	148	27. April.	3. Oct.	158	74	54	114		13	
Ennabeuren . .	8. Mai.	4. Oct.	146	8. Mai.	3. Oct.	145	80	59	134		12	
Heidenheim . .	5. Mai.	27. Sept.	144	8. Mai.	25. Nov.	190	64	51	136		35	
Ulm								26	92		22	
Mittelstadt . .	9. Mai.	4. Oct.	147	15. April.	25. Nov.	223	84	30	120		54	35
Reutlingen . .	9. Mai.	4. Oct.	147	15. April.	14. Dec.	242	73	34	98		43	
Spaichingen . .	15. April.	4. Oct.	171	8. Mai.	17. Nov.	192		49	114		25	
T.St. Friedrichsh.	9. Mai.	5. Oct.	148	15. April.	26. Nov.	224		26	109		26	
Issny	8. Mai.	5. Oct.	149	8. Mai.	3. Oct.	147	105	49	119		23	

* Vom April wurde keine Beobachtung mitgetheilt.

Orte. 1854.	Frost		Tage dazwischen.	Schnee		Tage dazwischen.	Dauer der Schnedecke.	Schnee-lage.	Eistage.	Winter-tage.	Sommer-tage.	Heft
	letzter.	erster.		letzter.	erster.							
Mergentheim	25. April.	28. Oct.	185	26. April.	11. Nov.	198	36	26	96		41	
Oberstetten	20. Mai.	9. Sept.	143	30. April.	11. Nov.	194	83	39	65		27	
Amlishagen	26. April.	1. Nov.	188	30. April.	5. Nov.	188	85	52	97		37	
Oehringen	26. April.	27. Oct.	183	26. April.	28. Sept.	154	95	29	101		48	
T.-St. Heilbronn	21. März.	12. Oct.	202	24. April.	29. Oct.	187		22	62		20	
T.-St. Bruchsal	26. April.	7. Nov.	194	26. April.	14. Nov.	201		6	79		107	
Winnenden	27. April.	29. Sept.	154	30. April.	11. Nov.	194	51	47	103	10	29	
Canstatt	26. April.	10. Sept.	136	24. April.	11. Nov.	200	41	35	97	18	32	
Stuttgart	28. April.	10. Nov.	197	26. April.	11. Nov.	200	22	30	77		30	
Hohenheim	26. April.	9. Sept.	135	26. April.	5. Nov.	192	46	25	89		41	
Calw	30. April.	9. Sept.	131	30. April.	11. Nov.	194	94	41	136	13	40	
Freudenstadt	28. April.	10. Sept.	135	8. Mai.	3. Oct.	148	73	52	120		11	
Bissingen	16. April.	11. Nov.	209	27. April.	26. Nov.	213	42	39	79		31	
Schopfloch	30. April.	27. Oct.	179	30. April.	5. Nov.	188	99	59	106		12	
Ennabeuren	30. April.	29. Oct.	181	29. April.	5. Nov.	189	99	50	132	77	8	
Heidenheim	29. April.	9. Sept.	132	28. April.	8. Nov.	192	94	47	164	61	36	
T.-St. Ulm	27. April.	10. Sept.	139	28. April.	9. Nov.	194		36	124		47	
Mittelstadt	27. April.	10. Sept.	139	30. April.	11. Nov.	194		35	125		52	
Reutlingen	26. April.	9. Sept.	134	30. April.	11. Nov.	194	66	33	92	16	47	
Spaichingen	27. April.	31. Oct.	186	24. April.	6. Nov.	196		43	93	12	44	
T.St. Friedrichsh.	30. April.	7. Nov.	190	18. März.	9. Nov.	235	149	26	116		32	
Issny	30. April.	27. Sept.	149	30. April.	5. Nov.	178		48	116		13	

Die Frost- und Schneegränzen waren durch 1853 fast überall weiter von einander entfernt, als 1854; die Zahl der Eistage 1854 geringer, die der Sommertage grösser als 1853.

3) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Dr. Rühle in Canstatt.

Tabelle XII. Lufttemperatur.

1853. Monate.	Mittel der Temperatur. nach d. 3 tägl. Beob.	nach d. Max. u. Min.	Extreme. Maximum.	Minimum.	Monatliche Veränderung.	Mittlere tägl. Veränderung.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
Dec. 1852	+ 4,78	+ 4,67	+12,1	— 2,5	14,6	5,93	6	—	—
Januar 1853	+ 3,11	+ 3,21	+11,1	— 5,4	16,5	5,01	14	—	—
Februar . .	— 0,89	— 0,84	+ 5,3	—11,1	16,4	5,12	24	4	—
März . .	+ 0,54	+ 0,86	+11,4	— 7,8	19,2	6,80	26	2	—
April . . .	+ 6,18	+ 6,20	+16,8	— 2,4	19,2	6,83	2	—	—
Mai . . .	+10,75	+10,59	+20,9	+ 0,3	20,6	8,44	—	—	1
Juni . . .	+14,14	+13,74	+25,0	+ 5,8	19,2	8,31	—	—	7
Juli . . .	+15,74	+15,48	+26,4	+ 6,4	20,0	9,34	—	—	16
August . .	+14,92	+14,82	+26,8	+ 5,7	21,1	8,96	—	—	10
September .	+11,34	+11,52	+19,4	+ 3,1	16,3	8,43	—	—	—
October . .	+ 8,08	+ 8,55	+15,5	— 0,4	15,9	7,88	2	—	—
November .	+ 3,10	+ 3,26	+11,3	— 5,7	17,0	3,82	8	1	—
December .	— 3,60	— 3,55	+ 2,9	—15,7	18,6	5,21	31	14	—
					Jahres-diff.				
Kal.-Jahr .	+ 6,95	+ 6,99	+26,8	—15,7	42,5	7,01	107	21	34
Meteor. Jahr	+ 7,65	+ 7,67	+26,8	—11,1	37,9	7,07	82	7	34

Temperatur der Jahreszeiten.

	Mittel nach den 3 tägl. Beobacht.	Mittel nach Max. und Min.	Mittlere tägliche Differenz.
Kal.-Winter	— 0,46	— 0,39	5,11.
Meteor. Winter . . .	+ 2,33	+ 2,35	5,35.
Frühling	+ 5,82	+ 5,88	7,36.
Sommer	+14,93	+14,68	8,87.
Herbst	+ 7,51	+ 7,78	6,71.

Wärmster Monat: Juli + 15,74.
Kältester Monat im Kal.-Jahr: December — 3,60.
» » » met. Jahr: Februar — 0,89.
Differenz beider im Kal.-Jahr: 19,03.
» » » met. Jahr: 16,32.
Temperaturdifferenz zwischen Sommer und Wintermonaten 1853: 15,39.
» » » meteorol. Winter: 12,60.

Jahres-Extreme nach den Thermographen:
Max. d. 22. Aug. + 26,8, Min. d. 27. Dec. — 15,7, Differenz 42,5.
Jahres-Extreme nach den 3 täglichen Beobachtungen:
Max. d. 23. Aug. + 26,6, Min. d. 27. Dec. — 15,1, Differenz 41,7.

ſtatt finden. Bei dem einen Theile derſelben haben nämlich die Mitglieder fortwährend und regelmäßig Beiträge zu leiſten, bis ſie, oder ihre Familien, endlich bei einer gewiſſen Gelegenheit das beabſichtigte Kapital oder Einkommen erhalten, ſo z. B. bei den verſchiedenen Arten von Sparkaſſen, bei Lebensverſicherungen, Wittwen- und Waiſen-Kaſſen. Bei einem andern Theile dagegen wird umgekehrt gleich im Anfange vom Mitgliede in die Geſellſchaftskaſſe ein Kapital eingezahlt, und für dieſes erwartet er für den Reſt ſeines Lebens Zahlungen, ſo z. B. bei den Tontinen, bei lebenslänglichen Renten. Daß dieſe Nöthigung zu bezahlen und dieſe Hoffnung zu empfangen nicht dieſelben Wirkungen haben können, iſt nun ſchon an ſich wahrſcheinlich; eine genauere Unterſuchung zeigt aber, daß während die ſittlichen Folgen des erſteren Verhältniſſes als weſentlich löblich und erfreulich erſcheinen, die des andern zu gerechten Ausſtellungen und Beſorgniſſen Anlaß geben.

Was nämlich jene regelmäßigen Einzahlungen betrifft, ſo ſetzen ſolche natürlich einen ebenſo regelmäßigen Wirthſchaftsplan und eine ſtrenge Befolgung deſſelben als unerläßliche Bedingungen voraus. Will man nun auch, als ungewiß, nicht allzu hoch in Anſchlag bringen, daß eine ſolche Nöthigung zu einer ganz ſtätigen und folgerichtigen Handlungsweiſe in Einem Punkte ſchon an ſich möglicherweiſe von vortheilhaftem Einfluſſe auf eine zuverläßige und überlegte Sinnesweiſe überhaupt ſeyn kann: ſo iſt doch jeden Falles nicht zu läugnen, daß gerade dieſe regelmäßigen Geldbeiträge bei den Meiſten von dem wohlthätigſten Einfluſſe ſeyn müſſen. Da ſie nicht ohne eine fühlbare Erſparniß an den gewöhnlichen Ausgaben gemacht werden können, die Beſtreitung der nothwendigen Lebensbedürfniſſe aber nach wie vor die nämliche bleibt, ſo kann die nöthige Einlage nur beſtritten werden mittelſt eines Abzuges an den Lieblings-Genüſſen. Eine Entſagung in dieſem Punkte koſtet nun in der Regel das größte Opfer; ſie kann ſomit nur als eine äußerſt nützliche und durch ihre regelmäßige jahrelange Fortdauer bedeutend wirkſame Einübung in der Grundlage aller Tugend, nämlich in der Verzichtleiſtung auf eine Lieblingsneigung zum Behufe der Erfüllung einer Pflicht, betrachtet werden. Und wie keine ſchlechte Gewohnheit ohne weitere üble Folgen und Anſteckungen bleibt, ſo auch keine löbliche Handlungsweiſe. Leicht erſtreckt ſich daher die, anfangs vielleicht nur mit

1854. Monate.	Mittel der Temperatur. nach d. 3 tägl. Beob.	nach d. Max. u. Min.	Extreme. Maximum.	Minimum.	Monatliche Veränderung.	Mittlere tägl. Veränderung.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
Dec. 1853 .	— 3,60	— 3,55	+ 2,9	—15,7	18,6	5,21	31	14	—
Januar 1854	+ 0,20	+ 0,30	+ 8,6	— 9,4	18,0	6,22	24	2	—
Februar . .	— 0,55	— 0,62	+ 9,4	—16,5	25,9	6,90	19	6	—
März . .	+ 3,94	+ 4,26	+13,7	— 6,1	19,8	8,45	18	—	—
April . .	+ 7,55	+ 7,20	+19,3	— 3,7	23,0	11,77	7	—	—
Mai . . .	+11,98	+11,71	+20,3	+ 3,1	17,2	9,15	—	—	1
Juni . . .	+13,21	+13,12	+22,6	+ 4,0	18,6	7,32	—	—	4
Juli . . .	+15,41	+15,20	+25,2	+ 6,0	19,2	9,77	—	—	11
August . .	+13,67	+13,73	+22,9	+ 3,5	19,4	8,95	—	—	8
September .	+11,09	+11,21	+25,2	— 1,8	27,0	12,18	4	—	7
October . .	+ 8,37	+ 8,56	+21,3	— 1,8	23,1	7,36	2	—	1
November .	+ 2,09	+ 2,11	+11,6	— 9,0	20,6	4,56	13	2	—
December .	+ 2,55	+ 2,43	+ 9,3	— 6,8	16,1	4,50	10	—	—
Kal.-Jahr .	+ 7,46	+ 7,43	+25,2	—16,5	41,7	8,13	97	10	35
Met. Jahr .	+ 6,95	+ 6,94	+25,2	—16,5		8,19	118	24	35

Temperatur der Jahreszeiten:

	Mittel nach den 3 tägl. Beobacht.	Mittel nach Max. und Min.	Mittlere tägliche Differenz
Kal.-Winter	+ 0,73	+ 0,70	5,87.
Met. Winter	— 1,32	— 1,29	6,11.
Frühling	+ 7,82	+ 7,72	9,79.
Sommer	+14,10	+14,02	8,82.
Herbst	+ 7,18	+ 7,29	8,03.

Wärmster Monat: Juli + 15,41.

Kältester Monat im Kal.-Jahr: Februar — 0,55.

» » » met. Jahr: Dec. 53 — 3,60.

Differenz beider im Kalenderjahre: 15,96.

» » » met. Jahr: 19,01.

Temperaturdifferenz zwischen Sommer und Kal.-Winter: 13,37.

» » » » met. Winter: 15,42.

Absolute Extreme: Max. + 25,2 den 26. Juli und 17. September: Minimum —16,5 den 15. Februar.

Jahres-Extreme nach den drei täglichen Beobachtungen:

Max.: +25,0 d. 26. Juli
Min.: —16,0 d. 15. Feb.
} Differenz: 41,0.

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XIII.

Wahre mittlere tägliche Temperatur.

	Dec. 1852.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec. 1853.
1.	0,3	2,2	0,1	—5,9	4,2	7,3	8,8	9,3	14,1	12,0	10,9	5,5	— 3,7
2.	—0,3	2,4	0,3	—5,0	2,6	8,8	7,7	7,6	16,4	12,0	5,7	4,0	— 1,6
3.	1,6	1,8	—0,8	—2,3	4,2	11,2	10,0	7,8	15,2	8,2	3,0	3,0	— 0,6
4.	3,0	2,5	—1,6	—4,0	4,4	10,3	10,2	9,9	14,6	7,5	1,8	2,3	0,2
5.	6,2	4,4	—2,2	—3,4	6,0	4,9	10,1	13,0	11,6	8,1	4,7	4,5	0,7
6.	6,4	3,3	—2,8	1,3	6,4	5,8	11,7	15,0	10,5	8,3	7,1	6,5	3,3
7.	5,2	3,8	—1,7	2,4	8,4	4,5	11,0	19,6	10,5	8,4	6,5	7,9	1,0
8.	5,4	4,0	—1,4	2,0	3,2	3,2	10,1	19,6	8,9	7,9	8,9	8,4	— 1,0
9.	4,4	2,5	—0,7	1,5	0,3	4,2	11,4	20,7	8,7	8,1	6,8	2,5	— 2,6
10.	5,8	2,4	—1,9	0,4	—0,4	5,1	13,3	15,0	10,6	10,5	8,0	1,4	— 4,2
11.	4,5	3,9	—1,4	0,3	1,0	7,1	12,1	10,5	10,9	11,0	6,9	0,5	— 3,8
12.	4,2	3,5	—0,8	2,1	1,5	9,3	10,9	14,1	10,1	11,3	7,5	—0,5	— 3,7
13.	5,1	5,9	—2,6	3,5	0,3	6,4	10,8	15,5	12,5	10,6	8,0	3,8	— 2,1
14.	4,6	1,2	—5,5	1,6	—2,2	5,4	9,1	10,8	14,3	10,9	8,4	5,2	— 5,4
15.	5,7	1,6	—4,1	1,7	—1,0	7,6	8,9	9,8	11,5	11,3	6,1	3,9	— 2,8
16.	2,9	2,5	—5,4	1,0	0,5	8,0	9,9	12,9	11,3	10,2	6,9	—0,2	— 3,0
17.	4,2	2,4	—5,6	—3,2	2,8	7,7	10,3	13,4	8,8	8,5	6,5	0,2	— 2,9
18.	1,3	0,4	—6,0	—4,4	3,3	7,3	11,2	11,5	9,3	11,0	5,5	1,2	— 4,8
19.	—1,0	—1,0	—6,3	—6,3	3,8	7,3	13,7	11,0	12,5	8,2	6,6	1,1	— 4,7
20.	4,5	—2,1	—5,6	—6,8	3,9	5,6	9,0	9,3	17,3	10,0	6,9	—0,3	— 3,6
21.	2,5	1,6	—4,8	—5,9	4,0	5,6	8,0	12,3	19,2	11,7	6,5	—0,6	— 3,8
22.	1,4	—0,7	—5,2	—4,9	5,8	6,5	6,1	13,7	18,7	12,9	7,4	0,3	— 4,8
23.	1,1	—1,4	—2,8	—4,9	4,2	9,9	7,7	13,7	19,4	11,3	8,6	—0,4	— 7,5
24.	0,1	—1,4	—4,8	—4,2	2,2	11,5	9,3	15,2	14,9	11,6	8,7	—1,7	— 7,7
25.	4,1	—2,4	—3,8	—4,9	4,0	12,5	10,5	15,7	12,1	8,4	10,4	—1,8	— 9,5
26.	4,5	—3,8	—3,1	—3,9	1,4	10,2	11,0	12,8	14,3	5,8	8,7	—1,5	— 9,5
27.	5,6	—2,4	—1,3	—2,9	1,6	12,7	12,5	16,0	11,5	4,2	8,3	—2,9	— 11,3
28.	5,7	0,7	—3,6	—3,0	4,0	11,2	19,2	18,9	11,0	6,9	9,2	—2,8	— 12,1
29.	2,9	2,8		—3,4	7,7	8,8	18,3	12,4	11,2	10,4	9,0	—4,2	— 11,8
30.	5,0	3,1		0,4	7,8	7,0	15,8	14,0	8,6	10,4	6,4	—5,7	— 8,0
31.	4,8	0,7		3,6		9,1		9,5	10,8		6,6		— 6,2

	Dec. 1853.	Jan. 1854.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	November	Dec. 1854.
1.	— 3,7	—5,2	3,0	—1,1	1,5	7,8	12,8	8,5	15,9	13,0	9,3	7,5	2,5
2.	— 1,6	—5,7	0,5	—1,2	5,2	9,3	9,9	8,8	13,3	11,8	10,2	3,6	0,2
3.	— 0,6	—2,9	— 2,5	—0,9	7,0	11,6	7,3	12,9	11,8	9,6	11,3	3,9	0,5
4.	0,2	—2,1	— 3,2	0,3	1,5	11,7	7,6	14,1	11,5	10,1	8,7	0,9	1,6
5.	0,7	1,0	1,9	0,6	5,6	4,7	7,8	10,5	10,6	11,7	10,9	2,6	2,2
6.	3,3	1,0	4,5	0,5	8,6	6,1	6,4	12,4	10,3	12,8	11,1	0,9	1,6
7.	1,0	1,2	3,6	—0,1	8,8	7,3	6,2	11,1	10,3	11,5	13,1	— 0,6	—0,2
8.	— 1,0	2,1	— 1,1	3,4	7,9	9,4	7,1	8,4	10,5	6,3	5,6	0,7	—0,0
9.	— 2,6	0,7	— 2,4	4,6	9,9	5,7	6,3	11,9	13,5	5,6	7,5	— 0,1	0,2
10.	— 4,2	—0,3	— 6,0	6,6	8,8	7,6	7,0	12,0	15,5	6,8	10,1	— 1,8	—1,2
11.	— 3,8	—1,5	— 8,0	4,5	8,8	10,3	7,2	13,0	10,5	6,9	9,4	— 0,8	—1,7
12.	— 3,7	—2,4	— 6,4	4,2	9,0	12,2	12,9	9,5	11,4	11,9	6,2	— 2,6	—2,1
13.	— 2,1	—3,5	— 10,3	4,8	3,1	11,7	10,6	9,1	13,6	13,4	4,9	— 7,2	—1,8
14.	— 5,4	—3,9	— 11,3	4,9	5,1	10,6	10,4	11,5	16,0	15,2	4,5	— 5,1	2,3
15.	— 2,8	—1,7	— 7,8	6,1	8,6	11,1	10,4	13,6	11,8	14,4	4,3	0,8	4,3
16.	— 3,0	1,7	— 3,9	3,1	9,8	9,0	12,4	11,7	11,2	15,0	3,8	1,3	1,7
17.	— 2,0	2,6	— 2,4	1,8	7,6	9,0	12,8	14,0	10,6	17,1	5,4	2,4	—1,5
18.	— 4,8	2,8	— 3,3	—1,9	6,2	8,9	14,6	14,8	8,5	11,2	3,7	0,4	—1,3
19.	— 4,7	2,2	— 2,9	—2,5	9,7	9,1	12,7	14,1	10,0	11,6	4,5	— 3,6	—2,2
20.	— 3,6	3,1	— 5,8	—1,5	11,9	8,3	12,5	16,7	11,5	14,6	3,5	— 3,6	—4,8
21.	— 3,8	2,5	— 5,1	—2,1	10,4	10,5	9,2	17,7	14,6	10,5	3,4	— 4,3	—2,3
22.	— 4,8	0,9	— 3,8	—3,1	7,4	11,4	10,7	18,5	13,1	5,7	4,8	— 0,03	2,0
23.	— 7,5	—2,5	— 2,7	—0,5	3,5	12,1	11,8	17,3	10,5	5,0	5,3	0,7	1,2
24.	— 7,7	—0,9	— 1,2	0,5	— 1,4	12,8	11,2	18,4	13,1	7,5	4,7	1,0	—0,1
25.	— 9,5	—0,0	0,4	—0,1	—2,1	6,0	13,7	18,9	8,8	6,3	7,7	0,4	3,5
26.	— 9,5	0,2	— 2,2	0,7	—0,0	9,2	13,7	16,9	8,0	5,0	4,3	— 1,2	2,3
27.	— 11,3	—1,5	— 1,1	1,6	3,0	9,2	11,9	13,8	8,1	5,7	3,3	— 2,2	—0,0
28.	— 12,1	1,5	1,6	1,9	0,6	7,2	11,6	11,9	10,6	6,1	3,0	— 2,7	—2,6
29.	— 11,8	1,3		3,6	1,1	8,2	10,1	11,3	11,8	6,8	8,0	1,0	—3,8
30.	— 8,0	4,2		4,1	2,6	8,4	8,4	12,1	13,1	8,4	6,5	0,3	—1,1
31.	— 6,2	3,0		4,2		10,2		15,4	13,5		6,7		0,4

Tabelle XIV. Temperatur-Mittel und Extreme.

1853. Monate.	Medium			Reducirtes Medium.				Wärmster und kältester Tag				Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	Nach Lamont.	wärmster.		kältester.		Sommertage.		Eistage.		Wintertag.	
								Grade.	Tag	Grade.	Tag	t. B.	ma.	t. B.	min.	t. B.	ma.
December 1852	3,77	3,72	+0,05	3,63	2,95	+0,68	3,65	6,4	6	−1,0	19			5	9		
Januar 1853	1,53	1,35	+0,18	1,42	0,73	+0,69	1,45	5,9	13	−3,8	26			10	18	5	1
Februar	−2,93	−3,37	+0,44	−3,05	−3,63	+0,58	−3,06	0,3	2	−6,3	19			27	28	22	20
März	−1,71	−2,01	+0,30	−1,88	−2,04	+0,16	−1,79	3,6	31	−6,8	20			24	27	17	14
April	3,30	2,71	+0,59	3,16	2,68	+0,48	3,04	8,4	7	−2,2	14			6	16	2	2
Mai	8,08	7,64	+0,44	7,82	7,70	+0,12	7,64	12,7	27	3,2	8			1	2		
Juni	11,27	11,46	−0,19	10,95	10,99	−0,04	10,71	19,2	28	6,1	22	3	3				
Juli	13,65	13,51	+0,14	13,24	13,57	−0,33	13,21	20,7	9	7,6	2	4	7				
August	12,99	12,81	+0,18	12,63	12,89	−0,26	12,68	19,4	23	8,6	30	6	7				
September	9,71	9,48	+0,23	9,59	9,37	+0,22	9,55	12,9	22	4,2	27						
October	7,44	7,70	−0,26	7,19	7,27	−0,08	7,33	10,9	1	1,8	4			1	3		
November	1,44	0,95	+0,49	1,32	0,37	+0,95	1,31	8,4	8	−5,7	30			16	22	9	9
Winter	0,79	0,57	+0,22	0,67	0,02	+0,65	0,68	Dec.	6	Febr.	19			42	55	27	21
Frühling	3,22	2,78	+0,44	3,03	2,78	+0,25	2,96	Mai	27	März	20			31	45	19	16
Sommer	12,64	12,59	+0,05	12,27	12,45	−0,18	12,20	Juli	9	Juni	22	13	17				
Herbst	6,20	6,04	+0,14	6,03	5,67	+0,36	6,06	Sept.	22	Nov.	30			17	25	9	9
Jahr	5,71	5,49	+0,22	5,50	5,23	+0,27	5,48	Juli	9	März	20	13	17	90	125	55	46
								20,7		−6,8							
December 1853	−4,27	−4,60	+0,33	−4,34	−5,32	+0,98	−4,39	3,3	6	−12,1	28			29	31	23	23
Kal.-Winter	−1,89	−2,21	+0,32	−1,99	−2,74	+0,75	−2,00	Jan.	13	Dec.	28			66	77	50	44
Kal.-Jahr	5,04	4,80	+0,24	4,84	4,54	+0,30	4,81	Juli	9	Dec.	28	13	17	114	147	78	69
								20,7		−12,1							

Temperatur-Mittel und Extreme.

1854. Monate.	Medium.			Reducirtes Medium.				Wärmster und kältester Tag				Sommer-, Eis- und Wintertage.					
	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	aus den 3 tägl. Beob.	aus Max. u. Minim.	Differenz.	Nach Lamont.	wärmster.		kältester.		Sommertage.		Eistage.		Wintertag.	
								Grade.	Tag	Grade.	Tag	t. B	mx.	t. B.	min	t. B.	mx.
December 1853 .	—4,27	—4,60	+0,33	—4,34	—5,32	+0,98	—4,39	3,3	6	—12,1	28			29	31	23	23
Januar 1854 . .	0,11	—0,21	+0,32	—0,02	—0,79	+0,77	0,03	4,2	30	— 5,7	2			18	27	8	8
Februar . . .	—2,65	—3,40	+0,75	—2,78	—3,69	+0,91	—2,78	4,5	6	—11,3	14			23	26	19	19
März	1,87	1,43	+0,44	1,81	1,41	+0,40	1,79	6,6	10	— 3,1	22			15	20	4	2
April	5,94	5,58	+0,36	5,66	5,54	+0,12	5,68	11,9	20	— 2,1	25			7	14	1	
Mai	9,54	9,63	—0,09	9,23	9,70	—0,47	9,10	12,8	24	4,7	5						
Juni	10,67	10,75	—0,08	10,29	11,03	—0,74	10,11	14,6	18	6,2	7		1				
Juli	13,71	13,78	—0,07	13,24	13,85	—0,61	13,27	18,9	25	8,4	8	8	10				
August	12,04	11,84	+0,20	11,72	11,91	—0,19	11,73	16,0	14	8,0	26	1	3				
September . .	10,37	10,34	+0,03	10,00	10,19	—0,19	10,21	17,1	17	5,0	23	3	5				
October . . .	6,80	6,65	+0,15	6,64	6,22	+0,42	6,69	13,1	7	3,0	26				2		
November . . .	—0,16	—0,13	—0,03	—0,25	—0,75	+0,50	—0,28	7,5	1	— 7,2	28			20	26	11	8
Winter	—2,27	—2,74	+0,47	—2,38	—3,27	+0,89	—2,40	Febr.	6	Dec.	13			70	84	50	50
Frühling . . .	5,78	5,55	+0,23	5,57	5,55	+0,02	5,51	Mai	24	März	28			22	34	5	2
Sommer . . .	12,14	12,12	+0,02	11,75	12,26	—0,51	11,70	Juli	25	Juni	10	9	14				
Herbst	5,67	5,62	+0,05	5,46	5,22	+0,24	5,54	Sept.	17	Nov.	7	3	5	20	28	11	8
Jahr	5,33	5,14	+0,19	5,10	4,94	+0,16	5,09	18,9	Juli 25	—12,1	13 Dec. 28	12	19	112	146	66	60
December 1854 .	—0,01	—0,13	+0,12	—0,03	—0,73	+0,70	—0,13	4,3	15	— 4,8	Febr. 20			23	28	13	10
Winter 1854 . .	—0,85	—1,25	+0,40	—0,94	—1,74	+0,80	—0,96	Febr.	6 Juli 25	Febr.	14 Feb. 14			64	81	40	37
Kal.-Jahr 1854 .	5,69	5,51	+0,18	5,46	5,32	+0,14	5,45	18,9		—11,3		12	19	106	143	56	47

Bemerkungen zu Tabelle XIV.

1) Für 1853.

Jahresmittel der Temperatur nach den täglichen Beobachtungen 5,71, red. 5,50, (Kal.-J. 5,04, red. 4,84);
nach Max. und Min. 5,49, red. 5,23, (Kal.-J. 4,89, red. 4,54);
nach Lamont 5,48 (Kal.-J. 4,81.

Max. der Temp. nach den 3 tägl. Beobachtungen 24,7 den 9. Juli,
» » Max. Th. 25,5 » 9. Juli,
Min. nach den 3 tägl. Beob. —8,3 d. 26. Febr., (Kal.-J. —12,5 d. 27. Dec.,
» » Min.-Th. —10,5 d. 25. » (Kal.-J. —14,5 d. 26. »
Differenz 33,0 und 36,0 (Kal.-J. 37,2 u. 39,0).

Wärmster Tag mit mittl. Temp. 20,7 d. 9. Juli.
Kältester » » — 6,8 d. 20. Mz. (Kal.-J. —12,1 d. 28. Dec.).
Wärmster Monat nach d. red. tägl. Beob. Juli 13,24.
Kältester » » Febr. 3,05, (Kal.-J. Dec. —4,34.

Der Frühling war mit 3,03 kälter als der Herbst mit 6,03 um 3,00.

Der Sommer mit 12,27 differirte vom Winter mit 0,67 um 11,60. (Kal.-J. vom Winter mit —1,99 um 14,26.

Die Temp. fällt vom Dec. 1852 bis Jan. 1853 um 2,21,

»	»	Jan.	»	Febr.	» 4,47.
»	steigt	Febr.	»	März	» 1,17.
»	»	März	»	April	» 5,04.
»	»	April	»	Mai	» 4,06.
»	»	Mai	»	Juni	» 3,13.
»	»	Juni	»	Juli	» 2,29.
»	fällt	Juli	»	August	» 0,61.
»	»	August	»	Septemb.	» 3,04.
»	»	Sept.	»	October	» 2,40.
»	»	October	»	November	» 5,87.
»	»	Nov.	»	December	» 5,66.

Die Temp. steigt vom Winter zum Frühling um 2,36.
» » Frühling » Sommer » 9,24.
fällt » Sommer » Herbst » 6,24.
» » Herbst » Winter »

Die grösste tägliche Temperaturdifferenz war 12,1 d. 9. Mai, die mittlere tägliche Temperaturdifferenz war am grössten mit 7,87 im Juli, am kleinsten mit 4,62 im Nov.

Dieselbe kommt in ihrem Jahresmittel 6,25 der im October mit 6,30 am nächsten (Kal.-J. 6,21, der im März 6,15.

Monatl. Diff. Max. nach den tägl. Beob. 17,7 im Juli (Kal.-J. 18,5 im Dec.
Nach Min. 20,7 Mai und August (Kal.-J. 21,5 im Dec).
Min. nach den tägl. Beob. 9,3 im Febr. Nach Min. 13,0 im Febr.

2) Für 1854.

Jahresmittel der Temp. nach den 3 tägl. Beob. 5,33, Kal.-J. 5,69,
red. 5,14, » 5,51,
Max. und Min. 5,10, » 5,46,
red. 4,94, » 5,32,
nach Lamont 5,09, » 5,45.

Max. der Temp. nach den 3 tägl. Beob. 23,0 den 17. Sept.
Max. Th. 24,1 den 23. Juli.

Min. der Temp. nach den 3 tägl. Beob. —12,8 den 14. Febr.
Min. Th. —14,5 den 26. Dec. Kal.-J. —14,2 den 14. Febr.

Diff. 35,8 und 38,6, Kal.-J. 35,8 und 38,3.

Wärmster Tag mit mittl. Temp. 18,9 d. 25. Juli.
Kältester » » —12,1 d. 28. Dec. Kal.-J. —11,3 d. 14. Febr.
Wärmster Monat nach den redne. 3 tägl. Beob. Juli 13,24
Kältester » » Dec. —4,34 Kal.-J. Febr. —2,78.

Der Frühling war mit 5,57 wärmer als der Herbst mit 5,46 um 0,11.

Der Sommer mit 11,75 differirte vom Winter mit —2,38 um 14,13, Kal.-J. vom Winter mit —0,85 um 12,60.

Die Temp. steigt vom Dec. 1853 bis Jan. 1854 um 4,32.

fällt	vom	Jan.	»	Febr.	» 2,76.
steigt	»	Febr.	»	März	» 4,59.
»	»	März	»	April	» 3,85.
»	»	April	»	Mai	» 3,57.
»	»	Mai	»	Juni	» 1,06.
»	»	Juni	»	Juli	» 2,95.
fällt	»	Juli	»	Aug.	» 1,52.
»	»	August	»	Sept.	» 1,72.
»	»	Sept.	»	Oct.	» 3,36.
»	»	Oct.	»	Nov.	» 6,89.
steigt	»	Nov.	»	Dec.	» 0,22.
»	»	Winter zum Frühling			» 7,95.
»	»	Frühling zum Sommer			» 6,18.
fällt	»	Sommer zum Herbst			» 6,29.
»	»	Herbst zum Winter			» 7,62.

Die grösste tägliche Temperatur-Differenz war 13,0 den 20. Sept.

Die mittlere tägliche Temperatur-Differenz war am grössten 8,38 im Sept., am kleinsten 3,12 im Nov., Kal.-J. 4,66 im Dec.

Das Jahresmittel der tägl. Temp.-Diff. = 6,92 kommt der im Juni = 7,32 am nächsten. Kal.-J. = 6,88 der im Oct. = 6,43.

Monatl. Diff. Max. nach den tägl. Beob. 20,5 im Sept.
Max. u. Min. 22,8 im Sept.
Min. nach den tägl. Beob. 13,1 im Jan.
Max. u. Min. 15,7 im Jan.
Min. der tägl. Beob. im Kal.-J. 10,7 im Dec.
Max. u. Min. » 15,0 im Dec.

Tabelle XV. Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1853. Monate	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15 bis 20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0.	Summe unter — 0.	— 0 bis — 5°.	Summe unter — 5°.	— 5 bis — 10°.	Unter — 10°.	Ueber 15	10 bis 15	Summe über 10.	5 bis 10.	Summe über 5.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter — 0.	— 0,1 bis — 5,0.	Unter — 5.
December 1852 .						19	19	12	31	5	5							10	10	19	29	2	2	
Januar 1853 . .						9	9	17	26	10	8	2	2					1	1	22	23	8	7	
Februar								6	6	27	14	13	13							2	2	26	19	7
März						3	3	11	14	24	8	16	16							13	13	18	13	5
April				2	2	14	16	12	28	6	6							6	6	21	27	3	3	
Mai		3	3	11	14	17	31		31	1	1							20	27	4	31			
Juni	3	4	7	20	27	3	30		30						3	17	20	10	30		30			
Juli	4	14	18	11	29	2	31		31						10	14	24	7	31		31			
August	6	8	14	17	31		31		31						6	20	26	5	31		31			
September . . .		4	4	18	22	8	30		30							17	17	12	29	1	30			
October		1	1	14	15	14	29	2	31	1	1					2	2	26	28	3	31			
November . . .				2	2	9	11	10	21	16	15	1	1					5	5	13	18	12	11	1
Winter						28	28	35	63	42	27	15	15					11	11	43	54	36	29	7
Frühling		3	3	13	16	34	50	23	73	31	15	16	16			7	7	26	33	38	71	21	16	5
Sommer	13	26	39	48	87	5	92		92						19	51	70	22	92		92			
Herbst		5	5	34	39	31	70	12	82	17	16	1	1			19	19	43	62	17	79	12	11	1
Jahr	13	34	47	95	142	98	240	70	310	90	58	32	32		19	77	96	102	198	98	296	69	56	13
December . . .						1	1	7	8	29	12	17	12	5						4	4	27	17	10
Kal.-Winter . .						10	10	30	40	66	34	32	27	5				1	1	28	29	61	44	17
Kal.-Jahr . . .	13	34	47	95	142	80	222	65	287	114	65	49	44	5	19	77	96	92	188	83	271	94	71	23

Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1854. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit der reducirten mittleren täglichen Temperatur.									
	Auf und über 20°.	15 bis 20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0°.	Summe unter — 0°.	— 0 bis — 5°.	Summe unter — 5°.	— 5 bis — 10°.	Unter — 10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10.	5 bis 10.	Summe über 5.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter — 0.	0 bis 5,0.	Unter 5.
December 1853						1	1	7	8	29	12	17	12	5						4	4	27	17	10
Januar 1854						2	2	21	23	18	15	3	3							17	17	14	12	2
Februar						2	2	7	9	23	12	11	8	3						7	7	21	13	8
März						11	11	16	27	15	15													
April		1	1	17	18	4	22	7	29	7	7							2	2	18	20	11	11	
Mai		4	4	21	25	6	31		31								2	17	19	8	27	3	3	
Juni		7	7	18	25	5	30		30							12	12	18	30	1	31			
Juli	8	10	18	12	30	1	31		31							18	18	12	30		30			
August	1	11	12	17	29	2	31		31						8	18	26	5	31		31			
September	3	10	13	8	21	9	30		30						3	24	27	4	31		31			
October		1	1	12	13	15	28	3	31						3	13	16	14	30		30			
November				1	1	2	3	16	19	20	17	3	3			6	6	12	18	13	31			
Winter						5	5	35	40	70	39	31	23	8				1	1	15	16	14	12	2
Frühling		5	5	38	43	21	64	23	87	22	22									28	28	62	42	20
Sommer	9	28	37	47	84	8	92		92							14	14	37	51	27	78	14	14	
Herbst	3	11	14	21	35	26	61	19	80	20	17	3	3		11	60	71	21	92		92			
Jahr	12	44	56	106	162	60	222	77	299	112	78	34	26	8	3	19	22	27	49	28	77	14	12	2
December 1854						1	1	16	17	23	21	2	2		14	93	107	85	192	83	275	90	68	22
Kal.-Winter						5	5	44	49	64	48	16	13	3						15	15	16	16	
Kal.-Jahr	12	44	56	106	162	60	222	86	308	106	87	19	16	3	14	93	107	85	192	39	39	51	41	10
																				94	286	79	67	12

Tabelle XVI.

1853. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1852	3,77	— 0,03	0,70		3,10	4,39	4,70	2,35	1,42	1,33	4,13
Januar 1853 .	1,53	— 0,92	— 0,77	— 2,27	— 1,51	2,57	2,88	1,22	—0,33	—1,15	2,32
Februar . .	— 2,93	— 3,76	— 1,36	— 4,92	— 2,36	— 3,07	— 3,37	—3,20	—3,60	—2,35	—3,35
Marz . . .	— 1,71	— 4,67	— 3,69	— 0,69	0,10	4,33	0,18	—0,73	—4,57	—2,47	—0,56
April . . .	3,30	4,15	— 0,25	7,70		4,38	4,22	2,54	1,24	3,27	3,31
Mai	8,08	7,36	8,68	8,01	8,60	9,91	8,91	6,40	6,51	8,14	8,11
Juni . . .	11,27	10,60	10,73	12,60	12,60	16,70	12,07	9,58	10,31	11,46	11,47
Juli	13,65	11,65	14,22	15,57	17,56	13,04	14,56	10,96	10,86	15,53	12,82
August . . .	12,99	11,82	12,24	10,45	13,33	17,56	13,74	10,74	12,23	11,85	13,62
September .	9,71	9,43	10,77	9,68	12,00	13,58	9,52	7,71	10,31	9,35	9,52
October . .	7,44	6,40	6,47	8,57	7,12	7,78	8,08	6,45	4,75	7,32	7,50
November . .	1,44	2,10	1,33	— 0,85	3,06	5,09	4,00	3,04	2,64	0,59	3,77
Winter . . .	0,79	— 1,57	— 0,48	— 3,59	— 0,26	1,30	1,40	0,12	—0,84	—0,79	1,03
Frühling . .	3,22	2,28	1,58	5,01	4,35	6,21	4,44	2,74	1,06	2,88	3,62
Sommer . .	12,64	11,36	12,40	12,87	14,50	15,77	13,46	10,34	11,13	12,95	12,54
Herbst . . .	6,20	5,98	6,19	5,80	7,39	8,82	7,20	5,73	5,90	5,95	6,93
Jahr . . .	5,71	4,51	4,92	5,02	6,50	8,03	6,62	4,73	4,31	5,27	5,78
+od.—d.Jahrs		— 1,20	— 0,79	— 0,69	+ 0,79	+ 2,32	+0,91	—0,98	—1,40	—0,44	+0,07
December 1853	— 4,27	— 5,82	— 8,10	— 5,59	— 3,62	— 1,22	—3,25	—0,48	—0,23	—5,28	—1,92
Kal.-Winter .	— 1,89	— 3,50	— 3,41	— 4,26	— 2,50	— 0,57	—1,25	—0,82	—1,39	—2,99	—0,98
Kal.-Jahr . .	5,04	4,03	4,19	4,85	5,91	7,56	5,96	4,50	4,18	4,72	5,53
+od.—d. Jahrs		— 1,01	— 0,85	— 0,19	+ 0,87	+ 2,52	+0,92	—0,54	—0,86	—0,32	+0,49

äußerstem Widerwillen geübte und ganz isolirt stehende, allein nach und nach zur unbewußten Gewohnheit gewordene Uebung der Pflicht mit Hintansetzung sinnlicher Neigung auch auf andere Lebensbeziehungen. Dies ist schon wahr, wo es sich von der Verzichtung auf gleichgültige oder selbst an sich löbliche Gewohnheiten handelt; um wie viel mehr aber, wenn gar die nothwendigerweise aufgegebene oder wenigstens beschränkte Lieblingsausgabe eine solche ist, welche an sich schon die geistige oder körperliche Gesundheit feindlich bekämpfte. Hier ist offenbar der Gewinn ein doppelter. Wenn z. B. Manchem der Eintritt in eine Lebensversicherungs-Gesellschaft, deren jährliche Forderung ihn nöthigte, die Freuden der Geselligkeit etwas zu beschränken, zu einer Lebensverlängerung verholfen haben mag; oder wenn ein Familienvater, der immer tiefer in die Gewohnheit und endlich in das Laster des Spiels hineinzugerathen im Begriffe war, dieser gefährlichen Zeittödtung entsagen muß, und er dabei nicht nur an Geld und gegenüber von seiner Familie an Pflichterfüllung, sondern auch an Gesundheit gewinnt, und eine nützlichere Beschäftigung in sein Leben einschieben lernt: ist dieses nicht hoch anzuschlagen? Hiergegen kommt die Möglichkeit nicht in Betracht, daß ein zu solchen regelmäßigen Zahlungen Verpflichteter, dadurch aber seiner Zeit zu entsprechenden Bezügen für sich oder die Seinigen Berechtigter jeder Forderung Genüge gethan zu haben glauben, und nun in jeder andern Beziehung um so leichtsinniger und pflichtvergessener leben könnte. Wenn auch eine solche Möglichkeit nicht unbedingt geläugnet werden kann, so ist doch, wie schon bemerkt, weit wahrscheinlicher, daß die Stätigkeit und Besonnenheit des Lebens in Einer Richtung sich auch auf die übrigen Verhältnisse erstreckt. Die Möglichkeit ist hier eine Wahrscheinlichkeit, wie sich Jeder bei einer Beobachtung seiner Umgebungen überzeugen mag.

Was dagegen die allmählige Aufzehrung eines (wie angenommen, verhältnißmäßig beträchtlichen) Kapitals in der Form größerer Zinse betrifft, so liegt unläugbar in dem Gedanken selbst ein Egoismus. Wenn nur das Einkommen auf unsere Lebenszeit reicht; après nous le déluge! Es wird dabei auf Verwandte und Freunde keine Rücksicht genommen; es kann kein Vermächtniß für nützliche öffentliche Zwecke, keines für die Armuth gemacht werden. Es schneidet ab von der Zukunft und von der selbst nach dem Tode

1854. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1853	— 4,27	— 5,82	— 8,10	— 5,59	— 3,62	— 1,22	— 3,25	— 0,48	— 0,23	— 3,28	— 1,92
Januar 1854	0,11	— 2,10		1,00	— 1,61	1,69	— 0,08	1,38	0,30	— 0,75	0,58
Februar . .	— 2,65	— 7,18	— 5,30	— 5,33	— 5,54	0,30	— 0,54	— 1,78	— 4,37	— 5,83	— 1,62
März . . .	1,87	1,52	— 0,56	0,45	1,64	7,15	3,84	2,68	0,94	0,46	2,90
April . . .	5,94	3,26	6,21	6,11	6,25	11,32	5,28	5,84	5,76	5,48	6,36
Mai	9,54	7,68	10,99	10,66	11,23	11,82	8,17	8,90	8,36	9,36	8,98
Juni . . .	10,67	10,72	9,13	12,23	11,48	13,20	10,85	9,98	8,98	11,15	10,49
Juli	13,71	14,40	14,37	16,08	16,06	14,73	12,34	11,04	14,28	15,33	12,42
August . .	12,04	10,69	12,70	12,01	16,50	15,36	12,37	11,97	11,08	11,64	12,21
September .	10,37	8,54	11,29	7,86	8,02	14,57	15,23	11,41	6,14	8,99	11,65
October . .	6,80	4,96	6,93	5,75		6,34	6,77	8,92	6,80	5,78	7,24
November .	— 0,16	— 2,22	0,87	— 0,67	— 0,37	0,89	0,47	0,24	— 1,89	— 0,74	0,18
Winter . .	— 2,27	— 5,09	— 6,70	— 3,33	— 3,59	0,26	— 1,29	— 0,29	— 1,33	— 3,95	— 0,99
Frühling . .	5,78	4,15	5,55	5,74	6,37	10,10	5,76	5,81	5,02	5,10	6,08
Sommer . .	12,14	11,74	12,07	13,44	14,68	14,43	11,85	11,00	11,45	12,71	11,71
Herbst . . .	5,67	3,76	6,36	4,31	3,83	7,27	7,49	» 6,86	3,68	4,68	6,36
Jahr	5,33	3,64	4,32	5,04	5,32	8,22	5,95	5,84	4,71	4,63	5,79
+od. —d.Jahrs		— 1,69	— 1,01	— 0,29	— 0,01	+ 2,89	+ 0,62	+ 0,51	— 0,62	— 0,70	+ 0,46
December 1854	— 0,01	— 0,28	— 2,33	— 3,80	— 4,80	1,20	0,73	— 0,67	— 1,36	— 1,88	0,21
Kal.-Winter .	— 0,85	— 3,19	— 4,11	— 2,71	— 3,98	1,06	0,04	— 0,36	— 1,81	— 2,82	— 0,28
Kal.-Jahr . .	5,69	4,11	4,97	5,19	5,23	8,21	6,29	5,83	4,58	4,92	5,97

Bemerkungen zu Tabelle XVI.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1853.

Für N fällt das Max.	11,82	in den	Aug.,	das Min.	—4,67	in d.	März.
				(Kal.-J.	—5,82	»	Dec.)
» NO	14,22	»	Juli.	das Min.	—3,69	»	März.
				(Kal.-J.	—8,10	»	Dec.)
» O	15,57	»	Juli.	das Min.	—4,92	»	Febr.
				(Kal.-J.	—5,59	»	Dec.)
» SO	17,56	»	Juli.	das Min.	—2,36	»	Febr.
				(Kal.-J.	—3,62	»	Dec.)
» S	17,56	»	Aug.,	das Min.	—3,07	»	Febr.
» SW	14,56	»	Juli,	»	—3,37	»	Febr.
» W	10,96	»	Juli.	»	—3,20	»	Febr.
» NW	10,86	»	Juli,	»	—4,57	»	März.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

Im ganz. J.:	S	SW	SO	O	NO	W	N	NW
	8,03	6,62	6,50	5,92	4,92	4,73	4,51	4,31
Kal.-Jahr:	S	SW	SO	O	W	NO	NW	N
	7,56	5,96	5,91	4,85	4,50	4,19	4,18	4,03
im Winter:	SW	S	W	SO	NO	NW	N	O
	1,40	1,30	0,12	—0,26	—0,48	—0,84	—1,57	—3,59
Kal.-Winter:	S	W	SW	NW	SO	NO	N	O
	—0,57	—0,82	—1,25	—1,39	—2,50	—3,41	—3,50	—4,26
im Frühling:	S	O	SW	SO	W	N	NO	NW
	6,21	5,01	4,44	4,35	2,74	2,28	1,58	1,06
im Sommer:	S	SO	SW	O	NO	N	NW	W
	15,77	14,50	13,46	12,87	12,40	11,36	11,13	10,34
im Herbst:	S	SO	SW	NO	N	NW	O	W
	8,82	7,39	7,20	6,19	5,98	5,90	5,80	5,73

Die Temperatur differirt:

bei N	im Sommer u. Winter um	12,93	im Frühling u. Herbst um	—3,70.
	(Kal.-Jahr	14,86)		
» NO	» »	12,88	» »	—4,61.
		(15,81)		
» O	» »	16,46	» »	—0,79.
		(17,13)		
» SO	» »	14,76	» »	—3,04.
		(17,09)		
» S	» »	14,47	» »	—2,61.
		(16,34)		
» SW	» »	12,96	» »	—2,76.
		(14,71)		
» W	» »	10,22	» »	—2,99.
		(11,16)		
» NW	» »	11,97	» »	—4,84.
		(12,72)		

Somit Max. bei O. Somit Max. bei NW.
Min. bei W. Min. bei O.

2) Für 1851.

Temperatur bei den 8 Hauptwinden.

Für N fällt das Max. 14,40 in den Juli, das Min. —5,82 in den Dec.
(—7,18 » Febr.
» NO » 14,37 » Juli, » —8,10 » Dec.
(—5,30 » Febr.
» O » 16,08 » Juli, » —5,59 » Dec.
(—5,33 » Febr.
» SO » 16,50 » Aug., » —5,54 » Febr.
» S » 15,36 » Aug., » —1,22 » Dec.
(0,30 » Febr.
» SW » 15,23 » Sept., » —3,25 » Dec.
(—0,54 » Febr.
» W » 11,97 » Aug., » —1,78 » Febr.
» NW » 14,28 » Juli, » —4,37 » Febr.

Der Wärme nach folgen die 8 Winde:

im ganz. Jahr:	S	SW	W	SO	O	NW	NO	N
	8,22	5,95	5,84	5,32	5,04	4,71	4,32	3,64
im Kal.-Jahr:	S	SW	W	SO	O	NO	NW	N
	8,21	6,29	5,83	5,23	5,19	4,97	4,58	4,11
im Winter:	S	W	SW	NW	O	SO	N	NO
	0,26	—0,29	—1,29	—1,33	—3,33	—3,50	—5,09	—6,70
im Kal.-Winter:	S	SW	W	NW	O	N	SO	NO
	1,06	0,04	—0,36	—1,81	—2,71	—3,19	—3,98	—4,11
im Frühling:	S	SO	W	SW	O	NO	NW	N
	10,10	6,37	5,81	5,76	5,74	5,55	5,02	4,15
im Sommer:	SO	S	O	NO	SW	N	NW	W
	14,68	14,43	13,44	12,07	11,85	11,74	11,45	11,00
im Herbst:	SW	S	W	NO	O	SO	N	NW
	7,49	7,27	6,86	6,36	4,31	3,83	3,76	3,68

Die Temperatur differirt

bei N im Sommer u. Winter um 16,83 im Frühling u. Herbst um +0,39
(Kal.-J. 14,93)
» NO » » 18,77 » » —0,81.
(16,18)
» O » » 16,77 » » +1,43.
(16,15)
» SO » » 18,27 » » +2,58.
(18,66)
» S » » 14,17 » » +2,83.
(13,37)
» SW » » 13,14 » » —1,73.
(11,81)
» W » » 11,29 » » —1,05.
(11,36)
» NW » » 12,78 » » +1,34.
(13,26)

Somit Max. bei NO. Somit Max. bei S.
(bei SO.)
Min. bei W. Min. bei N.

3) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Emmabeuren.

Tabelle XVII.

Temperatur-Verhältnisse.

1853. Monate.	Medium a. den 3 täglichen Beobachtung.	Reducirtes Medium.	Differenz.	Wärmster und kältester Tag.				Somm.-, Eis- u. Wintertag.		
				wärmster den		kältester den		Sommertage	Eistage.	Wintertage
Dec. 1852 .	2,72	2,66	0,06	5.	6,7	19.	— 2,0		4	2
Januar 1853	0,38	0,23	0,15	13.	5,2	27.	— 4,6		12	7
Februar . .	—3,84	—3,92	0,08	2.	-0,3	22.	— 7,5		3	25
März . . .	—2,65	—3,08	0,43	13.	2,8	20.	— 7,7		6	18
April . . .	2,77	2,63	0,14	7.	8,5	14.	— 2,6		1	3
Mai . . .	7,43	7,22	0,21	27.	12,4	8.	2,5		2	
Juni . . .	10,68	10,44	0,24	29.	18,0	22.	5,1	2		
Juli . . .	13,22	12,83	0,39	7.	19,2	2.	7,7	5		
August . .	12,48	12,10	0,38	22.	19,8	9.	8,0	5		
September .	9,06	8,79	0,26	22.	12,2	27.	3,7			
October . .	6,49	6,25	0,24	1.	10,4	4.	1,1		2	
November .	0,65	0,51	0,14	7.	6,3	30.	— 5,2		8	10
December .	—5,48	—5,59	0,11	6.	0,8	26.	—14,1		7	24
Met. Winter	—0,25	—0,34	0,09	5. Dec.	6,7	22Feb.	— 7,5		19	34
Frühling .	2,52	2,26	0,26	27. Mai	12,4	20Mrz.	— 7,7		15	21
Sommer . .	12,13	11,79	0,34	22Aug.	19,8	22Juni	5,1	12		
Herbst . .	5,39	5,18	0,21	22Sep.	12,2	30Nov.	— 5,2		10	10
Kal.-Winter	—2,98	—3,09	0,11	13Jan.	5,2	26Dec.	—14,1		22	56
Kal.-Jahr .	4,26	4,03	0,23	22Aug.	19,8	26Dec.	—14,1	12	47	87
Met. Jahr .	4,95	4,72	0,23	22Aug.	19,8	20Mrz.	— 7,7	12	44	65
Dec. 1853 .	—5,48	—5,59	0,11	6.	0,8	26.	—14,1		7	24
Januar 1854	—1,48	—1,71	0,23	30.	3,3	23.	— 8,4		12	15
Februar . .	—3,41	—3,61	0,20	6.	4,2	14.	—12,1		5	20
März . . .	0,71	0,51	0,20	15.	5,1	22.	— 3,6		10	7
April . . .	5,58	5,17	0,41	20.	10,9	25.	— 2,4		7	2
Mai . . .	9,59	9,29	0,30	4.	12,9	5.	4,5			
Juni . . .	10,14	9,91	0,23	18.	14,7	7.	5,2			
Juli . . .	13,37	12,92	0,45	26.	19,0	8.	7,9	5		
August . .	11,55	11,22	0,33	14.	16,7	18.	7,2	1		
September .	10,15	9,77	0,38	17.	17,2	23.	4,2	2		
October . .	6,44	6,18	0,26	7.	14,1	28.	2,7		2	
November .	—0,81	—0,89	0,08	1.	8,4	13.	— 8,8		12	11
December .	—0,56	—0,58	0,02	15.	3,4	20.	— 5,2		7	16
Met. Winter	—3,46	—3,64	0,18	6. Feb.	4,2	26Dec.	—14,1		24	59
Frühling . .	5,29	4,99	0,30	4. Mai	12,9	22Mrz.	— 3,6		22	9
Sommer . .	11,69	11,02	0,67	26.Juli	19,0	7. Juni.	5,2	6		
Herbst . .	5,26	5,02	0,24	17Sep.	17,2	13Nov.	— 8,8	2	14	11
Kal.-Winter	—1,82	—1,73	0,09	6. Feb.	4,2	14Feb.	—12,1		24	51
Kal.-Jahr .	5,10	4,82	0,28	26.Juli	19,0	14Feb.	—12,1	8	60	71
Met. Jahr .	4,99	4,57	0,32	26.Juli	19,0	26Dec.	—14,1	8	60	79

Bemerkungen zu Tabelle XVII.

1) Für 1853.

Jahresmittel nach den 3 tägl. Beobacht. a) 4,26. b) 4,95.
» » reducirten Mitteln a) 4,03. b) 4,72.
Max. d. Jahrs nach d. 3tägl. Beob. a) u. b) 24,5 23. Aug. red. 19,8 22. Aug.
Min. » » a) —14,6 27. Dec. b) —9,4 22. Febr.
» red. Beob. a) —14,1 26. Dec. b) —7,5 22. Febr.
Wärmster Monat nach den reduc. Mittel a) u. b) Juli mit 12,83.
Kältester » » a) Dec. mit —5,59.
b) Febr. mit —3,92.
Der Frühling mit 2,28 war kälter als der Herbst mit 5,18 um 2,92.
Der Sommer mit 11,79 diff. vom Winter a) mit —3,09 um 14,88,
und b) mit —0,34 um 12,11.

Die Temp.	fällt vom	Dec. 1852 bis Jan. 1853	um 2,43.
»	»	Januar — Februar	» 4,15.
	steigt »	Februar — März	» 0,84.
»	»	März — April	» 5,71.
»	»	April — Mai	» 4,95.
»	»	Mai — Juni	» 3,22.
»	»	Juni — Juli	» 2,39.
	fällt »	Juli — August	» 0,73.
»	»	August — September	» 3,31.
»	»	September — October	» 2,54.
»	»	October — November	» 5,74.
»	»	November — December	» 5,08.

Die Temp. steigt vom Wint. zum Frühl. a) um 5,35 b) um 2,60.
fällt » Sommer zum Herbst um 6,61.

2) Für 1854.

Jahresmittel nach den 3 tägl. Beobacht. a) 4,69. b) 5,10.
» » reducirten Mitteln a) 4,37. b) 4,82.
Max. d. Jahrs nach d. 3 tägl. Beob. a) u. b) 22,0 17. Sept. red. 19,0 26. Juli.
Min. » » a) —14,6 27. Dec. b) —13,3 14. Dec.
» red. Mittel a) —14,4 26. Dec. b) —12,1 14. Feb.
Wärmster Monat des Jahrs nach den red. Mittel a) u. b) Juli mit 12,92.
Kältester » » a) Dec. mit —5,59 b) Feb. mit —3,61.
Der Sommer mit 11,02 diff. vom Winter a) mit —3,64 um 14,66.
» b) mit —1,73 um 12,75.

Die Temp.	steigt vom	Dec. 1853 bis Jan. 1854	um 3,88.
	fällt »	Januar — Februar	» 1,90.
	steigt »	Februar — März	» 4,12.
»	»	März — April	» 4,66.
»	»	April — Mai	» 4,12.
»	»	Mai — Juni	» 0,62.
»	»	Juni — Juli	» 3,01.
	fällt »	Juli — August	» 1,70.
»	»	August — September	» 2,15.
»	»	September — October	» 3,59.
»	»	October — November	» 7,07.
	steigt »	November — December	» 0,31.

» » Winter zum Frühling a) um 8,63. b) um 6,72.
fällt vom Sommer zum Herbst um 6,00.

Tabelle XVIII. Thermometer-Stände nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1853. Monate.	Tage mit einem wenigstens an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit täglicher Temperatur nach dem reducirten Mittel.								
	Auf und über 20°.	15 bis 20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0.	Summe unter 0.	0 bis −5°.	Summe unter −5°.	−5 bis −10.	Unter −10°.	Ueber 15,1	10 bis 15.	Summe über 10	5 bis 10.	Summe über 0.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter 0.	0 bis −5	Unter −5
December 1852						12	12	17	29	2	2							3	3	25	28	3	3	
Januar 1853						3	3	20	23	8	8							1	1	19	20	11	11	
Februar								3	3	25	20	5	5									28	18	10
März						1	1	12	13	18	14	4	4							10	10	21	9	12
April					2	11	13	14	27	3	3							6	6	19	25	5	5	
Mai		2	2	10	12	19	31		31							4	4	22	26	5	31			
Juni	2	3	5	20	25	5	30		30						3	12	15	15	30		30			
Juli	5	11	16	14	30	1	31		31						9	14	23	8	31		31			
August	5	6	11	18	29	2	31		31						6	19	25	6	31		31			
September		2	2	21	23	7	30		30							10	10	17	27	3	30			
October				10	10	19	29	2	31							1	1	26	27	4	31			
November						9	9	11	20	10	10							3	3	12	15	15	14	1
December						1	1	6	7	24	10	14	8	6						2	2	29	13	16
Met. Winter						15	15	40	55	35	30	5	5					4	4	44	48	42	32	10
Frühling		2	2	12	14	31	45	26	71	21	17	4	4			4	4	28	32	34	66	26	14	12
Sommer	12	20	32	52	84	8	92		92						18	45	63	29	92		92			
Herbst		2	2	31	33	35	68	13	81	10	10					11	11	46	57	19	76	15	14	1
Kal.-Winter						4	4	29	33	57	38	19	13	6				1	1	21	22	68	42	26
Kal.-Jahr	12	24	36	95	131	78	209	68	277	88	65	23	17	6	18	60	78	104	182	74	256	109	70	39
Met. Jahr	12	24	36	95	131	89	220	79	299	66	57	9	9		18	60	78	107	185	97	282	83	60	23

Thermometer-Ständen nach Tagen von 5 zu 5 Graden.

1854. Monate.	Tage mit einem wenigsten an einer der 3 täglichen Beobachtungszeiten beobachteten Therm.-Stand.													Tage mit täglicher Temperatur nach dem reducirten Mittel.								
	Auf oder über 20°.	15 bis 20°.	Summe über 15°.	10 bis 15°.	Summe über 10°.	5 bis 10°.	Summe über 5°.	0,1 bis 5°.	Summe über 0.	Summe unter 0.	0 bis —5°.	Summe unter —5°.	—5 bis —10°.	Unter —10°.	Ueber 15.	10 bis 15.	Summe über 10.	5 bis 10.	Summe über 0.	0,1 bis 5.	Summe über 0.	Summe unter 0.	—0 bis —5.	Unter —5.
December 1853						1	1	6	7	24	10	14	8	6						2	2	29	13	16
Januar 1854								16	16	15	13	2	2							9	9	22	17	5
Februar						1	1	7	8	20	14	6	4	2						5	5	23	15	8
März						7	7	16	23	8	8							1	1	15	16	15	15	
April				14	14	8	22	6	28	2	2					2	2	15	17	10	27	3	3	
Mai		4	4	17	21	10	31		31							11	11	19	30	1	31			
Juni		6	6	17	23	7	30		30							15	15	15	30		30			
Juli	5	11	16	13	29	2	31		31						8	18	26	5	31		31			
August	1	8	9	18	27	4	31		31						1	21	22	9	31		31			
September	2	10	12	9	21	9	30		30						3	12	15	12	27	3	30			
October		3	3	7	10	14	24	7	31							7	7	11	18	13	31			
November				1	1	1	2	16	18	12	9	3	3					1	1	10	11	19	17	2
December								15	15	16	16									13	13	18	17	1
Met. Winter						2	2	29	31	59	37	22	14	8						16	16	74	45	29
Frühling		4	4	31	35	25	60	22	82	10	10					13	13	35	48	26	74	18	18	
Sommer	6	25	31	48	79	13	92		92						9	54	63	29	92		92			
Herbst	2	13	15	17	32	24	56	23	79	12	9	3	3		3	19	22	24	46	26	72	19	17	2
Kal.-Winter						1	1	38	39	51	43	8	6	2						27	27	63	49	14
Kal.-Jahr	8	42	50	96	146	63	209	83	292	73	62	11	9	2	12	86	98	88	186	79	265	100	84	16
Met. Jahr	8	42	50	96	146	64	210	74	284	81	56	25	17	8	12	86	98	88	186	68	254	111	80	31

Tabelle XIX.

Wahre mittlere tägliche Temperatur.

	Dec. 72	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
1.	0,1	2,5	—0,4	—5,9	2,8	6,9	8,5	9,0	12,1	10,6	10,1	5,3	— 4,3
2.	—1,3	—1,1	—0,3	—6,4	1,7	9,2	7,5	7,7	15,2	11,1	5,7	3,6	— 2,1
3.	1,1	0,2	—1,6	—2,1	3,1	10,4	9,7	8,1	14,8	8,4	1,5	2,9	— 0,3
4.	1,8	0,3	—1,8	—6,3	3,3	9,9	9,7	9,7	12,6	7,1	1,1	2,2	— 0,8
5.	6,7	1,9	—2,8	—4,5	5,2	5,2	9,8	12,4	11,1	8,3	4,3	2,6	— 0,1
6.	6,5	2,0	—3,5	—0,4	6,2	4,8	11,2	15,1	11,2	8,2	6,9	6,4	0,8
7.	3,7	1,3	—2,1	1,8	8,5	3,8	10,2	19,2	9,2	7,3	5,8	6,3	0,1
8.	4,1	2,8	—2,1	1,2	2,5	2,5	9,6	19,1	8,2	7,5	7,5	3,9	— 1,6
9.	3,3	1,3	—1,2	1,5	—0,1	4,3	10,5	19,0	8,0	8,2	6,0	1,4	— 3,1
10.	5,2	1,5	—3,1	0,4	—1,7	5,9	12,6	14,8	10,2	10,0	7,8	1,0	— 5,0
11.	4,2	2,9	—2,6	—0,9	0,6	6,7	11,5	10,6	10,0	10,9	6,6	—0,3	— 4,9
12.	2,4	2,1	—1,9	1,1	1,3	8,8	10,6	13,9	10,5	9,9	7,3	—1,5	— 4,9
13.	2,4	5,2	—3,6	2,8	0,3	6,5	10,3	15,5	11,8	9,9	7,1	0,6	— 6,3
14.	3,6	0,4	—6,2	0,8	—2,6	5,0	7,6	10,2	12,9	10,5	8,2	3,8	— 7,3
15.	4,4	0,6	—6,1	1,2	—1,9	7,2	7,5	8,5	11,1	10,7	6,4	2,5	— 2,0
16.	2,3	0,9	—6,3	0,8	—0,2	6,6	9,4	12,4	10,7	8,4	5,8	—0,9	— 4,0
17.	2,6	1,5	—6,3	—4,2	2,0	7,6	10,5	12,6	8,4	8,9	6,0	0,0	— 3,3
18.	0,7	—0,5	—6,9	—4,9	2,5	6,7	11,3	10,9	9,0	8,8	4,6	0,8	— 6,4
19.	—2,0	—1,6	—7,4	—6,3	4,1	6,1	13,2	9,6	11,5	8,1	6,1	0,8	— 6,2
20.	2,2	—3,4	—6,8	—7,7	3,3	5,4	9,5	8,3	16,1	9,4	6,7	—0,2	— 5,2
21.	2,8	1,1	—5,3	—7,2	2,4	5,2	6,9	11,2	17,6	11,4	5,9	—0,8	— 4,4
22.	1,0	—1,1	—7,5	—5,7	5,5	6,5	5,1	14,5	19,8	12,2	5,8	—0,1	— 6,0
23.	0,4	—2,9	—3,6	—5,2	3,9	8,6	7,4	13,2	19,5	11,2	5,9	—0,8	— 8,2
24.	—1,0	—2,3	—5,9	—5,8	1,4	10,2	9,1	16,1	15,3	8,4	5,9	—1,9	— 9,0
25.	1,9	—3,0	—4,9	—6,4	3,3	12,0	9,5	15,2	11,8	6,8	7,4	—2,6	— 9,8
26.	2,6	—4,4	—4,2	—5,2	0,2	8,7	10,4	12,3	14,8	4,8	7,0	—2,0	—14,1
27.	3,3	—4,6	—2,0	—4,1	0,7	12,4	12,3	16,2	11,2	3,7	6,5	—3,9	—13,6
28.	4,6	—0,5	—4,3	—3,7	4,5	9,7	17,0	18,2	10,5	4,6	7,9	—3,7	—13,6
29.	2,2	1,9		—5,1	8,2	6,6	18,0	12,4	10,3	8,2	8,4	—4,8	—10,8
30.	4,5	2,3		—0,8	7,8	6,2	16,7	12,7	8,9	10,0	6,1	—5,2	—10,4
31.	5,2	0,0		3,3		8,3		9,1	10,5		5,1		— 9,8

	Dec. 1853	Jan. 1854	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	November	December
1.	— 4,3	—5,8	2,3	—2,5	1,6	8,7	12,6	8,0	13,9	13,4	10,1	8,4	2,1
2.	— 2,1	—6,5	0,0	—2,6	4,3	9,8	9,2	8,9	12,9	11,6	11,1	2,3	0,3
3.	— 0,3	—3,2	— 2,7	—2,6	6,1	12,8	7,4	11 6	11,6	10,2	10,9	3,5	0,3
4.	— 0,8	—5,1	— 3,5	—1,0	0,8	12'9	7,5	14,1	10,8	9,9	8,4	0,6	1,1
5.	— 0,1	—0,4	1,2	—0,6	5,8	4'5	7,5	10,8	9,9	11,6	10,6	1,6	0,6
6.	0,8	0,5	4,2	—0,1	9,8	6'1	6,8	12,0	10,6	12,6	12,2	0,1	1,8
7.	0,1	—1,1	2,7	1,3	8,4	7,1	5,2	10,4	10,6	11,6	14,1	—1,2	—1,0
8.	— 1,6	1,3	— 1,8	2,5	6,3	9,3	6,3	7,9	9,5	6,4	5,9	0,1	—0,4
9.	— 3,1	—1,1	— 2,8	3,4	9,1	5,7	6,3	10,9	13,2	5,5	6,2	—0,7	0,0
10.	— 5,0	—1,4	— 6,2	4,5	8,2	7,5	6,6	10,8	14,3	6,5	10,1	—3,0	—2,0
11.	— 4,9	—2,8	— 8,8	3,7	7,7	11,2	8,4	11,9	10,0	7,4	8,7	—1,9	—1,4
12.	— 4,9	—3,3	— 8,2	4,4	9,3	12,1	13,1	9,4	10,8	11,5	6,1	—3,1	—2,5
13.	— 6,3	—4,2	—11,5	2,4	3,1	12,7	9,2	8,0	12,7	13,8	5,2	—8,8	—2,2
14.	— 7,3	—5,1	—12,1	2,7	4,5	1 09	9,0	11,5	16,7	15,0	3,8	—6,3	0,7
15.	— 2,0	—3,4	— 9,0	5,1	8,4	11,3	10,5	12 8	11,2	13,9	3,7	—0,2	3,4
16.	— 4,0	1,5	— 4,7	2,0	9,8	9'1	12,2	10,9	11,2	15,9	3,4	—0,4	1,6
17.	— 3,3	1,6	— 3,8	1,0	7,8	8'6	12,5	13,6	10,0	17,2	5,1	1,3	—2,4
18.	— 6,4	—1,4	— 4,5	—2,4	6,4	8,8	14,7	13,8	7,2	10,7	3,7	—0,2	—1,8
19.	— 6,2	—2,1	— 3,5	—2,6	,4	8,8	13,0	14,3	9,3	11,2	3,9	—3,7	—3,2
20.	— 5,2	1,6	— 7,2	—2,4	10,9	8,8	11,7	16,0	11,0	13,9	3,0	—4,0	—5,2
21.	— 4,4	0,5	— 6,1	—3,1	10,8	9,8	9,4	18,0	14,0	9,9	2,9	—4,4	—2,6
22.	— 6,0	—1,8	— 4,8	—3,6	7,2	10,4	10,0	17,4	12 0	4,8	4 2	—0,1	1,3
23.	— 8,2	—8,4	— 2,9	—1,0	4,0	11,1	10,3	16,7	10,6	4,2	5 2	0,5	0,9
24.	— 9,0	—3,9	— 2,5	—0,3	—1,1	11,7	11,5	17,7	11,9	7,3	3 5	0,8	—1,0
25.	— 9,8	—1,1	— 0,3	—0,7	—2,4	6,1	14,2	17,8	8,5	5'7	7 0	—0,4	1,9
26.	—14,1	—0,5	— 2,9	0,1	0,1	9,9	12,6	19,0	7,8	4'8	4 1	—1,9	2,2
27.	—13,6	—3,1	— 2,4	0,7	3,0	8,4	11,1	14,2	7,6	5,2	3,0	—2,5	—0,5
28.	—13,6	—0,5	0,7	1,8	—0,1	7,5	10,8	12,2	10,5	5,8	2,7	—3,2	—3,3
29.	—10,8	0,7		2,9	0,5	8,0	9,8	12,4	10,9	6,8	5'0	0,7	—4,2
30.	—10,4	3,3		3,5	2,3	8,2	8,0	12 6	12,5	8,8	4,5	—0,7	—2,1
31.	— 9,8	2,2		4,0		10,1		15,0	14,0		5,4		—0,4

Tabelle XX.

1853. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	ON.	WS.
December 1852	2,72		— 0,37				2,73	3,13	3,10	— 0,37	2,97
Januar . . .	0,38	— 2,20		— 4,42			1,50	0,83	0,04	— 3,46	1,02
Februar . .	— 3,84	— 4,09	— 2,38	— 2,09			— 3,65	— 6,35	— 4,51	— 3,09	— 1,71
März . . .	— 2,65	— 5,03	— 3,89	— 2,32	— 1,09		— 2,05	— 1,06	— 3,22	— 2,95	— 2,13
April . . .	2,77	3,30	— 1,70	6,57	12,30	10,00	3,68	2,39	1,40	8,54	2,57
Mai	7,43	5,85	8,55	7,53	14,33		7,68	6,19	7,01	7,84	6,87
Juni	10,68	9,66	12,07	11,73			10,05	11,73	10,42	10,70	10,69
Juli	13,22	13,00	17,35	15,06	14,85	15,20	13,78	12,75	10,80	15,21	12,91
August . . .	12,48	11,56	10,60	12,31	19,00	12,94	13,58	12,02	9,90	12,07	12,80
September .	9,05	8,52	8,80	9,71		11,10	8,94	7,56	9,91	9,52	8,87
October . .	6,49	6,27	5,60	9,62	8,00		6,74	5,52	7,27	6,53	6,39
November . .	0,65	5,55	1,17	— 0,22	2,62		2,60	3,17	0,64	0,81	2,11
December . .	— 5,48	—10,67	— 7,18	— 7,44	— 4,43	— 5,87	— 3,31	— 1,90	— 1,22	— 7,45	— 2,94
Met. Winter .	— 0,25	— 3,15	— 1,37	— 3,25			0,19	— 0,80	— 0,46	— 2,34	— 0,24
Frühling . .	2,52	1,37	0,99	3,93	8,51	10,00	3,10	2,51	1,73	4,48	2,44
Sommer . .	12,13	11,41	13,34	13,03	16,92	14,07	12,47	12,17	10,37	12,66	12,13
Herbst . . .	5,39	6,78	5,19	6,37	5,31	11,10	6,09	5,42	5,94	5,62	5,72
Kal.-Winter .	— 2,98	— 5,65	— 4,78	— 4,64	— 4,43	— 5,87	— 1,82	— 2 47	— 1,90	— 4,69	— 3,31
Kal.-Jahr . .	4,26	3,48	3,68	4,67	8,21	8,67	4,96	4,41	4,03	4,52	4,24
Met. Jahr . .	4,95	4,10	4,54	5,02	10,25	11,72	5,46	4,82	4,39	5,10	5,01

zu veranſtaltenden Verfolgung uneigennütziger Lieblingsplane. Davon nicht zu reden, daß ſich Mancher zu einer müßigen, ſterilen Zeitverſchwendung, und damit noch zu manchem andern Nichtsnützigen verleiten laſſen kann. Dies aber iſt eine unſittliche und unedle Lebensrichtung, und die zu ihr Veranlaſſung und Mittel gebende Einrichtung verdient eine demoraliſirende genannt zu werden. — Man wird vielleicht einwenden, daß Mancher für keine Verwandte zu ſorgen habe, daß Andere ſich nur durch eine ſolche Aufzehrung des Kapitals vor Dürftigkeit retten können, weil die einfachen Zinſen aus ihrem kleinen Kapitale nicht zu ihrem Unterhalte hinreichen würden, daß es wenigſtens erlaubt ſey, einen Theil des Vermögens auf eine ſolche Weiſe zu verwenden, welche im glücklichen Falle, nämlich bei ungewöhnlich langem Leben, ſehr bedeutenden und ſelbſt alljährlich die ganze urſprüngliche Einlage überſteigenden Gewinn verſpreche. Dies Alles mag zugegeben werden; allein was anders folgt daraus, als daß Ausnahmen von der Regel vorkommen können? Für die gewöhnlichen Fälle bleibt der Tadel immerhin gerecht. Und es ſey namentlich darauf aufmerkſam gemacht, daß *hier* die *oben* als unwahrſcheinlich zurückgewieſene Möglichkeit leichtſinniger allgemeiner Pflichtverſäumung gegen die Familie unter dem Vorwande bereits geſchehener Verſorgung wirklich und leicht vorkommen kann. Wozu ſich abmühen und, entziehen? kann ſich die Selbſtſucht beſchwichtigen; ſind doch die Kinder in eine Tontine eingekauft. Für ſie iſt geſorgt, leben wir alſo herrlich und in Freuden. Schöne Rechnung! Allerdings haben dieſe Kinder einen Anſpruch auf eine mit dem Alter ſteigende Rente. Allein im beſten Fall wird dieſe erſt in weiter Ferne irgend beträchtlich. Wenn nun der Sohn in Erwartung dieſer Erbſchaft nicht tüchtig zur Thätigkeit angehalten wird, wenn die Tochter das Beiſpiel einer verſchwenderiſchen, unſoliden Wirthſchaft vor ſich hat, oder wenn dieſe Kinder zur Begründung eines Lebensglücks jetzt gleich ein baares Kapital anſtatt einer Ausſicht auf eine Rente bedürfen: werden ſie finden, daß die väterlichen Pflichten gegen ſie erfüllt wurden? Können nicht lange Jahre tiefen Elendes dem Eintritt einer bedeutenden Dividende vorangehen? Und wie oft hat ſich überdies noch ereignet, daß dieſe complicirten Anſtalten falſch berechnet waren und ihre Verheißungen nicht halten konnten, oder daß in der langen Reihe der Verwalter ein Kaſſendieb die reelle

1854. Monate.	Stand des Thermometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	ON.	WS.
December 1853	— 5,48	—10,67	— 7,18	— 7,44	— 4,43	— 5,87	— 3,31	— 1,90	— 1,22	— 7,43	— 2,94
Januar . . .	— 1,48	0,05		— 4,04		1,50	— 1,76	— 0,90	— 0,13	— 3,71	— 0,70
Februar . .	— 3,41	— 4,81	—13,00	— 8,08			— 2,77	— 1,30	— 4,50	— 6,81	— 2,74
März . . .	0,71	0,18	1,23	— 1,38			2,13	1,37	2,90	— 0,91	1,79
April . . .	5,58	4,42	4,21	6,04		11,06	5,95	5,20	5,03	5,29	5,85
Mai	9,59	9,31	10,08	12,21	10,75	16,00	9,08	7,55	8,13	10,58	8,81
Juni	10,14	8,00	14,50	11,82	18,00		10,65	9,89	10,09	11,15	10,07
Juli	13,37	13,70	17,50	16,20	13,50	11,23	12,23	9,88	14,07	15,02	11,31
August . . .	11,55	10,24	11,07	13,49	15,90		13,05	10,70	9,88	11,62	11,50
September .	10,15	9,46	7,72	9,31		18,40	15,00	11,61	6,30	9 14	11,47
October . .	6,44	6,33	4,22	5,40	8,50		6,94	6,78	3,87	5,73	6,13
November . .	— 0,81	— 0,61	8,00	— 1,87	0,00	— 2,00	— 0,20	— 2,39	— 0,29	— 1,06	— 0,89
December . .	— 0,56	— 4,20	— 0,50	— 2,32		— 5,70	— 0,41	0,07	— 1,01	— 2,60	— 1,05
Met. Winter .	— 3,46	— 5,14	—10,09	— 6,52	— 4,43	— 2,46	— 2,61	— 1,37	— 1,95	— 5,98	— 2,13
Frühling . .	5,29	4,64	5,17	5,62	10,75	13,53	5,72	4,71	5,35	4,99	5,48
Sommer . .	11,69	10,65	14,36	13,84	15,80	11,32	11,98	10,16	11,35	12,59	13,63
Herbst . . .	5,26	5,06	6,65	4,28	4,25	8,20	7,25	5,33	3,29	4,60	5,57
Kal.-Winter .	— 1,82	— 2,99	— 6,75	— 4,81		— 2,10	— 1,65	— 0,71	— 1,88	— 4,38	— 1,50
Kal.-Jahr . .	5,10	4,34	4,86	4,73	10,27	7,74	5,82	4,87	4,53	4,45	5,70
Met. Jahr . .	4,69	3,80	4,02	4,31	8,81	7,65	5,58	4,71	4,51	4,05	5,64

Bemerkungen zu Tabelle XX.

Thermometerstände bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1853.

Für N fällt das Max. 13,00 in den Juli, das Min. —10,67 in den Dec.
» NO » 17,35 » Juli, » — 7,18 » Dec.
» O » 15,06 » Juli, » — 7,44 » Dec.
» SO » 19,00 » Aug., » — 4,43 » Dec.
» S » 15,20 » Juli, » — 5,87 » Dec.
» SW » 13,78 » Juli, » — 3,65 » Febr.
» W » 12,75 » Juli, » — 6,35 » Febr.
» NW » 10,80 » Juli, » — 4,51 » Febr.

Der Wärme nach folgen die Winde in folgender Ordnung auf einander:

im Jahr:	a)	S	SO	SW	O	W	NW	NO	N
	b)	S	SO	SW	O	W	NO	NW	N
im Winter:	a)	SW	NW	W	SO	O	NO	N	S
	b)	SW	NW	W	NO	N	O		
im Frühling:		S	SO	O	SW	W	NW	N	NO
im Sommer:		SO	S	NO	O	SW	W	N	NW
im Herbst:		S	N	O	SW	NW	W	SO	NO

Differenz

bei N d. Wint. u. Somm. a) 17,06 b) 14,56 d. Frühl. u. Herbts —5,41.
» NO » 18,12 14,71 » —4,20.
» O » 17,67 16,28 » —2,44.
» SO » 21,35 16,92 » +3,20.
» S » 19,94 14,07 » —1,10.
» SW » 14,29 12,28 » —2,99.
» W » 14,64 12,97 » —2,91.
» NW » 12,27 10,83 » —4,21.

Somit Max. diff. 16,92 b. SO. Einziges +3,20 b. SO. Max. —5,41 b. N.
Min. » 10,83 b. NW. Min. —1,10 b. S.

2) Für 1854.

Für N	fällt das Max.	13,70	in den	Juli,	das Min.	—10,67	in den Dec.
» NO	»	17,50	»	Juli,	»	—13,60	» Febr.
» O	»	16,20	»	Juli,	»	— 8,08	» Febr.
» SO	»	18,60	»	Juni,	»	— 4,43	» Dec.
» S	»	18,40	»	Sept.,	»	— 5,87	» Dec.
» SW	»	15,60	»	Sept.,	»	— 3,31	» Dec.
» W	»	11,61	»	Sept.,	»	— 2,39	» Nov.
» NW	»	14,07	»	Juli,	»	— 4,50	» Febr.
» ON	»	15,02	»	Juli,	»	— 7,43	» Dec.
» WS	»	11,50	»	Aug.,	»	— 2,94	» Dec.

Der Wärme nach folgen die Winde in folgender Ordnung auf einander:

im Jahr:	a)	SO	S	SW	W	NW	O	NO	N
		8,81	7,65	5,58	4,71	4,51	4,31	4,02	3,80
	b)	SO	S	SW	W	NO	O	NW	N
		10,27	7,74	5,82	4,87	4,86	4,73	4,53	4,34
im Winter:	a)	SO	W	NW	S	SW	N	O	NO
		4,43	—1,37	—1,95	—2,46	—2,61	—5,14	—6,52	—10,09
im Frühling:		S	SO	SW	O	NW	NO	W	N
		13,53	10,75	5,72	5,62	5,35	5,17	4,71	4,64
im Sommer:		SO	NO	O	SW	NW	S	N	W
		15,8	14,36	13,84	11,98	11,35	11,32	10,65	10,16
im Herbst:		S	SW	NO	W	N	O	SO	NW
		8,20	7,25	6,65	5,33	5,06	4,28	4,25	3,29
im Winter:	b)	W	SW	NW	S	N	O	NO	
		—0,71	—1,65	—1,88	—2,10	—2,99	—4,81	—6,75.	

Differenz

bei N d. Wint. u. Somm.	a) 15,79	b) 13,64	d. Frühl. u. Herbsts		—0,42.
» NO »	24,45	21,11	»		—0,48.
» O »	20,36	18,65	»		+0,34.
» SO »	9,37	15,80	»		+6,50.
» S »	13,78	13,42	»		+5,33.
» SW »	14,59	13,63	»		—1,53.
» W »	11,53	10,87	»		—0,62.
» NW »	13,30	13,23	»		+1,06.

Somit Max. Differenz a) 20,36 bei O. b) 21,11 bei NO.
Min. » a) 9,37 » SO. b) 10,87 » W.
Max. +6,50 bei SO. Max. —1,53 bei SW.
Min. +0,34 bei O. Min. —0,42 bei N.

4) Von Herrn Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XXI. Luftwärme.

1853.	Thermograph		Mittlerer Stand			Mitt. aus den 3 tägl. Beobachtungen		Mitt. a. d. tägl. höchsten u. tiefst. Stand.		Grösster tägl. Unterschied.	Mittel der täglichen Unterschiede.	Monatlicher Unterschied.
	Höchster Stand.	Tiefst. Stand.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	nicht reducirt.	reducirt.	nicht reducirt.	reducirt.			
Januar .	+ 9,5	— 6,5	+ 0,858	+ 4,877	+ 1,581	+ 2,439	+ 2,224	+ 2,293	+ 1,734	9,3	5,920	16,0
Februar .	+ 4,7	—12,0	— 3,046	+ 1,325	— 2,021	— 1,247	— 1,441	— 1,596	— 1,889	14,6	5,980	16,7
März . .	+11,2	—11,7	— 2,745	+ 3,771	— 0,903	+ 0,041	— 0,195	+ 0,147	+ 0,117	15,2	7,416	22,9
April . .	+17,8	— 3,8	+ 3,023	+ 9,007	+ 3,783	+ 5,271	+ 4,899	+ 5,158	+ 5,127	17,5	7,763	21,6
Mai . .	+21,0	— 1,9	+ 7,248	+13,881	+ 7,416	+ 9,515	+ 8,990	+ 9,516	+ 9,589	18,0	9,181	22,9
Juni . .	+26,5	+ 4,6	+10,873	+17,630	+10,913	+13,138	+12,582	+13,041	+13,089	17,8	9,543	21,9
Juli . .	+28,3	+ 5,6	+11,729	+19,774	+12,045	+14,516	+13,898	+14,474	+14,560	17,7	10,719	22,7
August .	+27,3	+ 5,3	+10,632	+18,903	+11,490	+13,675	+13,129	+13,827	+13,930	15,8	10,358	22,0
September	+20,0	+ 1,4	+ 7,667	+16,040	+ 8,760	+10,822	+10,307	+11,370	+11,209	14,2	9,417	18,6
October .	+16,6	— 0,5	+ 4,842	+12,758	+ 6,316	+ 7,972	+ 7,558	+ 8,420	+ 7,833	13,6	8,771	17,1
November	+11,4	— 6,1	+ 1,763	+ 5,373	+ 2,283	+ 3,140	+ 2,925	+ 3,183	+ 2,652	10,2	4,427	17,5
December	+ 3,5	—16,4	— 5,594	— 0,664	— 4,068	— 3,442	— 3,598	— 3,660	— 4,461	11,6	6,042	19,9
Jahr . .	+28,3	—16,4	+ 3,937	+10,223	+ 4,799	+ 6,320	+ 5,940	+ 6,346	+ 6,125	18,0	7,955	Jahresunterschied 44,7
	9. Juli Mittgs.	27. Dec. Morg.		+ 6,320 reducirt + 5,939						2. Mai Morgs. + 0,5 Mitt. +18,5		

Jahrgang 18$\frac{53}{54}$.
(1. Dec. 1852 bis 30. Nov. 1853.)

+ 6,923	+ 6,530	+ 6,968	+ 6,736

1854.	Thermograph		Mittlerer Stand			Mittel aus den 3 tägl. Beobachtungen		Mitt. a. d. tägl. höchsten u. tiefst. Stand.		Grösster tägl. Unterschied.	Mittel der täglichen Unterschiede.	Monatlicher Unterschied.
	Höchster Stand.	Tiefst. Stand.	Morgens 7 Uhr.	Mittags 2 Uhr.	Abends 9 Uhr.	nicht reducirt.	reducirt.	nicht reducirt.	reducirt.			
Januar .	+ 7,7	—11,9	— 3,726	+ 2,810	— 1,671	— 0,862	— 1,064	— 0,877	— 1, 70	12,0	7,484	19,6
Februar.	+ 9,3	—18,5	— 3,621	+ 3,054	— 1,768	— 0,778	— 1,001	— 0,695	— 1,437	16,5	8,214	27,8
März .	+13,5	— 7,7	— 0,816	+ 7,648	+ 1,135	+ 2,656	+ 2,275	+ 3,016	+ 2,979	15,2	9,342	21,2
April. .	+19,0	— 4,6	+ 2,037	+12,400	+ 4,320	+ 6,252	+ 5,769	+ 6,215	+ 6,163	19,3	12,863	23,6
Mai . .	+20,2	+ 0,9	+ 8,665	+15,139	+ 8,735	+10,846	+10,318	+10,453	+10,529	14,3	9,390	19,3
Juni . .	+22,6	+ 2,9	+10,800	+16,490	+10,037	+12,442	+11,841	+12,366	+12,411	15,1	8,713	19,7
Juli . .	+26,1	+ 5,7	+11,832	+19,523	+11,700	+14,352	+13,689	+14,368	+14,454	15,8	10,732	20,4
August .	+24,3	+ 3,8	+ 9,955	+18,248	+10,506	+12,903	+12,304	+13,182	+13,286	15,8	10,403	20,5
Septemb.	+24,2	— 1,1	+ 5,960	+16,787	+ 7,530	+10,092	+ 9,452	+10,478	+10,264	18,7	12,620	25,3
October .	+20,0	— 1,0	+ 4,671	+11,452	+ 5,994	+ 7,372	+ 7,028	+ 7,609	+ 7,090	16,5	7,761	21,0
November	+12,0	—11,0	— 0,043	+ 3,513	+ 1,043	+ 1,504	+ 1,389	+ 1,333	+ 0,805	12,0	4,407	23,0
December	+ 8,0	—10,4	+ 0,390	+ 3,497	+ 1,213	+ 1,700	+ 1,578	+ 1,117	+ 0,312	12,4	4,848	18,4
Jahr . .	+26,1	—18,5	+ 3,842	+10,880	+ 4,898	+ 6,540	+ 6,131	+ 6,547	+ 6,265	19,3	8,898	Jahresunterschied.
	25. Juli Mittgs.	15. Fb. Morgs.		+ 6,540 reducirt + 6,129		Jahrgang 18$\frac{5}{5}$. (1. Dec. 1853 bis 30. Nov. 1854.)				15. Ap. Morg. —2,8 Mittgs. +16,5		44,6
						+ 6,111	+ 5,700	+ 6,149	+ 5,866			

Tabelle XXII. Wärmegruppen.

1853.	Heisse Tage (Sommertage), Max. +20 u. darüber.	Warme Tage, Max. von +15 bis +19,9.	Gemässigte Tage. Max. u. Min. zwischen +9,1 und +14,9	Eistage. Min. von 0 bis —4,9.	Eistage. Min. v. —5 bis —9,9.	Eistage. Min. —10 und tiefer.	Wintertage, an denen d. Therm. sich nie üb. 0 erhob.	Warme Nächte, an denen das Therm. nicht unt. +10 fiel.
Januar . .			14	15	2		1	
Februar . .			3	12	9	4	8	
März . . .			4	14	12	1	6	
April . . .		2	20	8				
Mai . . .	1	12	17	1				1
Juni . . .	7	18	5					4
Juli . . .	15	13	3					13
August . .	10	18	3					11
September .	2	19	9					1
October . .		5	25	1				1
November .			18	11	1			
December .				10	15	6	15	
Jahr . . .	35	87	121	72	39	11	30	31
				122				
1854.								
Januar . .			2	16	12	1	4	
Februar . .			3	13	7	5	4	
März . . .			11	12	8			
April . . .		8½	5	11½				
Mai . . .	1	18	12					2
Juni . . .	7	14	9					8
Juli . . .	15	12	4					16
August . .	9	18	4					8
September .	7	9½	7	6½				1
October . .	1	6	19	5				
November .			11	17	1	1	4	
December .			10	16	4	1	1	
Jahr . . .	40	85½	97	96½	32	8	13	35
				136½				

Bemerkung: Die Tage, an welchen das Maximum +15 erreichte oder überstieg, und das Minimum auf 0 oder tiefer sank, sind je als halbe Tage in die Spalte der warmen und der Eistage eingetragen.

Tabelle XXIII. Mitteltemperaturen der einzelnen Tage, nicht reducirt.

1853.	−10,9 bis −10	−9,9 bis −9	−8,9 bis −8	−7,9 bis −7	−6,9 bis −6	−5,9 bis −5	−4,9 bis −4	−3,9 bis −3	−2,9 bis −2	−1,9 bis −1	−0,9 bis 0	+0,1 bis +1	+1,1 bis +2	+2,1 bis +3	+3,1 bis +4	+4,1 bis +5	+5,1 bis +6	+6,1 bis +7	+7,1 bis +8	+8,1 bis +9	+9,1 bis +10	+10,1 bis +11	+11,1 bis +12	+12,1 bis +13	+13,1 bis +14	+14,1 bis +15	+15,1 bis +16	+16,1 bis +17	+17,1 bis +18	+18,1 bis +19	+19,1 bis +20
Januar . .								1	1		1	4	7	6	4	2	3	1	1												
Februar . .						2	1	5	3	2	5	5	4	1																	
März . .								3	6	6	2		5	4	5																
April . .												1	1	1	6	4	9	3	1	1	2	1									
Mai . . .																1		4	4	2	9	1	6	1	2	1					
Juni . . .																				1		3	7	4	7	4	1		2		1
Juli . . .																						1	4	6	2	8	2	2	3	1	2
August . .																					1	3	4	9	2	3	4	1	1	2	1
September .																		1		3	4	4	11	7							
October . .																2		6	3	6	7				1						
November .								1			3	2	5	5	2	2	4	4	2												
December .	2		2	2			3	5	8	4	2	3																			
Jahr . . .	2		2	2		2	4	15	18	12	13	15	22	17	17	11	16	19	17	13	23	13	32	27	14	16	7	3	6	3	4

Winterliche Tage 141

Lenzl. u. herbstl. Tage 48 51 99

Sommerliche Tage 125

Warmster Tag +19,33 (reducirt +18,45) 8. Juli.
Kältester Tag −10,77 (reducirt −10,32) 27. December
Unterschied beider 30,10 (28,77).

Mitteltemperaturen der einzelnen Tage, nicht reducirt.

1854.	−6,9 bis −7,0	−7,1 bis −7,8	−7,9 bis −8,8	−8,9 bis −9,8	−9,9 bis −10,8	−10,9 bis −11,8	−11,9 bis −12,8	−12,9 bis −13,8	−13,9 bis −14,8	+0,1 bis +1,0	+1,1 bis +2,0	+2,1 bis +3,0	+3,1 bis +4,0	+4,1 bis +5,0	+5,1 bis +6,0	+6,1 bis +7,0	+7,1 bis +8,0	+8,1 bis +9,0	+9,1 bis +10,0	+10,1 bis +11,0	+11,1 bis +12,0	+12,1 bis +13,0	+13,1 bis +14,0	+14,1 bis +15,0	+15,1 bis +16,0	+16,1 bis +17,0	+17,1 bis +18,0	+18,1 bis +19,0
Januar .			1	1	3	1	7	2	4	5	2	3		1	1												
Februar .	1	1	2	1	1	3		1	5	3	4	2	2		1	1											
März .								2	7	2	3	1	3	7	3	3											
April .											2	1	4	2	5	3	6	3	2		2						
Mai . .																2		1	5	6	9	6	2				
Juni . .																			5	4	5	5	2	5	3	1	
Juli . .																				2	1	9	3	5	4	1	5	1
August .																			2	2	6	6	9	3		3		
September															4	4	2	3	1	3	3	4	1	4	1			
October												1	2	2	6	7	2	3	2	2	1	2	1					
November			1		1			1	2	5	10	4	2	1	1	2												
December			1				1	1	3	5	6	4	5	4		1												
Jahr . .	1	1	5	2	5	4	8	7	21	20	27	16	18	17	21	23	10	10	17	19	27	32	18	17	8	5	5	1

Winterliche Tage 135

Lenz u. herbstl. Tage 51 + 47 = 98

Sommerliche Tage 132

Wärmster Tag + 18,13 (reducirt + 17,29) 25. Juli.
Kältester Tag — 8,80 (reducirt — 10,01) 14. Februar.
Unterschied beider 26,93 (27,21).

Tabelle XXIV. Temperatur der Jahreszeiten.

1853.

Frühling	Sommer	Herbst	Kal.-Wint.	Met. Wint.	Wärmster Monat.	Kältester Monat.	Unterschied beider.
+4,942	+13,776	+7,311	−0,750	+1,663	+14,516 Juli.	−3,442 Dec.	17,958

Unterschied zwischen Sommer und Kal.-Winter 14,526.
» » » » Met. Winter 12,113.

1854.

+6,585	+13,232	+6,323	+0,020	−1,694	+14,352 Juli.	−0,862 Januar.	15,214

Unterschied zwischen Sommer und Kal.-Winter 13,212.
» » » » Met. Winter 14,926.

Tabelle XXV. Frost- und Schneegränzen, Schneedecke, Eisdecke.

1853.

Frost		Frostfreie Tage dazwischen.	Schnee		Schneefreie Tage dazwischen.	Dauer der Schneedecke.	Eisdecke der Nagold.
letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.		letzter im Frühjahr.	erster im Spätjahr.			
9. Mai.	5. Oct.	148	27.Apr.	26Nov.	212	Frühjahr 51 Tage.	0
						Spätjahr 24 Tage.	30 Tage.
						Kal.-Wint. 75 Tage.	30 Tage.
						Met. Wint. 51 Tage.	0

1854.

30Apr.	9.Sept.	131	30Apr.	11Nov.	194	Frühjahr 66 Tage.	34 Tage.
						Spätjahr 28 Tage.	0
						Kal.-Wint. 94 Tage.	34 Tage.
						Met. Wint. 89 Tage.	64 Tage.

3) Brunnentemperatur.

Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Tabelle XXVI.

Monate.	Monatsmittel der Brunnentemp.	Monatsmittel der Lufttemp.	Tiefste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur. Tags zuvor.	Höchste Brunnentemperatur.	Mittlere Lufttemperatur Tags zuvor.	Abnahme.	Zunahme.
Dec.52	+ 5,81	+ 5,33	+ 5,2 [23. 24.	+ 4,67 + 3,50	+ 6,7 d. 1.	+ 2,93	1,5	1,2
Jan. 53	+ 4,82	+ 3,48	+ 3,8 [27. 28.	— 1,03 — 0,96	+ 5,7 d. 1.	+ 5,53	1,9	0,5
Febr.	+ 3,46	— 0,69	+ 2,7 [22. 23.	— 1,33 — 4,16	+ 4,4 d. 2.	+ 3,03	1,7	0,3
März	+ 3,49	+ 0,85	+ 2,6 d. 5.	— 1,50	+ 4,5 d. 31.	+ 2,33		1,7
April	+ 6,43	+ 6,59	+ 4,6 d. 1.	+ 5,23	+ 7,3 d. 30.	+11,20		2,7
Mai	+ 8,86	+11,08	+ 7,6 d. 1.	+11,83	+10,2 d. 28.	+15,46	0,2	2,6
Juni	+11,07	+14,60	+10,0 d. 1.	+12,46	+12,4 d. 29.	+21,83		2,4
Juli	+12,29	+16,57	+12,0 d. 7.	+19,13	+15,4 d. 28.	+18,23	2,4	3,4
Aug.	+12,97	+15,53	+12,4 d. 19.	+13,10	+13,8 d. 24.	+21,40	1,5	0,9
Sept.	+11,35	+11,76	+10,1 d. 28.	+ 7,77	+13,7 d. 2.	+13,87	3,4	0,8
Oct.	+ 9,49	+ 8,60	+ 7,2 [27. 28.	+ 5,50 + 6,50	+11,2 d. 1.	+13,10	4,0	1,1
Nov.	+ 5,85	+ 3,40	+ 3,2 d. 30.	— 1,03	+ 8,4 d. 1.	+ 8,26	5,2	
Dec.	+ 2,61	— 3,15	+ 1,4 d. 28.	—11,66	+ 3,5 d. 9.	+ 0,33	1,7	0,5
Kal.-J.	+ 7,72	+ 7,83	Dec. 53		Juli.		14,0	11,6
Met. J.	+ 7,99	+ 8,09	März 53		Juli.		12,2	12,8
Dec.53	+ 2,61	— 3,15	+ 1,4 d. 28.	—11,66	+ 3,5 d. 9.	+ 0,33	1,7	0,5
Jan.54	+ 2,25	+ 0,77	+ 1,5 d. 23.	— 1,16	+ 2,9 [8. 31.	+ 4,56 + 5,70	1,4	1,4
Febr.	+ 2,08	— 0,10	+ 1,3 d. 15.	— 8,06	+ 2,7 [1. 28.	+ 6,26 + 2,00	1,4	1,4
März	+ 3,43	+ 4,44	+ 2,1 [3. 16.	+ 0,73 + 3,3	+ 5,0 d. 31.	+ 8,23	0,4	2,9
April	+ 6,68	+ 8,27	+ 4,8 d. 1.	+ 7,90	+ 8,8 d. 24.	+ 6,73	2,1	4,0
Mai	+ 9,04	+12,04	+ 6,8 d. 1.	+ 7,03	+10,8 [28. 31.	+12,43 +11,57		4,0
Juni	+11,53	+13,66	+10,7 d. 4.	+10,33	+12,5 [26. 28.	+17,00 +15,20	0,2	1,8
Juli	+12,93	+16,06	+12,1 d. 15.	+14,20	+14,0 d. 26.	+20,63	0,2	1,9
Aug.	+13,62	+14,35	+12,7 d. 23.	+11,66	+15,2 d. 31.	+14,90	1,2	2,5
Sept.	+12,46	+12,09	+10,9 d. 30.	+ 7,46	+14,2 d. 21.	+15,90	3,3	2,0
Oct.	+10,09	+ 8,59	+ 7,9 d. 31.	+ 6,20	+12,0 d. 7.	+15,66	4,1	1,5
Nov.	+ 5,34	+ 2,31	+ 4,3 d. 19.	+ 1,66	+ 7,8 d. 1.	+ 4,80	3,5	0,1
Dec.	+ 4,26	+ 2,78	+ 3,2 d. 30.	— 0,56	+ 4,8 [2. 17.	+ 5,73 + 5,50	1,6	
Kal.-J.	+ 7,81	+ 7,95	Februar.		August.		12,0	13,9
Met. J.	+ 7,67	+ 7,46	Februar.		August.		12,0	13,9

Unterlage mit Einemmale entfremdete? Wo bleibt da die Fürsorge? Selbsttäuschung ist hier gar zu leicht, weil gar zu angenehm. Sind uns doch Fälle bekannt geworden, in welchen Eltern sich völlig sorglos über das Schicksal ihrer Kinder zeigten, weil sie denselben durch die Einlegung in eine Rentenanstalt für je 100 fl. Kapital jährliche 300 fl. Einkünfte gesichert glaubten, ohne zu bedenken, daß *vierundneunzig* Miteintretende erst sterben müssen, ehe es zu dieser Rente möglicherweise kommen kann! Die Träume des Milchmädchens sind, gegen solche Plane gehalten, von holländischer Solidität, und sie haben vor denselben noch den Vortheil, ganz unschuldig zu seyn. — Bei dieser unserer Ansicht über die in der Regel eintretende sittliche Verwerflichkeit der Theilnahme an Tontinen und Leibrenten können wir uns auf die einstimmige Auctorität der bedeutendsten Männer vom Fach stützen. Und gerade Solche, welche die Wirkungen der Sache im eigenen Vaterlande bemerken konnten, sind am entschiedensten in ihrer Verwerfung. Wir nennen hier nur *Forbonnais*, *Say*, *Lotz*, *Nebenius*, *Malchus*.

Betrachten wir nun aber zweitens die *wirthschaftlichen* Folgen dieser Einrichtungen für die Einzelnen. Hier sind die Thatsachen unbestreitbar; die Beantwortung der Frage aber ist um so bedeutender, als das Ganze wirthschaftlichen Nutzen zum alleinigen Zwecke hat, und also ein Fehler in dieser Beziehung nothwendig den Stab über das Ganze bricht. Es kann an diesem Orte nicht davon die Rede seyn, Rechnungen zu prüfen und aufzustellen; auch wäre dies schwerlich Sache des Unterzeichneten. Allein es ist dies auch nicht nöthig, um die einzelnen Arten der Vorsorge-Anstalten im Ganzen und ihrem Wesen nach zu würdigen. Ohne manches Eingehen auf die einzelne Einrichtung, selbst wohl auf ihre Unterarten, ist freilich nicht abzukommen, da kein Schluß von der Räthlichkeit oder Unräthlichkeit der einen auf die der andern gilt, auch wohl eine einzige Modifikation gar Bedeutendes ändern kann. Die Vorausschickung einiger allgemeinen Sätze wird jedoch diese Einzelnuntersuchung erleichtern und abkürzen.

Vor Allem darf wohl als unbestreitbar die These aufgestellt werden, daß der Besitz eines *Kapitales* dem Rechte auf eine *Rente* weit vorzuziehen ist. Dient auch das erstere in der Regel

Im Kal.-Jahr 1853 war die Abnahme von Juli bis December um 2,4 grösser als die Zunahme der Brunnentemperatur von Januar bis Juli; im meteorologischen Jahr war die Zunahme von März bis Juli um 0,1 grösser als die Abnahme bis November; die Curven der Luft- und der Brunnentemperatur durchkreuzten sich im April und September.

Im Kal.-Jahr 1854 wie im meteorologischen Jahr war die Zunahme bis August grösser als die Abnahme bis December und November um 1,9, beziehungsweise um 3,0; die Luft- und die Brunnentemperaturen durchkreuzten sich im März und September.

Die Mitteltemperaturen der Luft und des Wassers in den Jahreszeiten gibt folgende

Tabelle XXVII.

1853.	Frühling	Sommer.	Herbst.	Winter. Kal.-J.	Met. J.
Brunnentemperatur . .	+ 6,26	+12,11	+ 8,90	+ 3,63	+ 4,70
Lufttemperatur	+ 6,18	+15,57	+ 7,92	— 0,12	+ 2,71
1854.					
Brunnentemperatur . .	+ 6,38	+12,69	+ 9,63	+ 2,86	+ 2,31
Lufttemperatur	+ 8,25	+14,69	+ 7,73	+ 1,13	— 0,83

4) Die barometrischen Verhältnisse.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Uebersicht der monatlichen Extreme, Mittel und Differenzen nach den auf + 15° Reaumur reducirten Beobachtungen, (die Mittel von den Morgen- und Mittagsbeobachtungen genommen) gibt Tab. XXIX; + und — in der Spalte »Differenz« bezeichnen den Ueberschuss oder Minderbetrag der Mittelstände gegen das Jahresmittel von 1853, sowie gegen das von 1854, und gegen das 20jährige von 1825—1844 (27 4,71).

Tabelle XXVIII.

1853 Monate.	Barometerstand höchster.	tiefster.	mittlerer.	Barometrische Differenzen vom Jahresmittel monatliche.	des Kal.-J.	des met. J.	v. 20jähr. Jahresmittel.	Monatl. mittl. Differenz in 20 Jahren.
Dec. 52	27‴8,27‴‴ d. 31	26‴10,90‴‴ d. 15	27‴4,105‴‴	9,37‴	+0,245‴	−0,057‴	−0,645‴	
Jan. 53	27 8,55 d. 1.	26 8,86 d. 17.	27 3,108	11,69	−0,249	−0,298	−1,602	
Febr.	27 5,90 d. 1.	26 5,58 d. 10.	26 11,909	12,42	−3,448	−3,497	−4,801	
März	27 7,89 d. 11.	26 9,30 d. 16.	27 2,455	10,50	−0,902	−0,951	−2,255	
April	27 6,82 d. 10.	26 11,28 d. 22.	27 3,356	7,54	−0,001	−0,050	−1,354	
Mai	27 6,10 d. 10.	26 10,62 d. 7.	27 2,877	7,48	−0,480	−0,529	−1,833	
Juni	27 5,80 d. 15.	27 0,02 d. 23.	27 3,069	5,78	−0,298	−0,347	−1,651	
Juli	27 7,57 d. 3.	27 1,33 d. 14.	27 4,773	6,24	+1,416	+1,367	+0,063	
Aug.	27 7,18 d. 10.	27 1,03 d. 17.	27 4,276	6,15	+0,919	+0,870	−0,434	
Sept.	27 6,78 d. 19.	26 11,03 d. 25.	27 4,115	7,75	+0,758	+0,709	−0,595	
Oct.	27 8,10 d 23.	26 9,82 d. 18.	27 3,067	10,28	−0,290	−0,339	−1,643	
Nov.	27 9,92 d. 10.	26 11,56 d. 16.	27 5,780	10,36	+2,423	+2,374	+1,070	
Dec.	27 7,96 d. 1.	26 6,22 d. 13.	27 3,509	13,74	+0,152	+1,103	−1,101	
Kal.-J.	November.	Februar.	27 3,357	16,34			−1,353	
Met. J.	November.	Februar.	27 3,406	16,34			−1,304	
1854.								
Dec. 53	27‴7,96‴‴ d. 1.	26‴6,22‴‴ d. 13	27‴3,509‴‴	13,71‴	+0,152‴	+0,103‴	−1,101‴	
Jan. 54	28 0,55 d. 27.	26 6,31 d. 4.	27 3,920	18,24	−0,967	−0,926	−0,790	12,38‴
Febr.	27 10,89 d. 24.	26 10,12 d. 18.	27 5,882	12,77	+0,995	+1,036	+1,172	12,03
März	28 1,05 d. 3.	27 3,91 d. 26.	27 8,136	9,14	+3,249	+3,290	+3,426	10,71
April	27 10,18 d. 4.	26 9,85 d. 22.	27 5,518	12,33	+0,631	+0,672	+0,808	9,54
Mai	27 6,22 d. 20.	26 10,70 d. 1.	27 3,325	7,52	−1,562	−1,521	−1,385	7,79
Juni	27 7,17 d. 24.	27 0,17 d. 2.	27 3,788	7,00	−1,099	−1,058	−0,922	7,05
Juli	27 7,34 d. 22.	27 1,97 d. 8.	27 4,589	5,37	−0,307	−0,266	+0,270	6,19
Aug.	27 9,18 d. 29.	27 1,31 d. 2.	27 5,487	7,87	+0,600	+0,641	+0,777	7,28
Sept.	27 9,54 d. 27.	27 3,69 d. 17.	27 6,871	5,85	+1,984	+2,025	+2,161	8,65
Oct.	27 10,29 d. 28.	26 10,71 d. 25.	27 4,459	11,58	−0,425	−0,387	−0,251	10,88
Nov.	27 9,92 d. 2.	26 6,50 d. 29.	27 2,685	15,42	−2,202	−2,161	−2,025	10,85
Dec.	27 10,88 d. 30.	26 5,25 d. 18.	27 3,995	17,63	−0,892	−0,851	−0,715	10,56
Kal.-J.	März.	Dec. 1854.	27 4,887				+0,177	
Met. J.	März.	Dec. 1853.	27 4,846				−0,136	

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XXIX.

1853. Monate.	Höchster Stand.	Tiefster Stand.	Mittlerer Stand.
Mergentheim .	28,060 d. 1. Jan.	26 11,80 d. 10. Febr.	27 6,17
Oberstetten . .	27 5,96 d. 10. Nov.	26 1,43 d. 10. Febr.	
Amlishagen . .	27 5,00 d. 9. Nov.	26 3,00 d. 10. Febr.	
Oehringen . .	27 8,00 d. 29. Nov.	26 4,00 d. 10. Febr.	
T.-St. Heilbronn	28 8,10 d. 4. Juli.	25 1,90 d. 14. Jan.	
Winnenden . .	27 8,98 d. 9. Nov.	26 5,22 d. 10. Febr.	
Canstatt . . .	27 11,65 d. 10. Nov.	26 7,18 d. 10. Febr.	27 5,681
T.-St. Stuttgart	28 0,55 d. 29. Nov.	25 11,47 9. Feb. (?).*)	
Hohenheim . .	27 2,60 d. 9/10. Nov.	26 1,00 d. 10. Febr.	
Calw	27 6,55 d. 10. Nov.	26 2,44 d. 10. Febr.	27 0,549
Freudenstadt .	26 1,50 24.Oct.10.Nov.	24 10,50 d. 10. Febr.	25 8,91
Bissingen . .	27 1,94 d. 10. Nov.	25 10,40 d. 10. Febr.	26 9,92
Schopfloch . .	26 4,78 d. 10. Nov.	24 11,32 d. 10. Febr.	
Ennabeuren .	26 0,90 d. 10. Nov.	24 9,61 d. 10. Febr.	
Heidenheim .	26 11,50 d. 23. Oct.	25 7,80 d. 10. Febr.	
Ulm	26 11,90 d. 9. Nov.	25 8,80 d. 10. Febr.	
Mittelstadt . .	28 2,00 d. 30. Sept.	26 6,00 d. 10. Febr	
Reutlingen . .	27 5,70 d. 24. Nov.	25 11,70 d. 10. Febr.	
Spaichingen . .	27 4,50 d. 10. Nov.	26 2,75 d. 15. Dec.	
Friedrichshafen	27 4,67 d. 9. Nov.	26 0,07 d. 10. Febr.	
Issny	26 3,10 d. 10. Nov.	25 0,00 d. 10. Febr.	
1854.			
Mergentheim .	28 3,40 d. 2. März.	26 7,80 d. 18. Dec.	
Oberstetten . .	27 8,86 d. 2. März.	26 2,00 d. 18. Dec.	
Amlishagen . .	27 9,50 d. 2. März.	26 3,50 d. 18. Dec.	
Oehringen . .	27 11,50 d. 2. März.	26 4,00 d. 18. Dec.	
T.-St. Heilbronn	28 8,20 d. 9. Aug.	26 0,60 d. 3. Juni.	
T.-St. Bruchsal	28 10,01 d. 13 Febr.	26 9,86 d. 29. Nov.	
Winnenden . .	28 0,36 d. 1. März.	26 6,24 d. 18. Dec.	
Canstatt . . .	28 3,70 d. 27. Jan.	26 7,42 d. 18. Dec.	27 7,118
T.-St. Stuttgart	28 8,40 d. 22. Sept.	26 6,00 d. 18. Dec.	
Hohenheim . .	27 6,10 27. Jan. 5. Mz.	26 1,70 d. 5. Jan.	
Calw	27 9,27 d. 2. März.	26 2,70 d. 18. Dec.	27 1,785
Freudenstadt .	26 9,00 27. Jan. 1. 2 5. Mz	25 0,50 4. Jan. 27. Nov.	25 10,41
Bissingen . .	27 6,87 d. 27. Jan.	25 11,88 d. 18. Dec.	26 11,27
Schopfloch . .	26 5,65 d. 1. März.	25 0,92 d. 18. Dec.	
Ennabeuren . .	25 3,90 d. 1. März.	24 10,83 d. 18. Dec.	
Heidenheim . .	27 3,00 d. 2. März.	25 9,20 d. 18. Dec.	
T.-St. Ulm . .	27 8,13 d. 5. Oct.	25 9,83 d. 17. Nov.	
Mittelstadt . .	28 4,75 d. 1. März.	27 0,37 d. 5/6. Jan.	
Reutlingen . .	27 6,70 d. 27. Jan.	26 0,21 d. 18. Dec.	26 11,32
Spaichingen . .	27 7,00 d. 27. Jan.	26 2,50 d. 18. Dec.	
T.St. Friedrichsh.	27 7,60 d. 26. Jan.	25 7,33 d. 30. Nov.	
Issny	26 6,50 d. 27. Jan.	25 1,70 d. 1. Jan.	

*) Ist wohl ohne Correction der Temperatur geblieben. Diese Barometerhöhe entspricht der Lage von Stuttgart nicht. Fl.

Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Herrn Dr. Rühle zu Canstatt. Tabelle XXX.

Monate.	1853. Mittel.	Maxim. zu den gewöhnl. Beobachtungs-Stunden.	Minim. zu den gewöhnl. Beobachtungs-Stunden.	Monatl. Differenz.	1854. Mittel.	Maxim. zu den gewöhnl. Beobachtungs-Stunden.	Absolutes Maximum.	Minim. zu den gewöhnl. Beobachtungs-Stunden.	Absolutes Minimum.	Monatl. Differenz.
Januar . .	27″ 5,25‴	27″ 10,51‴	26″ 10,86‴	11,65‴	27″ 6,39‴	28″ 3,70‴	3,70‴	26″ 8,97‴		18,33‴
Februar . .	— 1,945	— 8,05	— 7,18	12,87	— 8,47	— 1,47	1,86	27″ 0,28		13,19
März . . .	— 5,65	— 9,76	— 11,82	9,94	— 10,33	— 3,32	3,54	— 6,42		8,90
April . . .	— 5,42	— 8,91	27″ 1,58	7,33	— 7,71	— 0,27		— 0,24		12,03
Mai . . .	— 5,06	— 7,89	— 1,00	6,89	— 5,42	27″ 8,37		— 1,32		7,05
Juni . . .	— 5,28	— 7,90	— 2,18	5,72	— 5,98	— 9,10		— 1,98		7,12
Juli . . .	— 7,09	— 9,72	— 3,54	6,18	— 6,78	— 9,46		— 3,83		5,63
August . .	— 6,64	— 9,43	— 3,48	5,95	— 7,66	— 11,07		— 3,63		7,44
September .	— 6,45	— 8,94	— 1,31	7,63	— 9,114	— 11,51		— 7,16		4,35
October . .	— 5,47	— 10,47	— 0,02	10,45	— 6,57	28″ 1,17	1,42	26″ 11,91	11,50	13,26
November .	— 7,97	— 11,65	— 2,35	9,30	— 4,83	— 0,35		— 8,98		15,37
December .	— 5,95	— 10,49	26″ 8,58	13,91	— 6,23	— 1,34	1,42	— 7,42		17,92
Jahr . . .	— 5,681			8,985	— 7,118	— 3,32		— 7,42		10,883
						d. 2. Mrz. Mitt.		d. 18. Dec. Ab.		

Zu den gewöhnlichen Beobachtungs-Stunden.

Maximum 27″ 11,65‴ den 10. Nov. Morgens 7 Uhr.
Minimum 26″ 7,18‴ den 10. Febr. Morgens 7 Uhr.
Jahresdiff. 16,47‴

Maximum 28″ 3,32‴ den 2. März Mittags.
Minimum 26″ 7,42‴ den 18. Dec. Abends.
Jahresdifferenz 19,90‴

Das jährliche absolute Maximum trat im J. 1854 ein den 27. Januar Vormittags 10 Uhr mit 28″ 3,70‴. Diess ist der zweithöchste Stand des Jahrhunderts (nur 1821 um 0,75‴ übertroffen), und um 9,20‴ das durchschnittliche Mittel übersteigend. An diesen hohen Stand schliesst sich nahe an das absolute Max. vom 2. März Vormitt. 10h mit 28″ 3,54‴. Sonach ist die absolute Jahresdifferenz = 20,28‴, da ein tieferer Stand als das Minimum vom 18. Dec. Abends 9h mit 26″ 7,42‴ nicht beobachtet worden ist.

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XXXI.

1853. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1852	310,20	310,66	310,72		310,66	310,42	310,10	310,16	309,73	310,66	310,18
Januar 1853 .	308,88	309,42	309,94	309,57	308,21	309,78	308,18	308,91	309,80	308,86	308,78
Februar . .	305,33	305,27	307,10	303,11	304,35	304,60	305,12	305,12	303,64	305,76	304,89
März . . .	308,78	306,64	308,94	310,70	308,99	310,20	309,46	309,95	307,03	308,64	309,15
April . . .	309,18	308,64	308,19	307,60		308,61	309,29	309,48	309,45	308,32	309,31
Mai	309,13	309,06	309,79	309,77	309,43	307,87	308,74	310,05	308,18	309,63	308,67
Juni	309,58	310,17	310,24	309,16	308,86	310,87	308,97	309,20	310,73	309,71	309,61
Juli	311,47	311,72	311,90	311,68	310,91	310,84	311,46	311,55	311,96	311,45	311,46
August . . .	311,02	310,63	311,58	312,17	311,09	311,14	310,51	310,27	311,17	311,55	310,71
September .	310,50	311,06	311,10	310,80	311,25	310,76	309,95	310,72	311,48	310,89	310,48
October . .	309,70	312,02	310,73	309,33	310,62	310,28	308,57	309,73	312,00	310,48	309,38
November . .	311,24	311,76	311,28	311,99	310,70	310,73	308,51	312,71	312,63	311,24	311,32
Winter . . .	308,14	308,45	309,25	306,34	307,74	308,27	307,80	308,06	307,72	308,43	307,95
Frühling . .	309,03	308,11	308,97	309,36	309,21	308,89	309,16	309,83	308,22	308,86	309,04
Sommer . .	310,69	310,84	311,24	311,00	310,29	310,95	310,31	310,34	311,29	310,90	310,59
Herbst . . .	310,48	311,61	311,04	310,71	310,86	310,59	309,01	311,05	312,04	310,87	310,39
Jahr	309,58	309,75	310,12	309,35	309,53	309,67	309,07	309,82	309,82	309,77	309,49
+ od. — d. J.		+0,17	+0,54	−0,23	−0,05	+0,09	−0,51	+0,24	+0,24	+0,19	−0,09
December 1853	308,81	309,40	308,59	309,01	309,38	306,65	307,22	308,14	310,55	309,10	307,98
Kal.-Winter .	307,67	308,03	308,54	307,23	307,31	307,01	306,84	307,39	308,00	307,91	307,22
Kal.-Jahr . .	309,47	309,65	309,95	309,58	309,42	309,36	308,83	309,65	309,89	309,64	309,31
+ od. — v. J.		+0,18	+0,48	+0,11	−0,05	−0,11	−0,64	+0,18	+0,42	+0,17	−0,16

1854. Monate.	Stand des Barometers bei 2en 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1853	308,81	309,40	308,59	309,01	309,38	306,65	307,22	308,14	310,55	309,10	307,98
Januar 1854 .	309,74	316,91		311,75	309,27	309,18	308,14	313,69	317,62	310,33	309,47
Februar . .	311,76	310,59	312,65	313,18	312,48	313,10	311,29	311,01	310,04	312,22	311,03
März . . .	313,36	313,31	313,44	314,83	314,05	311,98	313,19	313,00	312,10	313,93	312,83
April . . .	311,59	312,84	312,23	313,30	314,73	310,96	308,67	310,86	311,14	312,96	310,36
Mai	309,68	309,94	310,27	310,23	308,61	309,06	309,28	309,08	310,00	310,08	309,36
Juni	310,20	311,52	309,70	309,95	910,09	309,78	309,64	310,88	310,88	310,48	310,23
Juli	311,07	311,55	312,08	312,31	310,09	309,99	310,16	310,26	311,38	312,04	310,31
August . . .	311,82	312,93	312,88	312,76	312,12	310,92	311,21	311,24	312,47	312,81	311,47
September .	313,01	312,82	313,23	313,73	311,55	312,68	312,73	312,55	312,54	313,37	312,61
October . .	310,65	312,24	312,69	312,80	312,94	310,60	308,72	310,64	312,32	312,61	309,85
November . .	308,41	312,10	308,73	310,12	306,78	306,16	305,99	309,94	311,13	309,35	307,96
Winter . . .	309,94	312,30	310,62	311,31	310,38	309,64	308,88	310,95	312,74	310,55	309,49
Frühling . .	311,54	312,63	311,98	312,79	312,46	310,67	310,38	310,98	311,08	312,32	310,85
Sommer . .	311,01	312,00	311,55	311,67	311,25	310,23	310,34	310,79	311,58	311,77	310,67
Herbst . . .	310,69	312,39	311,55	312,22	309,86	309,81	309,15	311,04	312,00	311,78	310,14
Jahr	310,80	312,18	311,42	312,00	310,99	310,09	309,69	310,94	311,85	311,61	310,29
+ od. — d. J.		+1,38	+0,62	+1,20	+0,19	—0,71	—1,11	+0,14	+1,05	+0,81	—0,51
December 1854	309,63	309,71	309,10	306,50	307,68	307,93	309,89	309,88	311,09	309,00	309,73
Kal.-Winter .	310,21	312,40	310,88	310,48	309,81	310,07	309,77	311,53	312,92	310,52	310,08
Kal.-Jahr . .	310,86	312,21	311,49	311,79	310,85	310,20	309,91	311,08	311,90	311,60	310,43

Bemerkungen zu Tabelle XXXI.

Barometer-Stand bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1853.

Für N	fällt das Max.	312,02	in den	Oct.,	das Min.	305,27	in den	Febr.
» NO	»	311,90	»	Juli,	»	307,10	»	Febr.
» O	»	312,17	»	Aug.,	»	303,11	»	Febr.
» SO	»	311,25	»	Sept.,	»	304,35	»	Febr.
» S	»	311,14	»	Aug.,	»	304,60	»	Febr.
» SW	»	311,46	»	Juli,	»	305,12	»	Febr.
» W	»	312,71	»	Nov.,	»	305,12	»	Febr.
» NW	»	312,63	»	Nov.,	»	303,64	»	Febr.

Die grösste Differenz über dem Jahresmittel zeigt NO mit 0,54.
(NO » 0,48.)
» kleinste » » S » 0,09.
(O » 0,11.)
» grösste unter » SW » 0,51.
(SW » 0,64.)
» kleinste » » SO » 0,05.
(SO » 0,05.)

Nach der Höhe des Barometer-Standes kommen die Winde in folgender Ordnung:

	NO	NW	W	N	S	SO	O	SW
	310,12	309,82	309,82	309,75	309,67	309,53	309,35	309,01
Kal.-J.:	NO	NW	N	W	O	SO	S	SW
	309,95	309,89	309,65	309,65	309,58	309,42	309,36	308,83

Den höchsten Barometer-Stand hat
im Winter NO 309,25.
im Frühling W 309,83.
im Sommer NW 311,29.
im Herbst NW 312,04.
(Kal.-Winter NO 308,54.)

Den tiefsten Barometer-Stand hat
im Winter O 306,34.
im Frühling N 308,11.
im Sommer SO 310,29.
im Herbst SW 309,01.
(Kal.-Jahr: SW 306,84.)

Der höchste Stand bei allen Winden war im Sommer, der tiefste im Winter.

2) Für 1854.

Für N	fällt das Max.	316,91	in den	Jan.,	das Min.	309,40	in den	Dec.
					(Kal.-J.	309,71	»	Dec.
» NO	»	313,44	»	März,	»	308,59	»	Dec.
						(308,73)	»	Nov.
» O	»	314,83	»	März,	»	309,01	»	Dec.
						(306,50)	»	Dec.

Für SO fällt das Max. 314,73 in den April, das Min. 306,78 in den Nov.
» S » 313,10 » Febr., » 306,16 » Nov.
» SW » 313,19 » März, » 305,99 » Nov.
» W » 313,69 » Jan., » 308,14 » Dec.
(309,08) » Mai.
» NW » 317,62 » Jan., » 310,04 » Febr.

Die grösste Differenz über dem Jahresmittel zeigt N = 1,38.
(N = 1,35.)
» kleinste » » W = 0,14.
(W = 0,22.)
» grösste » unter » SW = 1,11.
(SW = 0,95.)
» kleinste » » S = 0,71.
(SO = 0,01.

Nach der Höhe des Barometer-Standes folgen die Winde:

	N	O	NW	NO	SO	W	S	SW
	312,18	312,00	311,85	311,42	310,99	310,94	310,09	309,69
Kal.-J.:	N	NW	O	NO	W	SO	S	SW
	312,21	311,90	311,79	311,49	311,08	310,85	310,20	309,91

Den höchsten Barometer-Stand hat
im Winter NW 312,74.
im Frühling O 312,79.
im Sommer N 312,00.
im Herbst N 312,39.
Kal.-Winter 312,92.

Den tiefsten Barometer-Stand hat
im Winter SW 308,88.
im Frühling SW 310,38.
im Sommer S 310,23.
im Herbst SW 309,15.
Kal.-Winter 309,77.

Der höchste Stand bei allen Winden war im Frühling, der tiefste im Winter.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XXXII.

Barometerstände bei den 8 Hauptwinden.

1) Für 1853.

Für N fällt das Max. 311,26 in den Nov., das Min. 303,21 in den Febr.
» NO » 310,71 » Aug., » 304,95 » Febr.
» O » 309,97 » Nov., » 301,70 » Febr.
» SO » 309,95 » Aug., » 299,48 » Febr.
» S » 309,71 » Juli, » 305,98 » April.
» SW » 309,42 » Juli, » 303,77 » Febr.
» W » 310,44 » Juli, » 305,43 » Febr.
» NW » 310,50 » Nov., » 302,41 » Febr.

Die grösste Diff. über dem Jahresmittel 307,82 bei W = + 0,32,
die kleinste bei NO = + 0,17.
Die grösste Differenz unter dem Jahresmittel bei SO = — 1,31,
die kleinste bei SW = — 0,19.

Nach der Höhe des Barometerstandes kommen die Winde in folgender Ordnung:

im Jahre:	a)	S	W	NW	N	NO	SW	O	SO
	b)	W	NW	SO	NO	N	SW	S	O
im Winter:	a)	S	W	NO	NW	SW	N	O	SO
	b)	W	NW	SW	NO	N	O		
im Frühling:		W	O	NW	NO	SW	SO	N	S
im Sommer:		NW	N	NO	SO	W	S	O	SW
im Herbste:		N	S	NW	SW	W	O	NO	SO

Im Sommer hat d. höchsten Stand NW=309,67, d. tiefsten S=305,98.
» Winter a) » S=307,52 » SO=299,84.
b) » W=307,17 » O=304,00.
» Frühling: » W=308,12 » S=305,98.
» Herbst: » N=310,18 » SO=306,25.

Der niederste Stand bei allen Winden tritt im Winter, der höchste im Herbste ein.

2) Für 1854.

Bei N fällt das Max.	313,03	in den	Jan.,	das Min.	307,07	in den	Dec.
» NO »	313,42	»	Nov.,	»	308,65	»	Dec.
» O »	312,03	»	März,	»	307,42	»	Dec.
» SO »	309,45	»	Oct.,	»	299,48	»	Dec.
» S »	311,46	»	Jan.,	»	304,51	»	Nov.
» SW »	310,94	»	März,	»	303,92	»	Nov.
» W »	311,37	»	März,	»	307,41	»	Nov.
» NW »	311,84	»	März,	»	307,76	»	Jan.
» ON »	312,05	»	März,	»	306,86	»	Dec.
» WS »	311,46	»	März,	»	305,83	»	Nov.

Die grösste Diff. über dem Jahresmittel a) 308,98, bei NO = + 1,30.
b) 309,03 bei N = + 1,32.
» kleinste » » a) NW = + 0,12.
b) NW = + 0,02.
Die grösste Diff. unter dem Jahresmittel a) SO = — 3,92.
b) SO = — 2,11.
» kleinste » » a) W = — 0,03.
b) W = — 0,01.

Nach der Höhe des Barometerstandes folgen die Winde in folgender Ordnung:

im Jahr	a)	NO	N	N	NW	W	SW	S	SO
		310,28	309,99	309,89	309,10	308,95	307,80	307,60	306,06
	b)	N	NO	O	NW	W	SW	S	SO
		310,35	310,31	310,19	309,05	309,02	307,82	307,42	306,92
im Winter	a)	N	S	O	W	NO	NW	SW	SO
		309,85	309,49	308,93	308,85	308,65	308,36	307,15	299,48
im Frühling:		O	NO	N	NW	W	SW	SO	S
		310,49	310,36	309,88	309,69	309,34	308,92	306,73	305,83
im Sommer:		NO	N	O	NW	W	SO	SW	S
		310,25	310,06	309,82	309,23	309,06	309,06	307,86	307,60
im Herbst:		NO	O	N	NW	W	S	SW	SO
		311,86	310,72	309,78	309,12	308,57	307,48	307,27	306,05
im Winter	b)	N	O	W	NO	S	NW	SW	
		311,68	309,76	309,13	308,77	308,15	307,23		

Der niederste Stand bei allen Winden ist a) im Winter mit 299,48.
b) im Frühl. » 305,83.
Der höchste » » a) u. b) im Herbst » 311,86.

Tabelle XXXII. 3) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

1853. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1852	308,75		308,53				308,81	308,84	309, 7	308,53	308,85
Januar 1853 .	307,47	307,30		308,29			307,78	307,25	308,53	308,68	307,66
Februar . .	303,77	303,21	304,95	301,70			303,77	305,43	302,41	303,50	304,02
März . . .	307,10	304,88	307,52	308,48	308,40		307,71	308,12	306,75	307,18	307,18
April . . .	307,40	307,16	306,23	306,20	306,41	305,98	306,73	308,85	308,53	306,49	307,85
Mai	307,52	307,02	307,77	307,99	306,33		306,97	307,38	308,15	307,69	307,37
Juni	307,92	308,21	308,13	307,08			307,26	307,82	308,98	307,77	308,12
Juli	309,72	311,00	310,12	308,97	309,03	309,71	309,42	310,14	309,99	309,29	309,38
August . . .	309,11	309,73	310,71	309,91	309,95	308,20	309,19	308,81	310,03	310,02	309,03
September .	308,99	309,18	308,68	309,11		309,35	308,94	308,98	309,36	309,16	308,99
October . .	307,99	309,81	310,18	306,78	304,25		308,22	307,64	306,08	308,68	307,95
November . .	309,57	311,26	305,56	309,97	308,25		308,95	308,28	310,50	309,66	309,26
December . .	307,09	307,07	308,05	307,24	299,48	307,52	306,69	307,78	307,84	306,86	307,22
Met. Winter .	306,66	305,25	306,74	304,00			306,79	307,17	306,80	306,24	306,84
Frühling . .	307,34	306,35	307,17	307,56	307,05	305,98	307,14	308,12	307,48	307,12	307,47
Sommer . .	308,99	309,65	309,65	308,65	309,49	308,95	308,62	309,02	309,67	309,03	309,04
Herbst . . .	308,85	310,18	308,14	308,62	306,25	309,35	308,70	308,63	308,85	309,17	308,73
Kal.-Winter .	306,10	305,86	306,50	305,08	299,84	307,52	306,05	306,82	306,26	305,68	306,30
Kal.-Jahr . .	307,82	308,01	307,99	307,48	306,51	308,15	307,63	308,15	308,07	307,75	307,88
Met. Jahr . .	307,96	307,86	307,92	307,21	307,93	307,76	307,81	308,23	308,20	307,89	308,02

nur dazu, um ein Einkommen zu verſchaffen, und möchte ſomit der einfache und mühelose Bezug eines ſolchen vorzuziehen ſcheinen; möchte man ſogar noch zugeben wollen, daß die Abhängigkeit von fremder Verwaltung bei der Rente ausgeglichen wird durch die Möglichkeit von Fehlern bei der Verwaltung des eigenen Vermögens: und iſt natürlich jeden Falls die aus der Auflöſung eines Kapitals entſtehende lebenslängliche Rente größer, als das aus dem bloßen Zins dieſes Kapitals ſich ergebende jährliche Einkommen und ſomit für den Genießenden in ſo fern erſprießlicher: ſo iſt doch auf der andern Seite bedeutend höher in Anſchlag zu bringen, daß ein Kapital zu manchen nützlichen Dienſten verwendet werden kann, zu welchen eine Rente nie dienlich iſt. Nur ein Kapital, nicht aber eine Rente, ſetzt z. B. in den Stand, ſich oder ein Kind bei einem Gewerbeunternehmen zu betheiligen, eine Tochter reichlich auszuſtatten, eine vortheilhafte Kaufgelegenheit zu benützen, eine drückende Schuld abzulöſen, eine Auswanderung unter günſtigen Umſtänden vorzunehmen, und ſo vielleicht mit Einemmal ſein oder der Seinigen Glück zu gründen. In Kriegen, bei ſonſtigen, das Einkommen überſteigenden unvermeidlichen Ausgaben, z. B. Krankheiten, vermag nur ein Kapital, welches theilweiſe geopfert wird, über die Noth wegzuhelfen, gibt überhaupt einen Rückhalt. Nur ein Kapital geſtattet, Lieblingszwecke auch nach dem Tode zu ſichern. — Allerdings wird vorausgeſetzt, daß das in Frage ſtehende Kapital zu jeder beliebigen Zeit zur freien Verfügung des Eigenthümers ſtehe, und in ſo ferne einige Arten von Vorſorge-Anſtalten eine ſolche Freiheit nicht zu jeder Zeit geſtatten, ſondern das durch den Beitritt erworbene Kapital erſt bei Eintritt einer beſtimmten Gelegenheit, z. B. bei der Verheirathung einer Tochter oder dem Eintritt einer Krankheit, zutheilen, ſind ſie allerdings weniger empfehlenswerth. Doch trägt auch bei ihnen zweierlei zur Verminderung dieſes Uebelſtandes bei, nämlich einmal die Möglichkeit, ein ſolches Recht auf ein Kapital als Pfand zu benützen und dadurch alsbald baares Geld durch Anleben zu erhalten; zweitens aber der Umſtand, daß der Zeitpunkt, in welchem ein ſolches Kapital fällig und von nun an frei veräußerliches Eigenthum wird, gerade derjenige zu ſeyn pflegt, welcher verfügbare Geldmittel am meiſten verlangt. — Somit dürfte immerhin feſtſtehen, daß Vorſorge-Anſtalten, welche auf die Verſchaffung eines

1854. Monate.	Stand des Barometers bei den 8 Hauptwinden.										
	Med.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	O—N.	W—S.
December 1853	307,09	307,07	308,05	307,42	299,48	307,52	306.69	307,78	307,84	306,86	307,22
Januar 1854 .	307.99	313,03		307,73		311,46	305,04	309,61	307,76	308,15	307,95
Februar . .	309,50	309,46	309,26	311,83			309,71	309,15	309,49	310,48	309,39
März . . .	311,65	310,38	312,25	312,03			310,94	311,37	311,84	312,05	311,46
April . . .	309,76	311,22	309,94	311,38		305,07	308,42	308,79	309,33	311,08	308,54
Mai	307,81	308,05	308,88	308,05	306,73	306,60	307,41	307,86	307,89	308,14	307,56
Juni	308,39	309,16	310,00	308,45	307,60		306,97	308,72	308,10	308,73	308,26
Juli	309,25	309,74	309,27	310,78	307,82	307,60	308,66	308,44	309,72	310,19	308,58
August . . .	310,00	311,29	311,48	310,22	308,55		308,94	310,02	309,87	310,83	309,60
September .	311,16	310,48	310,89	311,82		310,45	310.66	311,11	310,97	311,49	310,92
October . .	308,73	310,13	311,27	311,94	309,45		307.24	307,49	309,43	311,16	307,38
November . .	306,49	308,72	313,42	308,40	302,65	304,51	303,92	307,11	307,95	307,83	305,83
December . .	307,72	312,54	308,29	309,72		306,08	306,93	308,63	307,20	310,32	307,02
Met. Winter .	308,19	309,85	308,65	308,93	299,48	309,49	307,15	308,85	308,36	308,49	308,19
Frühling . .	309,74	309,88	310,36	310,49	306,73	305,83	308,92	309,54	309,69	310,42	309,19
Sommer . .	309,21	310,06	310,25	309,82	307,99	307,60	307,86	309,06	309,23	309,92	308,81
Herbst . . .	308,79	309,78	311,86	310,72	306,05	307,48	307,27	308,57	309,12	310,16	308,04
Kal.-Winter .	308,40	311,68	308,77	309,76		308,77	307.23	309,13	308,15	309,65	308,12
Kal.-Jahr . .	309,03	310,35	310,31	310,19	306,92	307,42	307,82	309,02	309,05	310,04	308,54
Met. Jahr . .	308,98	309,89	310,28	309,99	305,06	307,60	307,80	308,95	309,10	309,75	308,56

4) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw. Tabelle XXXIII.

Barometer auf + 15° Reaumur reducirt.

1853. Monate.	Höchster Stand.	Tiefster Stand.	Mittlerer Stand Morgens 7 Uhr.	Mittlerer Stand Mittags 2 Uhr.	Mittlerer Stand Abends 9 Uhr.	Mittel aus Morg. und Mittag.	Monat. Unterschied.
Januar	27"5,18"'	26"6,08"'	27"0,107"'	27"0,109"'	27"0,222"'	27"0,108"'	11,10"'
Febr.	2,61	2,44	26 8,818	26 8,638	26 8,824	26 8,727	12,17
März	4,28	6,90	27 0,334	27 0,376	27 0,448	27 0,355	9,38
April	3,12	8,62	0,288	0,157	0,348	0,222	6,50
Mai .	2,17	8,41	0,059	26 11,941	0,082	0,000	5,76
Juni .	2,18	9,11	0,242	27 0,160	0,400	0,201	5,07
Juli .	4,28	10,74	2,164	1,953	2,105	2,058	5,54
Aug.	3,97	10,65	1,724	1,599	1,715	1,661	5,32
Sept.	3,36	8,25	1,532	1,383	1,560	1,457	7,11
Oct. .	5,21	7,58	0,574	0,352	0,579	0,463	9,63
Nov..	6.55	9,18	2,684	2,596	2,698	2,640	9,37
Dec..	4,94	3,54	1,184	0,208	26 11,514	0,696	13,40
Jahr.	27 6,55 10. Nov. Morgens.	26 2,44 10. Febr. Morgens.	27 0,642	27 0,456	27 0,541	27 0,549	Jahresunterschied 16,11
1854.							
Januar	27"9,10"'	26"4,19"'	27"0,955"'	27"0,789"'	27"0,985"'	27"0,872"'	16,91"'
Febr.	7,52	6,88	2,946	2,849	3,005	2,897	12,64
März	9,27	27 1,35	4,914	4,763	4,769	4,838	7,92
April	6,60	26 7,65	2,750	2,330	2,322	2,540	10,95
Mai .	2,22	8,22	0,252	0,180	0,204	0,216	6,00
Juni .	3,47	9,24	0,804	0,684	0,873	0,744	6,23
Juli .	3,79	11,38	1,511	1,376	1,585	1,443	4,41
Aug.	5,84	10,66	2,385	2,278	2,547	2,332	7,18
Sept.	5,87	27 1,94	3,943	3,701	3,910	3,822	3,93
Oct. .	7,10	26 7,20	1,529	1,285	1,540	1,407	11,90
Nov..	6,58	3,93	26 11,614	26 11,498	26 11,527	26 11,556	14,65
Dec..	7,45	2,70	27 0,816	27 0,690	27 0,989	27 0,753	16,75
Jahr.	27 9,27 2. März Morgens.	26 2,70 18. Dec. Abends.	27 1,868	27 1,702	27 1,854	27 1,785	Jahresunterschied 18,57

5) Windverhältnisse nach den Windfahnen.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Bei Berechnung der mittleren Windrichtung nach Lambert sind die auf 100 reducirten Beobachtungen zu Grunde gelegt. Die mittlere arithmetische Windrichtung ist das arithmetische Mittel der 8 Hauptwindrichtungen, S = 360°, W = 90° u. s. w. Bei dem Verhältniss der nördlichen Richtungen zu den südlichen, der östlichen zu den westlichen sind je die ersteren zu 100 angenommen. Die mittlere Windstärke ist nach Kämtz Lehrbuch I, S. 165 berechnet. Die Stärke der Strömung ist die Summe aller Beobachtungen, bei welchen die Strömung einen der Grade 1—4 zeigte. Windige Tage sind diejenigen, an denen die Strömung die Grade 1 und 2, stürmische, an denen sie die Grade 3 und 4 zeigte.

Tabelle XXXIV.

1853. Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	Verhältniss d. nördlichen zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittlere Windrichtung arithmet.	Mittlere Windrichtung nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz	Stärke der Strömung.
December 1852	4	2	14	11	7	41	9	4	1	9		5,90	2,00	161°	26°25'	70,50	29
Januar 1853 . .	13	1	10	13	15	34	4	3		9		3,64	1,70	182	17 35	36,60	15
Februar . . .	16	14	11	3	10	13	3	14		4		0,50	1,07	191	186 12	10,22	7
März	24	19	13	8	6	11		12		9		0,46	0,57	201	210 49	33,08	10
April	7	11	3	2	3	31	11	21	1	7		0,92	0,39	128	95 16	39,69	12
Mai	21	16	16	6	9	11	7	6	1	6	1	0,60	0,63	181	218 16	21,55	16
Juni	21	8	11	3	13	9	16	8	1	6		0,67	1,50	190	148 55	23,78	14
Juli	20	5	7	3	9	18	14	16	1	1		0,46	3,20	162	156 37	29,73	4
August . . .	15	18	13	1	8	11	16	8	3	7		0,49	1,09	177	160 14	11,30	9
September . .	12	15	18	5	3	12	18	6	1	5	1	0,60	0,94	178	186 48	13,23	16
October . . .	10	14	21	3	3	8	28	6		5		0,46	1,10	175	159 58	15,29	10
November . . .	13	8	49			3	4	9	1	2		0,10	0,28	222	248 36	50,32	4
December . . .	7	16	46	3	4	13	1	3		6	1	0,77	0,26	216	263 47	50,97	11
Kal.-Jahr . . .	179	145	218	50	83	174	122	112	9	67	3	0,47	0,98	185	194 47	11,26	128
Met. Jahr . . .	176	131	186	58	86	302	130	113	10	70	3	1,06	1,45	186	94 26	3,12	137

1854. Monate.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Stürm. Tage.	Verhältniss d. nördlichen zu den südl.	Verhältniss d. östl. zu den westl.	Mittlere Windrichtung. arithmet.	Mittlere Windrichtung. nach Lambert.	Windstärke nach Kämtz.	Stärke der Strömung.
December 1853	7	16	46	3	4	13	1	3		6	1	0,77	0,26	216°	263°47'	50,97	11
Januar 1854 . .	2	6	36	7	9	21	10	2		2	1	3,70	0,67	205	318 3	30,48	10
Februar . . .	14	10	2	1	4	17	20	16		9		0,55	4,08	140	115 1	41,86	23
März	13	10	21	6	2	10	13	18		4		0,44	1,10	181	178 39	22,63	5
April	13	18	28	4	6	8	5	8		9		0,46	0,42	214	238 11	35,63	28
Mai	20	10	7	2	5	18	15	16		5		0,54	1,32	162	129 16	32,89	48
Juni	11	4	11	2	10	13	28	11		7		0,96	2,80	150	91 54	33,37	15
Juli	8	12	25	3	4	20	10	11				0,87	1,02	178	223 5	5,85	0
August	15	2	19		7	18	17	14	1	7		0,81	2,33	162	108 55	21,83	11
September . . .	9	18	25	2	3	10	6	15	2	11		0,36	0,69	187	217 52	29,34	15
October . . .	11	9	10	4	10	29	7	12	1	11		1,34	2,08	162	76 10	21,44	26
November . . .	5	15	9	7	13	15	1	25		10		0,77	1,32	197	360 0	9,09	14
December . . .	11	4	2		12	28	12	24		11	5	1,02	10,66	163	88 41	47,27	46
Kal.-Jahr . . .	132	117	195	38	85	207	144	172	4	66	6	0,78	1,49	174	122 51	12,27	241
Met. Jahr . . .	128	130	239	41	77	192	133	151	4	61	2	0,75	1,16	181	169 28	7,80	206

Eine Vergleichung der Jahre 1852, 1853 und 1854 rücksichtlich der mittleren Windrichtungen nach Lambert und der mittleren arithmetischen Windrichtungen gibt folgende

Tabelle XXXV.

1853. Monate.	Mittlere Windrichtung nach Lambert. 1852	1853	1854	Die mittlere Windricht. v. 1853 war gegen 1852.		Die mittlere Windricht. v. 1854 war gegen 1853.	
December d. v. J.	269°10′	26°25′	263°47′	südl.	westl.	nördl.	östl.
Januar	37 33	17 35	318 3	südl.	östl.	nördl.	östl.
Februar . . .	178 16	186 12	115 1	südl.	östl.	nördl.	östl.
März	253 10	210 49	178 39	südl.	östl.	nördl.	westl.
April	237 18	95 16	238 11	südl.	westl.	nördl.	östl.
Mai	224 48	218 16	129 16	nördl.	westl.	südl.	westl.
Juni	88 26	118 55	91 51	nördl.	östl.	südl.	westl.
Juli	210 21	156 37	223 5	nördl.	westl.	südl.	östl.
August	35 24	160 14	108 55	nördl.	östl.	südl.	westl.
September . .	65 22	186 48	217 52	nördl.	östl.	südl.	östl.
October . . .	335 22	159 58	76 10	nördl.	westl.	südl.	westl.
November . . .	353 48	248 36	360 0	nördl.	östl.	südl.	westl.
December . . .	26 25	263 47	88 41	nördl.	östl.	südl.	westl.
Kal.-Jahr . . .	82 24	294 47	122 51	nördl.	östl.	südl.	westl.
Met. Jahr . . .	245 18	94 26	169 28	südl.	westl.	nördl.	östl.
20jähriges Mittel	183 58	(Kal.-Jahr		südl.	östl.	südl.	westl.
		(Met. Jahr		südl.	westl.	südl.	westl.

1854. Monate.	Mittl. arithmetische Windrichtung. 1852	1853	1854	Die mittlere Windricht. war 1853 gegen 1852.		Die mittlere Windricht. war 1854 gegen 1853.	
December d. v. J.	197	161	216	südl.	westl.	südl.	östl.
Januar	170	182	205	nördl.	östl.	südl.	östl.
Februar	145	191	140	nördl.	östl.	südl.	westl.
März	217	201	181	nördl.	westl.	nördl.	westl.
April	212	128	214	südl.	östl.	nördl.	östl.
Mai	160	181	162	nördl.	östl.	südl.	westl.
Juni	175	190	150	südl.	östl.	südl.	westl.
Juli	175	162	178	südl.	westl.	nördl.	östl.
August	176	177	162	nördl.	östl.	nördl.	westl.
September . . .	187	178	187	nördl.	westl.	nördl.	östl.
October	167	175	162	südl.	westl.	südl.	westl.
November . . .	193	222	197	südl.	östl.	nördl.	westl.
December . . .	164	216	163	südl.	östl.	nördl.	westl.
Kal.-Jahr . . .	191	185	174	südl.	östl.	nördl.	westl.
Met. Jahr . . .	169	186	181	nördl.	östl.	nördl.	westl.
20jähriges Mittel	174	(Kal.-Jahr		nördl.	östl.	gleich	gleich
		(Met. Jahr		gleich.	östl.	nördl.	östl.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XXXVI.

Orte.	1853. N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Sturm. Tage.	1854. N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Windige Tge.	Sturm. Tage.
Mergentheim .	46	318	40	30	12	377	63	209		53	6	44	235	34	24	11	110	106	250		82	16
Oberstetten .	83	61	210	69	51	51	173	97		183	53	73	45	149	51	83	83	548	121		194	56
Amlishagen . .	98	108	201	69	80	101	322	116		89	15	89	69	179	53	45	98	421	141		102	34
Ochringen . .	13	159	206	76	13	391	193	44		47	2	2	117	156	62		491	204	60		59	6
T.-St.Heilbronn	256	65	138	31	166	34	289	92		227	127	243	112	112	23	60	64	315	131		48	14
T.-St. Bruchsal												29	81	293	67	10	201	311	46		140	4
Winnenden . .	110	119	188	72	144	163	131	79		67	22	32	104	149	58	197	280	197	97		103	47
Canstatt . . .	68	88	37	79	41	143	60	84		33	5	116	56	37	37	26	207	111	88		45	13
Stuttgart . .	179	145	218	50	83	174	122	112	9	70	3	132	117	195	38	85	207	144	172	4	66	6
Hohenheim .	63	126	30	223	3	162	26	162		96	3	60	116	60	163	9	203	46	158		97	6
Calw	20	365	41	38	32	73	26	135	133	207	25	14	283	38	63	15	81	33	173	99	216	50
Freudenstadt	57	153	274	40	20	202	256	92			11	18	26	301	59	13	70	66	252			14
Bissingen . .	14	280	421	9	23	236	2	99		144	3	9	249	403	15	19	139	2	76		168	20
Schopfloch . .	84	95	187	110	96	290	130	103		346	18	96	90	149	60	89	503	209	99		351	26
Ennabeuren .	101	71	228	24	13	282	259	117		284	51	115	47	240	20	33	224	230	126		239	73
Heidenheim .	56	116	73	175	79	137	132	327		239	1	90	88	144	118	72	174	105	304	87	278	1
Mittelstadt . .	482	33	81	22	201	48	308	79		89	31	24	2	7	124	67	48	349	84		102	65
Reutlingen . .	182	151	104	98	65	272	120	68			21	147	114	91	61	65	353	55	109	100	86	54
Spaichingen .	92	82	118	135	177	182	185	124		77	7	82	70	135	157	133	165	232	121		68	12
T.-St. Friedrichsh.	117	35	359	15	30	36	443	35		95	44	5	9	234	4	90	21	414	6		112	71
Isny	27	118	295	17	36	195	34	8		216	26	19	65	309	23	57	213	40	4		229	20

c) Besondere Zusammenstellung einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle XXXVII. Wind-Verhältnisse.

Bei der mittl. Windrichtung ist gerechnet: S=0. SW=1. W=2. NW=3. N=4. NO=5. O=6. SO=7.

1853. Monate.	Mittlere Windrichtung nach		Maximum.		Minimum.		O—N.		W—S.		Mittl. Stärke von allen Winden.	N : S verhält sich	O : W verhält sich
	Graden.	der Windrose.	Wind.	Zahl.	Wind.	Zahl.	Summe.	Stärke	Summe.	Stärke		=100 :	=100 :
December 1852	67,95	WSW+0,45	SW	42	O	0	12	0,75	81	1,55	1,45	: 645	: 350
Januar 1853 .	97,20	W+7,20	SW	41	O.NO	3	21	1,19	72	1,74	1,61	: 447	: 350
Februar . . .	148,95	NW¼N+2,70	SW	26	S	3	44	1,02	40	1,67	1,33	: 95	: 119
März	171,00	N¾NW+2,25	SW	20	S	3	56	1,37	37	0,84	1,28	: 92	: 92
April	85,50	W¼SW+6,75	SW	35	SO	0	12	1,58	78	1,77	1,74	: 215	: 1167
Mai	160,65	NNW+3,15	O	23	SO	5	49	1,61	44	1,14	1,39	: 103	: 95
Juni	131,85	NW¼W+8,10	SW	22	S	4	31	1,55	59	1,46	1,49	: 94	: 289
Juli	127,35	NW¼W+3,60	SW	27	N.NO	4	29	1,17	64	1,42	1,34	: 240	: 212
August . . .	128,25	NW¼W+4,50	SW	25	N	4	33	1,15	60	1,28	1,24	: 154	: 166
September . .	151,20	NW¼N+4,95	O	28	SO	2	39	1,54	51	1,33	1,43	: 172	: 131
October . . .	126,90	NW¼W+3,15	SW	33	N.NO	3	31	1,06	62	0,98	1,06	: 650	: 171
November . .	219,60	NO¼N+5,85	O	38	N	2	66	1,14	24	0,42	0,94	: 194	: 25
Winter . . .	103,05	W¼NW+1,80	SW	109	O	7	77	0,99	193	1,65	1,46	: 272	: 283
Frühling . . .	139,50	NW+4,50	SW	73	SO	16	117	1,59	159	1,25	1,47	: 124	: 165
Sommer . . .	129,15	NW¼W+5,40	SW	74	N	20	93	1,29	183	1,39	1,36	: 151	: 214
Herbst . . .	165,15	NNW+7,65	O	73	N	8	136	1,27	137	1,02	1,15	: 289	: 87
Jahr	134,55	NW¼W+10,80	SW	318	N	85	423	1,32	672	1,39	1,36	: 192	: 164
December 1853	209,25	NNO+6,75	O	36	W	4	65	1,32	28	1,00	1,23	: 217	: 40
Kal. Winter .	151,65	NW¼N+5,40	SW	81	W.NW	18	130	1,22	140	1,56	1,40	: 208	: 109
Kal.-Jahr. . .	146,25	NW¼N,	SW	290	N	84	476	1,34	619	1,34	1,34	: 176	: 133

Bei der mittleren Windrichtung gerechnet: S=0. SW=1. W=2. NW=3. N=4. NO=5. O=6. SO=7.

1854. Monate.	Mittlere Windrichtung nach		Maximum.		Minimum.		O—N.		W—S.		Stärke von allen Winden.	N : S	O : W
	Graden.	der Windrose.	Wind.	Zahl.	Wind.	Zahl.	Summe.	Stärke	Summe.	Stärke	Mittl.	verhält sich =100:	verhält sich =100:
December 1853	289,25	NNO+6,75	O	38	WS	1	65	1,32	28	1,00	1,23	: 217	: 69
Januar 1854 . .	135,90	NW+0,90	SW	35	NO		33	1,58	60	1,18	1,32	: 3500	: 144
Februar . . .	121,95	WNW+9,45	W¼	34	S	1	21	1,10	63	1,81	1,63	: 171	: 388
März	159,30	NNW+1,80	W	19	S	2	46	1,11	47	0,72	0,91	: 64	: 125
April	156,15	NW¼N+9,90	O	19	SO	2	43	1,67	47	1,45	1,66	: 57	: 124
Mai	140,40	NW+5,40	SW	28	W	2	44	1,07	49	1,16	1,12	: 114	: 111
Juni	115,20	WNW+2,70	SW	31	NO	3	24	1,67	66	1,55	1,58	: 241	: 387
Juli	141,75	NW+6,75	SW	23	SO	2	41	1,49	52	1,00	1,21	: 129	: 159
August	145,65	WNW+3,15	SW	31	SO	1	27	1,41	66	1,33	1,35	: 110	: 436
September . .	166,95	NNW+9,45	O	23	SO	3	49	1,78	41	1,49	1,64	: 59	: 87
October . . .	107,55	W¼NW+6,30	SW	30	SO		28	1,50	65	1,97	1,83	: 244	: 255
November . . .	129,60	NW¼W+5,85	SW	24	NO	3	29	1,45	61	1,62	1,57	: 262	: 226
Winter	155,70	NW¼N+9,45	SW	70	NO	10	119	1,33	151	1,33	1,33	: 383	: 122
Frühling . . .	150,40	NW¼N+4,15	SW	57	SO	10	133	1,28	143	1,11	1,20	: 78	: 120
Sommer . . .	124,20	NW¼W+0,45	SW	85	SO	9	92	1,52	184	1,29	1,38	: 149	: 286
Herbst	133,65	NW¼W+9,90	SW	64	SO	12	106	1,58	107	1,69	1,68	: 159	: 166
Jahr	141,30	NW+6,30	SW	276	SO	76	450	1,43	645	1,35	1,40	: 153	: 159
December 1854 .	76,95	WSW+9,45	SW	41	O.SO	1	10	0,90	83	1,76	1,67	: 300	: 1420
Kal.-Winter . .	110,25	W¼NW+9,00	SW	97	NO	8	64	1,19	206	1,58	1,54	414	: 338
Kal.-Jahr . . .	130,05	NW¼W+6,30	SW	303	S	89	395	1,39	700	1,42	1,45	: 155	: 204

Bemerkungen zu Tabelle XXXVII.

1) Für 1853.

N Winde	Max.	19	hatte	der	März,	Min.	2 der November.
NO	»	20	»	Febr.	»	1	» December.
						(3	» Januar u. October.)
O	»	38	»	Nov.		0	» December.
		(38	»	Nov. u. Dec.)			
SO	»	19	»	Nov.	»	0	» April.
						(2	» April.)
S	»	24	»	Dec.		3	» Februar u. März.
		(16	»	Januar.)			
SW	»	42	»	Dec.		4	» November.
		(41	»	Januar.)			
W	»	25	»	April.		5	» November.
						(4	» December.)
NW	»	15	»	Juni.		4	» Dec. u. Oct.
						(4	» October.)
O—N	»	66	»	Nov.		12	» Dec. u. April.
						(12	» April.)
W—S	»	81	»	Dec.		24	» November.
		(78	»	April.)			

Bei dem Verhältniss von N : S ist am vorherrschendsten
die nördliche Richtung im März = 100 N : 92 S.
die südliche im October = 100 N : 650 S.

Bei dem Verhältniss von O : W
die östliche Richtung im November = 100 O : 25 W.
die westliche im April = 100 O : 1167 W.

Die O—N Winde wehten am stärksten 1,61 im Mai.
» schwächsten 0,75 im December.
(1,02 im Februar.)

Die W—S Winde wehten am stärksten 1,77 im April.
» schwächsten 0,42 im November.

Der windigste Monat mit 1,74 war der April.
» ruhigste » 0,91 » November.

Unter den Jahreszeiten hat
die meisten O—N Winde 136 der Herbst,
» wenigsten » » 93 » Sommer.

Am stärksten wehten die Winde 1,47 im Frühling.
» schwächsten » 1,15 im Herbst.

2) Für 1854.

N Winde	Max.	13	hatte der	August,	Min.	1 der Januar.
NO	»	18	»	Mai,	» 0	» Januar.
O	»	38	»	Dec.	» 4	» Februar.
		(23	»	Sept.	1	» December.)
SO	»	21	»	Januar	» 0	» October.
S	»	14	»	Jan. u. Oct.	1	» Februar.
SW	»	35	»	Januar	» 10	» September.
		(41	»	December.)		
W	»	34	»	Februar	» 2	» Mai.
NW	»	15	»	Apr. u. Aug.	1	» Januar.

Bei dem Verhältniss von N : S ist am vorherrschendsten
die nördliche Richtung im April = 100 N : 57 S.
die südliche Richtung im Januar = 100 N : 3500 S.

Bei dem Verhältniss von O : W
die östliche Richtung im December = 100 O : 40 W
(im September = 100 O : 87 W.)
die westliche Richtung im August = 100 O : 136 W.
(im December = 100 O : 1420 W.)

Die O—N Winde weheten am stärksten 1,78 im September.
» schwächsten 1,10 im Februar.
(0,90 im December.)

Die W—S Winde weheten am stärksten 1,97 im October.
» schwächsten 0,72 im März.

Der windigste Monat mit 1,83 war der October.
» ruhigste » » 0,91 » März.

Unter den Jahreszeiten hat
die meisten O—N Winde 133 der Frühling,
» wenigsten » 92 » Sommer,
(64 » Winter.)

Am stärksten weheten die Winde 1,68 im Herbst.
» schwächsten » 1,20 im Frühling.

Kapitals, beſonders eines frei verfügbaren, abzielen, bei ſonſt gleichen Verhältniſſen den Vorzug verdienen vor den auf Erwerbung einer Rente gerichteten.

Als zweiten Satz möchten wir aufſtellen, daß eine Gelegenheit zur ſichern und ſchleunigen Unterbringung auch kleiner Summen, wie ſich dieſelben das Jahr über in dieſer und jener Größe als Ueberſchuß über das augenblickliche Bedürfniß ergeben, für die Betheiligten von dem größten Nutzen iſt. Nicht nur werden unter allen Umſtänden die Zinſen gewonnen, welche bei der Nothwendigkeit, an einer größern Summe lange zu ſammeln und das bereits Erſparte indeſſen todt liegen zu laſſen, verloren gehen, ſondern noch mehr vielleicht fördert eine ſolche Gelegenheit dadurch, daß ſie ſchützt vor dem ſonſt ſo leicht möglichen Wiederausgeben des bereit Liegenden zu minder nothwendigen Zwecken. Dieſer Schutz iſt namentlich dann vorhanden, wenn eine Nöthigung zur öftern Einlegung von Beiträgen beſteht. Die meiſten Menſchen werden an ſich ſelbſt die Erfahrung machen, daß ein langes Hinlegen von baarem Gelde nur dazu dient, um, anſtatt Nöthigem, d. h. rentirendem Eigenthum, Unnöthiges, nämlich Luxusgegenſtände, zu erwerben; nicht Jeder aber iſt in der Lage, ſeine Einnahmen in größeren Summen mit Einemmale zu machen, ſomit auch bedeutendere, und als ſolche leicht und ſicher unterzubringende, Erſparniſſe mit Einemmale zurückzulegen.

Drittens iſt wohl kein Zweifel, daß es für eine geordnete Wirthſchaft, und ſomit für die Grundlage jedes ſichern Weiterſchreitens im Wohlſtande, zuträglicher iſt, wenn ein beſtimmtes Einkommen regelmäßig zu erwarten ſteht, als wenn man nur die Ausſicht hat, durch unberechenbare Glücksfälle, z. B. mittelſt einer Lotterie, einen Gewinn zu machen. Nicht nur kann auf das wirkliche Eintreffen eines ſolchen Glücksfalles nicht gerechnet, alſo auch kein Plan einer Gewerbethätigkeit oder eines ſonſtigen Einkommens darauf gegründet werden, ſondern bei Manchen führt eine ſolche unbeſtimmte Ausſicht, deren Verwirklichung von ihnen überſchätzt wird, zu unverhältnißmäßigen Ausgaben, ſelbſt ehe noch irgend etwas eingenommen iſt, und ſomit vielleicht zu gänzlicher wirthſchaftlicher Zerrüttung. Davon gar nicht zu reden, daß einer allgemeinen Erfahrung gemäß eine vom Zufall, z. B. durch Spielglück, zugeworfene Einnahme nur ſelten auf eine vernünftige Weiſe

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XXXVIII.

1) Für 1853.

Die meisten N Winde hatte der März u. Juni 15, die wenigsten der Apr. 3.
» NO » Februar 18, » Jan. 0.
» O » November 51, » Apr. 3.
» SO » März 8, » Jan. Febr. Juni, Sept. 0.
» S » August 5, » Febr. März, Apr., Juni, Juli, Oct., Nov. 0.
» SW » October 51, » November 6.
» W » a) Apr. 43, b) Dec. 49, » November 7.
» NW » Juni 25. » October 3.

Bei dem Verhältniss von N : S ist
die nördliche Richtung am vorherrschendsten im Febr. = 100 : 40.
die südliche Richtung am vorherrschendsten im Oct. = 100 : 400.

Bei dem Verhältniss von O : W ist
die östliche Richtung am vorherrschendsten im Nov. = 100 : 33.
die westliche Richtung am vorherrschendsten im Oct. = 100 : 1014.

Die grösste mittlere Stärke = 1,46 hat der April.
die kleinste = 0,85 der Juli und October.

Die meisten ON Winde hat der Nov. = 70,
die wenigsten der April = 11.

Die meisten WS Winde hat der a) Jan. = 80, b) Dec. = 86,
die wenigsten der Nov. = 20.

Am stärksten wehten die Winde im Frühling = 1,29,
am schwächsten im Sommer = 0,99.

2) Für 1854.

Die meisten N Winde hatte der Aug. 18, die wenigsten der Jan. 2.
» NO » Mai 11, » Jan. 0.
» O » a) Dec. 41, b) Sept. 36, » Febr. 7.
» SO » Nov. 5, » Jan., Febr., März, Apr., Sept., Dec. 0.
» S » Jan. 14, » Febr., März, Juni, Aug., Oct. 0.
» SW » a) Oct. 30, b) Dec. 31, » März 3.
» W » Juni 46, » a) Dec. 12, b) Mai 14.
» NW » Febr. 24, » October 3.

Bei dem Verhältniss von N : S ist
die nördliche Richtung am stärksten im März 100 : 13.
die südliche Richtung am stärksten im Jan. 100 : 525.

Bei dem Verhältniss von O : W ist
die östliche Richtung am stärksten a) im Dec. 100 : 75. b) im Sept. 100 : 93.
die westliche Richtung am stärksten a) im Febr. 100 : 850. b) im Dec. 100 : 1700.
Die meisten ON Winde hat a) der Dec. mit 52, b) der Sept. mit 50,
die wenigsten ON Winde hat a) der Juni mit 15, b) der Dec. mit 7.
Die meisten WS Winde hat a) der Juni mit 75, b) der Dec. mit 86,
die wenigsten WS Winde hat der Sept. mit 40.

2) Von Hrn. Pfarrer Schiler
Tabelle XXXVIII.

1853 Monate.	Summe		Verhältniss von		Mittlere	
	ON.	WS.	N : S =	O : W =	Richtung.	Stärke.
December 1852	7	86	100 : 485	100 : 1057	89°W—5	1,17
Januar . . .	13	80	100 : 225	100 : 1000	99 W+9	0,92
Februar . . .	47	37	100 : 40	100 : 119	159 NNW+2	1,38
März	51	42	100 : 56	100 : 117	172 N—8	1,09
April	11	79	100 : 144	100 : 957	104 WNW—8	1,46
Mai	54	39	100 : 63	100 : 131	179 N—1	1,33
Juni	29	61	100 : 42	100 : 436	134 NW—1	1,09
Juli	14	79	100 : 220	100 : 592	110 WNW—2	0,85
August . . .	32	61	100 : 145	100 : 280	141 NW+6	1,03
September . .	36	54	100 : 150	100 : 171	153 NNW—4	1,32
October . . .	15	78	100 : 400	100 : 1014	87 W—3	0,85
November . .	70	0	100 : 45	100 : 33	165 NNW+8	0,96
December . .	52	41	100 : 233	100 : 75	190 N+10	1,17
Met. Winter .	67	203	100 : 250	100 : 759	114 WNW+2	1,16
Frühling . .	116	100	100 : 88	100 : 408	152 NNW—5	1,29
Sommer . . .	75	201	100 : 136	100 : 436	128 NW—7	0,99
Herbst . . .	121	152	100 : 198	100 : 409	135 NW	1,04
Kal.-Winter .	112	158	100 : 166	100 : 398	149 NNW—8	1,16
Kal.-Jahr . .	424	671	100 : 162	100 : 413	141 NW+6	1,12
Met. Jahr . .	379	716	100 : 168	100 : 503	132 NW—3	1,12

zu Ennabeuren.
Wind-Verhältnisse.

Ordnung der Winde

nach ihrer Richtung.								nach ihrer Stärke.							
W	SW	NO	NW					NW	W	SW	NO				
49	34	7	3					1,66	1,23	1,20	0,43				
SW	W	NW	O	N				NW	W	SW	O	N			
36	33	11	8	5				1,73	1,52	1,19	0,62	0,40			
NO	SW	N	O	W	NW			NW	SW	W	N	NO	O		
18	17	16	13	12	8			2,87	1,82	1,33	1,18	1,11	0,54		
O	N	SW	NW	W	NO	SO		NO	NW	O	SW	N	W	SO	
16	15	15	11	13	12	8		1,75	1,29	1,12	1,06	0,93	0,92	0,37	
W	SW	NW	NO	N	O	SO	S	NW	N	SW	NO	W	O	SO	S
43	24	11	4	3	3	1	1	1,91	1,67	1,54	1,50	1,42	0,67	0,00	0,00
O	W	SW	NO	N	NW	SO		O	NO	N	NW	SO	W	SW	
31	18	14	11	9	7	3		1,81	1,36	1,33	1,29	1,00	1,00	0,79	
NW	SW	W	N	O	NO			SW	W	O	N	NO	NW		
25	18	18	15	11	3			1,33	1,22	1,09	1,06	1,00	0,84		
W	SW	NW	O	NO	SO	S	N	N	SO	S	SW	W	NW	O	NO
36	29	12	9	2	2	2	1	1,00	1,00	1,00	0,90	0,83	0,83	0,55	0,50
SW	W	N	O	NO	S	NW	SO	SO	SW	NO	W	NW	N	O	S
28	23	12	11	7	5	5	2	1,50	1,21	1,14	1,00	1,00	0,92	0,91	0,40
O	SW	W	NW	N	NO	S		W	SW	O	NO	NW	N	S	
30	23	20	10	5	1	1		1,60	1,39	1,29	1,00	0,90	0,80	0,00	
SW	W	N	O	NW	NO	SO		NW	O	W	SO	SW	N	NO	
51	24	8	4	3	2	1		1,67	1,50	1,04	1,00	0,71	0,62	0,50	
O	N	W	NW	NO	SW	SO		O	NO	W	NW	N	SW	SO	
51	9	7	7	6	6	4		1,12	1,00	0,86	0,86	0,67	0,67	0,25	
O	SW	W	NO	S	NW	N	SO	NO	N	O	SW	NW	SO	W	S
41	21	12	5	4	4	3	3	2,20	2,00	1,19	0,95	0,75	0,67	0,50	0,00
W	SW	NO	NW	O	N			NW	SW	W	N	NO	O		
97	87	25	22	21	21			2,09	1,40	1,36	0,79	0,77	0,58		
W	SW	O	NW	N	NO	SO	S	NO	NW	N	O	SW	W	SO	S
74	53	50	32	27	27	12	1	1,54	1,46	1,31	1,19	1,13	1,11	0,46	0,00
W	SW	NW	O	N	NO	S	SO	SO	SW	W	N	NW	NO	O	S
77	75	42	31	28	12	7	4	1,25	1,15	1,02	0,99	0,89	0,88	0,85	0,70
O	SW	W	N	NW	NO	SO	S	O	W	NW	SW	NO	N	SO	S
85	80	51	22	20	9	5	1	1,20	1,17	1,14	0,90	0,83	0,69	0,62	0,00
SW	O	W	N	NO	NW	S	SO	NW	NO	SW	N	W	O	SO	S
74	62	57	24	23	23	4	3	1,78	1,65	1,32	1,19	1,12	1,05	0,67	0,00
SW	W	O	NW	N	NO	SO	S	NW	NO	SW	W	O	N	SO	S
282	259	228	117	101	71	22	13	1,32	1,22	1,12	1,10	1,07	1,04	0,75	0,17
W	SW	O	NW	N	NO	SO	S	NW	W	SW	NO	O	N	SO	S
299	295	187	116	98	73	21	9	1,39	1,16	1,14	1,01	0,95	0,94	0,78	0,23

3) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle XXXIX. Richtung und Strömung des Windes, Morgens und Mittags beobachtet.

1853. Monate.	N	Strömung.	NO	Strömung.	O	Strömung.	SO	Strömung.	S	Strömung.	SW	Strömung.	W	Strömung.	NW	Strömung.	Windstill. Tg.	Windigte Tg.	Sturm. Tage.	Mittlere arithmetische Windricht.	Verhältniss der nördl. zu den südl. Winden	Verhältniss der östl. zu den westl. Winden.	Stärke der Strömung.	Zahl der Beobachtung.
Januar . .			23	2	9	2	3	5	6	9	10	14	1	1	10	12	16	13	2	203 NNO	1:0,58	1:0,60	45	62
Februar . .	2		10	1			4	7	2	4	1	2	2	3	5	7	20	5	3	219 NO	0,15	0,18	24	56
März . . .	6	6	35	24	4	3			3	2	3	2	1		10	12	9	22		205 NNO	0,12	0,36	49	62
April . . .	4	2	9	8			6	7	2	2	10	22	5	5	21	30	3	22	5	158 NNW	0,49	2,60	76	60
Mai	1	2	30	36	5	5	4	2	2	2	2	2	2	1	16	21	2	27	2	205 NNO	0,17	0,51	71	62
Juni . . .	1		23	27	3	3	1	1	2	4	17	15			13	15	6	22	2	182 NNW	0,54	1,11	65	60
Juli . . .	1	2	22	20	2	3	4	6	4	3	4	1	4	4	21	25	4	24	3	189 N g. NO	0,28	1,04	64	62
August . .	2	2	27	23					3	2	10	12	6	8	14	11	5	23	3	168 N g. W	0,30	1,11	58	62
September .	1		34	13			5	6	1	2	4	5	4	3	11	21	10	17	3	196 N g. O	0,22	0,49	0	60
October . .	1		22	4	2	1	10	2	6	4	12	2	1	1	8	6	20	10	1	205 NNO	0,90	0,62	20	62
November .	1		54	7	3	3									2	4	21	9		223 NO	57:0,00	0,04	14	60
December .			46	26	13	2	1	2	1	2					1	2	17	13	1	237 NO g. O	1:0,04	0,02	34	62
Jahr . . .	20	14	365	191	41	22	38	38	32	36	73	77	26	26	135	166	133	207	25	197 NNO	1:0,26	1:0,53	570	730

Richtung und Strömung des Windes, Morgens und Mittags beobachtet.

1854. Monate.	N	Strömung.	NO	Strömung.	O	Strömung.	SO	Strömung.	S	Strömung.	SW	Strömung.	W	Strömung.	NW	Strömung.	Windstille Tg.	Windigte Tge.	Stürm. Tage.	Mittlere arithmetische Windrichtg.	Verhältniss der nördl. zu den südlich. Winden.	Verhältniss der östl. zu den westl. Winden.	Stärke der Strömung.	Zahl der Beobachtung
Januar . .			26	5	8	7	18	15			5	3	2	3	3	4	11	19	1	234 NO g. O	1 : 0,79	1 : 0,19	37	62
Februar . .	7	7	18	11			2	3	1	2	3	9	4	6	21	36	8	12	8	172 N g. W	0,13	1,40	74	56
März . . .	6	2	28	12	2		1	1	1		6	5			18	14	10	20	1	192 N	0,15	0,74	34	62
April . . .	8	13	25	22	4	5	6	5	2	3			2	4	13	20		27	3	211 NO g. N	0,17	0,43	72	60
Mai . . .	14	8	16	4	3	3			5	10	6	11	5	3	13	13	12	15	4	180 N	0,26	1,26	52	62
Juni . . .	3	3	19	16	2	2	6	6	2	5	11	13	2	3	15	21	4	19	7	178 N	0,51	1,04	69	60
Juli . . .	1		35	26	2	1					8	10	3	4	13	18	3	25	3	177 N	0,16	0,65	59	62
August . .	1	1	22	12	1	3					8	9	6	10	24	20	3	26	2	156 NNW	0,17	1,65	55	62
September .			30	30	4	2					7	6	5	7	14	17	1	26	3	175 N	0,16	0,76	62	60
October . .	2		24	2	6	5	13	8	2	2	9	12			6	8	16	10	5	216 NO g. N	0,75	0,35	37	62
November .	1	2	26	5	6	2	10	5			5	9	1	3	11	15	18	8	4	210 NO g. N	0,39	0,40	41	60
December .	1		14	3			7	9	2	5	13	17	3	5	22	26	13	9	9	163 NNW	0,59	1,84	65	62
Jahr . . .	44	36	283	148	38	30	63	52	15	27	81	104	33	48	173	212	99	216	50	188 N g. O	1 : 0,32	1 : 0,75	657	730

Wolkenzug, täglich dreimal beobachtet.

Die nicht eingeschlossenen Zahlen geben die wirklich beobachteten Wolkenzüge an, die eingeklammerten aber die Zahl, welche sich ergibt, wenn man für die Beobachtungszeiten, wo kein Wolkenzug sichtbar war, die letzt vorher beobachtete Richtung annimmt, und diese angenommenen zu den beobachteten hinzurechnet. Diese Gesammtzahlen sind bei der mittleren arithmetischen Richtung und bei den Verhältnisszahlen zu Grunde gelegt.

Tabelle XI.

1853.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Mittlere arithmetische Richtung.	Verhältniss der nördl. zu den südl.	Verhältniss der östl. zu den westl.	Zahl der Beobachtungen.
Januar		3 (5)		2 (3)		17 (24)	20 (29)	15 (30)	110 WNW	1: 0,73	1: 8,30	57 (93)
Febr.		2 (4)		3 (13)	1 (3)	10 (20)	3 (6)	13 (38)	151 NWg.W	1: 0,86	1: 3,76	32 (84)
Merz	6 (18)	2 (13)	1 (2)	2 (4)	1 (2)	3 (6)	11 (18)	13 (30)	157 NNW	1: 0,20	1: 2,84	39 (93)
April	3 (4)					13 (19)	21 (31)	21 (36)	162 Wg.N	1: 0,47	0:86,00	58 (90)
Mai	1 (1)	11 (16)	3 (3)	16 (21)		18 (24)	9 (11)	15 (17)	167 Ng.W	1: 1,32	1: 1,30	73 (93)
Juni	3 (3)	9 (12)	2 (2)	1 (5)	1 (1)	26 (31)	12 (15)	16 (21)	125 NWg.W	1: 1,03	1: 3,53	73 (90)
Juli				3 (6)	2 (2)	45 (57)	13 (15)	9 (13)	80 W	1: 5,00	1:14,16	72 (93)
Aug.	1 (1)	5 (6)	4 (7)	1 (1)	3 (3)	26 (34)	19 (25)	14 (16)	116 WNW	1: 1,65	1: 5,36	73 (93)
Sept.		9 (11)	4 (5)	1 (1)		23 (37)	19 (25)	7 (9)	109 WNW	1: 1,98	1: 3,74	63 (90)
Octob.					1 (1)	49 (53)	13 (18)	1 (1)	58 SWg.W	1:24,00	0:92,00	64 (93)
Nov.		10 (19)	2 (2)	9 (23)		11 (28)	4 (11)	6 (7)	169 Ng.W	1: 1,96	1: 1,06	42 (90)
Dec.		3 (16)	5 (25)	5 (19)	1 (2)	12 (27)	3 (3)	2 (7)	193 Ng.O	1: 2,82	1: 0,69	31 (93)
Jahr	14 (27)	54 (88)	21 (48)	46 (96)	10 (14)	253 (380)	147 (207)	132 (225)	129 NW	1: 1,40	1: 3,36	677 (992)

Wolkenzug, täglich dreimal beobachtet.

1864.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Mittlere arithmetische Richtung.	Verhältniss der nördl. zu den südl.	Verhältniss der östl. zu den westl.	Zahl der Beobachtung.
Januar	3 (8)	2 (9)		1 (3)		21 (40)	17 (30)	2 (3)	100 W g. N	1: 2,15	1: 6,18	46 (93)
Febr.	2 (4)	6 (9)	4 (10)	1 (2)		3 (3)	9 (10)	36 (46)	150 NNW	1: 0,06	1: 2,81	64 (84)
März	4 (5)	10 (23)		4 (11)		4 (6)	8 (14)	23 (29)	175 N g	1: 0,25	1: 1,20	53 (93)
April	2 (2)	11 (33)		2 (3)	1 (1)	9 (11)	6 (7)	16 (33)	163 NNW	1: 0,22	1: 1,42	47 (90)
Mai	7 (11)	12 (15)	1 (1)	11 (11)	4 (4)	38 (40)	3 (4)	6 (7)	147 NW g. N	1: 1,67	1: 1,89	82 (93)
Juni	1 (2)	6 (8)	1 (1)	1 (1)	2 (2)	34 (40)	13 (14)	21 (22)	105 W g. N	1: 1,34	1: 7,60	79 (90)
Juli	5 (7)	6 (12)	1 (3)	8 (12)		20 (21)	24 (28)	9 (10)	144 NW g N	1: 1,14	1: 2,19	73 (93)
Aug.	1 (1)	7 (10)		3 (6)		27 (35)	16 (18)	17 (23)	143 NW g. N	1: 1,21	1: 4,75	71 (93)
Sept.	3 (10)	3 (30)				11 (16)	10 (16)	7 (12)	149 NW g. N	1: 0,28	1: 1,47	34 (90)
Octob.	4 (10)	3 (4)	2 (12)	2 (3)	1 (2)	33 (45)	2 (3)	9 (14)	127 NW g. W	1: 1,79	1: 3,26	56 (93)
Nov.	3 (4)	5 (14)	1 (4)	6 (10)		9 (24)	9 (11)	18 (23)	147 NW g. N	1: 0,83	1: 2,07	80 (90)
Dec.	2 (5)	4 (5)		1 (2)	2 (5)	13 (17)	23 (27)	21 (32)	129 NW g. W	1: 0,57	1:10,86	66 (93)
Jahr	37 (75)	75 (178)	9 (31)	40 (64)	10 (14)	222 (297)	140 (182)	185 (254)	138 NW	1: 0,74	1: 2,68	718 (1095)

6) Wässerichte Niederschläge.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Tabelle XLI.

1853. Monate.	Regentage.	Schneetage.	Graupen.	Hagel.	Gewitter.	Mittl. Regenmenge in 24 Stunden.	Wassermenge grösste in 24 Stunden.	Wassermenge im Monat.	Davon Schneewasser.	20jähriges Mittel.
Dec. 1852 .	9					2,203	27,0d.24.	68,3		
Januar 1853	10	1				4,640	35,7 d.13.	142,9	17,0	
Februar . .	2	13				5,193	36,5d.12.	145,4	130,4	
März . . .	6	11				4,339	38,7 d.1.	134,5	98,3	
April . . .	20	1	1	1		14,660	111,0d.12.	439,7	35,0	
Mai . . .	17			1	4	14,361	178,0d.13.	445,2		
Juni . . .	18				4	24,950	240,5d.30.	748,4		
Juli . . .	16				4	11,503	90,0d.13.	356,6		
August . .	10				3	6,930	50,0d.24.	214,8		
September .	11					6,666	80,8d.2.	200,0		
October . .	16			1		7,153	60,0d.8.	221,7		
November .	4	2				1,130	17,8d.17.	33,9		
December .		8				1,930	17,3d.29.	59,8	59,8	
Kal.-Jahr .	139	36	1	3	15	8,610	Juni	3142,9	240,5	
Met. Jahr .	139	28	1	3	15	8,634	Juni	3151,4	180,7	
1854.										
Dec. 1853 .		8				1,930	17,3d.29.	59,8	59,8	
Januar 1854	6	12				2,964	44,0d.3.	91,9	46,2	185,7
Februar . .	3	13	1			7,739	65,5d.5.	216,7	111,9	165,7
März . . .	2	4			1	1,970	27,0d.12.	61,1	5,2	212,6
April . . .	8	3	1		2	8,300	114,0d.29.	249,8	3,8	203,6
Mai . . .	19				4	11,946	89,5d.12.	370,3		310,6
Juni . . .	22				5	14,113	135,0d.29.	432,4		410,8
Juli . . .	17				7	15,029	164,0d.8.	465,9		347,9
August . .	13				4	6,474	50,2d.2.	200,7		337,2
September .	6					1,920	30,7 d.1.	57,6		338,9
October . .	16					13,829	124,7 d.31.	430,7		248,6
November .	11	3				11,330	60,0d.5.	339,9	97,0	282,3
December .	13	5		1		10,683	71,0d.23.	331,2	59,4	178,3
Kal.-Jahr .	147	70	2	1	30	8,899	Juli	3248,2	323,5	3222,0
Met. Jahr .	132	33	2		29	8,155	Juli	2976,8	323,9	

Die grösste Wassermenge fiel 1853 im Juni, und zwar ungewöhnlich nach diesem im Mai, April, Juli, die geringste im November, nach diesem im December. Die ganze Menge im Kal.- und Met. Jahr war geringer als das 20jährige Jahresmittel.

Im Jahr 1854 fiel die grösste Wassermenge im Juli, nach diesem im Januar, October, Mai, November, December; die geringste im September, nach diesem im März, Januar. Die Regenmenge im Kal.-Jahr kam dem 20jährigen Mittel gleich, im Met. Jahr war sie bedeutend geringer.

b) Von den Beobachtungsorten.

Tabelle XLII.

1853. Orte.	Regentage.	Schneetage.	Graupeln.	Gewitter.	Hagel.	Nebel.
Mergentheim .	121	27		16		131
Oberstetten . .	121	39		6	2	72
Aulishagen . .	111	43		19		75
Ochringen . .	105	29		22	3	41
T.St. Heilbronn	115	23		14	1	46
Winnenden . .	112	42	2	33	3	56
Canstatt . . .	138	41		25	2	37
T.-St. Stuttgart	120	15				3
Hohenheim . .	87	23		26	2	26
Calw	140	47	4	26	5	128
Freudenstadt .	110	61		9		8
Bissingen . .	112	33		15		62
Schopfloch . .	110	54		27	3	150
Ennabeuren . .	109	59		27	2	89
Heidenheim . .	139	51		28	2	73
T.-St. Ulm . .						
Mittelstadt . .	89	30		35	10	117
Reutlingen . .	118	54		17		98
Spaichingen . .	109	49		20	3	83
T.St. Friedrichsh.	99	26		29		24
Issny	77	49		14	2	41
1854.						
Mergentheim .	126	26		11		57
Oberstetten . .	129	39		4		36
Aulishagen . .	124	52		14		38
Ochringen . .	113	29		20	2	20
T.-St. Heilbronn	90	22		11		19
T.-St. Bruchsal	68	8		12	2	34
Winnenden . .	147	47	4	31	1	41
Canstatt . . .	139	35		27		
T.-St. Stuttgart	112	17				
Hohenheim . .	96	25		27		22
Calw	137	41	5	17	3	99
Freudenstadt .	98	52		20	2	5
Bissingen . .	117	39		8		32
Schopfloch . .	114	59		19		127
Ennabeuren .	114	49		26		
Heidenheim .	137	46		23		
T.-St. Ulm . .	97	36		16	1	30
Mittelstadt . .	100	35		29		95
Reutlingen . .	124	33	1	7	1	
Spaichingen . .	96	43		13	2	
T.St.Friedrichsh.	89	26		14		41
Issny	96	48		26	2	10

c) Menge des meteorologischen Wassers an den Beobachtungsorten nach Cub.-Zollen auf einen □Fuss.

Tabelle XLIII.

1852. Orte.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	Novemb.	December	Jahr.
Mergentheim	131,1	150,6	137,1	179,3	588,9	593,0	395,6	223,5	257,5	256,0	71,4	169,2	3493,2
Heilbronn	198,3	15,0	101,0	457,5	737,0	705,0	618,5	278,5	192,0	428,5	50,5	14,5	3827,3
Winnenden	280,3	142,8	164,5		585,8	580,7	684,1	286,8	144,4	391,7	72,8	69,9	
Cannstatt	145,6	136,2	143,3	436,1	672,5	572,1	526,9	256,2	206,7	252,8	40,1	39,8	3430,3
T.-St. Stuttgart	358,1	161,0	82,5	433,7	621,5	695,5	714,2	155,6	218,4	223,1	36,8	39,2	3748,7
Hohenheim	164,5	148,0	159,0	401,0	665,0	567,0	249,0	301,0	186,0	314,9	29,0	67,0	3148,5
Calw	317,5	300,5	117,0	548,0	825,0	807,0	455,0	453,5	251,5	322,0	35,0	90,0	4431,0
Freudenstadt	508,0	261,0	150,0	948,0	620,0	480,0	592,0	212,0	742,0	554,0	28,0	133,0	5741,0
Bissingen	188,0	163,0	309,0	564,0	811,0	823,0	491,0	339,0	251,0	395,0	40,0	72,0	4449,0
Schopfloch	248,8	302,1	268,4	752,7	918,0	737,2	528,5	539,5	258,8	503,2	47,7	41,3	4836,2
Ennabeuren	228,1	216,2	135,6	703,9	785,6	679,9	330,0	486,3	250,2	276,1	38,5	112,0	4244,4
Heidenheim	198,4	188,5	179,5	529,0	630,0	686,5	250,0	431,5	102,0	192,0	32,0	203,0	3632,7
T.-St. Ulm		100,0	186,7	304,2	375,5	767,8	320,0						
Spaichingen	227,5	179,0	176,0	451,5	633,5	465,0	557,5	258,5	242,5	234,0	40,0	114,5	3579,5
T.-St. Friedrichshaf.	162,5	230,0	250,0	634,0	447,0	794,0	953,0	924,5	430,5	422,5	40,5	53,0	5341,5
Issny	380,0	300,0	400,0	572,0	480,0	1544,0	730,0	712,0	488,0	436,0	44,0	140,0	6286,0

verwendet wird. Mindeſtens einen Theil glaubt man ſich berechtigt, zu Vergnügen und Luxus zu verwenden. Wo alſo eine Vorſorge-Anſtalt mit Lotterie-Einrichtungen verbunden wird, wie dieſes zuweilen geſchieht, da iſt ſie auf eine dem eigenen Zwecke widerſprechende Weiſe eingerichtet.

Kaum der Erwähnung bedarf es viertens, daß bei den Vorſorge-Anſtalten die Möglichkeit beſteht, den Theilnehmern Zwiſchenzinſe von ihren Bezügen zu verſchaffen, wenn ſie dieſelben bei der Kaſſe kürzere oder längere Zeit ſtehen laſſen wollen oder, dem Plane gemäß, müſſen, wären dieſelben auch noch ſo klein und ſomit in ihren Händen zur augenblicklichen verzinslichen Anlage keineswegs geeignet. Dadurch, daß ſich ſolche kleine Bezüge durch ihre große Anzahl in der Geſellſchaftskaſſe ſchnell zu bedeutenden Summen anſammeln, wird die Verſchaffung dieſes, das Vermögen bedeutend vermehrenden, Vorzugs möglich. Jede richtig eingerichtete Vorſorge-Anſtalt ſollte hierauf beſondern Bedacht nehmen.

Legen wir nun den durch dieſe Sätze gegebenen Maßſtab an die verſchiedenen Vorſorge- und Verſorgungs-Arten an, ſo wie ſie oben nach ihren Haupt- und Unterarten charakteriſirt worden ſind.

Zuerſt von den Sparkaſſen. Daß dieſelben ſämmtlich ihren Theilnehmern ein Kapital und nicht etwa nur eine Rente verſchaffen, und daß ſie ſomit eine der Hauptforderungen an eine zweckmäßige Vorſorge-Anſtalt erfüllen, liegt ſchon im Begriffe. Sie gewähren aber noch überdies dieſes Kapital auf ſehr vortheilhafte Weiſe. Einmal nämlich geſtatten ſie die ſichere und verzinsliche Anlegung jeder noch ſo kleinen Summe zu aller Zeit, und ſchneiden damit Zinſenverluſt und unnöthige Ausgaben ab; zweitens erlauben ſie (wenigſtens in den allermeiſten Fällen) den Einlegern, die Jahreszinſen ganz oder theilweiſe ſtehen zu laſſen, und dieſelben ſomit vom Verfalltag an als weitere verzinsliche Einlage unterzubringen, d. h. ſie verſchaffen Zinſeszinſe. Außerdem iſt hoch in Anſchlag zu bringen, daß die allgemeinen Sparkaſſen das durch ihre Vermittlung aufgewachſene Kapital in jedem Augenblick zur freien Verfügung des Eigenthümers ſtellen, und zwar ganz oder theilweiſe, wie ein Bedürfniß es ihm wünſchenswerth macht. Bei den zu beſondern Zwecken beſtimmten iſt freilich eine ſolche freie Verfügbarkeit vor Eintritt des zur Forderung berechtigenden Ereigniſſes, z. B. des zu bezahlenden Begräbniſſes, einer Krankheit, oder der

Menge des meteorologischen Wassers an den Beobachtungsorten.

1854. Orte.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septemb.	October.	Novemb.	Decemb.	Jahr.
Mergentheim	175,2	313,6	38,5	274,8	218,3	386,1	315,7	308,7	18,7	587,9	364,3	512,6	3514,4
T.-St. Heilbronn	125,5	136,0	52,0	356,5	43,5	436,0	20,0	84,0	3,0	362,0	235,0	400,0	2246,5
T.-St. Bruchsal *)	45,0	82,0	18,0	45,0	32,0	480,0	409,8	484,9	52,2	550,5	422,1	444,8	3477,2
Winnenden	238,6	309,7	94,9	201,1	288,3	527,0	501,6	309,2	69,1	465,2	371,7	550,0	3926,4
Canstatt	81,7	232,8	53,6	201,0	349,3	452,7	544,6	250,6	39,0	440,0	279,8	310,8	3224,9
T.-St. Stuttgart	89,5	69,5	28,0	350,0	197,0	404,0	249,0	194,0	121,25	262,0	282,0	251,0	2697,25
Hohenheim	91,0	211,0	52,0	239,0	405,5	342,0	508,0	216,0	18,0	516,2	429,4	342,0	3370,1
Calw	247,0	404,5	79,5	395,0	664,5	469,0	470,0	174,0	43,5	556,5	559,5	621,5	4684,5
Freudenstadt	610,0	740,0	106,0	572,0	308,0	812,0	168,0	108,0	19,0	259,0	181,0	491,0	4364,0
Bissingen	118,0	328,0	100,0	235,0	295,0	560,0	446,0	358,0	69,0	432,0	467,0	361,0	3770,0
Schopfloch	101,6	831,1	150,6	307,3	321,0	659,2	606,4	264,0	94,2	432,5	690,4	633,2	5091,5
Ennabeuren	90,6	388,0	83,0	184,4	327,4	533,5	496,5	204,4	87,8	400,0	508,5	486,4	3790,3
Heidenheim	164,0	480,0	52,5	305,5	212,5	482,1	741,0	185,0	28,6	333,0	432,0	568,0	3984,2
T.-St. Ulm	142,0	162,0	16,5	246,5	353,5	583,2	408,2	263,5	73,0	447,0	299,7	566,0	3305,3
Spaichingen	100,5	280,0	80,0	162,5	298,5	218,5	531,0	241,0	35,0	287,5	305,5	365,5	3006,5
T.-St. Friedrichshaf.	171,0	263,5	221,0	201,0	567,0	428,0	802,0	737,0	84,0	452,0	552,0	510,5	4929,0
Issny	272,0	450,0	172,0	152,0	520,0	698,0	880,0	884,0	220,0	592,0	600,0	340,0	5660,0

*) Diese Angaben scheinen in den Monaten Januar bis Mai unzuverlässig zu sein.

d) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Regen-Verhältnisse nach den Winden. Tabelle XLIV.

1853. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.
Dec. 1852									1	2,6	3	28,1	1	62,0	3	41,2			8	133,9	8	133,9
Jan. 1853	2	13,1									9	115,2	3	20,0	3	104,5	2	13,1	15	238,7	17	258,8
Februar	3	29,9	1	7,0			1	2,8			7	170,9	2	15,6	2	65,9	5	39,7	11	252,4	16	292,1
März . .	6	154,1									4	46,5	1	27,3	2	40,5	6	154,1	7	114,3	13	268,4
April . .	1	26,4							5	195,8	5	115,7	8	293,0	3	121,8	1	26,4	20	726,3	21	752,7
Mai . .	1	63,0	1	11,9	2	53,3					7	222,7	2	76,0	4	491,1	4	128,2	13	789,8	17	918,0
Juni . .	3	204,7	1	1,2							7	217,9	3	216,0	6	97,4	4	205,9	16	531,3	20	737,2
Juli . .									3	33,3	7	312,7	3	155,2	1	27,3			14	528,5	14	528,5
August .	2	53,8	1	24,7					1	41,7	2	39,9	4	116,6	3	82,8	3	78,5	10	281,0	13	359,5
Septemb.					1	18,8			1	5,4	5	127,6	1	73,5	1	33,5	1	18,8	8	240,0	9	258,8
October .	1	10,8									8	140,8	1	96,0	2	55,6	1	10,8	11	292,4	12	303,2
November					1	14,3							1	16,6	1	16,8	1	14,3	2	33,4	3	47,7
Winter .	5	49,0	1	7,0			1	2,8	1	2,6	19	314,2	6	97,6	8	211,6	7	58,8	34	626,0	41	684,8
Frühling	8	243,5	1	11,9	2	53,3			4	195,8	16	384,9	11	396,3	9	653,4	11	308,7	40	1630,4	51	1939,1
Sommer .	5	258,5	2	25,9					4	75,0	16	570,5	10	487,8	10	207,5	7	284,4	40	1340,8	47	1625,2
Herbst .	1	10,8			2	33,1			1	5,4	13	268,4	3	186,1	4	105,9	3	43,9	21	565,8	24	609,7
Jahr . .	19	561,8	4	44,8	4	86,4	1	2,8	10	278,8	64	1538,0	30	1167,8	31	1178,4	28	695,8	135	4163,0	163	4858,8
Dec. 1853	2	24,8	2	42,8	1	9,2					2	31,0	1	3,5			5	76,8	3	34,5	8	111,3
Kal.-Wint.	7	73,8	3	49,8	1	9,2	1	2,8			18	317,1	6	39,1	5	170,4	12	135,6	29	526,6	41	662,2
Kal. Jahr	21	586,6	6	87,6	5	95,6	1	2,8	9	276,2	63	1540,9	30	1109,3	28	1137,2	33	772,6	130	4063,6	163	4836,2

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

1854. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.	Tg.	R.-M.
Dec. 1853	2	24,8	2	42,8	1	9,2					2	31,0	1	3,5			5	76,8	3	34,5	8	111,3
Jan. 1854					1	2,0	1	0,4	1	12,0	5	56,7	3	30,3			2	2,4	9	99,2	11	101,6
Februar .	1	42,2									6	167,3	8	345,0	3	276,6	1	42,2	17	788,9	18	831,1
März . .	2	24,5									1	73,0	3	53,1			2	24,5	4	126,1	6	150,6
April .											1	15,9	3	134,9	4	156,5			8	307,3	8	307,3
Mai . .	1	1,8	1	7,3							14	287,9	1	24,0			2	9,1	15	311,9	17	321,0
Juni . .	1	16,0							1	9,3	8	192,6	8	108,8	3	272,5	1	16,0	20	643,2	21	659,2
Juli . .	1	6,0									3	170,6	8	106,5	2	323,3	1	6,9	13	600,4	14	606,4
August .									1	1,2	8	58,1	5	110,7	4	94,0			18	264,0	18	264,0
Septemb.													2	9,1	2	85,1			4	94,2	4	94,2
October .	3	131,3									7	197,5	4	103,7			3	131,3	11	301,2	14	432,5
November	2	45,5	1	44,1					2	47,0	5	218,7	5	271,9	2	63,2	3	89,6	14	600,8	17	690,4
Winter .	3	67,0	2	42,8	2	11,2	1	0,4	1	12,0	13	255,0	12	379,0	3	276,6	8	121,4	29	922,6	37	1044,0
Frühling	3	26,3	1	7,3							16	376,8	7	212,0	4	156,5	4	33,6	27	745,3	31	778,9
Sommer	2	22,0							2	10,5	19	421,3	21	386,0	9	689,8	2	22,0	51	1507,6	53	1529,6
Herbst .	5	176,8	1	44,1					2	47,0	12	416,2	11	384,7	4	148,3	6	220,9	29	996,2	35	1217,1
Jahr . .	13	292,1	4	94,2	2	11,2	1	0,4	5	69,5	60	1469,3	51	1361,7	20	1271,2	20	397,9	136	4171,7	156	4569,6
Dec. 1854									2	101,9	14	344,4	4	120,8	2	66,3			22	633,2	22	633,2
Kal.-Wint.	1	42,2			1	2,0	1	0,4	3	113,9	25	568,4	15	496,1	5	342,9	3	44,6	48	1521,3	51	1565,9
Kal. Jahr	11	267,3	2	51,4	1	2,0	1	0,4	7	171,4	72	1782,7	54	1478,8	22	1337,5	15	321,1	155	4770,4	170	5091,5

Bemerkungen zu Tabelle XLIV.

1) Für 1853.

Max. der Regentage 64 bei SW (63 bei SW).
Min. » 1 » SO (1 » SO).
Max. der Regenmenge 1538,0 bei SW (1540,9 bei SW).
Min. » 2,8 » SO (2,8 » SO).
Die grösste Regenmenge brachten die O—N Winde im Frühling = 308,7.
» kleinste » » » Herbst = 43,9.
» grösste » » W—S Winde im Frühling = 1630,4.
» kleinste » » » Herbst = 565,8.
(im Winter = 526,6).
Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 29,6 (27,9).
» NO » » » 11,2 (14,6).
» O » » » 21,6 (19,1).
» SO » » » 2,8 (2,8).
» S » » » 27,9 (30,7).
» SW » » » 24,0 (24,5).
» W » » » 38,9 (37,0).
» NW » » » 38,0 (40,6).
Es fiel demnach der Regen am dichtesten bei W (bei NW),
am dünnsten bei SO (bei SO).

2) Für 1854.

Max. der Regentage 69 bei SW (72 bei SW).
Min. » 1 » SO.
Max. der Regenmenge 1469,3 bei SW (1782,7 bei SW).
Min. » 0,4 » SO.
Die grösste Regenmenge brachten die O—N Winde im Herbst = 220,9
» kleinste » » » Sommer = 22,0
» grösste » » W—S Winde im Sommer = 1507,6
(im Winter = 1521,3).
» kleinste » » » Frühling = 745,3.
Von der bei N gefallenen Regenmenge kommt auf 1 Tag 22,5 (24,3).
» NO » » » 23,5 (25,7).
» O » » » 5,6 (2,0).
» SO » » » 0,4 (0,4).
» S » » » 13,9 (24,5).
» SW » » » 24,5 (24,8).
» W » » » 26,8 (27,4).
» NW » » » 63,6 (60,8).
Es fiel demnach der Regen am dichtesten bei NW,
am dünnsten bei SO.

Tabelle XLV. Regen-Verhältnisse nach den Monds-Phasen.

1853.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ☉		☉ bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmenden Mond.		zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens in ab- und zunehmend Mond.
	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	
vom 26. Nov. bis 26. Dec. 1852.	2	12,9			3	39,6	3	79,9	2	12,9	6	118,6	8	131,5	a—105,7
vom 26. Dec. 1852 bis 25. Jan. 1853.	1	12,8	2	45,2	6	63,3	7	146,6	3	58,0	13	209,9	16	267,9	a—151,9
25. Jan. bis 23. Feb.	2	3,7	1	7,0	5	32,0	5	120,4	3	10,7	10	152,4	13	163,1	a—141,7
23. Feb. b. 25. Mrz.	7	223,7	4	46,5	2	40,5	5	90,4	11	270,2	7	130,9	18	401,1	a+139,3
25. Mrz. b. 23. Apr.			6	271,9	7	249,9	5	181,6	6	271,9	12	431,5	18	703,4	a—159,6
23. Apr. b. 22. Mai	4	49,3	1	70,0	4	370,3	6	175,1	5	119,3	10	545,4	15	664,7	a—426,1
22. Mai b. 21. Juni	4	168,9	7	282,3	4	43,0	6	180,5	11	451,2	10	223,5	21	674,7	a+227,7
21. Juni b. 20. Juli	5	365,1	3	248,0	1	27,3	7	115,8	8	613,1	8	143,1	16	756,2	a+470,0
20. Juli b. 18. Aug.	1	60,2	3	114,2	4	74,8	2	68,3	4	174,4	6	143,1	10	317,5	a+ 31,3
18. Aug. b. 17. Sep.	1	68,5	8	221,4	4	108,8			9	289,9	4	108,8	13	398,7	a+181,1
17. Sept. b. 17. Oct.			4	130,8	1	16,3	4	103,0	4	146,8	5	119,3	9	266,1	a+ 21,5
17. Oct. b. 15. Nov.	3	32,5	2	50,1			1	16,8	5	82,6	1	16,8	6	99,4	a+ 65,8
15. Nov. b. 15. Dec.	2	30,9					1	9,2	2	30,9	1	9,2	3	40,1	a+ 21,7
	32	1028,5	41	1497,4	41	1065,8	52	1286,7	73	2523,9	93	2352,5	166	4876,4	a+173,4

Regen-Verhältnisse nach den Monds-Phasen.

1854.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☉ bis ☾		☾ bis ☉		☉ bis ☽		☽ bis ☉		Im abnehmenden Mond.		zunehmenden Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- und zunehmend Mond.
	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	Tag.	R. - M.	
15. Dec. 1853 bis 11. Jan. 1854.	5	52,7	2	32,6	4	52,6	2	9,5	7	85,3	6	62,1	13	147,4	a + 23,2
11. Jan. bis 13. Feb.			2	18,5	4	57,9	8	389,7	2	18,5	12	447,6	14	466,1	a — 429,1
13. Feb. b. 11. Mrz.	5	290,7	4	139,8					9	430,5			9	430,5	a + 430,5
11. Mrz. b. 13. Apr.	2	77,5	2	60,8					4	138,3			4	138,3	a + 138,3
13. Apr. b. 12. Mai	1	33,5	4	145,1	6	167,7	3	41,6	5	178,6	9	209,3	14	387,9	a — 30,7
12. Mai b. 10. Juni	2	62,9	4	98,8	6	82,7	3	54,6	6	161,7	9	137,3	15	299,0	a + 24,4
10. Juni b. 10. Juli	6	209,7	6	202,4	6	198,3	5	218,4	12	412,1	11	416,7	23	828,8	a — 4,6
10. Juli b. 8. Aug.	6	74,4			2	307,7	7	119,0	6	74,4	9	426,7	15	501,1	a — 352,3
8. Aug. bis 6. Sept.	3	24,3	4	73,7	2	43,0			7	98,0	2	43,0	9	141,0	a + 55,0
6. Sept. bis 6. Oct.			2	56,2	2	38,0	1	5,5	2	56,2	3	43,5	5	99,7	a + 12,7
6. Oct. bis 4. Nov.	3	131,3	5	135,9	5	159,8	1	58,8	8	267,2	6	218,6	14	485,8	a + 48,6
4. Nov. bis 4. Dec.	7	312,0	4	140,2	3	59,1	6	228,2	11	452,2	9	287,3	20	739,5	a + 164,9
	40	1269,0	39	1104,0	40	1166,8	36	1125,3	79	2373,0	76	2292,1	155	4665,1	a + 80,9

Bemerkungen zu Tabelle XLV.

1) Für 1853.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge 2525,9 um 173,4 grösser als im zunehmenden = 2352,5.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 73, also kommt auf 1 Tag Regenmenge 34,7.

Im zunehmenden war die Zahl der Regentage 93, also kommt auf 1 Tag Regenmenge 25,3. Demnach fiel der Regen im abnehmenden Mond um 9,4 pro Tag dichter, als im zunehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1497,4 in der Stellung vom letzten Viertel bis Neumond, der wenigste 1028,5 vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synod. Umläufen zählt

die meisten Regentage	21	der Umlauf	$\frac{\text{22. Mai}}{\text{21. Juni}}$
die wenigsten »	3	»	$\frac{\text{13. Nov.}}{\text{15. Dec.}}$
die grösste Regenmenge	756,2	»	$\frac{\text{21. Juni}}{\text{22. Juli}}$
die kleinste »	40,1	»	$\frac{\text{13. Nov.}}{\text{15. Dec.}}$

Im abnehmenden Max. der Regentage 11 $\frac{\text{23. Febr.}}{\text{9. März}}$ und $\frac{\text{22. Mai}}{\text{6. Juni}}$

der Regenmenge 613,1 $\frac{\text{21. Juni}}{\text{12 Juli}}$

Min. der Regentage 2 $\frac{13}{14}$. Nov.

der Regenmenge 10,7 $\frac{\text{25. Jan.}}{\text{8. Febr.}}$

Im zunehmenden Max. der Regentage 13 $\frac{9}{14}$. Jan.

der Regenmenge 545,4 $\frac{8}{19}$. Mai.

Min. der Regentage 1 $\frac{1}{15}$. Nov., $\frac{\text{30. Nov.}}{\text{15 Dec.}}$

der Regenmenge 9,2 $\frac{\text{30 Nov.}}{\text{15 Dec.}}$

2) Für 1854.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge 2372,0 um 80,9 grösser, als im zunehmenden = 2291,1.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 79; also kommt auf 1 Tag Regenmenge 30,0. Im zunehmenden 76; also auf 1 Tag 30,2. Demnach fiel der Regen im zunehmenden und abnehmenden Mond beinahe zu dicht, mit dem geringen plus von 0,2 für ersteren.

Unter den 4 Mondsphasen fiel der meiste Regen 1269,0 in der Stellung vom Vollmond bis letzten Viertel, der wenigste 1104,0 vom letzten Viertel bis Neumond.

Unter den synod. Umläufen zählt

die meisten Regentage	23 d.	Umlauf	$\frac{10. \text{ Juni}}{10. \text{ Juli}}$
die wenigsten	4	"	$\frac{11. \text{ März}}{13. \text{ April}}$
die grösste Regenmenge	828,8	"	$\frac{10. \text{ Juni}}{10. \text{ Juli}}$
die kleinste "	99,7	"	$\frac{6. \text{ Sept.}}{6. \text{ Oct.}}$

Im abnehmenden Max. der Regentage 12 $\frac{19}{5}$. Juni.
der Regenmenge 452,2 $\frac{4}{9}$. Nov.
Min. der Regentage 2 $\frac{14}{15}$. Jan. und $\frac{6}{13}$ Sept.
der Regenmenge 18,5 $\frac{12}{1}$. Jan.

Im zunehmenden Max. der Regentage 12 $\frac{28. \text{ Jan.}}{13. \text{ Febr.}}$
der Regenmenge 447,6 $\frac{28. \text{ Jan.}}{13. \text{ Febr.}}$
Min. der Regentage 0 $\frac{27. \text{ Febr.}}{11. \text{ März}}$ $\frac{28. \text{ März}}{13. \text{ April}}$
der Regenmenge 0 $\frac{27. \text{ Febr.}}{14. \text{ März}}$ $\frac{28. \text{ März}}{15. \text{ April}}$

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XLVI.

1) Für 1853.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 16,4 kleiner als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 25,6 grösser, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond. Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge war mit 2478,2 um 78,0 grösser, als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs gefallene.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 244,5 mehr Regen, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 346,4 mehr Regen, als die 7 Tage nach dem Neumond.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond fiel der meiste Regen 237,3 am 3ten, der wenigste 102,0 am 1ten Tage.

In den 7 Tagen nach dem Vollmond fiel der meiste Regen 299,1 am 1ten, der wenigste 39,7 am 5ten Tage.

In den 7 Tagen vor dem Neumond fiel der meiste Regen 298,1 am 5ten, der wenigste 117,4 am 4ten Tage.

In den 7 Tagen nach dem Neumond fiel der meiste Regen 510,1 am 5ten, der wenigste 41,2 am 3ten Tage.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 510,1 am 5ten Tag nach dem Neumond, die kleinste 39,7 am 5ten Tag nach dem Vollmond.

2) Für 1854.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 61,3 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 1013,4 kleiner, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond gefallene Regenmenge war mit 3436,4 um 1174,4 grösser, als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs gefallene.

Die 7 Tage vor dem Vollmond brachten 282,0 weniger Regen, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond brachten 65,6 weniger Regen, als die 7 Tage nach dem Neumond.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond fiel der meiste Regen 228,7 am 5ten, der wenigste 16,9 am 6ten Tage.

In den 7 Tagen nach dem Vollmond fiel der meiste Regen 266,3 am 3ten, der wenigste 40,7 am 1ten.

In den 7 Tagen vor dem Neumond fiel der meiste Regen 275,7 am 1ten, der wenigste 40,8 am 6ten Tage.

In den 7 Tagen nach dem Neumond fiel der meiste Regen 467,0 am 3ten, der wenigste 24,9 am 7ten Tage.

Unter allen Tagen fiel die grösste Regenmenge 467,0 am 3ten Tag nach dem Neumond, die kleinste 16,9 am 6te Tage vor dem Vollmond.

Tabelle XLVI.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und nach dem Neumond.

1853.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
						17,9	11. December						10,3	5,0	24,3	39,6	91,9
	7,0						9. Januar	27,3		16,5	1,9	16,8	17,0	4,1	7,0	108,5	130,4
55,0	7,6			13,4	12,2	13,3	8. Februar		5,6	3,8		2,8	18,0		1,8	39,0	124,1
5,8	117,4			62,0	73,0		9. März									101,5	229,6
70,0							8. April	13,7	26,0	10,0	7,7	58,4	55,8		6,2	136,0	267,4
70,7	63,0		13,8	3,8	4,1	93,9	8. Mai			14,9	6,0	5,4	344,0			160,3	224,4
		111,0	79,3	57,7			6. Juni	33,0	4,2	22,3	2,8					11,6	365,1
59,0		18,2					6. Juli						27,3			275,3	480,9
35,6	4,3	41,7	18,3	11,0	31,9	5,4	5. August	37,0	16,8		4,0	29,3	24,7			189,0	128,5
	33,5		6,0			5,3	3. September	73,2			18,8	3,5	13,0	73,5		330,2	68,5
					39,3	10,8	2. October	96,0		16,3						157,1	105,0
							1. November									50,1	49,3
							30. November										40,1
296,1	232,8	170,9	117,4	147,9	160,5	146,6		280,2	52,6	83,8	41,2	116,2	510,1	82,6	39,3	2478,2	2490,2
1272,2									925,8								

Ausstattung einer Tochter, nicht möglich ohne Zerstörung des ganzen Zweckes: allein diese sind auch dem Umfange und der innern Wichtigkeit nach weit den erstern nachzusetzen. Als weiterer Vorzug der Sparkassen darf erwähnt werden, daß bei ihnen von einer Verwaltung aus Spekulation kaum die Rede ist, sondern daß sie fast nothwendig auf das Prinzip der Gegenseitigkeit gegründet sind, es müßte denn der noch vortheilhaftere Fall einer ganz unentgeldlichen Verwaltung auf öffentliche Kosten oder von aufopfernden Freunden der Anstalt vorkommen, oder allenfalls, aber nicht nothwendigerweise, bei Brautkassen, welche je nach ihrer Einrichtung aleatorischer Art seyn können. Ferner ist zu rühmen, daß der, allerdings auch hier nothwendige, Reservefonds, so wie der Verwaltungsaufwand, wo ein solcher zu machen ist, ohne Beschwerde und Ausfall mittelst einer kleinen Erniedrigung des von der Kasse zu zahlenden Zinses unter das landesübliche Maß derselben zusammengebracht werden kann. Und wenn allerdings bei den Sparkassen keine außerordentlichen, mit den Einlagen des einzelnen vom Glücke Begünstigten in keinem arithmetischen Verhältnisse stehenden Glücksfälle vorkommen, so liegt gerade hierin ein weiterer Nutzen derselben. Sie gewöhnen denjenigen, welcher von ihnen einen bedeutenden Erfolg zu erhalten wünscht, an ein nüchternes Berechnen seiner Mittel, eine frugale Sparsamkeit und Beständigkeit. Diese Eigenschaften sind aber mehr werth, als eine unwahrscheinliche Hoffnung, und führen sicherer zu Wohlstand und Unabhängigkeit, als die Aussicht auf Ueberfluß in spätem Alter. Mit Einem Worte, die Theilnahme an Sparkassen steht der eigenen freien Verwaltung und Vermehrung des Vermögens am nächsten, und nähert sich somit auch den Vorzügen einer solchen. Den etwaigen Unterschied gleichen, wenigstens zum großen Theile, die oben angegebenen besondern Vortheile aus, und wir wüßten nicht, daß dagegen eigenthümliche Nachtheile ihnen anklebten. Zwang zu regelmäßigen Einlagen, und somit zu immer steigenden Ersparnissen der Theilnehmer ist freilich im Allgemeinen nicht anwendbar. Zwar ist an und für sich ein solcher so wenig unvereinbar mit dem Begriffe der Sparkassen, daß er im Gegentheil fast nothwendig bei einigen der zu einzelnen Zwecken bestimmten Arten ist; allein gerade bei den größeren und für das Publikum im Allgemeinen bestimmten ist auf ihn zu verzichten. Theils würde er die Theilnahme Solcher

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und nach dem Neumond.

1854.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
19,0						23,8	30. Nov. 1853										40,1
					13,0	5,5	30. Dec. 1853	8,8	26,0		10,5	4,1			12,0	104,2	34,0
146,3				14,0	5,0	89,3	28. Januar		6,0	29,0	12,0			10,9		76,4	389,7
	20,0					40,8	27. Februar	31,0								286,1	144,4
		15,9	25,2	101,0	3,0		28. März			10,5	1,8					73,1	77,5
			24,2	7,0	10,7	56,9	27. April		19,0	58,5	51,2	10,3	14,3	8,6		307,0	80,9
20,8	16,0		110,0		13,8	10,2	26. Mai		3,0	21,9	24,0	29,8			3,0	180,5	118,5
							25. Juni	31,6		130,9	9,3	19,0	29,3	3,8	6,0	400,7	428,1
11,7	4,8	18,0			3,3		25. Juli				303,8				3,9	307,7	193,5
			1,6				23. August	35,9		26,8	6,2					106,7	24,3
4,8		35,3	15,8	13,3	9,2		22. Sept.	54,6	30,5		7,5					94,2	5,5
34,2					44,1	48,7	21. October	2,3	0,6	62,0	26,7	37,2	33,3			300,5	185,3
							20. November	13,2			14,0	33,0		12,1		199,3	540,2
236,8	40,8	129,2	176,8	135,3	102,1	275,7		177,4	85,1	339,6	467,0	133,4	76,9	35,4	24,9	3436,4	2262,0
1096,7									1162,3								

Tabelle XLVII.

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und nach dem Vollmond.

1853.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
14,4	2,6			62,0			26. December				12,8					91,8	84,8
7,3	87,0		8,0	15,0	10,2	14,8	25. Januar	4,3					2,8	0,9		150,3	70,3
			10,1	60,3	36,5	10,0	23. Februar	3,5	62,0	13,6	34,5	17,9	5,6	36,0	55,0	344,1	78,5
30,5		15,9	25,1		3,3	18,8	25. März	27,3							5,8	116,7	266,1
85,8	73,2	72,0			16,4	5,7	23. April	14,3	3,3	9,0	10,6	26,4				316,7	234,1
		20,0	39,3	11,0	65,4	27,5	22. Mai	11,9	25,8			21,6		87,5	34,0	344,0	652,6
13,7	21,0	17,3	29,9	77,8	1,2		21. Juni	33,3	298,9	91,2	10,3		31,3	24,3		559,3	277,3
	29,1	15,7	14,2	11,2	30,7	6,4	20. Juli	8,5						60,2		176,0	141,5
					49,5	18,8	18. August								68,5	136,8	296,2
							17. September										249,6
	6,3		68,7		24,0		17. October	4,0		17,5	1,6	13,4				135,5	66,4
	16,8						15. November			14,3	16,6					47,7	
							15. December	9,2		3,5	5,0				16,0	33,7	51,6
141,7	236,0	140,9	195,3	237,3	237,2	102,0		116,3	299,1	149,1	91,4	78,4	39,7	208,9	179,3	2452,6	2469,0
1290,4									1045,9								

Regen-Verhältnisse 7 Tage vor und nach dem Vollmond.

1854.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in d. ersten 15 Tag.	in den übrigen.
7,1						2,0	15. Dec. 1853	9,2		3,5	5,0				16,0	33,7	31,6
32,5	8,2	107,3	30,4	113,3	42,2	15,3	14. Jan. 1854									9,1	71,5
							13. Februar	40,5			70,0	21,6	45,0	7,8	146,3	680,4	197,7
							14. März			73,0		4,5				77,5	60,8
							13. April						33,5			33,5	157,4
5,8		10,8		29,0	1,8		12. Mai			7,3		55,6				110,3	260,7
1,0					5,4	39,7	10. Juni	9,5	1,4		16,3	21,7	74,0	85,8	10,5	265,3	284,1
		37,3	25,0	26,5	128,8		10. Juli	0,8	15,3	13,2	5,7	8,8		11,9	19,5	292,8	198,3
3,9	8,7	41,3	5,8	3,1	8,2	10,6	8. August	41,4		1,2	16,8	6,3				147,3	377,5
							6. Sept.										98,7
				5,5			6. October							80,0	46,5	132,0	178,7
		32,0	88,3	33,3	31,0	25,0	4. November	58,8	24,0	82,0	29,0		58,0	32,3	27,5	311,6	359,2
							4. December	18,6			16,8		25,5	29,0		299,5	158,1
50,3	16,9	228,7	149,5	210,7	217,1	92,6		178,8	40,7	180,2	159,6	118,5	236,0	246,8	266,3	2393,0	2454,3
966,1									1248,1								

2. Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Regen-Verhältnisse nach den Winden. Tabelle XLVIII.

1853. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Dec. 52											3	46,6	6	75,1	1	9,5			10	131,2	10	131,2
Jan. 53	2	7,5									7	112,7	6	79,9	2	28,0	2	7,5	15	220,6	17	228,1
Februar	1	40,8	1	2,5	3	26,0					3	52,7	3	15,0	5	79,2	8	69,3	11	146,9	19	216,2
März .	3	50,2	2	40,2							2	5,0	2	29,0	2	11,2	5	90,4	6	45,2	11	135,6
April .	1	5,3									8	147,0	15	397,3	6	154,3	1	5,3	29	698,6	30	703,9
Mai .	1	28,5	5	150,0	3	71,3					3	60,0	8	380,8	2	95,0	9	249,8	13	535,8	22	785,6
Juni .	2	123,8	1	52,4	2	116,7					4	86,0	6	161,8	5	139,2	5	292,9	15	387,0	20	679,9
Juli .							1	11,5	1	17,0	6	155,4	5	70,8	2	75,3	1	11,5	14	318,5	15	330,0
August	2	18,9	1	8,2	1	0,5			1	27,2	4	43,3	7	373,7	1	14,5	4	27,6	13	458,7	17	486,3
Sept. .					1	23,0					7	183,4	3	42,5	1	1,3	1	23,0	11	227,2	12	250,2
October	2	75,9	1	23,0							6	57,9	5	58,9	1	82,9	3	78,2	12	197,9	15	276,1
Nov. .			1	13,0			1	1,0					1	24,5			2	14,0	1	24,5	3	38,5
Dec. .	1	4,0	1	8,0	3	60,5	1	9,0			3	30,5					6	81,5	3	30,5	9	112,0
M. Wint.	6	48,3	1	2,5	3	26,0					13	212,0	13	476,0	8	116,7	10	76,8	26	498,7	46	575,5
Frühling	5	84,9	7	190,2	3	71,3					13	212,0	28	867,1	10	290,5	15	345,5	48	1279,6	63	1625,1
Sommer	4	147,7	2	60,6	3	117,2	1	11,5	2	44,2	14	284,7	18	603,3	8	229,0	10	332,0	42	1164,2	52	1496,2
Herbst	2	75,0	2	36,0	1	23,0	1	1,0			13	240,4	9	125,9	2	83,3	6	115,2	24	449,6	30	564,8
Kal.-W.	7	52,3	2	10,5	6	86,5	1	9,0			13	195,9	9	94,9	7	107,2	16	158,3	29	398,0	45	556,3
Kal. J.	18	357,0	13	297,3	13	298,0	3	21,5	2	44,2	53	933,0	61	1634,2	27	680,0	47	951,0	143	3291,4	190	4242,4
Met. J.	17	348,0	12	289,3	10	237,5	2	12,5	2	44,2	53	949,1	67	1709,3	28	689,5	41	869,5	150	3392,1	191	4261,6

Regen-Verhältnisse nach den Winden.

1854. Monate.	N.		NO.		O.		SO.		S.		SW.		W.		NW.		O—N.		W—S.		Summe.	
	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."	Tg.	cub."
Dec. 53	1	4,0	1	8,0	3	60,5	1	9,0			3	30,5					6	81,5	3	30,5	9	112,0
Jan. 54					1	5,0					5	26,4	3	18,0	4	41,2	1	5,0	12	85,6	13	90,6
Febr. .	2	28,2			1	9,3					4	69,5	7	151,5	9	138,3	3	28,7	20	359,3	23	388,0
März .	1	4,2			1	7,3					1	7,3	2	36,5	1	27,5	2	11,7	4	71,3	6	83,0
April .			2	14,0	1	3,5			2	9,3	1	4,3	3	76,0	3	47,3	3	47,5	9	136,9	12	184,4
Mai .			1	3,3	1	12,0	1	75,3			6	56,8	7	158,0	2	22,0	3	80,6	15	236,8	18	327,4
Juni .					1	1,0					6	98,7	10	317,8	5	116,0	1	1,0	21	533,5	22	535,5
Juli .			1	8,0					2	139,0	3	110,7	9	238,8			1	8,0	14	488,5	15	496,5
August	2	2,1									6	79,3	6	86,0	3	37,0	2	2,1	15	202,3	17	204,4
Sept. .	1	61,0											2	8,5	1	18,5	1	61,0	3	26,8	4	87,8
Oct. .	3	101,7			2	26,2					6	131,1	5	178,2	1	2,8	5	127,9	12	272,1	17	400,0
Nov. .	3	57,0			1	3,0					8	105,5	4	106,0	6	238,0	4	60,0	18	448,5	22	508,5
Dec. .											11	179,8	11	269,7	3	36,7			25	486,2	25	486,2
M. Wint.	3	32,2	1	8,0	5	66,0	1	9,0			12	126,4	10	169,5	13	179,5	10	115,2	35	475,4	45	590,6
Frühling	1	4,2	3	17,3	3	53,0	1	75,3	2	9,3	8	68,4	12	270,5	6	96,8	8	149,8	28	445,0	36	594,8
Sommer	2	2,1	1	8,0	1	1,0			2	139,0	15	288,7	25	642,6	8	153,0	4	11,1	50	1223,3	54	1234,4
Herbst	7	219,7			3	29,2					14	236,6	11	251,5	8	259,3	10	248,9	33	747,4	43	996,3
Kal.-W.	2	28,2			2	5,5					20	273,7	21	439,2	16	216,2	4	33,7	57	931,1	61	964,8
Kal.-J.	12	254,2	4	25,3	9	88,7	1	75,3	4	148,3	57	869,4	69	1603,8	38	725,3	26	443,5	168	3346,8	194	3790,3
Met. J.	13	258,2	5	33,3	12	149,2	2	84,3	4	148,3	49	720,1	58	1334,1	35	688,6	32	525,0	146	2891,1	178	3416,1

Bemerkungen zu Tabelle XLVIII.

1) Für 1853.

Die meisten Regentage gab es bei W = 67, die wenigsten bei SO und S = 2.

Die grösste Regenmenge fiel bei W = 1709,3 Cub.''

Die grösste Regenmenge brachten die			ON-Winde	im Frühling	345,5 Cub.''
» kleinste	»	»		a) im Herbst	115,2 »
				b) im Winter	76,8 »
» grösste	»	WS		im Frühling	1279,6 »
» kleinste	»	»		a) im Winter	398,0 »
				b) im Herbst	449,6 »

Regenmenge auf 1 Tag bei N 20,5, bei NO 24,1, O 23,7, SO 6,2, S 11,1, SW 17,7, W 25,5, NW 24,6.

Demnach fiel der Regen am dichtesten bei W, am dünnsten bei SO.

2) Für 1854.

Die meisten Regentage gab es bei W a) 58, b) 69; die wenigsten bei SO a) 1, b) 2.

Die grösste Regenmenge fiel bei W a) 1334,1 C'', b) 1603,8 C'', die geringste bei NO a) 33,3, b) 25,3 C''.

Die grösste Regenmenge brachten die			ON-Winde	im Herbst	248,9 C''.
» geringste	»	»	»	Sommer	11,1 »
» grösste	»	WS	»	Sommer	1223,3 »
» geringste	»	»	»	Frühling	445,0 »

Regenmenge auf 1 Tag

a) N. 19,9,	NO. 6,6,	O. 12,4,	SO. 12,1,	S. 37,1,	SW. 14,7,	W. 23,0,	NW. 19,7.
b) 21,2	6,3	9,8	75,3	37,1	15,2	23,2	19,1.

Demnach fiel der Regen am dichtesten a) und b) bei SO, am dünnsten bei NO.

Bemerkungen zu nachfolgender Tabelle XLIX.

1) Für 1854.

Die Quantität des gefallenen Wassers in den 7 Tagen vor, an, und in den 7 Tagen nach dem Vollmond war um 287,7 Cub.'' kleiner als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 314,8 Cub.'' kleiner, als in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond.

Die in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond gefallene Regenmenge war um 158,9 Cub.'' grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 15,0 Cub.'' kleiner, als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 535,6 Cub.'' grösser, als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 4ten = 213,2 Cub.'', die kleinste am 7ten = 67,9 Cub.''

In den Tagen nach dem Vollmond fiel die grösste Regenmenge am 7ten = 245,4 Cub.", die kleinste am 5ten = 52,2 Cub."

In den Tagen vor dem Neumond fiel die grösste Regenmenge am 7ten = 293,9 Cub.", die kleinste am 3ten = 38,5 Cub."

In den Tagen nach dem Neumond fiel die grösste Regenmenge am 5ten = 312,2 Cub.", die kleinste am 1ten = 40,0 Cub."

Nach allen Tagen fiel die grösste Regenmenge = 312,2 Cub." auf den 5ten Tag nach dem Neumond.

Nach allen Tagen fiel die geringste Regenmenge = 38,5 Cub." auf den 3ten Tag vor dem Neumond.

Der Tag des Vollmonds brachte 197,8 Cub." weniger Regen, als der Tag des Neumonds.

Die geringste Zahl der Regentage fällt auf den 5ten Tag nach dem Vollmond.

Sowohl der Vollmond als der Neumond hatten von 13 Tagen je 10 Regentage.

2) Für 1854.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor, an, und den 7 Tagen nach dem Vollmond um 81,7 Cub." grösser als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs und um 180,3 C." kleiner als in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond.

Die Quantität des gefallenen Wassers war in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond um 118,3 C." kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

In den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Regenmenge um 155,4 C." kleiner als in den 7 Tagen nach dem Vollmond.

In den 7 Tagen vor dem Neumond war die Regenmenge um 161,3 C." kleiner als in den 7 Tagen nach dem Neumond.

In den Tagen vor dem Vollmond war max. am 2ten 185,3 C.", min. am 6ten 32,0 C."

In den Tagen nach dem Vollmond war max. am 2ten 187,2 C.", min. am 9 5 C."

In den Tagen vor dem Neumond war max. am 2ten 201,0 C.", min. am 6ten 32,2 C."

In den Tagen nach dem Neumond war max. am 2ten 349,0 C.", min. am 6ten 34,0 C."

Nach allen Tagen fiel die grösste Regenmenge auf den 2ten Tag nach dem Neumond.

Nach allen Tagen fiel die kleinste Regenmenge auf den 6ten Tag vor dem Neumond.

Der Tag des Vollmonds brachte um 17,8 C." weniger Regen als der Tag des Neumonds.

Am wenigsten Regentage (1) hatte der 6te und 1te Tag vor und der 7te Tag nach dem Vollmond, und ebensoviel der 6te und 7te Tag nach Neumond.

Die meisten Regentage (10) hatte der 3te Tag nach dem Neumond.

Unter den 195 Tagen vor, an und nach dem Vollmond waren 81 Regentage, vor, an und nach dem Neumond 91.

Demnach brachte der Neumond 10 Regentage mehr als der Vollmond.

Der Vollmond selbst hatte 5, der Neumond 7 Regentage.

Tabelle XLIX.

Regen-Verhältnisse an und 7 Tage vor und nach dem Vollmond.

1853.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
				75,0			26. December				15,0					90,0	94,2
	30,0			22,5	11,2	4,0	25. Januar	3,5					4,2			95,4	83,3
			2,5	14,0	12,0	2,0	23. Februar	2,5	10,5	15,2	50,0	45,2		30,0	10,2	194,1	63,5
5,7			25,0		5,2	20,0	25. März	4,0								59,9	320,5
50,0	44,0	49,0			25,5	4,5	23. April	9,2	12,5	2,5	10,0	2,0				209,2	241,0
		40,5	27,8	30,0	45,0	28,0	22. Mai	17,0	27,0			34,5		58,5	32,0	340,3	559,2
	25,5	12,5	38,0	60,0			21. Juni	46,0	141,5	69,0	12,0		48,0	48,0		500,5	168,2
	24,5	2,0	5,0	11,5	29,0	17,0	20. Juli	4,0			17,0					110,0	103,0
8,2			0,5	6,2	21,2	27,2	18. August	8,0							184,0	255,3	304,5
							17. September								1,2	1,2	165,0
			13,0		16,5		17. October	5,0	5,2	13,5	6,0	2,5				61,7	125,4
	24,5						15. November			13,0						37,5	
							15. December	9,0		4,2	8,3				18,0	39,5	54,5
63,9	168,5	104,0	111,8	219,2	165,6	102,7		108,2	196,7	117,4	118,3	84,2	52,2	136,5	245,4	1994,6	2282,3
			935,7								950,7						

Regen-Verhältnisse an und 7 Tage vor und nach dem Vollmond.

1854.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen.
1,5	1,0						15. December	9,0		4,2	8,3				18,0	39,5	54,5
55,0	2,0	56,0	60,0	63,0	25,0	7,0	14. Januar									2,5	39,1
		7,3					13. Februar	2,0	0,5		19,5	9,0	5,0	18,0	19,2	341,2	107,8
						1,0	14. März			27,5		7,5				42,3	36,2
4,0		4,2	7,0	23,0	6,0		13. April						33,5			34,5	62,8
2,0	3,0			10,3	23,0	18,0	12. Mai			3,3	12,0	87,0				146,5	161,6
		48,5		28,0	111,0	12,0	10. Juni		5,0		26,5		63,0	74,0		224,8	239,1
3,0	26,0	20,0	5,8	22,5		1,1	10. Juli	3,2	38,5	8,5	4,0	7,0		12,0		272,7	200,3
							8. August		8,0		16,0					102,4	265,0
					0,3		6. Sept.										44,1
							6. October			20,2			20,7	26,0	55,0	122,2	150,0
		20,0	51,5	37,5	20,0	14,5	4. November	42,0	41,5	119,5	30,0		27,0	25,5	17,5	303,0	238,5
							4. December	36,4		4,0		20,0	16,5			220,4	171,3
65,5	32,0	156,0	124,3	184,3	185,3	53,6		92,6	93,5	187,2	116,3	130,5	165,7	155,5	109,7	1852,0	1770,3
801,0									958,4								

Tabelle I.

Regen-Verhältnisse an und 7 Tage vor und nach dem Neumond.

1853.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen.
4,0					1,0		11. December							17,2	19,0	41,2	86,7
						34,0	9. Januar	24,0		10,2	4,0	21,0	15,5	7,0	17,0	132,7	106,2
24,6							8. Februar	4,2		2,5	5,5	15,5		10,0		62,3	37,2
10,2				2,5	2,5		9. März	25,0								40,2	150,9
	98,0	9,2	8,0	28,0	166,0		8. April	6,8	15,3	5,0	4,0	100,6	52,5		1,3	494,7	182,2
57,8							8. Mai	4,5	8,0	11,5	19,0	3,0	211,5			315,3	215,3
73,0	57,0					157,2	6. Juni	19,0								306,2	330,0
	3,2	75,0	82,0	8,0			6. Juli	*								168,2	411,5
48,0		7,0			0,5		5. August	47,5	16,7			14,5	2,2	8,2		144,6	80,1
75,0	5,6	26,0	43,0		42,5	25,0	3. Sept.	92,0			23,0	13,0	11,5	27,5		384,1	184,0
1,3	10,2	3,0				8,0	2. October	82,0		12,0			19,0		15,2	150,7	35,7
					52,2	23,0	1. November	1,0								79,2	51,7
							30. November										9,0
293,9	174,0	120,2	133,0	38,5	267,7	247,2		306,0	40,0	41,2	55,5	167,6	312,2	69,9	52,5	2319,4	1860,5
1274,5									738,9								

ausschließen, welche keine zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Ueberschüsse haben; theils könnte er leicht in eine ebenso unnütze und unwürdige, als den Verwaltungsaufwand steigernde Spielerei ausarten, indem für die mit Nothwendigkeit einzulegende, allein in der Wirklichkeit nicht ersparbare Summe eine eben so große von dem früher eingelegten Kapitale zurückgefordert werden müßte. Letzteres durch ein den Vorstehern einzuräumendes arbiträres Verweigerungsrecht zu verhüten, wäre aber nicht räthlich, weil dadurch die freie Verfügbarkeit über das Kapital aufhören würde, welche doch den Werth der Anstalt, so wie ihren Kredit und ihre Benützung sehr erhöht. Es mag dieser Willkührlichkeit der Einlagen bei den allgemeinen Sparkassen allerdings der bei andern Arten von Vorsorge-Anstalten bestehende nützliche Zwang entgegengehalten werden; allein die Lücke ist doch nicht so bedeutend, um die vielen guten Seiten in Schatten zu stellen oder gar zu überwiegen. — Diese Vortheile, namentlich der für alle Personen und Verhältnisse anwendbaren allgemeinen Sparkassen, sind nun ohne Zweifel von solcher Bedeutung, daß ihre möglichste Ausdehnung nur als wünschenswerth erkannt werden kann. Es erscheint daher als eine große und beklagenswerthe Verkehrtheit, daß gerade diese natürlichste und kaum auf irgend eine Weise zu mißbrauchende Einrichtung noch am wenigsten von dem Mittelstande angewendet wird. In den untern Klassen der Gesellschaft sind deren Vortheile weit besser anerkannt und bis zu einem staunenswerthen Betrage in allen irgend gesittigten Ländern benützt worden, so daß man schon jetzt, obgleich die erste Sparkasse erst im Jahr 1810 entstand, als einen richtigen Barometer der Sittlichkeit und Bildung des ärmeren Theiles der Bevölkerung ihre Theilnahme an diesen Anstalten betrachtet, und eine bedeutende Bürgschaft der Ordnung und Ruhe darin findet.* Woher nun die Abneigung der Mittelstände? Wir glauben nicht, daß die Einfachheit und Nüchternheit der Einrichtung die Ursachen dieser Nichtbeachtung sind. Der Grund ist vielmehr wohl darin zu suchen, daß die Sparkassen bis jetzt

* Folgende Zahlenangaben mögen diesen Satz belegen. Nach amtlichen, dem englischen Parlamente vorgelegten Nachrichten war am 20. Dec. 1830 und 1834 an den 476 Sparkassen von England, Wales und Irland das Verhältniß der Theilnehmer folgendes:

Regen-Verhältnisse an und 7 Tage vor und nach dem Neumond.

1854.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Summe des gefall. Wassers	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
25,5					17,0	12,0	30. December		18,0		12,5		5,0		3,6	93,6	31,0
					1,0	5,0	28. Januar		1,0	32,0	28,0			7,2		74,2	270,0
19,2				4,0	4,5	20,5	27. Februar	10,6								58,8	59,3
	4,2					32,0	28. März			4,5						40,7	37,2
		2,0	17,3	39,0			27. April		8,6	50,0	33,0		5,0			154,9	77,7
				11,0	22,0	32,0	26. Mai		3,6	14,0	18,0	75,3			2,0	177,9	156,6
6,2	11,0		37,0	1,0	35,2	33,0	25. Juni	4,8		107,0		18,0	55,5	11,8		320,5	371,2
	8,0						25. Juli			43,0	161,0				3,0	215,0	135,4
2,0	3,0	10,0			17,5		23. August	25,5		29,5	14,5					102,0	24,0
			0,1				22. Sept.	61,0	18,5		8,2					87,8	0,3
	6,0	48,5	24,5	2,8	40,0		21. October	1,5		65,0	17,0	42,0	30,5			277,8	140,9
16,0		2,0			36,0	5,0	20. November	3,0			12,0	25,0	10,0	3,0		112,0	462,9
		15,0	73,5	1,0	27,8		19. December	4,0		4,0	10,8	131,5		12,0	37,5	317,1	384,1
68,9	32,2	77,5	152,4	58,8	201,0	139,5		110,4	49,7	349,0	315,0	291,8	106,0	34,0	46,1	2052,3	2150,6
730,3									1191,6								

Tabelle LI. Regen-Verhältnisse nach den Monds-Stellungen.

1853.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	♈ bis ☾		☾ bis ♉		♉ bis ☽		☽ bis ♈		Im abnehmend. Mond.		zunehmend. Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- u. zunehmenden Mond.
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	
26. December 1852 .	1	15,0	2	58,0	6	74,7	5	91,2	3	73,0	11	165,9	14	238,9	— 92,9
25. Januar 1853 . .	1	4,2	2	28,8	4	33,5	5	53,0	3	33,0	9	86,5	12	119,5	— 53,5
24. Februar	6	161,1	3	30,0	2	11,2	4	54,2	9	191,1	6	65,4	15	256,5	+125,7
26. März			6	315,0	7	228,7	5	132,2	6	315,0	12	360,9	18	675,9	— 45,9
25. April	4	27,0	2	62,3	5	253,0	6	188,3	6	89,3	11	441,3	17	530,6	—352,0
22. Mai	4	152,0	4	338,2			5	182,0	8	490,2	5	182,0	13	672,2	+308,2
21. Juni	5	318,5	4	168,2	1	24,5	6	68,5	9	486,7	7	93,0	16	579,7	+393,7
20. Juli	1	17,0	4	103,0	4	41,6	5	63,1	5	120,0	9	104,7	14	224,7	+ 15,3
18. August	1	184,0	7	289,1	4	75,0			8	473,1	4	75,0	12	548,1	+398,1
17. September . . .	2	2,5	4	103,2	3	46,2	3	34,5	6	105,7	6	80,7	12	186,4	+ 25,0
17. October	4	27,2	3	79,2			1	24,5	7	106,4	1	24,5	8	130,9	+ 81,9
15. November . . .	1	13,0					1	9,0	1	13,0	1	9,0	2	22,0	+ 4,0
15. December . . .	30	921,5	41	1575,0	36	788,4	46	900,5	71	2496,5	82	1688,9	153	4185,4	+807,6

Regen-Verhältnisse nach den Monds-Stellungen.

1854.

Umlauf des Mondes von Vollmond zu Vollmond.	☍ bis ☾		☾ bis ●		● bis ☽		☽ bis ☍		Im abnehmend. Mond.		zunehmend. Mond.		Summe.		Diff. des Regens im ab- u. zunehmenden Mond.
	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	Tag.	cub."	
15. December 1853 .	4	56,0	2	29,0	4	38,1	2	2,5	6	85,0	6	40,6	12	125,6	+ 44.4
14. Januar 1854 . .			2	6,0	4	68,2	8	270,0	2	6,0	12	338,2	14	344,2	−332.2
13. Februar	6	71,2	4	39,6			1	7,3	10	110,8	1	7,3	11	118,1	+166.5
14. März	2	35,0	2	36,2	1	4,5	1	1,0	4	71,2	2	5,5	6	76,7	+ 65.7
13. April	1	33,5	3	58,3	4	96,6	5	44,2	4	91,8	9	140,8	13	232,6	− 49.0
12. Mai	3	102,3	3	65,0	6	115,9	3	51,3	6	167,3	9	167,2	15	334,5	+ 0.1
10. Juni	4	168,5	7	128,2	4	193,1	5	202,7	11	296,7	9	395,8	20	692,5	− 99.1
10. Juli	5	70,0	1	8,0	3	207,0	5	75,4	6	78,0	8	282,4	14	360,4	−204.4
8. August	2	24,0	5	58,0	2	44,0			7	82,0	2	44,0	9	126,0	+ 38.0
6. September . . .			1	0,1	3	87,7	1	0,3	1	0,1	4	88,0	5	88,1	− 87.9
6. October	4	121,9	6	123,3	4	154,5	1	42,0	10	245,2	5	196,5	15	441,7	+ 48.7
4. November . . .	7	283,0	5	82,0	4	50,0	6	179,9	12	365,0	10	229,9	22	594,9	+135.1
4. December . . .	3	40,5	4	117,3	6	199,8	5	87,2	7	157,8	11	287,0	18	444,8	−129.2
	41	1005,9	45	751,0	45	1259,4	43	963,8	86	1756,9	88	2223,2	174	3980,1	−466.3

365

Bemerkungen zu Tabelle LI.

1) Für 1853.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge 2496,5 C." um 807,6 C." grösser als im zunehmenden Mond.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 71, daher kommt auf 1 Regentag 35,1 C." Regen.

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 82, daher kommt auf 1 Regentag 20,6 C." Regen.

Demnach fiel im abnehmenden Mond der Regen um 14,5 C." dichter, als im zunehmenden Mond.

Unter den Mondsphasen fiel der meiste Regen 1575,0 C." auf das letzte Viertel bis Neumond, der wenigste 788,4 C." auf Neumond bis erstes Viertel.

Unter den synodischen Umläufen zählte

die meisten Regentage	der v.	25. März	— 23. Apr. nämlich	18.
die wenigsten »	»	15. Nov.	— 15. Dec. »	2.
die grösste Regenmenge	»	25. März	— 23. Apr. »	675,9 C."
die geringste »	»	15. Nov.	— 15. Dec. »	22,0 C."

Im abnehmenden Mond

Max. Regentage	9, der Umlauf v.	23. Febr.	— 9. März u.
		21. Juni	— 6. Juli.
Min. »	1, »	15. Nov.	— 30. Nov.
Max. Regenmenge	190,2 C." »	22. Mai	— 6. Juni.
Min. »	13,0 C." »	15. Nov.	— 30. Nov. »

Im zunehmenden Mond

Max. Regentage	12, der Umlauf v.	8. Apr.	— 23. Apr.
Min. »	1, »	1. Nov.	— 15. Nov. u.
		30. Nov.	— 15. Dec.
Max. Regenmenge	141,3 C." »	8. Mai	— 22. Mai.
Min. »	3,0 C." »	30. Nov.	— 15. Dec.

2) Für 1854.

Im abnehmenden Mond war die Regenmenge um 466,3 C." geringer, als im zunehmenden Mond.

Im abnehmenden Mond war die Zahl der Regentage 86, daher kommt auf 1 Tag 20,4 C."

Im zunehmenden Mond war die Zahl der Regentage 88, daher kommt auf 1 Tag 26,4 C."

Demnach fiel im zunehmenden Mond der Regen um 6,0 C." dichter, als im abnehmenden Mond.

Unter den Mondsphasen fiel der meiste Regen auf Neumond bis erstes Viertel, der wenigste auf letztes Viertel bis Vollmond.

Unter den synodischen Umläufen zählte

die meisten Regentage	der v.	4. Nov.	— 4. Dec., nämlich	22.
die wenigsten »	»	6. Sept.	— 6. Oct. »	5.
die grösste Regenmenge	»	10. Juni	— 10. Juli, »	692,5 C."
die kleinste »	»	14. März	— 13. April, »	76,7 C."

Im abnehmenden Mond

Max. Regentage der Umlauf v. 4. — 20. Nov., Min. der v. 6. — 22. Sept.
Max. Regenmenge » 4. — 20. Nov., Min. » 6. — 22. Sept.

Im zunehmenden Mond

Max. Regentage der Umlauf 28. Jan.—13. Febr., Min. d. v. 13.—27. Febr.
Max. Regenmenge » 25. Juni—10. Juli, » 28. März—13. Apr.

3) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle LII.

Regen- und Schneemenge.

1853.	Regenwasser in Pariser Cubic-Zollen.	Schneewasser in Pariser Cubic-Zollen.	Regen u. Schnee zusammen.		Durchschnittsmenge auf 1 Tag Kubik-Zolle.	Grösste Menge in 1 Tag Kubik-Zolle.
			Kubik-Zolle.	Höhe-Zolle.		
Januar	280,0	37,5	317,5	2,205	10,24	88,0
Februar		209,5	209,5	1,455	7,48	40,0
März	42,0	75,0	117,0	0,812	3,77	29,0
April	485,5	62,5	548,0	3,806	18,27	98,0
Mai	825,0		825,0	5,729	26,61	160,0
Juni	807,0		807,0	5,604	26,90	160,0
Juli	455,0		455,0	3,160	14,67	142,0
August	453,5		453,5	3,149	14,63	112,0
September . . .	251,5		251,5	1,746	8,38	67,0
October	322,0		322,0	2,236	10,39	62,0
November . . .	26,0	9,0	35,0	0,243	1,17	19,5
December . . .		90,0	90,0	0,625	2,90	26,0
Jahr	3917,5	483,5	4431,0	30,770	12,14	160,0 17. Mai 22. Juni
1854.						
Januar	144,5	102,5	247,0	1,715	7,935	87,0
Februar	69,5	335,0	404,5	2,809	14,446	106,0
März	74,0	5,5	79,5	0,552	2,565	31,0
April	326,0	69,0	395,0	2,743	13,167	94,0
Mai	664,5		664,5	4,615	21,532	265,5
Juni	469,0		469,0	3,257	15,633	83,0
Juli	470,0		470,0	3,264	15,161	120,5
August	174,0		174,0	1,208	5,613	34,0
September . . .	43,5		43,5	0,302	1,450	19,0
October	556,5		556,5	3,865	17,945	191,0
November . . .	366,0	193,5	559,5	3,885	18,650	75,0
December . . .	484,5	137,0	621,5	4,316	20,048	108,0
Jahr	3842,0	842,5	4684,5	32,531	12,834	265,5 24. Mai

7) Beobachtungen am Neckar.

Hohenstand, in württembergischen Fussen nach den Beobachtungen am untern Pegel des Neckarkanals zu Heilbronn; das 20jährige Mittel ist von 1826—47.

Tabelle LIII.

1853. Monate.	Wasserhöhe. Mittlere aus 20 J.	Mittlere von 1853	Grösste.	Geringste.	Unterschied.
Dec. 1852 .		3,816	5,0 d. 24.	3,3 d. 31.	1,7
Januar . .	4,95	4,306	5,6 d. 15.	3,2 d. $\frac{3}{4}$.	2,4
Februar . .	4,67	3,513	4,1 d. 5.	3,0 d. $\frac{12}{28}$.	1,1
März . . .	4,74	4,687	8,8 d. 10.	3,0 d. 1. $\frac{3}{4}$.	5,8
April . . .	4,84	7,556	11,5 d. 13.	4,0 d. 1.	7,5
Mai . . .	4,05	6,665	16,8 d. 13.	4,0 d. $\frac{2}{3}$.	12,8
Juni . . .	4,16	7,270	15,6 d. 6.	4,8 d. $\frac{20}{21}$.	10,8
Juli . . .	3,30	5,158	11,2 d. 2.	3,8 d. $\frac{11}{12}$. $\frac{11}{14}$.	7,3
August . .	3,08	3,361	4,1 d. 7.	2,8 d. 31.	1,3
September .	3,51	2,840	3,7 d. 9.	2,3 d. 1. $\frac{11}{30}$.	1,4
October . .	3,08	2,372	2,6 d. $\frac{9}{10}$. $\frac{13}{31}$.	2,0 d. 29.	0,6
November .	3,79	2,055	2,4 d. 1.	1,8 d. $\frac{11}{13}$.	0,6
December .	4,51	1,332	1,8 d. $\frac{1}{12}$.	1,4 d. $\frac{11}{17}$.	0,4
Kal.-Jahr . .	4,05	4,260	Mai	December	15,4
Met. Jahr .		4,446	Mai	November 53	15,0
1854.					
Dec. 1853 .		1,132	1,8 d. $\frac{1}{17}$.	1,4 d. $\frac{11}{17}$.	0,4
Januar . .		2,526	7,0 d. 31.	1,4 d. 1.	4,6
Februar . .		4,017	8,5 d. 1.	2,5 d. $\frac{23}{24}$.	6,0
März . . .		4,803	9,0 d. 11.	3,4 d. 1.	5,6
April . . .		3,343	5,7 d. 30.	2,7 d. 23.	3,0
Mai		3,903	6,0 d. 25.	3,0 d. 13. $\frac{11}{12}$.	3,0
Juni . . .		3,770	5,3 d. 29.	2,8 d. 9.	2,5
Juli		4,726	13,5 d. 9.	3,2 d. 36.	10,6
August . .		3,051	3,8 d. 5.	2,5 d. 31.	1,3
September .		2,153	2,4 d. $\frac{1}{2}$.	2,0 d. $\frac{11}{13}$.	0,4
October . .		2,358	5,1 d. 27.	1,9 d. $\frac{1}{2}$. $\frac{8}{9}$.	3,2
November .		3,727	6,0 d. 25.	2,6 d. $\frac{1}{2}$.	3,4
December .		7,039	11,8 d. 24.	4,5 d. 14.	7,3
Kal.-Jahr . .		3,801	Juli	Januar	12,1
Met. Jahr .		3,325	Juli	Jan. Dec. 53	12,1

8) Beobachtungen am Bodensee.

Herr Oberamtsarzt Dr. Dihlmann gab die täglichen Beobachtungen des Standes des See's am Pegel im Hafen zu Friedrichshafen; der Nullpunkt ist auf dem Grund des See's, 13,2 württemb. Fuss unter dem bis jetzt beobachteten höchsten Stand im Jahr 1817.

Rem. In der Spalte »Veränderung« bezeichnet st. Steigen, f. Fallen.

Tabelle LIV.

Monate.	Stand des See's am Pegel.						Veränderung im Monat.	
	Geringster.		Grösster.		Mittlerer			
	1853	1854	1853	1854	1853	1854	1853	1854
December d. vor. Jahrs	2,10 d. $\frac{31}{31}$.	0,10 d. 31.	3,20 d. 12.	1,20 d. 1.	2,48	0,29	1,10 st.	1,10 f.
Januar	1,40 d. $\frac{13}{13}$.	-0,05 d. 11.	2,15 d. $\frac{1}{1}$.	0,29 d. 25.	1,57	0,15	0,75 f.	0,34 st.
Februar	0,67 d $\frac{27}{28}$.	0,20 d. $\frac{1}{1}$.	1,36 d. 1.	0,70 d. 11.	1,00	0,10	0,69 f.	0,50 st.
März	0,47 d. 9.	0,27 d. $\frac{2}{2}$.	1,06 d. 19.	1,33 d. 20.	0,48	0,82	0,59 st.	1,06 st.
April	1,06 d. 1.	1,26 d. 4.	4,10 d. 28.	2,40 d. 24.	3,23	1,84	3,04 st.	1,14 st.
Mai	4,15 d. 1.	2,27 d. $\frac{1}{1}$.	6,30 d. 31.	3,65 d. $\frac{24}{24}$.	5,29	2,92	2,15 st.	1,38 st.
Juni	6,40 d. $\frac{1}{1}$.	3,27 d. 14.	8,99 d. 30.	5,40 d. 30.	7,66	3,99	2,59 st.	2,13 st.
Juli	8,60 d. 31.	5,80 d. 1.	10,45 d. 4.	7,70 d. 14.	9,78	6,92	1,85 f.	1,90 st.
August	5,55 d. 31.	5,40 d. 31.	8,50 d. 1.	6,72 d. 13.	6,81	6,31	2,95 f.	1,32 f.
September	3,65 d. 30.	2,67 d. 30.	5,85 d. 4.	5,30 d. 1.	4,79	3,80	2,20 f.	2,63 f.
October	2,75 d. 31.	1,78 d. 18.	3,55 d. $\frac{1}{1}$.	2,60 d. 1.	3,14	2,12	0,80 f.	0,82 f.
November	1,25 d. 30.	1,93 d. 28.	2,70 d. 1.	2,25 d. 7.	1,94	2,05	1,45 f.	0,32 f.
December	0,10 d. 31.	2,06 d. 1.	1,20 d. 1.	3,03 d. 28.	0,63	2,46	1,10 f.	0,97 st.
Kal.-Jahr	December	Januar	Juli	Juli	3,86	2,79	9,30	7,75
Met. Jahr	März	Januar	Juli	Juli	4,01	2,61	8,38	7,73

9) Wässerichte Ausdünstung.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtung geschieht mittelst eines cylindrischen Messinggefässes von 2,375 par. □Zoll Grundfläche und 15 par. Linien Höhe, das mit Regenwasser zu $\frac{2}{3}$ seiner Höhe gefüllt und so oft aufgefüllt wird, als das Wasser unter die Hälfte seiner Höhe gesunken ist. Es wird im Freien in einer vor Regen, Schnee und Wärmeeinflüssen gesicherten Lage aufgestellt, und jeden Abend der Wasserverlust auf einer Granwage nach Medicinalgewicht abgewogen. Da jeder Cubikzoll Wasser = 348,9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran verdunstetes Wasser, auf die Fläche eines par. □Fusses reducirt, =0,1947 par. Cubikzoll Wasser. Hiernach ist die Spalte »Verdunstung in Cubikzollen auf ein par. □Fuss« berechnet. Die Spalte 13jähr. Mittel« enthält die Monats- und Jahresmittel von 1834—46.

Tabelle LV.

1853. Monate.	Verdunstung in Granen. Stärkste.	Schwächste.	Mittlere.	Menge im Monat.	Verdunstung in Cubikzollen Wasser auf 1 par. □Fuss. Stärkste.	Schwächste.	Mittlere.	Menge im Monat. Cubik-Zoll.	Höhe	13jähr. Mittel.
Dec.52	58 d.	8 d.	22,355	693	11,11	1,53	4,28	132,78	0,91	
Januar	50 d.	1 d.	19,193	595	9,58	0,19	3,68	114,00	0,79	2,33
Febr.	20 d	2 d.	10,178	285	3,83	0,38	1,94	54,60	0,38	3,59
März	25 d.	5 d.	20,516	636	4,79	0,96	3,63	121,86	0,84	6,47
April	80 d.	12 d.	37,266	1118	15,33	2,30	7,14	214,21	1,49	10,37
Mai	194 d.	15 d.	63,838	1979	37,47	3,45	12,17	379,18	2,63	14,58
Juni	202 d.	16 d.	63,333	1901	38,70	3,06	12,08	364,23	2,40	16,23
Juli	173 d.	23 d.	47,097	2297	33,16	4,41	9,02	440,10	3,05	15,60
Aug.	117 d.	15 d.	67,000	2077	22,42	2,87	12,84	397,95	2,76	13,60
Sept.	97 d.	18 d.	42,200	1266	18,58	3,45	8,08	242,56	1,68	8,99
Octob.	41 d.	10 d.	22,451	696	8,43	1,92	4,30	133,35	0,92	5,32
Nov.	24 d.	4 d.	12,100	363	4,60	0,77	2,31	70,55	0,48	3,64
Dec.	50 d.	1 d.	7,806	242	9,58	0,19	1,49	46,37	0,32	2,39
Kal.-J.	Juni	Jan Dec 53	34,415	13455			6,56	2578,97	17,91	8,61
Met. J.	Juni	Jan.	35,627	13906			6,79	2664,39	18,50	
1854.										
Dec.53	50 d.	1 d.	7,806	242	9,58	0,19	1,49	46,37	0,32	
Januar	42 d.	3 d.	13,066	405	8,05	0,57	2,50	77,60	0,54	
Febr.	45 d.	4 d.	16,357	458	8,62	0,77	3,13	78,17	0,54	
März	58 d.	11 d.	31,129	965	11,11	2,11	5,96	184,89	1,28	
April	160 d.	16 d.	70,000	2100	30,66	3,06	13,41	402,36	2,80	
Mai	93 d.	18 d.	56,097	1739	17,82	3,45	10,75	333,19	2,31	
Juni	93 d.	29 d.	52,300	1569	17,82	5,56	10,02	200,62	1,39	
Juli	140 d.	18 d.	65,580	2033	26,82	3,45	12,56	389,52	2,70	
Aug.	96 d.	25 d.	56,000	1736	18,39	4,79	10,73	332,62	2,31	
Sept.	181 d.	35 d.	78,500	2355	34,68	6,71	15,04	451,21	3,13	
Octob.	114 d.	10 d.	39,129	1213	21,84	1,92	7,60	232,41	1,61	
Nov.	38 d.	6 d.	15,866	476	7,28	1,15	3,04	91,20	0,63	
Dec.	50 d.	5 d.	21,645	671	9,58	0,95	4,15	128,56	0,89	
Kal.-J.	Sept.	Januar	40,194	14720			8,24	2902,35	20,15	
Met. J.	Sept.	Dec. 53	39,041	14291			8,02	2820,16	19,58	

b) Von den Beobachtungsorten.

Die nachfolgende Tabelle enthält die monatlichen Summen und Extreme des verdunsteten Wassers von den Beobachtungsorten, an welchen diese Beobachtung stattfindet, in Granen ausgedrückt.

Tabelle LVI.

1853.	T.-St. Heilbronn.			T.-St. Bruchsal.			T.-St. Stuttgart.			Schopfloch.			Heidenheim.			T.-St. Ulm.			T.-St. Friedrichsh.		
	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.
		den	den		den	den		den	den		den	den		den	den		den	den		den	den
Januar	561	44. 2	6.31				507	42. 11	3.31	769	50. 29	0. 21	352	50. 14	0. 4	340	30. 14	3. $\frac{1}{2}$	507	47. 14	6. 5
Febr.	557	47. 27	9. 1				344	26. 25	3. 9	149	21. 28	0	252	18. 28	0. 17	384	38. 25	8. $\frac{2}{3}$	593	45. 21	7. 18
März	781	53. 28	3. 9				655	46. 30	12. 2	644	54. 13	0	564	36. 17	8. 6	558	37. 30	3. 17	793	57. 2	10. 20
April	1076	70. 30	18. 6				1254	80. 29	14. 17	1336	98. 25	2. 11	1289	125. 8	18. 17	1125	74. 30	20. 18	1078	90. 29	10. 19
Mai .	1858	153. 25	19. 19				1899	136. 5	20. 30	2713	241. 25	15. 30	1867	115. 25	15. 31	1775	124. 25	14. 19	1869	160. 25	15. 30
Juni .	1748	160. 12	15. 23	3376	315. 27	20. 22	1782	125. 11	15. 23	2626	233. 29	14. 17	2110	135. 29	30. 25	1655	105. 15	22. 5	3106	180. 29	25. 17
Juli .	2378	137. 9	36. 19	3792	217. 9	0. 19	1650	146. 7	16. 20	3442	220. 9	40. 2	2828	205. 11	30. 16	2149	167. 9	25. 25	3699	200. 10	40. 15
Aug.	2227	112. 3	40. 10				1344	108. 23	37. 31	3151	240. 23	30. 5	2389	165. 23	22. 29	3394	252. 12	52. 1	3547	180. 2	20. 17
Sept.	1284	96. 17	12. 9	2649	254. 3	30. 30	1052	84. 26	17. 7	1750	108. 16	18. 8	1174	70. 27	20. 24	2325	276. 3	34. 26	2206	152. 5	20. 1
Oct. .	729	63. [illegible]2	6. 27	2974	170. 8	28. 30	699	40. 4	4. 31	1492	102. 28	0. 30	555	50. $\frac{3}{11}$	3. $\frac{23}{26}$	910	115. 1	4. 24	1054	68. 8	8. 26
Nov.	577	42. 10	5. $\frac{8}{14}$	772	100. 1	8. 16	192	17. 30	3. 18	464	58. 8	0	267	50. 10	0. 2	506	78. 28	5. 7	1118	68. 21	8. 8
Dec. .	370	38. 11	1. $\frac{8}{5}$	198	12. 5	3. 27	291	20. 1	3. 5	154	21. 7	0	137	20. 10	0. 15	163	23. 10	1. $\frac{27}{31}$	409	70. 1	5. 27
Jahr .	14146	Juni					10869	Juli	Dec.	13030	Mai	Febr. März Nov. Dec.	13784	Juli	Jan. Febr. Nov. Dec	15284	Sept.	Dec.	19973	Juli	Dec.

1854.	T.-St. Heilbronn.			T.-St. Bruchsal.			T.-St. Stuttgart.			Schopfloch.			Heidenheim.			T.-St. Ulm.			T.-St. Friedrichsh.		
	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.	Menge.	Grösste.	Geringste.
		den	den		den	den		den	den		den	den		den	den		den	den		den	den
Januar	448	40. 31	3. 26	699	52. 18	2. 5	497	26. 16	8. 21/23	951	120. 19	0. 1/4 11	207	32. 31	0. 6	387	37. 6	2. 23	537	32. 13	3. 17
Febr.	375	35. 19	4. 15				375	21. 5	6. 26	876	165. 28	0. 5/19	550	60. 26	0. 5	781	80. 27	7. 19	1224	90. 8	6. 14
März	1316	70. 18	15. 1	494	80. 6	10. 16	850	40. 9/23	15. 4	1742	165. 6	0. 16	905	66. 25	2. 15	1145	64. 11	18. 14	2112	90. 14	40. 17
April	2632	160. 13	24. 27	1750	98. 17	24. 29	1162	68. 16	15. 30	3569	257. 13	0. 24	2387	150. 8	20. 21	2532	220. 4	31. 26	6214	290. 20	90. 1
Mai .	3149	160. 20	60. 10	1836	98. 12	19. 16	997	50. 15	16. 17	2817	180. 4	24. 9	2018	100. 13	25. 29	3493	264. 4	33. 9	5145	197. 24	120. 1
Juni .	4208	60. 21	20. 4	1501	97. 6	20. 15	914	63. 9	18. 18	2238	180. 20	28. 15	2114	110. 26	30. 30	1401	137. 1	40. 15	5575	204. 12	140. 3
Juli .	4071	44. 4	20. 14	1891	150. 24	25. 8	2189	140. 21	36. 1	3250	240. 23	18. 8	2150	110. 21/23	20. 8	3620	215. 23	50. 14	7302	360. 26	140. 13
Aug..	9329	38. 9/22	24. 11	1638	106. 13	29. 5	1954	92. 23	36. 12	3033	150. 1 13/19	50. 8	1999	100. 20	45. 10	3033	216. 1	42. 7	5393	291. 2	136. 29
Sept.	1038	40. 2	28. 1/13	2278	190. 3	18. 23	2470	143. 4	30. 24	3919	230. 3	20. 23	2299	155. 18	30. 30	3849	247. 27	60. 30	4969	200. 7	140. 30
Oct. .	972	36. 5	25. 31	1204	120. 8/9	11. 23	859	46. 2	16. 18	1826	198. 30	0. 14	883	70. 7	6. 23	1975	160. 6	7. 31	2613	175. 1	60. 30
Nov..	950	36. 3/8	25. 16	836	55. 16	10. 24	531	31. 1	7. 14	508	92. 17	0. 6	403	42. 4	0. 15	817	59. 8	5. 11/13	789	60. 1	18. 28
Dec. .	952	36. 3/4	24. 15	733	51. 4	9. 12	612	38. 23	10. 30	468	60. 1/17	0. 8	634	70. 16	0. 12	779	55. 26	6. 22	617	25. 10	15. 30
Jahr.	29410	April Mai	Jan.		Sept.	Jan.	13410	Sept.	Febr.	25197	April	Jan. April Oct. Dec.	16549	Sept.	Jan. Febr. Nov. Dec.	23812	Mai	Jan.	11490	Juli	Jan.

hauptsächlich als Armen-Anstalt benützt und somit auch nur als solche angesehen wurden. Bei manchen ist sogar ausdrücklich die Theilnahme auf Mitglieder der dienenden Klasse oder ähnlicher Lebensstellungen beschränkt. Dadurch ist eine Art von plebeischem Makel auf sie geworfen worden, und Mancher, welcher gerne eine Gelegenheit benützen würde, um seine Ersparnisse vortheilhaft unterzubringen, schämt sich, eine Sparkasse dazu zu gebrauchen, weil er

---

	Anzahl der Theilnehmer.		Gesammtbetrag ihrer Einlage.		Durchschnittszahl der Forderung des Einzelnen.	
	1830.	1834.	1830.	1834.	1830.	1834.
			£	£	£	£
Unter 20 £ hatten eingelegt	210,217	260,363	1,509,820	1,841,755	7	7
unter 50 £	116,940	145,157	3,595,952	4,417,597	30	30
„ 100 „	51,039	60,070	3,687,919	4,114,177	68	68
„ 150 „	18,557	20,051	2,271,881	2,401,535	122	120
„ 200 „	8,469	10,375	1,354,050	1,756,953	169	169
über 200 „	4,105	5,211	1,087,009	804,827	247	250
Zusammen	412,217	499,207	13,507,565	15,369 844	33	30

(Siehe die Tableaux du Revenu etc. du Royaume-Uni, Paris, 1833, fol., S. 6 f.; v. Malchus, über den Zustand der Sparkassen in Rau's Archiv der polit. Oekon. Bd. III., H. 1, I. 49.)

Von Frankreich aber finden wir folgende Verhältnißzahlen als die Ergebnisse des Jahres 1829 angegeben:

	Sparkassen von			
	Paris.	Mrq.	Marseille.	Lyon.
Gesammtzahl der neuen Theilnehmer	11,200	2522	559	519
Arbeiter	4500	—	206	276
Dienstboten	2500	540	206	166
Minderjährige	1200	127	93	22
Angestellte (employés)	900	92	36	20
Kaufleute	700	—	—	—
Künstler	400	—	—	—
Ohne Bezeichnung	400	—	—	—
Rentiers	300	—	—	37
Soldaten	200	100	—	—
Wegknechte	—	77	—	—
Lehrer und Geistliche ...	—	24	16	—

(Siehe Villeneuve-Bargemont, Economie politique chrétienne, t. III, p. 91 sq.)

10) Luftfeuchtigkeit.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Tabelle LVII.

Monate. 1853.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz.	Tiefster Psychrometerstand	des:	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.	Höchster Psychrometerstand	des	Gleichzeitige Lufttemperatur.	Differenz.
Dec.52	+ 3,929	+ 5,335	1,406	— 1,2.	19	— 0,7	0,5	+ 8,2.	25	+10,3	2,1
Januar	+ 2,220	+ 3,485	1,265	— 3,6.	27	— 3,4	0,2	+ 7,7.	13	+ 8,8	1,1
Febr.	— 1,334	— 0,690	0,644	— 6,0.	26	— 5,5	0,5	+ 2,4.	9	+ 4,8	2,4
März	— 0,028	+ 0,849	0,877	— 5,0.	20	— 4,3	0,7	+ 6,1.	31	+ 9,7	3,6
April	+ 4,517	+ 6,593	2,076	— 1,0.	14	+ 1,4	2,4	+14,4.	7	+16,0	1,6
Mai	+ 7,325	+11,085	3,760	+ 3,7.	9	+ 6,2	2,5	+14,6.	24	+18,4	3,8
Juni	+11,625	+14,603	2,978	+ 7,0.	1	+ 8,6	1,6	+17,8.	29	+23,0	5,2
Juli	+12,981	+16,573	3,589	+ 8,6.	2	+10,0	1,4	+18,0.	9	+26,3	8,3
Aug.	+12,733	+15,543	2,810	+ 8,2.	30	+10,2	2,0	+18,4.	22	+26,5	8,1
Sept.	+ 9,691	+11,764	2,073	+ 4,0.	28	+ 5,5	1,5	+14,4.	2	+16,0	1,6
Octob.	+ 6,901	+ 8,601	1,700	+ 1,9.	4	+ 1,7	0,7	+12,8.	1	+15,6	2,8
Nov.	+ 2,443	+ 3,398	0,955	— 4,5.	30	— 4,0	0,5	+ 8,4.	1	+10,8	2,4
Dec.	— 3,609	— 3,149	0,460	—14,2.	27	—14,2	0	+ 1,4.	6	+ 2,3	0,9
Kal.-J.	+ 5,455	+ 7,832	2,397	Dec. 53				August			
Met. J.	+ 6,084	+ 8,095	2,011	Februar				August			
1854.											
Dec.53	— 3,609	— 3,149	0,460	—14,2.	17	—14,2	0	+ 1,4.	6	+ 2,3	0,9
Januar	— 0,261	+ 0,769	1,030	— 7,5.	24	— 7,5	0	+ 6,7.	30	+ 8,3	1,8
Febr.	— 1,171	— 0,099	1,072	—15,0.	15	—15,0	0	+ 5,7.	7	+ 8,5	2,8
März	+ 2,403	+ 4,442	2,039	— 4,0.	20	— 2,6	1,4	+ 8,8.	10	+13,7	4,9
April	+ 4,853	+ 8,267	3,414	— 1,0.	25 26	+ 1,3 0	2,3 1,0	+11,3.	21	+17,0	5,7
Mai	+ 9,373	+12,041	2,668	+ 6,0.	10	+ 7,2	1,2	+13,6.	15	+17,6	4,0
Juni	+10,808	+13,658	2,850	+ 6,4.	8	+10,0	3,6	+17,0.	18	+22,1	5,1
Juli	+12,899	+16,061	3,162	+ 9,0.	2	+10,2	1,2	+17,5.	26	+25,0	7,5
Aug.	+11,447	+14,353	2,906	+ 7,0.	28	+ 8,5	1,5	+16,1.	14	+22,9	6,8
Sept.	+ 8,740	+12,089	3,349	+ 1,4.	29	+ 2,5	1,1	+16,0.	17	+23,6	3,6
Octob.	+ 6,684	+ 8,788	2,104	+ 0,4.	29	+ 0,8	1,2	+12,5.	3 5	+17,0 +16,7	4,5 4,2
Nov.	+ 1,378	+ 2,314	0,936	— 8,0.	14	— 8,0	0	+ 8,4.	1	+11,3	2,9
Dec.	+ 1,680	+ 2,729	1,049	— 4,5.	20	— 4,0	0,5	+ 6,3.	15	+ 8,4	2,1
Kal.-J.	+ 6,233	+ 7,951	1,718	Februar				Juli			
Met. J.	+ 5,793	+ 7,461	1,668	Februar				Juli			

Die hieraus berechneten Momente: Thaupunkt, Dunstdruck, Dunstmenge, Gewicht des Wassers in 1 Cubikfuss Luft für die monatlichen, die Jahreszeiten- und die Jahres-Mittel gibt folgende Tabelle.

Tabelle LVIII. 1853.		Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wasserin 1 Cub.-Fuss Luft.
December v. J.		+ 5,33	+ 1,80	3,53	3,50	0,74	4,14
Januar		+ 3,48	— 0,15	3,63	3,01	0,74	3,54
Februar		— 0,69	— 2,90	2,21	2,11	0,82	2,02
März		+ 0,85	— 1,90	2,75	2,41	0,79	3,08
April		+ 6,59	+ 1,10	5,49	3,88	0,63	3,89
Mai		+11,08	+ 2,04	9,04	5,55	0,48	4,09
Juni		+14,60	+ 8,75	5,85	7,27	0,65	7,14
Juli		+16,57	+ 9,83	6,74	8,42	0,57	7,23
August		+15,54	+10,30	5,24	7,79	0,67	7,86
September		+11,76	+ 7,53	4,23	5,85	0,72	6,43
October		+ 8,60	+ 4,66	3,94	4,56	0,73	5,19
November		+ 3,40	+ 0,75	2,65	2,99	0,80	3,83
December		— 3,15	— 4,90	1,75	1,70	0,86	2,41
Kal.-Jahr		+ 7,83	+ 1,80	6,03	4,29	0,61	4,10
Met. Jahr		+ 8,09	+ 3,25	4,84	4,38	0,67	4,43
Met. J. Kal.-	Morgens	+ 6,91	+ 0,40	6,51	3,98	0,58	3,67
	Mittags	+ 9,73	+ 2,33	7,40	4,98	0,55	4,26
	Abends	+ 6,16	+ 3,13	3,33	3,84	0,76	4,62
	Morgens	+ 6,60	+ 2,90	3,70	3,89	0,76	4,68
	Mittags	+10,57	+ 2,80	7,67	5,33	0,54	4,43
	Abends	+ 7,52	+ 3,70	3,82	4,07	0,75	4,82
Frühling		+ 6,17	+ 0,05	6,12	3,75	0,69	3,57
Sommer		+15,57	+ 9,65	5,92	7,81	0,63	7,47
Herbst		+ 7,92	+ 4,17	3,75	4,31	0,71	4,84
Kal.-Winter		— 0,12	— 2,70	2,58	2,22	0,80	2,88
Met. Winter		— 2,70	— 9,80	7,10	1,77	0,52	1,53
Frühl.	Morgens	+ 5,04	— 0,25	5,29	3,41	0,64	3,29
	Mittags	+ 8,69	+ 0,55	8,14	4,59	0,51	3,68
	Abends	+ 4,61	+ 0,15	4,46	3,30	0,69	3,61
Somm.	Morgens	+14,01	+ 9,33	4,68	6,94	0,70	7,34
	Mittags	+18,23	+ 6,79	11,44	9,51	0,48	6,79
	Abends	+14,41	+10,50	3,91½	7,16	0,74	8,03
Herbst	Morgens	+ 5,85	+ 3,76	2,09	3,65	0,84	4,88
	Mittags	+10,54	+ 4,40	6,14	5,32	0,61	4,99
	Abends	+ 7,38	+ 4,87	2,51	4,14	0,81	5,30
Kal.-W.	Morgens	— 1,26	— 3,15	1,89	2,09	0,85	2,86
	Mittags	+ 1,47	— 2,60	4,07	2,54	0,70	2,88
	Abends	— 0,56	— 2,50	1,94	2,12	0,85	2,97
Met.-W.	Morgens	+ 1,16	— 0,85	2,01	2,54	0,82	3,36
	Mittags	+ 4,18	— 0,35	4,83	3,26	0,67	3,47
	Abends	+ 2,19	— 0,45	2,64	2,70	0,80	3,48

	1854.	Mittlere Lufttemperatur.	Thaupunkt.	Differenz.	Dunstdruck.	Dunstmenge.	Grane Wass. in 1 Cub.-Fuss Luft.
	December v. J.	— 3,15	— 4,90	1,75	1,70	0,86	2,41
	Januar . . .	+ 0,77	+ 1,40	0,63	2,39	0,83	3,42
	Februar . . .	— 0,10	— 3,75	3,65	2,22	0,73	2,63
	März	+ 4,44	— 1,45	5,89	3,25	0,61	3,46
	April	+ 8,27	— 0,95	9,22	4,45	0,46	3,23
	Mai	+12,04	+ 6,40	6,64	5,96	0,64	5,90
	Juni	+13,68	+ 7,95	5,71	6,77	0,64	6,57
	Juli	+16,06	+10,15	5,91	8,10	0,64	7,74
	August . . .	+14,35	+ 8,70	5,65	7,12	0,64	6,96
	September . .	+12,09	+ 4,70	7,39	6,00	0,56	5,11
	October . . .	+ 8,79	+ 3,85	4,94	4,63	0,67	4,83
	November . .	+ 2,31	— 0,40	2,71	2,72	0,79	3,48
	December . .	+ 2,73	— 0,30	3,03	2,82	0,77	3,53
	Kal.-Winter . .	+ 7,95	+ 3,90	4,05	4,69	0,66	4,85
	Met. Winter .	+ 7,46	+ 3,45	4,01	4,17	0,72	4,71
Met. J. Kal.-J.	Morgens . . .	+ 6,97	+ 0,05	6,92	4,00	0,56	3,55
	Mittags . . .	+10,66	+ 1,90	8,76	5,36	0,49	4,06
	Abends . . .	+ 7,24	+ 3,20	4,04	4,09	0,72	4,43
	Morgens . . .	+ 5,44	+ 1,95	3,49	3,53	0,75	4,20
	Mittags . . .	+10,22	+ 1,35	8,87	5,19	0,48	3,88
	Abends . . .	+ 6,79	+ 3,40	2,99	3,82	0,78	4,73
	Frühling . .	+ 8,25	+ 1,35	6,90	4,44	0,57	3,94
	Sommer . . .	+14,69	+ 8,93	5,76	7,31	0,61	6,43
	Herbst . . .	+ 7,73	+ 2,45	5,28	4,26	0,65	4,32
	Kal.-Winter . .	+ 1,13	— 2,10	3,23	2,46	0,75	3,02
	Met. Winter .	— 0,83	— 3,80	2,97	2,09	0,76	2,59
	Morgens . . .	+ 5,66	+ 1,35	4,31	3,60	0,70	4,00
	Mittags . . .	+11,71	+ 0,10	11,61	5,82	0,38	3,47
	Abends . . .	+ 7,10	+ 3,35	3,75	4,05	0,73	4,69
Met. W. Kal.-J. Herbst. Somm. Frühl.	Morgens . . .	+13,16	+ 9,03	4,02	6,43	0,73	7,22
	Mittags . . .	+17,38	+ 8,37	9,01	8,94	0,50	6,67
	Abends . . .	+13,65	+ 9,50	4,15	6,76	0,72	7,43
	Morgens . . .	+ 5,50	+ 2,40	3,10	3,55	0,77	4,36
	Mittags . . .	+10,66	+ 2,33	8,33	5,36	0,50	4,19
	Abends . . .	+ 7,01	+ 2,85	4,19	4,02	0,71	4,59
	Morgens . . .	— 0,33	— 2,35	2,02	2,18	0,84	2,96
	Mittags . . .	+ 2,89	— 2,20	5,09	2,86	0,64	2,96
	Abends . . .	+ 0,89	— 4,20	5,09	2,42	0,64	2,52
	Morgens . . .	— 2,45	— 4,00	1,55	1,81	0,87	2,60
	Mittags . . .	+ 1,15	— 3,75	4,90	2,47	0,65	2,62
	Abends . . .	+ 1,17	— 3,50	4,60	2,48	0,67	2,68

b) Besondere Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Dr. Rühle in Canstatt.

Tabelle LIX. Psychrometrische Resultate nach den 3 täglichen Beobachtungen.

1853. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Dessen Diff. von der Lufttemp.	Dunstdruck in paris. Linien. Mittlerer.	Höchster.	Tiefster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Grösster.	Kleinster.	Grane Wasser in 1 Kubik-Fuss Luft.
Jan.	+ 2,25	+ 3,11	0,86	+ 0,80	2,31	2,40	4,06 d. 13. Mitt.	1,39 d. 27. Mg.	0,77	0,99 d. 1. Mg.	0,51 11.u.17.Mt.	3,90
Febr.	— 1,36	— 0,89	0,47	— 2,25	1,36	1,84	2,73 d. 2. Mitt.	0,75 d. 26. Mg.	0,89	0,995 d. 3. Mg.	0,46 d. 26. Mitt.	3,04
März	— 0,22	+ 0,54	0,76	— 1,70	2,24	1,93	3,38 d. 14. Mitt.	1,26 d. 29. Mitt.	0,82	1,00 d. 11. Mg.	0,40 d. 29. Mitt.	3,18
April	+ 4,89	+ 6,18	1,29	+ 3,10	3,08	2,91	4,72 d. 30. Ab.	1,53 d. 14. Mg.	0,78	0,96 d. 12. Mg.	0,42 d. 29. Mitt.	4,68
Mai	+ 8,74	+10,75	2,01	+ 6,53	4,22	3,86	5,75 d. 25. Ab.	1,41 d. 9. Mitt.	0,71	0,985 d. 30. Ab.	0,24 d. 9. Mitt.	6,11
Juni	+12,19	+14,14	1,95	+10,62	3,52	5,35	8,53 d. 29. Ab.	3,67 d. 14. Mg.	0,76	0,96 d. 5. Ab.	0,47 d. 25. Mitt.	8,27
Juli	+13,50	+15,74	2,24	+11,80	3,94	5,87	8,53 d. 7. Ab.	4,04 d. 31. Mg.	0,74	0,96 3.Ab.14Mt.	0,43 d. 13. Mitt.	9,01
Aug.	+12,79	+14,92	2,13	+11,12	3,80	5,57	8,27 d. 22. Ab.	3,51 d. 11. Mitt.	0,75	0,96 d. 9. Ab.	0,39 d. 23. Mitt.	8,57
Sept.	+ 9,79	+11,34	1,55	+ 8,30	3,04	4,46	6,85 d. 2. Mitt.	2,77 d. 26. Ab.	0,79	0,985 d. 14. Ab.	0,43 d. 16. Mitt.	6,98
Oct.	+ 7,09	+ 8,08	0,99	+ 5,93	2,15	3,68	6,00 d. 1. Mitt.	2,20 d. 4. Mg.	0,84	0,99 d.30u.31A.	0,55 d.4. u.8.Mt.	5,83
Nov.	+ 2,48	+ 3,10	0,62	+ 1,50	1,60	2,54	4,55 d. 1. Mitt.	1,35 d. 30. Mg.	0,87	0,99 d. 15. Mg.	0,65 d. 20. Mitt.	4,12
Dec.	— 3,94	— 3,60	0,34	— 4,80	1,20	1,46	2,39 d. 6. Mitt.	0,51 d. 26. Mg.	0,90	0,995 d. 15. Mg. 4. u. 5. Ab.	0,68 d. 2. Mitt.	2,46
Jahr	+ 5,68	+ 6,95	1,27	+ 4,05	2,90	3,15	8,53 d. 29. Juni d. 7. Juli	0,51 d. 26. Dec.	0,79	1,00 d. 11. Mrz.	0,24 d. 9. Mai.	5,03

Die kleinste psychrometrische Differenz im Jahr trat ein den 11. März Morgens, wo beide Thermometer den gleichen Stand hatten, nämlich —1,5 bei einem auf 0 red. Barometerstand v. 27″ 8,59‴ und dickem Nebel; somit war die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt. Die grösste psychr. Diff. fand statt den 23. Aug. Mittags, wo das trockene Thermometer auf + 26,6, das feuchte auf + 18,6 stand, also Diff. 8,0 bei 27″ 3,44 Bar., somit Feuchtigkeitsgehalt der Luft = 39%. Am wenigsten enthielt die Luft aber an Feuchtigkeit am 9. Mai Mitt. bei einem Stand des trockenen Therm. von +11,8, und des feuchten von +5,7; Diff. beider 6,1, also, da der Barometerstand auf 27″ 3,53‴ stand, Feuchtigkeitsgehalt der Luft =24%.

Psychrometrische Resultate nach den 3 täglichen Beobachtungen.

1854. Monate.	Mittel des feuchten Thermometers.	Mittel des trockenen Thermometers.	Differenz beider.	Mittlerer Thaupunkt.	Diffrnz. Btl. von der Lufttemp.	Dunstdruck in paris. Linien. Mittlerer.	Höchster.	Tiefster.	Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Procenten. Mittlerer.	Grösster.	Kleinster.	Grane Wasser in 1 Cubik-Fuss Luft.
Jan.	— 0,44	+ 0,20	0,64	— 1,65	1,85	1,94	3,65 d. 30. Mitt.	0,93 d. 24. Mg.	0,85	0,995 d. 25. Ab.	0,62 d. 28. Mitt.	3,19
Febr.	— 1,20	— 0,55	0,65	— 2,40	1,85	1,81	3,38 d. 6. Mitt.	0,48 d. 15. Mg.	0,84	0,995 13. u. 20 A.	0,42 d. 28. Mitt.	3,00
März	+ 2,56	+ 3,94	1,38	+ 0,20	3,74	2,28	4,48 d. 10. Mitt.	1,29 d. 20. Mg.	0,73	0,98 d. 15. Mg.	0,35 d. 12. Mitt.	3,71
April	+ 5,23	+ 7,55	2,32	+ 1,90	5,65	2,63	4,96 d. 21. Mitt.	1,16 d. 13. Ab.	0,63	0,95 d. 2. Mg.	0,22 d. 13. Mitt.	4,26
Mai	+ 9,94	+11,98	2,04	+ 8,00	3,98	4,35	6,45 d. 15. Mitt.	2,47 d. 31. Mitt.	0,73	0,97 d. 28. Ab.	0,30 d. 31. Mitt.	6,82
Juni	+11,32	+13,21	1,89	+ 9,67	3,54	4,97	7,09 d. 25. Ab.	3,22 d. 3. Mg.	0,76	0,96 d. 26. Ab.	0,42 d. 1. Mitt.	7,72
Juli	+13,32	+15,41	2,09	+11,74	3,67	5,84	7,78 d. 24. Ab.	3,55 d. 30. Mg.	0,755	0,96 d. 28. Ab.	0,40 d. 23. Mitt.	8,97
Aug.	+11,76	+13,67	1,91	+10,15	3,52	5,16	7,22 d. 14. Ab.	3,04 d. 27. Mitt.	0,76	0,96 d. 29. Ab.	0,40 d. 27. Mitt.	7,99
Sept.	+ 8,75	+11,09	2,34	+ 6,20	4,89	3,76	6,14 d. 14. Ab.	1,85 d. 29. Mg.	0,675	0,96 d. 5. Mg.	0,29 d. 3. Mitt.	5,95
Oct.	+ 6,93	+ 8,37	1,44	+ 5,20	3,17	3,47	5,40 d. 10. Ab.	1,88 d. 29. Mg.	0,77	0,98 d. 10. Ab.	0,32 d. 7. Mitt.	5,51
Nov.	+ 1,35	+ 2,09	0,74	0,00	2,09	2,24	3,81 d. 2. u. 3. Mt.	0,95 d. 14. Mg.	0,84	0,99 d. 23. Ab.	0,47 d. 14. Mitt.	3,65
Dec.	+ 1,77	+ 2,55	0,78	+ 0,45	2,10	2,33	3,85 d. 15. Mg.	1,23 d. 30. Mg.	0,835	0,995 d. 17. Ab.	0,51 d. 30. Mitt.	3,78
Jahr	+ 5,94	+ 7,46	1,52	+ 3,96	3,56	3,13	7,78 24. Juli Ab.	0,48 15. Feb. Mg.	0,75	0,995 17. Dec. A.	0,22 13. Apr. Mt.	4,99

Die kleinste psychrometrische Differenz im Jahr kam vor den 25. Jan., den 13. und 20. Febr., den 17. Dec. je Abends, wo das feuchte Thermometer kaum noch merklich um 0,02 tiefer stand, als das trockene; die grösste Luftfeuchtigkeit betrug damals 99½ %. Die kleinste psychrometrische Differenz wurde notirt den 20. April Mittags, nämlich trockenes Thermometer + 18,5, feuchtes + 10,5, Differenz 8,0, Luftfeuchtigkeit bei auf 0 red. Bar. von 27″ 3,71‴ = 25 %. Die geringste Luftfeuchtigkeit kam aber vor den 13. April Mittags, nämlich 22 % bei trockenem Thermometer + 11,1, feuchtem Thermometer + 5,0, auf 0 red. Barometer von 27″ 10,08‴. Ueberhaupt zeichnete sich der Monat April durch grosse Lufttrockenheit aus, besonders vom 1. bis 20., in welcher Zeit bei + 8,48 des trockenen und + 5,67 des feuchten Thermometers und bei red. Barom. von 27″ 9‴, bei fast stets wolkenlosem Himmel (nur 10 % Bewölkung), die Luftfeuchtigkeit nur 56 % betrug. Eine Trockenheit, wie sie in den letzten 12 Jahren in keinem Monate vorkam. Auch der September und das erste Drittel des Octobers waren relativ ungewöhnlich trocken.

2) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle LX.

1853. Monate.	Mittlerer Stand des Therm.	Mittlerer Stand des Psychrom.	Differenz.	Mittlerer Barometerstand auf 0 reducirt.	Dunstspannung für d. Temp. des Therm.	Dunstspannung für d. Temp. des Psychr.	Wirklicher Dunstdruck.	Thaupunkt.	Diff. des Thaupunkts von der Temp.	Dunstmenge in Procenten.	Dunstgewicht in 1 Cub.-Luft nach Grans.
	t.	t'.	t-t'.	b.	e''.	e'.	e.				
Dec. 1852	3,77	3,20	0,57	309,2	3,08	2,94	2,75	2,40	1,37	0,89	4,39
Jan. 1853	1,53	0,98	0,55	307,9	2,55	2,43	2,25	0,05	1,48	0,88	3,63
Februar	—2,93	—3,10	0,17	304,3	1,73	1,71	1,66	—3,40	0,47	0,96	2,75
März . .	—1,71	—2,14	0,43	307,8	1,93	1,86	1,73	—2,95	1,24	0,90	2,86
April . .	3,30	2,84	0,46	308,2	2,96	2,85	2,69	2,15	1,15	0,91	4,32
Mai . .	8,08	6,96	1,12	308,1	4,37	4,00	3,62	5,73	2,25	0,83	5,62
Juni . .	11,27	9,92	1,35	308,6	5,63	5,07	4,61	8,72	2,55	0,82	7,12
Juli . .	13,65	11,65	2,00	310,5	6,77	5,80	5,11	10,02	3,63	0,75	7,71
August .	12,99	11,06	1,93	310,0	6,43	5,54	4,87	9,42	3,57	0,76	7,45
Septemb.	9,71	8,75	0,96	309,5	4,98	4,62	4,29	7,83	1,88	0,86	6,66
October .	7,44	6,36	1,08	308,7	4,16	3,80	3,43	5,07	2,37	0,82	5,37
November	1,44	1,05	0,39	310,2	2,53	2,45	2,32	0,40	1,04	0,92	3,77
Winter .	0,79	0,36	0,43	307,1	2,40	2,31	2,17	—0,35	1,14	0,90	3,51
Frühling	3,22	2,55	0,67	308,0	2,94	2,78	2,55	1,53	1,69	0,87	4,11
Sommer	12,64	10,88	1,76	309,7	6,26	5,46	4,85	9,48	3,16	0,77	7,37
Herbst .	6,20	5,39	0,81	309,5	3,76	3,52	3,24	4,40	1,80	0,86	5,12
Jahr . .	5,71	4,79	0,92	308,6	3,61	3,35	3,04	3,60	2,11	0,84	4,81
Dec. 1853	—4,27	—4,52	0,25	307,8	1,54	1,50	1,43	—5,10	0,83	0,93	2,40
Kal.-Wint.	—1,89	—2,21	0,32	306,7	1,90	1,85	1,75	—2,80	0,91	0,92	2,88
Kal.-Jahr	5,04	4,15	0,89	308,5	3,42	3,17	2,85	2,85	2,19	0,83	4,52
1854.											
Dec. 1853	—4,27	—4,52	0,25	307,8	1,54	1,50	1,43	—5,10	0,83	0,93	2,40
Jan. 1854	0,11	—0,56	0,67	308,7	2,22	2,13	1,93	—1,70	1,81	0,87	3,17
Februar	—2,65	—2,91	0,26	310,3	1,79	1,74	1,66	—3,40	0,75	0,93	4,20
März . .	1,87	1,04	0,83	312,4	2,62	2,45	2,17	—0,35	2,22	0,83	3,51
April . .	5,94	3,64	2,30	310,6	3,68	3,05	2,27	0,15	5,79	0,62	3,62
Mai . .	9,54	8,13	1,41	308,7	4,92	4,39	3,91	6,67	2,87	0,79	6,03
Juni . .	10,67	9,26	1,41	309,2	5,37	4,81	4,33	7,95	2,72	0,81	6,71
Juli . .	13,71	11,89	1,82	310,1	6,79	5,91	5,28	10,45	3,26	0,78	7,04
August .	12,04	10,52	1,52	310,8	5,98	5,31	4,78	9,18	2,86	0,80	7,34
Septemb.	10,37	8,04	2,33	312,0	5,25	4,36	3,36	4,83	5,54	0,64	5,20
October .	6,80	5,74	1,04	309,6	3,95	3,62	3,27	4,50	2,30	0,83	5,18
November	—0,16	—0,43	0,27	307,4	2,21	2,15	2,07	—0,90	0,74	0,94	3,38
Winter .	—2,27	—2,65	0,38	308,9	1,84	1,77	1,66	—3,40	1,13	0,90	2,74
Frühling .	5,78	4,27	1,51	310,5	3,63	3,21	2,70	2,20	3,58	0,74	4,26
Sommer .	12,14	10,56	1,58	310,0	6,02	5,32	4,78	9,18	2,96	0,79	7,29
Herbst .	5,67	4,45	1,22	309,7	3,60	3,25	2,83	2,75	2,92	0,79	4,50
Jahr . .	5,33	4,16	1,17	309,8	3,50	3,18	2,78	2,55	2,78	0,79	4,40
Dec. 1854	—0,01	—0,26	0,25	308,6	2,24	2,19	2,11	—0,70	0,69	0,94	3,43
Kal.-Wint.	—0,85	—1,21	0,39	309,2	2,08	2,01	1,89	—1,95	1,10	0,92	2,89
Kal. Jahr	5,69	4,51	1,18	309,9	3,61	3,27	2,87	2,95	2,74	0,80	4,57

3) Von Herrn Pfarrer Schiler zu Ennabeuren.

Tabelle LXI. Dunst-Verhältnisse.

1853. Monate.	Maximum des Psychromet.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Minimum des Psychromet.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Mittl. Lufttemperatur. t.	Mittl. Stand des Psychrometer. t'.	Differenz. t — t'.	Mittl. Barometerstand auf 0 red b.	Dunstspan. für d. mittl Lufttemp. e''.	Dunstspan. für d. Temp des Psychr. e'.	Dunstdruck. e.	Thaupunkt.	Diff. des Thaupunkts und der Lufttemperatur	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Grauen.
December 1852	6,5	9,2	2,7	— 4,2	— 4,0	0,2	2,72	1,68	1,04	307,7	2,82	2,58	2,24	—0,00	2,72	0,79	3,58
Januar . . .	5,7	6,5	0,8	— 5,7	— 5,5	0,2	0,38	—0,03	0,41	306,4	2,31	2,24	2,12	—0,60	0,98	0,91	3,42
Februar . .	0,0	0,2	0,2	— 9,6	— 9,4	0,2	—3,84	—4,21	0,37	302,7	1,60	1,55	1,46	—4,80	0,96	0,91	2,42
März . . .	4,0	6,2	2,2	— 9,0	— 8,8	0,2	—2,65	—3,29	0,64	306,1	1,78	1,68	1,49	—4,50	1,85	0,77	2,27
April . . .	8,2	12,3	4,1	— 4,8	— 3,5	1,3	2,77	1,67	1,10	306,4	2,83	2,58	2,22	—0,10	2,87	0,78	3,55
Mai	11,7	16,0	4,3	— 0,8	— 0,5	0,3	7,43	6,09	1,34	306,5	4,16	3,73	3,28	4,53	2,90	0,76	4,97
Juni	16,4	21,1	4,7	4,5	4,7	0,2	10,68	9,34	1,34	306,9	5,38	4,83	4,40	8,15	2,53	0,81	6,73
Juli	17,2	22,0	4,8	6,3	7,0	0,7	13,22	11,13	2,09	308,7	6,54	5,57	4,85	9,37	3,85	0,74	7,37
August . . .	16,2	22,5	6,3	6,0	6,5	0,5	12,48	10,55	1,93	308,3	6,18	5,32	4,60	8,70	3,78	0,74	7,00
September . .	13,2	14,5	1,3	2,0	2,5	0,5	9,05	7,99	1,06	308,0	4,73	4,39	3,99	7,97	1,08	0,84	6,19
October . .	11,0	11,8	0,8	— 1,0	— 0,8	0,2	6,49	5,77	0,72	307,0	3,85	3,63	3,45	5,13	1,36	0,89	5,42
November . .	6,5	7,0	0,5	— 5,5	— 5,3	0,2	0,65	0,25	0,40	308,5	2,37	2,29	2,16	—0,40	1,05	0,91	3,50
December . .	4,5	5,5	1,0	—14,9	—14,0	0,9	—5,48	—5,56	0,08	306,0	1,38	1,37	1,35	—5,70	0,22	0,90	2,09
Met. Winter .							—0,25	—0,85	0,60	305,6	2,19	2,08	1,90	—1,90	1,65	0,86	3,17
Frühling . .							2,52	1,49	1,03	306,3	2,77	2,54	2,20	—0,20	2,72	0,79	3,44
Sommer . .							12,13	10,34	1,79	308,0	6,02	5,24	4,63	8,77	3,36	0,76	7,01
Herbst . . .							5,39	4,67	0,72	307,8	3,52	3,32	3,08	3,77	1,62	0,84	4,70
Kal.-Winter .							—2,98	—3,27	0,29	305,0	1,72	1,68	1,60	—3,80	0,82	0,93	2,65
Kal.-Jahr . .							4,26	3,31	0,95	306,8	3,26	2,96	2,65	2,00	2,26	0,81	4,20
Met. Jahr . .							4,95	3,91	1,04	307,4	3,40	3,11	2,76	2,45	2,50	0,81	4,37

Dunst-Verhältniss.

1854. Monate.	Maximum des Psychromet.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differenz.	Minimum des Psychromet.	Gleichzeitige Lufttemper.	Differens.	Mittl. Lufttemperatur. t.	Mittl. Stand des Psychrometer t'.	Differenz. t—t'.	Mittl. Barometerstand auf 0 red. b.	Dunstspann. für d. mittl. Lufttemp. e''.	Dunstspann. für d. Temp. des Psychr. e'.	Dunstdruck. e.	Thaupunkt.	Diff. des Thaupunkts und der Lufttemperatur	Dunstmenge in Procent.	Dunstgewicht in Graden.
December 1853	4,5	5,5	1,0	—14,9	—14,0	0,9	—5,48	—5,56	0,08	306,0	1,38	1,37	1,35	—5,70	0,22	0,90	2,69
Januar . . .	3,4	3,6	0,2	—10,1	—10,0	0,1	—1,48	—1,98	0,50	307,0	1,96	1,88	1,73	—2,95	1,47	0,88	2,84
Februar . .	7,0	7,4	0,4	—13,4	—13,3	0,1	—3,41	—4,05	0,64	308,5	1,66	1,57	1,38	—5,50	2,09	0,84	2,32
März . . .	6,0	8,3	2,3	— 5,3	— 5,2	0,1	0,71	0,00	0,71	310,6	2,38	2,24	2,00	—1,30	2,01	0,84	3,25
April . . .	12,2	13,3	1,1	— 4,5	— 4,3	0,2	5,58	3,24	2,34	308,7	3,57	2,95	2,17	2,97	2,61	0,61	3,45
Mai	10,6	15,1	4,5	1,8	2,8	1,0	9,59	7,21	2,38	306,8	4,94	4,08	3,27	4,50	5,09	0,66	5,06
Juni	13,5	18,0	4,5	2,5	5,0	2,5	10,14	8,23	1,91	307,3	5,15	4,43	3,78	6,27	3,87	0,73	5,83
Juli	15,6	20,2	4,6	5,8	7,0	1,2	13,37	10,68	2,69	308,2	6,61	5,37	4,45	8,27	5,10	0,83	8,35
August . . .	13,5	18,5	5,0	4,5	6,5	2,0	11,55	9,16	1,39	309,0	5,76	4,77	3,30	4,60	6,95	0,57	5,02
September .	13,5	22,0	8,5	1,8	4,5	2,7	10,15	6,81	3,34	310,1	5,16	3,95	2,81	6,67	3,48	0,54	4,30
October . .	10,5	17,5	7,0	— 1,1	— 1,0	0,1	6,44	4,71	1,62	307,7	3,83	3,33	2,78	2,56	3,88	0,72	4,36
November . .	12,0	12,8	0,8	—10,4	— 9,8	0,6	—0,81	—1,46	0,65	305,5	2,09	1,97	1,78	—2,60	1,79	0,80	2,73
December . .	3,5	4,0	0,5	— 7,1	— 6,9	0,2	—0,56	—1,16	0,60	306,7	2,13	2,02	1,83	—2,30	1,74	0,86	3,01
Met. Winter .							—3,46	—3,86	0,40	307,2	1,65	1,59	1,47	—4,75	1,29	0,89	2,45
Frühling . .							5,29	3,46	1,82	308,7	3,49	3,00	2,39	0,75	4,54	0,67	3,71
Sommer . .							11,69	9,36	2,33	308,2	5,82	4,84	4,22	7,62	4,07	0,72	6,43
Herbst . . .							5,26	3,35	1,91	307,8	3,48	2,95	2,33	0,45	4,81	0,67	3,70
Kal.-Winter .							—1,82	—2,39	0,47	307,4	1,92	1,81	1,67	—3,35	1,53	0,87	2,74
Kal.-Jahr . .							5,10	3,44	1,66	308,0	3,44	3,00	2,44	1,00	4,10	0,71	3,87
Met. Jahr . .							4,69	3,08	1,61	308,0	3,33	2,90	2,36	0,60	4,09	0,71	3,76

11) Gewittererscheinungen und Hagelfälle.

a) Gewitter.

Die Zahl der sowohl zum Ausbruch gekommenen Gewitter, als auch der gewitterartigen Erscheinungen, nämlich der in der Ferne am Gesichtskreis vorüberziehenden im Ausbruch befindlichen Gewitter, sowie der durch Wetterleuchten zur Nachtzeit sich ankündigenden, in der Ferne im Ausbruch befindlichen Gewitter v. d. Beob.-Orten, gibt folgende Tabelle.

Tabelle LXII. 1833. 1834.

Orte.	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	Jahr	Januar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	Jahr
Mergentheim			1	2	4	5	3	1		16	1		2	2	3	3	3			14
Oberstetten			1	2	3	6	2	1		6			1	3	4	6	4		1	20
Amlishagen			1	6	4	5	4	1	1	19			1	3	5	5	4	1		14
Oehringen			1	3	6	3	1		1	22			1	4	11	3	1			12
T.-St. Heilbronn				7	7	8	6	1		33			1	6	11	8	6	1		31
T.-St. Bruchsal			1	4	9	10	5	1		25			1	3	10	10	5			27
Winnenden				6	3	7	3			15			1	6	7	7	3			20
Canstatt			1	4	5	5	3			26			1	6	6	5	3			27
Stuttgart			1	6	6	4	6	2	1	26			1	4	6	4	6	2		17
Hohenheim			1	6	4	1	6			9			1	6	3	2	6			20
Calw			1	6	3	4	6	1		15			1	6	3	4	6	1		8
Frendenstadt			1	6	8	6	5			27			1	6	3	6	5			19
Birkingen			1	6	7	9	8	1		27			1	6	3	6	8	1		26
Schopfloch			2	6	6	4	5			23			1	6	3	6	5			23
Ennabeuren			1	4	2	2	5			16			1	6	2	6	5			16
Heidenheim			1	3	6	6	4	1		29			1	6	3	6	4	1		29
Ulm			1	11	9	2	6	1		35			3	1	1	1	6	1		7
Mittelstadt			1	6	3	6	6			17				2	3	6	6			13
Reutlingen			1	5	4	6	5	1		20			1	4	4	6	5	1		14
Spaichingen			5	9	11	9	6	1	2	23			1	3	3	10	12	1	1	26
T.-St. Friedrichsh.																				
Issny																				

b) Gränzender Gewitter und stärkste Gewitter.

Tabelle LXIII.

Orte. 1853.	Erstes Gewitter.	Letztes Gewitter.	Tage dazwischen.	Stärkste Gewitter.
Mergentheim	28. Mai.	2. Sept.	97	30. Juni Abends.
Oberstetten	19. Mai.	26. Aug.	99	28. Mai. 29. 30. Juni.
Amlishagen	7. April.	26. Aug.	141	12. Mai. 30. Juni.
Oehringen .	27. April.	2. Sept.	128	
T.-St. Heilbr.	23. April.	3. Oct.	163	
Winnenden	12. Mai.	2. Sept.	113	21. Mai. 30. Juni.
Canstatt . .	7. April.	31. Aug.	146	30. Juni Mg. 3/4. Aug. Nachts.
Stuttgart .	17. Mai.	29. Aug.	154	22. 28. Mai. 30. Juni. 24. 26. Ag.
Hohenheim	7. April.	29. Aug.	144	30. Juni.
Calw . . .	26. Febr.	14. Oct.	230	21. 27. Mai. 30. Juni.
Freudenstadt	25. Mai.	29. Aug.	96	
Bissingen .	7. April.	2. Sept.	148	12. Mai. 17. Juni. 10. Juli.
Schopfloch .	7. April.	29. Aug.	144	12. Mai.
Ennabeuren	7. April.	29. Aug.	144	12. Mai. 30. Juni. 4. 24. Aug.
Heidenheim	7. April.	29. Aug.	144	7. Mai. 3. 4. Aug.
Ulm . . .	20. April.	29. Aug.	131	
Mittelstadt .	7. April.	23. Sept.	169	11. Mai. 30. Juni. 15. Juli.
Reutlingen .	12. Mai.	29. Aug.	109	12. 28. Mai. 30. Juni.
Spaichingen	8. April.	29. Aug.	145	3/4. August.
T.S. Friedrichsh.	12. Mai.	23. Sept.	134	
Issny . . .	7. April.	14. Oct.	190	12. 16. Mai. 18. Juli. 3. 4. 31. Ag. 23. Sept.
1854.				
Mergentheim	22. April.	27. Aug.	127	22. August.
Oberstetten	30. Jan.	3. Oct.	245	24. Mai. 18. Juni. 22. Aug.
Amlishagen	15. Mai.	3. Oct.	141	18. Juni. 22. Aug.
Oehringen .	6. Mai.	3. Oct.	150	
T.-St. Heilbr.	1. Juni.	7. Aug.	67	
T.-S. Bruchsal	1. Juni.	23. Sept.	114	
Winnenden	15. März.	3. Oct.	202	
Canstatt . .	16. April.	2. Sept.	139	1/4. Mai. 26. Juni.
Stuttgart .	15. März.	25. Aug.	163	21. Mai. 27. Juli.
Hohenheim	15. März.	4. Aug.	142	26. Juni.
Calw . . .	16. April.	1. Aug.	107	24. Mai. 26. Juni.
Freudenstadt	17. April.	15. Aug.	130	
Bissingen .	17. April.	23. Sept.	159	24. Mai.
Schopfloch .	16. März.	23. Sept.	191	
Ennabeuren	15. März.	25. Oct.	224	
Heidenheim	27. April.	3. Oct.	159	
Ulm . . .	17. April.	3. Oct.	169	
Mittelstadt	15. März.	22. Aug.	160	
Reutlingen	8. Mai.	4. Aug.	88	24. Mai.
Spaichingen	17. April.	1. Aug.	106	24. Mai.
T.S. Friedrichsh.	8. Mai.	22. Aug.	106	
Issny . . .	11. April.	3. Oct.	175	13. Mai. 26. 27. 31. Juli. 22. Ag. 15. Sept.

dieſe nur für Fabrikarbeiter und Dienſtboten beſtimmt glaubt. Dies iſt offenbare Unvernunft, aber, wie wir glauben, leicht zerſtörbare Unvernunft. Man trenne nur, weil doch einmal das Vorurtheil beſteht, die für die höhern Stände beſtimmten Sparkaſſen von den als Armenanſtalten benützten, und erkläre dies deutlich. Man ſetze kein Maximum der Einlage oder wenigſtens ein ſehr hohes; nehme auch, obgleich dies von zweifelhafterem Nutzen ſeyn möchte, ein etwas bedeutenderes Minimum der niederſten erlaubten Einlage. Man verſage ſich etwa noch freiwillige Verwaltung, wenn dieſe den Schein von Almoſen haben möchte, und ſetze bezahlte Verwalter, einen Geſellſchaftsausſchuß, Verſammlungen der Theilnehmer. Endlich benenne man ſie, wenn dieſe Kinderei Jemand beruhigen kann, mit einem andern Namen; geſtatte vielleicht gar (für den Anfang wenigſtens) nur Mitgliedern gewiſſer höherer Stände den Beitritt. Gewiß, man dürfte eine Wette eingehen, daß bald die Theilnahme wachſen, die Einſicht ſich verbreiten würde, und daß alsdann alle dieſe vorläufigen Einſchmeichlungsmittel als ganz überflüſſig und ſelbſt lächerlich erſchienen. Es wäre vielleicht möglich, nach und nach die Anſicht, daß Nichttheilnahme unehrenhaft ſey, an die Stelle des jetzigen falſchen Ehrgefühls zu ſetzen.

Der zweiten von uns oben charakteriſirten Klaſſe von Verſorgungsanſtalten, derjenigen nämlich, welche gewiſſen Perſonen nach dem Tode einer andern Perſon Vortheile verſchaffen ſollen, liegt ein ſehr natürlicher Wunſch zu Grunde. Es iſt ein quälender Gedanke für jeden Familienvater, welcher zwar, ſo lange er lebt, im Stande iſt, von ſeinem perſönlichen Einkommen ſeine Familie ſtandesgemäß zu unterhalten und zu erziehen, der aber kein bedeutendes Vermögen beſitzt und auch von dieſem Einkommen auf gewöhnlichem Wege entweder nichts zurückzulegen hoffen darf, oder wenigſtens eine längere Reihe von Jahren zu ſammeln hat; es iſt für einen Solchen, ſagen wir, ein drückender Gedanke, im Falle eines frühen Todes die Seinigen in beſchränkter Lage zurückzulaſſen, ſo daß ſie ſich gewohnte und zum anſtändigen Leben gehörige Genüſſe verſagen, ihre höhere Erziehung nicht vollenden, wohl gar auf eine tiefere Stufe der geſellſchaftlichen Hierarchie treten ſollen. Solche Verhältniſſe ſind aber ſehr häufig gerade bei den Mittelſtänden. Sie kommen vor bei Beamten aller

c) Besondere Beobachtungen über Gewitter von Hrn. O.-Amtsarzt Dr. Müller in Calw.

Tabelle LXIV.

Gewitter.

1853.	Gewittertage.	Zahl der Gewitter: nahe.	ferne.	zusammen.	Taggewitter.	Nachtgewitt.	Mit Graupeln.	Mit Schlossen	Richtung der Gewitter.
Januar .									
Februar .	1		1	1		1			Unbestimmt 1.
März .									
April .	1		1	1		1			Unbestimmt 1.
Mai . .	7	6	2	8	6	2	1	2	NW—SO 1. SO—NW 4. W—O 1. Unbestimmt 2.
Juni . .	4	3	2	5	4	1		1	NW—SO 1. SW—NO 2. Unbest. 2.
Juli . .	4	4		4	3	1			S—N1. SW—NO 2. W—O 1.
August .	6	5	2	7	4	3			S—N1. SW—NO 4. Unbestimmt 2.
September	2	1	2	3		3			Unbestimmt 3.
October	1		1	1		1			Unbestimmt 1.
November									
December									
Jahr . .	26	19	11	30	17	13	1	3	NW—SO 2. SO—NW 1. S—N 2. SW—NO 8. W—O 2. Unbestimmt 12.

Erstes Gewitter am 26. Februar Abends 7 Uhr.
Letztes Gewitter am 14. October Abends 9 Uhr.
Stärkste Gewitter am 21. Mai Nachmitt., 27. Mai Ab., 30. Juni, Mg. u. Ab.

1854.									
Januar .									
Februar .									
März . .									
April . .	2	1	1	2	2				NO—SW 1. Unbestimmt 1.
Mai . .	4	5		5	5			1	N—S 2. S—N 2. SW—NO 1.
Juni . .	4	4	1	5	5			1	NO—SW 1. S—N 1. SW—NO 2. Unbestimmt 1.
Juli . .	6	6	2	8	6	2			N—S 2. NW—SO 2. SW—NO 2. Unbestimmt 2.
August .	1		1	1	1				Unbestimmt 1.
September									
October .									
November									
December									
Jahr . .	17	16	5	21	19	2		2	N—S 1. NO—SW 2. S—N 3. SW—NO 5. NW—SO 2. Unbestimmt 5.

Erstes Gewitter am 16. April Nachmittags 3 Uhr.
Letztes Gewitter am 1. August Mittags 2 Uhr.
Stärkste Gewitter am 24. Mai Abends 6½—10 Uhr, 26. Juni Abends 5¼ Uhr.

d) Hagelfälle.

Wir geben nach den Erhebungen des K. statist.-topogr. Bureau nachstehendes Verzeichniss der Hagelschläge nach Bezirken und Gemeinden, wobei die Zahlen die Anzahl der Morgen, welche verheert wurden, und zwar in der Art bezeichnen, dass dadurch die auf totale Verwüstung reducirte Morgenzahl bezeichnet wird. Wenn z. B. eine Anzahl von Morgen die Hälfte des Betrags verloren hatte, so wurde blos die Hälfte der beschädigten Morgenzahl als total verhagelt aufgenommen.

1) 1853.

25. April. **Bezirk Laupheim, Gemeinde Steinenberg** (153). G. Essendorf (71).

12. Mai. **B. Reutlingen**, G. Pfullingen (651), G. Genkingen (275). **B. Heidenheim**, G. Söhnstetten (62). **B. Geislingen**, G. Donzdorf (18). **B. Rottenburg**, G. Bodelshausen (362). **B. Göppingen**, G. Reichenbach (321 u. 30. Juni), G. Salach (23), G. Uhingen (198), G. Göppingen (759), G. Betzgenrieth (180), G. Bartenbach (181), G. Krettenhof (33), G. Lerchenberg (7), G. Birenbach (176), G. Zell (81), G. Ebersbach (257), G. Faurndau (383), G. Grosseislingen (335), G. Krumwälden (33), G. Jebenhausen (301), G. Kleineislingen (78), G. Rechberghausen (220 u. 30. Juni), G. Oberhausen (56 u. 30. Juni), G. Schlosshof (29 u. 30. Juni). **B. Gmünd**, G. Bartholomäi (24 u. 30. Juni), G. Hesselschwang (17), G. Kitzinghof (1), G. Möhnhof (9), G. Spreitbach (4), G. Herlikofen (21). **B. Welzheim**, G. Lorch (206), G. Unterkirneck (65), G. Oberkirneck (73), G. Seemühle (3), G. Wäschenbeuren (1180), G. Wäschenhof (9), G. Lindenbronn (18).

4. Juni. **B. Tübingen**, G. Tübingen (9).

5. Juni. **B. Tübingen**, G. Ofterdingen (40). **B. Nürtingen**, G. Nürtingen (81).

13. Juni. **B. Heilbronn**, G. Grossgartach (276).

20. Juni. **B. Neresheim**, G. Goldburghausen (414).

23. Juni. **B. Tübingen**, G. Altenburg (510).

29. Juni. **B. Waiblingen**, G. Oppelsbohn (152).

30. Juni. **B. Rottenburg**, G. Ofterdingen (95). **B. Tübingen**, Dusslingen (157), G. Jettenburg (130), G. Imenhausen (94). **B. Reutlingen**, G. Reutlingen (91), G. Ohmenhausen (496), G. Wannweil (338). **B. Nürtingen**, G. Aich (114), G. Neuenhaus (111), G. Wolfschlugen (783). **B. Urach**, G. Mittelstadt (219), G. Reicheneck (44). **B. Böblingen**, G. Aidlingen (468), G. Dagersheim (259), G. Darmsheim (125), G. Ehningen und Mauer (100), G. Holzgerlingen (481), G. Sindelfingen (524), G. Weilimschönbuch (1010). **B. Stuttgart**, G. Bonlanden (403). **B. Waiblingen**, G. Buoch (127), G. Reichenbach (71), G. Steinach (129). **B. Göppingen**, G. Holzhausen (243), G. Niederwälden (48), G. Ober-

walden (132), G. Rechbergshausen (s. 12. Mai), G. Oberhausen (s. 12. Mai), G. Schlosshof (s. 12. Mai), G. Reichenbach (s. 12. Mai), G. Wangen (176). B. Esslingen, G. Berkheim (24), G. Deizisau (546), G. Denkendorf (204), G. Köngen (1743), G. Nellingen (279), G. Obereslingen (63), G. Pfauhausen (330), G. Plochingen (183), G. Steinbach (143). B. Schorndorf, G. Grunbach (340), G. Hegenlohe (95), G. Höslinswarth (108), G. Schlichtern (50), G. Kottweil (103). B. Gmünd, G. Barthelomäi (s. 12. Mai), G. Hesselschwang (s. 12. Mai), G. Kitzinghof (s. 12. Mai), G. Mohnhof (s. 12. Mai), G. Spreitbach (s. 12. Mai), G. Herlighofen (s. 12. Mai). B. Neckarsulm, G. Oedheim (664), G. Degmarn (174), G. Kochendorf (663).

1. Juli. B. Spaichingen, G. Egesheim (254).

10. Juli. B. Spaichingen, G. Königsheim (208), G. Nusplingen (716), G. Egesheim (s. 1. Juli). B. Ehingen, G. Niederhofen (289), G. Oberdischingen (1044), G. Oepfingen (643), G. Pfraunstetten (354), G. Reichenstein (292), G. Rechtenstein (282), G. Schlechterfeld (486), G. Schwörzdorf (271), G. Thalheim (311), G. Gamerschwang (414), G. Ehingen (2055), G. Allmandingen (1218), G. Altsteusslingen (748), G. Altheim (909), G. Baach (274), G. Bergach (318), G. Blienshofen (176), G. Brühl (106), G. Dächingen (1300), G. Dettingen (238), G. Donaurieden (220), G. Granheim (1112 u. 24. August), G. Hausen (273), G. Henfelden (326), G. Kirchen (852), G. Lautrach (613), G. Mundingen (933 u. 24. August), G. Mühlen (216), G. Nasgenstadt (204). B. Münsingen, G. Aichstetten (512), G. Anhausen (829), G. Bach (131), G. Emeringen (309), G. Erbstetten (775), G. Unterwilzingen (302), G. Gauingen (687), G. Hochberg (271), G. Geissingen (740), G. Gossenzugen (116), G. Hayingen (2144), G. Ehrenfels (172), G. Oberwilzingen (704), G. Feldstetten (793), G. Indelhausen (291), G. Maisenburg (138), G. Pfronstetten (945), G. Sonderbuch (793), G. Tigerfeld (1190), G. Wilsingen (221), G. Zwiefalten (113). B. Blaubeuren, G. Ringingen (1107), G. Steinenfeld (81).

10. Juli und 24. August. B. Ulm, G. Einsingen (739), G. Grimmelfingen (525), G. Söflingen (447), G. Harthausen (44), G. Ulm (953).

12. Juli. B. Laupheim, G. Wiblingen (504).

14. Juli. B. Reutlingen, G. Reutlingen (402).

25. Juli. B. Sulz. G. Dornhan (253). B. Oberndorf, G. Fluorn (1289), G. Heiligenbronn (100), G. Peterzell (80), G. Römlinsdorf (663), G. Waldmössingen (690), G. Winzeln (1212). B. Nürtingen, G. Hammetweil (15). B. Ludwigsburg, G. Geisingen (76). B. Besigheim, G. Grossingersheim (263).

29. Juli. B. Leutkirch, G. Leutkirch (1124), G. Herlighofen (570), G. Reichenhofen (107).

30. Juli. B. Nagold, G. Ehningen (148), G. Miedersbach (157),

G. Pfrondorf (85), G. Rothfelden (139). B. Tübingen G. Mähringen (201), G. Nehren (637).

3. August. B. Riedlingen, G. Wilflingen (212). B. Laupheim G. Baltringen (265), G. Mietingen (319).

24. August. B. Spaichingen, G. Aixheim (397), G. Aldingen (326), G. Heilingen (910), G. Hohenberg (54), G. Denkingen (506), G. Frittlingen (456), G. Gosheim (698), G. Oberuhein (749), G. Wehingen (668). B. Ehingen, G. Emmahofen (251), G. Grözingen (250), G. Granheim (s. 10. Juli), G. Mundingen (s. 10. Juli), G. Weilersteusslingen (97). B. Riedlingen, G. Dürrenwaldstetten (483), G. Egelfingen (353), G. Emerfeld (381), G. Ittenhausen (592), G. Upflamör (181). B. Balingen, G. Oberdigisheim (506), G. Hossingen (461), G. Laufen (140), G. Lautlingen (14), G. Thierberg (19). B. Laupheim, G. Bussmannshausen (213), G. Göglingen (276), G. Grosschaffhausen (162), G. Orsenhausen (240), G. Siessen-Weihungszell (180), Harenhausen (130), Grubach (23), Jetzhöfen (13), G. Wolpertshofen (169). B. Ulm, G. Ulm (s. 10. Juli), G. Einsingen (s. 10. Juli), G. Ehrenstein (26), G. Grimmelfingen (s. 10. Juli), G. Jungingen (175), G. Oberhaslach (3), G. Unterhaslach (101), G. Kesselbronn (28), G. Lehr (47), G. Söflingen (s. 10. Juli), G. Harthausen (s. 10. Juli), G. Obertailfingen (6), G. Böfingen (103), G. Oerlingen (36). B. Blaubeuren G. Arnegg (43), G. Beiningen (177), G. Ehrstetten (245), G. Ermingen (156), G. Schaffelklingen (113), G. Hausen (275), G. Muschenwang (26), G. Markbronn (340), G. Pappelau (247).

26. August. B. Tuttlingen, G. Trossingen (377).

29. August. B. Esslingen, G. Esslingen (484). B. Stuttgart, G. Birkach (137), G. Rüdenberg (43), G. Heumaden (171), G. Kemnath (179), G. Ruith (162). B. Canstatt, G. Hedelfingen (286), G. Obertürkheim (152), G. Rothenberg (84), G. Stetten (427), G. Uhlbach (266), G. Wangen (117).

2) Jahr 1854.

24. Mai. B. Tuttlingen, G. Tuttlingen (338), G. Nendingen (312). B. Calw, G. Althengstett (369), G. Gächingen (407), G. Ostelsheim (155). B. Rottenburg, G. Niedernau (191), G. Weiler (54). B. Herrenberg, G. Herrenberg (445), G. Oberndorf (174). B. Leonberg, G. Merklingen (370).

31. Mai. B. Waldsee, G. Einthürnen (663), G. Haidgau (271), G. Oberespendorf (229), G. Unterespendorf (346). B. Biberach, G. Mittelbiberach (183).

18. Juni. B. Freudenstadt, G. Böffingen (381), G. Dietersweiler (312), G. Glatten (901), G. Lembach (972), G. Lossburg (Oedenwald und Bücherberg) (487), G. Neuneck (123), G. Roth (157), G. Schopfloch (951), G. Thumlingen (265), G. Wittendorf (438). B. Horb, G. Altheim

u. Gündringen (132), G. Salzstetten (679). B. Nagold, G. Heiterbach (170). B. Herrenberg, G. Mözingen (686), G. Nebringen (542), G. Oeschelbronn (861).

20. Juni. B. Reutlingen, G. Genkingen (341), G. Undingen (222). B. Stuttgart, G. Bonlanden (244), G. Obersielmingen (186), G. Untersielmingen (389 u. 4. Juli).

24. Juni. B. Nürtingen, G. Aich (106).

26. Juni. B. Leonberg, G. Schöckingen (298), G. Dizingen (455), G. Höfingen (502), G. Hirschlanden (610), G. Münchingen (440), G. Mauern (133). B. Ludwigsburg, G. Schwieberdingen u. Nippenburg (36).

4. Juli. B. Herrenberg, G. Gültstein (902), G. Mözingen (s. 18. Juni), G. Nebringen (s. 18. Juni), G. Oeschelbronn (s. 18. Juni). B. Stuttgart, G. Bernhausen (356), G. Plattenhard (626), G. Scharnhausen (280), G. Stetten (368), G. Untersielmingen (s. 22. Juni). B. Cannstatt, G. Schönbach (91). B. Esslingen, G. Altbach (88), G. Berkheim (760), G. Deizisau (185), G. Sirnau (142), G. Esslingen (532), G. Denkendorf (419), G. Hegensberg (347), G. Nellingen (882), G. Neuhausen (596), G. Oberesslingen (623), G. Zell (232). B. Schorndorf, G. Schorndorf (601), G. Baltmannsweiler (379), G. Hohengehren (373), G. Schlichtern (338), G. Thomashart (270), G. Weiler (249). B. Welzheim, G. Haghof (136), G. Manholz (272), G. Rienharz (475).

5. Juli. B. Böblingen, G. Weilimschönbuch (277).

8. Juli. B. Nürtingen, G. Aich (s. 24. Juni).

11. Juli. B. Laupheim, G. Dietenheim (513), G. Neuhausen (6), G. Hörenhausen (789), G. Jetzhöfe (72).

26. Juli. B. Freudenstadt, G. Wörnersberg (163). B. Nagold, G. Beibingen (78), G. Spielberg (111). B. Riedlingen, G. Friedingen (648). B. Münsingen, G. Münsingen (478), G. Apfelstetten (177), G. Heuhof (130), G. Bremelau (239), G. Buttenhausen (195). B. Urach G. Ohnastetten (253). B. Blaubeuren, G. Ermingen (406), G. Marchbronn (192), G. Pappelau (240), G. Ringingen (206), G. Schmiechen (12), G. Sozenhausen (85). B. Ulm, G. Söflingen (72), G. Harthausen (136), G. Reuendorf (113).

4. August. B. Reutlingen, G. Reutlingen (176).

22. August. B. Rottweil, G. Dautmergen (31).

12) Allgemeine Witterungserscheinungen.

a) Nach den Stuttgarter Beobahtungen.

Die Zahl der klaren, trüben, gemischten und Nebeltage mit den 20jährigen Mitteln von 1825—44 gibt die folgende Tabelle; unter klaren

Tabelle LXV.

Monate.	Klare Tage.			Trübe Tage.			Gemischte Tage.			Nebel-Tage.			Mittlere Bewölk.	
	1853	1854	20jähr. Mittel.	1853	1854	20jähr. Mittel.	1853	1854	20jähr. Mittel.	1853	1854	20jähr. Mittel.	1853	1854
Dec. d. vor. J.	8	7		4	11		19	13		10	26		2,76	3,06
Januar . .	4	9	4,55	8	5	10,25	19	17	15,85	25	16	16,70	2,96	2,66
Februar . .	1	4	7,35	15	5	5,50	12	19	15,50	28	16	15,90	3,31	2,95
März . . .	6	14	7,50	11	4	6,35	14	13	16,60	30	21	12,70	2,64	2,30
April . . .	3	17	10,35	4	3	4,45	23	10	14,70	17	16	9,70	3,09	1,95
Mai . . .	6	9	12,45	5	2	2,55	20	20	15,90	6	5	1,40	2,87	2,72
Juni . . .	9	5	11,25	6	5	1,80	15	20	16,95	2		0,80	2,83	2,89
Juli . . .	12	12	12,82	1	1	1,60	18	18	16,55	1	4	1,40	2,23	2,29
August . .	14	12	13,30	2	2	2,25	15	17	15,65		5	2,90	2,18	2,41
September .	14	22	12,55	4		3,20	12	8	14,35	9	15	7,90	2,27	1,32
October . .	11	10	2,60	4	8	5,15	16	13	16,65	17	12	14,50	2,33	2,39
November .	2	1	4,70	11	13	8,70	17	16	16,60	30	16	15,30	3,32	3,11
December .	7	3	4,70	11	8	9,90	13	20	16,60	26	10	17,90	3,06	3,17
Kal.-Jahr .	89	118	111,20	82	56	66,05	194	191	193,75	191	136	117,10	2,76	2,51
Met. Jahr .	90	122		75	59		200	184		175	152		2,73	2,50

Tagen sind solche verstanden, an denen der Himmel nie ganz bewölkt war, unter trüben, an denen derselbe stets bedeckt war, unter gemischten, an denen theilweise eine gänzliche Bedeckung vorkam. Die mittlere Bewölkunge ist nach derjenigen Scala der Bewölkung berechnet, wobei klar 4 = 0, klar 3 = 1, klar 2 = 2, klar 1 und trüb 1 = 3, trüb 2. 3. und 4 = 4 angenommen ist, und aus diesen Zahlen das arithmetische Mittel gezogen wurde.

Tabelle LXVI.

b) Von den Beobachtungsorten.

Orte.	Klare Tage.		Trübe Tage.		Gemischte Tage.		Nebeltage.		Höhenrauch.	
	1853	1854	1853	1854	1853	1854	1853	1854	1853	1854
Mergentheim . .	72	105	140	115	153	145	131	57		8. Juni.
Oberstetten . . .	88	121	119	122	158	94	72	36	1. 4. Juni.	19. 20. Mai 8. 10. 24. 25. 28. Juni.
Amlishagen . . .	99	141	136	111	130	113	75	38		
Oehringen . . .	108	136	104	102	153	127	44	20		
Heilbronn . . .	53	109	174	103	129	149	46	19		
Bruchsal		81		64		69		34		1.
Winnenden . . .	101	127	82	61	152	177	56	44		
Canstatt	88	118	130	80	147	167	37	24	2 im August.	
T.-St. Stuttgart .	89	118	82	56	194	191	191	136		
Hohenheim . . .	73	103	166	146	126	116	26	22		8. Juni.
Calw	101	125	104	84	160	156	128	92	2 im Mai 3 im Juli.	2 im Apr. 3 im Mai 4 im Jun. 1 im Aug. 1 im Sept.
Freudenstadt . .	88	112	146	116	113	112	4			
Bissingen	137	148	65	63	163	154	62	32		
Schopfloch . . .	177	198	41	32	147	135	150	127		
Ellwangen . . .	83	103	51	41	231	221	89			
Heidenheim . . .	78	109	191	160	96	96	73			
T.-St. Ulm . . .		118		111		136		30		
Mittelstadt . . .	83	110	130	97	152	158	117	95		
Reutlingen . . .	92	97	144	141	129	127	98		20. September.	im Juni 1.
Spaichingen . . .	83	104	65	59	217	202	83			
T.-St. Friedrichshaf.	76	104	131	107	143	152	24	41		
Issny	110	120	64	139	65	106	44	10	28. Juli.	10. Mai.

c) Zusammenstellungen einzelner Beobachter.

1) Von Hrn. Pfarrer Kommerell zu Schopfloch.

Tabelle LXVII. Bewölkung des Himmels in Procenten.

1853. Monate.	Nach den Tageszeiten.				Nach den Winden.									
	Morgens.	Mittags.	Abends.	Medium.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O—N	W—S
Dec. 1852 .	0,53	0,56	0,50	0,53	0,83	0,90		0,12	0,38	0,55	0,62	100	0,54	0,53
Januar 1853	0,68	0,61	0,66	0,65	0,96	0,70	0,33	0,37	0,44	0,75	0,68	0,76	0,55	0,68
Februar . .	0,87	0,81	0,80	0,83	100	0,91	0,77	0,54	0,50	0,77	0,77	100	0,87	0,78
März . . .	0,68	0,68	0,68	0,68	0,92	0,55	0,55	0,23	0,53	0,72	0,80	100	0,61	0,88
April . . .	0,75	0,73	0,79	0,77	0,60	0,50	0,35		0,66	0,78	0,92	0,72	0,52	0,81
Mai . . .	0,58	0,62	0,55	0,58	0,57	0,44	0,44	0,54	0,49	0,71	0,64	0,96	0,47	0,71
Juni . . .	0,61	0,65	0,64	0,63	0,74	0,65	0,21	0,26	0,27	0,60	0,77	0,87	0,51	0,70
Juli . . .	0,44	0,38	0,43	0,40	0,45	0,22	0,20	0,10	0,57	0,35	0,57	0,45	0,20	0,50
August . .	0,38	0,40	0,47	0,41	0,57	0,37	0,18	0,25	0,14	0,41	0,69	0,65	0,34	0,46
September .	0,40	0,41	0,43	0,41	0,47	0,30	0,26	0,15	0,35	0,57	0,57	0,36	0,28	0,51
October . .	0,46	0,44	0,37	0,42	100	0,83	0,33	0,20	0,34	0,45	0,55	0,60	0,37	0,45
November .	0,69	0,55	0,54	0,59	0,85	0,60	0,73	0,57	0,49	0,30	0,76	0,39	0,64	0,48
Winter . .	0,69	0,66	0,65	0,67	0,93	0,84	0,55	0,34	0,44	0,69	0,69	0,92	0,65	0,66
Frühling . .	0,67	0,68	0,67	0,68	0,70	0,50	0,45	0,39	0,56	0,74	0,79	0,89	0,53	0,80
Sommer . .	0,48	0,48	0,51	0,48	0,65	0,41	0,20	0,20	0,33	0,45	0,68	0,66	0,35	0,55
Herbst . .	0,52	0,47	0,45	0,47	0,77	0,58	0,44	0,31	0,39	0,44	0,63	0,45	0,43	0,48
Jahr . . .	0,59	0,57	0,57	0,57	0,76	0,58	0,41	0,31	0,43	0,58	0,70	0,73	0,49	0,62
Dec. 1853 .	0,60	0,52	0,48	0,53	0,60	0,84	0,61	0,27	0,72	0,69	0,50	0,05	0,54	0,53
Kal.-Winter .	0,72	0,65	0,65	0,67	0,85	0,82	0,57	0,39	0,55	0,74	0,65	0,60	0,65	0,66
Kal.-Jahr .	0,60	0,57	0,57	0,58	0,74	0,58	0,41	0,32	0,46	0,59	0,69	0,65	0,49	0,62

Bewölkung des Himmels in Procenten.

1854. Monate.	Nach den Tageszeiten.				Nach den Winden.									
	Morgens.	Mittags.	Abends.	Medium.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	O—N	W—S
Dec. 1853 .	0,60	0,52	0,48	0,53	0,60	0,84	0,61	0,27	0,72	0,69	0,50	0,05	0,54	0,53
Januar 1854	0,49	0,47	0,49	0,48	0,20		0,37	0,40	0,39	0,55	0,73	0,20	0,39	0,54
Februar . .	0,75	0,71	0,69	0,72	0,66	0,20	0,52	0,39	1,00	0,67	0,87	0,93	0,43	0,86
März . . .	0,44	0,41	0,37	0,41	0,42	0,31	0,04	0,00	0,50	0,46	0,69	0,67	0,21	0,60
April . . .	0,35	0,42	0,35	0,37	0,49	0,23	0,05	0,05	0,27	0,71	0,46	0,55	0,18	0,53
Mai . . .	0,56	0,56	0,57	0,56	0,76	0,57	0,31	0,50	0,38	0,60	0,80	0,81	0,52	0,60
Juni . . .	0,71	0,68	0,69	0,70	0,74	0,50	0,50	0,72	0,72	0,69	0,78	0,87	0,61	0,74
Juli . . .	0,47	0,53	0,48	0,49	0,69	0,37	0,20	0,10	0,48	0,55	0,71	0,53	0,37	0,59
August . .	0,52	0,54	0,51	0,52	0,53	0,30	0,02	0,30	0,66	0,54	0,58	0,67	0,36	0,59
September .	0,27	0,21	0,21	0,23	0,17	0,05	0,02	0,00	0,03	0,33	0,44	0,81	0,06	0,44
October . .	0,70	0,58	0,62	0,63	0,96	0,67	0,39		0,53	0,65	0,66	0,85	0,61	0,64
November .	0,77	0,71	0,83	0,77	0,53	0,67	0,78	0,76	0,66	0,91	0,79	0,73	0,71	0,81
Winter . .	0,61	0,57	0,55	0,58	0,49	0,52	0,50	0,35	0,70	0,64	0,70	0,39	0,45	0,64
Frühling . .	0,45	0,46	0,43	0,45	0,56	0,37	0,13	0,18	0,38	0,59	0,65	0,68	0,30	0,58
Sommer . .	0,57	0,58	0,56	0,57	0,65	0,32	0,25	0,37	0,62	0,59	0,69	0,69	0,45	0,64
Herbst . .	0,58	0,50	0,55	0,54	0,55	0,46	0,40	0,38	0,41	0,63	0,63	0,80	0,46	0,63
Jahr . . .	0,55	0,53	0,52	0,53	0,56	0,42	0,32	0,32	0,53	0,61	0,67	0,64	0,42	0,62
Dec. 1854 .	0,83	0,85	0,85	0,84	0,98	0,60	0,30	0,00	0,91	0,84	0,87	0,83	0,70	0,86
Kal.-Winter .	0,69	0,68	0,68	0,68	0,61	0,40	0,40	0,26	0,77	0,69	0,82	0,65	0,51	0,75
Kal.-Jahr .	0,57	0,55	0,55	0,56	0,59	0,39	0,30	0,30	0,50	0,63	0,70	0,71	0,43	0,65

Bemerkungen zu Tabelle LXVII.

1) Für 1853.

Bewölk. u. d. Tageszeiten Max. 0,59 Morg. (0,60) Min. 0,57 Mitt. u. Ab.
Nach den Monaten Max. 0,83 im Februar. Min. 0,40 im Juli.
N. d. Jahreszeiten Max. 0,68 im Frühling. Min. 0,47 im Herbst.

Nach den Winden.

Heiteren Himmel brachten die Winde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr:	SO	O	S	NO	SW	W	NW	N
	0,31	0,41	0,43	0,58	0,58	0,70	0,73	0,76
Im Winter:	SO	S	O	SW	W	NO	NW	N
	0,34	0,44	0,55	0,69	0,69	0,84	0,92	0,93
Im Frühling:	SO	O	NO	S	N	SW	W	NW
	0,30	0,45	0,50	0,56	0,70	0,74	0,79	0,89
Im Sommer:	O	SO	S	NO	SW	N	NW	W
	0,20	0,20	0,33	0,41	0,45	0,65	0,66	0,68
Im Herbst:	SO	S	O	SW	NW	NO	W	N
	0,31	0,39	0,44	0,44	0,45	0,58	0,63	0,77
Im ganz. Kal.-J.:	SO	O	S	NO	SW	NW	W	K
	0,32	0,41	0,46	0,58	0,59	0,65	0,69	0,74
Im Kal.-Winter:	SO	S	O	NW	W	SW	NO	N
	0,39	0,55	0,57	0,60	0,65	0,74	0,82	0,85

2) Für 1854.

Bewölk. n. d. Tageszeiten Max. 0,55 Morg. (0,57) Min. 0,52 Ab. (0,55).
Nach den Monaten Max. 0,77 im Nov. (0,84 im Dec.) Min. 0,23 im Sept.
N. d. Jahreszeiten Max. 0,58 im Wint. (0,68) Min. 0,45 im Frühl.

Nach den Winden.

Heiteren Himmel brachten die Winde in folgender Ordnung:

Im ganzen Jahr:	O	SO	NO	S	N	SW	NW	W
	0,32	0,32	0,42	0,53	0,56	0,61	0,64	0,67
Im Winter:	SO	NW	N	O	NO	SW	S	W
	0,35	0,39	0,49	0,50	0,52	0,64	0,70	0,70
Im Frühling:	O	SO	NO	S	N	SW	W	NW
	0,13	0,18	0,37	0,38	0,56	0,59	0,65	0,68
Im Sommer:	O	NO	SO	SW	S	N	W	NW
	0,25	0,32	0,37	0,59	0,62	0,65	0,69	0,69
Im Herbst:	SO	O	S	NO	N	SW	W	NW
	0,38	0,40	0,41	0,46	0,55	0,63	0,63	0,80
Im ganz. Kal.-J.:	O	SO	NO	S	N	SW	W	NW
	0,30	0,30	0,39	0,50	0,59	0,63	0,70	0,71
Im Kal.-Winter:	SO	NO	O	N	NW	SW	S	W
	0,26	0,40	0,40	0,61	0,65	0,69	0,77	0,82

Grade, bei Künstlern, Schriftstellern, Geistlichen. Ferner können sich im Leben manchfache Verhältnisse ergeben, in welchen auch Nichtverwandte einen bedeutenden Verlust durch den Tod eines bestimmten Menschen erleiden würden, z. B. wenn sie einen mit dessen Leben aufhörenden Gehalt beziehen; wenn sie eine nur persönliche allmählig zu bezahlende Forderung an ihn haben; wenn sein Tod einen gemeinschaftlichen wichtigen Plan zerstören würde. Eine Abhülfe besteht nun aber in den hier zu besprechenden Anstalten, von denen die eine Gattung, nämlich die Lebensversicherungsgesellschaften, den Hinterlassenen ein Kapital, die andere, die Wittwen- und Waisenkassen, eine zulängliche Rente verschaffen soll. Beide beruhen auf demselben Gedanken, indem beide einen regelmäßigen Abzug von dem laufenden Einkommen voraussetzen; allein sie sind in ihren Modalitäten und in ihren wirthschaftlichen Wirkungen doch so wesentlich verschieden, daß sie abgesondert betrachtet werden müssen.

Bei der Lebensversicherung ist wieder zu unterscheiden, ob sie bleibend, d. h. auf Lebenszeit, oder ob nur temporär auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen wird. Im ersteren, der Zahl und Wichtigkeit nach weit bedeutendsten Falle, zahlt der Eintretende — oder ein Anderer für ihn — (außer einem Eintrittsgelde) jährlich, so lange er noch lebt, eine bestimmte Summe, welche sich nach dem Eintrittsjahre, d. h. nach der Sterblichkeits-Wahrscheinlichkeit, und nach der für die Erben einst gewünschten Summe berechnet; dagegen erhalten die Erben, seyen sie nun wer sie wollen, beim Tode des Versicherten diese ebenerwähnte Summe baar ausbezahlt. So gibt man z. B. in der Gothaer Lebensversicherung beim Eintritte eines vierzigjährigen Mannes jährlich 3 Thlr. 11 Sgr. 7 Pf., um seinen Erben einst 100 Thlr. zu verschaffen. Will dagegen Jemand nur auf kürzere Zeit, z. B. auf die nächsten fünf Jahre, sich versichern, so gibt er ebenfalls jährlich einen verhältnißmäßigen Beitrag, und erwirbt dafür, falls er innerhalb dieser Zeit stirbt, die ausgemachte Summe zu Gunsten seiner Erben. Ueberlebt er die Versicherungszeit, so sind die Beiträge verloren, und den Erben wird nichts bezahlt, mag er von jetzt an früh oder spät sterben. Bei der eben genannten Gesellschaft zahlt ein Vierzigjähriger für fünfjährige Versicherung 1 Thlr. 20 Sgr. 8 Pf. jährlich auf 100 Thlr.

Die bleibende Lebensversicherung könnte auf den ersten Blick einfach als eine besondere Art der speciellen Sparkassen, und somit

Tabelle LXVIII.

Bewölkung nach den Monds-Phasen.

1853.

Umlauf von Vollmond zu Vollmond.	Medium ☽ bis ☾	Medium ☾ bis ☉	Medium ☉ bis ☽	Medium ☽ bis ☽	Medium im ab- zu nehmend. Mond.		Medium im Ganzen.	Diff. zwischen dem ab- und zunehmenden Mond.
vom 26. Nov. bis 26. Dec. 1852	0,79	0,39	0,54	0,52	0,60	0,53	0,56	a + 0,07
26. Dec. 1852 — 25. Jan. 1853	0,42	0,47	0,73	0,76	0,45	0,74	0,60	a — 0,29
25. Januar. — 23. Februar .	0,73	0,80	0,77	0,82	0,80	0,80	0,80	a = z.
23. Februar — 25. März . .	0,83	0,83	0,54	0,87	0,83	0,68	0,75	a + 0,15
25. März — 23. April . . .	0,42	0,76	0,82	0,78	0,62	0,81	0,72	a — 0,19
23. April — 22. Mai . . .	0,63	0,38	0,70	0,78	0,50	0,74	0,62	a — 0,24
22. Mai — 21. Juni	0,46	0,69	0,59	0,61	0,58	0,60	0,59	a — 0,02
21. Juni — 20. Juli	0,69	0,60	0,18	0,60	0,64	0,39	0,52	a + 0,25
20. Juli — 18. August . . .	0,25	0,43	0,41	0,67	0,35	0,53	0,43	a — 0,18
18. August — 17. September	0,19	0,58	0,68	0,17	0,39	0,42	0,40	a — 0,03
17. September — 17. October	0,18	0,59	0,44	0,44	0,37	0,44	0,40	a — 0,07
17. October — 15. November	0,31	0,50	0,38	0,29	0,40	0,34	0,37	a + 0,06
15. November — 15. December	0,84	0,81	0,08	0,68	0,82	0,40	0,61	a + 0,42
	0,52	0,60	0,53	0,61	0,57	0,57	0,57	a = z.

Bewölkung nach den Monds-Phasen.

1854.

Umlauf von Vollmond zu Vollmond.	Medium ☌ bis ☾	Medium ☾ bis ☍	Medium ☍ bis ☽	Medium ☽ bis ☌	Medium im ab- nehmend. Mond.	Medium im zu- nehmend. Mond.	Medium im Ganzen.	Diff. zwischen dem ab- und zunehmenden Mond.
vom 15. Dec. 53 bis 14. Jan 54	0,82	0,57	0,81	0,57	0,70	0,68	0,69	a + 0,02
14. Januar — 13. Februar .	0,06	0,38	0,72	0,91	0,20	0,83	0,53	a — 0,63
13. Februar — 14. März . .	0,69	0,64	0,08	0,19	0,66	0,14	0,39	a + 0,52
14. März — 13. April . . .	0,47	0,76	0,43	0,09	0,62	0,26	0,43	a + 0,36
13. April — 12. Mai	0,18	0,74	0,62	0,54	0,46	0,59	0,52	a — 0,13
12. Mai — 10. Juni	0,74	0,47	0,63	0,75	0,60	0,68	0,64	a — 0,08
10. Juni — 10. Juli	0,63	0,67	0,68	0,62	0,65	0,65	0,65	a = z.
10. Juli — 8. August . . .	0,71	0,21	0,48	0,71	0,45	0,59	0,52	a — 0,14
8. August — 6. September .	0,39	0,50	0,49	0,09	0,45	0,32	0,39	a + 0,13
6. September — 6. October	0,14	0,32	0,38	0,41	0,23	0,39	0,31	a — 0,16
6. October — 4. November	0,78	0,82	0,68	0,30	0,80	0,49	0,65	a + 0,31
4. November — 4. December	0,85	0,68	0,87	0,89	0,77	0,88	0,82	a — 0,11
	0,54	0,56	0,57	0,51	0,55	0,54	0,54	a — 0,01

Bemerkungen zu Tabelle LXVIII.

1) Für 1853.

Im abnehmenden Mond war die Bewölkung gleich der Bewölkung im zunehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen war der Himmel am bewölktesten in der Stellung vom ersten Viertel bis Vollmond, am heitersten vom Vollmond bis letzten Viertel.

Unter den synodischen Monds-Umläufen war die Bewölkung

am grösten 0,80 $\frac{23.\ \text{Jan.}}{22.\ \text{Febr.}}$

am geringsten 0,37 $\frac{17.\ \text{Oct.}}{15.\ \text{Nov.}}$

Im abnehmenden Mond Max. der Bewölk. 0,80 $\frac{25.\ \text{Jan.}}{8\ \text{Febr.}}$

Min. » 0,35 $\frac{20.\ \text{Juli}}{5.\ \text{Aug.}}$

Im zunehmenden Mond Max. » 0,80 $\frac{8.\ \text{Febr.}}{23\ \text{Febr.}}$

Min. » 0,34 $\frac{1}{15}$. Nov.

2) Für 1854.

Im abnehmenden Mond war die Bewölkung um 0,01 grösser, als im zunehmenden.

Unter den 4 Mondsphasen war der Himmel am bewölktesten in der Stellung vom Neumond bis ersten Viertel.

Unter den synodischen Monds-Umläufen war die Bewölkung

am grösten 0,82 $\frac{4.\ \text{Nov.}}{4.\ \text{Dec.}}$

am kleinsten 0,31 $\frac{5.\ \text{Sept.}}{6.\ \text{Oct.}}$

Im abnehmenden Mond Max. der Bewölk. 0,80 $\frac{6}{11}$. Oct.

Min. » 0,20 $\frac{13}{18}$. Jan.

Im zunehmenden Mond Max. » 0,88 $\frac{20.\ \text{Nov.}}{4\ \text{Dec.}}$

Min. » 0,14 $\frac{27.\ \text{Febr.}}{14\ \text{März.}}$

Tabelle LXIX.

Bewölkung 7 Tage vor und nach dem Vollmond.

1853.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen 8
0,13	0,27	0,40	0,87	1,00	0,57	0,63	26. Dec. 1852	0,27	0,40	0,87	0,10	0,07	0,77	0,73	0,00	0,47	0,51
0,93	1,00	0,40	0,77	0,70	0,50	1,00	25. Jan. 1853	0,27	0,47	0,27	0,50	0,97	0,97	0,97	0,97	0,74	0,80
0,00	0,50	0,63	1,00	1,00	1,00	0,27	23. Februar	0,97	0,73	0,93	0,47	0,97	0,97	1,00	0,73	0,77	0,86
1,00	1,00	1,00	1,00	0,67	0,80	0,97	25. März	0,67	0,50	0,70	0,60	0,03	0,37	0,53	0,73	0,69	0,61
1,00	1,00	1,00	0,37	0,87	0,70	0,87	23. April	0,57	0,83	0,90	0,87	0,90	0,03	0,23	0,77	0,73	0,58
0,23	0,70	0,77	1,00	0,73	0,80	0,73	22. Mai	0,67	0,17	0,33	0,40	0,53	0,30	0,47	1,00	0,66	0,73
0,83	0,80	0,73	0,83	0,37	0,07	0,73	21. Juni	0,77	1,00	0,97	0,80	0,67	0,80	0,53	0,03	0,62	0,58
0,23	0,93	0,67	0,40	0,33	0,80	0,63	20. Juli	0,37	0,27	0,63	0,33	0,03	0,20	0,20	0,07	0,41	0,33
0,27	0,13	0,20	0,70	0,77	0,77	0,80	18. August	0,80	0,07	0,07	0,13	0,10	0,07	0,43	0,17	0,37	0,54
0,27	0,30	0,10	0,13	0,33	0,10	0,07	17. September	0,13	0,07	0,07	0,00	0,00	0,00	0,33	0,53	0,16	0,64
0,30	0,40	0,13	0,47	0,77	0,40	0,63	17. October	0,40	0,83	0,60	0,60	0,47	0,00	0,00	0,00	0,40	0,41
0,57	0,50	0,50	0,27	0,43	0,20	0,13	15. November	0,00	1,00	1,00	1,00	0,93	0,60	0,63	0,73	0,57	0,61
0,87	1,00	0,97	0,83	0,40	0,00	0,50	15. December	0,90	0,97	0,87	0,57	0,80	0,87	0,67	1,00	0,75	0,31
0,51	0,69	0,58	0,66	0,64	0,52	0,61		0,57	0,55	0,63	0,49	0,50	0,46	0,52	0,52	0,56	0,58
0,60									0,58								

Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Vollmond.

1854.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,87	1,00	0,97	0,83	0,40	0,00	0,50	15. Dec. 1853	0,90	0,97	0,57	0,57	0,80	0,87	0,67	1,00	0,75	0,31
0,57	0,73	0,33	0,03	0,27	0,93	1,00	14. Jan. 1854	0,67	0,30	0,10	0,00	0,00	0,00	0,00	0,10	0,34	0,57
0,97	0,93	0,87	0,93	1,00	0,80	1,00	13. Februar	0,90	0,13	0,80	1,00	0,87	0,50	1,00	0,53	0,82	0,69
0,00	0,23	0,70	0,43	0,20	0,00	0,00	14. März	0,00	0,33	0,67	0,67	0,77	0,27	0,00	0,60	0,32	0,42
0,00	0,00	0,03	0,17	0,10	0,43	0,03	13. April	0,00	0,00	0,07	0,27	0,50	0,00	0,13	0,27	0,13	0,37
0,83	0,30	0,60	0,60	0,93	0,70	0,30	12. Mai	0,37	0,67	0,93	0,77	0,97	0,77	0,87	0,20	0,65	0,53
0,83	0,87	0,73	0,40	0,90	0,73	0,90	10. Juni	0,83	0,53	0,27	0,67	0,57	1,00	0,73	0,67	0,71	0,62
0,07	0,63	0,73	0,47	0,93	0,70	0,53	10. Juli	0,33	0,67	0,90	0,97	0,53	0,53	0,87	0,50	0,62	0,47
0,53	0,93	0,70	0,50	0,57	0,57	0,87	8. August	0,83	0,17	0,83	0,90	0,30	0,00	0,03	0,53	0,35	0,49
0,00	0,00	0,27	0,27	0,00	0,00	0,00	6. September	0,00	0,30	0,40	0,00	0,00	0,00	0,00	0,10	0,09	0,46
0,00	0,00	0,07	0,00	0,77	0,80	0,67	6. October	0,57	0,63	0,60	0,57	0,83	0,67	1,00	0,97	0,61	0,67
0,33	0,00	0,00	0,00	0,00	0,67	0,50	4. November	0,90	1,00	0,97	0,43	0,73	0,97	0,80	1,00	0,55	0,72
0,70	0,87	1,00	0,80	0,83	0,90	0,93	4. December	0,90	0,60	0,80	0,97	1,00	1,00	0,97	0,93	0,88	0,89
0,44	0,50	0,54	0,42	0,52	0,56	0,56		0,55	0,48	0,61	0,60	0,61	0,51	0,54	0,57	0,54	0,57
0,51									0,56								

Tabelle LXX.

Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1853.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,80	0,17	0,70	0,80	0,73	0,73	0,30	11. December	0,13	0,63	0,53	0,37	0,70	0,50	0,83	0,80	0,49	0,64
0,80	0,17	0,80	0,50	0,30	0,47	1,00	9. Januar	0,87	0,83	0,63	0,60	1,00	0,83	0,87	0,40	0,56	0,65
0,97	1,00	0,30	0,77	1,00	1,00	0,53	8. Februar	0,93	0,67	0,87	0,90	0,93	1,00	1,00	0,80	0,88	0,72
0,73	0,73	0,83	0,43	0,97	0,87	1,00	9. März	1,00	0,63	0,13	0,00	0,13	0,43	0,70	0,80	0,63	0,88
0,73	0,67	0,73	0,30	0,93	0,67	0,60	8. April	0,87	0,87	0,90	1,00	1,00	0,80	0,40	0,93	0,78	0,64
0,27	0,03	0,43	0,17	0,37	0,13	0,87	8. Mai	0,77	0,50	0,73	0,87	0,63	1,00	0,93	0,23	0,53	0,71
1,00	0,47	0,20	0,67	0,37	1,00	0,93	6. Juni	0,90	0,90	1,00	0,80	0,47	0,03	0,37	0,30	0,63	0,56
0,30	0,83	0,97	0,97	0,77	0,33	0,50	6. Juli	0,23	0,00	0,00	0,03	0,53	0,47	0,03	0,23	0,41	0,64
0,87	0,53	0,57	0,07	0,13	0,20	0,67	5. August	0,83	0,43	0,57	0,63	0,63	0,23	0,27	0,13	0,45	0,41
0,27	0,90	0,77	0,03	0,53	0,70	0,73	3. September	0,73	0,53	0,83	0,97	0,73	0,87	0,53	0,27	0,63	0,18
0,43	0,70	0,07	0,47	0,73	0,87	0,67	2. October	0,60	0,43	0,47	0,47	0,47	0,33	0,27	0,63	0,51	0,30
0,00	0,10	0,03	0,13	0,57	1,00	1,00	1. November	0,70	0,43	0,47	0,40	0,00	0,30	0,50	0,57	0,41	0,32
0,83	0,87	0,90	0,87	0,77	0,97	1,00	30. November	0,27	0,23	0,03	0,00	0,00	0,00	0,27	0,00	0,47	0,76
0,55	0,55	0,55	0,46	0,63	0,69	0,73		0,68	0,50	0,55	0,54	0,56	0,52	0,54	0,47	0,57	0,57
0,59									0,53								

Bewölkung 7 Tage vor und 7 Tage nach dem Neumond.

1854.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tagen.	in den übrigen.
0,83	0,87	0,90	0,87	0,77	0,97	1,00	30. Nov. 1853	0,27	0,23	0,03	0,00	0,00	0,00	0,27	0,00	0,47	0,76
0,77	0,97	0,33	0,00	0,00	0,67	0,60	30. December	0,73	0,73	0,90	0,57	0,80	0,87	0,87	0,93	0,65	0,69
0,10	0,00	0,00	0,00	0,63	0,73	0,30	28. Jan. 1854	0,70	0,87	1,00	0,93	0,63	1,00	0,17	0,47	0,50	0,57
0,53	0,23	0,47	0,60	0,33	0,93	0,97	27. Februar	0,93	0,27	0,07	0,00	0,03	0,13	0,10	0,00	0,37	0,42
0,60	0,70	0,53	0,50	0,73	1,00	0,97	28. März	0,90	0,63	1,00	0,47	0,57	0,00	0,43	0,30	0,65	0,23
0,27	0,53	0,93	1,00	0,90	0,43	0,67	27. April	0,70	0,90	1,00	0,80	0,50	0,53	0,13	0,30	0,64	0,40
0,20	0,17	0,33	0,73	0,57	0,63	0,57	26. Mai	0,27	0,57	0,90	0,80	0,40	0,27	0,50	0,57	0,50	0,50
0,53	0,60	0,73	0,80	0,77	0,43	0,87	25. Juni	0,60	0,90	0,57	0,83	0,80	0,83	0,70	0,77	0,72	0,59
0,73	0,50	0,07	0,10	0,07	0,00	0,07	25. Juli	0,17	0,37	0,90	0,73	0,30	0,00	0,50	0,53	0,34	0,71
0,47	0,47	0,47	0,33	0,63	0,43	0,80	23. August	0,40	0,50	1,00	0,77	0,33	0,47	0,87	0,00	0,53	0,24
0,60	0,13	0,03	0,37	0,17	0,00	0,37	22. September	0,90	0,73	0,57	0,80	0,53	0,00	0,00	0,00	0,35	0,27
1,00	0,93	1,00	0,60	1,00	0,87	0,53	21. October	0,80	0,83	1,00	0,67	1,00	0,13	0,77	0,33	0,76	0,52
0,10	0,40	0,33	0,83	0,80	1,00	1,00	20. November	1,00	0,97	0,90	0,93	1,00	0,67	0,93	0,70	0,77	0,87
0,52	0,50	0,47	0,52	0,57	0,62	0,66		0,64	0,65	0,76	0,64	0,53	0,38	0,48	0,38	0,56	0,54
			0,55									0,55					

Bemerkungen zu Tabelle LXIX.

1) Für 1853.

Die Bewölkung an den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 0,02 per Tag kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,01 kleiner, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond. Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war = der Bewölkung in den übrigen Tagen des Mondumlaufes.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,02 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,06 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war der Himmel am bewölktesten 0,69 am 6ten, am heitersten 0,51 am 7ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond am bewölktesten 0,63 am 2ten, am heitersten 0,46 am 5ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war der Himmel am bewölktesten 0,73, am 1ten, am heitersten 0,46 am 4ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war der Himmel am bewölktesten 0,56 am 4ten und am Neumondtag selbst 0,68, am heitersten 0,47 am 7ten.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten 0,73 am 1ten Tag vor dem Neumond, und am heitersten 0,46 am 5ten Tag nach dem Vollmond und am 4ten Tag vor dem Neumond.

2) Für 1854.

Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Vollmond war um 0,03 per Tag kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,02 kleiner, als in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond. Die Bewölkung in den 7 Tagen vor und nach dem Neumond war um 0,02 per Tag grösser, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,05 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren in der Bewölkung = den 7 Tagen nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war der Himmel am bewölktesten 0,56 am 1ten, und 2ten, am heitersten 0,42 am 4ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war der Himmel am bewölktesten 0,61 am 2ten und 4ten, am heitersten 0,48 am 1ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war der Himmel am bewölktesten 0,60 am 1ten, am heitersten 0,50 am 6ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war der Himmel am bewölktesten 0,76 am 2ten, am heitersten 0,38 am 5ten und 7ten.

Unter allen Tagen war der Himmel am bewölktesten 0,76 am 2ten Tag nach dem Neumond, und am heitersten 0,38 am 5ten und 7ten Tag nach dem Neumond.

2) Von Hrn. Pfarrer Schiler zu Ennaberaren.

Tabelle LXXI. Bewölkung des Himmels nach den Winden.

1853. Monate.	Med.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	N NO N NW	S SO S SW	O NO O SO	W SW W NW
Dec. 1852	0,56		0,87				0,47	0,56	0,63	0,87	0,53	0,80	0,47	0,87	0,53
Januar .	0,67	0,86		0,85			0,55	0,70	0,65	0,85	0,62	0,72	0,59	0,85	0,62
Februar .	0,76	0,71	0,99	0,77			0,57	0,56	0,92	0,83	0,65	0,87	0,57	0,90	0,65
März .	0,65	0,83	0,90	0,42	0,19		0,56	0,72	0,69	0,62	0,66	0,80	0,43	0,61	0,66
April . .	0,73	0,47	0,57	0,43	0,30	0,80	0,74	0,82	0,70	0,48	0,78	0,63	0,72	0,61	0,78
Mai . .	0,67	0,78	0,72	0,54	0,30		0,69	0,81	0,81	0,60	0,77	0,76	0,62	0,57	0,77
Juni . .	0,68	0,91	0,60	0,35			0,75	0,66	0,71	0,66	0,71	0,78	0,75	0,40	0,71
Juli . .	0,46	0,50	0,30	0,27	0,60	0,55	0,41	0,49	0,47	0,34	0,46	0,41	0,43	0,40	0,46
August .	0,47	0,56	0,27	0,52	0,10	0,62	0,47	0,49	0,42	0,45	0,48	0,45	0,47	0,39	0,47
September	0,50	0,20	0,20	0,34		0,10	0,67	0,67	0,50	0,32	0,63	0,29	0,65	0,33	0,64
October .	0,51	0,88	0,70	0,62	0,40		0,45	0,48	0,60	0,75	0,47	0,78	0,45	0,61	0,47
November	0,79	0,39	0,62	0,88	0,82		0,75	0,74	0,90	0,79	0,89	0,61	0,78	0,85	0,80
December	0,67	0,67	0,86	0,79	0,30	0,40	0,53	0,38	0,52	0,79	0,47	0,47	0,55	0,80	0,48
Met. Wint.	0,66	0,78	0,93	0,81			0,53	0,61	0,73	0,85	0,60	0,80	0,53	0,87	0,60
Frühling	0,68	0,69	0,73	0,46	0,26	0,80	0,66	0,78	0,73	0,57	0,74	0,71	0,59	0,60	0,74
Sommer	0,54	0,66	0,39	0,38	0,35	0,58	0,54	0,54	0,53	0,48	0,55	0,55	0,55	0,40	0,55
Herbst	0,60	0,49	0,51	0,61	0,61	0,10	0,62	0,63	0,67	0,62	0,63	0,59	0,63	0,59	0,64
Kal.-Wint.	0,70	0,73	0,92	0,89	0,30	0,40	0,55	0,55	0,69	0,82	0,58	0,69	0,55	0,85	0,58
Kal.-Jahr	0,63	0,64	0,64	0,56	0,51	0,47	0,59	0,62	0,65	0,62	0,62	0,63	0,58	0,61	0,63
Met. Jahr	0,62	0,65	0,64	0,56	0,41	0,49	0,59	0,64	0,66	,63	0,63	0,66	0,58	0,61	0,63

Bewölkung des Himmels nach den Winden.

1854. Monate.	Med.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	ON	WS	N NO N NW	S SO S SW	O NO O SO	W SW W NW
Dec. 1853	0,67	0,67	0,86	0,79	0,90	0,40	0,53	0,38	0,52	0,79	0,47	0,47	0,55	0,80	0,48
Januar .	0,53	0,25		0,62		0,21	0,54	0,68	0,90	0,58	0,54	0,74	0,43	0,62	0,63
Februar .	0,75	0,46	0,40	0,61			0,83	0,82	0,77	0,52	0,80	0,68	0,83	0,59	0,80
März . .	0,53	0,75	0,23	0,42			0,70	0,60	0,51	0,48	0,58	0,54	0,70	0,41	0,58
April . .	0,45	0,46	0,40	0,19		0,70	0,66	0,54	0,57	0,30	0,59	0,50	0,62	0,24	0,58
Mai . .	0,62	0,75	0,58	0,51	0,62	0,30	0,57	0,81	0,73	0,62	0,65	0,69	0,56	0,55	0,66
Juni . .	0,70	0,66	1,00	0,59	0,30		0,75	0,70	0,72	0,62	0,71	0,72	0,71	0,60	0,71
Juli . .	0,47	0,57	0,50	0,19	0,40	0,82	0,46	0,64	0,36	0,35	0,57	0,50	0,55	0,23	0,54
August .	0,51	0,50	0,30	0,16	0,80		0,56	0,53	0,67	0,39	0,56	0,52	0,59	0,28	0,56
September	0,26	0,32	0,13	0,14		0,10	0,23	0,42	0,49	0,16	0,37	0,35	0,22	0,13	0,38
October .	0,69	0,91	0,98	0,41	0,73		0,69	0,54	0,70	0,65	0,58	0,89	0,61	0,56	0,58
November	0,71	0,57	0,18	0,78	0,90	0,50	0,73	0,73	0,94	0,67	0,77	0,72	0,74	0,77	0,77
December	0,79	0,55	0,80	1,00		1,00	0,80	0,76	0,77	0,79	0,77	0,73	0,78	0,96	0,77
Met. Wint.	0,65	0,46	0,63	0,67	0,90	0,30	0,63	0,63	0,73	0,63	0,60	0,63	0,60	0,67	0,64
Frühling	0,53	0,66	0,40	0,37	0,62	0,50	0,64	0,65	0,60	0,47	0,61	0,58	0,63	0,40	0,61
Sommer	0,56	0,58	0,60	0,31	0,50	0,82	0,59	0,62	0,58	0,45	0,61	0,58	0,62	0,37	0,60
Herbst	0,53	0,58	0,40	0,44	0,82	0,20	0,52	0,56	0,71	0,49	0,57	0,65	0,52	0,47	0,58
Kal.-Wint.	0,69	0,35	0,60	0,74		0,60	0,72	0,75	0,81	0,63	0,70	0,72	0,68	0,72	0,70
Kal.-Jahr	0,58	0,54	0,50	0,46	0,65	0,53	0,62	0,64	0,67	0,51	0,62	0,63	0,61	0,49	0,62
Met. Jahr	0,57	0,57	0,51	0,45	0,71	0,45	0,59	0,61	0,68	0,51	0,60	0,61	0,59	0,48	0,61

alles Lobes derſelben theilhaftig erſcheinen. Dem würde auch wirklich ſo ſeyn, wenn die von den Erben zu beziehende Summe in jedem einzelnen Falle das Aggregat der jährlichen Einlagen ſammt den Zinſen und Zinſeszinſen wäre. Allein dies iſt nur bei allen Theilnehmern zuſammen der Fall, während der Einzelne, falls er frühe ſtirbt, ſeinen Erben mehr verſchafft als jene Summe; falls er aber die mittlere Lebensdauer (auf welche natürlich der Tarif berechnet iſt) überlebt, ihnen weniger hinterläßt. Es findet ſomit eine weſentliche Verſchiedenheit von den Sparkaſſen ſtatt, und es drängt ſich die Frage auf, ob dieſe nicht Nachtheile im Gefolge habe? Vorerſt möchte man daran denken, daß ein Glücksſpiel vorliege. Dem iſt es nun zwar allerdings ſo; allein es iſt ein ſehr eigenthümliches, indem man nur durch das, was man in jeder andern Beziehung fürchten muß, nämlich durch frühzeitigen Tod, gewinnt, durch ungewöhnlich langes Leben aber, ſomit durch etwas Wünſchenswerthes, verliert, und überdies in beiden Fällen in der Regel nicht für ſich, ſondern für Andere; ſomit gewiß ein Glücksſpiel, welches wenig geeignet iſt, zu reizen und zu verführen. Dagegen iſt nicht zu läugnen, daß zwei andere gewichtigere Einwendungen gegen den ganzen Gedanken möglich ſind. Einmal nämlich fragt ſich, ob es denn dem Zwecke einer Vorſorge-Anſtalt nicht offenbar widerſpricht, daß man möglicherweiſe durch den Beitritt ſogar verliert? Unzweifelhaft iſt dies ein Makel an der Einrichtung; denn es iſt ein ſchlechter Troſt, daß Dritte, ganz Unbekannte gewinnen, was man ſeinerſeits zu viel bezahlt; und es läßt ſich nicht läugnen, daß die einfache Sparkaſſe in dieſer Beziehung weit beſſer eingerichtet iſt. Doch möge man nicht übertreiben. In der Regel handelt es ſich bei bleibenden Lebensverſicherungen von der Verſicherung eines Familienvaters zu Gunſten ſeiner Hinterbleibenden. Da nun nur derjenige verliert, welcher ungewöhnlich lang lebt, ſomit nur derjenige, welcher alle Zeit hatte, noch bei Lebzeiten ſeine Familie zu erziehen, vielleicht noch außer der Verſicherungsſumme etwas für ſie zurückzulegen; da es ſich ferner, ganz ſeltene Fälle abgerechnet, nur von einem Zinſenverluſte, nicht aber von einem Kapitalverluſte handelt; da endlich auch der auf ſolche Weiſe zu viel Zahlende für das, was er ſeinen Erben erwirbt, die übrigen, ſogleich zu erwähnenden Vortheile der Anſtalt genießt: ſo vermindert ſich der Schaden für die Erben der

Tabelle LXXII.

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor, an und nach dem Vollmond.

1853.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
1,23	0,27	0,30	0,67	1,00	0,87	0,57	26. December	0,30	0,40	0,87	0,23	0,20	0,30	0,93	0,23	0,53	0,30
0,87	0,80	0,67	0,77	0,70	0,40	0,80	25. Januar	0,90	0,73	0,97	0,60	0,93	0,80	0,80	1,00	0,78	0,78
0,23	0,60	0,37	0,93	0,93	0,90	0,30	23. Februar	0,90	0,70	0,90	0,50	0,73	0,73	1,00	0,33	0,67	0,71
0,93	0,97	1,00	1,00	0,43	0,97	0,90	25. März	0,80	0,17	0,47	0,60	0,17	0,30	0,50	0,77	0,66	0,63
1,00	0,97	0,97	0,27	0,77	0,70	0,90	23. April	0,80	0,63	0,87	0,93	0,60	0,13	0,30	0,83	0,71	0,62
0,50	0,97	0,90	0,93	0,87	0,90	0,87	22. Mai	0,67	0,20	0,27	0,30	0,73	0,37	0,50	1,00	0,66	0,84
0,80	0,67	0,87	0,97	0,43	0,13	0,73	21. Juni	0,93	1,00	0,97	0,87	0,83	1,00	0,43	0,10	0,71	0,58
0,27	0,97	0,80	0,43	0,27	0,87	0,73	20. Juli	0,47	0,30	0,43	0,47	0,20	0,46	0,27	0,13	0,46	0,36
0,23	0,23	0,30	0,83	0,87	0,73	0,67	18. August	0,60	0,17	0,13	0,17	0,17	0,10	0,50	0,17	0,39	0,61
0,20	0,40	0,20	0,17	0,73	0,17	0,13	17. September	0,20	0,13	0,40	0,13	0,10	0,10	0,47	0,93	0,29	0,72
0,30	0,33	0,23	0,57	0,83	0,43	0,87	17. October	0,73	1,00	0,57	0,77	0,30	0,13	0,13	0,13	0,49	0,55
0,50	0,63	0,70	0,43	0,53	0,97	0,37	15. November	0,23	1,00	1,00	1,00	1,00	0,73	0,87	0,97	0,73	0,84
0,80	1,00	1,00	0,83	1,00	0,20	0,60	15. December	0,97	0,83	0,90	0,50	0,97	1,00	0,97	1,00	0,84	0,52
0,53	0,68	0,64	0,69	0,72	0,63	0,65		0,65	0,56	0,67	0,54	0,53	0,51	0,59	0,59	0,61	0,64
			0,63									0,57					

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor, an und 7 Tage nach dem Vollmond.

1854.

Vor dem Vollmond.							Tag des Vollmonds.		Nach dem Vollmond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,80	1,00	1,00	0,83	1,00	0,20	0,60	15. December	0,97	0,83	0,20	0,50	0,97	1,00	0,97	1,00	0,84	0,52
0,30	0,77	0,50	0,20	0,23	0,73	1,00	14. Januar	1,00	0,83	0,20	0,20	0,10	0,13	0,10	0,20	0,43	0,59
1,00	0,93	0,90	1,00	0,97	0,60	0,93	13. Februar	0,47	0,20	0,70	1,00	1,00	0,73	0,87	0,67	0,79	0,77
0,13	0,40	0,93	0,40	0,23	0,13	0,27	14. März	0,17	0,40	0,87	0,67	0,90	0,53	0,33	0,93	0,48	0,49
0,13	0,13	0,13	0,23	0,20	0,40	0,13	13. April	0,13	0,13	0,13	0,40	0,60	0,13	0,17	0,47	0,23	0,65
0,83	0,37	0,30	0,63	1,00	0,87	0,47	12. Mai	0,33	0,47	0,87	0,80	0,93	0,87	1,00	0,73	0,71	0,55
1,00	0,63	0,30	0,63	0,93	0,67	0,97	10. Juni	0,83	0,63	0,30	0,67	0,70	1,00	0,70	0,67	0,71	0,67
0,20	0,50	0,53	0,30	1,00	0,77	0,47	10. Juli	0,60	0,63	0,83	0,87	0,53	0,30	0,80	0,40	0,58	0,47
0,53	0,87	0,67	0,57	0,53	0,63	0,73	8. August	0,83	0,27	0,67	0,67	0,37	0,13	0,17	0,70	0,55	0,45
0,10	0,13	0,23	0,47	0,10	0,10	0,10	6. September	0,10	0,17	0,30	0,10	0,10	0,10	0,10	0,20	0,16	0,40
0,10	0,10	0,10	0,10	0,60	0,77	0,23	6. October	0,13	0,33	0,73	0,77	0,53	0,20	1,00	0,97	0,49	0,69
0,47	0,40	0,17	0,27	0,13	0,73	0,57	4. November	0,87	1,00	0,93	0,20	0,57	1,00	0,50	1,00	0,58	0,58
0,93	0,83	0,93	0,70	1,00	0,83	1,00	4. December	0,80	0,17	0,73	0,83	1,00	1,00	0,87	0,87	0,83	0,89
0,50	0,54	0,56	0,49	0,61	0,57	0,57		0,56	0,47	0,63	0,59	0,64	0,60	0,58	0,68	0,57	0,59
0,55									0,59								

Tabelle LXXIII.

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor, an und nach dem Neumond.

1853.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.		Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.			1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag.	in den übrigen.
0,93	0,50	0,63	0,13	0,67	0,87	0,17	11. December	0,13	0,13	0,33	0,23	0,73	0,67	0,73	0,93	0,52	0,65
0,23	0,33	0,23	0,30	0,17	0,30	1,00	9. Januar	0,93	0,57	0,70	0,43	1,00	0,87	0,80	0,63	0,57	0,66
1,00	1,00	0,97	1,00	1,00	1,00	0,47	8. Februar	0,73	0,37	0,87	0,53	0,93	0,97	1,00	0,50	0,82	0,69
0,33	0,27	0,27	0,50	0,97	0,83	0,97	9. März	1,00	0,97	0,23	0,17	0,20	0,53	0,67	0,63	0,57	0,84
0,77	0,63	0,53	0,73	1,00	0,73	0,37	8. April	1,00	0,47	0,83	1,00	1,00	0,87	0,43	0,90	0,75	0,61
0,50	0,23	0,47	0,30	0,53	0,20	0,93	8. Mai	0,93	0,70	0,90	1,00	0,57	0,90	1,00	0,50	0,64	0,74
1,00	0,70	0,60	0,87	0,60	1,00	1,00	6. Juni	0,73	0,80	0,93	0,83	0,50	0,13	0,53	0,50	0,71	0,59
0,10	0,63	1,00	0,77	0,60	0,57	0,57	6. Juli	0,23	0,10	0,13	0,13	0,67	0,30	0,23	0,27	0,40	0,69
0,80	0,53	0,50	0,13	0,27	0,43	0,80	5. August	0,97	0,57	0,40	0,60	0,80	0,33	0,23	0,23	0,50	0,45
0,37	1,00	0,73	0,20	0,90	0,67	0,87	3. September	0,63	0,50	0,90	1,00	0,83	0,83	0,33	0,20	0,66	0,26
0,87	0,60	0,57	0,53	0,80	0,80	0,60	2. October	0,63	0,57	0,30	0,57	0,73	0,50	0,67	0,50	0,62	0,44
0,10	0,17	0,17	0,23	0,77	1,00	1,00	1. November	1,00	1,00	0,60	1,00	0,50	0,60	0,30	0,50	0,59	0,49
0,93	0,93	1,00	0,93	1,00	1,00	1,00	30. November	0,97	1,00	0,20	0,10	0,13	0,13	0,13	0,20	0,64	0,86
0,61	0,58	0,59	0,51	0,71	0,72	0,75		0,76	0,59	0,56	0,58	0,66	0,59	0,54	0,49	0,61	0,61
0,64									0,57								

Bewölkung des Himmels 7 Tage vor, an und nach dem Neumond.

1854.

Vor dem Neumond.							Tag des Neumonds.	Nach dem Neumond.							Bewölkung	
7ter Tag.	6ter Tag.	5ter Tag.	4ter Tag.	3ter Tag.	2ter Tag.	1ter Tag.		1ter Tag.	2ter Tag.	3ter Tag.	4ter Tag.	5ter Tag.	6ter Tag.	7ter Tag.	in diesen 15 Tag	in den übrigen.
1,00	1,00	0,67	0,60	0,30	0,77	0,67	30. December	0,83	0,40	0,23	0,70	0,83	1,00	0,70	0,87	0,75	0,86
0,20	0,17	0,23	0,13	0,70	0,97	0,23	28. Januar	0,47	0,30	0,20	1,00	0,30	1,00	0,40	1,00	0,57	0,62
0,67	0,20	0,70	0,23	0,60	1,00	0,93	27. Februar	0,97	0,20	0,17	0,20	0,13	0,50	0,17	0,10	0,48	0,51
0,93	0,90	0,70	0,67	0,67	1,00	0,97	28. März	0,77	0,93	1,00	0,60	0,93	0,13	0,57	0,20	0,73	0,35
0,47	0,63	0,73	1,00	0,97	0,50	0,87	27. April	0,73	0,90	1,00	0,87	0,60	0,67	0,23	0,20	0,69	0,50
0,73	0,47	0,53	0,60	0,77	0,40	0,57	26. Mai	0,27	0,80	0,87	0,97	0,37	0,30	0,27	0,63	0,57	0,78
0,37	0,67	0,83	0,80	0,63	0,83	0,87	25. Juni	0,57	0,77	0,53	0,93	0,93	0,87	0,53	0,77	0,72	0,60
0,57	0,30	0,10	0,13	0,17	0,03	0,13	25. Juli	0,17	0,50	0,20	0,70	0,30	0,10	0,43	0,53	0,34	0,66
0,53	0,50	0,57	0,17	0,53	0,37	0,73	23. August	0,33	0,40	0,20	0,77	0,37	0,50	0,70	0,10	0,48	0,30
0,57	0,20	0,13	0,33	0,27	0,10	0,40	22. September	0,87	0,60	0,63	0,87	0,20	0,10	0,10	0,10	0,35	0,22
1,00	0,83	1,00	0,63	0,97	1,00	0,63	21. October	0,67	0,57	1,00	0,67	0,77	0,19	0,47	0,47	0,72	0,60
0,17	0,33	0,13	0,70	0,83	0,83	1,00	20. November	0,93	1,00	1,00	1,00	1,00	0,37	0,97	0,93	0,74	0,82
0,60	0,52	0,52	0,55	0,62	0,65	0,67		0,63	0,65	0,82	0,75	0,56	0,44	0,46	0,49	0,59	0,57
				0,59							0,60					

Bemerkungen zu Tabelle LXXIII.

1) Für 1853.

In den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung um 0,03 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ist gleich mit der Bewölkung in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond. Die Bewölkung in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond war mit der in den übrigen Tagen des Mondumlaufs gleich.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,08 mehr bewölkt, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,07 mehr bewölkt, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war die Bewölkung Maximum am 3ten (0,72), Minimum am 7ten (0,53).

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war die Bewölkung Maximum am 2ten (0,67), Minimum am 5ten (0,54).

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war die Bewölkung Maximum am 1ten (0,75), Minimum am 5ten (0,59).

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war die Bewölkung Maximum am 4ten (0,66), Minimum am 7ten (0,49).

Der Tag des Vollmonds ist gleich bewölkt mit den 7 Tagen vor dem Vollmond, um 0,08 aber bewölkter als die 7 Tage nach dem Vollmond. Der Tag des Neumonds ist um 0,03 bewölkter, als die 7 Tage vor dem Neumond und um 0,10 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Neumond.

2) Für 1854.

In den 7 Tagen vor, an und nach dem Vollmond war die Bewölkung um 0,02 kleiner, als in den übrigen Tagen des Mondumlaufs, und ebenso um 0,02 kleiner, als in den 7 Tagen vor, an und 7 Tagen nach dem Neumond. Letztere war ebenfalls um 0,02 grösser, als die in den übrigen Tagen des Mondumlaufs.

Die 7 Tage vor dem Vollmond waren um 0,04 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Die 7 Tage vor dem Neumond waren um 0,01 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Unter den 7 Tagen vor dem Vollmond war Maximum Bewölkung am 3ten, Minimum am 4ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Vollmond war Maximum Bewölkung am 7ten, Minimum am 1ten.

Unter den 7 Tagen vor dem Neumond war Maximum Bewölkung am 1ten, Minimum am 5ten und 6ten.

Unter den 7 Tagen nach dem Neumond war Maximum Bewölkung am 2ten, Minimum am 5ten.

Der Tag des Vollmonds ist um 0,01 bewölkter, als die 7 Tage vor dem Vollmond, dagegen um 0,03 weniger bewölkt, als die 7 Tage nach dem Vollmond.

Der Tag des Neumonds ist um 0,04 bewölkter, als die 7 Tage vor dem Neumond.

Der Tag des Neumonds ist um 0,03 bewölkter, als die 7 Tage nach dem Neumond.

Tabelle LXXIV. Bewölkung bei ab- und zunehmendem Mond.

1853.

Mondsumlauf.		Im abnehmenden Mond						Im zunehmenden Mond					
		Tage				Bewölkung		Tage				Bewölkung	
Vollmond.	Neumond.	heitere	unterbroch. heitere	durchbroch. trübe.	trübe.	im Ganz.	per Tg.	heitere	unterbroch. heitere	durchbroch. trübe.	trübe.	im Ganz.	per Tg.
26. November	11. December	3	3	6	3	3080	0,67	6	2	6	1	2320	0,53
26. December	9. Januar	7	2	4	1	2210	0,49		5	10	1	3430	0,71
25. Januar	8. Februar		2	7	5	3680	0,85	2	5	7	1	3100	0,69
23. Februar	9. März	2	3	7	2	2910	0,69	3	3	7	3	3420	0,71
25. März	8. April	3	6	3	2	2380	0,57	1	2	9	3	3560	0,79
23. April	8. Mai	5	5	5		2540	0,56		2	10	2	3500	0,83
22. Mai	6. Juni	3	4	4	4	3260	0,72	2	4	9		2930	0,65
21. Juni	6. Juli	3	5	4	4	2980	0,60	6	3	5		1940	0,46
20. Juli	5. August	7	6	3		2040	0,42	3	5	5		2150	0,55
18. August	3. September	7	4	4	1	2180	0,47	6	3	4	1	1970	0,47
17. September	2. October	4	7	4		2300	0,51	2	7	5		2440	0,58
17. October	1. November	8	1	4	4	2240	0,50	2	8	2	2	2510	0,60
15. November	30. November			7	8	4300	0,96	7	1	3	4	2490	0,55
15. December		52	48	60	34	35870	0,62	40	50	82	18	35830	0,64

Bewölkung bei ab- und zunehmendem Mond.

1854.

Mondsumlauf.		Im abnehmenden Mond						Im zunehmenden Mond					
		Tage				Bewölkung		Tage				Bewölkung	
Vollmond.	Neumond.	heitere	unterbroch. heitere	durchbroch. trübe.	trübe.	im Ganz.	per Tg.	heitere	unterbroch. heitere	durchbroch trübe	trübe.	im Ganz.	per Tg.
15. December	30. December	1	2	8	4	3600	0,80	3	2	7	3	3050	0,68
14. Januar	28. Januar	10	1	3		1400	0,33	1	3	7	5	3930	0,82
13. Februar	27. Februar	2	1	8	3	3150	0,75	12	2	1		1180	0,26
14. März	28. März		3	10	1	3090	0,71	10	3	2	1	1790	0,37
13. April	27. April	4	5	4	1	2240	0,53	2	5	6	2	2950	0,65
12. Mai	26. Mai	1	6	6	1	2780	0,66	3	4	7	1	3050	0,68
10. Juni	25. Juni	1	4	9	1	3070	0,68	2	6	6	1	2910	0,64
10. Juli	25. Juli	8	4	3		1790	0,40	2	6	6		2490	0,59
8. August	23. August	4	7	4		2010	0,45	8	3	3		1250	0,30
6. September	22. September	12	3	1		1250	0,26	9	3	2		1330	0,32
6. October	21. October		4	8	4	3590	0,75	4	5	4	1	2150	0,51
4. November	20. November	3	3	6	4	3320	0,69		1	7	6	3810	0,91
4. December		46	43	70	19	31290	0,58	56	43	60	20	29890	0,56

Bemerkungen zu Tabelle LXXIV.

1853. Heit. Tage im abnehmend. Mond 52, im zunehmend. 40, Diff. 12.
Trübe Tage im abnehmenden Mond 34, im zunehmenden 18, Diff. 16.
Die grösste Bewölkung hatte der abnehmende Mond 15. November bis 30. November gleich 1,000, per Tag 0,96.
Die kleinste Bewölkung hatte der zunehmende Mond 6. Juli bis 20. Juli gleich 1950, per Tag 0,46.
1854. Heit. Tage im abnehmend. Mond 46, im zunehmend. 56, Diff. 10.
Trübe Tage im abnehmenden Mond 19, im zunehmenden 20, Diff. 1.
Die grösste Bewölkung hatte der zunehmende Mond 28. Januar bis 13. Februar 3990, per Tag 0,82.
Die geringste Bewölkung hatte der zunehmende Mond 27. Februar bis 14. März 1180, per Tag 0,26.

3) Von Hrn. Dr. Müller zu Calw.

Tabelle LXXV. Allgemeine Witterungserscheinungen.

1853. Monate.	Klare Tage.	Trübe Tage.	Gemischte Tg.	Mittl. Bewölk.	Regentage.	Schneetage.	Tage mit Schneedecke	Tage m. Eisdecke d. Kapitäl.	Hagel. Graupeln.	Hagel. Schlossen.	Regenbogen.	Höhrauch.	Nebel.	Thau.	Reif.
Januar .	2	9	15	2,65	15	1	8						2	2	6
Februar .	5	13	10	2,94		10	19						9		6
März .	6	11	14	2,68	3	11	19						4		7
April .	4	10	16	2,75	18	6	5		3		1 Mond		7	4	3
Mai . .	3	8	16	2,69	20				1	2		2	11	6	1
Juni . .	8	8	14	2,47	20					3			10	11	
Juli . .	13	3	15	1,84	15						1 Sonne	3	12	18	
August .	16	4	11	1,76	10						2		11	18	
September	12	3	11	2,22	11								21	17	
October .	10	4	17	2,42	18						1		22	17	1
November	5	15	10	3,00	4	1	1				1 Mond		11	3	6
December	8	9	14	2,28		9	23	30					2		7
Jahr . .	101	104	160	2,46	140	47	75	30	4	5	Sonne 4 Mond 2	5	128	96	37
									9		6				
1854.															
Januar .	13	10	8	2,134	6	4	30	30					7		
Februar .	6	5	17	2,500	7	13	21	4	2				2		3
März . .	13	6	12	1,726	6	3	11		1				2	1	17
April . .	17	6	7	1,500	8	4	4				1	2	4	10	10
Mai . .	9	7	15	2,495	16					1		3	10	9	
Juni . .	6	4	20	2,744	19					1	2	4	11	9	
Juli . .	11	4	16	2,021	17						1		13	16	
August .	11	1	19	2,086	12						1	1	14	17	
September	22	2	6	0,989	4						1	1	8	17	7
October .	10	8	13	2,306	15								9	7	6
November	4	21	5	3,166	11	6	18		1	1			6	1	2
December	3	10	18	3,054	16	11	10		1		1		1		4
Jahr . .	125	84	156	2,227	137	41	94	34	5	3	7	11	92	87	49
									8						

13) Besondere Erscheinungen und Ereignisse.

a) Feuerkugeln, Meteorsteinfälle und Sternschnuppen.

1853. Am 9. April 10½h Abends wurde zu Heilbronn u. a. O. eine Feuerkugel in östlicher Richtung gesehen.

Am 4. Mai sei über Géanges (bei Chalons?) ein 7 Zoll langer schwarzer Aërolith von prismatischer Gestalt herabgefallen.

Am 26. Juli zwischen 8—9h Abends zu Mainz eine prächtige Feuerkugel mit langem Schweif von O—W, zerplatzte beinahe in der Höhe des Meridians.

Am 30. Juli 9½h Abends zu Brackenheim eine glänzende Feuerkugel von länglicher Gestalt, die sich geräuschlos mit grosser Geschwindigkeit zur Erde bewegte.

Am 11. und 12. August zu Leipzig zahlreiche Sternschnuppen beobachtet; dessgl. zu Paris, Aintab (Türkei); vom 10.—11. zu Newhaven (Nordamerika). (S. Sillim. Journ. Sept. 1853. S. 288. 431.)

Am 28. October 1h Abends grosse rothe Feuerkugel mit blauem Rand und kegelförmigem Streif zu Nottingham.

Am 30. December in den Gegenden des Federsees 6½h Abends eine Feuerkugel in der Richtung gegen S mit hellem Schweif während Schneefall und starkem Westwind; darauf etliche Blitze und Donnerschläge aus dem Schneegewitter. Am folgenden Morgen »weiches« Wetter mit Schneefall. Am nämlichen Tage 6—7h Abends in Aargau, Zürich Graubündten ein leuchtendes Meteor von blitzähnlicher Erscheinung mit weissgelbem und grünlichem Licht.

1854. Am 21. Januar 5½h Abends zu Basel eine kleine langsam ziehende Feuerkugel von WSW—ONO, die den ganzen Himmel zu durchlaufen schien.

Am 30. Januar zu Göppingen 9½h Abends eine glänzende Feuerkugel von W—O und 5 Sec. Dauer; bei Creglingen zeigte sie bläulichrothes Licht.

Am 1. März 7h Abends zu Zurzach (Aargau) eine grosse weisse Feuerkugel von W—O, theilte sich im Zenith in mehrere kleine, die der grossen unmittelbar nachfolgten.

Am 17. April zu Apenrade eine Feuerkugel.

Am 9. October 7h Abends zu Ueberlingen eine Feuerkugel von W—O und 6—8 Secunden; wurde zu Stuttgart, Heilbronn u. a. O. gesehen.

In der Nacht vom 12—13. November Sternschnuppenfall zu Wien beobachtet.

Am 14. November bei Tagesanbruch zu Kuradschi (Sindh) 2 Stunden lang eine Masse von Meteoren beobachtet, bis sie in den Strahlen der aufgehenden Sonne unsichtbar wurden.

Am 21. December 5—6h Abends zu Reutlingen ein röthlich flammendes Meteor mit grosser Schnelligkeit über die Stadt ziehend.

b) Nordlichter.

1853. Am 29. Januar nach Mitternacht und 6h Morgens ein starkes Nordlicht in den Rheingegenden, zu Leipzig u. a. O. Abends zuvor waren viele Sternschnuppen erschienen.

Am 9. (21.) Februar zu Uleaborg in Finnland ein senkrecht über der Stadt schwebendes Nordlicht von 3½—5h Morgens, das sich um 5h noch einmal wiederholte.

Am 7. Juli Abends 8h ein schönes Nordlicht zu Biel (Schweiz) u. a. O.; eine purpurrothe Säule in einer Breite von 25° am NNW-Horizont; am SSO-Horizont erscheinen dagegen 3 violettfarbige Säulen auf klarem Himmel, mit zunehmender Höhe stets breiter werdend.

Vom 10—11. August zu Newhaven während zahlreichen Sternschnuppenfallen ein kurzes Nordlicht und gegen Morgen ein Zodiakallicht.

Am 2. September 9½h Abends im südlichen Dänemark und nördlichen Schleswig ein schwaches Nordlicht in Form einer conischen flammenden Wolke gegen W., deren Fuss auf einer dunklen Wolke stand, und sich bis zur Leyer erstreckte; man sah Sterne durchschimmern; um 10h war das Phänomen verschwunden und es folgten zahlreiche Sternschnuppen. Dasselbe Phänomen wurde in mehreren Gegenden Deutschlands, in England, Schweden wahrgenommen. Zu Dublin erschien es als ein leuchtender Nebelstrich von O—W. Auf Neufoundland erschien ein starkes Nordlicht.

Am 30. September zu Durham ein prächtiges Nordlicht.

Am 31. October zu Königsberg nach Sonnenuntergang ein Nordlicht in Form eines hellen Lichtbogens, aus dem nach 9h weisse Strahlen emporschossen und bis zum Zenith reichten; um 10 Uhr war es beendigt.

Am 7. November zu Leipzig ein Nordlicht; am 22. 7h Abends ein zweites.

Am 30. November 5—6h Morgens zu Weischliz vom Horizont an (welchem?) aufwärts ein ungewöhnlich heller Schein bemerkt, in dem zuweilen Lichtzuckungen vorkamen und in dem sich um 5h 10 Minuten 2 kleine Sternschnuppen verloren.

1854. Am 14. April zu Copenhagen ein schönes Nordlicht.

c) Leuchtende, farbige und andere Meteore.

1853. Aus London vom 2. Februar: seit dem 31. Januar gelbe,

Langelebenden, während der Nutzen für die Familien der Baldsterbenden in seiner ganzen Größe bleibt. Wäre aber auch der Fall der Lebensversicherung ein solcher, daß das Leben eines Dritten der Gegenstand des Vertrages wäre, durch dessen über die Berechnung sich verlängerndes Daseyn man keinen Vortheil erhielte, und somit die überschüssigen Zahlungen ausgleichen könnte, so tritt hier eben einfach das Verhältniß jeder gewöhnlichen Assekuranz ein, in welcher man beim Nichteintritte der gefürchteten Gefahr und somit der unnöthigen Zahlung der Prämie die genossene Beruhigung und Sicherheit als Gewinn zu rechnen hat. Ein Fehler bleibt somit diese Möglichkeit des Verlustes; doch ist er nicht so bedeutend, um der ganzen Anstalt den Werth zu nehmen. Auf ähnliche Weise verhält es sich auch mit der zweiten Ausstellung. Offenbar ist es nämlich einerseits nicht zu loben, daß der sein eigenes Leben versichernde Theilnehmer über das durch seine Einlagen entstehende Kapital selbst nicht soll verfügen können, und seine Ersparnisse ihm selbst weder eine Rente, noch auch ein im Nothfalle oder zur Benützung einer besonders günstigen Gelegenheit frei verfügbares Kapital eintragen, so daß er in Verlegenheit gerathen kann, während seine Erben einem Glücke entgegensehen. Auf der andern Seite mag, zwar nicht zur gänzlichen Beseitigung allein doch zur Verminderung des Tadels, angeführt werden, daß mancher Nachtheil vermieden werden kann, wenn nicht so hoch mit der Versicherungssumme gestiegen wird, daß nicht noch weiteres verfügbares und beziehungsweise aufsammelbares Einkommen übrig bleibt; ferner, daß es immer möglich ist, auf die Police einer soliden Lebensversicherungsgesellschaft Geld aufzunehmen, in der Regel sogar aus ihrer Kasse selbst, und daß somit das Kapital zum großen Theile disponibel gemacht werden kann, wenn schon vielleicht unter etwas ungünstigen Bedingungen. Wenn also auch hier einiger Nachtheil nicht zu läugnen ist, so ist er doch ebenfalls nicht so bedeutend, daß er nicht überwogen werden könnte, wenn nur die ganze Einrichtung auch bedeutende Vortheile hat. — Solche hat sie denn aber nun. Eine bleibende Lebensversicherung verschafft nämlich, um zuerst von dem gewöhnlichen und wichtigsten Falle der Selbstversicherung eines Familienvaters zu reden, vor Allem mit Zuverlässigkeit ein Kapital, und zwar zu einer Zeit, welche den Besitz desselben häufig von der höchsten Bedeutung für die Empfänger macht, nämlich in dem

graue, schwarze, erstickende Nebel, die diessmal im November ausgeblieben waren.

Am 15. Februar 2 Nebensonnen in mehreren Theilen Englands.

Am 19. März zu Würzburg ein breiter weisser Mondhof.

Am 21. März vor Sonnenuntergang zu Trier und Barmen 2 Nebensonnen; vom 21—23. Nebensonnen und Mondhöfe zu Münster, Dortmund, Wesel u. a. O.

Am 29. März zu Kremsmünster vor Sonnenaufgang eine der Sonne vorangehende schöne Lichtsäule. Am 29. zu Aue bei Schneeberg ein starkes Sternschwanken beim Sirius bis ½ Grad beobachtet. (Illustr. Zeitg. 1853, S. 224.)

Am 25. April Nachts 12h zu Kremsmünster 2 Nebenmonde mit grossem Bogen.

Am 30. April zu Leipzig 6h 20 Minuten Morgens farbige Nebensonnen; dessgl. zu Seuftenberg 2 Nebensonnen und 2 farbige Bögen über der Sone.

Am 19. Mai 7—8h Morgens zu Leipzig ein farbichter Hof um die Sonne; Abends folgte ein Gewitterregen.

Am 24. Mai nach Sonnenaufgang zu Jönköping 2 Nebensonnen mit farbigen Bögen in S und N. (Ausland 1835. Nr. 25. S. 600.)

Am 25. Mai zu Leipzig 6—7h Abends 2 Nebensonnen, den Tag über hatte heftiger Ostwind geherrscht; Nachmittags + 20° R.

Am 6. Juni 6h Abends zu Leipzig farbiger Sonnenhof mit Spur von einer Nebensonne.

Am 4. Juli zu Friedrichshafen und Constanz ein farbiger Sonnenring; es folgten schöne Abendröthen bei klarem Himmel in den nächsten Tagen.

Am Abend des 8. Juli zu Cassel nach starkem Hagelwetter ein Abendroth mit eigenthümlich zerissenen Wolkenformen beobachtet, am 9. folgte + 27° R. im Schatten.

Am 20. Juli Abends 10h zu Ennabeuren Mondsregenbogen mit allen Grundfarben.

In Solothurn am 24. August nach 8tägiger italienischer Hitze ein blutrother Sonnenuntergang auf den Gebirgshöhen beobachtet.

Am 16. und 17. September in mehreren Gegenden Sachsens (illustr. Zeitung. Nov. 1853. S. 317.) der Mond bei Aufgang und Untergang mit staffelförmigen Ausbauchungen gesehen.

Am 26. September in Oberschwaben 7h Morgens am westlichen Horizont ein schöner Regenbogen.

Am 15. November 9h Abends zu Stuttgart u. a. O. westlich vom Mond ein etliche Grade breiter prachtvoller farbiger Bogen ¼ Stunde lang, an dessen beiden Enden ein weiterer, 1 Grad breiter Ring etwa ¼ des westlichen Himmels umfasste.

1854. Am 22. Januar Abends wollte man bei Büderich in Westphalen eine seltsame Fata Morgana, bestehend in einem Heerzug von Infanterie, Cavallerie (weiss uniformirt) und Wagenzügen beobachtet haben, der sich in einem in Nebel gehüllten Wald verlor; die Regierung habe über 50 Augenzeugen vernommen; auch schon in früheren Zeiten sei Aehnliches dort wahrgenommen worden. (??)

Am 15. April zu Copenhagen eine Fata Morgana.

Am 24. April Abends seien auf der Strasse von Basel nach Solothurn drei grosse Irlichter beobachtet worden, die plötzlich aus einem Walddickicht heraustraten und in 4 Minuten tanzend und oft hoch aufflackernd den Raum einer halben Quadratstunde durchflogen.

Am 29. April 6¾h Abends habe man im obern Pothal ein prachtvolles Meteor, eine vom Monviso Gebirge herab in Schlangenwindungen sich bewegende etwa 3′ lange Flamme von mehreren Secunden Dauer, beobachtet.

Am 24. November 6h Abends sah man auf der Riedlinger Alp eine lange hellglänzende Feuersäule vom Himmel herab mit Blitzesschnelle senkrecht niederfahren; die Helligkeit färbte auf einen Augenblick das Schneefeld glänzend roth; die Erscheinung verschwand ohne Geräusch.

Am 2. December sei bei dem Dorfe Vierzehnheiligen ein Meteor von ungewöhnlicher Grösse zur Erde gefallen, das unter heftigem Getöse zerplatzte und 12 Secunden lang Massen von feurigen Kugeln wie von einem Crater emporwarf; der Himmel war dabei ganz klar.

d) Besondere elektrische Erscheinungen. Tromben.

1853. In den letzten Tagen Februars eine Windhose auf dem Genfersee, zu Montreux einige Gebäude umgeworfen, bei Beytanx eine Scheune zerstört.

Am 2. April Morgens zu Cincinnati ein Blüthenstaubregen, der am Morgen die Strassen mit gelbem Staub bedeckt hatte.

Am 4. Mai zu Silberberg (Schlesien) eine Wasserhose unter Donnerschlägen, mit Ueberschwemmung der Niederungen zu Herzogswalde und Schönwald.

Am 30. Mai zu Stollhofen (Steyermark) Windhose von SO — NW auf 4 Stunden langer, 80 — 1000 Klafter breiter Strecke mit donnerartigem Rollen und nächtlichem Dunkel, grosse Verheerungen unter Wald- u. a. Bäumen.

Am 1. Juni 6h Abends Windhose zu Wielizka nach einem heissen Tag, von SW — NO; flog mit unglaublicher Geschwindigkeit binnen wenigen Minuten durch ¾ Meilen in einer Breite von 40 Schritten und richtete grosse Verheerungen an Bäumen und Häusern an. Man sah in dem Wirbel zuweilen Blitze.

Am 5. Juni 1¾h Blitzschlag auf eine Scheuer im Bezirk Heidenheim; vor 14 Tagen etwa sei eine Windhose um den Scheuelberg gezogen und habe Verheerungen an Bäumen und Häusern angerichtet, sei über den Rosenstein nach dem Aalbuch gezogen.

Am 19. Juni Wasserhose im Kreis Düren (Rheinpreussen) mit Verwüstungen in mehreren Gegenden.

Am 30. Juni zu Wolperschitz (Böhmen) eine Windhose unter Blitz und Donner, das Kirchthurmkreuz und viele Bäume wurden ausgerissen; zu Posen am 30. Nachmittags ein Wirbelwind, der Dächer abdeckte.

Im Laufe Junis (am 30?) sei bei Versoix (Genf) ein Froschregen erschienen.

Am 1. Juli erschien eine verheerende Windsbraut in Ungarn Thurotscher Comitat.

Am 28. Juli zu Neumark bei Pyritz (Bezirk Stettin) eine verwüstende Windhose von SW — NO, welche Windmühlen und Scheunen zerstörte, den Postwagen umwarf.

In der Nacht zum 1. September bei Versailles eine Windhose mit grossen Verwüstungen an Bäumen.

1851. Am 23. Mai in Irland (Kilkenny) ein schwarzer Regen aus einer Gewitterwolke mit Donner und Blitz; das Regenwasser zeigte schwarzen Bodensatz. Vor mehreren Jahren sei das gleiche Phänomen dem Erscheinen der Kartoffelkrankheit unmittelbar vorausgegangen.

Aus Madrid vom 12. Juni: seit dem 15. Mai habe man zu Villareal (Valencia) 4 — 5mal rothen Regen gehabt.

Am 20. Juni eine Windhose im Thurgau in den Gemeinden Gerlikon und Kirchberg mit Verwüstungen an Dächern und Bäumen.

Am 13. Juli 5h Abends entstand zu Ulm unmittelbar nach Ausbruch eines Gewitters mit Platzregen eine Windhose in einem Garten an der Donau, sauste mit grossem Geräusch über den Fluss, hob das Dach einer Wagenschoppen ab und riss die Bretter 60′ hoch in die Luft; es folgte darauf ein 1 Minute dauernder Regen.

Am 25. October Abends nach 9h erschien zu Blaubeuren ein kugelförmiger Blitz bei starkem Regen, welcher auf den Gipfel eines Felsen bei der Stadt unter furchtbarem Knall fuhr und denselben stark lockerte und zerklüftete; der Blitz fuhr am Fuss des Felsen in die Erde, gieng wagrecht fort, und beschädigte ein in der Nähe stehendes Häuschen.

e) Gewitter, Blitz- und Hagelschläge.

1853. Am 13. Januar 3h Morgens ein Gewitter auf dem Neuenburger See; am 14. Gewitter bei Salzburg; am 23. Donner und Blitz mit Schneesturm bei Einsiedeln.

Am 22. Jannar 7h 22 Minuten Morgens Hagelsturm mit Blitzschlag zu Aufkirchen bei Starnberg in den Blitzableiter der Kirche; der Rasen wurde bei der Einmündung in den Boden aufgerissen; 3 Minuten darauf folgte ein zweiter Blitz mit gleichbaldigem Donner, bald darauf schneite es. Am nämlichen Tage Gewittersturm mit Schnee zu Einsiedeln mit einem starken Blitz und Donner, worauf es rieselte, schneite und stürmte.

Am 18. Februar Abends 6½—7½h Gewitter mit heftigem Donnerschlag zu Agram.

Aus Rom vom 25. Februar: seit dem 19. Schnee und Hagel, während 3 Gewitter sich entluden, im Gebirge 4' hoher Schnee.

Am 23. Februar 10h Nachts Schneegewitter zu Paris, am 24. Morgens dessgl. mit 7—8 Donnern ohne bemerkbare Blitze, nach diesem erhob sich ein heftiger Wind.

Am 25. März in der Gegend des Bussen Donnerschläge ohne Blitz während einem Schneegestöber.

Am 7. April zu Esslingen nach + 17°R. ein Gewitter mit warmem Regen, zu Ulm ein fernes Gewitter im Osten, Wetterleuchten zu München, zu Genf ein starkes Gewitter im ganzen Rhonethal und Eintritt des Frühlings.

Am 18. April Mittags zu Dillingen (Baiern) Gewitter mit Blitzschlag in einen Thurm auf 2 unter einem offenen Fenster stehende Knaben, der eine starb etliche Tage darauf; der Blitz verlor sich in dem im Thurm befindlichen Wasserwerk.

Am 20. April Gewitter zu Ulm; Blitzschlag zu Oberfahlheim (Baiern?) in den Kirchthurm mit Beschädigung der Glocken und des Cruzifix.

Am 23. April Gewittersturm mit Hagel zu München.

Am 24. April Gewitter mit Hagelschlag im Siegkreise (Westfalen), zündender Blitzschlag auf einen Kirchthurm.

Am 27. April Nachmittags Gewitter in der Rheinebene bei Baden, mit Nordwind und Frost im Gefolge. Am 27. war der südliche Schwarzwald und die nördlichen Berge der Schweiz mit Schnee bedeckt.

Am 3. Mai Wolkenbruch mit Hagel und Ueberschwemmung in Ostpreussen (Königsberg), wo seit Menschengedenken kein Hagel war; man schrieb es Waldlichtungen zu; an demselben Tag Gewitter im Voigtlande, Hagelwetter in der Gegend südlich von Freiburg bis nach Frauenstein, Austreten der Mulde.

Am 4. Mai und den folgenden Tagen Gewitter mit Regengüssen in verschiedenen Gegenden Ungarns, mit Ueberschwemmungen gleich denen von 1846; zu Miskolz und Szolnok verheerend, in Folge von Dammbrüchen.

Am 8. Mai Nachmittags Gewitter mit Schnee und Hagel zu Paris.

Am 10. Mai (andere Berichte sagen vom 13.) zündender Blitzschlag auf den Thurm zu Buxtehude, der abbrannte.

Am 12. Mai Nachmittags Gewitter mit Wolkenbruch und Ueber-

schwemmung der Eschach bei Rottweil; zu Sulz nach 5stündigem Gewitter Austreten des Neckars in der Nacht; zu Rottenburg begann das Gewitter 3h Nachmittags und die Ueberschwemmung des Neckars von 5h an; der Krebsbach verursachte grosse Verheerungen; zu Tübingen Ueberschwemmung des Abends, dessgl. des Goldbachs von Behenhausen her; das Gewitter hatte auch Hagel daselbst. Zu Calw begann das Gewitter um 1h und verheerte den östlichen Rand des Bezirks (Althengstedt), die 2 Bäche von daher zur Nagold überschwemmten. Zu Esslingen begann das Hagelwetter 6h Abends und verheerte Alles. Im Bezirk Göppingen entleerte sich das Gewitter von 7—10h Abends über den Hohenstaufen und Rechberg und verursachte eine unerhörte Ueberschwemmung, welche in der Nacht Häuser, Menschen und Vieh wegschwemmte, und durch ihr plötzliches Erscheinen desto verhängnissvoller war. Die Eisenbahn wurde an mehreren Stellen zerstört. Aehnliche jedoch geringere Ueberschwemmungen erfolgten zu Gmünd, Schorndorf, Kirchheim, Reutlingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Boplingen.

An demselben Tag Gewitter im bairischen Schwaben mit zündenden Blitzschlägen, die Donau und Werniz traten aus, an manchen Stellen der Ufer dieser Flüsse zeigten sich ganze Bänke angeschwemmter Maikäfer.

Am nämlichen Tag zu Saarbürk wolkenbruchartiger Regen und Ueberschwemmung des Forbachs.

Am 12. starke Hagelwetter in der Schweiz, in Aargau (Zofingen). Zürich, Luzern, Schwyz, im Rhonethal.

Am 12. Abends und in der Nacht zu Hamburg ein fernes Gewitter im S und SO unter SW-Sturm.

Am 23. Mai in Galizien Hagelwetter und Wolkenbrüche, bei Tarnopol Blitzschlag auf ein Weib.

Am 16. Mai Nachmittags Gewitter mit Wolkenbruch im badischen Münsterthal bis in die Nacht.

Am 17. Mai zu Esslingen tödtlicher Blitzschlag auf einen Menschen in freiem Felde.

Am 17. Mai Hagelwetter und Wolkenbruch zu Wienerisch-Neustadt; der Hagel lag noch am 22.

Am 18. Mai fortdauernde Ueberschwemmung der Weichsel bei Schwetz-Neuburg (Westpreussen), bis Ende Mai's fortdauernde Ueberschwemmung bei Thorn.

Am 19. Mai Gewitter mit Blitzschlägen im Bezirk Biberach, zu Ummendorf und Beuren verbrannten Häuser; gegen Ehingen zu Hagelschaden; zu Genkingen Bezirks Reutlingen starker Hagel, ein Mann unter einer Buche und 3 Stücke Vieh erschlagen; zu Ulm Vormittags Blitzschlag auf ein Kamin, Abends Hagelwetter, Anschwellen der Donau durch die im Oberlande gefallenen Gewitter. Am 19. Mai 9h Abends Gewitter zu Maulbronn mit einem Blitzschlag auf 7 Forchen in einem

Umkreis von 200', die alle erst in einer Hose von 10—40' getroffen, d. h. beschädigt wurden; der Blitz verzweigte sich noch auf dem Boden.

Am 20. Mai 4h Morgens Hagelwetter bei Reutlingen; seit längerer Zeit tägliche Regenfälle und Gewitter, die Baumblüthe litt Noth.

Aus Badenbaden vom 22. Mai fast tägliche Gewitter.

Am 22. Mai zu Dresden Blitzschlag in die Hauskapelle des mit Ableitung versehenen Krankenhauses.

Aus Mailand vom 22. Mai anhaltende Gewitter mit Regen, Sturm, Hagel.

Am 25. Mai Gewitter mit Regenguss und Ueberschwemmung des Eschachthals bei Rottweil.

Am 26. Mai im Bezirk Sulz heftiges Gewitter, zu Leinstetten ein zum Fenster hinausschender Mensch »von einem vorbeifahrenden Blitzstrahl erstickt«.

Am 26. Mai Abends bei Kremsmünster starkes Hagelwetter.

Am 27. Mai zündender Blitzschlag zu Sinnsbach (Baden) auf eine Scheuer, das Vieh darin erschlagen. In dem Waldort Marzell am Fuss des Blauen ein Knabe in einem Haus erschlagen. Häufige Zerstörungen der Telegraphendrähte.

Vom 27.—29. Mai häufige Gewitter mit Blitzschlägen und Hagel im Voigtlande.

Am 28. Mai mehrfache Blitzschläge auf Gebäude zu Dresden; am nämlichen Tag zu Deuz Blitzschlag in den Stall eines Reiterregiments, 4 Pferde wurden erschlagen, die übrigen betäubt.

Am 29. Mai zu Wienerisch-Neustadt heftiges Hagelwetter; Schlossen von Taubeneigrösse.

Am 31. Mai zu Minden Hagelwetter mit Blitzschlag auf ein Haus.

Zu Ausgang Mai's tödtlicher Blitzschlag zu Biedenbach (Baden) auf einen auf einer Anhöhe arbeitenden Menschen; der Blitz traf ihn in's Gesicht, lief über den ganzen Körper hin und tödtete ihn augenblicklich.

In den ersten Tagen Juni's verheerende Gewitter mit Hagel, Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen im Nassauischen, in der Schweiz, in Schlesien; hier waren schmale Striche vom Regen ausgeschlossen und litten an Trockenheit; Verheerungen gleicher Art in Galizien.

Vom 5.—6. Juni Gewitter mit Regengüssen zu Balingen, Reutlingen, Nürtingen, im Filsthal.

Vom Anfang Juni's Gewitter und Wolkenbrüche aus Spanien (Catalonien), Regengüsse aus Genf, Savoyen, Piemont, dem südlichen Frankreich, Hagelschläge aus Niederungarn berichtet.

Am 6. Juni zu Magdeburg Gewitter mit tödtlichem Blitzschlag auf 2 vor einem Kohlenwagen befindliche Pferde; Wolkenbruch im Voigtlande.

Vom ersten Drittel Juni's Hagelschläge und Wolkenbrüche aus Bern, aus Sachsen, Böhmen, Polen berichtet.

Aus Salzburg vom 11. Juni Hagelstürme, am 9. mit Wolkenbruch und Ueberschwemmung in der Umgegend.

Aus Prag vom 13. Juni zahlreiche Gewitter bis zum 10. mit Regengüssen und Ueberschwemmungen und tödtlichen Blitzschlägen auf viele Menschen.

Am 13. Juni Hagelwetter im Bezirk Brackenheim, Schaden an Weinbergen und Obstbäumen zu Stockheim und Haberschlacht.

Am 14. Juni Blitzschlag in die Erde in der Nähe des Parks Rosenstein.

Am 15. Juni im Leipziger Kreise Gewitter mit Ueberschwemmung.

Am 17. Juni Nachmittags Blitzschlag zu Stockheim Bezirks Brackenheim auf Kirche und Sakristei mit mechanischen Zerstörungen.

Am 19. Juni 5¼h Abends Gewitter in der Pfalz mit Blitzschlag auf 3 Menschen unter einer Eiche, 2 getödtet, der 3te an den Beinen gelähmt und an diesen und dem Unterleib mit Brandwunden bedeckt.

Am 20. Juni starke Gewitter mit Regen und Blitzschlägen bei Leipzig, am 22. anhaltender Regen, dessgl. zu Dresden, am 23. in Oestreich, Tyrol, Ungarn mit Hagel, Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen.

Am 21. Juni Zerstörung der Telegraphenapparate durch Blitzschlag zu Mantua.

Vom 22. Juni aus Nürnberg bemerkt, dass die von W kommenden Gewitter selten waren und meist vorübergehend, die von O kommenden häufig waren und stets Regenwetter mehrere Tage lang brachten.

Am 25. Juni Blitzschlag zu Binswangen in den Thurm der Kapelle vor dem Ort, ohne zu zünden.

Vom 28. — 29. Juni Gewittersturm zu Münster (Westphalen).

Am 30. Juni Abends Hagelwetter im Bezirk Balingen mit Ueberschwemmung; im Bezirk Reutlingen, Böblingen, Stuttgart, Esslingen (zu Köngen verwüstend), Göppingen, Waiblingen (wo schon Morgens 3h ein Gewitter erschienen war), Besigheim (mit Blitzschlag in ein Haus und mechanischen Zerstörungen darin), Neckarsulm (Hagel), Neuenbürg (Blitzschlag auf ein Haus mit mehreren Zerstörungen zu Birkenfeld), Freudenstadt (Hagel von Faustgrösse zu Baiersbronn).

Am 30. Juni Abends Gewitter zu Lahr mit zündendem Blitzschlag in den Thurm zu Schuttern, dessgl. im badischen Oberlande mit Platzregen und etwas Hagel; dessgl. mit orkanartigem Sturm, der von Basel bis Emmendingen das Getreide niederlegte.

Am 30. Juni 4h Morgens zündender Blitzschlag zu Mönchsroth auf ein Haus an der bairischen Grenze vom Bezirk Neresheim; 7h Gewitter mit Wolkenbruch; Abends 5h zu Landshut ungewöhnlicher Hagel, »Eisbrocken« wie kleine Fäuste und zackig; zerbrochne Bäume und Dächer; furchtbarer Hagelschlag am 30. Juni in Ungarn von ¾ Stunden, viele Menschen wurden verwundet; Gewitter mit Wolkenbruch am 30. Nachmittags zu Posen mit Ueberschwemmung.

Am 1. Juli in Graubündten starke Gewitter und Regengüsse mit Ueberschwemmung; am 1. Juli zwischen Wien und Oedenburg furchtbarer Hagelschlag mit Schlossen von 7 — 10 Loth.

Am 1. Juli gewaltiges Hagelwetter zu Newyork.

Vom 2. Juli aus Strassburg heftige Gewitter mit grossem Feldschaden nach längerem guten Wetter.

Am 2. Juli zu Cilly (Steiermark) schweres Hagelwetter; Wolkenbruch und Sturm zu Sozka.

Vom 3. — 10. Juli zahlreiche Hagelwetter mit Stürmen in Westphalen (Sauerland, Ruhrthal).

Am 8. Juli bei Magdeburg furchtbares Hagelwetter zwischen Elbe und Saale mit Beschädigung der Dächer von den grossen Schlossen. Gewitter zu Braunschweig, Halberstadt, Oschersleben, Schönebeck mit starkem Hagelschlag, viele Menschen davon verwundet, der Telegraphendraht mehrfach zerrissen, Schlossen bis zu der Grösse der Gänseeier.

In den ersten Tagen Julis seien bei Brixen 23 bei einander gelagerte Ochsen auf einer Alp vom Blitz getödtet worden.

Am 8. Juli Hagelschläge in Posen, der Oberlausitz, im Fürstenthum Waldeck, zu Cassel.

Am 9. Juli Morgens 9h zu Rouen und Umgegend furchtbarer Hagelschlag nach einem starken Donnerschlag, von 5′ Dauer, Hagelkörner von ½ ℔. Menschen und Thiere verwundet, Vögel in der Luft erschlagen, die Bäume entlaubt.

Am 9. Juli Hagelwetter in der Provinz Sachsen vom Harz bis Köthen, auf 6 Stunden langem Strich; dessgl. Hagelwetter in Schlesien.

Am 10. Juli 1½h Mittags nach 8tägiger Hitze Hagelwetter mit Sturm zu Zwiefalten und auf der Zwiefalter Alp von 10′ Dauer; man fand erschlagene Hasen auf dem Felde; gleiche Hagelschläge zu Ulm, Blaubeuren, Münsingen, Zainingen.

Am 10. Juli Hagelwetter in Sachsen (Pegau, Liebertwolkwitz) mit Orkan und Wolkenbruch. Vom 10. — 11. Juli in Polen 105 Dörfer im Münchower Kreis, 200 am Weichselgebiet total verhagelt.

Am 11. Juli Hagelwetter in den Heubergsgegenden von Taubeneiergrösse.

Aus Krakau vom 11. Juli: seit dem 1. sei kein Tag oder Nacht ohne Gewittersturm mit Blitzschlägen und Hagel gewesen, wie solche seit 40 Jahren nicht erlebt worden.

Am 13. Juli 11h Abends zündender Blitzschlag auf ein Haus zu Dornhan, Bezirks Sulz; in der Nacht vom 13. — 14. zündender Blitzschlag auf ein Haus in Neckargartach, Bezirks Heilbronn.

Aus Wien vom 16. Juli zahlreiche Gewitter mit Blitzschlägen und Ueberschwemmungen in Galizien.

Vom 19.—20. Juli in Croatien furchtbares Hagelwetter mit Sturm; gleichzeitige Hagelschläge in Siebenbürgen, Tyrol u. a. O.

Am 25. Juli Hagelwetter im Bezirk Oberndorf längs des Heimbachs; Hagel im Bezirk Ludwigsburg (Geisingen und Grossingersheim); Hagel zu Bretten und Wiesloch.

Am 29. Juli 6—7h Morgens verwüstendes Hagelwetter zu Leutkirch von ½ Stunde Dauer; zu Chur Gewitter mit Regen.

Vom 2.—3. August nach Mitternacht zu Issny Gewitter mit zündendem Blitzschlag auf ein Haus; gleichzeitig auf die Kirche zu Rohrdorf, Bezirks Wangen, während des Gewitterläutens, ohne zu zünden. In derselben Nacht starkes Gewitter in der Schweiz mit zündenden Blitzschlägen im Bernschen, Solothurnschen, Uri, Unterwalden; zu Uri verheerender Sturm.

Am 3. August Gewitter von 8—N zu Stockach mit Hagel.

Vom 2.—3. und 3.—4. August Nachts Gewitter im Rheinthal und Vorarlbergischen, Blitzschläge am Wallenstadter See.

Am 4. August starkes Gewitter zu Leutkirch und Umgegend; vom Bodensee heftige Gewitter vom 2.—4. in den Nächten, mit Hagel, Platzregen und Wind an den Ufern des Sees; Hagelschlag im Thurgau von Baumnussgrösse; Blitzschlag bei Friedrichshafen in die Telegraphenleitung, zerstörte einige Stangen; die Tage zwischen diesen Nächten waren sehr heiss.

Am 4. August Mittags zu Oberndorf Blitzschlag in ein Haus, ohne zu zünden; dasselbe war viel niedriger als die umgebenden mit Blitzableitern versehenen Häuser. Nach Bericht aus Paris hatte zu Lyon ein Gewittersturm grossen Schaden angerichtet.

Am 22. August zu Berlin nach mehrtägiger Schwüle, die auf kühle Witterung gefolgt war, ein schweres Gewitter.

Am 23. August während eines durch ganz Spanien herrschenden Sturms Gewitter mit Hagelschlägen in den nördlichen Provinzen; zu Madrid fiel der Thermometer von + 35° auf + 11°.

Am 23. August verbreitetes Gewitter in Schleswig; schweres Gewitter auf Helgoland, auf der Düne wurde eine Frau vom Blitz erschlagen, ihre Kleider zerfetzt, eine näher stehende Frau blieb unversehrt, eine entfernter stehende wurde betäubt.

Vom 23.—24. August Nachts nach mehrtägiger Hitze bis + 26° ein starkes Gewitter im Zabergäu mit Blitzschlag auf ein Haus in Hausen, ohne zu zünden.

Am 24. August Mittags Hagelwetter zu Ebingen, in mehreren Heubergsorten und auf der Sigmaringer Alp Schaden an den Sommerfrüchten, Bäumen und Häusern. 400 Gänse wurden auf dem Felde todtgeschlagen; zu Ineringen (Hohenzollern) 30 Menschen verwundet, vielen Schafen der Rückgrat zerschlagen, Wachteln, Hühner, Feldkatzen todtgeschlagen.

Am 24. August Gewitter zu Steinhausen bei Schussenried, Blitzschlag auf einen Torfbehälter, der zündete; Gewittersturm zu Riedlingen, der Oehmd und Dachplatten wegfegte; Hagelschlag in mehreren Gegenden, wo schon am 31. Juli der Hagel gehaust hatte (Waldstetten, Ittenhausen, Emerfeld etc.); der Hagel habe die Grösse von Gänseeiern gehabt. Menschen und Thiere wurden verwundet, ein Pferd und mehrere Schafe getödtet, ganze Dächer abgedeckt. — Am 24. August 4h Nachmittags Hagelwetter zu Zwiefalten von seltener Dauer und Heftigkeit; Stücke von Grösse der Hühnereier, der Hagel zerstörte, was vom Hagelwetter vom 10. Juli übrig war. Viele Ziegel zerschlagen. Um 4½h Gewittersturm mit Hagel von Baumnussgrösse zu Ulm vom Donau- und Blauthal bis ins bairische Gebiet, in Wiblingen zahlreiche Scheiben zertrümmert.

Am 24. April 5h Nachmittags Hagelwetter zu St. Gallen, ½ Stunde lang, die baumnussgrossen Schlossen bedeckten den Boden wie Schnee; zu Teufen Körner von 2 Loth mit Zacken, zu Trogen »Eisstücke«; viele Tauben fand man erschlagen.

Am 28. August Nachmittags Hagelschlag im Bezirk Spaichingen von der Grösse der Hühnereier, dauerte kurze Zeit, doch wurden viele Menschen verwundet; vom Sturm viele Bäume zerstört.

Am 29. August Hagelwetter zu Hohenheim und Birkach bis zu Hühnereiergrösse, Sommer- und Brachfelder zerstört; desgl. Hagelwetter zu Unter- und Obertürkheim und im Bezirk Esslingen, viel Obst wurde abgeschlagen.

Im Bezirk Waiblingen erschien nach mehreren unschädlichen Gewittern ein Hagelschlag von Taubeneigrösse mit Schaden in Weinbergen und an Obst; 6h Abends Gewitter zu Gaildorf mit zündendem Blitzschlag zu Entendorf auf eine Scheuer.

Am 29. August Gewitter mit Hagel in den Bodenseegegenden, verheerende Hagelschläge in der Schweiz.

Am 2. September Blitzschlag zu Winterstettendorf Bezirks Waldsee in eine Scheuer, tödtete im Stall einen Farren und betäubte 2 Pferde.

Am 2. September 3 schwere Gewitter im Rhonethal, das letzte 1stündig um 5h mit Wolkenbruch.

Am 6. September 9h Abends starkes Hagelwetter im Mailändischen; bei Sesto Calende bis zu 23 Unzen Gewicht; am 7. schnelle Abkühlung nach grosser Hitze von + 22,6 Max. und + 15,9 Min. auf + 12,4 Max. und + 10,0 Min. zu Mailand.

Am 23. September Gewitter mit Plazregen in Oberschwaben (Buchau) mit theilweissem Hagel.

Am 24. September noch ein heftiges Gewitter in Tyrol (Insbruck), das stark abkühlte, am 26. September lag Schnee auf den Bergen.

Am 26. September Gewitter zu Sulz und Umgegend mit einigem

Augenblicke, wo das perſönliche Einkommen des Familienvaters aufhört, und die Hinterbliebenen nun von den Renten des Vermögens leben ſollen, oder wo eine Erbſchafts-Auseinanderſetzung, z. B. die Ueberlaſſung eines Gewerbes, Grundbeſitzes u. ſ. w. an eines der Kinder dadurch allein möglich gemacht wird. Mit Einem Worte, dieſes Kapital iſt ſehr häufig eine wahre Providenz für die Familie, und in allen Fällen etwas ganz Nützliches und Angenehmes. Außerdem aber iſt noch zum Lobe der Einrichtung zu bemerken, daß ſie die ſämmtlichen guten Eigenſchaften der Sparkaſſen hinſichtlich der Sicherheit der Anlagen und des Genuſſes von Zinſes-Zinſen darbietet; auch darf nicht überſehen werden, daß ein unbedingter Zwang zur Anlegung einer jährlichen Summe ſtatt findet, eine Einrichtung, deren Vortheile bereits gewürdigt ſind. Iſt aber das Leben eines Fremden, vielleicht ohne ſein Vorwiſſen, verſichert, ſo wird der durch ſeinen Tod drohende wirthſchaftliche Verluſt durch die Auszahlung der ſtipulirten Summe abgewendet, und ſomit, freilich durch ein Opfer, alles in erwünſchtem Stande erhalten. — Da nun weder die vom wirthſchaftlichen Standpunkte aus zu machenden Einwendungen von überwiegender Bedeutung ſind, noch auch eine entſittlichende Wirkung der Einrichtung irgend anerkannt werden kann, dagegen ſo bedeutende Vortheile unläugbar ſind: ſo darf der bleibenden Lebensverſicherung eine bedeutende Stelle unter den Vorſorge-Anſtalten nicht abgeſprochen werden, wenn ſie auch den reinen Vorzügen der Sparkaſſen nicht gleich zu ſtellen iſt. Namentlich ſcheint ſie für die zahlreiche Klaſſe von Perſonen aus den mittleren Ständen ſehr zuträglich, welche neben einem Einkommen, von welchem ſie eine Verſicherungs-Prämie erſparen können, noch ein anderweitiges kleineres oder größeres Kapital-Vermögen beſitzen, über welches ſie vorkommenden Falles ganz frei zu eigenen Gunſten verfügen können, während ſie durch die Verſicherung das Erbtheil ihrer Familie ſteigern.

Der bloß vorübergehenden Lebensverſicherung ſind wir dagegen genöthigt, einen niedrigeren Rang anzuweiſen. Wenn nämlich auch nicht zu verkennen iſt, daß durch die Eingehung eines ſolchen Vertrages die wirthſchaftlichen Folgen des aus beſondern Gründen drohenden frühzeitigen Todes eines Familienvaters oder die Nachtheile, welche der innerhalb gewiſſer naher Zeit erfolgende Tod eines Fremden haben würde, abgewendet werden können, und

Hagel von 15 Min. Dauer; that wenig Schaden, weil die Früchte wegen des Mänseschadens schon eingeheimst waren.

Am 6. October furchtbares Hagelwetter auf Elba, Mandel- und Olivenpflanzungen zerstört, zu Portoferrajo ein Dach eingeschlagen, die Schlossen wogen 15—32 Unzen.

Am 14. October starkes Gewitter auf dem Bodensee; mit folgendem Regenwetter; desgl. zu Bern und Genf.

Am 29. October zu London ein starkes Gewitter mit Plazregen.

Vom 29.—30. November Nachts auf Malta ein furchtbares Gewitter mit Blitzschlägen auf 2 Schiffe im Hafen, ein Matrose wurde erschlagen; dabei furchtbarer Hagel von ungewöhnlicher Grösse und Menge, man fand den andern Morgen Hagelklumpen von 1½ engl. Pfund. Der Sturm wurde 30 Meilen von der Insel gespürt.

Am 14. December zu Venedig ein heftiges Gewitter.

Am 30. December 6¾h Abends ein Wintergewitter mit Schnee und etliche Blitze und Donner auf dem Bodensee.

Am 24. December Gewittersturm zu Constantinopel, mehrstündiges heftiges Donnern.

Am 24. December zu Marseille lebhafte Blitze.

1854. Am 9. Februar Abends 10h Gewitter von O mit heftigem Sturm am Niederrhein.

Am 15. Februar Nachmittags ein Gewitter zu Herrenberg gegen SW im Ausbruch.

Am 17. Februar bei gelindem Frost zu Brüssel ein heftiges Gewitter mit Hagel und Blitzschlag zu Valverden; es folgte Kälte mit Schnee.

Vom 25.—26. Februar Nachts zu Prag Gewittersturm mit einem starken Blitz und Donner; am Morgen fiel Schnee.

Am 25. Februar 8—9h Abends zu Dresden heftiges Gewitter mit Sturm und Regen; in der Nacht folgte Schnee und mässiger Frost.

Am 15. März zu Balingen das erste Gewitter mit Regen im Gefolge.

Am 16. März zu Paris nach drückender Hitze ein Gewitter mit Blitzschlag im Walde von Vincennes.

Aus Genf vom 15. April: im Jura seien seit dem 7ten mehrere Gewitter erschienen; zu Genf heisses und trockenes Wetter.

Am 17. April heftiges Gewitter mit Hagelschlag auf der Höhe der Alp,* Fluthen im Aach- und Schmiechenthal; zu Ulm Gewitter und Hagel zu Langenau; Blitzschlag zu Rammingen in die Kirche und Thurm, mehrere Leute betäubt und ihre Kleider beschädigt.

Am 22. April bei Mergentheim Blitzschlag auf 2 Männer im Walde; sie wurden blos beschädigt; 2h Nachmittags Gewitter in den Strombergsgegenden; bei Meimsheim ein Knabe unter einem Baum erschlagen, bei Pfaffenhofen 2 Männer neben dem Pflug getroffen, der eine betäubt, der andere an einer Seite verbrannt und die Kleider zerrissen.

Am 24. April zu Newyork ein verwüstendes Gewitter mit Sturm.

Am 2. Mai Abends zu Neresheim Gewitter mit Blitzschlag auf ein Haus zu Dischingen; eine Person am Herd getroffen und betäubt.

Am 4. Mai zu Speier und Umgegend furchtbares Hagelwetter mit grossen Verheerungen in Feldern und Gärten.

Am 6. Mai 12 — 1h Mittags zu Oppelsbohm, Bezirks Waiblingen starkes Hagelwetter, ohne Schaden, da die Körner klein waren.

Am 11. Mai Gewitter von SO mit Hagel in Oberschwaben ohne bedeutenden Schaden. Am 13. Abends wiederholtes Gewitter von SO bei Saulgau, ein Mann auf dem Felde erschlagen.

Am 15. Mai zu Insbruck das erste Gewitter mit Regen nach vorangegangener Trockenheit.

Am 24. Mai im Bezirk Leonberg Hagelwetter von Baumnussgrösse der Schlossen, Weil die Stadt und Simozheim besonders beschädigt; der Hagel stellenweise ½′ tief. Am 24. Abends Gewittersturm in den Bodenseegegenden, Bäume beschädigt; in den hohen Schneegebirgen fiel Schnee.

Am 25. Mai 8 — 10h Abends Gewitter mit einigem Hagel im Bezirk Herrenberg; 8½h Abends Gewittersturm mit Hagel zu Tuttlingen, der Hagel stellenweise 1½′ tief, von Baumnussgrösse; Felder und Obstbäume bedeutend beschädigt; man fand erschlagene Hasen und Vögel.

Am 29. Mai Gewitter mit starkem Hagel zu Sulz und Oberndorf.

Am 31. Mai verbreiteter Hagelschlag im Bezirk Waldsee mit viel Schaden auf den Feldern.

Am 2. Juni nach mehrtägigen Nebeln Gewitter zu Sulz, ein Haus zu Vöringen eingeäschert, ein Mädchen erschlagen, 2 andere betäubt.

Am 18. Juni Hagelschlag im Bezirk Freudenstadt, Schlossen von Faustgrösse, Schaden auf Feldern, an Dächern und Fenstern, besonders zu Schopfloch und Glatten.

Am 26. Juni Gewitter mit Wolkenbrüchen und Hagel in den Bezirken Rottweil und Spaichingen; Nachmittags Gewitter mit Regen und (kleinen) Schlossen im Strohgäu (Bezirk Leonberg); um 4h Abends ein verwüstender Hagelschlag ebendaselbst.

Am 29. Juni zu Paris mehrstündiges Gewitter mit Hagel und 14 Blitzschlägen an mehreren Punkten der Stadt; in mehreren Strassen 8 Menschen getödtet.

Am 30. Juni Mittags verwüstender Gewittersturm und Hagelwetter in der Gegend zwischen Ens und Ebelsberg (Oestreich).

Am 4. Juli 2h Nachmittags Hagelwetter auf den Fildern; der wolkenbruchartige Regen richtete gleichfalls Verheerungen an; 3h Mittags Hagelwetter im Bezirk Esslingen von Nussgrösse; im Bezirk Schorndorf; in den Schurwaldorten, Schlossen von Hühnereigrösse.

Vom 8. Juli 9h Abends bis 10ten Vormittags furchtbarer Gewitter-

sturm zu Dresden, mit Wasserfluthen in dem Tharanter Grund und den Thälern des Meissner Gebiets.

Am 13. Juli 9h Abends Gewitter von NW zu Ulm mit Plazregen.

Am 18. Juli Gewitter mit einigem Hagel und anhaltendem Plazregen zu Herrenberg.

Am 19. Juli Gewitter in Oberschwaben; 3h Nachmittags Hagel zu Pflummern, Bezirks Riedlingen.

Am 24. Juli Abends Gewittersturm auf dem Wallensee, mehrere Schiffe giengen unter, in einem Dorf auf der Höhe zündender Blitzschlag auf ein Haus; Nachmittags Gewitter mit Regensturm zu Lausanne, zündende Blitzschläge in Glarus, Wolkenbrüche und Flözungen.

Am 25. Juli 5h Abends zu Friedrichshafen ein Gewitter, das die »Sommerglut« milderte.

Am 26. Juli Hagelschlag von Baumnussgrösse zu Waldrennach, Bezirks Neuenbürg, in 10 Minuten der ganze Feldertrag zerstört; am 26. Morgens 7h Blitzschlag in den Kirchthurm zu Eutingen bei Mühlacker, Bezirks Maulbronn. Am 26. 3h Nachmittags nach mehrtägiger Hitze bis + 26° i. Sch. Hagelwetter zu Münsingen.

Am 31. Juli 4—5h Abends Gewitter zu Gallidorf, ein Blitzschlag auf die Kirche zu Grossaltorf, der Drahtzug von der Thurmuhr zu den Glocken geschmolzen.

Vom 1.—2. August Nachts mehrere Gewitter zu Ulm, das stärkste von 12—12½h, Blitzschlag auf ein Haus und in den Münsterthurm, ein entzündetes Baugerüst wurde durch den Regen gelöscht.

Am 2. August Mittags Gewittersturm zu Landshut mit verheerendem Hagel; dessgl. zu Prag Nachmittags Hagelsturm mit Wolkenbruch nach + 24,5° R. Hitze.

Aus Bern vom 27. August Hagelwetter in letzter Woche in St. Gallen, Schwyz, Zürich mit hühnereigrossen Schlossen mit zackigen durchsichtigen Eisrinden um einen erbsengrossen weissen Kern.

Vom 29.—30. November zu Rottweil Gewitter mit Donner, Blitz und Regen.

Aus Athen vom 1. December fortdauernde SW Winde, die sich je in 2—3 Tagen zu Stürmen mit verheerenden Gewittern steigerten, bei + 15 und + 16° C. im Schatten und + 11° des Nachts.

Vom 14. December aus Bombay berichtet: seit dem grossen Orkan vom 2. November haben in Indien (Bombay und Deccan) ununterbrochene Gewitterstürme, Wetterleuchten, Regengüsse geherrscht, wobei das Gewölk wie zur Regenzeit aus SW trieb, dem nordöstlichen Munson gerade entgegengesetzt.

Am 23. December Abends nach mehrstündigem SW Sturm erschien ein Gewitter über dem Bregenzer Wald und den Allgäyer Bergen.

Am 31. December Gewittersturm zu Hamburg, der sich in der Nacht

zum Orkan steigerte; am 1. Januar 1855 starke NW Stürme mit Hagelboen und anhaltendem Blitzen und Donner, der vom Geheul des Orkans übertönt wurde; Schornsteine, Dächer, Bäume zerstört, Ueberschwemmung der untern Stadttheile am 1. Januar bis in die Nacht hinein; die Fluth erreichte 20′ 7″ über 0, seit 1825 die grösste Höhe. In der Nacht vom 1.—2. erneute Wuth des Sturms mit Gewitterausbruch und Hagel und Schnee, um 9h Morgens ein zweites Gewitter.

Die Gewitterstürme vom Ausgang Decembers erstreckten sich über Lauenburg, Holstein, Schleswig; am 26. Sturm zu Ratzeburg, am 27. zu Eckernförde, am 31. zu Elmshorn. Auf dem Ratzeburger See seien Erscheinungen (was für?) vorgekommen, die auf gleichzeitige vulcanische Bewegungen deuten (?).

f) Stürme und Orkane.

1853. Am 13. Januar Sturm mit Regenguss und Ueberschwemmung zu Bruchsal.

Zu Ausgang Januars Sturm in Piemont, zerstörte die Telegraphenleitung nach Genua.

Am 14. Februar Schneesturm im Canal von Frankreich. Vom 15. Februar aus Kiel O und NO Stürme in der Ostsee mit Schnee und Eis im Gefolge.

Aus Athen vom 14. und 15. starke Stürme im mittelländischen und adriatischen Meer, ein besonders starker vom 12.—13.

Am 17. Februar 3tägiger Schneesturm zu Berlin.

Am 19. Februar starker Sturm auf Corfu mit Verheerungen an Häusern und Olivenwaldungen; Schiffe gescheitert, der Palast abgedeckt.

Am 26. Februar furchtbarer Schneesturm zu Landstuhl (Baiern); dessgl. Sturm von Liverpool u. a. O. auf der Küste von Northumberland berichtet; der Orkan wüthete in O und W Englands.

Im Laufe Februars mehrfache Stürme in den Gewässern von Neapel; vom 25.—26. Nachts starker Sturm zu Malta.

Vom Anfang März aus Smyrna heftige Stürme in der »letzten Zeit«.

Aus Kiel vom 20. März seit 5 Tagen NO Stürme.

Am 20. Merz auf dem St. Gotthard ein heftiger Sturm, der Bäume entwurzelte.

Vom 20.—21. März zu Toulon und Marseille ein heftiger Mistral. Zu Marseille heftig am 23sten.

Vom 21.—22. März aus Wien heftiger Schneesturm.

Vom 26. März an gewaltiger mehrtägiger Sturm in der südlichen Bai von Bengalen und dem ganzen Südwesten von Indien, verbreitete sich quer durchs Land bis Ceylon mit grossen Verheerungen.

Vom 28. März aus Constantinopel häufige Südstürme.

Am 28. März aus Sachsen ein heftiger NNO Sturm berichtet.

Vom 31. März und 1. April grosser Sturm von Bayonne bis Dünkirchen.

Am 18. April Abends starker Regensturm zu München.

Am 2. Mai furchtbarer Sturm in Texas wie seit 1846 nicht mehr; Häuser und Schiffe zerstört.

Am 8. Mai Sturm mit Regen zu Leipzig, Schneesturm im Oldenburgischen mit Verheerungen.

Am 12. Mai ein SW Orkan durch ganz Holstein mit Hagel und Regen.

Nach Bericht aus Newyork vom 21. Mai hatte kurz vorher ein heftiger Sturm auf dem Erie gewüthet.

Am 25. Mai heftiger Sturm in Böhmen.

Zu Anfang Juni 2tägiger Siroccosturm auf Sicilien mit Beschädigung der Oliven und Reben.

Am 20. Juni Nachmittags Weststurm auf dem Bodensee mit anhaltendem Regen im Gefolge.

Aus Nürnberg vom 28. Juni SW Sturm, der Bäume zerbrach; brachte warme Witterung.

Im Laufe Junis in Canada zu St. Laurent ein Orkan, viele Schiffe scheiterten.

Am 10. Juli heftiger Sturm auf dem Wallenstadter See.

Vom 16.—17. Juli zu Leipzig Sturm und Regengüsse.

Vom 2.—3. August Nachts verheerender Sturm mit Gewitter zu Uri und Niederwalden.

Am 23. August zu Madrid u. in ganz Spanien ein gewaltiger Sturm.

Vom 24.—25. August starker Sturm im finnischen Meerbusen.

Am 31. August zu Bern und Umgegend heftiger Sturm mit Verheerungen an Bäumen und Häusern.

Am 3. September auf dem Bodensee heftiger W Sturm.

Am 26. September starker Weststurm in Oberschwaben und auf dem Bodensee, der Bäume zerbrach und Ziegeldächer abhob; am nämlichen Tage Sturm in Thüringen und auf dem Brocken. Am 26. Sturm an den englischen Küsten, viele Schiffbrüche; vom 29. aus London überhaupt Beginn heftiger »Aequinoctialstürme« berichtet.

Am 29. September Orkan in den vereinigten Staaten.

Am 4. October heftiger Sturm auf dem Eriesee; heftige Herbststürme an den Küsten und im Innern vom 5. October aus Newyork berichtet.

Am 9. November zu Leipzig Sturm mit Wetterleuchten.

Vom 10.—11. November Sturm auf dem schwarzen Meer, Schiffbrüche.

Am 13. November heftiger Sturm zu Newyork, viele Häuser beschädigt.

Um den 20. — 22. December Stürme an den englischen Küsten, besonders im irischen Canal, viele Schiffbrüche.

Aus Pisa vom 21. December mehrtägiger Libeccciosturm im Tyrrhenischen Meer.

1854. In den ersten Tagen Januars heftige Schneestürme in England, Frankreich, Deutschland, Schweiz, Italien?

Am 5. und 6. Januar heftige Stürme auf dem schwarzen Meer, dessgl. vom 6. aus Smyrna, die Donaue stark beschädigt.

Vom 10. Januar aus Pisa Regenstürme, welche die Olivenbäume beschädigten.

Am 20. Januar verheerender Orkan im Staate Ohio (Sillim. Journ. 1854. S. 70).

Am 21. Januar Stürme in den englischen Gewässern.

Am 8. und 9. Februar Sturm und Schneegestöber seit dem 6. auf dem Bodensee mit Regen und Hagel; Schneestürme auf der württembergischen Alp (Münsingen) bis zum 10ten; der Schnee 2 — 3' hoch. Grosse Schneemassen in Oberschwaben (Ebingen).

Am 8. Februar nach mildem Januar und windstillem Februar ein starker Sturm zu Chur und Schneefall am 9. und 10.

Am 13. Februar nach langer Frühlingswitterung zu Genf in der Nacht eine orkanartige Bise (NO Sturm) mit — 15° Kälte, Schornsteine wurden abgeworfen. Am 14. Abends die Rhone an mehreren Punkten beeist.

Vom 20. Februar aus Constantinopel seit 8 Tagen gewaltige Stürme auf dem schwarzen Meer.

Am 15. Februar zu Prag ein starker Sturm.

Vom 17. — 18. Februar Nachts grosser Schneesturm auf der schwäbischen Alp mit Verwehen der Eisenbahneinschnitte.

Aus Hamburg vom 19. Februar veränderliche Witterung mit Frost und Thauwetter, gehemmte Schifffahrt, Schneestürme aus W und NW mit wiederholten Sturmfluthen.

Vom 25. — 26. Februar grosser Schneesturm auf der Alp (Blaubeuren).

Am 25. Februar zu Hamburg nach wechselndem Frost und Thauwetter ein furchtbarer Sturm bis zum 26. Abends, die Sturmfluth setzte die Strassen der Altstadt unter Wasser; viele Schiffbrüche an der ganzen Küste der Nordsee.

Zu Prag in der Nacht vom 25. — 26. Februar Gewittersturm.

Im Januar scheiterten in den englischen Gewässern 319 und im Februar 179 Fahrzeuge an der Küste durch Stürme.

Am 10. April zu Rangpur (Bengalen) furchtbarer Orkan, ganze Dörfer und Bambuspflanzungen wurden geworfen; Fische seien in die Reisfelder geschleudert, Menschen und Vieh weit ins Feld hinaus geweht worden.

Aus Constantinopel vom 17. April Stürme im Bosporus.

Am 19. April starker Föhnsturm auf dem Bodensee, der am 20. Morgens in SO umschlug, Nachmittags aber sich mit erneuter Heftigkeit wiederholte.

Aus Smyrna vom 19. April Sturmwetter aus N mit Schneefall in den Strassen bei + 2° R.

Aus Chur vom 21. April heftiger Föhnsturm seit mehreren Tagen; rasches Schneeschmelzen.

Vom 21.—23. April zu Rangun (Birma) u. a. O. furchtbarer Orkan mit Ueberschwemmung und grossen Verheerungen, namentlich auf dem Irawaddi. Auf den hervorragenden Inseln der Ueberschwemmung wimmelte es von Schlangen, Scorpionen u. a.

Im Laufe Aprils Stürme in den vereinigten Staaten mit Schneefällen (Newyork, Philadelphia, Boston).

Am 18. Mai sei durch einen grossen Sturm eine Hängebrücke über den Ohio zu Wheeling weggenommen worden. Am 19. Mai zu Mexico und Potosi ein verheerender Orkan.

Am 20. Juni plötzlicher Föhn aus dem Rheinthal auf dem Bodensee.

Aus Constantinopel vom 24. Juli Stürme im schwarzen Meer und Bosporus.

Am 27. Juli Gewittersturm in der Schweiz, ein im Bau begriffenes Haus auf Rigi Culm wurde eingeworfen.

Am 1. August Sturm auf dem Wallensee, auf der Nordseite der Kuhfirsten ein Mensch und mehrere Stücke Vieh in Abgründe geschleudert.

Am 2. August Nachmittags Gewittersturm mit Hagel zu Landshut, der Postwagen umgestürzt, die Telegraphenleitung auf grosse Strecken zerstört, Bäume entwurzelt; desgl. Sturm mit Hagel zu Prag.

Am 15. August zu Sanigliano (Piemont) heftiger Sturm, der Gebäude und Bäume beschädigte.

Am 22. August Stürme in der Schweiz, ein einspänniges Gefährt bei Rapperswyl von der Brücke in den See geworfen.

Aus Constantinopel vom 8. September Sturm im schwarzen Meer und Bosporus in den letzten Tagen. Vom 11. ein furchtbarer Orkan daselbst aus Norden seit dem 9.

Aus Triest vom 13. September heftige Nordstürme zu Anfang der Woche.

Vom 18.—22. September furchtbare Stürme an der Küste von Texas, Matagorda wurde zerstört.

Am 21. October Siroccosturm zu Triest.

Am 24. und 25. October furchtbare Stürme in Ostindien zwischen 15 und 20° n. Br. und 100 und 120° ö. L.

Vom 25.—26. October im südwestlichen Deutschland ein gewaltiger Sturm, viele Bäume entwurzelt. Am 26. in der Nacht starker Weststurm von Memel berichtet.

Am 26. October Sturm zu Bombay, der Bäume zerbrach, ohne vorherige Aenderung des Barometers.

Vom 28. October bis 3. November Sturmwetter zu Constantinopel.

Am 2. November Sturm im schwarzen Meer, stürmisches Regenwetter zu Constantinopel.

Am 2. November zu Bombay ein Orkan, der in 3 Stunden grosse Verheerungen (4 Million Pf. Sterling Schaden) anrichtete und gegen 100 Menschen das Leben kostete, der Wirbelsturm erstreckte sich über einen Raum von 150 engl. Meilen und über die See hin mit 12—15 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde.

In erster Hälfte November's stürmisches Wetter auf dem schwarzen Meer, namentlich am 13. und 14. November Schiffbrüche im Asowschen Meer; zu Athen Südstürme; im schwarzen Meer (Bericht aus Constantinopel) Nordstürme (?). In der Nacht vom 15.—16. die Zeltlager bei Sebastopol vom Sturm weggerissen.

Am 14. und 15. November heftiger Schneesturm in Schlesien, in dem Landstrich, der im August durch die Regengüsse betroffen wurde, der Schnee klafterhoch aufgehäuft; am 18. folgte Regen, die Oder begann zu steigen; am 19. anhaltender Schneefall.

Vom 15.—16. November Nachts hörte man am Bodensee ein starkes Brausen in den Schweizer Gebirgen, am 16. erschien ein starker Föhnsturm, wie seit 1841 nicht mehr, welcher einen raschen Temperaturwechsel, vom 14.—16. um 24° brachte. Am 17. war der See wieder ganz glatt. Auf dem Untersee wurde der Sturm gar nicht empfunden.

Aus London vom 15. November heftige NO Stürme im Canal seit etlichen Tagen.

Am 19. November abermaliger Sturm auf dem schwarzen Meer; dessgl. am 14. December.

Aus Lindau vom 2. December heftige Südwestwinde in den letzten 4 Tagen, die nochmals in Föhnsturm überzugehen drohten. Niedriger Stand des Sees.

Am 18. December zu Lindau starker Föhnsturm; im Laufe Decembers anhaltende Weststürme mit Regen; der Föhnsturm am 18. beschädigte Dächer.

Vom 22.—23. December ein starker Sturm zu Berlin mit Verheerungen auf dem Weihnachtsmarkt.

Am 23. December starkes Sturmwetter in der Crim.

Aus Berchtesgaden vom 28. December: in »voriger Woche« gewaltige Stürme auf dem Königssee, berichtet.

Vom 30. December aus Oldenburg grosse Verheerungen an der Insel Wangeroge durch die »letzten Stürme«.

Aus St. Gallen vom 31. December ein südöstlicher Schneesturm berichtet, der dem eben beginnenden Frostwetter ein schnelles Ende

machte, der reichlich gefallene Schnee schmolz rasch und erhöhte den Spiegel des Sees.

Vom 31. December bis 2. Januar heftiger NW Orkan mit Blitzen, Donner und Hagel zu Hamburg, Sturmfluth und Ueberschwemmung.

Vom 31. December bis 1. Januar Sturm im untern Donaugebiet, der jedoch im schwarzen Meer kaum gespürt worden sei.

In Griechenland im Laufe Decembers häufige orkanartige NO- und SO-Stürme, deren einer mehrere Tage hindurch regelmässig gegen Mittag in »Wirbelwinden aufzuhören pflegte«. Gleichzeitig habe die Cholera aufgehört.

g) Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben.

1853. Am 1. Januar erneuter Ausbruch des Aetna, Lavaerguss ins Thal Colonna über alte Schichten.

Aus Kalifornien wurde von Mitte Januars Wiederausbruch eines für erloschen gehaltenen Vulcans westlich von der Hauptkette der Sierra Nevada berichtet, man sah die Rauchsäule und hörte das Krachen von ferne.

Am 28. Januar 8h Abends zu Lavin (Engadin) ziemlich starkes Erdbeben.

Aus Palermo Aufhören des Aetnausbruchs am 5. Februar, nur Dämpfe erheben sich noch.

Am 18. Februar zu Bacharach 2 Erdstösse in einem Zwischenraum von fast 5 Stunden; auf einem Dampfschiff bei Koblenz spürte man den Stoss gleichfalls.

Am 24. Februar, nach anhaltendem Sturm den Tag über, 6¾h Abends zu Ehingen eine Erderschütterung; eine Stunde darauf klärte sich der Himmel auf und die Kälte stieg auf — 10°.

Am 8. März 11h Abends zu Smyrna ein leichtes Erdbeben bei heftigem N Sturm.

Am 18. März 4h Morgens zu Tiflis ziemlich starkes Erdbeben mit unterirdischem Geräusch.

Am 19. März (nach andern Berichten am 12. S. Sillim. Journal 1853, Sept. S. 294) starkes Erdbeben im nördlichen Theil des Staates Newyork; den Abend zuvor ein sternheller Himmel, gegen 10h Nachts umzog sich derselbe und bis 2½h Morgens, dem Zeitpunkt des Erdbebens war es ungewöhnlich dunkel; es begann mit dumpfem Rollen, das sich zu einer starken Explosion wie der stärkste Donner steigerte, und auf diesen folgte wieder das Rollen. Die Bewegung schien von O — W zu gehen; (der letzte Erdstoss sei vor 14 Jahren und schwächer gewesen).

Am 20. März 5h Morgens Erdstoss im südlichen Canada mit rollendem Geräusch.

Am 1. April 11h Abends zu Havre ein ziemlich heftiger Erdstoss von NW — SO und 2 Secunden bei schwüler Luft; zu Caen von 10 — 12 Secunden bei klarem Himmel, der nur von vielen rothen Streifen bedeckt war. Zu Jersey wurde die Erschütterung 10½h Abends 20 Secunden lang gespürt, Richtung von NO — SW; wurde auch zu Guernsey und von vielen Schiffen im Canal bemerkt.

Am 3. April 2 Erdstösse zu Coutances (Normandie), einige Mauern stürzten ein.

Am 9. April 2h 12' Mittags zu Neapel (Caserta, Salerno, Nola, Loggia) ein Erdbeben von 4 — 5 Minuten (?).

Am 10. April Abends 6h ein zweites geringeres zu Neapel; der Vesuv rauchte stark.

Am 18. April 10h Abends zu Chur ein starkes Erdbeben, Häuser krachten; dessgl. zu Ragaz und Thusis; der Stoss wurde stark an hochgelegenen Orten gespürt.

Am 21. — 22. April (andere Berichte reden vom 1. — 2. Mai) verheerendes Erdbeben, das Schiras und Kaschan zerstörte, der erste verheerendste Stoss 5 Minuten lang. Seitdem folgten (bis Mai) jeden Tag neue Stösse. In Ispahan der Fluss Zänderull vertrocknet. Die Katastrophe scheint in andern Provinzen mit weiteren Verheerungen verbunden gewesen zu sein: in Park (?), Esdnad, Masanderan verheerende Hagelschläge, in der Provinz Esd (Jesd?) Ueberschwemmungen.

Am 2. — 3. Mai zu Washington ein leichtes Erdbeben.

In der Nacht vom 19. — 20. Mai zu Damascus ein heftiges Erdbeben von 20 Secunden.

Am 21. Mai 9h 45' Morgens zu Mühlheim (Baden) 2 schnell auf einander folgende Erdstösse von W — O.

Am 24. Mai 9h Abends zu Ragusa heftiger Erdstoss mit 2 vorausgehenden leichten Schwankungen. An demselben Tage leichter Erdstoss zu St. Thomas bei regnerischem Wetter.

Am 27. und 28. Mai sei ein starkes Erdbeben zu St. Croix auf Teneriffa gewesen, auf dem flachen Lande seien grosse Strecken verwüstet worden.

Nach englischen Berichten (vom Ausgang Mais) seien im stillen Meer in 32° 30' N. Br. und 119° 8' westl. L. gewaltige unterseeische vulcanische Erscheinungen mit Bildung eines neuen Riffes bemerkt worden. (Wenn? ist nicht angegeben).

Am 14. Juni 4½h Morgens ziemlich starker Erdstoss von 4 Secunden zu Agram, Carlstadt u. a. O.

Vom 23. — 24. Juni 12h 20' Morgens Erderschütterung zu Verona; 3½h 2 Erdstösse zu Mantua, die sich in 1 Minute folgten, der zweite der stärkere, bei SSO und + 13° R.

Am 15. (nach Andern 19.) Juli furchtbares Erdbeben zu Cumana

wenn es somit allerdings Fälle gibt, welche eine solche Vorsorge räthlich machen, z. B. gefährliche Reisen, Pesten, Unternehmungen, deren Erfolg von dem noch einige Jahre dauernden Leben des Unternehmers abhängt, so ist doch auf der andern Seite nicht zu übersehen, einmal, daß an und für sich nach Ablauf der Versicherungsperiode so wenig als vor derselben für die Betheiligten gesorgt ist, und zweitens, daß die, doch nicht ganz unbeträchtliche, Versicherungsprämie ganz verloren bleibt, wenn der Tod nicht eintritt. Beides ist aber um so mehr zu bedenken, als natürlich die weit größere Wahrscheinlichkeit für das Nichteintreten des Todes während der Versicherungszeit ist, weil sonst schon die Gesellschaft den Vertrag gar nicht eingehen würde. Es bleibt somit nur eine ziemlich beschränkte Anzahl von Fällen, in welchen die Abschließung einer bloß temporären Lebensversicherung wirthschaftlich räthlich erscheint, nämlich, wo nur der jetzt drohende Verlust abzuwenden ist, später aber die Vermögensverhältnisse sich so verbessern werden, daß eine besondere Vorsorge nicht mehr nöthig erscheint.

Sey es, daß die Vorzüge der Lebensversicherungen durch die beigemischte Ungewißheit gehoben wurden, sey es, daß keine plebeische Nachbarschaft abschreckte: sicher ist in jedem Fall, daß sie bedeutend größern Beifall unter den höhern Ständen fanden, als andere Arten von Vorsorge-Anstalten, und somit ihre Zahl in allen Ländern nicht nur bedeutend groß, sondern selbst noch immer im Zunehmen ist. England geht auch hier voran. Im Jahr 1706 wurde die erste Gesellschaft dieser Art daselbst gegründet (die Amicable Society), jetzt sind deren wohl über fünfzig. In Frankreich, Holland bestehen mehrere, Deutschland hat seit zehn Jahren drei, vier gründen sehen, welche zum Theil sehr bedeutende Geschäfte gemacht haben. So hatte z. B. die Lebensversicherungsbank in Gotha im Jahr 1837 für 22 Millionen Gulden Versicherungen übernommen. Auch eine nicht unbedeutende Literatur entspricht dieser Theilnahme. Wir glauben von diesen Schriften zur Belehrung des größeren Publikums hauptsächlich geeignet: Juvigny, Coup d'oeil sur les assurances sur la vie des hommes. Par., 1820; Babbage, Vergleichende Darstellung der verschiedenen Lebens-Assecuranz-Gesellschaften. Aus dem Engl. Weimar, 1827; Bleibtreu, Zweck und Einrichtung der Lebensversicherungs-Anstalten. Karlsr., 1832; Froriep, über

und Umgegend, die Stadt stark verheert, 4000 Menschen erschlagen; gleichzeitig Erdstösse auf Trinidad.

Am 6. August zu Rom bei Hitze bis + 30 C. ein Erdstoss.

Am 11. August 11h 28′ Vormittags zu Solothurn ein Erdstoss von O — W mit donnerartigem unterirdischen Getöse von etlichen Secunden; es seien 2 rasch auf einander folgende Stösse gewesen, das Barometer zeigte keine Aenderung. (Am 18. October 1356 war dort ein verwüstendes Erdbeben erschienen.)

Am 18. August 10h Morgens und 11h Erdbeben zu Theben, wodurch die Stadt grösstentheils zerstört worden; der Staub von den aus lufttrockenen Ziegeln erbauten Häusern habe die Feldfrüchte ungeniessbar gemacht und Menschen erstickt. Die anliegenden Dörfer bis Platäa haben stark gelitten. Zu Athen wurde 11h Morgens ein kurzer und heftiger Stoss gespürt, mit vorausgehendem sturmähnlichen Luftgetöse; darauf folgten 4 — 5 kurz abgebrochene, rasch sich folgende, verworrene Stösse von 1 Secunde; Thermometer + 25°. Am 19. folgte ein heftiger N Wind; die Stösse wiederholten sich 1 — 3mal in 24 Stunden zu Athen und Theben bis Ausgang Augusts. Auch Chalkis litt stark durch das Erdbeben.

Am 19. August 2h 56′ Nachmittags zu Tesserate im Canton Tessin Erdbeben von 7 Secunden bei klarer, ruhiger Luft und + 21° R. im Schatten; Tags zuvor war das Barometer um 7 Millimeter gestiegen.

Aus Athen vom 26. August fortdauernde tägliche Erdstösse.

Am 29. August zu Leva und Zamora (Spanien) eine starke Erderschütterung von 10 Secunden Dauer.

Am 2. September 4h Morgens in mehreren Thälern der Westschweiz 2 kurz auf einander folgende Donnerschläge, worauf ein leichtes Beben des Bodens und Klirren der Fenster vernommen wurde; am Vormittag Ströme von Regen mit starker Dunkelheit (war wohl nur ein Gewitter).

Am 8. September seien Cuaos und Bayaaes, Ortschaften am Fuss des Vulcans Pilado in der Provinz Guanacosta in Centralamerika durch ein Erdbeben von ungewöhnlicher Dauer und Heftigkeit zerstört worden.

Aus Athen vom 23. September fortdauernde Erdstösse zu Theben; um Mitternacht vom 22. — 23. ein starker Stoss, 6h Morgens ein zweiter; gleichzeitig in Theben, Chalcis und Livadien Stösse.

Aus Bagdad vom 30. September berichtet, dass Schiras von einem wiederholten Erdbeben ganz zerstört worden; auch die Ruinen von Persepolis seien vollends eingesunken.

Vom 29. — 30. September um Mittag aus Athen ein Erdbeben berichtet; auf den ersten Stoss folgte ein starker verticaler von 4 Secunden und ein dritter von 6 Secunden, das Ganze 10 — 12 Secunden. Bis 5h Morgens folgten minder heftige; in den Zwischenzeiten herrschte Sturm mit Regen, der vor jedem Stoss aufhörte. Zu Theben fortdauernde Erdstösse.

Vom 7. und 14. October fortdauernde Erdstösse zu Chalkis, Livadien, Theben; die Erdstösse erschienen vorzugsweise von Mitternacht bis Sonnenaufgang; man hörte fast beständiges unterirdisches Rollen.

Am 1. November zu Lissabon ein heftiger Erdstoss.

Am 4. December in Val d'Illiez (Schweiz) ein starkes Erdbeben von O—W, an vielen andern Orten des Wallis gleichzeitige Erdstösse, zu Sitten 5¼h Morgens ein heftiger und gleich darauf ein schwacher; Abends 10¼h ein dritter; in der folgenden Nacht ein 30 Secunden dauerndes unterirdisches Geräusch.

Vom 13.—14. December Erdstoss in Wallis, dem Berner Oberland und in Tessin; zu Lugano und Bellinzona 1¼h nach Mitternacht ein heftiger Stoss mit heftigem Brausen und bei starkem S Wind; am folgenden Morgen die Gegend von Lugano mit Schnee bedeckt; am 15. Morgens Schnee zu Chur.

Am 21. December 7h 3' Abends zu Nantes ein Erdbeben von SO—NW von 10 Secunden mit 2 rasch sich folgenden Stössen und unterirdischem Rollen, gleich nachher erhob sich ein starker Wind und dauerte die ganze Nacht.

1854. Am 9. Januar 3h Morgens Erdstoss in Californien.

Am 19. Januar 1h 10' Mittags zu Gsteig bei Saanen (Schweiz) bei + 5° R. ein heftiger Erdstoss, was dort nichts Seltenes.

Vom 25.—26. Januar 3¾h Morgens zu Constantinopel 2 heftige Erdstösse, wovon der zweite mehrere Secunden dauerte und horizontal war; dabei herrschte Windstille.

Am 11. Februar Abends und 12. Morgens Erdstösse zu Rom; Häuser und das Kloster zu Assisi stark beschädigt.

Am 12. Februar Nachts heftiges Erdbeben zu Cosenza und Umgegend (Neapel) mit Verheerungen an Häusern; der erste Stoss am 11. Abends nach Einbruch der Nacht.

Am 14. Februar starkes Erdbeben zu Perugia und Foligno mit vielen zerstörten Häusern.

Aus Rom vom 15. Februar: nach Bericht vom 14. sei Perugia von furchtbaren Erdstössen (am 12.?) grösstentheils zerstört worden; auch Foligno und Umgegend sei stark heimgesucht worden; die Stösse erfolgten am 11. Abends und 12. Morgens; zu Perugia schlugen die Glocken an, zu Bastia, Dorf zwischen Foligno und Perugia, stürzten Häuser ein und borsten andere, die Stösse waren NW—SO, während starke Tramontana herrschte, bei der es fror.

Aus Rom vom 21. Februar: seit 9 Tagen seien die Thäler Umbriens zwischen Assisi, Perugia und Foligno durch wiederholte Erdbeben heimgesucht; 190 Meierhöfe in der Campagna, 5 Klöster, 6 Kirchen, das Dorf Bastia zerstört.

Am 1. März zu Cosenza wiederholter heftiger Erdstoss.

Am 2. März 4h 40' Morgens Erdstoss zu San Francisco in Californien.

Am 7. März zu Bruntrut (westliche Abdachung des Jura) eine ziemlich heftige Erderschütterung.

Am 26. März zu Palermo heftiges Erdbeben ohne Schaden.

Am 29. März 8h 25′ Morgens wellenförmige Erderschütterung zu Bern und Umgegend; dessgl. zu Sitten, Lausanne, Lachaux-fond, bei ruhiger Luft und klarem Himmel.

Um die Zeit des furchtbaren Orkans in Vorder- und Hinterindien (10. April) seien längs der grossen Gebirgszüge des indischen Caucasus und des Himalaya, von Bamian und Peschawer bis nach Butan und Assam wiederholte doch unschädliche Erdbeben vorgekommen.

Am 10. April 10h 38′ Morgens Erdbeben in Californien.

Am 16. April verheerendes Erdbeben zu San Salvador in Mittelamerika, der erste Stoss ohne alle Vorzeichen 9¼h Morgens; gegen 11h Abends erfolgte ein solch gewaltiges Bäumen des Erdbodens, dass in 10 Secunden die Stadt in Trümmern lag; Brunnen und Quellen versiegten; die nachfolgenden Stösse von unterirdischem Donner begleitet; die Atmosphäre von Staub und Schwefelgeruch erfüllt, der Himmel schwarz bewölkt. Die Erdstösse dauerten noch lange fort. (Augsburg. allg. Zeitung v. 23. Juli 1854. Beil.)

Am 1. Mai sei bei Freiburg i. Br. zwischen 3—4h Morgens im Glatterthal ein Erdstoss gespürt worden.

Nach Berichten aus Rom vom 24. Mai hatten Erderschütterungen in ganz Umbrien Schaden angerichtet.

Am 25. Mai 3h 37′ Morgens im St. Immerthal im bernischen Jura 4 starke rasch sich folgende Erdstösse von N—S.

Am 16. Juni 2½ und 6h Abends Erderschütterung zu Bologna.

Am 11. Juni ununterbrochen heftige Erderschütterungen zu S. Salvador und Umgegend mit dumpfem Donner, nachdem es vom Ende Mai an ruhig gewesen; in Guatimala und Nicaragua spürte man nichts.

Am 19. Juli Nachts im südlichen Frankreich (S. Sauveur bei Pau) ein Erdbeben mit unterirdischem Donner; zwischen 2 und 4h folgten noch 8 Stösse; weitere am 20. Abends 6h, vom 20.—21. Nachts 11h und am 25. Nachts 12h. In der Umgegend wurden einige Häuser umgestürzt. Dabei herrschte kalte, stürmische, neblichte Witterung. Die Stösse wiederholten sich abnehmend bis Mitte Augusts, wo am 11. und 12. heftige Stösse erfolgten. Eine der dortigen heissen Quellen sei plötzlich erkaltet, eine andere versiegt.

Vom 20.—21. Juli Nachts zu Bordeaux Erdstösse; zu Arrachon 2 Stöase binnen einigen Secunden von N—S, der zweite dauerte 20 Secunden, in Toulouse klangen die Kirchenglocken, an andern Orten die Meubles verrückt; die Luft dabei klar, der Barometer unverändert. Zu Auch, Luz, Pau knarrten Fenster und Thüren; zu Tarbes erfolgten 3 Tage nach einander Stösse; zu Barèches dauerte unterirdisches Ge-

tõse 24 Stunden lang mit 4mal erneuerten Stössen, zu Bagnères stürzten Kamine ein, das Wasser in Quellen wurde getrübt; im Ganzen hatte man dort 8 Stösse; zu Argelès waren die Stösse von unterirdischem Donner begleitet, und Mauern stürzten ein; dabei herrschte dort unerträgliche Hitze; zu Cauterets 2 Stösse ohne Schaden. (Nach spätern Berichten aus Paris war der Schaden nirgends sehr gross.)

Aus Guatemala vom 25. Juli: seit 1 Woche fortdauerndes Erdbeben zu S. Salvador, vom 18. an. Erst Ende Augusts hörten die Erdstösse in Mittelamerika auf. Vom 6.—7. August hatte noch ein ungewöhnlich starkes und anhaltendes in Costarica geherrscht, während die nahe gelegene Stadt Carthago am Fuss des Vulkans Traza wenig davon spürte.

Am 15. September 5h Morgens zu Schemnitz (Ungarn) Erdstoss von 1 Secunde mit dumpfem kanonenartigem Knall.

Am 14. November 3h Morgens zu Cuneo und Umgegend mehrere Erdstösse; gleichzeitig auffallender Temperaturwechsel.

Am 8. December zu Bombay ein leichtes Erdbeben, das 4te seit 35 Jahren in diesen Gegenden. (Am 16. Juni 1819; 26. December 1849; 25. September 1851. Das erste gleichzeitig mit dem grossen Erdbeben von Gutscherat, wodurch die Städte Ahmadabad und Bhudsch zerstört und die grosse Lagune von Kusch vertieft wurde.)

Am 15. December zu S. Damiano bei Cuneo (Piemont) ein heftiger Erdstoss.

Nach Berichten aus Bombay bis zum 15. December haben während des Sturmwetters (vom 2. November an?) auch Erdstösse stattgefunden.

Am 20. December zu Turin starke Erderschütterung, die länger als 12 Minuten (? Secunden) anhielt, ohne Schaden.

Am 23. December furchtbares Erdbeben auf der Insel Nipon, die grossen Städte Ohasala und Simoda seien zerstört, Jeddo bedeutend beschädigt. Das Meer zog sich nach dem ersten gewaltigen Stoss vom Ufer zurück und kehrte mit grosser Gewalt wieder und zerstörte die Stadt Simoda durch 7' hohe Ueberfluthung; diess wiederholte sich 5mal während des Tages; Fahrzeuge im Hafen wurden tief ins Land geschleudert. Eine russische Fregatte im Hafen wurde 4mal in einer halben Stunde im Wirbel gedreht, von den Ankerketten losgerissen und leck gemacht. Dabei der Himmel wolkenlos und windstill; im Lande sah man aus einem Hügel Rauch aufsteigen und die Luft war mit schwefelichten Dünsten gefüllt. Um 3h Nachmittags war die See wieder glatt. Der Meeresboden der Bucht von Simoda sei beträchtlich gehoben worden.

Vom 28.—29. December 2h 35' Nachts zu Marseille ein starkes Erdbeben mit 3 Schwingungen von O—W, 16 Secunden Dauer, ohne beträchtlichen Schaden; man hörte ein Pfeifen wie auf Eisenbahnen; in den Quartieren in der Nähe des Meeres wurde nichts gespürt.

Vom 29.—31. December Nachts zu Turin u. a. O. mehrere ziem-

lich starke Erdstösse, am heftigsten in der sogenannten Collina, zu Chieri, Manculica u. a. O. Dabei klarer Himmel und schwacher Südwind. Auf den umliegenden Höhen seien die Stösse ungewöhnlich stark gespürt worden. Gleichzeitig spürte man Erdstösse zu Genua, zu Pignerol, Novara, Cuma und auf der ganzen Riviera. Die Stösse waren mit unterirdischem Geräusch begleitet. An mehreren Orten schlugen die Kirchenglocken an, blieben die Kirchenuhren stehen, im Hafen von Genua spürten die Schiffe die Stösse, auf hoher See dagegen nichts. Am heftigsten wurde das Erdbeben in Nizza und Mondovi gespürt, es erstreckte sich bis Livorno und Marseille. Der erste Stoss war der stärkste und anhaltendste, wechselte an verschiedenen Orten zwischen 50 und 78 Secunden, an manchen Orten wellenförmig, an anderen senkrecht nach oben, oder senkrecht beginnend und wellenförmig endigend. In den Thälern war das unterirdische Geräusch am stärksten.

Zu Bex wurde das Erdbeben in mehreren schnell sich folgenden Stössen von 7 Secunden Dauer gespürt, man nahm Krachen des Holzwerks an den Häusern wahr. (Seit 13. October 1813 waren 18 Erdbeben zu Bex, alle von NNO—SSW, vorgekommen.)

Nach Bericht von Prof. Palmieri im Journal beider Sicilien vom December hatte der Vesuv einen neuen Crater von 100 Meter Durchmesser und Tiefe erhalten, der starke Rauchsäulen ausstiess; ein Theil dieses gerade an der Spitze liegenden Craters drohte Einsturz.

b) Regengüsse und Ueberschwemmungen.

1853. Am 13. Januar Sturm mit Regen und Ueberschwemmung zu Bruchsal.

Aus Stockholm von Mitte Januars ungewöhnliche und täglich zunehmende Höhe des Mälar mit Ueberschwemmung der Umgegend; Ueberschwemmung des Motalaflusses.

Von Mitte Januars grosse Ueberschwemmung in Kalifornien.

Aus Paris vom 19. Januar Ueberschwemmungen der Flüsse Eure, Loire, Aisne, Southe und vieler kleineren, mit Verheerungen.

Aus Saarbrücken vom 21. Januar: seit 8 Tagen anhaltende Regengüsse und Erdsturz des Weinbergs an der Metzer Eisenbahn.

Am 10. Februar zu Triest Springfluth mit grosser Ueberschwemmung der niedrigen Stadttheile.

Vom 10. Februar aus Montenegro Austreten der Zeta, vom 16. Ueberschwemmung bei Cattaro in Folge 14tägiger Regengüsse, vom 20. Ueberschwemmung zu Grahowo, fortdauernde Regengüsse.

Aus Rom vom 21. Februar Austreten der Tiber durch Regengüsse.

Aus Tiflis vom 4. März Austreten des Don.

Am 9. März Ueberschwemmung bei Thorn durch plötzlichen Eisgang der Weichsel.

Aus Berlin vom 6. März Ueberschwemmung durch Thauwetter; am 4. Thauwetter zu Hamburg.

Vom 6. April aus Mainz hoher Stand des Rheins in Folge heftiger Regen und Schneeabgangs, dessgl. der Donau von Regensburg und Donauwörth, vom 3. der Elbe zu Dresden, berichtet, zu Leipzig Ueberschwemmung der Umgegend; der Neckar bei Canstatt ausgetreten; am 7. die Donau bei Ulm.

Aus Ofen vom 12. April Erdschlipfe am Festungsberg und Blocksberg in Folge anhaltenden Regens, Anschwellen der Donau.

Am 14. April Anschwellung des Bodensees auf das Doppelte seiner gewöhnlichen Wasserfläche.

Mitte Aprils zu Warschau grosse Ueberschwemmung der Weichsel.

Vom 26. April Ueberschwemmung der Oder bei Wriezen. Starkes Anschwellen des Rheins und seiner Nebenflüsse bei Duisburg; Ueberschwemmung der Weichsel und San in Galizien, Ueberschwemmung zu Rakonitz in Böhmen, durch Regengüsse.

Am 3. Mai Ueberschwemmung der Mulde durch Gewitter.

Am 4. Mai Ueberschwemmung bei Silberberg in Schlesien in Folge einer Wasserhose. Am 4. und folgenden Tage Ueberschwemmungen in verschiedenen Gegenden Ungarns durch Gewitter und Regengüsse; am 7. und 8. Mai verheerende Ueberschwemmung der Gran, zu Apotin Dammbruch der Donau, zu Szolnok der Theiss; am 10. Mai zu Miskolz.

Am 11. Mai zu Falkenberg (Schlesien) grosse Ueberschwemmung.

Am 12. Mai Ueberschwemmungen in Folge von Gewittern und Wolkenbrüchen in einem Strich von Freiburg im Breisgau bis München; dessgl. zu Saarbrücken, am verheerendsten im Filsthal in Württemberg.

Am 13. Mai Ueberschwemmung durch Wolkenbruch in Galizien (bei Czartawiek).

Auf die Gewitter am 12. Mai folgte allenthalben in Südwest-Deutschland frostige nasse Witterung; auch von England, Frankreich und Spanien wurde über nasse Witterung Mitte Mais geklagt; zu Wien und Berlin herrschte kalte aber klare Witterung.

Am 16. Mai Ueberschwemmung im badischen Münsterthal. Am 16. grosse Ueberschwemmung zu Teheran.

Am 17. Mai das untere Leetzethal in Hannover überschwemmt; am 17. Wolkenbruch bei Neustadt (bei Wien) mit Hagel.

Am 26. Mai zu Komorn ein Wolkenbruch.

Im Laufe Mais Ueberschwemmungen mit Verheerungen im Emmenthal und dem schweizerischen Seelande.

Aus Spanien vom Mai Austreten des Manzanares, der sonst fast das ganze Jahr hindurch trocken liege, die Umgegend von Madrid glich einem See.

Am 1. Juni zu Cassel und Umgegenden Wolkenbruch mit grossen Verheerungen.

In der ersten Woche Junis anhaltendes Regenwetter in Schwaben und andern Gegenden Deutschlands, Regengüsse in der Schweiz, Polen; im Oderbruch seien in 5 Tagen 30 Gewitter erschienen mit Hagelschlägen, davon die Felder bedeckt wurden. Neckar und Rhein waren stark angeschwollen.

Am 3. Juni zu Komorn wiederholter Wolkenbruch.

Am 4. Juni Abends begann heftiger Plazregen zu Tübingen; Wolkenbruch zu Thalheim; verheerende Ueberschwemmung der Steinlach; vom 5.—6. wiederholte Regengüsse und Ueberschwemmung des Neckars; Ueberschwemmungen am 5. und 6. zu Reutlingen und im Remsthal.

Am 4. Juni Wolkenbruch im Emmenthal und Entlibuch.

Am 4. Juni Ueberschwemmung bei Coblenz; vom 4.—5. Juni Orkan mit furchtbarer Ueberschwemmung im Canton Bern und Luzern; Ueberschwemmungen durch Gewitter in Schlesien und Galizien.

Am 5. Juni Regengüsse in Sachsen, die Elbe ausgetreten.

Am 5. Juni Abends Wolkenbruch zu Balingen mit grosser Ueberschwemmung in der Nacht; dessgl. zu Reutlingen, Nürtingen, Göppingen. Am 6. Austreten des Neckars und der Rems, der Eyach (zu Horb), der Nagold, des Kochers (bei Hall).

Am 6. Juni Wolkenbruch bei Ellwangen mit Ueberschwemmung.

Vom 6. Juni Austreten des Rheins bei Mainz.

Am 6. Juni Ueberschwemmung der Elster im Voigtlande.

Aus Sinigaglia vom 5. Juni anhaltende Regengüsse seit 14 Tagen, Hagelschläge, Ueberschwemmungen; aus Turin dessgl. und Traubenkrankheit. Aus derselben Zeit (bis 10. Juni) Regengüsse und Ueberschwemmungen im Rhonethal, in der Schweiz (Bern) viele Erdschlipfe.

Am 7. Juni wiederholter Wolkenbruch bei Niederman, der Neckar stieg um 3'.

Aus Madrid von Anfang Juni's (bis zum 7.) Wolkenbrüche und Gewitter in mehreren Provinzen, besonders Catalonien.

Vom 10. Juni Regengüsse in Böhmen, Uebertreten der Moldau u. a. Flüsse.

Vom 15. Juni Wolkenbrüche und Ueberschwemmungen, »in jüngster Zeit« im Rheingau, Verheerungen zu Cammern an den Bleibergen an Häusern, Vieh und Gruben durch 2 schnell sich folgende Wolkenbrüche. Das giftige Wasser überschüttete Felder mit giftigem Grus.

Vom 15. Juni aus Bordeaux grosse Ueberschwemmung der Garonne gleich der von 1843, mit grossen Verheerungen; schon im Mai hatte sie überschwemmt.

Von Insbruck vom 16. Juni häufige Gewitterregen des Abends.

Am 16. Juni schneller Wiedereintritt von Regenwetter zu Mailand

und Sinken der Temperatur am 11. und 12. von + 35,5 C. auf + 15,7 Max. und + 13,9 auf + 9,3 Min.

Aus Ulm vom 17. Juni starkes Anlaufen der Donau und Iller (um 4') in Folge von Wolkenbrüchen, die bei Kempten gefallen. Am 17. Juni Wolkenbruch im Thurgau; am 18. Ueberschwemmung des Lechs und der Wutach, der Isar bei München nach mehrtägigem anhaltendem Regen, die am 19. wieder fiel, mit Verheerungen an Brücken etc.; am 19. Austreten der obern Donau; der Salzach zu Salzburg nach 4tägigem Regen, der sich auch über Ober- und Niederösterreich erstreckte; am 20. Juni Wolkenbruch im Wallersteinschen; vom 18.—20. der Elbe bei Mühlberg, der Moldau (seit 2½ Monaten zum drittenmal), der Raab und des Waizbachs in Siebenbürgen und Steiermark.

Am 21. und 22. Juni anhaltende Regengüsse, Austreten des mittlern Neckars, der Fils, Steinlach (zum drittenmal), der Sechte und Eger im Ries, am 23. der Donau und Wörniz bei Donauwörth, Linz in Oestreich, der Salzach und des Inn. Am 23. und 24. Ueberschwemmung in Hannover.

Aus Reichenhall (Baiern) vom 27. Juni Beginn guter Witterung nach vierwöchiger Regenzeit mit mehrfachen Wolkenbrüchen und Ueberschwemmung.

Am 30. Juni Abends Plazregen mit Gewitter und Ueberschwemmung in den Bezirken Balingen (Zillhausen); Böblingen (Weilimschönbuch); Esslingen Ueberschwemmung in den Filialen, (Köngen mit Hagel); Stuttgart; Cannstatt (zu Uhlbach ertranken 2 Mädchen in der plötzlichen Wasserfluth); Waiblingen (die Rems zum 6tenmal seit April); Abends Gewitter und Wolkenbruch bei Neresheim; die Sechte und Jaxt traten aus. — Am 30. Juni Ueberschwemmung durch Wolkenbruch zu Posen.

Am 1. Juli Gewitter mit Ueberschwemmung am 2. im obern Rheinthal (Chur) bis zum Bodensee; grosse Verheerungen vom Splügen bis zu der Grenze St. Gallens; bedrohliche Höhe des Bodensees; Ueberschwemmung am 2. im Oberinnthal. Am 3. starkes Steigen des Neckars und Rheins zu Mannheim. Am 1. Juli verheerender Wolkenbruch bei Weisskirchen in Mähren mit plötzlicher Ueberschwemmung des Bachs Wielitschka.

Vom 4. Juli aus Nürnberg Hochwasser bei Regensburg und Donauwörth, Einstellung der Donaufahrt berichtet; hoher Stand des Bodensees, nur 27″ unter der Höhe vom 4.—5. Juli 1817 zu Lindau; begann am 8. zu fallen und kam den Höhen von 1770, 1789, 1816, 1849, 1851 gleich.

Am 9. Juli Wiederbeginn der Schifffahrt von Regensburg nach 3wöchiger Unterbrechung durch Hochwasser berichtet.

Vom 14.—15. Juli wiederholte Ueberschwemmung im obern Rheinthal durch Dammbrüche im Gebiet des Canton St. Gallen, noch am 24.

war das Land unter Wasser; wiederholtes Steigen des Bodensees zur früheren Höhe.

Am 15. Juli Ueberschwemmungen der Etsch, Eisack, im Passeyer Thal in Tyrol, am 16. des Inn und der Sill nach zweitägigen Regengüssen.

Aus Wien vom 16. Juli Ueberschwemmungen in Galizien.

Aus Schaffhausen vom 20. Juli hoher Stand des Rheins, Ueberschwemmung zu Berlingen und Steckborn; vom 24. nur 2½' niedrigerer Stand des Bodensees als 1817.

Aus Newyork vom 16. Juli furchtbare Ueberschwemmungen in Mexico und Tabasco und verwüstende Heuschreckenschwärme in Südmexico berichtet.

Aus London vom 27. August grosse Ueberschwemmungen in Wales mit grossen Verheerungen, 30 Menschen und viel Vieh ertranken.

Zu Anfang September Ueberschwemmungen im Canton Wallis in dessen niedrigen Theil durch die Rhone etc.

Am 26. September Sturmfluth und Ueberschwemmung zu Rotterdam u. a. O. Die Dämme des Harlemer Meers wurden überfluthet; die Fluth grösser als alle seit 1825; der Verkehr ganz gehemmt; desgl. zu Hamburg Ueberschwemmung der untern Stadttheile.

Vom 17.—18. October Nachts Regengüsse und plötzliche Ueberschwemmung in der römischen Delegation Rieti mit grossen Verheerungen des Velino und Fucino.

Vom Anfang November (5.) aus Irland (Cork und Limerik) und dem ganzen südöstlichen Theile anhaltende Regengüsse und Ueberschwemmungen, Springfluth, mit grossen Verheerungen.

Am 10. und 11. November heftige Regengüsse in der Wallachei.

Im Laufe Novembers starke Gewitter und Regengüsse in den Mittelmeer-Provinzen Spaniens.

Vom 19. December aus Bucharest anhaltende Regengüsse.

Vom 21. December anhaltende Regengüsse und Ueberschwemmung der Arno-Ebene aus Pisa berichtet.

Aus Constantinopel vom December berichtet, dass in Yemen im Laufe des Jahrs reichliche Regengüsse erschienen und eine ungewöhnlich reiche Erndte zur Folge hatten.

1854. Aus Pisa vom 10. Januar tägliche Regengüsse bei heftigem Südwind; Austreten des Arno bis zum 14., wo Nordwind eintrat.

Aus Rom vom 11. Januar anhaltendes Regenwetter, die Tiber zum drittenmal in diesem Winter am Austreten.

Aus Warschau vom 14. Januar Uebertreten der Weichsel seit 2 Tagen bei starkem Treibeis.

Vom 6. Februar aus Hirsova Ueberschwemmung der Donau von Silistria an abwärts an mehreren Punkten; dabei plötzlicher Umschlag

von — 5° zu + 14° und von NW und N in O und SO und von heiterer Witterung in Regengüsse.

Zu Anfang Februar Regengüsse und Ueberschwemmungen in den Thessalischen Thälern, die Berge beschneit.

Vom 9. Februar seit 4 Tagen neue Schneestürme auf dem Bodensee mit Regen und Hagel.

Aus Warschau vom 23. Februar Verheerungen durch Austreten der Weichsel u. a. Flüsse.

Aus Athen vom 24. Februar: seit 10 Tagen Stürme aus N und S, Schnee in den Bergen, die Gebirgsbäche angeschwollen und die Ebenen überschwemmt.

Am 18. März Dammbruch der Weichsel bei Danzig, Ueberschwemmung der Werder. Grosse Verheerungen in der Provinz Preussen.

Aus Odessa vom 3. April grosse Verheerungen des Pruth und Dniester durch Hochwasser und Ueberschwemmungen in den »letzten Zeiten«.

Aus Chur vom 4. April seit 3 Tagen Anfang des Anschwellens der Flüsse.

Vom 21.—23. April grosse Ueberschwemmung des Irawaddi.

Aus Rom vom 30. Mai Regenwetter und starkes Anschwellen der Tiber.

In Algerien sei der Frühling sehr kühl und regnerisch gewesen.

Von Friedrichshafen vom 2. Juni nach mehreren Gewittertagen rauhes stürmisches Regenwetter; von Berlin vom 6. Juni anhaltender Regen und Kälte; aus Verona vom 4. Juni unbeständiges Wetter seit 6 Wochen.

Vom 8. Juni aus Turin Regengüsse und Ueberschwemmungen in den »letzten Tagen« in Savoyen und zu Nizza; aus der vordern Schweiz Regenwetter und feuchte Nebel; Temperatur-Erniedrigung bis + 3°. Vom 14. aus Pisa heftige Regengüsse in letzter Woche.

Aus Paris vom 15. Juni anhaltendes Regenwetter in ganz Frankreich, Bittgebete wegen der Erndte.

Vom 22.—23. Juni plötzliches Steigen der Weichsel bei Zawichost durch Regengüsse.

Am 26. Juni 2—3h Wolkenbruch und Wasserfluth zu Bingen, Wasserverheerungen in den Weinbergen.

Aus Innsbruck vom 27. Juni: seit 2 Monaten fast tägliche Regen.

Aus Paris vom 30. Juni seit 8 Tagen erneuertes Regenwetter, das die Erndte bedroht; man zählte in Frankreich 20 Regentage im Juni; im östlichen Frankreich herrschten im Juni viele Gewitter. Am 29. riss die Rhone zu St. Clair bei Lyon eine Kettenbrücke durch treibende Mühlen weg; am 30. 4h Mittags zu Paris ein Wolkenbruch, die Wasser strömten fusshoch in den Strassen vom Montmartre her. Hagel und Regen bis 8h Abends. Am 1. Juli wiederholtes heftiges Gewitter zu

Lebensverſicherungs-Anſtalten, Bemerkungen vom mediciniſchen Standpunkte aus mitgetheilt. Weimar, 1837.

Zur Verſtändigung über die wirthſchaftlichen Eigenſchaften der Wittwen- und Waiſenkaſſen reicht Weniges hin. Daß dieſelben nur auf eine Rente und nicht auf ein Kapital für den Tod des Familienvaters berechnet ſind, iſt ohne Zweifel ein Grund, ſie an und für ſich in ihrer Wirkſamkeit und Nützlichkeit hinter die Lebensverſicherungen zu ſtellen. Auch iſt nicht zu überſehen, daß dieſelben in weit wenigern Fällen Anwendung erleiden, indem ſie auf das Verhältniß einer den Gatten und Vater überlebenden Familie weſentlich beſchränkt ſind. Allein ſehr mit Unrecht würde man wegen des minderen und engeren Nutzens ſich unbedingt gegen ſie ausſprechen. Es iſt nämlich zu ihren Gunſten anzuführen, daß ſie weit geringere jährliche Einlagen verlangen, um den zu Verſorgenden ein, zwar nicht auf eigenes Vermögen begründetes, doch bei gewöhnlichem Laufe der Dinge ſorgenfreies Auskommen zu verſchaffen. Wenn z. B. ein 40jähriger Mann in einer Lebensverſicherungsgeſellſchaft jährlich etwa 700 Gulden bezahlen muß, um ſeiner Familie ein Kapital zu hinterlaſſen, welches bei einem Zinsfuße von 4 von Hundert ihr 800 Gulden einträgt, ſo hat derſelbe nur etwa 200 Gulden jährlich zu entrichten, um ſeiner 25jährigen Frau ſeiner Zeit die genannte Summe als Penſion zu verſchaffen. Nun ſind aber Manche in der Lage, die bedeutenden Erſparniſſe für eine erkleckliche Verſicherungsſumme nicht aufbringen zu können, während gerade ſie eine Sicherung der Ihrigen um ſo mehr wünſchen müſſen. Solche begnügen ſich nun recht gerne mit dem minder Guten, jedoch zur Noth Zureichenden, und finden darin mit Recht noch eine bedeutende Beruhigung und Unterſtützung. Daß die Anſtalt ein regelmäßiges, zu beſtimmten Zeiten erhebbares Einkommen gewährt, iſt dabei eben ſo wohl in Anſchlag zu bringen, als daß ſie zu regelmäßigen Erſparniſſen nöthigt. Nicht unbemerkt iſt dabei zu laſſen, daß ſich durch eine leichte Erhöhung der Einlagen, oder durch ein einmal zu bezahlendes Eintrittsgeld, ein Reſervefonds bilden läßt, und daß eine auf Gegenſeitigkeit gegründete Einrichtung ebenſo möglich, als in der Verwaltung wohlfeil iſt. Somit iſt man denn zu dem Urtheile berechtigt, daß eine Wittwen- und Waiſenkaſſe eine unter den genannten Vorausſetzungen höchſt wohlthätige und nützliche Anſtalt iſt, in dem Beitritt

Paris, Blitzschlag in eine Gaslaterne, deren Brenner abgeschmolzen wurde, und das Gas angezündet.

Aus St. Gallen vom 8. Juli: nach fast 30stündigem Regen sämmtliche Gebirgswässer angeschwollen, in den hohen Gebirgen erschien Schnee.

Vom 8.—10. Juli Ueberschwemmungen bei Dresden.

Aus Pesth vom 9. Juli Regengüsse und Störung der Erndte durch dieselben, Spur der Traubenkrankheit.

Aus der Provinz Sachsen vom 12. Juli seit 5 Wochen Regenwetter, Ueberschwemmung der Unstrutt, der Mulde und Saale, das Heu verfault oder weggeschwemmt; besonders starke Regengüsse vom 8.—9. Nachts (um dieselbe Zeit i. J. 1771 gleiche Katastrophe).

Aus Chur vom 12. Juli anhaltende Regengüsse besonders vom 28.—29. Juni und 7.—8. Juli Nachts, die Flüsse stark angeschwollen; am 8. die ganze Oberfläche des Landes über 5000—6000' M. H. mit Schnee bedeckt, in der Alpenregion fusshoch. Gleichzeitig mit den Regengüssen diesseits der Alpen herrschte günstige Erndtewitterung jenseits in Como und Bergamo. Auch aus Genf heftige Regengüsse.

Am 23. Juli Abends Wolkenbruch und Ueberschwemmung in Chur; in Wallis Ueberschwemmungen durch rasches Schneeschmelzen.

Am 25. Juli Abends nach wochenlanger Hitze zu Paris Wolkenbruch 20 Minuten lang mit Ueberfluthung der Strassen vom Montmartre her, Blitzschläge auf Häuser und Bäume.

Am 23. und 24. Juli Gewitterstürme und Wolkenbrüche mit Ueberschwemmungen in der Schweiz: Glarus, Waadt, Wallis (Schneeschmelzen), Bern, Chur u. a.

Am 28. Juli Nachmittags Wolkenbruch im oberen Illerthal, gegen Abend schnelles Anschwellen der Iller; am 28. Juli im Bezirk Backnang Wolkenbruch im Allmersbacher Thal.

Aus Constantinopel vom 17. August Regengüsse und Ueberschwemmungen in der Wallachei.

In den Ostseegegenden Preussens nach Bericht vom 21. August seit 8 Tagen Regengüsse mit Beschädigung der Erndte, Auftreten der Kartoffelfäule; aus Breslau grosse Verheerungen durch Hochgewässer in Oberschlesien auf den Feldern und an den Hüttenwerken vom 16.—22.; alle Niederungen überschwemmt; desgl. in Niederschlesien, namentlich bei Rawitsch und Guraw; die Oder bildete Einen See.

Aus Wien vom 23. August Regengüsse und Hochwasser des Betschwaflusses bei Prerau. Auch aus Posen Ueberschwemmungen durch Wolkenbrüche im südlichen Theil des Landes durch 30stündige Regengüsse, grosser Schaden an der Erndte.

Die Ueberschwemmung um den 23. August erstreckte sich auf das ganze Odergebiet und die Nebenflüsse über Posen, Schlesien und Mähren. Vom 29. August aus Breslau fortdauerndes Regenwetter.

Vom Bodensee vom 26. August Ueberschwemmung in mehreren Gegenden der Schweiz durch Wolkenbrüche berichtet. Vom nämlichen Datum Ueberschwemmungen im westlichen Polen und Krakau; zu Warschau blieb günstiges Wetter.

Aus Hamburg vom 28. August festere Witterung nach einigen Tagen des Unbestandes mit herrschendem Nordwind und dadurch entstandenem Hochwasser.

Vom 5. September aus Berlin steigende Ueberschwemmung auch im untern Verlauf der Oder; zu Stettin vom 2.—3. um 4'; am 8. noch um 3 Zoll; durch die Stadt trieben Torfmassen, Meubles, Heu, todtes Vieh. In Posen konnte die Wintersaat in den aufgeweichten Feldern nicht bestellt werden, doch war der Fluss in den oberen Gegenden stark gefallen.

Aus Bombay vom 14. October lange Dauer des Munsons, fast 3 Wochen längerer Regen als sonst. Am 5. und 6. October fiel 4 Zoll Regenwasser in 16 Stunden; günstige Erndtaussichten in ganz Indien.

Aus Constantinopel vom 15. October anhaltende Regengüsse in der Krim und kalte Nächte daselbst.

Zu Triest am 20. October Siroccosturm, durch den die niedern Stadttheile unter Wasser gesetzt wurden.

Zu Ende October seien heftige Regengüsse im rothen Meer (zu Aden) vorgekommen, wo der Monat sonst regenlos sei; man mass dort 2 Zoll Regenhöhe.

Ende October zu Bombay heftige Regengüsse wie zur Regenzeit.

Aus Constantinopel vom 2. November Unwetter mit stürmischen Regengüssen seit mehreren Tagen und empfindliche Kälte, die auf die vor 8 Tagen noch herrschende Wärme folgte.

Aus Bucharest vom 9. November Regengüsse; aus Athen vom 10. November Südstürme und Regengüsse seit 8 Tagen; aus Constantinopel vom 10. heftige Nordstürme auf dem schwarzen Meer in voriger Woche.

Am 14. November während des Sturms, der auf dem schwarzen Meere herrschte, Regengüsse in den Gegenden des Don. Zu Berdiansk am Asowschen Meer wurde von dem SSO Orkan um 2h Nachts, der in S übergegangen war, die Stadt 3' hoch überschwemmt; viele Schiffe, Dächer und kleine Häuser zerstört.

Vom 21. November aus Piemont heftige Regengüsse mit Verheerungen im Gebirge und namentlich in den Seealpen.

Aus Herb vom 24. November anhaltendes Regenwetter seit 3 Tagen, wodurch die Feldmäuse glücklich decimirt wurden.

In der Krim im Laufe Novembers anhaltende Regengüsse bis zum 28.

Aus Rom vom 29. November endlose Regengüsse in der Campagna seit mehreren Wochen mit Ueberschwemmung der Felder.

Im November und December zu Constantinopel anhaltende Südwinde mit starken Regengüssen, das Thermometer fiel nie unter + 6° R.

In der Krim dauerten die Regengüsse des November bis in den December fort; Ueberschwemmung des Plateau von Sebastopol am 2. und 3. December.

Am 2. December drohendes Austreten des Neckars bei Cannstatt in Folge von Regengüssen. Am 3. December starkes Anschwellen der Donau bei Ulm.

Am 4. December Austreten des Neckars bei Plochingen und Köngen über die Strasse, die Communication gehemmt.

Vom Bodensee vom 8. December anhaltende Südstürme mit Regengüssen seit dem Sturm vom 17. November auf dem Obersee.

Aus Jassy vom 18. December anhaltendes Regenwetter.

Vom 18.—19. December Ueberschwemmung der Regnitz bei Bamberg so hoch als 1845. Am 19. und 20. Austreten des Main bei Frankfurt. In Hannover um dieselbe Zeit Ueberschwemmungen der meisten Flüsse des Landes; man hoffte die Vertilgung der zahlreichen Feldmäuse.

Vom 22. December von Berlin anhaltendes Regenwetter. Starkes Steigen der Spree.

Vom 23. December aus Mannheim anhaltende Regengüsse am 21. und 22. und vom 22.—23. Nachts starker Föhn, der den Schnee bis in die Höhen des Schwarzwalds fortnahm. Zu Mannheim starkes Steigen der Flüsse, im badischen Oberland Hochgewässer.

Vom Bodensee vom 24. December: nach mehrstündigem SW Sturm am 23. erfolgte Abends ein Gewitter über dem Bregenzer Wald und Allganer Gebirgzug; fortdauerndes trübes, stürmisches Schnee- und Regenwetter, der See in Folge der Schneeschmelzungen stark gestiegen.

Aus Prag vom 24. December fortwährende Regengüsse und Anschwellen der Moldau 41 Zoll über dem gewöhnlichen Stand.

Aus Turin vom 24. December Regengüsse und Schneestürme, Hemmung der Communication zwischen Serravalle und Arquata.

Aus Mannheim vom 27. December starkes Steigen des Rheins durch die letzten Regengüsse; zu Frankfurt Uebertreten des Mains in die untern Stadttheile, zu Cöln Eindringen des Rheins in die Uferstrassen, von Ludwigshafen Ueberschwemmung der niedrigeren Auen am Rheinufer. Am 29. December war der Fluss wieder um 1½′ gefallen.

Aus Hamburg vom 29. December milde Witterung im ganzen Monat mit einzelnen Nachtfrösten, viele heftige Stürme und Sturmfluthen in den letzten Tagen, die grösste am 26. December mit Ueberschwemmung der niedrigen Strassen. Desgl. Sturmfluth vom 31. Dec. bis 2. Januar.

Vom Ende December Austreten des Mains in Unterfranken und seiner Nebenflüsse; nirgends lag Schnee, überall herrschten Regengüsse mit Stürmen; am 25. hatte man + 5° R.

Zu Ende December anhaltende Regengüsse im südlichen Russland und den Ländern des schwarzen Meers.

l) Trockenheit und Wassermangel.

1853. Aus Smyrna vom 2. Januar Trockenheit bei schöner Witterung.

Um Neujahr in Schlesien Trockenheit, während aus der Mark Brandenburg über Nässe und Ueberschwemmungen berichtet wurde.

Vom Februar und Anfang März sehr niedriger Stand des Rheins.

Aus Athen vom 18. März Regenmangel und Trockenheit, die Saaten sehr beeinträchtigt, besonders in Elis und Achaja.

Im Winter 1852—1853 hatte es in Palästina nicht geregnet, in Aegypten war der Nil nicht ausgetreten.

Noch zu Anfang Aprils sehr tiefer Wasserstand der Donau zu Regensburg.

Aus Malta vom 11. April grosser Wassermangel; vom 22. ebendaher grosse Dürre und Ernteverlust der Gerste zu Tripolis berichtet.

Aus Kiel vom 25. Mai: seit dem Orkan vom 12. herrschte Ostwind mit grosser Trockenheit und Zurückhalten der Vegetation.

Vom Ausgang Mai's anhaltende Trockenheit zu Malta.

Von Mitte Mai bis Anfang Juni grosse Trockenheit zu Brindisi bei herrschenden Südwinden.

Zu Anfang Juni Wassermangel aus Sicilien berichtet.

Aus Petersburg vom 2. Juli grosse Trockenheit in den letzten Wochen mit + 18° im Schatten in Finnland, mit Schaden an den Feldfrüchten.

Aus Madrid vom 13. Juli Trockenheit und sprungweise gesteigerte Hitze seit wenigen Tagen; vom 22. August gänzlicher Mangel an Regen seit 2 Monaten und ungewöhnlich anhaltende Hitze

Vom Gardasee vom 29. August grosse Hitze und Regenlosigkeit im durchlebten Sommer bis + 28° R.

Aus Cairo vom 25. September langsames Wachsen des Nils berichtet.

Aus Sulz vom 29. September Mangel an Wasser zum Holzflössen.

Aus Turin vom Ende September berichtet, dass in Unteritalien und Sicilien nach langer Trockenheit wohlthätige Regengüsse eingetreten seien; die Traubenkrankheit sei dort geringer als 1852.

Von der ersten Hälfte November aus Mannheim und Coblenz sehr niedriger Wasserstand; vom 25. aus Coblenz und Mainz ein »beispielloser« niedriger Wasserstand; vom 3. December Hemmung der Schifffahrt berichtet.

Zu Ende November Wassermangel auf der schwäbischen Alp.

Vom 11. December aus Mainz nur 3' Wassertiefe des Rheins berichtet, der Pegel an der Rheinbrücke stand ausser Wasser, in 13 Wochen hatte man nur einmal Regen gehabt; vom 11. December Wassermangel in der Schweiz, Rhein und Bodensee sehr niedrig, seit 4 Wochen kein Regen; Wassermangel aus Schlesien berichtet.

Vom 24. December Wassermangel aus der Schweiz berichtet, der Rhein konnte bei Rheineck durchwadet werden; Wassermangel im Jura, man verbot das Waschen; der Rhein hatte einen tiefen Stand wie 1812 und 1822; auf dem Bodensee erschienen weit in den See hinein Inseln und Sandbänke; der See war so nieder wie 1672, 1740, 1785, 1797, 1848, wo er 2 Zoll unter 0 des Pegels stand.

1854. Vom Anfang Januar aus der obern Lechgegend geringer Schnee und Wassermangel; aus Cöln noch vom 5. Januar äusserst geringer Wasserstand, blos 4 Zoll über 0 des Pegels, was blos einmal am 25. December 1822 vorgekommen sei und zwar nur auf wenige Stunden; aus Constanz vom 5. Januar äusserst niedriger Stand des Sees, bei Rheineck konnte man den Rhein zu Fuss passiren.

Aus Genf vom 15. Januar geringer Wasserstand der Rhone, geringer als 1840.

Aus Münsingen vom 21. Januar Fortdauer des Wassermangels auf der Alp, desgl. von Stockach; ebenso vom Bodensee fortdauernd niedriger Stand, auf den das vorangegangene Thauwetter gar keinen Einfluss hatte.

Aus Zürich vom 23. Januar niedriger Stand des Sees, der weithin gefroren, wie seit 1814 nicht mehr.

Aus Blaubeuren vom 24. Januar fortdauernder drückender Wassermangel.

Aus Chur vom 24. Januar niedriger Wasserstand in allen Gewässern, die Berge fast bis zum Gipfel ohne Schnee; dagegen sei auf der südlichen Seite der Alpen (Veltlin) hoher Schnee.

Aus Glarus seltene Trockenheit im ganzen Winter, Eingehen von Brunnen, die seit Menschengedenken Wasser hatten; der See im Klönthal so niedrig, dass sein Abfluss versiegte, der 4400′ hoch liegende Oberblegisee fast vertrocknet, die Eisdecke stehe 50′ tiefer als sonst; der unterirdische Wasserabfluss sei sehr wasserarm geworden. Aus Chur vom 8. Februar fortdauernder Wassermangel, die Quelle der Landquart am grossen Salvaretta-Gletscher versiegt, was seit Menschengedenken nicht erlebt; häufige Staublawinen.

Aus Pisa vom 18. Februar seit 4 Wochen Regenmangel und Trockenheit; in den letzten Tagen Frost mit Eis auf stehendem Wasser. Fortdauer der Trockenheit bis in den April.

Aus Madrid vom 4. April grosse Trockenheit und + 18° R.

Aus Paris vom 2. April Mangel an Regen im ganzen März und im April.

Aus Florenz vom 18. April grosse Trockenheit, seit Anfang des Januars kein eigentlicher Regentag; dasselbe aus anderen Gegenden Italiens.

Aus Mexiko vom 18. April grosse Trockenheit und Dürre.

Aus Hamburg vom 19. April helle Witterung mit kühlen Nächten, herrschende trocknende Winde aus NO.

Aus Rom vom 20. April Fortdauer der ausserordentlichen Dürre, Kirchengebete um Regen; die Rebenstöcke vertrockneten.

Vom 21. April grosse Trockenheit seit Anfang des Monats in Niederbaiern.

Aus Madrid vom 21. April: seit 3 Tagen Regen nach mehrmonatlicher Trockenheit.

Aus Chur vom 23. April endlich Eintritt von Regen nach langer Trockenheit, vom 20.—21. April Regen am südlichen Abhang des St. Bernhard.

Vom 23. April fortdauernde grosse Dürre im Unterinnthal, desgl. im Gebiet der Etsch; herrschende trocknende Winde.

Aus Pisa vom 24. April: seit 3 Tagen Regen, der Arno, seit Monaten seicht, wieder angeschwollen.

Aus Coblenz vom 26. April endlicher Eintritt von Regen (und Frost) nach langer Trockenheit.

Aus Scio vom 10. Mai Dürre.

Aus Barbadoes vom 12. Mai Wassermangel und Dürre in den Zuckerpflanzungen.

Aus Mexico bis Ende Juni grosse Hitze und Dürre; seitdem Eintritt der Regenzeit und starke Abkühlung.

Vom Laufe August's grosse Dürre in allen Theilen Nordamerika's berichtet, viele Mahlmühlen standen still, die Erndte litt Noth.

Aus Hall (Württemberg) vom 11. September ungewöhnlich niederer Wasserstand der Gewässer.

Aus Orsowa vom 14. September fortwährendes rasches Fallen des Wasserstandes; aus Mannheim vom 15. niedriger Wasserstand und stetes Fallen desselben; aus Posen allmähliges Verlaufen des Hochwassers.

Aus St. Louis (Missisippi) vom 16. September Hitze und anhaltende Dürre, seit 4 Monaten blos 2 Regentage Anfang Juni's; gänzliches Fehlschlagen der Erndte ausser Haber und Mais, die im Juni geerndtet wurden, die Prairieen verdorrt, die Bienen umgekommen.

Am 21. September zu Chur seit 27 Tagen der erste Regen nach langer heisser Witterung (am 17. + 31,8 C.). Im Juli und August hatten Fröste und Schneefälle mit starken, das Berggras an steilen Abhängen in Bündeln zusammenballenden Lawinen geherrscht.

Aus Göppingen vom 24. September Wassermangel auf der Alp, das Trinkwasser musste in Fässern auf Stunden entfernt geholt werden.

Aus Strassburg vom 27. September geringer Wasserstand des Oberrheins, anhaltende Trockenheit im Elsass und Lothringen.

Aus Rom vom 3. October schönes aber trockenes Wetter, gänzlicher Mangel der Regenzeit in diesem Jahre.

Aus Bucharest vom 8. October Wassermangel in der Donau, gestörte Schifffahrt. Aus Wien vom 9. October grosse Dürre und Wassermangel in den untern Donaugegenden.

Vom 15. October von Mannheim fortwährende Abnahme des Wasserstandes, der Rhein stand 7' unter Mittel, auf dem Neckar konnten die Flösse nicht mehr gehen.

Aus St. Louis vom 26. November Fortdauer der Trockenheit und Dürre berichtet; das Vieh musste Meilen weit nach Wasser getrieben werden.

Aus Newyork unter dem 16. December Wassermangel in Kalifornien in den Minen berichtet.

Aus Canton vom 17. December seit 2 Monaten Regenmangel, schöne Herbstwitterung; seltenes Gedeihen der Früchte besonders der Orangen.

k) Ungewöhnliche Wärmeerscheinungen.

1853. Der Winter 1852—1853 war allenthalben in Europa ungewöhnlich mild; die Vegetation trieb rasch an; der Dent du Jaman (6866' M. H.) wurde am 2. Januar bestiegen, man fand auf dem Gipfel + 10° C. In der Schweiz herrschten in den Niederungen Nebel, während auf den Gebirgen klarer Himmel war. Zu Frankfurt liess man im Januar Eis aus der Schweiz zu Wasser (Rhein und Main) kommen.

Zu Herisau (Schweiz) war zu Anfang Januar's noch kein Schnee gefallen.

Vom 10. Januar aus Stockholm wölkige Frühlingswitterung; seit Jahrhunderten der erste Winter, wo die Schifffahrt im Januar nicht unterbrochen war.

Vom Anfang Januars auch aus Erzerum noch kein Winter berichtet: in Dammascus hatten anhaltende Regengüsse geherrscht.

Aus Turin vom 13. Januar ungewöhnlich milder Winter in Savoyen; nur die höchsten Bergspitzen beschneit, zu Annecy hatte man noch keine Temperatur unter 0 gehabt, während man zu Turin trockene Kälte ohne Schnee, dagegen häufige Nebel hatte.

Am 13. Januar wurde der Grossglockner bis zum Gipfel bei heiterer, klarer Witterung bestiegen.

Aus Pesth vom 13. Januar seit einigen Tagen milde Witterung, selbst auf den entferntesten Bergspitzen kein Schnee mehr, die Wärme erreichte + 8° am 13.

Aus Hamburg vom 15. Januar Fortdauer milder Witterung; aus Marienburg Abgang des Eises am 13. oberhalb der Stadt und von der Nogat.

Am 18. Januar, gleichzeitig mit Schneefällen im Süden, noch völlige Schneelosigkeit von Bremen berichtet.

Aus London vom 19. Januar ungewöhnlich milder Winter, dagegen tiefer Schnee in Nordschottland, der die Communicationen erschwerte.

Aus Constantinopel vom 22. Januar anhaltend milde Witterung.

Aus Marienburg vom 24. und 25. Januar vollständiges Thauwetter, bevorstehender Eisgang der Weichsel.

Aus Ungarn vom 27. Januar fortwährend milde Witterung im Centrum des Landes, seit 8 Tagen warme Regengüsse zu Pesth mit + 8 und + 9° und mässigen S Winden; seit dem 6. die Kälte gänzlich gewichen, die Donau eisfrei.

Vom 28. Januar aus Bechtesgaden: nach fast 2monatlicher milder Witterung im bairischen Hochgebirg, da man am Fuss des Steinbergs frisch gelegte Finken-Eier gefunden hatte, die Drossel überall erschienen, der Watzmann fast schneelos gewesen war, sei seit einigen Tagen sparsamer Schnee ohne strenge Kälte erschienen.

Aus Athen vom 28. Januar fortdauernd milder Winter, seit einigen Tagen Regenwetter, doch keine ungewöhnlich vorgerückte Vegetation.

Aus Kiel vom 30. Januar ungewöhnliche Wärme, nie unter — 5° und diess nur in einer Nacht, sonst + 1° bis + 2° mit Regen selbst bei Ostwinden.

Aus Florenz vom 31. Januar feuchtwarmes Siroccowetter, der Thermometer nur etlichemal dem 0 Punkt nahe, mit Morgenreifen, dennoch keine vorgerückte Vegetation; kurz zuvor starker Schneefall in den Apenninen.

In Mähren war im ganzen Januar kein Schnee erschienen, mit Ausnahme einer kurzen Schneedecke in der 2. Woche.

Aus Chur vom 4. Februar milde Witterung, Mitte Januars nur einmal Schnee, der vom Föhn schnell wieder entfernt wurde; am 25. Januar der kälteste Tag mit — 3,5 R. Vom 9. Februar aus Vevey milde Witterung bei tiefem Barometer und Ostwind, nach wechselnder Witterung vor einigen Tagen.

Aus Pesth vom 11. Februar nur ein wässriger kurzer Schnee in diesem Winter, und noch keinmal Frostkälte, berichtet.

Aus Breslau vom 12. Februar ungewöhnlich milde Witterung mit seltenen Nachtfrösten.

Aus Tiflis vom 4. März Eintritt der Sommerwärme berichtet.

Vom 8.—9. März Eisgang der Weichsel aus Thorn, der Oder bei niedrigem Wasserstand aus Breslau berichtet.

In den südlichen und östlichen Provinzen von Russland habe der Winter so gut als ganz gefehlt, oder sei unmerkbar gewesen.

Am 28. April Eisabgang auf der Newa.

Vom 22. Mai fast allgemeiner Beginn des Frühlings in Deutschland.

Vom 23. Mai aus Rom Anfang des Frühlings in der Umgegend, während im Apennin noch Schnee lag und die Nächte kalt waren; dabei herrschende Stürme und Nebel des Morgens.

Aus Rom vom 28. Mai schneller Eintritt von Sommerhitze auf den lange angedauerten frostigen Frühling; die Franzosen können ihre Metallknöpfe kaum anfassen; dagegen herrschte in der Lombardei nasskaltes Wetter.

Am 11. Juni nach 4wöchigem Regen und + 17° R. zu München + 21° R.

Aus Newyork vom 25. Juni seit 8 Tagen herrschende ungewöhnliche Hitze bis + 92° F. mit vielen Sonnenstichen; dessgl. aus Philadelphia.

Aus Chur vom 29. Juni warme Witterung, rasches Schmelzen des Schnees, Blühen der Reben.

Aus Turin vom Anfang Juni grosse Hitze.

Am 8. Juli zu Beverloo viele Soldaten bei einer Uebung vom Sonnenstich getödtet.

Vom Bodensee und aus Bern vom 8. Juli grosse Hitze seit 3 Tagen. Am 10. Juli das Seewasser im Bodensee + 21° R.

Am 10. Juli zu Kupferzell bei + 30° R. mehrere Personen am Sonnenstich gestorben.

Aus Rom vom 11. Juli grosse Hitze, Sonnenstiche und Tollwuth bei Thieren.

Am 12. und 13. Juli zu Leipzig + 25,5 R.; vom 12. von Mailand zwischen + 27,9 C. und + 25,7 des Max. und + 18,3 und + 15,1 in den letzten Tagen.

Vom 14. Juli aus dem Bairischen mehrere Sonnenstiche. Mitte Juli grosse Hitze in Nordamerika.

Vom 5. August grosse Hitze in Piemont und Sardinien.

Aus Spanien vom 10. August grosse Hitze bis + 36° (R.).

Vom 16. August aus Newyork fortdauernde Hitze; gegen 200 Menschen vom Sonnenstich getödtet.

Aus Madrid vom 22. August seit 2 Monaten grosse Hitze bis zu + 35° R. Mittags und + 33° Abends im Schatten, gänzliche Regenlosigkeit.

Aus Strassburg vom 23. August grosse Hitze in den letzten Tagen bis + 27° R.; von Genf + 24° C. seit mehreren Tagen.

Am 23. August gleichzeitig auf den 5 Haupttelegraphen-Stationen Maximum: Friedrichshafen + 22,0; Ulm + 25°; Stuttgart + 28,0; Heilbronn + 26,0; Bruchsal + 31°. Zu München seit 10 Tagen täglich + 24 und + 25° R.

Aus Athen vom 26. August Zunahme der Hitze seit dem Erscheinen des Kometen bis + 28° im Schatten.

Zu Anfang September ungewöhnliche Hitze zu Constantinopel.

Aus Bern vom 9. September Eintritt besserer Witterung seit den Ueberschwemmungen und Verheerungen im Wallis in dessen unterm Cantonstheil.

Am 7. November hatte man zu Münsingen auf der rauhen Alp, nach mehrtägigen dichten, den ganzen Tag anhaltenden Nebeln (wie in ganz Oberschwaben) und einem Morgenreif, einen klaren »Frühlingstag«, an dem die Bienen flogen.

Aus Paris vom 13. und 14. December eine wahre Frühlingswitterung berichtet.

Aus Chur vom 21. December noch keine starke Winterkälte, die

grösste — 8°, und blos — 15° im Engadin, welcher Grad dort oft im Sommer vorkomme; vom 24. December aus der Schweiz gelindere Witterung in den höheren Gegenden, wie Graubundten, während in der vordern Schweiz, und am Bodensee strenge Kälte mit Schnee herrschte.

1854. Vom 5. Januar aus Bern Frühlingswitterung und schneller Schneeabgang.

Aus Warschau vom 7. Januar gelinde Kälte, reiche Schneedecke, ruhige Luft berichtet; aus Orsowa vom 7. Januar Eintritt von Thauwetter mit Regen, die Donau theilweise noch beeist. Aus Dresden vom 9. Verschwinden des Schnees und Wassermangel.

Am 11. Januar von Cöln Abgang des Lahneises, starkes Anschwellen des Rheins bei feststehendem Eis.

Aus Athen vom 13. Januar milder Winter, Wechsel von SO und SW Winden, selten Nord, Alles grüne und sprosse, häufiger Regen und Stürme mit Schiffbrüchen in der letzten Zeit.

Am 14. Januar Abgang des Eisstosses zu Pesth.

Aus Rom vom 14. Januar: den ganzen Winter über sei der Thermometer durchschnittlich über + 12° C. geblieben; seit 4. December häufiger wolkenbruchartiger Regen.

Aus Constantinopel vom 16. Januar anhaltend gelinder Winter bei anhaltenden stürmischen Südwinden; öfteres Vorkommen von Schiffbrüchen.

Aus Turin vom 17. Januar Frühlingseintritt nach starkem Frost der letzten 11 Tage; der Schnee von der Sonne weggenommen.

Vom 11. Januar Abgang des Eises vom Oberrhein, das Wasser um etliche Fuss gefallen.

Aus Turin vom 21. Januar ungewöhnlich milde Witterung wie im Mai, die Schwalben waren erschienen. Ebenso aus Pisa mildes Frühlingswetter.

Am 24. Januar zu Reutlingen — 8° R., am 25. Abends Regen und Glatteis; am 25. Regen zu Esslingen, Nebelrieseln zu Stuttgart.

Aus Pisa vom 24. Januar allzuvorzeitige warme Witterung.

Aus Berlin vom 25. Januar gelinder Verlauf des Winters, bis 1. Januar seit dem ersten Drittel Decembers mässige Kälte und gute Schneedecke, seitdem mildes Wetter, Perioden von Thauwetter wechselnd mit Frost; zu Ende Januar wieder mässiges Frostwetter die Nächte über; Aus Hamburg vom 26. Januar milde Witterung seit 3 Wochen mit Nachtfrösten; das Elbeis bis Glückstadt noch fest.

Aus Bern vom 26. Januar milde Frühlingswitterung auf den Höhen, dagegen kalte Nebel in den Thälern, die Fahrten auf dem Zürichersee wegen der dichten Nebel eingestellt.

Aus Mailand vom 26. Januar seit Anfang des Monats fast unausgesetzte günstige Witterung: nur lag noch fusshoher Schnee in der Campagna.

zu welcher viele Familienväter große Beruhigung, manche Wittwe und Waise aber Schutz vor harten Entbehrungen und vor schmerzlichen Demüthigungen finden. Es ist selbst nicht einzusehen, warum nicht auch Solche, welche bei hinreichendem Vermögen eine Theilnahme nicht gerade nothwendig haben, die Einkünfte ihrer Hinterbliebenen auf diese Weise angenehm verbessern sollten? Gerade ihnen kann die jährliche Einlage nicht beschwerlich fallen, und die Pension wird doch den Ausfall aus dem Einkommen, welchen der Tod des Gatten und Vaters für die Seinigen meistens zur Folge hat, ausgleichen; was immer dankbar erkannt, wenn auch vielleicht nicht ängstlich gewünscht werden muß. Ebenso mag ein Theil der jährlichen Ersparnisse durch eine Lebensversicherung in Kapital, ein anderer daneben in einen Anspruch auf eine Pension verwandelt werden, wodurch sowohl für die Forderungen besonderer Fälle, als für das laufende tägliche Bedürfniß der Hinterbliebenen gesorgt wird.

Der Gedanke, eine gemeinsame Kasse zu Unterstützung der Wittwen und Waisen der Mitglieder zusammenzuschießen, lag allzunahe, als daß er nicht schon längst gefaßt worden wäre. Die Reformation, welche die Verheirathung der Geistlichen zur Folge hatte, soll die erste Veranlassung gegeben haben; jeden Falles ist richtig, daß sich die ersten Spuren solcher Kassen schon am Ende des 16. Jahrhunderts finden. Ihre Zahl ist nach und nach sehr bedeutend geworden, und vielfach haben auch die Regierungen sich der Idee bemächtigt, und die Theilnahme daran ihren Beamten zur Zwangspflicht gemacht. Es mag ununtersucht bleiben, ob hierzu, namentlich gegenüber von Unverheiratheten oder Reichen, gehörig begründetes Recht vorhanden ist; anzuerkennen ist dagegen, daß solche Staatsanstalten den Vortheil haben, auch im Falle einer falschen Berechnung der Sterblichkeitsverhältnisse und der darauf gegründeten Beiträge (dieser reichen Quelle von Verdruß und Schaden bei manchen Privatanstalten) die verheißenen Leistungen ihren ungestörten Gang gehen zu lassen, nämlich mittelst Zuschüssen aus der Staatskasse. — Die Zahl der sowohl über die Wittwen- und Waisen-Kassen im Allgemeinen, als über einzelne Anstalten erschienenen Schriften ist sehr bedeutend, so daß wir ganz verzichten müssen auf eine irgend vollständige Aufzählung, und uns begnügen, zu nennen: Karsten, Theorie der Wittwenkassen.

Aus dem Oberinnthal vom 28. Januar: seit etlichen Wochen herrsche milde Witterung des Nachmittags.

Aus Bern vom 30. Januar starkes Thauwetter, das dem Wassermangel abhelfe; in den letzten Tagen ungewöhnlich hoher Barometerstand.

Aus Verona vom Ende Januars: nachdem zu Ende Decembers 11,8 C. gewesen, hatte seit 3. Januar unausgesetzt lauwarme Luft geherrscht; seit 1800 habe man nur einen strengen Winter mit — 11° am 9. Januar 1830 gehabt.

Am 31. Januar Abgang des Maneises bei Frankfurt.

Zu Anfang Februar der ganze Rhein von Eis frei, nachdem dasselbe am Lurley und bei Caub durchgebrochen. Abgang des Neckareises am 5.

Aus Bern vom 3. Februar Eisabgang auf den schweizerischen Flüssen; in den östlichen Thälern nicht ohne Verheerung.

Nach Bericht aus Friedrichshafen vom 5. Februar war der Schnee bis weit in die Schweizer Vorberge geschmolzen, der See um 1½' gestiegen; auf dem Untersee und dem Rhein stand das Eis noch fest.

Aus Hamburg vom 5. Februar Abgang des Elbeeises, Absegeln der Segelschiffe. Am 6. Abgang des Eises von der Weichsel zu Warschau.

Am 7. Februar zu Cöln + 11° R.; aus Genf vom 7. milde Witterung, der Schnee in den Thälern längst geschmolzen, allmähliges Schmelzen desselben auf dem Jura.

Aus Prag vom 19. Februar: am 14. und 15., wo in Südwestdeutschland Kälte bis zu — 20° herrschte, habe man dort nur — 8° gehabt, am 15. herrschte ein starker Sturm.

Am 1. März war das Moldaueis ohne Schaden abgegangen, am 15. fror sie bei hohem Wasserstand wieder zu.

Aus dem Unterinnthal vom 23. Februar mildes Wetter mit anhaltend heitern Tagen, staubige Strassen, grüne Wiesen, bis vor wenigen Tagen Schneewetter und Kälte bis — 18° eintrat.

Aus Pisa vom 7. März + 16° C.; seit 1½ Monat trockene, kalte Witterung, nur 1 Regentag; nun sei der Frühling angebrochen.

Am 24. März der Simplonpass für Räderfuhrwerke geöffnet, was sonst erst Ende Aprils oder im Mai geschehe; es sei im ganzen Winter ungewöhnlich wenig Schnee dort gefallen.

Aus Pisa vom 31. März + 19° C. und noch kein Regen.

Aus Friedrichshafen vom 10. April warmes Frühlingswetter + 12° R.

Aus Meran vom 10. April vollständiger Frühling; die Reben zu ⅓ durch die Winterfröste verloren.

Vom Bodensee vom 15. April: der Frühling sei 3 Wochen früher als gewöhnlich erschienen; blühende Kirschen; die Julier- und Gotthardstrasse seit dem 12. April dem Fuhrwerk geöffnet; langsames Schneeschmelzen im Gebirg, da der Föhn mangle.

Aus Pesth vom 17. April günstige Frühlingswitterung und rasche Vegetation.

Aus Prag vom 22. April herrliche Frühlingswitterung.

Vom Bodensee vom 23. April: auf den Föhnsturm am 19.—20. folgte vom 22. an Westwind mit Regen, der seit dem 15. März fehlte; allgemein Blühte der Obstbäume.

Am 25. April, gleichzeitig mit dem Frühlingsfrost in Deutschland, Abgang des Newaeises von Petersburg; aus Gefle vom 29. April Abgang des Eises aus dem Hafen von Sundswall am 27. April berichtet.

Am 1. Mai war Frühlingswärme in Deutschland auf die letzten Fröste zurückgekehrt.

Aus dem untern Neckarthal günstige Witterung und Nachtreiben der Reben und Nussbäume berichtet.

Aus Constantinopel vom 1. Mai Eingang des Frühlings seit 14 Tagen.

Aus Petersburg vom 5. Mai + 10° R. allmähliger Abgang des Ladogaeises, das Meer bei Cronstadt vom Eis frei, in der See viel schwimmendes Eis.

Bis Ende Mai waren die periodischen Regengüsse in Pegu noch nicht erschienen. Hitze bis + 105° F.; grosse Hitze in Ostindien überhaupt.

Aus Petersburg vom 12.—18. Juni gleichzeitig mit frostiger, regnerischer Witterung in Mitteleuropa (Deutschland und Frankreich) schöne, warme Witterung von + 14° bis + 22° mit Ostwinden berichtet.

Aus Petersburg grosse Hitze vom 4. Juli, selbst Nachts nicht unter + 16°; den Tag über + 20° und darüber. Nur einmal war Regen am 28. Juni erschienen.

Aus Venedig vom 12. Juli (gleichzeitig mit den Regengüssen in der Schweiz etc.) drückende Hitze, seit dem 7. herrschender Sirocco.

Aus Stuttgart, Berlin u. a. O. vom 20. Juli günstigere Witterung seit voriger Woche, Spuren von Kartoffelkrankheit.

Aus Paris vom 24. Juli endlicher Eintritt des Sommers, am 20. 3h Mittags + 29° C., am 24. + 30°, zu Perigueux + 48°, zu Toulon + 24°, Bordeaux + 33°.

Aus Lyon vom 24. Juli mehrtägige grosse Hitze, Leute starben im freien Feld. Aus Turin vom 22. Juli grosse Hitze. Aus Berlin vom 24. Juli »afrikanische Hitze.«

Aus Hamburg vom 25. in den letzten Tagen + 26° und + 27° R. bei O, NO und N Winden; Leute starben in der Erndte am Sonnenstich; in der Aussenelster starben viele Fische durch die Wärme des Wassers.

Am 25. Juli zu Wildbad + 27° R.

Aus Livorno vom 26. Juli ungewöhnliche Hitze seit vier Wochen, dabei herrschende Windstille.

Ende Juli zu Bucharest + 32° R.

Aus Chur vom 3. August seit Mitte Juli grosse Hitze in den Thälern und auf dem Gebirge, starkes Zurückdrängen der Schneegrenze.

Aus Athen vom 11. August grosse Hitze mit Windstille bis + 35° im Schatten.

Aus Chur vom 30. August fortdauernd heiteres Wetter, bedeutendes Zurückgehen des Schnees im Hochgebirge durch Sonne und tropische Regengüsse, viele Berggipfel grün, die sonst um diese Jahreszeit weiss erschienen.

Vom 18. September aus Darmstadt wahre »Hundstagshitze«.

Aus Athen vom 27. October: nach heftigen Stürmen, Gewittern und Regen sei seit etlichen Wochen ein warmer Nachsommer eingetreten, die Felder bedeckten sich aufs Neue mit Grün und überall sprossten Blüthen.

Zu Nizza hatte man um Mitte November (wo in Berlin bis — 6° Kälte herrscht) + 4 bis + 6°.

Aus Athen vom 1. December fortdauernde SW Winde mit Gewitterstürmen und Wärme bis + 16° C. des Tags und + 11° des Nachts.

Aus Ellwangen vom 6. December milde Witterung seit mehreren Tagen, Verschwinden des Schnees, der seit 11. November gefallen war und am 20. November eine Schlittenbahn gebildet hatte.

Vom 19. December wieder gelindere Witterung in der Krim.

Zu Genf folgte auf Schnee und Eis in der ersten Hälfte December milde Witterung, seit dem 25. bis + 9° C., etliche warme Regengüsse haben den Schnee weit umher geschmolzen, Mücken schwärmten wie im April.

1) Ungewöhnliche Kälteerscheinungen.

1853. Während im westlichen Europa ein ungewöhnlich milder Winter herrschte, wurde aus Smyrna vom 1. Januar schöne aber »sehr kalte« Witterung und Trockenheit berichtet; aus Wien: die Waag, Gran, der Sajo seien zugefroren, die Theis habe Treibeis.

Aus Mähren vom 9. Januar Schneefall nach länger gedauerter milder und trockener Witterung; seit Weihnachten stürmische Witterung.

Vom 9. Januar wurde aus der südwestlichen Schweiz (Genf, Waadt, Wallis, dem französischen Rhonethal) unfreundliche Witterung mit Nebel und Regen, doch kein Schnee berichtet, während in der östlichen Schweiz noch schöne Frühlingswitterung herrschte. Vom 16. aus Genf SW Stürme und gewaltige Schneefälle.

Aus Nordamerika wurde mit Berichten bis Mitte Mai ungewöhnlich strenger Winter in den westlichen, äusserst milder in den östlichen Staaten gemeldet; in Oregon fusshoher Schnee, der Columbia voll Treibeis, was sonst nie erlebt; in Kalifornien furchtbare Ueberschwemmungen. Die Siera Nevada und die Humbolt River Mountains schon im October v. J. beschneit.

Aus Cassel vom 15. Januar der erste Schneefall in der vorhergehenden Nacht, dessgl. auf dem Schwarzwalde: vom 17. — 18. zu Issy, am 19. zu Augsburg.

Aus Rom vom 15. Januar schneidende Kälte nach längerem Sirocco.

Am 18. Januar 5h Abends zu Nizza nach einem warmen Tag ein heftiges Hagelwetter mit Kälte im Gefolge, am 19. Morgens Eis auf stehenden Gewässern, am 20. folgte mildere Witterung.

Vom 16. — 17. Januar die vordere Schweiz und Vorarlberg mit Schnee bedeckt, am 19. nach stürmischen Tagen und Nächten Schnee auf den Ufern des Bodensees; dessgl. am Genfersee nach mehrtägiger stürmischer Witterung. Am 19. zu Vevay der erste Schnee.

Am 19. Januar kam das Eis der Memel bei Tilsit zu stehen; starker Eisgang der Weichsel bei Warschau. Am 21. starker Schneefall zu Warschau.

Aus Gent vom 21. Januar Umsatz der bisherigen anhaltenden Südwinde in NW mit Frost und Schneefall seit dem 19.; am 21. folgte Thauwetter. In Savoyen tiefer Schnee. Zu Vevay am 23. zollhoher Schnee, gehemmter Postenlauf. Am 23. zu Venedig der erste Wintertag mit anhaltendem kalten Regen; zu Rom Nachmittags halbstündiges Schneien, im Gebirge lag seit einer Woche Schnee.

Am 24. Januar nach mehrtägigen Stürmen starker Schneefall zu Lausanne, das Waadtland bis zum See zolltief mit Schnee bedeckt.

Am 23. und 24. Januar zu München starker Schneefall. Am 27. zu Donaueschingen mit Kälte bis — 8°.

Zu Salzburg am 28. Januar: seit mehreren Tagen — 8 bis — 12°.

Aus Mailand vom 30. Januar starke Schneefälle zu Turin, die jedoch durch milde Witterung verschwunden seien.

Am 10. Februar zu Lausanne starker Schneefall, sehr niedriges Barometer.

Aus Hamburg vom 12. Februar 8tägiger gelinder Frost und 2tägiger Schneefall, das Wasser bei — 6° noch offen: am 13. Februar ein anhaltender Frost, die Alster ganz, die Elbe grösstentheils gefroren, vom 19. — 20. neuer Schneefall.

Am 13. Februar starkes Schneegestöber zu Madrid; vom 17. starkes Schneefallen in den Provinzen, bei Madrid waren 2 Menschen erfroren.

Am nämlichen Tage starkes Schneefallen zu Breslau, Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs besonders in Oberschlesien; dasselbe aus Posen (Bromberg) und Polen.

Am 13. u. 14. Februar starkes Schneetreiben in Schlesien und Polen.

Aus London vom 15. Februar tiefer Schnee seit einigen Tagen, bis in den Süden des Landes, im Norden 5 — 6' tief. In Irland grimmige Kälte.

Aus Ludwigshafen vom 14. Februar schneidender N Wind und Schneedecke auf den Gebirgen beider Rheinufer.

Aus Stettin vom 15. Februar Unterbrechung der Schifffahrt in Folge des Schneetreibens; aus Kopenhagen in Folge von Treibeis im Sund und den Belten; Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs durch Schneefälle; aus Marienburg Steckenbleiben der Eisenbahnzüge.

Am 16. Februar zu Ulm — 8° R. Am 17. zu Chur — 8°.

Am 17. Februar Schneefall am Bodensee; an demselben Tage der erste Schnee zu Paris, Schneefälle aus den nördlichen und östlichen Departements.

Aus Rom vom 19. Februar Winterfrost, Eis und Schnee auf den Dächern, am 18. 2stündiger Schneefall nach mehrtägigen Regengüssen.

Am 19.—22. Februar Schneefälle von Heidelberg, Strassburg, Luxemburg, Hannover, allen Theilen Württembergs. Am 19. Schnee zu Mailand und plötzliche Temperatur-Erniedrigung von + 4,8 auf — 3,6 R. nach milder Witterung mit anhaltenden Regengüssen: am 21. klar und — 5,9°.

Am 19. Februar Treibeis auf dem Rhein, zu Mainz die Schiffbrücke entfernt. Aus London vom 21. schneller Eintritt ungewöhnlicher Kälte in letzter Woche, starke Schneefälle in den Provinzen; aus Hannover vom 22. starker Schneefall wie seit 1849 nicht mehr; feste Eisdecke auf der Elbe; grosse Schneefälle und Kälte aus Schlesien, Polen (starke Eisdecke der Weichsel), aus der Schweiz, Schwaben, Elsass, aus Frankreich, Spanien, Italien, (Mailand, Florenz, Nizza, Neapel), selbst aus Teheran bis in die ersten Tage des März; zu Madrid rauhe Witterung.

In den ersten Tagen des März erneute Schneefälle in Polen, Posen, der Schweiz (zu Lole habe man vom 4.—5. März — 25° C., zu Brévine — 31° gehabt und 3' hohen Schnee), Savoyen (60 Centimeter hoch), Deutschland (bei Schweinfurt nach Bericht vom 7. März seien Postpferde bis zum Hals in den Schnee versunken).

Vom 9. März aus Athen Eintritt des Winters seit 4 Tagen mit N Wind an der Stelle der seit 4 Wochen wehenden S Winde.

Vom 10. März aus Breslau Wiedereintritt des Winters mit starkem Schneefall nach einigen Frühlingstagen berichtet; von Memel — 14° berichtet, das Haff mit Eis gefüllt.

Vom 11.—19. März Schneefälle am sächsischen Erzgebirge, vom 16.—24. zu Leipzig, (am 19. — 6,5°), vom 13.—15. zu Posen u. a. O. Die stürmische Schneewitterung dauerte allenthalben bis zu Ende des März fort, mit Unterbrechungen durch Thauwetter, wie am 10. solches von Bern, vom 12. aus Strassburg («Frühlingswitterung»), dessgl. aus München, vom 23. aus Wien berichtet wurde. Die Elbe bei Hamburg Mitte März gefroren, so dass man darüber fuhr; vom 20. aus Kiel festes Eis weithin auf der Ostsee berichtet.

Um den 22. März in Galizien (Spanien) Kälte + 2,7; zu Palermo Erfrieren der Mandelbäume.

Vom 13.—20. März zu Petersburg — 15 bis — 20° R.

Mit 31. März hatte Thauwetter überall den Schnee und das Eis auf den Flüssen entfernt.

Zu Ausgang März Ueberschwemmung des Dniepers bei Kiew.

Der Winter war in Persien sehr streng gewesen.

Aus Mailand vom 7. April Regengüsse und Schnee und Anschwellen der Flüsse.

Am 8. April Schneefall in Norddeutschland, Belgien, zu Paris.

Am 9. und 10. April zu Leipzig.

Vom 12. April aus Ofen Wiederkehr winterlicher Witterung mit Schnee auf den höhern Bergspitzen im Norden; vom 13. April neuer Schneefall in den Schweizer Bergen.

Aus Mailand vom 14. April seit 2 Tagen heftiger Nordwind mit Regen, am 14. Schneegestöber. Am 15. der Gipfel des Albaner-Hügels und Tusculum bei Rom mit Schnee bedeckt, was seit 143 Jahren nicht vorkam.

Zu Reutlingen fast fusshoher Schnee um Mitte Aprils.

Am 15. April Schneefall zu Leipzig, am 16. zu Chemnitz.

Am 17. u. 18. April noch grosse Schneemassen im obern Innthal. Am 7. April (nach Bericht aus Schwaz) neuer Schnee in den Bergen, am 15. Schnee bis in die Thäler, mehrere Fuss hoch; am 18. Thauwetter.

Um den 24. April zu Tschesme und auf Scio winterliche Witterung.

Am 8. Mai Schneefall im Oberschwaben: dessgl. in Breisgau und der Schweiz.

Vom 8.—9. Mai starker Frost in Ditmarschen, es erfror viel Vieh auf der Weide, im Eiderstedtischen viele geschorne Schafe.

Am 9. Mai erfroren manche Rebstöcke im Elsass, der Pfalz etc.

Aus Paris vom 10. Mai rauhe Witterung in Frankreich und Belgien. In den Nächten vom 7.—9. Eis zu Paris: zu Brüssel am 7. und 8. Schneefall; in der Nacht vom 8. Schnee zu Hamburg.

Vom 12. Juni aus dem südlichen Frankreich (Tarn und Garonne) regnerische und kühle Witterung im Mai und Juni, der Tarn stark angelaufen, sobald die Sonne verschwindet, sei es kalt und man heize in den Wohnungen.

Vom 16. Juni aus Insbruck grosse Lawinen im Frühjahr, die zum Theil im Juni noch lagen (in der Klamm).

Am 20. Juni Schneefall zu Luzern; am 21. das Appenzeller und Toggenburger Gebirge frisch beschneit; der Postwagen vom Splügen traf am Morgen mit Schnee bedeckt zu Chur ein.

Am 22. und 23. Juni starker Schneefall zu Pianazze im Departement Var.

Aus Paris vom 27. Juni frostige Witterung in ganz Frankreich.

Am 2. Juli bei Brixen Schnee bis auf die Mitte der Berge herab.

Am 17. August 5h Abends habe es in Savoyen und im Waadtland so stark geschneit, dass die Berge in Kurzem weiss erschienen.

Aus Berlin vom 18. August seit Kurzem herbstliche Witterung mit kalten Abenden, rauhem Wind und Regen.

Am 3. September zu Ebingen Schnee auf den umliegenden Bergen; zu Esslingen Nachmittags starker Graupenfall bei + 4° R., am 4. Morgens Reif mit — 1° R. um 6h.

Aus München vom 6. September schneller Eintritt herbstlicher Witterung mit + 12° Max.; vom Bodensee dessgl. nach den »letzten« Gewittern und Regengüssen; dessgl. vom 8. aus Aachen.

Am 26. September in Tyrol nach einem Gewitter am 24. Schnee auf den Bergen, die zahlreichen Lawinen vom Frühjahr in den Thälern waren nicht alle geschmolzen worden.

Am 28. September in Schlesien, nach einer Hitze von + 22° in den vorhergehenden Tagen, schnelle Erniedrigung der Temperatur, mit Schnee in den Karpathen, was man nach alten Ueberlieferungen als ein Vorzeichen eines langen und schönen Herbstes betrachtete.

Vom 29. September Kälte und Schnee im Lauf der Woche aus Innspruck.

Am 1. und 2. October starker Schneefall in den Schweizer Alpen; am 3. im Allgäu, der dort wieder schnell verschwand.

Vom Bodensee vom 10. October schroffer Witterungswechsel berichtet; am 4. Schneeflocken, am 10. der Schnee bis 3000′ Höhe wieder geschmolzen.

Am 17. October der erste Frost zu Petersburg mit starken Schneefällen darauf bei — 2° R.

Am 18. October Schneefall in den Gebirgen der Wallachei und im Balkan.

Aus Constantinopel vom 3. November früher Eintritt des Winters in Asien, mit Schnee zu Erzerum; aus Smyrna vom 16. Eintritt des Winters in der vorhergehenden Woche mit Schnee auf den Bergen und heftigem Nordwind; darauf wieder warme Witterung bis + 17° R. mit Regen, welcher den Schnee wegnahm.

Aus Rom vom 14. November klare Witterung mit kalten Nächten wie sonst im December.

Am 17. November im württembergischen Oberlande (Balingen), nach lange gedauerten dichten Nebeln, der erste Schnee; dessgl. Schnee zu München. Aus Innsbruck dagegen vom 24. November anhaltend trübes trockenes Wetter und noch kein Schnee; aus Genf vom 19. regnerische kalte Witterung in Savoyen und dem südlichen Frankreich, trockene Kälte zu Genf; auf dem Jura »in den letzten Tagen« Schneefall.

Am 25. November starker Schneefall zu Leipzig.

Aus Petersburg Zunahme des Eises zu Kronstadt seit dem 27. November, vom 1. December berichtet, noch kein Schnee im Innern.

Aus Malta vom 2. December früher Eintritt des Winters mit Regen und Sturm.

Vom 3. December aus der Wallachei strenge Kälte seit 4 Tagen, bis — 8° mit Schnee und Nordstürmen.

Aus Bucharest vom 4. December Einstellung der Schifffahrt wegen des Frostes.

Vom 10. December vom Gardasee früher Eintritt des Winters im Venezianischen bei klarem Wetter bis — 3,5 C.

Am 11. December zu Mainz Treibeis, die Brücke wieder abgefahren, nachdem sie am 7. wiederhergestellt war.

Aus Hamburg vom 14. December ein starker Frost nach vorangegangener gelinder Witterung; die Alster überfroren, auf der Elbe Treibeis, die Dünenmöven waren bei der Stadt angekommen.

Aus Smyrna vom 14. December Winterwetter mit + 3° und heftigem Nordwind.

Am 15. December zu London der erste Schnee, der wieder schmolz; im Innern gute Schneedecke und starke Nebel.

Bei Kronstadt am 16. December der ganze Meerbusen, mit Ausnahme etlicher Strecken, bis westlich zum Leuchtthurm gefroren.

Am 17. December der Neckar bei Freudenheim ganz zugefroren.

Vom 19. December aus der Schweiz Schneefälle und darauf gefolgte Kälte von vielen Orten berichtet.

Vom 21. December aus Pesth Schnee und Winterkälte, Treibeis auf der Donau.

Am 22. December starke Schneefälle in der Schweiz, Schwaben; auf der Alp die Mäuse durch die Kälte vertilgt.

Aus Newyork vom 24. December strenger Winter in allen Staaten, alle Flüsse und Kanäle zugefroren.

Zu Ausgang December erschien schnell strenge Kälte und starke Schneefälle in Spanien (zu Madrid lief man Schlittschuh, in Valencia die Berge beschneit), in Frankreich (die Garonne trieb Eis), Italien, Rom, Florenz, Pisa, Triest, in der Pfalz (Schaden an den Reben), Rheinpreussen, der Schweiz, Tyrol, in Württemberg; die Communicationen auf Strassen und Eisenbahnen gehemmt; die Berichte über Kältegrade gaben an: zu Chur — 16° R., im Engadin — 23°, Innsbruck — 15°, zu Mannheim bis — 13°, Mainz — 13°, Balingen — 18°, Donaueschingen — 20°, Heidenheim — 24°, Ellwangen — 16°, Mergentheim — 18°, Paris — 12° C., Lyon — 14° C., Nevers — 16°, Marseille — 5°, Strassburg — 17°; der Rhein von St. Goar an und seine Nebenflüsse und Arme in Holland fest gefroren, im nördlichen Frankreich alle Flüsse gefroren; dessgl. die Elbe bei Hamburg, der Bodensee bei Radolfzell. In den Gegenden vom Rhein bis zur belgischen Grenze erfror Wild und Vögel.

1854. In den ersten Tagen des Januars folgten beinahe allenthalben erneuerte Kälte und massenhafte Schneefälle, welche den Verkehr auf Eisenbahnen und Strassen hemmten: in Oestreich, Preussen, Belgien, Schweiz, Frankreich (Champagne 5—6' hoher Schnee) im südlichen Frankreich erfroren die Oliven, auf den hyerischen Inseln die Orangen, Jasminculturen); Italien (Pisa, Livorno fusshoch, Venedig — 8° R., Turin — 8°); England (— 20° F.). Die Arve war bei Genf zugefroren, der See überall am Rande weithin beeist; die Donau bei Pesth zugefroren, und trug Menschen; der Untersee bei Radolfzell zugefroren.

Vom 3.—5. Januar folgte Thauwetter; in der Schweiz bei heftigem Föhn; der Wassermangel dadurch allenthalben beendigt.

Am 9. Januar folgte wieder (mässiger) Frost in ganz Deutschland.

Am 14. Januar zu Warschau Schneefall mit gelindem Frost; starkes Treibeis.

Aus Madrid vom 14. Januar starke Kälte wie seit Jahren nicht; der Teich von Buenretiro seit einigen Tagen gefroren; es erschienen Schlittschuhläufer darauf.

Aus Wien vom 18. Januar noch Feststehen des Donaueises.

Um den 19. Januar mehrere Seen in der Schweiz, der Hallwyler, der Züricher bis Meilen etc. noch eingefroren.

Am 22. Januar zu Constantinopel kurzer Schneefall.

Aus Odessa vom 22. Januar: der Hafen noch vollständig beeist; die Rhede war schon am 2. beeist, das Eis gieng aber am 4. wieder ab.

Aus Friedrichshafen vom 22. Januar Einstellung der Schifffahrt auf dem Rhein und Untersee seit einigen Tagen; der Untersee völlig zugefroren.

Aus Meran vom 23. Januar fortdauernde Winterwitterung; der erste Schnee kam im December; zu Anfang Januars starke Schneemassen bis 1' hoch, an einigen Tagen im Januar — 11° R.; zu Obermais — 13° während sonst gewöhnlich im Winter nicht unter — 7°; aus Zürich vom 23. Januar der Zürchersee sei bis weit herunter gefroren, das Wasser so klein wie seit 1814 nicht mehr.

Aus Tschesme vom 6. Februar grosse Schneefälle in den benachbarten Gebirgen, am 2. Februar der Olymp und Helicon beschneit; vom 30. Januar bis 2. Februar unausgesetzter Schneefall; in den Thessalischen Thälern gleichzeitig Regengüsse mit Austreten der Flüsse.

Aus Genua vom 13. Februar schneller Eintritt von Frost am 12., stehende Wasser gefroren wie sonst um Weihnachten; aus Pisa vom 23. unerwartete Wiederkehr des Winters seit dem 11. mit heftigerer Kälte als im ganzen Winter, durch heftige Tramontana Schneefall im Apennin bis in die Vorberge mit — 4° R.

Am 12. und 13. Februar zu Rom Morgens Eiszapfen an den Dächern und den Springbrunnen, die den ganzen Tag blieben. Aus Palermo vom

13. Februar seit 3 Tagen vollständiger Winter mit Schnee in grossen Flocken, die umliegenden Berge und der Pellegrino beschneit.

Am 14. Februar in der Nacht plötzlicher NO Sturm zu Genf mit — 15° C.; Morgens die Rhone an der Mündung zugefroren und die dort befindlichen Schwanen ins Eis eingefroten, am 14. Mittags — 12° C.

Aus Oberbaiern vom 14. Februar grosse Schneemassen, so dass die Strassen gehemmt wurden, zu Salzburg — 16° am 14.; aus Wien Einstellung der Donaufahrt wegen des Eisgangs; zu Bern vom 14.—15. Nachts — 18° R.; zu Ulm — 20° R., Abends Schnee bei — 8° R.; zu Mannheim am 15. — 10°, Treibeis auf beiden Flüssen; Stürme und Schneefall, die Schiffbrücken auf beiden Flüssen abgeführt; zu Augsburg am 15. Morgens — 18°; zu München — 17°; zu St. Gallen — 20°; zu Einsiedeln — 21°; zu Chur — 19°; im Engadin — 33° am 14.; aus Bern vom 15. seit 9 Tagen Schneegestöber, zu Zürich — 12° R.

Aus Chur vom 15. Februar heftige Schneestürme in den letzten Tagen, der Verkehr in der innern Schweiz gehemmt, dagegen die Pässe nach Italien offen.

Am 15. Februar 1h Mittags fiel zu Breslau bei heftigem Südwind grauer Schnee in ziemlicher Menge, der die schon liegende Schneedecke mit einer grauen Schichte bedeckte.

Am 15. Februar zu Sulz — 20° R. wie am 27. December 1853; zu Ulm — 20° R. und klar.

Aus Paris vom 15. Februar: die Weinreben im südlichen Frankreich haben durch die neu eingetretene Kälte stark gelitten.

Aus Friedrichshafen vom 16. Februar dreitägiges heiteres Frostwetter mit — 13°, am 15. heftiger Schneesturm aus W., in Schwyz 3′ hoher Schnee und — 15° R. Die hohen Gebirgspässe vom Schnee weniger erreicht; auf Jenseits der Alpen Frostwetter, zu Lugano am 13. — 8°, während sonst die Kälte nicht unter — 7° sinke.

Zu Genua am 16. Februar Morgens schuhlange Eiszapfen und beeiste Fensterscheiben; aus Neapel Frost, wie seit 15 Jahren nicht erlebt worden.

Aus Constantinopel vom 16. Februar Schneefall seit 3 Tagen, der nicht liegen blieb; aus Athen vom 16. tiefer Schneefall in den Gebirgen.

Aus Salzburg vom 17. Februar mehrtägige anhaltende Schneestürme und Kälte bis — 16°.

Aus Wien vom 17. Februar: im südlichen Russland sei »in jüngster Zeit« das Thauwetter einem Frost bis — 18° gewichen.

Aus Turin vom 17. Februar Wiederkehr strenger Kälte und starker Schneefall.

Aus Pisa vom 18. Februar Frost in den letzten Tagen, der Arno trieb Eis, doch warmer Sonnenschein Mittags.

Aus Bern vom 21. Februar mehrtägiges Schneewetter mit grossen Schneemassen, darauf nur klares Wetter.

Halle, 1783. Tetens, Anleitung zur Berechnung der Leibrenten u. ſ. w. Leipz. 1785, 2 Bde; die vielen Schriften von Kritter über dieſen Gegenſtand; Littrow, über Lebensverſicherungen und andere Verſorgungs-Anſtalten. Wien, 1832.

Nicht nur in der Modalität, ſondern in der ganzen Grundlage und Abſicht verſchieden iſt die noch zu beſprechende dritte Gattung der Vorſorge-Anſtalten, bei welchen es ſich nämlich nicht, wie bisher, von der Erwerbung eines Kapitals oder mindeſtens einer Rente mittelſt wiederholter kleiner Erſparniſſe handelt, ſondern im Gegentheile von der allmähligen Verzehrung eines bereits vorhandenen Capitals in der Form von größeren jährlichen Zinſen. Man ſucht alſo nicht für Erben und Nachkommen hier zu ſorgen, die im Gegentheile jetzt gar nichts zu erwarten haben, ſondern lediglich nur für ſich ſelbſt. Und zwar ſind hierin die beiden oben bereits genannten Arten dieſes Verfahrens, nämlich die einfachen lebenslänglichen Renten und die Tontinen einander völlig gleich. Bei jenen tritt nämlich der Beſitzer eines Kapitals daſſelbe an die dazu bereite Anſtalt (wozu früher namentlich auch manche Regierung gehörte) ganz ab unter der einzigen Bedingung, daß ihm dafür während des Reſtes ſeines Lebens eine gewiſſe, den landesüblichen Zins natürlich überſteigende Rente ausbezahlt werde. Die Größe dieſer Rente aber iſt verſchieden je nach dem Alter des Rentiers im Augenblicke des Vertrages, d. h. je nach der wahrſcheinlichen Lebensdauer deſſelben. Gewöhnlich wird in der Altersſtufe von 0—10 Jahren 7 Proc., von 10—20 Jahren 8 Proc., von 20—40 Jahren 9 Proc., von 40—50 Jahren 10 Proc., von 50—60 Jahren 12 Proc., über 60 Jahre endlich 15 Proc. des Kapitals bezahlt. Hievon unterſcheidet ſich denn die Tontine nur in ſo fern, als bei ihr eine ganze Geſellſchaft gemeinſchaftlich ein Kapital darleiht, aus welchem die geſammte Rente ſo lange bezahlt werden muß, als nur noch ein Mitglied dieſer Geſellſchaft lebt, ſo daß immer die Ueberlebenden die von einem Verſtorbenen bisher genoſſene Rente erben, und zuletzt die geſammte Summe Einem zufällt. — Ueber die wirthſchaftlichen Folgen dieſer Verträge für die Einzelnen kann nicht wohl ein Zweifel obwalten. Das Weſen derſelben beſteht in der Umwandlung eines Kapitals in eine bloße Rente. Iſt nicht Alles verkehrt und unrichtig, was wir bisher über den relativen Werth dieſer beiden Arten von Eigenthum an-

Vom Bodensee vom 22. Februar: nach mehrtägigem starkem Schneefall trat Kälte bis zu — 10° ein, der Westwind schlug in Ost um, die Schneegänse waren wieder in südlicher Richtung abgezogen.

Aus Genf vom 22. Februar: am 16. Eisdeckenbruch der Rhone durch steigendes Wasser, seitdem wechselnder Frost (bis — 8°) mit Schneestürmen.

Aus Palermo wurde um dieselbe Zeit ungewöhnlich rauhe Witterung berichtet mit mehrtägigem dichtem Schnee, der auf den Dächern und dem Felde liegen blieb.

Aus Smyrna vom 1. März völliger europäischer Winter, die Berge umher mit Schnee bedeckt bei herrschenden N Stürmen; am 1. Morgens Eis in den Strassen. Aus Athen vom 3. März winterliche Witterung seit 2 Tagen, der Parnass beschneit. Aus Pera Schnee- und Sturmwetter.

Vom 2. März aus Neapel anhaltend strenge Kälte mit — 11° C. in den Abruzzen; an manchen Orten derselben der Schnee bis 1 Meter hoch, ganze Dörfer waren auf Wochen vom Verkehr abgeschnitten.

Vom Gardasee vom 4. März: seit 1830 kein so lange dauernder Winter; seit 2½ Monaten dauernde Schneedecke auf Bergen und Ebenen; im November begann Frost, stieg im December auf — 11°, im Februar — 9° C.

Aus Constantinopel vom 9. März noch immer anhaltende Kälte bis — 2° und den Tag über + 5°. Es seien Schafheerden erfroren.

Aus Wien vom 18. März Wiederkehr strenger Winterwitterung am 17.

Vom 20. März aus Kronstadt (Siebenbürgen) starker Schneefall den ganzen Tag mit stürmischem Wetter.

Vom 15. — 27. März rauhe Witterung zu Hamburg.

Vom 26. März aus Constantinopel grosse Schneemassen in Macedonien und Thessalien, die jetzt erst zu schmelzen begannen.

Aus Odessa vom 3. April: die Felder jetzt noch nicht von den Schneemassen des Winters befreit; der Frühling noch immer nicht da.

Aus Chur vom 10. April kühle Nächte und herrschende N und O Winde, kein Regen und grosse Trockenheit.

Aus Berlin vom 11. April viel Treibeis bei Reval und festes Eis in dem finnischen Meerbusen berichtet; vom 13. April aus Petersburg Wechsel von — 4° bis + 3° im Schatten, am 7. heftiger SW Sturm und starker Schneefall, der Schnee am 8. wurde geschmolzen, die Newa stieg um 3'.

Am 15. April Mittags setzte sich das Düna-Eis in Bewegung; die mittlere Zeit in 209 Jahren ist der 6. April, die Dauer des Eises 124 Tage, des Abzugs des Newa-Eises aus 116 Jahren der 21. April; des Einfrierens der Newa der 25. November, der Dwina aus 188 Jahren der 12. Mai und der 3. November. Die Dwina am 20. April von Eis frei bei Riga. — Am 11. April war die Rhede von Reval noch mit Eis belegt, das durch wechselnde NW und SO Winde bald ein- bald ausgetrieben wurde.

In Petersburg lag das Newa-Eis noch am 18. April; dessgl. im Meer bei Kronstadt.

Aus Constantinopel vom 17. April seit mehreren Tagen starkes Unwetter und Schneefälle, was seit Menschengedenken im April nicht vorgekommen.

Aus Smyrna vom 19. April kalte Nordstürme mit Schnee und bis + 2° R.

Am 20. April Schneefall zu Kars und Umgegend.

Am 22. April zu München Schneegestöber und empfindliche Kälte nach längerer Frühlingswitterung, am 23. Regen, am 24. Schnee.

Am 22. April der erste Regen im April zu St. Gallen, bei rauhem Ostwind, die Appenzeller Alpen weit herab von Schnee bedeckt.

Aus Stockholm vom 22. April noch festes Eis an der finnischen Küste.

Am 24. April Nordwind, Frost und Schneeflocken mit Schaden an den Weinbergen und Obstbäumen im Neckarthal u. a. O.; am 24. April Schneegestöber zu Bern; in der Nacht vom 24.—25. Frost in der Pfalz mit Schaden in den Weinbergen und am Obst; zu Aalen vom 24.—25. — 1° und 25.—26. — 3°, am 26. starker Schnee; zu Tuttlingen am 25. — 2°, 26. — 5°; zu Leonberg — 3°; zu Biberach am 25. — 6°, am 26. — 5°. Am 25. waren die Dächer in den Gegenden des Bodensees mit Schnee bedeckt, starker Schneefall im Gebirge.

Am 25. April zu Hamburg trockener Frost, nachdem in der vorigen Woche + 19° R. vorgekommen.

Vom 25.—26. April die Kirschenblüthe in den Alpthälern gänzlich durch Frost vernichtet; zu Stuttgart am 26. April Morgens Frostschaden an Reben und Obstbäumen.

Aus Rom vom 26. April seit 2 Tagen Umschlag der warmen Witterung in empfindlich kaltes Regenwetter.

Aus Innsbruck vom 27. April schneller Eintritt von Frost bei NO nach lange dauernden Südwinden und warmer Witterung; aus Pesth vom 27. April winterliche Witterung seit dem 23. in Folge von Gewittern; am 24. waren die hoch aufgeschossenen Saaten mit Schnee bedeckt.

Aus Paris vom 27. April: nach 2monatlicher Dürre im Norden und Westen Frankreichs, nach 3monatlicher im Osten und Süden sei etwas Regen erschienen, darauf zu Ende voriger Woche schnelle Abkühlung von + 21° C. auf + 6° und vom 24.—25. Nachts unter 0, mit Frostschaden in der Umgegend von Paris.

Vom 27.—28. April zu Münsingen 1 bis 1½' hoher Schnee; am 29. April auf der ganzen Alp ½' tiefer Schnee.

Aus Genf vom 30. April Regen mit rauher Bise, Sturmschaden in den Niederungen, die Gebirge tief herab eingeschneit; am 30. April der Schwarzwald und die Vogesen tief herab beschneit; Kirschen und Heidelbeerblüthen zerstört.

In Italien Erfrieren der Maulbeerbäume zu Ende Aprils.

Nach Bericht aus Newyork hatten Fröste in den 3 letzten Nächten den Saaten und Baumwollpflanzungen geschadet.

Am Bodensee hatten die vom See entfernten Rebenpflanzungen durch die letzten Fröste gelitten; von Weinheim Schaden an Kirschen, weniger an Reben. In Württemberg war beträchtlicher Schaden an Obst, Reben und Reps entstanden. Im Elsass wenig Schaden an den Reben.

Im Rhein- und Ahrthal war vom 24.—25. April Nachts Schaden an Reben und Kernobst, dessgl. in Belgien, Brandenburg, Thüringen u. a. O. entstanden. In der Schweiz Frostschaden in den dem Nordwind ausgesetzten Tagen; im Salzburgischen war kein bemerklicher Frostschaden. Auf der Südseite der Alpen kein Frost.

Aus Rostock vom 2. Mai noch immer Eis im Rigaer Meerbusen.

Aus Udine vom 6. Mai: auf befeuchtenden Regen sei Schnee auf den Bergen und Reif in der Ebene gefolgt; mit Schaden am Maulbeerlaub.

Am 5. Juni zu Puy (Frankreich) unter 0.

Am 7. Juni erschien in Oberschwaben ein starker Reif mit Schaden an den Kartoffelstöcken; zu Ulm am 7. Morgens — 3°; seit mehreren Tagen kalte N Winde.

Aus Chur von der ersten Hälfte Juni's kühle Witterung, in der zweiten Wärme und Föhn.

Vom 29. Juli berichtete ein englisches Blokadeschiff aus dem weissen Meer über grosse dort herrschende Kälte.

Aus London vom 15. August berichtet: in den letzten Monaten habe man grosse Eisberge im atlantischen Ocean von N treibend gesehen.

Vom Bodensee vom 17. August anhaltende südliche Windströmung mit Wechseln zwischen Regen, Thau, Nebel und heissem Sonnenbrand, tägliche drohende Gewitter, die nicht ausbrachen, und kühle Abende.

Aus Bern unter dem 27. August ein Nachtfrost in den »letzten Tagen« in den hohen Gegenden des Jura, in Neuenburg u. a. O.

Aus Palermo, dessgl. Constantinopel vom 4. November starke N und NO Winde seit mehreren Tagen und Abkühlung durch dieselben, berichtet.

Vom 5. September aus Bomarsund Eintritt des Winters, mit + 40° F. und vom 8. mit + 38° F. mit scharf wehenden Winden, Regen und Hagel berichtet.

Aus Krakau vom 7. September Schneefall in den Karpathen, was man als Vorzeichen eines langen und schönen Herbstes betrachte.

Am 9. und 10. September Morgens zu Mergentheim — 1° R., Gartengewächse und Laub der Reben erfroren; dessgl. Frost in dem Steinlachthal und obern Neckarthal, zu Hall u. a. O.

Vom 8.—9. und 9.—10. September Nachts in der Pfalz bei völliger Windstille und heiterem Himmel die Weinberge in den niederen Lagen und der Taback erfroren; ebenso bei Mannheim, Frankfurt, in Rheinpreussen.

Aus London vom 15. September herbstliche Witterung nach reichlichem Regen bei heftigem Westwind.

Vom 23. September vom Bodensee Ende der heissen Tage durch Gewitter und Regengüsse, die Berge bis auf 3500′ herab beschneit. Am 23. brachte in Böhmen ein starker Gewitterregen schnelle Abkühlung bis auf + 8° R.

Zu Ende September empfindliche Kälte zu Rom mit Schnee in den Gebirgen gegen Neapel zu, wodurch Tausende frisch geborner Schafe zu Grunde giengen. Nach Bericht vom 9. October herrschte zu Rom wieder starke Hitze.

Nach Bericht vom 3. October aus der Ostsee hatte der Frost bereits zu Swenborg begonnen.

Aus Venedig vom 9. October kalte Witterung, besonders Morgens und Abends.

Vom Bodensee vom 10. October neblichte Witterung; aus der Crim vom 20. October 2tägiger Frost berichtet.

Vom 17. — 18. October Schneefall auf dem südlichen Schwarzwald.

Vom 21. October vom Bodensee Schnee bis tief in die Ebene herab, die Gebirgspässe eingeschneit; vom 25. October Hemmung des Postenlaufs in der Schweiz durch Schneefälle im Gebirge, das Ende October tief eingeschneit war.

Vom 2. — 3. November starker Frost zu Sebastopol; aus Athen vom 3. November herrschender kalter N Wind seit dem 30. October.

Am 4. November zu Boston der erste Schnee.

Vom 4. — 5. November Schneefall auf der rauhen Alp, am 5. und 6. Schnee und Regen, am 7. Morgens — 3° R., am 4. und 5. Schneefall in den Bergen des Allgäu: am 5. der erste Schnee zu Isany; desgl. im Jaxtthal, wo er liegen blieb; am 8. Schnee auf der Alp, am 9. Schneesturm in Oberschwaben den ganzen Tag; am 9. zu Friedrichshafen Regen, am 10. Schnee; am 11. tiefe Schneedecke auf der Alp.

Vom 5. — 12. November Schneefälle zu Isany.

Am 10. und 11. November Schneestürme zu Blaubeuren, der Schnee 1 — 3′ tief und strenge Kälte.

Am 13. November zu Heidenheim — 17° R., im obern Würmthal — 11° R.; am 14. Morgens zu Reutlingen — 11°, zu Freudenstadt — 11° bei schneidendem NO; zu Ulm — 14 bis — 16°, Ravensburg — 15°, Backnang — 10°. Aus Crailsheim wurde vom 24. November Thauwetter nach Kälte bis — 12° berichtet. Am 15. zu Donaueschingen — 15°.

Aus Schlesien vom 13. November mehrtägiges Schneien mit Unterbrechung der Eisenbahnzüge.

Aus Genf vom 14. November Frost seit dem 11. mit — 4° Morgens, die Berge bis ins Thal beschneit.

Am 15. November starkes Treibeis bei Dresden auf der Elbe; Ein-

stellung der Dampfschifffahrt; zu Königsberg am 15. plötzlich eingetretener Frost mit — 8° R. Zu Kiel in der Nacht zum 15. der Hafen mit Eis belegt. Zu Hamburg am 15. — 6° R. Zu Wien Morgens — 3°. Schneefälle seit einigen Tagen und Ausbleiben der Posten. Aus Kalisch vom 15. November Eintritt grimmigen Winters und grosse Schneeanhäufungen. Zu Berlin vom 17. — 7°; zu Dirschau Treibeis, die Brücke über Nogat und Weichsel abgetragen; ungeheurer Schneefall am 15. und 16. zu Memel und Tilsit; die Brücke bei Memel am 16. durch Treibeis losgerissen. Am 18. in Posen starker Schneefall; in Schlesien bis 16′ hohe Schneeanhäufungen. Starke Schneefälle in Polen.

Vom 21. November aus Kiel Nachlassen der Kälte, Verschwinden des Eises aus dem Hafen.

Aus St. Louis vom 26. November bei anhaltender Trockenheit Eintritt des Winters mit — 6 bis — 7° C. und noch kein Schnee.

Am 28. November die Newa fast ganz mit Eis bedeckt. Das Eis zwischen Oranienbaum und Kronstadt fest.

Aus Newyork vom 5. December ziemlich strenger Beginn des Winters mit Schnee in den meisten Gegenden der Union.

Vom 9.—10. December anhaltender Schneefall im Vorarlberg.

Aus Chur vom 14. December früher Eintritt des Winters, die Gebirgspässe schon am 19. December eingeschneit, (1853 erst am 16. December), ganz Graubündten schon zu Anfang November unter Schneedecke, (1853 erst Mitte Decembers). Mitte November in Oberengadin — 23°, doch später mildere Witterung. Im November heftige Stürme und Schneefälle.

Aus Trapezunt vom 19. December starke Schneefälle in der Gegend von Kars.

Am 19. und 20. December zu Bern Schnee- und Regenstürme, am 21. heiteres Wetter.

Am 22. December Frost und Schneefälle in der Krim.

Aus Odessa vom 28. December Schneefälle und Fröste, am Seestrande zeigte sich Eis.

Vom 28. December aus Constantinopel Eintritt gelinden Frostes und klarer Witterung auf das anhaltende Regenwetter.

Aus Issny vom 30. December Frost und Schnee auf die unbeständige Witterung der früheren Tage; in Oberschwaben 2 Zoll hohe Schneedecke und in dieser die Gänge der zahlreichen Mäuse sichtbar.

m) Aussergewöhnliche Erscheinungen im Thierreich.

1853. Im Januar waren Amseln und Finken, die im Canton St. Gallen (zu Flums) im December in Nestern bebrütet worden waren, ausgeflogen.

Am 6. Januar bei Zell O.-A. Esslingen Schwärme von Staaren beobachtet, die sonst erst im Februar und März vorkommen; in Ober-

schwaben (Riedlingen) streichende Schnepfen und Lerchen; lebende Maikäfer zu Zwiefalten: zu Cöln und in der Pfalz sah man zu Anfang Januars lebende Maikäfer: in Meiringen (Bern) flogen Schmetterlinge; zu Bern herum kriechende Gartenschnecken. In Schlesien das Vieh zur Weide getrieben.

Im Februar und März erschienen in Polen, Posen, bei Speier, in Savoyen, im Innern der Schweiz, Wölfe bei den Dörfern, getrieben durch die grossen Schneefälle.

Aus Hamburg vom 11. März Kälte und Erscheinen der Möven in der Stadt.

Am 1. April zu Berlin Erscheinen der Störche in einem grossen Zug: am 3. ebenso zu Leipzig.

In der ersten Hälfte Aprils warmes Wetter zu Smyrna, Scio u. a. O. und Erscheinen von Heuschrecken.

Am 21. April im Voigtlande (Wertschitz) die ersten Schwalben.

Aus Persien vom April und Mai Verwüstungen durch Heuschrecken u. a. Insecten (Wurm im Getreide) von Ispahan u. a. Provinzen.

Aus Smyrna vom 18. Mai Verheerungen durch Heuschrecken, Verpestung der Luft von den in die Gewässer gefallenen.

Aus Reutlingen vom 21. Mai berichtet, dass die Störche, die im Anfang März gekommen, wieder abgegangen seien; erst seit einigen Tagen zeigte sich ein Paar, während sonst ihrer 8 da seien.

Im Mai hatten in Galizien die Maikäfer Eichwälder entlaubt und die Obsterndte vernichtet.

Am 7. Juni Insectenschwärme (Libellen) bei Schneeberg; in Böhmen (am weissen Berge) Schwärme ähnlicher Insecten; in der Oberpfalz am 9. Juni dessgl.

Aus Prag vom 13. Juni Züge von Libellen an mehreren Orten.

Am 14. Juni zu Smyrna von 7h Morgens an 3stündiger Heuschreckenzug von der See her (?) gegen NO, der die Sonne verfinsterte.

Aus Innsbruck vom 16. Juni grosse Schaaren von Maikäfern, welche die Obstbäume zerfrassen.

Am 16. Juni 4h Nachmittags grosse Schaaren von Libellula depressa zu Hasseignes im Hennegau, in der Richtung gegen NW, von ¾ Stunden.

Aus Rom vom 20. Juli Fortdauer der Hitze, Milzbrand in Folge des von der Sonne verdorbenen Futters, bei Pferden und Rindern, Esel und Maulthiere blieben frei.

Am 3. August auf dem Schurwald ein starker Flug Ameisen gegen S hin sich ziehend.

Aus Triest vom 18. August von zahlreichen Pottfischen an der Istrianer Küste und Seescheiden (Aplysien?) an den Neapolitanischen Küsten berichtet, was dort sonst nie vorgekommen sei, man wollte es der grossen und anhaltenden Hitze zuschreiben (?).

Aus Constanz vom 20. August plötzliches Verschwinden seit einigen

Tagen der Fische, so dass nur wenige Felchen gefangen wurden, während sonst in dieser Jahreszeit der Fischfang sehr ergiebig war.

Am 22. August Abends erschienen zahllose Schwärme Ephemera albipennis an den Gaslaternen des Bahnhofs und der Brücke zu Heilbronn, die (von der Hitze getödtet?) am folgenden Morgen in schuhhohen Haufen zusammengekehrt wurden.

Aus Bern vom 11. September Auftreten von einer Menge schwarzer Raupen auf Rübenäckern in den Cantonen Bern, Solothurn, Zürich, St. Gallen, die ganze Aecker kahl fressen.

Aus Ulm vom 5. October Abzug der Schwalben vor mehreren Tagen.

Am 30. November zu Riedlingen 2 grosse Züge Schneegänse auf dem Zug zum Bodensee.

1854. Aus Paris vom 10. Januar berichtet: seit einiger Zeit bemerke man grosse Sterblichkeit unter den Fischen im atlantischen Ocean, die Ufer seien mit Tausenden bedeckt.

Aus Scio vom 10. Mai Heuschreckenschwärme.

Aus dem Waadt vom 20. Mai Erscheinen der Traubenmotte.

Aus Constanz vom 22. Mai blühende Trauben an einer Hauswand.

Am 23. Mai zu Freiburg im Breisgau die ersten reifen Kirschen.

Aus Damaskus vom 7. Juni: trotz des strengen Winters mit reichlichen Schneefällen starkes Auftreten von Heuschrecken im N wie im S der Provinz; glücklicherweise sei das Getreide schon gereift, daher die Insecten sich auf Gartengewächse und Mais warfen.

Von Mitte Juni Einfall starker Heuschreckenzüge aus Guatemala her in die südlichen Staaten von Mexico bei ununterbrochenen Südwinden im Mai und Juni berichtet.

Von Mitte Julis grosse Schaaren von Feldmäusen aus Balingen berichtet.

Vom 25. Juli Heuschreckenverheerungen in Nicaragua, S. Salvador und Guatemala, nun schon im zweiten und dritten Jahr; man habe in den Küstengegenden und Gebirgsthälern bis 2000' M. H., seit 2 Jahren kaum ¼ des Maisertrags.

Aus Constantinopel vom 7. August Verheerungen durch Heuschrecken in den Ländern um den Golf von Nicomedien.

Aus Berlin vom 15. August seit etwa 14 Tagen ein Sterben vieler Fische in der Elbe bei Wittenberge, so dass den Fluss Tausende bedeckten und die Luft verpesteten.

Aus Bern vom 17. August zu Solothurn in der Gemeinde Büren ein 2 Stunden langer Zug fliegender Ameisen?; einige haben 2—3 Zoll langen gegabelten Hinterleib gehabt.

Aus Mittelamerika vom Ende August's Hungersnoth in Folge der Heuschreckenverheerungen.

Am 22. September bei Ellwangen die ersten von N ziehenden Schneegänse; es erschien ein mit Eis gemengter Regen bei + 5° R.

In Oberbaiern, Schlesien erschienen im September viele Feldmäuse mit Schaden an den Repsfeldern u. a. Saaten.

Zu Ende November Ausbruch der Hundswuth zu Basel und Bern.

Aus Oberschlesien vom 21. December starker Mäusefrass, milde Witterung seit 3 Wochen.

n) Aussergewöhnliche Erscheinungen im Pflanzenreich.

1853. Der milde Winter förderte überall die Vegetation in ungewöhnlicher Weise; in 3000' Höhe fand man im Januar in der Schweiz und dem bairischen Oberlande reife Erdbeeren und blühende Rhododendren, in der Bergstrasse blühende Reben und Mandel- und Apfelbäume, in Schlesien blühende Veilchen, zu Hamburg blühende Haselstauden. Am 10. Januar zu Cannstatt blühende Pfirsichbäume, zu Zwiefalten blühende Bäume, zu Paris blühten Rosen und Kastanienbäume, zu Lyon blühende Mandeln, bei Meudon blühende Bohnen, zu Stockholm knospende Bäume und Zierpflanzen; Mitte Januar zu Sulz reife Morcheln, was sonst erst im April der Fall.

Von Turin vom 13. Januar Frühlingswitterung mit blühenden Veilchen und Erdbeeren in Savoyen; zu Turin trockene Kälte mit Nebel.

Am 15. Januar fand man auf dem Gaisberg bei Salzburg blühende Frühlingspflanzen, auf der Spitze des Bergs + 3°, während im Thal + 2° bis — 1°. Am 14. Abends hatte man zu Salzburg ein Gewitter.

Im Januar zu Braunsdorf, einem Dorf in Sachsen, ein Apfelbaum in schönster Blüthe, der seit 4 Jahren nicht getragen hatte.

Am 1. Februar zu Kochendorf ein blühender Zwetschgenbaum.

Aus Rom vom 16. Februar grosser Vorsprung der Vegetation, in voriger Woche sei ein Apfelbaumzweig mit 5 wallnussgrossen Aepfelchen aus der Campagna gebracht worden.

Aus Sicilien Zerstörung der Mandelblüthe u. a. Pflanzen durch die »unregelmässige« Frühlingswitterung, unter dem 25. April berichtet.

Vom Ende Aprils aus Oporto Traubenkrankheit, Absterben der Orangen, Citronen, Oliven, Kastanienbäume.

Aus Athen wurde vom Anfang Mai an über zunehmende Traubenkrankheit namentlich an den Korinthen aus allen Theilen des südlichen Griechenlands und der Inseln berichtet. Am 1. Juni war sie zu Cephalonia allgemein.

Im Elsass Beschädigung des Weinstocks durch die kalten Tage des Mai.

Am 2. Juni zu München die ersten reifen Kirschen.

Aus Frankfurt a. M. vom 2. Juni günstiger Stand der Vegetation; während der Gewitterstürme anderwärts hatte man fruchtbaren Regen.

Aus Spanien und den canarischen Inseln vom Anfang Juni rasches Ueberhandnehmen der Traubenkrankheit.

In der ersten Woche Juni's zu Breslau ein Schwefel- (Blüthenstaub-) Regen.

Am 11. Juni zu Stuttgart die ersten reifen Kirschen, viele reife Erdbeeren; dessgl. am 13. zu Esslingen *); dessgl. die erste Traubenblüthe an Gebäuden; am 14. Traubenblüthe in Weinbergen zu Heilbronn; am 16. bei Reutlingen.

Aus Paris vom 23. Juni Schimmel an den Reben, Maulbeerbäumen, Obstbäumen, dem Krapp, im südlichen Frankreich, namentlich Languedoc; Regengüsse verdarben in manchen Departements die Heuerndte.

Vom 29. Juni Traubenkrankheit auf Zante.

Vom 7. Juli aus Rom Traubenkrankheit im Oberalbanergebirge, schlechte Seidenerndte in Folge nassen Futters im Frühjahr.

Gegen Mitte Juli's fast plötzliches Auftreten des Oidium an den Reben von Valencia.

Aus Udine vom 16. Juli allgemeine Traubenkrankheit.

Am 18. Juli zu Schelklingen (Bezirk Blaubeuren) die ersten reifen Gerstegarben.

Vom Bodensee vom 28. Juli Erscheinen der Kartoffelkrankheit an einzelnen Orten bei grosser Hitze.

Aus Chur vom 30. Juli berichtet, die Traubenkrankheit habe dort blos die fremden Traubensorten, Muskateller, Vetliner u. s. getroffen, im Veltlin dagegen herrsche sie allgemein.

Zu Anfang Augusts gefärbte frühe Clevner zu Stuttgart (Kriegsberge); zu Ober- und Untertürkheim gefärbte und weiche Trauben an Kammerzen.

Vom 4. August aus Paris Grünfäule der Trauben in fast ganz Frankreich.

Am 5. August bei Breisach rothe reife Trauben.

Vom 6. August aus Botzen Traubenfäule im ganzen Etschland.

Vom 7. August zu Salzburg Blüthen und Früchte an einem alten Apfelbaum.

Vom 8. August aus Lissabon Ueberhandnehmen der Trauben- und Olivenkrankheit.

Am 8. August zu Neckarsulm, am 10. zu Heilbronn in den Weinbergen gefärbte Clevner.

Am 10. August zu Gräfenhausen Bezirk Neuenbürg an einer Kammerz gefärbte Trauben.

Aus Mailand vom 15. August allgemeine Klage über Traubenkrankheit, sie trat später aber stärker als sonst auf.

Am 23. August die ersten reifen Trauben auf den Markt zu Stuttgart von Untertürkheim gebracht.

Vom Gardasee vom 29. August grosse anhaltende Hitze und Mangel an Regen, dadurch Ueberhandnehmen der Traubenkrankheit.

---

*) 1844 den 27. Mai; 1845 10. Juni; 1846 16. Mai; 1847 26 Mai; 1848 19 Mai; 1849 2 Juni; 1850 3. Juni; 1851 4. Juni; 1852 29. Mai

Aus Chur vom Ende August unglaubliches Voranschreiten der Trauben, so dass sie nicht mehr hinter 1849 zurückstanden.

Aus Madrid vom 5. September Verheerungen durch den Traubenpilz in fast ganz Andalusien, Malaga, Granada u. a. O.

Vom 1. October aus Paris schlechte Weinlese zu Macon, geringe zu Lyon; desgl. schlechte in Tessin, kaum $\frac{1}{3}$ der gewöhnlichen, desgl. im Waadt.

Aus Rom vom 15. October reiche Obst- und Olivenerndte, schlechte Weinerndte, bessere in Chur.

Vom Bodensee vom 14. October reiche Aepfelerndte.

Aus Pesth vom 16. October reiche Weinerndte. Aus Böhmen reiche Obsterndte, geringe Weinerndte an Güte, reicher an Menge.

1851. Am 5. Mai zu Freiburg i. Br. reife Erdbeeren.

Aus Scio vom 10. Mai Spuren von Traubenkrankheit: von Cephalonia Spuren davon an Korinthen- und Rosenstöcken.

Am 13. Mai zu München die ersten reifen Kirschen, früher als seit Jahren.

Vom 16. Mai Spuren der Traubenkrankheit in Südtyrol.

Aus Chur vom 29. Mai Wiedererscheinen der Traubenkrankheit zu Genua und im Veltlin.

Vom 2. Juni Traubenblüthe zu Stuttgart und Heilbronn in einzelnen Rebengeländern, vom Bodensee schon 8 Tage früher.

Vom 2. Juni aus London Auftreten der Kartoffelkrankheit in Irland.

Aus Verona vom 4. Juni in mehreren Gegenden Traubenfäule.

Vom 4. Juli aus Florenz Ueberhandnehmen der Traubenfäule.

Aus Rom vom 6. Juli verheerende Traubenkrankheit, günstige Cerealienerndte.

Aus Livorno starkes Ueberhandnehmen der Traubenkrankheit in den Provinzen.

Vom 12. Juli Umsichgreifen der Traubenkrankheit im Veltlin.

Aus Rom vom 12. Juli Ueberhandnehmen der Traubenkrankheit, doch welken die Trauben nur bis zu einer gewissen Höhe des Stocks, über der sie gesund bleiben; die an Ulmen gezogenen zeigen die Krankheit weniger als die in die Breite gezogenen Stöcke.

Am 21. Juli einzelne reife Trauben zu Königschaffhausen am Kaiserstuhl.

Zu Genf vom 22. Juli seit einigen Tagen ein hoher Grad der Kartoffelkrankheit, während man 8 Tage zuvor noch keine Spur wahrnahm.

Aus Lyon vom 22. Juli grosse Hitze, allgemeine Verbreitung der Traubenkrankheit.

Aus Weinheim und dem Odenwald vom 23. Juli ziemlich starke Fäulniss der Frühkartoffeln. Aus Cöln vom 24. Juli starkes Auftreten der Kartoffelkrankheit, nachdem auf die Regengüsse starke Hitze eingetreten. Dagegen aus Hamburg vom 26. günstiger Stand der Kartoffeln, ebenso aus Prag.

genommen haben, so kann ein solches Verfahren nur für ein nachtheiliges erklärt werden, besonders da hier mit dem Tode des Berechtigten Alles verloren ist. Allein, wird man einwenden, wird dieser Nachtheil nicht überreichlich aufgewogen durch die höhern Zinse, welche namentlich bei der Tontine für die durch das Glück Begünstigten jährlich die ursprüngliche ganze Einlage weit übersteigen können, wie z. B. jene 96jährige Wittwe eines Pariser Wundarztes für 300 Fr. Einlage Jahre lang ein Einkommen von 73,500 Fr. genoß? Gibt es nicht ferner wenigstens einzelne Fälle, in welchen ein durch Alter oder Krankheit zur Arbeit unfähig Gewordener, dessen Kapitalvermögen bei bloß gewöhnlicher Zinstragung nicht den nöthigen Lebensunterhalt liefern würde, selbst ein Glück in einer solchen Einrichtung finden kann? Allerdings; es gibt Ausnahmefälle, in welchen ein Beitritt zu Leibrenten und Tontinen entschuldigt werden mag, oder in welchen er durch Zufall besonders glücklich ausfällt. Dies ändert aber in dem Urtheile über die Regel nichts, und doch kann nur dieses entscheiden. Was nämlich den langen Genuß einer ganz unverhältnißmäßig großen Rente aus einer Tontine betrifft, so liegt auf flacher Hand, daß dieser Gewinn nur von äußerst Wenigen gemacht werden kann, und zwar wieder nur durch den Verlust sehr vieler Anderer, welche frühe starben, und deßhalb ihr eingezahltes Kapital keineswegs wieder in der Form von größeren Zinsen erhielten, was um so wahrscheinlicher ist, als der ursprüngliche Zins einer Tontinen-Actie unter dem landesüblichen zu stehen pflegt, da die Theilnehmer in der Hoffnung großen einstigen Gewinnes sich anfänglich Alles gefallen lassen. Vergebens würde man einwenden, daß man entweder frühe sterbe und dann nichts mehr brauche und genießen könne, oder lange lebe, und dann zu bedeutendem Einkommen gelange. Das ist es eben. Die große Menge der Theilnehmer verschleudert ihr Kapital ohne irgend einen entsprechenden Nutzen. Nicht nur also berauben sie sich jedes Vortheiles, welchen der Besitz von verfügbarem Vermögen verschafft, sondern sie thun dies gegen den Bezug einer selbst kleineren Rente, als ihnen dieses Vermögen gegeben hätte, wenn sie es behalten hätten. Ehe sie aber in höhern Genuß treten, sterben sie selbst, ihre Rechtsnachfolger aber haben vollends das leere Nachsehen. Es war, im eigentlichen Sinn, das Kapital à fonds perdu angelegt. Heißt dies aber vernünftig und

Aus Neapel vom 29. Juli ergiebige Erndte, dagegen Ueberhandnehmen der Traubenkrankheit in allen Theilen beider Sicilien.

Vom Ende Juli aus allen Theilen Deutschlands sehr gute Körnererndte; vom 3. August reiche Erndte in Finnland; desgl. überreiche Erndte in Persien.

Aus Hochheim vom 4. August schon seit voriger Woche reife Trauben.

Aus London vom 5. August erschreckendes Ueberhandnehmen der Kartoffelfäule im westlichen Irland (Cork u. a.); schnelles Auftreten derselben über Nacht, Knollen und Kraut gleichzeitig angegriffen.

Aus Turin vom 11. August Ueberhandnehmen der Trauben- und Kartoffelkrankheit.

Aus Rom vom 26. August allgemeines Vertrocknen der Trauben; günstige Olivenerndte.

Aus Newyork vom 26. August Missrathen der Erndte im halben Gebiet von Mexico (durch Trockenheit?).

Um den 27. August von blühenden Apfelbäumen in mehreren Orten von Bern und Appenzell berichtet.

Aus Lissabon vom Ende August's geringe Weinerndte, reiche Mandel- und Feigenernte.

Aus Kaiserslautern vom 12. September starke Kartoffelfäule, ergiebige Erndte der Winterfrüchte; aus Franken gute Hopfenerndte.

Aus Turin vom 9. September keine weitere Ueberhandnahme der Traubenkrankheit, die gesund gebliebenen Trauben entwickelten sich gut und man hoffte eine halbe Weinlese.

Aus Chur vom 22. September gesunder Stand der Reben, während im Veltlin die Traubenkrankheit stark herrschte.

Vom bairischen Walde im September starke Kartoffelfäule, am stärksten im Urgebirge, schwächer auf Jura, am schwächsten auf Lias und Keupergehängen und in der Thalsohle.

Aus Lissabon vom 9. October dürftige Weinlese durch Traubenkrankheit und ungewöhnliche Dürre. Von der badischen Bergstrasse gutes Gedeihen der wenigen von Frost und Hagel übrig gebliebenen Trauben durch schöne warme Herbstwitterung.

Am 18. October Anfang der Weinlese in mehreren Gegenden Württembergs; geringe Ausbeute mit Ausnahme der Bezirke Reutlingen, Nürtingen, Urach u. a., wo die Fröste im April nicht wirkten, weil dort die Reben sich später entwickeln.

Bei Lindau hatte zu Ende October ein Apfelbaum reife Früchte und Blüthen.

Von Coblenz Ende October unbefriedigende Weinlese, ¼ bis ⅓ des gewöhnlichen Ertrags, Qualität wie 1852.

Im November trieben zu Bombay die Bäume aufs Neue, welche sonst im December das Laub verlieren und erst im März wieder ausschlagen.

In Britisch Guyana habe man eine reichlichere Erndte als seit 15 Jahren gehabt.

Aus Heilbronn am 27. December blühende Veilchen, Immergrün und Viola tricolor.

14) Beobachtete Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Die letzten Schneegänse.

	1853.		1854.
Oberstetten	21. März.	— —	12. März.
		Bruchsal	28. »
		Hohenheim	28. »
Schopfloch	14. April.	— —	24. »
Mittlere Zeit	2. April.	— —	23. März.
Unterschied	24 Tage.	— —	16 Tage.

Erste Lerchen.

Oberstetten	10. März.	— —	1. März.
Amlishagen	11. »	— —	11. »
Oehringen	10. »	— —	28. Februar.
Esslingen	10. Februar.	Bruchsal	25. März.
		Winnenden	7. »
Hohenheim	11. März.	— —	4. »
Schopfloch	10. »	— —	9. »
Ennabeuren	7. »	— —	7. »
Heidenheim	10. »	— —	6. »
Reutlingen	9. »	— —	7. »
Spaichingen	13. »	— —	13. »
Isny	3. »	— —	8. »
Mittlere Zeit	7. März.	— —	10. März.
Unterschied	31 Tage.	— —	21 Tage.

Ankunft der Storchen.

Oehringen	15. März.	— —	8. März.
		Bruchsal	22. Februar.
Winnenden	28. Februar.	— —	2. März.
Esslingen	6. März.		
Hohenheim	12. »	— —	5. »
Heidenheim	13. » / 3. April.	— —	14. April.
Reutlingen	12. März. / 5. April.	— —	20. März.
		— —	27. »
Mittlere Zeit	18. März.	— —	14. März.
Unterschied	24 Tage.	— —	51 Tage.

Anfang des Pflügens.

	1853.		1854.
Oberstetten	15. März.	— —	9. März.
Amlishagen	1. April.	— —	14. »
		Bruchsal	15. Februar
Hohenheim	6. »	— —	13. März.
Schopfloch	7. »	— —	30. »
Ennabeuren	7. »	— —	7. April.
Spaichingen	7. »	— —	23. März.
Isny	29. »	— —	3. April.
Mittlere Zeit	6. April.	— —	18. März.
Unterschied	45 Tage.	— —	50 Tage.

Blühen des Seidelbasts.

Oberstetten	4. April.	— —	21. März.
Esslingen	30. März.	Amlishagen	31. »
		Bruchsal	1. Mai.
Hohenheim	9. »	— —	14. März.
Schopfloch	8. April.	— —	25. »
Ennabeuren	11. »	— —	12. April.
Heidenheim	15. Januar.	Spaichingen	3. »
Calw	2. »	— —	12. März.
Mittlere Zeit	7. März.	— —	30. März.
Unterschied	99 Tage.	— —	50 Tage.

Erscheinen der Drosseln.

Oberstetten	12. März.	— —	10. März.
Amlishagen	13. »	Bruchsal	15. »
Schopfloch	8. »	— —	5. »
Ennabeuren	1. »	— —	20. Februar.
Mittlere Zeit	8. März.	— —	12. März.
Unterschied	12 Tage.	— —	15 Tage.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	3. April.	— —	13. März.
Amlishagen	5. »	Bruchsal	28. Februar.
Hohenheim	7. »	— —	24. März.
Schopfloch	10. »	— —	6. April.
		Ennabeuren	1. »
Mittlere Zeit	6. April.	— —	21. März.
Unterschied	5 Tage.	— —	37 Tage.

Ausschlagen der Stachelbeeren.

1853.		1854.	
Oberstetten	11. April.	— —	25. März.
Amlishagen	25. »	— —	3. April.
Oehringen	3. »	— —	20. März.
		Bruchsal	30. »
Hohenheim	4. »	— —	18. »
Schopfloch	1. Mai.	— —	10. April.
Reutlingen	28. Februar.	Ennabeuren	10. »
Spaichingen	20. April.	— —	9. »
Issny	7. »	— —	5. »
Mittlere Zeit	9. April.	— —	31. März.
Unterschied	62 Tage.	— —	23 Tage.

Blühen der Veilchen. (Viola odorata.)

Oberstetten	6. April.	— —	20. März.
Amlishagen	6. »	— —	17. »
Esslingen	27. März.	Oehringen	13. »
		Bruchsal	30. »
Hohenheim	9. April.	— —	20. »
Canstatt	31. Januar.	— —	15. »
Schopfloch	19. April.	— —	8. April.
Ennabeuren	18. »	— —	15. »
Calw	3. »	— —	15. März.
Issny	28. April.	— —	1. »
Mittlere Zeit	4. April.	— —	23. März.
Unterschied	37 Tage.	— —	33 Tage.

Blühen der Pfirsiche. (Amygdalus persica.)

Oberstetten	3. Mai.	— —	29. April.
Esslingen	9. April.	Bruchsal	2. März.
Oehringen	3. Mai.		
Hohenheim	4. Mai.	— —	20. April.
Mittlere Zeit	20. Mai	— —	7. April.
Unterschied	25 Tage.	—	58 Tage.

Ausschlagen der Birken.

Oberstetten	3. Mai.	— —	10. April.
		Amlishagen	18. »
		Oehringen	8. »
Esslingen	2. »	Bruchsal	1. Mai.
		Winnenden	10. April.
Hohenheim	1. »	— —	9. »

	1853.		1854.
Schopfloch	16. Mai.	— —	21. April.
Ennabeuren	9. »	— —	9. Mai
Calw	3. »	— —	17 April.
Isny	10. »	— —	19. »
Mittlere Zeit	6. Mai.	— —	17. April.
Unterschied	15 Tage.	— —	24 Tage.

Ausschlagen der Buchen.

Oberstetten	5. Mai.	— —	22. April.
Esslingen	2. »	Amlishagen	27. »
Ochringen	28. April.	— —	17. »
		Bruchsal	1. Mai.
		Winnenden	11. April.
Hohenheim	4. Mai.	— —	12. »
Schopfloch	23. »	— —	8. Mai.
Ennabeuren	21. »	— —	21. »
Spaichingen	12. »		
Isny	12. »	— —	3. »
Mittlere Zeit	12. Mai.	— —	27. April.
Unterschied	22 Tage.	— —	39 Tage.

Erster Ruf des Kukuks.

Oberstetten	18. April.	— —	12. April.
Amlishagen	20. »	— —	17. »
Esslingen	12. »	Bruchsal	1. Mai.
		Winnenden	21. April.
Hohenheim	13. »	— —	16. »
Schopfloch	20. »	— —	12. »
Ennabeuren	26. »	— —	20. »
Isny	11. »	— —	1. »
Mittlere Zeit	23. April.	— —	20. April.
Unterschied	29 Tage.	— —	19 Tage.

Erster Ruf der Frösche.

Oberstetten	26. April.	— —	16. April.
Esslingen	19. »	Amlishagen	9. Mai.
		Bruchsal	15. April.
Hohenheim	2. Mai.	— —	20. »
Schopfloch	4. April.	— —	6. »
Ennabeuren	18. »	— —	18. »
Isny	1. Mai.	— —	2. Mai.
Mittlere Zeit	21. April.	— —	21. April.
Unterschied	28 Tage.	— —	36 Tage.

Ankunft der Hausschwalben.

	1853.		1854.
Oberstetten	3. April.	— —	9. April.
		— —	14. »
Amlishagen	29. »	— —	16. »
Esslingen	6. »	Bruchsal	1. März.
		Winnenden	11. April.
Hohenheim	6. »	— —	6. »
Schopfloch	28. »	— —	17. »
Ennabeuren	28. »	— —	28. »
Heidenheim	6. »	— —	14. »
Reutlingen	3. »	— —	6. »
Issny	21. »	— —	8. »
Mittlere Zeit	14. April.	— —	9. April.
Unterschied	26 Tage.	— —	59 Tage.

Erstes Schwärmen der Bienen.

Oberstetten	22. Mai.	— —	24. Mai.
Esslingen	12. »	Amlishagen	1. Juni.
		Bruchsal	15. März.
Hohenheim	23. »	— —	19. Mai.
Schopfloch	9. Juni.	— —	30. »
Ennabeuren	12. »	— —	12. Juni.
		Mittelstadt	1. »
		Reutlingen	28. Mai.
Spaichingen	6. Juli.	— —	25. »
Issny	27. Mai.	— —	26. »
Mittlere Zeit	3. Juni.	— —	20. Mai.
Unterschied	55 Tage.	— —	89 Tage.

Blühen des Winterreps. (Brassica napus.)

Oberstetten	5. Mai.	— —	1. Mai.
Amlishagen	12. »	— —	6. »
Oehringen	6. »	— —	24. April.
Esslingen	27. April.	Bruchsal	15. Mai.
Hohenheim	9. Mai.	— —	28. April.
Schopfloch	21. »	— —	10. Mai.
Ennabeuren	26. »	— —	20. »
Mittlere Zeit	11. Mai.	— —	7. Mai.
Unterschied	29 Tage.	— —	26 Tage.

Blühen der Schlehen. (Prunus spinosa.)

Oberstetten	2. Mai.	— —	17. April.
Amlishagen	7. »	— —	3. Mai.
Oehringen	8. »	— —	21. April.

	1853.		1851.
Esslingen	1. Mai.	Bruchsal	30. Mai.
Hohenheim	9. »	— —	26. April.
Schopfloch	14. »	— —	4. Mai.
Ennabeuren	25. »	— —	18. »
Issny	16. »	— —	23. April.
Mittlere Zeit	10. Mai.	— —	7. Mai.
Unterschied	24 Tage.	— —	43 Tage.

Blühen der Kirschen.

Oberstetten	13. Mai.	— —	21. April.
Amlishagen	17. »	— —	1. Mai.
Oehringen	7. »	— —	15. April.
Esslingen	29. April.	Bruchsal	1. März.
Canstatt	1. Mai.	Winnenden	16. April.
Hohenheim	10. »	— —	10. »
Schopfloch	20. »	— —	23. »
Ennabeuren	18. »	— —	16. Mai.
Calw	6. »	— —	18. April.
Heidenheim	15. »	— —	6. Mai.
		Reutlingen	13. April.
		Spaichingen	21. »
Issny	16. »	— —	21. »
Mittlere Zeit	12. Mai.	— —	18. April.
Unterschied	21 Tage.	— —	87 Tage.

Blühen der Pflaumen.

Oberstetten	11. Mai.	— —	23. April.
Amlishagen	23. »	Bruchsal	1. Mai.
Esslingen	1. »	Winnenden	21. April.
Oehringen	19. »	— —	18. »
Canstatt	7. April.		
Hohenheim	18. Mai.	— —	26. »
Schopfloch	30. »	— —	9. Mai.
Ennabeuren	1. Juni.	— —	26. »
Calw	6. Mai.	— —	19. April.
		Heidenheim	8. Mai.
		Reutlingen	22. April.
Mittlere Zeit	14 Mai.	— —	30. April.
Unterschied	31 Tage.	— —	38 Tage.

Blühen der Birnbäume.

Oberstetten	16. Mai.	— —	6. Mai.
Amlishagen	22. »	— —	5. »

	1853.		1854.
Oehringen	12. Mai.	— —	25. April.
		Bruchsal	30. »
		Winnenden	21. »
Canstatt	28. April.	— —	18. »
Hohenheim	20. Mai.	— —	27. »
Schopfloch	25. »	— —	5. Mai.
Ennabeuren	6. Juni.	— —	25. »
Heidenheim	20. Mai.		
Reutlingen	15. »		
Calw	4. »	— —	22. April.
Spaichingen	15. »	— —	4. Mai.
Issny	23. »	— —	6. »
Mittlere Zeit	17. Mai.	— —	1. Mai.
Unterschied	33 Tage.	— —	37 Tage.

Blühen der Apfelbäume.

Oberstetten	25. Mai.	— —	13. Mai.
Amlishagen	27. »	— —	8. »
Oehringen	13. »	— —	7. »
Esslingen	7. »	Bruchsal	1. »
Canstatt	15. »	— —	20. April.
Hohenheim	28. »	— —	12. Mai.
Schopfloch	30. »	— —	14. »
Ennabeuren	6. Juni.	— —	27. »
Reutlingen	22. Mai.	— —	28. April.
Calw	18. »	— —	24. »
Spaichingen	21. »	— —	4. Mai.
Issny	28. »	— —	12. »
Mittlere Zeit	22. Mai.	— —	7. Mai.
Unterschied	30 Tage.	— —	37 Tage.

Blühen der Maiblümchen. (Convallia majalis.)

Oberstetten	27. Mai.	— —	15. Mai.
Amlishagen	26. »	— —	10. »
Oehringen	24. »	— —	1. »
Esslingen	16. »	Bruchsal	15. »
Hohenheim	24. »	— —	4. »
Schopfloch	29. »	— —	15. »
Ennabeuren	30. »	— —	26. »
Spaichingen	30. »		
Mittlere Zeit	27. Mai.	— —	12. Mai.
Unterschied	14 Tage.	— —	25 Tage.

Fliegen der Maikäfer.

	1853.		1854.
Oberstetten	9. Mai.	— —	5. Mai (stark).
Aulishagen	20. »	— —	11. »
Oehringen	2. »	— —	2. »
Esslingen	16. »	Bruchsal	30. April.
Hohenheim	17. »	— —	22. »
Schopfloch	26. »	— —	16. Mai.
Ennabeuren	1. Juni.	— —	19. »
		Spaichingen	12. »
Mittlere Zeit	19. Mai.	— —	7. Mai.
Unterschied	30 Tage.	— —	25 Tage.

Blühen der Wintergerste.

Esslingen	27. Mai.	Oberstetten	26. Mai.
		Bruchsal	15. Juni.
Hohenheim	12. Juni.	— —	4. »
Ennabeuren	24. »	— —	24. »
		Mittelstadt	13. »
		Spaichingen	16. »
Mittlere Zeit	10. Juni.	— —	10. Juni.
Unterschied	28 Tage.	— —	29 Tage.

Erster Ruf der Wachtel.

Oberstetten	4. Mai.	— —	2. Mai.
Esslingen	29. April.	— —	13. »
		Oehringen	20. »
		Bruchsal	1. »
		Winnenden	4. »
Hohenheim	9. Mai.	— —	7. »
Schopfloch	2. Juni.	— —	13. »
Ennabeuren	5. Juli.	— —	29. »
Issny	23. Mai.	— —	14. Juni.
Unterschied	21. Mai.	— —	15. Mai.
Unterschied	65 Tag.	— —	44 Tag.

Erster Ruf des Wiesenschnarrers. (Rallus crex.)

Oberstetten	29. Mai.	— —	25. Mai.
		Bruchsal	1. Juni.
Schopfloch	28. Juni.	— —	18. Juni.
		Mittelstadt	5. »
		Issny	8. »
Mittlere Zeit	13. Juni.	— —	5. Juni.
Unterschied	30 Tag.	— —	24 Tag.

Blühen des Roggens. (Secale cerale).

	1853.		1854.
Oberstetten	7. Juni.	— —	28. Mai.
Amlishagen	11. »	— —	3. Juni.
Oehringen	9. »	— —	29. Mai.
Esslingen	6. »	Bruchsal	1. Juli.
		Winnenden	29. Mai.
Hohenheim	15. »	— —	8. Juni.
Schopfloch	18. »	— —	15. »
Ennabeuren	16. »	— —	16. »
Heidenheim	20. »	— —	20. »
		Mittelstadt	14. »
		Reutlingen	11. »
Spaichingen	15. »	— —	12. »
Issny	19. »	— —	11. »
Mittlere Zeit 10. Juni.		— —	8. Juni.
Unterschied 31 Tag.		— —	23 Tag.

Blühen des Dinkels. (Triticum spelta.)

Oberstetten	26. Juni.	— —	24. Juni.
Amlishagen	28. »	— —	3. Juli.
Oehringen	26. »	— —	22. Juni.
Esslingen	12. »	Bruchsal	30. »
Hohenheim	22. »	— —	18. »
Schopfloch	1. Juli.	— —	25. Juli (?)
Ennabeuren	15. »		
Heidenheim	28. Mai.	— —	28. Juni.
Reutlingen	19. Juni	— —	24. »
Calw	30. —	— —	26. »
Spaichingen	7. Juli.	— —	18. »
Issny	30. Juni.	— —	25. »
	5. Juli.		
Mittlere Zeit 26. Juni.		— —	27. Juni.
Unterschied 48 Tage.		— —	15 Tage.

Blühen der Sommergerste.

Oberstetten	8. Juli.	— —	11. Juli.
		Amlishagen	10. »
		Bruchsal	30. Juni.
Hohenheim	12. »	— —	17. »
Schopfloch	10. »	— —	12. Juli.
Ennabeuren	12. »	— —	12. »
		Spaichingen	1. »
Mittlere Zeit 10. Juli.		— —	5. Juli.
Unterschied 4 Tag.		— —	35 Tage.

wirthſchaftlich handeln, wenn man ſein Eigenthum wegſchenkt, damit ein Dritter, uns völlig Unbekannter und Fremder Vortheil daraus ziehen kann? Hiergegen kann der Gewinn Weniger oder gar eines Einzelnen nicht in Anſchlag gebracht werden; davon noch ganz abgeſehen, daß bei Solchen vielleicht jahrelanges Darben dem ſpätern Ueberfluſſe traurig vorangeht. Kein vernünftiger Menſch, keiner, welcher ſeine Pflicht gegen ſich, ſeine Familie, oder gegen das öffentliche Weſen kennt, welcher nützliche Thätigkeit üben und möglichſte Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit ſich verſchaffen will, wird ſein Vermögen in eine Tontine legen. Ebenſo gut könnte er es in die Lotterie ſetzen. Diejenigen aber, welche dieſen Vorwürfen dadurch auszuweichen ſuchen, daß ſie nur einen kleinern, für ſie unfühlbaren Theil ihres Vermögens eingeſetzt zu haben entſchuldigend erklären, nehmen weiter nichts für ſich in Anſpruch, als den Satz, daß ein kleiner Fehler beſſer ſey als ein großer, und daß ein Wohlhabender wohl auch zu ſeiner Unterhaltung Hazard ſpielen dürfe. Wohl; allein es fragt ſich nur, ob es wirthſchaftlich iſt? Dies aber iſt es, was wir läugnen. — Bei den Leibrenten ſind wir wirklich in Verlegenheit, ob wir die in ihnen liegende Mittelmäßigkeit und Proſa gegenüber von der Tontine loben oder tadeln ſollen. Allerdings vermindert hier der geringere höchſte Gewinn auch den Reiz einer unvernünftigen und unſittlichen Vermögensverſchleuderung; allein auf der andern Seite läßt ſich, bei dem doch immer bleibenden Grundfehler, ſo gar wenig in die Gewinnſchale legen. Bei der Leibrente wird nämlich das Kapital auch hingegeben, und doch beſteht nicht einmal eine Möglichkeit eines beſondern Gewinnes, ſondern es bleibt eben der etwas größere Zins während des noch kurzen oder langen Lebens. Man fängt ſomit (abgeſehen vom Kapital) allerdings nicht mit einem Verluſte an, hört aber auch kaum mit einem Gewinne auf; denn die einzige Glücksmöglichkeit iſt hier nur die, daß man die mittlere Lebensdauer, auf welche die Aufzehrung des Kapitals durch das Mehr der Zinſen berechnet iſt, um einige Jahre überlebe, und dadurch die Rente von jetzt an rein gewinne. Wiegt dies nun die Möglichkeit auf, vor Erreichung der mittleren Lebensdauer zu ſterben, und ſomit poſitiven Verluſt zu erleiden? Iſt überhaupt dieſer mäßige Gewinn das Aufgeben des Kapitals und der ganzen in ihm liegenden Erwerb- und Genußfähigkeit irgend werth?

Blühen des Hafers.

	1863.		1864.
Oberstetten	29. Juli.	—	17. Juli.
Esslingen	9. »	Amlishagen	17. »
		Bruchsal	30. »
Hohenheim	30.	— —	18. »
Schopfloch	30. »	— —	26. »
Ennabeuren	25. August.	— —	27. »
Issny	19. Juli.	— —	9. »
Mittlere Zeit 27. Juli.		— —	20. Juli.
Unterschied 17 Tage.		— —	21 Tage.

Blühen des Hollunders. (Sambucus nigra.)

Oberstetten	21. Juni.	— —	16. Juni.
Amlishagen	25. »	— —	17. »
Oehringen	15. »	— —	6. »
Esslingen	28. Mai.	Bruchsal	30. Mai.
Hohenheim	21. Juni.	— —	14. Juni.
Schopfloch	2. Juli.	— —	22. »
Ennabeuren	3. »	— —	3. Juli.
		Mittelstadt	12. Juni.
Issny	25. Juni.	— —	26. Juni.
Mittlere Zeit 14. Juni.		— —	16 Juni.
Unterschied 37 Tage.		— —	27 Tag.

Blühen der Weinreben.

Oberstetten	9. Juli.	— —	10. Juli.
Esslingen	21. Juni.	Bruchsal	15. Juni.
Winnenden	6. Juli.	— —	25. »
Canstatt	15. »	Reutlingen	12. »
Mittlere Zeit 5. Juli.		— —	23. Juni.
Unterschied 24 Tage.		— —	28 Tag.

Blühen der wilden Rose. (Rosa canina.)

Oberstetten	22. Juni.	— —	8. Juni.
Amlishagen	27. »	— —	21. »
Oehringen	22. »	— —	12. »
Esslingen	10. »	Bruchsal	30. Mai.
Hohenheim	20. »	— —	15. Juni.
Schopfloch	4. Juli.	— —	21. »
Ennabeuren	30. Juni.	— —	30. »
		Mittelstadt	7. »
Issny	18. »	— —	20. »
Mittlere Zeit 23. Juni.		— —	14. Juni.
Unterschied 26 Tage.		— —	31 Tag.

Heuerndte.

	1853.		1854.
Oberstetten	30. Juni.	— —	3. Juni.
Amlishagen	27. »	—	26. »
Oehringen	28. »	— —	24. »
Winnenden	1. Juli.	Bruchsal	24. »
Esslingen	14. Juni.		
Hohenheim	1. Juli.	— —	25. »
Schopfloch	29. Juni.	— —	1. Juli.
Ennabeuren	16. »	— —	26. Juni.
Reutlingen	28. »	Mittelstadt	15. »
Spaichingen	28. »	— —	16. »
Issny	27. »	— —	26. »
Mittlere Zeit	26. Juni.	— —	21. Juni.
Unterschied	20 Tage.	— —	31 Tage.

Blühen der Linden.

Oberstetten	11. Juli.	— —	13. Juli.
Oehringen	18. »	Amlishagen	12. »
Esslingen	29. Juni.	Bruchsal	1. Juni.
Hohenheim	17. Juli.	— —	15. Juli.
Schopfloch	12. »	— —	14. »
Ennabeuren	15. »	— —	15. »
Issny	11. »	— —	11. »
Mittlere Zeit	14. Juli.	— —	7. Juli.
Unterschied	18 Tage.	— —	44 Tage.

Flachserndte.

Oberstetten	22. August. 12. September.	— —	29. August.
Amlishagen	7. »	— —	4. September.
Esslingen	18. Juli.	Bruchsal	30. August.
Hohenheim	24. »	— —	12. Juli.
Schopfloch	5. September.	— —	31. August.
Ennabeuren	25. August.		
Issny	4. »	— —	30. Juli.
Mittlere Zeit	18. August.	— —	17. August.
Unterschied	[illegible]	— —	54 Tage.

[illegible]ndte der Wintergerste.

Hohenheim	10. Juli.	— —	18. Juli.
Esslingen	5. »	Amlishagen	20. »
		Oehringen	21. »
		Bruchsal	30. Juni.

	1853.		1854.
Ennabeuren	16. August	— —	16. Juli.
Heidenheim	18. Juli.	— —	6. August.
Reutlingen	15. »	— —	24. Juli.
Calw	12. »	— —	11. »
Spaichingen	13. »	— —	21. »
Mittlere Zeit	17. Juli.	—	18. Juli.
Unterschied	42 Tage.	— —	37 Tage.

Erndte des Roggens.

Oberstetten	1. August.	— —	31. Juli.
Amlishagen	28. Juli.	— —	31. »
Oehringen	26. »	— —	27. »
Esslingen	21. »	Bruchsal	1. August.
Hohenheim	27. »	— —	24. Juli.
Schopfloch	8. August.	— —	10. August.
Ennabeuren	24. »	— —	10. »
Heidenheim	28. Juli.	— —	4. »
Calw	1. August.	— —	31. Juli.
Issny	1. »	— —	1. August.
Mittlere Zeit	2. August.	— —	2. August.
Unterschied	32 Tage.	— —	24 Tage.

Erndte des Dinkels.

Oberstetten	4. August.	— —	14. August.
Amlishagen	8. Juli (?)	— —	11. »
Oehringen	1. August.	— —	1. »
Esslingen	27. Juli.	Bruchsal	1. »
Winnenden	1. August.	— —	1. »
Canstatt	28. Juli.		
Hohenheim	1. August.	— —	1. »
Schopfloch	12. »	— —	14. »
Ennabeuren	26. »	— —	14. »
Heidenheim	1. »	— —	4. »
Reutlingen	1. »	— —	8. »
Calw	2. »		
Spaichingen	4. »	— —	6. »
Issny	3. »	— —	9. »
Mittlere Zeit	4. August.	— —	8. August.
Unterschied	29. Tag.	— —	13 Tage.

Erndte der Sommergerste.

Oberstetten	15. August.	— —	18. August.
Amlishagen	24. »	— —	14. »

	1853.		1854.
Esslingen	27. Juli.	Bruchsal	1. August.
Hohenheim	16. August.	— —	26. Juli.
Schopfloch	23. »	—	21. August.
Ennabeuren	28.	— —	20. »
Heidenheim	15. »	— —	6. »
		Reutlingen	31. Juli.
Spaichingen	23. »	— —	9. August.
Mittlere Zeit	16. August.	— —	9. August.
Unterschied	17 Tage.	—	26 Tage.

Erndte des Hafers.

Oberstetten	12. September.	— —	28. August.
Amlishagen	29. August.	—	24. »
Oehringen	3. September.	— —	11. »
Esslingen	13. August.	Bruchsal	30. »
		Canstatt	10. »
Hohenheim	30. August.	— —	20. »
Schopfloch	12. September.	— —	9. September.
Ennabeuren	15. »	— —	15. »
Heidenheim	28. August.	— —	26. August.
Spaichingen	30. »	— —	21. »
Issny	19. »	— —	14. »
Mittlere Zeit	31. August.	— —	24. August.
Unterschied	37 Tage.	— —	35 Tage.

Abzug der Storchen.

Winnenden	17. October.	Bruchsal	8. September.
Hohenheim	7. August.		
Esslingen	22. »		
Mittlere Zeit	5. September.		
Unterschied	71 Tag.		

Abzug der Schwalben.

Oberstetten	11. October.	— —	5. October.
Amlishagen	6. »	— —	8. »
Esslingen	3. »	Bruchsal	8. September.
Hohenheim	12. September.	— —	12. »
Schopfloch	16. »	— —	10. »
Ennabeuren	8. »	— —	10. »
Heidenheim	15. »	— —	14. »
Issny	13. October.	— —	10. October.
Mittlere Zeit	21. September.	— —	20. September.
Unterschied	21 Tage.	— —	32 Tage.

Blühen der Herbstzeitlose. (Colchicum autumnale.)

1853.		1851.
Oberstetten	1. September.	— — 20. August.
Amlishagen	5. »	— — 30. »
Oehringen	17. »	— — 31. »
		Bruchsal 1. September.
Hohenheim	17. »	— — 28. August.
Schopfloch	11. »	— — 20. »
Ennabeuren	1. »	— — 22. »
Calw	10. »	— — 30. »
Spaichingen	2. »	— — 31. »
Isny	5. »	— — 27. »
Mittlere Zeit	7. September.	— — 23. August.
Unterschied	16 Tage.	— — 12 Tage.

Erscheinen der Sommerfäden.

Oberstetten	12. September.	— —	12. September.
		Amlishagen	29. »
Oehringen	18. »	— —	29. October.
Winnenden	30. October.	Bruchsal	30. »
		Hohenheim	29. »
Schopfloch	2. »	— —	30. September.
Ennabeuren	21. September.	— —	20. »
Isny	26. »	— —	2. October.
Mittlere Zeit	28. September.	— —	7. October.
Unterschied	48 Tag.	— —	48 Tag.

Streichen der Schnepfen.

Oberstetten	14. October.	— —	14. October.
		Hohenheim	28. »
Schopfloch	5. »	— —	1. »
Mittlere Zeit	8. October.	— —	14. October.
Unterschied	9 Tage.	— —	27 Tage.

Anfang der Weinlese.

Oberstetten	31. October.	— —	22. September.
Oehringen	31. »	— —	28. October.
Esslingen	28. »	Bruchsal	17. »
Winnenden	28. »	— —	30. »
Cannstatt	28. »	— —	26. »
		Reutlingen	25. »
Mittlere Zeit	28. October.	— —	20. October.
Unterschied	3 Tag.	— —	39 Tag.

Erscheinen der Schneegänse.

Oberstetten	16. November.	— —	12. November.
Esslingen	28. »	Bruchsal	15. »

	1853.		1854.
Hohenheim	26. "		
Schopfloch	29. "	— —	1. November.
Ennabeuren	13. December.	— —	1. "
Mittlere Zeit	28. November.	— —	7. November.
Unterschied	27 Tage.	— —	14 Tage.

Ankunft der Wildenten.

Bruchsal 21. November.

Tabelle LXXVI. Aufenthalt der Wanderthiere.

Orte. 1853.	Thiere.	Ankunft.	Abzug.	Aufenthalt (Abwesenheit.)	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Schneegänse	21. März.	16. Nov.	240 Tage.	233 Tage.
Schopfloch	—	14. April.	26. —	226 —	
Winnenden	Storchen	28. Febr.	17. Oct.	231 —	183 —
Esslingen	—	6. März.	22. Aug.	169 —	
Hohenheim	—	12. —	7. —	148 —	
Oberstetten	Schnepfen	3. April.	14. Oct.	194 —	186 —
Schopfloch	—	10. —	5. —	178 —	
Oberstetten	Schwalben	2. —	11. —	192 —	
Amlishagen	—	20. —	6. —	160 —	
Esslingen	—	6. —	3. —	180 —	
Hohenheim	—	6. —	12. Sept.	159 —	162 —
Schopfloch	—	28. —	16. —	141 —	
Ennabeuren	—	28. —	8. —	133 —	
Heidenheim	—	6. —	15. —	162 —	
Issny . . .	—	21. —	13. Oct.	175 —	
1854.					
Oberstetten	Schneegänse	12. März.	12. Nov.	245 —	233 —
Schopfloch	—	24. —	1. —	222 —	
Bruchsal	Storchen	22. Febr.	8. Sept.	198 —	
Oberstetten	Schnepfen	13. März.	11. Oct.	212 —	202 —
Hohenheim	—	24. —	28. —	218 —	
Schopfloch	—	6. April.	1. —	178 —	
Oberstetten	Schwalben	14. —	5. —	174 —	
Amlishagen	—	16. —	8. —	175 —	
Bruchsal	—	1. März.	8. Sept.	191 —	
Schopfloch	—	17. April.	10. —	146 —	161 —
Ennabeuren	—	28. —	10. —	135 —	
Heidenheim	—	14. —	14. —	153 —	
Issny . . .	—	8. —	10. Oct.	155 —	

Tabelle LXXVII. Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte. 1853.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Oberstetten	Roggen	7. Juni.	1. Aug.	55 Tage.	
Amlishagen	—	11. —	28. Juli.	47 —	
Oehringen	—	9. —	26. —	47 —	
Esslingen	—	6. —	21. —	45 —	
Hohenheim	—	15. —	27. —	42 —	52 Tage.
Schopfloch	—	18. —	8. Aug.	51 —	
Ennabeuren	—	16. —	24. —	69 —	
Heidenheim	—	20. Mai.	28. Juli.	69 —	
Isny	—	19. Juni.	1. Aug.	43 —	
Oberstetten	Dinkel	26. —	4. —	39 —	
Amlishagen	—	28. —	8. —	41 —	
Oehringen	—	26. —	1. —	36 —	
Esslingen	—	12. —	27. Juli.	45 —	
Hohenheim	—	22. —	1. Aug.	40 —	
Schopfloch	—	1. Juli.	12. —	42 —	42 Tage.
Ennabeuren	—	15. —	26. —	72 —	
Heidenheim	—	28. Mai.	1. —	65 —	
Reutlingen	—	19. Juni.	2. —	43 —	
Calw	—	7. Juli.	2. —	26 —	
Spaichingen	—	30. Juni.	4. —	31 —	
Isny	—	5. Juli.	3. —	29 —	
Oberstetten	Hafer	29. —	12. Sept.	45 —	
Esslingen	—	9. —	13. Aug.	35 —	
Hohenheim	—	20. —	30. —	41 —	36 Tage.
Schopfloch	—	30. —	12. Sept.	44 —	
Ennabeuren	—	25. Aug.	15. —	21 —	
Isny	—	19. Juli.	19. Aug.	31 —	
Oberstetten	Sommergerste	8. —	15. —	38 —	
Hohenheim	—	12. —	16. —	35 —	41 Tage.
Schopfloch	—	10. —	23. —	44 —	
Ennabeuren	—	12. —	28. —	47 —	
Esslingen	Wintergerste	27. Mai.	5. Juli.	39 —	
Hohenheim	—	12. Juni.	10. —	28 —	40 Tage.
Ennabeuren	—	24. —	16. Aug.	53 —	
Oberstetten	Weinrebe	9. Juli.	31. Oct.	114 —	
Esslingen	—	21. Juni.	31. —	101 —	108 Tage.
Winnenden	—	6. Juli.	28. —	114 —	
Canstatt	—	15. —	28. —	105 —	

Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

Orte. 1854.	Pflanzen.	Blüthe.	Erndte.	Verlauf.	Mittlere Dauer.
Obersetten	Roggen	28. Mai.	31. Juli.	64 Tage.	
Amlishagen	—	3. Juni.	31. —	58 —	
Oehringen	—	29. Mai	27. —	59 —	
Bruchsal	—	1. Juli	1. Aug.	31 —	
Hohenheim	—	8. Juni	24. Juli.	46 —	51 Tage.
Schopfloch	—	15. —	10. Aug.	56 —	
Ennabeuren	—	16. —	10. —	55 —	
Heidenheim	—	20. —	4. —	45 —	
Issny	—	11. —	1. —	51 —	
Oberstetten	Dinkel	24. —	14. —	51 —	
Amlishagen	—	3. Juli	11. —	39 —	
Oehringen	—	26. Juni.	1. —	36 —	
Bruchsal	—	30. —	1. —	32 —	
Hohenheim	—	18. —	1. —	44 —	
Schopfloch	—	25. —	14. —	20 —	39 Tage.
Heidenheim	—	28. —	4. —	37 —	
Calw	—	26. —	8. —	43 —	
Spaichingen	—	18. —	6. —	49 —	
Issny	—	25. —	9. —	45 —	
Oberstetten	Hafer	17. Juli.	28. —	42 —	
Amlishagen	—	17. —	24. —	38 —	
Bruchsal	—	30. —	30. —	31 —	
Hohenheim	—	18. —	20. —	33 —	
Schopfloch	—	26. —	9. Sept.	45 —	39 Tage.
Ennabeuren	—	27. —	15. —	50 —	
Issny	—	9. —	14. Aug.	36 —	
Oberstetten	Sommergerste	11. —	18. —	38 —	
Amlishagen	—	10. —	14. —	35 —	
Bruchsal	—	30. Juni.	1. —	32 —	
Hohenheim	—	17. —	26. Juli.	39 —	37 Tage.
Schopfloch	—	12. Juli.	21. Aug.	39 —	
Ennabeuren	—	12. —	20. —	38 —	
Spaichingen	—	1. —	9. —	39 —	
Bruchsal	Wintergerste	15. Juni.	30. Juni.	15 —	
Hohenheim	—	4. —	16. Juli.	42 —	
Ennabeuren	—	24. —	6. Aug.	43 —	34 Tage.
Spaichingen	—	16. —	21. Juli.	35 —	
Oberstetten	Weinrebe	10. Juli.	27. Sept.	79 —	
Bruchsal	—	15. Juni.	17. Oct.	93 —	
Winnenden	—	25. —	31. —	97 —	106 Tage.
Canstatt	—	25. —	26. —	123 —	
Reutlingen	—	12. —	25. —	104 —	

Die Beiträge zu den voranstehenden Zusammenstellungen der Witterungsverhältnisse in den Jahren 1853 und 1854 verdanken wir den unverdrossenen und uneigennützigen Beobachtungen nachfolgender Mitglieder unseres Beobachtervereins, welchen wir auf diesem Wege den Dank dafür öffentlich auszusprechen uns verpflichtet sehen.

Hrn. Pfarrer Bürger in Oberstetten.
" " " Amlishagen.
" Reallehrer Christmann in Reutlingen.
" Oberamtsarzt Dr. Diez in Freudenstadt.
" Oberamtsarzt Dr. Dihlmann in Friedrichshafen.
" Oberamtsarzt Dr. Eisenmenger in Oehringen.
" Oberamtsarzt Dr. Emmert in Spaichingen.
" Telegraphisten-Obmann Erbe zu Stuttgart.
" Pfarrer M. Gaupp in Bissingen.
" Apotheker Gmelin in Ulm.
" Telegraphisten-Obmann Herb in Bruchsal.
" Telegraphisten-Obmann Horn zu Ulm.
" Pfarrer Kommerell in Schopfloch.
" Telegraphist Leo zu Friedrichshafen.
" Reallehrer Manz in Freudenstadt.
" Med. Dr. Manz in Esslingen.
" Oberamtsarzt Dr. Meebold in Heidenheim.
" Stadtpfarrer Memminger in Mittelstadt.
" Oberamtsarzt Dr. Müller in Calw.
" Amtsarzt Dr. Nick in Isny.
" Med. Dr. Kühle in Canstatt.
" Pfarrer Schiler in Ennabeuren.
" Oberlehrer Schlipf in Hohenheim.
" Telegraphist Weigold in Heilbronn.
" Apotheker Wrede in Mergentheim.
" Med. Dr. Wunderlich in Winnenden.

Druckfehler im Jahrgang VII. Heft 3.

Seite	283,	Spalte	5	Zeile	Calw	statt	+ 0,17	lies + 0,27.
»	283,	»	10	»	»	»	13,40	» 13,30.
»	286,	»	9	»	»	»	24	» 36.
»	322,	»	4	»	»	»	25‴10,13‴	» 27‴1,67‴.
»	335,	»	3	»	»	»	381	» 318.
»	351,	»	4	»	Calw	1852	statt 75,5	lies 57,5.

Im Allgemeinen gewiß nicht. Es führt eine solche langsame Vermögensaufzehrung nur zu einem verhältnißmäßig beschränkten Zustande, welcher der Erfahrung gemäß die jämmerlichste Spiesbürgerlichkeit, Trägheit und ökonomische Mittelmäßigkeit erzeugt, und sich mit den Folgen einer kräftigen, durch das Kapital unterstützten Thätigkeit gar nicht vergleichen läßt. Die wenigen weitern Procente werden natürlich in der Regel nicht als Kapital zurückgelegt, sondern mit den eigentlichen Zinsen verzehrt; ihre Summe ist nicht so bedeutend, daß sie zu Gewerbeunternehmungen u. s. w. hinreichten, sondern nur eben groß genug, um trägen, somit auch uneinträglichen Müßiggang zu erleichtern. Ein solcher Leibrentenbesitzer geht umher wie ein frühzeitig und verdienstlos pensionirter Beamter; ohne Mittel zu größeren und selbstständigen Unternehmungen, sich zur Last, Andern zum Aerger. Wie bereits eingeräumt, es mag einzelne Fälle geben, in welchen die Noth zwingt, die zum Lebensunterhalte nicht hinreichenden einfachen Zinse durch Aufopferung des Kapitals zu verdoppeln mit Hintansetzung aller andern Rücksichten. In allen andern Fällen ist aber ein Hingeben des Vermögens gegen Leibrente eine eben so klägliche als nachtheilige Maßregel.

Was ist nun aber das kurze Ergebniß dieser Erörterungen über die wirthschaftlichen Folgen, welche die verschiedenen Gattungen von Vorsorge-Anstaltrn und deren Unterarten für die Einzelnen haben? Es läßt sich mit wenigen Worten sagen. Unbedingtes Lob, haben wir gefunden, verdienen die Sparkassen als sicheres, mit keinem Uebel versetztes, vielmehr noch manchfache Vortheile mit sich führendes Mittel zur Ansammlung von Vermögen. Da nun auch von sittlicher Seite sich die ganze Einrichtung nur auf das entschiedenste billigen läßt; so ist wohl der Wunsch gerechtfertigt, daß gerade von dieser Art der Vorsorge-Anstalten immer häufiger möchte Gebrauch gemacht werden. Bei den Lebensversicherungsanstalten mußten zwar einige nicht ganz unbedeutende Ausstellungen gemacht werden; allein doch überwog das Gute bei weitem, namentlich bei den bleibenden Versicherungen. Da auch bei ihnen von sittlichem Standpunkte aus keine Einwendung statt findet, so können auch sie nur empfohlen werden für die einzelnen Fälle. Als am innern Werthe hinter die bisher erwähnten Gattungen zurücktretend, allein als dennoch immerhin noch sehr nützlich, besonders weil mit geringeren Mitteln erreichbar, stellten sich Wittwen- und

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

ELFTER JAHRGANG.

(Mit zwei Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert
1855.

171

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die neunte Generalversammlung am 21. Juni 1854 zu Esslingen. Von Med.-Rath Dr. Hering 1

Eröffnungsrede des Geschäftsführers Oberamtsarzts Dr. Steudel 1

Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 4

Rechnungsablegung. Von Apotheker Weismann 15

Antrag zu Abänderung der §§. 11 und 13 der Statuten . . . 19

Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1855 . . 19

Nekrologe auf Bergrath Dr. Hehl und Inspektor von Fleischmann. Von Prof. Dr. v. Kurr 57

Nekrologe auf Obermedicinalrath v. Hardegg und Obermedicinalrath v. Schelling. Von Prof. Dr. O. Köstlin . 61

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Lebende Exemplare des Limax maximus L. var. nigr. Von Reallehrer Friz 20

Ausgegrabene Menschenschädel. Von Hofrath Dr. Veiel . 66

Verbreitung der europäischen Land- und Süsswasser-Gasteropoden. Von Dr. Eduard von Martens 129

2) Botanik.

Abnorme Blüthen von Aconitum tauricum. Von Prof. Hochstetter 33

Muthmassliche Anzahl aller auf der Erde vorhandenen Pflanzen. Von Oberamtsarzt Dr. Steudel 66

Beobachtungen bezüglich der Reproductionskraft der Nadelhölzer. Von Revierforster Jäger 122

Seite

3) Mineralogie und Geognosie.

Hebungsverhältnisse der mittleren Neckargegend. Von Fabrikant Carl Deffner (Hiezu Tafel I.) 20

Beiträge zum obersten weissen Jura in Schwaben. Von Dr. Oscar Fraas (Hiezu Tafel II.) 77

4) Chemie, Physik, Meteorologie.

Menge und Beschaffenheit des Regenwassers. Von Obermedicinalrath Dr. G. v. Jäger 72

Foucault'sches Pendel. Von Prof. Dr. C. Holtzmann . . . 103

Resultate dreissigjähriger, beziehungsweise sechzigjähriger met. Beobachtungen zu Stuttgart und andern Stationen des Landes, von 1825 beziehungsw. 1795 bis zum Jahr 1854 einschliesslich. Von Prof. Dr. Th. Plieninger (Nebst Inhaltsübersicht.) . 273

5) Vermischtes.

Einige interessante Gegenstände. Von Prof. Dr. v. Kurr . . 20

Der Bodensee. Von Oberbaurath v. Bühler 39

III. Kleinere Mittheilungen.

Bestimmung der Menge an festen Bestandtheilen in einem Brunnen Stuttgarts. Mitgetheilt von Prof. Dr. v. Fehling 126

Specifisches Gewicht und Zusammensetzung der Soole von Hall. Von Demselben 127

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die neunte Generalversammlung am 24. Juni 1854 zu Esslingen.

Von Med.-Rath Dr. Hering.

Zu der heutigen Versammlung haben sich über 40 Mitglieder in dem Saale der Museumsgesellschaft eingefunden, welche die Gefälligkeit hatte, ihre sehr zweckmässigen Lokale dem Vereine zur Benützung zu überlassen.

Der Geschäftsführer Oberamtsarzt Dr. Steudel, eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Durch den Beschluss der vorjährigen Generalversammlung unseres Vereins für vaterländische Naturkunde Württembergs ist Esslingen die Ehre zu Theil geworden, zum Versammlungsorte bestimmt zu werden, während mir der ehrenvolle Auftrag gegeben wurde, die zur Vorbereitung der Versammlung nothwendigen Geschäfte zu führen.

Ich gebe mir die Ehre, Ihnen zu allererst ein freundliches Willkommen zuzurufen.

Sie haben Esslingen zu Ihrem Versammlungsorte bestimmt, und mit Vergnügen hat die Museumsgesellschaft diese wohl zu derselben geeigneten Räume geöffnet. Aber unsere Stadt ist weder reich an gelehrten Männern, noch an naturhistorischen Sammlungen, welche Ihnen würdige Gegenstände der Unterhaltung und Belehrung bieten könnten, und wenn auch die gütige Natur aus dem Füllhorne ihrer Gaben unsere schöne Gegend nicht stiefmütterlich bedacht hat, so reicht sie doch dem vaterländischen Naturforscher Weniges dar, was seine besondere Aufmerksamkeit erregen kann. Die allseitig verbreitete Kultur jedes nur irgend

ertragsfähigen Plätzchens hat jede Eigenthümlichkeit in zoologischer und botanischer Hinsicht aus unserer Gegend verdrängt.

Ziehen wir freilich auch die Physiker und Mechaniker in den Kreis der Naturforscher, so haben wir hier manche Männer, welche den Ausflüssen dieser Wissenschaften eine tief in das praktische Leben eingreifende Bedeutung gegeben haben. Ich nenne vor allen das grossartige Institut der Maschinenfabrik, welche ihre Entstehung ebenso gut wie einige andere hiesigen Institute der praktischen Anwendung der Lehren der Physik und Mathematik zu danken haben. Es ist dieser Fabrik die ehrende Anerkennung zu Theil geworden, dass sie den Auftrag zu Erbauung mehrerer eine ausserordentliche Zugkraft erfordernder Lokomotiven erhielt, deren Ausführung in der Anwendung auf der Bahn über den Sömmering die vollkommenste Zufriedenheit der Besteller erhielt.

Die auf Staatskosten betriebene Maschinen-Reparaturfabrik enthält zugleich die interessante Telegraphen-Einrichtung.

In den Fabriken der Herren Wagner, Merkel und Wolf und Deffner finden Sie die verschiedenartigsten, sinnreichsten, mechanischen Vorrichtungen zu Erleichterung der Bereitung der aus ihnen hervorgehenden Präparate an Wollmanufakturen, Garnspinnereien, Blech- und Metallwaaren. Auch die Steindruckerei des Herrn Schreiber, aus welcher schon manche schöne auch für Naturgeschichte interessante Werke hervorgegangen sind, welche dem Institute zur Ehre gereichen und wovon einige Proben zur Ansicht vorliegen, dürfte den Einen oder den Andern interessiren. Sämmtliche Herren Vorsteher dieser Institute sind bereit, Ihnen ihre Werkstätten eröffnen und erklären zu lassen.

Von naturhistorischen Sammlungen von weiterem oder engerem das Vaterland insbesondere berücksichtigenden Umfange findet sich Weniges hier. Das grösste besonders an Flechten sehr reiche so wie die Sammlungen des Reisevereins enthaltende Herbar ist von seinem Besitzer, unserem Mitgliede, Herrn Professor Hochstetter an die Sammlungen der vaterländischen Universität übergegangen. Herr Hohenacker hat eine vollständige Sammlung aller durch seine Thätigkeit in die Hände vieler Botaniker in ganz

Europa übergegangenen, durch viele Theile der Erde gemachten botanischen Sammlungen. Mein eigenes Herbar ist noch etwas jugendlichen Alters, indem meine frühere, besonders an europäischen Pflanzen reiche Sammlung von etwa 20,000 Arten an einen Herrn Fielding in Lankaster, dem Besitzer des von Ruiz und Pavon in Chili und Peru gesammelten Herbars und nun nach dessen Tode von seiner Frau der Universität Oxford geschenkten Sammlung übergegangen ist. Indessen ist meine seit 20 Jahren wieder neu angelegte Sammlung doch nicht viel weniger reich, und wenn darin viele deutsche und europäische Pflanzen fehlen, so enthält sie dagegen desto mehr ausländische und dürfte jetzt eine der reichsten und in Beziehung auf Glumaceen ohne allen Zweifel die reichste in Württemberg sein. Man findet darin aber freilich nur unvollständig viele Aufklärung über die in meiner eben im Drucke befindlichen *Synopsis Glumaceorum* beschriebenen neuen Arten und Gattungen. Viele derselben hatte ich freilich blos zur Ansicht.

Dieses ist ungefähr Alles, was wir Ihnen hier bieten können. Sie selbst aber tragen einen so grossen Schatz von Wissenschaft bei sich, dass wir der Ueberzeugung sind, Sie werden sich für das, was der von Ihnen zur Versammlung gewählte Ort nicht gewähren kann, durch Ihre eigenen Mittheilungen zu ersetzen wissen, so dass wir zu hoffen wagen, Sie werden den schönen Theil unseres Neckarthals, welchen Sie mit Ihrem Besuche beehren, nicht ganz unbefriedigt verlassen.

Für die heutige Generalversammlung wurde Dr. Steudel als Vorsitzender durch Acclamation gewählt. Von Seiten des Ausschusses war der Stellvertreter des zweiten Vorstandes, Prof. Dr. v. Kurr und der Cassier des Vereins, Apotheker Weismann zugegen. Die Führung des Protokolls hatte in Verhinderung der beiden Secretäre des Vereins Med.-Rath Dr. Hering übernommen.

Der von Prof. Dr. Krauss verfasste Rechenschaftsbericht für das Jahr $18\frac{52}{53}$ wurde in dessen Abwesenheit von dem Protokollführer verlesen. Er lautet wie folgt:

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1844.

Meine Herren!

Wie Sie aus Nachfolgendem ersehen werden, war Ihr Ausschuss bemüht, auf dem Wege, welchen er sich als den richtigen vorgezeichnet hatte, fortzuschreiten und die Interessen des Vereins nach allen Richtungen und nach besten Kräften zu fördern.

In diesem Bestreben glaubt er auch, „den nächsten Zweck des Vereins, die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Vaterlandes, behufs einer künftigen umfassenden naturwissenschaftlichen Beschreibung Württembergs“, ebenso pflichtlich verfolgt, als „den Sinn für Naturkunde überhaupt und insbesondere für die vaterländische Naturkunde unter allen Klassen rege gemacht und verbreitet zu haben.“ Zu Erreichung der erstern Aufgabe liess Ihr Ausschuss auch im verflossenen Jahre keine Gelegenheit vorübergehen, die Sammlung vaterländischer Naturalien in allen Abtheilungen zu vermehren, und wenn diese nicht in dem Maasse wie Manche erwarten möchten, zugenommen hat, so dürfte desshalb der Vorwurf nur solche Mitglieder treffen, welche durch Wohnort und Beschäftigung in der Lage sind, die Lücken der Sammlung auszufüllen, daher an diese wiederholt die Bitte um Einsendung von Beiträgen gerichtet sein soll. Ihr Ausschuss ergreift indessen mit wahrem Vergnügen die Gelegenheit, allen im nachfolgenden Verzeichniss genannten Naturfreunden und Mitgliedern, welche die Sammlung bereichert haben, für ihre Mitwirkung zum gemeinschaftlichen Zwecke den wärmsten Dank auszusprechen. Insbesondere aber fühlt sich derselbe gedrungen, das Vermächtniss des verstorbenen Inspektors von Fleischmann, welches in einer reichen Sammlung von Mineralien, Gebirgsarten und Petrefakten besteht, hervorzuheben.

Für die Sammlung der Insekten wurde als Conservator Herr Lehrer Kolb gewonnen, welcher bereits sein Amt übernommen hat und, wie zu hoffen, diesen Sommer zur Vermehrung der neu anzulegenden Sammlung eifrigst benützen wird.

Wenn Ihr Ausschuss ferner im Hinblick auf die andere Aufgabe durch die Erleichterung des Besuchs der vaterländischen Naturaliensammlung auch für die Belehrung des grösseren Publi-

Waiſenkaſſen dar. Die theils gebotene, theils aber auch freiwillig zahlreiche Theilnahme an denſelben hat ſchon vielen Kummer verhindert, oder wenigſtens gemildert. Ihr Blühen und noch weitere Verbreitung kann ſomit nur erwünſcht ſeyn. Dagegen müßten wir uns gegen die Theilnahme an Leibrenten und Tontinen ſowohl aus dem ſittlichen, als aus dem wirthſchaftlichen Geſichtspunkte erklären, nur ſelten und genau zu beſtimmende Fälle von dem verwerfenden Urtheile ausnehmend.

Noch iſt aber unſer Gegenſtand mit dieſer Unterſuchung über das Verhältniß der verſchiedenen Vorſorge-Anſtalten zum einzelnen Theilnehmer keineswegs aus jedem nöthigen und wichtigen Geſichtspunkte betrachtet. Es bleibt noch übrig zu unterſuchen, welche Folgen ſich für die geſammte bürgerliche Geſellſchaft aus dem Beſtehen und der geringeren oder größeren Blüthe dieſer Anſtalten ergeben; eine Frage, welche eine volkswirthſchaftliche und eine politiſche Antwort zuläßt.

Aus nationalökonomiſchem Standpunkte iſt, gerade wie aus dem ſittlichen, zu unterſcheiden zwiſchen denjenigen Anſtalten, welche die allmählige Aufzehrung eines Kapitals, und denen, welche die möglichſt ſchnelle Bildung eines ſolchen bezwecken. Daß erſtere für das Volksvermögen unbedingt nachtheilig ſind, bedarf keines Beweiſes. Nicht nur wird dabei ein bereits geſchaffener Theil des Volksvermögens wieder vernichtet, ſondern es gehen auch noch, wenigſtens häufig und bei bedeutenden Summen, die Arbeitskräfte des in ſteriler Ruhe müßig gehenden Verzehrers für daſſelbe verloren. Ebenſo unwiderſprechlich iſt aber auf der andern Seite, daß die zweitgenannte Art von Vorſorge-Anſtalten, auch abgeſehen davon, daß das wirthſchaftliche Behagen Aller nur aus dem Behagen aller Einzelnen beſteht, von ſehr bedeutendem Nutzen für den Nationalreichthum ſind. Erſtens nämlich kommen dadurch bedeutende Geſammtſummen zu einer nutzbringenden Verwendung, welche ſonſt todt in dem Gewahrſam der einzelnen Beſitzer gelegen hätten. Zweitens wird durch die Gelegenheit, wohl ſelbſt den Zwang zur Anlegung gar manche Summe gerettet vor nutzloſer und ſteriler Verzehrung, und nun, mittelſt Darlehens aus der Geſellſchaftskaſſe, für Ackerbau und Gewerbe nützlich angewendet. Drittens vermindert ſich durch dieſe Anſtalten die Summe der Anſprüche an die Wohlthätigkeit von Verwandten und Freunden. Dieſe behalten

kums auf eine liberale Weise Sorge getragen hat, so hat er auch den Vereins-Mitgliedern in den Wintermonaten durch drei lehrreichen Vorträge

1) von Herrn Prof. Dr. v. Kurr, welcher Präparate aus dem Pflanzen- und Thierreich unter Benützung des durch electromagnetisches Licht erhellten Mikroskops von Martin zeigte,
2) von Herrn Prof. Dr. Köstlin über die Fischzucht im grossen und
3) von Prof. Dr. Holtzmann über das electromagnetische Licht mit Vorzeigung des Rhumkorff'schen Apparates

Gelegenheit zur Kenntniss einiger neuen Entdeckungen im wissenschaftlichen und praktischen Gebiete der Naturwissenschaften gegeben.

Endlich gereicht es Ihrem Ausschusse zur Befriedigung, dass er es ermöglichen konnte, zwei im letzten Rechenschaftsberichte für unsere Vereinshefte in Aussicht gestellte grössere Abhandlungen mit Abbildungen und zwei rückständige meteorologische Jahresberichte in die Hände der Mitglieder zu übergeben, wobei er sich schmeichelt, dass die nicht ohne grössere Opfer ausgeführten Tafeln, welche erstere begleiten, sich Ihres Beifalls erfreuen. Die Bearbeitung des angekündigten Sauriers für unsere Jahreshefte nimmt den erwünschten Fortgang und die Ausgabe der noch ausstehenden dritten Hefte des 7. und 8. Jahrganges wird in möglichster Beschleunigung folgen.

Zu unseren Verbindungen mit auswärtigen Gesellschaften durch Austausch der Schriften sind im vergangenen Jahre folgende hinzugekommen:

Der Werner-Verein zur geologischen Erforschung von Mähren und Schlesien, die physikalisch-medicinische Gesellschaft in Würzburg, die naturforschende Gesellschaft zu Halle, die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien und die Société des sciences naturelles de Cherbourg.

Die schon früher erhaltenen Schriften sind jetzt gebunden und stehen den Vereinsmitgliedern gegen Einsendung einer Quittung an den Bibliothekar, Prof. Dr. Krauss, zu jeder Zeit zu Diensten.

Zum correspondirenden Mitglied wurde Professor Dr. Beyrich in Berlin aufgenommen.

Durch den Tod hat der Verein folgende Mitglieder verloren:

Med.-Rath Dr. Blumhardt in Stuttgart,
Oberamtsarzt Dr. Buzorini in Ehingen,
Stadtschultheiss Closs in Murrhardt,
Bergrath Dr. Hehl in Stuttgart,
Inspektor v. Fleischmann in Stuttgart und
Ober-Med.-Rath Dr. v. Schelling in Stuttgart.

Ueber die drei zuletzt angeführten Verstorbenen werden Sie später einige Worte der Erinnerung vernehmen.

Der schon in der vorletzten Generalversammlung verwilligte Kredit wurde auch diessmal von den Conservatoren nicht ganz benützt, der Rest wird voraussichtlich für das Jahr $18\frac{54}{55}$ hinreichen. Die Vereinskasse wurde aber dennoch durch die Jahreshefte bedeutend in Anspruch genommen, worüber Sie sogleich durch unsern Vereinskassier das Nähere erfahren werden.

Die Vereinssammlung hat folgende Naturalien erhalten:

I. Säugethiere.

a) Als Geschenk:

Mustela Erminea L., junges Männchen,
Hypudaeus terrestris L., junges Weibchen, beide von Schussenried,
Cervus Dama L., altes Männchen, von Aulendorf,
durch Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Myoxus Nitela Schreb., altes Männchen,
durch Herrn Revierförster Glaiber in Urspring;
Lepus variabilis Schreb., altes Männchen, bei Biberach,
durch Herrn Forstverwalter Tritschler von daher;
Mustela Erminea L., altes Weibchen im Sommerkleid,
— — L., altes Männchen und Weibchen im Uebergangskleid,
durch Herrn Präparator Plocquet;
— — L., altes Männchen im Sommerkleid,
durch Herrn Posthalter Gundlach in Blaufelden;
Hypudaeus arvalis Brants, mehrere Altersstufen,
durch Herrn Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim;
Mus decumanus Pallas, jung,
Vespertilio noctula L.,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Mustela Putorius L., alt von Ehningen,
— — L., jung von Bonlanden.

II. Vögel.

a) Als Geschenk:

Falco Nisus L.,
Buteo vulgaris Bechst., beide ganz jung,
durch Herrn Revierförster Glatzer in Urspring;
Anas acuta L., junges Männchen,
durch Herrn Holzverwalter Walcher in Wolfegg,
— *Fuscha* L., junges Männchen und Weibchen,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss;
Podiceps cristatus Lath., junges und altes Männchen,
Fulica atra L., junger und ausgewachsener Vogel,
Vanellus cristatus Mey., ganz junge Vögel, Eier und Nest,
Totanus calidris Bechst., ganz junge Vögel, Eier und Nest,
durch Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Podiceps auritus Lath., Männchen im Sommerkleid,
durch Herrn Kaufmann Sattler in Ravensburg,
Ortygometra pusilla Pallas, Männchen,
durch Herrn Apotheker Bruckmann in Grossbottwar,
Vanellus cristatus Lath., in 2 Jugendkleidern,
Fringilla cannabina L., Männchen im Sommerkleid,
— *linaria* L., dto.
Perdix cinerea L., jung,
durch Herrn Präparator Plouequet;
Numenius arquatus L., Eier vom Langenau,
durch Herrn Reallehrer J. G. Fischer in Stuttgart,
Colymbus septentrionalis L., altes Männchen,
durch Frau Bräuninger in Jagstfeld;
Turdus merula L., Varietät,
durch Herrn Pfarrer Dr. Fraas in Lauffen;
Anas querquedula L., Männchen,
durch Herrn Bauinspector Binder in Ravensburg;
Hirundo rustica L., Nest,
durch Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Corvus glandarius L., Nest mit Jungen,
durch Herrn Reallehrer Friz in Neuenbürg;
Larus ridibundus L., zehn 2—21 Tage alte Junge,
durch Herrn Revierförster v. Zeppelin in Blizenreuten.

b) Gegen Ersatz:

Bubo maximus Sibb., Männchen,
durch Herrn Pfarrer Dr. Fraas in Lauffen;

Strix flammea L., jung in 4 Altersstufen,
— *passerina* Lath., junges Männchen und Weibchen,
Limosa melanura Leisl., junges Männchen,
Ardea Garzetta L., junges Männchen,
Mergus merganser L., altes Weibchen,
durch Herrn Präparator Ploucquet.

III. Reptilien.

Als Geschenk:

Coronella austriaca Jacq., junge Exemplare,
durch Herrn Thierarzt Bauer in Ludwigsburg;
Lacerta stripium Daud. mit Doppelschwanz,
durch Herrn Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim.

IV. Fische.

Als Geschenk:

Barbus fluviatilis Flemming,
Leuciscus Dobula Val. beide aus der Schussen,
durch Herrn Bauinspector Binder in Ravensburg;
Lota vulgaris Cuv., aus der Jagst bei Crailsheim,
durch Herrn Apotheker Weismann.

V. Crustaceen.

Durch Kauf:

Astacus fluviatilis Gesner, Männchen und Weibchen,
— *saxatilis* Koch. dto. aus einem Bach bei Adelmannsfelden.

VI. Helminthen.

a) Als Geschenk:

6 Spec. Eingeweidewürmer,
durch Herrn Med.-Rath Dr. Hering.

VII. Mollusken.

a) Als Geschenk:

15 Spec. Conchylien aus der Umgegend von Mergentheim,
durch Herrn Oberamtsrichter Fuchs daselbst.

VIII. Mineralien, Gebirgsarten und Versteinerungen.

a) Geschenke:

1) Von Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein: Eine beinahe vollständige Sammlung von Land- und Süsswasserconchylien aus der Tertiär- und Diluvial-Formation, sowie aus dem Alluvium von Württemberg.

2) Durch Vermächtniss des Herrn Inspektors v. Fleischmann: Eine oryktognostische und geognostische Sammlung, grösstentheils aus Württemberg, bestehend in mehreren hundert Stücken von Mineralien, Gebirgsarten und Petrefakten.

3) Eine Suite schöner und meist seltener Petrefakten aus Lias γ von Dr. Alb. Oppel, Belegstücke zu seiner Schrift über den mittlern Lias Schwabens.

b) Durch Kauf:

1 *Pentacrinites subangularis*, vollständige Blume sammt Stiel,
1 *Loligo holtensis*,
13 Stücke Petrefakten aus dem Plattenkalk von Nusplingen,
46 Spec. Petrefakten aus dem Jura von Lauffen,
1 *Apiocrinites mespiliformis* } aus dem Oerlinger Thal bei Ulm.
1 Stamm desselben }
27 Petrefakten aus dem weissem Jura ε ebendaher.

IX. Pflanzen.

(Von G. v. Martens.)

a) Geschenke:

Herr Oberamtsarzt Dr. Robert Finckh in Urach erfreute uns mit einem Beitrag von 89 uns grösstentheils noch fehlenden Arten, darunter *Silene gallica* L. von Zwerenberg bei Sulzbach an der Murr, der seltene braunblühende Storchschnabel (*Geranium phaeum* L.) von Calw, *Oxytropis pilosa* Dec. vom Wurmlinger Berg bei Tübingen, *Lathyrus Nissolia* L. von Balingen, die 16 Jahre lang vergeblich gesuchte *Coronilla vaginalis* Lam., von unserem Mitglied, Herrn Forstwarth Bührlen in Urach, an derselben Stelle wieder aufgefunden, auf welcher Schübler sie entdeckte, *Leontodon incanus* Schranck, eine bei uns seltene Pflanze, dann *Cerinthe alpina* Kit. von der Iller bis nahe an ihre Mündung bei Ulm herabgeführt, die ächte *Veronica verna* L. von Neresheim, *Taxus baccata* L. von dem Felsen der Eichhalde bei Urach, *Lactuca virosa* L., *Ruta graveolens* L. von der Ruine Hohen-Neuffen, *Silene italica* Pers. und einige andere der von dem Einsender in diesen Jahresheften erwähnten Pflanzen, 6 Orchideen und 20 meist von dem ausgezeichneten Bryologen Karl Müller bestimmte Laubmoose.

Herr Dr. Schütz in Calw übersandte mehrere frische Exemplare einer von ihm entdeckten, noch nirgends erwähnten rothblühenden Spielart der *Monotropa Hypopitys β hirsuta* Koch.

Diese Pflanze ist, obschon zwei berühmte Botaniker, Smith und Bertoloni, das Gegentheil versichern, wie *Lathraea* ein entschiedener Schatten-Parasit auf Baumwurzeln und als solcher im Gegensatz zu den Licht-Parasiten auf Baumästen (*Viscum, Loranthus*) nie grün, ein Gegensatz der sich in der an Schmarotzerpflanzen so reichen Familie der Orchideen wiederholt; sie wird von allen Schriftstellern als bleichgelb beschrieben, (*sordide lutescens*, Wahlenberg Fl. suec. 248; *ex albido straminea*, Reichenbach Fl. germ. 411; bleichgelb, Schübl. et Mart. Fl. württ. 268.; *flores ex luteo albidi*, Gmelin Fl. bad. II, 201.; *flores ochroleuci*, Gaudin Fl. helvet. III., 69.; *pallide flava*, Bertoloni Fl. ital. IV., 425.), nur unser Koch drückt sich unbestimmter aus (*decolor pallida*, Fl. germ. ed. 2da

II, 552), im Stammheimer Wald bei Calw kommt sie aber auf den Wurzeln der Forche (*Pinus sylvestris* L.) neben bleichgelben Exemplaren auch mehr oder minder lebhaft purpurroth angeflogen vor, wodurch sich die Pflanze der Färbung der Lathraeen und Orobanchen anschliesst.

G. v. Martens lieferte 140 Arten des Neckargebiets um Stuttgart, Cannstatt und Esslingen; die merkwürdigste dieser Pflanzen ist das rauhe Bitterkraut (*Helminthia echioides* Gärtner), eine beinahe stachlig borstige Cichoracee der subtropischen Flora der Mittelmeerküsten, in Arabien Libbaein genannt, in Sicilien, wo auch ihre beiden Verwandten, *H. humifusa* Treviranus und *H. aculeata* Dec. vorkommen, eine der gemeinsten Pflanzen. Sie ist in Corsika, Toscana, wo sie Aspraggine genannt wird, und längs der warmen genuesischen Rivieren noch häufig, zieht an den adriatischen Küsten bis Triest und Venedig herauf, an den milden atlantischen sogar bis nach England, wo sie nach Bryant an den Rainen der Kornfelder wächst, *Ox tongue* genannt und häufig gesotten gegessen werden soll, ist aber diesseits der Alpen ein ausserhalb seines natürlichen Verbreitungsbezirks sporadisch erscheinender und wieder verschwindender Fremdling, mitunter verlorner Posten aus botanischen Gärten, auch anderen, in welchen die *Helminthia* zuweilen als Zierpflanze gezogen wird, so wenig sie sich auch bei der geringen Grösse und schnellen Vergänglichkeit ihrer tief in der schützenden Blüthenhülle steckenden schwefelgelben Blumen dazu eignet.

Maly gibt die *H. echioides* um Cilli in Steyermark an, Lapp in Thüringen um Haarhausen unweit Arnstadt, Dethardding fand sie bei Warnemünde an der Ballaststelle, Meyer bei Börnecke unweit Blankenburg im Braunschweigischen; Dumortier erwähnt sie in der holländischen Provinz Seeland, Reichenbach bei Barby und Fresenius vermuthet, dass sie mit fremder Erde oder fremdem Getreide nach Frankfurt gekommen sei, wo er sie am Main antraf.

Ich fand sie zu meiner Ueberraschung den 11. August 1853 am linken Neckarufer, Esslingen gegenüber in der Nähe des Steindamms, eine einzige Pflanze, aber im üppigsten Wachsthum, gerade wie Dr. Schütz bei Calw ihre Landsmännin, die stachlige Klette. Herr Professor Hochstetter entdeckte sie bald darauf auch an einer andern Stelle gleichfalls in der Nähe von Esslingen.

Ein zweiter unerwarteter Fund ist *Parietaria erecta* M. et Koch, die ich den 21. Mai 1854 in grosser Anzahl an der Burgruine von Hofen, Oberamts Cannstatt, entdeckte. Das Glaskraut ist eine durch ganz Südeuropa ungemein häufige, ruinenschmückende Pflanze, nördlich der Alpen eine der seltneren; in Württemberg ist das Vorkommen der kleineren in Mauerritzen wachsenden *Parietaria diffusa* M. et Koch noch zweifelhaft und auch die weiter verbreitete *Parietaria erecta* M. et K. habe ich bisher nur von den Stadtmauern von Heilbronn, etwa 480′ über dem Meere, erhalten, sie wird indessen von Schübler auch in Laufen, ungefähr 520′ über dem Meere

angegeben, von Dr. Bauer in Künzelsau an einer Mauer hinter der Apotheke, etwa 666′ über dem Meere und an der Ingelfinger Schlossgartenmauer in gleicher Seehöhe. In Hofen dürfte sie etwa 650′ über dem Meere wachsen, unter Verhältnissen, die auch hier ein Vorkommen an der äussersten Grenze des Verbreitungsbezirks unter besonders günstigen Umständen bezeichnen; sie bildet nämlich ein breites dichtes Band am Fusse der Ruine in dem südlichen tiefen, wohlgeschützten und sonnigen Burggraben und zwar nur längs der der Mittagssonne zugewendeten Muschelkalksteinmauer, ohne solche auch nur einen Fuss hoch zu ersteigen oder sich um ebensoviel davon zu entfernen.

Herr Oberforstrath Graf v. Mandelsloh übergab dem Verein den Wurzelstock einer in den Staatswaldungen unseres Schwarzwaldes am Ursprung der Schönmünzach gefällten Silbertanne (*Abies pectinata* Dec.). Dieser Wurzelstock ist, als ächter Acroblast unfähig, neue Triebe zu entwickeln, mit ungefähr siebenzig weiteren Jahresringen nach oben fortgewachsen und hat so mit einem nach dem Centrum der Schnittwunde überwallenden Wulst solche endlich völlig überwachsen und zugeheilt, ohne eine einzige Knospe zu bilden. Diese merkwürdige Erscheinung ist bisher nur an der Silbertanne beobachtet worden, bei welcher sie nicht selten sein soll. Hier weist die Zahl der Jahresringe auf die nassen Theurungsjahre zwischen 1770 und 1780 zurück, welche vielleicht das Austrocknen und damit den Tod des Stocks verhinderten.

Die Sache hat ein physiologisches Interesse, da allgemein angenommen wird, dass sich ohne Knospenentwicklung auch keine Holzschichten bilden können, daher mein Freund, Professor v. Kurr, vermuthet, der Wurzelstock möge wohl mit einer überlebenden Zwillingstanne in Verbindung geblieben sein.

b) Gekauft:

Herr Ewald Lechler, jetzt Unterarzt im K. dritten Reiter-Regiment in Ludwigsburg, hat die Güte gehabt, dem Verein sein reichhaltiges Herbar württembergischer Gefässpflanzen um einen sehr billigen Preis zu überlassen. Es sind meist um Giengen (Alp), Schussenried (Oberschwaben) und Nürtingen (Unterland) gesammelte Gewächse, also auch diejenigen derselben, welche der Verein schon besass, aus anderen Standorten.

Durch diesen Riesenschritt unseres Herbars bin ich nun in den Stand gesetzt, unsern botanischen Correspondenten Desideratenverzeichnisse mitzutheilen, was ich theils schon gethan habe, theils auf Verlangen zu thun bereit bin, da uns nur 227 in Württemberg wildwachsende Phänogamen noch fehlen.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) Durch Geschenke:

Leitfaden zum Unterricht in der Elementar-Geometrie von J. G. Fischer, Dr. phil. und ordentl. Lehrer an der Realschule des Johanneums. 1. und 2. Cursus mit in den Text eingedruckten Figuren. Hamburg 1853. 8°.
Von dem Verfasser.

Oesterreichisches botanisches Wochenblatt. Gemeinnütziges Organ für Botanik und Botaniker, Gärtner etc. Redigirt von Alexander Skofitz, II. Jahrgang. Wien 1852. 8°.

Von dem Verfasser.

Die Conchylien des Norddeutschen Tertiärgebirges von Dr. E. Beyrich. I. Lieferung. Berlin 1853. 8°.

Von dem Verfasser.

Das Geheimniss der Farben. Von I. W. Schmitz. 3te Aufl. Köln 1853. 8°.
Die Religion und die Naturforschung. Von I. W. Schmitz. Köln 1853. 8°.
Der kleine Kosmos. Von I. W. Schmitz. Köln 1852. 8°.

Zur Anzeige in unsern Jahresheften.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte,

als Fortsetzung:

Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou, publié sous la Redaction du Dr. Renard. Année 1852. Nr. 2. 3 und 4.
Année 1853. Nr. 1. 3. Moscou 1852 — 1853. 8°.

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. V. Jahrgang 1852, 3tes und 4tes Heft, mit 4 Tafeln. Berlin 1853. 8°.

Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Herausgegeben von I. Liebig und H. Kopp. Für 1852. 1 und 2. Heft. Giessen 1853. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. V. Band. 1. Heft. Danzig 1853. 4°.

Verhandlungen des naturforschenden Vereines der preussischen Rheinlande und Westphalens. Herausgegeben von Prof. Dr. Budge.
X. Jahrgang. 2tes, 3tes und 4tes Heft. Bonn 1853.
XI. Jahrgang. 1stes und 2tes Heft. Bonn 1854. 8°.

Mémoires de la société royale des sciences de Liège. Tome huitième. Liège 1853. 8°.

Achtzehnter und neunzehnter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mannheim 1852. 8°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. VII. Heft. Herausgegeben von Ernst Boll. Neubrandenburg 1853. 8°.

Bericht über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel vom August 1850 bis Juni 1852. X. Basel 1852. 8°.

Dreissigster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1852. Breslau 4°.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. IX. Heft 1 und 2te Abtheilung. Wiesbaden 1853. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. V. Band, 1 — 2. Heft. Berlin 1853. 8°.

Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt. 1852. III. Jahrgang, Nr. 4. October bis December; IV. Jahrgang, Nr. 1 — 3. Januar bis September. Wien. gr. 8°.

Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. V. Washington 1853. 4°.

Maury's Sailing Directions. Fourth Edition. Improved and enlarged. August 1852. 4°.

Report of the Geology of the Lake Superior land district by I. W. Forster and I. D. Whitney. Part. II. The Iron Region, together with the general Geology. Washington 1851. 8°. With a geological Map.

Catalogue of N. American Reptiles in the Museum of the Smithsonian Institution. Part I. Serpents. By S. F. Baird and C. Girard. Washington 1853. 8°.

A Collection of meteorological Tables, with other Tables useful in practical Meteorology. Prepared by order of the Smithsonian Institution by Arnold Guyot. Washington 1852. 8°.

Sixth Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, for the Year 1851. Washington, 1852. 8°.

Proceedings of the Academy of nat. science of Philadelphia. Vol. VI. Nr. 3—6. 1852. 8°.

Bulletin de la Soc. Géologique de France. Deuxième Serie.
Tome neuvième. Feuill. 36—41. Paris 1851—52.
Tome dixième. Feuill. 4—33. Paris 1852—53.
Tome onzième. Feuill. 1—3. Paris 1853—54. 8°.

Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. Tome XIX. 3. Partie 1852.
Tome XX. 1. 2. Partie 1853. Brux. 8°.

Annuaire de l'Académie Royale etc. 1853. Dixneuvième Année 1853. 8°.

Instructions pour l'observation des phenomènes périodiques. 4°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. VII. Jahrg. 1853. 8°.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga. Sechster Jahrg. 1852—53. Riga 1853. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.
I. u. II. Band. Berlin 1849—50.
V. Band 3. Heft, Mai — Juli 1853. 8°.

Verzeichniss der Bibliothek der physik.-medic. Gesellschaft zu Würzburg. November 1853. 8°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie etc. Jahrgang 1852. I. u. 2. Heft. 1853—54. 8°.

Denkschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens, herausgegeben von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau 1853. 4°.

Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien. Bd. III. Jahr 1853. Wien 1853. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. IV. Bandes 2. Heft. 1852. Berlin 1852. 8°.

Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. 4. Heft. Regensburg 1854. 8°.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Heft VI. u. VII. Nr. 66—91. Zürich 1852—3. 8°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Vereine für Sachsen und Thüringen in Halle. Jahrg. 1853. Jan. — Dec. I. u. II. Band. Halle 1853. 8°.
(als Fortsetzung der Jahresberichte.)

Tübinger Universitätsschriften aus dem Jahre 1853. Tübingen 1854. 4°.

Wegweiser durch Tübingen, seine Umgebung, seine Geschichte, seine wissenschaftlichen und insbesondere naturwissenschaftlichen und medicinischen Institute. Tübingen 1853, 14°.

Fünf Dissertationen in 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr.

Erster Jahresbericht der Direction des Wernervereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien für das Verwaltungsjahr 1851—52. Wien 1852. 8°.

Zweiter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Wernervereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahr 1852. Wien 1853. 4°.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. Bd. I.—III. 1850, 1851, 1852.
Bd. IV. 1.—3. Heft 1853. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. I. Band, erstes Quartal. Halle 1853. 4°.

Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe.
Bd. X. 4.—5. Heft mit 13 Tafeln. 1853.
Bd. XI. 1.—5. Heft mit 35 Tafeln. 1853.
Bd. XII. 1. Heft mit 8 Tafeln. 1854. 8°.

Mémoires de la Société des sciences naturelles de Cherbourg. I. Vol. 1. 3. 4. Liv. Cherb. 1852, 1853. 8°.

Nachdem Dr. v. Kurr auf die Benützung der bereits ziemlich reichhaltigen Bibliothek des Vereins auch durch auswärtige Mitglieder aufmerksam gemacht hatte, wünschte Prof. Dr. Sigwart aus Tübingen, dass ein Katalog der vorhandenen Schriften

somit einen größern Theil ihres Einkommens zur eigenen Verfügung, welche in der Regel bekanntlich eine fruchtbringende, und somit auch ihrerseits das Volksvermögen steigernde ist. Endlich, und wir wären geneigt, diese Folge am höchsten zu stellen aus dem gegenwärtigen Gesichtspunkte, wird durch die Theilnahme an diesen verschiedenen Arten von Sparkassen die gute Wirthschaft, die Genügsamkeit und die Industrie der Theilnehmer gemehrt und gesteigert. Dies wirkt aber, mittelbar und unmittelbar, bei ihnen selbst und durch ihr Beispiel höchst vortheilhaft auf den Wohlstand. Und es sey dabei besonders bemerkt, daß es sich hier von den Mittelklassen des Volkes handelt, somit von dessen Kern an Intelligenz und Kraft. Wenn unter diesen aber ein guter Geist herrscht, keine verderbliche und unsinnige Verschwendung getrieben wird, so werden sie jeden Falls günstig einwirken auf die große untere Masse, die über ihnen Stehenden aber müssen ebenfalls sich anschließen, oder sie werden überflügelt und gehen zu Grunde. Wenn ferner im Mittelstande Wohlhabenheit ist, so wird jede Art von Gewerben schwunghafter betrieben, und dadurch immer mehr erworben. Es kann somit nur wiederholt werden, daß die eine schnelle Kapitalansammlung bezweckenden Vorsorgevereine aus volkswirthschaftlichem Gesichtspunkte nach ihren augenblicklichen und ihren sekundären Wirkungen nur gepriesen werden können.

In politischer Beziehung ist natürlich dieses Ergebniß ebenfalls nur ein günstiges. Alles, was das Volk wohlhabender macht, verleiht auch dem Staate weitere Kraft zu nützlichen Bestrebungen im Innern und zu schützendem Verhalten gegen Außen. Allein dieser, sich von selbst verstehende Satz ist es nicht, auf welchen wir bei den Vorsorge-Anstalten des Mittelstandes aus dem staatlichen Gesichtspunkte hauptsächlich aufmerksam machen wollen. Wir möchten selbst kein allzu großes Gewicht darauf legen, daß der durch die in Frage stehenden Anstalten vermittelte höhere Wohlstand größere Anhänglichkeit an den bestehenden Zustand der Dinge erwecke, und somit den Staat ebenfalls kräftige. So richtig dies im Allgemeinen ist, und so gewiß namentlich in den untern Klassen ähnliche Einrichtungen die genannte Wirkung in sehr fühlbarem Grade erzeugen, so hängt doch gerade bei Manchen aus dem Mittelstand die Neigung zu einer Umgestaltung der Staatsverhältnisse mit ganz andern Motiven zusammen. Diejenigen aber, welche

mitgetheilt werde, was als zweckmässig erkannt und bereitwillig zugesagt wurde.

Hierauf trug der Kassier des Vereins, Apotheker Waismann folgenden Bericht über den Stand der Vereinskasse vor:

Rechnungsablegung

bei der Generalversammlung zu Esslingen

am 24. Juni 1854.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Vereinskasse zu erstatten, und zwar über die Rechnung des zehnten Jahrgangs $18\frac{53}{54}$.

Am 1. Juli 1853 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl. 4100.
b) Ausstände	2. 42.
c) baar in Casse	136. 19.
	fl. 4239. 1.

Der Ausstand von einer Actie des vorigen Jahres ist noch nicht eingegangen, indem das Mitglied auf Reisen ist.

Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt . . . . . fl. 1300.

An Capitalzinsen wurden eingenommen . fl. 189. 15.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 307 mit 326 Actien.

Zuwachs in dieser Periode 16 Actien, und zwar durch die Herren:

Med. Dr. Emil Schütz in Calw,
Baron Koenig v. Warthausen,
Haeberle, Repetent an der polyt. Schule,
Gewehrfabrikverwalter Zobel in Oberndorf,
Professor Dr. Schwab,
Lehrer Chr. Fr. Kolb,
Posthalter Gundlach in Blaufelden,
Dr. Ammermüller,
Fabrikant Deffner in Esslingen,
Oberjustizrath Steudel in Tübingen,
Freiherr v. Mühlen in Rottweil,
Rechtsconsulent Sigmund Schott,
Professor Ed. Wendelstadt in Hohenheim,
Revierförster Stiegel in Adelmannsfelden,
Generalmajor v. Martens,
Med. Dr. Veesenmeyer in Ulm.

Die Actienzahl 342 hat sich durch den Austritt von 18 Mitgliedern um 18 vermindert; die Ausgetretenen sind die Herren:

Obertribunalrath v. Probst,
Oberförster Plieninger in Bebenhausen,
Forstverwalter Plieninger in Ober-Kirchberg,
Oberjustizrath Plieninger in Esslingen,
Baron v. Vellnagel,
Reallehrer Boekle in Sulz,
Apotheker Becher in Heubach,
Professor Dr. Seyffer,
Oberamtsarzt Dr. Fritz in Neresheim,
„ Dr. Rösch in Gaildorf,
Apotheker Rathgeb in Ellwangen,
Reallehrer Peter in Heilbronn.

Gestorben sind:

Professor Goeritz in Tübingen,
Obermed.-Rath Dr. v. Hardegg,
Professor Trautwein,
Bergrath Dr. Hehl,
Inspector v. Fleischmann,
Med.-Rath Dr. Blumhardt.

Die Zahl der Actien ist nun 324, welche

à fl. 2. 42	fl. 874.	48.
betragen; davon wurden 301 bezahlt mit . . .	811.	48.
im Ausstand blieben 22	60.	18.
1 wurde in Abgang gerechnet	2.	42.
Als Beitrag pro $18\frac{52}{53}$ von der Königl. Centralstelle	75.	—
Die ausserordentliche Einnahme beträgt	8.	6.
Auf den Grundstock wurden in diesem Jahr hingeliehen	911.	15.

Die laufenden Ausgaben betragen:

1)	für Porto etc.	fl. 25.	55.
2)	„ Mobilien der Sammlung	8.	57.
3)	„ Vermehrung . . .	99.	33.
4)	„ Buchdrucker etc. Kosten	1140.	57.
5)	„ Reinigung	17.	2.
6)	„ Aufwärter	117.	—
7)	„ ausserordentl. Ausgaben	37.	36.
8)	„ Capitalsteuer . . .	10.	9.
		fl. 1457.	9.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1854.

Am 1. Juli 1853 war der		
Activcapitalstand	fl. 4100.	
Hiezu ausgeliehen	911. 15.	
		fl. 5011. 15.
Davon Ablösungen		1300. —
		fl. 3711. 15.
Hiezu die Activausstände		65. 42.
den Cassenbestand		149. 40.
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1854 .		fl. 3926. 37.
Am 1. Juli 1853 betrug das Vermögen:		
a) Capitalien	fl. 4100.	
b) Ausstände	2. 42.	
c) Cassavorrath . . .	136. 19.	
	fl. 4239. 1.	
Somit Abnahme		fl. 312. 24.

Zusammenstellung der Rechnungen von den 10 Jahren 1845 bis 1854 des Vereins für vaterländ. Naturkunde.

Einnahme.

	An Zins.		Im Laufe des Jahrs bezahlte			Im Ausstand waren			Staats-Beitrag		Ausserordentl. Einnahm. u. Agio.	
			Actien	Beiträge		Actien	Beiträge					
	fl.	kr.		fl.	kr.		fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
1845	—	—	363	980	6	3	8	6				
1846	22	25	363	980	6	42	113	24				
1847	61	21	353	953	6	49	132	18				
1848	95	11	341	920	42	63	170	6				
1849	119	48	251	677	42	127	342	54				
1850	145	15	242	653	24	113	305	6				
1851	162	59	264	712	48	91	245	42	50	57	104	57
1852	166	52	311	839	42	22	59	24	75		6	30
1853	195	18	325	877	30	1	2	42	75		7	42
1854	189	15	301	811	48	22	60	18			8	6
	1158	24	3114	8406	54	533	1440	—	200	57	127	15

Summa der Einnahmen.

1)	an Capitalzinsen	fl. 1158.	24.
2)	„ Staatsbeitrag	200.	—
3)	„ extra Einnahme u. Agio	127.	15.
4)	3114 Actienbeiträge . . .	8406.	54.
5)	470 später bezahlte . .	1269.	—
		fl. 11162.	30.
6)	24 Actien in Ausstand	65.	42.
7)	39 „ in Abgang gerechnet	105.	18.
	3647	fl. 11333.	30.

Summa der Ausgaben.

1)	für Porto und Papier	fl. 138.	46.
2)	„ Mobilien und Vermehrung . .	998.	58.
3)	„ Buchdrucker und Buchbinder . .	5307.	57.
4)	„ Sitzungslokale, Reinigung .	140.	54.
5)	„ Aufwärter	385.	34.
6)	„ Steuer u. ausserordentl. Ausgaben	329.	26.
7)	39 in Abgang gerechnete Actien .	105.	18.
		fl. 7406.	53.
	Vermögensstand laut l. Rechnung	3926.	37.
		fl. 11333.	30.

Die Rechnung wurde nicht beanstandet und dem Kassier der Dank für seine Bemühungen ausgedrückt.

Hierauf setzt Prof. Dr. v. Kurr der Versammlung die Gründe auseinander, welche eine Abänderung der §§. 11 u. 13 der Statuten wünschenswerth machen. Es kann leicht der Fall sein, und ist selbst mehrmal vorgekommen, dass bei den Sitzungen des Ausschusses sowohl die Vorstände als ihre Stellvertreter zu erscheinen verhindert, somit die vorhandenen Mitglieder ausser Stande waren, die laufenden Geschäfte zu erledigen; um diesen Uebelstand zu vermeiden, sollen die in beschlussfähiger Zahl versammelten Ausschussmitglieder in einem solchen Falle berechtigt sein, aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden für die betreffende Sitzung zu wählen und unter seiner Leitung die vorliegenden Gegenstände erledigen.

Der Ausschuss hat daher folgenden Antrag zu Abänderung der §§. 11 und 13. der Statuten gestellt:

§. 11. Die Mitglieder wählen — aus 16 Mitgliedern. Zu Fassung eines gültigen Beschlusses wird ausser dem Vorsitzenden die Anwesenheit von mindestens 6 weiteren Ausschussmitgliedern erfordert.

§. 13. Die General-Versammlung wählt ausser den Ausschussmitgliedern den ersten und zweiten Vorstand des Vereins. Der Ausschuss wählt aus seiner Mitte die Stellvertreter für den ersten und den zweiten Vorstand, oder einen Vorsitzenden für die jeweilige Sitzung, sowie die Secretäre und den Kassier.

Die General-Versammlung war damit einverstanden, ein Beschluss darüber kann aber statutengemäss erst bei der nächsten Versammlung gefasst werden.

Bei der nun nach den Vorschriften der §§. 12 u. 13 der Statuten vorgenommenen Wahl der Vorstände und Ausschussmitglieder für das nächste Jahr fielen die meisten Stimmen auf den Prof. Dr. W. v. Rapp in Tübingen als ersten Vorstand, und Prof. Dr. v. Kurr als zweiten Vorstand; an die Stelle des durch das Loos austretenden Ausschussmitglieds, Prof. Dr. Gmelin in Tübingen wurde Prof. Dr. Köstlin in Stuttgart, und für den im Ausland befindlichen Grafen v. Mandelsloh e, Apotheker Dr. Haidlin in Stuttgart in den Ausschuss gewählt; die übrigen durch das Loos ausgetretenen Mitglieder wurden durch Acclamation beibehalten.

Der Ausschuss besteht somit aus folgenden Mitgliedern:

Gebliebene:

Professor Dr. Fehling,
Med.-Rath Dr. Hering,
General-Stabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Prof. Dr. Plieninger,
Graf v. Seckendorff,
Apotheker Weismann, sämmtlich in Stuttgart.

Neugewählte:

Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
Apotheker Dr. Haidlen in Stuttgart,
Professor Hochstetter in Esslingen.
Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger,
Professor Dr. Köstlin,
Professor Dr. v. Kurr,
Handlungsvorsteher Reiniger,
Director v. Seyffer, sämmtlich in Stuttgart.

Zu Ergänzungsmitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung vom 27. Juni gewählt:

Ober-Reallehrer Blum,
Finanzrath Eser,
Professor Holtzmann,
Oberpostrath v. Scholl,
Bergrath v. Schübler, sämmtlich in Stuttgart.

Zum Versammlungsort für's nächste Jahr wurde Stuttgart erwählt.

Nachdem die formellen Geschäfte der Generalversammlung beendigt waren, begannen die Vorträge und Demonstrationen.

I. Prof. Dr. v. Kurr zeigte folgende interessante Gegenstände vor. a) ein Ei von einem Huhn, in welchem der Dotter und das Eiweis getrennt, je in einem besondern Sacke lagen; b) ein frisches Stück von Zuckerrohr aus Madeira; c) Chlorobromsilber aus den Cordilleren; d) Goldstufen aus Australien.

II. Reallehrer Fritz aus Neuenbürg brachte lebende Exemplare des *Limax maximus L. var. nigr.* aus dem Schwarzwalde mit.

III. Fabrikant Carl Deffner von Esslingen trug über die Hebungsverhältnisse der mittleren Neckargegend Folgendes vor: (Hiezu Tafel I.)

Während im grellsten Gegensatze mit der angränzenden Schweiz, wo die ausserordentliche Energie der Hebung die verworrensten Lagerungsverhältnisse hervorgerufen hat, eine merkwürdige Ruhe und Einfachheit in den treppenförmigen Ablagerungen nördlich des Bodensees herrscht, häufen sich allmählig doch auch bei uns die Beobachtungen, welche diese allgemeine Ruhe

nicht mehr als eine ungetrübte, nie gestörte erscheinen lassen. Die Gesammthebung unseres Stufenlandes kann zwar nur eine kontinentale, sehr gleichförmige und ruhige gewesen sein, da wir mit Ausnahme des Schwarzwalds nirgends Anzeichen von irgend kräftiger Spaltenhebung finden, allein ausser dieser kontinentalen, in weitem Gebiet gleichförmig wirkenden Erhebung finden sich oft bedeutende Niveaudifferenzen derselben Schichte, welche nur in plutonischen Störungen ihren Grund haben können und bis jetzt ihre richtige Deutung wohl noch nicht gefunden haben.

Auf einen der interessantesten Punkte dieser Art hat Prof. Quenstedt schon vor Jahren aufmerksam gemacht. Es ist diess das Vorkommen der Opalinusthone (braunen Jura α) am Abhange des Esslinger Schurwalds bei Kimmichsweiler, überragt vom grobkörnigen weissen Keupersandstein. Diese höchst sonderbare Erscheinung steht indessen nicht allein, denn es zeigen sich längs jenes Schurwaldabhanges in ganz ähnlicher Weise noch öfters kleine Gebirgsstücke jüngerer Juraschichten, welche stets an den dahinter aufsteigenden Rücken des Keupers angelehnt sind. So finden sich z. B. die Numismalisbänke an vier Punkten hinter Zell und Altbach, so wie oberhalb Plochingen an der Aichschiesser Strasse zugleich mit den Thonen des Amm. oxynotus, capricornus, lacunatus, bifer (Lias β). Die Posidonienschiefer lagen, bis die Stelle kürzlich angebaut wurde, offen am Wege nach Serach im Helminsberg, wo sie schon von Schübler angeführt werden, und ausserdem finden sich noch an 4 Punkten jüngere Liasthone, deren Petrefactenarmuth bis jetzt keine Bestimmung zuliess. Immer sind es nur kleine, oft kaum 1 Morgen grosse Gebirgsstücke, welche die letzten Zeugen der vollständigen Ausbildung des Jura bis unter die gelben Eisensandsteine des braunen Jura in dieser Gegend abgeben; als Grundlage dienen ihnen immer die Kalk- und Sandsteinbänke des Lias α, der längs der rechten Neckarthalseite von Obertürkheim bis Altbach eine schmale Vorterrasse des höheren Schurwaldzuges bildet.

Der bisher versuchten Erklärung dieser räthselhaften Lagerung, der Keuperrücken des Schurwalds habe inselförmig aus dem seine Niederschläge absetzenden Jurameer hervorgesehen, wollte

es indessen nicht vollständig gelingen, sich mit den gefundenen Thatsachen in Uebereinstimmung zu setzen; sie scheiterte an den Liasbänken, welche nach regelmässiger Aufeinanderfolge der Keuperschichten die Höhen des Schurwalds beinahe überall bedecken und welche sich nicht auf einer über dem Jurameer erhabenen Insel ablagern konnten.

Es finden sich zwar zu scheinbarer Unterstützung obiger Erklärungsweise an der Gränze des Schurwalds gegen die Muschelkalkebene hinaus einige weit vorgeschobene Höhenpunkte, welche heut zu Tage keine Liaskuppe mehr tragen; es lässt sich jedoch mit Sicherheit von ihnen nachweisen, dass sie früher mit Liasablagerungen, welche durch Erosion allmählig entfernt wurden, bedeckt waren.

Diese Punkte sind die Katharinenlinde bei Uhlbach und die Endkette des Schurwalds vom Kernenbuckel oberhalb Stetten an („auf dem Kernen" in der topographischen Karte Württembergs bezeichnet) bis auf den Fellbacher Kappelberg. Diese Höhen, 40—60 Fuss niedriger als die Liasbedeckte Hauptkette des Schurwalds, endigen mit der obersten Schichte des weissen grobkörnigen Sandsteins, unbedeckt von den letzten rothen Mergelletten, welche erst vom Kernenbuckel an den weissen Sandstein bedecken und von da an die Schurwaldhöhen mitconstituiren helfen.

Das Fehlen der letzten Keuperglieder auf den angeführten Höhen erklärt sich aber wohl daraus, dass bei der isolirten Lage der Katharinenlinde und der äusserst schmalen Fläche des Fellbacher Gebirgsrückens die geringe Masse des weichen Keuperlettens der Zerstörung nicht bis auf unsere Zeiten widerstehen konnte, und dass dann seine allmählige Wegwaschung auch den Nachsturz der aufliegenden harten Liasschichten zur Folge haben musste. Erst wo der Gebirgssattel am Kernenbuckel sich erbreitert, widersteht noch heute eine kleine Pyramide Keupermergel den zerstörenden Angriffen der Atmosphärilien, breit genug um auf ihrem Scheitel das Schlussglied der Keuperformation in unserer Gegend, den gelben Sandstein so wie die untersten Liasschichten des Bonebeds und der Psilonotenkalke zu tragen, während die

südöstliche darauffolgende Spitze des „Katzenbuckels“ ihre Liasdecke bereits verloren hat und als spitze Pyramide von Keuperletten endigt, auf dem Abhange noch bedeckt mit spärlichen Stücken ihrer ehemaligen Liaskrone. An diesen 3 Gipfeln, dem Kernenbuckel, dem Katzenbuckel und der Katharinenlinde zeigt sich demnach die stufenweise weiter gediehene Zerstörung der obern Schichten in deutlicher Progression. Auf diese isolirten Kegel des Esslinger Schurwalds, weithin erkennbar durch ihre vorgeschobene Lage am Anfang der grossen Schurwaldfläche, folgt dann diese als gleichförmige, nur durch enge Thalschluchten eingeschnittene Ebene in immer breiterer Ausdehnung zwischen Rems- und Filsthal stets bedeckt mit schützendem Lias. Doch sind es nur die harten widerstandsfähigen Schichten des Lias α, welche die Schurwaldfläche bilden und man sieht sich vergebens nach den jüngern, weichern Thonlettengebilden des schwarzen Jura um. Diese Liasfläche des Schurwalds liegt aber von 150 bis 450 Fuss höher als dieselben Schichten der davor hinziehenden gleichfalls Liasbedeckten Vorterrasse und ebenso zeigen auch die dem Lias untergelagerten Keuperschichten beider Höhenzüge dieselbe Höhendifferenz.

Berücksichtigt man alle diese Verhältnisse, so dürfte nur die Erklärung übrig bleiben, dass beide Ketten, die Schurwaldkette und die jetzige Vorterrasse derselben einst in gleicher Höhe ein Ganzes bildeten, bedeckt mit den in regelmässiger Ordnung folgenden Schichten der Juraformation bis zu den Eisensandsteinen des braunen Jura β, bis eine vom Erdinnern ausgehende Senkung die jetzige Niveaudifferenz zur Folge hatte, wonach wir es statt mit einer Uferlinie des Jurameers mit einer am jetzigen Abhang des Schurwalds hinziehenden Verwerfungspalte zu thun haben.

Mit diesem schmalen Gebirgsstück auf der rechten Neckarthalseite muss aber gleichzeitig die ganze Filderebene mitgesunken sein, denn beide Seiten des Neckarthals zeigen von Untertürkheim bis Plochingen durchgehends gleiches Niveau der Schichten, sowie dasselbe Fallen gegen Südost. Das gesunkene Gebirgsstück bildete demnach einst mit den Fildern und dem

Schurwald eine einzige, durch den Neckar noch nicht getrennte, gleich hohe Fläche. Erst nachdem die Senkung der Filder stattgefunden hatte, bildete sich die jetzige Richtung der Gewässer und begann der Neckar am Austritt der Gebirgsspalte aus dem Schurwald bei Plochingen, wo die Schichten am tiefsten gesunken waren und Lias α heute noch das Neckarbett bildet, die Grabarbeit seines jetzigen Gerinnes.

Um noch einige Details über die Richtung dieser Spalte anzuführen, so lässt sich dieselbe beinahe Schritt für Schritt von den hintersten Häusern Untertürkheims, wo am Fusse des Mönchbergs die Muschelkalkdolomite plötzlich gegen die oberen rothen Schichten des Schilfsandsteins abschneiden, über den Abhang der Heidenweinberge auf die Höhe vor dem rothen Berg verfolgen, wo dessen buntscheckige Mergelschichten neben den zahllosen Resten der zerstörten Liasdecke anstehen. Von hier überspringt die Spalte an den ersten Häusern Uhlbachs das Uhlbacher Thal und zieht zwischen der Katharinenlinde und den letzten Häusern von Rüdern, auf der südlichen Seite stets von Lias, nördlich von Keuper begleitet, am Fusse des Seracher Landguts vorbei nach St. Bernhard, wo sie mit steilem Abfall das Haimbachthal überspringt, und über Hegensberg, den Oberhof bei Kimmichsweiler, immer an der Gränze des Waldabhanges hin bis an den Schlierbach jenseits Altbach, weiter zieht, wo sie hinter der bisherigen hügeligen Vorterrasse des Schurwalds in's Neckarthal heraustritt und am einfachen Abfall des Schurwalds in der Thalsohle fortlaufend den Neckar unter der Plochinger Brücke erreicht. Hier nehmen die Lagerungsverhältnisse auf der rechten Seite des Neckars eine complicirtere Gestalt an, indem die Liasfläche des Schurwalds ununterbrochen ganz in's Thal herabsteigt. Mindestens 100′ über den Liasbänken im Neckarbette liegen abermals vollkommen horizontal gelagert die Thalassitenbänke, eine der tieferen Schichten des Lias α, und nach weiteren 150′ begegnen wir zum dritten Mal horizontalen Schichten von Liassandstein, welche sich zum vierten Male auf dem Scheitel des Schurwalds repetiren, so dass hier mindestens 3 treppenförmig abgestufte Senkungen hinter einander zu liegen scheinen. Ein-

verbrecheriſch genug ſind, um einen allgemeinen Umſturz zu wünſchen, damit ſie in der Verwirrung ihren Theil Beute in Sicherheit bringen können, werden ſich durch die Ausſicht auf ein mäßiges Vermögen nicht von ihrer Berechnung abziehen laſſen, wenn ſie überhaupt bei den Verſorgungs-Anſtalten betheiligt ſind. Weit mehr der Beachtung ſcheint uns werth, daß durch dieſelben ein weiterer Beitrag zu der Organiſation und der Befeſtigung des Mittelſtandes gegeben iſt. Den ſchon ſeit länger als einem Menſchenalter geführten, und wohl noch manches weitere Decennium in verſchiedenen Wendungen zu führenden, Kampf hier ausführlich als das Andrängen der Mittelklaſſen gegen die Vorrechte, namentlich das ausſchließende Regierungsrecht, der höheren Klaſſen darzuſtellen, wäre überflüſſige und wenig verdankte Mühe. Jedermann gibt es zu. Ebenſo iſt außer Streit, daß der Mittelſtand in einem bedeutenden Theile von Europa in ſeinem Beginnen ſchon große Vorſchritte gemacht hat, wie dies auch nicht anders ſeyn kann, da Zahl und Geiſteskraft auf ſeiner Seite ſind. Zur Behauptung der günſtigeren Stellung trägt nun ſicherlich Alles bei, was den Wohlſtand und die individuelle Unabhängigkeit ſeiner Mitglieder erhöht, denn dies fördert ihre Bildung und ihr Selbſtgefühl. Nun iſt zwar allerdings viel Reichthum von dem Mittelſtande im Ganzen erworben; allein derſelbe iſt weit individueller, unſicherer und ſomit wandelbarer, als der der höheren Stände, denn er ruht mehr auf Gewerb als auf Grundeigenthum, und iſt nicht durch Unveräußerlichkeits-Beſtimmungen gebunden. Gar manche ſeiner Mitglieder können ſogar zu keinem irgend erklecklichen Wohlſtande gelangen. Hieraus entſteht ein Fluktuiren in der Menge, eine oft demüthigende Abhängigkeit, ein Zurücktreten in geringere Stellungen. Mit Einem Worte, der Mittelſtand iſt nicht organiſirt und nicht radicirt genug, um nicht immer wieder in einzelnen ſeiner Mitglieder in offenbaren Nachtheil gegen ſeine Widerſacher zu kommen. Von einer ſolchen feſten Stellung und ſolchen antaſtbaren Machtelementen, wie ſie Jahrhunderte dem Adel gewährten, kann nun freilich wohl beim Mittelſtande nie die Rede ſeyn, ſeiner Zahl, ſeiner Beſchäftigung, ſeinem ganzen Daſeyn nach. Allein er wird ohne Widerſpruch um ſo kräftiger zum weitern Angriff und zur Vertheidigung des bereits Erworbenen ſeyn, je mehr weiterer und ſicherer Wohlſtand unter allen ſeinen Mitgliedern ſich verbreitet. Ferne natürlich

facher sind die Verhältnisse auf der linken Seite des Neckars, wo die horizontal geschichteten Liasbänke der Filder plötzlich in starkem Fallen gegen den Neckar herabsinken, bis sie an den horizontalen Liasschichten der andern Seite im Neckarbette abschneiden.

Hiernach wäre die mit Lias bedeckte Vorterrasse des Schurwalds zwischen Obertürkheim und Altbach noch als ein Stück Filderfläche zu betrachten, das in der That auch da, wo es wie in den Esslingerbergen eine genügende Breite erlangt, um einen eigenen Charakter entfalten zu können, in der südöstlichen Richtung seiner beiden Bäche auch sogleich die Gesetze der grössern Schwesterfläche befolgt.

Blicken wir nun vom Schurwald hin über die Filderfläche, um die Ausdehnung des gesunkenen Landstrichs zu finden, so begegnen uns an den ersten Höhen des Schönbuchs dieselben abnormen Erscheinungen wie am Schurwald. Auch hier hat Prof. Quenstedt auf den über die Liasbedeckte Filderfläche wegsehenden Keuperrücken des Schönbuchs aufmerksam gemacht, welcher dieselben der Länge nach ebenso begränzt, wie diess diesseits vom Schurwald geschieht. Die Aehnlichkeit der Verhältnisse wird indessen dadurch eine noch schlagendere, dass auch dort jüngere Liasschichten an die höhere Keuperwand angelagert sind. Offenbar ist auch dieser Schönbuchrücken, der die Gränze der gesunkenen Fläche bildet, auf seinem ursprünglichen Niveau stehen geblieben, während die Filderebene herabsank; denn auch auf ihn will die Erklärungsweise durch insulare Lage im Jurameer nicht stimmen, da einer der höchsten Punkte dieses Bergrückens die Federlensmad bei Echterdingen die Sandsteine des Lias α auf ihrem Scheitel trägt.

Was sodann die an beiden Gränzwällen angelehnten jüngeren Juraglieder anbelangt, so ging bei der Katastrophe der Einsenkung, welche mit bedeutenden Stauungen und Aenderungen im Lauf der Gewässer verbunden sein musste, das ganze leicht angreifbare Thonlettengebirge des jüngeren Lias, sowohl auf dem gesunkenen als dem stehen gebliebenen Gebirgsstück, zu Grunde, und erst die harten widerstandsfähigen mächtigen

Bänke des Lias α setzten, wenn auch manchfach zerbrochen und zerklüftet einer noch tiefer gehenden Zerstörung ein Ziel, während es jenen wenigen kleinen Abschnitten jüngerer Juraschichten, welche im Rücken durch die feste Keuperwand gegen Abwaschung mehr geschützt waren, gelang, der Zerstörung durch die Fluthen zu entgehen. Eben weil die weicheren Thonschichten am leichtesten ausgewaschen wurden, finden wir diese verhältnissmässig weit seltener als die dauerhafteren Kalkmerkel der Numismalisschichten erhalten, welche aber durch Herabrutschen über die erweichten Turnerithone häufig nicht mehr auf ihrer rechten Stelle liegen.

Mit der eben besprochenen Senkung des Landes zwischen Schönbuch und Schurwald ist übrigens die Ausdehnung der gesunkenen Landesstrecke noch nicht begränzt, dieselbe erstreckt sich vielmehr über weitere Räume. Berücksichtigt man nehmlich den Zusammenhang der Liasbedeckten Filderfläche mit der grossen Liasfläche, welche am Fusse der Alp zwischen Göppingen und Reutlingen sich bis an den Neckar erstreckt, so ergibt sich aus dem gleichmässig fortsetzenden Niveau ihrer Schichten, dass auch diese ganze Fläche einst höher gelegen haben und mit den Fildern in derselben Katastrophe auf ihr jetziges Niveau herabgesunken sein muss. Das Maass dieser Senkung, am Nesenbachthale nur unbedeutend beginnend, nimmt gegen Südost mehr und mehr zu und erreicht im Abfall des weissen Jura gegen die Donau ihr Maximum, so dass vielleicht weitere dahin zielende Studien zu dem Schlusse führen mögen, dass auch die schwäbische Alp von der Senkung mitbetroffen wurde.

Sei dem aber wie ihm wolle, so bestätigt sich wenigstens das Einsinken der Liasfläche am Fusse der Alp noch von einer andern Seite; dieselbe findet nehmlich ihre nördliche Gränze ebenfalls an einer deutlich nachweisbaren Spalte und zwar an der Fortsetzung unserer Schurwaldspalte. Wir haben diesen Riss bereits bis in das Neckarbett von Plochingen verfolgt, von wo er in der Sohle des Filsthals weiter zieht; auf der rechten Thalseite von den Liasbänken des Schurwalds in 1400 Fuss Meereshöhe, auf der Linken von den Liasbänken der gesunkenen

Fläche in 900 Fuss Höhe begleitet. Bei Uihingen verlässt die Spalte das Filsthal, verändert auch stellenweise ihren Charakter, indem statt des seitherigen schroffen Abbrechens und hart neben einander Hinabsinkens der Schichten von nun an sich öfter Strecken finden, wo die Bewegung eine weniger heftige war, und kein Bruch, sondern nur eine starke Neigung der Schichten gegen die gesunkene Fläche hin Statt fand. So kommen die Liasbänke bei Diegelsberg mit S.O. Fallen bis auf circa 1100 Fuss vom Schurwald herab, und diese Neigung der Schichten erstreckt sich auf die ganze schiefe Ebene, welche sich von Oberwälden über Wangen und Holzhausen gegen die Fils herab zieht. Gleich darauf am Schlossberg bei Rechberghausen tritt aber die förmliche Spalte in ihrer ganzen Schroffheit mit plötzlichem Abbrechen der Liasbänke gegen weissen Keupersandstein, der sich über dieselben erhebt, wieder auf. Eben so schroff zeigt sie sich im weiteren Verlaufe zwischen Zell und Birenbach; in der Thalsohle liegen dort die Arcuatenkalke, auf ihnen ruhen neben und zwischen einander gerutscht Lias γ δ ε, und über diesen ragt der weisse Keupersandstein mit seinen aufliegenden rothen Mergeln hervor, bedeckt mit den petrefactenreichsten Bänken der Conchinensandsteine (Lias α). Am Krettenhof liegen sogar die Posidonienschiefer beinahe in der Thalsohle, während hoch darüber am Bergabhange weisser Keupersandstein in einem Steinbruche gewonnen wird, wo die mächtigen Blöcke wild durch einander geworfen liegen.

Von Wäschenbeuren, welches schon auf gesunkenem Terrain steht, scheint sich die Einsenkung weniger deutlich gegen das Remsthal hinüberzuziehen, wohin sie bis jetzt noch nicht verfolgt ist, wesshalb wir auch ausser Stande sind, etwas darüber zu sagen, ob sie sich am Fusse der Gmünder und Aalener Alp als schroffe Spalte oder wie wahrscheinlicher nur als schnelles Fallen von einer bestimmbaren Linie (als Neigungsspalte) weiter verfolgen lässt. Eben so wenig wissen wir über den weiteren Verlauf der Schönbuchspalte nach der Tübinger Gegend und der Hechinger und Balinger Alp, wo manche Verwerfungen und Unregelmässigkeiten des Fallens, wie sie besonders von

v. Alberti in jener Gegend angedeutet werden, für ihre Fortsetzung zu sprechen scheinen.

Leider fehlen auch in den trefflichen, durch sorgfältige Beobachtung derartiger Verwerfungen sich auszeichnenden, Profilen der schwäbischen Alp von Graf v. Mandelsloh e gerade die für Beantwortung obiger Fragen nöthigen Querprofile der östlichen und westlichen Alp, während dagegen die Einsenkung der grossen Liasfläche am Fusse der mittleren Alp in dem jetzt 20 Jahr alten Werke pünktlich angegeben ist, obgleich ohne weitere Ausführung über den Verlauf der Verwerfungsspalte und ohne Erwähnung einer Einsenkung der Filder.*)

Ueber die Zeit, in welcher die Senkung Statt fand, lässt sich bei der dermaligen ungenügenden Kenntniss über den Umfang des Ereignisses wohl nicht einmal eine Vermuthung wagen, und ebenso wenig dürfte es möglich sein, die Ursache der Senkung zu ergründen, ehe genaue Untersuchungen über deren ganze Ausdehnung gemacht sind. Die Frage, ob eine letzte Hebung des Schwarzwalds die Ursache sei, indem die dadurch verursachte stärkere Hebung im Südwesten eine Einsenkung im Nordosten zur Folge hatte, oder ob die kolossalen Hebungen der Schweizer Alpen ein Einsinken unserer Schichten gegen den Bodensee hin nach sich zogen, oder ob endlich die Ausbrüche unserer Alpvulkane, welche allerdings gerade längs der südlichen Front des bis jetzt nachgewiesenen Senkungsgebiets gelegen sind, diese Senkung zu Wege brachten, mag noch lange als ungelöstes Räthsel zu weiteren Untersuchungen auffordern. Nur Ein Resultat wollen wir aus der abgehandelten Senkung noch ziehen, dass nehmlich der Steilrand unserer Alp (vorläufig wenigstens die Strecke längs des gesunkenen Gebiets) seine Erklärung in dem durch das Einsinken nothwendig verursachten Abbrechen der Schichten finden wird, mag nun diese Senkung nur sich bis in

*) Wir können hier nicht unterlassen, den vielfach getheilten Wunsch öffentlich auszusprechen, es möge dem Herrn Grafen gefallen, seine leider so seltenen aber immer noch äusserst werthvollen Abbildungen von Durchschnitten der schwäbischen Alp in erneuerter Ausgabe in unseren Vereinsheften zu publiciren.

die Nähe des jetzigen Steilrandes erstreckt, oder den ganzen Körper der Alp bis zur Donau und weiter mit betroffen haben; denn auch bei letzterer Annahme ergibt das stärkere Fallen der Schichten vom jetzigen Steilrande an gegen die Donau, dass von dort an die Senkung eine stärkere Neigung abwärts nahm, wodurch eine Neigungsspalte winkelrecht auf die Richtung der Senkung, also parallel mit dem Steilrande entstehen musste. Vielleicht finden wir den thatsächlichen Beweis einer solchen Neigungsspalte noch heute in dem merkwürdigen Längenthale der oberen Fils, parallel sowohl mit dem Streichen der Alp als dem der gesunkenen Liasfläche, welches in den in seiner Sohle auftretenden Säuerlingen deutlich zu erkennen gibt, dass es nicht ein blosses Auswaschungsthal ist, sondern einer vom Erdinnern ausgehenden Bewegung seine Entstehung verdankt.

Kehren wir noch einmal zu unserer Schurwaldspalte zurück, um ihren Lauf gegen Westen zu verfolgen, so lässt sich dieselbe von Untertürkheim, wo sie hinter der Vorterrasse des Schurwalds in die Sohle des Neckarthales heraus tritt, zwar nicht mehr so scharf wie an den Bergabhängen präzisiren, doch gibt sich ihr Vorhandensein deutlich in der Niveaudifferenz der Schichten an beiden Thalseiten kund, indem der rechte Neckarthalabhang auf längerer Strecke den Muschelkalk in ziemlicher Höhe zeigt, jenseits aber nur die untern Keupermergel zum Vorschein kommen. — Wollte man den weiteren Verlauf durch's Canstatter Becken aus der Verlängerung der ziemlich geradlinigen Richtung der übrigen festbestimmten Rissslinie herleiten, so würde dieselbe zuerst die Mineralwasserkalkablagerungen unterhalb Untertürkheim, sodann die des Seelbergs treffen und hierauf mitten in die gleichen Gebilde der Wilhelma einweisen.

Will man sich gestatten, das unsichere Gebiet der Hypothese zu betreten, so liegt der Gedanke nahe, dass auf derjenigen Strecke der Gebirgsspalte, welche bei Plochingen im Flussbett des Neckars liegt, die Gewässer in dieselbe einfiltriren und nachdem sie sich mit den aus dem Erdinnern in der Spalte entweichenden heissen Gasen gesättigt und damit weitere mineralische Stoffe aufgelöst haben an einer niedriger gelegenen Stelle des Risses als Säuer-

linge wieder an die Oberfläche hervortreten. Wenn die Mineralquellen des Canstatter Beckens auf diese Weise ursprünglich direct aus den Spalten dieser Gebirgssenkung hervorquollen, so änderte sich im Laufe der Zeiten doch die Stelle ihres Ausflusses durch die kolossalen Ablagerungen von Sauerwasserkalk, denen eben so kolossale Auswaschungen im Erdinnern entsprechen müssen. Die nothwendige Folge davon war wiederholtes Nachstürzen der oberen Decke, wodurch die Quellen gezwungen waren, sich neue Ausflussöffnungen zu suchen. So schufen sich diese Säuerlinge durch aufeinanderfolgendes Auswaschen und Einstürzen der oberen Ablagerungen mit den vom Neckar herbeigeführten Geröllen nach und nach selbst das bunt geschichtete Becken aus Sauerwasserkalk und Neckargeröllconglomeraten, sowie dem früher oben gelegenen Keupermergel, wie es die vielen Bohrarbeiten zu unserer Kenntniss gebracht haben. Damit stünden die Beobachtungen, dass das Wasserquantum der Canstatter Quellen mit dem Stande des Neckars steigt und fällt, ebenfalls im Einklang (v. Seyffer, Beschreibung des Diluviums im Thale von Stuttgart und Canstatt, württ. naturw. Jahresh. I. pag. 204), wodurch indessen die von v. Seyffer gegebene Erklärung nicht umgestossen wird, wonach der bei hohem Neckarstande vermehrte Druck auf die Ausflussöffnung einiger im Neckarbett ausströmenden Sauerquellen die Ausflussmenge derselben vermindern muss, während im selben Verhältnisse die zu Tag ausfliessenden Quellen an Wasserreichthum zunehmen. Beide Erklärungen könnten recht gut neben einander bestehen.

Nicht minder im Einklange mit der geäusserten Hypothese steht das Niveau der höchsten Mineralwasserablagerungen im Canstatter Becken, welche nach v. Seyffer am höchsten Punkte 80 Fuss über dem Neckar vorkommen, dessen Niveau ungefähr 90′ unter dem des Neckars bei Plochingen liegt, so dass die etwaige Einflussöffnung bei Plochingen immer noch gegen 10 Fuss über dem höchsten Gebilde der Sauerquellen Canstatts läge. Ebenso erklärte sich die Thatsache, dass der Muschelkalk noch nirgends im Gebiete der Sauerquellen erbohrt werden konnte durch die angenommenen Auswaschungen, welche im Laufe der Zeit

bis zu solcher Tiefe gelangt sind, dass der Bohrer ihr Ende bis jetzt nicht erreicht hat. Die von Herrn v. Seyffer angeführten historischen Beispiele von Einsenkungen aus den Jahren 1773 und 1755 liefern zugleich den thatsächlichen Beweis von der Möglichkeit solcher Fälle.

Ein Zusammenhang der Canstatter Sauerquellen mit der Schurwaldspalte schliesst übrigens eine unterirdische gleichzeitige Speisung dieser Quellen von anderer Seite her durchaus nicht aus. Namentlich scheinen die höher liegenden Mineralwasserablagerungen des Stuttgarter Thales von Quellen herzurühren, welche einen andern Ursprung haben dürften. Bekanntlich hat in dieser Beziehung Walchner in seiner Schrift über die geognostischen Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwalds hervortretenden Mineralquellen schon lange auf die Spalte aufmerksam gemacht, aus welcher die Quellen von Baden, Rothenfels, Wildbad und Liebenzell ihren gemeinschaftlichen Ursprung zu nehmen scheinen, während eine Verlängerung dieser Richtung das Stuttgart-Canstatter Becken trifft.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass Canstatt mit seinem ausserordentlichen Wasserreichthum auf dem Kreuzungspunkte der Schurwaldspalte mit jener vom Schwarzwald herüberziehenden Querspalte liegt und seinen Quellen aus beiden Zuflusskanälen Wasser zugeht. Es möchte dann diese Schwarzwaldspalte in ihrem Verlauf von Canstatt bis in die Vaihinger Gegend die nördliche Gränze des zwischen Schönbuch und Schurwald eingesunkenen Gebiets abgeben, eine Vermuthung, deren Werth eine aufmerksame Untersuchung des Nesenbachthales allein feststellen kann. — Vielleicht nehmen geübtere Kräfte mit mehr Musse die Verfolgung dieser gewiss interessanten Fragen auf, deren Lösung freilich durch den fleissigen Anbau und die natürliche Pflanzendecke des Bodens leicht beirrt und durch die nöthigen Höhenbestimmungen sehr zeitraubend wird.

In hohem Grade gefördert würden aber solche Untersuchungen durch eine Publikation der Niveaus unserer Eisenbahn in zweckmässig eingerichteter tabellarischer Form. Gerade die Höhenbestimmungen machen derartige Untersuchungen doppelt

verdriesslich durch den leidigen Umstand, dass von den Ausgangspunkten weiterer Messungen öfters mehrere divergirende Höhenangaben existiren, deren Differenzen die auf solche Cardinalpunkte gegründete Arbeit verwirren und unsicher machen. An dem Eisenbahnnivellement hätte man dagegen wenigstens Eine hypsometrisch fest bestimmte Linie durch das ganze Land, auf der jeder Beobachter jede beliebige Stelle als Ausgangspunkt seiner Messungen wählen kann, da sich die Höhenlage jedes einzelnen Punkts der Eisenbahn aus der Tabelle mit geringer Mühe aufs Genaueste ergäbe. Käme dazu noch eine sichere Bestimmung der Meereshöhe der Schwellenlage im Stuttgarter Bahnhof als Ausgangspunkt der Tabelle, so wäre die Menge sich widersprechender Höhenangaben wenigstens längs der Eisenbahn definitiv geordnet.

Es bedarf keiner Hinweisung, wie gelegen eine solche Tabelle auch andern als geologischen Forschungen, sowie gewerblichen und landwirthschaftlichen Zwecken *(Canäle, Drainagen)* im Bereich der Bahnlinie kommen würde. Vielleicht möchte sich ein Mitglied unseres Vereins, dem Ingenieurfache angehörend, das Verdienst einer solchen dankenswerthen Arbeit erwerben!

Erklärung der Profile. (Taf. I.)

Die gegebenen Abbildungen zeigen 5, hinter einander im Neckarthal von NW. nach SO. folgende unter sich nahezu parallele Querschnitte, den ersten durch das ganze Gebiet von Schönbuch bis zum Schurwald, die andern 4 aber, um an Raum zu sparen, nur durch die eine Seite der gesunkenen Fläche, nämlich von der Schurwaldhöhe bis aufs Filderplateau.

Aus der Vergleichung dieser Durchschnitte ergibt sich noch:

1) dass das zwischen Schurwald und Neckar liegende eingesunkene Gebirgsstück sich mit den Fildern zugleich gegen Plochingen hin senkt und im dortigen Neckarbett seine tiefste Lage erreicht und

2) dass die Schichten dieses Gebirgsstücks ausserdem gegen die Spalte hin eine deutliche Neigung zeigen, welche bei Untertürkheim noch wenig bemerkbar sich Neckar aufwärts mehr und mehr steigert, bei Altbach das Maximum auf der rechten Neckarseite erreicht, aber durch das noch steilere Einfallen der Liasschichten der linken Neckarseite bei Plochingen noch überboten wird, wo augenfällig die Senkung ihren Culminationspunkt erreicht hat, indem dort der Lias von beiden Thalabhängen bis in den Neckar herabsteigt, während in einer Entfernung von 10 Minuten Fluss auf- und abwärts die Thalwände schon wieder Keuperschichten zeigen.

Durchschnitte durch das Plateau zwischen Schönbuch und Schurwald

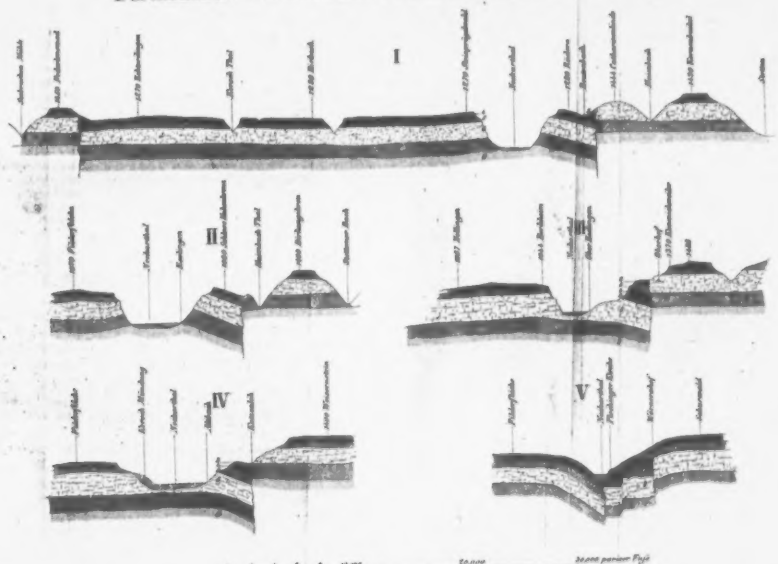

von uns die Lächerlichkeit, zu behaupten, daß diese materielle Kräftigung nur oder auch nur hauptsächlich durch die von uns bisher besprochenen Anstalten ausgehen könne und werde. Allein die Behauptung glauben wir immerhin aufstellen und rechtfertigen zu können, daß ein immer allgemeinerer Gebrauch dieses Mittels einen Beitrag zu solcher Kräftigung geben muß, und zwar in so ferne auf eine fühlbare Weise, als dadurch gerade einem der schwächsten Punkte seiner Stellung, nämlich der häufigen Hülflosigkeit und dem Zurücksinken einzelner seiner Mitglieder, dadurch vorgebeugt wird. Der Mittelstand wird somit nicht nur an materieller Kraft, sondern auch, und vielleicht mehr noch, an äußerer Ehrenhaftigkeit und Selbstständigkeit gewinnen. Aus diesem Gesichtspunkte ist man versucht, die Lebensversicherungen und die Sparkassen als eine Gattung der nach natürlicher Beschaffenheit der Verhältnisse modificirten Fideicommisse, Commenden und Stifter des erobernden Mittelstandes zu betrachten.

Wir eilen zum Schlusse dieser vielleicht bereits allzu ausführlichen Erörterungen. Doch sey uns noch gestattet, die Frage aufzuwerfen, wie sich die Regierungen unter den bewandten Umständen gegen die Vorsorge-Anstalten zu verhalten haben?

Es ist hier ein dreifaches System denkbar. Entweder nämlich überläßt die Regierung die ganze Sache lediglich dem Publikum, sich weder um die Gründung, noch um die besondern Bedingungen der einzelnen Anstalten im Mindesten bekümmernd. Sie billigt keine, verbietet keine, mischt sich nicht in die Verwaltung, überläßt es den Betheiligten, im Falle einer Meinungsverschiedenheit oder Klage, Hülfe bei den Gerichten zu suchen. Oder aber die Regierung verlangt nicht nur die Vorlegung aller Plane, ändert in denselben das ihr nicht passend Scheinende ab, und untersagt die Ausführung des schon im Principe Nachtheiligen; sondern sie sorgt für die von ihr gebilligten Anstalten positiv durch fortlaufende Beaufsichtigung, wohl gar durch Uebernahme einer Garantie, Bewilligung eines Gründungsbeitrages, Einräumung von Vorrechten für die Gelder solcher Anstalten bei Concursen, bei der Staatsschuldenzahlungskasse u. s. w. Möglicherweise kann hier sogar eine nicht durch Privaten zu Stande kommende besonders günstig angesehene Anstalt von der Behörde selbst angelegt und in Gang gebracht werden. Endlich kann drittens ein Mittelweg eingeschlagen werden,

Profil I ist in gerader Linie von Stetten im Remsthal über Rödern, Echterdingen und die Federlensmad gezogen und zeigt in diesem Verlaufe die letzte Liaskuppe des Schurwalds, den Kernenbuckel, sowie den kahl gewaschenen Scheitel der Katharinenlinde und die an beiden Seiten der gesunkenen Fläche an die Keuperwand anlehnenden jüngeren Liasschichten bei Rödern und Echterdingen.

Profil II geht von Lobenroth über den Schurwaldrücken Birkengehren, das Hainbachthal nach Esslingen und zeigt keine jüngeren Liasschichten, da die schützende Rückwand des Keupers durch die Auswaschungen des Hainbaches weggenommen wurde.

Profil III zeigt dagegen auf der Linie von Kimmichsweiler nach Obereslingen den bedeutendsten Rest der jüngeren Liasschichten, sowie das interessante Stück des braunen Jura *a* bei Kimmichsweiler.

Profil IV von Altbach nach Denkendorf zeigt ebenfalls die Anlagerung der jüngeren Liasschichten.

Profil V endlich zeigt den Einschnitt der Gebirgsspalte in das Neckarbett unter der Plochinger Brücke, das Einstürzen der linken Neckarseite gegen diese Spalte; auf der rechten Neckarseite aber die horizontale Lage der Liasschichten mit ihren mehrmaligen treppenartigen Absätzen, wobei indessen ausdrücklich bemerkt werden muss, dass die Anzahl dieser Absätze wegen Mangels an genügenden Aufschlüssen bis jetzt nicht scharf zu bestimmen ist.

IV. Prof. **Hochstetter** von Esslingen zeigte abnorme Blüthen von *Aconitum tauricum* aus einem Garten bei Esslingen und benützte dieselben zur Erklärung der von den Botanikern verschieden gedeuteten Blüthenhülle von Aconitum, wie folgt:

Kürzlich sah ich in einem hiesigen Garten an einem Stock von *Aconitum tauricum* Wulf., das bekanntlich mit *A. Napellus* nahe verwandt, vielleicht auch nur Varietät davon ist und in unsern Gärten der hübschen Blüthen wegen häufig cultivirt wird, einige abnorme Blüthen, die mir ein neues Licht auf die Construction der Aconiten-Blüthe zu werfen schienen.

Für diejenigen Glieder unserer verehrten Versammlung, die sich für die morphologischen Gesetze im Pflanzenreich interessiren, dürfte die Sache von einigem Interesse sein. Ich habe desswegen einige dieser abnormen Blüthen in Sand getrocknet, so dass sie für eine genaue Betrachtung noch geeignet sind und habe sie neben einigen noch frischen normalen Blüthen zur Vergleichung hier aufgestellt. Doch will ich mich über den Gegenstand möglichst kurz fassen,

um nicht zu langweilen, muss aber für das bessere Verständniss einiges Allgemeine vorausschicken.

Bekanntlich rechnen die Botaniker zu einer vollständigen Blüthe der dicotylen Pflanzen, wohin die Familie der ranunkelartigen Gewächse und unter ihnen die Gattung *Aconitum* (der sogenannte Sturmhut oder Eisenhut) gehört, vier verschieden gebildete Kreise blattartiger Organe, zwei die Blüthenhülle, und zwei die Befruchtungsorgane bildend. Der erste oder äusserste wird Kelch, der zweite Blumenkrone genannt, der dritte besteht aus den Staubblättern oder Staubgefässen, der vierte aus den Fruchtblättern, welche die Stempel oder die weiblichen Befruchtungsorgane bilden. Unvollständig wird eine Blüthe genannt, wenn einer dieser Kreise fehlt.

Was nun die Aconitenblüthe betrifft, so haben die älteren Botaniker nach dem Meister Linné dieselbe als unvollständig betrachtet, nämlich den Kelch fehlend, und die gefärbte blättrige Hülle, deren oberstes Blatt eine ausgehöhlte, gewöhnlich helmartige Figur bildet (daher Eisenhut), während die beiden seitlichen rundlich und flach, die beiden untersten ebenfalls flach, etwas kleiner und mehr länglich sind, für die Blumenkrone genommen. Die beiden langgestielten Käppchen, welche erst sichtbar werden, wenn man den Helm abzieht, haben sie unter dem Namen von Honiggefässen als Nebenorgane betrachtet. Bei einigen Eisenhüten ist das oberste Blumenblatt mehr kegelförmig gebildet, wie eine Bajasmütze, z. B. bei *A. Lycoctonum*, welches ein gelbblühender Sturmhut ist, den unser Landvolk wegen des kegelförmig gebildeten Helmes Narrenkappen zu nennen pflegt. (Diese Art wächst nämlich hin und wieder in unsern Gebirgswäldern). Diese Form nun erinnert deutlich an die Blüthe des Rittersporns *(Delphinium)*, wo das oberste Blumenblatt in einen hohlen Sporn verlängert ist. In der That ist *Delphinium* die dem *Aconitum* am nächsten verwandte Pflanzengattung. Auch hier haben die älteren Botaniker mit Linné den Kelch als fehlend betrachtet, und das in einen Sporn verlängerte blattartige Organ nebst 4 andern unter sich gleichen ungespornten flachen Blättern, welche zu äusserst die Blüthenhülle bilden, mit dem Namen der Blumen-

krone bezeichnet, dagegen zwei innere gespornte Organe nebst 2 gestielten Blättchen, die oft mit diesen zusammengewachsen sind, mit dem Namen der Honiggefässe. Diese ältere Ansicht hat man nun, seit man den morphologischen Gesetzen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat, längst verlassen. Was dieser Ansicht bei *Aconitum* und *Delphinium* und noch vielen andern ranunkelartigen Gewächsen, z. B. *Helleborus, Isopyrum, Trollius* als Blumenkrone galt, betrachten alle neueren botanischen Schriftsteller als gefärbten Kelch und die sogenannten Honiggefässe als Blumenkrone. Obgleich nun bei *Aconitum* nur zwei solche ehemals Honiggefässe genannten Organe vorhanden sind, nämlich die beiden lang gestielten im Helm sich verbergenden Käppchen, so schreiben sie dennoch der Aconitenblüthe neben dem 5blättrigen Kelch auch eine 5blättrige Blumenkrone zu, indem sie die kleinen bei einigen Aconiten-Arten am Grund der Staubgefässe stehenden spitzigen, fadenförmigen Organe, welche von einigen Autoren *parapetala* genannt werden, als wirkliche, obgleich nur sehr unansehnliche oder verkümmerte Blumenblätter betrachten und dadurch die Zahl 5 ergänzt glauben, oder sie sprechen von einem gänzlichen Abortus, der 3 Blätter betroffen habe, oder dass sie sich in Staubgefässe verwandelt haben. So sagt Koch in seiner *Synopsis Florae Germ. et Helv.* im Gattungscharacter von *Aconitum*: *„petala quinque, duo superiora cuculliformia nectarifera, longe unguiculata, reliqua minuta, linearia, etiam deficientia* und damit übereinstimmend Endlicher in seinem berühmten Werk *Genera plantarum p. 840 „corollae petala 5 vel interdum pauciora, tria antica minima, unguiformia, saepius in stamina conversa, duo postica (cuculli) sub galea incumbentia, longe unguiculata, apice cucullata“.* *)

Hiernach sollte man meinen, wo diese die Fünfzahl der Glieder des Corollencyklus vermeintlich ergänzende *petala antica minuta* sich vorfinden, seien sie stets zu 3 vorhanden. Allein

*) Diese Citate wurden in der Versammlung nicht *verbotenus* und überhaupt nicht in lateinischer Sprache gegeben, scheinen aber hier wörtlich angeführt werden zu sollen.

bei den Arten, wo sie sich finden (bei einigen Arten z. B. bei *A. Lycoctonum* fehlen sie ganz) namentlich bei *A. Napellus* L. und bei *A. tauricum* Wulf. sind sie stets in grösserer Zahl vorhanden. Gaudin sagt daher in seiner *Flora helvetica* beim Gattungscharacter von *Aconitum*: „*parapetala numerosa minima*“ und bei *A. Napellus*, wo er sie wieder erwähnt (bei den andern Arten schweigt er ganz davon, wohl weil sie dort fehlen), „*parapetala* 5 — 6.“ Ich habe sie bei dem in den Gärten so häufig anzutreffenden *A. tauricum*, das Gaudin nur als Varietät von *Napellus* betrachtet, stets zu 6 gefunden. Wollte man sie also mit den beiden gestielten Kappen zum Cyclus der Blumenkrone ziehen, wie die genannten Schriftsteller thun, so müsste man nicht eine 5blättrige, sondern eine 8blättrige Blumenkrone annehmen, was in der Zahl mit der Blüthe von *Helleborus* übereinstimmen würde, wo gewöhnlich 8 kleine, röhrenförmige, zweilippige Blumenblätter sich finden, die ehedem nur als Honiggefässe galten, weil der 5blättrige Kelch für die Blumenkrone angesehen wurde. Aber die vermeintlichen *petala minima* oder *parapetala*, wie sie Gaudin und Andere nennen, gehören wohl überhaupt nicht zum Cyclus der Blumenkrone, sondern schon zu den Cyclen der Staubgefässe und sind daher vielmehr als *staminodia* oder *parastamina* zu betrachten — sie scheinen die Cyclen der Staubgefässe anzufangen; denn sie unterscheiden sich von den ersten vollkommenen Staubgefässen, die auf sie folgen, nur durch den Mangel des Beutels; erst die in der Reihe weiterhin folgenden Staubgefässe haben stärkere, verbreitete, ja geflügelte Staubfäden, welche in der Form abweichen. Hiernach würde die andere Ansicht Platz greifen, dass im Kreis der Blumenkrone, wenn sie der Idee nach als 5blättrig gedacht wird, nur 2 Glieder zur Entwicklung gekommen seien und die 3 anderen stets abortirt seien. Bei der am nächsten verwandten Gattung *Delphinium* erscheinen, wie ich schon oben bemerkte, in der Mitte des gefärbten Kelchs, dessen eines Blatt einen Sporn hat, 4 ehedem nur als Honiggefässe angesprochene Organe, die jetzt als Blumenkrone gelten, so dass angenommen wird, ein fünftes sei abortirt, weil man auch hier der Blumenkrone der Idee oder

dem Urtypus nach eine Fünfzahl von Gliedern zuschreibt. Dies ist die jetzt herrschende Ansicht.

Inzwischen führen mich nun bei *Aconitum* die abnormen Blüthen, welche ich der hochansehnlichen Versammlung vorzuzeigen die Ehre habe, auf eine neue differente Ansicht, welche ich nach dem Vorausgeschickten jetzt kurz erörtern will.

In diesen abnormen Blüthen (ich habe deren 6 vollkommen gleich gebildete in einer Blüthentraube gefunden, wo die übrigen alle normal waren) ist mehr Regelmässigkeit als in den normalen. Die beiden untersten Kelchblätter sind bei der normalen Blüthe immer ungleich, das eine viel breiter als das andere, bald das rechts, bald das links gelegene, während sie in meinen abnormen Blüthen einander völlig gleich sind, beide so schmal und von gleicher Gestalt als das schmälere in den normalen. Dagegen steht zwischen ihnen nach innen (ohne Zweifel einem zweiten Cyclus angehörend, ihn beginnend) ein ähnliches regelmässig gebildetes Blatt von gleicher Farbe, nur um ein Weniges breiter, so dass man einen sechsblättrigen Kelch zu sehen glaubt, weil man anfänglich versucht ist, dieses abnorm auftretende Blatt zum Kelchkreis zu ziehen.

Man frägt nun billig, warum denn in den normalen Blüthen die beiden vordern (untern) Kelchblätter stets ungleich sind, während sie in den abnormen Blüthen, wo ein drittes Blatt sich zwischen ihnen (doch hinter ihnen) eingestellt hat, stets gleich sind. Die beiden mittleren oder seitlichen Blätter sind in den normalen, wie in den abnormen einander vollkommen gleich. Dass an den untern in den normalen Blüthen bald das rechte, bald das linke breiter ist, kommt wohl daher, weil der Cyclus in einigen Blüthen antidrom ist, so dass das Anfangsblatt des Cyclus (das schmälere) dann auf der andern Seite sich befindet. Der Helm ist immer das zweite Blatt im Cyclus, die beiden mittleren Blätter sind das vierte und fünfte, das breitere von den beiden untern das dritte in der Ordnung, welche nach $\frac{2}{5}$ geht. Es frägt sich also, warum ist dieses dritte Blatt in den normalen Blüthen stets breiter als das erste, während es in den abnormen stets dem ersten gleich ist? Das Suchen nach der Antwort auf

diese Frage führte mich zu dem Gedanken, dass in den normalen Blüthen stets eine Verwachsung des dritten Kelchblatts mit dem ersten Blatt des Blumenkronenkreises stattgefunden habe, was in der grössern Breite sich offenbare. Hiernach wäre also in den normal gebildeten Blüthen das erste Blatt des Blumenkronenkreises wohl vorhanden (die beiden gestielten kappenförmigen Organe, ehedem Honiggefässe genannt, sind als das zweite und fünfte Blatt des Cyclus zu nehmen), jedoch in dem dritten des Kelchkreises durch Verwachsung für die oberflächliche Betrachtung verborgen. Es wären dann nur 2 Blätter des fünfblättrigen Blumenkronencyclus als abortirt zu denken, wenn man nicht in der Combination noch weiter gehen will, um die fünfblättrige Blumenkrone complet zu erhalten. Letzteres aber kann auf zweierlei Weise geschehen. Entweder kann man die beiden breiten, rundlichen Blüthenhüllblätter, welche nach der jetzt herrschenden Ansicht als die mittleren (seitlichen) des Kelches betrachtet werden (in der Ordnung des Cyclus sind sie dann das vierte und fünfte Blatt), zum Cyclus der Blumenkrone gehörig ansehen (sie wären in diesem Cyclus das dritte und vierte Blatt), während der Kelch dann nur für dreiblättrig gelten würde, wie auch sonst in der Familie der ranunkelartigen Gewächse vorkommt, z. B. bei *Ficaria*. Oder man kann sich vorstellen und dieser Ansicht möchte ich den Vorzug geben, dass die beiden seitlichen (mittleren) Blüthenhüllblätter der Aconitenblüthe ebenso Doppelblätter seien, wie wir uns vorhin das breitere der beiden vordern (untern) Kelchblätter gedacht haben, nämlich zusammengewachsen aus einem Kelchblatt und einem Blumenkronenblatt. Dann wäre das vierte Blatt des Kelchkreises mit dem dritten des Blumenkronenkreises und ebenso das fünfte von jenem mit dem vierten von diesem zusammengewachsen zu denken. Hiernach wären sowohl Kelch als Blumenkrone fünfblättrig, ihre Cyclen mit einander alternirend und kein Abortus vorhanden, sondern drei Verwachsungen.

Dass Zusammenwachsungen in den Blüthen auch sonst normale Vorgänge sind, ist bekannt genug. Ich verweise nur auf die Schmetterlingsblüthen, wo immer das zweite Glied des Cyclus

der Blumenkrone mit dem fünften zusammengewachsen ist, wodurch das sogenannte Schiffchen gebildet wird, oder auf die Verwachsung des Kelchs (wenigstens der Röhre desselben mit dem untern Theil der Blumenkrone und mit dem Fruchtknoten bei so vielen Gewächsen u. s. w.).

Ueberhaupt scheinen Zusammenwachsungen der blattartigen Organe der Blüthen häufiger vorzukommen, als man denkt und manchmal die Ursache morphologischer Erscheinungen zu sein, für die man den Abortus zu Hülfe nimmt, der allerdings in vielen andern Fällen unläugbar ist.

Die Zahl der Staubgefässe bei den Aconiten ist verschieden. Bei *Aconitum tauricum* zählte ich mit Inbegriff der obengenannten *parapetala* oder vielmehr *parastamina* meist 48, doch auch einige weniger, bei *Aconitum Lycoctonum* fast ohne Ausnahme 32, so dass hier 4 Cyclen in $\frac{3}{5}$ Stellung, dort 6 in dieser Stellung die Regel zu sein scheinen. Dass der Staubgefässkreis in der Zahl seiner Glieder öfter variirt, wenn er aus vielen Cyclen besteht, als wenn er nur einfach ist, versteht sich von selbst, weil jeder Cyclus einer Anomalie unterliegen kann, und bald dieser Cyclus bald jener oder mehrere zugleich davon betroffen werden können. Inzwischen will ich hier abbrechen, da ich ohnedies zunächst nur von der Blüthenhülle bei *Aconitum* sprechen wollte.

V. Oberbaurath v. Bühler aus Stuttgart trug Folgendes vor:

Der Bodensee. *Lacus bodamicus* von den Franzosen Constanzer See, *Lac de Constance*, von den Römern *Lacus Rheni*, *Lacus Acronius* oder *Acronus* (akromer See) oder auch Bregenzer See, *Lacus brigantinus*, im Mittelalter das Schwäbische Meer, *Mare suevicum* genannt, hat den ersten oder jetzigen Namen von dem ehemaligen Königl. Schlosse Bodmann, oder Hohen-Bodmann am nordwestlichen Ende desselben an dem sogenannten Ueberlinger See.

Er liegt auf der südlichen Gränze des Königreichs Württemberg, der südöstlich und südlichen des Grossherzogthums Baden, auf der südwestlichen des Königreichs Bayern, auf der westlichen

Gränze der Kaiserl. Oesterreichischen Provinz Vorarlberg und Tyrol zwischen

26° 42′ 42″ und
27° 24′ 56″ Länge, und zwischen
47° 28′ 32″ und
47° 48′ 45″ der Breite,

trennt Oberschwaben von der Schweiz, die ihm unmittelbar gegenüber liegt.

Seine Erhebung über dem Meere beträgt 1298 Pariser oder 1369 württembergische Fuss bei mittlerem Wasserstande oder 9′ 2″ des Friedrichshafer Pegels. Er ist der grösste See Deutschlands und einer der grössten in Europa.

Seine grösste Länge von Bregenz bis zum Schlosse Bodmann beträgt 17½ Stunden, die grösste Breite 5 Stunden.

Er theilt sich gegen Nordwest in zwei Arme, von welchen der nördliche der Ueberlinger, der südliche der untere oder Zeller See (im Gegensatz von dem Hauptsee, welcher häufig der obere See) genannt wird, hat zwei bedeutendere Inseln, die Mainau im Ueberlinger See, die Reichenau im Zeller See, sodann zwei kleinere Lindau und Wasserburg.

Die Ufer des Sees sind allermeist regelmässig sanft gebogen, Buchten wechseln mit Ausbeugungen, Hörner genannt und gewähren einen äusserst freundlichen Anblick.

Die Entfernung von Friedrichshafen nach Constanz beträgt $6\frac{1}{10}$ Stunden, die grösste Tiefe auf dieser Linie 768 württembergische Fuss.

Bemerkenswerth ist, dass nahezu in der Mitte dieser Linie sich ein Rücken befindet, durch welchen die Tiefe auf 164 Fuss vermindert wird; dieser Rücken liegt ¼ Stunde von St. Wolfgang bei Herrschberg von dem Ufer entfernt.

Von Friedrichshafen nach Romanshorn beträgt die Entfernung $3\frac{1}{10}$ Stunden, die grösste Tiefe 890 württemb. Fuss. Von Friedrichshafen nach Rorschach Entfernung $5\frac{1}{10}$ Stunden, grösste Tiefe 829 württemb. Fuss. Von Friedrichshafen nach Langenargen, Entfernung 2 Stunden, grösste Tiefe 24 Fuss. Von Mörsburg nach Staad, Entfernung 1½

Stunde, grösste Tiefe 573 Fuss. Von Constanz nach Lindau 11 Stunden, grösste Tiefe 964 württemb. Fuss.

Dies ist die grösste Tiefe des ganzen Sees, sie liegt nahezu in der Mitte dieser Linie.

Von Langenargen nach Rorschach, Entfernung 8½ Stunden, grösste Tiefe 693 Fuss. Von Romanshorn nach Lindau, Entfernung 6 Stunden, grösste Tiefe 793 Fuss. Von Rorschach nach Lindau, Entfernung 4½ Stunden.

Diese Linie streicht nahe an der Einmündung des Rheins in den See vorüber. Durch die ungeheure Masse von Geschieben und Sinkstoffen, welche der Rhein mit sich führt, und welche in der ruhigen Tiefe des Sees abgelagert werden, hat sich an dieser Einmündung ein mächtiger Schuttkegel gebildet.

Die grösste Tiefe zwischen der linken Seite des Schuttkegels und Rorschach beträgt 320 Fuss.

Der Schuttkegel selbst hat eine Basis von 1½ Stunden; die obere Fläche desselben hat noch eine Breite von 1 Stunde, auf welcher die Tiefe des Sees nur 9, 12 bis 16 Fuss beträgt. In das Plateau des Schuttkegels ist sodann das Gerinne des Rheins eingeschnitten, weshalb die Tiefe des Sees hier dann wieder 110 Fuss bei entsprechender Breite beträgt. Zwischen der rechten Seite des Schuttkegels und Lindau beträgt die grösste Tiefe 293 Fuss und es liegt zwischen diesen Punkten sodann noch ein Schuttkegel, nämlich der der Dornbirner und der Bregenzer Ach, durch welchen jedoch die Seetiefe nur auf 189 Fuss vermindert wird, weil die gerade Linie zwischen Rorschach und Lindau den Schuttkegel schon ziemlich entfernt von der Einmündung beider Flüsse schneidet. Wird dagegen eine Linie von Hard nach Mererau unmittelbar vor dem Bregenzer Ach-Delta gezogen, welche ¾ Stunden lang ist, so beträgt auf dieser die grösste Tiefe des Sees nur 110 Fuss, von Lindau nach Hard, Entfernung 1½ Stunde, grösste Tiefe 280 Fuss, von Lindau nach Mererau, Entfernung 1½ Stunde, grösste Tiefe nur 201 Fuss. Die Dimensionen auf den letzteren zwei Linien beweisen, dass der Schuttkegel der Bregenzer Ach nicht gerade aus in den See ge-

indem die Regierung ſich zwar die Einſicht aller ſolcher Anſtalten und ihrer Statuten vorbehält, auch aus denſelben das von ihr als poſitiv rechtswidrig, oder mit dem allgemeinen Wohle unverträglich Erkannte entfernt, im Uebrigen aber der Sache ihren Gang läßt, nur zur Abhülfe auf beſonderes Anrufen der Parteien bereit, und vielleicht noch in jedem irgend zweifelhaften Falle ausdrücklich erklärend, daß ihre Genehmigung rein negativer Art ſey, und ſie damit weder Empfehlung noch Garantie übernehme.

Von dieſen drei Syſtemen möchte das der direkten Regierungs-Einſchreitung und Theilnahme am wenigſten Beifall verdienen und finden. Nicht nur iſt es eine Abweichung von der goldenen Regel (dem einzigen Anker in der Verwirrung der Forderungen an die Polizei und von derſelben), nur da helfend einzuſchreiten, wo die Einzelnkraft nicht ſelbſt im Stande iſt durchzudringen zu einem allgemeinen nützlichen Ziele, ſondern es kommt dabei das Intereſſe und das Recht der Bürger auf doppelte Weiſe in Gefahr. Einmal nämlich iſt zu beſorgen, daß die Regierung aus Mißverſtändniß, Eigenſinn oder Vorurtheil eines Referenten ſich gegen einen neuen Gedanken ganz unnöthigerweiſe erklärt, und ſomit das Publikum des aus demſelben entſpringenden Gewinnes beraubt. Andererſeits aber kann ſich leicht ereignen, daß die Regierung einem Plane, der nichts taugt, ihre Zuſtimmung gibt. Mag ſie nun denſelben bloß hierdurch empfehlen, oder gar denſelben garantiren zu wollen erklären, in jedem Falle richtet ſie Schaden an. Schon ihre bloße Billigung wird Viele zum Beitritte verleiten, welche ſodann das unverdiente Vertrauen in den Scharfſinn und die Aufmerkſamkeit der Behörden ſchwer zu büßen haben werden. Und wie leicht kann ſich ereignen, daß man ſelbſt dann, wenn die Erfahrung oder genauere Unterſuchung den Schaden aufdeckt, und nun von den Betheiligten Hülfe geſucht wird, nicht eingeſtehen will einen Fehler gemacht zu haben, ſondern beharrt, und dadurch das Uebel unheilbar macht. Uebernimmt aber die Regierung gar eine Garantie, ſo ſind freilich die Theilnehmer geſichert genug gegen die Folgen des Mangels an Ueberlegung, mit welchen ſie und die Regierung gehandelt haben; allein ſie ſind nur gedeckt durch das Eintreten der Steuerpflichtigen, welche doch wahrlich keine Verpflichtung dazu haben, auf ihre Koſten Einzelnen auf den Grund einer falſchen Berechnung zu einem Vermögen zu verhelfen.

schoben wird, sondern dass er wahrscheinlich durch die West- und Nordwest-Stürme eine Umbiegung erleidet, welche ihn zwingt, die Bucht zwischen Lindau und Bregenz nordöstlich gegen dem Blümle hin nach und nach auszufüllen, wozu die Laiblach wohl auch ihr Scherflein beitragen wird.

Die Entfernung von Lindau nach Bregenz beträgt 1¾ Stunden, die grösste Tiefe 226 Fuss. Die Tiefen von Mörsburg an gegen Staad betragen 122 bis 189 Fuss. Bei Staad 49 Fuss, bei Friedrichshafen 12 bis 21 Fuss, bei Constanz 18 Fuss, bei Romanshorn 12 bis 30 Fuss, bei Rorschach 15 bis 19 Fuss, bei Lindau 12 bis 18 Fuss, bei Langenargen 10 bis 19 Fuss, bei Bregenz 15 Fuss, bei Hard 12 bis 18 Fuss, bei Mererau 12 bis 18 Fuss.

Hiernach sind die älteren ganz unrichtigen und übertriebenen Angaben, wornach die Seetiefe bei Mörsburg 573 Fuss, bei Mererau sogar 2208 Fuss betragen solle, zu berichtigen.

Die Fläche des Bodensees beträgt mit Einschluss des Zeller und Ueberlinger Sees 9½ Quadratmeilen.

Der obere See dehnt sich in annähernd gerader Richtung von Südost nach Nordwest, theilt sich gegen Nordwest, wie wir schon erwähnt haben, in zwei Arme: in den Ueberlinger- und in den untern oder Zeller-See. Der letztere ist von dem obern oder Hauptsee auf eine halbe Stunde lang getrennt, und auf diese Länge mit ihm durch den Rhein verbunden.

Im Ganzen genommen ist der Bodensee ein bedeutend erweiterter und vertiefter Rinnsal des Rheins. Die Ufer von der deutschen Seite sind ganz flach, entweder rein sandig, oder es ist der Sand mit kleinerem Kies gemischt, während sie auf der Schweizer Seite und auch um den Ueberlinger See, besonders aber bei Mörsburg steil und felsig, schnell zu beträchtlicher Tiefe abfallen, oder auch mit grösseren, meist noch etwas scharfkantigen Steintrümmern, oder auch mit gröberem Sand und Kies bedeckt sind. Der tiefere Grund des Sees wurde nach genauen Untersuchungen überall schlammig gefunden, eine Folge der Niederschläge von Detritus, welche die in denselben einmündenden Flüsse und Bäche ihm zuführen.

Am Untersee sind die Ufer mehr sumpfig, theilweise sehr morastig und stark mit Schilf bewachsen.

In den See ergiessen sich: Der Rhein, die Dornbürner- und Bregenzer Ach, die Lautrach, die Leiblach, die Argen, die Schussen, die Rothach oder Friedrichshafer Ach, die Lippach, die Seefelder Ach, die Stockach, die Steinach, die Goldach, die Aach, welche für einen unterirdischen Abfluss eines Theils der Donau gehalten wird, und eine nicht unbeträchtliche Zahl von grösseren und kleineren Bächen.

Der Wasserstand des Sees zeigt einen periodischen Wechsel; derselbe steigt nämlich vom Frühjahr an, bis gegen den Monat August, fällt dann wieder und erreicht in der Regel im Winter den niedersten Stand. Die Ursache dieses periodisch höheren und niederen Standes liegt in dem Abschmelzen des Schnees in den Hochalpen. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedersten Stand beträgt gewöhnlich 6—7 Fuss, öfters erreicht er aber auch die Höhe von 12 Fuss. In den Jahren 1343, 1511, 1640, 1770, 1785, 1817 hatte der See die höchsten Wasserstände, und in den Jahren 1821, 1822, 1824 und 1825 im Monat October in Folge von Sturmfluthen. Der niedrigste Wasserstand fällt in die Jahre 1672, 1725, 1779, 1784 und 1797.

Ausser dem Rhein, der hauptsächlich diesen veränderten Wasserstand herbeiführt, haben wohl die übrigen in den See einmündenden Flüsse und Bäche keinen merklichen Einfluss auf die Höhe desselben.

Das Wasser des Bodensees ist süss, klar, von bläulicher Farbe, wenn dasselbe nicht von Stürmen aufgeregt ist, in welchem Falle es durch weggespülte Erde, durch feinen Sand und durch theils frische, theils vermoderte vegetabilische Substanzen z. B. Wasserpflanzen etwas verunreinigt erscheint. Die bläuliche Farbe wird aber oft durch den Reflex des Lichts des Himmels, der Wolken und aus subjectiven Ursachen in mancherlei Farben, besonders aber in das herrlichste Grün verwandelt. Die Erklärung dieses Farbenspiels ist äusserst schwierig und

hat schon viele gelehrte Männer beschäftigt. Nach H. Davy ist vollkommen reines Wasser, sowie man es in den Vertiefungen des Gletschereises findet, ursprünglich ganz blass bläulich gefärbt, wenn es auch in kleinen Massen ganz farblos erscheint. So unmerklich dieses Vorhandensein einer ursprünglich bläulichen Färbung ist, so zeigt sich dieselbe dennoch in dicken Stücken sehr klaren, reinen Eises, welches bei gerade durchfallendem Lichte ebenfalls gänzlich farblos erscheint, dagegen im reflektirten Tageslichte, oder in schräg durchfallendem mit reflektirendem verbundenem Lichte, die blasshimmelblaue Farbe von ganz besonderer Schönheit zeigt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass das reine Wasser in Bergseen in grösserer vereinigter Masse diese Färbung ebenfalls besitzt, während dagegen bei tiefliegenden Seen, sowie in Flüssen diese Farbe durch den Boden, auf welchem das Wasser steht oder hinfliesst, durch die mancherlei Färbung der Ufer, dann durch Körper, welche von der Luft fortgerissen und in das Wasser getragen werden, sowie durch Aufnahme von sonstigen Substanzen die manchfachsten Modifikationen erleiden muss. Unter die verunreinigenden Substanzen zählt H. Davy vorzugsweise vegetabilische Substanzen, besonders Pflanzentheile, welche ursprünglich grün, beim Verwesen aber gelblich werden und in Vermischung mit dem natürlichen Blau des Wassers die grüne Farbe erzeugen.

Munke, der den Bodensee öfters und anhaltend beobachtet hat, gibt die von Davy behauptete ursprünglich blassblaue Färbung des Wassers nicht unbedingt zu, auch glaubt er nicht, dass davon die tiefere blaue Färbung, in welcher wir die Seen öfters sehen, herrühre; dagegen ist er der Ansicht, dass die dunklere Färbung mehr subjectiv seie. Er ist eher geneigt, die blassblaue Färbung des ganz reinen Wassers der Reflexion der Lichtstrahlen, welche bei durchsichtigen Medien, ebenso wie bei der Luft die blauen vorzugsweise trifft, zuzuschreiben, weil man namentlich ganz weisse Gegenstände in grossen Wassertiefen ohne die geringste Färbung wahrnehme. Er glaubt daher auch, dass Wasserflächen in Folge der geringeren Menge von reflectirendem Lichte im Allgemeinen dunkel,

bei starker Reflexion weisslich erscheinen, wobei sie zugleich ein mannigfaltiges Farbenspiel durch den Reflex der von ihnen gespiegelten Gegenstände, z. B. des Grüns der Wiesen und Waldungen, welche den Wasserspiegel umgeben, zeigen.

Ausserdem geben sie aber vorzugsweise diejenigen Farben wieder, die durch das vom Himmel und den Wolken auf sie fallende Licht entweder unmittelbar, oder unter Mitwirkung des physiologischen Einflusses erzeugt werden, wobei namentlich das tiefe Grün und das Saphirblau oder Himmelblau meistens als subjectiv zu betrachten sei. Nach allem diesem hängt die Färbung des Sees, ausser der kaum bemerklichen ursprünglich blassblauen Farbe des Wassers, von der Färbung des Bodens und von der Tiefe des Wassers ab, welche beide vereint wirkend, die verschiedenen Modifikationen erzeugen werden, wobei einzelne Wolken und deren Farbe auf die Färbung einen bedeutenden Einfluss ausüben. Die einzelnen oft ganz hell glänzenden Streifen auf dem ruhigen Wasserspiegel sind partiellen Bewegungen in der Atmosphäre, durch welche diese Stellen oder auch ganze Striche gekräuselt werden, zuzuschreiben, daher auch der häufige Wechsel dieser Streifen. Einzeln vorkommende grüne Flecken befinden sich unzweifelhaft über unterirdischen Quellen, welche diese Veränderung der Färbung hervorbringen. Jede andere Färbung, meist nur örtlich, entsteht meist durch vorübergehende Verunreinigung und findet bei einiger Aufmerksamkeit leicht ihre Erklärung. Davon, dass der Rhein sich mit dem Wasser des Sees nicht vermische und an seiner Färbung erkennbar durch den ganzen See durchfliesse, haben wir bei den genauesten Beobachtungen nichts bemerkt. Was wir hier über die Färbung des Bodensees gesagt haben, gilt mehr oder weniger je nach den lokalen Verhältnissen von allen Seen und Weihern des Rheingebiets, wenn dieselben nicht ihren Ursprung in Torfmooren haben, oder ganz von denselben umgeben sind. Ausser dem periodischen Steigen und Fallen des Sees durch den Schneeabgang in den Hochgebirgen, beobachtet man noch zuweilen eine Erscheinung ganz eigener Art, nämlich eine Bewegung und Anschwellung, wie sie auf dem Genfersee

in erhöhtem Maasse stattfindet, dort Seiches hier Ruhss genannt, deren Entstehung schon vielfältig zu erklären versucht wurde, und äusserst schwierig ist. Die Perioden, in welchen diese regellosen Schwankungen eintreten, sowie ihre Dauer sind bis jetzt nicht ermittelt. Am 25. Febr. 1549 soll der Bodensee während einer Stunde 4—5 Mal eine Elle hoch gestiegen sein.

Auf dem Genfersee wollte man anfänglich die Entstehung heftigem Winde oder auch einem plötzlichen Anwachsen der Arve zuschreiben, oder auch den Entstehungsgrund aus elektrischen Wolken ableiten, welche das Wasser anzögen und dadurch an denjenigen Orten, an welchen die Breite nicht gross, die beiderseitigen Ufer sich am nächsten liegen, desto stärker in die Höhe zu heben vermöchten. Man schloss diess aus der Thatsache, dass die Erscheinung sich hauptsächlich in der Nähe von Genf, nahe bei dem Ausflusse des Sees am deutlichsten und stärksten hervortritt, während ihre Höhe zwei Stunden von der Stadt entfernt nur einige Zolle, am Einfluss der Rhone nur wenige Linien beträgt. Saussure hat dagegen dargethan, dass als eigentliche Ursache ein verschiedener Luftdruck, welcher auf die Oberfläche wirke, anzusehen sei. Derselbe gibt zugleich an, dass der See in stürmischen Tagen während einiger Stunden mehrmals zu 4—5 Fuss ansteige und wieder falle. Vaucher hat langjährige Beobachtungen über diese Erscheinung angestellt und ist dadurch auf folgendes Resultat gekommen: Immer ist dieselbe am bemerkbarsten, wo der See am schmalsten, die beiderseitigen Ufer sich daher am nächsten gerückt sind. Die Erscheinung ist ganz unbestimmt, erfolgt jedoch häufiger bei Tag als bei Nacht und vorzugsweise zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche und namentlich am Ende des Sommers. Sie dauert wenige Minuten, selten über 20, ist weder von Wellenschlag noch von Strömung begleitet, auch scheint die Temperatur keinen Einfluss auf dieselbe auszuüben, obgleich sie bei veränderlichem Wetter am häufigsten vorkommt. Sie wird hauptsächlich dann bemerkt, wenn die Sonne aus dunkeln Wolken hervortritt und hell zu scheinen anfängt. Nach Vaucher, der übrigens die Erscheinung nur mit einiger Erweiterung, wie

Saussure erklärt, liegt die Ursache in einem ungleichen atmosphärischen Drucke, in soferne letzterer Veränderungen unterliegt, die unter andern namentlich durch den Wechsel der Temperatur erzeugt werden können und das stete Schwanken seiner Barometer zur Folge haben. Eine weitere specielle Bedingung findet Vaucher in der Neigung, welche die Oberfläche aller abfliessenden Seen gegen den Horizont nothwendig haben müssen, wonach ein Ansteigen in der Gegend des Abflusses stattfinden muss. Wenn dieser gehindert wird, und da dieses bei allgemein höherem Wasserstande am leichtesten stattfinden kann, so sind eben desswegen die Seiches oder Ruhss zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen am stärksten. Nach Saussure würde eine Temperaturveränderung von 3 Graden eine Verminderung der Barometerhöhe von 0,85 Linien herbeiführen können; ein solcher Wechsel findet aber in Gebirgsgegenden, besonders im Frühling und Herbst häufig statt. Dass aber die Hebungen des Wassers an den schmalen Enden des Sees am stärksten sind, folgt einfach daraus, dass das anfangs gehobene und wieder sinkende, oder das ursprünglich niedergedrückte Wasser aus den weitern Räumen in die engeren zusammengedrängt, nothwendig hier höher steigen muss, wie dieses auch bei ungleich weiten communicirenden Röhren stattfindet.

Die Temperatur des Wassers des Bodensees ist bis jetzt noch nicht gehörig ermittelt worden. Wie bei allen Seen, so ist auch hier zunächst nur die Oberfläche des Wassers nach den Jahreszeiten und nach der mittleren Temperatur der Gegend veränderlich, während in der Tiefe wegen der schlechten Wärmeleitungsfähigkeit dasselbe eine nahezu gleichförmige Temperatur haben muss, welche in der grössten Tiefe wahrscheinlich die der grössten Dichtigkeit des Wassers nämlich 3°, 78 C. ist, wenn der Zufluss des Rheins hier nicht wesentliche Modificationen bedingt. Der See überfriert selten ganz; vom XI. bis XVII. Jahrhundert war dies nur zwölfmal in dem Grade der Fall, dass man darüber fahren konnte. Es werden in dieser Beziehung hauptsächlich die Jahre 1215, 1269, 1277, 1311, 1435, 1560, 1573, 1587, 1695, 1788 und 1830 herauszuheben sein. Der

See überfror in dem letzteren Jahr bei 22° R. in Friedrichshafen hauptsächlich begünstigt durch Ost- und Nordwinde.

Die herrschenden Winde auf dem See sind der Nordwest- und der Ostwind, dann der Südwind oder Föhn. Erstere wechseln regelmässig auf der Mitte des Sees; es weht Vormittags gewöhnlich Ostwind, Mittags Nordwest- und Westwind, Abends dagegen wieder Ostwind. Der Südwind oder Föhn ist in der Regel mit Stürmen begleitet und gefährlich, wie überhaupt der See viele Stürme hat. Wie überall, so ist auch hier die Grösse der Wellen der Oberfläche des Sees proportional. Ihre Grösse, d. h. ihre Höhe nebst zugehöriger Breite und ihre Länge wird durch die Ausdehnung und die Tiefe des Wassers, worin sie entstehen, bedingt. Ueber die Höhe derselben herrschen wohl sehr übertriebene Ansichten, denn häufig hört man nach heftigen Stürmen von haushohen Wellen sprechen, während z. B. Bremontier beobachtet hat, dass die Wellen bei starkem gleichmässigem Winde auf einem See von 200—300 Fuss Breite und 3—4 Fuss Tiefe nie eine grössere Höhe als 2—3 Zoll in Buchten von 1—30 Fuss Tiefe und einer Länge von mehreren Stunden nur 1,5 bis 2 Fuss Höhe haben. In der Elbe bei Cuxhafen haben die Wellen vom tiefsten bis zum höchsten Punkte eine Höhe von 4—5 Fuss. Im mittelländischen Meere beträgt die Wellenhöhe nach Marsiglis Messungen nie über 8 Fuss. Bei sehr heftigem Sturme zwischen Helgoland und Hull wurde eine Wellenhöhe von 12 Fuss beobachtet. Endlich ist es ausgemachte Thatsache, dass selbst in denjenigen Meeren, in welchen der Wellenschlag wohl die höchste Höhe erreicht, nämlich am Cap Horn, diese nicht mehr als 20 Fuss beträgt. Die Höhe der Wellen des Bodensees darf unter solchen Umständen wohl nicht grösser angenommen werden als 4, höchstens 5 Fuss. Als einzige Ursache der Wellen auf dem Bodensee ist wohl der Wind zu betrachten, welcher in seiner Richtung auf die Wasserfläche stösst, dieselbe niederdrückt und dadurch nach und nach die heftige Bewegung hervorbringt.

Es stehen jedoch diese Wellen mit der Ungleichheit der Windstösse nicht im Einklang, sondern es bedingen sich die

Wellen unter sich selbst. — Es folgt nämlich naturgemäss aus dem aufgehobenen Gleichgewicht der einzelnen Wassermassen, dass eine Welle, so bald sie so weit als ihre Breite beträgt weiter vorgerückt ist, eine neue Welle hinter sich erzeugt, und dass auf diese Weise gegen 30—40 und noch mehr Wellen hinter einander entstehen, die sich gegenseitig bedingen und in ihren Oscillationen beharren, wenn die erste — die erzeugende — längst schon vorüber ist. Modificirt wird jedoch diese Bedingung durch das auch hier vorkommende Durchkreuzen der Wellen, wodurch häufig eine Erhebung des Wassers zur doppelten Wellenhöhe erzeugt wird. Diese Wellenkreuzungen sind eine Folge zweier, zuweilen sogar dreier Wellenbewegungen in verschiedenen Richtungen, welche oft tagelang Richtung und Geschwindigkeit regelmässig beibehalten. Sie entstehen dadurch, dass der Wind seine genaue Richtung keine Minute lang beibehält, wie man dies bei jedem etwas heftigen Winde an leicht beweglichen Wetterfahnen ohne Ausnahme wahrnimmt. Die wechselnde Richtung des Windes bringt aber eine wechselnde Richtung der erregten Wellen hervor, wobei man zwar wohl bemerkt, dass der Wellenzug sich im Ganzen nach der nämlichen Gegend bewegt, zugleich aber auch aus einzelnen nicht sehr langen, mehr oder minder zusammenhängenden Erhebungen besteht. Dadurch finden nun aber in der Regel gleichzeitig mehrere Wellenlinien statt, die sich unter einem gewissen Winkel schneiden, und dadurch sind die Wellenkreuzungen bedingt. Die verschiedenen Richtungen des Windes und seine stossweise Bewegung mit grösseren und kleineren Unterbrechungen werden am Bodensee noch zudem durch die vielen Thäler die gegen ihn einmünden, durch die hohen Gebirge und tiefen Einschnitte in dieselben noch mehr bedingt und gesteigert. Die bedeutende Grösse der Wellen ist nur der Grösse des Wasserspiegels und einer sehr grossen Tiefe des Wassers zuzuschreiben. Die erste Bedingung, eine sehr grosse Fläche ist um deswillen nothwendig, weil nur dann die weit fortschreitenden Wellen durch den Wind anhaltend wachsen; die Tiefe des Wassers ist aber um deswillen unerlässige Bedingung, weil zu sehr

hohem Wellenschlag eine sehr tiefe Wassermasse in Bewegung gesetzt werden muss. Haben die Wellen über der grössten Wassertiefe einmal ihre höchste Höhe erreicht und kommen auf minder tiefe Stellen, so nehmen sie an Höhe noch zu, werden aber an der Vorderseite durch gehinderte Bewegung so steil, dass sie sich nicht halten können und desshalb stark branden. Die so bedeutend abnehmende Wassertiefe auf der schwäbischen Seite ist der Grund, warum der See hier so stark brandet. Heftige Stürme sollen den See übrigens nicht tiefer als 18 Fuss bewegen, woran vielleicht die flachen Ufer an der Nordseite und das schnelle und tiefe Einsinken des Grundes nach dieser, die sogenannte Halde, die Ursache sein dürfte.

Dass übrigens die Wellen ungleich höher gehen, wenn sie auf einen Widerstand, z. B. auf ein hohes steiles Ufer, auf eine Felswand oder eine Mauer stossen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Da die feuchte Luft weniger Adhäsion zum Wasser hat als die trockene, so sind bei gleich heftigem Windzug die Wellen bei feuchter Witterung weniger hoch als bei trockener. Bekannt ist es auch, dass der Regen die Wellen niederer hält, dass sie daher bei heftigem Wind mit Regen weniger hoch gehen, als bei schwächerem ohne Regen.

Dass der Bodensee ehemals ungleich grösser war, als gegenwärtig, unterliegt keinem Zweifel und wird nicht allein durch die sumpfigen Ebenen des Untersees und der Gegend um die Rheineinmündung, sowie durch die bedeutende Bodenseeebene auf der schwäbischen Seite von Friedrichshafen bis Kresbrunn und landeinwärts bis Brochenzell und Meckenbeuren hinauf, welche eine starke Quadratmeile beträgt und in welcher noch die alten Ufer deutlich zu erkennen sind, bewiesen, sondern es sprechen auch dafür andere Thatsachen und historische Beweise.

Im vierten Jahrhundert, zur Zeit Ammians, bestand an der Rheineinmündung eine grosse Bucht, welche inzwischen durch den Detritus, welchen der Rhein, die Dornbirner und Bregenzer Ach in den See führen, ausgefüllt wurde. Die Entfernung von Bregenz nach Arbon, beide römische Nieder-

lassungen, deren Ueberreste jetzt noch sichtbar sind, betrug im ersten Jahrhundert 6½ Stunden (oder 20,000 Schritte, den römischen Schritt zu 4 Fuss 6 Zoll 5 Linien) während die gegenwärtige Entfernung nur noch 5¼ Stunden beträgt.

Hiernach würde die Ausfüllung des Sees in 18 Jahrhunderten eine kleine Quadratstunde betragen.

Diese Bucht war das jetzige Riedbuchsee zwischen den Dörfern Staad und Alteurhein zwischen Fussach und St. Johann Höchst, in welchem noch die beiden Logseen, die durch einen Bach Abfluss in den Bodensee haben, liegen, und sich noch viele Stellen von sehr grosser Tiefe befinden, die die ehemalige Seetiefe andeuten. Im sechzehnten Jahrhundert zu Zeiten Vadians soll sich noch auf dem Eisenried ein See ohne Verbindung mit dem Rhein befunden haben, von welchem noch im achtzehnten Jahrhundert Spuren vorhanden waren. Mehr als alles dies beweisen jedoch die Schuttkegel in der Tiefe des Sees, welche an der Einmündung des Rheins, der Dornbirner und Bregenzer Ach sich befinden und das Delta daselbst bilden.

Wenn wir die Richtigkeit der historischen Daten anerkennen und annehmen, dass in 18 Jahrhunderten die Auffüllung und Verlandung oder die Vergrösserung des Deltas eine Quadratstunde betrug, so würde der ganze Bodensee, dessen jetziger Flächengehalt 38 □ Stunden (9½ □ Meilen) beträgt, wenn alle Verhältnisse, alle Dimensionen denjenigen gleich wären, welche bei der Auffüllung von dem ersten bis zu dem achtzehnten Jahrhundert stattfanden und gegeben waren, in 684 Jahrhunderten oder in 68,400 Jahren erfolgen, ein Zeitraum, der bei der langsamen Auffüllung und der im Verfolg derselben sich entwickelnden ungünstigen Verhältnisse für die Verlandung selbst wohl kaum ausreichen würde. Ganz abgesehen von den angegebenen geschichtlichen Nachrichten über die Auffüllung und Verlandung des Sees, sprechen noch ganz andere gewichtigere, vor unsern Augen vorgehende Thatsachen für dieselbe.

Die Alpen sind, wie alle Gebirge überhaupt, einer fortwährenden Degradation durch die Atmosphärilien um so mehr

Reichen dieſe Gründe nun aber hin, um vielleicht ſogleich zu dem andern Extreme überzugehen? Unläugbar hat das Syſtem der abſoluten Paſſivität viel für ſich. Vor Allem ſpricht das, in ſolchen Dingen ſo ſehr beachtenswerthe Beiſpiel von England dafür. Sodann wird ſicher das Urtheil des Publikums nur bei dieſem Verfahren ungetrübt erhalten und durch die Nothwendigkeit der eigenen Prüfung geſchärft, was nicht nur bei den in Frage ſtehenden Einrichtungen, ſondern überhaupt von großer Bedeutung iſt. Ein Volk, das in ſeinen eigenſten Angelegenheiten immer am Gängelbande geführt wird, lernt nie gehen. Wenn man aber in Gefahr iſt, unſittlicher Schlauigkeit zum Opfer zu werden, ſo iſt unwiſſende Unſchuld am unrechten Orte. Nicht der Bemerkung bedarf es erſt, daß bei dieſem Syſteme die eben gerügten allgemeinen Nachtheile gar nicht eintreten können. — Allein es iſt doch auch Mancherlei dagegen zu bedenken. Einmal darf nicht vergeſſen werden, daß nicht bloß Solche, welche durch Alter, Erfahrung und Bildung zur Selbſtprüfung befähigt ſind, an ſolchen Anſtalten Antheil nehmen, ſondern ſehr häufig auch Frauen und ſonſt Unkundige, daß namentlich für Minderjährige ohne ihr Wiſſen und Zuthun eingelegt wird. Solche aber gegen wahrſcheinliche Verluſte zu ſchützen, wird nach den, ohne Zweifel richtigen, Anſichten des deutſchen Staatsrechtes immer für erlaubt und ſelbſt für geboten erachtet. Dann iſt doch ſehr die Frage, ob der Staat mit verſchränkten Armen zuſehen darf, wenn öffentlich und mit allen Lockungen für die Unkundigen Plane ausgeboten und betrieben werden, welche Täuſchung, vielleicht ſelbſt offenbaren Betrug beabſichtigen. Wo bliebe da die ganze Präventiv-Juſtiz? Wäre man eine Verhinderung der Täuſchung auch nicht dem Bedrohten ſchuldig, ſo hat ſie der Betrüger zu gewärtigen. Auch iſt es aus ſtaatswirthſchaftlichem Geſichtspunkte keineswegs gleichgültig, ob etwa durch einige beſonders unglückliche Fälle das Publikum ſich von der Theilnahme an den Vorſorge-Anſtalten überhaupt abſchrecken läßt.

Somit dürfte denn der oben bezeichnete Mittelweg ſich als das einzig richtige Verhalten herausſtellen, welches Freiheit der Bewegung und eigenes Urtheil der Betheiligten verbindet mit Schutz gegen frechen Betrug oder gefliſſentliche Unklarheit, und weder dem Staate noch dem Einzelnen mehr zuſchiebt, als die allgemeinen Grundſätze rechtfertigen. Es iſt namentlich zu beſſen, daß die durch

ausgesetzt, als die höchsten Theile derselben aller schützenden Decke entbehrend, ganz blossgelegt und dadurch den Einwirkungen derselben völlig preisgegeben sind. Zwei gewaltige Faktoren wirken unausgesetzt auf die Zerstörung der Felsarten ein, die chemischen wie die mechanischen. Beide bedingen und begünstigen sich wechselseitig und fördern dadurch den unermesslichen Zersetzungsprocess. Der Sauerstoff der Luft, unterstützt durch atmosphärische Feuchtigkeit verändert zunächst die Farbe der meisten Felsarten, sowohl auf der Oberfläche, als in den Ritzen und Spalten, womit die Zersetzung durch Oxydation der innern Bestandtheile beginnt. Granite, Serpentine, Porphyre, Protogyne, Sandsteine, gelbliche Jurakalke, eisenhaltige schieferige Gesteine, grünliche Molasse etc. werden auf grössere oder geringere Tiefe braunroth. Die einzelnen Elemente, aus welchen die Gesteine zusammengesetzt sind, lösen sich aus ihrer Verbindung und werden durch die Einwirkung der Hydrometeore hinweggeführt. Das Regen- und Schneewasser dringt in die Spalten und Ritzen der Felsgebilde ein, gefriert in denselben, wodurch die Klüfte ausgedehnt werden. Dieser Process wiederholt sich bei der grossen Abwechslung von Frost und Hitze in den Sommermonaten sogar nahezu täglich. Bei dem Eintritt des Aufthauens stürzen nun grössere und kleinere Felsmassen in ihrer Structur chemisch oder auch nur durch das Gefrieren mechanisch aufgelöst, zusammen und rollen oft grosse Massen mit sich fortreissend in die Tiefe der Thäler, auf die Firn- oder Gletscherflächen oder in die Rinnsäle der Bäche. Diese Trümmermasse wird nun in den Bächen und Flüssen schneller oder langsamer, je nachdem die Neigung derselben grösser oder kleiner ist, fortgeführt, in den Betten nach dem Grade ihrer Festigkeit, nach der Widerstandsfähigkeit der Sohle und der Ufer abgerundet. Die grossen Geschiebe werden bei abnehmender Neigung der Flussbette und daraus resultirender Verminderung der Geschwindigkeit der Strömung zuerst abgesetzt. So findet denn nach dem Grade der Abnahme des Gefälls der Flüsse, eine nach der Grösse des Detritus stufenförmige Ablagerung gegen die Ebene statt, so dass im obern Laufe die grossen Gerölle schon liegen bleiben, während

in den sehr ausgedehnten Ebenen und am Gestade der Meere nur noch Sand und Schlamm ankommt und hier aus dem Wasser niedergeschlagen wird. Bei dem bedeutenden Gefäll der Flüsse, welche sich in den Bodensee ergiessen und ihren Ursprung in den Alpen haben, in welchen die ebenbeschriebenen Vorgänge der Zerstörung der Gebirge stattfinden, führen dieselben eine ungeheure Masse Detritus mit sich, den sie grossen Theils in dem Bodensee absetzen. Gleichwohl geht die Deltabildung in demselben, wie wir gesehen haben, äusserst langsam von Statten.

Die Ursache der äusserst langsamen Auffüllung liegt wohl darin, dass die feineren Theile des Detritus — Sand und Schlamm — sehr langsam, oft im See gar nicht niedergeschlagen werden, was seinen Grund darin hat, dass sie je nach der Stärke und Geschwindigkeit der Strömung der einmündenden Flüsse länger in dem Wasser schwebend erhalten, tiefer hinein in den See getragen, dort aber durch häufige Stürme immer wieder aufgeregt werden und nicht zur Ruhe kommen können, zum grossen Theil wieder zur Ausmündung hinausgeführt werden, während die schwereren Theile, Kies — kleinere und grössere Gerölle — sogleich bei dem Eintritt in den See in die Tiefe sinken und die Hauptmasse der Schuttkegel bilden. Der Beweis, dass der grösste Theil des feinen Detritus bei Constanz ab und in den untern See geführt wird, liegt in der schlammigen Ablagerung des letztern, durch welche der Rohrwuchs in ihm so sehr begünstigt wird. Dieses Verhältniss wird sich auch bei weiter vorgeschrittener Auffüllung und Verlandung des Sees nicht günstiger für diese gestalten, weil der Lauf der Flüsse durch die Deltabildung mehr und mehr verlängert, und da der Wasserstand des Sees sich nahezu gleich bleibt, das Gefäll der ersteren vermindert wird. Durch diese Gefällsverminderung wird aber ihr Lauf verträgt und dieselben dadurch in die Lage versetzt, ihren Detritus bälder fallen lassen zu müssen, da dieser bei geringerer Geschwindigkeit nicht mehr so lange im Wasser schwimmend erhalten wird, und daher bälder sinken und auf dem Boden abgelagert werden muss, wodurch aber eine höchst

nachtheilige Erhöhung der Rinnsäle selbst entsteht. Dass unter solchen Verhältnissen die Ländereien rückwärts von den Einmündungen der Flüsse in gewissen Zeiträumen Noth leiden müssen, wenn sie nicht selbst häufig überschwemmt und durch feineren Detritus erhöht werden, unterliegt überall keinem Zweifel.

Durch die Länge der Zeit findet zwar immer wieder eine Ausgleichung in der Art statt, dass das Flussbett dadurch rückwärts erhöht und nach und nach das frühere Gefällsverhältniss wieder hergestellt wird. Bei all diesen Uebelständen sind diese Seen dennoch die grösste Wohlthat nicht allein für die Anwohner derselben, sondern überhaupt für die Bewohner der Thäler in der Fortsetzung dieser Gewässer. Da nämlich alle Gebirgsflüsse bei ihrem bedeutenden Gefäll eine so ungeheure Menge von Detritus mit sich führen, dass ohne solche Abklärungsbassins, wie die Seen in und an den Alpen eine so bedeutende Versandung und Erhöhung der Flussbette in den Ebenen stattfinden würde, dass dadurch die grössten Ueberschwemmungen bewirkt und die traurigsten Katastrophen für die Bewohner würden herbeigeführt werden, so sind sie als die wohlthätigste Anordnung zur Vermeidung grossen, immerwährend wiederkehrenden Elends unter den Menschen und Beschädigung oder gänzliche Zerstörung ihrer Werke zu betrachten.

Diejenigen Flüsse, welche ihren Ursprung nicht in den Alpen, sondern in dem aufgeschwemmten Lande Oberschwabens, überhaupt der deutschen Seite haben, führen dem See mit Ausnahme der Argen ungleich weniger und jedenfalls ganz feines Ausfüllungsmaterial zu. Bei ihrem gegenüber der Wildbäche der Hochgebirge geringen Gefäll, bei dem Umstand, dass ihr Ursprung, ihr ganzer Lauf in der Molasse und besonders in dem tertiären Sand und Sandsteingebilde liegt, in welchem nicht wie in den Hochalpen durch grossartige Verwitterung Geschiebe erzeugt werden, führen sie bei Hochwasser nur Erde (Schlamm), Sand und wohl etwas Kies, auch einiges Gerölle, allein ihre Stosskraft ist gegen das Ende ihres Laufes und bei der Einmündung in den See so gering, dass sie den gröberen Detritus dorthin zu bringen und abzulagern nicht im Stande sind. Auch da

wo in ihrem höheren Laufe ihr Bett aus Kies besteht, und dieselben an den convexen Ufern Kiesbänke anlegen, kommt dieses Material nicht aus den höchsten Bezirken ihres Laufes, denn diese sind meist sumpfig und haben verhältnissmässig sehr wenig Gefäll, während ihr mittlerer Lauf das stärkste Gefäll hat, aber gerade bei diesem in das tertiäre Sandgebilde einschneidet, in welchem sich in der Regel keine oder nur äusserst wenige Geschiebe vorfinden. Der Kies, die grösseren und kleineren Gerölle in den Thalsohlen, sind nicht von dem Fluss herbeigeführt, wie etwa in der Schweiz und in Tyrol, sondern sie wurden, wie wir im Verfolg sehen werden, durch ganz andere Ereignisse hier abgelagert und werden von dem jetzigen Flusse nach Massgabe seiner geringen Stosskraft nur auf kurze Strecken bewegt und damit eigentlich nur ihre ursprüngliche Lagerung in der Art gestört, dass sie einigemal von der einen auf die andere Uferseite nach den Krümmungen der Flüsse verlegt werden, ohne ihren Ablagerungsort erheblich zu verändern. Die Bäche mit ungleich stärkerem Gefäll, dabei aber mit viel kleineren Wassermassen bringen einigen Kies, welcher an steilen anbrüchigen Einschnittswänden der Tobel wohl hie und da durch Abrutschungen herabstürzt in die Rinnsäle, allein dieses Quantum ist verhältnissmässig so gering, dass es kaum der Mühe werth ist, desselben zu erwähnen.

Die Deltas der Schussen und Ach liefern genugsame Daten für die Richtigkeit des Behaupteten. Die Argen verhält sich dagegen im Kleinen gegen den See, wie die Bregenzer Ach im Grossen. Sie bringt ihm ebenfalls vielen, jedoch ungleich kleineren Kies, als die letztere.

Eine besondere Erscheinung bringt der See in den Flussmündungen dadurch hervor, dass derselbe vom Frühjahr an, wenn der Schnee in den Alpen schmilzt, bis gegen den Monat August einen um 6—8 Fuss höheren Stand hat, als in den Herbst- und Wintermonaten. Diess führt den Uebelstand herbei, dass sich die Flussbette in der Strecke, welche einerseits zwischen der Gränze des Rückstaues des Sees beim höchsten und niedrigsten Wasser und andererseits dem natürlichen Gefäll des Flusses

liegen, dadurch erhöht werden, dass sie ihre Sinkstoffe bei dem höchsten Seestand in stillem Wasser fallen lassen, wodurch Sand und Kiesbänke gebildet werden, welche bei später wieder eintretendem niederem Wasserstande des Sees den Abfluss der Flussgewässer stören und Verwilderung der Deltas herbeiführen. Es werden zwar die dadurch gebildeten Barren oder Bänke durch die Spät- und Frühjahr-Hochgewässer, in der Zeit also, in welcher der See seinen niedrigsten Stand hat, wieder durchbrochen und etwas tiefer in den See geführt, gleichwohl entstehen aber dadurch Unordnungen, welche schwer zu heben sind und wie schon gesagt, Verwilderung der Flussmündungen um so gewisser herbeiführen, als die Hochgewässer der Flüsse oft gar nicht, oft nicht stark genug und zu entsprechender Zeit eintreten, um die Barren durchbrechen, zerstören und in den See führen zu können.

Die Gesammtwassermasse des Bodensees beträgt 2,150,882 Millionen und 876,700 Cubikfuss, oder wenn die bei Basel durchströmende Wassermasse, welche jährlich 1,046,763 Millionen Cubikfuss beträgt, in das ganz entleerte Bodenseebecken strömte, so wäre ein Zeitraum von 2 Jahren und 20 Tagen nothwendig, um dasselbe gänzlich zu füllen.

Wir kommen nun zur Verdunstung des Seewassers. Bekanntlich ist der Aggregatzustand des Wassers, wie überhaupt aller Flüssigkeiten durch die Menge des Wärmestoffs bedingt, da jener aus dem Zustande der Starrheit durch diesen in tropfbar flüssigen und endlich in den gasförmigen übergeht, wobei der Wärmestoff als repulsives Princip wirkt. Kommt zu dem Zustande der tropfbaren Flüssigkeit noch der weiter erforderliche Wärmestoff hinzu, so erfolgt Expansion und in Folge dieser findet Verdunstung Statt. Es ist hiernach die Verdunstung lediglich durch die Temperatur bedingt und somit im Sommer grösser als im Winter, obgleich dieselbe auch bei Temperaturgraden unter Null stattfindet, indem Eis bei bedeutender Kälte immerhin noch stark verdunstet. Climatische Verhältnisse bedingen zunächst hier, wie allerwärts, die Verdunstung der Gewässer. Suchen wir desshalb eine Zusammenstellung derselben im Rheingebiet,

wenn auch nur in flüchtigen Umrissen zu geben. Unstreitig hat die nächste Umgebung des Bodensees die mildeste Temperaturverhältnisse Oberschwabens. Die mittlere Temperatur betrug im Jahr 1835 + 7,22° R. und kommt der von Stuttgart trotz der höheren Lage und der Nähe des Seebeckens, sowie der Alpen nahezu gleich. In der Gegend von Ravensburg sind diese Verhältnisse schon anderer Art, und die mittlere Temperatur des Jahrs 1835 + 6,48° R. betragend steht schon tiefer als in Stuttgart. Auf der Hochfläche von Ravensburg, Waldsee und Saulgau sinkt dieselbe noch bedeutender und kommt der der Alp gleich.

Noch ungleich rauher ist die Temperatur im Oberamtsbezirk Wangen, besonders in den hochgelegenen Gegenden desselben. In Wangen selbst war die mittlere Temperatur des Jahres 1835 + 6,05° R., in Isny + 5,36° R., in Stuttgart + 7,55° R.

Schübler hat gefunden, dass die Verdunstung im Monat Juli in 24 Stunden bei einer Temperaturdifferenz von 28° R. über zehnmal grösser war als im Januar.

Die gewöhnlichen Instrumente, welche inzwischen angewendet wurden, um die Grösse der Verdunstung zu messen, so unvollkommen sie immer noch sein mögen, haben doch zu der Annahme geführt, dass die Verdunstung dem jährlich herabgefallenen Regen- und Schneewasser nahezu gleich komme, dass sie ebenso wie letztere sich nicht alle Jahre gleich bleibe.

Es dürfte somit die Verdunstung des Sees jährlich durchschnittlich 34,6 Zoll betragen.

VI. Prof. Dr. v. Kurr trug die Nekrologe der im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder des Vereins, Bergrath Dr. Hehl und Inspektor v. Fleischmann vor.

Bergrath Dr. Joh. Carl Ludwig Hehl, geboren den 18. Sept. 1774, gestorben den 3. Juli 1853, war der Sohn des am 20. April 1813 verstorbenen Bürgermeisters Johann Hehl von Stuttgart, wo er auch anfangs das Gymnasium besuchte und sodann, im December 1784 in die hohe Karlsschule aufgenommen, von 1787 bis 1793 die Medicin studirte. Nachdem er die Universitäten Würzburg, Göttingen und Wien besucht und

neben der Medicin und Geburtshülfe sich hauptsächlich auf Mineralogie gelegt hatte, kehrte er im August 1796 in's Vaterland zurück und erlangte in Tübingen durch Vertheidigung seiner Schrift: *„Observata quadeam physiologica de natura et usu aëris ovis avium inclusi,“* am 29. August 1796 die Doktorwürde in der Medicin.

Im November 1796 begann er in Stuttgart, nach erstandener Staatsprüfung, die ärztliche Praxis und ging darauf als praktischer Arzt nach Dürrmenz. Den 17. Sept. 1797 verehelichte er sich mit Friederike Klein, Tochter des im Jahr 1815 verstorbenen herzoglichen Leibarztes, aus welcher Ehe ihm jedoch keine Kinder zu Theil wurden. Im Jahr 1798 wurde er zum Physikus in Neuenstadt und Möckmühl erwählt. Als er 1804 nach Stuttgart zurückgekehrt war, wurde ihm die Aufsicht über die Blitzableiter, unterm 9. April 1806 die Stelle eines Bergrathes übertragen. Nachdem bei der neuen Organisation 1817 auch das Collegium des Bergraths eine andere Einrichtung erhalten hatte, wurde er pensionirt, später aber mit der Aufsicht über die Mineraliensammlung bei dem Königl. Naturaliencabinet betraut, welche Stelle er neben seiner ausgedehnten ärztlichen Praxis so lange versah, bis seine geschwächten Augen ihn zum Rücktritt aufforderten. Im April 1852 verlor er seine Gattin, welche ihm als sorgsame und theilnehmende Gefährtin und Pflegerin mehr als 50 Jahre lang zur Seite gestanden hatte. Von dieser Zeit an war die Kraft des sonst so thätigen, mit eiserner Ausdauer seine Zwecke verfolgenden Mannes gebrochen, und das Licht seiner Augen nahm auch immer mehr ab, bis zuletzt ein sanfter Tod, nach nicht ganz erreichtem 79. Jahr seinem Leben ein Ende machte. Hehl war bis in sein hohes Alter mit Vorliebe der Mineralogie und Geognosie zugethan, hatte auf Reisen und durch Tausch eine sehr grosse Sammlung zusammengebracht, worunter ausser den einfachen Mineralien eine Reihe von Gebirgsarten aus allen Theilen der Erde sich befand, so dass sie auf 20,000 Nummern anstieg. Diese Sammlung wurde noch bei seinen Lebzeiten von der Universität Tübingen erworben und macht einen wesentlichen Theil jener schönen Sammlungen aus,

welche jetzt eine Zierde der Universität in der alten Aula aufgestellt bilden.

Hehl war seit einer Reihe von Jahren thätiges Mitglied des Vereins für Vaterlandskunde und lieferte als solches viele naturhistorische Beiträge zu den Beschreibungen der Oberämter, welche das Königl. statistisch-topographische Bureau herausgibt; ebenso zu Memminger's Beschreibung von Württemberg, von welch letzter Arbeit er eine etwas erweiterte Ausgabe unter dem Titel: Die geognostischen Verhältnisse Württembergs im Jahr 1850 veranstaltete.

Als im Jahr 1834 die deutschen Naturforscher und Aerzte in Stuttgart erwartet wurden, da stellte er eine Reihe geognostischer Untersuchungen über die Umgebungen der Residenz bis zu 3 Stunden Entfernung an und besorgte die geognostische Illumination der topographischen Karte, welche der mineralogischen Section von der Stadt Stuttgart neben der Beschreibung der Residenz übergeben wurde.

Ausserdem dass Hehl acht verschiedenen gelehrten Gesellschaften des Auslandes als Mitglied oder Ehrenmitglied angehört hat, war er auch Mitglied des landwirthschaftlichen und ärztlichen Vereins und wurde im Jahr 1836 durch Ertheilung der grossen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft von Seiner Majestät dem König für seine wissenschaftlichen Bestrebungen erfreut und geehrt. Unserm Verein aber hat er von dem ersten Augenblick seiner Einstehung an mit ganzer Seele zugehört, seine Zwecke nach Kräften gefördert und an seinen Bestrebungen bis an sein Ende freundlich Theil genommen, wie er denn auch eine Reihe von Jahren hindurch Mitglied des Ausschusses war. Seine ausgezeichnete Bibliothek, worunter manches werthvolle Geschenk der ersten Geognosten unserer Zeit befindlich war, hat er stets mit liebenswürdiger Gefälligkeit Jedermann zur Verfügung gestellt, seine Sammlungen konnte Jung und Alt nach Wunsch beaugenscheinigen und studiren, und von seinen Vorräthen an Mineralien und Gebirgsarten theilte er zuvorkommend Jedem mit, der ihn darum anging. — Wohlwollen, Fleiss, Liebe zur Wissenschaft, Nüchternheit und Ein-

fachheit waren die Grundzüge seines Charakters. — Friede seiner Asche!

Johann Friedrich v. Fleischmann ist geboren den 14. October 1784 zu Brettheim, Oberamts Gerabronn, wo sein Vater Andreas Bürger und Schreinermeister war, und wo er auch die Dorfschule besuchte. Bald nach der Confirmation trat er bei seinem Vater in die Lehre, wurde aber, als der Pfarrer des Orts aufmerksam auf den aufgeweckten, begabten Knaben ward, durch dessen Fürsorge in eine bessere Schule nach Anspach versetzt, wo er sich besonders auf's Zeichnen legte und bis 1806 verweilte. Von hier aus wurde er in die Kunst-Akademie zu München als Eleve aufgenommen und später zu der Königl. bairischen Kataster-Commission versetzt, wo er längere Zeit mit Vermessungen auf dem Lande beschäftigt war. Unter dem 14. Juni 1818 trat er, als in Württemberg die Landesvermessung beschlossen und in's Werk gesetzt worden war, als Inspector in die königl. lithographische Anstalt zu Stuttgart, wobei ihm ausser der Aufsicht über dieselbe auch der Unterricht der Zöglinge übertragen wurde. Diesem Berufe lag er mit gewissenhafter Treue und unermüdlichem Fleisse bis in seine letzten Lebenstage ob und hatte die Freude, die Vollendung nicht nur der ganzen Landesvermessung, sondern auch sämmtlicher Kataster- und Flurkarten des Königreichs zu erleben und überdiess die zu 32 Oberämtern gehörigen Bezirkskarten aus der Anstalt hervorgehen zu sehen.

Als im Jahr 1851 auch die grosse topographische Karte von Württemberg beendigt war, das Resultat so vieler mühevoller Messungen, Aufnahmen und Berechnungen, woran er mit so vielem Fleisse thätig gewesen, wurde er von Seiner Majestät dem König mit dem Kronorden beehrt, welche Auszeichnung der bescheidene Mann mit Rührung und Dank empfing.

Neben seinen Berufsarbeiten, welche seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, legte er stets besonderes Interesse für Mineralogie und Geognosie — namentlich in Beziehung auf Topographie und Geographie an den Tag, welche er auch durch Anlegung einer schönen Sammlung zu nähren verstand. Von

Natur ernst und verschlossen, konnte der stets einsam gebliebene, durch keine nähere Familienbande angesprochene Mann doch in eine sehr lebhafte Bewegung versetzt werden, wenn die Rede sich einem geognostisch-topographischen Gegenstand zuwandte, wobei er ein specielles Interesse für die Umgebung seiner Heimath, von Gerabronn, Rottenburg an der Tauber, dem Lauf der Flüsse jener Gegenden u. dgl. an den Tag legte.

Unserem Verein war er von dem ersten Anfang an mit Liebe zugethan; pflichtgemäss erschien er in den Sitzungen des Ausschusses, dessen Mitglied er mehrere Jahre hindurch war. Er besorgte die Ausführung des Diploms, und setzte zuletzt den Verein zum Erben seiner Mineralien- und Petrefakten-Sammlung ein, so dass sein Andenken noch lange in den Annalen der Gesellschaft, wie in ihren Sammlungen fortleben wird. Die wohlwollende Gesinnung gegen seine Bekannten und Freunde, in deren Kreis er zu gewissen Abendstunden harmlos seine Erholungszeit zuzubringen pflegte, bethätigte er durch das Vermächtniss seiner Kupferstiche, Lithographien, Plane und Karten an dieselben, wie er anderseits diejenigen, welche ihn am Abend seines Lebens, das er nach nicht ganz vollendetem 69. Jahre am 6. Juli 1853 nach kurzem Krankenlager beschloss, hilfreich und dienstwillig zur Seite gestanden, durch ansehnliche Legate zu erfreuen und belohnen wusste.

VII. Nekrologe von Prof. Dr. O. Köstlin vorgetragen.

Die beiden Männer, zu deren Gedächtnisse ich hier einige Worte sprechen soll, die Obermedicinalräthe v. Hardegg und v. Schelling, gehörten, wie Bergrath Hehl, dem Kreise der praktischen Aerzte Stuttgarts an. Aber wenn beim Letzteren die Richtung auf die Pflege der Naturwissenschaften das ärztliche Wirken überwog, so haben jene Beiden bis an ihr Ende überwiegend dem ärztlichen Berufe sich zugewendet. Es könnte daher scheinen, als ob die Schilderung ihres Lebens und Charakters für diesen der Naturkunde gewidmeten Verein von geringerer Bedeutung gewesen sein müsste. Indess weist schon ihre hervorragende ärztliche Stellung ihnen einen bedeutenden

ein ſolches Syſtem hervorgerufene Einſicht der gebildeten Klaſſen die im Allgemeinen ſchädlichen Arten der Geſellſchaftskaſſen unterſcheiden und auch ohne direkte Verbote oder Gebote meiden lernen wird, ihre Anwendung auf die ſeltenen Fälle eines unſchuldigen Gebrauches beſchränkend.

Wir würden es für glücklich und für ehrenvoll erachten, wenn wir durch die vorſtehenden Blätter ein Scherflein beigetragen hätten zur näheren Beſtimmung mancher ungewiſſer Fragen, bei deren Entſcheidung Tauſende und Zehntauſende betheiligt ſind, nicht ſelten mit dem Einſatze der Zufriedenheit, um nicht zu ſagen der Möglichkeit, ihres Lebens. Jedenfalls dürfen wir hoffen, auf den wichtigen Gegenſtand auch in weiterem Kreiſe aufmerkſam gemacht, und auf ſeinen Zuſammenhang mit großen ſocialen Fragen hingewieſen zu haben. Näheres Nachdenken wird uns ergänzen und berichtigen.

R. Mohl.

Platz unter den Mitgliedern unserer Gesellschaft an; und der nähere Einblick in ihre äussere und innere Existenz wird beweisen, dass wir heute recht thun, diesen beiden Männern ehrende Worte der Erinnerung zu widmen.

Dr. Herrmann Friedrich v. Hardegg ist am 19. April 1853 gestorben; eine Lungenkrankheit setzte seinem Leben schon im 47. Jahre ein Ende. Sein Vater war der bekannte königliche Leibarzt Hardegg, welcher im Jahre 1822 zu Ludwigsburg starb. Der älteste Sohn, Leopold, hatte den väterlichen Beruf erwählt; der zweite, Albert, wendete sich der Jurisprudenz zu; Herrmann, als der dritte, wurde zur Theologie bestimmt. Er war am 31. Juli 1806 zu Ludwigsburg geboren. Nachdem er die lateinische Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, trat er im Herbste 1820 in das Seminar zu Schönthal ein. Bald indess siegte die innere Neigung über die äussere Bestimmung. Hardegg verliess nach dem Tode seines Vaters, im Frühjahr 1823, das Seminar und bereitete sich zu Ludwigsburg auf die Universität vor. Er bezog diese zum Studium der Medicin im Frühjahr 1824. Zuerst brachte er zwei Jahre in Tübingen zu; Kanzler Autenrieth und Ferdinand Gmelin waren hier vorzüglich seine Lehrer. Dann begab er sich 1826 nach Würzburg, um unter dem ersten deutschen Kliniker jener Zeit, unter Schönlein, die praktisch-medicinischen Studien fortzusetzen. Im November 1827 bestand Hardegg die Fakultätsprüfung zu Tübingen. Darauf folgte im Februar 1828 die Doctorsdisputation „*de morbis foetus humani*“ und im November desselben Jahres die Staatsprüfung zu Stuttgart. Vor dieser hatte Hardegg Paris wegen seiner reichen medicinischen Anstalten besucht; nach ihr, im Jahre 1829, begab er sich zum gleichen Zweck nach Wien. Bei seiner Rückkunft liess er sich in Ludwigsburg als praktischer Arzt nieder. — Als die asiatische Cholera sich Deutschland zum ersten Male näherte, im Sommer 1831, begab sich Hardegg nach Posen; hier widmete er sich dem Studium jener neuen gefürchteten Krankheit mit grossem Muthe und seltener Aufopferung. Bei seiner Rück-

kehr nahm er seinen Wohnsitz in Stuttgart und wurde zum zweiten Hofarzte ernannt. 1840 trat er, zunächst als Hilfsarbeiter, in's königl. Medicinalcollegium ein. So wirkte er als Arzt und Mitglied der höchsten ärztlichen Behörde bis zum 6. März 1853. Eine Krankheit der Lungen, die schon im Frühjahr 1847 sich gezeigt hatte, trat jetzt in verstärktem Grade auf, und verzehrte rasch seine Kräfte. — Hardegg hatte sich im Herbst 1834 mit Fräulein La Harpe aus Lausanne verehlicht; schon 1844 wurde diese Ehe durch den Tod gelöst; 1846 schloss er eine zweite Ehe mit der Tochter des preussischen Oberhofpredigers Dr. Strauss.

Schon in seinen Knabenjahren zeigte Hardegg eine seltene Fassungskraft; und während seines ganzen Lebens ist die durchdringende Schärfe des Verstandes ein hervorragender Zug seines Wesens geblieben. Die Krankheitsfälle, welche er behandelte, wie die wissenschaftlichen und praktischen Fragen, welche er als Mitglied des Medicinalcollegiums zu lösen hatte, wurden mit gleicher logischer Kraft erfasst und analysirt. Unklarheit des Gedankens war ihm in allen Dingen unleidlich. Diese Strenge des Verstandes gab ihm eine grosse Unabhängigkeit in der Beurtheilung der Menschen und der äussern Dinge, und durch die Klarheit seiner Gedanken gewann er eine seltene Macht über das Urtheil der Anderen. Zu dieser Klarheit und Schärfe des Verstandes kam bei Hardegg eine grosse Empfänglichkeit für alle Interessen, welche die Geister der Menschen bewegen; er übte durch sie auf Alle, die ihm näher standen, eine eigenthümliche Anziehungskraft aus. Obenan standen ihm die ästhetischen Bestrebungen, Dichtkunst und Musik. E. Mörike, Waiblinger, L. Bauer gehörten zu seinen Jugendfreunden. Aber auch als Mann verfolgte er lebhaft alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Poësie, und keine der gediegenen musikalischen Produktionen, welche Stuttgart darbot, wurde von Hardegg versäumt. Nächstdem war es Geschichte und Politik, was Hardegg besonders anzog. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens endlich wandte er sich einem Zweige der Naturwissenschaften, der Kenntniss der thierischen und menschlichen Schädelbildung,

mit besonderem Interesse zu. Eine reiche Sammlung namentlich von Säugethierschädeln legte Zeugniss ab von der consequenten Verfolgung dieses Studiums. So zeigte Hardegg zu gleicher Zeit grosse Schärfe und umfassende Bildung des Geistes. Im Kreise der Freunde, im ärztlichen Wirken und in der höchsten Medicinalbehörde gaben ihm jene Eigenschaften ein hohes Maass von Geltung und Einfluss. Für unsern Verein hat er noch insbesondere als Mitglied des Ausschusses kräftig gewirkt. Wenn Alle den Mann betrauerten, der mitten im Mannesalter aus einem Felde der reichsten Thätigkeit hinweggenommen wurde, so beklagen wir in ihm noch insbesondere einen der thätigsten und einflussreichsten Beförderer der Interessen unserer Gesellschaft.

Dr. Karl Eberhard v. Schelling ist nicht mitten im Mannesalter, sondern im 72. Lebensjahre, am Ende einer langen und reichgesegneten Laufbahn, aus diesem Leben geschieden. Er war am 10. Januar 1783 zu Bebenhausen geboren. Sein Vater lebte dort als Professor am theologischen Seminare; später wurde dieser Dekan zu Schorndorf, zuletzt Prälat zu Maulbronn. Schelling verlebte seine Schuljahre zu Schorndorf während der ersten Bewegungen, welche von Frankreich in immer weiteren Kreisen über Europa ausgingen. Dann brachte er zwei Jahre, 1797 bis 1799, als Hospes in Blaubeuren zu. Die Seminarbildung wurde damals als die beste Vorbereitung zur Universität betrachtet, und Schelling genoss sie unter der Leitung seines Oheimes, des Prälaten Cless. Im 17. Lebensjahre zog Schelling nach Jena. Dort lehrte damals sein Bruder, der Gründer der Naturphilosophie, in der ersten Kraft seines mächtigen Geistes. Dem Philosophen Schelling standen in Jena namentlich die beiden Schlegel sehr nahe, und mit dem Jenenser Kreise lebten die Dichtergrössen Weimar's, vorzüglich Göthe, in reichem geistigem Verkehre. So verlebte Karl Schelling zu Jena zwei Jahre voll der tiefsten, philosophischen und poëtischen Anregungen. Erst 1801 bezog er die vaterländische Universität Tübingen, und im September 1803 disputirte er hier unter dem Vorsitze Kielmeyer's. Seine Dissertation: *„de idea vitae“* trägt ganz den Stempel der natur-

philosophischen Schule. In demselben Herbste ging Schelling nach Wien. Hier lebte er in Kreisen, welche theils die ärztliche Wissenschaft, theils Philosophie und Kunst bewegte. Vor allen Andern fesselte ihn Adam Schmidt, ein geistvoller Mann, ein eifriger Anhänger der Naturphilosophie, zugleich aber der Begründer der neueren Augenheilkunde und sehr geschätzt als Lehrer und Operateur. Schelling verliess Wien 1805 und begab sich nach Stuttgart als praktischer Arzt. Neben der innern Medicin pflegte er hier bis in seine letzten Lebensjahre vorzüglich die Augenheilkunde. Er wurde 1814 als Rath ins königl. Medicinalcollegium berufen. Im October 1853 beging er sein 50jähriges Doctorjubiläum; dieser Tag wurde von den Stuttgarter Aerzten auf eine einfache würdige Weise gefeiert. Schelling widmete sich seinem Amte und seiner ausgedehnten ärztlichen Praxis bis zu seinem letzten Erkranken. Am 2. Mai wurde er von einer schweren Hirnapoplexie befallen; er starb am Morgen des 9. Mai. — Schelling hatte sich im Jahre 1812 mit der ältesten Tochter des Staatsministers v. Vellnagel vermählt; diese ging ihm am 5. März 1850 im Tode voran.

Während mehrerer Jahrzehnte gehörte Schelling zu denjenigen Aerzten Stuttgart's, welche das grösste Vertrauen in den weitesten Kreisen genossen. Dazu befähigte ihn die ursprüngliche Begabung und die nachherige Ausbildung seines Geistes, vermöge deren er überall nicht der äussern Erscheinung, sondern dem innern Grunde und Gehalte der Dinge nachforschte. Aber dieser geistigen und wissenschaftlichen Befähigung ging eine Stimmung der Seele zur Seite, wie sie kaum je in demselben Maasse angetroffen werden mag. Wenn derjenige glücklich gepriesen wird, welcher keinen Feind hat, so durfte bei Schelling's Tode gewiss dieses Glück von ihm gerühmt werden. Er gewann es durch sein eigenes umfassendes Wohlwollen, durch eine innere Güte, welche im Verkehr mit Menschen überall sich offenbarte und die Gemüther der Andern zu gleichem Entgegenkommen bewegte. Diese Grundstimmung war es, welche vorzüglich das Glück seines ärztlichen Wirkens bedingte. Seine Studien fielen in die Epoche, wo der deutsche Geist in Poesie

und Philosophie alle Probleme des Lebens mit Jugendmuth erfasste und zu lösen versuchte. Aber er nahm aus jener Zeit in sein späteres Leben nicht das übermüthige Vertrauen auf die menschliche Natur, sondern nur die Richtung auf das Ideale herüber. Im Menschlichen erschien ihm diess Ideale immer als das unerreichte Ziel. In der Natur hingegen erkannte er überall harmonisch wirkende Kräfte. Darum liebte er in Krankheiten nicht die heftig eingreifenden Mittel; sondern er betrachtete das Wirken der Natur mit einer zarten Scheue, als eine Erscheinung, die wir verändern können, die wir aber vor Allem leise beobachten und erkennen sollen. Mit besonderer Liebe pflegte er während seines ganzen Lebens die Botanik. Und sicher entsprach das stille und unermüdliche Leben der Pflanze am besten der Art, wie er das organische Leben überhaupt und das gesunde und kranke Leben der Menschen insbesondere ansah. Wenn man daher von dem Arzte im Allgemeinen sagen kann, er sei ein Naturforscher, so lässt sich von Schelling insbesondere behaupten, dass er mit der Ruhe und Hingebung des Naturforschers die krankhaften Vorgänge des menschlichen Körpers beobachtete und behandelte. Wir können ihn nicht in einer einzelnen Beziehung zu den unserigen zählen; aber in einer allgemeineren und höheren Bedeutung des Wortes verehren wir in ihm einen der edelsten Naturkundigen.

VIII. Hofrath Dr. Veiel in Canstatt zeigte einige bei der Uffkirche ausgegrabene Menschenschädel vor, und macht auf ihre abweichende Form aufmerksam; die mit den Skeleten aufgefundene Schwerter, Glasperlen und Thongefässe lassen auf einen keltischen Volksstamm schliessen.

IX. O.A.-A. Dr. Steudel hielt einen Vortrag über die muthmassliche Anzahl aller auf der Erde vorhandenen Pflanzen, mit hauptsächlicher Rücksicht auf die Gräser. Derselbe ist ein Auszug aus einer noch unvollendeten Arbeit über die numerischen und geographischen Verbreitungsverhältnisse der Pflanzen auf der Erde; und war daher noch nicht zu einer öffentlichen

Verbreitung in weitern Kreisen bestimmt, daher auch das Nachfolgende nur als ein Protokollsauszug über die in der Versammlung gehaltenen Vorträge betrachtet werden darf.

Schon vor 37 Jahren hat Decandolle bei einer Versammlung der Schweizer Naturforscher in Genf die Gesammtzahl der Pflanzen zu berechnen gesucht, und kam auf das Resultat, dass sie wohl an 100,000 betragen werde. Oken, welcher in der Isis (1818. S. 464) über diese Abhandlung Bericht erstattet, wollte aus ganz unzureichenden und oberflächlichen Gründen beweisen, dass diese Zahl viel zu hoch angenommen seie; was er auch später 1841 (Naturgeschichte, Botanik S. 2095) noch behauptete, wo er die Anzahl der Pflanzen auf 65,000 angab. Wenn man aber die in den Systemen, Monographien, Journalen und einzelnen Abhandlungen aufgeführten Pflanzen zusammen rechnet, so steigt die Zahl der bereits beschriebenen Phanerogamen nach den beim Vortrage vorgelegten Berechnungen bereits auf 110,000, während die Anzahl der Cryptogamen auf 35,000 berechnet wird.

Um nun zu erfahren, wie gross die Anzahl der noch zu entdeckenden Pflanzen sein werde, ist die Methode gewählt, dass die ganze Erde in 24 Districte eingetheilt ist, welche eine ziemlich eigenthümliche Flor haben, so dass von den in dem einen Districte vorkommenden Arten verhältnissmässig nur wenige auch andern Districten gemeinschaftlich sind. Die Vorlegung von fünf Tafeln, auf welchen die numerischen Verhältnisse der einzelnen Districte ihren Arten nach eingetragen sind und wo zugleich bemerkt ist, wie viele derselben auch in andere Districte übergehen, zeigt ganz klar, dass die angenommene Floren-Gebiete ihre Arten ziemlich für sich allein behalten. So ergibt sich z. B. aus diesen Tafeln, dass von 850 Arten des Genus Panicum nur etwa 100 auch in andern als die ihnen angewiesene Districte übergehen, während die übrigen nicht aus demselben heraustreten. Ebenso gehen von 457 Arten Andropogon nur etwa 40 Arten und von 104 Arten Danthonia nur zwei in andere Districte über. Beweise von dem Gebundensein vieler Arten an bestimmte Florengebiete liefern beinahe alle Pflanzen-

sendungen aus fremden Ländern. So sammelte in den letzten Jahren ein Botaniker Boivin auf Madagaskar und den benachbarten, namentlich comorischen Inseln. Man hätte denken sollen, dass bei der eben nicht gerade grossen Entfernung des ziemlich gründlich untersuchten Kaps der guten Hoffnung nicht viel Neues unter diesen Sammlungen sich finden werde; es verhält sich aber anders. Unter 38 eingesandten Glumaceen sind 26 entschieden noch nicht beschrieben, von 2 ist es unentschieden, ob sie noch auf früher jedoch unvollständig beschriebene zurückzuführen sind, und nur 10 sind früher beschrieben und auch in andern Gegenden — eine sogar auf den Antillen — gefunden worden. Auf ganz ähnliche Art verhielt es sich bei einer von dem frühern Vereinsmitgliede Willibald Lechler aus Magellanien gemachten Sendung. Unter 27 unten verzeichneten Gräsern sind nur 22 beschrieben, obgleich auch diese Gegenden vielfältig von Botanikern besucht worden sind, namentlich von den Begleitern der Expedition des Terror und Erebus *(Hooker, fl. Antarct. Voyag.)*. Nur eine der von Lechler eingesandten Arten ist bereits von dem jüngern Hooker beschrieben. *)

Dass auch die höher organisirten Pflanzen sich mehr oder weniger auf bestimmte Vegetationsdistricte beschränken, kann sehr leicht nachgewiesen werden. Abyssinien war bis vor etwa 15 Jahren ein in botanischer Beziehung beinahe unbekanntes Land. A. Richard stellte vor einigen Jahren in seinem *Tentamen florae abyssinicae*, die durch die Reisen von Rüppel, den Franzosen Quartin Dillon und Ant. Petit, so wie von Wilh. Schimper bekannt gewordenen Arten zusammen (wenn gleich etwas unvollständig und hie und da oberflächlich). Von den mehr als 2000 Arten betragenden Sammlungen sind früher kaum der vierte Theil bekannt gewesen und die weitern

*) Lechler, von welchem Nachrichten bis zum 10. Mai vorhanden sind, stand eben im Begriffe, von Arika (in Peru) aus eine Reise über die Cordilleren an den Titicaca-See zu machen und beabsichtigte, wo möglich an den östlichen Abhang der Cordilleren vorzudringen. Gelingt die Reise, so hat die Botanik grosse Bereicherungen zu erwarten.

müssen für jetzt noch als Eigenthümlichkeiten dieses Erdstrichs betrachtet werden. Die täglich neu entdeckten Pflanzen sind aber nicht etwa unscheinbare, den Blicken der Suchenden leicht entgehende Arten; man darf hiebei nur an die Rafflesien und die *Victoria regia* mit den grössten bekannten Blumen erinnern. Selbst grosse Bäume werden in Gegenden, die schon vielseitig untersucht sind, entdeckt. Zu den im Jahre 1840 schon bekannten 200 Quercusarten kamen seither nur von Mexico und den indischen Inseln gegen 40 Arten, welche theils von Bentham in dem Werkchen *Plantae Hartwegianae 1840* (S. 56, 81, 91), theils von Blume in *Museum botan. Lugd. Bat. 1849—1851* (S. 286—306) beschrieben sind.

Aus den bisher angeführten Thatsachen, welche mit unzähligen weitern belegt werden können, ergibt sich, dass die Pflanzen gewisse Verbreitungsbezirke festhalten, über welche hinaus nur die weit geringere Anzahl sich verbreitet, und zwar in einem höhern Maasse, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Da man aber von der Erdoberfläche noch weit nicht die Hälfte in Beziehung auf den Vegetationsreichthum kennt, unter den minder gekannten aber gerade die vermöge ihrer climatischen Verhältnisse produktivsten sich befinden, so darf man annehmen, dass diese Regionen zum wenigsten auf den gleichen Räumen ebenso viele Pflanzen produciren, als z. B. Deutschland. Da aber dieser Bezirk viel eingeschränkter ist, als die 24 Districte, in welche die Erde zum Beweise der Eigenthümlichkeit der Floren in denselben eingetheilt worden ist, so kann auch ein so kleiner Bezirk nicht zum Anhaltspunkt einer Berechnung dienen, indem die meisten Pflanzen desselben wohl eine Verbreitungsweite von 50,000 □ Meilen haben. Nehmen wir nun aber auch an, dass dieser weitere District die 3,500 Arten eigenthümlich besitze, so würde die ganze Erde mit ihren 2,400,000 □ Meilen denn immerhin noch 168,000 Pflanzenarten besitzen. Da aber weiter die innerhalb der Wendekreise und wohl 10 Grade jenseits liegenden Länder mit wenigen Ausnahmen eine weit reichere Flor, die einzelnen Pflanzen aber viel eingeschränktere Verbreitungsbezirke haben, so ist diese Berechnung zu geringe.

Man nehme irgend einen Band von Decandolle Prodromus zur Hand und man wird finden, dass insbesondere für die südamerikanischen Pflanzen fast immer nur ein einzelner — nicht mehrere Districte von Südamerika, wie Texas, Mexiko, Surinam, Chili, Peru u. s. f. angegeben sind. Ein an südamerkanischen Pflanzen eben nicht armes Herbar enthält gegen 1400 Arten von Chili, von welchen kaum ein paar Arten auch aus andern Districten vorhanden sind. Chili ist nun aber ein zwar in seinen Niedrigungen schon mehrfach untersuchtes Land, demungeachtet aber noch an bisher unbekannten Arten sehr reiches Land, obgleich es kaum 7000 □ Meilen umfasst; und man darf den bisherigen Erfahrungen zu Folge annehmen, dass es in dieser Fläche zum wenigsten 2000 ihm ganz eigenthümliche Pflanzen hervorbringt. Nach diesem Verhältnisse müsste allein das innerhalb der Wendekreise liegende Amerika mit mehr als 400,000 □ Meilen mehr als 100,000 ihm eigenthümliche Pflanzen hervorbringen; die übrigen innerhalb der Wendekreise liegenden Länder werden in Beziehung auf Productivität und Eigenthümlichkeit der Vegetation nicht hinter Amerika zurückbleiben, ja dasselbe insbesondere vermöge der so viele Eigenthümlichkeiten enthaltenden grossen Anzahl der Inseln der Südsee, des grossen Oceans und des indischen Meers noch übertreffen; so dass man annehmen darf, dass innerhalb der Wendekreise in den verschiedenen Districten wohl 200,000, ausserhalb derselben wohl 100,000 Pflanzenarten vorkommen.

Man kommt bei einer andern Art der Berechnung, der wahrscheinlichen Zahl der Vegetabilien beinahe auf dasselbe Resultat, wenn man nämlich das allmählige Steigen der Kenntniss der Pflanzenarten nach verschiedenen Perioden und im Verhältnisse zu dem Flächeninhalte der innerhalb derselben untersuchten Districte zum Grunde legt. Vor hundert Jahren zählte Linné in seinem *Systema Vegetabilium* (1754) nur 7728 Arten auf; fünfzig Jahre später stieg bei Persoon *(Synopsis 1801)* die Zahl schon auf 21,000; nach einem weitern Vierteljahrhundert bei Sprengel *(Systema Vegetabilium 1828)* auf 36,000, welche schon nach 12 Jahren in dem *Nomenclator (ed. 2. 1840)*

87,000 betrug und nun nach obigem 110,000 beträgt. Die Flächenräume der Erde, welche in diesem Zeitraume untersucht worden sind, umfassen kaum $\frac{1}{4}$ von denjenigen, welche einer solchen Untersuchung noch bedürfen, und da nicht anzunehmen ist, dass in den künftigen Jahrhunderten weniger in dieser Beziehung geschehen wird, als in dem letztverflossenen, so kann man mit Sicherheit erwarten, dass in den nächsten zwei Jahrhunderten die Zahl der bekannten Pflanzen auf 300,000 gestiegen und die Wissenschaft erst dann nahe an der Gränze der Kenntniss aller Arten der Vegetabilien angekommen sein wird.

Gramineae regionis freti Magellanici.
Novissime a W. Lechler *missae.*

1. *Hierochloa arenaria.* Steud.
2. *Alopecurus variegatus.* Steud. *Jam olim a* Hertero *e Chili missa species.*
3. *Phleum alpinum.* Lin. *(Plantae Germaniae.)*
4. *Agrostis brachyathera.* Steud.
5. *Agrostis flavidula.* Steud.
6. *Agrostis cognata.* Steud. *nisi forsan Agrostis magellanica.* Lam. *ex descriptione non recognoscenda.*
7. *Calamagrostis poaeformis.* Steud.
8. *Calamagrostis patula.* Steud.
9. *Aira vestita.* Steud.
10. *Aira elatior.* Steud.
11. *Aira spiciformis.* Steud.
12. *Aira superbiens.* Steud.
13. *Airidium elegans.* Steud. *(Novum genus.)*
14. *Trisetum fraudulentum.* Steud.
15. *Rytidosperma Lechleriana.* Steud. *(Novum genus.)*
16. *Poa diffusa.* Steud.
17. *Poa robusta.* Steud.
18. *Poa dactyliformis.* Steud.
19. *Festuca Lechleriana.* Steud.
20. *Festuca latifolia.* Steud.
21. *Festuca rubra.* Lin. *(Plantae Germaniae.)*

Ueber den

Mißbrauch geiſtiger Getränke.

Die allgemeinſte Urſache der Trunkliebe iſt ohne Zweifel der Hang aller Menſchen zum Vergnügen und die Ausſicht, durch den Genuß geiſtiger, berauſchender Getränke in jenen poetiſchen Zuſtand verſetzt zu werden, in welchem man die Sorgen des Erdenlebens vergißt, die keinem Sterblichen fremd ſind. Aus dieſem Grunde trinken Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Junge und Alte. Aus dieſem Grunde haben und hatten alle Völker von den älteſten Zeiten bis jetzt ihre Berauſchungsmittel, die oft ganz eigenthümlicher Art ſind und den Scharfſinn ihrer Erfinder beurkunden. So erzählt Herodot, die Bewohner der Inſeln des Araxes berauſchen ſich auf die Art, daß ſie die Frucht eines gewiſſen Baumes in ein angemachtes Feuer werfen, um welches ſie ſich ſetzen, ſo daß ſie trunken werden von dem Geruche, wie die Griechen vom Wein. Alexander von Humboldt erzählt von einem Volke im hohen Norden, den Koräken, ſie berauſchen ſich mittelſt des giftigen Fliegenſchwamms, und trinken dann den andern Tag ihren eigenen Urin, der ſie nochmals trunken macht. In Sibirien wußte man ſchon frühe aus Pferdemilch eine Art von Branntwein zu bereiten. Die Bewohner der Südſee berauſchen ſich mit einem Aufguß der Pfefferwurzel u. ſ. w. Noah betrank ſich ſchon mit Wein, und die Nachkommen Abrahams kannten ihn wohl als ein liebliches Getränk, das des Menſchen Herz erfreut, zugleich aber, im Uebermaß genoſſen, viel Unheil anrichtet. Mahomed that weiſe, den Morgenländern den Wein zu verbieten, aber ſie ſetzten an ſeine Stelle ein noch viel

22. *Festuca biflora.* Steud.
23. *Bromus coloratus.* Steud.
24. *Bromus pictus.* Hook.
25. *Triticum pubiflorum.* Steud.
26. *Elymus Lechleri.* Steud.
27. *Imperata condensata.* Steud.

(Wurden vorgezeigt.) Beschrieben werden sie in der *Synopsis Glumaceorum* von Steudel, welche nächstens vollends erscheint.

22 neue früher nicht beschriebene Arten, bis jetzt für die Länder der Magellan-Strasse eigenthümlich.

Eine von dem jüngern Hooker *(Antaret. Voyag. of Erebus and Terror)* beschriebene Art (Nr. 24).

Eine Art, von welcher unentschieden ist, ob sie nicht schon früher, jedoch ungenügend beschrieben wurde.

Eine Art, welche schon früher aus Chili von Bertero eingesendet wurde (Nr. 2).

Zwei Arten, welche auch in Europa (und Deutschland) einheimisch sind.

X. O.-Med.-Rath Dr. v. Jäger sprach als Zusatz zu dem im ersten Hefte des X. Jahrgangs der Jahreshefte gemachten Bemerkungen in Betreff der Menge und Beschaffenheit des Regenwassers und der Menge des von einzelnen Bächen und Flüssen geführten Wassers und dessen Gehalts an festen Bestandtheilen.

Der Wunsch, welchen ich gelegentlich bei der letzten Generalversammlung unseres Vereins zu Stuttgart in Beziehung auf die obengenannte Gegenstände geäussert habe, ist zum Theil in dem kürzlich erschienenen Jahrgange der Württembergischen Jahrbücher für 1852. 1. H. S. 203 von Herrn Trigonometer Kohler *) in Beziehung auf die Wassermenge, welche einige

*) Die Berechnungen H. Kohler's über die Wassermengen einiger württemb. Flüsse in Beilage C. in Memminger's Beschreibung von Württemberg. 1841. S. 845 ist nach der Bemerkung Hrn. Repetent Zeche in Urach (Jahresh. IX. Jahrg. 3. H. S. 370) zu hoch, und Hr. Kohler hat daher seinen neueren Berechnungen der Wassermenge, welche ein Fluss all-

württemb. Flüsse alljährlich führen mögen, erfüllt worden. Es sind jedoch darüber, so wie über die andere von mir berührte Punkte keine directe Versuche angestellt worden. Ich glaube daher dieselbe auf's Neue den Mitgliedern unseres Vereins, welchen dazu Gelegenheit und Mittel gegeben sind, um so mehr empfehlen zu dürfen, als die neueste Untersuchungen von Barral über das Regenwasser, welche von Arago vervollständigt wurden (Liebig, Jahresbericht für 1852. S. 750) in einem Cubikliter des auf der Sternwarte zu Paris aufgefangenen Regenwassers bedeutende Verschiedenheiten in dem Vorkommen und der Menge der Bestandtheile (Stickstoff, Salpetersäure, Ammoniac, Chlor, Chornatrium, Kalk) in den verschiedenen Monaten nachweisen. Von Jod und Brom fand Marchand merkliche Spuren im Regen- und Schnee-Wasser; Barral dagegen nur kleine Mengen von Jod in dem im Juni gefallenen Regenwasser. Daran schliessen sich die Beobachtungen an, welche Chatin (Liebig's Jahresberichte 1852. S. 342) über das Vorkommen des Jods in der Luft, dem Wasser und den Nahrungsmitteln, mit Rücksicht auf den Zusammenhang dieses Vorkommens des Jods mit den Verhältnissen des Vorkommens von Kropf und Cretinismus angestellt hat, die gerade in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes sehr verschieden sind.

Die Wolkenbrüche des Jahrs 1853 haben auch da, wo sie nicht unmittelbar bedeutende Zerstörungen durch Ueberschwemmungen veranlasst haben, doch bedeutenden Nachtheil durch Abschwemmen des bebauten Bodens verursacht, wie dies der Natur der Sache nach und aus den Klagen mancher Landwirthe sich ergibt, und nach der von G. Bischoff ausgeführten Untersuchung des Bodensatzes, welcher für das aus dem Rhein bei seiner Anschwellung im März 1852 geschöpfte Wasser für diesen Strom bestimmter nachgewiesen ist, zu dessen Gebiete ein grosser Theil unseres Landes mittelbar gehört, das also einen Theil dieses Bodensatzes geliefert hat (Liebig, Jahresbericht

jährlich führt, die Voraussetzung Baumgärtner's (Naturlehre, S. 722), dass diese Wassermenge dem Flussgebiete proportional sei, zu Grunde gelegt, was der Wirklichkeit mehr entsprechen dürfte.

für 1852. S. 982). Wie bedeutend diese Masse fester, im Wasser aufgelöster oder suspendirter Stoffe sei, lässt sich schon aus der ausserordentlichen Zunahme der Masse und Gewalt der Strömung abnehmen, welche sich mit der Höhe des Wassers steigert. *) In Absicht auf diese führe ich nach den in Jaxtfeld an einem in der Nähe des Neckarufers stehenden Gebäude angeschriebenen und mir genauer von Hrn. Inspector Lettenmaier mitgetheilten Beobachtungen an, dass die bis jetzt höchste Höhe des Neckars den 30. Oct. 1824 über dem Nullpunkt des Pegels in Friedrichshall, der den niedrigsten Wasserstand mit noch 12 Dec. Zoll Fahrwasser bezeichnet, 31, sage ein und dreissig Fuss betrug. Den 27. Mai 1817 war die Höhe des Neckars um 3′ 8″ 9‴ niedriger, den 29. März 1845 ungefähr um 5′, den 22. Aug. 1851 beinahe um 6′, den 10. März 1848 etwas mehr als 7′ geringer als die vom Mai 1817; sie betrug aber immerhin noch 20′ über dem Nullpunkte des Pegels, indess der gewöhnliche Stand des Neckars nur einige Fuss über diesem Punkte beträgt. Wenn auch die allmählige Veränderung der Ufer eines Flusses, welche er bei gewöhnlichem Wasserstande im Laufe der Zeit veranlasst, je nach Beschaffenheit des Bodens nicht unbedeutend sein mag, und dadurch auch wohl nach längerer Zeit Veränderungen seines Laufs veranlasst werden mögen, so treten solche Veränderungen doch meist im Gefolge grösserer Ueberschwemmungen ein. Es muss indess von Interesse sein, diese genauer bezeichnen zu können, und dazu möchten ähnliche Flusskarten geeignet sein, wie die vorliegende von Hr. Hauptmann Duttenhofer ausgeführte Karte über den Lauf des Neckars von Canstatt abwärts bis zur Landesgränze, welcher auch das Panorama der Neckarufer von Heilbronn bis Heidelberg entspricht. Es wäre indess sehr zu wünschen, dass auf ähnliche Weise der Lauf des Neckars aufwärts bis zu seinem Ursprunge dargestellt und zugleich die Gebirgsarten bezeichnet würden, welche er an verschiedenen Stellen seines Laufs durch-

*) Genauere Beobachtungen über diesen Gegenstand enthält eine Abhandlung von Dr. Th. Zschokke in Aarau. „Die Ueberschwemmungen in der Schweiz im Sept. 1852.“

schneidet, oder welche in der Nähe seiner Ufer anstehen. Andererseits würden die Ablagerungen von Geröllen namentlich anzugeben sein, welche er an verschiedenen Stellen zurückgelassen hat, und welche zum Theil ebenso wie die Einrisse, welche durch Hochwasser bewirkt wurden, Abänderungen seines Laufs bewirkt haben, oder als Urkunden für die Bestimmung seines früheren Laufs, oder von gewaltsamen Katastrophen von Bedeutung sind, welche er zum Theil selbst veranlasst haben mag, und welche auf die Veränderung seines Laufs zurückgewirkt haben. Es sind diese verschiedene Gesichtspunkte weder nach dem Laufe des Neckars, noch nach dem Laufe anderer grösserer oder kleinerer Gewässer unseres Vaterlands gehörig in's Auge gefasst und verfolgt, trotz der praktischen Bedeutung, welche solche Untersuchungen namentlich längs eines grösseren zum Theil schiffbaren Flusses in landwirthschaftlicher und selbst in staatswirthschaftlicher Beziehung haben, indess in wissenschaftlicher Beziehung selbst die Veränderungen jedes einzelnen Bachs von Bedeutung sein können. Nach diesen verschiedenen Beziehungen ist jedoch die Umgegend von Stuttgart und Canstatt mehr als andere durchforscht und namentlich auch die Bedeutung des Sauerwasserkalks und der Geröllablagerungen zum Theil aus Veranlassung der in dieser Gegend hauptsächlich niedergelegten Reste einer untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt mehr hervorgehoben worden. Indem ich mich daher dabei auf die verschiedene gedruckte Belege und namentlich auf die von Hrn. Director v. Seyffer im 2. Hefte des 1. Jahrgangs unserer Vereinschrift mitgetheilte und durch eine Karte erläuterte Beobachtungen beziehe, glaubte ich unsere heutige Versammlung in Esslingen benützen zu sollen, um sie auf eine weitere Ablagerung von Neckargeröllen aufmerksam zu machen, welche auf dem Wege nach Kemneburg zu Tag liegt, und den Versuch zu machen, dieselbe mit den übrigen Geröllablagerungen und Conglomeratmassen und den bedeutenderen Veränderungen in Verbindung zu stellen, welche sich im Laufe der Zeit in der Umgegend von Esslingen und Canstatt ereignet haben mögen, deren nähere schriftliche Auseinandersetzung ich mir jedoch bis zu dem

Zeitpunkte einer Ergänzung der erforderlichen Beobachtungen nach den oben angegebenen Gesichtspunkten vorbehalten muss.

XI. Inspector Schuler in Wasseralfingen legte Zeichnungen des Durchschnitts der Posidonienschiefer bei Wasseralfingen vor und theilte seine Erfahrungen über ihren Gehalt in Bitumen mit.

Die vorgerückte Zeit verhinderte die Versammlung noch einige weitere angekündigte Vorträge zu hören; es wurde der Schluss der Sitzung ausgesprochen und die Theilnehmer vereinigten sich aufs Neue bei dem gemeinschaftlichen Mahle, nach dessen Beendigung Hr. Fabrikant Deffner die Güte hatte, die äusserst interessanten Einrichtungen seiner Fabrik von Blechwaaren u. s. w. zu zeigen.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Beiträge zum obersten weissen Jura in Schwaben.

Von Dr. Oscar Fraas in Laufen.

(Hiezu Tafel II.)

Dem Oberlaufe der Donau entlang lagern auf den Höhen des schwäbischen und fränkischen Jura die sogenannten Solnhofer Schiefer, die je nach ihrer Feinheit und Härte zum Lithographiren oder zu Dachplatten und Belegsteinen verwendet werden. Dass diese Schiefer nicht vereinzelt, wie man lange Zeit glaubte, in der Grafschaft Pappenheim dastehen, sondern zum System des obersten weissen Jura gehören, dafür wurden in den letzten Jahren zwei entscheidende Belege beigebracht. Der Eine kam aus dem *Lyonnais* von Victor Thiollière *(Cf. Sur les gisements à poissons fossiles situés dans le Jura du Bugey 1850* und *Description des poissons fossiles provenant des gisements coralines du Jura dans le Bugey. I. Livrais. avec 10 pl. fol. Paris 1854)*; der Andere aus dem südwestlichen Theil der schwäbischen Alb, wo in der Hoffnung auf lithographische Steine ausgedehntere Versuche veranstaltet wurden. Beide Belege stellen nicht nur das geologische Niveau der Solnhofer Schiefer, der Kalke von Cirin und der Krebsscheerenplatten in Schwaben unter einander fest, sondern weisen ihnen auch ihre einzig richtige Stellung in der Ober-Region des Korallenkalks an.

In geognostischer Hinsicht ist es wirklich von Interesse, den Höhenzügen des Jura vom ersten Donaudurchbruch bei Tuttlingen an nachzugehen bis zum zweiten Durchbruch bei Kelheim und Regensburg. Ueberall trifft man auf dem Rücken der plumpen

Felsmassen, die an den Ufern der Donau und ihrer Zuflüsse senkrecht emporstarren, eine Decke regelmässig abgelagerter Kalke oder Thone, bald scharf getrennt vom Massenkalk, bald in allmähligem Uebergang mit demselben verbunden. Es ist das letzte Glied des deutschen Jura, das überall noch lange nicht richtig erkannt ist. In der That hat es auch seine Schwierigkeiten, die Schichte zu erkennen, einmal wegen der petrographischen Verschiedenheit und dann wegen ihres Lagerungsverhältnisses zum Massenkalk. Je nachdem der Thon oder der Kalk überwiegt oder eine glückliche Mengung beider vor sich gegangen, hat die Schichte ein ganz verändertes Aussehen. Am allgemeinsten stellt sie sich dar als eine nicht sehr mächtige Schichte von Kalkplatten; es sind die Krebsscheerenkalke des „Flötzgebirges." Sie enthalten zahllos den kleinen, vierseitigen Scheerenballen des *Pagurus suprajurensis* Qu., der schon manchen Geognosten in grosse Alteration versetzt hat, weil er trotz eifrigen Suchens das kleine weisse Ding übersah. Im südwestlichen Theile der schwäbischen Alb mögen 10—12 Fuss das Maximum sein für die Entwicklung der eigentlichen, die Paguruskund mit sich führenden, Krebsscheerenkalke. Sie sind stets etwas roh und von Verwendung zu feineren technischen Zwecken ist keine Rede bei ihnen. An andern Orten, insbesondere in der Gegend um Sigmaringen, verwandeln sich die Kalke in graugelbe bis zu 90' mächtige Thone, die, in der Regel sehr arm an Petrefakten, den vorübergehenden Sammler lediglich ohne Aufschluss lassen. Endlich ist die dritte, günstigste Form die gehörige Mengung der Thone und Kalke, welche die Schieferbildung bedingt. Diese Solnhoferform, auf welche Quenstedt schon vor 15 Jahren hingewiesen, ist nun seit 2 Jahren auf den Höhen des Beuratales in der Nähe von Egesheim und Nusplingen in Folge industrieller Versuche aufgeschlossen worden; ein zwischen 30 und 40 Fuss tiefer Steinbruch und einige Löcher in der Nähe haben den Entrepreneurs zwar materiellen Schaden zugefügt, aber zu Nutz und Frommen der Paläontologie manches schöne Petrefakt zu Tage gefördert. Vergleicht man diese drei Vorkommnisse unter einander, so sind die Paguruschichten die untersten, welche

den Massenkalk zum Liegenden haben; da wo die Schichte zu einer grösseren Mächtigkeit gelangt, entwickeln sich entweder die Thone mit der *Terebratula pentagonalis* oder die Schiefer mit dem berühmten Petrefaktenreichthum. — Die andere Schwierigkeit beim Erkennen der Schichte liegt in ihrem Lagerungsverhältniss zum Massenkalk. Die Kalke, Thone oder Schiefer liegen nämlich nur selten sichtbar auf dem Massenkalk auf, sie liegen vielmehr — namentlich Thone und Schiefer — in muldenförmigen Vertiefungen und Buchten des Coralrags, wodurch es oft den Schein gewinnt, als wäre dieser das Hangende statt des Liegenden. Im Lauchartthale bei Sigmaringen z. B. steht unten im Thal der Korallenkalk deutlich an, darüber lagern die Krebsscheerenkalke. Eine Strasse enthlösst zweifellos die Profile; dieselbe führt etwa 100 Fuss bergan auf die Höhe. Siehe da! abermals entschiedener Korallenkalk und zwar Alles sehr regelmässig, ohne Verstürzung oder Störung, indem sich auf einfache Weise in den Vertiefungen und Mulden des Korallenkalks die Platten ein- und ablagerten. Auf den ersten Blick scheint es, man habe ein zweites Coralrag vor sich, das jünger wäre, als die Solnhofer Schiefer, während es in der That älter oder doch nur gleichzeitig mit diesen ist. Vielleicht beruht die Beobachtung des H. Gustav Cotteau in Châtel censoir, deren H. Thiollière *loc. cit.* S. 65 erwähnt, auf ähnlicher verführerischer Anschauung.

Bei der genauesten petrographischen Untersuchung ist man stets unvermeidlichen Irrthümern unterworfen, und wäre es zumal hier, wenn nicht die paläontologischen Verhältnisse uns Fingerzeige gäben, die auf die Identität der schwäbischen und fränkischen Schichten hinwiesen. Im Nachfolgenden möchte ich die für Schwaben neuen und zum Theil überhaupt noch unbekannten Erfunde aus den Schiefern der Nusplinger Steinbrüche aufzählen, und nebenbei nur die entsprechenden Vorkommnisse der Kalke und Thone berühren. Die Aufzählung soll kein ängstlicher Catalog sein, der die Petrefakten zählte nach Geschlechtern und Arten und nach Zahlen mit andern Localitäten vergliche. — Solches hat in der Regel wenig Werth, weil Species

und Genus oft nichts weniger als begründet sind; ich will vielmehr nur auf das Wichtigste hinweisen, zunächst auf die jurassische Flora.

Die **Pflanzen**-Reste treten zwar in grosser Menge allenthalben in den Schiefersteinbrüchen auf; allein nur wenige weiche Schichten haben die Zellen und Gefässe so deutlich erhalten, dass von Untersuchung und Bestimmung der Reste die Rede sein kann. In den harten Platten beurkunden undeutliche, verschwommene Eindrücke, lichte Streifen in dem gelben Stein oder mit Mangan schwarz gefärbte Stellen nur im Allgemeinen die Anwesenheit von Pflanzen. In den weichen grauen Schiefern dagegen liegt die Pflanze, bis in ihre feinsten Theile hinaus, wie in einem Herbarium. Der braune Pflanzenstoff, in der Dicke von feinem Briefpapier, ist auf die hellere Platte aufgetragen, fällt aber, wenn er nicht im Steinbruch sogleich mit Gummi befeuchtet wird, als Pulver ab. Nur diese, freilich seltenen, Erfunde können über die Geschlechter der Pflanzen einige Auskunft geben und zeigen, dass die cypressenartigen Dicotyledonen am häufigsten vorhanden sind; Farne und Cycadeen, ferner Algen und Tange bilden die übrige Flora.

An den Algen ist die Färbung der einzelnen Zellen nicht zu übersehen, welche vom lichten Grau durch Gelb, Roth und Braun bis zu Schwarz abwechselt. Die Stränge von *Codites* St. und die dichotomen Bänder von *Sphaerococcites* St. lassen sich wohl erkennen. Breite riemenartige Tange dürften zu *Laminarites* Kurr und *Halymenites* St. gezählt werden. Sie können jedoch leicht mit den Strunken von Farnkräutern verwechselt werden, von denen die Wedel abgerissen sind. Eine Pflanze mit wirtelständigen Aesten und zelligem Bau kündet eine *Chara* an.

Unter den Farnkräutern stehen die schönen *Odontopteris* oben an, welche F. Krauss zuerst in den oolithischen Kalken von Schnaitheim entdeckte und Kurr als *O. jurensis* (Beiträge zur *foss. flora* 1845) beschrieb. Doppelt gefiederter Wedel, die länglichten, stumpfen Blättchen mit der ganzen Basis an der Spindel festgewachsen; schwache, nicht ganz zur Spitze des Blattes reichende Mittelrippe bezeichnen das Geschlecht.

Grössere und kleinere, weniger oder mehr Fieder begründen wohl keine besondere Art: in der Regel zählt man 6 bis 8 Blättchen an den Wedeln.

Das andere Farngeschlecht bildet die baumartige *Pecopteris*, 10 bis 20 Blättchen befiedern doppelt den stattlichen Wedel. Die einzelnen Blättchen sind an der Spindel am breitesten und so an derselben herabgewachsen, dass die Mittelrippe des Blättchens an der Spindel in das obere Dritttheil der Basis fällt. Die Mittelrippe zieht sich bei diesen Farnen deutlich zur Spitze des Blattes. Solche Feinheiten lassen sich jedoch mit blossen Worten ohne Zeichnung nicht gehörig beschreiben. Diese charakteristische *Pecopteris* möchte ich analog der obigen *Odontopteris P. jurensis* nennen.

Die Kenntniss der Cycadeen verdanke ich der gefälligen Belehrung des Herrn Oswald Heer bei einem kürzlichen Besuch in Zürich. Auf einzelne Blätter, Blattwedel und namentlich auf die schönen Früchte hatte er mich aufmerksam zu machen die Güte. Fiederblätter von *Nilssonia* Br. zeigen gegenüberständige, länglichrunde mit breiter Basis an die Spindel angewachsene Blättchen. Sie haben eine Mittelrippe ähnlich den *Pecopteris*. Abgerissene Blätter mit feinen Längsstreifen ähneln Kurr's *Pterophyllum angustifolium*. Gewöhnlicher als die Blattreste sind die Schuppenfrüchte: länglich runde, Halbzoll bis Zoll grosse Samen, die den Zapfen entfallen sind. Von einem deutlichen Ansatz aus lassen sich 3 Strahlen unterscheiden, der mittlere stark gerippt, die beiden äussern glätter, den mittleren umfassend und einen kleinen rundlichen Fächer darstellend. Manchmal findet sich nur die mittlere, den Kern tragende Schuppe für sich allein mit abgefallenen Flügellappen, manchmal nur die beiden Lappen ohne den innern Kern.

Häufiger als alle bisher genannten Pflanzen treten die Cypressen auf. Mehr als die Hälfte der Erfunde ist hieher zu rechnen. Nach Sternberg sollten sie zwar als *Caulerpites* zu den Fucoiden gehören. Dagegen hat Unger 1849 sie als *Athrotaxites* in die Classe der Dicotyledonen, Abth. Monochlamydeen gestellt. Sie haben grosse Aehnlichkeit mit *Cupressites*

ſchlimmeres Berauſchungsmittel, das Opium. Schon die alten Egypter wußten aus dem Getreide, welches in dieſem geſegneten Lande im Ueberfluß hervorgebracht wurde, eine weingeiſtige, bierartige Flüſſigkeit zu bereiten, freilich gewiß um ein Merkliches verſchieden von dem Bier, das man jetzt in München, Augsburg, Ulm und vielen andern Orten trinkt. Bier in Menge, aber begreiflich auch nicht von der jetzt beliebten Qualität, tranken die alten Deutſchen; um das zwölfte Jahrhundert, da die Rebenpflanzungen in Deutſchland allgemeiner zu werden anfingen, erhielt auch der Wein ſein Recht; die Humpen der alten deutſchen Ritter ſind bekannt, ſpäter ſcheint die ritterliche Tugend des Trinkens auf die Studenten übergegangen zu ſeyn. Die alten Griechen waren dem Weine nicht abhold, ſie verehrten den Gott Bacchus hoch, und Anakreon ſingt ihm manches ſchöne Lied; doch bedienten ſie ſich ihres edeln Weines mehr nur zur Verherrlichung großer Feſte, als zum täglichen Genuß, und tranken ihn meiſt nur mit Waſſer vermiſcht. Nach dem Mythus lernte Amphiktyon, König von Athen, von Bacchus ſelbſt den Wein mit Waſſer miſchen, und in Silens Gefolge ſind die Nymphen, welche das Waſſer vorſtellen, mit dem der ſtets Betrunkene ſein Getränk hätte verdünnen ſollen. Der Genuß des Weins bis zur Berauſchung war ſelbſt zur Zeit der Bacchanalien hoch verpönt. Wer zu gewöhnlichen Zeiten reinen Wein trank, galt für einen Scythen. In manchen Staaten des alten Griechenlands war es Sitte und Geſetz, daß Jünglinge und Jungfrauen vor ihrer Verheirathung kein anderes Getränk trinken durften, als Waſſer. Wer ſich berauſchte, gab ſich der öffentlichen Verachtung preis. Epiktet ſagt: „Der Weinſtock trägt dreierlei Trauben: die eine bringt Vergnügen, die andere Trunkenheit, die dritte Schmach und Schande.“ Auch die Römer tranken nicht unmäßig, obwohl ſie den Wein hochſchätzten, und deſſen vortreffliche Eigenſchaften ihren Dichtern wohl bekannt waren. Während man heutzutage glaubt, der Soldat im Felde müſſe Branntwein haben, um die Strapazen auszuhalten und vielleicht auch dem Tode kühner ins Angeſicht zu ſchauen, führten die römiſchen Heere, welche die Welt eroberten, nur Waſſer und Eſſig bei ſich.

Wenn nun aber auch der Genuß geiſtiger und berauſchender Getränke wahrſcheinlich faſt ſo alt iſt als das Menſchengeſchlecht, ſo iſt es doch gewiß, daß nie mehr und allgemeiner getrunken wurde,

liasinus, welche Kurr bereits 1845 von Sternbergs *Caulerpites* trennte, und wie nachmals Unger, zu den Cypressen zählte. Diese Pflanze bildet Büschel mit unregelmässig geordneten Aesten, mit kurzen, schuppigen Blättchen, die spiralförmig gestellt den Zweig umfassen, den sie in kleine Rauthen theilen. Diese rautenförmigen Zeichnungen lassen die betreffenden noch so kleinen Stücke, die von der Breite einer halben Linie bis zu 2—3 Linien wechseln, auf den ersten Blick erkennen. Ausser diesen mögen noch einzelne Nadeln von Coniferen und Schuppen von Zapfen erwähnt werden, die sich jedoch schwer in Geschlechter und Arten unterbringen lassen. Die Nennung dieser Pflanzen liefert bereits ein Bild der betreffenden Flora, welche Wasserpflanzen und tropische Landgewächse umfasst. Hiezu stimmt ganz das Bild der Fauna von der Klasse der Pflanzenthiere an bis zu der der Amphibien.

Während die **Korallen** in den oberen Schichten des Massenkalkes noch eine so grosse Rolle spielen, sind sie in unseren Schichten so gut wie verschwunden. Diess gilt namentlich von den Kalken und Schiefern, in den Thonen bei Sigmaringen finden sich noch *Spongites radiciformis* und Aehnliches. Dasselbe gilt auch von den in der Gesellschaft der Korallen lebenden **Echinodermen.** In den Schiefern fand ich ein Stück von *Echinus lineatus*, ferner von einem *Diadema*, auf welchem noch ein Wald borstenartiger Stacheln liegt, ebenso die in Franken oft so häufigen *Comatula pennata* und *tenella* Gf. Zahlreicher finden sich diese Dinge in den Thonen, wo *Cidarites elegans* mit seinen Stacheln, *Echinus lineatus*, *Pentacrinites pentagonalis*, *Eugeniacrinites*, *Asterias* u. A., noch so sehr an Coralrag erinnern, dass man diese Thone als dessen Fortsetzung in die Epoche der gleichzeitigen Schieferbildung betrachten kann.

Eine wichtige Muschel ist in dieser Beziehung unter den **Bivalven** die *Terebratula pentagonalis* Br. Im eigentlichen Korallenkalk findet sie sich nicht, ist dagegen leitend für den obersten weissen Jura, wo ich sie sowohl aus den Schiefern und Kalken, als namentlich aus den Thonen in grosser Menge sammeln konnte. Nach ihrem Knochengerüste gehört diese Terebratel

nicht zu den Cincten, sondern zu den Biplicaten, indem ihr Lehnstuhl mit seinen Armen nie weit greift. Ausser ihr trifft man an Bivalven nur noch eine haufenweise auf und um Ammonitenschalen sitzende Auster, die Goldfuss *Posidonia socialis* heisst, aber wegen ihrer V förmigen Schlossleiste eher einer *Placuna* oder *Plicatula* gleicht.

Von **Gasteropoden** fehlt jede Spur. Erst mit den **Cephalopoden** beginnt ein gesegneteres Feld für die Untersuchung. Von Belemniten habe ich aus den Schiefern nur den im ganzen weissen Jura so zahlreich und einzig auftretenden *B. hastatus* Bl. zu nennen. Er findet sich sehr häufig und nicht selten mit wohlerhaltener Alveole, die sehr rasch wächst. Ein Belemnit von 10 Centim. hat eine 8 Centim. lange und oben 5 Centim. breite Alveole; eine andere wächst bei einer Länge von 5 Centim. von 6 Millim. bis zu 25. In der Regel liegt der Belemnit horizontal auf der Platte; doch finden sich auch Stücke, deren Scheide vertical im Gestein steckend durch mehrere Schieferschichten hindurchgeht, während die Alveole horizontal oben auf der Platte lagert, so dass sie in einem rechten Winkel gegen die Scheide umgeschlagen ist. Des Umstandes möchte ich noch erwähnen, dass man vielen vor der Schichtenbildung zerbrochenen Stücken begegnet; eines derselben fällt mir besonders auf, wo die Splitter des Belemniten, wie mit dem Hammer zerschlagen oder von kräftigem Zahne zermalmt auf einer Platte neben einander zerstreut liegen.

Wie der *Bel. hastatus* dem ganzen weissen Jura eigen ist, so sind es auch die häufig sich findenden Ammoniten. Es sind die 3 Formen des *A. inflatus, flexuosus* und *polygyratus.* *)

*) Daraus, dass die genannten Cephalopoden auch im untern und mittlern weissen Jura sich finden, den Schluss ziehen zu wollen, die Solnhofer Schiefer gehören zur Oxfordgruppe, ist mehr als gewagt. Mit Recht rügt V. Thiollière in seiner Vorrede zur Beschreibung der Ciriner Fische diese auch von Seiten der Heidelb. Jahrbücher ausgesprochene Ansicht. Ammoniten, die so wenig Stand halten in einer Schichte und durch α β γ δ ε ζ hindurchgehen, ja noch in den braunen Jura hinabreichen, können bei Entscheidung dieser Frage keinen Ausschlag geben: „Leitmuscheln" sind diese

Die Art ihrer Erhaltung in den feinen Schiefern liefert einen erfreulichen Beitrag zur Anatomie des Ammoniten, zu Sipho und Aptychus. Während die Schale des Ammoniten stets vollständig aufgezehrt ist und nur den Eindruck im Gestein zurückgelassen hat, liegt der aus anderem Stoff als die Schale bestehende Sipho, wohlerhalten als weisse markige Masse auf der Platte, nie dringt er in die Wohnkammer ein, hört vielmehr mit den Scheidewänden auf, welche er durchbricht und welche ihn beim jedesmaligen Durchgang schnüren. Bei grösseren Thieren, z. B. einem Planulaten von 1 Fuss Durchmesser, sind die Siphonalschnüre aus einander gerissen und liegen zerstreut auf den Umgängen des Ammoniten. Einer Täuschung ist man übrigens auf den ersten Anblick ausgesetzt, dass man die Siphonallinie für die Nathlinie ansieht. Die Nathlinie ist bei den schwachen Eindrücken, welche die Schale auf der Platte hinterlassen hat, oft kaum sichtbar, um so stärker tritt dagegen der Siphonalwulst auf den Umgängen hervor; bei näherem Anschauen findet man sich übrigens bald zurecht und sieht, dass der Sipho beiläufig im ersten Dritttheil des nächstfolgenden Umgangs liegt. In vielen hundert Wohnkammern von Ammoniten erhielt ich ferner die zum Thier gehörigen Aptychus, welche wohl keines besondern Namen bedürfen, indem man sie ihrem Ammoniten beigesellt. Ich nenne hienach:

1) *Aptychus perarmati (A. lävis* v. M., *latus* Park., *problematicus* Schl., *antiquatus* Ph.) von der Grösse zweier Millimeter bis zu der von 7 Centimeter, mit ungemein vielen Spielarten in Länge und Breite. Es ist der kräftigste und dickste Aptychus und liegt stets ausgebreitet auf der Platte, sehr häufig in der

---

Cephalopoden nicht. Ueberhaupt wird man als Regel bestätigt finden, dass sobald irgendwo höhere und niedere Thiere miteinander vorkommen, der Werth der letzteren, als leitender Petrefakten, verschwindet (wenn sie nicht etwa ganz massenhaft vorkommen). Den schwarzen Jura *e* z. B. wird Jedermann durch seine Saurier und Fische charakterisirt finden, neben welchen die Formen falciferer Ammoniten fast unwesentlich werden. Und Niemand wird desswegen, weil diese Falciferen sich in nächstfolgenden Schichten wiederholen, an der geognostischen Stellung der Saurierschiefer irre werden.

Wohnkammer seines Ammoniten, der vermöge seines Baues in aufrechter Stellung auf den Boden sank und nun von oben herab zusammengedrückt wurde (Cf. Quenstedt, Cephalopoden S. 309), dadurch entstehen die „elliptischen Kalkwülste“ des Herrn Giebel, auf welchen er den *A. latus* auflagern lässt und welche er so lange nicht zu erklären im Stande sein wird, so lang er die Aptychus als für sich bestehende Organismen ansieht.

2) *Aptychus flexuosi (lamellosus* Sch., *solenoides* Sch., *imbricatus* v. M.). Die hochmündigen Ammoniten mit dem oft sehr scharfen Rücken konnten zu Boden sinkend nicht aufrecht stehen bleiben, wie die breitrückigen Perarmaten, sondern fielen auf eine Seite um. Daher kann sich der Aptychus, wenn er noch an seinem Platze liegt, nur von der Seite präsentiren. Diess findet sich auch stets; liegt der Aptychus im Thier, so ist er nie aufgeklappt sichtbar, sondern im Profil. Ist er aber aus dem Thiere gefallen, so liegt er wie der *Apt. perarmati* ausgebreitet auf der Platte, bald mit seiner faltigen Aussenseite, bald mit der glatten, glänzenden Innenseite nach oben gekehrt.

3) *Aptychus planulati* Qu. Dieser merkwürdige, bisher nur wenig gekannte Aptychus (Quenstedt erwähnt seiner erst 1852 in der Petrefaktenkunde) ist wegen seiner ausserordentlich dünnen Schale dem Verderben zu sehr ausgesetzt, so dass er nur unter günstigen äusseren Verhältnissen erhalten wird. In den rauhen Kalken des mittlern weissen Jura, wo die Planulaten zu Millionen sich finden, konnte sich dieser zarte Theil weniger conserviren, als in dem feinen Schlamm der lithographischen Schiefer. Wenn man daher z. B. in den Arietenbänken, oder Braunjurakalken, die von Ammoniten wimmeln, den betreffenden Aptychus noch nicht gefunden hat, so darf diess nicht als Instanz gegen die Vereinigung desselben mit dem Ammoniten geltend gemacht werden. Das Versteinerungsmaterial war zu rauh und der Erhaltung dieser feinen Organe nicht zuträglich. Wo man dagegen feinschlammige Schichten im Jura findet z. B. Posidonienschiefer, Ornatenthone, lithographische Schiefer, wird man nie vergeblich nach Aptychus suchen. Den *Aptychus planulati* kann ich an mehreren Duzenden von Exemplaren

beobachten und finde, dass an ihm, wie am *A. sanguinol.* Schl. (Cf. Qu. S. 316 ff.) 2 Schichten zu unterscheiden sind, eine innere, dunkelgefärbte, hornige, mit concentrischen Falten und eine äussere, weisse, markige, mit der feinsten Radialstreifung versehene. Nicht immer liegen beide Schichten aufeinander, denn die äussere markige schiefert sehr leicht ab, dann liegt die innere Schichte oft nur wie ein Hauch auf der Platte, besonders bei grossen Exemplaren. Es scheint, je grösser der Ammonit, desto feiner und zarter der Aptychus. Die von Quenstedt erwähnten Perlknoten (S. 383 Petr.-K.) erscheinen auf meinen Exemplaren mehr wie Runzeln, welche die concentrischen Falten bilden. Besonders auffallend ist an dieser Art, dass die vordere Seite der Aptychus fast gar nicht ausgeschnitten ist und die beiden Schalen dort nahezu Eine Gerade bilden. Diess spricht für Ammonitendeckel nicht.

Die Reste nackter Cephalopoden, wenn gleich ungemein selten, gehören mit zu den Schönheiten unseres Fundplatzes. Wer will aber diese Reste sicher bestimmen? Dürfen Unterschiede, nach welchen d'Orbigny und Münster Arten gemacht haben, als wesentliche Merkmale betrachtet werden? Fast jedes Stück, das mir unter die Hände kommt, zeigt seine Eigenthümlichkeiten, sei es an Grösse, oder Form, oder Oberfläche, und offenbar ist das vorhandene Material noch nicht hinreichend, um sichere Geschlechtsunterschiede aufzustellen, geschweige denn Arten zu machen. Welchen wissenschaftlichen Werth die verwirrende Menge von Namen, wie *Sepia antiqua, gracilis, venusta, regularis, obscura* u. s. w. haben sollen, sehe ein Anderer ein. Die *Sepia*, welche Nusplingen sehr schön liefert, und Rüppel *S. hastiformis* genannt hat, schwankt zwischen 20 und 30 Centimeter. Legt man das Petrefakt vom anhängenden Gesteine blos (was mit grösster Vorsicht geschehen muss, um nicht die äussere Hornlage wegzusprengen), so findet man den Schulp des Thieres, mag man nun auf die Rücken- oder Bauchseite kommen, von einer glänzenden, braunen Hornschichte umgeben, die nach unten am dicksten wird. Diese Hornlage gibt dem Schulpe stets einen sehr scharfen Umriss.

Ist nun die Rückenseite blossgelegt, so wird eine erhöhte Mediangegend sichtbar, welche den Schulp in zwei Hälften theilt, diese Linie wird jedoch von keinem Hornkiel, wie bei *Loligo* gebildet, sie ist nur eine schwach äusserlich angedeutete. Diese Mediangegend ist mit feinen Perlknoten bedeckt, während der übrige Rücken mit feinen concentrischen Streifen bezeichnet ist. Legt man den Schulp von der Bauchseite bloss, so entspricht hier der geperlten Mediangegend eine vollkommen glatte, glänzende Fläche, auf welcher aber gegen die Seiten hin, namentlich am Spathel, wieder die feinen concentrischen Streifen des Rückens sichtbar werden. Zwischen der äusseren und inneren Hornlage ist eine 1—2 Millim. dicke Lage weichen, weissen Steinmarks. Die spathelförmige Erweiterung selbst ist einem hornigen Sack zu vergleichen, in welchen der an sich ovale Schulp hineingesteckt ist. Für die Untersuchung der weichen Theile des Thieres können nur solche Exemplare benutzt werden, welche auf der Bauchseite liegen. Bei der Rückenlage werden während des Herausarbeitens die feinen inneren Theile nothwendig zerstört. Sprengt man jedoch bei der Bauchlage den Schulp vorsichtig ab, d. h. zuerst die äussere in der Mitte geperlte Hornlage, sodann das weiche Steinmark, drittens die innere glatte Hornlage, so gelangt man zu den Ueberresten der fleischigen Theile und bemerkt vor Allem in der Mitte des Schulpes, meist beim Beginn des Spathels, einen länglichten Eindruck von braunrother Farbe, die pulverartig auf der Platte liegt. Es ist die Lage des Tintenbeutels. Unmittelbar darüber liegen bei einem meiner geöffneten Exemplare die Reste des Magens: nämlich glänzende Schalenstücke, die wohl von einem Pennäusschwanz herrühren und 4 kleine *Aptychus flexuosi (lamellosus)* von denen 2 noch in natürlicher Lage, die beiden Flügel nebeneinander, sichtbar sind. Das Thier hatte also Krebse und Ammoniten gefressen. — Weitere Reste zu entdecken, etwa vom Kopf oder den Füssen ist mir bis jetzt noch nicht geglückt.

Weniger zahlreich als in Solnhofen kommt *Loligo priscus* vor. Während dort fast jeder Arbeiter „Spiesse“ feil hat, sind mir von Nusplingen erst zwei Exemplare zur Hand gekommen.

Dagegen fanden sich die sonst seltenen Reste sehr grosser parabolischer Loliginiten mit feinem Kiel. Ein Unterende von 20 C.M. Länge und 14 C.M. Breite weist auf eine Totalgrösse von mindestens 2 Fuss hin. An diesem Stück ist ausser der hornigen, glänzenden Feder auch noch eine markige Kalkmasse vorhanden, der Sack des Thiers und hienach Viererlei zu beobachten, 1) das Mittelfeld mit feiner Rückenlinie, der einige andere parallel laufen. Eindrücke von Querbögen, die über das Feld einige Millimeter breit hinziehen, sind deutlich sichtbar. 2) Zwei Paar deutlicher Linien umschliessen rechts und links vom Mittelfeld ein schmales mit Hyperbolarstreifen bedecktes Feld. 3) Die Flügel mit schief nach unten gehenden Streifen. Darunter liegt eine braune Masse von Steinmark, die auf beiden Seiten noch ein Paar Zoll breit über die Feder hinausreicht und von Querstreifen durchwoben ist. Diese Formen stimmen auffallend mit den Loliginiten des Lias (Cf. S. 517 und 533 in Quenst. Cephalop.). Ich habe diesen Cephalopoden in meiner Sammlung *Loliginites alatus* genannt.

Von *Acanthoteuthis* besitze ich Krallen, die mit den bekannten Arten übereinstimmen. Ausser diesen Krallen liegt eine Reihe von „Häckchen“ vor mir, 3—15 Millimeter lang, wie ein Komma gekrümmt. Oben am dicken Theil haben sie nach aussen einen kleinen Widerhacken, nach unten endigen sie haarfein. Diese Körper sind von hornartiger Substanz und hohl. Einmal auf diese Dinger aufmerksam, habe ich sie in mehreren Schichten unseres Jura wiedergefunden, wo sie mir bis jetzt entgangen waren, z. B. im untern schwarzen Jura mit *Amm. oxynotus,* in den Jurensismergeln, Ornatenthonen und häufig im untern weissen Jura am Hundsruck *vis à vis* dem Hohenzoller, allwo sie glänzend schwarz in dem hellen Gestein liegen. Die kleineren Exemplare sehen den Klauen unserer Singvögel vollkommen ähnlich, wenn man sich das äussere Gegenhäckchen weg denkt. Nie finden sich diese Krallen mit irgend einem andern Körper vereinigt und in der Regel nur vereinzelt auf einer Platte. Lange war ich vollständig im Zweifel, wo diese Häckchen unterbringen — bis ich kürzlich eine Platte erhielt,

auf der 8 dieser Krallen paarweise liegen. Zwar sind sie zerstreut, so dass über die ursprüngliche Stellung derselben keine Aufklärung gegeben wird; allein das bei Einanderliegen von je 2 gleichgrossen Krallen, von denen das erste Paar 6 Millimeter lang ist, das zweite 9, das dritte 18, das vierte 24, lässt am Zusammengehören derselben kaum zweifeln und berechtigt zu der Ansicht, dass wir *Onychoteuthis*krallen vor uns haben, hornige Krallen, die in den weichen, darum nicht erhaltenen Fangarmen des Thiers befestigt waren. Wegen des Widerhackens nenne ich sie *Onychot. barbata.*

Ueber eine Anzahl von Resten nackter Cephalopoden, in der Grösse von ½ Zoll bis zu 2 Zoll, bin ich immer noch im Unklaren. Viererlei Formen treten hier hervor: die erste stellt eine Art Kaputze dar, an deren Oberende eine Spitze befestigt ist. Ich sehe diese Dinge als Sepienschnäbel an. Was in Quenstedts Petrefaktenkunde S. 332, Tab. 25, 6. zweifelhaft als solcher hingestellt ist, findet sich in Nusplingen oft, ist aber entschieden ein Fischknochen. Die zweite und dritte Form stellt zwei von einem Mittelpunkt herabhängende Lappen dar, die oben entweder verbunden oder aber getrennt sind. Die vierte Form ist die eines kleinen Schildes, der in der Mitte stets körnig ist. Alle diese verschiedenen Formen sind nur Eindrücke in das Gestein, die aber meist auf regelmässige Weise mit merkwürdigen Farbenpunkten, roth, braun und gelb bemalt sind.

Aus der Classe der **Anneliden** führe ich die *Lumbricaria* an, die in grosser Menge vorkommen. Stränge in der Dicke eines Centimeters gehören nicht hieher, sondern sind den Coprolithen beizuzählen. *L. intestinum* Gf., seltener *L. filaria* Gf. bezeichnen wie in Solnhofen die Arten.

Insekten-Reste hatte ich anfänglich mehrere zu besitzen gewähnt. Bei näherer Prüfung verwandelten sie sich aber theils in Cycadeenblätter, theils in zweifelhafte Eindrücke. Ein einziges Stück kann mit Wahrscheinlichkeit für den Flügel eines *Scarabaeites* Germ. erklärt werden.

Ein reicheres Feld der Untersuchung bieten erst wieder die **Krebse.** Der gewöhnlichste, aber darum doch selten gut er-

haltene Krebs ist die Garneele, der *Pennaeus speciosus*. Er ist überhaupt nächst den Ammoniten und Aptychus das häufigste Petrefakt unserer Localität. Seine glänzende dunkle Schale sticht vom hellen Gestein ab und hebt die Umrisse des Thiers schön hervor. Gewöhnlich liegen diese Krebse auf der Seite, wobei Stirnfortsatz, Auge und Füsse sich am vortheilhaftesten zeigen. Minder gewöhnlich ist die Bauchlage, welche für Beobachtung des Schildes, der Fühler und Fühlerschuppen geeignet ist. Die grössten Exemplare messen 0,24 Meter ohne Antennen, (mit denselben 0,38) der Schwanz misst 0,15, der Schild mit Stirnfortsatz 0,09, die Antennen 0,14. So messe ich mein besterhaltenes Exemplar, die Verhältnisse schwanken jedoch bei andern Stücken mehr oder minder.

Sieht man zunächst den Schild näher an, so erhebt sich in dessen Mitte ein Grath, welcher sich als Stirnfortsatz drei Centimeter weit über den Schild hinaus verlängert. Von der Stirn aus zieht sich rechts und links zwischen dem Auge und dem Grath eine Furche an der Seite hin. Unter dem Auge gabelt diese Furche und sendet eine Nebenfurche nach vorne. Auf dem Grath, wie an den Furchen, erheben sich kleine Dornen. 11 solcher Dornen oder Zähne sind oben auf dem Stirnfortsatz, 1 unten. 2 weitere erheben sich an der Furche, die unter dem Auge gabelt, der Eine neben, der Andere unter dem Doppelauge, das in einer Aushöhlung des Schildes liegt. Am Fühlerapparat sind zu unterscheiden, 1) die inneren paarigen Fühler, die 3—4 Millimeter lang auf chagrinirten Gliedern aufsitzen, 2) die äusseren 14 Centimeter langen Fühler, auf einem glatten Stile sitzend, 3) an der Basis der äusseren Fühler je 2 Schuppen, eine grössere breite und eine kürzere schmale (0,03 und 0,02). Das Maul des Krebses besteht aus 2 kurzen, gegeneinander stehenden Hornschnäbeln, die ich an einem von unten blossgelegten Exemplare entdeckt habe. Nach hinten ist der länglichte Schild halbmondförmig ausgeschnitten und in diesen Ausschnitt der lange siebengliedrige Schwanz eingefügt. Unter diesen 7 Gliedern ist das 6. das breiteste, weil hier die Schwanzflosse befestigt ist. Das letzte 7. Glied ist schmal und

endet in einen spitzen Stachel. Das 3. Glied ist wieder breiter als die 2 ersteren, wodurch der Schwanz die sanfte Krümmung erhält. Zwischen den einzelnen Gliedern sind schmale Zwischenschilder oder Schuppen zur Deckung der Fuge; auch bemerke ich an einzelnen Exemplaren fadenförmige Hornbögen. Der Schwanz endet mit einer 4 Centim. langen 2 paarigen Flosse, welche, mit dem 7. Glied in der Mitte, in einen Ausschnitt des 6. Gliedes eingefügt ist und bei der Bauchlage des Krebses einem ausgespannten fünfstrahligen Fächer ähnlich wird. Das letzte Glied wird durch eine Rinne, das 5., 6. durch einen Grath in zwei Hälften getheilt. Mit den Füssen hat man am meisten Schwierigkeit, indem sie gar häufig abgefallen oder in einander verwirrt sind. Mit Scheeren sind sie sämmtlich versehen. Das erste Paar ist das kürzeste, indem Schienbein und Hand dem Schenkel und der Hüfte gegenüber sich verkürzen. Der bewegliche Daumen ist hier auffallend kleiner, als der unbewegliche Index. Länger ist das 2. Paar; das längste aber — gerade noch so lang als das erste — ist das mittlere, dritte Fusspaar, indem namentlich das Schienbein sich verlängert. Mit dem 4. und 5. Paar nimmt die Länge wieder ab, die Füsse werden aber breiter. Nicht zu verwechseln mit den Füssen ist ein Paar langer Kieferfüsse, das unten am Munde, zwar meist unsichtbar, doch zuweilen als mehrfach gegliedertes Organ hervortritt. Dessen letztes Glied hat die Gestalt der inneren Fühler. Die Füsse sind in deutlichen Gruben des Brustbeins befestigt, solche Gruben setzen noch in die Schwanzglieder fort, welche falsche Füsse tragen. Da diese Schwanzfüsse innerlich befestigt sind, stellt sich die genannte Grube äusserlich als warzenartige Erhöhung dar, welche bei seitlicher Betrachtung etwa in der Mitte der Schwanzgelenke hervortritt. — Dieser Krebs gleicht so sehr der Caramote, die man auf dem Fischmarkte von Marseille etc. feil hat, dem *Pennacus caramote* Fabr., dass man den Münster'schen Namen nach dem Meeresgott Antrimp nicht nöthig hat. Der lebende Pennäus unterscheidet sich vom fossilen nur durch das vierte und fünfte Fusspaar, das dort einen einfachen Nagel, hier eine kleine Scheere hat. Sonst

als in unſerer Zeit. Von allen Seiten führen Aerzte, Geiſtliche, Richter und Polizeibeamte Klage über das tägliche Ueberhandnehmen des Laſters der Trunkenheit mit ihren verderblichen Folgen in geiſtiger und leiblicher Beziehung. Mag auch die auch in anderer Hinſicht ſtets zunehmende Genußſucht, die übermäßige Steigerung geiſtiger und körperlicher Kräfte, mag die Armuth, die Noth, der häufige Wechſel des Glücks in unſerer vielbewegten Zeit mit der daraus entſtehenden verzweifelnden oder apathiſchen Gemüthsſtimmung, mögen Leidenſchaften aller Art das Ihrige beitragen: am meiſten gefördert wurde und wird noch täglich das Laſter der Trunkenheit durch die Erfindung der Bereitung des Branntweins und deſſen immer allgemeiner gewordene Verbreitung. Wenn wir davon abſehen, daß im hohen Norden ſchon ſeit langer Zeit aus verſchiedenen Vegetabilien und ſelbſt aus thieriſchen Stoffen, namentlich, wie ich oben erwähnte, aus Pferdemilch, durch Verſetzung derſelben in Gährung und nachherige Deſtillation eine Art von Branntwein gewonnen wurde, und daß die Araber ſchon ſehr frühe Weingeiſt zu bereiten verſtanden, ſo wußte man in Europa doch nichts von deſſen Fabrikation vor dem vierzehnten Jahrhundert, und erſt gegen das Ende des fünfzehnten fing der Branntwein an unter dem Volke bekannt zu werden. Er hatte zuerſt den ſchönen Namen Aqua vitae und wurde nur in den Apotheken verkauft; allein bald fand dieſes ſcharfe Getränk allgemeineren Eingang, und die übeln Folgen, die durch ſeinen Mißbrauch entſtanden, führten ſchon im folgenden, ſechzehnten Jahrhundert obrigkeitliche Maßregeln, namentlich auch in Deutſchland, gegen den Genuß und Verkauf des Branntweins herbei. Indeſſen ſie nützten wenig; der Spekulationsgeiſt bemächtigte ſich des neuen, einträglichen Induſtriezweiges, man bereitete Weingeiſt aus Wein, aus Getreide und Obſt aller Art, und endlich, nachdem die Kartoffeln auf europäiſchen Boden verpflanzt waren, vorzüglich aus Kartoffeln. Die wohlfeile Gewinnung deſſelben aus Kartoffeln führte eine immer noch wachſende Concurrenz der Fabrikanten herbei, wodurch der Preis des freilich auch immer niederträchtiger gewordenen Getränks jetzt bis zu dem Grade niedrig geworden iſt, daß auch der Aermſte ſo viel aufzubringen vermag, ſich mit Branntwein zu erquicken, zu vergnügen, zu betrinken. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſe Wohlfeilheit der Hauptgrund der ungeheuren, täglich noch ſteigenden Conſumtion

stimmt Alles merkwürdig: das Doppelauge, die Fühler, die Thoraxfurchen, der Grath, Schwanz und Afterfüsse, selbst die Grösse der 9zölligen *Caramote (cf.* Desmarest, *Consid. sur les Crustacées pag. 225, pl. 39).* Quenstedt (Petrefaktenk. S. 273) hat den Namen des lebenden Geschlechtes zuerst wieder aufgenommen und dadurch das Chaos Münster'scher Geschlechtsnamen geklärt. Untersucht man weiter die Arten des *Antrimpos*, so sind die Merkmale so schwankend und offenbar oft auf unvollkommner Beobachtung beruhend, dass man nichts darnach bestimmen kann. Wohl zähle ich die Zähne der Stirne bald $\frac{11}{1}$, $\frac{10}{1}$ bald $\frac{9}{1}$ und $\frac{8}{1}$ und sehe an Einem Exemplar den Schwanz etwas länger und schmäler, am Andern dicker und kürzer, betrachte es aber als sexuelle Unterschiede oder als Alterstufen. Namen, wie *decemdens, nonodens, longidens etc.* sind vollkommen werthlos, zumal es oft sehr schwer hält, die feinen Zähne richtig zu zählen. Bei der Bauchlage des Krebses sind dieselben oft sämmtlich oder theilweise abgebrochen. Weitere kleinere Pennäusarten — Münster's *Adora, Bombur, Hefriga* u. s. w. — finden sich wohl auch; aus den übel erhaltenen Stücken lässt sich jedoch nicht viel bestimmen.

Das andere, aber seltenere, Garneelengeschlecht ist durch *Palaemon spinipes Desm. crust. foss. II, 4.* representirt. Dieser Krebs ist sehr kenntlich an den oft mehrere Zoll langen, mit grossen beweglichen Dornen besetzten Kieferfüssen, die meist abgerissen sich finden. Er ist kleiner als der Pennäus, der Stirnfortsatz ist nicht gesägt, sondern ein langer Stachel, unter welchem auch die inneren Fühler die Länge der äusseren erreichen.

Unter den Eryonen treten 3 Hauptformen auf: 1) Die grosse bis zu 0,2 Meter messende Art, die Schlotheim *propinquus*, Münster *speciosus* genannt hat. Der Schild dieses Krebses ist nur auf der Oberseite fest und kalkig gewesen, von einer Unterseite finde ich keine Spur. Selbst am Rückenschild scheinen in der Mitte weiche kalklose Theile gewesen zu sein. An mehreren Exemplaren sehe ich auf constante Weise vom Mandibulum an über die Mitte des Schildes einen anfangs engen,

dann immer breiter werdenden Spalt, welcher erst wieder durch das Schwanzgelenk geschlossen wird. Sonst passen die bekannten Beschreibungen vortrefflich. Der Daumen an der Scheerenhand ist gleich einem Winzermesser gekrümmt.

2) Die andere Form hat Münster nicht gekannt, wohl aber German, der sie *E. spinimanus* heisst. Sie unterscheidet sich recht gut von *E. propinquus*. Der Schild ist breiter, als hoch, auf dem Rücken geschlossen und aus kalkiger Ober- und Unterschale bestehend. Diese Schale ist auf dem Schilde über und über mit feinen Knötchen, wie mit einem Chagrin bedeckt; erst auf den Schwanzschildern fangen sie zu verschwinden an. Dieses Kennzeichen schon lässt die Stücke, selbst wenn die Füsse fehlen, von der erstgenannten Art unterscheiden. Der sichtbarste Unterschied liegt jedoch in 3 grossen Stacheln, die am beweglichen Scheerenfinger des ersten Fusspaars angebracht sind. An sich sind die Finger schon lang, die Hand zweimal so lang als die Finger, was auch bei der Verkürzung des Schienbeins diesem Fusspaar ein gewaltiges Ansehen gibt. Gewöhnlich liegen die zwei Hände über dem Kopf quer über einander. Diese Stachelscheeren sind mit E. Röttenbacheri nicht zu verwechseln, welchen ich auch besitze; bei ihm sind beide schmale Scheerenfinger mit 6—8 Dornen besetzt, während der *E. spinimanus* nur am beweglichen Finger 3 lange Stacheln trägt. Die Fühler und übrigen Füsse tragen weiter keine erheblichen Unterschiede an sich.

3) Die dritte Form finde ich noch nirgends beschrieben. Ein länglichter Schild ist durch eine Querfurche getheilt, welche in Verbindung mit einer über den Rücken laufenden Längsgräthe eine eigenthümliche kreuzförmige Zeichnung auf dem Schild hinterlässt. Diess erinnert schon an *Glyphaea*, der Schwanz ist aber noch entschieden eryonartig. Der ganze Krebs ist mit einer feinkörnigen Schale bedeckt, die namentlich auf dem Schwanze scharf hervortritt. Ueber dem Auge liegen grosse, kreisförmige Schuppen, welche ein kürzeres inneres und ein längeres äusseres Fühlerpaar an ihrer Basis decken. Was den Krebs im Uebrigen sogleich kenntlich macht, ist das unverhält-

nissmässig lange erste Fusspaar, das 4—5 Mal länger ist, als das zweite und dritte Paar; das letzte mit einem Nagel versehene Paar tritt unter dem ersten Schwanzgelenk hervor. An einem 6 Centimeter langen Krebse misst das erste Fusspaar: die Hüfte 0,01 Meter, der Schenkel 0,025, das Schienbein 0,01, die Hand 0,015, der Finger 0,01, zusammen 0,07, ist somit um 1 Centimeter länger als der ganze Krebs. Der Schenkel des Fusses, welcher die grösste Länge hat, ist nach aussen fein gesägt. Ich nenne diesen Krebs wegen des langen Beines *E. longipes.*

Am seltensten begegnen wir den Astacinen, namentlich dem in Solnhofen so gewöhnlichen *Astacus modestiformis.* Sehr hübsch findet sich *Glyphaea Velthemii* M., eine sehr glückliche Species Münster's und treffend beschrieben. Der ganze Krebs ist mit spitzigen Wärzchen bedeckt, welche auf der vordern Seite ihrer Basis eine Vertiefung haben. Der Schild ist vorne gezähnt, die schmalen Scheeren gar nicht gekrümmt. *Gl. verrucosa* M. kommt noch viel grösser vor, als Münster sie kennt; die Warzen am vordern Scheerenpaar sind gross und stark, die beweglichen Finger mit Leisten versehen.

Ferner erwähne ich nur noch der Erfunde von *Limulus* und *Pollicipes.* Die Erhaltung der Exemplare ist aber so schlecht, dass sie Nichts bedeuten, als die Constatirung des Vorkommens. Der Stachel am *Limulus* ist 0,1 lang. — Ueberblicken wir das Vorkommen der Krebse, so überwiegen die Garneelen so sehr, dass das Verhältniss nach den bisherigen Erfunden etwa folgendes ist; *Pennaeus* 90 %, *Eryon* 5 %, *Astacus* 4 %, *Limulus* 1 %. Bekannt ist von den lebenden Garneelen, dass sie beträchtliche Meerestiefen lieben, ebenso der Hummer in den Rissen der Felsen. Beachten wir noch das bereits angeführte Fehlen von Korallen, so wird man Vorstellungen von einem seichten Jurameer in dieser Periode fallen lassen. Auf dasselbe Resultat weisen auch die

Fische hin. Unter ihnen spielen eine besondere Rolle die Knorpelfische. Was bisher zu den grössten petrefaktologischen Seltenheiten gehörte, die Körperumrisse von Selachiern

vollständig zu erhalten, fand man nun so ziemlich zu gleicher Zeit in den Schichten von Cirin und in unseren Localitäten. Stimmen auch die Arten beider Fundgruben durchaus nicht mit einander ein, so doch ihre gemeinschaftliche zoologische Stellung, die ihnen bei den Rochen und Haien angewiesen ist. Besonders schön findet sich ein Meerengel von 3—5 Fuss Länge mit freistehendem, breitem Kopf und grossen flügelförmigen Brustflossen. Wegen der spitzen Hackendornen, die in der Rückenhaut stecken, habe ich ihn *Acanthodermus*, und wegen des grossen, breiten Maules *A. platystoma* genannt.

Der Kopf dieses prachtvollen Fisches hat die merkwürdige Form, welche eine Breite von 0,18 Meter und eine Höhe von nur 0,08 ihm nothwendig verleiht. Daran nehmen den grössten Raum die zum Maul gehörigen Knorpel ein. Der Schädel bildet nämlich eine viereckige Kapsel, an welcher die 4 Ecken zipfelartig hervorstehen. Vorne ist daran die Schnauze befestigt; an der hinteren Seite, welche dem Basilartheil entspricht, sind zwei Gelenkgruben, in welche der gabelförmige Atlas eingreift. In der Gegend des Schlafbeins treten die vorderen Ecken der Schädelkapsel als lange, spitze Knorpel hervor, welche das Auge vom Spritzloch trennten. Der ganze Schädel besteht aus einer untrennbar verbundenen Masse, von einer Unterscheidung einzelner Knorpel oder von Näthen ist keine Spur. An der Unterseite dieser Schädelkapsel sind nun die Gesichtsknorpel befestigt, indem zunächst hinten an der Basilargegend der starke Quadratknorpel (0,08) befestigt ist. An dessen Ende hängt der lange Unterkiefer von 0,11. An seinem hinteren Ende hat der Unterkiefer einen Gelenkknopf, welcher von dem Jochbeinknorpel gefasst wird, einem Knorpel, der wie ein Querband den starken Unterkiefer am Quadratknorpel festhalten soll. An dem Unterkiefer ist das Hinterende des Oberkiefers befestigt, dessen Vorderende an der Schädelkapsel unter der Nase angewachsen ist. Ein paar Lippenknorpel sollte Ober- und Unterkiefer zusammenhalten. Am Rande des breiten Maules liegen eine Menge Zähne nur 0,002 lang; sie haben eine rundliche Basis, an der zwei kleine seitliche Zacken sitzen. Die

Anatomie dieses Kopfes weist dem Thiere bereits seine Stellung in der Nähe der Haie und Rochen an; ihnen eigen ist die Verknorpelung des ganzen Schädels, an welchem der Apparat des Gesichts mittelst der Bänder hängt, welche das Suspensorium oder Quadratknorpel hinten und den Oberkiefer vorne festhalten.

Die Wirbelsäule des Fisches reicht vom Schädel bis zur äussersten Schwanzspitze. Jeder einzelne Wirbel kann deutlich unterschieden werden; ein Durchschnitt des Wirbels zeigt, wie dessen Verknöcherung bereits begonnen hat und die Wirbelkörper dieses Selachiers denen der Knochenfische schon sehr nahe stehen. Die Zahl der Wirbel ist bei einem Exemplar 139, der erste, Atlas, ist zweispitzig und greift in die zwei Gelenkpfannen des Basilare ein. Die vier ersten Wirbel haben seitliche Dornfortsätze, am 6. bis 10. Wirbel treten die Kiemenknorpel hervor, die je aus zweipaarigen Knorpelstücken bestehen. An dem 11. und 12. Wirbel ist der starke Brustgürtel befestigt, am 32., breitesten aller Wirbel der Bauchgürtel. Der 25. bis 35. Wirbel trägt je zwei knorpelige Rippen von 0,04—05 Länge. In der Gegend des 60. Wirbels ist die strahlige Rückenflosse. Die Wirbel des Schwanzes haben lange obere Dornfortsätze, welche viereckige Knorpelplatten tragen. Man kann somit unterscheiden einmal die Halswirbel 1—10, sodann die Rückenwirbel zwischen Brust- und Bauchgürtel 11—32 und endlich die Schwanzwirbel gegen 100 an der Zahl. Durch diese deutliche Unterscheidung der Wirbel, die beim ersten Anblick der Wirbelsäule auffällt, ist unser Thier den höher organisirten Thieren überhaupt näher gerückt. Dasselbe finden wir bei Betrachtung des merkwürdigen Apparates der zur Bewegung dient. Die Brust und Bauchflossen sind von ausserordentlich schönem und regelmässigem Bau.

Erstere — die Brustflosse — ist aus 30 oblongen Tafeln gebildet oder ebensovielen Strahlen, die von einem Mittelpunkt aus nach der Peripherie einen schön geschwungenen Bogen bilden. Eine Chagrinhaut umfasst diese Strahlen und vollendet das Flügelähnliche der Flosse. Diese 30 Tafeln, die man den Phalangen vergleichen kann, sitzen auf zwei Handwurzeln auf, von

denen die obere 10, die untere 20 Tafeln trägt, an der dritten obersten Handwurzel ist die Chagrinhaut befestigt, welche die 30 Knorpelstrahlen umspannt. Der Vorderarm ist nun mit dem Oberarm zu einem breiten Knorpel verwachsen und mit dem conischen Scapulaknorpel verbunden, welch letzterer den starken Rabenbeinknorpel trägt. Ganz ähnlich ist der Apparat der Bauchflosse. An den 32. Wirbel ist ein breiter bandartiger Knorpel geheftet, der Becken und Bein vertritt, an dessen Ende sitzen abermals 3 Knorpelplatten oder Fusswurzeln, deren erste die Haut trägt, während von der 2. und 3. je 10 Knorpelstrahlen auslaufen, abermals in einem Bogen von der Haut umspannt. Unter dieser Bauchflosse treten zwei lange Knorpelquasten hervor (0,16), das Kennzeichen des Masculinums, die an einem meiner Exemplare wunderbar gut erhalten sind. Einem zweiten Exemplare fehlt dieses Abzeichen, wesshalb ich dieses für das Femininum ansehe.

Die Haut, die das ganze Thier bedeckt hat, ist ausgezeichnet erhalten, aber von verschiedener Beschaffenheit. An der Flosse und auf der Bauchseite des Fisches ist sie fein chagrinirt, voll kleiner Wärzchen, die an der Unterseite des Kopfes am stärksten sind. Unter der Loupe stellt sich dort ein Stückchen Haut wie das schönste Emailpflaster dar. Ganz anders auf der Oberseite des Fisches; hier steckt die Haut voll spitzer Dornen mit Widerhacken, gleich indianischen Pfeilspitzen, welche auf dem Rücken des Thieres zwischen Brust- und Bauchgürtel ihre grösste Stärke erreichen, nämlich 0,001, und zu dem Namen *Acanthodermus* nach Analogie des Agassiz'schen *Asterodermus* Veranlassung gaben.

Die Vergleichung dieses Fisches mit schon bekannten ähnlichen Erfunden führt zu keinem Resultat. Der schon erwähnte *Asterodermus* Ag. von Solnhofen ist nur im Allgemeinen ähnlich durch die Form, die Rippen, Stellung der Flossen, allein statt der pfeilspitzigen Dornen trägt er sternförmige Spitzen und ist im Ganzen nur 6 Zoll gross. Münster hat als *Thaumas alifer (Beitr. V., 62.)* ein ähnliches Thier von anderthalb Fuss Länge beschrieben, das aber der Zeichnung und Beschreibung nach sehr

unvollkommen erhalten zu sein scheint. Auch er beobachtet, dass die Chagrinhaut, mit dem das Thier bekleidet ist, an Rücken und Hals spitze Stacheln trägt. Er zählt 24 Wirbel zwischen Kopf und Schulter; der Zeichnung nach zu urtheilen ist der Schultergürtel von seiner Stelle gerückt, unnatürlich wäre die Nähe des Bauchgürtels, der nur durch 5 Wirbel von dem Brustgürtel getrennt wäre. Bei noch andern Verschiedenheiten sind doch auch die Aehnlichkeiten der beiderseitigen Erfunde auffallend, namentlich überraschen auch hier rippenförmige Knorpelstrahlen. Viel weniger stimmen die *Ciriner Selachier* zu den unsrigen. Thiollière hat sie als *Spathobatis* und *Belemnobatis* beschrieben, sie stehen den lebenden Rochen viel näher als unsere *Acanthodermus*, haben lange Schnauzenknorpel, die Haut ist chagrinirt, ohne eine Spur von Dornen; die gut unterschiedenen verknöcherten Wirbel, 150 an der Zahl, und 10 Rippenknorpel stimmen wieder auffallend mit den deutschen Erfunden. Das Genus *Belemnobatis* ist durch Stacheln im Schwanze charakterisirt. *)

Spuren von Rochen finden sich aber auch in unserer Localität. Auf einer Platte, die jedoch sehr unvollkommen erhalten ist, sind die Reste eines fusslangen Schwanzes, in welchem ein spitziger mit einem Dutzend Zähne bewaffneter Stachel steckt. Der Wirbel mögen es mehrere 100 gewesen sein, denn an einem Stück der Wirbelsäule von 12 Centimeter zähle ich über 100 Körper, die aber sehr wenig verknöchert sind und undeutliche Umrisse zeigen.

Neuerdings erhielt ich noch die Reste eines fussgrossen, sehr fein gesägten Ichtyodorulithen, der einem Thier von riesiger Grösse angehören musste.

Noch erwähne ich der häufig sich findenden Zähne von *Oxyrhina macer* und *longidens* Qu. und von *Notidamus*, den ich *serratus* heisse, weil er von den sonst im weissen Jura

*) Immerhin steht aber unser Fisch dem lebenden *Squatina angelus Linné* so nahe, dass die Beibehaltung dieses Namens für den fossilen Fisch gerechtfertigt werden könnte.

bekannten Arten dadurch abweicht, dass er vorne an der grossen Zahnspitze gesägt ist.

Zahlreicher als die Knorpelfische sind die Reste der Ganoiden. Eine Reihe von *Pholidophorus* verschiedener Grösse von 4 bis zu 12 Zoll Länge zeigt zum Theil sehr gut erhaltene Stücke. *Ph. tenuiserratus* Ag. erkennt man an den feingezähnten Schuppen, welche in der Kopfgegend auch noch fein gestreift sind. Die Kopfplatten zeichnen sich durch feine Sculptur aus. Oberkiefer, Zwischenkiefer und Zahnbein sind an ihrem schmalen Rande mit feinen Bürstenzähnchen besetzt. Bei zwei Exemplaren, die von unten blossgelegt sind, ist zwischen beiden Zahnbeinen eine Kehlplatte sichtbar, von welcher aus gegen die Operkeln hin 16—17 Kiemenhautstrahlen gezählt werden können. 21 Brustflossenstrahlen gehen vom *cubitus* und *radius* aus. Bauch- und Rückenflosse stehen sich gerade gegenüber. — *Phol. gracilis* Ag. ist nur dreizöllig und hat glattrandige Schuppen, seine Zähnchen gleichen den Haaren eines feinen Pinsels.

Von *Aspidorynchus* besitze ich einige Köpfe, die 0,02 Meter hoch und 0,1 lang sind. Der Oberkiefer ist um 0,03 länger, als der Unterkiefer; dieser ist mit feinen Zähnen ganz besetzt, während an jenem die Zähne nur soweit stehen, als der Unterkiefer reicht, ein schmaler Knochen verlängert sofort den Oberkiefer. Gleich dem verwandten *Belonostomus* der Posidonienschiefer finden sich meist nur Köpfe von diesem Fisch, ein Umstand, der darauf hinzuweisen scheint, dass der Leib andern Bestien eine Nahrung gab, der knochenreiche Kopf aber verschmäht ward.

Von *Gyrodus* besitze ich unter Anderem ein grosses Exemplar von 0,75 Länge und 0,4 Höhe, das, namentlich am Kopfe gut erhalten, geeignet ist, das Zahnsystem dieses Fisches auf's Deutlichste klar zu machen, auch sonst zu dessen Anatomie Beiträge zu liefern. Den Kopf decken grob gekörnte, durch Näthe deutlich geschiedene Knochenplatten und bilden als Superorbitalplatten einen starken Wulst um die 0,035 grosse Augenkapsel, innerhalb welcher zwei feine, papierdünne Knochenringe liegen und in welcher überdiess noch eine längliche ovale Knochenplatte und Fragmente anderer feiner Plättchen bemerkbar

sind. Von der Augengegend fällt das Gesicht steil ab zum Zwischenkiefer, in welchem vier spitze Schneidezähne stecken; dieselben stimmen gut zu *G. umbilicus* Ag. (Quenst. S. 212.) Der Oberkiefer ist eine zahnlose, abgerundete breite Knochenplatte, die ich beim Herausarbeiten zur Hälfte wegnehmen musste, um den prachtvollen, mit 65 Zähnen besetzten Vomer blosszulegen. Die Zähne stehen in 5 Längsreihen; die mittlere Reihe trägt 11 breitrundliche, mit der feinsten Sculptur gezierte Zähne, überhaupt die grössten Zähne im ganzen Maul. Die nächste Reihe trägt 12 kleinere Zähne, die zweite Reihe mit seitlich angekauten und von aussen dreieckig erscheinenden Zähnen zählt deren 13. Der Unterkiefer besteht aus dem die Schneidezähne tragenden Zahnbein und dem mit Pflasterzähnen besetzten Gelenkbein. Das Zahnbein trägt je 4 Schneidezähne; der erste und vierte ist gross und stark, ähnlich denen des Zwischenkiefers, die beiden mittleren sind kleiner. Die Gelenkbeine tragen je 4 Reihen Pflasterzähne, die in erster und dritter Linie klein und länglicht, in zweiter und vierter Linie grösser und breiter sind. Auf den Gelenkbeinen zähle ich 10, 11, 13, 15 Zähne. Die Formel für die Pflasterzähne wäre hienach

$$\frac{13 + 12 + 11 + 12 + 13}{15 + 13 + 11 + 10 + 10 + 11 + 13 + 15}$$

Mit wahrer Freude habe ich an diesen Gelenkbeinen Quenstedt's Beobachtung über das Schieben der Zähne bestätigt gefunden (s. W. Jahresh. IX. Jahrg., 3. Heft, S. 361), indem die letzten Zähne der ersten und vierten Reihe als Keimzähne verkehrt stehen, die Oberseite nach unten, die Unterseite nach oben gekehrt. Die verschiedene Ankauung der Zähne zu beobachten ist von hohem Werth, sie gewährt ein Bild von der Stellung der Kiefer, welche aber mit dem idealen Bild nicht harmonirt, das V. Thiollière bei seiner so vortrefflichen Beschreibung der Zahnung der Pycnodonten gibt. Die beiden Unterkiefer hat er viel zu viel seitlich gestellt. Vielmehr mahlte auf den zwei mittleren Zahnreihen des Unterkiefers die mittlere unpaarige Vomerreihe. Auf der zweiten, etwas erhöht lie-

genden Reihe des Unterkiefers lief die zweite Vomerreihe, welche tiefer liegt als die äussere und innere Reihe. Endlich rieb sich die dritte äussere Vomerreihe in dem Gang ab, welchen die dritte und vierte Reihe der Unterkieferzähne bilden. Diese Stellung ist die einzig richtige, um die Art der Ankauung, die seitliche äussere der Vomerzähne und die innere der entsprechenden Unterkieferreihe zu erklären, ebenso die Anschleifung der inneren Zähne in der Mitte der Krone. Ein schmales Präoperculum und Superoperculum und ein grosses breites Operculum sind sichtbar, hinter welchen eine starkknochige Clavicula und Humerus hervortritt. Der Fisch hat dreierlei Schuppen, 1) rundliche, fein gekörnte Schuppen im Gesicht und am Hals, 2) rhombische Schuppen mit feiner rhombischer Zeichnung; sie hängen an einer Leiste, welche oben spitzig ist und unten einen Ausschnitt hat, in welchen die Spitze der nächstfolgenden Schuppe sich einfügt. Vom Nacken bis zum Schwanze sind 30 Schuppenreihen, in jeder Reihe 12—20 Schuppen, 3) dreieckige, stark punktirte Schuppen, die am Rande des Rückens und Bauches gleich den Hohlziegeln eines Daches die rhombischen Schuppen deckten und je zwischen deren Längsreihen sich einfügten mit dem breiten Theile nach oben. Die Flossen sind ohne Fulcra; die Schwanzflosse tief gegabelt, 0,20 lang, die Rücken- und Afterflosse misst 0,16. Die Wirbelsäule, die vom Nacken bis zur Gabel des Schwanzes durch die Mitte und obere Hälfte des Fisches sich hinzieht, hat sich durch die Schuppen hindurch abgedrückt, gleich wie auch die langen starken Gräthe gesehen werden. — Weitere Arten von Schollen sind beurkundet durch ein Gyrodusstück mit kolossalen Schuppen, die Krokodilschuppen ähneln und auf einen etwa 5—6 Fuss langen Fisch hinweisen. Andere Stücke lassen auf Gyrodus von 8—10 Zoll schliessen.

Die Mittelfische sind durch sehr grosse, räuberische Individuen bezeichnet. An einem vollständigen Exemplar eines 0,7 langen Caturus fällt ein Unterkiefergelenkbein in die Augen, das mit 0,012 langen, spitzigen Zähnen besetzt ist, zwischen welchen die kleineren Zähne der Zunge sichtbar werden. Ebenso

des Branntweins unter dem niedern Volke iſt. „Ha! das ſchmeckt — und Courage gibt's! — Es iſt denn doch eine prächtige Erfindung, daß man die Courage für zwei Groſchen trinken kann.“

Am häufigſten iſt das Laſter der Trunkenheit jetzt in Rußland und Schweden, in Nordamerika, in England und Dänemark, in der Schweiz, in den öſterreichiſchen Staaten und in unſerm ganzen lieben Deutſchland. Bekannt iſt Luthers Ausſpruch, jedes Volk habe ſeinen eigenen Teufel, das deutſche habe den Sauftenfel. Von den Bewohnern kalter Länder werden ſtarke geiſtige Getränke mehr geliebt und auch ungleich beſſer ertragen, als von denen der warmen und heißen Gegenden. Die Nordländer heizen ihren Körper mit Branntwein, weil ihnen die Sonnenwärme fehlt; der Branntwein hilft ihnen vergeſſen, was ihnen die Natur Alles verſagt hat. Trotter führt in ſeinem vortrefflichen Buche über die Trunkenheit aus Falkoner's „Verſuch über die Klimate“ folgende Stelle an: „Wenn wir vom Aequator zum Nordpole gehen, ſo finden wir das Laſter der Trunkenheit zunehmend mit den Graden der Breite; gehen wir wieder vom Aequator zum Südpole, ſo ſehen wir auch die Trunkenheit nach Süden ſich verbreiten, genau mit der Kälte zunehmend.“ So ſehen wir, daß die Ruſſen und die Bewohner des hohen Nordens überhaupt mehr geiſtige Getränke zu ſich nehmen, als die Engländer und die Deutſchen, dieſe dagegen mehr als die Franzoſen, und dieſe wieder mehr als die Spanier, Portugieſen, Italiener, Griechen. Je wärmer das Klima, deſto nachtheiliger für die Geſundheit ſind geiſtige Getränke jeder Art. Die Italiener trinken ihren feurigen Wein faſt nie anders als mit Waſſer vermiſcht und in kleinen Portionen; ſie wiſſen, das Exceſſe im Genuſſe deſſelben ſich ſchnell und hart beſtrafen. Profeſſor Link in Berlin ſchreibt die Diarrhoeen, welche den in Italien Reiſenden aus nördlichen Ländern nicht ſelten gefährlich werden, dem Genuſſe der ſtarken italieniſchen Weine zu, welche dieſelben, theils aus heimatlicher Gewohnheit zu trinken, theils in der irrigen Meinung, ſich damit gegen den erſchlaffenden Einfluß der Hitze zu ſchützen, unvermiſcht und in größerer Menge zu ſich nehmen. Unter den brittiſchen Truppen, die in ſüdlichen Länder ſtehen, richten die wohlfeilen geiſtigen Getränke, die ſie in der Fremde genießen wie zu Hauſe, furchtbare Verheerungen an. Die unter den Europäern in Oſtindien herrſchende große Sterblichkeit iſt dem größten Theile nach

ist der Oberkiefer und Gaumen mit einem Wald stattlicher Zähne besetzt, die dem breiten Kopfe ein grimmiges Ansehen verleihen. Die Wirbelkörper sind zerstört; der Schwanz, der 0,11 misst, ist sehr zierlich gegliedert. Eine fussgrosse Schwanzflosse, einzelne Knochen und Gräthe, die in diese Thierklasse fallen, lassen auf ganz kolossale Individuen schliessen.

Unter den Gräthenfischen sind bekannte Arten von *Thrissops* und *Leptolepis* aufzuführen. Eigenthümlich für unsere Localität ist, dass der in Bayern zahllos sich findende *L. sprattiformis* eine wahre Seltenheit ist. — Ausser den aufgeführten Fischen liegt noch eine Menge von Formen vor mir, die wegen mangelhafter Erhaltung oder bedeutender Zerstörung der Zeit noch nicht gedeutet werden können. Ein weites Feld der Untersuchung liegt hier noch offen.

Endlich begegnen wir, um die Reihe des Aufgezählten mit den höheren Vertebraten, den **Reptilien** zu schliessen, ausser manchen zum Theil zweifelhaften Knochen von Schildkröten und Sauriern einem Krokodil (*Racheosaurus*), das im Besitz der Tübinger Sammlung von Quenstedt näher beschrieben wird und den merkwürdigen Pterodactylen. Den ächten, kurzschwänzigen *Pterodactylus* wird ebenfalls Quenstedt näher beleuchten. Mir bleibt noch übrig der langschwänzigen Form Erwähnung zu thun, welche H. v. Meyer *Ramphorynchus* genannt hat. Das Auffinden dieser bisher nur aus den bayrischen Schichten bekannten, seltenen Thiere wurde mit Bestimmtheit von uns erwartet und die Erwartung trügte nicht. Denn wenn einmal die Identität von zwei local getrennten Schichten constatirt ist, so ist man vollkommen berechtigt, Alles was bisher die Eine geliefert hat, auch in der Andern mit Erfolg erwarten zu dürfen.

Der Kopf meines Exemplars ist leider zu Grunde gerichtet. Die Haue der Arbeiter hat ihn abgeschlagen und zertrümmert. Nur zwei ausgefallene Zähne, die auf der Platte zerstreut sind, geben noch Zeugniss von ihm ab. Sie sind 0,005 lang, davon kommen 0,002 auf die Wurzel, 0,003 auf die Krone. An der Basis der Krone ist der Zahn 0,002 breit. Die Zähnchen sind gekrümmt, spitzig wie eine Nadel und gleichen *en miniature*

dem Eckzahn einer Katze. Unter der Loupe betrachtet sieht man auf dem Kronentheile feine Streifung, wie sie den Saurierzähnen eigen ist. (Fig. 2.)

Von der Wirbelsäule ist ein grosser Theil vorhanden, nämlich 28 Wirbel, deren erster 0,012 misst, während der letzte sichtbare bis auf 0,003 abgenommen hat. Die 5 ersten Wirbel sind Halswirbel, somit würden an unserem Exemplare 2 fehlen. Sie sind 0,01 lang und 0,012 breit, von annähernd viereckiger Gestalt. Die den Vögeln eigenthümliche vordere Aushöhlung und hintere Convexität der Wirbelkörper springt hier sogleich in die Augen, starke Querfortsätze an den Bögen geben dem Wirbel seine Breite. Ein Dornfortsatz von 0,005 erhebt sich in der Mitte des Bogens; auch nach unten war am Wirbelkörper ein ähnlicher kleinerer Fortsatz, wie an dem auf der Seite liegenden vierten Halswirbel sichtbar ist. Die Rückenwirbel nehmen stetig an Grösse ab, schon der erste ist bedeutend kleiner, als der letzte Halswirbel, und die letzten Rückenwirbel messen nur noch 0,006 in der Länge und 0,004 in der Breite. Im Allgemeinen ist diese Partie am schlechtesten erhalten, abgesehen davon, dass die feinen Querfortsätze von dem Sammler, der hier gerade das Stück zu reinigen versuchte, abgeschabt wurden, sind die Wirbel meist zusammengedrückt, was auf einen weichen, nicht fest verknöcherten Zustand derselben schliessen lässt. Sie sind auch viel inniger mit einander verwachsen, als die Halswirbel. Diess ist noch mehr der Fall bei den schmalen aber um so längeren Schwanzwirbeln, die mit einer Gräthe längs ihres Körpers versehen so in einander eingreifen, dass sie sich ganz verwachsen darstellen. Ein Kreuzbein mit langen Querfortsätzen, trennt Rücken- und Schwanzwirbel. Leider sind von dem offenbar mehrere Zoll langen Schwanze nur die sieben ersten Wirbel erhalten in einer Länge von 0,007 und Breite von 0,003. Bei diesem Schwanze verweise ich auf H. v. Meyers ausgezeichnete Abhandlung von *Homaeos.* und *Ramph.* (Frankfurt a. M. 1847) S. 18, wo die eigenthümliche Ineinanderfügung der Wirbelkörper besprochen ist, welche dem Schwanze die nöthige Steifheit verlieh. Dessen

Untersuchung kann ich noch die interessante Erscheinung beifügen, die sich an meinem Exemplare beobachten lässt, dass der Rhamphorynchenschwanz durch zahlreiche flossenartige Fulcra gestützt war. Rechts und links von den Schwanzwirbeln liegen diese Stützknochen, je bis zu einem Centimeter von den Wirbeln entfernt. Diese Stützknochen sind fein und dünn wie Borsten, über 20 an Zahl, die in der Schwanzhaut steckten. So sehr der Bau der Schwanzwirbel an sich schon darauf berechnet ist, den Schwanz zu steifen, so sollten diese Knochen, welche die Schwanzhaut trugen, die Festigkeit des Schwanzes erhöhen und die nöthige Kraft beim Fliegen oder Schwimmen geben. Der ganze Schwanzapparat erinnert ungemein an den der Rochen und Haie.

Wo die Halswirbel aufhören und die Rückenwirbel anfangen, ragen rechts und links kräftige Rabenbeine, die mit der *Scapula* verwachsen sind, hackenartig hervor. Die Länge der letzteren ist 0,04, die Breite 0,004. Das *Coracoideum* (co) lässt sich nicht genau messen, weil das Unterende unter dem Brustbein liegt, es scheint aber die Länge des Schulterblatts nicht zu erreichen. Das *Sternum* (st) ist eine Knochenplatte, 0,03 lang und 0,008 breit, oben mit einem ziemlich breiten Ausschnitt versehen, als dem Stützpunkte der Armknochen. Das Fehlen des Kammes, der je kräftiger das Flugvermögen desto höher und vollständiger ist, scheint gleich dem langen Fischschwanze auf keine grosse Flugkraft hinzuweisen. Sonst aber stimmt das Schultergerüste auffallend mit dem Bau der Vögel überein. Das säbelförmige Schulterblatt hat den Rabenschnabelfortsatz zu einem starken selbstständigen Knochen entwickelt, der auf der Brustbeinplatte befestigt ist. Eben hier ist auch als zweiter Stützknochen das Gabelbein *(furcula)* angebracht. Anders kann ich den am Ausschnitt des *Sternums* liegenden Doppelknochen (fu) nicht deuten, wenn er gleich bisher an den Pterodactylen noch nicht beobachtet worden ist. Diese Einrichtung bietet dem Schultergerüste eine noch grössere Festigkeit dar, die nöthig ist, um den schweren Arm mit den langen Fingern zu tragen. Besondere Beachtung verdient eine hautige Knochenschichte, die

am untern Ende des Brustbeins liegt und noch weiter unten zwischen den Rippen beobachtet wurde, die ähnlich der sehnigen Haut bei den Vögeln den Brustkasten verschlossen zu haben scheint. Dieselbe war aber so dünne und unscheinbar, dass sie leider beim Herausarbeiten vielfach zerstört worden ist. Als stärkster Knochen des Armes und des ganzen Körpers liegt der linke Oberarm (h) da; er ist zwar nicht ganz 0,04 lang, aber am Oberende 0,012, in der Mitte 0,005, am Unterende 0,008 breit; von der linken *Ulna* und *Radius*, die auseinandergefallen sind, hat sich nur das Unterende erhalten; von der rechten *Ulna* das Oberende: beide zusammengehalten mag die Länge 0,07 gewesen sein. Während die Handwurzel leider verloren ist, sind jedoch von den Fingern die zweiten Phalangen des Flugfingers vollständig erhalten, von den übrigen Phalangen wenigsens Reste. Der zweite Phalange hat die enorme Länge von 0,103, während die Breite am Oberende 0,012, in der Mitte 0,006, am Unterende 0,009 beträgt. Von den übrigen Fingern liegen 2 Phalangen da, die 0,018 lang und 0,001 breit sind, und gegen die kolossalen Flugfinger auf die bekannte, merkwürdige Weise contrastiren. Der Flugfinger, der ungefähr 0,4 misst, erreichte eine Länge, welche der des ganzen Thieres vom Kopf bis zum Schwanzende gleich kommt.

Gegen diese mächtigen Arm-Apparate verschwinden die hinteren Extremitäten fast ganz. Der Kreuzbeinwirbel ist der Zahl nach der 17. oder 18., der sich in der Reihe der Wirbelkörper wieder erbreitert und mit Querfortsätzen von 0,015 Länge versehen ist. Die Beckenknochen sind ungemein schwach und dünn. Zwei Knochen, die der Form nach dem Darmbein der Krokodile ähnlich sind, lassen sich einigermassen erkennen, die übrigen Beckenknochen sind schwache Knochenplatten, an denen wenig mehr zu ermitteln ist. Vom Fuse ist ein 0,03 langer und 0,004 breiter Schenkelknochen (f) und eine *Tibia* mit *Fibula* von 0,045 Länge und 0,004 Breite vorhanden. An dem linken Fusse ist Schienbein (ti) und Wadenbein (fi) auseinandergefallen, die *Tibia* ist gewunden und mässig gekrümmt, in die Krümmung legt sich, wie am rechten Beine sichtbar wird, die *Fibula* hin-

ein, nach unten sehr schmal werdend. Der Fuss selbst ist zerstört.

Schliesslich bleibt noch übrig, auf mehrere Sehnenknochen (s) aufmerksam zu machen, die an und auf den Phalangen der Flugfinger lagen, lange dünne Knochen von der Stärke einer feinen Saite, die zur Anheftung der starken Muskeln dienten, welche zur Bewegung der grossen Finger nöthig waren. Beim Herausarbeiten aus dem Gestein mussten diese Sehnen zerstört werden, um den darunter liegenden Knochen blosszulegen.

So viel bis jetzt Pterodactylusstücke gefunden wurden, so viele Species hat dieses Geschlecht gewonnen. Auch unser Stück stimmt meines Wissens mit keiner der beschriebenen Arten ganz überein, wesshalb ich ihm als dem ersten in Schwaben entdeckten den Namen „*suevicus*" zutheilte. Von weiteren Exemplaren erhielt ich Stücke des Flugfingers, der Rückensäule u. A., die theils auf grössere, theils auf kleinere Individuen, als das beschriebene hinweisen. Ein vollständiger vierter Phalange des Flugfingers misst 0„14 an dem grösseren Stück. An dem kleineren sind falsche Rippen bemerkbar, die sich unter einem Winkel von 110° an die Rippen anheften.

Indem ich hiemit die Aufzählung der wichtigsten Vorkommnisse des obersten weissen Jura in Schwaben schliesse, füge ich nur noch bei, dass die beschriebenen Schichten entschieden die letzten und jüngsten sind an dem schwäbischen Albrande. Mit dem „Corallien", dessen letztes Glied die lithographischen Schiefer und die Krebsscheerenkalke bilden, endet der schwäbische Jura. Die Kimmeridge und Portlandgruppe ist an der Alb nicht zur Entwicklung gekommen. Ob sie im oberschwäbischen Molassebecken unterdrückt liegt, oder überhaupt nie in Schwaben auftrat, bleibt dahingestellt.

Erklärung der Tafel II.

Ramphorynchus (H. v. M.) *suevicus*.

Fig. 1. Natürliche Grösse.
d. Zwei ausgefallene Zähne.
c. Halswirbel (?).

Ruhmorygnchus suevicus.

Fig I natürl. Gr.

Fig II dasselbe vergrößert.

Lithogr. von Schlotterbeck. Druck bei Carl Hasse Stuttg.

r. Rückenwirbel (16—17).
cd. Schwanzwirbel. (6)
sa. Kreuzbein.
co. Rabebein.
sc. Schulterblatt.
st. Brustbein.
fu. Gabelbein.
co. Sehnenhaut zwischen Brustbein und Rippen.
h. Oberarm.
u. Ellenbogen.
r. Spaiche.
a. 1, 2, 3, 4. Flugfingerphalangen.
p. Phalangen.
i. Darmbein.
pe. Beckenknochen (unkenntlich).
f. Schenkelknochen.
ti. Schienbein.
fi. Wadenbein.
t. Sehnenknochen.

Fig. II. Zahn d unter der Loupe gesehen.

2. Das Foucault'sche Pendel.

Von Professor Dr. Carl Holtzmann in Stuttgart.

Seit vor etwa vier Jahren Léon Foucault seinen berühmten Versuch anstellte, sind über die Erscheinungen, welche ein schwingendes Pendel zeigen muss, dessen Aufhängepunkt durch die Drehung der Erde in Bewegung ist, viele Theorien erschienen, von denen aber nur wenige, wie die sehr vollständigen von Clausen und von Hansen den dynamischen Hergang ins Auge fassen, und so wahrhaft die Sache erklären. Unter diesen Umständen wird es erlaubt sein, auch noch die folgende Betrachtung dieses Gegenstandes zu veröffentlichen, welche vielleicht noch offener als diess bisher geschehen ist, den Einfluss der Drehung der Erde auf die Bewegung des Pendels darlegt. Die zu lösende Aufgabe ist in folgendem ausgesprochen.

1. Ein einfaches Pendel macht Schwingungen von kleiner Weite um seine Gleichgewichtslage; man soll die hierbei stattfindende Bewegung untersuchen, indem man darauf Rücksicht nimmt, dass der mit der Erde fest verbundene Aufhängepunkt des Pendels an der Drehung der Erde um ihre Axe Theil nimmt.

Die Länge des Pendels sei l;

die Masse des schweren Punktes am Ende desselben sei 1.

2. Durch den Aufhängepunkt des Pendels lege ich drei auf einander rechtwinkliche Coordinatenaxen; die der z vertical abwärts, d. h. in der Richtung, welche ein relativ gegen die Erde in Ruhe befindliches Senkel zeigt;

die Axe der x rechtwinklich auf die erste, also horizontal, und zwar in den Meridian gegen den Aequator hin, also auf der nördlichen Erdhälfte gegen Süden;

auf Rechnung des gewohnten Genusses hitziger Getränke zu schreiben. Die Bewohner heißer Gegenden und die sich auch nur zeitweise in denselben aufhalten, sind vielmehr von der Natur selbst auf den Genuß kühlender Getränke und jener herrlichen aromatisch-sauern Früchte, welche von der Gluth der Sonne dort zur Reife gebracht werden, angewiesen. Die Eingebornen Indiens trinken nichts als Reißwasser, und Dr. Moseley sagt von den Eingewanderten: „Ich kann bezeugen, daß Diejenigen, welche nichts als Wasser trinken, nur wenig durch das Klima leiden.“ In den Tropenländern wird bei den neuangekommenen Europäern durch den Einfluß der Hitze zuerst die Secretion der Galle und des Pigments vermehrt, hernach wird sie allmählig träger, und schon auf leichtere Veranlassungen hin geräth sie ins Stocken, worauf dann Gallenfieber schlimmer Art, Cholera, Leberentzündungen, organische Veränderungen der Leber u. s. w. entstehen. Auf eine ganz ähnliche Art verhält es sich bei den Trinkern. Anfangs wird auch bei ihnen die Gallensecretion vermehrt, indem die Natur in der Galle den Organismus von überschüssigen kohlenstoffigen und wasserstoffigen Elementen befreien will; später wird die Anfangs vermehrte Absonderung träger, diese Elemente bleiben zurück, endlich stockt die Secretion mehr oder weniger, dieselben Krankheiten der Leber und der Verdauungsorgane überhaupt u. s. w. treten auf. So sind die Krankheiten der Europäer in heißen Gegenden, bis sie acclimatisirt sind, und die der Säufer schon zum Voraus analog; Hitze und Uebermaß geistiger Getränke sind entsprechende Schädlichkeiten, die den Organismus nur um so bälder und gewisser zu Grunde richten, wenn sie zusammen einwirken. Auch in kalten und gemäßigten Ländern werden geistige Getränke im Sommer weniger ertragen als im Winter.

Die höchst nachtheiligen Wirkungen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke auf den Organismus sind so in die Augen fallend, daß sie Jeder bemerkt, der um sich blickt, wenn er auch kein Arzt ist; und vorzüglich ist es der Branntwein, der das größte Unheil anrichtet, nicht nur weil er am häufigsten und gerade von derjenigen Classe des Volks genossen wird, welche sonst gar wenig zuzusetzen hat, sondern indem er, als die concentrirteste weingeistige Flüssigkeit, zunächst schon auf eine fast chemische Weise den Magen angreift und die Verdauung stört, sodann aber mehr als andere

die Axe der y wird nun ebenfalls horizontal von Westen nach Osten gehend; ich rechne die positiven y nach Osten.

Sind x, y und z die Coordinaten des Pendelpunktes zur Zeit t, so ist

$$x^2 + y^2 + z^2 = l^2 \qquad (1)$$

woraus

$$x\,dx + y\,dy + z\,dz = 0 \qquad (2)$$

folgt.

3. Das angenommene Axensystem nimmt an der Umdrehung der Erde Theil, und hat deshalb sowohl eine Translation, als eine Drehung. Aus beiden Bewegungen entstehen Führungskräfte, *) welche den am Pendel wirkenden Kräften zugesetzt werden müssen, wenn man die relative Bewegung gegen die oben festgestellten Coordinatenaxen direct bestimmen will. Dazu gehört die Kenntniss der Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde. Die Umdrehung der Erde erfolgt bekanntlich in 86164 Secunden mittlerer Zeit, und die Winkelgeschwindigkeit dieser von West nach Ost gehenden Drehung ist daher

$$\frac{2\pi}{86164} = 0{,}000073$$

Diese Winkelgeschwindigkeit soll im Nachfolgenden mit ω bezeichnet werden.

4. Der Anfangspunkt der Coordinaten beschreibt einen Kreis um die Erdaxe, welcher den Halbmesser des Parallelkreises durch den Aufhängepunkt zum Radius hat. Dieser Radius heisse R.

Aus dieser Translation der Coordinatenaxen ergibt sich eine Führungskraft gleich

$$R\omega^2$$

welche in der Verlängerung von R liegt.

Ist β die geographische Breite des Aufhängepunktes des Pendels, so erhält man aus dieser Kraft nach den drei Coordinatenaxen die Componenten:

*) Da die Sätze über diese Führungskräfte in den Lehrbüchern gewöhnlich nicht vorkommen, so werde ich sie, so weit ich sie hier gebrauche, in einer Note am Schlusse entwickeln.

nach x $R\omega^2 \sin\beta$,
nach y 0,
nach z $-R\omega^2\cos\beta$.

5. Die Drehung der Coordinatenaxen erfolgt ebenso, wie die der zu denselben Parallelen durch den Mittelpunkt, d. h. um die Erdaxe mit der Winkelgeschwindigkeit ω.

Legt man nun durch den Aufhängungspunkt eine Axe parallel der Erdaxe — sie sei die der z' — und senkrecht auf diese im Meridiane die Axe der x', so ist x'y die Drehungsebene, und parallel mit dieser gehen die der Drehung wegen einzubringenden Führungskräfte. Diese sind in der Richtung der Projection l' des Pendels auf die Ebene x'y die Kraft

$$l'\omega^2,$$

deren Componenten nach x' und y

$$x'\omega^2 \quad \text{und} \quad y\omega^2$$

sind;

dann rechtwinklich auf die Bahn des Mobils eine Kraft deren Componenten nach x' und y

$$2\omega\frac{dy}{dt} \quad \text{und} \quad -2\omega\frac{dx'}{dt}$$

sind.

Um diese Kräfte auf die Richtungen der angenommenen Coordinaten zurückzuführen bemerke man, dass

$$x' = x\sin\beta - z\cos\beta$$

ist. Damit erhält man für die Führungskräfte der Drehung die Componenten

nach x $(x\sin\beta - z\cos\beta)\,\omega^2\sin\beta + 2\omega\frac{dy}{dt}\sin\beta$

nach y $y\omega^2 - 2\omega\left(\frac{dx}{dt}\sin\beta - \frac{dz}{dt}\cos\beta\right)$

nach z $-(x\sin\beta - z\cos\beta)\,\omega^2\cos\beta - 2\omega\frac{dy}{dt}\cos\beta$.

6. Ausser diesen Kräften haben wir noch auf den Massenpunkt des Pendels die thätig

die Anziehung der Erde; sie sei nach den drei Coordinaten zerlegt

$$A_x,\ A_y \text{ und } A_z;$$

ferner die Spannung der Verbindungslinie mit dem Aufhängepunkte; ist diese Spannung S, so sind ihre Componenten nach x, y, z

$$-S\frac{x}{l};\qquad -S\frac{y}{l};\qquad -S\frac{z}{l}.$$

7. Nach diesen Vorbereitungen ergeben sich für die Bewegung des Pendels die drei Gleichungen

$$\frac{d^2x}{dt^2} = A_x - S\frac{x}{l} + \omega^2 \sin t\,(R + x\sin t - z\cos t) + 2\omega\frac{dy}{dt}\sin t,$$

$$(3)\quad \frac{d^2y}{dt^2} = A_y - S\frac{y}{l} + \omega^2 y - 2\omega\left(\frac{dx}{dt}\sin t - \frac{dz}{dt}\cos t\right),$$

$$\frac{d^2z}{dt^2} = A_z - S\frac{z}{l} - \omega^2\cos t\,(R + x\sin t - z\cos t) - 2\omega\frac{dy}{dt}\cos t.$$

Diese drei Gleichungen bestimmen mit der Gleichung (1) die hier vorkommenden Unbekannten

$$x,\ y,\ z \text{ und } S.$$

8. Für Gleichgewicht und Ruhe soll das Pendel in der Axe der z sich befinden, also x und y gleich Null und z = l sein. Dies gibt die Gleichungen

$$0 = A_x + \omega^2 \sin t\,(R - l\cos t)$$
$$0 = A_y$$
$$0 = A_z - S - \omega^2\cos t\,(R - l\cos t).$$

Vernachlässigt man hier gegen den Halbmesser R des Parallelkreises den Werth von $l\cos t$, was ohne merkbaren Fehler immer geschehen kann, wenn man sich den Polen nicht ganz nahe befindet, so wird

$$A_x = -R\omega^2\sin t$$
$$A_y = 0$$
$$A_z = S' + R\omega^2\cos t.$$

In der Lage der Ruhe ist aber die Spannung des Pendels gleich seinem Gewichte, also

$$S = g$$

und

$$A_z = g + R\omega^2\cos t.$$

9. Während der Schwingungen des Pendels erleiden diese Kräfte A_x, A_y, A_z Aenderungen, welche, weil ganz unbedeu-

tend hier vernachlässigt werden, und damit hat man die Bewegungsgleichungen:

$$\frac{d^2x}{dt^2} = -S\frac{x}{l} + 2\omega\frac{dy}{dt}\sin\beta + \omega^2\sin\beta\,(x\sin\beta - z\cos\beta)$$

$$\frac{d^2y}{dt^2} = -S\frac{y}{l} - 2\omega\left(\frac{dx}{dt}\sin\beta - \frac{dz}{dt}\cos\beta\right) + y\omega^2$$

$$\frac{d^2z}{dt^2} = g - S\frac{z}{l} - 2\omega\frac{dy}{dt}\cos\beta - \omega^2\cos\beta\,(x\sin\beta - z\cos\beta).$$

In diesen Gleichungen wird nun S' für kleine Schwingungen sehr nahe gleich g, daher $\frac{S}{l}$ multiplicirt mit x, y, z ausserordlich vielmal grösser als ω^2 multiplicirt mit diesen Grössen, und man wird daher eine sehr weit gehende Annäherung erhalten, wenn man nun schreibt

$$\frac{d^2x}{dt^2} = -S\frac{x}{l} + 2\omega\sin\beta\frac{dy}{dt}$$

$$\frac{d^2y}{dt^2} = -S\frac{y}{l} - 2\omega\left(\frac{dx}{dt}\sin\beta - \frac{dz}{dt}\cos\beta\right) \qquad (4)$$

$$\frac{d^2z}{dt^2} = g - S\frac{z}{l} - 2\omega\cos\beta\frac{dy}{dt}.$$

10. Eliminirt man aus den beiden ersten dieser Gleichungen S, so erhält man

$$y\frac{d^2x}{dt^2} - x\frac{d^2y}{dt^2} = 2\omega\left[\left(y\frac{dy}{dt} + x\frac{dx}{dt}\right)\sin - x\frac{dz}{dt}\cos\beta\right]$$

was mit dem aus Gleichung (2) folgenden

$$xdx + ydy = -zdz$$

in

$$y\frac{d^2x}{dt^2} - x\frac{d^2y}{dt^2} = -2\omega\,(z\sin\beta + x\cos\beta)\frac{dz}{dt}$$ oder in

$$\frac{d\left(y\frac{dx}{dt} - x\frac{dy}{dt}\right)}{dt} = -2\omega\,(z\sin\beta + x\cos\beta)\frac{dz}{dt}$$

übergeht.

Setzt man diese Gleichung

$$z = l\cos\theta,$$
$$y = l\sin\theta.\sin\varphi,$$
$$x = l\sin\theta.\cos\varphi,$$

wo also θ den Winkel bedeutet den zur Zeit t das Pendel mit der Verticalen macht und

φ den Winkel der Horizontalprojection des Pendels mit der Axe der x, diesen Winkel gegen Osten gemessen, so wird oben stehende Gleichung

$$\frac{d\left(\sin\theta^2 \frac{d\varphi}{dt}\right)}{dt} = -2\omega\,(\cos\theta\sin\beta + \sin\theta\cos\varphi\cos\beta)\sin\theta\frac{d\theta}{dt}. \tag{5}$$

11. Nimmt man nun an die Schwingungen seien sehr klein, also θ immer sehr klein, so dass man die höheren Potenzen von θ gegen die niedern nicht zu beachten hat, so wird die Gleichung (5)

$$\frac{d\left(\theta^2 \frac{d\varphi}{dt}\right)}{dt} = -2\omega\sin\beta.\theta\frac{d\theta}{dt},$$

welche als Integral

$$\theta^2\frac{d\varphi}{dt} = -\omega\sin\beta.\theta^2 + \text{Const.}$$

gibt.

Nennt man die Winkelgeschwindigkeit der Horizontalprojection des Pendels zur Zeit Null gleich A und θ_0 den Werth, den zu jener Zeit θ hat, so erhält man

$$\theta^2\left(\frac{d\varphi}{dt} + \omega\sin\beta\right) = \theta_0^2\,(A + \omega\sin\beta)$$

und

$$\frac{d\varphi}{dt} = -\omega\sin\beta + (A + \omega\sin\beta)\left(\frac{\theta_0}{\theta}\right)^2. \tag{6}$$

$\frac{d\varphi}{dt}$ ist die Winkelgeschwindigkeit, mit welcher die Horizontalprojection des Pendels, oder die Verticalebene, in welcher es sich befindet, von Süden nach Osten vorrückt. Sie ist, wie man sieht aus einem constanten Theile,

$$-\omega\sin\beta$$

und einem veränderlichen

$$(A + \omega\sin\beta)\left(\frac{\theta_0}{\theta}\right)^2$$

zusammengesetzt.

Trennt man diese Theile in dem man

$$\varphi = \varphi' + \varphi''$$

und

$$\left.\begin{aligned} \frac{d\varphi'}{dt} &= -\omega \sin\beta; \quad \frac{d\varphi''}{dt} = (A + \omega \sin\beta)\,\frac{\theta_0^{\,2}}{\theta^2} \end{aligned}\right\} \quad (7)$$

setzt, so gibt der erste die gleichförmige Drehung einer Verticalebene an, während die zweite Gleichung sagt, wenn man sie in die Form

$$\theta^2 d\varphi'' = (A + \omega \sin\beta)\,\theta_0^{\,2} dt$$

bringt, dass die Horizontalprojection des Pendels von dieser beweglichen Verticalebene an Räume beschreibt, welche der Zeit proportional sind; also wie diess bei dem ruhig aufgehängten conisch schwingenden Pendel stattfindet für eine unbewegliche Ebene. Ist

$$A = -\omega \sin\beta$$

so wird

$$d\varphi'' = 0$$

und in diesem Falle bleibt das Pendel immer in der Verticalebene, welche durch die Gleichung

$$\frac{d\varphi'}{dt} = -\omega \sin\beta$$

gegeben ist. Diese Ebene ist dann die eigentliche Schwingungsebene, und sie dreht sich wie man sieht mit der Geschwindigkeit

$$\omega \sin\beta$$

von Ost nach Süd, der Bewegung der Erde entgegen.

In jedem Falle aber, wo

$$A + \omega \sin\beta$$

nicht gleich Null ist, tritt das Pendel aus der eben genannten Schwingungsebene. Wir wollen nun untersuchen, welchen Einfluss auf die Erscheinungen diese Bewegung hat.

12. Hierzu wird es nothwendig sein zuerst θ durch t zu bestimmen, was wieder geschehen kann, wenn man zuerst die Geschwindigkeit des Pendels bestimmt. Multiplicirt man die Gleichungen (4) der Reihe nach mit

$$2\frac{dx}{dt}, \quad 2\frac{dy}{dt} \quad \text{und} \quad 2\frac{dz}{dt}$$

und addirt hierauf alle drei, so findet man mit Hülfe der Gleichung

$$x\,dx + y\,dy + z\,dz = 0$$

$$\frac{d(v^2)}{dt} = 2g\frac{dz}{dt} \text{ oder}$$

$$v^2 - v_0^2 = 2g(z - z_0) \tag{8}$$

wo v und v_0 die Geschwindigkeiten des Mobils zur Zeit t und Null bezeichnen und z_0 der Werth von z für $t = 0$ ist.

Diese Gleichung hätte man auch unmittelbar, als aus dem Principe der lebendigen Kräfte folgend hinschreiben können.

Mit den in Nr. 10 angenommenen Coordinaten wird

$$v^2 = l^2\left[\sin\theta^2\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 + \left(\frac{d\theta}{dt}\right)^2\right]$$

und

$$v_0^2 = l^2\,[\sin\theta_0^2 .\ A^2 + B^2]$$

wenn unter B die anfängliche Winkelgeschwindigkeit in der durch das Pendel gehenden Verticalebene verstanden ist; und hiermit wird nun die Gleichung (8)

$$\sin\theta^2\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 - A^2\sin\theta_0^2 + \left(\frac{d\theta}{dt}\right)^2 - B^2 = 2\frac{g}{l}(\cos\theta - \cos\theta_0)$$

in welche Gleichung noch der Werth von $\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)$ aus (6) zu setzen ist, wenn man zuvor wie dort die höheren Potenzen von θ und θ_0 gegen die niederern weggelassen hat.

Man erhält so

$$\theta^2\left[-\omega\sin\beta + (A + \omega\sin\beta)\left(\frac{\theta_0}{\theta}\right)^2\right]^2 - A^2\theta_0^2 + \left(\frac{d\theta}{dt}\right)^2 - B^2 = \frac{g}{l}(\theta_0^2 - \theta^2)$$

oder

$$\theta^2\left[\left(\frac{d\theta}{dt}\right)^2 - B^2\right] + (\theta_0^2 - \theta^2)\left[\theta_0^2(A + \omega\sin\beta)^2 - \theta^2\left(\frac{g}{l} + \omega^2\sin^2\beta\right)\right] = 0$$

Setzt man in dieser Gleichung $\frac{d\theta}{dt} = 0$, so findet man zwei Werthe von θ^2 für welche die verticale Bewegung aufhört, und zwischen denen also alle andern Werthe von θ^2 liegen. Zählt man nun die Zeit von dem Augenblicke, wo das Pendel den

einen dieser beiden Winkel erreicht, so wird B gleich Null sein und man hat daher dann für

$$\frac{d\theta}{dt} = 0$$

$$\theta^2 = \theta_0^2 \text{ oder } \theta^2 = \frac{(A + \omega \sin\beta)^2}{\frac{g}{l} + \omega^2 \sin^2\beta}\,\theta_0^2 \qquad (9)$$

Den letzten Werth von $\theta\theta$ will ich mit θ_1 bezeichnen; er wird für kleine A der kleinere der beiden Werthe von θ^2 sein.

Mit dieser Bezeichnung wird nun

$$\frac{1}{\left(\frac{g}{l} + \omega^2 \sin^2\beta\right)}\theta^2\left(\frac{d\theta}{dt}\right)^2 = (\theta_0^2 - \theta^2)(\theta^2 - \theta_1^2)$$ und wenn man

$\omega^2\sin^2\beta$ gegen $\frac{g}{l}$, wie früher weglässt

$$\sqrt{\frac{g}{l}}\,.\,dt = \pm\frac{\theta d\theta}{\sqrt{(\theta_0^2 - \theta^2)(\theta^2 - \theta_1^2)}}$$

Setzt man hier

$$\theta^2 = q + \frac{\theta_0^2 + \theta_1^2}{2}, \text{ so wird}$$

$$\sqrt{\frac{g}{l}}\,.\,dt = \pm\tfrac{1}{2}\frac{dq}{\sqrt{\left(\frac{\theta_0^2 - \theta_1^2}{2} - q\right)\left(q + \frac{\theta_0^2 - \theta_1^2}{2}\right)}}$$

$$= \pm\tfrac{1}{2}\frac{dq}{\sqrt{\left(\frac{\theta_0^2 - \theta_1^2}{2}\right)^2 - q^2}}$$

woraus

$$t\sqrt{\frac{g}{l}} = \pm\tfrac{1}{2}\arcsin\frac{2q}{\theta_0^2 - \theta_1^2} + C = \pm\tfrac{1}{2}\arcsin\frac{2\theta^2 - \theta_0^2 - \theta_1^2}{\theta_0^2 - \theta_1^2} + C.$$

Die Constante bestimmt sich durch $\theta^2 = \theta_0^2$ für $t = 0$; man findet damit

$$t\sqrt{\frac{g}{l}} = \frac{\pi}{4} - \frac{1}{4}\arcsin\frac{2\theta^2-\theta_0^2-\theta_1^2}{\theta_0^2-\theta_1^2}$$

$$= \frac{1}{4}\arccos\frac{2\theta^2-\theta_0^2-\theta_1^2}{\theta_0^2-\theta_1^2} \qquad (10)$$

Für die Dauer einer einfachen Schwingung erhält man die Zeit die verfliesst von da wo $\theta^2 = \theta_0^2$ bis dort wo diess das nächste Mal der Fall ist. Diess gibt, wenn $\frac{T}{2}$ diese Dauer ist

$$\frac{T}{2} = \frac{1}{4} \cdot 2\pi \cdot \sqrt{\frac{l}{g}} = \pi\sqrt{\frac{l}{g}}$$

und

$$T = 2\pi\sqrt{\frac{l}{g}} \qquad (11)$$

wie diess beim Pendel mit ruhendem Aufhängepunkt auch der Fall ist; die Formeln sind nachdem $\omega^2 \sin^2\beta$ gegen $\frac{g}{l}$ weggelassen wurde ohne alle Beziehung zur Umdrehung der Erde.

13. Die Gleichung (10) gibt

$$\frac{2\theta^2-\theta_0^2-\theta_1^2}{\theta_0^2-\theta_1^2} = \cos 2t\sqrt{\frac{g}{l}} \quad \text{und}$$

$$\frac{\theta^2}{\theta_0^2} = \frac{1}{2}\,\frac{\theta_0^2+\theta_1^2}{\theta_0^2} + \frac{1}{2}\,\frac{\theta_0^2-\theta_1^2}{\theta_0^2}\cos 2t\sqrt{\frac{g}{l}}$$

was mit (9) gibt

$$\frac{\theta^2}{\theta_0^2} = 1 + \frac{l}{g}(A+\omega\sin\beta)^2 + \left(1-\frac{l}{g}(A+\omega\sin\beta)^2\right)\cos 2t\sqrt{\frac{g}{l}}.$$

Ich bezeichne nun den Ausdruck

$$\frac{l}{g}(A+\omega\sin\beta)^2 \text{ mit } b\text{; dann ist} \qquad (12)$$

$$\frac{\theta^2}{\theta_0^2} = \frac{1+b}{2} + \frac{1-b}{2}\cos 2t\sqrt{\frac{g}{l}}. \qquad (13)$$

Hiermit wird aus (7)

$$d\varphi'' = \frac{(A+\omega\sin\beta)\,dt}{\frac{1+b}{2} + \frac{1-b}{2}\cos 2t\sqrt{\frac{g}{l}}}$$

und für den ganzen Umlauf

$$\varphi_1'' = (A+\omega\sin\beta)\int_0^T \frac{dt}{\left(\frac{1+b}{2}\right)+\left(\frac{1-b}{2}\right)\cos 2t\sqrt{\frac{g}{l}}}$$

$$\varphi_1'' = (A+\omega\sin\beta)\cdot\sqrt{\frac{l}{bg}}\cdot 2\pi = 2\pi.$$

Für eine ganze Schwingung durchlauft also φ'' 360° und die grössten Elongationen finden immer in der Ebene

$$\varphi' = -(\omega\sin\beta)\,t + \varphi'_0$$

statt, wo φ'_0 der anfängliche Werth von φ' ist. Diese Ebene nennt man desshalb auch jetzt noch die **Schwingungsebene; und sie dreht sich mit der Geschwindigkeit**

$$\omega\sin\beta$$

der Erde entgegen von Osten nach Süden.

14. Es bleibt nun noch zu untersuchen, welchen Einfluss die Grösse θ_0 des Ausschlagswinkels hat, wenn er zwar klein aber nicht wie bisher angenommen, unendlich klein ist. Es ist aus andern Untersuchungen bekannt, dass die grosse Axe der Ellipse, welche die Horizontalprojection der Bahn bildet, vorschreitet oder dass die Apsidenlinie sich dreht. Diese Drehung beträgt für eine ganze Oscillation

$$\tfrac{3}{8}\pi\theta_0\theta_1$$

und geht in der Richtung in welcher

$$A+\omega\sin\beta$$

fortgeht. Substituirt man für θ_1 seinen Werth (9), so erhält man für die Präcession der Apsiden

$$\tfrac{3}{8}\pi\,(A+\omega\sin\beta)\cdot\sqrt{\frac{l}{g}}\cdot\theta_0^2.$$

Die Zeit, in welcher dieses Fortschreiten geschieht, ist

$$T = 2\pi\sqrt{\frac{l}{g}}.$$

Daher die Geschwindigkeit der Präcession

$$\tfrac{3}{8}\,(A+\omega\sin\beta)\cdot\theta_0^2$$

und die Drehung der Schwingungsebene, d. h. der Ebene, welche durch die grössten Ausweichungen geht, ist jetzt

$$-\omega\sin\beta + \tfrac{3}{8}\,(A+\omega\sin\beta)\,\theta_0^2.$$

geiſtige Getränke die Miſchung der ganzen Blutmaſſe verändert, ſie mit kohlenſtoffigen und waſſerſtoffigen Elementen überladet und am Ende völlig auflöst. Ein zweites Moment in der Wirkung der geiſtigen Getränke, welches ebenfalls bei den concentrirteſten derſelben, dem Weingeiſt oder Branntwein, am entſchiedenſten hervortritt, iſt die wiederholte Reizung und Ueberreizung des ganzen Nervenſyſtems durch dieſelben, wodurch mehr und mehr eine Unregelmäßigkeit in den Verrichtungen der Nerven, eine Abſtumpfung des Gehirns, als des Organes der Pſyche, und der Sinne, und endlich Lähmung herbeigeführt wird.

Es iſt hier nicht der Ort, die Krankheiten der Säufer einzeln durchzugehen; ſie bilden ein Heer, von einem Punkte in die verſchiedenſten Richtungen des Erkrankens ausſtrömend. Es kommen zuerſt in Betracht die verſchiedenſten Leiden des Magens und Darmkanals, der Leber, der Milz, der Lungen und des Herzens, der Urinwerkzeuge, Gicht und Gries, Waſſerſucht, Harnruhr, Bluterbrechen und erſchöpfende, tödtliche Blutungen anderer Art, die ſogenannte Selbſtverbrennung. Das Außerordentliche letzterer Erſcheinung veranlaßt mich, dieſelbe hier etwas genauer zu betrachten. Wenn der Tod in den Flammen etwas Furchtbares und Schreckliches für jedes Menſchengefühl hat, ſo iſt es wahrhaft entſetzlich, ſich die Möglichkeit zu denken, daß die Flamme aus dem Innern des Körpers ſelbſt hervorbreche, um denſelben zu verzehren, ja in aller Eile und unaufhaltſam gänzlich zu Ruß und Aſche zu verbrennen. Es iſt Thatſache, daß Branntweintrinker bis auf wenige Reſte von Knochen verbrannt gefunden wurden, ohne daß es einleuchtend war, wie Feuer von Außen an ſie kommen konnte, woraus man ſchloß, daß ſie durch in und aus ihrem eigenen Körper entwickeltes Feuer verzehrt worden ſeyen, und dies nannte man Selbſtverbrennung. Genauer betrachtet, ergibt ſich übrigens doch bei weitem in den meiſten der gut conſtatirten Fälle die Nähe von Feuer da, wo man die verbrannten Körper fand. Unter 32 Fällen finden ſich 8, in welchen ausdrücklich bemerkt iſt, daß die Verbrannten am Abende vor der unglücklichen Kataſtrophe geiſtiges Getränk bis zur völligen Berauſchung zu ſich genommen hatten. Alle vollſtändigen Verbrennungen dieſer Art kamen in der Nacht vor; die meiſten, nämlich 23, ereigneten ſich in Frankreich, wo ſtatt der Oefen Kamine üblich ſind, ferner im Winter oder an beſonders

Damit also der erste Theil deutlich hervortritt, muss $A + \omega \sin\beta$ klein sein; und damit ein zufälliger Werth von A, eine zufällige Anfangsgeschwindigkeit, wenig Einfluss hat, muss

$$\theta_0$$

sehr klein sein. Diess erlangt man aber ohne dass die Ausweichung

$$l \sin\theta_0$$

sehr klein zu sein braucht, durch einen sehr grossen Werth von l, der Länge des Pendels.

Note. Die Führungskräfte.

Ein Coordinatensystem x_1, y_1, z_1, sei unbeweglich, ein anderes, das der x, y, z, dagegen sei beweglich, so dass der Anfangspunkt zur Zeit t die Coordinaten a, b, c habe, bezogen auf das erste System, während die Axe der z der Axe der z_1 parallel bleibt und die Axe der x mit der Axe der x_1 zur Zeit t den Winkel φ bildet, diesen von x_1 gegen y_1 gemessen.

Sind nun zur Zeit t die Coordinaten eines Punktes bezüglich der festen Coordinatenaxen

$$x_1, \quad y_1 \quad \text{und} \quad z_1;$$

dagegen bezüglich der beweglichen Coordinaten

$$x, \quad y, \quad z$$

so sind die Effectivkräfte der Bewegung zerlegt nach den drei festen Coordinatenaxen, wenn t die Masse des Mobils ist

$$\frac{d^2x_1}{dt^2}; \quad \frac{d^2y_1}{dt^2}; \quad \frac{d^2z_1}{dt^2}.$$

Diese zerlege ich in je zwei, nämlich in

$$\frac{d^2c}{dt^2} + \frac{d^2(z_1 - c)}{dt^2}; \quad \frac{d^2b}{dt^2} + \frac{d^2(y_1 - b)}{dt^2}; \quad \frac{d^2a}{dt^2} + \frac{d^2(x_1 - a)}{dt^2}.$$

Für die z Axe hat man

$$z_1 = z + c,$$

daher die Effectivkraft parallel mit der z_1 Axe auch

$$\frac{d^2c}{dt^2} + \frac{d^2z}{dt^2}.$$

Für die beiden andern Effectivkräfte drücke ich nun zuerst die beiden letzten Theile durch y und x aus. Hier hat man

$$y_1 - b = y\cos\varphi + x\sin\varphi$$
$$x_1 - a = x\cos\varphi - y\sin\varphi$$

und daraus die Ableitungen nach t

$$\frac{d(y_1-b)}{dt} = \frac{dy}{dt}\cos\varphi - y\sin\varphi\frac{d\varphi}{dt} + \frac{dx}{dt}\sin\varphi + x\cos\varphi\frac{d\varphi}{dt};$$

$$\frac{d(x_1-a)}{dt} = \frac{dx}{dt}\cos\varphi - x\sin\varphi\frac{d\varphi}{dt} - \frac{dy}{dt}\sin\varphi - y\cos\varphi\frac{d\varphi}{dt};$$

dann

$$\frac{d^2(y_1-b)}{dt^2} = \frac{d^2y}{dt^2}\cos\varphi - 2\frac{dy}{dt}\sin\varphi\frac{d\varphi}{dt} - y\cos\varphi\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 - y\sin\varphi\frac{d^2\varphi}{dt^2} +$$
$$+ \frac{d^2x}{dt^2}\sin\varphi + 2\frac{dx}{dt}\cos\varphi\frac{d\varphi}{dt} - x\sin\varphi\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 + x\cos\varphi\frac{d^2\varphi}{dt^2},$$

$$\frac{d^2(x_1-a)}{dt^2} = \frac{d^2x}{dt^2}\cos\varphi - 2\frac{dx}{dt}\sin\varphi\frac{d\varphi}{dt} - x\cos\varphi\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 - x\sin\varphi\frac{d^2\varphi}{dt^2} -$$
$$- \frac{d^2y}{dt^2}\sin\varphi - 2\frac{dy}{dt}\cos\varphi\frac{d\varphi}{dt} + y\sin\varphi\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 - y\cos\varphi\frac{d^2\varphi}{dt^2}.$$

Es ist $\frac{d\varphi}{dt}$ wofür ich ω setzen will, die Winkelgeschwindigkeit, mit welcher sich die x Axe von der x_1 Axe entfernt.

Betrachtet man nun die Bewegung in dem Zeitpunkte, in welchem die x Axe der x_1 Axe parallel ist, so hat man den Winkel φ gleich Null, und damit die obigen Gleichungen.

$$\frac{d^2(y_1-b)}{dt^2} = \frac{d^2y}{dt^2} - y\omega^2 + 2\frac{dx}{dt}\omega + x\frac{d\omega}{dt};$$

$$\frac{d^2(x_1-b)}{dt^2} = \frac{d^2x}{dt^2} - x\omega^2 - 2\frac{dy}{dt}\omega - y\frac{d\omega}{dt}.$$

Nimmt man jetzt bei einer ganz beliebigen Beweglichkeit eines Systems für die Zeit t als die z Axe die augenblickliche Umdrehungsaxe jenes Systems, so werden die obigen Voraussetzungen in diesem Momente erfüllt sein, und man hat daher allgemein folgendes:

Die Effectivkräfte eines Punktes, wie sie sich aus der auf unbewegliche Coordinatenaxen bezogenen absoluten Bewegung desselben ergeben, lassen sich zerlegen

1) in die Effectivkräfte, wie sie sich für die relative Bewegung gegen drei Coordinatenaxen ergeben

$$\frac{d^2x}{dt^2}, \quad \frac{d^2y}{dt^2}, \quad \frac{d^2z}{dt^2}.$$

2) in die Kräfte

$$\frac{d^2c}{dt^2}, \quad \frac{d^2b}{dt^2}, \quad \frac{d^2a}{dt^2}$$

welche für sich dem Punkte die Bewegung des Anfangspunktes der Coordinaten ertheilen würden,

3) in Kräfte

$$-y\omega^2 \text{ und } -x\omega^2$$

wofür man, wenn die Entfernung des Punktes von der z Axe mit r bezeichnet wird, die Resultirende

$$-r\omega^2$$

setzen kann. Diese Kraft liegt in der Ebene normal zur augenblicklichen Umdrehungsaxe, und ist der aus der Drehung der Axen sich ergebenden Centrifugalkraft gleich aber entgegengesetzt.

4) In die Kräfte

$$x\frac{d\omega}{dt} \text{ und } -y\frac{d\omega}{dt} \text{ nach y und x}$$

Die Resultirende dieser Kräfte liegt in der Ebene normal auf der augenblicklichen Umdrehungsaxe, und ist gleich

$$r\frac{d\omega}{dt};$$

sie ertheilt dem Mobil die Rotationsbeschleunigung, welche das Axensystem hat, und geht senkrecht auf r in der Richtung des positiven ω wenn $\frac{d\omega}{dt}$ positiv, andernfalls dem entgegen.

5) Endlich hat man noch die Kräfte

$$2\frac{dx}{dt}\cdot\omega \text{ und } -2\frac{dy}{dt}\cdot\omega \text{ nach y und x}$$

welche ebenfalls in der Normalebene zur augenblicklichen Rotationsaxe liegen: ihre Resultirende kann durch

$$2v\sin\delta\cdot\omega$$

vorgestellt werden, wenn man unter v die Geschwindigkeit des Mobils, unter δ den Winkel dieser Geschwindigkeit mit der augenblicklichen Drehaxe (z) versteht. Diese Kraft steht rechtwinklich auf der Bahn des Mobils.

Um also die Effectivkräfte, wie sie sich aus der relativen Bewegung ergeben, d. h. um

$$\frac{d^2z}{dt^2},\ \frac{d^2y}{dt^2},\ \frac{d^2x}{dt^2}$$

zu finden hat man daher, neben den äusseren Kräften, welche

$$\frac{d^2z_1}{dt^2},\ \frac{d^2y_1}{dt^2},\ \frac{d^2x_1}{dt^2}$$

geben, noch die unter 2, 3, 4 und 5 hier aufgeführten Kräfte in Rechnung zu ziehen, indem man diese mit entgegengesetzten Zeichen den betreffenden Componenten in der Richtung der z, y, x addirt. Die in entgegengesetzter Richtung genommenen Kräfte 2, 3, 4 und 5 nennt man dann die Führungskräfte, und zwar die unter (2) die der Translation, während die drei andern die Führungskräfte der Drehung heissen.

Stuttgart, October 1854.

3. Beobachtungen bezüglich der Reproductionskraft der Nadelhölzer.

Von Revierförster Jäger zu Abtsgmünd.

Es ist eine allgemeine feststehende Erfahrungssache, dass alle Laubholzarten bis zu einem gewissen Alter die Eigenschaft besitzen, nach dem Abhauen des Stammes aus dem Wurzelstocke und theilweise auch aus der Wurzel selbst, wieder auszuschlagen, dessgleichen auch nach Abhauung des Gipfels und der Seitenäste, deren neue in vervielfältigter Anzahl zu treiben, so wie auch weitere Thatsache ist, dass abgetrennte Theile der Laubhölzer (Absenker, Steckreiser, Setzstangen, Pfropfreiser und Augen) nicht blos die Fähigkeit besitzen, die ihnen zur Bildung einer vollständigen Pflanze fehlende Organe zu erzeugen, sondern auch mit einer anderen gattungsverwandten Pflanze zu verwachsen und ein gemeinschaftliches Leben zu führen, worauf denn auch die Niederholz- und Kopfholzzucht, nebst der Holzcultur mittelst Pflanzentheilen im Gebiete der Forstwirthschaft, so wie das Oculiren, Pfropfen, Veredlen und die Fortpflanzung durch Theilung bei der Horticultur, und den zu wissenschaftlichen Zwecken im Gebiete der Pflanzenphysik anzustellenden Versuchen beruhen.

Eine ebenso bekannte Thatsache ist es ferner, dass den Nadelhölzern das Reproduktionsvermögen fast gänzlich mangelt und die Hervorbringung der Aeste und Augen gewöhnlich nur an der Spitze der vorjährigen Asttriebe stattfindet, wesshalb lebendige Hecken von Fichten und Tannen Behufs ihrer Vergrösserung und Consolidirung, immer nur der jüngsten Triebe an den jüngsten Zweigen beraubt, oder derartigen Bäumen, wenn sie zu Zerrbildern, — wie solche hin und wieder in Parken und

Lustgärten zu sehen sind — umgewandelt werden sollen, stets die jüngste Asttriebe abgeschnitten werden.

Es besitzen also ausser diesem schwachen (nur in den jüngsten Theilen vorhandenen) Reproduktionsvermögen, welches den Lärchen in grösserem, den Tannen und Fichten im mittleren, den Kiefern dagegen im niedersten Grade innwohnen soll, die Nadelhölzer kein weiteres, indem sie ebensowenig im Stande sind, Wurzeln aus ihren Aesten, als Schösslinge aus ihren Wurzeln und Wurzelstöcken zu treiben, oder verloren gegangene Gipfel und Seitenäste zu ersetzen, woher es denn auch kömmt, dass dieses in der kalten und gemässigten Zone am Weitesten verbreitete Genus nur durch Samen fortgepflanzt werden kann, und dennoch dürfte ein Ansatz von Reproduktionsvermögen in den Wurzelstöcken der Fichten und Tannen, und zweifelsohne auch der Lärchen gelegen sein, wie dies nach Entfernung des Stammes an den mit Holz überwallten Stöcken der beiden ersten Species, namentlich aber der Weisstanne, hin und wieder in unseren Wäldern ersichtlich ist; und da mir kürzlich ein derartiger ungewöhnlich stark überwallter Stock zu Gesichte kam, so liess ich denselben alsbald absägen, und habe den fraglichen Abschnitt der Sammlung des vaterländischen Vereins überschickt.

Der Stock ist von einer Weisstanne, zeigt 106 Jahresringe an der unteren Abschnittsfläche, welche 9 württembergische Dezimalzolle im verglichenen Durchmesser oder 28,3″ Umfang nebst einer Kreisfläche von 0,636 □′ hält. Die nach Entfernung des Stammes angewachsene Holzmasse legt sich halbmondförmig um die Abschnittsfläche in einer Breite von 2—3¼ Zoll, von Aussen gegen die Mitte fast proportional zunehmend, und geht die Höhe bis 1½ württembergische Dezimalzolle. Die Substanz besteht wie beim übrigen Stocke aus Holz und Rinde, auch ist eine frische Splintlage ersichtlich und erscheint die Textur als eine nahezu maserförmige, sowie feinere und festere in Vergleich mit anderem frisch gefälltem tannenem oder fichtenem Holze.

Der Querdurchschnitt zeigt 30 Jahresringe, weshalb seit Fällung des Stammes ein Menschenalter hingegangen sein dürfte, was auch an dem bereits, mit Ausnahme der Rinde und der

äussersten 3 Linien breiten Holzlage, in Zersetzung übergehenden Stocke wahrzunehmen ist; dieses Zeitraums bedarf gerade ein Ausschlag- (Nieder-) Wald, von einem Abtriebe zum andern.

Ich habe auch schon bei Fichtenstöcken derartige Reproduktionsansätze gesehen, jedoch weit seltener und weit nicht in diesem Umfange; bei Kiefernstöcken möchten wohl schwerlich derartige Erscheinungen vorkommen, und was die Lärchenstöcke anbelangt, so habe ich zwar noch keine derartige Wahrnehmungen bei letzteren machen können, obwohl anzunehmen sein dürfte, dass diese Art den Fichten und Tannen hierin nicht nachstehen werde, und wären diessfalls mitgetheilte Erfahrungen gewiss immerhin erwünscht und interessant.

Beim Abdrucke des Aufsatzes des Herrn Revierförsters Jäger über den überwallten Weisstannenstock (S. 122) kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen über die vom Verfasser gegebene Erläuterung niederzuschreiben, indem von demselben diese Ueberwallung als eine Reproduktionserscheinung aufgefasst wird. Wenn wir unter Reproduktion den Wiederersatz eines verloren gegangenen Theiles verstehen, so kommen im Pflanzenreiche Erscheinungen, welche mit diesem Ausdrucke zu bezeichnen sind, nur in ausserordentlich wenigen Fällen vor und namentlich kommt bei den Phanerogamen kaum ein anderes Beispiel für das Vermögen einen verloren gegangenen Theil zu ersetzen vor, als der Ersatz kleinerer oder grösserer Stücke der verloren gegangenen Rinde durch ein neues, aus der Wundfläche hervorsprossendes Gewebe. In beinahe allen übrigen Fällen ist der Ersatz eines verloren gegangenen Theiles nur scheinbar, indem er auf Bildung neuer Sprossen (Ast oder Wurzel) beruht, welche nicht aus der Wundfläche, sondern an einer andern Stelle hervorsprossen und die verloren gegangenen Theile wohl physiologisch aber nicht organographisch ersetzen, indem sie nicht das verstümmelte Individuum wieder vervollständigen, sondern eine neue Generation bilden.

Die Ueberwallung der Weisstannenstöcke, von welcher auf

dem Schwarzwalde, z. B. im Revier Schönmünznach zahlreiche Beispiele in den verschiedensten Ausbildungsstufen vorkommen, ist weit entfernt ein wirklicher Reproduktionsprocess zu sein, sondern er bildet im Gegentheile, wie jede Ueberwallung einer Rinden- und Holz-Wunde den geraden Gegensatz gegen einen solchen, insoferne die Rinden- und Holz-Schichten, welche sich von den Seiten her über die Wundfläche hinziehen, eine unmittelbare Fortsetzung der normal sich bildenden neuen Holz- und Rindenschichten des übrigen Stamms sind und nicht einmal mit der Wundfläche in organische Verbindung treten. Es ist dieses ebensowenig eine Reproduktion der Rinde, als es eine Reproduktion der thierischen Haut ist, wenn über einer mit Substanzverlust verbundenen Wunde die Hauträndер sich zusammenziehen und die Wundfläche dadurch wieder mit Haut bedeckt wird. Da nun die Ueberwallung eines Weisstannenstocks vollkommen auf dieselbe Weise erfolgt, wie die Ueberwallung einer jeden andern, nicht durch Reproduktion heilende Rinden- und Holzwunde, so knüpft sich in anatomischer Beziehung kein besonderes Interesse an dieselbe. Dagegen bot diese Ueberwallung der Weisstannenstöcke, als durch einen von Dutrochet in der Pariser Academie gehaltenen Vortrag (*Guillemin, archives de botanique. 1833. II. 231.*) zum ersten Male die allgemeine Aufmersamkeit auf dieselbe gelenkt wurde, ein grosses physiologisches Räthsel desshalb dar, weil die Erhaltung des Lebens in diesen Stöcken, und die viele Jahrzehnte hindurch fortdauernde Ablagerung von neuen Holzschichten an denselben im grellsten Widerspruche mit der unumstösslich bewiesenen Thatsache zu stehen schien, dass die Pflanzen die Nahrungssäfte in ihren Blättern verarbeiten und dass desshalb mit dem Verluste sämmtlicher Blätter die Ernährung sistirt wird. Diese fortwachsenden, vollkommen blattlosen Stöcke (denn ein Stockausschlag wurde erst in ein paar Fällen beobachtet) schienen eine unerklärliche Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen der Vegetation zu bilden; allein es zeigte auch hier, wie in so vielen andern Fällen, eine sorgsamere Untersuchung in der scheinbaren Ausnahme einen neuen unerwarteten Beweis für das allgemeine Gesetz. Es ging nämlich aus

den späteren Untersuchungen, namentlich Göppert's (Beobachtungen über das Ueberwallen der Tannenstöcke. 1842) hervor, dass diese ganze Erscheinung nur eintritt, wenn die Wurzeln des abgehauenen Baumes mit den Wurzeln einer benachbarten noch stehenden Weisstanne verwachsen sind, dass mit der Fällung dieses zweiten Baumes auch der bis dahin noch vegetirende Stock des früher abgehauenen Baumes zu Grunde geht, dass sich an Stöcken von isolirten Weisstannen keine Ueberwallung bildet und ebensowenig, wenn sämmtliche an einem bestimmten Platze befindlichen, obgleich mit den Wurzeln unter einander verwachsenen Bäume gefällt werden. Nun war alles klar, denn nun zeigte sich, dass der Stock sich nicht selbstständig ernährt, sondern aus dem noch stehenden Baume seine Nahrung zieht, gleichsam als Schmarotzerpflanze vegetirt. *Hugo v. Mohl.*

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Bestimmung der Menge an festen Bestandtheilen in einem Brunnen Stuttgarts.

Bei einer wiederholten Analyse des Brunnenwassers im Hofe der polytechnischen Schule zeigt sich ein wesentlicher Unterschied in der Zusammensetzung desselben, in Bezug auf die Gesammtquantität der Salze. Ich habe daher seit etwa 18 Monaten von Zeit zu Zeit eine Probe des Wassers abdampfen lassen, um zu sehen, innerhalb welchen Gränzen die Quantität an gelösten Salzen hier wechselt. Die Bestimmungen sind vom August 1852 bis Ostern 1853 von Herrn Faisst, von Ostern 1853 bis 1854 von Herrn Knauss gemacht. Die erhaltenen Resultate dürften allgemeines Interesse haben, indem sie direct nachweisen, wie stark das Regenwasser sich unserem Brunnenwasser beimengt.

Zur Untersuchung wurde natürlich nur klares Wasser genommen; trübes Wasser blieb in vollständig angefüllten und gut verschlossenen Flaschen stehen, bis alle mechanisch beigemengten Unreinigkeiten sich abgesetzt hatten.

Die Resultate sind nun folgende: 10000 Wasser gaben:

den 19. August	1852:	32	Theile	Rückstand	trockenes Wetter, mehrere Tage vor den Untersuchungen kein Regen,
„ 6. September	„	36	„	„	
„ 18. October	„	49	„	„	
„ 5. November	„	29	„	„	nebeliges Wetter und Regen,
„ 28. December	„	37	„	„	trockenes Wetter,
„ 7. Februar	1853:	51	„	„	
„ 21. Mai	„	36	„	„	nach längerem Regen,

den 28. Mai	1853:	31	Theile	nach kurzen Gewitterregen,
„ 6. Juni	„	38	„	abwechselnd trocken und Regen,
„ 13. Juni	„	55	„	nach 6 heissen Tagen ohne Regen,
„ 6. Juli	„	46	„	meist trocken und warm,
„ 1. August	„	45	„	
„ 15. August	„	46	„	
„ 29. August	„	42	„	
„ 2. September	„	38	„	nach anhaltendem Regen,
„ 13. October	„	49	„	meist trocken,
„ 15. November	„	37	„	nach einigen Regentagen,
„ 3. December	„	42	„	meist trocken und kalt,
„ 3. Januar	1854:	40	„	
„ 20. Januar	„	37	„	
„ 3. Februar	„	37	„	gelindes Wetter, hie und da Regen.

F.

2. Specifisches Gewicht und Zusammensetzung der Soole von Hall.

In Anschluss an die im vorigen Jahrgang Heft II, S. 275 gegebenen Resultate über die Untersuchung der Lösungen von Wilhelmsglücker Steinsalz hat Herr G. Dahlmann jetzt weiter die Zusammensetzung der Soole von Hall, und das specifische Gewicht derselben im concentrirten und verdünnten Zustande ermittelt, in der a. a. O. näher angegebenen Weise.

Herr Salinenverwalter v. d. Osten hatte die Güte zu dem angegebenen Zweck Haller Soole zu schicken.

Die Soole ist vollkommen klar, sie zeigte starke Reaction auf Kalk und Schwefelsäure; dagegen enthielt sie nur Spuren von Magnesia und Kohlensäure.

Um den Gesammtgehalt der Soole an Salzen zu bestimmen, wurde sie nach vorsichtigem Abdampfen anhaltend und vollständig bei 100° ausgetrocknet; sie verlor dann beim Glühen nicht merkbar mehr am Gewicht.

2,746 Gramm Soole gaben 0,706 trockenen Salzrückstand oder 25,71 Proc.

7,166 Gramm Soole gaben 2,122 trockenen Salzrückstand oder 25,73 Proc.

55,904 Gramm Soole gaben 0,200 schwefelsauren Baryt, woraus sich 0,1166 Gramm oder 0,209 Proc. schwefelsaurer Kalk berechnet.

55,904 Gramm Soole enthielt 0,0527 Kalk, es wurden nämlich 0,128 Gr. oder 0,229 Proc. schwefelsaurer Kalk erhalten.

Hienach ist also nicht aller in der Soole enthaltene Kalk an Schwefelsäure gebunden; 100 Th. Soole enthält 0,0082 an Kohlensäure gebundenen Kalk, das entspricht 0,015 kohlensaurem Kalk.

0,773 Gramm Soole gaben 0,482 Gramm Chlorsilber, woraus sich 25,42 Proc. Chlornatrium berechnet.

5,167 Gramm Soole hinterliessen beim Erhitzen mit überschüssiger Schwefelsäure nach dem Glühen 1,608 schwefelsaure Salze = 31,120 Proc.,

davon ist 0,229 schwefelsaurer Kalk, also 30,891 schwefelsaures Natron, entsprechend 25,45 Chlornatrium.

Die Soole enthält also in 100 Theilen

Chlornatrium	25,45
Schwefelsauren Kalk	0,21
Kohlensauren Kalk	0,015
Spuren von Magnesiasalzen und Wasser .	74,325
	100,00

Das specifische Gewicht der Soole ward nun wie früher mit der Mohr'-Sattelwage bei 12,5° bestimmt. Zur Darstellung verdünnter Lösung ward die ursprüngliche Soole mit der nöthigen Menge Wasser versetzt.

Hienach wurden die in nachstehender Tabelle aufgezeichneten Resultate erhalten.

Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.	Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.
25,7	1,199	10,978	1,080
23,182	1,181	9,023	1,069
21,194	1,165	7,107	1,054
19,372	1,148	4,994	1,037
17,015	1,128	3,026	1,023
15,058	1,113	1,477	1,012
13,743	1,101		

Man sieht hieraus, wie die specifischen Gewichte der verschiedenen Lösungen mit deren Gehalt regelmässig abnehmen; und es lässt sich daher aus diesen Resultaten nachstehende Tabelle berechnen.

Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.	Procentgehalt.	Specifisches Gewicht.
25,7	1,199	13,5	1,101
25,5	1,198	13	1,097
25	1,194	12,5	1,093
24,5	1,1905	12	1,089
24	1,187	11,5	1,085
23,5	1,183	11	1,081
23	1,179	10,5	1,0775
22,5	1,175	10	1,074
22	1,171	9,5	1,0705
21,5	1,167	9	1,067
21	1,163	8,5	1,0635
20,5	1,159	8	1,060
20	1,155	7,5	1,0565
19,5	1,1505	7	1,053
19	1,146	6,5	1,050
18,5	1,1415	6	1,0455
18	1,137	5,5	1,042
17,5	1,133	5	1,038
17	1,129	4,5	1,034
16,5	1,125	4	1,0305
16	1,121	3,5	1,027
15,5	1,117	3	1,023
15	1,113	2,5	1,0195
14,5	1,109	2	1,016
14	1,105	1,5	1,012

kalten Tagen zu anderer Jahrszeit. In 15 Fällen fanden ſich in den Zimmern, wo die Verbrennung ſtattgefunden hatte, noch brennende oder kürzlich verlöſchte brennbare Körper, durch welche die Entzündung angeregt werden ſeyn konnte; die Mehrzahl der Verbrannten wurde auf dem Stubenboden liegend, in der Nähe eines Heerdes, Kamines oder Feuertopfes gefunden. In zwei Fällen waren zwei Perſonen gleichzeitig verbrannt. Wenn es ſchon nach den hier kurz zuſammengeſtellten Thatſachen wahrſcheinlich wird, daß die Verbrennung durch Entzündung von Außen eingeleitet wurde, ſo wird dieſe Anſicht noch durch folgende weitere Gründe unterſtützt. Nach den Verſuchen der berühmten franzöſiſchen Aerzte Dupuytren und Barruel brennen Cadaver, namentlich fette, einmal angezündet, ohne weitere Beihilfe mit ſchwacher und kleiner Flamme fort. Es muß ferner angenommen werden, daß der Branntwein, wenn er auch wohl nicht unverändert ins Blut aufgenommen werden kann, doch unmittelbar nach ſeinem Genuſſe vom Magen aus verdunſtet und die Gewebe des Körpers bis auf einen gewiſſen Grad durchdringt, wodurch natürlich die Entzündbarkeit und Brennbarkeit des Körpers bedeutend vermehrt wird. Alles zuſammengenommen macht die ſchon von Beddoes und Lair aufgeſtellte, von Trotter, Kühn, Jahn, Dupuytren, Devergie, Barruel angenommene und neueſtens von Dr. Hergt in Eltenheim kräftig vertheidigte Anſicht höchſt wahrſcheinlich, die Anſicht nämlich, daß die mit dem Namen der Selbſtverbrennung belegte Erſcheinung nichts weiter iſt, als eine unter begünſtigenden Umſtänden auf gewöhnliche Weiſe, nämlich durch äußere Entzündung, veranlaßte Verbrennung eines Menſchen. Der Hergang der Verbrennung aber iſt nach Dupuytren folgender. Ein durch im Uebermaß genoſſenes geiſtiges Getränk völlig berauſchtes Individuum geräth durch Zufall in die Nähe eines Lichts, glühender Kohlen und dergleichen; das Feuer ergreift die Kleider oder entzündet den aus dem Munde kommenden Alcoholdunſt, greift bei der durch den Branntwein und etwa auch den Kohlendunſt bewirkten Betäubung des Subjects ungeſtört um ſich und wird durch das ausbratende Fett, dem die Kleider und die feſten Theile des Körpers gleichſam zum Dochte dienen, unterhalten, bis es endlich wegen mangelnder Nahrung, mit Hinterlaſſung der bekannten Reſiduen (von ſtinkendem Oel durchdrungener Ruß), verlöſcht. Mehrere Schriftſteller erzählen,

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Ueber die Verbreitung der europäischen Land- und Süsswassergasteropoden.

Von Dr. Eduard von Martens.

Einleitung.

Unendlich ist das Werk, das zu vollbringen die Seele drängt. Doch was wir thun und schaffen, ist eitel Stückwerk.

Lebhaft schweben mir diese Strophen von Göthe beim Abschlusse der folgenden Arbeit vor; sie entstand aus einer Reihe von Zusammenstellungen, welche mich, angeregt durch das Beispiel meines Vaters, nebst andern ähnlichen Inhalts in meinen Mussestunden angenehm beschäftigten; an eine Veröffentlichung dachte ich erst, als durch des fleissigen Dr. Schmarda's reichhaltiges Werk über die geographische Verbreitung der Thiere der Wunsch in mir aufstieg, in ähnlicher Weise einen kleinen mir bekannteren Kreis zu bearbeiten, und ich sah mich genöthigt, diesen sehr klein zu ziehen, um ihn in der gegebenen Zeit auszufüllen. Möge diese Arbeit so viel Nachsicht bei den Lesern finden, als Vorliebe bei dem Verfasser.

Wir besitzen zwar zahlreiche Arbeiten über die europäischen Gasteropoden, aber alle berücksichtigen mehr die Unterscheidung der Arten als ihre Verbreitung, wir kennen fast ohne Ausnahme von allen Schnecken einen Fundort, aber für die wenigsten finden wir in unsern Handbüchern die Ausdehnung ihrer Heimath angedeutet. Hiefür sind Lokalfaunen und Reisewerke die reichhaltigsten und zuverlässigsten Quellen, sie geben immer die häufigsten Schnecken am vollständigsten und auch ein lebendiges Bild der Gegend selbst, der Beschaffenheit der umgebenden Natur, in welcher jene leben; solche waren mir daher die liebsten Führer, wo die eigene Anschauung mich verliess. Diese er-

streckt sich nur über Württemberg mit Alp und Schwarzwald, Neckarthal und Bodensee, über Oberbaiern mit seinen zahlreichen Seen und über das untere Rheinthal bis Amsterdam und Brüssel. Für das ganze Festland von Italien standen mir die Erfahrungen meines lieben Vaters stets hülfreich zur Seite, und so ergab es sich, dass diese Faunen den Kern und Rahmen bildeten, an und in welche sich das aus Büchern Gelernte anreihte. Noch darf ich als eines wichtigen Hülfsmittels der Anschauung meiner und meines Vaters Sammlung erwähnen, welche, wenn auch an Artenzahl nicht sehr bedeutend, doch alle Gruppen und alle weiter verbreiteten Arten meist in einer grösseren Reihe verschiedener Fundorte von Nord- und Südeuropa enthält, theils selbst gesammelt, theils als Stammbuchblätter von zahlreichen Freunden und Bekannten.

In Beziehung auf die Frage, was als Art zu betrachten sei, was nur als Abart, habe ich mich für die Landschnecken fast immer an Pfeiffer's klassische Monographieen gehalten, welche, wie Koch's Flora für die deutschen Botaniker, längere Zeit eine gemeinschaftliche Basis für die Conchyliologen bilden werden; bei den veränderlichen Süsswasserschnecken aber glaubte ich mich nicht an den Grundsatz halten zu müssen: melius est distinguere quam confundere, welcher vorerst alle geographische Uebersicht zu einer illusorischen macht; würde ich die zahlreichen, bald da bald dort specifisch unterschiedenen, an andern Orten confundirten Formen als Arten aufgezählt haben, so hätte ich noch mehr als leider auch so eine Uebersicht nicht der Schnecken, sondern der Schneckensammler, welche neue Arten unterschieden und bekannt gemacht haben, gegeben.

Bei der grossen Zersplitterung der Arten geht ein nicht geringer Theil des geographischen Interesses von ihnen ab und auf die Gruppen über; unter diesem Ausdruck, der in den folgenden Zeilen oft wiederkehrt, fasse ich die Arten zusammen, welche in den meisten Kennzeichen und dem ganzen Habitus (Grösse, Färbung, Skulptur etc.) sich sehr nahe stehen und dadurch ähnliche oder gleiche Lebensverhältnisse anzeigen; Linné hätte sie wohl unter Einem spezifischen Namen vereinigt und nur

mit α β unterschieden. Solche Gruppen stellte zuerst bei unsern Landschnecken Ferussac mit sehr richtigem, wenn auch zuweilen verkanntem Takte als Unterabtheilungen seiner Sousgenres (nicht diese selbst) auf, auf ihn gestützt und darum im Stande es besser zu machen, folgten Beck und Fitzinger; Rossmässler gibt in seiner Iconographie zahlreiche kritische Andeutungen derselben und Mousson hat in seinem anregenden Werke über die javanischen Land- und Süsswassermollusken mit Recht auf ihr geographisches Interesse aufmerksam gemacht. Endlich hat Albers die Gruppen der Heliceen mit Rücksicht auf ihren Aufenthalt und auf ihre Verbreitung sehr glücklich dargestellt, und ich glaubte seine Benennungen als allgemein bekannte (namentlich auch durch Pfeiffer's dritten Band), anwenden zu dürfen, obgleich ich die älteren Ferussac'schen Adjectivnamen vorgezogen hätte. Solche Gruppen entsprechen ganz dem, was Cuvier in seinem règne animal Untergattungen nannte, und wie diese, sind auch schon viele derselben zu Gattungen erhoben worden, z. B. Streptaxis, Achatinella, Balea, Tornatellina, Azeca, ja auch die älteren Vitrina und Succinea sind im Grunde solche Gruppen, und es mag inconsequent sein, neben diesen a posteriori für ähnliche Arten errichteten Gattungen die alten grossen a priori durch einzelne Characktere bestimmten Genera Helix und Bulimus mit ihrer grossen Buntheit von Arten beizubehalten; es steht zu befürchten, dass sie, wie z. B. die Linnéischen und Cuvierischen Gattungen Simia, Motacilla, Anas etc. zu Familien auf idae oder gar oidae, ihre Gruppen zu Gattungen umgetauft werden, eine bloss formale Aenderung in der Nomenclatur, wodurch diese zwar für den vertrauten Forscher präciser und ausdrucksvoller wird, aber für den, welcher diesem Zweige sich nicht speciell widmen kann, sehr viel an Uebersichtlichkeit verliert: sage ich z. B. Helix, so weiss jeder Naturforscher, dass es sich um eine Landschnecke mit 4 Fühlern und rundlicher Schale handelt, sage ich Streptaxis oder Proserpina, so kann sich der Conchyliologe von Fach ein ziemlich bestimmtes Bild von der Schnecke machen, ein anderer weiss aber nicht, ob von einer Pflanze oder einem Thiere die

Rede ist. Es versteht sich wohl von selbst, dass wo ich einen bestimmten Ort als Gränze einer Art nenne, dieses nur ein kürzerer Ausdruck dafür ist, dass sie mir weiterhin von keinem Orte mit Zuverlässigkeit bekannt wurde, und so mag manche Art noch eine Strecke weit jenseits derselben leben und gefunden werden oder schon gefunden sein. Manche vereinzelte Angabe habe ich aber wissentlich nicht erwähnt, da ich bei subjektivem Zweifel keine objektiven Gründe dagegen anführen konnte, und wenn ich zuweilen etwas zu skeptisch zu Werke gegangen sein mag, so geschah es in der Ueberzeugung, dass der jungen Wissenschaft der Thiergeographie bei der Sammlung ihrer Thatsachen eine bescheidene Kritik weit weniger Nachtheil bringt, als Leichtgläubigkeit; diese kann positiven Irrthum hervorrufen, welcher einmal eingeführt, unbedenklich fortgepflanzt und schwer wieder ausgerottet wird, jene führt nur zu einer negativen Lücke und trägt in der Aufforderung zu wiederholter Untersuchung ihr Heilmittel in sich. Die Temperaturangaben sind alle Dove's reichhaltiger Arbeit in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1846 entlehnt (in Reaumur'schen Graden).

Als anregende geist- und resultatreiche Werke in diesem Fache, denen ich manche Thatsache und Anschauung verdanke, habe ich zwei anscheinend nicht in meinen Kreis gehörende Reisewerke besonders zu erwähnen, von Middendorf über Sibirien und von Orbigny über Südamerika, welche mir durch die Güte meines verehrten Lehrers, Prof. Dr. Wilh. v. Rapp in Tübingen, Prof. Dr. Johannes Roth in München und Prof. Dr. Ferdinand Krauss in Stuttgart zugänglich wurden. Ich fühle mich gedrungen auch in vielen anderen Beziehungen diesen Männern und ebenso dem H. Prof. Fleischer in Hohenheim, H. Prof. Dr. v. Kurr und dem H. Grafen von Seckendorff für die Unterstützung, welche sie mir durch ihre Erfahrungen und ihre Bibliotheken gewährten, sowie meinen Freunden Dr. D. Weinland und Claparède in Berlin für die mir übersendeten Sammlungen und Notizen, warmen Dank zu sagen.

Palmsonntag 1853. *Eduard v. Martens.*

1. Allgemeine Lebensbedingungen.

Wärme und Feuchtigkeit sind, wie für alle organische Wesen, so für die Mollusken wesentliche Lebensbedingungen; ihre Abstufungen bilden die wichtigsten Einflüsse, welche die Aussenwelt auf Verbreitung und Begränzung derselben ausübt. Jede Art verlangt zu ihrem Gedeihen ein bestimmtes Maass von beiden, welches zwischen ziemlich engen Gränzen eingeschlossen ist; mehr oder weniger kann sie bis zu einem gewissen Grade ertragen, sich dagegen schützen, aber ohne zu gedeihen, ohne sich zu vermehren, und ein grösseres Uebermaass tödtet sie. Diese Gränzen sind für die verschiedenen Arten verschieden, doch nicht so sehr, als auf den ersten Anblick scheinen möchte. Da die Schnecken, wie schon der wissenschaftliche Name „Mollusca, Weichthiere“ ihrer Abtheilung im Gegensatz zu dem häufig gebrauchten „Testacea, Conchylien“ „Schalthiere“ andeutet, wesentlich von einer weichen für Flüssigkeit leicht durchdringbaren Hülle umgeben sind — denn die Schale bedeckt während der Thätigkeit des Thieres stets nur einen Theil desselben — so sind sie weit mehr als die vollständig mit einer Chitinhülle umpanzerten Insekten dem schädlichen Einflusse der Trockenheit ausgesetzt, lieben daher alle einen höhern Grad von Feuchtigkeit. Die Mehrzahl der Gasteropoden überhaupt lebt untergetaucht in den grossen Wasserbehältern der Erde, den Meeren, und auch von denen des Binnenlandes bewohnt ein nicht unbedeutender Theil das süsse Wasser.

Wo Luft und Wasser sich wechselsweise verdrängen, wird den dort einheimischen Mollusken die Fortsetzung ihres Lebens durch verschiedene Modifikationen ermöglicht. Das einfachste Hülfsmittel ist, sich vollständig in die für Flüssigkeiten undurchdringliche Schale zurückzuziehen, diese wasserdicht zu schliessen und so, mit Unterbrechung aller Thätigkeit, durch die mit eingeschlossene Feuchtigkeit ihr Leben bis auf günstigere Zeiten zu fristen. Hiezu dient ein am Rücken des Fusses angeheftetes Schalenstück, welches beim Zurückziehen der Weichtheile zuletzt

in die Schalenöffnung eintritt und diese völlig verschliesst. Einen solchen Deckel besitzen alle Süsswasserschnecken, welche den im Wasser aufgelösten Sauerstoff athmen, und die Mehrzahl der zwischen Ebbe und Fluth wohnenden Meerschnecken. Ein radicaleres Hülfsmittel bietet den Ampullarien der leicht austrocknenden tropischen Sümpfe das Vorhandensein einer accessorischen Lungenhöhle neben den Kiemen, welche sie befähigt, auch Luft im elastischen Zustande zu athmen; umgekehrt entfaltet Onchidium nach Ehrenberg's Beobachtungen im Wasser baumförmige Kiemen und schliesst die Lungenhöhle, welche ihm in der Luft als Athmungsorgan dient; beide sind also wahrhaft amphibische Thiere. Die Mehrzahl unserer Teichschnecken hat sogar das Wasserathmen als zu unsicher ganz aufgegeben und besitzt, wie die Landschnecken, nur eine von zahlreichen Gefässen ausgekleidete Athemhöhle, in deren Inneres die zur Respiration dienende Luft eindringt; diese Schnecken sind daher genöthigt, zuweilen an die Oberfläche des Wassers zu steigen, um zu athmen, wie die Seehunde und Wallfische, können aber ihres langsameren Stoffwechsels wegen weit länger unter Wasser bleiben. Hieher gehören Limnaeus, Physa, Planorbis und nach Moquin-Tandon's Beobachtungen auch Ancylus, wie schon Cuvier annahm; alle diese Schnecken haben nur dünne Schalen, um leichter im Wasser aufzusteigen. In ausgetrockneten Pfützen können sie, durch den umgebenden Schlamm vor dem Vertrocknen geschützt, längere Zeit am Leben bleiben; einige Planorbisarten schirmen sich auch durch einen Papierdeckel, wie ihn die kleineren Landschnecken im Winter zeigen, vor der Dürre. Adanson sah in den Sümpfen von Jodor in Westafrika jährlich nach der Regenzeit eine Physa in grosser Anzahl; diese Sümpfe sind vom Januar bis in den Juni vollkommen trocken, und die Schnecke muss also, da sie schwerlich in einem halben Jahre ihr völliges Wachsthum erreicht, 5—6 Monate im Schlamme eingegraben sich erhalten. Limnaeen verlassen das Wasser auch freiwillig, wenigstens in der Gefangenschaft, wo sie vielleicht der Mangel an einer geeigneten Nahrung dazu treibt; in der Natur werden sie wohl häufiger

vom Wasser verlassen und bleiben im feuchten Schlamme zurück, bis dieses wieder steigt. Höchstens kriechen sie einen oder zwei Zoll über die Wasserfläche an Steinen oder Binsen herauf, so namentlich Limnaeus truncatulus Mll. und L. elongatus Dr.; Ancylus fluviatilis Mll. klebt nach Held häufig an Felsenwänden, die vom Staubregen der Wasserfälle befeuchtet werden.

Auch die Landschnecken bedürfen alle eines ziemlich hohen Grades von Feuchtigkeit zum thätigen Leben. Schutzlosere, wie die Nacktschnecken und die nur unvollständig bedeckten Arten der Gattungen Testacella, Daudebardia, Vitrina, Nanina, wie auch Stenopus Guild gehen in der Trockenheit bald zu Grunde, z. B. in einer Pappschachtel die kleineren Arten schon in 24 Stunden. Auch der weitmündige den Succineen verwandte Bulimus gallina sultana Chemn. stirbt nach Orbigny an nicht ganz feuchten Orten in wenigen Tagen. Ueberhaupt scheinen alle Arten mit glänzenden, durchscheinenden Schalen sehr viel Feuchtigkeit zu bedürfen. Die Succineen finden sich meist an den Rändern der Gewässer und kriechen nicht selten an schwimmenden Pflanzenstengeln auf die Wasserfläche hinaus, Succinea putris L. hat desshalb den Namen amphibia von Geoffroy erhalten, und S. Pfeifferi Rossm. fand ihr Entdecker sogar schwimmend, vielleicht nur durch einen Unfall in das Wasser gerathen. Helix lucida Dr. (nitida Mll., von Studer nicht übel H. succinea genannt) lebt auf Grasplätzen stets in der Nähe des Wassers; auch die verwandten H. cellaria Mll., nitens Mich. und die eben so glänzende Achatina lubrica Mll. bewohnt den feuchten Boden unter der schützenden Laub- und Moosdecke; die tropischen Naninen mögen einen ähnlichen Aufenthalt haben. Ebenso zeigen bei den Pflanzen glatte glänzende Blätter einen feuchten Wohnplatz an, man denke nur an Caltha palustris. Aber während bei ihnen eine dichte Behaarung nur an trockenen Standorten vorkommt, und dieselben Arten oder nahe Verwandte derselben im Feuchten sehr spärlich behaart sind (Lythrum salicaria, Myosotis sylvatica und palustris), scheint bei den Schnecken das Gegentheil stattzufinden, nämlich die Ausbildung

der Schalenepidermis in einem Wechselverhältnisse mit dem Feuchtigkeitsgrade zu stehen. Alle behaarten Schnecken lieben die Nässe, Helix hispida L. begleitet nicht selten die Vitrinen, H. sericea Dr. findet sich wie lucida Dr. gerne an Rändern von Sümpfen, H. obvoluta Mll., personata Lam., Cobresiana Alten und die auch in der Jugend behaarte, später nur bereifte incarnata Mll. halten sich alle am liebsten am feuchten Boden der Wälder und Gebüsche, unter Laub und Moos, auf; die wollige H. villosa findet sich nur in sehr feuchten Gebüschen, und Hartmann fand an trockenen steinigen Stellen unbehaarte Exemplare der Helix sericea Dr. Auch der behaarte Bulimus trichodes Orb. in den Gärten Bolivia's bedarf vieler Feuchtigkeit und lässt sich nur bei Regenwetter sehen. Ebenso leben Helix aculeata und costata Mll., bei welchen sich die Fortsätze der Epidermis zu Stacheln und Leisten verdichtet haben, stets im feuchten Mulme hohler Bäume. Umgekehrt besitzen diejenigen Landschnecken, welche grosse Trockenheit auszuhalten haben, eine undurchsichtige, matte, fast epidermislose Schale, wie H. candidissima Dr., H. explanata Mll. und die ganze Gruppe, welche Ferussac im Gegensatze zu den genannten haarigen Arten (Hygromanes Fer., Fruticicola Held) unter dem Namen Heliomanes, Albers unter dem ebenso bezeichnenden Xerophila zusammenfasst. Mitglieder dieser Gruppe wie H. ericetorum Mll., candicans Z. und candidula Stud. finden wir auf unseren trockenen Rainen und Rasen, andere, wie H. striata Dr., variabilis Dr., Pisana Mll. trotzen in Südeuropa auf dürren Pflanzenbüschen oder auf kahlen Pfählen den ganzen Tag über der Sonnenhitze, und eine fernerstehende Art, H. muralis Mll., welche aber ähnliche Charaktere zeigt, lebt auf den durchglühten Dächern Roms in Menge. Von der Gattung Bulimus gehört namentlich eine Reihe peruanischer und chilenischer Arten (Rhabdotus Albers) hieher, welche an den dürren, regenlosen Felsen klebend, sich nur von Flechten nähren und deren spezifische Namen wie erosus (Brod.), scabiosus (Sow.), pulverulentus (Pf.), albus (Sow.), lichenum (Orb.) diese Gruppe trefflich bezeichnen, auch die Mesembrinus Albers auf den Cactusstämmen und andern dürren

Büschen der Ebenen des südlichen Amerikas sind hier zu erwähnen, während die dünnschaligen, glänzenden Bulimus gallina sultana Chemn., onza Orb. u. a. die feuchtesten Wälder bewohnen. Selbst die meisten Clausilien der sonnigen Felsen Dalmatiens sind glanzlos weiss, ja Küster fand bei Ragusa die glänzendste unter allen, C. laevissima Z., wie alle dortigen Schnecken, weiss, matt und ohne Epidermis.

Eine bunte Färbung des die Weichtheile umkleidenden Mantels ist auch für die im Feuchten lebenden Schnecken charakteristisch, wie schon Hartmann bemerkte, welcher sich auf Bulimus montanus Dr., Helix lapicida L., die Gruppen von H. Cobresiana Alten., incarnata Mll. und fruticum Mll., wie auch auf die ganze Familie der Limnaeaceen beruft; wahrscheinlich hängt dieser Charakter mit dem Durchscheinen der Schale zusammen, welche Licht bis zum Mantel gelangen lässt, während derselbe bei allen dickschaligen Schnecken einfarbig und in der Regel blässer ist, bei denjenigen dünnschaligen, welche nie an das Tageslicht kommen, wie bei den Vitrinen, einfarbig aber dunkel ist. Eine gekielte Schale scheint häufig, wenn auch nicht ohne Ausnahme (z. B. lapicida) einen trockeneren Standort anzuzeigen, wahrscheinlich, indem sie mit dem Aufenthalte unter Steinen zusammenhängt, welche in dürren Gegenden allein noch vor der Sonne schützen, man vergleiche in dieser Beziehung z. B. die dalmatinische Helix acies Partsch mit der krainischen verticillus Fer., die griechische lens Fer. mit der deutschen obvoluta Mll., die algierische Otthiana Forbes mit der südfranzösischen splendida Dr., die idumäische H. spiriplana Olivier mit der italienischen vermiculata Mll., die marokkanische planata Chemn. mit der westeuropäischen Pisana Mll. und so kann man aus fast allen Gruppen einzelne gekielte Arten in trockeneren Gegenden finden, am wenigsten aber unter den Laubschnecken.

Wenn auch die oben genannten Schnecken tagelang die glühendste Sonnenhitze ertragen, so verläugnen sie doch insofern den allgemeinen Charakter der Mollusken nicht, als sie diese Zeit in Unthätigkeit, die Mündung fest angedrückt oder

durch verhärteten Schleim verschlossen und durch beides vor Verdunstung geschützt, verbringen erst in der Kühle der Nacht und der Feuchtigkeit des Morgenthaues kriechen sie umher. Jeder Schneckensammler weiss, dass des Morgens und nach einem Regen die meisten lebenden Schnecken zu finden sind, in Italien wird Helix adspersa Mll. zum Zwecke des Verspeisens Nachts mit der Laterne gesucht, und in Spanien findet der Caracolero in dem frühsten Morgengrauen die grosse Helix lactea Mll. und Alonensis Fer. in grosser Menge auf den dürren Sierren, während in der Mittagshitze der schwitzende Reisende nichts von den wohl versteckten entdecken kann. Selbst H. desertorum Forsk., welche Ehrenberg nebst einer Lichene und einer Spinne allein noch in der Wüste bei der Oase des Jupiter Ammon traf, lebt nicht ganz ohne Feuchtigkeit, was gerade durch das gleichzeitige Vorkommen einer Pflanze bewiesen wird, welche nur, so lange sie durchlässt ist, wächst; ebenso lange und so häufige Unterbrechungen ihrer Lebensthätigkeit wird sich auch die Schnecke gefallen lassen müssen und sie hat dabei den Vortheil, stets dann zu erwachen, wenn ihr Futter aufgeweicht und saftig ist.

Aus Vorstehendem ergibt sich schon, in wie weit die Wärme den Gasteropoden zuträglich ist, nämlich so lange dieselbe nicht austrocknend wirkt. Daher finden wir noch Schnecken in manchen warmen Quellen, so in einigen virginischen Physa heterostropha Say und Paludina Nickliniana Lea, in den Quellen de Salut bei Bagnères de Bigorre (Pyrenäen) gegen 40° R. Planorbis albus Mll., Limnaeus truncatulus Mll., L. ovatus var. thermalis Boubée und Neritina thermalis Boubée, in den Thermen von Baden im Aargau (37° R.) Limn. ovatus Dr., in warmen Quellen bei Constantine (25° R.) Melania tuberculata Mll., in denen von San Giuliano bei Pisa ebenfalls eine Neritina und die schon Linné von dort bekannte Paludinella thermalis. Steenstrup fand in isländischen heissen Quellen von 34° R. noch Limnaeus ovatus Dr., peregra Mll. und truncatulus Mll., aber in solchen von 48° R. keine Schnecken mehr, nur noch Pflanzen; noch genauere Nachrichten besitzen wir über das Vorkommen der Paludinella thermalis L. in den Thermen von

daß Solchen, die in kurzer Zeit eine groſse Quantität Branntwein zu ſich genommen hatten, eine deutliche blaue Flamme zum Halſe herausgeſchlagen, ohne Zweifel brennender Alcoholdunſt, entzündet durch ein in der Nähe befindliches Licht.

Nicht minder häufig und wichtig ſind die Störungen im Gebiete des Nervenſyſtems bei den Trinkern. Der Trinker und insbeſondere der Branntweintrinker zittert, wenn er aus dem Bette aufſteht, wie der abgelebteſte Greis, bis der Trank, der ihm zum Gifte geworden iſt und täglich mehr wird, die in den Muskeln thätige Nervenkraft ſpornt und für eine Weile erhebt, daß die Bewegungen wieder einige Sicherheit und Stetigkeit erlangen. Convulſiviſche Zufälle und eigentliche Epilepſie ſind bei Trinkern nicht ſelten; den Krämpfen folgt Lähmung und Empfindungsloſigkeit, beſonders klagen viele Säufer, noch ehe es auf's Aeuſſerſte gekommen iſt, über ein Gefühl von Taubheit in den Fingern, in dem einen Arm oder auch in den untern Extremitäten; desgleichen werden die Sinne ſtumpf und wunderbaren Täuſchungen unterworfen. Die wahren, abgetrunkenen Säufer ſind in letzterer Beziehung ganz eigenthümlichen Zuſtänden preisgegeben: Geſicht, Gehör, Gefühl, ja ſelbſt der Geruchs- und Geſchmacksſinn ſpiegeln ihnen Dinge vor, die nirgends exiſtiren, und die ſie doch ſelbſt ſo deutlich wahrnehmen, daß ſie ſich kaum von der Nichtobjectivität dieſer Dinge überzeugen können: ſie hören läuten, regnen, vernehmen Stimmen, die ihnen gewiſſe Worte oder Sätze in die Ohren flüſtern, ſie ſehen Mücken, feurige Flammen, glänzende Uniformen, ſie fühlen kleine Thiere an ihrem Körper herumkriechen, ſie riechen und ſchmecken anders als geſunde Menſchen. Dieſer Sinnenwahn geht häufig in wirkliche Seelenſtörung über, welche das ſogenannte Delirium tremens darſtellt. Es iſt dies eine gewöhnlich ſchnell verlaufende, durch gänzliche Schlafloſigkeit, ewige Unruhe, beſtändige Sinnestäuſchungen und mit dieſen in Verbindung ſtehende Delirien, endlich in den bei weitem meiſten Fällen durch ein gewaltiges Zittern aller Glieder charakteriſirte, bei glücklichem Ausgang nach einigen Tagen oder Wochen durch einen langen und tiefen Schlaf in einem oder in mehreren Malen ſich entſcheidende Nervenkrankheit. Uebrigens endet dieſe Krankheit auch nicht ſelten mit Schlagfluß oder gänzlicher Erſchöpfung des Nervenſyſtems und Lähmung des Gehirns. Weniger häufig werden Säufer von wahrer, zuweilen in Perioden

Abano bei Padua durch Andrejowsky: sie fehlt an den heissesten Stellen, wo die Quelle hervorkommt, kriecht aber behaglich, den meisten Feinden unzugänglich, in einer Temperatur von 35° R. herum, welche die eingetauchte Hand des Menschen schon als lebhaften Schmerz empfindet; steigt dieselbe auf 42° oder sinkt sie unter + 6°, so erstarrt die an die Wärme gewohnte Schnecke, soll aber erst in einer Hitze von 48° und in einer Kälte — 8° sterben. Wenn daher auch noch in den Thermen von Gastein (47° R.) eine lebende Schnecke, Limnaeus pereger Mll., angegeben wird, so dürfte dieses dahin zu verstehen sein, dass sie nur da, wo das Wasser sich bereits um mehrere Grade abgekühlt hat, sich vorfindet, und dasselbe dürfte auch bei einigen der oben genannten Quellen der Fall sein. Die Temperatur, bei welcher das Eiweiss gerinnt, mag im Allgemeinen die Gränze der feuchten Hitze für die Schnecken (vielleicht für alle Thiere) sein, und siedendes Wasser alle ohne Ausnahme tödten; Uebergiessen mit solchem ist daher das rascheste und sicherste Mittel, sie zu tödten. Ob sie vielleicht, wohl verschlossen, im Zustande des Schlafes, eine höhere Temperatur in der Trockenheit ertragen können, wie die Tardigraden, Rotatorien und die Samen der Pflanzen, dürfte bei der complicirten Organisation dieser Wesen unwahrscheinlich sein, und einige Experimente, welche ich an Helix pomatia L. machte, sprachen durch ihren unglücklichen Ausgang auch dagegen. Ebenso können viele Schnecken einen bedeutenden Kältegrad ertragen, namentlich die kleinen nässeliebenden Arion hortensis Fer., tenellus Mll. und die Vitrinen, welche ich mehrmals mit erstarrenden Fingern unter der Schneedecke hervorgesucht habe; am Kesselberg beim Kochelsee in Oberbaiern fand ich den 24. December 1853 Helix rupestris Dr. und Clausilia parvula Stud. frei der Luft ausgesetzt an den nur durch ihre senkrechte Lage von Schnee freien Felsenwänden, auf gefrorenem Boden stehend, während ein Wasserfall daneben in seinen Eismassen das Bild eines Gletschers zeigte. Auch die nördlichsten Schnecken sind alle klein und dünnschalig; es scheint also, dass gerade keine grosse Masse und keine dicke Schale zum Ertragen der

Kälte nothwendig ist und diese selbst eher das Gegentheil bewirkt. Ende Novembers 1852 fand ich eine Helix pomatia L., welche sich wohl verspätet hatte und nicht mehr in den gefrorenen Boden eindringen konnte, unter einem Steine, eingedeckelt und an den Boden fest angefroren; im warmen Zimmer lebte sie wieder auf und blieb am Leben, als ich sie einer Januarnacht vor dem Fenster, ihres Deckels beraubt, aussetzte; ebenso die kleine Helix hispida L., welche ich in einem Gefässe mit Wasser über Nacht eingefrieren liess. Aehnliches wurde auch schon von Joly an Paludina vivipara L. und von Kröger an Meermollusken in von der Ebbe zurückgelassenen Lachen beobachtet, ja selbst kaltblütige Wirbelthiere wurden schon, steif und hart gefroren, wieder zum Leben gebracht, wie Capitän Franklin von nordamerikanischen Süsswasserfischen und Blumenbach von einem Laubfrosche erzählt; kann doch auch ein Theil des menschlichen Körpers, z. B. eine Zehe, gefrieren, so dass sie wie ein Stück Holz anzufühlen ist und doch nur die Oberhaut verloren gehen, das Uebrige erhalten bleiben; hier liegt der Gedanke nahe, dass der Frost nicht in die Tiefe eindrang und so mag es auch bei den Mollusken sein; Weinbergschnecken, welche ich eine strenge Januarnacht über (am Morgen zeigte das Thermometer — 13½ R.) eingedeckelt vor dem Fenster liess, und bei denen ich mich durch Auffeilen und Zerschlagen von drei Exemplaren überzeugt habe, dass sie durch und durch festgefroren waren, lebten nicht mehr auf, obgleich allmälig erwärmt, während andere mit denselben erhaltene eingedeckelte Individuen zum grössten Theile im warmen Zimmer sich als lebend herausstellten. Es gibt also einen Kältegrad, welchem sie unbedingt erliegen, und vielleicht ist es der Gefrierpunkt, alle obengenannten scheinbaren Ausnahmen aber dem Widerstande zuzuschreiben, welche die keinem organischen Wesen mangelnde Eigenwärme dem Eindringen der Kälte entgegensetzt.

Die Schnecken können weder wie die Vögel sich durch Auswandern der ungünstigen Jahreszeit entziehen, noch wie die einjährigen Pflanzen und viele Insekten ihr Leben auf die

günstigere beschränken und im Winter nur im Eizustande existiren, es bleibt ihnen daher nur das Schutzmittel der Reptilien übrig, sich in den Boden einzugraben, um so der mittleren Jahrestemperatur sich zu nähern, natürlich ohne sie zu erreichen, denn dann wäre keine äussere Veranlassung zum Wiedererwachen gegeben, abgesehen davon, dass die Tiefe der unveränderlichen Temperatur bei uns schon 60—70′ beträgt. Keine Schnecke dringt, so viel wir wissen, über einen Fuss tief in den Boden ein, sehr viele überwintern nur unter dem Moos und Laube noch über dem Boden; Pupa doliolum Br. fand Betta im December im südlichen Tirol bis 6 Centimeter tief in den Ritzen des felsigen Bodens, Cyclostoma maculatum Dr. bis 10 eingedrungen; Helix aperta gräbt sich in Südfrankreich bis zu einer Tiefe von 20 Centimeter (über ½′), Bulimus gallina sultana Chemn. in Brasilien 8 Zoll tief ein. Unsere Helix pomatia wird nicht selten beim Umschoren der Gartenbeete bloss gelegt; Porro erzählt, dass die Alpenhirten aus der Tiefe, bis zu welcher diese Schnecke im Herbste sich eingräbt, auf die Strenge des kommenden Winters schliessen, dieses dürfte übrigens so unsicher wie alle andern Wetterprophezeihungen auf mehr als ein paar Tage hinaus sein. Dann verschliessen die Landschnecken ohne permanenten Deckel ihre Mündung mit einer schleimigen Secretion, welche bei einigen, namentlich grösseren Arten, Kalk genug enthält um zu einem schalenähnlichen Deckel zu erhärten, so bei Helix pomatia L. („Deckelschnecke") und ihrer ganzen Gruppe, bei H. candid'ssima Dr., pellita Fer., Raymondi Moq. Tand. aus Südeuropa, Bulimus Adansoni Pf. vom Senegal, B. Dufresnii Lead. von der Vandiemensinsel und B. Chilensis Less. aus Chile; bei den meisten bildet sie aber nur eine weisse papierähnliche Membran, so bei unseren kleinen Helixarten von arbustorum und hortensis an, auch sah ich es an Succineen und Clausilien, und würde glauben, dass es allen Heliceen zukomme, wenn nicht Draparnaud für Helix Algira L. ausdrücklich widerspräche, deren Schleim zu wässrig hiezu sei. Dieser Winterdeckel (Epiphragma im Gegensatz zum permanenten, einen Theil des Thieres selbst bildenden Operculum) wird im Frühjahr, wann er seine Dienste

gethan hat, durch das Hervorkriechen der Schnecke einfach losgestossen und abgeworfen. Schmarda gibt an, dass unsere H. pomatia dieses bei einer Lufttemperatur von 8—10° R. thue, doch muss eine solche Temperatur einige Tage lang angedauert haben und in die obersten Bodenschichten eingedrungen sein, ehe unsere Weinbergschnecke es bemerken kann; auch im geheizten Zimmer (12—18° R.) entschlossen sich meine Schnecken erst nach 1—2 Tagen dazu, hervorzukriechen. Junge Exemplare der Helix hortensis und pomatia erscheinen daher im Frühjahr stets früher erwacht und über dem Boden, als erwachsene, weil sie sich weniger tief eingraben, oft in Gesellschaft von Clausilien und Helix incarnata Mll. nur unter der Laubdecke des Bodens überwintern, daher die Frühlingswärme bälder spüren. Oder treibt sie das stärkere Nahrungsbedürfniss, die grössere Lebhaftigkeit, welche die Jugend aller Thiere, wie die des Menschen, auszeichnet? Ebenso treten sie nach Schrenk den Winterschlaf später als die Erwachsenen an.

Zwei die kontinentale Winterkälte scheuende Landschnecken des westlichen und südlichen Europas, Helix adspersa Mll. und Cyclostoma elegans Mll., beziehen ihre Winterquartiere gemeinschaftlich in grösseren Haufen, letzteres bis zu mehreren Hunderten, und mögen so durch Anhäufung ihrer Eigenwärme sich eine etwas gemässigtere Temperatur erhalten.

Die Wasserschnecken werden von dem Jahreszeitenwechsel weniger getroffen, da sie in etwas tieferen Gewässern stets eine Temperatur von nahezu 4° R. am Grunde finden; diesen verlassen sie daher im Winter nicht, wie schon der unsere Brunnen bewohnende Limnaeus ovatus Dr.; ihre Lebensthätigkeit, ihr Stoffwechsel ist der Temperatur entsprechend vermindert, die Lungenschnecken scheinen sogar das Athmen der athmosphärischen Luft den ganzen Winter über entbehren zu können, aber ein eigentlicher Winterschlaf dürfte nur bei wenigen stattfinden.

In heisseren Gegenden, wo der Winter zu einer Regenzeit wird, daher den Schnecken willkommen ist, zwingt sie umgekehrt die Dürre des Sommers zu demselben Auskunftsmittel des Vergrabens und der verminderten Lebensthätigkeit, d. h. einem

Sommerschlaf, wie selbst viele Reptilien und Insekten, welche die Trockenheit doch weit besser ertragen. Schon in der Provence höhlt sich Helix aperta Born im Mai, wann die Wiesen nicht mehr bewässert werden, vermittelst ihres breiten Fusses ein rundes Loch von 2 Zoll Tiefe aus, überwölbt dasselbe mit Erde, deckelt sich ein, wie unsere pomatia im Herbst, und rührt sich nicht mehr, bis Herbstregen oder Ueberschwemmungen sie heraustreiben. Mein verehrter Freund, Prof. Dr. Roth, fand während seines zweiten, für die verschiedensten Zweige der Zoologie so gewinnreichen Aufenthaltes im Orient die Helix tuberculosa Conrad in der Nähe des todten Meeres *stets* nur an der Unterseite am Boden liegender Reiser im Sande eingebettet, Adanson beobachtete den Sommerschlaf bei dem grossen nach ihm benannten Bulimus am Senegal, Logan bei den afrikanischen Achatinen, Dufo bei Helix unidentata Chemn. auf den Seychellen, Orbigny bei Vaginulus solea in Buenos Ayres, wie bei manchen Bulimusarten in Chile und Peru, und so dürfte der Sommerschlaf als allgemeine Regel für trockenere tropische und subtropische Gegenden gelten.

2. Einfluss des Lichtes.

Das Licht übt wenig Einfluss auf die Verbreitung der Gasteropoden aus, sie suchen es nur der mit ihm verbundenen Wärme, meiden es der mit ihm verbundenen Trockenheit wegen. Die ausgebildetsten Augen mit schöngefärbter Iris, auf langen Stielen beweglich, finden wir bei Meerbewohnern dieser Klasse, den Flügelschnecken (Strombus, Pterocera, Rostellaria); sie hängen wohl mit ihrer abenteuerlichen Fortbewegungsweise durch Sprünge zusammen, denn wer springt, muss vor sich sehen. Unseren Landschnecken dagegen können zwar von vergleichend anatomischer Seite die Augen nicht abgesprochen werden, aber ihre Sehkraft muss sich auf einen sehr geringen Grad beschränken und der allgemeinen Tastempfindung sehr nahe stehen, da sie an jedem Gegenstande mit ihren Augen anstossen müssen, um Notiz davon zu nehmen; nie konnte ich an einer unserer Schnecken wahrnehmen, dass sie einen Gegen-

stand auch nur auf einige Entfernung gesehen hätte, selbst einem Limax maximus L., den ich dicht neben einer beschatteten Stelle dem Sonnenscheine aussetzte, gelang es nicht, diese aufzufinden, obgleich er anfangs verschiedene Richtungen einschlug und wieder aufgab, offenbar einen ihm passenderen Aufenthalt suchend.

Völlig des Lichtes entbehren dürfte unsere kleine Achatina acicula Lam., welche unterirdisch an Graswurzeln lebt und den Mangel der Augen wie die blasse weissliche Farbe des ganzen Thieres mit den Höhlenbewohnern der verschiedensten Thierklassen, z. B. Astacus pellucidus unter den Krebsen, Phalangodes armata und Antrobia unter den Spinnen, den blassbraunen Anophthalmus, Adelops und Leptothyrus unter den Käfern, ja auch mit einem Fische, Amblyopsis spelaeus Dekay von Kentucky und einem Reptile, dem berühmten Adelsberger Proteus, gemein hat. Dagegen zeigt schon die blasse durchsichtige Acme fusca Walk. und die ebenso glashelle Helix crystallina Mll. deutliche schwarze Augen, da sie nur im modernden Holz und unter abgefallenem Laube, also nicht ganz ohne Licht leben.

Uebrigens übt das Licht einen bedeutenden Einfluss auf die Färbung der Schnecken aus, welche um so lebhafter und bunter wird, je mehr sie dem Quelle der Farben, dem Lichte ausgesetzt leben. Von den blassen, eher farblos als weiss zu nennenden Schalen der ebengenannten Gasteropoden gibt es die allmöglichsten Uebergänge zu dem durchscheinenden Braun der schattenliebenden Gebüschschnecken, und von diesem zu dem undurchsichtigen dichten Kreideweiss, welches alle Farben zusammenfasst, und der bunten Zeichnung der die Sonne liebenden Landschnecken. So wird die Färbung im Verein mit andern den Habitus bestimmenden Kennzeichen zu einem nicht unwichtigen Criterium bei Begränzung der natürlichen Gruppen, weil sie auf entsprechende Lebensverhältnisse schliessen lässt; konnte doch Ferussac für die in ihrer Lebensweise so sehr verschiedenen Abtheilungen seiner Hygromanes (Bradybaena Beck, Fruticicola Held und Albers), z. B. H. hispida L. und Heliomanes (Teba Beck, Xerophila Held und Albers), z. B. H. erice-

torum Mll. keinen durchgreifenderen Unterschied finden, als die gleichmässig hornfarbige oder braune Schale der ersten und die weisse, gebänderte oder bairte der zweiten; unter unsern Bulimusarten entsprechen in Farbe und Aufenthalt Bulimus montanus Dr. und obscurus Mll. der ersten, B. detritus Mll. (radiatus Dr.) der zweiten dieser Gruppen. Den Gegensatz beider in der Beschaffenheit der Epidermis haben wir schon gesehen. Nur in einer sehr natürlichen Abtheilung, den Campylaeen von Beck und Albers (dem grössten Theile der Helicellae lomastomae Ferussac's entsprechend, z. B. Helix cingulata Stud., planospira Lam.) finden wir weisse undurchsichtige und braune durchscheinende Schnecken mit und ohne Bänder bei einander, ohne dass eine Trennung derselben (Cingulifera und Corneola Held) zulässig ist, doch wird sich auch hier bewahrheiten, dass die braunen und hornfarbigen, unter denen allein behaarte vorkommen, mehr den Schatten lieben, als die weissen. Ebenso finden wir im Meere die lebhaftesten Farben bei denjenigen Schnecken, welche sich der Oberfläche näher aufhalten, z. B. Trochoideen, Nerita, Cypraea, während die tieferen oft braun oder weisslich sind, wie Buccinum undatum L. und antiquum L. Nur wo das Licht zu grell und stark einwirkt, bleicht es, wie sonst nur die leeren Schalen, die Schnecken bei lebendigem Leibe, indem die ihrer Epidermis verlustig gewordene Schale dem Stoffwechsel entzogen, also als todt zu betrachten ist; so finden sich an sehr sonnigen Stellen nicht selten ganz weisse, glanzlose Exemplare von Helix pomatia und hortensis lebend, welche in der Sammlung nur noch durch den Glanz der Innenseite der Mündung, wo die Schale stets mit den Weichtheilen in Berührung war, von verwitterten Stücken sich unterscheiden lassen. Helix desertorum Forsk., um Kairo und Alexandrien braun, ist in der Wüste meist einfarbig weiss; Moritz Wagner fand Hel. hieroglyphicula Mich. in Algerien unter dem Sonnenschirme von Cactus opuntia mit fortlaufenden, an sonnigeren Stellen stets mit unterbrochenen, stellenweise verlöschten Bändern, Orbigny den Bulimus derelictus Brod. auf den Gebirgen von Cobija in Bolivia mit lebhaften Farben geschmückt, dagegen an ihrem Fusse

wo die regenlose Gegend ihnen nur Cactusstauden und Lichenen bietet, ganz einfarbig weiss, und ebenso seinen H. sporadicus in den Pampas von Buenos Ayres einfarbig, in Bolivia an der Gränze der Wälder mit scharf ausgeprägten schwarzen Striemen gezeichnet.

Wenn sich hierin eine Wirkung des Lichtes nicht verkennen lässt, so dürfte dagegen die Erklärung der Gleichfarbigkeit so vieler Thiere mit ihrem Wohnorte aus dem Einflusse, welchen das von letzterem reflektirte Licht auf dieselben übt, nur als ein der gegenwärtigen Richtung der Physiologie entsprechender, aber zum Mindesten verfrühter Versuch zu bezeichnen sein, den teleologischen Zusammenhang als einen causalen zu begreifen. Für die Thatsache finden sich auch unter den Schnecken zahlreiche Beispiele, so ist das Braun der Erde die vorherrschende Farbe der Landschnecken wie der vierfüssigen Thiere, insbesondere der am Boden lebenden, aber die Vitrinen und Arion hortensis Fer. unter den nassen modernden Blättern sind so schwarz und glänzend wie diese; Paludina viridis Poir. erscheint wie die Conferven an den Steinen, woran sie klebt, im Wasser schwarz und ausserhalb desselben grünlich.

3. Chemische Einflüsse.

Von **chemischen** Einflüssen auf die Verbreitung der Gasteropoden ist der wichtigste der Gehalt des Wassers an **Salzen** (hauptsächlich Chlornatrium), da diese die löslichsten Bestandtheile des durchdringendsten Medium's bilden.

So weit das Meerwasser von Fluth und Wind geführt wird, so weit reicht die ihm eigenthümliche Fauna und erst jenseits dieser Linie beginnt das Reich der Binnenmollusken; bei weitem die meisten derselben sind verloren, wenn ein Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände das salzige Meerwasser bis zu ihnen hinauftreibt. Am schärfsten ist diese Trennung auf Sandgrund, die Strandschnecken gehen hier nicht weiter als die Strandpflanzen, welche mit Ausnahme von Cakile maritima Scop. und Euphorbia peplis L. auf den Dünen bleiben und sich nie auf den flachen den Meereswellen ausgesetzten Strand zwischen

ihnen und dem Meere hinauswagen. An Felsenküsten gelangen einzelne Landschnecken mit Flechten, wie Roccella tinctoria Ach., bis in die Nähe der Brandung, aber nie in ihren Bereich; hier kommen ihnen aus dem Meere die Litorinen entgegen, welche selbst über die Gränze der Fluth und des Wellenschlages hinaufkriechen; so kommt nach *Pfeiffer's* Beobachtung auf Cuba die letzte Landschnecke, Pupa maritima Pf., mit dem äussersten Vorposten der Meeresbewohner, Litorina muricata L., in nahe Berührung. Ob Clausilia gibbula Z. nach der Angabe *Orsini's* „ad rupes arenaceas aqua marina humectatas" (bei Grottamare an der adriatischen Küste des Kirchenstaates) eine Ausnahme von der Regel bilde und selbst vom Meerwasser befeuchtet werde, mag vorerst noch dahingestellt bleiben. Am wenigsten scharf ist die Trennung zwischen Land und Meer auf Schlammgrund, wo namentlich die Süsswasserschnecken sich an Brackwasser gewöhnen können, z. B. Melanopsis Dufourii Fer. in der Albufera von Valencia, Melanopsis atra L. in Neuguinea, Neritina reclinata Say an der Mündung des Flusses St. John in Florida und die verwandte N. zebra Lam. an der des Demerara in englisch Guyana, und einige Meerschnecken dringen an Flusswandungen so weit herauf, dass sie während der Ebbe nur von süssem Wasser umgeben sind, ja Cerithium palustre L. entfaltet nach *Dufo* erst dann seine Lebensthätigkeit, während es zur Zeit der Fluth in die Schale eingeschlossen bleibt. Unter den Landschnecken verhalten sich hier die Auriculen ähnlich wie unsere Succineen am Rande der süssen Gewässer: sie leben stets im Feuchten, in der unmittelbaren Nähe des Meer- oder Brackwassers meist an der Luft, aber ohne eine gelegentliche Ueberschwemmung zu meiden, ähnlich wie unter den Käfern Cercyon (Sphaeridium) litorale, unter den Hemipteren Saxda litoralis.

Ueber das Verhältniss der Mollusken zu verschieden concentrirten Salzlösungen hat *Beudant* interessante Versuche angestellt, deren Resultate folgende sind: Süsswasserschnecken sterben, wenn sie auf einmal in Salzwasser gebracht werden, gewöhnen sich aber an eine allmälige Vermehrung des Salzgehaltes, und zwar die in seichteren, leichter aus-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21371 / 047

wiederkehrender Tobſucht befallen. Im Katharinenhoſpitale in Stuttgart kam ein Fall dieſer Art vor, der ſich durch die heftigſten Wuthanfälle, wie durch ſchnellen tödtlichen Ausgang auszeichnete. Der erſte Anfall war vorüber, als der Kranke in das Hoſpital kam. In demſelben trat der zweite ein. Der Kranke ſchrie furchtbar, ſeine Geſichtszüge waren entſtellt, ſeine Augen rollend, die Pupillen erweitert, der Kopf heiß, das Geſicht geröthet, die Stirne mit Schweiß bedeckt, der Puls ſehr voll, hart und ſchnell, das Senſorium durch Sinnestäuſchungen umnebelt. Er ſah ſtets Flammen und feurige Geſtalten, die ſich ihm drohend gegenüberſtellten. In dem bald darauf eintretenden dritten Anfall war das Toben fürchterlich: der Kranke glaubte immer einen Scheiterhaufen zu ſehen, auf dem man ihn verbrennen wolle; dieſer vermeintlichen Gefahr ſuchte er beſtändig zu entfliehen; kaum waren drei Perſonen im Stande ihn zu halten. Im vierten Anfall, der ſo heftig war, daß der Kranke Alles zerſtörte, weſſen er habhaft werden konnte, und mit dem Kopf gegen die Wand rannte, daß Spuren von Blut zurückblieben, ſtarb er erſchöpft. — Die Trunkenheit diſponirt aber außerdem zu Geiſteskrankheiten aller Art, und die wachſende Zahl der Geiſteskranken findet ihren Grund größtentheils in dem wachſenden Mißbrauch geiſtiger Getränke. Der geheime Medicinalrath Caſper in Berlin ſpricht dies geradezu aus und führt an: „Ein amtlicher Bericht, Berlin betreffend und die letzten Jahre umfaſſend, ſagt in dieſer Rückſicht, daß faſt der dritte Gemüthskranke aus der niedern Claſſe in Berlin ſeine Geiſteszerrüttung dem unglücklichen Mißbrauch des Branntweins zu verdanken habe.“ Der berühmte Reil ſpricht ſich über die Anlage der Säufer zu Geiſteskrankheiten ſo aus: „Alle geiſtigen Getränke wirken ſpecifiſch auf die Reizbarkeit des Gehirns; ſie erhöhen dieſelbe, verurſachen durch die wiederholten Exaltationen eine unſtäte Temperatur und bringen zuletzt eine Abſtumpfung hervor. Wer ſich im Wein übernimmt, wird luſtig, verliebt, zänkiſch, dann verrückt, und zuletzt folgt ein Zuſtand einer vollkommenen Sinnloſigkeit. Trunkenbolde werden, beſonders wenn ſie zugleich wenig ſchlafen, leicht verrückt oder blödſinnig. Daher iſt es zum Sprichwort geworden, daß man ſeinen Verſtand verſaufen könne.“ Noch ehe es zur Geiſteskrankheit im eigentlichen Sinne des Worts kommt, befindet ſich der Säufer in einem Zuſtand pſychiſcher Verwahrloſung, der Mitleiden erregt.

trocknenden Gewässern lebenden Lungenschnecken (Limnaeus, Planorbis) leichter als die Kiemenschnecken, aber beide können einen Salzgehalt, der dem des Meeres gleicht, allmälig ertragen lernen. Meerschnecken, in süsses Wasser gesetzt, sterben sehr rasch, ertragen aber auch eine allmälige Verminderung des Salzgehaltes; die über der Ebbegränze lebenden Litorinen, Patella vulgata L. und Purpura lapillus L. so wie die lagunenbewohnenden Cerithien viel leichter und weiter als die Bewohner der Tiefe, Buccinum undatum L., Pileopsis Ungarica L. und Crepidula, von welchen drei alle Exemplare starben, als der Salzgehalt unter die Hälfte seines gewöhnlichen Betrages sank. Demnach sind die an den Wechsel von Luft und Wasser gewöhnten Thiere auch unempfindlicher gegen den Salzgehalt, als solche, welche immer in demselben Medium unter gleicher Umgebung ein einförmiges Leben führen, und der Grund liegt nahe, indem da wo das Wasser ganz austrocknen kann, auch durch theilweise Verdunstung des Wassers der Salzgehalt desselben sich wesentlich verändern kann. Aber auch die Accommodation an den Salzgehalt hat ihre Gränze: wo das Wasser zu einer gesättigten Salzlösung geworden ist und daher nur durch die gewöhnliche Verdunstung Salzkrystalle anschiessen, wie in den künstlichen Salzpfannen von Lymington, in den russischen und patagonischen Salzseen, da lebt keine Schnecke mehr und nur Crustaceen (z. B. die berühmte Artemia salina Mout.), und einige Anneliden führen auch hier noch ein behagliches, einzig durch den schnatternden Schnabel des Flamingos und einiger Enten gefährdetes Leben.

Die obigen Beobachtungen lassen sich noch am wahrscheinlichsten auf endosmosische Verhältnisse reduciren: wird ein Süsswasserthier, in dessen Organen selbstverständlich noch viel fast salzloses Wasser vorhanden ist, in Meerwasser gebracht, so muss eine starke Strömung aus diesen Organen in das concentrirtere Meerwasser erfolgen, und, da das Meer dadurch natürlich nicht versüsst werden kann, so lange fortdauern, bis das Thier des grössten Theiles seiner Lebenssäfte beraubt ist, es stirbt an Inanition. Wird umgekehrt ein Meerthier in süsses

Wasser gebracht, so erfolgt eine starke Strömung von dem umgebenden diluirten Wasser in die concentrirtere Lösung innerhalb der Organe des Thieres, es wird rasch mit Säften überfüllt, seine Flüssigkeitsbehälter bersten, wie man an zarten Polypen unmittelbar sehen kann, und die Todesart lässt sich der durch Apoplexie vergleichen; ein Gobius, welchen mein Vater in einen Kübel mit süssem Wasser brachte, war augenblicklich, wie vom Schlage getroffen, todt und starr. Bei allmäliger Zu- oder Abnahme des Salzgehaltes aber erleitet die Säftemasse auch nur eine allmälige Aenderung, die natürliche Stoffaufnahme und Stoffausscheidung vermag sie quantitativ zu reguliren, und das Thier lebt fort.

In Folge hievon ist der Wechsel zwischen salzigem und süssem Wasser noch weit verderblicher als der zwischen Wasser und Luft, wenn z. B. durch starke Regen das süsse Wasser an Flussmündungen weiter als gewöhnlich vordringt und Stellen einnimmt, welche sonst nur Meerwasser haben, geht der grösste Theil der dortigen Thiere zu Grunde, wie es mehreremale bei Einbrüchen der Brenta in die venezianischen Lagunen beobachtet wurde, und dieser Umstand mag auch zum endemischen Herrschen miasmatischer Krankheiten in allen Deltaländern beitragen. Die höhern Thiere sind am wenigsten diesen Einflüssen unterworfen, schon wegen der derberen, weniger durchdringlichen Beschaffenheit ihrer allgemeinen Bedeckungen, wie die Manatis, manche Delphine und Robben zeigen. Auch die vom Meer in die Flüsse wandernden Fische, wie die Aale, Lachse u. a. können diesen Wechsel ertragen, und umgekehrt scheinen einige der allerniedersten thierischen und pflanzlichen Organismen auch gegen diesen, wie gegen manche andere Einflüsse von aussen, sehr unempfindlich zu sein. Von den Mollusken gilt dieses nicht, Meer- und Süsswasserbewohner lassen sich streng trennen und nur mit Unrecht wurden einige der ersteren, weil sie den Schlammboden bei den Flussmündungen suchen, von Männern, denen es nur um grösstmögliche Bereicherung eines Verzeichnisses von Süsswasserconchylien zu thun war, zu diesen gerechnet und dadurch die Gränze verwischt. Nachdem jetzt auch

für die Neritinen durch Prof. Rossmässler in der einfachen Apophyse des Deckels ein scharfer Unterschied von den Neriten des Meeres gefunden worden ist und die früheren Neritina viridis L., virginea L. und meleagris Lam. dadurch zu den Neriten zurückgebracht worden sind, bleiben nur die Paludinellen als schwankend zwischen beiden Medien übrig; denn dieses Genus lässt sich bis jetzt ebensowenig von den kleinen Paludinen unserer Bäche und Flüsse, wie P. viridis Poir. und vitrea Dr., als von den glatten Rissoen des Meeres, wie R. interrupta, unifasciata Ment. durch irgend einen Charakter weder der Schale noch der Weichtheile unterscheiden. Aber auch von diesen scheint keine Art zugleich in Binnengewässern und im Meere vorzukommen, denn ich möchte die schon genannte Pal. thermalis L. von Abano und Pisa, obgleich selbst in Salzquellen zu Hause, doch nicht für identisch mit der in allen Strandseen des Mittelmeeres und der Nordsee so häufigen P. stagnalis L. (ulvae Penn., acuta Dr. etc.) halten.

So wären die Süsswasserschnecken ganz scharf von den Meerschnecken geschieden, wenn nicht in zwei schwachgesalzenen Binnenmeeren beide zusammenträfen. In der Ostsee hausen an allen Küsten einige Varietäten unserer gemeinsten Limnaeen, von Nilsson als L. succineus und balticus bezeichnet, und eine kleine Form unserer Neritina fluviatilis L. (halophila Klett), welche ebenso auch in den Mannsfeldischen Salzseen gefunden wird; beide dringen bis zum Hallebodstrand bei Kopenhagen vor, wo schon ziemlich der Salzgehalt dem der Nordsee (3,4 %) gleichen muss und sie nebst einigen anderen Süsswasserthieren, z. B. Planaria lactea und torva Mll. in der Gesellschaft ächter Meeresbewohner, wie Spio seticornis Fabr., Corophium longicorne Latr. und einer Idotea sich befinden. Von hier aus sind aber auch in die schwachgesalzene Ostsee (bei Kiel nur 1,7 % Salzgehalt) Nassa reticulata L. bis Warnemünde, Litorina litorea L. bis zur mecklenburgischen Küste, die dünnschalige L. tenebrosa Mont. bis Rügen, die kleine Paludinella stagnalis L. bis in das frische und kurische Haff (0,7 % Salzgehalt), ja Litorina rudis Donovan nach v. Middendorf bis Wiborg in

dem finnischen Meerbusen (bei Reval 0,6 % Salzgeh.) vorgedrungen; alle diese Meerschnecken sind aber, wie auch die Meermuscheln der Ostsee, z. B. Tellina solidula var. baltica L., Cardium edule L., offenbar verkümmert, klein und dünnschalig und werden es um so mehr, je weiter sie gegen den blinden Sack dieses Meeres vordringen; dasselbe findet bei andern Meerthieren Statt, so sind z. B. Syngnathus acus L. und ophidion L. in der Nordsee fingersdick und ellenlang, in den Scheeren von Mörkö, in Gesellschaft zahlreicher Cyprinoiden, nie dicker als ein Gänsekiel und nur 3" lang, ebenso ist der Strömling (Abart des Härings) um so kleiner, je höher hinauf im bottnischen Meerbusen er gefangen wird und selbst der bekannte Fucus vesiculosus L. sinkt in diesem Theile der Ostsee zu einer so unbedeutenden Grösse herab, dass Manche ihn gar nicht mehr als solchen erkannten. Neben dem beständig geringen Salzgehalte dürfte auch die periodische Verminderung desselben im Frühjahr durch das Schmelzen des Eises, dessen zugehöriges Salz längst des Winters in die Nordsee ausgewaschen wurde, das Verkümmern der Meeresformen und die Verbreitung der Süsswasserbewohner bedingen. In der innern kaum gesalzenen Hälfte des finnischen und des bottnischen Busens bis zu den Quarken finden sich weder Meerthiere noch Meerpflanzen mehr, dagegen in letzterem unsere gemeinsten Süsswasserschnecken, wie Planorbis albus Mll., Paludina tentaculata L., Limnaeus palustris und pereger Mll.; ebenso findet sich im Meerbusen von Riga Paludina vivipara L., im frischen Haffe Valvata piscinalis Mll. So herrschen überall, wo durch die Flüsse viel süsses Wasser hereingeführt wird, Süsswasserschnecken vor, und wir müssen die Fauna der Ostsee als zusammengesetzt aus zwei verschiedenen betrachten, derjenigen des süssen Wassers in den grossen Busen, und derjenigen der Nordsee im Sunde und an den dänischen Küsten, welche wechselsweise in einander übergreifen.

Ganz analog ist im nördlichen Theile des kaspischen Meeres, wo Europas grösster Strom in sein kleinstes Meer einmündet und dadurch der Salzgehalt (0,59 %) unter den der Ostsee bei Reval herabgedrückt wird, in grosser Menge eine Neritina vor-

handen, welche auch im Uralfluss und in der Wolga vorkommen dürfte und sich von hier bis zur Mündung des Kur (Lenkoran) verbreitet hat, wo sie mit der oft genannten Paludinella stagnalis (wie in der Ostsee) zusammentrifft; dieselben wurde von Eichwald als eigene Art N. liturata genannt, während sie Pallas ihrer hübschen reinen Zeichnung wegen gar für die amerikanische N. pupa L. hielt; am wahrscheinlichsten scheint sie mir, wie auch neuere russ. Conchyliologen annehmen, eine kleine Varietät der südosteuropäischen N. danubialis Mhlfld. zu sein, wie die baltische von der nordeuropäischen fluviatilis. Noch eine südosteuropäische Flussschnecke, Lithoglyphus naticoides Mhlfld. wird vom kaspischen Meere angegeben. Neben Paludinella stagnalis, deren Eindringen in das ringsum geschlossene kaspische Meer weniger klar vorliegt, als das in die Ostsee, wurden nur noch zwei Meerschnecken, auch diese nur von Einem Beobachter, Eichwald, im salzreicheren südlichen Theil gefunden, Paludinella Eichwaldi Kryn., vielleicht nur Abart der vorigen, und eine wieder verloren gegangene, worin ihr Finder Centhium ferrugineum Br. oder eine Rissoa vermuthet. Ebenso treffen hier Süsswasser- und Lagunenbewohner aus andern Klassen zusammen, so Anodonten und Cyrenen mit Cardien und Mytilus edulis, Wasserkäfer wie Dytiscus lineolatus Ménétrier, Gyrinus natator L. u. a. mit Crangon und Idotea, viele Cyprinoiden mit einigen Gobiusarten, eine Flussschildkröte mit einer Robbe, Potamogeten und Najas mit Polysiphonien und Chondrien. Im Aralsee sind bis jetzt gar keine Schnecken gefunden worden, wohl aber mit den Robben des kaspischen Meeres einige Muscheln desselben, wovon die eine, (Cardium edule L. var. rusticum Lam.) diese zwei Binnengewässer an die Lagunen Venedigs, die andere (Dreissena Brardii Brongn.) an die südrussischen Ströme, die dritte (Pholadomya vitrea Eichw.) an die jurassische Vorwelt bindet.

Von der Ostsee sind mir 11 Süsswasserschnecken und 3 Süsswassermuscheln, 6 Meerschnecken und 9 Meermuscheln bekannt geworden; vom kaspischen Meere 2 Süsswasserschnecken und 3 Süsswassermuscheln, 3 (?) Meerschnecken und 10 Meer-

muscheln; bei dem bekannten Uebergewicht der Schnecken über die Muscheln in der Zahl der Arten im Allgemeinen dürfte der Schluss gerechtfertigt sein, dass die Schnecken (Gasteropoden) noch mehr als die Muscheln (Acephalen) an den Salzgehalt des Wassers gebunden sind, namentlich die Meerschnecken eine Verminderung des Salzgehaltes weit weniger ertragen, als die Meermuscheln. Während Süsswasserschnecken von allen Familien in der Ostsee sich finden, sind neben den zähen Litorinen und der brackwasserliebenden Paludinella stagnalis nur noch zwei Repräsentanten der übrigen so zahlreichen Abtheilungen (Limapontia capitata Mll. und Nassa reticulata L.) sehr vereinzelt gefunden worden; dagegen sind Meermuscheln von allen Abtheilungen in zwei Dritteln der Ostsee häufig und allgemein verbreitet. Theilweise wird dieses Resultat durch ein anderes erklärt: Die Meermollusken dieser Zwittergewässer sind fast ausnahmlos schlammliebende Lagunenbewohner, welche auch sonst in der Nähe von Flussmündungen leben, die kaspische Fauna gleicht in Fischen und Mollusken, die eigenthümlichen Pholadomyen ausgenommen, auffallend der der venetianischen Lagunen, und auf Schlammboden herrschen überall die Muscheln über die Schnecken in der Zahl der Arten sowohl als der Individuen vor. Diese Verhältnisse passen sehr gut zu den Resultaten der Versuche Beudants, wir finden bestätigt, dass Süsswasserschnecken sich leichter an gesalzenes Wasser gewöhnen, als Meerschnecken an eine Verminderung des Salzgehaltes.

Nach dem Salze spielt der Kalk eine grosse Rolle für die Verbreitung der Schnecken, als Hauptbestandtheil ihrer Schale. Der Reichthum der Kalkgebirge, die Armuth der primitiven und Sandsteingebirge fällt jedem Schneckensammler auf und ist in den verschiedensten Gegenden, z. B. von Morelet in Portugal, von Forbes in Kleinasien, von Gould um Massachusetts bestätigt worden. Ich erlaube mir eine hiehergehörige Stelle aus meines Vaters Werk über Italien (Band II. pag. 430) mitzutheilen: „Sehr auffallend war mir bei einem Besuche der Gegenden um den Lago maggiore und den Comersee der scharfe Gegensatz zwischen plutonischen und neptunischen Bildungen in Beziehung

auf ihre Molluskenbevölkerung. Zwar fand ich die ersteren auch an Pflanzen und Insekten bedeutend ärmer und nur an Moosen und Farnkräutern reich (wie unsern Schwarzwald im Gegensatz zum schwäbischen Jura), aber meine Nachforschungen nach Schalthieren blieben doch über alle Erwartung fruchtlos, so lange ich mich im Gebiete des Granits und des Glimmerschiefers befand. Die allgemein verbreiteten Weinbergs- und Hainschnecken, die glänzende Helix cellaria Mll. und die eingerollte Schnecke (Hel. obvoluta Mll.), waren um Magadino und Pallanza meine ganze Ausbeute, und nur an den feuchten Glimmerschieferfelsen des obern Kastells von Bellinzona erfreute mich der Anblick der kleinen brüchigen Balea perversa L. Auch von diesen wenigen Arten fand ich nur wenige Exemplare, die Schale war bei allen dünner und bei den kleineren biegsam und durchsichtig wie Horn. An den Kalkbergen der Madonna von Varese, dann an denen von Oleio und Bellagio am Comersee dagegen fand ich in viel kürzerer Zeit über dreissig Arten, mehrere davon in grosser Anzahl, und hob nicht leicht einen Stein vom Boden auf, ohne an seiner untern Fläche bald die hübsche Clausilia alboguttulata Wagn., bald ein paar niedliche Pupa avena Dr. und tridens Mll. oder einige Helix angigyra Jan zu bekommen. An den Kalkfelsen von Cadenabbia sass die schöne achatfarbige H. cingulata Stud. und in den Ruinen des Thurms auf Bellagio's Vorgebirg die seltene H. tigrina Jan. Aber kaum hatte ich nach Rezzonico ziehend den Kalk wieder verlassen, so waren auch seine zahlreichen Bewohner wieder verschwunden, namentlich alle Clausilien, Pupen und Cyclostomen, und ich konnte nun wieder, wie am Laggo maggiore, zwanzig Felsenstücke umdrehen, bis ich eine H. obvoluta oder cellaria fand."

Rossmässler fand ebenso die krystallinischen und schiefrigen Gesteinsarten in Spanien von allen Schnecken entblösst, und er geht sogar so weit, den Clausilienreichthum der Schlossruinen von Tharand und von Ghymes bei Neutra mitten in einer armen primitiven Gebirgsart dem Kalkmörtel zuzuschreiben.

Neben einem chemischen Einflusse dürfte dieser Unterschied aber auch den physikalischen Feuchtigkeitsverhältnissen zuzu-

schreiben sein, welche in den verschiedenen Gebirgsarten sehr verschieden sind. Die Kalkgebirge zeigen erstens viel kühnere und schroffere Felsenbildungen, daher viel mehr der Sonne zugängliche, wärmere Stellen, ohne dass es an Schatten fehlt, und zweitens viel mehr Humusbildung als Urgebirge und Sandstein, wo die Verwitterung nur trockenen Sand zurücklässt. Wir finden auf Kalkboden daher nicht nur mehr Arten und Individuen, sondern diese sind auch grösser, dickschaliger (weil es an Material nicht fehlt, das übrigens wohl grösstentheils mittelbar aus Pflanzen und Wasser aufgenommen wird), und zeigen auf weissem Grund meist eine dunkle Zeichnung. Da sie aber, der Sonne mehr ausgesetzt, also einem grösseren Wechsel in den Graden des Lichtes, der Feuchtigkeit und der Temperatur ausgesetzt sind, so verwittern die leeren Schalen auch rascher, wie Prof. Rossmässler beobachtete, ja die matte Oberfläche, welche sie schon während des Lebens zeigen, ist schon ein Anfang derselben, ein Verlorengehen der Epidermis und der die Schale durchdringenden Feuchtigkeit, so sieht z. B. Helix sylvatica Dr. auf dem Jura, trotz seinen Tannenwäldern, selbst lebend gefunden meist so verwittert aus, wie eine längst todte, während ich sie im schattigen Gehölze des Hôtels am Rheinfall mit wohl erhaltener Epidermis glatt und glänzend fand. Als Beispiel dieses Einflusses der Gebirgsart auf das Aussehen der Schnecken kann namentlich Helix arbustorum L. dienen. In den feuchten schattigen Wäldern des Kniebis (Schwarzwald) ist sie ziemlich klein, ihre Schale so dünn, dass sie im frischen Zustande durch den Druck des Fingers sich einknicken lässt, durchscheinend, glänzend, dunkelbraun, das Band wenig dunkler und daher wenig sichtbar, die Weichtheile tiefschwarz. Umgekehrt ist auf den sonnigen Gebüschen am Fusse der Kalkfelsen unserer schwäbischen Alp das ganze Thier, Weichtheile und Schale, hellbraun, letztere gesprenkelt, meist mit einer breiten dunklen Binde geziert, wenig glänzend, undurchsichtig, sie wird grösser und ihre niedergedrückte Gestalt erinnert an die Form der verwandten Campylaeen. Mit jener Schwarzwaldform stimmen die von Schmidt, Kokeil und L. Pfeiffer auf der granitnen Chor-

alpe in Kärnthen, von Voith auf dem Granit und Gneis des bairischen Waldes, von Dupuy in der Auvergne und wohl auch die von Charpentier bei der Pissevache in Wallis gefundenen Formen überein und sie geht unmittelbar in die von Ziegler H. picea genannte Varietät über, während die Form des Jura dem andern Extreme der Art (H. rudis Mhlfld., Stentzii Rossm.) von den Tiroler Alpen sich nähert. Natürlich sind es die felsenbewohnenden unter den Landschnecken, welche den Reichthum der Kalkgebirge am auffallendsten beweisen; so sind in der That von der Gattung Helix die Gruppen der H. cingulata Stud. und muralis Mll., von den Pupen die der Torquillen (P. avena etc.) der grösste Theil der Clausilien und von den Cyclostomen die kleinen gethürmten Arten (Pomatias Stud.) entschieden kalkhold. Kalkstete d. h. ausschliesslich nur auf dieser geognostischen Unterlage vorkommende Schnecken lassen sich sehr viele anführen unter denen, welche auf einen kleineren Bezirk beschränkt sind, z. B. H. Gualtieriana L. selbst und ihre sicilischen Verwandten, und ebenso die südostspanischen H. marmorata Fer., Loxana Rossm., Carthaginiensis Rossm., Minoricensis Mittre., die italienischen H. Nicaeensis Fer., Carseolana Fer., und die zahlreichen auf Dalmatien beschränkten Clausilien-Arten. Schon etwas weiter verbreitet sind Hel. serpentina Fer., muralis Mll., strigata Mll. an den Ufern des tyrrhenischen Meeres, H. cingulata Stud. und intermedia Fer. in den südlichen, H. Preslii Schmidt und foetens Stud. in den nördlichen Kalkalpen. Suchen wir aber geographisch weit verbreitete und doch auf Kalkboden beschränkte Arten, so dürften namentlich Cyclostoma (Pomatias) maculatum Dr., Pupa secale, avena, frumentum und dolium Dr. sich als solche herausstellen; einige dieser Pupen scheinen allerdings eine Ausnahme von der Regel zu bilden, dass die kalkliebenden Schnecken hellfarbig sind, aber schon P. frumentum Dr. ist heller als die übrigen, und die zwei einzigen hellgrauen Pupen Europas, cinerea Dr. und pallida Phil., dürften wohl auch kalkstet sein. Neben den drei erstgenannten Pupen sind in Württemberg auch Clausilia parvula Stud. und Helix rupestris Dr. kalkstet, alle auf der Alp nicht selten, und

mit Ausnahme der letzten im Muschelkalke des Neckar- und Taubergebietes wieder auftretend. Lange war ich daher geneigt, Clausilia parvula, bei uns die treue Gefährtin der Pupa avena, auch für kalkstet zu halten, bis ich sie im Schloss Eberstein bei Baden auf Porphyr, auf dem Drachenfels am Rhein auf Trachyt und bei Arnheim in Holland an einem erratischen Granitblocke fand; auch traf ich sie diesen Sommmer in unserem Muschelkalkgebiete an Baumstämmen, was ich bei Pupa avena nie sah. Trotzdem bleibt sie kalkhold, da sie auf dieser geognostischen Unterlage viel häufiger und allgemeiner verbreitet ist. Aehnlich ist es mit Helix rupestris Dr.; diese, häufig auf den nördlichen und südlichen Kalkalpen, dem schweizerischen und schwäbischen Jura und in der Côte d'or wurde im Erzgebirge von Scholtz nur an einer der wenigen Stellen, wo Kalk auftritt, den Kalkfelsen des Kitzelberges bei Oberkaufung, von Montagu im granitischen Cornwales nur an Mauern, in den Jurabildungen der Portlandinsel aber auch an Felsen gefunden; auch ihr Vorkommen an Nagelfluefelsen bei München, wie das von Pupa secale Dr. lässt sich beim Kalkreichthum dieses aus Trümmern der Kalkalpen bestehenden Gesteines damit in Einklang bringen, aber sie wurde schon im Urgebirge, wie an dem Brenner, in der Auvergne und in den Sevennen von Scholtz gefunden (sie müsste denn dort auf vereinzelten Kalkbildungen, wie im Erzgebirge, vorkommen); auch hat sie durchaus nicht die Charaktere einer Kalkschnecke, sie liebt, wie ihr Name andeutet, wohl den Kalk nur der Felsenbildung wegen und ist mit jeder Formation zufrieden, welche ihre Nahrung, Felsenflechten, darbietet. Umgekehrt scheint sie die verwandte Helix ruderata Stud. zu erhalten, sie wird, wie H. holosericea Stud., von ihrem Entdecker und von Charpentier als Bewohnerin der granitischen Alpen angegeben, beide dürften aber auch den Kalkboden nicht scheuen, da sie in den bairischen Alpen sich finden. Aehnlich sind auch unter den Pupen die kleinen tonnenförmigen und ovalen (subg. Pupilla und Vertigo), da sie mehr Erd- als Steinschnecken sind, im Gegensatz zu den puppenförmigen (subg. Torquilla) an keine Felsart gebunden und kommen z. B. gleich-

Der Säufer iſt ausgezeichnet durch eine Trägheit des Geiſtes, wie des Leibes, durch eine Unentſchloſſenheit und Unſicherheit in den Handlungen, wie in den Bewegungen, er hat keinen Charakter, er iſt feig, niederträchtig, ſchnell aufbrauſend, ſonſt aber apathiſch und insbeſondere gleichgültig gegen das Wohl der Seinigen, er lebt nur für ſein Lieblingsgetränk, deſſen willenloſer Sclave er geworden iſt. Der Selbſtmord entſpringt nur gar zu häufig aus der Trunkenheit. Er ſoll in England faſt unbekannt geweſen ſeyn bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, wo er im Gefolge des Laſters der Trunkenheit einzog. In Folge der Gewohnheit, ſich im Genuſſe geiſtiger Getränke zu übernehmen, ſind in London im Jahr 1829 zweihundert Selbſtmorde begangen worden. Nicht beſſer iſt es in Deutſchland; der vierte Theil aller Selbſtmörder in Berlin in den Jahren 1812 — 1821, von denen die Veranlaſſung zur That bekannt geworden, war dem Trunke ergeben.

Es iſt der Fluch der Trunkenheit, daß ſie zuerſt eine Gewohnheit, dann Laſter, endlich ſelbſt zur Krankheit wird. Es iſt dies die zuerſt von einem ruſſiſchen Arzte, v. Brühl-Cramer, aber auch unter uns beobachtete „Trunkſucht.“ Die Trunkſucht iſt der unwiderſtehliche, nicht zu löſchende Durſt nach geiſtigem Getränk, zu vergleichen dem Heißhunger. Es handelt ſich hiebei nicht mehr bloß um eine üble Gewohnheit, um ein Laſter oder um eine Begierde, welcher der Menſch aus Mangel an geiſtiger Kraft nicht widerſteht, ſondern um einen krankhaften Trieb, dem der Menſch ebenſo wenig durch moraliſche Kraft zu widerſtehen im Stande iſt, als jeder andern Krankheit. Es gibt eine anhaltende, eine ausſetzende und eine vermiſchte, zwiſchen den beiden erſten inneſtehende Trunkſucht. Die ausſetzende Trunkſucht theilt v. Brühl-Cramer wieder in die intermittirende und in die periodiſche. Die intermittirende Trunkſucht äußert ſich in Paroxysmen, welche zu ſehr beſtimmten Zeiten wiederkehren. Die Dauer der von Brühl-Cramer beobachteten, hieher gehörigen Fälle war immer drei Tage. Er behandelte zwei Trunkſüchtige, welche in jeder Woche drei Tage nach einander, nämlich am Sonntag, Montag und Dienſtag, ſich betranken, an den übrigen Tagen der Woche dagegen gar nichts von ſpirituöſem Getränk zu ſich nahmen. Ferner kannte er eine Frau, welche am fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Tage jedes Monats, und einen Mann, welcher immer zur Zeit des Neumonds

häufig auf Thonschiefer, Porphyr und Kalk vor. Auch unsere Helix lapicida L. bewohnt alle Felsarten, sie ist daher auch braun und ziemlich dünnschalig, ihr Band ist nur schwach ausgeprägt; hierin stimmt mit ihr eine ächte Campylaea, Helix zonata Stud., überein, welche nur auf Ur- und Uebergangsgebirgen, namentlich Granit und Grauwacke, vorkommt, was sich z. B. am Comersee auffallend zeigt; von Norden und Westen, Tessin und Piemont, her erstreckt sie sich mit dem Urgebirge an beiden Seiten der nördlichen Hälfte des Sees bis zum Monte Legnone; sowie aber der Kalk auftritt, auf der Halbinsel von Bellagio und beiden ihr gegenüberliegenden Seiten des Sees, von Cadenabbia und Pasturo in der Valsassina an, ist sie verschwunden, und es erscheinen die weissen H. cingulata Stud. und tigrina Jan. Mit Recht dehnt wohl Albers diese Vorliebe für Quarzgebirge auf andere braune, dünnschalige Campylaeen aus, nur Helix foetens Stud. der bairischen und östreichischen Alpen dürfte eine Ausnahme machen. Endlich ist noch die den Clausilien verwandte Balea perversa L. (fragilis Dr.) als Freundin primitiver Felsarten zu nennen, daher auch so kalkarm, dass sie den Beinamen „zerbrechlich“ erhielt und weder einen umgeschlagenen Mundsaum, noch ein Schliessknöchelchen wie die Clausilien zu bilden vermochte; mein Vater fand sie in Bellinzona (Tessin) an einer ganz nackten Felsenwand von Glimmerschiefer. Hieran dürften sich auch die interessanten, auffallend harmonirenden Beobachtungen an 2 weit verbreiteten Landschnecken anreihen, welche je an einer Stelle auf quarzigem, humuslosem Boden, in unmittelbarer Nähe des Meeres auffallend dünnschalig und durchscheinend, die eine übelriechend, die andere übelschmeckend gefunden wurden: es ist dieses die var. thalassina der Helix vermiculata Mll. von Porro an den Klippen Sardiniens, und die var. arenicola der H. hortensis Mll., von Macgillivray auf einer schottischen Düne gefunden. Die Dünnheit der Schalen beider ist wohl nur dem Mangel an Kalk zuzuschreiben; der bittere Geschmack der ersteren, wegen dessen die sonst beliebte Schnecke nicht gegessen wird, dürfte an das Chlormagnesium des Meerwassers denken lassen, der Knoblauch-

geruch dieser hortensis ist auch einigen andern Landschnecken gemeinsam, wie H. alliaria Miller, candidissima Dr., wohl auch setosa Z. und foetens Stud., für welche sich nicht leicht andere verbindende Charaktere auffinden lassen.

Wohl mehr der schematischen Abrundung wegen wurde schon im Gegensatz zu den platten Steinschnecken den kugelförmigen Helixarten eine Vorliebe für Tertiärbildungen zugeschrieben, sie sind Laubschnecken und kümmern sich schon desshalb weniger um die geognostische Unterlage, sondern verlangen nur Gebüsche und Gehölze.

Wie der Kalk, so ist das Eisen dem organischen Leben befreundet, wir finden daher Limnaeen und Planorbis noch in stark eisenhaltigen Wassern, welche ihre Schalen hellrostgelb bis dunkelrothbraun färben, und die Seltenheit oder der Mangel von Schnecken in eigentlichen Torfmooren dürfte vielleicht eher andern Ursachen, z. B. dem Mangel an passender Nahrung, zugeschrieben werden, dem Sphagnum dient, wie im Allgemeinen die Moose und auch die Farn im Gegensatze zu Flechten und Pilzen, keinem Thiere zur Nahrung. Auch auf die Farbe der Landschnecken hat das Eisen vielleicht einen Einfluss, da es fast alles Roth und Braun der Mineralien und Erdarten bedingt (von den Granaten bis zum Thon), so lag der Gedanke nahe, dass die ziegelrothe Farbe, welche viele Exemplare von Helix nemoralis L. und hortensis statt der häufigeren gelben zeigen, von Eisenoxyd herrühre und für den eisenreichen rothen Mergelboden charakteristisch sei. Bedeutende Stimmen haben sich dagegen erhoben, beiderlei Färbungen fand ich nicht selten untereinander, beide scheinen in den meisten Gegenden vorzukommen. Doch dürfte sich auf der genannten Grundlage die rothe Färbung häufiger finden, so ist z. B. um Stuttgart H. nemoralis mindestens ebenso häufig roth als gelb, während bei Ulm, bei München und in Oberitalien die rothen sehr zurücktreten, nach Charpentier ist die fleischfarbige Varietät dieser Schnecke für die Berge bei Bex und für die kleinen Kantone der Schweiz charakteristisch. Möglicherweise dürfte aber auch hier ein physikalischer Einfluss statt eines chemischen walten, denn

es fiel mir oft auf, in schattigen feuchten Wäldern und Gehölzen, in der Gesellschaft von H. incarnata Mll. unsere H. hortensis nur roth und dabei ungewöhnlich dünnschalig zu finden, wie auch bekanntlich bei H. fruticum Mll. an feuchteren Standorten die röthliche Farbe vorherrscht. Eine eigenthümliche, dunkel braunviolette Färbung der Schale von H. nemoralis, wie ich sie in Süddeutschland nie gesehen, fand ich an der Gränze der norddeutschen Ebene, bei Bonn und Düsseldorf, an Hecken und in Gehölzen, sparsamer unter der gelben; es ist wohl dieselbe, welche Dupuy als gris und gris-brun als die seltenste unter den französischen, Nilsson als castanea aut subfusca als die letzte unter den schwedischen Farbenvarietäten aufführt. Die Ursache dieser Färbung ist mir völlig unbekannt.

Entschieden lebensfeindlich ist dagegen der schon durch seinen Geruch warnende Schwefelwasserstoff, und doch finden wir in Schwefelquellen manche Gasteropoden, wie die oben angeführten Beispiele von Barèges und Bigorre zeigen; selbst in den lauen Quellen von Krisevig in Island, wo sich sogar reiner Schwefel ausscheidet, findet sich noch der zähe Limnaeus truncatulus Mll.

4. Näherer Aufenthalt der Schnecken.

Alle die genannten elementaren Einflüsse der Aussenwelt wirken nicht nur direkt, sondern auch mittelbar durch die ihnen entsprechende Vegetation, auf die Verbreitung der Schnecken im Grossen wie im Kleinen, ihre verschiedenen Kombinationen und Durchkreuzungen bedingen das Vorkommen oder Fehlen der einzelnen Arten in grösseren Landstrecken, wie an einer ganz umschriebenen Stelle, und drücken nicht selten den bei einander lebenden Arten auch einen gemeinschaftlichen Charakter auf, welcher an einer Schnecke von unbekanntem Fundort wieder erkannt werden und auf ihren Aufenthalt schliessen lassen kann. Ganz besonders gilt dieses von dem nähern Aufenthalt, und es lassen sich hienach die Gasteropoden des Landes in Laub-, Erd- und Steinschnecken, die des süssen Wassers in Teich- und Flussschnecken gruppiren.

Diejenigen, welche auf lebendes Laub als Nahrung angewiesen sind, daher Gesträuche und Bäume ersteigen und bis auf die Blätter hinauskriechen, haben mässig dünne Schalen, damit sie ihnen einerseits nicht zu schwer seien, andererseits doch der Aussenwelt gegenüber ihnen den nöthigen Schutz geben; ihre Gestalt nähert sich oft der Kugelform, da der Raum ihres Aufenthaltes nach keiner Richtung hin beengt ist; sie sind mit lebhaften Farben geschmückt, wie die Blumen und Blätter selbst, namentlich ist ein schönes Citronengelb und das Grün des Laubes selbst für sie charakteristisch. Hierin gleichen sie den Papageien unter den Vögeln, den Laubfröschen und Anolis unter den Reptilien, und auch die Klasse der Säugethiere, bei denen die allgemeine Farbe das Braun des Bodens ist, wie bei so vielen Schnecken, zeigt ihr einziges Grün unter den baumbewohnenden Affen. In Glätte und Glanz der Schalen halten sie, entsprechend der mässigen Menge von Licht und Feuchtigkeit, die Mitte zwischen den feuchten Erdschnecken und den trockenen Steinbewohnern. Solche Laubschnecken sind bei uns namentlich Helix nemoralis L. und hortensis Mll., in der Färbung mit tropischen Arten wetteifernd, die gesprenkelte H. arbustorum L. und die wenigstens in den Weichtheilen bunte H. fruticum Mll., wie die Verwandten der letztern, H. strigella Dr., incarnata Mll., villosa Dr., umbrosa Partsch, rufescens Penn., der Reihe nach platter werdend, düsterer gefärbt und mehr auf niedrigen Kräutern zu finden, gehen allmälig in die Erdschnecken über und erreichen letztere mit H. hispida L., welche höchstens noch die Blüthe einer Glockenblume ersteigt; an diese schliessen sich manche südeuropäische Arten an (wie H. cinctella Dr., Carthusianella Dr.) und wahrscheinlich auch manche aus den kanarischen Inseln, z. B. H. nivosa Sow., undata Lowe, daher diese schon öfters genannte Gruppe passend von Held Fruticicola genannt wurde. Die bernsteingelben Succineen sind ebenfalls Strauchschnecken, Bulimus obscurus Mll. und montanus Dr. gehen auch bis auf die Blätter der Bäume hinaus und nähren sich von diesen, wie auch eine Pupa (Dussumieri Dufo) auf den Seychellen thut. Selbst einige Xerophilen, welche die Strandpflan-

zen bewohnen, wie H. pisana Mll. und variabilis Dr., nehmen die Kugelgestalt der Laubschnecken an, von denen sie sich sonst so sehr unterscheiden. Um so prächtiger treten diese in den feuchten Wäldern Brasiliens und der ostasiatischen Inselgruppen auf, hieher gehören die zwischen Helix und Bulimus schwankende Gruppe der Philippinen (Cochlostyla Fer., Helicostyla und Orthostylus Albers), welche in den schönsten Farben prangt (Citronengelb bei Helix annulata Sow., Bulimus metaformis Fer., Buschi Pf. und das so seltene Grün bei B. viridis Desh., polychrous Sow., floridus Sow., smaragdinus Reeve, Helix balteata Sow., turbinoides Brod., sarcinosa Fer.) und die verwandte javanische Gruppe der bald rechts bald links gewundenen B. perversus L. (citrinus Br.) und laevus Mll., welche der vorigen in der Farbenpracht kaum nachsteht. Ohne Zweifel gehören auch zu den Laubschnecken die grünen kugeligen H. sirena Beck, paradoxa Pf. (Gruppe Chloraea Albers) und die verwandten gelben H. aurata Sow., cromyodes Pf., Najas Pf., Thersites Brod., constricta Pf. und ich möchte auch trotz ihres Kieles (den ja auch H. cinctella Dr. zeigt) die dünnschaligen, anmuthig grün gezeichneten H. Dryope Brod., reginae Brod., Hügeli Pf., Graellsiana Pf. mit ihren blässeren Verwandten H. virgo Brod., und papyracea Brod., alle von den philippinischen Inseln, für Laubschnecken halten. Auffallend ist die Veränderlichkeit der Grundfarbe, welche aber stets eine lebhafte bleibt, bei einigen Gliedern dieser Gruppe, so übertreffen H. intorta Sow., sarcinosa Fer., Iloconensis Sow. hierin weit unsere H. hortensis und nemoralis. Selbst einige Cyclostomen ersteigen die Bäume, wie das grosse runde C. unicarinatum Lam. und ortyx Val., ja die durch Dünnheit der Schale ausgezeichnete Gruppe Leptopoma verbringt sogar an der Unterseite der Baumblätter klebend die Trockenzeit; auch einige Helicinen (taeniata und flammea Q. G.) leben dort auf Baumblättern.

Ebenso finden wir in Südamerika zahlreiche und schöngefärbte Bulimus als Laubschnecken, vor allen den dünnschaligen einigermassen an unsere Succineen erinnernden B. gallina sultana Chemn. und seine verwandte B. reflexus Pf., elegans Pf. etc.,

dann die von Albers Hamadryas und Drymaeus genannten Gruppen, dünnschalig, auf gelblichem Grunde mit schwarzen zackigen Linien gezeichnet, der breit umgeschlagene Mundsaum oft rosa oder orange angeflogen, wie z. B. B. xanthostomus Orb., linostomus Orb., hygrohylaeus Orb., wohl auch Auris leporis Br. und navicula Wagn., ferner die schöne Achatina regina Fer. und flammigera Fer., an trockeneren Stellen treten in der Gruppe Mesembrinus Albers (B. poecilus Fer., virgulatus Fer., vexillum Brod.) andere dickschaligere aber nicht minder bunte Laubschnecken auf. Auch die kugeligen bunten Helix nemoralina Petit und muscarum Lea (Phaedra und Leiochila Albers) dürften Laubschnecken sein. Endlich deutet die nach oben gedrehte Mündung der Anostoma vielleicht darauf hin, dass sie an der Unterseite der Baumblätter lebt; die Zähne an der Oeffnung könnten freilich dagegen sprechen, da sich einfache Zähne am Mundsaume in unserem Vaterlande nur bei Erdschnecken (H. personata Lam., Cobresiana Fer., Bulimus tridens Mll., Carychium), in die Mündung eindringende Leisten nur bei Steinschnecken (Clausilia, Pupa) finden; so lange aber die Bedeutung dieser Gebilde noch so ganz unbekannt ist, möchte ich keinen Werth auf diese Unähnlichkeit legen; dienen sie vielleicht, namentlich bei gethürmten Schnecken, als Stützpunkte für eine Hebelwirkung der Muskulatur beim Tragen der Schale?

Den Erdboden selbst bewohnen alle Landschnecken, welche einen höheren Grad von Feuchtigkeit lieben, also die schallosen Limaceen, von denen nur wenige, wie Vaginulus Taunaysii Fer. und Onchidium typhae Buchanan in Tropengegenden, bei uns aber keine, niedrige Pflanzen erklimmen, ferner die unvollständig bedeckten Testacellen, Vitrinen, Daudebardien und Naninen, von denen auch nur wenige tropische auf Kräutern sich finden, und die kleinen glänzenden Gruppen, deren Typen H. cellaria Mll. und Achatina lubrica Mll., Carychium minimum Mll., und Acme fusca Walk. sind, dann die ebenso kleinen Helix pygmaea Dr., pulchella Mll. und aculeata Mll.; die letztern fünf könnte man, da sie sehr oft im Mulme hohler Bäume leben, als Mulmschnecken zusammenfassen. An sie

schliessen sich in wärmeren Gegenden die grösseren Helix algira L. und verticillus Fer., Glandina algira Br., und ausserhalb Europa H. cornu giganteum Chemn., caffra Fer. und miscella Fer. an, immer noch die Glätte und den Glanz, meist auch die braungelbe gleichmässige Farbe derselben beibehaltend; erst in der bunten Tropenwelt zeigen auch Erdschnecken bunte Farben, wie Achatina variegata Roissy (perdix Lam.), zebra Chemn. und columna Mll. An unsere Carychien schliessen sich, wenn auch in etwas entfernterer Verwandtschaft, die tropischen Scarabus, ebenfalls bunt gezeichnet, an Acme die südeuropäischen ächten Cyclostomaarten und die tropische Gruppe Cyclophorus an, lauter Erdschnecken, welche den Boden feuchter Gebüsche bewohnen. Die Laubschnecken können sich bei drohender Gefahr fallen lassen, die Steinschnecken sind in ihren Felsenritzen besser geschützt; unter den Erdschnecken, welchen diese Schutzmittel fehlen, zeigen manche, angegriffen, den activen Muth der Verzweiflung: Vitrina Lamarckii Fer. und einige Naninen kriechen beruhigt um so rascher, während andere Schnecken sich zusammenziehen würden, die ihres Muthes wegen von Draparnaud gerühmte Helix aperta Born. stürtzt aus ihrem Gehäuse hervor, wenn man sie belästigt, ebenso zuweilen unsere Helix pomatia L. und Bulimus velutinus Pf. von den Seychellen, welchem Dufo das Zeugniss gibt, er schlage sich mit Lebhaftigkeit. H. algira L., verticillus Fer. und auch aperta Born. überschwemmen ihre Gegner mit einer ungewöhnlichen Menge wässrigen Schleimes und H. alliaria Müller sucht sie ähnlich dem Stinkthier und dem Bombardirkäfer durch plötzliche Verbreitung des Geruches, dem sie ihren Namen verdankt, und der sich auf einige Fuss Entfernung bemerklich macht, abzuhalten.

Während alle Laubschnecken sich von Pflanzen nähren, treffen wir unter den feuchten Erdschnecken viele Fleischfresser: der südeuropäische Limax variegatus Dr., Testacella haliotoidea Dr., eine Vitrina von Madera, Daudebardia rufa Dr., Helix cellaria Mll., planorboides Raf. und algira L., Glandina algira Br. und die nordamerikanische Largillierti Pf., endlich der ebenfalls erdbewohnende Bulimus decollatus L. wurden von verschiede-

nen Forschern als Raubthiere erkannt, welche andere Schnecken ausfressen: eine Glandina algira verzehrte innerhalb 24 Stunden 10—12 Stück von Helix variabilis Dr., tief in das Innere ihrer Windungen eindringend und alle Weichtheile bis zum Wirbel aussaugend; ihre Namensschwester Helix algira L. benützte desshalb Ducros zum Reinigen der Schneckengehäuse, wozu man sonst Ameisen vorgeschlagen hat. Für dieses mörderische Geschäft besitzen einige einen einzigen stark vorspringenden Zahn am Oberkiefer, wie die ächten Limaxarten, die Vitrinen und die desshalb von der grossen Gattung Helix unter dem Namen Zonites losgetrennten Arten (H. algira, verticillus, cellaria, aber auch H. lychnuchus Mll. aus einer gezahnten Gruppe der Antillen, H. Otthiana Forbes von Algier und gewissermassen auch H. candidissima Dr., ebenfalls Erdschnecken, bei denen aber eine solche Nahrungsweise erst noch zu beobachten ist. Die Glandinen, denen der Oberkiefer ganz fehlt, und die Daudebardien zeigen zahlreiche, rückwärtsgerichtete spitze Zähne auf der (sogenannten) Zunge. Alle sind lebhafter, beweglicher als ihre pflanzenfressenden Verwandten und lassen sich insofern mit den gleichfalls den Boden liebenden Lauf- und Raubkäfern (Carabicini, Staphylini) vergleichen, wie die Laubschnecken mit den bunten Laubkäfern (Chrysomelina).

Andere Erdschnecken, welche nicht so sehr auf Feuchtigkeit angewiesen sind, zeigen eine dickere, mattere, durch grobe Anwachslinien rauhe Schale, bräunlich, einfarbig oder nur mit undeutlichen Bändern; ihre Gestalt erinnert noch ziemlich an die Laubschnecken, vor denen sie aber schon ihre Grösse auszeichnet. Die Hauptrepräsentanten dieser Abtheilung sind unsere Helix pomatia L., der ihr in der Färbung ähnliche Bulimus oblongus Mll. (haemastomus Scop.) aus Südamerika und die ostasiatische Auricula Midae L., alle drei mit ihren Verwandten (Helix taurica Wgnr., Bul. maximus Sow., ovatus Mll., Popelairianus Nyst., Auris Judae Lam.) die grössten ihrer Gattung. Bei der dicken Schale der genannten Auricula kann man auf den Gedanken kommen, sie steige ihrer Schwere wegen nicht auf Gebüsche und Bäume, was Helix pomatia nicht selten thut,

bis über Mannshöhe hinauf, aber auch diese wagt sich dabei nie wie die Laubschnecken auf Zweige und Blätter hinaus.

Die Bewohner trockener Rasen, wie H. ericetorum Mll., candidula Stud., die pupaförmigen Bulimusarten (B. tridens Mll. etc.) und die kleinen tonnenförmigen Pupen (Pupilla Beck, z. B. P. muscorum L.), welche alle nicht selten unter Steinen Schutz vor der Sonne suchen, bilden den Uebergang von den Erd- zu den Stein- oder Felsenschnecken. Diese letzteren sind, um in den Ritzen Platz zu finden, nie kugelig, sondern entweder platt gedrückt, scheibenförmig, wie z. B. Helix lapicida L., rotundata Mll., obvoluta Mll., oder sie sind gar nur in Einer Richtung ausgedehnt, wie die Clausilien und die cylindrischen Pupen (Torquilla). An H. lapicida schliesst sich die alpinische Gruppe der Campylaeen und die südeuropäische der H. muralis Mll. und serpentina Fer. an, beide namentlich die untere Seite vorspringender Felsmassen liebend, wo sie vor Sonne, Wind und Regen sicher sind; an H. rotundata und obvoluta die südeuropäischen H. lens und Rangiana Fer. nebst Verwandten, andrerseits an die gethürmten Clausilien und Pupen die südosteuropäischen Bulimus aus der Gruppe Brephulus (B. zebra Fer. etc.) und die kleinen Cyclostomen (Pomatias maculatum Dr.). Helix rupestris Dr. und die nahe verwandte H. hierosolymitana Bourg sind die einzigen Felsenschnecken, welche sich der Kugelgestalt nähern, und diese sind klein genug um in Felsenritzen Platz zu finden, ja selbst in den vertieften Linien eingehauener Inschriften, wo Prof. Roth die zweite fand. Will man es gerade nicht mathematisch genau nehmen, so kann man sagen, sie seien in gar keiner Dimension ausgedehnt, punktförmig, und so die obige Behauptung von allen Ausnahmen befreien. Auch eine Nacktschnecke, welche ich für den ächten Limax marginatus von Müller und Macgillivray halte, dürfte zu den Felsenschnecken gerechnet werden, da sie sich nie auf dem Boden, sondern stets an Mauern oder Buchenstämmen kriechend finden lässt. Mauern werden von den Schnecken wie Felsen betrachtet und sind der vielen Ritzen wegen bei ihnen sehr beliebt, aber auch Baumstämme, namentlich bemooste alte, ersetzen ihnen die Felsen

und werden von unbezweifelten Steinschnecken bewohnt. So fand ich Helix lapicida nicht selten unter der Moosdecke alter Buchenstämme verborgen und alsdann etwas höher gewunden, als die unter Steinen lebenden Exemplare; Clausilia parvula Stud., eine der entschiedensten Felsenschnecken, traf ich ebenfalls an Baumstämmen; Lowe fand auf Madera eine Pupa aus der Gruppe unserer avena (P. laurinea) an Stämmen von Lorbeerbäumen, und Dr. L. Pfeiffer viele Cylindrellen an Baum- und Cactusstämmen. Ebenso setzt sich im Meere die Miesmuschel, Mytilus edulis L., ursprünglich wie alle mit einem Byssus versehenen Muscheln auf Felsengrund angewiesen, an von der See bespülte Mauern fest, und wo ihr jeder andere feste Anhaltspunkt fehlt, genügt ein einzelner im Schlamme steckender Pfahl zum Aufenthalte einer ganzen Kolonie.

Die Süsswasserschnecken zerfallen nach ihrem Wohnort in zwei ziemlich scharf gesonderte Abtheilungen, solche, welche fliessendes Wasser mit steinigem Grund, und solche, welche stehendes Wasser mit schlammigem Grund vorziehen. Zu diesen, den Teichschnecken, gehören die Limnaeen, Planorbis und Physa, mit Amphipeplea, Isidora, und Ancylus lacustris, also sämmtliche luftathmende Süsswasserschnecken mit Ausnahme der Mehrzahl der Chilinen, dann die Ampullarien, die grössern und mittelgrossen Paludinen (Gruppe Viviparus und Bithynia Leach) und die Valvaten. Ihre Schale ist dünn, des Schwimmens und Kletterns wegen, bräunlich oder hornfarbig, auf moorigem Grunde dunkelbraun oder schwarz, meist einfarbig (dagegen der Mantel oft bunt marmorirt); Haare finden sich bei einigen zu jeder Lebenszeit, z. B. Planorbis hispidus Dr., albus Mll., bei andern wenigstens in der Jugend, so bei Paludina vivipara L. Bei Planorbis crista L. haben sich wie in der Pflanzenwelt bei Brombeeren und Rosen die Haare zu Stacheln verdichtet, welche aber dann nur von der Epidermis gebildet sind und mit ihr abgestreift werden können; bei Paludina tentaculata L. (impura Dr.) sind sie zu kleinen Schüppchen verbreitert, welche der Schale ein bereiftes Ansehen für das blosse Auge geben; ganz dasselbe finden wir unter den Landschnecken bei H. aculeata Mll.

trunksüchtig wurde, und in diesem Falle dauerte der Anfall gewöhnlich sieben, auch neun Tage. Unter periodischer Trunksucht versteht Brühl-Cramer eine solche, die sich ebenfalls in Paroxysmen zeigt, die aber nach bedeutend längeren Intervallen zurückkehren. Dies sind die sogenannten Quartalsäufer. Brühl-Cramer kannte einen Menschen, der seit fünf Jahren immer zur Herbstzeit trunksüchtig wurde, während er die ganze übrige Zeit in der Regel nichts von berauschenden Getränken, oder höchstens nur bei besondern Gelegenheiten, zu sich nahm. Merkwürdig ist, daß die Paroxysmen nur an bestimmten Tagen sich entscheiden, am häufigsten am dritten, siebenten, vierzehnten, einundzwanzigsten Tage. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, die Symptome und den Verlauf der Trunksucht genauer zu beschreiben, und bemerke nur das noch, daß eine Zeit lang, nachdem der Paroxysmus vorüber und ein eigentlicher Ekel vor allem geistigen Getränk eingetreten ist, ein Zustand von geistiger Abstumpfung, häufig mit Sinnes-, namentlich mit Gehörstäuschungen verbunden, zurückbleibt, in welchem der Mensch seiner nicht mächtig und, von einer eigenen Unruhe gequält, zu den gewaltthätigsten, empörendsten Handlungen fähig ist, eine Thatsache, welche Aerzte und Richter, wo es sich um von Säufern begangene Verbrechen handelt, zur umsichtigsten Untersuchung des ganzen psychischen und somatischen Zustandes des betreffenden Individuums in Folge des Saufens auffordert.

Höchst interessant sind die biostatischen Ergebnisse, den Mißbrauch geistiger Getränke betreffend, welche die mühsamen Untersuchungen von F. W. Lippich in Laibach liefern. Lippich gibt in seiner Schrift „Dipsobiostatik“ u. s. w. die definitive Zahl der jährlichen Opfer der Trunksucht in Laibach zu 87 an, was bei einer Bevölkerung von 15,000 beinahe den 175sten Theil der Einwohner ausmacht. Ein Fünftel der jährlich Verstorbenen in den Jahren 1828 — 1831 sollen als streng erweisliche, directe Opfer der Trunksucht gefallen seyn! Lippich hält dieses Verhältniß für das mittlere von ganz Europa. Aehnliche und noch traurigere Resultate werden von Nordamerika berichtet, die jedoch deßwegen von geringerer Erheblichkeit sind, weil sie nicht streng bewiesen sind, und daher auch mehr runde Summen angeben. Je jünger ein Individuum ist, desto kürzere Zeit ist es ihm vergönnt, im Genusse geistiger Getränke auszuschweifen; übrigens ist auch bei älteren

und incarnata Mll. Ueberhaupt erinnern durch alle diese Kennzeichen die Teichschnecken an die Gruppe der Fruticicolen unter den Landschnecken, und ebenso wie diese halten sie sich auch nicht selten am Boden, noch lieber auf Pflanzen auf; namentlich ist die Unterseite schwimmender Blätter, z. B. der Seerosen, ihr Lieblingsaufenthalt, hier finden sich nicht nur die luftathmenden Limnaeen und Ancylus lacustris, sondern auch manche Kiemenschnecken, wie Valvata piscinalis Mll. und Paludina tentaculata L. Nur die grösseren unter den letzteren, die grossen Paludinen und Ampullarien, finden es analog den obengenannten grossen Erdschnecken bequemer, den weichen Schlammboden nicht mit den schwankenden Pflanzenstengeln zu vertauschen. Alle grossen Süsswasserschnecken bewohnen stehendes Wasser: Paludina vivipara L. ist die umfangreichste Süsswasserschnecke Europas (unter den Ampullarien finden sich die grössten überhaupt).

Langsam fliessende Gewässer, wofern sie nur nicht durch steinigen Grund Gefahr bringen und durch Vorhandensein von Wasserpflanzen für Nahrung gesorgt ist, lassen sich diese Schnecken auch gefallen. So findet sich die lebhafte Physa fontinalis L. gern in frischen Bächen zwischen dem Gewirre der Wasserranunkeln, Limnaeus ovatus Dr. und pereger Mll. kommen zuweilen in kleineren Flüssen vor, aber stets an lehmigen Stellen, und sind dann gern etwas dickschaliger, ebenso zeigen die Limnaeen, welche in grösseren Landseen an kiesreichen Stellen mit stärkerem Wellenschlage wohnen, eine stärkere Schale. Paludina fasciata Mll. (achatina Dr.) soll selbst fliessendes Wasser dem stehenden vorziehen und sandigen Grund lieben, ist desshalb auch dickschaliger und glänzender als die nächstverwandte vivipara L., wie auch im Meere die Schnecken des Sandgrundes sich durch eine glänzende Schale auszeichnen.

Die Flussschnecken, wie die Neritinen und Melanien mit ihren Verwandten Navicella, Melanopsis, Jo, Anculotus, Paludomus, Lithoglyphus, und den kleinen Paludinen (Hydrobia Hartm., Amnicola Gould), dann noch wenige Lungenschnecken, wie die Mehrzahl der Chilinen und Ancylusarten sind in vielen Beziehungen das Gegenstück der vorigen. Ihr Aufenthalt in reissen-

dem Wasser auf steinigem Grund schützt sie zwar vor den gefrässigen Blutegeln (Glossiphonia Moq. Tan. S. Clepsine), welche die Weichtheile der Teichschnecken aussaugen, setzt sie aber um so mehr mechanischen Unbilden aus; sie müssen auf das Schwimmen verzichten, um nicht vom Strome fortgerissen zu werden, daher nur wenige Lungenschnecken unter ihnen sich finden; dafür können sie durch die Dicke ihrer Schale dieselbe vor den rollenden Steinen schützen, indem auch das fliessende Wasser durch stets erneute Berührung mit der Atmosphäre mehr Kohlensäure enthält, als das stehende, also auch mehr Kalkerde aufgelöst erhalten und den Schnecken als Baumaterial liefern kann. Ebendesshalb sind sie nie mit Haaren versehen, welche auf dem steinigen Grunde gleich verloren gehen würden, und wo Dornen vorkommen (Melania amarula L., Neritina corona L.) sind sie analog denen der Schlehen von der gesammten Schalensubstanz gebildet, daher stark genug, um einen Stoss aus- und abzuhalten. Die Spuren des Zusammenstosses mit Geschieben zeigen sich häufig, und namentlich an der Spitze der Schalen, wie bei den Flussmuscheln an den Wirbeln. Die auffallende, doch nicht vollkommene Symmetrie, welche bei letzteren die abgeriebenen Partheien beider Schalenhälften zeigen, hat schon zu der Ansicht geführt, es sei ein auf organischen Verhältnissen beruhendes Absterben der ältesten Theile, aber die Stellung der lebenden Muschel, welche gerade beide Wirbel gleichmässig den rollenden Geschieben und dem treibenden Kiese entgegenstellt, beim Fortkriechen ihnen entgegenbewegt, dürfte wohl jene Symmetrie hinreichend erklären. Ebenso ist bei den Schnecken die Spitze der älteste Theil, also am längsten schon den äussern Einflüssen ausgesetzt, er ragt am meisten hervor, ist also wiederum am meisten ausgesetzt, und er ist oder war wenigstens der dünnste, also am leichtesten durchzureiben; bei den stacheligen Flussschnecken sind auch die Stacheln, auf welche zwei dieser Verhältnisse passen, oft beschädigt, mit Ausnahme der jüngsten. All dieses spricht für die rein mechanische Erklärung. Die Farbe der Flussschnecken ist sehr häufig schwarz, wesshalb Melania ihren Namen erhalten hat, doch finden wir alle Nuancen

von dieser Farbe bis zum Hellbraun. Nicht selten zeigen sie zwei oder drei Bänder, bei Neritina herrscht eine Zickzackzeichnung wie bei manchen Meerschnecken. Die Sculptur der Melanien und Melanopsis, oft Rippen und nicht selten Querfurchen, zeichnet sie vor den Teichschnecken aus und erinnert, wie die oben erwähnten Stacheln, ebenfalls an die Meerschnecken. Nur die kleinen Paludinen und die Ancylus nähern sich im ganzen Habitus den Teichschnecken, doch finden sich auch im Meere ganz ähnliche Schalen.

5. Gränzen der Verbreitung.

So wie auf die eben angedeutete Weise die Schnecken, welche denselben nähern Aufenthalt theilen, manches Gemeinschaftliche unter sich haben, ebenso werden auch grössere Länderstrecken, welche ungefähr dieselben klimatischen Verhältnisse darbieten, von Schnecken bewohnt, welche trotz grosser organischer Verschiedenheiten doch in ihrer Mehrzahl gewisse meist unter dem Namen Habitus zusammengefasste, durch den gleichen äussern Einfluss bedingte Charaktere gemeinschaftlich haben. Diese Länderstrecken werden annähernd von derselben Gesammtheit von Arten bewohnt werden, oder die Arten der einen Gegend in der andern durch sehr ähnliche ersetzt werden, und so in ihren verschiedenen Theilen ein ziemlich gleiches Bild ihrer Schneckenbevölkerung geben; man könnte sie mit einem der Pflanzengeographie entlehnten Ausdrucke „Reiche, regna“ die Gesammtheit der sie bewohnenden Thiere ihre Fauna nennen. Vergleichen wir z. B. die zahlreichen Molluskenverzeichnisse der verschiedensten Gegenden von Deutschland, so werden wir über zwei Drittel der Arten jeder einzelnen in allen andern wieder treffen, und wenigstens von der Hälfte der einer Gegend eigenthümlichen Arten nahe Verwandte in der andern finden. Das Resultat bleibt das gleiche, wenn wir auch das südliche Schweden, England, das nördliche Frankreich betrachten; diese bilden also zusammen Ein Reich. Sobald wir aber die Alpen überschreiten, z. B. in Triest oder Marseille, zeigt uns das Auftreten vieler neuen Arten und das Verschwinden vieler alter

Bekannten, dass wir unter der Herrschaft eines andern Klimas, in einem andern Reiche sind. Die bezeichnendsten Charactere und die Ausdehnung dieser Reiche zu bestimmen, ist die Aufgabe der zoologischen (malakologischen) Geographie. Das erstere ist leicht; wie viele aber aufzustellen, wo bei dem vielfachen Ineinandergreifen derselben die Gränzen anzunehmen seien, das zu bestimmen ist mehr eine Sache der Urtheilskraft, als dass sich bestimmte, wörtlich zu befolgende Regeln dafür aufstellen liessen. Denn nicht eine einzelne, wenn auch noch so verschiedene Gruppe oder Gattung bei sonst unveränderter Fauna, sondern nur gleichzeitiges Auftreten und Verschwinden mehrerer solcher bedingt die Existenz eines neuen Reiches. Die besten Gränzen sind natürlich wie für die Meeresmollusken die Gränzen der Meere, so für die Binnenmollusken die des Festlandes. Aber die beiderseitigen Küsten eines Meeres haben, wenn sie zusammenhängen, des ähnlichen Klimas wegen oft viele gemeinschaftliche Arten und gehören zu Einem Reiche, so die ostafrikanische Küste und Indien, noch mehr die Länder um das Mittelmeer. Grössere Inseln in der Nähe des Kontinentes, wie z. B. Grossbritannien, Sicilien, Sardinien und Korsika zeigen ziemlich dieselbe Schneckenfauna wie die benachbarten Theile des Festlandes, einige auf diesem weit verbreitete Arten können fehlen, eine oder zwei mögen ihnen auch eigenthümlich sein. Kleine Inseln besitzen wenige, oft sehr wenige Binnenschnecken, so fand der berühmte Naturforscher Alexander Braun auf Helgoland nur Limnaeus truncatulus Mll. in wenigen Exemplaren. Wo die Inseln weiter vom Festlande entfernt sind, wie z. B. die der Südsee, Madagaskar u. a. zeigen sie eine eigenthümliche, je nach ihrer Grösse und ihrem Klima reiche oder arme Bevölkerung von Binnenschnecken; auf naheliegenden Inseln kommen hier sehr oft auch die gleichen Arten vor, z. B. auf Otaheiti und Eimeo, manche erstrecken sich auch weiter über andere Inselgruppen, so z. B. Bulimus junceus Gould von den genannten Gesellschaftsinseln bis zu den Sandwichsinseln.

Höhere Gebirge, namentlich solche welche bis zur Region des ewigen Schnees sich erheben, bilden für die Binnenmollus-

ken ziemlich gute Gränzen, so fand Orbigny im mittleren Südamerika, in Bolivia und den angränzenden Ländern am Westabhang der Anden 47, am Ostabhang 101 eigenthümliche Arten und nur 8 gemeinschaftliche, obgleich diese nicht einmal wie die Alpen den Breitenkreisen parallel streichend, Länder von verschiedenen Temperaturen trennen, dafür sind aber die Feuchtigkeitsverhältnisse Perus und Brasiliens diametral entgegengesetzte, und dieser Unterschied ist für die Binnenmollusken noch wichtiger. Doch zeigen in der Regel, wo ein Gebirge als Scheidewand verschiedener Reiche auftritt, die beiden Abhänge noch manche gemeinschaftliche Bergschnecken und dadurch eine Uebereinstimmung, welche um so grösser wird, je höher man steigt, weil alsdann die aus den Ebenen hereinragenden Glieder allmälig ausgehen.

Wasserscheiden, wenn sie sich auch nicht hoch erheben, begränzen doch die Verbreitung mancher, wenn auch nicht sehr vieler Süsswasserschnecken, z. B. die Melanien und Melanopsis, Neritina danubialis Mll. Ströme geben dagegen fast nie Gränzen ab, da ihre beiderseitigen Ufer in der Regel dieselben klimatischen und physikalischen Eigenschaften besitzen; nur wo ein Strom längs eines Gebirgszuges hinzieht und alle aus demselben stammenden Gewässer wie eine Dachrinne aufnimmt, z. B. die obere und mittlere Donau, der Po, kann er für einzelne Schnecken, welche dem Gebirge angehören und sich noch eine Strecke weit in die Ebene hinaus verbreiten, vielleicht durch die Flüsse herabgeschwemmt wurden, auf dieselbe Weise wie für manche Gebirgspflanzen eine unübersteigliche Gränze werden, z. B. Paludina viridis Poir., Helix villosa Dr.

Hauptsächlich ist es aber das Klima, d. h. die Feuchtigkeits- und Temperaturverhältnisse, welche die Verbreitung der Schnecken bedingen. Die ersteren sind leider noch wenig übersichtlich bekannt geworden, die letzteren werden in erster Annäherung durch die Breitengrade, genauer durch die Isothermen und noch besser durch Isotheren und Isochimenen dargestellt. Wo sich diese Bedingungen allmälig bei gleichbleibenden geographischen Verhältnissen ändern, können sie doch auch eine

Gränze für die Schnecken bilden, wie z. B. auf der skandinavischen Halbinsel, im nördlichen Russland, Art um Art wird seltener und verschwindet endlich ganz. Wo aber eine Aenderung des Klimas mit einer der oben genannten geographischen Schranken zusammenfällt, wie z. B. in den Alpen oder der Sahara, da können wir mit Recht den Beginn eines neuen Reiches erwarten.

Da die Pflanzen im Allgemeinen unter denselben Einflüssen wie die Mollusken stehen und ihre Verbreitung weit besser bekannt ist, so werden uns die pflanzengeographischen Linien, zugleich Ausdruck der Feuchtigkeits- und Temperaturverhältnisse wie der geographischen Beziehungen, nicht selten den willkommensten Anhaltspunkt für die Begränzung der malakologischen Reiche und ihrer Unterabtheilungen bilden. In Europa können wir, da die Polarzone keine eigenthümliche Fauna hat, nur zwei Reiche unterscheiden, dem nördlicheren gemässigten und dem subtropischen Klima entsprechend.

I. Nördliches Europa.

Das nördliche Europa bis zu seinem mächtigsten Gebirgszuge, den Alpen, und den ihm parallelen der Pyrenäen und des Balkans bildet für die Thier- und Pflanzengeographie ein grosses Reich. Charakteristisch für dasselbe sind unter den phanerogamen Pflanzen die Cruciferen, welche weit nach Norden und in die Alpen gehen (z. B. Draba, unser Hungerblümchen, weil sie im Frühjahr blüht, wo es am wenigsten zu essen gibt, und die sumpfliebende Gattung Carex), unter den Insekten die erdbewohnenden Raub- und Laufkäfer (Carabicinen und Staphyliniden), Mist- und Kugelkäfer (Aphodiaden und Sphaeridiaden); von unsern Schnecken lassen sich als solche die feuchtigkeitsliebenden Gebüschschnecken (Fruticicolen) und die teichbewohnenden Limnaeen anführen.

1. Polarzone und Alpenregion.

Die arktische Zone, dem botanischen Reiche der Moose

und Saxifragen entsprechend und am natürlichsten durch die Baumgränze abgeschlossen, zeigt überhaupt, da der Ueberfluss an Feuchtigkeit doch nicht die Armuth an Wärme ersetzen kann, nur sehr wenige Binnenmollusken, deren Verbreitung aber gerade desshalb um so interessanter ist. Es sind entweder eigentliche Teichschnecken, oder, wenn Landbewohner, doch kleine unscheinbare Erdschnecken, denen Feuchtigkeit mehr als andern ein Bedürfniss ist; wie in den Polarländern überhaupt das organische Leben grösstentheils in das gemässigtere Meer sich zurückzieht, so zeigen auch die demselben fremden Thiere, welche dort noch fortkommen, wenigstens eine Neigung zum Wasser überhaupt, dessen Temperatur immerhin einem etwas geringeren Wechsel unterworfen ist, als das trockene Land. Alle arktischen Binnenschnecken sind so klein, dass sie selbst in diesen so nahrungsarmen Gegenden nie von den Einwohnern als Speise benützt werden.

Bei der bekannten Gleichförmigkeit der Fauna rings um die Pole herum dürfen wir gleich die arktischen Gegenden Asiens und Amerikas in unsern Bereich ziehen. Diejenige Binnenschnecke, welche bis jetzt am nächsten dem Nordpole gefunden wurde, ist eine Teichschnecke, Physa hypnorum L., welche sich durch den ganzen Bezirk unserer Fauna bis Kleinrussland (Charkow), den Alpen und Pyrenäen erstreckt, diese beiden Schranken übersteigend in den Bergen der appeninischen und pyrenäischen Halbinsel bis in den Kirchenstaat und nach Cordova sich erstreckt, v. Middendorf fand dieselbe in Gesellschaft mehrerer Crustaceen da, wo Sibirien am weitesten nach Norden sich vorstreckt, wohl eine der kältesten Gegenden unserer Erde, im Taimyrlande unter 73½ Grad nördlicher Breite in einer kaum 4 Quadratklafter grossen und durchschnittlich 3′ tiefen Pfütze, deren Temperatur, da wo die Schnecken munter an vorjährigen Pflanzenstengeln herumkrochen, am 27. Juni nur 0,64° R. betrug und deren Grund zu derselben Zeit noch durchgängig mit Eis von ½′ Dicke bedeckt war. Das Aufthauen konnte höchstens vor zwei Wochen begonnen haben und schon Ende Augusts dürfte Einfrieren und Winterschlaf sich

wieder einstellen; v. Middendorf glaubt die höchste Temperatur, welche das Wasser dieser Pfütze während des in den Polargegenden bekanntlich seltenen Sonnenscheines erreicht, auf etwa 5° R., bei ungünstigem Wetter nur auf die Hälfte davon, anschlagen zu dürfen. Eine so kurze Zeit von kaum 2½ Monaten in einer solchen Temperatur muss dem zarten Thiere zu Wachsthum und Fortpflanzung genügen, den übrigen Theil des Jahres verbringt es eingeschlossen in Eis, welches in ungünstigeren Jahrgängen die Temperatur des gefrorenen Quecksilbers zeigt. Ein Seitenstück dazu finden wir auf den Alpen in Helix Petronella Charp., welche nach einer mündlichen Mittheilung ihres Entdeckers auf Alpenpässen an Orten lebt, welche 10 Monate im Jahr unter Schnee begraben sind.

Auf den durch das Eismeer isolirten hochnordischen Inseln Nowaja Semlja, Spitzbergen und Melvilleisland sind keine Binnenmollusken gefunden worden, obgleich tüchtige Forscher ihre Zoologie ausbeuteten; dagegen in den dänischen Kolonien Grönlands schon 5—6 Teichschnecken und 4 Landschnecken, worunter eine Vitrina und eine Succinea. Alle diese wurden vielleicht mehr ihrem Vaterlande zu lieb, als eigenthümlicher Charaktere wegen als besondere Arten aufgestellt und sind jedenfalls unsern mitteleuropäischen sehr ähnlich, so kann ich von unserer einheimischen Paludina tentaculata L. eine Schnecke nicht unterscheiden, welche ich aus Neuherrnhut durch die gütige Vermittlung des um die Missionen wie um die Naturgeschichte gleich hoch verdienten Dr. v. Barth erhielt. Die 3 Limnaeen (L. Vahlii, Holböllii, Pingelii und Mölleri Beck) gehören in die Gruppe des vielgestaltigen L. palustris Mll., dessen Grösse sie übrigens lange nicht erreichen; Planorbis arcticus Beck ist nach v. Middendorf nicht spezifisch von unserem albus Mll. zu trennen und Beck selbst führt ihn in seinem späteren Verzeichniss der dänischen Binnenmollusken nicht mehr als eigene Art auf; ebenso hält v. Middendorf Succinea grönlandica Beck für dieselbe Art mit unserer putris L., Vitrina angelicae Beck getraut sich der genaueste Landschneckenkenner von pellucida Mll., Helix Fabricii Beck von fulva Dr. kaum zu unterscheiden, und so

bleibt nur noch die kleine Pupa Hoppii Möller übrig, welche unter den erst in neuester Zeit genauer untersuchten europäischen Pupillen wohl auch ihresgleichen finden dürfte; um so mehr als unsere Pupa muscorum L., derselben sehr nahe verwandt, im schwedischen Norland und Lappland bis in die Alpenregion sich erhebt.

Auf dem europäischen Festlande findet sich an den baumlosen Küsten des Eismeeres im russischen und norwegischen Lappland die kosmopolitische Succinea putris bis 70 und Arion fuscus Mll. (fasciatus Nilss.) bis 69° nördl. Breite. Dieser Arion nebst seinem bleicheren Bruder A. tenellus Mll. und die Vitrinen sind auch diejenigen Schnecken, welche bei uns zuerst im Frühjahr erscheinen und im Herbste am längsten aushalten, da das feuchte den Boden in diesen beiden Jahreszeiten bedeckende Laub ihr Lieblingsaufenhalt ist.

Der arktischen Zone entspricht die baumlose Alpenregion in den Gebirgen, welche unter ähnlichen Lebensbedingungen, Feuchtigkeit bei niederer Temperatur, eine ähnliche Fauna erwarten lässt, die Temperaturverhältnisse sind sehr ähnlich, z. B. der wärmste Monat, Juli, zeigt in Godhaab unter 64,7° nördl. Breite + 4,41, der Gipfel des Faulhorns, 8250′ hoch, + 3,20°, die mittl. Jahrestemperatur in der genannten dänischen Kolonie — 2,32, auf dem Hospiz des grossen Bernhards, 7576′ hoch, nur — 0,9° R. Aber schon durch ihren grösseren Lichtreichthum unterscheidet sich die Alpenregion, daher sie auch schönere und grössere Blumen (Gentianen, Primeln und Veilchen) zeigt. Die höchsten Schnecken, welche mir bekannt wurden, sind drei rauhe braune erd- und steinbewohnende Bulimusarten der dürren Cordilleren aus der Gruppe Scutalus Albers: B. culmineus Orb., noch 30 Mill. lang, in der Nähe des Titicacasees, und der kleinere B. nivalis Orb. bei Potosi, beide in einer Höhe von gut 4400 Meter (circa 13500 Par. Fuss) von Orbigny gefunden, und B. Antisanensis Pf. 40 Mill. lang, etwas unbestimmt vom Berge Antisana, 14000′ (engl. Fuss = 13132 Par., oder solche selbst, ist die Spitze des Berges oder der Fundort der Schnecke so hoch?), in der Republik

Ecuador nach Bouvrier angegeben; alle drei also niedriger als die Spitze des Montblanc, auch der kreidige rauhe Bulimus Reentsi Phil. erhebt sich auf dem Berge Chala in Peru über die Vegetationsgränze. Ihnen zunächst kommt im feuchteren Himalaya die dünne durchsichtige platte, 15 Mill. breite Nanina monticola Hutt. und eine Varietät des linksgewundenen Bulimus arcuatus Hutt. (nivicola Bens), braungestreift, 14 Mill. lang, wohl mit unserm montanus Dr. verwandt, im Litipass 14000 engl. Fuss (circa 13125 Par. Fuss, 4266 Meter) von Hutton entdeckt. Nehmen wir aber zum Maassstabe statt der absoluten Höhe die Annäherung an die Gränze des ewigen Schnees (in den Anden von Quito 14760 F., an der Nordseite der Alpen etwa 8000 Par. F., an ihrer Südseite von 9500—8200 F. schwankend), welche nur zeitweise von geflügelten Thieren, daher nie von Schnecken überschritten wird, so finden wir auch in Europa Gasteropoden, welche sich eben so hoch erheben. Prof. Oswald Heer, durch seine schönen Beobachtungen über die alpinen Käfer bekannt, fand die Vitrina glacialis Forbes, eine nahe Verwandte unserer diaphana, im Kanton Glarus bis 7500 F., Prof. Fleischer unsere V. pellucida Mll. auf dem Gipfel des Pilatus, 6570 F. an Papaver pyrenaicum; diese Schnecken finden den höheren Grad von Feuchtigkeit, welchen sie bedürfen, sich durch die Nähe des ewigen Schnees gesichert, wie die eben genannte Nanina. Dagegen gehören andere noch höher steigende, wie jene Bulimus der Cordilleren, zu den eigentlichen Alpenschnecken, welche, zwischen Erd- und Steinschnecken schwankend, mehr Trockenheit lieben und dieses schon im Aeussern ihrer Schale anzeigen, hieher vor Allen H. nivalis Ménétries (armeniaca Pf.) im Kaukasus auf dem Schadag (zwischen dem Samur und Alazan) in einer Höhe von beinahe 10000 F., von Ménétries entdeckt; dann einige andere weissliche Campylaeen, wie die sich sehr ähnlichen H. carascalensis Fer. und nubigena Sauley, welche am Nordabhang der Pyrenäen von 7500—9000 F. hoch, also ziemlich in der ganzen Breite der Alpenregion leben, und zwei Bewohnerinnen der krainischen Alpen, durch deren Benennung der genaueste Beobachter und der

Subjecten die Verkürzung der Lebensdauer durch den zur Gewohnheit gewordenen, übermäßigen Genuß weingeiſthaltiger Getränke immerhin noch bedeutend genug, um die größte Aufmerkſamkeit zu erregen; denn die mittlere Zahl der zu erwartenden Lebensjahre eines fünfzigjährigen, durch 10 Jahre dem Weintrunke zwiſchen dem zweiten und dritten Grade (nach Lippichs Eintheilung der Trunkergebenheit in vier Grade) ergebenen Individuums beträgt nach Lippich anſtatt 16, wie unter den gewöhnlichen Umſtänden, nur 4,44 Jahre, was alſo die mittlere Zahl der noch zu erwartenden Lebensjahre auf ein Viertel herabſetzt.

Hiezu kommt, was noch weit bedenklicher iſt, nicht nur, daß durch die Trunkergebenheit zwei Drittheile der von einem Individuum zu Erzeugenden zurückgehalten oder im Keim erſtickt werden, wie Lippich berechnet, ſondern daß die während der Trunkergebenheit der Aeltern Erzeugten faſt immer eine ſchlimme Krankheitsanlage in ſich tragen, vermöge welcher ſie in Krankheiten verfallen, welche ſie entweder einem frühzeitigen Tode überliefern oder für ihr ganzes Leben ſiech und elend machen. Ich ſelbſt habe die Beobachtung gemacht, daß die Kinder der Säufer und Säuferinnen immer ſchwach ſind und, wenn ſie nicht ſchon ſehr frühe durch Convulſionen und die gefährlichſte Art der Gehirnwaſſerſucht der Kinder weggerafft werden, der in unſerer Zeit erſchreckend überhandnehmenden Scroſelſucht in ihren ſchlimmſten Formen, ſpäter der tuberkuloſen Lungenſchwindſucht anheimfallen. Als eine hauptſächliche Urſache der letzteren verderblichen Krankheit, die, wie es ſcheint, in England noch häufiger vorkommt, als bei uns, klagt der Engländer Clark in ſeinem trefflichen Buche über die Lungenſchwindſucht den Mißbrauch geiſtiger Getränke, namentlich des Branntweins, an, und dies iſt nicht nur auf die Trinker ſelbſt, ſondern vielleicht noch in höherem Grade auf ihre Kinder anzuwenden. Ein anderer engliſcher Arzt, Darwin, geht ſogar ſo weit, zu behaupten, alle aus dem Uebermaß geiſtiger Getränke entſtehenden Krankheiten erben ſich leicht fort, ſelbſt bis zur dritten Generation, und verſchlimmern ſich nach und nach, wenn die Urſache fortdaure, bis die Familie ausſterbe. Man hat beobachtet, daß Kinder trunkergebener Eltern namentlich auch eine Anlage zu Geiſteskrankheiten haben. Ich kenne das Beiſpiel eines dem Trunke in hohem Grade ergebenen Spielmanns, der im 50ſten Jahre an einer Lungenkrankheit ſtarb,

fruchtbarste Unterscheider der Binnenmollusken des östreichischen Kaiserstaates sich gegenseitig verewigt haben, Helix Ziegleri Schmidt (noch auf der Spitze der Velka planava, 6600 F. hoch) und H. Schmidtii Ziegler, jede von beiden hat sich eine schöne Alpenpflanze, jene Paederota lutea, diese Papaver alpinum zu ihrem Lieblingsaufenthalte erwählt. H. Schmidtii und die ihr nahe verwandte, ebenso alpinische H. phalerata Z. steigen noch bis in das Krummholz (Pinus mughus) der nächst folgenden Waldregion herab, aber nicht tiefer; auch die weisse Pupa obtusa Dr. und die glänzende Clausilia succineata Z. kommen nur in der Alpenregion Oestreichs, Steiermarks, Kärnthens und Krains vor, diese nähert sich den feuchten Erdschnecken, die Pupa, nach Rossmässler nie unter 6000 F. lebend gefunden, ist auffallender Weise viel grösser als die Pupillen, welche in Europa ihr am nächsten stehen, und findet noch sonderbarer ihre nächsten Verwandten auf den Inseln Ostafrikas, wie P. insularis Ehrenb. von Cameran im rothen Meer, Bulimus Adenensis Pf. von Dakulak im rothen Meer und an den vulkanischen Felsen von Aden, Bul. contiguus Reeve von Socotora, Bul. trochalus Albers von Ile de France, und Bul. Burchellii Gray vom Festlande Südafrikas selbst bei Lattaku.

Zu diesen der Alpenregion eigenthümlichen Arten gesellen sich andere aus tieferen Gegenden heraufsteigende. Die bekannteste derselben ist die Alpenvarietät der Helix arbustorum L., kleiner, konischer und blasser als in ihrer eigentlichen Heimath (auch H. Schmidtii und phalerata sind um so kleiner, je höher ihr Wohnort ist), doch häufig auf dem ganzen Zuge der Alpen bis zu einer Höhe von 7000 F. verbreitet, Prof. Fleischer fand sie noch einzeln auf dem Gipfel des Velan bei Malans (7320, darunter ein ganz einfarbig gelbes Exemplar, bis 7356 F.), ja L. Pfeiffer auf der Alpe Gamsgrube am Grossglockner, etwa 8600 F. hoch, die höchste bestimmte Angabe des Vorkommens einer Schnecke auf den Alpen, dafür ist sie daselbst nur 14 Mill. breit und 10 hoch, beinahe ganz einfarbig gelblich. Auffallend war es mir, dieselbe Alpenvarietät, einzelne Exemplare kaum grösser als die genannten Pfeiffer'schen Exem-

plare, bei Immenstadt im Thale, nur 2259 F., in Menge lebend zu finden; auch mein Vater fand sie in Wallis am Wasserfall der Pissevache und Held im Thale bei Mittenwald; sollte sie herabgeschwemmt worden sein und unten sich als erbliche Varietät angesiedelt haben? Eine ganz ähnliche kleine konische und blasse Abart, 15 Mill. breit und ebenso hoch, lebt aber auch auf dem Kamme unseres schwäbischen Jura, wo ich sie bei Herschwag und Stetten in der Nähe des Ursprungs der Lauchart, etwa 2600 F. hoch, zu meiner Ueberraschung an schattenlosen Rainen fand. Dieser Aufenthalt ist ein weiteres Verwandtschaftsband zwischen ihr und der Gruppe Campylaea, von welcher ihr namentlich H. Schmidtii und carascalensis, noch mehr H. phalerata und alpina in der Zeichnung und Färbung der Schale entgegenkommen. Eine weitere in die Alpenregion aufsteigende Gebüschschnecke ist die Alpenvarietät der H. sylvatica Dr., von Hartmann als H. montana Stud. getrennt; dieselbe kommt auch bis zu derselben Höhe, 7000 F., in der westlichen Schweiz vor. H. villosa Dr. wurde von Prof. E. Hering auf dem Gemmipass, 7160 F., und von einem Onkel von mir im Wirthshausgarten der Wengernalpe, 6280 F., gefunden; ich sammelte eine kleine Form derselben an Felsen neben H. rupestris kriechend, auf der Spitze des Grüntens in Südbaiern, zwar nur 5358 F., aber doch in der Alpenrosen- wenn auch nicht in der Alpenregion. Helix holosericea Stud., auf dem Gipfel des Ovir in Kärnthen, 6700 F., von Dr. L. Pfeifer gefunden, H. zonata Stud. in Wallis bis 6600 F. hinauf nach Studer, Achatina lubrica Mll. in Glarus bis 6500 F. nach Heer, H. Cobresiana Alten, im Salzkammergut bis zu einer Höhe von 6000 F. nach v. Middendorf, H. leucozona Ziegl., intermedia Fer., H. incarnata Mll., Clausilia diodon Stud., fimbriata Mhlfld., saturata var. sejuncta Schmidt, varians Ziegl., Bergeri Meyer, gracilis Pf., parvula Stud., Pupa doliolum Dr., dilucida Z. und Achatina lubrica Mll., sind lauter Stein und Erdschnecken, welche auch die Alpentriften, namentlich Krains nach Schmidts Beobachtungen, bevölkern. Selbst Bulimus montanus Dr., charakteristisch für die Waldregion, weil ein Bewohner der Bäume, steigt nach den

übereinstimmenden Beobachtungen von Heer, Schmidt und v. Middendorf in Glarus, Krain und Salzkammergut über die Baumgränze bis 6000 F. hinauf; hier müssen ihm Felsen die Stelle der Bäume vertreten, wie den Steinschnecken oft umgekehrt; so fand ich ihn am Grünten in der Nähe der Spitze desselben nicht im Gebüsch, sondern am Fusse einer Kalkwand.

Die kühlen Gewässer der Alpenregion sind bei den Schnecken wenig beliebt; nur von dem polymorphen Limnaeus ovatus Dr. wurde mir bekannt, dass er die kleinen Seen der Alpenregion, welche über die Hälfte des Jahres mit Eis und Schnee bedeckt sind, bewohnt, so fand ihn der treffliche Oswald Heer im Berglisee des Kantons Glarus, 6750 F., in Gesellschaft eines kleinen Pisidiums, mein Vater in dem Chausseegraben bei dem Posthause auf dem Mont Cenis, 6054 F., und in den wärmeren Pyrenäen, wo die Baumgränze 6500—7000 F. sein mag, kommt er noch in den Seen von Oncet, 7200 F., und von Escobouz, 7980 F., nach Sauley's genauen Beobachtungen vor. Im Titicacasee zwischen beiden Andenketten Bolivias, 11733 F., fand Orbigny sogar 4 Schnecken, alle bis jetzt demselben eigenthümlich, Planorbis andecolus und montanus, beide in die nordamerikanische Gruppe von P. bicarinatus und campanulatus Say gehörig, und Paludina andecola und culminea, beide der thermalis von Abano ähnlich; auch den Limnaeus ovatus haben wir unter den Bewohnern heisser Quellen gefunden, und so dürften es annähernd dieselben Süsswasserschnecken sein, welche die grösste Hitze und die grösste Kälte ertragen.

Vergleichen wir die arktische Zone und die Alpenregion mit einander, so finden wir zwar eine auffallende Analogie im Vorherrschen kleiner feuchtigkeitsliebender Erdschnecken (Vitrinen, kleine Pupen) und mittelgrosser Limnaeen, aber während die arktische Zone nur in den Süsswasserschnecken und der die Ränder des Wassers bewohnenden Succinea etwas vor den Alpen voraus hat, besitzen diese noch ziemlich zahlreiche Bewohner der Felsen und niederer Alpenpflanzen, namentlich die schönen Campylaeen und einige Clausilien, welche der arktischen Zone fehlen; selbst H. arbustorum L. scheint den bisherigen

Erfahrung gemäss im Norden nicht (wie in den Alpen) die Baumgränze zu überschreiten, nähert sich derselben übrigens so sehr, wie irgend eine andere Schnecke. Die beiden Gegenden gemeinsamen Erdschnecken lassen sich also den Alpenhasen, Schneehühnern und Schneeammern, die Campylaeen und Clausilien den felsenliebenden Steinböcken und Gemsen vergleichen, aber die Analoga des Eisbären, der nie einen Wald, und des Eisfuchses, der nie ein Kornfeld sieht, fehlen unter den Schnecken, es existirt keine besondere Polarfauna bei ihnen, so wenig als bei anderen kaltblütigen Landthieren (Insecten, Reptilien), es ist nur die der nördlicheren Hälfte der gemässigten Zone eigenthümliche (boreale) Fauna, welche sich sehr verarmt in die arktische Zone fortsetzt. Im Grunde ist es auf den Alpen auch dasselbe, wir haben nur wenige dieser Region eigenthümliche Arten gefunden, und die nächsten Verwandten derselben haben, wie die übrigen Alpenschnecken, ihre eigentliche Heimath in den folgenden Wald- und Hügelregionen. Auf dem Gebirge und nach Norden zu gelangen die Mollusken weiter als die Reptilien, weniger weit als die Insekten, zwischen welchen beiden Klassen sie in der Leibesmasse die Mitte halten; so scheint sich auch hierin die Regel, dass kleinere kaltblütige Thiere mehr Kälte ertragen, zu bestätigen.

2. Zone und Region der Nadelwälder.

Diese Zone erstreckt sich (von der Baumgränze einerseits, der des Waizens und der Eiche andererseits eingeschlossen) von Island bis zum nördlichsten Schottland, von Lappland und dem weissen Meer bis zum finnischen Meerbusen.

Mit dem Auftreten der Wälder nimmt die Anzahl der Gasteropoden rasch zu, es sind hauptsächlich noch Erdschnecken, welche das abgefallene Laub, und Strauchschnecken, welche den Schatten derselben lieben. Wir besitzen Nachrichten über die Schneckenbevölkerung dieser Zone durch Nilsson aus der Provinz Jemtland in Schweden unter 63° nördl. Breite, wo die mittlere Jahrestemperatur 0,5, die des wärmsten Monats + 11,3° R. beträgt; durch Boheman von Quickjock im schwedischen Lapp-

land und durch v. Middendorf von Kasamo im russischen Lappland in der Nähe des Polarkreises, wo das Klima noch kälter und kontinentaler als das von Tornea (Jahrest. — 2,4, wärmst. M. + 12° R.) sein muss, durch v. Middendorf und Liljeborg von Archangel unter 64° nördl. Br. (Jahrest. — 0,6, wärmst. M. + 12,8) und endlich wieder durch v. Middendorf von Barnaul in Sibirien, welches um 11 Breitengrade südlicher und bei einer Temperatur des wärmsten Monats von + 15,8° (wie Trier an der Mosel) dennoch ein Jahresmittel von nur — 0,28° R. zeigt, weil der kälteste Monat im Mittel — 16 (in Archangel — 11, in Tornea — 12)° R. hat, als Muster eines ächt kontinentalen Klimas. Das Gegenstück bildet die Südküste Islands, wo unter der Breite von Archangel der wärmste Monat + 10,7, aber der kälteste auch nur — 0,6 und das Jahresmittel + 2,6° R. zeigt; hier kommt nur noch niedriges Birkengesträuch fort, wie auch in Lappland noch die Birke der häufigste Baum ist, während weiter östlich, in Sibirien, zwar das Nadelholz vorherrscht, aber die Birke doch immer noch die Baumgränze bildet. Auf Island wie in Barnaul findet sich Succinea putris L., welche in Sibirien auch noch 11° nördlicher bis Beresov und vielleicht auch dort, jedenfalls in Europa bis an die Küsten des Eismeeres vordringt, ferner Achatina lubrica Mll., die auch in den Schluchten der schottischen Hochlande häufig ist, und vielleicht Pupa muscorum L. Nur bei Barnaul und Archangel, also eines warmen Sommers bedürfend, ohne einen kalten Winter zu scheuen, sind zwei Arten aus der Gruppe Fruticicola gefunden worden, Helix Schrenkii Middend. und hispida L., erstere auf Sibirien vom 58. Breitengrad bis zum Altai und auf den nördlichen Theil des europäischen Russlands bis zum Südende des Onegasees beschränkt, letztere dagegen durch ganz Mitteleuropa bis Katalonien, den Südabhang der Alpen, die Krimm und die Kirgisensteppe verbreitet. In Barnaul allein unter den genannten Orten wurde bis jetzt eine unserer häufigen kleinen Laubschnecken, Bulimus obscurus Mll. gefunden. Das nördliche Island und das Stanowojgebirge (56° nördl. Br. an der Ostküste Asiens) haben den Limax agrestis L. gemein-

sam, welcher sich im Westen bis Teneriffa und Algier verbreitet hat, aber auf der appeninischen Halbinsel nicht über Oberitalien, weiter östlich nicht über den Kaukasus hinaus nach Süden zu gelangen scheint und in Sibirien fehlt, also ein gemässigteres dem oceanischen wenigstens sich annäherndes Klima verlangt. Ferner finden sich im Stanowojgebirge und in Lappland noch zwei kleine Erdschnecken, Helix pura Alder (nitidosa Fer.) und ruderata Stud., welche schon in Mitteleuropa nur in Berggegenden, aber bis zur Ukräne, und auch in Kamtschatka sich vorfinden. Einige sehr kleine Mulmschnecken wurden bis jetzt nur an Einem der genannten Orte gefunden, so Helix pygmaea Dr. und Pupa edentula Dr. bei Archangel, Pupa antivertigo Dr. und P. pygmaea Dr. in Jemtland, H. pulchella Mll. (incl. costata) und die grössere feuchtigkeitsliebende H. lucida Dr. (nitida Mll.) in Lappland; all diese sind durch ganz Mitteleuropa verbreitet. Im Süden dieses Gebietes erscheint H. bidentata Gm. am südlichen Ende des Onegasees, Bulimus montanus Dr. im Uralgebirge an der Gränze des „der wüste Ural“ genannten Theiles, unter 61° nördl. Br. Lappland, dessen Küstenklima Wahlenberg ein isländisches wie das des Innern ein sibirisches nennt, und in welchem auch bei Quickjock die ersten Reptilien auftreten (Lacerta vivipara Jacq., Vipera berus L., Tropidonotus natrix L. und Rana temporaria L.), hat neben zwei kleinen Erdschnecken, Vitrina pellucida Mll. und Helix fulva Dr., noch die schöne H. arbustorum L. mit Island gemein; jene zwei haben wir schon als wahrscheinliche Bewohner Grönlands kennen gelernt, diese erstreckt sich an der Meeresküste Norwegens, deren Buchten in Folge des Golfstromes nie gefrieren, mindestens bis zum Polarkreis (Vogtei Helgoland). Endlich hat der südliche Theil des oceanischen Islands vor allen andern zwei grössere, bei uns sehr häufige Schnecken voraus, Arion ater L. und Helix hortensis Mll., welche übrigens als Gartenschnecken auch durch den Menschen eingebracht sein könnten; beide treten auf dem Festlande noch nicht in der vorliegenden Zone auf. Auf den Shetlandinseln, deren Jahrestemperatur 6,03, die des Juli 10,61 und die des Januars 2,45° R. beträgt, kommen nach Forbes

auch zwei grosse Nacktschnecken, Arion ater L. und Limax maximus L. (cinereus Mll.) neben einigen feuchten Erdschnecken (Vitrina pellucida Mll. und der eben so glänzenden Hel. alliaria Miller) vor. Fassen wir diese Angaben kurz zusammen, so stellt sich heraus, dass die kleinen Erdschnecken der ganzen Ausdehnung dieser Zone gemeinschaftlich, einige wenige Fruticicolen für die continentale, die grösseren Helix arbustorum und hortensis wie die grossen Nacktschnecken für die oceanische Hälfte derselben charakteristisch sind. Gerade umgekehrt scheinen sich die Wasserschnecken zu verhalten. Während die Süsswasserfauna in Island und auf den Shetlandinseln noch ganz der grönländischen gleicht (Limnaeus truncatulus Mll., peregor Mll., geisericola Beck, ovatus Dr. var. vulgaris Pf., und ein Planorbis, vielleicht leucostomus Miller) und selbst im nördlichen Schottland noch keine grössere Art auftritt, nicht einmal Limnaeus stagnalis L., finden wir in der östlichen Hälfte schon bei Archangel die Repräsentanten fast aller zur deutschen Fauna gehörigen Gruppen des stehenden Wassers, unsere gewöhnlichen Planorbis-, Limnaeus-, Paludina- und Valvataarten, ja selbst die grössten unter ihnen, Paludina vivipara L. und Limnaeus stagnalis L., letzteren auch bei Beresov in Sibirien, wo bereits das Nadelholz nicht mehr recht gedeiht und die äusserste Gränze für das Pferd ist. Planorbis corneus L. lebt schon um Barnaul, dann im Ladoga- und Onegasee, die zarte lebhafte Physa fontinalis L. ist schon in Finnland nördlich von Petersburg zu finden. Der Grund, wesshalb alle diese in Island und Schottland fehlen, dürfte aber wohl nicht in dem oceanischen Klima, sondern in dem Mangel an grösseren stehenden Gewässern liegen; auch dürfte auf den Umstand Werth zu legen sein, dass in Russland und in Sibirien zahlreiche Flüsse aus gemässigteren Zonen der vorliegenden zuströmen und so die Verbreitung der Wasserschnecken von jenen in diese begünstigen mussten; sind doch tropische Ampullarien auf demselben Weg in das Mittelmeerbecken gelangt.

Dieser nordischen Zone entspricht eine Gebirgsregion oft als untere Alpenregion, Regio subalpina richtiger, als obere Waldregion bezeichnet, welche sich von der Baumgränze

(5700—5500 F. am Nordabhang der Alpen) bis zum Auftreten der Buchen und des Getreidebaues (4300—4200 F.) erstreckt; in den Pyrenäen von 6500—4900 F. Wie in der Alpenregion herrschen hier vorzugsweise noch Erd- und Steinschnecken, aber in den düstern Tannenwäldern gesellen sich manche neue und grössere zu den schon bekannten hinzu, so die schattenliebenden Nacktschnecken wie der grosse schwarze Arion ater L. (im Thale von Barèges bis 5400 F. von Saulcy, in Glarus auch in dieser Region von Heer gefunden), Limax alpinus Fer., jedenfalls dem L. maximus nahe verwandt, wenn nicht eine kleinere Alpenvarietät desselben, Arion fuscus var. alpicola Fer. (auf dem Grünten in einer Höhe von etwa 5200 F., den ich übrigens auch in den Thälern Schwabens häufig fand); ferner erscheint unsere grösste gewundene Landschnecke, H. pomatia, in dieser Region, doch noch nicht in ihrer vollkommenen Grösse, dann einige gezähnte Helixarten, wie H. personata Lam. (im Salzkammergut bis 5000 F. nach v. Middendorf) und holosericea Stud., Stellvertreterin unserer obvoluta Mll.; unter den Steinen leben noch H. rotundata Mll. und ruderata Stud. und an den Felsen ist Helix rupestris Dr. häufig, ebenso mehrere Clausilien, namentlich Cl. nigricans Pult. mit ihren Verwandten. Neben dieser fand ich auch die felsenliebenden Clausilia parvula Stud., Pupa frumentum Dr. und muscorum L. auf der Spitze des Grüntens, 5358 F., und etwa 100 F. tiefer die in Mitteldeutschland so häufige Clausilia biplicata Mont. (similis Charp.) und den Bulimus montanus Dr., welcher erst in der folgenden Region der Laubbäume häufig und charakteristisch wird; Pupa minutissima Hartm. fand Gredler auf dem Tschaffonberg bis 5000 F. Zur H. villosa gesellt sich die kleinere H. hispida L. (Grünten) und die grössere H. fruticum Mll. (Heer). Auch Succinea putris L. (amphibia Dr.) tritt in dieser Region schon auf, Prof. Fleischer theilte sie mir gütigst von einem Altwasser des Inns bei Berens im Engadin, 5200 F., mit, was ihr höchster mir bekannt gewordener Standort ist.

Die Süsswasserschnecken scheinen noch ganz denen der Alpenregion zu gleichen, wie wenigstens die einzige mir bekannt

gewordene Angabe einer solchen in dieser Region (Limnaeus truncatulus Mll. durch den trefflichen Oswald Heer) zeigt.

Dieselbe Höhenregion tritt im mittleren Europa auch noch in den Karpathen und Sudeten, im südlichen Theile des Schwarzwaldes und der Vogesen, im französischen Jura und in den Sevennen auf; leider fehlen von diesen Gebirgen bestimmte Nachrichten fast ganz; auf dem Mont Reculet (Jura) in einer Höhe von 5000 F. lebt eine blasse, aber nicht sehr kleine Varietät unserer Helix arbustorum Dr. und die auch in den Alpen ebenso hoch als diese verbreitete H. sylvatica Dr., welche ich beide durch die Güte des Hrn. Dr. Claparéde aus Genf erhielt. Das Wiederauftreten der H. holosericea Stud. in den Sudeten, während sie in den zwischenliegenden Ländern fehlt, und das Erscheinen einer Campylaea (H. faustina Ziegl.) lässt vermuthen, dass diese Bergschnecke daselbst auch in einer ähnlichen Region lebt, die von Scholtz angegebenen Standorte sind aber niedriger.

Unsere obere Waldregion gleicht also in ihren Landschnecken sehr den entsprechenden Gegenden Lapplands und des nördlichen Russlands, in beiden herrschen noch Erdschnecken vor, treten einzelne Fruticicolen hinzu, wie H. hispida L., die nordische H. Schrenkii Middend. entspricht recht gut unserer fruticum Mll., welche übrigens sehr wahrscheinlich in Finnland auch die Zone des Waizens überschreitet; Bulimus montanus Dr. tritt in beiden schon auf und Helix hortensis Mll. fehlt noch in beiden. Dagegen erinnern die grossen Nacktschnecken der Alpen an die Fauna Islands und der Shetlandinseln und die Süsswasserbevölkerung ist wohl aus demselben Grunde, Mangel an passenden Gewässern, noch eben so dürftig wie auf jenen Inseln.

3. Zone und Region des Laubholzes. Die deutschen Bergländer.

Wo die gewöhnlichen Laubbäume unserer Wälder, im Norden zuerst die Eiche, im Gebirge zuerst die Buche, auftreten, die Kultur des Waizens und der Obstbäume anfängt, da beginnt auch die Schneckenbevölkerung das allgemeine Aussehen der mitteleuropäischen Fauna anzunehmen und beinahe alle für

diese charakteristische Gruppen treten wenigstens in einzelnen Repräsentanten auf; so finden wir in der Umgegend von Petersburg zuerst die der [illegible]ropäischen Fauna wesentlichen H. hortensis Mll., fruticum Mll., incarnata Mll., und die ersten Clausilien des Nordens, C[illegible]laminata Mont. (bidens Mll., Dr.) und plicatula Dr.; wenig südlicher, in Livland, kommen noch die andern deutschen Arten dieser Gattung, Cl. orthostoma Mk., ventricosa und plicata Dr., biplicata Mont. (similis Charp.) und nigricans Pult. hinzu, ferner Limax maximus L. und einige andere Nacktschnecken, endlich H. strigella Dr., welche ungefähr in gleicher Breite auch in Schweden bei Stockholm auftritt. Ebenso erscheint in Schottland, wo H. hortensis Mll. schon häufig ist, in unserer Zone als Nordgränze Clausilia nigricans Pult. und Balea perversa L. Die Clausilien steigen zwar als Felsenschnecken in den Alpen höher, werden aber auch erst in der Region des Laubholzes (oft untere Waldregion oder Bergregion genannt) häufiger, die glänzende Cl. laminata Mont. und die breite Cl. ventricosa Dr. scheint jetzt erst aufzutreten, und wiederum ist es unsere H. hortensis Mll., welche in den Alpen in der Höhe von 4000 F. (Heer) im Buchen- und Erlengebüsch beginnend, den Anfang der mitteleuropäischen Fauna bezeichnet. Neben den genannten ist noch die Häufigkeit von Helix arbustorum und fruticum, Bulimus montanus Dr. und obscurus Mll. in den feuchten Laubwäldern ein charakteristischer Zug dieser Region, von welchen aber nur die erste und die letzte in Schottland zu finden ist; auch Bulimus montanus fehlt in Schweden und Finnland, kommt aber, wie wir gesehen haben, wieder im Uralgebirge vor, ebenso in den Wäldern von Wiltshire in England, deren Beschaffenheit und Schneckenbevölkerung nach des trefflichen Montagu's Schilderung sehr mit unsern deutschen Bergwäldern übereinstimmt. Neben diesen grösseren, leichter zu findenden Arten, deren Nord- und Höhengränze mit ziemlicher Sicherheit hieher fällt, finden wir am Beginne unserer Region noch einen Schwarm kleiner Schnecken zum erstenmal in dieser Zone oder Region angegeben, von denen wenigstens manche als Erd- und Mulmschnecken auch noch nördlicher oder höher

und mit ſeinem noch jetzt lebenden, jetzt etliche und 50 Jahre alten, im Ganzen geſunden Weib 14 Kinder zeugte, von denen vier in einem hohen Grade blödſinnig wurden; acht von den zehn übrigen ſind frühzeitig an Zehrkrankheiten geſtorben, und nur noch zwei leben und ſind geſund. Friedreich ſagt: „Kinder, im Rauſche erzeugt, werden beſonders blödſinnig, weil ihre Zeugung ſelbſt geiſtlos und in thieriſcher Betäubung vollzogen wurde, denn es iſt die Zeugung nicht bloß ein materieller Act, ſie iſt höchſt pſychiſch und die Seele nimmt lebhaften Antheil daran.“ Brühl-Cramer in Moskau glaubt bemerkt zu haben, daß im Allgemeinen die Trunkergebenheit des Vaters von größerem Einfluß auf die Conſtitution des Kindes ſey, als die der Mutter. Häufig hat er die Erfahrung gemacht, daß Kinder eines trunkſüchtigen Vaters, und wenn dieſer ſtarb, während jene noch in den Windeln lagen, ebenfalls trunkſüchtig wurden.

So wäre alſo die Trunkenheit ein weit ſchlimmeres Uebel noch als eine Peſt, welche nur in vielen Jahren einmal kommt und, wie bekannt, eine um ſo größere Fruchtbarkeit der Ueberlebenden zurückläßt. Die Trunkenheit vergiftet das Mark ganzer Geſchlechter, ganzer Völker. Brühl-Cramer führt an, daß die im Kaſan'ſchen, Perm'ſchen und Wiätki'ſchen Gouvernement lebenden Wotjaken ſeit den Zeiten Zaars Iwan Waſilewitſch, wo ſie Branntwein zu trinken begannen, kleiner und unanſehnlicher von Wuchs geworden ſeyen, und eine von der geſunden abweichende, dem Purpurrothe ſich nähernde Geſichtsfarbe bekommen haben. Es iſt bekannt, daß ganze Stämme von Indianern in Amerika durch das ſüße Gift, das ihnen die Europäer gebracht, zu Grunde gegangen ſind. Brauchen wir weitere Zeugniſſe? Die Aqua vitae iſt buchſtäblich zur Aqua mortis geworden. Sollen wir müßig dem Verderben zuſehen, einem ſo weit greifenden Verderben, das in der That viel größer iſt, als man es gewöhnlich dafür anſieht, und vor deſſen endlichen Folgen wir ſchaudern müſſen, wenn ihm nicht noch bei Zeiten Einhalt gethan wird?

Die Erfahrung lehrt, daß an den Säufern ſelbſt wenig zu beſſern iſt, wenig durch diätetiſche und mediciniſche Mittel, noch weniger durch Vorwürfe und Sittenpredigten. Uebrigens möchte Folgendes Berückſichtigung verdienen. Das Erſte und Wichtigſte zur Heilung der Trunkergebenheit iſt, den Trinker dem Müßiggange

gefunden werden dürften, z. B. um Petersburg Succinea oblonga Dr., in Livland Pupa Venetzii Charp., minutissima Hartm., Carychium minimum Mll., Acme fusca Walk., um Aberdeen in Schottland H. lamellata Jeffr., aculeata Müll., rotundata Mll., cellaria Mll., nitidula Dr., alliaria Miller, fusca Mont., in der Bergregion von Glarus H. aculeata Mll. und Carychium minimum Mll., welche wohl erst im Mulme des Laubholzes einen passenden Aufenthaltsort finden, dann H. nitens Mich., Achatina acicula Mll., Pupa pygmaea und pusilla Dr., endlich noch zwei feuchtigkeitsliebende kleine Helixarten, fulva Dr. und lucida Dr., welche bei ihrer weiten Verbreitung nach Norden in den Alpen höher steigen dürften. Diese Uebereinstimmung in der Höhen- und Breitenzone, wird um so interessanter, wenn wir die Temperaturverhältnisse beider vergleichen:

	Höhe.	Juli.	Januar.	Jahresmittel.
Bern.	1790 F.	13,63° R.	— 2,45° R.	6,21° R.
Innsbruck.	1770 F.	14,69	— 2,20	7,46
	Nördl. Breite.			
Aberdeen.	57,9°	12,65	+ 2,59	7,64
Dorpat.	58,23	14—15	— 5—9	4
Petersburg.	59,56	14,18	— 8,40	3,38

Es ist also nur die Sommertemperatur, in welcher wir eine Uebereinstimmung finden, die Winterkälte zeigt bedeutende Verschiedenheiten vom oceanischen Schottland zum kontinentalen Russland, zwischen welchen beiden die Schweiz die Mitte hält, ein Beweis, dass für unsere Schnecken die Sommertemperatur weit wichtiger ist als das Jahresmittel, denn den Winter verschlafen sie, er mag nun einige Grade mehr oder weniger haben. Es sind hauptsächlich die Bewohner der Bäume, des Laubes oder der Stämme, wie die Clausilien, bei welchen sich diese Uebereinstimmung zeigt; auch die Schnecken des Erdbodens und der niedern Pflanzen, welche unsere Bergwälder voraus haben, zeigen wenigstens ähnliche Arten im Norden, so Vitrina elongata Dr., Helix nitens Mich. und glabra Stud., H. villosa Dr., umbrosa Partsch und rufescens Penn., endlich H. Cobresiana Alten (unidentata Dr.), von welchen alle nahe Verwandte

(Vitrina pellucida Mll., H. nitidula Dr. und pura Fer., H. hispida L. und strigella Dr., H. bidentata Gm.) durch alle deutsche Bergländer bis Livland und Schweden sich verbreiten. Dagegen leben in den deutschen Berggegenden manche Steinschnecken, welche keine Analoga im Norden finden, wie wir es bereits bei den Campylaeen und der Pupa obtusa der Alpenregion sahen. Schon Pupa dolium, am Nordabhange der Alpen weit verbreitet, zeichnet sich durch ihre Grösse vor ihren auch im Norden verbreiteten Gruppengenossen aus. Namentlich sind es aber zwei hübsche gezahnte Schnecken des feuchten steinigen Waldbodens, Helix obvoluta Mll. und personata Lam., welche die mitteleuropäischen Bergländer charakterisiren und dem nördlicheren Europa fehlen. Auch die schöne H. lapicida L. ist ein bezeichnender Zug dieser Bergländer, sie tritt zwar wieder in den mittleren und östlichen Grafschaften Englands und im südlichsten Schweden (bis zur Insel Oeland an der Ostküste, bis in den innersten Winkel des Skagerracks an der wärmeren Westküste), nach Müller selbst in der Ebene der Insel Seeland (Nörreskov bei Friedrichsdal) in Wäldern auf, fehlt aber in Schottland und in ganz Russland; in ähnlicher Weise verbreitet sie sich nach Süden nicht über die Alpen und den Balkan, ist schon in Krain äusserst selten, dringt aber westlich über die Pyrenäen bis Portugal vor, und erinnert so durch ihre unter den Bergschnecken fast einzige Liebe zum oceanischen Klima an die zahlreichen schönen Helixarten Westindiens mit ebenso scharfem Kiel und ebenso umgeschlagenem, zusammenhängendem Mundsaum (z. B. H. lampas Mll., Carmelita Fer., Sagemon Beck, Mina Pf.), während ihr unter den europäischen Schnecken die nicht minder hübschen felsenliebenden braunen Campylaeen am nächsten stehen und das eine wenig ausgesprochene mittlere Band mit ihr theilen.

Auch Helix rupestris Dr. und rufescens Penn., in unsern Bergländern weit verbreitet, finden sich in England wieder, aber nicht in Skandinavien oder Russland. Helix Cobresiana Alten ist für den ganzen Zug der Alpen charakteristisch, und hat sich von da längs der Flüsse über die oberschwäbischbairische Hoch-

ebene verbreitet, wo sie, wie viele Alpenpflanzen, an der Donau ihre Nordgränze hat, welche sie nur an ganz vereinzelten Punkten überschreitet (auf den Lochen bei Balingen, schwäbische Alp, von mir, bei Bingen in Rheinpreussen von H. Tischbein gefunden). Ebenso überschreitet eine andere Alpenschnecke, Helix villosa Dr., längs der Flüsse durch das ganze Molasseplateau häufig in den Ufergebüschen und daselbst erst in ihrer schönsten Entwicklung sich zeigend, nirgends die Donau, verbreitet sich aber im Westen, wo sie keine Flussgränze findet, über den Jura und soll selbst in den Vogesen vorkommen, obwohl sie schon in Burgund, auf der Côte d'or, nicht gefunden wurde.

Ganz analog ist auch die Verbreitung einer unserer kleinsten Süsswasserschnecken, Paludina (Hydrobia) viridis Poir.; sie ist den kleinen klaren kalten und raschen Rinnsalen der Bergwälder eigenthümlich, welche man noch nicht Bäche nennen kann; hier sitzt das kleine Thierchen, wie andere Schnecken unter Wasser schwarz erscheinend, an den von schleimigen Conferven überzogenen Steinen und Steinchen in Menge, aber nur dem suchenden Auge sichtbar, ebensowohl im Sommer, wo das Wasser der eingetauchten Hand eine angenehme Kühlung gewährt, als im Januar, wo es dieselbe erstarren macht; auch hier ist es also eine sehr kleine Art, welche der Kälte am meisten trotzt, wie Helix rupestris, die Vitrinen und Arion tenellus Mll. An solchen Stellen ist sie häufig in den Alpen Baierns, Oestreichs, Steiermarks (von wo ich sie durch die Güte des Herrn Dr. Kieser aus dem Mürzthal erhielt) und Krains, und verbreitet sich in den Wäldern des bairischen Plateau's bis St. Leonhard in der Nähe des Wesobrunnersees, wo sie mein Freund und Reisegefährte Dr. Rud. Gmelin entdeckte, und bis München; von den westlichen Alpen wird sie nicht angegeben, dürfte dort aber kaum fehlen, da sie wiederum häufig in den ostfranzösischen Bergländern lebt, welche die früheren Provinzen Auvergne, Burgund und Lothringen bilden, und welche zu den für Deutschland ganz isolirt stehenden Fundorten im rheinischen Schiefergebirge (Dillenburg, Siegen und Elberfeld, von Dr. Fuhlrott, Goldfuss und Sandberger entdeckt) hinüberführen.

Auch eine andere kleine Paludina, welche bis jetzt stets nur todt in dem Sediment der Flüsse gefunden wurde, Paludina vitrea Dr. (nitida Mke.) scheint auf die mitteleuropäischen Bergländer beschränkt zu sein, wie auch einige verwandte weniger verbreitete Arten im Osten und Westen unseres Gebietes (fontinalis Schmidt, Parreyssi Pf. im Donaugebiet und brevis Dr., abbreviata Mich., bulimoidea Mich. im Rhonegebiet). Der kleine Ancylus fluviatilis Mll. lebt in unserer Zone schon in Menge von Petersburg und Livland an und ebenso in den Vorländern der Alpen, da er nicht weniger kleine Bergbäche, wie die genannten Paludinen, als grössere Flüsse in Gesellschaft der Neritinen bewohnt. Unter den Teichschnecken herrschen noch die härteres kalkreicheres Wasser liebenden Limnaeus peregor Mll., ovatus Dr. und truncatulus Mll. vor; in den grossen Flusseen am Fusse der Alpen aber finden wir nicht nur die grösseren Limnaeen (stagnalis, palustris), sondern auch einige Kiemenschnecken, Paludina tentaculata L. und Valvata piscinalis Mll. in zahlloser Menge, die ausgeworfenen bilden oft grosse Bänke am Ufer, wie am Bodensee und Chiemsee, ebenso Planorbis albus Mll. und im Bodensee seinen Verwandten Pl. acronicus Stud. (deformis Hartm.). Merkwürdig ist die grosse Verschiedenheit der einzelnen Arten in der Höhe des Gewindes; Valvata piscinalis Mll. erscheint oft höher als breit (contorta Mk.) und umgekehrt zeigen die Limnaeen in diesen Seen, namentlich an kiesigen Stellen mit stärkerem Wellenschlage, bei einer viel dickeren Schale als gewöhnlich, ein auffallend verkürztes Gewinde und eine Kante oben am letzten Umgange, so dass sie ein ganz fremdartiges Ansehen erhalten, so der Limnaeus stagnalis L. als lacustris Stud. im See von Neufchatel, von Murten und im Bodensee (auch im Starenbergersee fand ich eine Form, welche zwischen diesem und dem gewöhnlichen Aussehen unserer Schnecke die Mitte hält); den L. auricularius Dr. fand ich auf ähnliche Weise verändert im Chiemsee, im Starenbergersee mit allen Uebergängen zur gewöhnlichen Form, und im Bodensee (Gulnaria ampla Hartm.); noch schöner ausgebildet ist diese Form im Genfersee (Gulnaria Monnardi Hartm.). L. acronicus Stud. (Gulnaria Hart-

manni Hartm.) ist die entsprechende Varietät des L. ovatus Dr. im Bodensee, welche sich auch im Starenbergersee (L. tumidus Held) und im Chiemsee wiederholt; selbst in dem L. roseolabiatus Gallenst., welchen ich durch die Güte des Herrn Prof. Will aus den Händen von Gallenstein selbst von Kärnthen erhielt, möchte ich eine analoge verkürzte Varietät des L. pereger Mll. erkennen. Auch in den Flussseen Oberitaliens finden sich denen des Bodensees ganz ähnliche Formen von L. ovatus Dr. (L. italicus Parr. u. a.). Interessant ist, dass eine ähnlich verkürzte Form von Limnaeus stagnalis L. (L. Karpinskyi Siemaschko) in Finnland wieder auftritt, also auch am Rande unserer Zone gegen eine kältere.

Einigermaassen räthselhaft ist mir noch die Verbreitung einer Schnecke, welche um Stuttgart vielleicht die häufigste ist, Bulimus detritus Mll. (radiatus Br.); im eigentlichen Deutschland ist sie auf die Hügel- und Bergländer seines mittleren Theiles beschränkt, vom schwäbischfränkischen Jura bis zum Riesengebirge, den Thüringer Wald, den Harz und das rheinische Schiefergebirge; Pastor Lesser zu Nordhausen entdeckte sie zuerst bei Bleicherode, was ihr nördlichster mir bekannter Fundort ist, wie bei Weimar unter Dornhecken auf Bergen, und führt sie als Turbo ericetorum in seiner fleissigen aber nicht eleganten „Testaceotheologia oder gründlicher Beweis des Daseins und der vollkommensten Eigenschaften eines göttlichen Wesens aus natürlicher und geistlicher Betrachtung der Schnecken und Muscheln 1744. 8.“ pag. 188 unter §. 51 Lit. bbb) und ccc) auf; bald darauf fand sie auch Schröter „kaiserlich gekrönter Poet, auch Pastor zu Thangelstedt“ an der Berka'er Steige bei Weimar, schickte sie an Martini und M[illegible]ller und führte sie unter dem Namen Trompetenschnecke als [illegible]te unter seinen Erdconchylien auf. Sturm fand sie bei Rottenburg an der Tauber, aber nicht um Nürnberg. In der norddeutschen Ebene fehlt sie, ebenso im oberschwäbisch[illegible]ischen Plateau und in den Alpen Baierns und Tirols, auch in der östlichen Schweiz wurde sie von Hartmann nie gefunden; dem entsprechend bewohnt sie in Frankreich die Bergländer von Lothringen, Burgund und

der Auvergne. Sie lebt aber auch in den französischen, savoyischen und Walliser Alpen (aus Banges in Savoyen erhielt ich sie von Hrn. Claparède, um Bex und Sion fand sie Charpentier) und wurde mir selbst vom Engadin (bei Fettan, 4500 F.) von Prof. Fleischer mitgetheilt; ebenso tritt sie am Südabhang der Alpen, um Brescia und Verona, dann auf dem unserem schwäbischen Jura so ähnlichen Karst und in Krain wieder auf. In den Pyrenäen steigt sie nur bis 3300 F., nicht viel über die Region des Weinstocks und der Kastanie hinauf, erstreckt sich von da über das mittlere Spanien, tritt hingegen in Italien nur auf dem höchsten Theil der Appeninen, in den Abruzzen, wieder auf, von wo Hr. Alfons Senoner in Wien mir ein orsinisches Exemplar zu schicken die Güte hatte, verbreitet sich dagegen in der östlichen Halbinsel Südeuropas über Dalmatien, Bosnien, von wo sie der Botaniker Prof. Otto Sendtner zurückbrachte, und Thessalien, von wo sie Prof. Roth durch Heldreich erhielt, bis Morea (Deshayes exped. Mor.), kommt auch in der Krimm, im nördlichen Kleinasien (Brussa, Nicäea), am Südabhange des Kaukasus und in den dürren heissen Strecken schwarzen Porphyrs von Suwant auf dem Gipfel der Bergketten von Talysch in Transkaukasien vor (B. Hohenackeri Wgr.). Nach Forbes soll sie auch in Marokko wieder auftreten, aber weder Moritz Wagner noch Morelet kennen sie von Algier und sie fehlt auch im südlichen Spanien. Diese Schnecke findet sich also, wenn auch Kalk vorziehend (Jura, süddeutsche Muschelkalkgegenden, Karst, Krain, Dalmatien etc.), doch auch häufig genug auf Kieselgestein, wie um Stuttgart, im Wallis und Engadin.

Ihre Verbreitung dehnt sich demnach weit genug nach Osten und Westen, um noch zum Grundstock der mitteleuropäischen Fauna gerechnet zu werden, obgleich sie in dieser ganz isolirt steht; ihre nächsten Verwandten findet sie einerseits in den weissen felsenbewohnenden Bulimusarten Griechenlands und der Krimm, andererseits in der höchsten Schnecke der Erde, Bulimus culmineus Orb. und ähnlichen südamerikanischen Arten, und doch geht sie bei uns nicht hoch ins Gebirge; im Engadin

bei Fettan, 4500 F., an der obern Gränze des Getraidebaues (Gerste) nach Prof. Fleischer ist der höchste mir bekannte Fundort derselben; hier an der Südseite der Berge lebt sie zusammen mit Helix candicans Z., welche sich bis in die norddeutsche Ebene verbreitet und mit H. Preslii Schmidt, welche auf den Nordabhang der östlichen Alpen beschränkt ist. Nirgends sonst scheint sie so hoch zu steigen und vielleicht dürfen wir annehmen, dass sie als wärmeliebende Berg- und Felsenschnecke die Gränze des Weinbaues nur in sonnigen Berggegenden überschreitet (so bei uns auf der Alp, aber nicht im Schwarzwald) und so ihre sonderbare Verbreitung in Form eines Ringes, in dessen Mittelpunkt, den deutschen subalpinen und Alpengegenden sie fehlt, einigermassen erklären. Zugleich hat sie das Eigenthümliche, wo sie vorkommt, sehr häufig zu sein, während sie an naheliegenden Orten, unter anscheinend gleichen Verhältnissen nicht aufgefunden werden kann; so ist sie bei Stuttgart sehr häufig und bei Tübingen konnte ich sie nicht finden, obwohl sie Dr. Klees vom Ammerhof und der Wurmlinger Kapelle angibt, wo ich oft, aber stets vergeblich, mich nach ihr umsah: dagegen traf ich sie nur eine Stunde weiter davon, auf der Weilerburg bei Rottenburg, an einem drückend heissen Julitage in grosser Menge bewegungslos an dürren Pflanzenstengeln, selbst an Euphorbien, wie der kleinasiatische Bulimus Tournefortianus Fer. Zuweilen mag sie trotz ihrer Häufigkeit übersehen werden, indem sie sich bei anhaltender Trockenheit sehr gut zu verstecken weiss; so war ich früher einigemal auf der Weilerburg gewesen, ohne sie zu sehen und auch auf Hohentwiel, wo ich Abends bei schönem Wetter keine bemerkte, war ich sehr überrascht, am nächsten Morgen in strömendem Regen eine grosse Anzahl der schönsten Exemplare an den kahlen Dornhecken munter umherkriechen zu sehen; ähnlich ist es Saulcy im Thal von Barèges (Pyrenäen) ergangen. Diese Exemplare von Hohentwiel, dem südlichsten deutschen Fundorte, im Angesichte des Bodensees und des Rheines, übertreffen in der scharfen Zeichnung und der dunkeln Farbe der Streifen alle mir aus Deutschland zu Gesicht gekommenen Exemplare, selbst die des weinreichen Tau-

berthales bei Mergentheim, wo sie Hr. Fuchs auch sehr schön fand, und gleichen hierin ganz den südfranzösischen, während schon im höheren kälteren Savoyen, wo auch H. hortensis statt der dunkleren H. nemoralis vorherrscht, dieselbe Art, nach der gütigen Mittheilung meines Freundes Claparède, wie im grössten Theile von Deutschland und ihres ganzen Aufenthaltes im Osten (Bosnien, Kaukasus) fast einfarbig ist und ihren ältesten Namen detritus in der That viel mehr verdient als den von Bruguière für die südfranzösischen geschaffenen: radiatus; diese Farbenverschiedenheit dürfte daher wohl auch auf Rechnung des Klimas kommen, je wärmer und je feuchter, desto schöner.

Eine ähnliche Verbreitung in Deutschland, aber noch beschränkter, hat die seltene Azeca tridens Pult. (Goodallii Fer., Pupa Menkeana Carl Pfeifer); sie lebt nur in den Bergländern, welche das mittlere Deutschland von der nördlichen Ebene trennen (Schrotenberg bei Kassel von Sandrock, Hildesheim von Dr. Rolle, Pyrmont von Menke, Wildenburg in Rheinpreussen von Tischbein, Dillenburg in Nassau von Sandberger gefunden) und auf französischem Boden im Elsass und in Lothringen; dieselbe tritt übrigens auch im südlichen England wieder auf, wo das Vorkommen von Bulimus detritus mehr als zu bezweifeln ist, wird dagegen in den Pyrenäen nur durch eine nahe verwandte Art, A. Nouletiana Dupuy vertreten und fehlt in ganz Südeuropa. Auch die Daudebardien, ebenso glänzende Erdschnecken, wie die genannte, sind bis jetzt nur in den Bergländern Deutschlands und in Ungarn (D. Langi Pf.) entdeckt worden, nicht aber wie die nahe verwandten Vitrinen in den Alpen oder in der norddeutschen Ebene, und fehlen auch den Faunen aller übrigen Länder, mit Ausnahme Syriens, wo mein verehrter Freund Prof. Roth eine unsern deutschen sehr ähnliche Art (D. syriaca Roth) bei Beirut in einem Garten unter Steinen fand, und vielleicht Siciliens, wo D. brevipes Dr. bei Palermo gefunden worden sein soll. Sie mögen übrigens bei ihrer versteckten Lebensart noch an manchen Orten vorkommen, wo sie noch nicht gefunden wurden, so müssen sie z. B. im

württembergischen Oberschwaben so gut leben, wie bei München, bei St. Gallen und bei Billafingen unweit Ueberlingen, wo sie unserer Gränze ganz nahe kommen.

Nach diesen allgemein verbreiteten Schnecken unserer Region bleiben mir noch einige zu erwähnen übrig, welche nur im Osten oder Westen derselben auftreten und nicht selten sich gegenseitig zu entsprechen scheinen. Der kleinen Paludinen der Rhone und der Donau wurde schon erwähnt. Helix limbata Dr. vertritt in den Pyrenäen und in der Auvergne die ihr so ähnliche incarnata Mll., welche westlich nicht über Jura und Alpen hinausgelangt und schon in Burgund vermisst wird. Deutlicher tritt dieses Entsprechen bei Helix sylvatica Dr. und austriaca Mhlfd. hervor, welche früher nicht unterschieden wurden. Von H. sylvatica bewohnt die höhere kugelige Form (H. montana Stud. Hartm., H. sylvatica alpicola Fer., H. vindobonensis alpicola Dupuy) die westlichen Alpen bis ins Berner Oberland und den westlichen Theil des Jura, häufig in den Tannenwäldern desselben und in denen der Grande Chartreuse und bis in die Alpenregion verbreitet; ihre flachere Form, glatter und glänzender, alle 5 Bänder deutlich ausgesprochen, aber unterbrochen (die eigentliche sylvatica von Dupuy), fand ich bei Schaffhausen, sie ist in den französischen Vorländern dieser Gebirge häufig und tritt am südlichen Fusse der Pyrenäen wieder auf. H. austriaca dagegen ist von der bairischen Gränze, Passau, an, in Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Ungarn bis Serbien verbreitet und tritt auch nördlicher an der Gränze des Riesengebirges und der Sudeten gegen die norddeutsche Ebene (Pillnitz, Ratibor, Krakau) noch einmal auf. Wenn schon diese Schnecken unsere Helix nemoralis und hortensis einigermassen an die südeuropäische Gruppe von H. vermiculata Mll. und serpentina Fer. anschliessen, so können wir noch deutlicher ein Hereinragen südlicher Formen in einigen Campylaeen wahrnehmen, welche zwar als Bergschnecken hieher gehören, sich auch nicht über die Alpen hinaus nach Süden verbreiten, aber doch durch ihre vielen Gruppenverwandten im Süden und ihr sehr beschränktes Vorkommen im Norden der Alpen sich als Fremdlinge in unserem

Gebiete darstellen. Zwei davon leben schon in den bairischen Alpen und verbreiten sich durch Oestreich, Kärnthen, Steiermark und Krain, die braune Helix foetens Stud., welche nach Held noch an der Zugspitze und dem Wendelstein vorkommt, und die weisse H. Preslii Schmidt, der H. cingulata Stud. am Südabhang der Alpen sehr ähnlich; Heinrich Dessauer fand sie am Fusse des Kesselberges beim Kochelsee im Isargebiete und hatte die Güte, selbst mich an diese Stelle zu führen und mir (im December) die Schnecken aus Schnee und gefrorener Erde hervorzuholen; durch Hrn. Fleischer erhielt ich sie vom Engadin, was ihr westlichster Fundort ist; in Kärnthen gesellen sich zu ihnen noch einige andere Schnecken der gleichen Gruppe, H. planospira Rossm. (hispana L. Pf. aber nirgends weniger als in Spanien zu Hause), und neben den der Alpenregion eigenthümlichen H. phalerata Z. und Ziegleri Schmidt an der äussersten Gränze gegen Krain auch H. intermedia Fer. Diesen östlichen Gebirgsschnecken entsprechen im Westen, in den französischen Alpen, die ächte H. planospira von Lamarck und Michaud und H. zonata Stud. in Wallis (oft mit foetens verwechselt), Helix Fontenillii Mich. und alpina Faure Biguet von der Grande Chartreuse; letztere wird meist für identisch mit H. phalerata gehalten, aber nach den Exemplaren, welche mir Hr. Claparède von der Grande Chartreuse selbst mittheilte, scheint sie mir hinreichend von dieser verschieden und ihrer genannten Heimathsgenossin näher zu stehen; obgleich sie alpina heisst, gelangt sie doch nicht in die Alpenregion, ja nicht einmal in die obere Waldregion, da jener Berg nur 3216 F. hoch ist, also niederer als der Peisenberg in Baiern; H. Preslii dagegen gelangt bis in die obere Waldregion, H. zonata bis in die Alpenregion. Von den genannten Schnecken erscheinen die meisten und zwar alle braunen: H. planospira, zonata, foetens, am italienischen Abhange der Alpen wieder, dagegen die weissen intermedia und Preslii nur im östlichsten Theile derselben, im Friaul und bei Idria im Isonzothal. Wie im Osten die kleine Helix faustina Ziegler als die nördlichste ihrer Gruppe ganz allein stehend in den Sudeten, die noch kleinere Rossmässleri Pf. (advena Rossm.)

zu entreiſſen. Der Müſſiggang und ſeine treue Begleiterin, die Langeweile, ſind gar häufig die hauptſächlichſte Quelle der Trunkliebe. Die Zeit muß getödtet ſeyn, und dieſer ſchöne Zweck wird offenbar am beſten erreicht durch ſtetes Trinken, wodurch eine immerwährende Betäubung, ein mehr oder weniger bewußtloſer, behaglicher Schlummer- und Traumzuſtand herbeigeführt und erhalten wird. Aus dieſem thieriſchen Schlummerleben den Säufer zu wecken, ihn wieder zu gewinnen für das wache, thätige Leben, das eigentlich allein Leben genannt werden kann, das iſt die Aufgabe. Wen ſeiner Hände Arbeit nähren muß, der hat es Noth, den Tag zur Arbeit zu benutzen; dann wird ihm ſein Brod ſchmecken, und ein Glas Wein oder Bier wird ihm nicht verſagt ſeyn. Wer aber durch ſeine Geiſteskraft und ſeine Kenntniſſe der Welt zu nützen und ſich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu verſchaffen berufen iſt, der hat wohl ebenfalls Urſache, ſich zu rühren und die Fibern ſeines Gehirns anzuſpannen, anſtatt es im Trunk zu betäuben. Die Erholung darf dabei nicht fehlen, ein edler Wein in froher Geſellſchaft getrunken iſt köſtliche Erquickung; aber wehe ihm, wenn er in Geſellſchaften geräth, welche die „Fidelität“ aus den Gläſern ſchöpfen, oder als perſonifizirte Langeweile dem lebhaften Manne keinen Ausweg laſſen, als zum Trunk und Spiel ſeine Zuflucht zu nehmen. Alle ſinnlichen Begierden ſtehen mit einander in gegenſeitigem urſächlichem Zuſammenhang. Der Säufer geräth taumelnd in den Garten der Wolluſt, um in ihm vollends unterzugehen; der geiſtesarme und entnervte Wollüſtling greift zum Glaſe, das ihn dem Dienſte der Wolluſt aufs Neue zuführt. Darum ſey jeder Erdenſohn auf der Hut, von keinem ſeiner ſinnlichen Triebe übermeiſtert zu werden, ſie ſtehen alle in einem Bunde, den Geiſt zu unterjochen, um dann gemeinſchaftlich zügellos zu herrſchen. „Ueberhaupt, ſagt Juſtinus Kerner, wird nur derjenige Menſch das wachſte Gehirn, den unbefangenſten Willen haben, der ſtets Meiſter über die Anregungen jener alten Schlange, der Gelüſte des Bauches, ſeyn kann. Ja, es iſt dieſes Bauchſyſtem gleichſam als das Thier im Menſchen anzuſehen, als die Schlange, von welcher Sünde, Krankheit und Tod über den Menſchen kommt.“ Angehende Säufer, die noch nicht alles Gefühl für Ehre und Schande verloren haben, können manchmal wohl auch durch gut angebrachte, überraſchende Ironie und Perſiflage zu ſich gebracht werden. Ein Mann in

in den Karpathen auftritt, so erscheint im Westen in dem isolirten Berglande der Bretagne die schöne H. Quimperiana Fer. und den Alpen schon näher in der Auvergne die kleine H. cornea Dr.; H. faustina soll sich wieder in Volhynien und Siebenbürgen, H. Quimperiana Fer. auf der spanischen Küste finden. Gemäss dem feuchteren Klima zeigen alle Arten des Westens eine glänzendere, dunklere Schale als ihre Repräsentanten im Osten, von welchen sich nur H. foetens ihnen hierin nähert, zugleich die einzige, welche auch im Westen, in Wallis vorzukommen scheint; selbst H. Fontenillii ist durch die glänzende, wie ölfleckig erscheinende Schale vor ihren östlicheren weissen Verwandten ausgezeichnet.

4. Das mitteleuropäische Tiefland.

Von den Alpen zu den übrigen Gebirgen Mitteleuropas herabsteigend, finden wir keine bezeichnende Faunengränze mehr, bis wir alle Berge hinter uns haben und in die norddeutsche Ebene und deren Fortsetzung nach Ost und West eintreten. Vielleicht könnte, wie das erste Auftreten von Helix hortensis Mll. unsere dritte, so das von H. nemoralis L. eine weitere Region, die Hügelregion bezeichnen, aber ihre Faunen gehen zu sehr in einander über und bieten keine genügenden Anhaltspunkte zu einer Trennung; der höchste Punkt, an welchem ich H. nemoralis L. fand, ist in den Gärten an der Stadtmauer von Kempten, 2070 F. hoch, wir erhielten sie durch Verwandte noch aus Bern und aus Kellerberg in Kärnthen, durch Dr. Kieser von Zürich (1254 F.), durch Hartmann von St. Gallen (1700 F.), im höheren Theile der Schweiz, z. B. Glarus, Wallis und im ganzen Erzherzogthum Oestreich fehlt sie ganz, steigt aber in den Pyrenäen bis 3750 F. (Saulcy). Wenn wir sie aber auch nicht als bezeichnend für die Gränze einer eigenen Region betrachten können, so dürfen wir doch in ihr und mit demselben Recht auch in andern nicht höher steigenden Arten Vorposten des Tieflandes sehen, und jedenfalls ist das Häufigkeitsverhältniss derselben gegenüber von Helix hortensis Mll., arbustorum L. und fruticum Mll. ein charakteristischer Zug des Tieflan-

des. Diese 4 Laubschnecken, nach der Weinbergsschnecke die grössten und auch mit ihr die häufigsten, kommen in den meisten Gegenden des mittleren Europas zusammen vor, aber in verschiedener Anzahl. Es folgen sich in ihrem Auftreten und Vorherrschen gemäss der Zunahme der Wärme und der Abnahme der Feuchtigkeit von Norden nach Süden und vom Gebirge zur Ebene Helix arbustorum und fruticum, dann H. hortensis und endlich H. nemoralis; dieses zeigt, dass Deutschland eigentlich verkehrt liegt, sein Süden nördlichere Charaktere zeigt als sein Norden, d. h. der Einfluss der geographischen Breite durch den der Höhe überwogen wird. H. fruticum ist in Petersburg (wohl in ganz Finnland) die häufigste unter allen Landschnecken (Siemaschko), kommt auch in grosser Menge überall am Fusse der Alpen vor, ist aber in der norddeutschen Ebene selten, z. B. um Berlin (Claparède), denn sie ist diejenige, welche des grössten Grades von Feuchtigkeit bedarf, erst in recht nassen Gebüschen entwickelt sie ihre schönsten Farben, ein hübsches Blassroth und nicht so ganz selten ein dunkelrothbraunes Band an der Schale, durch welche der reichgefleckte Mantel bunt durchscheint (diese Flecken verschwinden natürlich, wenn die Weichtheile von der Schale getrennt werden, um letztere in den Sammlungen aufzubewahren, daher nannten die Franzosen die gute Schnecke Hélice trompeuse), und der die Schale verlassende Theil des Thieres ist schwärzlich, an trockeneren Stellen wird die Schale blass, wachsfarbig, zeigt nie ein Band und der gelbliche Mantel nur sparsame dunklere Punkte, Kopf und Fuss sind strohgelb. Allerdings kann man beide Varietäten neben einander finden, aber je feuchter der Standort ist, desto weniger selten ist die dunklere, desto mehr Hoffnung hat man, eine gebänderte zu finden. Ihr zunächst in der Liebe zum Wasser steht H. arbustorum L., durch Gestalt, einziges Band und die Flecken, welche übrigens hier auf der Schale sitzen, an die vorige erinnernd, wie diese auch an trockeneren Standorten heller und einfarbiger in Weichtheilen und Schale, im Allgemeinen die Mitte zwischen ihrer Gruppe (Fruticicola) und den Alpenschnecken (Campylaea) haltend; sie ist die häufigste Schnecke um St. Gallen und Mün-

chen, überhaupt auf dem ganzen Nordabhange der Alpen und der sich anschliessenden, aus dem Schutte derselben gebildeten oberschwäbisch-bairischen Hochebene, wo sie auch ihre bedeutendste Grösse erreicht (*L. Pfeiffer* fand sie im Salzburgischen bis 30 Mil. breit und 20 hoch). Sie überschreitet, kleiner und heller werdend, die Baumgränze in den Alpen, ist eben so zahlreich im Riesengebirge und erstreckt sich im Norden, häufig in Schottland und Skandinavien, bis an den Polarkreis. In den zwischenliegenden niedrigeren Gegenden des mittleren und nördlichen Deutschlands, z. B. dem württembergischen Unterland, wie in den entsprechenden Frankreichs und in England, ist sie zwar keineswegs selten, aber doch ähnlich unserem Bulimus detritus lokal, stellenweise in grosser Menge, stellenweise ganz fehlend und kann sich an Individuenzahl bei weitem nicht mit den zwei folgenden messen, welche in ihren lebhaften Farben, Citronengelb und Roth, und ihren zahlreichen Bändern schon einen wärmeren Charakter zeigen. Helix hortensis findet sich zwar schon häufig im grössten Theile des Gebietes der vorigen vom Beginne der Laubwälder an, überflügelt dieselbe aber erst in den mitteldeutschen Bergländern, wo sie, wie z. B. um Stuttgart ganz entschieden, die zahlreichste von allen 4 Arten ist, ebenso in Schottland, im südlichen Schweden und in Livland; in Norddeutschland ist sie weniger zahlreich, z. B. um Berlin nach *Claparède's* gütiger Mittheilung mit H. pomatia nur in den Rüdersdorfer Kalkbergen sehr häufig, sonst nur „nicht selten." Helix nemoralis L. endlich steigt weder in die Alpen noch in das Riesengebirge hinauf, ist ziemlich selten in Oberschwaben und Oberbaiern, auch um Stuttgart noch nicht häufig, rivalisirt in Mitteldeutschland mit hortensis (um Nürnberg sind nach *Sturm* beide gleich häufig) und herrscht über diese im wärmeren Rheinthal (z. B. Boppard nach *Bach*) vor, wie in der norddeutschen Ebene (Düsseldorf, Berlin), bei Dresden, in Dänemark (Kopenhagen, Müller), dem südlichen England, in Holland (nach meinen Beobachtungen in Leiden und im Haag) und dem grössern Theil von Frankreich. Dem entsprechend findet sie ihre nördliche Gränze schon im südlichsten Theil des oceanischen Schott-

lands und Schwedens, fehlt gänzlich im kontinentalen Russland, wo sie erst ganz südlich in Kasan und im Kaukasus durch H. atrolabiata Eichwald ersetzt wird; H. hortensis dagegen erstreckt sich, wie wir gesehen haben, bis Lappland und Island. Dafür ist im Süden H. nemoralis noch in ganz Italien bis Neapel häufig, in Spanien und Portugal zu Hause, (soll aber nach Roth in Griechenland nicht mehr vorkommen), während die drei andern nicht über den Südabhang der Alpen und Pyrenäen hinausgelangen, H. fruticum nicht einmal die Pyrenäen erreicht. Auch die Unterschiede zwischen H. nemoralis und hortensis deuten auf die Verschiedenheit ihrer Heimath, so das lebhaftere Gelb, der dunkle Mundsaum, die breiteren, häufiger vorhandenen Bänder auf grössere Lichtmenge, die bedeutendere Grösse auf höhere Temperatur, die mehr gestreifte Oberfläche der Schale auf grössere Trockenheit, die flachere Gestalt der Schale auf eine Verwandtschaft mit der südlicheren Gruppe der H. vermiculata Mll., während H. hortensis durch die glatte, stets kugelig bleibende Schale näher als H. nemoralis an die eigentlichen Strauchschnecken, H. arbustorum und fruticum, herantritt. H. nemoralis und hortensis haben demnach verschiedene Verbreitung; wo sie aber zusammentreffen, behalten sie neben einander an derselben Stelle ihre eigenthümliche Charaktere in der bei Weitem überwiegenden Mehrzahl bei, sie sind daher weder individuelle Spielarten, noch klimatische Abarten.

Der norddeutschen Ebene fehlen viele der mitteldeutschen Steinschnecken, so die bei uns so häufigen Helix lapicida L., obvoluta Mll. und personata Lam., selbst schon um Breslau, wie wir aus der solche Verhältnisse genau berücksichtigenden werthvollen Arbeit des Dr. Scholtz erfahren, und diese Regel wird dadurch mehr bestätigt als widerlegt, dass H. lapicida noch von den Bergen um Namur angegeben wird, und ich die zwei andern im sogenannten Gestein bei Düsseldorf fand, einem tiefen Einschnitt der Düssel in die Grauwacke, seiner romantischen Wald- und Felsenparthieen wegen unter den dortigen Künstlern berühmt und vielbesucht. Auch H. incarnata Mll. ist seltener geworden. Ebenso fehlen der norddeutschen Ebene mit den

Felsen natürlich die meisten der felsenliebenden gestreckten Pupen und manche Clausilien, so dass wir von jenen nur Pupa Avena, von diesen nur die in ganz Mitteleuropa verbreiteten Arten besitzen, wie Cl. laminata Mont., biplicata Mont. und nigricans Pult., Namen, deren Vertauschung mit den vor Kurzem noch allgemein üblichen: bidens, similis und obtusa schon anzeigen, dass diese Arten auch in England vorkommen und daselbst früher unterschieden wurden. Auch Cl. plicatula kommt noch daselbst vor, aber alle diese Felsenschnecken sind weniger häufig als in unsern Bergländern, um Berlin ist Cl. laminata sogar die einzige ihrer Gattung. Die dünnschalige Balea perversa L. ist der Ebene und den Bergen gemeinsam, und ebenso die meisten Erd- und Strauchschnecken, wie die gewöhnlichen Nacktschnecken, die Vitrinen, von denen nur eine, V. elongata, den Berggegenden eigenthümlich ist, die Gruppe der glänzenden Hyalinen (H. cellaria etc.), die kleinen Mulmschnecken, wie H. rotundata Mll., costata Mll., pygmaea Dr., aculeata Mll., fulva Dr., bidentata Gm. und die ebenso kleinen erdbewohnenden fassförmigen Pupillen, endlich die meisten Fruticicolen. Eine besondere Erwähnung verdienen auch die platten weissen dunkelgebänderten Schnecken des trockenen Rasens, Helix ericetorum Mll., candicans Ziegl. und candidula Stud., welche in der Ebene häufig sind, aber weiter nach Norden, in Skandinavien und Russland, fast ganz fehlen. Sie kommen allerdings durch ganz Mitteleuropa bis in die Alpen hinein vor, wo z. B. H. candicans Ziegl. gar nicht so selten in Tirol und im Engadin (bis 4500 F. nach Hrn. Prof. Fleischer) ist, und H. ericetorum erreicht nach Saulcy in den Pyrenäen dieselbe Höhe, aber sie scheinen doch in den Tiefländern häufiger zu sein, als z. B. in Oberbaiern, wo mir ihre Seltenheit auffiel, sie schliessen sich auch an eine südeuropäische Gruppe des Tieflandes, die Xerophilen, im Gegensatz zu den Campylaeen an, und dieselben Arten sind, vielleicht nicht einmal mit Ausnahme der nur mit ericetorum zusammengeworfenen H. candicans, durch ganz Spanien, einen grossen Theil Italiens, Dalmatiens und bis zum Südrande des Kaukasus verbreitet, H. ericetorum und die costulata Ziegl. ge-

nannte Varietät von candidula auch bis Griechenland. Die hübsche H. ericetorum Mll. vertritt auf den Dünen Scheveningens, als Strandschnecke die Büsche des Helmes (Arundo arenaria L.) bewohnend, die Stelle ihrer südlichen Verwandten, Helix variabilis Dr., sie soll auch noch in Dänemark vorkommen, fehlt aber bestimmt auf der skandinavischen Halbinsel und in Schottland. H. candicans Ziegl. ihr nahe verwandt und nicht selten mit ihr zusammen vorkommend, aber nach Prof. v. Kurr die Trockenheit noch weniger scheuend, längst von Potsdam als obvia bekannt, scheint im Osten sie zu ersetzen, gelangt übrigens auch nicht weiter nach Norden. H. candidula Stud., die kleinste von allen dreien, kommt noch auf der südschwedischen Insel Oeland vor, wurde übrigens eben so wenig als die andern auf dem Festlande von Skandinavien gefunden, und die neuerdings an vielen vereinzelten Stellen der deutschen Bergländer gefundene H. costulata Ziegl. dürfte sich kaum specifisch von ihr unterscheiden lassen. In Russland scheinen alle drei nur an der Küste des schwarzen Meeres vorzukommen und so die Liebhaberei der ganzen Gruppe für ein gemässigtes Klima in der Nähe des Meeres zu bestätigen, womit auch übereinstimmt, dass im westlichen Frankreich sich noch eine nahe Verwandte, die braunlippige H. neglecta Dr., zu ihnen gesellt.

Als eine auffallende Art, welche ihre Gränze in Norddeutschland findet, ist noch die allgemein bekannte Helix pomatia L. zu nennen. Durch ganz Deutschland verbreitet, wird sie jedoch am Fusse der Alpen am grössten und ist vielleicht auch am häufigsten dort und in den süddeutschen Bergländern, wo sie Tausendweise zum Essen gesammelt, in eigenen Schneckengärten gemästet und nach dem Eindeckeln verschickt werden, so in Issny, in den Vorbergen der Alpen und auf unserer schwäbischen Alp. Nach Norden erstreckt sie sich nicht weit, nur bis zum nördlichen Frankreich, bis Kopenhagen und bis Polen (Kelce bei Krakau), aber als die einzige unserer Landschnecken, welche gegessen wird, freilich mehr von Feinschmeckern als zur Volksnahrung, wurde sie nach England, Holland, Schonen und Kurland verpflanzt, wo sie daher nur in der Nähe menschlicher

Wohnungen, namentlich früherer Klöster (als Fastenspeise) sich vorfindet, wie sie vielleicht schon die alten Römer in die südlicheren und westlichen Theile Frankreichs einführten.

Eine eigenthümliche Landschnecke, welche die ganze Ausdehnung der norddeutschen Ebene bezeichnet und den Bergländern fehlt, konnte ich nicht auffinden; vielleicht dass sich als solche zwei kleine zuerst in England entdeckte Erdschnecken künftig herausstellen werden, H. lamellata Jeffr., bis jetzt auf deutschem Boden nur bei Kiel von August Müller und auf Rügen nach Boll gefunden, und die ächte H. alliaria Miller (nicht glabra Stud.) auch auf Rügen nach A. Schmidt einheimisch; vielleicht werden dieselben aber auch noch in unsern Bergländern nachgewiesen, und wahrscheinlich finden sie sich auch in Skandinavien, da beide bis Schottland, alliaria sogar bis zu den Shetlandsinseln nach Norden sich erstreckt. Dagegen finden wir im Westen in Holland und im Rheinthale, noch mehr in Frankreich, manche in Mitteldeutschland fehlende Arten, welche aber alle deutlich sich als ausstrahlende Glieder der südeuropäischen Fauna ergeben.

Anders verhalten sich die Süsswasserschnecken. Während nur sehr wenige der Ebene ganz fehlen, z. B. Paludina viridis, einige in ihr seltener sind, wie die härteres Wasser liebenden Limnaeus pereger Mll. und truncatulus Mll., welche bis Island sich erstrecken und in Grönland nahe Verwandte finden, besitzt Norddeutschland mehrere eigenthümliche und viele in grösserer Verbreitung und Häufigkeit, als die Bergländer. Zur ersteren rechne ich namentlich die zarte Amphipeplea glutinosa Mll., welche die Ebene bis Livland im Osten, durch ganz Frankreich bis zum Fusse der Pyrenäen im Westen verfolgt, auch im seenreichen flachen Theil des südlichen Schwedens und in Finnland bis zum Polarkreise vorkommt, ohne in unsere Bergländer einzudringen. Eine ganz ähnliche Verbreitung hat die kleine Paludina ventricosa Leach (Kickxii Westendorp), welche schon von Nilsson nur an derselben Stelle mit der vorigen, im Flusse Höjea bei Lund, gefunden wurde, aber ihre Gränzen scheinen etwas enger, indem sie nach den bisherigen Beobachtungen einerseits nicht über

Petersburg, andererseits nicht über die Gironde hinausgeht. Hingegen möchte ich in der norddeutschen Paludina Troscheli Paasch nicht eine eigenthümliche Schnecke der Ebene, sondern nur eine höher gewundene Form der gewöhnlichen Paludina tentaculata L. sehen, wie ich sie z. B. auch bei Schloss Nymphenburg (München) fand.

Paludina fasciata Mll. (achatina Dr.) ist wesentlich eine Schnecke der Ebenen, geht aber doch im Rheingebiet bis Trier und Bonn, in der Oder bis Ratibor, und ebenso aus dem Süden in der Donau bis Wien, im Rhonegebiet bis in das Herz von Burgund hinauf; wie die zwei vorigen erstreckt sie sich von Petersburg durch Finnland und ganz Norddeutschland, Holland und das ganze nördliche Frankreich, tritt auch wie jene beiden im südlichen England wieder auf, aber sie unterscheidet sich von ihnen dadurch, dass sie zugleich eine charakteristische Bewohnerin der Flussseen der lombardischvenetianischen Ebene ist. Das Vermeiden der Bergländer erklärt sich für alle drei wohl am einfachsten aus ihrer Vorliebe für grössere, langsam fliessende Gewässer, welche natürlich in den Bergen fehlen, wo ein stärkerer Fall und ein engeres Bett den Lauf des Wassers beschleunigt. Daher findet sich denn auch gleich die nächste Verwandte der letztgenannten Paludina, die grosse schöne Paludina vivipara L., welche nur stehendes Wasser will, nicht minder in Süd- als in Norddeutschland, aber nur da, wo sie die Bedingungen ihres Gedeihens, grössere ruhige Wasser mit thonigem Grunde, findet, so im Chiemsee, im Starenberger- und Ammersee der oberbairischen Hochebene, wo ich die Freude hatte sie selbst zu finden, bei der Herreninsel im Chiemsee bis 46 Mill. hoch und 35 breit, in Gesellschaft des schönen schlanken Limnaeus stagnalis var. fragilis Hartm. (roseolabiatus Wolf), einer sehr grossen Form von L. palustris L. und zu meinem Erstaunen zweier Exemplare des Unio platyrhynchus Rossm. Sie fehlt aber, weil auch jene Bedingungen fehlen, in der Schweiz und in Württemberg. Doch bleibt auffallend, warum sie nicht im Bodensee vorkommt, dessen Bewohner, Schnecken und Fische (z. B. Blaufelchen-Renken), sonst so sehr mit denen der oberbairischen

Seen übereinstimmen und dem wenigstens an der Rheinmündung der Schlamm nicht mangelt; ebenso fehlt sie im Genfersee, wurde aber nach einer gütigen Mittheilung meines Freundes Claparède vor einigen Jahren von einem Genfer Botaniker aus Südfrankreich in den Hafen seiner Villa am Ufer des Sees eingesetzt und hat sich bis jetzt dort erhalten, findet also daselbst die ihr nothwendigen Verhältnisse. Im Rheingebiet findet man sie häufig in der Neckarau bei Mannheim, dann im Mainthal, in dem Beckenweiher bei dem Hüttenwerk Weiherhammer am Fichtelgebirge (Oppel in Sturm's Fauna), und bei Hanau (Gärtner), bei Mombach in Nassau ist sie nach Thomae häufig, kommt auch am Rhein bei Boppard, an der Oder bei Ratibor an der Gränze des Gebirges vor, sonst ist mir kein Fundort aus Mitteldeutschland bekannt. Dürfte man, da sie in Holland und Brandenburg häufig ist, eine Verbreitung stromaufwärts für sie annehmen, obgleich sie eine Teichschnecke ist? Dieses wird um so wahrscheinlicher, als alle ihre süddeutschen Standorte im Gebiete der Donau liegen, in deren unterem Thale, wie in Ungarn, sie häufig ist, und könnte einigermassen erklären, warum sie dem Bodensee fehlt.

Aehnlich verhält sich der Riese der Gattung Planorbis, P. corneus L., welcher stilles ruhiges Wasser mit viel Wasserpflanzen liebt; von Finnland durch die ganze norddeutsche Ebene bis Holland, ebenso in England, Frankreich und auf der Südseite der Alpen ein treuer Begleiter dieser Paludina und des allgemeiner verbreiteten Limnaeus stagnalis L. und palustris Mll. (mein Freund, Dr. Weinland, überraschte mich vor 2 Jahren mit einer grossen Sendung dieser 4 grossen Schnecken von Potsdam und verschaffte mir so die längst erwünschte Gelegenheit, Planorbis corneus und Paludina vivipara zum ersten Male lebend zu beobachten), findet sich in Mitteldeutschland hauptsächlich in den durch ihre Wärme ausgezeichneten Rhein- und Maingegenden, wo er bis Strassburg und bis gegen Maulbronn im Württembergischen vorkommt, dann in dem Gebiet der Elbe bis Weimar und Altenburg, von wo ich ihn durch die Güte meines Freundes Dr. Julius Hoffmann erhielt, aber schon viel kleiner

als aus der norddeutschen Ebene, in dem der Oder bis Oberschlesien und die Oberlausitz; vom nördlichen Frankreich aus gelangt er bis in den Canal de Bourgogne bei Dijon, welcher die Yonne mit der Saone des Rhonegebietes verbindet, und er soll selbst die Donau aufwärts bis Wien gelangen, findet sich also entschieden in Berggegenden längs der Stromthäler eingedrungen, fehlt aber in Süddeutschland, dem eigentlichen Baiern, Schwaben und in der ganzen Schweiz.

Endlich ist noch ein kleiner Limnaeus, der seltenste von allen, L. elongatus Dr. (octanfractus Mont.), ein Bewohner der Ebene von Petersburg und dem flachen Theile der südschwedischen Ostseeküste (Smaland) über Dänemark, Norddeutschland, Belgien bis zu den Ebenen Frankreichs, wo er nach Dupuy im Südwesten häufig ist, was mir auch die durch die Güte des Hrn. Prof. Nördlinger aus den Loiregegenden erhaltenen Exemplare bestätigen. Während in unserm Mittel- und Süddeutschland statt seiner nur ihm wenig ähnliche schlanke Varietäten des L. palustris (L. silesiacus Scholtz und turricula Held in Schlesien, Baiern und Siebenbürgen) leben, er auch in Burgund noch fehlt, wird er dagegen weiter nach Westen auch von Bergländern (Auvergne, Cornwales, Nordspanien) angegeben; weder das oceanische Klima, noch das Maass der Wärme überhaupt kann diese Verbreitung erklären, denn Süddeutschland hat immer noch mildere Winter und doch auch wärmere Sommer als zum Beispiel Lund und Dorpat, von Petersburg gar nicht zu reden. Auch Ancylus lacustris L., dessen Lieblingsaufenthalt die Unterseite der Nymphaeenblätter ist, scheint in Norddeutschland viel häufiger zu leben als in Süddeutschland, wo er eine Rarität ist, der Schneckenfreund nicht selten Eihülsen der kleinen Blutegel (Glossiphonia s. Clepsine complanata Mll. u. a.) auf den ersten Anblick für denselben hält und gleich darauf bitter enttäuscht nicht begreifen kann, dass Linné nur diese Art und nicht den viel häufigeren fluviatilis gekannt haben soll, welcher Ebene und Bergland gleich gerne bewohnt. Dagegen ziehen die hübschen Neritinen, unsere ächtesten Flussschnecken, die grösseren Ströme der Ebene vor,

Philadelphia, deſſen Frau dem Trunke ergeben war, ſetzte ihr in der Hoffnung, daß ſie ſich zu Tode trinken würde, ein Gefäß mit Rum vor. Sie errieth die Abſicht und gab von Stunde an die üble Gewohnheit auf. Immer muß man ſich, wenn man einen Säufer von ſeinem Laſter heilen will, nach ſeinen Verhältniſſen erkundigen, ob nicht vielleicht häuslicher Zwiſt, Unmuth über geſcheiterte Plane, getäuſchte Liebe, Vermögenszerfall u. ſ. w. die erſte Veranlaſſung zum Trinken gegeben haben. Man entferne ſolche Urſachen, wo man kann, ſuche dem Verzweifelnden die Gegenſtände ſeiner Verzweiflung in einem andern, günſtigeren Lichte darzuſtellen, neue Hoffnungen in ihm zu erwecken, erinnere ihn an frühere Lieblingsbeſchäftigungen. Eine Veränderung des Aufenthalts, womit auch die alte Kameradſchaft verlaſſen wird, trägt oft das Meiſte zur Beſiegung der eingewurzelten Gewohnheit bei. Wie viel Bäder und Brunnen zur Heilung leiſten mögen, laſſe ich dahingeſtellt ſeyn; allein ſchon der Aufenthalt, wenigſtens an denen Kurorten, die bei ſchöner, romantiſcher Lage ein weniger geräuſchvolles Leben haben, möchte für manchen Trinker, dem noch nicht aller Sinn für die Natur erſtorben iſt, von den wohlthätigſten Folgen ſeyn. Sollte die friſche, uns erfriſchende Quelle mit ihren ſchönen Umgebungen, wie ſie die Natur ſelbſt geſchaffen hat, der Anblick der ihr Heil an derſelben ſuchenden und findenden Gäſte, die unter ihnen herrſchende unbefangene Heiterkeit, der von dem Arzte beaufſichtigte einfache Tiſch nicht den Eindruck auf den Trinker machen, daß er an ſeine Bruſt ſchlägt und ſich der Natur, die er ſo lange gehöhnt, wieder in die Arme wirft? Freilich meine ich nicht jene Kurorte, welche Aufenthalte der Schwelgerei, keine Heilanſtalten, ſondern Anſtalten zur Vollendung des Ruins leiblicher und geiſtiger Geſundheit ſind. In ihnen geht der Säufer gewiß vollends zu Grunde, ſein Reſt von Geſundheit wird nur um ſo bälder aufgezehrt, wenn er nun Wein- und Waſſerſäufer zugleich iſt. Je eingewurzelter die Trunkergebenheit iſt, deſto weniger nützt die pſychiſche Kur, von gar keiner Bedeutung iſt ſie in der Trunkſucht. Es müßen hier theils diätetiſche, theils eigentlich mediciniſche Mittel angewendet werden, die Miſchung der Säfte zu verbeſſern, das Nervenſyſtem umzuſtimmen und zu beleben, die Verdauung in Ordnung zu bringen u. ſ. w. Die Koſt eines Trinkers, der kurirt werden ſoll, muß kräftig ſeyn, ohne viel Maſſe zu haben, damit

gelangen aber, diesen aufwärts folgend, tief in das mittlere Deutschland und Frankreich hinein, wobei Dupuy beobachtete, dass ihre Grösse mit der der Flüsse abnimmt, was zwar mit manchen Erfahrungen an andern Schnecken, die in Berggegenden auch kleiner sind, z. B. Planorbis corneus, übereinstimmt, aber doch bei weitem nicht unbedingt und ausnahmslos anzunehmen ist. N. fluviatilis ist von Petersburg und Upsala an in allen Flüssen des Gebietes der Ostsee und Nordsee, Englands, Irlands, der Nord- und Westküste Frankreichs verbreitet, und steigt in deren Gebiet bis in die Neisse und Saale, die Fulda, die Lahn, den Main mit der Tauber (Mergentheim), den Neckar bis zur Einmündung der Enz bei Besigheim, die Mosel, die Marne, die Sarthe, die Dordogne und den Gers hinauf; auch in der Saone bei Dijon findet sie sich, wo sie ebensowohl aus Südfrankreich als aus dem Norden durch den Kanal de Bourgogne hingelangt sein kann.

N. danubialis Mhlfld. vielleicht auch N. transversalis Ziegl. steigen die Donau bis Regensburg herauf, aber südlich von derselben, in Baiern und Tirol, Oberschwaben und der Schweiz, wie in der Auvergne fehlt diese Gattung ganz, ebenso im gebirgigen Schottland.

5. Ausdehnung und Gränzen unserer Fauna.

Sehen wir uns, nachdem wir den Grundstock der nordeuropäischen Fauna, d. h. die in ihrem Gebiete ziemlich allgemein verbreiteten Arten betrachtet haben, noch ein wenig nach ihren Gränzen und den daselbst auftretenden Arten um, so erkennen wir bald, dass wir ihr Gebiet durch ganz Nordasien bis zum stillen Meer erweitern dürfen, dass Europa sich auch hierin nicht als eigener Welttheil von Asien trennt. Unter den wenigen Schnecken Sibiriens, deren Kenntniss wir von Middendorf und Kindermann verdanken, herrschen die Gruppen der Strauchschnecken (Fruticicola Albers) und die Limnaeen so entschieden vor wie in Nordeuropa, auch von den zwei mir bekannt gewordenen Arten der Halbinsel Korea ist die eine, H. coreanica Adams und Reeve, eine unserer strigella verwandte Fruticicola. Die

sibirischen Arten sind grossentheils alte Bekannte, in Mittel- und Nordeuropa weit verbreitet, wie H. fruticum Mll., strigelia Mll., incarnata Mll., hispida L., personata Lam., ruderata Stud., pura Alder, Bulimus obscurus Mll., Achatina lubrica Mll., Succinea putris L., alle ein feuchtes Klima anzeigend; auffallen müsste daher nur, dass nicht auch H. hortensis und arbustorum aufgeführt werden, wenn wir uns nicht erinnerten, dass sie schon in Europa das oceanische Klima dem kontinentalen vorziehen. Die eigenthümlichen Schnecken Sibiriens sind den genannten europäischen Arten nahe verwandt, so Helix Schrenkii Midd. und H. helvola Frivaldszky unserer fruticum, H. subpersonata Midd. unserer personata und H. bicallosa Frivaldszky der bidentata Gm., es würde also gar kein neuer Zug in der sibirischen Fauna auftreten, wenn nicht ihre zwei letztgenannten Arten sich fast allein dadurch von den europäischen unterschieden, dass der Zahn der Mündung nach innen in den Raum der letzten Windung sich verlängert, was bei keiner europäischen, wohl aber bei vielen Arten Nordamerikas vorkommt und offenbar eine Annäherung an dessen Fauna ist, wie z. B. unter den Säugthieren das wilde Schaf Kamtschatkas zum amerikanischen Dickhorn (Ovis montana) und nicht zum Argali des Altai gehört; ebenso ist H. subpersonata an der Küste des ochotzkischen Meers und im Stanowojgebirge Amerika näher als Europa. Noch treten aber in Sibirien drei Glieder der südeuropäischen Fauna auf, Bulimus approximatus Friv. (wohl nicht vom südrussischen quinquedentatus Mhlfld. verschieden) und Helix lauta Lowe (submaritima Rossm.) von der afrikanischen Mittelmeerküste, beide von Kindermann leider ohne bestimmten Fundort mitgebracht, daher etwas zweifelhaft; H. carthusiana Mll. dagegen ist zwar auch eine Fruticicola, in sofern weniger überraschend, aber doch eine südeuropäische Form, welche im Osten kaum, im Westen entschiedener nach Mitteleuropa übergreift; v. Middendorf fand sie bei Irkutsk, wo der Juli eine Temperatur von 14,6° R. wie in München zeigt, aber das Mittel des Jahres mit 0,27° R. unter das von Archangel herabsinkt, und Kindermann bestätigt ihr Vorkommen in Sibirien. Die Süsswasserschnecken, lauter

Teichschnecken, wie diese auch im nördlichen und gebirgigen Theile unserer Fauna vorherrschen, stimmen ganz mit den nordeuropäischen zusammen, selbst von den zwei als neu unterschiedenen Arten gehört die eine, L. kamtschaticus Midd., in die mannigfaltige Formenreihe von L. ovatus Dr. und die andere, L. Gebleri Midd., stimmt sehr genau mit der verkürzten Form des auricularius L. aus den Alpenseen (Monnardi Hartm.) zusammen; v. Middendorf betrachtet ihn als eigenthümliche centralasiatische Art, seinen Fundort Barnaul als äusserste Nordgränze derselben, aber auch im centralen Hochasien scheint unsere nordeuropäische Fauna zu herrschen, wie die Limnaeen beweisen, welche Victor Jacquemont in dem etwa 6000 F. hohen Gebirgsthale von Kaschmir, ungefähr in der Breite von Kairo, sammelte, und welche sich als unsere drei häufigsten Arten, L. stagnalis, auricularius und pereger herausstellten, und im gebirgigen Afganistan fand Benson die unserem detritus ähnlichen Bulimus Griffithii und eremita, letzteren auf der öden Ebene von Dusht i bedoulet bei dem Bolanpass, am Saume derselben auf Kalkfelsen eine neue, unserer avena ähnelnde Pupa (P. lapidaria Hutton), wie auch bei Kandahar die an ericetorum erinnernde Helix candaharica Pf., eine Vitrina (baccata Hutt.) und sogar eine Varietät unserer H. strigella Dr. Auch in den höhern Waldungen des Himalaya, etwa um 10000 F., entdeckte derselbe, dem Klima entsprechend, viele den europäischen ähnliche kleinere Schnecken mit einfachem Mundsaum, so Pupa pulchella, Helix humilis (sehr ähnlich unserer rupestris), orbicula, fastigiata, bullula, nana (verwandt mit unserer fulva), planiuscula (neben crystallina stehend) und unsere Vitrinen werden durch Vitrina cassida, Nanina monticola, splendens und fragilis (alle von Hutton benannt) ersetzt; diese sind dem Hochgebirge eigenthümlich und nur Eine ähnliche Schnecke, N. vesicula Benson ist demselben mit der Ebene gemeinsam. Ja auf der Insel Java finden wir schon viel tiefer, nur 4000 F. hoch in der unserer H. hispida verwandten H. smirnensis Mouss. einen Anklang an unsere Fauna. Ebenso ist es im Kaukasus, selbst am Südabhang desselben leben noch Limax maximus und agrestis L.

und unsere Limnaeen (ovatus, palustris, stagnalis) und noch in der Tiefebene des Kur bei Saljan fand Ménétries die bezeichnendsten Landschnecken Nordeuropas, wie H. fruticum, hortensis, pomatia, Hohenacker häufig bis zur persischen Gränze H. candicans Ziegl. und die nach ihm benannte Varietät des Bulimus detritus Mll. In ganz Südrussland ist H. pomatia häufig und selbst H. taurica Wgn. steht offenbar dieser viel näher, als den südeuropäischen Arten derselben Gruppe, und ist wohl nur eine grosse, lebhaft gefärbte Varietät von jener, also mehr ein nordischer als ein südlicher Zug der Krimm. Die Meeresküste gehört noch zur südeuropäischen Fauna, aber schon in der Ukräne und in Volhynien scheint die nördliche Fauna vorzuherrschen, wie die dortigen H. hortensis Mll., arbustorum L., fruticum Mll., strigella Dr., bidentata Gm., rotundata Mll., ruderata Stud., pura Aldr., Succinea putris L., Pupa muscorum L. und Clausilia laminata Mont. beweisen, und die wenigen fremderen Arten, wie H. cingulella Ziegl. und faustina Ziegl. (zwei Campylaeen) und Cyclostoma (Pomatias) tessellatum Andr. deuten mehr auf Verwandtschaft mit den Alpen, als mit dem eigentlichen Südeuropa. Ebenso fand Prof. Veesenmeyer an der mittlern Wolga die meisten Pflanzen mit unsern deutschen übereinstimmend. Aehnlich verhält es sich in Ungarn; die von Strobel mitgetheilte Molluskenfauna desselben hat bei weitem vorwaltend den Charakter einer mitteleuropäischen, und als Beweis, dass dieses Vorwalten nicht allein durch die Karpathen bedingt wird, war es mir sehr interessant, unter den Schnecken, welche Hr. Stadtrath Reiniger von Stuttgart auf der Margaretheninsel bei Pesth sammelte und mir zu überlassen die Güte hatte, lauter mittel- und nordeuropäische Arten zu finden, wie H. arbustorum, incarnata, Clausilia laminata und plicata, die einzige fremdartigere war H. austriaca Mhlfld., welche übrigens, wie wir gesehen haben, über Wien bis Passau sich erstreckt und eher für einen Charakterzug der Berge als des Südens zu halten ist. Erst unterhalb des Bakonywaldes, welcher die steirischen Alpen mit dem ungarischen Erzgebirge verbindend die Donau zu der bekannten rechtwinkligen Biegung zwingt, in der grossen niederungarischen Ebene der

Theiss treten Deutschland gegenüber neue eigenthümliche Arten auf, so erhielt ich durch einen Vetter von mir den Planorbis banaticus Lang, einen nahen Verwandten des spanischen P. Dufourii Graells, von Meszö-Tur bei der Berettyo, einem linkseitigen Zufluss der Theiss zwischen Debreczin und Grosswardein; das Banat selbst zeigt noch mehr eigenthümliche Arten, von welchen allerdings manche wie H. diodonta Mhlfld. und triaria Friv., so sonderbar sie auch aussehen, der bergigen Beschaffenheit des Landes entsprechend sich an ächt mitteleuropäische Gruppen (H. obvoluta, personata) anschliessen, andere z. B. H. banatica Mhlfld. gehören wie H. trizona Mhlfld. und planospira Rossm. aus Serbien zu den für den Südabhang der Alpen charakteristischen, ihrem Nordabhang aber nicht fremden Campylaeen, und Cyclostoma costulatum Ziegl. endlich, im Banat und in Serbien nicht selten, schliesst sich entschieden an die südeuropäische Fauna an. In Bosnien scheint zuerst Helix vermiculata Mll., in der Moldau und Walachei H. cincta Mll. aufzutreten, obgleich Bukarest noch ziemlich dieselben Temperaturverhältnisse wie Ofen, und sogar niedrigere als Wien zeigt:

	Juli	Jahresmittel.
Bukarest	16,07	6,38° R.
Ofen	15 bis 17	6,8 bis 8,4
Wien	17,2	8,4.

So sehen wir in diesen Donauländern einen allmäligen Uebergang der nordeuropäischen Fauna in die südeuropäische, und wollen wir durchaus eine Gränze, so können wir Bosniens wegen nur den Bakonywald als solche annehmen.

Siebenbürgen besitzt ähnlich dem anstossenden Banat zwar manche eigenthümliche Arten, so namentlich Helix lutescens Ziegl., eine kleinere Schwester unserer H. pomatia, und Helix instabilis Ziegl., mit unserer candicans verwandt, beide auch im benachbarten Galizien einheimisch, drei rechtsgewundene ähnliche Clausilien, Cl. Bielzii, Lischkeana und pruinosa Parr. und einige andere grosse Arten dieser Gattung mit grossartig klingenden Namen, aber doch unserer gemeinen laminata verwandt, wie Cl. glorifica Parr. und regalis Bielz; als ob wir

in der verkehrten Welt wären oder alles im Spiegel sähen, finden wir neben jenen rechtsgewundenen Clausilien mehrere linksgewundene Bulimusarten aus der Gruppe unseres obscurus Mll., so B. reversalis Bielz, conjunctus Friv. und venerabilis Parr. trotz dieser Sonderbarkeiten aber tragen alle Schnecken Siebenbürgens den Habitus der nördlichen Fauna, und wir finden gar keine Annäherung an den Süden, wenn wir nicht das Vorkommen einer Campylaea als solches betrachten, dieses ist aber H. faustina Ziegl., welche Siebenbürgen mit dem schlesischen Riesengebirge gemein hat. Es ist daher als Bergland ein vorgeschobener Posten der nordeuropäischen Fauna nach Südeuropa.

Bestimmter gestaltet sich die Gränze zwischen beiden durch das Auftreten der Alpen und wir dürfen im Allgemeinen unbedenklich alle Gegenden, welche südlich von diesem Gebirgszuge, wie den parallelen des Balkans und der Pyrenäen liegen, von unserer Fauna ausschliessen, so z. B. ganz Krain. Aber wie wir in der Alpenregion eine Annäherung an die Polargegenden fanden, so finden wir auch in den höher gelegenen Gebirgsgegenden des südlichen Europas unter entsprechenden Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen wieder Repräsentanten der nordeuropäischen Fauna.

Da wo die Appeninen die Alpenregion erreichen, an der Gränze des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel, sollen sich nach Orsini's Mittheilungen zwei Verwandte unserer H. strigella Dr., H. Orsinii Porro und Parreyssii Pf., ferner H. candicans Ziegl., Clausilia piceata Ziegl. (bis 6255 F.) und candidescens Ziegl., ja sogar die H. Gussoneana Shuttl., Repräsentantin unserer pomatia, aber viel kleiner, in die alpinen Regionen (über die Baumgränze?) erheben.

Am Südabhange der Alpen und Pyrenäen finden wir noch die meisten unserer nordeuropäischen Arten wieder und manche vorzugsweise feuchtigkeitsliebende Arten, welche daselbst bei 40—60 Zoll jährlicher Regenmenge sich sehr behaglich fühlen, charakterisiren hier die Bergregion ohne in die Ebene hinauszugehen, so Arion hortensis Fer., Vitrina elongata und diaphana Dr., H. obvoluta Mll., hispida L., fruticum Mll., arbustorum L.,

vielleicht auch Clausilia plicatula Dr., Pupa edentula und pygmaea Dr.; andere wie Pupa pusilla Mll. und Venetzii Charp., Clausilia ventricosa Dr., Helix ruderata Stud., Cobresiana Alten, rufescens Penn. und die grosse H. pomatia finden sich gar nicht mehr in den Pyrenäen, H. lapicida L. nicht einmal am Südabhang der Alpen, und einige kleinere über Nordeuropa weiter verbreitete Arten wie Arion tenellus Mll., Helix pura Alder, bidentata Gm., villosa Dr. wurden weder am Südabhang der Alpen, noch in den Pyrenäen gefunden.

Dagegen dringen andere nordeuropäische Schnecken im Gebirge bis in die mittleren Theile der drei Halbinseln vor, so Helix pygmaea Dr., Bulimus obscurus Mll., Balea perversa L., Pupa secale Dr. und antivertigo Dr. bis Portugal, H. strigella Dr. und pulchella Mll. bis Centralspanien und Korsika, Pupa frumentum Dr. bis Dalmatien, H. incarnata Mll. tritt mit Bulimus obscurus Mll. wieder in den Abruzzen auf, H. candidula Stud. findet sich zugleich noch in Portugal, Dalmatien und der Krimm. Der schwarze Arion ater L. verbreitet sich in der Ebene bis Venedig und soll nach Cantraine auch noch in Toscana (roth? auf den Bergen?) vorkommen, Limax maximus L. findet sich nach Ferrusac bei Valencia, auf Zante und im griechischen Archipel. Clausilia laminata Mont., Pupa minutissima Hartm. und avena Dr. erreichen Neapel, letztere auch Sardinien, Achatina lubrica Mll. Portugal, das südliche Spanien, Korsika und Neapel, Ach. acicula Mll. Neapel und Attika, wo sie mein verehrter Freund Prof. Roth ungewöhnlich gross fand. In den durch das Meer getrennten Berggegenden Siciliens finden wir noch die kleinen H. crystallina Mll., rotundata Mll., rupestris Dr., fulva Dr., aculeata Mll., Carychium minimum Mll., Acme fusca Mont. und einige noch zweifelhafte kleine Pupen aus der Gruppe Vertigo, vielleicht auch die grösseren P. muscorum L. und doliolum Dr.; in Algerien kehren viele derselben wie H. crystallina, rupestris, Car. minimum wieder und daneben noch einige andere, wie Vertigo pygmaea Dr., Achatina acicula Mll., Helix pulchella Mll., cellaria Mll., dann auch die grössere H. rufescens Penn. (?) und die zwei auch in Kaukasien wiederkehrenden

Limax maximus und agrestis L. Im südlichen Kleinasien (Lycien) wurden von Forbes noch Helix crystallina und Pupa doliolum gefunden, ebenso die halbkosmopolitische Succinea putris L.

Es dürfte sich also aus dieser etwas trockenen Aufzählung, bei dem Mangel vollständiger Nachrichten, wenigstens die Regel herausstellen, dass die kleinen Erdschnecken (und die Succineen), wie sie am weitesten nach Norden vordringen, so auch weiter nach Süden sich erstrecken, als die grösseren Laubschnecken, also eine viel grössere Differenz des Klimas zu ertragen vermögen, man vergleiche z. B. den Verbreitungsbezirk der Helix fulva (von Lappland bis Palermo) oder H. pulchella (von Lappland bis Algerien) mit dem von H. fruticum (von Petersburg bis Katalonien, der Lombardei und dem Banat) oder H. incarnata Mll. (von Petersburg? und Schonen bis Katalonien, die Abruzzen und Morea).

Von unsern Teichschnecken sind die meisten über einen grossen Theil der drei Halbinseln verbreitet, am häufigsten aber in den nördlicheren Theilen derselben, in Katalonien, Oberitalien und Dalmatien; die Aehnlichkeit der oberitalienischen Süsswasserfauna mit der der norddeutschen Ebene zeigt sich z. B. in der gleichen Häufigkeit der fünf grössten Süsswasserschnecken. Von diesen scheinen Paludina vivipara L. und fasciata Mll. wie auch Limnaeus stagnalis L. in Spanien nicht jenseits Katalonien vorzukommen und Portugal nicht zu erreichen, die erstere wird auch in Italien nicht südlich der Appeninen angegeben, erstreckt sich aber im Osten über Ungarn, Dalmatien und Montenegro (P. mamillata Küst.) bis Morea, die beiden andern kommen noch bei Neapel vor, und jenseits des Balkans gelangt Paludina fasciata bis Konstantinopel, Limnaeus stagnalis ist in Dalmatien häufig und gelangt bis zu dem südlichen Kleinasien (Lycien nach Forbes). Limnaeus palustris Mll. gelangt bis Malaga, Sicilien, Korfu und Morea, Planorbis corneus L. endlich gelangt bis Neapel und Portugal und wird in Algerien durch den ähnlichen Pl. metidjensis Forbes ersetzt. Unter den kleineren Arten sind nur die auch im grössten Theil Mitteleuropas selteneren Limnaeus elongatus Dr., Planorbis lenticularis Alten (complanatus

Dr. non L.) und der erst in neuerer Zeit von spirorbis unterschiedene Pl. leucostomus Millet bis jetzt nur am Fusse der Alpen und Pyrenäen gefunden worden, obgleich zwei davon wieder in Algerien auftreten. Planorbis contortus L. (auch in der oberschwäbischen Ebene häufiger als im Neckargebiet), Valvata piscinalis Mll. und Ancylus lacustris L. scheinen im mittlern und südlichen Italien zu fehlen, erstrecken sich aber auf der andern Seite bis Portugal, der Ancylus wenigstens bis in die Mitte von Spanien. Auch in Sardinien und Sicilien, obwohl ersteres des jährlichen Austrocknens seiner Gewässer wegen nur Einen stets in süssem Wasser lebenden Fisch, die Lebias caralitana Bonelli, zeigt, leben noch zahlreiche Planorbisarten, crista L., albus Mll., complanatus L., spirorbis L., von Limnaeen namentlich die die Trockenheit weniger scheuenden L. pereger Mll., truncatulus Mll., palustris Mll., und die bei uns selbst in Chausseegräben ausdauernde Paludina tentaculata L., lauter nordischere Formen. In Algerien treten L. palustris Mll., truncatulus Mll., elongatus Dr. und fast alle unsere Planorbis wieder auf. Von den Flussschnecken ist Ancylus fluviatilis Mll., da er kleine Bäche liebt und längere Zeit im Trockenen aushalten kann, durch das ganze Mittelmeergebiet bis Algerien verbreitet, Neritina fluviatilis L. nur bis Oberitalien und Nordspanien und wird südlicher durch andere Arten ersetzt. Nach einer Nachricht Morelets soll in Algerien ebensowohl die Paludina viridis der Alpen, als eine Teichschnecke der nordischen Ebenen, Paludina ventricosa Leach, in Algerien leben, nach Terver bei Wagner auch Limnaeus elongatus Dr.

Im Westen reicht unsere Fauna mit Ausnahme der Provence und Languedoc's über ganz Frankreich. Das Flussgebiet des Mittelmeeres erstreckt sich zwar durch Rhone und Saone weit in das Innere des Landes, aber durch die französischen Alpen und die Sevennen vom Küstenklima abgeschnitten, dürfte es so gut als das analoge Donaugebiet zur nördlichen Fauna gerechnet werden, wie z. B. Barbiés Arbeit über die Mollusken Burgunds zeigt, wenn auch mehrere südeuropäische Arten stromaufwärts z. B. bis Genf und Lausanne vorgedrungen sind. Die

Pyrenäen, schon weit südlicher als die Alpen gelegen, zeigen schon auf französischer Seite die nördliche Fauna so stark mit eigenthümlichen und südlichen Formen gemischt, wie etwa Kärnthen oder das Banat im Osten; es scheint überhaupt zwischen ihrem Süd- und Nordabhang bei weitem nicht der Unterschied stattzufinden, wie in den Alpen, weil auch die französische Seite durch die Nähe zweier Meere ein milderes Klima erhält, was am Nordabhang der Alpen nicht der Fall ist, und eine Tiefebene bildet, während die angränzenden spanischen Landschaften im Westen durch einen fortlaufenden Gebirgszug vom biscayischen Meere abgeschnitten sind und im Osten der Ebro ungleich dem Po erst durch das katalonische Küstengebirge sich Bahn brechen muss, also sein Thal keine Tiefebene ist. Die Verhältnisse der Alpen würden sich ähnlich gestalten, wenn man das Plateau der Schweiz, Oberschwabens und Oberbaierns an ihren südlichen, die Lombardei an ihren nördlichen Fuss versetzen würde. Daher fehlen schon dem Nordabhange der Pyrenäen mehrere bezeichnende Schnecken der nordeuropäischen Fauna, z. B. H. pomatia, fruticum und incarnata Mll., daher zeigt auch das anstossende Gebiet der Garonne, dessen Temperatur dem der Mittelmeerküste nahe steht (Bordeaux hat im Juli 18,3, als Jahresmittel 11,13° R., also beinahe so viel wie Avignon, welches um einen Grad südlicher gelegen 19,04 und 11,21 zeigt, während Englands wärmster Ort, Calenik in Cornwales 14,66 und 9,33 hat) manche südliche Formen. Doch fehlen ihm gerade die schönsten und grössten Schnecken der Provence, wie H. aperta Born, melanostoma Dr., candidissima Dr., vermiculata Mll., algira L., welche die Mittelmeerküste charakterisiren, und es zeigt überhaupt, durch die Sevennen von derselben getrennt, aber ununterbrochen mit den nördlicheren Ebenen Frankreichs verbunden in seiner Schneckenbevölkerung weit mehr Aehnlichkeit mit diesen und mit England, obgleich ihm auch noch die drei genannten Arten fehlen; auch können wir es schon desshalb nicht von Nordeuropa abtrennen, weil alle aus dem Süden hereinragenden Arten, z. B. die Strandschnecken, H. adspersa Mll., H. Carthusiana Mll. sich diesen geographischen Ver-

mehr Fibra als Phlegma aus ihr erzeugt werde. Es iſt alſo im Allgemeinen eine nahrhafte animaliſche Koſt die zweckmäßigſte. In Beziehung auf das Trinken ſelbſt muß zuerſt darauf geſehen werden, daß der zu Heilende nicht mehr nüchtern trinke. Nichts iſt verderblicher und trägt mehr dazu bei, daß die Gewohnheit immer tiefer wurzelt, als das Trinken geiſtiger Getränke früh bei nüchternem Magen. Das Gefühl von Leere und Nüchternheit, welches die Trinker Morgens empfinden, mag zuerſt mit einer Taſſe guten Kaffees beſchwichtigt werden; kehrt es dann nach einiger Zeit wieder, dann muß etwas Fleiſch mit Senf oder Salat genoſſen werden, wozu wohl im Anfang noch gleich ein Glas guter alter Wein gegeben werden kann. Reine Milchdiät, wie Trotter will, taugt nicht; dagegen ſah ich oft alte Schnapsbrüder, denen jede andere Speiſe zum Ekel iſt, eine geronnene Milch ſamt dem Rahme mit großem Appetit verzehren, und das bekam ihnen gut.

Die eigentliche Therapie des Saufens iſt prophylaktiſcher Art. Es fragt ſich, wie iſt der Mißbrauch geiſtiger Getränke zu verhüten?

Wenn auch heute das Laſter der Trunkenheit allgemeiner iſt als je, ſo war es doch, wie wir geſehen haben, immer vorhanden, es iſt nur mit der Menſchheit groß geworden. Schon in ſehr frühen Zeiten ſahen Geſetzgeber und Regierungen verſchiedener Länder das Verderben, das von dem Mißbrauch geiſtiger Getränke kommt, ein, und ſuchten ihm Dämme entgegenzuſetzen. Die Mittel, deren ſie ſich hiezu bedienten, waren theils Belehrung und das eigene Beiſpiel der Nüchternheit, theils Warnung, Strafandrohung und wirkliche, zum Theil ſehr ſtrenge Beſtrafung, theils hohe Beſteurung der geiſtigen Getränke, Verbot ihrer Bereitung oder Einführung aus fremden Ländern u. ſ. w. In China ſollen ſchon frühe, um den Mißbrauch des Weins zu verhüten, auf Befehl der Regierung die Reben ausgeriſſen worden ſeyn. Den Muhamedanern verbietet bekanntlich der Koran allen Genuß des Weins. In dem alten Griechenland galt, wie ſchon bemerkt, Trunkenheit für eine barbariſche Sitte. Laertius berichtet, daß Solon einen Archonten, der ſich betrunken, zum Tode verurtheilt, und Pittakus auf Geſetzesübertretungen, in der Trunkenheit begangen, eine doppelte Strafe geſetzt habe. Die Spartaner machten Sklaven trunken und ließen ſie dann vor den Augen der Jugend zum abſchreckenden Beiſpiel herumtaumeln. Die Schriftſteller der alten Griechen ſparen keine

hältnissen gemäss bis in das nördliche Frankreich und England fortsetzen. Die Meerenge von Calais bietet also hier der Verbreitung der Landschnecken weniger Hindernisse als die Sevennen. Auch ist ein bezeichnender Zug für die nördliche Fauna und das feuchtere Klima, dass die eigenthümlichen, nicht mit dem Mittelmeerbecken gemeinschaftlichen Strandschnecken Westfrankreichs und Englands, wie H. fusca Mont., eine Fruticicola, und Succinea arenaria Bouch. in Gruppen gehören, welche weit nach Norden verbreitet und grosse Freunde der Feuchtigkeit sind.

Die britische Fauna ist gemäss ihrer insularen Lage eine etwas verarmte und durch einige südwestliche Arten bereicherte nordeuropäische. Trotz ihrer natürlichen Abgeschlossenheit und trotz der genauen Erforschung derselben zeigt sie doch, seitdem H. fusca Mont. auch in Westfrankreich, H. alliaria Miller nach A. Schmidt auf Rügen gefunden wurde, nur eine einzige eigenthümliche Schnecke, die kleine H. excavata Bean, welche zu den schwierig zu unterscheidenden kleinen Arten der glänzenden Schnecken (Hyalina) neben pura Alder und nitidula Dr. gehört und daher sehr wahrscheinlich auch noch auf dem Festlande aufgefunden werden dürfte. Dagegen fehlen den britischen Inseln manche bei uns weit verbreitete Arten, ohne dass sich ein klimatischer Grund dafür angeben liesse, so Vitrina elongata Dr., Helix nitens Mich., personata Lam. (vielleicht auch obvoluta Mll.), incarnata Mll., fruticum Mll., Bulimus tridens Mll., Pupa frumentum Dr., avena Dr. und doliolum Dr., obgleich für alle diese Schnecken an den Felsen und in den Wäldern von Wiltshire, wo Helix arbustorum L., Bulimus montanus Dr. und Pupa secale Dr. leben, anscheinend ganz passende Wohnplätze sich darbieten. Wie diese Schnecken, fehlen in England auch manche sonst weit verbreitete Reptilien, der Laubfrosch, die Unke, der grüne Wasserfrosch, die östreichische Natter, die Blindschleiche. Diese Verhältnisse lassen uns an eine Einwanderung der Arten des Festlandes auf die Inseln denken, auf verschiedenen Wegen, welche vielleicht ziemlich zufällig der einen Art sich darboten und der andern nicht. Will man mit Forchhammer annehmen, dass (geologisch gerechnet) in unserer

Aera, in nicht vormenschlichen wenn auch vorhistorischen Zeiten die letzte Verbindungsbrücke zwischen England und Frankreich abgebrochen wurde, so hat man an dieser die beste Erklärung der Einwanderung, und man könnte sogar annehmen, die erwähnten in England fehlenden Arten seien zur Zeit jenes Durchbruchs noch nicht von ihrem Verbreitungsmittelpunkt aus in Nordfrankreich angelangt gewesen, also jüngere Arten — wenn man Hypothesen auf Hypothesen häufen will. Kehren wir vorerst zur Betrachtung von Thatsachen zurück, welche uns neue Gesichtspunkte in dieser Sache versprechen.

6. Entsprechende Faunen anderer Erdtheile.

Die arktische Fauna der östlichen und westlichen Hemisphäre ist so übereinstimmend, dass wir ihre Betrachtung nicht trennen konnten; nach Süden trennen sich die Faunen rasch mehr und mehr, behalten jedoch noch lange einzelne gemeinschaftliche und noch mehr analoge Arten.

Canada und der nördlichste Theil der vereinigten Staaten Nordamerikas, etwa bis Newyork, welche man unter dem Namen Neuengland zusammenfasst, ähnelt dem mittlern Europa in den Mitteln der Temperatur, zeigt aber grössere Extreme als Ostküste, wie das östlichste Asien, so kommt Quebeck mit einer mittleren Jahrestemperatur von 4,38° R. nahe an Dorpat, Boston in Massachusetts mit 7,31 an München, Newyork mit 8,70 an Düsseldorf, während die mittlere Temperatur ihres Julis (18,40, 18,28 und 17,77) die Deutschlands weit übersteigend der Oberitaliens gleich kommt, die des Januars (— 8,60, — 3,36, — 2,44) der Reihe nach der Petersburgs und des S. Gotthardts, Stockholms und Freiburgs (in der Schweiz), Wexiös (in Schweden 56° N. Br.) und Berns entspricht.

Demgemäss finden wir in diesem Theile Nordamerikas sehr viele Arten, welche den europäischen analog oder ganz identisch mit ihnen sind; je nachdem man von vorn herein geneigt war, Aehnlichkeiten oder Unterschiede zu finden, wurden sie bald unter eigenen Namen getrennt, bald unter denselben vereinigt, und dieser Streit wird nur dann geschlichtet werden können, wenn

man eine grössere Anzahl Exemplare von verschiedenen europäischen und amerikanischen Fundorten vergleichen und so die bedeutenden individuellen und klimatischen Abänderungen innerhalb jedes Festlandes beachtend bestimmen kann, ob diese oder jene Form nur an das eine oder an das andere gebunden ist, dann dürften aber manche jetzt unbedenklich unterschiedene Arten zusammenfallen. Namentlich gilt dieses von den Teichschnecken, welche in dem bezeichneten Gebiete ebenso über die Flussschnecken vorherrschen, wie in unsern Gewässern; ihre Gattungen und Gruppen sind ganz übereinstimmend, in Amerika finden wir hier noch keine eigenthümlichen, da Annicola Anthony unsern kleinen Paludinen (Hydrobia Hartm., Dupuy) entspricht, aber es fehlen ihm Neritina und Amphipeplea. Von unsern Arten findet sich Physa hypnorum L. zweifellos auch in Nordamerika (Ph. elongata Say), in den Staaten Vermont, Massachusetts und selbst noch jenseits der Alleghanies im Missisippigebiet (Staat Ohio). Planorbis hirsutus Gould. von Massachusetts darf ebenso unbedenklich mit unserm albus Mll. identificirt werden. Mehr Schwierigkeiten bieten die Limnaeen, sind wir ja auch in Deutschland lange noch nicht einig, ob neben den 7 Arten Draparnauds noch andere unterschieden werden können. L. palustris Mll. lebt in Nordamerika von Obercanada und Massachusetts bis zum Missouri häufig (L. umbrosus und elodes Say). L. appressus Say von Vermont scheint nur eine schlanke Varietät unseres stagnalis L. zu sein, welche auch in Deutschland als var. fragilis L., Hartm. in ruhigen Gewässern mit Lehmgrund vorkommt; L. speciosus Rossm. aus dem Eriesee und der ganz entsprechende jugularis Say von Newyork dürfte zu den zahlreichen Varietäten dieser Art zu rechnen sein, wie L. modicellus Say aus Massachusetts zu denen von pereger Mll.; auch die in ganz Neuengland häufigen L. macrostomus Say und columella Say gehören jedenfalls in die Formenreihe, welche wir in Europa unter dem Namen ovatus Dr. (und vulgaris Pf.) zusammenzufassen gewohnt sind. Der genaue Hr. Hofrath Menke glaubt die Valvata sincera Say Neuenglands und der canadischen Seen mit der deutschen depressa Carl Pfeiffer's vereinigen zu

dürfen, und ihre Schwester in Nordamerika, V. tricarinata Say, erinnert durch ihre Kanten auffallend an die in unseren tertiären Süsswasserformationen so häufige V. multiformis Desh.

Auch die strandbewohnenden Auriculen der Ostküste Nordamerikas und der Westküste Europas scheinen grossentheils identische Arten zu sein, und die einzige Gruppe dieser Familie, welche in dem Innern der Kontinente sich findet, hat in Nordamerika Carychium exiguum Say, wie in Europa C. minimum Mll. aufzuweisen. Unter den Landschnecken herrschen in Nordamerika hauptsächlich drei Gruppen der Gattung Helix vor, die glänzenden Hyalinen, die ähnlichen dunkelbraunen gestreiften Glieder der Gruppe Patula Albers (Euryomphala Beck), deren Typus unsere H. rotundata ist, und die gezähnten Triodopsis. Alle drei Erdschnecken kommen auch in der nordeuropäischen Fauna vor und sind, namentlich die zwei letzteren, für nordische und bergige Gegenden charakteristisch. Aus der ersten Gruppe finden wir in Nordamerika die europäische H. pura Alder (electrina Gould) in den Staaten Newyork und Massachusetts, und in ersterem auch H. lucida Dr. wieder, von welcher ich durch Hrn. Prof. Bronn in Heidelberg ein aus Adam's Händen stammendes Exemplar erhielt, welches übrigens nicht die lebhaft gelbbraune Farbe unserer europäischen zeigt; vielleicht ist auch H. cellaria Mll. beiden Erdtheilen gemeinschaftlich, wenn wie Gould angibt, H. glaphyra Say dieselbe Art ist. Aus der zweiten Gruppe ist H. striatella Anthony von Neuengland und dem Staate Ohio unserer H. ruderata Stud. auffallend ähnlich. Triodopsis ist in Europa nur durch H. personata Lam. vertreten, welche, wie wir gesehen haben, nicht einmal in England vorkommt; in Nordamerika entspricht ihr H. clausa Raf., die übrigens eine südlichere Heimath in den Bergen der Staaten Ohio, Kentucky, Arkanses und Missouri (Missisippigebiet) hat. Von Patula und Triodopsis leben in Nordamerika viel mehr und auch viel grössere Arten in gleicher Breite, so H. alternata Say in Massachusetts und H. palliata Say am Niagara, H. Sayi Binney in Maine. Die gezähnten Arten bilden überhaupt in Europa kaum $^1/_{20}$, in den vereinigten Staaten Nordamerikas nahezu die

Hälfte der Gattung Helix, auch in Westindien sind sie noch zahlreich vertreten, z. B. die Gruppe von H. Josephinae Fer. (Dentellaria Beck). Dagegen ist in Nordamerika unsere so bezeichnende Gruppe Fruticicola nur sehr ärmlich durch ein paar kleine der hispida ähnliche Arten wie H. jejuna Say und vielleicht tennessensis Lea vertreten und man kann annehmen, dass sie durch die vorige auch meist behaarte Gruppe ersetzt werde.

Ferner hat Massachusetts noch einige kleine Erdschnecken mit Nordeuropa gemein, wie H. pulchella Mll. (minuta Say), fulva Dr. (chersina Say) und Achatina lubrica Mll. Auch die einzige bis jetzt entdeckte Vitrina des nordamerikanischen Festlandes, V. americana Pf. vom oberen See, nähert sich sehr der europäischen pellucida Mll. und wurde von Dekay für diese gehalten. Ebenso unterscheidet sich Gould's Limax tunicatus vielleicht nicht von unserm agrestis L., er soll übrigens in Massachusetts wenig zahlreich sein, so dass er dem Acker- und Gartenbau nie schädlich wird. Die meisten der kleinen amerikanischen Pupen hat noch Niemand mit den europäischen verglichen, zum Mindesten sind sie ihnen sehr ähnlich. Pupa badia Adams von Newyork ist nach Pfeiffer eine Abart von unserer muscorum L. Pupa placida Say soll mit unserem Bulimus obscurus Mll. identisch sein, und Pupa fallax Say ist eine Verwandte unserer felsenliebenden P. avena Dr. Auch einige amerikanische Succineen (S. campestris, obliqua, ovalis Say) gleichen unseren europäischen. Von den zwei für Nordeuropa bezeichnendsten Laubschnecken wurde Helix hortensis Mll. von Lapilaye in Neufundland gefunden, kommt auch auf dem benachbarten Festlande in den Staaten Massachusetts und Vermont (H. subglobosa Binney) vor: H. arbustorum L. findet unter der gleichen Breite an der entgegengesetzten Seite des Kontinentes im Oregondistrikt eine sehr nahe Verwandte, H. californiensis Lea, welche sich von manchen Varietäten unserer arbustorum kaum unterscheiden lässt, dieselbe kommt auch in Sitka vor, dessen Temperaturverhältnisse denen von Lund in Schweden sich nähern (Jahresmittel 4,69 bis 5,97, Januar + 1,02 bis 1,24, Juli 11,16 bis 10,76). Die wenigen übrigen Arten, welche wir aus jenem Distrikte

kennen, schliessen sich theils an diese an, wie H. fidelis Gray, Townsendiana Lea, Dupetitthouarsii Desh., columbiana Lea, theils sind es Verwandte der H. pisana Müll., welche an der Westküste Europas sich bis zu derselben Breite erstreckt, so H. areolata Sow., levis Pf., Pandorae Forbes, und bestätigen also alle die Analogie mit Europa. Unter den zahlreichen Limnaeen des Oregongebietes mag sich auch die eine oder die andere europäische Form finden; im russischen Amerika, am Kenaibusen unter 60° nördl. Breite kommt nach v. Middendorf Limaeus stagnalis L. in der gewöhnlichen europäischen Form vor.

Auch unter den Dipteren und Käfern, namentlich den Familien der Necrophoren und Lucaniden, sollen viele Arten Europa und Nordamerika gemeinsam sein, dagegen erkennt der sehr scharf unterscheidende Agassiz keinen Süsswasserfisch als beiden gemeinschaftlich an. Hier stossen wir also auf eigenthümliche Schwierigkeiten für die allgemeine Annahme, dass jede Art von einem bestimmten Punkte der Erde aus allmälig und continuirlich sich über das ganze gegenwärtig von ihr bewohnte Gebiet ausgebreitet habe. Bewogen durch die richtige Beobachtung, dass bei weitem die meisten gemeinschaftlichen Landschnecken in Europa sich weit nach Norden erstrecken, theilweise auch in Grönland und Island vorkommen und kleine Erdschnecken sind, betrachtet sie v. Middendorf als Glieder einer eigenthümlichen rings um den Pol verbreiteten Fauna, wie es viele Thiere anderer Klassen sind, und nimmt an, dass sie aus dem Norden nach Süden sich verbreitet hätten. Die arktischen Vögel, welche rascher durch die Luft reisen, als wir über das Wasser, und die Eisbären, welche auf schwimmenden Eisfeldern nicht so selten nach Island gelangen, noch öfter aber beim Schmelzen derselben im atlantischen Ocean ertrinken mögen, haben sich wohl auf diese Weise auf beide Kontinente verbreitet; die Rennthiere, welche jährlich grosse Wanderungen machen, selbst über das Eis auf die Melvilleinsel und wieder zurück, auch für den Nothfall gut zu schwimmen verstehen, mögen den Weg nach Amerika über die Beringsstrasse, ebenso die Eisfüchse über die nach ihnen benannten Fuchsinseln gefunden haben, und dieser Weg

ist selbst für die Säugethiere der Waldregion noch möglich, wie für das kräftige Elennthier, die als Raubthiere an Unterschweifen gewöhnten Wölfe und den Vielfrass, welche beide sich auch in Kamtschatka finden. Aber für eine Schnecke ist eine solche Reise nicht denkbar, und wenn man nicht geradezu annehmen will, dass unter ganz ähnlichen Aussenverhältnissen auch auf zwei getrennten Punkten der Erde Organismen entstanden sein können, welche für uns nicht unterscheidbar sind, wodurch freilich die ganze Theorie unseres Speciesbegriffes angegriffen wird, so ist es am wahrscheinlichsten, dass sie durch Menschen, beiderseits unfreiwillig, eingeschleppt wurden, vielleicht nur als Eier in der Erde mit den zahlreichen Gewächsen, welche von Europa nach Amerika verpflanzt wurden, um so mehr, als es lauter Erd- und Gartenschnecken sind. Auf dieselbe Weise mögen sie nach Island und Grönland gelangt sein. So kam auch eine tropische Scolopendra in einem Palmenstamme lebend nach Stuttgart und zahlreiche Insekten als Puppen im Bauholz nach England und Frankreich (Sirex bizonatus, Monohammus dentator etc.), aber sie konnten sich der Verschiedenheit des Klimas wegen nicht erhalten. Die südeuropäische H. lactea Mll. (irrorata Say) scheint auf ähnliche Art nach Pennsylvanien, Bulimus decollatus L. (mutilatus Say) nach Südcarolina und Kuba gekommen zu sein und haben dort in einem dem heimathlichen ähnlichen Klima sich lokal erhalten, wie umgekehrt die westindischen Bulimus Goodallii Miller (clavulus Fer.) und Testacella Maugei Fer. in englischen Gärten. Paludina multilineata Say (bengalensis Lea) und Ampullaria rotundata Say, die einzige Art dieser Gattung mit kalkigem Deckel in ganz Amerika, sind höchst wahrscheinlich mit dem Reis aus Indien und Java nach Florida und Carolina eingeführt worden und haben sich mit diesem verbreitet. Ebenso könnten unsere europäischen Schnecken in Nordamerika die ihnen entsprechenden Lebensbedingungen gefunden und sich vervielfältigt haben, wie der Mensch und seine Hausthiere. Einen sichern Beweis hiefür würden wir haben, wenn man nachweisen könnte, dass sie nur an von Menschen bewohnten, kultivirten Stellen vorkommen; das Gegentheil bietet aber noch keinen

Gegenbeweis, denn einmal angelangt, können sie in drei Jahrhunderten sich selbständig weiter verbreitet haben. Sehr wahrscheinlich ist mir eine solche Einschleppung für Helix hortensis und den südeuropäischen Limax variegatus Dr., welchen Say von Philadelphia an Ferussac mittheilte. Bei andern Arten aber, welche durch zahlreiche ähnliche Amerika eigenthümliche Arten fester mit der amerikanischen Fauna zusammenhängen, und namentlich bei den Süsswasserschnecken, die auch weniger leicht eingeschleppt werden können, dürfte die vorher angedeutete Anschauung mehr für sich haben.

Auf der südlichen Erdhälfte ist keine einzige Binnenschnecke jenseits der Baumgränze gefunden worden, so wenig als ein Reptil, nicht einmal auf den Falklandsinseln, wohl wegen ihrer grossen Dürre, obgleich diese eine niedrigere Breite und eine höhere Sommertemperatur (9,87° R. für den wärmsten Monat, 6,70 für das Jahr) besitzen, als das mit birkenähnlichen Buchen reichbewaldete Feuerland (wärmster Monat 5 bis 8, kältester 0,43 bis 1,52), wo die drei dem Südpol nächsten Landschnecken, Succinea magellanica Gould, die unserer H. lucida Dr. ähnliche grüne saxatilis Couthouy und die H. lyrata Couthouy, unserer ruderata nahe stehend, also unseren nordischen Schnecken Europas und Amerikas ganz analoge Arten vorkommen.

Von der Insel Chiloë, el fin de la Cristiandad für den spanischen Südamerikaner und auf den ersten Anblick dem Feuerlande ähnlich, aber um 10 Breitengrade dem Aequator näher und schon mit tropischen immergrünen Bäumen bedeckt, wurden bis jetzt nur zwei Landschnecken bekannt, beide stets in der Nähe des Wassers und die eine noch zweifelhaft, ob eine Landschnecke, Succinea Chiloensis Phil. und Auricula (Pythia) marinella King oder nigra Phil., dagegen finden wir daselbst Chilina bulloides Orb., die grösste Art einer Gattung, welche dem subtropischen Amerika eigenthümlich, aber unseren Limnaeen verwandt ist; es nehmen also auch hier wie in Europa die Süsswasserschnecken gegen den Pol hin nicht so an Grösse ab, wie die Landschnecken.

So unvollständig diese Aufzählung ist, gibt sie uns doch

die Grundlinien eines Faunenbildes, welches mit dem von Lappland oder Archangel sich vergleichen lässt, entsprechend dem feuchten durch den Westabhang der Kordilleren und das Meer bedingten Klima dieser Insel, wo der Himmel fast immer bewölkt und eine Woche schönen Wetters eine Seltenheit ist.

Das Gegenstück finden wir in dem dürren Patagonien, wo der Boden nur mit Kies und Dornsträuchen statt mit Bäumen bedeckt ist, Flächen voll krystallisirten Salzes dem dürstenden Wanderer Seen vorspiegeln, wo unter den Insekten die trockenheitsliebenden Orthopteren und Hymenopteren vorherrschen und von Neuropteren nur noch der Ameisenlöwe lebt, weil dieser als Larve den Sand statt des Wassers bewohnt.

Hier leben nur noch zwei Landschnecken: Succinea meridionalis Orb. innerhalb der Dünen an Stellen, wo das Wasser stehen bleiben würde, wenn es regnete, Orbigny aber nur wenig salzige Feuchtigkeit finden konnte; sie erinnert somit an Succinea arenaria Bouch. der französischen Dünen, welche auch eben so sehr wie diese unserer oblonga Dr. ähnelt. Bulimus lutescens King, auch auf den Dünen, zeigt dieselbe düstere Farbe des Bodens, wie alle dortigen Käfer und Insekten, im Gegensatz zu den lebhaften Farben der brasilianischen Bulimusarten und zu dem Metallglanz der tropischen geflügelten Thiere; er gehört zu jener Gruppe (Scutalus Albers), deren übrige Mittelglieder die kahlen Abhänge der Cordilleren bis in die Alpenregion hinauf bewohnen, und erstreckt sich wie der Genosse derselben, das Guanaco, durch die baumlosen Ebenen Patagoniens bis zur Magellansstrasse. So treffen wir also hier in der Ebene die Alpenregion. Im nördlichsten, d. h. dem Aequator nächsten Theile Patagoniens, in den vom Rio Colorado und Rio Negro jährlich überschwemmten Gegenden treten noch einige neue Landschnecken hinzu, wie Bulimus sporadicus Orb., zahlreich in den Pampas von Buenos Ayres, unserem detritus Mll. nicht sehr ferne stehend, und eine Varietät des Bulimus dentatus Wood (patagonicus Orb.), erste Andeutung der starkgezahnten schönen Gruppe Brasiliens (Odontostomus Beck); hier zeigen sich auch zahlreiche Süsswasserschnecken, wie Planorbis peregrinus Orb.,

Physa rivalis Sow., Limnaeus viator Orb., unserem truncatulus Mll. nahe verwandt, und drei Chilinen des fliessenden Wassers, von denen die dickschalige Ch. telnelcha Orb. der bulloides von Chiloë nahe steht, Ch. puelcha Orb. und die dünnere Parchappii Orb. durch ihre lebhafte Zeichnung sich bemerklich machen.

Reicher ist die Schneckenfauna der Vandiemensinsel (Tasmanien) im Süden von Neuholland, welche nach ihrer mittleren Jahrestemperatur von 9,07° R. und des wärmsten Monats von 13,87 in unsere Zone gehört, und zugleich feuchter und grüner als das subtropische Neusüdwales ist. In einem Limnaeus (Lessoni Desh.), einer Succinea (australis Fer.), welche auch mit dürren Plätzen sich begnügen muss, wie jene patagonische, einer Vitrina (Milligani Pf.) und zwei mit der nordamerikanischen Helix planorboides Raf. verwandten grösseren Arten der Gruppe Patula, H. Sinclairi und bisulcata Pf., begegnen wir wieder bekannten Formen aus der nördlichen Hemisphäre, während Bulimus Dufresnii Leach, 38 Millimeter lang, und B. tasmanicus Pf. an die Schnecken des trockenen Perus erinnern, Helix Launcesterensis Reeve aus der Gruppe Trochomorpha Albers, eine eigenthümliche Auricula (Ophicardelus australis Beck) und eine Ampullaria (Tasmaniae Guill.) uns an die Nähe der indischen Tropenwelt mahnen.

Dasselbe fällt auf der Aucklandsinsel südlich von Neuseeland unter 50° Südbreite auf, wo schon Wälder von Metrosideros lucida, Dracophyllum und der Neuseeland mit dem Feuerland gemeinschaftlichen Veronica elliptica auftreten, aber noch keine Landvögel sich zeigen. Gemäss dem oceanischen Klima und der für Europa antipodischen Lage dieser Insel zeigen ihre Landschnecken gar keine Verwandschaft mit europäischen Formen mehr, wohl aber mit solchen von Java und Otaheite, so die braungeflammte Nanina zebra Guillon, die gefleckte Helix aucklandica Guillon aus der Gruppe Trochomorpha, und es finden sich sogar schon zwei Cyclostomen, je eines aus der indischen Gruppe Cyclophorus und aus der oceanischen Realia, C. cytora Gray und egea Gray. Süsswasserschnecken wurden

Worte des Ernſtes und der Satyre, um vor der Trunkenheit zu warnen. Aehnliches finden wir bei den Römern. Auch ſie betrachteten Trunkenheit als etwas Entehrendes, ſelbſt noch in den ſpäteren Zeiten der Schwelgerei und des mächtig hereinbrechenden ſittlichen Verderbens. Seneca ſchildert die phyſiſchen und moraliſchen Folgen der Schlemmerei mit abſchreckenden Farben. Wir wollen es dem ſtrengen Cato nicht verargen, wenn er ſich je zuweilen des Weins bediente, um ſich zu erheitern; ſonſt gingen die Staatsmänner überall mit dem Beiſpiele der Nüchternheit voran. Den Frauen war bei den Römern das Weintrinken ſo ſtreng unterſagt, daß der Ehemann oder die Anverwandten befugt waren, ein Weib, das Wein getrunken hatte, zu tödten. Daher ſoll denn auch der Brauch gekommen ſeyn, ſich durch einen Kuß zu begrüßen weil ſich hierdurch der Weingeruch am eheſten verrieth. Die Geſetzgeber und Weiſen des israelitiſchen Volkes warnen ſehr ernſtlich vor dem übermäßigen Genuſſe des Weins, und ſtellen deſſen Folgen für den Körper und für den Geiſt als höchſt verderblich dar. Beſonders viele hieher gehörigen Stellen finden ſich in dem trefflichen Buche Sirach's und in den Büchern des üppigen Königs Salomo, der aus eigener Erfahrung ſprechen mag, wenn er ſagt: „O nicht den Königen, Lamuel, gib den Königen nicht Wein zu trinken und den Fürſten ſtarkes Getränke. Sie möchten trinken und der Rechte vergeſſen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute.“ Es iſt bekannt, wie es bei unſern Altvordern, den alten Deutſchen, mit dem Trinken ausſah. Man mußte ſich darüber wundern, daß die Germanen durch ihr übermäßiges Trinken nicht zeitig ihre Rieſennatur eingebüßt haben, wenn ſich dieß nicht einigermaßen dadurch erklärte, daß ſie nur Bier und zwar eine ziemlich unſchuldige Gattung dieſes Getränks getrunken haben, deſſen Wirkung, wie P. Frank ſagt, mit der Wirkung des flüſſigen Feuers, das wir jetzt wie Waſſer verſchlingen, um ſo weniger verglichen werden kann, als wir auch in den feſten Nahrungsmitteln, ſowohl der Menge, als der Beſchaffenheit nach, unſere Vorfahren unendlich überſprungen haben. Uebrigens faßte ſchon Karl der Große das Laſter der Trunkenheit unter den Deutſchen ſcharf ins Auge, erließ Verordnungen dagegen, ſetzte Strafen auf die Uebertretung; allein man taerkte wenig Erfolg davon. Die Sache ruhte, bis Kaiſer Maximilian I. im Jahr 1500 durch einen Reichsabſchied ein Verbot

mir gar keine bekannt, obschon die Insel drei nordeuropäische Pflanzen besitzt, Cardamine hirsuta L., eine Montia und eine Callitriche, letztere zwei in seichtem Wasser.

Die Kerguelen insel dagegen im indischen Oceane, noch etwas näher dem Aequator, aber von allen Seiten isolirt und durch die kalten Strömungen aus dem Südpolarmeere das ganze Jahr über in einer dem Gefrierpunkte nahen Temperatur erhalten, zeigt ähnlich Spitzbergen weder Schnecken noch Bäume, nur Robben und Pinguine und vier kleine Insekten, worunter zwei Dipteren, mit Recht heisst sie daher auch Desolation island, die trostlose Insel.

So finden wir auf der ganzen südlichen Hemisphäre nirgends eine Schneckenfauna, welche unserer nordeuropäischen gleichzustellen wäre, sondern nur die ersten Anfänge derselben, welche sogleich in die subtropische übergehen, weil erstens diese Erdhälfte überhaupt kälter ist als die nördliche (Dove) und zweitens kein grösseres Festland, durch eine quere Gebirgskette von der wärmeren Zone abgeschlossen, vorhanden ist; wir dürfen also das Vorhandensein einer eigenthümlichen borealen Schneckenfauna als eine der Auszeichnungen betrachten, welche Europa seinen klimatischen und geographischen Begünstigungen vor andern Erdtheilen verdankt.

II. Südliches Europa.

Das Mittelmeerbecken ist der Sitz einer eigenen subtropischen Fauna, gegen Norden (mit Ausnahme des kontinentalen Pontus) durch die Polargränze des immergrünen Oelbaumes, gegen Süden durch die Aequatorialgränze des Weinstocks bezeichnet und im Allgemeinen zwischen den Isothermen von 12 und 15° R. liegend; die Temperatur des wärmsten Monats nähert sich an den meisten Küstenpunkten 20°, die des kältesten + 5°, mit Schwankungen von zwei bis drei Graden. Neben der höheren Temperatur bildet aber der Mangel an Feuchtigkeit noch einen wichtigen Unterschied von Mitteleuropa, und wir lernen die Wichtigkeit der Temperaturzunahme erst dann gehörig schätzen, wenn wir bedenken, dass sie den mächtigen hemmenden

Einfluss der Trockenheit nicht nur compensirt, sondern trotz ihr die Mittelmeerfauna auch in Bezug auf die Binnenmollusken reicher und mannichfaltiger als die nordische macht. Diesen Verhältnissen entsprechen auch die charakteristischen Züge dieses Gebietes, das Vorherrschen der Labiaten, Papilionaceen und Caryophylleen unter den phanerogamen Pflanzen, das häufige Vorkommen der Melasomen und Arachniden unter den Gliederthieren, was schon an die afrikanischen Wüsten erinnert. Unter den Landschnecken ist die bezeichnendste Gruppe die der Helix vermiculata Mll. und muralis Mll., welche auch grosse Trockenheit ertragen können, und nach ihr die der Xerophilen, welche die Dürre noch mehr lieben. Die dunkeln Bänder, welche, wo sie an nördlicheren Schnecken auftreten, ununterbrochen verlaufen, lösen sich meist bei den Gliedern dieser Gruppen in Fleckenreihen auf, was auch bei einigen südeuropäischen Arten ganz anderer Abtheilungen, z. B. Cyclostoma maculatum Dr., Helix intermedia Fer., vorkommt; in Nordeuropa finden wir es nur bei Helix sylvatica Dr. und zuweilen bei Helix candicans Ziegl., beides Schnecken, welche schon durch ihr äusseres Ansehen einen trockenen Wohnort anzeigen.

1. Die Berggegenden Südeuropas.

Für die südeuropäischen Gebirge charakteristisch ist der Reichthum an Clausilien und cylindrischen Pupen (Gruppe Torquilla), welche dem höheren Norden ganz fehlen; jene gehören hauptsächlich dem Osten, diese dem Westen an. In den Pyrenäen leben neben den allgemeiner verbreiteten drei Arten, Pupa frumentum, avena und secale Dr., noch zahlreiche zum Theil sehr ähnliche eigenthümliche, wie P. clausilioides Boubé, gonyostoma Küst., variabilis Dr., polyodon Dr., Partioti Moq. Tand., gingens Mich., pyrenaearia Mich., Farinesii Desmoul., Braunii Rossm.; nur Pupa granum Dr. findet sich auf allen drei südeuropäischen Halbinseln; von den Clausilien dagegen finden wir nur die bekannten mitteleuropäischen Arten, Cl. plicatula Dr., parvula Stud., ventricosa Dr., die mit unserer nigricans Pult. so lange verwechselte rugosa Dr., an ihrem Südabhange in Cata-

lonien sogar nur Cl. plicata Dr. und die zwei in Südeuropa am weitesten verbreiteten Arten, Cl. papillaris Mll. und alboguttulata Wagn. (ornata Ziegl.). In den italienischen Alpen treten von den gestreckten Pupen nur noch P. frumentum, avena und die ebenfalls pyrenäische megachilos Jan., in Krain und dem Litorale nur noch die zwei ersten auf; südlicher finden wir noch wenige meist kleinere, aber ähnliche Formen, wie in Dalmatien P. fusiformis Küster, cylindracea Ziegl., Mühlfeldtii Küst., Philippii Cantr., rhodia Roth, granum Dr.; in Griechenland noch die 4 letzteren, ohne neue Schwestern zu treffen, während auf der appeninischen Halbinsel P. frumentum bis Mittelitalien, P. avena bis Neapel und Sardinien sich erstreckt und daselbst wie in Mittelitalien P. granum und Philippii wieder auftreten; auf Sicilien gesellen sich zwei neue Arten, P. occulta Phil. und subulata Bivona, auf Sardinien P. sardoa Cantr. hinzu. Pupa cinerea Dr. (quinquedentata Born, Pf.), eine hübsche Art Mittelitaliens, Südfrankreichs und Nordspaniens, und die seltenere Pupa pallida Phil. (Bulimus cinereus Mortillet) von Nizza und Spezzia (?) sind die einzigen Pupen, welche die blaugraue Farbe so vieler osteuropäischer Clausilien zeigen. Im äussersten Westen, Galizien, lebt Pupa anconostoma Lowe, in Portugal P. secale Dr., welche nach Osten zu die Alpen nicht überschreitet, P. Farinesii Desmoul., Lusitanica Rossm. und granum Dr.; letztere ist die einzige aus der in Rede stehenden Abtheilung in Murcia, die einzige Europa gemeinsame Art in Algerien neben der nur auf afrikanischem Boden gefundenen Pupa Michaudii Terver; aus Syrien kennen wir nur eine solche Pupa (P. bulimoides Pf.), aus Kleinasien gar keine. Ganz anders verhalten sich die Clausilien: während die von der Auvergne und den Ufern der Loire durch die Bergländer bis Cintra bei Lissabon verbreitete Cl. rugosa Dr. (les investigations les plus scrupuleuses ne nous ont procuré que cette unique espèce sagt Morelet von Portugal) und zwei ihr nahe stehende, neulich entdeckte Arten Portugals, Cl. Moniziana Lowe und Charpentieri Küst., die einzigen dem Westen eigenthümlichen Arten dieser Gattung sind, auch diese einer in Mitteleuropa weit verbreiteten Gruppe angehörig, in Al-

gerien und wahrscheinlich in ganz Afrika gar keine lebt, finden wir in Osteuropa über 200 Arten, die meisten auf einen kleinen Umkreis beschränkt. Weiter verbreitet am Südabhange der Alpen vom Simplon bis Krain ist Cl. diodon Stud., in den Alpen Oberitaliens leben neben den mitteleuropäischen Arten und der häufigen albogutulata schon einige eigenthümliche, wie z. B. die unter sich nahe verwandten Cl. costulata Jan (clavata Rossm.), Whatelejana Charp., Strobeli Porro und brembina Strobel; in der lombardischen Ebene zwei mit weissen Punkten an der Nath gezierte, Cl. papillaris Mll., von Catalonien und Cette bis Sicilien und Constantinopel verbreitet, selbst noch die Gartenterassen der Häuser Venedigs bewohnend, und Cl. itala Martens, von meinem Vater zu einer Zeit so genannt, als ausser der vorigen noch keine andere Clausilia aus Italien bekannt war. Im Gebiete des tyrrhenischen Meeres ist neben diesen Cl. labiata Mont. (solida Dr.) von Marseille bis Gaeta verbreitet, ohne in die Appeninen hinaufzusteigen, wo eine neue blassgraue, an Dalmatien erinnernde Gruppe (Cl. leucostigma Ziegl., candidescens Ziegl.), auftritt, an welche sich Cl. cinerea Phil. von Neapel und Palermo anschliesst, von Ziegler ominosa genannt, weil Dr. Crater kaum nachdem er sie gefunden von Räubern ausgeplündert wurde; auch Cl. scalaris Pf. von Malta erinnert an eine dalmatinische Gruppe. Für Sicilien sind die gerippten Cl. septemplicata, syracusana und Grohmanniana Phil. eigenthümlich, Sardinien hat Cl. Meissneriana Schuttl. und Küsteri Rossm. mit Corsica gemein und Porroi eigenthümlich, von Corsica selbst, schon näher an Frankreich und Spanien ist keine eigenthümliche Art bekannt geworden. Krain besitzt zahlreiche Clausilien, aber die meisten noch aus den mitteleuropäischen Gruppen und nur in Cl. albopustulata tritt eine entschieden südliche auf. Das dürre clausilienreiche Dalmatien dagegen zeigt zahlreiche charakteristische Formen und die grössten Arten dieser Gattung, hieher z. B. die Gruppe der laevissima Ziegl. und die noch schöneren blassgrauen oder gar blauen Arten, bald scharf gerippt, wie die sonderbare Cl. exarata Ziegl. und ihre Verwandte strigilata Mhlfld., sulcosa und lamellosa Wagn. etc., bald glatt, wie die grösste

Art unserer Gattung, Cl. macarana Ziegl. und ihre zahlreichen Schwestern. Diese Gruppen setzen sich in anderen aber entsprechenden Arten (Cl. retusa Olivier, corrugata Dr., coerulea Fer. etc.) nach Griechenland und seinem Archipel bis zum südlichen Kleinasien fort. Im nördlichen Theile desselben (z. B. um Brussa) wie in Rumelien, Macedonien und den Ländern der untern Donau finden wir ebenfalls sehr zahlreiche, aber schon den mitteleuropäischen näher stehende Arten, z. B. Cl. socialis und bicristata Friv., Frivaldskyana Rossm., Michaudiana Pf., fraudigera Parr., pagana Ziegl., montana Stentz, neben unseren deutschen Arten selbst, von denen Cl. biplicata Mont. bis Constantinopel (Prof. Roth) und Brussa (Schwerzenbach), Cl. plicata Dr. und laminata Mont. bis Smyrna (Prof. Roth) sich erstreckt.

Am Südabhang des Kaukasus und in der Krimm hat ihre Zahl schon bedeutend abgenommen, und es sind grossentheils wieder die nordeuropäischen Arten selbst, neben einigen eigenthümlichen, aber diesen nahe stehenden, wie Cl. somchetica Pf., Kolenati Siemaschko und die kleine durch den Mangel der Lunarfalte und die Anwesenheit eines Kieles an der Basis der untern Windung ausgezeichnete Gruppe der Krimm, wozu Cl. acridula, gracilicosta Ziegl., canalifera Rossm., taurica Kryn. gehören. Die rasch einander folgenden Entdeckungen von Clausilien in Vorder- und Hinterindien, China, Cochinchina und Java, fast alle Glieder einer gemeinschaftlichen von unserer laminata Mont. nicht sehr entfernten Gruppe, lassen vermuthen, dass diese Gattung in gleicher Häufigkeit durch alle Bergländer Mittelasiens verbreitet ist und wir noch lange Zeit eine grosse Zahl neuer Arten aus dem Osten erhalten werden. An die Clausilien als Felsenschnecken schliesst sich je eine Gruppe der Cyclostomen und Bulimus an. Die erstere ganz ausschliesslich östlich, umfasst die cylindrischen, oft die Grösse der Clausilien nicht übersteigenden, weissen, braungeflammten, nicht selten etwas gezähnten Arten (Brephulus Albers), welche in der Krimm (B. clausiliaeformis Fer. sive bidens Kryn., subtilis Rossm., subulatus Rossm., cylindricus Mke.), in Griechenland (B. zebriolus Fer., spoliatus Parr., compactus Friv.) häufig sind, und von denen

manche in Syrien wieder auftreten, wie zebriolus und clausiliaeformis; Bul. fasciolatus Olivier ist allen drei Gegenden gemeinsam, und Bulimus Tournefortianus Fer., zuerst in Kleinasien von dem geistreichen Naturforscher und Reisenden, dessen Namen er trägt, gefunden, soll an den Grabsteinen der Kirchhöfe Constantinopels häufig sein. Von der Familie der Cyclostomen, durch permanenten Deckel und getrennte Geschlechter ausgezeichnet, in der nordeuropäischen Fauna nur von der kleinen Acme (Pupula) vertreten, tritt gleich am Südabhang der Alpen die Gruppe der kleinen gethürmten Arten (Pomatias) in Menge auf: Cyclostoma maculatum Dr. und patulum Dr. sind durch die Alpen und Pyrenäen verbreitet, C. obscurum Dr. mit einigen neulich davon unterschiedenen Arten scheint dem Westen eigenthümlich, wo es in der Côte d'or in Burgund und auf der Grande Chartreuse in den französischen Alpen, dann häufig auf beiden Seiten der Pyrenäen lebt; das stärker gestreifte C. striolatum Porro beginnt an der Südseite der Appeninen bei Genua und setzt sich bis Sicilien fort. Die Gebirge Dalmatiens bewohnen einige kleinere eben so gestreifte Arten, C. scalarinum Villa, gracile Küst., cinerascens Rossm. und auritum Ziegl., letzteres bis Montenegro; auch auf Corfu tritt diese Gruppe auf. Sie fehlt aber weiterhin, namentlich der ganzen Südküste des Mittelmeers und überhaupt allen aussereuropäischen Ländern.

Zu den kleineren Steinschnecken Südeuropas gehören noch einige Arten aus nordeuropäischen Gruppen, wie Pupa umbilicata Dr., durch ganz Südeuropa bis Portugal, Algier, Attika und Armenien verbreitet, Helix angigyra Ziegl., welche in Oberitalien unsere grössere obvoluta Mll. ersetzt, theilweise z. B. bei Bellinzona und am Comersee noch mit ihr zusammentreffend; auch Helix nautiliformis Porro, nur an den Seen von Varese und Lugano gefunden, dürfte eher zu derselben Gruppe zu rechnen sein, statt auf diese einzige Species ein eigenes Genus (Drepanostoma) zu gründen, da ihre Gestalt ganz die einer unausgewachsenen obvoluta ist.

Mehr als Clausilien und Pupen fallen dem von Nordeuropa Kommenden als erste neue Form die schönen Campylaeen auf, grosse flache Stein- und Bergschnecken, mit ungeschlage-

nem Mundsaume und meist durch ein Band in der Mitte der Windung geziert. Charakteristischer für den Süden als jene obengenannten, greift diese Gruppe doch auch, wie wir gesehen haben, in einzelnen Arten auf die Nordseite der Alpen über, auch in den Pyrenäen finden sich an beiden Abhängen kleine Arten derselben, so H. pyrenaica und cornea Dr., carascalensis Fer. und nubigena Charp. Reicher entwickeln sie sich auf der Mittags- und Morgenseite der Alpen; auf den Kalkbergen Oberitaliens lebt die weisse Helix cingulata Stud. häufig an der untern Seite vorspringender Gesteinsmassen; die eben so schöne getüpfelte Helix tigrina Ján fand mein Vater unter Steinen an dem verfallenen Thurme der Villa Serbelloni bei Bellagio am Comersee und Prof. Fleischer brachte sie von da lebend nach Stuttgart; später entdeckte sie Spinelli auch bei Rocca d'Anfo am See von Iseo, Provinz Brescia. Nördlicher im Urgebirge Tessins und Piemonts herrscht die dunkle zonata Stud., noch höher steigen H. frigida Jan. und glacialis Thomas, letztere der pyrenäischen carascalensis ähnlich, aber der Nähe der Gletscher, nicht der Region des ewigen Eises ihren Namen verdankend. Gegen Osten, im Friaul erscheinen der Reihe nach die kleine hübsche Helix Martinatiana Betta und die grössere ähnliche H. intermedia Fer., welche sich mit H. planospira Rossm. weit nach Krain hinauf erstreckt und daselbst mit den uns schon bekannten Alpenschnecken aus dieser Gruppe zusammentrifft. Im Banat und Serbien bis Bulgarien und Rumelien wird H. cingulata durch die ähnliche grössere H. trizona Mhlfld. ersetzt, und dort kommt die eigenthümliche H. banatica Partsch, an der kroatischen Militärgränze die noch eigenthümlichere, ihrem ganzen Habitus nach Dürre verkündende H. coerulans Mhlfld. (lacticina Ziegl.) hinzu. Dagegen finden wir in den Kreisen Görz (im warmen Wippacher Thal), Triest und Fiume des östreichischen Litoral's neben cingulata und planospira einige behaarte dunkle Arten, H. Feburiana Fer. und hirta Mke., welche sich unmittelbar an die helleren Dalmatierinnen, H. setosa Ziegl. und Hoffmanni Partsch, weiterhin H. denudata Rossm. und insolida Ziegl., beide schon wieder kahl, anschliessen. Im südlichen Dalmatien und in Mon-

tenegro finden wir die grösste flache Schnecke Europas, H. Pouzolzi Payr., an jene banatica erinnernd. Im Süden der balkanischen Halbinsel lebt eine Varietät der cingulata Stud. auf dem macedonischen Olymp, die dichtbehaarte H. cyclolabris Desh. auf der Akropolis von Athen und die krainische H. phalerata Ziegl. finden wir an einem eben so klassischen Standorte, den Bergen Arkadiens wieder; selbst über die griechischen Inseln erstrecken sich diese schöne Schnecken. Auf den jonischen Inseln lebt eine noch nicht näher bekannte Art (Campylaea jonica Beck), im Archipel wird das bergreiche und baumarme Syra, schon bei Homer seiner Schafweiden und seines Weines wegen berühmt, mit feuchterem Klima als die andern Inseln des Archipels, also Charakterzüge der Alpenregion mit der Wärme des Südens verbindend, und so für diese Gruppe ganz geeignet, von H. pellita Fer., das bacchische Naxos von H. naxiana Fer. und der genannten cyclolabris, das olivenreiche Kreta von derselben naxiana und H. lecta Fer., Rhodus wiederum von pellita bewohnt. Von H. lecta Fer. soll nach Pfeiffer eine einfarbige Varietät auch bei Trapezunt vorkommen und im Kaukasus erinnern drei eigenthümliche Arten dieser Gruppe, H. nivalis Ménétries (armeniaca Pf.), der H. Ziegleri nahe stehend, H. narzanensis Kryn. (pratensis Pf.) und H. Eichwaldi Pf., alle im Hochgebirge, an die krainischen Arten dieser Gruppe. Dieselbe tritt auch in den Gebirgen Unteritaliens mit allen ihren Verzweigungen auf, so erinnert im mittlern höchsten Theil der Appeninen die behaarte H. setipila Ziegl. von Ascoli an die istrische Feburiana, H. Nicatis Costa vom Monte Majella an cingulata und die kleinere H. tetrazona Jan. ist nur eine Varietät der nordostitalienischen intermedia; in der Terra di Lavoro (um Neapel) wurde sogar von dem wackern Scacchi eine Abart der bairischen und kärnthnerischen Helix Preslii Schmidt bei Piedimonte d'Alife gefunden, in Sicilien lebt H. Feburiana Fer. selbst und die der östlichen planospira Rossm. nahe verwandte macrostoma Mhlfd. (siculina Ziegl.). Corsica besitzt noch in H. Raspailii Payr. eine an Pouzolzi desselben Autors erinnernde Form; von Sardinien wurde mir keine bekannt. An der ganzen Südküste des Mittelmeeres

und in dem auch sonst Afrika so ähnlichen Spanien (mit Ausnahme der Pyrenäen) fehlt diese Gruppe gänzlich.

Das Vorkommen zweier Campylaeen (C. Sieboldtii und Thunbergii Beck) auf Japan, wo auch zwei Clausilien (Sieboldtii Pf. und ? Buschii Küst.) von dem berühmten Reisenden, dessen Namen zwei dieser Schnecken tragen, gefunden wurden, ist eine neue Aehnlichkeit in der Verbreitung dieser zwei Abtheilungen südeuropäischer Bergschnecken und ein neues Band zwischen der Fauna Osteuropas und Asiens; die zwei übrigen von Sieboldt aus Japan mitgebrachten Landschnecken, Helix conospira Pf. und Sieboldtiana Pf., schliessen sich an chinesische und ostindische Arten an. Noch sind als südeuropäische Bergschnecken drei unserer pomatia sehr nahe stehende, aber lebhafter gefärbte Arten zu nennen: Helix cincta Mll. am Südabhange der Alpen und durch die ganze balkanische Halbinsel bis Kleinasien und Syrien verbreitet, H. Gussoneana Shuttl. (decussata Mhlfld., Rossmässler's italienische ligata) in den südlichen Appeninen, und H. ligata Mll. Pf. (secernenda Rossm.) aus Dalmatien und Albanien, Griechenland und der Türkei. Eine ähnliche Verbreitung wie H. cincta hat die der pomatia schon ferner stehende H. lucorum Mll., durch ihre breiten kastanienbraunen Bänder auf weissem Grunde ausgezeichnet, sie bewohnt aber auch die Berge Mittelitaliens, wahrscheinlich bis zum Golfe von Tarent.

Zu den Bergschnecken möchte ich endlich auch einige Fruticicolen der gebirgigen Mittelmeerländer Asiens rechnen, so H. obstructa Fer. und berytensis Fer., von Olivier in Syrien (Aleppo, Beirut, Tripoli), H. Schuberti und granulata, von Roth bei Cacamo im südwestlichen Kleinasien in geringer Menge gefunden.

Von Süsswasserschnecken sind nur die flussbewohnenden für den Südabhang der Alpen charakteristisch; im untern Donaugebiete herrschen vier Gruppen von Flussschnecken, wovon nur die Melanopsis an den meisten Mittelmeerküsten wiederkehren. Von dieser Gattung sind zwei Arten, M. Esperi Fer. und acicularis Fer. (Audebarti Prevost), beide schlank und glatt, im Donaugebiet verbreitet, letztere steigt bis Wien aufwärts.

Melania Holandri Fer. ist in zahlreichen Varietäten, glatt oder knotig, gebändert oder einfarbig schwarz, durch die Bäche Krains und Kroatiens bis in die untere Donau bei Essek verbreitet. Lithoglyphus (naticoides Mhlfld., apertus Küst. und fuscus Ziegl.) durch den eigenthümlichen Kiemenfaden zunächst mit Valvata verwandt, aber als Flussschnecke mehrere Charaktere der Neritinen annehmend, so die stärkere Schale, die grössere Mündung und die flache Columellarseite derselben, um sich dicht an die Steine anzuschmiegen (auch die genannte Melania zeigt den Paludinen gegenüber diese Eigenthümlichkeiten), ist im untern Donaugebiete zu Hause und erstreckt sich aufwärts bis Laibach und Wien, nach Forster sogar bis Regensburg, wie die gleichverbreitete Neritina danubialis Mhlfld. und transversalis Ziegl. Diese zwei mit einigen kaum unterscheidbaren Arten, wie N. stragulata Mhlfld., serratilinea Zgl., chrysostoma Kutschig etc. der Donauländer, der flussreichen Lombardei und Dalmatiens deuten schon den Reichthum ihrer Gattung im Süden an, indem sie grösser, wenn auch im Allgemeinen gleich gestaltet sind, wie ihre mitteleuropäische Schwester, N. fluviatilis Lam. In Oberitalien treffen wir als Bewohnerin des Gardasees oder wahrscheinlicher der einmündenden Flüsse (bis jetzt nur todt gefunden) die kleine hübsche Pyrgula annulata Jan, welche, wenn auch durchaus nicht eine neue Gattung, doch mit der Paludina bicarinata Desmoulins aus Südwestfrankreich eine eigene Gruppe unter den kleinen Flusspaludinen bildet. Die letzteren, im Westen der Alpen so häufig als im Osten, sind die einzigen Schnecken, welche das Rhonegebiet diesem Reichthume der Donau an südlichen Formen entgegenstellen kann.

So finden wir in den südeuropäischen Bergländern eine eigenthümliche Fauna mit bedeutenden Differenzen zwischen Osten und Westen, hier Pupen und Caracollinen, dort Clausilien, pupaförmige Bulimus und Campylaeen vorherrschend. Diese Differenzen dürften sich auf hygrometrische Unterschiede zurückführen lassen, so dass die mehr Feuchtigkeit bedürfenden Gruppen im feuchteren Osten des Mittelmeers überwiegen, dafür spricht, dass die Campylaeen überhaupt als Alpenschnecken der Feuch-

gegen die Saufgeſellſchaften erließ. Er wiederholte daſſelbe auf den Reichstagen zu Trier und Köln. Später kamen ähnliche Verordnungen von Kaiſer Karl V., Maximilian II. und Rudolph. In der Verordnung des letzteren heißt es namentlich: „daß ſolch Laſter (der Trunkenheit) den Deutſchen (deren Mannheit vor Alters hochberühmt) bei allen fremden Nationen merkliche Verachtung und Verkleinerung verurſachet.“ Die Geiſtlichen erhielten den Befehl, von den Kanzeln herab das Volk von dem Laſter der Trunkenheit abzumahnen. Die Reichspolizeiordnung von 1557 Tit. 8. eifert ſehr gegen das „übermäßige Trinken und Zutrinken“ aus Gründen der Sittenpolizei eben ſo wohl als der Sicherheitspolizei, und will, daß dieſes Laſter „ernſtlich“ geſtraft werden ſoll, ohne jedoch die Strafe näher zu beſtimmen. So ernſtlich übrigens dieſe Reichsgeſetze immer gemeint ſeyn mochten, ſie wurden wenig befolgt. Die Ritter, denen ihre Humpen gar lieb waren, ließen nicht vom Wein, und tranken einander öffentlich zu: „Es gilt dir auf den Reichsabſchied.“ Ja, die Herren vom Reichstage ſelbſt waren und blieben dem Trunke ergeben, und des Nachmittags waren nicht allein die Geſandten voll, ſondern es war auch hergebracht, in der Mainziſchen Kanzlei die Weinflaſchen auf den Nebentiſch zu ſetzen: „damit die Kanzliſten, wenn dieſelben, was ad dictaturam gegeben worden, in die Feder genommen, nicht Durſt leiden möchten.“ Man hatte damals zum Spott auf die deutſchen Reichsverſammlungen das Sprichwort: „Comitia Germanorum sunt lenta et vinolenta,“ und nannte die deutſchen Reichsgeſetze „Morgenſprache,“ um damit anzudeuten, was des Nachmittags vorgenommen worden, ſey, als im illuminirten Zuſtand beſchloſſen, ungültig. So ſah ſich Kaiſer Ferdinand I. genöthigt, eine Mahnung an die fürſtlichen und reichsſtädtiſchen Geſandten zu erlaſſen des Inhalts: „Erinnert euch, daß ihr nicht des Eſſens und Trinkens wegen, ſondern wegen öffentlichen Angelegenheiten des Reichs zuſammengetreten ſeyet. Fliehet daher aus allen Kräften die leidige Völlerei und folget eurem Berufe nach.“ Verordnungen gegen das unmäßige Trinken ſind ferner enthalten in der Churfürſtlich Sächſiſchen Landesordnung, in der Polizeiordnung der Markgrafſchaft Brandenburg, in der Straßburgiſchen Polizeiordnung und in der Herzoglich Württembergiſchen Landesordnung vom Jahr 1567. Letztere beſtimmt für das „Voll- und Zutrinken,“ und zwar nicht allein für die Uebertreter des Geſetzes

tigkeit gar nicht abhold sind, dass behaarte Arten sich unter ihnen nur im Osten finden, dass die im mittlern und südlichen Spanien fehlenden Clausilien in dem als Westküste feuchteren Portugal wieder auftreten, dass die Pupen auch in Deutschland an dürren Orten besser aushalten, als die Clausilien, endlich dass in all diesen Unterschieden sich das trockene Algerien so entschieden auf die Seite des dürren Spaniens stellt, z. B. eben so wenig von Clausilien oder Campylaeen bewohnt wird. So dürfen wir annehmen, dass der ausdörrende Einfluss der Sahara unter den Ursachen dieser Differenzen eine grosse Rolle spielt.

2. Küstenschnecken des Mittelmeeres.

Während die genannten Bergschnecken am mittäglichen Abhange der Alpen am reichsten entwickelt, nach Süden zu wieder abnehmen und in Nordafrika spärlich oder gar nicht vertreten sind, ist eine andere Reihe von Schnecken für die Küsten des Mittelmeeres, die südlichen wie die nördlichen, und ebenso für seine Inseln bezeichnend, indem theils dieselben Arten, theils sehr ähnliche an den entgegengesetzten Seiten dieses Binnenmeeres auftreten. In der eigentlichen Lombardei finden sich fast keine von diesen Schnecken, während sie ein Hauptsitz der vorigen Abtheilung war, sondern sie beginnen erst da, wo kein Gebirgszug sie mehr gegen Süden vom Meere trennt, also schon in der Provence und Languedoc, dem Gebiet von Nizza und Genua, und ebenso einzelne Arten wieder an der Küste von Venedig und Triest. Der eben angedeutete Unterschied des Ostens und Westens der Mittelmeerländer prägt sich auch hier wieder aus, indem dem Westen die Gruppe Macularia ganz, Helix explanata Mll. und candidissima Dr. beinahe ganz eigenthümlich, im Osten dagegen die Gruppe von Helix algira und die Verwandten der H. cartusiana vorherrschend sind.

Bezeichnender als alle früher genannten ist für das Mittelmeerbecken eine hübsche Gruppe von Helix (Macularia Albers), deren Brennpunkte H. serpentina Fer. und H. muralis Mll. sind. Ebenfalls Felsenschnecken, aber mehr Wärme, weniger Feuchtigkeit bedürfend, daher ihre Bänder meist zu Fleckenreihen auf-

gelöst, ihre Schale fester und oft grob gestreift, bewohnen sie nicht mehr die Gebirgsgegenden, sondern nur niedrige der Mittagssonne ausgesetzte Hügel und jede Mauer kann ihnen dieselben ersetzen. Ihre entschiedene Vorliebe für Küstengegenden mag daher auf das Bedürfniss milder Winter, die Abneigung vor dem rauhen Gebirgsklima gegründet sein. Daher fehlen sie in Oberitalien, nördlich der Appenninen und in der ganzen östlichen Hälfte der Mittelmeerküsten wegen des kontinentaleren Klimas, aber auch in Algerien, vielleicht mit Ausnahme der muralis. Diese Art erreicht unter allen Gliedern dieser Gruppe den nördlichsten und östlichsten Punkt bei Triest und Pola in Istrien, wo sie vielleicht die Ruinen des alten Amphitheaters wie in Rom bevölkert. Alle andern sind auf die Westküste Italiens, die gegenüberliegende Ostküste Spaniens und die zwischenliegenden Inseln beschränkt, auch ausserhalb Europa ist mir keine bekannt geworden.

Innerhalb dieses Bezirks zeigen die einzelnen Arten noch enger umschriebene Wohnsitze: zwar H. muralis selbst und die buntere serpentina Fer. erstrecken sich noch von den balearischen Inseln und der Provence bis in den Kirchenstaat, erstere bis Neapel und letztere ist dafür die einzige aber häufige Repräsentantin dieser Gruppe auf Corsica und Sardinien (H. hospitans Bonelli), aber dagegen ist eigenthümlich für Minorca H. minoricensis Mittré, für die Provence und das anstossende Nizza die schöne rosenlippige H. niciensis Fer., für den Kirchenstaat und Neapel H. carneolana und signata Fer., für Palermo die gekielte H. Grohmanni Phil. und die rundere globularis Ziegl., für Malta H. melitensis Fer., für Gibraltar H. marmorata Fer. und für Granada die schon ferner stehende H. Guiraoana Rossm.

Während alle diese noch schön gefleckt sind, erscheinen im Süden bei grösserer Dürre von Helix muralis zu der afrikanischen turcica Chemn. (also zu den Xerophilen) hinüberführend, scharf gekielt, rauh und fast immer einfarbig, H. Paciniana Phil., segestana Phil. und scabriuscula Desh. (selinuntina Phil.) des südlichen Siciliens und ihr vergrössertes Ebenbild, die herrliche H. Gualtieriana L. an der spanischen Südküste. H. strigata Mll.

endlich, den einander zugewandten Seiten Spaniens und Italiens gemeinsam und in letzterem bis zu den Abruzzen aufsteigend, ist kaum mit mehr Recht hieher als zu den Campylaeen zu rechnen.

Nahe mit dieser Gruppe verwandt und fast ohne Gränzmarke, z. B. durch H. Balearica Ziegl. in sie übergehend, ist die von H. vermiculata und lactea Mll. Auch sie fehlt in Oberitalien, wo einzig im botanischen Garten zu Padua, also ohne Zweifel eingeschleppt, Helix vermiculata gefunden wurde, und im Osten wird sie nur spärlich mit verändertem Habitus mehr ersetzt als repräsentirt durch die griechische H. Codringtoni Gray (weil bei Navarin gefunden), die syrisch-egyptische guttata Olivier und die schöne spiriplana Olivier von Palästina, Rhodus und Kandia; diese ist noch eine entschiedene Felsenschnecke, womit auch der scharfe Kiel und die ganz platte an Gualtieriana erinnernde Form jüngerer Exemplare übereinstimmt, während H. vermiculata mehr eine Erdschnecke, wie unsere H. pomatia, ist. Auch die letztgenannte typische Art unserer Gruppe ist nach Moritz Wagner (Reisen in Kolchis) bis an die Nordküste des schwarzen Meeres, nach Ferussac über den griechischen Archipel bis Syrien, nach Roth durch den ganzen Orient verbreitet, ebenso in Morea, Albanien, Dalmatien, von wo ich sie durch Hrn. Dr. Alfons Senoner erhielt, und Bosnien, wo sie der bekannte Botaniker Prof. Otto Sendtner fand, aber aus Serbien wird sie von Zelebor nicht genannt; ebenso ist sie in Mittel- und Unteritalien, auf Malta, Sicilien, Sardinien und Corsica, wie auch im südlichen Frankreich häufig, ist also die nördlichste und östlichste ihrer Gruppe, aber gerade da, wo diese am reichsten entwickelt ist und die noch schöneren dunkelmündigen Arten unter Zwergpalmen und Opuntien zu Hause sind, in Spanien und Algerien tritt sie zurück; im ersteren ist sie nicht so häufig als die noch weniger glatte und im Allgemeinen noch hellere H. alonensis Fer., von welcher fast jeder Gebirgszug des südöstlichen Spaniens seine eigenthümliche Form besitzt und welche selbst stellenweise, wie bei Lorca in Murcia, mit zusammenhängendem Mundsaum und mit weit geöffnetem

Nabelloch (H. campesina Ezquerra) sich findet, was ebenso, aber viel seltener, bei H. vermiculata Mll. vorkommt, und den betreffenden Schnecken alsdann ganz die Gestalt der genannten H. spiriplana gibt. In Algerien fehlt H. vermiculata ganz und wird nur an der Küste durch H. constantina Forbes (Cirtae Terver) ersetzt, während sie in dem feuchteren Aegypten noch so häufig ist, als an seinen dürren Gränzen H. desertorum Forsk. Spanien und Algerien gemeinsam bis zu dem Ostabhang der Pyrenäen, wo sie nach Dupuy eingeführt ist, bewohnt die schöne H. lactea Mll. durch einen dunkelbraunen oft sehr breiten Mundsaum ausgezeichnet, bald auf milchweissem Grunde mit dunkeln scharfbegränzten Bändern geschmückt, bald mit milchweissen Punkten auf dem verwaschenen bräunlichen Grunde geziert. An diese schliesst sich, wie an aloensis, eine grosse Reihe kleinerer aber ebenso schöner, mit mehr oder weniger Recht getrennter Arten an, wie H. carthaginiensis Rossm., loxana Rossm., balearica Ziegl., alcarazana Guirao in Südostspanien; H. Dupotetiana Terver, hieroglyphicula Mich., Juilleti Terver, massylaea Morelet, senilis Morelet, punica Morelet und alabastrites Mich. in Algerien; nach Prof. Guirao soll die erste und letzte der genannten algierischen Arten auch um Cartagena in Spanien sich finden. Helix alabastrites führt uns einerseits zu der für Sicilien eigenthümlichen H. sicana Fer. (platychela Mke. etc.), andererseits zu H. splendida Dr., vielleicht der schönsten Art dieser Gruppe, welche von Südfrankreich bis Valencia und Palermo verbreitet ist. Von diesen Schnecken herrschen im Osten der Provinz Algerien die weisslippigen vor (H. constantina Forbes, und die nahe verwandten massylaea und senilis Morelet), wie in Europa H. vermiculata, im Westen dagegen und im Innern der Provinz leben fast nur dunkellippige Arten, wie unter allen europäischen Ländern nur Spanien solche besitzt. Dieses Verhältniss, an das von nemoralis und hortensis erinnernd, zeigt wieder, wie das südliche Spanien sich auf die afrikanische Seite dem übrigen Südeuropa gegenüber stellt.

Die grösseren in Menge bei einander lebenden Arten dieser Gruppe, wie z. B. H. spiriplana, vermiculata u. a. dienen in

Südeuropa allgemein zur Nahrung, in Spanien findet der Schneckenfreund eine reiche Ausbeute in den vollen Körben der Caracoleras (Schneckenverkäuferinnen), bei welchen namentlich die Helix alonensis, als caracol serrano (Bergschnecke) beliebt ist, während die chapa (H. Gualtieriana) trotz ihrer Grösse nicht gegessen wird. In Algerien wurde die französische Expeditionsarmee, welche im Dezember 1835 Abdelkaders Residenz Mascara einnahm, auf ihrem Rückzuge von dort im December (Regenzeit) nur durch Helix Dupotetiana Terver vom Hungertode errettet, welche in den Ebenen Tlelat und Ceirat in ungeheurer Menge an den dürrsten Sträuchern klebte und mehrere Tage fast das einzige Nahrungsmittel der Franzosen bildete, ohne dass sich ihre Zahl auffallend verminderte.

Auch hiedurch, wie in manchen andern Beziehungen, schliesst sich diese Gruppe an die der pomatia, namentlich H. spiriplana und vermiculata an H. adspersa Mll. an. Diese ist der allgemein verbreitete südeuropäische Repräsentant unserer Weinbergsschnecke, von Marseille, Venedig und Triest bis Malta und Candia, Algier und Aegypten, von Lissabon bis Constantinopel, Smyrna und Syrien häufig, ward daher auch in den guten alten Zeiten, als man nur die Arten Linné's überall wieder finden wollte, von spanischen und italienischen Naturforschern unbedenklich für Helix pomatia erklärt; es genügte zu dieser Identificirung, dass sie die grösste eiförmig-kugelige und eine häufig gegessene Landschnecke ist.

Andere verwandte Arten finden sich in Südeuropa nur an den Küsten, zwar nicht am Strande, sondern stundenweit landeinwärts, aber doch noch unter dem unmittelbaren Einfluss des Küstenklimas; nur in Nordafrika gehen sie weiter in das Innere und zeigen so, dass auch sie nur der Wärme wegen die Nähe des Meeres suchen, so vor allen H. melanostoma Dr., terrassan in der Provence genannt und von hier im westlichen Theile unseres Gebietes bis Palermo und Algerien sich erstreckend, dann die lebhafte und kühne Helix aperta Born (naticoides Dr.), in der Provence unter dem Namen la tapade als Delicatesse bekannt, wie schon den alten Römern als ligurische Schnecke, und im

ganzen Umkreise unseres Binnenmeeres verbreitet (vielleicht mit Ausnahme des gar zu dürren Spaniens, doch findet sie sich in Algerien wieder). Auf ähnliche Art und wohl aus gleichem Grunde hält sich Bulimus decollatus L., durch das freiwillige Abstossen seiner obern Windungen berühmt, in ganz Südeuropa von Portugal bis zum Archipel, ebenso in Syrien stets an die Küsten und geht nur in dem heissen Spanien und vielleicht auch in Algerien in das Innere der Länder; in ersterem wird er schon von dem alten Davila aus den königlichen Lustgärten zu Aranjuez angegeben, wohin er aber auch mit Pflanzen gebracht worden sein könnte. Unter den feuchtigkeitsliebenden Erdschnecken finden wir zwei nordeuropäische Gruppen, die der Helix cellaria Mll. und die der Achatina lubrica Mll., nicht nur durch neue grössere Mitglieder bereichert, sondern an jede schliesst sich auch eine neue verwandte Gruppe noch grösserer Arten an. Zu den ersteren gehört H. olivetorum Gm., welche von Brescia und Verona bis Morea, Sicilien und Südspanien sich erstreckt, und in den Pyrenäen in den feuchtesten Stellen der Buchenwälder bis 5400 F. sich erhebt, und Achatina folliculus Gronov., welche zwar in Oberitalien fehlt, aber in Unteritalien wie in der Provence auftritt und bis Algerien geht, wo sie mehrere Verwandte trifft und in der Richtung der Breitengrade von Zante bis Portugal sich erstreckt, namentlich in Spanien unter Steinen mit H. lenticula Fer. häufig ist, und auf den canarischen Inseln durch sehr ähnliche Arten ersetzt wird. Zwischen ihr und der mitteldeutschen Azeca tridens Pult. in der Mitte steht die dalmatinische und griechische A. pupaeformis Cantr. (dentiens Rossm.) und unserer lubrica Mll. näher die von Prof. Roth auf der Insel Zante entdeckte A. zacynthia. Die zwei neuen Gruppen sind die fleischfressenden Glandina und Zonites, deren typische Arten, Helix algira L. und Glandina algira Br. (Poireti Fer.), beide nach der entferntesten Südgränze ihrer Verbreitung genannt wurden, während sie bis zu den Alpen sich erstreckend dem mitteleuropäischen Forscher viel näher kommen, als ihre erste Entdeckung ahnen liess; aber es gab eine Zeit, wo die indischen Schnecken besser bekannt waren als die süd-

durch ihre anatomische Aehnlichkeiten mit den meerbewohnenden Trochoideen dem Physiologen, übrigens feuchtigkeitsliebende Erdschnecken, wie die vorigen. Cyclostoma elegans Mll. (einer der passendsten Namen unserer grossen Nomenclatur), als häufige Schnecke der Gärten deren Besitzern bekannt und verhasst, ist durch das ganze südliche Europa verbreitet, bis Kleinasien, scheint aber nicht in Algier vorzukommen. Oestliche Arten sind C. costulatum Ziegl. und striatum Mke. (glaucum und Olivieri Sow.), jenes vom Banat bis zu den Ufern des kaspischen Meeres, dieses von Smyrna über Syrien nach Aegypten sich erstreckend. Im Westen dagegen ist C. sulcatum Dr. (ähnlich wie Helix lenticula Fer.) den drei grossen italienischen Inseln, Malta, dem südlichen Frankreich, Südostspanien und Nordafrika gemein und die zwei letzteren sind wiederum mit einander durch den Besitz des schon ferner stehenden, glatten und blassen C. mammillare Lam. (Voltzianum Mich.) und des dasselbe mit den andern verbindenden C. ferrugineum Lam. ausgezeichnet.

Charakteristisch für die Mittelmeerküsten ist eine kleine Gruppe dichtgewundener, flacher, meist gekielter und oft gezahnter brauner Steinschnecken (Caracollina Beck), welche ihre reichste Entwicklung auf der pyrenäischen Halbinsel erreicht (H. Rangiana Fer., barbula Charp., turriplana Morelet, lenticularis Morelet), sich nach Algerien, Sicilien, Sardinien und Korsika hinüber in einer kleineren Art (H. lenticula Fer.) erstreckt, mit zwei Arten canalifera Anton und corecyrensis Partsch in Korfu, mit der einzigen aber grösseren H. lens Fer. in Griechenland und seinem Archipel wieder auftritt und in Syrien durch H. nummus Ehrenb. ersetzt zu werden scheint.

Ebenfalls dem westlichen Theil der Mittelmeerländer gehört die Testacella haliotoidea Dr. an, eine unterirdische fast nackte von Regenwürmern lebende Schnecke, welche im südlichen Frankreich nicht selten ist und bei Madrid, Nizza, Rom, Palermo, Triest und auf der kleinen Insel Ustika wieder gefunden wurde. Südlicher scheinen ihr die Parmacellen zu entsprechen, von denen P. Valenciennei Webb in Portugal und bei Malaga, Deshayesii Moquin Tandon bei Oran und Olivieri Fer. in Georgien lebt.

Einige südeuropäische Nacktschnecken, wie der bernsteingelbe Limax variegatus Dr., der schwarz und braunroth gestreifte Limax valentinus Fer. und der tiefschwarze Limax gagates Dr. zeigen, dass die südliche Lebhaftigkeit der Farben sich nicht bloss auf die Schalen der Mollusken erstreckt.

Strauchschnecken, welche unseren feuchtigkeitliebenden Fruticicolen verwandt sind, finden wir in Südeuropa viel weniger als in Nordeuropa, und auch diese wenigen verrathen durch ihre weissere Farbe und geringere Durchsichtigkeit, dass sie mehr der Sonne ausgesetzt sind, oder durch einen Kiel, dass sie bei grösserer Trockenheit sich häufiger unter Steinen verbergen. So sind die kleine haarige H. Parlatoris Bivona vom Monte Pellegrino bei Palermo, daher als Bergschnecke noch dunkelgefärbt, und die schon hellere H. cinctella Dr. die einzigen entschieden gekielten Fruticicolen, obgleich letztere die Unterseite der Blätter niedriger Pflanzen wie unsere H. umbrosa Partsch oder rufescens Penn. bewohnt; sie erstreckt sich längs der ganzen Nordgränze unseres Gebietes von Katalonien bis in das südlichste Krain, aber nur in Italien weiter nach Süden bis Corsica, Neapel und Sicilien. Helix Cartusiana Mll. (Cartusianella Dr.) auf den Kornähren und, nachdem diese geschnitten sind, auf den Weinreben der Sonnenhitze ausgesetzt, daher schon weisslich aber noch durch die röthliche Färbung der Mündung an die verwandte incarnata Mll. erinnernd, ist durch alle drei Halbinseln und Kleinasien verbreitet, scheint aber, obwohl noch in Sicilien lebend, auf Corsica und Sardinien zu fehlen, wie in Algerien, wo doch neben der mitteleuropäischen rufescens Penn. (?) noch zwei neue haarige Arten unserer Gruppe, H. lanuginosa Boissy und sordulenta Morelet, auftreten. Die grössere aber seltenere H. cantiana Mont. (Cartusiana Dr.) scheint ähnlich verbreitet zu sein. Im Osten treten der Reihe nach die nahe stehenden Helix Olivieri Fer. von Fiume und Calabrien an, H. Rissoana Pf. aus Griechenland, H. syriaca Ehrenberg von Constantinopel an (Roth) und in Syrien neben dieser noch H. Rothi Pf. hinzu.

Auch Strauchschnecken, aber von ganz anderem Aussehen und ganz anderer Verbreitung, weil unter ganz verschiedenen

Feuchtigkeits- und Wärmeverhältnissen lebend, sind die Strandschnecken des Mittelmeeres: nie glänzend oder durchsichtig, meist kreideweiss mit zahlreichen dunkeln Bändern, indem die normalen fünf sich oft in zahlreiche feinere zerspalten haben, in der Form von der Kugelgestalt der H. pisana Mll. und variabilis Dr. einerseits zur gänzlichen Abplattung der H. explanata Mll., andererseits zur Trochusgestalt der H. pyramidata Dr., trochoides Poir, elegans Gm., oder gar zur spitzkonischen Form des Bulimus solitarius Poir (Hel. conoidea Dr.), ventrosus Fer. und acutus Mll. variirend, bestätigen sie durch die Neigung zu einem Kiele, welcher wenigstens in der Jugend fast bei allen vorhanden ist und bei manchen sich erhält, die Ansicht, dass ein solcher für trockene Standorte charackteristisch sei. Solche Schnecken bevölkern in ungeheurer Menge die dürren Strandpflanzen der sandigen Gestade, wie das Sandrohr (Ammophila arenaria L.), die stachlige Golddistel (Scolymus hispanicus L.) und einige Centaureen, den ganzen Tag der glühenden Sonnenhitze ausgesetzt. Die meisten erstrecken sich über alle Küsten des Mittelmeeres und über dieses hinaus, ohne in das Innere der Länder einzudringen. Nur an den Flussufern scheinen sie einige Stunden weit in das Binnenland hinaufzusteigen, so Bulimus acutus in Frankreich nach Dupuy, Helix variabilis und pisana bis Rom. Die grösseren unter ihnen, wie die zwei letzgenannten, sind eine beliebte Speise; zarter und wohlschmeckender als die nur selten von Menschen gegessene H. nemoralis L., ist H. pisana Mll. z. B. in Venedig die geschätzteste unter allen zu diesem Zwecke verwandten Schnecken, und da sie leicht und schnell in gehöriger Menge zu sammeln sind, dienen sie allgemein als Volksnahrung, wie in Holland die meerbewohnenden Miesmuscheln. In Marseille wurde nach Férussac der jährliche Verschluss dieser Art auf 400 Centner (quintaux) und 1200 Franken, von H. adspersa Mll., welche weil sie grösser ist gezählt und nicht gewogen wird, auf 480,000 und wiederum 1200 Franken, von H. vermiculata Mll. gerade auf das Doppelte geschätzt. Noch mehr Schnecken werden in Westfrankreich gegessen, wo auf der kleinen Insel Rhé der Verbrauch der Landschnecken

ſelbſt, ſondern auch für die, welche zuſehen, ohne abzuwehren, oder, wenn dies nicht hilft, „ſolche Zutrinker und volle Bölz“ den Amtleuten anzuzeigen, eine Geldbuße von einem Gulden, vulgo Saufgulden. Die gleiche Strafe traf die Gaſtgeber und Wirthe, welche in ihren Behauſungen das Zutrinken geſtatteten: „um das unordentlich übertrinken gänzlich abzuſchaffen, wird ernſtlich befohlen, daß hinfürter keiner unſer Unterthan des Tags mehr denn ein beſcheiden Zech thue, ſonder ſich derſelben ſättigen laß. — Wo aber einer des Vermögens nicht iſt, den Strafgulden zu erlegen, dann mit Nachtheil ſeiner Weib und Kinder, ſo ſollen die Armen bei zween Tag und zwo Nächt mit Waſſer und Brod im Thurn büßen.“ Zugleich wurden beſondere Verordnungen gegeben gegen den Ueberfluß an Eſſen und Trinken bei Hochzeiten, Kindtaufen, an Kirchweihen. Allein auch in Württemberg ſcheint man eben ſo wenig als in andern Gauen Deutſchlands raſch daran gegangen zu ſeyn, ſich das Trinken abzugewöhnen, denn im Jahr 1620 erſchien ein Generalreſcript der Regierung, welches den Beamten aufs Neue einſchärft, die angeführten Beſtimmungen der Landesordnung in Beziehung auf Trunkenheit aufrecht zu erhalten, und die Uebertreter unnachſichtlich zu ſtrafen, denn „noch täglich verlaufende ſchreckliche Exempel beweiſen, daß die Unterthanen dem verdammlichen Laſter der Trunkenheit noch keineswegs entſagt haben, und welchem folgen beſchwerliche Schmach und Schlaghändel, auch etwa Entleibungen, derenthalben hernach unſere Unterthanen von Weib und Kindern Landräumig und flüchtig werden, oder umb der lieben Juſtiz wegen ſchwere peinliche Prozeß ausſtehen müſſen, oft auch (neben Seelengefahr) zu beeden Theilen, an Seiten des Entleibten ſo wohl als des Thäters, Weib und Kinder unſchuldiger Weiſe hiedurch zu armen Wittiben und Waiſen gemacht werden.“ In dem Königreich Preußen ward unterm 31. März 1718 gegen das Vollſaufen und Geſundheittrinken ein ſtrenges Edikt erlaſſen. Auch von geiſtlicher Seite war ſchon viel früher gegen die Trunkenheit geeifert worden. Schon der durch Einführung einer geheimen Kirchenpolizei bekannte Papſt Innozenz III. (1198—1216) verhängte die ſtärkſten Strafen gegen Geiſtliche, welche ſich im Genuſſe geiſtiger Getränke übernehmen würden, indem er dieſelben ihres Dienſtes und Einkommens (officii et beneficii) verluſtig erklärte. Allein die geiſtlichen Verordnungen und Geſetze fruchteten ſo wenig als die weltlichen,

im Mittel 25000 Franken betragen soll. Die einfarbige Helix explanata Mll. (albella Dr.) ist die einzige, welche auf die westliche Hälfte des Mittelmeers beschränkt ist. Neben diese scheint auch, namentlich in Betracht der Jugendform, Helix candidissima Dr. zu gehören, deren schwarzes Thier nicht gegessen wird, übrigens ist sie, obwohl kugelig, doch eine Erdschnecke, welche nie Pflanzen ersteigt, womit auch die Dicke und Schwere ihrer Schale übereinstimmt; mattweiss im Gegensatz zur glänzenden sicana Fer., in sehr wechselnder Form, schön gerundet (H. baetica Rossm.), gethürmter oder flacher, zuweilen offen genabelt oder den Kiel der Jugend beibehaltend (H. cariosula Mich.), wie namentlich an felsigen Plätzen, ist sie durch die dürrsten Gegenden Algeriens, des östlichen Spaniens, des südlichsten Frankreichs, Sardiniens und Siciliens bis zur Ostküste Neapels verbreitet (Dr. Rabenhorst fand sie bei Manfredonia), fehlt in Dalmatien und Griechenland, weil diese weniger trocken oder weil ihre Küsten zu felsig sind, und tritt erst in der ebenso dürren Umgebung des todten Meeres wieder auf, wo viele Exemplare durch einen stark verdickten, schwieligen Mundsaum ausgezeichnet sind (H. Boissieri Charp.).

Wie diese, sind einige andre unseren norddeutschen Arten näher stehenden Glieder der Gruppe Xerophila weniger an die Nähe des Meeres gebunden, so die ziemlich allgemein durch Südeuropa verbreitete H. striata Dr. (H. profuga A. Schmidt), H. conspurcata Dr. und apicina Lam., in Spanien entspricht ihnen H. derogata Rossm. Andere Arten derselben Gruppe, durch grobe Streifung und scharfen Kiel ausgezeichnet, wodurch sie der Helix Gualtieriana und ihren sicilischen Verwandten ähnlich werden, sind wie diese auf das afrikanische Klima von Spanien und Sicilien, auch hier meist auf ziemlich eng umschriebene Lokalitäten beschränkt, ohne so entschiedene Felsenbewohnerinnen wie jene zu sein, so H. usticensis Calcara von der Insel Ustica nördlich von Sicilien, H. Spratti Pf. von Malta, H. Schombrii Scacchi von Sicilien, H. Nyelii Mittré von Minorca; manche mögen auch eine weitere Verbreitung besitzen, so wurde die portugiesische Helix setu-

balensis Pf. von Rossmässler auch auf dem Schlossberg zu Alicante an der spanischen Ostküste gefunden, H. rugosa Chemn. Pf. (Gargottae Phil.) lebt in Sicilien und Unteritalien, erstreckt sich im Gebirge bis Ancona und soll nach Graells auch in Murcia gefunden sein. H. Rozeti Mich. (amanda Rossm.) ist sogar über Morea, Sicilien und Algerien verbreitet und findet in Nordafrika mehrere Verwandte, Helix mograbina Morelet, illibata Pan. und tetragona Morelet. Selbst H. pisana Mll. tritt im westlichsten Afrika (Marokko) und einigen Gegenden Spaniens (Sierra de Cristoval) in einer gekielten Form (Helix planata Chemn., Rossm.) auf.

Die Süsswasserschnecken treten in Südeuropa sehr zurück, namentlich die Teichschnecken, wovon das spärliche Vorhandensein passender nicht austrocknender Gewässer Schuld sein mag. Unter den letzteren finden wir keine neuen Gruppen, selbst in den Reisfeldern Oberitaliens müssen unsere norddeutschen Paludina vivipara L. und fasciata Mll., Limaeus stagnalis L., palustris Mll. und Planorbis corneus L. die tropischen Ampullarien ersetzen. Der algierische und spanische Planorbis Dufourii Graells (Metidjensis Forbes) und der südungarische Pl. banaticus Lang, beide aus der Verwandtschaft unseres corneus, aber kleiner, welche sich ähnlich zu diesem verhalten, wie H. cincta und ligata zu pomatia, Physa contorta Mich. in ganz Spanien und dem Süden der beiden andern Halbinseln und Physa acuta Dr. nur im Westen (Spanien und Südfrankreich), beide auch in Algerien, sind neben zwei kleinen griechischen Planorbis (atticus und fontinalis Roth) wohl die einzigen begründeten Arten unter den Teichschnecken, welche das südliche Europa vor dem nördlichen voraus hat, und auch von diesen verlangen die verbreitetsten, die Physen, nur kleinere sanftfliessende Bäche, ja ihre stärkere Schale deutet auf einen stärkeren Zug des Wassers. Auch die südeuropäische Form des Planorbis complanatus L. (Pl. subangulatus Phil.) ist meist dickschaliger, aber auch kleiner als der nordische.

Anders verhalten sich die Flussschnecken der Mittelmeerküsten, da fliessende Gewässer nicht so leicht als stehende aus-

trocknen. Die Neritinen sind durch Spanien, Sardinien, Sicilien, Dalmatien, Morea und Algerien zahlreich in kleineren, schwarzen und kugeligen Formen verbreitet, welche alle vielleicht zu einer Art gehören, aber unter dem Namen N. baetica Lam., sardoa Mke., peloponnesiaca Recluz und Prevostiana Partsch unterschieden wurden; letztere soll auch im Donaugebiet bis Wien vorkommen. Im Westen, wie in der Guadiana, den Bewässerungsgräben von Murcia und Valencia finden wir N. guadianensis Morelet und valentina Graells, höher gewundene, ovale Arten, deren übrigens sehr veränderliche Gestalt bereits an grössere tropische Arten, wie N. semiconica Lam. und communis Q. G. des indischen Archipels, N. lineolata Lam. aus Surinam erinnert. Die kleinen rundlichen Flusspaludinen sind auch über die meisten Mittelmeerküsten (mit Ausnahme Spaniens?) in ähnlichen oder identischen Arten verbreitet, z. B. P. idria Fer., badiella Parr., Salinesii Phil. etc.

Melanopsis könnte als schwarzes Gegenstück der weissen Landschnecken geradezu die charakteristische Süsswasserschnecke der Mittelmeerfauna genannt werden, wenn sie nicht in ganz Italien völlig fehlte, vermuthlich weil seinem südlichen Theile grössere Flüsse mangeln, aber doch begnügt sie sich mit den kleinen Bächen Algeriens, Griechenlands und seines Archipels. Sie bewohnt am liebsten reines lebhaftes, oft sehr rasches Wasser mit steinigem Grunde, wo sie unbeweglich sitzt. Wie die Limnaeen des nördlichen Europas variiren die einzelnen Arten sehr in ihrer Gestalt und selbst in ihrer Sculptur, indem zuweilen sich erhöhte Linien parallel der Nath (wie bei Limnaeus palustris und stagnalis) zeigen und sogar zu starken Kielen sich ausbilden können, z. B. bei M. Dufourii Fer. (M. Graellsii Villa) ganz wie bei der in ihrer Gesellschaft lebenden Varietät von Neritina valentina (N. Velascoi Graells); auch dem Mündungssaume parallele Kanten in geringer Anzahl fand mein verehrter Freund, Prof. Roth, an einigen Exemplaren der sonst ganz glatten M. praerosa L. Diese Art ist fast durch den ganzen Bezirk der Gruppe, von Spanien über Algerien, Syrien und Kleinasien bis Griechenland verbreitet. Die

gerippte M. carlosa L. und die oft gekielte Dufourii Fer. sind für den Westen, das südliche Spanien und Marokko bis Oran charackteristisch und im Osten entspricht der ersteren die syrische M. costata Olivieri.

3. Ausdehnung und Gränzen der Mittelmeerfauna.

Die geschilderte Fauna des Mittelmeeres erstreckt sich in manchen ihrer auffallendsten Züge über das Gebiet dieses Binnenmeeres hinaus, am weitesten in Westeuropa, wohin wie an alle Westküsten der Erde durch die Verschiedenheit der Umdrehungsgeschwindigkeit unter verschiedenen Breiten die warme Aequatorialströmung in Luft und Meer hingeleitet wird, während die kalte Polarströmung ferne davon gegen die Ostküsten zurückbleibt. So erstrecken sich namentlich die Strandschnecken des Mittelmeers bis an die Nordküste Frankreichs und die Südküste Englands, wo in Cornwales noch Myrthen, Agaven, Orangen und Fuchsien das ganze Jahr im Freien bleiben, was schon in Paris die Winterkälte nicht mehr erlaubt. Häufig auf den Dünen von Bordeaux haben sie sich nicht quer über den französisch-spanischen Isthmus, sondern längs dem ganzen Saum der iberischen Halbinsel dorthin verbreitet, so Helix pisana Mll., H. variabilis Dr. und Bulimus acutus Mll., letzterer bis an die Westküste Schottlands. Ebenso folgen manche Auriculen den Küsten des atlantischen Oceans und der Manche, sind nicht selten in England, eine wurde sogar noch auf Norderney gefunden (Auricula tenella Mke.), aber weiter östlich findet sich keine Spur mehr von denselben. Auch manche Meeresbewohner des südlichen Europas verbreiten sich ganz ähnlich bis zur Manche, ohne die Nordsee zu erreichen, z. B. die schöne Haliotis tuberculata L., Trochus magus L., Calyptraea Chinensis etc.

Es sind übrigens nicht bloss die Strandschnecken, welche dem Westen Europas eine südliche Färbung geben, sondern auch manche Bewohnerin des Binnenlandes Frankreichs ist an den Mittelmeerküsten so häufig, und fehlt einem so grossen Theile von Mitteleuropa, dass wir sie als ein vorgeschobenes Glied der südlichen Fauna ansehen müssen. So findet sich

Testacella haliotoidea Dr. in den wärmeren Küstenländern bei Rochelle, in der Bretagne und der Normandie, ebenso bei London, Pupa umbilicata Dr. ist in West- und Nordfrankreich bis Belgien, England und Schottland häufig und dringt landeinwärts bis in das Departement der Sarthe. Helix adspersa Mll. ersetzt in allen Küstenländern von Frankreich und Holland, England und Schottland unsere pomatia, trifft aber im Binnenlande mit ihr zusammen, wie z. B. bei Brüssel, wo ich mich selbst davon überzeugte, um Paris (Geoffroy), bei Dijon (Barbiés), in der Auvergne und in der französischen Schweiz, H. pomatia zieht die trockenen Weinberge, Helix adspersa Mll. die feuchteren Gärten und Hecken vor. H. caperata Mont. hat eine ganz ähnliche Verbreitung, ihr westlichster mir bekannt gewordener Standort ist der botanische Garten in Brüssel, wo ich sie ziemlich zahlreich an dem ein Beet umgebenden Rasen fand, während ich H. adspersa Mll. noch in dem Gehölze des Plantentuin's von Leiden in Gesellschaft von zahlreichen und schönen H. arbustorum und nemoralis traf. Auch eine Süsswasserschnecke, Physa acuta Dr., gelangt bis in das Departement der Sarthe und das der Côte d'or (Burgund). Ja einige südeuropäische Schnecken überschreiten die Gränze von Deutschland in dem wärmsten Theile desselben, dem Rheinthale, wo Düsseldorf eine höhere mittlere Jahrestemperatur als London und Paris (8,78° R.), Trier und Mannheim wenigstens eine höhere Zahl des wärmsten Monats als jene zwei Hauptstädte (15,56 und 16,36) haben: Cyclostoma elegans Mll. und Helix Cartusiana Mll., beide in Italien häufige Gartenschnecken, im Osten bis Volhynien, Ungarn und Krain vordringend (H. Cartusiana sogar bis Sibirien?) verbreiten sich über den grössten Theil von Frankreich und England, überschreiten die belgische Gränze, treten in der Rheinprovinz (z. B. bei Neuwied und Bonn) wieder auf, sind in den Weinbergen von Baden nach A. Braun weit verbreitet und wurden von meinem Freunde Dr. Rudolf Gmelin an dem Kaiserstuhle im Breisgau gefunden, und mir freundlichst mitgetheilt. Dieser ist wohl für Deutschland der südlichste Fundort, wie das ebenfalls vulkanische Rolandseck der nördlichste,

und neben Wien, (Jahresm. 8,46, Juli 17,22° R., Januar — 1,21), bis wohin vom Osten her Helix Cartusiana, und Sigrisweil am Thunersee, bis wohin Cyclostoma elegans Mll. von Westen vordringt, als Polargränze der Arten anzusehen sein, wenn man die Bergländer als dem Norden entsprechend betrachtet.

Im östlichen Theile der Alpen greifen neben den schon betrachteten Campylaeen nur zwei Schnecken über die Wasserscheide hinüber, Helix verticillus Fer. die Donau herauf bis Wien und Passau, und Cyclostoma maculatum Dr., welches über Krain nach Kärnthen, Salzburg und in die bairischen Alpen (Berchtesgaden, Tegernsee) gelangt, ja noch an den Kalkfelsen Kehlheims bei Regensburg von Schrank, der es unter dem treffenden Namen Helix turbo in seiner Fauna Boica aufführt, und von meinem Vater gefunden wurde. Regensburg dürfte also für die Donau, wie der Kaiserstuhl für den Rhein, der äusserste Vorposten einer südlicheren Fauna gegen das Herz von Europa sein.

Die lombardische Ebene, obwohl entschieden zur südeuropäischen Fauna gehörig, ermangelt doch noch mancher charakterischen Art derselben, so z. B. Helix aperta Born, vermiculata Mll., serpentina Fer. und muralis Mll., (auch adspersa Mll. tritt erst an ihrem Küstensaume auf) und zeigt desshalb noch nicht in so hohem Grade den südlichen Charakter, als die in gleicher Breite ihr zur Seite liegenden Gegenden, welche im Süden vom Meer statt von einem Gebirge begränzt werden, die Provence und die Riviera von Genua, die Kreise von Triest und Fiume. Krain bildet den Uebergang zu Nordeuropa, hat aber im Fehlen der Helix lapicida L. schon einen südlichen Charakter und das warme Wippacherthal, das auch zum Mittelmeergebiet gehört, zeigt ganz die südliche Fauna, wie Triest oder Fiume (H. Feburiana, cantiana u. a.) Die südungarische Ebene, die Moldau und Walachei, etwa in gleicher Breite mit der Lombardei liegend, lassen sich auch als ihr entsprechende, noch mehr verarmte Glieder der südlichen Fauna betrachten, namentlich in Betracht der daselbst häufigen Melanopsis, deren Verbreitung stromaufwärts bis in die Gegend Wiens wir

schon gesehen haben, der Helix vermiculata (Bosnien) und cincta (Walachei).

Die pontische Fauna erscheint in ihren Küstenschnecken, wie in denen des Meeres selbst, für welche es v. Middendorf so richtig nachgewiesen hat, ebenfalls eine verarmte mittelländische. Melanopsis acicularis Fer. erscheint noch einmal im Dnieper und im Bug, in welchem sie, wofern dem Synonym Helix Lembergensis von Schröter zu trauen ist, sehr weit aufwärts steigt. Von charackteristischen Arten erscheinen in Bessarabien kleinere Formen der Helix cincta Mll., um Odessa soll H. ligata Mll. sich finden, in der Krimm leben neben beiden genannten H. Cartusiana Mll., variabilis Dr. und Achatina folliculus Gronov (? nitidissima Kryn.) und die schon genannten weissen cylindrischen Bulimus; auch Helix filimargo Ziegl., an Gargottae Phil. und Verwandte sich anschliessend, ist ein südlicher Zug. Entschiedener tritt der Mittelmeercharakter an der Südseite des schwarzen Meeres auf, von wo Moritz Wagner, leider ohne bestimmtere Angabe des Fundortes, Helix vermiculata Mll., smyrnensis Roth, olivetorum Gm. und Clausilia Olivieri Roth (auch in Rhodus und bei Ephesus lebend) mitbrachte.

Der Kaukasus zeigt nur wenige südliche Formen, nämlich neben seinen Campylaeen Cyclostoma costulatum Z. und Pupa umbilicata Dr., wohl auch C. elegans Mll. und an seinem Südabhange Pupa ovularis Olivier; zweifelhafter ist das Vorkommen von Helix ligata Mll., cantiana Mont., variabilis und caespitum Dr., namentlich unter den zwei letzteren könnten auch nur Formen unserer mitteleuropäischen und dort häufigen candicans Ziegl. verstanden worden sein. In der Tiefebene des Kur und jenseits derselben bei dem früher persischen Lenkoran, wo sich schon Reisfelder finden, und mit ihnen die tropische durch Mesopotamien und Indien bis Java und Canton verbreitete Cyrena fluviatilis Mll., erscheint auch die grosse Helix olivetorum Gm. und Helix atrolabiata Kryn., zwischen nemoralis und vermiculata, doch ersterer näher stehend. Ja durch ganz Kurdistan und Persien, das auch in seinen Umbellisten noch

an die Mittelmeerflora erinnert, scheint sich unsere Fauna hinzuziehen, denn um Schiraz und bei den Ruinen von Persepolis wurden von Kotschy die Melanopsisarten der Mittelmeerküsten, die glatte praerosa L. und die gerippte costata Olivier, in wenig abweichenden Varietäten (variabilis und Kotschyi v. Busch) gefunden und im untern Tigris kommen noch nahe Verwandte, die M. nodosa Fer. und insignis Parr., vor. Auch die übrigen wenigen Arten, welche aus jenen Gegenden bekannt sind, passen ganz in die Reihen der Mittelmeerfauna: Helix subdentata Fer. steht neben pisana Mll., H. Kotschyi Pf. gehört ebenfalls in die Gruppe der Xerophilen, von Mossul brachte Olivier eine zur griechischen Helix figulina Parr. gehörige Schnecke und die syrische Pupa ovularis, von Kermandscha die ebenfalls syrische H. obstructa Fer. zurück, Parmacella Olivieri Fer. aus Mesopotamien findet im südlichen Spanien und in Algerien zwei Gattungsgenossen; weiterhin gegen den Himalaya zu treten mit der Zunahme der Meereshöhe sogar nordeuropäische Anklänge auf.

In den dürren Wüsten des südlichen Palästinas und des steinigen Arabiens finden wir zwar nicht viele, aber manche grosse Landschnecken und dieselben oft in grosser Menge beieinander, ganz wie die in eben solcher Dürre lebenden Strandschnecken, denen sie auch sonst in vielen Beziehungen gleichen; theils sind es dieselben Arten, welche auch an den Mittelmeerküsten sich finden, theils nahe Verwandte von ihnen. Zu ersteren gehören z. B. Helix spiriplana Olivier an den Felsen um Jerusalem, H. candidissima Dr., Erdelii Roth (und nach Boissier auch H. cincta Mll.), zu letzteren H. prasinata Roth unserer aperta Born, jebusitica Roth der griechischen aequata Mouss. verwandt, Helix Seetzeni Koch, welche zwischen der allbekannten Pisana und der jenen Wüsten eigenthümlichen noch mehr wandelbaren H. desertorum Forsk. steht, und die hübsche H. tuberculosa Conrad, welche von der sicilianischen Caroni Desh. (turrita Phil.) zu der canarischen Gruppe Ochthophila hinüberführt. Bulimus labrosus Olivier, attenuatus Mouss. und septemdentatus Roth kommen alle ebensowohl an der syrischen

Küste, als um Jerusalem vor. Ebenso fand Prof. Roth im Jordan und im See von Tiberias, obgleich gewiss ursprünglich zum Stromgebiet des rothen Meeres, also des indischen Oceans gehörig, die syrische Melanopsis costata Olivier wieder; Neritina Jordani Butler erinnert zunächst an die spanische valentina, die weit verbreitete Melania tuberculata Mll. (fasciolata Olivier) von den Molukken, Java und Ile de France bis Marokko einheimisch, mit der ihr nahe stehenden, auf die Bäche der Umgebung des todten Meeres beschränkten M. judaica Roth ist der einzige Anklang aus der Fauna des indischen Oceans.

Reicher vertreten ist diese in Aegypten, dem heissesten Theile der Mittelmeerküsten (Kairo hat eine mittlere Jahrestemperatur von 17,55° R.), namentlich unter den Süsswasserschnecken, indem der Nil aus dem tropischen Theile seines weiten Stromgebietes (Kordofan und Abyssinien) mehrere Arten herabgeführt hat, so die Ampullaria ovata und carinata Olivier, welche schmiegsamer als ihre Reisegefährtin, die schwimmende Pistia stratiotes L., in seinem Delta eine neue Heimath fanden; die erstere gehört zu den kugeligen Arten Indiens mit kalkigem Deckel, A. carinata gehört zu der Gruppe linksgewundener Arten mit hornigem Deckel (Lanistes Montf.), welche durch das ganze tropische Afrika verbreitet ist, z. B. purpurea Jonas von Zanguebar, ovum Peters von Mozambique, guineica Lam. und libyca Morelet von Guinea. Andere ägyptische Teichschnecken, wie Paludina unicolor und bulimoides Olivier, dann die Isidoren Ehrenbergs erinnern eben sowohl an europäische Formen (P. fasciata Mll., namentlich die kantige var. pyramidalis Jan aus Oberitalien, P. tentaculata L. und unsere Physen), als an tropisch-indische, wie P. bengalensis Lam. des Gangesdelta's oder angularis Mll. des indischen Archipels, P. Francisci Wood ebenfalls aus Bengalen und an die Physopsis des südlichen Afrikas. So sehen wir an der einzigen Stelle, wo die dürren Wüsten als Schranken zwischen dem Mittelmeerbecken und der Tropenwelt durch eine wasserreiche Gegend unterbrochen werden, auch in den Süsswasserschnecken einen Uebergang beider Faunen. Umgekehrt setzt sich eine Landschnecke der Mittel-

meerküsten, welche viel Trockenheit ertragen kann, Helix melanostoma Dr., das Nilthal hinauf bis Dongola nach Ehrenberg fort und trifft hier beinahe mit dem eben so trockenheitsliebenden Bulimus Adansoni Pf. (kambeul Adans.) zusammen, welcher der Typus einer ächtafrikanischen Gruppe ist und wie so manche andere Thiere (Etherien, Nilpferd und Nilkrokodil) den obern Nilgegenden mit dem westafrikanischen Senegambien gemeinsam ist.

Nur so weit unterbrochen, als die Gewässer dieses Stroms durch Natur oder Kunst gehoben reichen, setzen sich die Wüsten nach Westen bis zum atlantischen Ocean fort, die Mittelmeerfauna von der tropisch-afrikanischen schärfer trennend, als die Alpen von der nordeuropäischen, daher von keinem Uebergreifen der einen in die andere mehr die Rede sein kann. Ganz Algerien gehört noch in dieselbe, fast alle seine Gasteropoden finden sich entweder in denselben oder in nahestehenden Arten an den europäischen Küsten wieder, nur Helix Raymondi Moq. Tand. auf den Felsenkämmen von Tuquin findet keine Verwandte in Europa, wohl aber zahlreiche auf den canarischen Inseln, z. B. nivosa Sow.; Tornatellina lamellifera Morelet von Bona und T. Fraseri Benson von Tunis haben ihr Gegenstück wenigstens in einem andern Lande unserer Fauna gefunden, seitdem der unermüdliche Prof. Roth bei Jerusalem eine neue Art dieser Gattung, T. hierosolymarum, entdeckt hat. Diese Gattung ist für kleine Inseln, namentlich des stillen Oceans, z. B. Owaihi, Opara, charakteristisch, kommt auch auf den Canarien vor und kann daher auch als Anklang an deren Fauna betrachtet werden, wie z. B. auf der pyrenäischen Halbinsel Pupa anconostoma Lowe in Galizien, übrigens schliesst sie sich einigermaassen an die südeuropäischen Achatina folliculus Gronov. und pupaeformis Cantr. (dentiens Rossm.) an.

In Marokko fand Forbes manche Arten des südlichen Spaniens wieder, z. B. Cyclostoma mammillare und ferrugineum Lam., Helix cantiana Mont.; namentlich sind hier die Strandschnecken des Mittelmeeres zahlreich, wie Helix planata Chemn., pisana Mll., explanata Mll., trochoides Poir., Bulimus acutus Mll. Interessant ist aber, dass in den höheren Gebirgen auch

„und das unglückliche Laſter des Saufens wüthete in deutſchen Eingeweiden fort, bis endlich die Wiſſenſchaften und mehrere Aufklärung unter Standesperſonen das Unſittliche der Trunkenheit und das Abſcheuliche einer den Menſchen weit unter die Thiere herabwürdigenden Leidenſchaft entdeckten.“ Außerdem aber, meint P. Frank, möchte man wohl der immer mehr aufkeimenden Zucht und Ordnung unter dem Militär den meiſten Dank für die Abnahme der Trunkenheit wenigſtens unter den Gebildeteren ſchuldig ſeyn: ein berauſchter Offizier ſey bald allgemein für einen verachtungswerthen Mann gehalten worden, während der gemeine Soldat, wenn er betrunken im Dienſt gefunden wurde, ſogleich ſtrenge beſtraft wurde. So kam es denn allmälig ſo weit, ſagt P. Frank weiter, daß in den mehrſten Gegenden nur die ſchwächſten Köpfe unter den wohlgezogenen Leuten ſich der Trunkenheit noch überlaſſen.

Wenn es nun auch in der That wahr iſt, und zur Ehre der Deutſchen geſagt werden muß, daß die höheren Stände und zum Theil auch der Mittelſtand mäßiger geworden ſind, ſo gilt dies doch ſo wenig von den niedern Ständen, daß ich wiederholen muß, was ich oben ausſprach, daß nämlich der Mißbrauch geiſtiger Getränke, insbeſondere das Branntweintrinken, nie allgemeiner war als jetzt und täglich noch im Zunehmen iſt. Dieſem Branntweintrinken ſuchte man ſchon im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert von Obrigkeits wegen zu begegnen, und bediente ſich hiezu verſchiedener Mittel, deren Unzulänglichkeit übrigens daraus erhellt, daß allen zum Trotz der Branntwein immer mehr Eingang gefunden hat. Schon im Jahr 1524, als der Branntwein noch nicht einmal ganz allgemein bekannt war, verbot der Landgraf Philipp von Heſſen, Branntwein zu ſchenken und zu verkaufen. Im Jahr 1582 ward der Branntwein in Frankfurt a. M. verboten, weil die Barbiere angezeigt hatten (Ehre ihnen darum), daß dieſes Getränk eine Schuld an der zu dieſer Zeit ſehr bedeutenden Sterblichkeit in der Stadt habe. Dieſes Verbot wurde aus den gleichen Gründen im Jahr 1695 wiederholt. In dem Schwäbiſchen Kreistagsabſchiede von 1652 wurde aller Verkauf von Fruchtbranntwein verboten, und im Jahr 1695 beſchwerten ſich die Osnabrückiſchen Stände, daß durch das unmäßige Branntweinbrennen „das Gehölz verhauen und deſſen Preis vertheuert, das liebe Getraide dem geringen Mann ab der Leibesnahrung entzogen

wieder Bewohner der Pyrenäen auftreten, welche in den niedrigeren zwischenliegenden Ländern fehlen, wie Bulimus detritus Mll., Helix sylvatica Dr., olivetorum Gm.

Im Westen erstreckt sich die für das Mittelmeer charakteristische Fauna nicht nur über Portugal, wie H. lactea Mll., adspersa Mll., Bulimus decollatus L., Achatina folliculus Gronov. und die zahlreichen Xerophilen zeigen, während nur drei Arten ihm eigenthümlich sind, eine Xerophila selbst (H. cistorum Morelet), eine Caracollina (H. turriplana Morelet) und eine Fruticicola (H. occidentalis Recluz sive ponentina Morelet), sondern auch über die Azoren. Eine Vergleichung der Fauna dieser Inseln mit der ihrer Nachbarn dürfte interessant sein. Grösstentheils aus trachytischem Gestein bestehend, (nur die auf Schnecken noch nicht untersuchte Insel Santa Maria soll Kalk besitzen) liegen diese Inseln in der Breite des südlichen Portugals, der Provinzen Murcia und Valencia, Calabriens und Siciliens und des Königreichs Griechenland, 900 englische Meilen von Portugal, dem nächsten Festlande, über 1000 von Amerika, aber nur 550 von Madera entfernt; ihre mittlere Jahrestemperatur beträgt 14° R. ungefähr wie die Oran's, etwas mehr als in Barcellona, bedeutend mehr als in Lissabon, aber weniger als auf Minorka, Messina, Algier und Kreta; der Monat August mit 20° R. nähert sich dem der meisten Mittelmeerstädte, der Januar mit + 8° R. gleicht dem von Lissabon und Constantine, ist kühler als der von Algier und Tunis (wegen der Nähe der Sahara), wärmer als der der italienischen Städte mit Ausnahme desjenigen von Messina. Auf den canarischen Inseln ist der Sommer ähnlich, der kälteste Wintermonat erreicht aber, ebenfalls wegen der Nähe Afrikas, immer noch die Höhe der mittleren Jahrestemperatur der Azoren. Durch die Herren Albers, Tams, Hochstetter wurden 20 Landschnecken, aber keine einzige Süsswasserbewohnerin von dort bekannt. Keine derselben ist in Amerika einheimisch, aber die drei, welche unzweifelhafte Beispiele von Einschleppung europäischer Arten nach Amerika geben, Helix adspersa, lactea und Bulimus decollatus, finden sich auch auf den Azoren und dürften auf dieselbe Weise nach

diesen Inseln gekommen sein, um so mehr, als sie in Portugal und Spanien häufige Garten- und Weinbergsschnecken sind. Vier von jenen 20, also $^1/_5$, sind auch im nördlichen Europa verbreitet (H. rotundata Mll., hispida L., Bulimus obscurus Mll. und Balea perversa L.), leben aber mit Ausnahme der vielleicht nicht ganz sicher bestimmten hispida auch in Portugal; sieben, beinahe $^2/_5$, sind charakteristische Arten der Mittelmeerfauna und ihrer Fortsetzung nach Westeuropa (Helix adspersa Mll., lactea Mll., pisana Mll., Bulimus solitarius Poir, ventrosus Fer., decollatus L., Pupa umbilicata Dr.), worunter drei ächte Strandschnecken, Helix inchoata Morelet ist bis jetzt nur in Portugal gefunden. Fünf Arten ($^1/_4$) sind den Azoren mit den canarischen Inseln gemeinsam und Europa fremd: Helix advena W.B., erubescens Lowe, cyclodon W.B., paupercula Lowe, Bulimus variatus W.B. Von diesen passt nur H. cyclodon in eine Gruppe südeuropäischer Schnecken neben H. Caroni Desh.; die zwei erstgenannten Helixarten werden zwar von Albers zu seiner Gruppe Fruticicola gebracht, aber obgleich den schattigen Wäldern eigenthümlich, scheinen sie mir doch in ihrem ganzen Aussehen fremd und mit vielen andern canarischen Arten z. B. undata Lowe, nivosa Sow. eine eigene Abtheilung zu bilden, welche den ebenfalls canarischen Mycenen Albers (otala Beck non Schumacher), wie H. sarcostoma W.B., consobrina Fer. sehr nahe steht und sich vielleicht nur durch den einfachen Columellarrand davon unterscheiden. Ausser diesen kommen aber auch noch 4 der vorigen auf den canarischen Inseln vor, so dass die Gesammtzahl der gemeinschaftlichen Arten auf neun, beinahe die Hälfte, steigt, wovon übrigens zwei der Einschleppung verdächtig. Eigenthümlich den Azoren sind drei Arten, alle zuerst von Albers beschrieben: Helix azorica, Achatina azorica und Bulimus cyaneus, letzterer schon von Hochstetter (B. Hochstetteri Charp. mscr.) auf dem Pico de Cruz der Insel San Miguel, 1000 F. ü. d. Meere, gefunden. Alle drei passen genau in die canarische Fauna, die erste neben H. nivosa Sow. und erubescens Sow., der Bulimus neben dem genannten B. variatus, Achatina azorica neben A. maderensis Lowe, gehört aber mit dieser in die allernächste

Nähe unserer lubrica Mll. Die Schneckenfauna der Azoren hat also keine eigenthümliche Formen aufzuweisen, sondern ist als ein Gemisch der portugiesischen und canarischen zu betrachten.

Sehen wir von den drei eingeschleppten Arten ab und rechnen die gemeinschaftlichen H. pisana und Bulimus ventrosus wie die an beide Faunen erinnernde Achatina azorica auf beide Seiten, Helix azorica und Bulimus cyaneus aber auf die canarischen, so erhalten wir gleich viele (zehn) Glieder der westeuropäischen und der canarischen Fauna für die Azoren. Anders gestaltet sich das Verhältniss der Pflanzen, unter denen sich 79 % europäische, 6 % canarische, 12½ % eigenthümliche und 1½ % (6 Arten) amerikanische finden, also die europäischen weit überwiegen. Wahrscheinlich dürfte dieses auch bei den Schnecken der Fall sein und nur die canarischen Formen durch Grösse und Neuheit den europäischen Forschern mehr aufgefallen sein, während manche längst aus Europa bekannte Art nicht beachtet, nicht mitgenommen oder wenigstens nicht publicirt wurde; so fand ich unter den von Karl Hochstetter nur nebenbei gesammelten Arten die meisten europäischen Arten (9), dagegen nur zwei fremde Formen (Bulimus cyaneus und variatus), und ich möchte glauben, dass sie ein richtigeres Bild der Zusammensetzung jener Fauna geben, als das durch die Hinzufügung einzelner eigenthümlicher Arten veränderte. Ebenso treten unter den Meeresmollusken auf 11 europäische nur 3 afrikanische auf.

Auch die canarischen Inseln zeigen bei einer überwiegend eigenthümlichen Fauna noch manche südeuropäische Arten, nicht nur Strandschnecken, wie H. pisana Mll., planata Chemn. (?), variabilis Dr., caespitum Dr., Rozeti Mich. (phalerata W.B.), Bulimus ventrosus Fer., sondern auch Erdschnecken, wie Limax variegatus Dr., Helix lenticula Fer., Cyclostoma elegans Mll., Testacella haliotoidea Dr. und Bulimus pupa L. (nebst H. lactea und Bulimus decollatus), ja selbst unsere nordeuropäische Fauna ist in manchen charakteristischen Arten wie Arion ater L., Limax maximus und agrestis L., Helix fulva Dr., pulchella Mll., wie H. cellaria Mll., crystallina Mll. und Achatina acicula Mll. aus weiter verbreiteten Gruppen, auf den canarischen Inseln vertreten;

manche dieser Arten sind also an den Westküsten des atlantischen Oceans von hier bis Island verbreitet. Von Süsswasserschnecken kommen auf diesen Inseln nur solche vor, welche kleine klare Bäche lieben, wie die Arten der Gattungen Physa und Ancylus, fast alle sind südeuropäische Arten, so Physa fontinalis L. und acuta Dr., Ancylus striatus Q. G. und lacustris L. Weil grössere Flüsse fehlen, fehlen auch die südeuropäischen Melanopsis ebensowohl als die afrikanischen Melanien und erst auf der capverdischen Insel S. Anton fand Tams eine eigenthümliche ihm zu Ehren benannte Melania. Andere canarische Schnecken sind wenigstens den südeuropäischen analog, so stellen sich die Clausilien von Madera (deltostoma, crispa, exigua Lowe und Lowei Albers) neben die gerippten grauen Arten Dalmatiens, Helix subplicata Sow. ähnelt der H. Mazzullii Jan Siciliens, H. portosanctana Lowe ist eine Campylaea, H. armitageana, stellaris und actinophora Lowe, letztere beim Eishaus in einer Höhe von 3500 F. auf Madera lebend, ersetzen die europäischen Fruticicolen, wie H. dealbata und depauperata Lowe, Michaudiana Desh. und lemniscata W.B. die Xerophilen der Ebene, an dem Rande des Meeres tritt die in der elegantesten Sculptur prangende Gruppe der Ochthophilen auf (z. B. H. polymorpha, echinulata Lowe, tiarella W.B. etc.), Felsenschnecken des Gestades, wie H. pisana eine Laubschnecke desselben ist, daher ihr eigenthümliches Aussehen; doch fehlen auch Anklänge dieser Gruppe am Mittelmeere nicht, z. B. H. Caroni Desh. Neben diesen sind die schon genannten Mycenen mit ihren Verwandten (H. undata Sow. etc.) und die Gruppe Napaeus (Bulimus baeticatus, badiosus W.B. etc.) den Canarien eigenthümlich, die Tornatellinen und zahlreiche kleine glänzende Achatinen lassen sich als Anklänge an die Inselfauna des stillen Oceans betrachten; ebenso finden wir unter den Cyclostomen eine eigenthümliche canarische Gruppe in Craspedopoma, eine tropisch-oceanische (analog den Tornatellinen) in Realia. So steht die canarische Fauna, ihren Temperaturverhältnissen entsprechend, um einen Schritt weiter als die azorische von der europäischen ab und kann nicht mehr, wie jene, unter sie subsumirt werden.

4. Der südeuropäischen entsprechende Faunen der westlichen und der südlichen Hemisphäre.

Auf der westlichen Halbkugel, unter gleicher Breite, im weiten Missisippigebiete und den südlicheren der atlantischen Staaten Nordamerikas treffen wir nur wenige Aehnlichkeit mit der Fauna unseres Erdtheils, obgleich die dortigen Gegenden in etwas südlicherer Breite, z. B. Charlestown in Südkarolina und Natchez am untern Missisippi, in ihren Temperaturverhältnissen wenig von denen der Mittelmeerküsten abweichen (Jahresmittel 15,15 und 15,16, wärmster Monat 21,64 und 22,12, kältester 7,82 und 7,60), denn je weiter wir uns von den Polen entfernen, desto mehr differiren die durch breitere Meere getrennten Länder auch bei ähnlicher Temperatur in ihren Bewohnern von den Schnecken bis zum Menschen (so gehören der Eskimo und Samojede zu demselben Stamme, nicht aber der Karaibe, Neger und Malaie).

Das südlichere Nordamerika zeichnet sich, entsprechend seinem Stromreichthum, vor Südeuropa namentlich durch Süsswasserthiere aus, der Missisippi mit seinen Zuflüssen beherbergt, wie Schildkröten und Unionen, so auch Melanien in einem Reichthum und einer Formverschiedenheit, gegen welche die der Melanopsis, ihrer Repräsentanten, in Südeuropa kaum in Betracht kommen kann, von den kugeligen Anculotusarten bis zur gethürmten Mel. fuscata Born und der zackigen Jo fusiformis Lea. Nicht nur steigen diese Melanien analog ihren östlichen Stellvertretern weit stromaufwärts und sind noch im Staate Ohio in etwa 20 Arten verbreitet, sondern selbst im Gebiete des Lorenzstromes sollen noch einzelne Arten leben, so M. livescens Mke und subularis Lea im Niagara. Dagegen fehlen in Nordamerika die Neritinen, in Europa oft Begleiter der Melanopsis und sie nach Norden überragend, bis auf die eine Art, N. floridana Schuttl. (reclivata Say?) von der südlichsten den Antillen entgegengestreckten Halbinsel und diese schliesst sich ganz an die des nördlichsten Südamerikas, N. lineolata Lam., nicht an die europäischen, an. Kugelige Ampullarien leben in den Reisfeldern Georgias und Floridas, wie in denen von Java, im Delta des

Mississippi, wie in dem des Ganges und Nils, denn das Antillenmeer trennt die Faunen weniger als die Wüste. Aermer erscheint das südliche Nordamerika an Landschnecken, nur an seiner Südgränze erscheinen spärliche Cyclostomaceen, wie Chondropoma dentatum Say (auch in Cuba) und Helicina orbiculata Say in Florida, Helicina Hanleyana Pf. bei Neuorleans, als äusserste Ausläufer der Antillenfauna, welche in dieser Familie an Reichthum alle andern Gegenden der Erde übertrifft; dort finden wir auch Arten, welche unserem Cyclostoma elegans Mll. verwandt, aber in Sculptur und Peristom schärfer ausgeprägt sind, z. B. C. lineina L. und fimbriatulum Sow., und ebenso schliesst sich an das glatte mammillare Lam. das schönere Jayanum Adams an; eine etwas entferntere Verwandtschaft findet zwischen unsern Pomatias und den Adamsiellen Jamaicas statt. Die für Osteuropa so charakteristischen Clausilien fehlen den vereinigten Staaten gänzlich, erst in Neugranada und auf Portorico tritt je eine Art, Cl. epistomium Küst. und tridens Chemn. (costulata Lam.) auf, die einzigen ihres Geschlechts in Amerika; auch diese bilden eine von allen europäischen scharf abgesonderte Gruppe und nähern sich etwas den Cylindrellen, welche an Felsen und Baumstämmen der Antillen unsere Clausilien ersetzen und eben so charakteristisch für den Westen sind, indem nur eine Art, C. Cumingiana Pf., in der östlichen Halbkugel (Philippinen) sich findet.

Glandina algira Br. wird im südlichen Nordamerika auch erst in Florida durch ihre eben so mordlustige Schwester Gl. truncata Gm. ersetzt und findet wiederum in Centralamerika und Westindien weitere Verwandte, z. B. Gl. carminensis Morelet, voluta Chemn. Auffallend spärlich ist aber das Geschlecht Bulimus in Nordamerika vertreten; während sich die Anzahl seiner Arten zu der von Helix im Allgemeinen wie 1: 1,77, in Europa nur wie 1: 5, dagegen in Südamerika nach Orbigny wie 1: $^1/_3$ bis $^1/_4$ verhält, ist in Nordamerika diesseits der Felsengebirge Bulimus dealbatus Say, mit unserem detritus verwandt aber kleiner, die einzige Art und auch diese ist nur von wenigen Staaten, Missouri, Tennessee („selten“) und Alabama bekannt.

In Californien und selbst in Sitka finden sich dagegen noch einzelne Repräsentanten südamerikanischer die Dürre liebender Arten, dort B. californicus Reeve, hier eine Varietät des B. Laurentii Sow. (nach Pfeiffer), welcher in grosser Menge die kleine regenlose Insel San Lorenzo in der Bai von Callao (Peru) mit der spärlichsten Vegetation noch bewohnt, ein Seitenstück zu Helix desertorum Forsk.

Wenig Uebereinstimmung zeigt sich in den Helixarten: in den südlicheren Staaten der Union tritt den nördlicheren gegenüber nur Eine wesentlich neue Gruppe mit wenig Arten auf (Gastrodonta Albers, Helix interna Say, gularis Say), auch sie zu den gezähnten gehörig; die schon in der nördlicheren Zone genannten Triodopsis und Patulen zeigen erst hier ihre grössten und entwickeltsten Arten, keine der Südeuropa ckarakterisirenden Gruppen finden wir in den vereinigten Staaten wieder, und wir müssen wiederum südlicher, bis in das tropische Westindien gehen, um einige Anklänge an das europäische Mittelmeer zu finden: so zeigen schon die freilich nicht wohlklingenden Namen Helix pisanoides und pyramidatoides, welche Orbigny zwei Schnecken aus Cuba gab, deren nahe Verwandtschaft mit südeuropäischen Xerophilen an; Helix splendida Dr. findet auf den Antillen eine analoge Form in H. nemoraloides Adams von Jamaica; H. virginalis Jan von Texas schliesst sich an die nördlichste dieser Gruppe, H. candidula Stud., an, nördlicher in Amerika finden wir keine dieser ähnliche Art mehr, während H. candidula in Europa um volle 25 Grade weiter geht, also bis zu einer Breite, wie sie Nain in Labrador mit seiner grönländischen Fauna hat; dieses ist wohl einer der auffallendsten Beweise, wie sehr Europa auch durch klimatische Verhältnisse vor den andern Erdtheilen begünstigt ist.

Zwei unserer Süsswasserschnecken haben sich sogar in dem heissesten Amerika selbst wieder gefunden: Limnaeus truncatulus Mll. wurde von Morelet in einer von unserer deutschen fast nur durch ihre schwarze Färbung, wie sie bei andern Limnaeen nicht selten ist, abweichenden Form von Guatemala mit-

getheilt und die südwesteuropäische Physa acuta Dr. wird von Orbigny aus Cuba angegeben.

Von der südlichen Halbkugel dürften Neuseeland und die südlichen Colonien Neuhollands, das Kap und St. Helena, die Laplatastaaten und Chile als subtropische Gegenden dem Mittelmeerbecken zu vergleichen sein. Gemeinschaftliche Schnecken finden wir natürlich in diesen durch weite Meere getrennten Gegenden gar keine, wenn wir nicht als solche die kosmopolitischen oder unterschiedlosen Succineen ansehen wollen, deren Arten festzustellen selbst der genaue und unermüdliche Pfeiffer nicht unternehmen wollte: so wurden unsere Succinea putris L. und oblonga Dr. von den entferntesten und widersprechendsten Punkten der Erde angegeben, z. B. die erstere von Guayaquil in der Republik Ecuador und vom dürren Neuholland, von Tranquebar und von den Marianen, die zweite von Guadeloupe, Rio Janeiro, Valparaiso, Buenos Ayres, Patagonien, dem Kap und Neuholland, während Andere, vielleicht gerade nur des Fundortes wegen eben so viele neue Arten daraus zu machen für gut finden, so S. aequinoctialis und meridionalis Orb., Menkeana, tahitensis und Delalandei Pf., barbadensis Guild, chiloensis Phil etc. Jedenfalls ersehen wir aber hieraus, dass die Succineen, als Gruppe betrachtet, weit verbreitet, wirklich kosmopolitisch sind, wie unter allen Landschnecken nur noch die Vitrinen und die Gruppe Patula Albers (Euryomphale Beck), welche auch über die meisten Inseln des stillen Oceans, über Indien und Brasilien, wie über Tasmanien und Lappland verbreitet ist.

Das oceanische Neuseeland, mit nur 12,44° R. im wärmsten Monat, wie Archangel, und + 4,57 im kältesten, wie Florenz, durch seine feuchten Wälder und seine Baumfarn berühmt und von Darwin mit Chiloë verglichen, hat in seiner Fauna die grösste Aehnlichkeit mit den tropischen Inseln des stillen Oceans, wie es auch noch einige Palmen zeigt, hat auch wie diese kein grösseres einheimisches wildes Säugethier als eine Ratte, aber zahlreiche Reptilien; ebenso finden wir dort schon die indische und polynesische Gruppe der Navicellen, die Neritina Bru-

guierana Recluz, welche auch in Neuirland lebt, eine grössere Auricula (Cassidula mustelina Desh.) und den 67 mill. langen Bulimus Shongii Lesson, nach einem mächtigen und kriegerischen Häuptlinge dieser Insel genannt, welcher zunächst den zwei neucaledonischen B. fibratus Martyn und caledonicus Petit, weiterhin den grossen Arten des tropischen Südamerikas verwandt ist. Eine ganz eigenthümliche Form scheint Helix Busbyi Gray zu sein (Paryphanta Albers) plattkugelig, breit genabelt, mit lederähnlicher saftgrüner Epidermis, welche am Mündungssaum vorgeschoben in der Trockenheit sich einrunzelt, bei Pfeifer die erste, bei Albers die allerletzte Art von Helix. Aehnlich finden wir in den Colonien von Neusüdwales (Januar 15,04, Juli 9,92, Jahresmittel 12,47° R. in Albany) und am Schwanenfluss (Februar 19, 29, Juli 9,92, Jahresm. 15,03 in Port Jackson) noch indisch-tropische Formen von Melanien und Neritinen, aber des dürren Klimas wegen bleiben die charakteristischen Landschnecken der indischen Fauna, z. B. die Naninen und die Gruppe Galaxias (z. B. H. Dringi Pf.) an der tropischen Nordküste Neuhollands zurück, während die Schwester der letztgenannten H. Reinga Gray noch in dem südlicheren Neuseeland lebt. Einige weisse braungestreifte Bulimus von der wärmeren westlichen Colonie, wie B. melo Q. G., trilineatus Q. G., Kingii Gray, bulla Mke erinnern wiederum an gleich dürre Gegenden Perus und nur entfernter an die Felsen unserer Krimm; Helix australis Mke von ebenda gehört ganz zu unseren europäischen Xerophilen und ist somit der einzige unzweideutige Anklang an die Mittelmeerfauna. Die übrigen Helixarten gehören grossentheils zu den weit verbreiteten Gruppen Patula und Hyalina; eigenthümliche Formen, den Beutelthieren analog, sind mir keine bekannt.

In Südafrika, wo die Kapstadt mit einer mittleren Jahrestemperatur von 15° R., Februar 20, Juli 11, den Wärmeverhältnissen von Gibraltar nahe kommt, entspricht der eben genannten Helix australis und unsern Xerophilen die strandbewohnende H. capensis Pf., und die südeuropäische Physa contorta Mich. wiederholt sich in der sehr ähnlichen Ph. diaphana

Krauss. Andere Aehnlichkeiten finden wir nicht; zunächst fällt in der südafrikanischen Schneckenfauna, wie wir sie durch die sorgfältige Arbeit des Hrn. Prof. Krauss kennen, die grosse Anzahl kleiner Helixarten mit einfachem Mundsaume und der Mangel aller grösseren Süsswasserschnecken, z. B. der Ampullarien auf, aber die grossen Achatinen (zebra Lam.) und Bulimus (Kraussi Pf.) überzeugen uns bald, dass wir es nicht mit einer eigenthümlichen Fauna, sondern wie bei den Säugthieren, nur mit einem südlichen Ausläufer der afrikanischen Tropenfauna zu thun haben, während die einzigen zwei grösseren Helixarten (H. globulus Mll. und Kraussi Pf., beide zu Galaxias gehörig) und Cyclostoma ligatum Sow. aus einer schon in Madagascar reich vertretenen Gruppe an die indische Tropenwelt mahnen, wie der Honigdachs unter den Säugthieren.

Die isolirte Insel St. Helena, deren Jahrestemperatur mit 13° R. der von Lissabon, der wärmste Monat 15 dem von Paris gleicht, der kälteste 11 dem von Kairo sich nähert, lässt keine grosse Schneckenbevölkerung erwarten; die 7 mir bekannt gewordenen Arten sind alle ihr eigenthümlich, neben zwei Succineen (picta Pf. und Helenae Lesson) und der zur Gruppe Hyalina gehörigen Helix remota Bens. finden wir den ganz eigenthümlichen grob gestreiften dickmündigen Bulimus auris vulpina Br., welcher nur subfossil vorkommt und dessen Aussterben Darwin der Verminderung der Bäume durch die verwilderten Ziegen und Schweine zuschreibt. Bulimus Helenae Q. G. ist halb so lang und zeigt eine netzförmige Sculptur, Bulimus exulatus Benson gehört neben den guineischen den Achatinen mindestens sehr nahe stehenden exaratus Mll., Helix helenensis Forbes, nur 4 Millimeter gross, die Mündung innen mit Lamellen besetzt, ist zunächst mit einigen Arten aus Otaheiti verwandt, wie H. cavernula Hombron et Jacquinot, bursatella Gould, Jacquinoti Pf. So finden wir hier ein Uebergewicht in der Bulimus über die Helix, wie in Südamerika und auch in dem tropischen Afrika (wenn wir die Achatinen als Gruppen des grosen Genus Bulimus betrachten), aber gar keine Annäherung an die canarische Fauna und noch weniger an Süd-

und unnützlich zum Branntwein verbraucht und endlich Witz und Gesundheit versoffen werde," weßhalb sie bitten, dem Branntweinbrennen und Verkaufen zulänglich Maß und Ziel zu setzen. Braunschweig erließ im Jahre 1691 eine ausführliche strenge Verordnung gegen den übermäßigen Genuß des Branntweins. Friedrich der Große verbot seiner Garde in Potsdam den Branntwein gänzlich, weil er einsah, daß dieselbe Schaden dadurch litt. In Frankreich bestehen seit Franz I. strenge Verordnungen gegen die Trunkenheit. Dieser verordnete (unter dem 1. Aug. 1536): „wer immer von seinen Unterthanen betrunken angetroffen würde, der sollte auf der Stelle gefänglich bei Wasser und Brod für das erste Mal eingesetzt, das zweite Mal hingegen außerdem mit Ruthen gezüchtiget werden." Dieses Verbot wurde später öfter wiederholt, und insbesondere wurden auch die Wirthe verantwortlich gemacht. Zu London nahm die Zahl der Geburten 1726 so sehr ab, daß die oberste Behörde sich veranlaßt fand, nach der Quelle dieser Erscheinung sich zu erkundigen, und es ergab sich, daß dieselbe wohl am meisten in dem Mißbrauche des Branntweins zu suchen sey. Es wurde daher dieses Getränk mit neuen Auflagen beschwert, und seit 1758 verspürte man wirklich eine gute Wirkung dieser Maßregel. In dem nordamerikanischen Staate New-York wird das Eigenthum von Trunkenbolden, wie das von Wahnsinnigen, unter öffentliche Aufsicht gestellt. In Schweden gelten strenge Gesetze gegen die Trunkenheit und sie werden strenge geübt. Sonst werden gegenwärtig fast überall die etwa noch bestehenden Verordnungen gegen ein so großes Uebel läßig gehandhabt, die Fabrikation des Branntweins wird nirgends erschwert. In Württemberg wird das Verbot des Zutrinkens nicht mehr beachtet, dagegen die Strafe für das Volltrinken zuweilen noch von den zuständigen Polizeibehörden angewendet. Trunkenheit am Tage des Herrn wird nach einem Gesetz von 1727, welches noch immer beobachtet wird, außerdem mit einem Pfund Heller (= 43½ Kreuzer) in den Armenkasten bestraft. Hieher gehört auch das Verbot des Aufenthalts in den Wirthshäusern über die sogenannte Polizeistunde. Das Militärstrafgesetz für die K. Württembergischen Truppen vom Jahr 1818 enthält sehr strenge Bestimmungen gegen Trunkenheit der Offiziere und Gemeinen.

Selbst die Indianer sehen endlich das durch den Branntwein unter ihnen angerichtete Verderben ein, und mit Interesse und Mitleid

europa. Wenn wir bedenken, dass unter 746 Pflanzen dieser Insel nur 52 ursprünglich einheimische und diese jetzt auf die höheren Berge beschränkt sind, alle andern durch den Menschen mit oder ohne seinen Willen eingeführt und die meisten davon aus England, so liegt die Vermuthung nahe, dass auch manche europäische Schnecke mit hereinkam und so gut wie die Pflanzen gedeiht.

Reicher ist die Insel Juan Fernandez, der Küste von Chile gegenüber, obwōhl um 16 Breitengrade südlicher; leider fehlen mir Temperatur-Angaben für dieselbe, aus dem anziehenden Bericht über Lord Ansons Flibustierzug vor mehr als hundert Jahren erfahren wir, dass daselbst noch Kohlpalmen wachsen, (wie auch in Chile die südlichste Palme etwa eben so weit bis zum Rio Maule reicht) und Colibris sich vorfinden, während diese Insel zugleich eine Hauptstation der antarktischen Seelöwen ist; sie zeigt demnach ein ähnliches Gemisch von Charakteren der kalten und heissen Zone, wie im nördlichen Theile desselben Meeres Sitka und Alaschka. Unter den 20 Arten, welche mir bekannt wurden, kommt so wenig eine Süsswasserschnecke vor, als auf St. Helena, weil beide Inseln nur kleinere Bäche haben, dagegen finden wir darunter 4 Succineen, 2 Achatinen, 2 Arten der diesen verwandten neuen Gattung Spiraxis, 4 ebenfalls jenen verwandte Tornatellinen, dann 6 zu Patula gehörige Helixarten und zwei, welche eine ganz eigenthümliche, unseren Daudebardien etwas verwandte Gruppe (Amphidoxa Albers) bilden. Keine erreicht die Grösse eines Zolles, keine Helix hat im grössten Durchmesser über 7 Millimeter; es sind vorwiegend glänzende, feuchtigkeitsliebende Erd- und Steinschnecken; dagegen kein einziger Bulimus, obgleich die Insel so nahe dem Bulimus-reichen Festlande von Südamerika liegt. Keine der Gruppen lässt sich als eine europäische ansprechen, da die auch in Europa vorkommenden Succineen und Patulen kosmopolitisch sind, die Tornatellinen, welche auch an der Südseite des Mittelmeers sich wieder finden, haben ihren Hauptsitz in den tropischen Inseln des stillen Oceans, welchen sich Juan Fernandez in seiner Fauna am meisten nähert, nur das Vorkommen von Spiraxis bindet diese Insel an Central-

amerika. Auf Mas a Fuero (weiter draussen), einer kleinen Felseninsel westlich von Juan Fernandez, wurden auch schon 5 ganz entsprechende Arten von Succineen und Tornatellinen gefunden; merkwürdigerweise ist keine davon mit denen jener Insel gemeinschaftlich, dagegen soll eine davon auch auf Opara vorkommen (Tornatellina trochlearis Beck). Ebensowenig zeigt das Festland von Chile selbst südeuropäische Formen: Die Süsswasserschnecken entsprechen ganz der nordeuropäischen Fauna (Ancylus Gayanus Orb., die kleine Paludina Cumingii Orb., Planorbis peregrinus Orb., Limnaeus viator Orb.) mit Ausnahme der Chilinen, welche als Bewohner des fliessenden Wassers, dickschaliger und daher auch die Columellarfalte stärker ausgesprochen, sich zu unsern Limnaeen ähnlich verhalten, wie die tropischen Cyrenen zu unseren Cyclas. Von Landschnecken finden wir neben einigen Arten der Gruppe Patula, einer Succinea (Donneti Pf.) und einer Pupa (curta Anton) mehrere grössere, die Dürre liebenden Bulimusarten, wie B. rosaceus King, chilensis Less., peruvianus Br. welche den zahlreicheren peruvianischen ähnlich oder mit solchen identisch sind; erst im Norden von Coquimbo an treten mehr tropisch aussehende Arten dieser Gattung auf, z. B. die mit B. gallinasultana verwandten B. coquimbensis Brod, variegatus, reflexus und elegans Pf. Die einzige Chile eigenthümliche Form ist die feuchtigkeitsliebende Helix laxata Fer. (Gruppe Macrocyclis Albers), in der wir übrigens eine Annäherung an die Campylaeen finden können.

Oestlich von den Cordilleren in den weiten Ebenen des Laplatastromes finden wir eine sehr veränderte Fauna; treu dem Gesetze, dass Süsswasserschnecken eine weitere Verbreitung als Landschnecken besitzen, erstrecken sich die Ampullarien, sonst nur zwischen den Wendekreisen einheimisch, in Menge über das ganze Gebiet dieses Stromes und diesen Schlammschnecken verdankt der Fluss Uruguay und damit ein ganzer Staat seinen Namen (Urugua heissen in der Guaranisprache die Ampullarien, Y Wasser); A. cornu-arietis L., canaliculata Lam. und insularum Orb., neritoides Orb., scalaris Orb. und Platae Orb. sind bis Montevideo und Buenos Ayres häufig und A.

australis Orb. erstreckt sich in den Pampas bis zum 36° südl. Breite. Während hierin ein Hauptunterschied von Südeuropa liegt, dessen Flüsse alle zusammen bei weitem nicht so viel Wasser enthalten, als der Laplata mit seinen Zuflüssen, finden wir doch in den vorherrschenden Landschnecken beider Gegenden einige Aehnlichkeit. Wie im Mittelmeerbecken trockenheitsliebende weisse dunkelgebänderte Helixarten, so herrschen in den Laplatastaaten ähnliche Bulimusarten (die Gruppe Mesembrinus Albers) vor, z. B. B. oreades Orb., sporadicus Orb., Fourniersi Orb., apodemetes Orb., in Europa, wo Helix schon entschieden über Bulimus vorherrscht, zeigt sich also der charakteristische Zug an Helix, doch auch unter den Bulimus an der Gruppe von Zebriola Fer.; in Südamerika muss er sich an Bulimus zeigen, denn die Helixarten dieser Gegenden sind sehr spärlich und klein, eine Patula (H. costellata Orb.) von nur 3 Millimeter Durchmesser und die unserer nordischen fulva Dr. verwandte H. paraguayana Pf. (elevata Orb.) scheinen die einzigen zu sein, welche um Montevideo einheimisch sind, und doch herrscht dort die Temperatur von Gibraltar und Algier (Jahresmittel 15,45° R., wärmster Monat 21, kältester 10° R.) daher auch Helix lactea Mll., eine Lieblingsspeise der Spanier und von ihnen nach Montevideo, wie auf die canarischen und capverdischen Inseln mitgebracht, in der Umgebung jener Stadt, soweit die Bodenkultur reicht, wohl gedeiht, aber im trockenen Klima ihre Bänder und die dunkelbraune Farbe des Mundsaumes verloren hat. Auf ähnliche Weise wurde Helix adspersa Mll. von den Portugiesen nach Rio Janeiro, in dessen nächster Umgebung sie jetzt häufig lebt, von den Franzosen nach Cayenne und Haiti gebracht, wohin sie vor der ersten Revolution tonnenweise von Westfrankreich aus (Aunis und Saintonge) zum Verspeisen versandt wurde. Erst in den feuchten Urwäldern Braziliens, also in der Tropenzone, erscheinen auch grössere und eigenthümliche Gruppen von Helix, so H. pellis serpentis Chemn., polygyrata Born, ohne jedoch die Dimensionen und die lebhafte Färbung der dortigen Bulimus zu erreichen. An dem felsigen Ostabhange der Cordilleren Bolivias aber gegen die Wälder

Brasiliens, wo die Höhe die niedrigere Breite ersetzt, treffen wir wieder ähnliche Bulimus, wie in den Ebenen des Laplata, so B. Rivasii, Münsterii, poecilus Orb. und andere aus der Gruppe Mesembrinus, zwei davon sind sogar beiden gemeinschaftlich, B. apodemetes Orb. und montivagus Orb., dazu gesellen sich noch solche, welche für die dürren Felsengegenden der Cordilleren charakteristisch sind, wie Bulimus thamnoicus Orb. (bis 9000′ hoch) und abyssorum Orb. aus der Gruppe Scutalus Albers. Unter den Helixarten werden wir daselbst neben einigen Patulen (H. amoniformis und omalomorpha Orb.) und schattenliebenden Hyalinen (H. skiaphila und trochilioneides Orb.) durch das Vorkommen einer Campylea überrascht, welche viele Aehnlichkeit mit der europäischen H. Raspailii hat, H. trigrammephora Orb., grünlichgelb mit drei dunkeln Bändern; sie bewohnt den felsigen Abhang der Anden gegen die feuchten warmen Ebenen Brasiliens, wie unsere Campylaeen den der Alpen gegen Südeuropa, und dass sie dort keine ganz vereinzelte Erscheinung ist, zeigt die neben unserer foetens stehenden H. claromphalos Deville vom Thale Echaraté bei Cuzco in Peru und H. Trenquelleonis Grateloup von Cordova in der Republik Laplata; H. estella Orb., auch am Ostabhange Bolivias auf den Bergkämmen zwischen verkümmerten Mimosen lebend, verbindet die Campylaeen mit H. arbustorum; auch die grosse dunkle H. Audouinii Orb. in jenen steilen bewaldeten Gegenden an Felsen und Mauern lebend, steht den Campylaeen nahe, namentlich der Riesin unter ihnen, H. Pouzolzi Payr. und verbindet dieselben mit einer verwandten Gruppe der Wälder von Madagascar, Helix sepulcralis Fer. und ihren Schwestern H. Clotho, Lachesis und Atropos Fer., ihrer dunklen Farben oder einer vermeintlichen Aehnlichkeit mit antiken Grablampen wegen (la lampe sepulcrale von Favanne) von den Franzosen so schauerlich getauft, welche in ihrer intensiven Färbung schon einen entschieden tropischen Charakter zeigen. Neben jenen Campylaeen, von denen trigrammephora Orb. längs des Rio Grande bis nach Brasilien kommt, ohne die Gewohnheiten einer Steinschnecke zu verläugnen, finden wir aber auf den letzten Boll-

werken der Cordilleren auch schon die Vorposten der brasilischen Fauna, wie Bulimus micros, mimosarum, Helix pollodonta, Helicina carinata und Cyclostoma inca Orb., als Erinnerung, dass wir hier von der subtropischen unmittelbar in die tropische Fauna übertreten.

So treffen wir weitaus im grössten Theil der südlichen Hemisphäre gar keine eigenthümliche, der südeuropäischen entsprechende Fauna, sondern finden wieder bestätigt, was sich uns schon bei Betrachtung der kälteren Zone andeutete, dass die dortige Schneckenbevölkerung fast nur aus kosmopolitischen oder tropisch-oceanischen Formen besteht; nur wo grosse Continente in diese Zone hineinragen, zeigen sich mit der subtropischen Dürre Formen, welche an die Mittelmeerfauna sich anschliessen, so Helix australis, capensis und Bulimus sporadicus. Diese Trockenheit nimmt namentlich in der alten Welt gegen die Wendekreise zu (Wüste Gobi, Turan, Persien und Arabien, Sahara, im Süden die Karroo und das innere Australien), jenseits dieser Wüsten beginnt die tropische Fauna, reich an grossen und bunten Arten, ohne dass desshalb die kleineren früher übersehenen Formen fehlten, und entwickelt sich am reichsten da, wo sie beide Lebensbedingungen der Schnecken, Wärme und Feuchtigkeit, im höchsten Grade vereinigt findet, in den Urwäldern Brasiliens und Guianas und in Indien, wo es stellenweise 28ma so viel regnet als in Norddeutschland. Die schönsten und buntesten Landschnecken sind ohne Zweifel die philippinischen Laubschnecken, die grösste ist Achatina variegata Boissy (perdix Lam.), von Westafrika, 160 Millimeter lang (nahezu 7 Zoll), Bulimus maximus Sow. (kremnoicus Orb.) aus dem Tieflande Bolivias wird 145, B. Popelairianus Nyst nach seinem Entdecker sogar 150 Mill. lang und auf den philipinischen Inseln lebt die grösste Helix, H. ovum Val., 115 Millim. im grössten Durchmesser. Unter den Süsswasserschnecken leben die grössten, Ampullaria urceus Mll. und gigas Spix bis 5 Zoll im grössten Durchmesser, in dem wasserreichen Amerika, das auch die grössten Ströme hat.

Beitrag

zur meteorologisch-klimatischen

Statistik und Topographie Württembergs;

Ergebnisse dreissigjähriger Beobachtungen des Verfassers (beziehungsweise sechszigjähriger Beobachtungen) zu Stuttgart, sowie der von andern Beobachtern aus verschiedenen Stationen des Landes mitgetheilten Beobachtungen, von 1825 bis zum Jahr 1854 einschliesslich.

Von

Professor Dr. Theodor Plieninger.

Stuttgart 1856.

Vorbemerkung.

Mit der Zusammenstellung der Beobachtungs-Ergebnisse des Witterungsganges und der auf denselben bezüglichen Instrumente, und zwar nach den Beobachtungen des Verfassers aus den Jahren 1825—54 von dem Stationsorte Stuttgart, welchen die Berechnungen der wichtigeren Zahlenresultate aus den meteorologischen Notizen des Tagblatts »der schwäbische Mercur« von 1792—1824 beigegeben sind, sowie nach den, kürzere Perioden umfassenden, Beobachtungen einer Anzahl anderer, über die in klimatisch-meteorologischer Beziehung wichtigeren Gegenden des Landes vertheilten Beobachter, welche sich seit 1825 zu Anstellung solcher Beobachtungen nach einerlei Plan und mit zuverlässigen, unter einander verglichenen Instrumenten vereinigt haben, — dürfte wohl ein nicht unwichtiger Beitrag zur klimatisch-meteorologischen Statistik und Topographie des Landes gegeben sein. Es sind zwar die hauptsächlichsten, auf Klima und Witterung bezüglichen Notizen von einer grossen Zahl der Bezirke des Landes in topographischen Beschreibungen derselben, wie namentlich in den Oberamtsbeschreibungen des Königreichs, soweit sie zu erreichen waren, gesammelt; allein sie gründen sich meist nur auf vereinzelte, nicht nach gleichem Plane, mit übereinstimmenden Instrumenten und in lückenlosen Perioden angestellte Beobachtungen, so dass hiemit der Hauptwerth dieser Notizen, der nur auf der Möglichkeit einer Vergleichung beruht, grösstentheils wegfällt. Auch ist der vorliegende Versuch der erste, welcher in einer, sowohl nach dem Umfang der Perioden, als auch nach dem Umfang des Beobachtungskreises, umfassenderen Weise gemacht wird.

Die vorliegende Arbeit macht zwar zunächst keinen Anspruch auf das, in den Augen eines »grösseren Publikums« vielleicht allein oder vorzugsweise geltende Verdienst: zu Erreichung des von so Vielen angelegentlich angestrebten Zieles einer sicheren Wetterverkündigung beizutragen. Bis jetzt ist trotz so mancher Versuche, die künftige Witterung a priori nach 19- oder 100jährigen Perioden, oder a posteriori nach einer, auf Durchschnitts- oder Verhältnisszahlen fussenden,

Wahrscheinlichkeitsrechnung voraus zu verkündigen, die prophetische Seite der Meteorologie nach dem derzeitigen Stande unserer Erfahrungen noch eine sehr problematische; weil die Ursachen und Einflüsse, welche der Witterung, d. h. den in dem Dunstkreis der Erde vorgehenden Veränderungen zu Grunde liegen, noch allzuwenig bekannt sind, oder vielmehr, — wenn sie es auch in ihren allgemeinen Beziehungen auf die Gesammtoberfläche der Erde sind, weil in Betreff der, partiellen, beschränkteren Theilen der Erd- und Wasseroberfläche geltenden Modificationen, deren Ursachen nur auf dem Wege der Vergleichung ermittelt werden könnten, allzu wenige und unzulängliche Thatsachen vorliegen, um solche Vergleichungen anstellen zu können. Zudem wäre unser vorliegender »Beitrag« sowohl der Zeit als auch dem Raume nach allzu wenig umfassend, um für eine auf Verhältniss- und Durchschnittszahlen fussende Wahrscheinlichkeitsberechnung eines künftigen Witterungsganges in unserem Lande sichere, constante Grössen zu liefern.

Allein auch selbst in ihrer lediglich zurückblickenden, von der Zukunft abgekehrten Richtung muss eine geordnete Zusammenstellung beobachteter Thatsachen einen nicht zu übersehenden Werth haben, der in demselben Verhältniss steigen wird, in welchem die Periode, aus welcher die lückenlos gesammelten und nach übereinstimmendem Plane ermittelten Thatsachen vorliegen, an Umfang grösser ist, weil man in eben diesem Verhältniss der Regel des einer Gegend der Erdoberfläche eigenthümlichen Witterungsganges näher kommt, welcher aus allen den periodischen oder scheinbar »zufälligen« Schwankungen, denen er ausgesetzt ist, stets wieder — diess lehren sogar zum Theil die kalendarischen »Wetter- und Bauernregeln« — ins »alte Gleis« zurückkehrt. Eine wirkliche Veränderung der klimatisch-meteorologischen Verhältnisse einer und derselben Parthie der Erdoberfläche aus natürlichen, von der Einwirkung des Menschen unabhängigen Ursache ist, wenigstens im Verlaufe der historischen Jahrhunderte, bis jetzt noch nicht mit Sicherheit erkannt worden.

Und so möchte denn selbst die Hoffnung nicht so unbedingt in das Gebiet utopischer Träumereien zu verweisen sein: dass es endlich gelingen dürfte, mit Zunahme der Perioden regelmässiger Beobachtungen des Witterungsganges und mit Zunahme der Beobachtungskreise auf der Erdoberfläche, mehr und mehr auch den Regeln der Abweichungen von einem »normalen« Witterungsgange auf die Spur zu kommen. Ist es ja doch überhaupt die Aufgabe des, unter dem Namen »Statistik« zusammengefassten, Bereiches gesammelter Thatsachen, nicht nur das Bestehende, sondern auch und vorzugsweise die Veränderungen und den Gang der letzteren in den verschiedenen Angelegenheiten und Verhältnissen der staatlichen Gesellschaft zu erforschen, diesen Bestand und diese Veränderungen in Zahlen auszu-

drücken, und so die Faktoren einer Probabilitätsrechnung für die verschiedensten Richtungen in den Gebieten der menschlichen Unternehmungsthätigkeit an die Hand zu geben. Warum sollte diess durch folgerichtige, übereinstimmende und lückenlose Erforschung von Thatsachen bezüglich der, auf die »materiellen Interessen« der staatlichen Gesellschaft den wichtigsten Einfluss ausübenden, Veränderungen in den atmosphärischen und tellurischen Verhältnissen der bewohnten Erdoberfläche eine »Unmöglichkeit« sein? In dem Bereiche der Naturforschung ruft eine mit Sicherheit ermittelte Thatsache immer eine Reihe neuer hervor. Die in überraschender Weise sich heutzutage drängenden Entdeckungen am Sternenhimmel sind blos dadurch möglich geworden, dass seit Galilei die Beobachtungen der Astronomen sorgfältig einregistrirt, eine »Statistik« des gestirnten Himmels durch genau fortgeführte Sternkarten angelegt worden ist. Durch genaue Beobachtungen ist bereits eine feste Regel und eine Periodicität in den Strömungen der als kosmische Körper erkannten »Meteore« ermittelt; durch genaue und umfassende Sammlung und Combination der, über Strömungen in den Meeren bei der Admiralität zu London aufgespeicherten, Beobachtungen der englischen Schiffscapitäne ist es gelungen, die Seekarten bezüglich der Seeströmungen nach Vorhandensein und Richtung, nach ihren Veränderungen und ihrer Periodicität zu vervollständigen; auf eben diesem Wege ist es gelungen, die Natur, Richtung, Erstreckung der Orkane des atlantischen Meeres zu ermitteln und dem Seefahrer die sichersten Kennzeichen an die Hand zu geben, nach denen er den nächsten und sichersten Weg aus dem Bereich der Gefahr zu finden vermag. Mein sehr verehrter Freund Professor Dove zu Berlin hat die Strömungen in dem Wolkenhimmel der Erde in umfassender und genialer Weise ins Auge gefasst, ihr constantes und ihr veränderliches Verhalten, ihre Ausgleichungen und die hieraus entstehenden Wirkungen auf Klima und Witterung in der nördlichen und der südlichen Hemisphäre entwickelt. Alexander v. Humboldt, in dem sich die Spitzen aller Bereiche der heutigen Naturkunde vereinigen, hat die Einrichtung magnetisch-meteorologischer Warten in allen Gebieten der Erdoberfläche, soweit der Einfluss europäischer Civilisation reicht, veranlasst. Hätte die Wissenschaft über ein ebenso umfassendes und reiches Material übereinstimmender, lückenloser und genauer Beobachtungen der Erscheinungen und Veränderungen in dem Wolkenhimmel aus den Flussgebieten, den Küstengegenden und den Inselmeeren der Erdoberfläche zu gebieten, wie ihr seit drei Jahrhunderten solche aus den Zonen des gestirnten Himmels dargeboten sind: sicherlich würden wir auf dem Standpunkte einer gesicherteren Begründung der Wissenschaft der Meteorologie und Klimatologie stehen; statt dass ein zum geringsten Theil bearbeitetes, weil in seiner grossen Masse nur stets vereinzeltes Material vorliegt, welches

lieſt man die bekannte Anrede des Häuptlings eines Stammes derſelben an den Präſidenten im Congreſſe der Nordamerikaniſchen Staaten, in welcher er bittet, daß aller Verkauf von Branntwein und geiſtigem Getränk jeder Art von den Weißen an ihre rothen Brüder verboten werde. Der durch ſeinen Uebergang zum Chriſtenthum und deſſen Einführung unter ſeinem Volke, durch ſeine Rechtſchaffenheit und die weiſe Verwaltung ſeines kleinen Inſelſtaates berühmt gewordene König Pomare II. auf Otaheiti verbot allen Verkauf von Branntwein durch die Engländer an ſeine Unterthanen und eben damit allen Genuß deſſelben, und dieſes Verbot hatte den entſchiedenſten, größten Antheil an der nun folgenden blühenden Periode der Geſellſchaftsinſeln. In neueſter Zeit ſollen engliſche Spekulanten eine Zurücknahme jenes Verbots bewirkt haben, und bereits ſoll auch die Rohheit und Unſittlichkeit unter den von Neuem im Genuſſe des Branntweins ſchwelgenden Bewohnern täglich mehr überhand nehmen; insbeſondere ſammeln ſich die Töchter der Eva ſchaarenweiſe auf den engliſchen Schiffen, berauſchen ſich in dem Europäiſchen Gifte, und geben ſich dann willenlos dem Laſter der Unkeuſchheit hin.

Was iſt zu thun, um dem Uebel gründlich zu ſteuern? Wäre es nicht gut, wenn die Menſchen gar keine geiſtigen Getränke hätten und genöſſen? Ich beantworte dieſe Frage mit Nein. Der Menſch iſt theils als das verſtändigſte unter den Thieren von der Natur angewieſen, ſeine Nahrung, die ſich ihm keineswegs ſo von ſelbſt darbietet, wie der großen Menge der Thiere, mit Mühe und Arbeit zu ſuchen; er muß, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts erwerben, und dieſer Schweiß wird ihm wahrlich oft ſauer genug; theils bringt es ſeine Beſtimmung als vernünftiges animaliſches Weſen mit ſich, daß er die der Pſyche dienenden Organe auf eine Weiſe anſtrenge, wie ſie dem Thiere gänzlich fremd iſt. Beides, das mühevolle Suchen der Nahrung für ſich und die Seinigen, wie die pſychiſche Thätigkeit, die Affekte und das Suchen nach Befriedigung des Geiſtes, bringt den Menſchen in Verhältniſſe, welche ihn nöthigen, die Kraft ſeiner Nerven, wenn auch nur vorübergehend, zu ſpornen, um zu erlangen, was ihm ohne eine ſolche Anſpornung unmöglich wäre, oder auch, wenn dieſe Kraft, zu ſehr angeſpornt, erlahmen will, ſie wieder aufzufriſchen, und zu neuen Anſtrengungen

in zahllosen Schriften planlos zerstreut, nur zum geringsten Theil für vergleichende Bearbeitung tauglich ist.

Sehen wir indessen ab von frommen Wünschen für Förderung der Wissenschaft der Witterungskunde, Beseitigung ihrer Gebrechen und Herbeiführung zweckdienlicherer Zustände in diesem Bereich der Beobachtung, sehen wir vorerst ab von allen und jeden Beziehungen der Resultate meteorologisch-klimatischer Beobachtungen auf eine Voraus-Berechnung oder auch nur -Schätzung oder -Vermuthung künftiger Witterungsläufe: so wird der Werth, den solche Zusammenstellungen, auch von rein lokalen Beobachtungsresultaten und zwar in ihrer blos »retrospektiven« Richtung, für die »Praxis des thätigen Lebens« darbieten, nicht wohl verkannt werden können. Wenn, um nur Einiges beispielsweise anzuführen, die mittleren Mengen des wässrichten Niederschlags nach Monaten und Jahren, und ebenso die mittleren Mengen der Wasserverdunstung bekannt sind, so wird durch Zurathhaltung dieser Angaben das Geschäft bei Anlage und Bemessung von Wasserkräften, von Bewässerungen und Entwässerungen, die Bestimmung der Weite und der Zahl der Drainageröhren, wesentlich gefördert und auf sichere Grundlagen gestellt werden können. Wenn die Häufigkeit der Hagelschläge eines Orts oder einer Gegend aus einer längeren Periode bekannt ist, so wird hienach eine allein zweckgemässe »gleitende Scale« für die Hagel-Versicherungsprämien festgestellt werden können. Wenn der Zusammenhang der Mittelwärme in den Vegetationsmonaten oder der Zahl der »Sommertage« mit dem Ergebniss einer Cultur, z. B. dem specifischen Gewicht des Weinmosts, ermittelt ist, so wird es nicht schwer sein, die Güte des Erndteergebnisses (den Gehalt des Weins) eines Jahrgangs nach den beobachteten Temperaturverhältnissen der vorangegangenen Vegetationsmonate mit aller Sicherheit im Voraus zu schätzen. — Für alle diese und noch eine grosse Reihe anderer praktischer Nutzanwendungen ist in der nachfolgenden Zusammenstellung getrachtet worden, entsprechende Anhaltspunkte festzustellen.

Doch es ist hier nicht der Ort, die Wichtigkeit solcher Forschungen durch Eingehen ins Einzelne ihrer Beziehungen auf die staatlichen oder »praktischen« Interessen erst noch zu beweisen. In neueren Zeiten wird diese Wichtigkeit immer mehr auch von Regierungen in Deutschland und den Nachbarstaaten erkannt und man hat zu Folge der Anregungen, welche von den anerkanntesten Auctoritäten der Wissenschaft ausgiengen, angefangen, geordnete, übereinstimmende und fortlaufende Beobachtungen des Witterungsganges mittelst nahmhafter Bewilligungen von Staatsmitteln Seitens der Regierungen zu organisiren. Während z. B. in Russland, Frankreich, Belgien, in einzelnen Staaten Italiens, in Baiern u. a. schon seit längerer Zeit Institute dieser Art in mehr oder weniger umfassender Weise bestehen, mit Akademieen, Sternwarten,

statistischen oder technisch-wissenschaftlichen »Büreau's« in Verbindung gesetzt sind, haben noch vor wenigen Jahren die Regierungen von Oesterreich und Preussen solche ins Leben gerufen und jährliche Summen zu Anschaffung und Unterhaltung übereinstimmender Instrumente, zu Belohnung der an geeigneten Orten aufgestellten Beobachter und zu gründlicher Bearbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse der Beobachtungen, in »den Etat aufgenommen«.

Allen diesen Anordnungen systematischer und organisirter, d. h. grössere Distrikte mit übereinstimmenden Instrumenten an verschiedenen Stationen umfassender Beobachtungen, den früheren wie den neuesten, ist Württemberg der Zeit nach voraus: es liegen hiemit die Resultate der seit 30 Jahren von einer Anzahl freiwilliger Beobachter angestellten Forschungen vor, welche ohne Anspruch auf materiellen Gewinn, blos aus Liebe zur Sache, ihre Zeit und Bequemlichkeit einem gemeinnützigen Zweck zum Opfer gebracht haben. Wäre es am Platze, den Werth dieser Bemühungen nach dem Maasstabe der anderwärts auf dieselben von Staatswegen verwendeten Geldmittel zu bemessen, *) so liesse sich eine nahmhafte, dem Staate hiedurch erwachsene Ersparniss nachweisen.

Die Methode dieser Beobachtungen und der Berechnung und Zusammenstellung der daraus zu ziehenden Resultate ist in diesen 30 Jahren dieselbe geblieben, wie sie von meinem für die Wissenschaft zu frühe verstorbenen Freunde Prof. Dr. Gust. Schübler in Tübingen und mir von Anfang an verabredet und festgestellt worden ist. Viele, ja die meisten der anfänglich und später beigetretenen Beobachter sind nach und nach vom Schauplatz irdischer Thätigkeit abgetreten, andere mit gleichem Eifer sind, wenn auch nicht an denselben Orten, an ihre Stelle getreten. Es ist nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ihre Namen bisher in den nunmehr 30 Jahre umfassenden »Jahreberichten über die Witterungsverhältnisse in Württemberg«, welche bis zum Jahr 1844 einschliesslich in dem »Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg« und seitdem in den »württembergischen naturwissenschaftlichen Jahresheften« veröffentlicht worden sind, genannt wurden und denselben die einzige Anerkennung ihrer Bemühungen, die dem Bearbeiter jener Jahresberichte zu Gebote stand, ein »Dank in Worten«, ausgedrückt worden ist.

Eine Zusammenstellung 10jähriger Resultate von den Jahren 1825—1834 wurde zuerst in dem »10. Jahresbericht« etc. vom Jahr 1834, eine Zusammenstellung 20jähriger Resultate, in

*) In Oesterreich sind bis jetzt 2000 fl. C.-M., in Preussen 3000 Rthlr. für die „meteorologischen Institute" ausgesetzt.

dem combinirten 19. und 20. »Jahresbericht« etc. von 1843 und 1844, beide im »Correspondenzblatt« etc. veröffentlicht.

Wir lassen nunmehr die Uebersicht der 30jährigen Resultate von 1825—1854 in besonderer Zusammenstellung erscheinen, und bemerken dabei, dass manche fehlerhafte Zahlenangaben in den beiden genannten früheren Zusammenstellungen, wie sie bei dem Umstande, dass hier Rechner, Revident und Corrector in Einer Person vereinigt sind, nicht wohl vermieden werden konnten, durch die mit der gegenwärtigen nothwendig gewordenen umfassenden Revisionen berichtigt und die Zusammenstellungen überhaupt in manchen Beziehungen vollständiger geworden sind.

Die Grundlage dieser 30jährigen Uebersichten bilden nun zunächst die Stuttgarter Beobachtungen des Verfassers gegenwärtiger Zusammenstellung aus dem einfachen Grunde, weil diese allein die ganze 30jährige Periode lückenlos umfassen. Die übrigen, mannigfachen Wechseln der Personen unterworfenen Stationen des Landes lieferten minder umfassende und mehrfach unterbrochene Beobachtungen, weil mit Abgang eines früheren Beobachters nur höchst selten ein Nachfolger für denselben Beobachtungsort gewonnen werden konnte und auch in diesem Fall Lücken unvermeidlich waren; eine Folge zunächst davon, dass die Bemühungen der HH. Beobachter bisher durchaus freiwillig und ohne irgend eine übernommene oder auferlegte Verbindlichkeit gewesen sind.

Obgleich Stuttgart an der Grenzscheide, einerseits des tiefer liegenden und daher, ungeachtet seiner nördlichen Lage, milderen, Wein bauenden Unterlandes und andererseits des höher gelegenen und daher, trotz der südlichen Lage, dem Weinbau unzugänglichen »Oberlandes« liegt, so bringt es doch seine eingeschlossene Lage auf dem Grunde eines ringsumher von Hügeln eingeschlossenen Thalkessels und der, durch den Anbau der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen überall zugängliche, Boden in diesem Thal und seinen Gehängen mit sich, dass die mittlere Temperatur des Stuttgarter Thals nahezu als die Mitteltemperatur der dem Weinbau angehörigen Oberfläche des gesammten Landes wird angesehen werden können. Es wird daher der nachfolgenden ausführlicheren Zusammenstellung der Ergebnisse der Stuttgarter Beobachtungen eine nicht blos lokale, auf das Stuttgarter Thal beschränkte klimatologische Bedeutung zukommen und auch in manchen der übrigen, ausser der Temperatur in die Zusammenstellung aufgenommenen, Elemente werden die für Stuttgart ausgemittelten Verhältnisse einen nicht weit von der Wahrheit abweichenden Massstab für die durchschnittlichen klimatischen Verhältnisse Württembergs in einem grossen Theile seiner Gauen, namentlich also den dem Wein- und Maisbau zugänglichen, an die Hand zu geben geeignet sein.

Die der freien Luft ausgesetzten Instrumente, welche den Stutt-

garter Beobachtungen zu Grunde liegen, sind in der Wohnung des Verfassers in dem, durch seine Bauart und seine höhere Lage freien, obern Theile der Stadt auf der gegen NNO gelegenen, gegen Gärten gerichteten, also der strahlenden Wärme benachbarter Gebäude nicht ausgesetzten Seite angebracht und durch ein Jalousie-artiges Gehäus, welches an der Innenseite der, von beiden Seiten her zusammengezogenen und, mittelst eines zwischen beiden Flügeln eingefügten, 1 Fuss breiten Brettes und eines Dachs gehörig befestigten, Jalousie-Läden des Fensters angebracht ist, sowohl gegen strahlende Wärme als auch gegen unmittelbaren Einfluss von Regen und Schnee hinreichend geschützt, ohne dadurch den freien Zutritt der atmosphärischen Luft auszuschliessen. Ein Einfluss des Gebäudes selbst auf die Variationen der Temperatur, der Feuchtigkeit u. s. w. ist dadurch ausgeschlossen, dass das Fenster, vor welchem die Instrumente in der genannten Weise angebracht sind, dem Treppenhause angehört, und die im Winter heizbaren Räume auf den übrigen Seiten der Wohnung liegen. Die Instrumente sind 30 Fuss über der Erdoberfläche des unmittelbar angrenzenden Hofraums angebracht, welcher dem Sonnenschein nicht ausgesetzt ist, und können daher auch von keiner strahlenden Wärme von unten her getroffen werden.

Die Instrumente der übrigen Beobachter sind grösstentheils mit den Stuttgarter Instrumenten verglichen worden, da sie seit einer Reihe von Jahren grösstentheils aus Einer Officin (des H. Mechanicus Geiger zu Stuttgart) herstammen. Mag auch der Ort und die Art der Aufstellung der Instrumente nicht an jeder Station die günstigsten Verhältnisse darbieten, so sind die Resultate dieser Beobachtungen dennoch behufs der Ermittlung der an den Stationen das Jahr hindurch stattgefundenen Variationen von Werth und desto mehr, je grösser die Periode der Beobachtungen ist. Wir geben sie daher je nach dem dargebotenen Material in der nun eben durch die Verhältnisse bedingten Vollständigkeit.

1) Lufttemperatur.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Instrumente haben die 80theilige Scale, sind calibrirt und bestehen in einem Quecksilberthermometer für das Maximum, einem Weingeistthermometer für das Minimum und einem Quecksilberthermometer mit gläserner Scale an dem Psychrometer; alle drei gehörig mit einander verglichen und die beiden ersten durch Correctionen auf das letztere reducirt.

Die nachfolgenden Tabellen I—IV. geben die Mitteltemperaturen von den 3 täglichen Beobachtungszeiten Morgens 7h, Mittags 2h, Abends 9h und die, aus diesen 3 Beobachtungen zusammen, gezogenen Mittel aus den Jahren 1825—1854, für die einzelnen Monate sowie für die Kalender-

Tabelle I. Mitteltemperaturen Morgens 7h.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10jähr. Mittel.	
Dec. v. J.	3,68	3,06	0,89	3,17	1,00	— 5,88	— 0,53	1,40	0,41	3,85	1,10	
Januar .	— 0,11	— 7,45	— 2,19	1,20	— 4,29	— 8,72	— 2,53	— 2,22	— 5,23	3,28	— 2,83	
Februar.	— 0,24	0,43	— 6,52	— 0,33	— 8,40	— 4,13	0,48	— 1,96	3,02	1,04	— 1,20	
März . .	0,16	2,93	3,80	2,94	1,04	3,09	4,12	1,12	0,58	1,32	2,11	
April .	7,44	5,33	6,27	6,63	6,51	8,06	7,09	5,25	5,09	3,41	6,17	
Mai . .	9,73	10,09	11,12	10,94	10,13	11,50	10,60	9,27	14,00	12,47	10,98	
Juni . .	12,76	13,23	12,44	13,86	12,66	12,90	13,21	12,93	14,61	14,23	13,28	
Juli . .	13,60	15,60	14,10	15,35	14,90	15,95	14,90	13,94	13,17	16,68	14,82	
August .	12,70	13,87	12,15	12,40	12,39	14,61	13,35	14,24	10,83	13,85	13,04	
Septemb.	6,08	11,10	8,33	9,80	9,74	8,99	8,79	8,01	8,87	10,18	8,97	
October .	5,20	7,14	6,65	5,06	4,60	4,82	8,06	4,27	3,89	5,38	5,51	
November	3,92	1,78	0,57	1,92	0,22	3,55	3,60	1,51	2,60	2,51	2,22	
December	3,06	0,80	3,17	1,00	— 5,88	— 0,53	1,40	0,41	3,85	— 0,13	0,71	
Kal.-Jahr	6,20	6,80	5,82	6,75	4,88	5,84	6,84	5,56	6,26	7,01	6,12	
Met. Jahr	6,24	6,47	5,62	6,68	5,46	5,40	6,77	5,56	5,98	7,35	6,15	

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10jähr. Mittel.	20jähr. Mittel.
Dec. v. J.	— 0,13	— 2,90	1,68	0	— 1,27	2,55	— 5,64	3,31	— 0,70	0,46	— 0,26	
Januar .	— 0,37	— 1,60	— 1,28	— 6,68	— 1,16	— 0,53	— 0,97	— 3,20	0,17	— 1,57	— 1,72	— 2,47
Februar.	1,62	— 0,93	— 0,06	— 1,98	— 0,04	1,17	— 1,45	— 1,96	1,63	— 0,40	— 0,24	— 0,72
März . .	2,30	5,01	— 0,55	2,68	0,88	— 0,73	3,59	3,83	1,90	2,62	2,15	2,13
April .	5,18	5,10	2,65	3,22	3,52	5,98	5,96	5,05	6,80	6,10	4,96	5,56
Mai . .	9,91	8,22	8,59	9,30	9,15	10,70	13,18	11,25	9,45	8,98	9,87	10,42
Juni . .	12,12	13,04	13,51	12,70	14,86	13,32	11,31	10,43	11,45	14,24	12,70	12,99
Juli . .	14,86	14,12	12,70	13,25	14,31	12,43	12,37	13,88	13,62	12,63	13,42	14,12
August .	12,78	13,29	14,15	12,29	11,60	11,96	12,22	15,04	13,47	11,59	12,84	12,94
Septemb.	10,11	9,01	7,50	10,31	10,75	9,69	11,61	10,38	9,60	10,60	9,57	9,27
October .	5,19	6,47	5,45	5,51	7,28	3,45	7,68	3,32	6,03	6,58	5,70	5,60
November	— 0,40	2,77	3,03	3,76	3,97	3,39	3,92	0,92	3,43	3,92	2,87	2,53
December	— 2,90	1,68	0	— 1,27	2,55	— 5,64	3,31	— 0,70	0,46	— 2,84	— 0,53	0,09
Kal.-Jahr	5,87	6,34	5,47	5,27	6,47	5,43	6,89	5,68	6,50	6,04	5,96	6,13
Met. Jahr	6,10	5,97	5,61	5,36	6,15	6,11	6,15	6,02	6,40	6,31	5,99	6,07

und die meteorologischen Jahre; erstere sind die Jahresmittel aus den Monaten Januar bis December einschliesslich, des bezüglichen Jahrs, letztere die Jahresmittel aus je dem December des vorigen Jahrs bis 30. November des in Rede stehenden Jahrs. Die Zahlen ohne Zeichen bezeichnen Stände über 0°.

Mitteltemperaturen Morgens 7h.

Monate.	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	10j. Mittel v. 1845/54.	30j. Mittel v. 1825/54.
December v. J.	— 2,84	2,53	— 2,41	— 2,02	0,17	— 1,16	0,35	— 1,34	3,91	— 4,37	— 0,72	0,04
Januar	— 1,32	— 0,60	— 1,32	— 6,03	0,27	— 4,42	0,70	1,90	2,36	— 1,20	— 0,97	— 1,84
Februar	— 6,99	2,68	— 1,15	1,98	2,12	2,66	— 0,78	1,59	— 1,78	— 1,78	— 0,14	— 0,53
März	— 2,85	3,91	0,29	3,57	1,28	0,23	2,47	— 0,71	— 0,87	1,50	0,88	1,71
April	6,15	6,65	4,43	4,29	5,08	6,70	6,75	3,25	5,41	5,07	5,38	5,50
Mai	5,85	10,38	12,34	10,91	11,05	9,28	7,50	11,01	9,41	10,40	9,82	10,22
Juni	13,84	15,36	11,62	14,16	14,11	13,16	13,64	13,16	13,05	12,42	13,45	13,14
Juli	14,88	15,91	14,99	14,68	14,31	13,32	13,31	15,55	15,41	14,32	14,67	14,27
August	11,44	15,47	14,08	13,97	11,95	12,67	12,53	13,62	13,57	12,41	13,17	13,01
September	9,70	11,71	8,99	9,56	9,83	7,37	8,03	10,09	9,17	8,72	9,32	9,29
October	6,20	7,65	5,65	6,59	7,35	5,20	7,20	5,13	5,99	6,57	6,35	5,85
November	3,64	2,35	1,98	2,52	0,32	5,10	0,34	6,52	2,40	1,20	2,63	2,57
December	2,53	2,41	— 2,02	0,17	— 1,16	0,35	— 1,34	3,91	— 4,37	1,99	— 0,23	— 0,02
Kal.-Jahr	5,25	7,42	5,82	6,36	6,34	5,97	5,86	7,09	5,81	5,97	6,19	6,09
Met. Jahr	4,77	7,83	5,79	6,19	6,48	5,84	6,00	6,65	6,62	5,44	6,16	6,11

Tabelle II. Mitteltemperaturen Mittags 2h.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10jähr. Mittel.
Dec. v. J.	5,60	5,71	3,21	6,20	4,13	— 3,29	1,70	3,86	2,38	5,65	3,28
Januar	2,93	— 3,00	0,10	3,72	— 1,83	— 5,40	0,14	0,95	— 1,72	5,63	0,14
Februar	3,65	5,90	0,75	3,16	0,83	0,51	6,20	4,09	7,04	3,34	3,39
März	6,10	8,36	7,70	6,66	5,95	8,72	7,61	5,79	5,35	6,88	6,91
April	13,22	10,98	12,43	10,74	10,99	12,44	12,18	11,47	8,73	9,34	11,25
Mai	15,98	13,23	17,09	15,08	14,09	15,36	14,18	13,80	18,29	17,35	15,45
Juni	17,60	17,32	17,05	17,44	15,49	15,59	15,48	15,57	19,53	18,06	16,91
Juli	19,20	20,43	20,07	18,90	18,40	18,82	18,60	18,05	16,23	21,07	18,98
August	18,84	20,67	17,58	16,84	16,65	17,63	17,80	18,77	15,00	19,45	16,92
September	16,92	17,50	16,75	15,70	12,80	13,20	13,94	15,22	13,34	18,74	15,41
October	10,56	12,60	11,49	10,66	8,83	10,14	14,91	11,09	10,76	11,55	11,26
November	7,57	4,91	2,98	6,45	2,66	7,37	5,56	4,21	5,86	6,51	5,41
December	5,71	3,21	6,20	4,13	— 3,29	1,70	3,86	2,38	5,65	2,42	2,62
Kal.-Jahr	11,52	11,01	10,89	10,79	8,46	9,67	10,87	10,11	10,32	11,70	10,40
Met. Jahr	11,51	11,22	10,60	10,97	9,08	9,48	10,70	10,22	10,21	11,96	10,46

Mitteltemperaturen Mittags 2h.

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10jähr. Mittel.	20jähr. Mittel.
December v. J.	2,42	— 0,09	3,04	2,91	1,30	+ 3,89	— 2,41	5,21	2,55	2,70	2,15	
Januar	2,41	0,96	1,68	— 3,52	1,08	2,67	1,34	— 1,01	2,50	0,77	0,89	0,51
Februar	4,50	2,14	4,37	1,70	3,08	3,81	1,30	3,90	5,38	2,22	3,30	3,34
März	6,10	10,38	3,53	6,24	5,04	3,39	9,63	7,23	6,55	5,02	6,31	6,61
April	9,83	9,49	7,79	8,50	7,17	13,44	11,66	10,85	10,88	13,16	10,28	10,76
Mai	13,99	12,64	11,85	15,15	13,57	15,17	18,96	16,41	13,25	13,69	14,47	14,96
Juni	17,59	17,62	18,18	16,70	19,48	16,53	14,63	19,51	14,54	18,58	17,34	17,12
Juli	20,86	18,89	16,62	18,09	19,27	16,64	15,98	19,15	17,57	15,67	17,86	18,42
August	17,93	18,61	19,06	17,20	16,41	18,62	17,68	21,58	18,44	15,42	18,09	17,50
September	16,01	13,63	13,59	15,94	16,04	15,00	16,81	15,19	15,80	15,48	15,35	15,38
October	9,23	11,82	10,17	10,53	11,09	8,43	11,49	8,71	10,78	11,15	10,34	10,80
November	2,70	5,68	4,82	6,99	6,98	7,52	7,18	4,07	6,47	6,40	5,88	5,64
December	— 0,09	3,04	2,91	1,30	3,89	— 2,41	5,21	2,55	2,70	— 0,55	1,85	2,23
Kal.-Jahr	10,09	10,10	9,54	9,57	10,31	9,90	10,99	10,68	10,40	9,75	10,17	10,28
Met. Jahr	10,30	10,14	9,56	9,70	10,09	10,42	10,35	10,90	10,39	10,02	10,19	10,32

Monate.	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	10j. Mittel v. 1845/54.	30j. Mittel v. 1825/54.
December v. J.	— 0,55	4,62	— 0,84	1,14	3,48	0,50	0,50	1,12	7,40	— 1,62	1,57	2,41
Januar	1,12	2,98	1,14	— 3,41	3,33	— 2,14	3,52	5,09	5,16	3,12	2,33	1,12
Februar	— 2,16	6,31	1,90	5,56	5,49	6,46	4,22	3,76	0,87	1,96	3,45	3,38
März	1,16	8,89	6,81	7,37	5,61	4,40	6,72	5,38	3,24	7,80	5,73	6,32
April	11,64	11,23	7,95	11,98	9,56	10,99	10,71	9,78	8,81	12,02	10,47	10,66
Mai	12,17	14,74	18,01	16,47	15,46	13,03	11,44	15,39	13,64	15,32	14,57	14,83
Juni	17,53	23,85	15,45	17,73	18,18	17,01	17,64	16,82	16,97	15,88	16,71	16,99
Juli	18,48	20,48	19,50	18,69	18,77	17,64	16,98	20,32	19,13	18,90	18,95	18,60
August	15,91	19,48	18,40	18,61	17,10	17,36	17,69	17,59	18,58	17,35	17,81	17,61
September	15,23	17,43	12,96	15,53	16,02	13,72	12,05	14,54	15,07	16,50	14,90	15,22
October	11,07	11,58	10,63	11,58	11,23	7,96	11,11	11,05	11,84	11,81	10,98	10,86
November	7,98	5,84	6,49	4,89	4,91	7,69	2,41	10,35	4,71	3,65	5,89	5,73
December	4,62	— 0,84	1,14	3,48	0,50	2,48	1,12	7,40	— 1,62	3,01	2,19	2,22
Kal.-Jahr	9,56	11,82	10,03	10,70	10,51	9,88	9,53	11,50	9,70	10,66	10,39	10,31
Met. Jahr	9,51	12,28	9,87	10,51	10,86	9,55	9,58	10,98	10,45	10,22	10,38	10,34

Tabelle III. Mitteltemperaturen Abends 9h.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10jähr. Mittel.	
December v. J.	4,52	3,19	1,37	3,33	2,19	— 5,10	0,37	2,26	1,21	3,81	1,71	
Januar	0,54	— 6,40	— 1,80	1,99	— 3,64	— 7,49	— 2,20	— 0,83	— 4,12	3,84	— 2,01	
Februar	0,39	1,79	— 3,89	1,04	— 1,82	— 1,87	2,00	0,50	3,90	0,97	0,30	
März	1,57	4,10	4,82	4,14	3,18	4,95	5,24	3,08	2,04	3,00	3,61	
April	8,30	6,98	8,36	7,60	7,28	9,08	8,46	7,07	5,67	5,03	7,38	
Mai	10,73	9,60	12,21	10,88	10,31	11,37	10,60	9,77	13,47	12,28	11,12	
Juni	12,52	13,18	13,30	13,71	12,11	12,46	13,13	11,84	14,13	13,79	13,01	
Juli	14,22	15,51	15,57	15,27	14,50	14,83	14,50	13,81	12,68	16,91	14,78	
August	13,59	15,87	13,98	12,54	12,64	12,84	13,61	14,39	10,80	14,47	13,47	
September	11,31	12,10	11,30	10,88	10,12	9,67	9,99	9,79	9,90	12,42	10,75	
October	6,49	8,71	8,04	6,70	5,76	6,54	9,96	6,45	6,41	7,03	7,21	
November	4,65	2,42	1,57	3,45	0,82	4,49	3,62	2,38	3,50	3,69	3,06	
December	3,19	1,37	3,33	2,19	— 5,10	0,37	2,26	1,21	3,81	0,65	1,33	
Kal.-Jahr	7,30	7,10	7,23	7,53	5,51	6,43	7,60	6,62	6,85	7,71	7,00	
Met. Jahr	7,38	7,25	7,07	7,61	6,12	5,98	7,44	6,72	6,63	8,10	7,03	

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10jähr. Mittel.	20jähr. Mittel.
December v. J.	0,65	— 1,83	2,14	0,77	— 0,32	3,16	— 5,02	3,78	0,60	1,29	0,52	
Januar	0,35	— 0,40	— 0,08	— 5,51	— 0,43	0,93	— 0,19	— 2,68	1,15	— 0,71	— 0,74	— 1,37
Februar	2,40	— 0,09	1,33	— 1,00	1,20	0,41	— 0,87	0,15	2,52	0,36	0,62	0,46
März	3,33	6,05	0,90	3,62	2,06	0,55	4,98	4,92	3,93	3,37	3,37	3,49
April	5,79	6,11	4,45	4,72	4,60	8,07	7,47	6,11	7,53	8,40	6,32	6,85
Mai	10,13	8,34	8,49	10,82	9,70	10,61	13,74	12,00	9,73	9,92	10,35	10,73
Juni	13,11	13,35	13,90	12,62	14,65	12,73	11,52	10,62	11,11	13,46	12,71	12,86
Juli	15,58	14,29	13,57	14,02	14,62	13,13	12,61	14,46	13,21	12,19	13,77	14,27
August	13,72	14,56	15,37	12,87	12,41	13,79	13,11	16,38	13,77	11,55	13,75	13,61
September	11,18	9,99	9,25	11,84	11,29	10,70	12,70	10,89	10,30	11,76	10,97	10,85
October	6,13	7,28	6,75	7,04	8,31	5,09	8,62	4,70	7,41	7,58	6,89	7,05
November	0,39	3,84	3,29	4,68	4,59	4,83	4,89	1,90	4,44	4,74	3,76	3,41
December	— 1,83	2,14	0,77	— 0,32	3,16	— 5,02	3,78	0,60	1,29	— 2,39	0,22	0,77
Kal.-Jahr	6,70	7,11	6,50	6,28	7,18	6,32	7,70	6,64	7,20	6,66	6,83	6,91
Met. Jahr	6,91	6,79	6,61	6,37	6,88	7,09	6,96	6,90	7,14	6,99	6,86	6,94

Mitteltemperaturen Abends 9h.

	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	10j. Mittel v. 1845/54.	30j. Mittel v. 1825/54.
December v. J.	— 2,39	2,88	— 1,55	— 0,94	0,91	— 0,69	— 0,69	— 0,38	4,79	— 3,45	— 0,15	0,02
Januar	— 0,14	0,90	— 0,50	— 4,92	0,98	— 3,71	1,26	2,52	2,93	0,41	— 0,03	— 0,93
Februar	— 5,01	3,52	— 0,56	2,30	3,05	3,76	0,71	2,23	— 1,15	— 0,47	0,89	0,60
März	— 1,67	5,11	2,24	4,37	2,55	1,15	4,07	0,92	0,18	4,02	2,29	3,09
April	6,80	7,23	5,00	8,02	6,20	7,18	7,57	5,19	5,56	7,71	6,75	6,82
Mai	8,10	10,57	12,51	10,73	11,08	9,01	7,61	10,53	10,20	10,40	10,07	10,51
Juni	13,39	15,55	11,42	13,51	13,62	13,03	13,05	12,41	13,56	12,68	13,22	12,91
Juli	13,99	16,14	15,23	14,21	13,85	13,50	13,04	15,49	15,18	14,96	14,56	14,37
August	11,78	15,57	14,43	13,56	12,72	12,78	13,70	14,07	14,48	13,30	13,64	13,62
September	10,52	12,33	9,69	10,30	11,23	8,74	9,27	10,85	11,06	11,04	10,50	10,74
October	7,36	8,64	7,15	7,75	7,22	5,83	8,24	6,41	7,98	7,98	7,45	7,18
November	4,95	3,26	3,36	2,88	1,46	6,03	0,74	7,40	3,09	2,09	3,53	3,45
December	2,88	— 1,55	— 0,94	0,91	— 0,69	1,19	— 0,38	4,79	— 3,45	2,73	0,55	0,70
Kal.-Jahr	6,08	8,10	6,58	6,98	6,94	6,54	6,57	8,83	6,63	7,24	7,05	6,96
Met. Jahr	5,88	8,47	6,50	6,81	7,07	6,35	6,54	7,05	7,32	6,72	6,87	6,98

Tabelle IV. Mitteltemperaturen aus den 3 Beobachtungszeiten 7h, 2h, 9h.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10jähr. Mittel.
Dec. v. J.	4,82	3,99	1,79	4,23	2,44	— 4,66	0,51	2,51	1,30	4,43	2,11
Januar	1,12	— 5,61	— 1,29	2,30	— 3,25	— 7,20	— 1,53	— 0,70	— 3,36	4,25	— 1,54
Februar	1,27	2,70	— 3,72	1,29	— 1,46	— 1,83	2,89	0,88	4,65	1,78	0,83
März	2,61	5,13	5,44	4,58	3,39	5,59	5,65	3,33	2,98	3,73	4,24
April	9,65	7,99	9,02	8,34	8,26	9,86	9,24	7,93	6,49	5,93	8,27
Mai	12,14	10,94	13,47	12,41	11,61	12,77	11,76	10,94	15,25	14,03	12,52
Juni	14,29	14,57	14,26	15,00	13,42	13,65	13,94	13,44	16,09	15,36	14,40
Juli	15,67	17,18	16,58	16,40	15,93	16,53	16,00	15,26	14,02	18,22	16,18
August	15,04	16,80	14,57	13,92	13,89	15,02	14,92	15,77	12,21	15,92	14,81
September	11,44	13,56	12,13	12,12	10,55	10,62	10,90	11,00	10,70	13,78	11,68
October	7,41	9,48	8,72	7,44	6,39	7,16	10,97	7,27	7,02	7,99	7,98
November	5,38	3,04	1,70	3,94	1,23	5,01	4,26	2,70	3,98	4,23	3,55
December	3,99	1,79	4,23	2,44	— 4,66	0,51	2,51	1,30	4,43	0,98	1,75
Kal.-Jahr	8,33	8,13	7,92	8,34	6,20	7,30	8,46	7,43	7,87	8,85	7,89
Met. Jahr	8,38	8,56	7,72	8,50	6,86	6,87	8,30	7,53	7,70	9,14	7,92

Mitteltemperaturen der 3 Beobachtungszeiten zusammen 7h, 2h, 9h.

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10jähr. Mittel.	20jähr. Mittel.
December v. J.	0,98	— 1,60	2,29	1,29	— 0,09	3,20	— 4,36	4,10	1,05	1,48	0,83	
Januar	0,73	— 0,35	0,10	— 5,23	— 0,02	1,02	0,09	— 2,30	1,27	— 0,49	— 0,52	1,62
Februar	2,84	0,37	1,88	— 0,44	1,61	1,79	— 0,34	0,59	3,18	0,73	1,22	1,03
März	3,82	7,15	1,29	4,18	2,66	1,07	6,06	5,33	4,12	3,67	3,93	4,08
April	6,90	6,90	4,96	5,48	5,09	9,16	8,33	7,33	8,40	9,22	6,98	7,62
Mai	11,34	9,73	9,64	11,42	10,80	12,16	15,29	13,22	10,81	10,86	11,53	12,03
Juni	14,31	14,67	15,19	14,00	16,33	14,19	12,48	15,77	12,55	15,42	14,49	14,38
Juli	17,10	15,70	14,29	15,12	16,06	14,06	13,65	15,83	14,80	13,49	15,01	15,59
August	14,81	15,48	16,19	14,12	13,47	14,79	14,33	17,66	15,22	12,85	14,98	14,85
September	12,65	10,84	10,11	12,69	12,69	11,79	13,70	12,12	11,90	12,61	12,11	11,90
October	5,85	8,52	7,45	7,69	8,89	5,66	9,29	5,58	8,07	8,44	7,64	7,81
November	0,89	4,10	3,71	5,14	5,18	5,21	5,33	2,29	4,78	5,02	4,16	3,85
December	— 1,60	2,29	1,29	— 0,09	3,20	— 4,36	4,10	1,05	1,48	— 1,93	0,54	1,14
Kal.-Jahr	7,55	7,94	7,17	7,00	8,00	7,21	8,52	7,87	8,05	7,49	7,67	7,78
Met. Jahr	7,68	7,62	7,26	7,12	7,72	7,84	7,04	8,12	8,01	7,77	7,70	7,81

Monate.	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	10j. Mittel v. 1845/54.	30j. Mittel v. 1825/54.
December v. J.	— 1,93	3,34	— 1,60	— 0,61	1,52	— 0,45	— 0,45	1,42	5,33	— 3,15	0,34	1,10
Januar	— 0,11	1,09	— 0,23	— 4,79	1,53	— 3,42	1,83	3,17	3,48	0,77	0,33	— 0,55
Februar	— 4,72	4,17	0,63	3,51	3,56	4,28	1,38	2,52	— 0,69	— 0,10	1,45	1,50
März	— 1,12	5,94	3,11	5,11	3,15	1,85	4,42	1,87	0,85	4,44	2,96	3,71
April	8,20	8,37	5,79	12,63	6,95	8,26	11,11	6,07	6,59	8,27	8,22	7,66
Mai	8,70	11,89	14,29	12,70	12,53	10,44	8,85	12,33	11,08	12,04	11,48	11,89
Juni	15,10	18,05	12,83	15,14	15,30	13,39	14,78	14,13	14,53	13,66	14,69	14,30
Juli	15,78	17,51	16,54	15,86	15,65	14,82	14,44	17,32	16,57	16,06	16,05	15,75
August	13,04	16,84	15,63	18,80	13,92	14,27	14,64	15,09	15,54	14,35	15,21	14,75
September	11,82	13,82	10,54	11,80	12,36	9,94	9,78	11,83	11,76	12,09	11,57	11,75
October	8,21	9,29	7,81	8,64	8,60	6,33	8,85	7,53	8,60	8,79	8,26	7,96
November	5,52	3,81	3,94	3,43	2,23	6,25	1,16	8,09	3,40	2,31	4,01	3,92
December	3,34	— 1,60	— 0,61	1,52	— 0,45	1,01	— 0,20	5,33	— 3,15	2,78	0,81	0,96
Kal.-Jahr	7,00	9,10	7,52	8,69	7,94	7,28	7,59	8,87	7,38	7,95	7,93	7,83
Met. Jahr	6,72	9,51	7,35	8,38	8,11	7,16	7,56	8,45	8,08	7,46	7,88	7,82

fähig und geschickt zu machen. Hiezu kommt, daß Mancher bei allem Fleiße oft nicht so viel erwirbt, daß er sich und die Seinigen mit hinreichend kräftigen und gesunden, der Arbeit angemessenen festen Nahrungsmitteln, mit den gehörigen Kleidern und Betten, mit Brennmaterial zur Heizung u. s. w. versorgen kann. Um aber doch zu bestehen, bedürfen seine Kräfte eines Spornes, eines die Nerventhätigkeit belebenden Reizes. Das geeignetste Mittel aber, dem Nervensystem in rein somatischer, wie in psychischer Hinsicht vorübergehend einen höheren Schwung zu geben, und die Ausübung seiner Funktionen zu erleichtern, ist erfahrungsmäßig der Weingeist in seinen verschiedenen Formen. Der Steigerung der Kräfte durch den Weingeist und weingeisthaltige Getränke folgt allerdings nothwendig eine gewisse Abspannung; dieselbe ist jedoch unbedeutend bei weisem Gebrauche des Reizmittels, d. h. wenn der Gebrauch desselben nur eben bis zur Aufrichtung und Belebung, nicht bis zur Oppression der Kräfte fortgesetzt wurde und wird. Vorübergehenden Schwankungen des Maßes unserer Kräfte und unserer ohnehin immer nur relativen Gesundheit sind wir ja bei der Verschiedenheit der äußern Einflüsse auf uns in Quantität und Qualität überhaupt immer unterworfen, und diese Schwankungen gleichen sich aus, ohne daß es zu einer bleibenden und selbstständig werdenden Störung der Harmonie des Lebens, d. h. zur Krankheit kommen müßte. In dieser Beziehung haben schon die Aerzte des Alterthums, deren Schriften bekanntlich in Beziehung auf Diät so sehr viel Belehrendes enthalten, den Wein aus derselben nicht ausgeschlossen. Mit demselben Rechte, mit welchem man die geistigen Getränke aus der Diät verbannte, könnte man Gewürze jeder Art proscribiren. Specielle Vorschriften in Beziehung auf den diätetischen Gebrauch geistiger Getränke gehen uns hier nichts an, eben so wenig lassen wir uns ein auf die vielfache und wichtige Anwendung derselben in Krankheiten. Nicht unpassend dagegen scheint uns eine kurze Bezeichnung der Modifikationen der verschiedenen geistigen Getränke in ihrer Wirkung auf den Organismus.

Die Wirkungen der weingeisthaltigen Getränke sind verschieden nicht nur in Hinsicht ihrer Stärke, ihres größeren oder geringeren Wassergehalts, sondern vorzüglich auch nach ihren verschiedenen Beimischungen. Hinsichtlich der Quantität des in einer gewissen

Zur Vervollständigung dieser Temperaturzusammenstellung fügen wir in der nachfolgenden Tabelle V die Mitteltemperaturen aus den Jahren 1792 — 1825 bei, welche aus den in dem Tagblatt »Schwäbischer Mercur« mitgetheilten Beobachtungen gezogen wurden. Diese machen zwar auf keine sehr grosse Genauigkeit Anspruch, indem sie im Laufe der Jahre mit verschiedenen, in den früheren Zeiten nicht sehr genauen Instrumenten und zwar nach einander in zwei von einander ziemlich entlegenen Wohnungen der Königsstrasse, in der zweiten nicht gehörig vor strahlender Wärme geschützt, und nicht mit genauer Einhaltung der Zeit, angestellt wurden; auch konnten die Instrumente nicht mit den unsrigen verglichen werden. Doch werden diese Beobachtungen in Betracht der langen Reihe von Jahren für die Mittelberechnungen immerhin einen nicht unwichtigen Beitrag zu liefern geeignet sein.

Die Mittel von 1792—94 waren folgende, welche wir hier besonder voranstellen.

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr
1792	—0,16	0,41	5,75	9,16	10,75	13,73	16,52	16,72	11,35	9,35	3,38	1,69	8,22
1793	—2,21	3,28	4,34	6,44	10,63	13,72	18,00	16,86	11,21	9,76	4,77	3,35	0,35
1794	1,22	5,36	6,73	11,06	12,28	15,33	18,23	15,14	10,71	8,37	4,96	—0,47	9,07

Tabelle V. Mitteltemperaturen aus den 3 Beobachtungszeiten (7h, 2h, 9h) von 1795 — 1804.

Monate.	1795.	1796.	1797.	1798.	1799.	1800.	1801.	1802.	1803.	1804.	10jähriges Mittel.
December v. J.	— 0,47	5,01	— 0,93	4,27	— 0,80	— 3,45	1,07	2,71	2,66	2,61	1,265
Januar	— 5,68	5,57	1,66	— 0,15	— 4,26	2,23	3,15	— 3,35	— 1,61	3,81	0,120
Februar	2,00	3,54	1,72	3,08	3,41	0,72	2,61	1,62	— 0,26	0,66	1,910
März	4,62	1,46	3,70	4,66	3,19	1,93	5,95	4,77	2,66	2,92	3,586
April	10,61	7,13	9,68	8,96	6,50	12,36	8,04	9,93	9,29	7,58	9,008
Mai	12,51	11,55	13,03	12,53	10,98	13,90	12,81	12,10	9,59	12,65	12,163
Juni	15,46	14,13	12,73	15,24	13,28	12,22	13,49	15,56	14,08	14,95	14,114
Juli	14,47	15,12	18,34	15,62	14,50	15,48	16,39	15,24	16,69	15,13	15,695
August	16,35	15,25	16,03	15,68	15,34	15,81	16,44	17,24	16,30	14,36	15,880
September	13,98	14,39	13,09	13,41	12,01	12,89	14,37	12,67	10,27	14,93	12,201
October	11,74	8,18	8,41	8,58	7,90	7,68	10,94	10,13	7,15	8,79	8,950
November	3,62	3,24	5,93	4,44	4,53	5,72	5,41	4,92	4,57	4,67	4,705
December	5,01	— 0,93	4,27	— 0,80	— 3,45	1,07	2,71	2,66	2,61	— 0,31	1,364
Kal.-Jahr	8,72	8,20	9,05	8,42	7,00	8,50	9,36	8,60	7,60	8,34	8,379
Met. Jahr	8,27	8,71	8,61	8,86	7,21	7,96	9,22	8,63	7,61	8,68	8,300

Mitteltemperaturen von 1805 — 1814.

Monate.	1805.	1806.	1807.	1808.	1809.	1810.	1811.	1812.	1813.	1814.	10jähriges Mittel.
December v. J.	— 0,31	1,31	6,10	0,31	— 2,77	3,37	2,22	1,21	— 3,56	0,55	0,843
Januar	— 1,83	— 3,58	— 0,04	1,15	0,76	— 2,36	— 3,81	— 3,16	— 3,05	— 2,76	— 1,860
Februar	1,36	4,41	3,22	0,41	5,28	— 0,80	2,13	2,90	1,92	— 2,32	1,931
März	3,37	5,07	1,54	0,42	4,66	6,08	6,28	3,74	3,55	0,30	3,501
April	6,42	5,81	6,66	6,45	5,22	3,68	8,77	4,63	8,33	8,89	6,286
Mai	9,71	13,24	10,85	13,83	12,71	11,62	13,28	12,51	12,00	9,73	11,948
Juni	12,68	13,76	13,82	13,05	13,38	13,08	15,44	14,40	12,58	12,51	13,470
Juli	14,20	14,86	17,63	16,02	15,12	15,22	16,23	13,63	13,52	15,74	15,217
August	13,58	14,43	18,25	15,79	15,18	14,54	14,64	13,85	12,02	14,26	14,654
September	12,43	11,78	11,31	11,71	12,35	14,13	12,01	11,56	10,42	10,49	11,819
October	5,32	8,08	9,76	6,56	7,00	8,14	11,07	8,06	7,41	6,71	7,841
November	1,64	5,78	5,48	3,94	2,46	5,55	5,39	1,83	2,96	4,80	3,983
December	1,31	6,10	0,31	— 2,77	3,37	2,22	1,21	— 3,56	0,55	3,38	1,212
Kal.-Jahr	6,66	8,31	8,22	7,21	8,12	7,69	8,55	6,70	6,87	6,81	7,505
Met. Jahr	6,54	7,91	8,71	7,47	7,61	7,79	8,64	7,10	6,51	6,57	7,468

Mitteltemperaturen von 1815—1824.

Monate.	1815.	1816.	1817.	1818.	1819.	1820.	1821.	1822.	1823.	1824.	10jähriges Mittel.	30j. Mittel v.1795/24.	53j. Mittel v.1792/24.
Dec. v. J.	3,38	— 0,79	0,43	0,76	— 0,79	2,41	0,59	4,50	— 1,84	2,95	1,220		
Januar	— 2,72	— 0,11	2,51	1,87	— 1,41	— 2,44	1,33	1,31	— 3,56	— 0,01	— 0,323	— 0,668	— 0,789
Febr.	2,90	— 0,73	3,11	2,04	3,18	1,58	— 1,08	3,22	2,89	2,43	1,954	1,932	1,652
März.	6,12	3,37	3,26	4,38	4,86	1,81	4,16	6,58	3,92	3,08	4,154	3,847	3,980
April.	8,19	7,12	4,09	9,13	9,01	9,11	9,32	8,31	7,03	6,19	7,750	7,681	7,727
Mai.	12,58	9,65	10,09	11,05	12,16	11,82	9,89	13,30	12,79	10,82	11,415	11,842	11,877
Juni.	13,61	11,40	14,95	15,09	14,39	12,12	11,77	16,33	12,61	13,05	13,592	13,392	14,027
Juli.	13,53	13,03	13,94	15,63	16,50	14,11	13,51	15,56	14,29	15,78	14,588	15,163	15,465
Aug.	13,58	12,68	14,05	14,11	15,38	16,12	15,17	14,17	15,27	14,63	14,516	15,016	15,025
Sept.	11,57	11,20	13,13	11,33	11,13	10,21	12,82	11,57	11,67	12,73	11,736	12,251	11,862
Oct.	8,08	7,88	4,80	7,14	8,03	6,34	7,43	9,38	7,02	8,49	7,519	8,103	8,052
Nov.	1,81	1,66	5,12	5,73	3,16	1,30	6,53	5,93	2,74	6,63	4,061	4,249	4,107
Dec.	— 0,19	0,43	0,76	— 0,79	2,41	0,59	4,50	— 1,84	2,95	5,06	1,388	1,321	1,266
Kal.-J.	7,42	6,46	7,48	8,06	8,24	6,34	7,95	8,70	7,47	8,24	7,696	7,875	7,846
Met. J.	7,57	6,41	7,46	8,19	7,97	7,09	7,53	9,19	7,07	8,06	7,692		

Die nachfolgende Tabelle VI. gibt die »reducirten Mitteltemperaturen« oder die »wahren Mittel« von den 3 täglichen Beobachtungszeiten 7h, 2h, 9h, aus den Jahren 1825—1854; die Reduction ist auf die bekannte Weise dadurch bewerkstelligt, dass die Summen der Morgen-, der Mittags- und der doppelt genommenen Abendberechnung (für die fehlende Beobachtung in der Nacht) mit 4 dividirt wurden.

Tabelle VI. Reducirte Mitteltemperaturen von 1825—44.

	Dec. v. J.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
1825	4,46	3,24	1,16	2,29	9,50	11,99	13,88	15,26	14,63	11,19	7,20	5,17	3,90	8,28	9,99
1826	3,90	—5,70	2,69	4,36	5,34	10,98	14,41	16,99	16,80	12,36	8,17	2,92	1,69	7,68	7,87
1827	1,69	—1,39	—3,82	5,29	8,84	12,11	13,81	16,17	14,16	10,28	8,51	1,46	4,14	7,46	7,26
1828	4,14	3,11	1,35	4,41	8,19	17,47	14,58	15,99	13,49	11,89	7,27	3,75	2,33	8,22	8,80
1829	2,33	—3,34	—1,55	3,24	8,11	11,46	13,01	15,52	13,48	10,34	6,18	1,02	4,75	6,06	6,65
1830	4,75	—7,29	—1,92	5,44	9,71	12,62	13,24	16,12	14,61	10,41	6,95	4,80	0,42	8,20	7,45
1831	0,42	—1,62	2,80	5,50	9,09	13,78	11,35	15,29	14,51	10,69	10,76	4,05	2,42	8,22	8,05
1832	2,42	—0,61	0,79	3,18	7,78	10,79	13,03	14,85	15,36	10,79	7,06	2,49	1,21	7,22	7,33
1833	1,31	—3,80	4,03	2,50	6,15	14,81	15,11	13,68	11,86	10,18	6,87	3,74	4,79	7,65	7,20
1834	4,79	4,15	1,58	3,55	5,70	13,34	15,31	17,89	15,56	13,44	7,74	4,10	0,89	8,59	8,93
10jahr.Mt.	3,01	—1,32	0,71	4,04	7,90	12,43	13,77	15,78	14,45	11,18	7,67	3,35	2,65	7,75	7,95
1835	0,89	0,78	2,73	3,69	6,64	11,04	14,01	16,72	14,53	12,12	6,67	0,77	—1,66	7,38	7,55
1836	—1,66	—0,38	0,26	6,87	6,78	9,38	14,34	15,32	15,25	10,60	8,21	4,03	2,25	7,74	7,41
1837	2,25	0,06	1,74	1,19	4,83	9,35	14,87	14,11	15,95	9,98	7,28	3,60	1,11	7,00	7,10
1838	1,11	—5,22	—0,60	4,04	5,24	11,52	13,66	14,84	13,80	12,48	7,53	5,03	—0,15	6,90	6,95
1839	—0,15	—0,23	1,51	2,51	4,97	10,53	15,88	15,70	12,96	12,54	8,75	5,03	3,19	7,76	7,48
1840	3,19	1,00	1,45	0,94	8,89	11,77	13,83	13,84	14,54	11,52	5,51	5,14	—4,52	6,99	7,73
1841	—4,52	0	—0,47	5,79	8,14	14,90	12,24	13,39	14,03	13,45	9,10	5,22	4,02	8,30	7,60
1842	4,02	—2,39	0,19	5,22	7,03	12,91	15,29	15,49	17,34	11,79	5,33	2,20	0,76	7,60	7,87
1843	0,76	1,24	3,01	4,08	8,18	10,54	12,05	14,40	14,86	11,50	7,91	4,69	1,43	7,82	7,76
1844	2,43	—0,55	0,63	3,59	9,01	10,52	14,93	13,14	12,53	12,40	8,22	4,95	—2,04	7,30	7,59
10jahr.Mt.	0,73	—0,57	1,04	3,79	6,77	11,25	14,11	14,69	14,58	11,82	7,45	4,07	0,44	7,47	7,57

Reducirte Mitteltemperaturen von 1845 — 1854.

	Dec. v. J.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.	Met. Jahr.
1845	—2,04	—0,12	—4,79	—1,26	7,85	8,55	14,81	15,33	12,74	11,49	8,00	5,38	3,25	6,77	6,33
1846	3,25	1,04	4,01	5,73	8,08	11,56	17,58	17,17	16,52	13,31	9,12	3,63	—1,59	8,84	9,25
1847	—1,59	—0,29	—0,09	2,89	5,59	13,84	12,48	16,24	15,33	10,33	7,64	3,80	—0,69	7,25	7,10
1848	—0,69	—4,82	3,28	4,92	8,07	12,21	14,73	15,45	14,93	11,42	8,42	3,29	1,37	7,78	8,12
1849	1,37	1,39	3,43	3,00	6,76	12,17	14,88	15,20	13,62	10,89	8,25	2,04	—0,51	7,59	7,75
1850	—0,51	—3,49	4,16	1,73	8,01	10,08	14,06	14,49	13,90	9,64	6,21	6,21	1,30	7,18	7,03
1851	1,30	1,69	1,21	4,33	8,15	8,54	14,34	14,09	14,40	9,66	8,70	1,06	—0,25	7,16	8,82
1852	—0,25	3,01	2,45	1,63	5,85	11,88	13,79	16,86	14,84	11,58	7,25	7,92	5,22	8,51	8,06
1853*	5,22	3,34	—0,80	0,68	6,33	10,86	14,28	16,22	15,28	11,59	8,45	2,82	—3,22	7,15	7,85
1854	—3,22	0,68	—0,19	4,34	8,12	11,63	13,41	15,78	14,09	11,84	8,38	2,26	2,51	7,74	7,26
10j. Mittel 1845—54.	0,28	0,24	1,28	2,80	7,28	11,13	14,43	15,68	14,56	11,17	8,02	3,84	0,74	7,60	7,76
30j. Mittel 1825—54.	1,34	—0,55	1,01	3,54	7,32	11,60	14,10	15,38	14,53	11,39	7,71	3,75	1,28	7,61	7,68
60j. Mittel 1795—54.	1,22	—0,61	1,47	3,69	7,50	11,72	13,75	15,27	14,77	11,82	7,91	4,00	1,30	7,73	7,71

19*

In der nachfolgenden Tabelle VII. sind die reducirten Mittel der einzelnen Jahre von 1825 — 1854 und ihre Differenzen von dem 30jährigen Mittel (+ 7,61) aus ebendieser Periode zusammengestellt, wobei + den Ueberschuss, — den Minderbetrag der einzelnen Jahresmittel gegen das 30jährige Mittel angibt.

Tabelle VII.

Jahre.	Reduc. Jahres-mittel.	Diff. v. 30j. Mittel.	Jahre.	Reduc. Jahres-mittel.	Diff. v. 30j. Mittel.	Jahre.	Reduc. Jahres-mittel.	Diff. v. 30j. Mittel.
1825	8,10	+0,49	1835	7,11	−0,50	1845	6,77	−0,84
1826	8,00	+0,39	1836	7,72	+0,11	1846	8,84	+1,23
1827	7,79	+0,18	1837	7,56	−0,05	1847	7,25	−0,40
1828	8,14	+0,53	1838	6,71	+0,10	1848	7,78	+0,17
1829	6,09	−1,52	1839	7,78	+0,17	1849	7,59	−0,02
1830	7,08	−0,53	1840	7,20	−0,41	1850	7,18	−0,43
1831	8,23	+0,62	1841	8,32	+0,71	1851	7,16	−0,45
1832	7,23	−0,38	1842	7,42	−0,19	1852	8,51	+0,90
1833	7,75	+0,28	1843	7,82	+0,21	1835	7,15	−0,16
1834	8,49	+0,88	1844	7,29	−0,32	1854	7,74	+0,13

In den Tabellen VIII.—XII. ist eine Uebersicht der nicht reducirten Mitteltemperaturen der Jahreszeiten, nach den 3 täglichen Beobachtungszeiten, aus 1825—1854 und zwar zuerst nach den 3 einzelnen Tageszeiten 7h, 2 h, 9h, sodann aus diesen dreien zusammen und sodann diese mit den reducirten Mitteln aus den 3 Tageszeiten, zusammengestellt. Unter »Kalenderwinter« begreift man die Mittel aus den Monaten Januar, Februar und December desselben Jahres, unter »Meteorologischer Winter« die Mittel aus je December des vorigen Jahres und Januar und Februar des in Rede stehenden.

Tabelle VIII. Mitteltemperaturen vom Frühling (März bis Mai).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1825	5,77	11,77	6,87	8,13	7,82
1826	6,32	10,86	6,89	8,02	7,74
1827	7,06	12,41	8,46	9,31	9,10
1828	6,85	10,83	7,54	8,41	8,19
1829	5,89	10,34	6,92	2,72	7,52
1830	7,55	12,17	8,47	9,39	9,16
1831	7,27	11,32	8,10	8,90	8,70
1832	5,21	10,02	6,97	7,40	7,29
1833	6,56	10,79	7,06	8,13	7,87
1834	5,73	11,19	6,77	7,90	7,62
10jähr. Mittel	6,42	11,17	7,40	8,33	8,10
1835	5,80	9,97	6,42	7,36	7,51
1836	6,11	10,83	6,83	7,92	7,65
1837	3,56	7,72	4,61	5,29	5,12
1838	5,03	9,96	6,39	7,13	6,91
1839	4,52	8,59	5,45	6,19	6,00
1840	5,38	10,33	6,41	7,37	7,18
1841	7,58	13,42	8,73	9,91	9,61
1842	6,71	11,49	7,68	8,62	8,39
1843	6,05	10,23	7,06	7,78	7,60
1844	5,90	10,62	7,23	7,92	7,74
10jähr. Mittel	5,66	10,35	6,68	7,55	7,37
20jähr. Mittel	6,04	10,74	7,04	7,94	7,73

Mitteltemperaturen (März bis Mai).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1845	3,05	8,32	4,41	5,26	5,05
1846	6,98	11,43	7,64	8,68	8,46
1847	5,69	10,92	6,58	7,73	7,77
1848	6,26	11,94	7,71	8,64	8,40
1849	5,80	10,21	6,61	7,54	7,31
1850	5,40	9,47	5,78	6,88	6,61
1851	5,57	9,62	6,42	7,21	7,00
1852	4,80	10,18	5,55	6,84	6,45
1853	5,04	8,69	4,61	6,11	5,74
1854	5,66	11,71	7,38	8,25	8,03
10jähr. Mittel	5,39	10,23	6,34	7,32	7,10
30jähr. Mittel	5,82	10,58	6,81	7,73	7,52

Tabelle IX. Mitteltemperaturen vom Sommer (Juni bis August).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1825	12,69	18,55	13,44	14,89	14,53
1826	14,26	14,97	14,85	16,19	15,86
1827	12,80	18,27	14,28	15,15	14,93
1828	13,87	17,73	13,84	15,14	14,82
1829	13,32	16,85	13,08	14,42	14,08
1830	14,49	17,35	13,38	15,07	14,65
1831	13,82	17,29	13,75	14,95	14,65
1832	13,70	17,46	13,35	14,83	14,46
1833	12,87	16,92	12,54	14,11	13,72
1834	14,92	19,53	15,06	16,50	16,14
10jähr. Mittel	13,68	17,94	13,76	15,12	14,78
1835	13,29	18,79	14,13	15,40	15,08
1836	13,48	18,34	14,07	15,30	14,99
1837	13,45	17,95	14,28	15,23	14,99
1838	12,75	17,33	13,43	14,50	14,32
1839	13,59	18,39	13,89	15,29	14,94
1840	12,57	17,26	13,22	14,35	14,07
1841	11,97	16,09	12,41	13,49	13,22
1842	13,12	20,08	13,82	15,67	15,21
1843	12,85	16,86	12,70	14,13	13,77
1844	12,82	13,22	12,40	12,81	12,71
10jähr. Mittel	12,99	17,43	13,43	14,62	14,32
20jähr. Mittel	13,50	17,68	13,60	14,88	14,55
1845	13,05	17,31	13,05	14,47	14,29
1846	15,58	21,27	15,75	17,53	17,09
1847	13,56	17,78	13,69	15,01	14,68
1848	14,27	18,34	13,76	15,46	15,04
1849	13,46	18,02	13,40	14,96	14,57
1850	13,05	17,34	13,10	14,50	14,15
1851	13,16	17,77	13,26	14,73	14,28
1852	14,11	18,44	13,99	15,51	15,13
1853	14,01	18,23	14,41	15,55	15,26
1854	13,05	17,38	13,65	14,69	14,43
10jähr. Mittel	13,73	18,19	13,81	15,24	14,89
30jähr. Mittel	13,47	17,85	13,33	14,99	14,66

Tabelle X. Mitteltemperaturen vom Herbst (Sept. bis October).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1825	5,06	11,68	7,48	8,07	7,92
1826	6,67	11,67	7,78	8,70	8,47
1827	5,18	10,41	6,97	7,52	7,38
1828	5,59	10,94	7,03	7,85	7,65
1829	4,85	8,10	5,57	6,17	6,02
1830	5,79	10,24	6,90	7,64	7,46
1831	6,82	11,47	7,86	8,72	8,50
1832	4,60	10,17	6,21	6,99	6,80
1833	5,12	9,99	6,60	7,23	7,08
1834	6,02	12,27	7,71	8,67	8,43
10jähr. Mittel	5,57	10,69	7,01	7,76	7,57
1835	4,97	9,31	5,90	6,72	6,27
1836	6,08	10,38	7,00	7,82	7,61
1837	5,33	9,52	6,43	7,09	6,93
1838	6,52	11,15	7,85	8,51	8,34
1839	7,33	11,37	8,06	8,92	8,70
1840	5,51	10,32	6,87	7,57	7,39
1841	7,73	11,83	8,73	9,43	9,25
1842	4,87	9,32	5,80	6,66	6,45
1843	6,35	11,02	7,38	8,25	8,03
1844	7,03	11,01	8,02	8,69	8,52
10jähr. Mittel	6,17	10,52	7,20	7,90	7,68
20jähr. Mittel	5,87	10,61	7,10	7,86	7,66
1845	6,45	11,43	7,61	8,50	8,29
1846	7,24	11,62	8,07	8,98	8,69
1847	5,54	10,03	6,73	7,43	7,26
1848	6,22	10,67	6,98	7,96	7,71
1849	5,83	10,62	6,64	7,70	7,06
1850	5,89	9,79	6,87	7,52	6,47
1851	5,19	8,52	6,08	6,60	6,47
1852	7,25	12,31	8,22	9,26	8,92
1853	5,85	10,54	7,38	7,92	7,62
1854	5,50	10,65	7,04	7,73	7,49
10jähr. Mittel	6,10	10,62	7,16	7,96	7,60
30jähr. Mittel	5,95	10,61	7,12	7,87	7,62

Tab. XI. Mitteltemperaturen vom Kal.-Winter (Jan., Febr., Dec.).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1825	0,90	4,10	1,37	2,12	1,93
1826	— 2,00	2,04	1,08	0,37	0,55
1827	— 1,85	2,35	— 0,79	— 0,10	— 0,27
1828	0,62	3,67	1,74	2,01	1,94
1829	— 4,52	— 1,43	— 3,52	— 3,16	— 3,30
1830	— 4,49	— 1,40	3,00	— 2,96	2,97
1831	— 0,22	3,40	0,69	1,29	1,14
1832	— 1,29	2,47	0,29	0,49	0,44
1833	— 0,55	3,66	1,20	1,43	1,38
1834	1,43	3,80	1,82	2,35	2,22
10jähr. Mittel	— 1,29	2,26	0,09	0,38	0,35

Mitteltemperaturen vom Kal.-Winter (Jan., Febr., Dec.).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1835	0,55	2,27	0,37	1,06	0,89
1836	0,28	2,05	0,55	0,96	0,86
1837	— 0,45	2,99	0,69	1,08	0,98
1838	— 3,31	1,56	— 2,28	— 1,34	— 1,58
1839	0,12	2,88	1,31	1,43	1,40
1840	1,66	1,36	1,23	1,42	1,37
1841	0,30	2,55	0,91	1,25	1,17
1842	— 1,95	1,81	0,78	0,21	0,35
1843	0,75	3,53	1,65	1,98	1,98
1844	— 1,60	0,81	— 0,91	— 0,56	— 0,65
10jähr. Mittel	— 0,36	2,18	0,43	0,75	0,68
20jähr. Mittel	— 0,83	2,22	0,26	0,56	0,54
1845	— 1,93	1,19	— 0,76	— 0,50	— 0,55
1846	— 0,56	2,82	0,96	1,07	1,15
1847	— 1,50	1,39	— 0,67	— 0,59	— 0,32
1848	— 1,29	1,88	— 0,57	0,01	— 0,02
1849	0,41	3,11	1,14	1,54	1,44
1850	— 0,47	2,60	0,41	0,85	0,66
1851	— 0,47	2,95	0,53	1,00	0,71
1852	2,46	5,42	3,18	3,69	3,56
1853	— 1,26	1,14	— 0,56	— 0,23	— 0,22
1854	— 0,33	2,90	0,89	1,15	1,06
10jähr. Mittel	— 0,49	2,54	0,45	0,83	0,75
30jähr. Mittel	— 0,71	2,33	0,32	0,65	0,59

Tabelle XII. Mitteltemp. vom met. Winter (Dec. v. J., Jan., Febr.).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1825	1,11	4,06	1,74	2,30	2,16
1826	— 1,32	2,87	— 0,47	0,36	0,15
1827	— 2,60	1,35	— 1,44	— 0,90	— 1,53
1828	1,35	4,36	2,12	2,61	2,49
1829	— 2,23	1,04	— 1,09	— 0,76	— 0,84
1830	— 6,24	— 2,73	— 4,82	— 4,60	— 4,65
1831	— 0,86	2,68	0,06	0,59	0,48
1832	— 0,93	2,97	0,64	0,89	0,83
1833	— 0,60	2,57	0,33	0,77	0,66
1834	2,72	4,87	2,87	3,49	3,33
10jähr. Mittel	— 0,98	2,27	0,17	0,49	0,43
1835	0,37	3,11	1,20	1,56	1,47
1836	— 1,81	0,97	— 0,77	— 0,54	— 0,59
1837	— 0,11	3,03	1,13	1,42	1,29
1838	2,89	0,36	— 1,91	— 1,48	— 0,14
1839	— 0,82	2,02	0,15	0,45	0,37
1840	1,81	3,46	1,50	2,26	2,07
1841	— 2,69	0,08	— 2,03	— 1,55	— 1,67
1842	— 0,62	2,70	0,32	0,80	0,68
1843	0,33	3,48	1,42	1,78	1,66
1844	— 0,50	1,70	0,31	0,50	0,45
10jähr. Mittel	— 0,74	2,11	0,13	0,50	0,41

Met. Winter (Dec. v. J., Jan., Febr.).

Jahre.	Morgens.	Mittags.	Abends.	imGanzen.	Reduc. Mittel.
1845	— 3,71	— 0,53	— 2,51	— 2,25	— 2,32
1846	1,54	4,64	2,43	2,87	2,76
1847	— 1,63	0,73	— 0,87	— 0,59	— 0,66
1848	— 2,02	1,10	— 1,32	— 0,75	— 0,71
1849	0,85	4,10	1,65	2,20	2,06
1850	— 0,97	1,61	— 0,21	0,14	0,05
1851	0,09	2,79	0,43	1,10	1,33
1852	0,72	3,32	1,46	1,83	1,74
1853	1,50	4,48	2,19	2,72	2,59
1854	— 2,45	1,15	— 1,17	— 0,82	— 0,91
10jähr. Mittel	— 0,62	2,34	0,21	0,64	0,59
30jähr. Mittel	— 0,78	2,24	0,17	0,54	0,45

Zur vervollständigten Uebersicht der Mittel der Jahreszeiten lassen wir in Tabelle XIII. die nicht reducirten Temperaturmittel der Jahreszeiten aus den 60 Jahren von 1795—1854 folgen, wobei in der Spalte »Winter« der bürgerliche oder »Kalenderwinter« aus den Monaten Januar, Februar und December desselben Jahrs verstanden ist.

Tabelle XIII.

Jahre.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.
1795	9,25	15,43	9,78	0,89
1796	6,71	14,83	8,54	2,66
1797	8,47	15,70	9,14	2,22
1798	9,05	15,51	8,81	0,68
1799	6,89	14,37	8,15	— 1,43
1800	9,08	14,50	8,80	1,67
1801	8,93	15,44	10,24	1,89
1802	8,90	16,01	9,24	0,31
1803	7,18	13,46	7,33	0,25
1804	7,72	14,81	9,46	1,39
10jähr. Mittel	8,218	14,906	8,949	1,053
1805	6,43	13,32	6,46	0,28
1806	8,04	14,35	8,55	2,31
1807	6,35	16,23	8,52	1,16
1808	6,90	14,95	7,40	— 0,40
1809	7,13	14,56	7,27	3,13
1810	7,13	14,28	9,27	— 0,31
1811	9,48	15,44	9,49	1,27
1812	6,96	13,96	7,15	— 1,27
1813	7,96	12,72	7,03	0,61
1814	6,31	14,17	7,33	— 0,93
10jähr. Mittel	7,269	14,398	7,847	0,586

Jahre.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Winter.
1815	8,99	13,57	7,15	0
1816	6,71	12,33	6,91	0,13
1817	5,81	14,31	7,38	2,13
1818	8,19	14,94	8,06	1,04
1819	8,67	15,42	7,44	1,39
1820	7,58	14,12	6,15	— 0,09
1821	7,79	13,45	8,93	1,57
1822	9,36	15,22	8,96	0,90
1823	7,91	14,08	7,14	0,76
1824	6,70	14,49	9,28	2,49
10jähr. Mittel	6,971	14,193	7,740	1,032
1825	8,13	14,89	8,07	2,12
1826	8,02	16,19	8,70	0,37
1827	9,31	15,15	7,52	— 0,10
1828	8,41	15,14	7,85	2,01
1829	7,72	14,42	6,17	— 3,16
1830	9,39	15,07	7,64	— 2,96
1831	8,90	14,95	8,72	1,29
1832	7,40	14,83	6,99	0,49
1833	8,13	14,11	7,23	1,43
1834	7,90	16,50	8,67	2,35
10jähr. Mittel	8,33	15,12	7,76	0,38
1835	7,36	15,40	6,72	1,06
1836	7,92	15,30	7,82	0,96
1837	5,29	15,23	7,09	1,08
1838	7,13	14,50	8,51	— 1,34
1839	6,19	15,29	8,92	1,43
1840	7,37	14,35	7,57	1,42
1841	9,91	13,49	9,43	1,25
1842	8,62	15,67	6,66	0,21
1843	7,78	14,13	8,25	1,98
1844	7,92	12,81	8,69	— 0,56
10jähr. Mittel	7,55	14,62	7,97	0,75
1845	5,26	14,47	8,50	— 0,50
1846	8,68	17,53	8,98	1,07
1847	7,73	15,01	7,43	— 0,59
1848	8,64	15,46	7,96	0,01
1849	7,54	14,96	7,70	1,54
1850	6,88	14,50	7,52	0,85
1851	7,21	14,73	6,60	1,00
1852	6,84	15,51	9,26	3,69
1853	6,17	15,55	7,92	— 0,23
1854	8,25	14,69	7,73	1,15
10jähr. Mittel	7,32	15,24	7,96	0,83
60jähr. Mittel	6,94	14,75	8,04	0,77

In den Tabellen XIV, XV und XVI sind die Mitteltemperaturen aus den täglichen Extremen nach den Thermometrographen vom Jahr 1828 an zusammengestellt.

Menge weingeiſthaltiger Flüſſigkeit enthaltenen Weingeiſtes ſtellt Lippich folgende Scale auf, den Alcoholgehalt der ſchwächeren Biere als Einheit genommen:

Doppelbier	Wein	Branntwein	Alcohol
1. . . . 2. . . .	3. 4. 5. . .	7. 8. 9.	16.

Die letzte Zahl ſoll jedoch keineswegs für den abſoluten Alcohol gelten, welcher nach Orfila wie das ſtärkſte Narcoticum wirkt, ſondern für den im Handel unter dem Namen Branntweingeiſt vorkommenden, nicht waſſerfreien Alcohol. Faſt von gleicher Wichtigkeit hinſichtlich der Wirkung auf den Organismus als der Alcoholgehalt eines weingeiſtigen Getränks iſt deſſen ſonſtige Qualität. Vier Schoppen gutes Bier machen wohl einen einigermaßen ähnlichen Effekt wie ein Schoppen guter Wein, doch gewiß nicht den gleichen, und noch weiter entfernt ſich von der Wirkung des letzteren z. B. die eines halben Schoppens Branntwein.

Im Bier iſt der Spiritus mehr oder weniger in Phlegma gehüllt, wodurch die Wirkungen des Weingeiſtes, den es enthält, geſchwächt, modificirt, in gewiſſer Beziehung corrigirt werden.

Das weiße Bier enthält bei einer geringeren Menge von Alcohol und Hopfen eine beträchtliche Menge vegetabiliſchen Schleims, Kohlenſäure und Waſſer. Die eigenthümlichen Wirkungen des Weingeiſtes treten nur bei ſehr reichlichem Genuſſe, wovon die meiſten Menſchen durch den eben nicht ſehr pikanten Geſchmack dieſes Getränks abgehalten werden, in geringerem Maße hervor. Gut bereitetes weißes Bier kann daher in leichteren Fieberzuſtänden noch als antiphlogiſtiſches Getränk gereicht werden.

Das braune oder Doppelbier verbindet mit dem Phlegma einen ſtärkeren Gehalt an Alcohol, Kohlenſäure und narkotiſchem Bitter. Ein gutes ausgegohrenes Bier regt allerdings die geiſtige Thätigkeit in ziemlich ähnlicher Art auf, wie der Wein, doch hat dieſe Aufregung immerhin etwas Schwerfälliges, Betäubtes, die Ideen werden beim übermäßigen Genuſſe viel bälder unklar, es tritt bälder Verworrenheit, Betäubung, Lethargus ein, als beim Weine. Die Dichter kennen keine vom Bier begeiſterte Muſe, und es wird behauptet, daß die Bierländer ſeltener und weniger kühn fliegende Dichter produziren als die Weinländer. Mäßig genoſſen iſt das Bier durch das Nahrhafte, welches es enthält, ein vorzüglicher Trunk für die arbeitende Klaſſe; ein paar Schoppen Bier

Tabelle XIV. Mittel der täglichen Maxima.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.
1828	4,32	3,89	7,39	11,66	16,62	18,04	20,14	16,86	16,10	10,80	6,80	4,62	11,50
1829	— 1,20	1,37	6,55	11,83	15,08	17,60	19,60	17,55	13,50	9,05	3,39	— 3,02	9,28
1830	— 4,74	0,94	9,29	13,15	16,65	17,39	20,40	18,60	13,76	10,74	7,63	2,10	10,49
1831	0,47	5,55	8,15	13,04	15,35	16,91	20,04	18,95	14,72	15,16	6,18	4,24	11,56
1832	1,16	4,54	6,42	12,61	14,46	17,00	19,19	19,20	13,88	11,50	4,45	2,80	10,82
1833	— 1,50	7,60	5,90	9,81	19,07	19,83	17,65	15,98	13,88	11,08	6,28	6,44	11,00
1834	6,24	4,61	7,55	10,17	18,27	19,60	22,51	20,54	19,11	12,20	6,76	2,61	12,51
7j. Mittel	0,61	4,06	7,32	11,79	16,42	18,05	19,93	18,51	15,32	11,50	5,93	2,83	11,05
1835	2,68	5,40	6,48	10,88	15,18	18,89	22,00	18,77	16,68	9,74	2,79	9,39	10,82
1836	1,48	2,65	10,90	10,08	13,50	18,70	20,00	19,80	14,28	12,41	6,07	3,57	11,22
1837	2,28	4,70	4,30	8,60	12,66	19,37	18,11	20,02	14,20	10,61	5,49	3,11	10,29
1838	— 3,04	2,12	6,86	9,33	19,43	18,08	19,39	18,14	16,53	11,07	7,30	1,49	10,56
1839	1,71	4,17	5,64	8,00	14,34	21,18	20,57	17,52	16,76	11,38	7,09	4,46	11,07
1840	3,06	4,07	3,92	13,93	16,11	18,43	18,38	19,25	15,58	8,98	7,77	— 2,15	10,53
1841	1,91	1,91	10,00	12,36	18,90	15,99	17,06	18,82	17,45	11,94	7,62	5,58	11,71
1842	0,27	4,31	8,12	11,21	17,05	20,14	19,99	22,19	15,65	8,89	4,35	3,04	11,27
1843	2,79	5,54	6,69	11,35	13,78	15,23	17,84	18,89	16,03	11,21	6,89	5,86	11,00
1844	1,12	2,52	6,40	13,66	13,98	18,88	16,57	16,16	16,21	11,39	6,74	— 0,31	10,28
10j. Mittel	1,43	3,74	6,93	10,94	15,49	18,49	18,99	18,96	15,94	10,76	6,20	2,50	10,86
17j. Mittel	1,09	3,87	7,09	11,29	15,87	18,90	19,38	18,77	15,69	11,06	6,09	2,63	10,94
1845	1,39	— 1,50	1,77	12,05	12,75	18,13	19,12	16,34	15,67	11,22	8,12	4,78	10,07
1846	3,30	6,59	9,52	11,66	15,19	20,84	21,11	19,77	17,65	11,93	6,01	— 0,23	11,96
1347	1,41	2,19	6,92	8,05	18,32	15,95	19,86	18,95	13,57	10,94	6,71	1,32	10,35
1848	— 2,95	6,08	7,72	12,63	16,87	18,37	19,17	18,80	15,71	11,77	5,67	4,01	11,10
1849	3,74	5,64	5,81	10,08	15,64	18,59	19,14	17,38	16,51	11,39	5,09	0,95	10,81
1850	— 1,54	6,79	4,88	11,40	13,59	17,62	18,15	17,64	13,89	8,36	7,89	2,88	9,30
1851	3,75	4,47	7,02	11,11	11,84	18,05	17,46	18,16	12,22	11,27	2,58	1,42	9,94
1852	5,27	4,03	5,53	9,89	15,74	17,38	21,13	17,93	14,79	11,36	10,45	7,67	12,60
1853	5,28	1,07	3,46	9,20	14,27	17,26	19,92	19,01	15,34	12,19	4,98	— 1,22	9,23
1854	3,23	2,25	7,96	12,50	16,10	16,33	19,32	17,66	16,86	11,94	3,99	4,20	11,03
10j. Mittel	2,26	3,76	6,06	10,86	15,03	16,85	19,44	18,16	15,22	11,24	6,09	2,59	10,64
27j. Mittel	1,54	3,83	6,71	11,13	15,35	17,77	19,40	18,54	15,51	11,13	6,09	2,06	10,82

Tabelle XV. Mittel der täglichen Minima.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.
1828	— 0,30	— 1,03	2,05	4,20	6,99	9,86	11,97	9,26	7,76	4,87	1,07	0,18	4,74
1829	— 5,20	— 4,50	0,33	1,21	6,37	8,94	10,93	8,19	5,00	3,89	— 1,16	— 6,75	2,26
1830	— 9,46	— 4,82	1,96	5,16	5,75	9,32	11,94	10,16	7,26	4,03	2,49	— 1,72	3,66
1831	— 4,00	— 0,85	2,96	4,92	6,58	9,43	11,44	10,36	5,14	6,93	1,95	0,44	4,60
1832	— 3,13	— 2,56	0,42	2,69	5,79	9,01	9,84	11,29	5,80	3,41	0,43	— 0,61	3,53
1833	— 5,91	1,64	— 0,54	3,10	8,60	9,67	9,60	7,34	7,70	2,95	1,65	2,67	4,09
1834	2,03	— 1,96	0,09	1,14	8,27	10,10	12,67	10,91	8,56	3,98	1,45	— 1,22	4,66
7jähriges Mittel	— 3,71	— 2,01	1,04	3,20	7,19	8,05	11,20	9,72	6,74	4,29	1,12	— 1,00	4,13
1835	— 1,48	0,56	0,97	3,01	7,23	8,62	11,03	10,70	7,88	3,72	— 1,35	— 4,10	3,90
1836	— 2,92	— 2,27	3,32	3,38	4,75	9,70	10,46	10,71	7,25	4,69	1,67	0,71	4,29
1837	— 2,17	— 0,89	— 1,79	1,48	5,17	9,88	10,00	11,97	6,18	4,01	1,88	— 0,97	3,73
1838	— 7,80	3,55	1,56	0,66	6,12	9,23	10,04	9,37	8,63	4,04	2,68	— 2,13	3,83
1839	— 2,87	— 1,28	— 0,67	1,73	6,70	11,47	11,37	9,12	8,93	6,30	2,97	1,57	4,61
1840	— 1,82	— 1,88	— 2,02	2,98	7,07	9,33	10,02	10,12	8,30	2,53	2,92	— 6,77	3,40
1841	— 1,97	— 2,20	2,44	4,10	9,76	9,21	10,52	10,11	9,76	6,97	2,77	2,35	5,32
1842	— 4,78	— 3,24	2,43	2,16	7,88	10,07	11,47	12,35	7,86	2,30	— 0,36	— 1,28	3,90
1843	— 0,56	1,04	1,12	5,41	7,31	9,43	10,81	10,61	7,22	5,22	2,97	— 0,16	5,03
1844	— 2,80	— 2,05	1,28	4,33	6,75	10,28	10,53	9,76	8,89	5,74	3,41	— 3,72	4,37
10jähriges Mittel	— 2,92	— 0,86	0,86	2,92	6,87	9,72	10,62	10,48	8,09	4,55	1,96	— 1,45	4,23
17jähriges Mittel	— 3,25	— 1,33	0,93	3,03	7,00	9,03	10,86	10,17	7,53	4,44	1,61	1,26	4,19
1845	— 1,69	— 8,33	— 4,45	3,90	5,74	11,45	11,68	9,70	7,39	5,04	1,78	1,18	3,61
1846	— 1,36	1,59	2,75	5,00	7,59	11,34	12,76	12,48	9,38	6,08	1,56	— 3,83	5,50
1847	— 2,02	— 2,45	— 0,90	3,04	8,89	8,61	11,88	11,35	7,30	4,71	1,53	— 2,53	4,12
1848	— 7,12	1,02	2,40	6,02	6,82	10,72	11,51	11,07	7,84	5,51	1,80	— 0,82	4,73
1849	— 1,22	1,14	0,22	3,10	7,96	11,03	10,67	9,18	8,00	5,29	— 0,57	— 2,32	4,37
1850	— 5,94	1,52	— 2,08	4,71	6,19	10,34	10,73	10,35	5,66	4,33	4,43	— 0,45	4,15
1851	— 0,25	— 1,75	1,41	5,96	5,29	9,97	10,79	11,23	7,45	6,58	— 0,43	— 1,98	4,51
1852	0,89	0,69	— 1,96	1,55	7,57	9,95	12,11	11,87	8,80	3,92	5,84	2,93	5,15
1853	1,51	— 2,57	— 1,78	3,44	7,29	10,50	11,82	11,47	8,19	5,17	1,79	— 5,26	4,30
1854	— 2,12	— 3,01	0,98	2,79	7,62	9,88	11,17	10,14	6,83	3,70	0,50	1,00	4,29
10jähriges Mittel	— 1,93	— 1,21	— 0,34	3,95	7,10	10,38	11,51	10,38	7,68	5,29	1,82	— 1,22	4,50
27jähriges Mittel	— 2,75	— 1,29	0,22	3,98	7,02	9,79	11,10	10,43	7,59	4,76	1,69	— 1,24	4,50

Tabelle XVI. Mittel aus den täglichen Maxima und Minima zusammen.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.
1828	2,01	1,38	4,72	7,93	11,50	13,95	16,05	13,66	12,08	7,83	3,92	2,35	8,12
1829	— 3,20	— 1,56	3,44	6,52	10,72	13,27	15,26	12,83	9,25	6,47	1,11	— 4,88	5,77
1830	— 7,10	— 1,94	5,62	9,15	12,20	13,35	16,17	14,38	10,51	7,38	5,06	0,19	7,08
1831	— 1,76	2,35	5,55	8,98	10,96	13,17	15,74	14,65	9,93	10,54	4,06	2,34	8,07
1832	— 0,98	0,99	3,42	7,65	10,12	13,00	14,52	15,59	10,84	7,45	2,44	1,09	7,18
1833	— 3,70	4,62	2,68	6,45	13,83	14,75	13,62	11,96	10,79	7,01	3,96	4,55	7,54
1834	4,13	1,32	3,82	5,65	13,27	14,85	17,59	15,72	13,83	8,09	4,10	0,69	8,58
7jähriges Mittel	— 1,55	1,02	4,18	7,49	11,80	13,05	15,56	13,61	11,03	7,89	3,52	0,91	7,59
1835	0,60	2,98	3,72	6,94	11,20	13,75	16,51	14,73	12,28	6,73	0,72	— 1,85	7,36
1836	— 0,72	0,19	7,11	6,68	9,12	14,30	15,23	15,25	10,76	8,55	3,87	2,14	7,70
1837	0,05	1,90	1,25	5,04	8,91	14,62	14,05	15,99	10,19	7,31	3,48	1,07	6,98
1838	— 5,42	— 0,71	4,21	4,99	12,77	13,43	14,71	13,75	12,38	7,55	4,99	— 0,32	6,82
1839	— 0,58	1,44	2,48	4,84	10,52	16,32	15,97	13,32	12,84	8,81	5,03	3,01	7,83
1840	0,62	1,09	0,95	8,45	11,59	14,18	14,20	14,68	11,94	5,75	5,34	— 4,56	7,02
1841	— 0,03	— 0,14	6,22	8,23	14,82	12,60	13,79	14,46	13,40	9,45	5,19	3,49	8,46
1842	— 2,24	0,53	5,47	6,68	12,46	15,10	15,73	17,27	11,75	5,59	2,00	0,88	7,60
1843	1,11	3,29	3,90	8,38	10,55	12,33	14,33	14,75	11,62	8,21	3,19	1,35	7,75
1844	— 0,84	0,02	3,84	8,99	9,88	14,38	13,33	12,96	12,55	8,56	5,07	— 1,93	7,23
10jähriges Mittel	— 0,74	1,04	3,91	6,92	11,18	14,08	14,78	14,81	11,97	7,65	3,89	0,34	7,48
17jähriges Mittel	— 1,07	1,03	4,02	7,15	11,43	13,65	15,10	14,31	11,58	7,75	3,74	0,57	7,50
1845	— 0,15	— 4,90	— 1,34	7,97	9,24	14,79	15,40	13,02	11,53	8,13	4,90	2,98	6,80
1846	0,97	4,09	6,13	8,33	11,39	16,09	16,93	16,12	12,33	9,30	3,78	— 2,03	8,62
1847	— 0,30	— 0,13	3,01	5,54	13,40	12,28	15,87	15,14	10,44	7,82	4,12	— 0,60	7,21
1848	— 5,03	3,55	5,05	9,32	11,84	14,55	15,23	14,84	11,78	8,64	3,45	1,60	7,80
1849	1,26	3,36	3,03	6,59	11,80	14,81	14,91	13,28	13,25	8,34	2,26	— 0,68	7,60
1850	— 3,74	4,15	1,40	8,05	9,89	13,98	14,44	14,09	9,77	6,39	6,16	1,21	7,14
1851	1,75	1,86	4,21	8,53	8,56	14,01	14,12	14,49	9,82	8,92	1,08	— 0,28	7,26
1852	3,08	2,36	1,78	5,72	11,67	13,67	16,62	14,90	11,79	7,64	8,15	5,40	8,55
1853	3,39	— 0,75	0,84	6,21	10,78	13,88	15,87	15,16	11,76	8,68	3,38	— 3,23	7,16
1854	0,55	— 0,38	4,47	7,64	11,96	13,10	15,24	13,91	11,84	8,82	2,24	2,60	7,66
10jähriges Mittel	0,68	1,22	2,86	7,39	11,05	14,12	15,46	14,48	11,43	8,27	3,95	0,69	7,59
27jähriges Mittel	— 0,39	1,10	3,59	7,23	11,29	13,82	15,25	14,37	11,52	7,94	3,81	0,61	7,56

Tabelle XVII. Wahre thermometrographische Mittel.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Kal.-Jahr.
1828	1,52	1,15	4,69	7,90	11,58	13,99	16,12	13,75	11,79	7,44	3,25	1,80	7,91
1829	—3,72	—1,85	3,41	6,47	10,79	13,31	15,34	12,97	9,19	6,12	0,56	—5,39	5,68
1830	—7,60	—2,22	5,37	9,02	11,29	13,39	16,24	14,46	10,41	6,93	4,44	—0,32	6,78
1831	—2,24	2,14	5,53	8,95	11,03	13,21	15,81	14,74	9,77	10,49	3,56	1,83	7,80
1832	—1,44	0,65	3,40	7,61	10,19	13,04	14,59	15,67	10,67	6,91	1,95	0,62	6,99
1833	—4,17	4,33	2,86	6,43	13,92	14,80	13,69	11,59	10,64	6,47	3,41	4,05	7,44
1834	3,69	1,01	3,79	5,62	13,35	14,90	16,67	15,82	13,64	7,54	3,47	0,81	8,30
1835	0,16	2,65	3,70	6,91	11,27	13,81	16,60	14,82	12,13	6,33	0,22	—2,46	7,18
1836	—1,18	—0,04	7,03	6,70	9,19	14,24	15,30	15,34	10,64	8,03	3,34	1,75	7,52
1837	—0,42	1,64	1,23	5,01	8,97	14,67	14,11	16,07	10,05	6,86	3,25	0,52	6,86
1838	—5,22	—0,60	4,04	5,24	11,52	13,66	14,84	13,80	12,48	7,53	5,03	—0,15	6,90
1839	—1,06	1,18	2,45	4,83	10,58	16,17	16,04	13,40	17,71	8,50	4,52	2,62	7,75
1840	1,10	0,80	0,82	8,41	11,66	13,92	14,26	14,77	11,18	5,32	4,76	—5,08	6,79
1841	—0,44	—1,34	6,19	8,20	14,91	12,65	13,84	14,55	13,47	9,11	4,61	—3,52	8,28
1842	—2,77	0,17	5,25	7,05	12,63	15,15	15,80	17,37	11,61	5,15	1,35	0,30	7,43
1843	0,75	3,07	3,88	8,36	10,60	12,36	14,38	14,83	11,47	6,92	4,42	2,04	7,78
1844	—1,26	0,01	3,81	8,91	10,42	14,62	13,60	13,02	12,42	8,19	4,40	—2,47	7,14
17jähr. Mitt.	—1,42	0,75	3,96	7,14	11,40	13,99	15,13	14,52	11,43	7,28	3,32	—0,18	7,33
1845	—0,36	—5,25	—1,46	7,94	9,30	15,12	15,46	13,08	11,39	7,71	4,09	2,50	6,62
1846	0,47	3,85	6,10	8,30	11,35	16,13	17,00	16,20	13,27	8,95	3,25	—2,61	8,52
1847	—0,74	—1,63	2,97	5,53	13,69	12,31	15,93	15,21	10,32	7,40	3,50	—1,12	6,94
1848	—5,58	3,30	5,03	9,30	11,92	14,58	15,40	15,01	11,64	8,22	3,04	0,93	7,73
1849	0,73	3,27	2,99	6,55	11,86	14,84	14,95	13,36	12,11	7,93	1,58	—1,12	7,42
1850	—4,21	3,90	1,37	8,02	9,94	14,01	14,50	13,50	9,63	6,07	5,74	0,77	6,93
1851	1,32	1,06	4,19	8,51	8,61	14,07	14,18	14,76	9,75	8,61	0,71	—0,74	7,08
1852	2,61	2,20	1,80	5,68	11,72	13,70	16,69	14,96	11,69	7,14	7,59	4,66	8,28
1853	2,99	—0,93	0,92	6,30	10,84	13,91	15,93	15,31	11,66	8,21	3,00	—3,79	6,78
1854	—0,02	—0,64	4,34	7,60	11,92	13,14	15,31	13,97	11,67	8,40	1,82	2,17	6,64
10jähr. Mitt.	—0,28	0,91	2,82	7,37	11,11	14,18	15,53	14,53	11,31	7,86	3,43	0,25	8,30
27jähr. Mitt.	—1,00	0,74	3,54	7,23	11,29	14,06	15,28	14,15	11,38	7,50	3,36	0,45	7,33

Die Tabelle XVII. giebt die nach Kämtz (Lehrbuch der Meteorologie II. 1. S. 95.) reducirten Mitteltemperaturen aus den täglichen Extremen.

Tabelle XVIII. Monatliche Maxima.

Eine Uebersicht der monatlichen Maxima und Minima von 1825—1854 geben die Tabellen XVIII und XIX, wobei zu bemerken, dass von 1825—1827 inclusive die täglichen Extreme noch nicht am Maximum- und Minimum-Thermometer beobachtet wurden.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	Höchstes Maximum in 10 Jahren 29,2: Juli 1832.
	den	den	den	den	den	den	den	den	den	den	
Januar	8,0 2.	1,3 6.	6,6 11.	9,0 12.	7,3 30.	2,6 21.	6,4 24.	10,0 11.	5,3 30.	13,2 28.	
Februar	9,1 19.	11,3 23.	8,9 27.	8,1 1.	10,0 25.	11,8 28.	12,8 11.	7,6 26.	12,3 9.	12,1 28.	
März	15,7 30.	15,0 4.	13,4 28.	14,6 13.	14,3 20.	17,7 31.	12,7 26.	13,0 31.	13,5 30.	15,7 6.	
April	23,4 27.	18,0 9.	18,0 30.	17,8 30.	19,0 14.	18,6 23.	19,0 13.	16,8 3.	15,1 1.	19,5 30.	
Mai	24,3 6.	21,3 31.	23,7 31.	22,0 16.	18,8 25.	24,6 24.	20,8 22.	22,8 7.	24,2 17.	24,3 9.	
Juni	22,7 25.	24,6 30.	23,8 29.	23,8 21.	23,5 16.	25,0 26.	22,8 24.	22,6 12.	26,2 26.	25,3 21.	
Juli	26,0 18.	26,2 1.	26,5 30.	26,4 8.	28,0 15.	27,2 31.	23,7 21.	29,0 14.	21,7 19.	28,0 13.	
August	23,7 27.	25,0 2.	23,3 1.	25,6 9.	24,0 13.	27,5 5.	22,6 4.	25,5 2.	20,0 30.	23,0 8.	
September	22,0 21.	21,8 1.	22,7 11.	21,7 10.	20,4 10.	22,0 17.	20,1 2.	19,3 28.	17,8 25.	24,6 6.	
October	15,6 5.	16,5 1.	17,6 10.	17,6 1.	15,8 2.	14,0 3.	19,8 13.	19,6 3.	15,6 23.	19,1 10.	
November	12,6 3.	9,3 3.	8,2 6.	10,9 15.	9,6 5.	14,1 6.	13,5 7.	11,3 2.	13,0 1.	15,6 6.	
December	13,7 4.	8,3 10.	11,3 16.	10,3 8.	2,2 1.	7,8 10.	11,8 9.	9,8 2.	10,3 30.	7,3 1.	
	Juli	Juli	Juli	Juli	Juli	August	Juli	Juli	Juni	Juli	
Kal.-Jahr	26,0	26,2	26,0	26,4	28,0	27,5	23,7	29,0	26,2	28,0	

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	Höchstes Max. in diesen 10 Jahren 28,2: Juli 1838 und Juni 1839.
	den	den	den	den	den	den	den	den	den	den	
Januar	8,0 19.	8,3 23.	8,8 26.	4,3 2.	8,5 7.	11,0 21.	11,8 17.	5,2 16.	9,5 29.	6,5 6.	
Februar	11,8 27.	7,0 10.	10,6 20.	8,1 28.	11,1 23.	8,6 2.	8,5 18.	9,7 22.	13,0 18.	7,8 26.	
März	11,6 30.	17,9 22.	12,9 30.	11,9 5.	14,0 24.	8,7 8.	17,0 27.	15,4 1.	15,7 22.	11,5 16.	
April	18,0 3.	19,1 24.	16,0 5.	16,7 25.	16,5 30.	20,1 29.	21,3 27.	20,2 24.	19,5 20.	19,0 27.	
Mai	20,8 21.	19,6 19.	20,0 28.	22,5 5.	20,7 8.	21,6 28.	26,0 24.	21,7 30.	20,3 24.	20,0 22.	
Juni	23,4 10.	26,8 24.	25,2 14.	25,0 25.	28,2 19.	25,0 17.	24,3 25.	26,3 30.	21,0 18.	25,5 24.	
Juli	28,0 5.	26,0 12.	25,0 28.	28,2 15.	27,0 19.	23,8 2.	25,8 17.	24,8 11.	24,5 5.	20,2 24.	
August	25,2 12.	23,5 13.	24,5 3.	25,0 13.	22,7 15.	22,7 28.	24,0 8.	26,1 19.	22,0 27.	24,5 6.	
September	21,0 22.	23,2 2.	19,1 12.	23,0 5.	23,9 12.	23,5 2.	22,0 3.	21,8 7.	20,8 1.	22,8 8.	
October	15,0 2.	19,8 8.	15,1 4.	15,0 1.	19,2 11.	12,6 12.	21,5 1.	14,0 18.	18,4 12.	17,2 6.	
November	8,0 23.	12,8 29.	10,1 2.	14,3 9.	14,2 6.	15,0 17.	13,7 22.	11,5 15.	13,0 3.	11,5 15.	
December	9,0 2.	9,5 6.	10,3 25.	9,7 2.	12,2 24.	3,8 1.	10,0 1.	9,0 31.	8,2 8.	5,2 30.	
	Juli	Juni	Juni	Juli	Juni	Juni	Mai	Juni	Juli	Juni	
Kal.-Jahr	28,0	26,8	25,2	28,2	28,2	25,0	26,9	26,3	24,5	25,5	

Monatliche Maxima.

Monate.	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	Höchstes Maximum in 10 Jahren 26,7; 17. Juli 1851.
	den	den	den	den	den	den	den	den	den	den	
Januar	4,0 20.	11,5 22.	9,0 28.	5,3 31.	10,0 26.	6,0 26.	7,9 30.	12,3 13.	10,5 11.	8,3 30.	
Februar	4,5 23.	16,0 28.	10,5 19.	12,5 27.	12,0 25.	11,0 20.	9,0 25.	9,3 2.	4,8 9.	8,5 6.	
März	9,6 31.	16,7 14.	15,1 27.	17,5 31.	13,8 7.	13,5 3.	15,0 21.	16,7 31.	9,7 31.	13,7 10.	
April	17,0 28.	17,0 13.	14,2 28.	18,6 3.	15,8 27.	17,7 8.	18,8 22.	15,3 7.	16,8 7.	19,0 20.	
Mai	18,3 28.	19,0 23.	26,1 24.	20,6 14.	22,5 28.	19,8 27.	15,5 11.	23,7 17.	20,8 25.	19,4 13.	
Juni	23,3 12.	24,5 19.	21,0 22.	23,0 16.	25,5 6.	23,8 26.	23,5 21.	22,2 23.	26,0 28.	22,1 18.	
Juli	28,8 7.	26,0 5.	25,8 7.	25,2 7.	25,5 9.	23,4 4.	22,7 21.	26,7 17.	26,6 8.	25,0 25.	
August	21,5 26.	25,5 1.	24,5 19.	24,0 29.	24,8 12.	24,2 6.	21,7 13.	22,7 30.	27,5 23.	23,0 14.	
September	21,5 18.	21,4 7.	19,8 13.	23,0 8.	21,6 3.	19,2 20.	15,7 6.	17,8 5.	19,5 22.	24,5 16.	
October	19,5 4.	17,5 10.	16,1 17.	16,8 6.	17,6 4.	15,0 8.	16,5 15.	18,4 5.	15,6 1.	20,6 7.	
November	13,2 02.	11,5 25.	11,0 9.	9,5 1.	12,5 14.	13,2 11.	6,0 1.	16,5 2.	11,0 1.	11,3 1.	
December	8,5 30.	6,5 22.	10,0 6.	12,0 11.	9,0 17.	6,0 26.	8,6 10.	11,4 27.	2,5 2.	8,8 15.	
	Juli	Juli	Mai	Juli	Juni Juli	August	Juni	Juli	Juli	Juli	
Kal.-Jahr	28,8	26,0	26,1	25,2	25,5	24,2	5,23	26,7	26,6	25,0	

Tabelle XIX. Monatliche Minima.

	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	Tiefstes Minimum in 10 Jahren — 21,4; Februar 1830.
	den	den	den	den	den	den	den	den	den	den	
Jan.	— 6,3 30.	—13,7 30.	—10,8 25.	— 8,7 9.	—12,9 22.	—19,5 31.	—17,2 31.	— 7,7 17.	—12,4 10.	— 2,1 5.	
Febr.	—10,4 8.	— 4,7 13.	—20,2 17.	— 7,7 18.	—16,3 12.	—21,4 2.	—16,2 1.	— 6,1 18.	— 2,5 22.	— 6,0 11.	
März	— 7,8 16.	— 2,0 17.	— 2,5 20.	— 7,4 8.	— 5,0 1.	— 4,5 4.	— 1,7 24.	— 4,2 1.	— 4,9 20.	5,4 19.	
April	1,8 18.	0,5 1.	1,3 1.	— 3,6 5.	— 0,7 5.	— 0,8 6.	0,7 1.	— 3,7 10.	— 0,2 9.	3,0 3.	
Mai	4,1 17.	4,1 6.	8,3 12.	3,3 3.	1,5 1.	2,3 11.	1,0 15.	0,5 15.	2,7 2.	2,5 29.	
Juni	6,6 1.	7,4 20.	8,0 8.	5,1 9.	4,1 2.	4,8 18.	5,0 3.	4,1 29.	5,0 1.	3,8 2.	
Juli	10,2 3.	11,0 27.	8,0 14.	7,0 31.	6,0 31.	7,2 11.	8,5 7.	4,0 22.	7,0 26.	7,9 1.	
Aug.	9,7 12.	12,7 30.	6,4 30.	5,4 28.	2,0 3.	6,4 18.	7,7 22.	7,0 1.	3,5 8.	7,0 29.	
Sept.	5,0 29.	2,8 23.	1,5 21.	1,7 18.	5,2 27.	4,3 1.	1,8 16.	1,4 20.	2,3 14.	1,3 25.	
Oct.	0,5 22.	1,4 31.	— 0,6 30.	— 3,3 30.	— 3,1 30.	— 2,2 15.	2,9 20.	— 2,0 23.	— 1,1 30.	— 0,1 31.	
Nov.	— 0,8 17.	— 4,2 28.	— 7,7 27.	— 4,7 7.	— 8,2 22.	— 3,7 28.	— 6,8 29.	— 5,7 25.	— 3,3 11.	— 5,0 21.	
Dec.	— 1,9 30.	— 5,0 6.	— 1,8 31.	— 6,9 3.	—13,7 31.	—10,2 27.	—11,1 31.	— 6,2 9.	— 1,8 27.	—10,0 29.	
	Februar	Januar	Februar	Januar	Februar	Februar	Januar	Januar	Jannar	December	
Kal.-J.	— 10,4	13,2	— 20,2	— 8,7	— 16.3	— 21.4	— 17.2	— 7.4	— 12.4	10.0	

Monatliche Minima.

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	Tiefstes Min. in diesen 10 Jahren
	den	den	den	den	den	den	den	den	den	den	— 16,4 i. J. 1836.
Januar .	— 8,0 24.	—16,4 2.	—15,5 2.	—15,6 21.	—16,3 28.	—12,5 12.	—13,5 10.	—12,8 12.	— 7,5 25.	—10,2 12.	
Februar	— 6,0 12.	—10,6 21.	— 8,0 7.	—10,9 15.	—12,4 4.	— 8,4 24.	—11,0 4.	— 8,8 2.	— 8,6 8.	— 8,0 7.	
März . .	— 2,7 26.	— 1,7 1.	— 8,5 24.	— 3,1 12.	— 6,0 9.	— 6,2 28.	— 7,2 2.	— 5,0 25.	— 5,7 4.	— 4,5 22.	
April . .	— 1,3 21.	0 5.	— 4,2 10.	— 4,8 2.	— 3,8 7.	— 1,0 1.	0 5.	— 2,8 13.	0 12.	0,5 7.	
Mai . .	2,0 3.	0 10.	1,4 12.	— 0,8 11.	3,3 24.	2,3 4.	3,4 10.	2,8 11.	2,5 12.	2,5 4.	
Juni . .	4,9 30.	6,8 8.	3,4 6.	3,0 9.	6,0 7.	5,3 5.	6,4 7.	5,3 5.	7,0 8.	5,8 5.	
Juli . .	5,3 1.	7,2 23.	6,0 26.	6,3 23.	6,7 5.	5,2 15.	8,5 30.	7,8 24.	7,4 21.	7,8 22.	
August .	6,7 31.	6,0 3.	5,1 26.	4,5 19.	6,3 25.	7,3 3.	6,0 26.	9,8 1.	8,8 20.	3,8 30.	
September	4,0 2.	2,5 22.	— 0,4 29.	4,9 2.	5,1 25.	3,3 22.	6,0 22.	4,2 30.	3,0 29.	4,4 27.	
October .	— 1,0 18.	— 2,8 31.	— 1,8 28.	— 1,8 14.	0,8 30.	— 1,6 14.	— 0,3 23.	— 1,3 17.	— 2,2 20.	— 0,6 30.	
November	—10,7 15.	— 5,0 2.	— 1,6 17.	— 7,2 27.	— 0,2 24.	— 5,0 29.	— 4,0 27.	— 8,0 10.	— 3,5 14.	— 2,2 27.	
December	—11,8 23.	— 8,6 31.	—10,0 16.	— 9,3 24.	— 4,4 7.	—15,8 16.	— 1,0 16.	— 5,7 6.	— 4,8 15.	— 9,7 7.	
Kal.-Jahr	Dec. —11,8	Januar —16,4	Januar —15,5	Januar —15,6	Januar —16,3	Dec. —15,8 16.	Januar —13,5	Januar —12,8	Februar — 8,6	Januar —10,2	

Monate.	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	Tiefstes Minimum in 10 Jahren
	den	den	den	den	den	den	den	den	den	den	— 19,5: Februar 1845.
Januar .	— 4,8 11.	—10,0 6.	—10,0 1.	—11,0 27.	—11,3 2.	—15,0 22.	— 6,8 14.	— 7,5 1.	— 4,0 27.	— 7,8 24.	
Februar	—19,5 13.	—10,5 11.	— 8,0 6.	— 6,0 5.	— 6,8 5.	—10,8 1.	— 8,5 28.	— 5,0 26.	— 7,0 17.	—13,5 15.	
März . .	—14,0 13.	— 2,5 11.	—11,0 12.	— 3,5 9.	2,8 11.	— 6,5 18.	—11,8 3.	— 7,0 4.	— 5,2 3.	— 3,5 20.	
April . .	0 2.	0,6 28.	0,2 17.	2,0 15.	2,0 19.	— 2,7 1.	0 7.	— 3,2 10.	— 0,8 14.	— 2,0 26.	
Mai . .	2,2 10.	1,5 2.	1,7 2.	2,5 6.	4,5 11.	— 0,7 3.	1,5 3.	2,0 4.	2,3 6.	4,5 6.	
Juni . .	7,5 24.	7,2 1.	3,4 8.	8,5 2.	5,5 10.	5,2 19.	4,7 1.	6,5 1.	7,0 1.	5,5 7.	
Juli . .	7,6 17.	9,0 27.	8,3 4.	7,0 3.	7,6 23.	7,3 14.	8,0 12.	9,5 2.	8,0 4.	8,2 2.	
August .	7,0 18.	7,9 15.	8,7 29.	5,5 26.	5,0 5.	3,0 31.	6,6 30.	9,0 15.	7,3 30.	5,0 28.	
Septemb.	2,5 25.	3,5 15.	1,0 18.	2,2 20.	3,5 21.	2,3 12.	2,2 10.	2,3 24.	5,2 28.	1,5 29.	
October	— 0,5 25.	2,2 29.	0,5 13.	1,3 18.	0 30.	— 1,0 24.	3,7 30.	— 0,6 20.	1,2 27.	0,5 29.	
November	— 2,6 5.	— 4,2 14.	— 3,0 21.	— 3,2 16.	—12,5 29.	— 0,6 15.	— 5,0 20.	— 1,2 26.	— 4,2 30.	— 8,0 14.	
December	— 5,0 14.	—13,5 19.	— 7,5 21.	— 9,0 24.	— 8,0 7.	—15,0 22.	—11,0 30.	— 1,0 19.	—14,2 27.	— 5,0 21.	
Kal.-Jahr	Februar —19,5	Dec. —13,5	März —11,0	Januar —11,0	Nov. —12,5	Jan. Dec. —15,0	März —11,8	Januar — 7,5	Dec. —14,2	Februar —15,5	

Endlich gibt Tabelle XX. die Zusammenstellung der jährlichen Extreme der Temperatur und ihrer Differenz aus den Jahren 1792—1854.

Tabelle XX.

Jahre.	Jährliche Maxima.	Jährliche Minima.	Differenz.
1792	28,0° Juli.	— 14,0° Januar.	42,0°
1793	31,5 Juli.	— 6,0 Februar.	37,5
1794	28,0 Juli.	— 8,0 December.	36,0
1795	24,0 August.	— 17,0 Januar.	41,0
1796	24,0 Juli. August.	— 10,0 December. März.	34,0
1797	25,5 August.	— 7,0 März.	32,0
1798	28,0 August.	— 20,0 December.	48,0
1799	28,5 August.	— 15,0 December.	43,5
1800	26,0 August.	— 16,5 Januar.	42,5
1801	27,0 Juli.	— 9,0 Februar. Dec.	36,0
1802	28,0 August.	— 20,0 Januar.	48,0
1803	27,0 August.	— 15,0 Februar.	42,0
1804	27,0 Juli.	— 11,0 März.	38,0
1805	25,0 Juni.	— 13,0 Juni.	38,0
1806	24,0 Juni. Juli. Sept.	— 7,0 März.	31,0
1807	30,0 Juli.	— 11,0 Februar. Dec.	41,0
1808	28,0 August.	— 16,0 December.	44,0
1809	26,0 Mai. Juli. Aug.	— 16,0 Januar.	42,0
1810	27,0 Juli.	— 14,0 Januar.	41,0
1811	25,0 Juli.	— 12,0 Januar.	37,0
1812	25,0 Juli.	— 16,0 Januar. Dec.	41,0
1813	23,0 Juni. Juli. Aug.	— 14,0 Januar.	42,0
1814	26,0 August.	— 17,0 Januar.	43,0
1815	23,0 Juni. Juli. Aug.	— 16,0 Januar.	39,0
1816	23,0 Juli. August.	— 17,0 Februar.	40,0
1817	25,0 Juni.	— 9,0 December.	34,0
1818	28,0 Juli.	— 10,0 December.	38,0
1819	29,0 Juli.	— 8,0 Januar.	37,0
1820	27,0 August.	— 15,0 Januar.	42,0
1821	25,0 Juli. August.	— 8,0 Februar.	33,0
1822	28,0 Juli.	— 13,0 December.	41,0
1823	26,0 August.	— 15,0 Juni.	41,0
1824	27,0 August.	— 9,0 Januar.	36,0

Jährliche Maxima und Minima.

Jahr.	Jährliche Maxima.	Jährliche Minima.	Differenz.
1825	26,0 Juli.	— 10,4 Februar.	36,4
1826	26,2 Juli.	— 13,2 Januar.	39,4
1827	26,0 Juli.	— 20,2 Februar.	46,2
1828	26,4 Juli.	— 8,7 Januar.	35,1
1829	28,0 Juli.	— 16,3 Februar.	44,3
1830	27,5 August.	— 21,4 Februar.	48,9
1831	23,7 Juli.	— 17,2 Januar.	40,9
1832	29,0 Juli.	— 7,4 Januar.	36,4
1833	26,2 Juni.	— 12,4 Januar.	38,6
1834	28,0 Juli.	— 10,0 December.	38,0
1835	28,0 Juli.	— 11,8 December.	39,8
1836	26,8 Juni.	— 16,4 Januar.	43,2
1837	25,2 Juni.	— 15,5 Januar.	40,7
1838	28,2 Juli.	— 15,6 Januar.	43,8
1839	28,2 Juni.	— 16,3 Januar.	44,5
1840	25,0 Juni.	— 15,8 December.	40,8
1841	26,0 Mai.	— 13,5 Januar.	39,5
1842	26,3 Juni.	— 12,8 Januar.	39,1
1843	24,5 Juli.	— 8,6 Februar.	33,1
1844	25,5 Juni.	— 10,2 Januar.	35,7
1845	28,8 Juli.	— 19,5 Februar.	48,3
1846	26,0 Juli.	— 13,5 December.	39,5
1847	26,1 Mai.	— 11,0 März.	37,1
1848	25,2 Juli.	— 11,0 Januar.	36,2
1849	25,5 Jun. Juli.	— 12,5 December.	38,0
1850	20,2 August.	— 15,0 Januar. Dec.	35,2
1851	23,5 Juni.	— 11,8 März.	35,3
1852	26,7 Juli.	— 7,5 Januar.	33,6
1853	26,6 Juli.	— 14,2 December.	40,8
1854	25,0 Juli.	— 15,5 Februar.	40,5

Höchstes Maximum in 63 Jahren + 29,0. Juli 1819. 1832.
Tiefstes Minimum » » — 21,4. Febr. 1830.
Grösste Jahresdifferenz » » 48,9. 1830.

Eine Uebersicht der grössten täglichen Temperaturdifferenzen in jedem Monat, der Mittel aus den täglichen Temperaturdifferenzen und der monatlichen Thermometerdifferenzen ist in den Tabellen XXI. XXII. XXIII. gegeben, wobei nun die Beobachtungen, wie oben schon erwähnt, erst seit 1828 an dem Maximum- und dem Minimumthermometer angestellt wurden.

Tabelle XXI. Grösste tägliche Thermometer-Differenzen.

	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	Grösste in 10 Jahren.	
Jan.	7,9	9,0	7,6	7,9	12,7	7,7	8,5	7,9	12,3	8,9	12,7;	1829
Feb.	12,4	11,8	11,8	9,8	12,4	11,6	11,7	11,0	10,0	13,1	13,1;	1834
Mz.	10,1	11,0	8,8	12,6	13,1	13,4	11,5	12,0	13,0	11,2	13,4;	1830
Apr.	11,2	9,6	10,4	13,6	13,4	14,4	14,0	15,3	10,1	17,1	17,1;	1834
Mai	12,1	6,9	10,1	15,2	13,2	13,8	12,1	14,5	16,0	14,3	16,0;	1833
Juni	9,5	7,0	9,2	13,4	15,8	15,0	12,9	13,6	12,1	17,2	17,2;	1834
Juli	11,0	7,9	10,6	13,4	13,3	13,1	12,9	14,5	13,9	14,0	14,5;	1832
Aug.	10,7	8,2	10,0	16,0	16,0	13,3	11,9	14,1	11,3	13,0	16,0;	1828 1829
Sep.	12,4	11,8	12,5	13,8	12,4	14,9	11,1	14,5	11,3	17,2	17,2;	1834
Oct.	10,8	10,2	9,7	13,3	10,8	12,5	11,8	12,8	12,5	15,7	15,7;	1834
Nov.	9,0	6,7	7,5	9,3	8,0	10,3	10,3	6,7	9,2	10,5	10,5;	1834
Dec.	6,1	6,3	6,7	9,4	7,0	7,8	6,9	7,0	6,7	11,5	11,5;	1834
K.-J.	Febr. Sept.	Febr. Sept.	Sept.	Aug.	Aug.	Juni	Juni Juli	Mai Juli Sept.	Mai Juni	Juni Sept.	17,2;	1834

	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	Grösste in 10 Jahren.	
Jan.	7,8	10,5	11,8	8,9	10,7	12,0	12,0	14,0	7,3	7,8	14,0;	1842
Feb.	10,4	11,3	10,5	11,0	11,7	12,4	9,5	10,5	8,5	9,4	12,4;	1840
Mz.	12,8	14,0	12,2	8,8	9,0	13,7	13,2	11,5	13,2	10,5	14,0;	1836
Apr.	14,1	13,3	14,3	15,6	13,9	14,4	14,4	15,5	14,0	13,3	15,6;	1838
Mai	13,5	14,0	13,7	19,0	13,4	16,1	17,1	13,0	11,8	12,7	19,0;	1838
Juni	15,8	14,5	13,3	13,3	13,8	15,6	15,3	15,1	12,1	14,0	15,8;	1835
Juli	15,8	14,7	14,2	13,1	14,9	14,3	15,8	16,3	12,6	11,5	16,3;	1842
Aug.	14,5	14,4	12,9	13,1	14,2	12,7	15,0	13,6	12,5	13,5	15,0;	1841
Sep.	12,8	16,0	14,1	13,4	13,7	12,1	12,6	12,5	12,8	12,9	16,0;	1836
Oct.	11,3	13,1	11,6	12,8	12,3	11,7	14,9	15,0	10,8	12,3	15,0;	1842
Nov.	7,5	9,9	7,7	8,2	8,0	8,7	11,7	11,5	8,5	6,0	11,7;	1841
Dec.	8,2	7,5	13,0	7,9	5,2	7,8	6,6	11,3	6,0	6,8	13,0;	1837
K.-J.	Juni Juli	Sept.	April	Mai	Juli	Mai	Mai	Juli	April	Juni	19,0;	1838

	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	Grösste in 10 Jahren.	
Jan.	6,8	7,6	6,6	13,1	11,5	11,6	7,3	11,8	6,4	10,1	13,1;	1848
Feb.	16,5	11,5	8,2	10,8	9,3	16,1	9,5	7,3	8,3	12,7	16,6;	1850
Mrz.	11,5	12,6	13,3	12,0	13,8	12,5	10,8	14,0	9,6	11,9	13,8;	1849
Apr.	13,0	12,2	10,7	12,5	12,3	11,5	10,9	13,3	12,0	16,0	16,0;	1854
Mai	12,4	13,1	14,2	14,2	12,2	14,4	10,5	15,4	13,9	11,8	14,4;	1850
Juni	12,0	13,5	14,0	13,0	11,5	13,0	13,0	11,3	13,0	11,9	14,0;	1847
Juli	13,5	14,8	12,5	12,7	13,5	12,5	11,8	12,3	11,8	12,0	14,8;	1846
Aug.	12,3	12,7	11,0	12,5	13,5	12,8	11,5	10,9	13,7	11,9	13,7;	1853
Sep.	14,0	11,6	12,6	13,0	12,0	13,0	10,2	10,9	11,6	15,1	15,1;	1854
Oct.	11,3	12,3	12,1	11,5	11,0	10,8	10,7	11,8	11,8	13,9	13,9;	1854
Nov.	10,2	8,4	9,3	7,1	12,0	8,0	5,5	8,3	7,5	10,4	12,0;	1849
Dec.	7,0	11,9	7,5	7,5	9,0	11,6	9,0	8,0	7,5	7,1	11,9;	1846
K.-J.	16,5 Febr.	14,8 Juli	14,2 Mai	14,2 Mai	13,8 März	16,6 Febr.	13,0 Juni	15,4 Mai	13,9 Mai	16,0 April	16,6;	1850

können für Essen und Trinken gelten, und nebenher noch eine vergnügte Stunde bringen. Uebrigens muß es, wenn es der Gesundheit nicht nachtheilig seyn soll, weder zu neu, zu wenig gemälzt, trübe und sauer, noch zu stark gemälzt, zu schäumend, dick und schleimig seyn. Der Hopfen ist ein dem Magen, wie der Zunge angenehmes Arom, an dem es einem guten Bier nicht fehlen darf; übrigens kann auch das wenig gehopfte weiße Bier bei gehöriger Sorgfalt auf eine Art bereitet seyn, daß es ziemlich angenehm schmeckt, erquickt und den Durst löscht, ohne der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Im Uebermaß genossen macht das braune Bier die Säfte dick, es macht fett, und disponirt Körper und Geist zur Faulheit. Das Phlegma des Biers wird leicht assimilirt, aber das Assimilirte bleibt dann gerne auf einer niederern Stufe der organischen Bildung stehen, die Fibra sanguinis und das Muskelfleisch nehmen ab, erstere wird zu Eiweiß depotenzirt, letzteres wird schlaff und theilweise in Fett verwandelt, welches sich auch überall ins Zellgewebe ergießt, so daß die Biertrinker oft in kurzer Zeit einen monströsen Körper bekommen. Eine reelle Zunahme an Kraft und Stoff kann bei täglichem übermäßigem Genuß von Bier nicht vorkommen.

In Beziehung auf Excitation des Nervensystems, auf Belebung und Anspornung psychischer Thätigkeit hat bekanntlich ein edler Wein den Vorzug vor allen übrigen spirituösen Getränken. Der Wein erfreut des Menschen Herz, er ist die Erquickung des Alters, die Erheiterung des von Sorgen Niedergedrückten; der Wein stärkt die Glieder des Müden, er schafft Muth dem Verzagten, er entzündet das Feuer heiliger Gefühle in der Brust des Dichters, er knüpft die Bande der Freundschaft fester. Manche selige Stunde, mancher Lichtgedanke, mancher Entschluß zu einer edlen, aufopfernden That, manches herrliche Gedicht verdankt ohne Zweifel die Geburt dem Weine. Die Dichter alter und neuer Zeit stimmen überein im Lobe desselben. Ja auch die nüchternsten Männer der Wissenschaft, die selbst sich mit Wasser begnügten, wie der berühmte Haller, lassen dem Weine in Beziehung auf seine Eigenschaft, das Ingenium, den Witz zu schärfen und den Dichtergeist zu wecken, volle Gerechtigkeit widerfahren. Fr. Hoffmann spendet demselben in seinem Buche über die Temperamente ein, vom ärztlichen Standpunkte aus betrachtet, fast zu emphatisches Lob, und

Tabelle XXII.

Mittlere tägliche Thermometer-Differenzen.

	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10j. Mitt.
Januar	3,60	4,78	3,00	4,60	3,98	4,70	4,50	4,20	4,41	4,33	4,22
Febr.	4,40	5,23	6,30	4,83	5,89	5,81	6,13	7,10	5,98	6,20	5,79
März	6,15	5,77	4,57	5,30	6,55	7,33	5,20	6,11	6,61	7,46	6,10
April	6,36	5,23	6,40	6,06	6,69	7,39	7,78	6,16	6,71	8,64	6,74
Mai	6,14	4,30	5,78	9,03	8,40	8,83	8,13	8,99	10,33	9,35	7,96
Juni	6,06	4,56	4,96	8,70	8,16	8,01	7,46	8,28	10,33	9,35	7,59
Juli	6,19	3,60	6,20	8,17	8,37	9,40	5,29	9,29	8,00	9,80	7,43
Aug.	6,80	5,43	5,70	8,80	9,46	8,11	8,56	8,60	8,01	9,56	7,90
Sept.	7,51	6,84	8,55	8,64	5,54	6,49	7,23	9,70	6,17	10,34	7,70
Octob.	5,87	5,77	5,70	5,90	5,20	6,70	8,26	8,04	8,12	8,29	6,78
Nov.	3,92	3,61	3,00	5,73	4,53	5,01	4,20	8,05	4,62	3,49	4,25
Dec.	3,40	2,70	3,80	4,29	3,66	3,83	3,78	3,36	3,67	3,53	3,60
Kal.-J.	5,56	4,82	5,33	6,67	6,37	6,20	6,38	6,99	6,91	7,53	6,34

	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10j. Mitt.
Januar	4,16	4,39	4,14	4,76	4,60	4,89	3,86	4,37	3,34	3,90	4,24
Febr.	4,76	4,87	5,60	5,71	5,51	6,00	4,82	7,54	4,75	4,54	5,41
März	5,50	7,55	6,12	5,30	6,30	6,03	7,55	5,97	5,57	5,04	6,09
April	7,84	6,72	7,17	8,51	6,32	11,01	8,35	9,38	5,97	10,37	8,16
Mai	7,94	8,80	7,50	10,25	7,74	8,73	10,09	8,98	6,43	7,15	8,36
Juni	10,26	9,02	9,49	8,84	9,70	9,19	6,77	10,06	5,88	8,64	8,78
Juli	10,93	9,53	8,14	9,31	9,23	8,33	6,86	8,49	7,11	6,10	8,40
Aug.	7,43	8,77	8,34	8,77	8,40	9,45	8,71	9,83	8,29	6,34	8,43
Sept.	8,74	7,03	8,02	7,89	7,84	7,28	7,61	7,78	8,81	7,31	7,83
Octob.	6,01	7,72	6,48	6,96	5,07	6,37	5,00	6,58	5,67	5,94	6,18
Nov.	4,13	4,37	3,57	4,59	4,12	4,75	4,86	4,50	3,77	3,32	4,20
Dec.	4,30	2,93	4,08	3,94	2,87	4,61	3,22	4,41	2,71	3,41	3,65
Kal.-J.	6,89	6,22	6,55	7,07	6,47	7,22	6,47	6,49	5,69	6,00	6,50

	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	10j. Mitt.
Januar	3,12	4,70	3,55	4,17	4,94	4,36	3,96	4,70	3,74	5,39	4,26
Febr.	6,79	5,07	4,44	5,07	4,52	5,22	6,22	3,42	3,65	5,33	4,97
März	6,06	6,77	7,83	5,32	5,63	6,03	5,50	7,53	5,24	7,01	6,29
April	8,10	6,64	4,98	6,82	6,68	6,40	5,95	8,34	5,76	9,72	6,94
Mai	7,14	7,73	5,91	9,96	7,68	7,45	6,55	8,20	7,12	7,82	7,56
Juni	6,71	9,46	7,41	7,68	7,59	7,18	8,08	7,43	6,74	6,48	7,47
Juli	7,44	8,38	8,08	7,65	8,39	7,41	6,67	9,01	8,10	8,12	7,98
Aug.	6,51	7,29	7,29	7,66	7,94	7,28	6,93	5,99	7,53	7,51	7,19
Sept.	8,25	8,33	6,46	7,83	8,17	8,16	4,74	5,99	7,10	10,02	7,50
Octob.	6,18	5,91	6,16	6,28	6,10	3,99	4,68	7,43	6,92	6,24	5,99
Nov.	5,30	4,42	4,98	3,56	5,67	3,17	3,02	4,61	3,19	3,25	4,12
Dec.	3,59	3,72	3,85	4,83	3,48	4,36	3,37	4,83	4,04	3,20	3,93
Kal.-J.	6,01	6,51	5,91	6 4	6,40	5,92	5,47	6,96	5,71	6,67	6,19

Tabelle XXIII.

Monatliche Thermometer-Differenzen.

	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	Grösste in 10 Jahren.	
Jan.	14,3	11,4	17,4	17,7	20,2	22,1	26,6	17,7	17,7	15,3	26,6;	1831
Feb.	19,5	15,3	29,1	15,0	26,3	30,9	28,8	13,7	14,8	18,1	30,9;	1830
Mrz.	23,5	17,0	15,9	20,1	19,3	22,2	14,4	17,2	18,4	19,1	23,5;	1825
Apr.	21,6	15,3	16,7	17,2	19,7	19,4	18,3	20,5	15,3	22,5	22,5;	1834
Mai	20,2	14,5	15,4	14,5	17,3	22,3	18,3	22,3	21,2	21,8	22,3;	1830 1832
Juni	16,1	17,2	15,8	18,7	19,4	20,2	17,8	18,5	21,2	21,5	21,5;	1834
Juli	15,8	15,2	18,0	19,4	18,8	20,0	15,2	25,0	14,7	20,1	25,0;	1832
Aug.	14,0	12,0	16,9	20,2	22,0	21,1	14,9	18,5	16,9	16,0	22,0;	1829
Sep.	17,0	18,5	21,2	17,5	15,2	17,7	18,3	17,9	15,5	23,3	23,3;	1834
Oct.	15,1	15,1	18,2	20,9	18,9	16,2	16,9	21,6	16,7	19,2	21,6;	1832
Nov.	13,4	9,7	15,9	15,6	17,8	17,8	20,3	17,0	16,3	20,6	20,6;	1834
Dec.	15,6	12,9	13,1	17,2	15,9	28,0	22,9	16,0	12,1	16,6	22,9;	1831
Kal.J	36,4	39,5	46,2	35,1	44,3	48,9	40,9	36,4	38,6	38,0	48,9;	1830

	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	Grösste in 10 Jahren.	
Jan.	16,0	24,7	24,3	19,9	24,8	23,5	25,3	18,0	15,0	16,7	25,3;	1841
Feb.	17,8	17,6	18,6	19,0	23,5	17,8	19,5	18,5	21,6	15,8	23,5;	1839
Mrz.	14,3	19,6	21,4	15,0	22,0	14,9	24,2	20,4	21,4	16,0	24,2;	1841
Apr.	19,3	19,1	20,2	21,5	20,3	21,1	21,3	22,8	19,5	18,5	22,8;	1842
Mai	18,8	19,6	18,6	23,3	17,4	19,3	22,6	18,9	17,8	17,5	23,3;	1838
Juni	18,5	20,0	21,8	22,0	22,2	11,6	17,9	16,3	14,0	19,7	22,2;	1839
Juli	22,7	18,8	19,0	21,9	20,3	18,6	17,3	17,0	17,1	12,4	22,7;	1835
Aug.	18,5	17,5	19,4	20,5	16,1	15,4	18,0	16,3	13,2	16,7	20,5;	1838
Sep.	17,0	20,7	19,5	18,1	18,8	20,2	16,0	17,6	17,8	18,4	20,7;	1836
Oct.	16,0	22,6	16,9	16,8	18,4	14,2	21,8	15,3	20,6	17,8	22,6;	1836
Nov.	18,7	17,8	11,7	21,5	14,4	20,0	17,7	19,5	16,5	13,7	20,0;	1840
Dec.	20,8	18,1	20,3	19,0	16,6	19,6	11,0	14,7	13,0	14,9	20,8;	1835
Kal.J	39,8	43,2	40,7	47,8	44,5	40,8	39,5	39,1	33,1	35,7	47,8;	1838

	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	Grösste in 10 Jahren.	
Jan.	8,8	21,5	19,0	16,3	21,3	21,0	13,8	19,8	13,9	16,1	21,5;	1846
Feb.	24,0	26,5	18,5	18,5	18,8	21,8	17,5	14,3	11,8	24,0	26,5;	1846
Mrz.	23,6	19,2	26,1	21,0	16,6	20,0	26,8	23,7	14,9	17,2	26,8;	1851
Apr.	17,0	16,4	14,2	16,6	17,8	20,4	18,8	18,5	17,6	21,0	21,0;	1854
Mai	16,1	17,5	24,4	18,1	18,0	19,1	14,0	21,7	18,5	14,9	24,4;	1847
Juni	15,8	17,3	17,2	14,3	20,0	18,6	18,8	15,7	19,0	17,6	20,0;	1849
Juli	21,2	17,0	17,5	17,8	17,9	16,1	14,7	17,2	18,6	16,8	21,2;	1845
Aug.	17,3	17,6	15,8	18,5	19,8	21,2	13,1	13,7	20,2	18,0	21,2;	1850
Sep.	19,0	17,9	18,8	19,8	18,1	16,9	13,5	14,3	14,3	23,0	23,0;	1854
Oct.	20,0	15,3	15,6	15,5	17,6	16,0	12,8	19,0	14,4	20,1	20,1;	1854
Nov.	15,8	15,7	14,0	12,7	25,0	13,8	11,9	17,7	15,2	19,3	25,0;	1849
Dec.	13,5	20,0	17,5	21,0	17,0	21,0	19,6	12,4	16,7	13,8	21,0;	1848
Kal.J	48,3	39,5	37,1	36,2	38,0	35,2	35,3	33,6	40,8	40,5	48,3;	1845

Die Zusammenstellung der Sommertage, d. h. der Tage, an welchen die Lufttemperatur + 20° und darüber erreichte, der Eistage, an welchen die Temp. unter 0 sank, und der Wintertage unter letzteren, an welchen die Temperatur sich nicht über 0 erhob, nach den einzelnen Monaten und Jahren von 1825—54, und sodann von den Jahren allein von 1792—24 nach den Aufzeichnungen des schwäbischen Merkurs, ist in den Tafeln XXIV. XXV. XXVI. gegeben.

Tabelle XXIV. Sommertage.

Jahre.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September	October.	Summe.
1825	1	6	11	13	12	5		48
1826		2	10	17	21	7		57
1827		4	9	13	8	3		37
1828		4	13	14	6	3		40
1829			9	11	5	1		26
1830		7	9	18	11			45
1831		3	7	22	13	1		46
1832		4	4	12	16			36
1833		15	15	3	1			34
1834		12	13	28	21	14		88
10j. Mittel	0,1	5,7	10,0	15,1	11,4	3,4		45,7
1835		1	14	25	16	5		61
1836			10	19	18	3		50
1837		1	18	6	19			44
1838		9	11	13	9	5		47
1839		1	20	19	7	6		53
1840	1	4	11	10	11	4		41
1841	5	17	7	6	15	9		60
1842	2	8	16	18	27	5	1	76
1843		1	3	9	12	2		27
1844		1	10	1	4	4		20
10j. Mittel	0,8	4,3	12,3	12,6	13,8	4,3	0,1	47,9
20j. Mittel	0,45	5,00	11,00	13,85	12,60	3,85	0,05	46,75
1845			10	12	4	3		29
1846			25	20	13	9		67
1847		11	4	17	14			46
1848		5	10	15	9	5		44
1849		4	12	9	5	6		36
1850			10	8	7			25
1851			7	6	10			23
1852		8	4	22	6			40
1853		1	4	16	9			30
1854			3	12	7	7	1	30
9j. Mittel		2,9	8,9	13,7	8,4	3,0	0,1	37,0
30j. Mittel	0,3	4,3	10,4	13,8	11,2	3,6	0,06	43,15

Tabelle XXV. Eis- und Wintertage.

Jahre.	Eistage.										Wintertage.							
	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Septemb.	October.	Novemb.	December.	Im Jahr.	Januar.	Februar.	März.	April.	October.	Novemb.	December.	Im Jahr.
1825	16	14	15	1				3	7	56	1	4	3					8
1826	31	15	3					5	12	66	28						5	33
1827	22	26	3				1	13	5	70	16	17	1			3		37
1828	15	18	6	2			5	13	13	72	4	6	1			2	5	18
1829	26	22	18	3			3	19	30	121	21	12				6	29	68
1830	31	19	9	1			7	7	22	96	27	8					8	43
1831	26	14	5					9	10	64	14	2				3	6	25
1832	24	21	15	4			10	14	20	108	13		3			2	6	24
1833	26	6	19				2	9	5	67	23		2					25
1834	8	23	17	12			2	8	20	90		2					5	7
10j.Mt.	22,5	17,8	11,0	2,3			3,0	10,0	14,4	81,0	14,7	5,1	1,0			1,6	6,4	28,8
1835	22	8	12	6			3	22	26	99	11	1				7	16	25
1836	23	21	3	2	1		4	7	11	72	8	6					8	22
1837	22	18	18	13		1	3	6	20	101	9	2	4	2			4	21
1838	30	20	9	14	2		1	6	21	103	22	12				3	13	50
1839	23	13	20	10				3	12	81	8	3					4	15
1840	14	18	23	5			6	7	29	102	11	6	1				23	41
1841	21	21	7	1			2	7	4	63	11	10						21
1842	27	25	6	8			7	15	19	107	16					5	7	28
1843	19	12	12	1			2	8	19	73	6	4	3				6	19
1844	21	25	9						25	80	10	6	1		1	5	18	41
10j.Mt.	22,2	18,1	11,9	6,0	0,3	0,1	2,8	8,1	18,6	88,1	11,2	5,0	0,9	0,2	0,1	2,0	8,1	25,2
1845	26	28	24	1			2	5	8	94	7	15	14				1	37
1846	17	8	5					11	25	66	12	2					19	33
1847	20	20	20	3				9	23	95	12	10	3				15	40
1848	30	11	6					11	16	74	28						8	36
1849	17	7	18	2			2	13	25	84	7					5	17	29
1850	30	9	20	2			2	1	18	82	24		2				7	33
1851	18	22	13	1				19	21	94	1	1	2			2	11	17
1852	12	12	25	8			1	1	3	62	2	1	4					7
1853	9	24	24	2				7	31	97		10	7			1	21	39
1854	24	20	12	3				10	8	77	4	9				4	1	18
10j.Mt.	20,3	16,1	16,7	2,2			0,7	8,7	17,8	82,5	9,7	4,8	3,2			1,2	10,0	28,8
30j.Mt.	21,7	17,3	13,2	3,5	0,1	0,03	2,2	8,9	16,9	83,9	11,5	5,0	1,7	0,06	0,03	1,6	8,2	27,6

Tabelle XXVI.

Jahre.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.	Jahre.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.	Jahre.	Eistage.	Wintertage.	Sommertage.
1792	44	30	70	1805	58	32	38	1815	56	38	43
1793	57	16	70	1806	21	3	47	1816	77	28	15
1794	40	16	80	1807	55	17	81	1817	52	12	39
1795	31	31	58	1808	80	27	68	1818	59	13	67
1796	41	23	43	1809	49	10	58	1819	54	7	72
1797	53	6	46	1810	35	36	49	1820	72	30	58
1798	49	18	51	1811	59	22	47	1821	67	7	37
1799	46	46	38	1812	62	48	39	1822	58	15	80
1800	65	12	57	1813	59	30	27	1823	67	20	51
1801	33	7	37	1814	67	36	53	1824	52	11	56
1802	49	23	78								
1803	50	29	61								
1804	46	28	60								

Die Frost- und Schneegränzen und die Zeit dazwischen von den Jahren 1825—1854 gibt die Tabelle XXVII.; die Tafel XXVIII. gibt eine Uebersicht der Zahl der Tage, an welchen Schnee- und Graupenfall stattfand, sowie die Dauer der Schneedecke und des Gefrierens des Erdbodens, von 1825—54.

Eine Uebersicht der auf wahres Mittel reducirten Mitteltemperaturen aus den Vegetationsmonaten und zwar von April bis September, und, mit nächster Beziehung auf die Weinreben, von Mai bis September einschliesslich, von 1825—54, welchen die besseren vorhergehenden Weinjahre seit 1800 vorangestellt sind, nebst der senkrechten Höhe des in der Periode Mai bis Septemb. gefallenen Regenwassers und dem Gewichte des Weinmosts von verschiedenen Rebensorten, welche jährlich in den hofkammerlichen Weinbergen zu Untertürkheim gewogen wurden, und dessen gefällige Mittheilung wir der Güte des Herrn Hofkammerpräsidenten von Ergenzinger Exc. verdanken, — gibt die Tabelle XXIX. Die Most-Wägungen wurden mit der verbesserten aräometrischen Weinwage, das Gewicht des destillirten Wassers zu 100 angenommen, angestellt.

Tabelle XXVII. Grenzen des Frostes und Schnees.

Jahre.	Im Frühjahr letzter		Im Spätjahr erster		Zwischenzeit des	
	Frost.	Schnee.	Frost	Schnee.	Frostes.	Schnees.
1825	18. April	18. April	17. Nov.	20. Oct.	231 Tage	185 Tage
1826	19. März	29. April	23. Nov.	7. Nov.	249 »	192 »
1827	20. März	2. April	30. Oct.	1. Nov.	224 »	219 »
1828	5. April	17. April	19. Oct.	30. Oct.	197 »	196 »
1829	5. April	1. April	8. Oct.	24. Oct.	186 »	206 »
1830	6. April	6. April	14. Oct.	25. Nov.	191 »	234 »
1831	25. März	17. April	10. Nov.	4. Nov.	230 »	202 »
1832	12. April	25. März	16. Oct.	7. Nov.	187 »	227 »
1833	24. April	16. April	30. Oct.	4. Nov.	189 »	203 »
1834	26. April	12. April	27. Oct.	24. Oct.	185 »	196 »
10j.Mt.	10. April	11. April	1. Nov.	2. Nov.	206 »	206 »
1835	21. April	20. April	18. Oct.	6. Nov.	180 Tage	200 Tage
1836	1. März	30. April	22. Oct.	28. Oct.	235 »	181 »
1837	18. April	17. April	29. Sept.	5. Nov.	164 »	202 »
1838	12. Mai	29. April	14. Oct.	4. Nov.	155 »	189 »
1839	16. April	8. April	1. Nov.	29. Oct.	199 »	204 »
1840	5. April	18. März	8. Oct.	13. Dec.	186 »	260 »
1841	5. April	29. April	22. Oct.	15. Nov.	180 »	210 »
1842	18. April	10. April	9. Oct.	3. Nov.	174 »	207 »
1843	12. April	24. April	20. Oct.	18. Nov.	191 »	208 »
1844	31. März	22. März	30. Oct.	23. Nov.	213 »	246 »
10j.Mt.	11. April	17. April	17. Oct.	11. Nov.	190 »	209 »
20j.Mt.	11. April	14. April	28. Oct.	6. Nov.	201 »	207 »
1845	2. April	23. März	15.Oct.	23Nov.	196	245
1846	22. März	19. März	6. Nov.	30Nov.	229	232
1847	20. April	18. April	6. Nov.	18Nov.	200	214
1848	13. März	19. März	10Nov.	10Nov.	242	236
1849	19. April	21. April	30.Oct.	25Nov.	194	218
1850	2. April	27. März	24.Oct.	22.Oct.	205	209
1851	7. April	13. Mai	9. Nov.	4. Nov.	216	175
1852	22. April	2. Mai	20.Oct.	23Jan.53	181	261
1853	15. April	15. April	12Nov.	25Nov.	211	224
1854	28. April	26. April	10Nov.	11Nov.	197	200
10j.Mt.	9. April	15. April	2. Nov.	21Nov.	207,1	221.4
30j.Mt.	10. April	14. April	27.Oct.	8. Nov.	201	212

Tabelle XXVIII. Graupen- und Schneetage.

	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Septemb.	October.	Novemb.	Decemb.	Jahr.	Dauer der Schneedeck.	Das Erdreich war gefror.
1825	5	11	7				1	1	3	28	14	7
1826	6	1	4	2				4	5	22	31	36
1227	13	5	6	2				9		35	47	46
1828	4	3	6	3			2	1	1	20	13	13
1829	9	9	5				1	6	10	40	49	70
1830	9	5	1	1				1	10	27	25	46
1831	6	7	3	1				10	3	30	14	15
1832	3	1	2		1			2	4	13	9	21
1833	3	3	5					2	4	17	30	27
1834	2	2	4	3			3	1	9	24	7	10
10j. Mit.	6,0	4,7	4,3	1,2	0,1		0,7	3,7	4,9	23,6	23,9	29,1
1835	3	6	3	4				2	6	24	23	37
1836	5	6	5				3	4	7	30	27	19
1837	5	4	13	6				11	1	40	39	4
1838	10	7	7	7				2	5	38	41	48
1839	4	8	4	5				1	3	25	10	12
1840	4	2	10						2	18	28	67
1841	10	8	3					4	7	32	18	35
1842	15	1	4	2				5		27	17	79
1843	7	2	5	3				1		18	14	13
1844	8	9	7					2	4	30	27	90
10j. Mit.	7,1	5,3	6,1	2,7			0,3	3,2	3,5	28,2	21,4	40,4
1845	6	9	14					2	3	34	36	80
1846	1	6	1					1	11	0	26	31
1847	4	6	6	5				1	5	27	25	46
1848	4	6	5					3	3	21	38	41
1849	5	2	5	2				2	9	25	16	14
1850	12	6	10			1	3		1	33	16	24
1851	3	2	7	2	1			8	4	27	7	10
1852	1	7	5	3	1					17	20	
1853	1	13	11	2				2	8	37	64	33
1854	2	14	4	4				3	5	32	22	6
10j. Mit.	3,9	7,1	5,8	1,8	0,2	0,1	0,3	2,2	4,9	27,3	27,0	28,5
30j. Mit.	5,7	5,7	5,4	1,9	0,1	0,03	0,4	3,0	4,4	26,1	25,1	32,7

Tabelle XXIX.

Wahre Temperatur-Mittel und Regenhöhe der Vegetations-Monate, nebst den Weinmost-Gewichten.

Jahre.	Temperaturmittel der Vegetationsmonate. April bis September	Mai bis September	Regenhöhe von April bis September.	Clevner.	Veltliner.	Rissling.	Grün. Silvaner.	Rothelben.	Weisselben.	Roth Gutedel.	Weiss Gutedel.	Rothurben.	Schwarzurben.	Trollinger.	Mischung von allen.
1800	13,91	14,19													
1802	13,93	14,69													
1804	13,40	14,53													
1807	13,22	14,50	14,72												
1811	13,87	14,85	12,80												
1818	12,91	13,57													
1822	13,44	14,43													
1825	12,71	13,34	14,28												
1826	13,18	14,23	12,86												
1827	13,00	13,82	14,35	97	99	99	96	87	90	86	82	89	84	80	89
1828	12,70	13,58	10,52	97	99	97	94	85	85	83	83	88	88	85	89
1829	11,95	12,30	14,67	88	80	86	87	77	74	82	82	80	80	70	80
1830	12,75	13,34	18,69	wegen Frost wurden keine Wägungen gemacht.											
1831	12,47	13,13	18,51	95	95	90	88	90	86	80	85	85	80	85	87
1832	11,89	12,30	9,27	94	80	78	77	65	71	73	79	76	73	70	76
1833	12,13	13,27	18,18	87	75	77	81		62	67	75			65	73
1834	13,56	15,10	7,74	95	93	86	87	70	75	80	75	88	80	77	83
1835	12,37	13,70	10,44	100	90	93	92	80	80	84	83	90	87	80	87
1836	11,93	12,94	12,19	92	80	85	95		80		77	84		80	85
1837	11,00	12,24	17,94	wurden keine Wägungen angestellt.											
1838	11,93	13,26	11,66	85	85	87	91	74	72	77	80	81	77	77	81
1839	12,11	13,54	12,16	98	91	89	93	84	81	82	80	83	82	77	85
1840	12,10	13,10	12,70	93	90	94	97	82	84	85	86	82	81	72	86
1841	12,60	13,60	14,13	94	92	92	89	84	85	75	77	90	88	78	86
1842	12,89	14,06	9,52	100	92	95	93	86	86	84	76	96	87	84	90
1843	11,92	12,67	15,02	83	79	85	84	80	75	80	80	74	72	75	79
1844	12,60	13,56	15,16	92	80	86	88	71	74	80	75	85	81	80	82
1845	11,79	12,78	17,52	92	83	88	90	70	74	79	75	82	75	76	80
1846	14,07	15,29	10,63	98	103	90	100	81	86	84	80	89	92	86	90
1847	12,30	13,60	16,85	102	88	83	84	73	71	86	80	75	74	75	80
1848	12,80	13,78	12,74	97	91	96	94	84	82	82	76	83	83	76	85
1849	12,25	13,35	13,67	96	94	95	99	85	85	83	82	84	85	79	85
1850	11,70	12,43	16,45	83	79	78	74	70	67	73	73	69	67	67	74
1851	11,53	12,21	24,71	76	70	71	72	63	62	70	73	70	70	68	70
1852	12,45	13,77	18,36	96	91	83	90	78	78	76	76	80	81	80	80
1853	12,43	13,65	14,61	95	88	85	90	78	78	77	75	73	73	75	81
1854	12,48	13,35	12,75	93	92	90	94	85	84	82	83	80	76	85	85

Nach den 6monatlichen Temp.-Mitteln vom April bis September würden diese 37 Jahrgänge in nachfolgender Ordnung auf einander folgen:

1846; 1834; 1811; 1802; 1804; 1807; 1812; 1826; 1800; 1842; 1827; 1835; 1841; 1828; 1818; 1839; 1844; 1830; 1825; 1833; 1838; 1848; 1831; 1854; 1852; 1853; 1840; 1847; 1849; 1836; 1843; 1829; 1832; 1845; 1850; 1851; 1837.

Nach den 5monatlichen Mitteln von Mai bis September, welche für die Weinrebe wichtiger sind, würden wir dagegen folgende Reihenfolge der Jahrgänge erhalten:

1834; 1846; 1811; 1802; 1804; 1807; 1822; 1826; 1800; 1842; 1827; 1848; 1852; 1835; 1853; 1841; 1847; 1828; 1818; 1839; 1844; 1849; 1854; 1825; 1830; 1833; 1838; 1831; 1840; 1836; 1845; 1843; 1850; 1829; 1832; 1837; 1851.

Nach der Zahl der Sommertage in Tabelle XXIV würde die Rangordnung der Jahrgänge seit 1825 folgende sein:

1834; 1842; 1846; 1835; 1841; 1826; 1839; 1836; 1825; 1838; 1831; 1847; 1830; 1837; 1848; 1840; 1828; 1852; 1827; 1832; 1849; 1833; 1853; 1854; 1845; 1843; 1829; 1850; 1851; 1844.

Es erhellt hieraus, dass die Güte des Weinmostes nach dessen specifischem Gewicht mit grosser Genauigkeit der Scale der Temperaturverhältnisse der Sommermonate folgt und der Scale der Sommertage noch am meisten nahe kommt; während die Menge des gefallenen Regenwassers nahezu im umgekehrten Verhältniss zu der Güte des Weinmosts wie zu der Zahl der Sommertage und der Mitteltemperatur der Sommermonate steht.

b) Von den übrigen Beobachtungsorten seit 1825.

Die jährlichen Mitteltemperaturen der Beobachtungsorte aus der Zahl von Jahren, von welchen seit 1825 Beobachtungen geliefert und in den Jahresberichten mitgetheilt wurden, gibt die nachfolgende Uebersicht, wobei zugleich die Meereshöhen in par. Fuss, so weit sie bekannt, gegenübergestellt sind.

Elpersheim bei Mergentheim von 1845: + 6,86.

Mergentheim 640′ M.-H. Von 1839—42: 4 Jahre: + 7,56; + 7,80; + 9,10; + 8,43; sodann von 1847—54: + 6,09; + 7,02; + 6,75; + 7,56; + 6,84; + 7,09.

Schönthal 643′ M.-H. Von 1830—42: 13 Jahre: + 6,87; + 8,05; + 6,98; + 7,31; + 8,52; + 7,44; + 7,74; + 6,99; + 6,48; + 7,72; + 7,09; + 8,48; + 7,48.

Oberstetten 1076′ M.-H. Von 1839—44: 6 Jahre: + 7,76; + 7,13; + 8,22; + 7,46; + 7,95; + 6,86; sodann von 1845—54; + 7,24; + 8,79; + 7,49; + 8,21; + 7,45; + 7,43; + 7,89; + 8,64; + 7,46; + 7,92.

Amlishagen 1447′ M.-H. Von 1839—44: 6 Jahre: + 7,20; + 6,06; + 7,35; + 6,79; + 7,19; + 6,36; sodann von 1845—54; + 6,25; + 8,02; + 6,66; + 7,13; + 7,09; + 6,66; + 6,15; + 8,05; + 6,87; + 7,13.

Rechenberg. Von 1836: + 6,32.

Rossfeld 1347′ M.-H. Von 1834 und 1835 und von 1837—44: 10 Jahre; + 7,50; + 6,11; + 5,49; + 6,20; + 6,18; + 5,30; + 6,53; + 5,74; + 5,70; + 5,00; sodann von 1845 und 1846: + 5,04; + 7,70.

Westheim 1155′ M.-H. Von 1828—38: 11 Jahre: + 7,78; + 5,85; + 6,70; + 7,48; + 7,41; + 6,97; + 8,15; + 6,92; + 7,28; + 6,41; + 6,33.

Oehringen 722′ M.-H. Von 1838—44: 7 Jahre: + 6,50; + 7,13; + 6,50; + 7,83; + 6,75; + 8,25; + 7,00; sodann von 1845—54: + 6,50; + 8,75; + 6,95; + 7,26; + 7,56; + 6,83; + 6,87; + 8,11; + 6,57; + 7,16.

Weinsberg 671′ M.-H. Von 1841—43: 3 Jahre: + 9,85; + 7,82; + 8,16.

Heilbronn 493′ M.-H. Von 1832: + 8,44.

Bönnigheim 684′ M.-H. Von 1825 und 1826: + 8,01; + 8,49.

Welzheim 1537′ M.-H. Von 1839 und 1841: + 6,63; + 7,46.

Steinenberg 700′ M.-H. Von 1826: + 8,02.

Winzerhausen 833′ M.-H. Von 1825: + 8,18.

Oberurbach 809′ M.-H. Von 1827—32: 6 Jahre: + 6,73; + 7,30; + 5,91; + 6,52; + 7,30; + 6,67.

Stetten im Remsthal 811′ M.-H. Von 1839: + 7,80.

Winnenden 899′ M.-H. Von 1827 und 1836—44: 9 Jahre: + 7,48; + 7,89; + 7,56; + 7,48; + 7,41; + 7,86; + 6,94; + 7,86; + 7,77; + 6,51; sodann von 1845—54: + 6,77; + 8,25; + 6,82; + 7,30; + 6,95; + 6,72; + 6,52; + 7,52; + 7,36; + 6,88.

Ludwigsburg 890′ M.-H. Von 1829 und 30 und 1832—39: 10 Jahre; + 5,93; + 7,06; + 7,63; + 8,10; + 9,38; + 7,59; + 7,89; + 7,41; + 7,24; + 7,37.

Wangen bei Stuttgart 832′ M.-H. Von 1825—44: 20 Jahre: + 8,10; + 7,89; + 7,56; + 7,83; + 6,15; + 7,03; + 7,86; + 7,07; + 7,33; + 8,52; + 6,95; + 7,28; + 6,78; + 6,55; + 7,03; + 7,78; + 7,84; + 7,01; + 7,63; + 7,98.

geht ſo weit, den geiſtigen Verfall der Griechen größtentheils dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ihnen die Türken die Reben ausgeriſſen!! Im Wein iſt der Alcohol theils durch die Weinſäure modificirt und gewiſſermaßen neutraliſirt, theils ertheilen ihm die bei verſchiedenen Weinen verſchiedene Menge von vegetabiliſchem Schleim, das adſtringirende Prinzip, das manche Weine enthalten, und hauptſächlich das eigenthümliche Aroma, das den Wein ſo angenehm macht, beſondere diätetiſche und mediciniſche Eigenſchaften und Kräfte. Solche Weine, die nicht zugleich viel von dem adſtringirenden Prinzip enthalten, treiben die ſecernirende Thätigkeit der Haut nicht unbedeutend an, und auch hierdurch wird die unmittelbare Wirkung des Alcohols auf den Organismus und die Säftemaſſe gemildert. Die angenehme Excitation des Nervenſyſtems und der pſychiſchen Thätigkeit durch Wein iſt eben ſowohl dem ſchon erwähnten Aroma, als dem Alcoholgehalt zuzuſchreiben; darum ſind die ſtärkſten Weine nicht immer auch die angenehmſten und erheiterndſten. Die Weintrinker werden nicht ſo leicht fett, wie die Biertrinker, zum Theil weil die Weintrinker, wenn ſie es einmal zu einer gewiſſen Fertigkeit im Trinken gebracht haben, wenig mehr eſſen; dieſe Prieſter des Bacchus magern vielmehr ab. Es gibt aber bekanntlich auch ſolche Trinker, die, ohne gerade Säufer im eigentlichen Sinne des Worts zu ſeyn, ſtarke Weine trinken, und daneben an dem mit allerhand pikantem Fleiſchwerk beſetzten Tiſche es ſich ſchmecken laſſen, ſich wenig Bewegung machen, und im Geiſte des „Mundum sinere ire, ut it“ ſich weder um weltliche, noch um geiſtliche Dinge, und am allerwenigſten um ihr eigenes Heil etwas bekümmern. Dies ſind die beklagenswerthen Candidaten des Podagra. H. H. Ritter hat im Jahr 1817 ein Buch herausgegeben, betitelt: „die Weinlehre, oder Grundzüge des Weinbaues u. ſ. w.,“ welches ſowohl über die diätetiſche als über die mediziniſche Anwendung des Weines und aller verſchiedenen Sorten deſſelben ſehr viel Belehrendes enthält, was ich hier übergehen muß.

Die wenig geiſtigen, mehr oder weniger ſauern Weine, ſo wie die Weine aus Aepfeln und andern ſauern Früchten erhitzen wenig, löſchen den Durſt und ſpornen dabei die Kräfte noch in einem geringen Grade. Dieſe Getränke ſind daher dem auf dem Felde in der Sonnenhitze arbeitenden Landmann eine herrliche

Canstatt 1841: + 7,52; sodann von 1845—54: + 6,94; + 8,87; + 7,36; + 8,01; + 7,56; + 7,23; + 7,03; + 8,19; + 6,95; + 7,46.

Hohenheim 1198′ M.-H. Von 1838—44: 7 Jahre: + 6,40; + 7,44; + 6,62; + 7,70; + 6,90; + 7,70; + 7,14; sodann von 1845—54: + 6,60; + 8,41; + 6,81; + 7,60; + 7,20; + 6,80; + 6,80; + 8,02; + 6,80; + 7,32.

Bissingen 1277′ M.-H. Von 1839—44: 6 Jahre: + 7,33; + 6,38; + 7,69; + 7,02; + 7,62; + 6,98; sodann von 1845—54: + 6,29; + 8,78; + 6,88; + 7,56; + 7,36; + 6,84; + 6,84; + 8,09; + 5,02; + 7,24.

Schopfloch 2360′ M.-H. Von 1843 und 44: + 5,61; + 5,07; sodann von 1845—54: + 5,09; + 6,77; + 5,54; + 6,12; + 5,78; + 5,14; + 5,11; + 6,56; + 5,02; + 5,69.

Ennabeuren 2396′ M.-H. Von 1846—54: + 5,45; + 6,76; + 5,49; + 5,13; + 4,58; + 4,30; + 5,65; + 4,26; + 5,16.

Giengen 1444′ M.-H. Von 1824—43: 21 Jahre: + 7,28; + 6,79; + 7,03; + 7,39; + 7,11; + 5,29; + 6,88; + 7,33; + 6,61; + 7,04; + 7,85; + 6,60; + 6,60; + 5,20; + 6,33; + 6,74; + 6,07; + 6,82; + 6,70; + 6,27; + 6,08. Von 1845 u. 46: + 5,74; + 7,58.

Heidenheim von 1848—50: + 6,39; + 6,05; + 6,08; sodann von 1852—54: + 6,97; + 5,88; + 6,32.

Ulm 465′ M.-H. Von 1839—41: 3 Jahre: + 7,18; + 6,40; + 7,14; von 1845—1852: + 5,95; + 7,71; + 6,14; + 6,86; + 6,82; + 6,75; + 6,28; + 7,72; sodann 1854: + 6,56.

Pfullingen 1312′ M.-H. Von 1837—44: 8 Jahre: + 7,08; + 6,52; + 6,85; + 5,90; + 7,45; + 6,63; + 6,50; + 6,27; von 1845—1851: + 6,00; + 7,33; + 6,92; + 7,50; + 7,28; + 6,62; + 6,51.

Mittelstadt von 1852—54: + 7,20; + 6,10; + 7,29.

Genkingen 2400′ M.-H. Von 1825: + 6,13.

Bebenhausen 1146′ M.-H. Von 1825—27: 3 Jahre: + 6,34; + 6,21; + 5,91.

Tubingen 1010′ M.-H. Von 1825. 1827—33: 8 Jahre: + 7,14; + 6,73; + 7,16; + 5,27; + 6,31; + 7,40; + 5,78; + 6,62.

Calw 1050′ M.-H. Von 1843 und 44: + 7,08; + 6,41; sodann von 1845—54: + 6,12; + 7,50; + 6,51; + 6,90; + 6,77; + 6,43; + 6,52; + 7,38; + 6,32; + 6,54.

Nagold 1247′ M.-H. Von 1835—37: 3 Jahre: + 7,53; + 6,90; + 6,53.

Endingen 1596′ M.-H. Von 1834—36: 3 Jahre: + 8,30; + 6,91; + 7,85.

Freudenstadt 2244' M.-H. Von 1839: + 6,17; von 1845—49: + 7,72; + 6,17; + 5,17; + 5,85; + 5,61; sodann von 1852—54: + 6,65; + 5,74; + 5,79.

Schwenningen 2176' M.-H. Von 1834—40 und 1843 und 44: 9 Jahre: + 7,02; + 6,07; + 6,12; + 5,57; + 6,14; + 6,55; + 6,38; + 6,81; + 6,08; sodann von 1845—51: + 4,92; + 6,68; + 5,46; + 6,11; + 6,08; + 5,30; + 4,87.

Spaichingen von 1852—54: + 6,75; + 5,63; + 5,88.

Sigmaringen 1813' M.-H. Von 1835—42: 8 Jahre: + 6,78; + 6,91; + 5,29; + 5,20; + 6,30; + 5,20; + 6,60; + 5,64; von 1846: + 7,54.

Roth bei Leutkirch 1846: + 6,40.

Tuttlingen 1980' M.-H. Von 1834—39 und 1841: 7 Jahre: + 6,84; + 6,00; + 6,40; + 5,48; + 5,55; + 6,89; + 6,75; von 1845: + 5,45.

Riedlingen 1647' M.-H. Von 1841 und 42: + 8,24 (?); + 5,69.

Schussenried 1736' M.-H. Von 1835 und 1838—41: 5 Jahre: + 6,58; + 5,44; + 6,97; + 6,39; + 6,25.

Biberach 1663' M.-H. Von 1831—34: 4 Jahre: + 6,99; + 6,52; + 6,81; + 8,47.

Weingarten 1453' M.-H. Von 1832—35: 4 Jahre: + 6,23; + 6,48; + 7,09; + 6,10.

Ravensburg 1369' M.-H. Von 1839: + 6,49.

Wangen im Allgäu 1703' M.-H. Von 1835—44: 10 Jahre: + 6,05; + 6,25; + 5,34; + 5,49; + 6,80; + 6,57; + 7,59; + 6,44; + 8,50; + 7,71; sodann von 1845—48: + 7,38; + 9,37; + 7,49; + 7,88; 1850: + 6,40.

Friedrichshafen 1201' M.-H. Von 1827, 1828 und 1830: 3 Jahre, + 7,27; + 7,57; + 5,14.

Isny 2184' M.-H. Von 1834—44: 11 Jahre: + 7,80; + 5,36; + 6,63; + 6,20; + 5,17; + 6,78; + 5,74; + 6,34; + 5,61; + 6,08; + 5,74; sodann von 1845—54: + 5,16; + 6,55; + 5,19; + 5,69; + 5,61; + 4,92; + 4,43; + 6,00.

Dieser Zusammenstellung lassen wir weiter folgen:

a) Die Mitteltemperaturen der Jahreszeiten von den seit 1825 bestandenen Beobachtungsorten und ihren Beobachtungsjahren.

	F.	S.	H.	W.
Elperheim 1845:	+ 5,48	+14,69	+ 7,93	— 0,79

		F.	S.	H.	W.
Mergentheim	1839	+ 5,71	+15,29	+ 8,72	+ 1,05
	1840	+ 7,26	+14,48	+ 7,65	− 1,32
	1841	+10,62	+15,10	+ 9,29	+ 1,01
	1842	+ 8,23	+16,16	+ 6,69	− 0,71
	1847	+ 6,50	+14,09	+ 5,33	− 1,64
	1848	+ 7,89	+14,44	+ 6,94	− 1,19
	1849	+ 6,58	+13,89	+ 6,28	+ 0,34
	1850	+ 6,22	+14,33	+ 6,90	+ 0,15
	1853	+ 5,66	+14,74	+ 7,51	− 0,53
	1854	+ 7,31	+14,59	+ 6,91	− 0,8
Schönthal	1830	+ 8,75	+14,07	+ 7,57	− 2,91
	1831	+ 8,45	+14,09	+ 8,12	+ 0,61
	1832	+ 7,09	+13,79	+ 7,06	+ 0,82
	1833	+ 7,70	+12,86	+ 7,15	+ 1,53
	1834	+ 7,59	+15,97	+ 8,39	+ 2,12
	1835	+ 7,19	+15,33	+ 6,50	+ 0,71
	1836	+ 7,42	+15,07	+ 7,90	+ 0,57
	1837	+ 4,95	+15,06	+ 7,16	+ 0,84
	1838	+ 6,69	+13,77	+ 7,93	− 2,41
	1839	+ 6,12	+14,84	+ 8,95	+ 0,98
	1840	+ 7,02	+14,07	+ 7,93	− 0,64
	1841	+ 9,46	+13,74	+ 9,07	+ 0,63
	1842	+ 7,92	+16,55	+ 6,64	− 1,19
Oberstetten	1839	+ 6,01	+15,47	+ 8,73	+ 0,82
	1840	+ 7,67	+14,28	+ 7,69	− 0,77
	1841	+ 9,58	+13,28	+ 8,84	+ 0,90
	1842	+ 7,69	+15,30	+ 6,55	0
	1843	+ 7,47	+13,61	+ 8,04	+ 2,67
	1844	+ 6,69	+10,80	+ 8,11	+ 0,19
	1845	+ 5,91	+14,07	+ 7,95	+ 1,08
	1846	+ 8,67	+15,82	+12,98	+ 1,72
	1847	+ 6,37	+14,26	+ 7,60	+ 0,75
	1848	+ 8,80	+15,10	+ 7,95	+ 1,01
	1849	+ 7,46	+13,87	+ 6,74	+ 1,78
	1850	+ 6,79	+14,23	+ 7,10	+ 1,28
	1851	+ 7,64	+12,12	+ 7,40	+ 3,43
	1852	+ 6,71	+14,96	+ 8,60	+ 4,32
	1853	+ 6,25	+14,89	+ 7,56	+ 1,14
	1854	+ 8,01	+13,99	+ 7,72	+ 1,94

		F.	S.	H.	W.
Amlishagen	1839	+ 5,11	+15,28	+ 8,48	— 0,01
	1840	+ 6,09	+12,95	+ 6,53	— 1,31
	1841	+ 8,48	+13,16	+ 8,09	+ 0,31
	1842	+ 7,12	+14,55	+ 5,85	— 0,73
	1843	+ 6,73	+12,74	+ 7,31	+ 2,02
	1844	+ 6,81	+11,93	+ 7,50	— 0,78
	1845	+ 4,88	+13,51	+ 7,38	+ 0,76
	1846	+ 7,59	+17,47	+ 8,41	— 0,42
	1847	+ 6,93	+14,55	+ 6,80	— 1,64
	1848	+ 5,42	+14,72	+ 7,17	— 1,43
	1849	+ 6,75	+14,70	+ 6,56	+ 0,12
	1850	+ 6,81	+14,56	+ 6,53	— 0,55
	1851	+ 5,57	+14,12	+ 7,40	+ 3,43
	1852	+ 6,36	+15,81	+ 7,98	+ 4,32
Bechenberg O.-A. Crailsheim	1836	+ 6,70	+ 4,00	+ 6,24	— 1,14
Rossfeld	1834	+ 7,13	+15,80	+ 7,57	— 0,33
	1835	+ 5,53	+15,03	+ 4,90	— 1,24
	1837	+ 3,78	+14,09	+ 5,29	— 1,20
	1838	+ 4,50	+14,73	+ 9,73	— 4,06
	1839	+ 4,22	+13,90	+ 7,25	— 0,69
	1841	+ 7,91	+12,17	+ 7,39	— 0,76
	1842	+ 5,56	+14,27	+ 4,69	— 1,33
	1843	+ 5,90	+12,60	+ 6,73	— 2,00
	1844	+ 6,20	+11,53	+ 6,63	— 1,56
	1845	+ 2,33	+12,96	+ 7,20	— 2,33
	1846	+ 6,88	+18,27	+ 8,13	— 1,87
Westheim	1828	+ 7,87	+13,88	+ 7,27	+ 2,10
	1829	+ 7,21	+12,91	+ 6,04	— 2,78
	1830	+ 8,20	+13,95	+ 7,27	— 2,59
	1831	+ 7,97	+15,94	+ 7,63	+ 0,58
	1832	+ 6,94	+13,76	+ 6,64	+ 1,20
	1833	+ 6,44	+12,99	+ 6,78	+ 1,70
	1834	+ 7,29	+15,90	+ 7,70	+ 1,69
	1835	+ 6,87	+15,17	+ 5,25	+ 0,37
	1836	+ 7,29	+14,73	+ 7,25	— 0,15
	1837	+ 4,54	+14,89	+ 6,44	— 0,15
	1838	+ 3,41	+13,63	+ 7,56	— 2,30

		F.	S.	H.	W.
Oehringen	1838	+ 6,16	+15,09	+ 8,16	— 3,50
	1839	+ 5,61	+14,75	+ 8,52	— 1,34
	1840	+ 6,58	+14,17	+ 7,08	— 1,33
	1841	+ 8,96	+13,50	+ 8,58	+ 0,29
	1842	+ 7,50	+15,42	+ 5,92	— 1,58
	1843	+ 6,92	+15,83	+ 8,30	+ 1,83
	1844	+ 7,28	+13,16	+ 8,08	+ 0,58
	1845	+ 5,16	+14,33	+ 7,83	— 1,08
	1846	+ 8,16	+18,16	+ 8,50	+ 0,33
	1847	+ 7,03	+13,96	+ 6,93	— 0,70
	1848	+ 7,30	+14,50	+ 7,42	— 0,52
	1849	+ 6,75	+15,25	+ 6,92	+ 0,65
	1850	+ 6,17	+14,17	+ 6,80	+ 0,08
	1851	+ 6,72	+14,17	+ 6,22	+ 0,33
	1852	+ 6,64	+15,22	+ 8,11	+ 2,83
	1853	+ 5,34	+14,39	+ 7,01	+ 0,62
	1854	+ 7,42	+13,89	+ 6,92	+ 0,45
Weinsberg	1840	+ 7,36	+15,17	+ 8,62	— 2,89
	1841	+10,46	+14,56	+ 9,96	+ 1,14
	1842	+ 8,71	+16,60	+ 6,79	— 0,53
	1843	+ 7,64	+14,21	+ 8,43	+ 2,12
Heilbronn	1825	+ 9,35	+16,09	+ 9,31	+ 2,31
	1853	+ 5,54	+14,55	+ 7,46	+ 0,10
	1854	+ 8,37	+14,04	+ 7,72	+ 0,97
Bruchsal	1854	+ 9,79	+15,38	+ 8,63	+ 2,69
Bönnigheim	1825	+ 8,72	+15,69	+ 9,31	+ 2,31
	1826	+ 7,96	+17,02	+ 8,82	— 0,17
Welzheim	1840	+ 4,51	+14,10	+ 8,05	— 0,18
	1841	+ 9,11	+12,92	+ 8,04	— 0,15
Steinenberg	1826	+ 7,81	+15,90	+ 8,42	+ 0,27
Winzerhausen	1825	+ 7,54	+14,57	+ 8,17	+ 1,83
Oberurbach	1827	+ 7,59	+13,80	+ 6,60	— 2,04
	1828	+ 7,25	+13,81	+ 7,16	+ 0,94
	1829	+ 7,09	+13,73	+ 6,00	— 3,91
	1830	+ 8,39	+13,70	+ 7,10	— 3,03
	1831	+ 7,91	+15,85	+ 7,98	— 0,52
	1832	+ 6,55	+13,58	+ 4,66	+ 0,13

		F.	S.	H.	W.
Winnenden	1827	+ 8,75	+14,32	+ 7,24	— 0,37
	1836	+ 7,75	+15,15	+ 8,01	+ 0,58
	1837	+ 5,16	+15,80	+ 8,23	+ 1,03
	1838	+ 7,34	+14,63	+ 9,47	— 1,53
	1839	+ 5,43	+14,83	+ 8,45	— 0,92
	1840	+ 5,71	+13,79	+ 7,15	— 2,29
	1841	+ 9,21	+13,38	+ 8,76	+ 0,08
	1842	+ 7,31	+15,50	+ 6,45	— 1,84
	1843	+ 7,23	+13,60	+ 8,22	+ 2,03
	1844	+ 7,28	+12,95	+ 7,28	+ 1,05
	1845	+ 5,32	+14,38	+ 8,26	— 0,88
	1846	+ 8,45	+16,17	+ 8,63	+ 0,08
	1847	+ 6,86	+13,86	+ 7,18	— 0,64
	1848	+ 8,23	+14,18	+ 7,31	— 0,52
	1849	+ 6,39	+13,72	+ 7,20	+ 0,43
	1850	+ 5,13	+15,81	+ 6,73	— 0,15
	1851	+ 5,66	+13,19	+ 5,95	+ 0,34
	1852	+ 4,81	+13,77	+ 7,90	+ 2,72
	1853		+14,42	+ 7,50	+ 0,20
	1854	+ 7,03	+13,58	+ 7,32	+ 0,28
Stetten im Remsthal	1839	+ 8,82	+15,37	+ 8,80	+ 1,62
Ludwigsburg	1829	+ 7,84	+13,74	+ 5,26	— 3,11
	1830	+ 9,22	+14,85	+ 7,98	— 3,79
	1832	+ 7,26	+14,78	+ 8,03	+ 0,46
	1833	+10,03	+11,05	+ 7,58	+ 2,10
	1834	+ 8,77	+17,53	+ 9,03	+ 2,20
	1835	+ 7,12	+15,79	+ 6,40	+ 1,11
	1836	+ 8,13	+15,46	+ 8,26	+ 0,34
	1837	+ 5,09	+15,26	+ 7,65	+ 1,03
	1838	+ 7,07	+15,17	+ 8,42	— 1,73
	1839	+ 5,69	+14,73	+ 8,59	+ 1,10
Wangen b. Stuttg.	1825	+ 7,97	+14,47	+ 8,58	+ 1,66
	1826	+ 7,07	+15,26	+ 8,32	— 0,72
	1827	+ 9,10	+14,21	+ 7,16	— 0,21
	1828	+ 7,35	+14,01	+ 8,01	+ 2,15
	1829	+ 7,68	+13,43	+ 6,14	— 2,76
	1830	+ 9,16	+14,18	+ 7,50	— 2,53
	1831	+ 8,29	+15,84	+ 7,80	+ 1,16
	1832	+ 7,17	+13,90	+ 6,96	+ 0,28

		F.	S.	H	W.
Wangen b. Stuttg.	1833	+ 7,57	+12,79	+ 6,80	+ 2,69
	1834	+ 7,68	+15,23	+ 8,35	+ 2,14
	1835	+ 7,07	+14,98	+ 9,34	− 0,22
	1836	+ 7,00	+14,62	+ 6,94	+ 0,33
	1837	+ 4,91	+14,63	+ 6,82	+ 0,76
	1838	+ 6,64	+13,65	+ 8,03	− 2,13
	1839	+ 5,89	+14,71	+ 8,47	+ 1,47
	1840	+ 6,16	+14,52	+ 7,90	− 1,16
	1841	+ 9,38	+13,14	+ 8,58	+ 0,41
	1842	+ 7,89	+15,71	+ 6,06	− 1,77
	1843	+ 7,41	+13,84	+ 7,71	+ 1,67
	1844	+ 7,13	+13,27	+ 8,19	− 0,70
Canstatt	1844	+ 7,91	+13,89	+ 8,75	− 0,50
	1845	+ 5,47	+14,49	+ 8,32	− 0,51
	1846	+ 8,72	+16,77	+ 8,85	+ 1,15
	1847	+ 7,65	+14,81	+ 7,28	− 0,29
	1848	+ 8,95	+15,24	+ 7,85	0
	1849	+ 7,20	+14,29	+ 7,33	+ 1,38
	1850	+ 6,65	+14,20	+ 7,39	+ 0,68
	1851	+ 6,96	+14,20	+ 6,41	+ 0,58
	1852	+ 6,23	+14,90	+ 8,47	+ 3,14
	1853	+ 5,82	+14,93	+ 7,51	− 0,46
	1854	+ 7,82	+14,10	+ 7,18	− 1,32
Hohenheim	1838	+ 6,83	+13,97	+ 7,40	− 2,40
	1839	+ 5,70	+14,60	+ 8,60	+ 0,87
	1840	+ 7,20	+13,33	+ 7,23	− 1,27
	1841	+ 9,53	+13,16	+ 8,76	− 0,03
	1842	+ 6,80	+16,00	+ 6,20	− 1,35
	1843	+ 7,71	+13,96	+ 7,93	+ 1,25
	1844	+ 7,00	+13,76	+ 8,53	− 1,33
	1845	+ 5,57	+14,43	+ 8,06	− 0,90
	1846	+ 8,45	+16,43	+ 8,43	− 0,07
	1847	+ 7,30	+14,22	+ 6,46	− 0,73
	1848	+ 8,50	+14,77	+ 7,53	− 0,40
	1849	+ 6,90	+14,33	+ 7,16	+ 0,53
	1850	+ 6,57	+14,23	+ 6,77	0
	1851	+ 6,80	+14,50	+ 6,70	− 0,68
	1852	+ 6,10	+15,20	+ 8,00	+ 2,80
	1853	+ 5,67	+14,97	+ 8,30	− 0,63
	1854	+ 7,66	+14,00	+ 7,06	+ 0,60

		F.	S.	H.	W.
Bissingen	1839	+ 5,26	+14,35	+ 8,31	+ 1,39
	1840	+ 6,15	+13,33	+ 7,37	— 0,99
	1841	+ 9,16	+12,46	+ 8,46	+ 0,70
	1842	+ 7,61	+15,34	+ 6,18	— 1,48
	1843	+ 6,94	+13,13	+ 8,02	+ 1,71
	1844	+ 7,35	+13,11	+ 8,26	— 1,96
	1845	+ 5,09	+13,96	+ 8,13	— 2,46
	1846	+ 8,30	+15,04	+ 8,45	+ 2,44
	1847	+ 7,04	+13,82	+ 7,10	— 0,44
	1848	+ 8,12	+14,62	+ 7,60	— 0,09
	1849	+ 6,81	+14,02	+ 7,31	+ 1,32
	1850	+ 6,07	+13,80	+ 6,17	+ 0,45
	1851	+ 6,51	+13,75	+ 6,03	+ 1,10
	1852	+ 5,96	+14,67	+ 7,81	+ 3,28
	1853	+ 5,31	+14,07	+ 7,10	— 1,02
	1854	+ 7,38	+13,77	+ 7,26	+ 0,67
Schopfloch	1843	+ 4,07	+11,38	+ 5,96	+ 0,52
	1844	+ 5,12	+11,21	+ 6,55	— 2,61
	1845	+ 3,28	+12,24	+ 6,77	— 1,92
	1846	+ 6,28	+14,63	+ 6,85	— 0,70
	1847	+ 5,17	+12,07	+ 6,06	— 1,49
	1848	+ 6,58	+13,04	+ 6,07	— 1,19
	1849	+ 4,86	+12,63	+ 6,10	— 0,07
	1850	+ 3,95	+13,33	+ 5,00	— 0,91
	1851	+ 4,38	+13,36	+ 4,07	— 0,27
	1852	+ 4,40	+13,16	+ 7,02	+ 1,67
	1853	+ 3,22	+12,64	+ 6,20	— 1,89
	1854	+ 5,78	+12,14	+ 5,67	— 0,85
Ennabeuren	1846	+ 6,36	+14,67	+ 6,97	— 0,97
	1847	+ 5,15	+12,64	+ 6,02	— 2,01
	1848	+ 5,92	+12,50	+ 5,44	— 1,90
	1849	+ 4,29	+12,17	+ 5,21	— 1,49
	1850	+ 3,89	+11,55	+ 4,42	— 1,49
	1851	+ 3,65	+11,47	+ 3,38	— 1,25
	1852	+ 3,55	+12,31	+ 6,22	+ 0,55
	1853	+ 2,52	+12,13	+ 5,40	— 2,99
	1854	+ 5,29	+11,69	+ 5,29	— 1,82

		F.	S.	H.	W.
Giengen a. Br.	1825	+ 6,71	+13,82	+ 8,30	+ 1,37
	1826	+ 6,79	+15,37	+ 7,98	+ 1,11
	1827	+ 7,95	+14,36	+ 6,66	— 2,71
	1828	+ 7,35	+13,15	+ 6,43	+ 1,46
	1829	+ 6,93	+13,17	+ 4,59	— 3,53
	1830	+ 8,04	+13,51	+ 5,99	— 3,93
	1831	+10,17	+13,26	+ 7,14	+ 0,16
	1832	+ 6,73	+16,30	+ 5,91	+ 0,38
	1833	+ 7,58	+12,26	+ 5,95	+ 0,73
	1834	+ 7,44	+14,86	+ 7,60	+ 1,43
	1835	+ 6,21	+14,23	+ 4,66	— 0,40
	1836	+ 6,50	+13,73	+ 6,31	— 1,20
	1837	+ 3,59	+14,13	+ 5,20	— 2,11
	1838	+ 5,47	+12,93	+ 6,96	— 4,19
	1839	+ 5,15	+13,82	+11,71	— 0,28
	1840	+ 4,98	+12,64	+ 6,07	— 3,59
	1841	+ 7,77	+12,02	+ 7,20	— 1,64
	1842	+ 6,64	+14,45	+ 5,69	— 3,66
	1843	+ 5,09	+12,51	+ 6,79	— 0,21
	1844	+ 7,91	+13,56	+ 8,75	— 1,49
	1845	+ 4,07	+13,84	+ 7,13	— 2,07
	1846	+ 7,58	+16,17	+ 7,61	+ 0,63
	1847	+ 6,24	+13,92		— 2,39
Heidenheim	1848	+ 7,31	+14,28	+ 6,18	— 2,21
	1849	+ 5,69	+13,85	+ 5,53	— 0,75
	1850	+ 5,19	+13,97	+ 6,03	— 0,93
	1851		+13,64	+ 5,18	
	1852	+ 4,96	+14,68	+ 7,33	+ 0,92
	1853	+ 4,71	+14,45	+ 6,36	— 2,01
	1854	+ 6,54	+13,51	+ 6,31	— 1,06
Ulm	1839	+ 5,83	+14,85	+ 7,74	+ 0,61
	1840	+ 5,92	+13,76	+ 6,71	— 2,23
	1841	+ 8,73	+12,98	+ 7,41	— 0,53
	1845	+ 4,87	+13,28	+ 6,84	— 1,16
	1846	+ 7,68	+15,39	+ 7,94	— 0,08
	1847	+ 6,62	+12,73	+ 6,52	— 1,33
	1848	+ 7,54	+13,98	+ 6,87	— 0,93
	1849	+ 6,03	+ 14,86	+ 6,30	+ 0,25
	1850	+ 6,17	+14,23	+ 6,64	— 0,03
	1851	+ 6,16	+13,39	+ 5,67	— 0,09

		F.	S.	H.	W.
Ulm	1852	+ 6,02	+14,56	+ 7,29	+ 3,03
	1853	+ 4,40		+ 6,90	— 2,13
	1854	+ 7,70	+13,45	+ 6,77	— 1,06
Mittelstadt	1852	+ 5,05	+13,40	+ 9,05	+ 1,33
	1853	+ 4,92	+16,18	+ 7,68	— 0,14
	1854	+ 6,63	+14,24	+ 7,15	+ 0,06
Reutlingen	1853	+ 5,68	+14,11	+ 7,56	— 0,24
	1854	+ 7,47	+14,60	+ 7,30	+ 0,29
Genkingen	1825	+ 5,60	+12,49	+ 6,38	— 0,13
Pfullingen	1838	+ 6,35	+14,33	+ 7,85	— 2,46
	1839	+ 4,84	+13,56	+ 8,41	+ 0,59
	1840	+ 5,55	+12,76	+ 6,63	— 1,32
	1841	+ 8,41	+12,77	+ 8,35	+ 0,28
	1842	+ 7,04	+15,25	+ 5,53	— 1,32
	1843	+ 6,25	+11,88	+ 7,49	+ 0,10
	1844	+ 6,92	+ 11,47	+ 7,88	— 1,22
	1845	+ 5,25	+12,90	+ 6,85	— 0,98
	1846	+ 7,09	+15,01	+ 7,12	+ 0,01
	1847	+ 7,02	+14,16	+ 7,13	+ 0,09
	1848	+ 7,60	+14,84	+ 7,77	+ 0,05
	1849	+ 6,71	+ 14,30	+ 7,22	+ 1,16
	1850	+ 6,05	+13,83	+ 5,98	+ 0,04
	1851	+ 5,79	+ 13,59	+ 6,73	+ 0,07
Tübingen	1825	+ 6,40	+13,30	+ 7,95	+ 1,25
	1827	+ 7,95	+13,80	+ 6,60	— 1,43
	1828	+ 6,94	+13,72	+ 6,82	+ 1,17
	1829	+ 6,60	+13,04	+ 5,22	— 3,79
	1830	+ 7,90	+13,55	+ 7,45	— 3,68
	1831	+ 7,69	+13,69	+ 8,19	— 0,02
	1832	+ 6,10	+15,45	+ 5,23	— 0,86
	1833	+ 6,86	+12,07	+ 6,26	+ 1,26
Bebenhausen	1825	+ 5,66	+12,65	+ 7,04	+ 0,65
	1826	+ 5,67	+17,26	+ 6,98	— 1,82
	1827	+ 7,31	+12,78	+ 5,59	— 2,04
Nagold	1825	+ 6,70	+13,53	+ 8,30	+ 1,63
	1826	+ 6,21	+14,17	+ 7,94	— 0,70
	1827	+ 7,83	+13,06	+ 6,16	— 0,91

Erquickung, und vermögen ſelbſt manche Krankheiten, denen er ſonſt ausgeſetzt iſt, und die auf Störungen der Gallenſekretion beruhen, zu verhüten. Die üble Nachrede, die man dem Obſtwein wohl hin und wieder gemacht hat, daß er Gliederſucht, Gries und Stein hervorbringe, ſcheint wenig Grund zu haben.

Was der Wein dem Wohlhabenden, das iſt der Branntwein dem Armen, und bei letzterem gerade kommen die Verhältniſſe viel häufiger vor, daß er einen Sporn braucht zur Vollbringung der ſeine Kräfte faſt überſteigenden Arbeit. Der Arme hat zugleich eine rauhe, ſchlechte, ſelbſt unzureichende Koſt, welche wahre Kraft und Ausdauer zu geben nicht im Stande iſt, er hat eine mehr oder weniger mangelhafte Bekleidung. Dazu kommt der Wunſch, ja das Bedürfniß des von den drückendſten aller Sorgen, von Nahrungsſorgen Niedergedrückten, ſich auf eine wohlfeile Art eine vergnügte Stunde zu machen, oder wenigſtens auf eine Stunde ſein Elend zu vergeſſen. Unter dieſen Geſichtspunkten betrachtet, möchte das Branntweintrinken der Armen, wenn es nicht unmäßig geſchähe, einige Nachſicht verdienen. Der Branntwein regt als das ſtärkſte und reinſte alcoholiſche Getränk das Gehirn und die Nerven und die vom Nervenſyſtem zunächſt abhängigen Lebensfunktionen allerdings bedeutend auf, hinterläßt aber, im Uebermaß genoſſen, auch mehr als alle übrigen weingeiſtigen Getränke eine Abſpannung und Erſchöpfung der Nervenkraft. Er erregt zuerſt insbeſondere die Muskelkraft bedeutend, was natürlich bei Leuten, die ſtreng arbeiten, vorzüglich in Betracht kommt; bald aber tritt an die Stelle der Aufregung Depreſſion, Erſchlaffung der Muskeln, Mattigkeit und Verdroſſenheit zum Geſchäft, wenn nämlich irgend eine bedeutendere Quantität genommen worden war. Unter allen weingeiſthaltigen Getränken verurſacht auch der Branntwein am meiſten Congeſtionen gegen den Kopf, durch deren Wiederholung das Gehirn ſehr bald in einen Zuſtand von Oppreſſion kommt, der ſich am deutlichſten durch die beeinträchtigte pſychiſche Thätigkeit offenbart. Der Branntwein wirkt am ſchnellſten unter allen geiſtigen Getränken nachtheilig auf die Miſchung der Blutmaſſe, und endlich afficirt er, wie ich oben ſchon erwähnt habe, ſehr bald durch chemiſch-vitale Einwirkung die Magenwandungen. Unter den verſchiedenen Arten des Branntweins ſollen der junge Rum und der Kartoffelbranntwein am ſchädlichſten ſeyn. Der Fuſel, den

		F.	S.	H.	W.
Calw	1843	+ 6,63	+13,03	+ 7,46	+ 1,62
	1844	+ 6,58	+12,70	+ 7,72	— 1,36
	1845	+ 4,62	+13,38	+ 7,55	— 1,09
	1846	+ 7,21	+15,32	+ 7,82	+ 0,45
	1847	+ 6,32	+13,59	+ 6,69	— 0,56
	1848	+ 7,62	+13,88	+ 6,84	— 0,72
	1849	+ 6,30	+13,16	+ 6,58	+ 1,04
	1850	+ 5,35	+13,38	+ 6,01	+ 0,37
	1851	+ 6,27	+13,57	+ 6,09	+ 0,17
	1852	+ 5,25	+14,02	+ 7,88	+ 2,39
	1853	+ 4,94	+13,78	+ 7,31	— 0,75
	1854	+ 6,59	+13,23	+ 6,32	+ 0,02
Freudenstadt	1839	+ 3,41	+12,97	+ 7,53	— 0,13
	1846	+ 7,15	+14,79	+ 8,19	+ 0,65
	1847	+ 5,38	+13,29	+ 7,24	— 1,22
	1848	+ 5,65	+12,14	+ 5,35	— 2,32
	1849	+ 5,14	+12,72	+ 6,16	— 0,61
	1851	+ 4,60	+12,80	+ 4,67	+ 0,29
	1852	+ 5,25	+14,02	+ 7,88	+ 2,39
	1853	+ 4,55	+16,57	+ 6,66	— 2,33
	1854	+ 5,57	+12,11	+ 5,52	+ 0,29
Endingen	1834	+ 6,89	+16,46	+ 8,83	+ 0,99
	1835	+ 6,17	+15,70	+ 6,07	+ 0,28
	1836	+ 6,07	+14,63	+ 7,26	— 0,05
Schwaningen	1834	+ 6,33	+14,10	+ 7,25	+ 0,56
	1835	+ 5,56	+13,61	+ 4,78	— 0,90
	1836	+ 5,80	+13,02	+ 5,93	— 0,28
	1837	+ 3,08	+13,83	+ 5,46	— 0,49
	1838	+ 5,53	+12,79	+ 7,43	— 2,19
	1839	+ 4,46	+13,53	+ 7,48	+ 0,11
	1840	+ 6,46	+13,40	+ 6,54	— 1,81
	1843	+ 6,69	+12,49	+ 7,09	+ 0,89
	1844	+ 6,28	+11,63	+ 7,00	— 2,98
	1845	+ 3,17	+12,46	+ 6,81	— 2,75
	1846	+ 6,36	+15,06	+ 6,83	— 1,57
	1847	+ 5,26	+13,04	+ 5,79	— 2,27
	1848	+ 6,84	+13,59	+ 5,90	— 1,89
	1849	+ 5,27	+13,49	+ 6,05	+ 0,50
	1850	+ 4,64	+12,98	+ 5,04	— 0,17
	1851	+ 4,60	+12,71	+ 3,58	— 1,93

		F.	S.	H.	W.
Tuttlingen	1834	+ 6,14	+14,26	+ 6,65	+ 0,31
	1835	+ 5,91	+13,86	+ 5,08	— 0,90
	1836	+ 5,96	+13,40	+ 6,20	— 1,03
	1837	+ 3,33	+13,93	+ 5,63	— 0,99
	1838	+ 5,50	+12,44	+ 7,00	— 2,90
	1839	+ 4,69	+13,78	+ 7,94	— 0,08
	1841	+ 8,06	+13,27	+ 7,21	— 0,51
	1845	+ 3,34	+13,19	+ 7,31	— 1,92
Spaichingen	1852	+ 5,21	+13,18	+ 7,29	+ 1,65
	1853	+ 4,30	+13,36	+ 6,49	— 1,56
	1854	+ 6,08	+12,58	+ 6,00	— 0,24
Sigmaringen	1835	+ 6,77	+16,51	+ 5,84	+ 2,33
	1836	+ 6,01	+13,63	+ 5,62	— 1,54
	1837	+ 3,44	+23,84	+ 5,38	— 1,50
	1838	+ 5,11	+12,18	+ 7,05	— 3,59
	1839	+ 4,37	+13,67	+ 7,48	+ 0,11
	1840	+ 5,40	+12,40	+ 6,00	— 2,96
	1841	+ 8,16	+12,33	+ 7,03	— 1,11
	1842	+ 6,43	+14,93	+ 4,53	— 3,38
	1846	+ 7,52	+15,61	+ 8,13	— 1,11
Schussenried	1835	+ 6,45	+14,69	+ 4,95	+ 0,18
	1838	+ 5,30	+12,56	+ 7,04	— 3,16
	1839	+ 4,84	+14,67	+ 7,91	+ 0,04
	1840	+ 5,46	+13,18	+ 6,27	— 2,11
	1841	+ 5,13	+13,07	+ 7,25	— 0,47
Riedlingen	1841	+ 9,79	+14,45	+ 8,47	+ 0,25
	1842	+ 6,83	+14,06	+ 4,80	— 2,92
Roth O.-A. Leutkirch	1842	+ 6,40	+14,16	+ 6,59	— 0,86
Weingarten	1832	+ 6,75	+13,55	+ 7,20	— 2,99
	1833	+ 3,38	+12,42	+ 6,05	+ 1,47
	1834	+ 7,03	+15,00	+ 7,16	+ 0,73
	1835	+ 5,93	+14,33	+ 5,23	— 1,00
Ellerach	1831	+ 7,66	+13,68	+ 6,82	— 0,67
	1832	+ 6,52	+13,71	+ 5,83	— 0,12
	1833	+ 6,67	+12,66	+ 5,84	+ 1,05
	1834	+ 7,69	+16,64	+ 7,88	+ 1,66
Ravensburg	1839	+ 5,23	+14,10	+ 8,00	— 1,37

		F.	S.	H.	W.
Wangen im Allg.	1835	+ 6,56	+14,14	+ 5,41	— 1,36
	1836	+ 6,14	+13,82	+ 6,03	— 1,02
	1837	+ 3,56	+14,60	+ 5,04	— 0,86
	1838	+ 5,48	+12,85	+ 6,92	— 5,32
	1839	+ 4,81	+14,41	+ 8,32	— 0,38
	1840	+ 4,46	+13,90	+ 7,28	— 1,13
	1841	+ 9,01	+12,66	+ 7,95	— 1,15
	1842	+ 7,50	+15,36	+ 6,34	— 3,41
	1843	+ 6,79	+14,52	+ 9,33	— 0,85
	1844	+ 6,98	+13,93	+10,65	— 1,62
	1845	+ 5,78	+15,04	+11,76	+ 0,97
	1846	+ 9,68	+18,06	+ 9,08	+ 0,37
	1847	+ 7,41	+15,36	+ 8,13	— 0,97
	1848	+ 8,63	+15,70	+ 8,12	— 0,46
	1850	+ 5,73	+13,27	+ 6,60	— 0,03
Friedrichshafen	1827	+ 8,30	+15,09	+ 6,74	— 1,05
	1828	+ 6,85	+13,54	+ 7,90	+ 2,03
	1830	+ 6,50	+12,59	+ 5,83	— 4,35
	1835	+ 6,21	+17,06	+ 6,54	— 0,91
	1837	+ 5,03	+16,62	+ 7,46	— 0,56
	1853	+ 3,55	+12,59	+ 6,72	— 1,77
	1854	+ 7,26	+15,11	+ 8,42	+ 1,06
Issny	1834	+ 7,56	+14,60	+ 9,77	+ 1,14
	1835	+ 4,72	+13,66	+ 4,97	— 1,93
	1836	+ 5,99	+14,35	+ 6,80	— 0,62
	1837	+ 4,63	+14,63	+ 5,67	— 0,11
	1838	+ 5,20	+12,28	+ 5,52	— 1,09
	1839	+ 4,57	+13,55	+ 7,92	+ 0,29
	1840	+ 5,46	+12,04	+ 6,65	— 1,46
	1841	+ 7,68	+11,21	+ 6,65	— 0,19
	1842	+ 5,88	+13,46	+ 4,88	— 1,78
	1843	+ 5,29	+12,43	+ 6,49	+ 0,31
	1844	+ 6,28	+11,84	+ 6,66	— 1,83
	1845	+ 3,83	+12,24	+ 6,28	— 1,71
	1846	+ 6,08	+14,23	+ 6,59	— 1,01
	1847	+ 5,05	+11,88	+ 5,38	— 1,55
	1848	+ 9,70	+12,66	+ 5,29	— 1,55
	1849	+ 5,16	+12,42	+ 5,80	— 0,36
	1850	+ 4,16	+12,18	+ 4,63	— 1,32
	1851	+ 4,27	+11,55	+ 4,35	— 2,47
	1852	+ 4,60	+12,25	+ 6,54	+ 0,05
	1853	+ 3,96	+13,43	+ 7,21	— 1,74
	1854	+ 6,08	+12,52	+ 6,38	— 0,99

b) Ferner folgt aus diesen Beobachtungsorten die Zusammenstellung des kältesten und wärmsten Monats (nach der Mitteltemperatur) in den Beobachtungsjahren.

Ilpersheim 1845: — 3,60; +15,89.

Mergentheim 1839: — 0,67; + 16,10. 1840: — 4,36; + 15,25. 1841: —0,75; +16,61. 1842: —2,68; +17,09. 1847: —2,73; +15,47. 1848: —5,65; +14,86. 1849: —1,14; +14,43. 1850; —2,74; +14,63. 1853: —3,59; +15,76. 1854: —2,80; +15,88.

Schönthal 1830: —6,95; +15,62. 1831: —1,68; +15,19. 1832: —1,11; +14,59. 1833: —4,49; +14,54. 1834: +0,95; +17,60. 1835: —1,45; +16,79. 1836: —1,27; +15,50. 1837: +0,31; +16,34. 1838: —5,71; +14,60. 1839: —2,82; +15,88. 1840: — 4,17; +14,68. 1841: —1,24; +14,90. 1842: —3,13; +18,19.

Oberstetten 1839: — 1,36; +16,75. 1840: — 2,97; +14,46. 1841: —0,84; +14,57. 1842: —1,58; +16,57. 1843: +1,34; +14,68. 1844: —0,40; +13,02. 1845: —2,17; +15,03. 1846: —0,93; +16,14. 1847: +0,46; +15,38. 1848: —3,44; +15,54. 1849: —0,11; +14,27. 1850: —2,20; +14,55. 1851: +1,86; +14,43. 1852: +2,78; +16,34. 1853: —1,30; +15,45. 1854: +0,72; +15,19.

Rechenberg bei Crailsheim 1836: —2,69; +14,62.

Amlishagen 1839: —2,00; +16,63. 1840: —3,89; +13,50. 1841: —0,92; +13,80. 1842: —2,75: +16,32. 1843: +0,62; +14,18. 1844: —0,02; +11,78. 1845: —3,77; +14,64. 1846: —3,17; +16,91. 1847: —2,27; +15,87. 1848: —5,61; +15,28. 1849: —2,08; +15,42. 1850: —4,48; +15,00. 1851: —0,83; +14,16. 1852: +0,37; +18,13. 1853: —4,03; +16,35. 1854: —1,31; +16,08.

Rossfeld 1834: —1,70! +17,40. 1835: —3,18; +16,70. 1837: —2,16; +15,29. 1838: —5,70; +19,00. 1839: —2,25; +15,04. 1840: —5,50; +14,40. 1841: —2,88; +13,93. 1842: —2,79; +16,59. 1843: —2,50; +14,00. 1844: —4,70; +11,70. 1845: —6,50; +14,50. 1846: —5,20; +19,50.

Westheim 1828: +1,20; —15,08. 1829: —4,59; +14,17. 1830: —5,72, +15,07. 1830: —1,69; +15,01. 1832: —0,59; +14,91. 1833: —3,49; +14,92. 1834: +0,47; +17,40. 1835: —1,65; +16,74. 1836: —1,30; +15,24. 1837: —0,90; +15,80. 1838: —5,20; +14,50.

Oehringen 1838: —8,50; +17,50. 1839: —1,40; +15,92. 1840: —4,50; +14,50. 1841: —1,75; +14,50. 1842 —3,00; +17,00. 1843: +0,75; +18,50. 1844: +7,28; +13,16. 1845: —5,25; +15,50. 1846: —2,50; +21,50. 1847: —0,99; +15,96. 1848: —1,80;

+14,75. 1849: —1,25; +19,50. 1850: —4,00; +14,75. 1851: —0,16; +14,50. 1852: +1,19; +16,83. 1853: —3,50; +15,33. 1854: —0,66; +15,00.

Heilbronn 1832: —1,14; +17,09. 1853: —3,51; +15,80. 1854: —0,34; +15,70.

Weinsberg 1840: —1,00; —16,10. 1841: —0,24; —15,93. 1842: —2,46; +17,95. 1843: +1,27; +14,40.

Bönnigheim 1825: + 1,55 Jan., + 16,50 Juli. 1826: — 5,17 Juni: +17,52 August.

Welzheim 1839: —2,23; +15,62. 1841: —1,31; +14,90.

Steinenberg 1826: —5,04 Jan.; +16,76 August.

Stetten im Remsthal 1838: —2,15; +14,34. 1839: —0,20; +15,97.

Winzerhausen 1835: +0,92 Jan.; +15,00 August.

Oberurbach 1827: —5,12 Jan.; +14,81 Juli. 1828: +0,07; +14,90; 1829: —4,89; +15,15. 1830: —7,21; +14,63. 1831: —1,97; +14,88. 1832: —1,14; +14,48.

Winnenden 1827: —3,65 Jan.; +15,65 Juli. 1836: —0,34; +15,64. 1837: —0,42; +16,91. 1838: —4,90; +15,48. 1839: —0,83; +16,18. 1840: —6,09; +14,27. 1841: —1,37; +14,60. 1842: —4,25; +16,92. 1843: +0,91; +14,67. 1844: —2,91; +13,62. 1845: —5,11; +15,46. 1846: —3,85; +16,68. 1847: —1,01; +15,04. 1848: —5,82; +14,41. 1849: —1,48; +14,23. 1850: —4,29; +13,88; 1851: —0,71; +14,24. 1852: —0,97; +16,03. 1853: —3,65; +15,06. 1854: —1,33; +14,37.

Ludwigsburg 1829: —5,11; + 14,58. 1830: — 6,75; + 15,74. 1832: —0,74; +15,94. 1833: —3,45; +15,89. 1834: +0,55; +18,95. 1835: —1,32; +17,69. 1836: —0,74; +16,08. 1837: —0,23; +16,38. 1838: —5,06; +15,79. 1839: —0,54; +15,95.

Wangen bei Stuttgart 1825: +0,52 Jan., +15,08 Juli. 1826: —6,33 Jan.; + 16,40 Aug. 1827: —3,46 Febr., + 15,42 Juli. 1828: +1,71; +15,06. 1829: —4,23; +14,62. 1830: +6,73; +14,98. 1831: —1,17; +15,26. 1832: —0,99; +14,98. 1833: —2,95; +14,49. 1834: +0,57; +17,39. 1835: —3,97; +16,57. 1836: —0,51; +15,04. 1837: —0,38; +15,56. 1838: —5,34; +14,56. 1839: —0,28; +15,91. 1840: —5,09; +16,60. 1841: —1,11; +14,54. 1842: —3,77; +16,73. 1843: +0,84; +15,47. 1844: —1,79; +14,68.

Canstatt 1844: —1,90; +15,16. 1845: —4,75; +15,47. 1846: —1,80; +17,20. 1847: —0,28; +16,25. 1848: —4,68; +15,68. 1849: —0,42; +14,83. 1850: —3,50; +14,56. 1851: —0,58; +14,48.

1852: +1,35; +16,50. 1853: —3,60; +15,74. 1854: —0,55; +15,41.

Hohenheim 1838: —5,40; +14,50. 1839: —1,10; +15,90. 1840: —4,80; +14,60. 1841: —1,70; +14,30. 1842: —3,30; +17,70. 1843: +0,05; +15,20. 1844: —2,30; +15,00. 1845: —4,20; +15,50. 1846: —2,90; +16,90. 1847: —1,10; +16,05. 1848: —5,40; +15,30. 1849: —1,30; +14,90. 1850: —3,70; +14,60. 1851: —2,60; +14,70. 1852: +1,35; +16,50. 1853: —4,10; +15,02. 1854: —0,01; +15,60.

Tübingen 1825: +0,20 Jan.; +14,02 Aug. 1827: —5,12 Jan.; +14,81 Juli. 1828: +1,00; +15,21. 1829: —5,18; +14,37. 1830: —8,20; +14,40. 1831: —1,95; +14,93. 1832: —1,65; +14,19. 1833: —4,51; +13,67.

Bebenhausen 1225: — 0,33 Jan.; + 13,14 Aug. 1826: — 6,90 Jan.; +14,93 Juli. 1827: —5,17 Jan.; +13,79 Juli.

Genkingen 1825: —1,37 Jan., +13,26 Juli.

Reutlingen 1853: —4,23; +15,61. 1854: —1,15; +16,03.

Calw 1843: +0,36; +14,11. 1844: —2,48; +13,58. 1845: —4,85; +14,39. 1846: —2,49; +15,60. 1847: —0,97; +15,10. 1848: —4,69; +12,22. 1849: —0,47; +13,81. 1850: —3,16; +13,67. 1851: —0,62; +13,99. 1852: +0,56; +15,47. 1853: —3,44; +14,52. 1854: —0,86; +14,35.

Nagold 1825: +0,63 Jan.; +14,34 Aug. 1826: —5,90 Jan., +15,51 Aug. 1827: —4,63 Jan.; +14,06 Juli.

Freudenstadt 1839: —1,90; +14,01. 1846: —2,28; +15,30. 1847: —1,13; +15,21. 1848: —6,00; +13,30. 1849: —1,40; +13,60. 1850: —0,89; +14,01. 1851: —0,89; +14,01. 1852: +0,42; +15,14. 1853: —3,10; +13,90. 1854: —2,03; +13,70.

Endingen 1834: —0,21; +18,33. 1835: —1,65; +17,48. 1836: —1,17; +14,30.

Schopfloch 1843: —0,95; +13,09. 1844: —3,20; +12,67. 1845: —5,57; +13,60. 1846: —4,15; +14,68. 1847; —2,63; +14,06. 1848: —6,48; +13,28. 1849: —1,82; +13,08. 1850: —4,89; +12,63. 1851: —1,73; +12,47. 1852: —0,29; +15,21. 1853: —4,27; +13,65. 1954: —2,65; +13,71.

Ennabeuren 1846: —3,94; +14,83. 1847: —2,61; +14,29. 1848: —6,96; +13,00. 1849: —2,35; +12,63. 1850: —5,22; +11,93. 1851: —2,56; +11,74. 1852: —1,32; +14,11. 1853: —5,48; +13,22. 1854: —3,41; +13,37.

Ulm 1839: —1,10: +15,83. 1840: —5,07; +14,52. 1841: —1,86; +13,92. 1845: —4,24; +14,49. 1846: —2,08; +15,57. 1847: —1,22; +15,45. 1848: —5,65; +14,38. 1849: —2,11; +17,70.

1850: −3,57; +14,37. 1851: −1,96; +13,55. 1852: +0,15; +14,54. 1853: −1,47; +0— 1854: −3,29; +15,67.

Mittelstadt 1852: −1,60; +15,79. 1853: −5,96; +15,66. 1854: −1,07; +15,02.

Giengen 1825: +1,06 Jan: +14,10 Aug. 1826: −5,77 Jan.; +17,36 Aug. 1827: −5,14. Jan.; +15,10 Juli. 1828: +1,01; +14,50. 1829: −4,52; +14,38. 1830: −7,25: +13,88. 1831: −3,00; +14,29. 1832: −1,37; +14,05. 1833: −4,99; +13,98. 1834: −0,69; +15,20. 1835: −2,98; +15,18. 1836: −3,32; +14,39. 1837: −3,07; +15,54. 1838: −7,23; +13,72. 1839: −2,13; +15,17. 1840: −6,34; +13,03. 1841: −3,10; +12,33. 1842: −5,14; +16,19. 1843: −2,63; +13,83. 1844: −1,90; +15,16. 1845: −5,98; +15,01. 1846: −3,61; +16,30. 1846: −2,90; +15,33.

Heidenheim 1848: −6,41; +14,38. 1849: −2,68; +14,48. 1850: −4,90; +13,88. 1851: −1,66; +14,00. 1852: −0,34; +16,38. 1853: −4,93; +15,33. 1854: −2,78; +15,12.

Pfullingen 1837: −1,33; +14,64. 1838: −5,34; +15,13. 1839: −1,36; +15,36. 1840: +3,84; +13,53. 1841: −0,97; +14,32. 1842: −3,23; +16,67. 1843: −0,36; +13,59. 1844: −1,84; +12,34. 1845: −3,50; +14,03. 1846: −2,22; +15,80. 1847: −1,23; +15,67. 1848: −5,21; +15,11. 1849: −0,60; +15,02. 1850: −3,00; +14,63. 1851: −0,71; +13,82-

Schwenningen 1834: −1,35; +15,66. 1835: −3,00; +14,40. 1836: −1,20; +13,58. 1837: −1,12; +14,64. 1838: −5,16; +13,69. 1839: −2,12; +14,51. 1840: −4,75; +14,33. 1843: −0,47; +13,72. 1844: −3,70; +14,27. 1845: −6,54; +13,82. 1846: −4,65; +15,34. 1847: −2,57; +14,95. 1848: −6,54; +14,01; 1849: −2,51; +14,32. 1850: −4,95; +13,59. 1851: −3,23: +12,95.

Tuttlingen 1834: −1,76; +15,61. 1835: −1,48; +15,50. 1836: −2,80; +14,50. 1837: −2,20; +14,46. 1838: −5,75; +13,70. 1839: −2,24; +15,02. 1841: −2,38; +13,41. 1845: −5,34; +14,21. 1846: −5,34; +14,21.

Sigmaringen 1835: −5,30; +18,20. 1836: −3,70; +14,10. 1837: −2,64: +15,34. 1838: −6,60; +12,44. 1839: −2,40; +14,60. 1840: −6,70; +13,20. 1841: −2,70; +13,90. 1842: −4,90; +15,53.

Riedlingen 1841: −0,59; +15,02. 1842: −3,77; +14,50.

Schussenried 1835: −3,87; +16,42. 1838: −6,19; +13,71. 1839: −1,81: +17,20. 1840: −5,57; +14,23. 1841: −2,15; +14,15.

Biberach 1831: −3,27; +14,88. 1832: −1,11; +14,64. 1833: −4,14; +14,04. 1834: +0,75; +17,81.

Ravensburg 1840: —3,50; +15,80.

Weingarten 1832: —3,79; +14,69. 1833: —1,90; +13,79. 1834: —1,00; +17,90. 1835: —3,20; +15,70.

Wangen im Allgäu 1835: —3,85; +16,04. 1836: —3,60; +14,26. 1837: —2,96, +15,90. 1838: —6,20; +13,34. 1839: —2,35; +15,48. 1840: —3,62; +14,99. 1841: —2,92; +14,90. 1842: —4,50; +16,19. 1843: —0,61; +16,12. 1844: —2,50; +15,02. 1845: —2,98; +16,73. 1846: —2,98; +16,73. 1847: —1,32; +16,83. 1848: —4,26; +15,85. 1850: —3,40; +14,00.

Friedrichshafen 1827: —4,13 Jan., +16,86 Juli. 1828: +2,19; +14,60. 1830: —8,19, +14,16. 1835: —3,15; +17,72. 1837: —1,00; +17,34. 1853: —2,35; +13,80. 1854: —0,11; +16,90.

Isny 1834: —1,63; +16,09. 1835: —4,01; +15,18. 1836: —2,52; +14,39. 1837: —0,78; +15,67. 1838: —4,28; +13,07. 1839: —0,79; +14,55. 1840: —4,47; +13,31. 1841: —1,45; +12,93. 1842: —3,78; +14,41. 1843: —1,11; +14,31. 1844: —2,47; +13,54. 1845: —4,30; +13,66. 1846: —4,30; +13,60. 1847: —2,43; +13,07. 1848: —5,56; +13,20. 1849: —2,36; +13,17. 1850: —4,14; +12,77. 1851: —3,01; +12,12. 1852: —2,01; +14,28. 1853: —3,34; +14,70. 1854: —2,12; +14,04.

c) Ferner die Zusammenstellung der Jahresextreme.

Elpersheim 1845: +28,9. 8. Juli; —18,0. 20 Feb.;

Mergentheim 1839: +26,3. 19. Juli; —15,3. 4. Febr. 1840: +22,0. 15. Jun. —15,3. 12. Jan. 1841: +25,0. 30. Mai; —17,7. 6. Febr. 1842: +26,5. 18. Aug.; —9,8. 5. Jan. 1847: +27,7. 24. Mai. u. 7. Juli; —16,0. 14. Jan. 1848: +25,8. 16. Jan. 7. Juli; —15,7. 10. Jan. 1849: +28,7. 9. Juli; —14,0. 7. Jun. 1850: +27,4. 26. Juni; —19,0. 21. Januar. 1851: +25,2. 27. Juni; —14,0. 3. März. 1853: +29,0. 22. August; —18,82. 26. Dec. 1854: +27,0. 22. Juli; —14,4. 21. Febr.

Schönthal 1830: +24,7. 29. Juli; —22,0. 2. Febr. 1831: +21,5. 26. Juli; —17,2. 1. Febr. 1832: +25,2. 14. Juli; —7,2. 5. Jan. 1833: +24,5. 26. Juni; —13,0. 7. Jan. 1834: +25,3. 13. 18. 28. Juli; —9,6. 30. Dec. 1835: +24,5. 5 Juli; —11,0. 15. Nov. 1836: +22,8. 12. Juli; —17,0. 7. Jan. 1837: +23,8. 11. Aug.; —10,9. 2. Jan. 1838: +22,8. 13. 15. Juli; —20,0. 16. Jan. 1839: +25,3. 19. Juli; —15,6. 28. Jan. 1840: +21,3. 1. 2. Sept.; —14,5. 16. Dec. 1841: +26,6. 24. Mai; —12,7. 6. Febr. 1842: +26,5. 18. Aug.; —9,8. 5. Jan.

Blaufelden 1830: +25,0. 30. Juli; —23,0. 31. Jan. 1831: +21,0. 20. Juli; —16,0. 31. Jan. 1832: +25,0. 12. Juli; —9,0. 8. Dec. 1833: +25,5. 26. Juni; —14,5. 7. Jan. 1834: +26,5. 17. Juli; —13,0. 29. Dec. 1835: +26,5. 5. Juli; —13,0. 7. Nov. 1836: +24,0. 24. Juni, 3. 12. 29. Juli; —18,5. 2. Jan.

Niedernhall 1825: +27,0. 17. 19. Juli; —13,0. 16. März. 1826: +27,0. 1. 5. Juli; —14,5. 12. Jan. 1828: +26,0. 15. Juli; —18,0. 12. Jan. 1830: +25,0. 29. 30. Juli; —23,0. 2. Febr.

Rosfeld 1832: +27,5. 14. Juli; —9,0. 2. Jan. 1833: +24,5. 11. Juni; —14,0. 7. Jan. 1834: +26,0. 13. Juli; —10,0. 29. Dec. 1835: +25,5. 18. Juli; —15,2. 15. Nov. 1836: +24,2. 12. Juli; – 22,0. 2. Jan. 1837: +25,0. 11. Aug.; —13,0. 13. Januar. 1838: +25,0. 14. Juli; —18,0. 16. Jan. 1839: +26,0. 19. Juli; —18,0. 28. Jan. 1840: +22,0. 22. Juni; —18,0. 16. Dec. 1841: +23,5. 24. Mai; —15,0. 6. Febr. 1842: +25,0. 17. Aug.; —13,0. 11. Jan. 1843: +24,0. 6. Juli; —9,0. 25. Febr. 1844: +24,0. 23. Juni; —11,0. 12. Januar. 1845: +28,0. 7. Juli; —22,0. 16. Febr. 1846: +28,0. 7. Juli; —22,0. 16. Februar.

Oberstetten 1839: +25,5. 15. Juni; —14,0. 28. Jan. 1840: +22,0. 2. Jun. 19. Jul.; —14,0. 11. Jan. 1841: +23,5. 24. Mai; —12,0. 4. Februar. 1842: +25,0. 19. Aug.; —8,5. 11. Jan. 1843: +24,5. 6. Juli; —9,0. 4. Jan. 1844: +23,0. 24. Jun.; —9,0. 12. Jan. 1845: +27,0. 8. Jul.; —15,2. 20. Febr. 1846: +27,0. 8. Juli; —15,2. 20. Februar. 1847: +24,5. 7. Juli; —10,0. 12. März. 1848: +22,5. 25. Jun., 29. 30. Aug. —11,0. 12. Jan. 1849: +25,5. 9. Juli; —11,5. 2. Jan. 1850: +22,5. 26. Juni; —14,5. 21. Jan. 1851: +22,5. 21. Juni; —10,0. 3. März. 1852: +25,0. 14. 17. Juli; —8,0. 20. Febr. 14. März. 1853: +25,0. 2. Juli, 23. Aug.; —14,0. 26. Dec. 1854: +24,1. 25. Juli; —10,0. 14. Februar.

Amlishagen 1839: +28,0. 19. Juli; —16,0. 28. Januar. 1840: +22,0. 2. Sept.; —16,3. 16. Dec. 1841: +24,3. 25. Aug.; —10,0. 3. Jan. 1842: +24,3. 24. August; —10,3. 8. Jan. 1843; +23,5. 6. Juli; —8,0. 4. März. 1844: +22,5. 23. Juni; —9,5. 13. Jan. 1845: +25,5. 8. Juli; —15,5. 15. 20. Jan. 1846: +25,5. 8. Juli; —15,5. 12. 20. Febr. 1847: +27,0. 7. Juli; —12,0. 15. Jan. 1848: +25,7. 16. Juni; —12,7. 27. Jan. 1849: +28,0. 5. Juni; —15,5. 2. Jan. 1850: +27,0. 26. Jun.; —15,0. 2. 21. Jan. 1851: +22,5. 22. Juni; —10,5. 3. März. 1852: +28,0. 17. Juli; —9,0. 14. März. 1853: +27,5. 9. Juli; —18,5. 27. Dec. 1854: +27,3. 24. Juli; —13,7. 15. Februar.

Westheim 1826: +26,5. 1. Juli; —15,5. 29/30. Januar. 1827: +27,0. 2. Juli; —26,0. 17. Febr. 1828: +26,2. 21. Juni. 5. Juli; —14,0. 18. Febr. 1829: +25,2. 15. Juli; —18,5. 12. Jan. 1830: +25,5. 5. Aug; —21,9. 31. Jan. 1831: +22,9. 4. Aug.; —18,1. 1. Febr. 1832: +26,8. 14. Juli; —8,1. 5. Januar, 9. Dec. 1833: +26,5. 26. Juni; —13,0. 11. Jan. 1834: +27,2. 13. Juli; —12,1. 30. Dec. 1835: +28,0. 5. Juli; —14,1. 15. Nov. 1836: +25,0. 29. Juli; —20,0. 2. Jan. 1837: +25,8. 11. Aug. —14,1. 2 Jan. 1838: +27,5. 14. Juli; —18,1. 16. Januar.

Oehringen 1837: +25,0. 8. Aug.; —14,0. 2. Jan. 1838: +27,0. 14. Juli; —21,0. 16. Jan. 1839: +28,0. 19. Juli; —18,0. 29. Jan. 1840: +24,0. 22. Juni; —17,0. 16. Dec. 1841: +27,0. 27. Mai; —15,0. 6. Febr. 1842: +27,0. 17. Aug.; —13,0. 11. Jan. 1843: +26,0. 5. 6. Juli; —10,0. 4. Jan. 1844: +26,0. 24. Jun. —12,0. 7. Febr. 1845: +30,0. 7. Juli; —22,0. 13. 20. Febr. 1846: +27,0. Juli. Aug. —19,0. 14. Dec. 1847: +27,0. 7. Juli; —12,0. 12. März. 1848: +25,0. 16. Juli; —13,0. 12. Jan. 1849: +27,0. 3. Juni, 19. Juli; —13,0. 30. Nov. 1850: +26,0. 26. Jun; —16,0. 22. Jan. 1851: +25,0. 21. Juni; —13,0. 3. März. 1852: +28,0. 17. Juli; —11,0. 1. Jan. 1853: +27,0. 9. Juli, 22. Aug.; —15,0. 26. 27. Decemb. 1854: +25,0. 25. Juli; —14,0. 15. Febr.

Weinsberg 1837: +25,0. 11. Aug.; —13,5. 3. Jan. 1838: +26,5. 14. Juli; —18,5. 16. Jan. 1839: +28,0. 18. Juli; —14,0. 28/29. Januar. 1840: +24,0. 24. Juni, 19. Juli; —15,0. 16. Dec. 1841: +26,0. 24. Mai; —12,0. 4. Febr. 1843: +24,0. 6. Juli; —9,0. 4. Januar.

Welzheim 1839: +25,5. 17. Juni; —12,5. 28. Jan. 1841: +21,5. 26. Juli; —12,0. 4. Februar.

Heilbronn 1829: +26,0. 15. Juli; —15,0. 12. Febr. 1830: +27,0. 29. Juli; —18,0. 31. Jan. 1831: +26,0. 20. Juni; —16,0. 1. Febr. 1832: +29,0. 15. Juli; —8,0. 5. Januar. 1853: +27,0. 9. Juli; —20,0. 30. Dec. 1854: +24,0. 22. Juli; —10,5. 14. 15. Febr.

Bönnigheim 1825: +28,0. 18/20. Juli; —8,0. 8. Februar. 1826: +29,0. 1. Juli; —14,0. 30. Jan.

Steinenberg 1825: +25,5. 19. Juli; —12,0. 8. Febr. 1826: +27,0. 1. Juli; —13,5. 30. Jan. 1827: +27,0. 30. Juli; —20,0. 18. Febr. 1828: +25,0. 8. Juli. —8,0. 18. Febr.; 1829: +24,1. 15. Juli; —15,0. 12. Februar.

Winzerhausen 1825: +28,0. 18. Juli; —14,0. 8. Februar.

Oberurbach 1827: +25,4. 30. Juli; —26,5. 17. Febr. 1828: +26,0. 21. Jun. —12,8. 18. Feb. 1829: +24,7. 26. Juli; —19,2. 12. Jan. 1830: +25,5. 5 Aug; —23,2. 2. Febr. 1831: +22,5. 21. Juli; —19,8. 31. Januar. 1832: +26,4. 14. Juli; —9,0. 4/5. Januar.

Stetten im Remsthal 1834: +24,0. 16. Aug.; —7,0. 28. Dec. 1838: +22,4. 15. Juli; —18,4. 16. Jan. 1839: +25,8. 18. Juni; —17,0. 28. Jan.

Winnenden 1826: +27,5. 3. Aug.; —14,0. 30. Januar. 1827: +26,0. 30. Juli; —21,0. 17. Febr. 1836: +25,1. 2. Juli; —17,5. 2. Jan. 1837: +27,0. 10. Aug.; —14,0. 5. Jan. 1838: +29,4. 13. Juli; —19,5. 16. Jan. 1839: —27,5. 18. Juni; —20,0. 28. Jan. 1840: +25,2. 3. Sept.; —19,0. 16. Dec. 1841: +26,2. 29. Mai; —14,0. 3. Febr. 1842: +26,7. 5. Juni; —15,0. 12. Jan. 1843: +25,0. 6. Juli; —13,2. 4. Jan. 1844: +25,5. 21. 24. Juni; —12,0. 16. Jan. 1845: +29,0. 7. Juli; —23,5. 13. 20. Febr. 1846: +27,7. 21. Juli;

letzterer enthält, und der auf einem ſcharfen Oel beruht, irritirt allerdings die Verdauungsorgane, übrigens iſt die Schädlichkeit, die daher rührt, doch nicht von ſehr großer Erheblichkeit. Man hat früher im Branntwein eine Beimiſchung von Kupfer, von den kupfernen Kühlröhren herrührend, als beſonders ſchädlich hervorgehoben, allein neuere Unterſuchungen haben gezeigt, daß dies ein Weniges iſt, und daher bei Betrachtung der nachtheiligen Wirkungen des Branntweins auf den Organismus kaum in Betracht kommt. ſ. V. A. Riecke im Hohenheimer landwirthſchaftlichen Wochenblatt. Jahrg. 1838. Nro. 6.

Schon im ſechzehnten Jahrhundert entſtanden ſogenannte Temperanzorden. Ein ſolcher wurde von mehreren Edlen Steyermarks, Kärnthens und Krains nach der Idee des Freiherrn Siegmund von Dietrichſtein geſtiftet im Jahr 1517. Aehnliche Orden waren der pfälziſche vom goldenen Ringe, deſſen Patron Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, war, und der vom Landgrafen Moritz von Heſſen im Jahr 1600 geſtiftete. Welcher Unmäßigkeit dieſe Orden gegenüberſtanden, mag man einigermaßen daraus beurtheilen, daß es nach einem derſelben erlaubt war, über eine Mahlzeit nicht weniger als ſieben Ordensbecher mit Wein auszutrinken, außerdem aber den Durſt mit Bier zu ſtillen. Später hörte man nichts mehr von ſolchen Orden, bis der Mißbrauch des Branntweins in verſchiedenen Ländern, zuerſt in Nordamerika, die Mäßigkeitsgeſellſchaften hervorrief. Die erſte Mäßigkeitsgeſellſchaft wurde zu Boſton im Jahr 1813 geſtiftet. Sie verbot den Mißbrauch des Branntweins, erlaubte aber den Gebrauch. Dies führte zu Umgehung des Verbots unter allen möglichen Vorwänden, und der Verein wirkte in einem Zeitraum von 12—13 Jahren ſo viel wie nichts. Im Januar 1826 traten mehrere einflußreiche Männer zu Boſton zuſammen zur Gründung einer neuen Geſellſchaft, welche gänzliche Enthaltung von ſpirituöſen Getränken zur Pflicht machte. Im Jahr 1828 zählte man in Nordamerika bereits 222 Mäßigkeitsgeſellſchaften mit denſelben Statuten, wie die zu Boſton, und man kann annehmen, daß ſich ſchon damals 30,000 Menſchen für ſich und ihre Familien verpflichtet hatten, allem ſpirituöſen Getränk zu entſagen. Bereits im Jahr 1829 will man ſchon eine beträchtliche Abnahme der Zahl der vor dem 40ſten Jahre Verſtorbenen bemerkt haben. Im Jahr 1831 wurde der erſte Verſuch

—16,6. 19. Dec. 1847: +25,5. 7. Juli; —13,8. 12. März. 1848: +24,2. 7. Juli; —13,5. 12. 15. Jan. 1849: +26,0. 9. Juli; —12,8. 29. Nov. 1850: +25,0. 26. Juni; —14,6. 23. Jan. 1851: +23,0. 29. Juni; —14,5. 3. März. 1852: +27,0. 17. Juli; —9,60. 1. Jan. 1853: +27,2. 9. Juli; —15,0. 21. Dec. 1854: +25,9. 26. Juli; —14,0. 21. Februar.

Ludwigsburg 1827: +27,0. 2. Juli; —22,0. 17. Febr. 1828: +27,0. 8. Juli; —7,5. 9. Jan. 1829: +25,0. 15. Juli; —15,0. 2. Febr. 1830: +28,0. 5. Aug.; —23,0. 2. Febr. 1831: +25,0. 10. Juli; —16,0. 31. Jan. 1832: +29,5. 14. Juli; —7,0. 10/11. Jan. 1833: +26,5. 26. Juni; —12,0. 10. Jan. 1834: +29,0. 13. Juli; —9,0. 29. Dec. 1835: +27,0. 5. Juli; —13,0. 23. Dec. 1836: +25,5. 2. Juli; —15,0. 2. Jan. 1836: +25,0. 24. Juni; —13,5. 2. Jan. 1837: +25,0. 24. Juni; —13,5. 2. Jan. 1839: +27,3. 17. Juni; —16,0. 28. Jan.

Wangen bei Stuttgart 1825: +26,0. 18/20. Juli; —12,0. 8. Febr; 1826: +26,0. 1. Juli, 2. Aug; —14,0. 29/30. Jan. 1827: +26,0. 30. Juli; —22,0. 17. Febr. 1828: +26,0. 8. Juli; —8,5. 18. Febr. 1829: +25,0. 25. Juli; —17,0. 12. Jan. 1830: +26,0. 5. Aug.; —23,5. 2. Febr. 1831: +23,5. 4. Aug.; —18,0. 31. Jan. 1832: +27,5. 12. Juli; —8,0. 17. Jan. 1833: +27,0. 26. Juni; —12,0. 7. 9. 10. Jan. 1834: +27,0. 18. Juli; —12,0. 29. Dec. 1835: +27,0. 5. Juli; —12,0. 12. Dec. 1836: +26,0. 24. Jun.; —16,0. 2. Jan. 1837: +24,0. 16. Juni, 28/29. Juli, 9/10. Aug.; —17,0. 2. Jan. 1838: +27,0. 14. 15. Juli; —17,0. 16. Jan. 1839: +27,0. 17. Jan. 19. Juli; —17,5. 22. Jan. 1840: +24,0. 22. Juni; —16,0. 16. Dec. 1841: +28,0. 5. Juli; —17,0. 10. Jan. 1842: +27,0. 30. Juni; —12,0. 12. Jan. 1843: +25,5. 5. Juli; —10,0. 4. Jan. 1844: +26,0. 22. 24. Juni; —10,5. 13. Jan.

Cannstatt 1844: +26,7. 24. Juni; —10,7. 7. Dec. 1845: +30,4. 7. Juli; —20,3. 20. Febr. 1846: +27,8. 24. Juli; —15,0. 19. Dec. 1847: +28,0. 24. Mai; —11,0. 12. März. 1848: +27,1. 7. Juli; —12,5. 29. Jan. 1849: +26,5. 9. Juli; —13,7. 29. Nov. 1850: +24,9. 6. Aug.; —16,7. 22. Jan. 1851: +23,3. 22. Juni; —12,5. 3. März. 1852: +26,8. 17. Juli; —10,1. 1. Jan. 1853: +26,6. 23. Aug.; —15,1. 27. Dec. 1854: +25,2. 26. Juli; —16,5. 15. Febr.

Hohenheim 1838: +24,5. 14. Juli; —17,0. 21. Jan. 1839: +25,5. 17. Juni; —18,0. 28. Jan. 1840: +22,6. 22. Juni; —16,0. 16. Dec. 1841: +23,2. 25. Mai; —17,0. 10. Jan. 1842: +26,5. 5. Juli; —11,5. 13. Jan. 1843: +24,0. 6. Juli; —9,5. 4. Jan. 1844: +24,5. 23. Juni; —12,0. 12. Jan. 1845: +28,0. 8. Juli; —21,0. 13. Febr. 1846: +26,3. 6. Aug.; —15,0. 14. Dec. 1847: +26,5. 24. Mai; —13,5. 12. März. 1848: +25,0. 13. Juli; —12,0. 29. Jan. 1849: +25,6.

6. Juni; —15,4. 30. Nov. 1850: +23,5. 6. Aug.; —15,5. 22. Jan. 1851: +23,0. 21. 22. Juni; —13,5. 30. Dec. 1852: +26,0. 17. Juli; —9,6. 1. Jan. 1853: +26,5. 9. Juli; —15,5. 27. Dec. 1854: +25,5. 26. Juli; —17,0. 15. Febr.

Binsingen 1839: —25,2. 19. Juli; —15,3. 28. Jan. 1840: +22,7; 22. Juni; —14,7. 16. Dec. 1841: +24,5. 18. Juli; —11,5. 4. Febr. 1842: +24,6. 30. Juni; —14,3. 12. Jan. 1843: +23,2. 6. Juli; —9,3. 4. Jan. 1844: +23,7. 22. 24. Juni; —10,3. 6. Dec. 1845: +27,7. 8. Juli; —20,0. 13. Febr. 1846: +25,7. 5. Juli; —12,5. 11. Febr. 1847: +25,7. 24. Mai; —12,6. 12. März. 1848: +24,6. 7. Juli; —12,0. 15. Jan. 1849: +25,0. 9. Juli; —14,0. 29. Nov. 1850: +23,7. 26. Juni; —15,6. 22. Jan. 1851: +23,4. 22. Juni; —12,5. 21. März. 1852: +26,0. 17. Juli; +8,5. 1. Jan. 1853: +26,3. 23. Aug.; —17,0. 27. Dec. 1854: +24,7. 17. Sept.; —18,0. 15. Feb.

Schopfloch 1843: +21,4. 6. Juli; —8,5. 4. März. 1844: +22,3. 24. Juni; —12,7. 13. Jan. 1841: +26,4. 8. Juli; —15,3. 20. Febr. 1846: +23,6. 24. Juli; —12,3. 14. Dec. 1847: +25,0. 24. Mai; —11,5. 12. März. 1848: +22,1. 23. Juli; —12,3. 21. Dec. 1849: +22,0 2. Juni; —15,3. 2. Jan. 1850: +21,0. 6. Aug.; —14,5. 22. Jan. 1851: +20,5. 21. Juni; —13,3. 3. März. 1852: +22,4. 17. Juli; —8,5. 1. Jan. 1853: +24,7. 9. Juli. —12,5. 17. Dec. 1854: +23,0. 17. Sept.; —12,8. 14. Febr.

Ennabeuren 1846: —22,6. 2. Aug.; —13,2. 14. Dec. 1847: +23,7. 24. Mai; —12,7. 12. März. 1848: +21,5. 23. Juli; —13,6. 18. Jan. 1849: +21,9. 9. Juli; —16,8. 2. Jan. 1850: +21,0. 26. Juni; —14,5. 22. Jan. 1851: +20,2. 21. Juli; —13,8. 3. März. 1852: +22,0. 17. Juli; —10,7. 14. März. 1853: +24,5. 23. Aug.; —14,6. 27. Dec. 1854: +22,0. 17. Sept.; —18,3. 14. Febr.

Giengen 1825: +26,8. 19. Juli; —14,5. 8. Febr. 1826: +26,3. 30. Juni; —13,5. 31. Jan. 1827: +25,0. 2. Juli; —22,0. 18. Febr. 1828: +26,0. 21. Juni; —11,0. 8. März. 1829: +26,0. 15. Juli; —19,5. 12. Jan. 1830: +25,7. 19. Juli; —26,0. 2. Febr. 1831: +23,1. 26. Juli; —24,7. 31. Jan. 1832: +27,0. 14. Juli; —7,7. 6. Jan. 1833: +24,7. 30. Juni; —15,9. 12. Jan. 1834: +16,5. 22. Juni; —15,7. 30. Dec. 1835: +26,4. 5 Juli; —13,2. 15. Nov. 1836: +26,5. 29. Juni; —20,0. 2. Jan. 1837: +25,4. 11. Aug.; —21,0. 2. Jan. 1838: +27,3. 14. Juni; —19,5. 21. Jan. 1839: +27,0. 8. Juli; —19,0. 29. Jan. 4. Febr. 1840: +23,0. 22. Juni; —17,0. 13. Jan. 1841: +23,7. 26. Juni; —14,0. 4. Febr. 1842: +25,2. 26. Juli; —17,0. 7. Febr. 1843: +25,0. 6. Juli; —11,0. 15. Febr. 1844: +24,6. 23. Aug.; —14,5. 12. Jan. 1845: +29,5. 8. Juli; —22,8. 20. Febr. 1846: +26,0. 24. Juli; —20,0. 14. Dec. 1847: +27,0. 24. Mai; —17,0. 12. März.

Heidenheim 1848: + 25,3. 30. Aug.; — 17,0. 28. Jan. 1849: + 26,0. 6. Juni, 9. Juli; —19,0. 29. Nov. 1850: +24,6. 17. Juli; —19,5. 31. Jan. 1852: + 26,5. 17. Juli; — 12,3. 7. Jan. 1853: +27,5. 9. Juli; —23,0. 27. Dec. 1854: +25,0. 21. Juli; —22,3. 15. Febr.

Ulm 1839: +25,3. 15. Juni; — 15,0. 29. Jan. 1840: + 23,0. 15. Juni; —15,0. 15. Dec. 1841: +23,0. 25. Mai; —12,7. 4. Febr. 1845: +27,2. 7. Juli; —17,7. 20. Febr. 1846: +25,5. 28. Juli; 26. Aug.; —14,0. 15. Dec. 1847: +25,5. 24. Mai; —12,5. 12. März. 1848: +23,5. 11. 12. Juni; —12,0. 29. Januar. 1849: +25,0. 5. Juni; —15,5. 29. Nov. 1850: +24,0. 26. Juni; —13,0. 31. Jan. 1851: +23,5. 21. Juli; —14,0. 3. März. 1852: +25,5. 17. Juli; —7,0. 1. Jan. 3. 14. März. 1853: +25,0 28. Juli; —12,5. 22. 31. Dec. 1856: +25,0. 25. Juli; —12,5. 15. Febr.

Langenau 1829: +26,0, 8. Juli; —20,0. 12. Febr.

Blaubeuren 1831: + 22,7. 4. Aug.; — 15,7. 1. Febr. 1832: +26,5. 14. Juli; —8,3. ‖. Jan. 1833: +27,0. 26. Juni; —17,8. 11. Jan.

Urach 1828: +24,0. 21. Juni; —13,0. 8. März. 1829: +22,0. 15. Juli, +17,0. 12. Juni. 1830: +22,0. 29. Juli, —21,0. 1. Febr.

Mittelstadt 1853: +28,0. 7. Juli; — 18,0. 26. Dec. 1854: + 26,0. 22. 25. Juli; —10,1. 14. Nov.

Pfullingen 1837: +26,0. 16. Juni; —19,0. 2. Jan. 1838: +26,0. 29. Juni; 14. Juli; —11,0. 15. Jan. 1839: +25,0. ‖. Juni; —14,0. 28. Jan. 1840: +24,0. 2. Sept.; —14,0. 17. Dec. 1841: + 26,0. 20. Juli; —10,0. 1. Febr. 1842: +25,0. 12. Juni; —12,0. 12. Jan. 1843: +23,0. 1. Sept.; —9,0. 24. Jan. 1844: +25,0. 22. 24. Juni; —10,0. 6. Dec. 1845: +28,0. 7. 8. Juli; —19,0. 13. Febr. 1846: +28,0. 24. Juli; — 14,0. 14. Dec. 1847: + 27,0. 19. 20. Aug.; — 10,0. 15. Januar. 1848: + 25,0. 26. 27. Juli; —10,0. 24. Dec. 1849: + 26,0. 9. Juli; — 15,0. 29. Nov. 1850: + 25,0. 25. 29. Juni; — 13,0. 22. Jan. 1851: + 24,0. 29. 30. Juli; — 12,0. 3. März. 1852: +25,0. 12. 13. Juli; —12,0. 1. Jan.

Reutlingen 1853: +27,5. 8. Juli; —15,0. 27. Dec. 1854: +26,3. 26. Juli; —16,8. 15. Febr.

Genkingen 1825: + 24,6. 15. Juli; — 15,9. 16. März. 1826: + 24,0. 30. Juni; —14,0. 12. 15. Jan.

Tübingen 1825: +24,5. 20. Juli; —16,0. 8. Febr. 1826: +24,8. 4. Aug.; —15,2. 30. Jan. 1827: +24,3. 30. Juli; — 25,2. 18. Febr. 1828: +25,0. 21. Juni; —13,0. 8. März. 1829: +25,0. 15. Juli; —26,5. 12. Jan. 1830: +23,5. 29. Juli. 5. Aug.; —25,7. 2. Febr. 1831: +22,5. 24. Juni; —18,7. 31. Jan. 1832: +25,5. 14. Juli; —9,7. 29. Dec. 1833: +25,2. 26. Juni; —15,5. 10. Jan.

Bebenhausen 1825: + 24,5. 20. Juli; — 17,0. 16. März. 1826: + 24,5. 1. Juli; — 16,0. 12. 30. Jan. 1827: + 25,5. 30. Juli; — 26,0. 18. Febr. 1828: —13,0. 8. Jan. 8. März.

Calw 1843: +23,5. 5. Juli; —12,0. 24. Jan. 1844: +21,0. 9. 22. 24. Juni; —16,0. 12. Jan. 1845: +29,0. 7. Juli: —23,0. 13. Febr. 1846: +26,3. 24. Juli; —18,5. 14. Dec. 1847: +26,8. 24. Mai; —16,2. 12. März. 1848: +17,80. 7. Juli; —9,00. 7. Jan. 1849: +25,9. 9. Juli; —14,7. 29. Nov. 1850: +25,9. 9. Juli; —14,7. 29. Nov. 1851: +25,0. 21. Juli; —17,5. 3. März. 1852: +28,3. 17. Juli; —10,2. 14. März. 1853: +28,3. 9. Juli; —16,4. 27. Dec. 1854: +26,1. 25. Juli; —18,5. 15. Febr.

Nagold 1825: +27,0. 19. Juli; —13,0. 8. Febr, 1826: +25,5. 2. 4. Aug.; —15,0. 12. Jan. 1827: +25,0. 30. Juli; —22,5. 17. Febr.

Freudenstadt 1825: + 24,0. 20. Juli; — 11,0. 8. Febr. 1826: + 25,0. $\frac{3}{4}$. Aug.; —13,0. 12. Jan. 1832: +25,0. 12. Juli; —7,0. 3. Jan. 15. Febr. 1839: +26,0. 28. Juli; —14,0. $\frac{28}{29}$. Jan. 1846: +24,0. 24. Juli, 1. 5. Aug.; — 12.5. 13. 14. Dec. 1847: +22,5. 24. Mai; —12,5. 12. Mrz. 1848: +23,0. 28. Aug.; —13,5. 27. Jan. 1849: +24,5. 9. Juli; —14,0. 2. Jan. 1850: +23,0. 6. Juni; — 15,5. 22. Jan. 1851: +22,0. 21. 22. Juli; —15,0. 3. März, 1852: +25,0. 17. Juli; —9,5. 14. März. 1853: +25,0. 22. Aug.; —16,0. 27. Dec. 1854: +23,0. 25. Juli; —16,0. 15. Febr.

Onstmettingen, O.-A. Balingen 1830: +24,6. 5. Aug.; —24,0. 1. Febr.

Endingen O.-A. Balingen 1833: +25,0. 26. Juni; —14,0. 10. Jan. 1834: +30,0. 22. Febr.; — 12,0. 27. 29. Dec. 1835: + 29,0. 18. Juli; —15,0. 23. Dec. 1836: +26,0. 15. 24. 29. Juni; — 18,0. 18. 23. 24. Jan.

Schwenningen 1826: +26,0. 3. Aug.; —17,5. 15. Jan. 1827: 23,0. 30. Juli; —23,0. 18. Febr. 1828: +20,5. 5. Juli; —11,5. 8. März. 1834: +26,5. 21. Juni; —12,0. 27. Dec. 1835: +25,0. 5. Juli; —12,0. 22. Dec. 1836: + 25,0. 2. Juli; — 10,0. 3. Jan. 1837: + 24,5. 19. Aug.; —19,0. 2. Jan. 1838: +25,5. 13. Juli; — 14,5. 14. 15. 21. Jan. 1839: +28,0. 18. Juni; —12,0. 24. 27. 29. Jan. 1840: +24,5. 22. Juni; —17,0. 12. Dec. 1843: +25,2. 6. Juli; —11,0. 8. Febr. 1844: +26,7. 24. Juni; — 13,4. 12. Jan. 1845: +26,5. 7. Juli; —22,5. 13. Febr. 1846: +28,0. 24. Juli; —14,0. 14. Dec. 1847: +26,5. 24. Mai; —17,0. 12. März. 1848: +25,0. 23. Juli; —16,0. 4. Febr. 1849: + 26,5. 9. Juli; — 16,5. 29. Nov. 1850: +25,0. 26. Juni; —15,0. 3. Jan. 1851: +23,0. 7. Aug.; —14,5. 3. März. 30. Dec. 1852: +24,5. 17. Juli; +8,0. 1. Jan.

Tuttlingen 1834: +25,3. 18. Juli; —15,0. 27. 30. Dec 1835: +24,8. 5. Juli; —14,0. 24. Jan. 1836: +23,5. 17. Juli; — 20,5. 2. Jan. 1837: +23,8. 11. Juli; — 16,5. 2. Jan. 1838: +25,0. 14. Juli; —17,0. 25. Jan. 1839: +28,0. 15. Juli; —14,2. 11. Jan. 1841: +25,1. 26 Juni: —16,3. 23. Jan. 1845: +28,0. 8. Juli: —22,0

13. Febr. 1846: +25,5. 1. Aug.; —16,8. 14. Dec. 1851: +22,0. 21. 22. Juni. 21. Juli; —16,0. 3. März. 1852: +26,7. 17. Juli; —13,0. 6. Jan. 4. März.

Spaichingen 1853: + 24,5. 23. Aug.; — 16,0. 27. Dec. 1854: + 22,5. 25. Juli; —19,0. 15. Febr.

Wilhelmsdall bei Rottweil 1831: +22,0. 16. 21. Juni; —19,5. 31. Jan.

Sigmaringen 1835: + 27,1. 17. Juli; — 15,5. 23. Dec. 1836: + 25,3. 16. Juni; —19,8. 2. Jan. 1837: +24,6. 11. Aug.; —18,0. 2. Jan. 1838: +26,4. 13. Juli; —19,0. 21. Jan. 1839: +28,4. 17. Juni; —15,0. 29. Jan. 1840: +24,0. 22. Juni; —18,0. 13. Jan. 1841: +27,0. 26. Juni; —15,0. 9. Jan. 1842: +27,4. 18. Aug.; —17,0. 12. Jan. 1846: +26,0. 9. Juli; —18,0. 15. Dec. 1847: +26,0. 24. Mai; —13,0. 12. März.

Biberach 1831: +22,0. 21. Juli; —15,0. 30. Jan. 1832: +26,4. 14. Juli; —8,2. 5. Jan. 1833: + 24,5. 26. Juni; —14,5. 12. Jan. 1834: +27,9. 13. Juli; —8,3. 30. Dec.

Schussenried 1835: + 24,0. 18. Juli; — 12,5. 12. Dec. 1838: + 25,5. 14. Juli; —17,0. 21. Jan. 1839: +25,5. 14. Juli; —14,5. 4. Febr. 1840: +26,5. 2. Sept.; —14,5. 17. Dec. 1841: +25,0. 8. Aug.; —14,0. 4. Febr.

Roth, O.-A. Leutkirch 1846: +23,2. 5. Juli; —18,9. 14. Dec.

Weingarten 1832: +25,5. 14. Juli; —8,5. 1. Jan. 1833: +24,0. 26. Juni; —12,0. 11. Jan. 1834: +25,5. 22. Juni. 13. Juli; —10,5. 29. Dec. 1835: +24,0. 18. Juli; —12,5. 12. Dec.

Ravensburg 1835: + 24,1. 18. Juli; — 11,5. 12. Dec. 1840: + 23,0. 22. Juni; —15,0. 17. Dec.

Wangen im Allgäu 1835: +25,5. 5. Juli; —14,0. 17. Dec. 1836: +24,0. 24. Juni; —19,0. 2. Jan. 1837: +24,5. 11. Aug.; —16,0. 2. Jan. 1838: +25,0. 14. Juli; — 16,0. 21. Jan. 1839: + 28,0. 18. Juli; —15,0. 1. Febr. 1840: +24,0. 22. Juni; —15,0. 17. Dec. 1841: +26,0. 26. Juni; —16,0. 10. Jan. 1842: +28,0. 30. Juni; —14,0. 7. Febr. 1843: + 26,0. 6. Juli; — 12,0. 26. Jan. 1844: +25,0. 6. Aug.; —14,5. 12. Jan. 1845: +28,5. 7. Juli; —18,0. 20. Febr. 1846: +27,0. 15. Aug.; —15,0. 15. Dec. 1847: +27,0. 24. Mai; —13,0. 1. Jan. 1848: +25,0. 12. Juni; —11,0. 5. Febr. 1850: +21,5. 6. Aug.; —12,0. 14. Jan.

Friedrichshafen 1827: +24,0. 2. Juli; —16,2. 17. Febr. 1828: +25,0. 8. Juli; —12,8. 8. März. 1830: +22,5. 28. Juli; —22,0. 2. Febr. 1831: + 20,5. 26. Juli; — 19,0. 31. Jan. 1834: + 23,5. 15. 21. 22. Juli; —13,0. 29. Dec. 1836: +24,0. 2. Juli; —16,0. 2. Jan. 1837: +24,5. 11. Aug.: —13,5. 2. Jan. 1853: + 26,0. 29. Juni: —11,0. 5. März. 1854: +26,0. 23. Juli: —11,0. 24. Jan.

Issny 1834: +23,5. 15. 21. 22. Juli; —13,0. 29. Dec. 1835: +21,5. 17. Juli; —13,0. 12. Febr. 1836: +22,0. 29. Juni; —16,5. 2. Jan. 1838: +23,3. 13. Juli; —14,0. 14. Jan. 1839: +25,0. 18. Juli; —12,5. 1. Febr. 1840: +21,0. 22. Juni; —14,0. 17. Dec. 1841: +23,5. 26. Juni; —15,0. 10. Jan. 1842: +22,5. 14. Aug.; —14,0. 12. Jan. 1843; +23,0. 6. Juli; —12,0. 25. Jan. 1844: +22,0. 24. Juni; —15,0. 12. Jan. 1845: +26,0. 7. 8. Juli; —17,5. 11. Feb. 1846: +22,5. 9. 14. Juli; —16,5. 14. Dec. 1847: +23,0. 8. Juli; —12,5. 6. Febr. 1848: +20,0. 7. 8. 23. Juli; —13,0. 4. 8. Jan. 1849: +22,5. 8. Juli; —16,2. 29. Nov. 1850: +21,0. 26. Juni; —14,3. 28. Jan. 1851: +20,5. 21. Juli; —14,0. 3. März, 29. Dec. 1852: +24,0. 17. Juli; —15,0. 1. Jan. 1853: +25,0. 9. Juli; 23. Aug.; —17,0. 30. Dec. 1854: +22,9. 15. Juli; —14,0. 14. Feb.

d) Die Zusammenstellung der Frost- und Schneegränzen aus den bisherigen Beobachtungsorten und Jahren.

Frostgränzen.

Elpersheim 1845: 8. April; 3. Nov.

Mergentheim 1839: 13. April; 6. Dec. 1840: 3. April; 14. Oct. 1841: 2. März; 22. Oct. 1842: 18. April; 16. Oct. 1847: 20. April; 23. Oct. 1848: 14. März; 9. Nov. 1849: 19. April; 19. Oct. 1850: 3. Mai; 13. Oct. 1853: 4. April; 4. Oct. 1854: 25. April; 28. Oct.

Schönthal 1829: 5. April; 16. Oct. 1830: 21. März. 14. Oct. 1831: 25. März; 27. Nov. 1832: 8. April; 19. Oct. 1833: 24. März; 11. Nov. 1834: 13. April; 27. Oct. 1835: 20. April; 18. Oct. 1836: 1. Mz.; 30. Oct. 1837: 18. April; 11. Nov. 1838: 21. Apr.; 14. Oct. 1839: 8. April; 5. Dec. 1840: 28. März; 13. Oct. 1841: 14. März; 18. Nov. 1842: 10. April; 16. Oct.

Oberstetten 1839: 26. Mai; 30. Oct. 1840: 31. März; 13. Oct. 1841: 15. Mai; 22. Oct. 1842: 9. April; 6. Oct. 1843: 12. Mai; 15. Oct. 1844: 29. April; 1. Oct. 1845: 23. März; 16. Oct. 1846: 31. Apr.; 12. Nov. 1847: 2. Mai; 27. Oct. 1848: 28. Mai; 9. Nov. 1849: 26. April; 31. Oct. 1850: 15. Mai; 13. Oct. 1851: 6. Mai; 10. Sept. 1852: 8. Mai; 24. Sept. 1853: 29. April; 4. Oct. 1854: 20. Mai; 9. Sept.

Amlishagen 1839: 11. April; 30 Oct. 1840: 1. April; 8. Oct. 1841: 6. März; 22. Oct. 1842: 17. April; 21. Oct. 1843: 12. April; 20. Oct. 1844: 24. März; 30. Oct. 1845: 26. März; 15. Oct. 1846: 28. April; 23. Oct. 1847: 18. April; 6. Nov. 1848: 13. Mz.; 5. Nov. 1849: 22. April; 31. Oct. 1850: 3. Mai; 12. Oct. 1851: 7. April; 1. Nov. 1852: 22. April; 18. Oct. 1853: 15. April; 27. Oct. 1854: 26. April; 1. Nov.

Rechenberg, O.-A. Crailsheim 1836: 7. April; 28. Oct.

Wildenstein O.-A. Crailsheim 1830: 16. März; 14. Oct.

Blaufelden 1830: 6. April; 14. Oct. 1837: 15. Mai; 16. Sept. 1832: 15. Mai; 20. Sept. 1833: 31. Mai; 14. Sept. 1834: 29. Mai; 24. Sept. 1835: 3. Mai; 3. Sept.

Niederhall 1829: 5. April; 15. Oct. 1830: 5. April; 31. Oct.

Rossfeld 1831: 14. Mai; 10. Nov. 1832: 10. Mai; 10. Oct. 1833: 22. März; 31. Oct. 1834: 15. April; 25. Sept. 1835: 27. April; 18. Oct. 1836: 29. Mai; 27. Oct. 1837: 18. Mai; 23. Oct. 1838: 11. Mai; 4. Oct. 1839: 11. April; 31. Oct. 1840: 6. April; 8. Oct.; 1841: 16. März; 21. Oct. 1842: 17. April; 6. Oct. 1843: 14. Apr.; 20. Oct. 1844: 17. April; 23. Nov. 1845: 3. April; 30. Oct. 1846: 2. März; 2. Nov.

Westheim 1829: 5. April; 16. Oct. 1830: 5. April; 14. Oct. 1831: 23. März; 7. Nov. 1832: 28. März; 10. Oct. 1833: 24. März; 30. Oct. 1834: 3. April; 25. Sept. 1835: 19. April; 22. Oct. 1836: 29. Febr.; 22. Oct. 1837: 17. April; 23. Oct. 1838: 11. Mai; 14. Oct.

Oehringen 1837: 18. April; 27. Sept. 1838: 8. Juni; 14. Oct. 1839: 25. April; 30. Oct. 1840: 6. April; 8. Oct. 1841: 15. April; 22. Oct. 1842: 17. April; 3. Oct. 1843: 11. April; 30. Sept. 1844: 4. Mai; 30. Oct. 1845: 11. April; 25. Sept. 1846: 22. Apr.; 4. Nov. 1847: 20. April; 28. Sept. 1848: 10. März; 23. Oct. 1849: 19. April; 23. Oct. 1850: 4. Mai; 17. Oct. 1851: 15. Mrz.; 1. Nov. 1852: 27. April; 10. Oct. 1853: 15. April; 4. Oct. 1854: 26. April; 27. Oct.

Weinsberg 1837: 18. April; 28. Sept. 1838: 12. Mai; 3. Oct. 1839: 11. April; 6. Dec. 1840: 5. April; 13. Oct. 1841: 14. März; 22. Oct. 1842: 17. April; 16. Oct. 1843: 30. März; 20. Oct.

Heilbronn 1829: 4. April; 30. Oct. 1830: 9. März; 19. Oct. 1831: 24. März; 27. Nov. 1832: 15. Mai; 29. Oct. 1853: 9. Mai; 4. Oct. 1854: 21. März; 12. Oct.

Bruchsal 1854: 26. April; 7. Nov.

Welzheim 1839: 22. April; 31. Oct. 1841: 15. April; 19. Oct.

Steinenberg 1829: 5. April; 16. Oct.

Oberurbach 1829: 5. April; 15. Oct. 1830: 15. April; 14. Oct. 1831: 21. März; 2. Nov. 1832: 15. Mai; 16. Oct.

Stetten im Remsthal 1334: 18. April; 6. Dec. 1838: 12. Mai; 11. Nov. 1839: 13. April; 9. Nov.

Winnenden 1836: 11. Mai; 29. Oct. 1837: 18. April; 27. Oct. 1838: 12. Mai; 3. Oct. 1839: 16. April; 25. Oct. 1840: 12. April;

4. Oct. 1841: 15. April; 22. Oct. 1842: 11. Mai; 6. Oct. 1843: 12. Mai; 30. Sept. 1844: 9. April; 9. Oct. 1845: 11. April; 31. Oct. 1846: 30. April; 4. Nov. 1847: 20. April; 28. Sept. 1848: 13. März; 5. Nov. 1849: 22. April; 10. Oct. 1850: 4. Mai; 22. Oct. 1851: 8. Mai; 4. Nov. 1852: 7. Mai; 10. Oct. 1854: 27. April; 29. Sept.

Ludwigsburg 1829: 4. April; 16. Oct. 1830: 5. April; 14. Oct. 1832: 10. April; 16. Oct. 1833: 24. März; 30. Oct. 1834: 13. März; 3. Nov. 1835: 8. April; 21. Oct. 1836: 11. März; 31. Oct. 1837: 18. April; 17. Nov. 1838: 30. April; 14. Oct. 1839: 1. April; 10. Dec.

Wangen bei Stuttgart 1829: 5. April; 16. Oct. 1833: 24. März; 30. Oct. 1834: 16. April; 27. Oct. 1835: 21. April; 17. Oct. 1836: 10. Mai; 22. Oct. 1837: 18. April; 29. Sept. 1838: 11. Mai; 4. Oct. 1839: 16. April; 1. Nov. 1840: 5. April; 8. Oct. 1841: 5. April; 22. Oct. 1842: 18. April; 6. Oct.

Canstatt 1843: 30. März; 20. Oct.. 1844: 31. März; 30. Oct. 1845: 2. April; 28. Oct. 1846: 31. März; 6. Nov. 1847: 20. April; 27. Oct. 1848: 13. März; 10. Nov. 1849: 19. April; 30. Oct. 1850: 2. April; 24. Oct. 1851: 8. Mai; 4. Nov. 1852: 28. April; 13. Oct. 1853: 15. April; 4. Oct. 1854: 26. April; 10. Sept.

Hohenheim 1837: 18. April; 28. Sept. 1838: 12. Mai; 3. Oct. 1839: 12. April; 9. Nov. 1840: 4. April; 1. Oct. 1841: 15. April; 22. Oct. 1842: 18. April; 6. Oct. 1843: 12. April; 20. Oct. 1844: 2. April; 30. Oct. 1845: 11. April; 13. Oct. 1846: 2. Mai; 23. Oct. 1847: 8. Juni; 28. Sept. 1848: 25. Mai; 20. Sept. 1849: 26. Apr.; 30. Oct. 1850: 4. Mai; 12. Sept. 1851: 14. Mai; 10. Sept. 1852: 4. Mai; 23. Sept. 1853: 9. Mai; 4. Oct. 1854: 26. Apr.; 9. Sept.

Bissingen 1839: 9. April; 10. Nov. 1840: 1. April; 9. Oct. 1841: 12. Mrz.; 22. Oct. 1842: 18. April; 6. Oct. 1843: 12. April; 20. Oct. 1844: 7. April; 30. Oct. 1845: 20. Mai; 13. Oct. 1846: 13. Mrz.; 5. Nov. 1847: 17. April; 5. Nov. 1848: 13. März; 9. Nov. 1850: 4. Mai; 21. Oct. 1851: 15. März; 7. Nov. 1852: 21. April; 26. Nov. 1853: 16. April; 11. Nov. 1854: 16. April; 11. Nov.

Schopfloch 1843: 25. April; 28. Sept. 1844: 26. Mai; 1. Oct. 1845: 20. Mai; 13. Oct. 1846: 31. März; 4. Nov. 1847: 25. April; 27. Sept. 1848: 27. April; 22. Oct. 1849: 23. April; 31. Oct. 1850: 3. Mai; 12. Oct. 1851: 20. Mai; 31. Oct. 1852: 5. Mai; 7. Oct. 1853: 9. Mai; 5. Oct. 1854: 30. April; 27. Oct.

Ennabeuren 1846: 30. März; 5. Nov. 1847: 19. April; 17. Nov. 1848: 15. April; 5. Nov. 1849: 23. April; 30. Oct. 1850: 3. Mai;

13. Oct. 1851: 5. Mai; 31. Oct. 1852: 3. Mai; 17. Oct. 1853: 8. Mai; 4. Oct. 1854: 30. April; 29. Oct.

Giengen 1829: 29. April; 15. Oct. 1830: 20. März; 14. Oct. 1831: 12. Mai; 9. Nov. 1832: 15. Mai; 23. Sept. 1833: 9. April; 14. Oct. 1834: 26. April; 24. Oct. 1835: 21. April; 21. Oct. 1836: 11. Mai; 27. Oct. 1837: 13. Mai; 28. Sept. 1838: 12. Mai: 4. Oct. 1839: 21. April; 9. Nov. 1840: 27. April; 4. Oct. 1841: 16. April; 22. Oct. 1842: 1. Mai; 4. Oct. 1843: 12. Mai: 15. Oct. 1844: 9. April; 18. Oct. 1845: 6. Mai; 7. Sept. 1846: 29. Mai; 14. Oct. 1847: 7. Jan.; 10. Oct.

Heidenheim 1848: 27. Mai; 19. Sept. 1849: 26. April; 9. Oct. 1850: 14. Mai; 4. Sept. 1851: 16. Mai; 9. Sept. 1852: 7. Mai; 9. Oct. 1853: 5. Mai: 27. Sept. 1854: 29. April; 9. Sept.

Langenau 1829: 13. Mai; 5. Oct.

Ulm 1839: 8. April: 9. Nov. 1840: 1. April; 10. Oct. 1845: 5. April; 22. Oct. 1845: 23. März; 29. Sept. 1846: 21. März; 8. Nov. 1847: 5. April; 19. Nov. 1848: 22. Febr.; 16. Nov. 1849: 12. Apr.; 2. Nov. 1850: 2. April; 24. Oct. 1851: 15. März; 2. Nov. 1852: 25. April; 27. Nov. 1854: 27. April; 10. Sept.

Urach 1829: 4. April; 16. Oct.

Mittelstadt 1852: 8. Mai; 20. Oct. 1853: 9. Mai; 4. Oct. 1854: 27. Apr.; 10. Sept.

Pfullingen 1837: 20. April; 29. Sept. 1838: 11. Mai: 15. Aug. 1839: 13. April; 10. Nov. 1840: 6. April; 8. Oct. 1841: 14. April; 6. Nov. 1842: 18. April; 9. Oct. 1843: 14. April; 20. Oct. 1844: 7. April; 23. Nov. 1845: 11. April; 14. Oct. 1846: 2. Mai; 5. Nov. 1847: 18. April; 3. Oct. 1848: 17. März; 14. Oct. 1849: 22. Mai; 10. Oct. 1850: 3. Mai; 17. Oct. 1851: 8. Mai; 1. Nov.

Reutlingen 1853: 9. Mai; 4. Oct. 1854: 26. April; 9. Sept.

Tübingen 1829: 21. April; 16. Oct. 1830: 15. April; 14. Oct. 1831: 20. März; 16. Sept. 1832: 19. Mai; 20. Sept. 1833: 27. April; 14. Oct.

Calw 1845: 12. Mai; 30. Sept. 1844: 1. Mai; 9. Oct. 1845: 6. Mai; 15. Oct. 1846: 2. Mai; 23. Oct. 1847: 3. Mai; 23. Oct. 1848: 7. Mai; 23. Oct. 1849: 22. April; 10. Oct. 1850: 5. Mai; 24. Oct. 1851: 8. Mai; 4. Nov. 1852: 8. Mai; 13. Oct. 1853: 9. Mai; 5. Oct. 1854: 30. April; 9. Sept.

Endingen bei Balingen 1831: 18. April; 16. Sept. 1832: 15. Mai; 16. Oct. 1833: 27. April; 14. Sept. 1834: 2. Juni; 18. Oct. 1835: 21. Apr.; 17. Oct. 1836: 27. Mai; 22. Oct.

Onstmettingen bei Balingen 1830; 11. Mai; 1. Sept.

Freudenstadt 1839: 26. April; 27. Oct. 1846: 20. März; 6. Nov. 1847: 2. Mai; 23. Oct. 1848: 11. April; 22. Oct. 1849: 22. April; 10. Oct. 1850: 5. Mai; 24. Oct. 1851: 6. Mai; 10. Sept. 1852: 22. April; 10. Oct.

Schwenningen 1834: 29. Mai; 15. Sept. 1835: 9. Mai; 30. Sept. 1836: 27. Mai; 21. Oct. 1237: 22. Mai; 28. Sept. 1838: 12. Mai; 4. Oct. 1839: 24. Mai, 23. Oct. 1840: 3. April; 7. Oct. 1843: 27. Apr.; 30. Sept. 1844: 4. Mai; 28. Oct. 1845; 21. Mai: 13. Oct. 1846: 18. April; 3. Nov. 1847: 9. Juni; 30. Sept, 1848: 15. April; 5. Nov. 1849: 22. April; 31. Oct. 1850: 2. Mai; 15. Oct. 1851: 8. April; 1. Nov.

Tuttlingen 1834: 26. April; 2. Oct. 1835: 21. April; 17. Oct. 1836: 18. April; 28. Oct. 1837: 18. April: 12. Nov. 1838: 12. Mai; 1839: 22. April; 26. Oct. 1841: 16. Mai; 19. Oct. 1846: 23. Apr.; 8. Nov.

Spaichingen 1852: 21. April; 26. Nov. 1853: 15. April; 4. Oct. 1854: 27. April; 31. Oct.

Sigmaringen 1835: 17. April; 27. Oct. 1836: 8. April; 28. Oct. 1837: 13. Mai; 7. Sept. 1838: 12. Mai; 3. Oct. 1839: 17. Mai; 29. Oct. 1840: 22. Mai; 2. Oct. 1841: 7. April; 20. Oct. 1842: 11. Mai; 6. Oct. 1845: 17. Mai; 24. Sept. 1846: 21. März; 12. Nov. 1847: 30. April; 3. Nov.

Riedlingen 1841: 12. März; 22. Oct.

Schussenried 1838: 11. Mai; 4. Oct. 1839: 25. April; 30. Oct. 1840: 9. April; 10. Oct. 1841: 16. Mai; 20. Oct.

Roth bei Leutkirch 1846: 20. März; 1. Nov.

Biberach 1831: 25. März; 14. Nov. 1833: 27. April; 21. Oct. 1834: 28. Mai; 26. Sept.

Weingarten 1832: 19. Mai; 10. Oct. 1833: 2. Mai; 20. Nov. 1834: 31. Mai; 3. Oct. 1835: 21. April; 1. Sept.

Wangen im Allgäu 1835: 21. April; 18. Oct. 1836: 27. Mai; 28. Oct. 1837: 18. April; 15. Oct. 1838: 11. Mai; 14. Oct. 1839: 12. Apr.; 31. Oct. 1840: 26. April; 7. Oct. 1841: 12. April; 9. Nov. 1842: 13. April; 15. Oct. 1843: 12. April; 20. Oct. 1844: 1. April; 27. Nov. 1845: 23. März; 4. Nov. 1846: 22. März; 13. Nov. 1847: 18. April; 5. Nov. 1848: 20. März; 7. Nov. 1850: 1. Apr. 24. Oct.

Friedrichshafen 1830: 21. März; 31. Oct. 1835: 26. April; 18. Oct. 1836: 14. Mai; 28. Oct. 1837: 13. Mai; 27. Sept. 1853: 9. Mai: 5. Oct. 1854: 30. April; 7. Nov.

gemacht, den Gebrauch der geiſtigen Getränke in der Armee der Vereinigten Staaten abzuſchaffen. Im Jahr 1832 wurden bereits 500 Schiffe abgeſchickt, ohne Getränke der genannten Art an Bord zu führen, auch fingen ſchon die Aſſekuranzgeſellſchaften an, die Verſicherungsprämie ſolcher Schiffe um 5 Procent zu vermindern. Das Staatsſekretariat des Marinedepartements erließ eine Ordonnanz, nach welcher jeder Matroſe am Bord eines Kriegsſchiffs, der auf ſeine Ration Grog verzichtete, täglich eine Entſchädigung erhielt, eine Maßregel, die außerordentlichen Erfolg hatte. Gegen Ende deſſelben Jahres erließ der Kriegsminiſter den Befehl, daß den Truppen der vereinigten Staaten keine geiſtigen Getränke mehr verabreicht, denſelben auch keine Vergütung in Geld gegeben, ſondern ſtatt dieſer Getränke Zucker, Kaffee, Reis ausgetheilt werden ſolle. So arbeitete die Regierung den Mäßigkeitsgeſellſchaften in die Hände. In dem darauf folgenden Jahr ſprachen letztere den Grundſatz aus, daß auch die Fabrikation geiſtiger Getränke und der Handel mit denſelben unſittlich ſey. Im Jahr 1834 bildete ſich zu Philadelphia ein Geſammtverein unter dem Namen: Mäßigkeitsunion der vereinigten Staaten, deſſen Zweck iſt, in die Wirkſamkeit der verſchiedenen Vereine Uebereinſtimmung zu bringen. Im Jahr 1829 entſtand die erſte Mäßigkeitsgeſellſchaft in Europa, und zwar zu New-Roß in Irland, und nun bildeten ſich ſolche allenthalben in Irland und Schottland. Im Jahr 1830 bildeten ſich ſolche in Schweden, Finnland und in einigen andern Gegenden Rußlands. Im Mai 1831 ward die Mäßigkeitsgeſellſchaft zu London gegründet. Hierauf entſtanden ſolche in den engliſchen Kolonien. Auch in Deutſchland fand die Sache Anklang. Die erſten Vereine bildeten ſich in Sachſenweimar, in Genf und in Freiburg. Und in der That ſchafften die Mäßigkeitsgeſellſchaften überall Segen, indem da, wo ſie bereits ſeit längerer Zeit beſtehen, nicht nur die Sterblichkeit abnahm, ſondern auch die Verbrechen ſich verminderten, und die Arbeitſamkeit und der häusliche Frieden zurückkehrten, wie dies namentlich von Schottland berichtet wird. Die Mäßigkeitsgeſellſchaften ſuchen übrigens ihre Zwecke zu erreichen nicht allein durch das Beiſpiel, das ihre Mitglieder und deren Familien zu geben ſich verpflichten, ſondern auch durch Verbreitung richtiger Begriffe über die Wirkung und Schädlichkeit der ſpirituöſen Getränke unter dem Volk. Letzteres geſchieht theils durch Agenten,

Isny 1834: 28. Mai; 25. Sept. 1835: 27. April; 2. Oct. 1836: 5. Mai; 22. Oct. 1837: 18. April; 15. Oct. 1838: 11. Mai; 13. Oct. 1839: 26. April; 31. Oct. 1840: 17. April; 7. Oct. 1841: 5. Apr.; 22. Oct. 1842: 16. April; 17. Oct. 1843: 28. April; 15. Oct. 1844: 15, April; 28. Oct. 1845: 21. April; 13. Oct. 1846: 2. Mai; 1. Nov. 1847: 2. Mai; 20. Sept. 1848: 15. April; 23. Oct. 1849: 23. April; 10. Oct. 1850: 4. Mai; 10. Sept. 1851: 27. April; 10. Sept. 1852: 4. Mai; 20. Oct. 1853: 8. Mai; 5. Oct. 1854: 30. April; 27. Sept.

Schneegränzen.

Elpersheim 1845: 15. März; 23. Nov.

Mergentheim 1839: 9. April; 29. Oct. 1840: 21. Mai; 20. Nov. 1841: 8. April; 14. Nov. 1842: 10. April; 3. Nov. 1847: 18. April; 22. Dec. 1848: 9. März; 5. Nov. 1849: 18. April; 27. Nov. 1850: 25. April; 22. Oct. 1853: 15. April; 15. Dec. 1854: 26. April; 11. Nov.

Schönthal 1829: 30. April; 8. Oct. 1830: 5. April; 13. Dec. 1831: 7. Mai; 14. Nov. 1832: 10. Mai; 7. Nov. 1833: 16. April; 9. Nov. 1834: 24. April; 24. Oct. 1835: 19. April; 6. Nov. 1836: 6. April; 28. Oct. 1837: 17. April; 10. Nov. 1838: 29. April; 14. Oct. 1839: 8. April; 29. Oct. 1840: 29. Mrz.; 21. Nov. 1841: 5. Mrz.; 15. Nov. 1842: 16. April; 3. Nov.

Blaufelden 1830: 5. April; 28. Oct. 1831: 7. Mai; 11. Nov. 1832: 14. Mai; 7. Nov. 1833: 22. April; 4. Nov. 1834: 16. April; 18. Oct. 1835: 26. April; 12. Oct.

Oberstetten 1839: 9. April; 29. Oct. 1840: 3. April; 27. Oct. 1841: 8. April; 21. Oct. 1842: 10. April; 5. Nov. 1843: 11. April; 19. Nov. 1844: 21. März; 23. Nov. 1845: 19. Mai; 23. Nov. 1846: 19. Mrz.; 30. Nov. 1847: 18. Apr.; 17. Nov. 1848: 11. Apr.; 5. Nov. 1849: 23. April; 16. Nov. 1850: 25. März; 22. Oct. 1851: 4. April; 10. Nov. 1852: 4. Mai; 7. Oct. 1853: 16. April; 8. Dec. 1854: 30. April; 11. Nov.

Amlishagen 1839: 25. April; 29. Oct. 1840: 29. März; 21. Oct. 1841: 8. April; 21. Oct. 1842: 16. April; 25. Oct. 1843: 24. April; 19. Nov. 1844: 21. Mrz.; 23. Nov. 1845: 19. Mai; 23. Nov. 1846: 27. April; 10. Nov. 1847: 18. April; 25. Oct. 1848: 11. April; 5. Nov. 1849: 23. April; 16. Nov. 1850: 2. Mai; 13. Oct. 1851: 4. April; 4. Nov. 1852: 4. Mai; 7. Oct. 1853: 16. April; 17. Nov. 1854: 30. April; 5. Nov.

Rechenberg, O.-A. Crailsheim 1836: 6. April; 28. Oct.

Wildenstein, O.-A. Crailsheim 1831: 6. April, 25. Nov.

Niederhall 1829: 30. April; 1. Nov. 1830: 13. April; 13. Dec.

Rosefeld 1831: 8. März; 16. Nov. 1832: 13. Mz.; 7. Nov. 1833: 16. Apr.; 9. Nov. 1834: 24. April; 24. Oct. 1835: 26. April; 19. Oct. 1836: 7. April; 20. Oct. 1837: 17. April; 6. Nov. 1838: 29. Apr.; 18. Oct. 1839: 25. April; 29. Oct. 1840: 2. April; 22. Oct. 1841: 8. April; 15. Nov. 1842: 13. April; 3. Nov. 1843: 24. Apr.; 9. Nov. 1844: 22. März; 23. Nov. 1845: 29. März; 23. Nov. 1846: 10. März; 2. Nov.

Westheim 1829: 29. April; 1. Nov. 1830: 5. April; 12. Dec. 1831: 17. April; 15. Nov. 1832: 27. März; 7. Nov. 1833: 16. April; 4. Nov. 1834: 12. April; 24. Oct. 1835: 19. April; 19. Oct. 1836: 5. April; 28. Oct. 1837: 11. Mai; 5. Nov. 1838: 29. Apr.; 15. Oct.

Oehringen 1837: 19. April; 16. Nov. 1838: 30. April; 15. Oct. 1839: 25. April; 29. Oct. 1840: 31. März; 10. Dec. 1841: 28. Febr.; 16. Nov. 1842: 10. April; 4. Nov. 1843: 12. April; 19. Nov. 1844: 25. Mrz.; 25. Nov. 1845: 21. Mrz.; 23. Nov. 1846: 19. Mrz.; 30. Nov. 1847: 18. April; 17. Nov. 1848: 10. März; 5. Nov. 1849: 20. April; 17. Nov. 1850: 3. April; 24. Oct. 1851: 16. Mz.; 10. Nov. 1852: 21. April; 7. Oct. 1853: 15. April; 8. Dec. 1854: 26. April; 28. Sept.

Weinsberg 1837: 17. April; 16. Nov. 1838: 29. April; 4. Nov. 1839: 25. April; 29. Oct. 1840: 29. März; 9. Dec. 1841: 5. März; 15. Nov. 1842: 16. April; 3. Nov. 1843: 11. April; 7. Nov.

Heilbronn 1829: 5. Mrz.; 8. Oct. 1830: 5. April; 13. Dec. 1831: 25. Mrz.; 15. Nov. 1832: 14. Mai; 7. Nov. 1853: 16. April; 8. Dec. 1854: 24. April; 29. Oct.

Bruchsal 1854: 26. April; 14. Nov.

Welzheim 1839: 21. April; 28. Oct. 1841: 9. April; 21. Oct.

Steinenberg 1829: 1. Mai; 8. Oct.

Oberurbach 1829: 1. Mai; 7. Oct. 1830: 5. April; 25. Nov. 1831: 1. Apr.; 24. Nov. 1832: 12. Mai; 6. Nov.

Winnenden 1836: 10. Mai; 28. Oct. 1837: 17, April; 6. Nov. 1838: 39. April; 15. Oct. 1839: 25. April; 29. Oct. 1840: 29. März; 20. Nov. 1841: 3. März; 15. Nov. 1842: 10. April; 3. Nov. 1843: 24. April; 19. Oct. 1844: 21. Mz.; 24. Nov. 1845: 23. Mrz.; 23. Nov. 1846: 27. April; 30. Nov. 1847: 18. April; 17. Nov. 1848: 14. April; 5. Nov. 1849: 23. April; 25. Nov. 1850: 2. Mai; 22. Oct. 1851: 7. April; 4. Nov. 1852: 2. Mai. 1854: 30. Apr.; 11. Nov.

Stetten im Remsthal 1834: 14. April; 27. Oct. 1838: 29. April; 15. Oct. 1839: 3. April; 14. Nov.

Ludwigsburg 1829: 17. März; 8. Oct. 1830: 5. April; 25. Dec. 1832: 27. März; 7. Nov. 1833: 19. März; 9. Nov. 1834: 14. April; 24. Oct. 1835: 26. April; 7. Nov. 1836: 6. April; 27. Oct. 1837: 17. April; 10. Nov. 1838: 29. April; 8. Dec. 1839: 7. April; 30. Oct.

Wangen 1829: 1. Mai; 8. Oct. 1830: 5. April; 25. Nov. 1831: 25. Mrz.; 7. Nov. 1832: 20. März; 7. Sept. 1833: 21. März; 10. Nov. 1834: 12. April; 25. Oct. 1835: 17. April; 5. Nov. 1836: 6. Apr.; 30. Oct. 1837: 17. April; 16. Nov. 1838: 29. April; 8. Dec. 1839: 8. April; 30. Oct. 1840: 29. April; 10. Dec. 1841: 3. Mz.; 16. Nov. 1842: 10. April; 3. Nov. 1843: 24. April; 19. Nov. 1844: 21. März; 24. Nov.

Canstatt 1843: 11. April; 19. Oct. 1844: 22. Mrz.; 23. Nov. 1845: 23. März; 25. Nov. 1846: 19. April; 30. Nov. 1847: 18. April; 17. Nov. 1848: 9. März; 5. Nov. 1849: 21. April; 26. Nov. 1850: 28. März; 23. Oct. 1851: 7. April; 4. Nov. 1852: 19. April; 24. Jan. 53. 1853: 16. April; 14. Dec. 1854: 24. April; 11. Nov.

Hohenheim 1837: 14. Mai; 6. Nov. 1838: 29. April; 15. Oct. 1839: 4. April; 29. Oct. 1840: 29. März; 22. Oct. 1841: 3. März; 15. Nov. 1842: 3. April; 5. Nov. 1843: 24. April; 9. Nov. 1844: 21. März; 24. Nov. 1845: 21. März; 24. Nov. 1846: 21. März; 30. Nov. 1847: 18. April; 17. Nov. 1848: 11. April; 5. Nov. 1849: 21. April; 16. Nov. 1850: 2. Mai; 23. Oct. 1851: 4. Apr.; 4. Nov. 1852: 19. April; 0 1853: 16. April; 26. Nov. 1854: 26. April; 5. Nov.

Bissingen 1839: 24. April; 29. Oct. 1840: 29. März; 22. Oct, 1841: 10. April; 15. Nov. 1842: 9. April; 20. Oct. 1843: 24. April; 17. Oct. 1844: 22. März; 23. Nov. 1845: 21. März; 23. Nov. 1846: 27. Apr.; 30. Nov. 1847: 18. Apr.; 17. Nov. 1848: 15. Apr.; 5. Nov. 1850: 2. Mai; 22. Oct. 1851: 4. April; 3. Nov. 1852: 20. April; 0. 1853: 27. April; 26. Nov. 1854: 27. April; 26. Nov.

Schopfloch 1843: 27. April; 29. Sept. 1844: 26. Mai; 12. Nov. 1845: 10. Mai; 23. Nov. 1846: 28. April; 1. Dec. 1847: 18. April; 26. Oct. 1848: 15. April; 5. Nov. 1849: 23. April; 15. Nov. 1850: 2. Mai; 12. Oct. 1851: 21. Mai; 31. Oct. 1852: 5. Mai; 7. Oct. 1853: 27. April; 3. Oct. 1854: 30. April; 5. Nov.

Fanabeuren 1846: 10. April; 22. Nov. 1847: 18. April; 25. Oct. 1848: 14. April; 5. Nov. 1849: 23. April; 15. Nov. 1850: 3. Mai; 11. Oct. 1851: 20. Mai; 31. Oct. 1852: 5. Mai; 7. Oct. 1853: 8. Mai; 3. Oct. 1854: 29. April; 5. Nov.

Giengen 1829: 1. Mai; 1. Nov. 1830: 5. April; 25. Nov. 1831: 1. Apr.; 14. Nov. 1832: 13. Mai; 6. Nov. 1833: 16. April; 4. Nov. 1834:

13. April; 24. Oct. 1835: 20. April; 17. Oct. 1836: 10. Mai; 28. Oct. 1837: 6. Mai; 6. Nov. 1838: 29. April; 15. Oct. 1839: 20. April; 29. Oct. 1840: 29. März; 22. Oct. 1841: 7. April; 15. Nov. 1842: 10. April; 3. Nov. 1843: 24. April; 9. Nov. 1844: 21. März; 23. Nov. 1845: 21. März; 23. Nov. 1846: 27. April; 10. Nov. 1847: 18. April; 25. Oct.

Heidenheim 1848: 15. April; 5. Nov. 1849: 21. April; 16. Nov. 1850: 2. Mai; 22. Oct. 1851: 1. April; 30. Oct. 1852: 19. April; 2. Dec. 1853: 8. Mai; 25. Nov. 1854: 29. April; 8. Nov.

Langenau 1829: 1. Mai; 30. Oct.

Ulm 1839: 15. April; 29. Oct. 1840: 30. März; 20. Nov. 1841: 7. Apr.; 14. Nov. 1845: 10. April; 23. Nov. 1846: 16. Febr.; 30. Nov. 1847: 18. Apr.; 17. Nov. 1848: 11. Apr.; 5. Nov. 1849: 23. Apr.; 15. Nov. 1850: 2. Mai; 26. Dec. 1851: 8. März; 3. Nov. 1852: 2. Mai: 15. Jan. 53. 1854: 28. April; 9. Nov.

Blaubeuren 1833: 16. April; 5. Nov.

Urach 1829: 30. April; 8. Oct.

Mittelstadt 1852: 6. Mai; — 0 — 1853: 15. April; 25. Nov. 1854: 30. April; 11. Nov.

Pfullingen 1837: 11. Mai; 6. Nov. 1838: 29. April; 12. Oct. 1839: 25. April; 79. Oct. 1840: 15. April; 22. Oct. 1841: 12. April; 15. Nov. 1842: 9. April; 20. Oct. 1843: 24. April; 29. Nov. 1844: 24. Mrz.; 23. Nov. 1845: 29. Mrz.; 23. Nov. 1846: 21. Mrz.; 30. Nov. 1847: 30. April; 17. Nov. 1848: 14. April; 6. Nov. 1849: 23. April; 16. Nov. 1850: 25. März; 11. Oct. 1851: 7. Apr.; 8. Nov.

Reutlingen 1853: 15. April; 14. Dec. 1854: 24. April; 6. Nov.

Tübingen 1829: 1. Mai; 8. Oct. 1830: 5. April; 13. Dec. 1831: 1. Apr.; 4. Nov. 1832: 13. Mai; 7. Nov. 1833: 26. April; 9. Nov.

Calw 1843: 24. April; 18. Oct. 1844: 21. März; 22. Nov. 1845: 20. Mai; 22. Nov. 1846: 27. April; 10. Nov. 1847: 19. April; 17. Nov. 1848: 11. April; 5. Nov. 1849: 23. April; 16. Nov. 1850: 3. Mai; 22. Oct. 1851: 29. April; 4. Nov. 1852: 3. Mai; 18. Jan. 53. 1853: 27. April; 6. Nov. 1854: 30. April; 11. Nov.

Freudenstadt 1839: 14. April; 28. Oct. 1846: 27. April; 23. Nov. 1847: 18. April; 25. Oct. 1848: 10. April; 4. Nov. 1849: 20. April; 15. Nov. 1850: 3. Mai; 22. Oct. 1851: 20. Mai; 31. Oct. 1852: 5. Mai; 3. Dec.

Endingen bei Balingen 1832: 14. Mai; 5. Nov. 1833: 16. April; 12. Dec. 1834: 14. April; 18. Oct. 1835: 27. April; 13. Oct. 1836: 1. Mai; 28. Oct.

Onstmettingen, O.-A. Balingen 1830: 20. April; 27. Oct.

Schwenningen 1834: 14. April; 18. Oct. 1835: 27. April; 19. Oct. 1836: 27. Mai; 27. Oct. 1837: 23. Mai; 1. Nov. 1838: 10. Mai; 14. Oct. 1839: 17. Mai; 29. Oct. 1840: 21. Mai; 22. Oct. 1843: 27. Apr.; 29. Sept. 1844: 26. Mai; 12. Nov. 1845: 20. Mai; 23. Nov. 1846: 27. Apr.; 22. Nov. 1847: 16. Apr.; 25. Oct. 1848: 16. Apr.; 5. Nov. 1849: 9. April; 25. Nov. 1850: 2 Mai; 11. Oct. 1851: 20. Mai; 31. Oct.

Tuttlingen 1834: 16. April; 18. Oct. 1835: 27. April; 10. Sept. 1836: 27. Mai; 28. Oct. 1837: 11. Mai; 26. Oct. 1838: 10. Mai; 13. Oct. 1839: 25. Apr.; 28. Oct. 1841: 11. Apr.; 15. Nov. 1846: 8. Mrz.; 30. Nov. 1851: 2. Mai; 22 Dec.

Spaichingen 1852: 4. Mai; 22. Dec. 1853: 8. Mai; 17. Nov. 1854: 24. April; 6. Nov.

Sigmaringen 1836: 27. Mai; 28. Oct. 1837: 11. Mai; 4. Nov. 1838: 13. Mai; 13. Oct. 1839: 26. April; 29. Oct. 1840: 21. Mai; 22. Oct. 1841: 11. April; 15. Nov. 1842: 9. April; 18. Oct. 1843: 24. April; 29. Sept. 1844: 26. Mai; 11. Nov. 1845: 17. Mai; 23. Nov. 1846: 27. April; 1. Dec.

Riedlingen 1841: 7. April; 14. Nov.

Schussenried 1838: 10. Mai; 13. Oct. 1839: 14. April; 30. Oct. 1840: 5. April; 21. Oct. 1841: 10. April; 15. Nov.

Roth bei Leutkirch 1846: 26. März; 30. Nov.

Biberach 1831: 26. März; 11. Nov. 1834: 14. April; 24. Oct.

Weingarten 1832: 13. Mai; 5. Nov. 1833: 19. April; 6. Nov. 1834: 14. April; 24. Oct. 1835: 26. April; 17. Oct.

Wangen im Allgäu 1835: 17. April; 17. Oct. 1836: 27. Mai; 28. Oct. 1837: 12. Mai; 26. Oct. 1838: 10. Mai; 13. Oct. 1839: 16. Mai; 29. Oct. 1840: 21. Mai; 22. Oct. 1841: 13. April; 14. Nov. 1842: 16. April; 20. Oct. 1843: 16. April; 28. Oct. 1844: 7. Apr.; 24. Nov. 1845: 16. April; 23. Nov. 1846: 7. April; 23. Nov. 1847: 18. April; 17. Nov. 1848: 21. März; 4. Nov. 1850: 27. April; 22. Oct.

Friedrichshafen 1830: 20. April; 27. Oct. 1835: 26. April; 17. Oct. 1836: 27. Mai; 28. Oct. 1837: 11. Mai; 6. Nov. 1853: 15. Apr.; 26. Nov. 1854: 18. März; 9. Nov.

Isny 1834: 14. April; 18. Oct. 1835: 27. April; 11. Oct. 1836: 28. Mai; 28. Oct. 1837: 22. Mai; 25. Oct. 1838: 10. Mai; 13. Oct. 1839: 16. Mai; 30. Oct. 1840: 23. Mai; 23. Oct. 1841: 8. Juni; 14. Nov. 1842: 9. April; 20. Oct. 1843: 9. Mai; 29. Sept. 1844: 27. Mai; 22. Nov. 1845: 20. Mai; 22. Nov. 1846: 27. April; 23. Nov. 1847: 1. Mai; 26. Oct. 1848: 12. April; 22. Oct. 1849: 23. Apr.; 15. Nov. 1850: 3. Mai; 1. Oct. 1851: 20. Mai; 30. Oct. 1852: 3. Mai; 22. Dec. 1853. 8. Mai; 3. Oct. 1854: 30. Apr.; 5. Nov.

e) Die Summe der Schnee-, Eis- und Sommertage aus den bisherigen Beobachtungsorten und Jahren.

Schneetage.

Mergentheim 1839: 38. 1840: 24. 1841: 32. 1842: 42. 1847: 18. 1848: 13. 1849: 24. 1850: 22. 1853; 27. 1854: 26.

Schöpthal 1831: 39. 1832: 17. 1833: 24. 1834: 32. 1835: 39. 1836: 37. 1837: 45. 1838: 43. 1839: 39. 1840: 28. 1841: 34. 1842: 39.

Blaufelden 1831: 52. 1832: 28. 1833: 80. 1834: 44. 1835: 56.

Oberstetten 1839: 62. 1840: 27. 1841: 34. 1842: 30. 1843: 21. 1844: 34. 1845: 38. 1846: 22. 1847: 30. 1848: 21. 1849: 39. 1850: 34. 1851: 29. 1852: 23. 1853: 39. 1854: 39.

Amlishagen 1839: 66. 1840: 36. 1841: 56. 1842: 51. 1843: 38. 1844: 51. 1845: 58. 1846: 35. 1847: 37. 1848: 29. 1849: 37. 1850: 41. 1851: 33. 1852: 34. 1853: 43. 1854: 42.

Rechenberg, O.-A. Crailsheim 1836: 94.

Rossfeld 1831: 33. 1832: 16. 1833: 21. 1834: 29. 1835: 33. 1836: 68. 1837: 35. 1838: 40. 1839: 72. 1840: 22. 1841: 40. 1842: 34. 1843: 31. 1844: 40. 1845: 50. 1846: 29.

Westheim 1831: 28. 1832: 11. 1833: 19. 1834: 19. 1835: 30. 1836: 37. 1837: 27. 1838: 29.

Oehringen 1837: 34. 1838: 26. 1839: 67. 1840: 24. 1841: 23. 1842: 26. 1843: 16. 1844: 34. 1845: 36. 1846: 17. 1847: 26. 1848: 18. 1849: 26. 1850: 24. 1851: 98. 1852: 17. 1853: 29. 1854: 29.

Weinsberg 1837: 37. 1838: 40. 1839: 34. 1840: 21. 1841: 33. 1842: 31. 1843: 7.

Heilbronn 1832: 8. 1853: 23. 1854: 65.

Bruchsal 1854: 8.

Welzheim 1841: 46.

Oberurbach 1831: 46. 1832: 20.

Stetten im Remsthal 1834: 15. 1838: 26. 1839: 35.

Winnenden 1836: 47. 1837: 35. 1838: 42. 1839: 43. 1840: 45. 1841: 41. 1842: 34. 1843: 29. 1844: 43. 1845: 45. 1846: 30. 1847: 36. 1848: 35. 1849: 40. 1850: 45. 1851: 107. 1852: 27. 1853: 42. 1854: 47.

Ludwigsburg 1832: 21. 1833: 17. 1834: 27. 1835: 34. 1836: 30. 1837: 40. 1838: 31. 1839: 33.

Wangen bei Stuttgart 1831: 22. 1832: 7. 1833: 17. 1834: 19. 1835: 23. 1836: 51. 1837: 31. 1838: 27. 1839: 53. 1840: 15. 1841: 16. 1842: 19. 1843: 12. 1844: 30.

Canstatt 1844: 19. 1845: 67. 1846: 23. 1847: 33. 1848: 29. 1849: 33. 1850: 33. 1851: 27. 1852: 22. 1853: 41. 1854: 35.

Hohenheim 1838: 35. 1839: 30. 1840: 15. 1841: 22. 1842: 15. 1843: 16. 1844: 17. 1845: 70. 1846: 70. 1847: 42. 1848: 10. 1849: 14. 1850: 11. 1851: 19. 1852: 13. 1853: 23. 1854: 25.

Bissingen 1840: 26. 1841: 37. 1842: 37. 1843: 26. 1844: 35. 1845: 50. 1846: 22. 1847: 29. 1848: 31. 1850: 30. 1851: 33. 1852: 33. 1853: 33. 1854: 39.

Schopfloch 1843: 47. 1844: 60. 1845: 97. 1846: 48. 1847: 41. 1848: 39. 1849: 51. 1850: 56. 1851: 50. 1852: 28. 1853: 54. 1854: 50.

Ennabeuren 1846: 41. 1847: 46. 1848: 48. 1849: 53. 1850: 58. 1851: 56. 1852: 44. 1853: 59. 1854: 50.

Giengen 1831: 41. 1832: 18. 1833: 24. 1834: 28. 1835: 39. 1836: 57. 1837: 48. 1838: 50. 1839: 52. 1840: 25. 1841: 36. 1842: 34. 1843: 27. 1844: 42. 1845: 87. 1846: 30. 1847: 38.

Heidenheim 1838: 40. 1839: 38. 1850: 46. 1852: 28. 1853: 51. 1854: 47.

Ulm 1839: 52. 1840: 36. 1841: 34. 1845: 35. 1846: 18. 1847: 28. 1848: 20. 1849: 19. 1850: 30. 1851: 20. 1852: 21. 1853: 26. 1854: 36.

Blaubeuren 1833: 35.

Mittelstadt 1852: 16. 1853: 30. 1854: 35.

Reutlingen 1853: 34. 1854: 33.

Pfullingen 1837: 34. 1838: 42. 1839: 43. 1840: 32. 1841: 40. 1842: 22. 1843: 36. 1844: 37. 1845: 31. 1846: 22. 1847: 30. 1848: 24. 1849: 31. 1850: 34. 1851: 27.

Tübingen 1831: 34. 1832: 16. 1833: 17.

Calw 1843: 37. 1844: 37. 1845: 53. 1846: 28. 1847: 31. 1848: 31. 1849: 39. 1850: 44. 1851: 24. 1852: 24. 1853: 47. 1854: 41.

Freudenstadt 1846: 31. 1847: 38. 1848: 36. 1849: 28. 1850: 45. 1851: 51. 1852: 29. 1853: 61. 1854: 52.

Endingen bei Balingen 1832: 34. 1833: 47. 1834: 36. 1835: 44. 1836: 83.

Schwenningen 1834: 23. 1835: 31. 1836: 58. 1837: 48. 1838: 44. 1839: 47. 1840: 31. 1843: 41. 1844: 47. 1845: 56. 1846: 33. 1847: 36. 1848: 38. 1849: 42. 1850: 34. 1851: 46.

Tuttlingen 1834: 46. 1835: 66. 1837: 63. 1838: 56. 1839: 65. 1841: 45.

Spaichingen 1852: 35. 1853: 49. 1854: 43.

Sigmaringen 1837: 34. 1838: 33. 1839: 32. 1840: 11. 1841: 29. 1842: 25. 1844: 21. 1845: 22.

Schussenried 1835: 39. 1838: 45. 1839: 45. 1840: 45. 1844: 28.

Roth bei Leutkirch 1846: 28.

Biberach 1833: 21. 1834: 31.
Weingarten 1832: 26. 1833: 25. 1834: 31. 1835: 43.
Friedrichshafen 1835: 31. 1837: 33. 1853: 26. 1854: 26.
Issny 1834: 35. 1835: 39. 1836: 45. 1837: 44. 1838: 35. 1839: 33. 1840: 23. 1841: 29. 1842: 31. 1843: 38. 1844: 39. 1845: 52. 1846: 26. 1847: 35. 1848: 22. 1849: 41. 1850: 45, 1851: 39. 1852: 26. 1853: 49. 1854: 48.

Eistage.

Elpersheim 1845: 63.
Mergentheim 1839: 68. 1840: 84. 1841: 38. 1842: 91. 1847: 23. 1848: 84. 1849: 82. 1850: 76. 1853: 96. 1854: 96.
Schönthal 1830: 81. 1831: 53. 1832: 81. 1833: 51. 1834: 59. 1835: 92. 1836: 55. 1837: 84. 1838: 89. 1839: 66. 1840: 84. 1841: 45. 1842: 96.
Oberstetten 1839: 74. 1840: 88. 1841: 47. 1842: 89. 1843: 50. 1844: 68. 1845: 67. 1846: 59. 1847: 72. 1848: 54. 1849: 61. 1850: 58. 1851: 49. 1852: 41. 1853: 76. 1854: 67.
Amlishagen 1839: 100. 1840: 99. 1841: 68. 1842: 107. 1843: 63. 1844: 92. 1845: 100. 1846: 81. 1847: 106. 1848: 78. 1849: 90. 1850: 90. 1851: 106. 1852: 97. 1853: 112. 1854: 97.
Rechenberg b. Crailsheim 1836: 89.
Niedernhall 1829: 99, 1830: 98.
Blaufelden 1830: 109. 1831: 81. 1832: 125. 1833: 37. 1834: 117. 1835: 117.
Wildenstein 1830: 69.
Rossfeld 1831: 48. 1832: 65. 1833: 45. 1834: 55. 1835: 69. 1836: 69. 1837: 87. 1838: 96. 1839: 80. 1840: 90. 1841: 56. 1842: 87. 1843: 54. 1844: 67. 1845: 79. 1846: 57.
Westheim 1829: 109. 1830: 82. 1831: 64. 1832: 70. 1833: 59. 1834: 85. 1835: 97. 1836: 71. 1837: 112. 1838: 80.
Ochringen 1837: 117. 1838: 113. 1839: 91. 1840: 110. 1841: 85. 1842: 118. 1843: 77. 1844: 97. 1845: 105. 1846: 78. 1847: 110. 1848: 90. 1849: 98. 1850: 93. 1851: 98. 1852: 88. 1853: 108. 1854: 101.
Weinsberg 1837: 97. 1838: 93. 1839: 69. 1840: 93. 1841: 47. 1842: 98. 1843: 60.
Heilbronn 1830: 77. 1831: 40. 1832: 24. 1833: 106. 1834: 65.
Bruchsal 1854: 79.
Welzheim 1839: 100. 1841: 97.
Oberurbach 1829: 23. 1830: 105. 1831: 72. 1832: 109.
Stetten im Remsthal 1834: 35. 1838: 64. 1839: 55.
Winnenden 1836: 64. 1837: 97. 1838: 110. 1839: 96. 1840: 124. 1841: 96. 1842: 135. 1843: 90. 1844: 125. 1845: 139. 1846:

84. 1847: 117. 1848: 83. 1849: 104. 1850: 91. 1851: 10. 1852 103. 1853: 106. 1854: 103.

Ludwigsburg 1829: 105. 1830: 98. 1832: 84. 1833: 47. 1834: 75. 1835: 101. 1836: 53. 1837: 81. 1838: 87. 1839: 59.

Wangen bei Stuttgart 1829: 114. 1830: 74. 1831: 56. 1832: 91. 1833: 100. 1834: 81. 1835: 96. 1836: 67. 1837: 104. 1838: 101. 1839: 81. 1840: 100. 1841: 60. 1842: 113. 1843: 67. 1844: 78.

Canstatt 1844: 89. 1845: 81. 1846: 67. 1847: 97. 1848: 31. 1849: 83. 1850: 78. 1851: 96. 1852: 86. 1853: 107. 1854: 97.

Hohenheim 1838: 100. 1839: 82. 1840: 104. 1841: 71. 1842: 122. 1843: 76. 1844: 96. 1845: 101. 1846: 70. 1847: 103. 1848: 86. 1849: 98. 1850: 87. 1851: 100. 1852: 69. 1853: 105. 1854: 89.

Bissingen 1839: 57. 1840: 90. 1841: 62. 1842: 119. 1843: 72. 1844: 89. 1845: 88. 1846: 65. 1847: 93. 1848: 73. 1850: 84. 1851: 87. 1852: 125. 1853: 125.

Schopfloch 1843: 94. 1844: 112. 1845: 111. 1846: 84. 1847: 135. 1848: 122. 1849: 102. 1850: 102. 1851: 113. 1852: 86. 1853: 114. 1854: 106.

Ennabeuren 1846: 91. 1847: 112. 1848: 103. 1849: 109. 1850: 105. 1851: 133. 1852: 99. 1853: 134. 1854: 132.

Giengen 1830: 116. 1831: 85. 1832: 113. 1833: 81. 1834: 115. 1835: 121. 1836: 96. 1837: 134. 1838: 132. 1839: 99. 1840: 143. 1841: 122. 1842: 152. 1843: 101. 1844: 115. 1845: 139. 1846: 106. 1847: 138.

Heidenheim 1848: 133. 1849: 136. 1850: 142. 1852: 126. 1853: 136. 1854: 164.

Ulm 1839: 77. 1840: 99. 1841: 87. 1845: 79. 1846: 51. 1847: 80. 1848: 64. 1849: 72. 1850: 65. 1851: 76. 1852: 66. 1854: 124.

Blaubeuren 1833: 59.

Mittelstadt 1852: 114. 1853: 120. 1854: 125.

Pfullingen 1837: 88. 1838: 100. 1839: 85. 1840: 118. 1841: 68. 1842: 119. 1843: 69. 1844: 94. 1845: 98. 1846: 91. 1847: 113. 1848: 82. 1849: 88. 1850: 95. 1851: 103.

Reutlingen 1853: 98. 1854: 92.

Tübingen 1829: 132. 1830: 117. 1831: 81. 1832: 132. 1833: 84.

Calw 1843: 81. 1844: 110. 1845: 77. 1846: 97. 1847: 131. 1848: 106. 1849: 119. 1850: 88. 1851: 116. 1852: 114. 1853: 122. 1854: 136.

Freudenstadt 1846: 62. 1847: 116. 1848: 102. 1849: 115. 1850: 117. 1851: 117. 1852: 111. 1853: 40. 1854: 120.

Endingen 1832: 131. 1833: 72. 1834: 115. 1835: 107. 1836: 95.

Onstmettingen bei Balingen 1830: 114.
Biberach 1833: 67. 1834: 79.
Schwenningen 1834: 112. 1835: 124. 1836: 105. 1837: 126. 1838: 42. 1839: 87. 1840: 43. 1843: 94. 1844: 121. 1845: 118. 1846: 102. 1847: 113. 1848: 103. 1849: 100. 1850: 113. 1851: 129.
Tuttlingen 1834: 121. 1835: 133. 1836: 94. 1837: 108. 1838: 116. 1839: 102. 1841: 94.
Spaichingen 1852: 81. 1853: 114. 1854: 93.
Sigmaringen 1836: 110. 1837: 122. 1838: 122. 1840: 116. 1841: 101. 1842: 30. 1846: 84.
Schussenried 1835: 108. 1838: 108. 1839: 82. 1840: 110. 1841: 85.
Roth b. Leutkirch 1846: 62.
Weingarten 1832: 106. 1833: 68. 1834: 97. 1835: 99.
Wangen im Allgäu 1835: 74. 1836: 105. 1837: 131. 1838: 113. 1839: 99. 1840: 90. 1841: 86. 1842: 134. 1843: 102. 1844: 126. 1845: 78. 1846: 63. 1847: 99. 1848: 93. 1850: 72.
Friedrichshafen 1830: 108. 1835: 108. 1837: 90. 1853: 109. 1854: 118.
Isny 1834: 77. 1835: 129. 1836: 91. 1837: 112. 1838: 124. 1839: 81. 1840: 104. 1841: 92. 1842: 131. 1843: 86. 1844: 120. 1845: 119. 1846: 82. 1847: 124. 1848: 104. 1849: 117. 1850: 124. 1851: 134. 1852: 110. 1853: 119. 1854: 116.

Sommertage.

Elpersheim 1845: 30.
Mergentheim 1839: 33. 1840: 23. 1841: 46. 1842: 47. 1847: 63. 1848: 55. 1849: 44. 1850: 44. 1853: 38. 1854: 41.
Schönthal 1830: 26. 1831: 33. 1832: 21. 1833: 20. 1834: 60. 1835: 46. 1836: 28. 1837: 30. 1838: 20. 1839: 26. 1840: 12. 1841: 25. 1842: 49.
Oberstetten 1839: 43. 1840: 24. 1841: 39. 1842: 47. 1843: 24. 1844: 11. 1845: 26. 1846: 58. 1847: 37. 1848: 31. 1849: 22. 1850: 30. 1851: 22. 1852: 38. 1853: 26. 1854: 27.
Amlishagen 1839: 50. 1840: 16. 1841: 22. 1842: 35. 1843: 14. 1844: 9. 1845: 28. 1846: 78. 1847: 55. 1848: 58. 1849: 45. 1850: 35. 1851: 30. 1852: 57. 1853: 42. 1854: 37.
Rechenberg O.-A. Crailsheim 1836: 27.
Niedernhall 1829: 23. 1830: 43.
Blaufelden 1830: 35. 1831: 33. 1832: 26. 1833: 31. 1834: 79. 1835: 54.
Wildenstein 1830: 32.
Rossfeld 1831: 26. 1832: 24. 1833: 28. 1834: 72. 1835: 48. 1836: 39. 1837: 36. 1838: 30. 1839: 37. 1840: 21. 1841: 32 1842: 56. 1843: 27. 1844: 9. 1845: 27. 1846: 61.

theils durch die Preſſe. Die Agenten werden vorzüglich aus dem Stande der Geiſtlichen, Rechtsgelehrten und Aerzte genommen, ſie übernehmen die Pflicht, öffentliche Reden an das Volk zu halten über die Verderblichkeit und Schändlichkeit des übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke, beſonders des Branntweins. Durch die Preſſe wirken die Mäßigkeitsgeſellſchaften, indem ſie theils eigene Journale für ihren Zweck halten, theils die verbreitetſten Zeitblätter für denſelben benützen. Eigene Journale der Mäßigkeit, zum Theil mit ungeheurem Abſatz, beſtehen jetzt in Nordamerika, in Großbritannien, Schweden, Deutſchland, in Bombay, Ceylon, Calcutta, ſelbſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Populäre Schriften über die Nachtheile des übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke haben wohl immer ihren Nutzen, und mit Auszeichnung iſt die Schrift des beredten Zſchokke: die Branntweinpeſt, eine Trauergeſchichte für Jung und Alt, Aarau 1837, zu nennen. Mehr noch wirkt mündliche Belehrung und das Beiſpiel, wofür Jedermann zugänglich. Auch die beſte Volksſchrift wird immer nur von Einzelnen geleſen. Wohl mögen Mäßigkeitsgeſellſchaften, wie ſie auch Zſchokke vorſchlägt, überall gut ſeyn; ſie wären unnöthig, wenn jeder Menſchenfreund, jeder, dem an dem Gedeihen der Menſchheit etwas liegt, in ſeinem Kreiſe das Seinige thun wollte zur Ausrottung des Laſters der Trunkenheit durch Wort und That. Ich halte legislative Beſtimmungen für weſentlich zur erfolgreichen Bekämpfung des tief gewurzelten Uebels, allein ich glaube auch mit Zſchokke, daß ſie allein nicht ausreichen. „Die Reform der Volksſitten muß vom Volke ſelbſt ausgehen; keine Regierung iſt mächtig genug dazu.“ Das Beiſpiel der höher Geſtellten in der Geſellſchaft, des gebildeteren Theils derſelben, der Beamten des Staates wirkt viel; denn es iſt hier, wie überall, daß der Niedere auf den Höhern, der Diener auf den Herrn, das Volk auf die Obrigkeit ſieht. Es muß ſo weit kommen, daß man einen Betrunkenen verachtet oder bemitleidet, während es gegenwärtig doch noch in mancher Geſellſchaft, die nicht für eine gemeine gelten will, beſonders unter der Jugend, für eine Bravour gilt, tüchtig zu ſaufen und im Rauſche tolles Zeug zu machen. Hauptſächlich aber und zuerſt iſt es an den Aerzten, mit dem Beiſpiele der Mäßigkeit voranzugehen. Leider war es vor noch nicht ſehr langer Zeit gar nicht ſelten, daß geſuchte Aerzte und

Westheim 1829: 16. 1830: 34. 1831: 37. 1832: 27. 1833: 31. 1834: 82. 1835: 52. 1836: 42. 1837: 40. 1838: 29.

Oehringen 1837: 41. 1838: 38. 1839: 48. 1840: 59. 1841: 65. 1842: 81. 1843: 46. 1844: 31. 1845: 47. 1846: 93. 1847: 57. 1848: 61. 1849: 46. 1850: 39. 1851: 28. 1852: 63. 1853: 40. 1854: 48.

Weinsberg 1837: 48. 1838: 45. 1839: 63. 1840: 52. 1841: 68. 1842: 85. 1843: 33.

Heilbronn 1830: 61. 1831: 81. 1832: 62. 1853: 35. 1854: 20.

Bruchsal 1854: 107(?)

Welzheim 1839: 28. 1841: 23.

Oberurbach 1829: 18. 1830: 35. 1831: 31. 1832: 29.

Stetten im Remsthal 1834: 45. 1838: 18. 1839: 43.

Winnenden 1836: 45. 1837: 62. 1838: 65. 1839: 18. 1840: 37. 1841: 53. 1842: 74. 1843: 40. 1844: 23. 1845: 28. 1846: 76. 1847: 53. 1848: 48. 1849: 37. 1850: 29. 1851: 28. 1852: 46. 1853: 32. 1854: 29.

Ludwigsburg 1829: 18. 1830: 46. 1832: 57. 1833: 40. 1834: 92. 1835: 60. 1836: 45. 1837: 47. 1838: 41. 1839: 35.

Wangen b. Stuttgart 1829: 22. 1830: 39. 1831: 40. 1832: 39. 1833: 34. 1834: 88. 1835: 63. 1836: 51. 1837: 49. 1838: 44. 1839: 48. 1840: 40. 1841: 53. 1842: 70. 1843: 35. 1844: 25.

Canstatt 1844: 30. 1845: 39. 1846: 85. 1847: 59. 1848: 61. 1849: 39. 1850: 35. 1851: 26. 1852: 43. 1853: 34. 1854: 35.

Hohenheim 1838: 18. 1839: 36. 1840: 25. 1841: 42. 1842: 67. 1843: 35. 1844: 27. 1845: 39. 1846: 78. 1847: 52. 1848: 57. 1849: 46. 1850: 37. 1851: 32. 1852: 46. 1853: 34. 1854: 41.

Bissingen 1839: 28. 1840: 7. 1841: 20. 1842: 48. 1843: 17. 1844: 15. 1845: 21. 1846: 50. 1847: 32. 1848: 35. 1850: 20. 1851: 17. 1852: 32. 1853: 32. 1854: 31.

Schopfloch 1843: 2. 1844: 3. 1845: 8. 1846: 18. 1847: 25. 1848: 22. 1849: 7. 1850: 3. 1851: 4. 1852: 9. 1853: 13. 1854: 12.

Ennabeuren 1846: 16. 1847: 15. 1848: 8. 1849: 7. 1850: 2. 1851: 2. 1852: 6. 1853: 12. 1854: 8.

Giengen 1830: 46. 1831: 47. 1832: 38. 1833: 35. 1834: 89. 1835: 61. 1836: 46. 1837: 44. 1838: 40. 1839: 53. 1840: 20. 1841: 36. 1842: 56. 1843: 29. 1844: 20. 1845: 32. 1846: 78. 1847: 45.

Heidenheim 1848: 49. 1849: 40. 1850: 43. 1851: 31. 1852: 52. 1853: 35. 1854: 36.

Ulm 1839: 40. 1840: 29. 1841: 25. 1845: 23. 1846: 55. 1847: 32. 1848: 31. 1849: 30. 1850: 31. 1851: 23. 1852: 40. 1854: 47.
Blaubeuren 1833: 37.
Mittelstadt 1852: 62. 1853: 54. 1854: 85.
Pfullingen 1837: 67. 1838: 47. 1839: 45. 1840: 34. 1841: 42. 1842: 64. 1843: 41. 1844: 34. 1845: 28. 1846: 83. 1847: 46. 1848: 79. 1849: 65. 1850: 63. 1851: 56.
Reutlingen 1853: 43. 1854: 47.
Tübingen 1829: 19. 1830: 31. 1831: 23. 1832: 30. 1833: 20.
Calw 1843: 34. 1844: 20. 1845: 34. 1846: 76. 1847: 41. 1848: 35. 1849: 32. 1850: 32. 1851: 29. 1852: 48. 1853: 35. 1854: 40.
Freudenstadt 1846: 32. 1847: 21. 1848: 16. 1849: 18. 1850: 11. 1851: 17. 1852: 21. 1853: 25. 1854: 11.
Endingen 1832: 37. 1833: 51. 1834: 99. 1835: 77. 1836: 65.
Onstmettingen b. Balingen 1830: 20.
Biberach 1833: 20. 1834: 93.
Schwenningen 1834: 56. 1835: 34. 1836: 36. 1837: 31. 1838: 30. 1839: 45. 1840: 25. 1843: 23. 1844: 26. 1845: 24. 1846: 62. 1847: 46. 1848: 47. 1849: 42. 1850: 25. 1851: 23.
Tuttlingen 1834: 63. 1835: 30. 1836: 40. 1837: 40. 1838: 30. 1839: 50. 1841: 31.
Spaichingen 1852: 29. 1853: 25. 1854: 44.
Sigmaringen 1836: 38. 1837: 35. 1838: 29. 1840: 21. 1841: 30. 1842: 52. 1846: 63. 1847: 46.
Schussenried 1835: 42. 1838: 34. 1839: 36. 1840: 37. 1841: 52.
Weingarten 1832: 28. 1833: 24. 1834: 76. 1835: 38.
Wangen im Allgäu 1835: 46. 1836: 41. 1837: 43. 1838: 35. 1839: 99. 1840: 27. 1841: 40. 1842: 57. 1843: 37. 1844: 25. 1845: 48. 1846: 92. 1847: 73. 1848: 71. 1850: 6.
Friedrichshafen 1830: 14. 1835: 31. 1837: 47. 1853: 26. 1854: 32.
Isny 1834: 45. 1835: 16. 1836: 27. 1837: 25. 1838: 9. 1839: 26. 1840: 5. 1841: 11. 1842: 22. 1843: 8. 1844: 5. 1845: 13. 1846: 25. 1847: 24. 1848: 13. 1849: 33. 1850: 6. 1851: 2. 1852: 15. 1853: 23. 1854: 13.

2) Brunnentemperatur.

Seit dem Jahre 1827 wurde die Temperatur eines Rohrbrunnen in dem Hofraume bei des Verfassers Wohnung täglich um 2 h Mittags beobachtet. Das Wasser desselben wurde in einer 3 Fuss unter der Erdoberfläche befindlichen Röhrenleitung aus dem sogenannten Vogelsangthal, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, aus den dort entspringenden und gefassten Quellen zur Stadt geleitet. Der Zweck dieser

Beobachtungen war demnach, den Einfluss der Temperatur auf die Erdoberfläche auszumitteln.

Im Jahr 1835 wurde jedoch auf Anordnung der städtischen Behörde dem Privatbrunnen des Verfassers das Wasser unter dem Titel ohne Weiteres entzogen, dass diejenigen Privatbrunnen der Stadt, für welche kein verbrieftes Recht aufzuweisen sei, den Genuss des Wassers verlieren müssten, und die Vorstellung, dass ein den bisherigen Beobachtungen zu Grunde liegendes wissenschaftliches wie praktisches Interesse immerhin den Rechtstitel zu surrogiren geeignet sein dürfte, fand keine Einsicht. Erst im Jahr 1836 gelang es, bei erneutem Bürgerausschuss-Collegium der Beobachtungsangelegenheit einigermassen Geltung zu verschaffen, indem besagtem Brunnen zwar kein Quellwasser, doch Seewasser bewilligt wurde.

Dieses wird durch eine steinerne unterirdische Leitung aus dem eine Stunde entfernten Pfaffensee erstmals in ein Wasserbassin ausserhalb der Stadt, den »Feuersee,« und von diesem wieder unterirdisch in ein kleineres, auf dem höchsten Punkte innerhalb der Stadt in der Gartenstrasse gelegenes, Bassin geleitet, von wo aus es alsdann wieder unterirdisch auf die Brunnen der Stadt vertheilt wird. Es ist schon im Voraus ersichtlich und wird durch die bisherige Wahrnehmung bestätigt, dass durch die Beobachtung am Seewasser der Zweck, die Variationen der Erdwärme in der Tiefe der Wasserleitung zu ermitteln, nicht vollständig und rein erreicht werden kann, indem nicht nur der unmittelbare Einfluss der Lufttemperatur auf das Seewasser im Pfaffensee und in den beiden Wasserbassins störend hinzutritt, ein Einfluss, der nach jeder bedeutenderen Aenderung der Lufttemperatur sich fast augenblicklich, d. h. im Laufe der nächsten 24 Stunden durch starke Aenderungen der Wassertemperatur kund gibt, sondern auch die jeweilige Temperatur der Erdoberfläche selbst durch das in das Bassin des Pfaffensees zusammenströmende Regen- und Schneewasser ein weiteres störendes Moment herbeiführt. Es sind diess, nämlich die Variationen der Lufttemperatur und der Temperatur der Erdoberfläche, nun wohl immerhin Momente, welche an und für sich auch auf die Temperatur des Quellwassers influiren und die Summen dieser Wärmeeinheiten werden, wie sich bei der Vergleichung der beiderlei nachfolgenden Tabellen aus den gegenüberstehenden Jahresmitteln der Brunnen- und der Lufttemperatur ergibt, am Ende bei Quell- und bei Seewasser die gleichen sein; wenn es sich aber um Ausmittlung des Ganges der Erdtemperatur und des hievon abhängigen, früheren oder späteren, stärkeren oder schwächeren Einflusses der Erdwärme, z. B. auf die Vegetation eines Jahrgangs handelt, so werden die momentanen und unmittelbaren Einwirkungen der, einem schrofferen Wechsel unterworfenen Variationen der Lufttemperatur und der Temperatur der Tag-

wasser wenigstens eine andere, unregelmässigere Curve der Brunnentemperaturmittel ergeben, als wenn der Beobachtung wirkliches, dem Einfluss des Tages nicht unterworfenes, von der Quelle bis zum Brunnen unterirdisch geleitetes, Quellwasser zu Grunde liegt. Wir haben uns nun, selbstverständlich, darauf zu beschränken, zu geben, was unter solchen Umständen erreichbar war.

Tabelle XXX. gibt eine Uebersicht der **monatlichen und jährlichen Mittel der Brunnentemperatur** mit gegenüberstehenden Mitteln der Lufttemperatur von 1827—1835 vom **Quellwasser**;

Tabelle XXXI. desgleichen von 1837—54 vom **Seewasser**.

Tabelle XXXII. gibt die Uebersicht der **Differenzen** der mittlern Brunnen- und der mittlern Lufttemperatur von 1827—1835 vom Quell- und 1837—1854 vom Seewasser, wobei + den Ueberschuss der Brunnen- über die Lufttemperatur, — den Minderbetrag der erstern gegen letztere bezeichnet. Hieraus erhellt, dass die Jahresmittel der Brunnen- und der Lufttemperatur sich nahezu gleich sind, die Brunnentemperatur etwa um 0,3° höher ist; ihre Curven schneiden sich im März oder April und im September.

Tabelle XXX. Mittel der Brunnen- und Lufttemperatur.

Monate.	1827.		1828.		1829.		1830.	
	Mittlere Temperatur der							
	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.
Januar .	+ 4.36	+ 1,66	+ 3,66	— 1,38	+ 3,04	— 3,34	+ 1,23	— 7,27
Februar	+ 4,56	+ 1,35	+ 2,30	— 3,82	+ 1,94	— 1,55	*)	— 1,88
März .	+ 5,22	+ 4,01	+ 3,80	+ 5,29	+ 2,97	+ 3,24		+ 5,63
April .	+ 6,83	+ 8,19	+ 7,02	+ 8,84	+ 6,20	+ 8,11		+ 9,78
Mai . .	+ 9,62	+12,47	+ 9,80	+12,14	+ 9,07	+11,46	+ 9,60	+12,38
Juni .	+11,77	+14,58	+11,86	+13,81	+11,27	+13,01	+11,01	+13,26
Juli . .	+13,42	+15,99	+13,70	+16,12	+13,06	+15,59	+12,58	+15,99
August	+12,60	+13,49	+13,32	+14,16	+13,10	+13,48	+13,08	+14,72
Sept. .	+12,02	+11,89	+11,95	+10,28	+11,63	+10,34	+11,24	+10,35
October	+10,02	+ 7,25	+10,38	+ 8,51	+ 9,09	+ 6,18	+ 9,55	+ 7,03
Nov. .	+ 6,67	+ 3,75	+ 6,60	+ 1,46	+ 5,66	+ 1,02	+ 7,14	+ 4,85
Dec. .	+ 4,85	+ 2,33	+ 5,43	+ 4,14	+ 2,98	+ 4,75	+ 4,20	+ 0,32
Im Jahr	+ 8,51	+ 8,13	+ 7,64	+ 7,46	+ 7,50	+ 6,00		+ 7,08

*) Im Februar 1830 fror die metallene Brunnenröhre bei —22° R. Lufttemperatur zu und es musste die ganze Leitung, soweit sie aus Metall (Blei) bestand, im April herausgenommen werden.

Fortsetzung von Tabelle XXX.

Monate.	1831.		1832.		1833.		1834.		1835.		Mittel v. 8. resp. 9. J.	
	Mittlere Temperatur der											
	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.	Quelle.	Luft.
Januar . .	+ 2,65	− 1,62	+ 3,70	− 0,61	+ 1,80	− 3,80	+ 5,41	+ 3,69	+ 3,12	+ 0,16	+ 3,22	+ 1,77
Februar . .	+ 2,43	+ 2,80	+ 3,30	+ 0,79	+ 2,08	+ 4,03	+ 4,53	+ 1,01	+ 3,30	+ 2,65	+ 3,05	+ 0,91
März . . .	+ 4,52	+ 5,50	+ 3,80	+ 3,18	+ 3,37	+ 2,50	+ 4,73	+ 3,79	+ 4,23	+ 3,70	+ 4,08	+ 3,80
April . . .	+ 7,18	+ 9,09	+ 6,71	+ 7,78	+ 5,31	+ 6,15	+ 5,88	+ 5,62	+ 6,10	+ 6,91	+ 6,40	+ 7,83
Mai . .	+ 9,07	+13,28	+ 8,78	+10,79	+10,05	+14,81	+10,08	+13,35	+ 8,61	+11,27	+ 9,41	+12,44
Juni . . .	+10,89	+11,35	+11,20	+13,03	+12,49	+15,11	+11,69	+14,89	+11,87	+13,81	+11,56	+13,65
Juli . . .	+12,90	+15,29	+13,19	+14,85	+12,86	+13,67	+13,01	+16,67	+13,69	+16,60	+13,15	+15,64
August . .	+13,19	+14,51	+13,95	+15,36	+11,97	+11,86	+14,43	+15,82			+13,20	+14,17
September .	+11,45	+10,69	+11,80	+10,79	+10,85	+10,18	+13,55	+13,64			+11,81	+11,02
October . .	+10,66	+10,76	+ 9,75	+ 7,06	+ 9,11	+ 6,87	+10,03	+ 7,54			+ 9,82	+ 7,64
November .	+ 7,48	+ 4,05	+ 6,23	+ 2,49	+ 6,58	+ 3,74	+ 6,58	+ 3,47			+ 6,62	+ 3,10
December .	+ 5,38	+ 2,42	+ 3,57	+ 1,21	+ 5,46	+ 4,79	+ 4,24	+ 0,18			+ 4,51	+ 1,33
Im Jahr. .	+ 8,15	+ 8,22	+ 7,38	+ 7,22	+ 7,66	+ 7,65	+ 8,68	+ 8,30			+ 8,07	+ 7,75

Ferner geben die Tab. XXXIII und XXXIV die monatl. Extreme der Brunnen- und Lufttemperatur mit den Monatstagen, an denen sie stattfanden. 1827—1835 vom Quell- und 1837—1854 vom Seewasser; die Tab. XXXV u. XXXVI die Differenzen dieser Extreme der Brunnen- und der Lufttemperatur; und XXXVII die monatl. und Jahresdifferenzen der Brunnentemperatur. Es erhellt hieraus, dass die Extreme der Brunnentemperatur denjenigen der Lufttemperatur bei dem Seewasser viel häufiger und schneller folgen als bei dem Quellwasser, dass jedoch die Einflüsse der Lufttemperatur auch bei dem sogenannten Quellwasser nicht unbedeutend sind und eine nicht geringe Betheiligung des Letztern an Tagwassern verrathen.

Tabelle XXXI.

Mittel der Brunnen- und Lufttemperatur.

Bem. Die mit * bezeichneten Mittelzahlen beruhen auf lückenhaften täglichen Aufzeichnungen wegen Ausbleiben des Brunnenlaufes.

Monate.	1837.		1838.		1839.		1840.		1841.	
	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.
Jan.	+ 4,01	+ 0,10	+ 3,59	— 5,23	+ 3,38	— 0,02	+ 4,16	+ 1,02	+ 2,06	+ 0,09
Febr.	+ 3,99	+ 1,88	+ 3,20	— 0,44	+ 3,86	+ 1,61	+ 4,27	+ 1,79	+ 2,30	— 0,31
März	+ 4,23	+ 1,29	+ 4,55	+ 4,18	+ 4,49	+ 2,66	+ 3,45	+ 1,07	+ 4,09	+ 6,06
April	+ 5,91	+ 4,96	+ 5,86	+ 5,48	+ 5,70	+ 5,09	+ 6,19	+ 9,16	+ 6,96	+ 8,33
Mai	+ 8,08	+ 9,64	+ 8,57	+11,42	+ 8,44	+10,80	+ 9,34	+12,16		+15,29
Juni	+11,33	+15,19	+10,08	+14,00	+11,21	+16,33	+11,60	+14,19	+12,00	+12,48
Juli	+11,11	+14,29	+11,94	+15,12	+12,30	+16,06	+12,27	+14,06	+12,62	+13,65
Aug.	+13,23	+16,19	+11,82	+14,12	+12,42	+13,47	+12,80	+14,79	+12,90	+14,33
Sept.	+11,10	+10,11	+11,51	+12,69	+11,78	+12,69	+12,03	+11,79	+12,91 *	+13,70
Oct.	+ 8,70	+ 7,45	+ 9,06	+ 7,69	+10,23	+ 8,89	+ 7,80	+ 5,66		+ 9,29
Nov.	+ 6,15	+ 3,71	+ 6,58	+ 5,14	+ 6,52	+ 5,18	+ 6,64	+ 5,21	+ 6,54 *	+ 5,33
Dec.	+ 4,60	+ 1,29	+ 4,09	— 0,09	+ 4,43	+ 3,20	+ 2,83	— 4,36	+ 5,69	+ 4,10
Jahr	+ 7,70	+ 7,17	+ 7,57	+ 7,00	+ 7,89	+ 8,00	+ 7,78	+ 7,21		+ 8,52

	1842.		1843.		1844.		1845.		1846.	
Jan.	+ 3,59	— 2,29	+3,06*	+ 1,27	+ 2,90	— 0,49	+ 3,19	— 0,11	+ 3,72	+ 1,09
Febr.	+ 2,72	+ 0,59	+ 3,58	+ 3,18	+ 2,86	+ 0,73	+ 2,48	— 4,72	+ 4,59	+ 4,17
März	+ 3,90	+ 5,33	+ 4,49	+ 4,12	+ 4,28	+ 3,67	+ 2,25	— 1,12	+ 5,74	+ 5,04
April	+ 5,81	+ 7,33	+ 6,98	+ 8,40	+ 7,13	+ 9,22	+ 5,09	+ 8,19	+ 7,52	+ 8,37
Mai	+10,12	+12,22	+ 8,82	+10,81	+ 8,86	+10,86	+ 7,95	+ 8,76	+ 9,58	+11,89
Juni	+12,58	+13,52	+10,62	+12,55	+11,65	+15,42	+11,12	+15,10	+12,30	+17,14
Juli	+13,67	+15,83	+11,79	+14,80	+12,14	+13,49	+12,35	+15,78	+15,82	+17,51
Aug.	+14,38	+17.66	+12,65	+15,22	+12,13	+12,85	+11,70	+13,01	+15,71	+16,84
Sept.	+12,79	+12,12	+11,90	+11,90	+11,80	+12,61	+11,34	+11,82	+13,53	+13,82
Oct.	+9,74*	+ 5,58	+ 9,00	+ 8,07	+ 9,53	+ 8,44	+ 9,64	+ 8,21	+10,60	+ 9,29
Nov.		+ 2,29	+ 6,63	+ 4,78	+ 7,12	+ 5,02	+ 5,92	+ 5,52	+ 6,21	+ 3,81
Dec.		+ 1,05	+ 4,38	+ 1,48	+ 3,93	— 1,93	+ 4,88	+ 3,34	+ 3,80	— 1,60
Jahr		+ 7,71	+ 7,82	+ 8,04	+ 7,87	+ 7,49	+ 7,32	+ 6,98	+ 9,09	+ 9,16

Mittel der Brunnen- und Lufttemperatur.

Monate.	1847.		1848.		1849.		1850.		1851.	
	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.	Brunn.	Luft.
Jan.	+ 2,90	— 0,23	+ 2,24	— 4,79	+ 3,06	+ 1,53	+ 2,28	— 3,42	+ 4,12	+ 1,83
Febr.	+ 2,44	+ 0,63	+ 2,57	+ 3,51	+ 3,94	+ 3,56	+ 3,88	+ 4,28	+ 3,77	+ 1,38
März	+ 3,33	+ 3,11	+ 4,44	+ 5,11	+ 4,59	+ 3,15	+ 4,56	+ 1,85	+ 4,11	+ 4,42
April	+ 5,61	+ 5,79	+ 7,51	+ 8,09	+ 6,16	+ 6,95	+ 6,43	+ 8,26	+ 7,25	+ 8,35
Mai	+ 9,33	+14,29	+ 9,51	+12,70	+ 8,95	+12,53	+ 8,23	+10,44	+ 8,00	+ 8,85
Juni	+11,58	+12,83	+11,37	+15,14	+12,23	+15,30	+10,84	+14,39	+10,48	+14,78
Juli	+13,87	+16,54	+12,89	+15,86	+12,76	+15,65	+11,95	+14,82	+12,28	+14,44
Aug.	+13,92	+15,63	+13,30	+15,38	+12,69	+13,92	+12,91	+14,27	+12,68	+14,64
Sept.	+11,45	+10,54	+11,87	+11,80	+11,49	+12,36	+10,36	+ 9,94	+10,15	+ 9,78
Octbr.	+ 8,80	+ 7,81	+ 9,72	+ 8,64	+ 9,37	+ 8,60	+ 8,42	+ 6,23	+ 9,18	+ 8,85
Nov.	+ 5,95	+ 3,94	+ 5,96	+ 3,43	+ 5,29	+ 2,23	+ 6,58	+ 6,27	+ 5,28	+ 1,16
Decbr.	+ 3,37	— 0,61	+ 4,51	+ 1,52	+ 2,94	— 0,45	+ 4,65	+ 1,01	+ 3,87	— 0,20
Jahr	+ 7,71	+ 7,52	+ 7,99	+ 8,03	+ 7,79	+ 7,94	+ 7,59	+ 7,38	+ 7,60	+ 7,35

	1852.		1853.		1854.		18jähr. Mittel.	
Jan.	+ 3,67	+ 3,17	+ 4,82	+ 3,48	+ 2,25	+ 0,77	+ 3,28	+ 0,16
Febr.	+ 4,25	+ 2,53	+ 3,46	— 0,69	+ 2,08	— 0,10	+ 3,35	+ 1,31
März	+ 3,45	+ 1,87	+ 3,49	+ 0,85	+ 3,43	+ 4,44	+ 4,05	+ 3,22
April	+ 6,27	+ 6,07	+ 6,43	+ 6,59	+ 6,68	+ 8,27	+ 6,41	+ 7,38
Mai	+ 9,32	+10,53	+ 8,86	+11,08	+ 9,04	+12,04	+ 8,88	+11,07
Juni	+11,78	+14,13	+11,07	+14,60	+11,53	+13,66	+11,41	+14,49
Juli	+14,16	+17,32	+12,29	+16,57	+12,93	+16,06	+12,73	+15,44
Aug.	+14,09	+15,09	+12,97	+15,53	+13,62	+14,35	+13,10	+14,85
Sept.	+11,84	+11,83	+11,35	+11,76	+12,46	+12,09	+12,03	+11,85
Octbr.	+ 8,50	+ 7,53	+ 9,49	+ 8,60	+10,09	+ 8,79	+ 9,28	+ 7,58
Nov.	+ 8,08	+ 8,09	+ 5,85	+ 3,40	+ 5,35	+ 2,31	+ 6,27	+ 4,06
Decbr.	+ 5,81	+ 5,33	+ 2,61	— 3,15	+ 2,69	+ 2,78	+ 4,00	+ 0,70
Jahr	+ 8,45	+ 8,62	+ 7,72	+ 7,39	+ 7,67	+ 7,95	+ 7,90	+ 7,61

Tabelle XXXII. Differenzen der mittleren Brunnen- und der mittleren reducirten Lufttemperatur.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.	Jahr.
1827	+2,70	+3,21	+1,21	−1,36	−2,85	−2,81	−2,57	−0,89	+0,13	+2,27	+2,92	+2,52	+0,38
1828	+5,04	+6,12	−1,49	−1,82	−2,34	−1,95	−2,42	−0,84	+1,67	+1,87	+5,14	+1,29	+0,18
1829	+6,38	+0,39	−0,27	−1,91	−2,39	−1,74	−2,53	−0,38	+1,29	+2,91	+4,64	+7,73	+1,45
1830	+8,50				−2,78	−2,35	−2,41	−1,64	+0,89	+2,52	+2,29	+3,88	
1831	+4,27	−0,37	−0,98	−1,91	−4,21	−0,46	−2,39	−1,32	+0,76	−0,10	+3,43	+2,96	−0,07
1832	+4,31	+2,51	+0,62	−1,07	−2,01	−1,83	−1,66	−1,41	+1,71	+2,69	+3,74	+2,36	+0,16
1833	+5,60	−1,95	+0,87	−0,84	−4,76	−2,62	−0,81	+0,11	+0,67	+2,24	+2,84	+0,67	+0,01
1834	+1,72	+3,52	+0,94	+0,26	−3,27	−3,20	−3,66	−1,39	−0,09	+2,49	+3,11	+4,06	+0,38
1835	+2,96	+0,65	+0,63	−0,81	−2,66	−1,94	−2,91						
v. 8 resp. 9j. M.	+1,45	+2,14	+0,18	−1,33	−3,03	−2,09	−2,49	−0,97	+0,79	+2,18	+3,52	+3,18	+0,29
Differenzen der mittleren Brunnentemperatur und der mittleren nicht reducirten Lufttemperatur.													
1837	+3,94	+2,11	+2,94	+0,95	−1,56	−3,86	−3,18	−2,96	+0,01	+1,25	+2,44	+3,31	+0,53
1838	+8,81	+3,46	+0,37	+5,38	−2,85	−3,92	−3,18	−2,30	−1,18	+1,37	+1,44	+4,18	+0,57
1839	+3,40	+2,25	+1,83	+0,61	−2,36	−5,12	−3,76	−1,05	−0,91	+1,34	+1,34	+1,23	+0,11
1840	+3,14	+2,48	+2,38	−2,87	−2,82	−2,59	−1,79	−1,99	+0,24	+2,14	+1,43	+7,19	+0,57
1841	+1,97	+2,64	−1,97	−1,37		−0,48	−1,03	−1,43	−0,79		+1,21	+1,59	
1842	+6,88	+2,13	−1,43	−1,52	−3,10	−0,94	−2,16	−3,28	+0,67	+4,16			
1843	+1,78	+1,40	+0,37	−1,42	−1,99	−1,93	−3,01	−2,57	0	+0,93	+1,85	+2,90	−0,23
1844	+3,39	+2,13	+0,61	−2,09	−2,00	−3,77	−1,35	−0,72	−0,81	+1,09	+2,10	+5,86	+0,38
1845	+3,30	+7,20	+3,37	−3,10	−0,75	−3,88	−3,43	−1,34	−0,48	+1,43	+0,40	+1,54	+0,34
1846	+2,63	+0,42	−0,20	−0,85	−2,31	−4,84	−1,69	−1,13	−0,29	+1,31	+2,40	+5,40	−0,07
1847	+3,13	+1,81	+0,22	−0,18	−4,96	−1,25	−2,67	−1,71	+0,91	+0,99	+2,01	+3,98	−0,19
1848	+7,03	−0,94	−0,67	−0,58	−3,19	−3,77	−2,97	−2,08	+0,07	+1,08	+2,53	+2,99	+0,04
1849	+1,53	+0,38	+1,44	−0,79	−2,58	−3,07	−2,89	−1,23	−0,87	+0,77	+3,06	+3,39	−0,15
1850	+5,60	−0,40	+2,71	−1,83	−2,21	−3,55	−2,87	−1,36	+0,42	+2,19	+0,31	+3,64	+0,21
1851	+2,29	+2,39	−0,31	−1,10	−0,85	−4,30	−2,16	−1,96	+0,37	+0,23	+4,12	+4,07	+0,25
1852	+0,50	+1,72	+1,58	+0,20	−1,21	−2,35	−3,16	−1,00	+0,01	+0,97	−0,01	+0,48	−0,17
1853	+1,34	+4,15	+2,64	−0,16	−2,22	−3,53	−4,28	−2,56	−0,41	+0,89	+2,45	+5,76	+0,33
1854	+1,48	+2,18	−1,01	−1,59	−3,00	−2,13	−3,13	−0,73	+0,37	+1,30	+3,04	−0,18	−0,28
v. 19jähr. M.	+3,12	+2,04	+0,83	−0,97	−2,19	−3,08	−2,71	−1,75	+0,28	+1,70	+2,21	+3,30	+0,29

Tabelle XXXIII. a. Höchste Brunnen- und Lufttemperatur 1827—35.

Jahre.	Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.		Jahr.	
	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.
1827	+ 4,7.17	+ 6,6.11	+ 3,0. 1	+ 8,9.27	+ 5,4.30	+13,4.28	+ 8,5.30	+18,0.30	+11,7.23	+23,7.31	+12,6.20	+23,8.29		
1828	+ 5,2. 1	+ 9,0.12	+ 5,3. 8	+ 8,1. 1	+ 6,1.21	+14,6.13	+ 8,6.30	+17,5.30	+11,0.31	+22,0.16	+13,1.31	+23,7.21		
1829	+ 4,5. 1	+ 7,3.30	+ 2,2.26	+10,0.25	+ 5,0.31	+14,3.20	+ 7,9.27	+19,0.14	+11,0.29	+18,8.25	+12,9.28	+23,5.16		
1830	+ 2,0. 8	+ 2,6.21		+11,8.28		+17,7.31	+ 8,0.30	+18,0.23	+11,3.25	+24,6.24	+12,7.30	+25,0.26		
1831	+ 3,5. 2	+ 6,4.24	+ 3,0.21	+12,8.11	+ 5,4.31	+12,7.26	+ 8,2.15	+19,0.13	+10,4.31	+20,8.22	+12,2.26	+22,8.24		
1832	+ 4,3. 1	+10,0.11	+ 3,6.12	+ 7,6.26	+ 4,9.30	+13,0.31	+ 7,6.27	+16,8. 3	+10,3.30	+22,8. 7	+11,7.19	+22,6.12		
1833	+ 3,0. 1	+ 5,3.30	+ 3,0.27	+12,3. 9	+ 4,3.31	+13,5.30	+ 6,3.30	+15,1. 1	+12,2.30	+24,2.17	+13,6.30	+26,2.26		
1834	+ 6,2.29	+13,2.28	+ 5,5. 1	+12,1.28	+ 5,7.11	+13,7.16	+ 7,5.30	+19,5.30	+11,0.24	+24,3. 9	+13,2.28	+25,3.21		
1835	+ 3,4.21	+ 8,0.19	+ 3,8.28	+11,8.27	+ 4,7.31	+11,6.30	+ 6,6.14	+18,0. 3	+10,0.26	+20,8.21	+12,8.25	+23,4.10		
	1834	1832	1834	1831	1828	1830	1828	1834	1833	1830	1833	1833		

Jahre.	Juli.		August.		September.		October.		November.		December.			
1827	+14,3.16	+26,5.30	+14,4. 3	+23,4. 1	+12,8.12	+22,7.11	+11,6. 6	+17,6.10	+ 9,3. 1	+ 8,2. 6	+ 5,8.13	+11,3.16	Aug.	Juli.
1828	+14,5. 8	+26,4. 8	+13,0.14	+25,6. 9	+12,9.14	+21,7.10	+11,6. 1	+17,6. 1	+ 7,7. 1	+10,9.15	+ 5,8. 1	+10,3. 8	Juli.	Juli.
1829	+13,5.27	+28,0.15	+13,6.13	+24,0.13	+12,4. 1	+20,4.10	+11,0. 2	+15,8. 2	+ 7,1. 1	+ 9,6. 5	+ 4,1. 1	+ 2,2. 1	Aug.	Juli.
1830	+13,8.27	+27,2.31	+14,8. 5	+27,5. 5	+12,3. 6	+22,0.17	+11,3. 1	+14,0. 3	+ 7,9.10	+14,1. 6	+ 5,4. 1	+ 7,8.10	Aug.	Aug.
1831	+13,9.29	+23,7.21	+14,2. 5	+22,6. 4	+12,7. 1	+20,1. 2	+11,3. 2	+19,8.13	+ 9,3. 1	+13,5. 7	+ 6,1.14	+11,8. 9	Aug.	Juli.
1832	+14,7.16	+29,0.14	+14,7.15	+25,5. 2	+13,3. 1	+19,3.28	+11,4. 5	+19,6. 3	+ 7,9. 5	+11,3. 2	+ 5,1. 4	+ 9,8. 2	Jul.A.	Juli.
1833	+15,7. 2	+21,7.19	+12,4.11	+20,4.30	+11,7. 1	+17,8.25	+10,6. 1	+15,6.23	+ 7,6. 1	+13,0. 1	+ 6,0. 6	+10,3.30	Juli.	Jun.
1834	+14,8.13	+28,0.13	+14,9.20	+23,0. 8	+13,8. 1	+24,6. 6	+12,1. 1	+19,1.10	+ 8,2. 9	+15,6. 6	+ 5,8. 5	+ 7,3. 1	Aug.	Juli.
1835	+14,6.26	+28,0. 5	+14,8.19	+25,2.12		+21,0.22		+15,0. 2		+ 8,0.23		+ 9,0. 2	Aug.	Juli.
	1834	1832	1834	1830	1834	1834	1834	1831	1827 1831	1834	1831	1831		

Bem. Die beigesetzten Zahlen hinter dem (.) auf den Tabb. XXXIII. u. XXXIV. bezeichnen den betreffenden Monatstag.

Tabelle XXXIII. b.

Höchste Brunnen- und Lufttemperatur 1837—54.

Jahr.	Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.	
	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.
1837	+4,3. 1	+ 8,8.26	+4,5.22	+10,6.20	+5,0.30	+12,9.30	+7,3.30	+16.0. 5	+ 8,7.30	+20,0.28	+14,0.23	+25,2.14
1838	+5,2. 1	+ 4,3. 2	+3,7.27	+ 8,1.28	+5,3.30	+11,9. 5	+7,0.27	+16,7.25	+10,0.31	+22,5. 5	+11,4.30	+25,0.25
1839	+4,0.22	+ 8,5. 7	+4,5.23	+11,1.23	+5,5.28	+14,0.24	+6,7.30	+16,5.30	+ 9,3. 9	+20,7. 8	+12,6.23	+28,2.19
1840	+5,4. 1	+11,0.21	+5,0. 8	+ 8,6. 2	+3,7.31	+ 8,7. 8	+8,6.30	+20,1.29	+10,1.30	+21,6.28	+12,5.18	+25,0.17
1841	+2,3.19	+11,8.17	+2,7.21	+ 8,5.18	+6,2.30	+17,0.27	+8,2.26	+21,3.27		+26,0.24	+12,8.28	+24,3.25
1842	+4,9. 1	+ 5,2.16	+3,0. 2	+ 9,7.22	+4,8.31	+15,4. 1	+8,3.30	+20,2.24	+12,0.31	+21,7.30	+13,4.26	+26,3.30
1843	+3,4.13	+ 9,5.29	+4,5.28	+13,0.18	+6,0.25	+15,7.22	+7,8.22	+19,5.20	+ 9,6.30	+20,3.24	+11,0.19	+21,0.18
1844	+3,5. 8	+ 6,5. 6	+3,3.29	+ 7,8.26	+5,5.29	+11,5.16	+8,7.28	+19,0.27	+10,0.25	+20,0.22	+13,0.25	+25,5.24
1845	+3,8. 1	+ 4,0.20	+3,0. 1	+ 4,5.23	+3,0.31	+ 9,6.31	+7,8.30	+17,0.28	+ 9,4.30	+18,3.28	+12,5.28	+23,3.12
1846	+4,7. 1	+11,5.22	+5,2.28	+16,0.28	+6,3.30	+16,7. 4	+8,5.26	+17,0.13	+10,7.26	+19,0.23	+15,0.30	+24,5.19
1847	+3,5.13	+ 9,0.28	+3,1.18	+10,5.19	+5,0.28	+15,1.27	+7,0.30	+14,2.28	+11,5.30	+26,1.24	+14,2.25	+21,0.22
1848	+2,9. 1	+ 5,3.31	+3,5.25	+12,5.27	+6,3.31	+17,5.31	+8,2.30	+18,6. 3	+11,0.30	+20,6.14	+12,5.19	+23,0.16
1849	+3,5.26	+10,0.26	+4,8.26	+12,0.25	+4,8. 2	+13,8. 7	+7,0.28	+15,8.27	+10,6.31	+22,5.28	+13,2. 7	+25,5. 6
1850	+2,8. 1	+ 6,0.26	+4,8.25	+11,0.20	+5,1. 8	+13,5. 3	+7,4.27	+17,7. 8	+ 9,5.28	+19,8.27	+13,4.14	+23,8.26
1851	+4,5. 7	+ 7,0.30	+4,3. 4	+ 9,0.25	+7,0.31	+15,0.21	+9,0.24	+18,8.22	+ 9,0.31	+15,5.11	+12,0.30	+23,5.31
1852	+4,4.19	+12,3.13	+5,0. 6	+ 9,3. 2	+5,3.31	+16,7.31	+8,0.30	+15,3. 7	+12,0.29	+23,7.17	+12,8.30	+22,2.23
1853	+5,7. 1	+10,5.11	+4,4. 2	+ 4,8. 9	+4,5.31	+ 9,7.31	+7,3.30	+16,8. 7	+10,2.28	+20,8.25	+12,3.30	+26,0.28
1854	+2,9. 8	+ 8,3.30	+2,8. 8	+ 8,5. 6	+5,0.31	+13,7.10	+8,8.24	+19,0.20	+10,8.31	+19,4.13	+12,5.28	+22,1.18
18 J.	1853		1846		1851		1851		1842 1852		1846	

Wundärzte, gleich den Herren auf dem Reichstag, Nachmittags nicht mehr gebraucht werden konnten, weil ſie betrunken waren. Das treuherzige Publikum nahm dies häufig nicht einmal übel, und man konnte ſagen hören, dieſer und jener Arzt habe die beſten Recepte geſchrieben, wenn er etwas im Kopf gehabt habe. Ein dem Trunke ergebener Arzt iſt ohne Widerſpruch der gefährlichſte Menſch im Staate. „Wenn ihr die Aeußerung hört, daß der Doktor eben ſowohl trunken als nüchtern ſeine Verordnungen geben kann, ſo habt Mitleiden mit dem Schwachkopf, der dieſen Gedanken faſſen konnte, oder betrachtet eine ſolche Sprache als eine Schmähung der Vernunft. Ein betrunkener Arzt iſt nicht würdig, ſich dem Krankenlager eines Hottentotten zu nähern.“ Und was muß das Volk denken, wenn die Prieſter der Geſundheit ſich volltrinken, wie wenn ſie das Schädliche des übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke nicht kennten! Ich ſchweige davon, daß die Unmäßigkeit mit dem Studium der Natur, das am meiſten einen nüchternen Sinn erfordert, auf keine Weiſe ſich verträgt.

Der Genuß des Weins und Biers ſcheint in den Mäßigkeitsgeſellſchaften in Nordamerika, ſo wie anderwärts, nicht verboten zu ſeyn, obwohl dieſes in den Statuten nicht immer deutlich ausgedrückt iſt, und ein ſolches Verbot wäre in der That auch zu rigoros, als daß es feſtgehalten werden könnte. Ich habe bewieſen, daß die menſchliche Natur und menſchlichen Verhältniſſe den mäßigen Genuß eines geiſtigen Getränks verlangen, und bin ganz der Meinung des Dr. Gedicke (ſ. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen, 1837. Nro. 31. 32.), daß nach der allbekannten Erfahrung, daß übergroße Strenge die Lüge gebiert, eine ſo gänzliche Enthaltſamkeit der Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins bald mehr auf dem Papier, als in der Wirklichkeit vorhanden ſeyn dürfte. Man muß ſich nicht lächerlich machen, wenn man etwas Gemeinnütziges durchführen will. Selbſt was den Branntwein betrifft, bin ich in Rückſicht auf das oben Geſagte nicht für augenblickliche abſolute Enthaltſamkeit aller Individuen von demſelben, obwohl ich übrigens die Ueberzeugung habe, daß deſſen Gebrauch ſogleich ohne Nachtheil für das gemeine Weſen um ein Bedeutendes reducirt, ſpäter auf ein Minimum gebracht, und noch ſpäter, wenn an ſeine Stelle gute und wohlfeile geiſtige Getränke von weniger ſchädlicher Art getreten ſeyn werden, auch wohl ganz entbehrt werden könne.

Tabelle XXXIII. c. Höchste Brunnen- und Lufttemperatur.

Jahr.	Juli.		August.		September.		October.		November.		December.		Jahr.	
	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.
1837	+12,8.31	+25,0.28	+14,2.23	+24,0. 3	+12,5. 1	+19,1.12	+ 9,7. 7	+15,1. 4	+ 7,5. 1	+10,1. 2	+5,1. 1	+10,3.25	Aug.	Jul.
1838	+13,0.20	+28,2.15	+12,5.13	+25,0.13	+12,0. 7	+23,0. 5	+12,0. 1	+15,0. 1	+ 7,7. 1	+14,3. 9	+5,9. 4	+ 9,7. 2	Jul.	Jul.
1839	+13,3.20	+27,0.19	+13,0. 4	+22,7.15	+12,7.13	+23,9.12	+11,3. 9	+19,2.11	+ 7,6. 5	+14,2. 6	+6,4.29	+12,2.24	Jul.	Jun.
1840	+12,7. 4	+23,8. 2	+13,2.12	+22,7.28	+13,8. 3	+23,5. 2	+10,5. 1	+12,6.12	+ 7,8.19	+15,0.17	+4,7. 1	+ 3,8. 1	Sept.	Jun.
1841	+13,1. 8	+25,8.17	+1,44.14	+24,0. 8	+13,6. 3	+23,0. 3		+21,5. 1	+ 7,2. 9	+13,7.22	+6,3. 1	+10,0. 1	Aug.	Jul.
1842	+14,3.20	+24,8.11	+15,2.26	+26,1.19	+14,8. 1	+21,8. 7	+11,1. 1	+14,0.18	+11,1. 1	+11,5.15		+ 9,0.31	Aug.	Jul.
1843	+12,3.20	+24,5. 5	+13,5.31	+22,0.27	+13,5. 1	+20,8. 1	+10,5.10	+18,4.12	+ 8,5. 8	+13,0. 3	+5,5. 7	+ 8,2. 8	Aug.	Jul.
1844	+12,7. 3	+20,2.24	+12,6. 7	+24,5. 6	+12,6. 7	+22,8. 8	+10,6. 4	+17,2. 6	+ 7,9. 1	+11,5.15	+5,0. 1	+ 5,2.30	Jun.	Jun.
1845	+13,0. 9	+28,8. 7	+12,4. 2	+21,5.26	+12,2. 1	+21,5.18	+11,5. 7	+19,5. 4	+ 7,4. 1	+13,2.20	+5,5. 1	+ 8,5. 2	Jul.	Jul.
1846	+16,7.30	+26,0. 5	+18,2. 7	+25,5. 1	+14,7. 1	+21,4. 7	+12,5. 1	+17,5.10	+ 9,6. 1	+11,5.25	+5,3. 1	+ 6,5.22	Aug.	Jul.
1847	+17,2.23	+25,8. 7	+15,0.25	+24,5.19	+13,3. 1	+19,8.13	+11,2. 1	+16,1.17	+ 7,7. 1	+11,0. 9	+5,2. 7	+10,0. 6	Jul.	Jul.
1848	+13,8.31	+25,2. 7	+13,9. 1	+24,0.29	+13,7.10	+23,0. 8	+11,2. 2	+16,8. 6	+ 8,7. 1	+ 9,5. 1	+5,3. 1	+12,0.17	Aug.	Jul.
1849	+13,5.31	+25,5. 9	+13,3. 1	+24,8.12	+13,0. 4	+21,6. 3	+11,0. 3	+17,6. 4	+ 7,5. 9	+12,5.14	+3,4.21	+ 9,0.17	Jul.	Jo. J.
1850	+13,0.28	+23,4. 4	+13,3.15	+24,2. 6	+11,7. 3	+19,2.20	+10,7.10	+15,0. 8	+ 7,2.11	+13,2.11	+6,1. 1	+ 8,7.15	Jun.	Aug.
1851	+12,9.29	+22,7.21	+14,6. 7	+21,7.13	+11,6. 2	+15,7. 6	+10,5.15	+16,5.15	+ 7,9. 1	+ 6,0. 1	+4,8.10	+ 8,6.10	Aug.	Jun.
1852	+14,9.18	+26,7.17	+14,4.29	+22,7.30	+13,0.10	+17,8. 5	+10,3. 2	+18,4. 5	+ 8,7. 5	+16,5. 2	+6,7. 1	+11,4.27	Jul.	Jul.
1853	+15,4.28	+26,6. 8	+13,8.24	+23,5.23	+13,7. 2	+19,5.22	+11,2. 1	+15,6. 1	+ 8,4. 1	+11,0. 1	+3,5. 9	+ 2,5. 2	Jul.	Jul.
1854	+14,0.26	+25,0.25	+15,2.31	+23,0.14	+13,2. 1	+24,5.16	+12,0. 7	+20,6. 7	+ 7,8. 1	+11,3. 1	+4,8. 2	+ 8,8.15	Aug.	Jul.
18J.	1847		1846		1842		1846		1846		1852			

Tabelle XXXIV. a. Tiefste Brunnen- und Lufttemperatur 1827—35.

Jahre.	Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.		Jahr.	
	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.
1827	+ 3,1.31	—10,8.25	+ 1,9.28	—20,2.17	+ 2,1. 1	— 2,5.20	+ 5,0. 2	+ 1,3. 1	+ 8,7. 1	+ 8,3.17	+10,8.10	+ 8,0. 8		
1828	+ 3,9.11	— 8,7. 9	+ 3,7.21	— 7,7.18	+ 4,0. 9	— 7,4. 8	+ 5,5. 6	— 3,6. 5	+ 8,0.12	+ 3,3. 8	+10,7.10	+ 5,9. 9		
1829	+ 2,0.26	—12,9.22	+ 1,7.13	—16,3.12	+ 1,9. 3	— 5,0. 1	+ 5,2. 4	— 0,7. 5	+ 7,2. 2	+ 1,5. 1	+10,3. 8	+ 4,1. 2		
1830	+ 0,8.31	—13,5.31		—21,4. 2		— 4,5. 4	+ 5,8. 9	— 0,8. 6	+ 8,0. 1	+ 2,3.11	+10,3.18	+ 4,8.18		
1831	+ 2.1.30	—17,2.31	+ 1.9. 3	—16,2. 1	+ 2,7. 1	— 1,7.24	+ 5,6. 1	+ 0,7. 1	+ 8,1. 1	+ 1,0.15	+10,0.11	+ 5,0. 3		
1832	+ 3,4.29	— 7.7.17	+ 3,0.24	— 6,1.18	+ 3,0. 1	— 4,2. 1	+ 5,3. 1	— 3,7.10	+ 7,5. 1	+ 0,5.15	+10,5. 1	+ 4,1.29		
1833	+ 1,1.28	—12,4.10	+ 1,3. 1	— 2,5.22	+ 2,8.14	— 4,9.20	+ 4,5. 1	— 0,2. 9	+ 6,5. 2	+ 2,7. 2	+11,6. 7	+ 5,0. 1		
1834	+ 5,0. 9	— 2,1. 5	+ 4,2.16	— 6,0.11	+ 4,5. 1	— 5,4.19	+ 5,0. 1	— 3,0. 3	+ 7,8. 1	+ 2,5.29	+10,5. 1	+ 3,8. 2		
1835	+ 3,0.25	— 8,0.24	+ 2,9. 3	— 6,0.12	+ 3,8. 7	— 2,7.26	+ 5,0. 1	— 1,3.21	+ 6,5. 1	+ 2,0. 3	+ 9,8. 1	+ 4,9.30		
	1830	1830	1829?	1830	1829?	1828	1833	1832	1833 1836	1832	1835	1834		

Jahre.	Juli.		August.		September.		October.		November.		December.			
1827	+12,5. 1	+ 8,0.14	+11,8.31	+ 6,4.30	+11,2.23	+ 1,5.21	+ 8,7.31	— 0,6.30	+ 5,1.27	— 7,7.27	+ 4,9. 1	— 1,8.31	Fbr.	Fbr.
1828	+12,7.31	+ 7,0.31	+12,2.29	+ 5,4.28	+11,2.23	+ 1,7.18	+ 8,1.31	— 3,3.30	+ 5,3.28	— 4,7. 7	+ 4,1.18	— 6,9. 3	Fbr.	Jan.
1829	+12,6. 2	+ 6,0.31	+13,0. 1	+ 2,0. 3	+10,5.30	+ 5,2.27	+ 7,3.31	— 3,1.30	+ 4,1.30	— 8,2.22	+ 1,8.31	—13,7.31	Fbr.	Fbr.
1830	+11,4.10	+ 7,2.11	+12,0.26	+ 6,4.18	+10,3.29	+ 4,3. 1	+ 7,8.31	— 2,2.15	+ 5,4.30	— 3,7.28	+ 3,2.28	—10,2.27	Jan.	Fbr.
1831	+11,6. 3	+ 8,5. 7	+12,3.23	+ 7,7.22	+10,5.23	+ 1,8.16	+ 9,5.31	+ 2,9.20	+ 5,9.30	— 6,8.29	+ 4,5.31	—11,1.31	Fbr.	Jan.
1832	+ 11,1.1	+ 4,0.22	+13,0. 7	+ 7,0. 1	+10,8.25	+ 1,4.20	+ 7,4.31	— 2,0.23	+ 4,3.29	— 5,7.25	+ 3,1.31	— 6,2. 9	F.Ma.	Jan.
1833	+12,0.30	+ 7,0.26	+11,6.27	+ 3,5. 8	+10,5.22	+ 2.3.14	+ 7,7.31	— 1,1.30	+ 5,8.19	— 3,3.11	+ 5,5.25	— 1,8.27	Jan.	Jan.
1834	+13,0. 1	+ 7,9. 1	+13,7.31	+ 7,0.29	+12,4.30	+ 1,3.25	+ 8,0.30	— 0,1.31	+ 5,5.27	— 5,0.21	+ 3,4.30	—10,0.29	Dec.	Dec.
1835	+11,7. 1	+ 5,3. 1		+ 6,7.31		+ 4,0. 2		— 1,0.18		—10,7.15		—11,8.25	Dec.	Dec.
	1832	1832	1833	1833	1831 1833	1834	1829	1828	1829	1835	1829	1829		

Tabelle XXXIV b. Tiefste Brunnen- und Lufttemperatur von 1837—54.

Jahr.	Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.		Jahr.	
	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.
1837	+3,8.17	—15,5. 2	+3,4.19	— 8,0. 7	+3,5. 7	— 8,5.24	+5,1. 2	—4,3.10	+7,6. 1	+1,4.12	+ 8,8. 1	+3,4. 6		
1838	+3,0.14	—15,6.21	+2,9.14	—10,9.15	+3,6. 1	— 3,1.12	+5,0. 1	—4,8. 2	+7,2. 1	—0,8.11	+ 9,0.10	+3,0. 9		
1839	+2,7.31	—16,3.28	+3,0. 1	—12,4. 4	+3,7. 1	— 6,0. 9	+4,9. 9	—3,8. 7	+6,9. 1	+3,3.24	+ 9,2. 1	+6,0. 7		
1840	+3,0.14	—12,5.12	+3,2.28	— 8,4.24	+3,1. 1	— 6,2.28	+4,0. 1	—1,0. 1	+8,7. 1	+2,3. 4	+10,3. 5	+5,3. 5		
1841	+1,6. 9	—13,5.10	+2,0. 4	—11,0. 4	+2,3. 3	— 7,2. 2	+5,8. 6	0. 5		+3,4.10	+10,7.10	+6,4. 7		
1842	+3,0.25	—12,8.12	+2,4.20	— 8,8. 2	+2,8. 1	— 5,0.25	+4,5.11	—2,8.13	+8,7. 1	+2,8.11	+11,2. 5	+5,3. 5		
1843	+2,7.23	— 7,5.25	+3,0.14	— 8,6. 8	+3,3. 6	— 5,7. 4	+5,8. 1	0.12	+7,8. 1	+2,5.12	+ 9,9. 1	+7,0. 8		
1844	+2,5.16	—10,2.1?	+2,7. 5	— 8,0. 7	+3,1. 1	— 4,5.22	+5,6. 1	+0,5. 7	+8,4. 2	+2,5. 4	+ 9,5. 1	+5,8. 5		
1845	+2,9.11	— 4,8.11	+1,9.22	—19,5.13	+1,9.14	—14,0.13	+3,0. 1	0. 2	+7,4. 9	+2,2.10	+ 9,3. 2	+7,5.24		
1846	+3,0.16	—10,0. 6	+4,3.12	—10,5.11	+5,2.11	— 2,5.11	+6,7. 1	+0,6.28	+8,0. 1	+1,5. 2	+10,3. 1	+7,2. 1		
1847	+2,3.15	—10,0. 1	+2,5.12	— 8,0. 6	+2,3.12	—11,0.12	+4,9. 2	0. 5	+7,1. 1	+1,7. 2	+10,9. 8	+3,8. 8		
1848	+1,8.29	—11,0.27	+2,0. 1	— 6,0. 5	+3,4. 9	— 3,5. 9	+6,5. 1	+2,0.15	+8,3. 1	+2,5. 6	+10,3. 4	+8,5. 2		
1849	+2,7. 8	—11,3. 2	+3,0. 3	— 6,8. 5	+4,3.12	— 2,8.11	+5,0. 1	—2,0.19	+7,2. 1	+4,5.11	+10.8. 1	+5,5.10		
1850	+1,7.23	—15,0.22	+2,2. 1	—10,8. 1	+3,5.28	— 6,5.18	+3,7. 1	—2,7. 1	+7,0. 1	+0,7. 3	+ 9,7. 1	+5,2.19		
1851	+3,7.21	— 6,8.14	+3,0.28	— 8,5.28	+2,5. 3	—11,8. 3	+5,7. 8	0. 7	+7,7. 7	+1,5. 3	+ 9,0. 1	+4,7. 1		
1852	+2,4. 1	— 7,5. 1	+3,0.27	— 5,0.26	+2,7. 5	— 7,0. 4	+5,7. 2	—3,2.10	+7,0. 4	+2,0. 4	+11,1. 1	+6,5. 1		
1853	+3,8.27	— 4,0.27	+2,8.26	— 7,0.17	+2,6. 5	— 5,2. 3	+4,6. 1	—0,8.14	+7,6. 1	+2,3. 6	+10,0. 1	+7,0. 1		
1854	+1,5.23	— 7,8.14	+1,3.15	—15,5.15	+2,1. 3	— 3,5.20	+4,7. 2	—2,0.26	+6,8. 1	+4,5. 6	+10,7. 4	+5,5. 7		
18J.	1841		1854		1845		1845		1854		1837			

Tabelle XXXIV. c. Tiefste Brunnen- und Lufttemperatur von 1837—54.

Jahr.	Juli.		August.		September.		October.		November.		December.		Jahr.	
	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.	B.	L.
1837	+11,9. 5	+6,0.26	+12,5. 2	+5,1.26	+ 9,5.28	+0,4.29	+7,5.27	−1,8.28	+5,2. 7	— 1,6.17	+3,6.17	−10,0.16	Fbr.	Jan.
1838	+11,4. 1	+6,3.23	+11,1.26	+4,5.19	+11,0. 2	+4,9. 2	+7,4.15	−1,8.14	+4,5.28	— 7,2.27	+2,9.31	— 9,3.24	Fb. De	Jan.
1839	+10,7. 4	+6,7. 5	+11,6.24	+6,3.25	+10,7.26	+5,1.25	+7,3.31	+0,8.30	+5,4.29	— 0,2.24	+3,6.11	— 4,4. 7	Jan.	Jan.
1840	+11,9.18	+5,2.15	+12,2. 2	+7,3, 3	+10,5.26	+3,3.22	+6,4.27	−1,6.14	+4,7.28	— 5,0.29	+1,2.27	−15,8.16	Dec.	Dec.
1841	+12,0.16	+8,5.10	+12,0. 1	+6,0.26	+12,0.23	+6,0.22		−0,3.23	+5,7.19	— 4,0.27	+5,0.29	— 1,0.16	Jan.	Jan.
1842	+12,7.31	+7,8.24	+12,6. 1	+9,8. 1	+11,1.29	+4,2.30	+8,9.13	−1,3.17		— 8,0.10		— 5,7. 6	Fbr.	Jan.
1843	+10,4. 1	+7,4.21	+12,1. 2	+8,8.20	+10,2.28	+3,0.29	+7,3.21	−2,2.20	+5,5.20	— 3,5.14	+3,2.31	— 4,8.15	Jan.	Fbr.
1844	+11,8. 9	+7,8.22	+11,4.31	+3,8.30	+11,0.27	+4,4.27	+8,2.30	−0,6.30	+5,4.30	— 2,2.27	+3,3.29	— 9,7. 7	Jan.	Jan.
1845	+11,8.18	+7,6.17	+11,0.18	+4,2.18	+10,7.30	+2,5.25	+7,4.31	−0,5,25	+5,4.26	— 2,6. 5	+4,4.14	— 5,0.14	Fbr.	Fbr.
1846	+14,7. 6	+9,0.27	+14,3.28	+7,9.15	+12,4.28	+3,5.15	+8,6.29	+2,2.29	+4,4.18	— 4,2.14	+2,9.31	−13,5.19	Dec.	Dec.
1847	+22,2. 1	+8,3. 4	+13,2.11	+8,7.29	+10,4.30	+1.0.18	+7,5.31	+0,5.27	+4,5.29	— 3,0.21	+2,9.19	— 7,5.21	Jan.	Jan.
1848	+11,8. 3	+7,0. 3	+12,5.27	+5,5.26	+10,5.20	+2,2.20	+8,2.25	+1,3.18	+5,0.18	— 3,2.16	+3,3.31	— 9,0.24	Jan.	Jan.
1849	+11,7. 1	+7,6.23	+12,0.30	+5,0. 5	+10,0.21	+3,5.21	+7,6.30	0.30	+3,0.28	−12,5.29	+2,7.30	— 8,0.29	Ja. De.	Nov.
1850	+10,5. 1	+7,3.14	+11,6.31	+3,0.31	+ 9,5.17	+2,3.12	+6,3.31	−1,0.24	+6,1.30	— 0,6.15	+3,6.25	— 7,1.24	Jan.	Jan.
1851	+11,5.19	+8,0.12	+11,6.31	+6,6.30	+ 9,6.30	+2,2.10	+8,1.31	+3,7.30	+4,0.20	— 5,0.20	+2,6.31	−11,0.30	Dec.	Dec.
1852	+12,7. 2	+9,5. 2	+13,1.11	+9,0.11	+10,2.30	+2,5.24	+7,3.22	−0,6.20	+6,9.29	— 1,2.26	+5,2.23	— 1,0.19	Jan.	Jan.
1853	+12,1.16	+8,0. 4	+12,3.31	+7,3.30	+10,1.28	+5,2.28	+7,2.27	+1,2.27	+3,2.30	— 4,2.30	+1,4.21	−14,2.28	Dec.	Dec.
1854	+12,1.15	+8,2. 2	+12,7.27	+5,0.28	+11,0.12	+1,5.29	+7,9.31	+0,5.29	+4,3.19	— 8,0.14	+3,2.30	— 5,0.21	Fbr.	Fbr.
18J.	1843		1845		1837 1850		1850		1849		1840			

Tabelle XXXV. Differenzen der Maxima der Brunnen- und der gleichzeitigen Lufttemperatur.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr.
1827	— 1,9	— 5,9	— 8,0	— 9,5	—11,0	—11,2	—12,2	— 8,9	— 9,9	— 6,0	+ 1,1	— 5,5	—12,1
1828	— 3,7	— 2,8	— 8,5	— 8,9	—11,0	—10,6	—11,9	—12,6	— 8,8	— 6,0	— 3,2	— 4,5	—11,9
1829	— 2,8	— 7,8	— 9,3	—11,1	— 7,8	—10,6	—14,5	—10,4	— 8,0	— 4,8	— 2,5	+ 1,9	—14,4
1830	— 0,6			—10,0	—12,3	—12,3	—13,4	—12,7	— 9,7	— 2,7	— 6,2	— 2,4	—12,7
1831	— 2,9	— 9,8	— 7,3	—10,2	—10,4	—10,6	— 9,8	— 8,4	— 7,4	— 8,5	— 4,2	— 5,7	— 9,5
1832	— 5,7	— 4,0	— 8,1	— 9,2	—12,5	—10,9	—14,3	—10,8	— 6,0	— 8,2	— 3,4	— 4,7	—14,3
1833	— 2,3	— 9,3	— 9,2	— 8,8	—12,0	—12,6	— 8,0	— 8,0	— 6,1	— 5,0	— 5,4	— 4,3	—12,5
1834	— 7,0	— 6,6	— 8,0	—12,0	—13,3	—12,1	—13,2	— 9,1	—10,8	— 7,0	— 7,4	— 1,5	—13,1
1835	— 4,6	— 8,0	— 6,9	—11,4	—10,8	—10,6	—13,4	—10,4					—13,2
1837	— 4,5	— 6,1	— 7,9	— 9,7	—11,3	—11,0	—12,2	— 9,8	— 6,6	— 5,4	— 2,6	— 5,2	—10,8
1838	+ 0,9	— 4,4	— 6,6	— 9,7	—12,5	—13,6	—15,2	—12,5	—11,0	— 3,0	— 6,6	— 3,8	—15,2
1839	— 4,5	— 6,6	— 8,5	— 9,8	—11,4	—15,6	—13,7	— 9,7	—11,2	— 7,9	— 6,6	— 5,8	—15,6
1840	— 5,6	— 3,6	— 5,0	—11,5	—11,5	—12,5	—11,1	— 9,5	— 9,7	— 2,1	— 7,2	+ 0,9	—11,2
1841	— 9,5	— 5,8	—10,6	—10,8	—13,1		—11,5	—12,7	— 9,6	— 8,4	— 6,5	— 3,7	—11,4
1842	— 0,3	— 6,7	—10,6	—11,9	— 9,7	—12,9	—10,5	—10,9	— 7,0	— 2,9	— 0,4		— 9,6
1843	— 6,1	— 8,5	— 9,7	—11,7	—10,7	—10,0	—12,2	— 8,5	— 7,3	— 7,9	— 4,5	— 2,7	—11,0
1844	— 3,0	— 4,5	— 6,0	—10,3	—10,0	—12,5	— 7,5	—11,9	—10,2	— 6,6	— 3,6	— 0,2	—12,5
1845	— 0,2	— 1,5	— 6,6	— 9,2	— 8,9	—10,8	—15,8	— 9,1	— 9,3	— 8,0	— 5,8	— 3,0	—15,8
1846	— 6,8	—10,8	—10,4	— 8,5	— 8,3	— 9,5	— 9,3	— 7,3	— 6,7	— 5,0	— 1,9	— 1,2	— 8,8
1847	— 5,3	— 7,4	—10,1	— 7,2	—14,6	— 6,8	— 8,6	— 9,5	— 6,5	— 4,9	— 3,3	— 4,8	— 8,6
1848	— 2,4	— 9,0	—11,2	—10,4	— 9,6	—10,5	—11,4	—10,1	— 9,3	— 5,6	— 0,8	— 6,7	—11,3
1849	— 6,5	— 7,4	— 9,0	— 8,8	—11,9	—12,3	—12,0	—11,5	— 8,6	— 6,6	— 5,0	— 5,6	—12,0
1850	— 3,2	— 6,2	— 8,4	—10,3	—10,3	—10,4	—10,4	—10,9	— 7,5	— 4,3	— 6,0	— 2,6	—10,9
1851	— 2,5	— 4,7	— 8,0	— 9,8	— 6,5	—11,5	— 9,8	— 7,1	— 4,1	— 6,0	+ 1,9	— 3,8	— 8,9
1852	— 7,9	— 4,3	—11,4	— 7,3	—11,7	— 9,4	—11,8	— 8,3	— 4,8	— 8,1	— 7,8	— 4,7	—11,8
1853	— 4,8	— 0,4	— 5,2	— 9,5	—10,6	—13,7	—11,2	— 9,7	— 5,8	— 4,4	— 2,6	+ 1,0	—11,2
1854	— 5,4	— 5,7	— 8,7	—10,2	— 8,6	— 9,6	—11,0	— 7,8	—11,3	— 8,6	— 3,5	— 4,0	— 9,8

Tabelle XXXVI. Differenzen der Minima der Brunnen- und der gleichzeitigen Lufttemperatur.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr.
1827	+13,9	+22,1	+ 4,6	+ 3,7	+ 0,4	+ 2,8	+ 4,5	+ 5,4	+ 9,7	+ 9,3	+12,8	+ 6,7	+22,1
1828	+12,6	+11,4	+11,4	+ 9,1	+ 4,7	+ 4,8	+ 5,7	+ 6,8	+ 9,5	+11,4	+10,0	+11,0	+12,4
1829	+14,9	+18,0	+ 6,9	+ 5,9	+ 5,7	+ 6,2	+ 6,6	+11,0	+ 5,3	+10,4	+12,3	+15,7	+18,0
1830	+20,3			+ 6,6	+ 5,7	+ 5,5	+ 4,2	+ 5,6	+ 6,0	+10,0	+ 9,1	+13,4	+22,2
1831	+19,3	+18,1	+ 4,4	+ 4,9	+ 7,1	+ 5,0	+ 3,1	+ 4,6	+ 8,7	+ 6,6	+12,7	+15,6	+19,1
1832	+11,1	+ 9,1	+ 7,2	+ 9,0	+ 7,0	+ 6,4	+ 7,1	+ 6,0	+ 9,4	+ 9,4	+10,0	+ 9,3	+10,7
1833	+13,5	+ 3,8	+ 7,7	+ 4,7	+ 3,8	+ 6,6	+ 5,0	+ 8,1	+ 8,2	+ 8,8	+ 9,1	+ 7,3	+13,5
1834	+ 7,1	+10,2	+ 9,9	+ 8,0	+ 5,3	+ 6,7	+ 5,1	+ 6,7	+11,1	+ 8,1	+10,5	+13,4	+13,4
1835	+11,0	+ 8,9	+ 6,5	+ 6,3	+ 4,5	+ 4,9	+ 6,4						+14,7
1837	+19,3	+11,4	+12,0	+ 9,4	+ 6,2	+ 5,4	+ 5,9	+ 7,4	+ 9,9	+ 9,3	+ 6,8	+13,6	+18,9
1838	+18,6	+13,8	+ 6,7	+ 9,8	+ 8,0	+ 6,0	+ 5,1	+ 6,6	+ 6,1	+ 9,2	+11,7	+12,2	+18,5
1839	+19,0	+15,4	+ 9,7	+ 8,7	+ 3,6	+ 3,2	+ 4,0	+ 5,3	+ 5,6	+ 6,5	+ 5,6	+ 8,0	+19,0
1840	+15,5	+11,6	+ 9,3	+ 5,0	+ 6,4	+ 5,0	+ 6,7	+ 4,9	+ 7,2	+ 8,0	+ 9,7	+17,0	+17,0
1841	+15,1	+13,0	+ 9,5	+ 5,8		+ 4,3	+ 3,5	+ 6,0	+ 6,0		+ 9,7	+ 6,0	+15,1
1842	+15,8	+11,2	+ 7,8	+ 7,3	+ 5,9	+ 5,9	+ 4,9	+ 3,8	+ 6,9	+10,2			+15,2
1843	+10,2	+11,6	+ 9,0	+ 5,8	+ 5,3	+ 2,9	+ 3,0	+ 3,3	+ 7,2	+ 9,5	+ 9,0	+ 8,0	+11,3
1844	+12,7	+10,7	+ 7,6	+ 5,1	+ 5,9	+ 3,7	+ 4,0	+ 7,6	+ 6,6	+ 8,8	+ 7,6	+13,0	+12,7
1845	+ 7,7	+21,4	+15,9	+ 3,0	+ 5,2	+ 1,8	+ 5,2	+ 6,8	+ 8,2	+ 7,9	+ 8,0	+ 9,4	+21,4
1846	+13,0	+14,8	+ 7,7	+ 6,1	+ 6,5	+ 3,1	+ 5,7	+ 6,4	+ 8,9	+ 6,4	+ 8,6	+16,4	+16,4
1847	+12,3	+ 5,5	+13,3	+ 4,9	+ 5,4	+ 6,6	+ 3,9	+ 4,5	+ 9,4	+ 7,0	+ 7,5	+10,4	+12,3
1848	+12,8	+ 8,0	+ 6,9	+ 4,5	+ 5,8	+ 1,8	+ 4,8	+ 7,0	+ 8,3	+ 6,9	+ 8,2	+12,3	+12,8
1849	+14,0	+ 9,8	+ 7,1	+ 7,0	+ 2,7	+ 5,3	+ 4,1	+ 7,0	+ 4,5	+ 7,6	+15,5	+10,7	+15,2
1850	+16,7	+13,0	+10,0	+ 6,4	+ 6,3	+ 4,5	+ 3,2	+ 8,6	+ 7,2	+ 7,3	+ 6,7	+10,7	+16,7
1851	+10,5	+11,5	+14,3	+ 5,7	+ 6,2	+ 4,3	+ 3,5	+ 5,0	+ 7,4	+ 4,4	+ 9,0	+13,6	+13,6
1852	+ 9,9	+ 8,0	+ 9,7	+ 8,9	+ 5,0	+ 4,6	+ 3,2	+ 4,1	+ 7,7	+ 7,9	+ 8,1	+ 6,2	+ 9,9
1853	+ 7,8	+ 9,8	+ 7,8	+ 5,4	+ 5,3	+ 3,0	+ 4,1	+ 5,0	+ 4,9	+ 6,0	+ 7,4	+15,6	+15,6
1854	+ 9,3	+16,8	+ 5,6	+ 6,7	+ 2,3	+ 5,2	+ 3,9	+ 7,7	+ 9,5	+ 7,4	+12,0	+ 8,2	+16,8

Tabelle XXXVII.

Monatliche und Jahresdifferenzen der Brunnentemperatur.

Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr.
1827	1,6	1,1	3,3	3,5	3,0	1,8	1,8	2,6	1,6	2,9	4,2	0,9	12,5
1828	1,3	1,6	2,1	3,1	3,0	2,4	1,8	0,8	1,7	3,5	2,4	1,7	10,8
1829	2,5	0,5	3,1	2,7	3,8	2,6	0,9	0,6	1,9	3,7	3,0	2,3	11,9
1830	1,2			2,2	3,3	2,4	2,4	2,8	2,0	3,5	2,5	2,2	14,0
1831	1,4	1,1	2,7	2,6	2,3	2,2	2,3	1,9	2,2	1,8	3,4	1,6	12,3
1832	0,9	0,6	1,9	2,3	2,8	1,2	3,6	1,7	2,5	4,0	3,6	2,0	11,7
1833	1,9	1,7	1,5	1,8	5,7	2,0	1,7	0,8	1,2	2,9	1,8	0,5	12,6
1834	1,2	1,3	1,2	7,5	3,2	2,7	1,8	1,2	1,4	4,1	2,7	2,4	11,5
1835	0,4	0,9	0,9	1,6	3,5	3,0	2,9						11,9
1837	0,5	1,1	1,5	2,2	1,1	5,2	0,9	1,7	3,0	2,2	2,3	1,5	10,8
1838	2,2	0,8	1,7	2,0	2,8	2,4	1,6	1,4	1,0	4,6	3,2	3,0	10,1
1839	1,3	1,5	1,8	1,8	2,4	3,4	2,6	1,4	2,0	4,0	2,2	2,8	10,6
1840	2,4	1,8	0,6	4,6	1,4	2,2	0,8	1,0	3,3	4,1	3,1	3,5	12,6
1841	0,7	0,7	3,9	2,4		2,1	1,1	2,4	1,6		1,5	1,3	12,8
1842	1,9	0,6	2,0	3,8	3,3	2,2	1,6	2,6	3,7	2,2			13,2
1843	0,7	1,5	2,7	2,0	1,8	1,1	1,9	1,4	3,3	3,2	3,0	2,3	10,8
1844	1,0	0,6	2,4	3,1	1,6	3,5	0,9	1,2	1,6	2,4	2,5	1,7	10,5
1845	0,9	1,1	1,1	4,8	2,0	3,2	1,2	1,4	1,5	4,1	2,0	1,1	11,1
1846	1,7	0,9	1,1	1,8	2,7	2,7	2,0	3,9	2,3	3,9	5,2	2,4	15,3
1847	1,2	0,6	2,7	2,1	4,4	3,8	5,0	1,8	2,9	3,7	3,2	2,3	14,9
1848	1,1	1,5	2,9	1,7	2,7	2,2	2,0	1,4	3,2	3,0	3,7	2,0	12,1
1849	0,8	1,8	0,5	2,0	3,4	2,4	1,8	1,3	3,0	3,4	4,5	0,7	10,8
1850	1,1	2,6	1,6	3,7	2,5	3,7	2,5	1,7	2,2	4,4	1,1	2,5	11,7
1851	0,8	1,3	4,5	3,3	1,3	3,0	1,4	3,0	2,0	2,6	3,2	3,5	10,8
1852	2,0	2,0	2,6	2,3	5,0	1,7	2,2	1,3	2,8	3,0	1,8	2,5	12,5
1853	1,9	1,6	1,9	2,7	2,6	2,3	3,3	1,5	3,6	4,0	5,2	2,1	14,0
1854	1,4	1,5	2,9	4,1	4,0	1,8	1,9	2,5	2,2	4,1	3,5	1,6	13,9

3) Die barometrischen Verhältnisse.

Von den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtungen wurden an einem Hahnbarometer mit 12theiliger Scale in Pariser Mass angestellt und auf + 15° R. reducirt. Die nachfolgenden Tabellen geben eine Uebersicht

1) Tabelle XXXVIII der Mittel von den 3 Tageszeiten, nebst den 10, 20 und 30jährigen Durchschnitten.

2) Tabelle XXXIX der monatlichen und Jahresmittel.

3) Tabelle XL der monatl. und jährl. Maxima und deren Mittel.

4) Tabelle LXI der monatl. und jährl. Minima und deren Mittel.

5) Tabelle XLII der monatl. u. jährl. Differenzen und deren Mittel.

6) Tabelle XLIII gibt von diesen Elementen 2)—5) die 30jähr. Mittel.

Tabelle XXXVIII. a. Barometrische Mittel.

Morgens 7 Uhr.

	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j.M.	
Jan.	277,77	276,30	273,46	276,15	271,73	274,70	273,52	275,76	277,80	274,47	275,17	
Fbr.	7,31	6,27	5,20	3,64	6,08	4,50	5,13	6,17	2,90	7,64	5,48	
Mrz.	6.20	7,62	3,25	4,02	3,09	6,89	4,15	4,37	2,91	7,12	4,96	
Apr.	5,46	5,23	4,87	3,92	1,64	4,01	5,28	4,80	3,11	5,90	4,45	
Mai	5,02	3,95	3,53	4,09	4,74	3,97	3,80	4,55	6,30	5,20	4,53	
Juni	5,12	6,49	4,43	5,52	4,80	3,78	4,41	4,15	4,41	5,37	4,85	
Juli	5,63	5,02	6,25	3,41	4,32	5,34	4,95	5,51	4,58	4,84	4,99	
Aug.	4,85	5,54	4,93	4,63	4,82	4,46	4,68	5,12	4,10	4,24	4,74	
Spt.	4,78	5,09	5,58	5,58	4,59	3,86	4,33	6,69	3,47	6,46	4,94	
Oct.	5,61	5,19	3,89	6,51	5,20	7,55	5,90	7,00	4,22	5,71	5,68	
Nov.	3,08	2,95	5,12	5,64	5,00	5,36	4,85	4,64	5,16	5,08	4,69	
Dec.	1,95	5,40	5,71	6,88	6,07	2,39	4,68	5,71	3,97	8,16	5,09	
Jahr	5,23	5,42	4,70	5,00	4,26	4,73	4,64	5,37	4,43	5,85	4,96	

	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j.M.	20j.M.
Jan.	276,51	276,47	275,55	274,45	274,50	275,46	273,81	275,06	274,16	275,46	275,14	275,15
Fbr.	4,69	3,12	6,57	1,67	6,09	5,40	3,57	6,88	1,07	2,10	4,12	5,30
Mrz.	5,03	3,21	3,53	3,77	4,20	6,34	5,83	5,02	4,58	3,91	4,54	4,75
Apr.	5,77	3,46	2,42	2,43	5,23	4,90	3,22	4,46	4,39	6,73	4,30	4,37
Mai	3,78	5,29	3,92	3,28	3,65	4,18	4,56	4,81	3,77	4,20	4,14	4,33
Juni	5,23	5,49	4,95	4,66	4,74	5,32	4,38	6,01	3,68	5,24	4,97	4,91
Juli	5,75	5,75	4,75	5,52	5,46	4,77	4,28	5,30	5,16	4,56	5,13	5,06
Aug.	4,76	5,35	5,27	5,29	5,30	4,84	5,52	6,10	5,75	4,26	5,24	4,99
Spt.	4,04	4,46	4,67	5,23	4,30	4,30	4,63	4,12	7,11	5,52	5,24	5,09
Oct.	4,10	5,07	7,36	5,22	5,26	4,63	1,97	5,31	4,20	4,26	4,74	5,21
Nov.	5,68	3,10	4,43	1,85	3,00	3,18	4,58	3,66	4,96	4,22	3,87	4,28
Dec.	7,98	3,43	6,01	6,97	3,56	6,10	3,19	8,29	9,59	4,54	5,97	5,53
Jahr	5,20	4,51	4,95	4,20	4,61	4,95	4,12	5,42	4,87	4,67	2,75	4.85

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j.M.	30j.M.
Jan.	274,67	275,11	275,41	274,84	275,98	276,15	274,54	274,52	273,23	274,09	274,85	275,05
Fbr.	3,89	5,62	4,24	3,49	8,92	6,77	4,82	4,08	0,03	6,03	4,79	4,80
Mz.	4,55	4,68	5,41	2,13	6,25	7,34	2,74	5,52	3,57	8,34	5,05	4,85
Apr.	3,60	2,80	2,77	2,84	2,74	3,80	2,34	4,49	3,37	5,91	3,47	4,07
Mai	3,32	5,03	5,32	6,42	5,52	2,67	3,73	3,69	2,97	3,51	4,22	4,30
Juni	5,03	6,00	4,97	5,18	5,94	4,31	5,28	3,06	3,15	3,89	4,68	4,83
Juli	5,23	5,74	5,53	6,54	6,19	3,92	2,94	4,45	5,00	4,73	5,03	5,05
Aug.	4,74	4,76	5,00	6,27	6,54	3,96	4,36	3,45	4,41	5,64	4,91	4,96
Spt.	5,48	5,37	5,50	6,23	5,92	5,01	5,05	4,47	4,14	7,11	5,43	5,20
Oct.	6,50	3,57	5,53	5,26	5,93	2,39	4,05	3,90	3,32	4,61	4,51	4,98
Nov.	4,54	6,19	6,72	5,80	5,95	4,18	2,38	2,46	5,09	2,86	4,62	4,39
Dec.	3,93	3,15	5,22	7,82	5,48	5,75	7,93	4,32	3,61	4,15	5,14	5,37
Jahr	4,62	4,83	5,13	5,22	5,95	4,69	4,18	4,03	3,49	5,07	4,72	4,82

Tabelle XXXVIII. b. Barometrische Mittel.

Mittags 2 Uhr.

	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j.M.
Jan.	277,59	275,93	273,29	275,97	271,3b	274,47	273,16	275,46	277,68	274,40	274,93
Fbr.	7,06	7,03	4,81	3,80	5,80	4,35	4,76	5,85	2,74	7,39	5,36
Mrz.	6,01	7,92	3,13	3,15	2,72	6,65	4,05	4,08	2,72	7,04	4,75
Apr.	5,09	4,80	4,62	3,65	1,37	3,71	1,46	4,47	2,79	5,39	3,73
Mai	4,78	3,63	3,10	3,67	4,55	3,75	3,56	4,37	5,81	4,92	4,21
Juni	4,88	6,25	4,28	5,29	4,65	3,56	4,31	4,14	4,01	5,23	4,65
Juli	5,40	4,70	6,13	3,23	4,19	4,79	4,80	5,23	4,47	4,39	4,73
Aug.	4,76	5,29	4,75	4,32	4,46	4,26	3,73	4,87	4,01	3,77	4,42
Spt.	4,64	4,68	5,17	5,25	3,55	3,65	4,15	6,44	3,39	6,08	4,70
Oct.	5,44	4,84	3,59	6,38	4,99	7,28	5,64	6,59	3,93	5,33	5,40
Nov.	2,90	2,91	4,84	5,40	4,77	5,12	4,43	4,57	5,13	4,73	4,48
Dec.	1,77	4,46	5,00	6,75	5,00	1,25	4,59	5,65	3,63	7,89	4,60
Jahr	5,11	5,20	4,11	4,74	4,11	4,40	4,05	5,14	4,20	5,54	4,69

	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.	20j.M.
Jan.	276,62	276,53	275,20	274,19	274,25	274,98	273,43	275,22	273,63	274,96	274,90	274,91
Fbr.	4,53	3,29	6,25	1,57	6,18	5,25	3,20	6,64	0,70	1,84	3,95	4,65
Mrz.	4,59	2,84	3,56	3,71	3,93	6,01	5,40	4,55	4,27	3,56	4,24	4,49
Apr.	5,41	3,16	2,32	2,26	5,05	4,39	2,71	4,02	4,05	6,30	3,97	3,85
Mai	3,67	5,01	3,52	3,07	3,43	3,84	4,13	4,37	3,51	3,91	3,85	4,03
Juni	4,73	5,19	4,69	4,39	4,52	5,19	4,05	5,49	3,53	4,85	4,66	4,65
Juli	6,25	5,32	4,62	5,23	5,23	4,45	4,04	4,92	4,88	4,46	4,84	4,78
Aug.	4,36	5,21	5,19	5,06	5,22	4,52	5,26	5,51	5,60	4,20	5,01	4,71
Spt.	3,66	4,25	4,46	4,91	3,67	4,09	4,46	3,80	6,15	5,16	4,46	4,58
Oct.	3,82	4,66	7,17	5,02	5,04	4,17	1,70	5,11	3,91	3,58	4,42	4,91
Nov.	5,39	2,57	4,25	1,77	2,76	2,84	4,19	3,21	4,54	3,91	3,54	4,01
Dec.	6,40	3,23	5,91	6,90	3,56	5,83	3,02	7,58	9,65	5,24	5,73	5,16
Jahr	4,87	4,27	4,76	4,01	4,40	4,63	3,80	5,03	4,53	4,33	4,46	4,57

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j.M.	30j.M.
Jan.	274,30	274,89	275,09	274,48	275,92	276,68	274,15	273,96	272,99	273,75	274,62	274,82
Feb.	3,68	5,29	4,30	3,23	8,88	6,24	4,53	3,93	2611,91	5,73	4,57	4,63
Mz.	4,33	4,48	5,00	1,94	5,70	7,00	2,53	5,20	273,34	7,93	4,74	4,58
Apr.	3,34	2,59	2,49	2,76	2,41	3,60	2,19	3,91	3,35	5,12	3,18	3,63
Mai	3,10	4,58	4,99	5,91	5,22	2,49	3,58	3,34	2,79	3,14	3,91	3,99
Juni	4,80	5,55	4,74	4,89	5,73	3,94	5,05	2,73	2,97	3,70	4,41	4,57
Juli	5,08	5,38	5,39	6,35	5,91	3,50	2,81	4,11	4,55	4,43	4,75	4,77
Aug.	4,66	4,51	4,87	5,84	6,17	3,85	4,29	3,24	4,14	5,34	4,69	4,70
Spt.	5,13	4,91	5,41	6,00	5,59	4,97	4,87	3,82	4,09	6,63	5,14	4,77
Oct.	6,33	3,21	5,39	4,93	5,71	2,14	3,80	3,47	2,81	4,30	4,21	4,68
Nov.	3,26	5,84	6,32	5,50	5,53	3,90	2,39	2,29	5,57	2,51	4,39	4,34
Dec.	4,23	2,36	4,82	7,41	5,33	5,59	7,54	3,89	3,35	3,84	4,84	5,06
Jahr	4,44	4,46	4,90	4,94	5,67	4,50	3,98	3,66	3,32	4,70	4,46	4,54

Tabelle XXXVIII. c. Barometrische Mittel.

Abends 9 Uhr.

	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j.M.
Jan.	277,46	276,12	233,36	276,29	272,30	274,51	273,76	275,61	277,66	274,60	275,17
Fbr.	7,21	7,18	5,11	3,66	6,14	4,64	4,93	6,06	2,88	7,68	5,55
Mrz.	6,12	8,21	2,92	4,01	2,89	6,82	4,30	4,36	2,93	7,27	4,98
Apr.	5,47	5,05	5,80	3,73	1,67	3,88	1,64	4,66	2,79	5,45	3,91
Mai	4,91	3,80	3,24	3,91	4,67	4,02	3,70	4,47	5,92	5,38	4,40
Juni	5,01	6,48	4,47	5,40	4,82	3,80	4,45	4,18	4,11	5,24	4,79
Juli	5,44	5,02	6,27	3,37	4,18	5,25	4,92	5,42	4,61	4,46	4,89
Aug.	4,81	5,35	4,86	4,58	4,64	4,44	4,00	4,90	4,03	4,02	4,56
Spt.	4,79	9,59	5,44	5,51	3,64	3,77	4,34	6,64	3,60	6,16	5,35
Oct.	6,44	4,98	3,72	6,37	5,20	7,56	5,95	6,86	3,95	5,39	5,64
Nov.	3,04	3,12	5,17	5,61	5,03	5,40	4,51	4,72	5,16	4,89	4,66
Dec.	2,37	5,15	5,02	6,78	6,23	1,56	4,78	5,88	3,10	8,15	4,90
Jahr	5,25	5,84	4,53	4,92	4,28	4,64	4,27	5,31	4,23	5,72	4,90

	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j.M.	20j.M.
Jan.	276,13	276,52	275,45	274,41	274,31	274,54	273,65	275,33	274,16	275,12	274,96	275,06
Fbr.	4,95	3,16	6,50	1,85	6,49	5,51	3,32	6,66	0,80	1,92	4,12	4,83
Mrz.	4,77	3,44	3,44	4,09	4,19	6,10	5,67	4,65	4,53	4,08	4,50	4,74
Apr.	5,52	3,37	2,53	2,48	5,25	4,72	3,03	4,62	4,11	6,49	4,21	4,06
Mai	3,88	5,35	3,37	3,63	3,84	3,95	4,31	4,83	3,76	4,08	4,10	4,25
Juni	5,00	5,32	4,84	4,66	4,67	5,07	4,31	5,62	3,71	5,04	4,82	4,80
Juli	5,35	5,48	4,88	5,47	5,36	4,69	4,27	5,21	5,04	4,65	5,04	4,96
Aug.	4,42	5,16	8,23	5,27	5,38	4,70	5,30	5,90	5,79	4,43	5,16	4,86
Spt.	3,40	4,55	4,55	5,24	3,75	4,39	4,59	4,06	6,92	5,32	4,68	5,01
Oct.	4,29	4,72	7,29	5,29	5,28	4,64	2,00	5,37	4,25	3,82	4,69	5,16
Nov.	5,47	2,98	4,31	1,86	2,95	3,18	4,30	3,52	4,81	4,02	3,74	4,20
Dec.	7,01	3,42	6,22	7,20	3,72	6,47	3,05	8,05	9,16	5,51	5,98	5,44
Jahr	5,01	4,45	4,88	4,29	4,70	4,83	3,98	5,32	4,75	4,54	4,67	4,78

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j.M.	30j.M.
Jan.	274,45	275,06	275,27	274,59	276,21	275,84	274,43	274,21	273,18	274,08	274,73	274,95
Feb.	4,11	5,70	4,18	3,45	8,98	6,70	4,97	4,02	3611,86	6,02	4,80	4,82
Mz.	4,61	4,36	5,18	2,35	6,25	7,30	2,45	5,29	273,55	7,98	4,93	4,80
Apr.	3,61	2,81	2,86	3,16	2,64	3,80	2,37	4,25	3,36	5,24	3,41	3,84
Mai	3,33	5,04	5,24	6,11	5,39	2,92	3,98	3,19	2,93	3,26	4,14	4,21
Juni	4,97	5,67	4,93	4,98	5,80	4,44	5,25	2,93	3,22	3,95	4,61	4,74
Juli	5,16	5,58	5,61	6,45	6,17	3,93	2,93	4,22	4,87	4,61	4,95	4,96
Aug.	4,74	4,57	5,07	5,99	6,39	4,36	4,65	3,33	4,29	5,63	4,90	4,87
Spt.	5,31	5,06	5,49	6,08	5,71	5,19	5,06	3,93	4,10	6,93	5,28	4,77
Oct.	6,40	3,57	5,69	5,08	5,88	2,46	3,99	3,77	3,56	4,54	4,49	4,94
Nov.	4,56	6,40	6,63	5,88	5,76	4,14	2,65	2,45	5,71	2,59	4,67	4,36
Dec.	3,98	3,91	5,11	7,56	5,50	5,74	7,64	4,83	3,32	4,10	5,17	5,35
Jahr	4,60	4,81	5,10	5,14	5,89	4,73	4,20	3,87	3,50	4,91	4,67	4,74

Was von Seiten der Regierungen zur Einſchränkung des Miſsbrauchs geiſtiger Getränke geſchehen könnte, dürfte etwa in Folgendem beſtehen:

1. P. Frank hat wohl Recht, wenn er ſagt: „Es wäre lächerlich, in einem gemeinen Weſen Jeden zu Rede ſtellen zu wollen, der ſich in einer muntern Geſellſchaft einmal den Wein bis zu einer kleinen Berauſchung hätte ſchmecken laſſen, und der zu ſeiner Aufheiterung eben lieber dieſes wirkſame Mittel als den bittern Mohnſaft, womit der Türke ſeine Grillen vertreibt, hervorgeſucht hätte.“ Wenn Jeder, der nach der Ueberzeugung eines Polizeioffizianten einen Schoppen zu viel getrunken hat, und etwa auch auf der Straſe nicht immer die ganz gleiche Direktion beibehält, angehalten, für berauſcht angenommen und deſswegen beſtraft werden könnte, ſo müſte dies zu ſo vielen Albernheiten, Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten führen, daſs in der That die Geſetzgebung lächerlich werden, und als eine tyranniſche in Miſskredit kommen müſte. Sobald dagegen der Rauſch zu Störungen der öffentlichen Ordnung, zu Händeln, Gewaltthätigkeiten u. ſ. w. geführt hat, oder zum öffentlichen Spektakel, insbeſondere zum Aergerniſs der Jugend geworden iſt, da iſt der „Sauſgulden“ oder Gefängniſs am Platz. Vierfache Strafe ſollte den Beamten und den Arzt treffen, der ſich ſo weit vergiſst, einen Rauſch zur Schau zu tragen, und dadurch nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſein Amt und ſeinen Beruf ſchändet.

2. Eine gute Polizei muſs ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die habituellen Säufer richten. Wenn es ſich bloſs um das phyſiſche und moraliſche Wohl des Säufers ſelbſt handelte, ſo könnte es der Staat vielleicht bei öffentlichen Warnungen bewenden laſſen, allein es handelt ſich um das Glück ſeiner Familie, um die Nachkommenſchaft, es kommen ferner in Betracht das böſe Beiſpiel, die vielen durch die Trunkenheit veranlaſsten Verbrechen und Prozeſſe, kurz es handelt ſich um das Geſammtwohl des Staates; darum hat derſelbe auch das Recht und die Pflicht, gegen den habituellen Säufer einzuſchreiten aus Gründen des Nationalhaushaltes, der Sicherheitspolizei, der Medicinalpolizei und der Humanität. Ein habitueller Säufer ſollte behandelt werden als einer, der nicht sanae mentis iſt und ſeyn will; aus dieſem Grunde muſs er unter ſpecielle polizeiliche Aufſicht geſtellt werden, er kann wie ein Unmündiger oder

Tabelle XXXIX. Monatliche und jährliche barometrische Mittel.

Monate.	1825.	1826.	1827	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10j. Mitt.	
Januar	28"0,68"'	27"6,11"'	27"3,37"'	27"6,06"'	27"1,95"'	27"4,58"'	27"3,34"'	27"5,61"'	27"7,35"'	27"4,42"'	27"5,32"'	
Februar	7,18	6,64	5,00	3,74	5,97	4,42	4,94	6,01	2,82	7,52	5,39	
März	6,10	5,05	3,18	3,88	2,90	6,77	4,10	4,22	2,82	7,08	4,57	
April	5,26	5,02	4,80	3,78	1,50	3,86	3,87	4,64	3,06	5,64	4,13	
Mai	4,90	3,72	3,41	3,88	4,55	3,86	3,68	4,46	6,05	5,06	5,35	
Juni	5,00	6,37	4,33	3,40	4,72	3,67	4,31	4,14	4,20	5,30	4,80	
Juli	5,51	4,86	6,18	3,32	4,20	5,06	4,87	5,37	4,52	4,61	4,78	
August	4,80	5,42	4,84	4,47	4,64	4,36	4,20	4,99	4,05	4,00	4,57	
Septemb.	4,71	4,88	5,38	5.41	3,57	3,75	4,23	6,56	3,43	6,27	3,85	
October	5,52	5,02	3,74	6,45	5,09	7,41	5,77	6,79	4,07	5,52	5,50	
Novemb.	2,99	2,85	4,94	5,52	4,88	5,24	4,64	4,60	5,14	4,91	4,58	
Decemb.	1,57	4,93	5,35	6,82	5,53	1,82	4,63	5,68	3,53	8,02	4,77	
Im Jahr	5,10	5,06	4,54	4,90	4,12	4,67	4,39	5,25	4,25	5,71	4,88	

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10j. Mitt.	20j. Mitt.
Januar	27"6,56"'	27"6,50"'	27"5,37"'	27"4,32"'	27"4,37"'	27"5,22"'	27"3,62"'	27"5,14"'	27"5,45"'	27"3,89"'	27"5,04"'	27"5,18"'
Februar	4,61	3,21	6,41	1,66	6,13	5,34	3,38	6,76	0,90	1,97	4,04	4,71
März	4,81	3,02	3,54	3,74	4,06	6,17	5,61	4,79	4,42	3,73	4,39	4,49
April	5,59	3,31	2,37	2,34	5,14	4,64	2,96	4,24	4,22	6,51	4,13	4,13
Mai	3,74	5,15	3,72	3,17	3,54	4,01	4,34	4,59	3,64	4,05	3,99	4,67
Juni	4,98	5,34	4,82	4,52	4,63	5,25	4,21	5,75	3,60	5,04	4,81	4,80
Juli	5.50	5,53	4,68	5,37	5,34	4,61	4,16	5,11	5,02	4,51	4,98	4,88
August	4,56	5,28	5,23	5,17	5,20	4,68	5,39	5,80	5,67	4,23	5,12	4,84
Septemb.	4,35	4,15	4,56	5,07	3,98	4,19	4,54	3,96	6,93	5,34	4,71	4,78
October	4,10	4,86	7,26	5,12	5,15	4,40	1,83	5,21	4,06	3,92	4,59	5,04
Novemb.	5,53	2,84	4,34	1,81	2,88	3,01	4,38	3,44	4,75	4,07	3,70	4,14
Decemb.	6,74	3,33	5,96	6,93	3,56	5,96	3,10	8,07	9,62	5,39	5,87	5,32
Im Jahr	5,08	4,38	4,85	4,10	4,50	4,79	3,96	5,23	4,85	4,50	4,62	4,75

Fortsetzung von Tabelle XXXIX.

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10jähr. M.
Januar	27"3,17"'	27"5,00"'	27"5,25"'	27"4,66"'	27"5,95"'	27"6,42"'	27"4,34"'	27"4,11"'	27" 3,11"'	27"3,92"'	27"4,59"'
Februar	3,78	5,43	4,27	3,34	8,90	6,51	4,68	4,01	26 11,91	5,88	4,67
März	4,44	4,58	5,20	2,03	5,97	7,17	2,63	5,66	27 2,45	8,14	4,83
April	3,47	1,69	2,63	2,81	2,58	3,70	2,26	4,20	2,36	5,52	3,22
Mai	7,17	4,81	5,15	6,15	5,37	2,58	3,65	3,51	2,88	3,32	4,46
Juni	4,91	5,77	4,85	5,04	5,84	4,13	5,16	2,89	3,06	3,79	4,54
Juli	5,25	5,56	5,46	6,47	6,05	3,71	3,89	4,28	4,77	4,58	4,90
August	4,70	4,63	4,93	6,06	6,35	3,91	4,32	3,35	4,28	5,49	4,80
Septemb.	5,61	5,14	5,43	6,12	5,76	4,99	4,96	4,14	4,11	6,87	5,31
October	6,41	3,39	5,46	5,09	5,88	2,27	3,93	3,68	3,07	4,46	4,36
November	4,40	6,01	6,52	5,64	5,74	4,04	2,55	2,37	5,78	2,68	4,57
December	4,08	2,75	5,02	7,62	5,41	5,67	7,73	4,10	3,51	3,99	4,99
Jahr.	27 4,872	27 4,563	27 5,014	27 5,806	27 5,816	27 4,591	27 4,091	27 3,858	27 3,357	27 4,887	4,68

Tabellle XL. Barometrische Maxima.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10j.Mittel.
Januar	28"0,41"'	28"0,10"'	27"7,47"'	27"10,81"'	27"6,34"'	27"10,55"'	27"11,08"'	27"10,62"'	28"0,31"'	27"8,37"'	27"10,17"'
Februar	2711,82	2711,22	10,98	9,27	11,23	8,83	10,21	9,21	27 6,81	10,59	9,98
März	11,05	10,48	9,63	9,01	6,87	10,63	7,49	8,79	6,93	28 0,12	9,26
April	8,65	9,16	8,14	9,07	4,92	7,96	6,00	10,62	7,14	27 8,91	8,62
Mai	7,34	6,13	6,23	7,82	7,28	8,00	7,31	8,12	8,29	9,75	7,63
Juni	8,40	8,62	6,17	8,18	7,54	8,74	7,88	8,58	8,33	8,83	8,12
Juli	7,33	7,56	8,41	5,83	8,05	7,53	7,54	7,65	7,87	7,47	7,50
August	7,83	8,97	7,90	8,33	7,73	7,87	7,09	7,85	7,20	6,45	7,72
Septemb.	8,75	7,86	7,89	10,63	7,20	9,29	8,45	9,87	6,67	9,08	8,57
October	10,31	7,83	7,71	10,68	10,21	9,99	9,28	9,97	6,75	10,64	9,40
November	9,15	8,61	10,39	9,32	9,06	8,45	9,60	9,07	8,47	8,07	8,97
December	6,63	10,15	11,27	11,04	10,83	9,14	9,25	9,76	9,31	11,89	9,89
Im Jahr	28 0,41	28 0,09	11,27	2711,04	2711,23	2710,63	2711,08	2710,62	28 0,31	28 0,12	11,48
	6. Jan.	17. Jan.	26. Dec.	12. Dec.	2. Febr.	27. März.	1. Jan.	31. Jan. & Apr.	8. Jan.	27. März.	

Grösstes Maximum in den 10 Jahren 1825 bis 1834: Januar 1825.

Fortsetzung von Tabelle XL.

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10j. Mittel.	20j. Mittel.
Januar	28"0,75"'	28"0,48"'	27"10,26"'	27"8,85"'	27"10,93"'	27"11,51"'	27"10,51"'	27"9,10"'	27"10,82"'	27"11,41"'	27"10,86"'	27"10,51"'
Februar	2711,25	2711,16	11,41	8,61	11,78	11,71	7,51	11,20	7,61	7,56	9,98	9,98
März	9,40	10,33	7,51	10,05	9,18	11,51	11,34	10,19	9,34	9,96	10,88	10,07
April	10,78	6,68	6,06	7,88	9,01	8,48	7,80	8,06	7,35	10,39	8,25	8,48
Mai	7,03	9,41	6,76	6,53	7,48	9,24	8,90	7,52	7,82	8,94	7,96	7,79
Juni	8,04	8,84	7,30	7,10	8,73	8,10	8,58	8,02	6,27	7,79	7,87	7,99
Juli	7,82	9,05	6,93	7,92	7,65	8,47	7,25	8,31	8,95	8,81	8,12	7,81
August	8,13	8,58	7,53	8,23	7,99	7,30	9,52	9,85	8,56	9,45	8,51	8,11
September	7,46	8,97	7,67	9,83	8,00	7,24	7,63	8,30	9,66	9,70	8,41	8,49
October	8,16	10,27	28 0,24	8,98	6,73	10,99	8,52	10,56	9,57	8,04	9,40	9,40
November	8,05	8,81	27 8,90	8,92	7,60	10,41	11,08	11,08	8,39	9,85	9,31	9,64
December	10,26	9,00	10,32	10,97	9,65	28 0,88	7,44	10,80	28 0,07	9,42	10,28	10,08
Im Jahr	28 0,75	28 0,48	28 0,24	2710,97	2711,78	28 0,88	2711,34	2711,20	28 0,07	2711,41	11,91	
	2. Jan.	2. Jan.	14. Oct.	21. Dec.	8. Febr.	27. Dez.	11. März.	16. Febr.	22. Dec.	10. Jan.		

Grösstes Maximum in den 10 Jahren 1835 bis 1844: December 1840.

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. Mittel.
Januar	27"9,44"'	28"1,46"'	27"9,44"'	27"9,02"'	27"11,19"'	28" 0,64"'	27"9,39"'	27"8,85"'	27"8,35"'	28" 0,55"'	27"10,45"'
Februar	9,89	27 8,99	9,53	11,48	28 1,65	27 10,52	8,48	8,68	5,90	27 10,89	9,79
März	28 0,61	10,79	10,37	8,28	27 11,93	11,87	8,29	28 0,16	7,80	28 1,05	10,71
April	27 9,27	8,07	5,64	6,69	8,37	9,42	6,45	27 7,99	6,82	27 10,18	7,89
Mai	7,17	8,27	9,55	8,42	8,44	6,93	7,71	7,35	6,10	6,22	7,71
Juni	8,00	8,69	8,81	8,09	7,84	7,58	8,05	6,24	5,80	7,17	7,63
Juli	7,58	8,80	8,27	8,90	8,52	6,14	6,33	7,33	7,57	7,34	7,68
August	8,78	7,33	8,04	8,13	9,62	7,21	7,27	6,50	7,18	9,18	7,92
Septemb.	7,80	8,61	8,19	10,27	8,65	8,68	9,54	10,71	6,78	9,54	8,88
October	28 0,41	7,22	10,16	9,46	28 0,65	6,98	8,83	9,75	8,10	10,29	9,58
November	27 9,24	10,09	10,93	9,68	27 11,97	8,40	8,78	8,95	9,92	9,92	9,79
December	9,56	11,65	10,58	11,67	9,89	10,22	10,51	8,27	7,96	10,88	10,12
Jahr	28 0,61	28 1,46	27 10,93	27 11,67	28 1,65	28 0,64	27 10,51	28 0,16	27 9,92	28 1,05	12,06
	März	Januar	Novemb.	Decemb.	Februar	Januar	Decemb.	März	Novemb.	März	

Grösstes Maximum in den 10 Jahren 1845—54. Febr. 1849; in 30 Jahren Febr. 1849. 281,65.

Tabelle XLI. Barometrische Minima.

Monate	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10j. Mittel.	
Januar	27" 1,31'''	27" 0,47'''	26" 9,90'''	26"11,27'''	26" 8,45'''	26" 9,20'''	26" 9,40'''	26"11,55'''	26"11,40'''	26"10,02'''	26"10,73'''	
Febr.	26 11,19	3,13	11,43	7,98	10,43	11,07	9,63	11,98	7,61	27 4,63	11,27	
März	11,23	26 10,80	7,85	10,30	8,10	27 2,45	27 0,27	10,48	9,63	1,40	10,81	
April	11,00	10,23	10,94	10,26	8,83	26 11,82	26 9,06	9,97	8,96	0,48	10,32	
Mai	27 1,93	27 0,69	11,64	27 0,73	27 1,90	10,43	11,87	27 0,20	27 3,26	26 11,58	27 0,62	
Juni	0,20	2,76	27 2,23	1,87	26 11,50	11,22	27 0,23	26 11,45	26 11,91	27 0,87	0,62	
Juli	3,44	2,50	3,97	26 11,98	27 1,14	11,59	2,00	27 3,01	27 0,19	1,81	1,76	
Aug.	0,26	3,52	1,00	27 0,53	1,03	27 1,24	0,11	0,78	26 8,82	1,22	1,03	
Sept.	26 11,07	0,13	1,56	1,58	26 10,09	26 10,69	0,65	2,85	7,28	1,63	26 11,95	
Octob.	4,16	26 10,93	26 10,57	1,38	8,09	27 1,71	26 11,34	1,83	10,22	26 8,97	9,59	
Nov.	7,54	7,83	27 0,41	1,38	11,12	1,20	10,76	26 11,32	11,10	27 0,13	11,14	
Dec.	9,46	10,37	26 9,79	1,48	27 0,76	26 8,33	27 0,90	11,38	9,88	1,02	11,10	
Im Jahr	26 4,16	26 7,83	26 7,85	26 7,98	26 8,09	26 8,33	26 9,06	26 9,97	26 7,28	26 8,97	7,95	
	20. Octob.	14. Nov.	17. März.	22. Febr.	8. Octob.	29. Dec.	30. April.	30. April.	1. Sept.	27. Octob.		

Tiefstes Minimum in den 10 Jahren 1825 bis 1834. October 1825.

Monate	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10j. Mittel.	20j. Mittel.
Januar	26"11,46'''	26" 4,92'''	26"11,81'''	26" 8,05'''	27" 7,03'''	27" 0,15'''	26" 6,98'''	26" 9,49'''	26" 5,50'''	26"11,04'''	26"10,04'''	26"10,38'''
Febr.	9,20	7,86	10,80	5,74	0,54	26 8,84	10,00	9,22	4,63	5,78	6,48	7,67
März	10,14	8,79	11,85	8,84	26 10,56	27 2,30	9,43	10,24	10,18	10,83	10,52	10,66
April	10,02	11,04	7,92	10,52	27 1,39	26 11,97	10,71	10,96	8,98	27 3,01	9,85	10,08
Mai	27 0,32	9,46	10,55	11,36	26 11,06	10,47	27 0,24	27 1,35	11,90	26 10,99	11,37	11,99
Juni	0,84	27 1,92	27 3,32	27 0,51	27 0,55	27 1,76	26 11,11	2,83	27 0,49	27 1,25	27 1,25	27 0,98
Juli	3,88	0,66	1,63	2,61	1,93	1,70	11,60	2,44	26 11,06	1,36	1,49	1,62
Aug.	0,30	2,29	26 11,41	0,80	1,73	0,82	27 0,60	2,34	27 2,54	26 11,18	1,00	1,01
Sept.	0,30	26 11,82	10,38	26 11,74	26 9,20	26 9,33	1,80	26 11,82	0,85	27 2,28	26 11,75	26 11,85
Octob.	26 6,70	11,21	27 0,67	11,86	27 2,54	11,45	26 6,40	8,77	26 10,50	26 8,48	10,26	9,92
Nov.	27 0,67	8,52	26 11,01	8,68	26 10,54	9,02	7,00	8,79	11,93	8,41	9,66	10,35
Dec.	1,03	7,27	27 0,21	27 0,16	9,48	27 0,24	8,96	27 1,96	27 3,89	27 0,08	11,73	11,41
Im Jahr	26 6,70	26 4,92	26 7,92	[illegible] 5,74	26 9,20	26 8,84	26 6,40	26 8,77	26 4,63	26 5,78	6,89	7,42
	10. Octob.	30. Januar.	12. April.	26. Febr.	15. Sept.	4. Febr.	6. Octob.	19. Octob.	28. Febr.	26. Febr.		

Tiefstes Minimum in den 10 Jahren 1835 bis 1844. Februar 1843.

Fortsetzung von Tabelle XLI.

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10jähr. M.
Januar	26" 6,45'''	26"10,11'''	26"10,64'''	26"10,81'''	26" 9,24'''	26"10,65'''	26"10,89'''	26" 9,97'''	26" 8,86'''	26" 6,31'''	26" 9,39'''
Februar	11,17	27 3,11	11,00	7,02	27 2,58	8,04	6,93	9,23	5,58	10,12	9,88
März	11,06	26 10,56	9,82	6,41	26 11,13	9,99	10,01	11,46	9,30	27 3,91	10,56
April	7,01	8,09	6,65	9,14	10,51	27 0,50	9,33	11,50	11,28	26 9,85	9,59
Mai	27 0,02	10,78	27 1,90	10,30	27 1,90	26 10,17	11,45	10,74	10,62	10,70	11,56
Juni	26 11,85	27 0,53	1,88	27 1,05	2,04	27 0,08	27 1,00	10,80	27 0,02	27 0,17	27 0,34
Juli	27 2,09	1,12	1,78	26 11,67	2,00	0,90	8,08	27 1,19	1,33	1,97	1,71
August	1,61	2,20	0,88	27 3,25	4,27	0,87	26 11,74	26 11,36	1,03	1,31	1,45
Septemb.	1,44	26 11,86	0,75	0,80	26 10,33	26 11,92	27 1,40	11,50	26 11,03	3,69	0,47
October	0,36	10,12	26 11,76	26 10,47	10,90	8,55	26 8,40	8,96	9,82	26 10,71	26 10,20
November	1,12	10,24	10,30	10,52	8,76	7,94	10,27	7,60	11,56	6,50	9,68
December	5,26	4,72	6,74	27 1,04	8,76	9,31	27 3,31	10,90	6,22	5,25	8,55
Jahr	26 6,45	26 4,72	26 6,65	26 6,41	26 8,76	26 7,94	26 6,93	26 7,60	26 5,58	26 5,25	6,93
	Januar	Decemb.	April	März	Nov.Dec.	Novemb.	Februar	Novemb.	Februar	Decemb.	

Tiefstes Minimum in den 10 Jahren 1844—54. Dec. 1846; in 30 Jahren Oct. 1825. 26 4,16.

Tabelle XLII. Barometrische Monats- und Jahres-Differenzen.

Monate.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	10j. M.
Januar	11,10'''	11,63'''	9,57'''	11,54'''	9,89'''	13,35'''	13,68'''	10,07'''	12,91'''	10,35'''	11,346'''
Februar	12,63	8,09	11,55	13,29	12,80	9,76	12,58	9,23	11,20	5,96	10,546
März	11,82	11,68	13,78	10,71	8,77	8,18	7,22	10,31	9,30	10,72	10,268
April	9,65	10,93	9,20	10,81	8,09	7,87	8,94	12,65	10,18	8,46	9,677
Mai	5,41	5,44	6,59	7,09	5,38	9,57	7,50	7,92	5,03	10,13	7,006
Juni	8,20	5,86	3,94	6,31	8,04	9,52	7,65	9,13	8,42	7,96	7,494
Juli	3,89	5,06	4,44	5,85	6,91	7,94	5,54	4,64	7,68	5,66	5,739
August	7,57	5,45	6,90	7,80	6,70	6,63	6,98	7,07	10,38	5,23	7,065
September . . .	9,68	7,73	6,33	9,05	9,11	10,60	7,80	7,02	11,39	7,45	8,616
October	18,15	8,90	9,14	9,30	14,12	8,28	9,94	8,14	8,53	10,67	10,617
November . . .	13,61	12,78	9,98	7,94	9,94	7,25	11,43	9,76	9,37	7,94	10,000
December . . .	9,11	11,78	13,48	9,56	10,07	12,81	8,35	10,38	11,43	10,87	10,590
Im Jahr	20,25	16,27	15,42	15,06	15,14	15,73	14,02	12,65	17,03	15,15	15,672

Fortsetzung von Tabelle XLII.

Monate.	1835.	1836.	1837.	1838.	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.	10j. M.	20j. M.
Januar	13,29‴	19,46‴	10,45‴	12,80‴	15,90‴	11,36‴	15,53‴	11,61‴	11,32‴	12,37‴	13,41‴	12,38‴
Februar	14,05	15,30	12,61	14,87	11,24	14,87	9,51	13,98	14,89	13,78	13,52	12,03
März	9,26	13,54	7,66	13,21	10,62	9,21	13,91	11,95	11,16	11,13	11,16	10,71
April	12,76	7,64	11,14	9,36	7,62	8,51	9,09	9,10	11,37	7,38	9,40	9,54
Mai	6,71	11,95	8,12	7,17	8,42	10,77	8,66	6,17	7,92	9,95	4,58	7,79
Juni	7,20	6,92	3,98	6,59	8,18	6,34	9,47	5,19	5,78	6,54	6,62	7,05
Juli	3,93	8,39	5,30	5,33	5,72	6,77	7,65	5,87	9,89	7,45	6,63	6,19
August	7,83	6,29	8,12	7,43	6,26	6,48	8,92	7,51	6,02	10,27	7,51	7,28
September . . .	7,16	9,15	9,29	10,09	10,80	9,91	5,83	8,48	8,81	7,42	8,69	8,65
October	13,36	11,06	11,57	9,12	4,19	11,54	14,12	13,79	11,07	11,56	11,15	10,88
November . . .	7,38	12,29	9,89	12,24	9,06	13,49	16,08	14,29	8,46	13,44	11,66	10,85
December . . .	9,23	13,73	10,11	10,81	12,17	12,46	10,48	8,84	8,18	9,34	10,53	10,56
Im Jahr. . . .	18,05	19,56	16,32	17,23	14,58	16,04	16,94	14,43	19,44	17,63	17,02	16,35

Monate.	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.	1850.	1851.	1852.	1853.	1854.	10j.M.
Januar	14,99‴	15,35‴	10,80‴	10,21‴	13,95‴	13,79‴	10,50‴	8,88‴	11,69‴	18,24‴	12,84‴
Februar . . .	10,72	5,88	10,53	16,46	11,07	14,28	10,55	11,45	12,42	12,77	11,61
März	13,55	12,23	12,55	13,87	12,80	13,88	10,28	12,70	10,50	9,14	12,15
April	14,26	12,18	10,99	9,55	9,86	8,92	9,12	8,49	7,54	12,33	10,32
Mai	7,15	10,49	7,65	9,12	6,54	8,76	8,20	8,61	7,48	7,52	8,16
Juni	8,15	8,16	6,93	7,04	5,80	7,50	7,06	7,44	5,78	7,00	7,08
Juli	5,49	7,78	6,52	9,23	6,52	5,24	6,25	6,14	6,24	5,37	6,48
August	7,17	5,13	7,16	4,88	5,25	6,34	7,53	7,14	6,15	7,87	6,46
September . . .	6,36	8,81	7,44	9,47	10,32	8,78	8,14	11,21	7,75	5,85	8,41
October	12,05	3,39	10,40	10,99	13,75	10,43	12,43	12,79	10,28	11,58	10,81
November . . .	8,12	11,85	12,63	11,16	15,21	12,46	10,51	13,35	10,36	15,42	12,11
December . . .	16,30	18,93	15,82	10,63	13,13	12,91	7,20	9,37	13,74	17,63	13,57
Im Jahr . . .	18,61	20,74	16,28	17,26	16,89	16,70	15,68	16,56	16,34	19,85	17,49

Tabelle XLIII.

Monate.	Barom. 10 j. Mittel. 1825 bis 1834	1835 bis 1844	1845 bis 1854	30 jhr. Mittel.	Barom. 10j. Maxima. 1825 bis 1834	1835 bis 1844	1845 bis 1854	30 jahr. Mittel.	Barom. 10j. Minima. 1825 bis 1834	1835 bis 1844	1845 bis 1854	30 jahr. Mittel.	Bar. Differenzen. 1825 bis 1834	1835 bis 1844	1845 bis 1854	30jh. Mitt.
Januar	275,32	275,04	274,59	274,98	2710,17	2710,86	2710,45	2710,49	2610,73	2610,04	26 9,39	2610,05	11,35	13,41	12,84	12,53
Februar	5,39	4,04	4,67	4,70	9,98	9,98	9,79	9,92	11,27	6,48	9,88	9,21	10,55	13,52	11,61	11,89
März	4,57	4,39	4,83	4,59	9,26	10,88	10,71	10,28	10,81	10,52	10,56	10,63	10,27	11,16	12,15	11,19
April	4,13	4,13	3,22	3,83	8,62	8,25	7,89	8,25	10,32	9,85	9,59	9,92	9,68	9,40	10,32	12,13
Mai	5,35	3,99	4,46	4,60	7,63	7,96	7,71	7,77	27 0,62	11,37	11,56	11,85	7,00	4,58	8,16	6,58
Juni	4,80	4,81	4,54	4,72	8,12	7,87	7,63	7,87	0,62	27 1,25	27 0,34	27 0,74	7,49	6,62	7,08	7,06
Juli	4,78	4,98	4,90	4,89	7,50	8,12	7,68	7,43	1,76	1,49	1,71	1,65	5,74	6,63	6,48	6,28
August	4,57	5,12	4,80	4,83	7,72	8,51	7,92	8,05	1,03	1,00	1,45	1,16	7,06	7,51	6,46	7,01
Septemb.	4,85	4,71	5,31	4,96	8,57	8,41	8,88	8'34	2611,95	2611,75	0,47	0,06	8,62	8,69	8,41	8,57
October	5,50	4,59	4,36	4,82	9,40	9,40	9,58	9,46	9,59	10,26	2610,20	2610,02	10,62	11,15	10,81	10,86
Novemb.	4,58	3,70	4,57	5,25	8,97	9,31	9,79	9,36	11,14	9,66	9,68	10,16	10,00	11,66	12,11	11,26
Decemb.	4,77	5,87	4,99	5,21	9,89	10,28	10,12	10,09	11,10	11,73	8,55	10,46	10,59	10,53	13,57	11,56
Jahr	4,88	4,62	4,68	4,72	11,48	11,91	12,06	11,95	7,95	6,89	6,93	7,28	15,67	17,02	17,49	16,73

4) Die Windverhältnisse.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die Beobachtung der Strömungen der 8 Hauptwinde in den die Erdoberfläche unmittelbar berührenden Luftschichten wird an den in Sicht des Beobachtungsorts befindlichen Windfahnen angestellt. Die Lage des Beobachtungsorts in der höhern Gegend der Stadt mit breiten geraden Strassen und bis jetzt noch nicht sehr geschlossener Bauart lässt einen freien Durchstrich der in dem Thale herrschenden Winde zu. Die nachfolgenden Tabellen geben

1) Tab. XLIV. eine Uebersicht der zu den 3 Beobachtungszeiten 7U., 2U., 9U. und zwischen diesen beobachteten Windrichtungen nebst der Zahl der Windstillen und der windigen und stürmischen Tage. Die letzteren werden nach der bei den Beobachtungen zu Grunde gelegten Scala der Strömungen unterschieden, wobei die Ziffer 1 bei einer Windrichtung eine Strömung bedeutet, bei der die Zweige der Bäume bewegt werden, die Ziffer 2 eine Strömung, bei welcher ein Licht im Freien ausgelöscht wird, die Ziffer 3 einen geringern und die Ziffer 4 einen starken Sturm, welcher Bäume zerbricht, Dächer abhebt etc. Die Zahl der windigen Tage begreift demnach solche, an welchen eine Strömung von 1 und 2 der Scala, die Zahl der stürmischen Tage, an welchen die Ziffern 3 und 4 der Scala vorkamen.

2) Tabelle XLV. eine Uebersicht der Häufigkeit der 8 Hauptwinde in den Monaten nach den Durchschnitten der letzten 30 Jahre.

3) Tabelle XLVI. eine Uebersicht der Verhältnisse der nördlichen zu den südlichen und der östlichen zu den westlichen Windrichtungen, wobei je die ersteren zu 100 angenommen sind.

4) Tabelle XLVII. die mittlere arithmetische Windrichtung, wobei S = 360° W = 90°, N = 180°, O = 270° angenommen ist.

5) Tabelle XLVIII. Eine Uebersicht der Stärke der Strömungen.

Unter Stärke der Strömungen ist hier die Summe der die Scale der Strömungen, wie sie ad. 1) angegeben, bezeichnenden Zahlen verstanden.

Bem. Da die an den Windfahnen im Stuttgarter Thal ersichtlichen Windrichtungen wegen der eingeschlossenen Lage des Thals und seiner Richtung von SW—NO die herrschende Windrichtung nicht rein angeben, sondern z. B. die westlichen Windrichtungen, wie sie der Wolkenzug anzeigt, stets mit südwestlicher Richtung der Windfahnen,

der östliche Wolkenzug häufig mit nordöstlicher Richtung der Windfahne begleitet ist, so wurden die nach Lambert berechneten mittlere Windrichtungen und die nach Kämtz berechneten Windstärken in dieser Uebersicht weggelassen.

Tabelle XLIV.

Uebersicht der Windrichtungen.

Jahre.	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Windstille.	Wind. Tage.	Stürme.
1825	56	119	120	48	32	194	63	86	1	28	5
1826	127	152	315	66	57	187	93	96	1	11	27
1827	130	155	194	57	83	286	73	106	13	22	21
1828	111	120	171	111	82	257	153	88	12	22	14
1829	141	172	158	112	90	213	111	88		49	8
1830	167	130	137	84	94	271	82	103	22	34	4
1831	129	179	124	106	110	250	76	102	19	23	4
1832	132	205	136	127	106	187	65	120	20	28	2
1833	128	176	133	96	86	279	66	119	12	52	11
1834	119	200	192	68	97	204	60	118	27	58	9
10j. M.	124,0	160,8	160,8	87,5	83,7	232,8	84,2	102,6	12,7	32,7	10,5
1835	110	165	176	77	36	325	27	153	17	45	8
1836	95	104	106	60	84	346	69	125	19	57	4
1837	122	390	110	25	86	202	66	88	6	22	21
1838	127	397	95	30	92	230	44	77	3	30	7
1839	130	224	139	47	74	269	30	152	31	18	19
1840	135	203	152	110	48	275	37	113	25	34	11
1841	86	93	75	40	83	411	147	124	24	61	4
1842	86	250	199	39	65	285	56	110	4	53	16
1843	82	152	176	68	60	294	96	142	5	19	20
1844	106	184	174	93	110	264	104	110	7	7	24
10j. M.	107,9	216,2	140,2	58,9	74,8	290,1	76,6	119,4	14,1	34,6	13,4
20j. M.	115,9	193,5	154,1	73,2	79,2	261,4	75,9	111,0	13,4	33,6	11,9
1845	123	128	174	41	77	263	110	161	7	16	12
1846	146	144	165	71	112	226	106	122	7	46	14
1844	154	127	242	58	53	195	95	146	18	37	10
1848	128	157	167	56	100	269	76	136	9	78	10
1849	130	138	180	85	75	243	83	145	5	73	7
1850	129	157	139	48	89	152	121	155	5	81	3
1851	133	137	187	57	90	234	113	130	3	74	2
1852	126	134	219	60	96	275	59	132	11	78	9
1853	179	145	218	50	83	174	122	112	9	67	3
1854	132	117	195	38	85	207	144	172	4	66	6
10j. M.	138,0	138,4	188,6	56,4	86,0	223,8	102,9	141,1	7,8	61,6	7,5
30j. M.	123,3	171,8	167,8	72,4	83,0	239,3	87,7	118,2	11,3	42,6	10,0

Tabelle XLV. Häufigkeit der 8 Hauptwinde.

	Jahre.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.
N	1825—34	106	81	46	129	167	152	120	102	88	82	69	73
	1835—44	56	93	84	126	140	114	107	84	85	89	72	66
	1845—54	86	94	139	128	170	141	133	146	149	108	56	65
NO	1825—34	165	82	130	102	183	109	145	137	142	155	123	98
	1835—44	197	176	188	243	201	194	137	173	179	178	131	218
	1845—54	127	116	130	99	162	110	128	78	116	111	104	117
O	1825—34	167	141	152	109	178	129	112	89	192	199	121	141
	1835—44	105	127	117	127	137	77	69	128	164	95	93	172
	1845—54	226	102	152	147	140	119	114	156	192	125	176	198
SO	1825—34	119	60	57	76	39	60	62	53	56	94	110	93
	1835—44	58	40	34	44	47	41	14	42	45	60	73	76
	1845—54	89	29	51	42	36	39	39	32	41	31	68	59
S	1825—34	74	69	61	70	53	64	70	90	74	70	67	91
	1835—44	58	90	48	37	37	50	79	60	63	64	92	64
	1845—54	96	54	57	70	63	83	73	73	53	80	84	76
SW	1825—34	187	190	180	117	149	164	192	260	184	163	276	279
	1835—44	296	190	282	140	204	223	275	253	230	260	293	204
	1845—54	217	215	174	199	150	174	205	203	123	202	236	250
W	1825—34	36	47	87	89	77	95	100	90	52	81	69	59
	1835—44	50	55	61	55	42	71	88	69	45	57	38	46
	1845—54	41	111	69	77	64	108	93	114	113	103	54	76
NW	1825—34	58	65	113	110	74	110	121	98	101	64	68	74
	1835—44	96	68	83	117	133	126	143	119	84	98	92	57
	1845—54	62	106	147	146	140	128	142	117	122	112	109	87
Wind. Tage.	1825—34	53	44	74	75	91	88	108	98	52	48	54	68
	1835—44	87	60	106	90	92	92	98	71	54	61	67	44
	1845—54	56	58	62	60	65	66	48	50	50	48	45	60
Stürm. Tage.	1825—34	8	9	10	6	3	2	4	1		5	6	17
	1835—44	15	5	17	4	4		2	1		6	7	10
	1845—54	13	15	18	10	5	3	4	10	6		12	16
N	1825—54	8,23	8,93	8,97	12,77	15,90	13,57	12,00	11,07	10,73	9,30	6,57	6,80
NO		16,30	12,47	14,93	14,80	18,30	13,77	13,63	12,93	14,57	14,80	11,93	14,23
O		16,60	12,27	14,03	12,77	15,17	10,83	9,83	12,43	18,27	13,97	13,00	17,03
SO		8,87	4,30	4,73	5,40	4,07	4,67	3,83	4,23	4,73	6,17	8,37	7,60
S		7,60	7,10	5,53	5,90	5,10	6,57	7,40	7,43	7,07	7,13	8,10	7,70
SW		23,33	19,83	21,20	15,20	16,77	18,70	22,40	23,87	17,90	20,83	26,83	24,33
W		4,23	7,10	7,13	7,37	6,40	9,13	9,37	9,10	7,00	8,03	5,37	6,03
NW		7,20	7,97	11,43	12,43	11,57	12,13	13,53	11,13	10,23	9,13	8,97	7,27
Wd. T.		6,53	6,40	8,07	7,50	8,27	8,20	8,47	7,30	5,20	5,23	5,53	5,73
Str. T.		1,20	0,97	1,50	0,70	0,40	0,17	0,33	0,40	0,20	0,37	0,83	1,43

Geisteskranker ſein Vermögen nicht verwalten, keine gültigen Verträge abſchließen, vor Gericht kein Zeugniß ablegen, kein Amt bekleiden, er kann keine Schuld contrahiren, und namentlich werden die Schulden, die er in Wirthshäuſern macht, nicht bezahlt — das wirkſamſte Mittel, ihn vom Sauſen abzubringen. Schade, daß das Württembergiſche Geſetz über „Aſotie“ nicht überall und zeitiger angewendet wird, ſo lange der Säufer noch nicht ganz untergegangen, ſein Vermögen noch nicht verpraßt, ſeine Familie noch nicht zu Grunde gerichtet iſt. Würde ſich der Säufer beſſern, ſo müßte er wieder zu Ehren kommen können, er müßte öffentlich in ſeine bürgerlichen Rechte u. ſ. w. wieder eingeſetzt werden.

3. Da das größte Verderben vom Branntwein kommt, ſo muß der Staat hauptſächlich dafür ſorgen, daß die Branntweinluſt nicht überall ſo leicht befriedigt werden kann. Es iſt in dieſer Hinſicht zu tadeln, daß in den gemeinſten Schenken ohne alle Einſchränkung Branntwein jeder Art verkauft werden darf. Wir wollen für jetzt noch nicht verlangen, daß in keinem Wirthshaus mehr Branntwein verkauft werden ſolle; aber billig iſt das Verlangen, daß nirgends und unter keinen Umſtänden zu Errichtung eines bloßen Branntweinſchanks Conceſſion ertheilt werden ſollte; denn ſolche gemeine Winkelkneipen ſind die eigentlichen Erziehungshäuſer für die Schnapstrinker. Wenn man in den beſſeren Wirthshäuſern unſerer Städtchen und Dörfer wenig Schnaps trinken ſieht, ſo darf man daraus ja nicht ſchließen, daß überhaupt wenig getrunken werde: denn die Verehrer des Branntweins ſitzen eben in jenen Kneiplein unter Ihresgleichen. Solcher Kneiplein gibt es auch in dem kleinſten Orte gewöhnlich mehrere, und wenn dieſe Afterwirthe auch nicht gerade reich werden von dem Ruin ihrer Mitbürger, ſo ſchlagen ſie doch das an, daß ſie ſelbſt ihren Branntwein umſonſt haben. Caſper bezeichnet eben dieſe Schenkſtuben, deren es in Berlin keine kleine Zahl gibt, als „Anſtalten, die den Trunk im Volke immer mehr verbreiten und wahrhaft moraliſch verpeſtend wirken,“ und fragt: „Sollte es denn auſſer der Macht der Polizei ſtehen, wenn einmal höhere politiſche Rückſichten es verbieten, den Branntwein hoch zu beſteuern und dergleichen mehr, wenigſtens jene Schenkſtuben, die dem Volke den Trunk und mit ihm eine zahlloſe Reihe von Laſtern und Verbrechen einimpfen, zu unterdrücken?“ Gewiß nicht.

Tabelle XLVI. a. Verhältniss der nördl. zu den südl. Winden.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. Mitt.
Januar	1,00	0,53	0,98	2,00	1,23	0,45	2,03	1,26	0,50	2,90	1,29
Febr.	0,64	1,30	0,42	1,18	0,48	0,83	1,38	0,40	5,90	1,50	1,30
März	0,55	0,46	3,15	0,67	0,40	2,68	1,15	0,45	0,43	0,44	1,04
April	0,62	1,03	1,32	1,38	1,79	1,53	0,48	0,84	1,02	0,20	1,02
Mai	0,48	0,22	1,86	0,83	0,20	0,95	0,73	0,72	0,34	0,46	0,68
Juni	0,42	0,27	0,48	0,72	0,74	1,46	0,62	1,00	1,51	0,91	0,81
Juli	2,98	1,58	0,39	2,77	3,47	0,56	1,30	0,30	0,56	0,77	1,47
Aug.	0,92	1,10	0,97	1,14	2,65	0,95	0,73	1,40	0 66	1,68	1,22
Sept.	1,52	1,04	0,70	1,32	1,48	1,63	0,54	0,68	0,75	0,85	1,05
Oct.	0,97	1,13	1,64	1,38	0,90	0,17	1,75	0,94	1,95	1,00	1,18
Nov.	2,36	1,00	1,83	1,80	1,26	2,52	2,84	2.25	2,19	0,82	1,89
Dec.	2,26	1,75	1,68	3,54	0,93	2,03	2,66	2,00	4,85	0,64	2,23
Jahr	1,22	0,95	1,28	1,56	1,30	1,31	1,35	1,02	1,72	1,01	1,04

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. Mitt.
Januar	1,84	1,88	0,86	11,63	0,99	2,25	2,50	0,45	5,66	2,00	3,00
Febr.	2,50	0,93	1,06	0,50	0,67	0,53	0,44	2,75	1,12	2,13	1,26
März	0,90	5,46	0,41	1,04	0,88	0,17	1,53	2,23	0,92	1,68	1,52
April	1,67	0,41	0,35	0,79	0,30	0,37	0,36	0,23	0,94	0,29	0,57
Mai	1.03	0,17	0,40	0,56	0,52	1,11	1,24	0,65	1,45	0,18	0,73
Juni	0,38	2,06	0,32	0,20	0,97	0,73	0,70	0,44	0,80	1,36	0,80
Juli	0,36	0,78	0,74	0,44	1,56	1,82	2,54	1.12	0,55	1,03	1,09
Aug.	0,44	0,90	0,45	1,03	0,84	0,63	2,45	1,00	0,70	1,82	1,03
Sept.	4,25	2,14	0,37	0,34	2,04	1,84	3,14	1,32	0,19	0,40	1,58
Oct.	2,43	0,93	0,71	0,66	0,22	0,78	4,46	0,70	2,43	1,11	1,44
Nov.	1,01	2,93	0,76	1,09	0,53	2,52	3,53	0,97	2,04	3,73	1,90
Dec.	0,40	2,36	0,53	0,56	1,11	1,03	5,18	1,34	2,04	0,35	1,49
Jahr	1,02	1,46	0,52	0,58	0,77	0,96	2,11	0,87	1,14	1,03	0,95

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. Mitt.	30j. Mitt.
Januar	1,14	3,57	1,50	0,11	2,45	0,42	3,43	2,12	3,64	3,70	2,21	2,17
Febr.	0,24	0,93	0,90	2,00	0,90	2,87	0,60	0,90	0,59	0,55	1,05	1,20
März	0,43	1,58	0,48	1,76	0,42	0,20	5,00	0,29	0,46	0,44	1,10	1,22
April	0,72	0,75	2,00	2,17	0,92	1,64	0,45	0,19	0,92	0,46	1,02	0,87
Mai	1,06	0,25	0,62	0,11	1,21	0,68	0,26	0,78	0,60	0,54	0,61	0,67
Juni	0,93	0,35	0,15	1,28	0,81	0,58	0,83	1,20	0,67	0,96	0,78	0,80
Juli	1,03	1,48	0,23	0,69	0,78	0,95	1,58	0,41	0,46	0,87	0,85	1,14
Aug.	1,95	0,94	0,35	1,43	0,66	1,30	0,30	1,65	0,49	0,81	0,99	1,08
Sept.	0,58	0,76	0,88	0,19	0,92	0,54	0,32	1,03	0,60	0,36	0,62	1,07
Oct.	0,66	2,16	0,52	0,65	1,92	0,76	1,02	1,46	0,46	1,34	1,09	1,24
Nov.	0,56	2,08	0,91	1,82	1,82	2,50	1,70	3,37	0,10	0,77	1,57	1,79
Dec.	3,41	0,87	1,20	6,00	9,75	1,28	0,83	5,90	0,77	1,02	3,10	1,94
Jahr	1,06	1,31	0,81	1,52	1,88	1,15	1,36	1,53	0,81	0,99	1,25	1,29

Tabelle XLVI. b. Verhältniss der östl. zu den westl. Winden.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. M.
Januar	2,65	0,02	2,30	0,78	0,46	0,17	0,28	0,38	0,29	8,71	1,60
Febr.	0,74	0,95	0,33	0,73	1,14	1,45	1,57	0,17	4,83	0,37	1,23
März	0,37	0,63	0,50	4,00	0,22	2,04	2,04	1,00	0,56	1,00	2,14
April	0,15	2,26	0,51	3,43	3,31	1,53	0,50	0,34	1,24	0,79	1,40
Mai	1,30	0,57	1,00	1,04	1,11	1,00	0,71	0,18	0,16	0,56	0,76
Juni	0,68	0,46	0,94	1,60	1,32	3,36	2,36	0,19	1,14	1,16	1,32
Juli	0,70	1,07	0,86	3,62	2,00	1,08	1,48	0,17	1,81	0,68	1,35
Aug.	1,85	0,56	1,77	2,70	2,83	2,40	1,10	2,41	2,95	0,73	1,93
Sept.	1,18	0,71	0,23	0,66	2,15	2,45	0,60	0,89	1,67	0,47	1,10
Octob.	1,02	0,71	0,71	0,64	1,19	0,65	0,36	0,64	0,37	0,93	0,72
Nov.	4,64	0,82	2,40	0,65	0,81	1,22	6,00	0,54	1,31	0,33	1,27
Dec.	0,97	1,10	1,95	1,10	0,15	1,32	1,45	1,00	14,80	1,18	2,50
Jahr	1,35	0,82	1,12	1,74	1,40	1,56	1,04	0,66	2,60	1,41	1,00

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.
Januar	0,84	2,11	0,65	11,70	4,82	1,20	4,38	0,91	3,82	1,45	3,48
Febr.	12,80	1,29	0,81	0,46	1,03	0,44	0,37	0,42	0,66	4,40	2,27
März	1,32	3,20	0,92	0,97	0,63	0,87	2,10	4,06	0,30	2,52	1,69
April	1,42	2,78	0,70	0,89	0,49	0,14	1,76	0,15	2,07	0,28	1,07
Mai	1,55	0,44	1,41	0,34	0,76	2,00	1,64	0,62	1,93	0,50	1,11
Juni	0,45	1,63	0,46	1,51	0,91	1,57	7,11	0,97	2,84	2,18	1,96
Juli	0,55	2,52	0,71	1,08	5,00	4,33	9,00	1,87	3,19	7,22	3,55
Aug.	1,68	1,10	0,34	1,55	2,21	0,79	5,00	0,27	0,75	5,07	1,88
Sept.	1,24	2,29	0,29	0,29	1,55	2,09	1,80	1,09	0,50	0,36	1,15
Octob.	3,77	0,54	0,68	1,03	0,34	1,45	9,37	1,33	2,65	1,66	2,28
Nov.	0,64	3,23	2,36	1,03	0,55	1,06	9,66	1,26	1,31	1,80	2,29
Dec.	0,48	1,54	0,25	0,50	2,50	0,05	7,50	1,26	0,77	0,07	1,49
Jahr	1,20	2,00	0,68	0,67	1,10	0,91	3,28	0,92	1,34	1,20	1,14

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	30j. M.
Januar	0,40	0,91	0,46	0,34	1,31	0,51	0,30	2,13	1,70	0,67	0,87	1,88
Febr.	0,96	3,43	1,84	1,79	2,73	3,33	0,31	8,14	1,07	4,08	2,77	2,07
März	1,21	2,68	0,69	2,09	1,76	1,70	3,43	0,24	0,57	1,10	1,52	1,78
April	0,92	2.57	13,40	2,21	1,46	1,16	1,73	0,27	0,39	0,42	2,48	1,65
Mai	2,83	1,54	1,09	0,25	0,76	1,09	1,48	0,97	0,63	1,32	1,19	1,02
Juni	1,31	0,42	1,60	2,94	1,09	1,05	1,60	4,63	1,50	2,00	1,81	1,70
Juli	1,92	1,44	1,06	2,69	1,14	2,63	3,78	0,58	3,20	1,02	1,95	1,95
Aug.	3,05	0,55	0,70	7,11	1,46	2,45	1,59	1,73	1,09	2,33	2,20	2,00
Sept.	1,27	0,47	3,50	0,90	0,65	0,90	1,05	1,16	0,94	0,69	1,15	1,13
Octob.	1,61	1,77	0,59	0,80	1,15	3,50	1,39	1,37	1,10	2,08	1,54	1,51
Nov.	0,40	0,65	0,46	3,69	0,69	5,58	2,81	1,08	0,28	1,32	1,70	1,75
Dec.	80,00	2,16	0,25	0,41	1,25	0,66	0,69	2,00	0,26	10,66	9,83	4,57
Jahr	7,79	1,55	2,14	2,10	1,28	2,05	1,68	2,02	1,06	2,31	2,41	1,95

Tabelle XLVII. Mittlere arithmetrische Windrichtung.

Monate.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. M.
Januar	158	258	142	159	219	232	250	215	231	139	200
Februar	185	172	207	213	178	185	168	213	128	220	187
März	205	171	101	167	230	160	157	184	212	199	179
April	168	154	180	147	145	171	207	231	160	179	174
Mai	172	197	189	172	202	187	194	170	219	171	187
Juni	173	209	163	162	179	169	152	186	186	186	176
Juli	193	184	205	146	160	191	184	169	142	213	179
August	151	203	153	149	157	156	175	149	157	197	167
Sept.	176	187	227	192	175	163	211	179	166	207	188
October	140	206	201	210	157	182	238	196	228	179	194
Novemb.	113	183	150	200	185	166	118	215	183	214	173
Decemb.	168	178	145	171	240	170	180	209	177	168	171
Jahr	167	192	172	174	186	178	186	193	174	198	182

Monate.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.
Januar	149	131	156	225	147	168	112	142	118	171	137
Februar	107	168	180	196	200	183	198	223	206	177	173
März	171	120	161	180	193	187	119	110	217	149	144
April	186	163	186	134	155	224	154	330	155	208	171
Mai	167	202	197	222	141	138	151	187	128	198	156
Juni	203	151	205	201	170	155	147	164	151	158	170
Juli	176	162	199	185	144	139	113	155	133	116	152
August	148	176	209	169	153	163	114	233	192	126	153
Sept.	156	147	204	201	179	127	151	153	204	223	159
October	111	190	146	162	194	158	101	163	147	189	156
Novemb.	174	143	141	170	187	189	137	170	182	151	164
Decemb.	189	146	196	186	126	227	169	136	206	208	179
Jahr	161	158	181	186	166	155	139	180	170	173	167

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	20j. M.
Januar	187	180	206	214	195	177	228	170	182	205	194	177
Februar	178	168	135	139	140	137	219	145	181	140	159	173
März	170	155	196	174	156	168	147	217	201	181	176	166
April	183	160	95	184	183	197	171	212	128	214	173	173
Mai	168	163	179	216	198	197	172	160	181	162	180	174
Juni	176	193	165	155	190	185	167	175	190	150	175	174
Juli	136	188	183	151	168	138	172	175	162	178	165	165
August	145	213	200	127	174	152	172	176	177	162	170	160
Sept.	174	227	132	183	187	194	182	187	178	187	183	177
October	159	206	191	199	171	157	162	167	175	162	175	175
Novemb.	192	161	218	155	209	136	130	193	222	197	181	173
Decemb.	99	142	230	222	178	196	197	161	216	163	180	177
Jahr	164	180	177	176	179	170	176	178	183	175	177	175

Tabelle XLVIII. Stärke der Strömung.

Monate.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. M.
Januar	17	7	38	18	17	4	7	6	9	55	17,8
Februar	25	14	28	11	7	13	25	4	23	8	15,8
März	14	30	67	36	8	40	31	18	17	28	28,9
April	27	27	3	18	21	10	6	13	21	25	17,1
Mai	30	21	21	15	22	7	13	10	16	18	17,3
Juni	19	14	6	18	21	10	15	16	12	24	15,5
Juli	15	10	16	20	22	38	6	30	23	15	19,5
August	17	5	18	23	36	16	6	9	29	14	17,3
Sept.	17	11	9	5	8	4	1	5	27	5	9,2
October	11	5	15	24	26	18	2	2	3	32	13,8
Novemb.	33	12	9	2	12	4	32	17	18	10	14,9
Decemb.	5	7	13	20	10	24	9	28	79	12	20,5
Jahr	230	163	243	210	210	188	153	158	277	246	207,8

Monate.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.
Januar	20	38	23	3	34	39	24	5	57	23	26,6
Februar	38	21	12	18	15	8	6	9	13	22	16,2
März	41	55	13	10	17	20	16	86	38	32	32,8
April	31	18	16	25	14	9	6	34	26	6	18,5
Mai	18	17	18	28	7	22	33	25	16	9	19,2
Juni	23	13	14	8	13	16	27	27	13	15	16,9
Juli	24	25	16	8	14	11	55	28	15	11	20,7
August	14	9	9	20	6	20	11	12	5	10	11,6
Sept.	8	16	7	12	11	15	9	10	2	2	9,2
October	12	9	4	22	5	11	28	15	27	15	14,8
Novemb.	18	31	19	7	4	22	18	13	19	17	16,8
Decemb.	11	41	11	3	26	5	24	11	11	4	14,7
Jahr	258	293	162	154	166	198	257	275	142	166	207,1

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	30j. M.
Januar	5	21	3	11	26	15	8	15	15	10	12,9	19,1
Februar	9	7	23	31	21	31	7	43	7	23	20,5	17,5
März	11	22	7	26	17	19	41	15	10	5	17,3	26,4
April	3	20	15	18	4	13	5	22	12	28	14,0	16,5
Mai	5	7	11	14	11	15	15	10	16	8	11,2	15,9
Juni	4	8	13	8	4	12	22	17	14	15	11,7	14,4
Juli	11	7	5	8	16	9	9	6	4	0	7,5	15,9
August	8	12	3	22	6	16	9	6	9	11	10,2	13,0
Sept.	9	5	13	6	10	6	7	8	16	15	9,5	9,3
October	3	1	11	11	22	8	7	19	10	26	11,8	13,5
Novemb.	10	6	3	37	8	21	16	10	4	14	12,7	14,8
Decemb.	41	18	8	16	29	33	3	20	11	46	21,6	18,9
Jahr	119	134	115	211	163	198	149	191	118	201	159,9	191,6

b) Von den Beobachtungsorten.

Vor den durch ihre hohe und freie Lage für die Windbeobachtung geeigneteren Stationen: Hohenheim, Schopfloch, Freudenstadt, Schwenningen und Issny geben wir aus der Reihe von Jahren, seitdem Beobachter daselbst stationirt waren, die nachfolgende Uebersicht über die Zahl der beobachteten 8 Hauptwinde in Tabelle XLIX.

Tabelle XLIX. Windverhältnisse.

Hohenheim.

Jahre.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Wd.	Strm.
1838	66	105	172	71	27	274	51	329		17
1839	24	99	199	67	16	248	231	211		18
1840	21	77	232	94	19	250	213	192	106	16
1841	25	52	67	164	10	403	173	201	77	12
1842	39	185	65	178	17	236	87	279	93	10
1843	18	79	70	220	8	384	77	339	100	15
1844	40	117	35	210	6	269	76	349	98	20
1845	16	77	11	225	2	276	59	428	79	13
1846	14	144	24	186	5	281	25	416	80	11
1847	6	124	15	236	2	200	17	495	77	4
1848	9	120	10	246	7	267	9	430	86	6
1849	1	177	28	235	1	212	8	433	99	10
1850	2	165	9	189		161	6	563	100	6
1851	19	126	28	193	8	211	31	479	90	4
1852	23	129	45	180	19	292	38	372	102	7
1853	63	126	30	223	3	162	26	462	96	3
1854	60	116	60	163	9	203	46	438	97	6

Schopfloch.

1841	25	52	67	164	10	403	173	201	77	12
1842	39	185	65	178	17	236	87	279	93	10
1843	66	55	228	59	75	242	282	86	231	59
1844	85	83	215	71	62	272	228	82	209	82
1845	67	95	163	73	65	305	219	108	304	18
1846	96	98	169	85	68	308	175	96	327	16
1847	89	95	150	97	74	263	195	132	319	22
1848	63	118	161	88	57	355	160	96	332	42
1849	74	99	151	89	84	295	191	169	349	23
1850	90	110	149	68	48	319	193	118	344	20
1851	97	112	114	58	93	334	209	78	352	30
1852	94	107	164	28	34	322	1	74	336	6
1853	84	95	187	110	96	290	130	103	346	18
1854	96	90	149	60	89	303	209	99	351	26

Freudenstadt (die Beob. von Morgen und Mittag).

1839	18	8	306	3	24	1	713			22
1847	17	119	235	38	21	295	339	28	3	25
1848	6	22	50	29	6	43	170	41		30
1849	22	29	264	61	14	86	491	81	10	8
1851	7	12	349	9	4	3	700	15	6	21
1852		125	291	17	6	260	384	15		
1853	57	153	274	40	20	202	256	92		
1854	18	26	301	59	13	30	405	252		

Schwenningen.

Jahre.	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	Wd.	Strm
1827	29	151	103	32	34	159	378	215		
1834	188	175	82	20	255	155	127	91		
1835	234	82	78	31	291	144	138	97		
1836	252	72	39	13	379	131	155	59		
1837	306	69	88	32	265	101	119	114		
1838	134	107	145	48	236	110	211	104		19
1839	170	91	124	24	276	130	197	93		25
1840	185	87	136	14	264	127	207	77	214	32
1844	94	115	63	18	32	452	208	116	74	23
1845	78	97	21	41	170	345	215	128	102	45
1846	88	70	45	93	254	190	200	125	102	33
1847	88	74	47	95	164	253	217	157	77	20
1848	77	71	70	84	195	367	169	95	73	9
1849	88	92	49	62	142	312	239	111	183	6
1850	107	108	71	47	119	264	264	115	100	9
1851	97	115	66	49	136	287	235	110	180	5
Isny (von Morgen und Mittag).										
1834	40	84	193	37	67	204	96	11		
1835	35	48	188	55	97	177	108	25		
1836	51	40	126	56	112	239	96	21		
1837	41	55	139	74	104	227	73	18		
1838	29	59	166	86	102	204	64	18		15
1839	38	68	300	64	133	308	161	23		11
1840	28	60	223	62	92	206	49	10		
1841	19	37	162	76	91	269	54	15	113	35
1842	22	49	151	89	135	217	54	13	110	15
1843	19	29	89	67	170	286	69	7	101	28
1844	33	42	164	73	106	217	77	20	92	23
1845	37	37	227	61	47	249	50	22	93	28
1846	42	50	341	30	53	178	33	3	84	22
1847	10	70	359	27	40	161	47	6	93	23
1848	20	99	311	21	43	173	46	9	173	32
1849	8	65	355	22	45	198	29	8	196	23
1850	19	201	268	31	81	183	39	8	195	21
1851	25	107	297	28	73	181	16	3	203	18
1852	30	79	354	25	42	155	44	3	210	35
1853	27	118	295	17	36	195	34	8	216	26
1854	19	65	309	23	57	213	40	4	229	20

5) Die wässrigen Niederschläge.

a) Stuttgarter Beobachtungen.

Das meteorische Wasser wird an einem Blechgefäss mit Aufsatz von 1 pas. □Fuss Oeffnung nach jedem Niederschlag mittelst calibrirten Messgefässen gemessen. Die nachfolgenden Tabellen geben

1) Tabelle L die Uebersicht des monatlichen und jährlichen Ergebnisses von 1825—54; die beigesetzte Zahl rechts bezeichnet das in der Hauptzahl begriffene Schneewasser;

2) Tabelle LI die Zahl der Tage, an welchen meteorisches Wasser fiel; die beigesetzte Zahl bezeichnet die Zahl der Schneetage;

3) Tabelle LII die mittlern Regenmengen in 24 Stunden in den einzelnen Monaten und Jahren von 1825—54;

4) Tabelle LIII die grössten Regenmengen in 24 Stunden aus den Monaten und Jahren 1825—54. (Die beigesetzte Zahl bezeichnet das Monatsdatum.)

Tabelle L. Meteorisches Wasser zu Stuttgart in par. Cub.-Zollen.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830
Jan.	140,4. 55,5	54,5. 0,5	357,0.166,0	115,2. 5,30	161,6. 78,4	40,8. 40,3
Fbr.	136,9.113,6	120,3. 3,0	133,4.116,0	271,8.271,3	134,2.100,0	131,4. 47,4
Mz.	150,3. 55,4	80,5. 30,1	383,3. 96,1	285,4. 21,2	352,0. 14,9	137,8. 21,0
Apr.	93,9	142,0. 27,0	222,7. 20,8	252,1. 20,8	175,8	425,0. 12,0
Mai	291,8	244,0	352,3	193,9	190,0	291,8
Juni	594,4	284,0	662,4	256,8	395,3	848,3
Juli	83,5	807,1	142,1	249,9	346,0	368,8
Aug.	323,5	107,0	428,0	351,6	376,0	470,0
Spt.	669,5	268,1	256,8	211,6	627,0	327,3
Oct.	256,2. 14,0	146,3	327,3	151,9. 1,5	226,0	138,7
Nov.	335,8. 1,0	234,9. 41,8	385,1. 71,2	103,7. 33,2	332,7. 63,8	147,2. 2,0
Dec.	355,8. 56,0	204,6. 63,8	346,6	158,8. 27,2	59,7. 59,7	144,5. 61,5
Jahr	3432,0	2692,3	3997,0	2602,2	3336,2	3471,6
Höhe	23,83″	18,70″	27,75″	18,07″	23,16″	23,96″

Mon.	1831	1832	1833	1834	10jähriges Mittel in CZ.	Höhe.
Jan.	115,8. 75,3	119,5. 25,5	44,6. 23,5	147,9. 12,5	129,63	0,90″
Fbr.	215,5. 63,5	22,9. 16,0	249,2. 57,5	52,8. 3,0	166,79	1,15″
Mrz.	339,9.113,0	187,6. 61,0	251,8. 55,0	80,7. 44,1	224,93	1,56″
Apr.	468,1	84,4	292,1. 32,5	51,0	216,71	1,50″
Mai	363,8	208,4	228,9	109,3	247,33	1,71″
Juni	655,5	478,9	333,0	378,1	488,67	3,39″
Juli	111,8	183,6	640,4	248,9	348,21	2,41″
Aug.	433,5	291,6	415,2	246,3	344,27	2,39″
Spt.	334,0	89,2	710,5	89,2	364,32	2,53″
Oct.	27,1	89,5	95,2	380,1. 23,0	183,83	1,27″
Nov.	513,1.205,0	309,0. 21,5	220,2. 10,5	52,8. 2,5	263,45	1,82″
Dec.	79,5. 18,1	351,3. 18,0	708,4. 31,5	146,6.114,5	157,38	1,78″
Jahr	3957,6	2615,9	4188,6	1912,7	3223,52	
Höhe	27,47″	18,16″	29,08″	13,28″	22,39″	

Mon.	1835.	1836	1837	1838	1839	1840
Jan.	174,1. 79,5	319,8.143,8	125,0. 68,0	230,0. 85,2	340,7.288,0	252,6. 54,3
Fbr.	342,0.143,8	216,1. 97,3	98,4. 54,1	221,6.150,1	199,7.121,6	128,3. 0,3
Mrz.	284,0. 31,0	180,9.	265,0.159,5	277,0. 73,8	231,7. 76,8	156,2.119,5
Apr.	138,3. 25,0	221,0. 56,4	448,1.305,5	84,8. 40,2	147,1. 22,6	9,1
Mai	448,9	231,5	467,4	433,8	515,6	334,5
Juni	56,3	424,1	302,8	595,6	206,2	524,8
Juli	174,5	167,3	165,8	121,0	356,6	501,4
Aug.	333,7	310,5	454,9	502,6	223,8	138,6
Spt.	178,8	409,8 1	505,1	141,4	302,3	331,0
Oct.	151,8	120,0. 87,5	189,1	203,0	164,8. 42,5	246,9
Nov.	313,5.127,0	180,7. 76,0	384,2.149,8	385,3. 6,0	114,9. 3,5	407,1
Dec.	82,5. 73,5	209,7.117,0	161,0. 19,5	141,1. 76,3	482,7.118,5	63,8. 35,8
Jahr	2908,4	3582,7	3746,8	3137,2	3288,1	3094,3
Höhe	20,75″	24,88″	26,20″	21,78″	22,82″	21,47″

Fortsetzung von Tabelle I.

Mon.	1841	1842	1843	1844	10jähriges Mittel in CZ.	Höhe.
Jan.	248,5.124,0	108,3.101,0	373,0.101,5	255,7.150,2	241,77	1,67″
Fbr.	58,9. 53,0	11,1. 1,0	153,7. 38,5	212,0. 73,3	164,21	1,14″
Mrz.	85,2. 13,5	220,8. 27,0	122,2. 98,5	240,0.122,2	200,30	1,39″
Apr.	104,0. 26,0	166,3. 39,2	444,0. 14,0	141,8	190,45	1,32″
Mai	196,0	227,5	578,1	366,1	373,94	2,60″
Juni	621,9	115,2	344,5	138,3	332,97	2,25″
Juli	352,0	299,6	369,4	669,2	347,68	2,41″
Aug.	312,4	286,2	309,7	430,1	330,24	2,80″
Spt.	449,1	277,4	118,2	438,7	313,58	2,19″
Oct.	283,9	76,6	310,0	287,3	313,34	1,49″
Nov.	277,8. 55,9	289,2. 57,0	179,9. 50,7	185,2. 55,0	301,18	2,09″
Dec.	256,9. 35,3	66,5. 66,5	111,5	105,7. 10,0	199,14	1,38″
Jahr	3246,6	2144,7	3414,2	3470,1	3208,11	22,97″
Höhe	22,54″	14,89″	23,71″	23,40″		

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850
Jan.	96,4. 8,4	183,3. 9,6	127,3.106,3	40,0. 30,5	329,5.153,7	256,7.209,7
Fbr.	245,1.177,5	237,0. 84,5	319,5.181,5	314,5. 77,9	97,4. 30,7	354,3. 69,5
Mrz.	321,2.250,2	371,3. 3,4	138,5. 95,2	204,7.138,2	269,3.218,6	80,5. 77,8
Apr.	251,2	264,5	348,8.136,0	406,6	214,2.118,0	287,6
Mai	407,8	254,7	223,7	161,8	367,3	322,8
Juni	733,0	90,4	296,1	487,5	222,3	507,5
Juli	435,1	339,8	506,0	290,8	345,4	451,4
Aug.	298,2	471,0	742,7	209,3	385,9	650,7
Spt.	397,5	110,2	273,4	284,7	92,2	149,2
Oct.	178,2	242,4	190,1	354,4	351,6	362,3. 19,0
Nov.	128,3. 6,7	369,2. 91,5	89,2. 1,6	351,9.147,0	231,8.176,0	238,7
Dec.	325,6. 36,0	325,1.257,6	86,6. 33,3	120,0. 13,5	238,2.136,2	240,1. 16,0
Jahr	3818,1	3160,9	3370,9	3226,2	3323,1	3901,8
Höhe	26,51″	21,95″	23,41″	22,40″	23,07″	27,79″

Mon.	1851	1852	1853	1854	10jähriges Mittel in CZ.	Höhe.
Jan.	113,8. 0,8	143,5. 22,0	149,9. 17,0	91,9. 46,2	153,23	1,06″
Fbr.	111,0. 32,5	223,9.108,2	145,4.130,4	216,7.111,9	226,48	1,57″
Mrz.	296,1. 65,3	82,9. 78,9	134,5. 96,3	61,1. 5,2	276,01	1,91″
Apr.	472,0	73,0. 50,7	439,7. 35,0	249,8. 3,8	324,14	2,26″
Mai	398,2	428,0. 2,9	145,2	370,3	307,98	2,14″
Juni	219,4	457,8	548,4	432,4	419,48	2,91″
Juli	729,6	575,7	356,6	465,9	449,63	3,12″
Aug.	1009,4	779,2	214,8	200,7	496,18	3,44″
Spt.	727,9	330,4	200,0	57,6	262,31	1,82″
Oct.	172,9	190,4	221,7	430,7	269,47	1,89″
Nov.	85,3. 46,1	267,6	33,9. 0,5	339,3. 97,0	212,62	1,48″
Dec.	43,6. 39,3	68,3	59,8. 59,8	331,2. 59,4	183,85	1,28″
Jahr	2779,2	3648,6	2575,2	3247,6	3605,16	25,03″
Höhe	33,18″	25,33″	24,75″	22,55″	25,094	

Tabelle LI. Zahl der Tage, an denen meteorisches Wasser fiel.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830
Jan.	14. 5	5. 5	19. 13	15. 4	14. 9	10. 9
Fbr.	14. 11	8. 2	8. 5	13. 5	13. 9	10. 5
Mrz.	14. 7	9. 5	24. 6	20. 3	11. 5	12. 1
Apr.	12	14. 3	12. 2	22. 3	20. 1	21. 1
Mai	10	16	17	14	8	13
Juni	14	14	16	13	17	18
Juli	5	15	9	17	18	14
Aug.	15	9	19	14	14	14
Spt.	10	11	8	12	22	17
Oct.	13. 1	13	12	16. 2	15. 1	11
Nov.	14. 1	18. 5	20. 6	9. 1	18. 6	11. 1
Dec.	11. 3	10. 5	11	9. 1	11. 10	17. 10
Jahr	146	142	177	174	181	168

Mon.	1831	1832	1833	1834	10j.M.	
Jan.	10. 6	9. 3	7. 3	17. 2	12,0. 5,9	
Feb.	16. 7	5. 1	14. 3	8. 2	10,9. 5,0	
Mz.	22. 3	14. 2	11. 5	7. 4	14,4. 4,1	
Apr.	19. 1	8	19	9. 3	15,6. 1,4	
Mai	14	13. 1	5	10	13,0. 0,1	
Juni	16	24	11	15	16,0	
Juli	14	9	21	10	13,2	
Aug.	18	15	17	10	14,5	
Spt.	15	9	20	5	12,7	
Oct.	8	8	6	15. 3	11,7. 0,7	
Nov.	20. 10	13. 2	10. 2	9. 1	14,2. 3,5	
Dec.	13. 3	17. 4	28. 4	16. 9	14,3. 4,9	
Jahr	185	144	160	131	172,7	

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840
Jan.	11. 3	13. 5	13. 5	13. 10	20. 14	15. 4
Fbr.	15. 6	14. 6	10. 4	10. 7	13. 8	8. 2
Mrz.	10. 3	13	15. 13	17. 7	11. 4	15. 10
Apr.	14. 4	22. 5	15. 6	13. 7	15. 5	3
Mai	20	12	17	17	15	15
Juni	10	17	16	21	11	15
Juli	10	10	13	11	13	19
Aug.	16	10	12	10	13	9
Spt.	13	17	9	9	14	15
Oct.	19	11. 3	16	9	14. 2	11
Nov.	9. 2	17. 4	28. 11	16. 2	14. 1	17. 1
Dec.	9. 7	21. 5	8. 1	9. 5	19. 3	5. 2
Jahr	156	177	172	155	172	147

Fortsetzung von Tabelle LI.

Mon.	1841	1842	1843	1844	10j.M.	20j.M.
Jan.	15. 10	16. 15	17. 7	18. 8	15,1. 8,2	13,5
Feb.	11. 8	5. 1	11. 2	18. 9	11,5. 5,2	11,1
Mz.	13. 3	20. 4	11. 5	17. 7	14,2. 5,6	13,6
Apr.	8	4. 2	17. 3	7	11,8. 3,2	13,6
Mai	11	9	20	17	15,3	13,5
Juni	18	9	18	14	14,9	15,5
Juli	18	13	14	23	14,4	13,6
Aug.	11	11	10	18	12,0	13,1
Spt.	14	13	8	17	12,9	12,7
Oct.	21	10	18	13	14,0. 0,5	12,8
Nov.	13. 4	15. 5	13. 1	20. 2	16,0. 3,3	15,0
Dec.	22. 2	6	9	11. 4	11,4. 3,4	13,3
Jahr	175	131	166	193	161,9	161,3

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850
Jan.	10. 6	14. 1	11. 5	8. 4	12. 5	15. 12
Fbr.	14. 9	16. 6	9. 6	14. 6	12. 2	15. 6
Mrz.	20. 14	15. 2	10. 6	12. 5	16. 5	11. 10
Apr.	16	17	17. 5	18	19. 2	19
Mai	18	9	10	6	15	16
Juni	17	8	14	19	12	17
Juli	16	9	13	9	12	19
Aug.	17	17	12	15	11	16
Spt.	10	10	14	8	8	10
Oct.	13	15	11	15	16	21. 3
Nov.	14. 2	11. 1	12. 1	17. 3	12. 2	18
Dec.	23. 3	16. 11	10. 5	8. 3	15. 9	9. 1
Jahr	178. 34	157. 21	143. 28	149. 21	160. 25	186. 32

Mon.	1851	1852	1853	1854	10j.M.	30j.M.
Jan.	16. 3	12. 1	11. 1	8. 2	11,7. 4,0	12,9. 5,7
Fbr.	9. 2	18. 7	15. 13	18. 14	14,0. 7,1	12,1. 5,8
Mrz.	19. 6	8. 5	17. 11	11. 4	13,9. 6,0	14,2. 5,6
Apr.	22	6. 2	21. 1	11. 4	16,6. 1,4	15,8. 2,0
Mai	20	14. 1	17	19	14,4. 0,1	14,2. 0,07
Juni	11	19	18	22	15,7	15,5
Juli	22	12	16	17	14,5	14,0
Aug.	16	22	10	15	15,1	13,9
Spt.	15	16	11	6	10,8	12,9
Oct.	13	12	16	16	14,8. 0,3	13,5. 0,5
Nov.	12. 8	18	6. 2	14. 3	13,4. 2,2	14,5. 3,0
Dec.	8. 4	9	8. 5	20. 5	12,6. 4,9	13,4. 4,4
Jahr	183. 23	166. 16	166. 36	177. 32	167,5.26,9	167,0. 27,2

4. Eine Haupturſache des immer allgemeineren Beliebtwerdens des Branntweins unter dem Volke iſt ferner der in unſerer, wie in vielen andern Gegenden herrſchend gewordene leidige Brauch, daß die Herrſchaften den Dienſtboten und Taglöhnern jedes Alters und Geſchlechts, ſo wie den Handwerksgeſellen Abends, Mittags, ſogar ſchon Morgens ſchlechten Branntwein in immer größerer Menge geben. Es geſchieht dieß wohl zum Theil aus Häuslichkeit, weil Branntwein wohlfeiler iſt als Wein und Bier, was man wohl früher zuweilen gab, weil es mehr als jene Getränke ſättigt, eine nahrhafte Koſt für den Augenblick erſetzt und eine gar zu raube genießbar macht. Auf der andern Seite aber iſt es jetzt ſo weit gekommen, daß die Arbeiter, Jung und Alt, eben nur Schnaps verlangen und lieber nicht eſſen, als dieſen Lieblingstrank entbehren wollen. Sollte dieſem Brauch, oder vielmehr Mißbrauch, den Lohnarbeitern, als Knechten und Mägden, Taglöhnern, Handwerksgeſellen, Branntwein zu reichen, nicht geradezu von der Regierung durch ein Verbot geſteuert werden dürfen?

5. Gänzlich verboten werden ſollte der Hauſirhandel mit Branntwein. Von dem Hauſirer verſehen ſich nicht nur die Gaſſenwirthe, ſondern auch viele Familien mit dem elendeſten Geſöff von der Welt. Man kauft von demſelben ſchon weiter, als man muthmaßlich braucht, das erſte Mal, weil das Getränk ſehr wohlfeil iſt und der Händler arg zuſpricht, ſpäter, weil man das wohlfeile Getränk liebgewonnen hat, endlich, weil man es nicht mehr entbehren kann. Der Hauſirer iſt der allbekannte, erſehnte Mann, der von Jahr zu Jahr häufiger in den Ort kommt und größere Quantitäten verſchließt. Man kann wirklich bei uns den Grad des Verderbens eines Ortes darnach beurtheilen, wie oft der Hauſirer mit Branntwein in den Ort kommt. Von welcher Art dieſer Branntwein iſt, deſſen Güte von Niemand controlirt wird, läßt ſich denken; das Beſte an ihm iſt noch das, daß er nicht ſtark iſt (10—12° Beck).

6. So wünſchenswerth es iſt, daß der gemeine Mann ein wohlfeiles Getränk habe, um ſeine erſchöpften Kräfte aufzufriſchen oder ſich eine heitere Stunde zu verſchaffen, ſo verderblich iſt es, wenn dieſe Wohlfeilheit ſo weit geht, daß man ſich bald umſonſt betrinken kann, und wenn gerade das der Geſundheit nachtheiligſte, in ſeinen Wirkungen heftigſte Getränk verhältnißmäßig das wohlfeilſte iſt. Es wäre billig, daß die Induſtrie dem phyſiſchen und

Tabelle LII. Mittlere Regenmengen in 24 Stunden.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. M.
Januar	4,53	1,76	11,46	3,72	5,21	1,32	3,73	3,85	1,40	14,12	5,11
Febr.	4,90	3,40	4,76	9,37	4,79	4,62	7,34	0,79	8,90	1,88	5,07
März	4,84	2,60	12,36	8,72	11,35	4,44	12,71	6,05	8,12	2,60	7,38
April	2,67	4,74	10,74	8,40	5,86	14,18	15,60	2,81	9,42	1,70	9,31
Mai	9,22	13,38	11,36	6,25	6,13	9,41	11,73	6,72	7,35	3,53	8,51
Juni	17,87	9,47	22,08	8,52	13,18	28,28	21,85	15,96	11,10	12,60	15,99
Juli	2,70	29,29	4,69	8,06	11,16	11,89	13,28	5,98	2,66	8,03	9,76
Aug.	11,35	3,43	14,03	11,58	12,13	15,16	13,98	9,41	13,29	7,30	11,18
Sept.	22,29	9,29	8,56	7,05	20,92	10,91	11,15	2,97	23,61	2,97	11,97
Octob.	8,26	4,82	10,49	5,09	7,30	4,47	0,87	2,90	2,10	12,26	5,86
Nov.	12,12	6,40	15,30	3,46	10,79	1,91	17,10	10,30	7,32	1,76	8,97
Dec.	6,38	5,99	9,06	6,48	1,93	4,66	2,56	11,43	22,85	5,31	7,66
Im Jahr	10,51	7,88	11,26	7,22	9,23	9,51	10,99	6,59	9,85	6,17	8,90

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.
Januar	5,62	10,32	4,03	4,09	10,99	8,15	8,02	3,46	12,03	8,25	7,60
Febr.	12,21	7,46	3,51	7,91	7,13	4,42	2,10	0,40	5,49	7,31	5,79
März	9,16	5,83	6,61	8,93	7,47	5,01	2,75	7,38	3,94	7,74	6,48
April	4,61	7,34	14,94	2,83	4,90	0,30	3,47	1,31	14,80	1,73	5,92
Mai	4,48	7,47	13,14	13,99	4,31	10,79	6,32	7,34	18,65	11,81	9,83
Juni	1,87	14,14	10,09	18,25	6,87	17,19	10,73	4,84	11,18	4,61	9,94
Juli	5,63	5,40	15,03	3,90	11,58	16,17	14,32	9,66	11,92	21,59	11,21
Aug.	17,22	10,16	14,67	9,76	7,22	4,46	10,08	9,32	9,39	13,91	10,68
Sept.	5,96	13,36	16,84	4,71	10,08	11,03	14,97	9,28	3,97	14,62	10,48
Octob.	8,12	3,89	6,10	6,55	5,32	7,96	9,16	2,47	10,00	9,23	6,88
Nov.	10,45	16,02	12,81	12,84	3,80	13,57	9,26	9,64	5,99	6,16	10,05
Dec.	2,66	16,42	5,19	4,55	15,54	2,03	8,29	1,47	3,60	3,42	6,29
Im Jahr	7,33	9,82	10,24	8,19	7,92	9,28	8,04	5,47	9,32	9,45	8,50

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	M. 36j.
Januar	3,12	5,91	4,10	1,29	10,61	8,28	3,64	4,63	4,61	2,95	4,92	5,84
Febr.	8,75	8,46	14,41	10,87	3,47	12,65	3,96	7,52	5,19	7,74	8,02	6,29
März	10,36	12,00	4,46	12,99	8,69	0,60	9,55	2,67	4,31	1,97	6,76	6,87
April	8,37	8,82	12,83	13,53	13,77	9,59	14,23	2,41	14,66	8,30	10,65	8,69
Mai	13,15	8,21	7,21	5,22	11,85	10,41	12,83	13,81	14,36	11,94	10,90	9,75
Juni	24,43	3,01	9,87	16,25	7,41	16,92	7,31	15,26	24,95	14,41	13,58	13,17
Juli	14,03	10,95	16,30	9,38	11,14	14,56	23,53	18,57	11,50	15,03	14,50	11,80
Aug.	9,61	15,19	23,96	6,75	12,49	28,99	32,56	25,13	6,93	6,47	16,01	12,62
Sept.	13,25	3,67	9,11	9,49	3,07	4,97	21,29	11,01	6,67	1,92	8,74	10,40
Octob.	5,55	7,81	6,13	11,43	11,31	11,69	5,58	6,14	7,15	13,83	8,68	7,14
Nov.	4,28	12,30	2,67	11,53	1,73	7,59	2,84	8,79	1,13	11,33	7,04	8,69
Dec.	10,50	10,48	2,78	3,87	7,68	7,74	1,41	2,20	1,93	10,68	5,93	6,62
Im Jahr	10,47	8,90	9,23	9,40	9,10	10,50	11,81	9,87	8,62	8,88	9,68	9,03

Tabelle LIII. Grösste Regenmenge in 24 Stunden.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	
Januar	30,2. 4	48,0. 19	90,0. 11	50,0. 3	43,5. 5	
Febr.	50,5. 4	40,3. 16	34,5. 21-22	194,0. 2-3	27,0. 1	
März	41,0. 24	21,0. 30	58,0. 13-14	44,0. 17	106,0. 23	
April	15,0. 25	48,0. 25	74,3. 22	82,0. 21-22	32,5. 6-7	
Mai	40,5. 27	135,0. 24	145,0. 13-14	86,0. 5-6	107,0. 7	
Juni	218,0. 28-29	47,3. 2-3	149,0. 14-15	59,8. 17	78,0. 3-4	
Juli	90,7. 25	324,0. 23	75,0. 30-31	75,5. 19-20	50,8. 16	
Aug.	62,0. 4	20,0. 7	61,0. 12	70,0. 23	114,1. 19-20	
Sept.	437,5. 14-15	164,0. 6	111,0. 19	55,5. 15	148,0. 1	
Oct.	125,0. 20	81,2. 4-5	114,5. 1	35,5. 3	67,0. 8	
Nov.	61,5. 19	46,0. 11-12	158,0. 5-6	35,0. 19-20	117,0. 13	
Dec.	62,0. 4-5	88,0. 7-8	99,0. 22-23	114,0. 20	38,5. 29-30	
Jahr	Juni	Juli	Nov.	Febr.	Sept.	

Mon.	1830	1831	1832	1833	1834	grösste in 10 Jahren.
Januar	14,8. 10-11	33,6. 6	59,0. 12	23,5. 30-31	146,5. 20	1834
Febr.	39,0. 23	54,0. 26-27	16,0. 10	80,0. 2-3	24,0. 21	1828
März	35,0. 1	110,0. 25-26	61,0. 19-20	155,0. 18-19	28,7. 25	1833
April	135,0. 4-5	162,0. 24-25	27,5. 18-19	82,0. 28-29	14,5. 11	1831
Mai	83,5. 24-25	95,5. 25	61,2. 4	140,0. 19	47,0. 18	1827
Juni	186,0. 6-7	147,0. 1	101,0. 4-5	127,0. 3-4	79,0. 15	1825
Juli	135,0. 16-17	124,0. 15	89,0. 25-26	133,0. 7-8	84,0. 30	1826
Aug.	146,0. 15-16	184,0. 28-29	62,0. 10	86,0. 14	57,8. 24	1831
Sept.	193,4. 21-22	128,0. 8-9	29,5. 8	237,0. 28-29	33,0. 8	1825
Oct.	47,5. 23-24	9,0. 6	36,0. 13-14	41,0. 20	203,0. 23-24	1834
Nov.	49,0. 9	93,0. 20-21	109,5. 11-12	67,0 6-7	17,5. 22	1827
Dec.	42,5. 25	36,5. 22	70,0. 1	182,0. 19-20	43,0. 1-2	1833
Jahr	Sept.	August	Juni	Sept.	Oct.	Spt. 1825

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	
Januar	49,0. 10-11	149,5. 4-5	36,0. 14-15	25,5. 4-5	101,0. 21-22	
Febr.	54,0. 8-9	54,0. 7-8	30,0. 24	100,0. 16	62,3. 22-23	
März	64,0. 15	77,0. 25-26	90,0. 16	62,0. 17	83,5. 25-26	
April	49,0. 25	43,5. 27	291,0. 17	24,1. 27-28	46,5. 24-25	
Mai	124,0. 12-13	50,6. 27	118,0. 15-16	173,4. 28	158,0. 17-18	
Juni	22,5. 26	98,0. 1	120,0. 16-17	209,0. 18	72,0. 22	
Juli	60,0. 6	68,0. 23-24	97,6. 19	35,1. 30	106,4. 15	
Aug.	155,0. 28	102,5. 29	102,5. 14	117,0. 5	78,0. 15	
Sept.	86,0. 17-18	120,5. 5	270,0. 4-5	54,6. 4	80,0. 21-22	
Oct.	78,7. 10	44,5. 27-28	44,0. 7	81,7. 31	65,5. 5	
Nov.	122,0. 5-6	106,0. 5	57,0. 21	95,5. 20	33,0. 30	
Dec.	57,0. 29-30	150,0. 1	69,5. 23	37,0. 3	95,0. 28-29	
Jahr	Aug.	Dec.	April	Juni	Mai	

Fortsetzung von Tabelle LIII.

Mon.	1840	1841	1842	1843	1844	grösste in 10Jahren.
Januar	55,8. 29	40,0. 8	34,5. 2	101,0. 8-9	64,5. 31	1836
Febr.	78,0. 5-6	20,0. 25-26	8,4. 27-28	56,0. 26-27	107,0. 26-27	1844
März	31,2. 4-22	44,0. 28	32,5. 10	69,0. 1-2	69,0. 12-13	1837
April	8,6. 5-6	32,3. 19	80,6. 1	202,5. 9-10	78,0. 27	1836
Mai	111,0. 21-22	61,5. 30-31	134,0. 19	146,5. 17-18	68,5. 12	1838
Juni	100,0. 7-8	153,0. 9-10	51,5. 22-23	58,0. 5-6	38,5. 28	1838
Juli	130,0. 19-20	119,0. 14	86,0. 11-12	70,0. 27-28	122,0. 17	1840
Aug.	72,0. 19-20	133,0. 9-10	108,0. 30-31	150,0. 20	131,0. 14-15	1835
Sept.	84,0. 13-14	162,0. 16	68,3. 19-20	51,0. 26	162,0. 17	1837
Octob.	108,0. 19-20	70,0. 3	43,0. 19	96,0. 12-13	59,8. 7	1840
Nov.	84,0. 19-20	57,4. 25-26	79,0. 17	75,0. 8-9	55,0. 28-29	1835
Dec.	30,8. 30	57,5. 8-9	27,0. 24	58,6. 8-9	63,1. 16	1836
Jahr	Juli	Sept.	Mai	April	Sept.	Apr. 1837

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	
Januar	24,0. 26	46,0. 24	54,0. 30-31	16,5. 13-14	209,0. 13-14	
Febr.	57,5. 1-2	105,0. 6	135,0. 14-15	66,0. 6	31,8. 23	
März	101,0. 13-14	121,0. 14-15	104,0. 30-31	163,5. 15	100,0. 16-17	
April	84,5. 15-16	82,0. 18	96,0. 17-18	92,0. 11-12	114,5. 28	
Mai	160,5. 29-30	110,0. 14	78,0. 19-20	55,3. 20	76,0. 11	
Juni	193,0. 8-9	33,0. 9	94,0. 18	151,0. 18-19	114,0. 11-12	
Juli	141,5. 13-14	98,0. 16	195,0. 25-26	120,0. 10-11	96,0. 24-25	
Aug.	87,5. 19	212,8. 7-8	267,0. 23-24	80,7. 8	125,8. 25	
Sept.	140,0. 30	47,5. 2	48,0. 7	87,0. 1	21,0. 13	
Octob.	60,0. 7	50,0. 26	62,0. 8	102,0. 11	99,0. 13	
Nov.	39,0. 10-11	107,0. 23-24	53,5. 17	132,0. 10	135,0. 24	
Dec.	88,5. 6-7	94,0. 4-5	26,0. 5	54,0. 3	80,0. 1	
Jahr	Juni	Aug.	Aug.	März	Januar	

Mon.	1850	1851	1852	1853	1854	grösste in 10Jahren.
Januar	87,0. 29-30	26,0. 17-18	64,0. 16-17	35,7. 13	44,0. 3	1849
Febr.	100,0. 1-2	38,0. 8-9	45,0. 18-19	36,5. 19-20	67,5. 7	1847
März	28,0. 21	106,0. 28-29	59,0. 3	38,7. 1-2	27,0. 15-16	1848
April	51,0. 12	128,0. 25-26	50,5. 18-19	111,0. 12	114,0. 29	1851
Mai	87,0. 25-26	112,0. 12	112,9. 2-3	178,0. 12-13	89,5. 15-16	1853
Juni	162,0. 8	53,0. 11	135,0. 27	240,5. 30	135,0. 26-27	1853
Juli	147,0. 20-21	130,0. 3	192,7. 17	90,0. 13-14	164,0. 8	1847
Aug.	175,0. 2	380,0. 1	131,0. 30	50,0. 28-29	50,2. 2	1851
Sept.	48,5. 22	142,0. 21	81,0. 6	80,8. 2	30,7. 1	1851
Octob.	93,0. 10-11	73,0. 16-17	71,2. 5	60,0. 8-9	124,7. 23-24	1854
Nov.	62,6. 26-27	20,0. 10	84,0. 16-17	17,8. 17	60,0. 5-6	1849
Dec.	78,0. 15-16	22,0. 25-26	27,0. 22-23	17,3. 29	71,0. 23	1846
Jahr	Aug.	Aug.	Juli	Juni	Juli	Aug. 1851

b) Von den übrigen Stationen.

Wir geben in nachfolgender Zusammenstellung

a) die senkrechten Höhen des an den bisherigen Beobachtungsorten in den Kal.-Jahren gefallenen meteorischen Wassers in par. Längenzollen ausgedrückt.

b) Sodann aus den Beobachtungsorten und Jahrgängen, aus welchen die Resultate zu Gebot standen, eine Zusammenstellung der Tage im Jahr, an welchen meteorisches Wasser fiel, wobei die in () eingeschlossene Zahl die Zahl der in der Gesammtzahl enthaltenen Schneetage bezeichnet.

a) Höhe des jährlichen meteorischen Wassers.

Mergentheim 1849: 22,00. 1850: 25,01. 1853: 24,26. 1854: 25,54.

Schönthal 1827: 29,60. 1828: 27,80. 1829: 25,30. 1830: 30,30. 1831: 34,50. 1832: 20,65. 1833: 29,84. 1834: 18,30. 1835: 23,78. 1836: 29,11. 1837: 29,40. 1838: 22,09. 1839: 25,35. 1840: 20,07. 1841: 24,37. 1842: 15,88.

Westheim 1828: 26,10. 1829: 23,50. 1830: 23,00. 1831: 28,00. 1832: 18,46. 1833: 23,20. 1834: 19,44. 1835: 21,41. 1836: 22,22. 1837: 22,46. 1838: 21,41.

Heilbronn 1853: 26,58. 1854: 15,60.

Bruchsal 1854: 24,14.

Oberurbach 1831: 36,30. 1832: 22,71.

Winnenden 1836: 26,16. 1837: 20,76. 1838: 17,70. 1839: 20,73. 1840: 14,48. 1841: 19,85. 1842: 13,84. 1843: 32,37. 1844: 30,11. 1845: 32,45. 1846: 27,03. 1847: 29,75. 1848: 26,66. 1849: 27,74. 1850: 30,00. 1851: 35,85. 1852: 27,91. 1854: 27,26.

Wangen bei Stuttgart 1825: 22,57. 1826: 18,70. 1827: 24,40. 1828: 15,20. 1829: 18,60. 1830: 18,00. 1831: 24,50. 1832: 16,01. 1833: 26,32. 1834: 13,76. 1835: 18,55. 1836: 23,36. 1837: 24,17. 1838: 18,34. 1839: 16,44. 1841: 20,51. 1842: 11,82. 1843: 17,25. 1844: 20,91.

Canstatt 1844: 24,84. 1845: 28,01. 1846: 22,57. 1847: 24,71. 1848: 23,45. 1849: 22,35. 1850: 25,90. 1851: 32,20. 1852: 25,42. 1853: 23,82. 1854: 22,39.

Stuttgart 1825: 23,49. 1826: 18,70. 1827: 27,80. 1828: 18,10. 1829: 23,40. 1830: 24,10. 1831: 27,80. 1832: 16,77. 1833: 29,95. 1834: 13,97. 1835: 20,75. 1836: 25,43. 1837: 26,02. 1838: 21,78. 1839: 22,82. 1840: 21,49. 1841: 22,52. 1842: 14,89. 1843: 23,70. 1844: 24,10. 1845: 26,50. 1846: 23,77. 1847: 23,39. 1848: 22,40. 1849: 23,21. 1850: 26,53. 1851: 30,10. 1852: 31,36. 1853: 21,82. 1854: 22,55.

Hohenheim 1838: 20,71. 1839: 20,93. 1840: 19,52. 1841: 22,70. 1842: 15,12. 1843: 25,13. 1844: 23,26. 1845: 20,75. 1846:

23,78. 1847: 22,00. 1848: 23,77. 1849: 18,30. 1850: 26,87. 1851: 23,44. 1852: 20,76. 1853: 21,80. 1854: 23,40.

Biesingen 1841: 26,78. 1842: 17,83. 1843: 36,49. 1844: 31,87. 1845: 31,18. 1846: 30,25. 1847: 32,37. 1848: 33,28. 1849: 30,13. 1850: 38,67. 1851: 41,97. 1852: 26,47. 1853: 30,90. 1854: 26,87.

Schopfloch 1843: 50,68. 1844: 40,26. 1845: 46,57. 1846: 36,13. 1847: 41,18. 1848: 36,13. 1849: 39,85. 1850: 38,18. 1851: 41,45. 1852: 30,44. 1853: 33,58. 1854: 35,35.

Ennabeuren 1846: 32,95. 1847: 35,20. 1848: 29,65. 1849: 30,95. 1850: 35,67. 1851: 39,53. 1852: 28,32. 1853: 22,53. 1854: 26,32.

Giengen 1825: 20,53. 1826: 18,70. 1827: 35,00. 1828: 23,20. 1829: 23,40. 1830: 24,40. 1831: 25,60. 1832: 15,73. 1833: 25,50. 1834: 16,21. 1835: 21,90. 1836: 22,33. 1837: 29,15. 1838: 18,97. 1839: 30,90. 1840: 18,63. 1841: 22,02. 1842: 13,31. 1843: 28,24. 1844: 25,47. 1845: 25,79.

Heidenheim 1848: 28,31. 1849: 26,03. 1850: 30,10. 1851: 32,69. 1852: 28,95. 1853: 26,61. 1854: 27,66.

Ulm 1839: 18,62. 1840: 13,50. 1841: 13,93.

Blaubeuren 1831: 30,63. 1832: 19,95. 1833: 33,60.

Urach 1830: 31,20. 1831: 39,13. 1832: 22,90. 1833: 44,34.

Genkingen 1825: 32,75.

Tübingen 1825: 23,10. 1826: 21,82. 1827: 27,92. 1828: 22,92. 1829: 23,59. 1830: 25,34. 1831: 27,56. 1832: 14,99. 1833: 33,38.

Bebenhausen 1826: 27,16. 1827: 33,55.

Calw 1843: 27,64. 1844: 28,16. 1845: 98,01. 1847: 24,15. 1849: 24,21. 1850: 31,49. 1851: 31,74. 1852: 26,68. 1853: 39,76. 1854: 32,52.

Freudenstadt 1825: 50,81. 1826: 40,18. 1830: 39,00. 1831: 54,22. 1832: 34,43. 1833: 35,65. 1834: 38,56. 1838: 45,61. 1839: 47,25. 1846: 55,80. 1847: 33,41. 1848: 49,20. 1849: 50,00. 1850: 49,87. 1851: 45,70. 1852: 46,48. 1853: 39,86. 1854: 30,30.

Wilhelmshall bei Rottweil 1828: 21,70. 1829: 23,80. 1830: 24,80. 1831: 31,50.

Schwenningen 1828: 21,56. 1829: 22,76. 1830: 24,78. 1837: 23,01. 1838: 24,80. 1839: 19,25. 1840: 19,58. 1844: 21,50. 1845: 27,55. 1846: 24,11. 1847: 12,23. 1848: 13,71. 1849: 14,40. 1850: 14,47. 1851: 20,89.

Spaichingen 1852: 24,54. 1853: 24,85. 1854: 20,88.

Sigmaringen 1836: 17,50. 1837: 10,60. 1838: 10,38. 1839: 14,00. 1840: 9,16. 1841: 9,79. 1842: 5,69.

Biberach 1834: 20,26.

Roth O.-A. Leutkirch 1846: 36,27.
Schussenried 1835: 20,63. 1838: 20,87. 1839: 26,00. 1840: 20,78. 1841: 27,22.
Waldburg in Oberschwaben 1825: 48,24.
Friedrichshafen 1827: 28,93. 1828: 25,91. 1830: 33,37. 1835: 21,30. 1836: 21,65. 1837: 24,38. 1853: 37,09. 1854: 34,23.
Isny 1834: 32,44. 1835: 59,43. 1836: 58,60. 1837: 58,33. 1838: 47,63. 1839: 56,80. 1840: 54,40. 1841: 61,73. 1842: 46,75. 1843: 76,24. 1844: 52,14. 1845: 52,60. 1846: 53,22. 1847: 54,75. 1848: 48,91. 1849: 53,22. 1850: 67,79. 1851: 62,20. 1852: 54,70. 1853: 43,65. 1854: 39,30.

b) Zahl der Tage, an denen meteor. Wasser fiel.

Mergentheim: 1842: 80(42). 1847: 86(18). 1848: 99(13). 1849: 123(24). 1850: 127(22). 1853: 121(27). 1854: 126(26).
Schönthal: 1842: 111(39).
Oberstetten: 1842: 107(30). 1843: 150(21). 1844: 140(34). 1845: 126(38). 1846: 129(22). 1847: 127(30). 1848: 124(21). 1849: 134(39). 1850: 145(34). 1851: 151(29). 1852: 149(23). 1853: 121(39). 1854: 129(39).
Amlishagen: 1841: 115(51). 1842: 126(31). 1843: 166(38). 1844: 164(51). 1845: 130(58). 1846: 133(35). 1847: 115(37). 1848: 116(29). 1849: 111(37). 1850: 139(44). 1851: 142(33). 1852: 123(34). 1853: 111(43). 1854: 124(52).
Rossfeld: 1842: 71(34). 1843: 126(31). 1844: 124(40). 1845: 128(50). 1846: 113(29).
Oehringen: 1842: 85(26). 1843: 133(16). 1844: 134(34). 1845: 127(36). 1846: 122(17). 1847: 115(26). 1848: 104(18). 1850: 118(26). 1851: 136(21). 1852: 124(17). 1853: 105(29). 1854: 113(29).
Weinsberg: 1842: 102(31). 1843: 110(7).
Heilbronn: 1853: 115(23). 1854: 90(22).
Bruchsal: 1854: 68(8).
Winnenden: 1842: 131(34). 1843: 165(29). 1844: 163(43). 1845: 160(45). 1846: 163(30). 1847: 147(36). 1848: 140(29). 1849: 148(40). 1850: 169(45). 1851: 137(35). 1852: 159(27). 1853: 112(42). 1854: 147(47).
Wangen: 1842: 70(19). 1843: 104(12). 1844: 97(30).
Canstatt: 1844: 171(44). 1845: 166(39). 1846: 162(23). 1847: 136(33). 1848: 150(29). 1849: 153(33). 1850: 166(33). 1851: 177(27). 1852: 160(22). 1853: 138(41). 1854: 139(35).

Hohenheim: 1842: 62(15). 1843: 88(16). 1844: 74(17). 1845: 70(21). 1846: 81(13). 1847: 66(12). 1848: 76(10). 1849: 70(14). 1850: 88(17). 1851: 108(19). 1852: 83(13). 1853: 87(23). 1854: 96(25).

Calw: 1846: 172(28). 1847: 147(34). 1848: 148(31). 1849: 152(34). 1850: 157(44). 1851: 147(36). 1852: 160(24). 1853: 140(47). 1854: 137(41).

Freudenstadt: 1847: 132(31). 1848: 90(36). 1849: 69(28). 1851: 116(51). 1852: 119(29). 1853: 110(61). 1854: 98(52).

Bissingen: 1842: 97(37). 1843: 138(26). 1844: 121(35). 1845: 114(38). 1846: 127(22). 1848: 131(31). 1849: 127(33). 1850: 146(39). 1851: 145(33). 1852: 124(19). 1853: 112(33). 1854: 117(39).

Schopfloch: 1843: 136(47). 1844: 127(60). 1845: 142(57). 1846: 138(48). 1847: 126(41). 1848: 101(39). 1849: 110(51). 1850: 141(56). 1851: 118(50). 1852: 135(28). 1853: 110(54). 1854: 114(59).

Ennabeuren: 1846: 143(41). 1847: 124(46). 1848: 123(48). 1849: 120(53). 1850: 129(58). 1851: 131(56). 1852: 125(44). 1853: 109(59). 1854: 114(49).

Heidenheim: 1848: 156(40). 1849: 149(38). 1850: 151(46). 1851: 165(33). 1852: 151(28). 1853: 139(51). 1854: 137(46).

Giengen: 1842: 96(34). 1843: 147(36). 1844: 143(42). 1845: 158(56) 1846: 144(30). 1847: 120(38).

Ulm: 1845: 186(35). 1846: 87(18). 1847: 81(28). 1848: 93(20). 1849: 84(19). 1850: 97(30). 1851: 98(20). 1852: 86(21). 1854: 97(36).

Tuttlingen: 1840: 139(56).

Mittelstadt: 1852: 116(16). 1853: 89(30). 1854: 100(35).

Pfullingen: 1842: 99(22). 1843: 113(36). 1844: 126(37). 1845: 102(33). 1846: 108(22). 1847: 103(30). 1848: 105(24). 1849: 106(31). 1850: 114(34). 1851: 109(27).

Reutlingen: 1853: 118(54). 1854: 124(33).

Spaichingen: 1852: 130(35). 1853: 109(49). 1854: 96(43).

Schwenningen: 1843: 126(44). 1844: 132(47). 1845: 127(56). 1846: 128(33). 1847: 102(36). 1848: 108(38). 1849: 100(47). 1850: 110(34). 1854: 105(46).

Friedrichshafen: 1853: 99(26). 1854: 89(26).

Wangen im Allgäu: 1842: 85(43). 1843: 122(28). 1844: 110(43). 1845: 102(42). 1846: 103(26). 1847: 75(28). 1848: 82(29). 1850: 93(31).

Isny: 1842: 49(31). 1843: 114(38). 1844: 92(39). 1845: 84(52). 1846: 77(26). 1847: 81(35). 1848: 75(28). 1849: 89(41). 1850: 110(45). 1851: 85(39). 1852: 87(26). 1853: 77(49). 1854: 96(48).

6) Beobachtungen am Neckar.

Wir geben die vom K. stat.-topogr. Bureau mitgetheilten Beobachtungen der Neckarhöhe am untern Pegel zu Heilbronn in württ. Fussmass ausgedrückt von den Jahren 1827—54, und zwar

a) Tab. LIV. die mittleren Stände in den Monaten und Jahren,

b) Tabelle LV. die höchsten und

c) Tabelle LVI. die niedersten Stände,

d) Tabelle LVII. die monatl. und jährl. Veränderungen,

e) Tabelle LVIII. Den Mittelstand des Neckars in den betreffenden Jahren und Höhe des meteorischen Wassers an einigen Stationsorten Württembergs im Flussgebiet des Neckars.

Von Ueberschwemmungen des Neckars in den 30 Jahren 1825—54 sind folgende beobachtet worden:

1825: 3. März, 16. Sept., 20. Oct. nicht bedeutend; 1826: 25. Juli; 1327: 11. Jan., 2—4. März, 15. Mai, 10. Juni, 2. Dec.; 1828: 21. Dez.; 1829: 3. Nov.; 1830: 10. Febr., 24. Febr.; 1831: 4. und 5. März, 10. und 22. Sept., 22. Nov.; 1832: 11. Jan., 11. Dez.; 1833: 3. Februar, 2. Sept., 11., 19., 24., 31. Dez.; 1834: 20. Jan.; 1835: 15. Mai (?); 1836: Ende November und Anfangs Dezember; 1837: 17. Mai, 4. Sept.; 1838: Februar; 1839: Februar, October; 1841: 15., 16. Januar; 1843: 27. Febr.; 1845: 27. und 28. März; 1846: Ende Januar und Anfang Februar, 12. und 13. Mai; 1847: 19. Febr.; 1848: 7. Febr., 16. März; 1849: 13. Jan.; 1850: 3. Febr.; 1851: 30. März, 1. Aug., 26. Septbr.; 1852: 6. Febr., 19. Sept.; 1853: 13. Mai, 6., 21., 22. Juni; 1854: 9. Juli, 24. Dez.

Neckarhöhe zu Heilbronn am untern Pegel.

a) Tabelle LIV. Mittlere Stände.

Monate.	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
Januar	6,20	2,33	3,53	2,87	3,31	4,50	3,25	9,24	4,10
Februar	3,20	1,41	4,19	6,01	5,30	3,30	6,24	4,54	4,40
März	7,45	1,89	5,04	4,49	8,17	3,90	4,94	3,74	5,40
April	6,76	2,42	4,42	5,79	5,02	3,20	5,13	3,47	4,60
Mai	6,25	3,78	3,59	3,78	4,47	3,10	3,79	2,78	5,10
Juni	5,86	6,44	3,05	4,54	6,17	3,90	2,88	2,76	3,40
Juli	3,45	6,65	2,98	4,45	5,04	2,40	3,61	2,52	2,00
August	3,29	5,92	3,08	3,30	3,60	2,00	3,76	2,37	2,80
Sept.	2,92	5,15	5,27	3,22	4,90	1,90	5,26	2,11	2,70
October	2,96	2,90	5,37	2,81	3,07	4,80	4,39	2,52	2,20
Nov.	5,62	1,47	5,58	3,24	5,40	2,70	4,36	2,61	3,70
Dec.	7,08	0,60	3,89	3,14	4,70	5,20	9,90	3,15	2,60
Jahr	5,09	3,41	4,16	3,97	4,93	3,15	4,80	3,49	3,57

Fortsetzung von Tabelle LIV.

Mon.	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	18jähr. Mittel.
Januar	4,90	5,50	4,30	3,15	5,45	5,26	3,40	5,06	3,90	4,423
Febr.	4,30	4,50	5,60	7,22	5,31	4,51	3,10	4,39	5,70	4,623
März	6,30	5,00	7,40	6,17	5,23	4,38	5,80	3,84	7,49	4,645
April	5,40	5,70	4,60	4,47	3,79	3,20	4,90	5,42	5,35	4,617
Mai	3,20	7,40	4,00	4,20	3,86	2,25	2,70	5,50	3,37	4,007
Juni	3,50	4,60	6,00	4,01	3,06	2,97	2,30	4,97	2,80	4,057
Juli	2,30	3,40	3,20	2,82	2,57	3,32	1,60	4,64	3,34	3,350
Aug.	1,90	3,80	2,60	2,40	2,78	2,67	1,40	4,02	3,71	3,078
Sept.	2,90	5,00	2,20	2,52	2,58	2,42	1,90	2,60	3,16	3,262
Oct.	2,20	3,20	2,10	2,40	3,23	3,47	1,50	4,92	3,65	3,038
Nov.	5,00	6,20	3,80	2,16	5,14	3,17	2,60	3,68	3,59	3,890
Dec.	6,90	5,70	4,00	4,73	3,04	5,90	2,30	3,27	3,67	4,449
Jahr	4,10	5,00	4,10	3,85	3,59	3,62	2,80	4,36	4,14	4,005

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10jähr. Mittel.
Januar	3,10	6,45	3,35	2,50	6,02	3,72	4,52	4,67	4,31	2,53	4,12
Febr.	2,50	7,87	5,90	5,73	4,23	3,14	3,90	6,01	3,51	4,02	4,68
März	6,60	5,18	4,06	7,51	4,96	3,92	5,66	4,36	4,69	4,80	5,17
April	7,70	5,38	6,91	5,17	4,72	4,82	6,01	3,61	7,56	3,34	5,52
Mai	3,80	5,09	4,09	3,21	4,56	3,70	5,46	3,54	6,66	3,69	4,32
Juni	7,10	3,01	3,10	2,76	3,34	3,52	3,91	3,37	7,27	3,77	4,11
Juli	3,50	2,35	2,97	2,43	2,69	3,03	4,21	2,97	5,16	4,73	3,40
Aug.	3,60	2,48	3,90	2,10	2,31	5,05	7,15	4,54	3,36	3,05	3,75
Sept.	2,70	2,39	3,24	1,96	1,84	2,58	7,62	5,02	2,84	2,15	3,23
Oct.	4,80	2,11	3,15	2,35	2,24	4,14	5,89	3,72	2,37	2,56	3,33
Nov.	3,20	2,63	2,35	4,46	2,19	4,78	4,09	4,05	2,05	3,73	3,35
Dec.	5,90	4,34	2,53	3,81	3,79	5,15	4,26	3,82	1,33	7,04	4,20
Jahr	4,50	4,09	3,80	3,66	3,57	4,46	5,27	4,14	4,26	3,80	4,15

b) Tabelle LV. Höchste Stände.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
Januar	8,8	3,7	12,0	3,0	3,8	15,5	4,2	19,9	7,2
Febr.	3,4	1,5	7,4	17,2	8,1	3,6	14,3	5,6	6,5
März	8,8	2,2	9,6	7,2	17,8	6,1	7,6	4,4	9,4
April	7,9	3,2	7,5	8,0	13,7	3,6	6,7	3,7	4,4
Mai	18,4	4,5	4,6	4,6	6,0	4,1	5,7	3,1	13,4
Juni	12,0	6,7	3,8	8,7	10,0	4,9	3,3	3,1	3,8
Juli	4,1	6,9	3,2	6,4	7,4	3,4	5,5	2,7	3,5
Aug.	3,6	6,7	3,4	4,1	4,7	2,4	5,0	2,7	4,2
Sept.	3,5	6,0	8,7	5,6	9,0	2,4	10,4	2,6	3,1
Oct.	4,0	4,0	10,9	3,4	3,4	2,4	8,0	5,1	3,8
Nov.	7,8	2,0	13,5	4,0	13,8	3,6	5,1	5,3	5,0
Dec.	16,9	1,2	5,8	4,9	5,8	11,7	18,8	4,1	3,2
Jahr	18,4	6,2	13,5	17,2	17,8	12,5	18,8	19,9	13,4
	Mai	Juli	Nov.	Fbr.	Mrz.	Jan.	Dec.	Jan.	Mai

Fortsetzung von Tabelle LV.

Mon.	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	grösst. in 18 J.
Januar	13,0	9,1	5,4	13,9	9,5	15,8	4,1	14,8	7,6	1841
Febr.	7,0	5,9	15,4	16,2	8,2	10,0	5,0	7,8	18,4	1844
März	11,2	10,9	9,8	7,8	3,6	6,2	9,0	5,0	10,9	1831
April	8,5	9,1	5,1	6,9	5,1	3,8	10,7	12,2	7,6	1831
Mai	3,8	14,8	5,6	6,6	4,1	2,6	3,2	11,0	4,0	1827
Juni	4,1	7,4	10,0	8,4	3,7	4,7	2,5	6,0	3,5	1827
Juli	2,9	4,8	5,0	3,1	4,0	5,1	2,1	8,0	6,6	1828
Aug.	2,4	6,8	3,0	2,7	4,4	3,0	2,0	7,0	6,4	1837
Sept.	4,3	17,0	2,3	3,2	3,2	3,5	2,2	3,1	6,5	1837
Octob.	2,8	3,7	3,5	3,0	5,8	4,5	2,0	11,9	5,0	1843
Nov.	16,1	8,6	8,0	2,9	7,2	6,1	5,0	5,0	5,0	1836
Dec.	17,3	13,0	7,8	12,2	4,3	9,9	3,0	4,9	7,0	1833
Jahr	17,3	17,0	15,4	16,2	9,5	15,8	10,7	14,8	18,4	1834
	Dec.	Spt.	Fbr.	Jan.	Jan.	Jan.	Apr.	Jan.	Fbr.	Jan.

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	grösst. in 10 J.
Januar	4,2	14,0	7,4	2,8	18,3	11,5	11,2	8,5	5,6	7,0	1846
Febr.	3,4	14,1	16,5	15,0	6,6	18,4	5,0	12,7	4,1	8,5	1850
März	21,0	12,0	4,9	16,8	8,4	5,4	15,4	5,4	8,8	9,0	1845
April	13,3	7,2	12,8	8,0	8,8	8,0	12,0	5,3	11,5	5,7	1845
Mai	15,5	14,0	5,6	4,5	7,5	4,0	12,5	4,6	16,8	6,0	1853
Juni	13,0	3,6	4,0	3,5	4,6	6,0	5,0	4,1	15,6	5,3	1853
Juli	4,9	2,7	5,3	3,4	4,0	5,0	8,0	4,8	11,1	13,5	1853
Aug.	5,0	3,2	12,1	2,3	2,5	12,0	22,2	9,1	4,1	3,8	1851
Sept.	3,2	3,5	4,9	2,4	2,2	3,6	18,0	11,4	3,7	2,4	1851
Octob.	10,8	2,5	4,0	4,8	3,2	7,0	10,4	5,5	2,6	5,1	1845
Nov.	4,8	8,0	2,8	7,2	2,8	7,5	4,6	8,5	2,4	6,0	1852
Dec.	9,0	10,5	3,4	6,2	9,3	11,0	5,8	5,0	1,8	11,8	1854
Jahr	21,0	14,1	16,5	16,8	18,3	18,4	22,2	12,7	16,8	13,5	1851
	Mrz.	Fbr.	Fbr.	Mrz.	Jan.	Fbr.	Aug.	Fbr.	Mai	Juli	Aug.

e) Tabelle LVI. Niedrigste Stände.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
Januar	3,6	1,5	2,8	2,8	2,8	3,0	3,0	6,1	2,9
Febr.	3,0	0,9	2,8	2,7	3,1	3,1	4,4	3,9	3,5
März	6,7	0,7	3,8	3,9	3,3	3,0	4,0	3,5	1,2
April	5,6	2,1	3,8	3,9	3,8	2,9	3,5	3,1	3,8
Mai	4,0	3,1	2,8	3,5	3,6	2,8	3,0	2,7	3,6
Juni	3,9	5,5	2,8	3,4	5,0	2,8	2,8	2,5	2,7
Juli	3,1	6,3	2,8	3,1	3,8	1,8	3,0	2,4	1,8
Aug.	3,0	5,7	2,8	2,8	3,2	1,9	2,9	2,2	1,8
Sept.	2,6	4,2	3,8	2,8	3,7	1,7	3,9	1,8	2,0
Octob.	2,8	2,2	3,9	2,7	2,8	1,7	3,6	1,7	2,0
Nov.	4,1	1,2	4,0	2,9	2,7	1,8	3,4	2,4	3,0
Dec.	4,3	0,4	2,8	2,8	3,4	4,0	3,0	2,5	2,1
Jahr	2,6	0,4	2,8	2,7	2,7	1,7	2,8	1,7	1,8
	Spt.	Dec.	*)	Fbr. Oct.	Nov.	Spt. Oct.	Jan.	Oct.	Juli Aug.

*) Niedrigster Stand 1829: 2,8 Jan. bis Sept. und Dec.

moraliſchen Wohl der Menſchen ein Opfer brächte: die Regierungen ſollten die Fabrikation des Branntweins gewiſſen Beſchränkungen unterwerfen, und dieſe dürften in Folgendem beſtehen:

a) Die Conceſſionen zum Branntweinbrennen ſind ſeltener zu ertheilen, nicht ſowohl aus dem Grunde, damit im Ganzen weniger gebrannt werde, denn es könnte ja in dieſem Falle einer für zehn brennen, ſondern damit nicht das Volk mit der Bereitung dieſes gefährlichen Getränks immer bekannter und zuletzt noch ſo vertraut werde, daß es einen Brennhafen für ein weſentliches Requiſit einer jeden Haushaltung anſieht, wie es bereits in Sibirien der Fall iſt.

b) Die Regierungen müſſen darüber wachen, daß nur guter, fuſelfreier Branntwein verkauft werde. Es wäre dies wohl von geringerer Bedeutung für die Geſundheit, denn der Fuſel ſcheint nicht ſo viel zu ſchaden, aber in ſo fern von Vortheil für Verringerung der Branntweinconſumtion, als der Preis dieſes Getränks dadurch ſich erhöhen müßte. In früheren Zeiten hatte man darüber zu klagen, daß durch die Branntweinfabrikation das Getreide vertheuert und „dem gemeinen Mann ab der Leibesnahrung entzogen werde.“ Jetzt ſind die Preiſe des Getreides ſo niedrig, daß man es dem Bauer nicht verargen kann, wenn er eine Steigerung wünſcht, und man dürfte gewiß keine Theurung beſorgen, wenn das Getreide in ſein altes Recht wieder eingeſetzt und ſtatt der Kartoffeln zur Bereitung eines guten Branntweins verwendet werden würde. Ich bin übrigens mit P. Frank nicht der Meinung Krügers, dem Volke zu empfehlen, nur den reinſten und ſtärkſten Branntwein zu nehmen und mit Zuckerwaſſer zu verdünnen. Der gemeine Mann würde ſich wohl dieſe Neuerung gefallen laſſen, und nun den ſtarken Branntwein, wie früher den ſchwachen, unverdünnt trinken. Die Regierung ſollte den Verkauf des Branntweins ſo controliren, daß nur guter von einer beſtimmten Stärke, etwa bis zu 10° Beck, verkauft werden dürfte. Starker, rectifizirter Weingeiſt, Liqueurs und andere gemiſchte Branntweine ſollten nur in der Apotheke verkauft werden dürfen.

c) Die Fabrikation, der Verkauf und der Ausſchank des Branntweins müſſen durchaus verhältnißmäßig höher beſteuert werden, als die übrigen, der Geſundheit weniger nachtheiligen geiſtigen Getränke, beſonders das Bier.

Fortsetzung von Tabelle LVI.

Mon.	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	niedst. in 18 J.
Januar	1,9	2,3	3,6	2,0	3,4	2,6	3,0	2,4	3,0	1828
Febr.	2,8	3,8	3,5	4,4	3,2	2,9	2,8	3,5	2,9	1828
März.	3,9	4,1	5,2	4,3	2,7	3,5	4,7	3,0	5,0	1828
April.	3,8	4,3	4,1	3,8	2,9	2,5	3,3	2,9	4,0	1828
Mai	2,8	5,4	3,5	3,5	2,4	1,8	2,5	3,5	3,0	1841
Juni	2,9	3,4	4,2	2,8	2,4	1,8	2,1	3,9	2,2	1841
Juli	1,8	2,8	2,6	2,3	2,1	2,4	1,7	3,5	2,3	1842
Aug.	1,8	3,0	2,3	2,0	2,2	2,1	1,5	3,1	2,9	1842
Spt.	2,0	2,4	2,1	2,1	2,1	2,1	1,7	2,3	2,5	1842
Oct.	2,9	3,0	1,9	2,1	2,2	2,5	1,7	2,5	3,0	*)
Nov.	2,0	3,3	2,1	2,1	3,3	2,6	1,7	3,0	3,0	1842
Dec.	3,9	2,9	2,7	2,3	2,6	4,2	1,8	2,9	2,5	1842
Jahr	1,8	2,3	1,9	2,0	2,1	1,8	1,5	2,3	2,2	1828
	Juli Aug.	Jan.	Oct.	Jan. Aug.	Juli Spt.	Mai Juni	Aug.	Spt.	Jun.	Dec.

*) Niedrigster Stand im October: 1832, 1834 und 1842.

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	niederst. in 10 J.
Januar	2,4	3,5	2,6	2,2	2,4	2,8	3,5	2,6	3,2	1,4	1854
Febr.	2,3	4,5	3,0	2,4	3,5	4,8	3,2	4,4	3,0	2,5	1845
März.	2,8	3,6	3,5	5,0	4,0	3,4	2,2	3,4	3,0	3,4	1851 "
April.	4,7	4,5	4,9	4,2	3,5	3,6	4,5	3,0	4,0	2,7	1854
Mai	3,4	3,5	3,1	2,5	3,5	3,3	4,2	3,0	4,0	3,0	1848
Juni	4,3	2,4	2,8	2,4	3,2	3,0	2,9	3,0	4,8	2,8	1846 u. 48
Juli	3,3	2,2	2,3	2,3	2,3	2,3	2,8	2,3	3,8	3,7	1846
Aug.	3,0	2,1	2,5	1,9	2,3	3,8	4,4	3,1	2,8	2,5	1848
Spt.	2,3	2,0	2,8	1,8	1,8	2,0	4,0	3,8	2,3	2,0	1848 u. 49
Oct.	3,3	1,9	2,8	1,8	1,7	2,0	4,0	3,2	2,0	1,9	1849
Nov.	2,9	1,8	2,3	2,0	1,9	3,5	3,6	2,7	1,8	2,6	1846 u. 53
Dec.	3,0	2,4	2,2	2,2	1,9	3,8	3,2	3,3	1,4	4,5	1853
Jahr	2,3	1,8	2,2	1,8	1,7	2,0	2,2	2,3	1,4	1,4	1853 u. 54
	Fbr.	Nov.	Dec.	Spt. Oct.	Oct.	Spt. Oct.	Mrz.	Juli	Dec.	Jan.	

d) Tabelle LVII. Monatliche und jährliche Veränderungen.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
Januar	5,2	2,2	9,2	0,2	1,0	9,5	1,2	13,8	4,3
Febr.	0,4	0,6	4,6	14,5	5,0	0,5	9,9	1,7	3,0
März	2,1	1,5	5,8	3,3	14,5	3,1	3,6	0,9	5,2
April.	2,3	1,1	3,7	4,1	9,9	0,7	2,2	0,6	0,6
Mai	14,4	1,4	1,8	1,1	2,4	1,3	2,7	0,4	9,6
Juni	8,1	2,2	1,0	5,3	5,0	3,1	0,5	0,6	1,1
Juli	1,0	0,6	0,4	3,3	3,6	1,6	2,5	0,3	1,7
Aug.	0,6	1,0	0,6	1,3	1,5	0,5	2,2	0,5	2,4
Spt.	0,9	1,8	4,9	2,8	5,3	0,7	6,5	0,8	1,1
Oct.	1,2	1,8	7,0	0,7	0,6	0,7	4,4	3,4	1,8
Nov.	3,7	0,8	9,5	1,1	11,1	1,8	1,7	0,9	2,0
Dec.	12,4	0,8	3,0	2,1	2,4	7,7	14,8	1,6	1,1
Jahr	15,8	6,5	10,7	14,5	15,1	10,8	16,0	18,2	11,6

Fortsetzung von Tabelle LVII.

Mon.	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	grösste in 18 J.
Januar	11,1	6,8	1,8	11,9	6,1	13,2	1,1	14,2	4,6	1843
Febr.	4,2	2,1	11,9	11,8	5,0	7,1	2,2	4,4	15,5	1844
März	7,3	6,8	4,6	3,5	0,9	2,7	4,3	2,0	5,9	1831
April	4,7	4,8	1,3	3,1	2,2	1,3	7,4	9,3	3,6	1831
Mai	1,0	9,4	2,1	3,5	1,7	0,8	0,7	7,5	1,0	1827
Juni	1,2	4,0	5,8	5,6	1,3	2,9	0,4	2,1	1,3	1827
Juli	1,1	2,0	2,4	0,8	1,9	2,7	0,3	4,5	4,3	1843
Aug.	0,6	3,8	0,7	0,7	2,2	0,6	1,5	3,9	3,5	1843
Spt.	2,3	14,6	0,2	1,1	1,1	1,4	0,5	0,8	4,0	1833
Oct.	0,9	0,7	0,6	0,9	3,6	2,0	0,3	9,4	2,0	1843
Nov.	14,1	5,3	5,9	0,8	3,9	3,5	3,3	2,0	2,0	1836
Dec.	13,4	10,1	5,1	9,9	1,7	5,7	1,2	2,0	4,5	1833
Jahr	15,1	14,7	13,5	14,2	7,4	14,0	9,2	12,5	16,2	1844

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	grösste in 10 J.
Januar	1,8	10,5	4,8	0,6	15,9	8,7	7,7	5,9	2,4	4,6	1849
Febr.	1,1	11,6	13,5	12,6	3,1	13,6	1,8	8,3	1,1	6,0	1850
März.	18,2	8,4	1,4	11,8	4,4	2,0	13,2	2,0	5,8	5,6	1845
April.	8,6	2,7	7,9	3,8	5,3	4,4	7,5	2,3	7,5	3,0	1845
Mai	12,1	10,5	2,5	2,0	4,0	0,8	8,3	1,6	12,8	3,0	1853
Juni	8,7	1,2	1,2	1,1	1,4	3,0	2,1	1,1	10,8	2,5	1853
Juli	1,6	0,5	3,0	1,1	1,7	2,7	5,2	2,5	7,3	10,7	1854
Aug.	2,0	1,1	7,6	0,4	0,2	8,2	17,8	6,0	1,3	1,3	1851
Spt.	0,9	1,5	2,1	0,6	0,4	1,6	14,0	7,6	1,4	0,4	1851
Oct.	6,5	0,6	1,2	3,0	1,5	5,0	6,4	2,3	0,6	3,2	1845
Nov.	1,9	6,2	0,5	5,2	0,9	4,0	1,0	5,8	0,6	3,4	1846
Dec.	6,0	8,1	1,2	4,0	7,4	7,2	2,6	1,7	0,4	7,3	1846
Jahr	18,7	12,3	14,3	15,0	16,6	9,5	19,4	10,4	15,0	12,1	1851

Tab. LVIII. Stände des Neckars u. Höhen des meteor. Wassers.

Jahr	Mittlere Neckarhöhe.	Höhe des meteorischen Wassers. Stuttgart	Wangen	Hohenheim	Urach	Tübingen	Freudenstadt	Schwenningen
1827	5,1	27,7	24,4			27,9		
1828	3,4	18,1	15,2			22,2		21,7
1829	4,2	23,1	18,6			24,3		22,8
1830	4,0	24,0	18,5		34,7	25,3	39,0	24,8
1831	5,0	27,5	24,5		39,1	27,5	54,2	
1832	3,1	18,1	16,0		22,9	15,0	34,4	
1833	4,8	29,1	26,3		44,3	33,4	35,6	
1834	3,5	13,3	13,7				38,6	
1835	3,6	20,7	18,5					
1836	4,1	24,9	23,4					
1837	5,0	26,2	24,2					23,0
1838	4,1	21,8	18,3	20,7			45,6	24,8
1839	3,8	22,8	16,4	20,9			47,2	19,3
1840	3,6	21,5		19,5	Blosingen			19,6
1841	3,6	22,5	20,5	22,7	26,8			
1842	2,8	14,9	11,5	15,1	17,8			
1843	4,3	23,7	19,8	25,1	36,5			
1844	4,1	23,4	20,9	23,2	31,9			28,5

Fortsetzung von Tabelle LVIII.

Im Jahr	Mittlere Neckarhöhe.	Höhe des meteorischen Wassers.								
		Stuttgart	Cannstatt	Hohenheim	Winnenden	Bissingen	Schopfloch	Schwenningen	Freudenstadt	Calw
1845	4,50	26,51	27,01	20,75	32,44	31,23	45,87	27,54		
1846	4,09	21,95	22,57	23,77	27,04	30,25	36,20	24,11	55,80	
1847	3,80	23,41	24,64	22,00	29,75	32,38	41,14	12,22	33,41	24,15
1848	3,66	22,40	23,52	23,77	26,66	33,28	36,14	13,71	49,90	
1849	3,57	23,07	22,30	18,30	27,74	30,05	39,43	14,40	50,00	24,20
1850	4,46	27,79	25,86	26,87	30,00	38,68	38,18	14,47	49,86	31,48
1851	5,27	33,18	32,90	32,44	35,84	41,96	41,45	20,89	45,70	31,74
1852	4,14	25,33	25,42	20,76	27,92	26,47	30,50	24,46*	46,47	38,22
1853	4,26	24,75	23,82	21,79		30,89	33,58	24,85	39,86	30,77
1854	3,80	22,55	22,39	23,40	27,26	26,18	42,30	20,87	30,30	32,53

*) Von 1852—54 die Beobachtung von Spaichingen.

7) Beobachtungen am Bodensee.

Diese Beobachtungen hatte Hr. O.-Amtsarzt Dr. Dihlmann zu Friedrichshafen die Güte seit 1827 nach den Beobachtungen am Pegel im Hafen daselbst zu liefern. Der 0Punkt an demselben ist der bis zum Februar 1827 beobachtete tiefste Punkt unter dem im Jahr 1817 beobachteten höchsten Punkte. Diese beiden Punkte liegen 12,2 württ. F. aus einander. Hiernach geben die nachfolgenden Tabellen die mittlere Höhe, sowie die tiefsten und höchsten Höhen des Sees aus den Jahren 1827—54 über (oder die tiefsten unter) dem Nullpunkt von 1827. Der tiefste beobachtete Punkt überhaupt ist jedoch im Jan. 1848 noch 1 Fuss tiefer als der vom Jahr 1827 gewesen. Es ist daher von dem Jahr 1849 an als der Nullpunkt am Pegel diese Tiefe des Niveau im Jahr 1848 angenommen worden, also 13,2 württ. Fuss unter der bis jetzt beobachteten grössten Höhe des Seeniveau im Jahr 1817, und zwar auf dem Grunde des Sees, und die vom Jahr 1849 einschl. an in den Jahresberichten erschienenen Zahlenangaben sind in diesem Masstab ausgedrückt. Der Gleichförmigkeit wegen sind jedoch in den nachstehenden Uebersichten die Zahlenangaben noch auf den früheren Masstab reducirt worden. Bis zum Jahre 1851 excl. wurden die Beobachtungen nur unterbrochen, d. h. nicht täglich, sondern monatlich 3—12 und mehrmals angestellt; vom Jahr 1851 incl. an sind sie jedoch tägliche.

Wir geben nun in nachstehenden Tabellen die Uebernichten von den Jahren 1827—54 (wobei das Jahr 1832 ausfällt, da in diesem keine Beobachtungen angestellt worden zu sein scheinen):

a) Tabelle LIX. über die Mittelhöhen der Monate und Jahre,
b) Tabelle LX. über die grössten beobachteten Höhen,
c) Tabelle LXI. über die geringsten » »
d) Tabelle LXII. über die monatlichen Veränderungen, wobei st. = »steigend«, f. = »fallend« heisst.

a) Tabelle LIX. Mittlere Höhen des Bodensees.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1833	1834	1835	1836
Januar	1,06	2,33	—0,91	—0,10	*)		2,91	0,45	—0,17
Febr.	0,27	1,41	—0,42	—0,30	—0,15		2,66	0,38	—0,03
März	1,76	1,89	0,54	0,85	0,90		1,10	0,75	0,78
April	3,63	2,42	2,13	2,23	2,57		0,77	1,51	2,30
Mai	5,05	3,78	3,25	3,83	3,87		3,20	3,73	3,09
Juni	8,10	6,44	4,64	5,72	8,00		4,35	5,66	4,50
Juli	6,90	6,65	5,26	6,62	7,85		4,35	4,75	5,08
Aug.	5,08	5,92	4,43	4,82	7,24		2,54	3,80	3,70
Sept.	3,74	5,15	6,80	4,92	5,95	7,31	2,95	3,40	3,89
Octob.	2,46	2,90	6,40	3,64	3,15	8,29	1,54	3,04	1,50
Nov.	2,80	1,47	3,80	1,77	2,58		1,79	2,55	2,15
Dec.	3,04	0,60	1,50	0,87	2,27	8,66	0,55	0,68	2,65
Jahr	3,69	3,41	3,11	2,93	3,01		2,73	2,72	2,91

Mon.	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	1845
Januar	1,40	0,57	0,98	1,80	0,52	0,62	1,63	1,12	0,45
Febr.	0,98	—0,08	0,08	1,68	0,60	0,02	1,80	—0,10	1,76
März	0,10	0,78	1,52	0,42	1,67	0,50	0,60	0,46	—0,50
April	0,95	1,73	1,98	0,12	1,80	1,65	1,84	2,65	2,28
Mai	3,64	3,56	3,83	1,97	3,40	2,85	3,58	4,34	2,78
Juni	6,96	6,71	6,52	4,02	5,22	4,30	5,68	4,70	6,66
Juli	7,23	6,33	5,90	5,25	6,97	3,05	7,80	7,76	6,94
Aug.	5,45	4,27	4,05	5,30	7,50	2,12	8,02	7,69	5,42
Sept.	4,40	3,81	5,03	4,70	7,22		4,72	5,82	3,85
Octob.	2,10	2,48	3,53	3,87	4,47		3,08	4,99	3,80
Nov.	1,90	1,94	1,63	4,02	3,07		2,66	3,11	2,74
Dec.	1,78	1,51	1,48	5,30	2,45		1,52	1,86	1,89
Jahr	3,05	2,11	3,38	3,29	3,67		3,70	3,78	3,44

Mon.	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854
Januar	1,69	0,82	—0,48	0,29	0,58	0,76	0,57	0,57	—0,85
Febr.	2,18	0,72	0,02	0,54	3,02	0	0,65	0	—0,90
März	1,78	0,53	0,97	0,86	1,47	0,37	0,30	—0,52	—0,18
April	2,65	2,91	2,07	1,27	1,65	1,93	0,41	2,23	0,84
Mai	4,65	6,33	2,80	3,55	2,67	2,50	2,10	4,20	1,92
Juni	6,60	8,09	4,74	8,09	6,03	4,63	4,17	6,66	2,99
Juli	6,90	7,26	6,12	6,58	7,46	6,03	5,30	8,78	5,92
Aug.	5,20	6,47	4,31	3,40	5,67	8,65	6,20	5,81	5,31
Sept.	4,68	5,68	2,95	2,22	3,91	6,40	6,02	3,79	2,80
Octob.	3,30	2,67	2,18	1,96	2,82	5,31	4,52	2,14	1,12
Nov.	2,28	1,41	1,60	1,58	2,84	2,49	2,70	0,94	1,05
Dec.	1,80	0,37	0,67	1,34	2,09	0,96	1,48	—0,37	1,46
Jahr	3,81	5,03	2,35	3,36	3,27	2,11	2,86	2,86	1,79

b) Tabelle LX. Grösste Höhen des Bodensees.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1833	1834	1835	1836
Jan.	1,5	3,7	—0,6		*)		4,7	0,4	—0,1
Fbr.	0,6	1,5	—0,2		0,2		3,6	0,7	0
Mrz.	3,3	2,2	1,6		1,2		1,3	0,8	2,2
Apr.	3,9	3,2	2,7		2,7		0,8	1,8	2,5
Mai	6,1	4,5	3,5		4,9		4,6	5,2	3,1
Juni	9,0	6,7	5,0		8,4		4,5	5,9	5,5
Juli	8,2	6,9	5,6		8,9		4,7	5,2	5,7
Aug.	5,6	6,7	4,9		8,2		4,1	4,3	3,8
Spt.	5,2	6,0	7,9		7,0	5,1	4,0	4,2	3,0
Oct.	2,9	4,0	7,3		4,7	5,15	2,3	3,4	5,0
Nov.	3,3	2,0	4,6		3,4	2,2**)	2,0	3,2	3,6
Dec.	3,2	1,2	2,5		2,6	4,9	1,0	1,6	3,2
Jahr	Juni	Juli	Sept.		Juli		Jan.Jul.	Juni	Juli

Mon.	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	1845
Jan.	2,0	0,7	1,4	2,2	0,9	0,9	2,5	0,9	0,9
Fbr.	0,9	0,1	1,9	1,8	0,9	0,3	2,5	—0,1	0,2
Mrz.	0,2	1,7	1,9	1,4	1,9	1,3	1,4	1,3	—0,4
Apr.	1,3	1,9	2,2	0,8	1,9	1,8	3,0	4,2	2,5
Mai	4,4	5,1	4,5	2,9	4,4	3,8	4,8	4,6	2,9
Juni	8,3	7,3	7,7	5,0	5,4	4,4	6,6	5,0	8,3
Juli	7,9	7,3	7,1	6,2	8,4	4,2	8,8	8,1	7,8
Aug.	6,1	4,7	4,8	6,2	6,2	3,8	8,4	8,0	5,5
Spt.	5,0	3,2	5,4	5,3	4,8	3,2	6,6	7,0	4,5
Oct.	2,6	3,1	4,5	4,6	4,8		4,6	5,3	4,4
Nov.	1,9	2,2	2,0	5,4	3,9		3,5	4,9	3,2
Dec.	2,5	2,0	2,2	4,3	2,8		1,8	2,9	2,1
Jahr	Juni	Jun. Jul.	Juni	Jul.Aug	Juli	Juni	Juli	Juli	Juni

Mon.	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854
Januar	2,4	1,2	—0,1	0,4	1,2	1,40	1,10	1,15	—0,71
Febr.	2,8	0,9	0,2	0,6	2,3	0,18	1,20	0,36	—0,30
März	2,0	0,9	1,6	1,5	2,0	1,20	0,68	0,06	0,33
April	2,8	3,6	2,7	1,5	2,4	2,90	0,98	3,10	1,40
Mai	6,2	8,4	3,0	5,2	3,9	3,60	3,85	5,30	2,65
Juni	6,9	8,8	5,7	9,5	8,0	5,98	5,46	7,99	4,40
Juli	7,2	8,2	6,9	8,5	8,5	7,60	6,18	9,45	6,70
Aug.	6,1	7,2	5,0	4,3	5,8	9,00	6,70	7,50	5,72
Sept.	6,2	6,5	3,8	3,0	5,1	8,20	7,00	4,85	4,30
Oct.	3,5	3,6	2,7	2,5	3,5	5,98	5,58	2,55	1,60
Nov.	2,8	2,0	2,0	2,0	3,2	4,00	3,23	1,70	1,25
Dec.	2,2	0,7	1,7	1,5	3,0	1,73	2,20	0,20	2,03
Jahr	Juli	Juni	Juli	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Juli	Juli

c) Tabelle LXI. Geringste Höhen des Bodensees.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1833	1834	1835	1836
Januar	0,6	1,5	—1,3		*)		3,2	0,1	—0,3
Febr.	0	0,9	—0,6		—0,6		1,6	0,2	—0,3
März	0,4	0,7	—0,2		0,4		0,9	0,6	—0,3
April	3,3	2,1	1,7		2,5		0,7	0,9	2,2
Mai	4,0	3,1	2,7		2,7		1,0	1,7	3,0
Juni	6,2	5,5	3,5		7,1		4,2	5,5	3,1
Juli	5,6	6,3	4,9		7,4		4,0	4,2	4,2
Aug.	5,2	5,7	3,1		6,0		2,9	3,3	3,6
Sept.	3,0	4,2	4,1		5,2	4,4	1,8	2,7	3,6
Oct.	2,0	2,2	4,6		2,2	2,9	1,2	2,5	3,9
Nov.	2,5	1,2	2,6		2,2	2,6	1,4	1,8	2,7
Dec.	2,9	0,4	0,7		2,2		0,2	0,2	2,3
Jahr	Febr.	Dec.	Januar		Febr.		Dec.	Januar	Jan.-Ma.

Mon.	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	1845
Januar	1,1	0,4	0,7	1,5	0,6	0,4	1,1	0,2	0,2
Febr.	0,4	—0,25	0,7	1,4	0,4	—0,2	1,4	—0,2	—0,6
März	0,1	0,05	1,1	0	1,3	—0,2	0,9	1,0	—0,6
April	0,8	1,5	1,7	—0,5	1,6	1,4	1,0	1,4	1,9
Mai	2,8	2,0	2,1	1,2	2,4	2,3	2,8	4,1	2,6
Juni	5,2	6,2	4,7	3,1	5,1	4,1	4,7	4,6	4,6
Juli	6,8	4,6	5,0	4,4	5,7	3,9	7,0	6,3	6,0
Aug.	4,8	3,9	3,7	4,7	5,0	2,6	7,4	6,8	5,3
Sept.	3,6	3,3	4,5	4,2	3,9	2,9	3,1	5,2	3,4
Octob.	1,3	2,1	2,2	3,4	4,0		3,5	4,8	3,2
Nov.	1,9	1,7	1,3	4,8	2,4		1,9	3,4	2,1
Dec.	1,2	1,2	1,0	2,2	2,0		1,1	1,1	1,6
Jahr	März	Febr.	Jan.Feb.	April	Febr.		März	Febr.	Feb.Ma.

Mon.	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854
Januar	2,0	0,4	—1,0	0,2	0,2	0,18	0	0,40	—1,05
Febr.	1,8	0,5	—0,3	0,5	0,2	—0,28	0,73	—0,33	—0,80
März	1,6	0,1	0,4	0,5	0,8	—0,75	0,03	—0,53	—0,73
April	2,4	1,9	1,8	1,0	0,7	1,35	0,18	0,06	0,26
Mai	2,9	3,7	2,6	1,7	2,1	2,60	1,00	3,15	1,27
Juni	6,2	6,9	3,2	5,4	4,5	3,66	3,73	5,40	2,27
Juli	6,4	6,2	5,2	4,7	5,8	5,80	4,60	7,60	4,80
Aug.	4,2	5,6	3,6	3,0	5,4	7,50	4,60	4,55	4,40
Sept.	3,5	4,8	2,5	1,5	2,1	5,30	4,70	2,65	1,67
Octob.	3,0	2,0	1,7	1,5	2,8	4,14	3,28	1,75	0,78
Nov.	1,8	0,9	1,3	1,0	2,3	1,80	2,13	0,25	0,93
Dec.	1,4	0	0,2	1,2	1,4	0,50	1,10	—0,90	1,06
Im Jahr	Dec.	Dec.	Januar	Januar	Jan.Feb.	März	Juni	Dec.	Jan.

d) Tab. L XII. Monatl. und jährl. Veränderungen des Niveau.

Mon.	1827	1828	1829	1830	1831	1833	1834	1835	1836
Januar	0,9 f.	2,2 f.	0,7st.	*)	*)		1,0 f.	0,3st.	0,2 f.
Febr.	0,6 f.	0,6 f.	0,4st.	*)	0,8st.		2,0 f.	0,5st.	0,3st.
März	2,9st.	1,5st.	1,8st.	0,1st.	0,8st.		1,3 f.	0,3 f.	2,5st.
April	0,6st.	1,1st.	1,0st.	2,9st.	0,2st.		0,5 f.	0,9st.	0,3st.
Mai	2,1st.	1,1st.	0,8st.	0,6st.	2,2st.		3,6st.	3,5st.	0,1st.
Juni	2,8st.	2,2st.	1,5st.	3,3st.	1,3st.		0,3st.	0,4st.	2,4st.
Juli	2,6 f.	0,6 f.	0,7st.	2,0 f.	1,5 f.		0,7 f.	0,9 f.	1,5 f.
Aug.	0,4 f.	1,0 f.	1,8 f.	1,1 f.	2,2 f.		1,2st.	0,6 f.	0,2 f.
Sept.	2,2 f.	1,8 f.	3,8st.	1,5 f.	1,8 f.		2,2 f.	1,5 f.	0,5 f.
Octob.	0,9st.	1,8 f.	2,7 f.	2,7 f.	2,5 f.		1,1st.	0,6 f.	1,1 f.
Nov.	0,8st.	0,8 f.	2,0 f.	0,6 f.	1,2st.		0,6 f.	1,4 f.	0,9 f.
Dec.	0,3st.	0,8 f.	1,8 f.	1,4 f.	0,4 f.		0,8 f.	1,4 f.	0,9 f.
Jahr	9,0	6,5	9,2	7,8	9,5		4,5	5,8	6,0

Mon.	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	1845
Januar	0,9 f.	0,3 f.	0,7 f.	0,7 f.	0,3 f.	0,5 f.	1,4st.	0,7 f.	0,7 f.
Febr.	0,5 f.	0,35st.	1,2st.	0,8st.	0,5 f.	0,3st.	1,1 f.	0,1 f.	0,8st.
März	0,1 f.	1,6st.	0,8st.	1,4 f.	0,6st.	1,5st.	0,5 f.	0,3st.	0,2st.
April	0,5st.	0,4st.	0,5st.	1,3st.	0,3st.	0,4st.	2,0st.	2,8st.	0,6st.
Mai	1,6st.	3,1st.	2,1st.	1,7st.	2,0st.	1,5st.	2,0st.	0,5st.	0,3st.
Juni	3,1st.	1,1st.	3,0st.	1,9st.	2,0st.	0,3st.	1,9st.	0,4st.	3,7st.
Juli	1,1 f.	2,7 f.	1,1 f.	1,8st.	2,7st.	0,3 f.	1,8st.	1,8st.	1,8st.
Aug.	1,3 f.	0,8 f.	0,6 f.	1,5 f.	1,2 f.	1,2 f.	1,0 f.	1,2st.	0,2 f.
Sept.	1,4 f.	0,9 f.	2,3 f.	1,1 f.	0,9 f.		3,5 f.	1,8 f.	1,1 f.
Oct.	1,3 f.	1,0 f.	0,7 f.	1,2 f.	0,8 f.		1,1st.	0,5 f.	1,2 f.
Nov.	0	0,5 f.	0,7 f.	0,6 f.	1,5 f.		1,6 f.	1,5 f.	1,1 f.
Dec.	0,7 f.	0,8 f.	1,2 f.	2,1 f.	0,8 f.		0,7 f.	1,8 f.	0,5 f.
Jahr	8,2	7,55	7,0	6,7	8,0		7,9	8,3	8,9

Mon.	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854
Jan.	0,4st.	0,8st.	0,9st.	0,2st.	1,0 f.	1,22 f.	1,10 f.	0,75 f.	0,34st.
Fbr.	1,0 f.	0,4st.	0,5st.	0,1st.	2,1st.	0,46st.	0,47st.	0,69 f.	0,50st.
Mrz.	0,4 f.	0,8st.	1,2st.	1,0st.	1,1st.	1,95st.	0,65st.	0,59st.	1,06st.
Apr.	0,4st.	1,7st.	0,9st.	0,5st.	1,7st.	1,55st.	0,80st.	3,04st.	1,14st.
Mai	3,3st.	4,7st.	0,4st.	3,5st.	1,8st.	1,00st.	2,85st.	2,15st.	1,38st.
Juni	0,7st.	1,9st.	2,5st.	4,1st.	3,5st.	2,32st.	1,67st.	2,59st.	2,13st.
Juli	0,8st.	2,0st.	1,6st.	2,8 f.	2,7 f.	1,80st.	1,58st.	1,85 f.	1,90st.
Aug.	1,9st.	1,6 f.	1,4 f.	1,3 f.	0,3 f.	1,50 f.	2,10 f.	2,95 f.	1,32 f.
Spt.	2,7 f.	1,7 f.	1,3 f.	1,5 f.	3,0 f.	2,90 f.	2,30 f.	2,20 f.	2,63 f.
Oct.	0,5 f.	1,6 f.	1,0 f.	1,0 f.	0,7 f.	1,84 f.	2,30 f.	0,80 f.	0,82 f.
Nov.	1,0 f.	1,1 f.	0,7 f.	1,0 f.	0,9 f.	2,20 f.	1,10 f.	1,45 f.	0,32 f.
Dec.	0,8 f.	0,7 f.	1,5 f.	0,3 f.	1,6 f.	1,23 f.	1,10 f.	1,10 f.	0,97 f.
Jahr	5,8	9,8	7,9	9,3	8,3	9,28	7,00	9,30	7,75

*) Im Januar und Februar 1830 war der See fast ohne Aenderung des Niveau gefroren. Ebenso im Januar 1831 war er ohne Aenderung des Niveau am Ufer gefroren.

**) Am 27. November 1833 blos einmalige Beobachtung im Monat.

8) Wässerichte Ausdünstung.

a) Von den Stuttgarter Beobachtungen.

Diese wurden zu Stuttgart seit dem Jahre 1834 mittelst eines cylindrischen Gefässes von 2,357 par. □Zoll Grundfläche und 1,5 par. Zoll Höhe beobachtet, welches, zur Hälfte mit reinem Regenwasser gefüllt, an einen vor Regen, Schnee und strahlender Wärme geschützten Ort gegen N vor dem Fenster in die freie Luft 1 Fuss von dem Fenster entfernt, gestellt wird. Jeden Abend 9 Uhr wird die Menge des verdunsteten Wassers auf einer Granwaage bestimmt. Da ein par. Cubikzoll reines Wasser 318,9 Gran wiegt, so entspricht jeder Gran des verdunsteten Wassers, auf die Fläche eines □Fusses reducirt, dem Volumen von 0,1916 Cubikzoll Wasser.

Hiernach wurden die in den nachfolgenden Tabellen zusammengestellten Momente berechnet.

Tabelle LXIII, LXIV. die monatlichen und jährlichen Maxima und Minima aus den Jahren 1834—54.

Tabelle LXV. die monatlichen und Jahresmittel.

Tabelle LXVI. die monatlichen und jährlichen Mengen des verdunsteten Wassers.

Grösse der Verdunstung in Cubikzollen auf 1 par. □Fuss.

Tabelle LXIII. Stärkste Ausdünstung.

Mon.	1834	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844
Jan.	13,41	6,13	7,28	5,36	4,79	7,47	9,00	6,90	6,71	9,96	5,56
Fbr.	8,81	7,86	7,66	8,62	5,17	6,51	9,96	3,64	16,86	6,90	7,86
Mrz.	2,49	14,94	18,01	11,11	11,69	9,00	23,37	18,96	20,69	38,12	16,86
Apr.	12,80	18,96	21,45	15,32	21,65	13,22	34,87	23,95	39,28	37,17	27,21
Mai	35,25	24,52	28,74	23,95	28,35	27,78	36,59	39,46	47,13	34,68	24,33
Juni	37,93	13,42	27,49	34,33	29,50	39,85	22,80	25,09	49,81	25,86	30,66
Juli	37,17	44,64	32,95	30,84	32,38	33,72	21,07	27,97	33,80	36,21	19,54
Aug.	37,17	35,48	27,98	22,22	30,46	33,33	23,18	24,14	49,65	29,50	21,84
Spt.	29,08	17,43	24,52	27,20	19,16	18,77	21,26	15,52	24,90	14,39	13,60
Oct.	17,43	6,13	11,61	6,70	12,67	8,62	7,09	21,84	11,49	23,76	9,58
Nov.	14,94	7,47	9,39	17,81	10,53	4,59	6,90	19,58	10,53	10,15	9,77
Dec.	6,90	4,60	6,89	6,32	6,89	11,87	4,60	17,24	7,47	4,60	10,73
Jahr	Juni	Juli	Juli	Juni	Juli	Juni	Mai	Mai	Juni	J uli	Juni

Fortsetzung von Tabelle LXIII.

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	Jahr	21j. M.
Jan.	4,79	10,92	6,51	2,87	9,20	5,17	4,41	8,81	9,58	8,05	1834	7,28
Feb.	3,83	9,20	10,55	6,90	11,11	10,53	5,75	13,79	3,83	8,62	1842	8,26
Mrz.	8,62	11,83	12,64	17,43	10,53	14,00	16,29	18,01	4,79	11,11	1843	14,78
Apr.	17,63	16,29	11,83	26,63	16,48	14,95	15,52	31,80	15,33	30,66	1842	22,05
Mai	24,14	21,23	30,46	38,70	24,71	28,93	16,29	30,65	37,17	17,82	1842	29,56
Juni	23,95	37,55	21,27	24,71	24,52	26,44	25,87	28,16	38,70	17,82	1842	28,84
Juli	30,98	32,57	32,57	30,65	36,56	26,25	36,60	54,61	33,16	26,82	1835	32,90
Aug.	19,54	33,53	32,57	29,50	22,99	23,95	28,74	20,11	22,42	18,39	1842	27,94
Spt.	21,07	22,61	14,56	21,26	22,03	20,31	12,84	13,03	18,58	34,68	1854	20,32
Oct.	9,00	9,39	10,35	8,62	23,57	7,86	8,62	21,46	8,43	21,84	1843	12,67
Nov.	7,66	6,51	6,51	8,24	7,66	10,35	6,13	8,05	4,60	7,28	1841	9,27
Dec.	9,20	6,90	8,81	10,35	8,43	8,24	3,06	11,11	9,58	9,58	1841	8,25
Jahr	Juli	Juni	Jl.Ag.	Mai	Juli	Mai	Juli	Juli	Juni	Sept.	1852	

Tabelle LXIV. Schwächste Ausdünstung.

Mon.	1834	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	
Jan.	1,72	0,57	0	0,38	0,19	0,19	0,38	0	0,76	0,57	0,19	
Feb.	0,57	0	0,38	1,53	0,57	0,57	1,34	0,77	0,76	0,77	1,34	
Nrz.	3,45	2,87	2,68	1,34	2,49	1,91	0,96	0,77	3,06	1,72	1,53	
Apr.	3,26	4,98	1,91	2,29	4,60	1,91	2,68	3,06	5,17	4,41	4,79	
Mai	5,36	5,75	3,64	3,44	3,83	2,49	2,87	8,05	5,94	2,49	2,68	
Juni	5,94	7,66	4,98	5,74	2,68	7,66	3,64	5,56	12,07	4,79	8,24	
Juli	6,51	8,05	5,17	4,02	5,56	4,98	3,26	3,26	6,13	4,21	4,41	
Aug.	8,05	1,72	1,53	4,98	4,98	1,91	4,60	5,56	4,79	5,17	3,06	
Spt.	6,71	1,92	2,30	2,68	4,21	3,64	2,30	2,30	2,11	4,02	1,92	
Oct.	2,11	1,34	1,72	1,53	1,72	1,53	1,53	1,92	2,49	1,53	1,72	
Nov.	0,77	0,57	0,38	0,95	1,53	0,76	0,19	1,53	0,38	0,96	0,38	
Dec.	0,83	0,38	0,19	0,57	0,38	0,57	0	2,11	0	0,19	0	
Jahr	Feb.	Feb.	Jan.	Dec.	Jan.	Jan.	Dec.	Jan.	Dec.	Dec.	Dec.	

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	Jahr	21j. M.
Jan.	0,19	0,19	0,38	0,19	0	0,38	0,57	0,57	0,19	0,57	1849	0,39
Feb.	0,19	1,53	1,15	0,96	0,38	0	0,57	1,15	0,38	0,77	1850	0,75
Mrz.	0	2,30	1,92	1,53	0,38	0,77	1,92	0,77	0,96	2,11	1845	1,69
Apr.	1,92	3,45	1,53	3,64	3,06	3,83	3,06	2,87	2,30	3,06	1847	3,23
Mai	2,68	4,02	5,17	4,41	5,36	3,26	3,45	3,45	3,45	3,45	1839 1841	4,06
Juni	3,83	5,36	4,21	4,21	2,87	2,68	5,75	6,51	3,06	5,56	1838 1850	5,38
Juli	4,21	6,13	3,83	4,02	7,47	4,41	3,45	4,02	4,41	3,45	1840 1841	4,80
Aug.	3,45	4,01	2,49	4,21	4,21	3,45	4,41	5,17	2,87	4,79	1836	4,06
Spt.	2,30	3,26	1,92	2,11	2,68	3,06	1,15	1,91	3,45	6,71	1851	2,98
Oct.	1,15	1,15	1,72	1,53	0,96	0,57	0,57	2,30	1,92	1,92	1850 1851	1,52
Nov.	0,76	0,77	0,77	0,77	0,38	1,15	1,15	1,15	0,77	1,15	1840	0,82
Dec.	1,34	0,19	0,38	0,19	0	0,19	0	1,53	0,19	0,95	1839 1851	0,48
Jahr	Mrz.	Jan. Dec.	Jan. Dec.	Jan. Dec.	Jan. Dec.	Feb.	Dec.	Jan.	Jan. Dec.	Jan.		

Tabelle LXV. Mittlere Verdunstung in 24 Stunden.

Monate.	1834	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	11j. M.
Januar	3,83	2,49	2,62	1,98	1,41	2,87	3,07	2,33	2,49	3,64	2,16	2,63
Februar	3,06	3,24	2,19	4,53	2,64	2,70	3,94	1,88	4,16	3,14	3,63	3,19
März	7,37	6,83	8,46	4,95	4,21	3,32	3,97	6,78	11,01	10,44	7,04	6,76
April	6,03	10,60	8,48	5,87	10,11	7,66	16,16	11,04	20,70	10,80	15,28	11,16
Mai	19,70	13,16	16,28	10,73	16,32	11,30	15,13	17,20	21,30	30,14	11,50	14,80
Juni	17,66	25,51	14,65	16,83	12,32	19,73	13,89	6,27	22,76	10,15	18,39	16,20
Juli	21,17	25,07	19,93	14,46	17,53	13,86	11,78	16,15	19,27	13,20	8,72	16,47
August	16,61	9,13	15,30	12,68	13,37	14,00	13,80	13,20	24,02	13,11	8,39	13,96
Sept.	15,17	9,17	6,51	7,89	9,87	7,90	4,60	9,40	10,14	9,56	6,41	8,78
October	7,68	3,64	5,66	4,09	5,65	3,59	3,95	8,48	6,07	5,59	4,41	5,35
Novemb.	4,61	2,86	3,12	3,84	3,41	2,02	3,40	6,89	2,65	3,89	3,64	3,67
Decemb.	1,12	1,84	2,10	2,36	1,83	3,76	1,20	5,76	0,98	2,75	1,64	2,27
Jahr	10,30	9,39	8,78	6,57	8,22	7,85	7,90	8,77	11,33	8,00	7,60	8,77

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	21j. M.
Januar	1,37	3,21	2,52	1,27	3,59	1,57	1,49	3,73	3,68	2,50	2,45	2,53
Februar	1,52	4,64	3,89	4,37	4,77	4,74	3,19	4,87	1,94	3,13	3,71	3,44
März	2,87	6,92	6,71	5,93	5,71	1,25	6,42	7,00	3,63	5,96	5,24	6,04
April	3,03	9,08	5,91	8,88	7,62	8,76	7,02	13,44	7,14	13,41	8,43	9,82
Mai	9,72	17,05	15,24	19,55	12,42	11,29	9,20	15,12	12,17	10,75	13,25	14,05
Juni	10,63	22,27	11,82	13,40	13,65	13,96	15,55	12,85	12,08	10,02	13,62	14,96
Juli	13,69	17,96	15,47	14,71	19,91	8,89	10,75	20,55	9,02	12,56	14,35	15,46
August	9,72	13,55	12,95	14,40	11,63	4,92	10,70	10,06	12,84	10,73	11,15	12,62
Sept.	10,11	10,26	6,86	8,96	11,90	7,73	5,34	7,29	8,08	15,04	9,17	8,97
October	4,21	6,21	4,41	4,26	5,19	3,80	3,99	6,76	4,30	7,60	5,07	5,21
Novemb.	3,61	3,41	2,41	3,65	2,58	4,69	2,45	4,04	2,31	3,04	3,22	3,46
Decemb.	4,18	1,97	1,93	3,42	2,35	3,59	1,28	4,28	1,49	4,15	2,86	2,55
Jahr	6,23	9,25	7,49	8,62	7,87	6,59	6,45	9,16	6,56	8,24	7,65	8,20

7. Wenn die Conſumtion des Branntweins verringert und allmälig auf das wahre Bedürfniß zurückgebracht werden ſoll, ſo muß die Polizei zugleich dafür ſorgen, daß der gemeine Mann als Surrogat ein anderes, der Geſundheit weniger nachtheiliges geiſtiges Getränk gut und in billigen Preiſen bekomme. Es handelt ſich hier, wie ich glaube, um ein gutes und wohlfeiles Bier. Bier iſt der Nationaltrank der Deutſchen und ſoll es bleiben. Ueberall in Deutſchland nimmt die Fabrikation und Conſumtion des Biers jetzt täglich zu, und es iſt nur zu bedauern, daß die Conſumtion des Branntweins nicht in dem Verhältniß ab, ſondern ebenfalls zunimmt. In dieſer Hinſicht hätten die Regierungen dafür zu ſorgen:

a) Daß das Bier überall eine gewiſſe gleichmäßige Stärke und Güte habe. Zu dieſem Behufe iſt es durchaus nothwendig, daß daſſelbe von eigens aufgeſtellten Sachverſtändigen in Beziehung auf Geſchmack, Gehalt und Zuträglichkeit für die Geſundheit öfters geprüft, und deſſen Verkauf nach dem Befund der Unterſuchung erlaubt oder verboten werde. Es iſt ein Jammer, was für Bier man oft in den Wirthshäuſern kleinerer Art antrifft und trinken ſieht, ein Getränk, von dem man in der That verſucht iſt zu glauben, daß es ein bloſer Abſud von Haberſtroh ſey. Schlechtes Bier, das Blähungen und Harnbrennen macht, begünſtigt das Branntweintrinken; man ſieht es ja häufig genug in den Dorfſchenken, daß die Leute neben dem Bierglas das Schnapsglas ſtehen haben, indem ihnen der Schnaps das trübe, ſaure Bier helfen verdauen und wieder aus dem Leibe ſchaffen muß. Ein zu ſtarkes Bier iſt der Geſundheit gewiß nachtheilig, allein eben ſo wenig taugt ein zu ſchwaches, deſſen Eigenſchaften, ſo vortrefflich ſie ſonſt ſeyn mögen, übernächtig ſind. Ohne Hopfen taugt das Bier nichts, dieſe ſind die Würze deſſelben, die es dem Magen angenehm macht. Eben ſo weſentlich aber iſt die gehörige Menge von Malz, die es nahrhaft macht, was bei dem armen Manne, dem der Trank manchmal auch das Eſſen erſetzen muß, wohl in Anſchlag kommt.

b) Die Fabrikation und der Ausſchank des Biers ſollte nur gering beſteuert werden.

c) Wenn die Bereitung und der Verkauf des Biers beaufſichtigt und einer geringeren Beſteurung unterworfen wird, ſo muß

Tabelle LXVI. Verdunstungsmenge aus den Monaten und Jahren.

Monate.	1834	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	11j. M.
Januar	118,41	77,30	81,43	61,31	44,06	90,05	95,42	72,42	77,21	113,04	67,06	81,88
Februar	86,22	91,07	63,11	127,60	74,33	78,68	114,78	52,88	116,88	88,14	95,60	90,47
März	280,10	212,10	262,30	153,28	132,77	161,71	188,53	206,73	341,24	269,58	218,42	220,80
April	181,06	318,05	256,36	178,65	303,55	229,92	574,80	331,27	579,59	320,73	458,50	339,32
Mai	611,03	321,69	504,29	333,77	506,40	250,43	469,23	530,15	660,44	333,00	356,71	443,37
Juni	722,14	652,78	439,34	508,63	370,03	590,70	417,10	188,15	683,24	304,64	551,71	493,52
Juli	636,23	976,17	618,68	454,67	541,76	429,76	366,72	510,99	586,26	700,49	267,66	553,58
August	515,21	473,83	473,83	393,93	414,81	434,16	428,22	419,45	745,13	406,57	276,86	452,80
Sept.	455,24	274,37	196,62	235,43	296,27	235,90	241,62	282,24	304,25	286,84	191,55	272,64
October	238,54	113,63	156,53	127,03	175,50	111,32	123,77	262,87	188,34	173,39	137,00	162,54
Novemb.	139,91	79,81	93,31	115,53	102,50	60,54	102,50	206,73	78,17	119,37	109,59	109,81
Decemb.	53,46	58,90	63,89	76,83	56,90	97,52	37,74	178,95	30,46	45,60	51,00	68,10
Jahr	4033,8	3658,7	3208,9	2766,3	3018,9	2763,7	3160,0	3242,8	4391,2	3161,4	2781,7	3269,0

Monate.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	25j. M.
Januar	44,64	99,44	89,72	39,27	111,32	49,05	46,38	115,53	114,00	77,60	76,29	78,27
Februar	42,72	151,63	110,94	126,84	133,54	132,39	89,18	141,21	54,60	78,17	104,15	96,98
März	88,39	214,97	207,89	183,33	156,77	157,68	199,07	217,08	121,86	184,86	173,50	198,18
April	298,13	272,64	177,42	266,51	218,29	262,68	210,76	403,31	214,21	402,36	272,63	307,56
Mai	301,40	258,10	282,80	606,22	385,11	350,06	285,48	468,84	379,18	333,19	375,04	410,83
Juni	319,39	668,49	354,65	401,98	409,64	419,41	466,55	386,65	364,23	200,62	399,16	448,59
Juli	424,77	556,98	479,76	456,01	617,14	382,63	333,19	637,07	440,10	389,52	471,72	514,60
August	301,40	419,29	401,59	446,43	360,69	152,51	331,85	311,93	397,95	332,62	345,69	401,85
Septemb.	303,50	307,28	265,97	274,51	358,67	251,00	160,18	218,61	242,56	451,21	277,42	274,44
October	132,78	192,36	136,80	132,01	161,13	111,86	123,77	206,54	133,35	232,41	156,30	159,57
Novemb.	113,62	102,31	72,23	113,81	77,02	140,83	113,38	121,10	70,55	91,20	101,60	105,90
Decemb.	131,63	61,12	59,97	105,95	69,17	111,52	39,85	132,78	46,37	128,56	88,69	77,90
Jahr	2502,88	3386,01	2555,74	3153,47	3058,49	2521,62	2399,94	3360,68	2578,96	2902,35	2842,01	3076,14

b) Von andern Stationen.

Wir geben in nachfolgender Zusammenstellung die Monats- und Jahresresultate nebst den monatlichen Extremen der Ausdünstungsmengen, in Granen ausgedrückt, aus den bisherigen Beobachtungsjahren von Schopfloch und Giengen-Heidenheim, wovon ersteres als Repräsentant für ein mit Moorgründen besetztes Terrain und Heidenheim, beziehungsweise Giengen für die gut bewässerten Alpthäler anzusehen ist. Die zweite Zahl rechts in den Spalten der Extreme bezeichnet das Monatsdatum.

Tabelle LXVII. Ausdünstung in Schopfloch.

Mon.	1843			1844			1845		
	Menge	grösste	gering.	Menge	grösste	gering.	Menge	grösste	gering.
Januar	518	42. 31	2. 27	267	46. 8	0. 3	504	55. 10	0. 5
Febr.	919	105. 20	4. 6	727	71. 20	1. 6	242	34. 24	0. 2
März	954	120. 25	3. 1	996	89. 17	1. 1	672	75. 31	0. 23
April	1583	136. 30	4. 28	3149	231. 26	20. 14	1963	131. 8	4. 18
Mai	1891	182. 24	7. 19	2663	226. 23	5. 28	1835	130. 25	6. 31
Juni	2537	218. 2	20. 5	3843	260. 14	45. 20	2183	150. 3	0. 20
Juli	2747	202. 6	17. 15	1645	130. 14	10. 2	3123	250. 7	13. 14
Aug.	2965	190. 19	48. 13	2142	140. 4	10. 16	2306	130. 31	20. 28
Sebt.	3267	281. 16	6. 29	1673	138. 8	10. 23	1986	176. 6	13. 30
Octob.	1709	194. 12	8. 1	1380	110. 6	10. 7	968	69. 4	5. 26
Nov.	1131	132. 1	0. 6	913	104. 10	0. 2	1139	130. 9	5. 26
Dec.	587	130. 15	0. 21	558	71. 28	0. 12	565	45. 28	0. 13
Mon.	1846			1847			1848		
Januar	885	104. 23	0. 5	570	64. 26	0. 1	61	11. 31	0. 4
Febr.	869	110. 28	0. 10	613	89 19	0. 8	1261	118. 16	0. 20
März	1693	95. 17	18. 6	1819	140. 29	7. 9	2122	211. 16	8. 3
April	1764	115. 14	15. 27	1185	94. 28	0. 16	2173	146. 3	17. 14
Mai	2457	150. 4	21. 13	3593	233. 24	24. 4	4594	272. 9	15. 31
Juni	4769	244. 19	37. 9	2387	157. 3	9. 11	3401	265. 12	43. 3
Juli	3517	182. 24	29. 1	2905	172. 16	12. 26	3965	293. 28	18. 11
Aug.	2968	208. 5	0. 23	2516	178. 15	0. 27	3486	230. 2	35. 31
Sept.	2315	164. 5	22. 22	1346	112. 17	17. 22	2227	156. 5	14. 28
Octob.	1087	142. 17	0. 30	1116	76. 19	0. 28	1570	187. 6	10. 16
Nov.	700	74. 11	1. 15	970	86. 10	3. 22	994	144. 22	0. 10
Dec.	254	54. 22	0. 6	589	69. 12	0. 22	1582	165. 17	7. 28
Mon.	1849			1850			1851		
Januar	957	114. 28	0. 4	318	66. 25	0. 10	466	36. 3	0. 23
Febr.	1377	152. 28	8. 6	922	109	0. 15	620	79. 3	0. 8
März	1249	120. 5	3. 26	1015	82. 9	0. 25	1052	76. 30	0. 2
April	1717	172. 6	0. 21	1449	90. 8	14. 22	1719	120. 22	0. 26
Mai	2557	160. 6	20. 12	2226	172. 31	0. 2	2231	131. 8	26. 13
Juni	2864	200. 4	20. 9	2976	280. 1	4. 21	4020	258. 30	36. 23
Juli	4120	255. 29	40. 5	2781	246. 16	8. 11	2879	266. 1	3. 18
Aug.	2879	209. 9	35. 19	2362	287. 6	0. 24	2378	184. 5	5. 1
Sept.	2869	316. 5	18. 19	1300	80. 20	10. 8	997	80. 16	0. 28
Octob.	1295	124. 4	11. 16	540	42. 15	0. 2	1079	70. 14	3. 24
Nov.	925	111. 3	0. 25	691	60. 5	0. 16	227	26. 4	0. 14
Dec.	332	49. 17	0. 1	482	71. 16	0. 2	658	63. 15	0. 6

Fortsetzung von Tabelle LXVII.

Mon.	1852			1853			1854		
	Menge	grösste	gering.	Menge	grösste	gering.	Menge	grösste	gering.
Januar	939	68. 12	9. 30	769	50. 29	0. 21	951	120. 19	0. $\frac{1}{3}$. 14
Febr.	555	75. 6	0. 12	179	21. 28	0	876	165. 28	0. $\frac{6}{19}$
März	1260	111. 29	2. 3	644	54. 13	0	1742	165. 6	0. 16
April	2664	200. 22	0. 19	1336	98. 25	2. 11	3569	257. 13	0. 24
Mai	3487	250. 18	30. 2	2713	241. 25	15. 30	2817	180. 4	24. 9
Juni	2683	163. 8	41. 28	2626	233. 29	15. 17	2238	180. 20	28. 15
Juli	5205	264. 7	54. 27	3442	220. 9	40. 2	3250	240. 23	18. 8
Aug.	2225	136. 2	17. 20	3151	240. 23	30. 5	3033	150. 1$\frac{3}{4}$	50. 8
Sept.	1480	84. 24	2. 7	1750	108. 16	18. 8	3919	230. 3	20. 23
Octob.	1546	148. 2	6. 11	1492	102. 28	0. 30	1826	198. 30	0. 14
Nov.	1061	111. 16	0. 25	464	58. 8	0	508	92. 17	0. 6
Dec.	897	64. 14	3. 1	154	21. 7	0	468	60. $\frac{3}{17}$	0. 8

Tabelle LXVIII. Ausdünstung in Heidenheim und Giengen.

Giengen.

Mon.	1839			1840			1841		
Januar	521	50. 8	2. 27	658	105. 22	1. 15	427	38. 15	2. 27
Febr.	334	36. 24	2. 8	371	31. 8	1. 5	212	24. 21	1. 7
März	849	92. 27	3. 10	1111	63. 6	9. 20	1036	65. 8	2. 1
April	930	84. 19	3. 29	3896	138. 30	24. 6	1382	90. 26	20. 6
Mai	1586	100. 10	23. 28	2475	140. 1	26. 13	2895	188. 26	35. 9
Juni	2771	185. 25	34. 4	2723	133. 16	33. 5	1921	150. 27	30. 12
Juli	2155	142. 31	20. 22	2532	159. 8	28. 14	2218	153. 19	23. 3
Aug.	2167	184. 12	13. 29	2393	183. 18	10. 20	2159	140. 6	21. 26
Sept.	1426	80. 9	20. 3	1398	118. 12	3. 14	1153	100. 1	10. 19
Octob.	598	56. 19	5. 28	756	93. 15	1. 31	1429	97. 18	10. 24
Nov.	314	22. 9	2. 25	636	128. 18	2. 1	913	120. 19	2. 28
Dec.	344	42. 28	1. 13	170	24. 2	1. 4	438	60. 1	1. 21

Mon.	1842			1843			1844		
Januar	184	30. 27	1. 13	659	84. 31	2. 26	323	36. 26	0. 13
Febr.	588	70. 23	1. 16	542	90. 10	4. 18	349	28. 26	3. 7
März	1076	92. 20	5. 23	669	56. 27	3. 6	650	55. 30	2. 21
April	1631	100. 29	12. 10	1196	104. 8	10. 11	1808	126. 25	23. 31
Mai	2415	160. 8	20. 20	1149	70. 3	5. 18	1300	78. 22	12. 29
Juni	2089	163. 17	10. 20	1238	75. 24	5. 14	2277	134. 16	35. 31
Juli	3314	200. 18	34. 21	1831	150. 17	27. 16	1344	73. 25	19. 17
Aug.	2759	141. 15	20. 28	1748	89. 25	22. 9	1310	76. 7	24. 29
Sept.	1382	84. 2	20. 26	1626	94. 15	14. 28	853	62. 5	8. 17
Octob.	740	60. 25	4. 4	850	126. 12	29. 23	537	43. 3	5. 24
Nov.	258	41. 2	9. 5	258	26 9	0. 2	364	31. 14	2. 29
Dec	294	59. 31	2. 22	331	48. 9	0. 24	105	21. 22	0. 25

Fortsetzung von Tabelle LXVIII.

Giengen.

Mon.	1845			1846			1847		
	Menge	grösste	gering.	Menge	grösste	gering.	Menge	grösste	gering.
Jan.	158	20. 26	0. 12	315	38. 22	0. 14	86	10. 29	0. 19
Febr.	176	20. 28	0. 15	460	40. 7	0. 18	281	24. 20	0. 11
März	316	31. 30	2. 7	696	46. 16	9. 7	640	66. 29	7. 12
April	832	51. 29	6. 7	1031	60. 4	16. 2	698	45. 10	7. 18
Mai	1097	56. 2	15. 11	1358	66. 27	15. 15	1831	92. 17	30. 20
Juni	1262	70. 7	16. 16	2289	115. 4	27. 10	1441	90. 3	18. 19
Juli	1575	106. 9	20. 24	1937	90. 21	25. 31	1724	100. 17	25. 28
Aug.	1206	90. 30	20. 28	1701	80. 6	19. 24	1637	102. 15	20. 28
Sept.	971	62. 2	16. 27	1316	92. 5	14. 23	Heidenheim.		
Oct.	555	38. 19	6. 31	501	30. 9	5. 31	632	50. 26	3. 29
Nov.	316	28. 21	2. 2	288	36. 11	0. 20	233	36. 19	0. 30
Dec.	391	26. 17	3. 16	189	18. 25	0. 20	257	70. 3	0. 22

Heidenheim.

Mon.	1848			1849			1850		
Jan.	151	15. 14	1. 22	381	62. 25	0. 3	234	30. 19	1.
Febr.	475	16. 28	0. 1	679	80. 23	0. 5	891	110. 21	0.
März	836	66. 31	0. 10	692	100. 8	0. 17	985	80.	6.
April	1712	115. 5	20. 9	1217	78. 29	25. 24	1488	88.	20.
Mai	3001	155. 10	33. 21	2206	122. 31	21. 17	1922	106.	25. 30
Juni	2283	137. 29	35. 4	3083	185. 22	22. 15	2634	140.	18.
Juli	2814	135. 24	25. 13	3571	180. 18	65. 25	2369	121.	40.
Aug.	2506	150. 2	23. 24	2495	138. 15	41. 7	2377	115.	43.
Sept.	1412	100. 7	20. 30	1694	120. 8	23. 3	1575	86.	30.
Oct.	622	50. 11	3. 25	821	60. 5	3. 25	814	55.	3.
Nov.	420	40. 5	0. 25	317	37. 7	0. 4	678	50.	3.
Dec.	225	26. 22	0. 26	274	55. 18	0. 15	314	40.	0.

Mon.	1851			1852			1853		
Jan.	758	20.	0	295	65. 18	0. 4	352	50. 14	0. 4
Febr.	337	25.	1.	717	80. 7	0. 15	252	18. 28	0. 17
März	834	80.	0.	801	96. 25	10. 5	564	36. 17	8. 6
April	1293	120.	20.	2415	260. 29	15. 5	1289	125. 8	18. 17
Mai	1509	96.	20.	2250	130. 27	26. 10	1867	115. 25	15. 31
Juni	2057	141.	15.	2168	100. 8	73. 28	2110	135. 29	30. 25
Juli	2282	175. 15	20. 18	3166	173. 9	35. 28	2828	205. 11	30. 16
Aug.	2000	120. 7	35. 1	1836	135. 1	25. 9	2389	165. 23	22. 29
Sept.	1133	75. 8	12. 25	1056	95. 1	10. 11	1174	70. 27	20. 24
Oct.	722	60. 16	2. 24	595	85. 6	10. 28	555	50.	3.
Nov.	294	45. 4	2. 20	428	63. 10	0. 27	267	50. 10	0. 2
Dec.	193	23. 1	0. 18	290	25. 18	0. 15	137	20. 10	0. 15

Mon.	1854				1854		
	Menge	grösste	gering.		Menge	grösste	gering.
Jan.	207	32. 31	0. 4	Juli	2150	110.	20. 8
Febr.	570	60. 26	0. 5	Aug.	1999	100. 20	45. 10
März	905	66. 25	2. 15	Sept.	2299	155. 18	30. 30
April	2387	150. 8	20. 21	Oct.	883	70. 7	6. 23
Mai	2018	100. 13	35. 20	Nov.	403	42. 4	0. 15
Juni	2114	110. 26	30. 30	Dec.	634	70. 16	0. 12

9) Luftfeuchtigkeit.

Diese wird seit 1830 beobachtet und zwar im Jahr 1830 Mittags 2 Uhr an einem einzelnen im Freien in benetztem Zustand aufgehängten Thermometer, mit welchem zuvor die Brunnentemperatur gemessen wurde. In den Jahren 1831 und 32 wurde die Nasskälte um 7 Uhr Morgens und 2 Uhr Mittags gemessen, seit 1833 dagegen um 7 Uhr, 2 Uhr, 9 Uhr an einem Psychrometer mit genau calibirten Röhren für Lufttemperatur und Nasskälte. Hieraus wurden nach August »Ueber die Fortschritte der Hygrometrie, Berlin 1830« der Thaupunkt, dessen Differenz von der Lufttemperatur, die relative Dunstmenge in Procenten und die Menge des Wassers in einem Cubikfuss atmosphärischer Luft in Granen berechnet. Wir geben, mit Weglassung der unvollständigern Beobachtungen aus den Jahren 1830—34, die Uebersicht dieser Momente aus den beiden Jahrzehnten 1835—54 für die Monate, Jahre, Tages- und Jahreszeiten.

Tabelle LXIX. Mittlerer Thaupunkt.

		1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	19 J. M.
Jahr	Januar	−1,08	−1,30	2,30	−6,45	−2,75	−2,00	−2,50	−3,20	−1,31	−2,41	2,81
	Februar	−0,45	−2,30	1,30	−2,75	−1,35	−0,80	−3,60	−4,50	−0,22	−2,41	1,92
	März	1,40	1,20	2,30	0,45	1,40	0,50	0,30	0	0,60	0,16	0,42
	April	0,30	2,30	3,70	3,47	0,20	0,35	1,70	1,30	2,08	1,07	0,53
	Mai	6,52	7,93	8,30	7,77	5,13	4,63	5,34	4,30	4,95	4,46	4,75
	Juni	8,68	9,20	8,30	7,76	6,80	7,20	7,10	6,50	6,81	6,39	6,72
	Juli	9,80	9,10	11,50	9,20	8,67	8,30	7,70	7,40	9,13	8,33	8,26
	August	7,17	6,90	6,30	7,32	7,80	7,47	7,15	6,40	9,61	8,91	8,66
	September	3,92	4,60	4,40	3,63	6,60	4,70	4,95	4,35	6,02	5,16	5,48
	October	1,80	1,00	1,20	2,26	2,97	1,65	2,10	1,80	4,55	2,62	1,06
	November	0,70	0,60	0,80	1,49	1,80	0,98	1,00	1,30	0,54	0,65	1,56
	December	2,33	2,93	3,22	2,70	3,59	2,85	2,45	2,31	3,45	3,02	3,04
	Im Jahr	2,33	2,41	3,46	2,55	3,32	2,87	2,40	2,04	2,97	2,17	2,10
Morgens		2,13	1,84	1,67	2,52	3,03	2,53	2,29	1,79	2,89	2,19	2,23
Mittags		2,53	2,29	3,44	2,57	3,61	3,22	2,59	2,30	4,02	3,46	3,11
Abends		2,33	2,41	3,46	2,55	3,32	2,87	2,40	2,04	2,97	2,17	2,10
Frühling		1,54	1,41	2,44	1,25	1,80	1,21	1,43	1,00	2,14	1,31	1,33
Sommer		8,22	8,40	8,03	7,61	7,08	7,32	7,32	6,73	8,53	7,63	7,47
Herbst		2,32	2,30	2,80	2,61	3,46	2,58	2,52	2,48	3,00	2,47	2,49
Winter		−0,62	−0,73	2,27	−3,15	−0,59	−0,70	−0,93	−1,11	−0,38	−0,72	−0,45
Morgens		−0,33	0,25	0,85	1,25	1,20	0,65	0,77	0,49	1,31	1,15	1,33
Mittags		1,40	0,90	2,25	2,03	1,30	2,57	1,55	1,75	1,91	1,32	1,49
Abends		2,33	2,41	3,46	2,55	3,32	2,87	2,40	2,04	2,97	2,17	2,10
Morgens		2,57	2,47	2,85	0,53	1,62	2,10	2,32	1,80	2,11	1,47	1,79
Mittags		4,65	4,63	4,80	4,08	3,25	4,03	4,32	3,80	4,22	3,29	3,85
Abends		2,33	2,41	3,46	2,55	3,32	2,87	2,40	2,04	2,97	2,17	2,10
Morgens		8,11	7,91	8,05	8,71	8,42	8,55	8,20	7,63	9,80	9,51	9,24
Mittags		10,10	9,65	10,30	10,40	9,80	10,20	9,70	9,40	10,51	9,87	9,86
Abends		8,33	8,17	9,22	8,20	8,15	8,65	8,10	7,80	9,51	8,44	8,61
Morgens		5,80	5,65	6,30	5,76	5,70	6,00	5,97	5,40	7,26	6,36	6,12
Mittags		7,80	7,80	8,06	7,75	7,25	7,80	7,60	7,54	8,80	7,08	7,04
Abends		5,33	5,35	6,30	4,75	4,35	5,10	5,07	4,80	6,51	5,44	4,23
Morgens		2,30	2,40	3,50	3,80	2,15	2,80	2,60	2,80	1,80	2,28	2,06
Mittags		1,35	1,40	0,50	3,80	0,15	2,80	2,59	2,80	0,26	2,28	2,06
Abends		4,20	2,30	1,00	4,00	0,25	2,30	1,45	3,00	0,40	0,40	1,93

Winter | Frühl. | Sommer | Herbst | Winter

Fortsetzung von Tabelle LXIX.

		1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j.M.	20j.M.
	Januar	− 1,55	− 1,43	−1,90	− 5,75	−1,60	−4,80	− 0,42	− 0,60	− 0,15	+ 1,40	−1,62	−2,21
	Februar	− 5,90	+ 0,10	−4,30	− 0,55	−0,60	+2,75	− 1,70	− 1,90	− 2,90	− 3,75	+0,07	−0,92
	März	− 3,70	+ 0,50	−3,80	+ 0,90	−1,25	−2,25	+ 0,65	− 4,60	− 1,90	− 1,45	−1,64	−1,03
	April	+ 1,90	+ 2,67	+0,60	+ 5,37	+0,25	+2,45	+ 3,92	− 2,50	+ 1,10	− 0,35	+1,58	+1,05
	Mai	+ 5,47	+ 5,70	+6,77	+ 4,81	+5,07	+3,68	+ 3,65	+ 4,13	+ 2,04	+ 6,40	+4,75	+4,73
	Juni	+10,25	+ 7,30	+6,70	+ 8,93	+8,95	+7,87	+ 7,40	+ 8,35	+ 8,75	+ 7,95	+8,04	+7,88
	Juli	+10,27	+ 9,92	+9,73	+11,54	+7,65	+8,65	+ 9,75	+10,15	+ 9,85	+10,15	+9,75	+9,69
	August	+ 8,56	+10,88	+8,20	+ 8,98	+7,92	+9,02	+10,22	+10,30	+10,30	+ 8,70	+9,37	+9,01
	September	+ 5,57	+ 8,05	+6,23	+ 7,07	+6,40	+4,80	+ 6,52	+ 8,05	+ 7,55	+ 4,70	+6,30	+6,89
	October	+ 4,36	+ 5,78	+4,60	+ 5,26	+3,82	+3,49	+ 5,65	+ 2,37	+ 4,66	+ 3,85	+4,44	+4,25
	November	+ 2,13	+ 1,80	+1,57	+ 1,62	−2,30	+2,85	− 0,70	+ 4,75	+ 0,75	− 0,40	+1,17	+1,11
	December	+ 0,05	− 4,20	−2,35	+ 0,10	−1,95	−0,15	− 2,50	+ 1,68	− 4,90	− 0,30	−1,45	−1,59
	Im Jahr	+ 3,05	+ 3,60	+2,60	+ 2,57	+2,45	+3,10	+ 3,25	+ 4,05	+ 1,80	+ 3,20	+3,04	+3,04
Jahr	Morgens	+ 2,84	+ 3,58	+2,75	+ 3,37	+2,55	+2,45	+ 3,25	+ 3,75	+ 0,40	+ 0,05	+2,51	+2,30
Jahr	Mittags	+ 2,75	+ 2,55	+3,37	+ 3,61	+2,37	+2,55	+ 2,75	+ 3,13	+ 2,53	+ 1,90	+2,93	+2,88
Jahr	Abends	+ 3,60	+ 4,00	+3,40	+ 4,02	+2,90	+3,65	+ 3,90	+ 4,12	+ 3,13	+ 3,20	+3,59	+3,16
	Frühling	+ 1,05	+ 2,90	+1,42	+ 3,36	+1,55	+1,10	+ 2,55	− 0,80	+ 0,05	+ 1,35	+1,45	+1,44
	Sommer	+ 9,32	+11,33	+9,15	+ 9,92	+8,50	+8,80	+10,32	+ 9,75	+ 9,65	+ 8,93	+9,64	+8,96
	Herbst	+ 4,80	+ 4,63	+4,02	+ 4,31	+3,05	+3,65	+ 4,80	+ 5,57	+ 4,17	+ 2,45	+4,15	+3,92
	Winter	− 2,40	− 2,30	−2,60	− 2,20	−1,35	−0,65	− 0,45	+ 0,15	− 2,70	− 2,10	−1,66	−2,05
Winter Herbst Somm. Frühl.	Morgens	+ 1,85	+ 3,33	+1,53	+ 4,50	+1,94	+1,30	+ 1,45	− 0,10	− 0,25	+ 1,35	+1,69	+1,36
Winter Herbst Somm. Frühl.	Mittags	+ 0,15	+ 2,20	+2,15	+ 2,02	+1,10	+0,35	+ 1,75	− 1,70	+ 0,55	+ 0,05	+0,86	+1,17
Winter Herbst Somm. Frühl.	Abends	+ 1,25	+ 2,23	+3,00	+ 3,50	+1,85	+2,40	+ 3,85	− 0,25	+ 0,15	+ 2,94	+2,20	+1,90
Winter Herbst Somm. Frühl.	Morgens	+ 9,17	+10,20	+8,83	+ 9,17	+8,18	+7,80	+ 9,65	+ 9,65	+ 9,33	+ 9,03	+7,12	+7,18
Winter Herbst Somm. Frühl.	Mittags	+ 9,35	+ 7,23	+8,73	+11,02	+9,30	+8,80	+ 9,30	+ 9,17	+ 8,65	+ 8,37	+8,80	+8,57
Winter Herbst Somm. Frühl.	Abends	+ 9,77	+10,45	+9,82	+ 9,77	+9,05	+9,68	+ 9,97	+10,55	+10,50	+ 9,50	+9,88	+9,57
Winter Herbst Somm. Frühl.	Morgens	+ 4,35	+ 4,56	+3,45	+ 3,80	+2,05	+3,40	+ 2,97	+ 4,55	+ 3,76	+ 2,40	+3,51	+3,36
Winter Herbst Somm. Frühl.	Mittags	+ 5,03	+ 4,70	+4,43	+ 7,97	+3,40	+3,58	+ 3,30	+ 5,17	+ 4,40	+ 2,33	+4,40	+4,36
Winter Herbst Somm. Frühl.	Abends	+ 5,07	+ 5,06	+4,40	+ 4,87	+2,33	+4,27	+ 2,65	+ 5,67	+ 4,87	+ 2,85	+4,26	+4,19
Winter Herbst Somm. Frühl.	Morgens	− 3,15	− 2,25	−2,65	− 2,30	−1,25	−1,85	− 2,05	0	− 3,15	− 2,35	−3,03	−2,53
Winter Herbst Somm. Frühl.	Mittags	− 2,57	− 1,40	−1,70	− 2,12	−1,65	−1,45	− 1,70	+ 0,25	− 2,60	− 2,20	−1,71	−1,88
Winter Herbst Somm. Frühl.	Abends	− 2,00	− 1,35	−2,30	− 3,00	−1,10	−2,00	− 1,10	+ 0,15	− 2,50	− 4,20	−2,00	−1,96

Tabelle LXX. Differenz der Lufttemperatur und des Thaupunkts.

		1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10 j. Mitt.
	Januar	1,73	4,65	2,30	1,22	2,73	3,02	2,59	0,90	2,58	1,92	2,36
	Februar	1,79	2,67	3,18	2,31	2,96	2,59	3,26	5,09	2,96	3,14	2,99
	März	4,82	5,85	3,19	3,73	3,06	1,57	5,13	5,33	4,72	3,51	4,09
	April	6,60	5,70	3,96	6,03	4,79	9,51	6,63	7,63	6,32	8,15	6,53
	Mai	4,79	7,53	5,94	5,95	5,67	7,53	9,35	8,72	5,86	6,40	6,77
	Juni	7,79	6,17	6,29	6,20	7,53	6,49	5,48	5,02	5,74	8,22	6,49
	Juli	8,42	7,50	5,79	7,34	6,56	6,44	5,95	8,63	5,67	5,16	6,75
	August	5,91	6,38	4,69	5,92	6,80	6,59	6,18	8,56	5,61	5,65	6,23
	Sept.	5,29	3,94	3,81	4,77	4,79	4,32	4,75	5,01	5,88	3,70	4,63
	October	2,93	3,92	3,05	4,04	2,29	4,01	4,19	4,23	3,52	2,39	3,47
	Nov.	2,79	3,10	2,51	2,46	2,21	3,13	4,33	3,29	4,24	3,00	3,11
	Dec.	2,10	2,89	2,09	1,71	2,70	0,64	3,65	2,35	2,08	1,10	2,13
	Jahr	4,58	5,02	3,91	4,30	4,31	4,67	7,92	5,88	4,60	4,36	4,96
Jahr	Morgens	3,93	4,80	2,75	3,35	3,80	4,40	4,18	3,93	3,55	3,34	3,64
Jahr	Mittags	7,35	8,59	6,09	6,96	6,37	6,61	8,30	6,90	5,90	6,67	6,97
Jahr	Abends	4,36	3,80	3,40	4,15	3,04	3,91	3,89	4,47	3,15	3,22	3,70
	Frühling	5,40	6,36	4,36	5,23	7,51	6,29	5,70	7,42	5,63	6,02	5,71
	Sommer	7,37	6,68	5,59	6,49	6,96	6,51	5,89	7,37	5,67	6,34	6,49
	Herbst	3,64	3,65	3,12	3,76	3,10	3,82	5,29	8,96	4,55	3,03	4,29
	Winter	1,87	3,40	2,52	1,74	2,80	2,08	1,22	5,49	2,54	2,05	2,57
Frühl.	Morgens	6,06	4,36	3,61	3,82	3,27	5,27	6,83	4,86	3,98	4,15	4,62
Frühl.	Mittags	8,57	10,24	7,47	7,93	7,29	7,99	11,97	8,58	8,02	8,80	8,75
Frühl.	Abends	4,32	4,50	3,66	6,38	3,80	5,76	5,37	6,16	4,64	4,75	4,92
Somm.	Morgens	5,59	5,23	3,52	5,70	5,31	5,47	4,20	6,48	4,71	5,65	5,19
Somm.	Mittags	11,24	9,97	8,30	10,33	9,97	7,71	9,27	6,95	8,95	9,37	9,21
Somm.	Abends	5,59	5,39	4,18	4,44	4,46	5,99	4,21	6,28	3,19	4,45	4,82
Herbst	Morgens	2,37	3,35	2,03	2,43	1,73	2,54	2,81	2,78	3,77	2,16	2,60
Herbst	Mittags	6,21	7,71	5,10	5,95	5,22	6,59	6,76	7,12	6,94	5,57	6,32
Herbst	Abends	2,95	2,50	2,47	4,09	2,36	2,82	3,63	3,20	3,02	2,36	2,94
Winter	Morgens	1,70	3,07	1,85	1,44	1,70	7,34	2,80	1,59	1,75	1,48	2,18
Winter	Mittags	3,32	6,45	3,49	3,63	3,00	4,16	5,21	4,95	3,78	2,52	4,05
Winter	Abends	3,57	2,82	1,67	1,70	1,56	1,07	2,36	2,26	2,08	2,53	2,26

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10 j. Mitt.	20 j. Mitt.
Januar	1,24	2,52	1,67	0,97	3,13	0,98	2,25	3,77	3,63	0,83	2,10	2,23
Febr.	1,18	4,07	3,67	3,86	3,96	0,53	3,07	4,43	2,21	3,65	3,06	3,02
März	2,58	5,44	6,11	4,51	4,40	4,10	5,07	6,46	2,75	4,89	4,63	4,36
April	6,29	5,70	5,09	2,72	6,00	3,81	4,43	3,77	5,49	9,22	5,25	5,89
Mai	3,23	6,19	7,72	7,89	7,46	6,76	5,20	8,20	9,04	5,44	6,71	6,74
Juni	4,85	10,75	6,13	6,21	6,35	8,52	7,38	5,78	5,85	5,71	6,75	6,62
Juli	5,51	7,59	6,81	4,32	8,00	6,17	4,69	7,17	6,74	5,91	6,29	6,52
Aug.	4,48	5,96	7,43	6,50	6,00	5,25	4,42	4,19	5,24	5,65	5,51	5,87
Sept.	8,25	5,77	4,31	4,73	5,96	5,04	3,26	3,80	4,23	7,39	5,27	4,95
Octob.	3,25	3,51	3,21	3,38	4,78	2,91	3,22	5,16	3,94	4,94	3,83	3,65
Nov.	3,09	2,01	2,37	2,41	4,53	3,44	1,86	3,34	2,65	2,71	2,84	2,97
Dec.	3,29	2,60	1,75	1,42	0,50	1,16	2,30	3,65	1,75	3,03	2,14	2,13
Jahr	3,92	5,41	4,92	5,46	5,19	4,19	4,11	4,72	6,03	4,05	4,83	4,89

Fortsetzung von Tabelle LXX.

		1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. Mitt.	20j. Mitt.
Jahr	Morgens	2,27	3,84	3,08	2,99	3,82	3,52	2,61	3,18	6,51	6,92	3,87	3,75
	Mittags	6,81	9,27	4,66	7,10	8,14	7,18	6,88	8,32	7,40	8,76	7,45	7,21
	Abends	2,52	4,19	3,18	3,47	4,03	2,81	2,56	3,61	3,33	4,04	3,37	3,53
	Frühling	4,20	5,83	6,31	5,27	5,99	5,75	4,66	7,55	6,12	6,90	5,86	5,78
	Sommer	5,65	5,60	5,85	5,54	6,12	5,56	3,19	5,76	5,92	5,76	5,49	5,99
	Herbst	3,72	4,34	3,41	3,65	4,31	3,86	1,65	3,25	3,75	5,28	3,72	4,00
	Winter	1,91	3,52	2,63	2,28	2,90	0,94	1,45	3,53	2,58	3,23	2,50	2,53
Frühl.	Morgens	1,20	3,65	4,15	1,76	3,86	4,09	4,13	4,63	4,79	4,31	3,66	4,14
	Mittags	8,17	9,39	8,77	9,89	9,11	9,12	7,87	11,88	8,14	11,61	9,39	9,07
	Abends	3,11	4,70	3,18	4,21	4,76	3,15	2,56	5,80	4,56	4,44	4,05	4,18
Somm.	Morgens	4,21	5,38	4,74	5,00	5,28	5,15	3,51	4,46	5,68	4,02	4,74	4,96
	Mittags	7,96	14,01	9,05	7,33	8,72	8,44	9,11	9,27	9,58	9,01	9,25	9,23
	Abends	3,46	5,30	3,87	3,99	4,35	3,42	3,59	3,44	3,91	4,15	3,95	4,38
Herbst	Morgens	2,16	2,67	2,09	2,42	3,80	2,51	2,55	3,10	2,09	3,10	2,65	2,62
	Mittags	6,39	6,92	5,59	2,75	7,32	6,48	5,33	6,81	6,14	8,33	6,21	6,26
	Abends	2,54	3,01	2,33	2,11	3,71	2,60	2,84	2,55	2,51	4,19	2,84	2,89
Wint.	Morgens	1,22	2,14	1,26	1,61	1,66	1,37	0,63	2,47	1,89	2,02	1,63	1,90
	Mittags	3,76	4,20	3,09	1,80	4,76	3,72	1,65	5,17	4,07	5,09	4,25	4,15
	Abends	1,24	2,90	1,64	2,87	2,21	2,64	1,63	3,03	1,94	5,09	2,52	2,39

Tabelle LXXI. Mittlere Dunstmenge oder Sättigungsgrad der Luft.

		1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. Mitt.	
	Jan.	0,86	0,71	0,82	0,89	0,79	0,77	0,79	0,91	0,80	0,85	0,82	
	Fbr.	0,86	0,79	0,76	0,82	0,77	0,67	0,74	0,63	0,78	0,76	0,78	
	Mrz.	0,66	0,62	0,78	0,73	0,70	0,87	0,65	0,64	0,66	0,74	0,70	
	Apr.	0,48	0,62	0,72	0,59	0,60	0,45	0,58	0,48	0,60	0,51	0,57	
	Mai	0,68	0,51	0,62	0,60	0,63	0,54	0,48	0,50	0,63	0,62	0,58	
	Juni	0,54	0,59	0,62	0,61	0,56	0,60	0,64	0,68	0,63	0,53	0,60	
	Juli	0,52	0,56	0,64	0,57	0,60	0,60	0,61	0,51	0,66	0,67	0,59	
	Aug.	0,63	0,62	0,70	0,63	0,58	0,59	0,61	0,52	0,66	0,65	0,62	
	Spt.	0,66	0,73	0,74	0,69	0,68	0,71	0,69	0,67	0,65	0,75	0,70	
	Oct.	0,78	0,88	0,78	0,71	0,83	0,71	0,71	0,70	0,75	0,76	0,76	
	Nov.	0,79	0,77	0,81	0,82	0,83	0,77	0,70	0,75	0,70	0,78	0,77	
	Dec.	0,83	0,78	0,84	0,87	0,81	0,94	0,73	0,81	0,83	0,90	0,83	
	Jahr	0,70	0,68	0,73	0,71	0,70	0,68	0,66	0,61	0,70	0,71	0,69	
Jahr	Morgens	0,59	0,72	0,56	0,78	0,79	0,69	0,75	0,73	0,75	0,76	0,71	
	Mittags	0,57	0,50	0,53	0,60	0,61	0,59	0,52	0,58	0,58	0,60	0,57	
	Abends	0,87	0,73	0,56	0,72	0,78	0,74	0,73	0,68	0,77	0,77	0,73	
	Frühl.	0,64	0,58	0,71	0,64	0,64	0,62	0,57	0,54	0,63	0,62	0,62	
	Sommer	0,56	0,59	0,65	0,60	0,58	0,60	0,62	0,57	0,65	0,61	0,60	
	Herbst	0,74	0,79	0,78	0,74	0,78	0,73	0,70	0,71	0,70	0,76	0,74	
	Winter	0,85	0,76	0,80	0,81	0,79	0,79	0,75	0,78	0,80	0,83	0,80	

Fortsetzung von Tabelle LXXI.

		1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. Mitt.	
Wint. Herbst Somm. Frühl.	Morgens	0,60	0,70	0,55	0,79	0,76	0,64	0,70	0,66	0,72	0,68	0,68	
	Mittags	0,49	0,43	0,48	0,52	0,54	0,52	0,38	0,49	0,49	0,51	0,48	
	Abends	0,71	0,69	0,56	0,59	0,72	0,62	0,64	0,59	0,68	0,68	0,65	
	Morgens	0,36	0,66	0,52	0,83	0,66	0,65	0,71	0,69	0,69	0,64	0,61	
	Mittags	0,43	0,46	0,48	0,45	0,46	0,55	0,48	0,59	0,50	0,49	0,49	
	Abends	0,64	0,66	0,52	0,71	0,70	0,63	0,72	0,61	0,79	0,72	0,67	
	Morgens	0,55	0,76	0,58	0,81	0,87	0,81	0,80	0,80	0,73	0,83	0,75	
	Mittags	0,60	0,53	0,52	0,62	0,66	0,58	0,58	0,57	0,58	0,64	0,59	
	Abends	0,78	0,81	0,57	0,71	0,84	0,79	0,74	0,65	0,78	0,82	0,75	
	Morgens	0,84	0,76	0,59	0,87	0,86	0,67	0,77	0,86	0,86	0,88	0,80	
	Mittags	0,76	0,57	0,56	0,79	0,77	0,70	0,63	0,65	0,72	0,77	0,69	
	Abends	0,72	0,78	0,59	0,86	0,88	0,92	0,81	0,87	0,84	0,87	0,81	

		1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. Mitt	20j. Mitt.
Jahr	Januar	0,90	0,81	0,87	0,92	0,76	0,91	0,82	0,72	0,74	0,83	0,83	0,82
	Febr.	0,89	0,71	0,65	0,73	0,71	0,95	0,83	0,68	0,82	0,73	0,77	0,77
	März.	0,80	0,63	0,59	0,69	0,69	0,70	0,73	0,57	0,79	0,61	0,68	0,69
	April.	0,62	0,62	0,64	0,80	0,61	0,62	0,50	0,50	0,63	0,46	0,62	0,59
	Mai	0,76	0,61	0,56	0,53	0,55	0,58	0,71	0,52	0,48	0,64	0,59	0,58
	Juni	0,68	0,43	0,62	0,62	0,61	0,90	0,56	0,63	0,65	0,64	0,63	0,61
	Juli	0,65	0,56	0,59	0,72	0,54	0,62	0,77	0,57	0,57	0,64	0,62	0,60
	Aug.	0,70	0,63	0,56	0,61	0,62	0,67	0,71	0,72	0,67	0,64	0,65	0,63
	Spt.	0,52	0,64	0,71	0,69	0,62	0,66	0,77	0,74	0,72	0,54	0,66	0,68
	Oct.	0,77	0,75	0,76	0,76	0,68	0,79	0,77	0,65	0,73	0,67	0,73	0,74
	Nov.	0,77	0,84	0,82	0,81	0,68	0,75	0,85	0,76	0,80	0,79	0,79	0,78
	Dec.	0,76	0,93	0,88	0,89	0,88	0,90	0,82	0,73	0,86	0,78	0,84	0,83
	Jahr	0,73	0,64	0,66	0,69	0,64	0,71	0,71	0,68	0,61	0,66	0,67	0,68
	Morgens	0,83	0,73	0,77	0,78	0,73	0,75	0,80	0,76	0,58	0,76	0,73	0,72
	Mittags	0,57	0,43	0,68	0,56	0,52	0,56	0,57	0,51	0,55	0,49	0,54	0,55
	Abends	0,81	0,71	0,77	0,71	0,72	0,79	0,81	0,74	0,76	0,72	0,75	0,74
	Frühling	0,70	0,62	0,59	0,65	0,61	0,63	0,68	0,53	0,60	0,67	0,62	0,62
	Sommer	0,65	0,65	0,63	0,65	0,62	0,65	0,78	0,64	0,63	0,64	0,65	0,63
	Herbst	0,74	0,70	0,75	0,75	0,70	0,73	0,87	0,77	0,71	0,65	0,74	0,74
	Winter	0,85	0,64	0,80	0,82	0,77	0,92	0,88	0,74	0,80	0,76	0,80	0,80
Wint. Herbst Somm. Frühl.	Morgens	0,90	0,74	0,70	0,87	0,72	0,71	0,71	0,67	0,64	0,70	0,75	0,71
	Mittags	0,51	0,43	0,49	0,45	0,47	0,47	0,53	0,37	0,51	0,38	0,46	0,47
	Abends	0,77	0,74	0,76	0,71	0,67	0,77	0,81	0,61	0,69	0,69	0,72	0,68
	Morgens	0,72	0,66	0,74	0,61	0,66	0,67	0,76	0,71	0,70	0,73	0,69	0,65
	Mittags	0,54	0,31	0,45	0,57	0,51	0,52	0,50	0,50	0,48	0,50	0,49	0,49
	Abends	0,77	0,66	0,74	0,77	0,71	0,77	0,76	0,76	0,74	0,72	0,74	0,70
	Morgens	0,84	0,80	0,84	0,82	0,73	0,81	0,82	0,77	0,84	0,77	0,80	0,77
	Mittags	0,60	0,57	0,63	0,80	0,55	0,59	0,65	0,58	0,61	0,50	0,61	0,60
	Abends	0,81	0,78	0,82	0,84	0,74	0,81	0,78	0,81	0,81	0,71	0,79	0,77
	Morgens	0,90	0,83	0,91	0,87	0,86	0,89	0,95	0,81	0,85	0,84	0,87	0,83
	Mittags	0,72	0,70	0,93	0,71	0,66	0,72	0,67	0,70	0,70	0,64	0,71	0,70
	Abends	0,90	0,77	0,77	0,77	0,83	0,79	0,83	0,77	0,85	0,64	0,78	0,79

Tabelle LXXII. Mittlere Wassermenge in 1 Cub.-Fuss Luft.

		1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.	
	Januar	3,36	2,44	3,01	2,14	2,88	3,04	2,90	3,02	3,25	2,97	2,90	
	Febr.	3,89	2,96	3,50	2,89	3,20	2,82	2,63	2,41	3,69	2,95	3,09	
	März	3,24	3,96	2,92	3,72	3,16	3,46	3,83	3,56	3,27	3,65	3,48	
	April	3,58	3,88	3,88	3,36	3,59	3,34	4,05	3,11	4,17	3,80	3,68	
	Mai	6,19	4,19	4,76	5,27	5,28	4,98	5,44	4,93	5,29	5,14	5,15	
	Juni	5,85	6,03	7,05	5,45	6,93	6,40	6,06	6,91	6,28	6,18	6,41	
	Juli	6,83	6,49	7,44	6,44	7,30	6,31	6,26	6,14	7,24	6,78	6,72	
	Aug.	7,05	7,29	11,46	6,00	5,88	6,56	6,96	7,11	7,45	6,23	7,27	
	Sept.	6,34	6,07	5,85	6,59	6,53	6,39	7,11	6,17	5,58	7,09	6,37	
	Octob.	4,91	6,20	5,10	4,66	6,04	3,97	5,32	3,97	5,12	5,63	5,09	
	Nov.	3,09	3,89	3,09	4,47	4,56	4,23	3,95	3,56	3,77	4,22	3,88	
	Dec.	2,47	3,42	3,40	2,14	3,80	2,40	3,69	3,21	3,39	2,85	3,08	
	Jahr	4,73	4,73	5,12	4,57	4,93	4,47	4,85	4,06	4,87	4,80	4,68	
Jahr	Morgens	2,97	4,53	4,61	4,43	4,93	4,10	4,95	4,37	4,70	4,72	4,43	
	Mittags	3,49	4,22	4,93	4,48	4,92	4,53	4,55	4,39	4,80	4,79	4,61	
	Abends	3,97	4,84	4,67	4,53	5,17	4,50	4,74	4,18	5,21	4,98	4,68	
	Frühling	4,34	4,01	3,89	4,11	4,01	3,87	4,32	3,99	4,27	4,19	4,10	
	Sommer	6,58	6,60	8,65	6,53	6,70	6,27	6,22	6,93	6,99	6,39	6,79	
	Herbst	4,78	4,72	4,68	5,24	5,71	4,73	5,49	4,10	4,82	5,64	4,99	
	Winter	3,27	2,94	3,88	2,39	3,31	2,68	2,96	2,54	3,44	2,92	3,03	
Winter Herbst Somm. Frühl.	Morgens	3,43	4,14	3,60	4,30	3,97	3,56	4,63	4,08	4,32	4,16	4,02	
	Mittags	2,99	3,61	4,67	4,09	3,84	4,30	3,84	3,91	4,00	4,08	3,94	
	Abends	3,71	4,31	3,88	3,71	4,05	3,75	4,19	3,93	4,41	4,39	4,06	
	Morgens	5,27	6,70	7,29	6,07	6,75	6,18	6,94	6,42	7,39	6,22	6,52	
	Mittags	4,21	6,54	7,33	5,97	6,56	6,27	5,90	7,51	6,44	6,15	6,29	
	Abends	5,57	6,94	6,60	7,04	7,31	6,27	5,82	6,86	7,78	6,81	6,70	
	Morgens	4,43	4,57	4,67	4,94	5,75	4,57	5,35	4,30	4,45	5,69	4,87	
	Mittags	3,71	4,30	5,04	5,33	5,77	4,69	5,62	4,28	4,88	5,56	4,92	
	Abends	4,14	5,13	4,80	4,78	5,75	4,96	5,49	4,34	5,13	5,69	5,03	
	Morgens	2,50	2,71	3,09	2,42	3,26	2,14	2,88	2,69	3,15	2,83	2,80	
	Mittags	3,06	2,45	2,69	2,05	3,53	2,86	2,83	2,82	3,46	3,01	2,87	
	Abends	2,45	2,97	3,32	2,60	3,57	3,03	3,18	2,12	3,57	2,94	2,97	

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	20j. M.
Januar	2,99	3,23	2,51	2,89	3,16	2,53	3,49	3,37	3,54	3,42	3,01	2,96
Febr.	2,42	3,61	2,50	3,50	3,44	4,53	3,40	3,04	2,02	2,63	3,08	3,08
März	2,66	3,67	2,76	3,75	3,23	2,97	3,78	2,42	3,08	3,16	3,15	3,31
April	4,29	4,35	3,69	5,51	3,83	3,84	4,87	3,18	3,89	3,23	4,06	3,87
Mai	5,45	5,54	6,02	4,76	5,26	4,72	5,17	4,86	4,09	5,30	5,18	5,16
Juni	7,73	5,97	6,10	7,10	7,16	9,29	6,24	6,69	7,14	6,57	7,16	6,73
Juli	7,79	7,52	8,07	8,54	6,28	6,92	8,36	7,56	7,23	7,74	7,70	7,21
Aug.	6,88	8,08	6,61	7,08	6,54	7,16	7,85	8,18	7,86	6,96	7,32	7,29
Sept.	4,69	6,99	5,81	5,60	5,86	5,23	5,99	6,68	6,43	5,11	5,89	6,08
Oct.	5,34	5,63	5,50	5,44	4,83	4,75	5,61	4,38	5,19	4,83	5,11	5,10
Nov.	4,35	4,15	2,89	3,89	2,99	4,50	3,43	5,02	3,83	3,48	3,77	3,82
Dec.	3,98	2,98	3,06	4,01	3,10	3,57	2,94	4,79	2,41	3,53	3,43	2,25
Jahr	4,79	4,70	4,34	4,75	4,33	4,59	4,66	4,91	4,16	4,85	4,69	4,64

auch eine billige Taxe für ein einfaches, ſchwächeres, aber doch gewürztes ſowohl, als für ein ſtärkeres, ſogenanntes Doppelbier feſtgeſetzt werden.

d) Nicht minder bedarf der Wein, den die Wirthe ausſchenken, einer genaueren Beaufſichtigung, nicht nur, wie es wohl ſeither geſchah, in Beziehung auf die davon zu entrichtenden Abgaben, ſondern auch in Beziehung auf die Qualität und den Preis. Es iſt nicht zu bedauern, daß der ſchlechte ſaure Wein mehr und mehr durch das Bier verdrängt wird. Die Wirthe ſollen nur gutes Bier und guten Wein haben, letzteren aber in einem Preiſe, daß ihn ein ehrlicher Mann zu bezahlen im Stande iſt. Manchem taugt das beſte Bier nicht. Vielleicht wird man in unſern Gegenden (Württemberg, Baden, Schweiz) bald daran denken müſſen, die ungünſtigeren Lagen, die Ebenen und flachen Hügel, die doch nur ſelten guten Wein liefern, mit Getreide, die Gärten mit Obſt zu bepflanzen, und nur an den ſteilen, ſonnigen Abhängen die Reben zu belaſſen. Selbſt der Weinbauer wird dann beſſer daran ſeyn, denn es iſt ja bekannt genug, daß der, der den Wein pflanzt, den geringſten Genuß und Vortheil davon hat.

e) Der Obſtwein, Moſt, Cyder, aus Aepfeln und Birnen gemacht, iſt ein angenehmes, durſtlöſchendes, kaum erhitzendes, verhältnißmäßig vielleicht das geſündeſte Getränk für den in der Hitze arbeitenden Landmann. Seiner Bereitung und Conſumtion darf daher kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. In den Gegenden der Schweiz, wo viel Moſt getrunken wird, wie in den Cantonen Schaffhauſen, Zürich, Thurgau, Appenzell Außerrhoden, St. Gallen, hat das Branntweintrinken noch bei Weitem nicht ſo um ſich gegriffen, wie da, wo dies nicht der Fall iſt, wie z. B. im Canton Bern. P. Frank ſagt vom Obſtwein: „Verſchiedene Provinzen Frankreichs und Englands trinken einen Cyder, den ich unſern mehrſten gemeinen deutſchen Weinen, der Annehmlichkeit und Geſundheit wegen, weit vorziehen würde.“ Freilich der arme Landmann bei uns begnügt ſich oft mit einem ganz elenden, der Geſundheit keineswegs zuträglichen Getränk dieſer Art, welches er ſo bereitet, daß er, nachdem der Moſt weggepreßt und zum Verkauf aufbewahrt iſt, Waſſer an die Treſtern ſchüttet und noch einmal preßt.

Fortsetzung von Tabelle LXXII.

		1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	20j. M.
Jahr	Morgens	4,57	4,77	4,45	4,71	4,40	4,40	4,66	4,78	5,07	3,55	4,40	4,41
	Mittags	4,36	3,88	5,38	4,70	4,24	4,32	4,42	4,50	4,26	4,06	4,41	4,46
	Abends	4,79	4,91	4,72	4,68	4,51	4,82	4,91	4,94	4,62	4,43	4,73	4,70
	Frühling	3,87	4,46	4,08	4,05	3,98	3,84	4,38	3,29	3,57	3,94	4,00	4,05
	Sommer	7,32	8,75	7,12	7,62	6,85	7,07	7,36	7,48	7,47	6,43	7,41	7,10
	Herbst	5,13	5,13	4,80	5,08	4,58	4,80	5,34	5,58	4,84	4,32	4,97	4,98
	Winter	2,98	2,58	2,80	3,02	3,21	3,44	3,49	3,62	2,88	3,02	3,11	3,07
Winter Herbst Somm. Frühl.	Morgens	4,16	4,66	4,00	5,20	4,28	3,98	4,01	3,50	3,29	4,00	4,11	4,06
	Mittags	3,51	3,82	4,13	4,08	3,81	3,58	4,06	2,96	3,68	3,40	3,70	3,82
	Abends	3,97	4,91	4,51	4,72	4,14	4,38	4,96	3,45	3,61	4,69	4,33	4,19
	Morgens	7,26	7,76	6,94	6,54	6,72	6,58	7,55	7,44	7,34	7,22	7,13	6,82
	Mittags	7,11	5,87	6,16	8,18	7,16	7,20	6,83	7,15	6,79	6,67	6,91	6,60
	Abends	7,68	7,85	7,62	7,47	7,20	7,59	7,36	8,58	8,03	7,43	7,70	7,20
	Morgens	5,12	5,15	4,75	4,90	4,22	4,74	4,59	5,01	4,88	4,36	4,77	4,82
	Mittags	5,26	5,07	4,97	6,67	4,62	4,62	4,59	5,29	4,99	4,19	5,03	4,97
	Abends	5,37	5,34	5,08	5,33	4,57	5,87	4,45	5,61	5,30	4,50	5,14	5,08
	Morgens	2,81	3,00	2,94	2,86	3,20	3,13	4,07	3,60	2,85	2,96	3,15	2,97
	Mittags	2,90	3,20	3,07	3,02	3,09	3,17	3,11	3,93	2,88	2,96	3,22	3,04
	Abends	3,09	3,65	2,76	2,80	3,30	3,05	3,14	3,62	2,97	2,52	3,03	3,00

10) Gewitter und Hagelschläge.

a) Gewitter.

Die nachstehende Tabelle LXXIII. gibt eine Uebersicht der in den 30 Jahren von 1825—54 und dann in den 63 Jahren von 1792—54 (bis zu 1824 nach den Notizen im »Schwäb. Merk.«) monatlich und jährlich zu Stuttgart beobachteten Gewitter und Gewittererscheinungen unter welch letzteren die im Horizont des Beobachters wahrgenommenen electrischen Entladungen (Wetterleuchten am Horizont) verstanden sind, sofern diese von im Ausbruch befindlichen Gewittern herrührten, die nicht so weit entfernt waren, um den Donner nicht mehr zu vernehmen.

Tabelle LXXIII. Gewitter zu Stuttgart.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.	Jahr
1825	—	—	—	1	1	10	1	4	1	—	—	—	18
1826	—	—	—	—	3	3	6	5	3	—	—	—	20
1827	—	—	1	—	11	15	3	6	1	—	—	—	37
1828	1	—	1	2	7	2	5	9	3	—	—	—	30
1829	—	—	—	1	1	5	4	—	—	1	—	—	12
1830	—	—	—	—	5	4	5	6	—	—	—	—	20
1831	—	—	—	7	8	3	6	6	1	—	—	—	31
1832	—	—	—	6	2	12	2	9	—	—	—	—	31
1833	—	—	—	—	2	7	3	1	3	—	1	1	18
1834	1	—	—	—	3	8	10	4	2	2	—	—	30

Fortsetzung von Tabelle LXXIII.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.	Jahr
1835	—	1	1	1	10	2	8	3	2	1	1	1	28
1836	—	—	—	—	2	10	3	3	1	—	1	—	20
1837	—	—	—	—	6	8	5	7	1	—	—	—	27
1838	—	—	—	1	1	7	5	1	2	—	1	—	18
1839	—	—	—	—	2	1	6	3	1	—	—	1	14
1840	—	—	—	—	1	8	6	3	—	—	—	—	18
1841	—	—	—	—	6	6	1	1	2	1	1	—	18
1842	—	—	—	—	1	6	4	4	—	—	—	—	15
1843	1	—	—	—	1	—	3	3	—	—	—	—	9
1844	—	—	—	2	5	4	1	3	1	—	—	—	16
1845	—	—	—	1	2	7	2	2	—	—	—	—	14
1846	—	—	—	—	1	4	7	7	3	—	—	—	22
1847	—	—	—	1	5	3	4	3	1	—	—	—	17
1848	—	—	—	3	3	7	1	5	—	2	—	—	21
1849	—	—	—	2	5	2	1	1	1	—	—	—	12
1850	—	1	—	—	2	5	5	7	—	—	—	—	20
1851	—	—	—	5	3	4	10	6	—	—	—	—	28
1852	—	—	1	—	6	8	7	9	3	—	1	—	35
1853	—	—	—	—	1	4	4	3	—	—	—	—	15
1854	—	—	1	2	4	5	7	1	—	—	—	—	20
in 30 J. 1825—54	3	2	5	36	119	168	131	125	32	6	5	2	634
in 63 J. 1792—54	3	3	8	66	199	244	208	186	52	9	5	2	985

b) Hagelschläge zu Stuttgart.

Die Zahl der Hagelschläge, welche auf der Markung von Stuttgart Stadt und Amt in den 30 Jahren von 1825—54 in grösserer oder geringerer Stärke fielen, gibt die nachstehende Tabelle LXXIV.

Tabelle LXXIV. Hagelschläge zu Stuttgart.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.	Jahr
1825	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1826	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	2
1827	—	—	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	3
1828	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1
1829	—	1	—	—	1	1	1	—	—	1	1	—	6
1830	—	—	—	—	1	2	1	—	1	1	—	2	8
1831	—	—	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	4
1832	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	2
1833	—	—	—	—	2	—	1	1	—	—	—	—	4
1834	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	2

Fortsetzung von Tabelle LXXIV.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr
1835	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	0
1836	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
1837	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
1838	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	3
1839	—	—	—	—	2	1	2	—	—	—	—	—	5
1840	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	1	2
1841	—	—	—	—	1	4	—	—	1	1	1	1	9
1842	—	1	3	—	1	—	—	—	—	—	—	—	5
1843	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	3
1844	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	2
1845	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1
1846	—	—	2	3	—	—	—	2	—	—	—	—	7
1847	—	—	1	2	—	1	1	—	—	—	—	—	5
1848	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1
1849	—	—	—	2	—	—	—	1	—	1	—	—	4
1850	—	—	—	1	1	—	—	—	—	1	—	—	3
1851	—	—	1	—	1	2	1	1	—	—	—	—	6
1852	—	—	—	—	2	1	—	1	—	—	—	—	4
1853	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	1	4
1854	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	0
in 30 J.	—	2	8	14	24	17	10	6	5	6	2	5	99

c) Hagelschläge in Württemberg überhaupt.

In der nachfolgenden Tabelle LXXV. geben wir eine Uebersicht der Hagelfälle nach Tagen, welche in Württemberg überhaupt in den letzten 30 Jahren (1825—54) nach den öffentlichen Berichten erwähnt wurden, also von immerhin erheblicher Stärke und mit mehr oder weniger Schaden begleitet waren.

Tabelle LXXV. Hagelschläge in Württemberg überhaupt.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr
1825	—	—	—	4	2	3	2	1	1	—	—	—	13
1826	—	—	—	—	3	2	3	3	2	—	—	—	13
1827	—	—	1	1	8	2	4	3	1	1	—	—	21
1828	1	—	2	6	3	3	3	4	1	1	—	—	24
1829	—	—	—	1	1	2	3	1	—	—	—	—	7
1830	—	—	—	—	—	3	4	—	—	—	—	—	7
1831	—	—	—	2	—	4	3	2	1	—	—	—	12
1832	—	—	—	—	1	4	—	5	—	—	—	—	10
1833	—	—	—	—	2	3	2	4	3	—	—	—	19
1834	—	—	—	1	1	7	14	8	1	—	—	—	32

Fortsetzung von Tabelle LXXV.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Jahr
1835	—	—	—	—	1	5	16	8	1	—	—	—	34
1836	—	—	—	—	1	5	5	3	4	—	—	—	24
1837	—	—	—	—	2	6	5	1	6	—	—	—	26
1838	—	—	—	—	5	11	4	1	1	—	—	—	22
1839	—	—	—	—	3	5	9	2	1	—	—	—	20
1840	—	—	—	—	1	5	3	4	3	—	—	1	17
1841	—	—	—	—	4	9	4	2	3	—	—	—	25
1842	—	—	1	—	3	3	5	4	1	—	—	—	16
1843	1	—	—	—	2	3	3	7	1	—	—	—	20
1844	—	—	—	—	3	9	4	9	3	—	—	—	31
1845	—	—	—	—	2	3	3	—	—	—	—	—	9
1846	—	—	—	1	—	2	2	1	—	—	—	—	6
1847	—	—	—	1	5	2	9	3	1	—	—	—	21
1848	—	2	—	—	—	3	3	6	—	1	—	—	15
1849	—	—	—	—	3	6	2	2	—	—	—	—	13
1850	—	—	—	—	1	2	5	2	2	—	—	—	12
1851	—	—	—	—	2	2	2	2	1	—	—	—	9
1852	—	—	—	1	2	5	8	8	3	—	—	—	26
1853	—	—	—	1	1	7	7	4	—	—	—	—	20
1854	—	—	—	—	2	4	5	1	—	—	—	—	12
in 30 J.	1	6	14	17	42	132	153	108	41	3	0	1	518

Nach den aus den 30 Jahren 1825—54 officiell gemeldeten schädlichen Hagelschlägen ist folgende Scale der Bezirke des Landes zusammengestellt worden und eine nach dem Ergebniss dieser Jahre berechnete Wahrscheinlichkeitsnummer der Häufigkeit der Hagelschläge in 100 Jahren beigefügt. Die von den 20 Jahren 1825—44 im 20. »Jahresbericht« mitgetheilte Scale aus genannten Jahren zeigt sich hiernach einigermassen modifirt.

Bezirke	Zahl der Hagelschläge in 30 Jahren.	Wahrscheinlichkeitszahl in 100 Jahren.	Bezirke	Zahl der Hagelschläge in 30 Jahren.	Wahrscheinlichkeitszahl in 100 Jahren.
Brackenheim	5	16,6	Aalen	12	40,0
Welzheim	7	23,3	Ellwangen	12	40,0
Besigheim	8	26,6	Gerabronn	12	40,0
Weinsberg	8	26,6	Tuttlingen	12	40,0
Calw	8	26,6	Marbach	13	43,3
Oehringen	8	26,6	Künzelsau	13	43,3
Gaildorf	9	30,0	Ravensburg	14	46,6
Hall	9	30,0	Wangen	14	46,6
Neuenbürg	10	33,3	Ereudenstadt	14	46,6

Bezirke	Zahl der Hagelschläge in 30 Jahren.	Wahrscheinlichkeitszahl in 100 Jahren.	Bezirke	Zahl der Hagelschläge in 30 Jahren.	Wahrscheinlichkeitszahl in 100 Jahren.
Oberndorf	15	50,0	Heidenheim	25	83,3
Mergentheim	15	50,0	Kirchheim	25	83,3
Backnang	16	53,3	Ludwigsburg	26	86,6
Böblingen	16	53,3	Biberach	26	86,6
Heilbronn	17	56,6	Leutkirch	27	90,0
Nagold	17	56,6	Leonberg	28	93,3
Neresheim	17	56,6	Laupheim	28	93,3
Göppingen	18	60,0	Waldsee	30	100,0
Maulbronn	20	66,6	Riedlingen	31	103,3
Waiblingen	20	66,6	Saulgau	32	106,6
Rottenburg	21	70,0	Ehingen	34	113,3
Esslingen	22	73,3	Geisslingen	34	113,3
Sulz	22	73,3	Spaichingen	35	116,6
Crailsheim	22	73,3	Tubingen	35	116,6
Gmünd	22	73,3	Schorndorf	35	116,6
Constatt	23	76,6	Blaubeuren	35	116,6
Vaihingen	23	76,6	Balingen	37	123,3
Horb	24	80,0	Tuttlingen	37	123,3
Rottweil	24	80,0	Ulm	41	136,6
Neckarsulm	25	83,3	Stuttgart	43	143,3
Herrenberg	25	83,3	Urach	47	156,6
Nürtingen	25	83,3	Munsingen	62	206,6

Endlich folgt noch eine Uebersicht der Hagelschläge nach Tageszeiten, an welchen in den letzten 30 Jahren Hagelschläge in Württemberg vorkamen. Wir geben hierüber in Tabelle LXXVI. eine Uebersicht in der Art, dass die in den 4 Spalten für jedes Jahr angegebenen Zahlen die Zahl der Tage bezeichnen, an welchen irgendwo ein Hagelfall in der betreffenden Tageszeit stattfand. Wenn in der Spalte »Nachmittags« auch diejenigen Hagelschläge mitgezählt sind, von denen nichts über die Tageszeit des Hagelfalls berichtet war, und demnach auch manche darunter sein werden, an welchen der Hagelschlag nicht vollkommen genau auf die Periode von Mittags 12 Uhr bis Abends 6 Uhr zutraf. (während immerhin anzunehmen sein dürfte, dass diejenigen Hagelschläge, welche ohne Angabe der Tageszeit in den öffentlichen Blättern berichtet wurden, in der Regel in den Nachmittagsstunden stattgefunden haben werden, da sie doch die gewöhnliche Hagelschlagsperiode am Tage sind); so gibt diese Uebersicht wenigstens das annähernde Resultat, dass die überwiegend grösste Zahl der Hagelfälle in Württemberg auf die Nachmittagsstunden fällt.

Tab. LXXVI. Uebersicht der Hagelschläge nach den Tageszeiten in den letzten 30 Jahren.

Jahre.	Morgens 12—6 Uhr.	Vormittags 6—12 Uhr.	Nachmittags 12—6 Uhr.	Abends 6—12 Uhr.
1825	—	2	4	4
1826	1	2	11	—
1827	—	—	1	—
1828	—	—	—	2
1829	—	—	—	—
1830	—	1	1	1
1831	—	—	9	1
1832	—	1	8	1
1833	—	—	18	—
1834	—	1	30	2
1835	1	—	33	1
1836	—	—	26	1
1837	—	—	22	4
1838	—	2	18	—
1839	—	—	20	2
1840	—	—	13	1
1841	—	—	24	—
1842	1	—	15	—
1843	—	—	17	—
1844	—	—	30	2
1845	1	—	5	3
1846	—	1	4	1
1847	—	1	16	7
1848	—	—	12	1
1849	—	—	14	—
1850	—	—	13	2
1851	—	1	6	3
1852	—	—	14	11
1853	2	1	12	4
1854	1	—	13	1
in 30 Jahren.	7	13	409	45

11) Bewölkung, Nebel, nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Die nachstehenden Tabellen geben von 1825—1854:
Tabelle LXXVII. die Uebersicht der Zahl der klaren Tage,
Tabelle LXXVIII. „ „ „ „ „ trüben „
Tabelle LXXIX. „ „ „ „ „ gemischten,
Tabelle LXXX. „ „ „ „ „ neblichten T.
Tabelle LXXXI. die Uebersicht der mittleren Bewölkung.

Tabelle LXXVII. Klare Tage.

	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. Mitt.	
Januar	10	6	—	3	3	5	4	5	4	3	3,4	
Febr.	4	14	9	10	4	5	6	17	3	14	8,6	
März	15	12	5	4	11	10	1	6	7	10	8,1	
April	13	10	9	7	2	7	7	16	5	14	9,0	
Mai	11	14	9	12	15	13	12	12	24	18	14,0	
Juni	17	15	10	10	9	9	6	3	14	12	10,5	
Juli	22	16	18	10	13	15	9	17	6	16	14,2	
Aug.	12	24	11	12	10	15	8	14	12	15	13,3	
Sept.	14	18	20	13	5	5	9	17	8	20	12,8	
Octob.	13	7	10	10	7	11	11	7	14	15	10,8	
Nov.	1	4	2	10	5	7	5	4	4	11	5,3	
Dec.	2	4	6	4	6	3	5	4	1	5	4,0	
Jahr	134	144	109	105	89	105	86	122	96	153	114,3	

	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. Mitt.	20j. Mitt.
Januar	5	6	2	10	4	8	4	3	9	6	5,7	4,55
Febr.	2	3	10	6	2	13	3	15	2	5	6,1	7,35
März	5	6	7	4	8	9	9	6	10	5	6,9	7,50
April	10	3	7	14	6	24	15	19	8	6	11,7	10,35
Mai	7	10	5	15	9	11	17	17	8	10	10,9	12,45
Juni	15	10	17	9	18	12	5	15	1	18	12,0	11,25
Juli	21	14	13	13	11	9	7	10	12	5	11,5	12,85
Aug.	14	9	10	13	11	17	16	18	16	7	13,1	13,20
Sept.	16	7	14	12	9	7	15	10	19	14	12,3	12,55
Octob.	13	10	4	10	5	7	4	13	4	14	8,4	9,60
Nov.	8	3	3	4	3	5	1	5	6	3	4,1	4,70
Dec.	3	1	5	4	2	13	1	12	6	7	5,4	4,70
Jahr	119	82	97	114	88	135	97	143	101	100	108,1	111,2

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. Mitt.	30j. Mitt.
Januar	5	9	7	3	9	5	8	7	4	9	6,6	5,23
Febr.	8	6	8	7	6	5	11	1	1	4	5,7	6,80
März	7	7	13	4	8	9	5	14	6	14	8,7	7,90
April	12	3	4	7	7	4	3	4	3	17	6,3	9,00
Mai	5	14	18	21	13	13	6	15	6	9	12,0	12,30
Juni	8	20	13	14	14	8	13	5	9	5	10,9	11,13
Juli	15	16	15	19	18	9	6	18	12	12	14,0	13,23
Aug.	12	9	15	11	10	12	12	4	14	12	11,1	12,50
Sept.	17	19	8	14	16	11	2	5	14	22	12,8	12,63
Oct.	10	5	13	10	10	3	7	12	11	10	9,1	9,43
Nov.	9	8	9	7	9	3	3	4	2	1	5,5	4,93
Dec.	4	5	11	13	5	5	6	8	7	3	6,7	5,37
Jahr	112	121	134	130	125	87	82	97	89	118	109,3	110,56

Tabelle LXXVIII. Trübe Tage.

	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10 j. Mitt.	
Januar	14	9	12	11	14	9	10	8	8	6	10,1	
Febr.	6	4	6	9	6	5	4	4	3	4	5,1	
März	3	5	6	9	10	4	7	8	9	5	6,6	
April.	1	8	4	3	3	1	3	1	9	—	3,3	
Mai	3	3	3	1	—	2	2	—	—	—	1,4	
Juni	1	2	4	2	—	1	5	1	—	2	1,8	
Juli	—	4	—	—	3	—	1	1	3	1	1,3	
Aug.	1	—	3	1	6	2	2	—	4	—	1,9	
Spt.	3	—	2	1	9	5	2	—	8	1	3,1	
Oct.	6	4	6	7	6	2	—	4	5	5	4,5	
Nov.	6	11	10	5	5	7	8	9	5	10	7,6	
Dec.	8	13	7	9	10	8	7	9	7	11	8,9	
Jahr	52	63	63	58	72	44	51	45	61	45	55,5	

	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.	20j. M.
Januar	11	10	10	10	12	7	10	13	8	11	10,2	10,25
Febr.	7	8	1	9	9	1	8	3	6	7	5,9	5,50
März	7	1	7	7	8	13	4	3	6	5	6,1	6,35
April	6	10	9	3	11	1	5	2	6	3	5,6	4,45
Mai	4	4	7	3	5	4	1	—	4	5	3,7	2,55
Juni	—	2	1	2	2	1	5	—	5	—	1,8	1,80
Juli	1	1	3	1	3	2	2	1	3	2	1,9	1,60
Aug.	6	3	3	2	5	2	3	1	—	1	2,6	2,25
Spt.	1	4	3	6	4	3	3	3	2	4	3,3	3,30
Oct.	7	3	3	6	12	10	6	2	4	5	5,8	5,15
Nov.	12	8	14	11	14	6	5	8	7	13	9,8	8,70
Dec.	11	15	10	11	14	7	11	9	13	8	10,9	9,90
Jahr	73	69	71	71	99	57	63	45	64	61	67,6	66,05

	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10 j. Mitt.	30 j. Mitt.
Januar	13	4	9	15	6	14	8	6	8	5	8,8	9,70
Febr.	10	6	6	6	7	4	4	9	15	5	7,2	6,06
März	13	6	5	10	7	6	2	1	11	4	6,5	6,40
April	5	1	7	4	8	5	4	5	4	3	4,6	4,50
Mai	3	5	1	1	3	5	4	4	5	2	3,3	2,80
Juni	3	—	2	2	4	4	1	—	6	5	2,7	3,10
Juli	—	1	1	3	1	—	4	1	1	1	1,3	1,50
Aug.	2	5	3	2	1	1	3	3	2	2	2,4	2,30
Sept.	3	—	3	3	—	—	7	4	4	—	2,4	3,94
Oct.	4	9	6	4	4	10	8	3	4	8	6,0	5,43
Nov.	8	10	5	7	2	11	9	9	11	13	8,5	8,63
Dec.	8	13	9	2	14	12	10	4	11	8	9,1	9,63
Jahr	72	60	57	59	57	72	64	49	82	56	62,8	61,97

Tabelle LXXIX. Gemischte Tage.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1332	1833	1834	10 j. Mitt.
Januar	7	16	19	17	14	17	17	18	19	22	16,6
Febr.	18	10	13	12	18	18	18	8	22	10	14,7
März	13	14	20	18	10	17	23	16	15	16	16,2
April	16	12	17	20	25	22	20	13	16	16	17,7
Mai	17	14	19	18	16	16	17	19	7	13	15,6
Juni	12	23	16	13	21	20	19	26	16	16	18,2
Juli	9	11	13	21	15	16	21	13	22	14	15,5
Aug.	18	7	17	18	15	14	21	17	15	16	15,8
Sept.	13	12	8	16	17	20	19	13	14	9	14,1
Oct.	12	20	15	14	18	18	17	20	12	11	15,7
Nov.	23	15	18	15	20	16	17	17	21	9	17,1
Dec.	21	21	18	18	15	20	19	18	25	15	18,3
Jahr	179	208	193	200	205	214	228	198	202	167	199,4

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10 j. Mitt.	20 j. Mitt.
Januar	15	15	19	11	15	16	17	15	14	14	15,1	15,85
Febr.	19	18	17	13	17	15	17	10	20	17	16,3	15,50
März	19	14	17	20	15	9	18	22	15	21	17,0	16,60
April	14	17	14	13	13	5	10	9	16	6	11,7	14,70
Mai	20	17	19	13	17	16	13	22	19	16	16,2	15,90
Juni	15	18	12	19	10	17	20	15	19	12	15,7	16,95
Juli	9	16	15	17	17	20	22	20	16	21	17,3	16,55
Aug.	13	19	18	16	15	12	12	12	15	23	15,5	15,65
Sept.	13	19	13	12	17	20	12	17	9	12	14,4	14,25
Octob.	21	18	24	15	14	14	21	16	21	12	17,6	16,65
Nov.	10	19	13	15	13	19	24	17	17	14	16,1	16,60
Dec.	17	15	16	16	17	11	19	10	12	16	14,9	16,60
jahr	185	205	197	180	180	174	205	175	193	187	188,1	193,75

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10 j. Mitt.	20 j. Mitt.
Januar	13	18	15	13	16	12	15	18	19	17	15,6	16,00
Febr.	10	16	14	12	15	19	13	19	12	19	14,9	15,34
März	11	18	13	17	16	16	24	16	14	13	15,8	16,50
April	13	26	19	19	15	21	23	11	23	10	18,0	16,80
Mai*	23	12	12	9	15	13	21	12	20	20	15,7	15,90
Juni	19	10	15	14	12	18	16	25	15	20	16,4	15,77
Juli	16	14	15	9	12	22	21	12	18	18	15,7	16,27
Aug.	17	17	13	18	20	18	16	24	15	17	17,5	16,20
Sept.	10	11	19	13	14	19	21	21	12	8	14,8	14,43
Octob.	17	17	12	17	17	8	16	16	16	13	14,9	16,14
Nov.	13	12	16	16	20	16	18	17	17	16	16,1	16,44
Dec.	19	13	11	16	12	13	15	19	13	20	15,1	16,00
Jahr	181	184	174	173	184	195	219	210	194	191	190,5	192,66

Tabelle LXXX. Neblichte Tage.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. Mitt.
Jan.	20	24	15	13	19	25	22	25	24	17	20,4
Fbr.	19	12	20	12	16	21	17	26	8	24	17,5
Mrz.	17	13	6	6	20	15	10	22	23	17	14,9
Apr.	6	6	10	5	4	6	15	12	8	21	9,3
Mai	2	3	2	—	2	2	2	—	3	—	1,6
Juni	1	1	2	—	—	2	—	2	—	—	0,8
Juli	8	4	2	—	1	1	1	2	3	—	2,2
Aug.	10	2	2	3	2	—	6	2	3	—	3,0
Spt.	10	11	10	15	9	5	12	12	11	2	9,7
Oct.	18	18	20	16	13	17	19	21	22	11	17,5
Nov.	15	18	14	18	19	25	27	21	17	9	18,3
Dec.	22	22	13	15	27	19	22	18	7	16	18,1
Jahr	148	134	116	103	132	138	143	163	119	127	132,5

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. Mitt.	20 j. Mitt.
Januar	20	17	17	12	4	12	2	24	12	11	13,1	16,7
Febr.	12	17	12	9	13	16	20	22	15	8	15,4	15,9
März	16	7	14	9	16	11	14	6	9	4	10,6	12,7
April	8	9	13	8	10	10	14	10	3	16	10,1	9,7
Mai	2	—	2	—	4	1	—	1	—	2	1,2	1,4
Juni	—	2	1	1	—	—	3	1	1	—	0,9	0,8
Juli	2	—	—	1	1	—	1	2	—	—	0,7	1,4
Aug.	5	—	1	—	1	4	4	4	4	5	2,8	2,9
Sept.	3	1	13	8	2	1	5	6	7	16	6,2	7,9
Octob.	11	6	24	12	15	15	4	18	3	8	11,6	14,5
Nov.	20	8	7	9	18	9	12	16	14	11	12,4	15,3
Dec.	27	12	13	9	11	23	14	21	18	29	17,7	17,9
Im Jahr	126	79	117	78	95	102	93	134	86	110	101,7	117,1

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. Mitt.	20 j. Mitt.
Januar	25	17	19	31	18	31	23	16	25	16	22,1	18,53
Febr.	20	3	15	15	14	19	20	15	28	16	16,5	16,13
März.	25	13	18	12	20	21	15	28	30	21	20,3	15,26
April.	10	6	8	5	15	6	9	26	17	16	11,8	10,40
Mai	—	2	3	1	3	3	7	8	6	5	3,8	3,30
Juni	3	—	1	1	3	2	2	2	2	—	1,6	1,10
Juli	—	—	3	—	—	3	10	—	1	4	2,1	1,66
Aug.	2	—	2	1	5	3	2	3	—	5	2,3	2,70
Spt.	9	4	3	8	8	16	7	22	9	15	10,1	8,66
Oct.	14	6	2	13	16	13	18	17	17	12	12,8	13,96
Nov.	15	16	22	8	20	8	22	16	30	16	17,3	16,00
Dec.	10	22	20	19	27	22	26	20	26	10	20,2	18,66
Jahr	133	89	116	114	149	147	161	173	191	136	140,9	125,03

8. Die Wirthshäuſer niederer Qualität müſſen beſſer beaufſichtigt werden, nicht durch Cenſoren, wie ſchon Plato (de legibus lib. II.) vorgeſchlagen hat, ſondern indem man die Wirthe ſelbſt für die Exceſſe, die in ihrem Hauſe vorkommen, verantwortlich macht. Hierdurch kann viel verhütet werden. Die ſtrengen Verordnungen gegen das übermäßige Trinken in Schweden müſſen von den Wirthen in den Wirthsſtuben angeſchlagen werden.

Eine Seite des Mißbrauchs geiſtiger Getränke haben wir noch näher zu betrachten, nämlich daß er ſo häufig Veranlaſſung gibt zu plötzlichen Unglücksfällen, injuriöſen Handlungen derer, die ſich im Genuſſe derſelben übernommen haben, blutigen Händeln und Gewaltthätigkeiten. Hier kommt vorzüglich der Rauſch in Betracht mit dem ganzen pſychiſchen Zuſtand des Menſchen, den er herbeizuführen pflegt. Verſuchen wir, eine kurze Charakteriſtik dieſes Zuſtandes zu geben. Die erſte Wirkung der geiſtigen Getränke, insbeſondere des Weins, iſt bekanntlich eine angenehm aufregende, belebende, erheiternde. So wie aber ein gewiſſes Maß des Genuſſes, deſſen Größe freilich bei verſchiedenen Menſchen ſehr verſchieden iſt, überſchritten worden, ſo geht die Belebung in allmählig ſteigende Berauſchung über. Das zuerſt nur raſcher fließende Blut kommt in eigentliche Wallung, es ſtrömt mit größerer Heftigkeit gegen den Kopf, das Geſicht wird roth, und ſein heiteres Ausſehen verwandelt ſich in ein wildes, der Glanz der Augen bekommt etwas Widriges, der Blick wird unſtät, endlich ſtarr und ausdruckslos. Das ganze Nervenſyſtem, zuerſt harmoniſch gehoben, erſcheint in der Berauſchung mehr oder weniger unterdrückt; ſeine Functionen gerathen zuerſt in Unordnung und Verwirrung, endlich werden ſie lahm; die zuvor geſchärften Sinne werden umnebelt und verwirrt, die Sprache wird ſtotternd, die Bewegungen werden ungeregelt und unſicher. Parallel hiermit geht eine Veränderung des Zuſtandes und der Aeußerungen des Geiſtes und Gemüthes. Die Behaglichkeit und der Frohſinn gehen in Muthwillen, das Gefühl erhöhter Kraft geht in Unbändigkeit, das Gefühl der Selbſtſtändigkeit in Rückſichtsloſigkeit, das Vertrauen auf ſich ſelbſt in Anmaßung über; das Wohlwollen verwandelt ſich bei ſonſt gutmüthigen Menſchen in übertriebene Zärtlichkeit, das Gemüth kann ſo weich werden, daß die Betrunkenen durch unbedeutende Veranlaſſungen zu Thränen gerührt werden. Bei andern Menſchen und unter andern

Tabelle LXXXI. Mittlere Bewölkung.

Mon.	1825	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	10j. M.	
Jan.	2,957	2,379	3,312	2,666	3,300	2,669	2,849	2,957	2,643	2,883	2,858	
Fbr.	2,762	2,460	2,315	2,918	2,872	2,691	2,702	1,632	2,904	2,011	2,567	
Mrz.	1,968	2,235	3,250	2,913	2,494	2,201	3,194	2,806	2,659	2,183	2,591	
Apr.	1,967	2,555	2,483	2,855	2,911	2,588	2,689	1,733	2,978	2,500	2,546	
Mai	2,172	2,608	2,608	2,486	1,989	2,298	2,457	2,258	1,408	1,565	2,245	
Juni	1,889	2,633	2,844	2,255	2,087	2,589	2,689	2,705	2,014	2,214	2,471	
Juli	1,777	2,258	1,860	3,661	2,335	1,731	2,483	2,074	2,762	2,173	2,310	
Aug.	2,290	1,612	2,611	2,440	2,863	2,312	2,483	2,180	2,546	2,253	2,354	
Spt.	2,036	1,877	1,945	1,666	3,180	2,944	2,478	1,577	2,900	1,233	2,187	
Oct.	2,174	2,451	2,130	2,559	2,666	2,286	1,720	2,398	1,871	1,881	3,241	
Nov.	2,944	3,044	4,488	2,466	2,978	2,645	3,289	3,033	2,633	2,600	2,982	
Dec.	3,107	8,078	2,896	3,089	2,766	3,354	2,817	3,128	3,211	3,011	2,958	
Jahr	2,338	2,432	2,604	2,628	2,753	2,618	2,664	2,378	2,532	2,193	2,513	

Mon.	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843	1844	10j. M.	30j. M.
Jan.	2,935	2,924	2,977	2,861	3,032	2,968	3,000	3,290	2,770	2,910	2,967	
Fbr.	3,153	3,080	1,940	2,665	3,083	2,069	2,881	1,946	2,850	2,920	2,650	
Mz.	2,919	2,624	2,763	2,925	2,656	2,559	2,441	2,968	2,700	2,880	2,743	
Apr.	2,210	3,089	2,933	2,200	3,144	1,466	2,322	1,596	2,806	1,600	2,327	
Mai	3,008	2,333	2,741	2,218	2,677	2,658	2,021	2,332	2,813	2,650	2,545	
Juni	3,200	2,288	2,022	2,566	1,811	2,266	3,044	1,733	3,033	1,943	2,391	
Juli	1,634	1,946	2,259	2,118	2,484	2,580	2,839	2,120	2,600	3,010	2,359	
Aug.	2,537	2,312	2,339	2,312	3,287	2,096	2,772	1,580	1,760	2,866	2,327	
Spt.	1,989	2,500	1,966	2,289	2,355	2,602	2,233	2,466	1,556	2,230	2,219	
Oct.	2,957	2,141	2,763	2,839	2,645	2,925	3,096	2,290	2,900	2,540	2,710	
Nov.	2,844	3,078	3,200	3,000	3,432	2,866	3,066	2,933	3,033	3,200	3,071	
Dec.	2,979	3,878	2,580	2,813	3,440	2,806	3,291	2,633	3,230	2,850	3,050	
Jahr	2,697	2,683	2,540	2,567	2,837	2,488	2,709	2,325	2,670	2,630	2,615	

Mon.	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854	10j. M.	30j. M.
Jan.	3,260	2,693	2,960	3,397	2,710	3,245	2,752	2,770	2,965	2,656	2,941	2,922
Fbr.	2,840	2,000	2,713	2,806	2,850	2,821	2,030	3,120	3,309	2,952	2,834	2,673
Mäz.	3,023	2,750	2,350	3,030	2,795	2,709	3,024	1,780	2,645	2,300	2,641	2,656
Apr.	2,233	2,843	3,150	2,922	2,980	2,888	3,055	1,957	3,088	1,955	2,707	2,833
Mai	2,980	2,243	2,226	1,533	2,613	2,496	2,950	2,430	2,870	2,720	2,506	2,365
Juni	2,753	1,830	2,643	2,566	2,620	2,910	2,288	2,888	2,833	2,888	2,622	2,496
Juli	2,194	2,043	2,030	2,290	2,130	2,250	2,388	1,666	2,226	2,290	2,151	2,273
Aug.	2,570	2,063	2,093	2,312	2,300	2,460	2,312	2,828	2,182	2,408	2,353	2,345
Spt.	1,943	1,780	2,630	2,070	1,880	2,140	3,077	2,711	2,266	1,322	2,182	2,196
Oct.	2,463	3,073	2,560	2,720	2,610	3,363	2,770	2,420	2,330	2,387	2,670	2,541
Nov.	2,806	2,643	2,496	3,130	2,530	3,244	3,233	3,066	3,322	3,113	2,958	2,644
Dec.	3,139	3,270	2,709	2,228	3,310	2,074	3,000	2,764	3,064	3,171	2,973	2,660
Jahr	2,783	2,511	2,546	2,750	2,777	2,740	2,740	2,533	2,768	2,513	2,628	2,919

Bei Berechnung der vorstehenden Tabellen wurde die Scale zu Grunde gelegt:

klar 1, wenn ¼ des Himmels unbewölkt ist,
klar 2, „ ½ „ „ „ „
klar 3, „ ¾ „ „ „ „
klar 4, wenn der ganze Himmel unbewölkt ist,
trüb 1, wenn bei allgemeiner Bewölkung das Licht der Sonne und des Mondes durchscheint,
trüb 2, wenn letzteres nicht mehr stattfindet,
trüb 3, wenn bei allgemeiner Bewölkung noch besondere Dunkelheit herrscht, wie bei allgemeinem Regen,
trüb 4, wenn dabei Dunkelheit wie bei starken Gewittern herrscht.

Die Zahl der klaren Tage wurde darnach berechnet, wenn den ganzen Tag kein „trüb" vorkam; die der trüben, wenn den ganzen Tag kein „klar" beobachtet wurde; die Zahl der gemischten Tage ist der Rest der Monatstage, an denen „klar und trüb" zugleich vorkam.

Die mittlere Bewölkung ist das arithmetische Mittel aus den in Zahlen nach folgendem Masstab transponirten Beobachtungen der 4 Abstufungen von klar und trüb: klar 4 ist = 0, klar 3 = 1, klar 2 = 2, klar 1 = 3; ferner trüb 1 = 3, indem angenommen wird, dass die leichtere allgemeine Bewölkung des Himmels ¾ einer vollständigen Bewölkung gleich sei; trüb 2, 3 und 4 werden je = 4, d. h. je einer vollständigen Bewölkung des Himmels gleich gerechnet, weil Bewölkungen der höheren Grade 3 und 4 stets nur vorübergehend sind.

12) Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich.

Wir geben in nachfolgender Uebersicht aus den bisherigen Stationen seit 1825:

1) Die Vegetations-Dauer der hauptsächlichsten Cerealien: Roggen, Dinkel, Hafer, Sommer- und Wintergerste und der Weinreben, d. h. die Zahl der Tage zwischen Blüthe und Erndte aus den Beobachtungsjahren, soweit sie aus den Mittheilungen der Beobachter entnommen werden konnten.

2) Die mittlere Dauer der Anwesenheit (oder der Abwesenheit) der Zugvögel: Störche, Schwalben, Schnepfen und Schneegänse aus den betreffenden Jahren und Stationsorten.

Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife.

I. Roggen.

Mergentheim 1839: 46. 1840: 52. 1841: 54. 1842: 51. 1849: 43. 1850: 54.

Schönthal 1830: 53. 1831: 48. 1832: 56. 1833: 61. 1834: 55. 1835: 49. 1837: 50. 1838: 58. 1840: 54. 1841: 44. 1842: 46.

Blaufelden 1832: 52. 1833: 71. 1834: 57. 1836: 47.

Rechenberg bei Crailsheim 1836: 40.

Wildenstein 1830: 51.

Niedernhall O.-A. Gerabronn 1830: 57.

Oberstetten 1839: 48. 1840: 47. 1841: 64. 1842: 52. 1843: 69. 1844: 71 1845: 49. 1846: 56. 1847: 62. 1848: 54. 1849: 63. 1850: 59. 1851: 41. 1852: 56. 1853: 55. 1854: 64.

Amlishagen 1840: 60. 1841: 62. 1842: 47. 1843: 66. 1844: 62. 1845: 47. 1846: 57. 1847: 68. 1848: 54. 1849: 57. 1850: 48. 1851: 49. 1852: 46. 1853: 47. 1854: 58.

Roosfeld 1831: 50. 1832: 60. 1833: 63. 1834: 50. 1835: 52. 1836: 47. 1837: 53. 1838: 66. 1839: 48. 1840: 63. 1841: 63. 1842: 46. 1843: 61. 1844: 59. 1845: 49. 1846: 46.

Westheim 1830: 59. 1831: 61. 1832: 54. 1833: 70. 1834: 54. 1835: 55. 1836: 51. 1837: 46. 1838: 65. 1839: 49.

Illingen bei Maulbronn 1831: 48.

Oehringen 1837: 43. 1838: 51. 1839: 44. 1840: 51. 1841: 60. 1842: 53. 1843: 53. 1845: 50. 1846: 38. 1847: 48. 1848: 54. 1849: 47. 1853: 47. 1854: 59.

Bruchsal 1854: 31.

Weilheim 1841: 80.

Stetten im Remsthal: 1838: 26.

Oberurbach 1832: 57.

Winnenden 1837: 48. 1841: 48. 1842: 43. 1843: 67. 1849: 45.

Ludwigsburg 1830: 61. 1831: 45. 1832: 45. 1833: 62. 1834: 46. 1835: 45. 1836: 35. 1837: 50. 1838: 45. 1839: 36.

Esslingen 1853: 45.

Cannstatt 1844: 50. 1845: 40. 1846: 50. 1847: 50.

Hohenheim 1837: 55. 1838: 48. 1839: 44. 1840: 61. 1841: 73. 1842: 50. 1843: 54. 1844: 55. 1845: 49. 1846: 43. 1847: 56. 1848: 43. 1849: 54. 1850: 34. 1851: 50. 1852: 56. 1853: 42. 1854: 46.

Schopfloch 1842: 46. 1843: 63. 1844: 76. 1845: 44. 1846: 49. 1847: 53. 1848: 62. 1849: 46. 1850: 62. 1851: 59. 1852: 63. 1853: 51. 1854: 56.

Ennabeuren 1846: 47. 1847: 66. 1848: 58. 1849: 63. 1850: 57. 1851: 53. 1852: 63. 1853: 60. 1854: 55.

Giengen 1827: 62. 1828: 46. 1829: 46. 1830: 55. 1831: 60. 1832: 47. 1833: 53. 1834: 54. 1835: 52. 1836: 53. 1837: 59. 1838: 50. 1839: 42. 1840: 56. 1841: 50. 1842: 37. 1843: 51. 1844: 49. 1845: 49. 1846: 45. 1847: 52.

Heidenheim 1848: 55. 1849: 56. 1852: 54. 1853: 69. 1854: 45.

Langenau 1829: 45.

Ulm 1839: 40. 1845: 38. 1849: 46.

Blaubeuren 1834: 50.

Roth O.-A. Leutkirch 1846: 42.

Pfullingen 1837: 45. 1838: 45. 1842: 40. 1843: 62. 1846: 43. 1847: 61. 1848: 36.

Calw 1846: 43. 1847: 53. 1849: 52. 1850: 46.

Weingarten 1832: 52. 1833: 54. 1834: 47. 1835: 24.

Biberach 1831: 65. 1833: 68.

Sigmaringen 1836: 46. 1837: 48. 1838: 50. 1839: 38. 1840: 63. 1841: 65. 1842: 52. 1845: 49.

Ravensburg 1837: 35.

Thieringen O.-A. Balingen 1831: 42.

Endingen bei Balingen 1831: 42. 1832: 35. 1833: 77. 1834: 45. 1835: 31. 1836: 32.

Onatmettingen O.-A. Balingen 1830: 56.

Tuttlingen 1832: 66. 1833: 66. 1836: 45. 1837: 37: 1839: 40. 1841: 69. 1842: 46. 1843: 61. 1844: 65. 1845: 64. 1846: 47. 1848: 54. 1849: 56. 1851: 50. 1852: 54.

Spaichingen 1852: 45.

Schwenningen 1845: 34. 1846: 36. 1847: 58. 1848: 57. 1850: 49.

Schussenried 1835: 43. 1836: 46. 1839: 43. 1840: 59. 1841: 48.

Friedrichshafen 1827: 54. 1830: 60. 1831: 40. 1834: 35. 1835: 32. 1836: 39. 1837: 47.

Wangen im Allgäu 1835: 36. 1836: 50. 1837: 50. 1839: 43. 1840: 61. 1841: 69. 1842: 42. 1843: 61. 1844: 74. 1845: 45. 1846: 51. 1847: 57: 1848: 59.

Isny 1834: 44. 1836: 42. 1837: 49. 1839: 46. 1840: 51. 1841: 62. 1842: 46. 1843: 54. 1844: 44. 1845: 44. 1846: 51. 1847: 56. 1848: 51. 1849: 53. 1850: 51. 1851: 52. 1852: 55. 1853: 43. 1854: 51.

II. Dinkel.

Mergentheim 1839: 43. 1840: 35. 1850: 43.

Schönthal 1830: 40. 1831: 46. 1832: 43. 1833: 62. 1834: 46. 1835: 52. 1837: 41: 1838: 34. 1840: 19. 1841: 50. 1842: 32.

Blaufelden 1833: 31. 1836: 41.

Niedernhall 1830: 43.

Wildenstein 1830: 40.

Rechenberg bei Crailsheim 1836: 39.

Oberstetten 1839: 44. 1840: 50. 1841: 60. 1842: 39. 1843: 54. 1844: 59. 1845: 50. 1846: 42. 1847: 49. 1848: 54. 1849: 55. 1850: 49. 1851: 48. 1852: 38. 1853: 39. 1854: 51.

Amlishagen 1840: 57. 1841: 68. 1842: 43. 1843: 50. 1844: 78. 1845: 46. 1846: 50. 1847: 55. 1848: 43. 1850: 55. 1851: 55. 1852: 36. 1853: 41. 1854: 39.

Rossfeld 1831: 46. 1832: 47, 1833: 47. 1834: 41. 1835: 38. 1836: 38. 1837: 40. 1838: 44. 1839: 40. 1840: 58. 1841: 47. 1842: 42. 1843: 42. 1844: 47. 1845: 42. 1846: 39.

Westheim 1830: 49. 1831: 39. 1832: 50. 1833: 64. 1834: 43. 1835: 50. 1836: 58. 1837: 46. 1838: 48. 1839: 48.

Ochringen 1837: 39. 1841: 38. 1842: 39. 1843: 45. 1845: 42. 1846: 40. 1847: 37. 1848: 57. 1849: 43. 1850: 47. 1851: 47. 1853: 36. 1854: 36.

Bruchsal 1854: 32.

Illingen 1831: 38.

Oberurbach 1827: 44. 1828: 37. 1831: 47. 1832: 44.

Stetten im Remsthal 1838: 38.

Winnenden 1836: 40. 1841: 56. 1842: 35. 1843: 43. 1844: 49. 1846: 39. 1847: 35. 1849: 56. 1851: 47. 1852: 47.

Ludwigsburg 1830: 38. 1831: 32. 1832: 31. 1833: 62. 1834: 35. 1835: 31. 1836: 32. 1837: 33. 1838: 35. 1839: 40:

Esslingen 1853: 45.

Cannstatt 1844: 47. 1845: 35. 1847: 41. 1848: 39. 1851: 40.

Hohenheim 1837: 47. 1838: 36. 1839: 33. 1840: 48. 1841: 66. 1842: 38. 1843:42. 1844: 42. 1845: 40. 1846: 35. 1847: 37. 1848: 40. 1849: 37. 1850: 33. 1851: 39. 1852: 50. 1853: 40. 1854: 44.

Schopfloch 1842: 36. 1843: 55. 1844: 56. 1845: 53. 1846: 46. 1847: 48. 1848: 46. 1849: 44. 1850: 50. 1851: 47. 1852: 47. 1853: 42. 1854: 20.

Ennabeuren 1846: 46. 1847: 64. 1848: 45. 1849: 48. 1850: 45. 1851: 46. 1852: 53. 1853: 72.

Heidenheim 1848: 43. 1849: 49. 1852: 33. 1853: 65. 1854: 37.

Giengen 1829: 35. 1831: 41. 1832: 51. 1833: 48. 1834: 43. 1835: 33. 1836: 51. 1837: 45. 1838: 42. 1839: 35. 1841: 50. 1841:

43. 1842: 24. 1843: 41. 1844: 43. 1845: 47. 1846: 32. 1847: 45.

Ulm 1845: 26.

Langenau 1829: 41.

Blaubeuren 1834: 47.

Pfullingen 1837: 33. 1838: 45. 1845: 25. 1846: 46. 1847: 41.

Tübingen 1828: 34. 1829: 42. 1830: 48. 1832: 37.

Calw 1846: 35. 1847: 36. 1850: 59.

Endingen bei Balingen 1831: 40. 1832: 33. 1833: 68. 1834: 46. 1835: 26. 1836: 44.

Onstmettingen 1830: 37.

Sigmaringen 1836: 36. 1837: 47. 1838: 45. 1839: 35. 1840: 49. 1841: 49. 1842: 47. 1845: 12.

Schwenningen 1827: 45. 1845: 39. 1846: 35. 1847: 49. 1850: 53. 1851: 56.

Tuttlingen 1832: 61. 1833: 68. 1835: 43. 1836: 35. 1837: 35. 1838: 53. 1839: 35. 1841: 58. 1842: 43. 1843: 40. 1844: 49. 1845: 41. 1846: 39. 1848: 37. 1849: 39. 1851: 43. 1852: 39.

Rietheim O.-A. Tuttlingen 1853: 43.

Spaichingen 1852: 35. 1853: 35. 1854: 49.

Schussenried 1835: 39. 1836: 37. 1838: 39. 1839: 42. 1840: 50. 1841: 51.

Roth O.-A. Leutkirch 1846: 42.

Weingarten 1832: 45. 1833: 44. 1834: 53. 1835: 40.

Wangen im Allgäu 1835: 40. 1836: 40. 1837: 43. 1838: 59. 1839: 40. 1840: 51. 1841: 53. 1842: 42. 1843: 54. 1844: 59. 1846: 53. 1847: 40. 1848: 40.

Ravensburg 1837: 52. 1838: 51.

Friedrichshafen 1831: 38. 1834: 45. 1835: 38. 1836: 39. 1837: 40.

Isny 1835: 40. 1836: 43. 1837: 39. 1839: 41. 1840: 43. 1841: 60. 1842: 43. 1844: 48. 1845: 29. 1846: 31. 1847: 38. 1848: 44. 1849: 47. 1850: 43. 1851: 47. 1852: 45. 1853: 29. 1854: 45.

III. Hafer.

Mergentheim 1842: 67.

Schönthal 1833: 54 1834: 30.

Oberstetten 1839: 39. 1840: 54. 1841: 47. 1843: 50. 1844: 39. 1845: 55. 1846: 39. 1847: 37. 1848: 30. 1849: 32. 1850: 63. 1851: 43. 1852: 49. 1853: 45. 1854: 42.

Amlishagen 1840: 35. 1844: 51. 1845: 43. 1851: 41. 1854: 38.

Rechenberg bei Crailsheim 1836: 24.

Rossfeld 1831: 35. 1832: 27. 1833: 50. 1834: 28. 1835: 41. 1836: 30. 1837: 52. 1838: 49. 1839: 40. 1840: 54. 1841: 44. 1842: 35. 1843: 78. 1844: 65. 1845: 42. 1846: 47.

Westheim 1831: 22. 1832: 44. 1833: 33. 1834: 43. 1835: 52. 1836: 32. 1837: 61. 1838: 68. 1839: 47.

Oehringen 1841: 53.

Bruchsal 1854: 31.

Illingen 1831: 29.

Stetten im Remsthal 1838: 37.

Winnenden 1846: 32. 1847: 39.

Ludwigsburg 1831: 31. 1832: 17. 1833: 60. 1834: 43. 1835: 32. 1836: 31. 1838: 62. 1839: 19.

Esslingen 1845: 46. 1853: 35.

Cannstatt 1846: 43.

Hohenheim 1837: 31. 1840: 60. 1841: 51. 1843: 50. 1845: 46. 1846: 28. 1847: 27. 1849: 31. 1850: 43. 1851: 64. 1852: 58. 1853: 41. 1854: 33.

Schopfloch 1842: 37. 1843: 58. 1844: 57. 1845: 48. 1846: 33. 1847: 42. 1848: 49. 1849: 54. 1850: 56. 1851: 53. 1852: 49. 1853: 44. 1854: 45.

Ennabeuren 1846: 25. 1847: 74. 1848: 49. 1849: 57. 1850: 56. 1851: 39. 1852: 26. 1853: 21. 1854: 50.

Giengen 1832: 51. 1833: 64. 1834: 50. 1835: 35. 1836: 38. 1837: 47. 1838: 30. 1839: 54. 1840: 61. 1841: 53. 1842: 34. 1845: 42.

Blaubeuren 1834: 38.

Pfullingen 1837: 74. 1838: 61. 1843: 48. 1847: 77.

Calw 1846: 32.

Endingen bei Balingen 1831: 27. 1832: 20. 1834: 45. 1835: 35.

Onstmettingen 1830: 24.

Tuttlingen 1833: 57. 1836: 29. 1837: 41. 1838: 35. 1839: 24. 1841: 28. 1842: 41. 1843: 43. 1844: 56. 1845: 56. 1846: 17. 1848: 29. 1849: 42. 1851: 32. 1852: 41.

Sigmaringen 1836: 45. 1837: 32. 1838: 29. 1839: 37. 1840: 39. 1841: 25. 1842: 30. 1845: 39.

Schussenried 1835: 51. 1838: 28. 1839: 52. 1840: 38. 1841: 48.

Roth O.-A. Leutkirch 1846: 33.

Wangen im Allgäu 1836: 29. 1837: 24. 1839: 30. 1840: 39. 1841: 29. 1842: 46. 1843: 60. 1844: 48. 1845: 58. 1847: 73.

Friedrichshafen 1830: 27. 1834: 20. 1835: 59. 1837: 20.

Isny 1834: 39. 1839: 26. 1841: 40. 1842: 72. 1843: 58. 1844:

43. 1846: 74. 1847: 34. 1848: 34. 1849: 36. 1850: 38. 1851: 48. 1852: 32. 1853: 31. 1854: 36.

IV. Sommergerste.

Mergentheim 1839: 33. 1840: 48. 1842: 36.

Schönthal 1832: 41. 1833: 45. 1835: 33. 1840: 34.

Rechenberg bei Crailsheim 1836: 47.

Oberstetten 1839; 28. 1840: 36. 1841: 50. 1842: 43. 1843: 47. 1844: 51. 1845: 40. 1846: 37. 1847: 44. 1848: 38. 1849: 47. 1850: 58. 1851: 36. 1852: 25. 1853: 38. 1854: 38.

Amlishagen 1840: 41. 1842: 41. 1847: 52. 1854: 35.

Rosefeld 1831: 36. 1832: 30. 1833: 50. 1834: 29. 1835: 31. 1836: 46. 1837: 33. 1838: 47. 1839: 34. 1840: 45. 1841: 78. 1843: 47. 1844: 58. 1845: 39. 1846: 32.

Westheim 1833: 71. 1834: 46. 1836: 50. 1837: 35. 1838: 45. 1839: 33.

Bruchsal 1854: 32.

Illingen 1831: 22.

Oberurbach 1832: 34.

Stetten im Remsthal 1838: 36.

Winnenden 1843: 51. 1844: 51.

Ludwigsburg 1832: 17. 1833: 62. 1835: 16. 1838: 33. 1839: 34.

Hohenheim 1840: 44. 1841: 53. 1843: 34. 1845: 36. 1846: 26. 1847: 27. 1848: 41. 1849: 31. 1850: 26. 1851: 27. 1852: 36. 1853: 35. 1854: 39.

Schopfloch 1842: 33. 1843: 31. 1844: 52. 1845: 20. 1846: 34. 1847: 30. 1848: 46. 1849: 58. 1850: 53. 1851: 41. 1852: 41. 1853: 44. 1854: 39.

Ennabeuren 1846: 41. 1847: 46. 1848: 37. 1849: 44. 1850: 44. 1851: 44. 1852: 47. 1853: 47. 1854: 38.

Giengen 1831: 35. 1832: 33. 1833: 54. 1834: 52. 1835: 32. 1836: 34. 1837: 45. 1838: 33. 1839: 36. 1840: 44. 1841: 45. 1842: 40. 1843: 45. 1844: 35.

Blaubeuren 1834: 38.

Pfullingen 1838: 60. 1841: 44.

Sigmaringen 1836: 38. 1838: 40. 1839: 41. 1840: 37. 1841: 25. 1842: 32. 1845: 25.

Endingen bei Balingen 1831: 27. 1833: 53. 1834: 31. 1835: 32. 1836: 44.

Onstmettingen 1830: 29.

Tuttlingen 1833: 61. 1836: 31. 1837: 32. 1838: 43. 1939: 31 1841:

62. 1842: 53. 1843: 47. 1844: 50. 1845: 60. 1846: 29. 1848: 39. 1849: 35. 1851: 47. 1852: 40.
Spaichingen 1852: 49. 1854: 39.
Schussenried 1835: 33. 1836: 36. 1838: 35. 1839: 53. 1840: 55. 1841: 43.
Roth bei Leutkirch 1846: 40.
Wangen im Allgäu 1836: 53. 1837: 28. 1838: 39. 1839: 21. 1841: 63. 1842: 41. 1843: 26. 1844: 24.
Friedrichshafen 1830: 21. 1835: 50. 1836: 36. 1837; 47.

V. Wintergerste.

Schönthal 1832: 61. 1833: 44.
Rechenberg bei Crailsheim 1836: 32.
Rosefeld 1831: 52. 1842: 49. 1833: 38. 1834: 37. 1835: 41. 1836: 57. 1837: 34. 1838: 38. 1839: 39. 1840: 58. 1841: 61. 1843: 51. 1844: 46. 1845: 46. 1846: 42.
Westheim 1830: 42. 1834: 37. 1837: 39. 1839: 47.
Bruchsal 1854: 15 (?)
Stetten im Remsthal 1838: 19.
Winnenden 1846: 37. 1849: 35.
Ludwigsburg 1831: 32. 1833: 61. 1834: 29. 1835: 32. 1836: 30. 1839: 41.
Esslingen 1845: 31. 1853: 39.
Hohenheim 1838: 32. 1840: 31. 1842: 43. 1843: 36. 1845: 46. 1846: 38. 1847: 42. 1848: 53. 1850: 48. 1853: 28. 1854: 42.
Schopfloch 1842: 21. 1843: 67. 1844: 79. 1845: 55. 1846: 26.
Ennabeuren 1849: 46. 1851: 43. 1853: 53. 1854: 43.
Giengen 1832: 46. 1833: 23. 1835: 59. 1836: 58. 1837: 57. 1839: 39. 1840: 42. 1841: 50. 1842: 40.
Blaubeuren 1834: 58.
Pfullingen 1837: 47. 1841: 61. 1843: 68.
Tübingen 1830: 49. 1833: 57.
Endingen bei Balingen 1831: 40. 1832: 35: 1833: 42. 1834: 26. 1835: 19. 1836: 45.
Schwenningen 1845: 21. 1846: 17. 1848: 64.
Tuttlingen 1839: 39.
Spaichingen 1854: 35.
Sigmaringen 1838: 40. 1839: 35.
Schussenried 1835: 40. 1838: 50. 1839: 70. 1840: 25. 1841: 45.
Weingarten 1832: 35. 1833: 41.
Wangen im Allgäu 1836: 36. 1837: 22. 1838: 29. 1839: 23. 1840: 54. 1841: 40. 1842: 45. 1843: 69. 1844: 75.

Ravensburg 1837: 31.
Friedrichshafen 1830: 62. 1835: 58. 1837: 27.

VI. Weinreben.

Mergentheim 1836: 89. 1839: 107. 1840: 129. 1841: 136. 1842: 126. 1849: 124. 1850: 124.
Schönthal 1830: 127. 1831: 125. 1832: 97. 1833: 142. 1834: 131. 1835: 99. 1836: 95. 1837: 122. 1838: 121. 1839: 116. 1840: 137.
Niedernhall 1829: 118. 1830: 127.
Westheim 1834: 103. 1835: 94. 1839: 111.
Oberstetten 1839: 117. 1840: 135. 1841: 139. 1842: 129. 1843: 118. 1844: 129. 1845: 150. 1846: 106. 1847: 117. 1848: 130. 1849: 121. 1850: 121. 1852: 74. 1853: 114. 1854: 79.
Oehringen 1837: 117. 1839: 112. 1841: 129. 1843: 103. 1844: 131. 1845: 123. 1846: 112. 1847: 121. 1850: 119. 1851: 120.
Weinsberg 1833: 148. 1836: 95, 1837: 119. 1838: 114. 1839: 116. 1840: 129. 1842: 136. 1843: 117. 1844: 131.
Heilbronn 1835: 104. 1836: 95. 1841: 132. 1842: 126. 1847: 149. 1851: 117. 1852: 109.
Bruchsal 1854: 93.
Illingen 1831: 121.
Kleinbotwar 1846: 131.
Besigheim 1833: 148. 1839: 119. 1840: 142.
Schorndorf 1836: 95.
Stetten im Remsthal 1833: 148. 1834: 138. 1835: 106. 1838: 122.
Oberurbach 1828: 121. 1829: 117. 1830: 111. 1831: 124. 1832: 93.
Winnenden 1836: 92. 1837: 119. 1838: 120. 1841: 129. 1842: 121: 1843: 126. 1844: 138. 1846: 112. 1847: 128, 1849: 125. 1853: 114. 1854: 97.
Korb bei Waiblingen 1842: 135. 1843: 131. 1844: 140.
Ludwigsburg 1831: 115. 1832: 92. 1833: 135. 1834: 116. 1835: 90. 1836: 87. 1837: 118. 1838: 114. 1839: 113.
Esslingen 1833: 146. 1835: 104. 1838: 125. 1842· 136. 1843: 130. 1844: 143. 1845: 114. 1847: 148. 1853: 101.
Cannstatt 1841: 149. 1842: 145. 1844: 134. 1845: 130. 1846: 118. 1847: 134. 1848: 121. 1849: 122. 1852: 94.
Wangen bei Stuttgart 1827: 121. 1828: 133. 1830: 124. 1831: 127. 1832: 80. 1833: 123. 1834: 125. 1835: 88. 1836: 95. 1838: 110. 1839: 116. 1840: 130. 1843: 129. 1844: 124.
Stuttgart 1828: 124. 1830: 123. 1832; 104. 1833: 150. 1834: 140. 1835: 104. 1836: 95. 1837: 115. 1841: 152. 1842: 138. 1843: 133. 1844: 133. 1845: 134. 1846: 133. 1851: 105. 1852: 145.

Umſtänden verkehrt ſich das Gemüth zur Empfindlichkeit, zum Mißtrauen, zur Zornmüthigkeit, und ein einziges Wort des Widerſpruchs iſt im Stande, den Trinker aufzubringen, in Wuth zu verſetzen und zu den gewaltthätigſten Handlungen zu veranlaſſen. Die Urtheile des Berauſchten, vielleicht kurz zuvor noch klar und treffend, werden einſeitig, ungegründet, leidenſchaftlich, hart; die fließende Rede artet in Schwatzhaftigkeit, der Witz in bloße Ideenjagd, in wahres Delirium aus. Der Rauſch macht offenherzig, und das Sprichwort: „in vino veritas“ hat wohl guten Grund, allein doch würde man manchem Menſchen Unrecht thun, wenn man ſeinen Charakter nach ſeinem Benehmen im Rauſch beurtheilen wollte. Beſonders kommt es bei lebhaften, choleriſchen Menſchen vor, daß ſie, während ſie ſonſt einen wahrhaft guten und ſelbſt edeln Charakter haben, im Rauſch ungerecht, händelſüchtig und malicids werden. In Beziehung auf die Stimmung im Rauſche kommt außerordentlich viel auf die Stimmung unmittelbar vor dem Trinken an. In der Regel wird die Richtung des Gemüths, mit welcher man an das Trinken geht, beibehalten und durch daſſelbe nur auf die Spitze gebracht. Dies iſt noch viel auffallender bei den Opiumeſſern, welche ſich vor dem Genuſſe des Opiums in eine gewiſſe Gemüthsſtimmung verſetzen, um dieſelbe zur herrſchenden und jede andere Regung des Gemüthes übertäubenden während des Rauſches zu machen. Auch die Geiſtesbildung des Trinkers hat großen Einfluß auf das Benehmen im Rauſche. Ein gebildeter Mann, der je zuweilen mehr trinkt, als ihm gut iſt, wird ſich ganz verſchieden äußern, wenn dies der Fall iſt, als ein betrunkener roher Bauer, der auch im nüchternen Zuſtand die beſten Gründe für ſeine Meinung und ſeinen Willen in der Fauſt hat. Es gibt Menſchen, welche bei fortwährendem Trinken faſt nüchtern bleiben, bis ſie plötzlich, wie von einem Schlage getroffen, zuſammenſinken und die Zufälle der höchſten Trunkenheit zeigen. In der Regel aber kommt es allmählig zum Gipfel der Berauſchung, indem der Zuſtand von Exaltation durch den der Verwirrung nach und nach in den Zuſtand der Lähmung übergeht. Letzterem, der Lethargie der Beſoffenheit, geht in einzelnen Fällen, beſonders bei jungen, lebhaften und des Trunkes ungewohnten Menſchen, eine wahre Raſerei voran, in welcher der Menſch ſeiner in keiner Weiſe mehr mächtig iſt.

Leonberg 1846: 126.
Bissingen 1829: 120. 1837: 115. 1840: 129. 1841: 128.
Mittelstadt 1852: 138.
Tübingen 1827: 117. 1828: 120. 1831: 121. 1833: 128. 1834: 134.
Rottenburg 1841: 135.
Pfullingen 1838: 103. 1840: 116. 1841: 113. 1842: 128. 1843: 109. 1846: 114. 1847: 115. 1848: 157. 1849: 127.
Reutlingen 1835: 99. 1836: 97. 1839: 124. 1841: 152. 1846: 120. 1854: 104.
Weingarten 1834: 99.
Ravensburg 1833: 130. 1835: 92. 1837: 117.
Wangen im Allgäu 1837: 105. 1838: 110. 1839: 109. 1840: 134. 1841: 120. 1842: 115. 1843: 110: 1844: 107.
Friedrichshafen 1827: 104. 1828: 111. 1830: 127. 1831: 102. 1834: 106. 1835: 95. 1836: 79. 1837: 108.

Mittlere Aufenthaltsdauer der Zugvögel.

Storchen 1827: 160 Tage. 1829: 162. (Langenau) 1830: 160. 1831: 174. 1832: 170. 1833: 144. 1834: 166. 1835: 188. 1836: 176. (Issny) 1827: 144. 1838: 154. 1839: 152. (Oehringen) 1840: 186. 1841: 167. 1842: 171. 1843: 177. 1844: 164. 1845: 145. 1846: 157. 1847: 144: 1848: 144. 1849: 159. 1850: 153. 1851: 151. (Winnenden) 1852: 147. 1853: 181. 1854: 195. (Bruchsal).

Schwalben 1825: 136 Tage. 1827: 133. 1828: 161. (Giengen) 1829: 158. 1830: 169. 1831: 162. 1832: 164. 1833: 161. 1834: 164. 1835: 156. 1836: 156. 1837: 166. 1838: 160. 1839: 161. 1840: 162. 1841: 155. 1842: 160. 1843: 165. 1844: 162. 1845: 165. 1846: 174. 1847: 160. 1848: 167. 1849: 176. 1850: 164. 1851: 167. 1852: 158. 1853: 162. 1854: 161.

Mittlerer Zeitraum zwischen dem ersten und letzten Striche der

Schneegänse: 1831: 159 Tage. 1832: 290. 1833: 281. 1834: 254. 1835: 257. 1836: 229. 1837: 262. 1838: 258. 1839: 256. 1840: 285. 1841: 269. 1842: 243. 1843: 228. 1844: 205. 1845: 233. 1846: 266. 1847: 207. 1848: 225. 1849: 244. 1850: 202. 1851: 259. 1852: 230. 1853: 233. 1854: 233.

Schnepfen: 1831: 219 Tage. 1832: 201. 1833: 251. 1834: 231. 1835: 197. 1838: 206. 1839: 206. 1840: 176. 1841: 199. 1842: 218. 1843: 214. 1844: 232. 1845: 200. 1846: 233. 1847: 209. 1848: 197. 1849: 205. 1850: 202. 1851: 226. 1852: 187. 1853: 186. 1854: 202.

13) Bemerkenswerthe meteorische Ereignisse.

Die nachfolgende Zusammenstellung gibt eine Uebersicht der in der 30jährigen Periode von 1825 an (und in den kurz vorausgegangenen Jahren, soweit die öffentlichen Berichte zu erreichen waren), in Württemberg wahrgenommenen bemerkenswertheren meteorischen Ereignisse.

a) Erderschütterungen.

1822. Am 7. October und an mehreren Tagen des Novembers und Decembers bis zum 17. Januar in mehreren Gegenden des Landes, besonders dem Schwarzwald (den Bezirken Freudenstadt, Nagold, Sulz) mehrfache Erderschütterungen. Am stärksten am 28. November Morgens 10½h eine starke Erschütterung im Schwarzwald und mehreren Gegenden des Unterlandes; die Stösse von NW—SO. In den Gruben von Neubulach und Sulz hörte man, in Sulz schon einige Tage früher, starkes unterirdisches Getöse. Am stärksten wurden die Stösse in Freudenstadt, Dornstetten, Grünthal, mit Getöse in der Luft und ½ Min. Dauer gespürt. Im oberen Murgthal bemerkte man während der stärksten Erschütterungen ein Leuchten am nördlichen Himmel; in engen Thaleinschnitten bemerkten die Bewohner Blitze an den Bergen. Das Barometer hatte mittleren Stand. Zu München wurde am 28. November 10½h starke östliche Abweichung der Magnetnadel beobachtet. Die Erdstösse verbreiteten sich auch in das Rheinthal.

1823. Die Erderschütterungen setzten sich noch bis in den Mai d. J. fort, der Centralpunkt derselben war das obere Murgthal, Reichenbach, Baiersbronn.

Am 30. November erfolgten neue Erdstösse, am stärksten in den tiefen Thalschluchten des obern Murgthals.

Am 24sten 7h Morgens wurde auch zu Weilimschönbuch eine Erderschütterung gespürt, ein Erzittern des Bodens mit unterirdischem donnerartigem Geräusch. Die Luft blieb ruhig.

1824. Am 22. und 25. October auf dem Schwarzwalde Erderschütterungen.

Vom 28. October bis 1. November bemerkte man auf dem Schwarzwalde (zu Simmersfeld) häufig ein Getöse in der Luft wie ferner dumpfer Donner oder ferne Kanonenschüsse, bei Tag und Nacht, einmal eine ganze Nacht hindurch fast von Minute zu Minute. (? Geschützfeuer?)

1825. 12. Januar leichte Erderschütterung von NW — SO zu Hohenmemmingen; am folgenden Tag ein weit verbreitetes Wintergewitter in Schönthal, Steinenberg, Ludwigsburg.

29. Januar 10½h ziemlich starker Erdstoss zu Ohnastetten O.-A. Urach

und im Honauer Thal von W—O und 2 Secunden, mit unterirdischem Getöse wie ferner Kanonendonner.

Am 8. Februar 2¼h Nachmittags starke Erdstösse von SW—NO mit unterirdischem Getöse und 3—5 Sekunden Dauer ebendaselbst; verbreitete sich über die Bezirke Urach, Münsingen, Reutlingen bis gegen Tuttlingen, Tübingen. Am stärksten wurde der Erdstoss zu Kohlstetten Gross- und Klein-Engstingen, Holzelfingen, Ohnastetten gespürt.

1826. Den 15. December Abends in ganz Oberschwaben, vorzüglich am Bodensee, bis Augsburg, ein Erdstoss; verbreitete sich über die vordere Schweiz bis Bern und Tyrol bis Inspruck; nördlich bis Giengen a. d. Brenz; am 13. 5h Abends hatte man hier ein langes dumpfes donnerähnliches Geräusch in der Richtung gegen SW und am 14. 5½h Abends ein in 10 Minuten sich 3mal wiederholendes Geräusch in der Höhe der Luft, jedesmal mit einem dumpfen Knall begleitet, wahrgenommen, während ein dichter Nebel lag. (Am 14. December war auch zu Granada in Spanien ein Erdbeben.)

1830. Am 9., 10., 12., 19., 23., 24. September Erderschütterungen in Gegenden der Alp und des Schwarzwaldes; am 9. 9h 10′ Vormittags, am 10. 7h 48′ Morgens, am 12. 10h 45′ Vormittags Stösse von S—N im O.-A. Münsingen, besonders fühlbar auf der Zwiefalter Alp; sie verbreiteten sich bis ins O.-A. Wangen; am 19. zu Obermarchthal ein schwacher Stoss; am 23. 4½h Morgens zu Calw, Urach, Münsingen, Balingen, Saulgau, verbreitete sich bis Marbach; zu Calw 3 Stösse mit rollendem Geräusch, von W—O; auf der Alp ein Stoss von 6—8 Sekunden von W—O. Am 24. 6½h Abends besonders fühlbarer Stoss zu Onstmettingen O.-A. Balingen.

1832. Am 27. Februar 3h 28′ Morgens zu Friedrichshafen und Umgegend bei herrschenden Föhn eine Erderschütterung von mehreren Sekunden Dauer; zu Biberach wurde sie mit dumpfem Rollen gespürt.

1835. Am 10. März 10h Vormittags starker Erdstoss zu Dornstetten. Am 29. October 5½h Morgens zu Friedrichshafen und am ganzen nordwestlichen Ufer des Sees eine von SO—NW gehende Erschütterung von 3—4 Schwingungen; wurde auch in einem grossen Theil der Schweiz gespürt.

1837. Am 24. Januar Morgens 1h 54′ zu Oberndorf, Friedrichshafen, auf dem Heuberg, zu Biberach, Ulm, Stuttgart, in dem ganzen Bodenseegebiet, in der ganzen Schweiz bis Tyrol, mehrere schnell sich folgende starke Erdstösse von O—W gespürt

Am 9. April 11½h Nachts auf dem Schwarzwalde, am stärksten zu St. Blasien, ein Erdbeben mit Geräusch wie Rollen des Donners, ¼ Minute lang gespürt; Richtung von SW—NO.

1838. Am 24. Januar 2—3h Morgens zu Roth im O.-A. Leutkirch eine merkliche Erderschütterung.

Am 5 März 9½h Vormittags auf Reichenau, zu Constanz u. a. Bodenseeorten eine heftige Erderschütterung.

1839. Am 7. Februar Abends vom württembergischen Schwarzwald bis nach Heilbronn ein starker 5 Sekunden dauernder Erdstoss von O—W; wurde auch zu Carlsruhe, Heidelberg, Darmstadt gespürt; in Württemberg am stärksten zu Calw, Leonberg, Heilbronn.

1842. Am 10. Januar sei zu Ulm in der Nähe der Donau ein leichter Erdstoss gespürt worden. Vom 13.—14. Januar 1h 25′ Nachts zu Biberach ein heftiger Erdstoss mit donnerähnlichem Geräusch v. SW—NO und mehreren Sekunden Dauer. Am 15. Januar 1h 20′ Morgens daselbst ein zweiter, minder heftiger, senkrechter Stoss, mit 2 wellenförmigen Bewegungen kurz darauf und einem Geräusch wie ferner Donner; wiederholte Stösse am 16. Mittags, 17. und 18. Morgens.

1843. Am 15. Januar Morgens 4h wollte man während eines heftigen Sturmes Erdstösse zu Ulm, Spaichingen u. a. O. gespürt haben. (Ebenso im Waadtlande.)

Am 10. August 10h Nachts ein starker Erdstoss zu Dornstetten in senkrechter Richtung bei bedecktem Himmel, feuchtwarmer Luft und hohem Barometer.

1844. Am 12. Januar 10h Abends abermaliger Erdstoss zu Dornstetten bei heiterem Himmel und — 11° R.

1846. Am 29. Juli 9h 35′ Abends zu Heilbronn, Stuttgart u. a. O. eine leichte Erderschütterung von 2 Sekunden; wurde auch in Frankfurt, Mainz, dem Rheingau, von Landau bis Cöln und Düsseldorf sehr heftig gespürt.

Am 17. und 18. August Erdstösse am Bodensee.

Am 25. December Nachmittags Erdstoss von W—O zu Biberach, Ehingen u. a. O. gespürt.

1848. Am 24. Februar kurz vor 2h Mittags leichter Erdstoss zu Sulz; 3h 50′ ein zweiter stärkerer von NNW—SSO.

1850. Am 16. December 3h 40′ zu Reutlingen während eines heftigen Sturms ein Erdstoss von 4—5 schnell sich folgenden Schwingungen.

1851. Am 10. März 4h Nachmittags in Oberschwaben (Isny, Weingarten, Spaichingen, Friedrichshafen) ein Erdstoss (nach andern Beobachtungen 2 schnell sich folgende); wurde in der ganzen Schweiz und dem südlichen Baden gespürt.

1852. In der Nacht vom 24.—25. Juli ein Erdbeben in den Bodenseegegenden (der Schweiz).

Am 5. October 5h 28′ Abends zu Geisslingen 2 sich schnell folgende Erdstösse, senkrecht von unten nach oben. Im Moment des Stosses habe sich der herrschende Sturm plötzlich in Windstille verwandelt.

Am 13. December wollte man zu Ulm einen Erdstoss und in

der Nacht vom 21.—22. December 1—2h einen wiederholten gespürt haben.

1353. Am 24. Februar Abends 6¾h, nachdem den Tag über Schneesturm geherrscht, eine sehr merkliche Erderschütterung zu Ebingen, Bezirks Balingen.

b) Feuerkugeln.

1821. Den 24. December Abends 6h während stürmischer Witterung in mehreren Orten am nördlichen Himmel eine Feuerkugel von Vollmondsgrösse von O—W, die mit Getöse platzte.

1825. Am 9. Mai 7h Abends eine F. zu Reutlingen, Nürtingen, Kirchheim, auf der rauhen Alp mit kanonenartigem Getöse beim Zerplatzen.

Am 28. Juli 9¾h Abends zu Stuttgart, Oehringen, Frankfurt a. M., Bamberg etc. eine F. in nordöstlicher Richtung schief gegen den Horizont; sie erlosch, ehe sie diesen erreichte.

Am 8. October 7¾h Abends zu Nagold von NO—SW eine F. raketenähnlich über die Stadt ziehend.

Am 9. November 5¼h Abends bei Mittelstadt eine Feuerkugel von beinahe Vollmondsgrösse, von NW—SO, erlosch bei Erreichung des Horizonts mit rothen Funken; wurde auch zu Stuttgart gesehen.

Am 13. October 5¾h zu Giengen in der Richtung gegen ONO ein halbmondförmiges Meteor von N—S von 2 Sekunden Dauer, erlosch vor Erreichung des Horizonts.

Am 18. December 7¼h Abends nördlich von Bönnigheim ein halbkugelförmiges Meteor von O—W.

1829. Am 23. August 2¼h Morgens bei Giengen eine Feuerkugel mit starkem Licht von SW—NO; man bemerkte in derselben Nacht viele Sternschnuppen.

1830. Am 14. März 9h Abends zu Besigheim und Stuttgart eine Feuerkugel von Vollmondsgrösse von S—N und 2 Sekunden Dauer, wurde in ganz Schwaben, der Schweiz, Baden gesehen.

1831. Am 20. October 3h Morgens zu Höpfigheim O.-A. Marbach eine Feuerkugel von Vollmondsgrösse von NW—SO mit starkem Zischen und Funkensprühen.

Am 13. November zu Ulm 6¾h Morgens eine von O aufsteigende Feuerkugel mit schlangenförmigem Streif, die in geringer Höhe platzte; zu Rottweil wiederholte sich das Phänomen binnen 10 Minuten; wurde auch zu München, Insbruck etc. gesehen; (scheint keine eigentliche Feuerkugel gewesen zu sein.)

1832. Am 2. October 7h Abends zu Heilbronn von O—W eine bläuliche Feuerkugel. Am 13. November Nachts viele Feuerkugeln und Sternschnuppen.

1833. Am 22. Januar 2¼h Morgens zu Giengen eine kleine Feuerkugel mit Schweif.

Am 2. October 7h Abends auf den Fildern bei Stuttgart gegen NNO eine Feuerkugel mit starkem Licht; wurde auch in Thüringen und den Maingegenden gesehen.

1834. Am 15. Januar Morgens zu Stuttgart eine gegen den Horizont fallende Feuerkugel.

Am 19. September 7—8h Abends zu Winnenden eine Feuerkugel von O—W über die Stadt ziehend, mit langem Schweif; zerplatzte über der Stadt.

Am 31. December zu Oehrigen 4¼h Abends gegen SW eine zerplatzende Feuerkugel.

1835. Am 13. Juli 9—10h Abends zu Ellwangen eine Feuerkugel in nicht beträchtlicher Höhe gesehen; schien auf eine Wiese niederzufallen.

Am 17. Juli 8—9h Abends in der Gegend von Heilbronn eine Feuerkugel mit schlangenförmiger Bahn am südlichen Horizont, zerplatzte gegen NW mit einem Knall gleich einer Rakete. Zu derselben Zeit eine Feuerkugel zu Stuttgart von 20 Sekunden Dauer.

Am 19. November zu Marbach am nordwestlichen Himmel ein rothes Meteor von Vollmondsgrösse, von 2—3 Sekunden Dauer, das gegen den Horizont niederschoss.

1836. Vom 12.—13. November Nachts in Oberschwaben und im Breisgau eine Feuerkugel.

1837. Am 4. Januar 1¼h Morgens ein grosses Feuermeteor von unbestimmter Gestalt, wie eine rothglühende Feuermasse von grosser Ausdehnung, von N—S in geschlängelter Bahn ziehend, in ganz Süddeutschland und der Schweiz gesehen. Am 23. Januar Abends zu Friedrichshafen eine Feuerkugel.

Am 12. Februar zu Stuttgart eine kleine Feuerkugel von W—O gesehen.

Am 3. August zu Stuttgart 5¼h Abends eine Feuerkugel von SO—NW von 6 Sekunden Dauer.

Am 28. December 7¼h Abends bei Jaxthausen eine Feuerkugel von SO—NW.

1838. Vom 17.—18. August Nachts 12¼h zu Ludwigsburg eine hellweiss glänzende Feuerkugel von OSO—WNW mit 4 Minuten lang dauerndem Schweif.

1839. Am 2. Mai 8h Abends sei zu Göppingen in südöstlicher Richtung eine Feuerkugel etwa 30° über dem Horizont 1 Sekunde lang ohne Bewegung gesehen worden.

1840. Am 17. Februar 4¼h Morgens eine glänzende Feuerkugel

gegen SO von W—O mit breitem feurigen Streifen hinter sich, in ganz Württemberg gesehen.

Am 3. Juni Abends nach 8h eine grosse Feuerkugel von scheinbarer Vollmondsgrösse zu Ellwangen in südöstlicher Richtung.

1842. Am 13. März Abends 3h zu Langenau, Bezirks Ulm eine Feuerkugel von etlichen Sekunden Dauer am südlichen Himmel.

Am 10. August Nachts 10h wurden zu Langenau bei starkem Wetterleuchten im S und SW mehrfache Sternschnuppen gesehen.

Am 2. November Abends 7 und 9h in östlicher Richtung zu Langenau 2 scheinbar niederfallende Feuerkugeln beobachtet.

1844. Am 20. Juli 11h Abends wurde eine glänzende Feuerkugel von 6 Sekunden Dauer in nordwestlicher Richtung ziehend in ganz Württemberg gesehen; sie wurde auch in Thüringen, Baiern, Baden, der Pfalz wahrgenommen.

Am 28. August Abends 8½h zu Stuttgart im NO eine Feuerkugel von SO—NW in geringer Höhe über dem Horizont, von 3 Sekunden Dauer.

Am 13. September nach 10h Abends eine Feuerkugel im Murrthal und zu Schwäbisch Hall.

Am 15. September 4h 45′ Nachmittags bei hellem Sonnenschein zu Kirchheim u. T. und an vielen andern Orten Württembergs eine Feuerkugel von W—O beobachtet, von etwa 1 Minute Dauer; man bemerkte an mehreren Orten ein Geräusch wie eines rollenden Wagens 2 Minuten nach Verschwinden des einige Sekunden sichtbaren Meteors.

Am 10. November Abends 10h seien in den Heubergsgegenden bei heftigem Sturm und wolkenlosem Himmel 2 Feuerkugeln von N—S mit langen Lichtstreifen, 2—3 Sekunden dauernd, mit grünlich-gelbem, Licht gesehen worden.

1845. Am 22. November 5½h Abends wurde eine Feuerkugel in Württemberg (Amlishagen), dessgl. zu Würzburg und Trier gesehen.

Am 25. December Abends zu Stuttgart eine Feuerkugel von W—O, die in Funken zerstob.

1846. Am 21. Juni 9½h Abends wurde in ganz Württemberg eine röthliche Feuerkugel gegen Norden, von W—O ziehend, wahrgenommen; man sah sie auch in Baiern, Baden, in der Pfalz, Darmstadt.

Am 14. August 8h Abends eine Feuerkugel zu Oehringen.

Am 17. October 6½h Abends eine grosse feuerrothe Feuerkugel von NW—SO in ganz Württemberg, aus der eine zweite von glänzend stahlblauem Licht sich entwickelte; wurde auch in den Maingegenden, im östlichen Frankreich gesehen.

Am 25. December 2h 20′ Mittags ein Meteorsteinfall im bairischen

Landgericht Burgau, die Explosion wurde zu Ulm und in ganz Oberschwaben gehört. (S. Jahreshefte. II. Jahrg. S. 383.)

1847. Am 14. August 8h Abends eine Feuerkugel von NW—SO in Oberschwaben (Biberach), Stuttgart, Oehringen, (bis Kempten und Freiburg i. Br., Carlsruhe, Frankfurt), die in Funken zerstob.

1849. Am 24. Februar 9h Abends 2 grosse Sternschnuppen von SO—NW mit Schweifen zu Wildberg.

1850. Am 19. Februar 11½h Nachts eine weisse Feuerkugel mit rothem Streif zu Issny.

Am 5. März Abends 10h zu Oehringen, Heilbronn eine grünliche, zu Crailsheim eine rothe Feuerkugel von S—N mit gelbem Streif und rauschendem Geräusch, das sich in einen Knall endigte.

Am 6. Juli 11h 18′ Vormittags bei hellem Sonnenschein eine grosse Feuerkugel von SW—NO mit Schweif zu Herrenberg.

Am 19. September 6½h Abends eine helle Feuerkugel zu Stuttgart u. a. O. gegen S, von SW—NO ziehend, gesehen.

1851. Am 8. Januar Abends zu Degerloch bei Stuttgart eine Feuerkugel von scheinbarer Grösse der Sonnenscheibe und grünlicher Farbe beobachtet.

1852. Am 11. Mai 8½h Abends zu Heilbronn eine bläuliche Feuerkugel von 1 Sekunde; zu Calw gleichzeitig eine solche von O—W und Vollmondsgrösse, und langem Streif (wurde in Elsass, Frankfurt, im Mittellahngebiet, bis Hannover und Bremen gesehen).

Am 20. August 5h Abends zu Hall eine Feuerkugel gegen W.

Am 11. November 1 Stunde nach einem Nordlicht zu Leonberg u. a. O. eine glänzende Feuerkugel.

Am 14. November 9h Abends zu Neuenbürg eine weissglänzende Feuerkugel.

1853. Am 30. Juli 9½h Abends zu Brackenheim eine helle Feuerkugel, die sich mit grosser Geschwindigkeit geräuschlos zur Erde senkte.

1854. Am 30. Januar 9¾h Abends zu Creglingen eine Feuerkugel von W—O von 5 Sekunden, stellte sich als ein Streifen von violettem Lichte dar.

Am 12. März zwischen 8—9h Abends zu Mergentheim eine Feuerkugel von O—W mit bläulichem Schweif, man bemerkte ein Zischen beim Niedersinken gegen die Erde.

Am 24. November 6h Abends wurde auf der Riedlinger Alp eine lange hellglänzende Feuersäule mit Blitzesschnelle vom Himmel niedergefallen gesehen, verschwand ohne Geräusch.

c) Nordlichter.

1830. Am 11. December Abends wurde der Schein eines Nordlichts

im Neckarthal gegen N gesehen; in den Ostseeländern erschien dasselbe gleichzeitig in voller Entwicklung.

1831. Am 7. Januar Abends 6—10h prachtvolles Nordlicht in ganz Württemberg; wurde auch in Triest, in Madrid, in Orenburg gesehen. Es war rasches Steigen des Barometers zu ungewöhnlicher Höhe bis zum 7. Januar Abends vorangegangen. Am 8. Januar Abends starke Helle am nördlichen und nordöstlichen Horizont in Württemberg bemerkt; gleichzeitig am 8. November Nordlicht in Gouvt. Nertschinsk.

Im September und October wurden nach Untergang und vor Aufgang der Sonne starke dunkelrothe Färbungen des ganzen Himmels bei stets trockener Witterung und leicht umzogenem Himmel in ganz Europa beobachtet.

1832. Am 2. Februar Abends ein Nordlicht zu Giengen beobachtet.

1837. Am 26. Januar 1¼—1¾h Morgens zu Giengen eine nordlichtartige Erscheinung am nördlichen Horizont gesehen. Am Abend des 26. erschien eine ähnliche Röthe am westlichen Horizont. Zu Bulach im Schwarzwald wurde am 26. von 7½—1h Nachts ein starkes Nordlicht gesehen. Auch in der Schweiz sah man das Nordlicht. Zu Stuttgart sah man Morgens 1¼h am 26. Januar eine von S aufsteigende, mehrere Breitegrade einnehmende, sich allmählig vergrössernde Lichterscheinung, die bis zum Zenith aufstieg und sich gegen 3h am östlichen Horizont verlor.

Am 18. Februar 8h Abends zu Stuttgart und in ganz Schwaben ein prachtvolles Nordlicht bis nach Mitternacht beobachtet. Es wurde bis Rom und Pisa gesehen.

Am 28. Juli 10h Abends bis 11h zu Stuttgart ein prachtvolles Nordlicht.

Am 18. October Abends in ganz Süddeutschland ein schönes Nordlicht.

1838. Am 29. Januar 9h Abends im W eine blasse röthliche Helle am Horizont von 3—4° Breite, von der gegen SO etliche Minuten lang ein Ausläufer in gerader Linie sich zeigte.

1839. Am 3. September zu Stuttgart u. a. O. ein kurz dauerndes Nordlicht.

Am 22. October Abends 9h ein prachtvolles Nordlicht bei mit cirrocumulus bewölktem Himmel zu Stuttgart u. a. O. Dasselbe wurde zu Paris, Marseille, Corsica, Toulouse, Valladolid gesehen.

1842. Am 19 November wurde zu Langenau bei Ulm ein 2stündiges Nordlicht bemerkt.

1845. Vom 6.—7. März Nachts zu Ulm ein Nordlicht.

1847. Am 24. October Abends von 10—11¼h Nachts zu Stuttgart (in ganz Württemberg) ein (schwaches) Nordlicht gesehen; (vollständig in Moskau, Nordfrankreich, Irland, Canada).

Am 17. December 7h Abends in ganz Württemberg ein schönes Nordlicht (auch zu Brüssel, Paris).

1848. Am 17. November nach 9h Abends prachtvolles Nordlicht zu Stuttgart, das sich nach Mitternacht wiederholte; (wurde zu Berlin, Prag, Smyrna, Venedig, Florenz, Marseille, Bordeaux, London, Brüssel gesehen).

1849. Am 22. Februar 8½ — 9h schwaches Nordlicht zu Ulm.

Am 27. Februar 6h Abends schwaches Nordlicht zu Mergentheim u. a. O.

Am 22. October 9—10h Abend ein Nordlicht ebendaselbst.

1851. Vom 29.—30. September Nachts gegen 12h ein Nordlicht zu Stuttgart u. a. O.

1852. Am 19. Februar Nachts zu Heilbronn von 10—1h ein schönes Nordlicht (wurde im Elsas, in Hannover, Bremen, Lübeck gesehen).

Am 13. April zu Stuttgart vor Sonnenaufgang ein prachtvolles Zodiakallicht.

Am 11. November wurde in ganz Württemberg ein Nordlicht gesehen (dessgl. in Baden, der Pfalz, Elsass, der Schweiz). Während seiner Dauer wurden auf der württembergischen Telegraphenlinie Störungen bemerkt.

d) Ueberschwemmungen.

1817. Am 27. Mai Nachmittags nach 36stündigem anhaltendem Regen plötzliche furchtbare Ueberschwemmung des Neckars namentlich bei Cannstatt, wie sie seit 1778 nicht mehr vorgekommen. Sie dauerte 2 Tage.

1824. Ueberschwemmungen des Neckars am 3. Januar, 2. Mai, 22. Mai, 29. October, letztere Ueberschwemmung von allen fliessenden Gewässern des Landes, eine der grössten, die je vorkamen. Am 26. October war ein weitverbreitetes Gewitter vom Schwarzwald her über das Land gezogen; vom 28. October Abends an bis zum 30sten Morgens folgten allgemein anhaltende Regengüsse, welche allgemeine Ueberschwemmungen aller selbst der kleinsten fliessenden Gewässer brachten. Es brachen sogar an vielen Orten selbst auf Berghöhen Quellen an Stellen vor, wo man früher keine bemerkt hatte. Der Neckar erreichte die grösste Höhe am 30sten Morgens, die Enz am 29sten Abends, der Kocher dessgl.; die Donau am 30sten Abends und am 31sten Morgens; die Iller am 29sten. Die Ueberschwemmung traf hauptsächlich verheerend die Gegenden des untern Neckars, der Enz und Nagold. Weniger bedeutend waren die Verheerungen der Donau. Die ungewöhnlich starken Regengüsse zu Ende Octobers dauerten bis in den November fort und unterhielten einen lange andauernden hohen Wasserstand.

Olivia. Womit iſt ein Betrunkener zu vergleichen, Narr?
Clown. Mit einem Ertrunkenen, einem Narren und einem Tollhäusler. Der erſte Trunk über Durſt macht ihn zum Narren, der zweite macht ihn toll, der dritte erſäuft ihn.

Wenn der Betrunkene in den erſten Perioden der Trunkenheit, und beſonders in jenem Zuſtande der Raſerei, Andern leicht gefährlich wird, ſo iſt er in dem letzten Stadium, dem der Lethargie und Lähmung, ſich ſelbſt gefährlich. Es kann nämlich in letzterem augenblicklicher Tod folgen, entweder durch totale Lähmung des Nervenſyſtems oder durch blutigen Schlagfluß. Nach Süßmilch ſind zu London im Rauſche gleich todt niedergefallen vom Jahre 1686 — 1710: 27, von 1711 — 1735: 499, von 1736 — 1758: 651; zuſammen in 73 Jahren 1157 Perſonen. Ueberhaupt wurden während dieſes Zeitraums zu London todt auf der Straße gefunden 2253 Individuen. Süßmilch meint, wenn man einige dieſer letzteren ausnehme, die am Schlagfluß im Allgemeinen geſtorben ſeyn mögen, ſo dürften die Uebrigen wohl nur durch das Sauſen getödtet worden ſeyn. Nach Caſper kommen ſeit einer Reihe von Jahren auch in Berlin alljährlich Fälle von plötzlichem Tod beim Branntweinglaſe vor. Vom Jahr 1813 — 1819 einſchließlich werden ſolcher Todesfälle neunzehn aufgeführt.

Was die gerichtliche Beurtheilung der im Rauſche begangenen Rechtsverletzungen betrifft, ſo begnüge ich mich hier, mit Uebergehung des Geſchichtlichen und ohne weitere Ausführung, nur im Allgemeinen die Geſichtspunkte anzugeben, von denen dieſelbe ausgehen muß. Der Grund der Zurechnung irgend einer That iſt die Willensfähigkeit und die Willensfreiheit, womit ein Menſch dieſelbe beſchloß und ausführte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auf eine bloß phyſiſche Kraft, welche von einem Menſchen ausgeht, der Begriff der Zurechnung nicht angewendet werden kann. Der Menſch, der eine beſtimmte Handlung vornahm, muß zu der Zeit, da er ſie vornahm, die Fähigkeit gehabt haben, dieſelbe ihrem Weſen und ihren Folgen nach zu berechnen, ihr Verhältniß zum Rechtsgeſetz zu erkennen und ſich willkürlich für die Unternehmung oder Unterlaſſung der Handlung zu beſtimmen, wenn ſie ihm ſoll zugerechnet werden können. Jedwede in einem ſolchen pſychiſchen Zuſtand begangene Handlung, in welchem der Menſch das Weſen derſelben, ihre Folgen und ihre Strafbarkeit einzuſehen unvermögend

1825. Der Neckar und seine Seitenflusse traten aus am 3. März, 16. September und 20. October, jedoch nicht sehr stark und andauernd.

1826. Kurzes Austreten des Neckars in Folge von starken Regengüssen am 24. Juli.

1827 trat der Neckar aus: am 11. Januar, 2.—4. März, 15. Mai stark, in Folge von Wolkenbrüchen im Remsthal, das auch von der Rems stark überschwemmt wurde; 10. Juni und 2. December.

1828. Am 20. und 21. December Austreten des Neckars zu Heilbronn.

1829. Am 3. November Austritt des Neckars zu Heilbronn in Folge eines starken Landregens in den Neckargegenden.

1830. Am 10. und 24. Februar Nachts Austreten des Neckars zu Rottenburg etc., zu Heilbronn in Folge des Eisgangs; der Enz zu Mühlacker.

1831. Am 4. und 5. März Uebertreten des Neckars zu Heilbronn, am 3ten und 10ten zu Tübingen; am 22. November starkes Austreten daselbst. Auch die Rems, Brenz und Kocher traten am 3. und 4. März aus. Am 16. März wiederholtes Austreten des Kochers. Am 17. Juni Austreten der Donau bei Ulm. Die Jaxt trat aus am 4. Februar bei Eisgang, stärker am 28. Februar, vom 3.—7. März, 16.—19. März, 25.—26. April, 2. November stark.

1832. Am 11. December starkes Austreten des Neckars bei Tübingen.

1833. Vom 4.—9. und 11.—12. Februar Austreten der Donau bei Tuttlingen; ebenso am 20. September; dessgl. der Schussen bei Weingarten.

Am 10. und 11. December Ueberschwemmungen der Schwarzwaldflüsse; am 11ten der Donau bei Tuttlingen; und wiederholt am 19. und 20. December.

Am 11., 18., 23.—24. December Austreten des Neckars bei Tübingen.

Am 10., 19., 23., 30. December Austreten der Jaxt, am 19ten und 23sten der Brenz.

Am 20. December Austreten des Blautopfs bei Blaubeuren.

Im December traten auch die Schwarzwaldgewässer aus in Folge andauernder Regengüsse.

1834. Im Laufe Januars Ueberschwemmungen der westlichen Schwarzwaldflüsse in Folge von anhaltenden Regengüssen; am 20. Januar des Neckars bei Cannstatt, zum 5tenmal seit December; am 1. und 20. Januar Austreten des Neckars bei Tübingen, am 20sten sehr stark; ebenso der Enz am 21. Januar, zum 5tenmal seit October v. J. Auch die übrigen Flüsse in Württemberg zeigten im December und Januar Ueberschwemmungen. Am 1. Januar die Brenz 16′ höher als gewöhnlich.

1835. Am 19. Mai Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Nagold.

Am 21. Mai Ueberschwemmung durch Plazregen im Oberamt Vaihingen.

Am 19. Juli Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Mergentheim.

1836. Mitte März starkes Anschwellen des Neckars mit theilweisem Austreten.

Zu Ende Aprils ungewöhnliche Höhe des Bodensees.

Am 28. November Uebertritt des Neckars bei Wangen und Cannstatt. Am 1. December zum zweitenmal, desgl. zu Heilbronn u. s. w. Die Nagold überschwemmte bei Calw am 1. December, desgl. alle andern fliessenden Gewässer, durch Regen und Schneeschmelzen.

1837. Am 17. Mai Austreten des Neckars zu Cannstatt.

Am 4. und 5. September Ueberschwemmung bei Esslingen und Cannstatt, am 5ten der Donau bei Ulm, in Folge anhaltender Regengüsse.

1838. Am 28. Mai 4h Nachmittags Wolkenbruch zu Stuttgart mit Abflössung der Weinberge und Ueberschwemmung der Strassen der Stadt.

Am 30. Mai Wolkenbruch in der Gegend von Ulm mit Ueberschwemmung bei Laupheim.

1839. Am 24. und 25. Februar starkes Anschwellen des Neckars bis zum Uebertreten, desgl. der Iller bei Ulm vom 23—24. Februar.

1841. Am 15. und 16. Januar Ueberschwemmung des Neckars von Esslingen bis Cannstatt.

Am 8. März Überschwemmung zu Blaubeuren und Ulm, durch schnelles Schneeschmelzen; an demselben Tage starke Ueberschwemmung zu Heidenheim.

1843. Am 30. und 31. Januar Ueberschwemmungen aller Gewässer Oberschwabens, des Schwarzwalds, des Neckars und seiner Nebenflüsse, der Donau, Argen.

Vom 18.—20. Mai Austreten des Neckars bei Cannstatt zum 2tenmal.

Am 10. Juli Wolkenbruch im Bezirk Maulbronn mit Ueberschwemmung der Enz; Ende Juli Ueberschwemmung der Iller.

Am 11. August Nachmittags Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Aalen.

1844. Am 24., 25. und 26. Februar Austreten des Neckars von Rottweil an bis Wangen und Cannstatt. Am 26. Februar desgl. Ueberschwemmung fast sämmtlicher Flüsse des Neckargebiets und in Oberschwaben, der Donau etc.

Am 15. April Austreten der Donau und Iller.

Am 18. August schnelles Austreten der Iller.

1845. Zu Ende März (27.—30.) grosse Ueberschwemmung sämmtlicher Flüsse in Württemberg; in Heilbronn stand die Wasserscale etliche Fuss unter Wasser; an der Brücke stand das Wasser 22½' hoch, wie i. J. 1783.

Am 12. Mai Ueberschwemmung zu Künzelsau.

Am 30. und 31. Mai Ueberschwemmung der Tauber, der Jaxt, des Kochers, des Ohrflusses.

Am 14. Juni Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Sulzbach.

Am 21. Juni Ueberschwemmung der Iller und Donau bei Ulm.

Am 22. Juni Ueberschwemmung in Folge Gewitter zu Murrhardt, Welzheim etc., im O.-A. Crailsheim.

Am 22. December Ueberschwemmung im O.-A.-Bezirk Gerabronn.

1846. In den letzten Tagen Januars und ersten Februars Ueberschwemmungen der meisten Flüsse in Württemberg.

Zu Anfang Aprils wiederholte Ueberschwemmungen der Flüsse an vielen Orten in Württemberg.

Am 12. und 13. Mai wiederholte Ueberschwemmungen in ganz Württemberg durch grosse Regengüsse.

Am 8. August Regengüsse und Ueberschwemmung zu Stuttgart, Balingen u. a. O.

1847. Am 18. und 19. Februar theilweises Austreten mehrerer Flüsse, namentlich des Neckars.

Am 3. April Austreten der Argen u. a. Flüsse Oberschwabens durch Regengüsse.

Vom 18—20. Juni wiederholte Ueberschwemmungen in Oberschwaben, der Argen, Eschach u. a. Flüsse.

Am 28. Juli neue Ueberschwemmung der Flüsse in dem Bodenseebecken.

1848. Vom 6.—8. Februar starkes Austreten des Neckars und der übrigen Gewässer durch schnelles Thauwetter: am 6ten der obere Neckar, am 7ten die Argen und Blau, am 8ten der untere Neckar und die Enz.

Am 16. März wiederholtes theilweises Austreten des Neckars.

1849. Am 13. Januar und folg. allenthalben Ueberschwemmungen durch schnelles Thauwetter: die Höhe des Neckars, der Donau, Jaxt der von 1824 gleich; zu Oberndorf erschienen sogen. Hungerbronnen.

Am 18. Februar Austreten des unteren Neckars.

Am 7. Mai Wolkenbruch mit Ueberschwemmung zu Marbach, Mergentheim.

Vom 6.—18. Juni Ueberschwemmungen durch Regengüsse in den Bodenseegegenden, der See erreichte die grösste Höhe seit 1817.

1850. Am 14. und 15. Januar Ueberschwemmung im Lauchartthal.

Vom 1. und 2. Februar an Austreten aller Flüsse in Württemberg durch schnelles Thauwetter mit Regen; Kocher und Jaxt erreichten die Höhe von 1824.

Am 16. Juli Wolkenbruch mit Ueberschwemmung zu Kupferzell.

Am 19. Juli Austreten des Kochers, vom 19.—20. des Neckars

bei Esslingen, am 20sten Ueberschwemmung zu Stuttgart, am 21sten und 22sten im Remsthal.

Am 31. Juli, 1., 2. August Austreten der Eyach, des Neckars und seiner Nebenflüsse in seiner ganzen Ausdehnung, der Nagold, des Kochers.

Vom 2. August an Ueberschwemmung der meisten übrigen Gewässer in Folge der Regengüsse.

Am 13. October Austreten des oberen Neckars durch Regengüsse und Schneefall im Schwarzwald.

Am 16. und 17. December Austreten der Nagold, Ueberschwemmung im O.-A. Crailsheim.

Am 19. December Austreten der Donau zu Tuttlingen, zu Ende Decembers Austreten des Ohr bei Oehringen.

1851. Am 18. März Ueberschwemmung zu Heidenheim durch schnelles Schneeschmelzen. Am 19ten Uebertreten der Jaxt.

Am 30. März Ueberschwemmung der Enz zu Vaihingen, der Rems, Nagold, der oberen Donau bei Ulm.

Am 25. April Ueberschwemmung der Steinlach zu Tübingen.

Am 31. Juli und den ersten Tagen Augusts in Folge furchtbarer Wolkenbrüche eine ungewöhnlich grosse und allgemeine Ueberschwemmung in ganz Württemberg mit den grossartigsten Verheerungen.

Am 10. August Ueberschwemmung im obern Filsthal und zu Ellwangen.

Vom 14. — 15. August Ueberschwemmung durch Wolkenbruch zu Alpirsbach.

Am 22., 28. und 29. September wiederholten Ueberschwemmen der Nagold, der Enz, des Neckars, der Steinlach und Ammer; am 25sten der Fils, am 26sten der Murr, Jaxt, der Kupfer, der Flüsse bei Aalen; am 27sten der Donau bei Ehingen, am 29sten bei Tuttlingen, der Tauber, erneutes Steigen des Neckars, Ueberschwemmung auf dem Herdtefeld. Erdschlipfe an dem Westabhang der Alp im Bezirk Reutlingen, Spaichingen (Rathhausen), im Hechingen'schen.

1852. Am 5. Februar und den folgenden Tagen Ueberschwemmungen in fast ganz Württemberg durch Regengüsse; am 6ten der Rems, Murr, Jaxt, des Neckars; viele Erdrutschen bei Murrhardt.

Vom 19.—20. Juni leichtes Austreten der Donau bei Ulm. Am 2. Juli der Iller; dessgl. am 12. August Austreten der Iller und Donau.

Am 21. August Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Rottenburg, Niedernau, am 22sten der Donau bei Ulm. Am 22. August Erdschlipfe im Bezirk Biberach.

Am 27. August Ueberschwemmung der Argen und Eschach nach einem Wolkenbruch.

Vom 16.—18. September Ueberschwemmung der Argen, der Flüsse

bei Issny; am 19ten der Donau und Iller, am 20sten der Schussen, des Neckars etc.

1853. Am 12. Mai Wolkenbrüche vom Schwarzwald und oberen Neckar an bis zum Aalbuch und besonders im Filsthal; am Abend des 12ten erfolgte eine plötzliche furchtbare Ueberschwemmung im O.-A. Göppingen, viele Menschen und vieles Vieh ertranken, die Felder erlitten furchtbare Verheerungen.

Vom 5.—6. Juni Nachts Wolkenbrüche mit Ueberschwemmungen zu Nagold, Horb, Nürtingen.

e) Tromben.

1828. Am 2. Juli 3 Uhr Mittags erschien zu Mengen aus einer Gewitterwolke gegen W. unter kurzem Regen mit etwas Hagel eine wirbelnde, weissliche Säule über der Stadt, welche Dächer abhob, Fenster eindrückte, Menschen niederwarf, Bäume zerriss und entwurzelte. Rings umher herrschte keine merkliche Luftströmung.

1831. 15. April 11 Uhr Vormittags eine verwüstende Windhose im O.-Amtsbezirk Horb, welche Dachziegel, Fenster, Thüren aushob, Baumäste und Holzwerk in die Luft führte.

1838. Am 31. Mai zu Gross-Glattbach O.-A. Maulbronn und Rieth O.-A. Vaihingen eine Windhose von NW—SO, die viele Bäume zerstörte. Ebenso ein zerstörender Wirbelsturm zu Winnenden von 3—4h Mittags.

1840. Am 3. Juli 10—11h Vorm. auf den Fildern bei Echterdingen eine Windhose, welche im Brachfeld einige Verheerungen anrichtete.

1842. Am 10. Juli Abends und 12. Nachm. wurden zu Ulm Windhosen am westlichen Horizont bemerkt.

1844. Am 16. Aug. Abends bildete sich zu Oberkirchberg bei Wiblingen eine Windhose, von NO herkommend, am südlichen Ende des Orts, dauerte 4—5 Minuten lang und richtete Verheerungen an Dächern, Bäumen und Hopfenanlagen an. Im untern Theil des Orts spürte man von allem diesem nicht das Geringste.

1845. Am 17. Juni Nachm. erschien bei Ulm eine Wasserhose auf der Donau, die sich bald in Regen auflöste.

Am 22. Juni 2—3h Nachm. eine Windhose bei Schloss Lichtenstein mit grossen Verheerungen an den Wäldern auf einem 300 Schritte breiten und 1¾ Stunden langen Strich.

1852. Am 27. Juli 3½h Nachm. zog nach einem heftigen Regenguss eine Windhose bei Niedernau östlich über den Wald hin.

f) Stürme, Gewitter, Hagel- und Blitzschläge.

1817. Am 16. Febr. 9h Morgens Gewitter mit Sturm und Schnee zu Heimerdingen O.-A. Leonberg, und massigem Blitzschlag auf die

Kirche; von 3 Menschen darin wurde einer niedergeworfen, konnte jedoch gleich wieder aufstehen, eine Person in der Sakristei wurde betäubt, Kleid und Hemd am Arm verbrannt und in diesen eine tiefe Wunde geschlagen.

Am 4. März Nachts zu Ellwangen Gewitter mit Sturm und Hagel und massigen Blitzen. Zu Eberstadt O.-A. Weinsberg wurde der Kirchthurm vom Sturme umgerissen.

Am 8. März Abends in Hemmingen O.-A. Leonberg Blitzschlag auf die Kirche und ein zweiter auf eine Reihe Bäume in der Nähe des Dorfs, deren frische Zweige in ziemlicher Strecke in Brand gesetzt wurden.

1819. Vom 15.—16. Januar Nachts ein weit verbreitetes starkes Wintergewitter mit Blitzschlägen auf die Kirchthürme zu Beihingen und Thann und in die Neustadter Linde.

1821. Vom 24.—25. Dec. Nachts starker Sturm und Gewittererscheinungen in ganz Württemberg.

1822. Am 15. Januar Wintergewitter zu Neresheim; zu Gerstetten O.-A. Heidenheim Blitzschlag in den Kirchthurm.

Am 24. Juni bei Hayingen O.-A. Münsingen Blitzschlag auf freiem Felde, der den Schäfer und 216 Schafe tödtete.

1823. Am 19. Mai Gewitter mit Hagelschlag und Ueberschwemmung auf den Fildern.

Am 20. August Gewitter mit Hagel- und Blitzschlägen auf der Alp und in Oberschwaben, erstreckte sich bis nach Bayern.

1824. Am 10. Juli den Tag über und dann Nachts weitverbreitete Gewitter mit gleichzeitigem Blitzschlag zu Simmersfeld auf den Kirchthurm und ein Wohnhaus. Das Haus zwischen beiden blieb unberührt. In dem Wohnhaus zündete der Blitz im Dach, 5 Menschen im Innern wurden getroffen, einer getödtet.

1826. Am 5. August verheerendes Hagelwetter von Spaichingen bis Balingen.

1827. Am 11. Januar Wintergewitter mit Sturm und Schnee und Blitzschlag auf den beschneiten Kirchthurm auf dem Bussen, der den Glockenstuhl entzündete; das Feuer glimmte unbemerkt bis zum andern Tag unter dem Schnee fort.

Am 13. Mai Hagelwetter und Wolkenbruch mit plötzlicher Ueberschwemmung zu Gmünd, 4 Fuss höher als 1778. Hagelschläge in den Bezirken Welzheim, Schorndorf, Waiblingen.

1828. Gewittersturm am 17. Juni zu Wahlheim.

Am 18. Juni Bitzschlag im freien Felde bei Ringschnaid, O.-A. Biberach, auf 2 Kinder, wovon eines getödtet wurde; am 30. Juni und 3. Juli Hagelschläge zu Mengen.

Am 5. Aug. 5h Abends zu Heumaden O.-A. Stuttgart Gewitter mit

Hagel und Blitzschlag auf mehrere Menschen unter einem Obstbaum, wovon 2 getödtet, den übrigen die Kleider entzündet wurden.

Am 9. August Hagelschlag bei Heilbronn.

Am 11. August Hagelwetter zu Esslingen und Umgegend.

Am 12. Sept. Hagelwetter zu Tübingen und Nürtingen: Blitzschlag auf ein Haus in Gosheim O.-A. Spaichingen, das nebst einem benachbarten verbrannte; zu Dunstelkingen O.-A. Neresheim zündender Blitzschlag auf ein Haus.

1829. Den 12. Mai 2½ Uhr Mittags Hagelwetter im Bezirk Besigheim.

Am 25. Juni weitverbreitetes Hagelwetter: zu Genkingen O.-A. Reutlingen Blitzschlag auf ein Haus; zu Möglingen und Zuffenhausen O.-A. Ludwigsburg Hagelschlag, desgleichen im Bezirk Ochringen, im Bezirk Wangen.

Am 26. Juli zu Saulgau Hagel von der Grösse der Hühnereier; in der Umgegend von Freudenstadt ein Hirte und 10 Ochsen vom Blitz erschlagen, 3 andere Hirten verletzt.

Am 27. Juli Hagelschlag zu Reute und Kümerazhofen O.-A. Waldsee.

Am 30. Juli bei Wolfegg O.-A. Wangen ein Knabe vom Blitz erschlagen.

Am 14. Aug. 2h Nachm. Gewitter mit Hagel und Regengüssen im O.-A. Gmünd und O.-A. Geisslingen.

1830. Am 5. Juni Hagelwetter im Bezirk Spaichingen.

Am 16. Juni desgleichen in den Bezirken Spaichingen u. Münsingen.

Am 20. Juni starkes Hagelwetter im Bezirke Balingen.

Am 19. Juli in den Bezirken Ludwigsburg, Marbach, Vaihingen, Besigheim, Gaildorf, Crailsheim grosser Hagelschaden.

Am 30. Juli in den Bezirken Wangen, Nagold, Horb, Herrenberg Hagelschläge.

Am 31. Juli Hagelschläge in den Bezirken Tuttlingen und Calw.

Am 1. August im Bezirk Oberndorf Hagelschlag.

Am 6. Aug. Hagelschlag in den Bezirken Biberach u. Spaichingen.

Am 18. Aug. Gewitter und Hagel in den Bez. Ulm u. Geisslingen.

1831. Vom 14.—15. Juli Nachts in den Bodenseegegenden heftiger Sturm, mit Hagel in den Bezirken Ehingen, Riedlingen, Saulgau und im Sigmaringen'schen.

Am 2. Aug. starker Wolkenbruch im obern Kinzigthal mit Ueberschwemmung der Orte Alpirsbach, Röthenbach, Reuthin.

1832. Am 23. Mai Hagelwetter zu Stuttgart bis Wangen, desgleichen im Bezirk Wiblingen.

Am 1. Juni weitverbreitetes Hagelwetter in den Bezirken Vaihingen, Maulbronn, Neckarsulm, Weinsberg, Böblingen und Calw.

Am 2. Juni Hagelwetter auf der Alp in den Bezirken Münsingen, Urach, Reutlingen.

Am 10. Juni Hagel im Bezirk Esslingen.

Am 16. Juni Blitzschlag zu Enzweihingen in eine Feldhütte, ein Mensch wurde erschlagen, die 22 andern mehr oder weniger beschädigt.

Am 11. Juli tödtlicher Blitzschlag auf 2 Pferde in freiem Felde im Bezirk Hall, der Führer wurde an der Hand verletzt, mit der er das Leitseil hielt.

Am 5. Aug. Hagelwetter im Bezirk Waiblingen.

Am 10. Aug. Hagelwetter im Bezirk Tuttlingen, Spaichingen; Blitzschläge zu Hedelfingen, Plieningen, Gerlingen u. a. O.

Am 16. August weitverbreitetes Hagelwetter: in den Bez. Ehingen, Wiblingen, Ulm, Blaubeuren, Gmünd, Esslingen, Böblingen, Oberndorf.

1833. Es erschienen nur wenige und wenig schädliche Gewitter. Vom 17.—20. Mai erschienen in verschiedenen Landesgegenden Gewitter, welche da und dort durch Hagel schadeten: am 19. Mai Abends 4½h zu Rottweil mit Hagel und Wasserfluth, die zusammengeschwemmten Schlossen lagen des andern Tags noch mehrere Fuss hoch.

1834. Am 25. Juni 5—6h Abends furchtbarer Gewittersturm auf dem Bodensee, der zu Friedrichshafen Dächer abhob, Bäume entwurzelte und durch stellenweisen Hagel schadete.

1835. Am 3. März 5h Abends Wintergewitter mit zündendem Blitzschlag zu Crailsheim auf den Stadtthurm, Blitzschläge auf die Kirchthürme zu Neckarweihingen, Hohenstadt Bezirks Aalen, Dettingen Bezirks Heidenheim; grosser Schneefall auf dem Schwarzwald, dem Heuberg.

Am 16. Mai Blitzschlag in den Kirchthurm zu Endersbach O.-A. Waiblingen, mit starken mechanischen Beschädigungen.

Am 7. Juli 2—3h Morg. starkes Hagelwetter in den Bezirken Reutlingen und Urach mit starkem Sturm.

Am 19. Juli Hagelwetter im Bezirk Ravensburg, zündender Blitzschlag in den Thurm zu Mochenwangen; 11½h Mittags bis 11h Nachts zu Künzelsau Gewitter mit Hagel; Ueberschwemmung durch den Platzregen zu Ingelfingen; Hagel zu Mergentheim, Bühlerthann O.-A. Ellwangen.

Am 17 Sept. Blitzschlag zu Ulm auf ein Haus, eine Person darin wurde erschlagen; zu Ermingen zündender Blitzschlag auf Wohnungen.

1836. Am 27. April Hagelwetter zu Ulm, Schlossen von Grösse der Hühnereier; Schaden im Bezirk Wiblingen.

Am 12. Juli Abends 7h Gewittersturm im Bezirk Maulbronn, der nur eine Minute gedauert habe, mit grossen Verheerungen an Bäumen und Häusern.

Am 31. Juli Hagelwetter im Bezirk Wangen; am 3. August ebendaselbst ein noch stärkeres.

Am 6. August verwüstender Hagelschlag von 5 Minuten im Bezirk Riedlingen, die Schlossen bedeckten mehrere Zoll hoch die Erde.

Am 7. Aug. Hagelwetter zu Munderkingen Bezirks Ehingen.

Am 10. Aug. Hagel im Bezirk Tuttlingen.

Am 2. Sept. 2—3h Nachmitt. Gewittersturm mit Hagel auf der Alp in den Bezirken Münsingen, Blaubeuren, Ulm bis in den Bezirk Heidenheim; zu Ulm wurden vom Sturm Bäume und Häuser verheert.

Am 29. Mai Hagel zu Backnang.

Am 16. Juni Hagel zu Stuttgart, Nürtingen, hier mit ½ Pfund schweren Schlossen, welche Dächer einschlugen und Thiere und Menschen verletzten.

1837. Am 17. und 29. Juli weit verbreitete Hagelschläge in verschiedenen Gegenden des Landes.

Am 28. Juli Nachm. starker Gewittersturm zu Heilbronn und Umgegend.

Am 4., 11., 17. Aug. weit verbreitete Hagelschläge in verschiedenen Gegenden des Landes; namentlich stark zu Geisslingen.

Am 4. Aug. Abends Hagelwetter in der Umgegend von Urach und Kirchheim. Am 11. Aug. im Bezirk Münsingen.

Vom 19.—23. Dec. anhaltende Stürme von W.

1838. Am 3. Juni Hagelschlag zu Ehingen.

Am 8. Juni Gewittersturm mit Hagel zu Bopfingen; am 12. daselbst Gewitter mit Blitzschlag.

Am 18. Juni Gewitter mit Wolkenbruch zu Stuttgart und Ludwigsburg, Blitzschlag zu Neckarweihingen.

Am 25. Juni Hagelwetter im Amtsbezirk Stuttgart, namentlich zu Steinenbronn; zu Bopfingen und am Heuberg mit Blitzschlägen.

Am 29. Juni Hagelwetter zu Balingen, Rottweil und zu Bopfingen mit Blitzschlägen.

Am 5. Juli Hagel zu Waldenbuch Bezirks Stuttgart.

Am 25. und 29. Juli Hagel im Bezirk Urach.

Am 31. geringer Hagel im Bezirk Künzelsau.

Am 5. Aug. Gewitter mit Platzregen zu Stuttgart.

Am 5. Aug. Blitzschlag aus einer unscheinbaren Wolke zu Rottweil mit Zerstörungen an einem Thurm.

Am 16. Aug. geringer Hagel zu Horb.

Am 23. Aug. geringer Hagelschlag in den Bezirken Göppingen und Gmünd.

Am 29. Aug. Gewitter mit tödtlichem Blitzschlag auf ein Kind zu Kapfenburg Bezirks Ellwangen.

Am 29. Nov. Abends starkes Wetterleuchten zu Stuttgart.

1839. Am 8. Januar Wintergewitter mit Sturm von NW zu Schorndorf und zu Ulm.

Am 20. Aug. Abends 5 Uhr Hagelwetter von Calw bis zum Welzheimer Walde, besonders schädlich im östlichen Theil des Bezirks Stuttgart und im Remsthal.

Vom 28.—29. Dec. Nachts Gewittersturm mit Graupenhagel zu Stuttgart und andern Orten.

1840. Vom 21.—22. Januar Nachts weit verbreiteter Gewittersturm; zu Heilbronn mit Blitz, Donner und Hagel, Wolkenbruch zu Hall, Beschädigungen an Häusern (Dächern) und Bäumen in Oberschwaben und auf dem Schwarzwald. Auf dem Bodensee ging ein Schleppschiff unter.

Am 18. Mai Hagelschlag zu Blaubeuren.

Am 2. Juni 1h Mittags starkes Hagelwetter mit 20 Min. dauernder Entladung im Bezirk Marbach mit Ueberschwemmung des Botwarbaches,

Am 9. Juli zündender Blitzschlag auf ein Haus zu Aldingen Bez. Ludwigsburg.

Am 19. Juli Hagelwetter zu Böblingen; Blitzschlag zu Kleinheppach in einen Kuhstall; zwei Thiere wurden erstickt.

Am 7. Aug. zu Biberach starkes Gewitter, Blitzschläge auf Häuser in benachbarten Orten; Hagel in andern.

Am 25. Aug. Blitzschlag zu Ellenbogen bei Alpirsbach auf eine Mühle, die abbrannte, ein Mensch am offenen Fenster erschlagen.

Am 12. Sept. im Bezirk Biberach auf freiem Felde ein Mann vom Blitz erschlagen, 2 andere neben ihm stark verletzt.

Am 13. Sept. Gewittersturm zu Balingen, der Bäume und Dächer zerstörte.

Am 10. Nov. Hagelwetter im Bezirk Herrenberg, Blitzschlag in den Thurm zu Gültstein.

1841. Am 2. Mai Hagelwetter in mehreren Gegenden des Landes.

Am 15. Juli begann ein starker Südweststurm von 5½h an auf dem Bodensee, hauste im ganzen Lande mehr oder weniger stark, so dass er Bäume zerbrach. Zu Friedrichshafen begann er um 7 Uhr und richtete der ungewöhnlich hohe Wellenschlag grosse Verheerungen im Hafen und an den Ufern an. Zu Stuttgart erschien er um 11 Uhr und dauerte bis 3 Uhr Nachmittags.

Am 21. Juli Gewittersturm mit Hagel im Neckar- und Remsthal.

Am 16. Sept. Gewitter mit etwas Hagel; am 25. mit Blitzschlag in einen Ableiter zu Stuttgart.

Am 2. Oct. Nachts Gewitter mit leichtem Hagel zu Stuttgart.

Am 20. Nov. Gewitter von SW mit Mondregenbogen zu Stuttgart.

1842. Am 9. März und vom 9.—10. Nachts und am 10. den Tag

war, ſchließt die Zurechnungsfähigkeit aus. Wenn nun völlige Betrunkenheit einen Zuſtand darſtellt, in welchem aller Vernunftgebrauch aufhört, einen Zuſtand von Narrheit, Raſerei oder Blödſinn, ſo iſt die Frage, ob eine in derſelben begangene rechtsverletzende Handlung zugerechnet werden könne, ſchon entſchieden, und es kommt in der That unter den Aerzten und Juriſten auch kaum eine Meinungsverſchiedenheit darüber vor, daß ein total Betrunkener zurechnungslos ſey. Verſchiedene Anſichten kommen aber vor über Zurechnungsfähigkeit in den der totalen Betrunkenheit vorhergehenden Zuſtänden der Seele, von dem ſogenannten weinwarmen Stadium an. Man muß ſich erinnern, daß die Grade der Betrunkenheit allmählig in einander übergehen, daß das Bewußtſeyn allmählig mehr und mehr getrübt und endlich aufgehoben wird. Hiernach kann nicht entweder von gänzlicher Zurechnungsloſigkeit oder ganzer Zurechnung die Rede ſeyn, ſondern es muß Grade der Zurechnung geben; das Benehmen des Angeklagten während, unmittelbar vor und nach der That muß den unterſuchenden Richter leiten. Es war oben von den Sinnestäuſchungen, als einer Krankheit der Säufer, die Rede. Es iſt bekannt, daß Sinnestäuſchungen im Rauſche eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung ſind. In Folge ſolcher Sinnestäuſchungen oder Hallucinationen kann es vorkommen, daß Einer auf ſeinen Freund, ſeinen Kameraden, weil er in ihm ſeinen Feind, ſeinen Beleidiger zu erkennen glaubt, ſchimpft oder losſchlägt, daß er mit einem ſeiner Geſellſchafter Streit anfängt, weil er denſelben falſch verſteht, weil er von ihm beleidigende Aeußerungen zu hören glaubt, ja, daß er Einen packt, auf ihn zuſticht, ſchießt, in der Meinung, es ſey ein Geſpenſt oder gar der leibhaftige Teufel ſelbſt, mit dem er nun einmal einen Gang machen will, weil er ihn ſchon ſo oft berückt hat. Die Annalen der Gerichtshöfe enthalten hierüber intereſſante Geſchichten. Ueber die gerichtliche Beurtheilung der Trunkfälligkeit, d. h. der habituellen Trunkenheit eines Menſchen, gilt im Allgemeinen Folgendes:

Die trunkfällige Entartung der Sitten und des Temperaments diſponirt allerdings zu Verbrechen und gewaltthätigen Handlungen, und insbeſondere die trunkfällige Wildheit (nach der Eintheilung von Clarus) zu blutigen Verbrechen, der trunkfällige Mißmuth dagegen mehr zu Betrügereien, hinterliſtiger Schadenzufügung u. ſ. w.; allein unzurechnungsfähig macht die bloße Trunkfälligkeit ohne

über heftiger Sturm in Oberschwaben. Am 10. März nach vorausgegangenem heftigen Sturm zu Freudenstadt ein Gewitter mit zündendem Blitzstrahl in den mit Ableiter versehenen Kirchthurm; desgleichen in ein Haus zu Göttelfingen. Auf dem Bodensee entstanden Havarieen der Dampfschiffe.

Am 2. April starker Sturm mit Schaden an Häusern und Wäldern auf der Alp, im Allgäu und den Bodenseegegenden, sowie zu Gmünd.

Am 24. Mai Blitzschlag in eine Mühle zu Schlier Bezirks Ravensburg, ein Mensch wurde getödtet, das Haus stark beschädigt. Zu Flözlingen O.-A. Rottweil zündender Blitzschlag auf ein Haus.

Am 22. Juni zu Beuren Bezirks Neresheim zündender Blitzschlag auf ein Haus.

Am 12. Juli Hagelschlag in den Bezirken Leonberg, Herrenberg, Rottenburg, Tübingen, Blaubeuren, Ulm.

Am 18. Juli zündender Blitzschlag auf ein Haus zu Hof O.-A. Ravensburg.

Am 19. Juli Hagel im Bezirk Ulm.

Am 6. Aug. Hagelschlag in den Bezirken Besigheim, Vaihingen, Freudenstadt, Herrenberg, Horb, Nagold, Nürtingen, Urach, Geislingen. In Freudenstadt viele Fenster zerstört, die taubeneiergrossen Schlossen richteten grossen Schaden an Obst- und Waldbäumen an.

Am 29. August geringer Hagelschlag im Bezirk Leutkirch.

Am 1. Oct. 2h Mittags Blitzschlag auf einen Stadel bei Langenau, ohne zu zünden.

1843. Am 10. Januar 3—4h Nachm. Wintergewitter mit orkanähnlichem Sturm in Oberschwaben und auf dem Schwarzwald; grosse Beschädigungen an Gebäuden und Bäumen.

Vom 14.—15. Januar Nachts starker Sturm auf der Alp.

Am 18. Febr. Föhnsturm in den Bodenseegegenden und rasches Schmelzen des Schnees.

Am 8. April Sturm zu Ravensburg, der ein neu aufgerichtetes Haus einriss; am 9. folgte starker Schneefall.

Am 4. Mai Hagel bei Ravensburg.

Am 5. Mai Hagel zu Balingen.

Am 6. Juni Hagel in den Bezirken Ehingen, Leonberg, Canstatt, Schorndorf.

Am 19. Juni Hagel zu Geislingen.

Am 20. Juni Vormittags erschien in mehreren Gegenden ein Nebel mit starkem »Schwefelgeruch«; zu Niedernau durchzog er den Wald und das Thal und verdüsterte die Luft; zu Langenau bei Ulm hielt er von 10h Vormittags bis 7h Abends an; in der Gegend des Bussen ging ein heftiger Gewitterregen voraus; um 12h folgte ein blauer

stark riechender Dunst, der der ganzen Gegend einen bläulichen Ton verlieh, während der Himmel an einigen Stellen des Horizonts röthlich, ins Blaue gehend, gefärbt erschien, wie bei einer Abendröthe.

Am 25. Juni Hagel zu Waldsee, Horb.

Am 10. Juli weit verbreiteter Hagelschlag: zu Maulbronn Wolkenbruch und Hagel; im Jaxtthal starker Hagel.

Am 11. Juli Wolkenbruch bei Ulm mit Ueberschwemmung der Torffelder; Hagelschlag zu Balingen; am 12. zu Maulbronn; am 13. zu Rottweil, Sulz, Balingen, Ebingen.

Am 15. Juli Hagel zu Waldsee; am 20. zu Urach.

Am 4. Aug. Hagel zu Urach, Wiblingen; 7. Aug. zu Vaihingen; 11. Aug. zu Münsingen; 14. Aug. zu Urach, Esslingen; 16. Aug. zu Horb, Urach, Freudenstadt, Schorndorf.

Am 20. Aug. grosse Verheerungen durch weit verbreiteten Hagel zu verschiedenen Tageszeiten: 12½h zu Oberndorf, 1h zu Sulz, 2½h zu Rottweil, Horb, 6h zu Balingen. Hagel von Grösse der Taubeneier, Abends konnte man auf der Hageldecke im Schlitten fahren. Zu Rottweil deckte der Sturm Häuser ab, das Wasser flösste Futtervorräthe fort, Gänse wurden vom Hagel erschlagen; zu Horb und Sulz die Felder mit Schutt bedeckt. Wolkenbruch im Canstatter Thale, zu Welzheim, Göppingen, Schorndorf. Zu Alfdorf im Welzheimer Wald folgte bis in die Nacht ein stark riechender Nebel. Zu Gerabronn grosser Hagelschaden im Sommerfeld. Zu Crailsheim viele Fenster und Obstbäume zerschlagen. Blitzschlag zu Ilshofen auf ein Haus, ein Mann in der Nähe des Ofens getödtet, einem Landjäger das Gewehr aus der Hand geschlagen, desgleichen tödtlicher Blitzschlag auf einen Mann in einem Haus zu Hohnhard, tödtlicher Blitzschlag auf einen Mann zu Stockach O.-A. Reutlingen; Verheerungen durch Hagel in den Bezirken Ravensburg, Rottenburg, Tübingen, Reutlingen, Münsingen, Urach, Blaubeuren, Kirchheim, Gmünd, Hall, Künzelsau, Maulbronn.

Am 31. Aug. Hagelschlag zu Balingen, Münsingen, Geislingen, Gmünd.

Am 11. Sept. Hagel zu Balingen.

Am 12. Oct. starker Sturm zu Crailsheim, der Dächer abhob und Bäume entwurzelte.

1844. Im Laufe Februars heftige Stürme mit Schnee und Regen in verschiedenen Gegenden des Landes; vom 25.—26. Febr. Nachts wurde ein Haus zu Simmersfeld O.-A. Nagold theilweise zerstört; am 26. Feb. wurde bei Freudenstadt der Eilwagen vom Sturm umgeworfen.

Vom 10.—12. März verheerende Stürme im Bezirk Backnang.

Vom 11.—12. März Nachts starkes Gewitter im Zabergäu, in

den Bezirken Brackenheim und Besigheim; Blitzschlag in die Kirche zu Wahlheim, den Kirchthurm zu Kleingartach und zu Brackenheim; Wintergewitter in den Bezirken Kirchheim und Ulm.

Am 12. März Morgens 4¾ Uhr ein massiger Blitzschlag auf die Windfahne des Stadtkirchthurmes zu Weil der Stadt.

Am 18. April Blitzschläge in den Bezirken Leutkirch u. Biberach.

Am 27. April bei Fellbach O.-A. Cannstatt Blitzschlag auf freiem Feld auf die in einem Wagen Mist senkrecht steckende Mistgabel welche zersplittert wurde; der Blitz fuhr an 3 Rädern des Wagens senkrecht in den Boden und machte dort drei Löcher von 1 Zoll Durchmesser und 10 Fuss Tiefe. Die Kühe am Wagen wurden getödtet, 3 Kinder dabei betäubt.

Am 12. Mai Hagelwetter und Wolkenbruch zu Niederstetten und im untern Jaxtthal; ein Mensch in seiner Wohnung bei Schönthal vom Blitz erschlagen, seine Kleider und Haut verbrannt.

Am 2. Juni Blitzschlag zu Moos (? es sind mehrere Weiler dieses Namens in Oberschwaben), ein Hirte nebst 25 Schafen unter einer Tanne vom Blitz getödtet.

Am 6. Sept. heftiges Gewitter mit Hagel und Ueberschwemmung im Bezirk Rottweil.

1845. Am 22. April bei Böhmisweiler Bezirks Gerabronn tödtlicher Blitzschlag auf eine im Freien arbeitende Frau.

Am 12. Mai im Bezirk Künzelsau und Gerabronn gewaltige Hagelschläge; am 30. ebendaselbst Wolkenbruch und Ueberschwemmung.

Am 14. Juni Hagelwetter im Bezirk Rottweil, Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Sulzbach Bezirks Backnang.

Am 22. Juni Hagelwetter zu Balingen, Schlossen von Grösse der Hühnereier, 16—18 Loth schwer, grosse Verwüstungen an Dächern und Fenstern, totale Zerstörung der Felder.

Am 23. Juni Gewitter mit Platzregen und Wasserfluth zu Murrhardt O.-A. Backnang.

Am 5. Juli Nachts 12 Uhr Hagelwetter zu Ulm; vor dem Gewitter starkes Steigen des Barometers; in derselben Nacht Hagelwetter in der Gegend des Bussen.

1846. Am 26. und 29. März Gewitterstürme in verschiedenen Landesgegenden.

Am 17., 21., 26., 27. April Gewitter mit Sturm und Hagel in verschiedenen Gegenden des Landes.

Am 12. Juni bei Stammheim Bezirks Calw und bei Dürbheim Bezirks Spaichingen je ein Mann auf freiem Felde vom Blitz getödtet.

Am 10. Juli Hagelwetter mit Sturm in den Bezirken Geislingen, Göppingen, Kirchheim, Nürtingen, Gmünd.

Am 14. Juli Hagelwetter in den Bezirken Rottenburg, Herrenberg mit Verwüstungen durch Sturm; Hagel in den Bezirken Ehingen, Münsingen, Blaubeuren, Ulm, Laupheim.

Am 25. Juli Hagel mit zackichten Schlossen von der Grösse der Taubeneier im Bezirk Gmünd; zu Dietenwangen O.-A. Waldsee zwei Männer in einem Schopf, zu Hochdorf ein Kind in einer Küche, bei Justingen Bezirks Münsingen eine Weibsperson unter einer Linde erschlagen.

Am 2. Aug. Hagelwetter in dem Bezirk Aalen; wiederholt in den Bezirken Kirchheim, Göppingen; ebenso im Bezirk Gmünd.

Am 7. Aug. Hagel in den Bezirken Balingen, Spaichingen, Rottweil; im Bezirk Herrenberg noch ausserdem starke Wasserfluth.

Am 18. Sept. bei Nagold Blitzschlag in eine Gruppe von Menschen auf freiem Felde, ein Mann, ein Mädchen und ein Hund getödtet, einer Weibsperson die Füsse verbrannt, zwei weitere blieben unversehrt.

Am 25. Dec. wurde zu Ulm bei bedecktem Himmel und ruhiger Luft ein starker, lang nachhallender Donnerschlag ohne bemerkbaren Blitz gehört.

1847. Am 2. April weit verbreitetes Hagelwetter mit Sturm, der Fenster und Dächer beschädigte.

Am 5. Mai 2h starkes Gewitter mit Sturm zu Stuttgart. Vom 10. bis 11. Mai Nachts Hagelschlag in den Bezirken Leonberg, Backnang, Schaden an den Obstblüthen.

Am 25. und 29. Mai Hagelwetter und Ueberschwemmungen: im Steinachthal Bezirks Nagold entstand durch Wolkenbruch verheerende Wasserfluth, der Hagel fiel stromweise; Hagelschaden in den Bezirken Riedlingen, Saulgau, Tuttlingen, Spaichingen, Menschen im freien Feld verwundet, Vögel getödtet.

Am 8. Juli Hagelschlag im Bezirk Göppingen; in Oberschwalben (Waldsee); Blitzschlag zu Uttenhofen Bezirks Hall in ein Haus, wo ein Mensch erschlagen, ein anderer verletzt wurde.

Am 18. Juli Hagelwetter im Bezirk Gaildorf; zu Kleinaltorf ein Weib vom Blitz erschlagen.

Am 19. Juli Hagelschaden in den Bezirken Künzelsau, Crailsheim, Gaildorf, Gmünd; zu Zepfenhan Bezirk Rottweil ein Weib und ein Kind vom Blitz erschlagen, andere Kinder am Tisch blieben unversehrt.

Am 2. Aug. Hagel im Bezirk Tuttlingen.

Am 3. Aug. im Nagoldthal Hagelwetter mit Wasserfluth.

Am 21. Aug. Hagelwetter zu Rottenburg.

Am 7. Sept. Nachm. noch ein Hagelfall zu Stuttgart.

Am 31. Oct. zu Stuttgart Wetterleuchten im Osten bemerkt.

1848. Am 7. Juni Hagelwetter im Filsthal mit Verheerungen in Orten der Bezirke Göppingen und Geislingen.

Am 16. Aug. orkanartiger Sturm auf dem Bodensee.

Am 30. Aug. Hagelschaden im Bezirk Nürtingen.

1849. Am 28. April Vorm. und Mitt. starke Gewitter in verschiedenen Gegenden.

Am 7. Mai Hagel im Bezirk Marbach, in der Strecke zwischen Heilbronn und Schönthal, Bezirks Neckarsulm und bei Rottenburg.

Am 30. Mai Hagelwetter zu Tuttlingen.

Am 25. Juni Hagelwetter zu Justingen Bezirks Münsingen.

Am 10. Juli Blitzschlag in den Kirchthurm zu Nagold.

Am 20. Juli Hagelwetter in den Bezirken Ehingen, Münsingen, Blaubeuren, Neresheim, Aalen.

1850. Am 16. Februar erschien ein förmliches Gewitter in mehreren Gegenden Württembergs.

Am 23. März erschien ein starker Sturm im ganzen Lande.

Am 28. Juni Hagelschlag in dem Bezirk Künzelsau.

Am 7. Juli Hagel in dem Bezirk Leutkirch; zündender Blitzschlag zu Gächingen Bezirks Urach, zu Erbach Bezirks Ehingen, zu Oberdorf Bezirks Neresheim, zu Heidenheim.

Am 16. Juli mehrere Markungen im Bezirk Saulgau vom Hagel verheert; ebenso im Bezirk Aalen.

Am 17. Juli Hagelschlag in Markungen des Bezirks Rottweil; zündender Blitzschlag zu Ochsenwangen und Offingen Bezirks Riedlingen, zu Sterneck Bezirks Sulz, zu Lautrach Bezirks Ehingen. zu Unterepfingen Bezirks Leutkirch, zu Ulm.

Am 23. Sept. mehrere Markungen des Bezirks Geislingen verwüstet.

1851. Am 15. April Abends 9h Blitzschlag auf den Telegraphen bei Canstatt, es wurden Stangen zersplittert und der Draht geschmolzen.

Am 25. April Hagelwetter in den Bezirken Ehingen, Tübingen (Blitzschlag in einen Baum am Neckar), Heilbronn (Blitzschlag in den Boden eines Gartens), Tuttlingen.

Am 27. April Hagelschlag im Bezirk Stuttgart, Kirchheim; Blitzschlag auf ein Haus zu Bernhausen auf den Tisch, ohne die darum sitzenden Menschen zu treffen, im Stall ein Pferd und ein Rind getödtet.

Am 2. Mai Hagelwetter zu Ulm; Blitzschlag in ein Haus, wo er dem Klingeldraht nachging.

Am 10. Mai Hagelwetter zu Sulz; Blitzschlag auf eine Eiche in der Nähe.

Am 11. Mai zu Züttlingen Bezirks Neckarsulm, wo seit Menschengedenken kein Hagel stattfand, ein heftiges Hagelwetter: ebenso im Bezirk Herrenberg, Neuenbürg.

Am 20. Mai geringer Hagel zu Neuenbürg.

Am 22. Juni 6½h Abends Blitzschlag auf den Kirchthurm zu Kiebingen Bezirks Rottenburg.

Am 5. Juli Hagelschlag zu Gültlingen Bezirks Nagold, wo seit Menschengedenken keiner gewesen.

Vom 22.—23. Juli Nachts Blitzschlag auf ein Haus zu Uttenweiler am Bussen; einem Mann wurde eine Zehe abgeschlagen, ein Kind betäubt; Blitzschlag in den Telegraphen bei Heilbronn.

Vom 29.—30. Juli Blitzschläge zu Bösingen Bezirks Rottweil und Bronnhaupten Bezirks Balingen.

Am 7. Aug. Nachm. zündender Blitzschlag auf eine Scheuer zu Balingen.

Am 8. Aug. Blitzschlag bei Ulm in den Boden der Befestigung und innerhalb der Stadt in ein Haus.

Am 9. Aug. bei Tuttlingen Bez. Spaichingen ein Mann erschlagen.

Am 10. Aug. Gewitter mit Wasserfluth im Bezirk Rottenburg; bei Wiesensteig Bez. Geisslingen; Ueberschwemmung der Jaxt zu Ellwangen.

Vom 14.—15. Aug. Nachts Wolkenbruch zu Alpirsbach.

Am 15. Aug. Gewittersturm auf dem obern Bodensee.

Vom 24.—25. Sept. Wolkenbruch zu Balingen.

Am 26. Sept. tödtlicher Blitzschlag zu Grosskuchen bei Göppingen auf einen Mann im Haus; zu Ochsenburg bei Königsbronn auf ein Weib im Hausgarten. Zu Aalen Wolkenbruch.

Im Jahr 1851 sind 16 Brandfälle durch den Blitz vorgekommen.

1852. Am 18. Feb. Nachm. Schneegewitter auf dem Herdtsfeld, Blitzschlag in den Hof neben einem Haus zu Ohmenheim; Gewitter auf dem Welzheimer Wald und zu Gmünd mit Sturm und Hagel.

Vom 19.—20. Mai Hagelwetter in den Bezirken Nagold, Freudenstadt, Hall, Kupferzell.

Am 20. Mai Nachts Blitzschlag auf den Telegraphen bei Bietigheim.

Am 24. Mai 4 Uhr Abends Hagelwetter zu Blaubeuren, im Bezirk Reutlingen, im Aach- und Schmiechthal.

Am 27. Mai 2h Nachm. zündender Blitzschlag auf ein Haus zu Undingen Bezirks Reutlingen.

Am 29. Mai Hagel im Bezirk Leonberg.

Am 2. Juni 5h Abends wiederholter Hagel im Aach- u. Schmiechthal; auf dem Aalbuch.

Am 3. Juni Blitzschlag zu Bulendorf auf ein Haus, das abbrannte; ebenso auf eine Scheuer im Bezirk Gaildorf.

Am 4. Juni Hagel im Bezirk Wangen und Ulm.

Am 15. Juni zündender Blitzschlag auf ein Haus im Bez. Waldsee; am 18. desgleichen im Bezirk Neresheim.

Am 23. desgleichen im Bezirk Biberach; Hagelwetter im Bez. Ulm.

Am 15. Juli Hagelwetter im Bezirk Tübingen; Blitzschlag 11h Vormittags zu Ulm auf ein Haus und den Ableiter des Münsters; tödtlicher Blitzschlag im Bezirk Ravensburg auf ein Weib in freiem Feld, deren Kopf in den Boden versenkt wurde.

Am 17. und 18. Juli Hagelwetter zu Tuttlingen, auf dem Heuberg, im Bezirk Horb mit tödtlichem Blitzschlag auf einen Menschen im Haus; zu Sulz, Rottweil, Nagold; am 18. 4 Pferde bei Biberach auf dem Felde erschlagen; Hagelwetter zu Saulgau, Riedlingen, Zwiefalten, Ehingen, Tübingen, Reutlingen, Nürtingen, Esslingen; Blitzschlag zu Unterbettringen O.-A. Gmünd in die Kirche; Gewittersturm zu Ulm; Ueberschwemmung und zündender Blitzstrahl in den Bezirken Neresheim, Heidenheim; Hagelwetter zu Donaueschingen.

Am 21. Juli Hagelwetter zu Sulz, Schramberg; am 29. Juli Wasserfluth durch Gewitter zu Schramberg.

Am 30. Juli Hagelwetter zu Ravensburg und Friedrichshafen.

Am 1. Aug. Blitzschlag auf ein Haus zu Plieningen Bez. Stuttgart.

Am 13. Aug. Hagel auf dem Hertsfeld, tödtlicher Blitzschlag auf einen Mann bei Bempflingen Bezirks Reutlingen.

Am 18. Aug. Hagelwetter zu Freudenstadt.

Am 19. Aug. 8—9h Abends Hagelwetter und Ueberschwemmung zu Schramberg; Austreten des Neckars zu Oberndorf, Hagelwetter zu Sulz, Dornhan; zu Schömberg Bezirk Rottweil Blitzschlag auf ein Haus.

Am 20. Aug. Morgens Blitzschlag in einen Acker zu Comburg, zu Sittenhard auf 4 Ochsen im Stall; Vormittags in den Kirchthurm zu Sülzbach Bezirks Weinsberg.

Am 21. Aug. Blitzschlag in den Telegraphen bei Ummendorf. Bezirks Biberach; zu Obersulmettingen zündend auf ein Haus; Hagelwetter zu Oberndorf von Faustgrösse; Wolkenbruch im Bezirk Rottenburg.

Am 22. Aug. zu Erolzheim Bezirks Biberach Wolkenbruch mit Wasserfluth und grossem Erdschlipf am Frohberg (Capellenberg).

Am 28. Aug. Mittags Blitzschlag bei Schlath Bezirks Göppingen auf eine Scheuer, ein Mann darin erschlagen; Abends 6h Wolkenbruch mit Hagel zu Göppingen; dessgleichen zu Mergentheim von Grösse der Hühnereier.

Am 30. Aug. Abends Hagelwetter zu Ludwigsburg, Murrhard; Blitzschlag zu Marbach auf ein Haus mit mechanischen Zerstörungen.

Am 13. Aug. Morg. wiederholter Blitzschlag auf den Telegraphen bei Ummendorf; Gewitter mit Wasserfluth im Bezirk Biberach; zündender Blitzschlag zu Obersulmettingen auf ein Haus, die Bewohner theilweise gelähmt.

Am 31. Aug. Abends Hagelwetter und Wolkenbruch zu Riedlingen mit eizapfenartigen Eisklumpen; zu Tuttlingen Hagel, Blitzschläge auf Häuser im Bezirk; Wolkenbruch zu Sulz; Blitzschlag im Bezirk Rottweil in einen Schopf zu Herrenzimmern, worunter ein Mensch getödtet und mehrere beschädigt wurden; Wolkenbr. u. Wasserfluth im Taubergrund.

Am 2. Sept. bei Stuttgart Blitzschlag in einen Lindenbaum im Schlossgarten.

Am 5. Oct. orkanartiger Süd-Sturm durch ganz Württemberg mit Verheerungen an Gebäuden und Bäumen. Mittags folgte + 18,5 R.

Am 7. Oct. zu Hall 7h Abends ein Schneegewitter; im Taubergrunde ein heftiger Blitzschlag, womit sich der herrschende Sturm legte und Hagel folgte.

Am 28. Oct. Hagelwetter in mehreren Gegenden Württembergs.

Am 16. Nov. Blitzschlag zu Dürrmenz; in der Nacht vom 16.—17. auf dem Kniebis ein Gewitter.

Am 25. Nov. Anfang der Winterstürme auf dem Bodensee.

Im Jahr 1852 erfolgten 25 Brandfälle durch den Blitz.

1853. Am 12. Mai Abends weit verbreitetes Gewitter vom Schwarzwald und obern Neckar bis zur Alp und dem Aalbuch, besonders stark im Bezirk Göppingen, wo durch Ueberschwemmung die grössten Verheerungen entstanden.

Am 30. Juni Abends starkes Hagelwetter zu Köngen Bezirks Esslingen; Hagel in den Bez. Böblingen, Nürtingen, Stuttgart Waiblingen.

Am 24. Aug. Nachm. Gewittersturm und Hagel im Bezirk Spaichingen auf dem Heuberg, das sich bis Riedlingen und Ulm erstreckte.

Am 26. Sept. in ganz Württemberg ein starker Weststurm.

Am 30. Dec. ein heftiger Schneesturm allgemein in Württemberg.

Durch den Blitz entstanden 18 Brandfälle.

1854. Am 17. April Nachm. Hagelwetter im Bezirk Ulm, zu Rammingen Blitzschlag in die Kirche, drei Personen am Altar wurden niedergeworfen, ein Kind verletzt.

Am 22. April Blitzschlag bei Althausen Bezirks Mergentheim, auf 2 Männer unter einer Buche, der eine erhielt Brandwunden und seine Kleider wurden durchlöchert; zu Meimsheim Bezirks Brackenheim ein Knabe erschlagen, bei Pfaffenhofen 2 Knaben getroffen, der eine verletzt.

Am 24. Mai Hagelschlag im Bezirk Leonberg zu Weilderstadt und Merklingen.

Am 31. Mai Hagel im Bezirk Wangen.

Am 18. Juni 7h Abends Blitzschlag zu Thomashard Bez. Schorndorf auf ein Haus, das abbrannte, 5 Männer vor dem Haus wurden niedergeworfen und verletzt, einer getödtet; Hagelschlag im Bezirk Freudenstadt.

Am 26. Juni Hagel im Bezirk Leonberg.
Am 4. Juli Hagelwetter auf den Fildern, dem Schurwald.

g) Erscheinungen am Bodensee.

Im Februar 1830 war der Bodensee vom 31. Januar an ganz überfroren, mit Ausnahme einer kleinen kreisförmigen Strecke über der grössten Tiefe des Sees gegenüber Friedrichshafen, welche nicht vollständig gefroren, sondern mit Eisstücken besetzt war. Am 2. Februar und die folgenden Tage wanderten viele Menschen vom schwäbischen Ufer nach der Schweiz über. In früheren Jahren war der See gefroren: 1076—77, 1277, 1325, 1379, 1435, 1437, 1497, 1565, 1571, 1573, 1696, 1709, 1788—99, also in 8 Jahrhunderten 14mal.

Im Juli 1830 entstand eine starke Strömung im Bodensee zwischen Eriskirch und Arbon bei schlechter Witterung; sie wurde vom Dampfboot stark empfunden, die Fahrstrasse des Dampfboots über die Strömung wurde getrennt, auf der nördlichen Seite der Strömung wurde sie nach wenigen Augenblicken weit unter, auf der südlichen weit über den Curs des Schiffes von Friedrichshafen nach Rorschach geführt.

Am 10. August 1831 entstand eine ähnliche Strömung Morgens 6½—7h in Form einer schäumenden Linie von Lindau nach Luxburg; der nördliche Theil von dieser Linie strömte ab-, der südliche aufwärts, das Wasser stieg an dieser Linie gegen einander auf und machte starkes Geräusch. Am 3. Aug. versank Morgens bei der Rheinmündung eine Sandbank unter starkem Geräusch; der Wogenandrang wurde an den Ufern stark verspürt, dessgleichen von Dampfbooten in der Mitte des Sees.

Bemerkung. In Jahrgang 10 dieser Zeitschrift S. 37 ist »die Gründung einiger meteorologischen Stationen in Württemberg, und Ausstattung derselben mit Instrumenten aus der Casse des Vereins Behufs Anschlusses an die im übrigen Deutschland bestehenden Stationen« beantragt worden. Beruht dieser Antrag, der — wie es scheint — zu keinem Beschluss geführt hat, auf einer Unkenntniss oder einem Ignoriren des seit 30 Jahren in Württemberg bestehenden Beobachtervereins und seiner jährlichen Veröffentlichungen in den »Jahresheften?« Oder war die Absicht, neben diesem bestehenden meteorologischen Verein, der sich dem württembergischen Verein für Naturkunde schon im Jahr 1845 angeschlossen hat, einen zweiten mit Anschluss an das Ausland zu gründen? Denn die in besagtem Antrag enthaltene Hinweisung auf »Benützung derselben Instrumente« kann unmöglich das Motiv desselben bilden, da die in Deutschland gebrauchten Barometer, Thermometer, Psychrometer etc. überall »dieselben« sind, d. h. dieselbe Scale haben. — Non liquet?! — F.

Das Manuscript abgegeben im März 1856. Der Druck beendigt im Juli 1857.

INHALTSÜBERSICHT.

I. Lufttemperatur.

a) Nach den Beobachtungen von Stuttgart von 1825—54.

Mitteltemperaturen Morgens 282
„ Mittags 283
„ Abends 285
„ aus den drei täglichen Beobachtungszeiten 286
„ von 1792—1824 288
Monats- und Jahresmittel von 30 und von 63 Jahren . . 289
Wahre (reducirte) Mitteltemperaturen von 1825—54 . . . 290
Mitteltemp. von den Jahres- und Tageszeiten von 1825—54 292
Mitteltemperaturen der Jahreszeiten von 1795—1824. . . . 296
Mittel der täglichen Maxima von 1825—54 298
„ „ „ Minima desgl. 299
„ aus den täglichen Extremen desgl. 300
Reducirte Mittel aus den Extremen von 1825—1854 . . 301
Monatliche Maxima 302
Monatliche Minima 303
Jährliche Extreme von 1792—54 305
Grösste tägliche Thermometerdifferenzen von 1825—54 . . 307
Mittlere tägliche Thermometerdifferenzen desgl. 308
Monatliche Thermometerdifferenzen desgl. 309
Zahl der Sommertage desgl. 310
Zahl der Eis- und Wintertage desgl. 311
Zahl der Eis-, Winter- und Sommertage von 1792—1824 . 312
Frost- und Schneetage von 1825—54 313
Zahl der Graupen- und Schneetage desgl. 314
Reducirte Temperaturmittel und Regenhöhen in den Vegetationsmonaten 315

b) Von den übrigen Beobachtungsorten.

Jährliche Mitteltemperaturen 316
Mitteltemperaturen der Jahreszeiten 319
Kälteste und wärmste Monatsmittel 331
Jahresextreme der Temperatur 335

zugleich vorhandene Seelenſtörung nicht; denn der Trunkfällige, wenn er nüchtern iſt, iſt wohl noch im Stande, Recht und Unrecht zu unterſcheiden. Iſt ein Trunkfälliger betrunken, ſo richtet ſich die Zurechnung, wie ſonſt, nach dem Grade der Betrunkenheit u. ſ. w. Beſonders zu beachten iſt aber, daß Trunkfällige oft ſchon von einer ganz geringen Quantität geiſtigen Getränks ſtark berauſcht werden, ferner daß ſie ſchwache Brüder ſind und leicht in den heftigſten Affect und in eine Wuth kommen, welche ſie jeder vernünftigen Selbſtbeſtimmung unfähig macht. Daß die trunkfällige Seelenſtörung von aller Strafe befreie, verſteht ſich von ſelbſt, allein in praxi iſt die Beurtheilung oft gar nicht leicht, weil es offenbar Uebergänge von der trunkfälligen Entartung der Sitten zur entſchiedenen Seelenſtörung, von der einfachen Sinnestäuſchung zum Delirium tremens gibt. Zur trunkfälligen Seelenſtörung gehört die Trunkſucht, eine wahre Monomanie. Sie bringt einen pſychiſch unfreien, alſo unzurechnungsfähigen Zuſtand mit ſich, nicht nur während der Sauſperiode, ſondern auch unmittelbar vor und beſonders eine Zeit lang nach derſelben. Wenn bei Trunkſüchtigen der Paroxysmus des Trinkens eben ein Ende genommen hat, ſo bleibt für mehrere Tage und ſelbſt Wochen ein eigenthümlich gereizter Zuſtand des geſammten Organismus, eine alienirte pſychiſche Stimmung, namentlich eine krankhafte Furchtſamkeit, Schreckhaftigkeit, Empfindlichkeit, Zornmüthigkeit zurück. Hierzu kommen in manchen Fällen wieder Sinnestäuſchungen, mit Symptomen von Verſtimmung im ganzen Nervenſyſtem. In dieſem Zuſtande vorzüglich hat man gewaltthätige Handlungen bei Trunkſüchtigen beobachtet. Insbeſondere kommt es vor, daß ſie meinen, Stimmen zu vernehmem, welche von ihnen verlangen, ſolche Handlungen vorzunehmen. Oefters leiſtet da die umdämmerte Vernunft noch einen ſchwachen Widerſtand, allein er iſt bald überwunden von dem mächtigen Antrieb, der ihnen keine Ruhe läßt, bis die That vollzogen iſt. Sehr bemerkenswerth iſt, daß die Gewaltthat gewöhnlich an den nächſten Verwandten, an ſonſt von dem Thäter ſehr geliebten Perſonen begangen wird, entſprechend der bei Irren ſo gewöhnlichen Weiſe, ihre nächſten Verwandten und Wohlthäter zu verunglimpfen und ihnen Schaden zuzufügen.

Wenn ſo die Hand des ſtrafenden Richters gelähmt iſt, ſo iſt es um ſo mehr zu wünſchen, die Polizei möchte, im Bunde mit

Seite

Die Frostgrenzen 343
Die Schneegrenzen 348
Jährliche Zahl der Schneetage 353
» » » Eistage 355
» » » Sommertage 357

II. Brunnentemperatur nach den Stuttgarter Beobachtungen von 1827—1835 und 1837—1854.

Mittel der Brunnen- und Lufttemperatur 361
Differenzen der mittlern Brunnen- und der reducirten mittlern Lufttemperaturen 365
Höchste Brunnen- und Lufttemperaturen 367
Tiefste Brunnen- und Lufttemperaturen 369
Differenzen der Maxima der Brunnen- und der gleichzeitigen Lufttemperaturen 372
Differenzen der Minima der Brunnen- und der gleichzeitigen Lufttemperaturen 373
Monatliche und Jahresdifferenzen der Brunnentemperaturen 374

III. Die barometrischen Verhältnisse nach den Stuttgarter Beobachtungen von 1825—1854.

Barometrische Mittel der Tageszeiten 375
Monatliche und Jahresmittel 378
Barometrische Maxima 379
Barometrische Minima 381
Barometrische Monats- und Jahresdifferenzen 382
Zehn- und 30jährige barometrische Mittel 384

IV. Die Windverhältnisse von 1825—1854.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Uebersicht der 8 Hauptwindrichtungen, Stürme u. Windstillen 386
Häufigkeit der 8 Hauptwindrichtungen nach Monaten und Jahren 387
Verhältniss der nördlichen zu den südlichen Windrichtungen 388
Verhältniss der östlichen zu den westlichen Windrichtungen 389
Mittlere arithmetrische Windrichtungen 390
Stärke der Strömungen 391

b) Von den Beobachtungsstationen Hohenheim, Schopfloch, Freudenstadt, Schwenningen, Isny.

Häufigkeit der 8 Hauptwinde und der Stürme 392

Seite

V. Die wässrichten Niederschläge von 1825—1854.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Regen- und Schneewasser in den Monaten und Jahren . . 394
Zahl der Regen- und Schneetage 396
Mittlere Regenmengen in 24 Stunden 398
Grösste Regenmengen in 24 Stunden 399

b) Von den übrigen Stationen.

Höhe des jährlichen meteor. Wassers III
Zahl der Regen- und Schneetage 403

VI. Beobachtung der Neckarhöhen zu Heilbronn von 1827—54.

Monatliche und jährliche Mittelstände 405
Monatliche und jährliche höchste Stände 406
Monatliche und jährliche tiefste Stände 407
Monatliche und jährliche Veränderungen 408
Jahresmittel der Neckarhöhen und Menge des meteorolog. Wassers im Flussgebiet 409

VII. Beobachtung der Höhen des Bodensees von 1827—1854.

Monatliche und jährliche Mittelhöhen 411
Monatliche und jährliche grösste Höhen 412
Monatliche und jährliche geringste Höhen 413
Monatliche und jährliche Veränderungen des Niveau . . 414

VIII. Wässrichte Ausdünstung von 1834—1854.

a) Nach den Stuttgarter Beobachtungen.

Stärkste monatliche und jährliche Ausdünstungsmengen . 415
Schwächste monatliche und jährliche Ausdünstungsmengen 416
Mittlere Verdunstung in 24 Stunden 417
Mengen der Verdunstung in Monaten und Jahren. . . . 418

b) Von den Stationen Schopfloch und Giengen-Heidenheim.

Grösste und geringste Mengen in den Monaten und Jahren 419

IX. Die Luftfeuchtigkeit nach den Stuttgarter Psychrometerbeobachtungen von 1835—1854.

Mittlerer Thaupunkt nach Monaten und Jahren, Jahres- und Tageszeiten 422
Differenzen des Thaupunkts und der Lufttemperatur . . 424
Mittlere Dunstmengen oder Sättigungsgrade der Luft . . 425
Mittlere Wassermengen in 1 Cubikfuss Luft 427

Seite

X. Gewitter und Hagelschläge

zu Stuttgart von 1825—1854 und 1792—1854 428
Hagelschläge in Württemberg nach Monaten und Jahren von 1825—1854. 430
Häufigkeit der Hagelschläge nach Bezirken 431
Uebersicht der Hagelschläge nach den Tageszeiten . . . 433

XI. Bewölkung, Nebel, nach den Stuttgarter Beobachtungen von 1825—1854.

Zahl der klaren Tage 434
Zahl der trüben Tage 435
Zahl der gemischten Tage 436
Zahl der neblichten Tage 437
Mittlere Bewölkung 438

XII. Uebersicht der Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich von den Stationsorten.

Vegetationsdauer zwischen Blüthe und Reife der Cerealien und der Reben 440
Ankunft und Abgang der Zugvögel: Storchen, Schwalben, Schnepfen, Schneegänse 448

XIII. Bemerkenswerthe meteorische Ereignisse

Erderschütterungen 449
Feuerkugeln 452
Nordlichter 455
Ueberschwemmungen 457
Tromben 462
Stürme, Gewitter, Hagel- und Blitzschläge 462

Ausgegeben im August 1857.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

(Mit zwei Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1856.
Ausgegeben im November 1856.

Jn 171.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die zehnte Generalversammlung am 29. Juni 1855 zu Stuttgart. Von Prof. Dr. O. Köstlin 1
Eröffnungsrede des ersten Vorstandes Prof. Dr. v. Rapp . . 2
Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 3
Rechnungsablegung. Von Apotheker Weismann 13
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1855 . 16
Abänderung der §§. 11 und 13 der Statuten 17
Nekrolog auf Bergrath Faber du Faur. Von Bergrath v. Schübler 18

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Ueber den Winterschlaf. Von Prof. Dr. v. Rapp 23
Ueber einige für die Landwirthschaft schädliche Insekten. Von Prof. Dr. Krauss 52
Beitrag zur Fauna Württembergs. Von Baron Richard König-Warthausen 72
Ueber den Eizahn der Ringelnatter. Von Dr. D. F. Weinland (Mit Tafel I.) 90
Apparat zur Bewegung der Zunge bei Manis longicaudata Shaw, (M. macroura Erxl.). Von Dr. v. Klein 96, 556
Die Hausratte in Stuttgart. Von Prof. Dr. Krauss 117

2) Botanik.

Herbarium Hieronymus Harders. Von Prof. Dr. Veesenmeyer 55
Ueber das Verhältniss der parasitischen Gewächse zu der Nährpflanze. Von Obermedicinalrath Dr. v. Jäger 63
Eine achtfach blühende Agave americana. Von Baron Richard König-Warthausen 101

Seite

3) Mineralogie und Geognosie.

Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands. Von Dr. Albert Oppel 121

4) Petrefactenkunde.

Land- und Süsswasserconchylien der Tertiärformation Oberschwabens. Von Prof. Dr. v. Kurr 38

Ueber die Ablagerung von Petrefakten im Jura. Von Dr. O. Fraas 43

Petrefakten. Von Finanzrath Esser 63

Ueber einige Cephalopoden der Juraformation Württembergs. Von Dr. Albert Oppel 104

Ueber Pentacrinites colligatus. Von Prof. Quenstedt. (Mit Tafel II.) 108

5) Chemie, Physik und Meteorologie.

Ueber die Bedeutung und Theorie des Foucault'schen Versuches. Von Oberreallehrer Blum 31

6) Vermischtes.

Ueber die Beziehungen der Stromgebiete und Wasserscheiden zu den Gebirgen. Von Oberbaurath v. Bühler . . . 47

Vortrag über verschiedene Naturmerkwürdigkeiten. Von Prof. Dr. Fleischer 59

Aeltestes Lumpenpapier. Von Prof. Volz 70

III. Kleinere Mittheilungen.

Untersuchung fossiler Fischzähne von unbekannter Abstammung. Mitgetheilt von den Prof. Dr. v. Fehling und v. Kurr . 118

Anmerkung zu einer Stelle in dem von Prof. Veesenmayer vorgezeigten Herbarium von 1595 120

Berichtigung (zu Seite 96) 556

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die zehnte Generalversammlung am 29. Juni 1855 zu Stuttgart.

Von Prof. Dr. O. Köstlin.

Die zahlreich besuchte Versammlung begann nach 9 Uhr in den kleineren Sälen des oberen Museums. Im Eintrittszimmer waren verschiedene naturhistorische Gegenstände von allgemeinerem Interesse aufgestellt; in der Mitte ein Blatt der *Victoria regia* von 7 Fuss Durchmesser, durch die Güte des Herrn Direktor von Seyffer aus den königlichen Gärten zu Cannstatt entnommen, an den Seiten Pelargonien und Fuchsien von den hiesigen Handelsgärtnern Nestel, G. Pfitzer und Wagenblast, eine *Nicotiana glauca* mit 4 Sorten blühender Petunien veredelt, von Handelsgärtner Gumpper; ferner, durch Herrn G. v. Martens, die blüthen- und hülsentragenden Pflanzen von *Ervum Ervilia*, aus den Samen gezogen, welche den Linsen immer beigemischt und der Gesundheit gefährlich sind, ebenso, durch Herrn Amtsarzt Dr. Stüztle in Buchau gesendet, die Samen von *Galeopsis tetrahit* mit dem daraus gewonnenen Oele; endlich viele Versteinerungen, darunter eine Sandsteinplatte mit vielen Asterias, welche Herr Inspektor Schuler in Wasseralfingen*) dem Vereine geschenkt hat.

---

* Die Erläuterung, mit welcher Herr Schuler diese Sendung begleitete, lautet folgendermassen:

Bei Hüttlingen (1 Stunde nordwestlich von Wasseralfingen) liegt unmittelbar über dem bunten rothen Keupermergel eine 6—10″ dicke, feste Steinbank von dunkler Farbe, mit eingebackenen linsen- bis haselnussgrossen Stückchen von

Professor Dr. v. Kurr als Geschäftsführer eröffnete die Versammlung und übertrug das Amt eines Vorsitzenden dem ersten Vorstande, Prof. Dr. v. Rapp, welcher die Versammelten in folgenden Worten begrüsste:

Hochansehnliche Versammlung!

Es sind jetzt zehn Jahre verflossen, seit unser Verein für vaterländische Naturkunde durch die erste Generalversammlung eröffnet wurde. Wir können mit Zufriedenheit die Leistungen der Gesellschaft überblicken. Zehn Bände der naturwissenschaftlichen Jahreshefte sind erschienen. Sie enthalten schätzbare Abhandlungen über verschiedene Zweige der Naturwissenschaften, meist zunächst über vaterländische Naturgeschichte. Es sind Arbeiten über Physik, Meteorologie, Chemie, Mineralogie, Geognosie, Petrefaktenkunde, Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie. Die Wissenschaft hat manche Bereicherung durch die Forschungen unserer Mitglieder erhalten. Der, welcher solchen Beschäftigungen sich widmet, gelangt, wenn auch nicht geschwind, doch sicher zu Resultaten.

Die schon vor längerer Zeit von Seiner Majestät dem Könige, dem gnädigsten Protektor unseres Vereins gegründete Sammlung vaterländischer Naturprodukte wurde der Pflege des Vereins anvertraut und befindet sich in erfreulichem Zunehmen. Die Petrefakten und die von Herrn Plouquet ausgestopften

---

gelber, brauner oder schwarzer Farbe, welche das Bonebed zu repräsentiren scheint. Darüber wechsellagern mehrere 2, 4 bis 6′ mächtige Lagen von bläulich-grauem, braun und roth geflecktem Thone mit feinkörnigen, gelben Sandsteinplatten und Bänken mehrfach. Nach Oben stellen sich in grösseren Massen die Sandsteinbänke mit den gewöhnlichen Fucoidenbildungen, Wülsten, *Thalassites concinna etc.* ein, die höher kalkig werden und in den Gryphiten- (Arieten-) Kalk übergehen; darüber liegt eine 8 bis 12′ mächtige Thonlage.

Die ganze Mächtigkeit dieser Schichte, von den bunten Mergeln an bis zu dieser Thonlage beträgt bei Hüttlingen ca. 60′ (*Lias a.*). Nahe in der mittlern Höhe (25½′ von oben) liegen einige Sandstein-Bänke von 1 — 2½′ Dicke mit dünnen Sandsteinplatten. Auf diesen Platten finden sich die vorliegenden Asterien; grössere Exemplare erreichen über 2″ Durchmesser.

Säugethiere und Vögel sind besonders sehenswerth; übrigens sind alle drei Naturreiche vertreten. Es wurde ferner vom Verein eine naturwissenschaftliche Bibliothek angelegt, deren Benützung den Mitgliedern des Vereins freisteht. Es wurde jährlich eine Generalversammlung gehalten und der Ausschuss des Vereins veranstaltet von Zeit zu Zeit hier an seinem Sitze öffentliche Vorträge über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Der ökonomische Zustand der Gesellschaft ist wohl geordnet.

Wir können nach solchen Erfolgen mit Freudigkeit das zweite Decennium unseres Vereins betreten; aber einige schmerzliche Verluste haben wir durch den Tod einiger würdiger Mitglieder erlitten, es wurden ihrem Andenken in der Zeitschrift des Vereins ehrende Denkmäler errichtet. Durch neue Mitglieder ergänzten sich die Kräfte unserer Gesellschaft.

Hierauf trug der Sekretär des Vereins, Prof. Dr. Krauss, den

Rechenschaftsbericht für das Jahr $18^{54}/_{55}$

vor. Er lautet:

Meine Herren!

Im Auftrage Ihres Ausschusses habe ich die Ehre, Ihnen über die Thätigkeit des Vereins im verflossenen Jahre Bericht zu erstatten.

Wenn auch die Beiträge zur Vermehrung der vaterländischen Naturalien-Sammlung nicht in dem gewünschten Massstabe eingegangen sind, so ist doch an dem Aufstellen und Ordnen des vorhandenen Materials eifrig fortgearbeitet worden. Insbesondere hat unser Conservator Lehrer Kolb, die in den letzten Jahren gesammelten Insekten, welche er noch durch ein namhaftes Geschenk der Sammlung noch fehlender Arten vermehrt hat, aufgestellt; ferner sind die Vogeleier, deren Bestimmungen Baron Richard v. König-Warthausen zu berichtigen die Güte hatte, geordnet und die neuerhaltenen württ. Mineralien und Petrefakten eingereiht worden. Unter den Geschenken sind die für die Kultur forstwirthschaftlicher Bäume sehr instructiven Hölzer, welche die XII. Versammlung der süddeutschen Forstwirthe

allen Menſchenfreunden, Alles aufbieten zur Ausrottung eines Uebels, welches der Menſchheit unberechenbaren Schaden zufügt, ja ſie von Grund aus zu verderben droht.

Vorſtehender Aufſatz iſt die auszugsweiſe Bearbeitung einer Abhandlung, welche in dem von der Redaktion der „Annales d'hygiène publique et de médecine légale“ in Paris für dieſes Jahr eröffneten Concurs für mediciniſche Polizei und gerichtliche Medicin einen Preis erhielt. Eine ausführlichere Arbeit über den Mißbrauch geiſtiger Getränke, in pathologiſcher, therapeutiſcher, mediciniſch-polizeilicher und gerichtlicher Hinſicht, wird der Verfaſſer demnächſt dem Publikum übergeben, auf welche er diejenigen Leſer aufmerkſam zu machen ſich erlaubt, welche ſich für eine genauere Erörterung dieſes wichtigen Gegenſtandes intereſſiren.

Dr. Carl Rösch.

dem Vereine gestiftet hat, hervorzuheben und unter den angekauften Naturalien ein ausgezeichnet schönes Exemplar von *Ichthyos. tenuirostris* aus der Umgegend von Boll zu erwähnen.

Von unseren Jahresheften sind die beiden ersten Hefte des XI. Jahrgangs ausgegeben. Die noch rückständigen meteorologischen Berichte von 1851 und 1852 werden nach den Anordnungen von Prof. Dr. Plieninger in dem noch fehlenden dritten Hefte des VII. und die von 1853 und 1854 in dem des X. Jahrgangs erscheinen, während der von Prof. Plieninger bearbeitete Keuper-Saurier in dem ebenfalls noch rückständigen dritten Hefte des VIII. Jahrganges demnächst seine Stelle finden soll.

Die Vorträge für die Vereinsmitglieder wurden auch diesen Winter fortgesetzt.

Prof. Rossmässler aus Leipzig sprach über die naturwissenschaftlichen Verhältnisse Spaniens.

Prof. Dr. Köstlin über die Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse Stuttgarts während der letzten 5 Jahre.

Prof. Dr. v. Kurr über den Mineralreichthum und die Metallgewinnung im sächsischen Erzgebirge und

Prof. Dr. Müller über die Kometen.

Der Schriftenaustausch hat sich durch die Verbindungen mit der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Hanau, der *Société des Sciences naturelles de Neuchatel*, der *Académie des Sciences, arts et belles-lettres de Dijon*, der *Société des sciences naturelles de Luxembourg* und mit dem *Lyceum of natural history at New-York* vermehrt. Ausserdem hat die Bibliothek durch die älteren Tauschverbindungen und durch Geschenke sehr werthvolle Beiträge erhalten.

Zu correspondirenden Mitgliedern wurden Dr. A. Kenngott, Kustosadjunkt am k. k. Hofmineralien-Kabinet in Wien und Prof. Dr. Burmeister in Halle ernannt.

Durch den Tod haben wir folgende Mitglieder verloren:

Med. Dr. Mauz in Esslingen, welcher durch seine naturhistorischen Untersuchungen sich auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Finanzrath Kurz, welcher dem Verein stets mit Interesse zugethan war.

Redacteur Dr. Karl Elben, welcher dem Verein von dessen Entstehen an seine lebhafte Theilnahme zugewendet hat und dessen Zwecke nach besten Kräften zu fördern bemüht war und

Bergrath Faber du Four, über welchen eines unserer Mitglieder heute noch einige Worte der Erinnerung sprechen wird.

Endlich wird Ihr Ausschuss heute eine weitere Verwilligung eines Kredits beantragen, weil die schon im Jahr 1852 verwilligten 600 fl. zu Bestreitung der Kosten, welche die Aufstellung und Förderung der Sammlung verursacht, für das angetretene Verwaltungsjahr nicht ganz ausreichen wird.

Die Vereinssammlung hat folgenden Zuwachs an Naturalien erhalten:

I. Säugethiere:

Als Geschenke:

Mus minutus Pall., Junge, von Warthausen,

Hypudaeus rutilus Pall., alt, von Stuttgart, diese beiden für Württemberg neue Nagethiere,

durch Herrn Baron Richard v. König-Warthausen;

Mustela vulgaris L., altes Weibchen,

durch Herrn Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim.

Vespertilio auritus L., altes Männchen,

durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

II. Vögel:

a) als Geschenke:

Larus ridibundus L., Junge und Männchen und Weibchen,

durch Herrn Revierförster v. Zeppelin in Blizenreuten;

Alauda cristata, altes Männchen und Weibchen bei der Reiterkaserne in Stuttgart,

durch Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein;

Astur palumbarius Bechst., altes Weibchen,

durch Herrn Forstrath Hahn;

Anas crecca L., Männchen in Winterkleid,

durch Herrn Bauinspector Binder in Ravensburg;

Podiceps cristatus Lath., alt,

durch Herrn Paul Schnell in Besigheim;

Neun Arten Vogeleier, aus Ludwigsburg
durch Herrn Thierarzt Bauer;
Vier Arten Vogeleier in 21 Stücken,
durch Herrn Baron Richard v. König-Warthausen;
Nest von *Corvus Pica* L.,
durch Herrn Prof. Dr. v. Kurr.

b) gegen Ersatz:

Perdix cinerea L., altes Weibchen, schöne weissgefleckte Varietät,
durch Herrn Posthalter Grundlach in Blaufelden.

III. Reptilien:

Als Geschenk:

Coronella austriaca Jacq., alt, von der Alp bei Balingen,
durch Herrn Dr. O. Fraas.

IV. Fische:

Als Geschenke:

Callus Gobio L., Gruppe,
Cobitis barbatula L., Grundel,
Leuciscus phoxinus Cuv., Pfelle,
Leuciscus dobula Val., Schuppfisch,
Salmo fario L., die schwarze und Goldforelle,
Thymallus gymnothorax Val., Asche,
Ammocoetes branchialis Dum., kleines Neunauge sämmtlich aus der Enz bei Neuenbürg,
durch Herrn Reallehrer Friz daselbst.:
Leuciscus phoxinus Cuv., aus einem Bache beim Schatten,
durch Herrn Dr. J. Hoffmann:
Leuciscus rutilus Cuv., Rothauge, jung,
Leuciscus phoxinus Cuv., Pfelle,
Cobitis barbatula L., Grundel, sämmtlich aus dem Neckar bei Berg,
durch Herrn Medicinalrath Dr. Hering;
Perca fluviatilis L., Barsch, aus einem See bei Degerloch,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

V. Crustaceen.

Als Geschenk:

Bunguistes Huchonis Nordm., Weibchen auf Rothfischen aus der Donau,
durch Herrn Medicinalrath Dr. Hering.

VI. Insekten:

Als Geschenke:

60 Exemplare *Coleopteren*, welche der Vereinssammlung noch fehlen,
durch Herrn Lehrer Kolb;

Pediculus (Haematopinus Leach) suis L., vom Wildschwein,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss;
Nest von *Vespa vulgaris* L., 17″ lang, 14″ breit und 6″ dick,
durch Herrn Buchdruckereibesitzer Hering.

VII. Helminthen:

Als Geschenke:

Sechs Arten Eingeweidewürmer,
durch Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Eine Art Eingeweidewurm,
durch Herrn Prof. Dr. Kraus.

VIII. Mollusken:

Als Geschenk:

Limax maximus L. var. nigra, bei Neuenbürg,
durch Herrn Reallehrer Friz.

IX. Petrefakten:

a) Geschenke:

1) Eine Sammlung von Fisch- und Saurierzähnen sammt Handstücken aus dem Bonebed des Lias von Riedern bei Obertürkheim, Belegstücke zu dem Vortrag des Herrn C. Deffner in Esslingen, von demselben.
2) Süsswasserkalkschnecken aus Zwiefalten und 3 Malachite aus dem Schwarzwald von Herrn Forstrath Hahn.

b) durch Kauf:

31 Stücke Petrefakte von Mollusken und Crustaceen aus dem weissen Plattenkalk von Nusplingen.
9 Stücke Pflanzenreste ebendaher; von J. M. Gompper in Laufen.
2 Fische von Ohmden aus dem Liasschiefer, von Kohberger in Metzingen.
1 *Ichthyosaurus tenuirostris*, vollständiges Exemplar 5′ lang aus dem Lias von Holzmaden.
1 Kopfstück desselben ebendaher, von Hildenbrand in Dürnau.

X. Pflanzen:

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Herr W. v. Entress-Fürsteneck, K. Revierförster in Balingen, erfreute uns mit einem Geschenk von 10 selteneren Pflanzenarten unserer Juraformation, darunter *Taxus baccata L.* von den bei unsern Paläontologen, wie bei unsern Botanikern, berühmten Lochen.

Herr Oberamtsarzt Dr. Robert Finckh in Urach übersandte die lockere Form einer bei uns den Kalkfelsen der Alp eigenthümlichen Stein-

breche *(Saxifraga caespitosa β laxa Koch)* und ein auf dem Schwarzwald ungemein häufiges, auf der Alp aber seltenes Farnkraut *(Polystichum spinulosum Dec.)*

Herr Apotheker Fr. Valet in Schussenried bereicherte unser Herbar mit 79 Arten, wovon viele uns noch fehlten; darunter die von Holland den Rhein herauf zahlreich verbreitete, bei uns höchst seltene scharfe *Diplotaxis tenuifolia Dec.* von Wasseralfingen, wohin der Same mit Steinkohlen gekommen sein könnte, zwei Nachkommen ehemaliger Gartenflüchtlinge: *Eranthis hyemalis Salisbury* vom Michelsberg bei Ulm und *Crocus vernus L.* vom Zavelstein, vier von der Iller uns zugeführte Bewohner der Alpen *(Cerinthe alpina* Kit., *Linaria alpina* Mill., *Heterospermum austriacum* Hoffm. und *Salix incana* Schrank.) und mehrere subalpine Gewächse unseres Oberlandes.

Ganz neu für unsere Flora ist *Bunias orientalis L.*, welche Herr Valet ziemlich häufig bei Riedlingen fand. Diese „morgenländische Zackenschote" wie ältere Schriftsteller sie nennen, ist, wie die ganze Gattung, entschieden continental, besonders häufig in Russland, wo die jungen Triebe gegessen werden, dann nach Wahlenberg im östlichen Schweden, nach Baumgartner in Siebenbürgen. Von Russland oder Schweden brachten wohl Schiffe sie nach Bostock und Lübeck, wo Dethardinq, Reichenbach und Koch sie angeben; dass sie auch bei Limburg vorkomme, beruht auf den wenig Glauben verdienenden Angaben Lejeune's in der Flora von Spa und bei Paris erwähnt sie Decandolle *(Regni vegt. Syst. naturale* II. 672) ausdrücklich als Gartenflüchtling. Bei Riedlingen ist sie also jedenfalls einer der äussersten südwestlichen Vorposten und wohl schwer zu erklären, wie diese Pflanze, die nur in einzelnen botanischen Gärten gezogen wird, dahin gekommen sein mag.

Herr Oberamtsrichter Fuchs in Mergentheim theilte uns 36 schön eingelegte Gefässpflanzen und 26 Laubmoose der dortigen Gegend mit, unter den ersteren *Salvia verticillata L.* und *Coronilla montana Scopoli* von denselben Stellen, an welchen sie vor vierzig Jahren von Dr. Bauer entdeckt wurden, ebenso *Tunica saxifraga Scopoli* von der Mauer des Hofgartens, auf welcher sie Herr Apotheker Rathgeb schon vor dem Jahre 1837 mit mehreren Felsenpflanzen aussäete, von denen nur diese sich bleibend erhalten hat.

Der Conservator selbst hat neben einigen Sämereien und Früchten 23 Arten geliefert, darunter ein halbes Duzend ächte Unterländer *(Potentilla supina L., Aster parviflorus Nees, Calamintha officinalis Moench, Parietaria diffusa M. et K., Setaria verticillata Beauv.* und *Panicum sanguinale L.)* aus den warmen Umgebungen von Laufen am Neckar.

Im Ganzen hat das Vereinsherbar seit der letzten Generalversammlung 171 Arten erhalten; die Zahl der in demselben noch fehlenden württembergischen Phänogamen beträgt noch 186 Arten.

Einen interessanten Beitrag anderer Art erhielt unser Verein durch zwanzig grössere Hölzer, welche bei der im Mai d. J. in Stuttgart gehaltenen Versammlung der Forstmänner aufgestellt worden waren und in dem Bericht über diese ausgezeichnete Versammlung näher werden erwähnt werden. Wir beschränken uns daher darauf, zu bemerken, dass sich darunter ein Querdurchschnitt einer Weisstanne von Liebenzell befindet, aus welchem sich ergibt, dass solche 89 Jahre unter beengenden Nachbarn, dann noch 59 Jahre von solchen befreit gewachsen ist, sodann ein Stammtheil einer 87 Jahre alten Legforche vom wilden See, welche in dieser Zeit 8½ Fuss hoch von dem neugebildeten Torfmoore eingehüllt wurde, was ein Wachsthum des *Sphagnum* von etwas über ein Zoll des Jahres gibt; endlich durch Borkenkäfer, Rüsselkäfer *(Curculio pini L.)*, Holzböcke *(Cerambyx heros L.)*, Haselmäuse und Eichhörnchen beschädigte Baumtheile. An den von Eichhörnchen beschädigten jungen Stämmen ist die Rinde in einer regelmässigen Spirallinie abgenagt, von den Haselmäusen ebenso, nur ist hier das spirale Band schmäler.

Die Vereins-Bibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) durch Geschenke:

Synopsis Plantarum Glumacearum, Auctore E. G. Steudel. Stuttgartiae 1854. 8°. Pars I. Gramineae. Pars II. Cyperaceae. — Fasc. IX.

Von dem Verfasser zur Erinnerung an die Generalversammlung in Esslingen.

Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen im Jahre 1852, von Dr. G. A. Kenngott. gr. 8°.

Vom Verfasser.

Von ebendemselben:

1) Mineralogische Notizen 1—14te Folge. 8°.
2) 60 Krystallformnetze zum Anfertigen von Krystall-Modellen. Wien 1854. 8°.
3) Beiträge zur Bestimmung einiger Mineralien. 1850. 8°.
4) Ueber eine eigenthümliche Erscheinungsweise der elliptischen Ringsysteme am zweiaxigen Glimmer. 1851. 8°.
5) Ueber Einschlüsse von Mineralien in krystallisirtem Quarz. 1852. 8°.
6) Mineralogische Untersuchungen. 2 Hefte, 1852. 8°.

(Nr. 1—6 sind Separatabdrücke der math. naturwiss. Classe der k. k. Akademie der Wissensch. in Wien.)

Württembergs Holz- und Straucharten mit besonderer Beziehung auf ihre Standörter von Dr. Calwer. Stuttgart 1853.

Von der Verlagsbuchhandlung.

Gümbel, Momente zur Ergründung des Wesens der Trauben- und Kartoffelkrankheit u. s. w. Landau 1854. 4°. 8 Seiten.

Von dem Verfasser.

Die Conchylien des norddeutschen Tertiärgebirges von Dr. E. Beyrich. 2te und dritte Lief. Berlin 1854. 8°.

Von dem Verfasser.

Die Verhandlungen der „deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche Psychologie“ und der Section für Psychiatrie und Anthropologie während der Versammlung zu Göttingen vom 18.—24. April 1854. Red. von Dr. A. Erlenmayer. Neuwied. 1854. 8°.

Von dem Redakteur.

Ueber die Vegetationsverhältnisse an der mittlern Wolga. Mit einem Verzeichniss der in den Gouvernements Ssimbirsk und Ssamara in den Jahren 1847—1851 gesammelten phanerogamen Pflanzen von Dr. med. G. Vossenmayer. St. Petersburg 1854. 8°.

Von dem Verfasser.

Der fossille Gavial von Boll in Württemberg mit Bezugnahme auf die lebenden Krokodilinen nach seiner gesammten Organisation zoologisch geschildert von E. D'Alton und Dr. H. Burmeister. Mit 12 Tafeln. Halle 1854. Fol.

Von Prof. Dr. Burmeister.

Recherches sur les Crinoïdes du Terrain Carbonifère de la Belgique, par L. de Koninck et H. Le Hon. Bruxelles 1854. 4°. avec. 8 pl.

Von Prof. Dr. de Koninck.

Die Fische des Bodensees, untersucht und beschrieben von W. v. Rapp. Mit 6 Tafeln colorirt. Abbildungen. Stuttgart. 1854.

Von dem Verfasser.

Lehrbuch der Elementar-Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht verfasst von J. G. Fischer. Mit zahlreichen eingedruckten Figuren. Hamburg 1855. 8°.

Von dem Verfasser.

Von ebendemselben:

Führer durch das naturhistorische Museum. Herausgegeben von der Museums-Commission. 1. Abtheilung: Wirbelthiere; bearbeitet von J. G. Fischer. Hamburg. 1854. 8°.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte,

als Fortsetzung:

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.

Bd. V. 4. Heft.

Bd. VI. 1—4. Heft. Berlin 1854. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.

Bd. I. 2—4. Quartal.

Bd. II. 1—3. „ Halle $18^{53}/_{55}$. 4°.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1848. Breslau 1849. 4°.

Neunundzwanzigster bis einunddreissigster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält: Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1851, 1852 und 1853. Breslau 4°.

Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathem. naturwiss. Classe. Wien.

Bd. X. 1—3.

Bd. XII. Jahrg. 1854 2—4. Heft. Febr. März.

Bd. XIII. „ „ 1—2. Heft.

Bd. XIV. 1—3. Heft. Oct. — Dez. 1854.

Bd. XV. 1. und 2. Heft. Jan. und Febr. 1855. 8°.

Register zu den ersten X. Bänden der Sitzungsberichte der mathem. naturwissensch. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften. 8°.

Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften. V. Jahrg. 1855. 8°.

Jahrbuch der k. k. Geolog. Reichsanstalt.

1853 IV. Jahrg. Nr. 4. Oct. — Dez.

1854 V. Jahrg. Nr. 1. Jan. — März. Wien. gr. 8°.

Mémoires de la soc. du Museum d'hist. naturelle de Strasbourg.

Tom. IV. 2. und 3. Livr. 1853. 4°.

Zwanzigster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde 1854. 8°.

Vierter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1854. 8°.

Bulletin de la Société géolog. de France. 2. Serie.

Tome X. Feuill. 34—40. Paris 1852—53.

Tome XI. Feuill. 4—45. Paris 1853—54. 8°.

Mémoires de la Société royale des sciences de Liège. Tome IX. Liège 1854.

Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmac. und techn. Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie von J. Liebig und H. Kopp.

Für 1853. 1. und 2. Heft. Giessen 1854.

Oesterreichisches botanisches Wochenblatt. Redigirt von Alex. Skoflitz.

I. Jahrg. Wien 1851.

III. Jahrg. Wien 1853.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. Herausgegeben von Prof. Dr. Budge.

XI. Jahrg. 3. und 4. Heft. Bonn 1854. 8°.

Mémoires d'Academie impériale des sciences, belles-lettres et arts de Lyon. Classe des sciences. (Nouv. Serie.)

Tome deuxième. Lyon 1852. 8°.

— Classe des lettres (Nouv. Serie.)

Tome second. Lyon 1853. 8°.

Annales des sciences physiques et naturelles, d'Agriculture et d'Industrie, publiées par la Soc. impér. d'Agriculture etc. de Lyon.

Deuxième Serie. Tome IV. 1852.
Tome V. 1853. 8°.

Bulletins de l'Academie Royale des sciences etc. de Belgique.
Tome XX. 3. partie 1853.
Tome XXI. 1. „ 1854. Bruxelles 1853—54 8°.

Annexe aux Bulletins 1853—54. Brux. 1854. 8°.

Annuaire de l'Academie Royale des sciences etc. de Belgique 1854. Vingtième année. Bruxelles 1854. 8°.

Collection de Chroniques Belges inédites publié par ordre du Gouvernement. Bruxelles 1854. 4°.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen.
I. Deel 1—3. Stuck.
II. Deel 1 en 2. „ Amsterdam 1853—54. 8°.

Verhandelingen der kon Akademie van Wetenschappen. I. Deel. Amsterdam 1854. 4°.

Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou.
Année 1853. Nr. 3 und 4. Mosc. 1853.
Année 1854. Nr. 1. Mosc. 1854. 8°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. 1. Hft. 1854. 8°.

Ueber das Bestehen und Wirken des naturforschenden Vereins zu Bamberg. Zweiter Bericht. 1854. 4°.

Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. VI. Washington 1854. 4°.

Seventh Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, for the Year 1852. Washington 1854. 8°.

Directions for Collecting, Preserving und Transporting Specimens of nat. history. 2. Edition. 1854. 8°.

Registery of Periodical Phenomena. Ein Bogen.

Catalogue of the described Coleopters of the United States, by F. E. Melsheimer M. D. revised by S. S. Haldeman und J. L. Leconte. Washington 1853. 8°.

List of Foreign institutions in corresponding with the smithsonian Institution 1854. 8°.

The annular Eclipse of May 26. 1854, by J. C. Dobbin. Washington 1854. 8°.

Portraits of N. American Indians etc. 1852. 8°.

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Java and Minnesota; and incidentally of a portion of Nebraska Territory, by D. D. Owen. Philad. 1852. 1. Vol. und 1 Map. 4°.

Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia.
Vol. VI. Nr. VIII.—XII. 1852—53.
Vol. VII. Nr. I. und II. 1854.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
8. Heft. Neubrandenburg 1854. 8°.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga. VII. Jahrgang. 1853—54. 8°.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. V. Bd. 1. und 2. Heft. Würzburg 1854. 8°.

Geognostische Karte der Umgebungen von Krems und vom Manhardsberge von Joh. Czjzek. 1849.

Die geologische Uebersichtskarte des mittleren Theiles von Südamerika von Franz Foetterle mit einem Vorwort von W. Haidinger. Wien 1854. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. V. 2. Heft. Danzig 1855. 8°.

Korrespondenzblatt des zoolog. mineralogischen Vereines in Regensburg. 8. Jahrg. 1854. 8°.

Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. 5. Hft. 1855. 8°.

Verhandlungen des zoologisch-botan. Vereins in Wien. Bd. IV. 1854. 8°.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. Bd. V. 3. Heft. 1855. 8°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Vereine für Sachsen und Thüringen in Halle. Jahrg. 1854. III. und IV. Band. 1854. 8°.

Dritter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Wernervereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahre 1853. Wien 1854. 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Jahresbericht der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau. pro 1850—51. 1851.
pro 1851—53. 1854. 8°.

Mémoires de l'Academie des sciences, arts et belles-lettres de Dijon. Deuxième Serie. Tome I. und II. 1851, 52, 53. 8°.

Bulletin de la Société des sciences naturelles de Neuchatel. 11. Nov. 1852 — 19. Mai 1854. pag. 95—102. 8°.

Hieran schloss sich folgender Bericht des Vereinskassiers, Apotheker Weismann, über den Stand der Vereinskasse:

Rechnungsablegung

bei der Generalversammlung zu Stuttgart

am 29. Juni 1855.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Vereinskasse zu erstatten, und zwar über die Rechnung des eilften Jahrgangs $18\frac{54}{55}$.

Die zweckmäßigſte Pflege
der
ſchönen Künſte in Deutſchland.

Die Zeiten ſeit Napoleons Fall ſind eben ſo vollſtändig den Beſchäftigungen des Friedens zugewendet, als die der Revolution und der franzöſiſchen Uebermacht es dem Kriege waren. Ueberall ſteigt der Wohlſtand, an jedem Ausgange jedes Dorfes reihen ſich friſchrothe Dächer den alten gebräunten an, wie in üppigen Sommern jedem Baumzweige neue hellgefärbte Sproſſen. Nach jeder Seite hin erweitern ſich Verbindungen und Lebensanſichten, Genüſſe und Bedürfniſſe, Forderungen und Kenntniſſe. Man ſollte wähnen, daß bei ſo erfreulichen Zuſtänden der Staaten, Gemeinen, Vereine und der Einzelnen das Schöne, dieſe höchſte, aber auch ſeltenſte Blüthe einer lebenskräftigen Zeit, die ruhige, naturgemäße Entwickelung krönen, und der Sinn für daſſelbe die Menſchen durchdringen müſſe, welche friedlichen Beſchäftigungen hingegeben, Muße haben, das Leben nach allen Seiten zu verſuchen und zu genießen.

Aber hier gerade ſtoßen wir auf eine Erſcheinung, welche uns in unſerm Glauben an das Vorſchreiten des menſchlichen Geſchlechts irre machen könnte. Wir finden nämlich, daß das Bedürfniß des Schönen weder ſo lebhaft, noch ſo allgemein, weder ſo klar, noch ſo volksthümlich gefühlt wird, als dieſes in früheren Zeiten, bei minder glücklichen Völkern der Fall war, ſogar abgeſehen von den Griechen, bei welchen ein Zuſammenfluß von Umſtänden der Ausbildung des Schönheitsſinns zu Hülfe kam,

Am 1. Juli 1854 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl. 3711.	15.
b) Ausstände	65.	42.
c) Cassenvorrath	149.	22.
	fl. 3926.	19.

Von den 24 Ausständen des vorigen Jahres sind im Laufe dieser Periode bezahlt worden:

20 Actien mit	fl. 54.	
4 Actien wurden in Abgang gerechnet mit	10.	48.
die Hefte aber zurückerhalten,		
in Ausstand blieb ein Rest mit . . .		54.

Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt 0

An Capitalzinsen wurden eingenommen . fl. 153.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder 305 mit 324 Actien.

Zuwachs in dieser Periode 15 und zwar durch die Herren:

Revieramtsverweser Bührlen in Rottenburg,
Revierförster v. Zell in Zwiefalten,
Kübler, Secretär bei der Postcommission,
Oberförster Fromm in Esslingen,
Ingenieur Eb. Klemm in Romanshorn,
Dr. Juris Otto Elben,
Med. Dr. Kettenbach,
„ „ Andler,
Professor Rau in Hohenheim,
„ Dr. Wolff in Hohenheim.
Partic. Ferd. Glocker,
Kaufmann Schaller in Gross-Aspach,
Jakob Hildenbrand, Geognost in Dürnau,
Professor Dr. Haenel an der polyt. Schule,
Oberfinanzrath Renner.

Die Actienzahl 339 hat sich durch den Austritt von 17 Mitgliedern um 17 vermindert; die Ausgetretenen sind die Herren:

Med. Dr. Schmidt in Mezingen,
Apotheker Blezinger in Gaildorf,

Apotheker Barth in Leonberg,
„ Pitsch in Sulzbach,
Pfarrer Gaupp in Bissingen,
„ Hauss in Oppelsbohm,
Med. Dr. Mebold in Heidenheim,
Apotheker Bilhuber in Vaihingen,
Rechtsconsulent Jordan,
Professor Ofterdinger in Ulm,
Med. Dr. Schmidt in Tübingen.

Gestorben sind die Herren:

Stadtschultheiss Closs in Murrhardt,
Oberamtsarzt Dr. Buxorini in Ehingen,
Obermed.-Rath Dr. v. Schelling,
Med. Dr. Maus in Esslingen,
Finanzrath Kurz,
Redacteur Carl Elben.

Die Zahl der Actien ist nun 322, welche

à fl. 2. 42	fl. 869. 24.
betragen; davon wurden 320 bezahlt mit . . .	864. —
im Ausstand blieben 2	5. 24.
Als Beitrag pro $18\frac{53}{54}$ von der Königl. Centralstelle	75. —
Die ausserordentliche Einnahme beträgt . . .	4. 48.
Auf den Grundstock wurden in diesem Jahr hingeliehen	400. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl. 29.	9.
2) „ Mobilien	51.	18.
3) „ Vermehrung der Sammlung	179.	4.
4) „ Buchdrucker- etc. Kosten	261.	44.
5) „ Reinigung des Locals .	5.	30.
6) „ Aufwärter	116.	—
7) „ ausserordentl. Ausgaben .	8.	12.
8) „ Capitalsteuer	9.	24.
	fl. 655.	21.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1855.

Am 1. Juli 1854 war der		
Activcapitalstand . . .	fl. 3711. 15.	
Hiezu ausgeliehen . . .	400. —	
		fl. 4111. 15.
Davon Ablösungen		— —
Rest		fl. 4111. 15.
Hiezu die Activausstände		6. 18.
den Cassenbestand		244. 49.
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1855		fl. 4362. 22.
Am 1. Juli 1854 betrug das Vermögen:		
a) Capitalien . . .	fl. 3711. 15.	
b) Ausstände . . .	65. 42.	
c) Cassavorrath . . .	149. 22.	
	fl. 3926. 19.	
Somit Zunahme		fl. 436. 3.

Die Versammlung schritt sofort zur Neuwahl der Vorstände und zur Ergänzung des Ausschusses. Auf den Antrag des Herrn Oberbaurath v. Bühler wurden die bisherigen Vorstände, Prof. Dr. v. Rapp als erster, Prof. Dr. v. Kurr als zweiter Vorstand einstimmig wieder gewählt. Ebenso wählte die Versammlung, auf Antrag des Herrn Oberbaurath v. Fischer, einstimmig wieder die acht, diesmal austretenden Ausschussmitglieder.

Der Ausschuss besteht somit aus folgenden Mitgliedern:

Gebliebene:

Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
Apotheker Dr. Haidlen in Stuttgart,
Professor Hochstetter in Esslingen,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger,
Professor Dr. Köstlin,
Professor Dr. v. Kurr,
Handlungsvorsteher Reiniger,
Director v. Seyffer, sämmtlich in Stuttgart.

Neugewählte:

Professor Dr. v. Fehling,
Medicinalrath Dr. Hering,
Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Professor Dr. Plieninger,
Graf v. Seckendorff,
Apotheker Weismann, sämmtlich in Stuttgart.

Zu Ergänzungsmitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung vom 16. August gewählt:

Oberreallehrer Blum,
Finanzrath Eser,
Dr. O. Fraas,
Professor Holtzmann,
Oberpostrath v. Scholl,
Bergrath v. Schübler, sämmtlich in Stuttgart.

Für den Ort der nächsten Generalversammlung wurde Tübingen und zum Geschäftsführer Professor Dr. v. Rapp erwählt.

Sodann fasste die Versammlung definitiven Beschluss über die Aenderung der §§. 11 und 13 der Statuten, wie dieselbe schon auf der letzten Versammlung zu Esslingen beantragt worden war (Jahrg. XI. p. 19). Diese Paragraphen lauten von nun an folgendermassen:

§. 11. Die Mitglieder wählen zur Besorgung der Vereins-Angelegenheiten einen Ausschuss aus ihrer Mitte, welcher in Stuttgart seinen Sitz hat. Er besteht aus einem ersten und zweiten Vorstand und aus 16 Mitgliedern. Zu Fassung eines gültigen Beschlusses wird ausser dem Vorsitzenden die Anwesenheit von mindestens 6 weiteren Ausschussmitgliedern erfordert.

§. 13. Die Generalversammlung wählt ausser den Ausschussmitgliedern den ersten und zweiten Vorstand des Vereins. Der Ausschuss wählt aus seiner Mitte die Stellvertreter für den ersten und zweiten Vorstand oder einen Vorsitzenden für die jeweilige Sitzung, sowie die Secretäre und den Kassier.

Hierauf begannen die Vorträge, und zwar I. mit einem Nekrolog auf Bergrath Faber du Faur, welchen Bergrath v. Schübler vortrug.

Zum Andenken an Bergrath v. Faber du Faur, geboren den 2. December 1786, gestorben den 22. März 1855.

Es ist mir der Auftrag geworden, zum Andenken des allgemein verehrten und um die Anwendung der Wissenschaft hochverdienten Mannes, des Bergrath v. Faber du Faur einige Worte zu sprechen, was ich um so bereitwilliger übernommen habe, als der Verstorbene mir nicht nur Freund und College, sondern auch beim Beginnen meiner Laufbahn im Bergfache Lehrer war und ich Gelegenheit hatte, seine Strebungen und Leistungen während eines Menschenalters zu beobachten und zu deren Anwendung mitzuwirken.

Ein Nekrolog Faber's wird demnächst veröffentlicht werden, ich beschränke mich daher darauf, seine Stellung zu der Wissenschaft zu bezeichnen.

Faber vereinigte mit der wissenschaftlichen Untersuchung die praktische Anwendung mit einer so glücklichen und scharfen Combinationsgabe, dass er durch seine Einrichtungen und Entdeckungen im Fache der Metallurgie einen weit verbreiteten Namen sich erworben hat. Aber auch die Wissenschaft verdankt seinem unermüdlichen Streben viele neue Wahrnehmungen, welche er als gründlich gebildeter Techniker hauptsächlich durch Arbeiten in der Grube und in der Hütte zu erheben wusste, wobei er unbedenklich auch den ersten Autoritäten entgegen trat, wenn seine Beobachtungen mit diesen nicht übereinstimmten. Dabei muss ich erwähnen, dass Faber in der Chemie ein Schüler Kielmeyer's, in der Mineralogie und Geognosie ein Schüler Werner's war. Diese grossen Denker hatten die Wissenschaft auf den Grund von Beobachtungen aufzubauen, welche gegen dem gegenwärtigen Reichthum an Material als unbedeutend erscheinen könnten, wenn nicht das geistige Band diese lockern Findlinge zusammengehalten hätte. Die Methode der Beobachtung war das Verdienst dieser Lehrer und durch diese waren

die Schüler im Stande, auf der gegebenen Grundlage weiter zu bauen.

Als eine Streitfrage, welche längst gelöst ist und an welche die Geognosten der jetzigen Zeit nur mit einem mitleidigen Lächeln zu denken versucht sein könnten, war vor 40 Jahren das Alter des Jurakalks vielfach behandelt. Werner und Freiesleben hatten Alpenkalk und Jurakalk mit dem Zechstein im Alter gleich gesetzt. Als ich im Jahr 1818 und 1819 unter der Leitung Faber's mich dem Grubenbetrieb in Wasseralfingen widmete, waren die Schüler Werner's der Ansicht, unsere Thoneisensteinflötze seien blos an den Jurakalk angelagert, was für unsern Grubenbetrieb von sehr praktischer Bedeutung werden konnte. Durch Leopold v. Buch und meinen Bruder in die neue Classification des Jura's eingeweiht, fand ich bei den Schülern Werner's wenig Anklang. Um die schwebende Streitfrage zur Entscheidung zu bringen, liess Faber, als der Mann der That, einen Stollen unter den Jurakalk des Braunenbergs mit Genehmigung des königl. Bergraths treiben und ich erinnere mich noch lebhaft, wie ungläubig diese von Faber mir mitgetheilte Kunde in Freiberg von den Schülern Werner's aufgenommen wurde. Das Alter des Jura's war aber durch Faber's Arbeit für alle Zeiten constatirt.

Als um das Jahr 1830 die ersten Nachrichten über die Anwendung der erwärmten Gebläseluft aus Schottland nach dem Continent kamen, wurden diese Nachrichten vielfach als Täuschungen aufgenommen und Karsten — die erste Autorität im Eisenhüttenfache — sprach sich dagegen aus, weil nach einer bekannten Erfahrung die Hohöfen im Winter bei kalter Luft einen bessern Gang zeigen, als im Sommer bei warmer Luft. Faber richtete dennoch einen Apparat zu Erwärmung des Windes ein und eine Ersparniss von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ des Kohlenbedarfs war das Ergebniss. Er erlebte die Genugthuung, dass seine Apparate nachher in der ganzen hüttenmännischen Welt sich Eingang verschafften und die preussische Regierung selbst deren Nachbildung anordnete. Die Theorie wurde auch bald auf die richtige Erklärung geleitet, dass die durch die warme Luft dem Ofen zugeführte Feuchtig-

keit der Grund des schlechten Ofengangs im Sommer ist, nicht die Wärme der Luft.

Die Apparate zu Erwärmung der Gebläseluft mittelst der Gichtflamme führten Faber zu weitern Erfahrungen über die Natur der Hohofengase.

Die Gichtflamme wurde schon längst zu technischen Zwecken benützt, aber die Menge der in derselben enthaltenen gebundenen Wärme war nicht richtig erkannt worden. Faber fand, dass die Apparate für Erwärmung des Windes sich stärker erhitzten, wenn Luft mit den Gichtgasen in den Apparat einströmte, und ermittelte durch Versuche das richtige Verhältniss der Luftzuführung. Er erreichte aber nur dadurch den grössten Effect, dass er durch Zuleitung erwärmter Luft die Verbrennung der Gichtgase vollständiger und rascher bewerkstelligte.

Diese Entdeckung machte in den Jahren 1837 und 1839 in der ganzen hüttenmännischen Welt die gespanntesten Erwartungen rege und Faber wurde in allen Weltgegenden als der Schöpfer einer neuen Aera in der Hüttenindustrie gepriesen. Faber war unermüdlich in Versuchen, die Beschaffenheit der Hohofengase in den verschiedenen Schichten der Ofenfüllung zu ermitteln und durch zweckmässige Windführung den Gasen den höchsten Effect abzugewinnen.

Zu analytischen Untersuchungen über die Zusammensetzung der Hohofengase wurde durch diese Arbeiten Anstoss gegeben und der Hohófenprocess, welcher der ganzen Eisenindustrie als Grundlage dient und bisher in geheimnissvolles Dunkel gehüllt war, wurde durch die Untersuchungen von Bunsen, Ebelman und andern Chemikern auf eine wissenschaftliche Grundlage gebracht, wozu Faber, dessen Laboratorium der Schmelzofen war, hauptsächlich Veranlassung gab.

Es konnte nicht fehlen, dass auf die überspannten Erwartungen, welche von der Anwendung der Hohofengase gehegt wurden und wozu mehr die Schüler Faber's, die sogenannten Gas-Apostel, beitrugen, als er selbst, ein Rückschlag erfolgte.

Es mussten die Umstände ermittelt werden, unter welchen die Benützung der Hohofengase ohne Nachtheil für den Hohofen-

process stattfinden konnte, und diese Untersuchungen waren noch nicht zu Ende gebracht, als die Gesundheit Faber's durch geistige und körperliche Anstrengungen so angegriffen wurde, dass er dem praktischen Hüttendienst zu entsagen und eine Beschäftigung im Bergraths-Collegium zu suchen veranlasst war, welche jedoch nur kurze Zeit währte, indem wiederholte Schlaganfälle den Zurücktritt von allen Geschäften dem rastlosen Manne abnöthigten.

Als das Verdienst Faber's muss angesprochen werden, dass er die in den Hohofengasen enthaltene gebundene Wärme durch zweckmässige Verbrennung des Kohlenoxydgases zu benützen lehrte, während früher hauptsächlich die in der abziehenden Gichtflamme enthaltene freie Wärme benützt wurde und die Verbrennung mehr dem Zufall überlassen war. Die Benützung kann auf die verschiedenste Weise geschehen und nach Erforderniss können die Gase auf beliebige Entfernungen geleitet werden, um erst an dem Ort des Bedarfs zur Benützung zu kommen; immer ist die zweckmässigste Art der Verbrennung mittelst Anwendung erwärmter Luft für den Erfolg entscheidend, wenn die höchsten Hitzgrade verlangt werden.

Aus den Arbeiten über die Anwendung der Hohofengase gingen die Versuche mit den Gasgeneratoren hervor, mittelst welcher Brennstoffe aller Art in Kohlenoxydgas verwandelt werden und zu Darstellung der höchsten Hitzgrade dienen, wie sie das Schmelzen und Schweissen des Eisens erfordern.

Auch über die zweckmässigste Construktion dieser Oefen verbreiteten sich die Arbeiten Faber's und die Anwendung der Gaserzeugungs-Oefen hat sich in denjenigen Gegenden weiter ausgebildet, wo als Brennmaterial nicht Steinkohle, sondern Holz und Torf für Flammfeuerung verwendet werden.

Auf diese Weise haben Faber's Arbeiten über die Anwendung der Hohofengase ein neues Feld gewonnen, auf welchen ihnen eine praktische Anwendung für alle Zeit gesichert ist.

Wir sehen in Faber das ausgeprägte Beispiel eines Mannes, welcher die wissenschaftliche Forschung mit ihrer Anwendung auf die materiellen Aufgaben der Technik zu vereinigen im hohen

Grade verstand. Sein häusliches und sein Berufsleben waren nicht ohne bittere Erfahrungen und mühevolle Kämpfe; ihm war aber das seltene Glück, dass er in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren seine Thätigkeit der Vervollkommnung des seiner Leitung anvertrauten Hüttenwerks widmen und auch dem rechnenden Beobachter einen in Zahlen darstellbaren Maasstab für den Erfolg seiner Strebungen an die Hand geben konnte. Wasseralfingen hob sich von einer einfachen Masselnhütte auf den Rang einer der ersten Giessereien des Continents und die Erhöhung des Ertrags während dieser Zeit lässt sich nach Millionen rechnen.

Die unvermeidlichen Rechnungsdefecte erledigten sich leichter, wo solche Ergebnisse vorlagen und bei so reicher Ernte wurde auch von den vorgesetzten Behörden die Aussaat für Versuche weniger ängstlich bemessen. Die Werke Faber's rechtfertigten auf glänzende Weise das geschenkte Vertrauen und sein Andenken segnet eine Menge fleissiger Bürger, denen sein wissenschaftliches Streben Arbeit für Menschenalter gesichert hat.

Unser Verein erfüllt eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn er den Verdiensten des Verstorbenen um die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben seine Anerkennung zollt.

In Betreff des durch erwärmte Luft gewonnenen Eisens stellte Apotheker Dr. Leube von Ulm die Anfrage, ob nicht auch anderswo die Beobachtung gemacht worden sei, die man vor bereits 15 Jahren in der Gasfabrik zu Carlsruhe gemacht und worüber L. seiner Zeit in Gmünd berichtete, indem die eisernen Retorten für die Gewinnung von Steinkohlengas, welche aus Eisen durch warmes Gebläse gewonnen, schon nach drei Monaten zerstört waren, während solche aus demselben Eisenerze durch kaltes Gebläse gewonnen, drei Jahre lang gebraucht werden konnten. Bergrath v. Schübler erwiederte hierauf, dass man allerdings da und dort ähnliche Erfahrungen gemacht habe, dies aber von der Beschaffenheit gewisser Eisenerze herzurühren scheine, indem durch den höhern Hitzgrad des Schmelzprocesses Erdbasen reducirt und dem Eisen beigemischt werden, welche bei niedrigerm Hitzgrade in die Schlacke übergehen.

II. Professor Dr. v. Rapp trug folgende Beobachtungen über den Winterschlaf vor:

Zu den merkwürdigen Erscheinungen im thierischen Haushalt gehört der Winterschlaf, jener Zustand von Scheintod, in welchen manche Thiere verfallen, wenn sie einer niedern Temperatur ausgesetzt sind. Dem Winterschlaf sind mehrere Säugthiere und viele Reptilien unterworfen; auch unter den wirbellosen Thieren zeigt sich bei dem Einfluss einer niedern Temperatur dieser lethargische Zustand, und analoge Erscheinungen bietet auch das Pflanzenreich dar, doch ist auch hier der gewöhnliche Schlaf und der dem lethargischen Zustande der Thiere vergleichbare Zustand zu unterscheiden.

Bei den Säugthieren kommen Beispiele von Winterschläfern vor unter den fleischfressenden Thieren im weitern Sinn und bei den Nagthieren. So zeigen die Fledermäuse in unsern Gegenden den Winterschlaf, ferner der Igel. Der Dachs verschläft wohl einen grossen Theil der kalten Jahreszeit, doch ist es keine tiefe und anhaltende Lethargie und der Dachs kommt auch im Winter, wenn die Kälte nicht heftig ist, zum Vorschein. Einen Winterschlaf halten die Haselmäuse *(Myoxus)*, das Murmelthier und einige ihm verwandte Arten, ferner der Hamster, *Spermophilus citillus, Dipus.* Die Winterschläfer sind von den übrigen Säugthieren dadurch verschieden, dass die Temperatur ihres Blutes sich nicht unabhängig behauptet von der Temperatur der Luft, sondern abnimmt, wenn die umgebende Atmosphäre kälter wird.

Man schreibt aber einigen Säugthieren mit Unrecht einen Winterschlaf zu. So wird vom Waschbären *(Procyon lotor)* angegeben, er verfalle in einen Winterschlaf. Seit einigen Jahren bin ich im Besitz eines Waschbären aus Nordamerika, der nie ein Zeichen von Winterschlaf gezeigt hat, ungeachtet dieses Thier nie in ein warmes Lokal gebracht wird. Von der Sandmaus *(Psammomys obesus)* in Aegypten wird im Atlas zu Rüppell's Reise *) angegeben, es sei nicht zu bezweifeln, dass dieses Thier

*) S. 59.

wie wir ihn wohl nirgends und nie mehr bienieden erblicken werden, auch dann nicht, wenn man die lieblichſte Südſeeinſel mit einer Anſiedelung beſetzen wollte, welche eitel aus lauter Künſtlern und Künſtlerinnen zuſammengeſetzt wäre.

Der Grund dieſer Erſcheinung liegt wohl darin, daß den neuen Völkern ſo ziemlich Alles fehlt, was zu Hervorbringung eines allgemeinen Schönheitsſinnes gehört, nämlich vollſtändig ausgebildete Nationalität, eine mit dieſer verbundene, ſyſtematiſche Durchführung der Formen der Gottesverehrung und eine Vereinigung von großer Macht und überragenden Reichthümern in den Händen Weniger. Ueberdies iſt der politiſche Pol ſtets mehr nordweſtlich verrückt. Der Süden, wo der meiſte natürliche, angeborene, unverkrüppelte Schönheitsſinn ſich findet, erliegt den Folgen ſeiner früheren ungeheuren Kraftäußerungen und dient dem proſaiſchen, tüchtigen Norden.

Dieſer iſt von Altem her gewöhnt, mehr gründlich gelehrt das Vorhandene zu durchforſchen, als im Fluge der Einbildungskraft Neues zu ſchaffen. Er läßt ſich die Hervorbringungen des Südens gefallen, bezahlt ſie gut, erhält ſie mit ehrerbietiger Sorge, ihre Wirkung aber erſtreckt ſich nicht auf die Maſſe und beſchränkt ſich häufig nur auf wenige reizbare, fühlende Beſchauer. Alles iſt auf Haus und Zimmer, Verdachung und Heizung angewieſen in den Ländern, in welchen in unſern Zeiten die Kräfte des Volks ſich am ſchnellſten und kräftigſten entwickeln.

Eine amerikaniſche Stadt, hergezaubert von Yankee's aus gefällten Stämmen des Urwalds, mit Zeitungsbüreaux, Dampfbooten und Banken, bewohnt von Auswanderern aller europäiſchen Lande, möchte wohl ein treueres Bild unſerer Zeit geben, als Rom mit ſeinen herrlichen Trümmern aus den verſchiedenen Zeiten ſeiner drei Herrſchaften, der des Kriegs, der des Glaubens und der der Kunſt. Der ſchöne Himmel, der üppige Pflanzenwuchs, die großartigen Formen des Landes, die herrlichſten Naturgaben ſind dem furchtbaren Walten der Nemeſis anheim gefallen und ſcheinen darauf zu warten, daß ein erneutes, aufgefriſchtes Volk mit dieſen verſchwenderiſch zugetheilten Gaben auf eine noch nicht dageweſene, unſchuldige Weiſe walte.

Wenn alle neueren Völker einer eigenthümlich ausgebildeten und rein ausgeſchiedenen Geſtaltung ermangeln und nun bei dem

einen Winterschlaf halte, da es im Winter nie gesehen werde, aber ich hielt den ganzen Winter über zwei dieser afrikanischen Thiere, die mir Herr Dr. Günther geschickt hatte; sie waren stets munter, auch wenn andere Thiere, die neben ihnen sich befanden, in den Winterschlaf verfallen waren. Sie waren in einer Nacht einer Kälte von + 1° R. ausgesetzt und blieben dabei munter. Es sind nächtliche Thiere.

Man hat von einem Sommerschlaf gesprochen, welchen der Tenrek *(Centetes)*, ein dem Igel verwandtes Thier, das in Madagaskar und Mauritius sich findet, unterworfen sei, aber spätere Nachrichten, welche Telfair *) und Desjardins **) mitgetheilt haben, widersprechen dieser Behauptung, indem der Tenrek in der kältern Jahreszeit in einen lethargischen Zustand zu verfallen scheint.

Nachdem ich seit einigen Jahren Beobachtungen über den Winterschlaf angestellt habe, komme ich jetzt, um Ihnen einige Resultate vorzulegen.

Ich hielt in der Gefangenschaft die drei Arten von *Myoxus* (Haselmaus), welche in Württemberg vorkommen, *Myoxus glis, nitela, avellanarius*. Die beiden ersten werden nicht leicht zahm und wenn sie in wachendem Zustande sind, kann man sie nicht anfassen, ohne gebissen zu werden; dagegen ist die kleine Haselmaus *(Myoxus avellanarius)* sogleich zahm, nachdem man sie gefangen hat und macht nie einen Versuch, zu beissen. Die Haselmäuse sind nächtliche Thiere, den Tag über verbergen sie sich, darin stimmen mit ihnen die meisten winterschlafenden Säugthiere überein, doch nicht alle, z. B. das Murmelthier. *Myoxus nitela* kommt in Württemberg seltener vor, als die beiden andern Arten, findet sich jedoch in der Gegend von Tübingen, wie auch die beiden andern Arten von *Myoxus*. Ich hatte ferner zwei Hamster, welche aber, da sie nicht jung eingefangen waren, nicht zahm wurden, auch vertrugen sie sich nicht mit einander, dagegen die Haselmäuse alle mit Thieren ihrer Art im Frieden

*) Proceedings of the zoological Society of London. 1830—1831. p. 89.
**) Annales des sciences naturelles p. 179. 1830.

zusammen lebten. Ich hatte ferner ein Murmelthier und zwei *Spermophilus citillus* aus Schlesien. Diese waren ganz zahm. An dem Igel machte ich wenig Beobachtungen, er ist übel zu handhaben.

Im Zustande des Winterschlafs sind die Säugthiere kugelförmig zusammengerollt, torpid, die Füsse sind an den Leib angezogen. Bei den langgeschwänzten, wie bei *Myoxus* ist der Schwanz gegen die untere Seite des Leibes angelegt bis zu dem Kopf. Die Augen sind geschlossen, ja ich fand, dass auch die Ohren geschlossen sind. Bei der kleinen Haselmaus ist in diesem Zustande die Ohrmuschel an den Kopf angedrückt und bildet zur Verschliessung des Gehörgangs eine doppelte Klappe, indem der vordere Rand des äussern Ohrs rückwärts gebogen wird, der hintere Rand aber ist vorwärts eingeschlagen, dadurch wird die Ohröffnung völlig geschlossen. Bei der grossen Haselmaus *(Myoxus glis)* ist im Winterschlaf das äussere Ohr abwärts geschlagen und bedeckt klappenförmig den äussern Gehörgang, und ein Haarbüschel unter demselben vervollständigt die Verschliessung. Beim Hamster drückt sich der obere Theil der Ohrmuschel wie eine Klappe auf die Mündung des äussern Gehörgangs. Bei *Spermophilus citillus* ist das äussere Ohr sehr klein, aber die Verschliessung des Gehörgangs geschieht während des Winterschlafs dadurch, dass die Ohröffnung sich vollständig zusammenzieht.

Von den Sinnwerkzeugen ist also das Auge und das Ohr verschlossen, aber auch die Werkzeuge des Tastsinns fand ich in einem veränderten, gleichsam in einem geschlossenen Zustande. Die Tastwerkzeuge sind bei den Säugthieren, mit Ausnahme des Menschen, wenig ausgebildet, doch dienen manchen ihre langen, beweglichen Bartborsten als empfindliches Tastorgan. Im Zustande des Winterschlafs nun sind, wie ich es bei den Haselmäusen und beim Hamster beobachtete, die langen Bartborsten, welche von der Oberlippe ausgehen, in einen Büschel vereinigt und rückwärts gerichtet an den Kopf angelegt, da sie, wenn die Thiere im wachenden Zustande sich befinden, strahlenförmig aus einander laufen.

Bildet man bei einem im Winterschlaf befindlichen Thier

eine Hautfalte, z. B. an den Seiten, an dem Rücken, so bleibt sie stehen, wie bei einem todten Thier, da sie doch sonst schnell sich wieder ausgleicht.

Was die Lufttemperatur betrifft, durch welche der lethargische Zustand herbeigeführt wird, so lässt sich darüber keine allgemeine Regel feststellen, ja, wenn man Thiere derselben Art beobachtet, so trifft man oft neben denen, die im Winterschlaf liegen, auch wachende an; so fand ich es bei den Haselmäusen, beim Hamster, bei *Spermophilus citillus*, die gleiche Beobachtung wurde auch von Barkow*) und von Andern gemacht. Die kleine Haselmaus *(Myoxus avellanarius)* fand ich gewöhnlich bei einer Temperatur von + 5° R. im Winterschlaf, doch bei + 10° R. Morgens fand ich einige im Winterschlaf, andere waren munter, zuweilen war diese Haselmaus bei einer Temperatur von + 12° R. noch im Winterschlaf. *Myoxus glis* war bei + 5° R. oft noch munter, bei einer Temperatur der Luft von + 4° R. waren sie zuweilen im Winterschlaf. In einer Höhle, welche eine Temperatur von + 9° R. zeigte, waren die Fledermäuse im Winterschlaf. Der Hamster widerstand der Kälte am längsten, ehe er in Winterschlaf verfiel. Es ist längst bekannt, dass man die Winterschläfer schnell in den lethargischen Zustand versetzen kann, wenn man sie künstlich erkältet, z. B. in einen Eiskeller bringt. Uebrigens gibt es zwischen dem Winterschlaf und dem wachenden Zustande viele Mittelstufen. Die grosse Haselmaus und der Hamster fühlen sich dann zwar kalt an, knurren aber, wenn man sie beunruhigt, haben die Augen und Ohren halb geschlossen, machen unsichere Bewegungen, taumeln. Der Hamster gibt einen schnarchenden, grunzenden Ton von sich, wenn er im Winterschlaf, der nicht tief ist, beunruhigt wird, ebenso der Igel. Dieser Ton wird nach Barkow dadurch hervorgebracht, dass der Kehldeckel im Zustande des Winterschlafs an den weichen Gaumen fest angeklebt ist und nur mit einiger Anstrengung gelöst werden kann.

Die Thiere lassen sich ausserordentlich leicht im Winter-

*) Der Winterschlaf. Von Barkow. 1846.

schlaf stören. Nicht nur wenn man ein solches Thier in eine wärmere Luft bringt, in ein warmes Zimmer, erwacht es etwa nach einer halben Stunde oder einer Stunde; sondern im tiefen Winterschlaf ist die Sensibilität nicht erloschen, es stellen sich Bewegungen, Inspirationsversuche ein, wenn man ein solches schlafendes Thier von der Stelle bewegt, wenn an den Tisch angestossen wird, auf dem es sich befindet, wenn man es anbläst u. dergl.; so fanden es auch Barkow, Hall u. A.

Einzelne Widersprüche in den Beobachtungen an den Thieren im Winterschlaf lassen sich dadurch erklären. Ueberhaupt dauert der Winterschlaf bei vielen nicht ununterbrochen fort. Besonders bei der kleinen Haselmaus habe ich oft wahrgenommen, dass sie vollkommen erwacht, Nahrung zu sich nimmt und nach einigen Stunden wieder in den lethargischen Zustand geräth. Bei solchen Winterschläfern, welche in einer ganz gleichförmigen Temperatur sich befinden, z. B. in Höhlen, wo sie überhaupt jeder Störung entzogen sind, verhält sich dieses anders; so schlafen die Murmelthiere in ihren Höhlen unter der Erde ununterbrochen ein halbes Jahr und darüber.

Die Winterschläfer können stärkere Kälte nicht ertragen, sie sterben. Die grosse und die kleine Haselmaus, der Hamster, *Spermophilus citillus*, erfroren, als ich sie einer Kälte von — 8° bis — 10° R. die Nacht über aussetzte, ungeachtet diese Thiere in ihren Behältern reichlich mit Moos und mit Schafwolle versehen waren; ich fand diese Thiere Morgens kugelförmig zusammengerollt, wie im Winterschlaf, aber hart gefroren. Andere kleine Säugthiere, welche keinen Winterschlaf halten, z. B. *Mus minutus*, ertrugen diese Kälte ohne allen Schaden.

Die Thiere, welche im Winterschlaf liegen, sind kalt, ihre Temperatur ist um wenige Grade höher, als die der Luft. Der Hamster, welcher bei einer Temperatur der Luft von + 2° R. im Winterschlaf lag, zeigte in der Gegend des Herzens eine Wärme von + 5° R. Bei der grossen Haselmaus, welche bei einer Temperatur der Luft von + 2° R. im Winterschlaf war, zeigte der Thermometer, dessen Kugel in die Gegend des Herzens gebracht wurde, + 6° R. Bei *Spermophilus citillus* im

Winterschlaf bei einer Temperatur der Luft von + 3° R. zeigte der Thermometer an der Brust in der Gegend des Herzens + 4° R.

Im tiefen, vollständigen Winterschlaf steht die Respiration zeitweise still; man bemerkt keine Respirationsbewegungen. *) Diese Beobachtung muss aber mit Vorsicht angestellt werden, weil, wie schon erwähnt wurde, der Winterschlaf durch Anfassen des Thiers, durch Versetzung in eine andere Lage gestört wird, es stellen sich leichte Bewegungen, Respirationsversuche ein. Wenn man ein Thier im Winterschlaf mehrere Minuten lang beobachtet, so bemerkt man zuweilen, nach einigen Minuten Ruhe, einige schwache Respirationsbewegungen, die aber dann wieder aufhören. Dass die Respiration doch nicht ganz stille steht, geht aus einem Versuch von Prunelle hervor, **) der ein im Winterschlaf befindliches Murmelthier tödtete, indem er es in eine Atmosphäre von Kohlensäure versetzte.

Nach Sacc in Neuchatel wird ein Murmelthier im Winterschlaf schwerer. ***) Diese Zunahme des Gewichts beträgt in zwei Tagen 1—2 Gramme, zuweilen etwas darüber. Das Gewicht dieser Thiere betrug 1182—3027 Gramme. Doch wurde nicht beständig dieses Schwererwerden beobachtet; es scheint, dass der höhere oder niedere Grad des lethargischen Zustandes von Einfluss war, beim höhern Grad des Winterschlafs war die Zunahme des Gewichts am merklichsten.

Es stehen übrigens diese Versuche im Widerspruch mit früheren Beobachtungen.

Nach Prunelle wurde ein Murmelthier im Winterschlaf in 43 Tagen um 1440 Gran leichter. Fledermäuse im Winterschlaf wurden in 21 Tagen um $^1/_{32}$ ihres Gewichts leichter. Ich fand bei zwei kleinen Haselmäusen *(Myoxus avellanarius)* im Winterschlaf in 7 Tagen (vom 22. bis 29. Januar) eine Gewichtsabnahme von $^1/_{40}$ ihres Gewichts.

---

*) On Hybernation. By Marshall Hall. Philosoph. Transact 1832. S. 338.

**) Prunelle, sur le sommeil hivernal de quelques mammiferes. In Annales du Muséum d'hist. nat. 1811.

***) Annales de chimie. 1849. p. 435.

Nach Regnault und Reiset *) erklärt sich die Gewichtszunahme dadurch, dass ein Murmelthier im Winterschlaf Stickstoff absorbirt, in 117 Stunden wurden 0,228 Gramme Stickgas absorbirt, und besonders wird mehr Sauerstoffgas absorbirt, als in der ausgeathmeten Kohlensäure enthalten ist; die Menge des verbrauchten Sauerstoffgases betrug bei diesem Versuch 13,088 Gramme und es wurden nur 7,174 Gramme kohlensaures Gas gebildet. Es wurde also im Winterschlaf Stickgas und Sauerstoffgas aus der umgebenden Luft im Körper fixirt. Im wachenden Zustande hauchen diese Thiere, wie auch manche andere, die dem Winterschlaf nicht unterworfen sind, eine kleine Menge von Stickgas aus nach Regnault. Uebrigens ist der Verbrauch des Sauerstoffgases während des Winterschlafes sehr gering, nur der dreissigste Theil von dem, was im wachenden Zustande verbraucht wird. Uebrigens fand Regnault, dass auch bei andern Thieren, welche keinen Winterschlaf halten, z. B. bei Kaninchen, dass nicht die ganze Menge des Sauerstoffgases, welches bei der Respiration verbraucht wird, als Kohlensäure wieder zum Vorschein kommt.

Der Kreislauf des Bluts ist im Winterschlaf sehr schwach und langsam. Man fühlt auch bei den grössern Thieren, wie bei *Spermophilus citillus*, im tiefen Winterschlaf keinen Herzschlag. Schneidet man die Haut ein, so fliesst sehr wenig Blut aus. Auch aus grössern Arterien entleert sich das Blut langsam. Doch bei einer im torpiden Zustande ohne Respirationsbewegung befindlichen Fledermaus beobachtete Hall unter dem Mikroskop in den kleinsten Gefässen der Flughaut noch Blutbewegung.

Die Irritabilität ist im Winterschlaf nicht aufgehoben. An einer kleinen Haselmaus, welche im Winterschlaf lag bei einer Temperatur von + 5° R., machte ich die Vivisection. Das Zwerchfell zog sich wiederholt zusammen, man mochte es unmittelbar reizen durch die Messerspitze, oder auf Zusammendrücken des Zwerchfellsnerven. Die willkührlichen Muskeln über-

*) Recherches chimiques sur la respiration des animaux. In Annales de chimie. 1849.

haupt waren reizbar. Die Contractionen des Herzens dauerten, jedoch immer schwächer werdend, regelmässig gegen eine Viertelstunde fort. Im tiefen Winterschlaf fühlt man an der Brust keinen Herzschlag, wenn bei diesem Versuch das Herz regelmässig und anhaltend pulsirt, so war dieses eine Folge der Vivisection. Eine wurmförmige Bewegung der Gedärme war jedoch nicht vorhanden. Die Lungen waren sehr blassroth, klein, wie überhaupt bei den Winterschläfern, aber lufthaltend. Die Farbe des Venenbluts war nicht sehr dunkel; das Blut vollkommen flüssig, in der Brusthöhle und Bauchhöhle enthielten sowohl die Arterien als Venen viel Blut. Das in einem kleinen Glase aufgefangene Blut wurde an der Luft heller roth und gerann freiwillig nach etwa zwei Minuten und trennte sich nachher in den Blutkuchen und das Blutwasser. Die Lungen der Winterschläfer sind klein im Verhältniss zu der Grösse des Thiers; dieser Umstand ist wohl die Hauptursache des Winterschlafs.

Man hat bei den Winterschläfern auf eigenthümliche, drüsenähnliche Organe aufmerksam gemacht; ich fand sie bei Fledermäusen, beim Igel, Murmelthier, Hamster, *Myoxus*, *Spermophilus*. Bei letzterem Thier liegen sie in der Achselhöhle und erstrecken sich bis zum hintern Winkel des Schulterblatts. Eine ähnliche Drüsenmasse liegt hinter den untern Halswirbeln und den obern Rückenwirbeln, bedeckt von den Hals- und Rückenmuskeln. In diesen abgerundeten, rothen Massen, sogenannte Winterschlafdrüsen, sammelt sich sehr viel Fett an, ich fand in ihnen bei der mikroskopischen Untersuchung eine ausserordentliche Menge von Fetttröpfchen. Die Grösse dieser Organe ist veränderlich und richtet sich danach, ob überhaupt mehr oder weniger Fett im Zellgewebe abgelagert ist. Zur Herbstzeit sind die Winterschläfer sehr fett, dann findet man auch diese drüsenähnlichen Organe vergrössert. Diese Organe haben keinen Ausführungsgang. Dass die Thymus im Winterschlafe von besonderer Grösse sei, wird von Haugsted*) bestritten, aber bei *Spermophilus citillus* im Winterschlaf fand ich die Thymus grösser als das

*) Haugsted, Thymi descriptio Hafniae 1832.

Herz, ungeachtet die Beobachtung an einem alten ausgewachsenen Thier angestellt wurde. Bei einem alten Hamster, welcher während des Winterschlafes bei einer Kälte von — 12° R. im Dezember gestorben war, bedeckte die Thymus die Hälfte des Herzbeutels.

Tiedemann fand die Thymus bei einem im Winterschlaf getödteten Murmelthier viel grösser als bei einem im Sommer untersuchten Thier, und im ersten Fall enthielt die Thymus eine chylusähnliche Flüssigkeit.

Bei einigen Säugthieren ist übrigens die Thymus das ganze Leben über ausserordentlich gross und ragt weit am Halse herauf; so bei den Robben und Delphinen.

Rechtsconsulent S. Schott fragte hierauf, ob es wahr sei, dass die Schwalben auch einen Winterschlaf halten. Diesem widersprachen v. Rapp, v. Martens, Hochstetter und Krauss. Die beiden letzteren führten an, dass während der vorangegangenen nassen und kalten Tage, vom 15. bis 24. Juni bei einer Temparatur von 8—10° R. die Mauerschwalben *(Cypselus murarius Temm.)* hier und in Esslingen so starken Mangel an Nahrung litten, dass viele Exemplare derselben todt oder halbtodt aufgefunden wurden.

III. Oberreallehrer Blum sprach über die Bedeutung und Theorie des Foucault'schen Versuches Folgendes:

Die Behauptung, dass sich die Erde um ihre Axe drehe, taucht schon im frühen Alterthum in Indien und in Griechenland auf; namentlich kennen wir einen Ausspruch des griechischen Weltweisen Aristarch (280 v. Chr.), welcher dieselbe in der unumwundensten Form hinstellt. Allein wie konnte eine Lehre, die weder durch genaue Beobachtungen, noch durch mathematische Beweisführung gestützt war, in den Kampf geführt werden gegen die in jener Zeit allgemein herrschende, geradezu entgegengesetzte Vorstellung von Welt und Erde! Später waren es besonders die alexandrinischen Astronomen, welche sich bemühten, in die Erscheinungen am Himmel und in den Lauf der Sterne Licht zu bringen und eine Frucht jener Bestrebungen ist

das von Ptolemäus aufgebaute Weltsystem, das eine ruhende Erde annimmt und das trotz aller Ungereimtheiten, Unvollständigkeiten und der überaus künstlichen Auskunftsmittel viele Jahrhunderte hindurch das herrschende war, bis endlich der grosse Kopernikus an die Stelle der alten Weltordnung eine neue zu setzen wagte, welche der Erde die bescheidene Rolle eines Planeten anweist, welche die anscheinend schwierigsten Probleme auf ganz einfache Weise löst und die verwickelten Bahnen der Himmelskörper als natürliche Folgerungen eines und desselben Grundprincips erscheinen lässt.

Wem es heutzutage vergönnt ist, einen Blick in jene Zahlen zu werfen, durch welche der ganze Sternenhimmel in die schönste Harmonie gebracht ist; wer überdiess die Resultate der Keppler'schen Beobachtungen und die Newton'schen Gesetze kennt; wer endlich den Forschungen der neueren Astronomen gefolgt und Zeuge gewesen ist, wie das kopernikanische System mit jedem neuen Fund am Himmel einen neuen Triumph gefeiert hat: der bedarf eines weitern Beweises für die Unumstösslichkeit desselben nicht. Wer dagegen, wie der neue Erdbanner, Doktor Schöpfer aus Quedlinburg, in Verzweiflung gerathen will darüber, dass er sich auf einem so verschwindend kleinen, dem Augenmerk des Allerhalters fast entrückten Stäubchen, wie die Erde der heutigen Astronomen, wissen soll, und nur dann festen Glauben an den gütigen Vater Aller, an die Verheissungen der Bibel, ja selbst an die Unsterblichkeit halten zu können meint, wenn die Myriaden Weltkörper um der Erde willen geschaffen und der Mensch das einzige geliebte Kind des Ewigen sei, der ist freilich blind und taub gegen alle Beweise, welche Beobachtungen und Zahlen uns liefern.

Seit der Aufstellung des kopernikanischen Weltsystems waren Astronomen und Physiker zu allen Zeiten bemüht, den rein wissenschaftlichen Beweisen für die Axendrehung der Erde noch andere zur Seite zu stellen, welche auch dem Laien zugänglich sind. Diese Beweise beruhen theils auf allgemeinen Gründen der Wahrscheinlichkeit, theils auf Erscheinungen, welche auf der

Erde selbst beobachtet werden und ihre Erklärung nothwendig in der Achsendrehung derselben finden.

In die Kategorie der letztern gehören vornämlich drei. Der erste derselben gründet sich auf die an den Polen abgeplattete Kugelgestalt der Erde, welche durch unmittelbare Messungen nachgewiesen worden ist. Der zweite wurde aus der Verschiedenheit der Umdrehungsgeschwindigkeit abgeleitet, welche bei ungleich weit von der Erdaxe entfernten Punkten auf der Erde stattfinden muss, und welche in den Benzenberg'schen Fallversuchen ihre Bestätigung gefunden hat. Der dritte endlich, den wir dem genialen französischen Physiker Foucault, der ihn im Jahr 1851 aufgefunden hat, verdanken, beruht auf einer Eigenschaft des Pendels, eines bekannten physikalischen Instruments. Dieser dritte Beweis, der uns jetzt noch weiter beschäftigen soll, zeichnet sich vor den beiden ersten dadurch wesentlich aus, dass er uns die Drehung der Erde durch unmittelbare Anschauung erkennen lässt.

Vermöge einer allem Körperlichen zukommenden Eigenschaft, die man mit dem Wort Trägheit oder Beharrungsvermögen zu bezeichnen pflegt, verändert kein Körper den Zustand, in welchem er sich befindet, wenn nicht Kräfte auf ihn einwirken, die eine solche Veränderung veranlassen. Ein in Ruhe befindlicher Körper fängt eben deswegen nicht von selbst sich zu bewegen an; es ist hiezu ein äusserer Anstoss nöthig, der ihn zwingt, den Zustand der Ruhe zu verlassen. Anderseits würde z. B. eine Kanonenkugel mit der Geschwindigkeit und in der Richtung, mit der sie den Lauf verlässt, in's Unendliche sich fortbewegen, wenn nicht der Luftwiderstand oder andere Hindernisse ihre Geschwindigkeit allmälig oder plötzlich vernichteten und wenn nicht die Schwerkraft ihrer Bewegung in jedem Augenblick eine andere Richtung ertheilte.

So wenig nun eine Kugel ohne die Einwirkung einer ablenkenden Kraft die Richtung ihrer Bewegung wechselt, so wenig ändert ein freischwingendes Pendel seine Schwingungsrichtung, so lange es nicht durch neu hinzutretende Kräfte dazu gezwungen wird. Bei unsern gewöhnlichen Uhrpendeln, die aus

vermehrten Verkehr im Ganzen daſſelbe Bild darſtellen müſſen, welches wir in früheren Zeiten nur in wenig Handelsſtädten wiederfinden, ſo iſt es mit den religiöſen Formen derſelbe Fall. Wenn ſchon jedes Volk dieſe ſich auf ſeine eigenthümliche Weiſe angeeignet hat, ſo waren ſie dennoch von außen eingebracht, in ihrer Richtung vom Gange der Völker verſchieden und in demſelben Maße der Ausbildung der Nationalität hinderlich, in welchem ſie menſchheitliche Zwecke voranſtellten. Sie waren hier zu viel, dort zu wenig, was ſie ſeyn ſollten, ſonderten ſich von dem Leben immer mehr ab und ließen bei den höheren Ständen viel Licht bei wenig Wärme, tiefer unten dagegen viel Wärme bei wenig Licht vorwalten.

Die ungeheuren Reichthümer, welche die Entdeckung und Eroberung Amerika's in eine noch an alte Einfachheit gewöhnte Generation warf, hatten vorzüglich den ganz unglaublichen Aufſchwung der ſchönen Künſte befördert. Aber auch dieſe Blüthe ſollte unſerm Geſchlecht nur auf kurze Zeit gegönnt ſeyn. Daß unſer allgemeiner Bildungsgang, daß das Anſetzen der Frucht, welche nun ſich der Reife zu nähern ſcheint, dieſe Blüthe fallen machte, wird dadurch klar, daß auch in den Ländern, welche die Reformation nicht in ſich aufnahmen, die ſchönen Künſte weder das freudige Leben noch die Volksthümlichkeit behaupten konnten, welche wir an ihnen am Ende des fünfzehnten und am Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts bewundern. Wenn auch einzelne gewaltige Geiſter auftauchten, ſo ermangelte dennoch das Ganze der innern Lebenskraft.

Wie einſeitig die Kunſt durch die reaktionären Bewegungen der Zeit wurde, beweiſen die Zerſtörungen, welche ſie an der ſogenannten gothiſchen Baukunſt anrichtete, indem ſie dieſer den Jeſuitenſtyl aufzudringen ſtrebte.

Die neuere Zeit offenbarte frühe ihren Zug nach dem Uebergewicht des Handels über den Grundbeſitz, des perſönlichen Verdienſtes über die Geburt und der Proſa über die Poeſie. Nur da, wo entweder *ein* abſoluter Wille Alle beherrſcht, oder eine welterobernde Ariſtokratie die Schätze der geplünderten Länder in *einer* Stadt anhäuft, konnte das Unglaubliche, noch in ſeinen Trümmern Staunen Erregende gebaut werden; aber dieſem mangelte entweder die Schönheit ganz, wie in Egypten, oder man ſchmückte es durch Werke griechiſcher Künſtler, wie in Rom. Ariſtokratien waren

einer festen Stange mit daran hängender Scheibe oder Linse bestehen, kann sich die Erscheinung des Beharrens in einer und derselben Schwingungsebene nicht zeigen, weil sie nicht frei, d. h. in einem Punkt, mit ungehinderter Bewegung nach allen Seiten, aufgehängt sind, sondern gewöhnlich mit ihrem obern Ende auf der scharfen Kante einer Axe aufliegen, so dass sie gezwungen sind, immer wieder in eine wenigstens annähernd senkrecht zu dieser Axe gestellte Schwingungsebene zurückzukehren. Hängen wir daher ein solches Pendel zum Beispiel an der senkrechten Wand eines Schiffszimmers so auf, dass die Schwingungsaxe perpendikulär zur Wand gerichtet ist, so muss dasselbe parallel mit dieser Wand schwingen, welche Drehungen und Wendungen das Schiff auch machen mag, vorausgesetzt, dass die Bewegung des Schiffes ohne Seitenschwankungen vor sich geht. Die Schwingungsebene des Pendels ändert also hier mit dem Schiff ihre Richtung. Anders gestaltet sich die Sache, wenn wir ein Pendel, das aus einem dünnen Draht oder Faden mit daran hängender Metallkugel besteht, an der Decke des Schiffsraumes so aufhängen, dass es nach allen Richtungen frei schwingen kann. Versetzen wir ein solches Pendel nach irgend einer bestimmten Richtung in Schwingung, während sich das Schiff langsam und ohne Erschütterung dreht, so machen wir die Beobachtung, dass die Schwingungsebene der drehenden Bewegung des Schiffes nicht folgt, sondern unverrückt der gleichen Himmelsgegend oder dem gleichen Punkt des entfernten Ufers zugewendet bleibt. Einem Beobachter im Schiff aber, der nicht auf die Gegenstände am Ufer blickt, und eben desswegen, wie es bei sanfter Bewegung fast immer der Fall ist, sich selber sammt dem Schiff in Ruhe wähnt, wird es vorkommen, als drehe sich die Pendelebene in einem der Bewegung des Schiffes entgegengesetzten Sinne im Kreise herum.

In einem ähnlichen Falle sind wir Erdbewohner, die wir uns mit Allem, was uns umgibt, alltäglich einmal von West nach Ost um die Erdaxe drehen, ohne dass uns die leiseste Erschütterung an unsere überdiess sehr rasche Bewegung mahnt. Ein freischwingendes Pendel, das in Beziehung auf den Welt-

raum eine unveränderte Richtung beibehält, muss daher scheinbar eine unserer eigenen Bewegung entgegengesetzte Drehung haben.

Die Sache verhält sich jedoch nicht an allen Punkten der Erdoberfläche gleich, wie nun näher auseinander gesetzt werden soll.

Die Schwingungsebene des Pendels ist durch zwei Stücke bestimmt: nämlich erstens durch die Gleichgewichtslage des Pendels, d. h. durch die Stellung, welche es einnimmt, ehe es in Schwingung versetzt wird und nachdem es zur Ruhe gekommen ist; zweitens durch eine Horizontallinie, welche die Richtung angibt, nach welcher das Pendel schwingt. Die erste Linie, die der Gleichgewichtslage des Pendels, ist stets gegen den Mittelpunkt der Erde gerichtet, die letztere kann eine beliebige Richtung nach irgend einem entfernten Punkt im Weltraum, z. B. nach einem Stern, haben.

Denken wir uns nun unser Pendel für's Erste an einem der Pole, etwa am Nordpol, genau in der Verlängerung der Erdaxe aufgehängt, so fällt das eine der genannten Bestimmungsstücke, nämlich die Gleichgewichtsstellung, mit der Erdaxe zusammen und bleibt während der Umdrehung der Erde in unveränderter Richtung, da auch die Erdaxe parallel mit sich selbst im Weltraum fortschreitet. Das andere Bestimmungsstück, die horizontale Richtungslinie, ist ohnehin gänzlich unabhängig von der Bewegung der Erde. Es ist somit kein Grund vorhanden, warum die Schwingungsrichtung irgend eine Ablenkung erfahren sollte, und es ist also klar, dass die um ihre Axe sich drehende Erde und mit ihr der Polhorizont sich unter dem Pendel herumdrehen muss. Eine durch den Mittelpunkt des Polhorizonts gezogene, anfänglich mit der Schwingungsebene gleich gerichtete Linie wird daher schon im nächsten Augenblick einen kleinen Winkel mit derselben bilden, da sie sich mit dem Horizont von rechts nach links dreht, und in 24 Stunden wird dieser Winkel 360° betragen.

Wenn es möglich wäre, den Versuch am Pol selbst anzustellen, so müsste es dem Beobachter, der sich selbst, ebenso wie wir, in Ruhe glaubt, vorkommen, als wenn sich die Schwin-

gungsebene in 24 Stunden einmal von links nach rechts im Kreise herumdrehte, ganz nach derselben Richtung und mit derselben Drehungsgeschwindigkeit, mit der sich dort ein Stern am Horizont im Kreise herum zu bewegen scheint.

Ich will gleich hier auf zwei Einwürfe antworten, die man häufig machen hört: erstens, ob die Drehung des Aufhängepunkts, welche so lange nicht zu vermeiden ist, als wir das Pendel nicht an einem ausserhalb der Erde befindlichen Punkt aufhängen können, und zweitens, ob die fortschreitende Bewegung des Aufhängepunkts, welche er mit der Erde bei ihrem Fortschreiten auf ihrer jährlichen Bahn theilt, keinen Einfluss auf die Schwingungsrichtung des Pendels ausüben könne. — Dass die Drehung des Aufhängepunkts, die überdies in unserem Fall eine ausserordentlich langsame ist, keinen Einfluss auf die Schwingungsebene eines Pendels hat, lässt sich durch einen Versuch im Kleinen leicht nachweisen; immer wird man finden, dass diese Drehung nur das zur Folge hat, dass auch der Pendelfaden und mit ihm die Pendelkugel sich in sich selbst drehen. In Beziehung auf den zweiten Einwurf ist zu bemerken, dass vor und während der Schwingung das ganze Pendel die gleiche fortschreitende Bewegung hat, wie der Aufhängepunkt, und dass also, wenn ein ruhendes Pendel plötzlich in Schwingung versetzt wird, in dieser Beziehung keine Aenderung eintritt, und daher auch keine Kraft hinzukommt, die eine Ablenkung der Schwingungsrichtung bedingen könnte. Dasselbe gilt für die fortschreitende Bewegung von West nach Ost, welche der Aufhängepunkt an andern Orten, neben der so eben berührten, in Folge der Axendrehung der Erde erhält.

Versetzen wir uns nun mit unserem Pendel an den Aequator, so finden wir die Sache bedeutend verändert. Eine auf der Horizontebene eines unter dem Aequator befindlichen Ortes von Süd nach Nord gezogene Linie, eine sogenannte Nordlinie, bleibt während der Umdrehung der Erde stets parallel mit der Erdaxe und hat folglich, wie diese, immer die gleiche Richtung in Beziehung auf irgend einen Punkt im Weltraum. Auch jede andere in der Horizontebene gezogene Linie ändert ihre Richtung

nicht, da sie mit der Nordlinie, die mit ihr in der gleichen Ebene liegt, einen unveränderlichen Winkel bildet. Da nun die Horizontalrichtung der Schwingungsebene eines Pendels ebenfalls unveränderlich ist, so ergibt sich von selbst, dass hier eine scheinbare Drehung dieser Schwingungsebene in Beziehung auf eine Linie des Horizonts nicht stattfinden kann.

Betrachten wir endlich den Fall, dass der Versuch an einem Ort zwischen dem Pol und dem Aequator angestellt wird. Fassen wir auch hier zunächst die Nordlinie des Horizonts ins Auge, so erkennen wir leicht, dass sie die verlängerte Erdaxe in einem Punkt schneidet, der um so weiter vom Nordpol entfernt ist, je näher der betreffende Ort dem Aequator ist. Hieraus geht hervor, dass die Nordlinie während einer Umdrehung der Erde die Oberfläche eines Kegels beschreibt, dessen Spitze in der verlängerten Erdaxe liegt. Jede neue Lage der Nordlinie, und darum auch jeder anderen in der Horizontebene gezogenen Linie bildet folglich mit der vorhergehenden einen Winkel, und es muss daher auch hier, wie am Pol, eine scheinbare Drehung der Pendelebene stattfinden. Der Drehungswinkel in 24 Stunden wird aber weniger als 360° betragen und um so kleiner sein, je spitzer der von der Nordlinie beschriebene Kegelmantel ist, da die Summe aller Winkel, welche die aufeinander folgenden Lagen der Nordlinie unter sich bilden, gegeben ist durch den Winkel, den wir erhalten, wenn wir uns den Kegelmantel an einer Seite von der Spitze aus aufgeschnitten und ausgebreitet denken. Vom Aequator an, wo die Ablenkung gleich Null ist, wächst demnach der tägliche Drehungswinkel mit der geographischen Breite und zwar, wie auf trigonometrischem Wege leicht nachzuweisen ist, im Verhältniss des Sinus derselben und erreicht sein Maximum am Pol.

Für Stuttgart z. B., dessen geographische Breite 48° 46′ 53″ ist, beträgt die Grösse des Drehungswinkels in 24 Stunden 270, 8° = 270° 48′, in 1 Stunde also 11°, 28 = 11° 16′ 48″ und in einer Minute 0, 188° = 11′ 16,8″.

Wir haben seither die Thatsache der Axendrehung der Erde vorangestellt und daraus die Erscheinung abgeleitet, welche ein schwingendes Pendel zeigen muss. Da nun der Versuch diese

Schlussfolgerung nach allen ihren Theilen vollkommen bestätigt, und für die drehende Bewegung des Pendels kein anderer vernünftiger Grund gefunden werden kann, so sind wir auch berechtigt, ihn als eine weitere Bestätigung unserer Annahme zu betrachten.

Der Foucault'sche Versuch ist bis jetzt zwar weder unter dem Aequator, noch, aus bekannten Gründen, an einem der Pole angestellt worden; dagegen liegt eine grosse Reihe von Resultaten anderer Beobachtungen vor, die unter den verschiedensten Breitegraden, von einem Ort auf der Insel Ceylon, der unter dem 6,9. Grad, bis Aberdeen, das unter dem 57,9. Grad nördlicher Breite liegt, angestellt wurden und welche nicht allein das Factum an sich vollständig bestätigt haben, sondern auch der durch die Rechnung gefundenen Grösse des Drehungswinkels bis auf kaum bemerkbare Unterschiede nahe gekommen sind.

Zum Schlusse beehre ich mich, die verehrten Mitglieder unseres Vereins auf heute Nachmittag 3 Uhr in das Chor der Stiftskirche einzuladen, wo ich den Versuch anstellen werde. *)

IV. Professor Dr. v. Kurr theilte über einige Land- und Süsswasserconchylien der Tertiärformation Oberschwabens Folgendes mit:

Herr Revierförster v. Zell in Zwiefalten, dessen unermüdetem Fleiss und Eifer wir schon so manche Entdeckung interessanter Fossilien im Gebiete unserer Tertiärfauna verdanken, hat mir eine Sendung von neuaufgefundenen Land- und Süsswasserconchylien aus der Umgebung von Zwiefalten mitgetheilt, welche ich Ihnen hiemit vorzulegen die Ehre habe, und ich erlaube mir einige Bemerkungen darüber, sowie über die Bedeutung unserer Tertiärfauna überhaupt daran anzuknüpfen.

Unter den eingesandten Gegenständen befindet sich eine zum erstenmal aufgefundene mit *Helix vermiculata* Mich. und

*) Das zum Versuch gebrauchte Pendel hatte eine Länge von 58,277 württ. Fuss und brauchte zu einem Hin- und Hergang 8,2" Zeit. Das Gewicht der an einem dicken Kupferdraht aufgehängten Bleikugel betrug gegen 50 Pfund.

alonensis Fèr. verwandten, an *H. Matthiaca* Stein. des Mainzer Beckens sich anschliessende Spezies, welche ich dem Entdecker zu Ehren *Helix Zellii**) nennen will. Es ist demnach eine dem südlichen Europa angehörige Form, der ersten Abtheilung von *Archelix* Albers völlig entsprechend, während die im Süsswasserkalk Oberschwabens am häufigsten vorkommende *H. sylvestrina* Ziet. und die etwas seltenere *H. sylvana* Klein offenbar in die zweite Abtheilung jener Untergattung sich reihen, doch so, dass sie zwischen *sylvatica* und *sylendida* Drap. sich stellen. Die bei Zwiefalten und Ehingen nicht seltene *Helix inflexa* v. Martens gehört sicher in die Untergattung *Campylaea* Albers, deren europäische Arten hauptsächlich den südlichen Hochalpen eigenthümlich sind, während die aussereuropäischen den Cordilleren von Peru und Bolivia und theilweise der Insel Martinique angehören; kurz, sie deutet auf warmes Gebirgsland. Ihre Verwandtschaft mit *H. Lefeburiana* Fèr., *Zonata* Stud. und der auf Porto sancto einheimischen *H. portosanctana* Sow. lässt sich auf den ersten Blick erkennen.

Die bei Ehingen und Mainz, sowie in der Auvergne vorkommende *H. Ramondi* Brongn. ist am meisten der bei Cariçal auf Madeira und in dem dortigen *Diluvium* fossil gefundenen *H. Bowdichiana* Fèr. verwandt und schliesst sich theils an *H. melanostoma* Dr., die im südlichen Frankreich und Algerien vorkommt, theils an die Gruppe der amerikanischen *H. auricoma* Fèr. an.

H. insignis Schübler, eine der ausgezeichnetsten Eigen-

---

*) *Helix Zellii* Kurr: *testa subobtecte-perforata, globoso-depressa, substriolata, anfr. 5 convexi, intimi subgranulati subplanati, ultimus antice deflexus; apertura late lunaris producta, peristomium valde reflexum, ampliatum, margine columellari dilatato, umbilicum infundibuliformem subtegente. Diam. maj. 32, min. 26; alt. 17 mill.* Im tert. Süsswasserkalk zu Andelfingen bei Zwiefalten. Von *H. Mathiaca* durch gedrücktere Form, breitern Mund und trichterförmigem Nabel, geringere Verdickung des Mundsaumes, auch geringere Wölbung der Unterseite des letzten Umgangs verschieden, daher auch eher mit *H. alonensis* Fèr., *Var. Lorcana* Rossm. aus Spanien, als mit *Dezertorum* Forsk. aus Syrien vergleichbar.

thümlichkeiten von Steinheim, erinnert durch ihren trichterförmigen Nabel fast nur an die grossen Formen von *H. rosacea* Müll., wie sie im südwestlichen Afrika vorkommen, und unter allen europäischen Arten ist keine einzige, womit sie verglichen werden könnte.

H. Ehingensis Kl., bei Ulm und Ehingen gleich häufig, gehört zu der Gruppe von *Pachystoma* Albers, welche hauptsächlich in Westindien einheimisch ist. Die grosse Verdickung des Spindelsaumes, der starke Callus am Innenrand der Mündung, die dicke Schale und die Verdeckung des Nabels durch den Callus stellen sie neben *H. crascilabris* Pfr. und *discolor* Fèr., während die Gesammtform mehr an *Nanina bicolor* und *bulla* Pfr. erinnert.

Auch *H. rugulosa* v. Martens stellt sich nach Form und der so sehr ausgeprägten Streifung in die Reihe der westindischen und nordamerikanischen Arten, und reiht sich namentlich an *H. elevata* Say. und *pensylvanica* Green, aus der Gruppe *Patera* Albers an. So gehört auch die von Thomae bei Hochheim gefundene *H. Rahtii* Th. zu Jamaicaformen.

An diese Bemerkungen über die *Helicecn* unserer Tertiärfauna, welche leicht erweitert werden könnten, reihe ich zunächst einen mehr negativen, aber nicht minder wichtigen Character derselben, nämlich das gänzliche Fehlen von grösseren *Bulimus*- und *Pupa*-Arten, wie diess auch auf dem nordamerikanischen Festlande der Fall ist. Es leben diese Thiere hauptsächlich in Ländern mit trockener Atmosphäre, während unsere Landschnecken, wie wir sie kennen gelernt haben, hauptsächlich feuchten Wäldern und Bergthälern angehört haben, ein Umstand, welcher durch das häufige Mitvorkommen von Süsswasserconchylien, wovon später die Rede sein wird, wesentlich unterstützt wird.

Die bei Hochheim vorkommende *Strophostoma* ist zwar bei uns noch nicht aufgefunden worden, erinnert aber gleichfalls an die auf Brasilien *(Bahia)* beschränkten *Anostoma*-Arten oder an *Hypostoma* aus Bengalen.

Glausilia grandis Klein und *antiqua* Schübler, sowie die bei Wiesbaden vorkommende *Cl. bulimoides* A. Braun,

können meines Erachtens nur mit den grossen dalmatischen und chinesischen Arten verglichen werden. Eine kleinere, von Herrn v. Zell eingesandte *Clausilia*, welche noch nicht näher bestimmt werden kann, erinnert dagegen an *Cl. plicatula* Drap., welche in Deutschland und der Schweiz nicht selten vorkommt. Immerhin ist das verhältnissmässig seltene Vorkommen der *Clausilien* und *Pupen* auffallend, wenn wir solches mit den gegenwärtigen Verhältnissen vergleichen.

Cyclostoma bisulcatum v. Zieten und *conicum* Klein schliessen sich an die südeuropäischen und egyptischen Formen mehr als an die westindischen an; dagegen sind die stattlichen *Glandinen* (*Gl. antigua* Klein), wie sie bei Ehingen und Ulm nicht selten vorkommen, wieder auffallende Typen Westindiens und der Küstengegenden von Mexiko.

Gehen wir zu den Süsswasser-Mollusken über, so fällt sogleich der unermessliche Reichthum von Individuen gewisser Gattungen, z. B. von *Valvata* und *Paludina* auf, welche an einigen Orten zu Milliarden zusammen liegen. Diess gilt namentlich von *Valvata multiformis* und *Paludina globulus* Desh., welche in der sogenannten Sandgrube von Steinheim vorherrschen. Die flache Form der Ersteren kann nur mit der nordamerikanischen *S. tricarinata* Say verglichen werden und steht ihr offenbar sehr nahe. *P. globulus* und *acuta* Desh., welch letztere auch bei Nördlingen und Mainz sehr häufig ist, gehören zu den überall in Küstengegenden wiederkehrenden Formen, welche zum Theil in brackischem Wasser leben und sich ausserordentlich vermehren. Dagegen erinnern die dickschaligen und grossen Formen von *P. varicosa* Bronn, welche bei Kirchberg an der Iller so häufig ist, und der bei Nördlingen aufgefundenen *P. nobilis* Klein augenscheinlich an *P. decisa* und *ponderosa* Say der vereinigten Staaten.

Die grossen und zum Theil stark gefalteten *Melanien* wie *M. grosse-costata* v. Klein, *turrita* v. Klein, *M. Wetzleri* Dkr. erinnern offenbar theils an *M. truncata* Lam. aus Guyana und *Hohenackeri* Phil. aus Surinam, theils an ostindische Formen, wie *M. varicosa* Troschel, während die kleinere *M.*

bulimoides v. Klein der *M. afra* Ziegl. nahe steht; die bis jetzt bei Zwiefalten und Andeltingen gefundene *Melanopsis* hat nach der Ansicht von Duncker und v. Klein so viele Aehnlichkeit mit der in Griechenland, Kleinasien, Syrien und Algerien verbreiteten *M. praerosa* Lin., dass sie dieselbe mit demselben Namen belegten, unterscheidet sich übrigens durch die schlankere, stärker in die Länge gezogene Form und die mehr elliptische als eiförmige Mündung, und dürfte so gut, wie die früher für *M. Dufourii* Fèr. gehaltene von Günzburg und Oberkirchberg *M. impressa* Klein eine eigene Spezies darstellen, wofür ich den Namen *M. Kleinii* vorschlage. Dass wir es hier aber mit Formen des mittelländischen *Litorales* zu thun haben, ist ausser allem Zweifel.

Was die sehr häufig verbreiteten *Limneen* anbelangt, so erinnern sie theils an indische, theils an nordamerikanische und europäische Formen; in erstere Reihe gehören *L. ellipticus* Kurr, zu den letztern *L. bullatus* Klein, *socialis* Schübl. und *subovatus* Hartm. Beinahe dasselbe kann von den *Planorben* gesagt werden, welche eigentlich zwischen den deutschen und nordamerikanischen Formen in der Mitte stehen. Auch die *Neritinen* stehen den deutschen Arten so nahe, das sie nur schwer von den lebenden zu unterscheiden sind.

Unter den *Bivalven* gehören die *Margaritanen* und *Unio Kirchbergensis* Klein gleichfalls zu nordamerikanischen Typen, während die Uebrigen, sammt den *Anodonten* und *Dreissenen* offenbar unter die deutschen sich reihen.

Werfen wir nach diesem einen flüchtigen Blick auf die höheren Thiere, welche bis jetzt in den tertiären Süsswasserkalksteinen Oberschwabens gefunden worden sind, wovon wir den Riesensalamander von Oeningen *(Andryas Scheuchzeri* Tschudi) die Gattung *Palaeomeryx, Chalicomys* und *Rhinoceros (Acerotherium incisirum* Kaup) hervorheben wollen, so weichen dieselben so sehr von europäischen Typen ab, dass wir nur auf Java und in Mexiko die analogen Thiere wiederfinden. Dasselbe hat O. Heer von den Insekten nachgewiesen.

Gleichwie aber überall in der jetzigen Schöpfung die schönste

Harmonie herrscht, so ist es auch zu allen Zeiten und selbst in den frühesten Perioden auf der Erde gewesen. Die fossile Flora des deutschen und schweizerischen Tertiärbodens hat ganz dieselben Resultate, wie die Fauna, geliefert; die Palmen, Feigenbäume, Brodfruchtbäume, Eichen und Pappeln, welche Herr Prof. Heer bis jetzt zusammengebracht und theilweise veröffentlicht hat, deuten theils auf Gewächse der südlichen vereinigten Staaten, theils auf brasilianische und ostindische Formen, während nur ein kleiner Theil auf die Flora des mittelländischen *Litorales* hinweist.

Fragen wir zuletzt nach den geologischen Resultaten dieser Untersuchungen, so ergibt sich unschwer die grosse Uebereinstimmung unserer tertiären Süsswassergebilde mit denen von Günzburg, Mainz, Oeningen und der äussern Schweiz, wo mir noch kürzlich vergönnt war, aus den Umgebungen von St. Gallen und vom Aargau theilweise dieselben Süsswasserconchylien wiederzufinden, welche bei Ulm, Ehingen und Steinheim so häufig wiederkehren. *) Es ergibt sich ferner, dass unser Süsswasserkalk, obwohl unter unserer Meeresmollasse gelagert, mit derselben in eine Periode in die der *Myocene* gehöre, dass aber wahrscheinlich die Bänke von Oeningen, welche der Meeresmollasse ein- oder aufgelagert sind, etwas jünger sind, als die von Ulm und Ehingen.

Er legte ausserdem genaue, in der k. polytechnischen Schule angefertigte Krystallmodelle aus Holz vor.

V. Hierauf sprach Dr. O. Fraas über die Ablagerung von Petrefakten im Jura.

So verschieden auch die Ablagerung von Petrefakten in den verschiedenen Schichten des Jura und an den verschiedenen Localitäten Schwabens ist, so lassen sich doch die verschiedenen Arten von Ablagerung unter dreierlei Haupt-Gesichtspunkten auffassen:

*) Vielleicht gehört auch der Süsswasserkalk von Rheims und der Auvergne hieher, denn einige *Helices* von daher, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, schliessen sich ganz an unsere einheimischen an.

überhaupt den schönen Künsten stets und überall günstiger als Demokratien, was die Dauer betrifft. Die schönste Blüthe, das ganz freie und gleiche Gemeinwesen, dauerte nur kurze Zeit. Auch in Deutschland haben die patrizischen Reichsstädte Kunstsinn und Kunstübung am längsten erhalten.

Der steigende Wohlstand der untern Klassen belebte die niederländische Kunst auf untergeordnete, aber höchst eigenthümliche, vielleicht kleinliche, gewiß aber auf achtungs- und liebenswürdige Weise. Manche Höfe liebten und pflegten die Künste, aber als exotische Pflanzen, aus Liebhaberei oder Sucht zu glänzen, ohne Folgerechtigkeit, ohne bedeutenden Einfluß auf das Volk, selbst auf die Einwohner der Hauptstädte. Die verschiedenartigsten Richtungen machten Künstler und Kunstfreunde eher irre als klar, und die Perrückenzeit mußte auch von den schönen Künsten durchgelebt, die Last der stets wachsenden Heere auch von ihnen getragen, die falsche Nachahmung des Antiken auch in Marmor und auf Leinwand durchgemacht werden. Endlich kamen wieder Zeiten, in welchen man ruhiger über sich selbst denken konnte.

Wie in den Lebensäußerungen der Staaten und Literaturen, so wurde auch in der schönen Kunst eine Rückkehr zum Alten, Religiösen, Angestammten bemerkbar; wie dort, fehlte es auch hier an wohlgemeinter, aber schlecht bedachter Uebertreibung keineswegs. Es wollte zwar älteren Kunstfreunden scheinen, daß der in das fünfzehnte Jahrhundert zurückgreifende Styl von Jenen wegen Mangels an poetischen Gaben, von Diesen wegen Unfähigkeit, das Nackte korrekt und schön darzustellen, von Manchem aus Verzweiflung, die harmonische Färbung und das kräftige Helldunkel der guten Zeit zu erreichen, ergriffen worden sey. Aber die alterthümelnde Richtung war zu mächtig, ihre Wortführer ließen es am Ausposaunen, ihre Gönner an Bestellungen so wenig fehlen, daß den Besonnenen nichts als schweigendes Zuwarten gerathen werden konnte. Die Heilkraft des ewig jungen Volkes erprobte sich auch hier, und es hatte doch wenigstens die Genugthuung, daß das Nachbarvolk, welches von uns nur zu oft nachgeahmt worden war, gerade alsdann jenen Uebertreibungen sich zuwendete, als sie bei uns anfingen zu verschwinden, um klareren Ansichten Raum zu geben.

1) Die Petrefakten lagern in Bänken. Je mächtiger eine Schichte entwickelt ist, um so lieber ziehen sich die organischen Reste auf ein nur wenige Zoll mächtiges Lager zurück, in welchem sie millionenweise zusammengehäuft sind, so dass die Bank oft aus nichts Anderem besteht, als eben aus jenen Resten.

Dieses Vorkommen von Petrefakten in Bänken ist für den Geognosten vom Fache ebenso angenehm, wie für den Petrefaktensammler, der von seiner Hände Arbeit sich nährt. Dieser kehrt doch jeden Abend reich beladen mit seiner Waare heim, denn die Bank lässt ihn nie trügerisch im Stich. Jener freut sich in den Bänken feste geognostische Horizonte zu haben, nach denen er sich aufs sicherste orientiren kann, denn nicht leicht kommt es vor, dass eine Spezies, die eine Bank charakterisirt, in einer älteren oder jüngeren wieder aufgefunden wird. Wie carakterisch sind nicht die *Psilonoten*, *Oxynoten*, *Raricostaten*, *Macrocephalen* u. s. w.? Hat man je einen *A. Psilonotus* anderswo gefunden als in dem 3 Zoll dicken Lager, das aus der Mitte der 2 Fuss mächtigen Psilonotenbank sich herausschält? *A. bifer* immer einige Zoll unter dem *A. oxynotus*, dieser selbst wieder in einer Bank von 5—6 Zoll, *A. raricostatus* zwar durch die letzten 6 Fuss des schwarzen Jura beta zerstreut vorkommend hat doch seine eigentliche Bank von 3—4 Zoll in der Hälfte seines Lagers. *A. polygyratus* und sein schöner Begleiter *flexuosus* finden sich am Hundsrücken an einer mehrere 100 Fuss mächtigen Steilwand nur in einer 5 Zoll dicken Schichte, desgleichen *B. hastatus*. Ebenso bildet das Seegras in den untern Posidonienschiefern, in den Jurensis-Mergeln, in der Oberregion der wohlgeschichteten Kalke eine sichere Bank der Orientirung. Die einzelnen Petrefakten der Bänke, die in allerlei Lage liegen, sind im Allgemeinen auf ihrer Oberseite besser erhalten, als auf der Unterseite. Man bekommt gar oft Ammoniten, die nur auf einer Seite schön sind; da darf man mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass die schöne Seite nach oben lag; es hat demnach die Zerstörung der Schale von unten begonnen. An einigen Localitäten nahm ich mir die Mühe, über die Quantität der Vorkommnisse Anhaltspunkte zu erhalten, denn beiläufige Schätzungen

trügen oft gewaltig. Es hat zwar keinen grossen Werth aber doch interessiren vielleicht den Einen oder Andern die betreffenden Zahlenverhältnisse. Am Eyachriss bei Balingen lieferten 100 Quadratfuss Oxynotenschichte, die dort 5—6 Zoll mächtig ist, 4500 Stück *A. oxynotus*, 1180 *A. bifer*, 600 *Terebr. oxynoti*, 550 *Gryphaea cymbium* juv., 1000 *Belemn.*, *Plagiostoma* und andere *Bivalven*. Summa 8000 Stücke, was auf 1 □Fuss 80 macht. Dieselbe Bank liefert bei Hechingen in einer Mächtigkeit von kaum 4 Zoll auf 10 □Fuss 150 *A. oxynotus*, 50 *A. bifer*, 8 *B. brevis*, die *Bivalven* sind meist zerdrückt und ihre Zahl schwer zu ermitteln. — In der Raricostatenbank bei Frommern liess ich auf 20 □Fuss abheben und erhielt 1400 *A. raricostatus*, 200 *A. planicosta*, 150 *A. armatus densinodus*, 10 *A. oxynotus pinquis*, 700 *B. brevis*, 100 *Bivalven*, thut auf 1 □Fuss 128 Stück.

Am Starzelriss bei Hechingen erhielt Herr Achenbach auf 10 □Fuss Flächenraum

600 *A. raricostatus*,
140 *A. armatus*,
200 *A. planicosta*,
8 *A. oxynotus pinquis*,
22 *B. brevis*.

Die *Bivalven* sind dort zerdrückt und unzählbar, thut auf 1 □Fuss 103 Individuen.

2) Das Vorkommen der andern Art ist das in einer Zone oder Region.

Die Petrefakten liegen nicht in Bänken, aufeinander und nebeneinander gehäuft, sondern in einer Schichte von vielen Fuss Mächtigkeit zerstreut. In der Regel ist die Schichte selbst nicht sehr mächtig entwickelt und von oben bis unten mit unregelmässig zerstreuten Fossilen erfüllt. Die Mannigfaltigkeit der Arten ist grösser als bei der Bankablagerung, wo vielmehr die massenhafte Entwicklung ein und derselben Species beobachtet wird. Der Jura hat seine schönsten und seltensten Vorkommnisse auf diese Weise bewahrt und tagelang arbeitet oft der Mann umsonst, bis er endlich nach mühevollem Graben ein kost-

bares Stück findet, das ihm die Arbeit lohnt. Zu dieser Art des Vorkommens sind z. B. die Numismalenthone, Amaltheenschichten und Ornatenthone zu rechnen. In den Ornatenthonen kommen auf einen Cubikfuss (nach Quadratfuss kann man hier nimmer zählen) 2—5 Stücke. Das Verhältniss der Arten ist nach Procenten Folgendes.

In der Lettengrube bei Lautlingen

A. heeticus	50 %
„ *convolutus*	20
„ *ornatus*	10
„ *Lamberti*	1
„ *heterophyllus*	½
„ *flexuosus*	7
„ *bipartitus*	8
„ *bidentatus*	3
„ *fl. globus*	½
Nucula ornati	½
Rostellaria	½
Glyphaea	½

3) Endlich findet sich ein grosser Theil von Petrefakten in Nestern. Wenn bei der ersten und zweiten Art nur von solchen Resten die Rede sein kann, welche nach ihrem Tode im Meer niedersanken, nachdem sie längere oder kürzere Zeit flottirt hatten, oder welche von der Fluth an die Ufer gespült wurden, führt uns die dritte Art des Vorkommens zu Fossilen, die vom Ort ihres Lebens nicht ferne, zum Theil an Ort und Stelle begraben sind. Die Petrefakten sind darum auch Reste von festsitzenden Thieren, *Pentacriniten*, Austern, *Brachiopoden*. Zwar sind sie zur Bankbildung eben so geneigt, wenn sie von ihrem Standort losgerissen und vom Wasser umhergetrieben wurden, aber öfter noch liegen sie in Nestern. Von *Pent. scalaris* fanden sich bei Hechingen 3 Stielglieder auf 10 □Fuss Raricostatenbank, bei Balingen auf 20 □Fuss 30, bei Frommern auf 20 □Fuss 2000. Hier trafen die Arbeiter ein Nest. Das Gleiche beobachtete ich bei *P. basaltiformis* in den Amaltheenthonen, bei *Terebr. substriata*, *lacunosa*, *Pentacr. cingulatus*,

Ostrea cristagalli H. und vielen Andern aus dieser Thierclassen. An der einen Localität fehlen diese Reste fast ganz, an andern oft nur wenige Schritte entfernten trifft man sie massenweise aufgestapelt.

Der Werth dieser Beobachtungen ist freilich ein sehr localer, aber je mehr solche locale Beobachtungen angestellt und zusammengestellt werden, wird man doch auch daraus nicht uninteressante Schlüsse ziehen können.

VI. Oberbaurath v. Bühler hielt folgenden Vortrag über die Beziehungen der Stromgebiete und Wasserscheiden zu den Gebirgen:

Ueber die Beziehungen der Stromgebiete zu den Gebirgen haben von jeher und bis auf die neueste Zeit herauf noch sehr irrige Ansichten vorgeherrscht.

Es ist bekannt, dass man die Flächenräume, die ihre Tagwasser den Bächen, den Flüssen und dem Strome zuführen, in welchen sich alle diese ergiessen, ein Fluss- oder Stromgebiet nennt, ferner, dass Hochebenen, Hügel, Berge und Hochgebirgszüge allermeist die Ursprungsorte und zugleich auch die Grenzscheiden der verschiedenen Flüsse

die Wasserscheiden

sind, und wollen dieses nun näher erläutern.

Da die Bewegung des Wassers in den Flüssen durch den Einfluss der Schwere nach den Gesetzen des Falles bewirkt wird, so muss nothwendig der Ursprungsort derselben höher liegen, als ihre Ausmündung und es müssen in einem Fluss- oder Stromgebiet die Flächen, auf und in welchen sich die Bäche und Flüsse gegen den Hauptstrom bewegen mehr oder weniger geneigte Ebenen gegen denselben sein, während dieser aber selbst wieder in einer geneigten Ebene von dem Innern des Landes gegen seine Ausmündung in das Meer abfliesst.

Die Oberfläche eines Stromgebiets bildet sonach ein Becken, welches in allen Richtungen gegen

den Hauptstrom geneigt ist, der sodann selbst wieder eine Neigung gegen seine Ausmündung hat.

Die tiefste Linie eines Stromgebiets muss also nothwendig diejenige sein, in welcher sich der Hauptstrom bewegt, die höchsten Linien aber, welche das Gebiet umziehen und gleichsam seinen Rand bilden, sind die Wasserscheiden, die sich wieder unmittelbar an die Ränder der nächsten Flussbecken anschliessen. Punkte auf diesen Linien, die zwischen zwei in entgegengesetzter Richtung abfliessenden Gewässern sich befinden, werden Theilungspunkte oder bei grösserer Ausdehnung auf Hochflächen

Theilungsflächen oder
Theilungsebenen

genannt.

Hieraus darf nun aber keineswegs wie früher ganz irrthümlich gefolgert werden, dass die grossen Flüsse nothwendig ein hohes Gebirge, oder die höchsten Punkte in demselben zum Ursprungsort haben müssen und dass die Wasserscheiden derselben sich immer auf den höchsten Gebirgsrücken hinziehen. Ein solcher Irrthum würde uns in den meisten Fällen ein ganz unrichtiges Bild von den Stromgebieten und ihren Wasserscheiden, sowie überhaupt von der Erdoberfläche und der Wasservertheilung auf derselben geben und uns zu mancherlei Täuschungen hinführen, worunter zunächst diejenige gehören würde,

dass Gebirge einen im Verhältniss zu ihrer Höhe und Ausdehnung bedeutenden Einfluss auf die Wasserscheiden ausüben.

Diess ist aber meist gar nicht der Fall, wie durch viele Beispiele erwiesen werden kann. Wäre diese Annahme richtig, so müsste man den Ursprung der grössten Flüsse des nördlichen Deutschlands in den höchsten Gebirgen daselbst suchen und so würde wohl der Harz eine Wasserscheide der ersten Ordnung sein, und Elbe wie Weser ihre Quellen dort haben, während diese beiden Ströme von viel ferner liegenden, weniger hohen Gebirgen herabkommen. So sollte man wohl auch annehmen dürfen, dass die Wasserscheide auf dem Harz diesem von Süd-

ost nach Nordwest erhobenen breiten Gebirgsrücken in der Richtung seiner Hauptlängeerstrekung auf seinem Kamm liegen werde, während sie gerade rechtwinkelig darauf von Südwest nach Nordost quer über den Kamm setzt. Aehnliche Erscheinungen bietet der Thüringer Wald mit seinem von Südost nach Nordwest gezogenen langen scharfen Kamm. Er scheidet Thüringen von Franken, das Main- von den norddeutschen Stromgebieten, dennoch aber liegt die Wasserscheide des Mains und der Weser auf der Südseite des Kammes und nur ein Theil des Gebirgs sendet seine Wasser in den Main, während die Wasserscheide beider Ströme gänzlich ausserhalb des Gebirgs und zwar zwischen Hildburghausen und Meiningstadt, da wo die Fränkische Saale entspringt, liegt. So liegt auch die Wasserscheide zwischen Elbe- und Wesergebiet (zwischen Saale und Werra) auf der Nordseite dieses Gebirgs quer gegen die Richtung des Gebirgskammes ohne Verbindung mit demselben und so wenig durch einen Höhenzug geschieden, dass man bei Gotha einen seinem freien Gefäll überlassenen Canal gegraben hat, welcher beide Flussgebiete verbindet.

Das Erzgebirge, von der Elbe berührt, ist ganz ohne Einfluss für das Wassersystem derselben und hat lediglich keinen Antheil an der Bildung ihrer Hauptquellen.

Noch ungleich bedeutungsvoller treten jedoch diese Abweichungen im Laufe der Gebirge und der Wasserscheiden an der nördlichen Seite der Alpen auf.

Das grossartigste Thal in ganz Europa ist unzweifelhaft das zwischen den Alpen und dem Jura zweien mächtigen parallelen Gebirgszügen einerseits von 5—8000, andrerseits von 3—5000 Fuss Höhe hinziehende Thal, dessen hügeliger Boden unzweifelhaft einst Seebecken war und es theilweise in den Schweizer Seen, dem Genfer-, Neufchateler-, Züricher-See, dem Bodensee, den bayrischen Ammer-, Würm-, Tegern-, Chiem- und andern Seen noch ist.

Man sollte nun wohl mit Recht annehmen dürfen, dass die Gewässer beider Gebirge der Mitte dieses Thales zufliessen wer-

den und dass sich daselbst die Stromrinne der Donau tief ausgefurcht befinden müsse; so ist es auch östlich in diesem grossen Becken der Fall, wo die Donau zwar nicht in der Mitte, jedoch der Thalrichtung parallel läuft. Dennoch ist ihr Ursprung nordwestlich vom Bodensee, während der Rhein quer durch dieses Thal vom Bodensee aus westlich bei Schaffhausen gewaltsam durchbricht, bei Basel sich plötzlich wendet und zwischen zwei ganz anderen Gebirgssystemen nördlich abfliesst.

Wollte dieses Thalbecken nach den Gesetzen der Spülung gebildet (wie dies früher der Fall war) angenommen und betrachtet werden, so müsste nothwendig auf der Nordseite des Bodensees ein hoher Gebirgsrücken gegen den Schwarzwald sich hinziehen und das Rhein- von dem Donaugebiet trennen; allein auch das ist nicht der Fall, denn das zwischen beiden Strömen liegende aufgeschwemmte Land ist theils sanfthügelig, allermeist aber eben und erhebt sich über das Donaugebiet kaum 300 Fuss, die Linie der Wasserscheide selbst ist aber so wenig ausgeprägt, dass sie in der Gegend des Federsees, oder zwischen Riss- und Schussenfluss in dem sogenannten Krebsgraben nur vermittelst der Schärfe des Nivellirinstruments nach längerer Untersuchung gefunden werden kann.

Eine weitere auffallende Erscheinung bietet die untere Arge, ein in dem Rheingebiet des Vorarlberg entspringender wilder Gebirgsfluss dar, der die Richtung anfänglich in das Donaugebiet nimmt, der Donau-, Rhein-Wasserscheide sich bis auf einige tausend Fuss zwischen Isny und Leutkirch (oder schärfer bezeichnet, zwischen Isny und Friesenhofen) unter Umständen nähert, die es wirklich unbegreiflich machen, dass er an dieser Stelle, an welcher nur wenige Fuss Höhe auf einige tausend Fuss Länge zu überwinden waren, nicht der Iller zugeeilt ist und sich auf diesem natürlichen Weg mit der Donau vereinigt hat, während er sich plötzlich von dieser günstigen Wasserscheide abwendet, das Schuttland und tertiäre Sandsteingebilde gewaltsam und tief durchfurcht, eine seiner ursprünglichen Richtung gänzlich entgegengesetzte annimmt und sich in den Bodensee stürzt. Ebenso merkwürdig ist es, dass in der

Zeit, in welcher das Donauthal, ohne Zweifel von der österreichischen Grenze an, ein Seebecken und noch mit Wasser erfüllt war, dieses Wasser selbst nicht natürlichere Abflüsse genommen, dass zum Beispiel die Gewässer dieses Sees, die doch als hochaufgestaut angenommen werden müssen, nicht in der verlängerten Richtung der Mindel (Bayern) durch das Brenzthal, das sehr wenig Gefäll hat, in den Jura eingedrungen und über die wenige Fuss erhobene Donau-Rhein-Wasserscheide zwischen Brenz und Kocher bei Königsbronn abgeflossen sind und sich durch den Kocher mit dem Neckar und Rhein vereinigt haben.

Dass dieser Fall, sowie eine grosse Zahl ähnlicher nicht eingetreten sind, hat seinen Grund ohne allen Zweifel in der Zeitfolge des Ablaufs der grossen Binnenseen.

Denken wir uns den Rhein bei Bingen geschlossen, das Rheinwasser bis gegen die Alpen aufgestaut, den Abfluss des Neckars zwischen Heilbronn und Heidelberg gehindert, den Mainabfluss durch den Odenwald und Spessart abgeschlossen und somit das schwäbisch-fränkische Muschelkalkbecken tief mit Wasser bedeckt, das Donauthal als einen grossen Binnensee, so stunden wohl die Gewässer aller dieser Seen durch die jetzigen so merkwürdigen Wasserscheiden unter sich in Verbindung und die Alpen, der Jura, Schwarzwald, Odenwald, Spessart, die Keupergebirge Schwabens u. s. w. ragten als Inseln, die durch schmale Durchfahrten (die jetzigen am tiefsten liegenden Wasserscheiden) getrennt waren, aus diesen Binnenseen hervor.

Nothwendig musste der Durchbruch bei Bingen zuerst erfolgen, den Durchbruch zwischen Schaffhausen und Basel aber unmittelbar nach sich ziehen, wodurch die Richtung des Rheinabflusses bestimmt wurde, denn wäre das Donaubecken zuerst abgelaufen, so hätte der Rhein offenbar seinen Abfluss durch das grosse Donauthal genommen.

Dem Reindurchbruch bei Bingen und Schaffhausen folgte der Ablauf des schwäbisch-fränkischen Muschelkalkbeckens durch den Durchbruch des Neckars zwischen Heilbronn und Heidelberg und

wohl lange nachher ist der gänzliche Abfluss des hochgelegenen Donaubeckens erfolgt.

Hätte man zusammenhängende Nivellements aller Hauptwasserscheiden, und eine entsprechende Zahl von Querprofilen dieser grossen Seebecken, sowie genaue Angaben der Höhe ihrer ehemaligen Dämme, die den Abfluss hinderten, so liesse sich diese unsere Behauptung ohne allen Zweifel mit mathematischer Evidenz erweisen.

Die Erscheinung in dem grossen Thal zwischen den Alpen und der Jurakette und ihr Wasserabfluss wiederholt sich in dem südwestlichen Theile der Schweiz noch einmal.

Die Rhone, in den Hochalpen entsprungen, geht ebenfalls wie der Rhein quer durch ein grosses Thal vom Genfersee aus in das südliche Frankreich, während die Wasserscheide zwischen dem Genfer und Neufchateler See von keiner sehr bedeutenden Höhe, vielmehr nur ein verhältnissmässig niedriger Sattel zwischen Jura und Alpen ist, und demnach die Rhone, wenn die Gebirge auf den Lauf der Flüsse einen so bedeutenden Einfluss hätten, wie man früher glaubte, ihren natürlichsten Abfluss längs der Jurakette durch den Neufchateler See und in den Rhein nehmen müsste, oder wenn auch dieser der Richtung der Hauptgebirge folgen und in dem grossen Thal (Donauthal) abfliessen würde, so müsste die Rhone wohl auch diese Richtung einhalten.

Diese, sowie noch eine grosse Anzahl von gleichen Thatsachen, die wir wegen Zeitkürze hier mit Stillschweigen übergehen, führen uns zu dem Satze:

dass es grosse Strecken auf der Erdoberfläche gebe, wo die bedeutendsten Wasserscheiden ohne alle Gebirge stattfinden.

VII. Professor Dr. Reuschle zeigte den Schiefergl obus von Brandegger in Ellwangen, welcher sich durch Brauchbarkeit für den Unterricht und durch mässigen Preis auszeichnet.

VIII. Professor Dr. Krauss sprach über einige, für die Landwirthschaft schädliche Insekten.

Der Raupenfrass hat in diesem Frühjahr auf den Obstbäumen der Umgebung Stuttgarts wieder grossen Schaden angerichtet. Hier, sowie auf den Fildern, im Neckarthal und an anderen Orten waren strichweise die Apfel- und Birnbäume häufig vollständig entblättert. Untersuchte man solche Bäume näher, so waren es hauptsächlich die Raupen des Frostnachtschmetterlings (*Geometra (Asidalia) brumata L.*), von welchem im vorigen Herbst gleich nach dem ersten Froste ungewöhnlich viele zu sehen waren. Hätten die Obstbaumbesitzer damals sogleich beim Erscheinen der Schmetterlinge ihre Bäume durch die schon öfters anempfohlenen Pechgürtel vor dem Hinaufkriechen der ungeflügelten weiblichen Schmetterlinge gesichert, so wäre gewiss mancher Baum verschont geblieben, denn man muss, um ein günstiges Resultat zu erzielen, die Schmetterlinge vertilgen, ehe sie an die Knospen ihre Eier legen, aus welchen im Frühjahr bei günstiger Witterung die Raupen auskriechen. Viele Obstbaumbesitzer legen zwar Pechgürtel an, aber sie sorgen nicht dafür, dass die Papiergürtel auf eine Unterlage von Abwerg, Moos etc. fest und genau um den Baum gebunden und das darauf gestrichene Pech bei jeder Witterung und Temperatur stets zäh erhalten wird, damit die Schmetterlinge weder darüber noch darunter wegkriechen können. Ausser diesem — wenn richtig angewendet — zuverlässigen Mittel, ist auch das Umgraben der Erde um die Bäume zu empfehlen, wenn die Raupen sich im Juni unter der Erde eingepuppt haben.

Neben den Frostnachtschmetterlingen bringen auf unseren Apfelbäumen auch die Laubholzmotten, insbesondere *Tinea (Hyponomeuta) padella L.* grossen Schaden hervor. Früher wurden dieselben hauptsächlich nur auf den Traubenkirschen *(Prunus Padus L.)* angetroffen, wo sie in manchen Jahren grosse Verheerungen anrichteten, wie Jedermann sich z. B. in den k. Anlagen überzeugen konnte. Seit einigen Jahren verbreiteten sie sich aber mehr und mehr in den Baumgärten des Stuttgarter Thals. Die Raupen schlüpfen ebenfalls im Frühjahr aus, zeichnen sich aber von den des Frostnachtschmetterlings ausser der Färbung dadurch aus, dass sie gesellschaftlich in grösseren Gespinnsten beisammenleben

So weit wir in die vergangenen Zeiten unſern forſchenden Blick werfen können, finden wir ſtets, daß nur eine, in jeder Beziehung tüchtige Zeit es vermochte, die Blüthe der Kunſt zu entwickeln. Es ſcheint, daß die Schriftſteller, welchen wir ſo manche lehrreichen Ergebniſſe in der Kunſtgeſchichte verdanken, es verſäumt haben, ſich auf den hohen Standpunkt zu ſtellen, in welchem die Kunſt zugleich mit allen übrigen Lebensthätigkeiten eines Volks überſchaut werden kann. Sie würden durch Parallelen die einzeln ſonderbar ſich darſtellenden Erſcheinungen erklärt und ſpäteren Geſchlechtern ungleich deutlicher gemacht haben, als durch Beſchreibung der Kunſtwerke; denn der, welcher dieſe nicht mit den Augen des Leibes und des Geiſtes zugleich anſchauen kann, wird nie durch eine Beſchreibung befriedigt ſeyn, und wer jene ſo anſchaute, bedarf der Beſchreibung nicht.

Wenn wir alſo die Parallele von den Byzantinern und Steinmetzenbrüderſchaften auf die antikiſirende, die Perrücken- und die napoleoniſche Zeit bis auf unſere Tage verlängern, ſo finden wir mehr Erhaltung, Einordnung und Wiederherſtellung des Vorhandenen, als Hervorbringung, mehr geſchichtliche als poetiſche Wahrheit, mehr fabrikartige Hervorbringung als vollkommenſte Ausführung im Einzelnen, mehr Scheidemünze als gewichtige Goldſtücke überall.

Zu dieſer allgemeinen Richtung geſellt ſich eine gleichere Vertheilung des Eigenthums, eine beinahe ausſchließende Anerkennung des Nützlichen, wie ſie in früheren Zeiten nie bemerkt wurde.

Somit ſtellen ſich die ſchönen Künſte als reine Luxusartikel dar, als Ueberlieferungen früherer Zeit, welche man mehr hochſchätzt als befördert, mehr des Wohlſtands als des innern Drangs wegen pflegt; das Vorhandene wird inventarmäßig erhalten, gelehrt illuſtrirt, an Bauwerken wird mit Beibehaltung des urſprünglichen Styls nachgebeſſert; aber eben dieſe Hochachtung ſcheint zu beweiſen, daß man Aehnliches hervorzubringen nicht mehr hoffen dürfe.

So iſt die Sachlage beinahe bei allen civiliſirten Nationen. Mag ein ſeltener, großgeſinnter König unſerer Zeit beinahe das Unglaubliche für die Künſte thun, ſo thut immer nur Er allein ſo viel, und es wäre wenigſtens zu bezweifeln, ob ſeine Räthe, die

und sich auch in denselben im Juni oder Juli einpuppen. Diese Lebensweise gibt ein sicheres Mittel zu ihrer Vertilgung, wenn man um diese Zeit die Nester von den Bäumen abliest, aber man darf den Zeitpunkt nicht versäumen, weil die Schmetterlinge schon nach 2—3 Wochen ausschlüpfen und ihre Eier sogleich an die Zweige legen.

Für die Landwirthschaft nicht minder schädlich sind die **Maulwurfsgrillen**, Werren, *(Gryllotalpa vulgaris)*, von welchen Oberamtsarzt Dr. **Hauff** in Kirchheim einige Exemplare zum Vorzeigen eingeschickt hatte. Sie richten, wie bekannt, in Wiesen, Aeckern, Gärten und Waldungen grossen Schaden an, indem sie die jungen Pflanzungen durch ihre Gänge umwühlen und die Wurzeln zernagen. Sie wurden heuer im Juni, zu welcher Zeit sie sich begatten, in den Oberämtern Kirchheim, Göppingen und an andern Orten in ungewöhnlich grosser Zahl des Abends herumflatternd gesehen. Diese Zeit ist die günstigste um sie zu vertilgen, und es lohnt sich schon der Mühe, sie während des Fluges oder in den leicht kenntlichen Nestern unter der Oberfläche der Erde oder durch Eingraben von Häfen fangen zu lassen, wenn man bedenkt, dass ein einziges Weibchen zuweilen mehr als 200 Eier legt, welche schon nach 2—3 Wochen ausschlüpfen.

Professor Dr. **Krauss** zeigte einige **erkrankte Kartoffelpflanzen** vor und bemerkte hiezu, dass er schon in den ersten Tagen der kalten und nassen Witterung, welche vom 16. bis 24. Juni eingetreten ist, in seinem Garten beobachtet habe, wie die Blätter der Kartoffelpflanze sich gekräuselt haben und wie sie bald darauf, zuerst die tieferstehenden Blätter, von den Rändern gegen die Blattrippen um sich greifend, schimmelig und schwarz geworden und zuletzt ganz vertrocknet sind. Von da aus hat sich die Erkrankung auch auf die Stengel erstreckt, doch hat die Krankheit wenigstens äusserlich nicht weiter um sich gegriffen, weil bald darauf heisse und trockene Witterung eintrat, wodurch das Kraut sich auch wieder vollständig erholte.

Hiezu kann derselbe noch hinzufügen, dass in der ersten Hälfte Augusts bei sehr nasser, aber nicht kalter Witte-

rung die Krankheit wieder in stärkerem Grade an dem Kraut aufgetreten ist, dass aber an den Knollen solcher erkrankten Pflanzen bis zur Mitte Augusts wenigstens in seinem Garten nichts zu bemerken war. Wenige Tage später aber hat die Krankheit, als die Witterung fortwährend nass und schwül blieb und an zwei Morgen sogar nebelig war, so schnell um sich gegriffen, dass das Kraut in 2 Tagen abgestorben war und selbst viele Knollen von der Krankheit ergriffen wurden. Ja die Krankheit verbreitete sich sogar auf Frühkartoffeln, welche den 9. und 11. August an 3 verschiedenen Orten gekauft und äusserlich vollkommen gesund auf dem Dachboden aufbewahrt wurden, am 23. August fast bis zur Hälfte als ungeniessbar weggeworfen werden mussten.

IX. Professor Dr. Veesenmeyer von Ulm zeigte das Herbarium Hieronymus Harders aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, und fügte daran folgende Bemerkungen:

Auf der Ulmer Stadtbibliothek findet sich unter andern „Kräuterbüchern“ auch ein wohl erhaltener starker Folioband mit Holzdecken und Klausuren, welcher das wahrscheinlich älteste Herbarium vivum in unserem Vaterlande enthält, und wohl eines der ältesten, welches überhaupt existirt. Es sind in demselben fast achthalbhundert getrocknete Pflanzen sorgfältig aufgeklebt, und wunderbarerweise mit sehr wenigen Ausnahmen so erhalten, dass man sie erkennen und bestimmen kann. Solche Pflanzentheile, welche sich nicht wohl platt pressen lassen, sind entfernt und mit der Feder und mit Farben ergänzt, so namentlich holzige Stengel, Wurzeln, Zwiebeln und Knollen; auch der Standort ist hie und da in gleicher Weise illustrirt, so Baumstämme als Sitz von Moosen, Sumpf oder fliessendes Wasser mit einer Staffage von Fischen und Fröschen. Ueberall sind lateinische und deutsche Benennungen beigeschrieben, von derselben Hand, welche den Titel, die Vorrede und das Register geschrieben hat, was zugleich eine Bürgschaft dafür abgibt, dass die ganze Sammlung zu der Zeit, wo das alphabetische Register gefertigt wurde, von dem Verfasser und Sammler abgeschlossen war.

Der hübsch geschriebene Titel lautet:

Kreuterbuͤch.

Darinn: 746 Lebendiger begriffen und eingesetzt seynd. Wie sie der Allmächtig Gott selbe erschaffen und auff erden hatt wachsen lassen. Das unmüglich ist, Einem maler (auch wie kunstreich er sei), So leblich an tag zuo geben. Neben den getruckten Kreuterbiechern die kreuter zu erkennen gantz nutzlich. Zusamen getragen und in diß werck Geordnet durch Hieronymũ Hardern Simplicisten zu Vlm. Anno 1594.

Ein Hieronymus Harder war zuerst Schulmeister in Ueberkingen bei Geisslingen, sodann Präceptor an der lateinischen Schule in Ulm, von 1600 an aber Pfarrer in Reuti ob der Donau — im ehemaligen Ulmergebiet, jetzt im bairischen Landgericht Neuulm —, wo er 1614 starb; und das ist ohne Zweifel ein und derselbe Mann mit unserem Botanikus. Weiteres über ihn ist nicht zu erkunden gewesen. Wenn er sich einen Simplicisten nennt, so bedeutet das einen, der sich mit *simplicibus*, d. h. mit einfachen Arzneimitteln, namentlich Kräutern, abgibt und damit handelt.

In der vier enggeschriebene Folioseiten starken Vorrede bemerkt der Verfasser, dass er einige solcher Sammlungen zusammengestellt und bei grossen Herrn, z. B. bei Herzog Albrecht von Baiern, bei dem Bischof von Augsburg, „dem von Knöringen," angebracht habe, welche besonderes Gefallen daran fanden. Dieselben seien aber nicht allein zur Lust, sondern auch zum Erkennen der Pflanzen sehr nützlich, und durch Abbildungen nicht zu ersetzen. Er habe die meisten mühsam aus Feld und Wald zusammengesucht, einige auch in seinem Garten erzogen.

Dass er fleissig botanisirte, davon gibt seine Sammlung gutes Zeugniss. Die Ulmer Gegend enthält bekanntlich mehrere Raritäten der württembergischen Flora, einige davon finden sich schon in diesem alten Herbar: so z. B. *Ornithogalum umbellatum* L. („*Hyacinthus orientalis*" nennt er es); *Linum flavum* L. („*Linum montanum* Berg Lein" bei unserem Autor);

Cerato cephalus falcatus Mönch, *) („*Coronopus agrestis* Acker Krähefuß"); *Parietaria officinalis* L. („*Parietaria* Tag und Nacht oder Sant Peterskraut, Glaskraut") — findet sich jetzt nicht mehr bei Ulm —; *Helleborus viridis L.* („*Veratrum nigrum.* Schwarz Nießwurz oder Christwurz.") — *Euphorbia Peplus* L. war damals schon eingewandert. — Dagegen vermisst man *Eranthis hiemalis* Sal., *Scilla amoena* L. u. a.

Garten- und exotische Pflanzen hat unser Band im Verhältniss nur in sehr geringer Anzahl: einige offenbar zur Vergleichung, so die *Nigella damascena* und *sativa* L. neben der *arvensis*; die *Lychnis chalcedonica* („*Ocymoides de Candia*"), welche also damals auch schon aus dem Osten eingeführt war, unter andern Sileneen; *Cheiranthus Cheiri* (*Cheyri lutei*, Gel Violen, *Leucoion luteum*") neben den Veilchen, u. a.

Interessant ist unter anderem jedenfalls auch, dass im Jahr 1594 in Ulm schon zwei Tabackarten, *Nicotiana Tabacum* L. und *rustica* L. gezogen wurden. Beide finden sich sauber eingelegt und wohl erhalten. Bei dem letzteren steht beigeschrieben „*Nicotiana. sive Hyosciamus nobilis.* Edel Bilsen. Indianisch Wundkraut," bei dem ersteren: „*Tabacum sive Sana sancta.*

*) Diesen merkwürdige kleine Pflänzchen, welches der württembergischen Flora kaum mehr angehört, da es sich gegenwärtig nur noch auf bairischem Boden jenseits der Donau und Iller zu finden scheint, kömmt im westlichen Europa überhaupt nur sehr sporadisch vor. Man nennt als Standorte die Gegend von Marseille, Ulm, Vohburg in Baiern, (Wien), Mähren. Nach Osten wird es häufiger; ganz gemein fand ich dasselbe an der untern Wolga, der ulmischen Pflanze vollkommen ähnlich. Es ist hier zu bemerken, dass auffallender Weise in der neuesten Ausgabe von Kochs Synopsis florae Germaniae unter den Berichtigungen im Nachtrage gesagt ist, der Standort bei Ulm liefere den *Ceratocephalus orthoceras Mönch.* Dem ist nicht so, und diese Berichtigung also wieder zu berichtigen. Noch eine Confusion hat sich eingeschlichen; in der Beschreibung des *C. falcatus* sagt Koch wie Decandolle, er habe *carpella dorso inter gibberes non carinato, sed canaliculato.* Das ist bei den Exemplaren von Ulm so wenig, wie bei denen aus Russland der Fall, wie eine Anzahl reifer Fruchtexemplare beweisen, die ich für die Sammlung unseres Vereins mitgebracht habe. Sollte De-Candolle eine andere Art vor sich gehabt haben?

Heilig Wundkraut. — Aus Conr. Gesneri epistolae medicinales, Turini 1577 4°. S. 96 sehen wir, dass 1565 Adolphus Occo, Arzt in Augsburg, aus Frankreich trockene Blätter von dem berühmten neuen Wundkraut bekommen hatte. Er schickte davon an einen gelehrten Memminger Arzt, Joh. Funk, und dieser sendete sie an den berühmten Gesner in Zürich, welcher das Kraut nicht kannte. Durch Benedict Aretius in Bern erfuhr er dann, dass diess Kraut der Tabak sei. Bald nachher beschrieb Tabernaemontanus die Tabakspflanze genau und bildete sie ab, Mathias de Lobel desgleichen (in nova Stirpium Adversaria, Antverp. 1573), welcher auch schon bemerkt, dass das Tabakrauchen bei den aus Amerika Zurückkommenden sehr gemein werde. In Deutschland scheint das Rauchen erst später, seit dem Beginn des dreissigjährigen Krieges, Eingang gefunden zu haben: vgl. Tiedemann, Geschichte des Tabaks, Frankfurt 1854. 8. 165 ff.

Aus seinem Vorrath von *Simplicibus* klebte unser Harder auch Sennesblätter („Senetblett," p. 137. „*Sena folia*" p. 187) und -Schoten in sein Kräuterbuch, und ergänzte dazu mit richtigem Takt eine gelbe gehäufte Schmetterlingsblüthe.

Ausser dem Licentiaten Johann Dietrich Leopold, Medicinae Praktikus in Ulm, dessen Deliciae Sylvestres Florae Ulmensis etc. Ulm 1728. wohl bekannt und noch jetzt in Ulm ziemlich verbreitet ist, und dem Cantor Schöpffius, welcher über hundert Jahre früher ein Pflanzenverzeichniss herausgab, welches ich bis jetzt nicht habe zu Gesicht bekommen können,*) hätten wir also in Hieronymus Harder, dem Simplicisten, einen dritten um die Pflanzenkunde Ulms verdienten Botaniker aus einem noch früheren Jahrhundert kennen gelernt, welchem hiemit ein ehrendes Andenken in der Versammlung vaterländischer Naturforscher gesetzt sein soll. Die alte Reichsstadt Ulm aber hat den Ruhm, den sie mit keiner andern Stadt in unserem

*) Es führt den Titel: Hortus Paradisiacus Ulmensis, d. i. Verzeichniss der Simplicium, deren über 600, welche in Gärten und nächstem Bezirk um des heil. Röm. Reichs Stadt Ulm zu finden. Ulm 1622. 8°. Ich wäre für eine nähere Nachricht von diesem Buche sehr dankbar.

Vaterlande theilt, dass sie aus jedem der letzten vier Jahrhunderte einen einheimischen Floristen aufweisen kann, da das treffliche Werkchen unseres emsigen Vereinsmitglieds Fr. Valet (Uebersicht der in der Umgegend von Ulm wildwachsenden Phanerogamen. Ulm 1847) die Reihe derselben würdig beschliesst.

X. Prof. Dr. Reusch von Tübingen zeigte neuconstruirte Maximal- und Minimalthermometer von Mollenkopf in Stuttgart.

XI. Professor Holtzmann demonstrirte einen neuen Apparat von Prof. Nörrenberg für Hervorbringung der subjektiven Farben.

XII. Professor Dr. Fleischer von Hohenheim hielt folgenden Vortrag:

Hochverehrte Herren!

Ueber einige, wie ich glaube, nicht uninteressante Gegenstände wollte ich mir erlauben, Ihnen ausführliche Mittheilungen zu machen, wegen der schon sehr vorgerückten Zeit darf ich jedoch Ihre Aufmerksamkeit nur auf wenige Augenblicke mir erbitten. Die betreffenden Gegenstände, welche zu näherer Besichtigung vorliegen, gehören allen drei Reichen der Natur an.

Als ich heute Morgen von Hohenheim herab durch den Wald ging, vernahm ich in der Nähe einer Pflanzung hoher Fichten ein sehr lautes Insektengesurre, ähnlich dem schwärmender Bienen. In der That bemerkte ich auch die mir zunächststehenden Fichten von den untern Zweigen bis hoch hinauf gegen die Gipfel, so weit das Auge es zu erkennen vermochte, von unzähligen Bienen und anderen honigsuchenden Insekten umschwärmt. Man muss wohl fragen, was veranlasst diese fleissigen Thierchen in jetziger Jahreszeit, in welcher die Fichten nicht blühen, zu einem so zahlreichen Besuche derselben mitten im Walde? Der Grund davon ist folgender:

Auf der Fichte lebt eine Schildlaus, *Coccus abietis* L. Sie bemerken dieselbe auf den mitgebrachten Zweigen in Gestalt kleiner, brauner, beerenartiger Körperchen, die hauptsächlich in den Winkeln der kleinsten Verzweigungen der Fichtenreiser sitzen.

Diese Schildlaus schwitzt, was vielleicht Manchem der verehrten Anwesenden unbekannt sein dürfte, zu gewissen Zeiten einen klaren, äusserst süss schmeckenden Saft, einen wahren Honig aus, der nicht selten zu kleinen Tropfen sich ansammelt, in dieser Weise herabfällt und die darunter sich befindenden Zweige klebrig macht. In dieser süssen Ausschwitzung liegt also die Antwort auf obige Frage.

Abgesehen davon, dass diese unscheinbaren Thierchen unsere Beachtung verdienen, insofern sie uns, wenn schon auf Umwegen, aus den harzigen Säften der Nadelwaldungen Honig liefern, haben sie noch ein anderes, mehr bloss wissenschaftliches Interesse, das zu berühren mir gestattet sein mag. Es sind dieselben nämlich die Heimath verschiedener Parasiten. Nicht weniger als 17 Species verschiedenen Abtheilungen, wie den Käfern, Netz- und Hautflüglern, angehörende Insekten entwickelten sich in vielen Exemplaren aus einer verhältnissmässig kleinen Anzahl solcher Schildläuse, welche ich im vorigen Jahre von Fichten eines Gartens zu Hohenheim unsern verehrten Mitgliedern, den Herren Direktor v. Roser und Professor Hochstetter mitgetheilt hatte. *)

---

*) Herr Director v. Roser hatte die Güte, die aus den ihm im vorigen Jahre mitgetheilten Exemplaren von *Coccus abietis* erhaltenen Parasiten, von ihm schön zusammengestellt der Versammlung zum Vorzeigen zu gestatten. Nach dessen gefälliger Mittheilung bestehen dieselben aus folgenden Species:

Anthribus varius.
Ptinus crenatus.
Procus quadripunctatus.
„ *strigosus.*
„ *irroratus.*
Encyrtus lunatus ♀ et ♂ (die Geschlechter sehr unähnlich.)
„ *filicornis.* ♀ et ♂
„ *aestivus.*
„ *ambiguus.*
„ *brevicornis.*

Sodann 7 weitere noch unbestimmte Species von *Encyrtus*,

Eulophus } noch unbestimmt.
Elachistus }

Ferner habe ich der verehrten Versammlung eine höchst auffallende Degeneration der Blüthen des Kohlrepses vorzulegen die Ehre. Ich habe diese interessante Missbildung, bei welcher sich sämmtliche Blüthenorgane in ganz ungewöhnlicher Weise verwandelt haben und die Samenbildung beeinträchtigen, im vorigen Jahre schon auf den Feldern Hohenheims häufig gefunden und ist sie auch in diesem Jahre daselbst nicht selten. Da jedoch ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand besonders nur für die anwesenden Herren Botaniker von Interesse sein dürfte, so beschränke ich mich hier auf Mittheilung von Exemplaren an die sich für den Gegenstand interessirenden verehrten Mitglieder, mir vorbehaltend, eine nähere Beschreibung desselben in unsere Jahreshefte niederzulegen.

Endlich erlaube ich mir, der hochansehnlichen Versammlung eine Reihe erbsensteinartiger Kalksinterbildungen vorzulegen. Bekanntlich bildete sich der Erbsenstein Karlsbads durch allmähligen Kalkniederschlag aus den heissen, im fortwährenden Aufsprudeln begriffenen dortigen Quellen auf kleine Sandkörnchen, bis die losen Erbsen durch den gleichen Niederschlag zu einem festen Gestein verkittet wurden. Die von mir hier vorgelegten erbsenartigen Sinter wurden nicht in dieser Weise, sondern durch Herabträufeln einer kalkreichen Mineralquelle, ähnlich den aufwärts wachsenden Stalagmiten in den Kalksteinhöhlen, erzeugt. Die einzelnen Erbsen besitzen dieselbe concentrischschalige Structur wie jene Karlsbads, sind aber nur selten so vollkommen kugelig wie diese, sondern häufig ungleich polyedrisch, überhaupt von mehr unregelmässigen Formen. Ferner variiren sie in der Grösse von feinen Sandkörnchen bis zu der einer Wallnuss und darüber, verkitten sich nicht zu einem festen Gestein, sondern bleiben lose, so dass sie gelblichweissem Kalksand und Kalkgeschieben sehr ähnlich werden, für welche ich sie auch, ehe ich ihren Ursprung kannte, ohne Weiteres hielt. Auffallend ist die spiegelglatte Oberfläche vieler dieser Sinterkugeln, auch enthält häufig eine Kugel mit rauher Oberfläche eine kleinere mit solcher wie polirt erscheinender Oberfläche.

Herr Professor Quenstedt beschreibt in seinem Handbuche

der Mineralogie ähnliche äusserst glatte, glänzende, Gallensteinen gleichende Kalksteine, welche von ihm in der Erpfinger Höhle gefunden wurden, woselbst sie mitten im knochenhaltigen braunen Lehme zu 50 bis 60 Stück mit Kalksinter überzogene Drusenräume ganz erfüllten. Er erklärt sie für eine der räthselhaftesten Bildungen und fragt: wie kann man solche Kalkbildungen in einem rings geschlossenen Raume mitten im Lehm erklären. Die Contenta eines Bärenmagens können es doch nicht wohl sein?

Sollten nicht diese Erpfinger glatten Kalksteinchen sich, wie die vorliegenden, durch herabfallendes kalkreiches Wasser gebildet haben? Das herabströmende Wasser höhlte sich eine Vertiefung im Lehm aus, deren Wände allmählig incrustirten, während in dem ausgehöhlten Raume die Steine durch das beständig von oben herabfallende Wasser sich bildeten, bis endlich über denselben die Druse durch Incrustation sich schloss und später mit Schlamm bedeckt wurde. Diese Erklärung scheint mir die natürlichste zu sein.

Die von mir vorgelegten losen Kalksintersteine stammen aus keiner Höhle, auch nicht aus Württemberg. Ich sammelte sie im vorigen Herbste in der in naturhistorischer Hinsicht so äusserst interessanten Umgegend von Tarasp im Unterengadin. In einem Umfange von nur einer Quadratmeile entspringen hier mehr als zwanzig Mineralquellen von sehr verschiedener chemischer Beschaffenheit, darunter namentlich mehrere kräftige Säuerlinge. Einzelne von diesen sind besonders reich an kohlensaurem Kalk, welchen sie zum Theil in freistehenden Hügeln von 20 bis 30 Fuss Höhe abgesetzt haben. Einer solchen kalkreichen Quelle verdankt auch der vorliegende erbsenartige Sinter sein Dasein. Die Quelle ergiesst sich (im Val Champatsch) über eine steile Felswand, welche sie mit Tuff von Bienen-wabenartigem Aussehen, wovon ein Stück vorliegt, überkleidet, sie bildet dann einen kleinen Wasserfall, welcher auf einer vorspringenden horizontalen und etwas ausgehöhlten Felsplatte die Kalkerbsen erzeugt. Zugleich werden verschiedene andere Gegenstände die zufällig an diese Stelle gelangten, wie Blätter, kleine Zweige etc. mit Kalksinter incrustirt, ebenfalls lose unter den Erbsen gefunden.

Prof. Fleischer sprach ferner noch über das Vorkommen von edlem Beryll im Granit bei Schramberg und zeigte davon Exemplare vor.

XIII. Dr. Weinland von Berlin sprach über einen provisorischen Zahn, welcher der jungen Ringelnatter und anderen beschuppten Reptilien zum Aufschlitzen der Eihäute dient. (Die Abhandlung mit Abbildung soll später folgen.)

XIV. Finanzrath Eser zeigte folgende Petrefakten vor:

1) aus Molasse am Galsberg bei Ulm:
   a) Schneidezahn von *Rhinoceros incisivus* Cuv., 6″ lang, sonach von ungewöhnlicher Grösse,
   b) ein Backenzahn, stark abgekaut, von dem gleichen Thiere.
   Beide Zähne dürften auf ein hohes Alter des betr. Thieres schliessen lassen.
2) aus Krebsscherenkalk von Söflingen bei Ulm:
   a) *Odontopteris jurensis* Kurr, in der Gegend von Ulm erstmals gefunden.
   b) Zähne von *Geosaurus maximus* Plien. *(Megalosaurus* Quenstedt) im Krebsscheerenkalke sehr selten.
   c) *Leptolepis (sprattiformis Ags?)*; das erste Exemplar eines vollständigen Fisches, welches im obersten weissen Jura der Gegend von Ulm gefunden worden ist.
   d) mehrere *Gasteropoden* von vorzüglicher Erhaltung, dem Genus *Rostellaria* angehörig.

XV. Obermedicinalrath Dr. v. Jäger sprach über das Verhältniss der parasitischen Gewächse zu der Nährpflanze und erläuterte durch einige Präparate seinen der vorgerückten Zeit wegen abgekürzten Vortrag, den wir hier nach dem uns übergebenen Manuscripte mittheilen.

Die Verhältnisse der in oder auf dem thierischen Körper-Organismus lebenden Parasyten haben wegen ihrer unmittelbaren meist nachtheiligen Einwirkung auf das Individuum, das ihnen zur Wohnstätte dient,*) von jeher die Aufmerksamkeit der

*) Nach der in den Smithsonian Contributions to knowledge 1851

Kammern, das Volk aus eigenem freien Antrieb ohne ihn für diesen Zweck etwas Bedeutendes gethan haben würden.

Wenn wir mit unserer religiösen und Geistesbildung auf das ferne Ausland, auf Indäa, Griechenland und Rom gewiesen sind und nicht ohne Mühe das Fremdartige unserm Heimischen und Angeborenen anzupassen haben, so nehmen die Bedürfnisse unseres Wohllebens ebenfalls die fernsten Lande in Anspruch; und wenn die tolle Verschwendung der römischen Glückspilze aus den letzten Zeiten der Republik sich bei uns nicht wiederholt, so ist die gleichere Vertheilung der Reichthümer hieran Schuld, und im Ganzen zehrt das tägliche Wohlleben die Geldkräfte auf, welche sonst den Künsten zugewendet wurden. Mit Sklaven baute man Pyramiden, mit Kriegsgefangenen das Colleseum, mit den Spenden der Andächtigen, durch Jahrhunderte standhaft denselben Plan ausführend, die Dome des Nordens. Unsere Zeit bringt in zwanzig Jahren den Themsetunnel nicht zu Ende, plündert das Parthenon, lythographirt Ruinen, legt Eisenbahnen an und baut Häuser für weniger als ein Jahrhundert.

Und wenn wir nun vollends den großen Hebel der schönen Künste, den religiösen Glauben, näher untersuchen, so ist, wenn wir wahr und aufrichtig seyn wollen, auch von dieser Seite vorläufig kein Heil zu erwarten. Wahr ist es, daß der freche Unglaube nicht mehr auftreten darf, wie vor der Revolution, aber es möchte diese Erscheinung eher der Furcht zugeschrieben werden, welche Alle befallen hat, die Etwas zu verlieren haben. Das Beispiel der französischen Revolution macht sie zu Vertheidigern einer Anstalt, ohne welche alle Bande der Gesellschaft auseinander fallen könnten. Alle Regierungen haben zu gleicher Zeit versucht, sich mit allen Bekenntnissen zugleich auf einen anständigen Fuß zu setzen, sie äußerlich zu ehren und zu schmücken; wenn aber die alten Stämme auch die Pflege mit neuen Wurzelschößlingen belohnt haben, so sind dennoch diese noch weit entfernt, als lebenskräftige Bäume Schatten geben zu können. Ja es will scheinen, daß da, wo die Regierungen am eifrigsten positiv auf Wiedererweckung des religiösen Sinns wirken wollten, die Völker in Aberglauben und Unglauben zerfallen, und daß Gleichgültigkeit gegen äußere Formen in demselben Maße zunehme, in welchem die unabweislichen Pflichten der Sittlichkeit und des Anstands klarer erkannt und allgemeiner erfüllt werden.

Aerzte und Naturforscher erregt; dennoch hat erst in neuerer Zeit die Anatomie und Physiologie der parasytischen Thiere selbst bedeutende Fortschritte gemacht, wozu auch unsere Vereinshefte mehrere Beiträge geliefert haben. Die Verhältnisse der auf Pflanzen lebenden thierischen Parasyten haben gleichfalls ihrer ökonomischen Bedeutung wegen vielfache Untersuchungen veranlasst, indess ihr physiologisches Verhältniss noch der Fortsetzung derselben zu bedürfen scheint. Dasselbe gilt von den vegetabilischen Parasyten, ich erlaube mir daher, einige Beobachtungen über einen Löcherschwamm *(Polyporus angulatus)*, und die Mistel *(Viscum album)* mitzutheilen. Das vorliegende Stammstück eines Kirschenbaumes von beiläufig $3^1/_4$" Durchmesser, dessen unterer Theil zunächst des frischen Sägedurchschnitts noch nicht ganz abgestorben war, zeigt den *Polyporus* in 2 kleineren und 2 grösseren Exemplaren, von welchen die erstere eine Länge von 6—7‴ und eine Breite von 3‴ haben. Der darauf folgende Schwamm nimmt von unten nach oben an Umfang zu, er hat an seinem oberen Ende eine Breite von nahezu 2" und bildet oben eine halbrunde Scheibe. Der oberste von fast gleicher Form steht jenem nur wenig an Länge und Breite nach. Andere dieser Schwämme, welche ich überhaupt vorzüglich auf Stämmen und Zweigen von Kirschen-, Zwetschgen-, Reine-claude-Bäumen beobachtete, und die daher der Gattung *Prunus* besonders zugetheilt zu sein scheinen, hatten die Form einer rundlichen oder länglichtrunden Scheibe und sassen entweder flach mit der ganzen unteren Oberfläche auf ihrer Unterlage auf, oder auch nur auf einem Theil derselben, z. B. an dem vorliegenden abgestorbenen Reine-claudezweige, der nur in der Mitte der Unterfläche des fast kreisrunden, ungefähr $1^1/_2$" im Durchmesser haltenden Schwamms mit diesem verwachsen ist. Mit der festen Oberhaut des Kirschenstammes wurden nicht nur die auf ihr befindlichen Flechten, sondern auch die kleinen

---

enthaltenen Abhandlung von J. Leidy Flora und Fauna within living animals begreifen die Parasyten der Menschen, 26 *Entozoa*, 13 *Exozoa* und 10 *Entophyta*.

Anflüge des *Polyporus* abgezogen, doch ging an der Stelle dieser auch ein kleiner Theil der festeren holzartigen Rinde mit ab. Die zwei grösseren Schwämme konnten aber nur mit dem unterliegenden Theile des Rindenkörpers zugleich abgelöst werden. Es schien jedoch der Schwamm noch nicht in den Holzkörper selbst eingedrungen zu sein, oder die Substanz des anliegenden Holzkörpers verändert zu haben. Dies ist jedoch deutlich an dem vorerwähnten nur beiläufig 4—5‴ im Durchmesser haltenden Reineclaudezweige, indem an der Berührungsstelle desselben mit dem Schwamme die Rinde sammt der anliegenden Holzschichte in eine lockere schurfigte Substanz umgeändert ist. Es scheint demnach, dass der Schwamm von aussen nach innen dringt und zwar ohne Zweifel gleichzeitig mit Zunahme seines äusseren Umfangs. Diese Art der Verbindung suchte ich nun noch auf andere Weise zu prüfen: ich stellte nämlich das beiläufig 10″ lange Stammsstück des Kirschenbaumes, dessen obere Sägfläche schon über ein Jahr der Luft ausgesetzt und etwas verwittert war, mit seiner unteren frischen Sägfläche in Wasser. Nach Verfluss von kaum einer Stunde war das Wasser aufgesogen und die Schwämme hatten an Umfang merklich zugenommen und ein frischeres Ansehen gewonnen, und die obere, etwas morsche Fläche des Holzkörpers war sogar etwas feucht geworden. Nachdem der Stamm ein paar Wochen wieder an der trockenen Luft gelegen hatte, schnitt ich den Rindenkörper in der Höhe eines Zolls weg, so dass das Wasser nur durch den Holzkörper zu den Schwämmen hinaufsteigen konnte. Die Schwämme zeigten keine merkliche Veränderung, und nachdem derselbe Versuch nach etwa 6—7 Monaten wiederholt wurde, liess sich gleichfalls keine Veränderung an den Schwämmen erkennen.

In Folge der Austrocknung hatte sich auch der Rindenkörper von dem Holzkörper etwas getrennt, so dass von diesem aus nicht leicht Feuchtigkeit zu den Schwämmen gelangen konnte, die nur durch blosse Haarröhrenwirkung hatte aufsteigen können, nachdem das Stammsstück völlig abgestorben war. Diese Haarröhrenwirkung vermag aber das Wasser nur auf eine geringe Höhe zu heben, wie diess sehr deutlich aus dem folgenden

Versuche erhellt. An dem oben angeführten abgestorbenen Aste eines sonst noch kräftigen Baums von grüner Reine-claude wurde der den Schwamm überragende Theil abgebrochen und der unter ihm befindliche beiläufig 4" Zoll lange Theil in destillirtes Wasser gestellt, das seine Basis 9‴ hoch bedeckte. Nach 24 Stunden war nur sehr wenig Wasser absorbirt und nur der vom Wasser berührte Theil des Astes etwas aufgequollen. Ich brach desshalb ein 2" langes Stück des untern Theils des Astes ab, und stellte den obern, den Schwamm tragenden 2" langen, mit diesem 845 Centigr. wiegenden Theil mit seiner unteren Fläche in dasselbe kleine Gefäss mit destill. Wasser. Es musste in Folge der schnellen Resorption wiederholt aufgefüllt werden und nach beiläufig 14 Stunden waren 555 Centigr. Wasser aufgesogen und der Schwamm hatte bedeutend an Umfang zugenommen. Er wog jetzt zusammt dem mit ihm verbundenen Aststück 1400 Centigr. Aus dem Wasser genommen und im warmen Zimmer stehen gelassen, verminderte sich das Gewicht beider auf 838 und nach weiterer Austrocknung in der Nähe des Ofens auf 815 Centigr. Es wurde nun die Rinde am untern Theil des Astes weggeschnitten und derselbe nur mit dem Holzkörper wieder in destill. Wasser gestellt, so dass letzteres blos durch diesen aufsteigen konnte. Nach ein paar Tagen hatte sich das Gewicht des Asts mit dem Schwamme auf 1358 Centigr. vermehrt, es waren also 520 Centigr. ohngefähr resorbirt worden. Da kein Wasser mehr absorbirt zu werden und also ziemlich das höchste Gewicht erreicht zu sein schien, welches das Aststück mit dem Schwamme auf diese Weise erreichen konnte, so wurde der Versuch beendigt. Nachdem der Ast mit dem Schwamme einige Wochen im warmen Zimmer gelegen hatte, wurde der Schwamm abgebrochen und nun fand sich zwischen ihm und dem Aste eine schurfigt-blättrige, ziemlich weiche bräunlichgelbe Substanz, welche theils an dem Schwamme, theils an dem Aste zurückblieb. Die Rinde des letzteren war an der Verbindungsstelle mit dem Schwamme zerstört, und selbst die anliegende Holzsubstanz aufgelockert. Es scheint somit das in dem Holzkörper aufgestiegene Wasser mittelst dieser Zwischensubstanz

dem Schwamme mitgetheilt worden zu sein. Die auf der Oberfläche der Rinde befindlichen Flechten bekamen dabei kein frischeres Ansehen. Die Feuchtigkeit war demnach nicht seitlich von dem Holzkörper nach der Rinde gedrungen. Die obere Bruchfläche des Astes oberhalb des Schwamms war feucht geworden, der Schwamm hatte also das weitere Aufsteigen des Wassers nicht gehindert, was sich auch daraus erklärt, dass nur ein Theil des Holzkörpers mit dem Schwamme in Verbindung stand, während der übrige Holzkörper unversehrt geblieben war. Aus dem vorhergehenden Versuche ergibt sich, dass das Wasser durch Haarröhrenwirkung oder durch blosse Adhäsion in dem völlig abgestorbenen Aste nicht auf eine Höhe von 4″, dagegen ziemlich rasch auf die Höhe von 2″ gehoben wurde. 2) dass diese Haarröhrenwirkung durch den Holzkörper vermittelt wurde, 3) dass sie von diesem aus seitlich dem Zwischenkörper mitgetheilt wurde. 4) Dem mit dem Kirschenstamme angestellten zweiten Versuche zufolge stieg das Wasser, so lange der Stamm nicht abgestorben war, höher, als nachdem er völlig abgestorben war. 5) Neben der Haarröhrenwirkung führt also die organische Thätigkeit dem Schwamme Wasser aus einer Entfernung zu, aus welcher ihm die Haarröhrenwirkung allein dasselbe nicht zuführen könnte. 6) Der Schwamm scheint also dem lebenden Stamm oder Aste einen Theil seiner Nahrungsflüssigkeit zu entziehen, indem er bis auf den Holzkörper eindringt, indess die auf der Oberfläche der Rinde haftenden Flechten eher vielleicht einen Theil der in der Rinde befindlichen Nahrungsflüssigkeit entziehen könnten. 7) Die Flechten der Rinde sowohl als die tiefer dringenden Schwämme scheinen sehr geeignet, die Feuchtigkeit aus der Atmosphäre aufzunehmen, allein man hat 8) keinen Grund anzunehmen, dass diese sich von ihnen aus der Nährpflanze mittheile und dieser dadurch irgend einen Vortheil gewähre, es scheint vielmehr 9) durch diese hygroscopische Eigenschaft der Parasyten auch ihre selbstständige Entwicklung gesichert zu sein, wodurch zugleich der Nachtheil vermehrt wird, welchen sie als Parasyten, auf das Leben der Nährpflanze haben, indem durch diese selbstständige Entwicklung der Parasyten auch ihre Vermehrung erleichtert ist.

Einigen Versuchen zu Folge, welche ich zu Ergänzung meiner 1808 erschienenen Dissertation de effectibus arsenici in varios organismos schon während des Winters 1815—16 mit Birn- und Apfelzweigen anstellte, auf welchen sich Mistelpflanzen (*Viscum album*) befanden, tritt, wenn die Zweige in Auflösung von weissem Arsenik gestellt werden, die nachtheilige Wirkung des Arseniks auf die Mistelpflanzen früher ein, als die Keimungsfähigkeit der Knospen der Zweige zerstört ist. Wurde nämlich nach 5 Tagen, als die Mistelpflanzen schon ziemlich gelitten hatten, ein sogar unterhalb derselben befindliches Aestchen eines Apfelzweigs abgeschnitten und in destill. Wasser gestellt, so fiengen die Knospen freilich erst nach 15 Tagen an, sich zu entwickeln. Die Zweigchen des übrigen noch in Arseniksolution stehenden Astes entwickelten sich aber nicht, bis die einzelnen Aestchen abgeschnitten und in destill. Wasser gestellt worden. Die, obgleich sehr verdünnte (blos 8 Tropfen einer Solution von 1: 32 zu 4 Unzen destill. Wassers enthaltende) Arseniksolution hatte also die Keimungsfähigkeit des Zweigchens eines Astes der während 2 bis 3 Wochen destill. Wasser und verdünnte Arseniksolution aufgenommen hatte, nicht erregt, aber auch nicht zerstört und ihre Wirkung scheint vorzugsweise auf die in frischer Vegetation befindlichen Mistelpflanzen gerichtet gewesen zu sein, welche in dieser Zeit abstarben.

Hermann Gmelin, Sohn des Prof. der Chemie, Christ. Gmelin in Tübingen, fand bei Versuchen, (welche er zu Beantwortung der für 1842 von der medic. Facultät zu Tübingen gestellten Preisfrage, „in welchem organischen Systeme die von den innerlichen Wurzeln der Pflanzen aufgesogenen Flüssigkeiten durch das Holz des Stammes in die Höhe geführt werden", anstellte), dass auch, wenn der fremde Ast noch nicht mit Blättern versehen ist, die Flüssigkeiten (*Kaliumeisencyanür*) und Eisenvitriol-Auflösungen, von dem *Viscum* aufgesogen werden. Es scheint also, dass die bereits stattgefundene Entwicklung der Parasyten ein Uebergewicht über die Thätigkeit der innerlichen Wurzeln eines fremden Astes hat und dass ebenso die nachtheilige Wirkung des Arseniks sich zunächst nicht den noch unentwickelten

Knospen des Astes, sondern seinen bereits entwickelten Parasyten zuwende. Es erfordert jedoch dieses Resultat noch weitere Begründung durch Versuche. Die betreffende Untersuchung dürfte indess auch insoferne von Interesse sein, als das biologische Verhältniss der Parasyten zu den Nährpflanzen überhaupt weniger aufgeklärt zu sein scheint, als das morphologische, das schon von Malpighi *) in der Abhandlung de Plantis quae inaliis vegetant. durch Abbildungen erläutert wird.

Auch in der interessanten Darstellung darüber, von Schacht **) vermisst man doch directe Versuche über den Uebergang der Säfte der Nährpflanze in den Parasiten. Es wäre diess um so mehr zu wünschen, als die von Wilt und Fretepius ***) ausgeführten vergleichenden Aschenuntersuchungen der Blätter und Aeste der Mistel mit der des Apfelzweigs, auf dem er gestanden, das merkwürdige Resultat geliefert haben, dass die Mistel doppelt so viel Procente an Kali und das Fünffache an Phosphorsäure enthält, als der Apfelzweig! Es wird daselbst bemerkt, die Mistel scheine in Beziehung auf die unorganischen Bestandtheile die Funktion der Frucht zu verrichten sofern sie, wie letztere dem Safte des Baumes hauptsächlich die phosphorsauren Salze entziehe und dass hierin gewiss die Schädlichkeit dieses Schmarozers, seine den Ertrag des Baums (oder wenigstens des Astes, auf dem er sich befindet) vernichtende Kraft zu suchen sei.

Aus den oben über die Verbindung des Schwamms gemachten Bemerkungen, so viel aus der durch Vorweisung von Präparaten erläuterten Einwirkung der Mistel, indem sie bis in den Holzkörper eindringt, und denselben verändert, ergibt sich das praktische Resultat, dass da, wo es darauf ankommt, diese nachtheilige Wirkung aufzuheben, diess nicht durch blosse Entfernung des Schwamms oder der Mistel geschehen kann, sondern dass

*) Opera omnia Lugdovici Batavorum 1687. Nr. 140.

**) Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse von Dr. H. Schacht. Berlin 1854. p. 165.

***) Die chemischen Forschungen aus dem Gebiete der Agricultur und Pflanzenphysiologie von Th. Wolff. Leipzig 1847. p. 325.

dazu das Ausschneiden oder Ausbrennen der kranken Stelle nöthig ist, um die Ausstossung oder Ueberwallung derselben wie bei anderen abgestorbenen Theilen durch die gesunde Vegetation des übrigen Astes oder Stamms möglich zu machen.

XVI. Apotheker Dr. Leube von Ulm machte eine Anfrage in Bezug auf das Fehlen wahrer Dolomitkrystalle in manchen Juradolomiten der Ulmer Gegend.

XVII. Endlich zeigte Professor Volz ein Blatt vom ältesten Lumpenpapier, aus der Fabrik und mit dem Wasserzeichen (ein Ochsenkopf Fig. 1) der Gebrüder Holbein in Ravensburg vom Jahr 1301 und gab dazu folgende Erläuterungen:

Fig. 1.

„Dass das erste Papier aus leinenen Lumpen in Deutschland verfertigt worden sei, wird allgemein angenommen, dass aber diese Erfindung am Anfang des 14. Jahrhunderts in Schwaben und zwar in Ravensburg gemacht wurde, ist urkundlich bewiesen, aber weniger bekannt. Die beiden Brüder Frick und Hans Holbein aus Ravensburg errichteten in dieser Stadt die ersten Papiermühlen, und ihre Familie blieb von 1301—1390 allein in dem Besitz des Geheimnisses der Papierfabrikation und sammelte sich dadurch Reichthümer. Es ist noch eine Urkunde auf Leinenpapier vom Jahr 1301 vorhanden; bisher hielt man eine Urkunde vom Jahr 1318, welche man in Kaufbeuren auffand, für die älteste, so wie man von der Mitte des 14. Jahrhunderts in den alten städtischen und dynastischen Archiven viele Urkunden findet, deren Stoff offenbar leinen Papier ist. Erst um das Jahr 1360 scheint das Leinenpapier auch in Spanien und in Italien bekannt geworden zu sein.

In München wird es von 1327, in Nürnberg erst 1390 die erste Papiermühle erwähnt. Der württembergische Archivcommissär Friedr. Gutermann, ein geborner Ravensburger, hat

schon vor 10 Jahren diese Notizen aus dem Archiv seiner Vaterstadt geschöpft und die Entdeckung im Serapeum vom Jahr 1845 Nr. 17 und 18 dem Publikum mitgetheilt.

Unter den im Serapeum mitgetheilten Wasserzeichen der Holbein'schen Papierfabrik findet man auch die württembergischen Hirschhörner neben dem Holbein'schen Ochsenkopf, Fig. 2, da die Gebrüder Holbein für die Kanzlei des Grafen Eberhard des Greiners und seiner Nachfolger das Papier lieferten, wodurch sie sich aber den Hass ihrer reichsstädtischen Landsleute zuzogen.

Fig. 2.
Urkunde von 1451.

Auf die Verhandlungen folgte ein gemeinsames Mahl im grossen Saale des oberen Museums. Am Nachmittage wurde zuerst der Foucault'sche Versuch von Herrn Oberreallehrer Blum im Chor der Stiftskirche ausgeführt, und dann folgten die Versammelten Herrn Direktor von Seyffer in die herrlichen Gärten und Gewächshäuser der königlichen Wilhelma zu Cannstatt, wozu Seine Majestät der König, der gnädigste Protektor des Vereins huldvollst die Erlaubniss ertheilt haben.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Beitrag zur Fauna Württembergs.

Von Baron Richard König-Warthausen.

Unsere Fauna bin ich im Stande, durch zwei neue Nagethiere zu vermehren, deren umständlichere Auseinandersetzung die Hauptaufgabe dieses Aufsatzes ist.

1) Die Zwergmaus, *Mus minutus* Pall.

Benennungen. *Mus soricinus, parvulus et pendulinus* Herm. *Mus messorius* Shaw. *Mus pumilus* Cuv. *M. avenarius* Wolf. *Micromys agilis* Dehne.

Harvest rat Penn. *Soricine mouse* Shaw. *Mulot nain* F. Cuv. *Rat ferrugineux* Desmar.

Rüsselmaus, Aerndtemaus, Stickmaus.

Literatur. Pallas, Glires, 433 Tab. 24. Zoographia rosso-asiatica, I, 169. Descriptiones fugitivae (Anhang zur Reise durch versch. Prov. des russ. Reichs, I, 154), Nr. 4. Linné ed. XIII. cur. Gmelin, I, 130, Nr. 8 und 10. Pennant, Quadrup. II, 384. Shaw. Gen. Zool. Quadrup. II, 62. Erxleben Syst. regni anim. I, 401, 11. Schreber, Säugethiere IV, 661. Tab. 183 b. Bechstein, Säugethiere (2te Ausg.) 978. Cuvier, Thierreich (übers. v. Voigt) I, 224. Fischer Synopsis Mammalium (Stuttgart 1830), 322—23, Nr. 25, 26, 27. Oken, allgem. Naturgesch. VII, 2, 718. Hermann, Observ. zoolog. I, 57, 62. Boje, Isis 1823, 969. Gloger, Verhandl. d. k. k. Akad. d. Naturf. XIII, 2 Tab. 24 und Isis, 1828, 906. Dehne, „ein neues Säugethier der Fauna von Dresden“ (Mo-

nographie 1841) und in der allgem. deutschen naturhist. Zeitg. (Hamburg 1855), Heft IV. 237.

Aufenthalt. Dieses hübsche Mäuschen lebt bei Warthausen nicht so gar selten. Ob es gleich gerne nah an feuchten Lokalitäten wohnt, so fand ich es doch nie im Thale und in den Riedern, sondern bloss oben auf dem Plateau. Hier trifft man es vor allem in einem versumpften Weiher, an dessen Rändern ich die künstlichen Nester schon im Jahr 1846 zahlreich im Schilf zu Ausgang Aprils entdeckte. Mehrere Jahre vermisste ich die Zwergmaus gänzlich und fand erst wieder am 26. August 1853 ein Nest mit sechs ganz kleinen, blinden, noch nackten Jungen auf einem Inselchen des besagten Weihers.

Im vorigen Jahr standen an der nämlichen Stelle mehrere, allein ich kam zu spät, um sie noch besetzt zu finden. Am 14. September 1853 erhielt ich ein zweites Nest mit fünf blinden Jungen aus einem etwa eine Viertelstunde von jenem Nistplatz entfernten, im Bezirk unseres Gartens gelegenen Hanfacker und zugleich die Nachricht, das beim Schneiden des Getreides wenige Tage zuvor ein weiteres zerstört worden war. Ein anderes Paar hatte sich in einem an den Hanfacker angränzenden Mohnfelde fortgepflanzt. Am 27. Juni 1855 endlich wurde ein Nest mit sieben Jungen aufgefunden, die ich nach andern Arten auf sie zu schliessen, für nahezu vierzehn Tage alt halte.

Die Alten werden nur schwer und selten sichtbar; am besten gelang mir noch immer, sie zu belauschen, wenn ich im Herbste auf Enten anstand. Sobald dann die letzten Glockentöne des Ave Maria verklungen sind, erhebt sich ein feines Pfeifen und dunkle zwerghafte Gestalten, im düstern Dämmerlichte kaum noch zu erkennen, huschen durch den Schilf. Sie scheinen sehr kurzsichtig zu sein, denn sie kamen mir oft bis vor die Füsse, vielleicht wussten sie, dass sie es mit einem noch Kurzsichtigeren zu thun hatten, der sie jahrelang für Wasserspitzmäuse ansah.

Beschreibung. Am 18. November 1853 wurde ein ausgewachsenes Exemplar getödtet, welches ganz zutraulich auf einem Mohnkopf gesessen hatte. Ich habe es vor mir liegen, beschreibe es aber nur oberflächlich, da es stark verletzt und

Wenn man ſich nicht ſelbſt täuſchen will, ſo muß man eine allgemeine Erkaltung, ein Vorherrſchen des Materiellen über das Geiſtige anerkennen und die, in jeder der Hauptformen der chriſtlichen Religion erſcheinenden Uebertreibungen daraus erklären, daß gerade die Naturen durch die allgemeine Gleichgültigkeit am leichteſten ſich einem Aeußerſten zuwenden müſſen, welche einen gewaltigen Zug nach dem Unbegreiflichen und Geheimnißvollen in ihrem Leben und mit ihren Umgebungen nicht befriedigen können.

In dieſer Kälte geſellt ſich noch ein Uebelſtand, welcher ſich hier als Urſache, dort als Folge jener darſtellt. Das hiſtoriſche Princip droht im Innern der Familien durch die ſpäteren Heirathen, die Unbäuslichkeit, die Sendung der Kinder in Penſionen unterzugehen. Jede junge Haushaltung muß ihr Leben von vorne anfangen. Nichts beinahe iſt mehr gegeben, althergebracht, unantaſtbar und mit einer Reihe von Generationen verwachſen, nichts Oertliches kann mehr Geltung behalten, wenn die Ueberſiedelungen fortfahren werden ſich ſo zu vermehren, wie ſie ſeither ſich vermehrt haben. Völker und Ortſchaften, Stände und Berufe hören auf eine beſtimmte Farbe zu haben, und drohen ſich am Ende in einem ſchmutzigen Grau-Braun zu indifferentiiren.

Wir geben zu, daß dieſe Ausſichten nichts weniger als tröſtlich ſind, glauben ſie aber hier voranſtellen zu müſſen, wie ſie ſich als Ergebniſſe vieljähriger Beobachtungen uns aufgedrungen haben.

Nicht nur wir Deutſche, ſondern alle modernen Völker ſind in demſelben Zuſtande befangen, und alle kennen durch die gelehrte Behandlung der ſchönen Künſte, wie der Junker in Göthe's Götz, vor lauter Gelehrſamkeit ihren Vater nicht mehr. Wer weiteres Zeugniß verlangt, betrachte die Vermiſchung und Nebeneinanderſtellung der ungleichartigſten Style, das Unmalériſche aller Trachten, die Zadheit der Faſchinge und Maskenbälle, wo nur im gemeinſten Volke hie und da Laune und Eigenthümlichkeit zu Tage kommen mag, und geſtehe, daß er im Schauſpielhauſe Predigten und Kirchenmuſik, in der Kirche aber theatraliſche Vorträge und Opernarien mehr als Einmal gehört habe; er gehe ſeine nächſte Umgebung, ſein Geräthe, den Schmuck ſeiner Wände durch und läugne, daß, wenn er ſich im Ungeſchmacke, im Unzweckmäßigen

im Weingeist aufbewahrt ist, wodurch sich die Maasse leicht verändern.

Der Kopf misst 7‴ (Dezimalmaass), der Leib 1″ 6‴, der Schwanz 1″ 5‴; die ganze Länge von der Schnauze bis zum Schwanzende beträgt somit etwa 3″ 8‴. Die Oberseite ist hell rostbraun, die untere scharf begrenzt weiss. Von einer jüngern Waldmaus *(Mus sylvaticus* L.) unterscheidet sie sich schon auf den ersten Blick durch die lange spitzige Schnauze, da bei einer solchen im jugendlichen Alter der Kopf kurz und dick ist. Auch der Schwanz ist verhältnissmässig etwas länger, mit einer stärkern, mehr röthlichen Behaarung und das Weisse des Bauchs minder breit.

Es liegen einige sächsische alte Exemplare vor mir, deren Maasse ich, da sie ausgestopft sind, nicht mehr pünktlich nehmen kann. Ihre ganze Länge ist durchschnittlich etwas über 4″ und die Schwänze differiren um 1‴. Ein Stück hatte fast ganz die Färbung von *Myoxus avellanarius*; Sommerkleid! Zwei sind über den Rücken dunkler, mehr braun; bei jenem und einem von diesen geht die Färbung der Ober- und Unterseite in einander über, bei dem dritten ist sie ziemlich scharf begränzt. Bei letzterem ist der Bauch, sowie die Kehle weisslich, die Gränzlinie am Bauch ockergelb, bei den andern zwar die Kehle und Oberbrust ebenfalls weiss, allein die ganze übrige Unterseite schön rothgelb überflogen; diese Farbe herrscht an der Schwanzwurzel und an den Hinterbeinen auch nach oben zu vor.

Die ganz kleinen, erst wenige Tage alten Jungen sind gegen einen Zoll lang, wovon der unförmig grosse Kopf $4^1/_2$‴ wegnimmt. Der noch hinzuzuzählende Schwanz misst $3^1/_2$‴, ist also noch sehr unentwickelt. Sie sehen wie die Ratten-Embryonen aus, haben eine nackte, faltige Haut und erst eine Andeutung der Ohren. Als ich sie sammt dem ringsum verschlossenen Nest holte, glaubte ich bestimmt, die Alten mit gefangen zu haben, so laut pfiffen die kleinen Thiere.

Die mindestens achttägigen Jungen haben ziemlich die nämlichen Proportionen, nur sind sie etwas grösser, die ganze Länge beträgt $1^1/_2$″, wovon 4‴ auf den Kopf, 5‴ auf den Schwanz

kommen. Die deutlichen Ohren sind rund und an den Kopf angedrückt, die Haut noch nackt, jedoch sieht man bei genauer Untersuchung einen dünn stehenden Flaum dunkler Härchen.

Bei den beinahe **vierzehntägigen Thieren** hätten sich die Augenlider gerade geöffnet, denn das Auge schimmert schon schwarz durch, auch zeigt der Schädel bereits einige Consistenz und die Schneidezähne treten deutlich hervor. Gewicht $^1/_8$ Loth. Ganze Länge 2″ 1‴ wovon der Schwanz 8‴, ebensoviel der Körper und 5‴ der Kopf einnimmt. Dieser ist dicker als der nach hinten sehr schmächtig werdende Leib, über der Schläfengegend gemessen $3^1/_4$‴, während der Körper an den hintern Extremitäten nur $2^1/_2$‴ breit ist. Die Schnauze ist zwar noch recht dick, wie bei allen jungen Mäusen, aber im Vergleich mit andern Arten doch schon so gestreckt, dass sich die spätere rüsselartige Verlängerung andeutet. Die Ohren sind noch kurz, rund und platt angedrückt. Die ganze Oberseite ist **roströthlichgelb**, wie bei den alten Haselschläfern, an den Seiten am hellsten, durch schwarze Härchen dunkler über dem Rücken, die Unterseite röthlich weiss, d. h. fast nackt, schuppig, mit feinen weissen Flaumhaaren; Füsse von aussen her gelb behaart; Schwanz oberhalb schwarzblau, unten grau-fleischfarben, mit deutlichen Schuppenringen, zwischen denen helle Härchen stehen.

Die dunkeln, jedoch nur unter der Loupe oder im Weingeist auffallenden „Borstenhaare“ des Rückens sind offenbar die ersten, schon bei den nackten Jungen sichtbaren Anfänge einer Behaarung; erst hienach wachsen die helleren, zarten und häufigeren übrigen Haare der Oberseite und ganz zuletzt die hellsten, feinsten und kürzesten am Unterleib; eine Wachsthums-Theorie, die sich auf alle Haarthiere wird anwenden lassen, soweit diese drei Abstufungen der Bestandtheile des Fells vorhanden sind.

Während die früheren, kleineren Jungen sehr laut gepfiffen hatten, liessen diese nur selten leise, zischende Laute („tsch“) hören. Einen Tag erhielt ich sie in Baumwolle über einer Bettflasche, indem ich ihnen mit unsäglicher Mühe warme Milch beibrachte.

Die Färbung der Zwergmäuse erinnert, wie gesagt, sehr an die der Alten Haselschläfer (*Mus Linn. Myoxus avellanarius* Desm. *muscardinus* Schreb.), allein von deren Jungen unterscheiden sie sich schon bei oberflächlicher Betrachtung durch den weit kahleren Schwanz und geringere Grösse; jene sind überdiess noch heller. Sonst haben sie nur noch Aehnlichkeit mit denen der Waldmaus, die aber in dieser Altersstufe ebenfalls grösser sind, mehr grau — röthlichgrau — aussehen und verhältnissmässig grössere Ohren haben.

Dr. Dehne (zu Hoflössnitz bei Dresden, bekannt als Micromammalog) hat, wie oben schon angedeutet ist, ein besonderes *Genus Micromys*, Kleinmaus geschaffen und will hierin *Mus minutus* mit *betulinus* und *vagus* Pall. zwischen *Myoxus* und *Dipus* gestellt wissen. Mögen diese kleinen Nager allerdings einiges Eigenthümliche haben, was die Anhänger der Zersplitterungsmethode zu generischer Sonderung veranlassen kann, so hat Dr. D. doch sicherlich auf der andern Seite sehr unrecht, die bei Dresden vorkommende Maus für eine eigentliche Species *(agilis)* zu halten. Die angeblichen Unterschiede sind: ein längerer, weniger behaarter Schwanz mit beweglicher Spitze und ein ganz gelber Unterkörper. Dass letzterer nicht allen Dresdener Exemplaren eigen ist, habe ich schon gezeigt; die Bezeichnungen *„abdomine albicante“* (Hermann), *„corpore subtus albido“* (Pallas) sind überdiess ziemlich biegsam und lassen sich als „heller“, „meist weisslich“ ganz gut allgemein anwenden. Dass die Schwänze an einzelnen Individuen anderer Arten manchmal in der Länge ein wenig abändern, ist bekannt und Dehne selbst führt (naturhist. Zeitg. 1855, p. 182) von der Waldmaus eine Spielart mit beträchtlich längerem Schwanz auf. Geringere Behaarung desselben kann ich weder nach den Beschreibungen noch durch praktisches Vergleichen finden. Was schliesslich seine bewegliche Spitze betrifft, so ist, wie Dr. D. selbst angiebt, diess Kennzeichen von einem sterbenden, im Todeskampf befindlichen Thiere hergenommen.

Dehne diagnosirt folgendermassen: *„Mus cauda prehensili, corpore longiore, 170—180 annulis instructa, palmis tetradac-*

tylis, unguiculo polliciari, plantis pentadactylis callosis, auriculis brevioribus rotundatis, pilosis, mystacibus tenuissimis, corpore omnino fulvo, subtus pallidiore.“

Zu vollständiger Rechtfertigung meiner Ansicht und um die Lücken in meiner Darstellung zu ergänzen, setze ich auch seine genauere Beschreibung hieher: Gewicht 1½ Drachmen, Schwanz einige Linien länger als der ganze Körper (2½″), Ohren halb in den Haaren verborgen, innen und aussen dicht behaart, abgerundet, Nagezähne gelb, Barthaare kaum über den Kopf hinausgehend, Hinterfüsse ziemlich lang, mit 5 Zehen, vordere kürzer, vierzehig nebst Daumenstummel mit kaum bemerkbarem Nagel, alle unter den Sohlen auffallend schwielig wie bei kletternden Nagern, obere Seite des Thiers hell ockerfarbig mit wenigem Grau vermischt, unten durchaus bleichgelb, Augen klein wie bei *Hypudaeus arvalis*. Der sehr schwache Schwanz überall aber doch nur dünn und kurz, das Ende bloss unten stärker behaart; „dieses letztere scheint ein vollkommenes Tastorgan (??) zu sein, welches dem Thierchen beim Besteigen von Pflanzen zum Festhalten dient.“

Um gut klettern zu können, bedarf eine Maus nicht einmal eines besondern Tastwerkzeugs; Ratten und Hausmäuse liefern hievon tagtäglich leidige Beweise. Wollte man wenigstens das Genus lassen, so wäre es gewiss nur als Unterabtheilung der eigentlichen Mäuse (*Mures* im jetzigen Sinne) zu nehmen, keinesfalls aber dürfte es zwischen die obengenannten Geschlechter eingeschaltet werden; mit dem gleichen Recht oder Unrecht könnte man dann auch die Ratten (*Mus decumanus, rattus, alexandrinus, perchal, piloides, indicus etc.*) als *Megalomys* unterscheiden, was der vielen Arten wegen noch mehr für sich hätte, gewiss aber nicht räthlich ist. Dem Recht der Priorität nach müsste unsere Art jedenfalls *Micromys minutus* heissen.

Die Nester*) sind kugelförmig, sauber gearbeitet und stehen bald niedrig in Büschen verschiedener Sumpfgräser oder

*) Vergl. Reichenbach, die Künstler unter den Thieren (Leipzig. 1853) p. 14 und 15.

landwirthschaftlicher Pflanzen, bald mehrere Fuss hoch zwischen stengligen Gewächsen. Man könnte sie insofern mit denen der Rohrsängerarten vergleichen, als auch sie nie ganz an der Erde sitzen und die sie umgebenden Pflanzen in die Wände eingeflochten sind, sie säulenartig tragen. Form und übriges Verhalten erinnert jedoch mehr an die Laubsängernester. Das Material ist wie bei allen Mausnestern sehr einförmig, aus der allernächsten Umgebung genommen, aussen schmale, öfters auch breite aber dann durch künstliche Theilung verdünnte Blätter verschiedener, bei jedem Neste womöglich gleichartiger Pflanzen, die grün abgebissen sind. Nach innen werden die Stoffe zarter, fein zerbissen und mit Grasrispen gemischt. Bei dem im Hanfacker angebrachten Nest bestand die Ausfütterung grossentheils aus Hanffasern. Ein vor mir liegendes Exemplar, ballförmig wie alle, hat nach allen Seiten einen Durchmesser von 2″ 5‴; seine innere Höhlung ist kaum grösser als eine welsche Nuss. Das Nest vom 27. Juni war ganz aus feinen, zerschlitzten grünen Grashalmen gebaut, äusserlich mit grünen Kleestängeln und Kleeblättern umwickelt und stand mitten in einem Kleeacker, einige hundert Schritte von jenem versumpften Weiher, dem ersten Auffindungsort. Diesen hatte ich am 16. Juni sorgfältig, aber vergeblich durchsucht; die Sumpfgräser waren noch sehr niedrig und der Wasserstand zu hoch, auch boten die umgebenden Felder viel einladendere Nistplätze. Da dieses Nest beim Mähen zerstört wurde, konnte ich der Alten nicht habhaft werden.

Die Nester der Zwergmaus sind mit denen anderer Mäuse nicht leicht zu verwechseln. Es ist keine europäische Art vom Geschlechte *Mus* bekannt, die ebenfalls ein freistehendes Nest erbaute. *Myoxus avellanarius* thut diess auch, allein der Bau ist grösser und gröber, in dichtem Buschwerk angelegt; ich entdeckte, da er hier selten ist, nur ein einziges Mal vor Jahren eines, welches in einem Massholderbusche stand und auswendig mit grossen, ganzen und zerbissenen, vorzugsweise vom Standort genommenen Blättern umkleidet war.

Mus sylvaticus, so sehr sie auch in einigen Beziehungen

an unsere Maus erinnert, heckt unter der Erde oder doch wenigstens nicht frei; ich fand das Nest an sonnigen Abhängen ausgerodeter Laubwälder unter faulenden Baumstrünken.

Nachdem nun die Zwergmaus auch in unsere Sphäre eingerückt ist, dürfte es nicht uninteressant sein, ihre sonstige Verbreitung zu berühren.

Pallas fand sie sehr zahlreich unter Getreidehaufen, auch in Birkenwäldern in Russland und im diesseitgen Sibirien, von der Wolga bis zum Ob und Jenisey. Nach Pennant und Shaw bewohnt sie England in Menge. Ferner ist sie in Belgien und Frankreich zu Hause, z. B. nach Fr. Cuvier in der Umgegend von Paris. Hermann entdeckte sie sparsam bei Strassburg, Boje in Schleswig und Holstein als eine der häufigsten Mäuse auf den Aeckern, unter Kornfeimen und in den Scheunen in Gesellschaft anderer Arten. Gloger traf sie in Schlesien. Heuglin in Ungarn. In der Lausitz, in Sachsen, Pommern, bei Prag und Krakau ist sie gleichfalls vorhanden und von Wagler bei München, jedoch auch nur vereinzelt beobachtet worden. Zahlreicher fand sie Thienemann im Weidengebüsch bei Greifswalde, Dehne im Lössnitzgrund bei Dresden unter mit *Oxycoccus palustris* bewachsenen Rasenhügeln in Torferde.

Die Zwergmaus hat demnach einen sehr grossen Verbreitungsbezirk, scheint aber mehr dem gemässigten Norden und dem Osten, als unseren Gegenden anzugehören, denn das Centrum einer Thierzone muss da liegen, wo die grösste Anhäufung der Individuen stattfindet. Im mittleren und südlichen Deutschland kommt sie zwar in vielen ihr zusagenden Gegenden, aber immer mehr vereinzelt oder nur sporadisch vor. Ob sie wie die Wanderratte bei uns erst allmälig eingerückt oder ihrer geringen Grösse wegen früher übersehen worden sei, lässt sich schwer bestimmen, doch hat nach ähnlichen anderen Vorgängen die erste Annahme mehr für sich. Brütet doch jetzt die Wachholderdrossel (*Turdus pilaris* L.) zahlreich in Sachsen, Anhalt und der Lausitz, die im Anfang unseres Jahrhunderts nur als hochnordischer Heckvogel bekannt war.

2. Die rothe sibirische Feldmaus, *Hypudaeus rutilus* Illig. und Pall.

Benennungen. *Mus* L. *Arvicola* La-Cépède. *Lemmus* Desmar. (Linck). *Myodes* Pall. Der letztere vom Entdecker dieser Art dem ganzen Geschlecht gegebene Namen würde den Regeln der Priorität nach wohl den Vorzug verdienen, allein ich lasse den gebräuchlichsten, weil der von Pallas geschaffene erst in dessen Zoographia rosso-asiatica auftaucht, die lange nach dem Tod des Verfassers erschien. In seinen früheren Schriften nennt er sie *Mus rutilus*. Als Illiger den seinigen gab, war jener noch gar nicht bekannt.

Microtus, Kleinohr hiess Schrank (Fauna boica I, 72) die kurzschwänzigen Feldmäuse schon anno 1798, allein seine Benennung fand keinen Anklang und wurde später trotz ihrer Berechtigung übersehen. Andere liessen die Feldmäuse (Zeistei Oken) noch mit den gewöhnlichen Mäusen vereinigt und nahmen *Arvicola* mehr als unterscheidende Bezeichnung für die Unterabtheilung, etwa so wie sie Linné *Mures cuniculorii*, Andere *brachyuri* nannten, oder wie wir die Nager überhaupt *Glires* heissen. Für letztere ist, beiläufig gesagt, Cuviers Benennung, *Rosores* desshalb unstatthaft, weil andere z. B. Bechstein, die insektenfressenden Fleischfresser (Schrotthiere, Raubmäuse, z. B. Maulwurf, Spitzmaus) ebenso nennen. Selbst *Rodentia* (Oken) verwirrt als gleichbedeutend.

Literatur. Pallas, Zoograph. rosso-asiat. I, 177. Glires 246 Tab. 14. b. Linné ed. XIII. cur. Gmelin I, 133. Nr. 24. Schreber, Säugethiere IV, 672, Tab. 88. Zimmermann, geograph. Gesch. der Menschen und der Thiere, II, 368, 285. Pennant, Thiergeschichte der nördlichen Polarländer (übersetzt von Zimmermann), I, 134, Nr. 79. Desmarest, Mammalogie, 284, 445. Fischer, Synops. Mammal. 295, Nr. 17. Steller, Beschreibung von Kamtschatka 129.

Aufenthalt. Von dieser Maus fingen sich am 28. Febr. 1853 drei Stück in den von mir auf dem Landhaus Rebenberg

bei Stuttgart gestellten Fallen; ein Paar kam in meinen Besitz, die dritte wurde einer nicht zu Gast gebetenen Katze zur Beute. Wenige Tage zuvor hatten sie sich dadurch bemerklich gemacht, dass sie in einer einzigen Nacht an sämmtlichen sehr zahlreichen Rosenstöcken des dortigen Treibhauses die meisten Knospen ausgefressen und an den jungen Trieben die Rinde benagt hatten. Weitere waren nicht da, denn das nächtliche Botanisiren hörte mit ihrem Tode auf und trotz aller Bemühung konnte ich keine mehr auftreiben. Ich hatte ausser- und innerhalb der Gebäude über zwanzig Fallen aufgestellt und sah täglich zweimal nach, allein ausser den gemeinen *Mus musculus* und *sylvaticus* wurde nichts weiter erlangt.

Um so angenehmer wurde ich überrascht, auch im letzten Winter ebendaher ein Stück zugesendet zu erhalten, das einzige welches sich mit *Mus sylvaticus* und *Hypudaeus arvalis* gefangen und ebenfalls durch Zerfressen der Rosenstöcke angemeldet hatte, was die gemeinen Feldmäuse nicht thun. Letzteres Exemplar, welches übrigens nicht so lebhaft gefärbt wie die früheren und wohl ein junges Individuum ist, habe ich der Sammlung des vaterländischen Vereins zur Verfügung gestellt. Die sonstige Verbreitung der Rothmaus werde ich gelegentlich berühren.

Beschreibung, entworfen im frischen Zustand nach den beiden ersten Exemplaren, einem fast gleich gefärbten Paar: Länge des Körpers 3″ 3‴, wovon der Kopf 1″ einnimmt; Körperumfang 2″. Ohren breit, eiförmig-rund, beim einen $3^1/_2$‴, beim andern 3‴ lang, deutlich aus dem Pelz hervortretend. Der ziemlich lang behaarte, oben braune, unten weisse Schwanz misst 1″ 5‴, mit den längern Haaren sogar 1″ 6‴. Die obern Schneidezähne sind gelber als die untern. Die Hinterfüsse haben fünf, die vorderen vier Zehen und ein Rudiment der fünften; sie sind fleischfarben. Die Barthaare messen bis zu 9‴ und sind schwarz und weiss. Die ganze Oberseite ist sehr schön dunkel rostfarben, der Bauch röthlich weissgrau; hier sind die Haare blaugrau mit hellen, dort blauschwarz mit rothen Spitzen

Das Männchen ist etwas lebhafter gefärbt als das Weibchen, jenes wog ein Loth, dieses $^1/_{32}$ weniger.

Nach trockenen Exemplaren aus Sachsen ist der Sommerpelz noch lebhafter, mehr fuchsroth, obenher kastanienbraun überflogen. Nach diesen wechselt die Länge des Körpers von 3″ 8‴ bis 4″ und die des Schwanzes von 1″ 5‴ bis 1″ 8$^1/_2$‴.

Bei dieser wie bei der vorhergehenden Art muss ich die osteologischen Verhältnisse unberücksichtigt lassen, da ich keine unverletzten Exemplare besitze. Die Rothmäuse gingen nur in Dachziegelfallen, in denen die Köpfe ganz zerquetscht werden.

Die beste Fangmethode ist, wie mir in allerneuester Zeit berichtet wurde, mit ganz kleinen, besonders angefertigten Maus-Tellereisen, die keinen zu starken Bügel haben dürfen, damit die Knochen nicht zerschmettert werden. Als Lockspeise wird eine Mandel oder Haselnuss angebunden. Diese Fallen seien für alle Arten von Mäusen sehr zu empfehlen.

Von der gemeinen *Hypudaeus arvalis* Illig. unterscheidet sich diese Art hinlänglich; vorerst durch den weit längern Schwanz bei geringerer Grösse. Bei den grössten jener Art, welche mehr als ein Drittel länger sind, fand ich ihn im höchsten Fall 1″ 2‴ lang, also abgesehen von den Verhältnissen der verschiedenen Körpergrösse absolut kürzer um mindestens 3‴, was bei so kleinen Thieren viel sagen will. Ausserdem ist er bei der gemeinen Feldmaus sparsamer und kürzer behaart. Die Färbung ist auch ganz verschieden; hierüber zu urtheilen bin ich jedenfalls befähigt, denn ich habe mehrere Tausende von jenen in Händen gehabt und sie in allen Altersstufen und zu jeder Jahreszeit untersucht. Auch unter ihnen giebt es freilich manchmal recht roth gefärbte Individuen, allein das ist doch etwas ganz anderes. Prächtig kastanienbraun mit fast isabellfarbenem Bauche sind sie niemals.

Med. Dr. Thienemann in Dresden, der Herausgeber zweier Werke über die Fortpflanzung der Vögel, berühmt als Begründer einer wissenschaftlichen Auffassung der Oologie, hat sich früher viel mit der Untersuchung von Nagethieren beschäftigt, auch be-

kanntlich die zwischen *Mus musculus* und *sylvaticus* in der Mitte stehende *Mus islandicus* entdeckt und in seiner „Reise nach Island“ zuerst beschrieben. Mit ihm kommunizirte ich alsbald wegen der fraglichen Maus und erhielt folgende Notiz: Meine Exemplare seien zweifellos die ächten *Hyp. rutilus* des Pallas auch er habe im gleichen Winter vier Stück bei Dresden gefangen, Schinz habe sie einst auf Thienemann's Auktorität und unter dessen Namen als *Hypudaeus rutilans* aufgeführt, da er dieselben früher für etwas verschieden von der Pallas'schen Beschreibung gehalten habe. *Hypudaeus rufescente — fuscus* Nager sei dasselbe Thier. Letzteres muss ich jedoch wenigstens bezüglich der Exemplare bestreiten, die mir Herr Nager selbst vom Gotthard überschickte und welche ganz anders aussehen, d. h. sich vom *Hyp. arvalis* nicht unterscheiden lassen, nicht einmal besonders röthliche, sondern mehr in's Graue gehende Exemplare, also identisch. Weit eher fällt *Hyp. rufescente-fuscus* zusammen mit *Arvicola subterraneus* de Sélys-Longchamps (Essai monographique sus les Campagnoles des environs de Liége, 1836 und Dehne, naturhist. Zeitung 1855 pag. 178), für dessen Selbstständigkeit ich auch nicht einstehen möchte.

In Sachsen ist die Rothmaus in neuerer Zeit häufiger geworden. Auch im Winter 1854 auf 55 fing Thienemann sechs Stück, eine Familie, die sich in seinem Landhause bei Dresden fest einquartirt hatte. Thienemann fand sie überhaupt nach Gmelin („varietas minor forsan quoque in Germania“ Syst. ed. XIII. p. 133) zuerst wieder in Deutschland auf, in der sächsischen Schweiz und im Rosenthal bei Leipzig, wo ein Stück dadurch verrathen wurde, dass ein von ihm angegriffener Frosch jämmerlich schrie. In der sächsischen Schweiz sind sie jetzt gar nicht mehr selten, Winters jedoch häufiger als im Sommer; in ihrer Gesellschaft findet man dort die auch bei Berlin ziemlich häufige Brandmaus, *Mus agrarius* Pall. die meines Wissens bei uns noch nie vorkam und von der ich überhaupt nur ein einziges Exemplar selbst fand, nämlich an Pfingsten 1852

und Falſchen nicht gerade gefalle, er dieſes wenigſtens ertrage, und daß ſeine zuſammengeſtückelte Cultur es zu einer klaren Anſicht des Bedürfniſſes des Schönen noch keineswegs gebracht habe!

Man wird nach dieſem es nicht ketzeriſch finden, wenn behauptet wird, daß die oft bis zur Abgötterei verzerrte Verehrung älterer Kunſtwerke das demüthigende Erkenntniß einwickle, man vermöge Aehnliches in unſern Tagen nicht hervorzubringen.

Iſt denn aber in den Völkern deutſchen Stammes nie Kunſtſinn zu Tage gekommen, nie die Ahnung einer volksthümlichen Kunſt aufgedämmert?

Hierauf mögen die religiöſen Bauten des Mittelalters, die Altarblätter des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, die noch geretteten Verzierungen der Prunkgemächer und Geräthe jener Zeit antworten. So rein aus dem Weſen unſeres Volks iſt die religiöſe Baukunſt hervorgegangen, daß wir nach langen betrübten Irrſalen zu ihr zurückkehren und geſtehen müſſen, daß nur ſie unſer Bedürfniß nach einer der Andacht würdigen Umgebung zu befriedigen vermöge. Und jene Bilder der niederrheiniſchen wie der oberrheiniſchen Schule, welche im Wettkampfe mit den farbigen Kirchenfenſtern die höchſte Kraft der Färbung zu erlangen ſtreben mußten, jene alten, ſchön gearbeiteten Harniſche und Degengefäße, jene ſtattlichen Schränke und Vertäfelungen; wie geehrt, wie geſucht, wie reichlich bezahlt, wie ſinnreich nachgeahmt werden ſie in unſern Tagen! So deutet dieſe Sehnſucht, dieſe Ehrerbietung auf einen Zug der deutſchen Gemüther gegen eine Vorzeit, in welcher wir zwar in herben Uebergängen befangen, dennoch aber etwas Tüchtigeres und mehr wir ſelbſt waren, als wir jetzt es ſind. Gewiß, wenn es im Leben überhaupt wahr iſt, daß uns das Verlernen des anerzogenen Falſchen und Unnützen mehr Mühe koſtet, als das Erkennen des Wahren und Nützlichen, ſo iſt dieſes doppelt wahr, wenn von Pflege des Schönheitsſinnes die Rede iſt. Man wird hier unwillkürlich an eine Anekdote erinnert, welche von Voltaire erzählt wird, und welche, wenn nicht wahr, doch würdig iſt, wahr zu ſeyn. Es ſollen die Rathsherrn von Genf ihn gebeten haben, eine Inſchrift auf ihr neuerbautes Schauſpielhaus zu verfertigen. Er ſoll vor den Abgeordneten eine ſehr tiefſinnige Miene angenommen und nach einigem Nachdenken die Worte Salon de Spectacles niedergeſchrieben und ihnen zu ihrer nicht geringen Verwunderung übergeben haben.

am Meeresstand unterhalb der Kreidefelsen von Stubbenkammer auf Rügen. Naturalienhändler Keitel sammelte unsere Maus heuer in Lappland ein.

Cuvier (Thierreich, übersetzt von Voigt, I, 230) hat entschieden Unrecht, wenn er *Hypud. rutilus* zu *arvalis* ziehen will. Wenn er dagegen mit der mehr als zweifelhaften *Mus (Hypud.) gregarius* Pall. so verfährt, ist diess ganz etwas anderes. Ob die Wühlmaus, *Mus glareolus* Schreb., *Hypudaeus heregnius* Mehlis, vielleicht mit unserer Art zu vereinigen wäre, vermag ich nicht entscheidend zu beurtheilen, jedoch scheint es mir wahrscheinlich. Lenz (gemein. Naturgesch. 3. Ausg. I. 404) nennt sie in Gestalt der Feldmaus ähnlich, oben rothbraun, unten grauweiss. Sie kämen hie und da in Deutschland, Frankreich, England, Dänemark und an der Wolga vor, er habe bei Schnepfenthal binnen drei Jahren etwa sechzig Stück gefangen u. s. f.

Fortpflanzung. Alles, was ich über diese in Erfahrung bringen konnte, beschränkt sich auf einen einzigen Fall, den mir Dr. Thienemann neulich mündlich mitzutheilen die Güte hatte. Auf einer Parthie in der sächsischen Schweiz hörte derselbe in einem kleinen Tannenbusch ein klägliches Angstgeschrei und fand eine österreichische Schlingnatter (*Coluber austriaca, Coronella laevis*) an einem etwa 2′ über dem Boden erbauten grossen, ballförmigen, mit doppeltem Eingang versehenen Nest, von dem sich trotz der Gefahr die beiden alten Rothmäuse nicht entfernt hatten. Es enthielt Junge, welche Thienemann mitnahm; sie sahen mehr grau aus, gingen aber zu Grund, indem der Ofen, in welchem sie über Nacht einlogirt waren, am Morgen früher als gewöhnlich, vor ihrer Entfernung geheizt wurde.

Dass sie demnach nicht, wie ihre nächsten Anverwandten, unter der Erde nisten, ist jedenfalls sehr interessant.

Der Vollständigkeit wegen sei mir vergönnt, diess Kapitel mit einigen Notizen zu beschliessen, welche ich aus den verschiedenen Schriftstellern ausgezogen habe.

Pallas (und ihm folgend Gmelin, Pennant u. A.) giebt

folgende Diagnose: *„Mus (Myodes) rutilus, cauda unciali auriculis vellere longioribus, palmis subtetradactylis, corpore supra fulvo, subtus cano.“*

Pennant nennt die Farbe von der Stirn bis zum Rumpf glänzend roth. Die Länge des Körpers wird von Gmelin auf 3″ 7½‴, die des Schwanzes auf etwas mehr als 1″ gesetzt. Er bezeichnet Sibirien als gewöhnliches Vaterland und als Aufenthaltsorte die Löcher der anderen Arten, Winters Getreidefeimen, Speicher und Häuser, Pennant sagt, sie werden häufig jenseits vom Ob gefunden, leben durch ganz Sibirien in den Wäldern, Gebirgen und um die Dörfer zerstreut. Steller nennt sie *Tschetanaustschu*, die rothe Maus der Kamtschadalen und sagt, sie sammle keine Vorräthe, lebe parasytisch wie die Dronen und bestehle die Magazine der Maus *Toegultschitsch* (*Hypudaeus oeconomus* Pall.). Ueber ihre und der andern nordasiatischen Mäuse Haushaltung gibt Steller überhaupt ausführliche und interessante Nachrichten. Pallas endlich bezeichnet als ihr Vaterland Sibirien jenseits des Ural bis in die subarktischen Lande, Kamtschatka und die gegen Amerika gelegenen Inseln; dort lebten sie um die Ostroge und vereinzelten Jurten ohne feste Wohnplätze, diebisch, keiner Kost, nicht einmal Fischen, abgeneigt.

Diese Art bei uns zu finden, kann weniger in Erstaunen setzen, da die Wanderlust, die im Lemming (*Lemmus norvegicus* Desmar.) und in der Wurzelmaus (*Hypudaeus oeconomus* Pall.) ihren Gipfel erreicht, so viele Zeiste charakterisirt.

Ein weiterer Bewerber um das Bürgerrecht in Württemberg war jener

Alpenhase, *Lepus variabilis* L.

dessen in diesen Blättern bei Aufzählung der Vereinsgeschenke schon kurze Erwähnung geschah. Er wurde im Winter 1853 auf 54 unweit Ochsenhausen geschossen und Herr Forstverwalter Tritschler in Biberach hat damals hierüber im Biberacher Amts- und Intelligenzblatt Nachricht gegeben. Meines Wissens war diess der erste sichere Fall, dass sich solch ein Flüchtling

zu uns verirrte. Sonst flüchten gerade umgekehrt die Württemberger in die freie Schweiz. Ebensogut, vielleicht noch eher mag er jedoch aus Tyrol oder Vorarlberg gekommen sein; dann brauchte er nicht den Bodensee zu umgehen. Im bairischen Gebirge traf ich ihn nicht selten, wo er Berghase heisst, ebenso im südlichen Tyrol bei Meran; in Graubündten dagegen wird er Weisshase genannt. Nach brieflicher Mittheilung und eingesandten Schädeln ist er häufig im nordöstlichen Russland, von Archangel bis zur Petschora-Mündung und noch weiter nach Sibirien hinein. Er theilt jene Gegenden mit Luchsen, Vielfrassen, Bären, gemeinen und Polarfüchsen und einer Menge seltener Vögel, z. B. *Falco aesalon, Strix nyctea, funerea, Garrulus infaustus, Pyrrhula enucleator, erythrina, Loxia leucoptera, Emberiza aureola, pusilla, rustica, Parus sibiricus, Limosa cinerea, Larus minutus Colymbus arcticus etc.* die alle dort brüten.

Als

Anhang

gebe ich einige Notizen über längst als württembergisch bekannte Säugethiere.

Lutra vulgaris Erxleben (*Mustela lutra* L.)

Ein am 31. Januar 1855 bei Besigheim erlegtes altes Fischotterweibchen wog 22 Pfund. Ein anderes am 1. Februar des gleichen Jahrs bei Neckarrems geschossenes Exemplar war noch um 2 Pfund schwerer. Grossen Schaden sollen diese Thiere im vergangenen Winter an den Fischen des Seeburger und Fischbachthals angerichtet haben.

Lepus timidus L.

Ein hübsches Exemplar von der nicht gar selten vorkommenden weissgrauen Spielart des gemeinen Hasen sah ich bei Herrn Präparator Ploucquet, welches am Forsthause von Bodelshausen (angeblich am 27. Oktober 1854), geschossen war.

Am 20. November 1854 lieferte mir die hiesige Jagd einen Hasen, dessen Kopf merkwürdig missbildet war. Die Schnauze stand nämlich von rechts nach links schief, die linke Seite des

Maule war fast ganz zugewachsen und die rechte unverhältnissmässig weit aufgeschlitzt. Dem entsprechend, zeigte sich die Bildung der Zunge. Ihre rechte Hälfte war übermässig breit, die linke ganz schmal, nur angedeutet. Dieser Hase hatte also von der Seite fressen müssen! Der präparirte Schädel zeigt die auffallendsten Verhältnisse. Der linke Zwischenkieferknochen ist kürzer, als der rechte, desshalb die ganze Schnauze nach links gebogen, indem auch die Nasenbeine dieser Richtung nachgaben; letztere sind überdiess hoch gestellt, fast horizontal mit dem Stirnbeinen, nicht so sehr abwärts geneigt wie sonst, wodurch der Schädel eine kürzere und stumpfere Gestalt erhält. Die oberen Schneidezähne sind sehr lang ausgewachsen und von links nach rechts (also der übrigen schiefen Richtung entgegen) gekrümmt; einer der innern Nebenschneidezähne ragt zwischen den grossen hervor. Der Unterkiefer, dessen Zähne abgebrochen sind, ist ebenfalls von rechts nach links schief und die Verbindung der beiden Kiefertheile oben dick verknöchert, unten dagegen die Trennungslinie noch sichtbar.

Ein trichterförmiges Loch, aussen drei Linien, innerlich über anderthalb im Durchmesser haltend, geht seitlich abwärts so durch den rechten Unterkieferast, dass die „Wurzel“ des vordersten Backenzahns blossgestellt ist. Auf der innern Fläche ist neben diesem noch eine kleinere, dreieckige, nach aussen überknöcherte Höhle. Rings um die defekte Stelle ist die Knochensubstanz knorrig aufgerieben und strahlig porös.

Anfangs glaubte ich die Oeffnung einem Schuss zuschreiben zu müssen, allein dagegen spricht der unverletzte und dennoch ebenfalls verkrüppelte Oberkiefer, die offenbar natürlich verwachsenen und aufgeschlitzten Lippen (denn an den Mundwinkeln war keine Vernarbung zu entdecken), die einseitige Zunge und namentlich der Umstand, dass der entgegengesetzte Kiefer unverletzt ist, der von einem Schrot nothwendig auch hätte durchbohrt werden müssen. Demnach ist diess wohl eher Folge von Knochenfrass. Jedenfalls mag das arme Thier arge Schmerzen ausgestanden haben!

Hypudaeus arvalis Illig.

Da ich das Aussehen der ganz kleinen, d. h. noch blinden, aber schon behaarten Feldmäuse nirgends angegeben finde, möge eine kurze Beschreibung derselben hier ihre Stelle erhalten; vier etwa zehntägige Exemplare dienten zur Vergleichung.

Ganze Länge 19‴, wovon auf den unförmigen, 4‴ dicken Kopf 7‴, den Körper $8^1/_2$‴ und den (proportionirten) Schwanz $3^1/_2$‴ kommen. Die an den Kopf angedrückten Ohren sind rund und nicht grösser als bei Zwergmäusen im gleichen Alter. Die Färbung ist überall ein bräunliches Isabellgelb, oben mehr braun angeflogen, am Bauch, der Schnauze und den Extremitäten heller wegen der durchscheinenden Fleischfarbe. Bechstein sagt fälschlich, die Jungen hätten gleich Anfangs die Farbe der Eltern.

Ich habe der Spielarten wegen vielleicht nahezu an zehntausend Feldmäuse selbst untersucht und überall auf dieselben gute Preise gesetzt. Die letzten Jahre waren leider zu solchen Nachforschungen sehr geeignet und lieferten mir folgende Resultate:

1) *Hyp. arv. albus.* Reinweiss mit Andeutung einer grauen Stirnblässe; Augen schwarz. 1 Stück von Hohenheim. Leider wurde dieses Thier trotz Futterüberfluss von seinem stärkeren Gesellschafter aufgefressen und ich fand, nachdem ich den Behälter mehrere Tage nicht untersucht hatte, nur noch die Zähne und ein Stück Hirnschale vor. Mit rothen Augen (*Hyp. arvalis leucopathicus*) habe ich noch nie eine Feldmaus ausfindig machen können.

2) *Hyp. arv. maculatus.* Mit grösseren und kleineren Fleckeh; mehrere Exemplare.

3) *Hyp. arv. perspicillatus*, Brillenfeldmaus. Die Augen mit weissen Ringen umgeben, die über der Stirn zusammenfliessen. 2 Stück von Hohenheim. Bei der ersten ist auch die Kehle weiss (sie gehört also zugleich auch zur fünften Nummer) und die Verbindungslinie bildet ein *S*. Am zweiten Exemplar

hat sich die Zeichnung in der Gefangenschaft etwas verwischt. Diese Spielart ist sehr hübsch, selten und noch unbeschrieben.

4) *Hyp. arv. torquatus.* Rings um den Hals ein breites, weisses Band, das sich auf die Brust herabzieht, sonst stark röthlich. 1 Stück von Warthausen.

5) *Hyp. arv. albogularis.* Die ganze Kehle reinweiss. 1 Stück von Hohenheim.

6) *Hyp. arv. stellatus.* Bald mit einem einzigen kleinen, weissen Stern in der Mitte der Stirne, bald mehrere am ganzen Körper vertheilt. Ueber ein Duzend.

7) *Hyp. arv. pallescens.* Isabellfarben. Zwei Erwachsene. Jüngere Thiere sehen nicht selten so aus, und ich fand deren viele, dagegen konnte ich nicht ein einziges Stück mit rein weissem Bauch auftreiben.

Merkwürdig ist endlich noch, dass mir das Unterland die meisten, Oberschwaben fast gar keine Varietäten lieferte.

Warthausen, im Herbst 1855.

2. Ueber den Eizahn der Ringelnatter.

Von Dr. D. F. Weinland.

(Hiezu Taf. 1 Fig. 1—6.)

Am 23. August vorigen Jahres erhielt ich ein paar Duzend Eier der gemeinen Ringelnatter. Dieselben stammten aus einem Haufen von Sägemehl und Sägespähnen unweit dem wasserreichen Tegel, einige Meilen von Berlin, wo sie alljährlich um diese Zeit sicher anzutreffen sind und wo sie durch die feuchte Gährungswärme jener Haufen, sowie durch die märkische Sonnenhitze ausgebrütet werden. Sie lagen da in unförmlichen Klumpen von 10—20 Stück zusammengeballt, mit ihren lederartigen Häuten fest aneinander geklebt. Ihre Grösse war ziemlich verschieden von $^3/_4$ bis 1 Zoll Länge und etwa halb dieser Breite. Einzelne waren auffallend viel länger und schmäler als die gewöhnliche Form, die ziemlich einem Taubenei glich.

Die Entwicklung dieser Eier war schon sehr vorgeschritten. In allen, die ich öffnete, fand sich bereits das hübsche, gelbhalsige Thierchen, in einer Spirale aufgerollt, den Kopf in der Mitte, aber noch (nachdem die äussere Lederhaut abgelöst war) von einer durchsichtigen ziemlich dicken Membran umhüllt. Versuchsweise setzte ich eines ins Wasser, da durchbrach es schnell die letzte Haut, löste seine Windungen und schwamm lustig im Wasser herum, obgleich noch von einem schweren Dottersack belästigt, der erst allmälig nach etwa einem halben Tag sich vollends in den Leib zurückzog. Alle diese offenbar einige Tage zu früh aus dem Ei genommenen, etwa 6—7″ langen Schlangen lebten dennoch munter fort, nur mussten sie, da ihre Epidermis noch ausserordentlich weich und daher sehr dem Austrocknen ausgesetzt war (man sah noch keine Spur von Kielen auf den Schuppen, und erst nach einigen Wochen wurden solche deutlich), sehr feucht gehalten werden.

Die meisten Eier hatte ich aber sich selbst überlassen. Als

ich nun am 26. August wieder nach denselben sah, streckten viele junge Schlangen schon ihre Köpfchen aus den Löchern der Eihaut hervor und untersuchten mit der Zunge tastend die Aussenwelt. Kaum berührt zogen sie sich schnell in das Ei zurück.

Das Loch in der ledernen Eihaut, durch das sie hervorsahen, war ein $^3/_4$ Zoll langer Schlitz, aber nicht etwa wie durch Druck eingerissen, sondern mit sehr scharfen Rändern wie mit einer Scheere geschnitten. Die Haut ist auch wirklich lederzäh und durch einfachen Druck der Schlange von innen, wie man sich leicht überzeugt, nicht zu sprengen. Womit schnitt nun jene diese Oeffnung? Ich suchte oben auf der Schnauze nach einem harten Höckerchen, wie es das Hühnchen zu ähnlichem Zwecke hat, allein vergeblich. Während ich so die junge Schlange hielt und diese lebhafte Bewegungen machte, sich zu befreien, streift sie mit ihrer Schnauzenspitze an meinem Finger und zeigt mir durch einen Riss in meine Haut, wie sie das macht. Jetzt fand ich leicht am Zwischenkiefer fast horizontal aus der Mundspalte hervorstehend einen sehr scharfen und — im Verhältniss zu den anderen feinen, pfriemenförmigen Zähnchen — ziemlich grossen und sehr breiten Zahn. (Fig. 1.)

Diesen Zahn könnte man am besten Eizahn nennen, weil er schon einige Tage nach dem Ausschlüpfen sich nicht mehr vorfindet und daher entschieden nur jene Eine Funktion des Geburtshelfers hat. Er ist 1 Millimeter lang und halb so breit und sitzt in einer mittleren Vertiefung des Zwischenkiefers, der keinen anderen Zahn als diesen, bei der reifen Schlange bekanntlich überhaupt keinen trägt. Etwa $^1/_2$ Millimeter steht dieses zweischneidige, schaufelähnliche Messer über die Mundspalte vor wie der Diamant des Glasers über den Handgriff. Mit einer Schaufel bekommt er dadurch noch mehr Aehnlichkeit, dass auch er gebogen, oben konkav und unten konvex ist. Diese untere Konvexität, welche in der Mitte kuglig anschwillt, gibt dem Profil des Zahns das eigenthümliche Ansehen von Fig. 3. Die Ecken der Schaufel sind gewöhnlich abgeschliffen (Fig. 1, 4, 5,), doch nicht immer (Fig. 2.). — Unten und an den Seiten hat er

scharfe schneidige Ränder, welche glashell durchscheinen, während die dickere Mitte gelblich undurchsichtig ist. — Mit vieler Mühe ist es mir gelungen, einen Schliff von diesem Zahn sammt dem Zwischenkiefer zu machen, den ich in Fig. 5 vergrössert abgebildet habe. Man sieht deutlich die Zahnkanälchen; ferner die hohle bei dem Präparat mit Luft gefüllte und daher für das Mikroskop dunkle Mitte.

Aus der kurzen Dauer des Zahns ist es allein zu erklären, dass er bisher den Blicken der Naturforscher entgangen ist. Selbst Rathke in seiner trefflichen „Entwicklungsgeschichte der Natter“ erwähnt ihn nicht, obgleich er den Zwischenkiefer des fast reifen Embryo selbst sehr genau beschreibt. Daraus schliessen wir, dass sich dieser Zahn auch nur kurz vor dem Ausschlüpfen bildet. Dennoch ist die Sache, wie sich hernach zeigte, nicht neu. Schon im Jahr 1841 hat Johannes Müller in seinem „Archiv für Anatomie und Physiologie“ p. 329 einen — meines Wissens seitdem in keinem Lehrbuch benützten — Aufsatz „Ueber eine eigenthümliche Bewaffnung des Zwischenkiefers der reifen Embryonen der Schlangen und Eidechsen“ veröffentlicht, wo er von einer Reihe von Schlangen- und Eidechsen-Embryonen, die er in Spiritus-Exemplaren untersucht hat, das Vorhandensein des Eizahns konstatirte und es als allgemeines Bildungsgesetz bei allen beschuppten Reptilien wahrscheinlich machte. Da Johannes Müller reife Embryonen unserer einheimischen Eidechsen und Schlangen damals nicht zu Gebote standen und so diese noch nicht untersucht waren, insbesondere aber als eine Beobachtung am lebenden Thier, schien mir dieser Nachtrag zu seiner Entdeckung der Veröffentlichung werth. Ich habe den Eizahn ausser bei der Ringelnatter auch bei der Viper *(Vipera berus)*, der glatten Natter *(Coronella austriaca)*, der Blindschleiche *(Anguis fragilis)*, der gemeinen Eidechse *(Lacerta agilis)*, der grünen Eidechse *(Lac. viridis)*, und der lebendiggebärenden Eidechse *(Lac. vivipara)*, überall von ziemlich übereinstimmender Form gefunden. Ausserdem untersuchte ich von Ausländern *Ameiva vulgaris*, *Crotalus Catesbaei*, *Epicrates Cenchris*. Bei dem ausschlüpfenden Krokodil aber fand ich, wie

Wenn durch die ſo lange gehegten falſchen Tendenzen der Sinn für das Wahre, d. h. Schöne, nicht ganz in uns erſtickt iſt, ſo mögen wir dafür der Vorſicht dadurch danken, daß wir uns beſtreben, jenen zu pflegen und uns ſelbſt klar zu werden über die Art und Weiſe, wie die überfirnißte Barbarei der früheren Zeiten durch Erweckung einer zeit- und volksgemäßen Kunſt zu erſetzen ſey, wie das Schöne wieder zum Bedürfniſſe, zum nothwendigen Gefährten des Nützlichen gemacht werden könne.

Daß hier von nationalen Abſchließungen nicht die Rede ſeyn könne, beweist uns die Geſchichte aller Völker. Eines übertrug ſeine Kunſtübungen auf ein anderes, jedes ſteht in ſeiner Eigenthümlichkeit, ſelbſt im Aneignen und Nachahmen des Fremden, da; nur übertrug es allein *das, was es bedurfte*, und *wie es das bedurfte*, von der Fremde auf ſich.

Wir wollen nun verſuchen uns deutlich zu machen, was von den deutſchen Regierungen, von ſtädtiſchen Behörden, von Vereinen und einzelnen Kunſtfreunden geſchehen iſt, um den Schönheitsſinn im Volke wieder zu erwecken, und an dieſes unſere Wünſche und Vorſchläge anreihen.

Daß die bayeriſche Regierung vor allen hier erwähnt wird, iſt natürlich. Es iſt in München für Anſchaffung, Aufſtellung und Benützung des Vorhandenen, für großartige Neubauten und Denkmäler, für alle Art der Kunſtübung das Unbegreifliche geſchehen, und nicht *eines* der ſo hoch geprieſenen italieniſchen Fürſtenhäuſer hat während der Jahrhunderte, durch welche es regierte, ſo viel, ſo zweckmäßig und ſo unermüdet für dieſen Zweck ſich thätig bewieſen, wie König Ludwig. Nach ihm wird die Nachwelt die Periode der Kunſtgeſchichte benennen, und es iſt zu hoffen, daß auch ſeine Nachfolger in dieſer Richtung fortwirken und Göthe's Ausſpruch beherzigen werden, daß ein deutſcher Fürſt ſuchen müſſe, wenigſtens in *einer* Richtung als Muſter dazuſtehen.

Berlin ſtrebt auch, für die bildenden Künſte als erſte Stadt des nördlichen Deutſchlands ſich darzuſtellen, und es iſt dort Vieles für die Ergänzung der Sammlungen, Benutzung derſelben, Errichtung von Prachtgebäuden und Denkmalen geſchehen, ja der Wille iſt unverkennbar, einen gereinigten Geſchmack auf verſchiedenen Wegen wieder ins Leben einzuführen. Gleichen Schritt hiemit gehen die durch alte Kunſtübung berühmten Hauptſtädte Oeſterreichs

schon Johannes Müller, keinen Zahn, ein weiterer Beweis, dass die Eidechsen den Schlangen näher stehen, als den Krokodilen und dass letztere wohl als eigene Ordnung abzusondern sind. Bei den Krokodilen ist auch die Eischaale härter, kalkiger, daher brüchiger und leichter durch Druck mit der harten Schnauze von innen durchzustossen, ähnlich wie bei dem Hühnchen und wohl auch bei der Schildkröte. Dagegen besteht die äussere Eihaut der Eidechsen und Schlangen aus mehreren Lagen sehr feiner aber fester in einander verfilzter Fasern. Die Zeit und der Hergang der Bildung dieser ist noch ein Räthsel. Doch scheinen Beobachtungen, die ich in diesem Sommer machte, darauf hinzuweisen, dass sie aus Zellen sich hervorbilden. Ich sah nämlich mitten im Fasergewebe öfters einzelne gelbliche ovale Körper, in der Regel mit einem Kern. Es gelang, einzelne zu isoliren und es zeigte sich, dass sie immer nach einer Seite hin in eine sehr lange Faser sich fortsetzten. Jene ovale Körper scheinen Zellen zu sein, aus denen sich die Fasern entwickeln; ich sah sie von sehr verschiedener Grösse und bis zur vierfachen Dicke der Faser, oft aber auch sehr klein, so dass sie nur als verdicktes Faserende erschienen. Wahrscheinlich ist dieses letztere Stadium der Zelle das Ende der Entwicklung und erklärt es, dass die grossen Zellen in ausgebildeten Eihäuten so selten sind. In Fig. 6 sind mehrere dieser Faserzwiebeln oder Faserzellen abgebildet.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1. Kopf der ausschlüpfenden Ringelnatter (*Tropidonotus natrix*) mit aufgesperrtem Rachen, um den Eizahn zu zeigen. — Vergrössert.

Fig. 2. Eizahn von oben und vorne. (Dieser hat ausnahmsweise scharfe Ecken.) — Vergrössert.

Fig. 3. Eizahn von der Seite gesehen. — Vergrössert.

Fig. 4. Zwischenkiefer sammt dem Eizahn herauspräparirt. — Vergrössert.

Fig. 5. Zwischenkiefer mit dem Eizahn geschliffen. Die Knochenzellen zeigen an, wo der Zwischenkiefer beginnt. Deutliche Zahnhöhlchen. — Etwa hundertmal vergrössert.

Fig. 6. Zwiebeln (Bildungszellen?) der Fasern, die die Eihaut zusammensetzen. Verschiedene Formen, vielleicht verschiedene Entwicklungsstadien a. — f. —

Zusatz.

Vorstehende Beobachtungen wurden zufällig gemacht bei Anlass einer anderen Untersuchung über „Raçeschwankungen“ insbesondere bei Schlangen. Die Wichtigkeit einer solchen Untersuchung leuchtet ein, wenn man z. B. sieht, dass aus unseren 26 europäischen Schlangenarten schon mehr als die doppelte Anzahl von Arten gemacht worden ist; Irrthümer, die sich nur auf das Verkennen der Raçenschwankungen gründen. Um nun hiebei sichere Resultate zu erzielen, ging ich statistisch zu Werk; ich sammelte von der Ringelnatter — bekanntlich einer fast über die halbe alte Welt verbreiteten Schlange — möglichst viele Exemplare immer mit genauer Angabe des Vaterlands und des speziellen Fundorts (dessen Klima, Meereshöhe, mittlere Jahreswärme, höchste Jahreswärme, Dauer der einzelnen Jahreszeiten, geologische Verhältnisse) und diese Schlangen mussten nun auf die verschiedenen zoologischen und anatomischen Merkmale untersucht und mit einander verglichen werden. Ich nenne insbesondere: Färbung im Allgemeinen und speziell Vertheilung derselben auf die einzelnen Schuppen, Form der Schuppen, insbesondere derer auf dem Kopf (Schilder), Zahl der Schuppenreihen von einer Seite zur andern und von vorne nach hinten, Zahl der Bauch- und Schwanzschienen, Zahl der Zähne, der Rippen und Wirbel, Länge des Darmkanals etc. Dass eine solche Untersuchung eine langwierige ist, ist sicher, aber die Frage, „in wie weit kann eine Art variiren?“ ist eine an sich wichtige und namentlich durch die Umwandlungstheorie der neueren Geologie eine so eingreifende geworden, dass sich diese Mühe wohl belohnt. Ich habe diese Arbeit aus Mangel an Material vom Ausland noch nicht vollenden können und habe leider, da ich mich auf einige Zeit auf Reisen begebe, nicht die Aussicht, sie bald zu vollenden. Für den aber, der etwa eine ähnliche Untersuchung beginnen wollte, mag es vielleicht von Werth sein, etwas über die Methode, die ich dabei befolgte, zu erfahren. Zur übersichtlichen und schnellen Vergleichung mussten die Maasszahlen jedes Individuums (so weit diess nicht durch die Natur der Sache z. B. bei der Zahl der Wirbel u. dgl. ausgeschlossen war) Verhältniss-

zahlen werden. Es fragte sich nun, was als Einheit zu Grunde zu legen sei. Nach einigen anderweitigen Versuchen bewährte es sich mir bald, die Kieferweite, d. h. die Distanz des äussersten Punktes der Einen *cavitas condyloidea*, von dem äussersten Punkte der andern als 1 zu setzen. Es hat dieses Verfahren den grossen Vortheil, dass es bei frischen, wie bei skelettirten und fossilen, ja selbst bei den meisten ausgestopften Wirbelthieren anwendbar ist. Diese Weite als 1 gesetzt, so ist die erste wichtige, darauf zu beziehende Verhältnisszahl die Entfernung eines Endpunktes derselben (d. h. also eines äussersten Punktes der *cavitas condyloidea*) von dem vordersten Punkt des Zwischenkieferknochens. Zieht man diese beiden Linien von jedem der Endpunkte der Linie der Kieferweite bis zu jenem vordersten Punkte, so erhält man ein gleichschenkliches Dreieck, das den ganzen Vordertheil des Schädels charakterisirt und mit Recht das Grunddreieck des Sinnentheils des Schädels genannt werden kann.

Die dritte Verhältnisszahl wäre etwa die Höhe des Schädels in der Ohrgegend, die vierte die in der Augengegend, die fünfte die in der Nasengegend, die sechste die obere Breite des Schädels in der Ohrgegend, die siebente dieselbe in der Augen- und die achte dieselbe in der Nasengegend; die neunte Verhältnisszahl ist die von dem vordersten Punkt des Zwischenkieferbeins bis zum vordersten Punkt des Rückenmarkslochs. Mit diesen 9 Verhältnisszahlen ist der Kopf in seinen Grundformen fest umschrieben, und sofort die übrigen Körpertheile.

Die Zeit ist vielleicht nicht mehr so ferne, wo die zoologische Wissenschaft so weit specialisirt wird, dass sie schon zur Aufstellung der Artdiagnose solche genaue Verhältnisszahlen fordert, statt der bisherigen vagen, nichtssagenden Ausdrücke wie z. B. der Kopf ist sehr lang, sehr hoch, breit u. dgl.

3. Apparat zur Bewegung der Zunge bei *Manis macroura* Desm. (*crassicaudata* Griffith.)

Von Dr. v. Klein.

Der schwertförmige Fortsatz des Brustbeins, der knorplig ist, schickt von den beiden Winkeln seiner hintern Fläche zwei lange, schmale, knorplige Streifen ab, die sich zwischen dem Bauchfell und den Bauchmuskeln abwärts und dann nach rechts bis zum Darmbeinkamm krümmen, einen Bogen rückwärts und wieder aufwärts bis unter die kurzen Rippen der rechten Seite bilden und dort in einer breiten Platte sich mit einander verbinden, von welcher noch zwei andere lange, knorplige Streifen entspringen, die wieder aufwärts bis zur Mitte der ersten Streifen reichen und sich in einer später zu erwähnenden Scheidenhaut verlieren.

Die lange Zunge ist vorne platt, am vorderen Ende zugespitzt und hat eine rundliche Warze auf ihrer Spitze, die obere Fläche ist mit äusserst feinen Papillen besetzt; nach hinten ist sie glatt und wird rundlich, wurmförmig; sie hing bei diesem Thiere (dessen Länge von der Nasenspitze bis zum hintern Ende des Beckens 392 Millimet. betrug, während der Schwanz allein doppelt so lang, als der Körper war; dessen Schädel von der Nasenspitze bis zum hintern Ende des Hinterhauptbeins auf der oberen Fläche gemessen 88 Millimet. mass) 12 Centimet. aus dem Munde heraus. Von der Mundhöhle aus geht dieselbe in einer besondern Scheide vor der Luftröhre, von ihr durch die Scheide völlig getrennt, abwärts und in einen langen schmalen Muskel über, der am Hals abwärts, hinter dem Brustbein heruntertritt und sich hinter und zwischen den zwei langen Knorpelstreifen bis zur breiteren Platte erstreckt und auf deren vorderen und hinteren Fläche festsetzt. Die Länge der Zunge und

des Muskels bis zur Platte beträgt, die Krümmung als gestreckt betrachtet, 460 Millim.

Die Zunge und ihre muskulose Fortsetzung sind von einer muskulosen Scheide umgeben, die sich an den hintern Enden der beiden Aeste des Unterkiefers und am hintern Ende des Nasenkanals (*Choannae*) festsetzt. Die Schleimhaut der Mundhöhle setzt sich, die innere Fläche der Muskelschichte überziehend, bis vor den untern Theil des Kehlkopfes fort, schlägt sich dann mit scharfem Rande um und überzieht als äussere Schichte die innere, mit der sie unten durch lockeres Zellgewebe, höher oben fester verwächst. Innerhalb des so gebildeten Kanals liegt die Zunge frei, völlig beweglich. Vom Kehlkopf an besteht der Kanal, der vor der Luftröhre heruntertritt nur aus einer Zellgewebsschichte mit muskulosen Bündeln und wird verstärkt durch zwei starke Muskelbündel, die von der untern Seite des Körpers des Zungenbeins und von der vorderen Seite des Schildknorpels des Kehlkopfs kommen und sich an die Scheide anlegen, dem *musc. hyo-* und *sternothyrioideus* entsprechend. (Unter dem *sternothyrioid.*, von ihm durch eine schiefe erhabene Linie getrennt, liegt der *m. cricothyrioid.*). Die Scheide setzt sich so als völliger Canal an der hintern Fläche des Brustbeins, mit ihr durch Zellgewebe verbunden, durch die Brusthöhle herunter fort, bis hinter den schwertförmigen Fortsatz, wo die Scheide aufhört, Canal zu sein, indem sich diese Muskelbündel an die innere Fläche des genannten Fortsatzes festsetzen. Der lange Zungenmuskel, der hier aus seinem Kanal herausgetreten ist, setzt sich dann zwischen den Knorpelstreifen fort, umgeben von einer Zellgewebsschichte, an welche sich die von unten, der breiten Platte aufsteigenden Knorpelstreifen anlegen.

Die knöcherne Scheidewand zwischen der Mund- und Nasenhöhle wird hinter den Gaumenbeinen noch durch eine mit Schleimhaut überzogene Zellgewebsschichte fortgesetzt, die sich an einen knöchernen Halbkanal anlegt, welcher zuerst von erhabenen Linien am Keilbein, dann der Grundfläche des Hinterhauptbeins gebildet wird. Der so völlig geschlossene Nasenkanal setzt sich noch 21 Millim. vom hintern Ende der Gaumenbeine bis fast

zum grossen Hinterhauptsloch fort, wie diess bei allen Ameisenfressern der Fall ist.

Die Schleimhaut der Mundhöhle steigt, einen völlig geschlossenen Canal bildend, hinter dem Kanal für die Zunge, sackförmig verlängert bis zum Kehlkopf abwärts.

Der Kehlkopf ist vorne platt und von seiner vordern Wand entspringen die zwei langen Muskeln, die zur Zungenscheide gehen, welche zunächst unter dem Kehlkopf zwischen den Muskeln liegt, die erst einen Querfinger tiefer mit der Scheide sich verbinden.

Ueber dem Kehlkopf liegt das Zungenbein, das aus einem kleinen Bogen mit nach hinten gerichteten Enden, die zu beiden Seiten des Kanals liegen, besteht und keine oberen Hörner hat; mit der Zunge selbst steht dasselbe in keiner Verbindung, aber mit der Zungenscheide durch die oben erwähnten Muskeln. Von dem mittleren Theil seines Bogens geht auf jeder Seite ein breiter, starker Muskel aufwärts, der sich an das Schläfenbein ansetzt (*m. stylohyoideus*) und am hinteren Ende des Nasenkanals vor dem Hinterhauptsloch sich mit dem der anderen Seite in der Mittellinie verbindet.

Vom hinteren Ende des Nasenkanals setzt sich die Schleimhaut, einen dritten, für sich geschlossenen, engen Kanal bildend, mit muskulosen Bündeln nach unten fort, die hintere Wand in unmittelbarer Fortsetzung in die Speiseröhre, die vordere Wand hört mit einem halbmondförmigen Rand auf, dessen Konkavität bis an die Basis des langen Kehldeckels geht, der somit hinter diese Falte zu liegen kommt. Die seitlichen Ränder dieses sehr verlängerten Gaumensegels (wie diess bei allen Ameisenfressern der Fall ist) bestehen aus muskulosen Bündeln, die sich in die Speiseröhre fortsetzen, der vor dem Kehldeckel liegende mittlere Rand besteht blos aus Schleimhaut. Das Zäpfchen (*uvula*) fehlt völlig.

Der Kanal von der Mundhöhle aus geht nach unten vor den Kehldeckel und was von Nahrungsmitteln heruntertritt, muss durch die enge halbmondförmige Spalte, indem der Kehldeckel niedergedrückt und so die Kehlkopfshöhle geschlossen wird, rück-

wärts hinter den Kehlkopf in die Speiseröhre, oder zu beiden Seiten des Kehldeckels über die seitliche nach oben geschlossene Fläche des Kehlkopfs. Von den Choannen aus geht der enge Kanal, der blos für die Luft bestimmt ist, gerade abwärts auf die Stimmritze.

Durch diese Vorrichtung eines so langen Gaumensegels werden die in die Mundhöhle gelangenden lebenden Insekten verhindert, in die Nasenhöhle zu kriechen und müssen jetzt, durch die Zusammenziehung der Schlingmuskeln gezwungen, durch die enge Spalte über den Kehlkopf weg hinunter in die Speiseröhre.

In der Mundhöhle am meisten nach vorne öffnet sich somit die Scheide für die Zunge, der hintere Theil vertieft sich sackförmig gegen den Kehlkopf und ist gegen die Nasenhöhle völlig abgeschlossen, erst unmittelbar über dem Kehlkopf ist die Theilung für Luft- und Speisewege. Am Halse herunter liegen drei Kanäle hintereinander, die ganz abgeschlossene Scheide für die Zunge, der Kehlkopf mit Luftröhre und die Speiseröhre.

4. Eine achtfach blühende *Agave americana*.

Von Baron Richard König-Warthausen.

Die amerikanische Agave (häufig kurzweg, aber irrig „Aloë“ genannt) ist bekanntlich schon seit dem sechszehnten Jahrhundert aus Mexiko in viele ihr zusagende Klimate, z. B. nach Portugal, Spanien, Italien und auf das Kap über gesiedelt worden und findet sich auch in den meisten unserer grösseren Gewächshäuser. Da sie, freilich erst nach langer Zeit, aber doch nicht so gar selten in Flor kommt, ist über ihre längst bekannte Blüthe eigentlich nichts mehr zu sagen übrig. Wenn ich also über einen solchen Fall hier rede, so geschieht es nicht der Beschreibung, sondern einer andern, nicht uninteressanten Erscheinung wegen.

Im Jahr 1838 hatte mein Vater zwei prachtvolle Exemplare dieser Pflanze aus den freiherrlich Herman'schen Treibhäusern in Wain erstanden, deren Alter damals mit Bestimmtheit auf mehr als fünfzig Jahre angegeben wurde. Wegen Mangel an Raum standen sie bei uns Winters in einem kalten, an das Gewächshaus anstossenden Gartenzimmer, bis etwa Mitte der vierziger Jahre ein heftiger Frost die eine Pflanze ganz tödtete, die andere aber so zurichtete, dass sie sich nie wieder völlig erholte. Früher hatte sie schöne und grosse, regelmässig gestellte Blätter gehabt, allein nun, nachdem diese abgestorben waren, wuchsen nur noch kürzere, öfters einseitige und gekrümmte nach, ohne regelmässige Anordnung um einen Mittelpunkt, sondern ganz bunt durcheinander. Die Pflanze bekam ein so hässliches Aussehen, dass man sie beinahe fortgeworfen hätte. Da kamen im Sommer 1853 ganz unerwartet zwei Blüthenschäfte zum Vorschein. Entwickelten sich schon diese nur sehr allmälig, so gieng es mit dem zur Blüthe Kommen noch langsamer, denn

obgleich man im Herbst täglich ein Aufbrechen der Knospen erwartet hatte, so geschah diess erst im tiefsten Winter, als der Stock schon lange in's Treibhaus gebracht war, wo er der Stengel wegen in die Erde gegraben werden musste. Die Blüthen kamen zu vollständiger Entwicklung und es blieben anfänglich viele der grossen Samenkapseln stehen; leider fielen diese später ab.

Da auf das Blühen der Mutterstock der Regel nach abstirbt, wäre diess bei doppelter Blüthe nur um so gewisser zu erwarten gewesen, allein die Erwartung traf nicht ein und sechs neue Blüthenschäfte sind beweisende Zeugen dieser Ausnahme. Im Sommer 1854 waren sie erschienen, im Dezember hatte der erste, im Januar 1855 der zweite geblüht, wenn man anders halb aufgehen, verwelken und abfallen überhaupt blühen nennen kann. Die Blüthenknospen der vier anderen Stengel sind noch jetzt geschlossen, nur wenige öffnen sich kaum und lassen die Staubgefässe zum Vorschein kommen.

Die ganze Erscheinung ist wohl nicht anders zu erklären, als: der Frost zerstörte die Herzknospe, ohne die Vegetationsfähigkeit gänzlich zu vernichten, krankhaft gesteigerte Thätigkeit des Safts bildete an verschiedenen Stellen zwischen den ursprünglich äusseren „Nebenblättern“ zahlreiche neue Blüthenkeime, die sich jedoch nicht auf einmal entwickelten, ihre Stengel also in verschiedenen Jahren, die kräftigsten natürlich zuerst, trieben. Dass letztere nicht die enorme Grösse erlangten, welche sie sonst manchmal erreichen, kann an einer krankhaften Pflanze überhaupt, besonders bei solcher Fruchtbarkeit nicht auffallen. Darum sind auch die sechs neuen Blüthen noch weit geringer ausgefallen, als die beiden früheren, was die Ausmessung zeigen wird.

Der grössere der ältern Schäfte ist 14½′ (Dezimalmaass) lang, sein dickster unterer Umfang beträgt 1′, sein mittlerer 6½″. In einer Höhe von mehr als 8′ beginnen die wechselweis spiralförmig gestellten Blüthenzweige, von denen die grössten 1′, die kleinsten 2″ lang sind. Sie kommen über einer Schaftschuppe hervor und endigen mit fast handförmig ausgebreiteten, meist

und Sachſens und das reiche Frankfurt mit ſeinem Städelſchen Inſtitute. Die übrigen Haupt- und bedeutenden Provincialſtädte ſammeln, ordnen und veröffentlichen wenigſtens das Vorhandene, ſetzen verdienten Bürgern Ehrendenkmale, und wenn ein altes, ehrwürdiges Bauwerk der Wiederherſtellung bedarf, wird es wenigſtens in ſeinem eigenthümlichen Style behandelt und, wenn nicht verſchönert, doch enthäßlicht. Düſſeldorf ſcheint durch glückliches Zuſammentreffen günſtiger Umſtände unter allen Mitbewerbern die gegründetſte Ausſicht auf Entſtehen einer eigenthümlichen, Altes und Neues vermittelnden, vorzüglich aber im Techniſchen tüchtigen Malerſchule zu haben.

Zu den alten Kunſtakademien ſind Zeichnungs- und Gewerbeſchulen getreten. Das öffentliche Erſcheinen der Staatsgewalt befleißigt ſich überall tüchtiger und zuweilen zierlicher Ausführung, namentlich in den Münzen, den neuen Bauten ꝛc. Wenn man noch nicht überall verſteht, es wirklich gut zu machen, ſo zeigt ſich beinahe überall der Wille, es beſſer zu machen als früher; beſonders aber hat die Zeit die Kunſtvereine ins Leben gerufen, über welche als eine neue, vorſchreitende und viel verbreitete Erſcheinung wir hier ausführlicher reden müſſen.

Die Kunſtvereine ſind, wie ſo viele andere Vereine, ein bedeutendes Zeichen der Zeit, in welcher Alles maſſenhaft ſich geſtaltet. Man könnte dem, welcher in ihnen die Rückkehr zum Kunſtſinn ſehen will, antworten, daß nun eine ganze Stadt Einen Kunſtfreund darzuſtellen habe, und daß man auf die Ausſpielungen der erworbenen Gemälde das giftige Wort Rivarol's über die Hamburger von 1790 anwenden könne: „ſie eröffnen eine Subſcription, um ein Bonmot zu machen.“

Wir wollen die günſtigen Erfolge der Kunſtvereine dankbar anerkennen, die ungünſtigen aber keineswegs verſchweigen.

Sie wecken junge Talente, und verhindern wenigſtens die vorhandenen Künſtler, deren Zahl ſich über alles Bedürfniß vermehrt hat, Hungers zu ſterben, oder wenigſtens zu darben. Sie zeugen doch von Anerkennung des vorhandenen Bedürfniſſes, und ihre Ausſtellungen dienen dazu, Auge und Urtheil zu ſchärfen, und einmal von etwas Anderem zu reden, als von holländiſchen Bankbilletten oder Mull Jennies. Der Knabe, welcher täglich Bilder vor Augen hat, mit welchen der Vater ſeine Wände ſchmückt, wird durch

dreitheiligen Büscheln, auf denen die grossen Blumen aufrecht sassen. Die Blüthenzweige sind sanft nach oben geschweift, armleuchterartig, fast wie ein verkehrtes S und ihr grösster Zwischenraum (wenn man von der Seite her zum nächsten misst) beträgt 6″. Nach oben nimmt diess Verhältniss mit der Grösse der Aeste ab. Die grössern der 17 Seitenäste trugen je 15 bis 40 Blumen. Die Form des ganzen Blüthenstandes ist anfangs schwach bauchig, dann pyramidal, oben endigt er bei allen Schäften als Büschel.

Der kürzere Stengel hat eine Länge von 12¼′, einen grössten Umfang von 7½″; in der Mitte gemessen ist dieser 5½″. Blüthenzweige trägt er 13. Die übrigen Verhältnisse sind hier wie auch bei den andern Schäften dem ersten Beispiel entsprechend. Die Schäfte haben sämmtlich bis zu den Blüthenzweigen herauf ähnlich wie diese gestellte, dreieckige, zugespitzte Schuppen, welche nach Art der Blätter oben in einen Stachel endigen; die untersten derselben sind noch ganz blattartig, schmal und mehrere Zolle lang.

Die diessjährigen Blüthenstände zeigen folgende Maasse: Der grösste Stengel ist 6½′ lang, sein Umfang an der dicksten Stelle beträgt 5″. Der kleinste hat eine Höhe von nur 4¾′ und einen grössten Umfang von 4½″. Die übrigen stehen mitten inne. Sämmtliche tragen nicht mehr als 8 Blüthenzweige, welche 3—4″ lang sind und zum Theil nur 3, meist 7, nicht über 13 Blumen tragen.

Zum Beschluss folgt die Beschreibung einer diessjährigen, (nicht zu völliger Entwicklung gekommenen) einzelnen Blume:

Länge des Stiels 3‴, seine Dicke fast 2‴. Ganze Blume 2″ 3‴ lang. Kelch und Kapsel verwachsen, 9‴ lang, dunkelgrün, darauf 6 grünlichgelbe Kelchblätter; drei äussere sind 1″ lang, 2¼‴ breit, drei innere 9‴ lang. Jene liegen im geschlossenen Zustand so über den schmalen, dünnen und weisslichen Rändern von diesen, dass sie wie in einen Falz eingreifen. Das frei bleibende grünliche Mittelstück der inneren Blätter ist 1½‴ breit. Alle endigen oben in einer gebogenen, kurzen Spitze von der Form einer Hühnerkralle. Zwischen der

Verwachsungslinie der Kelchblätter und dem Fruchtboden befindet sich eine $2^1/_4$''' tiefe trichterförmige Röhre; äusserlich laufen an ihr bis über einen Theil der Kapsel herab Furchen als Andeutung der verwachsenen Kelchblätter. Die Samenkapsel ist abgerundet-dreieckig, 3''' dick und enthält in den innern Winkeln ihrer drei Fächer je 2 Reihen kleiner, platter Samenanlagen. Der Griffel ist ziemlich dünn, 1' 7''' lang, seine Narbe dreitheilig; die 6 Staubfäden messen 8''', sind fast fadenförmig, in der Mittellinie der Blätter angewachsen, da wo sich diese zu einer Röhre vereinigen; die schwebenden Staubbeutel sind gelb und 6''' lang.

5. Ueber einige Cephalopoden der Juraformation Württembergs.

Von Dr. Albert Oppel.

1) *Acantholeuthis antiquus* aus den Ornatenthonen von Gammelshausen bei Boll.

Auf einer Exkursion nach Christian Malford (Wiltshire) kam ich in den Besitz mehrerer Exemplare von *Acantholeuthis antiquus, Morris.**) *(Belemnoteuthis, Pearce.***) von welchen eines vollständig erhalten ist. Dasselbe zeigt den Phragmokon, darüber einen aus weisser bröcklicher Masse bestehenden Körper, in dessen Unterende der Dintenbeutel steckt, und an dessen Oberende sich die mit schwarzen hornigen Krallen regelmässig besetzten Arme erheben.

Die Phragmokone, welche ich in ziemlicher Anzahl bekam, sind meist ganz zerdrückt, höchstens ist die äusserste Spitze wohlerhalten. Sie haben vieles Uebereinstimmende mit einer Belemnitenalveole und wurden auch desshalb von mehreren Autoren mit dem in der gleichen Schichte liegenden *Belemnites Puzosianus, d'Orb.* ***) *Bel. Oweni, Pratt* †) vereinigt. Letztere Annahme wurde zwar schon mehrmals widerlegt, doch sehe ich, dass in einigen neueren Arbeiten die Sache noch nicht als entschieden betrachtet wird. Einige Beobachtungen nun, die ich in der letzten Zeit an württembergischen Erfunden machte,

---

*) Morris a Catalogue of brittish fossils, 1854, pag. 289, siehe auch Quenstedt, Ceph. pag. 529.

**) Proceedings of the geol. Soc. 1842. 3. Bd. 2. Theil. pag. 593.

***) d'Orbigny Pal. franc. Terr. jur. Tab. 16. Fig. 1—6. pag. 117.

†) Owen, Phil. Transact. 1844. Tab. 2 Fig. 1—3.

scheinen mir sicher zu beweisen, dass *Belemnites Puzosianus* von *Acanthoteuthis* getrennt werden müsse, obschon der innere Theil des Phragmokons eine von der Belemnitenalveole wenig abweichende Organisation besitzt.

In den letzten Jahren erhielt ich aus den Thonen des *Amm. Jason* und *ornatus* von Gammelshausen bei Boll einige kegelförmige Körper von der Gestalt einer Belemnitenalveole. Dieselben waren mit einer dünnen Schale bedeckt, deren Verschiedenheit mit der Scheide eines Belemniten ich sogleich erkannte. Meine Vermuthung, dass die schwäbischen Erfunde zu *Acanthoteuthis antiquus* gehören, wurde mir damals nicht zur Gewissheit, da ich blos die von Quenstedt (Ceph. Tab. 36 Fig. 13) gegebene Figur, nicht aber Naturexemplare zur Vergleichung hatte. Nachdem ich aber in den Besitz des englischen *Acanthoteuthis* gekommen war, sah ich trotz der verschiedenartigen Erhaltung, dass meine in den Ornatenthonen von Gammelshausen bei Boll gefundenen Phragmokone ganz identisch seien, mit denjenigen, welche von Wiltshire aus derselben Schichte*) schon längst bekannt, und als Phragmokone von *Acanthoteuthis antiquus* beschrieben waren.

Die Phragmokone von Gammelshausen bestehen aus einem verkiesten, inneren Conus, der sich unter 25° zuspitzt**), Sipho und Scheidewände besitzt und von einer dünnen kalkigen Schale bedeckt ist. Letztere scheint eine ähnliche Structur, wie die der Belemnitenscheide zu haben, ihr Querbruch zeigt eine dunkle crystallinische Masse. Diess wäre eine Abweichung von der Bildung, welche wir bei den englischen Phragmokonen finden, denn diese

*) Die Schichte, in der *Acanthoteuthis antiquus* in England vorkommt, wird von den dortigen Geologen als Oxfordclay bezeichnet. Es ist ein grauer, blättriger Thon, welcher die Basis des eigentlichen Oxfordclay's einnimmt. Die Bildung besitzt das gleiche Alter, wie unsere sogenannten Ornatenthone und hat mit diesen eine ziemlich grosse Anzahl von Species gemein.

**) Der spitze Winkel der Alveole von *Bel. Puzosianus* beträgt 16½° d'Orb. Pal. franc. Terr. jur. pag. 117.

bestehen aus einer weissen, bröckligen Substanz. Dagegen ist die äussere Form, beider Vorkommnisse ganz übereinstimmend, und dabei völlig abweichend von der Bildung, welche die Belemnitenscheiden besitzen. Bei den Exemplaren von Gammelshausen sieht man auf der dem Sipho entgegengesetzten Seite in der äussern Schale eine nach der Spitze hinlaufende Rinne, welche durch verdickte Ränder symmetrisch begrenzt und ziemlich tief gelegt wird. Gegen oben verschwinden dieselben und die Schale wird dann glatt. Hierin gleichen sich die schwäbischen und englischen Vorkommnisse, während diese rinnenförmige Bildung nie bei der Belemnitenscheide gefunden wird und von den Falten derselben gänzlich verschieden ist. Die Form der Schale auf der Seite des Sipho's ist bei meinen schwäbischen Stücken nicht deutlich erhalten.

Merkwürdig sind die Phragmokone von Gammelshausen durch die gute Erhaltung der parallelen Scheidewände und des Sipho's. Es widerspricht dies den in mehreren Arbeiten geäusserten Annahmen, dass die Phragmokone des *Acanthoteuthis* keine Scheidewände und keinen Sipho besessen hätten.

In der That sieht man auch bei den englischen Exemplaren die parallelen Wände nicht leicht, was jedoch durch die Art ihrer Erhaltung erklärlich wird. Die Vorkommnisse von Christian Malford sind sämmtlich flachgedrückt und die dünnen Kalkschalen in eine weisse bröcklige Substanz verwandelt. Die Ammoniten dieser Lokalität, welche zwar immer die Wohnkammer sammt den Ohren vollständig erhalten zeigen, bestehen aus einer weichen oft mehligen Masse, dass sie an Ort und Stelle mit Leimwasser überzogen werden müssen, um sie vollständig nach Hause zu bringen. Unter Hunderten dieser Ammoniten ist kaum ein einziger, bei dem sich die Loben erhalten haben. Aus dem gleichen Grund, aus dem die Loben der Ammoniten nicht sichtbar sind, dürfen wir es erklärlich finden, dass die parallelen Scheidewände der Phragmokone sich nicht konservirt haben.

Da die Form der äusseren Schale der schwäbischen und englischen Phragmokone in allen ihren Eigenthümlichkeiten so sehr übereinstimmt, so müssen wir annehmen, dass beide zur

gleichen Species gehören und dass demnach der englische *Acanthoteuthis* einen mit Scheidewänden und Sipho ausgestatteten Phragmokon besessen habe, dessen Scheide aber bloss aus einer dünnen Kalkschale bestand.

In England findet man, wie schon erwähnt wurde, den *Belemnites Puzosianus (B. Oweni Pratt.)* häufig in derselben Lage mit *Acanthoteuthis antiquus*. Es wurde durch die Zusammenstellung beider der Phragmokon des *Acanthoteuthis* noch mit einer langen Belemnitenscheide begabt und hiemit ein Thiergenus gefertigt, dessen Unterende durch die lange Kalkscheide des *Bel. Puzosianus* gebildet gewesen wäre und desshalb die Eigenthümlichkeiten des *Acanthoteuthis antiquus* mit denen des *Bel. Puzosianus* vereinigt besessen hätte.

Wenn selbst die oben angeführten Unterschiede zwischen dem Phragmokon des *Acanthoteuthis antiquus* und dem *Bel. Puzosianus* nicht genügend wären und die Trennung beider zu entscheiden, so lässt sich in Schwaben ein indirecter Beweis gegen die Identität des *Acanthoteuthis antiquus* und *Bel. Puzosianus* sehr einfach dadurch führen, dass wir zwar den *Acanthoteuthis antiquus* besitzen, *Bel. Puzosianus* aber nie in Württemberg gefunden wurde, was bei der Grösse des Belemniten und den fleissigen Nachforschungen, welche in seiner Schichte angestellt wurden, hinlänglich zeigt, dass er gänzlich fehlt; der Schluss, welcher hieraus gezogen werden muss, ist, dass *Bel. Puzosianus* eine dem *Acanthoteuthis antiquus* ganz ferne stehende getrennte Species bildet.

---

2) *Ammonnites planorbis* Sow. (*psilonotus* Quenst.) mit erhaltenem *Aptychus*.

Auf der oben erwähnten Excursion sah ich zu Bath in der Sammlung des H. Moore prachtvolle Suiten von Ammoniten mit eingeschlossenem *Aptychus*. Die Falciferen des oberen Lias von Ilminster scheinen besonders geeignet, um solche Präparate abzugeben. In der genannten Sammlung finden sich dieselben

von dem ausgewachsenen Zustande herab bis zu drei Linien Durchmesser, sämmtlich mit inliegendem Aptychus. Was mich aber noch weit mehr interessirte, war ein glatter, flachgedrückter Ammonit, der Angabe nach aus dem unteren Lias stammend, welcher merkwürdiger Weise einen ungespaltenen Aptychus zeigte. Trotz der Zerdrückung bemerkte ich, dass der Ammonit kein anderer sein konnte, als *Am. planorbis* Sow., *psilonotus* Quenst. Ich versuchte nach meiner Rückkehr den Aptychus unserer württembergischen Psilonoten blosszulegen, und es gelang mir bei dem ersten Stück, welches ich in Angriff nahm. Ich fand die Lage des Aptychus in der Wohnkammer annähernd dieselbe, wie die der bekannten Arten. Von der Mitte der Rückengegend biegt er sich symmetrisch auf beiden Seiten einwärts. Der äussere Umfang, welcher jedoch nicht völlig blossgelegt werden konnte, gleicht dem eines Falciferenaptychus, doch ist der herzförmige Einschnitt wenig sichtbar. Die Substanz, aus welcher er gebildet ist, besteht aus einer schwarzen, porösen und bröckligen Masse, die gegen aussen schwache, der Peripherie parallele Falten trägt. Sie hängt in der Rückengegend gleichmässig zusammen, und man sieht deutlich, dass von einer Spaltung in zwei Theile keine Rede sein kann.

Es ist diess die einzige Ammoniten-Species mit erhaltenem Aptychus, die in Schichten gefunden wurde, welche tiefer liegen, als der obere Lias. Dabei ist *Am. planorbis* der erste Ammonit, welcher über dem Bonebed auftritt, d. h. die älteste jurassische Art. Sein ungespaltener Aptychus ist entschieden von grosser Wichtigkeit für die Organisation des Thieres und stellt dasselbe vielleicht getrennter von den übrigen Arten des gleichen Genus, als es jede seither beobachtete Abweichung der äussern Schale bedingen konnte.

Stuttgart im Druck erschienen im November 1855.

6. Ueber *Pentacrinites colligatus.*

Von Prof. Quenstedt.

(Mit Taf. II.)

Die Pentacriniten erreichen im Lias ihre höchste Entwickelung, allein es ist ausserordentlich schwierig, alle Species sicher zu bestimmen. Da es bis jetzt an guten Abbildungen fehlt, so habe ich beistehende Krone, die entwickeltste aller Pentacriniten, gewählt, um daran einige Schwierigkeiten darzulegen. Sie gehört zu der Gruppe der Subangularen, wurde daher auch gewöhnlich schlechthin *subangularis* geheissen, aber weder Miller's Abbildung (Natur. hist. of Crinoid. pag. 59), noch die von Goldfuss (Petref. Germ. Tab. 52 Fig. 1) stimmt damit, älterer Citate nicht zu gedenken (siehe mein Programm über *Pterodactylus suevicus* pag. 17). Ich habe daher den neuen Namen *colligatus* (Handbuch der Petrefaktenk. pag. 608) vorgeschlagen, welcher auf die grosse Menge von Zwischentäfelchen anspielen soll, wodurch die 10 Arme an ihrer Basis untereinander verbunden werden. Die Veranlassung dazu gab ein verkalktes Bruchstück von ausserordentlicher Schönheit, das Hr. Professor Autenrieth auf seinem Gute Sebastiansweiler fand, und der akad. Sammlung schenkte. Es ist das untere Bruchstück einer Krone, genau mit derselben Lage, wie unseres. Solche Nebenumstände sind gar nicht unwichtig: es verräth das Umstülpen des einen Theils der Arme eine Festigkeit der untern Scheibe, wie ich sie bei andern nicht kenne. Erst vor einem Jahr gelangten wir in den Besitz des grossen abgebildeten Exemplares Fig. 1, es ist mit einem prachtvollen Schwefelkiesharnisch überzogen und stammt aus dem Posidonienschiefer von Holzmaden bei Boll.

Von beiden Seiten herausgearbeitet, zeigte sich, wie gewöhnlich, dass nur eine Seite, (in unserer Figur die obere) erhalten ist, die andere lässt nichts Zusammenhängendes mehr erkennen, alle Glieder sind von einander getrennt und durcheinander geworfen Fig. 2. Nach Erkundigungen liegt die erhaltene Seite im Gebirge nach unten, der Schlamm schützte sie vor dem Zerfall.

Der Stiel war auffallend kräftig und dick, wie bei keiner andern Species. Nach dem Autenrieth'schen Exemplare zu urtheilen, gehörte ohne Zweifel das Stielende Fig. 6, welches aus dem mittlern Lias von Hinterweiler, südlich Tübingen, stammt, der gleichen Species. Ich verdanke es einem meiner Zuhörer, Hrn. Med. Dr. Gmelin. Eine ziemlich mittelmässige Abbildung davon gab ich im Handb. Petr. Tab. 51, Fig. 29. Auf $^3/_4$ Zoll Länge dieser Säule zählt man 18 Glieder. Am Unterende stellen sich zwischen den Gliedern, wie bei allen Subangularen, noch die Anfänge von Zwischengliedern ein. Oben bohrt sich die Säule zwischen die Glieder des Kelches ein, sie verjüngt sich schnell, wie die Fig. 7 und 8 beweisen. Das 5 Pariser Linien lange Stück Fig. 8 zählt 23 Platten, dennoch fehlen oben einige, und Fig. 7 hat eine unverletzte Spitze, das äusserste Ende der Säule.

Hilfsarme sind klein, kurzgliedrig, stehen aber sehr gedrängt. Jedes Säulenglied hatte deren. Da es aber wegen der Kürze der Säulenglieder am Platz gebrach, so alterniren die Ansatzgruben. Die Spuren der Hilfsarme kann man selbst noch weit hinauf an dem verjüngten Ende verfolgen; anfangs gewahrt man noch Gliederstücke mit Nahrungskanal, ganz oben sind aber bloss die Punkte der Nahrungskanäle bemerkbar. Man glaubt mehr Hilfsarme zählen zu können, als Platten vorhanden sind. Hier war offenbar die Stelle, wo neue Glieder der Säule und neue Hilfsarme erzeugt wurden.

Die Kelchradiale lassen sich bei Pentacriniten am allerschwierigsten verfolgen, daher macht man auch hier am leichtesten Fehler. Einen wesentlichen Theil der Schuld tragen die gedrängten Hilfsarme der Krone, die alles verdecken und die

klar wegzuschaffen man kein rechtes Mittel hat. Das Zwischenradial (*Pelvis*) stützt sich auf die Kante der Säule, am Gmelin'schen Exemplar Fig. 6 ist es ausser Zweifel, allein an den beiden andern kann ich es nicht wieder finden, auch ist der Raum zwischen den ersten Radialgliedern viel breiter. Wahrscheinlich sind das durch verschiedenes Lager bedingte kleine specifische Unterschiede, da ich das genaue Vorkommen nicht sicher kenne. Das Autenrieth'sche Exemplar Fig. 5 sollte in dieser Beziehung vermöge seines Erhaltungszustandes deutlich sein, doch lässt sich nur soviel erkennen, dass sich zeitig Zwischenplatten einstellen, welche die 5 Kelcharme zu je zwei unter einander verbinden. Die Kelcharme beginnen jeder mit drei Kelchradialen, die im Verhältniss zur Krone auffallend klein sind, ich finde das bei allen subangularen Formen, daher muss man auch in die Miller'sche Figur Zweifel setzen. Das erste Radialglied endigt unten in Fig. 1 hyperbolisch, in Fig. 5 scheint es unten verletzt, und in Fig. 6 habe ich es nach seiner wahrscheinlichen Gestalt ergänzt. Das zweite Radialglied ist sehr niedrig, und das dritte (*Scapula, Axillare*) hat oben ein Doppelgelenk, nach welchem sich die 5 Kelcharme zu den 2.5 = 10 Kronenarmstücken spalten. Sämmtliche haben 6 Glieder ausser dem folgenden Doppelgelenk zweiter Ordnung, das wäre ein schönes Gesetz, wenn es sich bei den andern Exemplaren bestätigte, allein ich habe nur Fig. 1 zählen können. Die 4.5 = 20 Arme dritter Ordnung werden bereits sehr ungleich, auch scheinen die Zahlen der Glieder nicht mehr durchzugreifen, doch finde ich zwischen je zwei Doppelgelenken der inneren Arme meist 10, der äusseren stets 14. Bei den inneren meint man an einer Stelle 11 zu zählen, allein der Arm ist mehremal verbrochen, so dass man in die Arme vierter Ordnung hineingerathen könnte. Dagegen hat an der andern Stelle ein linker innerer Arm unzweifelhaft nur 8 Glieder. Diese einzige bestimmte Ausnahme könnte man auch durch Missbildung erklären wollen, indess finden wir beim Autenrieth'schen Exemplare (Handb. Petref. Tab. 53 Fig. 1), so weit sie sich zählen lassen, innen 10, 10, 8, 8; aussen 12, 16, 12, so dass also

frühe Eindrücke am gewiſſeſten zur Kennerſchaft und Liebhaberei herangebildet, und wird einſt, wenn er Rathsmitglied ſeyn wird, nicht, wie vielleicht ſein Großvater that, es dulden, daß alte Bilder verfallen, ruinirt oder veräußert werden.

Zu den ungünſtigen Erfolgen dagegen iſt zu zählen, daß die Superfötation von Halbgenie's dadurch genährt wird, indem viele aus der Kunſt einen Lebensberuf machen, in der Hoffnung, ihre Hervorbringungen wenigſtens bei den Kunſtvereinen anzubringen, welche dabei nicht ſo genau markten, wie Liebhaber oder gar Kunſthändler. Auch wird vielfach Klage über ungebührliche Protection, über einſeitige Auswahl, über vorſchnelle Steindrücke laut, deren Gegenſtand ſchlecht gewählt, deren Ausführung nichts weniger als lobenswerth ſey.

Der bedeutendſte Uebelſtand unter den erwähnten ſcheint uns die unverhältnißmäßige Zahl der Künſtler zu ſeyn, welche hiedurch, wie durch die Akademien, deren Preiſe und Reiſeſtipendien, erhalten werden. Wer ſoll ihnen in Zukunft Beſchäftigung geben? Zum Glücke gibt ſie ihnen jetzt ein Königlicher Beſchützer, von deſſen Huld die Exiſtenz ſo vieler, gewöhnlich zahlreichen Künſtlerfamilien abhängt.

Es ſey uns vergönnt, hier eine Saite zu berühren, welche manchem Ohre rauh klingen wird, aber dennoch angeſchlagen werden muß, wenn die ganze Wahrheit über die Stellung der ſchönen Künſte zum Leben zu Tage kommen ſoll.

Es wird weder auf Akademien noch im Privatſtudium die Kunſt mit der Beharrlichkeit und Hingebung getrieben, ohne welche ſie auch in einer minder realiſtiſchen Zeit, als unſere iſt, nicht gedeihen kann, und durch welche allein die Heroen der guten Zeit zugleich vermochten in Oel und Freſco zu malen, Bildſäulen zu modelliren, Paläſte zu bauen, Städte zu befeſtigen und Münzſtempel zu ſchneiden. Aber ſie waren geſchult durch ſtrenge Meiſter, vom Erkaufen und Reiben der Farben, von Präparirung des Thons durch alle Theile der künſtleriſchen Technik hindurch, und als ſie in die Jahre gekommen waren, in welchen ihre Phantaſie zu arbeiten anfing, war ihr Auge geübt, ihre Hand gehorſam. Und auch alsdann, als ſie ſich ſchon neben die Würdigeren ihrer Zeit ſtellen konnten, ordneten ſie ſich beſcheiden dem Würdigſten unter, arbeiteten unter ihm, für ihn, und lernten ohne Unterlaß. Daher ſehen wir in unſern Tagen, unter der Unzahl von Künſtlern, welche ſich

die Glieder aussen zwischen 12 und 16, innen zwischen 8 und 10 variiren. Gerade ist die Anzahl immer. Die innern von den je vier Armen sind stets dicker und kürzer, was die geringere Zahl Glieder bedingt, die äussern dagegen dünner und länger. Noch unsicherer wird das Zählen bei den $8.5 = 40$ Armen vierter Ordnung. Zwar herrscht bei den dicken Armen die Zahl 16, soweit ich sie zählen konnte, nur bei einem kommt 18, aber dagegen auf der andern Seite nur 14. Bei den dünneren Armen kann ich nur ein einzigesmal 54 mit Gewissheit zählen. Man sieht wohl, dass an diesen überall erst hoch oben jenseits des 60ten ja 70ten der erste Nebenarm abgehe.

Es zerspaltet sich also die ganze Krone durch dreimalige Gabelung in 40 Arme, die alle wieder ihre Nebenarme haben, deren Zahl man jedoch nicht sicher bestimmen kann. Alle Nebenarme liegen in den Gabeln dritter Ordnung, in den Gabeln zweiter und erster Ordnung dagegen keine. Nennen wir das Radial mit dem vollständigen ersten Gliede (Rippengliede) Nr. 1 und zählen so nach rechts bis Nr. 5, so lässt sich in Nr. 2 der Arm links bei der Gabel erster Ordnung von allen am deutlichsten zählen. Oben wurden schon die Glieder 6, 10, 16 nachgewiesen. Es folgen denn zwischen je zwei Doppelgelenkgliedern: 14, 12, 14, 10, 10, 12, 12 ?, 10, 10, 12, 10, 12, 10, 10, 10, und im Ganzen gehen sechszehn Hilfsarme ab, bis das Ende oben abbricht. Obgleich der erste Arm des Radials Nr. 1 länger entwickelt ist, so zähle ich doch bloss 15 Nebenarme, da er sich oben überworfen hat, und nicht weiter verfolgt werden kann. Der links daneben liegende versteckt sich zwar zuweilen, doch gehören ihm ohne Zweifel 23 Nebenarme an. Diese Nebenarme verkürzen sich von unten nach oben. Der grösste unten ist etwa $5^1/_2$ Pariser Zoll lang und zählt über 200 Glieder. Am schwierigsten lassen sich die

Tentakeln ermitteln. Diejenigen längs der Hauptarme, den Nebenarmen gegenüber, sind am kräftigsten, je zwei Armgelenke dienen einer Tentakel zum Ansatz, daher muss die Zahl der Glieder zwischen zwei Doppelgelenken stets gleich sein. Der Analogie nach sollten auch auf der andern Seite zwischen

den Nebenarmen Tentakeln gelaufen sein, welche mit jenem alterniren. Sie waren da, wie die ersten Glieder beweisen, allein ihren Verlauf konnte ich nicht beobachten. Auch die Nebenarme sind mit zwei Tentakelreihen versehen, deren einzelne auf beiden Seiten mit einander alterniren. Doch ist es mir nie geglückt, dieselben von beiden Seiten gleich deutlich darzulegen, die Nebenarme fallen immer so, dass die Reihe ausserhalb der Gabel offen liegt. Auch pressten sich beide Reihen beim Tode des Thiers immer scharf aneinander, was die Beobachtung erschwert.

Wenn nun schon diese Anhängsel einer sicheren Beobachtung schwer zugänglich sind, so lässt sich über die Bedeckung der Mundseite der Arme meist gar nichts sagen. Nur das Autenrieth'sche Exemplar zeigt sich in dieser Beziehung wieder als ein seltener Fund: man sieht daran über den Armen eine Platte von rauhen Täfelchen (Fig. 4), welche in jeder Beziehung dem Perisoma von lebenden Pentacriniten gleicht, wie es Müller (Abhandl. Berl. Acad. 1841, Tab. III, Fig. 1) abgebildet hat. Das Pflaster reicht bis zum 20ten Gliede des Armes vierter Ordnung hinaus, woraus folgt, dass die Täfelchen in den Gabeln der 40 Arme eine gewaltige Scheibe zusammen hefteten. Daher hatten sie auch eine unvermuthete Dicke, denn alle die Säulchen auf Fig. 5 zwischen den Hilfsarmgliedern, sind solche Verbindungsglieder, die man von aussen wegen ihrer Glätte immer als Platten zu nehmen versucht ist.

Die Zahl der Glieder ist ungemein gross. Rechnen wir auf jeden der 40 Arme 25 Nebenarme, was die eine Hälfte davon mehr hat, dürfte die andere weniger haben, so endigte die Krone mit $40.25 = 1000$ Spitzen. Rechnen wir für jeden dieser Zweige 200 Glieder mit 200 Tentakeln zu 20 Gliedern, da je zwei Armglieder einer- und andererseits eine Tentakel tragen, so gibt das 4 Millionen. Die übrigen Tafeln betragen mindestens auch eine Million, so dass wir 5 Millionen hätten.

Sollte ich etwas Gründliches über die Species der subangularen Pentacriniten sagen, so müsste ich, um klar zu werden, noch weitere Abbildungen geben. Vielleicht ist mir das später in

diesen Heften vergönnt. Ich selbst bin zur Zeit noch nicht im Stande, alle Naturexemplare unserer akad. Sammlung sicher zu bestimmen, geschweige denn, dass man auf ältere Namen, wie von Schlotheim, Miller etc. zurückgehen könnte, die alles noch zusammenwarfen. Mit unserem *colligatus* stimmt nur ein Bruchstück vielleicht überein, was Knorr (Tab. XI. c.) aus der Gmelin'schen Sammlung abgebildet hat. Das Vorkommen und der Harnisch von Schwefelkies passt ganz gut, auch die Art der Isolirung, aber leider ist gerade der bezeichnende Theil unten weggebrochen, daher ist keine vollkommene Sicherheit zu erreichen.

Man hat sich allgemein gewöhnt, die ausgezeichneten Stielglieder im oberen Numismalismergel, die in so grosser Menge in allen Sammlungen herumfahren, unter *P. subangularis* zu begreifen. Auch Miller und Goldfuss haben das gethan, obgleich die von ihnen abgebildeten Kronen nicht dazu gehören. In Beziehung auf Kronenentwickelung stehen jene Stielglieder dem *colligatus* am nächsten. Da sie aber in rauhen Kalkbänken liegen, so bekomnt man nur selten Bruchstücke von einigem Zusammenhange, die keine Entscheidung zulassen.

Gehen wir zu den geharnischten Kronen der Posidonienschiefer über, welche ich im Handbuche der Petrefaktenkunde pag. 607 als *subangularis* beschrieb, so habe ich lange gemeint, das Exemplar bestehe aus zwei Kronen, weil auch zwei Stiele da sind (Flözgeb. Württ. pag. 265), dann entständen durch eine zweimalige Gabelung nur 20 Arme dritter Ordnung. Indess durch obigen *colligatus* und durch mühsame andere Ausarbeitungen bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, dass es nicht zwei Individuen sind, und dass auch hier eine dreifache Gabelung der 5 Radiale zu 40 Armen stattfindet. Es stützt sich diese Ueberzeugung auch auf das wahrscheinlich allgemeine Gesetz, dass alle 10 Arme zweiter Ordnung bei den Subangularen mit 6 Gliedern zwischen den Doppelgelenken beginnen. Darnach würde also dieses Exemplar dem *colligatus* sehr nahe stehen. Auch die Pracht der Arme ist ausserordentlich, ich zähle an mehreren 35 Nebenarme, das würde über 1400 Endspitzen an der ganzen Krone geben.

Die Kronen des *Pent. Hiemeri* Kn. bleiben bedeutend kleiner, als die genannten, namentlich spricht sich das auch an den 20 innern Armen vierter Ordnung aus, die kaum mehr als Nebenarme sind. Am schwächsten ist die Krone von *Pentacrinites Briaroides*, den Goldfuss (Petref. Germ. Tab. 52 Fig. 1) sogar als Typus des *subangularis* genommen hat. Hier finden sich entschieden nur Arme dritter Ordnung, die Kelchradiale liegen viel freier, als bei den ächten Subangularen, und die Hilfsarme haben namentlich nach oben sehr deutliche rhombenförmige Glieder.

Zum Schluss will ich Einiges über die Zahl der Kronenarmglieder feststellen, worin ich die Glieder mit doppelten Gelenken (*Axillare*), als von selbst verständlich, nicht zähle. Wie längst bekannt, haben alle 5 Hauptradiale 2 Glieder; die zehn Arme erster Ordnung scheinen nicht weniger bestimmt aus sechs zu bestehen, doch kann man bei den Subangularen über diese Theile sich nur in seltenen Fällen und nach vielen mühsamen Arbeiten unterrichten, beim *Briaroides* und *Briareus* liegen diese Theile gewöhnlich frei, daher ist auch Miller's Zeichnung vom *subangularis* so verdächtig. Ein leichtes und sicheres Zählen beginnt erst mit den 20 Armen dritter Ordnung. Wir haben hier beim

colligatus 14, 10, 10, 14; 14, 10, 10, 14; 14, 8, 10, 14; 14, 11?, 10, 14; 14, 10, 10, 14.

Autenrieth'sches Exemplar: 12, 10, 10, 16; 12, 8, 10, ?; ?, ?, ?, ?; ?, 8, 10, ?; ?, ?, ?, ?.

subangularis, beschrieben Handbuch Petref. pag. 607, die Kronenarme über $1^1/_4$ Par. Fuss lang.

14, 10, 8, 14; 12, 8, 8, 12; ? etc.

Eine ditto schwächer

?, ?, 8, 14; 14, 8, 8, 14; 14, 8, ?, ?.

Hiemeri, Kronenarm, 7—8 Zoll, also gerade halb so lang, als beim *subangularis*, gehört schon zu den grossen Individuen:

?, ?, 8, 14; 12, 6, 8, 12; 12, 8, 8, 14.

Ein kleineres Individuum

?, 8, 8, 12; 12, 8, 8, 10?.

Ein sehr grosses Individuum

?, ?, 8, 14; 14, 8, 8, 14; 14, 10, 8, 14; 16, 8, ?, ?.

Von den 40 Armen vierter Ordnung lassen sich die inneren selten sicher zählen. Ein Bruchstück, wahrscheinlich dem colligatus angehörig, hat:

18, 38 +, 18 +, 16; 18, 60, 68, 16; 20, 62 +, ?, ?.

subangularis:

16, 44 +, ?, 16; 14, 64, 62 +, 12; 14, 64, 64, 14; 14, ?, ?, 16.

Die folgenden Glieder der Arme betragen 12, 12, 12, 10, 12, 10, 10, 10, 10 ohne Ausnahme. Doch kommen wieder andere Stücke vor, wo sich statt 10 regelmässig nur 8 finden. Zehn ist auch bei den kleinen nach oben die herrschende Zahl.

Erklärung der Tafel.

Fig. 1. *Pentacrinites colligatus* mit einem gelben Harnisch von Schwefelkies überzogen, aus dem Posidonienschiefer von Holzmaden. Unterseite im Gebirge.

Fig. 2 desgleichen, ein Stück von der zerrissenen Oberseite im Gebirge

Fig. 3—5. Theile vom Autenrieth'schen Exemplar von Sebastiansweiler verkalkt und ohne Harnisch: 3 Hilfsarme, 4 ein Stück vom Perisoma, 5 von der Kelchgegend.

Fig. 6—8. Obere Stielenden von Hinterweiler, aus mittlerm Lias.

7. Die Hausratte in Stuttgart.

Von Prof. Dr. Krauss.

Bekanntlich ist die Hausratte (*Mus Rattus* L.) an vielen Orten durch die Wanderratte (*Mus decumanus* Pall.), welche wahrscheinlich aus Mittelasien stammend, sich jetzt über alle Welttheile verbreitet hat und nach dem Grafen Vondermühle durch die russischen Truppen mit der lästigen Schabe (Schwabe, *Blatta*) zu uns gekommen ist, verdrängt worden. So berichtet H. Fischer in den Verhandlungen der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg i. Br. 1855, dass die Hausratte daselbst und in Heidelberg kaum zu finden sei, dass sie aber in Weinheim und Heilbronn noch vorkomme. Von Baiern sagt Graf Vondermühle in dem Korrespondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg, 1853, dass sie auszusterben drohe, er setzt deshalb Preise auf gut erhaltene Exemplare aus.

In Württemberg kommt jetzt die Hausratte ebenfalls selten vor und ist an mehreren Orten, wo man sie früher häufig traf, längst nicht mehr beobachtet worden. Zu diesen Orten gehört auch Stuttgart. Sie soll zuletzt in der unterirdischen Wasserleitung, welche an der Ecke des K. Stadtdirektionsgebäudes einmündet und in den untern Nesenbach führt, gesehen worden sein und wahrscheinlich stammt auch das Exemplar des K. Naturalienkabinets welches im Jahr 1824 ausgestopft wurde, aus diesem letzten Schlupfwinkel. Es mag wohl sein, dass inzwischen die Hausratte mit den immer häufiger werdenden Wanderratten getödtet worden ist, ohne dass sie erkannt wurde, allein mir ist es in den letzten 15 Jahren nicht gelungen, nur ein einziges Exemplar zu erhalten. Ich war daher sehr überrascht, als in der Nacht vom 20. Juli ein sehr grosses Männchen, welches nun in der Vereinssammlung aufgestellt ist, durch die zufällig geöffneten Thüren in mein Schlafzimmer kam und daselbst ge-

tödtet wurde. Ein zweites Exemplar wurde den anderen Tag in meinem Keller, aus welchem eine kleine Dohle in die grosse Wasserleitung der Stadt und des Nesenbaches führt, gesehen. Es ist daher anzunehmen, dass sich die Hausratten seither in dieser Wasserleitung aufgehalten haben und dass sie aus denselben durch die grossen Wasserbauten, welche in diesem Jahre von dem K. Residenzschlosse bis zur Hirschgasse geführt wurden, verjagt worden sind.

Ueber das Vorkommen der Hausratten in anderen Orten Württembergs sind mir nur folgende zuverlässige Angaben bekannt. Im Februar 1854 hat Baron Richard König-Warthausen eine Hausratte aus dem Schafstall in Hohenheim und im März ebendaher ein junges Männchen einer Ratte erhalten, die in der Färbung vollkommen mit der Wanderratte übereinkommt, den Ohren und dem Schwanze nach aber der Hausratte näher steht. Alsdann wurde im Juli 1854 in Waiblingen ein junges Thier im Hause von Apotheker Dieterich in einer Falle gefangen und mir übergeben. Sollten die Vereinsglieder auch an andern Orten Hausratten beobachtet haben, so bitte ich um gefällige Mittheilung.

III. Kleinere Mittheilungen.

1. Untersuchung fossiler Fischzähne von unbekannter Abstammung.

Mitgetheilt von den Prof. Dr. v. Fehling und v. Kurr.

Es fanden sich im K. Naturalienkabinet in Stuttgart zwischen verschiedenen, aus alter Zeit stammenden geschliffenen Edelsteinen, Achaten, Onyxen u. dgl. ohne nähere Bezeichnung, fossile Fischzähne, in Gestalt abgerundeter Körner von verschiedener Form und Grösse.

Der Bruch ist vollkommen dicht, splittrig, zuweilen lösen sich schalige Stückchen ab; mit der Lupe lässt sich kein organisches Gefüge, — etwa wie bei Knochen wahrnehmen.

Die Härte steht zwischen derjenigen des Kalkspaths und des Flusspaths in der Mitte; die äusseren Schichten sind etwas härter als die innern.

Vor dem Löthrohr brannten sich dieselben erst schwarz und dann vollkommen weiss ohne zu schmelzen, während sie der Flamme die karmoisin-

frühe emancipirt haben und nun mit langem Bart und der Brille vor den Augen sogleich nach München oder Rom pilgern, nur Künstlersöhne einen Theil jener alten Fertigkeit handhaben.

Sodann war auch das Leben des Künstlers minder anspruchsvoll und zerstreut als es nun ist, gleichsam im umgekehrten Verhältnisse der Menge und des Werths der Leistungen. Es ist löblich, wenn das Verdienst geehrt, und Künstlers Erdenwallen mit anständiger Versorgung abgeschlossen wird, allein der Hofraths- oder Direktorstitel scheint der an allen ausgezeichneten Künstlern haftenden Eigenthümlichkeit nicht gerade sich anzuschmiegen, und wir könnten mehr als Einen namhaft machen, dessen große historische Bilder früher verblaßt und vergilbt sind, als das Band des Ordenskreuzes, welches er für diese erhalten hatte.

Wer darf sich bei solcher Sachlage wundern, wenn die Baukunst in Lithographien mit ihrer Vorzeit oder einer Zukunft spielt, welche ihr nie kommen wird, wenn die Plastik in Briefbeschwerer einschrumpft, und die Malerei in Genrebilder auf Albumsblättern verflattert?

Eben darum, weil wir es wohl meinen mit unserem Volke, eben darum, weil uns bange wird für die Zukunft so vieler Jünglinge, welche den bildenden Künsten sich widmen, eben darum, weil wir hoffen, daß unserem Vaterlande eine kräftigere, mit Selbstbewußtseyn vorschreitende Zeit heraufdämmere, glauben wir, daß es nicht wohl gethan seye, sich und andere über den wahren Stand der Dinge zu täuschen. Jedenfalls haben wir den Vorgang Göthe's für uns, welcher über Ursprung, Gang und Gebrechen der nun bereits aus der Mode kommenden alterthümelnden Schule, über Kunstakademien und Anbahnung einer besseren Kunstübung gewichtige Worte geschrieben, aber die Mängel mehr leise angedeutet, als kräftig bezeichnet hat, wie geistvolle Greise zu thun pflegen, welche vor Allem die Ruhe lieben.

Regierungen, städtische Behörden und Vereine müssen nach unserer Ueberzeugung zusammenwirken, um den Schönheitssinn wieder in das Leben einzuführen, den aufgedrungenen falschen Geschmack zu gewältigen, und den Kunstsinn bei den Massen wieder zu wecken, aus welchen die neuen Reichen hervorgehen, unter denen überall die eifrigsten Besteller neuer Kunstwerke getroffen werden, während Sammlung alter Bilder und Kunstwerke häufiger bei

the Farbe des Kalks ertheilten und ziemlich lebhaft leuchten. Im Borax-glas sind sie löslich unter Aufbrausen und auf Phosphorsalzzusatz gibt sich ein geringer Eisenoxyd- und Kieselerde-, übrigens aber kein Thonerdegehalt kund. Versuche auf Wassergehalt und Phosphorsäure wurden der chemischen Analyse überlassen, um die Substanz zu sparen. *v. K.*

Die chemische Analyse, zu welcher nur 0,3 Gramm Substanz verwendet werden konnten, wurde durch Herrn Marx in dem chemischen Laboratorium der K. polytechnischen Schule vorgenommen und lieferte folgende Resultate: Die Substanz löst sich in Salzsäure unter schwachem, kaum bemerkbarem Aufbrausen und Entwicklung von wenig Kohlensäure fast vollständig auf; es bleibt hiebei nur ein geringer Rückstand, hauptsächlich Kieselsäure. Die Lösung enthält Kalk, Magnesia und Phosphorsäure, ausserdem etwas Eisenoxyd und Spuren von Alkalien. Beim Glühen schwärzt die Masse sich in Folge eines geringen Gehalts an organischer Substanz.

Verlust beim schwachen Glühen, Wasser und organische Substanz	4,0
Kieselerde	1,0
Kalk (Calciumoxyd)	45,3
Magnesia	5,0
Phosphorsäure	38,1

Nimmt man an, dass die Phosphorsäure mit Kalk zu drei basisch-phosphorsaurem Kalk verbunden, und der Ueberschuss des Kalks, so wie die Magnesia als kohlensaures Salz in der Substanz enthalten ist, so erhält man

Organische Substanz und Wasser . . .	4,0
Kieselerde	1,0
dreibasisch-phosphorsaurer Kalk . . .	89,5
kohlensaurer Kalk	1,4
kohlensaure Magnesia	10,5
Eisenoxyd	Spuren.
	99,6

Danach hat die Substanz die Bestandtheile der Knochenmasse, ob sie auch Fluor enthielt, konnte wegen der geringen Menge nicht untersucht werden. *F.*

Aus dem Angeführten geht hervor, dass die Körner aus Knochenerde und einer harten, thierischen, dem Elfenbein und dem Schmelz der Zähne verwandten Substanz bestehen; der Form nach zu schliessen, sind es wahrscheinlich fossile Zähne von *Sphaerodus* oder einer verwandten Fischgattung, welche vielleicht durch künstliche Abschleifung theilweise polirt worden sind. Wirklich zeigte die Vergleichung mit fossilen Pflasterzähnen aus dem weissen Jura von Schnaitheim und der Molasse Oberschwabens in Beziehung auf Form, concentrische Bildung und Härte auffallende Analogie, während nur die Farbe abweicht, welche bei den meisten Zähnen von *Sphaerodus*, *Pycnodus* u. dgl. eine bräunlich-schwarze, ins horngraue geneigte ist. Der Farbe nach dürften sie aus der Kreide stammen.

2. Anmerkung zu einer Stelle in dem von Professor Veesenmayer vorgezeigten Herbarium von 1595. (S. 55 des vorliegenden Heftes.)

Unter den in gedachtem Herbarium enthaltenen und in dem begleitenden Commentar vorkommenden Pflanzen werden auch 2 Tabaksarten: nämlich *Nicotiana Tabacum* und *Nicotiana rustica* genannt. Die Frage liegt sehr nahe: Woher bekam der Sammler diese Pflanzen zu einer Zeit, wo der Gebrauch des Tabaks selbst noch nicht in Deutschland eingeführt war? Die Beantwortung dieser Frage findet sich in meinen Beiträgen zur Kulturgeschichte, Leipzig 1852 S. 277 und in einem Aufsatze über die Geschichte der Handelspflanzen in früherer Zeit in Württemberg im zweiten Hefte der Württembergischen Jahrbücher von 1851 S. 174. Die betreffende Stelle lautet also: „Als botanische Seltenheit kommt übrigens der Tabak und zwar in zwei Sorten schon im Jahre 1598 unter den ausländischen Gewächsen, welche Johann Bauhin im Garten zu Boll anpflanzte, so wie in den Gärten von Göppingen und Kirchheim antraf, unter seinem amerikanischen Namen Petum vor. (Johannis Bauhini historia fontis balneique bollensis Montisbelligardi 1598. 4tes Buch. Seite 905.) „Petum, multis Nicotiana major in horto admirabilis bainei, sequenti anno; sana caneta Indorum sive Nicotiana gallorum. (*Nicotiana Tabacum*) Priapeia multis Nicotiana altera florens a semine maturo in horto Ill. R. C. Geoppingae et in Kirchen (Kirchheim) in horto Jo. Lutz pharmac. Hyoscyamus luteus; (*Nicotiana rustica*).“ Der Uebersetzer Förter (New Badbuch und Historische Beschreibung von der wunderbaren Kraft und Wirkung des Wunderbrunnen und heilsamen Bads zu Boll. Stuttgart 1602) hat diess also gegeben: „Petum, welches etliche Gross-Nicotiana heissen.“ Also war dem Uebersetzer Förter 1602 der Name Tabak noch nicht bekannt, sonst würde er ihn beigesetzt haben. — Wenn wir auch annehmen dürfen, dass der Sammler des gedachten Herbariums durch Korrespondenz mit den bedeutendsten Botanikern seiner Zeit bekannt war und von ihnen die zwei Sorten Tabakspflanzen bezogen habe, so können wir diese Botaniker auch in Ulms Nähe, Boll, Kirchheim, Göppingen suchen und finden, da derselbe Verfasser (Bauhin) in dieser Gegend (Wiesensteig) auch schon die Kartoffeln unter ihrem amerikanischen Namen *Papas* anführt, und zwar 7 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in Deutschland (1588) und 11 Jahre nach Einführung derselben in Europa durch Raleigh. *Prof. Vols.*

Bücher-Anzeigen.

Zur Anzeige wurde überschickt von der Verlagsbuchhandlung:

Lehrbuch der Naturgeschichte. Von Jacob Wartmann, Lehrer der Naturgeschichte. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. St. Gallen. Druck und Verlag von Scheitlen und Zollikofer 1855.

Ausgegeben im December 1855.

III. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands,

nach ihren einzelnen Gliedern eingetheilt und verglichen

von Dr. Albert Oppel.

Vorwort.

In den Jahren 1815 und 1816 legte William Smith den Grund zu der noch heute bestehenden Eintheilung der Juraformation, indem er ihre Glieder nach den versteinerten Resten scharf zu trennen suchte. So einfach die Paläontologie damals betrieben wurde, so wenig man auch in dieser Wissenschaft vorgeschritten war, so wusste doch Smith für die Bezeichnung seiner Etagen gerade diejenigen fossilen Arten hervorzuheben und (oft ohne Namen) abzubilden, welche den paläontologischen Character der Schichten am deutlichsten wiedergaben. Schon der Titel einer seiner Arbeiten: „Strata identified by organized Fossils," zeigt, dass er seine Eintheilung auf diejenigen Grundsätze basirte, welche allein angewendet werden können, um das relative Alter der Formationen sicher zu bestimmen.

Conybeare und Philipps vervollständigten das was Smith begonnen. Hiedurch entstand die erste Eintheilung der Juraformation nach zoologischen Characteren, zu einer Zeit, in welcher Deutschland und Frankreich noch nichts Entsprechendes auf eigenem Boden aufzuweisen hatten. Die Folge war die Uebertragung der in England festgestellten Namen auf die Schichtenbildungen des Continents. Die Resultate waren nicht günstig und die Fehler gross, welche sich hiebei einschlichen, denn nicht immer wurden die Bezeichnungen in

dem Sinne angewandt, in welchen sie Smith aufgestellt hatte, sondern häufig musste die Aehnlichkeit der Gesteinsbeschaffenheit als Beweis für das gleiche Alter der Schichten dienen, während die paläontologischen Charactere bei Seite gesetzt wurden. So trifft man noch heut zu Tage viele Ueberbleibsel jener nach Deutschland übertragenen Namen; Portlandstone, Fullerseath, Kelloway rock sind beliebte Ausdrücke geworden, selbst an Orten, wo von diesen Schichten keine Spur vorhanden ist.

Dankenswerther als letztere Versuche war die Bearbeitung des jurassischen Systems auf den Grund eigener neuer Eintheilung. Dufrenoy und Elie de Beaumont schufen bald eine solche für Frankreich und in Uebereinstimmung damit zugleich auch die geognostische Karte dieses Landes, während für Deutschland die Buch'schen Arbeiten über den deutschen Jura einzig bestimmend wurden.

Nachdem in den letzten 20 Jahren die Petrefactenkunde so weit vorgeschritten, mussten nothwendig Versuche gemacht werden, durch welche eine genauere Eintheilung der Schichten bezweckt wurde, denn in diesen ersten Systemen wird die Juraformation meist bloss in grössere Gruppen, nicht aber in ihre einzelnen Elemente zerlegt. Durch locale Bearbeitung des Juragebirgs ist für diesen Zweck Vieles geschehen, Phillips, de la Bêche, Strickland, Marcou u. And. haben einzelne Bildungen genau analysirt, besonders aber hat Quenstedt in seinem „Flözgebirge“ eine Gliederung des württembergischen Jura's gegeben, die insofern zu den gelungensten gehört, als durch die 18 Gruppen, in welchen er die jurassischen Schichten zusammenstellt, viele Horizonte fixirt werden, die vorher nirgends beachtet waren. Gleichzeitig schuf d'Orbigny eine mehr allgemeine Eintheilung der französischen Juraformation, nach 10 Etagen, auf welche er sämmtliche Gebilde in den verschiedenen Provinzen zurückführte. Die Grundzüge seiner Eintheilung stimmen zwar mit den Smith'schen Resultaten, dagegen ist das System bedeutend vervollständigt, indem die Etagen vielseitiger begründet, und die seither so zahlreich aufgefundenen jurassischen Arten mit grosser Consequenz in dieselben eingereiht sind.

Was durch obige Localsysteme für einzelne Bildungen versucht wurde, ist jedoch noch nie allgemein durch Resultate, welche auf dem Wege allgemeiner Vergleichung gewonnen worden wären, zusammengestellt und gerechtfertigt worden. Wir besitzen keine Eintheilung der Juraformation nach ihren kleinsten Gliedern, gestützt auf die Nachweise derselben in den verschiedenen Ländern. Es wurden immer bloss ganze Schichtengruppen mit einander parallelisirt, nicht aber gezeigt, dass ein jeglicher Horizont, der an dem einen Orte durch eine Anzahl für ihn constanter Species markirt wird, auch in der entferntesten Gegend mit derselben Sicherheit wieder zu finden sei. Diese Aufgabe ist zwar eine schwierige, aber nur durch ihre Erfüllung kann eine genaue Vergleichung ganzer Systeme gesichert werden. Es wird dabei nöthig gemacht, mit Hintansetzung der mineralogischen Beschaffenheit der Schichten, die verticale Verbreitung jeder einzelnen Species an den verschiedensten Orten zu erforschen, hernach diejenigen Zonen hervorzuheben, welche durch stätes und alleiniges Auftreten gewisser Arten sich von den angrenzenden als bestimmte Horizonte absondern. Man erhält dadurch ein ideales Profil, dessen Glieder gleichen Alters in den verschiedenen Gegenden immer wieder durch dieselben Arten charakterisirt werden. Eine solche Theilung habe ich versucht und sie bei den meisten Etagen ausführbar gefunden; bei andern halte ich sie noch für unvollendet. Die Schwierigkeit dabei hängt hauptsächlich an der ungenügenden Zahl gut beschriebener Arten. Je schärfer die Species getrennt ist, desto genauer können auch die Schichten eingetheilt werden. Man ist noch nicht so weit vorgerückt, dass bei einer solchen Arbeit das Hervorziehen der Arten entbehrlich gemacht wäre, welche Leopold von Buch in dem Jura Deutschlands pag. 64. — „Leitmuscheln" — nennt. Wie oft muss man sich bei Markirung eines Horizonts mit wenigen bestimmten Arten begnügen, weil die übrigen Vorkommnisse noch nicht genügend erforscht oder gar nicht beschrieben sind. Erschwerend wirkt ferner der Wechsel der Faunen. Eine Korallformation mit einer Thonbildung gleichen Alters mit Sicherheit in Uebereinstimmung

zu bringen, wäre oft beinahe unmöglich, wenn man nicht durch eine grössere Anzahl von Vergleichen einzelne Analogien auffinden könnte.

Nachdem ich die Reihenfolge der einzelnen Horizonte zusammengestellt und somit das ideale Profil gefertigt hatte, fand ich, dass die Vergleichung der localen Systeme untereinander mit grösserer Sicherheit ausgeführt werden konnte. Ein Beispiel erläutere die Sache. Der untere Lias lässt sich, abzüglich des Bonebeds in 7, der mittlere in 6 übereinander folgende Zonen theilen. Vergleicht man die Eintheilungen von Phillips, Marcou, d'Orbigny und Quenstedt mit einander, so findet man, dass die letzteren zwei Autoren, als unteren Lias die 7 eben erwähnten Zonen zusammenfassten. Phillips dagegen zählt noch die 2 darüberliegenden dazu, während Marcou blos die 4 untersten Zonen in seinen unteren Lias stellt. Wollte man schlechtweg den untern Lias d'Orbigny's mit dem von Phillips, Marcou oder Quenstedt zusammenstellen, ohne die detaillirteren Glieder zu beachten, so könnte entschieden keine genaue Vergleichung zu Stande kommen, da die Werthe, welche die verschiedenen Autoren einer und derselben Etage beilegen, oft gänzlich von einander abweichen. Ich stelle deshalb in meiner Arbeit die Reihenfolge der einzelnen Horizonte voran, rechtfertige dieselben genauer, und bringe auf diesen Grund hin erst nachher die allgemeinere Betrachtung und Vergleichung der localen Systeme.

Wenn schon die einzelnen Horizonte sich oft genauer unter einander begrenzen als eine ganze Etage gegen die andere, so habe ich doch die Gruppirung der Juraformation in Etagen auch noch beibehalten, da hiedurch besonders die Zusammenstellung der weniger bekannten Fossile erleichtert wird. Am Schluss der Betrachtung jeder Etage führe ich diejenigen Species an, auf welche sich die Eintheilung und Vergleichung der Schichten vorzugsweise stützt. Ich gebe in jedem Anhange zugleich die Synonymik der einzelnen Arten so weit es die beabsichtigte Kürze der Arbeit zuliess. Durch das Studium der Sammlungen von M. Sowerby und d'Orbigny, wozu mir die Gefälligkeit dieser

Herrn bei meinem Aufenthalte in Paris und London Gelegenheit verschaffte, sowie durch Vergleichung der Phillips'schen, Zieten'schen und Quenstedt'schen Originalexemplare gelang es mir häufig, unrichtige locale Bezeichnungen zu beseitigen und dem ersten Autor sein Recht zu wahren. Die von mir angeführten Species besitze ich mit wenigen Ausnahmen in meiner eigenen Sammlung, da ich bei Besuch der wichtigsten Localitäten immer sorgfältig auf das Sammeln der vorkommenden Fossile bedacht war.

Die Arbeit stützt sich auf mehrjährige Untersuchungen unseres schwäbischen Jura's während meiner Studienzeit in Tübingen und Stuttgart. Im vorigen Jahre machte mich ein siebenmonatlicher Aufenthalt in Frankreich, theils in Paris, theils in den Provinzen mit den Systemen und Localitäten der französischen Juraformation bekannt. Vier Monate des letzten Sommers genügten für das Studium der classischen Localitäten, an welchen die Jurabildungen Englands auftreten. Sehr gefördert ward ich sowohl in Paris und London, als auch in den Provinzen durch die wissenschaftliche Unterstützung, welche die Gelehrten dem Fremden auf die liberalste Weise zu Theil werden liessen. Ich verdanke sie in Frankreich:

M. M. Bayle, Bouchard, Boucoult, Braun, Buvigulier, Cotteau, Cristol, E. Deslongchamps und E. E. Deslongchamps, Dewalque, Engelhardt, Elie de Beaumont, Gaudry, Gueranger, Hébert, Köchlin-Schlumberger, Laugel, Martin, Michelin, Moreau, Alc. d'Orbigny, Perier, Rathier, Renevier, Saemann, Simon, Terquem, Tesson, Thiollière, Triger.

In England:

Messrs. Bowerbank, Bentley, Davidson, Charlsworth, Rev. M. Griesbach, Groves, Hamilton, Jones, Leckenby, Lowe, Lycett, Sir Charles Lyell, Sir Roderich Murchison, Marder, C. Moore, Morris, Rich. Owen, Norris, Reed, Sharpe, Simpson, James D. C. Sowerby, Waterhouse, Woodward, Wright.

Stuttgart, im December 1855.

Beim Citiren folgender Werke werden Abkürzungen gebraucht.

Agassiz, Études critiques sur les mollusques fossiles. 1841—46. Monographie des Trigonies.	Agass., Trig.
" " Myes.	Agass., Myes.
Buvignier u. Sauvage, Statistique mineralogique et geologique du depart. des Ardennes. Mezieres. 1842.	Buv., Ard.
Buvignier, Statistique geol. mineral. mineralurg. et pal. du departement de la Meuse. Paris 1852. 1 Bd. mit Atlas.	Buv., Meuse.
Bronn, 1835—37. Lethæa Geognostica. 2 Bde. mit Atlas.	Bronn, Leth.
Bronn u. Leonhard, neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde.	Bronn, Jahrb.
Brugière, Encyclopédie methodique 1789—1832. Histoire naturelle des vers. etc. mit Text und Atlas.	Brug., Enc. meth. Vers.
Chapuis u. Dewalque, 1853. Memoire. (Luxemburger Jura). Extr. Akad. de Bruxelles.	Dew., u. Chap. Lux.
Davidson, a Monograph of british oolitic and liasic Brachiopoda mit Appendix. 1851—54. London Palæontographical Society.	Dav., Monogr.
W. Dunker u. H. v. Meyer, Palæontographica, Beiträge zur Geschichte der Vorwelt. 1 Bd. 1846.	Dunk., Pal.
Dufrenoy u. Elie de Beaumont, Explication de la carte géologique de la France.	Dufr. u. Elie de Beaum. Expl.
Goldfuss, Abbildung und Beschreibung der Petrefacten Deutschlands und der angrenzenden Länder. 1826—44.	Goldf.
Jahreshefte des Vereins für vaterländ'sche Naturkunde in Württemberg. 1845—55.	Württemb. naturw. Jahresh.
Koch u. Dunker, Beiträge zur Kenntniss des norddeutschen Oolithgebirges. 1837.	Koch u. Dunk., Beitr.
Langius, historia lapidum figuratorum Helvetiæ u. s. w. 1708.	Lang., hist. lap.
Lister, Martin., Historia animalium angliæ. 1677—78.	Lister, hist. an.
Gr. Fr. v. Mandelsloh, Geognostische Profile der schwäbischen Alp. 1834.	v. Mandelsloh, geogn. Prof.
Marcou, recherches geologiques sur le Jura salinois. extr. Soc. geol. de France, Mai 1846.	Marcou, Jura. sal.
Herm. v. Meyer u. Plieninger, Beiträge zur Paläontologie Württembergs. Stuttg. 1844.	Plien., Beitr.
Morris, a Catalogue of british fossils. Lond. 1854. 2 ed.	Morris, cat.
Morris and Lycett, a Monograph of the mollusca from the great Oolit. Palæontographical Soc. 1852—54.	Morris u. Lycett.

Murchison, Buckmann, Strickland, outline of the geology of the neighbourhood of Cheltenham. 2 ed. 1845.	Murch., Geol. of Chelt.
d'Orbigny, Alcide, Paleontologie francaise, terrains oolitiques ou jurassiques. 1842—56.	d'Orb.
d'Orbigny, Prodrome de paleontologie stratigr. univers. 1850—52.	d'Orb., Prodr.
d'Orbigny, Cours elementaire de paleontologie. 1849—52.	d'Orb., Cours. elem.
Parkinson, organic remains of a former world. 3 Bde. London 1811.	Park., org. rem.
Phillips, illustrations of the Geology of Yorkshire. 1829.	Phillips.
Pusch, Polens Palæontologie. Stuttg. 1837.	Pusch. Polen.
Quenstedt, das Flözgebirge Würtembergs. 1843.	Quenst., Flözgeb.
„ Petrefactenkunde Deutschlands. 1846—49.	Quenst. Ceph.
„ Handbuch der Petrefactenkunde. 1853.	Quenst., Handb.
Reinecke, Maris protogaei Nautilos et Argonautas descripsit u. s. w. Coburg 1818.	Reinecke.
Römer, die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges. 1836. sammt Nachtrag. 1839.	Röm., Ool.
Scheuchzer, Oryctographia. Beschreib. Schweizerl. 3 Theile. 1718.	Scheuchz., oryct.
Schlotheim, die Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte. Gotha 1820.	Schloth. 1820.
Schlotheim, Nachträge zur Petrefactenkunde. 1822.	Schloth., Nachtr.
„ Beiträge zur Naturgesch. der Verstein. in Leonhards Taschenb. für die ges. Mineralogie. 1813.	Schloth., Taschenb.
Sowerby, the Mineral Conchology of Great Britain. 6 Bde. 1812—1846.	Sow.
Stahl, Uebersicht über die Versteinerungen Würtembergs aus dem Correspondenzblatt des würt. landw. Vereins. 1824.	Stahl, würtemb. Corresp.
Transactions, of the geological Society in London.	Geol. Trans.
Voltz, observations sur les belemnites. Paris 1830.	Voltz. Belemn.
Walch, die Naturgeschichte der Versteinerungen zur Erläuterung der Knorrischen Sammlung, der Merkwürdigkeiten der Natur. 1775.	Knorr u. Walch.
Young u. Bird, a geological Survey of the Yorkshire Coast. Whitby 1822.	Young u. B.
v. Zieten, die Versteinerungen Würtembergs. 1830.	Zieten.

Bei andern von mir benützten Werken wird im Text immer der ganze Titel angegeben.

Zur leichteren Orientirung habe ich bei Angabe der französischen und englischen Localitäten, wiederholtermassen die Provinz oder das Departement beigeschrieben, diess aber bei den süddeutschen Ortsnamen blos insofern ausgeführt, als ich die Localitäten Bayerns und Badens von denen Württembergs abzutrennen für nöthig fand, welch letztere allein, ohne besondere Bezeichnung angeführt werden.

Die Juraformation.

Ich halte es nicht für nöthig, alle die Benennungen anzuführen, welche das Schichtensystem erhalten hat, das in der Reihe der sekundären Formationen seinen Platz über der Triasgruppe und unter der Kreide einnimmt. Die alleinigen Bezeichnungen, welche heutzutage in übereinstimmender Weise angewendet werden, sind:

Juraformation, (auch **Jura** allein), in Deutschland.
Terrain jurassique, in Frankreich.
Lias and Oolite, in England.

Die Juraformation lässt sich in grössere Abtheilungen zerlegen, welche wiederum in einzelne Unterabtheilungen und Glieder zerfallen. Von **Leopold von Buch** *) wurde der Jura Deutschlands in 3 Formationsgruppen getheilt. Obgleich hier bloss von grösseren Schichtencomplexen die Rede ist, so hat doch v. Buch die Grenzen derselben gegen einander mit Schärfe bestimmt, zugleich aber diesen Gruppen eine Harmonie und Abrundung untereinander, sowie eine logische Zusammenstellung ihrer einzelnen Glieder gegeben, dass ich diese, gleich wohl für Deutschland als für Frankreich und England anwendbare Eintheilung voranstelle, und sie als erstmalige Trennung der ganzen Juraformation in 3 Theile, der weiteren Gliederung zu Grunde lege.

Die 3 Gruppen, in welchen Leopold von Buch sämmtliche Bildungen der Juraformation zusammengestellt hat, sind folgende:

1) **Der Lias oder untere Jura.**
2) **Der mittlere Jura.**
3) **Der obere Jura.**

Andere Systeme, welche in Deutschland, Frankreich und England in Anwendung gebracht wurden, sind schon detailirter

*) Leop. von Buch 1837. Der Jura Deutschlands. Berl. Ak. pag. 65.

angeſtammtem Reichthum getroffen wird. Jene treibt Eitelkeit, dieſe elegante und gelehrte Erziehung in die Richtung.

Dem Einfluſſe ſchnell erworbenen Reichthums iſt eine zwar nicht edle, aber durch Laune und treffliche Kunſtübung ausgezeichnete Gattung der niederländiſchen Gemälde ihre Entſtehung ſchuldig. Der durch Viehverkauf bereicherte Landmann, der Fiſcher, welcher zum Rheder ſich emporgearbeitet hatte, ſie wollten die frohen Augenblicke, welche ſie in der Kneipe mit guten Geſellen verlebt hatten, die Geſichter und ſcherzhaften Begebniſſe derer, über welche ſie gelacht hatten, verewigen, und indem ſie nichts zu beſitzen verlangten, als was ſie verſtehen und genießen konnten, machten ſie die Genrebilder und Stilleben entſtehen, welche noch jetzt die Zier der Cabinette reicher und vornehmer Sammler, und in mancher Beziehung unerreicht ſind.

Die Regierungen können vielfach auf Erweckung und Läuterung des Kunſtſinns wirken. Auch da, wo Stände die jährlichen Ausgaben ſtreng bemeſſen, hat man beobachten können, daß die Verwilligungen zwar durch anderweitige Bedürfniſſe beſchränkt, jedoch nicht gerade karg gegeben wurden.

Was Erhaltung, Veröffentlichung und Vervollſtändigung der vorhandenen Kunſtſchätze, was Sicherung und Erneuerung alter Bauwerke und Denkmale, was Eleganz der Münzen und Großartigkeit der Staatsbauten betrifft, ſo möchte, wir müſſen es wiederholen, die bayeriſche Regierung allen andern zum Muſter dienen können. Aber auch da, wo ſolche Kräfte nicht verfüglich ſind, wo kein ſo gewaltiger Impuls von Oben auf dieſe Manifeſtation des Staatslebens wirkt, auch da kann mit geringem Aufwand und ohne viele Mühe viel geſchehen. Ein bedeutender Vorſchritt würde ſchon ſeyn, wenn Staatsbauten nur nach ausgeſchriebenem Concurs und ſorgfältiger Prüfung der Plane dem Verfertiger des beſten zugeſchlagen würden, wenn man Gemeinden und Corporationen mit gutem Rath unentgeltlich an die Hand ginge, ſo oft dieſe bedeutende Bauten unternähmen. Auch wäre zu wünſchen, daß die geſchmackloſen und ſtümperhaften Münzſtempel möglichſt bald durch würdigere Darſtellung des Staatsoberhaupts und ſeines Wappens erſetzt würden. Bereits vorhandene Kunſtſchätze werden leidenſchaftlichen Liebhabern, welche nirgends fehlen, am ſicherſten anvertraut, und in Hauptſtädten, Hochſchulen oder bedeutenden Handelsſtädten am

und lassen sich durch Vergleichung ihrer Glieder in Uebereinstimmung mit obigen 3 Gruppen bringen, doch kann diess erst ausgeführt werden, nachdem die Einzelbetrachtung der Zonen, welche die Juraformation zusammensetzen, vorhergegangen ist. Ich versuche diess zuerst bei der untersten Gruppe und beginne deshalb mit dem Lias oder unteren Jura.

I. DER LIAS.

§. 1. Die in Deutschland, Frankreich und England bestehende Eintheilung des Lias begreift folgende 3 Etagen: *)

Deutschland.	Frankreich.	England.
1) Unterer Lias.	Sinémurien.	Lower Lias.
2) Mittlerer Lias.	Liasien.	Marlstone. (Middle Lias.)
3) Oberer Lias.	Toarcien.	Upper Lias.

Diese 3 Abtheilungen des Lias (untern oder schwarzen Jura) bilden Schichtencomplexe, welche sich wiederum in enger begrenzte Zonen zerlegen lassen. Ich beginne mit der Betrachtung der einzelnen Glieder und werde erst am Schlusse die allgemeinen Verhältnisse der ganzen Formationsgruppe behandeln.

Erster Abschnitt.

DER UNTERE LIAS (Sinémurien, Lower Lias.)

§. 2. **Synonymik** für England: White Lias, blue Lias, sammt dem untersten Theil des blue Marl. Will. Smith, 1815, a Memoir to the Map of the strate of England. — Desgl. de la Beche 1823 on the Lias of Lyme Regis. Geol. Trans. 2 Ser. 2 Bd. tab. 3. Lower Lias shale, (pars infer.) Phill. 1829, Geol. of Yorkshire pag. 33. — Desgl. Murchis. 1845, Geol. of Cheltenh. pag. 34.

*) Die Eintheilung des Lias der 3 Länder ist hier ganz allgemein zusammen gestellt, da in den verschiedenen Systemen den einzelnen Etagen oft unter denselben Namen völlig abweichende Werthe beigelegt wurden.

Für Frankreich: Calcaire à Gryphée arquée, *Dufrenoy et Elie de Beaumont.* Sinémurien; (7te Etage, Lias inférieur). d'Orbigny, Cours élémentaire. pag. 433. Typus für die Etage sind die Bildungen von Semur, *Sinemurium*, (Côte d'or) daher: Sinemurien.

Für Deutschland: Unterer Liassandstein und Liaskalk. Röm. 1836. Ool. pag. 4.; — Desgl. v. Mandelsloh, 1834. Geog. Prof. der schwäb. Alp. pag. 28. Unterste Abtheilung des Lias, auf dem Profil des deutschen Jura, von L. v. Buch 1837. Berl. Ak. Schwarzer Jura α) Sand- und Thonkalke, und β) Turnerithone. Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 540 und 541.

§. 3. Paläontologie: die bezeichnendsten Arten der Etage des untern Lias sind:

Ichthyosaurus platyodon.	Ammonites Scipionianus.
„ intermedius.	„ Sauzeanus
„ tenuirostris.	„ laevigatus.
„ communis.	„ Bonnardi.
Plesiosaurus dolichodeirus.	„ stellaris.
Pterodactylus macronyx.	„ Brooki.
(Fische und Sepien von Lyme Regis.)	„ obtusus.
	„ Turneri.
Belemnites acutus.	„ Birchi.
Nautilus striatus.	„ lacunatus.
Ammonites planorbis.	„ Boucaultianus.
„ Johnstoni.	„ raricostatus.
„ tortilis.	„ oxynotus.
„ angulatus.	„ Guibalianus.
„ Bucklandi.	„ Buvignieri.
„ bisulcatus.	„ planicosta.
„ rotiformis.	„ Ziphus.
„ Sinemuriensis.	„ Dudressieri.
„ Conybeari.	„ bifer.
„ spiratissimus.	„ Carusensis.
„ liasicus.	„ muticus.
„ Bodleyi.	„ densinodus.
„ geometricus.	Chemnitzia Zenkeni.
„ Nodotianus.	„ solidula.

Acteonina fragilis.
„ Dewalquei.
Littorina clathrata.
Natica subangulata.
Nerita liasina.
Turbo Philemon.
Pleurotomaria polita.
„ similis.
Cerithium subturitella.
„ conforme.
Helicion Schmidti.
Dentalium Andleri.
Panopaea liasina.
„ Galathea.
„ crassa.
„ striatula.
Pholadomya glabra.
„ Woodwardi.
„ Fraasi.
(Goniomya) Sinemuriensis.
Leda Renevieri.
„ Romani.
Tancredia securiformis.
Astarte Gueuxi.
Hippopodium ponderosum.
Cardinia Listeri.
„ crassiuscula.
„ concinna.
„ elongata.
„ copides.
„ hybrida.
Cardium Philippianum.
Unicardium cardioides.
Pinna Hartmanni.
Mytilus nitidulus.
„ laevis.
Mytilus minimus.
„ Hillanus.
„ Morrisi.
„ decoratus.
Lima gigantea.
„ punctata.
„ succincta.
„ inaequistriata.
„ pectinoides.
Inoceramus Weissmanni.
„ Faberi.
Avicula Kurri.
„ Sinemuriensis.
„ papyracea.
Gervillia lanceolata.
Perna Gueuxi.
„ Hagenowi.
Pecten texturatus.
„ Trigeri.
„ textorius.
„ Hehli.
Plicatula Oceani.
„ ventricosa.
Gryphaea arcuata.
„ obliqua.
Ostrea semiplicata.
„ sublamellosa.
Anomya pellucida.
Terebratula Rehmanni.
„ Causoniana.
Rhynchonella plicatissima.
„ oxynoti.
„ (variabilis).
Spirifer Walcotti.
(Spirifer verrucosus).
Lingula Davidsoni.

Cidaris arietis.	Pentacrinus tuberculatus.
Acrosalenia minuta.	„ Briareus.
Asterias lumbricalis.	„ scalaris.

§. 4. Abgrenzung und Eintheilung des untern Lias. In Deutschland, England und Frankreich trennen sich die Mergel, des Keupers (New Red's, oder der Marnes irisées) leicht von den unteren Schichten des Lias. Die Keupermergel haben eine andere Farbe und physikalische Beschaffenheit, als die Formation, welche sie überlagert. Die äussere Abgrenzung des Lias gegen den Keuper ist desshalb eine leichte, während die Frage über die Stellung der Grenzbreccie nach ihren organischen Einschlüssen noch nicht gelöst ist. Die theoretische Eintheilung ist desshalb in diesem Punkte hinter der mechanischen Abtrennung und Unterscheidung zurückgeblieben (siehe §. 5.).

Die erstmalige Begrenzung des untern gegen den mittlern Lias wurde in Deutschland und Frankreich auf die Unterschiede nicht allein der mineralogischen Beschaffenheit, sondern auch der paläontologischen Charactere der Etagen gegründet. Die Auffallende Gesteinsveränderung, welche in diesen Ländern an vielen Punkten über den dunkeln Schichten des untern Lias eintritt, sowie in Uebereinstimmung damit einiger Wechsel in den paläontologischen Erscheinungen waren der Grund, dass die französischen und deutschen Geologen ihren mittleren Lias häufig auf gleiche Weise abgrenzten. Mit dem Beginne der Paxillosen-Belemniten haben die dunklen Thone aufgehört und es treten helle Mergel darüber auf, die als Belemnitenschichten, Numismalismergel, Liasmergel u. s. w., in den meisten Fällen dem mittleren Lias zugetheilt wurden, d'Orbigny's Sinemurien, Quenstedt's Turnerithone, L. v. Buch's unterste Abtheilung des Lias schliessen hier ab,* und so glaube ich, in Uebereinstimmung mit der grössern Anzahl der seitherigen

*) Die Eintheilungen des Lias von Salins von Marcou, sowie des Lias von Luxemburg von Dewalque und Chapuis weichen hievon ab. Siehe am Schlusse des §. 12.

Annahmen zu handeln, wenn ich die Zone des Am. raricostatus (§. 12.) als das oberste Glied des unteren Lias aufstelle. Darüber beginnt der erste Paxillose (Bel. elongatus), sowie noch andere Arten, welche die unterste Zone des mittleren Lias (§. 18.) charakterisiren. Obschon die paläontologischen Unterschiede zwischen den Grenzschichten zweier Etagen selten ausgesprochener sind, als die von zwei benachbarten Zonen derselben Etage, so lässt sich doch hier die Trennung in den meisten Fällen mit Leichtigkeit ausführen. In England ist noch keine scharfe Begrenzung des unteren Lias gegen den mittleren consequent durchgeführt worden. Die einzelnen Autoren haben meistens die Ausdehnung dieser Etagen nach der mineralogischen Beschaffenheit bestimmt, welche die Schichten in der Gegend hatten, die sie gerade untersuchten. Ich bin desshalb genöthigt, in diesem Punkte die englischen Systeme den französisch-deutschen unterzuordnen.

Einschliesslich des Bonebeds habe ich acht verschiedene Zonen unterscheiden können, deren Vereinigung die Gesammtheit des untern Lias bildet. Ich stelle sie hier zusammen und werde sie erst nachher im Einzelnen definiren.

Eintheilung des unteren Lias nach seinen paläontologischen Characteren.

Nro. 1.

Raricostatusbett.	Zone des *Amm. raricostatus.*	Amm. densinodus. Amm. muticus. Amm. Carusensis. Pentacrinus scalaris.
Oxynotusbett.	Zone des *Amm. oxynotus.* Amm. bifer. Amm. lacunatus.	Acteonina Dewalquei. Mytilus minimus. Leda Romani. Plicatula ventricosa. Rhynch. oxynoti. Lingula Davidsoni.
Obtususbett.	Zone des *Amm. obtusus.*	Panopaea crassa. Pholadomya Fraasi. Cardinia hybrida. Terebratula Causoniana. Amm. Brooki, stellaris. Amm. planicosta, ziphus, Dudressieri.
Tuberculatusbett.	Saurierbett. Ichthyos. platyodon. Ichthyos. intermedius. Ichthyos. communis. Ichthyos. tenuirostris. Plesiosaurus.	Amm. Birchi, Bonnardi, Turneri. Gervillia lanceolata, Inoceramus Faberi. Gryphaea obliqua beginnt hier. Acrosalenia minuta.
	Bank des *Pentacrinus tuberculatus.*	
Bucklandibett.	Zone des *Amm. geometricus.*	Bel. acutus erscheint hier zum ersten Male. Amm. Sauzeanus. Amm. Scipionianus. Amm. laevigatus.
	Zone des *Amm. Bucklandi.*	Amm. Bucklandi, Amm. bisulcatus, Amm. Sinemuriensis, Amm. Kridion, Amm. Conybeari, Amm. rotiformis, Amm. Hasicus, Amm. spiratissimus.
Angulatusbett.	Zone des *Amm. angulatus,* Schl. (Moreanus d'Orb.)	Chemnitzia Zenkeni. Chemnitzia solidula. Acteonina fragilis. Littorina clathrata. Natica subangulata. Nerita liasina. Cerithium subturitella. Panopaea Galathea. Tancredia securiformis. Cardinia elongata. Cardinia concinna. Mytilus nitidulus. Mytilus Hillanus. Perna Gueuxi. Asterias lumbricalis. Cidaris aristis.
Bett des **Amm. planorbis.**	Zone des *Amm. planorbis* u. Amm. Johnstoni.	Avicula Kurri. Pecten Trigeri.
Bonebed. Knochenbett	Microlestes, Nothosaurus, Termatosaurus, Gyrolepis, Saurichthys,	Sphaerodus, Ceratodus, Acrodus, Thectodus, Hybodus. Eine Anzahl unbestimmter Muscheln: Avicula, Gervillia, Pecten u. s. w.

Keuper = New Red = Marnes irisées.

Jeder der einzelnen Zonen sind immer diejenigen Arten beigeschrieben, welche sie besonders charakterisiren und noch in keiner anderen Schichte gefunden wurden. Dass nicht sämmtliche Species des unteren Lias hier genau eingetheilt werden konnten, versteht sich von selbst, es haben ja sogar ganze Etagen einzelne Arten mit einander gemein, wie viel mehr sollten nicht in zwei angrenzenden Zonen solche Uebergänge vorkommen. Ich habe zwar die Verbreitung der einzelnen Species in §. 14. so genau als möglich angegeben, doch führe ich hier einige besonders an, welche je für mehrere Zonen von Wichtigkeit sind:

Nautilus striatus, Spirifer Walcotti, Terebratula Rehmanni sind im ganzen unteren Lias mit Ausnahme des Bonebeds zu Hause. Gryphaea arcuata ist zwar am häufigsten in den Schichten des Am. Bucklandi kommt aber gleichfalls bezeichnend mit Am. angulatus vor. Bel. acutus findet sich in und an der Basis der vier obersten Zonen des untern Lias, Gryphaea obliqua beginnt etwas höher und geht noch in die unteren Schichten des mittleren Lias hinauf.

Die Schichten des unteren Lias. Es sollen in diesem Abschnitte die einzelnen Glieder des unteren Lias nach ihren paläontologischen Charakteren festgestellt, und zugleich ihr Auftreten in den verschiedenen Ländern nachgewiesen und beschrieben werden. Es sind von unten gegen oben der Reihe nach folgende acht:

1) Das Bonebed, beginnt über den Mergeln des Keupers.
2) Die Schichten des Ammonites planorbis.
3) „ „ „ „ angulatus.
4) „ „ „ „ Bucklandi.
5) „ „ „ Pentacrinus tuberculatus.
6) „ „ „ Ammonites obtusus.
7) „ „ „ „ oxynotus.
8) „ „ „ „ raricostatus.

1) *Das Bonebed.*

§. 5.

Synonymik: Knochenbreccie von Täbingen, von Alberti, 1834, Monographie des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers. pag. 152. Sandsteinconglommerat mit Coprolithen, Schuppen und Zähnen u. s. w., Graf v. Mandelsloh, 1834, geogn. Profile der schwäb. Alp. pag. 30. Knochenbreccie an der Formationsgrenze des Keupers gegen den Lias. Plieninger, 1844, Beiträge zur Paläontologie Württembergs. pag. 105. Bonebed, der englischen Autoren. Bristol-Bonebed, Strickland, 1842, Geol. Proc. III. Bd. pag. 585. — Desgl. Murchison, 1845. Geol. of Chelt. pag. 53. Lias-Bonebed, zur Unterscheidung von dem ähnlichen Vorkommen im Muschelkalke.

Paläontologie: Die Wirbelthierreste des Bonebeds sind nach Plieninger folgende:

Microlestes antiquus, Plien. *)
(Das erste Säugethier. Bonebed bei Degerloch.)
Nothosaurus. **)
Termatosaurus.
Gyrolepis Albertii.
„ tenuistriatus.
Saurichthys acuminatus.
„ apicalis.
„ breviconus.
„ longiconus.
„ longidens.
Spaerodus minimus. (Sargodon tomicus.) ***)
Psammodus, vielleicht ein abgeriebener Ceratodus-zahn.
Ceratodus trapezoides.
Acrodus minimus.
„ acutus.
Thectodus glaber.
„ crenatus.
„ tricuspidatus.
„ inflatus.
Nemacanthus filifer.
„ monilifer.
Hybodus minor.
„ cuspidatus.
„ sublaevis.
„ attenuatus.
„ orthoconus.
„ aduncus.
„ bimarginatus.

In Begleitung der Zähne kommen an vielen Orten zweischalige Muscheln vor, unter denen sich eigenthümliche von

*) Plien. 1847, württemberg. naturw. Jahresh. tab. 1. fg. 3. 4.
**) Plien. 1844, Beitr. zur Pal. Würt. pag. 126.
***) Plien. 1847, württemb. nat. Jahresh. tab. 1. fg. 5—10.

liasischen Arten ganz abweichende Formen finden. Da die Untersuchung der schalenlosen Muscheln aus den Sandsteinen des Bonebeds sehr schwierig ist, so habe ich noch nichts mit Sicherheit bestimmen können, dagegen war mir die grosse Uebereinstimmung ihrer Formen mit denen der Arten, welche Escher von der Linth in seiner interessanten Abhandlung, *) aus dem obern St. Cassian abbildet, sehr auffallend.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung, paläontologische Resultate. Profil des Bonebeds und der damit in Verbindung stehenden Schichten von Nellingen bei Esslingen.

Nr. 2.

12″	Blaue Kalke, Am. **planorbis** u. Johnstoni.
7″	bläuliche Thone.
8″	**Bonebed** hellgrauer Sandstein, in welchem die Zähne des Bonebeds mit zahlreichen Muscheln zusammenliegen.
6″	hellgrauer glimmerreicher Thon mit Kohlenresten.
6′	gelbe harte Sandsteine.
	Rothe Keupermergel.

Das kürzlich von mir aufgenommene locale Profil aus den Umgebungen von Nellingen zeigt die mit dem Liasbonebed zunächst in Verbindung stehenden Schichten. Es sind im Wesentlichen von unten gegen oben folgende:

*) Geol. Bemerkungen über das nördl. Vorarlberg etc. 1853.

1) Rothe Keupermergel, 2) Sandsteine, 3) Bonebed, 4) Thone mit Kalkbänken.

Ich will dieselben im Einzelnen betrachten, um genauere Anhaltspunkte zur Vergleichung der mineralogischen Beschaffenheit der Schichten zu bekommen.

1) **Die rothen Keupermergel**, — das oberste Glied der Keuperformation — erleichtern in Schwaben durch ihr constantes Auftreten die Trennung des Lias von dem Keuper. Selbst da, wo das Gebirge nicht entblösst ist, sieht man an dem Wechsel der rothen gegen die graue oder braune Farbe der Erdoberfläche die Grenze der zwei Formationen mit Leichtigkeit.

Die rothen Keupermergel, welche oft eine bedeutende Mächtigkeit erreichen, sind arm an Petrefacten. Nur eine Species, welche jedoch grosses Interesse verdient, wurde darin gefunden. Es ist diess ein Reptil von colossalen Dimensionen, von welchem H. Kaufmann **Reiniger** seit einigen Jahren ein wohlerhaltenes kopfloses Scelett in seiner Sammlung aufbewahrt. Nachher fand Prof. **Plieninger** an derselben Localität (Degerloch bei Stuttgart) noch weitere Reste derselben Species. Prof. **Plieninger** hat es, württemb. naturw. Jahreshefte 1847. pag. 207., *Zanclodon laevis* genannt, und es steht eine genauere Beschreibung der Erfunde für diese Blätter in Aussicht.

2) **Die unteren Sandsteine.** Wie in andern Formationsabtheilungen, so ist auch hier das Auftreten der Sandsteine vielfachem Wechsel unterworfen, indem man auf geringe Entfernungen die grössten Veränderungen bemerken kann. So bezeichnend die 6—8 Fuss mächtigen, hellgelben, kieseligen Sandsteine, welche über den rothen Keupermergeln liegen, für manche Localitäten sind, so wenig sicher ist ihr Vorhandensein an andern Orten. Auf der Waldhäuser Höhe bei Tübingen sind sie gegen 8 Fuss mächtig, eine Stunde südlich davon, bei Dusslingen fehlen sie. Bei Riedern unweit Esslingen, bei Nellingen, Kemnath, Steinenbrunnen findet man sie deutlich entwickelt, bei Degerloch unweit Stuttgart fehlen sie wieder. An letzterer Localität werden sie vielleicht durch die grauen Thone ersetzt, auf welchen das Bonebed liegt.

zweckmäßigsten in Sammlungen aufgestellt; denn für größere Bilder mangelt in neueren Privatwohnungen, ja in Palästen der Raum. Bei dem schleppenden Geschäftsgange und der ausführlichen Vielschreiberei, welche noch hie und da in Deutschland herrschen sollen, ist unumgänglich nothwendig, die Erwerbung angebotener Kunstwerke durch Eröffnung verhältnißmäßiger Credite zu erleichtern. Denn je werthvoller ein angebotenes Kunstwerk ist, desto schneller pflegt es aus dem Handel zu verschwinden und geht oft für den Ort unwiederbringlich verloren, in welchem es entstanden ist, oder für welchen es besonderes Interesse durch den Meister oder durch den dargestellten Gegenstand hat.

Jede bedeutende Hauptstadt Deutschlands besitzt ihre Kunstakademie, Kunstschule oder wenigstens einige Hofkünstler. Wenn für die Zukunft diesen ein Wirkungskreis zu gönnen wäre, welcher vom gegenwärtigen verschieden ist, und von welchem weiter unten die Rede seyn wird, so kann dennoch die Gegenwart zweckmäßig durch Bestellungen, Einholen von Gutachten, Erhaltung der technischen Traditionen u. d. m., je nach der Eigenthümlichkeit der Künstler benützt, das Andenken ruhmwürdiger Thaten verewigt, und eine zweckmäßigere Verbindung mit den Gewerben wenigstens vorbereitet werden. Einen nicht unbedeutenden Uebelstand mancher Gemäldesammlungen dürfen wir hier nicht unberührt lassen. Man gibt diesen gewöhnlich Maler zu Vorstehern. Diese putzen und restauriren hier zu viel, dort zu wenig, und sehen oft den alten Trödel, welcher den neuen Hervorbringungen vorgezogen wird, nicht ohne einige Scheelsucht an, und handeln bei Ankäufen zu häufig nach Vorliebe.

Desgleichen pflegen die Regierungen Reisestipendien an Künstler zu ihrer weiteren Ausbildung zu geben. Was Göthe über diese Unterstützung gesagt hat, und über die zweckmäßigste Weise, sie für den Geber wie für den Empfänger am nutzbarsten zu machen, bedarf keines Commentar's. Nur zeigen spätere Erfahrungen, daß man den Künstler gewöhnlich zu jung nach Rom ziehen läßt; dieses macht aus dem mittelmäßigen Künstler höchst selten einen guten, aber stets aus dem tüchtigen einen noch tüchtigeren. Die Maler insbesondere betreffend, veröffentlichen wir hier den Wunsch, daß man ihnen aufgeben sollte, sich mit Restauration alter Bilder wenigstens in so weit zu befassen, daß sie aus derselben eine

3) Das Bonebed besteht häufig aus einem ockerreichen kieseligen Conglommerat mit zahlreichen Knochen, Schuppen, Zähnen und Coprolithen. Nehmen die organischen Reste überhand, so wird das Gestein bröcklig und verliert, besonders beim Verwittern, oft das Bindemittel, so dass sich die ganze Breccie in eine lose Masse verwandelt, aus der man die Zähne und Schuppen in grosser Zahl auslesen kann.

Bisweilen ist die Knochenschichte mit dem darunter liegenden Sandstein Nr. 2. eng verbunden, bisweilen trennt sie eine dünne Thonlage davon ab, oft aber fehlen auch wie schon erwähnt die untersten Sandsteinbänke. In letzterem Falle ist dann gewöhnlich auch das Bonebed verkümmert, und liegt in kieseligen Platten in dem Thone eingebettet. So findet man z. B. bei Degerloch 3 Fuss über den rothen Keupermergeln in den untersten Liasthonen 1—2 Zoll dicke Sandsteinplatten, deren Unterseite mit Zähnen reich bedeckt ist, während solche auf der obern Seite nur in geringer Menge vorhanden sind.

Bei Nellingen auf den Fildern nimmt das Bonebed eine dickere Schichte ein. Es füllt eine kieselige Sandsteinbank auf die Weise, dass die Knochen und Zähne zwar auch gegen unten zahlreicher vorkommen, jedoch die ganze Bank bis an die Oberfläche durchsetzen.

Herr Fabrikant Deffner hat in der letzten Zeit in den Umgebungen von Esslingen viele neue Stellen gefunden, an welchen das Bonebed auftritt, er theilte mir die merkwürdige Thatsache mit, dass gegen den Schurwald hin die Schichte sich in sofern verändere, als Zähne und Knochen ganz verschwinden und sich an ihrer Stelle eine $1^1/_2$—2 Zoll mächtige Kohlenlage einstelle.

4) Die Thone und Kalkbänke über dem Bonebed. Gewöhnlich ist das Bonebed von Thonen überlagert, in welchen sich einige Kalkbänke ausscheiden. Bei Nellingen, Riedern u. s. w. liegen schon in der tiefsten Kalkbank Amm. planorbis und Johnstoni die ganze Bildung ist also zu einer höheren Schichtenabtheilung zu zählen.

Im Jahr 1830 fand Professor Kurr das erste Stück Bone-

bed, welches als Mauerstein schon seit Jahrhunderten in dem Kloster Bebenhausen eingekittet war, und durch einen Abbruch zufällig zum Vorschein kam. In demselben Jahre entdeckte Prof. Plieninger die Schichte anstehend bei Degerloch unweit Stuttgart. In der werthvollen und interessanten Arbeit (Beiträge zur Pal. Württembergs, 1844.) hat derselbe die geognostischen Profile, sowie die paläontologischen Verhältnisse der Schichte für Württemberg gegeben; indem ich darauf verweise kann ich zur Betrachtung des französischen und englischen Bonebeds übergehen.

Das Bonebed in Frankreich. Im Elsass sah ich das Bonebed ausgezeichnet aufgeschlossen an dem Wege zwischen Niederbronn und Uhrweiler. Es wird durch lockern Sand gebildet, in welchem unzählige Knochen und besonders Zähne von Saurichthys und Hybodus angehäuft sind.

In den Umgebungen von Metz gleicht es dem braunen ockerigen Vorkommen von Kemnath und Steinenbronn, doch sind die Zähne minder zahlreich vorhanden. Es liegt daselbst ganz regelmässig über den Keupermergeln.

In Luxemburg ist die Knochenbreccie noch nicht gefunden, ohne Zweifel ist der Sable et Grès de Martinsart (Dew. et Chapuis, Luxemburg. pag. 9.) das Analogon für Sandsteine und Breccie.

Zu Semur (in Burgund) ist ein doppeltes Auftreten zu beachten. Liegt der Lias über dem Keuper, so ist das Bonebed, wie anderwärts ein ockeriges Conglommerat von Quarzkörnern und abgerollten Zähnen und Knochen. Bildet dagegen Granit die unmittelbare Unterlage, so tritt eine grobkörnige Arkose gleich über den Granitfelsen an der Stelle des Bonebeds auf, doch finden sich in dem zusammengebackenen Gerölle keine organischen Reste.

Auch im Juradepartement liegt das Bonebed zwischen Lias und Keuper. Marcou giebt in seiner Beschreibung des Jura von Salins pag. 32 an, dass er Spuren davon gefunden habe.

Das Bonebed in England. Eine der interessantesten Stellen, an welchen das Bonebed in England aufgeschlossen ist, findet sich östlich von Axmouth (Dorsethshire). Geht man von diesem

Orte aus an der Meeres-Küste hin, so hat man zur linken Hand die hohen Wände einer Mergelformation, welche das Alter unseres Keupers besitzt und von de la Beche*) als rother Mergel oder oberer Theil des *New Red* bezeichnet wird. Eine englische Meile östlich von Axmouth findet man eine Dislocation in der Weise, dass die Schichten, welche an dem obern Rande der Wand anstunden, sich abgetrennt haben und an der Basis liegen. Auf denselben folgen die untersten liasischen Bildungen, welche jedoch nur an einem kleinen Flecke sichtbar sind, da die von höhern Punkten herabgerutschten Kreidemassen Alles überdecken.

An diesem Punkte liegen über den Keupermergeln dunkle Thone, in welche das Bonebed eingelagert ist, etwas höher steht der White Lias an. Der Raum, an welchem diese Schichten zu Tage stehen, betrug nur wenige Quadrat-Ruthen, denn die Küstenfläche war bei meinem Besuche ganz mit Sand und Gerölle bedeckt, so dass ich die Formation nur an der kleinen anstehenden Wand, nicht aber an dem Meeresboden blossgelegt fand. An der Basis der letztern sah man noch, wie schon erwähnt wurde, die rothen Mergel der Keuperformation, darüber lagerten mehrere Fuss blaugrauer Thone. Die plötzliche Veränderung der Farbe liess mich auf das Anstehen der Liasformation schliessen, ich fand denn auch bald kieselige Platten von 1 Zoll dicke in den Thonen eingebettet, welche mit Gyrolepis-Schuppen, Hybodus- und Saurichthys-Zähnen angefüllt waren. Einige Fuss höher und etwas rückwärts steht der weisse Lias (Bett des *Amm. planorbis*) an. Das Bonebed von Axmouth hat viele Aehnlichkeit mit dem Degerlocher Vorkommen, die Thone welche über den Keupermergeln folgen, die dünnen kieseligen Platten mit Knochen und Zähnen, die Thone, welche dieselben bedecken, das Fehlen der Sandsteine, Alles das stimmt an beiden Orten überein. De la Beche stellt die ganze Bildung in die Liasformation, wozu ihn wahrscheinlich die veränderte Farbe bewog, doch hebt er das Bonebed nicht besonders hervor.

Die reichste Localität des Bonebeds in England ist ohne

*) Geol. Trans. 2 Ser. 2. Bd. tab. III.

Zweifel Aust-Cliff bei Bristol. Es hat daselbst eine blaugraue Farbe, und gleicht einigermassen der schwäbischen Muschelkalkbreccie. Im Bristol-Museum liegen prächtige Zähne und Knochen, lange Flossenstachel u. s. w. von dieser Localität. Ein Privatsammler in Bristol vereinigte neben andern Erfunden gegen 200 Exemplare von Ceratoduszähnen, welche sämmtlich aus dem Bonebed von Aust-Cliff stammen sollen.

Das Liasbonebed von Watchet (Sommersetshire) besteht aus einer zolldicken harten kieselreichen Kalkbank von bläulicher Farbe, mit grossen Knochen und Zahnfragmenten. Mr. Moore aus Bath hatte die Güte, mir ein grosses Stück davon mitzutheilen. Knochen und Zähne finden sich zahlreicher auf der einen (wahrscheinlich untern) Seite der Platte, während die obere mit Muscheln *) bedeckt ist, von welchen einzelne mit denjenigen zu stimmen scheinen, welche in dem Bonebedsandsteine von Nellingen eingebettet sind.

Von dem Bonebed in Gloucestershire giebt Strickland (Murch. 1845. Geol. of Cheltenh. pag. 47 und 48) genaue Profile. Die Erscheinung stimmt im Allgemeinen mit der von andern Orten, die Messungen sind folgende:

Nr. 3. Von Coomb Hill.		Nr. 4. Von Wainlode Cliff.		
Dunkler blättriger Thon	1′ 6″	. . . . .	9″.	Lias
Bonebed	0′ 1″	. . . . .	0′ 3″.	
Dunkler blättriger Thon	3′ 6″	. . . . .	2′	
Grünlicher Mergel in eckige Stücke brechend	25′	. . . . .	23′.	Keuper
Rother Mergel	3′	. . . . .	43′.	

Noch weitere Localitäten wurden in England, besonders durch die Bemühungen Strickland's aufgefunden, doch übergehe ich dieselben hier.

*) Pullastra arenicola? Strickland, Geol. Proc. 3. Bd. pag. 585 u. 732.

Die Wirbelthierreste des Liasbonebeds harmoniren auffallend mit denen der Triasformation. Es herrscht nicht allein eine Uebereinstimmung der Genera, sondern selbst einige Species des Muschelkalks scheinen sich in dem Bonebed wieder zu finden. Plieninger (Pal. Würt. pag. 126) zeigt durch seine interessante Zusammenstellung, dass das Bonebed des Muschelkalks mit dem des Lias die folg. 4 Species gemein hat. Gyrolepis Alberti und tenuistriatus, Saurichthys acuminatus, Sphaerodus minimus. Die Ansicht, diese Knochenbreccie zum Keuper zu stellen, lässt sich desshalb vielfach vertheidigen, andere Gründe sprechen jedoch dafür, sie als erste liasische Bildung zu bezeichnen.

Bei der Kleinheit der Zähne ist es schwer zu entscheiden, ob die oben angeführten anscheinend mit den Vorkommnissen des Muschelkalkes übereinstimmenden Arten nicht dennoch von denselben verschieden sind. Ferner treten in dem Liasbonebed mehrere Wirbelthier-Species auf, welche in tieferen Schichten nie gefunden wurden, die theilweise sogar viele Uebereinstimmung mit den in höheren liasischen Schichten vorkommenden Resten haben. Die Hybodeszähne, welche ich aus der Mittelregion des untern Lias von Lyme Regis mitgebracht, stimmen nahe überein mit einzelnen der im Bonebed vorkommenden Formen. An manchen Localitäten gehen die Wirbelthierreste des Bonebeds theilweise hinauf in die über demselben vorkommenden blauen Kalke des Amm. planorbis, finden sich also in einer entschieden liasischen Schichte. Im Bebenhäuser Thale sah ich im gleichen Stücke mit Amm. planorbis Wirbel und Knochenfragmente von Sauriern, auf der Waldhäuser Höhe dagegen fand ich neben kleineren Arten, einen zwei Zoll grossen Zahn von Ceratodus, in den kieseligen Kalken des Bonebeds, welche jedoch hier bisweilen schon die bläuliche Farbe der darüber liegenden Schichten des Lias besitzen.

Sicherer lässt sich wohl über die Stellung des Bonebeds entscheiden auf Grund genauer Untersuchungen der zahlreichen Muscheln, welche wir an manchen Orten den Knochen und Zähnen des Bonebeds beigemengt finden. Wie schon am Anfang dieses Paragraphen erwähnt wurde, stimmt der ganze Habitus

dieser Muschelfauna mit dem des obern St. Cassian und weicht damit völlig von dem aller Vorkommnisse des Lias ab. Von den Arten des Bonebeds scheint beinahe Species für Species auf diejenigen übertragbar zu sein, welche Escher von der Linth aus dem obern St. Cassian beschrieben hat. Bestimmtheit lässt sich über diesen Punkt erst dann erwarten, wenn weitere Untersuchungen ausgeführt sein werden, welche die Vergleiche über die Muscheln des Bonebeds mit denen der obern Triasschichten geben.

Wenn die Frage, ob die Wirbelthiere, deren Reste wir im Bonebed finden, in eine Keuperbildung eingebettet wurden, noch nicht sicher entschieden werden kann, so ist doch anzunehmen, dass sie wenigstens während dieser Periode gelebt haben. Sollte die Knochenschichte sich erst mit dem Beginn der Liasformation niedergeschlagen haben (wogegen jedoch für manche Localitäten die Form der vorkommenden Muscheln spricht), so gehören die Wirbelthiere selbst, deren abgerollte Zähne und Knochen wir in der Breccie finden, doch wahrscheinlich der (letzten) Keuperperiode an.

2) Die Schichten des *Amm. planorbis*.

§. 6.

Synonymik: White Lias, Will. Smith, 1815. pag. 47 *) White Lias, De la Beche 1823. Geol. Trans. 2 Ser. 2. Bd. pag. 26. tab. 3. Unterster Theil des blue Lias der vorigen Autoren. Psilonotusbank, Quenst. (Plitzenmayer 1853, Zeitschr. der deutschen geol. G. tab. 16.)

Paläontologie. So klein auch die Zahl der Arten ist, welche bis jetzt ausschliesslich nur in der Zone des Amm. planorbis gefunden wurden, so genügen dieselben doch um den geognostischen Horizont zu bestimmen, welcher unmittelbar über dem Bonebed beginnt, und sich in den meisten Gegenden durch häufiges Vorkommen derjenigen Species auszeichnet, nach welchen er benannt wurde. Die wichtigsten Arten der Schichte sind folgende:

Ammonites planorbis. Amm. Johnstoni.
Avicula Kurri. Pecten Trigeri.

*) W. Smith 1815, a Memoir to the Map and delineation of the strata of England and Wales, with part of Scotland.

Andere Arten wie Cardinia Listeri, Unicardium cardioides, Mytilus laevis, Lima pectinoides und punctata u. s. w., haben die Bänke des Amm. planorbis mit höheren Schichten gemein.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Profil der Schichten des Amm. planorbis, für Württemberg.

Nr. 5.

Mächtige Thone mit **Amm. angulatus.**

1′ mergelige, harte aber verwitterbare Kalkbank von dunkler Farbe, mit Zweischalern. 2—3″ Nagelkalk.

2—3″ Nagelkalk.

4′ dunkle Thone mit Brut von Ammoniten.
Cidaris arietis.

1′ blaue Kalkbank.		Cardinia Listeri. Unicardium cardioides. Lima pectinoides u. punctata.
12″ blaue Kalkbank	mit **Amm. planorbis.** u. Amm. Johnstoni.	Mytilus laevis. Avicula Kurri. Pecten Trigeri.

7″ bläuliche Thone.

Bonebed.
Sandstein.

Wenige Zoll über dem Bonebed findet sich an vielen schwäbischen Localitäten eine 10—12 Zoll mächtige, graublaue Kalkbank: Die Hauptlage des Amm. planorbis. Sie wird bedeckt von einer zweiten ihr ähnlichen Schichte, in welcher sich aber nur wenige Versteinerungen finden; darauf liegen dunkle Thone mit verkiester unbestimmbarer Brut eines glatten Ammoniten, der vielleicht noch zu Amm. planorbis zu stellen ist, doch soll (nach den Mittheilungen des H. Fabrikanten Deffner) hier schon Amm. angulatus gefunden werden, so dass diese Thone den Uebergang zu der folgenden Zone bilden. Das Bett des Amm. planorbis

würde demnach für Schwaben auf zwei sich berührende je 1 Fuss mächtige Kalkbänke zu beschränken sein, in deren unterem Theile die leitenden Fossile der Zone zahlreich beisammen liegen und einen scharfen Horizont bilden. Ueber dem Bett des Amm. planorbis folgen, wie schon erwähnt wurde, die thonigen Lagen, welche (siehe Profil 5.) von einer mergeligen harten Kalkbank bedeckt werden. Letztere enthält zahlreiche Exemplare von Zweischalern wie: Lima punctata, pectinoides; Unicardium cardioides; Perna Gueuxi; Mytilus laevis u. s. w. In engem Zusammenhange mit ihr steht eine 2—3 Zoll dicke Nagelkalkbank, *) welche in Württemberg an vielen Punkten vorkommt. Sie besteht aus einer crystallinischen festen Kalkmasse, welche der Verwitterung widersteht. Einzelne Fragmente der Bank werden an Ort und Stelle immer an der Oberfläche des Bodens getroffen. Die untern Schichten des Lias besitzen aber bloss diese eine Nagelkalkbank, durch deren Auffinden dann die locale Orientirung häufig sehr erleichtert wird. Nehmen wir an, dass die verkieste Ammonitenbrut, welche in den Thonen vorkommt noch zu Amm. planorbis gehört, so bildet doch die Nagelkalkbank für Schwaben eine sichere Grenze, über welcher Amm. planorbis nicht wieder vorkommt.

Viele Punkte wären in Württemberg zu erwähnen, an denen Amm. planorbis eine reiche Lage bildet, dagegen finden wir auch Stellen, an welchen er sparsamer auftritt. Bei Degerloch unweit Stuttgart fehlen die charakteristischen dunkeln Kalkbänke über dem Bonebed, die Zone des Amm. planorbis ist sehr verwischt und es wurde häufig angenommen, dass er daselbst ganz fehle. Doch überzeugte mich kürzlich der Fund eines Exemplars, dass er auch an dieser Localität vorkommt.

In Frankreich finden sich die Schichten des Amm. planorbis an mehreren Punkten Burgunds; sie wurden jedoch bis jetzt noch wenig beachtet. d'Orbigny hat die charakteristische Ammoniten-Species in seiner Paläontologie française gar nicht abgebildet.

*) Siehe schon: von Alberti 1826, die Gebirge des Königreichs Würtemberg. pag. 135.

In England ist die Zone des Amm. planorbis mächtig entwickelt. Zu Lyme Regis, Up-Lyme und Axmouth (Dorsetshire), fand ich eine Anzahl der für das Bett des Amm. planorbis bezeichnenden Arten, wie Amm. planorbis und Johnstoni, Cardinia Listeri, Lima punctata, Mytilus laevis. Sie kommen in dem dortigen sogen. weissen Lias (White Lias, Will. Smith, de la Beche u. s. w.), sowie in den gleich darüber liegenden Thonen und Kalkbänken vor; der White Lias von Dorsetshire ist also nichts Anderes als das Bett des *Amm. planorbis* und *Johnstoni*; seine 30 Fuss mächtigen Lagen werden in grossen Steinbrüchen unweit Up-Lyme ausgebeutet, da die mineralogische Beschaffenheit seiner Schichten ihn zum Brennen von kaustischem Kalk brauchbar macht. Gleich deutlich ist er an den Küsten aufgeschlossen. Bei Axmouth stehen die untersten Schichten des White Lias an, sie haben einige Aehnlichkeit mit den hellgefärbten Zwischenschichten der Keupermergel, zerfallen aber weniger an der Luft und enthalten viele harte Geoden. Zu Pinhay Bay, in der Mitte zwischen Axmouth und Lyme Regis, kommt der White Lias durch eine Dislocation der Küstenwand zum Vorschein, so dass die Oberregion desselben, welche zur Zeit der Fluth in der Ecke der Bay nicht sichtbar ist, plötzlich in einer 20 Fuss hohen Wand dasteht.

Die blauen Thone mit grauen Kalkbänken, welche über dem weissen Lias der Küste von Lyme Regis liegen, enthalten zu unterst dieselben Fossile wie dieser. Amm. planorbis und Johnstoni und Cardinia Listeri traf ich hier häufig an. Merkwürdig war mir der Fund zahlreicher Cidaritenstacheln, welche in den Thonen ungefähr 20 Fuss über dem White Lias lagen und mit denen von *Cidaris arietis*, Quenst. übereinzustimmen schienen. Sie liegen hier ganz in demselben Niveau, welches diese Species in Schwaben einnimmt, d. h. in der Oberregion der Zone des Amm. planorbis. Wie weit sich Amm. planorbis an der Küste von Lyme Regis gegen oben fortsetzt, konnte ich nicht entscheiden, dagegen betrug die gesammte Mächtigkeit der Schichten, in welcher ich ihn in jener Gegend fand, zum Wenigsten 40 Fuss. Ziemlich viel höher stehen die Bucklandi-

bänke an, die Region zwischen beiden, welche der Analogie nach die Angulatenschichten enthalten sollte, bot mir den gewünschten Aufschluss nicht dar.

Zu Watchet (Somersetshire) treten die Schichten des Amm. planorbis in ganz anderer mineralogischer Beschaffenheit auf. Es sind dunkle Schiefer gefüllt mit flachgedrückten, in Farben spielenden Exemplaren von Amm. planorbis und Johnstoni, welche in der Unterregion des untern Lias jener Küste liegen und bisweilen ausgebeutet wurden, siehe §. 14. Nr. 3.

Zu Robin Hoods Bay (Yorkshire) kommen Amm. planorbis und Johnstoni in dem untersten Lias zahlreich vor. Die Exemplare, welche ich dorther mitbrachte, haben dieselbe Erhaltung wie unsere schwäbischen, die Schichte selbst konnte ich nicht untersuchen, da bei meiner Anwesenheit an jener Localität die Ebbe nicht tief genug gieng, um die vom Ufer entfernteren Bänke zu entblössen. Der untere Lias war bis zu seiner Mittelregion sichtbar, die tieferen Schichten blieben unter Wasser, dagegen werden unter den ausgeworfenen Gesteinen die dunklen Kalke, welche den Amm. planorbis und Johnstoni in Menge enthalten, nicht selten gefunden.

3) Die Schichten des *Amm. angulatus*.

§. 7.

Synonymik: Gelber unterer Liassandstein, von Mandelslob, 1834, geognostische Profile der schwäbischen Alp. pag. 28. Unterer Liassandstein (pars), Römer. Quader- Schilf- oder Luxemburger Sandstein (pars), Römer 1836, norddeutsch. Ool. pag. 3. Sandige Kalke und Sandsteine mit Amm. angulatus, Quenst. 1843, Flözgeb., pag. 541. Grès infraliasique (pars), Dufrenoy et Elie de Beaumont. explic. de la carte geolog. de France. Grès liasique, grès de Hettange, Terquem 1855. Paleont. du Dep. de la Moselle, pag. 11 u. 12. Marne de Jamoigne; Omalius. Grès de Luxemburg (pars inf.), Omalius. Angulatenschicht, Quenst. (Pfizenmayer, 1853, Zeitschrift der deutschen geol. Ges. tab. 16.)

Paläontologie: Die wichtigsten fossilen Arten der Angulatusschichten sind folgende:

Nebenbeſchäftigung zu machen verſtünden. Jeder Künſtler hat ſo oft Tage, wo er nicht an eigenen Arbeiten malen kann oder will. Da iſt nun die Ergänzung, Reinigung und Erneurung alter Bilder nicht nur ein trefflicher Zeitvertreib, um über graue Tage hinüberzukommen, ſie hat auch noch zwei andere, bedeutende Vortheile: der Künſtler muß in die Weiſe der alten Meiſter ſorgfältig eingehen, ihre Farbenmiſchung ſtudiren und nachahmen, und die Kunſtkennerei und der Kunſthandel können ihm ökonomiſche Beihülfe geben, welche ihm ſtets, beſonders aber in unſern Tagen, recht ſehr zu gönnen iſt.

Die ſtädtiſchen Behörden ſind meiſt von den materiellen Intereſſen und den Beſchäftigungen, welche der Tag zu bringen pflegt, zu ſehr in Anſpruch genommen, und der örtlichen Rückſichten ſind zu viele, als daß es ihnen ſo leicht würde, wie den Regierungen, etwas Löbliches und Muſterhaftes ohne fremden oder höheren Beirath ins Leben zu rufen. Es iſt daher die Errichtung von Filialgalerien und bereitwillige Hülfe der Staatsbehörden mit Rath und That nicht nur wünſchenswerth, ſondern nothwendig, wenn das Vorhandene erhalten, genützt und geſchützt werden, das Neue erfreulich errichtet werden ſoll. Beſonders verdient die örtliche ältere Kunſtübung die Aufmerkſamkeit der Behörden; die jetzt überall errichteten Denkmale verdienter Einwohner verdienen würdige und zugleich jetzt noch ſichernde Umgebung.

Die vielen öffentlichen Anlagen um die Städte nöthigen uns, zu bekennen, wie es uns ſcheine, daß auch die Gartenkunſt noch ſehr im Argen liege, und ſich ungebührlich in eine Art Landſchaftmalerei verirrt habe. Sie ſollte für unſer Klima, unſere Bedürfniſſe eben ſo berechnet ſeyn, wie die italieniſche für die der Italiener, und wenn von dieſen der Schatten auch Winters aufgeſucht werden muß, ſo ſollten unſern Spaziergängen ſonnige, wo möglich geplattete und mit immergrünen Bäumen und Geſträuchen umpflanzte, vor dem Nordwind geſchützte Wege nicht fehlen, und der deutſchen Linde zwiſchen luftigen Raſenplätzen wieder ihr altes Recht gegönnt werden.

Die Kirchenbehörden unſeres lieben Vaterlandes finden leider noch immer das Heil und die Schönheit der Gotteshäuſer im Ausweißen und im Moderniſiren. Wann wird man endlich anfangen zu begreifen, daß das ſchöne altdeutſche, das ſogenannte ſpitzbogige

Ammonites angulatus, Schl. (Moreanus, d'Orb.)
Chemnitzia Zenkeni.
„ solidula.
Acteonina fragilis.
Littorina clathrata.
Natica subangulata.
„ planulata.
„ subobtusa.
„ Terquemi.
Nerita liasina.
Turbo Philemon.
Cerithium subturitella.
„ conforme.
Dentalium Andleri.
Panopaea Galathea.
Leda Renevieri.
Tancredia securiformis.
Astarte Gueuxii.
Cardinia concinna.
„ crassiuscula.
„ elongata.
Cardium Philippianum.
Mytilus nitidulus.
„ Hillanus.
„ Morrisi.
Lima inequistriata.
Perna Gueuxii.
„ Hagenowi.
Ostrea sublamellosa.
Asterias lumbricalis.
Pentarinus angulatus.

An die hier aufgezählten Species schliesst sich eine Anzahl höher oder tiefer gehender Arten an, welche aber nichts destoweniger auch für die Angulatusbänke von Wichtigkeit sind, wie z. B. Pleurotomaria similis, polita, Gryphaea arcuata, Pecten Hehli u. s. w.

Ausserdem ist zu bemerken, dass in der obersten Region des Amm. angulatus schon einige der ächten Arieten sich mit letzterem zusammen finden. Belemniten fehlen noch gänzlich.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Für die Angulatusschichten in Württemberg siehe die Profile in §. 6, 8 u. 13. *Amm. angulatus* Schloth. Moreanus d'Orb. charakteristirt eine Zone, deren Feststelluug das beste Beispiel liefert, wie unsicher eine Vergleichung von Formationsgliedern wäre, bei der man bloss die mineralogische Beschaffenheit der Schichten, nicht aber die eingeschlossenen Fossile berücksichtigen würde. Die Schichten des Amm. angulatus können auf die beliebigste Weise gebildet sein, durch Sandsteine, Sandkalke, Kalke, Thonkalke, Thone, Mergel, Eisenerze u. s. w. Geringe Entfernungen genügen, um grosse Verschiedenheit in ihrer mineralogischen Beschaffenheit hervorzubringen. Besonders

sind die Sande vielem Wechsel unterworfen, können oft sehr mächtig werden, oft ganz verschwinden und durch andere Bildungen ersetzt sein. Aehnlich haben wir diess bei den Sandsteinen des Bonebeds gefunden. Besonders häufig treten die Angulatusschichten in Form eines von Thonen unterlagerten graublauen Sandkalkes auf, welcher in mächtigen Bänken bricht, die jedoch meist so verändert sind, dass ihre Peripherie gegen einwärts ausgewaschen, vom Kalke befreit, bloss noch aus gelbem Sandsteine besteht, während man im Innern der Felsenplatten noch blaue kalkhaltige Kerne wahrnimmt. In Württemberg ist eine solche Bildung sehr verbreitet, in gleicher Weise sah ich sie zu Hettange bei Thionville (Moselle). Ist der Auswaschungsprozess sehr weit gegangen, so bleibt nur noch ein weicher gelber Sandstein zurück (Göppingen). Die zahlreichen Muscheln sind in solchen Lagen nur als Steinkerne vorhanden, denn mit der Wegnahme des Kalkes ging auch die Muschelschale verloren. An der Basis der Angulatusschichten liegt gewöhnlich eine Nagelkalkbank (siehe §. 6.) so auf dem Birkenkopf bei Stuttgart, zu Kemnath und Degerloch u. s. w., über derselben kommen mächtige Thone mit sandigen Cardinienbänken, gegen oben stellen sich die harten Sandkalke ein, welche allmählig in die Bucklandi-Schichten übergehen. Die ganze Abtheilung, in welcher Amm. angulatus auftritt, ist meistens ziemlich mächtig und überschreitet bisweilen 30—40 Fuss, bildet demnach in Süddeutschland ein Hauptglied des untern Lias.

In den obern Lagen des Amm. angulatus finden sich einzelne Bänke, welche auf ihrer untern Seite, mehr oder weniger deutlich Erhabenheiten zeigen, die für Pflanzenreste (Fucoiden) gehalten werden. Auch die aus dem Coburgischen schon längst bekannte Bank mit *Asterias lumbricalis* Goldf., welche dort an verschiedenen Orten vorkommen soll, liegt in Württemberg in der Region des Amm. angulatus und wurde in der letzten Zeit von H. Maschineninspektor Schuler in dem Liassandstein von Hüttlingen bei Wasseralfingen aufgefunden. Als weiteres häufiges Vorkommen bezeichne ich die Stiele eines Pentacriniten, den ich in den Registern als Pentacrinus angulatus angeführt habe,

da er bis jetzt noch nicht benannt wurde *). Im Allgemeinen steht der Speciesreichthum der Angulatuschichten von Süddeutschland dem mancher andern Länder nach, doch genügen die Vorkommnisse immerhin um die Zone paläontologisch zu bestimmen. Im Anhange (§. 14.) habe ich die Erfunde der einzelnen Arten welche bis jetzt in Schwaben gemacht wurden, für jede Species angegeben und mit denen von Halberstadt, Hettange u. s. w. zusammengestellt, doch lässt sich für später noch manche Ergänzung hoffen, da einzelne Localitäten, wie z. B. Göppingen, eine Ausbeute auch für die selteneren Arten versprechen. Das häufige Auftreten der wichtigsten und constantesten Species dieser Zone *(Amm. angulatus)* erleichtert besonders in Schwaben ihr Auffinden und ihre Begrenzung bedeutend für alle die vielen Punkte, an welchen seine Schichten entblösst sind.

Frankreich: Zu Thoste und Bauregard bei Semur (Côte d'Or.) wird die Zone des Amm. angulatus durch eine 6—8 Fuss mächtige Schicht von Thoneisenstein gebildet. Letzterer besteht aus feinen Körnern (grains milliaires) von Rotheisenstein mit einem eisenhaltenden Thone als Bindemittel. Die Erze haben einige Aehnlichkeit mit dem Thoneisensteine von Aalen und Wasseralfingen, sind aber noch thonreicher. Die organischen Reste, welche man darin findet, beschränken sich meist auf die bekannten Species der Angulatusschichten, besonders häufig kommen in Eisenglanz verwandelte *Astarten* und *Cardinien (Card. Listeri, crassiuscula)* vor. Die Erze werden ausgegraben und mit Erfolg für die Schmelzereien ausgebeutet. Etwas höher fand ich dort ziemlich unregelmässig liegende Arcuatenkalke mit Thonen. Bilden Kalke das Dach der Erze, so werden letztere bergmännisch gewonnen, liegen aber nur Thone darauf, so sind förmliche Steinbrüche eröffnet.

In Schwaben verdient die in neuerer Zeit von H. Fabrikant

*) Pentacrinus angulatus lässt sich von Pentacr. tuberculatus durch seine schärfere eckigere Form unterscheiden. Man findet an vielen Punkten einzelne Säulenglieder, vollständigere Exemplare dagegen kenne ich nicht, doch scheint die Species durch ihr constantes Vorkommen in der bestimmten Zone Interesse zu verdienen, weshalb ich sie nicht unberührt lassen wollte.

Deffner in der Zone des *Amm. angulatus* aufgefundene Thoneisensteinschichte grosses Interesse wegen ihrer genauen Uebereinstimmung mit den Erzen von Thoste und Beauregard. Die Lage soll nach den mündlichen Angaben H. Deffners zu Aichschiess auf dem Schurwald in einer Mächtigkeit von ungefähr 3 Fuss entwickelt sein. Ein Handstück, welches ich davon sah, zeigt oolithische Bildung, wie ich sie bei manchen Proben der Erze von Thoste und Beauregard bemerkte; ganz ähnlich wie die letzteren führt die Thoneisensteinschicht des Schurwaldes zahlreiche *Cardinien, Astarten* u. s. w. Eine gleichfalls eisenreiche Lage, welche jedoch nicht dieselbe Uebereinstimmung mit dem französischen Vorkommen zeigt, kommt in den Umgebungen von Wasseralfingen vor. Petrefacten sind bis jetzt keine darin gefunden worden, auch ist dieselbe zu wenig mächtig, als dass man sie zur Gewinnung von Eisen mit Nutzen ausbeuten könnte.

In den nächsten Umgebungen von Semur (Côte d'Or) nimmt *Amm. angulatus* einen mächtigen Horizont ein, das Gestein, aus welchem die Muscheln mit Schale herauswittern, wird von den Arbeitern „Foie de veau“ (Kalbsleber) genannt, ein Ausdruck, dessen sich auch die dortigen Geologen bedienen. Ich fand darin eine grosse Zahl der oben aufgeführten Leitmuscheln, damit kommen zahlreiche Korallen vor, welche jedoch auch in den schwäbischen Bildungen gleichen Alters nicht fehlen. Bucklandischichten überlagern die Abtheilung.

Ganz ähnliche Verhältnisse traf ich im Depart. de l'Yonne, zu Avallon. In der Sammlung des H. Moreau daselbst, sah ich den ächten *Amm. angulatus* (das Originalexemplar zu *Amm. Moreanus d'Orb.*) in einem sandigen Gesteine. *Amm. planorbis* liegt in jener Gegend tiefer, dagegen die Bucklandi- und Arcuaten-Kalke darüber.

Die reichste Localität für die Fossile der Angulatusschichten ist Hettange bei Thionville (Moselle); die Zahl der bis jetzt in diesem Formationsgliede gefundenen Species reicht nahe an 200, wir haben ihre Beschreibung in Bälde in einer Monographie M. Terquem's aus Metz zu erwarten. Es kann kein Zweifel über die Schichtenstellung des Grès de Hettange vorwalten, denn

neben *Amm. angulatus* finden sich alle die charakteristischen Muscheln seiner Lage beisammen. Die mineralogische Beschaffenheit dieser Zone im Mosel-Departement hat viele Uebereinstimmung mit den Bildungen gleichen Alters der Gmünder und Göppinger Gegend. Es sind dicke Sandsteinbänke von gelblicher Farbe, welche im Innern noch einen blauen kalkhaltigen Kern besitzen.

Schwieriger sind die Verhältnisse dieser Zone im untern Lias von Luxemburg zu erklären. Omalius hat den *Marne de Jamoigne* von dem höher liegenden *Grès de Luxembourg* unterschieden. Dewalque und Chapuis haben dieselbe Eintheilung beibehalten und eine Beschreibung der vorkommenden Fossile gegeben. Sie stellen den *Amm. angulatus* in den Marne de Jamoigne, auch soll *Gryphaea arcuata* hier beginnen. Der Marne de Jamoigne muss demnach das gleiche Alter mit unsern Angulatusschichten haben, scheint dieselben aber nicht völlig zu ersetzen, denn wahrscheinlich nimmt gegen oben der Luxemburger Sandstein auch noch an der Bildung Theil. *Littorina clathrata (Chemnitzia aliena) Cerithium conforme, Cardinia concinna, crassiuscula* u. s. w., welche in dem Grès de Luxembourg aufgezählt werden, gehören noch in die Zone des *Amm. angulatus*. Andererseits zeigen dagegen die Arten: *Amm. bisulcatus, Conybeari, Lima gigantea* u. s. w., welche Dew. und Chapuis * für den Grès de Luxembourg angeben, dass ein Theil des letzteren durch Bucklandischichten gebildet wird, wodurch sich die nachfolgende Stellung beider Ablagerungen rechtfertigen lässt:

Grès de Luxembourg = { Bucklandischichten. / Oberregion des Amm. angulatus.

Marne de Jamoigne = { Untere und mittlere Angulatusschichten. / (Schichten das Amm. planorbis?)

Der *Grès de Luxembourg* ist demnach wesentlich ein anderes Formationsglied als der *Grès de Hettange*. Der Luxemburger Sandstein wird durch Bucklandibänke gebildet, und es scheint bloss in seinem unteren Theile Amm. angulatus mit

* Mem. Luxemb. pag. 272.

einigen andern Leitmuscheln dieser Zone vorzukommen, während der Grès de Hettange einzig und allein durch Angulatusschichten gebildet wird. Der unter dem Luxemburger Sandstein vorkommende Marne de Jamoigne ist eine thonige Bildung, welche das Hauptlager des Ammonites angulatus darstellt. Amm. planorbis ist zwar noch nicht aus jener Gegend bekannt geworden, sollte er sich jedoch finden, so müsste er in den untern Lagen des Marne de Jamoigne vorkommen.

In England ist die Zone des Amm. angulatus wenig entwickelt, der Ammonit selbst gehört zu den Seltenheiten. Die meisten Exemplare, welche man dort in den Sammlungen findet, stammen aus Yorkshire und wurden von Phillips aus jener Provinz als Amm. anguliferus beschrieben. Ich erhielt ihn zu Robin Hoods Bay südlich Whitby in einem Gestein, das den blauen Sandkalken von Vaihingen gleicht, konnte aber die anstehende Schichte nicht auffinden, da das Meer gewöhnlich seine Zone bedeckt.

Im Norden von Irland scheint die Schichte gleichfalls vorzukommen, und zwar an der Küste von Porthrush (Londonderry), von welcher Localität ich ein deutliches Exemplar des Amm. angulatus in der Sammlung des H. Prof. Morris sah.

Die Insecten, welche im untern Lias Englands und der Schweiz gefunden werden, scheinen in die Zone des Amm. angulatus zu gehören. Das Lager der englischen und schweizer Vorkommnisse stimmt zwar im Allgemeinen überein, doch sind noch keine genaueren Angaben über das Alter der Schichten vorhanden. In Murchison's Geol. of Cheltenh. pag. 47 u. 48, wird eine 27—30 Fuss über dem Bonebed von Coomb Hill und Wainlode Cliff (Gloucestershire) auftretende 3—6 Zoll dicke Kalkbank als „Insect Limestone" hervorgehoben und auf tab. 9. ein Theil der gefundenen Insectenflügel abgebildet. Annähernd dieselbe Position sollen die zu Müllingen im Kanton Aargau vorkommenden Insectenreste einnehmen. Osw. Heer (Geol. Vortr. März 1852) hat die interessanten Verhältnisse mitgetheilt. Ueber dem Keuper und unter den Arietenschichten liegen weiche grauschwarze Mergel, wechselnd mit härteren Bänken. In den feinen Mergeln

wurden 70 Arten von Insecten in vielen Exemplaren gefunden, in Begleitung von Pflanzen, Echinodermen u. s. w. Alles in bester Erhaltung. Das verwitterbare Gestein wird zur Düngung der Wiesen verwendet. Die härteren Bänke schliessen Reste von Mollusken ein, die bis jetzt zwar noch nicht bestimmt wurden, durch deren Untersuchung sich aber eine schärfere Feststellung der Insectenzone hoffen lässt.

Die Schichten des *Ammonites Bucklandi.*

§. 8.

Synonymik: Blue Lias (pars sup.), William Smith. 1815,[1] desgl. de la Beche, 1829. Geol. Trans. 2 Ser. 2. Bd. Gryphitenkalk, Stahl, 1824. Correspondenzblatt des würtemb. landw. Vereins, pag. 19. Gryphitenkalkstein, v. Alberti, 1826. Die Gebirge des Königreichs Würtemberg, pag. 121. Liaskalk v. Mandelsloh, 1834. Geognostische Profile der schwäbischen Alp, pag. 28. Calcaire à Gryphée arquée (pars), Dufr. et Elie de Beaumont. Grès de Luxembourg (pars sup.) Omalius. Arcuatenkalk, Quenstedt. (Pfaffenmayer, 1853. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, tab. 16.)

Paläontologie: Die leitenden Arten der Bucklandischichten sind folgende:

Ammonites Bucklandi, bisulcatus.
" rotiformis, Sinemuriensis.
" Conybeari, lineus.
" Kridion, spiratissimus.

Belemnites acutus fehlt hier noch, dagegen findet man ihn in einer besondern Lage über den vorigen Arten. Er gehört in die oberen Bucklandischichten, welche sich in Württemberg als besondere Zone abtrennen und durch folgende Species charakterisirt werden:

Ammonites geometricus, Sauzeanus.
" laevigatus, Gmündensis.
" Scipionianus. Belemnites acutus.

Ausserdem ist eine Anzahl von Species anzuführen, welche zwar für die Region des Amm. Bucklandi von Bedeutung sind,

[1] Will. Smith, 1815 a Memoir to the Map and delineation of the strata of England u. s. w.

von denen einzelne aber auch in höheren und tieferen Schichten vorkommen:

Nautilus striatus.
Pleurotomaria polita.
„ similis.
Panopaea liasina.
Pholadomya glabra.
(Goniomya) Sinemuriensis.
Pinna Hartmanni.
Mytilus decoratus.
Lima gigantea.
„ pectinoides.
Lima succincta.
Avicula Sinemuriensis.
Pecten Hehli.
„ textorius.
Gryphaea arcuata.
Spirifer verrucosus.
„ Walcotti.
Terebratula Rehmanni.
Rhynchonella variabilis.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung, paläontologische Resultate. Im südwestlichen Deutschland. Die Schichten des Amm. Bucklandi besitzen nur eine geringe Mächtigkeit, zeichnen sich aber, wie anderwärts, so auch hier, durch zahlreiche organische Reste aus, mit deren Hülfe sie sich immer leicht erkennen lassen. Gewöhnlich werden sie durch einige Kalkbänke gebildet, welche mit grauen Letten oder Thonen wechsellagern, in denen sich Gryphaea arcuata in unzähligen Exemplaren findet. Gegen unten gehen sie in die Schichten des Amm. angulatus über, gegen oben werden sie durch die Bank des Pentacrinus tuberculatus je nach den verschiedenen Localitäten mehr oder weniger scharf begrenzt. Ich nenne vorerst diese ganze Zwischenlagerung Bucklandischichten, obwohl späterhin eine nochmalige Abtrennung nöthig sein wird, und zwar aus folgenden Gründen. Bei dem paläontologischen Theile dieses Paragraphen wurde angegeben, dass sich in den sogen. Bucklandischichten zweierlei Lagen unterscheiden lassen, eine untere mit Amm. Bucklandi, Conybeari u. s. w., und eine obere mit Amm. geometricus und Sauzeanus, in welcher Bel. acutus beginnt. Diese Abtrennung lässt sich an manchen schwäbischen Bildungen ausführen. Selten sind zwar die Punkte zu treffen, an welchen beide Lagen mit gleicher Deutlichkeit vorhanden sind, dagegen können durch vereinzelte Untersuchung der einen oder der anderr, die Unterschiede beider wohl aufgefunden werden. Längst

bekannte Orte, an welchen die untere Lage entwickelt ist, sind die Brüche auf den Fildern, bei Vaihingen, Möhringen, Bernhausen. Amm. Bucklandi, Conybeari, rotiformis, spiratissimus, Pinna Hartmanni u. s. w., kommen daselbst zahlreich und sehr bezeichnend vor, während die Fossile der obern Lagen, besonders aber Bel. acutus in den meisten dieser Steinbrüche fehlen. Das Profil Nr. 6. gibt den kleinen Durchschnitt der untern (oder eigentlichen) Bucklandischichten, welche hier für sich eine Zone bilden. An andern Punkten, wie zu Krummenacker bei Esslingen, zu Baltmannsweiler bei Plochingen, zu Göppingen u. s. w., sind auch die obern Lagen aufgeschlossen. In denselben tritt, wie schon erwähnt wurde, Belemn. acutus zum ersten Male auf, was nicht nur von allgemeinem Interesse ist, sondern speciell auch für die Unterscheidung der Schichten dadurch wichtig wird, dass er sogleich mit dem ersten Erscheinen durch sein zahlreiches Auftreten in die Augen fällt. Die mit ihm vorkommenden Cephalopoden unterscheiden sich von den tiefer liegenden Arten; einige derselben habe ich oben aufgezählt, andere sind noch unbestimmt; ausserdem kommen z. B. zu Krummenacker noch Spirifer Walcotti, Rhynchonella variabilis, Terebratula Rehmanni, Gryphaea arcuata, Ostrea arietis, Anomya, Lima, Cardinia u. s. w. vor. Ich nannte in der Zusammenstellung Nr. 1. §. 4. diese obern Schichten vorläufig Zone des Amm. geometricus, nach der bezeichnendsten ihrer Species, lasse diess aber vorerst bloss für Schwaben gelten, da mir bestimmte Vergleichungen dieser Bildungen in andern Ländern fehlen. Ich glaube sicher an die Möglichkeit einer ähnlichen Abtrennung und Spaltung der Bucklandischichten für Frankreich und England, denn an verschiedenen Localitäten dieser Länder sah ich die wichtigsten Fossile der beiden Lagen, doch hatte ich bei meinen frühern Beobachtungen eine Unterscheidung derselben nicht berücksichtigt, * und die Schichten zwischen Amm. angulatus und Penta-

* Das Gleiche gilt für die Bucklandschichten der Umgebungen von Gmünd und von Fürth im Baselen, woselbst zwar die charakteristischen Arten, besonders der obern Lagen, zahlreich vorkommen, für welche Gegenden aber eine Theilung der Zone des Amm. Bucklandi in zwei Hälften an Ort und Stelle noch nicht ausgeführt wurde.

crinus tuberculatus als zusammengehörige Zone betrachtet, so dass ich diese Abtrennung hier bloss für die Bildungen einzelner Localitäten Württembergs nachtragen kann, im Allgemeinen aber unter Bucklandischichten noch die vereinigten beiden Zonen verstehen muss, in deren Oberregion jedoch Amm. Bucklandi wahrscheinlich durchgehend fehlt.

Die Schichten des Amm. Bucklandi stehen mit denen des Amm. angulatus in einer gewissen Verbindung, d. h. an der Grenze beider liegen Bänke, in denen Amm. angulatus in Gesellschaft ächter Arieten vorkommt; diess hindert jedoch die Unterscheidung beider Horizonte nicht, denn Amm. angulatus geht nie in die eigentlichen Bucklandibänke über, wie andererseits die ächten Arieten sich in den tieferen Schichten des Amm. angulatus noch nicht finden.

Nr. 6.

Bucklandischicht

Thone mit Gryphaea arcuata.

2—3' zerklüftete Kalksteine. Schichte des **Amm. Bucklandi**, Conybeari, rotiformis etc. Gryphaea arcuata.

1' gelbe Letten.

Angulatenschicht

4' graue Thone. Gr. arcuata.

1' Blaue harte Kalke. Amm. angulatus erstes Auftreten
1' der Arieten.

6' hellgraue Thone. Geoden mit Gryphaea arcuata. **Amm. angulatus.**

8" blaue Kalkbank.

6' dunkelgraue Thone.

3' hellblaue harte Kalke. Pflastersteine für Stuttgart Amm. angulatus.

Thone.

Gothische vielfarbig gedacht und genossen seyn wolle? Wahrlich Semper hat recht, wenn er sagt, die Alten hätten sogar den Sonnenstrahl gefärbt! Vermag man nicht eine neue Kirche in jenem Styl aufzuführen, so ist der noch ältere rundbogige bestimmt zweckmäßiger und minder kostspielig, als der moderne falsch griechische oder römische. Auch den Rathhäusern, den Gefängnissen, kurz allen öffentlichen Gebäuden wäre ein charakteristischer, der ganzen Umgebung sich anschmiegender Styl recht sehr zu wünschen. Auch würde es sich sehr ziemen, Alterthümer, Trümmer zerstörter Gebäude, Zeichnungen derer, welche der Zahn der Zeit bereits zerstört hat, Bildnisse verdienter Mitbürger, überhaupt Lokaldenkmale zu sammeln, aufzustellen und durch Erhaltung und Veröffentlichung derselben dahin zu wirken, daß der so nothwendige und im Deutschen so lebendige Ortsgeist dadurch genährt, gekräftigt und zu Verschönerung des Geburtsortes getrieben würde. Jede nur etwas bedeutende Stadt hat hiezu Oertlichkeiten, entweder in Stadtbibliotheken und Schulen, oder in alten, jetzt nicht mehr dem Gottesdienste gewidmeten Kirchen und Kapellen. Wenn die Regierungen kunstsinnige Männer umhersenden wollten, um zu erforschen und die Behörden zu berathen, so würden diese gewiß es meist dankbar erkennen. Oft wollen sie nur angeregt, oder durch das Interesse, was auswärts daran genommen wird, vor zu prosaischen Mitbürgern entschuldigt seyn, um etwas Löbliches zu thun, was dann bald von der ganzen Bürgerschaft als rühmliches Eigenthum angesehen und dem Reisenden mit selbstgefälliger Bereitwilligkeit gezeigt wird.

Die Kunstvereine, welche in allen bedeutenden Städten deutscher Zunge seit Kurzem entstanden sind, und an Wirksamkeit und Zahl der Mitglieder täglich zunehmen, haben sich die Aufgabe gesetzt, das Interesse für bildende Künste wach zu erhalten, den Kunstsinn zu verbreiten, den Künstlern von Ruf Bestellungen zuzuwenden, und junge Talente aufzumuntern. Sie entsprechen meist diesem Zwecke, besonders seit der Mitbewerbung ein weiteres Feld eröffnet wurde, und der, anfangs sehr vorherrschende Oertlichkeitsgeist mehr in den Hintergrund treten mußte. Es sind durch diese Vereine bedeutende Summen aus Händen der Kunst zugeflossen, welche für einzelne Künstler stets verschlossen geblieben wären. Manche Wand schmückte sich, wenn nicht mit etwas Musterhaftem, doch

An dem bei Vaihingen unweit Stuttgart von mir aufgenommenen Profile Nr. 6. sieht man die mittlern und obern Angulatusschichten in einer Mächtigkeit von 18—20', bedeckt von den Bänken des Amm. Bucklandi. Das Profil ist von den grossen Steinbrüchen genommen, welche für Gewinnung des Stuttgarter Pflastersteins ausgebeutet werden. Zu unterst liegt eine 3 Fuss mächtige harte Kalkbank, welche eben diesen Pflasterstein liefert. In ihr kommen grosse Exemplare von Amm. angulatus einige Panopaen und Pholadomyen sonst aber wenig Anderes vor. Darüber folgen 12 Fuss Thone mit einer Kalkbank in der Mitte und mit vielen unregelmässig vertheilten Geoden. In letzteren finden wir eine grosse Zahl der für die Schichten des Amm. angulatus charakteristischen Fossile. Ausserdem sind die Thone ganz durchdrungen mit schlecht erhaltenen Exemplaren von Gryphaea arcuata. Ueber den Thonen folgen 2 blaue Kalkbänke von je 1 Fuss Mächtigkeit. Sie scheinen die Uebergänge zu den Arietenschichten zu bilden, denn neben Amm. angulatus, Pinna Hartmanni u. s. w. kommen hier schon junge Exemplare von Amm. Conybeary, Amm. Kridion u. s. w. vor. Noch einmal folgen graue Thone, dann ändert sich plötzlich die Farbe in die gelbe, die Thone werden fetter und in denselben liegen ziemlich unregelmässig geschichtet und verschieden dick die Bänke des Amm. Bucklandi. Dieselben sind ganz gefüllt mit grossen und kleinen Exemplaren von Arieten, daneben kommen zahlreiche Muscheln vor, so dass die Steine von organischen Resten vollständig durchdrungen sind.

Ganz ähnliche Verhältnisse zeigt der untere Lias zwischen Herhingen und Spaichingen. Interessant war mir eine Mittheilung meines Freundes Dr. Fraas über die Bezeichnung, welche die Arbeiter in jener Gegend den einzelnen Bänken nach ihrer mineralogischen Beschaffenheit geben, siehe auch §. 13. Profil. Sie nennen die untere Lage des Amm. angulatus „Blauklötzlen;“ es sind harte, blaue, wenig verwitterbare Steine, wie die in Vaihingen vorkommende analoge Schichte der Stuttgarter Pflastersteine. Etwas höher liegt eine zweite blaue Bank, „Kupferfels“ genannt, da die Peripherie der Stücke beim Ver-

wittern eine braunrothe Farbe annimmt. Die Bucklandibänke, welche oben liegen, werden von den Leuten „Schneckenfels“ genannt, weil auch in jener Gegend diese Schichte ganz gefüllt ist mit Ammoniten, Nautilen u. s. w.

Ueber den Bucklandibänken liegen an vielen Localitäten nur noch Letten mit Gryphaea arcuata, dann folgt die Ackerkrume. An Orten, wo auch noch die höheren Schichten des untern Lias anstehen, wo also die Bucklandibänke nicht gerade unter der Erdoberfläche liegen, sind die Kalke fester und weniger verwittert, es folgen dann gewöhnlich mehrere Bänke übereinander, von welchen die höheren neben Belemnites acutus, die für die obere Zone characteristischen Arten einschliessen. Immerhin sind aber die untern Lagen die reichsten; so entblösst zwischen Dusslingen und Ofterdingen ein Bach die Schichten des Amm. Bucklandi, man findet eine abgewaschene blaue Bank, die, wie gepflastert mit riesigen Exemplaren des Amm. Bucklandi, ganz von denselben oder ihren Abdrücken bedeckt ist.

Wie an obigen Localitäten, so finden sich auch anderwärts die Bucklandischichten mit denselben Eigenthümlichkeiten. Es sind beinahe überall blaue Kalke mit untergeordneten lettigen Lagern. Gryphaea arcuata bildet bisweilen abgesonderte Bänke, oder füllt die Thone an, sie findet sich in unzähliger Menge, und hat hier ihre höchste Entwicklung erreicht. Die Schichte wurde deshalb sowohl nach ihrem Genus- als Species-Namen getauft. Gryphiten- oder Arcuatenkalke sind vielgebrauchte Ausdrücke. Doch geht, wie ich früher schon angeführt, Gryphaea arcuata auch in andere Schichten über und bildet in tieferen Regionen oft sehr beträchtliche Lagen. Wir können deshalb den Namen Arcuatenkalke nicht auf den engeren Horizont, welchen wir hier im Auge haben, anwenden, sondern müssen einen andern wählen. Arietenkalke ist gleichfalls eine Benennung, deren man sich häufig bedient, welche aber deshalb nicht bezeichnend ist, weil auch die Ammoniten der Obtususschichten sämmtlich Arieten sind. Am passendsten wählt man wohl den Namen Bucklandischichten nach dem in der ganzen Abtheilung häufigsten Ammoniten, da seine Form zu den be-

zeichnendsten in der Familie der Arieten gehört, und er an Stellen, wo sein Formationsglied aufgedeckt ist, nur selten fehlt. Vorerst verstehe ich unter dieser Bezeichnung die Gesammtheit der Niederschläge zwischen Angulatus- und Tuberculatusschichten, wogegen die Zone des Amm. Bucklandi auf die untern Lagen reducirt werden müsste, sobald durch weitere Vergleiche eine bestimmtere Abtrennung derselben gegen die Zone des Amm. geometricus durchgeführt werden würde.

Die Mächtigkeit der Bucklandischichten ist, wie schon erwähnt, meist geringer, als die der Angulatusbänke. In Schwaben bedecken beide Formationsglieder sowohl grössere Flächen, als einzelne Hügel und bilden am nördlichen Fusse der Alp einen breiten Strich, der sich von Ellwangen aus in südwestlicher Richtung bis an den Randen hin fortsetzt, im Allgemeinen ist jedoch die Ausbreitung der Angulatusschichten grösser, als die der Bänke des Amm. Bucklandi, da letztere besonders an den Rändern und an den Ausläufern der Hügel häufig fehlen. Auch in Frankreich haben diese Bildungen eine ziemliche Verbreitung, nur mit dem Unterschiede, dass in manchen Gegenden die übrigen Schichten des untern Lias als feste blaue Kalke noch darauf liegen, während dieselben, durch Thone vertreten, erst am Fusse der Hügel und Gebirge anstehen.

Die Bucklandischichten in Frankreich. In der Normandie ist der ganze untere Lias schwach vertreten, die Bucklandischichten fehlen zwar nicht, sind aber nur untergeordnet vorhanden, so dass bis jetzt blosse Andeutungen davon nachgewiesen werden konnten.

Mächtig entwickelt findet man dagegen den untern Lias von Luxemburg an über Metz und Nancy bis nach Burgund. Das Auftreten der Bucklandischichten in Luxemburg (Nièv. de Luxembourg, oberer Theil) und im Dep. der Mosel habe ich schon bei der vorigen Abtheilung erwähnt. Bei Nancy sind die Schichten des Amm. Bucklandi schwer zu trennen von den darüber liegenden blauen Kalken mit Gryphaea obliqua, welche letztere Bildungen schon der Oberregion des untern Lias angehören. Das Gleiche findet bei dem Liasstriche statt, welcher sich von

Burgund aus durch die Departs. de l'Yonne und Nièvre bis Cher erstreckt. Bei Semur (Côte d'Or.) findet man in den blauen Kalken über den Angulatusschichten alle die characteristischen Arietenarten Amm. Bucklandi, Conybeari, rotiformis, Kridion, Scipionianus, multicostatus mit Gryphaea arcuata zusammen. Gleich darüber lagern sich Amm. Birchi, Bel. acutus und Pentacrinus tuberculatus, doch trifft man leider in den dortigen Localsammlungen keine Abtrennung der Vorkommnisse dieser höhern Region, so dass bei einem kurzen Besuche genauere Profile mit jeder einzelnen Species schwer zu erzielen sind. Zu Thoste und Beauregard zwischen Semur und Avallon (Yonne) liegen Arieten und Arcuaten gleich über den Eisenerzen des untern Lias. Zu Avallon selbst, wo jedoch die Eisenerze fehlen, haben die Bucklandischichten dennoch die entsprechende Position über den Angulatuskalken. Sie sind gefüllt mit unzähligen Exemplaren von Gryphaea arcuata, und lassen sich scharf abtrennen von der darüber folgenden Region des Pentacrinus tuberculatus, Belemnites acutus und Gryphaea obliqua.

Der Liasfleck am rechten Ufer der Saône (Rhonedepartement) enthält gegen unten mächtige Ablagerungen des mittlern und obern Sinémurien, welche dort durch blaue Kalkbänke gebildet werden. Fährt man von Lyon aus die Saône aufwärts bis Couzon und übersteigt den Mont d'Or., so findet man in dem Thale jenseits Couzon die Schichten von dem mittlern Jura an herab bis unter die Region des Amm. Bucklandi. Unten sind Steinbrüche eröffnet, in welchen mächtige blaue Platten ausgebeutet werden, die ganz aus einer Arcuatenbreccie bestehen. Ammoniten sind zwar selten, doch deutet die Masse, in welcher obige Muschel in den ziemlich mächtigen Kalken angehäuft ist, auf das gleiche Alter mit den schwäbischen Arcuaten und Bucklandischichten hin. Ueber der Arcuatenbreccie stellen sich an jener Localität blaue Kalke mit Pentacrinus tuberculatus, Belemnites acutus und Gryphaea obliqua ein, welche schon in das obere Sinémurien gehören.

England: Nicht minder ausgeprägt, als an den genannten Localitäten in Deutschland und Frankreich finden sich die Schich-

ten des Amm. Bucklandi in England. Schon im Jahre 1815 bezeichnete sie William Smith als blue Lias, doch begriff er unter diesem Namen auch tiefer liegende Schichten mit ein; desgleichen de la Beche, in dessen Profilen von Lyme Regis Geol. Trans. 2 Ser. 2. Bd. tab. 3., sämmtliche Niederschläge zwischen White Lias und Obtususschichten — blue Lias genannt werden. An der Küste von Lyme Regis (Dorsetshire) bildet der blue Lias ein System von ½—1 Fuss dicken, grauen Kalkbänken, welche regelmässig mit etwas stärkeren Lagen von bläulichem Thone wechseln. Die Kalke werden in grossen Massen ausgegraben, an Ort und Stelle zu Cement gebrannt und als gewinnbringender Artikel nach allen Richtungen hin verschifft. Die 50—70 Fuss mächtige Oberregion des blue Lias hat dasselbe Alter wie unsere Bucklandischichten, denn Ammonites Bucklandi Conybeari, rotiformis, Lima gigantea füllen die Bänke ganz an, während ich in den dazwischen liegenden Thonen Gryphaea arcuata zahlreich fand. Ueber diesem System von Kalkbänken folgen mächtige Thone, in welchen Amm. Bucklandi nicht mehr vorkommt; sie bilden schon die Saurier und Fischschichten, d. h. die Region des Pentacrinus tuberculatus. An andern Punkten von Dorsets- und Somersetshire scheinen ähnliche Verhältnisse vorhanden zu sein, nach den Petrefacten zu schliessen, welche ich von Taunton, Watchet u. s. w. sah.

Zu Bath (Wiltshire) fand ich die Bucklandischichten in derselben Position und mineralogisch ganz so beschaffen, wie unsere schwäbischen Bildungen. Es sind blaue, beim Verwittern gelb werdende Kalke mit Amm. Bucklandi und Conybeari, Lima gigantea, Gryphaea arcuata u. s. w. Sie werden dort in Masse ausgegraben und zum Beschlagen der Strassen verwendet.

Sehr verdeckt ist das Bett des Amm. Bucklandi in Gloucestershire, denn die Thonformation des untern Lias breitet sich dort an den meisten Localitäten über die tiefern Schichten aus. Es scheinen die festeren Kalkbänke zu fehlen, doch zeigt die Beschreibung, welche Strickland (1845. Murch. Geol. of Chelten.) über die Species des untern Lias gibt, dass schon

damals einige Andeutungen der betreffenden Schichte aufgefunden waren.

An der Küste von Yorkshire kommen zwar die grossen Exemplare von Amm. Bucklandi gewöhnlich nicht vor, dagegen erhielt ich aus dem untern Lias von Robin Hoods Bay eine Anzahl kleinerer Arietenarten, welche mir hinlänglich bewiesen, dass die Schichten, welche der Zone des Amm. Bucklandi entsprechen, hier nicht fehlen.

5) Die Schichten des *Pentacrinus tuberculatus*.

§. 9.

Synonymik: Hauptpentacrinitenbank des untern Lias, Quenst. 1843, Flözgeb. pag. 152. Saurian-beds? Strickl. 1845, Murch. Geol. of Cheltenh. pag. 49. Lumachelle de Pentacrinites basaltiformis, Marcou, 1846, Rech. sur le Jura salinois, pag. 47. Pentacrinitenbank. Quenst. (Pfizenmayer, 1853. Profil tab. 16. Zeitschr. der deutschen geol. Gesellsch.) Marne de Strassen, Dewalque und Chapuis, Luxembourg, pag. 11.

Paläontologie: Hauptlager der Plesiosauren, Ichthyosauren, Fische und Sepien von Lyme Regis und andern Punkten in Dorset und Somersetshire. Leitende Species:

Ammonites Bonnardi, Amm. Turneri.

Belemnites acutus, Gervillia lanceolata.

Inoceramus Faberi, Acrosalenia minuta.

Pentacrinus tuberculatus.

In der Oberregion der Tuberculatusschichten treten Amm. planicosta und Birchi, sowie Gryphaea obliqua zum ersten Male auf. Weitere Arten, wie Nautilus striatus, Spirifer Walcotti, Rhynchonella variabilis, Ostrea arietis etc., finden sich zwar an manchen Localitäten zahlreich in dieser Zone, kommen aber auch in andern Schichten vor.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Im südwestlichen Deutschland. Ueber den Bucklandischichten liegen an verschiedenen Localitäten Schwabens feinblättrige, dunkelgefärbte, bituminöse Schiefer von geringer Mächtigkeit. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Posidono-

myenschiefern des obern Lias, doch ist, abgesehen von der Verschiedenheit der Fossile, ihre relative Lage eine tiefere, es kann also keine Verwechslung stattfinden. Zwischen den Schiefern scheiden sich blaue Kalkbänke aus, gefüllt mit Pentacrinus tuberculatus. Auf diese Weise ist die Zone, welche wir hier betrachten, in Schwaben gewöhnlich zusammengesetzt, manchmal jedoch walten die Kalkbänke, im Vergleich zu den Schiefern sehr vor, in welchem Falle dann die ganze Zone weniger in die Augen fällt.

Sie zeichnet sich jedoch nicht allein durch ihre Gesteinsbeschaffenheit, sondern wesentlich durch die Eigenthümlichkeit ihrer organischen Reste aus, und bildet hiedurch einen markirten Horizont, der den untern Lias in der Mitte durchzieht, und sich auf grosse Entfernungen verfolgen lässt. Nichts destoweniger ist es sehr schwierig, die Begrenzung der Zone gegen oben und unten in allgemeiner Weise mit Schärfe durchzuführen. Die im vorigen Paragraphen beschriebenen obern Lagen der Bucklandischichten mit Amm. geometricus grenzen so nahe an die Schichten des Pentacrinus tuberculatus, dass es bisweilen nicht gelingen will, eine Trennung der Schichten nach ihren paläontologischen Charakteren durchzuführen und man an manchen Localitäten versucht wird, die Schichten des Amm. geometricus und die des Pentacrinus tuberculatus als zusammengehörige Zone zu betrachten. Doch findet man an andern Orten die Abtrennung erleichtert, sowie überhaupt die Schichten des Amm. geometricus mit denen des Amm. Bucklandi in engerem Zusammenhange stehen, als mit den darauffliegenden. In der Oberregion der Tuberculatusschichten findet man einige Arten, welche dieselben mit der Zone des Amm. obtusus gemein haben, wie Amm. Birchi und planicosta. An Orten, wo die Pentacrinitenschichten wenig mächtig sind, wird z. B. Amm. Birchi als beständiger Bewohner der Zone getroffen. Wie gegen unten, so findet denn auch gegen oben eine Vermischung und ein Uebergang zu den angrenzenden Schichten statt, wodurch die allgemeine Feststellung der Zone des Pentacrinus tuberculatus erschwert, die Ausdehnung ihrer Schichten aber für manche Localitäten sehr verkürzt wird.

Es könnte die Frage entstehen, ob die Zone des Pentacrinus tuberculatus nicht besser beseitigt, und den darüber und darunter liegenden Schichten zugetheilt würde. Erwägt man aber, mit welcher Beständigkeit sich die der Zone eigenthümlichen, interessanten paläontologischen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern immer wieder einfinden, wie die Zone beinahe nirgends ausbleibt und sich trotz der Uebergänge nach oben und unten, sei es als Pentacrinitenbreccie, oder als Fisch- und Saurier-Bett bemerklich macht, so lässt sich einsehen, dass einer der wichtigsten Horizonte verloren gienge, wollte man die Zone mit einer angrenzenden zusammenstellen und verschmelzen. Ich betrachte dieselbe desshalb als sichere Mittellinie, welche den untern Lias durchzieht, und als markirter Horizont sowohl durch ihre paläontologischen Verhältnisse, als auch durch ihre in die Augen fallende Gesteinsbeschaffenheit an vielen Localitäten einen genauen Anhaltspunkt für die Orientirung darbietet. Pentacrinus tuberculatus findet sich bisweilen in einer isolirten Bank, häufiger jedoch gehen einzelne seiner Glieder in die benachbarten Schichten nach unten und oben. Beinahe überall zeichnet er sich durch zahlreiches Vorkommen aus. Typische Localitäten dafür sind in Schwaben Ostdorf bei Balingen, Dusslingen, Bebenhausen, Krummenacker bei Esslingen, besonders aber einzelne Punkte auf den Fildern, wo die Bucklandibänke von noch weiteren Schichten bedeckt sind. Die bituminösen Schiefer, welche man besonders bei Dusslingen schön entwickelt sehen kann, enthalten kleine Echinodermen *(Acrosalenia minuta)* in grosser Zahl, damit finden sich Gervillia lanceolata, Inoceramus Faberi, sowie flachgedrückte Ammoniten, unter denen ich das erstmalige Auftreten des Amm. Birchi und (planicosta?) nochmals hervorhebe. Noch deutlicher erhielt ich erstere Species in den Tuberculatusschichten von Krummenacker bei Esslingen. Wegen der Analogieen mit den Schichten gleichen Alters in Frankreich und England, halte ich die in neuerer Zeit in den bituminösen Schiefern von Dusslingen in der Zone des Pentacrinus tuberculatus gemachten Erfunde von Fisch- und Saurierresten für sehr wichtig und erwähne hier besonders als einen solchen das

Schädelstück eines Sauriers, der mit *Ichthyosaurus intermedius*, Conybeare übereinstimmt. Die Zähne und Kieferstücke von Ichthyosaurus intermedius, welche ich aus dem untern Lias von Lyme Regis mitgebracht, zeigen mit Bestimmtheit, dass das schwäbische Vorkommen ganz zu der gleichen Species gehört.

Frankreich. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung, welche die Tuberculatusschichte von Avallon (Yonne) sowohl in mineralogischer als paläontologischer Beziehung mit den schwäbischen zeigen. Rechts von der Strasse, welche von Avallon nach Vassy führt, finden sich viele Steinbrüche im untern Lias. Ich traf hier die Bucklandischichten, über denselben wird das Gestein schieferig. In den Schiefern liegen Bänke mit Pentacrinus tuberculatus, Belemnites acutus, Gryphaea obliqua, Spirifer Walcotti u. s. w. Darüber finden sich wieder die blauen Kalke des obern Sinémurien. In der Sammlung des Herrn Moreau in Avallon sah ich ein Sauriergerippe, das aus den Tuberculatusschichten stammt, und welches Hr. Dr. Fraas, schon vor mehreren Jahren bei einem Besuche in jener Gegend am gleichen Orte gefunden und in den Händen des Herrn Moreau zurückgelassen hatte. Wie die Posidinomyenschiefer für den obern Lias, so würden denn die Tuberculatusbänke für den untern die Saurier und Wirbelthierreste liefern. Weitere Uebereinstimmung beider Bildungen sind durch aufgefundene Fischschuppen, Pflanzen u. s. w. angedeutet, doch ist diese Schichte des untern Lias in Deutschland und Frankreich noch zu wenig untersucht, um nähere Details angeben zu können. Aehnliche Verhältnisse wie bei Avallon finden sich bei Nancy (Meurthe) und Semur (Côte d'Or.). Im untern Lias von Salins (Jura) hat Marcou die Tuberculatusschichten mit Bestimmtheit nachgewiesen. Sie liegen dort gleichfalls zwischen den Zonen des Amm. Bucklandi und des Amm. obtusus.

England. Die Zone des Pentacrinus tuberculatus in Dorsetshire, Somersetshire und Gloucestershire verdient grosses Interesse wegen der zahlreichen Wirbelthierreste, welche darin vorkommen. Die vier typischen Ichthyosaurusarten, welche Conybeare Geol. Trans. 2 Ser. 1. Bd. tab. 15. abgebildet

hat: *Ichth. platyodon*, *intermedius*, *communis* und *tenuirostris* stammen aus dieser Region des untern Lias von Lyme Regis, sowie noch mehrere Arten, welche Richard Owen nachher von derselben Localität beschrieben hat. Die Species der Tuberculatusschichten lassen sich von den Vorkommnissen des obern Lias (Boll, Whitby u. s. w.) wohl unterscheiden, worauf ich jedoch später noch zurückkommen werde. Bucklands *Pterodactylus macronix* stammt mit den eben genannten Ichthyosaurusarten von der gleichen Localität und aus derselben Schichte. Das Exemplar, welches im britischen Museum aufbewahrt wird, ist wohl nur deshalb ein Unicum geblieben,* weil an andern Orten die entsprechende Formationsabtheilung noch sehr wenig untersucht wurde. Alle die Plesiosauren von Dorsetshire und Somersetshire hatten ihr Lager in dem untern Lias an der Basis der Obtususschichten, d. h. in der Region des Pentacrinus tuberculatus, dagegen kenne ich keinen Teleosaurus, der damit gefunden worden wäre. So häufig letzteres Genus im obern Lias liegt, so häufig ist Plesiosaurus im unteren. Wollen wir Plesiosauren in Schwaben finden, so haben wir einfach die bituminösen Schiefer des untern Lias, d. h. der Tuberculatusschichten (Dusslingen, Bernhausen u. s. w.) auszubeuten, dort müssen sie zahlreich vorkommen.

Zu Lyme Regis findet sich in der Zone des Pent. tuberculatus eine Bank mit Fischen, welche viele Aehnlichkeit mit den Boller Vorkommnissen haben, die Genera sind dieselben, doch scheinen bei genauerer Untersuchung die einzelnen Species sämmtlich Verschiedenheit zu zeigen.

Am. Turneri, Sow. tab. 452. fig. 2. (non fig. 1.), Amm. Bonnardi d'Orb? ist ein stäter Begleiter der Saurier von Lyme und Watchet, ich sah einzelne Exemplare ganz bedeckt davon. Im Uebrigen finden sich die oben angeführten Arten auch an jenen Localitäten.

---

* Bis jetzt sah ich in den schwäbischen Sammlungen nur einen einzigen Knochen eines liasischen Pterodactylus, welchen H. Dr. Hölder im untern Lias der Filder (wahrscheinlich in Schichten von annähernd demselben Alter) gefunden hat.

etwas Erträglichem, und man fing wieder an, von der Kunſt Notiz zu nehmen, was bei der Sachlage ſchon viel gewonnen war.

Aber auch die ungünſtigen Erfolge der Kunſtvereine dürfen nicht verſchwiegen werden. Es wird ſehr häufig nach einſeitigen Anſichten und aus Protection, es wird gewöhnlich zu Preiſen gekauft, welche auch der leidenſchaftliche Kunſtſammler nicht geben würde, es wird dadurch bei heranwachſenden Halbgenies die Meinung verbreitet, die Kunſtvereine werden ſie am Ende nicht Hungers ſterben laſſen, und die Kupferſtiche und Lithographien, mit welchen man die Nieten zu tröſten pflegt, ſind ſehr oft weder dem Stoffe, noch der Ausführung nach zweckmäßig und ſolcher Kräfte würdig. Die leitenden Commiſſäre ſehen ſich zu Transaktionen mit dem Ungeſchmacke zu vieler Beitragenden genöthigt, und ſo wird die Hiſtorienmalerei vom Genrebilde, die componirte Landſchaft von den Vedute verdrängt, ohne daß dieſe ihre untergeordnete Stellung durch muſterhafte techniſche Ausführung wieder zu Ehren brächten.

Uns will bedünken, daß die ſchönen Kräfte der Kunſtvereine weit zweckmäßiger verwendet werden könnten. Der Weg, welchen alle gut organiſirten Wohlthätigkeitsvereine einſchlagen, dürfte auch die Kunſtvereine einem großen, wahrhaft lobenswerthen Zweck entgegenführen. Wie man dort die Quellen der Verarmung durch beſſere Erziehung zu verſtopfen ſtrebt, ſo muß hier der Ungeſchmack vorerſt durch Einführung ſchönerer Formen, wahrerer Motive, harmoniſcherer Farben bei der nachwachſenden Generation bekämpft werden. Krüge und Näpfe, alles Geräthe des täglichen Lebens ſollte vorerſt durch Rath und That verbeſſert, die wirklich ganz ſchauervolle Barbarei der Papiertapeten, Pendeluhren, Möbeln und Modeartikel hiedurch erſt fühlbar werden. Man kann nie etwas Anderes als Nothbehelfe von Menſchen erwarten, welche ſich noch täglich im Geſchmackloſen gefallen.

Was ſoll aber aus den lebenden Künſtlern werden? rufen uns theilnehmende Freunde zu. Dieſen antworten wir, daß der ächte, der geniale Künſtler an nichts Mangel leidet, als an Zeit, um die Beſtellungen auszuführen, welche wirklich kunſtſinnige Liebhaber bei ihm machen. Der mittelmäßige aber ſpanne ſeine Anſprüche an Geldgewinn, ſociale Geltung und poetiſche Exiſtenz nicht zu hoch. Er ſuche den Gewerben hülfreiche Hand zu leiſten. Beide

Die Saurianbeds von Gloucestershire (Brockeridge Common) liegen nach den Messungen Stricklands 36 Fuss über dem Bonebed. Die Conybearschen Ichthyosaurusarten aus dem untern Lias von Lyme Regis kommen darin vor, desgleichen finden sich Plesiosaurusreste. Wenn schon die übrigen Angaben Strickland's * nicht hinreichend sind, um die Schichte genau zu fixiren, so scheint doch ihre relative Lage zum Bonebed keine Widersprüche gegen die Einreihung der Saurianbeds von Gloucestershire in die Region des Pentacrinus tuberculatus zu bieten. Aus Gloucestershire wurde, wie bekannt, Pentacrinus tuberculatus zum ersten Male erwähnt. Parkinson, (Org. rem. II. Bd. tab. 19. fig. 2.) bildet eine Krone davon ab, und gibt (pag. 258) als Fundort Pyrton-Passage (Gloucestershire) an. Miller Crin. hat ebendaher seinen Pentacrinus tuberculatus beschrieben. Die Exemplare, welche ich im Bristol-Museum von Pyrton-Passage sah, stimmen auffallend mit denen, welche an so vielen Stellen in Frankreich und Deutschland gefunden, und welche mit Recht überall als Pentacrinus tuberculatus bezeichnet werden. Ueber die Lagerungsverhältnisse dieser Species zu Pyrton-Passage entnehme ich aus neueren Notizen Folgendes. Dr. Wrigt aus Cheltenham theilte mir brieflich mit — dass die Schichten von Pyrton-Passage (Gloucestershire), welche auf obersilurischen Felsen ruhen, dem untern Lias angehören und er daselbst mit Pentacrinus tuberculatus noch Amm. bisulcatus, Gryphaea arcuata, sowie Amm. obtusus gesammelt habe. Letztere 3 Species sind leitend für die an das Tuberculatusbett zunächst angrenzenden Schichten, es stimmen somit Dr. Wrights Angaben mit den Verhältnissen des Continents. Weitere Bestätigung finde ich in dem Aufsatze von Rev. P. B. Brodie ** über den untern

* Strickland, 1845. Murch. Geol. of Chelt. pag. 49. gibt den Amm. planorbis als Bewohner der Saurianbeds an, was zweifelsohne der so häufig mit Amm. planorbis verwechselte Amm. laevigatus sein dürfte, welcher auch in andern Gegenden annähernd in denselben Schichten gefunden wird. Er erwähnt ferner zwei Pentacrinitenspecies, von denen jedoch nicht bekannt ist, ob eine derselben wirklich zu Pentacrinus tuberculatus gehört.

** Proceedings of the Cotteswold naturalists. Club. vol. I.

Lias von Purton* (Gloucestershire), er beschreibt pag. 241 u. 243 die Schichten des dortigen untern Lias als Thone mit Kalkbänken, in welchen Pentacrinus tuberculatus, sowie Amm. Bucklandi, Pleurotomaria anglica (similis) und Gryphaea Macullochi vorkommen sollen. Wie anderwärts, so ständen denn auch in Gloucestershire die Schichten des Pentacrinus tuberculatus mit denen des Amm. Bucklandi in enger Verbindung, was ziemlich bestimmt darauf hindeutet, dass auch hier die Tuberculatusschichten dasjenige Alter besitzen, welches durch die allgemeine Zusammenstellung für die Zone des Pentacrinus tuberculatus in vergleichender Weise festgestellt wurde.

6) Die Schichten des *Ammonites obtusus*.

§. 10.

Synonymik: Marston Marble, Sowerb. 1815, Min. Conch. Suppl. Index zum ersten Band, zu Seite 167. Turnerithone (pars inf.) Quenst 1843, Flözgeb. pag. 540. Ammonite-Bed in the lower Lias Shale, Strickland 1845, (Murchis. Geol. of Cheltenh. pag. 43.) Turnerithone. Quenst. (Pfizenmayer 1853. Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch. tab. 16.). Sable d'Aubange (pars inf.). Dewalque et Chapuis, Luxemb. pag. 12.

Paläontologie: Hauptleitmuscheln der Obtususschichten:

Ammonites obtusus.	Panopaea crassa.
„ Brooki.	Pholadomya Fraasi.
„ stellaris.	Cardinia hybrida.
„ ziphus.	Terebratula Causoniana.
„ Dudressieri.	(Pentacrinus Briareus).
„ planicosta.	

Die folgenden Species finden sich schon tiefer, setzen sich aber in dieser Schichte fort.

Ammonites Birchi.	Pecten textorius.
„ (planicosta?)	Gryphaea obliqua.
Belemnites acutus.	Spirifer Walcotti.
Nautilus striatus.	Rhynchonella plicatissima.
Avicula Sinemuriensis.	Terebratula Rehmanni, var.

* Pyrton-Passage liegt bei Berkeley an der Mündung des Severn. Purton bedeutet dasselbe und ist wahrscheinlich correcter.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung, paläontologische Resultate. Für Württemberg siehe das Profil §. 13. Nr. 7. Ueber den Schichten des Pentacrinus tuberculatus erhebt sich in Schwaben eine Thonformation, welche an manchen Orten nahezu 100 Fuss Mächtigkeit erreichen kann und gegen oben durch eine Kalkbank (Pholadomyenbank) * in der Art durchzogen wird, dass sich die ganze Bildung leicht in eine obere und eine untere zertheilen lässt. Die untern Thone einschliesslich der Pholadomyenbank bilden in Schwaben den Typus der Obtususschichten, während die darüber liegenden, weniger mächtigen Thonbildungen, — durch ihre Fossile verschieden, — einem andern Formationsglied zuzutheilen sind. In Schwaben ist es die Strecke am Fusse der Alp, von Boll an bis gegen den Randen hin, wo die Formation sich deutlich entwickelt zeigt; auf der andern Seite von Boll in der Richtung nach Gmünd und Ellwangen habe ich bloss Andeutungen davon auffinden können, während von einer grössern Ausbreitung oder regelmässigen Ablagerung dort keine Rede ist.

Die Obtususschichten stehen in Schwaben meist bloss in der nächsten Nähe der höhern Gebirge an, die grössern Liasflächen sind selten davon bedeckt, und nur stellenweise findet man sie entfernter von dem Alpzuge, wie z. B. bei Plochingen, Oberesslingen oder am Fusse der Hügel, welche die Filder begrenzen.

Das wichtigste Fossil dieser Abtheilung ist Ammonites obtusus, Sow. (Turneri, Ziet.) **. Nahestehende Formen findet man zwar schon in den obern Schichten des Pentacrinus tuberculatus, doch konnte ich den ächten Amm. obtusus noch nirgends mit Bestimmtheit unterhalb der Thone und über der Pholadomyenbank nachweisen.

In der Unterregion der Thone findet er sich verkiest, oben in der Kalkbank kommt er in grösseren Exemplaren verkalkt vor. Stäte Begleiter sind in den untern Thonen: Amm. ziphus

* Pholadomyenbank, Fraas 1846. Jahreshefte des württemb. naturw. Vereins. pag. 205. (Erstmalige genaue Gliederung des obern Sinémurien.)

** Amm. Turneri, Sow. tab. 452. fig. 1, habe ich in Schwaben in der ganzen Abtheilung nicht gefunden, siehe §. 14. Nr. 22.

Ziet. planicosta Sow. Bel. acutus Mill. In der obern Kalkbank dagegen: Amm. Brooki, stellaris, Panopaea crassa, Pholadomya Fraasi, Cardinia hybrida, Terebratula Causoniana u. s. w.

Obtususschichten in Frankreich siehe §. 12.

England. In Yorkshire fand ich die Obtususschichten nicht nur in derselben Position wie in Schwaben, sondern auch von ähnlicher Gesteinsbeschaffenheit. Zwischen Robin Hoods Bay und Peak stehen am Fusse der Küstenwand und im Bette des Meeres mächtige dunkle Thone an. Gerade in der Mitte zwischen beiden Orten finden sich in den Thonen braune Geoden, das Lager des Amm. obtusus. Mit ihm kommt Amm. Broocki, Bel. acutus, Gryphaea obliqua, Cardinia hybrida vor. Darüber setzen sich die Thone fort, enthalten aber andere Arten: Amm. oxynotus und bifer, d. h. die Ammoniten des auch in Schwaben darauf liegenden Formationsgliedes. Gegen unten fand ich keine Veränderung, bis in das Niveau des Meeres, während unter dem gewöhnlichen Wasserspiegel zu Zeiten, an welchen die Ebbe sehr tief geht, auch die übrigen Schichten des untern Lias entblösst werden.

Zu Lyme Regis (Dorsetshire) ist die Zone des Amm. obtusus westlich und östlich von der Stadt deutlich und mächtig vorhanden. Es sind graue Thone mit 2 oder 3 getrennt von einander liegenden, dicken Geodenbänken von hellblauer Farbe. Das Ganze erhebt sich gegen 100 Fuss über die Saurierschichten. Amm. obtusus, Amm. planicosta und Amm. Birchi finden sich schon zu unterst; sie liegen zerdrückt in den Thonen, während etwas höher in einer festen Bank prächtige Exemplare dieser Arten vorkommen. 50 Fuss über der letztern zeichnet sich durch ihre helle Farbe eine zweite, ziemlich dicke und harte Geodenbank aus, in welcher Amm. obtusus, stellaris und Broocki häufig gefunden werden.

Gegen unten werden die Schichten des Amm. obtusus von Lyme Regis durch die „Fish- und Saurian-Beds“ begrenzt, doch ist eine scharfe Abtrennung der Wirbelthierzonen gegen die Obtususschichten hier schwierig, da keine deutlichen mineralogischen Unterschiede vorhanden sind, und einzelne für die Saurianbeds

bezeichnenden Arten sich an der Basis der Obtususschichten noch finden: Amm. Birchi und (planicosta?). Weitere Begleiter des Amm. obtusus von Lyme Regis sind: Amm. Dudressieri, ziphus, Brooki, stellaris, Nautilus striatus, Bel. acutus, Gryphaea obliqua, (Pentacrinus Briareus wahrscheinlich in der Oberregion.)

In den Umgebungen von Ilchester (Somersetshire) lässt sich die Zone des Amm. obtusus in den kalkigen Conglommeraten nachweisen, welche gefüllt mit den weissen Schalen von Ammoniten zu Marston magna gefunden werden. Sowerby* nennt das Gestein Marston Marble und bildet tab. 73. und tab. 406. die von demselben eingeschlossenen Fossile ab. Ich besuchte zwar die Localität nicht selbst, sah aber im britischen Museum, sowie in den Sammlungen von Prof. Morris und J. Sowerby die in dem Marston Marmor vorkommenden Arten, welche folgenden drei für die untern Obtususschichten bezeichnenden Species angehören: Amm. ziphus, Amm. planicosta und Amm. obtusus (Smithi, Sow.). Sie besitzen weisserhaltene Schalen und liegen eng beisammen in dem bläulichen harten Gestein.

In dem Thale von Gloucester fehlen die Obtususschichten nicht, sind aber noch von keinem der englischen Geologen scharf abgetrennt worden. Das was Strickland 1845 (Murch. Geol. of Chelt. pag. 43) darüber angibt, zeigt zwar das Vorhandensein der Abtheilung an, doch hat er die Zone des Amm. obtusus nicht besonders unterschieden. Strickland zählt für sein „Ammonite-Bed“ folgende Arten auf: Amm. elegans (wahrscheinlich oxynotus), Turneri, Smithi, Birchi, planicostatus, obtusus. Mit Ausnahme der beiden ersten Species hätten wir die Ammoniten der Obtususschichten hier beisammen. Sie liegen in einem dünnen Bett der Thone des untern Lias. Hyppopodium ponderosum und Cardinia hybrida kommen dort in derselben Region vor; ich erhielt in Cheltenham erstere Species in demselben Stücke mit Gryphaea obliqua, doch wurde sie nur an wenigen Stellen meist bei Eisenbahneinschnitten gefunden.

---

* Mineral. Conch. Supplementary Index zum ersten Band, zu pag. 167.

7) Die Schichten des *Ammonites oxynotus*.

§. 11.

Synonymik: Oxynotenschichte, Frass 1846. württemb. naturwissensch. Jahresh. pag. 206. Oxynotenlager Quenst. (Pfizenmayer, 1853. Zeitschrift der deutsch. geol. Gesellsch. tab. 16.)

Paläontologie: Die für die Zone des Amm. oxynotus leitenden Arten sind:

Ammonites oxynotus.	Plicatula ventricosa.
„ bifer.	Rhynchonella oxynoti.
„ lacunatus.	Lingula Davidsoni.
Acteonina Dewalquei.	Arca, Nucula, Terebratula u. s. w.
Mytilus minimus.	unbest. Species.
Leda Romani.	

Wie in den angrenzenden Schichten finden sich hier Bel. acutus und Gryphaea obliqua zahlreich.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung, paläontologische Resultate. Für Württemberg siehe das Profil §. 13. Nr. 7. Ueber der Kalkbank, in welcher in Schwaben Amm. obtusus zum letzten Male auftritt, * folgen Thone, welche ein ähnliches Aussehen haben, wie die in dem darunter liegenden Formationsgliede. Dagegen sind beinahe sämmtliche darin vorkommenden Petrefacten von denen der tiefern Zone verschieden. Bloss Belemnites acutus und Gryphaea obliqua gehen auch in die angrenzenden Formationsglieder über. Die erste Species, welche an der Basis der gewöhnlich nicht sehr mächtigen Thone des Amm. oxynotus auftritt, ist *Amm. lacunatus*. Darüber folgen *Amm. bifer* und *oxynotus*, doch sind auch diese in sofern von einander abgetrennt, als die Hauptlage des Amm. oxynotus, wenigstens an verschiedenen Localitäten Schwabens, immer einige Zoll höher angetroffen wird, als die von Amm. bifer. In Begleitung derselben findet man: Belemnites acutus, Leda Romani, Mytilus minimus, Plicatula ventricosa, Gryphaea obliqua, Rhynchonella oxynoti. Ausserdem sind die Thone gefüllt von einer grossen Anzahl unbestimmbarer kleiner Kieskerne, von Gastero-

* Siehe §. 10. Anm. 1.

poden und Lamellibranchen. Auch eine Terebratel kommt häufig vor, welche der ächten Terebr. numismalis so ähnlich sieht, dass ich bis jetzt noch keine Unterschiede zwischen beiden gefunden habe. Bei Holzmaden, unweit Boll, zu Ohmenhausen, Ofterdingen, besonders aber in den Umgebungen von Balingen sind die Oxynotusschichten in der eben beschriebenen Weise gebildet und bewohnt. Die Abtheilung ist bisweilen nur wenige Fuss mächtig, doch sind ihre Fossile so verschieden von denen der darüber und darunter liegenden Schichten, dass ich sie als eigenes Formationsglied hier einreihen zu müssen glaube.

Frankreich. Marcou* hat für das Juradepartement die Schichten des Amm. oxynotus mit grosser Bestimmtheit nachgewiesen und zugleich als darunter liegende Abtheilung die Zone des Amm. obtusus, als darüberliegende aber die Zone des Amm. raricostatus angegeben. Näheres hierüber sowie über die Aequivalente der Oxynotusschichten in Frankreich siehe am Ende des §. 12.

England. Grosse Aehnlichkeit zeigen die Oxynotusschichten von Gloucestershire mit denen Schwabens. Dieselben kamen besonders deutlich durch die Einschnitte zu Tag, welche beim Bau des Great Western Railway südlich von Gloucester gemacht wurden. Die Art der Erhaltung der Fossile ist ganz dieselbe wie die in den schwäbischen Oxynotusschichten, es sind meist kleine verkieste Exemplare, welche den schwäbischen Vorkommnissen der gleichen Schichte täuschend ähnlich sehen. Man fand dort im Wesentlichen folgende Arten beisammen:

Ammonites oxynotus.	Leda Romani.
„ bifer.	Plicatula ventricosa.
„ lacunatus.	Gryphaea obliqua.
Belemnites acutus.	Lingula Davidsoni.
Acteonina Dewalquei.	Rhynchonella oxynoti.
Mytilus minimus.	

Ferner eine Anzahl noch unbestimmter Gasteropoden und Lamellibranchen, welche wir jedoch beinahe sämmtlich auch in

* Recherch. geol. sur le Jura salinois. Mem. Soc. geol. de France. 1846. Separatabdr. pag. 47.

den Oxynotusschichten Schwabens antreffen, und deren genauere Bestimmung und Benennung schon lange hätte ausgeführt werden dürfen, da manche derselben für Vergleichung dieses Formationsgliedes von grossem Werthe sind.

Zwischen Charmouth und Lyme Regis (Dorsetshire) liegt Amm. oxynotus verkiest in der Oberregion des untern Lias, doch findet man gewöhnlich bloss die herausgeschwemmten Exemplare an der Küste. Sie kommen dort mit Amm. densinodus, raricostatus und armatus vor und stammen meist aus herabgesunkenen Thonmassen, welche ihre Lage über den Obtususschichten und unter den Belemnitenreichen Mergeln des mittlern Lias hatten. Eine genauere Trennung der Oxynotus- von den Raricostatusschichten gelang mir desshalb an dieser Localität nicht.*

An der Küste südwestlich von Robin Hoods Bay (Yorkshire) lassen sich dagegen letztere zwei Zonen leicht unterscheiden. Amm. oxynotus und bifer in Begleitung von Belemnites acutus und Gryphaea obliqua liegen dort ungefähr 20 Fuss über den Obtususschichten, während Amm. raricostatus mit den charakteristischen Fossilen seiner Abtheilung erst in einer höhern Schichte folgt. Die Petrefacten der Oxynotusschichten sind an jener Localität zwar meist schlecht erhalten, und verstecken sich dem Auge, doch sind sie zahlreich vorhanden. Ihr Auffinden kann durch die Beachtung einer Nagelkalkbank erleichtert werden, welche sich längs der Küste gerade unter der Hauptlage des Amm. oxynotus und bifer hinzieht.

8) Die Schichten des *Ammonites raricostatus*.

§. 12.

Synonymik: Turnerithone (pars sup.), Quenstedt, 1843, Flözgeb. pag. 540. Raricostatenschicht, Fraas, 1846, württemb. naturw. Jahreshefte, tab. 3. Raricostatenbank, Quenst. (Pfizenmayer 1853. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellsch. tab. 16.)

---

* Die Exemplare des Amm. oxynotus, welche ich von Lyme Regis mitbrachte, sind enger genabelt als diejenigen der schwäbischen Oxynotusschichte, und gehören vielleicht einer besondern Varietät oder Species an.

Paläontologie: Die leitenden Arten der Raricostatusschichten sind:

Ammonites raricostatus.	Anomya liasina.
„ densinodus.	Pentacrinus scalaris.

Ammonites Carusensis (subplanicosta) siehe §. 14 Nr. 38.
„ muticus.

Belemnites acutus findet sich hier zum letzten Male, während Gryphaea obliqua auch noch in höhere Schichten übergeht.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung, paläontologische Resultate. Südwestl. Deutschland. (Siehe das Profil §. 13. Nr. 7.) Die Schichten des Amm. raricostatus sind in Schwaben immer aus zwei mineralogisch unterscheidbaren Bildungen zusammengesetzt, deren Gesammtmächtigkeit gewöhnlich ziemlich mässig ist. Dr. Fraas* gibt dieselbe für die Balinger Gegend zu 14 Fuss an. Es sind Thone, welche sich unmittelbar über die Oxynotusschichten legen, und an ihrer obersten Grenze von hellgrauen, harten Geoden bedeckt werden, mit welchen die Zone endigt. In Schwaben wird hiedurch die Abgrenzung des untern von dem mittlern Lias sehr erleichtert, wie anderseits das Gestein über der Geodenbank sich völlig verändert, so dass man schon von Ferne an der Farbe die Verschiedenheit des erfolgten Niederschlags unterscheiden kann.

Die Thone des Amm. raricostatus sind ähnlich beschaffen, wie die darunterliegenden mit Amm. oxynotus, werden aber durch eine Anzahl gänzlich verschiedener Arten characterisirt. Ammonites armatus, Amm. muticus, Amm. (Carusensis?) subplanicosta, Pentacrinus scalaris füllen hier die Bänke, sowie die Geoden gleichfalls noch den Amm. raricostatus einschliessen, nebenbei aber statt obiger Arten bloss noch den Amm. densinodus enthalten. Als Raricostatusschichten fasse ich Thone und Geodenbänke zusammen. Amm. bifer und oxynotus fehlen darin. Ausser den genannten Arten finden sich noch: Belemnites acutus, Gryphaea obliqua, Brut von Gasteropoden, unbestimmte Zweischaler wie Pinna u. s. w.

---

* Württemb. naturw. Jahreshefte, 2ter Jahrgang. tab. 3.

England: Zu Robin Hoods Bay (Yorkshire) lassen sich die Raricostatusschichten mit grosser Deutlichkeit über den darunterliegenden Thonen des Amm. oxynotus nachweisen. Es sind zwar gleichfalls Thone, dagegen enthalten sie den Amm. raricostatus, während Amm. oxynotus und bifer wie anderwärts, so auch hier darin fehlen. Eine dicke sandige Bank von grauer Farbe fällt an den Küstenwänden zwischen Robin Hoods Bay und Peak sogleich in die Augen. Sie liegt in der Zone des Amm. raricostatus und schliesst zahlreiche Glieder und zusammenhängende Stielstücke von Pentacrinus scalaris ein. Ihre Unterseite trägt die algenförmigen Schnüre und Erhöhungen, wie sie z. B. die Sandsteine des Amm. angulatus so oft zeigen. Der mittlere Lias, welcher an jener Küste über den Schichten des Amm. raricostatus folgt, besitzt eine ähnliche Gesteinsbeschaffenheit, wie diese, und besteht aus dunklen Thonen, welche erst mehr gegen oben heller gefärbt und mergeliger werden. Wenn demnach die mineralogischen Unterschiede zwischen beiden Etagen hier beinahe verschwinden, so geben wenigstens die geologischen Charactere der obersten Zone des untern Lias in dieser Gegend einen sichern Anhaltspunkt für die Art und Weise, in welcher die Trennung beider Etagen ausgeführt werden muss.

Zu Charmouth (Dorsetshire) kommen Amm. raricostatus, Amm. densinodus, Amm. Carusensis ziemlich häufig in den Thonmassen der dortigen Küstenwände vor. Das Meer wascht die verkiesten Ammoniten heraus, doch kann man in Gesellschaft obiger Arten auch Exemplare von Amm. oxynotus finden. Eine genaue Abtrennung der Zone des Amm. raricostatus gegen unten ist überhaupt hier sehr erschwert, da das Terrain ungünstig gebildet ist; siehe schon §. 11. Leichter dürfte dies in Gloucestershire ausführbar sein, da die obern Thone des untern Lias jener Gegend auffallend mit den schwäbischen Bildungen stimmen; das Vorkommen der Oxynotenschichten habe ich schon im vorigen Paragraphen berührt; Ammonites raricostatus und Pentacrinus scalaris, welche bei den Eisenbahneinschnitten unweit Stonehouse zahlreich gefunden wurden, beweisen, dass auch in Gloucestershire die Zone des Amm. raricostatus vertreten ist.

können hiedurch nur gewinnen. Welches Feld zu derlei gemischten Leistungen bieten schon die lackirten oder die niellirten Tabacksdosen, die Porcellan- und Steingutgefässe, die geschmackvolle Verzierung der Gemache, die sinnigere Gestalt der Standuhren, Kamine, Ofen und Tischaufsätze?

Während die jetzt bestehende Kunst nur auf dem Wege des Gewerbs, und dieses würdiger als durch Bezahlung von Zeitungsartikeln und Bestechung der Kammerdiener und Maitressen, zu fester Existenz gelangen kann, wird in Zukunft das wirkliche Kunstgenie durch die strenge Schule des Gewerbs entweder dieses in sich oder sich über dieses erheben, und in Fleiß, Bescheidenheit und anspruchsloser Beobachtung und Wiedergebung der Außenwelt weiter kommen, sich und andere vollkommener befriedigen, als in der jetzigen unseligen Zwitterstellung, in welcher man nur zu oft Ansprüche an das Höchste und Untüchtigkeit zum Gewöhnlichsten beisammen findet.

Um diese bessere Zukunft herbeizuführen, die Uebergänge auf die möglichst sanfte Weise anzubahnen, müssen die Regierungen mit ihren Kunst- und Gewerbeschulen, die Kunstvereine mit der Richtung, welche sie ihren Bestellungen geben, und es müssen selbst die ausgezeichneten älteren Künstler durch Beispiel mitwirken, ohne welches der Stolz der jüngeren Gemeindeglieder schwerlich so leicht sich unterwerfen würde.

Gewöhnlich ist der Künstler als poetische Natur in dem Maße zu Spekulationen, Gelderwerb, ruhigem Festhalten des Erworbenen untauglich, in welchem sein Künstlerberuf ihn mächtig ergreift. Er bedarf sehr sanfter Bevormundung, um im bürgerlichen Leben sein angenehmes und zugemessenes Stellchen zu finden, aber er bedarf ihrer beinahe immer. Wenn nun dafür gesorgt wird, daß seine Vorbildung auf die strenge, folgerechte (vom Gehorchen durch Genossenschaftlichkeit zum Befehlen und Leiten führende) Weise der alten Zünfte gegeben, daß dem der Weg des Gewerbs offen gelassen würde, welcher im Verfolge der Zeit nicht hält, was seine Anlagen zu verheißen schienen — dann würde der goldene Boden des Gewerbs nie unter den Füßen der Künstler weichen, der Wettstreit um Bestellungen ruhiger und ehrenhafter geführt werden können.

Das obere Sinémurien in Frankreich. Siehe Schichten des Amm. obtusus, des Amm. oxynotus und des Amm. raricostatus, §. 10. 11. 12. In Frankreich sind entschieden sämmtliche Aequivalente der in den drei letzten Paragraphen betrachteten Zonen vorhanden, denn es gelang mir an mehreren Punkten eine ziemliche Anzahl ihrer Leitmuscheln zu sammeln. Doch konnte ich nicht immer die Trennung scharf genug ausführen, da einerseits an vielen Localitäten die mineralogische Beschaffenheit des obern Sinémurien eine sehr gleichmässige ist, andererseits für die meisten Punkte noch keinerlei Vorarbeiten zu einer genaueren Schichtenabtheilung vorlagen. Wir haben auf den früheren Blättern die Schichten des untern Lias von Frankreich für verschiedene Localitäten einzeln beschrieben, herauf bis zur Zone des Pentacrinus tuberculatus. Ueber dieser Region folgt an vielen Punkten, wie zu Nancy (Meurthe), Avallon (Yonne), Semur (Côte d'Or), am Mont d'Or jenseits Cuozon bei Lyon u. s. w. ein zweites System von blauen (meist sandigen) Kalken und Mergeln, gefüllt mit Gryphaea obliqua und Bel. acutus. Bei Nancy und Semur wechsellagern erstere mit Thonen, bei Couzon dagegen gehen regelmässig geschichtete dicke Kalkbänke von den Tuberculatusschichten an hinauf bis gegen die untere Grenze des mittlern Lias. Ich will die Fossile hier anführen, welche an den einzelnen Localitäten vorkommen.

Auf einer Excursion in den untern Lias von Tomblaine bei Nancy traf ich in den blauen Kalken, welche zu jeweiligem Gebrauche aus den Aeckern gegraben werden, folgende Arten:

Ammonites Guibalianus. (Collenoti)
" Buvignieri.
" oxynotus.
" raricostatus.
" Dudressieri.
Nautilus striatus.
Belemnites acutus.
Cardinia Philea.
Cardinia hybrida.
Panopaea striatula.
Gryphaea obliqua.
Terebratula Causoniana.
Spirifer verrucosus.
Pholadomya,
Pinna,
Lima, u. s. w.

Die ganze hier aufgezählte Reihe begreift Arten, welche in

eine oder die andere der eben genannten drei Zonen des obern Sinémurien zu stellen sind. Die Erfunde an andern Localitäten vervollständigen nur die Tabelle, bieten jedoch keine Widersprüche. Ich füge hinzu aus den analogen Schichten von Avallon:

Ammonites obtusus.	Belemnites acutus.
" oxynotus.*	Gryphaea obliqua.
" Guibalianus.	Terebratula Causoniana.
" Birchi.	Spirifer Walcotti.
" raricostatus.	

von Semur:

Ammonites Birchi.	Belemnites acutus.
" planicosta.	Gryphaea obliqua.
" obtusus.	

von Couzon bei Lyon:

Ammonites (Brooki?).	Gryphaea obliqua.
Belemnites acutus.	Terebratula Causoniana.

Die Einschlüsse in den blauen Kalken des obern Sinémurien stimmen an den vier erwähnten Localitäten nicht allein unter sich überein, sondern lassen sich in die drei Formationsglieder: 1) *Obtusus*- 2) *Oxynotus*- 3) *Raricostatus*-Schichten vollständig einreihen. Gewiss können also durch genauere Untersuchungen an jedem dieser Orte die detailirteren Schichtentrennungen ausgeführt werden.

d'Orbigny hat einzelne jener Vorkommnisse in den mittlern Lias gestellt, so finden wir im Prodrome: Bel. acutus, Amm. obtusus, stellaris, raricostatus, Birchi, Collenoti, Cardinia hybrida, Spirifer verrucosus, Terebratula Causoniana, Pentacrinus tuberculatus in der siebten Etage oder dem Sinémurien aufgezählt, während Amm. Guibalianus, Buvignieri, Davidsoni, Panopaea striatula Cardinia Philea, welche mit obigen Arten in der gleichen Schichte und an denselben Localitäten vorkommen, von d'Orbigny in der achten Etage, dem Liasien oder dem mittlern Lias angeführt werden.

An das weiter oben Angeführte reiht sich die Beschreibung

* Dr. Fraas (württemb. naturw. Jahreshefte, 3ter Jahrg. pag. 12) führt an, dass in den blauen Kalken des Sinémurien von Burgund Amm. oxynotus in verkalkten Exemplaren von 6—8 Zoll Durchmesser vorkomme.

dieser Abtheilung, welche Marcou* für den Jura von Salins gegeben hat. In den 6—8 Meter mächtigen mergeligen Lagen, welche dort über den Tuberculatusschichten folgen, hat Marcou mit grossem Scharfblick drei getrennte Zonen unterschieden, welche von unten gegen oben ganz dieselbe Reihenfolge einhalten, wie ich sie in dem idealen Profile festgestellt. Es sind 1) die Schichten des Amm. obtusus (Turneri Marcou), 2) die des Amm. oxynotus und bifer, 3) die des Amm. raricostatus. Marcou vereinigt sie in eine einzige Abtheilung und gibt ihr den Namen: „Marnes de Balingen ou à Gryphaea cymbium", da er die analogen Bildungen bei Balingen selbst gesehen und darin den ausgesprochenen Typus der Formationsgruppe erkannt hat. Er stellt dieselbe jedoch in den mittleren Lias, wozu ihn vielleicht die mergelige Gesteinsbeschaffenheit, welche die Abtheilung im Montjura besitzt, vielleicht auch das Auftreten der Cymbium ähnlichen Gryphaea obliqua verleitet hat.

Ueber die Eintheilung des obern Sinémurien von Luxemburg kann ich das Nähere erst später bei der Vergleichung und Zusammenstellung sämmtlicher Schichten der ganzen Liasformation geben.

---

§. 13. Verbreitung, Mächtigkeit, Gesteinsbeschaffenheit des untern Lias; Zusammenstellung seiner einzelnen Glieder nach verschiedenen Gegenden. Der untere Lias bildet eine Formationsabtheilung, die in den meisten Gegenden durch ein System von Thonen, Kalken und Sanden repräsentirt wird. Letztere verdrängen und ersetzen sich gegenseitig. So walten in England die Thone und Kalke vor, während die Sande beinahe ganz fehlen. In Deutschland und Frankreich dagegen finden sich besonders an der Basis der Etage mächtige Sandsteine, während darüber Kalke und Thone, je nach den einzelnen Gebirgen, mehr oder weniger entwickelt sind.

---

* Recherch. geol. sur le Jura salinois, Mem. Soc. geol. de France. 1846. Separatabdr. pag. 47.

Obschon der untere Lias in Süddeutschland eine mittelmässige Mächtigkeit besitzt, so zeichnet er sich doch durch die Regelmässigkeit seiner Ablagerung so sehr aus, dass in keiner andern Provinz die ganze Reihenfolge der einzelnen Glieder auf deutlichere Weise unterschieden werden kann. In Bayern walten die Sandsteine aus der Zone des Amm. angulatus vor, während die übrigen Schichten noch wenig erforscht sind, erst von Bopfingen an beginnt der breite Strich des untern Lias, der sich in südwestlicher Richtung am nördlichen Fusse der Alp bis an den Randen hin zieht und an vielen Punkten Schichte für Schichte die ganze Entwicklung zeigt. Die obern Thone fehlen beinahe noch ganz zwischen Ellwangen und Gmünd, dagegen beginnen sie schon sehr deutlich bei Boll, verdicken sich immer mehr gegen Südwesten und haben am Fusse des Randens wohl ihre grösste Mächtigkeit erreicht. Da sie sich nur wenig vom Fusse der Gebirge entfernen, so sind vollständige Profile am besten in den Thälern zu bekommen, welche in den nordwestlichen Abhang unserer Alp einschneiden. Mein Freund Dr. Fraas gab mir die genauen Messungen eines Durchschnitts, welcher die einzelnen Schichten des untern Lias enthält. Ich fand dabei keinerlei Widersprüche mit der am Anfang dieses Abschnitts §. 4 Nr. 1 gegebenen paläontologischen Eintheilung des untern Lias in acht Zonen und konnte desshalb die letzteren auf die Schichten des localen Profils übertragen. Die untere Hälfte des Profils bis zur Tuberculatusbank ist an der Balinger Mühle aufgenommen worden, die obere Hälfte dagegen an dem Eyachriss bei Endingen. Auf der obersten Schichte, welche das Erofil zeigt, liegt unmittelbar der mittlere Lias. Er beginnt mit grauen mergeligen Kalkbänken, unter welchen sich die Geoden ausbreiten, in denen Amm. raricostatus zum letzten Male vorkommt.

Nr. 7.

	Geoden.
Raricostatusbett.	6′ Thone mit zerstreut liegenden Amm. raricostatus.
	3″ Amm. raricostatus u. s. w.
	3′ Thone.
	4″ Steinbank mit Pentacrinus scalaris.
	8′ Thone leer.
Oxynotusbett.	4″ Amm. oxynotus. 3″ Ammonites bifer.
	7′ Thone.
	12″ Pholadomyenbank.
Obtususbett.	85′ Thone mit Nagelkalk durchzogen.
Tuberculatusbett.	3′ Pentacrinitenkalke.
Bucklandibett.	6—18″ 2 Bänke thonigen Kalksteins (Schneckenfels).
	Thone mit Gryphaea arcuata.
	5″ Kalkstein (Kupferfels).
	10″ dunkle Thone.
	6—8″ schwarze Kalksteinbank (Blauklözlen).
Angulatusbett.	12—24″ Schieferthone.
	4—6′ Sandsteine.
	6′ 3 Kalksteinbänke von 6″, 10″, 8″ wechselnd mit 6—9″ mächtigen, dunkeln Schiefern.
Bett des Amm. planorbis.	12″ Schwarzer spathiger Kalkstein (Amm. Johnstoni).
Bonebed.	Gelber mächtiger Sandstein des Bonebeds.
	Rothe Keupermergel.

Die ganze Mächtigkeit des untern Lias der Balinger Gegend einschliesslich des Bonebedsandsteins beträgt demnach nicht über 150 Fuss und doch läset sich jedes einzelne Glied darin mit Leichtigkeit finden. Bei Boll und Göppingen sind die einzelnen Zonen des untern Lias ebenso deutlich entwickelt, während der ganze Durchschnitt sogar noch geringer ist, da die Thone nicht in gleicher Masse niedergeschlagen sind. Die Mächtigkeit des untern Lias zwischen Boll und Göppingen beträgt kaum 100 Fuss, davon kommt beinahe die Hälfte auf den untern Theil, d. h. auf die Schichten unterhalb der Zone des Pentacrinus tuberculatus, während die darüber liegenden Thone nicht vollständig 50 Fuss hoch anstehen.

Die unteren Kalke und Sandsteine des Lias entfernen sich ziemlich weit vom Fusse der Alp und bedecken die Keuperflächen. Auch auf der andern Seite des Neckars findet man Liasflecke. In den Umgebungen von Langenbrücken zwischen Heidelberg und Karlsruhe stehen die Bucklandibänke an, darüber folgen jedoch auch höhere Schichten des Lias.

Jenseits des Rheines ist der erste Punkt, an welchem man den untern Lias entwickelt findet, einige Stunden nordwestlich von Strassburg, es sind hier sämmtliche Schichten von den Marnes irisées an bis zur oberen Hälfte des braunen Jura vorhanden, ihre Ausdehnung ist aber gering. Verbreiteter ist der untere Lias auf der östlichen Seite der Vogesen. Er bildet eine breite Fläche, die parallel jenem Gebirge sich bis Luxemburg hinzieht, und dann sich gegen Westen umbiegt. Die Sande und Kalke walten hier vor, denn die mächtigen Thone, welche in Schwaben die Oberregion des untern Lias einnehmen, sind dort grösstentheils durch Kalke ersetzt.

Auch in den Umgebungen von Luxemburg werden die obern Thone des untern Lias durch andere festere Gesteine vertreten. Die ganze Bildung erreicht hier eine bedeutende Entwicklung, genaue Messungen wurden durch die Bohrversuche auf Steinsalz erzielt, welche M. Rost leitete.* Die Mächtigkeit der

* Siehe Dufr. und Elie de Beaum. Expl. de la Carte geol. de Fr. 2 Bd. pag. 327.

Schichten über dem Keuper bis zur obern Grenze des Calcaire à gryphées betrug zu Cessingen bei Luxemburg 171 Meter. Wahrscheinlich sind bei dieser Messung die untern Schichten des mittlern Lias eingerechnet, dennoch ist aber die Mächtigkeit noch bedeutend. Die Trennung des untern Lias von dem mittlern wurde für Luxemburg noch niemals mit Schärfe durchgeführt. Es scheint, dass die Abtrennung nicht immer auf genaue paläontologische Unterschiede gegründet wurde. Gryphaea obliqua, welche im Lias von Luxemburg wie anderwärts über Gryphaea arcuata folgt, scheint entweder mit letzterer Species zusammengeworfen und dadurch die Grenze des untern Lias zu hoch gezogen worden zu sein, oder sie wurde mit Gryphaea cymbium verwechselt, was bisweilen Veranlassung gab, den mittlern Lias zu tief beginnen zu lassen.

Der untere Lias des Juradepartements (Salins u. s. w.) ist nur wenig verbreitet, seine Mächtigkeit beträgt bloss 40 Fuss, dennoch hat Marcou* die Etage sehr genau eingetheilt. Er unterscheidet eine untere Abtheilung als „Lias inferieur ou Calcaire à Gryphées arquées," welche sechs Meter mächtig ist, auf den Keupermergeln ruht und gegen oben durch die Bänke des Pentacrinus tuberculatus begrenzt wird. Darüber folgen wieder 6—8 Meter mächtige Mergel, welche er „Marnes de Balingen ou à Gryphaea cymbium" nennt. Marcou unterscheidet in letzteren dieselben drei Zonen, in welche sich die Thone des untern Lias in Schwaben zerlegen lassen: Obtusus- Oxynotus- und Raricostatus-Bett, stellt sie aber nichts destoweniger als „Marnes de Balingen" in den mittlern Lias. Bei Vergleichung der liasischen Bildungen des Juradepartements mit denen anderer Gegenden haben wir also die zwei Abtheilungen Marcou's: 1) Lias inférieur ou Calcaire à Gryphees arquées und 2) die Marnes de Balingen als Aequivalente des untern Lias zusammenzufassen.

Der untere Lias von Burgund hat viele Aehnlichkeit mit dem von Metz und Nancy. Sande und Kalke bilden

* Marcou, Recherches geologiques sur le Jura salinois, pag. 43—47.

die Hauptmasse des Gesteins, während die Thone verkümmert sind. Die Thoneisensteinablagerung von Thoste und Beauregard bei Semur findet sich, wie schon erwähnt wurde, in der Region des Amm. angulatus, doch ist es bloss eine ganz locale Erscheinung, denn die Verbreitung dieser untern Liaserze beschränkt sich auf geringe Flächen. Die Niederschläge des untern Lias im Dep. Côte d'Or sind viel bedeutender als in Schwaben, besonders ist seine untere Region in den nächsten Umgebungen von Semur deutlich und mächtig entwickelt. d'Orbigny wählte gerade die Bildungen dieser Gegend zum Typus für sein Sinémurien. Die Mächtigkeit der ganzen Etage wird von den dortigen Geologen zu 300 Fuss angegeben. Geringer schien sie mir bei Avallon (Dep. de l'Yonne), denn Angulatus-Bucklandi- und Tuberculatus-Bett folgen dort schnell auf einander und nicht hoch darüber steht der mittlere Lias an. Vom Dep. de l'Yonne aus ziehen sich die blauen Kalke des untern Lias ununterbrochen in südwestlicher Richtung fort, und endigen erst jenseits des Cherdepartements, während auf der entgegengesetzten Seite der Yonne diese Etage mehr in südöstlicher Richtung blossliegt und bis in die Umgebungen von Lyon reicht. Einige Stunden oberhalb dieser Stadt fand ich den untern Lias in mächtigen Lagen aufgeschlossen. Steigt man die Rhone hinauf bis Couzon, so trifft man in einem Seitenthale des Mont d'Or die characteristischen blauen Kalke des Sinémurien in dicken Bänken, die sich bis an die Basis des mittlern Lias erstrecken. Zu unterst fand ich die Lagen ganz mit Gryphaea arcuata gefüllt, deren Schalen die mächtigen blauen Kalke durchsetzten und damit ein sehr festes Gestein bilden; darüber liegt Pentacrinus tuberculatus. In den obern blauen Kalken konnte ich nur noch wenige Arten finden, wie Belemnites acutus, Gryphaea obliqua, Terebratula Cauzoniana, Rhynchonella oxynoti, doch zeigen dieselben hinlänglich, dass ihre Kalke dem obern Sinémurien zugehören.

Mehr im Süden von Frankreich scheinen zwar die Aequivalente des untern Lias vorzukommen, doch sind die näheren Verhältnisse wenig bekannt. V. Thiollière (Bull. Soc. geol. Fr. 8. Nov. 1847.) beschreibt die Niederschläge des untern Lias

als schwärzliche Kalke, die eine grössere Mächtigkeit erreichen sollen, als alle Bildungen gleichen Alters in Frankreich und England. Genau bestimmte Species sind aus jenen Provinzen nicht bekannt, auch konnte ich aus einer Anzahl von Conchiferenarten des untern Lias vom Dep. Aveyron, welche mir H. Sämann aus Paris schickte, noch keine Schlüsse über die paläontologischen Charaktere des Sinémuriens jener Gegend ziehen.

In der Normandie ist der untere Lias vorhanden, doch ist seine Mächtigkeit gering, und seine Ausdehnung unbedeutend. Es zieht sich ein schmaler Streifen von Bayeux bis gegen Valogne. Die Fossile, welche ich von dorther sah, stammten aus den mittlern Schichten. Die Ablagerung wird von den französischen Geologen gewöhnlich unter der Benennung „Calcaire de Valogne" angeführt.

Der untere Lias Englands erstreckt sich in einer gekrümmten Linie von Lyme Regis (westlich von der Insel Portland, Dorsetshire) bis an die Küste von Yorkshire. Ueberall wo er blossgelegt ist, findet man eine Deutlichkeit in seiner Gliederung wie sie in andern Ländern nur selten wiederkehrt, dabei helfen die mächtigen Durchschnitte der Küstenwände zum leichten Studium seiner Einschlüsse. Der untere Lias von Lyme Regis hat durch seinen Reichthum an fossilen Fischen und Sauriern schon längst die Aufmerksamkeit der Geologen und Paläontologen auf sich gezogen. Nichts destoweniger wurde er aber häufig falsch gedeutet, und mit dem Alumshale von Whitby, oder den Posidonomyenschiefern von Boll identificirt. Letztere zwei Localitäten sind zwar auch reich an Fischen und Sauriern, aber ihre Bildungen gehören dem obern Lias an, während die „Fish- und Saurian-Beds" von Lyme Regis in dem untern Lias liegen. Ein genauer Vergleich zwischen den Wirbelthierarten dieser drei Localitäten wird zeigen, dass die Ichthyosauren und Teleosauren von Whitby und Boll übereinstimmen, während die Ichthyosauren und Plesiosauren von Lyme Regis an jenen Punkten grösstentheils fehlen, und durch andere Species ersetzt sind. — Der untere Lias der Küste von Lyme Regis beginnt über dem New Red (Keuper) mit dem Bonebed, darüber folgt ein weisser thoniger Kalk (White Lias,

Bett des Amm. planorbis) dann werden die Schichten nach und nach blau, es nehmen blaue Thone überhand, mit denen graue Kalkbänke wechseln, gegen oben stellen sich die Fossile der Bucklandischichten ein, während die zwischen beide gehörende Zone hier noch nicht gefunden wurde. Mit dem Aufhören des Amm. Bucklandi verlieren sich auch die Kalkbänke, die Thone werden schiefriger und es beginnen die reichen Lagen der Fische und Saurier. Die Localsammler unterscheiden ein Fishbed und ein Saurianbed, doch glaube ich, dass diese Reste durch die ganze Zone, welche wir zu der des Pentacrinus tuberculatus stellen, vertheilt sind. Von hier an werden die Thone gegen oben etwas heller, es scheiden sich in grossen Zwischenräumen einige mächtige Geodenbänke aus, welche das Hauptlager der Amm. obtusus, stellaris und Brooki bilden. Darüber folgt die Region der verkiesten Ammoniten (Amm. oxynotus, raricostatus), die jedoch noch nicht in zwei getrennte Zonen geschieden wurden. Die Belemnitenmergel des mittlern Lias begrenzen die Etage, welche vom Bonebed an aufwärts 300 bis 350 Fuss mächtig ist.

Von Lyme Regis an zieht sich der untere Lias gegen Norden, und ist im Innern des Landes an vielen Stellen aufgedeckt. Die Umgebungen von Taunton sind bekannt, durch die Fossile, welche Sowerby dorther abgebildet hat. Zu Watchet (Sommersetshire) am Bristol Channel entblösst die Küste wieder die Schichten des untern Lias. Das Bonebed, sowie die Schiefer des Amm. planorbis habe ich schon früher erwähnt, allein auch die höheren Schichten sind hier vorhanden, worunter sich besonders die Saurianbeds durch den Reichthum ihrer Einschlüsse auszeichnen.

In den Umgebungen von Bath und Bristol sind es besonders die untern Schichten der Etage, welche man aufgedeckt findet; bei Bath traf ich die Bucklandibänke ganz übereinstimmend mit den schwäbischen, gefüllt mit Arieten, Gryphaea arcuata, Lima giganten. Das Bonebed von Austcliff bei Bristol ist durch seinen Reichthum an Zähnen und Knochen längst bekannt. Nördlich von diesen Punkten nehmen die Saurierschichten und

Wenn die Kunstvereine einen Theil ihrer Geldkräfte dazu verwenden wollten, die vorhandenen alten zerstreuten Kunstwerke durch Wiederherstellung zu sichern, durch Begutachtung der Fürsorge der Behörden zu empfehlen, durch Abzeichnung und Steindruck bekannt zu machen, wenn sie, nach dem löblichen Vorgang des Düsseldorfer Vereins, für Aufstellung von Bildern in Kirchen und Rathhäusern sich thätig bezeigen würden, so wäre bereits viel gewonnen, und das Volk könnte hiedurch bald an Schätzung und Achtung des der Oeffentlichkeit Anheimgegebenen gewöhnt werden. Auf jeden Fall sollten alle Anfragen und Bitten um Vorschläge von Seite der Provinzial- und Lokalbehörden willig, schnell und unentgeldlich von den Vereinen beantwortet werden.

Die Neujahrsgeschenke an die Schuljugend mit Kupfern könnten gleichmäßig zu Erweckung des Kunstsinns und der ehrerbietigen Behandlung der Alterthümer thätig mitwirken. Sie sind bis jetzt beinahe ausschließlich in der deutschen Schweiz erschienen, verdienten aber gewiß allgemeinere Nachahmung, und wären vielleicht mit den jährlichen Steindrücken der Kunstvereine am Zweckmäßigsten verbunden.

Die öffentlichen Ehrendenkmale wünschten wir nach alter deutscher Sitte auf Brunnen aufgestellt zu sehen. Einmal sind sie dadurch vor dem leidigen Muthwillen eher geschützt, und dann verbindet sie der stets lebendige Wasserstrahl mit der Wirklichkeit, stellt sie gewissermaßen als wohlthätige höhere Mächte dar. Wir verdanken der antiken Welt unendlich viel, aber wir ahmen zu sklavisch nach, was sie *gemacht* hat, statt das zu thun, was sie *in unsern Verhältnissen* gethan haben würde. Wer sich noch mit so geschmacklosen, zweckwidrigen und trüben Kleidern behängt, wie wir es thun, wer noch nicht den Muth hat, von aufgedrungenen Vorurtheilen, deren Grundlosigkeit er kennt, sich zu befreien, der kann zwar ein praktisch tüchtiger, für das Gemeinwesen sehr wohlmeinender, um dasselbe höchst verdienter Mann seyn, aber die Blume des Daseyns der antiken Welt wird ihm sich nie erschließen. Die Wenigen, welche die antike Welt wirklich in sich selbst neu erschaffen, werden stets die Minderzahl, eine kleine auserwählte Gemeinde bilden. Ihnen möge die Leitung der Mehrzahl zum Tempel des Schönen anvertraut werden, und sie werden in veränderten Zeiten wirken, wie die Baubrüderschaften des Mittelalters

die darauf liegenden Thone wieder mehr überhand, und erlangen in dem Thale von Gloucester eine ziemliche Ausdehnung, während die Angulatus- und Bucklandibänke hier weniger deutlich sind.

Nordöstlich von Gloucestershire hatte ich keine Gelegenheit, den untern Lias zu verfolgen. Ich traf ihn erst wieder an der Küste von Yorkshire, da ich beim Durchreisen von Northamptonshire immer bloss die obern liasischen Schichten aufgedeckt fand. Die Basis der Küstenwände zwischen Peak und Robin Hoods-Bay (Yorkshire) wird durch die thonigen Niederschläge des untern Lias gebildet, während die tiefern Bänke von dem Meere bedeckt sind. Auf den Phillips'schen Profilen erhält der untere Lias eine viel grössere Ausdehnung, als er in Wirklichkeit hat, was daher rührt, dass Phillips mit Lower Lias-schale auch noch die untern Schichten des mittlern Lias bezeichnet. Die Mächtigkeit der letztern ist bedeutend, und ihre Gesteinsbeschaffenheit wenig verschieden von den Schichten des dortigen untern Lias. Auf diese Weise würde dem untern Lias von Yorkshire eine Mächtigkeit von 500 Fuss und eine Verbreitung zugetheilt, welche er in Wirklichkeit nicht hat. Zieht man die dunklen Thone mit Pinna folium und Amm. Jamesoni davon ab, so bleiben für den dortigen untern Lias kaum noch 300 Fuss übrig und seine Ausdehnung beschränkt sich alsdann auf die Strecke zwischen Peak und Robin-Hoods-Bay, sowie auf die Basis der Küstenwände von Huntcliff. Seine untere Grenze ist an der ganzen Küste nicht zu sehen, die besten Profile erhält man an der ersterwähnten Strecke. Obtusus-, Oxynotus- und Raricostatus-Schichten sind auch bei höherem Wasserstande unbedeckt, die Arietenbänke scheinen häufig blosgelegt zu werden, während Amm. angulatus und planorbis entweder bloss in Gerölleu ausgeworfen, oder bei ungewöhnlich tiefem Gang der Ebbe anstehend gefunden werden. Ich hatte zu Letzterem keine Gelegenheit, konnte mich also nicht direct von der Anwesenheit der tiefern Schichten überzeugen, während ich doch an Ort und Stelle die wichtigeren Fossile derselben zahlreich erhielt.

Ueber die Mächtigkeit des untern Lias in den verschiedenen Ländern fehlen zwar noch manche Beobachtungen, dennoch war

es möglich in diesem Paragraphen einzelne genauere Messungen anzugeben, welche zwar bloss annähernde Zahlen enthalten, deren Richtigkeit aber meist durch zuverlässige Arbeiten verbürgt wird. Ich stelle eine Anzahl derselben zum Zwecke der Vergleichung hier noch besonders zusammen.

Die Mächtigkeit des untern Lias

in den Umgebungen von Semur	300'
in dem Juradepartement (Salins u. s. w.)	40'
zu Cessigen bei Luxemburg . . . . . über	500'
an der Küste von Yorkshire	300'
in Gloucestershire . . . . . über 100 vielleicht	150'
an der Küste von Dorsetshire . . . . . 300—	350'
in der Balinger Gegend	150'
zwischen Göppingen und Boll	100'

Viel bedeutender sind die Zahlen, welche Dufrenoy und E. de Beaumont Explic. de la Carte geol. de Fr. 2. Bd. pag. 734 für den untern Lias der Cévennen angeben. Infra-Lias, Dolomie infraliasique und Calcaire à gryphées besitzen dort eine Mächtigkeit von 420 Meter also von nahezu 1300 Fuss. Leider lässt sich jedoch die Uebertragung dieses ganzen Werthes auf den untern Lias als solchen, nicht mit Bestimmtheit ausführen, da die obengenannten 3 Abtheilungen vielleicht noch Theile der angrenzenden Etagen in sich einschliessen.

Nachdem ich nun die allgemeineren Verhältnisse der ganzen Etage des untern Lias kurz beschrieben habe, will ich von einer Anzahl der erwähnten Localitäten eine Zusammenstellung der Schichten geben, welche die Uebereinstimmung in der Aufeinanderfolge der einzelnen Zonen gleichen Alters an diesen Localitäten nachweisen soll. Die Zusammenstellung gibt den Vergleich der Bildungen von neun verschiedenen Gegenden, dennoch ist keine der Zonen an weniger als 4—5 Punkten eingetragen worden, was zur Rechtfertigung der oben aufgestellten acht Zonen dienen soll. Dass nicht jede Zone an jeder Localität nachgewiesen werden konnte, hängt meist an den noch unvollendeten localen Untersuchungen, und ist wohl nur selten durch Widersprüche in den Bildungen begründet.

Zusammenstellung der einzelnen Glieder des unteren Lias nach ihrer Aufeinanderfolge an verschiedenen Localitäten Englands, Frankreichs und Süddeutschlands. Nro. 8.

	Reihenfolge der Schichten des unteren Lias.	Robin Hood's Bay. (Yorkshire).	Gloucester und Cheltenham.	Lyme Regis (Dorsetshire).	Avallon (Dep. de l'Yonne).	Semur (Côte d'Or).	Metz (Moselle).	Luxemburg.	Salins. (Juradepartement) n. Marcou.	Balingen. (Vaihingen. (Würtemb.)
Mittl. Lias.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	Grès de Virton.	vorhanden.	vorhanden.
Unterer Lias, Sinemurien, Lower Lias.	**Raricostatusbett.**	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	Die Fossilien der 2 Abtheil. kommen zwar nur, doch wurden ihre betr. Schichten noch nicht genauer unterschieden.	Dieselben Verhältnisse wie zu Avallon.	Noch nicht genügend untersucht.	Dew. Acad. belg. tome 21. N. 8. bullet.	vorhanden.	vorhanden.
	Oxynotusbett.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.					vorhanden.	vorhanden.
	Obtususbett.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.					vorhanden.	vorhanden.
	Tuberculatusbett.	Die Schichten sind abwärts v. hier vorhanden, werd. aber zu Robin Hood's Bay gewöhnl. v. dem Meere bedeckt.	vorhanden.	Saurierbett.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
	Bucklandibett.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
	Angulatusbett.		Pflanzenabdrücke.	?	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden. Grès de Hettange.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
	Bett des Amm. planorbis.		Insect Limestone.	vorhanden (white Lias)	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	?	vorhanden.	vorhanden.
	Bonebed.		vorhanden.	vorhanden.	?	vorhanden.	vorhanden.	Grès de Martinsart?	vorhanden.	vorhanden.
Keuper.			New-Red.	New-Red.		Keuper und Granit.	Marnes irisées.	Keuper-mergel.	Marnes du Keuper.	Keuper.

Anhang zum ersten Abschnitt.

§. 14.

Die fossilen Arten des untern Lias, auf welche sich die vorhergegangene Eintheilung und Vergleichung stützt.

1. **Belemnites acutus.** Miller, 1823, Geol. Trans. 2 Ser. 2. Bd. tab. 8. fig. 9.

Belemnites acutus, d'Orb., tab. 9. fig. 8—14.

" brevis primus und secundus, Quenst. Ceph. tab. 23. fig. 17 u. 18.

Miller nennt keine Localität, auch ist die Beschreibung nicht hinreichend, um völlige Sicherheit über seine Species zu geben, doch ist im untern Lias von England der durch seine kurze Form ausgezeichnete Belemnit so häufig, dass ich nicht daran zweifle, dass die Abbildung, welche Miller gibt, sich auf die Species des untern Lias bezieht. Belemnites acutus beginnt in Schwaben unmittelbar über Amm. Bucklandi, und geht bis zur untern Grenze des mittlern Lias. Die gleiche Position nimmt er in England ein. An der Küste von Yorkshire fand ich ihn unweit Robin Hoods Bay in der Oberregion des untern Lias und zwar in den Zonen des Amm. obtusus, oxynotus und raricostatus. Zu Lyme Regis (Dorsetshire) beginnt er gleichfalls erst über Amm. Bucklandi und geht durch alle Schichten hindurch bis zur Basis des mittlern Lias; desgleichen in den Umgebungen von Cheltenham. Auch in Frankreich hat er dieselbe verticale Verbreitung, ich fand ihn häufig bei Avallon (Yonne), Nancy (Meurthe), Mont d'Or bei Lyon (Isère) in den blauen Kalken des obern Sinémurien.

2. **Nautilus striatus**, Sow., 1817. tab. 182.

Nautilus aratus, Schloth., 1820.

" giganteus, Schübler, Ziet., 1830. tab. 17.

" striatus, d'Orb. tab. 25.

" aratus, Quenst., Ceph. tab. 2. fig. 14.

Das von Sowerby abgebildete Exemplar stammt aus der Mittelregion des untern Lias von Lyme Regis (Dorsetshire). Ich fand daselbst die Species sehr häufig in den Schichten des Amm. obtusus, doch kommt sie im ganzen untern Lias vor. Bei Kemnath und Bebenhausen liegt Nautilus striatus mit Amm. planorbis in der gleichen Schichte; bei Vaihingen mit Amm. angulatus; bei Bernhausen und Möhringen mit Amm. Bucklandi; bei Nancy (Meurthe) findet er sich häufig in den Kalkbänken des obern Sinémurien.

3. **Ammonites planorbis**, Sow., 1824. tab. 448.

Amm. crugatus, Bean., Phill. 1829. tab. 13. fig. 13.

" psilonotus, Quenst., 1843. Flözgeb. pag. 127.

" psilonotus laevis, Quenst., Ceph. tab. 3. fig. 18.

" Hagenowi, Dunk., Pal. 1. Bd. tab. 13. fig. 22.

Die Schale des Amm. planorbis ist beinahe glatt, ähnlich den Figuren von Quenstedt und Dunker. Bisweilen findet man jedoch Uebergänge zu den ihm nahestehenden gerippten Arten. Man muss sich hüten diejenigen gekielten Arieten, welchen in der Jugend Kiel und Rippen fehlen, nicht damit zu verwechseln, (ebenso wenig als die glatte aber klein bleibende Art, welche ich in diesem Paragraphen Nr. 21. anführe). Amm. planorbis ist eine der häufigsten Species des englischen Lias. Berühmt sind die flachgedrückten Exemplare von Watchet (Somersetshire). Sie spielen sämmtlich in Farben und liegen dichtgedrängt in einem dunkelgefärbten Schiefer. In dem britischen Museum sieht man ebendaher eine grosse Tischplatte, welche ganz bedeckt ist mit Amms. planorbis und Johnstoni. Sowerby's Originalfigur wurde von einem Stücke genommen, das gleichfalls aus dem untern Lias von Watchet stammte. In Yorkshire wird Amm. planorbis häufig gefunden, und liegt unter dem Bean-

schen Namen „Amm. erugatus“ in den dortigen Sammlungen. Ich bekam ihn wohlerhalten, ganz ähnlich den schwäbischen Vorkommnissen aus dem untern Lias von Robin Hoods Bay. Zu Lyme Regis (Dorsetshire) ist Amm. planorbis der Bewohner des White Lias und der zunächst darüber liegenden Bänke. Amm. Johnstoni sammt den übrigen Muscheln seiner Zone begleiten ihn daselbst (siehe §. 6.). In Frankreich fehlt Amm. planorbis nicht (wie bisweilen angegeben wird), er liegt im untern Sinémurien bei Avallon (Yonne) und Beauregard (Côte d'Or). In Württemberg findet er sich besonders schön und vollständig zu Nellingen und Riedern bei Esslingen, zu Bebenhausen bei Tübingen, in den Umgebungen von Rottweil u. s. w.

Ammonites planorbis zeichnet sich durch den Besitz eines ungespaltenen Aptychus* aus, dessen Beschreibung ich im ersten Heft des XII. Jahrg. der württemb. naturw. Jahreshefte gegeben habe.

4. **Ammonites Johnstoni**, Sow., 1824. tab. 449. fig. 1.
Amm. torus, d'Orb. tab. 53.
„ psilonotus plicatus, Quenst. Ceph. pag. 74.

Amm. Johnstoni ist ein steter Begleiter des Amm. planorbis und es gilt für die nähere Feststellung seines Auftretens das bei der vorigen Species Angeführte.

5. **Ammonites tortilis**, d'Orb. tab. 49.

Die engstehenden Rippen, der grosse Nathlobus und der glatte Rücken zeichnen diese Species aus, welche in Schwaben in den untern Bucklandibänken vorkommt. In Frankreich scheint er annähernd der gleichen Region anzugehören, denn das von d'Orbigny abgebildete Exemplar soll aus dem Dach der Eisengruben von Beauregard (Côte d'Or) stammen, d. h. aus einer Schichte, welche an der obern Grenze der Angulatusschichten liegt.

---

* Vielleicht besser „Anaptychus“ (ἀνάπτυγμα, entfaltet), da dieser innere Theil des Ammonites planorbis vom Aptychus anderer Ammoniten gänzlich verschieden ist.

6. **Ammonites angulatus**, Schloth., 1820. pag. 70.
Amm. anguliferus, Phill., 1829. tab. 13. fig. 19.
„ colubratus, Ziet. 1830. tab. 3. fig. 1.
„ catenatus, d'Orb. tab. 94.
„ Moreanus, d'Orb. tab. 93.
„ Charmassei, d'Orb. tab. 91.
„ (Leigneletii, d'Orb. tab. 92. fig. 3. 4.?)
„ angulatus compressus, und
„ „ depressus, Quenst., Ceph. pag. 75.

Ammonites angulatus variirt stark in Beziehung auf seine Rippen und die Form der Mundöffnung, was zur Spaltung in viele Spezies Anlass gegeben hat. In der Jugend ist er scharfrippig, wird aber bälder oder später beinahe glatt. Eines meiner Exemplare, bei dem die Schale erhalten ist, zeigt auf derselben schwache curvenförmige Linien, welche zwar von innen gegen aussen laufen, den Rippen aber nicht streng parallel gehen. Die meisten der Varietäten, welche d'Orbigny unter verschiedenen Namen abgebildet hat, kommen in Schwaben gleich unter den Bucklandibänken zusammen vor, in welcher Abtheilung sie auch in Frankreich gefunden wurden. So sah ich bei H. Moreau in Avallon das Original von Amm. Moreanus, welches ganz den schwäbischen Vorkommnissen gleicht und das aus einer Schichte unter den Bucklandibänken der dortigen Gegend stammt. Die Varietät Amm. Charmassei, d'Orb. tab. 91., fand ich in den Sandkalken von Hettange bei Thionville (Moselle). Auch den Amm. catenatus, d'Orb. erhielt ich aus derselben Zone.

In England gehört Amm. angulatus zu den selteneren Vorkommnissen. An der Küste von Lyme Regis lässt sich seine Zone nicht genau abscheiden, ich konnte den Ammoniten daselbst nicht auffinden und sah ihn auch in den dortigen Sammlungen nicht. Die Schichten des Amm. planorbis sind bei Lyme Regis sehr mächtig, und berühren beinahe die Bucklandibänke, dagegen fehlen dort die Sandkalke, welche in andern Gegenden zwischen den Zonen des Amm. planorbis und des Amm. Bucklandi liegen, und welche unser Ammonit zu lieben scheint. In Yorkshire

erhielt ich Amm. angulatus in mehreren Exemplaren. In den dortigen Sammlungen liegt er entweder mit dem Phillip'schen Namen: *Amm. angulifer us*, oder nach Young und Bird: *Amm. Redcarensis* bezeichnet. Letzteres mag auf Irrthum beruhen, denn die Young'sche Angabe (pag. 248), dass Amm. Redcarensis einen scharfen Kiel trage, stimmt mit der äussern Form des Amm. angulatus nicht überein. In der Sammlung des H. Prof. Morris in London sah ich ein deutliches Exemplar von Amm. angulatus, das zu Porthrush (Londonderry) an der nördlichen Küste von Irland gefunden wurde. Amm. angulatus kommt in Süddeutschland in den Thonen, Sandkalken und Sandsteinen des unteren Lias an unzähligen Punkten vor. Er ist die bezeichnendste Species für die Schichten zwischen den Zonen des Amm. planorbis und des Amm. Bucklandi. Er findet sich zu Ostdorf bei Balingen, zu Aich, Echterdingen, Degerloch, Vaihingen, auf dem Hasenberge (Birkenkopf) bei Stuttgart, zu Bebenhausen, Bempflingen, Göppingen Hüttlingen u. s. w.

7. Ammonites Bucklandi, Sow., 1816. tab. 130.
" " v. Buch, 1830. Berl. Akad. pag. 184. tab. 3. fig. 1.

Die Schichte, in welcher Amm. Bucklandi gefunden wird, bildet eine wichtige Zone des untern Lias, und tritt selbst in entfernten Gegenden mit grosser Beständigkeit auf. Zu Lyme Regis (Dorsetshire) liegt Amm. Bucklandi in einem mächtigen System von harten grauen Kalken, welche mit dunkeln Thonen wechsellagern. Zu Bath findet er sich mit Gryphaea arcuata und Lima gigantea in einem blauen Kalkstein, welcher mit den schwäbischen Arcuatenkalken viele Aehnlichkeit hat. Auch in Frankreich kommt er an vielen Punkten vor, desgl. im südwestlichen Deutschland. Auffallend ist, dass ihn d'Orbigny in seinem Prodrome nicht erwähnt, denn von Amm. bisulcatus, d'Orb. Pal. fr. tab. 43. lässt sich der ächte Amm. Bucklandi wohl unterscheiden. Amm. Bucklandi trägt starke Rippen ohne Knoten, welche gegen den Rücken umgebogen nach vorn verlaufen, wogegen Amm. bisulcatus, Brüg. (multicostatus, Sow.) schwächere

und zahlreichere Rippen besitzt, die aber vor der Biegungsstelle einen schwachen Knoten tragen, von dem aus sie auf dem Rücken vorwärts laufen. Die Mundöffnung ist bei letzterer Species viereckig, bei Amm. Bucklandi aber mehr oder weniger rund. Amm. rotiformis, Sow. steht zwischen beiden in der Mitte, ovale Mundöffnung und Knoten auf den Rippen. Sämmtliche drei Arten tragen einen deutlichen Kiel mit tiefen Seitenfurchen auf dem Rücken.

8. Ammonites bisulcatus, Brug., 1789. Enc. meth. vers. I. pag. 39. Lister, hist. lap. tab. 6. fig. 3.
Amm. multicostatus, Sow. tab. 454.
„ multicosta, Ziet., tab. 26. fig. 3.
„ bisulcatus, d'Orb. tab. 43.

Findet sich in Schwaben besonders häufig in den Bucklandischichten von Bodelshausen, ferner bei Vaihingen, Möhringen und Gmünd. In Frankreich kommt er in den Umgebungen von Metz (Moselle) und Avallon (Yonne) vor. In England sind junge Exemplare davon nicht selten im untern Lias von Robin Hoods Bay (Yorkshire).

9. Ammonites rotiformis, Sow., 1824. tab. 453.
„ „ Ziet., tab. 26. fig. 1.
„ „ d'Orb. tab. 89.

Mit Amm. Bucklandi bei Vaihingen, Möhringen und Gmünd. (England — Weston bei Bath. Frankreich — Semur, Côte d'Or.)

10. Ammonites Sinemuriensis, d'Orb. tab. 95. fig. 1—3.

Zeichnet sich durch die Vereinigung zweier Rippen aus, in der Kante, welche die Seiten- mit der Rückenfläche bildet. Es kommt dies jedoch nur bei jungen Individuen vor, wie ich überhaupt nicht sicher bin, ob hiedurch allein sich obige Species unterscheiden lässt, da man bisweilen eine ähnliche Vereinigung der Rippen mehr oder weniger deutlich bei den innern Windungen von Amm. Bucklandi, bisulcatus und rotiformis findet. d'Orbigny hat bei seiner Figur die aussergewöhnliche Form der Rippen stärker hervorgehoben, als es die meisten meiner

schwäbischen Exemplare zeigen. Häufig kommt eine grössere Anzahl von einfachen Rippen auf eine doppelte, bisweilen sind auch drei Rippen durch einen querlaufenden Knoten verbunden, noch andere Unregelmässigkeiten stellen sich ein, so dass vielleicht die Unterschiede der Species auf Missbildung einzelner Individuen reducirt werden müssen. Bucklandischichten von Hechingen, Dusslingen und Gmünd, dessgl. von Metz (Moselle).

11. Ammonites Conybeari, Sow., 1816. tab. 131.
Amm. Bucklandi, Ziet. tab. 27. fig. 1. (non Sow.)

Nach den mündlichen Mittheilungen H. J. Sowerby's erreicht sein Amm. Conybeari über $1\frac{1}{2}$ Fuss Durchmesser. Er gleicht dem Amm. Bucklandi, doch sind die Windungen etwas schmäler und verjüngter und die Rippen nicht so hervorspringend. In Deutschland wurde er häufig mit kleineren Arten verwechselt, während der ächte Amm. Conybeari dann Bucklandi genannt wurde. Ganz besonders gilt diess für die Zieten'schen Abbildungen, denn Amm. Bucklandi, Zieten, tab. 27. fig. 1. stimmt vollständig mit Amm. Conybeari, Sow., während sein Amm. Conybeari, tab. 26. fig. 2., einer andern Art zugehört.

Amm. Conybeari, Sow. wurde zuerst aus den Arcuatenkalken von Bath beschrieben, ich fand ihn daselbst häufig, sowie auch in den Bucklandibänken von Lyme Regis (Dorsetshire). In Schwaben kommt er mit Amm. Bucklandi zu Vaihingen, Möhringen, Bebenhausen, Nürtingen, zahlreich und schön vor, in Frankreich liegt er in demselben Bett bei Metz, Nancy, Avallon, Semur.

12. Ammonites spiratissimus, Quenst. Handb. tab. 27. fig. 9.

Ist eine der häufigsten Formen in dem Liaskalke Württembergs. Die Species gleicht einem verjüngten Conybeari, zählt aber bei 4 Zoll Durchmesser schon 7—8 Windungen. Ihre nähere Beschreibung finden wir Quenstedt, Handb. pag. 355.

13. Ammonites liasicus, d'Orb. tab. 48.

Im Liaskalk von Möhringen, Vaihingen, Gmünd. Die ein-

für ihre Zeiten gewirkt haben. Das Individuum wird in der Ganzheit verschwinden, die Kunst wird überall Eine und dieselbe seyn, aber jedesmal sich der Oertlichkeit und den verfüglichen Kräften mit Grazie anschmiegen; das Volk wird sie lieben müssen, so bald es sie verstehen kann, und wenn auch der lange Schlot der Dampfmaschinen die früheren Thurmspitzen nicht ersetzt, so wird dennoch die wahre Kunst in Deutschland so wenig erlöschen, als das Bedürfniß nach ihr, welches nur geweckt, geleitet, sich selbst klar gemacht seyn will.

A. M.

zehnen Exemplare variiren stark in Beziehung auf Zahl der Rippen und Form des Kiels.

14. Ammonites Kridion. Hehl; Ziet., 1830. tab. 3. fig. 2.

Das Zieten'sche Originalexemplar, welches ich in meiner Sammlung besitze, hat die innern Umgänge gerippt, nicht aber glatt, wie d'Orbigny's Figuren. d'Orbigny's Amm. Kridion gehört bestimmt einer besondern Art an, da ausserdem auch seine Abbildung comprimirtere Umgänge zeigt als sie die schwäbischen Stücke besitzen. Ich nenne desshalb d'Orbigny's Species auf tab. 51, fig. 1—6.: Amm. Hartmanni. Amm. Kridion, Ziet. findet sich mit und unter Amm. Bucklandi; ich halte es noch für unentschieden ob er nicht, im Widerspruche mit den Zietenschen Angaben, doch bloss ein junges Individuum von Amm. Conybeari Sowerby ist, da er demselben sehr nahe steht.

15. Ammonites Bodleyi, Buckm. 1845; Murch., Geol. of Cheltenham, tab. 11, fig. 7.

Die Schärfe des Rückens und der engstehenden gebogenen Rippen zeichnet die nur wenige Zoll grosse Species aus, welche von Buckman aus dem untern Lias von Gloucestershire beschrieben wurde. Ganz ähnliche Exemplare fand ich im untern Lias bei Füzen am Randen. Wahrscheinlich gehört die Species in die Zone des Amm. geometricus, siehe §. 8.

16. Ammonites geometricus, n. sp. (non Phill.)

Der nicht über vier Zoll gross werdende Ammonit hat viele Aehnlichkeit mit der vorigen Species. Die Rippen sind zahlreich und scharf, der Kiel ist schneidend. Er unterscheidet sich jedoch von Amm. Bodleyi dadurch, dass seine Rippen nicht gebogen sind, sondern ganz gerade gegen aussen laufen. Dieselben erreichen gegen den Rücken hin ihre grösste Höhe. Der Seitenlobus ist schmal und lang, und theilt die übrigen Loben in zwei gleiche Theile, so dass der Rückensattel auf der einen Seite des Lobus eine Figur bildet, gegen welche auf der andern Seite die vereinigten übrigen Sättel symetrisch liegen.

Der Phillips'sche Amm. geometricus, tab. 14 fig. 9, ist nichts Anderes, als ein irrthümlich im untern Lias angeführter

Amm. spinatus mit gekerbtem Kiel. Da jedoch dieser Name häufig auf scharfgekielten Arieten übertragen wurde, so will ich ihn für die eben beschriebene Species fixiren.

Ammonites geometricus liegt unmittelbar über Amm. Bucklandi. Ich erhielt denselben zahlreich von Gmünd, von Krummenacker bei Esslingen, von Göppingen, von Bebenhausen bei Tübingen, von Füzen an der Wutach u. s. w. Er findet sich in Schichten, welche zwischen den ächten Bucklandibänken und denen des Pentacrinus tuberculatus in der Mitte liegen. In England kommt er im untern Lias von Robin Hoods Bay (Yorkshire) vor.

17. Ammonites Nodotianus, d'Orb. tab. 47.

Seltene Form mit scharfem Kiel, aus den Arietenschichten von Waldenbuch ganz ähnlich den französischen Vorkommnissen von Avallon (Yonne).

18. Ammonites Gmündensis, n. sp.

Die riesigen Exemplare dieser Species, welche in Württemberg in den Umgebungen von Gmünd, von Plochingen und Göppingen nicht selten gefunden werden, und in den schwäbischen Sammlungen gewöhnlich mit der Bezeichnung Amm. Bucklandi liegen, verdienen ein besonderes Interesse, da sie einen Horizont markiren, der bis jetzt noch wenig beachtet wurde. Sie gehören einer Zone an, welche sich über der Lage des ächten Amm. Bucklandi, und unmittelbar unter der des Pentacrinus tuberculatus an manchen Orten bemerklich macht. Belemnites acutus ist der Begleiter dieser Ammoniten, erscheint aber in ihrer Zone zum ersten Male. Von Amm. Bucklandi unterscheiden sie sich durch comprimirtere Mundöffnung. Sie stehen dem Amm. Brooki schon viel näher, sind jedoch weniger hochmündig und behalten die Rippen selbst bei zwei Fuss Durchmesser noch bei. Was diese grossen Exemplare besonders auszeichnet, ist die Form ihrer Mundöffnung, welche innen einen bedeutenden Durchmesser besitzt, gegen den Rücken hin aber immer schmäler wird. Letzterer trägt einen hohen Kiel, dagegen biegt sich die Schale

unmittelbar neben den seitlichen Furchen um. Die Windungen besitzen eine breite Suturfläche, über welcher die Rippen am derbsten beginnen, gegen den Rücken hin aber schwächer werden und beinahe verschwinden. Auf den innern Windungen sind dieselben feiner und mehr genähert.

19. Ammonites Scipionianus, d'Orb. tab. 51, fig. 7. 8.

Scharfrückiger, hochmündiger Ariet mit Rippen, welche sich bisweilen spalten, oft auch gegen den Rücken hin Knötchen bekommen. Leicht erkennbare Species, die in Schwaben nicht selten im untern Lias in Begleitung von Amm. geometricus, gleich über Amm. Bucklandi zu Gmünd, Göppingen, Krummenacker bei Esslingen u. s. w. vorkommt und auch in Frankreich in der entsprechenden Schichte bei Semur (Côte d'Or) gefunden wurde.

20. Ammonites Sauzeanus, d'Orb. tab. 95, fig. 4—5.

In Frankreich sah ich den Amm. Sauzeanus in kleinen, mit d'Orbignys Figur übereinstimmenden Exemplaren, zu Semur (Côte d'Or). In Süddeutschland hat man bisher die von d'Orbigny aufgestellte Species misskannt, obwohl Amm. Sauzeanus in manchen Gegenden zahlreich vorkommt. Er findet sich in grossen Exemplaren, welche sich durch ihren breiten Rücken und ihre quadratische Mundöffnung auszeichnen, sowie in kleineren, welche mit der d'Orbigny'schen Figur vollständig stimmen. In den Sammlungen liegen sie gewöhnlich unter der falschen Bezeichnung: Amm. obtusus. Ich erhielt den Amm. Sauzeanus aus dem untern Lias von Füzen am Randen und von Gmünd, desgleichen von Krummenacker bei Esslingen, wo er sich mit Amm. geometricus in derselben Schichte findet.

21. Ammonites laevigatus, Sow. 1827. tab. 570, fig. 3.
Amm. Davidsoni, d'Orb. Prodr. 8. 38.

Kleine Species, welche ich noch nicht über einen Zoll gross sah. Sie gleicht in der frühesten Jugend dem Amm. globosus Ziet. aus dem mittlern Lias, trägt wie dieser eine eingeschnürte Mundöffnung, doch sind die innern Windungen nicht so aufgebläht. Amm.

laevigatus ist häufig im untern Lias von Lyme Regis, und scheint dort gleich über Amm. Bucklandi vorzukommen. Aus Württemberg besitze ich nur wenige Exemplare, welche aus den obern Schichten des Liaskalkes der Filder stammen.

Da Amm. laevigatus, Rein. 1818, fig. 54, 55, eine mangelhaft beschriebene, undeutbare Species ist, Lamarks Amm. laevigatus aber mit Amm. Lewesiensis zusammenfällt, so behalte ich den Sowerby'schen Namen bei.

22. **Ammonites Bonnardi**, d'Orb. tab. 46.
Amm. Turneri, Sow. tab. 452, fig. 2. (non fig. 1.)

d'Orbigny führt den Amm. Bonnardi im Prodrome nicht wieder auf, doch hat seine Figur (Pal. franc.) so viele Uebereinstimmung mit der in dem Saurierbett von Lyme Regis häufig vorkommenden Art, dass ich den Namen für dieselbe beibehalte. Ich sah dort grosse Exemplare von Ichtyosaurus, welche in der Zone des Pentacrinus tuberculatus gefunden wurden, und ganz von solchen Ammoniten bedeckt waren. Auch aus Württemberg besitze ich die Species aus denselben Schichten, welche auf den Fildern gleich über Amm. Bucklandi folgen, und den Pentacrinus tuberculatus in einer Kalkbank enthalten.

23. **Amm. Turneri**, Sow. 1827. tab. 452, fig. 1. (non fig. 2.)

Bei der Untersuchung der Originalexemplare Herrn Sowerby's fand ich, dass Amm. Turneri, Sow. tab. 452, fig. 1, einer seltenen Species angehört, die ich bloss in wenigen Exemplaren kenne. In Württemberg habe ich den ächten Amm. Turneri noch nicht angetroffen, dagegen erhielt ich zwei Stücke davon zu Lyme Regis (Dorsetshire), woselbst er mit Amm. Bonnardi vorkommt.

24. **Ammonites stellaris**, Sow. 1815. tab. 93.

Die dicke gestreifte Schale ist von einer kalkigen Schichte bedeckt, welche in Reihen geordnete, erhöhte Punkte trägt. Das Originalexemplar von Amm. stellaris, welches ich in H. Sowerby's Sammlung sah, zeigt diese Punkte deutlich, bei einem andern, welches ich aus dem untern Lias von Lyme Regis (Dorsetshire)

bekam, sind dieselben gleichfalls vorhanden. Es scheinen Uebergänge zu Amm. obtusus vorzukommen, so dass beide Arten vielleicht zusammenzustellen sind, welche Annahme noch dadurch verstärkt wird, dass man bei Amm. obtusus eine ähnliche Punktation der Schale findet. Die extremeren Formen beider Arten lassen sich jedoch immerhin mit Leichtigkeit auseinanderhalten. Bei schwäbischen Exemplaren sah ich die Punkte auf der Schale noch nicht, doch stimmen die in den obern Schichten des Amm. obtusus bei Balingen vorkommenden Individuen ihrer äussern Form nach vollständig mit dem englischen Amm. stellaris überein.

25. **Ammonites Brooki**, Sow. 1818, tab. 190.

Seltene Species aus den obern Obtususschichten von Lyme Regis (Dorsetshire). Findet sich in Württemberg in den blauen Kalkbänken derselben Region: bei Ofterdingen und Balingen.

26. **Ammonites obtusus**, Sow. 1817. tab. 167.

Amm. Smithi, Sow. 1823. tab. 406.
„ obtusus, d'Orb. tab. 44.
„ Turneri, Quenst. Flözgeb. pag. 156. Ceph. tab. 3. fig. 19.

Amm. obtusus nimmt einen Horizont ein, der von den Bucklandibänken durch das Bett des Pentacrinus tuberculatus getrennt ist. Unmittelbar über letzteren beginnt Amm. obtusus und tritt in England, Frankreich und Süddeutschland in dieser Lage constant auf. Prof. Quenstedt hat seine Wichtigkeit erkannt, und die Thone, in welchen er in Schwaben gefunden wird, nach seinem in Deutschland gangbaren Speciesnamen, „Turnerithone“ genannt. Amm. obtusus kommt darin verkalkt und verkiest an vielen Punkten vor, bei Betzgenrieth, Betzingen, Ofterdingen, Balingen, Aselfingen. In Frankreich sah ich ihn in der entsprechenden Schichte bei Avallon (Yonne). In England, woselbst an vielen Punkten sein Formationsglied durch Thone gebildet wird, fand ich den Amm. obtusus sehr häufig zu Robin Hood's Bay (Yorkshire) und Lyme Regis (Dorsetshire), von welch letzterem Punkte die Sowerby'schen Exemplare stammen. Die von Sowerby, tab. 460, gegebenen Figuren des Amm. Smithi sind

von jungen Individuen des Amm. obtusus genommen, welche im untern Lias von Sommersetshire mit Amm. ziphus und planicosta gefunden wurden.

27. Ammonites Birchi, Sow. 1820. tab. 267.
" " d'Orb. tab. 86.

Die englischen Exemplare von Amm. Birchi liegen wohlerhalten in der harten Geodenbank, welche an den Küstenwänden von Lyme Regis (Dorsetshire) ziemlich hoch über den Bucklandibänken eingebettet ist, zugleich finden sich auch Abdrücke davon in den Thonen, welche die Geodenbank umgeben. Die Saurier, Fische und Sepien liegen unmittelbar darunter. In Frankreich ist die Position, welche Amm. Birchi einnimmt, annähernd dieselbe, er kommt in den blauen Kalken des obern Sinémurien vor, bei Semur (Côte d'Or) und Avallon (Yonne). In Württemberg finden sich an der Basis der Obtususschichten bei Dusslingen und Ofterdingen blauschwarze Schiefer mit Fisch- und Saurierresten, welche noch in die Region des Pentacrinus tuberculatus gehören. In denselben liegen flachgedrückte Ammoniten mit zwei seitlichen Knotenreihen. Die Form dieser Ammoniten stimmt mit der des englischen Amm. Birchi überein. Da auch die Schichten annähernd dieselben sind, so glaube ich, dass diese in Schwaben vorkommenden flachgedrückten Ammoniten mit dem ächten englischen Amm. Birchi identisch sind. Eine zweite Localität in Schwaben, an welcher ich den Amm. Birchi antraf, ist Krummenacker bei Esslingen. In der obersten Bank eines daselbst in den Kalken des Pentacrinus tuberculatus gegrabenen Steinbruchs erhielt ich das Bruchstück eines grossen Ammoniten, der entschieden mit Amm. Birchi übereinstimmt. Etwas tiefer lagen daselbst Amm. geometricus, Sauceanus und Scipionianus.

28. Ammonites lacunatus. Buckmann, 1845. Murch. Geol. of Chelt. tab. 11, fig. 4—5.
Amm. lacunatus, Quenst. Ceph. tab. 11, fig. 13.

In England erhielt ich den typischen Amm. lacunatus aus dem Thale von Gloucester, wo er bei einem Eisenbahneinschnitte häufig zu Tage kam. Er stimmt mit den schwäbischen Vor-

kommnissen und liegt auch annähernd in der gleichen Schichte. Amm. oxynotus und bifer finden sich dort an derselben Stelle. In Schwaben kommt er gleich über den Bänken des Amm. obtusus vor, und wittert in kleinen verkiesten Exemplaren aus den dunklen Thonen heraus. Amm. oxynotus und bifer liegen etwas höher, doch kann man bei Ofterdingen die herausgeschwemmten Stücke der drei Ammoniten an einem und demselben Orte zusammenlesen.

29. **Ammonites Boucaultianus**, d'Orb. tab. 90. (97. fig. 3—5.?)

In der Sammlung des Herrn Boucault in Paris sah ich das Original dieser Species. Es stammt aus dem untern Lias von Semur (Côte d'Or). Ich glaubte aus dem Gestein schliessen zu müssen, dass es im obern Sinémurien mit Amm. Guibalianus gefunden wurde. Von andern Gegenden kenne ich die Species nicht.

30. **Ammonites raricostatus**, Zieten. 1830. tab. 13, fig. 4.
„ „ d'Orb. tab. 54.
Turrilites Boblayei, d'Orb. tab. 41.
Amm. raricostatus, Quenst. Ceph. tab. 4, fig. 3.

Häufige Species, welche in der obersten Zone des untern Lias an vielen Punkten Württembergs vorkommt. Die Exemplare finden sich entweder verkiest in den dunklen Thonen, oder verkalkt in den Mergelknollen darüber. In Frankreich liegt Amm. raricostatus in den blauen Kalken des obern Sinémurien bei Nancy (Meurthe), Avallon (Yonne) und Semur (Côte d'Or). In England fand ich ihn in derselben Position zu Lyme Regis (Dorsetshire) und zu Robin Hoods Bay (Yorkshire). In der Sammlung von H. Morris sah ich den Amm. raricostatus von der Küste von Portbrush (London Derry) im nördlichen Irland.

31. **Ammonites oxynotus**, Quenst. 1843. Flözg. pag. 161.
Amm. oxynotus, Quenst. Ceph. tab. 5, fig. 11.
(Amm. Simpsoni, Bean.?)

d'Orbigny hat den ächten Amm. oxynotus in der Pal. franc nicht abgebildet, denn Amm. Lynx und Coynarti tab. 87,

dürfen nicht damit zusammengestellt werden, ebensowenig d'Orbignys Amm. Collenoti. Amm. oxynotus kommt in Frankreich zwar nicht häufig, aber gross und deutlich in den blauen Kalken von Nancy vor, welche in den Umgebungem dieser Stadt ausgebrochen werden, und in das obere Sinémurien gehören. In Schwaben bildet er einen Horizont in der Oberregion des untern Lias und liegt gleich unter Amm. raricostatus bei Boll, Ofterdingen und Balingen. In England hat er dieselbe Position, ich fand ihn zu Robin Hoods Bay (Yorkshire) und Lyme Regis (Dorsetshire), noch häufiger ist er in den Umgebungen von Gloucester (Gloucestershire); in der Sammlung des Dr. Wright in Cheltenham sah ich ein grosses verkiestes Exemplar von Amm. oxynotus, das mit der Wohnkammer über einen Fuss Durchmesser erreicht haben musste.

32. Ammonites Buvignieri, d'Orb. tab. 74.

d'Orbigny citirt diesen Ammoniten aus dem mittlern Lias, was ich dahin berichtige, dass er zwar über den eigentlichen Bucklandischichten liegt, aber mit Amm. raricostatus und oxynotus in den blauen Kalken vorkommt, welche wir noch zu dem obern Sinémurien rechnen. Ich fand ihn eben darin bei Nancy, auch stammen die Exemplare, welche ich bei H. Buvignier in Verdun sah, aus derselben Region. Mit Amm. Loscombi haben dieselben keine Aehnlichkeit, wie man nach d'Orbignys Figur glauben sollte.

33. Ammonites Guibalianus, d'Orb. tab. 73.

Amm. Collenoti, d'Orb. tab. 95, fig. 6—9.

Eine ziemliche Anzahl von Individuen, welche ich von dieser Species in Händen hatte, sowie die Besichtigung der Originalexemplare überzeugten mich, dass Amm. Collenoti, d'Orb. nichts Anderes ist als ein junges Individuum von Amm. Guibalianus, d'Orb., und somit beide Species vereinigt werdem müssen. Aeussere Form und Loben lassen keine Unterschiede zu, und bei gleichem Alter gehen die Arten völlig in einander über. Amm. Guibalianus unterscheidet sich von Amm. oxynotus durch seinen wei-

tern Nabel und die breitere Mundöffnung. D'Orbigny stellt den Amm. Collenoti in den untern Lias, dagegen den Amm. Guibalianus in den mittlern, was vielleicht zur Trennung derselben beigetragen hat. Ich fand beide (klein und gross) beisammen bei Nancy in den Schichten mit Gryphaea obliqua, welche über Amm. Bucklandi liegen und das obere Sinémurien dieser Gegend bilden.

34—38. Die Ammoniten aus der Familie des *Am. planicosta.*

Es lassen sich im untern und mittlern Lias sieben verschiedene Arten ächter Capricornen unterscheiden, welche auf folgende Weise vertheilt sind:

Im untern Lias:

Ammonites planicosta, siphus, Dudressieri, } Zone des Amm. obtusus.
" Lifer, . . Zone des Amm. oxynotus.
" subplanicosta, Zone des Amm. raricostatus.

Im mittlern Lias:

Ammonites lataecosta, Zone des Amm. Jamesoni.
" capricornus, Zone des Amm. Davöi.

Sie weichen in der frühesten Jugend nur wenig von einander ab, lassen sich aber im ausgewachsenen Zustande wohl einzeln unterscheiden. Die Stellung, welche ich denselben in den betreffenden Schichten gegeben, widerspricht den meisten seither bekannten Annahmen, doch überzeugte mich das Studium der Originalexemplare, oder der Localitäten, an welchen dieselben gefunden wurden, dass ihre Anordnung nicht wohl auf andere Weise ausgeführt werden kann. Ihre Synonymik ist folgende:

34. Amm. planicosta. Sow. 1814. tab. 73. (tab. 406. pars.)

Aus den Obtususschichten des untern Lias von Sommersetshire.

Ammonites capricornus, Zieten. 1830. tab. 4. fig. 8. (non Schloth.)

Unterer Lias, Obtususschichten von Betzgenrieth bei Boll.

Amm. capricornus, v. Buch. 1830. Berl. Akad. Amm. p. 185.
Turrilites Coynarti, d'Orb. tab. 42, fig. 4—7.
Unterer Lias von St. Amand (Cher).

Die Form von Amm. planicosta ist sehr einfach und kann als Typus der Capricornen dienen. Die ungeknoteten Rippen werden auf dem Rücken breiter und vereinigen sich daselbst mit denen der entgegengesetzten Seite. Ich kenne nur kleine Individuen davon. (Ein Theil der von Sowerby abgebildeten Exemplare gehören zu Amm. Ziphus.)

35. Ammonites ziphus, Zieten. 1830. tab. 5, fig. 2.
Unterer Lias, Obtususbett. Betzgenrieth bei Boll.
Amm. planicosta, Sow. (pars) tab. 406. fig. 6.

In der Sammlung des H. J. Sowerby fand ich, dass einzelne der auf tab. 406 abgebildeten Stücke junge Individuen von Amm. Ziphus sind.

Amm. armatus sparsinodus, Quenst. Ceph. tab. 4, fig. 5.
Unterer Lias, Obtususbett. Betzgenrieth.

Amm. Ziphus trägt grosse unregelmässige Knoten auf einigen seiner Rippen, gleicht aber in der frühesten Jugend dem gewöhnlichen Amm. planicosta.

36. Ammonites Dudressieri, d'Orb. tab. 103. fig. 1, 2.
Unterer Lias von Nancy (Meurthe).

Die Mundöffnung ist quadratisch, die Rippen sind in der Jugend stark und tragen grobe Knoten, werden aber im Alter schwächer und bekommen dann feine Stacheln. Die Species gehört nicht in den obern Lias wie d'Orbigny angibt, sondern in den untern, ich fand sie darin in den Umgebungen von Nancy, sowie zu Lyme Regis (Dorsetshire).

37. Ammonites bifer, Quenst. Flözgeb. 1843. pag. 160.
Handb. tab. 27, fig. 20.
Unterer Lias, Oxynotusschichten. Ofterdingen, Balingen.
Turrilites Valdani, d'Orb. tab. 42, fig. 1—3.
Unterer Lias, Saint Amand (Cher).

Die scharfen Rippen beginnen und endigen auf beiden Seiten in zwei hervorstehenden Ecken.

Duldſamkeit.

Von

J. H. v. Weſſenberg.

Die vielfachen Aufregungen zur Unduldſamkeit, die in neueſter Zeit, ſelbſt in ſolchen Ländern, die im Rufe fortſchreitender Bildung ſtanden, ſich kund gaben, reizen zum Nachdenken über die Urſachen dieſer Erſcheinung, die mit dem Geiſte der Duldſamkeit, deſſen Hauch aus dem achtzehnten Jahrhundert ins neunzehnte herüberwehte, einen ſo ſtarken Gegenſatz bildet.

Die einzige, nie verſiegende Quelle der wahren, beharrlichen, ſich ſtets gleichbleibenden Duldſamkeit gegen die in Religionsſachen Andersdenkenden iſt die von Chriſtus als das Weſen ſeiner Lehre gebotene Liebe, die ſeinen Vater im Himmel nachahmt, welcher über die Guten und Böſen ſeine Sonne leuchten, ſeinen Thau und Regen träufeln läßt. Wem dieſe Liebe tief im Herzen wohnt, wer ſie zum Richtmaß ſeiner Geſinnungen und ſeines Lebens ergriffen hat, der wird die Duldſamkeit nie verläugnen. Unduldſamkeit iſt mit wahrer Liebe unverträglich. Unmöglich kann alſo dieſe Liebe es ſeyn, was in unſern Tagen ſo manchen Aufruf zur Unduldſamkeit erweckt hat. War ſie aber in den vorhergehenden Tagen die Erweckerin der Duldſamkeit? Dies verdient Erörterung.

Erforſcht man den allſeitigen Gang des menſchlichen Geiſtes im achtzehnten Jahrhundert, ſo wird man finden, daß das Gefühl, zum Theil auch die Anerkennung der weitgreifenden traurigen Folgen der Unduldſamkeit den erſten Anſtoß gegeben habe, daß ihr Viele gram und abhold und dazu vermocht wurden, ihr entgegen zu arbeiten. Die Weltweisheit zuerſt bemächtigte ſich dieſer

38. Ammonites subplanicosta n. sp.

(Ammonites Carusensis, d'Orb. tab. 84, fig. 3—6?)

Die constant in Begleitung des Amm. raricostatus vorkommende Form gleicht einigermassen dem Amm. planicosta, unterscheidet sich aber durch die Feinheit ihrer Windungen von ihm, und stimmt hierin mehr mit Amm. Carusensis d'Orb., dem jedoch die Schärfe der Rippen auf dem Rücken zu fehlen scheint. Ich wage desshalb nicht dieselben zu vereinigen, sondern nehme vorerst den mit Amm. raricostatus vorkommenden Capricornen als eigene Species an. Ofterdingen, Balingen. Den ächten Amm. Carusensis habe ich in Süddeutschland noch nicht angetroffen, dagegen erhielt ich ihn aus den Thonen des untern Lias von Lyme Regis.

Ammonites lataecosta, Sow. und
Amm. capricornus, Schloth. (maculatus, Phill.) } siehe im mittleren Lias.

39. Ammonites muticus, d'Orb. tab. 80.

Amm. armatus densinodus, Quenst. Ceph. (pars) tab. 4. fig. 18.

Kommt mit Amm. raricostatus bei Ofterdingen und Balingen vor. D'Orbigny gibt für seine Species einige Localitäten aus dem Cherdepartement an, der genaue Horizont, welchen er dort einnimmt, ist nicht bekannt. Amm. natrix oblongus, Quenst. aus dem mittlern Lias steht ihm nahe, unterscheidet sich aber durch comprimirtere Mundöffnung und schwächere Knoten auf den Rippen. Da Amm. muticus d'Orb. mit dem in Begleitung des Amm. raricostatus vorkommenden Ammoniten der äussern Form und den Loben nach vollständig übereinstimmt, so wähle ich diesen Namen, um die für ihre Zone so wichtige Species zu bezeichnen.

40. Ammonites densinodus.

Amm. armatus densinodus, Quenst. Ceph. pag. 82. (pars).

Unterscheidet sich von Amm. muticus durch comprimirtere Windungen und weniger runde Stacheln. Letztere stehen genau

in der Kante, welche die Rückenfläche mit den Seiten bildet, und sind in der Richtung dieser Kante in die Breite gezogen. In Württemberg liegt Amm. densinodus in den Mergelknollen, welche an der Grenze zwischen unterem und mittlerem Lias auftreten, welche jedoch noch in die Zone des Amm. raricostatus gehören. In England erhielt ich den Amm. densinodus verkiest aus der gleichen Region zu Lyme Regis (Dorsetshire).

41. **Chemnitzia Zenkeni**, d'Orb., 1850. Prodr. 7. 41.
Melania Zenkeni, Dunk. Pal. I. tab. 13. fig. 1.

Dunker bildet diese Species aus den Angulatusschichten von Halberstadt ab; ich fand sie in dem gleichen Niveau zu Hettange bei Thionville (Moselle). In Schwaben ist sie nicht selten in den Liassandsteinen mit Amm. angulatus von Göppingen und Gmünd, doch kommt sie hier gewöhnlich in Steinkerne verwandelt vor.

42. **Chemnitzia solidula**, d'Orb., 1850. Prodr. 7. 39.
Paludina solidula, Dunk., Pal. I. tab. 13. fig. 9.

Findet sich mit der vorigen Art.

43. **Acteonina fragilis**, d'Orb. Prodr. 7. 46.
Tornatella fragilis, Dunk., Pal. I. tab. 13. fig. 19.

Häufig in den Angulatusschichten von Halberstadt, dessgl. in Schwaben in den Sandsteinen von Wäschenbeuren, Göppingen, Bempflingen, sowie in den Mergelknollen von Vaihingen. Auch in dem Liassandstein von Hettange (Moselle) scheint sie vorzukommen, denn Terquem Bullet. Soc. geol. de Fr. 1851—52. führt in der Liste der Versteinerungen von Hettange eine unbenannte Tornatella an.

44. **Acteonina Dewalquei** sp. n.

Kleine Species, welche der Acteonina fragilis, d'Orb. gleicht, jedoch rundere Windungen besitzt. Findet sich verkiest in der Oberregion des untern Lias bei Ofterdingen und Ohmenhausen, sowie in England in derselben Schichte in dem Thale von Gloucester.

45. **Trochus acuminatus**, Dew. et Chap. Lux. tab 12. fig. 3.

In Schwaben selten im untern Lias, dessgl. in Luxemburg.

46. **Littorina clathrata**, (Turbo Desh.).

Turbo semiornatus, Münst., Goldf. tab. 193. fig. 8.
Turbo Philenor, d'Orb. Prodr. 7. 52.
Chemnitzia aliena, Dew. et Chap. Lux. tab. 11. fig. 4.
Turbo angulati, Quenst. Handb. tab. 33. fig. 32.

Die schöne Species aus dem Grès de Luxembourg, welche so häufig und ausgezeichnet in den Angulatusschichten von Hettange bei Thionville (Moselle) vorkommt, findet sich bei uns wieder in den Sandsteinen des untern Lias; ich traf sie sehr deutlich in den Cardinien und Angulatusbänken von Göppingen Natica Koninckana, Dew. et Chap. Lux. tab. 11. fig. 7. kommt mit der vorigen Art in den gleichen Schichten und an denselben Localitäten vor. Es scheinen jedoch beide in einander überzugehen.

47. **Natica subangulata**, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 47.
Ampullaria angulata, Dunk. Pal. I. tab. 13. fig. 4.

Im Liassandsteine von Halberstadt. Dessgl. mit Amm. angulatus zu Hettange bei Thionville (Moselle). Terquem Bull. Soc. geol. Fr. 1851—52, pag. 586. zeichnet noch drei weitere Species von letzterer Localität auf, welche ich hier anführe, obwohl ich sie von andern Arten nicht kenne. Es sind folgende: Natica planulata, N. subobtusa und N. Terquemi = N. carinata Terq. non Sow.

48. **Nerita liasina**, d'Orb. Prodr. 7. 48.
Neritina liasina, Dunk. Pal. I. tab. 13. fig. 13—16.

Im untern Lias vom Kanonenberge bis Halberstadt, sowie in den Sandsteinen mit Amm. angulatus bei Göppingen.

49. **Turbo Philemon**, d'Orb. Pal. fr. tab. 326. fig. 3.

In der Sammlung des H. Dr. Fraas sah ich diese Species aus den Angulatusschichten von Ostdorf bei Balingen.

50. **Pleurotomaria polita.** Goldf. tab. 186. fig. 4.
(Helicina polita, Sow. tab. 285. ?)

Häufig im untern Lias von Göppingen, Bempflingen, Ostdorf und Vaihingen, dessgl. in England in den Umgebungen von Bristol. Besitzt viele Aehnlichkeit mit Pleurotomaria expansa des mittlern Lias, doch springt bei letzterer die Bandfläche mehr hervor. Pleurot. Coepa Desl. steht ihr nahe, hat aber rundere Windungen, ich kenne von derselben nur wenige Exemplare aus den Angulatusschichten von Göppingen.

51. **Pleurotomaria similis.**

Trochus similis, Sow., 1816. tab. 142.
Trochus anglicus, Sow., 1818. pag. 238.
Pleurotomaria anglica, d'Orb. 2. Bd. pag. 396. (pars).

Sowerby hat seinen ersten Namen in dem erst 2 Jahre später erschienenen Index zurückgenommen, weil er auf nachherigen Blättern des 'ben Bandes einer zweiten Species den Namen Trochus similis gegeben hatte. Diese Veränderung der Benennung ist nicht mehr nöthig, weil die zwei gleichgenannten Species in zwei verschiedene Genera zerfallen.

Pleurotomaria similis wurde aus dem untern Lias von Weston bei Bath beschrieben, die im mittlern Lias vorkommenden ihr ähnlichen Formen (Goldfuss, tab. 184. fig. 8.) lassen sich jedoch von ihr unterscheiden. Ich behalte desshalb den ersten Namen Sowerby's für die Species des untern Lias bei, den zweiten aber für das in England häufigere Vorkommen des mittlern Lias, mit welchem auch die Goldfuss'sche Figur der Pl. anglica übereinstimmt.

52. **Cerithium subturitella.** d'Orb. Prodr. 7. 58.
Melania turitella, Dunk. Pal. I. tab. 13. fig. 5—7.

Ich erhielt diese Species aus den Angulatusschichten von Hüttlingen bei Wasseralfingen, von Göppingen u. s. w. In der Sammlung von Dr. Fraas sah ich sie aus der gleichen Region von Ostdorf bei Balingen. Dunker beschreibt sie von Halberstadt, und Dewalque bildet sie aus den Marnes de Jamoigne

von Luxemburg ab. An sämmtlichen Fundorten gehören die Schichten der Zone des Amm. angulatus an.

53. Cerithium conforme, Dew. et Chap. Luxemb. tab. 14. fig. 5.

Schöne Species, welche in Schwaben fehlt, ich erhielt sie in Frankreich aus den Angulatusschichten von Hettange bei Thionville (Moselle).

54. Helicion Schmidti, d'Orb. Prodr. 7. 62.

Patella Schmidtii, Dunk. Pal. I. tab. 13. fig. 17.

Aus den Angulatusschichten des untern Lias von Halberstadt. Helicion discrepans de Ryckh. Dew. et Chapuis, Luxemb. tab. 16. fig. 6. aus dem gleichen Niveau scheint viele Aehnlichkeit damit zu haben. Noch mehrere Species von Helicion werden aus den untern Liasschichten von Hettange (Moselle) angegeben, allein da ich sie von andern Orten nicht kenne, so übergehe ich dieselben.

55. Dentalium Andleri, n. sp.

Ich erhielt die kleine Species zuerst von H. Dr. Andler aus den Mergelknollen, welche sich in den Umgebungen von Vaihingen in der Zone des Amm. angulatus finden. Steinkerne davon kommen in den Sandsteinen gleichen Alters zu Göppingen zahlreich vor.

56. Panopaea liasina, d'Orb. 1850, Prodr. 7. 72.

Unio liasinus, Schübl. Ziet. tab. 61, fig. 2.

Häufig im Liaskalk von Vaihingen, Bebenhausen, Balingen.

57. Panopaea galathea, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 64.

Pleuromya galathea, Agass. Myes. tab. 28, fig. 1—3.

Kleine Species, welche sich aber durch die Bestimmtheit der äussern Form auszeichnet, die Figur von Agassiz könnte dieselbe noch schärfer markiren. Findet sich nicht selten in den Angulatusschichten von Vaihingen und Möhringen bei Stuttgart.

58. **Panopaea crassa**, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 65.

Pleuromya crassa, Agass. Myes. tab. 28, fig. 4—6. pag. 240.

Mit der von Agassiz für seine Pleuromya crassa gegebenen Zeichnung stimmt eine in den Kalkbänken des Amm. obtusus bei Balingen vorkommende Muschel ziemlich genau, ich stelle letztere desshalb zu der Agassiz'schen Species.

59. **Panopaea striatula**, d'Orb. Prodr. 7. 63.

Pleuromya striatula, Agass. Myes. tab. 28, fig. 10—14. pag. 239.

Ich erhielt diese Art in den blauen Kalken des obern Sinémurien der Umgebungen von Nancy.

60. Pholadomya glabra. Agass. 1842. Myes. tab. 3, 1. fig. 12—14. pag. 69.

Pholadomya ambigua, Ziet. (non Sow.)

Pholadomya Idea, d'Orb. Prodr. 1850. 7. 73.

Die Agassiz'schen Originalexemplare stammen nach dessen eigenen Angaben aus dem untern Lias bei Stuttgart. Am häufigsten liegen sie dort an der Grenze zwischen der Zone des Amm. angulatus und der des Amm. Bucklandi, siehe Profil 6, §. 8. D'Orbigny erwähnt sie aus dem untern Lias von Semur (Côte d'Or), Augy sur Aubois (Cher) und von noch andern Punkten.

61. **Pholadomya Woodwardi** n. sp.

Aehnlich wie bei Phol. Hausmanni, Goldf. tab. 155, fig. 4. laufen an den Seiten herab drei deutliche Rippen, welche ziemlich grosse Zwischenräume unter sich lassen. Hinter denselben folgen näher zusammengerückt noch 1—3 kaum sichtbare Rippen, welche so schwach sind, dass sie an den Steinkernen oft ganz verschwinden. Von Pholadomya Hausmanni, Goldf. unterscheidet sie sich durch ihre längere, weniger aufgeblähte Form, sowie durch viel schwächere Rippen.

Kommt mit Amm. Bucklandi zu Möhringen, Vaihingen und Balingen vor; in Frankreich fand ich sie in derselben Region zu Avallon (Yonne).

62. Pholadomya Fraasi n. sp.

Wurde bis jetzt bloss in den Kalkbänken des Amm. obtusus beobachtet, in denen sie besonders bei Balingen häufig vorkommt. Die äussere Form stimmt mit Phol. ambigua Ziet 65, 1. doch sind 9—12 etwas stärkere Rippen vorhanden, welche durch grobe Querfalten unterbrochen und höckerig gemacht werden.

63. Pholadomya (Goniomya) Sinemuriensis n. sp.

Aehnlich der Gon. rhombifera Goldf. 154. 11, welche in dem obern Lias von Altdorf häufig vorkommt; abweichend von ihr durch die Unregelmässigkeit der vordern Rippen, welche (wie bei fig. 12, tab. 154. Goldf.) die Querrippen unter einem ziemlich stumpfen Winkel schneiden. Das Hinterende der Muschel ist stark verkürzt. Nicht selten in der Mittelregion des untern Lias von Vaihingen und Bebenhausen.

64. Leda Renevieri n. sp.

Gleicht der Nucula complanata, Goldf. tab. 125, fig. 11, erreicht jedoch nie die gleiche Grösse, auch bleibt die vordere Verlängerung kürzer. Gehört ausschliesslich den Angulatusschichten an und findet sich häufig zu Vaihingen auf den Fildern.

65. Leda Romani n. sp.

Nucula lacryma, Strickl. Murch. Chelt. pag. 85 (non Sow).

Die nach Dr. Roman benannte Species hat viele Aehnlichkeit mit der vorigen Art, doch ist der Hauptkörper eckiger, indem die Wirbel schärfer hervortreten. Findet sich in der Oberregion des untern Lias mit Amm. oxynotus zu Holzmaden und Ofterdingen, dessgl. in England in dem Thale von Gloucester.

66 - 70. Tancredia securiformis.

Donax securiformis, Dunk. Pal. I. tab. 6, fig. 12—14.
Mactra securiformis, d'Orb. Prodr. 7. 79.
Hettangia securiformis, Terquem. Soc. geol. de France, 1853. pag. 372.

Häufig in den Angulatusschichten des untern Lias von Halberstadt, sowie von Hettange (Moselle). Merkwürdig ist, dass

von den übrigen liasischen Species, welche M. Terquem, Soc. geol. de Fr. 1853, pag. 372, beschreibt, in Süddeutschland noch keine gefunden wurde. Es sind folgende im untern Lias: Tancredia Deshayesea, angusta, tenera, ovata. Im mittlern Lias mit Amm. Davöi: Tancredia broliensis, longiscata, Raulinea. In der obern Region des mittlern Lias: Tancredia Terquemea.

71. **Astarte Gueuxi**, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 80.

Findet sich in den Eisenerzen von Thoste und Bauregard bei Semur (Côte d'Or) nicht selten, kommt jedoch in den analogen Schichten des untern Lias an verschiedenen Punkten vor. Astarte obsoleta, Dunk. Palaeont. I. tab. 25, fig. 8. aus den Angulatusbänken von Halberstadt gehört vielleicht dazu. Aus derselben Zone stammt Astarte consobrina, welche Dewalque und Chapuis, Luxemb. tab. 22, fig. 3 beschrieben haben. Quenstedts Astarte complanata, Handb. tab. 46, fig. 1. Flözgeb. pag. 146. (?Römer) scheint mit Letzterer identisch zu sein. Aehnliche Vorkommnisse kenne ich aus den Sanden von Hettange (Moselle), von Ostdorf bei Balingen, Degerloch bei Stuttgart, jedoch immer aus Schichten, welche unter den Bucklandibänken liegen. Es fehlen noch genauere Abbildungen, desshalb ist es schwierig die Astarten des untern Lias sicher zu bestimmen.

72. **Astarte Eryx**, d'Orb. Prodr. 7. 81.

Findet sich mit der vorigen Art.

73. **Hippopodium ponderosum**. Sow. 1819. tab. 250.

Die eigenthümlich geformte Muschel wurde bis jetzt bloss an wenigen Localitäten gefunden. Die ächte Sowerby'sche Species kenne ich aus England nur von Gloucestershire und aus Frankreich aus den Umgebungen von Metz. An beiden Punkten liegt sie in der Oberregion des untern Lias. Mytilus hippocampus, Young and Bird. tab. 7, fig. 9 aus dem mittlern Lias von Yorkshire ist davon zu trennen.

74. **Cardinia Listeri**. Agass. Myes. pag. 222.

Unio Listeri, Sow. 1817, tab. 154, fig. 3.

Thalassites Listeri, Quenst. Flözgeb. pag. 146.

Beginnt in dem Bett des Ammonites planorbis, findet sich

aber häufiger mit Amm. angulatus bei Bempflingen, Degerloch, Kemnath, sowie auf der Waldhäuser Höhe und zu Kressbach bei Tübingen. In Frankreich kömmt Cardinia Listeri in Eisenoxyd verwandelt in den Erzen von Thoste und Beauregard (Côte d'Or) vor, findet sich aber auch verkalkt in derselben Gegend. In England erhielt ich die Species nur einmal aus dem untern Lias von Robin Hoods Bay (Yorkshire).

75. Cardinia crassiuscula, Agass. Myes. pag. 222.
Unio crassiusculus, Sow. 1817. tab. 185.
„ „ Zieten, tab. 60. fig. 1.

Kommt in Schwaben mit Cardinia concinna vor, ist aber seltener als diese.

76. Cardinia concinna, Agass. Myes. tab. 12. fig. 21. 22.
Unio concinnus, Sow. 1819, tab. 223.
„ „ Zieten, tab. 60. fig. 2—5.
Thalassites concinna, Quenst, Flözgeb. pag. 145.

In den Sandkalken von Ostdorf bei Balingen, Göppingen und Gmünd, in der Oberregion des Amm. angulatus. In Frankreich findet sich Cardinia concinna häufig in derselben Schichte zu Hettange (Moselle) und Beauregard (Côte d'Or).

77. Cardinia elongata, Dunk. Pal. I. tab. 6. fig. 1—6.
Angulatusschichten vom Kanonenberg bei Halberstadt.

78. Cardinia copides, de Ryckholt, 1847.
Cardinia copides, Dewalque et Chapuis, Luxemb. tab. 24. fig. 1.

Schöne Species aus dem Luxemburger Sandstein, die sich jedoch ganz auf jene Gegend zu beschränken scheint.

79. Cardinia hybrida, Agass. tab. 12¹. fig. 1—18.
Unio hybridus, Sow. tab. 154. fig. 2.

Findet sich in den Kalkbänken mit Amm. obtusus aus der Balinger Gegend, sowie in den entsprechenden Schichten bei Nancy (Meurthe). In England ist Cardinia hybrida nicht selten

in der gleichen Position; ich erhielt sie zu Robin Hoods Bay (Yorkshire) und Cheltenham (Gloucestershire).

80. Cardinia Philea, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 168.

Wird von d'Orbigny im mittlern Lias von Nancy aufgeführt, ich fand jedoch in den blauen Kalken des obern Sinémurien von Avallon (Yonne) und Nancy (Meurthe) grosse Cardinien, welche ich für identisch halte mit der von d'Orbigny ebendaher beschriebenen Cardinia Philea, ich stelle dieselbe deshalb in den untern Lias.

81. Cardium Philippianum, Dunk. Pal. I. tab. 17. fig. 6.

Aus den Angulatusblänken von Halberstadt, dessgl. von Hettange (Moselle).

82. Unicardium cardioides, d'Orb. Prodr. 7. 108.
Corbula cardioides, Phill. tab. 14. fig. 12.
„ „ Ziet. tab. 63. fig. 5.

Findet sich am zahlreichsten in den untern Schichten des Amm. angulatus zu Kemnath und Degerloch bei Stuttgart, in Frankreich zu Thoste bei Semur (Côte d'Or). In England erhielt ich sie zu Robin Hoods Bay (Yorkshire).

83. Pinna Hartmanni, Zieten. tab. 55. fig. 5—7.

Die ächte Zieten'sche Species liegt zahlreich in den Grenzschichten zwischen Amm. Bucklandi und Amm. angulatus. Noch verschiedene Arten von Pinna kommen im untern Lias vor, doch ist der Vergleich schwierig, da man in den meisten Gegenden nur Steinkerne findet. Pinna folium Phill. ist nicht allein verschieden von Pinna Hartmanni, sondern gehört auch in eine ganz andere Etage, dessgl. Pinnites diluvianus, Schlotheim (non Ziet.).

84. Mytilus nitidulus, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 117.
Modiola nitidula, Dunk. Pal. I. tab. 17. fig. 4.

Findet sich in den Angulatusschichten von Halberstadt, sowie ganz in der gleichen Region in dem Liassandsteine von Pfauhausen bei Plochingen und von Göppingen. Von Frankreich wird er aus den Sanden von Hettange (Moselle) erwähnt.

aufdämmernden Sinnesart, um ſie durch Gründe, die der Natur des Menſchen, der Vernunft und der Geſchichte entnommen ſind, zu fördern und zu befeſtigen. Dadurch ſah ſich hernach die Staatsweisheit veranlaßt, die Mittel in Ueberlegung zu nehmen, wodurch der Unduldſamkeit Schranken geſetzt und eine Duldſamkeit vorbereitet werden könnte, von der ſie ſich verſprach, daß ſie der Eintracht, dem Frieden, der gewerblichen Betriebſamkeit, dem geſellſchaftlichen Verkehr und dem ruhigen Fortſchritt der Einſichten im Staate großen Vorſchub gewähren werde. Das Haupthinderniß gewahrte man in der vorherrſchenden theologiſchen Denkart und dem ſelbſtiſchen Intereſſe, welches jene Denkart ausbeutete, hingegen von dem Geiſte der Duldung mancherlei Verluſt und Abbruch zu beſorgen hatte. Glücklicherweiſe war der Geiſt chriſtlicher Duldung in der Kirche nie ganz erloſchen. Auch jetzt gab es unter dem Klerus, zumal dem wiſſenſchaftlich gebildeten, aller Bekenntniſſe Viele, die durch Wort und Beiſpiel Förderer und Fürſprecher dieſer Duldung zu ſeyn ſtets geneigt waren. Dieſe wurden nun durch die Betrachtungen der Philoſophen und die Anordnungen der Geſetzgeber ermuthigt, gegen den Geiſt der Unduldſamkeit mit allen Waffen, welche die heiligen Urkunden, die Schriften der achtbarſten Kirchenväter und die Kirchengeſchichte darbieten, zu Felde zu ziehen. Dieſe vereinten Bemühungen haben in der letztern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Sieg religiöſer Duldſamkeit herbeigeführt. Damit er aber Beſtand gewinne und der Menſchheit in jeder Beziehung erſprießlich werde, kam es jetzt nur darauf an, ihn in der öffentlichen Meinung ſo zu begründen und von jedem unreinen Elemente rein zu erhalten, daß er einerſeits nicht in ſchlaffe und kaltſinnige Gleichgültigkeit ausarte, und anderſeits zur Vollkraft wahrer chriſtlicher Geſinnung erſtarke, um den vorherzuſehenden Anfechtungen des Egoismus widerſtehen zu können. Erproben mußte ſich's, ob die Duldſamkeit auf dem Felsgrund chriſtlicher Geſinnung oder auf dem Sand eines eiteln Weltſinnes erbaut war; denn die Stürme und Wogen waren im Anzug. Doch zu allen Zeiten gelingt es dem armen Sterblichen noch eher, ein wichtiges Gut zu erringen, als es in unverderbter Lauterkeit ſich zu bewahren. Das Maßhalten iſt die höchſte Weisheit, dem Begabteſten oft ſchwer erreichbar, der Menge noch viel weniger zugänglich.

85. Mytilus laevis, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 192.
Modiola laevis, Sow. 1812, tab. 8. fig. 4.
„ „ Zieten. tab. 59. fig. 6.

Kommt in den untern Schichten des Amm. angulatus zu Degerloch und Vaihingen vor, dessgl. zu Hettange (Moselle), Beauregard (Côte d'Or); scheint jedoch noch tiefer zu gehen, denn zu Lyme Regis fand ich in dem White Lias mit Amm. planorbis einen kleinen Mytilus, der sich von Mytilus laevis nicht abtrennen lässt.

86. Mytilus minimus. Goldf.
Modiola minima, Sow. 1818. tab. 210. fig. 5—7.

Die aus dem Blue Lias von Taunton beschriebene Art entspricht der äussern Form nach dem kleinen aufgeblähten Mytilus, welcher sich häufig in den Oxynotusschichten von Ofterdingen und Balingen findet. Murchison, Geol. of Cheltenham pag. 85, führt ihn aus der gleichen Region von Gloucestershire an.

87. Mytilus Hillanus, Goldf.
Modiola Hilliana, Sow. 1818. tab. 212. fig. 2.
Modiola glabrata, Dunk. Pal. I. tab. 6. fig. 17, 18.

Die feine Streifung zeichnet die in den untern Angulatusschichten Schwabens nicht selten vorkommende Species aus. Die Sowerby'sche Figur deutet dieselbe gleichfalls an, auch im Uebrigen stimmen unsere Exemplare damit überein.

88. Mytilus Morrisi, n. sp.
Mytilus scalprum, Goldf. tab. 130. fig. 9. (non Sow. non Phill.)

In der Unterregion des untern Lias von Vaihingen, Möhringen und Bebenhausen nicht selten. In Frankreich fand ich ihn sehr schön erhalten in den Sanden mit Amm. angulatus von Hettange (Moselle). Unterscheidet sich durch seine schlanke Form von der in England im mittlern Lias vorkommenden Modiola scalprum Sow. und Phillips.

89. Mytilus decoratus, Münst. Gold. tab. 130. fig. 10.

Seltene Species, welche ich nur wenige Mal im Liaskalk von

Möhringen, und Bebenhausen (Bucklandibett) auffand. Goldfuss beschreibt sie aus der gleichen Schichte von Amberg.

90. **Lima gigantea**, Sow. sp. 1814. tab. 77.
Plagiostoma giganteum, Ziet. tab. 51. fig. 1.
Lima gigantea, Goldf. tab. 101. fig. 1.
Lima edula, d'Orb. Prodr. 7. 121.

Im Liaskalke von Vaihingen, Degerloch und Möhringen bei Stuttgart, von Göppingen, Gmünd, Ellwangen, von Hechingen und Balingen, sehr häufig und 6—8 Zoll gross werdend. Desgleichen zu Waldenheim im Elsass, zu Hettange (Moselle). In England fand ich die Species in den Bucklandischichten von Bath, woher sie auch Sowerby beschreibt. Lima gigantea liegt demnach im untern Lias, nicht aber im oberen, wie d'Orb. Prodr. 9. 221. angibt.

91. **Lima punctata**, Sow. sp. 1815, tab. 113. fig. 1. 2.
Plagiostoma punctatum, Ziet. tab. 51. fig. 3.
„ semilunare, Ziet. tab. 50. fig. 4.

Steht der vorigen Species nahe, wird aber nicht so gross, und zeigt stärkere Radialstreifen auf der Schale. Häufig an der Basis der Angulatusschichten zu Degerloch bei Stuttgart, zu Thoste (Côte d'Or). Aus England beschreibt sie Sowerby von Pickeridge Hill; ich fand sie im White Lias von Up-Lyme (Dorsetshire).

92. **Lima succincta.** (Chama, Schloth. 1813. Taschenbuch. Knorr, III. Bd. Suppl. tab. 5 d. fig. 4.
Lima antiquata, Sow. 1818. tab. 214. fig. 2.
Lima Hermanni, Goldf. tab. 100. fig. 5 (non Ziet.).

Die Exemplare des untern Lias von Waldenheim im Elsass sind berühmt, schon Knorr hat eines dorther sehr kenntlich abgebildet. In Schwaben kommt Lima succincta Schloth mit und über Amm. angulatus häufig vor. Lima antiquata Sow. ist wahrscheinlich damit identisch.

93. **Lima inaequistriata**, Goldf. tab. 114. fig. 10.

Seltene Species, welche mit Cardinia concinna im untern Lias von Ellwangen vorkommt.

94. **Lima pectinoides**, Sow. sp. 1815. tab. 114. fig. 4.
Lima pectinoides, Zieten, tab. 69. fig. 2.
Lima Hausmanni, Dunk. Paläont. I. tab. 6. fig. 26.

Im ganzen untern Lias bis an die Grenze desselben gegen den mittlern Lias. Am häufigsten jedoch in der Region des Amm. angulatus zu Degerloch und Vaihingen in Württemberg, dessgl. zu Hettange (Moselle), Thoste und Bauregard (Côte d'Or). Dunker bildet sie aus den Angulatusschichten von Halberstadt ab. In England kommt sie in Begleitung des Mytilus hillanus Sow. zu Pickeridge Hill im untern Lias vor.

95. **Inoceramus Weissmanni**, n. sp.

Ovale Form mit schwachen Runzeln, welche auf der hintern Seite viel stärker und unregelmässiger sind, als auf der vordern. Erreicht kaum die Grösse des Inoceramus dubius Sow. Ziet. tab. 72. fig. 6, welcher sich von ihm durch etwas gleichmässigere Falten unterscheidet. Die Exemplare, welche ich davon erhielt, sind flachgedrückt und fanden sich in den untern Schichten des Amm. angulatus zu Degerloch und Kemnath auf den Fildern.

96. **Inoceramus Faberi**, n. sp.
Sowerby Min. Conch. tab. 512. fig. 1. (pars).

Die kleine Species zeichnet sich durch ihre längliche und schmale Form aus. Bis jetzt erhielt ich sie bloss flachgedrückt aus den bituminösen Schiefern, welche in der Region des Pentacrinus tuberculatus auftreten. Inoceramus Faberi kommt in dieser Zone bei Dusslingen und Ofterdingen südlich von Tübingen häufig vor.

97. **Avicula Kurri**, n. sp.

Die gewölbte linke Schale trägt 10—12 schmale Rippen, von welchen aber ein Theil erst gegen den Rand hin sichtbar werden, in der Art, dass sich zwischen je zwei stärkere eine schwächere einschiebt, der hintere Flügel gleicht dem von Avicula Sinemuriensis, doch unterscheidet sich diese von Avicula Kurri durch die grössere Gleichmässigkeit ihrer Rippen. Avicula Kurri kommt in der untersten Kalkbank des Lias von Riedern bei

Esslingen in Begleitung des Amm. planorbis vor und scheint sich auf diese Zone zu beschränken.

98. Avicula Sinemuriensis, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 125.
Avicula inaequivalvis, Phill. Zieten. Goldf. (non Sow.)

Der Speciesname ist nicht gut gewählt, da sich Avicula Sinémuriensis gleich häufig im Sinémurien, wie im Liasien findet, ohne dass bis jetzt Unterschiede aufgestellt werden konnten, welche auf eine Trennung hindeuten würden. Avicula Sinémuriensis kommt an vielen Localitäten des untern und mittlern Lias in England, Frankreich und Süddeutschland vor.

99. Avicula papyracea, Murch. 1845. Geol. of Chelt. tab. 10. fig. 3.

Die feingestreifte Art, welche sich in Schwaben in der Oberregion des untern Lias bei Ofterdingen und Balingen findet, scheint mit der von Buckmann aus dem untern Lias von Gloucestershire beschriebenen Species übereinzustimmen.

100. Gervillia gracilis.
Avicula gracilis, Münst. Goldf. tab. 117. fig. 7.

Von Goldfuss aus dem Liassandstein von Bamberg beschrieben. Ganz ähnliche Steinkerne fand ich in den Angulatusschichten von Göppingen.

101. Gervillia lanceolata.
Avicula lanceolata, Sow. 1826. tab. 512. fig. 1.

In der Mitte des untern Lias in den bituminösen Schiefern mit Ichtyosaurus intermedius liegt in Schwaben (bei Dusslingen) eine langgestreckte Gervillia, welche der Gervillia lanceolata, Sow. gleicht. Da auch das Lager beider genau übereinstimmt, so glaube ich beide zusammenstellen zu müssen.

102. Perna Gueuxii, d'Orb. 1850, Prodr. 7. 127.

Findet sich in der Region des Amm. angulatus bei Degerloch unweit Stuttgart, und zu Ostdorf bei Balingen. D'Orbigny beschreibt sie von Beauregard (Côte d'or).

103. Perna Hagenowi, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 128.
Gervillia Hagenowi, Dunk. 1846, Pal. I., tab. 6. fig. 9—11.

Ist kleiner und schmäler als die vorige und kommt in den Angulatusschichten von Halberstadt vor.

104. Pecten texturatus, Münst. Goldf. tab. 90. fig. 1.

Ein in den Sandsteinen des Bonebeds bei Nellingen in den Umgebungen von Esslingen mit Knochen und Zähnen vorkommender Pecten stimmt mit der Beschreibung, welche Goldfuss von seinem Pecten texturatus gibt, doch bin ich über die Identität beider nicht ganz sicher. Ich habe diesen Pecten des Bonebeds in Schwaben noch in keiner andern Schichte gefunden.

105. Pecten Trigeri, n. sp.

Gleicht der vorigen Species, unterscheidet sich jedoch von derselben durch das Fehlen der feinen concentrischen Streifen, auch sind die Rippen auf der Schale schwächer, bei Steinkernen aber kaum sichtbar. Pecten Trigeri findet sich in den Kalken des Ammonites planorbis zu Riedern bei Esslingen, scheint sich aber auf diese Zone zu beschränken.

106. Pecten textorius, Schloth. Goldf. tab. 89. fig. 9.

Häufig im Liaskalk von Vaihingen und Gmünd.

107. Pecten Hehlii, d'Orb. 1850. Prodr. 7. 130.
Pecten glaber, Hehl. Ziet. tab. 53. fig. 1. (non Montagu).

Findet sich mit der vorigen Art.

108. Plicatula Oceani, d'Orb. Prodr. 7. 138.

Ich erhielt diese Species in Menge bei Thoste und Beauregard (Côte d'Or) in einem blaugrauen Kalke, welcher dem untersten Lias angehört. Sie wird zollgross und trägt starke Schuppen auf den Rippen. Bei Degerloch unweit Stuttgart findet sich ganz die gleiche Species in den tiefsten Lagen der Angulatusschichten, was dem französischen Vorkommen entsprechen würde.

109. Plicatula ventricosa, Münst. Goldf. tab. 107. fig. 3.

Ist vielleicht bloss eine Varietät der Plicatula spinosa, Sow. Kommt ziemlich häufig in den Schichten des Amm. oxynotus zu Ofterdingen bei Tübingen vor.

110. Gryphaea arcuata, Lmark. 1802. Syst. anim. s. vert. pag. 398. Knorr II. 1. D III, fig. 1.

Gryphaea incurva, Sow. 1815, tab. 112. fig. 1. 2.

„ laeviuscula, Zt. tab. 49. fig. 4.

Ostrea irregularis, Münst. Goldf., tab. 79. fig. 5. (Gr. arcuata mit grosser Ansatzfläche.)

Ostrea arcuata, d'Orb. prodr. 7. 139.

Wichtigste Leitmuschel des untersten Lias herauf bis zu den Bucklandischichten. In den untern Lagen walten Exemplare mit grossen Ansatzflächen, sowie kleine unregelmässig entwickelte Individuen, wahrscheinlich die Brut der Muschel vor. In den obern Angulatusschichten ist Gryphaea arcuata schon sehr gewöhnlich, dagegen erreicht sie in den ächten Bucklandischichten erst ihre höchste Entwicklung und grösste Häufigkeit. Sie überzieht hier die Unterseite der blauen Kalkbänke oder steckt in unzähliger Menge in den Thonen. Solche Localitäten sind besonders in Schwaben sehr häufig, wie in Bernhausen, Möhringen, Echterdingen auf den Fildern, Pforheim bei Donaueschingen; aber auch in Frankreich fand ich Stellen, wo sie ganz in der gleichen Region ebenso zahlreich vorkommt, so z. B. in einem Steinbruche zwischen Vassy und Avallon. Am Mont d'Or jenseits Couzon bei Lyon füllt sie die mächtigen blauen Kalke des mittlern Sinémurien. Auch in England ist sie häufig, ich fand sie mit Ammonites Bucklandi zu Lyme Regis (Dorsetshire) und in den Umgebungen von Bath.

Gryphaea arcuata scheint die Kalke und Thone mehr zu lieben als die Sande, denn bisweilen findet sie sich unter und über dem Liassandsteine zahlreich, während sie darin selten sein, oder sogar fehlen kann. Daher mag es rühren, dass so häufig in der untern Abtheilung des untern Lias zwei Gryphitenkalke

angeführt werden. (Bull. de la Soc. geol. de Fr. 1851—52. pag. 574). Die Beobachtungen hierüber sind im Allgemeinen richtig: zwei Kalk- oder Thonschichten sind besonders im nordöstlichen Frankreich getrennt durch eine sandige Lage (Grès infraliasique), in welcher Gryphaea arcuata seltener vorkommt, jedoch nicht fehlt, wie ich mich an einer der wichtigsten Localitäten zu Hettange bei Thionville (Moselle) selbst überzeugte.

Schwieriger ist die Fortsetzung der Gryphaeen gegen oben zu fixiren, denn hier tritt eine zweite Species auf, bei der es von der grössten Wichtigkeit ist, dass sie genau unterschieden werde.

(Gryphaea obliquata, Sow. 1815, tab. 112. fig. 3.?)

111. Gryphaea obliqua, Goldf. tab. 85. fig. 2.

Gryphaea Maccullochii, Ziet. tab. 49. fig. 3. (Sow?)

Wird etwas grösser und viel breiter als Gryphaea arcuata, dabei fehlt die seitliche Furche fast ganz, auch sind gewöhnlich die Wirbel nicht so stark gebogen. Gryphaea obliqua beginnt in Schwaben über der Mitte des untern Lias und erreicht erst ihre grösste Häufigkeit an der Basis des mittleren Lias. Da in Schwaben die ächte Gryphaea cymbium fehlt, so wurde sie für das Aequivalent derselben genommen und auch so benannt, was aber unrichtig ist, da abgesehen von der veränderten Form auch die Schichten sich nicht entsprechen. Solche Verwechslungen sind jedoch nicht allein in Schwaben vorgekommen, sondern haben auch in Frankreich in der Bestimmung der Schichten häufig irre geführt. Da sie wegen ihrer Breite der Gryphaea cymbium anscheinend gleicht, letztere aber Hauptleitmuschel des mittleren Lias ist, so wurden manche Schichten, in denen Gryphaea obliqua vorkommt, für mittleren Lias gehalten (siehe §. 12.). Es genügen jedoch schon die Goldfuss'schen Figuren, um die Unterschiede zwischen Gryphaea obliqua und Gryphaea cymbium zu zeigen, während sie andererseits mit gleicher Leichtigkeit von Gryphaea arcuata abgetrennt werden kann, mit welcher sie jedoch nichts destoweniger auch bisweilen verwechselt wurde.

In England fand ich Gryphaea obliqua von den untersten

Schichten des Amm. obtusus an bis zur Basis des mittleren Lias gehend, zu Lyme Regis (Dorsetshire), zu Robin Hood's Bay (Yorkshire) und in Gloucestershire. In Frankreich ist sie die Leitmuschel der blauen Kalke, welche an vielen Punkten über den Bucklandischichten folgen und sich gleichmässig bis zu den Mergeln des mittlern Lias fortsetzen, also den Quenstedtschen Turnerithonen entsprechen. Ich fand die Gryphaea obliqua zu Nancy (Meurthe) Avallon (Yonne) und am Mont d'Or jenseits Couzon bei Lyon. An letzterem Punkte beginnt sie über den mit Gryphaea arcuata gefüllten Kalken, die Abtrennung beider ist hier sehr leicht.

Ostrea irregularis, Goldf. tab. 79. fig. 5. ist vielleicht ein verkümmertes Exemplar davon, kann aber eben so gut zu Gryphaea arcuata gehören, welche gleichfalls bisweilen eine grosse Ansatzfläche besitzt.

112. **Ostrea semiplicata**, Münst. Goldf. tab. 72. fig. 7.?
Ostrea Electra, d'Orb. Prodr. 7. 140.?
Ostrea arietis, Quenst. Handb. pag. 498.

Die von Quenstedt beschriebene Species findet sich an vielen Punkten in Württemberg, in einer Schichte, welche an der Grenze zwischen den Zonen des Amm. Bucklandi und Pentacrinus tuberculatus liegt. Ich erhielt sie zu Krummenacker bei Esslingen und zu Dusslingen.

113. **Ostrea sublamellosa**, Dunk., Palaeont. tab. 6. fig. 27—30.

Dunker beschreibt diese Species aus den Angulatusschichten von Halberstadt. Ganz in der gleichen Zone fand ich sie zu Vaihingen bei Stuttgart.

114. **Anomya pellucida**, Terq. Dew. et Chap. Luxemb. tab. 35. fig. 2.

In den Angulatusschichten der Filder fand ich eine kleine Muschel, welche ich zu Anomya pellucida stelle, da sie mit den Exemplaren dieser Species übereinstimmt, welche mir Dr. Dewalque aus dem Marne de Jamoigne sandte.

115. Anomya liasina, n. sp.

Zeichnet sich durch die feinen Radialstreifen aus, mit welchen stärkere abwechseln. Die letztern folgen in unregelmässigen Zwischenräumen, sind auf ihrer Oberfläche abgerundet und ziemlich breit, werden aber gegen die Wirbel hin beinahe so schwach wie die übrigen Streifen. Bis jetzt erhielt ich die Species bloss aus den Schichten des Amm. raricostatus von Fronnern bei Balingen. Eine andere noch feiner und gleichmässiger gestreifte Art, welche wie die vorige einen Zoll Durchmesser erreicht, erhielt ich aus den Angulatusschichten von Vaihingen zahlreich, ich nenne dieselbe Anomya striatula.

116. Terebratula Rehmanni, v. Buch. Röm. Ool. Nachtr. tab. 18. fig. 11.

Terebratula numismalis inflata, Quenst. Handb. pag. 467.

a) Hat einige Aehnlichkeit mit Ter. punctata Sow., ist aber breiter und aufgeblähter. In Schwaben findet sie sich an einzelnen Punkten sehr häufig, so z. B. in den Bucklandischichten von Pforheim bei Donaueschingen, woselbst sie viel grösser wird als die Römer'sche Figur.

b) Eine schmälere Varietät liegt in den blauen Kalkbänken des Amm. obtusus bei Balingen und Ofterdingen, von der noch nicht näher bestimmt ist, ob sie eine besondere Species bildet. In Frankreich fand ich sie im obern Sinémurien bei Nancy (Meurthe) und am Mont d'Or jenseits Couzon bei Lyon. Zur Unterscheidung nenne ich Letztere vorerst Ter. Sinemuriensis.

117. Terebratula cf. numismalis, siehe §. 25.

Mit Amm. oxynotus findet sich in den Thonen des untern Lias, unmittelbar über den Bänken des Amm. obtusus, eine flache Terebratel von der Form der Terebratula numismalis. Ob sie einer besondern Species angehört, ist noch nicht entschieden. Ofterdingen bei Tübingen.

118. Terebratula Causoniana, d'Orb. Prodr. 7. 157.

Die zwei Stirnecken springen oft noch unregelmässiger hervor als bei Ter. cornuta; sonst ähnliche Form. In Württemberg ausgezeichnet in den blauen Kalkbänken des Amm. obtusus, bei

Ofterdingen und Balingen. In Frankreich fand ich sie in den analogen Schichten bei Nancy (Meurthe), Avallon (Yonne) und am Mont d'Or jenseits Couzon bei Lyon.

119. Spirifer verucosus, v. Buch. Ziet. tab. 38. fig. 2.
Spirifer pinguis, Ziet. tab. 38. fig. 5.

Im untern und an der Basis des mittlern Lias Schwabens, bei Pforheim, Ofterdingen, Hinterweiler, Dusslingen, Pliensbach. In Frankreich fand ich ihn im untern Sinémurien zu Thoste bei Semur (Côte d'Or), im obern bei Nancy (Meurthe.)

120. Spirifer Walcotti, Sow. Dav. Mon. tab. 3. fig. 2. 3.

Kommt im ganzen untern Lias Frankreichs, Englands und Deutschlands vor. Besonders zahlreich und schön liegt er an den meisten Punkten in der Mittelregion des untern Lias, d. h. von den Schichten des Bucklandi bis zu denen des Amm. obtusus. Bristol, — Nancy, Avallon, — Donaueschingen, Gmünd.

121. Rhynchonella variabilis, Schloth. 1813. Dav. Mon. tab. 16. fig. 1—6. tab. 15. fig. 8—10.
Terebratula triplicata, Phill. v. Buch, Quenst. u. s. w.
Terebratula variabilis, Ziet. tab. 42. fig. 6.

Der letztere der beiden Namen wird in Deutschland gewöhnlich für die Species des untern Lias angewendet, während man Rh. variabilis, Ziet. 42. fig. 6. bloss im mittlern Lias aufzählt. Zwar lassen sich die in den blauen Kalken des untern Lias steckenden Exemplare äusserlich leicht von den verkiesten des mittlern Lias unterscheiden, doch hat Davidson durch genaue Untersuchungen solche Uebergänge aufgefunden, dass eine Abtrennung vorerst nicht ausführbar scheint.

122. Rhynchonella oxynoti.
Terebratula oxynoti, Quenst. Handb. tab. 36. fig. 4—5.

Die von Quenstedt aufgestellte Species gehört der obern Region des untern Lias an. Sie findet sich mit Amm. oxynotus und in den darüber liegenden Schichten bei Hinterweiler, Ohmenhausen, Hechingen u. s. w. Sie scheint sich nicht mit Rhynch. variabilis zu vermengen, wofür ich hauptsächlich auch das bestim-

Auf die Ausbildung der Duldſamkeit in der bezeichneten Periode bekamen aber eine Menge fremdartiger Umſtände bedeutenden Einfluß. Keine frühere Zeit war ſo reich an heftigen Bekämpfungen, nicht nur der Mißbräuche und Ausartungen der Kirche und Religion, ſondern des chriſtlichen Glaubens und ſeiner Grundlehren ſelbſt. Dem Streben nach Licht und Freiheit geſellte ſich ein übermäßiger Durſt nach Genüſſen jeder Art bei. Die Folge davon war eine ſittenverderbende und den Charakter entkräftende Weichlichkeit, eine Neigung zur Gleichgültigkeit in Hinſicht der höchſten, wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, eine Verflachung der Prinzipien des geſellſchaftlichen Lebens, die mit wechſelſeitiger Nachſicht gegen Unſittlichkeiten eine große Sorgfalt für Vermeidung alles ſinnlich Verletzenden verband. * Dieſe Umſtände zuſammen wirkten auch auf die Duldſamkeit höchſt nachtheilig ein. Viele waren jetzt duldſam, weil ihnen die Wahrheit gleichgültig geworden, in ſo fern ſie nicht ihrer ſinnlichen Behaglichkeit zuſagte, oder weil ſie Kampf und Anſtrengung ſcheuten. Nicht nur Irrende erhielten Nachſicht, auch der Irrthum; nicht nur Meinungen, ſelbſt die albernſten, auch die Taſchenſpielereien verſchmitzter Betrüger fanden Schonung. Während die ſchlichte Wahrheit großer Feindſeligkeit begegnete, wurden die gröbſten Täuſchungen entſchuldigt und beſchönigt.

Die Duldſamkeit war bei nicht Wenigen nur erheuchelt, nur ſcheinbar, nur einſeitig; ſie erſtreckte ſich nur auf gewiſſe Parteigenoſſen, ohne die Unduldſamkeit gegen Andere auszuſchließen. Voltaire und Andere ſeines Sinnes verlangten die größte Duldſamkeit gegen alle kühnen, ausſchweifenden Anſichten, übten aber

* Lémontey in ſeiner Histoire de la Régence, 1832, t. II, p. 301, bezeichnet dieſen esprit de société: „un poison doux et brillant qui anime les arts, polit les moeurs, nivelle les rangs et fait des citoyens sans zèle, des écrivains sans originalité, des familles sans bonheur.“ Chamfort (Oeuvres, t. IV, p. 151) hat ſein Weſen mit wenigen Worten ſo ausgedrückt: „Jouis et fais jouir, sans faire de mal ni à toi ni à personne, voilà, je crois, toute la morale.“ Und Marmontel in ſeinen Mémoires, t. III, p. 121 geſteht: „En vivant dans un monde dont les moeurs publiques sont corrompues, il est difficile de ne pas contracter au moins de l'indulgence pour certains vices à la mode.“

mend halte, dass die gleiche Form ganz in derselben Position in Frankreich und England vorkommt. Ich traf sie in den blauen Kalken des obern Sinémurien mit Gryphaea obliqua am Mont d'or jenseits Couzon bei Lyon, sowie in England in den Thonen von Gloucestershire in Begleitung des Amm. oxynotus. Rhynch. obtusifrons Suess* gleicht ihr, doch unterscheidet sich Rhynch. oxynoti durch eine glättere Wirbelgegend.

123. Rhynchonella plicatissima.

Terebratula plicatissima, Quenst. Handb. tab. 36. fig. 3.

Ist durch die grosse Zahl der Rippen, welche auf 25 steigen kann, wohl hinlänglich von Rhynchonella variabilis geschieden. Bezeichnend für die Oberregion des untern Lias. Findet sich bei Ofterdingen in den blauen Kalken des Amm. obtusus.

124. Lingula Davidsoni, n. sp.

Die kleine Species findet sich verkiest in den Oxynotusschichten von Gloucestershire. Ihre Form ist schmal, dabei wird sie nicht über 3 Linien lang. Auf den ersten Anblick hält man die Schale für glatt, doch kann man auf den Seiten feine Streifen bemerken, welche nach Art der Rippen des Pecten lens von innen nach aussen gebogen sind. Hiedurch unterscheidet sich die Art von den im Bull. de la Soc. geol. Fr. 1850—51 pag. 10. durch M. Terquem beschriebenen liasischen Species, welche keine Radialstreifen zu besitzen scheinen.

125. Cidaris arietis, Quenst., Handb. tab. 48. fig. 31. 32.

Liegt ziemlich häufig gleich über der Kalkbank, welche Amm. planorbis einnimmt, zu Kemnath, Riedern, Göppingen, Bebenhausen. Cidaris Ityo, d'Orb. Prodr. 7. 165., aus dem untern Lias von Lyon, besitzt wie Cidaris arietis schlanke feindornige Stacheln und ist vielleicht mit demselben identisch.

Auch in England scheint Cidaris arietis nicht zu fehlen. Westlich von Lyme Regis (Dorsetshire) fand ich in den Thonen gleich über dem White Lias lange dünne Stacheln, welche wahrscheinlich zu derselben Species gehören.

* E. Suess, über die Brachiopoden der Kössener Schichten. Separatabdr. tab. 4. fig. 12. VII. Bd. d. Denkschr. d. kais. Ak. d. W. math. naturw. Classe.

126. Acrosalenia minuta.

Echinus minutus, Buckmann 1845. Murch. Geol. of Chelt. pag. 95.

Das Vorkommen dieser Art gleicht demjenigen des Cidaris crinifera, Quenst., aus den Posidonienschiefern des obern Lias von Plieusbach bei Boll. Die flachgedrückten Körper mit den feinen Stacheln füllen eine ganze Schichte in der Region des Pentacrinus tuberculatus. Sie liegen häufig verkiest in den bituminösen Schiefern des untern Lias an der Steinlach bei Dusslingen und wurden von meinem Freund Dr. Rolle zuerst darin aufgefunden. Die Stacheln besitzen einen starken Gelenkskopf, haben den Durchmesser eines dicken Haares, werden aber sehr lang und finden sich in grosser Zahl noch an die Körper befestigt. Letztere werden oft ganz von denselben bedeckt und undeutlich gemacht; sie erreichen nicht über 3 Linien Durchmesser und sind wegen der Zerdrückung schwer zu untersuchen. Ich fand an meinen Exemplaren breite Täfelchen mit starken Warzen, dagegen sind die Fühlergänge ziemlich schmal. Die Stellung der Eiertäfelchen scheint mit der von Acrosalenia übereinzustimmen.

Spuren dieser Species fand ich auch schon in höhern Schichten, was dem englischen Vorkommen gleichkommt, denn Acrosalenia minuta soll sich in Gloucestershire in Begleitung des Amm. oxynotus und bifer finden.

127. Asterias lumbricalis, Schloth., Goldf. tab. 63. fig. 1. Stellonia, Agass.

Scheint im Liassandstein von Coburg und Halberstadt eine ganze Schichte zu bedecken, der Häufigkeit nach zu schliessen, in der man in den Sammlungen Handstücke aus jener Gegend antrifft, auf welchen oft viele Seesterne enge beisammen liegen. Da sich im untern Lias Schwabens dieselben Sandsteine finden, so war vorauszusehen, dass eine ähnliche Asterienbank darin vorkomme. Es gelang jedoch lange Zeit nicht eine solche zu finden, bis erst neuerdings Herr Maschineninspector Schuler in den Umgebungen von Wasseralfingen das Analogon entdeckte.

Ich erhielt von ihm die genaueren Notizen über das Vorkommen, zugleich theilte er mir ein handgrosses Stück mit, auf welchem vier wohlerhaltene Exemplare theils auf- theils nebeneinander liegen. Es ist diess ein neuer Beitrag, den Herrn Schuler seinen seitherigen Erfunden hinzufügte, welche unsere schwäbische Fauna schon früher so schön vermehrten. In der Sammlung des H. Schulers sah ich grössere Platten bedeckt theils mit ganzen Exemplaren theils mit losgerissenen Armen. Letztere lassen sich immer leicht erkennen, und unterscheiden sich durch ihre Querstreifung von den damit vorkommenden wurmförmigen Erhabenheiten, welche entweder glatt oder der Länge nach gestreift sind, und schon sehr verschieden gedeutet wurden. Das Gestein besteht aus sandigen Platten mit Amm. angulatus und den Steinkernen kleiner Gasteropoden. D'Orbigny, Prodr. 8. 242. stellt die Species irrthümlich in den mittlern Lias.

128. Pentacrinus tuberculatus, Miller, Crin. pag. 64.

Hält in Schwaben ein sehr bestimmtes Bett ein, welches zwischen Bucklandi- und Obtususschichten liegt. Es ist gewöhnlich die letzte Kalkbank unter den Thonen des Amm. obtusus. Feinkörnige bituminöse Schiefer stellen sich damit ein und bilden einen Schichtencomplex, welcher den Saurierschichten von Lyme Regis entspricht. An den meisten Stellen bildet Pentacrinus tuberculatus ein Conglommerat von Stielen und Hülfsarmen, d. h. eine Breccie, in welcher aber keine ganzen Exemplare gefunden werden; so bei Bebenhausen, Dusslingen, Offerdingen und Balingen. Für Frankreich hat er gleichfalls eine grosse Bedeutung. Ich fand ihn bei Nancy, bei Avallon und in den weitern Umgebungen von Lyon unmittelbar über den Bucklandischichten. Die gleiche Position nimmt er im untern Lias von Luxemburg ein. In England kommt er an vielen Stellen vor. Er wurde zuerst von Parkinson und dann von Miller von Pyrton-Passage (Gloucestershire) beschrieben. Die Originalexemplare, welche ich im Bristol-Museum sah, stimmen ganz mit der in Schwaben vorkommenden Species.

129. Pentacrinus Briareus, Mill. Crin. pag. 56.

Findet sich in Gloucestershire, ferner zu Charmouth und Lyme Regis (Dorsetshire) und liegt in dem System von Thonen, welche sich an der dortigen Küste über Amm. Bucklandi erheben. Er füllt dort einzelne ausgeschiedene Platten, welche sich aber nicht zur durchgehenden Schichte zusammen reihen. Gewöhnlich sind die flachen Stücke auf der einen Seite mit Stielgliedern, auf der andern aber mit wohlerhaltenen Kronen bedeckt. Die Kronenseite soll gegen unten in die Formation eingebettet sein, während die zerstreuten Glieder die Oberfläche bedecken. In Schwaben fehlt Pentacrinus Briareus, wurde wenigstens bis jetzt noch nicht gefunden. Dagegen kommt eine ähnliche Species mit vielen eckigen Hülfsarmen und runden Kronenarmen im Posidonomyenschiefer des obern Lias von Boll vor. Doch lässt sich dieselbe schon durch die Verschiedenheit des Stieles leicht von dem ächten Pentacrinus Briareus unterscheiden.

130. Pentacrinus scalaris, Goldf. tab. 52. fig. 3.

Liegt an der obern Grenze des untern Lias und kommt mit Amm. raricostatus in den Umgebungen von Boll, bei Ofterdingen und Balingen vor. Er bildet einen deutlichen Horizont, den ich auch in England wieder antraf. Zwischen Robin Hoods Bay und Peak (Yorkshire) füllt er die Oberfläche einer dicken sandigen Bank in der Region des Amm. raricostatus. Auch in Gloucestershire hat er dieselbe Position.

Der untere Lias enthält eine Korallenschichte mit einer ziemlichen Anzahl von Species, von welchen aber viele noch nicht beschrieben sind. In Schwaben findet man sie an der Basis der Angulatusschichten auf der Waldhäuser Höhe bei Tübingen und auf den Fildern; Quenst., Handb. tab. 58. fig. 21. hat u. And. eine Caryophyllia lasina daraus abgebildet. Auch Dewalque et Chapuis Lux. beschreiben mehrere Species aus dem Marne de Jamoigne und Grès de Luxembourg, besonders zierlich sind die Montlivaltien dort erhalten. In den Angulatusschichten von Semur (Côte d'Or) traf ich gleichfalls diese Korallenschichte.

Zweiter Abschnitt.

DER MITTLERE LIAS. (Liasien. Middle Lias.)

§. 15. **Synonymik:** Für England: Upper Lias Marle (pars sup), de la Beche, 1823. Geol. Trans. 2 Ser. 2 Bd. pag. 22, tab. 3. Ironstone and Marlstone einschliesslich des obern Theils des Lower Lias Shale. Phill. 1829. Geol. of Yorks. Profil 5 u. 6.

Für Frankreich: Marnes supraliasiques (pars), Dufrenoy et Elie de Beaumont. Marnes à Bélemnites et à Gryphées cymbium, Cotteau. Macigno, schiste et sable d'Aubange (abzüglich der untersten Schichten), Dumont. Dewalque et Chap. Lux. pag. 12. Liasien (8te Etage, Lias moyen), d'Orbigny, Cours element. pag. 448.

Für Deutschland: Belemnitenschichte, Röm. 1836. Ool. pag. 6. Liasschiefer (pars inf), v. Mandelsloh. 1834. geogn. Profil der Alp. Schwarzer Jura γ: Numismalismergel und δ: Amaltheenthone, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 540.

§. 16. **Paläontologie.** Die wichtigsten Arten des mittlern Lias sind:

Belemnites elongatus.	Ammonites Davöi.
" pasillosus.	" Lynx.
" crassus.	" Loscombi.
" compressus.	" ibex.
" umbilicatus.	" fimbriatus.
" breviformis.	" Henleyi.
" longissimus.	" hybrida.
" lagéniformis.	" Taylori.
Nautilus intermedius.	" petitos.
Ammonites armatus.	" Centaurus.
" latecosta.	" margaritatus.
" capricornus.	" spinatus.
" brevispina.	" Normanianus.
" Jamesoni.	" globosus.
" Maugenesti.	" Zetes.
" bipunctatus.	Chemnitzia undulata.
" Masseanus.	" nuda.
" Actaeon.	Actaeonina Cadomensis.
" arietiformis.	Trochus glaber.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21372 / 048

Straparollus sinister.
Turbo paludinaeformis.
" heliciformis.
" Nicias.
" subundulatus.
Phasianella phasianoides.
Delphinula reflexilabrum.
Ditremaria bicarinata.
Pleurotomaria Anglica.
" heliciformis.
" expansa.
" solarium.
" multicinita.
" rotundata.
Dentalium giganteum.
Solen liasinus.
Panopaea elongata.
Pholadomya ambigua.
" Hausmanni.
" decorata.
" obliquata.
Lyonsia unioides.
Leda complanata.
" acuminata.
" subovalis.
" Galathea.
Opis Carusensis.
Astarte arealis.
Cypricardia cucullata.
" caudata.
Cardinia attenuata.
Isocardia cingulata.
Cardium truncatum.
Unicardium Janthe.
Nucula cordata.
Arca Münsteri.
" Buckmanni.
Pinna folium.
" Moorei.
Mytilus scalprum.
" numismalis.
" hippocampus.
Lima Hermanni.
Limea acuticosta.
Avicula cygnipes.
" sexcostata.
" longiaxis.
Inoceramus ventricosus.
" substriatus.
Pecten aequivalvis.
" sublaevis.
" liasinus.
" priscus.
" amaltheus.
Plicatula laevigata.
Gryphaea cymbium.
Terebratula quadrifida.
" cornuta.
" Edwardsi.
" Waterhousi.
" resupinata.
" Moorei.
" Heyseana.
" numismalis.
" punctata.
" subovoides.
" fimbrioides.
Rhynchonella Thalia.
" rimosa.
" amalthei.
" furcillata.
" scalpellum.
" tetraedra.
" serrata.

Rhynchonella quinqueplicata.
" acuta.
Spirifer rostratus.
" Münsteri.
" Terebratula.
" Haueri.
Cidaris Edwardsi.
Cidaris amalthei.
Palaeocoma Milleri.
Pentacrinus subangularis.
" basaltiformis.
" laevis.
" punctiferus.
Apiocrinus amalthei.

Hieran reihen sich einige Arten, welche schon im untern Lias vorkommen, wie: Avicula Sinemuriensis, Gryphaea obliqua, Rhynchonella variabilis, Spirifer verrucosus, ferner solche, die auch in höhere Schichten hinaufgehen, wie Plicatula spinosa, Pecten tumidus, Belemnites clavatus. Ich habe bereits erwähnt, dass in den Oxynotusschichten des untern Lias eine der Terebratula numismalis ähnliche Art gefunden wird, von welcher noch nicht entschieden ist, ob sie davon abgetrennt werden muss. Im Ganzen sind es demnach nur wenige Arten, welche die Grenzen des mittlern Lias überschreiten im Vergleich zu der grossen Anzahl von Species, die sich ganz darauf beschränken, so dass diese Etage in paläontologischer Beziehung scharf abgeschlossen dasteht.

§. 17. Abgrenzung und Eintheilung des mittlern Lias.

In §. 4 habe ich die allgemeine Abtrennung des untern Lias gegen den mittlern gegeben, während die Begrenzung des letzteren gegen oben durch §. 23 und 29 deutlich gemacht wird. §. 23 enthält die Beschreibung der Schichten des Amm. spinatus, d. h. der obersten Region des mittlern Lias; §. 29 dagegen die der Posidonomyenschiefer. Die mineralogische Beschaffenheit dieser Schiefer, welche an der Basis des obern Lias beginnen, ist beinahe überall eine so bezeichnende, dass nur wenige Widersprüche über die Begrenzung des obern Lias gegen unten entstanden sind. Selbst da, wo ausnahmsweise einmal der obere Lias nicht mit Schiefern anfängt, wurde seine untere Grenze meist richtig und in Uebereinstimmung mit den übrigen Beobachtungen festgestellt.

Was die Eintheilung des mittlern Lias betrifft, so finden wir viele Versuche in den Arbeiten englischer, französischer und deutscher Geologen, die uns mehr oder weniger scharf eine

Trennung der Etage in ihre Zonen geben. Meistens werden nach der mineralogischen Beschaffenheit der Schichten nur zwei Abtheilungen gemacht, so z. B. in England, wo die verschiedenen Autoren die untern thonigen Schichten von den obern (dem Marlstone) unterscheiden, doch herrscht unter den localen Eintheilungen in den verschiedenen Provinzen gewöhnlich keine Uebereinstimmung.

In meiner frühern Arbeit über den mittlern Lias Schwabens habe ich denselben in sechs Regionen getheilt, und deren Vorkommen für Württemberg genauer beschrieben. Prof. Quenstedt schenkte diesen Beobachtungen das Zutrauen, sie in sein Profil des schwäbischen Jura (Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, 1853, tab. 16) gerade so aufzunehmen, wie ich sie an der schwäbischen Alp damals gefunden hatte. Seither bekam ich jedoch Gelegenheit den mittlern Lias an vielen Punkten Frankreichs und Englands zu untersuchen. Durch Vergleichung der einzelnen Zonen in verschiedenen Gegenden kam ich zu Resultaten, welche verschiedene Aenderungen und Modificationen der damaligen Eintheilung nöthig machten. Dennoch halte ich dieselbe auch nach Beiziehung der neueren Beobachtungen noch für unvollendet, da die unterste Zone wahrscheinlich in zwei getheilt werden muss, was ich jedoch noch nicht mit Sicherheit festzustellen wage.

Vorerst habe ich demnach den mittlern Lias nach seinen paläontologischen Characteren in sechs Zonen getheilt, welche unter sich ungleich mächtig sind, an verschiedenen Localitäten aber durch die analoge Aufeinanderfolge der versteinerten Reste übereinstimmen. In Schwaben und an einigen Punkten in Frankreich gruppiren sich diese Zonen in der Art, dass die drei untersten derselben (Jamesoni- Ibex- und Davöibett) mit dem Mergelsysteme zusammenfallen, welches Quenstedt Flözgeb. pag. 450 Numismalismergel genannt hat, während die drei obersten seine Amaltheenthone bilden. Diese Art der Eintheilung ist für manche Orte bequem anzuwenden; ich gebe die Werthe der beiden Schichtengruppen hier besonders an, da ich ihre Namen später häufig gebrauchen werde.

Eintheilung des mittlern Lias nach seinen paläontologischen Characteren. Nr. 9.

Bett des Amm. spinatus.	Zone des *Amm. spinatus.*	Bel. breviformis. „ crassus Ziet. Rhynch. quinqueplicata. Ter. subdigona. „ subovoides. „ punctata. Spirif. Haueri. Chemnitzia nuda.	Lima Hermanni Ziet. Inoceramus substriatus.* Pecten aequivalvis.* Gryphaea cymbium.* Rhynch. amalthei.* (Pleurotom. anglica.) (Lyonsia unioides.)
Oberes Margaritatusbett. **Margaritatusbett.**	Obere Zone des *Amm. margaritatus.*	Amm. Zetes. Bel. compressus. „ lagenaeformis. Chemnitzia undulata. Turbo paludinaeformis. Pleurotomaria rotundata. Leda acuminata. „ complanata. Cypricardia caudata. Pinna Moorei.	Pecten Philenor. „ sublaevis. Cardium truncatum. Pentacrinus laevis. Rhynch. scalpellum. Spirifer Tessoni. Amm. Normanianus* (Amm. Henleyi.)
Unteres Margaritatusbett.	Untere Zone des *Amm. margaritatus.*	Amm. globosus. „ fimbriatus.* Bel. umbilicatus.* „ longissimus.* Avicula sexcostata.* (Bel. elongatus.)	
Davöibett.	Zone des *Amm. Davöi.*	Amm. capricornus. Pleurotomaria heliciformis. Inoceramus ventricosus. Cidaris Edwardsi. Palaeocoma Milleri. Pentacrinus subangularis.	
Ibexbett.	Zone des *Amm. ibex.*	Amm. bipunctatus. „ Maugenesti. „ Actaeon. „ Centaurus. „ Loscombi.* Rhynchonella rimosa.*	
Jamesonibett.	Zone des *Amm. Jamesoni.*	Hauptlager der Terebratula numismalis. Amm. brevispina, petos. Pinna folium. „ Masseanus, Lynx. Astarte arealis. „ arietiformis, Zieteni. Opis Carusensis. „ Taylori, submuticus. Rhynch. Thalia. Mytilus numismalis. (Gryphaea obliqua.)	
(Armatusbett?)	*Amm. armatus?*	Pholadomya decorata. Rhynchonella tetraedra, Quenst. Spirifer Münsteri.	

Raricostatu-bett. Unterer Lias.

Die mit einem * versehenen Species finden sich sowohl in der Zone, in welcher sie eingeschrieben sind, als in der zunächst darunter liegenden, während die in Parenthese schon mehrmals in tiefern Regionen aufgetreten sein können, dagegen in der Abtheilung, in welcher sie angeführt werden, aussterben.

ſelbſt einen julianiſchen Verfolgungsgeiſt gegen die Verfechter der entgegengeſetzten. Aus den Gründen der Duldſamkeit wurden Waffen gegen Kirche und Klerus und jede kirchliche Einrichtung, Zucht und Ordnung geſchmiedet.

So drückte die zur Herrſchaft gelangte Selbſtſucht der Duldſamkeit manches Brandmal auf die Stirne, das ſie in übeln Ruf bringen mußte. Am meiſten trugen zu dem Umſchwung der öffentlichen Meinung über den Werth der Duldſamkeit die unheilſchwangern Verirrungen und Frevel bei, welche der Ausbruch der großen Staatsumwälzung in Frankreich erzeugte oder veranlaßte. Durch ſie wurde der Beweis vervollſtändigt, daß die Duldſamkeit in einer Beziehung die Unduldſamkeit in andern Beziehungen keineswegs ausſchließe. Die Herrſchaft der Geſetzloſigkeit war auch die der grauſamſten Unduldſamkeit. Dieſe Thatſache mußte zwar, als man nach der Wiederkehr geſetzlicher Ordnung nur mit Scham und Unmuth jener Auflöſung aller geheiligten Bande der Geſellſchaft gedachte, einer feſtern Begründung der Duldſamkeit das Wort ſprechen. Dies wurde von Vielen gefühlt und erkannt, und unter Napoleons Regierung hielt wenigſtens das Geſetz und noch mehr das Anſehen ſeines Vollſtreckers jedes Gelüſten der Unduldſamkeit im Zaum.

Aber kaum war dieſe Macht gefallen, ſo erhob eine Partei das Haupt, die, in der Duldſamkeit, wie ſie der Revolution vorhergegangen, die Haupturheberin der letztern erblickend, die Verbannung der Duldſamkeit als das wirkſamſte Zaubermittel zur Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge auserſah. Jetzt rief das lebhaft aufgefriſchte Andenken an die Gräuel der Umwälzungszeit, unter dem Vorwand, ihre Rückkehr auf immer zu verhindern, die ſchlaueſte Vertheidigung der Unduldſamkeit ins Leben und verlieh ihren Verfechtern einen Freibrief, die Duldſamkeit in jeder Weiſe zu verläſtern. Die Schriften eines Le Maiſtre, Bonald und La Mennais, welche mit der größten dialektiſchen Kunſt die Unduldſamkeit als die erſte, weſentliche Tugend eines Chriſten anprieſen, erregten einen theilnehmenden Enthuſiasmus, deſſen vorher weder die Duldungslehren eines mit ſchwärmeriſcher Glut begabten Rouſſeau, noch in früherer Zeit die ſchönern und innigern eines Fenelon ſich zu erfreuen hatten. Auch Deutſchland wurde davon angeſteckt, und es fehlte hier nicht an Männern, die, wenn auch mit geringerem Talent und ohne den gleichen Zauber des Style,

Die Schichten des mittleren Lias. Die Glieder des mittlern Lias, welche auf den folgenden Blättern einzeln beschrieben werden sollen, sind von unten gegen oben folgende:

1) Die Schichten des Ammonites Jamesoni.
2) „ „ „ „ Ibex.
3) „ „ „ „ Davöi.
4) Die unteren Schichten des Amm. margaritatus.
5) „ obern Schichten des Amm. margaritatus.
6) Die Schichten des Ammonites spinatus.

1) Die Schichten des *Ammonites Jamesoni.*

§. 18.

Synonymik. Die Zone des Amm. Jamesoni nimmt den untersten Theil des Mergelsystems ein, welches als Numismalismergel oder Belemnitenmergel mit den darauffolgenden Margaritatusthonen den mittlern Lias zusammensetzt. Da die mineralogische Beschaffenheit des Numismalismergel durchweg eine ziemlich gleichartige ist und auch die Farbe der verschiedenen Lagen wenig wechselt, so unterscheiden sich die Schichten des Amm. Jamesoni äusserlich nicht auffallend von den darüberliegenden, was vielleicht theilweise der Grund ist, dass diese Zone noch keine besondere Abgrenzung und Benennung erhalten hat.

Paläontologie: Die wichtigsten Leitmuscheln der Jamesonischichten sind:

Ammonites armatus, submuticus, pettos, Lynx.
„ Jamesoni, Masseanus, Zieteni.
„ arietiformis, Taylori, brevispina.
Turbo Nicias. Pholadomya decorata.
Opis Carusensis. Astarte arcalis.
Pinna folium. Spirifer Münsteri.
Rhynchonella tetraedra Quenst. Rhynch. Thalia.

Die folgenden Species beginnen in den Schichten des Amm. Jamesoni, gehen jedoch auch in höhere Lagen hinauf.

Belemnites elongatus.
Nautilus intermedius.
Ammonites Henleyi.
Turbo heliciformis.
Unicardium Janthe.
Arca Münsteri.
Limea acuticosta.
Pecten priscus.
Rhynchonella rimosa.
Terebratula Moorei.
„ numismalis.
Pentacrinus basaltiformis.

Schon im untern Lias vorkommend, finden sich Gryphaea obliqua, Rhynchonella variabilis und Spirifer verrucosus auch noch in den Schichten des Amm. Jamesoni.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Württemberg. Am Fusse der schwäbischen Alp erhebt sich über den Thonen des untern Lias ein System von hellgrauen Mergeln, welches die untere Hälfte des mittleren Lias bildet, von Quenstedt Numismalismergel benannt und als eine besondere Schichtengruppe ausgezeichnet wurde. Die Mächtigtigkeit derselben beträgt nicht mehr als 30—40 Fuss; das Gestein ist durchgängig ein ziemlich gleichartiges, dennoch aber lassen sich mehrere Zonen darin unterscheiden, welche durch besondere Species characterisirt werden. Auf dem Profil Nr. 10, §. 19 ist die mineralogische Beschaffenheit der Schichten für Schwaben so eingetragen, wie ich sie in meiner früheren Arbeit (1853 der mittlere Lias Schwabens) beschrieben habe, ich kann desshalb gleich zu den paläontologischen Characteren übergehen. Die erste Bank, welche über den Thonen des Amm. raricostatus folgt, ist in Schwaben gefüllt mit Gryphaea obliqua (letztere wurde wegen ihrer breiten Form häufig mit Gryphaea cymbium verwechselt). Bel. elongatus tritt hier zum ersten Male auf, während Bel. acutus des unteren Lias nicht mehr vorhanden ist. Ausserdem finden sich zahlreiche Zweischaler wie Pecten, Lima u. s. w., die aber noch nicht genauer bestimmt wurden. Bezeichnend sind für diese unterste Bank ferner: Rhynchonella tetraeda Quenst. und calcicosta, Spirifer Münsteri, Pholadomya decorata. Etwas höher erscheinen grosse verkalkte Exemplare eines Ammoniten, den ich zu Amm. armatus gestellt habe. Er ist an vielen Orten sehr bestimmend für diese Schichte, da jedoch seine Indentität mit Amm. armatus noch nicht sicher genug bewiesen ist, so muss die Benennung und Abtrennung des Horizontes, den er so scharf markirt, noch umgangen werden. Ich stelle desshalb diese Ablagerung zu der darauf folgenden und bezeichne sie einstweilen als untere Jamesonischichten, während das eigentliche Bett des Amm. Jamesoni etwas höher liegt. Ueber der Region des Amm. armatus werden beinahe sämmtliche

Fossile an den meisten Punkten der schwäbischen Alp in Form braungelber, verwitterter Kieskerne gefunden. Terebratula numismalis, Rhynchonella rimosa und variabilis treten sehr zahlreich auf, und es stellen sich in Begleitung des Amm. Jamesoni die oben erwähnten Species ein. In dieser Region scheidet sich auch eine mit Pentacrinus basaltiformis gefüllte Bank aus. Die braun verkiesten Ammoniten, welche in den hellen Mergeln liegen, fallen zwar leicht in die Augen, doch trifft man dieselben meist nur als herausgewitterte Bruchstücke, da häufig bloss einzelne Umgänge erhalten sind. Die Schichten des Amm. Jamesoni werden gegen oben von denen des Amm. ibex bedeckt. Bei der characteristischen Form ihrer Fossile ist es nicht schwierig, für beide Horizonte eine Anzahl von Arten zu unterscheiden, welche je einen derselben markiren und von dem andern abtrennen: siehe hierüber §. 19. In dieser Weise beginnt der mittlere Lias längs der ganzen schwäbischen Alp, nur dass an einigen Strecken die Verkiesung der Muscheln fehlt. Dann können bloss undeutliche zerdrückte Exemplare aus den Thonen gegraben werden. Ich führe diess hier an, weil in den französischen und englischen Numismalismergeln häufig das Gleiche stattfindet, und dann die betreffende Zone sich dem Auge versteckt und auch meistens übersehen wird. Es erklärt sich hiedurch, dass für den mittlern Lias mancher Gegenden durchaus noch keine Untersuchungen vorliegen, in welchen eine Abtrennung der Jamesonischichten ausgeführt worden wäre. Bei dem Mangel an Vorarbeiten musste ich denn die Feststellung dieser Zone an manchen Localitäten übergehen, da ausserdem nicht immer die Fossile ebenso zahlreich und deutlich gefunden werden wie in Süddeutschland, bisweilen auch die Niederschläge des mittlern Lias auf eine so geringe Mächtigkeit reducirt sind, dass eine Unterscheidung einzelner Schichten beinahe unmöglich wird.

Frankreich. In den Dep. der Yonne und Côte d'Or scheiden sich die Schichten des Amm. Jamesoni in den hellen Mergeln aus, welche dort über dem untern Lias auftreten, man findet die wichtigsten Arten der Zone in verkiesten aber verwitterten Exemplaren zwischen Avallon und Vassy; bei Semur etc.

wie überhaupt hier diese Zone mit den Bildungen der schwäbischen Jamesonischichten viele Aehnlichkeit hat.

Zu Saint Amand (Cher) scheinen sich die Aequivalente der Jamesonischichten zu finden, denn d'Orb.: Prodr. 1. Bd. pag. 224, führt Amm. Masseanus, Regnardi (Jamesoni), Grenouillouxi (pettos) aus dem Liasien dieser Gegend an. Aus dem mittlern Lias vom Dep. de l'Aveyron sah ich bei Herrn Sämann in Paris ein wohlerhaltenes Exemplar von Amm. Jamesoni, das wenigstens die Andeutung gibt, dass die Schichte in diesen südlichen Liasbildungen nicht fehlt, obschon sich durch solche Erfunde keine weitere Folgerungen über die Verhältnisse machen lassen, unter denen die Zone dort auftritt.

In der Normandie ist zwar der mittlere Lias nicht mächtig, dennoch lassen sich einige Zonen darin unterscheiden; so findet sich in den Umgebungen von Caen: Amm. Jamesoni in der Unterregion des dortigen Marlstones.

In England traf ich westlich von Robin Hoods Bay (Yorkshire) die Zone des Amm. Jamesoni mehr als 100 Fuss mächtig entwickelt. Unter den Erfunden konnte ich einige wichtige Species erkennen: Amm. Jamesoni, Taylori, Bel. elongatus, Gryphaea obliqua, Pholadomya decorata und Pinna folium, welch letztere Muschel dort in grosser Zahl eine besondere Lage einnimmt. Phillips hat die untern und mittlern Numismalismergel, welche dort aus dunkeln Thonen bestehen, sich unmittelbar über den Raricostatusschichten ablagern und sich bis an die untere Grenze des Marlstones erstrecken, als „Lower Lias Shale" bezeichnet, und somit in den untern Lias gestellt. Wahrscheinlich hat ihn der geringe Unterschied, welcher in Beziehung auf die mineralogische Beschaffenheit der Schichten besteht, dazu bestimmt.

In den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire) habe ich die Fossile der Jamesonischichten nicht selbst aufgefunden, dagegen lagern sich diejenigen Arten, welche die Zone des Amm. ibex characterisiren, in einem eng begrenzten Bett (Ochraceous-Lias) ab, so dass das Aequivalent für die Zone des Amm. Jamesoni gleich darunter zu suchen ist. Hiemit stimmen die Angaben Murchison's. In seiner Geolog. of Cheltenham. pag. 43 bezeichnet er einige Species der Jamesoni-

schichten, wie Amm. Taylori und (Henleyi); dieselben kommen dort in dem 10 Fuss mächtigen, schieferigen Thon vor, welcher unter dem Ochraceous-Lias liegt. Sind obige Beobachtungen und der daraus gezogene Schluss richtig, so ist der Beweis geliefert, dass die Zone des Amm. Jamesoni in Gloucestershire ganz übereinstimmend mit ihrem Auftreten in andern Gegenden sich auch hier unmittelbar unter die Ibexschichten anlagert.

An der Küste von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) hat die Zone, in welcher Amm. Jamesoni vorkommt zwar eine ziemliche Mächtigkeit, doch fand ich nur mit Mühe eine Anzahl schlecht erhaltener Exemplare, welche den vorhandenen Horizont andeuteten. Von Amm. Jamesoni kommen grosse Umgänge vor, die verkieste Brut davon (Amm. Bronni) fand ich hier gleichfalls in den Schichten, welche einen Theil der „Upper Marles" de la Beche bilden. Pentacrinus basaltiformis liegt in derselben Zone, während die Schichten des Amm. Davöi erst ziemlich hoch darüber anstehen.

2) Die Schichten des *Ammonites ibex.*

§. 19.

Synonymik: Ochraceous Lias, Murch. 1845. Geol. of Cheltenh. pag. 42. Im Uebrigen gilt hier dasselbe, was schon bei der Synonymik im vorigen Paragraphen gesagt wurde.

Paläontologie: Ausschliesslich bestimmende Species für die Zone des Amm. ibex:

Ammonites ibex, Amm. Maugenesti, Amm. Actäon.
„ bipunctatus Röm. (Valdani d'Orb.)

Die folgenden Arten kommen gleichfalls in der Zone des Amm. ibex vor, einzelne derselben gehen jedoch in die angrenzenden Schichten über, bei andern ist die verticale Verbreitung noch nicht gehörig sicher gestellt.

Ammonites Loscombi.
„ Henleyi.
„ Centaurus.
Belemnites clavatus.
„ elongatus.
Panopaea elongata.
Pholadomya ambiqua.
Pholadomya Hausmanni.
Cypricardia cucullata.
Mytilus scalprum.
„ hippocampus.
Terebratula numismalis.
Rhynchonella rimosa u. s. w.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Das folgende Profil umfasst die ganze untere Hälfte des mittleren Lias Schwabens. Es zeigt die Verhältnisse, in welchen hier die drei Zonen des Amm. Jamesoni, ibex und Davöi zu einander stehen. Ich konnte mich deshalb in §. 18 und 20. darauf beziehen.

Nr. 10.

Oberer Theil des mittleren Lias.		Amm. margaritus beginnt hier.
10′	5—6 Steinmergelbänke wechselnd mit bläulichen Thonen. Muscheln verkalkt.	Belemnites umbilicatus beginnt hier. **Amm. Davöi**, capricornus. (fimbriatus, Henleyi.) Inoceramus ventricosus. Pentacrinus subangularis.
15–18′	Hellgraue Steinmergelbänke mit Thonen wechsellagernd. Organische Reste verkiest.	**Amm. ibex**, Maugenesti. „ bipunctatus, Centaurus, Actäon. Terebratula. ——————— numismalis. Rh. rimosa. **Amm. Jamesoni**, Masseanus. „ Taylori, pettos, Lynx. Pentacrinus basaltiformis.
2′	graue Mergel mit Amm. armatus.	
1′	harte Steinmergelbank mit Kalkspathlamellen durchzogen.	
3′	Bröcklige graue Kalkbank, gefüllt mit Gryphaea obliqua, Rhynchonella tetraedra, Quenst., Pholadomya decorata, Spirifer Münsteri.	
Thone des untern Lias.		Geodenbank mit Amm. raricostatus und densinodus.

Wie aus dem obigen Profile zu ersehen ist, liegen in Schwaben die leitenden Fossile der Zone des Amm. ibex in den Mergeln und Thonen, welche über Amm. Jamesoni wenige Fuss mächtig anstehen. Amm. ibex, Maugenesti, bipunctatus, Actäon,

Centaurus sind die constantesten Arten. Da durch die geringe Mächtigkeit und die Uebereinstimmung in der mineralogischen Beschaffenheit der Schichten die genaue Eintheilung jeder einzelnen Species hier sehr erschwert wird, so ist es erklärlich, dass noch nicht sämmtliche Arten sicher genug eingereiht werden konnten. Doch hat man es mit einer Anzahl so scharf ausgeprägter Formen zu thun, dass auch wenigere Species genügen, um die Horizonte zu bestimmen. Amm. Jamesoni, Masseanus, submuticus, Taylori, pettos gehen nie in die oft nur wenige Fuss höher liegenden Schichten hinauf, welche das ausschliessliche Lager des Amm. ibex, bipunctatus, Maugenesti und Actäon bilden. Ich habe hierüber mehrere Beobachtungen in den verschiedenen Ländern gemacht und da, wo die Numismalismergel eine gewisse Mächtigkeit haben, so dass ihre Gliederung nicht zu schwierig wird, noch keine Ausnahme gefunden. Bei Amm. Centaurus und Loscombi, welche hier gleichfalls in der Zone des Amm. ibex zu Hause sind, kenne ich die ganze verticale Verbreitung nicht vollständig. Die Schichten des Amm. ibex werden gewöhnlich leichter aufgefunden, als die des Amm. Jamesoni, da ihre Fossile meist besser erhalten sind, als die in den Jamesonischichten und einzelne Arten wie Amm. bipunctatus und Actäon an vielen Localitäten sehr zahlreich vorkommen.

Frankreich. Zu Venarey bei Semur (Côte d'Or) fand ich in einem Steinbruche, welcher für die Fabrikation von hydraulischem Kalke betrieben wird, einen Theil der Numismalismergel anstehen. Sie gleichen dort völlig den Bildungen desselben Alters in Schwaben, es sind hellgraue Mergelbänke mit dazwischen liegenden Thonen, in welchen ich Belemniten, Terebrateln und verkieste Ammoniten zahlreich antraf. Die Basis des Bruchs wird durch die Zone des Amm. ibex gebildet; ich fand hier Amm. bipunctatus, Maugenesti, Actäon, Loscombi, Belemnites elongatus in grosser Menge. Das ganze Bett ist nicht über 8—10 Fuss mächtig, darauf folgt ein ähnliches Gestein, in dem jedoch Amm. Davöi und andere Arten seiner Zone auftreten. Von oben herab ist hier eine vollständige Uebereinstimmung mit dem schwäbischen Profile, während andererseits keine für eine tiefere Zone cha-

racteristische Species sich in Begleitung der genannten Ammoniten vorfand. Ich erhielt zu Venarey von diesen Arten nahezu 100 Exemplare, dagegen keine einzige Species aus der Zone des Amm. Jamesoni, was doch immer das Zusammenhalten der erstern beweist, und gegen die Einmischung solcher Species spricht, welche an anderen Orten constant nur in einer tieferen Schichte vorkommen.

In der Normandie finden sich zwar Amm. ibex, bipunctatus, Maugenesti, Loscombi u. s. w., sie liegen dort etwas tiefer als Amm. margaritatus und spinatus, doch ist der mittlere Lias jener Provinz an vielen Stellen so wenig mächtig, und dabei oft auch unregelmässig abgelagert, dass eine genauere Gliederung seiner Schichten noch nicht durchgeführt wurde.

Aus dem mittlern Lias von Saint Amand (Cher) nennt d'Orbigny, Prodr. 1. Bd. pag. 224. die wichtigsten derjenigen Arten, welche ich auf der vorletzten Seite als die häufigsten und zum Theil ausschliesslichen Bewohner der Ibexschichten angeführt habe. Es sind: Amm. ibex (Boblayei), Actäon, Maugenesti, bipunctatus (Valdani), Loscombi und Centaurus, welche das Vorkommen der Ibexschichten in dem Cherdepartement ziemlich sicher stellen, obgleich in Beziehung auf deren genauere Abtrennung in jener Provinz noch keine Untersuchungen vorliegen.

In England lässt sich die Zone des Amm. ibex an mehreren Punkten nachweisen. Am deutlichsten findet sie sich in Gloucestershire. Ich erhielt von Charlton in den Umgebungen von Cheltenham: Amm. ibex, bipunctatus, Maugenesti, Henleyi, Mytilus scalprum, hippocampus, Cypricardia cucullata u. s. w. zahlreich, mit weiss erhaltener Schale zusammen in braune Geoden gebacken. Ohne Zweifel gehört diese Schichte zu Strickland's „Ochraceous-Lias," welchen er (Murch. 1845. Geol. of Cheltenh. pag. 42) als ein 4 Fuss dickes, gelbes Thonbett beschreibt, in welchem an Eisenoxyd reiche, mit Muscheln gefüllte Geoden vorkommen. Er führt unter den Fossilen der Schichte zwar die oben bezeichneten Ammoniten nicht an, dagegen stimmt die mineralogische Beschaffenheit und die relative Lage des Betts unter dem Marlstone mit seinen Angaben, sowie

im Appendix Amm. ibex (Boblayei), Amm. Centaurus, Henleyi und Loscombi von Hewletts Road doch noch nachträglich beschrieben werden. Ich zweifle desshalb nicht daran, dass Strickland's Ochraceous-Lias durch die Zone des Amm. ibex gebildet wird.

Im britischen Museum liegt eine Suite von Ammoniten aus dem mittleren Lias von Watford in Northamptonshire, in welcher ich deutliche Exemplare von Amm. ibex und bipunctatus sah, was für das Vorhandensein der ganzen Zone in jener Provinz spricht.

An der Küste von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) verstecken sich die Fossile aus der Region des Amm. ibex dem Auge sehr. Nur durch Graben in den Thonen konnte ich Spuren davon auffinden. Ich erhielt hiedurch einige Abdrücke von Ammonites bipunctatus und Maugenesti in einer Schichte, welche tiefer lag als die des Amm. Davöi und capricornus, was ganz mit der Anordnung stimmt, in welcher wir beide Zonen an andern Orten finden.

3) Die Schichten des *Ammonites Davöi.*

§. 20.

Synonymik: Region des Ammonites Davöi, Oppel, 1853. Mittl. Lias Schwabens. pag. 22. Schiste d'Ethe, Dewalque, 1854. Academie royale de belgique. extr. du tome 21, Nr. 8. des Bulletins. pag. 10. Desgl. Bull. Soc. geol. de France, 26. Juni 1854.

Palaeontologie: Die wichtigsten Arten der Davöischichten sind:

Belemnites elongatus.
" clavatus.
" umbilicatus.
" longissimus.
Ammonites capricornus. *
" Davöi. *
" fimbriatus.
" Henleyi.
Pleurotomaria heliciformis. *
Tancredia broliensis. *
" longiscata. *
" Raulinea. *
Avicula sexcostata.
Inoceramus ventricosus. *
Cidaris Edwardsi. *
Palaeocoma Milleri. *
Pentacrinus subangularis. *

Die mit einem * bezeichneten Arten beschränken sich gänzlich auf die Schichten des Amm. Davöi.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Siehe das Profil im vorigen Paragraphen. In Schwaben unterscheidet sich die Zone des Amm. ibex von der darüberliegenden des Amm. Davöi in mineralogischer Beziehung hauptsächlich durch die Erhaltungsweise der Fossile. Während an den meisten Localitäten die Fossile der Ibexschichten in Form von Kieskernen herauswittern, sind Amm. Davöi und seine Begleiter immer verkalkt und stecken festverwachsen in den grauen Steinmergeln, oder liegen in den bläulichen Thonen, meist mit der Schale erhalten. Man findet sie besonders deutlich in der Gegend von Gmünd, sowie bei Füzen am Randen. Den Schichten des Amm. Davöi gehören mehrere Arten, wie Ammonites Davöi und capricornus, Inoceramus ventricosus, Pentacrinus subangularis Mill. ganz ausschliesslich an, dagegen sind andere nicht minder bezeichnend dadurch, dass sie in dieser Zone zum ersten Male erscheinen wie Bel. umbilicatus, longissimus, Avicula sexcostata, während einige Species: Amm. Henleyi, fimbriatus, Bel. elongatus höher und tiefer vorkommen. Das Herabgreifen des Amm. margaritatus in die Zone des Amm. Davöi muss ich entschieden in Abrede ziehen. Amm. margaritatus beginnt zwar gleich darüber, Amm. fimbriatus und Henleyi gehen in die Margaritatusschichten hinauf, dagegen nehmen Amm. Davöi und capricornus an Orten, wo der mittlere Lias regelmässig und deutlich abgelagert ist, immer einen tiefern Horizont ein, in welchen sich Amm. margaritatus nicht verliert. Eine Reihe von Localitäten beweisen mir diese Thatsache. Bloss in den Umgebungen von Caen konnte ich die Zone des Amm. Davöi nicht besonders unterscheiden, aber diess rührt von der Unregelmässigkeit her, welche die dortigen Ablagerungen des mittleren Lias an den meisten Stellen zeigen. Vielleicht lässt sich daselbst durch vollständigere Durchschnitte auch noch eine Trennung finden. D'Orbigny, Pal. fr. pag. 244. placirt seinen Amm. planicosta (capricornus Schloth.) in die Schichten des Amm. margaritatus. Er scheint hiefür die Entwicklung des mittleren Lias der Normandie zu Grunde gelegt zu haben, denn an den übrigen Localitäten, welche er für Frank-

ſich zum Echo der franzöſiſchen Predigt der Unduldſamkeit machten.

Manche fromme Seele wurde jetzt unduldſam, weil ſie ihren Glauben bloßgeſtellt wähnte; noch mehrere Weltkluge wurden es, um nicht an Anſehen zu verlieren, oder weil ſie in der Duldſamkeit eine Feindin ihrer Vorrechte in der Geſellſchaft erblickten; die Staatsklugen endlich wurden es mehrentheils aus Furcht, die Volksgläubigkeit möchte aufhören, ein zahmer Träger des Gehorſams, der Geduld und Langmuth zu ſeyn. Mancher meinte wieder im Ernſt, Andersgläubigen zu fluchen, ſey das wahre Zeichen frommer Rechtgläubigkeit, ihnen Segen zu wünſchen wäre Ruchloſigkeit.

Es erging der Duldſamkeit nicht beſſer als ihren Schweſtern, der Freiheit, der Volksaufklärung, der Humanität und Philanthropie. Sie kamen alle in übeln Geruch. Zeiten groſſer Bewegung, gewaltiger Erſchütterung iſt es eigen, alle, auch die grellſten Gegenſätze wider einander ins Handgemeng zu bringen. Man darf ſich weder darüber verwundern, noch darob entſetzen. Es ſind Zeiten des Uebergangs immer mit ſchweren Geburtswehen verbunden.

Dieſe Geburtswehen zu lindern, ihre Gefahr abzuwenden, iſt die Aufgabe. In Rückſicht der Duldſamkeit ſpricht Alles dafür, trotz den ungünſtigen Zeichen der Gegenwart, daß ſie obſiegen werde, wenn gleich bedeutende Mißgriffe der Machthaber den Sieg verzögern könnten. Doch das Intereſſe der Machthaber ſpricht ſelbſt mächtig für ſie. Nur der Geiſt der Duldſamkeit kann dem Fanatismus begegnen, nur er ihm Zaum und Gebiß anlegen, nur er neue Religionskriege verhindern. Aber ein ſchwankendes Benehmen, halbe Maßregeln können den trotzig aufſtrebenden Geiſt der Unduldſamkeit weder bezähmen noch beſchwichtigen. Seine mächtigſten Widerſacher ſind *Gründlichkeit* in Allem, was den Unterricht berührt, *Folgerichtigkeit* und *feſtes Beharren* im Handeln und *Mäßigkeit* in den Geſinnungen und Anforderungen. Denn das Reich der Unduldſamkeit beruht auf Schein und Täuſchung, und ſeine beſten Verbündeten ſind der Schwachſinn der Menge und die Uebertreibungen, die leidenſchaftliche Maßloſigkeit der Gewalthaber, ſey es im Gebiete des Staats, der die materiellen Intereſſen behandelt, ſey es in dem der Wiſſenſchaft und Literatur, wo die geiſtigen betrieben werden. Unduldſamkeit iſt nothwendig einſeitig; mit umfaſſender Gründlichkeit kann ſie nicht beſtehen.

reich angibt, konnte ich häufig eine genaue Abtrennung beobachten. Sollte sogar Amm. capricornus einmal in Gesellschaft des Amm. margaritatus vorkommen, so würde diess bloss in den Grenzschichten stattfinden, auf keinen Fall aber charakterisirt Amm. capricornus die ganze Zone des Amm. margaritatus. In den mächtigen Ablagerungen, welche in Burgund von den Kalken des Amm. margaritatus, spinatus und der Gryphaea cymbium gebildet werden, wurde Amm. capricornus niemals angetroffen. Dagegen fand ich zu Venarey bei Semur (Côte d'Or) die Schichte des Amm. Davöi und capricornus als getrennte Zone, über welcher Amm. margaritatus zum ersten Male erscheint. Amm. capricornus ist beinahe überall viel häufiger als Amm. Davöi, doch ist die Form des letzteren wenig durch Uebergänge an andere Species gebunden, und desshalb nicht leicht zu verwechseln, was der Grund war, warum ich schon in meiner frühern Arbeit über den mittlern Lias Schwabens die Zone nach Amm. Davöi benannt habe.

Ganz ähnlich, wie zu Venarey (Côte d'Or) lässt sich die Zone des Amm. Davöi sowohl nach unten gegen die Schichten des Amm. ibex, als nach oben gegen die des Amm. margaritatus noch an andern Punkten in Frankreich und England, besonders aber im südwestlichen Deutschland abtrennen. Für Schwaben habe ich solche Localitäten in meiner eben erwähnten Arbeit pag. 43 angegeben. Besonders hervorzuheben habe ich die von Dr. Dewalque * ausgeführte Gliederung des mittlern Lias von Luxemburg. Derselbe trennt die Zone des Amm. Davöi als „Schiste d'Ethe" und unterscheidet sie von den übrigen Schichten des mittlern Lias, was eine interessante Bestätigung ist für die Uebereinstimmung, mit welcher die einzelnen Zonen des mittlern Lias in verschiedenen Ländern auftreten.

In England ist die Zone des Amm. Davöi gleichfalls vorhanden, doch kommt auch hier Amm. capricornus viel zahlreicher vor, als Amm. Davöi. In Yorkshire liegt Amm. capricornus

* Academie Royale de Belgique, tome 21. Nr. 8. des Bulletins, und Soc. geol. de France. 26. Juni 1854. pag. 552.

Schl. (maculatus Young und Bird) an der Basis des dortigen Marlstone's in grosser Anzahl, mit ihm finden sich die prächtigen Seesterne, welche Phillips (Ophiura) Palaeocoma Milleri genannt hat, während ich den Amm. Davöi dorther nicht kenne. Aehnliche Verhältnisse findet man in Gloucestershire. Amm. capricornus kommt zahlreich vor, Cidaris Edwardsi und Ophioderma Gaveyi, welche Dr. Wright 1852. Ann. und Mag. so trefflich abgebildet hat, sind daselbst seine Begleiter.

An der Küste von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) fand ich dagegen nicht allein ein grosses und deutliches Exemplar von Amm. Davöi, sondern in seiner Begleitung auch die in Schwaben mit ihm zusammenliegenden characteristischen Arten: Amm. capricornus, Henleyi, Belemnites umbilicatus, elongatus, clavatus, Inoceramus ventricosus, Pentacrinus subangularis. Ausserdem fand ich den von Miller beschriebenen *Belemnites longissimus* in dieser Zone in mehreren Exemplaren. Er stimmt mit der Figur Miller's, welcher ihn von Lyme Regis beschreibt, gehört also in den mittleren Lias und ist nicht mit Bel. acuarius des obern Lias zusammenzustellen, von dem er sich durch seine äussere Form auch leicht unterscheiden lässt. Eine zweite von dieser Localität beschriebene Species ist *Bel. elongatus* Miller. Auch von ihm fand ich zahlreiche Belegstücke dafür, dass Millers Species ein Paxillose der Numismalismergel, und Quenstedts Bel. pax. numismalis damit identisch ist. Amm. margaritatus beginnt an der Küste von Charmuth gleich über der Zone des Amm. Davöi und setzt sich dort noch weit gegen oben fort.

4) Die unteren Schichten des *Amm. margaritatus.*

§. 21.

Synonymik: Unterer Lias δ. Region des *Amm. lineatus.* Oppel 1853. Mittl. Lias Schwabens. pag. 23. Die hier betrachtete Schichte bildet die Basis der folgenden Zone, und wird gewöhnlich mit derselben zusammengestellt, deshalb siehe die weiteren Benennungen im nächsten Paragraphen.

Paläontologie: Folgende Arten zeichnen die untere Zone des Amm. margaritatus aus:

Belemnites elongatus.
" clavatus.
" umbilicatus.
" longissimus.
Ammonites fimbriatus.
Ammonites Henleyi.
" margaritatus.
" Normanianus.
" globosus.
Avicula sexcostata.

Ueber die genauere Verbreitung dieser Arten siehe weiter unten.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Für Schwaben siehe das Profil Nr. 11. §. 23. Amm. margaritatus ist für die obere Hälfte des mittleren Lias anerkannt eine solch' bestimmende Species, dass ich es für nöthig halte, den Horizont scharf hervorzuheben, in welchem er zum ersten Male auftritt. Er beginnt in Gesellschaft des Amm. globosus und Normanianus, welche nie in tieferen Schichten gefunden werden. * Mit ihm kommt dagegen eine Anzahl derjenigen Arten vor, welche wir schon in den Numismalismergeln angeführt haben und die hier zum letzten Male auftreten, darüber aber aufhören. Es sind folgende: Belemnites elongatus, umbilicatus, longissimus, Amm. fimbriatus, Avicula sexcostata. Endlich trifft man auch diejenigen Species, welche durch eine grössere Anzahl von Schichten hindurchgehen, wie Bel. clavatus, Amm. Henleyi, Pecten tumidus, priscus, Pleurotomaria expansa u. s. w. zahlreich. Die unterste Zone des Amm. margaritatus wird hienach dadurch characterisirt, dass Amm. margaritatus hier zum ersten Male erscheint und dennoch eine Anzahl der für tiefere Schichten characteristischen Species damit vorkommen, welche hier aber aussterben. Gegen unten lässt sich die Zone überall leicht abtrennen durch das Erscheinen des häufigsten und bezeichnensten Ammoniten des mittleren Lias, während gegen oben gleichfalls eine Abgrenzung möglich wird durch das Aufhören derjenigen Arten, welche von den Numismalismergeln herauf-

* Amm. laevigatus Sow. gehört dem untern Lias an, Amm. globosus gleicht ihm, wurde bisweilen damit verwechselt und deshalb auch im untern Lias angeführt

kommen, sowie durch das Beginnen einer neuen Anzahl von Species, welche an die Stelle der ausgestorbenen treten und die höheren Schichten des Amm. margaritatus bevölkern. Amm. margaritatus durchläuft also zwei Zonen, von welchen die untere noch mehr den Character der Numismalisschichten besitzt, die obere meist viel mächtigere, dagegen den Typus der eigentlichen Margaritatusschichten trägt. Ich habe diese Trennung schon bei den localen Untersuchungen in einer früheren Arbeit * für Schwaben ausgeführt, indem ich die Region des *Amm. lineatus* als unteren Lias δ von den eigentlichen Amaltheenthonen oder dem mittleren Lias δ unterschied. Ich vertausche erstere Bezeichnung gegen die schon §. 17. eingeführte: „Untere Zone des Amm. margaritatus," da das erstmalige Erscheinen des Amm. margaritatus das wichtigste Moment unter den übrigen paläontologischen Characteren bildet, durch dessen Beachtung sich die Zone auch am leichtesten auffinden lässt. Seither erhielt ich die Bestätigung für die Ausführbarkeit einer solchen Abgrenzung durch die Uebereinstimmung der Verhältnisse, welche ich an entfernteren Orten antraf. Merkwürdig ist, dass gewöhnlich auch das Gestein der unteren Zone noch nicht den Charakter der eigentlichen Margaritatusschichten besitzt, sondern mehr mit dem der Numismalismergel stimmt. In Schwaben bestehen die Schichten aus einigen harten hellgrauen Steinmergelbänken, zwischen welche sich bläuliche Thone legen. Die Grenze gegen die Davöischichten ist nicht schwierig zu finden, denn die kleinen verkiesten Exemplare des Amm. margaritatus machen sich leicht bemerklich, sobald man an dem rechten Horizonte angekommen ist. Mit denselben liegen in den Thonen: Belemnites clavatus, umbilicatus und elongatus, besser erhalten und zahlreicher als in irgend einer andern Schichte. Unter den harten Steinmergelbänken zeichnet sich besonders eine Schichte aus, welche Amm. fimbriatus in grossen Exemplaren anfüllt. Am besten sah ich diese Zone im Bette der Wutach am Fusse des Randens, wo sie sich gegen unten sehr leicht von den mit Amm. Davöi

* Oppel, 1853, der mittlere Lias Schwabens, pag. 23.

und capricornus gefüllten Schichten, gegen oben von den blauen Thonen mit Amm. margaritatus und Bel. paxillosus abtrennen lässt. Bei Boll ist sie weniger mächtig, doch nicht minder leicht unterscheidbar.

Frankreich. Ganz ähnliche Verhältnisse traf ich in Burgund. Zu Venarey bei Semur (Côte d'Or) treten die obern Schichten des Amm. margaritatus als mächtige Kalkformation auf, welche sich weit an den Bergrücken in die Höhe zieht, erst im Thale kann man ihre untere Grenze untersuchen. In dem schon §. 19. beschriebenen Steinbruche erscheint über der Zone des Amm. Davöi und capricornus zum ersten Male Amm. margaritatus in kleinen verkiesten Exemplaren, welche aus den hellen Thonen wittern. Amm. globosus und fimbriatus, Belemnites clavatus und elongatus sind hier seine Begleiter. Der wenig mächtige Durchschnitt, welchen diese Localität darbietet, ist sehr zu beachten, denn man findet in geringer Höhe die drei Zonen des Amm. ibex, Davöi und margaritatus, und kann zugleich den Unterschied in der Gesteinsbeschaffenheit bemerken, welcher zwischen den mergeligen Bildungen der untern Margaritatuszone und den oberen kalkigen Schichten existirt, welche hoch darüber an dem nach Semur führenden Wege abgelagert sind und der obern Zone des Amm. margaritatus und spinatus angehören.

England. An der Küste von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) trennt sich die Lage des Amm. margaritatus auch in 2 Theile 1) in eine mächtige blaue Thonformation, und 2) in eine graue mergelige Bildung an ihrer Basis. Ich fand in der letzteren Belemnites elongatus, umbilicatus und clavatus. Doch sind die Fossile von hier an aufwärts sehr sparsam vertheilt, so dass ich nur wenigen Aufschluss über die einzelnen Species erhielt. Sowerby's Amm. fimbriatus stammt ohne Zweifel aus dieser untern Region, was in Uebereinstimmung mit seinen übrigen Angaben (Farbe der Abbildung u. s. w.), sich an Ort und Stelle leicht beweisen lässt. Er gehört entschieden in den mittleren Lias, und sein Name darf deshalb auf den etwas hochmündigeren Amm. cornucopiae Y. u. B. des obern Lias nicht übertragen werden.

Ich berühre hier noch zum Schlusse eine Localität, welche ausserhalb des Terrains liegt, das diese Arbeit behandelt, welche aber der allgemeinen Vergleiche halber wohl beigezogen werden kann. In dem mittleren Lias von Braunschweig scheinen die unteren Margaritatusschichten in Verbindung mit den Davöibänken besonders entwickelt, dagegen die tiefern Numismalismergel verkümmert zu sein. H. v. Strombeck* gibt in seinem interessanten Aufsatze für die 15—30 Fuss mächtigen Thonmergel, welche dort über dem untern Lias liegen, eine Anzahl darin vorkommender Arten an, unter welchen ich folgende hervorhebe:

(Belemnites niger) Belemn. elongatus. Mill., Ammonites capricornus, Amm. fimbriatus, Amm. Davöi, (Amm. amaltheus) Amm. margaritatus, (Helicina) Pleurotomaria expansa, (Inoc. pernoides) Inoceramus ventricosus Sow.

Es sind dies die wichtigsten Species der Davöi- und untern Margaritatusschichten, welche in Braunschweig in einer Mergelbildung vorkommen, deren Mächtigkeit nicht geringer ist als die der Niederschläge gleichen Alters in Schwaben. Man sollte desshalb glauben, dass bei der Gleichheit der Bildungen und der Uebereinstimmung der fossilen Arten auch im mittlern Lias von Braunschweig das Auftreten der einzelnen Species so vertheilt sei, dass in analoger Weise wie in Schwaben die Zone mit Amm. capricornus und Davöi von der darüber liegenden, in welcher Amm. margaritatus zum ersten Male auftritt, zu unterscheiden sei.

5) Die obern Schichten des *Amm. margaritatus*.

§. 22.

Synonymik: Blue Lias Marl. (pars sup.), Will. Smith. 1815. a. Mem. of the Strata u. s. w. Micaceous Marl. de la Beche 1823. Geol. Trans. 2. Ser. 2. Bd. tab. 3. Marlstone series (pars) Phill. 1829. Geol. of Yorksh. pag. 33. Marlstone and Ironstone (pars), Phill. 1829. pag. 192. Calcaire à Gryphée cymbium, M. Cotteau. Marnes

---

* Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch. 4. Bd. pag. 65.

à Ammonites amalthens ou margaritatus, Marcou, 1846. Jura salinois, pag. 50. Macigno d'Aubange (pars inf.), Dumont. Dewalque et Chap. Luxemb. pag. 273. Lias δ. Amaltheenthone (pars med.) Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 540. Eigentliche Amaltheenthone. Oppel. 1843. Mittl. Lias Schw. pag. 23.

Paläontologie: Die Leitmuscheln der obern Margaritatusschichten sind folgende:

Belemnites compressus Stahl.
„ paxillosus Schloth.
„ lagenaeformis Ziet.
Ammonites margaritus.
„ Zetes.
„ Normanianus.
„ Henleyi.
Chemnitzia undulata.
Turbo paludinaeformis.
„ subundulatus.
Pleurotomaria anglica.
„ expansa.
„ rotundata.
Leda complanata.
„ acuminata.
Isocardia cingulata.
Cardium truncatum.
Pinna Morei.
Avicula longiaxis.
Inoceramus substriatus.
Pecten sublaevis.
„ liasinus.
„ Philenor.
Plicatula spinosa.
Gryphaea cymbium.
Rhynchonella amalthei.
„ furcillata.
„ scalpellum.
„ acuta.
Terebratula quadrifida.
„ cornuta.
„ resupinata.
„ Edwardsi.
„ Heyseana.
Spirifer Tessoni.
Cidaris amalthei.
Pentacrinus laevis.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Das Profil Nr. 11 des §. 23 ist von den schwäbischen Bildungen genommen, in welchen die obere Zone des Amm. margaritatus so deutlich entwickelt ist, wie man sie nur selten anderswo ausgesprochen findet, während ihre Mächtigkeit hier nicht sehr bedeutend ist. Ueber den Steinmergelbänken der untern Margaritatusschichten, welche wir im vorigen Paragraphen beschrieben haben, erheben sich längs der ganzen schwäbischen Alp 35—45 Fuss mächtige, blaue Thone mit verkiesten Muscheln und zahlreichen Schwefelkiesknollen. Bisweilen

scheiden sich darin einzelne graue Steinmergelbänke aus, häufig aber bildet das Ganze einen ununterbrochenen Thonniederschlag, in welchem nur kleinere Geoden ziemlich unregelmässig vertheilt sind, wie z. B. zu Heiningen bei Boll.

Die bezeichnendsten und häufigsten Arten dieser obern Region des Amm. margaritatus sind: Bel. compressus, lagenaeformis, Amm. Zetes, Chemnitzia undulata, Turbo paludinaeformis, Leda complanata und acuminata, Pecten sublaevis, Philenor, Pentacrinus laevis u. s. w., welche sich ganz auf diese Zone beschränken, während Pleurotomaria anglica, expansa, rotundata, Inoceramus substriatus, Pecten liasinus, Rhynchonella amalthei auch noch höher hinaufgehen. Andere treten hier zum letzten Male auf, wie Amm. Henleyi, Normanianus, globosus. Diese noch fragmentarische Zusammenstellung genügt vorerst um den paläontologischen Character der Zone zu begründen, sowie um ihre Trennung von den angrenzenden zu rechtfertigen.

Die Abgrenzung der Zone gegen unten wurde schon im vorigen Paragraphen gegeben. Gegen oben stellen sich an der schwäbischen Alp, über den Thonen des Amm. margaritatus helle Steinmergelbänke ein, welche neben Amm. spinatus eine Anzahl von Arten enthalten, die in den eigentlichen Margaritatusschichten nicht gefunden werden. In Württemberg ist die Abgrenzung gegen oben und unten desshalb leicht, weil die überall gleichmässige mineralogische Beschaffenheit einem zu Hülfe kommt, sobald man wenigstens an einem Punkte die Schichtenunterschiede gehörig erfasst hat. Dagegen fand ich es im fremden Lande in jeder neuen Gegend schwierig die analoge Abgrenzung immer wieder aufzufinden, da die Abtheilungen in entfernteren Provinzen meist aus andern, oft sehr verschiedenartigen Niederschlägen gebildet werden.

In Frankreich war es nur ein Geologe, der die Unterschiede gewürdigt hat, welche zwischen den Schichten des Amm. margaritatus und denen des Amm. spinatus bestehen. Marcou stellt in seinem Jura salinois zwei Abtheilungen hiefür auf, von denen die untere: „Marnes à Ammonites margaritatus ou amaltheus“ unseren obern Margaritatusschichten, die

obere „Marnes à Plicatules“ dagegen unsern Spinatusschichten entspricht. Marcou gibt die Mächtigkeit seiner Marnes à Amm. margaritatus zu 30 Fuss an, und bezeichnet als wichtigste Arten der Zone den Bel. Fournelianus (Bel. compressus Stahl.) und den Amm. margaritatus,* während er darüber eine 18-Fuss dicke Bildung als Marnes à Plicatules hervorhebt, in welcher Amm. spinatus die Stelle des Amm. margaritatuts einnimmt. In Burgund sind diese zwei Formationsglieder in bedeutender Mächtigkeit entwickelt; es sind braune bröckelige Kalke, welche bisweilen einen blauen Kern enthalten und von der grossen Gryphaea cymbium gefüllt werden. Amm. margaritatus und Bel. paxillosus sind ziemlich sparsam darin vorhanden, doch kommt ersterer verkalkt in riesigen Exemplaren vor. Gegen oben werden die Schichten reicher an Fossilen, Amm. spinatus scheint auch hier den Amm. margaritatus zu verdrängen, und Gryphaea cymbium wird so zahlreich, dass das Gestein beinahe sich in ein Muschelconglommerat verwandelt. Am deutlichsten sah ich dies bei Vassy unweit Avallon (Yonne), wo die obersten Kalke des mittlern Lias in grossen Steinbrüchen gleich unter den Posidonomyenschiefern aufgeschlossen sind. Marcou stellt die ganze Ablagerung der braunen Kalke von Vassy in die Zone des Amm. spinatus (d. h. zu seinen Marnes à Plicatules), doch konnte ich an Ort und Stelle eine genauere Abgrenzung der Margaritatus- und Spinatusschichten nicht herausfinden. Ganz übereinstimmend mit den schwäbischen Bildungen traf ich die Thone des Amm. margaritatus eine Stunde oberhalb Metz an den Ufern der Mosel. Bel. compressus und paxillosus sowie verkieste Exemplare von Amm. margaritus und Normanianus lagen zahlreich in den blauen Thonen, doch konnte an jener Localität die obere Grenze derselben nicht gesehen werden.

In dem Marlstone der Normandie besteht die ganze Ablagerung, in welcher Amm. margaritatus und spinatus vorkommen, aus hellen Kalken und Mergeln von wenigen Fuss Mächtigkeit.

* Ueber die Deutung der dritten Species, welche Marcou als Bel. umbilicatus angibt, bin ich nicht sicher, schwerlich ist derselbe mit dem im vorigen Paragraphen angeführten Bel. umbilicatus identisch.

Terebratula quadrifida, cornuta, resupinata, Rhynchonella acuta, Gryphaea cymbium kommen zahlreich darin vor, dagegen wird hier nicht leicht eine Trennung bewerkstelligt werden können, da die Schichten zu wenig mächtig auftreten.

Im Süden von Frankreich wurden die vereinigten Zonen des Amm. margaritatus und des Amm. spinatus an verschiedenen Localitäten mit Deutlichkeit nachgewiesen, M. Köchlin Schlumberger* beschreibt sie von Mende (Lozere). Aus dem Dep. de l'Aveyron erhielt ich die characteristischen Arten beider Schichten durch Herrn Sämann in Paris.

England. An der Küste von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) werden die oberen Lagen des Amm. margaritatus durch mächtige Niederschläge eines blauen glimmerreichen Thones gebildet, welche gleich unter den gelben Sanden liegen, die in jener Gegend sich aufwärts bis an die Basis des eigentlichen Unteroolithes erstrecken. Ich fand zwar viele Exemplare von Amm. margaritatus, ausserdem aber beinahe keine einzige bezeichnende Species. In de la Beche's Profil der Schichten jener Küste** findet man diese Zone deutlich eingetragen, als „Micaceous Marl." De la Beche vereinigt sämmtliche Schichten über den Bucklandibänken bis an die Basis der mächtigen Sande des obern Lias als mineralogisch zusammengehöriges Gebilde unter dem Namen „Upper Marl", in welchen der „Micaceous Marl" die oberste über 100 Fuss mächtige Lage einnimmt.

Zu Ilminster (Sommersetshire) erscheint wieder der Marlstone des mittlern Lias. Derselbe hat viele Aehnlichkeit mit den Bildungen der Normandie. Amm. margaritatus kommt in riesigen Exemplaren vor, damit findet man Amm. spinatus, Terebratula quadrifida, cornuta, resupinata, Rhynchonella acuta etc.

An der Küste von Yorkshire wird die obere Hälfte des mittlern Lias durch mächtige Bänke von rothen und grauen Kalken und Mergeln gebildet, mit welchen Thone wechseln. Gegen oben sind eisenreiche Schichten, weshalb Phillips die

* Bull. Soc. Geol. 26. juin. 1854.

** Geol. Trans. 1823. 2 ser. 2 Bd. tab. 3.

Sie iſt nur dann des Sieges gewiß, wenn Scheinweisheit, wenn theils oberflächliches Wiſſen, theils blinder Glauben die Geſellſchaft beherrſcht. Aber jeden Mißgriff, jedes Schwanken, jede Ausſchweifung der Geiſter weiß ſie zu benutzen, um ihren Anhang zu vermehren. Doch nichts war ihr mehr dazu behülflich, als die Förderung religiöſer Gleichgültigkeit. Denn dieſe widerſtrebt der Natur der menſchlichen Seele und bereitet unvermeidlich, da ſie Niemand befriedigt, den Weg zum blinden Eifer, der der Vater der Unduldſamkeit iſt.

Leichtfertige Sinnesart, gewöhnlich mit vieler Selbſtſucht verknüpft, macht geneigter zur Härte als zur Duldſamkeit in Beziehung auf religiöſe Anſichten, Formen und Gebräuche. Die Duldſamkeit, um ſich zum andauernden Charakterzug auszubilden, ſetzt ernſte, ungeheuchelte Achtung des Göttlichen voraus. Nur eine Seele, die auf den Gipfel chriſtlicher Liebe ſich geſchwungen hat, iſt der vollkommenen Duldſamkeit fähig. Bloße Wiſſenſchaft, auch die tiefſte, reicht hier nicht hin, noch weniger der Glanz äußerer Geſittung und literariſcher Bildung. Die Machthaber von Athen zur Zeit des Sokrates waren weder roh noch unwiſſend. Aber weil er ihrer ſelbſtſüchtigen Weisheit im Lichte ſtand, verdammten ſie dieſen edelſten Weiſen zum Giftbecher. Das heidniſche Rom unter den Kaiſern prangte mit den vereinten Strahlen aller Kenntniſſe und Künſte der vielen von ihm überwundenen Völker. Aber ſeine Augen weideten ſich mit Vergnügen an dem Schauſpiele grauſamer Zerfleiſchung der Bekenner der ſanften Chriſtuslehre im Amphitheater. Und im chriſtlichen Rom, wie gleiſſend, wie blendend war da nicht zur Zeit Leo's X. die Geiſtesbildung und der Schönheitsſinn der Vornehmen, wie befreundet waren ſie nicht den genialen Werken des heidniſchen Alterthums, und doch wie fremd war ihnen der Sinn chriſtlicher Duldſamkeit, ſobald ſie ihr Intereſſe gefährdet glaubten! Auch der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich wurde als Vorbild der feinſten Bildung bewundert und geprieſen. Aber doch ging von ihm der Befehl aus, die Hugenotten durch Dragoner und die Furcht vor Gütereinziehung und Verbannung zu bekehren. Nur ächt chriſtliche Geſinnung, die alles Scheinen verſchmäht, und die keinen ſelbſtiſchen Vortheil ſucht, kann wahre Duldſamkeit erzeugen, nur ſie ihre Dauer verbürgen.

Abtheilung „Ironstone and Marstone“ genannt hat. An der Basis liegt Amm. capricornus, etwas höher erscheint Amm. margaritatus und Cardium truncatum; auch Amm. spinatus kommt vor, doch ist es noch nicht gelungen, die 150 Fuss mächtige Abtheilung genauer einzutheilen.

Noch an vielen Punkten Englands finden sich die obern Margaritatusschichten, ich erwähne hier bloss der Vollständigkeit wegen den Marlstone von Gloucestershire, aus welchem in Murch. Geol. of Chelt. pag. 40 die wichtigsten Fossile der Schichten des Amm. margaritatus und spinatus aufgeführt werden. Auch in Northamptonshire kamen beim Graben von Tunnels die leitenden Arten dieser Zone zu Tage.

6) Die Schichten des *Ammonites spinatus*.

§. 23.

Synonymik: Marnes à Plicatules, Marcou, Jura salinois. pag. 51. Lias δ. Amaltheenthone (pars sup.), Quenst. Flözgeb. pag. 540. Region des Ammonites costatus, Oppel. mittl. Lias Schwabens. pag. 23.

Im Uebrigen gelten die Synonyme des vorigen Paragraphen von Phillips, Cotteau, Dumont.

Paläontologie: Ueber die genauere Vertheilung der nachfolgenden in der Zone des Amm. spinatus vorkommenden Arten siehe §. 17 Profil N. 9. Es sind folgende:

Belemnites crassus, Ziet.
„ breviformis, Ziet.
Ammonites spinatus.
Chemnitzia nuda.
Lyonsia unioides.
Lima Hermanni.
Inoceramus substriatus.
Pecten äquivalvis.
„ lissinus.
Plicatula spinosa.
Gryphaea cymbium.
Rhynch. amalthei.
„ quinqueplicata.
Terebratula subdigona.
„ punctata.
„ subovoides.
Spirifer Haueri?
Apiocrinus amalthei.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Das folgende Profil stellt die obere Hälfte des schwäbischen mittlern Lias dar und reiht sich an das in §. 19, Nr. 10 gegebene an.

Nr. 11.

	Posidonomyenschiefer.		
Bett des *Amm. spinatus.*	Helle Steinmergelbänke mit Thonen. 6-8′	**Amm. spinatus.** Bel. crassus Ziet. „ breviformis. Lima Hermanni. Spirifer rostratus.	Rhynch. quinqueplicata. Ter. punctata. „ subovoides. „ subdigona.
Oberes *Margaritatusbett.*	Blaue Thone mit Geoden, Schwefelkiesknollen und vereinzelten Steinmergelbänken. 45′		**Amm. margaritatus.** „ Zetes. Bel. paxillosus. „ compressus. „ lagenaeformis. Chemnitzia undulata. Turbo paludinaeformis. Leda acuminata. Pentacrinus laevis.
Unteres *Margaritatusbett.*	Bläuliche Thone mit Steinmergeln. 10′	Amm. globosus. „ fimbriatus. „ Normanianus.	Bel. umbilicatus. „ elongatus. „ longisimus. **Amm. margaritatus** beginnt hier.
Davöibett.	Zone des Amm. Davöi, Inoceramus ventricosus.		

Ueber den blauen Thonen des Amm. margaritatus scheidet sich in Schwaben die Zone des Amm. spinatus mineralogisch dadurch ab, dass die Schichten plötzlich eine hellere Farbe bekommen. Es treten gelbe lettenartige Thone auf, in welchen dicke Bänke grauer Steinmergel liegen. Amm. spinatus findet sich in Schwaben hauptsächlich in diesen Steinmergeln, er geht zwar noch etwas tiefer in die Thone hinab, doch sind es bloss die obern heller gefärbten Schichten, in welchen er mit Sicherheit unterschieden und in grösserer Häufigkeit angetroffen wird. Den Amm. margaritatus fand ich in Schwaben nie in den Steinmergeln, er scheint schon tiefer aufzuhören, doch ist es schwierig, vielleicht unmöglich, die Begrenzung beider auf genaue Weise für sämmtliche Localitäten durchzuführen. Es bestimmen mich jedoch die Unterschiede, welche beide Zonen in einigen Gegenden zeigen, eine Trennung derselben zu versuchen.

Gegen oben kann die Grenze der Spinatusschichten beinahe überall nicht bloss durch mineralogische, sondern in Uebereinstimmung damit noch sicherer durch paläontologische Unterschiede festgestellt werden. Schon die einfache Vergleichung ihrer Leitmuscheln mit denen der Posidonomyenschiefer zeigt die grosse Verschiedenheit der zoologischen Charactere. Da die Schichte des Amm. spinatus das oberste Glied des mittleren Lias ist, so wird durch ihre scharfe Begrenzung gegen die Posidonomyenschiefer des obern Lias die Trennung beider Etagen gesichert, und hiemit der mittlere Lias gegen oben viel bestimmter abgeschlossen, als dies gegen unten ausgeführt werden konnte.

Die wichtigsten derjenigen Arten, welche in den Spinatusschichten Schwabens vorkommen, habe ich in das Profil eingeschrieben, andere, welche noch tiefer gehen, weiter oben erwähnt, es bleiben jedoch noch weitere Arten übrig, die wahrscheinlich in dieselbe Zone gehören, wie z. B. eine Anzahl der Brachiopoden des Marlstones der Normandie (siehe am Ende des §. 25), deren engerer Horizont aber noch nicht mit Sicherheit bestimmt werden konnte.

Es sind mir bis jetzt noch wenige Orte bekannt, an welchen die Schichten des Amm. spinatus deutlich und bezeichnend angetroffen werden. Die beste Localität findet sich in den Umgebungen von Altdorf in Bayern. Zu beiden Seiten des Donau-Mainkanals stehen daselbst die Posidonomyenschiefer an; die darunter liegenden dunkeln Thone wurden vor mehreren Jahren ausgebrochen und in Masse bei Seite geführt. An den Terassen, welche dieser Abraum bildet, lagen unzählige Exemplare von Amm. spinatus, damit kamen Chemnitzia nuda, Pleurotomaria Anglica und expansa, Lyonsia unioides, Inoceramus substriatus, Plicatula spinosa, Apiocrinus amalthei vor, dagegen fand ich an dieser Stelle keine Spur von Amm. margaritatus, während derselbe doch in einiger Entfernung (ohne Zweifel in tiefern Schichten) gefunden wird. Die obigen Species stecken wohlerhalten in grauen oft auch rothbraunen Geoden und der Reichthum an Fossilen ist auffallend. Die relative Lage der Spinatusschichten ist hier dieselbe wie in Schwaben. In beiden

Ländern findet man sie gleich unter den Posidonomyenschiefern, dagegen ist ihre mineralogische Beschaffenheit eine verschiedene. Aus den harten Steinmergelbänken, in welchen in Schwaben Amm. spinatus sehr zahlreich liegt, ist das Herauswittern der Fossile erschwert, die dazwischenliegenden Thone enthalten die Muscheln blos in Abdrücken, während am Donau-Mainkanal die verkiesten Ammoniten und wohlerhaltenen Muscheln sich in grosser Zahl von den Geoden ablösen. Merkwürdig ist sowohl in Schwaben als an obigen Stellen in Bayern das Fehlen der Gryphaea cymbium in der Region des Amm. spinatus.

In Frankreich finden sich die Schichten des Amm. spinatus, wie schon im vorigen Paragraphen angegeben wurde, in der Normandie, im Departement der Mosel, der Meurthe, in den Umgebungen von Gundershofen (Bas Rhin). Dep.: Côte d'Or, Lozère, Aveyron u. s. w.; desgl. in Luxemburg. Ihre Begrenzung gegen oben lässt sich meistens mit Schärfe ausführen, die Abtrennung von den Margaritatusschichten ist dagegen gewöhnlich sehr schwierig. Dasselbe gilt für die englischen Localitäten in Yorkshire, Gloucestershire, Sommersetshire u. s. w. Ueber die Verhältnisse im Juradepartement und in Burgund wiederhole ich die Marcou'schen Angaben. Er trennt im Lias von Salins die Zone des Amm. spinatus unter der Bezeichnung Marnes à Plicatules von den darunter liegenden Margaritatusschichten besondern ab und nennt als Begleiter des Amm. spinatus den Bel. Bruguerianus, Lima Hermanni und Plicatula spinosa. Als Aequivalente dieser Zone in Burgund stellt Marcou die Kalke mit Gryphaea cymbium und Amm. spinatus auf, welche besonders deutlich bei Vassy entwickelt sind, und deren relative Lage unter den Posidonomyenschiefern keinerlei Widerspruch gegen diese Eintheilung bietet.

§. 24. **Verbreitung, Mächtigkeit, Gesteinsbeschaffenheit des mittlern Lias, Zusammenstellung seiner einzelnen Glieder nach verschiedenen Gegenden.** Durch die Profile 10 und 11 wird die Mächtigkeit und Gesteinsbeschaffenheit des mittlern Lias, wie er besonders an der schwäbischen Alp auftritt, gegeben. Seine Verbreitung richtet sich ziemlich genau nach der des untern Lias, indem letzterer die Unterlage für ihn bildet, über welche er sich meist als schmales Band da anlegt, wo das Terrain ansteigt. Der mittlere Lias bedeckt in Schwaben keine grossen Flächen, sondern wird beinahe immer von den Schichten des oberen Lias überlagert, so dass es häufig nur Wände oder Abhänge von Hügeln sind, an denen er bloss liegt. Weit geringer sind seine Aufschlüsse in Baden in den Umgebungen von Langenbrücken, woselbst überhaupt die liasischen Bildungen nur eine sehr beschränkte Ausdehnung besitzen.

Der mittlere Lias Württembergs erreicht die Mächtigkeit von 100 Fuss nirgends vollständig, an manchen Orten ist dieselbe weit geringer, dennoch aber lassen sich hier seine einzelnen Zonen mit Leichtigkeit nachweisen. In mineralogischer Beziehung ist der mittlere Lias Württembergs wesentlich aus zweierlei Bildungen zusammengesetzt: aus hellgrauen Mergeln und aus dunklen Thonen. Auch in manchen andern Ländern lassen sich, wie wir gesehen haben, dieselben mineralogischen Verhältnisse der Etage nachweisen, während an vielen Punkten in Frankreich und England der mittlere Lias eine ganz andere Gesteinsbeschaffenheit besitzt. Will man aber statt dieser zwei grösseren Abtheilungen die einzelnen Zonen in verschiedenen Gegenden feststellen, so muss man sich ganz auf die paläontologischen Charactere dieser Formationsglieder verlassen, da die Gesteinsbeschaffenheit der Schichten gleichen Alters bei einer grössern Anzahl von Localitäten sich sehr abweichend zeigt, ausserdem aber die Mächtigkeit der Ablagerungen so sehr wechselt, dass oft zwischen den Schichten gleichen Alters die grössten Differenzen herrschen und gar keine Uebereinstimmung vorhanden zu sein schiene, wenn sich nicht immer wieder die gleichmässige Aufeinanderfolge der einzelnen versteinerten Reste nachweisen liesse.

Mächtigkeit des mittlern Lias:

von Semur (nach d'Orbigny*)	150 Meter,
im Juradepartement (nach Marcou**) . .	17 Meter,
von Evrecy bei Caen	40 Fuss,
an der Küste von Yorkshire	350 Fuss,
an der Küste von Dorsetshire	200 Fuss,
an der schwäbischen Alp . . .	90—100 Fuss.

Da der mittlere Lias beinahe überall den unteren begleitet, so kann ich mich hier auf §. 13 beziehen und die genauere Verfolgung desselben von Ort zu Ort unterlassen. Die grösste Uebereinstimmung mit den schwäbischen Bildungen zeigen seine Schichten in den Umgebungen von Metz. Graue Mergel (Numismalismergel) werden dort überlagert von den blauen Thonen des Ammonites margaritatus; die Schichten des Amm. Davöi spielen in ersteren die Hauptrolle, während die tieferen Zonen des Amm. ibex und Jamesoni nur versteckt vorzukommen scheinen und von den dortigen Localsammlern noch nicht beachtet wurden. — Im Luxenburger mittlern Lias ist noch gar keine Trennung zu Stande gekommen; Dewalque und Chapuis haben zwar die Fossile mit grosser Sorgfalt geordnet und gezeigt, dass die wichtigsten Arten, welche obige Zonen bestimmen, theilweise vorkommen, eine Eintheilung ist jedoch noch immer nicht ausgeführt worden. Im Jura von Salins ist durch die Arbeiten Marcou's** schon vor zehn Jahren ein grosser Schritt zu einer vollendeteren Eintheilung gemacht worden. Marcou trennt seinen mittleren Lias in vier Abtheilungen:

1) Marnes de Balingen ou à Gryphaea cymbium.
2) Calcaire à Belemnites.
3) Marnes à Ammonites amaltheus ou margaritatus.
4) Marnes à Plicatules.

Nr. 1 fällt hinweg, da die „Marnes de Balingen ou à Gryphaea cymbium" in den untern Lias gestellt werden müssen,

---

* D'Orbigny, Cours elementaire pag. 453.

** Marcou, Recherches geol. sur le Jura salinois. Mem. Soc. geol. 18. Mai 1846. extr. p. 47—51.

wie ich schon am Ende des §. 12 gezeigt habe, während Nr. 2, 3 und 4 die Aequivalente des mittlern Lias bilden. Ihre gesammte Mächtigkeit gibt Marcou zu 17 Meter an. Diese drei Abtheilungen scheinen den oben aufgestellten sechs Zonen in folgender Weise untergeordnet werden zu müssen: Calcaire à Belemnites vertritt die Schichten des mittlern Lias, wenigstens bis zur Zone des Amm. Davöi. Es sind dies die eigentlichen Numismalismergel, deren Mächtigkeit aber dort nur wenige Fuss beträgt, und deren Fossilreste sich hauptsächlich auf die Arten der Davöischichten zu beschränken scheinen. Die Marnes à Amm. amaltheus ou margaritatus, welche darüber liegen, werden hier wie überall durch die Zone des Amm. margaritatus gebildet, während Marcou's „Marnes à Plicatules" den Spinatusschichten gleichzustellen sind. Die untere Hälfte des mittlern Lias von Salins ist demnach nicht nur wenig mächtig, sondern auch in paläontologischer Beziehung verkümmert, während die zwei oberen Zonen bei einem Durchschnitt von beinahe 50 Fuss eine regelmässige Entwicklung zeigen.

In Burgund ist der mittlere Lias an vielen Stellen in mächtigen Lagen aufgeschlossen. In den Umgebungen von Avallon (Yonne) und Semur (Côte d'Or) konnte ich die grossartige Entwicklung, welche seine Schichten besitzen, mit Deutlichkeit sehen. Die Unterregion besteht aus Mergeln, welche den schwäbischen Numismalismergeln völlig gleichen; Jamesoni- Ibex- Davöi- und untere Margaritatus-Schichten lassen sich nach einander unterscheiden und gehören den Mergelbildungen an; während darüber die braunen bröckligen Kalke mit Amm. margaritatus, spinatus, und zahlreichen Exemplaren von Gryphaea cymbium sich bis zu bedeutender Höhe erheben, und eine Kalkformation zusammensetzen, deren Auftreten keine Identität mit den Thonen vermuthen lässt, welche in Schwaben sowie im Departement der Mosel die obere Hälfte des mittleren Lias einnehmen. Und doch sind die characteristischen Species, welche in diesen abweichenden Bildungen vorkommen, dieselben. Die Schichten, welche den mittlern Lias Burgunds überlagern, werden durch die leicht erkennbaren Posidonomyenschiefer gebildet.

Im Süden von Frankreich ist der mittlere Lias so characteristisch und vollständig entwickelt als irgendwo sonst. Aus dem Dep. de l'Aveyron sah ich bei Herrn Sämann in Paris eine grosse Anzahl der wichtigsten Muscheln des mittleren Lias von den Jamesonischichten an bis zu der Region des Amm. spinatus, welche Herr Sämann eigens hatte sammeln lassen. Selbst die einzelnen Zonen scheinen sich dort untereinander abzutrennen, was ich aus der Erhaltungsweise der fossilen Arten schliessen zu müssen glaube. Herr Sämann zeigte mir in den Jahren 1854 und 55 mehrmals reiche Suiten, gleich nachdem er sie von Aveyron zugeschickt bekommen hatte. Die Arten der Davöi- und der darunter liegenden Schichten waren sämmtlich verkalkt, und in harten grauen Steinmergeln erhalten, während Amm. margaritatus daselbst in Thonen vorzukommen scheint. Aus dem Departement der Lozère hat H. Köchlin Schlumberger* zuerst den mittlern Lias als solchen unterschieden und nach seinen Fossilen scharf abgetrennt; die wichtigsten Arten, welche er aus den untern Lagen angibt sind:

Ammonites (Bechei) Henleyi.
" fimbriatus.
" Davöi.
" (planicosta d'Orb.), capricornus. Schloth.
" margaritatus.
" Normanianus.
Pleurotomaria expansa.
Turbo cyclostoma.
Pholadomya Urania.

Von den höheren Mergeln, welche H. Köchlin Schlumberger an einer andern Localität unweit Mende untersucht hat, gibt er noch folgende Arten mit Bestimmtheit an:

Ammonites spinatus.
" margaritatus.
Plicatula spinosa.

Beide Niederschläge zusammengenommen bilden den mitt-

* Bullet. Soc. Geol. de France 26. Juin 1854, pag. 614.

lern Lias jener Gegend; ihre Fossile gehören den vier obersten Zonen des mittlern Lias an, während ich von den charakteristischen Arten der Jamesoni- und Ibex-Schichten nichts erwähnt finde. Letztere scheinen demnach entweder zu fehlen, oder nur sehr versteckt eingelagert zu sein, da sie in obigen Beobachtungen, welche durch ihre Schärfe so grosses Zutrauen verdienen, nicht angedeutet sind.

In den Umgebungen von Lyon tritt der mittlere Lias an verschiedenen Stellen auf; bei la Verpilliere (Isère) bilden seine obersten Schichten die Basis der dortigen Eisenerze. Der mittlere Lias des Cherdepartements ist bekannt durch den Reichthum an Fossilen. Die Arten, welche d'Orbigny von Saint Amand (Cher) beschrieben hat, gehören nicht bloss einer einzigen Schichte des mittleren Lias an, sondern repräsentiren sämmtliche Zonen. Im Dep. der Sarthe scheint hauptsächlich die Oberregion des mittlern Lias blossgelegt zu sein, die Fossile, welche ich in den dortigen Sammlungen sah, gehören ihr an, beschränken sich aber auf dieselbe. Im Dep. Deux-Sèvres tritt die Etage auf, ist aber noch wenig untersucht. D'Orbigny, Cours element. pag. 453. gibt an, dass sie aus einem grobkörnigen Quarzgestein zusammengesetzt sei.

In der Normandie liegt der mittlere Lias häufig unmittelbar über den silurischen Felsen auf, vom untern Lias sind dagegen an manchen Stellen bloss Spuren vorhanden, die Mächtigkeit des ersteren wechselt nach den localen Ablagerungen. Die dortigen Geologen nennen die mergeligen Kalke, welche ihn zusammensetzen, nach Analogie der englischen Bildungen „Marlstone.“ Zu Fontaine-Etoupfour fand ich die ganze Etage durch eine wenige Fuss dicke Ablagerung repräsentirt, gefüllt mit Gryphaea cymbium, Amm. margaritatus, Terebratula cornuta, Spirifer Tessoni. Darunter sah ich in demselben Steinbruch die silurischen Felsen in unregelmässigen Höckern hervorstechen. In den Vertiefungen scheinen schwache Aequivalente des untern Lias vorzukommen, ich fand wenigstens ein deutliches Exemplar von Gryphaea arcuata. Ueber dem schmalen Band, das durch den mittlern Lias gebildet wird, lagern sich die leicht erkennbaren

Schichten des obern Lias ab, deren characteristische Fauna eine scharfe Begrenzung zulässt. Mein Freund E. Deslongchamps führte mich in die Umgebungen von Landes, woselbst eine ziemliche Anzahl von Steinbrüchen die Schichten entblössen. Die thonigen Kalkbänke mit Amm. margaritatus und spinatus, Terebratula cornuta, quadrifida, resupinata, Rhynchonella acuta u. s. w. nehmen daselbst immer die höchsten Lagen des Marlstone's ein, während ich den Amm. bipunctatus schon etwas tiefer antraf. E. Deslongchamps sandte mir kürzlich das beifolgende locale Profil des mittlern Lias von Evrecy bei Caen. Die Niederschläge sind hier schon viel mächtiger als bei Fontaine-Etoupfour; Nr. 3 u. 4. bezeichnen die Schichten des mittlern Lias.

Nr. 12.

5) Leptaenabett des obern Lias	1—2	Meter.
4) Mergelige Kalkbänke (mit Terebr. quadrifida und Rhynchonella acuta)	1,60	„
3) Helle Kalkbänke mit Thonen (mit Ter. numism)	11—12	„
2) Sande mit Quarzgeschieben	1—2	„
1) Silurische Gesteine.		

An andern Localitäten der Umgebungen von Caen vervollständigt sich der Durchschnitt; es schieben sich gleichsam einzelne Lagen ein, welche aber nur an wenigen Punkten anstehen, an andern Orten aber der unregelmässigen Verhältnisse wegen nicht sichtbar sind, so dass die Gesammtmächtigkeit aller Schichten des mittlern Lias der Normandie wohl mehr betragen mag, als auf obigem Localprofil angegeben ist. Der Marlstone der Normandie gehört zu den petrefactenreichsten Ablagerungen des mittlern Lias; neben vielen neuen und ausgezeichneten Gasteropoden, Lamellibranchen und Brachiopoden findet man darin die wichtigsten Cephalopoden der Etage wie Amm. Jamesoni, brevispina, hybrida, Loscombi, Henleyi, ibex, bipunctatus, Maugenesti, Davöi, capricornus, margaritatus, Normanianus, spinatus u. s. w. Dieselben gehören den 6 verschiedenen Zonen des mittleren Lias an; es lässt sich desshalb hoffen, dass auch hier eine detailirtere Abtrennung ausführbar sein werde, besonders an solchen

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien und gelehrte Gesellschaften.

Am 25. Januar hielt die Akademie der Wissenschaften in Berlin zur Feier des Jahrstags Friedrichs II. eine öffentliche Sitzung, welche der Geheimerath und Professor Böckh als vorsitzender Sekretär mit einer Rede eröffnete, in welcher er von einer Bemerkung des von Friedrich besonders erwarteten d'Alembert über die Nützlichkeit der Wissenschaften in der Monarchie ausging, daß nämlich die Wissenschaft von den Monarchen hauptsächlich beschützt werde, um die Aufmerksamkeit der guten Köpfe vom Gemeinwesen abzuziehen. Im Gegensatze damit stellte der Redner des großen Königs eigene Ansichten über diesen Gegenstand, sowie Friedrichs Verhältniß zur Wissenschaft überhaupt und insbesondere zur Akademie dar. Hierauf wurde der Verluste gedacht, welche die Akademie im letzten Jahr durch den Tod der Mitglieder Ancillon und Hirt, sowie mehrerer auswärtiger erlitten, und die neugewählten Mitglieder und Correspondenten genannt. Zum Schlusse las Professor Lachmann eine kritische Abhandlung über die zehn ersten Bücher der Ilias.

Am 26. Januar feierte der Director der königlichen Akademie der Künste in Berlin, Dr. J. G. Schadow, die Gedächtnißfeier seiner vor 50 Jahren geschehenen Aufnahme. Die Vorsteher der Akademie überreichten ihm einen silbernen Pokal, der Geheime Oberregierungsrath Dr. Nicolovius ein huldvolles Handschreiben des Königs und die Decoration des rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Brillanten.

Der Vorstand der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, Geheimerath v. Schelling, hat von dem König von Bayern das Commenthurkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael erhalten.

In der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar starb zu Augsburg in seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre der königliche Geheimerath Carl Ernbert Freiherr von Moll, Sekretär und Director der mathematisch-physikalischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften.

In der öffentlichen Sitzung der königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg vom 18. Januar, las Professor Schubert als Präsident eine Abhandlung über Spanien unter der Herrschaft des Hauses Habsburg bis auf den Uebergang derselben auf das Haus Bourbon. Sodann sprach Professor Rosenkranz über die eigenthümliche Weltstellung des Islam. Als neuerwählte Mitglieder wurden proclamirt: der Obergerichtspräsident des königlichen Oberlandsgerichts zu Königsberg Dr. v. Zander als Ehrenmitglied; der Prediger und Lehrer am Friedrichscollegium Volgt, der Arzt Dr. Hirsch zu Königsberg als ordentliche Mitglieder; der Landrath von Tettau in Goniz als auswärtiges Mitglied.

Localitäten, an welchen der mittlere Lias durch eine grössere Anzahl von Bänken gebildet wird.

Der mittlere Lias in England. Westlich von Lyme Regis und Charmouth (Dorsetshire) erhebt sich der mittlere Lias in einer Mächtigkeit, welche 200 Fuss vielleicht noch übersteigt. In mineralogischer Beziehung lässt sich die Etage in zwei Hälften zerlegen, in eine untere, graue, mergelige und eine obere, blaue, thonige Bildung. Die Grenzen des mittlern Lias sind hier schwierig festzustellen, da gegen oben die blauen Thone in Sande übergehen, welche arm an Fossilen sind und denen der Character der Posidonomyenschiefer vollständig fehlt. Nach unten dagegen lässt sich zwar eine Trennung von den thonigen Schichten des unteren Lias wahrnehmen, dieselbe wurde aber bis jetzt noch nicht mit genügender Schärfe ausgeführt. Die erste Species, welche ich in dem Mergelsystem an jener Küste fand, war Amm. Jamesoni; darüber traf ich Abdrücke des Amm. bipunctatus und Valdani. Höher als diese liegt Amm. capricornus zahlreich in Knollen gebacken. Ein einziges Exemplar des Amm. Davöi fand ich mit letzteren ungefähr in der gleichen Region. Amm. margaritatus liegt darüber in den Mergeln, doch werden diese bald durch blaue, glimmerreiche Thone ersetzt, in denen ich den Amm. margaritatus zwar in ziemlicher Anzahl, sonst aber keine bezeichnende Species antraf. Der Uebergang dieser Thone in die darauf liegenden Sande folgt ganz allmählig. Die Zone des Amm. spinatus ist wahrscheinlich gerade in diesen Uebergang zu stellen, doch fand ich in Wirklichkeit die Spuren derselben nicht. Die einzige Art, welche hier vorkommen soll, erhielt ich in Lyme Regis zahlreich, es ist: *Ophioderma Egertoni* Brod., ich konnte sie aber selbst nicht auffinden. Der mittlere Lias reicht also an der Küste von Lyme Regis nahezu bis an die Basis der Sande, welche de la Beche u. A. schon mit dem Unteroolith vereinigt haben. In dem Profil, welches de la Beche Geol. Trans. II Ser. 2. Bd. tab. 3. von den Schichten dieser Küste gegeben hat, ist die ganze Etage des mittlern Lias den Upper marls zugezählt, welche in einer Mächtigkeit von 500 Fuss sämmtliche Schichten über dem Bucklandibett und unter den obengenannten gelben Sanden einschliessen.

In den Umgebungen von Ilminster hat der mittlere Lias viele Aehnlichkeit mit dem der Normandie, besonders zeigen die fossilen Arten beider Bildungen grosse Uebereinstimmung.

In Gloucestershire wurde der mittlere Lias (Murchison, Geol. of Cheltenh.) nach der Gesteinsbeschaffenheit der Schichten unterschieden und eingetheilt, indem der Marlstone mit Amm. margaritatus, spinatus, Zetes (heterophyllus amalthei) Belemnites paxillosus, Dentalium giganteum, Cardium cucullatum, Modiola scalprum, Pecten aequivalvis, als solcher von den tiefern Zonen abgetrennt wird, welche Murchison sämmtlich noch dem untern Lias zutheilt. Die mineralogische Beschaffenheit der Etage erklärt diese Abtrennung, denn die Schichten werden unter dem Marlstone thonig und bekommen eine dunklere Farbe. Als oberstes Glied des Lower Lias Shale, oder untern Lias wird hiedurch der „Ochraceous Lias*," d. h. die Zone des Amm. ibex festgestellt. Darunter folgt der „Laminated Lias" (10 Fuss), welcher ohne Zweifel der Zone des Amm. Jamesoni angehört. Das „Belemnite-Bed" (12 Fuss) unterlagert die vorigen und bildet hier den Uebergang zu den obersten Ammonitenschichten des eigentlichen untern Lias. Phillips** hatte bei der Eintheilung des Lias der Küste von Yorkshire schon früher den mittlern Lias auf ähnliche Weise behandelt, wie diess nachher durch Murchison für Gloucestershire ausgeführt wurde. Die bedeutende Entwicklung des Marlstone's (u. Ironstone's), welche in Yorkshire zusammen eine Mächtigkeit von 150 Fuss erreichen, war vielleicht theilweise der Grund, diese Bildung als besondere Etage abzutrennen und als Aequivalent des mittlern Lias zwischen den untern und obern Lias hineinzustellen. Der Marlstone von Yorkshire wird durch die Zonen des Amm. spinatus, margaritatus und capricornus (Davöi) gebildet, während Phillips sämmtliche tieferen Schichten dem unteren Lias zutheilt. Der untere Lias von Yorkshire würde demnach bei einer Mächtigkeit von 500 Fuss sämmtliche Schichten des Lias bis unter die Zone des Amm. Davöi einschliessen; es würde somit die von Phillips

* Eine 4 Fuss mächtige thonige Bildung mit eisenreichen Geoden, siehe Murch. 1845. Geol. of Cheltenham. pag. 42.

** Phill. 1829. Geol. of Yorkshire. pag. 33.

aufgestellte Etage des untern Lias übereinstimmend mit Murchison's Lower Lias Shale von Gloucestershire, gegen oben auf eine Weise begrenzt, welche mit allen übrigen in England, Frankreich und Deutschland angenommenen Arten der Eintheilung im Widerspruch steht. Die Gesteinsbeschaffenheit und Farbe sämmtlicher Schichten unter dem Marlstone sind zwar keinem grossen Wechsel unterworfen, doch ist die obere Partie dieser 500 Fuss mächtigen Bildung mergeliger und grauer als die untere, in welcher dunkle Thone vorwalten. Da im Lias von Yorkshire zwischen beiden die Zone des Amm. raricostatus und Pentacrinus scalaris auftritt *, so ist die Begrenzung des untern Lias gegen den mittlern in Uebereinstimmung mit der allgemein angenommenen Eintheilung des Lias in seine 3 Etagen, auch für Yorkshire leicht ausführbar. Die über Amm. raricostatus folgenden mindestens 200 Fuss mächtigen, mergeligen Thone mit Pinna folium, Amm. Jamesoni, Taylori, Belemnites clavatus, Pecten priscus und Pentacrinus basaltiformis sind somit dem mittlern Lias zuzutheilen, so dass die Gesammtmächtigkeit des untern Lias von Yorkshire auf 300 Fuss reducirt, die des mittlern aber von 150 auf 350 Fuss erhoben werden muss. 200 Fuss mächtige graue Thone mit 150 Fuss Marlstone setzen also den mittleren Lias von Yorkshire zusammen. Die oberen Lagen des letzteren werden an vielen Punkten besonders im Innern des Landes wegen ihres Eisenreichthums ausgebeutet. Ueberall folgen die dunklen Schiefer des obern Lias (Alumshale) mit grosser Regelmässigkeit auf die harten Bänke des Marlstone's.

---

*) Zwischen Robin Hoods Bay und Peak lässt sich, wie schon früher erwähnt wurde, die Grenze zwischen dem unteren und mittleren Lias mit Leichtigkeit nachweisen, da Pentacrinus scalaris in der Zone des Amm. raricostatus reiche Lagen bildet, besonders aber in einer dicken sandigen Bank vorkommt, welche nicht wohl dem Auge entgeht. Nordwestlich von Robin Hoods Bay stehen dagegen die mächtigen Mergelbildungen mit Amm. Jamesoni, Taylori und Pinna folium an, welche Phillips noch in seinen „Lower Lias Shale" stellt, die aber schon ächte Numismalismergel sind, d. h. durch die untern Zonen des mittlern Lias gebildet werden. Sie beginnen an der Baystadt, und sind an den mächtigen Küstenwänden in der Richtung gegen Hawsker's bottom blossgelegt, fallen stark gegen Norden ein und werden bald von den Sand- und Mergelbänken des Marlstone's überdeckt.

Zusammenstellung der Glieder des mittleren Lias nach ihrer Aufeinanderfolge an einzelnen Localitäten Englands, Frankreichs und Süddeutschlands. Nro. 13.

	Reihenfolge der Schichten des mittleren Lias.	Küste von **Yorkshire.**	**Gloucester-shire.**	**Charmouth** (Dorsetshire.)	**Venarey** etc. (Côte d'Or.)	**Avallon** (Yonne.)	**Salins** (Jura.) (nach Marcou.)	**Württemberg.**
Oberer Lias.		vorhanden. (Alumshale.)	vorhanden (Sande.)	vorhanden (Sande.)	vorhanden (Posidonom.-Schiefer.)	vorhanden (Posidonom.-Schiefer.)	vorhanden (Posidonom.-Schiefer.)	vorhanden (Posidonom.-Schiefer.)
Mittlerer Lias, Liasien, Middle Lias.	**Bett des Amm. spinatus.**	vorhanden noch nicht abgetrennt vorhanden.	vorhanden noch nicht abgetrennt.	?	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden Marne à Plicatula.	vorhanden.
	Oberes Margaritatusbett.			vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden Marne à Amm. margaritatus.	vorhanden.
	Unteres Margaritatusbett.			vorhanden.	vorhanden.		vorhanden nicht abgetrennt, wenig mächtig. Calcaire à Belemnites (Marcou.)	vorhanden.
	Davöibett.	vorhanden Amm. capricornus zahlreich.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.
	Ibexbett.	vorhanden noch nicht abgetrennt vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.
	Jamesonibett.		vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.		vorhanden.
Unterer Lias.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.

Anhang zum zweiten Abschnitt.

§. 25.

1. Belemnites elongatus, Miller. 1823. Trans. of the Geol. Soc. 2. Ser. 2. Bd. tab. 7. fig. 6—8.
   Bel. paxillosus numismalis, Quenst. 1848. Ceph. tab. 23. fig. 21, 22.

Bel. elongatus füllt die Belemnitenschichten des mittlern Lias von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire). Ich fand ihn daselbst zahlreich von der untern Grenze des mittlern Lias an bis zu den Davöischichten. Miller hat ihn ebendaher abgebildet. Er stimmt mit dem in Schwaben so häufigen Bel. paxillosus numismalis überein; da auch das Lager dasselbe ist, so zweifle ich an der Identität beider durchaus nicht. In Frankreich fand ich ihn in derselben Region zu Venarey (Côte d'Or) und in den Umgebungen von Nancy (Meurthe).

2. Belemnites paxillosus, Schloth. 1820. pag. 46.
   Bel. Bruguerianus, d'Orb. 1842. tab. 7. fig. 1—5.
   Bel. paxillosus amalthei, Quenst. 1848. Ceph. tab. 24. fig. 4.

Findet sich im mittleren Lias Englands, Frankreichs und Deutschlands immer in der Region des Amm. margaritatus, und zeichnet sich überall durch seine Häufigkeit aus. Schlotheim führt ihn vom Hainberg bei Göttingen zuerst an, wo dieselben Schichten des mittlern Lias liegen. In England erhielt ich ihn von Ilminster; in Frankreich vom Dep. Côte d'Or, Yonne, Cal-

vados u. s. w. In Süddeutschland ist er eine der verbreitetsten Species der Margaritatusschichten, während sich in der Region des Amm. spinatus eine grössere und dickere Varietät unterscheiden lässt, welche Zieten als *Bel. crassus* tab. 22. fig. 1 nach Voltz beschrieben hat; dessgl. tab. 22. fig. 3 als Bel. turgidus, und tab. 23 fig. 1 als Bel. paxillosus. Erst in der Unterregion des obern Lias erscheint von Neuem ein Belemnit, der dem ächten paxillosus wieder nahe steht, doch will ich zur Unterscheidung für Letztern den Zieten'schen Namen Bel. subpapillatus gebrauchen.

3. Belemnites clavatus, Schloth. 1820. Stahl. 1824. Württ. landw. Corr.-Bl. fig. 2. Blainv. 1827. tab. 3. fig. 12.
Belemnites clavatus, d'Orb. 1842. tab. 11. fig. 19—23.
" " Quenst. 1848. Ceph. tab. 23. fig. 19.

Findet sich in Württemberg nahezu im ganzen mittlern Lias; ähnliche Formen gehen sogar bis in die Unterregion des Unterooliths hinauf, doch scheinen sich dieselben vom ächten Bel. clavatus abtrennen zu lassen. In England fand ich ihn im mittlern Lias von Hawsker Cliffs (Yorkshire) und von Charmouth (Dorsetshire), in Frankreich zu Venarey (Côte d'Or), Vieux-pont (Calvados).

4. Belemnites compressus, Stahl. 1824. Württemb. landw. Corresp.-Blatt pag. 33. fig. 4 (non Voltz).
Bel. Fournelianus, d'Orb. 1842. tab. 10. fig. 7—14.

Bezeichnend für die mittlern Margaritatusschichten Schwabens. In Frankreich fand ich ihn nicht weniger häufig in derselben Region, eine Stunde oberhalb Metz an den Ufern der Mosel. Er kommt ferner im mittlern Lias der Normandie, sowie bei Nancy (Meurthe) vor. In England liegt er im Marlstone von Ilminster (Somersetshire).

5. Bel. umbilicatus, Blainv. 1827. Bel. tab. 3. fig. 11.
Bel. umbilicatus, d'Orb. tab. 7. fig. 6—11.
Bel. ventroplanus (Voltz?), Quenst. 1848. Ceph. tab. 24. fig. 15—17.

Kommt in der mittlern Region des Liasien, d. h. in den

Davöischichten und untern Margaritatusthonen vor; so in Frankreich bei Venarey (Côte d'Or); in England zu Lyme Regis (Dorsetshire); in Süddeutschland bei Boll, Reutlingen u. s. w.

6. Bel. breviformis, Ziet. 1831. tab. 21. fig. 7 (non Voltz).
Bel. breviformis amalthei, Quenst. 1848. Ceph. tab. 24. fig. 21—23.

In den obern Mergelschichten des mittlern Lias mit Amm. spinatus bei Heiningen, Grosseislingen, Ohmenhausen u. s. w.

7. Belemnites longissimus, Miller. 1823. Geol. Trans. 2. Ser. 2. Bd. tab. 8. fig. 1.

Mit Amm. Davöi und etwas höher fand ich zu Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) einen mit Millers Bel. longissimus, fig. 1. tab. 8, vollständig übereinstimmenden Belemniten in mehrfachen Exemplaren. Sie sind alle sehr dünn, werden dabei vier Zoll lang, und bilden eine ausgeprägte Species, die sich von Bel. acuarius des obern Lias leicht unterscheiden lässt.

8. Belemnites lagenaeformis, Ziet. 1832. tab. 25. fig. 1.
Bel. acuarius amalthei, Quenst. 1848. Ceph. tab. 24. fig. 9—14, siehe ibid. pag. 406.

Kommt mit Amm. margaritatus bei Grosseislingen, Heiningen, am Breitenbach bei Reutlingen, zu Weidach auf den Fildern u. s. w. vor. Das dicke Oberende, welches in der schlanken Verlängerung steckt, findet sich auch bisweilen abgelöst (Bel. rostratus, Ziet. tab. 23. fig. 5?). Die ganze Form ist ziemlich unregelmässig.

9. Nautilus intermedius, Sow. 1816. tab. 125.
Nautilus intermedius, d'Orb. 1823. tab. 27.
Naut. aratus numismalis, Quenst. Ceph. pag. 56.

Häufig verkiest mit Amm. Valdani zu Hinterweiler, Pliensbach bei Boll u. s. w., geht jedoch noch höher und tiefer. In Frankreich im mittlern Lias von Venarey (Côte d'Or), Fontaine-Etoupfour (Calvados). In England, Ilminster (Somersetshire).

Die Ammoniten des mittleren Lias.*

10. Ammonites armatus, Sow. 1815. tab. 95.
Amm. armatus, d'Orb. 1844. tab. 78.

Der ächte Sowerby'sche Amm. armatus kommt nur in den Umgebungen von Lyme Regis häufig vor, an den meisten übrigen Punkten, an welchen er sonst noch gefunden wird, gehören wohlerhaltene und deutliche Stücke zu den Seltenheiten. Ich glaube mich zwar überzeugt zu haben, dass er in Schwaben nicht fehlt, doch ist es immerhin schwierig, bei den grossen verkalkten Exemplaren, wie sie in Schwaben vorkommen, die Uebereinstimmung mit den viel kleineren verkiesten Stücken von Lyme Regis nachzuweisen. Die schwäbischen Exemplare, von denen ich eines in meiner Arbeit über den mittl. Lias, tab. 1. fig. 4, abgebildet habe, liegen in der untersten Region des mittlern Lias von Ellwangen, Dürnau bei Boll, Ohmenhausen u. s. w. In den Umgebungen von Lyon, sowie an der Küste von Yorkshire ist die Erhaltung derselben eine ähnliche, auch die Schichte stimmt im Allgemeinen. Bei Lyme Regis findet man den Amm. armatus ungefähr an der Grenze zwischen dem mittleren und unteren Lias. Die genauere Zone konnte ich jedoch dort nicht auffinden, der Grund, welcher mich bestimmte die Sowerby'sche Species in den mittlern Lias zu stellen, ist die Uebereinstimmung unserer schwäbischen Exemplare, welche entschieden im mittlern Lias vorkommen, mit dem engl. Amm. armatus.

11. Ammonites lataecosta, Sow. 1827. tab. 556. fig. 2 (non fig. 1, non d'Orb.).

Vergleiche den Sowerby'schen Text.

Amm. lataecosta Sow. ist ein Capricorne des mittlern Lias von Lyme Regis (Dorsetshire), woselbst er gleich unter der Region des Amm. Davöi, häufig in harte Geoden gebacken, vorkommt.

---

* In meiner Arbeit „der mittlere Lias Schwabens, 1853" habe ich das Vorkommen und die genauen Schichten der Ammoniten des mittleren Lias für Schwaben ausführlich angegeben; indem ich mich darauf beziehe, kann ich hier mit der Aufzählung der schwäbischen Localitäten abkürzen und dieselben meist ganz weglassen.

Ich brachte eine Anzahl Exemplare von dort mit, eines derselben steckt mit Amm. Loscombi noch in dem gleichen Stück. In der Jugend gleicht Amm. lataecosta einem gewöhnlichen Ammonites planicosta, später jedoch schwellen seine Windungen mehr an, und er bekommt das Aussehen des Amm. hybrida, obwohl er nie so hochmündig und aufgebläht wird. In Schwaben fand ich den Amm. lataecosta in den Numismalismergeln von Ohmenhausen und Pliensbach, obwohl selten, so doch übereinstimmend mit den englischen Exemplaren. H. von Hauers Amm. Adnethicus* hat viele Aehnlichkeit damit.

12. Ammonites capricornus, Schloth. 1820. pag. 71.
Knorr, 2. 1. tab. 1. fig. 5.
Amm. maculatus, Young Bird. 1822. tab. 14. fig. 12. pag. 248.
„ maculatus, Phill. 1829. tab. 13. fig. 11.
„ planicosta, d'Orb. 1844. tab. 65 (non Sow.).
„ maculatus, Quenst. 1845. Ceph. tab. 4. fig. 7.
„ „ Oppel, mittl. Lias Schw., tab. 1. fig. 6.

In den Schichten des Amm. Davöi findet sich mit grosser Beständigkeit in England, Frankreich und Deutschland ein einfacher Capricorne (Amm. maculatus Young, Amm. capricornus Schloth.), welcher mit Amm. planicosta Sow. anscheinend übereinstimmt. Er hat bei vier Zoll Durchmesser noch dieselbe einfache Form, wie Amm. planicosta bei einem einzigen. Er wird desshalb häufig damit vereinigt. Ich möchte jedoch Letzteres bestreiten und Amm. capricornus als eigene Species aufrecht erhalten, und zwar aus den folgenden Gründen. Wir kennen den in den Obtususschichten des untern Lias vorkommenden Amm. planicosta Sow. nicht bis zur halben Grösse, welche der Amm. capricornus Schloth. des mittlern Lias erreicht, trotzdem

* V. Hauer. — Die Capricornier der österreichischen Alpen 1854. Sitzungsbericht der kaiserl. Ak. der Wiss. m. naturw. Cl. 13. Bd. 1. Heft. tab. 1. Die interessante Arbeit kam erst in meine Hände, nachdem ich die liasischen Cephalopoden schon zusammengestellt und für den Druck ausgearbeitet hatte. Von den vielen werthvollen Beobachtungen, welche ich hier vereinigt fand, konnte ich desshalb nur noch Weniges nachtragen.

dass beide je nach Localität und Schichte in den verschiedensten Erhaltungszuständen vorkommen. Nehmen wir auch nicht an, dass Amm. planicosta einer klein bleibenden Species angehört, so kann derselbe doch im ausgewachsenen Zustand sich ganz anders entwickeln als der ächte Amm. capricornus Schloth. Wir haben bei den Capricornern des untern Lias gesehen, dass alle in der Jugend dem Amm. planicosta gleichen, später aber eine ganz abweichende Form bekommen. Das Gleiche dürfte auch für Amm. planicosta gültig werden. Betrachten wir aber die Beständigkeit, mit welcher Amm. capricornus Schloth. von einem Ende Englands zum andern, sowie in ganz Frankreich, endlich auch an unzähligen Punkten in Süddeutschland immer in derselben Lage vorkommt und die mittlere Region des mittlern Lias an keinem der Punkte verlässt, dabei immer die gleiche einfache Form behält, während in tiefern Schichten unbestreitbar andere Species seiner Familie auftreten, so ist nicht wohl anzunehmen, dass der Amm. capricornus der Davöischichten mit dem Amm. planicosta aus der Unterregion des Amm. obtusus zusammenfalle.

Ich habe die Species in meiner Arbeit über den mittlern Lias Schwabens Amm. maculatus nach Young and Bird genannt, fand aber erst nachher, dass Schlotheims Amm. capricornus dazu gestellt werden müsse, da er ganz in derselben Schichte gefunden wurde * und auch die Knorr'sche Figur damit übereinstimmt, ich ziehe desshalb hier den älteren Namen vor.

Amm. capricornus findet sich gross und häufig zu Lyme Regis (Dorsetshire) mit Amm. Bechei und Davöi; ich fand auf einer einzigen Excursion in der Nähe von Charmouth mehr denn 25 Stücke davon. In Yorkshire ist er gleich häufig und liegt an der Basis des dortigen Marlstone's unter Amm. margaritatus. In Gloucestershire erhielt ich ihn in derselben Region mit weiss

* Die Kahlefelder Eisenerze, woher Schlotheim seinen Amm. capricornus beschreibt, gehören nach Römer zu den Belemnitenschichten des mittlern Lias. Auch Rolle 1853, Vergleich. des nordd. Lias mit dem schwäbischen, pag. 27, citirt Amm. capricornus in Gesellsch. des Amm. bipunctatus und fimbriatus von derselben Localität.

Einer der eben entlassenen Göttinger Lehrer, Professor Ewald, ist für die erledigte Professur der orientalischen Literatur an die philosophische Facultät der Universität Tübingen berufen worden, und hat, von seiner wissenschaftlichen Reise nach London und Oxford zurückgekehrt, bereits seine neue Stelle angetreten und seine Vorlesungen über Sanskritgrammatik, über den Pentateuch und über biblische Theologie begonnen.

Die Bibliothek der Universität Tübingen hat einen reichen Zuwachs erhalten durch die Schenkung der Büchersammlung des verstorbenen Oberbibliothekars in Göttingen, des Geheimen Justizraths von Reuß. Seine Erben haben dieselbe der Universität Tübingen unter der Bedingung zugewandt, daß sie in einem besondern Local aufgestellt werde und den Namen Reußische Bibliothek führe. Das Ganze wird auf 7000 Bände geschätzt, und es sind meist Werke literärgeschichtlichen Inhalts. Die Universitätsbibliothek in Tübingen hat überhaupt in neuester Zeit sehr an Größe und Bedeutung zugenommen. Seit der Administration des jetzigen Oberbibliothekars, Professor von Mohl, wurde nicht allein das Personal der Bibliothek verdoppelt, um durch gründliche Revision der Kataloge den Gebrauch des Vorhandenen zu erleichtern, sondern auch der Fonds für Anschaffungen neuer Werke so bedeutend vermehrt, daß in kurzer Zeit die Tübinger Bibliothek mit den ersten Bibliotheken Deutschlands in gleicher Reihe stehen wird.

Mit der Universität Tübingen sind zwei Seminare verbunden worden, das eine unter dem Namen eines philologischen, das andere unter dem eines Reallehrerseminars. Sie haben zum Zweck, für die höhern und niedern Gelehrtenschulen und Realschulen tüchtige Lehrer heranzubilden. Zu diesem Ende werden die durch eine Aufnahmeprüfung zugelassenen Zöglinge beider Seminare von den Vorstehern derselben in ihren Studien berathen und erhalten im philologischen Seminar 6, im Reallehrerseminar 14 wöchentliche Unterrichtsstunden gratis. Die Unterrichtsfächer des letztern sind Religion (in zwei Abtheilungen, nach dem Unterschiede der Confessionen), deutsche Sprache und Literatur, französische Sprache, Mathematik, Physik, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. Vorsteher der beiden Seminare sind die Professoren Tafel und Haug. Die Lehrer für die einzelnen Fächer, die indeß vorzugsweise die bereits an der Universität angestellten seyn sollen, sind noch nicht definitiv bestimmt.

Der Professor der Rechte in Freiburg, Hofrath Warnkönig, ist in gleicher Eigenschaft mit erhöhtem Gehalt nach Heidelberg versetzt.

Die Bibliothekarstelle an der Universität in Wien ist dem ersten Scriptor der k. k. Hofbibliothek, Franz Lechner, verliehen worden.

In Jena ist der Geheime Hofrath und Professor Dr. Stark d. J. gestorben.

In Halle ist am 28. Februar gestorben Heinr. Balth. Wanny, Consistorialrath, Doctor und außerordentlicher Professor der Theologie, emeritirter Oberpfarrer zu U. L. F. und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse mit der Schleife. Sein Streben war vornehmlich auf die praktische Seite der Theologie gewendet.

Am 20. Januar hat die Universität Greifswald ihren ordentlichen Professor der Alterthumswissenschaft, Dr. C. Ludwig Walch, verloren. Aus Jena gebürtig, wurde er schon im neunzehnten Jahre (1809) zweiter Bibliothekar der Universität seiner Vaterstadt, und wirkte vom Jahr 1809 als Privatdocent bei derselben, bis er 1811 einem Rufe zu der Professur der alten Sprachen an dem grauen Kloster in Berlin folgte. Er verließ jene Anstalt im Jahre 1825 privatisirte 5 Jahre und erhielt 1830 einen Ruf zur ordentlichen Professur der alten Sprachen an der Universität Greifswald. Schon frühe genöthigt in Folge anstrengender wissenschaftlicher Beschäftigung, geprüft, auch wohl verletzt durch wechselnde Erfahrungen, zurückgezogen aus der Gesellschaft, lebte er in dem beschränkten Kreise, welchen seine Wissenschaft bietet, kaum acht Jahre. Obgleich wenige seiner Collegen ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit fanden, war doch nur eine Stimme über den Umfang seiner Gelehrsamkeit. Seine bedeutendsten schriftstellerischen Leistungen sind die 1815 erschienenen Emendationes livianae, vom Jahr 1829 der Agricola des Tacitus und desselben Germania, für die sich noch bedeutende Vorarbeiten in seinem Nachlaße finden.

15. Ammonites Jamesoni, Sow. 1827. tab. 555. fig. 1.
Amm. Bronni, Röm. Ool. 1836. tab. 12. fig. 8.
„ Regnardi, d'Orb. 1844. tab. 72.
„ Jamesoni angustus, Quenst. 1845. Ceph. tab. 4. fig. 8.
„ Jamesoni latus, Quenst. 1845. Ceph. tab. 4. fig. 1.
„ Jamesoni, Oppel, mittl. L. Schwabens. pag. 38.

Findet sich in Schwaben an vielen Punkten, wie zu Pliensbach bei Boll, zu Sondelfingen, Hechingen, Balingen u. s. w. in der Unterregion des mittlern Lias, dessgl. in Frankreich zu Saint Amand (Cher), in der Normandie u. s. w. In England fand ich ihn im mittlern Lias von Charmouth (Dorsetshire) in derselben Zone; dessgl. in den grauen Thonen von Robin Hoods Bay (Yorkshire), welche Phillips noch in den untern Lias stellt, die aber das Aequivalent unserer Numismalismergel sind. Sowerby's Figur des Amm. Jamesoni ist von einem Exemplar genommen, dessen innere Windungen wahrscheinlich mit Amm. Regnardi, und somit auch mit Amm. Bronni übereinstimmen, denn wie einerseits Amm. Bronni vollständig in Amm. Regnardi übergeht, so lassen sich die äussern Windungen des letztern bei 5 Zoll Durchmesser von denen des Amm. Jamesoni (latus) nicht mehr unterscheiden.* Ich habe diess zwar bei meiner früheren Arbeit (mittl. Lias Schwabens pag. 38) berücksichtigt, nicht aber, dass es eine Varietät geben könne, deren Windungen noch weniger comprimirt sind, als es die Abbildungen von Amm. Jamesoni (latus) zeigen. Ich habe deshalb meine fig. 1. tab. 2 mit Amm.

---

* In H. von Hauers Arbeit (siehe meine Anmerkung auf der vorletzten Seite) finde ich pag. 113 die Bestätigung der obigen Annahmen. Seine Synonymik für Amm. Jamesoni begreift im Wesentlichen dieselben Punkte, welche ich hier wiederholt habe; besonders finde ich darin die übereinstimmende Ansicht in Beziehung auf die Vereinigung des Amm. Bronni mit Amm. Jamesoni.

D'Orbigny trennt zwar die comprimirtere Varietät von dem ächten Sowerby'schen Amm. Jamesoni, bildet aber den Amm. Bronni, tab. 72, fig. 3—4 als Jugendexemplar derselben ab, hat also wenigstens durch seine Figuren die richtige Stellung des Amm. Bronni angedeutet.

Jamesoni (latus) vereinigt; dieselbe ist von einer Varietät genommen, deren Entwicklung ich bis zu drei Zoll Durchmesser kenne und deren Umgänge sich stufenweise gegen aussen immer mehr der Form des Amm. Jamesoni nähern; bei drei Zoll Durchmesser ist der Rücken schon ziemlich abgerundet, bisweilen vereinigen sich auf demselben je zwei gegenüberstehende Rippen. Ich lasse desshalb obige Abbildung für diejenigen Varietäten des Amm. Jamesoni gelten, deren Mundöffnung am meisten quadratisch und deren Rücken am breitesten ist. Wäre eine Abtrennung nöthig, so würde er am besten Amm. latissimus genannt werden. Doch habe ich bei Beschreibung der Schichten die eben betrachteten Formen nicht besonders hervorzuheben, da sie beisammen in derselben Zone vorkommen.

16. **Ammonites Maugenesti**, d'Orb. 1844. tab. 70.
Amm. Maugenesti, Quenst. 1845. Ceph. tab. 5. fig. 1.
„ „ Oppel. mittl. L. Schw. tab. 2. fig. 3.

Findet sich immer etwas höher als Amm. Jamesoni; ich erhielt ihn mit Amm. bipunctatus und ibex in England im mittlern Lias von Cheltenham (Gloucestershire). In Frankreich kommt er zu Saint Amand (Cher) vor.

17. **Ammonites bipunctatus**, Röm. 1836. Ool. pag. 193.
(Schloth?) Rolle Vergl. nordd. Lias, pag. 27.
Amm. Valdani, d'Orb. 1844. tab. 71.
„ „ Quenst. 1845. Ceph. tab. 5. fig. 3.
„ „ Oppel. 1853. mittl. L. Schw. tab. 2. fig. 2.

Römers Amm. bipunctatus stammt aus dem mittlern Lias von Kahlefeld, seine Beschreibung stimmt genau mit der von Amm. Valdani d'Orb. In Schwaben nimmt derselbe mit Amm. ibex und Maugenesti einen Horizont ein, welcher unmittelbar über dem des Amm. Jamesoni folgt. In Frankreich liegt er verkiest sehr zahlreich bei Venarey (Côte d'Or), verkalkt im mittlern Lias der Normandie. In England fand ich ihn ganz in derselben Region, in welcher er in Schwaben vorkommt, zu Lyme Regis (Dorsetshire), sowie zu Cheltenham (Gloucestershire).

18. Ammonites Masseanus, d'Orb. 1843. tab. 58.
Amm. Masseanus, Quenst. 1845. Ceph. pag. 90.

Seltene Species des mittlern Lias von Frankreich und von Süddeutschland. Kommt in der Region des Amm. Jamesoni vor.

19. Ammonites Actaeon, d'Orb. 1843. tab. 61. fig. 1—3.

Im mittlern Lias mit Amm. ibex zu Venarey (Côte d'Or), dessgl. in Schwaben. Ob Amm. Aegion, welcher mit ihm vorkommt, die Brut davon oder von der vorigen Species, ist noch nicht ausgemittelt.

20. Ammonites arietiformis, Oppel. 1853. mittl. Lias Schw. pag. 41. tab. 1. fig. 7—9.

Liegt verkiest in der Oberregion der Jamesonischichten, nicht selten bei Hechingen, Hinterweiler, Pliensbach u. s. w.

21. Ammonites Davöi, Sow. 1822. tab. 350.
Amm. Davöi, d'Orb. 1844. tab. 81.
„ „ Quenst. 1845. Ceph. tab. 5. fig. 6.

Bezeichnendste Species einer Zone, welche über Amm. ibex und bipunctatus beginnt und sich nach oben bis zu denjenigen Schichten erstreckt, in welchen Amm. margaritatus zum ersten Male erscheint. Ich fand, dass sich dieser Horizont in verschiedenen Gegenden immer wieder bestätigt, so in Schwaben: bei Boll, bei Füzen am Randen; in Burgund: zu Venarey bei Semur; in der Normandie; im Dep. der Lozère u. s. w. In England fand ich den Amm. Davöi in der entsprechenden Schichte zu Charmouth (Dorsetshire).

22. Ammonites Lynx, d'Orb. 1844. tab. 87. fig. 1—4.
Amm. oxynotus numismalis, Oppel, mittl. Lias Schw. tab. 2. fig. 10.?

Liegt in Schwaben ziemlich tief in den Schichten des Amm. Jamesoni. Auch die von d'Orbigny tab. 87 abgebildeten Exemplare von Amm. Lynx und Coynarti scheinen aus den Numismalismergeln von Saint Amand (Cher), nicht aber aus den Oxynotenschichten des untern Lias zu stammen. Ich bin nicht im

Stande Amm. Coynarti von Amm. Lynx zu trennen, denn die verkiesten Exemplare, welche ich von beiden sah, zeigten gleiche Loben und sonst ganz ähnliche Form, die angegebenen Unterschiede mögen von der ungleichen Grösse der Exemplare herrühren.

23. **Ammonites Loscombi**, Sow. 1817. tab. 183.
Amm. Loscombi, d'Orb. 1844. tab. 75.
Amm. heterophyllus numismalis, Quenst. Ceph. tab. 6. f. 5.
„ „ „ Oppel, mittl. L. tab. 2. f. 9.

Das Sowerby'sche Originalexemplar des Amm. Loscombi, welches im britischen Museum liegt, stammt aus dem mittleren Lias von Lyme Regis (Dorsetshire). An derselben Localität fand ich die Species ziemlich häufig, etwas tiefer als Amm. Davöi und überzeugte mich, dass unser schwäbischer Amm. heterophyllus numismalis Quenst. damit identisch ist. In Frankreich erhielt ich den Amm. Loscombi in den Schichten des Amm. bipunctatus zu Venarey (Côte d'Or). In der Normandie kommt er zu Vieux-Pont vor.

24. **Ammonites ibex**, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 179.
Amm. Boblayei, d'Orb. 1844. tab. 69.
„ ibex, Quenst. 1845. Ceph. tab. 6. fig. 6.
„ „ Oppel. 1853. mittl. L. tab. 2. fig. 7. u. 8.

Amm. ibex nimmt einen eng begrenzten Horizont im mittlern Lias Schwabens ein. Er findet sich in Gesellschaft der Amm. Maugenesti, bipunctatus, Centaurus u. s. w. über Amm. Jamesoni und etwas tiefer als Amm. Davöi. In Frankreich kommt er in der Normandie vor, in England liegt er gleichfalls mit Amm. Maugenesti und bipunctatus zusammen im mittlern Lias von Cheltenham (Gloucestershire).

25. **Ammonites fimbriatus**, Sow. 1817. tab. 164.
Amm. fimbriatus, d'Orb. 1844. tab. 98.
„ lineatus, Schloth. Quenst. 1845. Ceph. tab. 6. fig. 8.

Das von Sowerby abgebildete Exemplar von Amm. fimbriatus stammt aus dem mittlern Lias von Lyme Regis (Dorsetshire). Amm. fimbriatus kommt daselbst in grauen Geoden

mit und über Amm. Davöi vor. D'Orbigny hat die Sowerby'sche Species also richtig gedeutet, wenn er sie in den mittlern Lias stellt, und Zieten's Amm. fimbriatus davon trennt und mit Amm. cornucopiae Young vereinigt.

Amm. fimbriatus findet sich von den Schichten des Amm. Davöi an bis zur Unterregion des Amm. margaritatus. In Schwaben wird er besonders gross in den Mergelbänken, welche sich gleich über Amm. Davöi erheben. Dasselbe Verhältniss scheint in den Cevennen in Südfrankreich stattzufinden, denn ich sah bei Herrn Sämann in Paris riesige Exemplare davon, welche aus den Grenzschichten zwischen Numismalismergeln und Margaritatusthonen herrühren.

Noch viele Localitäten wären zu nennen, an denen diese Species in Frankreich wohlerhalten und bezeichnend vorkommt; ich will hier nur noch die Umgebungen von Nancy anführen. Schon in frühen Zeiten muss hier Amm. fimbriatus, oder der ihm nahe stehende Amm. cornucopiae, als versteinertes Widderhorn Interesse erregt haben, denn man sieht in Nancy noch heute zu beiden Seiten des Portals der alten Residenz der Herzoge von Lothringen gelungene Figuren davon in Stein ausgehauen, welche vor 4—500 Jahren angefertigt, dennoch aber kenntlich wiedergegeben sind.

26. Ammonites Henleyi, Sow. 1817. tab. 172.
Nautilus striatus, Rein. 1818. fig. 65 und 66.
Amm. Bechei, Sow. 1821. tab. 280. siehe auch
d'Orb. 1844. tab. 82 u. 83. Quenst. Ceph. pag. 135.

Kommt in Deutschland, Frankreich und England häufig im mittlern Lias vor, und fehlt bloss in den untersten und obersten Theilen dieser Etage. Sowerby's Figur von Amm. Henleyi gleicht zwar mehr einem Amm. hybrida d'Orb., doch wird er gewöhnlich davon getrennt und als Varietät des Amm. striatus angenommen. H. Köchlin Schlumberger* hat durch genaue Untersuchung seines grossen Materials von Mende (Lozère) und

* Bullet. Soc. geol. de Fr. Juni 1854. pag. 628.

Venarey (Côte d'Or) nachgewiesen, dass Amm. Henleyi und Bechei, so wie sie d'Orb. tab. 82 und 83 abbildet, nicht zwei verschiedenen Species angehören, sondern bloss Varietäten bilden, welche durch Uebergänge vollständig verbunden sind.

In Schwaben kommen die Varietäten des Amm. Henleyi verkiest vor in Begleitung des Amm. ibex, verkalkt gleich darüber, wiederum verkiest in der Mittelregion des Amm. margaritatus; höher und tiefer sind sie nicht vorhanden. Zu Venarey (Côte d'Or) finden sie sich verkiest mit Ter. numismalis und Amm. Maugenesti, und darüber verkalkt mit Amm. Davöi. In der Normandie liegen sie in dem dortigen Marlstone immer verkalkt. Von den Cevennen (Aveyron) sah ich grosse verkalkte Exemplare bei H. Sämann in Paris, welche aus der Mittelregion des mittlern Lias stammen.

In England fand ich den Amm. Henleyi in demselben Horizont wie an obigen Localitäten, zu Lyme Regis (Dorsetshire), Cheltenham (Gloucestershire). Häufig ist er ferner in dem mittlern Lias von Northamptonshire, Yorkshire u. s. w.

27. **Ammonites hybrida**, d'Orb. 1844. tab. 85.

Amm. hybrida, Oppel. 1853. mittl. L. Schw. tab. 3. fig. 3, 4, 5, 6.

» polymorphus, Quenst. 1845. Ceph. tab. 4. fig. 11?

» Jupiter, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 39.

Amm. hybrida variirt ziemlich bedeutend in Beziehung auf die Involubilität seiner Windungen. Das hochmündigste Exemplar, welches ich besitze, habe ich früher (siehe oben) fig. 6 abgebildet; fig. 3 ist diess schon weniger, während fig. 5 mit d'Orbigny's fig. 1, 2. tab. 85 ziemlich genau übereinstimmt. Vielleicht lässt sich die hochmündigere Varietät von Amm. hybrida noch als besondere Species abtrennen, doch unterlasse ich es, da die Uebergänge zwischen beiden zu auffallend sind, eine Spaltung in zwei besondere Species aber für diese Arbeit desshalb von keinem besonderen Werth wäre, weil sich die verschiedenen Varietäten in einer und derselben Schichte finden. Auch wurde diess früher bei den gleichfalls variirenden Jugendexemplaren (Amm. poly-

morphus) von Prof. Quenstedt nicht ausgeführt. D'Orbigny's Amm. Jupiter, Prodr. 8. 39. gehört zu derselben Species. In England erhielt ich den Amm. hybrida im mittlern Lias von Robin Hoods Bay (Yorkshire). In Schwaben findet er sich in der Oberregion der Jamesonischichten zu Sondelfingen, Hinterweiler, Balingen.

28. **Ammonites Taylori**, Sow. 1826. tab. 514.

Amm. proboscideus, Ziet. 1830. tab. 10. fig. 1. (non Sow.)
„ quadricornutus, Simpson.
„ Taylori, d'Orb. 1844. tab. 102. fig. 3 u. 4.
„ lamellosus, d'Orb. 1844. tab. 84. fig. 1. 2.
„ Taylori costatus, Quenst. 1846. Ceph. tab. 9. fig. 20.
„ Taylori nodosus, ibid. fig. 21.

Kommt mit und unter Amm. Jamesoni in Schwaben sehr häufig vor, in Frankreich ist er seltener. Aus England kenne ich ihn von Robin Hoods Bay (Yorkshire) und von Northamptonshire. Die grobstachligen Exemplare sind viel häufiger, als die gerippte Varietät; die extremeren Formen lassen sich zwar leicht von einander unterscheiden, doch bleiben die Loben dieselben, sowie sich auch Mittelformen zwischen beiden Spielarten finden.

29. **Ammonites pettos**, Quenst. 1843, Flözgeb. pag. 178.

Amm. crenatus, Ziet. 1830. tab. 1. fig. 4. (non Brüg.).
„ Grenouillouxi, d'Orb. 1844. tab. 96.
„ pettos, Quenst. Ceph. 1847. tab. 14. fig. 8.

Liegt im mittlern Lias Schwabens in der Region des Amm. Jamesoni, dessgl. in Frankreich bei Saint Amand (Cher) und bei Avallon (Yonne).

30. **Ammonites Zieteni**, n. sp.

Amm. pettos costatus, Oppel. 1853. mittl. L. Schw. pag. 56. tab. 3. fig. 9.

Jamesonischichten von Hinterweiler, Ohmenhausen und Hechingen. Von andern Orten noch nicht bekannt.

31. Ammonites Centaurus, d'Orb. 1844. tab. 76. fig. 3-6.
Amm. Centaurus, Quenst. 1847. Ceph. tab. 14. fig. 9.
„ „ Oppel 1853. m. L. Schw. tab. 3. fig. 8.

Im mittlern Lias von Schwaben in Begleitung des Amm. ibex häufig, dessgl. in den Numismalismergeln von St. Amand (Cher) und Avallon (Yonne). Zu Charlton bei Cheltenham Gloucestershire) kommt er gleichfalls mit Amm. ibex vor.

32. Ammonites margaritatus, Montf. 1808. Conch. syst. pag. 90.
Amm. margaritatus, Schloth. 1813. Taschenb. pag. 101.
„ amaltheus, Schloth. ibid.
„ acutus, Sow. 1813. tab. 17. fig. 1.
Nautilus rotula, Rein. 1818. fig. 9.
Amm. Stokesi, Sow. 1818. tab. 91.
„ amaltheus, Schloth. 1820. pag. 66.
„ amaltheus gibbosus, ibid.
„ Clevelandicus Young u. Bird. 1822. tab. 13. fig. 11.
„ paradoxus, Stahl, würt. Corresp.-Bl. 1824. fig. 7.
„ margaritatus und Engelhardti, d'Orbig. 1844. tab. 66—68.
„ amaltheus, Quenst. 1845. Ceph. tab. 5. fig. 4.

Das Auftreten dieser Species in Schwaben habe ich in meiner Arbeit (mittl. Lias Schwabens pag. 43.) angegeben und gleichzeitig gezeigt, dass Amm. Engelhardti nicht als besondere Species genommen werden darf, ich beschränke mich desshalb hier auf die französischen und englischen Vorkommnisse.

Im Elsass bei Uhrweiler liegt er in allen Varietäten in einem thonigen blauen Kalke prächtig erhalten mit verkalkter Schale, bisweilen auch mit Kiesharnisch. Bei Metz fand ich ihn eine Stunde aufwärts an dem Ufer der Mosel (ganz wie in Schwaben in blauen Thonen eingebettet) in grosser Zahl. In der Normandie bei Landes und Fontaine-Etoupfour ist er verkalkt nicht selten, auch als gigas zeigt er sich daselbst über einen Fuss Durchmesser haltend. In Burgund ist er zwar in der Mittelregion seiner Schichten seltener, kommt aber verkiest bei Venarey

gleich über den Numismalismergeln häufig vor. Auch im südlichen Frankreich bei Mende (Lozère) trennt er sich von den darunter liegenden Numismalismergeln ab, und beginnt erst über denselben.

In England ist Amm. margaritatus nicht minder häufig. Bei Lyme Regis (Dorsetshire) fand ich ihn in den blauen Thonen, welche dort gleich über den Davöischichten anstehen. Zu Ilmincester (Somersetshire) liegt er gross und verkalkt in dem Marlstone oder mittleren Lias. In Gloucestershire und Northamptonshire ist er gleichfalls in der entsprechenden Schichte vorhanden, dessgl. in Yorkshire, wo er in dem Marlstone von Hawsker über Amm. capricornus beginnt und in dem rothbraunen Gestein in kleinen und grossen Exemplaren vorkommt.

33. Ammonites spinatus, Brug. 1789. Encycl. m. vers. 1. Bd. pag. 40.
Nautilus costatus, Rein. 1818. fig. 68. 69.
Amm. costatus, Schloth. 1820. pag. 68.
„ geometricus, Phill. 1829. tab. 14. fig. 9.
„ spinatus, d'Orb. 1843. tab. 52.
„ costatus nudus, und
cost. spinatus, Quenst. 1845. Ceph. pag. 95.

In der Oberregion des mittlern Lias an vielen Orten häufig und bisweilen sehr schön erhalten, wesshalb man schon frühe deutliche Figuren von ihm hatte. (Scheuchzer 1718. Oryct. helv. fig. 51. Knorr 1775. Bd. 2. 1. tab. A. II. fig. 1. u. s. w.) Liegt etwas höher als Amm. margaritatus. In Schwaben ist er häufig in den hellen Steinmergeln, welche gleich unter den Posidonomyenschiefern anstehen. In Bayern findet er sich in den Umgebungen von Altdorf sehr zahlreich, entweder verkiest oder in rothe Geoden gebacken *. Im Elsass liegt er in den harten mergeligen Kalken, welche in der Uhrweiler Klamm unmittelbar

* Scheuchzer, 1718. Oryctographia helvetica bildet den Amm. spinatus fig. 51. kenntlich ab, und sagt dabei pag. 271: „In dem Altorffischen, wo man den Lett grabt, finden sich gewisse Adlerstein aus Ocher, Geodes genannt, welche von dergleichen Ammons-Hörneren ganz angefüllet.

Universitäten.

Nach einer Verordnung vom 19. Mai soll auf den bayerischen gelehrten Schulen, schon vor dem Abgang der Zöglinge auf die Universität, auf die Entfernung talentloser, träger oder sittenloser Schüler gesehen, jedenfalls aber solchen der Uebertritt an höhere Lehranstalten unbedingt versagt werden. Die gesammte Universitätszeit wird ohne Unterschied der Facultäten auf fünf Jahre bestimmt. Die an einem Lyceum gemachten Studien werden mit eingerechnet. Die zwei ersten Jahre sind ausschließend dem Studium der allgemeinen Wissenschaften zu widmen. In Beziehung auf die, zu diesem Studium gehörigen Lehrgegenstände und Prüfungen, werden Universitäten und Lyceen vollkommen gleichgestellt. Auch sollen an beiden Anstalten am Schlusse eines jeden Halbjahrs öffentliche Prüfungen aus allen Lehrgegenständen Statt finden. Zweimaliges Nichtbestehen in der Prüfung zieht die Entlassung nach sich. Wer bei der Absolutorialprüfung am Schlusse des vierten Halbjahrs nicht die erste Fleißes- oder wenigstens nicht die zweite Fortgangs-Note sich erworben, oder sich einer sittenwidrigen Aufführung schuldig gemacht hat, dem ist der Uebertritt zum Fachstudium unbedingt zu verweigern und derselbe alsbald von der Universität oder dem Lyceum zu entfernen. Vor der mit Erfolg bestandenen philosophischen Absolutorialprüfung darf kein Inländer an eine ausländische Universität übergehen. Auch muß von der dem Fachstudium bestimmten Zeit ein Jahr an einer inländischen Universität zugebracht werden. Während der spätern Studienjahre finden besondere Prüfungen in der Regel zwar nur bei Stipendiaten und Theologen in der Art wie bisher Statt; dagegen sollen Directoren den Eltern, Vormündern oder Verwandten im In- oder Auslande auf Verlangen Aufschluß über Fleiß und Sittlichkeit der ihnen angehörenden Studirenden geben.

In Erlangen starb am 4. Februar Dr. Michael Jäger, Professor der Chirurgie, und Director der chirurgischen Klinik an der dortigen Universität, im dreiundvierzigsten Lebensjahr.

Der hannöverischen Regierung ist es noch immer nicht gelungen, die durch den Tod des Professors Himly und die Dienstentlegung der bekannten Sieben erledigten Lehrstellen aufs neue zu besetzen, und die Frequenz der Universität hat in gegenwärtigem Sommersemester um 900 Studirende abgenommen.

Der Antrag der kurhessischen Stände an die Regierung, den von der Universität Göttingen entlassenen Brüdern Grimm eine angemessene Stelle im Staatsdienste ihres Vaterlandes zu verleihen, ist ohne Erfolg geblieben, und der größte deutsche Sprachforscher bewohnt jetzt wieder dasselbe Gemach in Cassel, in welchem er vor mehr als 30 Jahren seine deutsche Grammatik auszufertigen begonnen. Eine Flugschrift, die er zu Vertheidigung seines Benehmens in der hannöverischen Angelegenheit verfaßte, hat die Worte des Nibelungenliedes zum Motto: War sind die Eide komen? —

Der Geheime Justizrath und Professor Hugo von Göttingen feierte am 4. Mai sein Doctorjubiläum, nicht aber in Göttingen, sondern er hatte sich, um die heitere Stimmung für diesen Ehrentag nicht durch Gedanken an die Gegenwart zu trüben, in Begleitung seines Sohnes, des Justizraths Hugo, seines Schwiegersohnes, des Hofraths Ottfried Müller, und des Professors Wilhelm Grimm nach Cassel begeben, wo sich auch Jakob Grimm zu ihnen gesellte. Die Universität Halle hatte einen eigenen Abgesandten beauftragt, dem Jubilar persönlich das erneuerte Doctordiplom zu überreichen. Die philosophische Facultät derselben Universität hatte ihm zuerst das Diplom als Doctor der Philosophie zufertigen lassen. Ein gleiches war von der Berliner Universität geschehen. Aus seinem Geburtslande Polen war Hugo durch ein, in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßtes Handschreiben des Großherzogs überrascht worden, von dem Commenthurkreuz des Zähringer Löwenordens begleitet. Von der Juristenfacultät der Universität Leipzig war eine sehr reich ausgestattete Gratulationstafel eingegangen.

Der Kirchenhistoriker Gieseler, von König Ernst August zum Consistorialrath ernannt, Mitglied der famosen Notenkircher Deputation, ist der Nachfolger Bergmanns im Prorectorat der Universität Göttingen geworden.

unter den Posidonomyenschiefern anstehen; in der so vieles Interessante enthaltenden Sammlung des Herrn Director Engelhardt zu Niederbronn sah ich die reiche Ausbeute jener Schichten. Verkalktes Vorkommen wie vorhin mit Rhynchonella acuta und cornuta traf ich bei Landes und Fontaine-Etoupfour (Calvados). In Burgund ist er beinahe der einzige Ammonit des obersten „Liasien“ und kommt mit der grossen Gryphaea cymbium bei Vassy und Semur vor.

In England ist er nicht minder häufig; in Yorkshire, wo er nach Phillips Amm. geometricus genannt wird, finden sich prächtige Exemplare; zu Ilminster (Somersetshire) gleicht sein ganzes Vorkommen dem aus der Normandie, da der mittlere Lias beider Gegenden auch in mineralogischer Beziehung sehr übereinstimmt.

34. Ammonites Normanianus, d'Orb. 1844. tab. 88.

In den Margaritatusschichten von Boll und Grosseislingen u. s. w., desgl. von verschiedenen Localitäten in Frankreich. Amm. radians amalthei (Oppel, mittl. Lias Schwabens, tab. 3. fig. 1.) trägt zwar auf jeder Seite des Kiels eine Furche, doch wage ich nicht, ihn von Amm. Normanianus zu trennen, während Amm. radians numismalis, ibid. fig. 2. entschieden einer besondern Species angehört. Ich nenne denselben Amm. Stahli. Er findet sich in der Zone des Amm. ibex und tiefer bei Hinterweiler. Seine Loben sind viel complicirter, als die von Amm. Normanianus, welche sich durch Einfachheit auszeichnen.

35. Ammonites globosus, Ziet. 1832. tab. 28. fig. 2.

Amm. globosus, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 180. Ceph. tab. 15. fig. 8. pag. 188.

„ globosus, Oppel, mittl. L. Schw. tab. 3. fig. 7.

Kleine Species des mittlern Lias, welche in den untern Schichten des Amm. margaritatus in Schwaben besonders schön, mit erhaltenem Mundsaum vorkommt.

In Frankreich fand ich ihn in derselben Region zu Venarey (Côte d'Or.)

36. **Ammonites Zetes**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 55.
Amm. heterophyllus amaltei, Quenst. 1845. Ceph. tab. 6. fig. 1.

Wird in Schwaben in den Thonen des Amm. margaritatus gefunden, nicht aber in dem obern Lias, wohin ihn d'Orbigny gestellt hat. Mit Ausnahme der prachtvollen schwäbischen Vorkommnisse kenne ich den Amm. Zetes bloss aus dem mittlern Lias der Normandie. Seine Loben sind so verschieden von denen des ächten Sowerby'schen Amm. heterophyllus, dass ich eine Abtrennung derselben für nöthig halte, und hiezu die einzig vorhandene, d'Orbigny'sche Benennung wähle, obschon der letztere die Species nicht in der richtigen Etage untergebracht hat.

37. **Chemnitzia undulata**, d'Orb. 1850, Prodr. 8. 42.
Turritella undulata, Benz. Ziet. 1832. tab. 32. fig. 2.
Turitella triplicata, Röm. 1836. Ool. pag. 154.
Chemnitzia Periniana, d'Orb. 1850. Pal. fr. tab. 243. fig. 1—3.
Scalaria liasica, Quenst. 1852. Handb. tab. 33. fig. 27.?
" " Oppel mittl. Lias. tab. 3. fig. 13—14.

Kommt im mittleren Lias in Begleitung des Amm. margaritatus am Breitenbach bei Reutlingen vor, sowie zu Weidach auf den Fildern, Heiningen bei Boll, in den Umgebungen von Aalen u. s. w.

38. **Chemnitzia nuda**, (Turritella) Münst. Goldf. 1844. tab. 196. fig. 13.

Aus den Schichten des Amm. spinatus zu Altdorf in Bayern.

39. **Acteonina Cadomensis**, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 46. Pal. tab. 285. fig. 5—6.
Conus Cadomensis, Deslongchamps. Soc. lin.

Aus dem mittlern Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados), fehlt in Schwaben.

40. **Acteonina subabbreviata**, d'Orb. 1852. Pal. tab. 285. fig. 12.

Conus abbreviatus, Deslong.

Hat die Conusform in noch ausgesprochenerem Maasse als die vorige Art. D'Orbigny trennt das Genus Acteonina von Conus. Bei Acteonina ist die Dicke des Gehäuses überall gleich, dagegen bei Conus wird die Schale der innern Umgänge nach und nach dünner, was man bei Querschliffen leicht sehen kann; die äussere Form beider Genera stimmt völlig überein.

D'Orbigny citirt noch drei weitere Species: Act. Caumonti, concava, sparsisulcata, welche sämmtlich im mittlern Lias der Normandie vorkommen, anderwärts aber noch nicht gefunden wurden.

41. **Trochus perforatus**, d'Orb. 1852. tab. 305. fig. 3—5.

Mit der vorigen Art.

42. **Trochus glaber**, Koch u. D. 1837. Beitr. tab. 1. fig. 12.

Findet sich im mittlern Lias Schwaben, desgl. zu Fontaine-Etoupfour (Calvados). An ihn reiht sich eine Anzahl ähnlicher Species, welche an letzterer Localität wohlerhalten mit Schale vorkommen, wie überhaupt die Gasteropoden des mittleren Lias der Normandie sich in einer Mannigfaltigkeit und Vollständigkeit vorfinden, wie sie in keiner andern Gegend getroffen werden. Vergleichende Resultate lassen sich aber aus diesem localen Vorkommen nicht gewinnen, wesshalb ich auch Vieles übergehen muss, denn von den meisten Localitäten, an welchen der mittlere Lias auftritt, sind bis jetzt nur wenige Species bekannt, oder es finden sich bloss kleine Kieskerne, welche gewöhnlich keine genaue Deutung zulassen.

43. **Straparollus sinister**, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 75.

Solarium inversum, Quenst. 1852. Hdb. tab. 33. fig. 31.

Mittl. Lias, Fontaine-Etoupfour (Calvados); fehlt in Schwaben.

44. **Turbo heliciformis**, Ziet. 1832. tab. 33. fig. 3.

Turbo Midas, d'Orb. 1852. tab. 327. fig. 14—16.

Die Zieten'sche Figur ist undeutlich, daher mag es rühren,

dass sie d'Orbigny nicht aufgenommen hat. Häufig im mittlern Lias der Boller Gegend, desgl. zu Saint Amand (Cher).

45. Turbo paludinaeformis, (Phasianella, Schübler, Ziet. 1832, tab. 30. fig. 12. 13.)

Turbo cyclostoma, Benz, Ziet. 1832. tab. 33. fig. 4.
» » Goldf. 1844. tab. 193. fig. 7.

Leitend für die Schichten mit Amm. margaritatus, im mittlern Lias, vom Fusse des Stuifenbergs, von Heiningen bei Boll, Breitenbach bei Reutlingen u. s. w. Die verschiedenen Abbildungen, welche Zieten gibt, rühren wahrscheinlich sowohl von beschalten als unbeschalten Exemplaren her.

46. Turbo Nicias, d'Orb. 1852. tab. 328. fig. 1. 2.

Wurde von d'Orbigny aus dem mittlern Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados) beschrieben. In Schwaben ist er nicht selten, seine Kieskerne liegen gewöhnlich als Trochus umbilicatus bezeichnet in den Sammlungen; von Diebrock bei Herford in Westphalen erhielt ich ihn aus den Schichten des Amm. Jamesoni.

47 Turbo subundulatus, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 83.

Turbo undulatus, Phillips tab. 13. fig. 8. (non Chemn.).

Die typischen Exemplare, welche ich von Yorkshire mitbrachte, stecken mit Amm. margaritatus in demselben Gestein. Sie kommen in dem dortigen Marlstone häufig vor, scheinen sich jedoch in der Normandie gleichfalls zu finden.

48. Phasianella phasianoides, d'Orb. 1852. Pal. fr. 1. Bd. tab. 324. fig. 4. pag. 319.

Im mittleren Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados). In Schwaben finden sich in derselben Etage kleine Kieskerne, welche wahrscheinlich dazu zu stellen sind.

49. Delphinula reflexilabrum, d'Orb. 1852. Pal. fr. 2. Bd. tab. 323. fig. 14—16. pag. 317.

Mittlerer Lias. Fontaine-Etoupfour (Calvados). Fehlt in Schwaben.

50. Ditremaria bicarinata, d'Orbigny 1853. tab. 340. fig. 8—11.

Mit der vorigen Art.

51. Pleurotomaria Anglica, Goldf. 1844. tab. 184. fig. 8. (non Trochus similis, Sow. tab. 142.) siehe unterer Lias, §. 14. Nr. 51.

Plourotomaria anglica, von der Form wie sie Goldfuss abbildet, hat ihr Hauptlager in den Schichten des Amm. margaritatus. Sie findet sich schön mit wohlerhaltener Schale in den Umgebungen von Lyme Regis, (Dorsetshire) von Cheltenham (Gloucestershire). In Frankreich kommt sie im mittleren Lias der Cevennen, der Normandie u. s. w. vor. In Schwaben liegt sie in den Margaritatusthonen von Grosseislingen, Heiningen u. s. w. und lässt sich wohl von der Sowerby'schen Pleurotomaria similis des untern Lias unterscheiden.

52. Pleurotomaria heliciformis, Deslongch. 1848. Mem. Soc. lin. tab. 17. fig. 2.
Pleurot. rotellaeformis, d'Orb. Prodr. (non Dunk.)

Dunkers Pleurotomaria rotellaeformis ist eine Species des untern Lias, und wurde irrthümlich von d'Orbigny in den mittlern gestellt. Wir behalten desshalb die von Deslongchamps beschriebene Art für den mittlern Lias bei. Findet sich in Frankreich zu Fontaine-Etoupfour (Calvados); kommt auch in Schwaben vor, ist aber selten und liegt an der Grenze zwischen Davöi- und Margaritatusschichten, zu Hinterweiler bei Tübingen.

53. Pleurotomaria expansa, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 92.
Helicina expansa, Sow. 1821. tab. 273. fig. 1—3.
„ solarioides, Sow. 1821. tab. 273. fig. 4.

Häufig im ganzen mittlern Lias Schwabens, dessgl. in Frankreich, zu Saint Amand (Cher) und in der Normandie. In England fand ich sie in dem Marlstone von Yorkshire.

54. Pleurotomaria solarium, Dunk. Pal. I. tab. 25. fig. 17—19.

Pleurotomaria Mopsa, d'Orb. tab. 354. fig. 6—10?

Wurde aus dem mittlern Lias von Kahlefeld beschrieben. Eine in der gleichen Etage zu Fontaine-Etoupfour vorkommende Varietät der Pl. Debuchi Desl. scheint damit identisch zu sein.

55. Pleurotomaria multicincta (Trochus, Schübler. Ziet. 1832. tab. 34. fig. 1).

Die Zieten'sche Figur ist nicht sehr deutlich ausgefallen, desshalb wurde seine Species noch wenig beachtet. Stammt aus den Mergelbänken des mittlern Lias. In dem Originalexemplar, in dessen Besitz ich bin, steckt noch der Abdruck von Terebr. numismalis.

56. Pleurotomaria rotundata, Münst. Goldf. 1844. tab. 186. fig. 1.

Kommt mit wohlerhaltener Schale in den Thonen des Amm. margaritatus zu Grosseislingen und Wasseralfingen vor.

57. Dentalium giganteum, Phill. 1829. tab. 14. fig. 8.

An der Basis der Hawsker Cliffs südöstlich von Whitby (Yorkshire) fand ich in der Mittelregion des dortigen mittlern Lias wohlerhaltene Exemplare von Dentalium giganteum. Eines davon hat vier Zoll Länge. Ich habe die grosse Species noch an keinem andern Orte gefunden, während sie an jener Localität sehr häufig vorkommt und die Oberfläche mancher Platten ganz bedeckt.

58. Solen liasinus, Oppel. 1853. mittl. Lias Schwabens. tab. 4. fig. 21.

Seltene Species aus dem mittlern Lias Schwabens; eine ähnliche Form fand ich in dem Marlstone von Yorkshire.

59. Panopaea elongata, Röm. 1836. Ool. tab. 8. fig. 1.

Wurde von Römer aus den Belemnitenschichten des mittleren Lias von Willershausen beschrieben; die in derselben Etage in den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire) vorkommende Species scheint dazu zu gehören.

60. **Pholadomya ambigua**, Sow. 1819. tab. 227.

Fehlt in Schwaben. In Frankreich fand ich sie in dem mittleren Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados). In England liegt sie mit Amm. Henleyi in den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire), sowie in dem Marlstone von Yorkshire.

61. **Pholadomya Hausmanni**, Goldf. 1841. tab. 155. fig. 4.

Wird von Goldfuss aus dem mittlern Lias von Kahlefeld beschrieben, ich fand sie in derselben Etage zu Fontaine-Etoupfour (Calvados); in Schwaben kommt Phol. Hausmanni nicht vor.

62. **Pholadomya decorata**, Hartm. Goldf. 1847. tab. 155. fig. 3.

Liegt an der Grenze des untern gegen den mittleren Lias (Jamesonibett), bei Boll, Metzingen und Balingen sehr häufig. Ganz in derselben Position fand ich sie zu Robin Hoods Bay (Yorkshire).

63. **Pholadomya obliquata**, Phill. 1829. tab. 13. fig. 15.

Findet sich mit der vorigen Species und gleicht derselben, besitzt jedoch keine seitlichen Rippen, auch ist die Form etwas länger.

64. **Lyonsia unioides**, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 148.
Venus unioides, Röm. 1836. tab. 8. fig. 6.
Lutraria unioides, Goldf. 1841. tab. 152. fig. 12.
(Pleuromya Agass.) Quenst. Handb. pag. 563.

Mit Amm. spinatus im mittleren Lias von Altdorf in Bayern und Vieux Pont (Calvados). In Yorkshire erhielt ich sie zahlreich aus dem dortigen Marlstone, desgl. in den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire).

65. **Leda complanata**. (Nucula, Goldf. tab. 125. fig. 11.) (non Phill.)
Leda Doris, d'Orb. Prodr. 9. 178.
Leda complanata, Oppel, mittl. L. Sch. tab. 4. fig. 20.

Mit Amm. margaritatus im mittlern Lias von Weidach auf den Fildern, Goldbächle bei Gmünd, Wasseralfingen, Heinin-

gen u. s. w. In Frankreich in den gleichen Schichten von Fontaine-Etoupfour (Calvados) und von Milhau (Aveyron). Phillips bildet als Nucula complanata den Steinkern von Leda ovum Sow. ab. Da die Phillips'sche Species schon vorher benannt war, so kann die Goldfuss'sche Bezeichnung für die Muschel des mittlern Lias beibehalten werden.

66. **Leda acuminata.** (Nucula v. Buch.)

Nucula acuminata, Goldf. 1837. tab. 125. fig. 7.
Nucula inflata, Ziet. (non Sow.) Oppel, mittl. Lias Schw. tab. 4. fig. 24.

Mit der vorigen Art.

67. **Leda subovalis** (Nucula, Goldf. 1837. tab. 125. fig. 4.).

Nucula palmae, Quenst. 1852. Handb. tab. 44. fig. 8.
Nucula tunicata, Quenst. ibid. tab. 44. fig. 9.

Kommt im mittlern Lias vor. Aus Schwaben kenne ich sie von Heiningen, Weidach und Hinterweiler; aus Frankreich von Saint Amand (Cher) und Fontaine-Etoupfour (Calvados).

68. **Leda Galatea**, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 152.

Römers Nucula elliptica und inflexa sind nahestehende Formen, da jedoch Leda elliptica eine Oxfordspecies ist, N. inflata aber aus dem inf. Ool. stammt, so wählen wir d'Orbigny's Namen. Numismalismergel von Saint Amand (Cher). Mittlerer Lias von Gmünd und Hechingen.

69. **Nucula cordata**, Goldf. 1837. tab. 125. fig. 6.

Nucula variabilis, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 194.

In Württemberg mit der vorigen Art. D'Orbigny gibt sie von Frankreich aus dem mittlern Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados) an.

70. **Tancredia broliensis.**

Hettangia broliensis, Buv. Terq. Bull. Soc. geol. de Fr. 18. April 1853. pag. 374.

Stammt wie die nächstfolgenden zwei Species, nach den Angaben M. Terquem's, aus den Schichten des Amm. Davöi

von Breux (Meuse), sie sind zwar noch von keinen andern Localitäten bekannt geworden, doch führe ich sie hier auf, da ihre Zone mit so grosser Bestimmtheit angegeben ist.

71. Tancredia Raulinea.

Hettangia Raulinea, Buv. Terq. ibid.

Mit der vorigen Art.

72. Tancredia longiscata.

Hettangia longiscata, Buv. Terq. ibid.

Mit der vorigen Art.

73. Tancredia Terquemea.

Hettangia Terquemea, Buv. Terquem. ibid.

Gehört wahrscheinlich in die Oberregion des mittlern Lias. Ihr Lager bezeichnet M. Terquem als: „Calcaire ferrugineux du Lias," was entweder die Zone des Amm. spinatus oder die oberen Margaritatusschichten bedeutet. Dep. de la Meuse.

74. Tancredia lucida.

Hettangia lucida, Terq. ibid. tab. 2. fig. 8—10.

In denselben Schichten wie die vorige Art zu Latour und Bleid an der belgischen Grenze (nach den Angaben M. Terquem's. Bull. Soc. geol. de Fr. 18. April 1853. pag. 369).

75. Opis Carusensis, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 153.

D'Orbigny führt diese Species aus dem mittlern Lias von Saint Amand (Cher) auf. In Schwaben kommt in den Numismalismergeln äusserst selten eine Opis vor, welche ich (mittl. Lias Schw. tab. 4. fig. 27) abgebildet habe, und welche wahrscheinlich mit der französischen identisch ist.

76. Astarte arealis, Röm. 1839. Ool. tab. 19. fig. 13. p. 40.

Die verkiesten Exemplare von Astarte arealis, welche sich in den Numismalismergeln von Diebrock bei Herford (Westphalen) mit Amm. Bronni finden, haben viele Aehnlichkeit mit Venus pumila Goldf. tab. 150. fig. 7, und sind vielleicht damit zu vereinigen. D'Orbigny stellt letztere Species zu Lucina, doch ist bei der Kleinheit der Kieskerne schwer zu ermitteln, wohin sie gehören. In

Schwaben findet sich Astarte arealis häufig im mittlern Lias von Pliensbach, Hinterweiler und Balingen.

77. Mytilus (Hippopodium?) hippocampus, Young. and B. 2. Aufl. tab. 7. fig. 9.

Hat viele Aehnlichkeit mit Hippopodium ponderosum, scheint aber mehr in die Länge gezogen zu sein, doch kann ich bei den wenigen Exemplaren, welche ich aus dem mittlern Lias von Yorkshire und Gloucestershire mitbrachte, die Unterschiede beider nicht genau angeben. Schon Strickland (Transact. of the Geol. Soc. 2. Ser. vol. 6. pag. 552) trennt das Hippopodium des untern Lias von einer Varietät, welche im mittlern Lias von Cheltenham vorkommt.

78. Cypricardia cucullata, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 165.
Cardium cucullatum, Goldf. 1837. tab. 143. fig. 11.

Kommt in Schwaben in kleinen Kieskernen mit Amm. ibex im mittlern Lias von Hinterweiler und Pliensbach bei Boll vor. In England erhielt ich die gleiche Species viel grösser, sonst aber ganz übereinstimmend in demselben Niveau zu Cheltenham (Gloucestershire).

79. Cypricardia caudata, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 166.
Cardium caudatum, Goldf. 1837. tab. 143. fig. 12.

Seltene Species aus den Margaritatuschichten von Weidach auf den Fildern und von der Balinger Gegend.

80. Cardinia attenuata, Stutchb. Ann. and. Mag. Nat. H. 8. Bd. 1842. tab. 9. fig. 1—2. pag. 485.

Findet sich in der Mittelregion des mittleren Lias von Gloucestershire. Von andern Orten kenne ich sie nicht.

81. Isocardia cingulata, Goldf. 1837. tab. 140. fig. 16.
Isocardia inversa, Goldf. tab. 140. fig. 17.
Cardium multicostatum, Phill. tab. 13. fig. 21 (non Brocchi).
Cardium submulticostatum, d'Orb. Prodr. 8. 178.

Eine im mittlern Lias Schwabens sehr häufig vorkommende Muschel, die sich meist als Kieskern, bisweilen auch mit

Dr. Welker, Profeſſor und Oberbibliothekar der Univerſität in Bonn, Profeſſor Dr. Gustav Roſe, und der Profeſſor der Medicin in Berlin, Dr. Müller, haben den rothen Adlerorden 4ter Klaſſe erhalten. Ebenſo der Profeſſor Jacobi an der Univerſität Königsberg.

Kirche und Schule.

Während die Angelegenheiten der katholiſchen Kirche in Preußen die Politik und die Preſſe vielfach in Thätigkeit ſetzen, hat die katholiſche Kirche in Deutſchland durch den Tod eines ihrer erſten Vorfechter auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft einen empfindlichen Verluſt erlitten. — Am Gründonnerſtag, den 12. April ſtarb zu München Dr. Johann Adam Möhler. Aus Würtemberg gebürtig und in den würtembergiſchen Lehranſtalten gebildet, begann er auch ſeine öffentliche Thätigkeit als akademiſcher Lehrer in Tübingen, von wo aus ſeine geiſtreichen und gelehrten Vorträge über Kirchengeſchichte und ſeine verſchiedenen Schriften, vornämlich aber die „Symbolik oder Darſtellung der dogmatiſchen Gegenſätze der Katholiken und Proteſtanten“ und der daraus mit Dr. F. Baur entſtandene wiſſenſchaftliche Streit ihm bald einen ausgebreiteten Ruf erwarben. Die preußiſche Regierung ſoll wiederholt und noch erſt in der neueſten Zeit verſucht haben, Möhler für den preußiſchen Staatsdienſt zu gewinnen. Seit ſeinem Abgang von Tübingen an die Univerſität München 1835 wurde er der Wiſſenſchaft durch anhaltende Kränklichkeit vielfach entzogen, und das ihm erſt in der letzten Zeit übertragene Domdekanat in Würzburg konnte er ebendeßhalb nicht mehr wirklich antreten, da, wie man ſagt, ſeine ohnedieß geſchwächte Natur der durch die Kölner Wirren hervorgerufenen pfarrlichen Aufregung vollends unterlag. Man hofft, daß ſein literariſcher Nachlaß, namentlich ſeine theilweiſe ſchon zum Drucke vorbereitete Kirchengeſchichte, und eine exegetiſche Arbeit über den Brief an die Römer durch ſeine Freunde der Oeffentlichkeit bald übergeben werden.

In Bayern ſind [illegible] Reſcripte in Bezug auf das Schulweſen [illegible] worden, nach welchen die Vorbereitungsklaſſen zu den lateiniſchen Schulen aufgehoben und das Selbſtindruiren der I. Profeſſoren und Lehrer bei perſönlicher Verantwortung des Rectors allgemein geboten wurde.

Der erſte Profeſſor und Director des theologiſchen Seminars in Herborn, Kirchenrath Dr. Heydenreich, iſt zur Würde eines evangeliſchen Landesbiſchofs erhoben worden.

Der zweite Profeſſor am theologiſchen Seminar und erſte Stadtpfarrer in Herford hat die erſte Profeſſur mit dem Charakter eines Kirchenraths erhalten und für die zweite Profeſſur und die Stadtpfarrei wurde der Paſtor Nieck in Soeſt ernannt.

Der bisherige Director des Oberconſiſtoriums in Weimar, Geheim. Karl Friedr. Peucer, iſt zum Präſidenten des neuerrichteten Oberconſiſtoriums für das ganze Großherzogthum Sachſen-Weimar, und der ſeitherige Aſſeſſor an jenem Collegium, Karl Gottlieb Heyer, zum weltlichen Conſiſtorialrathe in dem neuen Collegium ernannt worden.

Der königl. Hofkaplan und Oberconſiſtorialrath Strerm in Stuttgart, Herausgeber der Zeitſchrift „Studien der evangeliſchen Geiſtlichkeit im Königreich Würtemberg“, iſt von der philoſophiſchen, und kurz darauf auch von der theologiſchen Facultät der Univerſität Tübingen mit dem Doctordiplom beehrt worden.

Stiftungen.

Der Kaufer Nikolaus, von der Stadt Berlin mit dem Bürgerrecht beſchenkt, überließ derſelben eine namhafte Summe zur Verwendung für die Armen, welche Summe der Magiſtrat zur Erbauung eines Bürgerhoſpitals zu verwenden beſchloß, das den Namen des

erhaltener Schale findet, und hiernach von Goldfuss verschieden abgebildet und benannt wurde. Boll, Hechingen, Balingen.

In dem Marlstone von Robin Hoods Bay (Yorkshire) erhielt ich sie in Begleitung des Amm. margaritatus.

82. **Cardium truncatum**, Sow. 1827. tab. 553. fig. 3.
Cardium truncatum, Phill. 1829. tab. 13. fig. 14.

Zeichnet sich durch Häufigkeit in dem Marlstone von Yorkshire aus. Ich fand mehrere Exemplare in einem Stück mit Amm. margaritatus zusammen. D'Orbigny Prodr. 8. 177 erwähnt die Species aus dem mittlern Lias der Normandie.

83. **Unicardium Janthe**, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 179.

D'Orbigny gibt die sich wenig von Unicardium cardioides unterscheidende Species aus dem mittlern Lias verschiedener Localitäten Frankreichs an. Ich erhielt dieselbe aus den Numismalismergeln von Dürnau bei Boll und von Frommern bei Balingen, sowie in England aus derselben Zone von den Umgebungen Cheltenham's (Gloucestershire).

84. **Arca Münsteri**, Goldf. 1837. tab. 122. fig. 11.
Cucullaea Münsteri, Ziet. 1833. tab. 56. fig. 7.

Im ganzen mittlern Lias Schwabens, bei Heiningen, Pliensbach, Hinterweiler, Weidach, dessgl. in Frankreich zu St. Amand (Cher) und Fontaine-Etoupfour (Calvados).

85. **Arca Buckmanni**, Rich. (Murch. 1845.) Geol. of Chelt. tab. 10. fig. 5. pag. 96.
Arca Phaedra, d'Orb. Prodr. 8. 190.?
Arca elongata, Quenst. Handb. pag. 525? (non Sow.).

Selten im mittlern Lias Schwabens, häufiger in Frankreich, mit der vorigen Art, dessgl. in England im mittlern Lias von Gloucestershire.

86. **Pinna folium**, Young and Bird. 1822. tab. 10. fig. 6.
Pinna inflata, Dew. et Chap. Lux. tab. 30. fig. 1.

Die grosse Species füllt im mittlern Lias nordwestlich von Robin Hoods Bay (Yorkshire) ein ganzes Bett an. Die Exemplare

sind meist flach gedrückt, sie liegen mit verkiester Oberfläche in der Region des Amm. Jamesoni.

87. **Pinna Moorei**, n. sp.

Kleine Species mit zwölf engstehenden radialen Rippen auf der einen breiteren Seite der Medianlinie, während dieselben auf der andern Seite fehlen und durch concentrische Runzeln ersetzt sind, welche sich am Rande stark nach der Spitze hin ziehen. Ich fand sie häufig in der Region des Amm. margaritatus am Breitenbache bei Reutlingen.

88. **Mytilus scalprum**, Sow. tab. 248. fig. 2 (in erratis).
Mytilus scalprum, Phill. tab. 14. fig. 2 (non Goldf.).

Wird viel breiter und grösser als die Species des untern Lias, und findet sich in der Mittelregion des mittlern Lias zu Cheltenham (Gloucestershire), dessgl. an vielen Punkten in Frankreich; fehlt in Schwaben.

89. **Mytilus numismalis**, (Modiola) Oppel, mittl. Lias Schwabens. tab. 4. fig. 17.

Der einzige Mytilus, welcher in Schwaben im mittlern Lias gefunden wird. Hechingen, Balingen.

90. **Lima Hermanni**, Ziet. 1838. tab. 51. fig. 2.

Aus der Oberregion des mittlern Lias von Grosseislingen und Heiningen bei Boll. Das Zieten'sche Originalexemplar, welches ich besitze, ist aufgeblähter und runder, als die ihm ähnliche Species (Lima succincta) des untern Lias. Es stammt aus den harten Steinmergeln, welche in Schwaben die obere Grenze des mittlern Lias bilden.

91. **Limea acuticosta**, Goldf. 1836. tab. 107. fig. 8.

Im mittlern Lias Schwabens, dessgl. in Frankreich zu Fontaine-Etoupfour (Calvados), in England zu Robin Hoods Bay (Yorkshire).

92. **Avicula cygnipes**, Phill. 1829. tab. 14. fig. 3.
Pecten cygnipes, Young and Bird. 1822. tab. 9. fig. 6.

Die prachtvolle Species trägt vier hohe Rippen auf der grössern Schale, welche sich über den Rand hinaus verlängern

und der Muschel ein sehr markirtes Aussehen geben. Ich erhielt mehrere Exemplare, von welchen das grösste $3^1/_2$ Zoll breit ist, aus dem mittlern Lias von Robin Hoods Bay (Yorkshire). Die genauere Schichte konnte ich nicht auffinden, doch glaube ich, dass sie an der Basis des dortigen Marlstons, d. h. unter Amm. margaritatus vorkommen.

Avicula Sinemuriensis, d'Orb. Prodr.
Siehe unterer Lias §. 14. Nr. 98.

93. **Avicula sexcostata**, Röm. 1836. Ool. tab. 4. fig. 4.
Avicula sexcostata, Oppel, mittl. L. Sch. tab. 4. fig. 16.

Kleine Species mit sechs Rippen auf der linken Schale. Im mittlern Lias von Hechingen und Dürnau. Findet sich sowohl in den untern Margaritatusschichten als in der Zone des Amm. Davöi.

94. **Avicula longiaxis**, Buckm. 1845. Murchison Geol. of Cheltenh. tab. 10. fig. 2. pag. 97.

Die Muschel würde dem Inoceramus dubius gleichen, wenn nicht die gerade Schlosslinie in einen feinen aber langen Flügel ausliefe. Bis jetzt noch ziemlich selten in den Thonen des Amm. margaritatus vom Breitenbach bei Reutlingen. In England erhielt ich sie mit Cardinia attenuata Stuchb. aus dem mittlern Lias von Gloucestershire, woher sie in Murch. Geol. of Cheltenh. tab. 10. fig. 2 beschrieben und gut abgebildet wird.

95. **Inoceramus ventricosus** (Crenatula Sow. 1823. tab. 443.)
In. nobilis, Münst. Goldf. 1836. tab. 109. fig. 4.?

In meiner Arbeit über den mittlern Lias Schwabens, pag. 81, habe ich den genauen Horizont aufgestellt, welchen diese Species hier einnimmt. Ganz in derselben Region liegt sie in England, ich fand sie zu Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) etwas tiefer als Amm. margaritatus in Begleitung des Amm. Davöi. Aus den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire) erhielt ich den Inoceramus ventricosus aus einer Schichte, welche gleichfalls unterhalb der Region des Amm. margaritatus liegt.

96. **Inoceramus substriatus**, Goldf. tab. 109. fig. 2.

Findet sich mit Amm. spinatus zu Altdorf in Bayern, mit

Amm. margaritatus dagegen am Breitenbach bei Reutlingen, zu Heiningen u. s. w.

97. Pecten aequivalis, Sow. 1816. tab. 136. fig. 1.

Prachtvolle Species aus dem obern Liasien von Uhrweiler im Elsass, Aubange (Luxembourg), Fontaine Etoupfour und Landes (Calvados), Milhau (Aveyron), Sarthe Yonne, Lozere u. s. w. In England erhielt ich ihn aus dem Marlstone von Yorkshire, ausserdem gibt Sowerby noch verschiedene Localitäten dafür an.

98. Pecten sublaevis, Phill. 1829. tab. 14. fig. 5.

Marlstone, Hawskers Bottom (Yorkshire). Obere Margaritatusschichten vom Breitenbach bei Reutlingen, von Metzingen u. s. w.

99. Pecten liasianus, Nyst. 1845. Belg. (nach Bronn's Index.)
Pecten corneus, Goldf. tab. 98. fig. 11 (non Sow.).
Pecten disciformis, d'Orb. Prodr. 8. 210 (non Schübl.).

Mit den vorigen Arten.

100. Pecten priscus, Schloth. 1820. pag. 222 (pars).
Pecten priscus, Goldf. 1833. tab. 89. fig. 5.
Pecten costulatus, Ziet. 1833. tab. 52. fig. 3.

Im mittlern Lias, besonders in dessen unterem Theile häufig, zu Boll, Hinterweiler, Hechingen u. s. w., desgl. in Frankreich zu Venarey (Côte d'Or) und Vieux Pont (Calvados).

101. Pecten Philenor, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 213.
Pecten glaber δ, Oppel. mittl. L. Schw. pag. 77.

Bezeichnende Species für die oberen Margaritatusschichten, findet sich in Württemberg am Breitenbach bei Betzingen. D'Orbigny erwähnt ihn aus dem mittlern Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados). Mit demselben findet sich in Schwaben *Pecten amaltheus*, welchen ich gleichfalls pag. 77 beschrieben habe.

102. Pecten tumidus, Ziet. 1833. tab. 52. fig. 1.
Pecten velatus, Goldf. 1833. tab. 90. fig. 2.
» » Oppel, mittl. Lias. tab. 4. fig. 12.

Nicht selten im mittlern Lias vom Breitenbach bei Reut-

lingen, und von Sondelfingen; wahrscheinlich ist die im obern Lias bei Heiningen vorkommende Art damit identisch. D'Orbigny citirt ihn eben daraus von Fontenay und Thouars (Deux Sevres). Merkwürdig ist die grosse Ungleichheit zwischen den Oberflächen der rechten und linken Schale.

103. Plicatula spinosa, Sow. 1819. tab. 245. fig. 1—4.

Im ganzen mittlern Lias Englands, Frankreichs und Deutschlands. Fehlt nirgends, wo mittlerer Lias auftritt, und geht noch in die unteren Schichten des oberen Lias hinauf. Wird in Schwaben nicht über einen Zoll lang, dagegen kommen bei Metz und Nancy Exemplare vor, deren grösster Durchmesser beinahe das Doppelte beträgt.

104. Plicatula laevigata, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 216.

Seltene Species von bedeutender Grösse; ich fand sie nur einmal im mittleren Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados).

105. Gryphaea cymbium, Lam. 1819. A. s. v. 6. p. 198.
Gryphaea cymbium, Goldf. tab. 84. fig. 1.

Liegt ausschliesslich in der Oberregion des mittlern Lias, d. h. in den Schichten des Amm. margaritatus und spinatus. Zu Semur (Côte d'Or), sowie in ganz Burgund bildet Gryphaea cymbium in grossen Exemplaren das häufigste Fossil der mächtigen Kalkablagerung, welche dort das Aequivalent unserer Margaritatus- und Spinatusthone bilden. Gleich gross kommt sie in der Normandie, im Dep. der Sarthe, zu Milhau (Dep. de l'Aveyron) in Luxembourg u. s. w. vor. In England traf ich sie in dem Marlstone von Yorkshire, während sie an all diesen Punkten in der Unterregion des mittlern Lias fehlt und durch Gryphaea obliqua ersetzt ist, welche ihr Hauptlager an der Grenze zwischen dem untern und mittlern Lias hat, und nie bis in die Schichten des Amm. margaritatus heraufgeht.

D'Orbigny Prodr. 8. 217 citirt die Gryphaea cymbium aus Württemberg von Degerloch und Vaihingen. Abgesehen davon, dass an diesen Punkten bloss die untere Hälfte des untern Lias zu Tage liegt, bemerke ich, dass gerade in Württemberg

die ächte Gryphaea cymbium fehlt und noch nie in irgend einer Schichte des mittlern Lias gefunden wurde. Man hielt zwar lange Zeit die Gryphaea obliqua, welche in Württemberg vorkommt, für identisch damit, doch lässt sie sich durch Lage und Form von der hier fehlenden Gryphaea cymbium wohl unterscheiden.

Gryphaea obliqua, Goldfuss, tab. 85. fig. 2. Siehe §. 14. Nr. 111.

106. Terebratula quadrifida. Lam. 1819. An. sans. vert. b. Bd. pag. 253. Nr. 35.

Terebratula quadrifida, Dav. Mon. III. tab. 3. fig. 8—10.

Findet sich im mittlern Lias von Ilminster (Somersetshire) sowie zu Landes und Evrecy (Calvados). Ter. quadrifida fehlt in Württemberg, denn die Species, welche Quenst., Handbuch tab. 37. fig. 38., unter diesem Namen abbildet, gehört wohl einer besondern Art an. Ich will dieselbe vorläufig Ter. subquadrifida nennen; sie kommt immer bloss in den Thonen des Amm. margaritatus vor und geht nicht in die Schichten der Ter. numismalis herab.

107. Terebratula cornuta, Sow. 1814. tab. 446. fig. 4.

Terebratula cornuta, Dav. Mon. III. tab. 3. fig. 11—18.

Häufig im mittlern Lias von Ilminster (Somersetshire), sowie in Frankreich von Milhau (Dep. de l'Aveyron) und von Landes und Evrecy (Calvados). Fehlt in Württemberg.

108. Terebratula Edwardsii, Dav. Monogr. III. tab. 6. fig. 11—15.

Mit der vorigen Art.

109. Terebratula Waterhousi, Dav. Monogr. III. tab. 5. fig. 12. 13.

Wurde von Davidson aus dem mittlern Lias Englands von Farington Gurney beschrieben, und in seinem Appendix die von mir (Mittl. Lias Schwabens tab. 4. fig. 2.) abgebildete, und *Ter. subdigona* benannte Species damit vereinigt. Ich bin

jedoch noch nicht völlig von der Identität beider überzeugt, da meine Exemplare von den Davidson'schen Figuren abweichen. Auch das Lager beider ist verschieden, Ter. subdigona kommt bloss an der obersten Grenze des mittlern Lias vor und wurde nie in tieferen Schichten gefunden, während Ter. Waterhousi mit Ter. numismalis und Rhynch. rimosa zusammenliegen soll.

110. Terebratula resupinata, Sow. 1816. tab. 150. fig. 3. 4.

Terebratula resupinata, Dav. Monogr. tab. 4. fig. 1—5.

Mittlerer Lias, Marlstone von Ilminster (Somersetshire); Landes und Evrecy (Calvados). Fehlt im württembergischen Lias. Der Sinus der kleinern Schale ist viel tiefer eingeschnitten, als bei den ähnlichen Formen, welche sich in Schwaben im Unter-Oolithe finden und zu Ter. carinata Lam. gestellt werden müssen.

111. Terebratula Moorei, Dav. Monogr. III. tab. 4. fig. 6. 7.

Im mittleren Lias von Ilminster (Somersetshire) Landes und Evrecy (Calvados). In Schwaben findet man sie verkiest in Begleitung der Ter. numismalis. Sowohl die grössere als die kleinere Schale ist in der Mitte der Länge nach schwach einwärts gedrückt, jedoch nicht so tief, dass an der Stirn die seitlichen Ecken besonders stark hervorspringen würden. Hiedurch, sowie durch die längliche aufgeblähte Form unterscheiden sich selbst die Kieskerne leicht von denen der Ter. numismalis. Ter. Moorei findet sich zu Pliensbach bei Boll und zu Hinterweiler bei Tübingen.

112. Terebratula Heyseana, Dunk. Pal. I. tab. 18. fig. 5.
Terebratula Backeriae, Dav. Monogr. tab. 5. fig. 11.
„ Heyseana, Quenst. Handb. tab. 37. fig. 47.

Die kleine flachschalige Species mit weit zurückgeschlagenem Sinus in der undurchbohrten Schale findet sich im ganzen mittlern Lias Schwabens. Ich besitze sie von Hechingen, Weidach, Sondelfingen, Hinterweiler, Zell, Grosseislingen und vom sog. Goldbächle bei Gmünd, doch ist sie überall ziemlich selten. Die wenigen Exemplare von Northamptonshire, welche im britischen

Museum liegen, stammen wahrscheinlich gleichfalls aus dem mittleren Lias.

113. Terebratula numismalis, Lam. 1819. An. sans vert. 6. Bd. Nr. 17. pag. 249.
Ter. numismalis, Ziet. 1830. tab. 39. fig. 4.
„ orbicularis, Ziet. tab. 39. fig. 5.

Da wo sich im mittleren Lias die Thone des Amm. margaritatus von den darunter liegenden Mergeln mineralogisch leicht abtrennen, wie an der württembergischen Alp, oder in Burgund, ist das Lager der Ter. numismalis ein ziemlich bestimmtes. Sie hält sich hier in der untern Region des mittlern Lias beinahe ausschliesslich auf, denn die ihr ähnlichen Vorkommnisse in den Oxynotusschichten des untern Lias gehören vielleicht einer andern Species an. Gegen oben geht sie jedoch entweder gar nicht über die Schichten des Amm. ibex und bipunctatus hinauf, oder findet sie sich in den Thonen des Amm. margaritatus nur ausnahmsweise und als Seltenheit. Anders verhält es sich in der Normandie und im südwestlichen England. Wie hier der mittlere Lias überhaupt schwierig einzutheilen ist und mineralogisch bloss aus den thonigen Kalken des Marlstons besteht, so fällt es auch bei den einzelnen Species schwer, die jeweilige Lage zu bestimmen. Obschon ich glaube, dass Terebratula numismalis mehr der Unterregion des Marlstons angehört, so habe ich doch noch keine Sicherheit dafür. Das Gleiche gilt für Ter. subnumismalis, welche Davidson Mon. III. tab. 5. fig. 10. als besondere Species aufstellt. Sie ist eine stete Begleiterin der Ter. numismalis. Dagegen habe ich Ter. indentata, Sow. Dav. Mon. III. tab. 5. fig. 25 u. 26. (von Farington Gurney) bis jetzt in Schwaben noch nicht nachweisen können.

114. Terebratula punctata, Sow. 1813. tab. 15. fig. 4.
Ter. punctata, Dav. Monogr. III. tab. 6. fig. 1—6.

Die im Marlstone von Fontaine-Etoupfour (Calvados) und Ilminster (Somersetshire) häufige Art findet sich in Schwaben in der Oberregion des mittleren Lias zu Zell, Sondelfingen und Frommern.

115. Terebratula subovoides, Röm. 1836. Ool. tab. 2. fig. 9. pag. 50.

Ter. subpunctata, Dav. Mon. III. tab. 6. fig. 7—10.?

Mit der vorigen Art. Ist in Schwaben noch häufiger als letztere. Beide haben ein kurzes Knochengerüste und unterscheiden sich schon hiedurch hinlänglich von den aufgeblähten Varietäten der Ter. numismalis.

116. Terebratula fimbrioides, E. Deslongch.

Gleicht der ächten Sowerby'schen Ter. fimbria des untern Ooliths. Findet sich im mittlern Lias des Depart. der Sarthe. Bei H. Sämann in Paris sah ich dieselbe Species aus den Liasmergeln von Milhau (Dep. de l'Aveyron); von andern Orten kenne ich sie nicht.

117. Spirifer rostratus, Schloth. sp. 1820. Petref. pag. 260.

Spirifer rostratus, Dav. Monogr. III. tab. 2. fig. 1—6. u. 10—21.

Die besten schwäbischen Exemplare erhielt ich aus der Oberregion des mittlern Lias bei Zell, Pliensbach und Metzingen. Frankreich, Marlstone von Landes und Evrecy (Calvados) England desgl. zu Ilminster (Somersetshire). Scheint überall vorzukommen, wo der mittlere Lias vorhanden ist, dagegen fehlt er im untern Lias, während Spirifer verrucosus sich in beiden Etagen findet.

118. Spirifer Münsteri, Dav. Mon. III. tab. 3. fig. 4—6.

In der Unterregion des mittlern Lias bei Sondelfingen und Ohmenhausen. In Frankreich im Marlstone von Fontaine-Etoupfour (Calvados), in England zu Ilminster (Somersetshire).

119. Spirifer Tessoni, Davidson.

Auf einer Excursion nach Fontaine Etoupfour in den Umgebungen von Caen (Calvados) fand ich in dem dortigen mittleren Lias ein prächtiges Exemplar dieser seltenen Species. Aus Schwaben kenne ich die Art nicht, dagegen fand ich in dem Marlstone von Robin Hoods Bay (Yorkshire) einen Spirifer, der

mit Spir. Tessoni ganz übereinstimmt, so dass ich ihn nicht davon zu trennen wage.

120. Spirifer Haueri, Suess. 1854. Brach. der Köss. Schichten. Separatabdr. tab. 2. fig. 6.

In der Oberregion des mittlern Lias von Zell bei Boll erhielt ich eine Anzahl Spiriferen, deren Form bloss durch einen tiefern und schärfer eingeschnittenen Sinus von der Suess'schen Figur abweicht, sonst aber ihr gleicht, und desshalb vielleicht dieser Species gehört.

121. Rhynchonella variabilis, Schloth. sp. 1813.
Rhynchon. variabilis, Dav. Mon. tab. 16. fig. 1—6. tab. 15. fig. 8—10. Ziet. tab. 42. fig. 6.

Findet sich, wie schon § 14. Nr. 121. erwähnt wurde, sowohl im untern als im mittlern Lias. In Schwaben zeichnet sich durch ihre Form besonders die zweifaltige Varietät, (Ter. bidens, Phill. tab. 13. fig. 24.?) aus, welche gleich an der Basis des mittlern Lias zu Boll, Metzingen, Hinterweiler und Balingen gefunden wird, während damit auch mehrfaltige Exemplare: Ter. variabilis, Ziet. tab. 42. fig. 6. und triplicata, Phill. tab. 13. fig. 22. vorkommen.

122. Rhynchonella Thalia, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 225.
Ter. rimosa oblonga. Quenst. 1852. Handb. pag. 452.

Steht den an der Wirbelgegend glatten Varietäten von Rhynch. variabilis Schloth. nahe. In den Numismalismergeln von Hinterweiler, Pliensbach bei Boll, sowie im mittleren Lias von Landes (Calvados).

123. Rhynchonella rimosa, v. Buch. sp. Ziet. 1832. tab. 42. fig. 5.

Im mittleren Lias von Deutschland, Frankreich und England. In Schwaben liegt sie beinahe ausschliesslich mit Ter. numismalis, Amm. Jamesoni, sowie Amm. ibex und bipunctatus zusammen, d. h. in den eigentlichen Numismalismergeln, während die mit Amm. margaritatus vorkommende Art als Rh. amaltbei von ihr abgetrennt wird.

Kaiſers führen ſoll. Am 10. Mai erfolgte die Grundſteinlegung zu demſelben, bei welcher eine Pergamentſchrift folgenden Inhalts in das Fundament niedergelegt wurde: „Als unter der glorreichen und geſegneten Regierung Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, Nikolaus I., Kaiſer von Rußland, am 6. (18.) Dec. 1837 das angetragene Bürgerrecht Berlins angenommen, und der Armen dieſer Stadt großmüthig eingedenk geweſen, beſchloſſen der Magiſtrat und die Stadtverordneten, das Nikolaus-Bürgerhoſpital für alte rechtliche hilfsbedürftige Bürger zu erbauen, und iſt dieſer Grundſtein feierlichſt eingelegt am 10. Mai 1839.“ Bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Berlin hat der Kaiſer noch weiter 1000 Dukaten zur Beförderung des Baus des genannten Hoſpitals dem Magiſtrat übermacht.

Der König von Bayern hat beſchloſſen, in jedem der acht Kreiſe des Reichs eine Hilfskaſſe für unbemittelte Unterthanen zu errichten. Jede derſelben ſoll aus der Kgl. Kabinettskaſſe 10,000 Gulden erhalten, und davon Unbemittelten, allenfalls auch ohne Hypotheken, Anlehen gemacht werden. Die Fälle, in welchen dies zu geſchehen hat, den Zinsfuß und die Zeit der Tilgung des Anlehens beſtimmt eine beſondere leitende Behörde.

Preßangelegenheiten.

Es heißt, daß dem preußiſchen Staatsrath ein ſehr ausführlicher Geſetzesentwurf über die Freiheit der Preſſe zur Begutachtung mitgetheilt worden ſey. Die Cenſur ſolle völlig aufgehoben und dagegen der Schriftſteller einer ſtrengen Verantwortlichkeit unterworfen werden. Die Strafen ſollen ſo hoch angeſetzt ſeyn, daß es wohl Niemand einfallen dürfte, aus Böswilligkeit die Ehre von Behörden oder Privatperſonen anzutaſten.

Den Bemühungen des Geheimen Legationsraths Philipsborn ſoll Preußen vornämlich das treffliche Geſetz gegen den Nachdruck verdanken. Derſelbe wurde bei dem letzten Ordensfeſte in Berlin ausgezeichnet.

In der Sitzung vom 24. April wurde der württembergiſchen Kammer der Abgeordneten vom Miniſter des Innern der Entwurf des neuen Geſetzes gegen den Nachdruck vorgelegt. Der Geheimerath von Schlayer erläuterte in der Rede, durch welche er dieſen Geſetzesentwurf einleitete, nachdrücklich, und wie es ſcheint mit gerechtfertigter Betonung, daß er ein literariſches Eigenthum nicht anerkenne, das er für die, welche Gedanken zu Markte brächten, kein Monopol gründen wolle, und daß ein zeitlicher Schutz gegen den Nachdruck nur unter dem Titel einer Aufmunterung der Schriftſteller gleich andern zur Aufmunterung der Gewerbe und Erfindungen ertheilten Patenten gewährt werden könne. Bei ſolchen Grundſätzen iſt es nun nicht verwunderlich, daß der Geſetzesentwurf literariſchen und artiſtiſchen Erzeugniſſen ohne alle Rückſicht auf Leben und Tod der Autoren nur zwanzig Jahre lang nach ihrem erſten Erſcheinen Schutz gewährt. Die Kammer wählte eine Commiſſion von ſieben Mitgliedern zu Begutachtung dieſes Geſetzesentwurfs, worunter W. Menzel, der Kanzler von Wächter und Prälat von Pahl. Nach dem von Menzel kürzlich erſtatteten Bericht beantragt die Commiſſion für den Artikel 8 folgende Faſſung: „Der Zeitraum, während deſſen das Nachdrucksverbot wirkſam iſt, wird auf 30 Jahre nach dem Tode des Verfaſſers feſtgeſetzt. Wenn eine Schrift erſt nach dem Tode des Verfaſſers zum erſtenmal erſcheint, ſo dauert das Nachdrucksverbot 30 Jahre nach dem Erſcheinen deſſelben. Das Kalenderjahr des Erſcheinens wird in dieſe Zeit nicht eingerechnet. Bei aus mehreren Bänden oder Heften beſtehenden Werken, die ein in ſich zuſammenhängendes Ganzes bilden, beginnt dieſer Zeitraum mit dem Anfang des Kalenderjahrs, in welchem der letzte Band oder das letzte Heft erſchienen iſt. Wenn das Werk unvollendet abbricht, iſt der zuletzt erſchienene Band oder das zuletzt erſchienene Heft als der Schluß deſſelben zu betrachten, von deſſen Erſcheinen an der dreißigjährige Schutz zu rechnen iſt. So oft jedoch in der Aufeinanderfolge der einzelnen Bände oder Hefte eine Unterbrechung von mehr als drei Jahren eintritt, ſo werden die bis zum Anfange dieſes Zeitraums erſchienenen Bände oder Hefte als ein für ſich beſtehendes Werk, von deſſen Erſcheinen an der dreißigjährige Schutz zu rechnen iſt, und die ſpäter erſcheinende Folge deſſelben wird als ein neues Werk behandelt. Derſelbe dreißigjährige Schutz findet auf vierte Anwendung, die aus Beiträgen mehrerer Mitglieder zuſammengeſetzt ſind. Wenn ſolche Werke fortlaufende Sammlungen von Aufſätzen und Abhandlungen enthalten, ſo

124. **Rhynchonella amalthei**, Terebr. amalthei, Quenst. 1853. Handb. tab. 36. fig. 17.

Häufig in den Margaritatusschichten von Heiningen, Zell, Ohmenhausen, Balingen. Erreicht in Schwaben nicht ganz die Grösse der Rhynch. rimosa, und lässt sich von dieser dadurch unterscheiden, dass bei Exemplaren von gleicher Grösse, bei letzterer die feinen von den Wirbeln ausgehenden Rippen sich an der Stirne nicht zu gröberen vereinigen, wie diess bei Rh. rimosa der Fall ist. Grössere Exemplare aus dem mittleren Lias von Vieux-Pont und Landes in der Normandie zeigten mir jedoch diese Unterschiede nicht ebenso sicher, sondern schienen Uebergänge zu Rh. rimosa zu bilden.

125. **Rhynchonella furcillata**, Theodori sp. v. Buch 1833. Berl. Ak. pag. 53.

Rhynch. furcillata, Dav. Monogr. III. tab. 14. fig. 2—5.
Terebr. fimbria, Quenst. 1852. Hdb. tab. 36. fig. 14.
(? Ter. Articulus, Val. in Lam. Dav. An. et Mag. 1850. tab. 14. fig. 56.)

Kommt in Schwaben sehr häufig in den Schichten des Amm. margaritatus vor, wird jedoch hier nie so gross, wie im mittleren Lias von Ilminster (Sommersetshire) und Fontaine-Etoupfour (Calvados), von welch letzterer Localität ich ein zollbreites Exemplar besitze. Die jungen Individuen von Rh. furcillata gleichen der Rh. subconcinna, Dav. III. tab. 17. fig. 17., welche in Schwaben noch nicht als besondere Species gekannt wird. Entweder fehlt letztere bei uns, oder sind ihr die anscheinend jungen Individuen von Rh. furcillata beizuzählen.

126. **Rhynchonella scalpellum**.

Terebr. scalpellum, Quenst. Handb. tab. 36. fig. 18.

Margaritatuschichten von Ohmenhausen und Hinterweiler bei Tübingen.

127. **Rhynchonella tedraedra**, Sow. sp. 1815. tab. 83. fig. 5.
Rhynch. tetraedra, Dav. Mon. III. tab. 18. fig. 5—10.

An der württembergischen Alp kommt eine der Sowerby-

schen Rh. tetraedra nahe stehende Form an der Basis des mittlern Lias, d. h. etwas tiefer als Amm. Jamesoni vor, beschränkt sich aber auf diese Schichte.* Sie zeichnet sich durch den weit vorwärts laufenden Sinus der Rückenschale und die grosse Zahl der gedrängt stehenden Rippen auf gleiche Weise aus, wie die viel grösser werdenden Exemplare von Ilminster (Somersetshire) und von Evrecy (Calvados). Rhynchonella calcicosta, Quenst. sp. Handb. tab. 36. fig. 6. 7. kommt in der gleichen Schichte in Schwaben vor, und ist eine kleine scharfrippige Form, welche viele Aehnlichkeit mit jungen Individuen der schwäbischen Rh. tetraedra hat.

128. **Rhynchonella serrata**, Sow. sp. 1825. tab. 503. fig. 2.
Rhynch. serrata, Dav. Mon. III. tab. 15. fig. 1. 2.

Ilminster (Somersetshire), Fontaine-Etoupfour (Calvados), fehlt in Schwaben.

129. **Rhynchonella quinqueplicata**, Ziet. sp. 1830. tab. 41. fig. 3 u. 4.
Ter. tetraedra, Quenst. Flözgeb. pag. 212.

Bis jetzt bloss aus Schwaben bekannt. Liegt in den harten Steinmergeln in der Oberregion des mittlern Lias mit Amm. spinatus zusammen bei Zell, Grosseislingen, Ohmenhausen, Sondelfingen u. a. w.

130. **Rhynchonella acuta**, Sow. sp. 1816. tab. 150. fig. 1. 2.
Rhynchonella acuta, Dav. Mon. tab. 14. fig. 8. 9.

Im mittleren Lias mit Amm. margaritatus zu Gundershofen im Elsass, zu Landes und Fontaine-Etoupfour (Calvados), Milhau (Dep. de l'Aveyron); in England zu Ilminster (Somersetshire); im mittlern Lias vom Keilberg bei Regensburg. Fehlt dagegen an der schwäbischen Alp gänzlich.

* Ich werde beim Citiren der schwäbischen Rh. tetraedra immer den Namen des Autors (Quenst.) beisetzen, da ich nicht sicher bin, ob die Sowerby'sche Rh. tetraedra dieselbe ist.

Die hier aufgezählten Brachiopoden beschränken sich auf die verbreiteteren Arten. Weitere Species wie Leptaena rostrata, Argiope liasiana und Perieri, welche E. Deslongchamps aus dem mittlern Lias von Fontaine-Etoupfour beschrieben, wären noch hinzuzufügen. Im obern Lias habe ich die seltneren Arten besonders angeführt, da solche in einigen Gegenden einen genau bestimmten Horizont einnehmen, einige derselben wurden auch im mittlern Lias gefunden. Ich unterlasse jedoch dieselben hier aufzuzählen und verweise auf §. 32.

131. Cidaris Edwardsi, Wright. 1852. Ann. and Mag. Nat. hist. tab. 1. fig. 1.

In der Sammlung von H. Dr. Wright sah ich das prachtvolle Exemplar, von dem die gelungene Abbildung für obige Species genommen wurde. Der ganze Körper mit Gebiss und Stacheln ist wohlerhalten. Es stammt aus den Capricornusschichten von Mickleton Tunnel bei Chipping Campden (Gloucestershire), d. h. aus der Mittelregion des mittleren Lias, oder der Zone des Amm. Davöi. Von andern Orten kenne ich die Species nicht.

132. Cidaris amalthei, Quenst. 1852. Handb. tab. 48. fig. 28—30.

Scheint durch die Höhe der Tafeln und die dornigen Stacheln von der vorigen Art abzuweichen, obschon sonst viele Uebereinstimmung zwischen beiden vorhanden ist. Findet sich in der Oberregion des mittlern Lias bei Altdorf in Bayern, und aus den Umgebungen von Boll.

133. Palaeocoma Milleri, d'Orb. Prodr. 8. 244.
Ophiura Milleri, Phill. tab. 13. fig. 20.

Pal. Milleri findet sich in dem mittleren Lias von Staithes (Yorkshire). Ich erhielt mehrere Exemplare davon zu Whitby. Amm. capricornus steckt in demselben Stücke mit einem der Seesterne; die Species gehört demnach in die Mittelregion des mittleren Lias. *Ophioderma Gaveyi*, Wright. 1852. Ann. and. Mag. nat. hist. tab. 3. fig. 1 von Mickleton Tunnel bei Chipping Campden (Gloucestershire), ist nach Dr. Wrights genauen Untersuchungen davon abzutrennen, obgleich beide denselben geogn. Horizont einnehmen.

134. Pentacrinus subangularis, Mill. 1821. Crin. pag. 59.

In der Mittelregion des mittleren Lias finden sich an der östlichen Küste von Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) die Stiele eines Pentacriniten, welchen Miller Pentacr. subangularis genannt hat. Er lässt sich von den Arten des obern Lias durch die Anordnung und Zahl der Kronenglieder unterscheiden, obwohl die Stiele im Wesentlichen übereinstimmen. Ganz in derselben Region, d. h. zwischen Numismalismergeln und Margaritatusthonen liegt die gleiche Art auch in Württemberg, bei Sondelfingen und Hinterweiler. D'Orbigny Prodr. gibt ihn von Vieux-Pont (Calvados) und Pouilly (Côte d'Or) an, stellt ihn aber irrthümlich mit Pent. fasciculosus Schloth. aus dem obern Lias von Boll zusammen.

135. Pentacrinus basaltiformis, Mill. 1821. Crin. tab. 2. fig. 2—5. pag. 62.

Beschränkt sich nicht auf eine einzige Schichte des mittlern Lias, sondern bildet mehrere Lagen, welche sowohl in den Numismalismergeln als den Margaritatusthonen auftreten. Doch scheint es, dass nach den einzelnen Schichten sich auch noch Speciesunterschiede auffinden lassen. Kommt mit der vorigen Art an denselben Localitäten vor. Zu Charmouth bei Lyme Regis (Dorsetshire) fand ich ihn in Begleitung des Amm. Jamesoni.

136. Pentacrinus laevis, Mill. 1821. Crin. p. 115.
Pentacrinus gracilis, Charlsworth 1847. London Geol. Journ. tab. 9. siehe d'Orb. Prodr. 8. 247.

Gehört im mittlern Lias immer der Region des Amm. margaritatus an und kommt nicht selten am Breitenbach bei Reutlingen, zu Weidach auf den Fildern vor, dessgl. in Frankreich zu Landes (Calvados), Milhaud (Aveyron). Im York-Museum sah ich das Originalexemplar des Pentacrinus gracilis Charlsw. dessen Kronenarme mit den runden Gliedern zu stimmen scheinen, welche im mittlern Lias von andern Orten häufig vereinzelt vorkommen. Es stammt aus dem Marlstone von Staithes bei Whitby (Yorkshire) und scheint an der Basis der dortigen Margaritatusschichten sein Lager gehabt zu haben.

137. Pentacrinus punctiferus, Quenst. 1852. Handb. tab. 52. fig. 41—43.

Bis jetzt kennt man von dieser Species bloss die mit feinen erhöhten Punkten versehenen Säulenglieder, welche im mittlern Lias von Württemberg nicht sehr zahlreich vorkommen.

138. Apiocrinus amalthei, Quenstedt, Handb. tab. 53. fig. 25—31.

Die von Prof. Quenstedt beschriebene Art findet sich ziemlich zahlreich mit Amm. spinatus im mittlern Lias von Altdorf in Bayern, desgl. in den Umgebungen von Quedlinburg, von andern Orten ist sie noch nicht bekannt.

Ausgegeben im Mai 1856.

Dritter Abschnitt.

DER OBERE LIAS. (Toarcien. Upper Lias.)

§. 26. Synonymik: Für England: Alumshale, Young und B. 1822. pag. 127. Lower part of the inferior Oolithe, De la Beche 1823. Geol. Trans. 2 Ser. 2 Bd. tab. 3. Marly Sandstone, Conybeare and Philipps 1822, Outlines of the Geology of England and Wales, pag. 239 Upper Lias Shale, Phill. 1829. pag. 33. Upper Lias, Murch. 1845. Geol. of Cheltenh. pag. 34.

Für Frankreich: Marnes superieures du Lias, Dufren. et Elie de Beaumont. Toarcien (9. Etage, Lias superieur), d'Orbigny Cours element. pag. 463. Typus für die Etage sind die Bildungen von Thouars, Toarcium (Deux Sèvres) daher „Toarcien." Schiste et marne de Grand Cour. Dumont. Dewalque et Chapuis, Lux. pag. 13.

Für Deutschland: Liasschiefer (pars). v. Mandelsloh. 1834. geogn. Profile der württ. Alp. Dessgl. Zieten. Römer u. s. w. Oberer Lias. Leop. v. Buch. 1837. Jura Deutschlands. Schwarzer Jura ε: Posidonienschiefer und ζ: Jurensismergel, Quenst. 1843. Flözgebirg. pag. 539.

§. 27. Paläontologie: Die Eintheilung des obern Lias nach paläontologischen Charakteren, sowie die Vergleichung seiner Zonen nach verschiedenen Gegenden stützt sich auf die Nachweise folgender Species:

Belemnites papillatus.	Belemnites tripartitus.
„ acuarius.	„ pyramidalis.
„ longisulcatus.	Nautilus toarcensis.
„ tricanaliculatus.	Ammonites bifrons.
„ irregularis.	„ serpentinus.
„ exilis.	„ falcifer.
„ toarcensis.	„ elegans.
„ incurvatus.	„ exaratus.

Ammonites discoides.
" depressus.
" concavus.
" ovatus.
" radians.
" undulatus.
" costula.
" Aalensis.
" Thouarsensis.
" striatulus.
" comptus.
" Comensis.
" variabilis.
" insignis.
" sternalis.
" serrodens.
" subcarinatus.
" heterophyllus.
" Calypso.
" Mimatensis.
" jurensis.
" cornucopiä.
" hircinus.
" Germaini.
" anguinus.
" annulatus.
" Holandrei.
" Braunianus.
" mucronatus.
" crassus.
Ammonites fibulatus.
" subarmatus.
" Desplacei.
Chemnitzia Repeliana.
Natica Pelops.
Turbo Sedgwicki.
Pleurotomaria subdecorata.
" intermedia.
Pholadomya rhombifera.
Solemya Voltzi.
Leda ovum.
Inoceramus undulatus.
" cinctus.
" dubius.
Posidonomya Bronni.
" radiata.
" orbicularis.
Trigonia litterata.
Lima Galatea.
Avicula substriata.
Gervillia Leeri.
Pecten incrustatus.
Ostrea subauricularis.
Brachiopoden siehe §. 32. Nr. 79 u. Fortsetzung.
Acrosalenia crinifera.
Pentacrinus Bollensis.
" fasciculosus.
" Quenstedti.
" jurensis.

Ueber die fossilen Wirbelthiere des obern Lias (d. h. bes. der Posidonomyenschiefer) werden in §. 29 einige Angaben gemacht. Im Uebrigen siehe §. 32.

Der obere Lias hat mit dem mittleren nur wenige Species gemein. Das Auftreten der Plicatula spinosa in beiden Etagen ist für verschiedene Localitäten nachgewiesen. Minder sicher

gilt dies für Bel. clavatus und Pecten tumidus, welche wahrscheinlich als besondere Species von den Arten des mittlern Lias abgetrennt werden müssen.

§. 28. **Abgrenzung und Eintheilung des obern Lias.** Während der untere Lias in 7, der mittlere in 6 verschiedene Glieder getrennt werden musste, lassen sich in den Ablagerungen des obern Lias bloss 2 durch paläontologische Charaktere wesentlich von einander abweichende Zonen feststellen, von welchen die untere durch die Schichten der Posidonomya Bronni, die obere durch die Schichten des Ammonites jurensis gebildet wird. Die Zone der Posidonomya Bronni ist meist viel mächtiger und hat bis jetzt überhaupt mehr Bedeutung erlangt als die des Ammonites jurensis, welch letztere jedoch als scharfer, geognostischer Horizont zwischen dem obern Lias und Unteroolith dennoch wohl zu beachten ist. Ich habe deshalb in §. 30 hauptsächlich diesen Horizont hervorgehoben und für verschiedene Punkte nachgewiesen, während ich in §. 29 bei Beschreibung der Posidonomyenschichten, als der überwiegenden Bildung die allgemeineren Verhältnisse des obern Lias beigezogen habe. Die Begrenzung der Etage gegen den mittlern Lias wird erleichtert durch die grosse Verschiedenheit, welche die 2 angrenzenden Zonen unter einander zeigen. Die Schichten des Amm. spinatus lassen sich beinahe überall mit Leichtigkeit von den bituminösen Schiefern, oder den sie vertretenden Bildungen des obern Lias abtrennen. Durch Vergleichung der §§. 23 und 29 kann dies für die einzelnen Lokalitäten ausgeführt werden. Gegen oben bilden die Schichten des Amm. jurensis das Schlussglied des Lias, ihre wenig mächtige, dagegen petrefaktenreiche Ablagerung lässt eine scharfe Abtrennung zu. In der allgemeinen Betrachtung der ganzen Liasbildung werde ich diese Art der Begrenzung noch specieller begründen.

Analog dem bei den vorigen Etagen angewendeten Verfahren stelle ich hier die Schichten des obern Lias zusammen.

Eintheilung des obern Lias nach seinen paläontologischen Characteren.

Nr. 14.

Jurensis-bett.	*Zone des Amm. jurensis.*	Belem. exilis.	Turbo Sedgwicki.
		„ tricanaliculatus.	Pleurotomaria intermedia.
		„ longisulcatus.	Posidonomya orbicularis.
		„ pyramidalis.	Lima Galatea.
		Nautilus toarcensis.	Pentacrinus jurensis.
		Ammonites depressus, radians, costula.	
		„ undulatus, Aalensis, Thouarsensis.	
		„ comptus, Comensis, variabilis.	
		„ insignis, sternalis, serrodens.	
		„ jurensis; hircinus, Germaini.	
Posidonomyenbett.	*Zone der Posidonomya Bronni.*	Belemnites irregularis, tripartitus an der Grenze.	
		Belemn. papillatus, acuarius, incurvatus.	
		Ichthyosaurus.	Ammon. serpentinus, falcifer.
			„ exaratus, concavus.
			„ subcarinatus, heterophyllus.
		Trigonia.	„ striatulus, cornucopiae.
			„ anguinus, annulatus.
			„ communis, Holandrei.
		Pterodactylus	„ Braunianus, mucronatus.
			„ crassus, fibulatus.
		Banthensis.	„ subarmatus, Desplacei.
		Fische.	Chemnitzia Repeliana.
			Natica Pelops.
			Pholadomya rhombifera.
		Reptilien.	Solemya Voltzi.
			Inoceramus undulatus, dubius.
			Posidonomya Bronni, radiata.
			Trig. litterata? Avicula substriata.
			Gervillia Eseri. Pecten incrustatus.
			Pentacrinus fasciculosus.
			„ Bollensis.
			„ Quenstedti.
		Acrosalenia crinifera.	
		Seegrasarbirfir.	**Leptaenabett.** (Brachiopoden §. 32 Nr. 79 und Forts.)

Mittlerer Lias. Bett des Ammonites spinatus. Fortsetzung des Profils Nr. 9.

Die Schichten des obern Lias. In den 2 nachfolgenden Paragraphen werden die 2 Zonen, in welche der obere Lias zerfällt, einzeln beschrieben, und zwar zuerst die untere:

1) Die Schichten der Posidonomya Bronni,
hernach die obere:

2) Die Schichten des Ammonites jurensis.

1) Die Schichten der *Posidonomya Bronni.*

Posidonomyenschichten.

§. 29.

Synonymik: Obschon die Zone der Posidonomya Bronni nicht überall durch Schiefer gebildet wird, so findet dies doch weit an den meisten Localitäten statt. Die Schiefer sind gewöhnlich reich an Bitumen, an Schwefelkies, Gagat, eignen sich bisweilen zur Fabrikation von Alaun, oder führen Cement gebende Bänke; an vielen Punkten entspringen aus ihnen Mineralquellen, kurz sie gestatten eine vielseitige, praktische Ausbeute, so dass sie schon Jahrhunderte hindurch die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Laien auf sich gezogen. Von Bauhin's historia nov. et. adm. fontis Bollensis an, welcher 1598 weitläufig die Boller Schiefer beschreibt, hätten wir um eine genaue Synonymik zu geben, eine Reihe von Namen anzuführen, welche dieses Formationsglied seither erhalten hat. Die meisten derselben deßniren jedoch nur die äussere physikalische oder mineralogische Beschaffenheit der Schichten für bestimmte Lokalitäten wie:

> Bituminöse Mergelschiefer bei Boll, Schloth. 1813. Taschenb. pag. 56. Jüngerer bituminöser Schiefer am Fusse der Alp, Stahl. 1824. württemb. landw. Korrespond.-Blatt pag. 12. Alum-Shale, Young and Bird 1822. pag. 127.

Diese lokalen Benennungen können nicht in allgemeiner Weise zur Bezeichnung der Zone verschiedener Länder gebraucht werden. Erst Römer legte der Zone durch den Gemusnamen einer ihrer wichtigsten Arten den weiteren Begriff eines geognostischen Horizontes bei. Die Bezeichnung: Posidonomyenschiefer ist so allgemein geworden, dass ich sie hier beibehalte, obschon Posidonomyen auch in andern Formationsgliedern gefunden werden, und deshalb vielleicht ein bestimmenderer Name, wie z. B.: Serpentinusschichten noch passender wäre. Ich habe die Römer'sche Benennung blos in der Weise verändert, dass ich für allgemeinere Bezeichnung der Zone statt Posidonomyenschiefer das Wort Posidonomyenschichten anwenden werde, in Rücksicht darauf, dass in einigen Gegenden keine Spur von Schiefern

wird jeder einzelne Band als ein Ganzes betrachtet, und ist die dreijährige Schutzfrist von seinem Erscheinen an zu rechnen. Anonyme und pseudonyme Schriften genießen nur einen fünfjährigen Schutz gegen den Nachdruck von ihrem Erscheinen an, wenn sich binnen dieser Zeit der wahre Verfasser nicht nennt."

Der Buchhändler P. Neff in Stuttgart hat eine Broschüre über die Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Künstler und ihrer Rechtsnachfolger gratis ausgegeben, welche mit den Worten schließt: Es wird, wenn die württembergische Gesetzgebung nicht dieselbe weise Ausdehnung des Schutzes gestattet, wie Preußen, ein Zustand eintreten, der dem bisherigen ähnlich ist; obschon der Nachdruck in Württemberg erlaubt war, betrachtete doch jeder württembergische Buchhändler, der mit den Staaten verkehren mußte, wo er für Strafe galt, deutsches ebensogut als Contrebande, wie die Unterthanen jener Staaten. Mit andern Worten: Ein württembergisches Gesetz, das einen sicheren Schutz gegen den Nachdruck gewährt, als das preußische, ist in vielen Fällen so gut, als wenn es nicht existirte, und in andern wendet es den Stachel gegen unsere eigene Industrie und drängt den Verlagshandel nach Preußen.

Im Unterhause brachte Herr Talfourd eine Bill ein, welche das Eigenthumsrecht der Schriftsteller zuerst auf ihre Lebenszeit und dann auf 60 Jahre nach ihrem Tode zu Gunsten ihrer Erben ausdehnt. Am 25. April wurde die Bill mit 29 gegen 25 Stimmen zum zweitenmal verlesen. Die Entscheidung derselben scheint durch den Tod mit dem bekannten Dichter Wordsworth nun nicht verzögert, doch mit angeregt worden zu sein. Wordsworth ist unstreitig der größte lebende Dichter Großbritanniens und der Ehrfurcht einer eigenen, ganzen dem Namen Dichtkunst bekannten Dichterschule. Allein wie bei uns die Lieder Uhlands ungemein populär wurden, so sind auch wir Wordsworths Gedichten in England. Und jetzt, da das Publicum sich allmählich auf den Standpunkt erheben hat, auf welchem es Wordsworth zu würdigen und anzuerkennen anfängt hat, sind die 80 Jahre des gesetzlichen Schutzes für seine Werke um, und der man alte und sehr verarmte Frau in tiefster Zurückgezogenheit lebende Dichter kennen nach dem bestehenden Rechte um die späten materiellen Früchte seiner unsterblichen Schöpfungen.

Literatur und Schriftsteller.

Der neueste Leipziger Bücherverkaufskatalog enthält an Büchern und Broschüren, welche Schriftsteln und vermischten Inhalts 2252, an Werken aus ausländischen Sprachen 419, an Romanen 166, an dramatischen Stücken 41, an Land- und Himmelskarten 102 Nummern, zusammen 2954, wovon 203 im Auslande, die übrigen in Deutschland (die Schweiz, Ungarn und die nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staaten Preußens mit einbegriffen) erschienen sind. Zur ersten Ostermesse haben 519 Verleger debutirt. In sämmtlichen Schriften hat Preußen 1054 (Berlin 431), Königreich Sachsen 782 (Leipzig 703), Bayern 439, Württemberg 256 (Stuttgart 200) und Oesterreich 225 (Wien 136) geliefert.

Der Oberbibliothekar, Hofrath und Director des Museums in Carlsruhe Dr. C. Klüber und der Ministerialrath Dr. C. Zell haben das Ritterkreuz des [illegible] erhalten.

Am 10. April starb zu Jena die bekannte Dichterin Johanna Schopenhauer, geb. 1770.

Ein talentvoller junger Gelehrter ist am 14. Januar in Berlin gestorben, Friedrich Strowe, Verfasser der von der Göttinger Societät der Wissenschaften gekrönten Preisschrift über die Handelsplätze der Araber unter den Abassiden, welche 1836 zu Berlin erschienen ist.

Man erwartet eine vollständige Sammlung der Briefe Gluck's, welche auch viele Unedirtes enthalten soll. Von anderer Seite will Gluck's Briefwechsel mit dem im Dezember verstorbenen Juden in Paris verstorbenen Grafen Reinhard angekündigt.

vorhanden ist, sondern dieselben durch Sande oder Thone ersetzt werden: Ich hebe als Synonymen noch folgende Bezeichnungen hervor:

Upper Lias-Shale, Philipps 1829. Sect. 6. pag. 33 und 166. Posidonien-Schiefer, Römer 1836. Ool. pag. 5. Monotis-kalk ibid. Posidonien-Schiefer, Bronn 1835—37. Lethäa pag. 215. Liasschiefer v. Buch 1837, Jura Deutschlands. Berl. Ak. Schwarzer Jura a, Posidonien-Schiefer, Quenst. 1834. Flözgebirg pag.538. Etage toarcien (pars infer), d'Orbigny. Unterer Theil des obern Lias der deutschen, französischen und englischen Geologen.

Palaeontologie: Die wichtigsten fossilen Arten, welche sich ausschliesslich auf die Zone der Posidonomya Bronni beschränken, sind:

siehe §. 32.

Belemnites papillatus.	Ammonites subarmatus.
„ acuarius.	„ Desplacei.
„ incurvatus.	Chemnitzia Repeliana.
Ammonites serpentinus.	Natica Pelops.
„ falcifer.	Pholadomya rhombifera.
„ elegans.	Solemya Voltzi.
„ exaratus.	Leda ovum.
„ concavus.	Inoceramus undulatus.
„ subcarinatus.	„ dubius.
„ heterophyllus.	Posidonomya Bronni.
„ striatulus.	„ radiata.
„ cornucopia.	Trigonia litterata.
„ anguinus.	Avicula substriata.
„ annulatus.	Gervillia Eseri.
„ communis.	Pecten incrustatus.
„ Holandrei.	Brachiopoden Nr. 79 u. s. w.
„ Braunianus.	Acrosalenia crinifera.
„ mucronatus.	Pentacrinus Bollensis.
„ crassus.	„ fasciculosus.
„ fibulatus.	„ Quenstedti.

Ueber die fossilen Wirbelthiere der Posidonomyenschichten siehe auf den folgenden Seiten.

Die Species, welche an der Grenze zwischen der Zone der

Posidonomya Bronni und der des Ammonites jurensis vorkommen, ferner solche, welche beiden Gliedern gemeinsam angehören, sind:

Belemnites irregularis.	Amm. bifrons und lythensis.
„ tripartitus.	Inoceramus cinctus.

Die einzige Species, die ich mit Bestimmtheit als solche bezeichnen kann, welche in verschiedenen Gegenden sowohl im mittleren Lias als in den Posidonomyenschichten vorkommt, ist:

Plicatula spinosa.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Für das südwestliche Deutschland siehe Profil Nr. 15. Die Posidonomyenschichten gehören zu denjenigen Gliedern der Juraformation, deren mineralogische Beschaffenheit in vielen Gegenden grosse Uebereinstimmung zeigt und deren Eintheilung desshalb von den Geologen des In- und Auslandes in den meisten Fällen auf gleiche Weise ausgeführt wurde. So gering auch verhältnissmässig die Mächtigkeit der Posidonomyenschiefer im südwestlichen Deutschland ist, so kann doch keine der übrigen liasischen Schichten mit grösserer Leichtigkeit verfolgt und wieder erkannt werden. Selbst da, wo keine grösseren Aufschlüsse vorhanden sind, wird man oft durch kleine Bruchstücke der bituminösen spaltbaren Schiefer, welche an der Oberfläche von Aeckern liegen, auf den Horizont hingewiesen, den die Posidonomyenschiefer in so regelmässiger Weise bilden. Da sich im ganzen Juraprofile Badens, Württembergs und Frankens nur noch eine einzige untergeordnete Lage von ähnlicher mineralogischer Beschaffenheit findet,* welche jedoch von viel geringerer Bedeutung ist, so hat man sich häufig darauf beschränkt, die Posidonomyenschiefer bloss durch das Vorhandensein ihrer eigenthümlichen Gesteinsart nachzuweisen. So untrüglich ein solches Verfahren für die Strecken angewendet werden kann, an

* Die bituminösen Schiefer in der Zone des Pentacrinus tuberculatus, siehe §. 9.

welchen im südwestlichen Deutschland der obere Lias auftritt, so reicht es doch für manche Localitäten Frankreichs und Englands nicht aus. Gerade diese Leichtigkeit der Unterscheidung ist jedoch der Grund einer noch nicht vollendeten paläontologischen Untersuchung. Wir besitzen zwar genaue Zusammenstellungen derjenigen Arten, welche in den Posidonomyenschiefern vorkommen, und haben hiedurch genügende Anhaltspunkte um die Schichten gleichen Alters auch in entfernten Ländern und bei mineralogisch verschiedener Beschaffenheit wieder zu erkennen, dagegen ist die Einheit der Zone noch nicht bewiesen — d. h. die vertikale Verbreitung jeder einzelnen Species ist noch nicht mit derjenigen Genauigkeit festgestellt, um die Möglichkeit einer nochmaligen Trennung der Posidonomyenschichten in verschiedene Zonen sicher widerlegen, oder um das Gegentheil beweisen zu können. Ich beschränke mich desshalb darauf die Posidonomyenschiefer wie sie in Württemberg, Baden, Vassy (Yonne) u. s. w. vorkommen, als eine zusammengehörige Zone zu betrachten, da ich eine weitere Zerlegung in einzelne Glieder vorerst nicht für ausführbar halte.

In dem Profile Nr. 15 der Posidonomyenschichten der Boller Gegend sind aus obigen Gründen die Species weder vollzählig noch in der Weise eingeschrieben, dass dadurch Trennungen einzelner Zonen, gestützt auf verschiedene zoologische Charaktere, hätten ausgeführt werden können; es dient dazu, die mineralogische Beschaffenheit der Posidonomyenschiefer für Schwaben anzugeben und die Verbreitung einiger wichtigeren Erfunde festzustellen.

Oberer Lias der Boller Gegend.

Nr. 15.

Torulosusbett.

Jurensisschicht.

8—10′ Zwei bis drei hellgraue Steinmergelbänke mit Thonen.	Belemnites exilis, tricanaliculatus. Amm. jurensis, discoides, sternalis. „ insignis, radians, hircinus. Belemnites longisulcatus, irregularis.

Posidonomyenschichten.

8′ Verwitterbare Schiefer, an manchen Punkten durch sog. Leberboden ersetzt.	Belemnites irregularis, tripartitus. Amm. Walcotti. Pecten incrustatus.
2″ Bank mit Monotis substriata.	Amm. fibulatus. Dünne Nagelkalkschichte.
2″ Schiefer reich an Sauriern und Fischresten,	Bel. acuarius.
5″ Schiefer mit Teleosaurus und	Ptycholepis bollensis. Pterodactylus Banthensis.
1′ Thonige hellgraue Schiefer.	
8″ Oberer (Stink-) Stein.	
1′ Schiefer mit Fischen und Sauriern.	
2—4″ harte Platten.	
2′ blättrige, leicht verwitterbare Schiefer.	
8″ Unterer (Stink-) Stein. mit Fischresten.	
5′ Blättrige Schiefer mit Geoden.	Leptolepis.
8″ Fleins. Pentacrinus bollensis.	Saurier.
2″ Hainzen. Schwefelkiesnester.	
2′ blaugraue Thone Algen.	Spirifer. Bel. papillatus.
3—5″ Schwarzer Tafelflöz.	Saurier, Sepien.
	Acrosalenia crinifera.
1½′ Algenschichte.	

Mittlerer Lias. Bett des Ammon. spinatus. Graue Steinmergel und Thone.
Reiht sich über das Profil Nr. 11, §. 23.

Die ganze Bildung der Posidonomyenschichten erreicht in der Boller Gegend eine deutliche und schöne Entwicklung, doch sind es viele Punkte am Fusse der schwäbischen Alp, an welchen die Schiefer in ähnlicher Vollkommenheit abgelagert sind. Sie überschreiten sogar die hier angegebene Mächtigkeit von 24 Fuss bisweilen, bleiben jedoch auch manchmal dahinter zurück, so dass sich die ganze Ablagerung auf 12—15 Fuss beschränken kann.

Die Begrenzung der Posidonomyenschichten gegen unten lässt sich, wie schon §. 28 angegeben wurde, mit Leichtigkeit ausführen, und zwar gilt dies nicht bloss in Beziehung auf den Wechsel der zoologischen Charaktere, sondern in Uebereinstimmung damit tritt an den meisten Punkten auch die auffallende Veränderung in der Gesteinsbeschaffenheit ein. Ueber den Schichten, in welchen Ammon. spinatus ausstirbt, beginnen in Schwaben die schieferigen Ablagerungen, anfangs noch mit Thonen wechselnd, gegen oben aber in die charakteristischen Posidonomyenschiefer übergehend.

In Württemberg sind besonders günstige Orte um ihre Aufschlüsse zu sehen in den Umgebungen von Wasseralfingen, Boll, Metzingen, Ohmenhausen, Sebastiansweiler, Frittlingen. In der Gegend von Donaueschingen sind sie nicht minder entwickelt. besonders zeigen die Einschnitte der Wutach herrliche Profile, Zu Altdorf und Neumarkt in Bayern walten harte blaue Bänke vor, gefüllt mit Amm. anguinus und Avicula substriata. In Baden treten die Schiefer in dem Liasfleck von Langenbrücken an mehreren Stellen auf, ich fand daselbst ihre Lagen sehr feinblätterig, dunkelgefärbt, und wie es schien reich an Bitumen. Südwestlich von Freiburg im Breisgau sind sie in den Umgebungen von Kandern (unweit Obereggenen und im Bette der Kander, $^1/_4$ Stunde oberhalb Kandern) zwar deutlich aufgeschlossen, doch stehen sie beinahe vertikal. Es sind bituminöse dunkle Schiefer mit harten Steinbänken. Ihre Mächtigkeit mag 20 Fuss betragen. Ich fand darin: Posidonomya Bronni, Inoceramus dubius, Pecten incrustatus, Ammonites annulatus, Belemnites acuarius und Leptolepis Bronni. Die Schiefer legen

sich über die grauen Steinmergelbänke des Amm. spinatus, welche sich hier in charakteristischer Weise ausscheiden. Bedeckt werden sie von den Jurensismergeln, siehe §. 30.

Die organischen Einschlüsse. Bei Wasseralfingen, Boll, Hechingen u. s. w. sind die untersten Schiefer von den Abdrücken einer Algenart (Sphaerococcites crenulatus*) gefüllt, weshalb sie häufig Seegrasschiefer genannt werden. Die einzelnen Lagen der letzteren können über 1 Fuss Mächtigkeit erreichen; sie wiederholen sich in dieser untern Region 2—3mal und fallen leicht in die Augen, da die Abdrücke grauweiss, die Schiefer aber dunkel gefärbt sind. In höheren Schichten findet man besser erhaltene Pflanzenreste, besonders Coniferen und Cycadeen (siehe die vorhin citirte Abh. pag. 9.). Damit kommen verkohlte Hölzer zahlreich vor. Auch Gagatstücke sind in die Schiefer eingebettet, und obschon derselbe hier nicht in der Vollkommenheit angetroffen wird, welche der Jet (Gagat) aus dem Alumshale von Whitby zeigt, so ist doch die Analogie des Vorkommens in den Schichten gleichen Alters von Interesse. Von Insekten wurden dagegen noch keine deutlichen Reste gefunden, doch lassen sich die Nachweise derselben erwarten, da solche in den ähnlichen Bildungen von Gloucestershire zahlreich vorkamen.

Die Mollusken der Posidonomyenschiefer von Boll sind mit Ausnahme der Belemniten sämmtlich flachgedrückt und beschränken sich beinahe gänzlich auf Cephalopoden und Conchiferen; ich habe von Boll und andern Punkten am Fusse der schwäbischen Alp folgende Arten unterschieden:

Belemnites	papillatus.	Ammonites	concavus.
„	acuarius.	„	heterophyllus.
„	incurvatus.	„	cornucopiae.
Ammonites	serpentinus.	„	anguinus.
„	falcifer.	„	annulatus.
„	elegans.	„	communis.

* J. G. Kurr, 1845. Beiträge zur fossilen Flora der Juraformation Württembergs.

Ammonites Holandrei.	Posidonomya Bronni.
„ crassus.	„ radiata.
„ fibulatus.	Avicula substriata.
Solemya Voltzi.	Gervillia Eseri.
Inoceramus undulatus.	Pecten incrustatus.
„ dubius.	Discina papyracea.

Dazu kommen die fünf am Anfang dieses Paragraphen aufgezählten Arten:

Belemnites tripartitus, irregularis.

Ammonites bifrons, lythensis, Inoceramus cinctus.

Grossartiger sind die Einschlüsse in Beziehung auf Wirbelthiere. Die Saurier und Fische haben zwar durch Zerdrückung gelitten, ihre einzelnen Theile liegen aber meist vollständig beisammen in den Schiefern. Leider werden diese Vorkommnisse beinahe immer mit denen von Lyme Regis zusammengestellt, und somit die Wirbelthierspecies des untern Lias mit denen des obern zu vereinigen gesucht. Zu Charmouth und Lyme Regis enthält der obere Lias keine Spur von Schiefern. Wirbelthiere sind dort im obern Lias noch nicht gefunden worden, dagegen kommen die vielen beschriebenen Species sämmtlich aus den Schichten des untern Lias. Ich muss desshalb der so häufig vorgenommenen Reduction unserer Boller Saurier auf die 4 Conybeare'schen Species (Geol. Trans. 1. Bd. 2. ser. tab. 15.): *Ichtiosaurus communis, platyodon, tenuirostris* und *intermedius* welche aus dem untern Lias von Dorsetshire stammen, entschieden widersprechen, da ich mich an den Resten, welche ich gerade von diesen 4 Species zu Lyme erhielt überzeugen konnte, dass die häufigsten der Boller Vorkommnisse, welche damit identificirt wurden, davon abweichen.* Wenn auch die Möglichkeit hier nicht bestritten werden soll, dass einzelne der Ichthyosaurusarten, welche zu Lyme Regis im untern Lias vorkommen, in die Posidonomyenschiefer herauf gehen, so hat

* Während andererseits schon §. 9 angegeben wurde, dass das im untern Lias von Dusslingen bei Tübingen gefundene Schädelstück auffallend mit Ichthyosaurus intermedius von Lyme Regis übereinstimmt.

doch die zu allgemeine, aber unrichtige Annahme der Identität beider Formationen bei Vergleichung unserer Boller Erfunde mit den Abbildungen der englischen Exemplare manchmal Veranlassung gegeben, geringere Unterschiede zu übersehen und die Boller Arten mit den englischen zu vereinigen. Man versuchte nach und nach den Beweis zu liefern, dass in den Posidonomyenschiefern von Boll nicht nur die 4 Typen von Conybeare, sondern auch noch weitere Species vorkommen, welche Richard Owen aus dem untern Lias von Lyme Regis beschrieben hat. Prof. Bronn* hat zuerst bei einer seiner Arten eine Trennung von der Conybeare'schen Species ausgeführt, indem er *Ichthyosaurus integer* von Boll als eine von Ichthyosaurus communis Conyb. verschiedene Species aufstellt.

Merkwürdig ist ferner, dass unter der grossen Zahl wohlerhaltener Saurier, welche seit langen Jahren in den Umgebungen von Boll aufgedeckt wurden, sich nicht ein einziges Skelett von *Plesiosaurus* befindet. Würde eine Plesiosaurusart in den Posidonomyenschiefern von Boll zu Hause sein, so wären gewiss schon längst grössere Stücke gefunden worden. Wir dürfen demnach annehmen, dass Plesiosauren im obern Lias von Boll fehlen, oder doch wenigstens zu den grossen Seltenheiten gehören, während sie im untern Lias von Lyme Regis sehr häufig vorkommen. Umgekehrt findet man zu Boll verschiedene *Teleosaurus-Arten* während von Lyme Regis noch keine bekannt geworden ist. Wenn hiedurch auch der sichere Beweis nicht geführt werden kann, dass überhaupt Plesiosauren im obern Lias und Teleosauren im untern fehlen, so sind doch diese negativen Thatsachen für letztere 2 Lokalitäten und deren Schichten, in Beziehung auf die mögliche Auseinanderhaltung ihrer übrigen Wirbelthierarten von Interesse.

Das oben Gesagte gilt auch für die Fische von Boll und Lyme Regis. Die Genera, welche an beiden Lokalitäten vorkommen, sind zwar die nämlichen; wir besitzen von Boll: *Dapedius, Tetragonolepis, Lepidotus, Pholidophorus, Eugnatus,*

* Jahrb. 1844. pag. 679.

Ptycholepis, Pachycormus, Leptolepis, Aspidorhynchus (Belonostomus), dieselben finden sich auch zu Lyme Regis, aber sicherlich sind nicht alle die Species der Posidonomyenschiefer von Boll auf die zahlreichen Arten des untern Lias von Lyme Regis übertragbar und umgekehrt.

Ganz anders ist der Vergleich zwischen den Wirbelthieren von Boll und denen von Whitby (Yorkshire) und Ilminster (Somersetshire), denn hier haben wir es mit demselben Formationsglied zu thun. An den 3 Localitäten findet man im obern Lias Teleosaurusarten, darunter *Teleosaurus Chapmanni*. Die Ichthyosauren zeigen grössere Uebereinstimmung und die Fische scheinen Species für Species dieselben zu sein. In der prachtvollen Sammlung des H. Moore zu Bath, welcher die Erfunde des obern Lias von Ilminster in der grössten Vollkommenheit besitzt, erkannte ich beinahe sämmtliche Arten der Fische, welche in Boll vorkommen.

Ich führe hier noch den Fund eines Pterodactylus aus den Posidonomyenschiefern der Boller Gegend an. Schon vor mehreren Jahren wurden von Dr. Theodori* verschiedene Knochentheile eines in den Posidonomyenschiefern von Banz in Bayern gefundenen Pterodactylus beschrieben. Dr. Theodori nannte denselben *Pterodactylus (Ensirostris) Banthensis*. Der von ihm abgebildete Unterkiefer weicht beinahe nur in Beziehung auf seine Dimensionsverhältnisse von meinem Boller Exemplar ab, dessen Erhaltung nahezu vollständig zu nennen ist. Derselbe besitzt noch beide Unterkieferäste, deren Spannweite 0,062 Meter beträgt. Der schwertförmige Kinnfortsatz, welcher in verticaler Richtung in der Schieferplatte steckt, ist auch hier mit krystallinischer Materie gefüllt, wie das abgebrochene Vorderende deutlich sehen lässt. Hinter dem Fortsatz breitet sich die Knochenmasse aus, es folgen auf jeder Seite 3 grosse Alveolen. Die Unterseite wurde schon beim Spalten des Schiefers blossgelegt, dagegen musste die Oberseite erst ausgearbeitet werden.

* Erster Bericht des naturforschenden Vereins zu Bamberg 1852. pag. 17, tab. 1 und 2. Ausserdem siehe Bronn 1835—37. Lethäa, tab. 27, fg. 15, Erster Band pag. 542.

Hier folgen nun hinter den 3 grossen Alveolen noch 9 kleinere,* deren 2 letzte grössere Entfernungen unter sich lassen als die vorderen. Da die übrigen Verhältnisse auf das Genaueste mit der von Dr. Theodori gegebenen Figur stimmen, so stelle ich hier nur noch die Dimensionen beider zusammen, bei welchen ich für mein Exemplar 3 Millimeter zu der Länge des Kinnfortsatzes addire, um das durch Zerbrechen verloren Gegangene zu ergänzen.

Pterodactylus aus den Posidonomyenschiefern des obern Lias:

	von Banz,	von Boll.	
Zahnlose Spitze	0,020	0,026	Meter.
Zahnreihe	0,065	0,078	„
Zahnloser hinterer Theil . .	0,047	0,068	„
Ganze Länge des Unterkiefers	0,132	0,172	„

Die Identität beider Vorkommnisse liefert einen weiteren Beweis für die Uebereinstimmung, welche die einzelnen Wirbelthierspecies auch in der Liasformation zeigen, sobald sie aus Schichten gleichen Alters stammen. Dagegen fühle ich mich, theilweise gerade aus diesem Grunde, keineswegs veranlasst, die Pterodactylen von Banz und Boll mit dem viel kleineren Pterodactylus macronyx zu vereinigen, dessen Lager, wie schon §. 9 angegeben wurde, in die Tuberculatuszone des untern Lias gehört.

Wenn auch die Entscheidung über die Indentität der fossilen Saurier und Fische von Lyme Regis und Boll im Einzelnen noch schwebt, so haben wir doch gesehen, dass von sämmtlichen Mollusken, welche die Posidonomyenschiefer von Boll und andern Gegenden charakterisiren, im untern Lias von Lyme Regis, sowie überhaupt im untern Lias keine einzige Art vorkommt. Das Gleiche gilt von den Crinoideen, welche sich an beiden Punkten in so ausgezeichneter Weise finden. Pentacrinus tuberculatus, Briareus und scalaris kommen im untern Lias Englands an vielen Orten vor, während in den Posidonomyenschichten von Boll *Pentacrinus Bollensis, fasciculosus und Quenstedti* auftreten. Auch hier hat das Bestreben ähnliche Vorkommnisse aus Schichten von anscheinend gleichem Alter zusammenzustellen,

* An dem Exemplare von Banz sind es deren zehn

Kunst und Künstler.

Der Professor Franz Krüger, Hofmaler zu Berlin, hat den vorhin Allerhöchst ertheilten.

Am 13 Januar starb in Frankfurt der Componist Ferdinand Ries, ein Landsmann, Schüler und Freund Beethovens, in seinem vierundsiebenzigsten Lebensjahre. Ries ward zu Bonn 1784 geboren, und lieb sich, nachdem er abgereist in Petersburg, London, Paris, Baden und Heidelberg gelebt und gewirkt hatte, in Frankfurt nieder, um einzig der Kunst zu leben. Rechnet man alle seine Compositionen zusammen, worunter Concerte, Symphonien und Cantaten, so beläuft sich die Zahl derselben etwa auf 200. Ries ist ferner Verfasser von drei Opern: die Räuberbraut, Gisla oder die Hexe von Gottesgrün, welche bereits gegeben worden sind, und einer dritten, die noch Manuscript ist. Zu bedauern ist, daß er seine Memoiren über Beethoven, die er herauszugeben wollte, nicht publicirt hat.

Denkmäler.

Es ist ein schöner Charakterzug unserer modernen Civilisation und die schönste Frucht des Friedens, alle jene ausgezeichneten Geister, welche der Menschheit wahrhafte Dienste durch Lehre oder That geleistet oder welche in ihren Individualitäten eine neue Poesie in der Entwicklung des Geistes repräsentiren, in würdigen Denkmälern zu ehren. Außer den seit längerer Zeit vorherrschenden Denkmälern für Götze und Schiller, für Mozart und Beethoven, vernehmen wir täglich Pläne und Vorschläge zu neuen. Ein patriotischer Künstler erkennt eine alte Schuld des deutschen Volks zu tilgen und will dem Befreier Deutschlands von dem Joche der Römer, Arminius dem Cheruskter, eine colossale Bildsäule auf der Höhe des Teutoburger Waldes errichten. Der Künstler ist der Bildhauer v. Handel, und das Gypsmodell der hohen Zier hohen Ernste des Helden ist in Hannover zu sehen.

In Worms in Colmar hat einen Verein zu einem Denkmal für den Pfälzer Pfeffel gegründet. Pfeffel ist aus Colmar gebürtig und stand noch als blinder Greis einer Schule vor, deren Stiftung sich Prinzen und Monarchinnen fast aller Länder Europas angenommen. Seine Vaterstadt ist ihm überdies zu besonderem Danke dadurch verpflichtet, daß in den Kriegsjahren Colmar blos deshalb von den Truppen der Alliirten mancher Lasten überhoben wurde, weil es Pfeffels Geburtsstadt ist. Die Straßburger Akademie hat sich der Sache dieses Denkmals bereits eifrig angenommen.

Die Einwohner Braunschweigs beabsichtigen, für Gotth. Ephr. Lessing ein Denkmal zu errichten und fordern auf, die Beiträge dazu an den Hofrath Petri in Braunschweig einzusenden. Ein würdiges Denkmal wird dem hochverehrten Manne auf dem Felde der Literatur manch eine in Berlin erscheinende neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften errichten. Der bekannte Kritiker Carl Lachmann hat die Redaktion derselben übernommen, und der bereits erschienene erste Band bürgt dafür, daß der Herausgeber vielseitig sympathie Gelehrsamkeit und vielseitige volle Kraft seines praktischen Talentes auch diesen Werken zuwenden wird. Die will an seinem Gusse und Neuen Testamente, an den klassischen Dramen und den verschiedenen von ihm bearbeiteten einheimischen Sprachdenkmalen bewundern. Bedeutsam scheint es für die erste nach den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Kritik veranstaltete Ausgabe eines neuern deutschen Schriftstellers.

Das Comité für die Errichtung eines Denkmals für den verewigten Großherzog Ludwig von Hessen hat sich für ein Standbild desselben entschlossen, das in München in Erz ausgeführt werden soll.

Die Fahnenpinsionen zu einem Denkmal für den der Kanzel verstorbenen baierischen Staatsminister Winter haben den beabsichtigten Betrag.

In der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen soll dem Reformator derselben, Dr. Alber, ein Denkmal errichtet werden.

dazu geführt, eine Vereinigung zu treffen, welche ich widerlegen muss. Im obern Lias von Boll findet sich nämlich ein Pentacrinit mit eckigen Hilfsarmen. Mehrere Autoren haben denselben zu Pentacrinus Briareus gestellt. Genauere Untersuchungen zeigen aber die Verschiedenheit, und machen es nöthig, das Boller Vorkommen als eine für sich bestehende Art zu betrachten. (Siehe §. 32, Nr. 114.)

Die untern Lagen der Posidonomyenschichten Schwabens enthalten festere Platten, welche mit Nutzen ausgegraben und zu Fussböden, Tischplatten u. s. w. verarbeitet wurden. Zu Frittlingen bei Rottweil wurden zu diesem Zwecke schon vor mehreren Jahren Brüche eröffnet, während in den Dörfern in den Umgebungen von Boll der Betrieb seit noch längerer Zeit besteht. Ich habe in Profil Nr. 15 die 2 Lagen besonders eingezeichnet, sie werden als Fleins (mit Hainzen) und als schwarzer Tafelfleins unterschieden. Die Fleins bilden eine Schieferschichte von 8 Zoll Mächtigkeit. Dieselbe wird ausgegraben, indem zu ihrer Gewinnung häufig eine Lage von 10—15 Fuss abgedeckt werden muss. Die Fleinsbank spaltet sich beim Ausbrechen von selbst in 3 Platten; die 2 obersten haben je 2 Zoll Dicke; die unterste 4 Zoll mächtig wird dann noch gewaltsam halbirt, ist aber von grösserer Güte als die oberen; der Fleins ruht auf der schwachen kiesreichen Lage des „Hainzen." An Ort und Stelle wird der Quadratfuss ausgebrochenen Schiefers (von 2" Dicke) mit 3—4 Kreuzer bezahlt. In Ohmden und Holzmaden wird bloss die ächte Fleinslage ausgebrochen, in Pliensbach wird dagegen auch noch der tiefer liegende schwarze Tafelfleins herausgeschafft. Letztere Schichte spaltet sich nur einmal, die obere Hälfte gibt grössere, die untere aber kleinere Platten.

Ueber dem Fleins folgen feinblättrige und verwitterbare Schiefer, in welchen sich gewöhnlich 2 festere Bänke, die sog. Stinksteine ausscheiden. Es sind thonige, blaugraue Kalksteine, reich an Bitumen. Sie haben gleiche Zusammensetzung wie die harten Lagen der Posidonomyenschiefer von Vassy (Yonne), aus welchen dort mit so grossem Erfolg das Ciment romain fabricirt wird. Doch zeigen die blauen Kalke des obern Lias von Altdorf

in Bayern noch grössere Uebereinstimmung mit dem Cementstein von Vassy, welche dem letztern so ähnlich sind, dass man Mühe hat, sie von einander zu unterscheiden. Bei einer Anzahl von Petrefakten, welche ich zu Vassy (Yonne) und zu Altdorf in Bayern gesammelt hatte, war ich genöthigt die Namen der Lokalitäten auf die Exemplare zu schreiben, da es unmöglich war, dieselben durch die Gesteinsart zu unterscheiden. Zu Ellwangen werden die Davöischichten des mittlern Lias gebrannt, in §. 19 habe ich dieselbe Verwendung der Schichten gleichen Alters von Venarey (Côte d'Or) berührt. Viel grösser lässt sich aber der Nutzen denken, welcher durch zweckmässige Ausbeute der Stinksteine unserer Posidonomyenschiefer entspringen würde. „Das Ciment romain“ hat zwar eine Vollkommenheit erreicht, welche nicht sogleich durch Verwendung unseres inländischen Materials erzielt werden dürfte, da die langjährige Fabrikation, welche zu Vassy in wirklich grossartigem Masstabe betrieben wird, die Unternehmer manche Vortheile gelehrt haben muss, welche man anderswo nicht kennt, allein da wir in der Gegend von Boll, und noch mehr zu Altdorf in Bayern das Gestein in ähnlicher Beschaffenheit haben, so würden sich doch mit der Zeit vielleicht dieselben Resultate hoffen lassen.

Aus dem Posidonomyenschiefer Württembergs und Badens entspringen an verschiedenen Punkten Schwefelquellen, die Bäder Boll und Sebastiansweiler am Fusse der schwäbischen Alp, sowie Langenbrücken in Baden besitzen solche Wasser. In früheren Jahren war der Ruf dieser Orte bedeutend; in der letzten Zeit sind sie theilweise eingegangen, oder werden nur noch der schönen Natur, weniger aber der Kraft ihres Wassers wegen besucht.

Der Reichthum an Bitumen in den Schiefern, sowie die feine Vertheilung desselben in Verbindung mit dem vorhandenen Schwefelkies gaben die Möglichkeit, dass nach vorhergegangener Entzündung die unterirdischen Schieferschichten ausbrennen konnten. Es entstanden mehrmals, besonders in der Boller Gegend, Erdbrände, welche Jahre lang währten und beträchtliche Distrikte angriffen. Dabei wurde nicht sämmtliche brennbare Materie verzehrt, sondern es destillirte ein Oel heraus, das aufgefangen und

zu verschiedenen Zwecken verwendet wurde. Der Oelreichthum ist aber nicht allein in den Posidonomyenschiefern Württembergs vorhanden, sondern findet sich in andern Ländern an den vielen Punkten, wo die Schichten gleichen Alters dieselbe mineralogische Beschaffenheit besitzen. Leopold von Buch sagte schon im Jahre 1837 (Jura Deutschlands pag. 67 und 89), dass die Schiefer des obern Lias so durchaus mit thierischem Oel gefüllt seien, dass man sie unmittelbar zum Brennen benützen und auch das thierische Oel durch Destillation davon abscheiden könne. In den Dep. Jura und Doubs werden sie zu diesem Zwecke verwendet. Die Landleute gewinnen dort (nach den Angaben Marcou's *) das Oel, benützen dasselbe zur Beleuchtung, fabriciren Wagenschmiere daraus u. s. w. Zu Vassy (Yonne) liess der Besitzer der Cementfabrik die ausgebrochenen Posidonomyenschiefer eine Zeit lang ausdestilliren. Die Sache wurde jedoch wieder aufgegeben, da, wie mir der Fabrikant sagte, das Resultat nicht befriedigend genug gewesen sei. Zu Aubange (Luxemburg) wurden die bituminösen Schiefer des obern Lias gleichfalls schon vor 10 Jahren zur Gewinnung von Oel verwendet. Die Fabrikation erhielt sich bis vor wenigen Jahren, ging aber wegen des französischen Zolles bei der geringen Abnahme in Luxemburg nach Einführung des Steinkohlengases zu Grunde. Es werden die Schiefer jedoch in jenen Gegenden zu andern Zwecken ausgebeutet. In den Dep. Meuse und Ardennes brennt man sie und benützt den Rückstand zur Verbesserung der Aecker; dasselbe geschieht nach den Angaben, welche mir mein Freund Dewalque kürzlich machte, zu Grand Cour in der Provinz Luxemburg. Die bituminösen Schiefer werden theils mit, theils ohne Zusatz von kohlensaurem Kalk gebrannt und auf den Hectare je 20—25 Hectoliter des Produktes gebracht. Der Preis des Hectoliters beträgt an Ort und Stelle 40 Centimes. Der Kostenaufwand einer solchen Verbesserung würde somit für den württembergischen Morgen 1 fl. 10 bis 1 fl. 27 kr. betragen. Die chemische Analyse des gebrannten Schiefers, welche mir Dr. Dewalque sandte, ist folgende:

* Marcou, Jura salinois 1847. pag. 66.

Wasser	0,052
Schwefelsaurer Kalk . .	0,070
Kohlensaurer Kalk . .	0,130
Eisenoxyd	0,058
Thonerde	0,100
Bittererde	0,005
Kieselsäure	0,144
Thon, nicht aufgeschlossen	0,432
Verlust	0,009
	1000

Ohne Zweifel lässt sich in den Schiefern ein Phosphorsäuregehalt nachweisen, da dieselben zahlreiche Wirbelthierreste einschliessen.

Professor Quenstedt* hat dem Oelgehalt der schwäbischen Posidonomyenschiefer nähere Aufmerksamkeit geschenkt, die genaueren Verhältnisse beschrieben und auf die praktische Verwerthung dieses Produktes hingewiesen. Neuerdings machte eine Gesellschaft in Ulm Versuche, die Schiefer als Material bei der Gasbereitung zu verwenden. Es wurden in dieser Stadt die Einrichtungen dazu getroffen; über den Erfolg ist mir nichts bekannt. Die eigentliche Destillation von Oel wurde jedoch erst im letzten Jahre durch die Bemühungen von Prof. Quenstedt in der Weise zu Stande gebracht, dass das Oel in einer zwischen Reutlingen und Tübingen neu errichteten Fabrik ausgebracht wird. Bei der grossen Verbreitung der Schiefer in Baden, Württemberg und Bayern würde diesem Zweige im Falle des Gelingens eine grosse Zukunft bevorstehen. Ueber die Resultate des Tübinger Unternehmens liegen mir keine Notizen vor.

Die Posidonomyenschichten in Frankreich. Jenseits des Rheins treten die Schiefer der Posidonomya Brouni in den Umgebungen von Niederbronn (Bas Rhin) zwar in regelmässiger Ablagerung über dem mittlern Lias auf, haben aber eine untergeordnete Mächtigkeit und machen sich weniger bemerklich als die darauf liegenden Bänke des Amm. jurensis. In

* Tübinger Universitätsprogramm. 1847. pag. 5.

einem Bacheinschnitt unweit Uhrweiler (Uhrweiler Klamm) kann man sämmtliche Schichten von dem mittlern Lias an bis zur untersten Zone des mittlern Jura verfolgen. Im Dep. der Moselle liegt in dem Horizont der Posidonomya Bronni gleichfalls ein bituminöser Schiefer, doch nehmen noch andere Gesteinsarten an der Bildung der Zone Antheil. M. Terquem* unterscheidet im obern Lias der Umgebungen von Metz eine Anzahl durch ihre mineralogische Beschaffenheit verschiedener Schichten. Die 3 untersten sind entschieden identisch mit der Gesammtbildung der Posidonomyen-Zone. Es sind von unten gegen oben folgende:

1) **Marnes bitumineux**, bituminöse Mergel (zu unterst).
2) **Calcaire noduleux**, Kalkknollen (in der Mitte).
3) **Calcaire grèseux**, sandige Kalke (oben).

M. Terquem gibt die genaue Aufzählung der darin vorkommenden Fossile, von denen ich hier diejenigen Species zusammenstelle, welche ich auch von andern Orten als bezeichnende Arten der Posidonomyenschichten kennen gelernt; ich beziehe mich hiebei auf die Synonymik des §. 32.

Fossile aus den Posidonomyenschichten des Dep. der Moselle.	Marnes bitumineux.	Calcaire noduleux.	Calcaire grèseux.
Teleosaurus	..	..	×
Ptycholepis	×	..	×
Pholidophorus	×	..	..
Fischreste im Allg.	×	×	×
Uncina Posidoniae	..	..	×
Cypris	..	×	×
Loligo Schübleri	..	..	×
„ Bollensis	..	..	×
Belemnites acuarius	×	×	..
„ irregularis	×	×	?
„ niger?	×	..	..
Ammonites (Thouarsensis?) striatulus	×	..	..
„ bifrons	×	×	..
„ communis	×	×	×
„ Holandrei	×	×	×
„ complanatus	×	..	×

* Terquem, Palaeontologie du Dep. de la Moselle 1855. Extrait de la statistique de la Moselle.

Fossile aus den Posidonomyenschichten des Dep. der Moselle.	Marnes bitumineux.	Calcaire noduleux.	Calcaire grèseux.
Ammonites Desplacei	. .	×	. .
" heterophyllus	. .	×	. .
" (Raquinianus) crassus	. .	×	. .
" serpentinus	. .	. .	×
" concavus	. .	. .	×
" (fimbriatus) cornucopiae	. .	. .	×
" subcarinatus	. .	×	. .
Avicula substriata	?	×	. .
Posidonomya Bronni	?	. .	×
Inoceramus sp.	×	. .	×
(Orbicula lævis) Discina papyracea	. .	×	×
Lingula Longovicensis	. .	×	. .

Die drei von M. Terquem unterschiedenen Abtheilungen weichen zwar in mineralogischer Beziehung von einander ab; die in jeder derselben vorkommenden Species lassen jedoch keine auf zoologische Charaktere gegründete Abtrennung zu. Die Zusammenstellung dient desshalb zur Bestätigung der schon oben gegebenen Annahme, dass die Posidonomyenschichten vorerst als ein zusammengehöriges Glied des obern Lias betrachtet werden müssen.

Der obere Lias von Luxemburg wurde neuerdings wieder durch die Arbeiten von Dewalque und Chapuis beschrieben. Es ist die Fortsetzung der Bildungen des Moselle-Departement's, auch scheint völlige Uebereinstimmung mit denselben zu herrschen. Die von Dumont aufgestellte Bezeichnung für die ganze Etage: „Marne de Grand Cour" wurde von letztern Autoren beibehalten. Die Unterregion dieser Formationsabtheilung wird durch bituminöse Schiefer gebildet, welche den Bollern Schiefern vollkommen gleichen, und auch dieselben Fossile führen. Ich erhielt von meinem Freund Dewalque eine Anzahl der bezeichnendsten Arten dieser Zone aus dem Marne de Grand Cour* theils in flachgedrückten Exemplaren, theils wohlerhalten in einem

* Grand Cour, eine Lokalität an der Grenze Luxemburgs gegen das Dep. der Moselle.

blauen Kalke steckend. Ueber den bituminösen Schiefern folgen im Luxemburger Lias noch Mergel mit Kalk-Geoden, dieselben gehören zum grössern Theil noch in die Zone der Posidonomya Bronni; eine Abtrennung der Jurensisschichten, und damit verbundene Zustammenstellung der Species des letztern Formationsgliedes ist für Luxemburg noch nicht ausgeführt worden. — Das Gleiche gilt für das Depart. der Ardennen, woselbst Buvignier den obern Lias als Marne superieure bezeichnet. Auch hier liegen zu unterst bituminöse Schiefer, auf welche Mergel folgen. — Südlich vom Moselle-Departement ziehen sich die Posidonomyenschichten in das Departement der Meurthe. Levallois hat ihnen die Bezeichnung „Marnes schisto-bitumineuses“ gegeben. In dem Museum zu Nancy sah ich die wichtigsten Fossile dieser Abtheilung, darunter den Ammonites subarmatus, welchen d'Orbigny Pal. fr. pag. 269 aus dem mittlern Lias von Nancy beschreibt, der aber gerade aus der Zone der Posidonomya Bronni stammt.

In Burgund findet man eine grosse Regelmässigkeit in der Ablagerung der Posidonomyenschichten, obgleich ihre Mächtigkeit nicht bedeutend (20—30′) ist. Weniger deutlich ist die Zone des Amm. jurensis entwickelt. Auf dem Wege, welcher von Semur (Côte d'Or) nach der nächsten Eisenbahnstation führt, findet man auf der Höhe vor Venarey die Cymbiumkalke des mittlern Lias entblösst, über denselben liegen die Posidonomyenschiefer. Es gelang mir in den Aeckern rechts von der Strasse durch weniges Graben die bituminösen feinblättrigen Schiefer herauszubekommen. Gleich beachtenswerthe Aufschlüsse findet man zu Vassy bei Avallon (Yonne). Die Posidonomyenschichten stehen hier über den Cymbiumkalken an und sind in weiten Brüchen blossgelegt. Die bläulichgrauen compakten Schiefer von ungefähr 20 Fuss Mächtigkeit, enthalten in gleichmässigen Zwischenräumen 3 härtere Bänke (Stinksteine), welche allein für die Verwendung in der dortigen Cementfabrik gewonnen werden, indem man die übrigen Schiefer zum Abraum wirft. An Fossilen fand ich theils in den Schiefern, theils in den härtern Bänken folgende Arten: Ammonites serpentinus, com-

munis, heterophyllus, concavus, Desplacei; Belemnites tripartitus, acuarius; Inoceramus dubius u. s. w. Saurier, Fische und Sepien wurden daselbst gleichfalls angetroffen. Ueber diesen Schiefern liegen helle Mergel mit Amm. bifrons und complanatus d'Orb., dagegen fand ich die Arten der Jurensisschichten hier nur schwach vertreten. Unmittelbar über den Mergeln folgen Thone mit den Fossilen der Torulosusschichten.

Untergeordneter treten die Schiefer aus der Zone der Posidonomya Bronni in den Dep. Jura und Doubs auf. Wir verdanken die genaueren Nachweise den Arbeiten Marcou's. Die Schichten verläugnen auch hier den analogen mineralogischen Charakter nicht, obgleich ihre ganze Mächtigkeit nur 6—9 Fuss beträgt. Es sind feinblättrige bituminöse Schiefer, aus welchen an mehreren Punkten Oel gewonnen wurde. Gefüllt sind sie mit Posidonomya Bronni, zerdrückten, noch nicht bestimmten Ammoniten, Abdrücken von Algen u. s. w., doch scheint es, dass die darüber folgende Bildung, welche in paläontologischer Beziehung schon viel Uebereinstimmendes mit unsern Jurensismergeln hat, in ihrer Unterregion Schichten besitzt, welche theilweise noch in die Zone der Posidonomya Bronni gehören. Siehe im folgenden Paragraphen. Die Verhältnisse gleichen hierin denen der Lozère und Aveyron, welche ich später berühren werde.

Zu la Verpillière und St. Quentin bei Lyon (Isère) haben die Schichten, welche das gleiche Alter mit den Posidonomyenschiefern von Boll, Vassy u. s. w. besitzen, eine mineralogisch gänzlich verschiedene Beschaffenheit von allem seither Beobachteten. Es sind Thoneisensteinablagerungen von geringer Mächtigkeit, deren genauere Definition ich später geben werde. Dass hier jedoch ein Analogon für die Posidonomyenschichten vorhanden ist, beweisen die zahlreichen für die Zone leitenden Arten. Ich erhielt aus den Erzen neben vielen für höhere Schichten charakteristischen Fossilen folgende Species:

Belemn. acuarius.	Amm. subplanatus, cornucopiae.
Amm. bifrons, concavus.	„ annulatus, communis.

Amm. Holandrei, Braunianus.	Chemnitzia Repeliana.
„ mucronatus, crassus.	Natica Pelops.
„ fibulatus, subarmatus.	

Am südlichen Rande des Centralplateau's von Frankreich tritt der obere Lias in einer Weise auf, welche gewiss alle Beachtung verdient. Ueber seine Bildung in den Umgebungen von Mende (Lozère) wurden durch die Untersuchungen H. Köchlin Schlumberger's * neue und interessante Aufschlüsse erzielt. Nach seinen Angaben folgt dort über dem mittlern Lias eine $1\frac{1}{2}$—2 Meter dicke Lage eines schwarzen, schieferigen, spaltbaren Kalkes, gefüllt mit Posidonomya Bronni, Amm. serpentinus, Discina (Orbicula) papyracea und Bel. irregularis. Auf demselben liegen 40—45 Meter schieferiger Mergel. H. Köchlin Schlumberger gibt die Zusammenstellung der fossilen Arten, welche grösstentheils mit den Species übereinstimmen, die ich nachher von Milhau anführen werde, auch ist die Art ihrer Erhaltung die gleiche. Es befinden sich darunter die wichtigsten Repräsentanten, sowohl für die Zone der Posidonomya Bronni als für die des Amm. jurensis. Eine genauere Trennung der Schichten und damit verbundene Auseinanderhaltung der fossilen Arten nach obigen zwei Zonen ist für diese südlichen Bildungen noch nicht ausgeführt worden, es besteht hier noch die gleiche Eintheilung, wie für den obern Lias des Juradepartement's, woselbst auch die Fossile der Jurensisschichten mit denen der Posidonomyenzone zusammengestellt und bloss die unteren bituminösen Schiefer, als mineralogisch verschiedene Bildung davon abgetrennt werden. Doch lässt sich bei der Mächtigkeit der Schichten von 120—140 Fuss und dem Petrefactenreichthum derselben die Ausführung einer genauern Eintheilung noch erwarten. **

Die Fossile, welche ich durch H. Sämann in Paris aus

---

* Bull. Soc. geol. de Fr. 26. Juni 1854.

** Ueber das Auftreten des obern Lias im Depart. Ardèche siehe E. Dumas, bullet Soc. geol. 6. Sept. 1846 pag. 611. Die Etage soll bei Vans erzführend sein, unmittelbar darüber aber die Oxfordthone lagern.

den Umgebungen von Milhau (Aveyron) erhielt, haben völlig den gleichen Erhaltungszustand, und gehören auch denselben Arten an, wie die Species, welche ich vom Dep. der Lozère sah. Es kommen bei Milhau im obern Lias (wahrscheinlich an der Basis) auch bituminöse Schiefer mit Abdrücken von Inoceramus, Posidonomya u. s. w. vor, doch scheint die Hauptmasse der Bildungen aus Mergeln zu bestehen, welche den grossen Reichthum braun verkiester Ammoniten einschliessen. Ich erhielt aus dieser Gegend folgende Arten:

Ichthyosaurus-Wirbel.
Kieferstück von Teleosaurus.
Belem. acuarius, irregularis.
„ tripartitus, pyramidalis.
Nautilus semistriatus.
Amm. bifrons, falcifer.
„ elegans, discoides.
„ lythensis, concavus.
„ radians, Thouarsensis.
„ Comensis, variabilis.
Amm. insignis, sternalis.
„ subcarinatus,
„ heterophyllus.
„ Calypso, Mimatensis.
„ jurensis, cornucopiae.
„ Germani, annulatus.
„ crassus, Braunianus.
„ mucronatus, subarmatus.
Natica Pelops.

Es sind dies die Leitmuscheln der Zonen des Amm. jurensis und der Posidonomya Bronni. Auch für diese Localität ist noch keine weitere Trennung ausgeführt worden, dagegen gelang es Herrn Sämann durch systematisches Sammeinlassen, die darüber vorkommenden Arten der Torulosusschichten, d. h. der untersten Zone des mittlern Jura abgetrennt davon zu erhalten, was für die ganze Begrenzung des dortigen Lias gegen den mittleren Jura von der grössten Bedeutung ist.

In den Umgebungen von Thouars (Deux Sèvres) folgen nach d'Orbigny (Cours. elem. pag. 469) über dem mittlern Lias drei verschiedene Lagen von Schiefern, sandigen Kalken und eisenhaltigen Thonen, in denen Amm. bifrons und Amm. serpentinus vorkommen, was die Stellung dieser Schichten in die Zone der Posidonomyenschiefer annähernd sichert. Darüber liegen mehr kalkige Bänke mit Amm. insignis, jurensis, variabilis, radians, Thouarsensis, Belemnites tripartitus und irregularis, unzweifelhaft unsere Jurensismergel. Die gesetzliche Reihenfolge

Technisches.

Wenn die Entdeckungen Oersteds und Faradays über die wunderbare Wechselwirkung zwischen Magnetismus und Elektricität für die Wissenschaft an und für sich schon von hohem Interesse sind, so muß die praktische Tendenz, welche sie seit neuester Zeit anzunehmen beginnen, geeignet seyn, dieses Interesse in um so höherem Grade rege zu erhalten. Die Versuche, welche in München hinsichtlich der Anwendung elektromagnetischer Kräfte auf die Darstellung einer telegraphischen Correspondenz angeordnet worden sind, haben zu einem Resultate geführt, welches hoffen läßt, daß dieser großartige, von Gauß zuerst angeregte Gedanke bald Eingang in das praktische Leben finden werde. Die Signale des Steinheilschen Telegraphen bestehen aus der Combination der Töne zweier verschieden klingenden Glöckchen zu einer musikalischen Sprache. Dieselben Zeichen, welche auf der ersten Station gegeben werden, pflanzen sich durch die Drahtleitung mit einer unmeßbaren, des Raumes spottenden Geschwindigkeit nach der folgenden Station fort und ertönen dem dortigen Beobachter ohne menschliches Zuthun ganz auf dieselbe Weise und in derselben Ordnung, wie sie auf der ersten Station erzeugt wurden. Der Telegraph spricht also die Nachricht. Dieß ist jedoch nicht genug; er schreibt sie sogar selbst nieder. Sollte man die Glockenzeichen mißverstanden, oder das Zeichen, daß eine telegraphische Mittheilung ankommt, überhört haben, so findet man diese, vor den Telegraphen tretend, von ihm selbst auf einen weißen Papierstreifen niedergeschrieben. Diese Schrift besteht aus einem System einfacher, gruppenweise zu Buchstabenzeichen geordneter Punkte. Zu einer Mittheilung von 90 Worten ohne Abkürzung waren nur 15½ Minuten Zeit erforderlich, und die Sicherheit, womit manipulirt wird, soll so groß seyn, daß unter Tausenden kein einziges Zeichen verfehlt. Unter diesen Umständen ist nicht zu bezweifeln, daß der Gegenstand, sobald auch rücksichtlich der pecuniären Frage günstige Ergebnisse vorliegen, Eingang finden wird. In München hat der König bereits dem Akademiker Prof. Steinheil Fonds anweisen lassen, um Versuche über Benützung der Eisenbahnen als Leitung für galvanische Telegraphen an der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth anzustellen.

Der Mechaniker Bopp in Eßlingen beschäftigt sich gegenwärtig mit der Aufgabe, dem elektromagnetischen Telegraphen eine noch einfachere Gestalt zu geben.

Seitdem die in Paris mit der Anwendung des Asphalts zur Legung der Trottoirs, Pflasterung der Straßen, Dachbedeckung ꝛc. angestellten Versuche ein günstiges Ergebniß gezeigt haben, bearbeitet der industrielle Speculationsgeist dieses neue Feld mit rastloser Thätigkeit. Während in Paris zwei Gesellschaften, die eine mit dem natürlichen Erdharz von Seyssel, die andere mit dem aus den Steinkohlengasfabriken abgehenden Harz, einander den Rang abzulaufen streben, bildet sich in Neuchatel eine Gesellschaft zur Benützung des im Val de Travers auszubeutenden Asphalts, zu deren Actien sich bereits in der Mitte Mais über 1000 Personen gemeldet haben. Gleichzeitig sucht die Asphaltindustrie auch in London festen Fuß zu fassen. Ein Civilingenieur, Simons, wurde eigens zur Untersuchung und Prüfung der Asphaltpflasterung nach Paris gesandt. Er hat die Resultate dieser Sendung kürzlich in einer besondern Flugschrift bekannt gemacht, deren Bericht für die Erfindung sehr günstig lauten soll. Man trifft bereits Anstalten, einige Trottoirs in London versuchsweise mit dem asphaltischen Kitt von Seyssel zu belegen. Auch an einem Theile der Greenwicheisenbahn soll damit ein Versuch gemacht werden, um die Arcaden des unerhörten Viaducts gegen die schädlichen Einflüsse der Feuchtigkeit zu schützen. Auch in Deutschland werden nun an mehreren Orten, vorerst in Berlin und Leipzig, Versuche mit Asphaltbelegungen auf Trottoirs und Straßen angestellt. Ein Herr Heumann hat sich zu diesem Zwecke mit Wenßler in Paris, der die Belegung der Trottoirs auf dem Pontneuf beforgt hatte, verbunden und bereitet gegenwärtig in Auerbachs Hof in Leipzig einen Versuch mit Asphalttrottoirs vor.

Der von dem Lehrer des Hufbeschlags an der königl. Thierarzneischule in Stuttgart, J. H. Groß, neu erfundene Apparat zur Anwendung erhitzter Luft in Verbindung mit Wasserdämpfen bei Schmiedeeisen darf um so höheres Interesse erregen, als durch viele Versuche bereits nachgewiesen ist, daß derselbe gegenüber von einem gewöhnlichen Feuer 15 bis 20 Procent an Kohlen und 20 bis 25 Procent an Zeit erspart. Von dieser einfachen und nützlichen Vorrichtung, deren Erfindung mit dem technischen Preis gekrönt wurde, sind bereits 61 Exemplare im Inland und 72 Exemplare im Ausland im Gebrauch.

wäre also für diese Gegend gegeben; ich komme hierauf in §. 30 nochmals zurück.

Im Departement der Sarthe sah ich die Schichten des Amm. serpentinus und der Posidonomya Bronni an einigen Punkten westlich von le Mans. Es sind Schiefer und Kalke, über welchen unmittelbar die sandigen Kalke und Oolithe des Unteroolithe anstehen. Die Zone des Amm. jurensis konnte ich nicht auffinden, entweder fehlt sie, oder ist mit ihr die unterste Bank derjenigen Bildungen zu vereinigen, welche dort zu dem Unteroolith gestellt werden.

In der Normandie überschreitet der ganze obere Lias die Mächtigkeit von 40 Fuss nicht, indem die Zone der Posidonomya Bronni vorherrschend entwickelt ist, von den Schichten des Amm. jurensis dagegen nur Spuren auftreten. Ich hatte Gelegenheit die Bildung an mehreren Stellen in den Umgebungen von Caen zu untersuchen. Die mergeligen Kalke des mittlern Lias bilden gegen oben eine scharfe Grenze, über welcher mit der veränderten Gesteinsart auch eine neue Fauna beginnt. Es stellen sich helle Thone mit schieferigen Lagen ein. Zu Fontaine Etoupfour, Evrecy und Landes fand ich eine Anzahl der bezeichnendsten Arten des obern Lias in diesen Thonen und Schiefern, wie Amm. bifrons, Thouarsensis, Holandrei. Mein Freund, E. Deslongchamps machte mich jedoch auf die genaueren Unterschiede aufmerksam, welche sich für die einzelnen Lagen auffinden lassen. Es sind im Wesentlichen dreierlei Bildungen zu beachten, von welchen

die untere, das Leptänabett,
die mittlere, das Fischbett,
und die obere, die Ammonitenschichten

als locale Erscheinungen wohl zu beachten sind. E. Deslongchamps theilte mir in der letzten Zeit weitere Notizen mit, welche ich hier wiedergebe. Der obere Lias in den Umgebungen von Caen ist auf geringe Entfernungen grossem Wechsel unterworfen, was ohne Zweifel von der unregelmässigen Ablagerung der liasischen Bildungen unmittelbar über den silurischen Felsen herrührt. Bei Vieux-Pont misst die ganze Etage nicht

über 9 Fuss; es wechseln hier Thone mit einigen Kalkbänken Amm. bifrons und serpentinus sind die häufigsten Arten, welche hier gefunden werden. In anderer Weise ist die Etage eine Stunde davon in den Umgebungen von Evrecy entwickelt. Hier liegt über dem mittleren Lias ein gelblicher Thon von 1—2 Met. Mächtigkeit — das Leptänabett, — in welchem die merkwürdigen Brachiopoden, §. 32. Nr. 79. u. s. w., sich finden, damit kommen kleine Exemplare eines Ammoniten vor, welcher wahrscheinlich zu Amm. Holandrei gehört. Ueber diesem Leptänabett folgen wiederum 2 Meter Thone mit Fischresten, welche sich gegen oben fortsetzen, und hier in einer senkrechten Verbreitung von 3—4 Metern elliptische Knollen enthalten, welche Fische einschliessen. Etwas höher liegen in denselben Thonen Kalkbänke mit Amm. bifrons und serpentinus.

E. Deslongchamps stellt hiernach die Schichten des obern Lias in den Umgebungen von Caen in folgender Weise zusammen.

Unteroolith.

Oberer Lias.	Thone mit Amm. bifrons und serpentinus	15—18′
	Thone und Schiefer mit Fischresten . .	12—15′
	Thone mit Brachiopoden (Leptänabett)	4— 6′

Marlstone.

Gesammtmächtigkeit des obern Lias 31—39′

Die unterste obiger drei Schichten, das Leptänabett, ist an verschiedenen Orten blossgelegt, die reichste Localität ist May, südlich von Caen. Die zahlreichen Arten von Brachiopoden, *) welche so grosses Interesse bieten, und Genera enthalten wie Leptaena, Argyope, Crania, Thecidea u. s. w., welche früher aus dem obern Lias nicht bekannt waren, liegen in der dünnen Schichte in ziemlicher Anzahl beisammen. Zu Landes müssen dieselben an Ort und Stelle gesammelt werden, da sie sparsamer eingebettet sind, zu May kann man sie mit der Schichte aufnehmen, um sie durch Schlemmen und Auslesen in Menge zu erhalten. Die mittlere Lage des obern Lias ist am deutlichsten zu Curcy vertreten, denn hier zeichnet sich eine dünne Schiefer-

*) Die Mehrzahl der in §. 32. Nr. 79. u. s. w. angeführten Species kommt blos in dem Leptänabett vor.

lage aus, gefüllt mit Wirbelthierresten aller Art. Die Schuppen der Fische und die Knochen der Saurier haben eine dunkle Farbe, welche gegen die hellen Schiefer absticht und so den Exemplaren ein hübsches Aussehen gibt. In der werthvollen Sammlung von M. Tesson in Caen sah ich dieselben Species von Fischen und Sauriern, welche die Posidonomyenschiefer von Boll charakterisiren. Beinahe sämmtliche Erfunde stammen aus der dünnen Schieferschichte von Curcy.

Die obere Lage, welche E. Deslongchamps „Lias superieur à Amm. bifrons et serpentinus“ bezeichnet, würde demnach an manchen Lokalitäten den Schluss der Posidonomyenschiefer gegen oben bilden, während die Jurensisschichten hier verkümmert sind. Dagegen lässt sich aus den Arbeiten von H. Harlé* mit Bestimmtheit ersehen, dass an einzelnen Punkten des Calvados (wie zu Suble bei Bayeux) die Zone des Amm. jurensis über den Posidonomyen-Schichten ansteht. H. Harlé vereinigt sie zwar mit den schon zum Unteroolith gehörigen Schichten des Amm. oplinatus, dagegen beweist die Aufzählung folgender Arten: *Amm. radians, Comensis, variabilis, Belemn. longisulcatus* und *tripartitus* mit Bestimmtheit, dass die Zone wenigstens an der einen Lokalität entwickelt ist.

Die Posidonomyenschichten in England. Der obere Lias von Ilminster (Somersetshire) zeigt viele Analogien mit den eben betrachteten Bidungen des Calvados. Unmittelbar über dem Marlstone des mittlern Lias liegt eine zwei Fuss mächtige thonige Bank, das „Leptänabed“ der englischen Geologen. In demselben wurden zuerst von M. Moore die interessanten Brachiopoden gefunden, welche Th. Davidson in seine Werke aufgenommen hat. Wie die Schichte, so stimmt auch die Mehrzahl der Arten mit denen des Leptänabetts des Dep. Calvados überein.

Ueber dem Leptänabett folgen Thone, Mergel, schieferige Kalke und ellipsoidische Bildungen, welche die Arten der Posidonomyenschichten zahlreich enthalten: Amm. annulatus, subar-

* Aperçu de la const. géol. du dép. du Calvados, annuaire 1853. siehe auch d'Archiac 1856. Hist. du progrés de la Geol. pag. 291.

matus, bifrons, elegans, falcifer, serpentinus, heterophyllus u. s. w. In den Ellipsoiden und schieferigen Kalken kommen Saurier, Fische und Sepien ähnlich erhalten vor, wie die von Curcy (Calvados) und nicht weniger übereinstimmend mit den Boller Species. Doch schliesst hier der obere Lias nicht so unbestimmt gegen oben ab, wie im Calvados. Es lässt sich noch deutlich eine Zone unterscheiden, welche vollkommen die paläontologischen Charaktere der Jurensisschichten besitzt und auch die wichtigsten Arten derselben enthält. In der reichen Sammlung der Versteinerungen von den Umgebungen Ilminsters, welche M. Moore in Bath aufgestellt hat, fand ich von den Einschlüssen der Jurensisschichten folgende Species: Amm. Thouarsensis, radians, variabilis, jurensis, discoides, insignis. Dieselben wurden mir von M. Moore als solche Arten bezeichnet, welche in der getrennten Zone unmittelbar unter den Sanden des dortigen Unterooliths zusammen vorkommen.

An der südlichen Küste von Dorsetshire, zwischen Bridport und Lyme Regis besitzen die Schichten, welche hier den obern Lias zusammensetzen, eine merkwürdige Entwicklung. Ihre Mächtigkeit mag über 200 Fuss betragen, dabei haben sie eine von allem seither Beobachteten völlig abweichende Gesteinsbeschaffenheit, welche neben dem Mangel oder der Seltenheit an organischen Resten die Untersuchung äusserst erschwert. Auf mehreren Excursionen längs der Küste, kam ich nur zu den Resultaten, diejenigen Schichten paläontologisch feststellen zu können, welche den obern Lias gegen oben und unten begrenzen. Dagegen war es nicht möglich, die Etage selbst, wie sie dort auftritt, in genauere Eintheilung und Vergleichung mit anderwärtigen Erscheinungen zu bringen. Geht man von Charmouth in östlicher Richtung an der Küste hin, so findet man jenseits Golden Cap die oberen Schichten des mittleren Lias an der Basis der Küstenwand. Es sind blaue Thone mit Amm. margaritatus, welche gegen oben grauer werden und allmählig in die gelben Sande übergehen, welche in massenhaften Niederschlägen abgelagert sind. Die Zone des Amm. margaritatus war hier der letzte durch Fossile bestimmbare Horizont, denn darüber

fand ich keine Versteinerungen mehr. Der langsame Uebergang der Thone in die mächtigen Sande *) lässt sich besonders am Fusse der Down Cliffs deutlich verfolgen. Mit den Sanden, vielleicht auch noch etwas tiefer, beginnt demnach der obere Lias, dessen ganze Bildung jedoch von Buckland, de la Beche u. A. für diese Gegend dem Unteroolith zugetheilt wurde. In östlicher Richtung kann man die Sande weiter verfolgen, bis zu einer grossartigen Verwerfung, welche 1 Meile westlich von Bridport Harbour die Schichten um mehrere hundert Fuss verschoben hat. Während vorher noch die blauen Thone mit Amm. margaritatus an der Basis der Küstenwand lagen, treten auf der andern Seite des Spaltes in demselben Niveau die Thone der Fullersearth auf, dagegen ist hier nicht allein der Lias sondern auch der ganze Unteroolith verdeckt. Erst jenseits Bridport Harbour findet man die obern Schichten der frühern Sande wieder auf, welche hohe und senkrechte Küstenwände bilden. Auch hier gelang es mir nicht, irgend eine Spur von Petrefakten zu finden, erst an den Felsen von Burton-cliffs bekam ich Aufschluss durch herabgestürzte Stücke von den höheren Lagen, welche hier in harten geschichteten Bänken die Sande bedecken. Erst mit diesen zusammenhängenden Bänken beginnt der Unteroolith; alles Darunterliegende muss ich zum obern Lias stellen. Den Beweis hiefür erhielt ich durch die zahlreichen Fossile, welche mit den geschichteten Bänken beginnen. In der untersten Zone derselben fand ich ein reiches Lager von *Amm. opalinus, torulosus, Turbo subduplicatus, Rhynchonella cynocephala;* über dieser Zone folgten erst die für höhere Schichten bezeichnenden Arten des Unteroliths. Der obere Lias dieser Küste besteht demnach aus der massenhaften Ablagerung gelben Sandes, dessen Mächtigkeit zwar eine enorme ist, mit Sicherheit aber hier nicht berechnet werden konnte, weil die Verwerfung westlich von Bridport Harbour den Zusammenhang der Schichten stört. Die gelben Sande sind beinahe lose, in denselben liegen einzelne härtere geodenartige

*) Ophioderma Egertoni Bred. sp. ist die einzige Species, welche ich von jener Lokalität erhielt.

Bänke. Gegen unten gehen sie langsam in die grauen Thone über, gegen oben werden sie, wie schon erwähnt, durch die wohlgeschichtete Zone des Amm. torulosus begrenzt. Es werden sich wohl noch petrefaktenführende Lagen finden lassen, deren Species die Stellung dieser Sande in den obern Lias rechtfertigen. Vorerst genügt jedoch die Begrenzung der Sande* gegen den erst darauf folgenden Unteroolith zur Widerlegung der Annahme, dass diese Sande noch zum Unteroolith gehören, sowie andererseits zum sichern Beweise, dass sie als die den obern Lias vertretenden Schichten betrachtet werden müssen.

In Gloucestershire sind die Ablagerungen des obern Lias gleichfalls sehr bedeutend und zeigen auch gewisse Analogien mit den Bildungen an der Küste von Dorsetshire. Die Begrenzung der Etage gegen unten ist hier erleichtert durch das scharfe Abscheiden des Marlstone's. Ueber letzterem, d. h. über der Oberregion des mittlern Lias folgen Thone mit festeren blauen Bänken, in welchen wohlerhaltene Abdrücke von Insectenflügeln *Heterophlebia dislocata* Brodie** gefunden wurden. In Murchison Geol. of Chelt. pag. 36. wird die Mächtigkeit dieser Abtheilung an dem Hügel von Alterton zu 60 Fuss angegeben und neben andern Arten folgende Species aufgezählt:

Amm. (Walcotti) = bifrons.	Belem. (tubularis) = acuarius.
„ (undulatus) = serpentinus.	Inoceramus dubius.
„ annulatus.	Plicatula spinosa.

Obige Arten genügen, um diese Bildung mit Bestimmtheit in die Zone der Posidonomya Bronni einreihen zu können. Die Sande, welche zu Alderton Hill darüber folgen, gehören gleichfalls dazu, doch ist die Grenze der Etage gegen oben an dieser Localität nicht sichtbar, es scheint beinahe die ganze obere Hälfte derselben zu fehlen, da von Murchison, pag. 35, die Mächtigkeit des obern Lias von Dumbleton Hill zu 100—150 Fuss angegeben wird, desgleichen von Brodie.**

---

* Conybeare and Phillipps, 1822, Outl. of the Geol. of Engl. pag. 329 nennen die Sande „Marly Landstone" und führen liasische Arten daraus an. Ich komme in §. 34 hierauf zurück.

** Brodie, on a fossil Dragon-Fly; geol. Proceed. 31. Mai 1848, pag. 32.

An den Hügeln zwischen Frocester und Nympsfield hatte ich Gelegenheit einen Aufschluss genauer zu untersuchen, durch welchen die Grenze des obern Lias gegen den Unteroolith mit einer Deutlichkeit blossgelegt wird, wie man es nur an wenigen Punkten finden kann.

Ich war schon früher durch den interessanten Aufsatz Herrn Sämann's* mit den Verhältnissen dieser Localität bekannt geworden, was mich bewog den Ort zu besuchen, um so mehr als H. Dr. Wright die Freundlichkeit hatte, mich auf dieser Excursion von Cheltenham aus zu begleiten. Kurz ehe die Strasse, welche von Frocester nach Nympsfield führt, die Höhe erreicht, findet man linker Hand Brüche, in welchen die Gesteine des Unteroolithe ausgebeutet werden. Unter diesen Felsmassen liegen lose Sande, welche sich an dem Abhang jenseits der Strasse abwärts ziehen und gegen unten in blaue Thone übergehen. Eine harte Bank in den Thonen ist leicht zu finden. Dieselbe führt die Petrefakten der Posidonomyenschichten. Etwa 30 Fuss darüber treten unmittelbar unter dem Unteroolith, bläuliche oolithische Mergel hervor, in welchen ich zahlreiche Fossile fand und zwar nicht mehr die Species der Posidonomyenschichten, sondern die characteristischen Arten der Zone des Amm. jurensis. Siehe Profil, Nr. 25. §. 42.

In Northamptonshire ist die Zone der Posidonomya Bronni durch blaue Thone mit harten Geoden vertreten, welche unter den sehr verbreiteten eisenhaltigen Sanden jener Provinz liegen. Ich hatte auf einer Excursion zwar Gelegenheit diese Thone an verschiedenen Punkten zu sehen, fand aber keine bezeichnenden Arten darin, blieb desshalb einigermassen in Unsicherheit über die genauere Deutung der Thonniederschläge. Dagegen traf ich in verschiedenen Sammlungen die Fossile des obern Lias von Northamptonshire. Es sind die Species der Posidonomyenschichten, welche mit weisser Schale in einem dunklen Gestein liegen, und sich hauptsächlich auf verschiedene Arten von Ammoniten beschränken. Dem Gestein nach müssen

*) Bullet. Soc. geol. de France. 6. Febr. 1854.

dieselben aus obigen blauen Thonen stammen, welche zum Verbrauch in Ziegelhütten in jener Gegend an vielen Orten ausgebeutet werden, doch ist es sehr wahrscheinlich, dass sie in tiefern Lagen vorkommen, die obern Schichten dagegen schon einer höhern Zone angehören.

Der Alumshale (Alaunschiefer) von Yorkshire bildet in mineralogischer Beziehung einen vollständigen Gegensatz zu der Etage gleichen Alters, welche wir von der Küste von Dorsetshire beschrieben haben. Die Mächtigkeit beider Bildungen hält sich zwar das Gleichgewicht, denn 200 Fuss wird für sie das Minimum sein, dagegen ist die Gesteinsbeschaffenheit eine durchweg verschiedene. Während zwischen Lyme Regis und Bridport (Dorsetshire) der obere Lias aus gelben Sandniederschlägen besteht, sind es an der Küste von Yorkshire dunkle Schiefer, welche in gleichmässiger Weise die grossartige Ablagerung bilden. Der Name Alumshale ist wegen der Verwendbarkeit einzelner Schichten zur Alaunfabrikation gegeben worden. Weitere technische Ausbeute liefern die harten geodenartigen Bänke in der Oberregion der Schiefer, indem sie ein zur Fabrikation von Wassercement brauchbares Material liefern. Die untersten Schiefer schliessen zahlreiche Gagatstücke ein, welche entweder ausgegraben, oder am Meeresstrande gesammelt werden, da sie in solcher Feinheit vorkommen, dass sie sich zur Anfertigung von Luxusartikeln theuer verwerthen. Es sind besonders die untersten Schieferlagen, in einer Mächtigkeit von 20 Fuss, welche den Gagat (Jet) einschliessen, und desshalb an jener Küste Jet-Rock genannt werden. Etwas höher folgt ein harter Schiefer mit runden Geoden und Schwefelkiesknollen. Derselbe lässt sich zwar spalten, besitzt jedoch nie die feine Abblätterung wie die Boller Schiefer. In den obersten 90 Fuss des Alumshale's liegen die Cementsteine und die Alaungebenden Schichten. Die Cementsteine bestehen aus graublauen geodenartigen Bänken, welche ausgegraben werden, dann an der Luft verwittern müssen, ehe sie zur Fabrikation von Wassercement brauchbar werden. Sie sind reich an Bitumen, oft soll man sogar beim Zerschlagen freies Oel in Höhlungen in ihrer Mitte finden.

Die Alaungebenden Schichten werden besonders an den Hügeln von Peak südöstlich von Robin Hoods Bay ausgebeutet. Es sind dunkle Schiefer, wie überhaupt die ganze Formation das Aussehen einer dunkelgefärbten Schieferbildung besitzt.

Der Alumshale wird gegen unten durch die Iron- und Marlstones des mittlern Lias mineralogisch und paläontologisch scharf begrenzt, dieselben treten als eine völlig verschiedene Gesteinsart in der Weise auf, dass auch hier die Abtrennung sehr in die Augen fallend, und im Grossen leicht auszuführen ist.

Die zahlreichen Fossile, welche durch die verschiedenartige Ausbeute der Schiefer gewonnen werden, beschränken sich nicht allein auf die in §. 29 angeführten Arten, sondern es kommen noch die Wirbelthiere dazu, deren Genera auf den vorhergehenden Seiten bei Betrachtung der Boller Saurier und Fische angegeben wurden. Ich sah in Whitby und Scarborough sowie im britishen Museum prächtige Erfunde, welche aus dem Alumshale von Whitby erhalten wurden. Die Saurier sollen besonders häufig in den obern Schichten liegen, während die Fische: Lepidotus, Dapedius u. s. w. schon in dem Jet-Rock beginnen.

Unter den Mollusken des Alumshale's führe ich hier diejenigen Species an, welche ich selbst in Whitby erhielt, es sind folgende Arten: *)

*) Unter diesen Fossilen werden viele, besonders die grössern Ammoniten nur selten angetroffen, und der Besucher müsste sich mit Wenigem begnügen, wenn nicht durch eine eigenthümliche Industrie für die Erhaltung der Erfunde gesorgt würde. Es werden nämlich in Whitby von Ansässigen die Versteinerungen mit grossem Fleisse gesammelt und den Arbeitern abgekauft, um daraus durch Anschleifen, in die Augen fallende schöne Geräthe oder Schmuck zu verfertigen. Der Gagat hilft trefflich dazu aus, und gibt die Möglichkeit, in Verbindung mit den geschliffenen Steinen wirkliche Prunksachen zu liefern. Die Arbeiten werden weithin versandt und bezahlen sich gut. Eine Anzahl Steinschleifer versieht die roheren Schnitte und Schliffe, während mehrere Juweliere das Fassen besorgen, und die Verkaufsniederlagen besitzen. Man sieht hier ganze Läden gefüllt mit den eigenthümlichsten Gegenständen, welche alle aus diesen Steinen zusammengesetzt sind. Kleine Ständer für Kerzen, Armspangen von Gagat, Brochen und Ringe, welche statt der Edelsteine geschliffene Korallen oder durchschnittene Ammoniten tragen u. s. w. Natürlich sind nicht sämmtliche Erfunde zum Ver-

Belemnites Whitbyensis, vulgaris, acuarius.
Ammonites bifrons, falcifer, elegans.
„ lythensis, concavus, exaratus.
„ ovatus, striatulus, variabilis.
„ heterophyllus, cornucopiae, subcarinatus.
„ anginus, annulatus, communis.
„ crassus, fibulatus, Holandrei, subarmatus.
Natica Pelops, Leda ovum, Inoceramus cinctus, dubius. Posidonomya Bronni, Trigonia litterata, Avicula substriata, Lingula Longovicensis.

Dieselben gehören sämmtlich in die Zone der Posidonomya Bronni mit Ausnahme des *Amm. variabilis*. Zähle ich hiezu die eine Species: *Amm. jurensis*, welchen ich im Museum zu Whitby sah, so würde die ganze Zahl der für die Zone des Amm. jurensis bestimmenden Species nur zwei betragen, was gegenüber den vielen Arten der Posidonomyenschichten, und deren weit häufigerem Vorkommen, eine sehr geringe Summe ist. Durch eigene Untersuchungen fand ich, dass Amm. crassus und anguinus (besonders aber auch Amm. bifrons) beinahe bis an die obere Grenze des Alumshale's gehen, dass somit Arten der Posidonomyenschichten nahezu in der ganzen Bildung nachgewiesen sind, und desshalb vielleicht bloss die obersten Bänke noch den Jurensisschichten beigezählt werden dürfen. Die Zone des Amm. jurensis kann demnach nicht mit Bestimmtheit ganz in den Alumshale gestellt werden, denn es ist die gleiche Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass die untersten Lagen des Doggers, in welchen bei Whitby noch keine Fossile gefunden wurden, sich zu einer Zeit gebildet haben, in welcher sich in andern Gegenden die versteinerungsreichen Jurensisschichten niederschlugen.

Was die einzelne Vertheilung obiger zahlreichen Arten

---

arbeiten brauchbar, viele Gattungen eignen sich gar nicht dazu, andere wie die Nautilen und Ammoniten werden nicht durchsägt, sobald eine Kammer mit Thon statt mit crystallisirter Materie gefüllt ist. Für den Geologen ist dieses Material aber noch brauchbar genug, und gegen gute Bezahlung kann er sich die werthvollsten Suiten herauslesen.

Man hört jetzt überall von Errichtung mechanischer Flachsspinnereien reden. Auch Würtemberg wird in Kurzem seine Industrie durch ein großes Unternehmen dieser Art bereichert sehen. Die Herren Escher, Wyß und Comp. von Zürich haben in Folge einer Uebereinkunft, welche die Regierung mit ihnen schloß, die Verbindlichkeit übernommen, eine mechanische Spinnerei mit einer bestimmten Zahl von Feinspinnmaschinen sowohl in Flachs als in Werg zu errichten. Die Vorarbeiten zu diesem bedeutenden Werke, welches in dem reizenden Ermsthale in der Nähe von Urach angelegt werden soll, sind bereits in vollem Gange, und es steht zu hoffen, daß dieses Etablissement schon im künftigen Jahre seine ganze Thätigkeit entwickeln werde.

Sachsen besitzt gegenwärtig 289 Maschinenspinnereien mit 448,819 gangbaren Feinspindeln, 38 Bleichereien, 80 Färbereien, 1550 Webereien (916 für Wolle, 471 für Leinenzeug, 670 für Baumwolle, 9 für Seide), 278 Strumpfwirkereien, 125 Bandmanufakturen, 888 Spitzen- und Nähwarengeschäfte, 10 Wachstuchmanufakturen, 14 Fabriken für Holzwaaren, 8 für Strohwaaren, 7 Zuckerfabriken (5 für Runkelrübenzucker), 39 Eisenwerke, 19 chemische Fabriken, 18 Maschinenbauanstalten, 17 Etablissements für Instrumentenfabrikation, 66 Papierfabriken, 5179 Mühlen, worunter 2 Dampfmühlen.

Das Schutzenbach'sche Verfahren bei der Runkelrübenzuckerfabrikation scheint außerordentlichen Anklang zu finden. Aus den fernsten Gegenden Europas, aus Frankreich, Belgien, Holland, Rußland u. s. w. kommen, wie versichert wird, alte erprobte Fabrikanten nach Waghäusel und Ettlingen, um nach genommener Einsicht diese Methode käuflich zu erwerben.

Vor kurzem hat ein Ungenannter die Erfindung eines neuen Kraferzeugers bekannt gemacht, mit dem man im Stande seyn soll, durch die vereinigte Anwendung von Naturkräften auf das Meerwasser einen ununterbrochen mit großer Geschwindigkeit im Ringe herumgehenden mächtigen Strom zu erzeugen. Süßes Wasser soll zur Erzielung eines solchen Effektes untauglich seyn, auch soll kein Vorrath von Meerwasser genügen, sondern das gebrauchte muß fortwährend durch frisches ersetzt werden, weßwegen eine solche Maschine nur an der Küste selbst Anwendung finden kann. Ein Apparat von 40 Pferdekräften kommt auf 15,000 Gulden. Da die jährlichen Unterhaltungskosten desselben sich nur auf 600 fl. belaufen sollen, so wird er sich um 133 Procent höher rentiren, als eine Dampfmaschine von derselben Kraft. Der Erfinder hebt folgende Eigenschaften seiner Maschine hervor: sie geht ununterbrochen mit der größten Regelmäßigkeit in continuirlich rotirender, oder auch in wechselnd rotirender Bewegung; sie kann augenblicklich in Bewegung gesetzt und augenblicklich gestellt werden; Gefahr ist absolut unmöglich u. s. w. Die Erfindung ist von ihrem Urheber zum Verkauf ausgesetzt.

Die Académie de l'industrie agricole, manufacturière et commerciale in Paris hat den Dr. J. G. Dingler, Herausgeber des polytechnischen Journals und Fabrikbesitzer in Augsburg, zu ihrem Mitgliede ernannt.

Es zeigt sich in neuester Zeit eine auffallende Neigung der deutschen Nationalität, sich wieder zusammen zu schließen, meist durch Vermittlung commercieller und politischer Interessen, welche früher eben so sehr zu ihrer Zersplitterung beigetragen haben. Nicht nur hat der deutsche Zollverein die mehrsten einzelnen Staaten Deutschlands vereinigt, die sich einst schon nach den Grundsätzen des Mercantilsystems im Innern noch mehr geschieden hatten, als sie schon durch die politischen Institutionen des deutschen Reichs in seiner späteren Gestalt getrennt waren. Es zeigt sich sogar eine Annäherung längst losgerissener Theile deutschen Gebietes. Bei Gelegenheit der Berathung der Eisenbahnfrage in den diesjährigen französischen Kammern, hat man, als es sich davon handelte, den Bau der belgischen Eisenbahn durch Ueberlassung derselben an die Regierung zu beschleunigen, gesagt: Eile sey nöthig, damit Belgien sich nicht dem preußischen Zollverein anschließe. Hierauf ist von Berner geantwortet worden, daß Belgien früher oder später doch die Handelsallianz mit Frankreich aufgeben werde, und daß man deßwegen dem, mit dem französischen rivalisirenden, belgischen Handel so spät als möglich durch Anlegung einer Eisenbahn Vorschub leisten solle. Diese Andeutung einer Hinneigung Belgiens zu Deutschland steht nicht vereinzelt. Löbell hat in

in dem 200 Fuss mächtigen Alunshale betrifft, so sind hierüber die Untersuchungen noch unvollständig, auch wird es bei der Grossartigkeit der Ablagerung nicht so leicht gelingen, feste Horizonte zu gewinnen, besonders da die meisten Species in sämmtlichen Schichten vorzukommen scheinen. Die Art der Erhaltung ist zwar in verschiedenen Höhen eine abweichende, aber das Auftreten der einzelnen Species steht hiemit in keiner directen Verbindung. So fand ich z. B. ungefähr in der Mitte der Schiefer grossen Reichthum an ausgeschiedenem Schwefelkies; Inoceramus dubius, flachgedrückte Falciferen mit verkiesten Schalen, Belemnites acuarius gleichfalls mit zerdrückter aber verkiester Alveole waren hier sehr häufig. In höhern Schichten kommen die Ammoniten in runden Knollen, oder in bituminösen Kalken vor. In der Oberregion der Schiefer finden sich ganze Lager der Leda ovum, Lingula Longovicensis, Belemnites vulgaris u. s. w. Dagegen lassen sich doch nirgends sichere durch paläontologische Charactere gerechtfertigte Horizonte feststellen, so dass auch hier keine weitere Eintheilung auszuführen ist, und die Einheit der Zone vorerst noch aufrecht erhalten werden muss.

2) Die Schichten des *Ammonites jurensis*.

§. 30.

Synonymik: Schwarzer Jura z. Jurensismergel, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 539. Marnes à Trochus ou de Pimperdu (Mittl. Theil), Marcou 1846. Jura salinois pag. 54. Jurensismergel, Quenst. (Pflzenmayer. Profil deutsch. geol. Gesellsch. 1853. tab. 16.)

Paläontologie: Für die Zone des Amm. jurensis sind folgende Arten bezeichnend:

Belem. longisulcatus.	Ammon. undulatus.
„ tricanaliculatus.	„ costula.
„ toarcensis.	„ Aalensis.
„ exilis.	„ Thouarsensis.
„ pyramidalis.	„ comptus.
Nautilus toarcensis.	„ Comensis.
Ammon. depressus.	„ variabilis.
„ radians.	„ insignis.

Ammon. sternalis.	Turbo Sedgwicki.
» serrodens.	Pleurotomaria intermedia.
» Calypso?	Posidonomya orbicularis.
» jurensis.	Lima Galatea.
» hircinus.	Rhynchonella Schuleri.
» Germaini.	Pentacrinus jurensis.

Diejenigen Species, welche von der Zone der Posidonomya Bronni in die Jurensisschichten übergehen, habe ich schon §. 29 aufgezählt.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Für das südwestliche Deutschland siehe das Profil Nr. 15 §. 29. Die Zone des Amm. jurensis hat für die ganze Eintheilung der Juraformation dadurch eine grosse Bedeutung, dass sie den Lias gegen oben begrenzt und als letzter, aber scharf ausgesprochener Horizont die Abtrennung des darauf liegenden mittlern Jura's erleichtert. Nichtsdestoweniger blieb die genauere Sondirung dieser Zone in vielen Systemen bis heutzutage noch unausgeführt, ihre charakteristischen Fossile wurden dem obern Lias, bisweilen sogar dem Unteroolith zugetheilt, ohne dass dieselben auch nur annähernd mit derjenigen Bestimmtheit zusammengestellt worden wären, mit welcher man sie in ihrer Schichte immer vereinigt findet. An manchen Lokalitäten ist in der That ihre Abtrennung sehr erschwert, da die Zone häufig eine geringe Mächtigkeit besitzt und dann bei nur einigermassen ungünstigen Durchschnitten übersehen wird, oder unzugänglich ist. Letzteres geht bisweilen so weit, dass man für manche Localitäten an ein wirkliches Fehlen derselben denken könnte, wenn nicht an benachbarten Orten oft nur in einer Bank von wenigen Fuss Mächtigkeit der ganze Reichthum an charakteristischen Arten aufgeschlossen wäre.

In §. 29 konnte ich die Beschreibung der Posidonomyenschichten von mehr als 20 verschiedenen Gegenden geben, mehrere derselben muss ich bei der Beschreibung der Jurensismergel übergehen, da ich mich nicht überall von ihrem Vorhandensein überzeugen konnte. Ich beschränke mich deshalb

in diesem Paragraphen beinahe ganz auf die Betrachtung derjenigen Lokalitäten, an welchen eine sichere Abtrennung der Jurensisschichten von den Posidonomyenschiefern bis jetzt ausgeführt werden konnte, während ich im Uebrigen auf §. 29 verweise.

In Württemberg treten die Schichten des Amm. jurensis zwar nicht sehr mächtig, aber desto regelmässiger und deutlicher auf. Prof. Quenstedt * trennte zum ersten Male die Zone mit Schärfe ab, indem er ihre Leitmuscheln zusammenstellte und zugleich auf den bestimmten geognostischen Horizont aufmerksam machte, welchen die Zone unter den übrigen Formationsgliedern einnimmt. Die Schichten des Amm. jurensis folgen hier über den Posidonomyenschiefern und finden sich in Württemberg an vielen Punkten, wie zu Heselwangen bei Balingen, Sebastiansweiler, Sondelfingen, Heiningen, Wasseralfingen. Sie werden durch Thone mit harten grauen Steinmergeln gebildet, ihre wichtigsten Fossile, welche in Schwaben vorkommen, wurden mit wenigen Ausnahmen schon in dem paläontologischen Theile dieses Paragraphen zusammengestellt. Unmittelbar über den Jurensismergeln folgt in Schwaben die Zone des Amm. torulosus. So wenig mächtig hier auch die Schichten des Amm. jurensis sind, so trifft man doch noch Unterschiede in der Lagerung der einzelnen Arten. Bel. exilis und tricanaliculatus finden sich immer zu oberst, Amm. jurensis, radians und Thouarsensis füllen die Steinmergel, während an manchen Orten, wie bei Wasseralfingen, Amm. jurensis nur selten gefunden wird, dagegen Bel. longisulcatus, Amm. Aalensis, costula, hirzinus u. s. w. die Thone ganz durchziehen.

Zu Aldorf in Bayern sind in den Schichten gleichen Alters kleine, gelb verkieste Ammoniten häufig, welche mit den zu Wasseralfingen vorkommenden übereinstimmen. Ich sammelte in zahlreichen Exemplaren: *Amm. costula, Aalensis, hirzinus, Pentacrinus jurensis.* Die Posidonomyenschiefer liegen hier unmittelbar darunter, während die Arten der Torulosusschichten in

---

* Flözgebirg Württembergs 1843. pag. 539.

einer getrennten höheren Zone sich in jener Gegend gleichfalls mit Deutlichkeit nachweisen lassen.

Zu Kandern und Obereggenen, südwestlich Freiburg in Baden, sind die bituminösen Schiefer der Posid. Bronni in Verbindung mit den darüber liegenden Mergeln des Amm. jurensis an mehreren Stellen aufgeschlossen. Letztere Zone mag 6—8 Fuss Mächtigkeit besitzen. Unter den Fossilen, von welchen besonders die Ammoniten in verkiestem Zustande vorkommen, konnte ich folgende Species erkennen:

Belem. longisulcatus.
„ tricanaliculatus.
„ irregularis.
„ exilis.
„ Toarcensis.
„ tripartitus.
„ pyramidalis.

Ammon. costula.
„ radians.
„ insignis.
„ Aalensis.
„ Calypso?
Aptychus.
Trochus, Nucula u. s. w.

Ueber denselben liegen dunkle Thone, welche bei einer Mächtigkeit von 2—300 Fuss unverkennbar die Zonen des Amm. torulosus und der Trigonia navis repräsentiren.

Zu Uhrweiler (Bas Rhin) folgen über den Posidonomyenschiefern graue Thone mit Steinmergeln. Es sind die ausgesprochenen Jurensismergel, welche mit den schwäbischen Bildungen völlig übereinstimmen, annähernd dieselbe Mächtigkeit besitzen und die gleichen Fossile einschliessen. Die Zone des Amm. torulosus folgt unmittelbar darüber, trennt sich aber dennoch mit Deutlichkeit davon ab.

Schwieriger als die Posidonomyenschichten scheint sich die Zone des Amm. jurensis in den Umgebungen von Metz (Moselle) feststellen zu lassen. Die wichtigsten Leitmuscheln kommen zwar vor, doch werden sie in Begleitung solcher Arten angeführt, welche entschieden den untern Oolith charakterisiren, wie z. B. Amm. Murchisonae, opalinus, Trigonia navis, Pholadomya fidicula; die Unterscheidung dieser Zonen darf deshalb für das Dep. der Moselle noch nicht als vollendet betrachtet werden. Ein bedeutender Fortschritt in der Kenntniss jener Bildungen wurde

durch die kürzlich erschienenen Arbeiten M. Terquem's* bezweckt, dessen Zusammenstellung der Fossile des Moselle-Departements uns für das Vorkommen der leitenden Species aus der Zone der Jurensismergel bürgt. Mons. Terquem gibt folgende Arten an:

Belem. exilis.	Ammon. jurensis.
Ammon. insignis.	„ radians.
„ Aalensis.	„ variabilis.

Diesem zufolge muss also die Zone des Amm. jurensis dort wohl entwickelt sein, es fehlt demnach ohne Zweifel nur noch an der bestimmteren Feststellung des betreffenden Horizontes.

In §. 29 habe ich angeführt, dass im Jura von Salins, an der Basis des obern Lias, 2—3 Meter bituminöser Schiefer (ähnlich den Boller Schiefern) liegen. Darüber folgen 15 Meter bläulicher Mergel, welche Marcou** „Marnes à Trochus ou de Pinperdu" genannt hat. Diese Marcou'sche Abtheilung entspricht den Jurensisschichten nicht vollständig, sondern es ist ihr unterer Theil noch in die Zone der Posidonomya Bronni zu stellen. Marcou (pag. 66) nennt eine Anzahl Arten, welche sich in den unteren Lagen der Marnes de Pinperdu finden sollen, von denen folgende entschieden noch in die eigentlichen Posidonomyenschichten gehören:

Ammon. mucronatus.	Ammon. (Raquinianus) crassus.
„ serpentinus.	„ complanatus.
Pecten (paradoxus) incrustatus.	

Darüber folgen die Leitmuscheln der Jurensismergel:

Ammon. radians.	Ammon. aternalis.
„ Germaini.	„ Thouarsensis.
„ insignis.	„ jurensis.

während ganz gegen oben die Spuren der eigenthümlichen Fauna der Torulosusschichten vorhanden zu sein scheinen, welche letztere von Marcou aber gleichfalls noch in die Abtheilung der Marnes à Trochus ou de Pinperdu gestellt wurden.

---

* Terquem, Paléontologie du Dep. de la Moselle. 1855. pag. 23. Extrait de la statistique de la Moselle.

** Marcou 1846. Jura salinois pag. 54 und 66.

Zu la Verpillière und St. Quentin (Isère) erhielt ich mit den Fossilen der angrenzenden Zonen folgende, für die Schichten des Amm. jurensis charakteristische Arten:

Ammon. radians.	Ammon. undulatus.
„ costula.	„ Aalensis.
„ Thouarsensis.	„ comptus.
„ Comensis.	„ variabilis.
„ insignis.	„ jurensis.
„ hirzinus.	

Dieselben beweisen, dass in der wenig mächtigen Ablagerung der dortigen Thoneisensteine die Fauna der Jurensisschichten hinlänglich vertreten ist. Ueber die allgemeinen Verhältnisse dieser Bildung siehe §. 42.

D'Orbigny (Cours element. pag. 469) hat die regelmässige Entwicklung der Zone des Amm. jurensis für die Umgebungen von Thouars (Deux Sèvres) mit Deutlichkeit nachgewiesen. Ueber den Schichten des Ammonites serpentinus liegt ein System von Thonen und Kalken, aus welchen er folgende fossile Arten aufzählt:

Belemnites tripartitus, irregularis.
Ammonites jurensis, insignis.
„ variabilis, radians, Thouarsensis.

Dieselben sind in den verschiedenen Bänken vertheilt, bilden aber in ihrer Gesammtheit das Aequivalent der Fauna der Jurensisschichten anderer Gegenden, auch ihre relative Lage entspricht letzteren, da sie d'Orbigny als oberstes Glied des obern Lias aufzeichnet und als ihre Unterlage die Schichten des Ammonites serpentinus angibt.

Die *Jurensisschichten* in England. Ich habe hier hauptsächlich zwei Lokalitäten anzuführen, an welchen die Zone des Amm. jurensis mit Bestimmtheit unterschieden werden kann. Von Ilminster (Somersetshire) habe ich schon im vorigen Paragraphen angegeben, dass dort der obere Lias sich in zwei Zonen spalten lasse, deren untere den Schichten der Posidonomya Bronni, die obere aber denen des Amm. jurensis entspreche. Für letztere erwähnte ich das Vorkommen folgender Arten:

Amm. Thouarsensis, radians, variabilis, jurensis, discoides, insignis. Genauere Untersuchungen an Ort und Stelle werden die Zahl der bezeichnenden Arten noch vervollständigen, das Vorhandensein der Zone unter den Sanden des Unteroolithe wird aber durch sie hinlänglich bewiesen.

Eine zweite Lokalität ist Frocester (Gloucestershire), das Profil Nr. 25, welches ich bei einem Besuche dieses Punktes aufgenommen, gibt die mineralogischen Verhältnisse der Schichten und zeigt die regelmässige Lagerung der Jurensismergel, sowie die Schärfe, mit welcher diese Zone den Unteroolith von der Etage des obern Lias abtrennt. In der 3—4 Fuss mächtigen, oolithischen Bank kommen folgende Arten vor:

Amm. jurensis, hirzinus.	Amm. Aalensis, lythensis.
„ variabilis, radians.	„ (Calypso? heteroph.)
„ Thouarsensis, discoides.	

Somit wäre denn von verschiedenen Gegenden nachgewiesen, dass die Schichten des Amm. jurensis nicht nur vorhanden sind, sondern in regelmässiger Ablagerung über der Zone der Posidonomya Bronni und unter den Schichten des Amm. torulosus (d. h. der untersten Zone des Unteroolithe) auftreten. Die Lokalitäten, an welchen das bestimmte und charakteristische Erscheinen der Jurensisschichten festgestellt wurde, vertheilen sich auf mehrere verschiedene Provinzen Englands, Frankreichs und Süddeutschlands. Hiedurch möge die im vorigen und in diesem Paragraphen mehrmals ausgesprochene Vermuthung sich rechtfertigen lassen, dass auch an andern Lokalitäten (von welchen bisher bloss die Fossile der Jurensisschichten, nicht aber deren genauere Lagerung bekannt waren), die Zone des Amm. jurensis als solche wohl noch abgetrennt werden könne.

§. 31. **Verbreitung, Mächtigkeit, Gesteinsbeschaffenheit des obern Lias; Zusammenstellung seiner Glieder nach verschiedenen Gegenden.** Da der obere Lias sich bloss in zwei verschiedene Zonen trennen lässt, so war es möglich, die allgemeineren Verhältnisse desselben, seine Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung u. s. w. schon bei derjenigen Zone abzuhandeln, welche den überwiegenderen Antheil bei der Bildung der ganzen Etage nimmt. Die Posidonomyenschichten sind an den meisten Punkten in einer Weise vertreten, dass sie die Hauptmasse des obern Lias zusamensetzen, während die Mergel des Ammonites jurensis häufig nur als schmales Band darüber abgelagert sind, desto markirter aber hervorstechen, und einen Horizont bilden, der bei dem Reichthum ihrer characteristischen Arten von Bedeutung ist. Die Verbreitung des obern Lias richtet sich demnach beinahe überall nach der Ausdehnung der Posidonomyenschichten, welche jedoch schon in §. 29 weitläufig aufgenommen wurde. Es wäre desshalb eine Wiederholung, die Verbreitung des obern Lias nochmals darzulegen, wie dies bei der Beschreibung der früheren Etagen nöthig war. Ich beschränke mich hier auf die allgemeine Zusammenstellung der Zonen des obern Lias nach den verschiedenen Localitäten, sowie auf einige Angaben seiner Mächtigkeit. Leider muss ich eine Anzahl an und für sich zuverlässiger Messungen hier weglassen, da bei denselben die Zone des Amm. torulosus mit einbegriffen ist, für die Mächtigkeit des obern Lias allein aber keine Angaben existiren.

Mächtigkeit des obern Lias

an der Küste von Yorkshire *(Alumshale)*	200	Fuss,
in Gloucestershire (Dumbleton-Hill) . . .	100—150	„
an der Küste von Dorsetshire	200	„
im Depart. Calvados	40	„
zu la Verpilliere (Isère)	3—5	„
zu Kandern südwestl. Freiburg (Baden) . . .	26—28	„
in den Umgebungen von Boll	30	„

Zusammenstellung der Glieder des obern Lias nach ihrer Aufeinanderfolge an einzelnen Localitäten Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands.

Nr. 16.

	Zonen des obern Lias.	**Whitby** (Yorkshire).	**Frocester** (Dorsetshire).	**Ilminster** (Somersetshire).	Umgebung von **Caen** (Calvados).	**Tonars** (Deux-Sèvres).	Depart. **Aveyron** und **Lozère.**	**Vassy** (Yonne).	**Uhrweiler** (Bas Rhin).	**Kandern** (Baden).	**Boll** (Württemberg).
Unteroolith.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
Oberer Lias. Toarcien. Upper Lias.	**Zone des Amm. jurensis.**	?	vorhanden.	vorhanden.	Spuren vorhanden.	vorhanden.	vorhanden, noch nicht abgetrennt.	schwach vertreten.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
	Zone der Posid. Bronni.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	bituminöse Schiefer	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
Mittlerer Lias.		vorhanden.	vorhanden an andern Punkten.	vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.

Anhang zum dritten Abschnitt.

§. 32.

Ich übergehe bei Aufzählung der Mollusken die Sepien und Loliginiten, da ich bei der Seltenheit der französischen und englischen Exemplare kein hinreichendes Material in Händen habe, um genauere Vergleiche anstellen zu können, und desshalb genöthigt wäre, mich auf die süddeutschen Vorkommnisse zu beschränken. Eine Zusammenstellung von 16 Arten derselben wurde nach den Münster'schen Arbeiten in Bronn's Jahrbuch 1844 pag. 380 gegeben, ausserdem finden wir die Beschreibung der schwäbischen Species in Quenst. Cephalopoden. Von Crustaceen sind aus dem obern Lias mehrere Arten bekannt, darunter besonders Eryon Hartmanni (von Meyer, Bronn's Jahrb. 1835 pag. 329), und Uncina Posidoniae (Quenst. 1852. Handb. tab. 20, fig. 12). Letztere Species wurde in der neueren Zeit häufig in den Posidonomyenschiefern Bolls gefunden. Interessant ist, dass sie M. Terquem (Paläont. du Dep. de la Moselle pag. 22) aus derselben Zone von dem Dep. der Moselle erwähnt. Wie in den Thonen des untern und mittlern Lias, so kommen auch in den Posidonomyenschiefern zahlreiche Exemplare von Cypris vor. Ich nenne dieselben Cypris toarcensis. *

Die fossilen Arten, auf welche sich die vorhergegangene Eintheilung und Vergleichung gründet, sind:

1—3. **Belemnites papillatus**, Ziet. 1832, tab. 23, fig. 7.
Belemnites subpapillatus, Ziet. 1832. tab. 23, fig. 8.
Siehe Bel. paxillosus, §. 25, Nr. 2.

Die Zieten'schen Figuren sind von Exemplaren genommen, welche nicht die normale Bildung besassen, doch können sie immerhin dienen, um die in den untern Posidonomyenschiefern

* *Cypris liasina* Brodie gehört in den untern Lias.

seinen trefflichen Reisebriefen aus Belgien (Berlin, 1837) sehr gute, aus eigener Anschauung geschöpfte Bemerkungen hierüber veröffentlicht. Die belgischen Eisenbahnen haben seitdem in noch höherem Maaße dem deutschen Handel in Antwerpen und Ostende Ausgangspunkte verschafft, welche ihm die Politik Hollands vor der Trennung beider Niederlande durch ihre Auslegung des berüchtigten juequ'à la mer zu gewähren sich weigerte. In politischer Hinsicht ist Belgien ebenfalls auf dem Wege von Frankreich ab — wenn gleich hier noch nicht wohl behauptet werden kann, zu Deutschland hin. Die Wahl, die den Prinzen von Coburg auf den Thron berief, ging mit weit bedeutenderer Stimmenmehrheit durch, als der frühere auf den Herzog von Nemours gerichtete Plan. Der Letztere hatte bei der ersten Stimmenzählung nur 89 Stimmen unter 191, bei der zweiten erst sieben ihm 97 gegen 96 Stimmen zu; der jetzige König von Belgien dagegen erhielt 152 gegen 43. Die französische Partei mußte sehr bald schon in den Hintergrund treten, weil die spätere Entwickelung der Politik des Königs der Franzosen den belgischen Liberalen so wenig zusagte, als die Partei des Clerus. Wenn diesen Andeutungen zufolge in Belgien mehr das Handelsinteresse unmittelbar der Weg ist, der den ehemaligen burgundischen Kreis des deutschen Reiches dem Stammlande wieder nähert, so scheint es bei Norderniederland eben so sehr das politische Interesse zu seyn, welches eine Hinneigung zu Deutschland dort in ebenfalls nicht mehr vereinzelten Erscheinungen sich an den Tag legen läßt. Der Avondbode hat vor Kurzem einen Aufsatz geliefert, welcher sich für den Eintritt Hollands in den deutschen Bund nach erfolgter förmlicher Trennung von Belgien ausspricht: selbst in den Generalstaaten sollen sich Stimmen in diesem Sinne haben vernehmen lassen und unter dem Volke nicht selten seyn. Holland fühlt, daß es nicht nur der Unterstützung durch den deutschen Handel, sondern eben so sehr des politischen Ansehens der deutschen Mächte bedürfen könnte. Wenn das Journal de la Haye hierauf erwidert, daß der deutsche Bund ein politisches System befolge, zu welchem Holland nicht herabsteigen könne „von dem Range, den es in der Meinung der Völker durch seine Weisheit und durch seine richtige Auffassung der wahren politischen Freiheit einnehme," so ist dies mindestens seltsam gesprochen, wenn man an die Verhältnisse von Belgien und Holland denkt. Der deutsche Bund scheint es jetzt in der Hand zu haben, Belgien oder Holland durch die Art der Behandlung der Luxemburger Frage wieder zu einer näheren Verbindung mit dem Mutterlande eines großen Theils der Provinzen beider Lande zurückzuführen. Wird aber eine solche Vereinigung von Dauer seyn, sich näher und näher schließen? Es ist gewiß noch zu früh, jetzt darüber urtheilen zu wollen, doch lassen sich Andeutungen wohl geben. Haltbar und fruchtbar werden jene Verbindungen nur seyn, sofern das Nationalgefühl der Bevölkerung jener Länder sich Deutschland ebenfalls wieder nähert. Eine Einleitung zu einer Verschmelzung des Volksgeists des deutschen Hollands und des wenigstens zum Theil deutschen Belgiens mit dem deutschen Volksgeiste kann wohl die nähere Handelsverbindung seyn — wird sie es aber auch seyn? ist sie es schon? Auch hier scheint Belgien, trotz dem, daß es nur theilweise deutsch ist, jetzt schon näher an Deutschland zu stehen, als Holland, wie in den äußeren Beziehungen ein Anschluß Belgiens an den deutschen Zollverein wahrscheinlicher ist, als eine Vereinigung Hollands mit demselben oder gar mit dem deutschen Bunde. Ubbell berichtet, daß sich die Ueberzeugung in Belgien zu zeigen anfange, daß deutsche Geistesbildung den wissenschaftlichen Bestrebungen der germanischen Belgier einen Schwung geben müsse, daß sie fühlen, noch mehr als Franzosen und Engländer Ursache zu haben, sich die deutsche Literatur anzueignen; und in dieser Beziehung hat man ihm von verschiedenen Seiten gesagt: oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne. — Aber die französische Sprache? Die Masse der Bevölkerung hat noch einen Reichthum deutscher Elemente in der Sprache; der flamländische Dialect ist deutsch. Auf den ersten Anblick dürfte es scheinen, als biete Holland hier noch viel günstigere Aussichten. Allein wer kennt den ausschließenden Hochmuth der Holländer hinsichtlich ihrer Sprache und Bildung nicht? Und doch ist ihre Sprache nichts als ein auf Schrauben gestelltes Plattdeutsch, dem jedes gebildete Ohr, wie ein Mann von Ton dem gentilhomme bourgeois, das Linkische, Unbeholfene, Lächerliche anmerkt. Nicht zufällig ist die oberdeutsche Mundart, das Hochdeutsch, Schriftsprache der deutschen Nation geworden; seine innere Biegsamkeit, seine Bildungsfähigkeit hat es dazu werden lassen, und bei dem Versuche, das Niederdeutsche zur Schriftsprache, zum Vehikel der Bildung zu machen, den die Holländer angestellt haben, hat nur ihre Bildung selbst gelitten, und von ihrer Literatur hat nichts allgemeine Geltung erlangt, als was lateinisch geschrieben wurden. Dazu kommt das politische Gefühlsgefühl der

Schwabens so häufig vorkommenden Belemniten aus der Gruppe der Paxillosen zu bezeichnen. Quenstedt nennt dieselben Ceph. pag. 409: Bel. paxillosus Posidoniae und hat tab. 24, fig. 8 den Durchschnitt eines solchen abgebildet. Auf derselben Tafel gibt er fig. 1 die Zeichnung eines englischen Paxillosen. Ich erhielt ähnliche Exemplare aus dem Alumshale von Whitby (Yorkshire), sie weichen in Beziehung auf ihre Grösse und Dicke von allen anderwärts vorkommenden Arten ihrer Gruppe ab. Ich nenne dieselben Bel. Whitbyensis, da ich nicht wage, sie mit einer anderen Species zu vereinigen. In Schwaben kommen nur in einer einzigen Schichte des Lias riesige Paxillosen vor, dieselben erreichen aber die Grösse der englischen nicht, besitzen eine rundere und zierlichere Form, und liegen in den Spinatusschichten des mittlern Lias, während die englischen den Posidonomyenschichten angehören. Bel. vulgaris, Young und Bird tab. 14, fig. 1 und 5, pag. 258, wurde von mir in grosser Zahl im obern Alumshale von Whitby gefunden. Seine Form ist von den in andern Gegenden vorkommenden Paxillosen derselben Schichte verschieden. Er besitzt ein scharfes Unterende, von welchem aus sich 2 Furchen ziemlich weit aufwärts ziehen.

4. **Belemnites acuarius**, Schloth. 1820, pag 46.
Bel. tubularis, Young u. B. 1822, tab. 14, fig. 6. pag. 260.
Bel. gracilis, Ziet. 1832, tab. 22, fig. 2, pag. 28.

Gehört ausschliesslich den Posidonomyenschiefern oder Schichten gleichen Alters an, während sich einerseits die nahestehenden Arten des mittlern Lias: Bel. longissimus und lagenäformis, andererseits: Bel. longisulcatus und tricanaliculatus der Jurensisschichten leicht davon abtrennen lassen. Quenstedt, Ceph. stellt für den in den Posidonomyenschiefern vorkommenden Bel. acuarius 4 verschiedene Varietäten auf: 1) Bel. acuarius tubularis, Ceph. tab. 25, fig. 9. 2) ventricosus fig. 8. 3) Gigas, fig. 6—7. 4) gracilis fig. 4. Sie bilden den Typus der glatten Acuarii, zeigen aber untereinander mannigfaltige Uebergänge. Ich fand diese Varietäten in grosser Zahl im obern Lias von Altdorf in Bayern, Boll in Württemberg und Kandern in Baden, in

Frankreich kommt Bel. acuarius gleichfalls an vielen Punkten vor, in England erhielt ich ihn über einen Fuss lang in dem Alumshale von Whitby (Yorkshire). In Murchison (1845 Geol. of Chelt pag. 35) wird er aus den blauen Thonschichten des obern Lias von Gloucestershire angegeben.

5. **Belemnites longisulcatus**, Voltz. 1830, tab. 6, fig. 1.
   Bel. acuarius longisulcatus, Quenst. 1848. Ceph. tab. 25, fig. 11, 12. pag. 413.

Bildet den Typus der gestreiften Acuarii, an ihn reihen sich die zwei Quenstedt'schen Varietäten: Bel. acuarius brevisulcatus, Ceph. tab. 25, fig. 1, 3 und acuarius macer, tab. 25, fig. 21, 22. Bel. longisulcatus findet sich häufig in den Jurensismergeln von Wasseralfingen, Heiningen bei Boll und Mössingen. Voltz beschreibt ihn von Uhrweiler im Elsass und Altdorf in Bayern, und d'Archiac (1856 Proges. VI Bd.) führt ihn aus demselben Niveau der Umgebung von Bayeux (Calvados) an.

6. **Belemnites tricanaliculatus**, Ziet. 1832, tab. 24, fig. 10.
   " " d'Orb. tab. 11, fig. 1—5.
   Bel. acuarius tricanaliculatus, Quenst. Ceph. tab. 25, fig. 13—15.

Die gelungenen Abbildungen genügen, um die ausgezeichnete Species festzustellen, welche in der Oberregion der Jurensismergel in Schwaben an den 3 bei der vorigen Art angeführten Localitäten vorkommt. D'Orbigny citirt ihn von St. Quentin (Isère) gleichfalls aus dem obern Lias.

7. **Belemnites irregularis**, Schloth. 1813, Taschenb. pag. 70. tab. 3, fig. 2.
   Bel. digitalis, Blainv. 1827. tab. 3, fig. 5, pag. 88.
   Bel. irregularis, Ziet. 1832. tab. 23, fig. 6, pag. 30.
   Bel. digitalis, Ziet. 1832. tab. 23, fig. 9, pag. 31.
   Bel. irregularis, d'Orb. 1842. tab. 4, fig. 2—8.
   Bel. digitalis, Quenst. 1848. Ceph. tab. 26, fig. 1—11.

Belemnites irregularis findet sich an der Grenze zwischen Posidonomyenschiefern und Jurensisschichten zu Altdorf in Bayern,

Heiningen und Mössingen in Württemberg, Uhrweiler im Elsass u. s. w. Aus Frankreich wird er sonst noch von vielen Localitäten angeführt, jedoch bisweilen mit Bel. compressus Stahl des mittlern Lias verwechselt. In England fand ich ihn nie, er ist in diesem Lande entweder sehr selten, oder fehlt er ganz, da er sogar in dem Cataloque of british Fossils nicht erwähnt wird. Der mit Bel. irregularis vorkommende Bel. digitalis tripartitus, Quenst. Ceph. tab. 26, fig. 14 gehört einer besonderen Species an; ich nenne ihn Bel. Wrighti.

8. **Belemnites exilis**, d'Orb. 1842. tab. 11, fig. 6.
" " Quenst. Ceph. tab. 25, fig. 16, 17.
(Bel. unisulcatus Blainv.)?

Findet sich im obern Lias Frankreichs und Süddeutschlands. Kommt zu Wasseralfingen, Heiningen bei Boll und Heselwangen bei Balingen vor und nimmt einen bestimmten Horizont in den obersten Jurensisschichten ein.

9. **Belemnites clavatus**, Blainv. siehe im mittleren Lias §. 25. Nr. 3.

Der kleine keulenförmige Belemnit geht vom mittlern Lias bis zur Basis des Unteroolithes; wahrscheinlich lässt sich jedoch Bel. clavatus in mehrere Species trennen, da seine Form in den verschiedenen Schichten nicht immer die gleiche bleibt. Die in den Jurensismergeln von Heiningen und Wasseralfingen vorkommenden haben immer ein dickeres Oberende. Um sie von den übrigen zu unterscheiden nenne ich sie *Belemn. Toarcensis.*

10. **Belemnites incurvatus**, Ziet. 1832. tab. 22, fig. 7.
Bel. incurvatus, Quenst. 1848. Ceph. tab. 26, fig. 15.
(Bel. pygmaeus, Ziet. tab. 21, fig. 9.)

In den Posidonomyenschiefern von Boll und Wasseralfingen kommt Bel. incurvatus häufig in verkiestem Zustande vor. Auch die flachgedrückten Alveolen sind bisweilen von einer dünnen Schwefelkiesdecke überzogen. Bel. pygmaeus, Ziet. tab. 21, fig. 9, von dem ich das Originalexemplar besitze, gehört wahrscheinlich zu

Bel. incurvatus. Die Scheide desselben ist aber so mit Schwefelkies und Thon überzogen, dass die Zieten'sche Figur nicht deutlich ausfallen konnte, und letztere Species desshalb häufig zu Bel. acuarius gestellt wird.

11. Belemnites tripartitus, Schloth. 1820. pag. 48.
" " d'Orb. 1842. tab. 8.
" " Quenst. Ceph. pag. 410.

Im obern Lias Frankens, Schwabens, Englands und Frankreichs. In Süddeutschland beginnt Bel. tripartitus in den obern Posidonomyenschiefern und kommt noch in den Jurensismergeln vor. Der von Quenstedt Ceph. tab. 26, fig. 19—21 als Varietät hervorgehobene Belemnit liegt am tiefsten und findet sich ausschliesslich nur in den Posidonomyenschiefern. Er besitzt eine charakteristische Form, weshalb ich ihn als besondere Species betrachte und unter der Benennung Bel. oxyconus aufzähle.

12. Belemnites pyramidalis, Münst. Ziet. 1832, tab. 24, fig. 5. pag. 31.
Bel. tripartitus brevis, Quenst. Ceph. tab. 26, fig. 18. 27.

Sehr häufig in den Jurensismergeln von Heiningen bei Boll, Zimmern bei Hechingen, desgleichen mit Amm. radians zu Altdorf in Bayern. Einzelne meiner Exemplare stimmen genau mit der Zieten'schen Figur des Bel. pyramidalis. Da kein älterer Name vorhanden ist, so stelle ich den Zieten'schen voran. D'Orbigny's Bel. curtus, Prodr. 9. 18. ist vielleicht damit zu vereinigen.

13. Nautilus Toarcensis, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 23.
Nautilus latidorsatus, d'Orb. tab. 24 (non Schloth.)

In den Steinmergeln mit Amm. jurensis von Heiningen, Sondelfingen und Sebastiansweiler. In Frankreich im obern Lias von Niort (Deux Sèvres).

14. Nautilus semistriatus, d'Orb. 1843. tab. 26. pag. 149.

Liegt mit der vorigen Species in der gleichen Etage. In

Frankreich erhielt ich ihn aus dem obern Lias von Milhau (Aveyron), in England von Ilminster (Somersetshire).

15. Ammonites bifrons, Brug. 1789. (Enc. meth. vers I. Bd. Nr. 15. pag. 40.) (Lister de Lap. tab. 6, fig. 2.)
Ammonites Walcotti, Sow. 1815, tab. 106.
Ammonites bifrons, d'Orb. 1823, tab. 56.
" " Quenst. 1846. Ceph. tab. 7, fig. 13, 14.

Ammonites bifrons ist eine der bezeichnendsten Species des obern Lias; er beschränkt sich nicht auf eine abgesonderte Zone, sondern geht beinahe durch sämmtliche Schichten der Etage hindurch. Das reichste Lager bildet er an vielen Punkten in der Oberregion der Posidonomyenschichten, hart unter der Zone des Amm. jurensis. Amm. bifrons ist mit einem Aptychus versehen, wie ich mich an einem prachtvollen Stücke aus der Sammlung von H. Morris in London überzeugte; an dem wohlerhaltenen Ammoniten waren beide noch in natürlicher Stellung liegenden Stücke entblösst. Die Mundöffnung junger Exemplare endigt in zwei seitlichen Ohren. Man sieht dies bei beschalten Stücken häufig schon durch die Krümmung der Anwachsstreifen, doch besitze ich ein junges Exemplar, an welchem bei 1 Zoll Durchmesser eines der beiden Ohren erhalten ist. Hiedurch wird der bisweilen ausgesprochene Satz, dass die Mundöffnung der Liasammoniten nie in Ohren endige, widerlegt.

In Schwaben fand ich den Amm. bifrons in den Posidonomyenschiefern von Boll und Reutlingen, sowie in den Jurensisschichten unweit Hechingen. In Frankreich erhielt ich ihn in den Umgebungen von Evrecy (Calvados), la Verpillière (Isère), Vassy (Yonne), Milhau (Aveyron); in England von Ilminster (Somersetshire); in Yorkshire fand ich ihn zahlreich bis zu 6 Zoll Durchmesser haltend, in den obersten Schichten des Alumshales, wenige Fuss unter dem dortigen Unteroolith.

16. Ammonites Saemanni n. sp.

Der Rücken ist auf gleiche Weise gebildet wie bei Amm. bifrons; der deutliche Kiel besitzt auf jeder Seite eine Furche.

Steht auch im Uebrigen der vorigen Species ziemlich nahe, unterscheidet sich aber von ihr durch die eng stehenden scharfen Rippen, welche sich bis an die Nath erstrecken, ohne durch einen seitlichen Kanal unterbrochen zu werden. Ich erhielt vor 2 Jahren mehrere Exemplare dieser Species aus dem obern Lias von Milhau (Aveyron) durch Herrn L. Sämann in Paris und fand nachher denselben Ammoniten in dem Alumshale von Yorkshire.

17. **Ammonites serpentinus**, Rein. sp. 1818, fig. 74, 75. Amm. Strangewaysi, Sow. 1820, tab. 254, fig. 1, 3.

Leitende Species für die untere Hälfte des obern Lias. Findet sich flachgedrückt, mit erhaltenem Aptychus in den Posidonomyenschiefern von Boll in Württemberg, Altdorf in Bayern u. s. w. Die Schale bildet über der Nath eine stumpfe Kante, es entsteht hiedurch eine ebene Suturfläche, welche schief gegen das Centrum gerichtet ist, und das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal von der folgenden Species bildet. Die Figuren von Reinecke und Sowerby stimmen hierin überein. In Frankreich kommt Amm. serpentinus im obern Lias von Niort (Deux Sèvres) und Evrecy (Calvados) vor, in England erhielt ich ihn von Ilminster (Somersetshire).

18. **Ammonites falcifer**, Sow. 1820, tab. 254, fig. 2. Ammonites Mulgravius, Young und B. 1822, tab. 13. fig. 8.

Die sichelförmigen Rippen verlaufen regelmässiger als bei der vorigen Species, die Windungen sind etwas hochmündiger, die Schale biegt sich über der Nath in einem rechten bis schiefen Winkel gegen einwärts. Findet sich mit der vorigen Species in den Posidonomyenschiefern von Boll, desgleichen sehr häufig in dem Alumshale von Whitby (Yorkshire), im obern Lias von Ilminster (Somersetshire), in den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire). In Frankreich kommt Amm. falcifer verkiest im obern Lias von Milhau (Aveyron) vor.

19. Ammonites elegans, Sow. 1815, tab. 94, fig. 1.
" " Phill. 1829, tab. 13, fig. 12.
Amm. bicarinatus, Ziet. 1831, tab. 15, fig. 9.

Hochmündiger Falcifer, welcher sich mit den vorigen Arten in der untern Hälfte des obern Lias findet. Ammonites complanatus, d'Orb. tab. 114. (non Brug.) weicht durch stärkere Krümmung der Rippen und durch seinen schärferen Rücken davon ab. Leider fehlt noch ein Name für die im obern Lias Frankreichs, bei Vassy (Yonne), la Verpillière (Isère), Milhau (Aveyron) so zahlreich und schön vorkommende Species, denn der Brugier'sche Amm. complanatus ist entschieden nicht damit identisch, da er (Encycl. meth. vers. 1 Bd. pag. 39) vom Randenberge angeführt wird, somit ohne Zweifel ein Canaliculat oder Flexuose des obern Jura darunter verstanden wurde. Schlotheim's Amm. capellinus begreift zwar einen hochmündigen Falciferen, doch ist die Beschreibung nicht genügend, um eine bestimmte Art festzustellen. Um nicht noch einmal fehlzugreifen benenne ich die Species: Amm. subplanatus und beziehe dieselbe ganz auf d'Orbigny's gelungene Figur, welche weder Zweifel noch Verwechslungen zulässt. Wahrscheinlich sind damit einzelne der flachgedrückten Falciferen zu vereinigen, welche in den Posidonomyenschiefern von Boll vorkommen, und deren Figuren in Zieten tab. 16. fig. 5 und 6. und Quenst. Ceph. tab. 7, fig. 2. gegeben sind.

20. Ammonites exaratus. Young und B. Phill. 1829, tab. 13, fig. 7.

Steht zwischen der vorigen Species und der folgenden in der Mitte. Der Rücken ist ziemlich scharf, der Nabel jedoch weiter als bei Amm. discoides, die Schale bildet über der Nath eine stumpfe Kante, was durch die Phillips'sche Figur deutlich gezeigt wird. Ich erhielt einige beschalte Exemplare aus dem Alumshale von Whitby (Yorkshire), sonst jedoch noch von keiner andern Localität.

21. Ammonites discoides, Ziet. 1831, tab. 16, fig. 1.
" " d'Orb. 1845, tab. 115.
Amm. capellinus jurensis, Quenst. Ceph. pag. 106.

Die durch d'Orbigny's Figuren so wohl bestimmte Species gehört ausschliesslich den Schichten des Amm. jurensis an. Amm. discoides kommt in Schwaben in den Umgebungen von Balingen und Boll vor, in Frankreich liegt er in verkiesten Exemplaren zahlreich im obern Lias von Mende (Lozère), Milhau (Aveyron); in England fand ich ihn zu Frocester (Gloucestershire) in einer oolithischen Schichte dicht unter dem Unteroolith in Gesellschaft des Amm. jurensis, hirzinus, radians, variabilis.

22. Ammonites depressus, (v. Buch, 1830. Berl. Ak. pag. 185, tab. 3, fig. 2.?)

Die hier citirte Figur ist die einzige, welche mit dem in den Jurensismergeln von Heiningen bei Boll vorkommenden Ammoniten einigermassen stimmt. Die Rippen sind nicht ganz so stark gebogen wie bei Amm. elegans, Sow., der Rücken schärft sich gleichmässiger zu. L. v. Buch gibt Zietens Amm. depressus, tab. 5, fig. 5, und Sowerby's Amm. elegans als Synonyme für seinen Amm. depressus an, was mir zu beweisen scheint, dass letztere Species auch von L. v. Buch nicht vollständig definirt und abgetrennt wurde. Ich übertrage sie demnach auf die bestimmtere Form der hochmündigen Falciferenart, welche ausschliesslich nur in den Jurensisschichten vorkommt und mit Quenstedt's fig. 9 (tab. 7, Ceph.) des Amm. radians compressus stimmen würde, wenn bei letzterer die Spaltung der Rippen angedeutet wäre. Die Zeichnung der Loben, welche v. Buch für seinen Amm. depressus gegeben hat, weicht von denen der Species, welche wir hier im Auge haben, dadurch ab, dass mehr Nebenloben angegeben werden, als ich an den schwäbischen Exemplaren finde. Dieselben dürften später als besondere Species betrachtet werden, weshalb ich sie neu benenne und zwar Amm. Eseri. In den Registern habe ich die Art noch unter der Buch'schen Bezeichnung angeführt.

23. Ammonites lythensis. Young und B. Phill. 1829, tab. 13, fig. 6.

Amm. concavus, d'Orb. tab. 116 (non Sow.)

Leicht unterscheidbare Species, welche im obern Lias eine ziemliche Verbreitung hat. Ich kenne keine gelungene Figur dafür, denn Phillips gibt tab. 13, fig. 6 bloss die Andeutungen, nach welchen übrigens die im Alumshale von Whitby (Yorkshire) so häufig vorkommende Species leicht bestimmt werden kann. D'Orbigny's Figuren seines Amm. concavus, tab. 116 stimmen mehr mit dem ächten Amm. lythensis, nur ist der Nabel weiter gezeichnet, als ich ihn bei einer grösseren Anzahl französischer und englischer Exemplare gefunden habe. Amm. lythensis hat zwar sein Hauptlager in den Posidonomyenschiefern, doch kommt er auch in den Schichten des Amm. jurensis vor. Ich fand ihn in letztern zu Frocester (Gloucestershire), zu Uhrweiler (Elsass), zu Heiningen bei Boll; in ersteren dagegen zu Boll in Württemberg, Altdorf in Bayern und Whitby (Yorkshire).

24. Ammonites concavus, Sow. 1815, tab. 94, fig. 2.

Das Originalexemplar des Amm. concavus, welches ich in der Sammlung des H. J. Sowerby sah, zeichnet sich durch die stumpfe Kante aus, welche die ebene Suturfläche mit den Seitenwänden der Schale bildet. Der Winkel dieser Kante beträgt bei grösseren Exemplaren 130—140°. An der Figur, welche d'Orbigny von seinem Amm. concavus gibt, ist diese Eigenthümlichkeit nicht ausgedrückt, wie überhaupt d'Orbigny's Amm. concavus mehr mit Amm. lythensis Phill. übereinzustimmen scheint. Amm. concavus ist ziemlich weit genabelt, trägt in der Jugend sichelförmige Rippen, welche sich jedoch im Alter beinahe verlieren. Amm. concavus ist eine in den Posidonomyenschiefern sehr verbreitete Species, ich erhielt ihn aus dieser Zone von Altdorf in Bayern, Boll in Württemberg, Vassy (Yonne), Milhau (Aveyron), la Verpillière (Isère), Whitby (Yorkshire).

25. **Ammonites ovatus**, Young und B. 1822, tab. 13, fig. 4.

Unterscheidet sich von Amm. concavus Sow. dadurch, dass die ebene Suturfläche fehlt, indem die Schale ohne eine Kante zu bilden sich allmälig gegen die Nath hin einwärts biegt. Ich erhielt den Amm. ovatus aus dem Alumshale von Whitby in wenigen Exemplaren, fand ihn aber bis jetzt noch an keiner andern Localität.

26. **Ammonites radians**, Rein. sp. 1818, fig. 39, 40.
Amm. striatulus, Ziet. tab. 14, fig. 6 (von Sow.).
Amm. radians, d'Orb. 1843. tab. 59.

Die Figur, welche Reinecke für seinen Amm. radians gibt, lässt zwar keine ganz genaue Deutung zu, doch stimmen die eben citirten Abbildungen von Zieten und d'Orbigny in Beziehung auf die eng stehenden Rippen mit der Reineck'schen Species. Durch diese späteren Bestimmungen wird die hochmündigere und comprimirtere Form, wodurch sich Amm. radians zum Theil von den folgenden Arten seiner Gruppe unterscheidet, deutlicher hervorgehoben. Amm. radians gehört ausschliesslich der Zone des Amm. jurensis an, und findet sich zu Heiningen bei Boll; in Frankreich: zu Milhau (Aveyron), la Verpillière (Isère); in England: zu Frocester (Gloucestershire).

27. **Ammonites undulatus**, (Stahl, 1824) Ziet. tab. 10, fig. 5.
Amm. solaris, Ziet. tab. 14, fig. 7 (non Phill.)
(Amm. Levesquei, d'Orb. tab. 60?)

Findet sich nicht selten in den Schichten des Amm. jurensis in den Umgebungen von Wasseralfingen, Gmünd und Boll; in Frankreich erhielt ich ihn aus den Erzen des obern Lias von la Verpillière bei Lyon.

28. **Ammonites costula**, Rein. 1818, fig. 33.
Amm. radians costula, Quenst. Ceph. tab. 7, fig. 11.

Leicht kenntliche Species durch die entfernt stehenden Rippen, welche unregelmässige Zwischenräume unter sich lassen.

Regierung und ihrer Anhänger; die noch nicht erloschene Erinnerung an die alte Macht der Vereinigten Niederlande; die erst kürzlich ausgesprochenen Worte des Barons von Reverberg gegen Rothomb, daß Holland nicht nur, ohne fremde Hülfe, ein Phönix aus seiner Asche sich erhoben, sondern mächtig beigetragen habe, die Ketten Europas zu brechen. Somit scheint es nicht, als ob Holland schon auf dem Wege wäre, selbst wenn eine Annäherung durch politische und Handelsinteressen erfolgen sollte, sie auch von innen und unten herauf in der Gesinnung zu begründen. Doch läßt sich nicht verkennen, was die Sprachverwandtschaft hier möglicherweise, wenn auch spät, wirken kann. Ist nicht jetzt noch das Elsaß durch die Sprache und Literatur an Deutschland gekettet? Kein bedeutender Literator in französischer Sprache ist noch aus ihm hervorgegangen, aber deutsche Dichter erzeugt es noch immer. Und die Schweiz — sie steht in einem ähnlichen Verhältnisse zu Deutschland wie Holland. Derselbe politische Stolz gegenüber von dem Mutterlande, ein in ähnlichem Verhältnisse vom Oberdeutschen abweichender Dialect, wie das Holländische vom Niederdeutschen. Allein es ist nie Schriftsprache geworden, und die innere Haltlosigkeit, die Wirren, wie die Schweizer selbst das nennen, wird diese früher oder später nöthigen, sich unter den Schutz einer großen Macht zu beugen. Für Frankreich ist in der mittleren und östlichen Schweiz keine Hoffnung: so scheint die Schweiz noch gewisser als Holland und Belgien, aber vielleicht langsamer, weil ohne so mächtige Vermittlung der Handelsinteressen, zur nähern Verbindung mit Deutschland getrieben zu werden.

Preisaufgaben.

Die dritte Classe des Königl. belgischen Instituts hat folgende Preisfragen gestellt:

1) Quum proximis hic quinquaginta annis historia gentium universa egregie fuerit exculta et simul felicissimo cum successu tractata fuerit jurio historia, cum externa tum interna, quae dicitur, quae origo et fata disciplinae et jurio placitorum apud singulas gentes enarrentur: rogat classis: Quid existimandum est de universa quadam jurisprudentiae historia, quae ducenda, quibus modis et quibus opportunitatibus notio juris, variis induta formis, in gentium historia universa se explicuerit? Nam peculiares sunt rationes, quae vel hujusmodi historiam conscribendi conatus dissuadeant, vel eam conscribi plane non posse ostendant? An vero e certa hac juris disciplinae parte veram quandam utilitatem exspectare licet? Quomodo, si posterius videtur, haec universa jurisprudentiae historia debet institui atque tractari? Quid hac in re jam praestiterunt viri docti? Quid forsendum restat, et quaenam sunt subsidia, quae adhiberi et possint et debeant? Classis quaerens de ratione, qua juris notio se explicuerit in gentium historia universa, omnes intelligit juris et jurisprudentiae partes, omnem utriusque ambitum.

2) Cum in omnibus linguis cognitis multa vocabula per onomatopoeiam formata esse constet, verosimile autem videatur in primitivarum omnium cujusque linguae verum formatione motu et agitatu fuisse elocutionis organa secundum affectum aut sensum, quem in loquentis mente vel animo vel voce significanda excitassent: eumque in veribus, quae radices merito haberi possint, fere una tantum litera illum affectum aut sensum quasi repraesentet, petit classis, ut e maxime cognitis tum [illegible] Europae, tum semiticis aliisque orientalibus linguis ostendatur, quem affectum aut sensum in hominis mente vel animo ob objectis et voce significandis rebus excitatum quaeque litera potissimum exprimat et quasi repraesentet.

3) Detur historia scripturae hebraeae quae dicitur quadratae: in qua, constituta suprema aliorum affinium scripturae generum et translationum veterum collatione, inquiratur et quam accuratissime ponatur definiatur, num tempore exitus babylonici, aut postea, haec scriptura genus ab alia gente Judaei receperint: quod si affirmandum esse videatur, ex qua tandem gente, et quando, acceptum sit; et quae mutationes, quum universae, tum in singulis literis, apud Judaeos passum sit.

Kommt an der Basis der Jurensisschichten zu Wasseralfingen in Schwaben, Altdorf in Bayern, Obereggenen bei Kandern in Baden, sowie in Frankreich in den Eisenerzen des obern Lias von la Verpillière (Isère) vor.

29. Ammonites Aalensis, Ziet. 1832. tab. 28, fig. 3.

Bildet den Uebergang zwischen der Gruppe des Amm. radians zu Amm. opalinus. Kommt an den bei der vorigen Species angegebenen Localitäten vor. Das von Zieten abgebildete Exemplar stammt aus den Jurensismergeln von Wasseralfingen bei Aalen, doch findet man im untern Oolith in Begleitung des Amm. opalinus Formen, welche ich nicht davon zu trennen wage.

30. Ammonites Thouarsensis, d'Orb. 1843. tab. 57.

Amm. Comensis, d'Orb. Prodr. 2. 30. (von v. Buch).

Amm. radians depressus, Quenst. Ceph. tab. 7, fig. 4.

Häufig in den Schichten des Amm. jurensis zu Heiningen bei Boll, Sondelfingen u. s. w. In Frankreich erhielt ich die Species von la Verpillière (Isère), Thouars (Deux Sèvres), Milhau (Aveyron).

31. Ammonites striatulus, Sow. 1823. tab. 421, fig. 1.

Steht der vorigen Species sehr nahe, doch sind die Rippen weniger stark und verschwinden gegen die Nath hin früher als bei Amm. Thouarsensis. Dies ist wenigstens bei den Exemplaren der Fall, welche ich aus dem obern Alaunshale von Whitby mitgebracht, doch bin ich nicht ganz sicher ob Amm. Thouarsensis d'Orb. nicht damit vereinigt werden muss.

32. Ammonites comptus, Rein. sp. 1818. fig. 5, 6.

Exemplare, welche ganz mit der Reineck'schen Figur stimmen, werden selten angetroffen, da die Rippen meist gröber und die Windungen gewöhnlich nicht so hochmündig sind. In wie weit Uebergänge zu Amm. Aalensis aufgestellt werden können, ist noch nicht erwiesen, doch unterscheidet sich Letzterer durch seine unregelmässigen Rippen von der Reineck'schen Species, von welcher ich nur wenige Exemplare in der Wasseralfinger Gegend und zu la Verpillière bei Lyon auffinden konnte.

33. Ammonites Comensis, v. Buch, 1831. Petrif. rem. tab. 2, fig. 1. (non d'Orb. Prodr. 9. 30.)

Die von Leopold v. Buch aufgestellte Species ist von der Gruppe des Amm. radians zu trennen. Amm. Comensis zeichnet sich durch seitliche Knoten aus, welche über der Nath in ungleichen Entfernungen stehen. Von jedem dieser Knoten laufen 2—3 Rippen gegen den Rücken hin. Dies sind schon die Charactere des Amm. variabilis, d'Orb., der sich auch bloss durch hochmündigere comprimirtere Form seiner Windungen davon unterscheidet. Vielleicht gehen beide Species in einander über, doch weichen die extremeren Formen derselben sichtlich von einander ab. Amm. Comensis nimmt die höchste Region des obern Lias ein. In Schwaben ist er selten, häufiger an einzelnen Localitäten Frankreichs, wie zu Milhau (Aveyron), Semur (Côte d'Or). Von ihm glaube ich eine noch ausgesprochenere Species (Amm. Isarensis) trennen zu müssen, welche ich in prächtigen Exemplaren zu la Verpillière und St. Quentin (Isère) erhielt. Dieselben haben bis zu 1 Fuss Durchmesser und stammen aus den dortigen Eisenerzen des obern Lias. Die Mundöffnung ist nahezu quadratisch, die Rippen sind an den äussern Umgängen grob und dick, sonst aber ziemlich gleichmässig und beinahe gerade; der Kiel ist breit, so dass die ausgewachsenen Exemplare einige Aehnlichkeit mit Amm. Conybeari oder Bucklandi bekommen. Hiedurch unterscheidet sich diese Art von dem später glatt werdenden Amm. variabilis. An den innern Windungen stellen sich weitere Eigenthümlichkeiten der Species heraus. Die Rippen sind auch hier wenig gebogen und breit, dagegen findet man auf je einem Umgang von 2—3 Zoll Durchmesser 5—7 hohe unregelmässig gerundete Knoten, über der Nath, von deren jedem aus 1—3 grobe Rippen gegen den Rücken zu laufen, welche beinahe die doppelte Höhe der übrigen Rippen erreichen. Die Species ist noch wenig gekannt, obschon sie z. B. zu Milhau (Aveyron) zahlreich vorkommt. Auch in Schwaben wurde sie gefunden und zwar in den Jurensismergeln der Balinger Gegend.

34. Ammonites variabilis, d'Orb. 1845. tab. 113.

" " Dew. u. Chap. Mem. Luxemb. tab. 9, fig. 2.

(Amm. Beani, Simpson, Mon. Amm. pag. 36?)

Characteristische Species, welche ausschliesslich den Schichten des Amm. jurensis angehört. Ich erhielt sie aus dieser Zone in Schwaben selten, bei Wasseralfingen; in Frankreich: zu la Verpillière (Isère), von Milhau (Aveyron), zu Uhrweiler (Elsass); in England: zu Frocester (Gloucestershire), zu Ilminster (Somersetshire)* und zu Whitby (Yorkshire). Von letzterem Punkte wurde wahrscheinlich dieselbe Species schon früher durch M. Simpson beschrieben und ihr der Name Amm. Beani beigelegt. Vielleicht wird desshalb der von d'Orbigny eingeführte Name untergeordnet werden müssen.

35. Ammonites insignis, Schübler, Ziet. 1831. tab. 15. fig. 2.

Amm. insignis, d'Orb. 1845. tab. 112.

So bezeichnend auch die Form des Amm. insignis ist, so scheinen doch gewisse Uebergänge zu Amm. variabilis vorhanden zu sein. Es finden sich flache Varietäten mit feineren Knoten, welche zwischen beiden in der Mitte stehen und vielleicht noch als besondere Species abgetrennt werden müssen. Amm. insignis kommt beinahe überall vor, wo die Schichten des Amm. jurensis entwickelt sind; ich besitze ihn von den Umgebungen von Boll und Sondelfingen in der schwäbischen Alp, von Oberegggenen bei Kandern in Baden; aus Frankreich von St. Quentin und la Verpillière (Isère), Milhau (Aveyron), Salins (Jura), Uhrweiler (Elsass); von England: aus den Umgebungen von Frocester (Gloucestshire), wo ich ihn mit Amm. jurensis,

* Mr. Moore aus Bath sandte mir den Amm. variabilis aus den Umgebungen von Ilminster, mit dem besondern Bemerken, dass die Exemplare aus dem höchsten Bette des obern Lias stammen. Dies ist aber nichts Anderes als die Zone des Amm. jurensis.

hirzinus, radians und variabilis im gleichen Lager fand. In derselben Zone liegt er zu Ilminster (Somersetshire).

36. **Ammonites sternalis**, v. Buch. d'Orb. 1845. tab. 111.
Amm. lenticularis, v. Buch (non Phill.)

Ist hauptsächlich im obern Lias Frankreichs zu Hause und kommt zahlreich und verkiest zu Salins (Jura), Milhau (Aveyron) und Mende (Lozère) mit Amm. insignis und variabilis vor. In Schwaben fand ich nur wenige Exemplare in der Zone des Amm. jurensis. Amm. sternalis scheint in England sehr selten zu sein, oder zu fehlen; ich fand ihn in diesem Lande nicht, auch wird er dorther nicht erwähnt.

37. **Ammonites serrodens**. Quenst. 1846. Ceph. tab. 8, fig. 14.

Seltene discusartige Species mit einfachen Loben; bis jetzt nur aus Schwaben bekannt.

38. **Ammonites subcarinatus**, Young und Bird. sp. 1822, tab. 12, fig. 7. pag. 255. (Naut.).
Amm. subcarinatus, Phill. 1829, tab. 13, fig. 3.

Die Figuren, welche Young und Bird und Phillips geben, waren nicht genügend, um die von Yorkshire beschriebene Species auch anderwärts in Aufnahme zu bringen. Amm. subcarinatus hat in der Jugend viele Aehnlichkeit mit d'Orbigny's Amm. cycloides tab. 121, fig. 1—6. Später wird die Species beinahe glatt, behält aber den starken Kiel mit den breiten seitlichen Furchen bei. Ich erhielt mehrere Exemplare aus dem Alaunschale von Whitby; er erreicht hier 3 Zoll Durchmesser. Ein kleineres verkiestes Exemplar besitze ich aus dem französischen obern Lias von Milhau (Aveyron). Ohne Zweifel kommt er auch zu Mende (Lozère) und Salins (Jura) vor. Von Süddeutschland kenne ich ihn nicht.

39. **Ammonites heterophyllus**. Sow. 1819, tab. 266.
" " (d'Orb. tab. 109.?)
Amm. heterophyllus Posidoniae. Quenst. Ceph. pag. 101.

Der ächte Sowerby'sche Amm. heterophyllus aus den

Posidonomyenschiefern (Alumshale) von Whitby in Yorkshire, bildet zwar den Typus für die ganze Reihe der hochmündigen Heterophyllen, lässt sich aber durch die Bildung seiner Loben von allen übrigen Species seiner Gruppe trennen. Amm. Zetes, d'Orbigny (heterophyllus amalthei, Quenst. Ceph. tab. 6, fig. 1.) steht ihm der äussern Form nach ziemlich nahe, hat aber viel verzweigtere Loben, wovon ich mich durch Vergleichung einer grössern Anzahl englischer und schwäbischer Exemplare überzeugt habe. Die Heterophyllen der Jurensisschichte standen mir in geringerer Menge zu Gebot, doch fand ich, dass auch sie von der ächten Sowerby'schen Species abweichen.

Amm. heterophyllus kommt beinahe überall vor, wo die Posidonomyenschiefer oder Schichten gleichen Alters entwickelt sind. Ich erhielt ihn zu Altdorf in Bayern, Boll in Württemberg; aus dem Marne de grand Cour (Luxemburg), zu Vassy (Yonne), Millhau (Aveyron), sowie in bedeutender Anzahl und in grossen Exemplaren zu Whitby (Yorkshire).

40. **Ammonites Calypso**, d'Orb. 1845. tab. 110, fig. 1 — 3.

Scheint etwas höher zu liegen als Amm. heterophyllus, wenigstens stimmen einige Exemplare, welche ich in den Jurensismergeln von Wasseralfingen fand, mit d'Orbigny's Figur. In Frankreich erhielt ich die Species von Millhau (Aveyron); in England von Ilminster (Somersetshire).

41. **Ammonites Mimatensis**, d'Orb. 1845. tab. 110, fig. 4 — 6.

Seltene Species des obern Lias. Ich besitze sie nur von einer Localität: Millhau (Aveyron), d'Orbigny beschreibt sie von Mende (Lozère). Die Loben und Sättel zeigen zwar, dass Amm. Mimatensis noch zur Gruppe des Amm. heterophyllus gehört, doch ist der Nabel weiter, sowie auch die Einschnürungen und Radialrippen in anderer Weise ausgesprochen sind. Von Süddeutschland kenne ich ihn nicht.

42. **Ammonites jurensis**, Zieten. 1833. tab. 68, fig. 1.
" " d'Orb. 1844. tab. 100, fig. 3 (fig. 1. 2?)

(Amm. gubernator, Simpson, Mon. Amm.)

Ammonites jurensis ist wohl die bezeichnendste Species für die Zone, welche an so vielen Punkten noch über den Posidonomyenschiefern folgt, und als oberste Grenze des untern Lias betrachtet werden muss. Er scheint überall vorzukommen, wo diese Zone mit einiger Deutlichkeit entwickelt ist; ich fand ihn längs der ganzen schwäbischen Alp, ferner in den Jurensismergeln von Uhrweiler (Elsass) in den Eisenerzen von la Verpillière bei Lyon. In England traf ich ihn zu Frocester (Gloucestershire) genau an der obersten Grenze des Lias. Ganz dieselbe Position nimmt er zu Ilminster (Somersetshire) ein, wo er mit Amm. discoides, radians, variabilis und insignis ein Bett füllt, über welchem die Sande des Unteroolithes beginnen. Selten ist Amm. jurensis im obern Lias von Yorkshire, ich sah nur ein einziges Exemplar im Museum von Whitby mit der Bezeichnung: Ammonites gubernator Simpson, konnte den Ammoniten aber an der dortigen Küste nicht auffinden.

43. **Ammonites cornucopiae**, Young. und B. 1822, tab. 12, fig. 6.

Amm. fibriatus, Zieten, 1830. tab. 12. fig. 1.
" cornucopiae, d'Orb. tab. 99. fig. 1 — 3.

Findet sich flachgedrückt in den Posidonomyenschiefern von Boll, wohlerhalten dagegen in derselben Zone zu Altdorf in Bayern; in Frankreich: zu Milhau (Aveyron), la Verpillière (Isère); in Luxemburg im Marne de Grand-Cour, Dew.; in England: im obern Lias von Ilminster (Somersetshire), sowie im Alumshale von Whitby (Yorkshire). Aus der gleichen Zone besitze ich von Wasseralfingen in Württemberg und von Milhau (Aveyron) eine Anzahl Exemplare, welche von dem ächten Amm. cornucopiae durch ihre aufgeblähtere Form und Breite der Windungen abweichen. Ich will letztere Species Amm. *sublineatus* nennen. d'Orbigny's Amm. cornucopiae nähert sich ihr und weicht von der Young-

schen Species ab, auf keinen Fall darf seine fig. 4 als jugendliche Form des normalen Amm. cornucopiae betrachtet werden.

44. **Ammonites hirzinus**, Schloth. 1820, pag. 72. Knorr, 2. 1. Bd. A. fig. 12.
Amm. obliquе interruptus, Ziet. tab. 15, fig. 4.
„ hirzinus, Quenst. Ceph. tab. 6, fig. 10.

Amm. hirzinus liegt gewöhnlich an der Basis der Jurensisschichten und findet sich zu Altdorf in Bayern, Wasseralfingen und Heiningen in Württemberg; in Frankreich zu la Verpillière (Isère); in England traf ich ihn nur einmal in den Jurensisschichten von Frocester (Gloucestershire).

45. **Ammonites Germaini**, d'Orb. 1844. tab. 101.

Die Mundöffnung ist mehr quadratisch, und nicht oblong, wie bei Amm. hirzinus, der mit Amm. Germaini übrigens viele Aehnlichkeit hat, und den er gleichsam zu ersetzen scheint, denn zu Uhrweiler (Elsass), Millhau (Aveyron) kommt Amm. Germaini vor, Amm. hirzinus fehlt hier, während ich von den soeben citirten Localitäten des Amm. hirzinus den Amm. Germaini nicht kenne.

46. **Ammonites anguinus**, Rein. sp. (Arg.) 1818. fig. 73.
Amm. annulatus, Sow. Febr. 1819. tab. 222, fig. 1—4.
„ aequistriatus, Ziet. 1830. tab. 12, fig. 5.
„ annulatus, d'Orb. 1844. tab. 76, fig. 1—2.
„ „ Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 11.

Sowerby hat auf tab. 222 zweierlei Species abgebildet, von welchen die eine fig. 1—4 mit dem schon im Jahre zuvor beschriebenen Amm. anguinus Rein. übereinstimmt. Ich behalte desshalb den Sowerby'schen Namen nur für seine Figur 5 bei, von welcher sich Amm. anguinus Rein. wohl unterscheiden lässt. Amm. anguinus ist weniger aufgebläht, hat gleichmässigere und feinere Rippen und zeigt keine Spur von Knotung. Ich erhielt denselben in grosser Zahl in runde Knollen gebacken aus dem Alaunshale von Whitby (Yorkshire). Er findet sich ferner im obern Lias von Ilminster (Somersetshire), zu Altdorf

in Bayern, sowie in den Posidonomyenschiefern von Boll, woselbst er jedoch immer flachgedrückt ist. Zieten hat ein solches Exemplar tab. 12, fig. 5 als Amm. aequistriatus abgebildet, doch ist es bei dieser Erhaltungsweise schwierig, die Species sicher zu deuten.

47. Ammonites annulatus, Sow. 1819. tab. 222, fig. 5. (non fig. 1—4.)

Steht zwischen Amm. anguinus Rein. und Amm. Desplacei, d'Orb. in der Mitte. Das Originalexemplar, welches ich in M. Sowerby's Sammlung sah, und welches wahrscheinlich zu seiner Figur 5 gehört, zeigt auf den schnell anwachsenden innern Umgängen schwache Knoten, die jedoch gegen aussen verschwinden. Amm. annulatus findet sich mit der vorigen Species an den oben erwähnten Punkten, ausserdem erhielt ich ihn aus den Eisenerzen des obern Lias von la Verpillière (Isère) und den Posidonomyenschichten von Vassy (Yonne).

48. Ammonites communis, Sow. 1815. tab. 107, fig. 2. 3.
Amm. angulatus, Sow. 1815. tab. 107, fig. 1.
„ communis, d'Orb. 1844. tab. 108.
„ „ Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 8.

Mit den vorigen Arten.

49. Ammonites Holandrei, d'Orb. 1844. tab. 105, fig. 1.
Amm. annulatus, Schloth. Nachtr. tab. 9, fig. 1. (non Sow.)

D'Orbigny hat die extremen Formen des Amm. communis und des Amm. Holandrei durch seine Figuren so hervorgehoben, dass sie sich auf diese Weise wohl unterscheiden lassen, während bei einer grössern Anzahl von Naturexemplaren die Trennung der Uebergänge schwierig und vielleicht unmöglich ist. Beide Arten finden sich in der Zone der Posidonomya Bronni an vielen Localitäten in grosser Häufigkeit.

50. Ammonites Braunianus, d'Orb. 1844. tab. 104, fig. 1 — 3.

Zeichnet sich durch die parallele Stellung der seitlichen

Rippen aus, von denen sich jede an der Rückenkante in zwei spaltet, welche in gerader Richtung über den schmalen Rücken laufen. Kommt mit der vorigen Art vor, ist aber viel seltener.

51. **Ammonites mucronatus**, d'Orb. 1844. tab. 104, fig. 4 — 8.

Die zierliche Form, welche von d'Orbigny gut abgebildet und beschrieben wurde, ist bis jetzt nur von wenigen Localitäten bekannt. Ich fand den Amm. mucronatus in den Posidonomyenschiefern von Altdorf in Bayern, woselbst er mit Amm. crassus verkiest vorkommt; in Frankreich erhielt ich ihn aus den Eisenerzen von la Verpillière (Isère) und Milhau (Aveyron). D'Orbigny citirt ihn aus den Umgebungen von Metz (Moselle).

52. **Ammonites crassus**, Phill. 1829. tab. 12, fig. 15.
Amm. Raquinianus, d'Orb. 1844. tab. 106.
„ crassus, Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 10.

An den Seiten stehen Knoten, von denen gegen die Nath hin einfache, über den Rücken weg aber doppelte Rippen laufen. Geht durch sämmtliche Schichten der Posidonomyenschiefer und scheint erst an der Basis der Jurensismergel aufzuhören, so z. B. bei Wasseralfingen in Württemberg, und Altdorf in Bayern. In Frankreich erhielt ich ihn von Milhau (Aveyron) St. Quentin (Isère); von Luxemburg aus dem Marne de Grand Cour. In England liegt er häufig im Alaunshale von Whitby.

Wenn schon die extremeren Formen des Amm. crassus und mucronatus keine Uebereinstimmung zeigen, so hat doch M. Köchlin Schlumberger in einer interessanten und werthvollen Abhandlung (Soc. geol. de Fr. 1854. Note 4) Uebergänge zwischen denselben aufgestellt, welche eine Vereinigung beider nöthig zu machen scheinen.

53. **Ammonites fibulatus**, Sow. 1823. tab. 407, fig. 2.
Amm. armatus, Young u. B. tab. 13, fig. 9. (non Sow.)
„ Bollensis, Ziet. 1830. tab. 12, fig. 3.

Die innern Umgänge besitzen engstehende, scharfe Rippen und tragen noch keine Knoten, letztere erscheinen mehr gegen

aussen und sind auf den Umgängen von 2½ Zoll Durchmesser am stärksten.

Zietens Amm. Bollensis, wovon ich das Originalexemplar besitze, muss mit Amm. fibulatus zusammengestellt werden; es ist flachgedrückt wie die übrigen Boller Vorkommnisse, doch stimmt die Stellung der Rippen und Knoten mit der des Amm. fibulatus überein.

Amm. fibulatus ist in England und Frankreich sehr verbreitet in der Zone der Posidonomya Bronni, ich erhielt ihn zu St. Quentin (Isère), Ilminster (Somersetshire), Whitby (Yorkshire) in ziemlicher Anzahl.

54. Ammonites subarmatus, Young u. B. 1822. tab. 13, fig. 3. pag. 250.
" " Sow. 1823. tab. 407, fig. 1.
" " d'Orb. 1844. tab. 77.

Die Windungen sind nicht comprimirt wie bei der vorigen Species, sondern ihr Querschnitt ist beinahe quadratisch. Die Knoten beginnen schon in der frühesten Jugend. d'Orbigny stellt den Amm. subarmatus irrthümlich in den mittlern Lias, während er sich immer im obern Lias findet und zwar in der Region der Posidonomya Bronni. Kommt an den schon bei der letzten Species genannten Localitäten vor.

55. Ammonites Desplacei, d'Orb. 1844. tab. 107.

D'Orbigny's Figur genügt, um diese Species festzustellen. Ich erhielt dieselbe aus den harten blauen Bänken der Posidonomyenschiefer von Vassy (Yonne), sowie vollständig damit übereinstimmend, sowohl in Beziehung auf die äussere Form, als die Art der Erhaltung in den entsprechenden Schichten von Altdorf in Bayern.

Ammonites opalinus, Rein. primordialis, Ziet. und *Amm. torulosus*, Schübl. siehe im untern Oolith, §. 53 Nr. 15 u. 16.

56. Chemnitzia Repeliniana, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 60.
" " d'Orb. 1850. tab. 238, fig. 2.

Gehört in die Zone der Posidonomya Bronni, denn ich

4) Explicetur ratio scholarum et academiarum, quæ olim apud Arabes in diversis ipsorum imperio subjectis terris, maxime vero in Babylonia, Mesopotamia, Syria, Ægypto et Hispania exstiterunt. Simulque breviter ostendatur, quatenus hodiernæ Turcorum scholæ adhuc eodem modo atque Arabum olim, institutæ sint.

5) Quo fuerit origo et qui progressus studii grammatici apud veteres Graecos? quamque vim habuit in illam disciplinam tum philosophia, tum historica scientia?

6) Historia commercii, quod provinciis Belgii unitis cum Germania intercessit, tum politici, tum doctrinarum literarum et artium saeculis XVII. et XVIII. usque ad reipublicae conversionem anni 1795.

Der Preis ist eine goldene Denkmünze im Werth von 300 holl. Gulden. Die Abhandlungen können lateinisch, holländisch, französisch, englisch oder deutsch abgefaßt seyn, im letztern Falle jedoch nicht mit deutschen Charakteren geschrieben, und müssen, von fremder Hand geschrieben, und mit der üblichen den Namen des Verfassers enthaltenden Schrift versehen, vor dem 1. Mai 1830 eingesendet werden. Das Resultat wird am 30. Nov. 1830 bekannt gemacht.

Die Société Teylérienne in Harlem stellt folgende Preisaufgaben, deren Lösung, von fremder Hand geschrieben, holländisch, lateinisch, französisch, englisch oder deutsch mit holländischen Charakteren, vor dem 1. Januar 1830 einzusenden ist. Der Preis besteht in einer Goldmünze von 400 holl. Gulden im Werth.

1) Comme on trouve en plusieurs endroits de la bible, non seulement les paroles, mais les discours et les entretiens de différentes personnes qu'on y fait parler, il serait d'un grand intérêt pour l'interprète des saintes écritures, s'il pouvait déterminer, jusqu'à quel point on y a conservé les propres paroles de ceux qu'on y introduit. Il s'entend qu'il restera toujours beaucoup d'incertitude à cet égard. On croit cependant pouvoir se flatter, qu'un examen attentif de tout ce qui a rapport à ce sujet, produirait des résultats propres à répandre là-dessus quelque nouvelle lumière, et à fournir des raisonnemens solides contre des explications de ces discours, qui pourraient ébranler la foi des Chrétiens. À cause de cela, la Société ne voulant pas étendre la discussion trop loin, invite à cet examen, qu'elle borne aux écrits du nouveau testament, tous ceux qui ont envie de traiter cette question, réduite à trois points:

a) Les discours et les entretiens qu'on trouve dans les écrits du nouveau testament, ont-ils été littéralement communiqués tels qu'ils avaient été proposé par leurs auteurs?

b) S'il paraît qu'on ne peut admettre cette communication littérale, de quelle manière faut il donc penser, que les écrivains sacrés ayent rendu ces discours et ces entretiens?

c) Quelle autorité pourrons nous reconnaître dans leurs rapports à cet égard, et comment la prouver?

2) Quel est le caractère distinctif de la philosophie que feu le célèbre professeur de Berlin, *Frédéric Schleiermacher*, a enseignée et proposée dans ses écrits? Dans quel rapport l'a-t-il placée avec la théologie? Quelle est l'influence de ce rapport sur cette science, telle qu'elle a été traité par lui-même et par d'autres? Faut-il regarder cette influence comme utile et désirer que la dite philosophie soit de plus en plus combinée avec l'étude de la théologie?

Die philosophisch-philologische Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften macht bekannt, daß sie ihre Preisaufgabe vom Jahr 1825, die Geschichte der griechischen Lyrik betreffend, für die nächste Periode wiederholt habe. Das Leben und die Werke der griechischen Lyriker sowohl, als auch die Metrik, Rhythmik, Musik und Theorretik der Griechen soll in der Abhandlung dargestellt werden; die Geschichte der Elegie dagegen ist von der Aufgabe ausgeschlossen, außer in so fern ihr Ursprung mit den Anfängen der jonischen Lyrik zu vergleichen, oder diese durch jenen zu erläutern sind. Der Termin der Einsendung der Manuscripte ist auf den 1. November 1829 bestimmt. Die Bekanntmachung des Urtheils der Klasse erfolgt am 28. März 1830. Der Preis ist 100 Dukaten.

In seiner letzten Jahresversammlung hat der Verein für christliche Moral in Paris zwei neue Fragen aus dem staatswirthschaftlichen und politischen Bereiche aufgeworfen und der öffentlichen Erörterung unterstellt. Lamartine nämlich hat Anlaß von den jüngsthin von den Staatsbehörden in Hinsicht der Findelkinder getroffenen Verfügungen genommen, um sich aufs kräftigste gegen diese Verfügungen auszusprechen, was er auch insbesondere auf der

fand sie in den Eisenerzen von la Verpillière bei Lyon mit Amm. fimbriatus im gleichen Steine steckend. Von andern Orten kenne ich sie nicht.

57. **Natica Pelops**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 67.
" " d'Orb. Pal. fr. tab. 288, fig. 16, 17.

Der Steinkern, welchen d'Orbigny von dieser Species abgebildet hat, zeigt glatte Umgänge; ganz damit übereinstimmende schalenlose Stücke besitze ich aus den Eisenerzen des obern Lias von la Verpillière (Isère), während ebendaher die dazu gehörigen beschalten Exemplare schwache, entfernt stehende Spiralstreifen zeigen. Dasselbe fand ich bei einigen Exemplaren aus den Posidonomyenschichten von Milhau (Aveyron) und von Evrecy (Calvados). In den harten Kalkbänken der Liasschiefer von Boll und Wasseralfingen ist die Brut einer Naticaähnlichen Schnecke sehr häufig, welche vielleicht dazu gehört. In England erhielt ich die Natica Pelops aus dem Alumshale von Whitby mit theilweise erhaltener Schale, sie stimmt mit den Exemplaren von la Verpillière vollständig überein.

58. **Turbo Bertheloti**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 83.
" " d'Orb. Pal. fr. tab. 328. fig. 7, 8.

Schöne Species mit linksgewundenen Umgängen aus den Eisenerzen von la Verpillière (Isère), doch lässt sich ihre Zone nicht sicher bestimmen.

59. **Turbo Sedgwickii**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 80.
Trochus Sedgwickii, Münst. Goldf. tab. 179, fig. 4.

Dürfte aus den Jurensismergeln stammen, wenigstens kommen in dieser Schichte, zu Heiningen und Wasseralfingen die Steinkerne einer mit der Goldfuss'schen Figur ganz übereinstimmenden Species vor.

60. **Pleurotomaria Grasana**, d'Orb. 1853. Pal. fr. tab. 360, fig. 1 — 5.

Ich erhielt diese Species in mehreren Exemplaren aus den Eisenerzen des obern Lias von la Verpillière (Isère), kenne sie jedoch von andern Localitäten nicht.

61. **Pleurotomaria subdecorata**. Münst. Goldf. 1849. tab. 185, fig. 3.

Pleurotomaria subdecorata, d'Orb. tab. 364, fig. 1—6.

Mit der vorigen Art. Goldfuss beschreibt sie von Berg bei Altdorf. Zone unbestimmt.

62. **Pleurotomaria intermedia**. Münst. Goldf. 1844, tab. 185, fig. 1. 2.

Scheint eine ziemliche Verbreitung zu besitzen, Goldfuss bildet 2 Exemplare von Baireuth und Altdorf ab, d'Orbigny führt sie aus dem obern Lias von St. Maixent (Deux-Sèvres) an. In Schwaben fand ich die dazu gehörigen Steinkerne in den Jurensismergeln von Heiningen und Wasseralfingen.

63. **Goniomya rhombifera**, Agass.

Lysianassa rhombifera, Goldf. 1846. tab. 154, fig. 11.

Häufig in den Posidonomyenschichten von Altdorf in Bayern.

64. **Solemya Voltzi**. Röm. 1839. Ool. tab. 19, fig. 20.

Pholadomya Voltzi. d'Orb. Prodr. 9. 153.

Die seltene Muschel hat viele Aehnlichkeit mit Solemya mediterranea Lam. aus dem Mittelmeer. Römer beschreibt sie aus den Posidonomyenschiefern von Hildesheim. In derselben Schichte fand ich sie bei Boll, habe jedoch bis jetzt bloss zwei Exemplare davon bekommen können. Dieselben sind flachgedrückt, wesshalb eine genauere Untersuchung unmöglich ist. Da man jedoch Solemyen vom Kohlengebirge an bis in die lebende Schöpfung herauf findet, so ist kein Grund vorhanden, an dem Auftreten dieses Genus im obern Lias zu zweifeln.

65. **Leda ovum**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 173.

Nucula ovum, Sow. 1824, tab. 476, fig. 1.

„ „ Phill. 1829, tab. 12, fig. 4.

„ complanata Phill. 1829. tab. 12, fig. 8.

Findet sich mit Amm. crassus und Bel. vulgaris in grosser Zahl im Alumshale von Whitby. Morris Catal. pag. 205 erwähnt sie von Lincolnshire. Von andern Orten kenne ich sie nicht. d'Orbigny Prodr. 9. 173 citirt Leda ovum wohl

irrthümlich von Boll, denn bis jetzt wurde sie dort noch nicht angetroffen.

66. **Trigonia litterata**, Phill. 1829, tab. 14, fig. 11.

Ich erhielt diese Species in Yorkshire aus dem obern Lias von Peak bei Robin Hoods Bay. Philipps hat sie tab. 14, fig. 11 in den untern Lias gestellt, gibt jedoch pag. 161 für ihr Vorkommen auch den Alumshale von Robin-Hoods-Bay an.

67. **Lima Galatea**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 230.

Lima pectinoides, Phill. tab. 12. fig. 13 (non Sow.)

Lima duplicata Röm. Ool. pag. 75 (pars).

Oberer Lias von Yorkshire; Jurensismergel von Uhrweiler (Bas Rhin.)

68. **Lima Gallica**, n. sp.

Lima gigantea, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 221. (non Sow.)

Sowerby's Lima gigantea stammt aus dem untern Lias von Bath (Wiltshire) und es ist damit ohne Zweifel d'Orbigny's Lima edula, Prodr. 7. 121. zu vereinigen, während die davon verschiedene Species des obern Lias davon abgetrennt werden muss.

69. **Avicula substriata**, Ziet. 1833, tab. 69, fig. 9.

Monotis substriata, Münst. 1831. Br. Jahrb. pag. 406.

" " Goldf. 1836. tab. 120, fig. 7.

Füllt in den Posidonomyenschiefern von Franken und Schwaben ganze Bänke an, und findet sich zu Altdorf, Boll, Metzingen, Hechingen, Sebastiansweiler u. s. w. Von Luxemburg sandte sie mir mein Freund Dr. Dewalque aus den bituminösen Schiefern von Aubange, welche dort unter den Jurensismergeln liegen und unsern Posidonomyenschiefern entsprechen. In England fand ich sie zahlreich in dem Alumshale von Whitby (Yorkshire).

70. **Gervillia Eseri.**

Gervillia lanceolata, Quenst. 1852. Handb. pag. 514. (non Sow.)

Langgestreckte Form, welche in Schwaben flachgedrückt in den Posidonomyienschiefern der Umgebungen von Boll vorkommt.

71. **Inoceramus undulatus**, Ziet. 1833, tab. 72, fig. 7.

Grosse Species aus den Posidonomyenschiefern von Boll. Das Zieten'sche Originalexemplar, welches ich besitze, zeichnet sich durch seine groben unregelmässigen Runzeln aus.

72. **Inoceramus cinctus**, Goldf. 1836. tab. 115, fig. 5.

Regelmässig concentrisch gestreifte Art, welche sowohl in den Posidonomyenschiefern als Jurensismergeln der Boller Gegend vorkommt. In England fand ich sie im Alumshale von Whitby (Yorkshire).

73. **Inoceramus dubius**, Sow. 1828, tab. 584, fig. 3.
" " Ziet. 1833. tab. 72, fig. 6.

In den Posidonomyenschiefern von Wasseralfingen, Boll, Metzingen, Balingen, sowie von Kandern in Baden. In Frankreich in den gleichen Schichten zu Vassy (Yonne) und Semur (Côte d'Or). Schlotheim hat vielleicht diese Species unter seinem Mytulides gryphoides verstanden, doch ist letztere Annahme keineswegs sicher begründet.

In Yorkshire erhielt ich den Inoceramus dubius an dem gleichen Flecke, von welchem ihn Sowerby beschrieben hat und ganz übereinstimmend mit dessen Figur in verkiesten Exemplaren an der südöstlichen Küste von Whitby.

74. **Posidonomya Bronni**, Voltz, Goldf. 1836. t. 113, f. 7.
" " Ziet. tab. 54, fig. 4.

Findet sich in den Posidonomyenschiefern der schwäbischen Alp zu Wasseralfingen, Boll, Metzingen Hechingen und Balingen, des Breisgaues zu Kandern, südwestlich Freiburg, sowie in Frankreich in den entsprechenden Schichten von Milhau (Aveyron), Besançon (Doubs), Salins (Jura), Metz (Moselle), Nancy (Meurthe), desgl. in Luxemburg zu Lamorteau. In England fand ich die Posidonomya Bronni im Alumshale von Yorkshire; Morris, Catal. citirt sie aus dem obern Lias von Lincolnshire.

75. **Posidonomya radiata**, Goldf. 1836. tab. 114, fig. 2.

Kommt in Schwaben mit der vorigen Art bei Boll und Metzingen vor.

76. Posidonomya orbicularis, Münst. Goldf. 1836. tab. 114, fig. 3.

Häufig in den Jurensismergeln von Heiningen bei Boll.

(*Pecten tumidus*, siehe mittl. Lias §. 25. Nr. 102.)

77. Pecten incrustatus, Defr. 1825, Dict. 34. 253.
„ paradoxus, Münst. 1836. Goldf. tab. 99. fig. 4.
„ contrarius, v. Buch. (Syn. nach Bronn's Index.)

Die Aussenseite der Muschel trägt feine Rippen, ist jedoch selten blossgelegt, sondern beinahe immer mit einer Kruste überzogen, während die Innenseite meist frei ist, 12 — 14 hervorstehende Rippen zeigt, welche jedoch nicht ganz bis an den Schalenrand gehen. Findet sich in grosser Zahl in den Posidonomyenschiefern von Wasseralfingen, Metzingen und Ohmenhausen. Goldfuss beschreibt ihn aus dem Liasschiefer von Banz.

(*Plicatula spinosa*, siehe mittl. Lias §. 25. Nr. 103.)

78. Ostrea subauricularis, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 262.
„ auriculata, Münst. Goldf. 1833. tab. 79, fig. 7. (non Walh.)

Kommt im obern Lias Frankreichs an vielen Stellen vor, Goldfuss beschreibt sie aus dem Lias von Amberg, gibt aber die genauere Schichte nicht an.

Noch vor wenigen Jahren waren kaum ein Paar Brachiopodenarten des obern Lias beschrieben, während in der letzten Zeit durch die werthvollen Arbeiten Th. Davidson's, E. Deslongchamps und Ch. Moore's die Kenntniss der fossilen Brachiopoden des obern Lias so vermehrt wurde, dass ich hier über 30 wohlbestimmte Species anführen kann. Die meisten derselben wurden an der Basis des obern Lias in den Umgebungen von Caen (Calvados) und von Ilminster (Somersetshire) gefunden. Mein Freund, E. Deslongchamps zeigte mir auf einer Excursion in den Lias südlich von Caen die Zone, in welcher die zahlreichen Brachiopodenarten auftreten. Es sind zwei gelbliche dünne Thonschichten, welche unmittelbar über dem Marlstone oder mittlern Lias liegen, siehe §. 29. Ich will sie analog der Bezeichnung, welche die damit übereinstimmende Lage von Ilminster (Somersetshire), in England erhielt: Leptaenabett nennen. In dieser Schicht fanden

sich die meisten der folgenden Species, einzelne davon beginnen schon im mittleren Lias, wenige gehen in den Unteroolith hinauf. Ich hatte Gelegenheit, eine Anzahl derselben an Ort und Stelle zu sammeln, E. Deslongschamps ergänzte mir die fehlenden. Die Species von Ilminster erhielt ich durch die Güte Herrn Moore's in Bath. Ich zähle die einzelnen Species, welche im obern Lias vorkommen, hier auf, indem ich mich auf folgende Arbeiten beziehe:

1) *Th. Davidson*, Monograph. III. Theil. british oolithic and liasic Brachiopoda desgl. Appendix. Pal. Society 1851 – 52. 2) *Th. Davidson*, Annals and. Mag. of nat. hist. Juni 1850 pag. 450. 3) *E. Deslongchamps*, Memoire sur les Genres Leptaena et Thecidea. 1853. extr. du 9 vol. de la Société Linnéenne de Normandie. *E. Deslongchamps*, Notice sur un genre nouveau de Brachiopodes. 1855. extr. de l'Annuaire de l'Institut des Provinces. 5) *Ch. Moore*, on new Brachiopoda. 1854. Proceedings of the Somersetshire archaeol. and nat. hist. soc.

79. Terebratula Lycetti, Dav. III. tab. 7, fig. 17 — 22.

Oberer Lias von Barington bei Ilminster, (Somersetshire), ich fand sie häufig in den Leptaenaschichten von Landes (Calvados). Wie all die folgenden mit Ausnahme von Nr. 102 und 108, wurde diese Species in den Posidonomyenschiefern Schwabens noch nicht angetroffen.

80. Terebratula globulina, Dav. III. tab. 11, fig. 20—21.

Oberer Lias Landes (Calvados) Ilminster (Somersetshire).

81. Terebratula Deslongchampsi, Dav. Ann. and Mag. Nat. Hist. 2. Ser. vol. V, tab. 15, fig. 6, pag. 450.

Die von Davidson beschriebene Species besitzt ähnlich den Liasspiriferen eine mit durchbohrten Wärzchen versehene Schale, sie kommt an verschiedenen Punkten in den Umgebungen von Caen vor, ich fand mehrere Exemplare in dem Leptaenabett von Landes.

82. Argyope Suessi, Desl. Note fig. 1 — 2.

Leptaenabett des obern Lias von May, mittlerer Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados).

83. Zellania liasiana, Moore. tab. 1, fig. 6—8.

Oberer Lias Ilminster (Somersetshire).

84. Thecidium Moorei. Dav. III. tab. 1, fig. 10.

Mittlerer und oberer Lias von Ilminster (Somersetshire) und May (Calvados).

85. Thecidium Deslongchampsi. Dav. Append. t. A. f. 6.

Mit der vorigen Art.

86. Thecidium rusticum, Moore. Dav. III, tab. 1, f. 14.

Mit der vorigen Art.

87. Thecidium Bouchardi, Dav. III, tab. 1, fig. 15. 16.

Mit der vorigen Art. Geht nach den Angaben von Mr. Moore auch in den Unteroolith hinauf.

88. Thecidium triangulare, d'Orb. 1850. Prodr. II. 361. E. Desl. Mem. tab. 13, fig. 28. 29.

Das Hauptlager dieser Muschel bildet die Etage des Grossooliths. Nach den Angaben von M. Moore pag. 18. und Dav. Brach. geht sie bis in den mittlern Lias herab.

89. Thecidium Perieri, E. Desl. Mem. tab. 11, fig. 7 u. 8.

Oberer Lias von May und Fontaine-Etoupfour (Calvados).

90. Thecidium Mayale, E. Desl. Mem. tab. 12, f. 1—12. und tab. 13, fig. 1—8.

Oberer Lias, Leptaenabett. May (Calvados).

91. Thecidium leptaenoides, E. Desl. Mem. tab. 11. fig. 9 — 10.

Mit der vorigen Art.

92. Thecidium submayale, E. Desl. Mem. tab. 12, fig. 13 und tab. 13, fig. 3, 4.

Mit der vorigen Art.

93. Thecidium Koninckі, E. Desl. Mem. t. 13, f. 11, 19.

Mit der vorigen Art.

94. Thecidium sinuatum, E. Desl. Mem. tab. 13. fig. 21 — 25.

Mit der vorigen Art.

95. Thecidium Buvignieri, E. Desl. Mem. tab. 13, fig. 27.
Mit der vorigen Art.

96. Spiriferina Davidsoni, E. Desl. Not. fig. 20.
Leptaenabett des obern Lias von May, sowie im mittlern Lias von Fontaine-Etoupfour (Calvados).

97. Suessia imbricata, E. Desl. Not. fig. 12—16.
Leptaenabett des obern Lias von May (Calvados).

98. Suessia costata, E. Desl. Not. fig. 8—10.
Mit der vorigen Art; seltener im mittlern Lias von Fontaine Etoupfour.

99. Rhynchonella pygmaea, Morr. Dav. App. pag. 19.
Leptaenabett. Ilminster (Somersetshire), Curcy (Calvados).

100. Rhynchonella Bouchardi, Dav. III, tab. 15, fig. 3—5.
Oberer Lias. Ilminster (Somersetshire).

101. Rhynchonella Moorei, Dav. III, tab. 15, fig. 11—14.
Mit der vorigen Art.

102. Rhynchonella Schuleri, n. sp.
Ausgezeichnet durch die Feinheit der ungetheilten Rippen, deren Zahl sich über 40 erheben kann. Die Exemplare, welche ich besitze, sind kleiner als eine gewöhnliche Rh. varians und haben die Form einer wenig aufgeblähten Rh. concinna. Sie wurde noch nicht häufig gefunden, ich traf sie mit Amm. radians bei Wasseralfingen unweit Aalen.

103. Leptaena Davidsoni, E. Desl. Mem. t. 11, f. 1—2.
Leptaenabett von May (Calvados).

104. Leptaena liasina, Bouch. Dav. III, tab. 1, fig. 21.
Oberer Lias, Leptaenabett von May (Calvados) und Ilminster (Somersetshire).

105. Leptaena Bouchardi, Dav. III. tab. 1, fig. 22.
Mit der vorigen Art.

106. **Leptaena Moorei**, Dav. III., tab. 1, fig. 18.
Mit der vorigen Art.

107. **Crania Moorei**, Dav. III., tab. 1, fig. 9.
Liegt im obern Lias von Ilminster etwas über dem Leptaenabett und gehört demnach vielleicht schon in die Jurensismergel, welche sich dort deutlich abscheiden lassen.

108. **Discina papyracea.**
Orbicula papyracea, Quenst. 1852. Handb. tab. 39, fig. 41.
Patella papyracea, Münst. Goldf. Röm.
Häufig im Liasschiefer von Boll, Reutlingen, Sebastianusweiler, Aalen u. s. w. Sow. 6 Bd. pag. 5 erwähnt eine Orbicula reflexa (pars) aus dem Alumshale von Whitby. Dagegen gehören seine abgebildeten Exemplare einer davon verschiedenen Species des Unterooliths an. Der Spalt in der Unterschale wurde bei den schwäbischen Exemplaren noch nicht bemerkt, dagegen schliesst Quenstedt aus dem Glanz der Schalen, dass die Muschel nicht zu Patella, sondern zu Orbicula gehöre. Aus den Posidonomyenschichten von Luxemburg erhielt ich dieselbe Species in Begleitung von Avicula substriata, Lingula Longovicensis und Amm. Holandrei.

109. **Lingula Longovicensis**, Terquem. Bull. Soc. geol. de Fr. 4. Nov. 1850. pag. 12.
(Ling. laevis Sow. Patella. tab. 139, fig. 3.??)
Die von M. Terquem beschriebene Art kommt in den Umgebungen von Longwy an der Grenze des Dep. der Moselle gegen Luxemburg vor. Die Exemplare, welche ich von Dr. Dewalque erhielt, stammen aus den Posidonomyenschichten des obern Lias, Amm. Holandrei, Avicula substriata und Discina papyracea stecken im gleichen Gestein. In Yorkshire glaube ich die gleiche Species gefunden zu haben, denn die zahlreichen Exemplare, welche ich im Alumshale von Whitby sammelte, stimmen vollständig mit den ebenerwähnten

Vorkommnissen. Lingula Longovicensis erreicht hier keine bedeutende Grösse, fällt aber durch ihre weiss erhaltene Schale leicht in die Augen, und liegt in den Schichten der Leda ovum in der Oberregion des dortigen Alumshale's. Merkwürdig scheint mir die Uebereinstimmung der Erhaltungsweise und des Aussehens meiner Exemplare von Yorkshire mit der Figur 3, welche Sowerby tab. 139 von seiner Patella laevis gibt. Ich halte es nicht für unmöglich, dass Sowerby's (kleinere) Figur zu dieser oder der vorigen Species gehöre.

110. Acrosalenia crinifera, Wright, Ann. nat. hist. 1854. tab. 12, fig. 1 (pars).
Cidarites criniferus, Quenst. 1852. Handb. tab. 49, fig. 32.

Wurde aus der Unterregion der Posidonomyen-Schichten von Pliensbach bei Boll beschrieben. Echinus minutus, Buckm. Murch. Geol. of Cheltenh. pag. 95 aus dem untern Lias von Gloucestershire scheint in Beziehung auf Grösse und Art des Vorkommens damit übereinzustimmen, allein sichere Beweise sind nicht vorhanden, nach welchen die Species des untern Lias mit der im obern Lias Schwabens vorkommenden Art zu vereinigen wäre.

111. Ophioderma Egertoni, Ophiura, Brod. Geol. Trans. 2 ser. 5. tab. 12, fig. 5, 6.

Findet sich zahlreich in den grauen sandigen Thonen, welche an den Küstenwänden von Down Cliffs bei Lyme Regis (Dorsetshire) an der Grenze zwischen dem mittlern und obern Lias liegen. Genauere Bestimmungen über die Zone, in welcher die Species vorkommt, sind noch nicht bekannt.

112. Pentacrinus Bollensis, Schloth. 1813, Taschenb. pag. 56. (Knorr, 1ter Bd. tab. 11. c.)
Pentacrinus colligatus, Quenst. Württemb. naturw. Jahresh. 12ter Jahrg. pag. 109.

Kommt häufig in prachtvollen verkiesten Exemplaren im

Mehrerbäne der Deputirtenkammer gethan hat. Es verhält ſich damit folgendermaßen. Man hat allgemein bemerkt, daß überall die Zahl der Findelkinder zunimmt, weil man den Eltern, vorzüglich den Müttern, die Mittel erleichterte, ihre Kinder in Findelhäuſern anzubringen. Man hoffte dadurch dem Verbrechen des Kindermordes vorzubeugen, welchen Zweck man auch erreichte. Dagegen aber ſtiegen die Koſten ſolcher Häuſer bedeutend, und zuletzt vermochten einige Städte dieſelben kaum noch aufzubringen. Auch hatte man bemerkt, daß manche Eltern es bequem fanden, ihre Kinder auf Staatskoſten erhalten zu laſſen, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, und ſie deßhalb in die Findelhäuſer zu ſchicken, wo es den Müttern oft noch gelang, ſie als Säuglinge wieder zu bekommen und dafür bezahlt zu werden. Um dieſem Unfuge vorzubeugen, und die Koſten der Findelhäuſer zu vermindern, iſt daher in manchen Departements und Städten Frankreichs die Verfügung getroffen worden, daß künftighin die Kinder nicht mehr ohne alle Umſtände angenommen, und die aufgenommenen in entferntere Häuſer verſetzt werden ſollen. Einige Beamte haben die gute Wirkung dieſer Anordnung öffentlich gerühmt. Gegen eine ſolche Abänderung des Findelweſens eiferte nun Lamartine, indem er behauptet, ſie ſeye lieblos, ungerecht, und führe wieder zum Kindermorde. In der Deputirtenkammer ſind dagegen ganz andere Meinungen geäuſſert worden. Wahrſcheinlich wird die Erörterung einer ſo wichtigen Materie vom Vereine für chriſtliche Moral fortgeſetzt werden.

Der zweite Punkt betrifft das ſtehende Kriegsheer. Der menſchenfreundliche Biſchof Grégoire hatte einen Preis ausgeſetzt für die beſte Abhandlung über die Mittel, zu verhindern, daß ein ſtehendes Heer der öffentlichen Freiheit Gefahr bringen könne. Der Verein für chriſtliche Moral hat es übernommen, die Aufgabe zu ſtellen und die einzuſchickenden Abhandlungen zu prüfen. Carnot hat im Namen des Vereins ein Programm verleſen, worin der Geſichtspunkt angegeben wird, aus welchem er die Sache betrachtet. Ein ſtehendes Heer ſey nämlich ſtets gefährlich, wenn man von den Truppen unbedingten und blinden Gehorſam fordere. Dieſer Gehorſam könne eigentlich nur im Angeſichte des Feindes von ihnen gefordert werden, nicht aber, wenn das Heer im Innern des Landes gebraucht werde. Sollen alſo die Bürger dem Daſeyn eines permanenten Heeres ruhig zuſehen können, ſo müſſen ſie wenigſtens die Verſicherung haben, daß die bewaffnete Macht nie zu ihrer Unterdrückung gebraucht werden könne. Zu dem Behufe ſeye es nöthig, genau die Gränzen zu beſtimmen, in welche der Gehorſam der bewaffneten Macht im Innern des Landes eingeſchloſſen werden müſſe. Aus dieſem Geſichtspunkt ſey die Gregoireſche Frage zu betrachten, und in dieſer Hinſicht haben die Concurrenten den Gegenſtand zu behandeln. Auch hier berührt der Verein einen wichtigen Punkt, welcher während der Reſtauration, und auch ſeit der Julirevolution von 1830 mehrmals zur Sprache gekommen iſt, beſonders bei Unruhen im Innern des Landes, und ganz vorzüglich bei der Julirevolution ſelbſt, als die Frage entſtand, ob das Heer durch ſeinen Stand und ſeinen Eid verbunden ſey, für die berüchtigten conſtitutionswidrigen königlichen Ordonnanzen des 25. Juli zu kämpfen.

Die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften hat für 1839 die Preisaufgabe geſtellt: Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste.

Die Ackerbaugeſellſchaft des Departements de l'Ain ſetzt einen Preis von 400 Franken und einen zweiten von 100 Franken auf die Angabe eines zweckmäßigen Verfahrens zur Vervielfältigung der Blutegel. Es muß daſſelbe im Großen ausführbar und mit wenigſtens 3000 Exemplaren gelungen ſeyn. Das Ergebniß der angeſtellten Verſuche ſoll durch belaſtete obrigkeitliche Zeugniſſe beglaubigt werden. Der Termin für die Einſendung der Arbeiten iſt der 1. Mai 1840.

Dänemark.

Der Etatsrath und Profeſſor an der Univerſität zu Kopenhagen, H. C. Oerſted, hat das Ritterkreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion erhalten.

Posidonomyenschiefer von Boll und Sebastiansweiler bei Hechingen vor. Ob die Goldfuss'sche Figur des Pentacr. subangularis, tab. 52, fig. 1. (non Miller) dazu gestellt werden muss, ist nicht ermittelt.

113. Pentacrinus fasciculosus, Schloth. 1813, Taschenbuch pag. 56 (Knorr, 1ster Bd. tab. 11. b).
Pentacrinus Hiemeri, König.

Findet sich mit der vorigen Art, lässt sich aber leicht davon unterscheiden, wie dies schon die Knorr'schen Figuren zeigen.

114. Pentacrinus Quenstedti, n. sp.
Pentacrinus Briareus, Quenst. 1852. Handb. pag. 606.
desgl. v. Buch, Jura Deutschlands, pars. (non Miller).

Der von Leopold von Buch und von Prof. Quenstedt aus dem Posidonomyenschiefer von Boll angeführte und beschriebene Pentacrinit mit eckigen Hülfsarmen hat zwar viele Aehnlichkeit mit dem englischen Pentacrinus Briareus aus dem untern Lias von Lyme Regis (Dorsetshire), beide weichen aber in Beziehung auf die Form der Säule vollständig von einander ab. Es ist desshalb eine Abtrennung der Boller Species nöthig.

115. Pentacrinus jurensis, Quenst. Handb. tab. 52 fig. 16, 17 (non Münster).

Findet sich im obern Lias in der Zone des Ammonites jurensis, zu Altdorf in Bayern und Heiningen bei Boll.

Vierter Abschnitt.

DER LIAS.

Zusammenstellung seiner einzelnen Glieder; Vergleichung der Systeme verschiedener Geologen; Begrenzung.

§. 33.

Nachdem in dem Vorhergegangenen die Zerlegung der Liasformation in 15 getrennte Zonen ausgeführt wurde, stelle ich dieselben auf der folgenden Tabelle zusammen, um in mehr übersichtlicher Weise eine Anzahl von Localitäten anzugeben, an welchen die einzelnen Zonen nachgewiesen werden können. Ich reihe bei dieser und den folgenden Zusammenstellungen die Zone des Bonebeds zu unterst an, nicht weil ich dieselbe als zugehöriges Glied betrachte, sondern weil durch die Schärfe des Horizontes, welcher durch die Knochenlage in Verbindung mit den darin vorkommenden Mollusken gebildet wird, wenigstens in England, Frankreich und dem südwestlichen Deutschland ein sicherer Anhaltspunkt für die Begrenzung der Liasformation gegen unten gegeben ist. Wir haben in diesen Ländern das Bonebed als oberste Lagen der Keuperformation zu betrachten (siehe §. 41), über welchen erst der untere Lias beginnt. Von den 15 liasischen Zonen kommen 7 auf den unteren, 6 auf den mittleren und 2 auf den oberen Lias. Die Begrenzung des Lias gegen den mittleren Jura behandelt §. 42.

Südwestl. Deutschland.

Oberer Lias. Toarcien. Upper Lias.	Zone des *Amm. jurensis.*	Kandern in Baden; Wasseralfingen, Heiningen, Sondelfingen, Heselwangen.
	Zone der *Posid. Bronni.*	Altdorf in Bayern; Langenbrücken in Baden; Frittlingen, Reutlingen, Holzmaden, Boll, Wasseralfingen.
Mittlerer Lias. Liasien. Middle Lias.	Zone des *Amm. spinatus.*	Kandern in Baden; Altdorf in Bayern; Zell, Sondelfingen, Frommern.
	Obere Zone des *Am. margaritatus.*	Wasseralfingen, Heiningen, Breitenbach bei Betzingen, Frommern.
	Untere Zone des *Am. margaritatus.*	Dürnau, Sondelfingen, Hechingen, Erzingen, Aselfingen.
	Zone des *Amm. Davöi.*	Gmünd, Grosseislingen, Füzen am Randen.
	Zone des *Amm. ibex.*	Pliensbach, Sondelfingen, Hinterweiler, Hechingen.
	Zone des *Amm. Jamesoni.*	Pliensbach, Sondelfingen, Ohmenhausen, Hinterweiler, Hechingen.
Unterer Lias. Sinémurien. Lower Lias.	Zone des *Amm. raricostatus.*	Holzmaden, Echterdingen, Betzingen, Hechingen, Balingen.
	Zone des *Amm. oxynotus.*	Holzmaden, Ofterdingen, Balingen.
	Zone des *Amm. obtusus.*	Betzgenrieth, Betzingen, Ofterdingen, Balingen.
	Zone des *Pent. tuberculatus.*	Kandern in Baden: Ostdorf, Dusslingen, Bebenhausen, Bernhausen.
	Zone des *Amm. Bucklandi.*	Pfohren, Hechingen, Vaihingen, Göppingen.
	Zone des *Amm. angulatus.*	Hechingen, Bempflingen, Göppingen, Gmünd.
	Zone des *Amm. planorbis.*	Bebenhausen, Degerloch, Nellingen, Riedern.
Keuper.	*Bonebed.*	Tübingen, Degerloch, Tübingen, Nellingen.

Frankreich.	England. Nr. 17.
Uhrweiler (Bas Rhin), Thouars (Deux Sèvres).	Frocester (Gloucestershire), Ilminster (Somersetshire).
Fontaine-Etoupfour (Calvados), Aubange (Luxemburg), Jura und Doubs, Vassy (Yonne), Mende (Lozère).	Alderton Hill (Gloucestershire), Whitby (Yorkshire), Ilminster (Somersetshire).
Vassy (Yonne), Venarey (Côte d'Or), Umgebungen von Salins (Jura).	Oberer Theil des Marlstone's von Gloucestershire, Somersets. Yorkshire.
Venarey (Côte d'Or), Umgebungen von Salins (Jura).	Charmouth (Dorsetshire), Theil des Marlstone's von Yorkshire, Somersetshire.
Venarey (Côte d'Or).	Charmouth (Dorsetshire).
Venarey (Côte d'Or), Avallon (Yonne), Umgebungen von Metz und Thionville (Moselle).	Charmouth (Dorsetshire), Capricornusbett im Marlstone von Yorkshire).
Venarey bei Semur (Côte d'Or), Avallon (Yonne).	Charmouth (Dorsetshire), Cheltenham (Gloucestershire).
Avallon (Yonne), Saint Amand (Cher).	Robin Hood's Bay (Yorkshire), Charmouth (Dorsetshire).
Umgebungen von Salins (Jura), (Blaue Kalke von Nancy, Avallon, Semur).	Umgebungen von Gloucester (Gloucestershire), Robin Hood's Bay (Yorkshire).
Umgebungen von Salins (Jura). (Blaue Kalke von Nancy, Avallon, Semur.)	Umgebungen von Gloucester (Gloucestershire), Robin Hood's Bay (Yorkshire).
Umgebungen von Salins (Jura). (Blaue Kalke von Nancy, Avallon, Semur.)	Lyme Regis (Dorsetshire), Gloucester (Gloucestershire), Robin Hood's Bay (Yorkshire).
Avallon (Yonne), Mont d'Or (Isère), Luxemburg, Umgebungen von Salins (Jura).	Pyrton Passage(Gloucestershire), Saurianbeds von Lyme Regis (Dorsetshire).
Metz (Moselle), Nancy (Meurthe), Avallon (Yonne), Semur (Côte d'Or).	Lyme Regis (Dorsetshire), Bath (Wiltshire), Taunton (Somersetshire).
Hettange bei Thionville (Moselle), Semur (Côte d'Or), Avallon (Yonne).	Robin Hood's Bay (Yorkshire).
Avallon (Yonne), Semur (Côte d'Or).	Lyme Regis und Up Lyme (Dorsetshire), Watchet (Somersetshire), Robin Hood's Bay (Yorkshire).
Umgebungen von Niederbronn (Bas Rhin), Salins (Jura), Semur (Côte d'Or), Metz (Moselle).	Axmouth (Dorsetshire), Austcliff bei Bristol (Somersetshire), Coomb Hill und Wainlode Cliff (Gloucestershire).

Die auf der vorigen Seite ausgeführte Zusammenstellung Nr. 17 ergänzt die früheren Angaben von Nr. 8, 13 und 16 in §. 13; 24 und 31. Durch Aneinanderreihung von Nr. 1, 9 und 14 ergibt sich die paläontologische Eintheilung der ganzen Liasformation. Mit derselben können die bestehenden Systeme verglichen werden, da die scharfe Gliederung, in welche diese Formation gebracht werden kann, für die meisten Bildungen eine bestimmte Deutung gestattet. Je mehr wir zu den jüngeren Schichten der Juraformation vorschreiten, desto schwieriger wird eine in ähnlicher Weise in's Detail gehende Behandlung, doch liess sich dieselbe im folgenden Theil ausführen, und kann sogar bei einzelnen Partien des obern Jura ihre Anwendung finden.

An die Eintheilung der ganzen Juraformation durch Leopold von Buch reihen sich ihrer Allgemeinheit halber die von Dufrenoy und Elie de Beaumont, d'Archiac, d'Orbigny und Phillips. Die Systeme der beiden letztgenannten Geologen sind jedoch schon so detailirt, dass ich sie für den Lias beiziehen kann. Ich werde demnach in diesem Abschnitt die Vergleiche folgender Systeme geben.

Eintheilung des Lias von

1) Dorsetshire (Lyme-Regis) nach **De la Beche.**
2) Yorkshire (Küste) . . . . „ **Phillips.**
3) Gloucestershire (Cheltenham) „ **Murchison.**
4) Frankreich (allgemein) . . „ **d'Orbigny.**
5) Dep. Jura und Doubs . . „ **Marcou.**
6) Provinz Luxemburg . . . „ **Dewalque & Chapuis.**
7) Württemberg . . . . . „ **Quenstedt.**

1) Der Lias an der Küste von Lyme Regis (Dorsetshire) nach *De la Beche.*

§. 34.

Wie noch heutzutage die Liasbildungen von den englischen Geologen stiefmütterlich behandelt werden, so finden wir auch bei den älteren Systemen keine weiter in's Detail gehende Darlegung der so scharf zergliederbaren Formation. William Smith unterschied über dem New-Red oder Keuper zuerst den „White Lias", dann den „Blue Lias Limestone" und darüber den „Blue Marl", welcher die Formation gegen den Unteroolith abschloss. In genauer Uebereinstimmung damit steht die Eintheilungsweise von De la Beche für den Lias von Dorsetshire. Ueber den bunten Mergeln des Keupers folgen hier dunkle Thone mit dem Bonebed (siehe §. 5). De la Beche nennt sie *„Lower Marl"* und bezeichnet sie als untere Lage des Lias. Ueber derselben liegen die hellen mergeligen Kalke des *„White Lias"*, welcher die Zone des Amm. planorbis vertritt, gegen oben jedoch allmählig in die folgende Abtheilung *„Lower Limestones"* übergeht (siehe §. 6). Letztere enthalten die Bucklandi-Schichten (§. 8), endigen aber mit denselben, denn es stellt sich unmittelbar darüber das 500 Fuss mächtige Thongebilde *„Upper Marl"* ein, welches sämmtliche Schichten über Amm. Bucklandi bis an die untere Grenze des oberen Lias umfasst. Die oberen Lagen der Upper Marls enthalten den Amm. margaritatus noch zahlreich, gehen dann aber allmählig in die mächtigen thonigen Sande über, welche dem obern Lias entsprechen, jedoch von De la Beche wahrscheinlich wegen ihrer mineralogischen Beschaffenheit dem Unteroolith zugezählt werden. Schon Conybeare und Phillips* hatten die 180—200 Fuss mächtige Sandablagerung mit dem Unteroolith vereinigt, jedoch unter der Benennung „Marly Sandstone" als besondere Abtheilung desselben unterschieden.

* Conybeare and Phillips. 1822. Outlines of the Geology of England and Wales. part. 1 pag. 236. Profil und pag. 252.

Die Folge davon war, dass manche für den obern Lias leitende Species von den englischen Paläontologen in den Unteroolith gestellt wurden, wenn sie in dem Marly Sandstone gefunden worden waren. So werden z. B. folgende Arten häufig im Unteroolith aufgezählt: *Amm. concavus, discoides, falcifer, jurensis, insignis, radians, variabilis* u. s. w. weil sie an solchen Localitäten nachgewiesen wurden, an welchen die oberen Liasschichten durch helle sandige oder oolithische Niederschläge gebildet werden. Wurden dieselben Arten jedoch auch im Alumshale von Yorkshire gefunden so bekamen sie ihren Platz im oberen Lias. Dass Sowerby bei seinen ersten Beschreibungen solche Verwechslungen begieng, lässt sich begreifen und entschuldigen, da die Ablagerungen in jener Zeit noch nicht so scharf gesondert waren, nicht aber die bestehende Thatsache, dass dieselbe Verwirrung sich in den Arbeiten der englischen Geologen bis zum heutigen Tage fortgesponnen hat.

Der Alumshale von Yorkshire, welchen Smith, Conybeare und Phillips* als ächte Liasbildung betrachten, die Posidonomyen-Schiefer von Vassy (Yonne), Boll und Banz u. s. w. besitzen dasselbe Alter wie der „Marly-Sandstone“ (Conyb. und Phill.), denn die Zone des Amm. torulosus beginnt erst über dem Marly-Sandstone von Dorsetshire, welcher in einer Mächtigkeit von ungefähr 180 Fuss ansteht, gegen unten jedoch durch die grauen Thone des Amm. margaritatus begrenzt wird. Von einer Vereinigung desselben mit dem Unteroolith kann demnach keine Rede mehr sein, sobald wir die Posidonomyenschiefer als liasische Bildung betrachten. Ich hebe dies besonders auch aus dem Grunde hervor, weil in Frankreich und Deutschland die Bezeichnung „Marly-Sandstone“ häufig auf die Sandsteine aus der Zone des Amm. Murchisonae übertragen wird, während sie doch ursprünglich einer Bildung gegeben wurde, welche das gleiche Alter mit den Niederschlägen des obern Lias anderer Gegenden besitzt.

* Conyb. und Phill. ibid. pag. 270.

Nr. 18.

Allgemeine Eintheilung des Lias.		*Eintheilung des Lias von Dorsetshire von* **De la Beche** (Geol. Trans 1823 2. Ser 2. Vol. tab. 3).	
Oberer Lias. Toarcien. Upper Lias.	Jurensisbett.	*Lower Part of the inferior Oolithe.* (Marly Sandstone, Conyb.)	*180 Fuss.*
	Posidonomyenbett.		
Mittlerer Lias.	Spinatusbett.	?	
	Ob. Margaritatusbett.		
	Unt. Margaritatusbett.		
Liasien.	Davöibett.		
Middle Lias.	Ibexbett.		
	Jamesonibett.	*Upper Marl.*	*500 Fuss.*
	Raricostatusbett.		
Unterer Lias.	Oxynotusbett.		
	Obtususbett.		
Sinémurien.	Tuberculatusbett.		
	Bucklandibett.	*Lower Limestones.*	*110 Fuss.*
Lower Lias.	Angulatusbett.		
	Bett d. Am. planorbis.	*White Lias.*	
	Bonebed.	*Lower Marl.*	
Keuper.	Keupermergel.	*New Red.*	

2) Der Lias an der Yorkshire-Küste nach *Phillips*.

§. 35.

Die Gliederung, welche Philipps für den Lias von Yorkshire ausgeführt hat, richtet sich nach den drei mineralogisch verschiedenen Niederschlägen, welche an jenen Küstenbildungen wahrzunehmen sind. Zwischen Peak und Whitby bietet sich der ganze Durchschnitt dar, welchen Phillipps in seine Profile aufgenommen hat. Von unten gegen oben erscheint dort der Lias auf folgende Weise. Zwischen Peak und Robin-Hood's-Bay stehen die Zonen des Amm. obtusus, oxynotus und raricostatus deutlich an den Küstenwänden an und werden durch dunkle Thone mit Geoden und sandigen Bänken gebildet. Die tieferen Schichten sind gewöhnlich vom Meere bedeckt, ihr Vorhandensein beweisen aber die ausgeworfenen Fossile, welche die Arten bis zur Zone des Amm. planorbis repräsentiren. Jenseits Robin-Hoods-Bay werden die Schichten grauer und mergeliger und enthalten die Fossile der unteren Numismalismergel. Mit Amm. capricornus beginnt der „Marlstone", der sich bis zur Zone des Amm. spinatus gegen oben fortsetzt. Phillips trennt denselben als besondere Etage von sämmtlichen tieferen Schichten ab, welch letztere er als „Lower Lias Shale" zusammenstellt. Ueber dem Marlstone folgen 200 Fuss mächtige dunkle Schiefer „Alum-Shale" (Phillips) (Zone der Posidonomya Bronni), welche den obern Lias mineralogisch gegen die Sande des Unteroliths abschliessen. Mit Sicherheit wurde hier zwar die Zone des Amm. jurensis noch nicht nachgewiesen, doch lässt sich aus den bei Blue-Wick vorkommenden Fossilen schliessen, dass der Phillips'sche Dogger an dieser Localität mit der Zone des Amm. torulosus beginnt, während es vielleicht erst später gelingen dürfte, unmittelbar darunter doch noch deutlichere Aequivalente der Jurensisschichten aufzufinden, als bis jetzt bekannt wurden.

Nr. 19.

Allgemeine Eintheilung des Lias.		*Eintheilung des Lias von Yorkshire nach* **Phillips.** (Geol. of Yorkshire 1829. pag. 33.)
Oberer Lias. Toarcien. Upper Lias.	Jurensisbett.	*Alumshale, 200'.*
	Posidonomyenbett.	
Mittlerer Lias. Liasien.	Spinatusbett.	*Marlstone, 150'.*
	Ob. Margaritatusbett.	
	Unt. Margaritatusbett.	
	Davöibett.	
Middle Lias.	Ibexbett.	*Lower Lias Shale, 500'.*
	Jamesonibett.	
Unterer Lias. Sinémurien. Lower Lias.	Raricostatusbett.	
	Oxynotusbett.	
	Obtususbett.	
	Tuberculatusbett.	
	Bucklandibett.	
	Angulatusbett.	
	Bett des A. planorbis.	
Keuper.	Bonebed.	noch nicht nachgewiesen.

England.

Von dem Herausgeber der Pickwickpapers, Charles Dickens, Esq., iſt das Leben eines der größern engliſchen Pantomimen, Joſeph Grimaldi, in zwei Bänden erſchienen. Grimaldi ſcheint von ſeinen Vorfahren, die bis zu ſeinem Großvater wenigſtens alle Clowns waren, eine große phyſiſche Fertigkeit zur Pantomime ererbt zu haben. Lord Byron war ein beſonderer Verehrer und Freund des Künſtlers. Das von Cruikſhank's Hand der Biographie beigegebene Portrait Grimaldi's, ſo wie die dazu gehörenden Skizzen deſſelben Meiſters, ſind ausgezeichnet.

Für die Behauptung, daß Sir Philipp Francis der Verfaſſer der famoſen Junibriefe ſey, haben ſich neue Belege ergeben. Am 2., 3. und 6. Februar wurde die Bibliothek dieſes Staatsmanns verſteigert. Viele ſeiner Bücher ſind mit handſchriftlichen Randbemerkungen reichlich verſehen, aus welchen hervorzugehen ſcheint, daß ſich Sir Philipp oft dieſelben Stellen beſonders angezeichnet habe, welche Junius anführt. Die Briefe ſelbſt finden ſich in mehreren Exemplaren, ſorgfältig durchcorrigirt; die im Drucke zurückgebliebenen Namen ſind mit der Feder ausgefüllt, und dieß auf eine Weiſe, wie es der Herausgeber Wordſall gar nicht vermuthet hatte; auch wurde die Identität dieſer ausfüllenden Hand mit derjenigen, welche die noch vorhandenen Originalmanuſcripte ſchrieb, erkannt. Als bezeichnend wird endlich die Bitterkeit und Perſönlichkeit der Randbemerkungen angeführt, mit welchen Sir Philipp eine Schrift von Taaffe verſah, welcher längere Zeit für den Verfaſſer der Junibriefe galt.

Sir W. Scotts Denkmal in Edinburg wird aus einem prächtigen gothiſchen Thurme beſtehen, an welchem die ſchönſten Theile der alten Abtei Melroſe abgebildet ſind. Im Innern deſſelben wird die Marmorſtatue des berühmten Mannes aufgeſtellt werden.

In den Vereinigten Staaten ſoll ein Dampfſchiff, der Columbus, nach einem neuen Syſtem eingerichtet worden ſeyn, wo der Dampf vermittelſt Queckſilbers erzeugt wird, was den großen Vortheil habe, eine große Menge Kohlen zu erſparen. Der Columbus kam vor Kurzem von Weymouth zu Falmouth an; der Befehlshaber und die Mannſchaft ſollen ſich über das Experiment auf das Günſtigſte äußern.

In England kommt gegenwärtig eine Erfindung in Aufnahme, welche von hoher national-ökonomiſcher Bedeutung zu ſeyn ſcheint. Sie betrifft nämlich ein Schutzmittel gegen den im Holze ſich erzeugenden trockenen Moder, welcher bekanntlich im Bauweſen große Verwüſtung anrichtet. Schon Davy hatte im Jahr 1825 vorgeſchlagen, die äußern Flächen des Holzes mit einer Auflöſung von ätzendem Queckſilber-Sublimat, einer Verbindung des Chlors mit dem Queckſilber, zu beſtreichen. Die Sache kam indeſſen erſt in Aufnahme, nachdem die Verſuche des Engländers Kyan mit dem vollkommenſten Erfolg gekrönt worden waren. Die Erſparniß durch dieſes den Moder abhaltende Mittel ſoll ſich ins Unendliche belaufen; auf Kohlenſchachten allein angewandt, ſoll es in England eine jährliche Koſtenverminderung von 500,000 Pfund Sterling gewähren. Für Eiſenbahnen insbeſondere, deren Schienenunterlagen aus querliegenden Holzſchwellen beſtehen, wird die Kyaniſirung — ſo nennt man die chemiſche Operation, welcher das zu behandelnde Holz unterliegt —, von großem Nutzen ſeyn. Die Koſten ſollen ſich für den Centner auf 8 Gr. belaufen.

Frankreich.

Die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris hat an die Stelle des verſtorbenen Grafen Reinhard den Helleniſten Pill. Lebas, der früher in Nürnberg die Erziehung des Prinzen Ludwig Bonaparte leitete, zu ihrem Mitgliede, Jomard für 1836 zum Präſidenten und Amary Duval zum Vicepräſidenten ernannt.

Der Lias von Gloucestershire nach *Murchison*.

§. 36.

Die Liasbildungen von Gloucestershire werden von Murchison * in 3 Gruppen getrennt, auf welche sich die einzelnen Zonen in der Weise vertheilen, wie es Profil Nr. 20 zeigt. Weitere Unterabtheilungen, in welche Murchison obige Gruppen zerlegt, fallen zum Theil mit einzelnen Zonen zusammen, wie dies in früheren Paragraphen nachzuweisen versucht wurde, lassen sich aber zum Theil auch gar nicht übertragen, da ihre Abtrennung nicht immer auf die allgemeinen paläontologischen Charaktere gegründet, sondern häufig nach localen mineralogischen Verhältnissen, oder nur nach einseitigen paläontologischen Vorkommnissen ausgeführt wurde.

Murchison fasst die 9 untersten Zonen des Lias mit dem Bonebed als *„Lower Lias Shales and Limestones"* zusammen, darüber folgt der *„Marlstone"*, welcher 4 weitere Zonen repräsentirt, während der *„Upper Lias"* (Murchison's) nur durch eine einzige Zone gebildet wird. Die Schichten des Amm. jurensis jener Provinz werden von Murchison auf indirecte Weise in den Unteroolith gestellt, da ihre mineralogische Beschaffenheit mit den darüber folgenden Lagen grosse Uebereinstimmung besitzt.

Ein weiteres Eingehen ist hier aus obigen Gründen nicht möglich, doch ist der Lias von Gloucestershire so regelmässig entwickelt und wohl gegliedert, dass sich von den 15 Zonen des Lias gewiss auch diejenigen auffinden lassen, deren Nachweise ich in früheren Paragraphen nicht gegeben habe.

---

* R. J. Murchison, J. Buckmann und H. Strickland. 1845. Outline of the Geology of the neighbourhood of Cheltenham

Nr. 20.

Allgemeine Eintheilung des Lias.		*Einthèilung des Lias von Gloucestershire nach* **Murchison.** (1845. Outline of the Geology of Cheltenham.)
Oberer Lias. **Toarcien.**	Jurensisbett.	Die Zone des Amm. jurensis ist zwar deutlich vorhanden, wurde aber nicht als solche unterschieden, sondern dem Untercolith zugetheilt.
Upper Lias.	Posidonomyenbett.	*Upper Lias or Alumshale.*
Mittlerer Lias. **Liasien.**	Spinatusbett.	*Marlstone.*
	Ob. Margaritatusbett.	
	Unt. Margaritatusbett.	
	Davöibett.	
Middle Lias.	Ibexbett.	
	Jamesonibett.	
Unterer Lias. **Sinémurien.** **Lower Lias.**	Raricostatusbett.	*Lower Lias Shales and Limestones.*
	Oxynotusbett.	
	Obtususbett.	
	Tuberculatusbett.	
	Bucklandibett.	
	Angulatusbett.	
	Planorbisbett.	
Keuper.	Bonebed.	
	Keupermergel.	*New-Red.*

Eintheilung der französischen Liasbildungen nach *d'Orbigny*.

§. 37.

Die 3 von d'Orbigny aufgestellten Etagen stimmen im Allgemeinen mit der in Deutschland und England einheimischen Eintheilungsweise, wesshalb ich sie hier vollständig aufgenommen habe. Unter einer d'Orbigny'schen Etage haben wir beinahe immer eine Schichtengruppe, d. h. mehrere vereinigte Zonen zu verstehen. Die Begrenzung dieser Etagen untereinander liesse sich nur dann genauer verfolgen, wenn d'Orbigny dieselben durch eine grössere Anzahl von Profilen oder Beschreibungen localer Durchschnitte veranschaulicht hätte. Da dies nicht der Fall ist, so müssen wir unsere Schlüsse aus den paläontologischen Reihen im Prodrome machen. Sehen wir hier von einzelnen Verstössen ab, so erhalten wir für Frankreich ein ideales Profil, das mit unsern allgemeinen Zusammenstellungen völlig stimmt, besonders wenn wir seine Begrenzung des Lias gegen den Unteroolith in dem Sinne auffassen, wie ich sie §. 12 darzulegen versucht habe. Ich habe die 3 Etagen aufgenommen und sie der detailirteren Gliederung angepasst, dieselben wären hiernach auf folgende Weise zu definiren.

Neuvième Etage: *Toarcien.*
- Zone des Amm. jurensis.
- „ der Posid. Bronni.

Huitieme Etage: *Liasien.*
- Zone des Amm. spinatus.
- Obere Zone des Amm. margaritatus.
- Untere „ „ „ „
- Zone des Amm. Davöi.
- „ „ „ ibex.
- „ „ „ Jamesoni.

SeptièmeEtage: *Sinémurien.*
- Zone des Amm. raricostatus.
- „ „ „ oxynotus.
- „ „ „ obtusus.
- „ „ Pentacrinus tuberculatus.
- „ „ Amm. Bucklandi.
- „ „ „ angulatus.
- „ „ „ planorbis.

Der Lias in den Dep. Jura und Doubs nach *Marcou*.

§. 38.

Marcou hat in seiner ausgezeichneten Arbeit,* welche ich früher schon häufig anführte, den Lias der Departements Jura und Doubs zuerst genauer eingetheilt und die einzelnen Glieder in umfassender Weise beschrieben. Ich freue mich, die Resultate seiner Untersuchungen wiedergeben zu können. Die durchschnittliche Mächtigkeit der Bildungen zwischen dem Bonebed und der Zone des Amm. torulosus mag in diesen Provinzen 40—45 Meter** betragen. Das Bonebed, welches Marcou als Grenzschichte betrachtet, tritt zwar nicht besonders deutlich auf, lässt sich aber dennoch unmittelbar über dem Keuper an einigen Punkten nachweisen. Darauf folgen mergelige Kalke mit Amm. planorbis Sow. (psilonotus Quenst.), Amm. angulatus und Cardinia concinna. Etwas höher liegen Amm. Bucklandi, Conybeari, Kridion und Gryphäa arcuata. Unmittelbar darüber stellt sich die „Pentacrinitenbreccie" (Zone des Pentacrinus tuberculatus) ein, mit welcher Marcou seinen *„untern Lias"* abschliesst. Wir finden in diesen Angaben dieselbe Aufeinanderfolge der einzelnen Zonen, wie sie das allgemeine Profil zeigt.

Die drei folgenden Zonen theilt Marcou schon dem mittlern Lias, als unterste Abtheilung desselben zu. Er nennt sie *„Marnes de Balingen ou à Gryphaea cymbium"*. Es ist dies eine Abweichung, von der gewöhnlichen Art der Entheilung, denn es werden die drei Zonen des Amm. obtusus, oxynotus und raricostatus, welche Marcou's „Marnes de Balingen" zusammensetzen, beinahe allgemein noch als Glieder des untern Lias betrachtet.

---

* Recherches geol. sur le Jura salinois. Mem. Soc. geol. de France 4. und 18. Mai 1846.

** In Beziehung auf die Mächtigkeit der einzelnen Schichten habe ich mich an die Angaben auf pag. 45—54 Separatabdr. gehalten, von welchem die Messungen pag. 66 etwas abweichen.

Der „*Calcaire à Belemnites*“ bildet ein schwaches Aequivalent der Zonen des Amm. Jamesoni, ibex und Davöi. Die dritte Abtheilung seines mittlern Lias „*Marnes à Ammonites amaltheus ou margaritatus*“ entspricht unseren Schichten des Amm. margaritatus, während die vierte Abtheilung „*Marnes à Plicatules*“ durch die Zone des Amm. spinatus gebildet wird. Die Begrenzung, welche Marcou seinem mittleren Lias gegen oben gibt stimmt also vollständig mit der allgemeinen Eintheilung, während er gegen unten eine Addition vorgenommen hat, wodurch der mittlere Lias auf Kosten des unteren um 3 Zonen vermehrt wird. Die Uebereinstimmung kann demnach hergestellt werden, sobald man „die Marnes de Balingen ou à Gryphaea cymbium“ mit dem unteren Lias vereinigt.

Der obere Lias von Marcou beginnt mit den „*Schistes bitumineux ou Schistes de Boll*“. Sie sind die Aequivalente der untern Region unserer Posidonomyenschiefer, während die obere Region der letzteren von den „*Marnes à Trochus ou de l'inperdu*“ gebildet wird. Die Marnes à Trochus begreifen aber ausserdem noch die Jurensis- und Torulosusschichten. Die dritte Abtheilung, welche Marcou für den obern Lias von Salins aufstellt, ist sein „*Grès supraliasique*“. Da jedoch schon die „Marnes à Trochus“ die unterste Zone des mittleren Jura und somit auch des Unterooliths einschliessen, so gehört der „Grès supraliasique“ mit einem Theil der vorigen Bildung nicht mehr in den Lias, sondern es ist bei der Eintheilung Marcou's die Grenzlinie zwischen oberem Lias und Unteroolith mitten durch die Marnes à Trochus ou de l'inperdu hindurchzuziehen.

Nr. 21.

Allgemeine Eintheilung des Lias.		*Eintheilung des Lias von Salins (Jura) nach* **Marcou.** 1846. Jura salinois.	
Unteroolith.		? Grès superliasique.	
	Torulosusbett.	Marnes à Trochus ou de Pinperdu. 15 Meter.	*Lias super.* Marcou.
Oberer Lias. Toarcien. Upper Lias.	Jurensisbett.		
	Posidonomyenbett.	Schistes bitumineux ou Sch. de Boll. 2–3 Met.	
Mittlerer Lias. Liasien. Middle Lias.	Spinatusbett.	Marnes à Plicatulen 4 Meter.	*Lias moyen* Marcou.
	Ob. Margaritatusbett.	Marnes à Ammon. amalthens ou margaritatus. 10 Met.	
	Unt. Margaritatusbett.		
	Davöibett.	Calcaire à Belemnites. 1½ Met.	
	Ibexbett.		
	Jamesonibett.		
Unterer Lias. Sinémurien. Lower Lias.	Raricostatusbett.	Marnes de Balingen ou à Gryph. cymbium. 6–8 Met.	
	Oxynotusbett.		
	Obtususbett.		
	Tuberculatusbett.	Lias inf. ou calcaire à Gryph. arquées, 6 Meter.	*Lias inférieur.* Marcou.
	Bucklandibett.		
	Angulatusbett.		
	Bett d. Amm. planorbis.		
Keuper.	Bonebed.	Couche de passage entre le Trias et et le Jura.	
	Keupermergel.	Keuper.	

Der Lias von Luxemburg nach *Dewalque* und *Chapuis*.

§. 39.

Der Lias von Luxemburg und dem angrenzenden Departement der Moselle wurde schon im Jahre 1841 von M. Dumont eingetheilt. In der neueren Zeit förderten die Arbeiten von Dewalque und Chapuis, gestützt auf gründliche paläontologische Untersuchungen die Kenntniss der dortigen Bildungen bedeutend. Ich halte mich an die Resultate, welche in der Schrift* dieser Autoren niedergelegt sind mit Berücksichtigung der Ergänzungen, welche Dr. Dewalque nachträglich in zwei besonderen Aufsätzen** hinzugefügt hat.

Dewalque und Chapuis zerlegen die Liasbildungen von Luxemburg in 3 Schichtengruppen, von welchen sie die unterste in 4, die mittlere in 3 und die obere in 2 mineralogisch verschiedene Lagen abtrennen. Die 9 Schichten, in welche der ganze Lias hiedurch zerfällt, stimmen zum Theil mit unseren Zonen, zum grösseren Theil sind es aber ganz locale, einzig und allein auf die Gesteinsbeschaffenheit gegründete Formationsglieder. Doch wird in der vorliegenden Arbeit der grösstmögliche Fleiss angewendet, um die auf stratigraphische Unterschiede basirten Abtheilungen auch paläontologisch zu charakterisiren. Die Consequenz, mit welcher dies ausgeführt wird, gibt der Arbeit ihren Werth und macht es möglich, die darin aufgestellte Eintheilung auf die allgemeine zu übertragen. Indem ich mich auf die Angaben früherer Paragraphen stütze, will ich die einzelnen Dewalque'schen Formationsglieder hier in übersichtlicher Weise zu definiren suchen.

1) *„Grès de Martinsart."* Es sind keine bezeichnenden Fossile aus den Sanden von Martinsart bekannt, dagegen bilden dieselben

---

* Dewalque et Chapuis, Memoire, terrains second. Luxembourg Academie Royale de Belgique 1853—54 Separatabdr.

** Dewalque, note sur les divers étages de la partie inférieure du Lias dans le Luxembourg. Extr. Append. bull. Acad. royale de Belg. 1853—54.

Dewalque, note sur divers étages qui constituent le Lias moyen et le Lias superieur; ibid tome 21. Nr. 8. 1854.

ihrer relativen Lage nach das Zwischenglied zwischen dem Keuper und den untersten Liasschichten und müssen desshalb wahrscheinlich mit dem Bonebed und Bonebedsandstein zusammengestellt werden.

2) „*Marne de Jamoigne*“. Wie in §. 7 gezeigt wurde, gehört diese Bildung den Angulatus-Schichten an. Ob sie zugleich auch das Lager des Amm. planorbis enthält, wurde noch nicht nachgewiesen.

3) „*Grès de Luxembourg*“. Hiezu sind noch die obern Angulatus-Schichten zu zählen, sowie auch die ganze darüber liegende Zone des Amm. Bucklandi damit zusammenfällt, siehe §. 7 und 8.

4) „*Marne de Strassen*“. Pentacrinus tuberculatus ist eine der bezeichnendsten Arten der Mergel, welche im Lias von Luxemburg über den Bucklandi-Schichten liegen und von der Zone des Amm. obtusus gegen oben begrenzt werden. Belemnites acutus kommt gleichfalls in den Mergeln von Strassen vor, welche mit der Zone des Pentacrinus tuberculatus identisch sind. *

5) „*Grès de Virton*“. Nach der Stellung, welche diese Abtheilung über dem Marne de Strassen einnimmt und nach den Fossilen zu urtheilen, welche Dewalque dafür angibt, entsprechen die Sande von Virton den fünf über dem Tuberculatusbett folgenden Zonen, von den Schichten des Amm. obtusus an bis zu denen des Amm. ibex. Dewalque und Chapuis nannten in ihrem Memoir pag. 273 die Abtheilung noch Sable d'Aubange und bildeten sowohl den Amm. obtusus als den Amm. bipunctatus (Valdani d'Orb.) daraus ab. Letztere Species markirt den Horizont des Amm. ibex mit Schärfe. Weitere Arten, welche theilweise den dazwischenliegenden Zonen angehören, gibt Dr. Dewalque in seinem zweiten auf der vorigen Seite citirten Aufsatze an, wie Ammonites planicosta, Guibalianus, Buvigieri, Gryphaea obliqua (Ostrea cymbium var.

* Dr. Dewalque sandte mir deutliche Säulenglieder von Pentacrinus tuberculatus aus dem Marne de Strassen.

depressa Dew.) u. s. w. Die Abtheilung: Grès de Virton würde somit die Zonen des Amm. obtusus, oxynotus, raricostatus, Jamesoni und ibex repräsentiren.

6) *„Schiste d'Ete"*. Dr. Dewalque führt diese Bezeichnung statt der seither bestehenden: Schiste d'Aubange Dum. ein. Amm. Davöi, capricornus und Henleyi kommen in den glimmerreichen grauen thonigen Schiefern vor. Die Schistes d'Ete sind demnach Davöischichten, was auch mit der Definition der vorigen Abtheilung vollständig übereinstimmt.

7) *„Macigno d'Aubange"*. Enthält die Fossile der drei oberen Zonen des mittleren Lias. Die Schichtengruppe beginnt über der Zone des Amm. Davöi und wird gegen oben von den Posidonomyenschiefern begrenzt.

8) und 9) *„Schiste et Marne de Grand-Cour"*. Schon in §. 29 und 30 wurde gezeigt, dass diese Abtheilung des Lias von Luxemburg der Etage des obern Lias anderer Orte entspricht, dass sich aber zwischen den Schiefern und Mergeln (Schistes et Marnes) keine Abgrenzung in der Art ausführen lässt, dass dadurch die Zone der Posidonomya Bronni von der des Amm. jurensis zugleich abgetrennt würde. Vielmehr enthalten die oberen Mergel nicht allein die Zone des Amm. jurensis, sondern noch einen grossen Theil der in andern Gegenden durch Posidonomyenschiefer gebildeten Schichten, während die bituminösen Schiefer Luxemburgs nur an der Basis der Zone in ihrer mineralogisch eigenthümlichen Beschaffenheit ausgeschieden sind.

Der vorhergegangene Versuch die einzelnen Abtheilungen, in welche der Lias von Luxemburg von Dewalque und Chapuis zerlegt wurde, auf die allgemeine Eintheilung zu reduciren, soll nun durch die folgende Zusammenstellung anschaulich gemacht werden.

Nr. 22.

Eintheilung des Lias von Luxemburg nach **Dewalque** *und* **Chapuis.**
Mem. Lux. pag. 9 und 273 und Dewalque Soc. geol. de France 26. Juni 1854 pag. 560.

Allgemeine Eintheilung des Lias.					
Oberer Lias. Toarcien. Upper Lias.	Jurensisbett.	Marne.	Marne et Schiste de Grand-Cour	= **Lias supérieur** Dew.	
	Posidonomyenbett.	Schiste.			
Mittlerer Lias. Liasien. Middle Lias.	Bett des Amm. spinatus.	Macigno d' Aubange.	Sable Schiste et Macigno d'Aubange.	= **Lias moyen** Dew.	
	Oberes Margaritatusbett.				
	Unteres Margaritatusbett.				
	Davöibett.	Schiste d'Ete.			
	Ibexbett.				
	Jamesonibett.				
Unterer Lias. Sinémurien. Lower Lias.	Raricostatusbett.	Grès de Virton.			
	Oxynotusbett.				
	Obtususbett.				
	Tuberculatusbett.	Marne de Strassen.		= **Lias inférieur** Dew.	
	Bucklandibett.	Grès de Luxemb.			
	Angulatusbett.				
	Bett des Amm. planorbis.	Marne de Jamoigne			
Keuper.	Knochenbett (Bonebed).	Grès de Martinsart ?			

Am 23. Februar ſtarb zu Paris, auf der Sitzung der Pairskammer zurückkehrend, am Schlag, Baron Ant. Iſak Silveſtre de Sacy, Profeſſor der perſiſchen Sprache am College de France, der arabiſchen Sprache an der Specialſchule für morgenländiſche lebende Sprachen, beſtändiger Secretär der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, Conſervator der orientaliſchen Manuſcripte der königlichen Bibliothek, Inſpector der orientaliſchen Typographie bei der königlichen Buchdruckerei, Großoffizier der Ehrenlegion und Pair von Frankreich. Er wurde am 21. September 1758 in Paris geboren, wo ſein Vater J. A. Sylveſtre Notar war. 1781 trat er als Münzrath in den Staatsdienſt, wurde 1786 zum Adjoint der Akademie der Inſchriften erwählt und 1791 Generalcommiſſär bei der Münze. Nach der Wiederherſtellung des Inſtituts trat er 1795 als ordentliches Mitglied in daſſelbe ein und erhielt die Profeſſur des Perſiſchen am College de France. Ludwig der XVIII. ernannte ihn gleich nach ſeiner Rückkunft zum Ehr. Senior, 1815 zum Rektor der Pariſer Univerſität und nach den 100 Tagen zum Mitglied der Unterrichtscommiſſion, welche Stelle er aber ſogleich aufgab, als das Großmeiſteramt der Univerſität auf eine ihm mißliebige Weiſe beſetzt wurde. Unter der jetzigen Regierung wurde er zum Pair erhoben, ein Amt, das er ebenſo gewiſſenhaft verwaltete, wie alle übrigen, die ihm anvertraut waren. Sein Tod hat eine Lücke gelaſſen, die ſchwerlich nach jeder Seite hin wird ſobald ausgefüllt werden können.

Der Direktor der Handelsſchule in Paris, Blanqui, iſt zum Mitgliede der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ernannt worden.

Der durch den Austritt Letronne's erledigte Lehrſtuhl der Geſchichte an der Univerſität Paris iſt durch den bekannten Hiſtoriker Michelet beſetzt worden.

Bei jeder der Rechtsfacultäten in Dijon, Grenoble, Rennes, Straßburg und Toulouſe iſt ein Lehrſtuhl für franzöſiſches Staatsrecht, und an der Rechtsfacultät zu Paris ein Lehrſtuhl für vergleichendes Criminalrecht errichtet worden.

Der Brand des italieniſchen Theaters in Paris hat auch der orientaliſchen Literatur einen großen Verluſt bereitet, indem ein Theil der an orientaliſchen Handſchriften reichen Bibliothek Klaproth's, welchen der Director Severini für Rechnung der Gläubiger des Verſtorbenen in Händen hatte, zu Grunde gegangen iſt.

Der Archivar Maillard de Chambure hat in dem Archiv zu Dijon drei werthvolle Handſchriften entdeckt. Die beiden erſten ſind Rechnungsbücher der Juden, welche ſich verſteigt hatten, um die zum letzten Kreuzzuge eingeſchifften Truppen mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen zu verſehen. Der dritte Band enthält das Militärreglement der Tempelherrn nebſt den Regeln des Ordens, wie ſie vom Concil zu Troyes beſtätigt worden.

Alfred de Vigny gibt eine Sammlung ſeiner Werke heraus, deren erſte Bände den Roman „Cinq-Mars“ und die „antiken und modernen Dichtungen“ enthalten. Mit Recht beginnt die Sammlung damit, und nehmen wir noch „Eloa“ hinzu, ſo haben wir darin den Prototyp und die Keime faſt aller ſpätern Productionen dieſes Dichters, von la maréchale d'Ancre, la servitude et les grandeurs militaires, Chatterton etc.

Der König der Franzoſen hat Herrn Jomard als Direktor der königlichen Bibliothek in Paris beſtätigt.

Die Wiederherſtellung des Schloſſes in Verſailles und die Beſtimmung deſſelben zu einem hiſtoriſchen Nationalmuſeum hat dieſem Gebäude ein neues Intereſſe verliehen und wird bei allem Unbedeutenden, was unter der Maſſe der dort aufgehäuften Kunſtſchätze ſich findet, der Nachwelt ein Zeugniß des Glanzes der Regierung Ludwig Philipps ſeyn. Von der Sammlung der Gemälde und Sculpturarbeiten erſcheint in Paris eine Reihe von Abbildungen mit erläuterndem Texte von Jules Janin unter dem Titel „galérie historique de Versailles.“ Wiewohl die Blätter nur Umriſſe geben, wäre doch die Fertigung einer ſo großen Anzahl von Abbildungen ein ſehr weitausſehendes Unternehmen geweſen, wenn nicht der Proceß des Nachbildens ſelbſt durch den Diagraphen bedeutend abgekürzt wäre. Der Erfinder dieſes Inſtruments und zugleich der Herausgeber des Bilderwerks iſt Gavard. Das Nähere des Verfahrens ſcheint indeß vorläufig geheim gehalten zu werden. So viel iſt ſicher, daß mittels

Der Lias Württembergs nach *Quenstedt*.

§. 40.

Die Eintheilung des Lias der schwäbischen Alp von Prof. Quenstedt wurde im Vorhergegangenen schon so ausführlich behandelt, dass ich hier nicht mehr nöthig habe, Vieles hinzuzufügen. Von seinen sechs Abtheilungen umfasst die unterste fünf Zonen, die drei darauffolgenden je drei, die zwei obersten aber nur je eine einzige Zone. Ich habe auf der folgenden Tabelle die Vergleiche für die schwäbischen Bildungen, wie sie in Quenstedt. Flözgebirge 1843 pag. 539—541 dargelegt wurden, mit der allgemeinen Zoneneintheilung gegeben, da hiedurch die Grundzüge jenes Systems am leichtesten klar werden. Bei dem in der Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft, 1853, tab. 16 von meinem Freund Pfizenmayer gefertigten Profil wurden wenigstens für den Lias auch andere Arbeiten schwäbischer Geologen beigezogen, weshalb dasselbe als Resumé der vereinigten Forschungen zu betrachten ist, wie sie auf diesem Boden bis zum Jahre 1853 fortgeschritten waren. Dagegen steht eine neue umfassende Arbeit über den schwäbischen Jura von Professor Quenstedt in Aussicht.

Nr. 23.

Allgemeine Eintheilung des Lias.		*Eintheilung des Lias von Schwaben nach* **Quenstedt.** (1843. Flözgebirge. pag. 539—41.)
Oberer Lias.	Jurensisbett.	Lias ζ. *Jurensismergel.*
Toarcien.		
Upper Lias.	Posidonomyenbett.	Lias ε. *Posidonienschiefer.*
Mittlerer Lias.	Spinatusbett.	Lias δ. *Amaltheenthone.*
	Ob. Margaritatusbett.	
	Unt. Margaritatusbett.	
Liasien.	Davöibett.	Lias γ. *Numismalismergel.*
Middle Lias.	Ibexbett.	
	Jamesonibett.	
Unterer Lias.	Raricostatusbett.	Lias β. *Turnerithone.*
	Oxynotusbett.	
	Obtususbett.	
Sinémurien.	Tuberculatusbett.	Lias α. *Sand u. Thonkalke.*
Lower Lias.	Bucklandibett.	
	Angulatusbett.	
	Bett d. Amm. planorbis.	
Keuper.	Bonebed.	

Die Begrenzung des Lias gegen den Keuper.

§. 41.

In §. 4 habe ich bei Feststellung der Grenzen des untern Lias zwar angegeben, dass in dem Gebiete, welches diese Arbeit umfasst, eine Abtrennung der Liasformation gegen den Keuper bei der durchgehend verschiedenen Gesteinsbeschaffenheit der Grenzschichten beider Formationen erleichtert, und desshalb im Allgemeinen auch auf übereinstimmende Weise ausgeführt werde. Dagegen blieb noch die bestimmte Einreihung des Bonebed's unsicher. Die Profile Nr. 18—23 zeigen die Stellung, welche die Geologen Englands, Frankreichs und Deutschlands dem Bonebed geben. Marcou und Plieninger* nahmen dasselbe vorerst als Grenzschichte, dagegen vereinigten: De la Beche, Murchison, Conybeare und Phillips,** Quenstedt,*** Terquem† (und wahrscheinlich auch Dewalque und Chapuis) das Bonebed mit dem Lias. Nur wenige Stimmen waren dafür vorhanden dasselbe in den Keuper zu stellen. Die Nachweise einer Molluskenfauna sollten jedoch diese Frage zu einer Erledigung bringen. Die reichen Muschellager, welche von Hr. Fabrikant Deffner an verschiedenen Punkten Württembergs in dem Bonebedsandsteine aufgefunden wurden, gaben die Anhaltspunkte zu Vergleichen dieser Zone mit höheren und tieferen Schichten. In §. 5 habe ich diese Einschlüsse erwähnt, doch konnte ich die Untersuchungen derselben nicht beiziehen, dagegen gaben diese neuen Erfunde den Stoff zu einer gemeinschaftlichen Arbeit †† mit meinem Freunde Dr. Suess in Wien. Als Resultat derselben ist die Gleichstellung der Bonebed-Zone mit den **Kössener Schichten** des südöstlichen Deutschlands zu betrachten, da die organischen Einschlüsse beider Bildungen nahe übereinstimmen. Da jedoch in der Liasformation noch keinerlei Aequivalente derjenigen fossilen Arten

---

* H. v. Meyer und Plieninger 1844. Beitr. pag. 105.

** Outlines of the Geol. of Engl. und Wales. 1822. I. Bd. pag. 263, Sect. 3.

*** Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 541.

† Terquem, Mem. Soc. geol. de Fr. 1855. 2e partie. Extr. pag. 3.

†† Sitzungsber. k. Ak. Wien. Juli 1856.

gefunden wurden, welche die Bonebedsandsteine charakterisiren, so haben wir Bonebed und Bonebedsandstein und somit auch die Kössener Schichten als ein zum Keuper gehöriges Glied zu betrachten, über welchem erst der Lias mit der Zone des Amm. planorbis beginnt.

Die Begrenzung des Lias gegen den mittleren Jura.

§. 42.

Ich werde hier zwar zuerst die historische Entwicklung beleuchten, welche die von den Geologen jedes Landes schon so vielfach erörterte Frage erlitten hat, doch bin ich zu der bestimmten Ansicht gekommen, dass es bei Feststellung der Grenzen zwischen Lias und Unteroolith nicht passend wäre, sich nach den erstmaligen Angaben der ältesten Geologen zu richten. Vielmehr haben wir zu versuchen dies auf diejenige Art von Neuem auszuführen, durch welche die beiden Formationen besonders in paläontologischer Beziehung am schärfsten abgetrennt werden. Ich für meinen Theil finde zwar, dass die einzelnen Zonen unter sich oft dieselbe scharfe Abtrennung zulassen, wie ganze Etagen,* oder sogar wie ganze Etagengruppen, doch sind wir gezwungen, sobald wir uns einmal der Etageneintheilung bedienen, diese Etagen und Etagengruppen in noch schärferer Weise zu isoliren, als dies bei manchen der aufgefundenen Zonen bis jetzt bewerkstelligt werden konnte. Lias und mittlerer Jura bilden solche Gruppen von je drei Etagen. Bei der Eintheilung derselben richteten sich nahezu sämmtliche Geologen ursprünglich nach der mineralogischen Beschaffenheit, welche die Grenzglieder beider Formationen in den Gegenden zeigten, in welchen sie gerade untersucht wurden. Es waren jedoch nicht allein diejenigen Gelehrten, welche die Eintheilung der Juraformation begründeten, sondern es sind noch heutzutage die meisten unserer Geologen, welche den Unteroolith da beginnen lassen,

* Etage im Sinne d'Orbigny's.

wo über den dunklen Thonen oder Schiefern helle Oolithe oder Sande auftreten. Würde die Veränderung in der Gesteinsbeschaffenheit überall in der gleichen Zeit erfolgt sein, so wäre eine solche Art der Begrenzung als die einfachste und leichteste vielleicht zu rechtfertigen. Dagegen finden wir an den verschiedenen Localitäten die Grenzschichten zwischen Lias und Oolith sehr wechselnd zusammengesetzt, so dass z. B. in einer Gegend eine Zone durch Eisenerze gebildet sein kann, in der nächsten Provinz die Schichten gleichen Alters aus Thonen, an einer dritten Localität aber aus Oolithen oder Sanden bestehen. Dies mag der Grund sein, dass wir bei Vergleichung der einzelnen Systeme (siehe §. 34—40) so verschiedene Arten der Abtrennung finden. Die folgende Tabelle Nr. 24 zeigt dies um so evidenter, als es hier sogar nöthig war darauf hinzuweisen, wie ein und derselbe Gelehrte, je nachdem er wieder eine andere Localität in Untersuchung hatte auch seine Grenzlinie in veränderter Höhe anbrachte. So sehr ich mit der Eintheilungsweise d'Orbigny's einverstanden bin, wie er sie im Cours élémentaire III. Bd. pag. 469 für Thouars ausführt, so wenig lässt es sich damit vereinigen, dass von d'Orbigny die Thone von Gundershofen in den obern Lias gestellt werden. Auf seinem Profile (ibid. pag. 469) hat d'Orbigny den Amm. jurensis in die obern Lagen seines obern Lias eingetragen. Es kann hier kein Zweifel obwalten, dass in diesen Bildungen, welche d'Orbigny (ibid. pag. 464) als Typen des obern Lias erklärt, die Zone des Amm. jurensis die höchsten Lagen einnimmt. Es lässt sich deshalb keineswegs rechtfertigen an einer andern Localität noch zwei höhere Zonen zu addiren, da der einzige Grund nur der sein kann, weil diese zwei Zonen hier eine dunkle Farbe und thonige Zusammensetzung haben. Doch bleiben die Thone von Gundershofen und Uhrweiler nicht immer Thone. An der Südküste von England, so wie in Gloucestershire und Yorkshire, ja selbst an vielen französischen Localitäten werden die Schichten gleichen Alters durch helle sandige Kalke und Oolithe gebildet und es ist noch keinem der englischen Geologen in den Sinn gekommen, dieselben mit dem obern Lias zu vereinigen.

Die Begrenzung des Lias gegen den Unteroolith in den Systemen verschiedener Geologen.

Nro. 24.

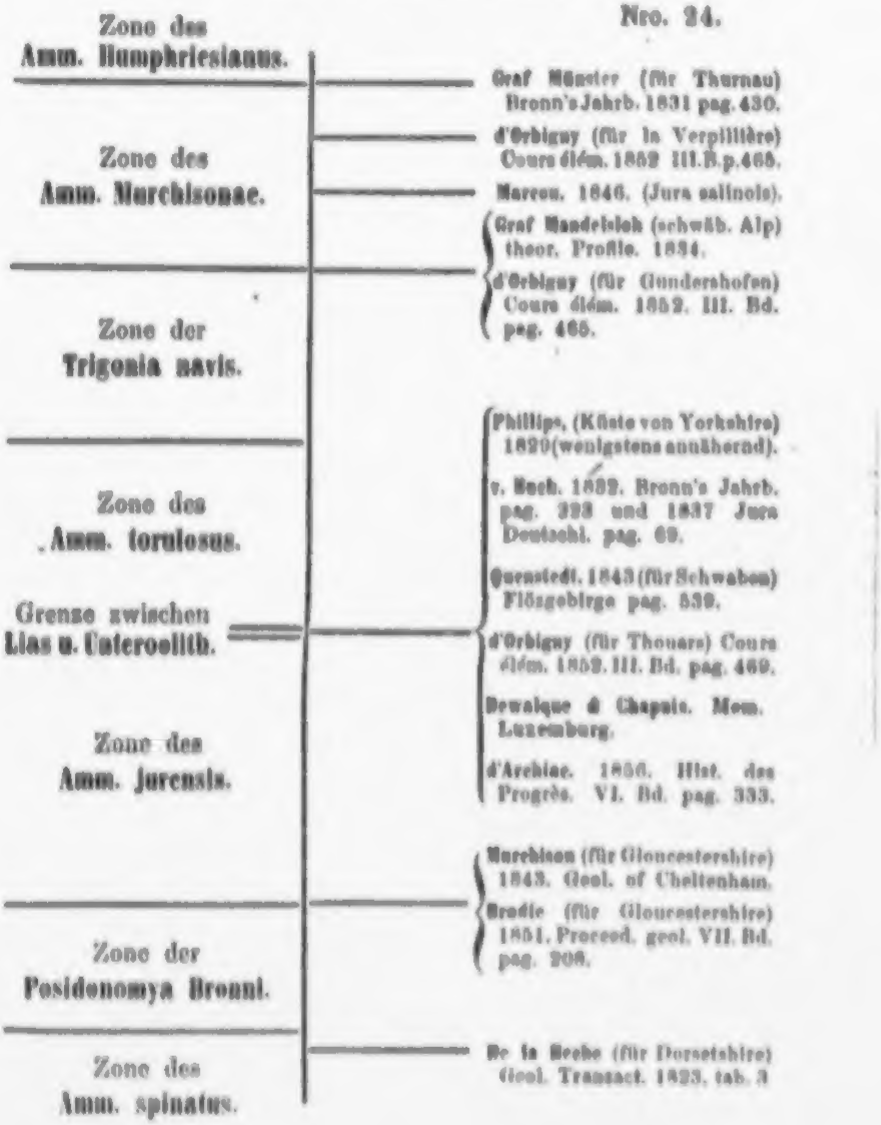

Die grosse Verschiedenheit in der Abgrenzung der Liasformation gegen den mittleren Jura, welche durch die beifolgende Tabelle bildlich dargestellt werden soll, rührt somit meist daher, dass der Gesteinsbeschaffenheit der Schichten mehr Rechnung getragen wurde, als den paläontologischen Characteren. Zu weiterem Beleg hiefür kann die Ansicht vieler französischer Geologen dienen, welche die Eisenerze von la Verpillière als typische Bildungen des obern Lias betrachten, und ihren Unteroolith erst über denselben beginnen lassen. In der That werden jene an Fossilen so reichen Thoneisensteine nur aus einigen, wenige Fuss mächtigen Bänken zusammengesetzt, dennoch enthalten dieselben aber die Repräsentanten sämmtlicher Zonen von den Lagen der Posidonomya Bronni* bis zu den unteren Schichten des Amm. Murchisonae. Amm. torulosus, opalinus, Murchisonae, Turbo capitaneus, Pholadomya fidicula kommen neben den Falciferen des obern Lias aus denselben Eisengruben. Was hindert uns jedoch daran, dass wir diese Fossile dennoch verschiedenen Zonen zuerkennen, da wir genug Beispiele dafür haben, dass in manchen Gegenden das zusammengezogen ist, was an andern Orten getrennt liegt. Sobald man jedoch auf eine solche Thatsache, wie sie bei obigen Bildungen vorzuliegen scheint, einseitige Hypothesen gründet, so müssen sich nothwendig Fehler einschleichen, wie dies denn auch gerade in diesem Falle geschehen ist. So wurde z. B. Pholadomya fidicula schon mehrfach von französischen Geologen** als Liasmuschel aufgestellt, desshalb, weil sie in solchen Bildungen in enger Nachbarschaft mit den Arten des obern Lias gefunden wurde.

Die vorhergehende Tabelle zeigt, dass sogar unter den älteren englischen Geologen keine Uebereinstimmung in der Abgrenzung des Lias herrschte. De la Beche's Unteroolith beginnt noch tiefer als Posidonomya Bronni, Murchison's Unteroolith dagegen unter der Zone des Amm. jurensis, der von

---

* Siehe §. 29, 30, 47 und 49.

** Bullet. Soc. geol. de Fr. 4. Dec. 1854. pag. 82.

Phillips unter Amm. torulosus. De la Beche und Murchison ziehen somit ihre Grenzlinie noch tiefer als es d'Orbigny für Thouars gethan. Die Gründe hiefür liegen darin, dass sich an der Küste von Dorsetshire unmittelbar über dem mittleren Lias helle Sande erheben, welche von De la Beche für Unteroolith gehalten wurden. In Gloucestershire ist die Zone des Amm. jurensis in mineralogischer Beziehung so enge mit dem Unteroolith verschmolzen, dass sie Murchison damit vereinigte, ohne sie besonders zu unterscheiden. Brodie kannte zwar die Grenzschichten zwischen Lias und Unteroolith genauer und hob dieselben in einer besonderen Arbeit,* als *„Ammonite-and Belemnite-Bed"* hervor, er machte auf ihr Auftreten an der Basis des Unterooliths an mehreren Punkten in Gloucestershire aufmerksam, zeigte, dass sie eine Knochenlage enthalten (welche er mit dem Bonebed des Keupers und anderer Formationen vergleicht), leider aber trennte er die Zone des Amm. jurensis nicht weiter von der Torulosusbank ab, sondern stellte die ganze Abtheilung in den Unteroolith. Dagegen war H. Sämann der erste, welcher unter den Fossilen von Frocester liasische Arten nachwies und in einem Aufsatze** die Ansicht aussprach, nach welcher jene oolithischen Bänke noch dem Lias zuzuzählen wären.*** Sowohl H. Sämann als ich haben es H. Dr. Wright, welcher die Wichtigkeit dieser Frage wohl erkannte, zu verdanken, auf jene Verhältnisse aufmerksam gemacht und selbst an Ort und Stelle geführt worden zu sein.

---

* Rev. Brodie, On the basement beds of the inferior Oolithe in Gloucestershire. Proceedings of the geol. Soc. 9. April 1851. pag. 208.

** Bullet. Soc. géol. de Fr. 6 Fevr. 1854. pag. 276.

*** In ähnlicher Weise behandelte H. Harlé (Aperçu de la constitution du Dép. du Calvad. annuaire 1853; siehe auch d'Archiac, 1856, Progrès de la Geol. VI. Bd. pag. 291) die Schichten gleichen Alters der Umgebungen von Bayeux (Calvados).

Grenzschichten des Lias gegen den Unteroolith, zu Frocester Hill (Gloucestershire).

Nr. 25.

Mächtige Oolithe.

Sandiges festes Gestein mit *Pholad. fidicula, Ceromya* u. s. w.

Ammonite - and Belemnite - Bed. (Brodie).

Gelbliche oolithische Kalke.	*Ammonites opalinus.*	*Turbo capitaneus*	**Zone des Amm. torulosus.**
	„ **torulosus**	*Gervillia lata.*	
8″ *Rhynchonella cynocephala und Amm. opalinus.*			
			Liasgrenze.
3—4′ (sichtbar.) oolithischer thoniniger Kalkmergel im Innern blaugrau.	**Ammonites jurensis.** *hirsinus.*		**Zone des Amm. jurensis.**
	„ *variabilis, radians.*		
	„ *Thouarsensis, discoides.*		
	„ *Aalensis, lythensis.*		
	(Calypso? heteroph.)		
Gelbe Sande gegen unten in graue Thone übergehend. Mächtige Bildung.			**Zone der Posid. Bronni.**
Blaue harte Bänke mit Amm. bifrons und *Amm. serpentinus.*			

Ich werde hier kurz meine eigenen Beobachtungen in einem Profile veranschaulichen, bedaure aber die viel gründlicheren und umfassenderen Untersuchungen, welche in Bälde von Dr. Wright über denselben Gegenstand in Aussicht stehen, nicht mehr beiziehen zu können. Das nebenstehende Profil, welches ich an Ort und Stelle aufnahm, zeigt mit Deutlichkeit, dass sich auch in Gloucestershire die Zone des Amm. jurensis in paläontologischer Beziehung wohl von den Torulosusschichten abtrennen lässt. Dagegen besitzt diese Zone ganz ähnliche physikalische Eigenschaften, wie die unteren Lagen des Unterooliths, bildet also anscheinende Uebergänge, während schon um ein Gutes tiefer die den obern Lias anderer Gegenden charakterisirende Gesteinsbeschaffenheit aufhört.

Um jedoch zu einem Schlusse zu kommen, auf welche Art die Begrenzung des Lias gegen oben am schärfsten durchzuführen sei, versuchen wir alle die möglichen Grenzlinien zu ziehen und ihren relativen Werth zu erwägen. Dieselben können natürlicher Weise nur zwischen je zwei Zonen angebracht werden, dürfen aber in keinem Falle eine Zone in der Mitte durchschneiden. Wollen wir nicht zu weit von dem einmal Angenommenen abgehen, so bleiben uns noch fünf verschiedene Wege:

wir ziehen die Grenzlinien zwischen der Zone

1) der Posidonomia Bronni und der des Ammonites jurensis.
2) des Ammonites jurensis „ „ „ „ torulosus.
3) des Amm. torulosus „ „ der Trigonia navis.
4) der Trigonia navis „ „ des Amm. Murchisonae.
5) des Amm. Murchisonae „ „ „ Amm. Humphriesianus.

Die Methode von Nr. 1 ist desshalb nicht ausführbar, weil der Uebergang der fossilen Arten zu beträchtlich ist. Schichten bei denen es uns noch nicht gelang, die Uebergänge mehrerer Arten, welche wir für wahre Leitmuscheln halten, wie: Amm. bifrons und lythensis, zu widerlegen, können wir auch nicht als Grenzglieder zweier Formationen betrachten, an deren scharfer Abtrennung uns so Vieles liegt. Dasselbe gilt für 3) und 4). Amm. opalinus füllt sowohl die Zone des Amm. torulosus, als auch die der Trigonia navis, ausserdem zeigten §. 47 und 48

desselben die geringsten Einzelnheiten, z. B. von architektonischen Verzierungen, nachgebildet werden können, und zwar in einer Entfernung, in welcher das bloße Auge nicht mehr deutlich unterscheidet; weshalb denn für architektonisches Zeichnen diese Erfindung sehr schätzbar sein muß. Freilich scheint sich durch dieses Instrument hin und wieder die Perspective zu verrücken, wie sich dieß namentlich bei der Ansicht von dem escalier des ambassadeurs zeigt; doch können solche Mängel auch von zufälliger Nachlässigkeit in der Behandlung herrühren, und die bisherigen Leistungen, die freilich die Schärfe und Freiheit der englischen Umrisse nicht erreichen, geben begründete Hoffnung auf allmähliche Vervollkommnung dieses Verfahrens.

Am 24. Februar war die Akademie der schönen Künste um das Grab eines ihrer Mitglieder, Charles Thévenin's, versammelt. Er war am 18. Juli 1764 geboren und wurde anfangs von seinem Vater, einem königlichen Baumeister, zu der Architektur bestimmt, man aber, seiner Neigung zur Malerei folgend, in die Schule Vincent's, der damals mit David wetteiferte, errang 1791 für ein Bild über den Abgang des Regulus nach Carthago den großen Preis, und begab sich sodann, um seine Studien fortzusetzen, nach Italien. In das Vaterland zurückgekehrt, malte er 1800 die Einnahme von Gaeta durch den General Rey, 1806 den Uebergang des französischen Heeres über den St. Bernhard, 1810 die Schlacht bei Jena, den Angriff und die Einnahme von Regensburg. Im Jahre 1816 kehrte er als Director der französischen Akademie in Rom nach Italien zurück, wurde 1825 an die Stelle Girodets zum Mitglied der Akademie der schönen Künste gewählt und 1829 Conservator der Kupferstichsammlung der königlichen Bibliothek. Seine letzten Werke sind 1834 die Unterwerfung Barcellonas unter General Moncey und 1827 die Audienz der Professoren des Collège de France bei Heinrich IV. im Jahr 1594.

Italien.

Aus Neapel wird berichtet, daß die Angriffe gegen den einem Verbot gleichkommenden Einfuhrzoll auf Bücher fortdauern, und man kann jetzt als gewiß annehmen, daß die Regierung sich zu bedeutenden Ermäßigungen bequemen wird. Eine Gesellschaft von Buchhändlern in Neapel hat eine Druckschrift über diesen Gegenstand zu Gunsten der Aufhebung oder wenigstens der Verminderung des Zolles bei der Regierung eingereicht, und dieselbe ist durch den Druck bekannt gemacht worden.

Russland.

Die königliche Akademie in St. Petersburg hat dem Professor der Botanik und Zoologie in Gräz, Dr. Unger, ein Accessit von 100 Ducaten zuerkannt für die Lösung der Preisfrage über die Bildung und das Wachsthum des Dotterblasenstammes.

Unter den neuernannten Correspondenten der Akademie bemerkt man den Geheimen Regierungsrath, Oberbibliothekar und Akademiker Wilken und Professor Lejeune Dirichlet in Berlin, den königlichen Astronomen Hamilton in Dublin, den Director des zoologischen Museums in Leyden, Temminck, den Professor Hooker in Glasgow, und den Professor der Universität Kasan Kowalewski.

den nahen Zusammenhang beider Schichten, wie denn auch eine Abtrennung von den Geologen hier noch nicht durchzuführen versucht wurde. Gegen oben erscheint dagegen in der Zone der Trigonia navis die so wichtige Pholad. fidicula zum ersten Male und setzt sich in die obern Lagen des Unterooliths fort. Wenn auch die Uebergänge zwischen der Zone der Trigonia navis und der des Amm. Murchisonae nicht gerade bedeutend sind, so möchte ich doch keineswegs als Grenzglied zweier Formationen eine Zone aufstellen, deren Verbreitung sich noch auf wenige Localitäten beschränkt und deren Aequivalente z. B. in England und dem nördlichen Frankreich noch gar nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen wurden. In Beziehung auf Nr. 5 führe ich an, dass von beinahe sämmtlichen Geologen die Zone des Amm. Murchisonae zum Unteroolith gezählt wird, da dieselbe an den typischen Localitäten Englands und Frankreichs eng damit verbunden ist. Es wurde die 1831 von Graf Münster eingeführte Bezeichnung der Murchisonae-Schichten als „Oberer Liassandstein“ kurz nachher von Leopold von Buch bekämpft und zu verdrängen gesucht, da hiedurch nothwendig Irrthümer herbeigeführt worden wären. Die Benennung ist nicht mehr gebräuchlich und die Vereinigung der Zone des Amm. Murchisonae mit dem Unteroolith wird allgemein als eine sich von selbst verstehende Sache angesehen.

Dagegen geht die einzig sichere durch zwei bestimmte, beinahe überall nachweisbare Horizonte begrenzte Linie, zwischen den Schichten des Amm. jurensis und denen des Amm. torulosus hindurch. Der Reichthum an fossilen Arten, welche jede der beiden Zonen charakterisiren, macht es möglich eine Trennung an den meisten Localitäten mit grosser Schärfe auszuführen. Die Phillips'sche Eintheilung, bedingt durch die Natur der Niederschläge an jener Küste, stimmt im Allgemeinen mit dieser Art der Begrenzung, doch fehlen noch die schärferen Nachweise der eigentlichen Grenzglieder, besonders der Zone des Amm. jurensis. Dagegen spricht sich Leopold von Buch mehrmals mit Bestimmtheit darüber aus, dass die Thone, welche im südwestlichen Deutschland und der Schweiz an der Basis des Unteroliths

liegen, noch zum mittlern Jura gezählt werden müssen (siehe §. 47). Hieraus erhellt, dass schon in früher Zeit diese Art der Abtrennung angestrebt wurde. Für Württemberg und Bayern wurde eine solche im Jahr 1843 von Professor Quenstedt mit Bestimmtheit angenommen. D'Orbigny's Angaben (Cours élément. 1852. 3. Bd. pag. 469) zeigen uns, dass auch er, wenigstens für einige Localitäten in dieser Weise die Grenzlinie für seinen obern Lias gezogen hat. In den Arbeiten von Dewalque und Chapuis ist gleichfalls eine solche beinahe unzweifelhaft, wenigstens bieten ihre paläontologischen Angaben pag. 274 über die Grenzschichten keine Widersprüche dagegen. Dazu kommt die gewichtige Ansicht von Vic. d'Archiac, welcher sich in dem unlängst erschienen sechsten Bande seines Progrès pag. 333 ausdrücklich zu dieser Eintheilungsweise bekennt. Wir haben somit schon eine beträchtliche Anzahl von Bundesgenossen für diejenige Art der Begrenzung gewonnen, welche wir künftig festzuhalten haben, nach welcher nemlich:

Die Liasformation mit der *Zone des Ammonites jurensis* abschliesst und der mittlere Jura mit der *Zone des Amm. torulosus* beginnt.

II. DER MITTLERE JURA.

§. 43. Ich habe versucht, die in den verschiedenen Ländern bestehenden Eintheilungen zu vereinigen, wodurch sich folgende 3 Etagen ergaben. Vergl. §. 1.

Deutschland.	Frankreich.	England.
4) Unteroolith.	Etage Bajocien.	Inferior Oolithe.
5) Bath-Gruppe.	„ Bathonien.	Bath-Oolitheformation.
6) Kellowaygruppe.	„ Callovien.	Kellowayformation.

Jede dieser Abtheilungen zerfällt in eine Anzahl von Zonen, welche ich in den 3 folgenden Abschnitten der Reihe nach beschreiben werde.

Fünfter Abschnitt.

DER UNTER-OOLITH. (Bajocien. Inferior Oolithe.)

§. 44. **Synonymik für England:** Under Oolithe, Will. Smith. 1815, a Memoir to the Map and Delineation of the strata u. s. w. Under Oolithe, lower or inferior Oolithe, Sowerby 1815. Min. Conch. Index to vol. I. Inferior Oolithe, Conyb. und Phillips, 1822. Outlines of the Geol. of Engl. and Wales pag. 239. 1) Dogger, 2) Lower Sandstone, Shale and Coal, 3) Impure Limestone, 4) Upper Sandstone (pars), Phill. 1829. pag. 33.

Für Frankreich: Groupe inf rajurassique ferrugineux, Al. Brongniart 1829, Tableau des terrains pag. 414. Grès superliasique Oolithe ferrugineux, Calcaire laedonien, Calcaire à polipiers u. s. w. Marcou 1846. Jura salinois. Separatabdr. pag. 55—73. Oolithe de Bayeux Simon. Calcaire à entroques, Calcaire à Polypiers, Cotteau. Oolithe ferrugineux du Mont Saint Martin und Calcaire de Longwy, Dew. et Chapuis Mem. Luxemb. Bajocien (zehnte Etage Oolithe inférieur, d'Orb., Cours élémentaire 3. Bd. pag. 477. Nach den Bildungen in den Umgebungen von Bayeux *(Bajoce)* im Calvados.

Für Deutschland: Dogger, Römer 1836, Ool. pag. 6 (non Phill. 1829). Unteroolith, v. Buch 1837. Der Jura Deutschlands, Preuß. Berl. Akad. Eisenrogenstein und Walkerdegruppe, Fromherz, 1838. Die Juraformation des Breisgaues. Brauner Jura α, β, γ, δ und (ε pars) Quenst. 1843, pag. 538 und 539.

§. 45. **Palaeontologie.** Die Zahl der organischen Reste, welche bis jetzt in den Bildungen des Unteroolithe verschiedener

Länder gefunden wurden, ist auf eine beträchtliche Höhe gestiegen. In dem Anhange zu diesem Abschnitt war ich genöthigt, über 250 Arten aufzunehmen, obgleich ich von den Echinodermen nur wenige Species anführte, die niederen Thierklassen (von den Echinodermen an abwärts) aber ganz überging. Wirbelthiere sind im Unteroolith zahlreich zu Hause, ich wüsste keine Localität, an welchen solche nicht gefunden worden wären. An der schwäbischen Alp sind besonders die sandigen Schichten aus der Zone des Amm. Murchisonae reich daran, doch fehlen auch in höhern und tiefern Lagen einzelne Reste von Fischen oder Sauriern nicht.

D'Orbigny führt in seinem Prodrome 21 Arten *Bryozoen* an, welche sämmtlich in dem französischen Unteroolith aufgefunden wurden, von welchen aber z. B. im südwestlichen Deutschland nur wenige nachgewiesen sind. Für die zahlreichen Pflanzen, welche Phillips aus dem „Lower Sand and Shale" der Yorkshireküste beschrieb, scheinen keine Analogien zu existiren, denn die wenigen Arten, welche aus dem nördlichen Northamptonshire bekannt sind, beweisen keineswegs, dass in letzterer Provinz eine ähnliche Fauna zu finden sei.

Zu der nachfolgenden Uebersicht der fossilen Arten des Unteroliths ziehe ich nur die wichtigeren Leitmuscheln bei, im Uebrigen siehe §. 53.

Belemnites brevis.
" Gingensis.
" Rhenanus.
" spinatus.
" giganteus.
" canaliculatus.

Ammonites torulosus.
" opalinus.
" subinsignis.
" Murchisonae.
" jugosus.
" Sowerbyi.
" Edouardianus.

Ammonites Tessonianus.
" Staufensis.
" subradiatus.
" Truellei.
" dilucidus.
" Eudesianus.
" oolithicus.
" Brocchi.
" Brongniarti.
" Sauzei.
" Blagdeni.
" subcoronatus.
" Humphriesianus.

Ammonites linguiferus.
" Braikenridgi.
" Bayleanus.
" Deslongchampsi.
" Zigzag.
" Martinsi.
" Neuffensis.
" Lucretius.
" Parkinsoni.
" bifurcatus.
" subfurcatus.
" Garantianus.
" polymorphus.
Ancyloceras annulatus.
Chemnitzia lineata.
" coarctata.
Nerinea cingenda.
Acteonina Sedgvici.
Acteonina glabra.
Natica Pictaviensis.
Trochus duplicatus.
" monilitectus.
" Anceus.
Turbo capitaneus.
" subduplicatus.
" Palinurus.
" gibbosus.
Purpurina subangulata.
" ornata.
" Bellona.
" Belia.
Phasianella Saemanni.
Pleurotomaria Palemon.
Alaria subpunctata.
" Phillipsi.
Pterocera minuta.
Spinigera longispina.
Cerithium armatum.
" elongatum.
" muricato-costatum.
Dentalium elongatum.
" entaloides.
Panopaea rotundata.
" aequata.
" dilatata.
" punctata.
Pholadomya Heraulti.
" Schuleri.
Goniomya Knorri.
" Dubois.
Lyonsia abducta.
" gregaria.
" latirostris.
Anatina undulata.
Ceromya Bajociana.
Thracia lata.
Leda rostralis.
" Diana.
" Delila.
" Delongchampsi.
Nucula Hausmanni.
" Hammeri.
" Aalensis.
Tancredia Engelhardi.
" donaciformis.
" compressa.
" Lycetti.
" axiniformis.
" Rollei.
Quenstedtia oblita.
Corbula obscura.
Opis similis.

Opis lunulata.
Astarte Voltzi.
„ subtetragona.
„ excavata.
„ elegans.
„ Aalensis.
„ depressa.
„ Goldfussi.
„ minima.
„ detrita.
„ obliqua.
„ trigona.
Cypricardia acutangula.
Trigonia pulchella.
„ navis.
„ similis.
„ signata.
„ costata.
„ tuberculata.
„ striata.
Pronoe trigonellaris.
Lucina plana.
„ Wrighti.
Unicardium depressum.
„ cognatum.
Cardium subtruncatum.
„ substriatulum.
Isocardia cordata.
„ gibbosa.
Arca liasiana.
„ Lycetti.
„ cancellina.
„ oblonga.
Pinna Faberi.
„ cuneata.
Myoconcha striatula.
Myoconcha crassa.
Mytilus striatulus.
„ cuneatus.
„ Sowerbyanus.
Lima gibbosa.
„ alticosta.
„ semicircularis.
Posidonomya Suessi.
„ Buchi.
Avicula elegans.
„ Münsteri.
Inoceramus rostratus.
„ amygdaloides.
Gervillia lata.
„ Hartmanni.
„ subtortuosa.
„ acuta.
„ tortuosa.
„ ochthica.
„ consobrina.
Perna isognomonoides.
Pteroperna plana.
Pecten pumilus.
„ dictiformis.
„ ambiguus.
„ Dewalquei.
„ Saturnus.
Hinnites abjectus.
Gryphaea sublobata.
„ calceola.
Ostrea calceola.
„ flabelloides.
„ suicifera.
„ explanata.
Anomya Kurri.
Terebratula carinata.

Terebratula curvifrons.
" emarginata.
" Meriani.
" Waltoni.
" Anglica.
" ovoides.
" simplex.
" omalogastyr.
" Württembergica.
" submaxillata.
" perovalis.
" Phillipsi.
" globata.
" Eudesi.
" sphaeroidalis.
" fimbria.
Terebratula plicata.
Brachiopoden §. 53 N. 230—238.
Rhynchonella cynocephala.
" ringens.
" Wrighti.
" acuticosta.
" angulata.
" subtetraedra.
" Stuifensis.
" plicatella.
Discina reflexa.
Lingula Beani.
Cidaris Anglosuevica.
Crenaster prisca.
Coelaster Mandelslohi.
Pentacrinus Württembergicus.

§. 46. Abgrenzung und Eintheilung der Etage des Unteroolithe. Wir nehmen die Schichten des Amm. torulosus als unterste Zone des Unteroolithe, wofür die Gründe schon in §. 42 gegeben wurden. Zwischen den Schichten des Amm. jurensis d. h. den obersten Lagen der Liasformation und den Torulosusschichten würde demnach die Grenzlinie durchgehen, nach welcher wir den obern Lias vom Unteroolith zu trennen hätten.

Ueber die Art der Begrenzung der Unteroolithgruppe gegen die Bathoolithgruppe sind die meisten Geologen einig, indem die Zone des Amm. Parkinsoni als oberstes Glied des Unteroolithe angesehen wird, über welchem erst die Bathformation beginnt.

Der Unteroolith lässt sich in fünf durch ihre palaeontologischen Charactere verschiedene Zonen eintheilen. Durch Trennung einer derselben in zwei Horizonte habe ich versucht, eine weitere Zone anzudeuten, doch muss dieselbe erst noch durch spätere Untersuchungen genauer festgestellt werden. Ich behalte deshalb vorerst fünf Zonen bei und stelle sie auf der folgenden Tabelle nach ihren palaeontologischen Charakteren der Reihe nach zusammen.

Eintheilung des Unterooliths nach seinen palaeontologischen Characteren.

Nr. 24.

(Amm.) **Parkinsoni-bett.**	Zone des *Amm. Parkinsoni.*	A. subradiatus.	Purpurina Bellona.
		„ oolithicus.	Spinigera longispina.
		„ Deslongchampsi.	Posidonomya Buchi.
		„ Zigzag.	Terebratula carinata.
		„ Martinsi.	„ Württembergica.
		„ Neuffensis.	„ Phillipsi.
		„ Parkinsoni.	„ globata.
		„ Garantianus.	„ sphaeroidalis.
		„ polymorphus.	Rhynchon. acuticosta.
		Bel. Württembergicus.	„ angulata.
		Dentalium entaloides.	„ Stuifensis.
	Zu unterst: Ancyloceras annulatus und Amm. subfurcatus.		
(Amm.) **Humphriesianus-bett.**	Zone des *Amm. Humphriesianus.*	A. Edouardianus.	Astarte depressa.
		„ Blagdeni.	Trig. signata.
		„ Humphr.	Myt. cuneatus.
		„ linguiferus.	Gervillia consobrina.
		„ Braikenridgi.	Perna isognomonoides.
		Troch. moniliferus.	Hinnites abjectus.
		Pleurot. Palemon.	Ostrea flabelloides.
		Cerith. muric. costat.	Terebr. Waltoni.
		Thracia lata.	„ omalogastyr.
		Opis similis.	Cidaris Anglomarica.
			Belemn. giganteus u. canaliculatus beginnen hier.
	Untere Lagen mit Amm. Sauzei, Brocchi, Brongniarti, Sowerbyi, Bel. Gingensis.		
Bett des **Amm. Murchisonae.**	Zone des *Amm. Murchisonae.*	Bel spinatus.	Astarte excavata.
		Amm. Murchisonae.	Trig. striata, tuberculata.
		„ Staufensis.	Cardium substriatulum.
		Turbo gibbosus.	Avicula elegans.
		Panopaea aequata.	Gervillia acuta.
		Leda Deslongchampsi.	Ostrea calceola.
		Tancredia axiniformis.	Lingula Beani.
		Quenstedtia oblita.	Caelaster Mandelslohi.
Trig. navis-bett.	Zone der *Trigonia navis.*	Bel. Rhenanus.	Trig. simile, navis.
		Amm. dilucidus.	Pronoe trigonellaris.
		Panopaea rotundata.	Lucina plana.
		Goniomya Knorri.	Cardium subtruncatum.
		Lyonsia abducta.	Gervillia Hartmanni.
		Nucula Hammeri.	
		Pentacr. Württembergicus.	Amm. cyclotus.
		Astarte subtetragona.	
Torulosus-bett.	Zone des *Amm. torulosus.*	Bel. Dorsetensis.	Pinnigena nitida.
		„ Quenstedti.	Alaria subpunctata.
		„ Neümarktensis.	Leda rostralis.
		Amm. torulosus.	„ Diana.
		„ subinsignis.	Nucula Hausmanni.
		Turbo capitaneus.	Astarte Voltzi.
		„ subduplicatus.	Trigonia pulchella.
		„ Fahrensis.	Posidonomya Sueui.
		Purpurina subangulata.	Rhynchon. cynocephala.

Oberer Lias. **Jurensisbett.** Fortsetzung von Profil Nr. 14, §. 28.

Die Schichten des Unterooliths sind der Reihe nach von unten gegen oben folgende:

1) Die Schichten des Ammonites torulosus.
2) " " der Trigonia navis.
3) " " des Ammonites Murchisonae.
4) " " " " Humphriesianus.
5) " " " " Parkinsoni.

1) Die Schichten des *Ammonites torulosus*.

§. 47.

Synonymik: Obere Lagen des Liasschiefers (pars), Zieten, Hartmann, Mandelsloh, Goldfuss u. s. w. 1830—34. Untere mächtige Thonschicht des mittlern Jura (pars inf.), Leop. v. Buch 1837, Jura Deutschlands pag. 69 und pag. 97 unten. Untere Lage der Opalinusthone mit Amm. torulosus, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 284. Marnes à Trochus ou de Pinperdu (pars sup.), Marcou 1846. Jura salinois pag. 54. Torulosusschichte, Quenst. (Pfizenmayer 1853. Zeitschr. der deutsch. geol. Gesellsch. tab. 16.)

Palaeontologie: Leitende Arten, welche sich auf die Zone des Amm. torulosus beschränken.

Belemnites Dorsetensis.	Leda rostralis.
" Neumarktensis.	" Diana.
" Quenstedti.	Nucula Hausmanni.
Ammonites torulosus.	Astarte Voltzi.
" subinsignis.	" subtetragona.
Turbo capitaneus.	Trigonia pulchella.
" subduplicatus.	Arca liasiana.
" Palinurus.	Posidonomya Suessi.
Purpurina subangulata.	Terebratula Anglica.
" Philiasus.	Rhynchonella cynocephala.
Alaria subpunctata.	(Thecocyathus mactra Edw. u. H.
Pterocera minuta.	Goldf. sp. Cyathoph. t. 16, f. 7.)

Nicht minder häufig als die obengenannten Species finden sich einige andere, welche jedoch auch in die darüber liegende Zone hinaufgehen. Es sind folgende: *Belemnites brevis, subcla-*

ratus, Ammonites opalinus. In der Oberregion der Zone liegt Dentalium elongatum.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und palæontologische Resultate. Die Zone des Amm. torulosus ist von der grössten Wichtigkeit für die Begrenzung des Lias gegen den mittleren Jura. Mit ihr beginnt der letztere siehe §. 42. Leop. v. Buch stellt die mächtige Thonbildung, welche an der schwäbischen Alp über dem obern Lias folgt, als unterstes Glied seines mittlern Jura auf. Die Zone des Amm. torulosus nimmt aber den untern Theil der ebengenannten Thonbildung ein. Dass Leop. v. Buch schon diese Zone kannte, geht aus seinen Angaben, Jura Deutschlands 1837, pag. 69, 97 und pag. 101 hervor.* Es sind dies zwar bloss einzelne Fingerzeige, doch lässt sich daraus ziemlich bestimmt folgern, in welcher Weise Leop. v. Buch den mittlern Jura gegen den Lias begrenzen wollte.

Schon viel umfassender hat Quenstedt Flözgeb. 1843. pag. 284 die unterste Zone des mittleren Jura beschrieben; pag. 539 finden wir sie durch eine Anzahl ihrer wichtigsten Leitmuscheln characterisirt und als untere Lagen der Opalinusthone eingereiht. Marcou hat die Torulosusschichten (Jura salinois 1846) zwar wiederum mit den tiefer liegenden Schichten des obern Lias vereinigt, dennoch aber durch die Angabe vieler fossilen Arten gezeigt, dass an verschiedenen Punkten des französischen Jura eine besondere Unterscheidung der characteristischen Fauna möglich sei.

Die Torulosusschichten im südwestlichen Deutschland. Siehe Profil Nr. 27, §. 48. An der schwäbischen Alp und an vielen Punkten Bayerns, an welchen der untere Oolith mit Thonen beginnt, treten die Schichten des Amm. torulosus

* Pag. 97 sagt L. v. B. bei Beschreibung von Nuc. Hammeri Goldf. (non Defr.), dass diese Species an der Grenze zwischen Lias und mittlerem Jura da liege, wo die mächtigen Thonschichten des letzteren ansteigen. Noch bestimmter stellt Leop. v. Buch dieselbe Muschel, (welche eine der bezeichnendsten Arten der Torulosusschichten ist) in dem Profile des deutschen Jura in die unterste Lage des mittleren Jura.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1838.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

reich an Fossilen und scharf getrennt von den darunter liegenden Jurensismergeln des obern Lias auf. Ueber den letzteren folgen bröcklige Thone, in welchen sich wenige Fuss über den Mergelbänken des obern Lias die charakterischen Arten der Torulosusschichten einstellen und gleich anfangs durch grosse Häufigkeit das Auffinden ihrer Zone erleichtern. Die Muscheln sind gewöhnlich verkalkt, bisweilen in harte Geoden gebacken, seltener verkiest. Eine mehrere Zoll dicke Nagelkalkbank fehlt beinahe nirgends. Gegen oben werden die Muscheln jedoch immer spärlicher und nur an der obersten Grenze lässt sich noch einmal eine reichere Lage auffinden, welche aber in Beziehung auf ihre Fossile schon den Uebergang zu den Schichten der Trig. navis bildet. Astarte subtetragona kommt in den obern Lagen häufig vor, während Amm. torulosus hier sehr selten wird. Ich erhielt nur wenige Exemplare davon aus den harten Geoden, welche bei Boll und am Rechberg in der Oberregion der Torulosusschichten liegen. In Württemberg sind längs der ganzen schwäbischen Alp Punkte zu treffen, an welchen besonders die reiche untere Lage (eigentliche Torulosusschichten) aufgeschlossen ist und an welchen man beinahe sämmtliche im palaeontologischen Theile dieses Paragraphen genannte Arten sammeln kann. So z. B. am Goldbächle bei Gmünd, in der Boller Gegend, zu Metzingen, zu Gomaringen und Mössingen, in den Umgebungen von Donaueschingen u. s. w. In Bayern sah ich dieselben ebenso deutlich in den Umgebungen von Altdorf und Neumarkt, ich sammelte in den dortigen grauen Thonen: Bel. Neumarktensis, Alaria subpunctata, Cerithium armatum, Nucula Hausmanni u. s. w. in grosser Zahl. Prof. Quenst. Flözgeb. pag. 283 gibt das Vorkommen der Torulosusschichten von den Umgebungen des Kloster Banz an, woher auch Goldf. Petrefk. eine beträchtliche Anzahl ihrer Leitmuscheln abgebildet hat.

Im Grossherzogthum Baden hatte ich Gelegenheit, die Lagerungsverhältnisse zu beobachten, unter denen der Unteroolith beginnt. Ein äusserst instructiver Punkt findet sich unweit Kandern im Bette der Kander. Die Schichten des Amm. jurensis stehen über den Posidonomyenschiefern als mergeliges Gebilde

an. Darüber folgen dunkle Thone von wenigstens 2—300 Fuss Mächtigkeit, welche nahezu senkrecht einfallen in ähnlicher Weise wie die tieferen Schichten des Lias. Fossile sind zwar selten, doch überzeugte ich mich von dem Vorkommen des Amm. opalinus, sowie auch Posidonomya Suessi in zahlreichen Exemplaren in den Thonen steckte. Wie an der schwäbischen Alp und im Elsass, so würde denn auch hier der mittlere Jura mit einer mächtigen Thonschichte beginnen und hiemit in mineralogischer Beziehung Uebereinstimmung vorhanden sein, während das Vorkommen derjenigen fossilen Arten, welche die Zonen des Amm. torulosus und der Trigonia navis characterisiren, erst noch bestimmter nachgewiesen werden muss.

In den angrenzenden Theilen der Schweiz erlangen die untern Thone des mittlern Jura eine grosse Verbreitung; die dunklen Tone fallen leicht in die Augen und treten an vielen Punkten zu Tag. Bisweilen trifft man die höheren Lagen, welche zwar arm an Fossilen sind, in denen man aber doch meistens Bruchstücke von Amm. opalinus oder Bel. brevis findet. So sah ich dieselben z. B. in dem Seitenthale zwischen der Schafmatt und der Egg bei Aarau rings um das Bad St. Lorenz an den offenen Stellen der Wiesen hervortreten. Zwischen Aarau und Baden werden die Torulosusschichten an mehreren Punkten ausgegraben und zur Verbesserung der Wiesen verwendet. Ich fand in einem zu diesem Zwecke aufgeschichteten Haufen ein deutliches Exemplar von Amm. torulosus, sowie Amm. opalinus und Posidonomya Suessi. Das Gestein, in welchem sie lagen, war dem unserer schwäbischen Torulosusschichten ähnlich; die Mergelgrube, in welcher das Material herausgeschafft wurde, findet sich bei Holderbank südlich von Brugg. In einer andern Grube: Chambelen unweit Mülligen am Ufer der Reuss $1^1/_2$ Stunden von Baden, sind die Tone in bedeutender Mächtigkeit aufgeschlossen, doch wurden hier schon etwas höher liegende Schichten blossgelegt, welche beinahe ganz leer von Petrefakten sind. Auch ist diese Grube gegenwärtig verlassen und daneben eine neue eröffnet, in welcher die Thone des untersten Lias (Zone

des Amm. angulatus und planorbis) zum gleichen Zwecke ausgebeutet werden.

In Norddeutschland ist die Zone des Amm. torulosus mit gleicher Deutlichkeit entwickelt, wie an den meisten der seither genannten Punkten. Römer hat mehrere Arten daraus abgebildet. Dagegen wurden erst von Dr. Rolle* genauere Angaben über ihre Lagerungsverhältnisse gemacht und zugleich die frühere irrige Ansicht widerlegt, nach welcher der obere Theil des mittleren Lias an manchen Localitäten mit den Schichten des Amm. torulosus vereinigt wurde. Rolle zeigt, dass auch in Norddeutschland die Zone des Amm. torulosus erst über den Posidonomyenschiefern ihren Platz hat. Die Zone des Amm. jurensis ist hier kaum nachweisbar, dagegen bilden die Torulosusschichten einen deutlichen Horizont, wie z. B. in den Zwerglöchern bei Hildesheim, in den Umgebungen von Goslar und Quedlinburg, besonders aber zu Wrisbergholzen unweit Alfeld. Rolle führt von letzterer Localität folgende von Römer beschriebene Arten an, welche sämmtlich aus der Zone des Amm. torulosus stammen:

Astarte complanata Röm., Cerithium armatum Goldf., Dent. elongatum Goldf., (Pterocera) Fusus minutus Röm., Fusus carinatus Röm., Belemn. subclavatus Voltz., Amm. opalinus Rein.

Die Arten der übrigen Localitäten wie Amm. torulosus, Astarte Voltzi, Nucula Hausmanni u. s. w. ergänzen die Fauna; doch werden von Hildesheim und Goslar die Arten der Zone der Trig. navis mit angeführt, wesshalb ich eine weitere Aufzählung unterlasse.

In Frankreich: An die Bildungen der Torulosusschichten in Schwaben und Bayern schliessen sich ihrer mineralogischen Beschaffenheit nach die von Uhrweiler im Elsass (Bas Rhin) an. Die längst bekannte Localität, eine Stunde südwestlich von Niederbronn, liefert einen Durchschnitt, der bei geringer Mächtigkeit dennoch eine scharfe Gliederung der einzelnen Zonen

---

* Fr. Rolle, Versuch einer Vergleichung des norddeutschen Lias mit dem schwäbischen 1853.

zeigt. Ueber dem mittleren Lias liegen am Rande des kleinen Bacheinschnitts (Uhrweiler Klamm) Posidonomyenschichten, Jurensismergel und Torulosusschichten regelmässig übereinander. Die oberste Zone des Lias fällt dort besonders leicht in die Augen als harter, hellgrauer, mit Petrefakten gefüllter Mergel, welcher die Leitmuscheln der Jurensiszone zahlreich einschliesst. Darüber liegen Thone, in welchen ich folgende Arten theils selbst sammelte, theils in der Sammlung des Hrn. Direktor Engelhardt sah.

> Belemnites subclavatus, Amm. opalinus, Amm. torulosus, Turbo capitaneus, Turbo subduplicatus, Turbo Palinurus, Purpurina subangulata, Purp. Philiasus, Cerithium armatum, Leda rostralis, Nucula Hausmanni, Astarte Voltzi, Trigonia pulchella, Area liasiana, Thecocyathus mactra.

Denselben Typus, wie im südwestlichen Deutschland und im Elsass zeigen die Schichten des Amm. torulosus zu *Vassy (Yonne)*. Es sind Thone, welche über den hellgrauen Steinmergeln des Amm. jurensis liegen. Ihre Mächtigkeit ist jedoch geringer, auch fand ich hier ein so schnelles Aufeinanderfolgen beider Zonen, dass ich die aus den obern Thonen gewitterten Arten unter den Mergelbruchstücken der Jurensisschichten zusammenlesen konnte. Nichtsdestoweniger überzeugte ich mich von der Möglichkeit einer Abtrennung der höheren Zone des Amm. torulosus von den dortigen Jurensismergeln. Von den wichtigeren Species der Torulosusschichten von Vassy sind mir folgende Arten bekannt, welche ich an Ort und Stelle theils selbst sammelte, theils in den Sammlungen antraf.

Ammonites opalinus.	Leda rostralis.
Turbo subduplicatus.	Nucula Hausmanni.
Purpurina subangulata.	Area liasiana.
Cerithium armatum.	Thecocyathus mactra

In den Depart. *Jura* und *Doubs* hat Marcou auf das Vorkommen der Torulosusschichten zuerst durch palaeontologische Angaben aufmerksam gemacht. Er nennt die Schichten „Marnes

à Trochus ou de Pinperdu" vereinigt aber unter dieser Benennung noch die oberen Schichten des Lias damit, doch ist die Mehrzahl der wichtigeren Leitmuscheln der Torulosusschichten von verschiedenen Punkten der Umgebungen von Salins und Besançon bekannt geworden, so dass an einer möglichen Abtrennung des engeren Horizontes nicht mehr zu zweifeln ist. Ich habe im Anhange zu diesem Abschnitt das vereinzelte Vorkommen jeder Species angegeben und stelle dieselben hier von beiden Provinzen zusammen, es sind folgende:

Belemnites Neumarktensis.
Ammonites opalinus.
Turbo capitaneus.
„ subduplicatus.
„ Palinurus.
Purpurina subangulata.
„ Philiasus.
Alaria subpunctata.
Cerithium armatum.
Leda rostralis.
„ Diana.
Nucula Hausmanni.
Trigonia pulchella.
Arca liasiana.
Thecocyathus mactra.

Gleich beträchtlich ist der Reichthum an bezeichnenden Arten, welche sich in der Zone des Amm. torulosus in den Umgebungen von Milhau (Aveyron) finden. D'Orbigny erwähnt die dortigen Vorkommnisse zum Theil schon im Prodrome. Im letzten Jahre erhielt ich von Hrn. Saemann in Paris, welcher die Fossile der Torulosusschichte aus jener Gegend in grosser Zahl und getrennt von den Arten des obern Lias hatte sammeln lassen, eine Suite derselben, welche in der Zone des Amm. torulosus gefunden wurden und die folgende Liste vervollständigten.

Arten der Torulosusschichten von Milhau:

Belemn. brevis.
Amm. opalinus.
„ torulosus.
Turbo capitaneus.
„ subduplicatus.
„ Palinurus.
Purpurina subangulata.
Cerithium armatum.
Leda rostralis.
Nucula Hausmanni.
Astarte Voltzi.
Trigonia pulchella.
Arca liasiana.
Rhynchonella cynocephala.

Aus dem Depart. der Lozère hat Hr. Köchlin-Schlumberger in dem schon §. 22 erwähnten Aufsatze die Arten des obern Lias zusammengestellt. Neben den Leitmuscheln der Posidonomyen- und Jurensisschichten werden auch solche Species angegeben, welche sich an andern Orten zum Theil auf die Zone des Amm. torulosus beschränken, zum Theil in derselben zum ersten Male auftreten. Ich stelle davon die folgenden hier zusammen:

Ammonites torulosus.
" primordialis Ziet. opalinus Rein.
Turbo subduplicatus, (Cerithium armatum?)
Leda rostralis, Astarte Voltzi.
Nucula Hammeri Goldf. Hausmanni Röm.
Thecocyathus mactra Edw.

Dieselben beweisen mit einem ziemlichen Grade von Sicherheit, dass in den Umgebungen von Mende (Lozère), wenigstens die Aequivalente der Torulosusschichten vorhanden sind, wenn auch die Isolirung des Horizontes für jene Gegend noch nicht versucht wurde. Dasselbe gilt für die Umgebungen von Fontenay (Vendée), woher d'Orbigny mehrere Arten der Torulosusschichten beschrieben hat. In seiner Sammlung sah ich den Amm. torulosus von dieser Localität in deutlichen Exemplaren, welche in der Pal. franç. abgebildet sind. Auch im Depart. Deux-Sèvres tritt die unterste Zone des Unterooliths an verschiedenen Punkten auf, doch fehlen genauere Angaben über die dortigen Verhältnisse.

Zu St. Quentin und la Verpillière (Isère) sind die Schichten des Amm. torulosus mineralogisch gänzlich verschieden entwickelt von sämmtlichen Bildungen gleichen Alters, welche ich an andern Punkten traf. Es sind oolithische Thoneisensteine von geringer Mächtigkeit, welche die fossilen Arten des obern Lias und untern Ooliths bis zur Zone des Amm. Murchisonae zahlreich einschliessen. Insbesondere zeichnet sich eine mit wohlerhaltenen Exemplaren von Amm. opalinus gefüllte Bank darin aus. Dieselbe soll das Dach der Gruben bilden, während

die tieferen Lagen die fossilen Arten des oberen Lias enthalten. Neben *Amm. opalinus* erhielt ich von Leitmuscheln der Torulosuschichten noch *Amm. subinsignis* und *Turbo capitaneus*. *Amm. torulosus* ist daselbst zwar selten, kommt aber deutlich vor. Gewöhnlich wird die ganze Eisenerzablagerung in den obern Lias gestellt, was sich jedoch bei Berücksichtigung der Versteinerungen leicht widerlegen lässt. Als Aequivalent der Torulosusschichten betrachte ich die eben genannte Breccie mit Amm. opalinus. Eine Abtrennung derselben von höheren Zonen konnte ich hier nicht durchführen, dagegen glaube ich, dass sie nach unten eine scharfe Grenze gegen diejenigen Erzschichten bildet, welche in die Etage des obern Lias gehören.

Ehe ich die localen Nachweise der Torulosusschichten fortsetze, will ich vorher mehr allgemein die Art ihrer mineralogischen Beschaffenheit angeben, nach welcher sie nach den einzelnen Localitäten hauptsächlich in zweierlei unter einander verschiedene Bildungen zerlegt werden. Die Niederschläge, welche in Franken und Schwaben, im nördlichen Deutschland, im Elsass und einigen Provinzen des südlichen Frankreichs die Zonen des Amm. torulosus und der Trigonia navis zusammensetzen, bestehen wie schon angeführt wurde, aus dunklen Thonen. Ich nenne die hier vorwaltende Art der Bildung: **deutschen Typus der Torulosusschichten**; dagegen verstehe ich unter **englischem Typus der Torulosusschichten** die hellgrauen oder gelblichen, sandigen oder oolithischen Ablagerungen, welche in enger Verbindung mit den höheren Schichten des Unterooliths petrographisch sich weniger von letzteren unterscheiden. Eben diese Verschiedenheit der zweierlei Typen einer und derselben Zone war der Grund der abweichenden Begrenzung des Lias gegen den Unteroolith, indem viele Geologen, da wo die Torulosusschichten nach deutschem Typus gebildet sind, dieselben in den Lias stellten, dagegen an Punkten, wo die Niederschläge desselben Alters aus hellen oolithischen oder sandigen Bänken bestehen, d. h. den englischen Typus der Torulosuschichten an sich tragen, diese Ablagerung dem Unteroolith zutheilen. Uebergänge zwischen beiden Typen lassen sich zwar auffinden, auch

erstrecken sich die Abweichungen der Gesteinsbeschaffenheit an manchen Localitäten auf die angrenzenden Schichten, doch sind die Extreme so sehr verschieden, dass ich sie hervorheben zu müssen glaubte.

In Verbindung damit steht die übrige Bildung des ganzen Unteroolithe; die Etage als solche lässt wieder ähnliche Unterscheidung zu und es wird später nöthig sein, in ähnlicher Weise z. B. die Ablagerungen des Unteroolithe von Dundry (Somersetshire) in mineralogischer Beziehung als typisch verschieden von denen der schwäbischen Alp zu betrachten.

In den Dep. der Sarthe und Calvados hatte ich an einigen Localitäten Gelegenheit, die Grenzschichten zwischen Lias und Unteroolith zu sehen, doch waren die Punkte nicht besonders günstig, da an andern Orten die Uebergänge beider Formationen regelmässiger sein sollen. So folgen z. B. in den weiteren Umgebungen von Caen (Calvados) über dem obern Lias harte, kalkige Bänke von grauer Farbe; Rhynchonella cynocephala, Bel. compressus Voltz. (non Stahl). Amm. opalinus sollen nach den Angaben von E. Deslongchamps darin vorkommen, was immerhin Belege dafür sind, dass die Zone einigermassen vertreten ist. Zu Conlie (Sarthe) sind die Posidonomyenschichten deutlich aufgeschlossen, insbesondere lassen sich die Cephalopoden dieser Zone leicht sammeln, dagegen fehlen hier die Jurensismergel beinahe gänzlich, während darüber der Unteroolith mit sandigen und kalkigen Lagen beginnt, in welchen der bestimmte Horizont des Amm. torulosus erst noch nachzuweisen ist.

Die Torulosusschichten in England. Nachdem ich in §. 29 und 30 die nöthigen Angaben über den oberen Lias Englands gemacht habe, kann ich, bei Beschreibung der meist in enger Verbindung damit stehenden Zone des Amm. torulosus, auf diese Angaben zurückgehen, um ihre folgerechte Lagerung über den Schichten des oberen Lias nachzuweisen. Die dunkelgefärbten Thone, Schiefer oder Kalke des obern Lias endigen in England meist schon mit oder gleich über der Zone der Posidonomya Bronni, so dass die obersten Lagen des Lias durch

heller gefärbte sandige oder oolithische (seltener mergelige) Gesteine gebildet werden, welche ihrer physikalischen Beschaffenheit nach einen Uebergang zu den Schichten des Unterooliths bilden. Dennoch lässt sich an verschiedenen Punkten mit Schärfe die Zone des Amm. jurensis unterscheiden. Solche Localitäten sind in den Umgebungen von Burton-Bradstock (Dorsetshire) und Frocester (Gloucestershire). Ueber dem Jurensisbett folgt auch in England die Zone des Amm. torulosus, doch ist sie hier meistens schwieriger zu unterscheiden, da einerseits die mineralogische Beschaffenheit der Schichten an der Grenze des Lias gegen den mittleren Jura weniger wechselt, andererseits die Zahl der leitenden Arten der Torulosusschichten hier geringer ist, oder die letzteren wenigstens nicht in demjenigen Erhaltungszustande sind, dass es einem leicht würde, dieselben zu sammeln und in deutlichen Exemplaren zu erhalten. In §. 42 habe ich ein Profil gegeben, wie ich es zu Frocester (Gloucestershire) erhielt. Die Jurensismergel waren durch ihren Reichthum an Ammoniten leicht erkennbar, unmittelbar darüber folgten in einem etwas verschiedenen Gesteine andere Species, von welchen ich diejenigen anführe, welche mit ziemlicher Bestimmtheit als Repräsentanten der Torulosusschichten genommen werden dürfen. Es sind folgende:

Amm. opalinus.	Turbo capitaneus.
„ torulosus.*	Rhynchonella cynocephala.
Gervillia lata.	

Letztere Art bildet an den Abhängen von Frocesterhill eine reiche Lage genau an der Grenze zwischen Lias und Unteroolith. Gervillia lata kommt dagegen in grossen Exemplaren als Steinkern nicht minder zahlreich damit und darüber vor. Nur wenig höher wird das Gestein sandiger, die Muscheln, welche ich darin fand (Pholadomya fidicula, Ceromya Bajociana u. s. w.) deuteten schon eine höhere Zone an.

---

* Vergl. L. Sämann bullet. Soc. géol. de Fr. 6. Fevr. 1854. pag. 276. Desgl. Morris 1854. Cat. pag. 295.

Zu Burton-Bradstock, südlich von Bridport, an der Küste von Dorsetshire, fand ich ähnliche Verhältnisse wie zu Frocester, nur mit dem Unterschiede, dass hier die Sande des obern Lias viel mächtiger entwickelt sind, und die Zone des Amm. jurensis sich nicht durch ihre organischen Einschlüsse hervorhob, wovon jedoch vielleicht das unzugängliche Terrain die Ursache war. Dagegen fand ich die Schichte des Amm. torulosus als sandige hellgraue Kalkbank, gefüllt mit zahlreichen organischen Resten, bei deren Sammeln ich folgende Arten unterschied:

Belemnites Dorsetensis.
Ammonites torulosus.
" opalinus.
" subinsignis.
Turbo subduplicatus.
Terebratula Anglica.
Rhynchonella cynocephala.

Ueber diesen Lagen setzt sich der Unteroolith fort, erreicht zwar keine beträchtliche Mächtigkeit, unterscheidet sich aber von den gelben Sanden des oberen Lias durch seine compacten und festen, zum grössern Theil oolithischen Bänke, welche die obere Brustwehr der Küstenwände bilden und an dem höchsten Punkte von der Fullarsearth bedeckt werden.

In den Umgebungen von Ilminster (Somersetshire) folgt über den mit ihren Leitmuscheln gefüllten Jurensismergeln die Zone des Amm. torulosus; bis jetzt wurden zwar nur wenige charakteristische Arten von dorther bekannt, doch wird die Zone durch ein Lager von Rhynchonella cynocephala angedeutet. Von andern Localitäten in Dorset-, Somerset- und Gloucestershire haben wir in einem besondern Aufsatze über die obere Liasgrenze von Dr. Wright weitere Angaben zu erwarten, nach welchen die Möglichkeit einer übereinstimmenden Abtrennung der Torulosusschichten an verschiedenen Punkten nachgewiesen werden soll.

An der Küste von Yorkshire bilden die grossartig entwickelten Posidonomyenschiefer (Alumshale, Phill.) gegen die darüber liegenden Sande des Unteroolithe (Dogger, Phill.) eine scharfe Grenzlinie. Der Phillips'sche Dogger ist an den meisten Punkten versteinerungsleer. Da, wo jedoch Fossile gefun-

den werden, gehören dieselben der grössern Zahl nach der Zone des Amm. Murchisonae an. Nur wenige Arten sah ich in den Sammlungen von Whitby und Scarborough, welche für die Zone des Amm. torulosus leitend sind, wie Gervillia lata und Rhynchonella cynocephala. Die Gesteinsart ihres Lagers weicht von derjenigen ab, welche die Schichten des Amm. Murchisonae in Yorkshire besitzen, denn die beiden Muscheln sind in einem gelben sandigen Gestein ohne Schale erhalten. Amm. opalinus findet sich gleichfalls an der Küste von Yorkshire. Es fehlen dagegen noch weitere genauere Angaben, um das Auftreten der Torulosusschichten in Yorkshire mit Bestimmtheit feststellen zu können. Die günstigste Localität für die Untersuchung dieser Zone ist Blue-wick. Es ist dies beinahe der einzige Punkt an der Küste von Yorkshire, an welchem die unteren Lagen des Unterooliths Petrefacten führen, während z. B. in den Umgebungen von Whitby der obere Lias von versteinerungsleeren Schichten bedeckt wird.

2) Die Schichten der *Trigonia navis.*

§. 48.

Synonymik: Obere Lagen des Liasschiefers, Zieten, Hartmann u. s. w. 1830—34. Kalk und Mergelschichte Nr. 32, von Mandelsloh 1834, geogn. Prof. der schwäb. Alp. tab. 3. Untere mächtige Thonschicht des mittlern Jura (pars sup.), Leop. v. Buch 1837 Jura Deutschlands, pag. 69, und pag. 99. Brauner Jura α, Opalinusthone (pars sup.), Quenstedt 1843 Flözgeb. pag. 539. Opalinusthone, Quenstedt (Pfizenmayer, 1853 Zeitschr. der deutsch. geol. Gesellsch. tab. 16.)

Palaeontologie: Folgende Arten charakterisiren die Zone der Trigonia navis.

Belemnites Rhenanus.
„ conoideus.
Ammonites dilucidus.
Panopaea rotundata.
„ dilatata beginnt hier.
Pholadomya cincta.
„ fidicula beginnt hier.
Goniomya Knorri.
Lyonsia abducta.
Leda Delila.
Nucula Hammeri.
Tancredia Engelhardti.
Trigonia navis.
„ similis.

Pronoe trigonellaris.
Lucina plana.
Cardium subtruncatum.
Pinna Faberi.
Inoceramus rostratus.
Gervillia Hartmanni.
Pentacrinus Württembergicus.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Das beifolgende, die unteren Schichten des Unterooliths der schwäbischen Alp wiedergebende Profil stellt zwar nicht einzig nur die Entwicklung der schwäbischen Bildungen dar, sondern es lassen sich darauf auch die Verhältnisse des Elsasses, sowie einiger anderer Punkte Deutschlands beziehen, dennoch veranschaulicht es nur den einen Typus nach welchem die Zonen des Amm. torulosus und der Trig. navis in den obengenannten Gegenden gebildet sind, während die stratigraphischen Verhältnisse derselben in England und einem Theile von Frankreich vollständig davon abweichen. In Beziehung auf die Schichten des Amm. torulosus habe ich die verschiedenartige Weise ihres Auftretens schon im vorigen Paragraphen erwähnt, für die Zone der Trig. navis dagegen sind die Unterschiede beider Typen noch bedeutender. So bestimmt die Zone der Trig. navis in manchen Gegenden auftritt, so wenig ist es an andern Orten gelungen sie nachzuweisen, denn sobald die Thone fehlen, ziehen sich auch die Niederschläge zusammen, so dass man statt der mächtigen Thonschichten, welche an manchen Orten gegen 300 Fuss hoch ansteigen, kaum noch einige Fuss oolithischer oder sandiger Bänke herausfindet, welche die Zone repräsentiren, in denen aber bis jetzt ausser Amm. opalinus beinahe keine einzige Leitmuschel gefunden wurde.

Wir verdanken die ersten localen Nachweise der Zone den Profilen des Grafen v. Mandelsloh, die allgemeinere Anwendung aber den Arbeiten Leopold v. Buch's. Voltz hat die Zone zwar gekannt und schon 1830 mehrere ihrer wichtigsten Arten angeführt, dagegen stellt er dieselben (Observ. sur les Belemn. pag. 39) noch mit den Arten der Torulosusschichten und Jurensismergel zusammen. In das Profil der schwäbischen

Alp hat dagegen v. Mandelsloh* die Zone der Trig. navis mit Bestimmtheit aufgenommen und als Kalk und Mergelschichte durch mehrere Species charaktersirt, von welchen ich folgende hervorhebe, da sie noch heute als wichtige Leitmuscheln der Schichte gelten. Es sind:

Ammonites opalinus Rein., Trigonia navis Lmk., Gervillia Hartmanni Goldf. (aviculoides Mandelsl.), Lyonsia abducta Phill. sp. (Unio Mandelsl.), Pronoe trigonellaris (Cytherea Mandelsl.), Goniomya Knorri Agass. (Mya litterata Mandelsl.)

Leopold von Buch, welcher die „mächtige Thonschicht" als unterste Lage des Unteroolithe aufgestellt hat, gibt in seinem Jura Deutschlands werthvolle Beiträge über ihre Verbreitung. Er hebt besonders das Auftreten der Trigonia navis hervor, und nennt deren Vorkommen schon damals von verschiedenen Punkten der schwäbischen Alp, sowie von Gundershofen und von Günsberg bei Solothurn, dabei stellt er sie in seinem Profile in die Oberregion der mächtigen Thone, welche an diesen Localitäten die untere Partie des Unteroolithe bilden.

Prof. Quenstedt hat in seinem Flözgebirge die Zone als obere Lage der Opalinusthone seinem braunen Jura α einverleibt und pag. 282 die genaueren Verhältnisse, welche die Opalinusthone an der schwäbischen Alp, sowohl in petrographischer als paläontologischer Beziehung besitzen, angegeben, ich kann desshalb zu den Nachweisen der Zone in anderen Provinzen übergehen.

In Franken lassen sich an verschiedenen Punkten über der Zone des Amm. torulosus mächtige dunkle Thone beobachten, welche, gefüllt mit Geoden und Eisennieren, ganz das Aussehen derjenigen Schichten haben, in welchen an der schwäbischen Alp Trigonia navis mit den übrigen Leitmuscheln ihrer Zone vorkommt. Ich fand in den Umgebungen von Neumarkt und Altdorf nur wenige Fossile darin, wie Amm. opalinus und Bel. brevis, dagegen gelang es mir nicht die wichtigste Leitmuschel

---

* Gr. v. Mandelsloh 1834. geogn. Profile der schwäbischen Alp, tab. 3.

der Zone (Trig. navis) hier nachzuweisen, auch wurde dieselbe aus Bayern noch niemals erwähnt, was um so auffallender ist, als ihre Zone dort dieselbe mineralogische Beschaffenheit besitzt, wie an andern Punkten, an welchen die Muschel gefunden wird. Für Bayern müssen wir somit annehmen, dass zwar die Zone der Trig. navis vorhanden sei, die Muschel selbst aber fehle.

Die Zonen des Amm. torulosus und der Trigonia navis an der schwäbischen Alp.

Nr. 27.

Sandsteine und Thone.

Zone der Trigonia navis.	Dunkle gegen oben glimmerreiche Thone mit Geoden und Eisennieren. Die Mächtigkeit derselben wechselt, kann aber 300 Fuss erreichen.	**Trigonia navis.** *Amm. opalinus.*	*Pronoe trigonellaris. Goniomya Knorri. Cardium subtruncatum Gervilla Hartmanni.*
		Breccie von *Lucina plana.*	*Pentacrinus Württembergicus.*
		Nagelkalk.	*Astarte subtetragona. Alaria subpunctata.*
Zone des Amm. torulosus.		Reichste Lage des **Amm. torulosus.** *Amm. opalinus, Purpurina subangulata. Turbo capitaneus, subduplicatus, Leda rostralis, Nucula Hammeri, Astarte Voltzi, Trigonia pulchella, Posidonomya Sueni.*	

Helle Mergelbänke mit Amm. jurensis. Oberer Lias.

Im südwestlichen Baden werden die Niederschläge, welche ungefähr das gleiche Alter mit den Schichten der Trig. navis besitzen, durch mächtige dunkle Thone gebildet, in denen aber bis jetzt keine fossilen Arten nachgewiesen wurden. Man sieht

ihre grossartige Entwicklung sehr deutlich in dem Bette der Kander 10 Minuten oberhalb Kandern. Doch gelang es mir, bei einem kurzen Besuche jener Gegend nicht, diese Schichten in paläontologischer Beziehung genauer zu erforschen. Aehnliche Verhältnisse finden sich in den angrenzenden Theilen der Schweiz, in welchen der mittlere Jura gleichfalls mit einer mächtigen Thonschichte beginnt, in deren Unterregion die Torulosusschichten liegen. Die oberen mächtigen Thone schliessen einzelne Geodenbänke ein und enthalten feine Glimmertheile. Bedeutenden Aufschluss derselben geben die alten Chambelen bei Mülligen, $1^1/_2$ Stunden westlich von Baden. Ich fand jedoch keinerlei leitende Petrefakten darin. Unmittelbar darüber liegen feste sandige Kalke von brauner Farbe mit Pecten pumilus, welche zwar gleichfalls arm an Fossilen sind, jedoch unverkennbar durch die Zone des Amm. Murchisonae gebildet werden. Dass jedoch in den mächtigen dunklen Thonen des Unteroolithe der Schweiz die Hauptleitmuschel der oberen Zone vorkommt, sichert die Angabe Leopold von Buch's (Jura Deutschlands pag. 99), welcher Trigonia navis aus der Thonschicht von Günsberg bei Solothurn beschreibt.

In Norddeutschland lässt sich die Zone der Trigonia navis mit Entschiedenheit nachweisen. Die Angaben von Römer, Rolle und v. Strombeck bürgen dafür. Es sind besonders die Umgebungen von Braunschweig, Hildesheim und Goslar, an welchen die Fossile dieser Zone gefunden wurden. Auch hier scheiden sich die Schichten des Amm. torulosus zu unterst ab und erst darüber folgt Trigonia navis mit Amm. opalinus, Panopaea rotundata und Nucula Hammeri. Doch fehlen noch detaillirtere Angaben über die scharfe Abtrennung des Horizontes, welcher besonders gegen oben noch nicht begrenzt wurde. Die Thone, in welchen Trig. navis in den Umgebungen von Braunschweig gefunden wurde, erreichen nach den Beobachtungen v. Strombeck's* 2—300 Fuss, welche sich jedoch zugleich

* v. Strombeck, der obere Lias und braune Jura bei Braunschweig. Deutsche geol. Gesellsch. 1853. pag. 102.

auf die Zonen des Amm. Murchisonae und Humphriesianus vertheilen, da unmittelbar darüber schon die Leitmuscheln der Parkinsonischichten folgen. Doch genügen die vorhandenen Angaben für die Andeutung des Horizontes, welcher in Norddeutschland bis jetzt zwar erst an einigen Lokalitäten aufgedeckt wurde, dessen grössere Verbreitung aber gewiss später noch nachgewiesen werden kann.

In Frankreich. Nächst den Lokalitäten an der schwäbischen Alp sind es die Umgebungen Niederbronn's im Elsass, an welchen die Zone der Trigonia navis in einer Deutlichkeit auftritt, wie man sie von keiner andern Gegend kennt. Die mineralogische Beschaffenheit der Schichten ist bei beiden Ablagerungen annähernd dieselbe; die Erhaltung der Fossile jedoch etwas verschieden, indem die schwäbischen (Trig.) Navisschichten meist ihre Muscheln mit weiss erhaltener Schale einschliessen, während sie zu Gundershofen eine graue Farbe besitzen; dagegen finden sich dieselben in beiden Gegenden in ähnlichen dunklen glimmerreichen Thonen mit Geoden und Eisennieren. Zu Gundershofen eine Stunde südlich von Niederbronn stehen die Schichten der Trigonia navis in einer Bachklinge (Gundershofer Klamm) an, während die tiefere Zone des Amm. torulosus hier nicht zum Vorschein kommt. Ich erhielt bei einem Besuche dieses Punktes folgende Arten:

Belemn. brevis.	Lyonsia abducta.
„ Rhenanus.	Nucula Hammeri.
„ conoideus.	Trigonia navis.
Amm. opalinus.	„ similis.
„ dilucidus.	Pronoe trigonellaris.
Panopaea rotundata.	Lucina plana.
Pholadomya cincta.	Cardium subtruncatum.
Goniomya Knorri.	Gervillia Hartmanni.

Gegen oben folgen Schichten, welche ohne Zweifel der Zone des Amm. Murchisonae angehören, Lingula Beani bildet hier feste Conglommerate, doch untersuchte ich die höheren Schichten, welche die dortigen Hügel bedecken, nicht weiter.

Für die vorläufigen Nachweise der Zone der Trigonia navis im Dep. der Moselle sind die Angaben M. Terquems* von grossem Werthe, da durch dieselben das Vorkommen verschiedener Leitmuscheln der Zone aufgezählt wird, obschon sie mit Arten höherer und tieferer Schichten angeführt werden. M. Terquem erwähnt folgende Species:

Belemn. abbreviatus d'Orb. brevis Voltz, Amm. opalinus, Dentalium elongatum, Ceromya major Agass., Lyonsia abducta, (Cardium truncatum Phill.?) Card. subtruncatum d'Orb., Trigonia navis, Nucula Hammeri, Gervillia Hartmanni, Inoceramus sp. ind.

Aus den Umgebungen von Milhau (Aveyron) besitze ich nur wenige Arten, welche die Zone der Trig. navis andeuten, wie Lucina plana, Panopaea dilatata, Leda Delila, Goniomya Knorri; in welcher Weise dieselbe jedoch entwickelt ist, und ob sich weitere Leitmuscheln vorfinden, ist bis jetzt noch nicht untersucht worden. Dasselbe gilt von Fontenay (Vendée).

In den übrigen Theilen Frankreichs, sowie in England hören die seither beobachteten Verhältnisse auf. Statt der mächtigen Thonablagerung treten nur wenige Bänke oolithischer oder sandiger Kalke auf, so dass es kaum möglich ist, bei einer solchen Verkümmerung der Niederschläge die paläontologischen Charaktere der Zonen wieder zu finden. Der Horizont, welchen Amm. torulosus bildet, lässt sich an einzelnen Punkten dieses Landes noch nachweisen, wie im vorigen Paragraphen gezeigt wurde, dagegen fällt es meistens äusserst schwer, auch nur wenige schwache annähernde Aequivalente der darauffolgenden Zone herauszufinden, denn einerseits sind die Niederschläge oft auf mehr als ein Zehntel, oft vielleicht auf ein Fünfzigstel zusammengeschrumpft, andererseits aber war bis jetzt an solchen Punkten die Ausbeute an Fossilen zur Erreichung dieses Zweckes nicht genügend. In den englischen Sammlungen findet man nur wenige Spuren derjenigen Leitmuscheln, welche zu Gundershofen

* Terquem, Paläont. du Dep. de la Moselle 1855. Extrait de la statistique de la Moselle.

und im Boller Teufelsloch so häufig sind. Auch an Ort und Stelle bekommt man nur wenig Aufschluss. Ich konnte in verschiedenen Gegenden die Grenzschichten des Unterooliths gegen den Lias beobachten, fand jedoch meist einen kaum merkbaren Uebergang von den Torulosusschichten nach oben, wo dann der eigentliche Ool. furugineux folgt, welcher schon durch höhere Zonen gebildet wird. So zu Tannie (Sarthe), in den Umgebungen von Caen (Calvados), wo die unteren harten Gesteine sich zwar von den obern Partien unterscheiden lassen, jedoch bei ihrer geringen Mächtigkeit keine ebenso scharf markirten Horizonte bilden, wie wir sie an andern Lokalitäten beobachten konnten. Weitere Punkte in England sind: Dundry (Somersetshire), Leckhampton-Hill (Gloucestershire) und Burton-Bradstock (Dorsetshire). An letzterer Lokalität fand ich über der Zone des Amm. torulosus wenige Fuss mächtige, feste, sandige Kalke, gefüllt mit Amm. opalinus, welche gegen oben von petrefaktenreichen Lagen bedeckt werden, in denen aber Amm. Murchisonae schon vorkommt. Die harten Kalke mit Ammon. opalinus würden somit den mächtigen Thonen Schwabens entsprechen, in welchen die reiche Fauna der Zone der Trigonia navis vorkommt, welche aber zu Burton-Bradstock bloss durch dünne Bänke mit verkalkten Exemplaren des Amm. opalinus vertreten wird. Noch unbestimmter zeigt sich dasselbe in andern Gegenden, so dass wir uns begnügen müssen, als schwachen Ersatz der Navisschichten in England und dem nordwestlichen Frankreich die sandigen oder oolithischen Kalkbänke mit Amm. opalinus zu betrachten, welche in geringer Mächtigkeit die Torulosusschichten bedecken.

3) Die Schichten des *Ammonites Murchisonae.*

§. 49.

Synonymik: Dogger (pars), (Young und Bird, 1822. pag. 1237) Phill. 1829. pag. 38 (non Röm.). Eisenhaltiger Thonsandstein, Stahl, 1824. württemb. landw. Corresp.-Blatt, pag. 14. Eisensandstein, v. Mandelsloh 1834, geogn. Prof. der schwäb. Alp, tab. 3. Brauner Jura *δ*, braune Sandsteine mit Eisenerzen. Quenstedt 1843, Flözgeb. pag. 588. Calcaire lacdonien (pars), Marcou 1846. Jura salinois, pag. 70. Calcaire à entroques (pars), Cotteau bullet. Soc. géol. de Fr. 18. Sept. 1851. pag. 638. Pectinitenbank und gelbe Sandsteine mit Eisenerzflözen, Quenst. (Pfizenmayer 1853, deutsche geol. Gesellsch. tab. 16.).

Paläontologie. Die leitenden Arten der Murchisonaeschichten sind:

Belemn. spinatus.
Amm. Murchisonae.
„ Staufensis.
Nerinea cingenda.
Acteonina Sedgwici.
Turbo gibbosus.
Panopaea äquata.
Leda Deslongchampsi.
Nucula Aalensis.
Tancredia donaciformis.
„ Lycetti.
„ axiniformis.
„ Rollei.
Quenstedtia oblita.
Corbula obscura.
Astarte excavata.
„ elegans.
„ Aalensis.
Trigonia striata.
Trigonia tuberculata.
Cardium substriatulum.
Area Lycetti.
Avicula elegans.
Inoceramus amygdaloides.
Gervillia acuta.
„ oolithica.
„ subtortuosa.
Pecten pumilus (geht noch etwas höher hinauf.).
Pecten disciformis.
Ostrea calceola.
Anomya Kurri.
Terebratula ovoides.
Discina reflexa.
Lingula Beani.
Crenaster prisca.
Caelaster Mandelslohi.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. An der schwäbischen Alp finden wir die Zone des Amm. Murchisonae in paläontologischer Beziehung sehr deutlich entwickelt, während ihre Gesteinsbeschaffenheit auf kurze

Entfernungen grossem Wechsel unterworfen ist. Gewöhnlich stellen sich über den glimmereichen dunklen Thonen der Trigonia navis harte Platten eines gelben eisenreichen Sandsteines* ein, welche leicht unterscheidbar, auch ohne Beiziehung der Versteinerungen von den darunter liegenden Bildungen abgetrennt werden können. Man trifft diese Verhältnisse an den Vorbergen der schwäbischen Alp in den Umgebungen von Donzdorf und Boll, sowie zu Zillhausen bei Balingen. Die Sandsteinplatten sind hier zwar nicht gerade reich an Fossilen, doch findet man beinahe immer irgend eine leitende Species, wie Amm. Murchisonae, Staufensis oder Belemn. spinatus. Kalkiger werden die Schichten gleichen Alters zu Aselfingen an der Wutach. Es sind hier dicke graue Bänke ganz gefüllt mit den meisten der auf der vorigen Seite genannten Arten. Während demnach die Schichten des Amm. Murchisonae sowohl in der Boller als in der Balinger Gegend aus festen Bänken bestehen, verschwinden dieselben in der Mitte dieser Linie, von Metzingen an bis in die Umgebungen von Hechingen, indem Thone an ihre Stelle treten, welche beinahe ununterbrochen die ganze Zone einnehmen. Die Orientirung ist hier äusserst erschwert, denn die Fossile werden selten, und es verschwindet die Grenzlinie beinahe ganz, so dass eine genaue Abtrennung fast unmöglich ist. Die Ablagerungen stimmen hierin mit denen der Braunschweiger Gegend, welche ich im vorigen Paragraphen erwähnt habe. Am eigenthümlichsten sind dagegen die Schichten des Amm. Murchisonae in den Umgebungen von Aalen und Wasseralfingen gebildet, es fehlen hier zwar die gelben Sandsteine nicht, dagegen lagern sich in denselben reiche Thoneisensteinflöze ab, welche an obigen Punkten durch grossartigen Betrieb angedeutet werden.

---

* An manchen Punkten der schwäbischen Alp sind die Sandsteine des Amm. Murchisonae weich und gelblich und haben dann viele Aehnlichkeit mit den Sandsteinen des Lias, weshalb sie in früheren Zeiten von manchen Geologen einfach „Liassandstein" oder auch „oberer Liassandstein" genannt wurden, was ich, um Verwechslungen vorzubeugen, bei der Synonymik übergangen habe.

Inhalt.

Seite.

Ueber die Schwankungen der Goldproduktion mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. Von Alexander von Humboldt 1

Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. Von G. P. 41

Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm. Von C. Fortlage 91

Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen 124

Ueber die preußische Municipal-Verfassung 199

Der Arzt und die Euthanasie. Von einem Arzte 226

Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. Von R. Mohl 240

Die Statistik der Kultur im Geiste und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. Von S. 267

Aphorismen über Kriegskunst. Zweite Gabe. Von A. P. V. O. ... 309

Kurze Notizen 332

Zone des Ammon. Murchisonae aus den Umgebungen von Wasseralfingen.

Nr. 28.

Zone des **Amm. Humphriesianus.**
50—55′ Thone mit Kalken u. s. w.

Uebergang von Sandsteinen in Thone.
35′
Sandsteine mit unreinen Erzflözen.

$4^1/_2$—6′ Reiner Thoneisenstein. **Oberer Stollen.**

108—110 Fuss. Zone des Amm. Murchisonæ.

36′ Sandsteine mit Thonen und zwei unreinen Erzflözen.

5—$6^1/_2$′ Reiner Thoneisenstein. **Unterer Stollen.**

2′ harter sandiger Kalkstein. Sohlenstein.

15′ Gelber Sandstein in mächtigen Bänken.

10′ Sandsteinlagen und Thone mit Brauneisenniercn.

Thone arm an Fossilen
(siehe Profil Nr. 27.)

Zone der Trigonia navis.

Herr Maschineninspektor Schuler stellte mir ein Profil zur Verfügung, in welches er jede einzelne Bank eingetragen hatte. Dasselbe gibt die Gesteinsbeschaffenheit, welche die Zone in den Umgebungen von Wasseralfingen besitzt aufs Genaueste wieder. Ich benützte es zu Profil Nr. 28, welches die mineralogischen Verhältnisse der Zone in übersichtlicher Weise enthalten sollte. Dasselbe reiht sich über das in §. 48 gegebene Profil Nr. 27.

Die zwei Erzlagen, welche zu Wasseralfingen und Aalen abgebaut werden, führen die gleichen Versteinerungen wie die Sandsteine, meist in ausgezeichneter Erhaltung. Fischwirbel, Knochen und Zähne sind darin nicht selten, dieselben werden besonders häufig im Centrum von runden Thoneisensteinknollen gefunden, welche zahlreich in den Erzlagen vertheilt sind. Ausserdem kommen sowohl in den Eisenerzen als Sandsteinen noch folgende Arten vor:

Belemn. spinatus.
Amm. Murchisonae.
„ Staufensis.
Acteonina Sedgwici.
Turbo gibbosus.
Panopaea äquata.
Leda Deslongchampsi.
Nucula Aalensis.
Tancredia Lycetti.
„ Rollei.
Astarte Aalensis.
Trigonia tuberculata.
Cardium substriatulum.
Arca Lycetti.
Avicula elegans.
Inoceramus amygdaloides.
Gervillia acuta.
„ oolithica.
„ subtortuosa.
Pecten pumilus.
Ostrea calceola.
Anomya Kurri.
Lingula Beani.
Crenaster prisca.
Cidaster Mandelslohi.

In Bayern setzen sich die Sandsteine des Unterooliths fort und sind mit denselben organischen Resten erfüllt. Graf Münster glaubte zwar aus der Untersuchung der Fossilen zu dem sichern Schlusse gekommen zu sein, dass der in Bayern (im Obermainkreise) vorkommende, über den obern Liasmergeln liegende Sandstein noch zur Liasformation gehöre und suchte

dies (Bronn Jahrb. 1833. pag. 325 *) durch Aufzählung der in den obern Sandsteinen vorkommenden Arten zu beweisen. Nicht alle seine im obigen Aufsatze gebrauchten Bezeichnungen lassen sich deuten, soviel scheint aber ziemlich sicher, dass darunter Arten, wie Pecten pumilus, Inoceramus amygdaloides, Gervillia subobtusa und oolithica, Avicula elegans, Cardium substriatulum, also wesentliche Leitmuscheln der Murchisonaeschichten einbegriffen sind. Dieselben charakterisiren aber keineswegs die Schichten des Lias, sondern liegen beinahe ausschliesslich in der Zone des Amm. Murchisonae. Es fehlt somit dem beabsichtigten Beweis an der sichern Basis, denn während eine Anzahl der aufgezählten Arten nicht wieder zu erkennen sind, spricht das Vorkommen der so eben erwähnten gerade für die Einreihung der Schichten in die Zone des Amm. Murchisonae und in die Etagè des Unteroolithe.

In Frankreich wurde die Zone des Amm. Murchisonae noch wenig beachtet, auch ist es nicht überall leicht, sie aufzufinden. Aus den Umgebungen von Gundershofen (Bas Rhin) habe ich ihr Vorkommen schon im vorigen Paragraphen erwähnt. In den Umgebungen von Longwy (Moselle) ist sie sicher vorhanden, da ihre wichtigsten Leitmuscheln dorther angegeben werden,** obwohl eine Abtrennung derselben noch nicht ausgeführt wurde. In Burgund nehmen die Schichten des Amm. Murchisonae wesentlich Antheil an der Bildung des dortigen *Calcaire à entroques*, einer 60—80 Fuss mächtigen Kalkablagerung, gefüllt mit Muschelbruchstücken oder Crinoideengliedern, Amm. Murchisonae und Staufensis kommen in den Umgebungen von Avallon in diesem Kalke vor, während Belemn. giganteus dort in mergeligen Lagen erst darüber erscheint.

Eine beträchtliche Mächtigkeit besitzen die Schichten des Amm. Murchisonae in den Umgebungen von Lyon. Die Eisenerze von la Verpillière scheinen gegen oben noch bis an die

---

* Vergl. auch Bronn Jahrb. 1832. pag. 223.

** Terquem 1855. Paläontol. du Dep. de la Moselle. Extr. de la statistique de la Moselle, pag. 24—26.

Basis der Zone zu reichen, denn ich erhielt deutliche Exemplare des Amm. Murchisonae aus den Erzschichten, welche bei St. Quentin und la Verpillière ausgebeutet werden. Aehnliche Erze finden sich noch an anderen Punkten und wurden früher einige Meilen oberhalb Lyon gleichfalls gewonnen. Sie stehen jenseits Couzon am Mont d'Or* an, während die darauffolgenden mächtigen Kalke zum Theil noch derselben Zone angehören. Ich sah in der ausgezeichneten Sammlung des Herrn Thiollière zu Lyon eine Anzahl von Exemplaren des Amm. Murchisonae, sowie Amm. Staufensis und Trigonia striata, welche aus den Kalken von Couzon stammten. Oberhalb des Dorfes, am Fusse des Mont d'Or, werden die Schichten durch mächtige Steinbrüche entblösst, in welchen die brauchbaren sandigen Kalke ausgebrochen werden. Die untern Lagen, in welchen Amm. Murchisonae vorkommt, sind verhältnissmässig arm an Petrefacten, um ein Gutes höher scheidet sich dagegen das Bett des Amm. Humphriesianus als dünne, aber mit Leitmuscheln gefüllte Lage ab. H. Thiollière zeigte mir verschiedene für die Zone des Amm. Humphriesianus wichtige Species, welche in der obern Zone gefunden wurden und keine Zweifel über das Auftreten der Humphresianus-Schichten zulassen. Die untern mächtigen Kalke von Couzon, welche als Aequivalente des *Calcaire à entroques*** angesehen werden, würden somit gegen unten durch die Zone des Amm. Murchisonae gebildet, gegen oben aber aus Schichten bestehen, deren Fossile wir nicht kennen, deren Lagerung aber derjenigen Zone entspricht, welche in andern Gegenden durch Amm. Sauzei charakterisirt wird, während erst darüber Amm. Humphriesianus und Belem. giganteus erscheinen.

In der Normandie, sowie in England in Dorsetshire und Somersetshire ist die Zone des Amm. Murchisonae zwar vorhanden, doch wird sie häufig übersehen, da ihre Mächtigkeit gering ist. Ich kenne aus den Umgebungen von Caen die Amm. Murchisonae und Staufensis. Zu Burton-Bradstock (Dorset-

---

* Siehe E. Dumas Bullet. Soc. géol. de Fr. 6. Sept. 1846. pag. 611.

** Dufr. et Elie de Beaumont, Expl. de la carte géol. 2 Bd. pag. 744.

shire) fand ich den Amm. Murchisonae mit Pecten pumilus. Ihre Lage ist hier ungefähr in der Mitte des Unterooliths, erst etwas höher folgen die reichen Schichten des Amm. Humphriesianus und Parkinsoni, während die Zone des Amm. torulosus etwas tiefer angetroffen wird. In Gloucestershire, woselbst der Unteroolith eine eigenthümliche Entwicklung besitzt, wird Amm. Murchisonae im Pea Grit* gefunden, seine weitere Verbreitung ist hier nicht nachgewiesen. In Northamptonshire beginnt der Unteroolith mit eisenreichen Sanden, darüber folgen zu Collyweston helle sandige Schiefer mit Oolithbänken. Die Stellung dieser Schichten ist noch keineswegs mit Sicherheit bestimmt. Häufig werden Schiefer und Oolithe dem Grossoolith zugetheilt, was mir jedoch sehr in Zweifel gezogen werden zu müssen scheint, da einzelne der vorkommenden Muscheln wie Pecten pumilus, Gervillia acuta, Avicula elegans, Lingula Beani,** Ceromya Bajociana, Nerinea cingenda, Mytilus Sowerbyanus, Pholadomya fidicula, Panopaea punctata theils entschieden dem Unteroolith, theils sogar ausschliesslich der Zone des Amm. Murchisonae angehören. Die Eisensandsteine von Northamptonshire, welche die Schiefer und Oolithe unterlagern, sind sehr arm an Petrefacten, das einzige Exemplar, was ich darin fand, war Pecten pumilus. Dagegen sind die Schiefer mit organischen Resten ganz angefüllt. Leider haben dieselben durch Zerdrückung gelitten, so dass ihre Bestimmung sehr schwierig ist.

An der Küste von Yorkshire ist die Zone des Amm. Murchisonae an mehreren Punkten, wie zu Blue wick, Glaicedale, Cold moor u. s. w. aufgeschlossen, beinahe sämmtliche Arten, welche Phillips von obigen Localitäten abgebildet hat, gehören der Zone des Amm. Murchisonae an. Ich kenne von dort folgende Species.

Amm. Murchisonae.	Panopaea aequata.
Nerinea cingenda.	„ dilatata.
Acteonina Sedgwici.	Nucula Aalensis.
Turbo gibbosus.	Tancredia axiniformis.

* Murchison, Geology of Cheltenham 1845. pag. 26.
** Morris, Proceedings of the Geol. Society, 15. Juni 1853. pag. 336.

Quenstedtia oblita.	Arca Lycetti.
Astarte elegans.	Gervillia tortuosa.
Trigonia striata.	Terebratula ovoides.
„ tuberculata.	Discina reflexa.
Cardium substriatulum.	Lingula Beani.

Sie gehören sämmtlich in die Zone des Amm. Murchisonae und finden sich in mehreren getrennten sandigen Lagen, welche an den dortigen Küstenwänden verschiedene (lokale) Horizonte einnehmen. Die tieferen Zonen des Unterooliths sind viel weniger deutlich, während die Zone des Amm. Murchisonae durch ihren Reichthum an organischen Resten leichter nachweisbar gemacht wird. Gegen oben folgen Sande und Thone mit Pflanzen (*Lower Sandstone and Shale*, Phill. 1829, pag. 153), welche dann erst von den Schichten des Amm. Humphriesianus überlagert werden. Die unteren Pflanzenschichten bilden gegen die Zone des Amm. Murchisonae zwar an Ort und Stelle eine scharfe Grenzlinie, doch ist ihr Vorkommen ein sehr lokales.

Dagegen wiederholt sich an jener Küste eine ähnliche Bildung (*Upper Sandstone and Shale*) in einem etwas höheren Niveau, siehe §. 51., während zwischen beiden die Zone des Amm. Humphriesianus einen um so erwünschteren Horizont bildet, als die Einschlüsse der obern und untern Sande keine genauere paläontologische Vergleichung und Einreihung zulassen.

4) Die Schichten des *Ammon. Humphriesianus.*

§. 50.

Synonymik: Great-Bath- oder Cave-Oolithe, Phillips (non Will. Smith 1815). Eisenrogenstein (pars) und Walk-Erde Gruppe, Fromherz 1838. Die Juraformation des Breisgaues pag. 13—17. Braunor Jura γ und δ, Quenst. 1843, Flözgeb. pag. 538. Calcaire ferrugineux, Terq. Pal. du Dép. de la Moselle; Statistique extr. pag. 25. Blaue Kalke, Korallenschicht, Gigantenthone und Ostreenkalk, Quenst. (Pfizenmayer, deutsche geol. Gesellsch. 1853. tab. 16.)

Paläontologie: Die Schichten des Amm. Humphriesianus enthalten in ihrer untern Region einige besondere Species, welche

sich nicht mit den Arten der oberen Lagen vermengen. Ohne Zweifel bilden dieselben eine besondere Zone, deren Nachweise aber noch nicht soweit ausgeführt wurden, dass eine Abtrennung allgemein angenommen werden darf. Ich nenne die Sub-Zone vorerst; Schichten des Amm. Sauzei und bezeichne als leitende Arten derselben.

Belemn. Gingensis.
Amm. jugosus.
„ Brocchi.
„ Brongniarti.
„ Sauzei.
„ Tessonianus?
Amm. Bayleanus.
„ Sowerbyi?
Chemnitzia lineata.
Goniomya Duboisi.
Lima alticosta.
Gryphaea calceola.

Die Leitmuscheln der höheren Lagen, d. h. der eigentlichen Humphriesianusschichten sind dagegen folgende:

Amm. Blagdeni.
„ subcoronatus.
„ Humphriesianus.
„ linguiferus.
„ Braikenridgi.
„ Romani.
Acteonina glabra.
Trochus monilitectus.
Trochus Anceus.
Purpurina ornata.
Pleurotomaria Palemon.
Alaria Phillipsi.
Cerithium muricatocostatum.
Panopaea subovalis.
Pholadomya siliqua.
„ Heraulti.
Lyonsia gregaria.
Anatina undulata.
Thracia lata.
Opis similis.
Astarte depressa.
„ Goldfussi.
Trigonia signata.
„ costata.
Unicardium depressum.
„ cognatum.
Arca cancellina.
„ oblonga.
Pinna cuneata.
Mytilus striatulus.
„ cuneatus.
Avicula Münsteri.
Gervillia consobrina.
Perna isognomonoides.
Pteroperna plana.
Pecten ambiguus.
Hinnites abjectus.
Ostrea flabelloides.
„ sulcifera.
„ explanata.
Terebratula Waltoni.
„ omalogastyr.
Cidaris Anglosuevica.

Ausserdem ist zu bemerken, dass Pecten pumilus von den Schichten des Amm. Murchisonae herauf kommt und sich mit Amm. Sauzei nicht selten findet, während andererseits Bel. giganteus, Bel. canaliculatus und Rhynchonella spinosa in den untern Lagen der Humphriesianusschichten beginnen, dagegen auch noch in der darüberliegenden Zone des Amm. Parkinsoni angetroffen werden.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. An der schwäbischen Alp (siehe Profil Nr. 29.) folgen über der Zone des Amm. Murchisonae dunkle Thone, mit welchen Kalkbänke abwechseln, deren Fossile von denjenigen der tieferen Schichten abweichen. Die Kalke treten besonders in der Unterregion dieses Schichtensystems in mächtigen und bisweilen sandigen Bänken auf, welche sich durch ihre graue Farbe und ihre Härte leicht erkennen lassen. Sie bilden die Zone des Amm. Sauzei, während gegen oben mehr Thone vorwalten, in welchen sich einzelne Lagen dunkler, mergeliger Kalke mit Amm. Blagdeni und Amm. Humphriesianus ausscheiden. Ich fasse hier die ganze Bildung als Zone des Amm. Humphriesianus zusammen und betrachte die untere Lage des Amm. Sauzei vorerst bloss als Subzone, da bis jetzt noch keine bestimmte Grenze zwischen denselben aufgestellt werden konnte.

Die Schichten des Amm. Humphriesianus sind an der schwäbischen Alp an vielen Punkten aufgeschlossen, wie am Nipf bei Bopfingen, am Stuifenberg, zu Altenstadt, Neuffen, Oeschingen, Hohenzollern und Fürstenberg bei Donaueschingen. Nur selten geben die unteren Lagen eine befriedigende Ausbeute, denn die harten Kalke sind gewöhnlich arm an Petrefacten, dagegen beginnen die Schichten gefüllter zu werden von einer Korallenbank an, welche an der Grenze beider Zonen auftritt und schon viele derjenigen Arten führt, welche etwas höher sehr zahlreich vorkommen.

Die Gesammtmächtigkeit der Humphriesianusschichten beträgt an der schwäbischen Alp im Mittel 50 Fuss. Bei Bopfingen sind sie etwas schwächer vertreten, dagegen wächst der

Durchschnitt in südwestlicher Richtung, indem sich besonders die Thone verdicken. Prof. Quenstedt hat in seinem Flözgebirge die lokalen Verhältnisse der Zone für Schwaben angegeben, Pfizenmayer veranschaulichte dieselben in seinem Profile, (deutsche geol. Gesellsch. 1853, tab. 16). Er nimmt als unterste Lage *„die blauen Kalke,"* darüber folgt die *„Korallenschicht,"* dann die *„Giganteusthone"* und der *„Ostreenkalk."* Diese vier mineralogisch verschiedenen Lagen bilden an manchen Punkten der schwäbischen Alp die Zone des Amm. Humphriesianus. Die blauen Kalke sind das Lager des Amm. Sauzei, während die Korallenschicht an der Grenze zwischen dieser untern Zone und den eigentlichen Humphriesianusschichten liegt.

Was die Vertheilung der wichtigeren Arten in der Zone betrifft, so finden wir, wie schon erwähnt wurde, in den unteren Kalken nur wenige Reste. Verhältnissmässig noch die reichste Ausbeute lieferten früher die grauen Kalke von Neuffen, in welchen besonders Amm. Brocchi und Sauzei in schönen Exemplaren gefunden wurden. Gefüllter sind die Korallenschichten, welche sich etwas höher bei Altenstadt und am Hohenzollern als bröcklige Kalke ablagern, aus denen Belem. Gingensis und giganteus, Lima alticosta und pectiniformis, Avicula Münsteri, Mytilus striatulus, Hinnites abjectus, Cidaris Anglosuevica herauswittern. Einzelne dieser Arten gehen nicht höher hinauf, wie Belem. Gingensis, Lima alticosta, andere dagegen beginnen hier und setzen sich gegen oben fort, wie Bel. giganteus, Lima pectiniformis, Avicula Münsteri, Hinnites abjectus. Besonders zahlreich liegt Belemn. giganteus in den darauffolgenden Thonen, in denen sich zugleich einzelne Austernbänke ausscheiden, gefüllt mit Ostrea flabelloides und explanata, mit Lima pectiniformis, Trigonia costata und signata, sowie mit riesigen Exemplaren von Amm. Blagdeni, welche ausserdem aber sämmtliche Leitmuscheln der eigentlichen Humphriesianusschichten enthalten. Mit den Thonen und Austerbänken schliesst die Zone jedoch gegen oben ab, da unmittelbar darüber schon diejenigen Arten beginnen, welche die Schichten des Amm. Parkinsoni charakterisiren.

Im Grossherzogthum Baden findet man die Zone des Amm.

Humphriesianus in der Reihe der übrigen Glieder der dortigen Juraformation in regelmässiger Weise eingelagert. Sie wird durch die obersten petrefaktenreichen Bänke des dortigen *Eisenrogensteins* in Verbindung mit der *Walkerde-Gruppe* (Fromherz, die Juraformation des Breisgaues, pag. 17) gebildet. Es lässt sich dies durch die vorkommenden Fossile beweisen. Ich sammelte folgende Arten in den obersten Lagen des Eisenrogensteins am Hörnle südöstlich von Müllheim.

Amm. Humphriesianus.	Mytilus cuneatus.
Belemn. giganteus.	Perna isognomonoides.
„ canaliculatus.	Ostrea flabelloides.
Lyonsia gregaria.	„ explanata.
Lima pectiniformis.	Rhynch. subtetraëdra?
Avicula Münsteri.	Terebratula Waltoni.
Trigonia costata.	

Dagegen sah ich in der Universitätssammlung zu Freiburg folgende Species aus der sog. Walkerde des Breisgaues:

Amm. Blagdeni.	Lima pectiniformis.
Belemnites giganteus.	Ostrea sulcifera.

Es kann somit kein Zweifel sein, dass die beiden mineralogisch verschiedenen Niederschläge in jener Gegend die Zone des Amm. Humphriesianus zusammensetzen, woraus folgt, dass Fullersearth oder Walkerde der dortigen Geologen nicht die englische Fullersearth, sondern ein Glied des Unterooliths darstellt, welches den dunklen Thonen mit Bel. giganteus und Amm. Humphriesianus der schwäbischen Alp entspricht.

In Frankreich sind die Schichten des Amm. Humphriesianus an denjenigen Lokalitäten mit Deutlichkeit entwickelt und von den angrenzenden Zonen abgetrennt, an welchen der Unteroolith nicht nach dem englischen Typus gebildet ist, sondern ähnlich den schwäbischen Ablagerungen eine etwas schärfere Gliederung gestattet. Die ersten Andeutungen über das Auftreten der Zone in dem Dep. der Moselle finde ich in den Zu-

sammenstellungen M. Terquem's;* er beschreibt sie von Saint Quentin von Monvaux, Fontoy und Longwy als eine 5—6 Meter mächtige Kalkablagerung, reich an Fossilen, unter welchen M. Terquem die wichtigsten Arten der Humphriesianusschichten aufzählt, wie Bel. giganteus, Amm. Humphriesianus, linguiferus, Edouardianus, jugosus, Sowerbyi, Tessonianus, Goniomya Dubois, Trigonia signata und costata, Area oblonga, Mytilus cuneatus, Ostrea explanata, Avicula Münsteri, Gervillia (aviculoides-) consobrina?, Rhynchonella spinosa u. s. w. Er nennt die Schichte „*Calcaire ferrugineux*," hat aber damit die untern Lagen der Humphriesianusschichten, d. h. die Zone des Amm. Sauzei vereinigt, was aus seinen Zusammenstellungen ersichtlich ist. Seine Liste pag. 27 weicht zwar in vielen Punkten von anderwärtigen Verhältnissen ab, dagegen war mir die Abtrennung dieser Kalke von seiner darauffolgenden Zone (Calcaire à polypiers) interessant, in welcher er Amm. Parkinsoni, Martinsi und Niortensis zum ersten Male anführt, wonach denn auch im Moselledepartement die Zone des Amm. Parkinsoni erst über dem Calcaire ferrugineux Terq., d. h. über den Schichten des Amm. Humphriesianus ihren Platz einnehmen würde.

Auch für das Dep. Bas Rhin lässt sich das Auftreten der Zone aus den Angaben von H. Daubrée** folgern, welcher mehrere ihrer wichtigeren Leitmuscheln anführt, die Thone, in welchen dieselben gefunden wurden, jedoch „Fullersearth" nennt. Die Zone des Amm. Murchisonae lagert sich darunter ab, dagegen geht Amm. Parkinsoni noch etwas höher hinauf; doch getraue ich mir nicht, eine schärfere Vergleichung auf Grund seiner Angaben hin auszuführen.

Die regelmässige Entwicklung der Zone des Amm. Humphriesianus im Dep. der Rhône, am Mont d'Or lyonais habe ich schon im vorigen Paragraphen erwähnt. Ich sah in der Sammlung des Herrn Thiollière in Lyon folgende Arten,

---

* M. Terquem 1855, Paläontologie du Départ. de la Moselle, Statistique. Extr. pag. 27.

** Daubrée, Descript. géol. et minér. du département du Bas Rhin 1852. Siehe d'Archiac, 1856. Histoire des progrès, pag. 706.

welche derselbe am Mont d'Or oberhalb Couzon gesammelt hatte: Amm. Humphriesianus und Blagdeni, Belemnites giganteus und canaliculatus, Pleurotomaria Palemon, Trigonia costata und signata, Rhynchonella spinosa. Sie liegen hier ganz regelmässig über den Schichten des Amm. Murchisonae und unter denen des Amm. Parkinsoni.

Noch an vielen andern Localitäten Frankreichs finden sich die Leitmuscheln der Humphriesianusschichten, doch gelingt es nicht immer, ihre Lagen von denen der Zone des Amm. Parkinsoni abzutrennen, so z. B. im Dep. der Sarthe. Noch weniger ist dies in den Umgebungen von Caen möglich, woselbst die zwei oberen Zonen des Unterooliths, eng verschmolzen in einer gelben oolithischen Bank von wenigen Fuss Dicke, zwar zahlreich und schön gefunden werden, dagegen in Beziehung auf ihr Lager keine Differenzen zeigen. Die Schichten sind zu wenig mächtig, als dass hier eine Abtrennung derjenigen zwei Zonen möglich wäre, welche in andern Gegenden oft durch Niederschläge gebildet werden, deren Mächtigkeit 80 Fuss übersteigen kann. Dasselbe gilt von den durch die Pracht ihrer Fossile bekannten Localitäten im südlichen England wie Dundry (Somersetshire), Yeovil und Burton-Bradstock bei Bridport (Dorsetshire) u. s. w. Der eigentliche Unteroolith besitzt hier überhaupt eine geringe Mächtigkeit, dabei wird seine oberste Lage zwar ganz regelmässig durch die Zonen des Amm. Humphriesianus und Parkinsoni gebildet, jedoch in der Weise, dass man die Fossile beider nicht getrennt, sondern in einem und demselben oolithischen Bett zusammenfindet. Schon viel entwickelter ist die Etage in Gloucestershire, Amm. Parkinsoni liegt hier zu oberst, dagegen gehört Amm. Humphriesianus, sowie die übrigen Leitmuscheln dort zu den Seltenheiten, weshalb seine Zone noch nicht besonders abgetrennt wurde.

Gänzlich verschieden von den Verhältnissen im südlichen England tritt der untere Oolith an der Küste von Yorkshire auf. Die Zone des Amm. Humphriesianus ist hier nicht nur mit grosser Deutlichkeit entwickelt, sondern es finden sich auch ihre wichtigeren Leitmuscheln beisammen und vollständig getrennt

von denen der angrenzenden Zonen. Auf die 500 Fuss mächtigen Pflanzen-führenden unteren Sandsteine folgt plötzlich eine kalkige Zwischenlage, über welcher sich zum zweiten Male eine ähnliche Sandsteinformation ablagert. Die grauen Kalke, welche besonders deutlich zu Cloughton Wyke und White Nab auf beiden Seiten von Scarborough anstehen, besitzen eine Mächtigkeit, welche Phillips zu 30 Fuss angibt. In seiner Geologie von Yorkshire nennt er diese Ablagerung „*Cave Oolithe*“ oder auch pag. 190 geradezu *Bath-* oder *Great-Oolithe*. Auf einer Excursion an der Küste von Scarborough hatte ich Gelegenheit, die Bildungen zu untersuchen, welche bei einem beträchtlichen Reichthum an organischen Resten erwünschten Aufschluss boten. Ich überzeugte mich, dass der Phillips'sche Cave Oolithe vollständig identisch mit den Schichten des Amm. Humphriesianus anderer Gegenden sei. Er ist nicht allein von dem Grossoolith abzutrennen, sondern er gehört nicht einmal einer benachbarten Zone an, da an andern Localitäten noch die Schichten des Amm. Parkinsoni dazwischen liegen. Die wichtigeren fossilen Arten, welche in dem Cave Oolithe der Umgebungen von Scarborough gefunden wurden, sind folgende:

Belemnites giganteus.
Ammonites Blagdeni.
„ Humphriesianus.
„ subcoronatus.
Acteonina glabra.
Trochus monilitectus.
„ Anceus.
Alaria Phillipsi.
Panopaea subovalis.
Pholadomya Heraulti.
Opis similis.
Astarte depressa.
Trigonia signata.
Unicardium depessum.
„ cognatum.
Arca cancellina.
Pinna cuneata.
Mytilus cuneatus.
Avicula Münsteri.
Gervillia consobrina.
Perna isognomonoides.
Pteroperna plana.
Hinnites abjectus.
Ostrea flabelloides.
„ sulcifera.
Cidaris Anglosuevica.

Ihr Vorkommen zeigt mit Entschiedenheit, dass der Phillips'sche „Cave-, Great- oder Bath-Oolithe ein von dem ächten

Grossoolith von Bath verschiedenes Formationsglied sei. Zugleich stimmen die meisten der hier angeführten Arten so genau mit denjenigen überein, welche in andern Gegenden die Zone des Amm. Humphriesianus characterisiren, dass die Identität zwischen dem *Cave-Oolithe* (Phillips) und der Zone des Amm. Humphriesianus sich mit Sicherheit annehmen lässt.

5) Die Schichten des *Ammonnites Parkinsoni.*

§. 51.

Synonymik: Brauner Jura *ε* (pars), Quenst. 1843 Flözgeb. pag. 537. Trigonia-grit, Murchison 1845, Geol. of Cheltenh. pag. 25. Bifurcatenschicht und Parkinsonthone, brauner Jura *δ* und (*ε* pars), Quenst. (Pfizenmayer 1853. Deutsche geolog. Gesellsch. tab. 16). Calcaire à polypiers Terq. 1855. Palaeontol. du Dép. de la Moselle. Statistique extr. pag. 27.

Palæontologie: Die wichtigsten Arten der Zone des Amm. Parkinsoni sind:

Belemnites Württembergicus.
Ammonites subradiatus.
" oolithicus.
" Deslongchampsi.
" Zigzag.
" Defranci.
" Martinsi.
" Neuffensis.
" Parkinsoni.
" bifurcatus.
" subfurcatus.
" Garantianus.
" polymorphus.
Ancyloceras annulatus.
Purpurina Bellona.
Spinigera longispina.
Dentalium entaloides.
Panopaea Zieteni.
Pholadomya Schuleri.
Leda caudata.
" aequilatera.
Corbula cucullaeformis.
Posidonomya Buchi.
Pecten Renevieri.
Terebratula emarginata.
" Meriani,
" carinata.
" curvifrons.
" Württembergica.
" Phillipsi.
" globata.
" sphaeroidalis.
Rhynchonella acuticosta.
" angulata.
" Stuifensis.

Belemnites canaliculatus und giganteus kommen von unten herauf. Letzterer wird jedoch hier weit seltener getroffen und hört gegen oben ganz auf.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. An der schwäbischen Alp folgen die Schichten des Amm. Parkinsoni unmittelbar über der Zone des Amm. Humphriesianus. Ihre Mächtigkeit beträgt in der Bopfinger Gegend kaum 4 — 6 Fuss wird gegen Südosten bedeutender und erreicht z. B. in der Balinger Gegend über 30 Fuss. Zugleich findet ein grosser Wechsel in der mineralogischen Beschaffenheit der Niederschläge statt. Bei Bopfingen und Aalen sind es braune, theils oolithische, theils mergelige Lagen, in den Umgebungen von Boll werden dieselben schon thoniger, zu Ehningen bei Reutlingen und in der Balinger Gegend bilden bläuliche Thone mit harten Kalkbänken die Zusammensetzung der Zone. An einigen Punkten, wie z. B. am Hohenzollern werden dieselben Thone von einer dünnen oolithischen Bank unterlagert, welche zwar noch zu den Schichten des Amm. Parkinsoni gehört, sie aber gegen unten begrenzt. In diesen untersten Lagen, seien dieselben nun oolithisch oder thonig, finden sich folgende Arten sehr zahlreich:

Ammonites subfurcatus.	Leda caudata.
„ Garantianus.	Terebratula carinata.
„ Parkinsoni.	Rhynchonella acuticosta.
Belemnites Württembergicus.	„ angulata.
Ancyloceras annulatus.	

Dieselben setzen sich wohl noch etwas gegen oben fort, werden jedoch seltener, während sich hier besonders einige Ammoniten wie *Ammonites Deslongchampsi*, *Zigzag*, *Neuffensis*, *polymorphus* und *oolithicus* durch Häufigkeit auszeichnen.

Die Zone des Amm. Parkinsoni ist von der grössten Wichtigkeit für die Vergleichung unseres schwäbischen Jura mit dem

französischen und englischen, insofern durch sie die oberste Zone des Unteroolithe gebildet wird, über welcher sich unmittelbar diejenigen Schichten ablagern, welche die Bathformation vertreten, hier aber durch Uebergänge eng mit dem Unteroolith verbunden sind. Eigenthümlich ist, dass die dem Amm. Parkinsoni nahestehenden Arten, welche häufig noch mit demselben verwechselt werden, gegen oben eine immer hochmündigere Form bekommen, wodurch sich besonders in der obersten Lage, welche wir entschieden als Glied der Bathformation betrachten, eine Species auszeichnet, welche ich *Amm. Württembergicus* (Amm. Parkinsoni compressus Quenst.) genannt habe (siehe §. 61), welche an verschiedenen Punkten sowohl in den Oolithen, als in den Thonen immer unmittelbar unter Amm. macrocephalus gefunden wird. Aus dem englischen und französischen Unteroolith kenne ich denselben nicht, wie ich überhaupt die Species auswärts nur einmal antraf und zwar zwischen Metz und Verdun in einer Schichte, welche dem Cornbrash gleichkommen dürfte. An der schwäbischen Alp ist er dagegen sehr verbreitet und kommt entweder verkiest und klein, oder verkalkt in grossen Exemplaren vor. Immer aber findet er sich über der Zone des Amm. Parkinsoni. So liegt er z. B. bei Bopfingen in einer braunen mergeligen, schwach oolithischen Bank, welche kaum 2 Fuss Dicke besitzt. Mit demselben finden sich hier eine Anzahl für die Bathformation leitender Arten wie Terebratula Bentleyi, Rhynchonella varians und Morieri u. s. w. Zu Ehningen bei Reutlingen und Oeschingen liegt dagegen Amm. Württembergicus verkiest und nur wenige Zoll gross in der Oberregion der Thone, über welchen Amm. macrocephalus und Herveyi folgen und an deren Basis erst der ächte Amm. Parkinsoni vorkommt.

Bei dem Wechsel in der Zusammensetzung der Schichten müssten viele locale Profile gegeben werden, um das Auftreten der oberen Zonen des Unteroolithe an der schwäbischen Alp zu veranschaulichen, ich stelle deshalb einen mehr idealen Durchschnitt

zusammen, welcher die Aufeinanderfolge der drei Etagen des Unteroolithe, der Bathgruppe und der Kellowaygruppe, an der schwäbischen Alp wiedergeben soll:

Nr. 29.

Kellowaygruppe.		Zone des **Amm. macrocephalus** und *bullatus*, siehe Profil Nr. 36.	
Bathgruppe.	10′	Thone (bisw. Oolithe.) Leitmuscheln der Bathgruppe siehe am Schlusse des §. 59.	3)
Unteroolith.	30′	*Amm. Deslongchampsi, oolithicus, Zigzag.* Graue Thone mit Kalkmergeln, an der Basis der Abtheilung findet sich bisweilen eine Oolithbank. Zone des **Ammonites Parkinsoni.**	2)
	3–6′	*Ancyloceras annulatus. Amm. subfurcatus.*	
	50′	Zone des **Ammonites Humphriesianus** *Blagdeni, Ostrea flabelloides, Trig. signata.* Dunkle Thone mit Kalkbänken. Korallenbank. *Ammonites Sauzei, Brocchi.*	1)
		Zone des *Ammonites Murchisonæ* siehe Profil Nr. 28.	

Dabei ist zu bemerken, dass besonders in den Umgebungen von Wasseralfingen und Bopfingen die Abtheilungen Nr. 2 und 3 nicht aus Thonen gebildet werden, sondern als mergelige oder oolithische Kalke auftreten, dabei aber eine viel geringere Mächtigkeit besitzen, welche sich bei Nr. 2 auf 5 — 6 Fuss, bei Nr. 3 aber sogar auf 2—4 Fuss reduciren kann, wodurch natürlich die Abtrennung und Eintheilung der betreffenden Zonen noch mehr erschwert wird.

Frankreich. Einer der interessantesten Punkte, an welchem sich die Aufeinanderlagerung der Schichten des Unteroolithe

beinahe vollständig beobachten lässt, ist der Mont d'Or lyonais, siehe schon §. 49 und 50. Die Schichten des Amm. Murchisonae und Humphriesianus lassen sich auffinden, wenn man von Couzon am rechten Ufer der Saône in gerader Richtung den Berg besteigt. Sie folgen in regelmässiger Ablagerung übereinander, während auf der Höhe des Mont d'Or eine mineralogisch vollständig verschiedene Bildung angetroffen wird. Es treten harte gelbliche Kalkbänke auf, welche den Berg bedecken, hier in Masse aus den Aeckern gelesen und zum Schutze der letzteren von den Landleuten in hohe Mauern aufgeschichtet werden. Unter dem angehäuften Material findet man leicht einige Stücke, welche organische Reste einschliessen. Dieselben sind merkwürdiger Weise verkieselt und dabei auf das Feinste erhalten. Zum Theil waren sie schon halb herausgewittert, bisweilen zeigten die Kalkblöcke nur an der Oberfläche Spuren von Versteinerungen. Ich sammelte desshalb die rohen Stücke und es gelang mir zu Hause mittelst Salzsäure eine beträchtliche Anzahl von Arten vollständig herauszuätzen. Ich erhielt folgende Species:

Belemnites Württembergicus.
Ammonites subfurcatus.
„ Garantianus.
Ancyloceras annulatus.
Avicula costata.
Dentalium entaloides.
Cerithium, Arca, Pentacrinus
Serpula.

sah aber noch viele andere Arten auf gleiche Weise schon früher aus den Kalken geätzt in der Sammlung von Herrn Thiollière in Lyon, welche die Liste vervollständigen würden, doch kann über die Stellung dieser Kalke kein Zweifel mehr obwalten, denn einerseits enthalten sie eine Anzahl wichtiger Leitmuscheln der Parkinsonischichten, andererseits liegen sie regelmässig über der Zone des Amm. Humphriesianus, während sie gegen oben die Reihe der Niederschläge abschliessen, da an jener Localität die höheren Zonen fehlen.

Für das Departement der Moselle bilden die Schichten des Amm. Parkinsoni die obersten jurassischen Niederschläge. Vielleicht dass sich noch Aequivalente der Bathformation damit vermengen, doch sind dieselben jedenfalls noch nicht gehörig erforscht, denn sonst würden für die dortigen Localitäten nicht

gerade einige der wichtigsten Arten als solche bezeichnet werden, welche sich noch in den höchsten Lagen des dortigen Oolithes finden. M. Terquem führt in seinem Bradfordien und Cornbrash noch den Bel. giganteus, den Amm. Parkinsoni und Martinsi sowie noch mehrere Arten des Unteroolithe an. Gehen diese Arten in jener Provinz bis in die obersten Lagen hinauf, so ist gewiss grosse Vorsicht nöthig in Beziehung auf die Einreihung ihrer Schichten in die Etage des Bathonien, denn in England und im übrigen Frankreich sterben dieselben im Unteroolith aus, sind auf keinen Fall für die Bathformation bezeichnend, besonders die zwei letztgenannten Ammoniten für deren Hinaufgreifen nicht eine einzige bestätigende Beobachtung vorliegt.

Eine ganz ähnliche Behandlung hat die Zone in den Arbeiten H. Daubrée's* erhalten, welcher die jurassischen Niederschläge des Dep. Bas-Rhin in palaeontologischer und stratigraphischer Beziehung beschrieb.

Das Vorkommen der Schichten des Amm. Parkinsoni in den Depart. der Sarthe und Calvados, sowie in Dorset- und Somersetshire habe ich schon im vorigen Paragraphen erwähnt und ihr vereinigtes Auftreten mit der Zone des Amm. Humphriesianus nachgewiesen. Für Gloucestershire wurden sie in Murchison's Geol. of Cheltenham besonders hervorgehoben und als Trigonia Grit oder oberste Lage des dortigen Unteroolithe ausgezeichnet. Amm. Parkinsoni, Trigonia costata, Terebratula globata und Rhynchonella angulata characterisiren die Schichte. Im Uebrigen fehlen jedoch weitere Punkte, an denen die Leitmuscheln der Parkinsonischichten in getrennten Lagen nachgewiesen wurden. So war dies in Yorkshire durchaus unmöglich, denn hier folgen über den Schichten des Amm. Humphriesianus die 200 Fuss mächtigen Pflanzen führenden Sandsteine und Thone, welche bis jetzt keine Gliederung nach ihren organischen Resten zuliessen und welche sich aufwärts bis zur obersten Zone der Bathformation erstrecken. Wahrscheinlich haben Süsswasserbildungen daran Theil genommen, denn es finden sich keinerlei

* D'Archiac, histoire des progrès 1856 Bd. VI. pag. 705.

Meeresmuscheln, dagegen werden Unionen und Cyprisarten daraus angeführt. Die Mehrzahl der Pflanzenreste, von welchen man ungefähr 30 Species kennt, finden sich in einem Bett an der Basis der Sande, gehören somit wahrscheinlich grösstentheils in die Zone des Amm. Parkinsoni. Einzelne Arten sollen auch in den unteren Sanden (Lower Sandstone and Shale) gefunden werden, doch scheinen die meisten derselben an ihre Zone gebunden zu sein.

§. 52. **Verbreitung, Mächtigkeit, Gesteinsbeschaffenheit des Unteroolithe; Zusammenstellung seiner einzelnen Glieder nach verschiedenen Gegenden.** Reiht man die in den letzten Paragraphen gegebenen Profile Nr. 27, 28 und 29 zusammen, so erhält man die Verhältnisse, unter welchen der Unteroolith an der schwäbischen Alp auftritt. Doch darf dieser Durchschnitt nur als ganz allgemeines Profil betrachtet werden, da die einzelnen Zonen an verschiedenen Punkten der schwäbischen Alp, sowohl in Beziehung auf ihre Mächtigkeit, als auf ihre mineralogische Beschaffenheit grossem Wechsel unterworfen sind. Die Niederschläge des Unteroolithe bilden die Vorterrassen der schwäbischen Alp und erstrecken sich parallel jenem Gebirgszug von der Bopfinger Gegend an in südwestlicher Richtung bis an den Rhein unterhalb Schaffhausen. Ueberall besteht ihre Basis aus mächtigen Thonen (Schichten des Amm. torulosus und der Trigonia navis). Ueber den Thonen folgen die Sandsteine des Amm. Murchisonae. Bei Aalen und Wasseralfingen lagern sich Thoneisensteinflöze zwischen diese Sandsteine. Bisweilen bildet die Zone des Amm. Murchisonae den steilen Rand der Vorberge, während sich dann die höheren, meist thonigen Lagen unter langsamem Ansteigen rückwärts an das eigentliche Gebirge hinziehen. Wo jedoch die untern Humphriesianusschichten als harte Kalke auftreten, reichen diese bis an die vordere Brustwehr, von der an das Terrain ebener wird, indem sich die übrigen, weniger mächtigen Zonen des mittleren Jura schräg darüber hinlegen.

Im Breisgau in Baden stimmt die untere, der Masse nach bedeutendere Hälfte des Unteroolithe vollständig mit den

Ueber

die Schwankungen der Goldproduktion

mit

Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme

von

Alexander v. Humboldt.

Nach dem alten Ausspruche Herodots (III, 106) sind bei der ungleichen Ausspendung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zu Theil geworden. Dieser Ausspruch war nicht bloß auf ein trübes, der Menschheit eigenthümliches Gefühl gegründet, daß das Glück fern von uns wohne, er drückte auch die einfache Thatsache aus, daß durch den Verkehr der Völker den Hellenen, als Bewohnern der gemäßigten Zone, Gold und Gewürze, Bernstein und Zinn aus weiter Ferne zugeführt würden. So wie allmählig durch den Handel der Phönizier, der Edomiter am Golf von Acaba, Aegyptens unter den Ptolemäern und Römern, die lang verschleierten Küsten des südlichen Asiens sich enthüllten, fing man an, die Erzeugnisse der heißen Erdstriche aus erster Hand zu erhalten, und in der regen Einbildungskraft der Menschen wurden die metallischen Schätze der Welt immer weiter und weiter gegen Osten gerückt. Zweimal hat dasselbe Volk, die Araber, in der für den Handel so wichtigen Epoche der Lagiden und der Cäsaren, wie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zur

schwäbischen Bildungen überein. Es folgen über den grauen Mergeln des Amm. jurensis dunkle Thone mit Amm. opalinus von 2—300 Fuss Mächtigkeit, welche mit Bestimmtheit als Aequivalente der zwei Zonen des Amm. torulosus und der Trig. navis angesehen werden dürfen. Darüber beginnt ein System von sandigen Kalken mit Eisenoolithbänken (Eisenrogenstein Fromherz*) deren untere Lage den Murchisonaeschichten entspricht, während ihre Oberregion in Verbindung mit den darüber liegenden grauen Thonen (Walkerde Fromherz) zahlreiche Leitmuscheln aus der Zone des Amm. Humphriesianus einschliessen. Die Parkinsonischichten wurden im Breisgau noch nicht nachgewiesen, vielleicht werden sie durch einen Theil der mächtigen Oolithe vertreten, welche Prof. Fromherz „Hauptrogenstein" genannt hat. Die Schichten fallen hier meist unter einem sehr schiefen Winkel ein, weshalb man nicht dieselbe regelmässige Ablagerung beobachten kann, wie an der schwäbischen Alp, dennoch hält es nicht schwer, die einzelnen Niederschläge der Reihe nach zu verfolgen.

Frankreich. In den Umgebungen von Niederbronn (Bas Rhin) sind es besonders die unteren Thone der Etage, welche schon lange her das Interesse der Geologen erregt haben. Bei der Einzelbeschreibung der Zonen habe ich gezeigt, dass sich die Schichten des Amm. torulosus und der Trigonia navis in paläontologischer und stratigraphischer Beziehung von einander abtrennen lassen. Ueber der Zone der Trigonia navis findet man bei Gundershofen Spuren der Schichten des Amm. Murchisonae. Dass auch die Zonen des Amm. Humphriesianus und des Amm. Parkinsoni in jenem Departement vertreten sind, wird durch die Arbeiten von M. Daubrée** wenigstens angedeutet.

Viel bedeutender ist die Verbreitung des französischen Unterooliths auf der westlichen Seite der Vogesen. Er liegt jedoch in beträchtlicher Entfernung von den Gebirgen, da sich von dem bunten Sandstein an zuerst Muschelkalk, dann Keuper und Lias

---

* Fromherz, die Juraformation des Breisgaues 1838.

** Descript. géol. et minéral. du départ. du Bas Rhin 1852 und Vic. d'Archiac. Hist. du progrès 1856. Bd. VI. pag. 705—707.

ziemlich weit ausdehnen, während der Unteroolith den letzteren folgt und von den Umgebungen von Nancy (Meurthe) sich in einer gekrümmten Linie nordwestlich bis in d. Dep. der Ardennen und Aisne zieht, in südlicher Richtung dagegen durch die Dep. der Vogesen, Haute-Marne, Haute-Saône, Doubs und Jura erstreckt, von wo aus ohne Zweifel die Verbindung mit den Bildungen zwischen Vogesen und Schwarzwald vorhanden war.

Wie sich westlich von den Vogesen über dem bunten Sandstein die jüngeren Schichten ganz regelmässig nach einander anlegen, so findet man eine ähnliche Reihenfolge am Rande des Centralplateau's von Frankreich, nur dass ein Theil der älteren Niederschläge fehlt und häufig geradezu der Keuper oder Lias auf dem Urgebirge ruht. Der Unteroolith bildet zwar einen ziemlich regelmässigen Saum, doch treten einige Unterbrechungen ein, was daher rührt, dass es drei verschiedene Becken waren, an deren Uferbildung die Abhänge des Centralplateau's Theil nahmen. Am wenigsten bekannt sind die Verhältnisse, unter welchen der Unteroolith am südwestlichen Rande des Plateau's entwickelt ist. Er folgt in den Dep. Lot und Dordogne über der Lias- und Keuperformation und bildet einen Theil der Niederschläge, welche die französischen Geologen als die Ausfüllung des „Bassin Pyrenéen" betrachten. Oestlich vom Lot-Dep. ziehen sich die Urgebirge gegen Süden und trennen obiges Becken vom „Bassin Méditerranéen". Hier legen sich in den Dep. Aveyron und Lozère die jurassischen Bildungen zum Theil in entgegengesetzter Richtung an, werden aber beinahe ringsum von dem Urgebirge umgeben. Trias und Lias finden sich hier wieder an den Rändern, während die jüngeren Gebilde in der Mitte der Bucht liegen. Die Schichten des Amm. torulosus, welche sich in diesen Provinzen durch zahlreiche Leitmuscheln bemerklich machen (siehe §. 47), wurden von den meisten Geologen mit dem obern Lias vereinigt. Ueber denselben folgt der Unteroolith, welchen E. Dumas* als 90 Meter mächtige Kalkablagerung

* Bullet. Soc. géol. de Fr. 6. Sept. 1846, pag. 613.

beschreibt. Er unterscheidet eine untere 40 Meter mächtige Bildung, bestehend aus grauen Kalkbänken, wechselnd mit grauen thonigen Mergeln als *„Calcaires et marnes à Fucoides,"* von dem darüberliegenden *„Calcaire à Entroques,"* einer 50 Meter mächtigen, durch ihre Fossile späthig gewordenen Kalkmasse, welche an manchen Punkten im Gard-Departement in dolomitisches Gestein übergeht, sich aber weiter gegen Norden verliert. In dieser Weise tritt nach E. Dumas der Unteroolith in den Dep. Aveyron, Lozère, Gard und Hérault auf, indem derselbe die Ränder der Ausläufer rings um das Gebirge der Cevennen bildet. Zählen wir die untern thonigen Schichten des Amm. torulosus dazu, so lässt sich eine Mächtigkeit vermuthen, welche um ein Gutes über 300 Fuss betragen mag; Oxfordthone sollen ihn überlagen. Leider erhalten wir in dem so interessanten Aufsatze von E. Dumas keine genügenden Aufschlüsse über die paläontologischen Verhältnisse dieser Oolithbildung.

Von dem Dep. Gard erstrecken sich die jurassischen Niederschläge gegen Nordost bis la Voute und Privas (Ardêche.) Der Lias breitet sich am Fusse der Urgebirge aus, dagegen sollen sich nach den Beobachtungen V. Thiollière's im Dep. Ardêche unmittelbar über dem obern Lias die Oxfordschichten anlegen; so dass also der untere Oolith schon im nördlichen Gard-Dep. verschwinden würde. Es wurden zwar letztere Angaben schon von mehreren Geologen zu widerlegen gesucht, indem dieselben schwache Aequivalente der Etage aufgefunden zu haben glaubten, doch wurden die paläontologischen Untersuchungen nicht mit derjenigen Sicherheit ausgeführt, um bestimmte Schlüsse daraus ziehen zu können.

Ich unterlasse die weiteren Nachweise der Etage gegen Osten und gehe zur Betrachtung derjenigen Bildungen am Rande des Centralplateau's über, welche zu dem **englisch-französischen Becken** gehören. Die südlichsten Ausläufer desselben finden sich in der Nähe von Lyon. Ein sehr günstiger Punkt für die Untersuchung des Unteroolithe ist der Mont d'Or lyonais. Bei Limonest (Rhône) folgt die Liasformation unmittelbar über

den zu Tage tretenden Graniten. Sie besitzt wohl über 200 Fuss Mächtigkeit und wird in östlicher Richtung von dem Unteroolith überlagert, welcher auf dem Plateau und am Rande des Mont d'Or gegen das Saônethal bloss liegt. Zu oberst findet man thonige Kalke mit kieseligen Ausscheidungen (Zone des Amm. Parkinsoni siehe §. 51). Darunter folgt die Zone des Amm. Humphriesianus (siehe §. 50). Um ein Gutes tiefer werden die Schichten des Amm. Murchisonae in mächtigen Steinbrüchen zur Gewinnung der zu Bausteinen brauchbaren Sandkalke ausgebeutet. Die Grenze zwischen Lias und Unteroolith ist nur an wenigen Punkten in den Seitenthälern des Mont d'Or sichtbar. Es sind Thoneisensteine ähnlich denen von la Verpillière (Oberer Lias und Torulosusschichten bis zur Zone des Amm. Murchisonae siehe §. 49), welche in früherer Zeit bergmännisch gewonnen wurden. Im Ganzen ist jedoch die Ausdehnung der jurassischen Schichten bei Couzon und Villefranche oberhalb Lyon nicht bedeutend, denn sie endigen schon nordwestlich von jener Stadt, um jedoch in den Umgebungen von Macon im östlichen Theile des Dep. Saône et Loire wieder zum Vorschein zu kommen.

Ueber die Verhältnisse des Unteroolithes bei Macon finden wir einige Notizen von H. Tombeck im Bull. Soc. géol. 1852-53. pag. 269. Der Unteroolith zieht sich von hier aus in einer geraden Linie gegen Norden, indem er sich vom östlichen Rande des Urgebirges in der Richtung gegen Tournus hin entfernt. Die zusammenhängende Ausbreitung der Oolithgebirge beginnt jedoch erst in den Dep. Côte d'Or und Yonne. Die Schichten des Unteroolithes legen sich über dem gekrümmten Liasstriche an und lassen sich von hier aus in den Dep. Nièvre und Cher verfolgen, während ohne Zweifel die Niederschläge im westlichen Theile des Dep. Saône et Loire, sowie in den Dep. Indre und Vienne die Fortsetzung davon bilden. Meist wurden jedoch in den letztgenannten Provinzen nur einzelne seiner Zonen nachgewiesen. * Schon längst bekannt und besonders günstig

* Am weitesten gehen die Angaben von Vic. d'Archiac. 1856. Hist. des Progrès. 6 Bd. pag. 313 u. s. w., gestützt auf die in den Arbeiten von

für die Untersuchung sind dagegen die Umgebungen von Dijon und Semur (Côte d'Or) und von Avallon (Yonne).

Merkwürdig scheint mir das zu sein, dass die Niederschläge des Unteroolithe von Burgund, trotz der entgegengesetzten Ablagerung in verschiedenen Becken, dennoch eine gewisse Uebereinstimmung mit denen von Aveyron, Lozère und Gard besitzen. Mit besonderer Deutlichkeit scheidet sich zu unterst die Zone des Amm. torulosus als thoniges Gebilde ab, dessen organische Reste aber im Allgemeinen ziemlich genau mit denjenigen übereinstimmen, welche ich §. 47 für Milhau (Aveyron) und Mende (Lozère) angegeben. Ueber diese Thonlage thürmt sich der Calcaire à entroques auf, welcher die Zone des Amm. Murchisonae einnimmt.* Darüber folgen Schichten mit Amm. Humphriesianus und Belemnites giganteus, während auch die oberste Zone mit Amm. Parkinsoni entwickelt ist. Häufig bilden in Burgund die mächtigen Kalke des Unteroolithe steile Hügel, an denen der *Calcaire à entroques* in Felspartieen hervortritt und eine Hügelreihe krönt, welche sich in mässiger Entfernung vom Urgebirgsstocke des **Morvan** über dem Lias erhebt und eine förmliche Brustwehr um diese nördliche Spitze des Centralplateau's bildet. Die oberen, mehr mergeligen Kalke und Thone machen sich nicht in gleicher Weise geltend, wie der den Rand der Hügel bildende „Calcaire à entroques", sondern lagern sich unter schwächerem Ansteigen darauf ab.** Ihre mineralogische Beschaffen-

---

Dufrénoy und Elie de Beaumont, (Explic. de la Carte géolog. II. Bd.) niedergelegten Untersuchungen.

* Dieser Ammonit, sowie Ammonites Staufensis wurden in den Umgebungen von Avallon darin gefunden.

** Die Mächtigkeit des Unteroolithe von Burgund dürfte 200 Fuss wohl übersteigen. Dufr. und Elie de Beaum. Explic. de la Carte géol. de Fr. 2. Bd. pag. 359 und 369 geben 20 Meter für die unteren thonigen Schichten an, in welchen z. B. bei Vassy die Zone des Amm. torulosus gefunden wird. 23½ Meter für den darauf liegenden Calcaire à entroques, endlich 15 Meter für die mergeligen gelblichen Kalke, welche bei Pouilly en Auxois noch darüber liegen. An anderen Punkten folgen noch weitere Bänke, so dass 200 Fuss eine sehr mässige Schätzung der Mächtigkeit des Unteroolithe von Burgund sein wird.

heit bestimmte die dortigen Geologen, sie mit den Gliedern der englischen Grossoolithformation zusammenzustellen, ohne dass jedoch zu gleicher Zeit durch Nachweise der fossilen Arten die genaue Uebereinstimmung der angenommenen Schichten: (Fullersearth, Grande Oolithe, Argile de Bradford, Forestmarble und Cornbrash) mit Sicherheit gezeigt worden wäre. Im Gegentheile kann man sich häufig durch die Sammlungen der ansässigen Geologen überzeugen, dass das, was die Gelehrten jenes Landes als Fullersearth oder Bradfordclay bezeichnen, oder mit irgend einem andern englischen Namen belegen, nichts anderes als Schichten des Amm. Humphriesianus oder des Amm. Parkinsoni und demnach Glieder des Unterooliths sind. Wenn auch einzelne Aequivalente der Bathgruppe hier vorhanden sein mögen, so ist doch keineswegs die Uebereinstimmung mit den englischen Bildungen eine ebenso vollendete, wie sie einige Gelehrte aufgefunden zu haben glaubten.

Gehen wir zur Betrachtung der oolithischen Niederschläge über, welche sich an das Urgebirge der Bretagne (Massif breton) anlegen. Am südlichen Rande sind es die Umgebungen von Niort und Saint-Maixent, woselbst die Schichten des obern Lias von den untern Lagen des Unterooliths bedeckt werden. Amm. torulosus und mehrere Leitmuscheln seiner Zone kommen hier zahlreich vor, doch gehen die Lagen bis zur Zone des Amm. Parkinsoni hinauf, während darüber einzelne Schichten der Bathformation gleichfalls ausgesprochen sind. Die oolithischen Bildungen beginnen ziemlich schmal an der Meeresküste des Dep. der Vendée, breiten sich gegen Osten im Dep. Deux-Sèvres weit aus und reichen bis an das Plateau central. Gegen Norden ziehen sie sich wiederum zusammen und erstrecken sich als schmaler Streifen bis in das Dep. Maine et Loire. Im Dep. der Sarthe erscheint die Etage wieder deutlicher und ist an vielen Punkten der Umgebungen von Conlie und Mamers aufgeschlossen, indem ihre untern sandigen und kalkigen Schichten den obern Lias überlagern, während ihre obern Schichten allmählig in die Oolithe der Bathformation übergehen. Der Unteroolith der Sarthe zeigt in Beziehung auf Gesteinsbeschaffenheit

und Erhaltung der Fossile viele Uebereinstimmung mit den Bildungen von Cheltenham (Gloucestershire), weicht aber hierin von den eigenthümlichen Entwicklungen in der Normandie ab. Er zieht sich jedoch beinahe ununterbrochen durch das Dep. der Orne bis an die Meeresküste der Normandie. Hier sind nun die längstbekannten Punkte des Depart. Calvados, wie Bayeux, Moutiers, Port en Bessin, an welchen die merkwürdige Bildung beginnt, welche die Mehrzahl besonders der französischen Geologen für den wahren Typus des Unteroolithe halten. Sicher verdienen auch diese Ablagerungen grosses Interesse, aber ich möchte sie nicht gerade als typische Bildungen voranstellen, so wenig als ich die Eisenerze von la Verpillière als Typus des obern Lias betrachten kann. Eine vollendete Gliederung der Schichten des Unteroolithe im Calvados ist nicht vorhanden, doch wurden durch die Arbeiten von H. Harlé Andeutungen gegeben, welche die Möglichkeit einer schärferen Abtrennung der einzelnen Zonen wahrscheinlich machen. Doch ist immerhin die Etage auf eine äusserst geringe Mächtigkeit reducirt, wie wir sie seither noch nicht beobachtet haben und wie wir sie bloss an der südlichen Küste von England wiederfinden. Statt desshalb die Bildungen des Unteroolithe von Bayeux und Moutiers als Type français aufzustellen, möchte ich sie besser „Type normand" nennen, denn zwischen dem Unteroolith von Bayeux und dem des Mont d'Or lyonais sind die Unterschiede beinahe so bedeutend, als zwischen den Ablagerungen des Unteroolithe der schwäbischen Alp und denen der Küste von Yorkshire.

Der Unteroolith des Dep. Calvados besitzt eine Mächtigkeit von höchstens 20—25 Meter. Zu unterst liegen harte graue thonige Kalke (Mallière) mit kieseligen Ausscheidungen. Die Kalke erreichen an manchen Punkten eine Mächtigkeit von 7 Metern, sind aber meist schwächer vertreten. Ich habe sie in früheren Paragraphen als die Aequivalente der drei untersten Zonen des Unteroolithe angeführt, da einzelne ihrer Einschlüsse aus Leitmuscheln der Zonen des Amm. torulosus und des Amm. Murchisonae bestehen.* Darüber folgt der eigentliche Oolithe

* Hiemit würden die Angaben von H. Harlé (Aperçu de la Constitution

ferrugineux, ein gelbliches oolithisches 2 Fuss mächtiges Gestein, in welchem bei Bayeux die zahlreichen Fossile der Humphriesianus- und Parkinsonischichten gefunden werden, welche man in allen Ländern in den Sammlungen von Gelehrten und Nichtgelehrten antrifft. Ueber diesem Oolithe ferrugineux folgen noch 10—12 Meter eines weissen oolithischen Kalkes (Banc blanc), der zu Bausteinen ausgebrochen wird, jedoch von dem eigentlichen „Calcaire de Caen“ wohl zu unterscheiden ist. Der Banc blanc ist zwar nicht reich an Fossilen, die vorkommenden Arten gehören jedoch nach den Mittheilungen von E. Deslongchamps noch in die Etage des Unteroolithe, doch schliesst dieselbe mit dem Banc blanc gegen oben ab, da unmittelbar darüber die Aequivalente der Fullersearth auftreten.

England. Im südwestlichen England ist die Mächtigkeit des Unteroolithe meist noch geringer als in der Normandie. Zu Burton-Bradstock bei Bridport (Dorsetshire) folgen über den Sanden des obern Lias festere Bänke, welche zu unterst aus sandigen Kalken bestehen. In denselben scheidet sich eine mit den Leitmuscheln der Torulosusschichte gefüllte Lage aus, welche den Unteroolith gegen die mächtige Sandablagerung des oberen Lias begrenzt. Darüber trifft man zahlreiche Exemplare von Amm. opalinus (und torulosus), wenig höher fand ich Pecten pumilus und Amm. Murchisonae. Gegen oben bestehen die Bänke

géologique du département du Calvados, annuaire 1853, siehe d'Archiac 1856 Progrès de la Géologie pag. 291) wenigstens annähernd übereinstimmen. H. Harlé unterscheidet in den Umgebungen von Bayeux über den thonigen und kalkigen Bänken mit Amm. bifrons und communis eine 2 Meter mächtige oolithische eisenreiche Lage und führt aus derselben neben Amm. radians Comensis, variabilis, Bel. tripartitus und longisulcatus (Species der Jurensisschichten) schon den Amm. opalinus an.

Erst darüber folgen: Belemnites (unicanaliculatus Harlé) Blainvillei d'Orb., Mytilus Sowerbianus d'Orb. (Modiola plicata Harlé), Pecten (personatus Harlé) pumilus Lamk. in grauen, 7 Meter mächtigen Kalken, welche sich wahrscheinlich bis zur Zone des Ammonites Murchisonae erstrecken, da Bel. giganteus und Amm. Sowerbyi schon in der darauffliegenden Mergelschichte beginnen sollen. Diese ganze Abtheilung ist jedoch von dem eigentlichen Oolithe ferrugineux geschieden (siehe wiederum oben).

aus oolithischen Kalken, welche die grösste Uebereinstimmung mit dem Oolith ferrugineux von Bayeux besitzen und in derselben Erhaltung auch die Arten der Humphriesianus- und Parkinsonischichten einschliessen. Gleichen Reichthum an organischen Resten zeigen die benachbarten Punkte, wie Chidoeck (Dorsetshire) und Yeovil (Somersetshire).

Weniger günstig für die Untersuchung des Unterooliths sind die früher so berühmten Steinbrüche von Dundry, unweit Bristol. Die 50 Fuss mächtige Ablagerung, welche hier den Unteroolith zusammensetzt, enthält dicke oolithische Bänke (Freestone), welche früher in Masse ausgebrochen wurden und den grossen Reichthum an organischen Resten lieferten, welche wir in den englischen Sammlungen finden. Ich konnte nur wenige Arten unter dem Schutte herauslesen, erhielt aber keinerlei Aufklärung über die Lagerungsverhältnisse der einzelnen Species. Die Uebereinstimmung mit den Bildungen der Normandie scheint übrigens schon aus der Gesteinsart und der Erhaltung der Fossile hervorzugehen.

Beinahe unmöglich ist es, die Ablagerungen des Unterooliths in Gloucestershire in paläontologischer Beziehung mit den Bildungen anderer Gegenden in Verbindung zu bringen. Dagegen scheiden sich wenigstens die Grenzschichten mit Schärfe ab, indem zu unterst die Zone des Amm. torulosus unmittelbar über der Jurensisbank beginnt und sich auf's Genaueste bestimmen lässt, während gegen oben die Zone des Amm. Parkinsoni die Etage beschliesst. Die klare Zusammenreihung, welche Herr Saemann, Bullet. Soc. géol. de Fr. 6 Fevr. 1854, pag. 278 gegeben, erspart ein weiteres Eingehen; H. Saemann, gestützt auf die Messungen Strickland's, unterscheidet 8 mineralogisch verschiedene Niederschläge, welche über den Torulosusschichten (siehe mein Profil Nr. 25) folgen. Sie bestehen der Masse nach vorzugsweise aus weissen Oolithen (Freestone), wechselnd mit thonigen Kalken (Fimbria Marl), grobkörnigen Oolithen (Pea Grit) u. s. w. Die einzige Lage, welche sich mit einiger Bestimmtheit als unterer Theil der Zone des Amm. Murchisonae erkennen lässt, wird durch den „Pea Grit" gebildet, bei den übrigen

getraue ich mir keine Eintheilung. Die ganze Etage besitzt in Gloucestershire eine Mächtigkeit von 230 Fuss.

In Northamptonshire beginnt der Unteroolith mit Brauneisenstein haltenden Sanden, welche über blaugrauen Thonen liegen. In dem oberen Theile der Thone fand ich keine Fossile, dagegen stammen wahrscheinlich die zierlichen Ammoniten der Posidonomyenschichten, welche man in den dortigen Sammlungen trifft aus der Unterregion dieser Thone. Ueber den Sanden mit Brauneisensteinen folgen weisse, Pflanzen-führende Sandsteine, welche von Kalk-haltigen Schichten bedeckt werden. Doch sind deren paläontologische Verhältnisse noch nicht zur Genüge erforscht. Einer der interessantesten Punkte ist Collyweston bei Stamford, an der Grenze von Northamptonshire gegen Lincolnshire, woselbst in geringer Höhe über den eisenhaltigen Sandsteinen helle, sandige Schiefer anstehen (Collyweston-Slates), welche ähnlich wie die Stonesfield-Slates zu vielseitigem Gebrauche gewonnen werden. Die ausgebrochenen, dicken Platten werden einen Winter über der Kälte ausgesetzt und lassen sich hernach in brauchbare dünne Plättchen spalten. Sie führen zahlreiche Versteinerungen, dennoch weiss ich das relative Alter nicht genau zu bestimmen, da dasjenige, was ich §. 49 darüber angeführt, mit den seitherigen Angaben nicht übereinstimmt. Noch weniger erforscht sind die Niederschläge, welche den Unteroolith in Lincolnshire zusammensetzen, die einzigen Nachweise verdanken wir den Profilen von Prof. Morris.* Doch sind die dortigen Verhältnisse so eigenthümlich, dass noch bedeutende Arbeiten nöthig sein werden, um eine mit anderwärtigen Bildungen übereinstimmende Eintheilung zu erzielen.

Der Unteroolith der Yorkshire-Küste wurde von Phillips 1829 pag. 33 nach seiner mineralogischen Beschaffenheit auf folgende Weise abgetheilt.

Impure Limestone	30 Fuss.
Lower Sandstone Shale and Coal .	500 „
Ferruginous-beds	60 „

* Proceedings, Geol. Soc. 15. Juni 1853. pag. 334.

Zeit der portugieſiſchen Entdeckungen, dem Weſten den Weg nach Indien gezeigt. Ophir (das Dorado des Salomo) dehnte ſich nun bis in den Oſten des Ganges aus. Dort erſchien Chryſe, das lange die Reiſenden des Mittelalters beſchäftigt hat, und bald als Inſel, bald als Theil des Goldcherſoneſes betrachtet wurde. Die Goldmenge, welche noch heute, nach John Crawfurd, Borneo und Sumatra in Umlauf bringen, erklärt die alte Berühmtheit dieſer Gegend. Nahe bei Chryſe, dem Goldlande, dem erwünſchten Ziele der Indodromen, mußte ſymmetriſch, nach den Ideen einer ſyſtematiſirenden Erdkunde, eine Silberinſel, Argyre, liegen, gleichſam um beide edeln Metalle (die Reichthümer von Ophir und des iberiſchen Tarteſſus) zu vereinigen. In der Geographie des Mittelalters ſpiegeln ſich, aber mannichfach verunſtaltet, die geographiſchen Mythen der claſſiſchen Vorzeit ab. Bei den Arabern Edriſi und Bakui finden wir, am Ende des indiſchen Meeres, wieder eine Inſel Sabadet mit Silberſand, und daneben Saila (nicht mit Ceylon oder Serendiv zu verwechſeln), wo Hunde und Affen goldene Halsbänder tragen.

Aber in Beſtimmung der eigentlichen Heimath des Goldes und aller herrlichen Erzeugniſſe der Erde vereinigte ſich mit der Idee der Ferne auch die der tropiſchen Hitze. „So lange Ew. Herrlichkeit nicht ſchwarze Menſchen finden werden," ſchreibt ein cataloniſcher Steinſchneider, Moſſen Jaime Ferrer, 1495 an den Admiral Chriſtoph Columbus, „können Sie nicht große Dinge, wirkliche Schätze, wie Spezereien, Diamanten und Gold erwarten." Der Brief iſt in einem 1545 zu Barcelona gedruckten Buche, das den ſonderbaren Titel: Sentencias catholicas del Divi poeta Dant führt, vor Kurzem aufgefunden worden. Der Goldreichthum am Uralgebirge, der ſich im woguliſchen Norden bis dahin erſtreckt, wo die Erde kaum in den Sommermonaten aufthaut, die Diamanten, welche während meiner, auf Befehl des Kaiſers Nicolaus im Jahr 1829 gemachten ſibiriſchen Expedition von zweien meiner Begleiter, nahe bei dem 60ſten Breitengrade, auf dem europäiſchen Abfall des Urals entdeckt worden ſind, * ſprechen eben nicht für den Zuſammenhang des Goldes und der Diamanten mit tropiſcher

* Reiſe nach dem Ural, dem Altai und dem Caſpiſchen Meere von A. v. Humboldt, G. Roſe und G. Ehrenberg. Thl. I. S. 352—375.

Ueber dem Impure Limestone folgen nach Phillips wiederum Sandsteine mit Pflanzenresten (Upper Sandstone, Shale and Coal), welche ohne Zweifel grösstentheils die Bathformation vertreten, denn der „*Impure Limestone*“ wird durch die Zone des *Amm. Humphriesianus* gebildet, während darüber nur noch die Zone des Amm. Parkinsoni fehlen würde, um die Etage des Unterooliths zu schliessen. Doch sind die Parkinsonischichten bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden, was seinen Grund darin hat, dass die über dem „Impure Limestone“ folgenden Niederschläge wahrscheinlich Süsswasserbildungen sind. In §. 50 habe ich umfassend zu zeigen gesucht, dass der Impure Limestone, welchen Phillips als *Oolithe of Bath* beschreibt, der Zone des *Amm. Humphriesianus* entspricht, folglich in den Unteroolith gehört. Die darunter liegenden Pflanzen-führenden Sandsteine erlauben wiederum keine bestimmte Deutung. Dagegen lassen sich die von Phillips als „Ferruginous beds“ unterschiedenen Lagen mit den drei untersten Zonen des Unteroolithes zusammenstellen.

Die Mächtigkeit der unteren Pflanzen führenden Sandsteine (Lower Sandstone Shale and Coal) wurde von Phillips 1829 zu 500 Fuss angegeben. Morris* reducirt dieselbe beinahe auf die Hälfte. Es ist schwierig, zu einem bestimmten Schlusse über die Art der Einreihung dieser beträchtlichen Ablagerung zu kommen. Wahrscheinlich werden noch die unteren Humphriesianusschichten (Zone des Amm. Sauzei) durch sie vertreten, während die Basis der Sandsteinbildung vielleicht dasselbe Alter mit den obern Lagen der Murchisonaeschichten besitzt. Doch findet sich Amm. Murchisonae mit einer beträchtlichen Anzahl charakteristischer Species auch in den tiefer liegenden „Ferruginous beds“ oder Dogger, wie ich §. 49 gezeigt habe.

Was die Angaben über die Mächtigkeit des Unteroolithe der Yorkshire-Küste betrifft, so halte ich mich vorerst an die von Phillips (in der ersten Auflage) angeführten Zahlen und nehme als annähernden Durchschnitt der ganzen Etage 600 Fuss.

---

* Proceed. geol. Soc. 15. Juni 1853. pag. 334.

Ich stelle sie mit den Messungen einiger andern Localitäten zusammen.

Mächtigkeit des Unterooliths

der Küste von Yorkshire	600	Fuss.
Cotteswold Hills (Gloucestershire)*	230	„
Dundry bei Bristol (Somersetshire)** . . .	50	„
Umgeb. von Moutiers und Bayeux (Calvados) .	70	„
Burgund	200	„
Württemberg, Wasseralfinger Gegend *** . .	180	„
„ Starzelthal oberhalb Hechingen .	660–710	„
„ Eyachthal oberhalb Balingen † .	640–670	„

* Morris and Lyc. Mon. Gr. Ool. Part. I. pag. 1. Pal. Soc. 1850 und Sarmann Bull. Soc. geol. 6. Fevr. 1851 pag. 278.

** Proceedings of the Sommersetshire archaeol. and nat. h. Soc. 1854. C. Moore, on new. Brachiop. Extr. pag. 6.

*** Nach den Angaben von Hrn. Maschinenimspector Schuler.

† Nach den Angaben von Hrn. Dr. Frans.

Zusammenstellung der einzelnen Glieder des Unterooliths nach ihrer Aufeinanderfolge an verschiedenen Localitäten Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands.

Nr. 30.

	Reihenfolge der Schichten des Unteroolithe.	Yorkshire Küste.	Burton-Bradstock (Dorsetshire).	Mont d'Or lyonais (RhôneDep.)	Burgund (Yonne und Côte d'Or).	Gundershofen. (Bas Rhin).	Moselle Depart.	Breisgau (Grossh. Baden)	Württemberg.
Bathformation.		vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.	keine bestimmte Grenze.		vorhanden.	vorhanden.
Unteroolith, Bajocien, Inferior Oolithe.	Parkinsonibett.'	?	vereinigt vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	Oolithe. ?	vorhanden.
	Humphriesianusbett.	vorhanden.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
	Bett des Amm. Murchisonæ.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
	Bett der Trigonia navis.	?	?	durch Eisenerze vertreten.	?	vorhanden.	vorhanden.	mächtige Thone.	vorhanden.
	Torulosusbett.	vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.	vorhanden.	?	vorhanden.	vorhanden.
Zurensisbett. Ob. Lias.		Alaunschale.	vorhanden.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.

Anhang zum fünften Abschnitt.

§. 53.

Die fossilen Arten des Unterooliths, auf welche sich die vorhergegangene Eintheilung und Vergleichung stützt:*

1. Belemnites brevis, Blainv. 1827. Bel. tab. 3, fig. 2.
   Bel. breviformis, Voltz. 1830. Bel. tab. 2, fig. 2—4.
   „ brevis, d'Orb. 1850. Prodr. 9, 14 (Pal. fr. 1842. tab. 9, fig. 1—7. pars).
   „ breviformis α, Quenst. 1848. Ceph. tab. 27, fig. 21. 22.

Ich nehme als Typus dieser Species, die mit und unter der Zone des Trigonia navis vorkommenden, kurzscheidigen Belemniten mit zugeschärftem Unterende. Am häufigsten findet sich die Art zu Gundershofen (Bas Rhin), woher sie auch d'Orbigny zuerst anführt, siehe Pal. fr. pag. 92, 1. Bd. obschon nicht alle seine Citate dazu gehören. An der schwäbischen Alp findet sich dieselbe Species sowohl mit Amm. torulosus als mit Trigonia navis zu Zimmern, Mössingen und Boll, dessgl. in Bayern zu Neumarkt. In Frankreich wird er ausserdem von Saint-Maixent (Deux Sèvres) und Metz (Moselle) angeführt.

---

* Bei einer kleinen Zahl der nachfolgenden Species wurde ein † vor die Nummer gesetzt, welches die Bedeutung hat, dass diese Arten an der obersten Grenze der Etage des Unterooliths gefunden wurden, meist an Localitäten, bei denen nicht sicher zu bestimmen war, ob die betreffende Schichte nicht vielleicht schon in die Bathformation gehöre.

2. **Belemnites Gingensis**, n. sp.

Bel. brevisformis ?. Quenst. 1848. Ceph. t. 27, f. 23—26.

Bel. Gingensis ist noch kürzer und besitzt ein breiteres Oberende als die vorige Species. Characterisirt die Schichten, welche gleich unter der Zone des Amm. Humphriesianus liegen, und kommt in denselben zahlreich am Rechberge, bei Gingen und Altenstadt an der Fils u. s. w. vor. In Frankreich erhielt ich eine ähnliche Form aus dem Unteroolith von Tannie (Sarthe).

3. **Belemnites Dorsetensis**, n. sp.

Steht dem Bel. tricanaliculatus Ziet. ziemlich nahe, besitzt aber eine mehr conische und weniger lange Form, und trägt etwas schmälere, minder tiefe Furchen. Characterisirt die Zone des Amm. torulosus, obwohl er bis jetzt nur an wenigen Punkten gefunden wurde. Ich erhielt ihn aus dieser Lage von der Boller Gegend schon vor längerer Zeit, fand ihn aber letzten Sommer viel häufiger an der Küste von Bridport (Dorsetshire), woselbst er ganz in derselben Zone mit Amm. opalinus und torulosus vorkommt.

4. **Belemnites subclavatus**, Voltz 1830. Obs. t. 1, f. 11.
„ „ Quenst. Ceph. t. 23, f. 19. b.

Findet sich in der Unterregion des Unteroolithe in den Zonen des Amm. torulosus und der Trigonia navis und kommt an der schwäbischen Alp, sowie zu Gundershofen und Uhrweiler (Bas Rhin) vor.

5. **Belemnites Neumarktensis**, n. sp.

Bel. clavatus, siehe mittl. Lias §. 25. Nr. 3.

Die mit Amm. torulosus vorkommenden Belemniten von der Form des Bel. clavatus gehören einer besondern Species an, doch ist es schwierig, bei der kleinen Art bestimmte Unterschiede aufzufinden. Von Bel. clavatus der Jurensismergel (Bel. Toarcensis) lassen sie sich leicht durch ihre feine, aber dennoch keulenförmige Gestalt unterscheiden. Von Bel. clavatus des mittlern Lias wird dagegen die Species der Torulosusschichten in Beziehung auf die Feinheit und Länge des Oberendes noch über-

troffen. Erstere Species scheint in dem mittlern Lias auszusterben, denn merkwürdiger Weise wurde Bel. clavatus bis jetzt noch nie in der Zone des Posid. Bronni irgend einer Gegend gefunden, während doch andere Belemniten in dieser Region häufig vorkommen. Zur leichtern Unterscheidung von Bel. clavatus des mittlern Lias nenne ich die Species des Unterooliths vorerst Belemnites Neumarktensis nach der bayrischen Localität Neumarkt, in deren Umgebungen er sich am zahlreichsten findet. Ausserdem erhielt ich ihn von von der Boller Gegend, sowie von Mössingen am Fusse der schwäbischen Alp. Das Vorkommen, welches d'Orb. Prodr. 8. 3. von Pinperdu (Jura) angibt, gehört wahrscheinlich dazu.

6—8. **Belemnites Rhenanus**, n. sp.
Bel. compressus Voltz, (non Stahl).

Prof. Quenstedt (Ceph. pag. 422) hat zuerst die vorliegende Species mit Schärfe beschrieben, und zugleich die unrichtige Synonymik in Klarheit gebracht; leider fehlte noch eine Bezeichnung statt der schon früher vergebenen. Ich verstehe unter Bel. Rhenanus den in Quenst. Ceph. pag. 423. tab. 27, fig. 1 als Bel. compressus gigas abgebildeten und beschriebenen Belemniten. Bel. compressus paxillosus, Quenst. Ceph. tab. 27, fig. 2, 3 möge dann Bel. Quenstedti; Bel. compressus conicus tab. 27, fig. 4 aber Bel. conoideus genannt werden. Diese drei Species characterisiren die untern Thone des Unterooliths und finden sich besonders in den Gegenden, wo diese entwickelt sind. Bel. Quenstedti liegt am tiefsten und gehört vorzugsweise in die Zone des Amm. torulosus, in welcher ich ihn in den Umgebungen von Neumarkt zahlreich fand. Die beiden andern liegen meist etwas höher und sind für die Schichten bezeichnend, welche wir in die Region der Trigonia navis stellen. Ich erhielt einzelne Exemplare von Gammelshausen und Mössingen in Württemberg, sowie von Gundershofen bei Niederbronn (Bas Rhin). Marcou pag. 64 führt den Bel. compressus Blainv. aus den entsprechenden Schichten von Montservant, Pinperdu und Aresche bei Salins (Jura) an, wo er häufig in den obersten Lagen der

Marnes à Trochus ou de Pinperdu d. h. in unsern Torulosusschichten vorkommen soll.

9. **Belemnites spinatus**, Quenst. Ceph. tab. 27, fig. 7.
Bel. elongatus, Ziet. tab. 22, fig. 6. (non Mill.)

Findet sich in der Zone des Amm. Murchisonae an verschiedenen Punkten Schwabens. Am schönsten und häufigsten kommt er in den Eisenerzen von Aalen und Wasseralfingen vor. In andern Ländern ist er seltener, wurde auch bis jetzt noch wenig beachtet, bisweilen sogar mit Bel. giganteus verwechselt, von dem er sich jedoch durch seine bezeichnende, constante, und wenig variirende Form wohl unterscheiden lässt.

10. **Belemnites giganteus**, Schloth. 1813. pag. 70. 1820. pag. 45.
Bel. ellipticus, Mill. 1823, tab. 8, fig. 14—16.

Das Hauptlager des Bel. giganteus bildet die Zone des Amm. Humphriesianus; er beginnt jedoch schon mit Amm. Sauzei und geht bis in die obersten Bänke des Unterooliths hinauf. Besonders zahlreich findet er sich immer da, wo Thone und Kalke das Lager des Amm. Humphriesianus bilden, wie zu Gammelshausen, Oeschingen und Jungingen an der schwäbischen Alp. In Frankreich kommt er im infer. Oolith von Bayeux (Calvados) dessgl. zu Tannie (Sarthe) vor. Zu Couzon oberhalb Lyon bildet er einen bestimmten Horizont über den mächtigen Kalken, welche am Fusse des Mont d'Or in grossen Steinbrüchen aufgeschlossen sind. In den Umgebungen von Nancy, Metz, sowie an der Grenze von Luxemburg bevölkert er überall die entsprechenden Schichten; auch in England wird er an vielen Punkten gefunden, besonderes Interesse verdient sein zahlreiches Vorkommen in den bläulichen Kalken, welche Phillips Cave Oolith genannt hat, in denen er mit Amm. Blagdeni und Humphriesianus zusammenliegt.

11. **Belemnites Blainvillei**, (Voltz?) d'Orb. 1842. t. 12, fig. 9—16. pag. 107.
Bel. unicanaliculatus, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 3 (non Hartm.)

Ich traf die eigenthümliche, mit den d'Orbigny'schen Figuren

übereinstimmende Species in der Unterregion des Oolithe infer. von Tannie (Sarthe). Der lange schlanke Belemnit, ausgezeichnet durch die tiefe Längsfurche, ist häufig nach Art der Acuarier am Oberende verdickt, während das Unterende sich bisweilen plötzlich zusammenzieht, und sich von hier an mit kleinerem Durchmesser bis zur Spitze fortsetzt. D'Orbigny's fig. 11, tab. 12 deutet dies an. Auch abgelöste Oberenden finden sich, deren Spitze (ähnlich der fig. 24. Quenst. Ceph. tab. 25) abgestumpft ist. Bel. unicanaliculatus, H. Ziet. tab. 24, fig. 8 ist ein abgebrochenes Stück von Bel. hastatus Quenst. aus dem obern Jura, darf desshalb nicht damit vereinigt werden, wie es d'Orb. Prodr. 10. 3. gethan hat. Bel. Blainvillei wurden in Schwaben noch gar nicht aufgefunden, schon desshalb muss sich die Zietensche Figur auf eine andere Species beziehen.

12. **Belemnites canaliculatus**, Schloth. 1820. Petr. p. 49.
Bel. sulcatus, Mill. Bel. 1823. tab. 8, fig. 3. 4.
„ Altdorfiensis, Blainv. Bel. 1827. pag. 69.
„ acutus, Ziet. 1831, tab. 21, fig. 1. (non Blainv.)
„ Bessinus, d'Orb. 1842. tab. 13, fig. 7—13.

Beginnt in der Oberregion des Unterooliths mit Amm. Humphriesianus, kommt darüber mit Amm. Parkinsoni vor, geht in die Bathformation hinauf und findet sich bis in deren obersten Lagen. Zu Gammelshausen und Oeschingen ist Bel. can. sehr häufig, desgleichen im infer. Oolith von Bayeux (Calvados), zu Couzon oberhalb Lyon u. s. w. D'Orbigny, Prodr. 9. 22. citirt ihn aus dem obern Lias vom Stuifenberg, was auf einem Irrthume beruht, insofern Bel. canaliculatus am Stuifenberg mit Bel. giganteus in der Zone des Amm. Humphriesianus auftritt, in tiefern Schichten aber nie gefunden wurde.

13. **Belemnites Württembergicus**, n. sp.
Bel. fusiformis, Quenst. 1848. Ceph. tab. 29. fig. 20—24.

Da die Species des Unterooliths der schwäbischen Alp ganz andere Dimensionen besitzt, als sie die Figuren von Bel. fusiformis von Parkinson und Miller zeigen, da ferner Bel. fusiformis Voltz (aus dem Oxfordthon von Dives) zu Bel. ha-

status gehört, so wähle ich für den kleinen keuleuförmigen Belemniten, welchen Prof. Quenst. Ceph. tab. 29. fig. 20—24. als Bel. fusiformis beschrieben und abgebildet hat, eine neue Bezeichnung. Derselbe kommt mit Amm. Parkinsoni zu Gammelshausen bei Boll und Ehningen an der schwäbischen Alp zahlreich vor.

14. **Nautilus lineatus**, Sow. 1813. tab. 41.
" " d'Orb. 1843. tab. 31.

Es lassen sich für den Unteroolith verschiedene Species von Nautilus unterscheiden, doch ist es mir nicht gelungen ihr Auftreten für die einzelnen Zonen zu bestimmen. Am constantesten scheint eine ausgesprochene Form in den Torulosusschichten vorzukommen, welche jedoch noch nicht benannt ist; ich führe desshalb nur die eine Species: Nautilus lineatus hier an, welche, weit verbreitet, in den Schichten des Unteroliths von England, Frankreich und Süddeutschland vorkommt.

15. **Ammonites torulosus**, Schübler. 1831. Ziet. tab. 14. fig. 1.
Amm torulosus, d'Orb. tab. 102, und tab. 99. fig. 4.
" " Quenst. Ceph. tab. 6. fig. 9.

Ammonites torulosus ist eine der bezeichnendsten Species derjenigen Zone, mit welcher der mittlere Jura Leopold v. Buch's von unten an beginnt. Die Schichte des Amm. torulosus lässt sich in vielen Gegenden mit grosser Deutlichkeit oft nur wenige Fuss über der Lage des Amm. jurensis nachweisen und erleichtert die Begrenzung des Unteroliths gegen den obern Lias bedeutend, siehe §. 42. Ammonites torulosus kommt in Württemberg an vielen Punkten vor: zu Dürnau bei Boll, zu Gomaringen, Mössingen, Zimmern u. s. w., in der Schweiz erhielt ich ihn von Holderbank, südlich Brugg (Canton Aarau). In Frankreich sah ich ihn aus den entsprechenden Schichten der Umgebungen von Niederbronn (Bas Rhin), Fontenay (Vendée), la Verpillière (Isère), Mende (Lozère) und Millhau (Aveyron). In England fand ich deutliche Exemplare an der Küste von Burton (Dorsetshire), wo er mit Amm. opalinus

eine Lage an der Grenze zwischen den Sanden des obern Lias und den oolithischen Bänken des Unterooliths bildet.

16. Ammonites opalinus, v. Mandelsloh. 1834. geogn. Prof. der schw. Alp. Rein. sp. 1818. tab. 1. fig. 1.
Amm. primordialis, Ziet. 1830. tab. 4. fig. 4.
„ „ d'Orb. 1843. tab. 62.
„ opalinus, Quenst. 1846. Ceph. tab. 7. fig. 10.

Beginnt mit Amm. torulosus gleich über der Zone des Amm. jurensis und setzt sich gegen oben bis zu den Schichten der Trigonia navis fort. Amm. opalinus findet sich beinahe überall, wo die untere Region des mittlern Jura vorhanden ist; ich erhielt ihn von den bei der vorigen Species genannten Localitäten, ausserdem aber noch aus dem Unteroolith von Peak (Yorkshire), von den Umgebungen von Metz (Moselle) u. s. w. Dass Reinecke als Nautilus opalinus gerade diese Species bezeichnen wollte, beweisen nicht allein seine eigene Figur und Beschreibung, sondern auch das Citat der fig. 3, tab. 6. III. Bd. Knorr's und Walch's. Amm. opalinus bildet verschiedene Varietäten, welche jedoch noch nicht gehörig untersucht und abgetrennt sind. Er wird bisweilen grobrippig und steht dann dem Amm. Aalensis sehr nahe, obgleich die typischen Formen des letzteren in die Zone des Amm. jurensis gehören. D'Orbigny's Figur des Amm. Aalensis ist wahrscheinlich von einer Varietät des Amm. opalinus genommen. Vielleicht lassen sich bei Amm. opalinus noch Unterschiede, je nach der vertikalen Verbreitung der Varietäten feststellen.

17. Ammonites subinsignis, n. sp.

Hat in Beziehung auf Rippen, Kiel und Loben einige Uebereinstimmung mit Amm. insignis, lässt sich aber durch die Form der Windungen davon unterscheiden; dieselben sind weniger rund, besitzen in der Jugend einen breiten Rücken mit Kiel, starke seitliche Knoten, werden aber später comprimirt und verlieren dann auch die groben seitlichen Knoten nach und nach. Amm. subinsignis charakterisirt die untern Schichten des Un-

Wärme und farbigen Menſchen. Chriſtoph Columbus, der dem Golde einen moraliſchen und religiöſen Werth zuſchreibt, „weil,“ wie er ſagt, „wer es beſitzt, in dieſer Welt erlangt, was er will, ja ſelbſt (durch Bezahlung von Meſſen?) viele Seelen dem Paradieſe zuführt,“ * Chriſtoph Columbus war ganz dem Syſtem des Steinſchneiders Ferrer zugethan. Er ſuchte Zipangu (Japan), das man für die Goldinſel Chryſe ausgab, und als er, am 14. November 1492, längs den Küſten von Cuba, die er für Theile des Continents von Oſt-Aſien (Cathay) hielt, hinſegelte, ſchrieb er in ſein Tagebuch nieder: „nach der vielen Hitze, die ich leide, muß das Land reich an Gold ſeyn.“ So ließen falſche Analogien vergeſſen, was das claſſiſche Alterthum von den Metallſchätzen der Maſſageten und der Arimaspen im hohen Norden von Europa erzählt hatte: ich ſage von Europa, ** denn das öde Flachland von Nord-Aſien, das heutige Sibirien, galt mit ſeinen Kiefernwäldern für eine langweilige Fortſetzung des belgiſchen, baltiſchen und ſarmatiſchen Flachlandes.

Umfaſſen wir mit einem Blicke die Geſchichte des Handelsverkehrs von Europa, ſo finden wir die reichſten Quellen des Goldes im Alterthume in Aſien. Seit dem Ausgange des Mittelalters, und drei Jahrhunderte nachher, gehören ſie dem neuen Welttheile an. Gegenwärtig, ſeit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, ſtrömen die Quellen wieder am reichlichſten in Aſien, aber in andern Zonen deſſelben Continents. Dieſer Wechſel in der Richtung der Strömung, dieſer Erſatz, welchen zufällige Entdeckungen im Norden darbieten, wenn im Süden die Goldausbeute plötzlich ſchwindet, verdient eine ernſte Betrachtung, eine Ergründung nach numeriſchen Angaben; denn im politiſchen Haushalte, wie bei Erforſchung von Naturerſcheinungen, ſind die Zahlen immer das Entſcheidende; ſie ſind die letzten, unerbittlichen Richter in den vielbeſtrittenen Verhältniſſen der Staatswirthſchaft.

---

* El oro, ſchreibt Columbus an die Königin Iſabella, es excelentissimo, con el se hace tesoro y con el tesoro quien lo tiene, hace quanto quiere en el mundo y llega a que hecha las animas al paraiso. Siehe über dieſes Lob des Goldes mein Examen critique de l'Histoire de la Géographie et des progrès de l'Astronomie nautique aux 15me et 16me siècles (in Fol.) p. 39 et 121.

** Herod. III, 116.

teroolithe und findet sich an manchen Localitäten ziemlich häufig in Gesellschaft des Amm. torulosus. Ich erhielt ihn in Württemberg aus dieser Zone von Gomaringen; in Frankreich aus den Eisenerzen von la Verpillière (Isère); in England fand ich ihn mit Amm. opalinus und torulosus in der untersten Bank des Unteroolithe von Burton Cliff bei Bridport (Dorsetshire).

18. Ammonites Murchisonae, Sow. 1827, tab. 550.
Amm. Murchisonae, Ziet. 1830, tab. 6. fig. 1—4.
„ laeviusculus, Sow. 1824. tab. 451, fig. 1, 2.?
„ corrugatus, Sow. 1824. tab. 451. fig. 3.?
„ *Murchisonae, d'Orb. 1845. tab. 120.*
„ Murchisonae obtusus und acutus, Quenst. Ceph. pag. 116.

Amm. Murchisonae variirt vielfach, es lassen sich besonders zwei extreme Formen unterscheiden, die auch in Beziehung auf ihre Loben ziemlich constant von einander abzuweichen scheinen Doch liegen beide Varietäten in der gleichen Zone, eine Trennung derselben kann demnach wenigstens hier umgangen werden. Amm. Murchisonae bildet einen wichtigen Horizont, der sich überall leicht auffinden lässt. In Süddeutschland liegt er gewöhnlich in den Sandsteinen, welche über den Thonen mit Trigonia navis folgen, ich erhielt ihn aus dieser Zone von Aselfingen an der Wutach, von der Boller Gegend, vom Ramsberg bei Süssen, sowie aus den Eisenerzen von Aalen und Wasseralfingen. In Frankreich sah ich ihn aus der Unterregion des Unteroolithe der Normandie, sowie aus den Schichten gleichen Alters von Couzon bei Lyon. Auch die Steinkerne eines flachen, gerippten Ammoniten, welche im Oolithe inferieur von Coulie (Sarthe) mit Trigonia striata vorkommen, stimmen mit Amm. Murchisonae. Er nimmt daselbst einen Horizont ein, welcher nicht hoch über dem dort zu Tage stehenden oberen Lias liegt. In den Eisenerzen von la Verpillière und Saint-Quentin (Isère) fand ich den Amm. Murchisonae häufig in denselben Varietäten, welche besonders die zahlreichen Aalener Vorkommnisse zeigen. In England erhielt ich ihn gleich deutlich aus dem Unteroolith

von Gloucestershire und den Umgebungen von Bridport (Dorsetshire). Auch an der Küste von Yorkshire (Blue Wick) kommt er vor, gehört aber hier zu den Seltenheiten.

19. Ammonites jugosus, Sow. 1815. t. 92, mittl. Figur.

Die Exemplare des Ammoniten, welchen ich zu Amm. jugosus Sow. stelle, sind gewöhnlich sehr gross, wodurch der Vergleich mit der kleinen Sowerby'schen Figur erschwert wird. Das Originalexemplar von Amm. jugosus gehört einer Species an, welche zwischen Amm. Murchisonae und Amm. Sowerbyi in der Mitte steht; häufig wird dieselbe mit letzterem vereinigt, doch fehlen bei Amm. jugosus die starken seitlichen Knoten, auch wird der Ammonit ziemlich frühe beinahe glatt. Amm. jugosus findet sich etwas tiefer als Amm. Humphriesianus. Er kommt in Württemberg in den blauen Kalken mit Corallen vor, welche bei Altenstadt und Gingen an der Fils über den Sanden des Amm. Murchisonae anstehen. In demselben Niveau liegt er bei Bopfingen und am Farrenberge bei Mössingen. In Frankreich erhielt ich ihn aus dem Unteroolith von Tannie (Sarthe) und von Bayeux (Calvados). Auch in den englischen Sammlungen sah ich ihn nicht selten.

20. Ammonites Sowerbyi, Mill. Sow. 1818, tab. 213
Amm. Browni, Sow. 1820. tab. 263.
„ Sowerbyi, d'Orb. 1845. tab. 119.

Es liegen mir zwar nur wenige Beobachtungen vor, doch glaube ich, dass Amm. Sowerbyi in die Zone des Amm. Sauzei zu stellen ist. In Württemberg gehört er zu den Seltenheiten; charakteristische und schöne Exemplare sah ich bis jetzt nur in der Sammlung des Herrn Maschineninspector Schuler, der sie in den Kalken oberhalb der Wasseralfinger Eisengrube sammelte. In Frankreich ist Amm. Sowerbyi häufiger; ich erhielt ihn aus dem Unteroolith von Tannie (Sarthe), sowie von Bayeux (Calvados). In England findet sich Amm. Sowerbyi im Unteroolith von Yeoyil (Somersetshire), desgleichen von Dundry bei Bristol. Von Gloucestershire führt ihn Murchison (Geol. of Cheltenh. pag. 28) aus dem Gryphite Grit an.

21. Ammonites cycloides, d'Orb. 1845. t. 121, f. 1—6.

Amm. cycloides hat einige Uebereinstimmung mit jungen Exemplaren des Amm. subcarinatus Phill. Wurde bis jetzt in Süddeutschland nicht angetroffen und findet sich überhaupt nur an wenigen Localitäten. D'Orbigny beschreibt ihn von Bayeux und Moutiers (Calvados).

22. 23. Ammonites Edouardianus, d'Orb. 1845. tab. 130. fig. 3—5.

Amm. Edouardianus wurde von d'Orbigny aus dem Unteroolith von Bayeux (Calvados) beschrieben. In Württemberg kommt in den blauen Kalken von Oeschingen und Gönningen mit Amm. Humphriesianus ein Ammonit zahlreich vor, welcher einige Uebereinstimmung mit d'Orbigny's Figur zeigt. D'Orbigny hat die einfachen Rippen, welche ihn besonders charakterisiren und von Amm. Murchisonae unterscheiden, stärker gezeichnet, als ich sie bei den schwäbischen Exemplaren finde, welche meist schon bei $1^1/_2$ Zoll Durchmesser glatt werden. Bei den 12 Individuen, welche ich von Oeschingen erhielt, beginnt die Wohnkammer, ehe sie $2^1/_2$ Zoll messen. Dies trägt dazu bei, die Trennung von Amm. Murchisonae zu rechtfertigen, mit dem die Species sonst Aehnlichkeit hat und womit sie auch häufig verwechselt wird. D'Orbigny hat bei seiner Figur den Seitenloben länger und schmäler abgebildet, als ich ihn bei den schwäbischen Exemplaren finde. Da ich von der Identität beider nicht überzeugt bin, so nenne ich das schwäbische Vorkommen von Neuem und zwar *Amm. Romani* nach meinem Freund Dr. Roman, welcher die Species zuerst in grösserer Anzahl sammeln liess.

24. Ammonites Tessonianus, d'Orb. 1845. tab. 130, fig. 1. 2.

Seltene Species aus dem Unteroolith von Bayeux (Calvados). Prof. Quenstedt. Ceph. pag. 122 führt ihn aus dem braunen Jura Württembergs an.

25. Ammonites Staufensis, n. sp.

Amm. discus, Quenst. 1846. Ceph. tab. 8, fig. 13.
(non Sow., non d'Orb., non v. Buch.)

Der Sowerby'sche Amm. discus hat viele Aehnlichkeit mit dem in der Zone des Amm. Murchisonae vorkommenden scheibenförmigen Ammoniten, welchen Prof. Quenst. Ceph. pag. 121 beschrieben und tab. 8, fig. 13 abgebildet hat. Besonders ist es die Einfachheit der Loben, welche bei beiden Species übereinstimmt, und sie von dem d'Orbigny'schen und Buch'schen Amm. discus unterscheidet. Doch überzeugte ich mich durch Untersuchung der englischen Vorkommnisse, sowie des Sowerby'schen Originalexemplars, dass der ächte Amm. discus Sow. aus dem Cornbrash von Bedford* von den obigen Arten abweicht. Ich bin desshalb genöthigt, die Species des Unterooliths neu zu benennen, indem ich mich dabei auf eine Localität beziehe, an welcher in früheren Zeiten eine reiche Fundgrube dafür war. Am Fusse des Bergkegels, welcher den Hohen-Staufen bildet, wurden von Zeit zu Zeit die Sandsteine des Unterooliths ausgebeutet, und daselbst Amm. Staufensis in zahlreichen und schönen Exemplaren gefunden. Weitere Localitäten, an welchen Amm. Staufensis vorkommt, sind der Heininger Wald bei Boll, Zillhausen bei Balingen, Aselfingen an der Wutach u. s. w. Er gehört zwar in die Zone des Amm. Murchisonae, kommt aber in manchen Gegenden in getrennten Bänken zahlreich vor, während er z. B. in den Eisenerzen von Aalen, woselbst Amm. Murchisonae sein Hauptlager hat, nur selten gefunden wurde. Doch ist eine besondere Abgrenzung seiner Zone nicht möglich, da er auch an andern Orten, wie z. B. zu Aselfingen an der Wutach mit Amm. Murchisonae in derselben Bank liegt. In Frankreich sah ich den Amm. Staufensis aus den entsprechenden Schichten der Umgebungen von Avallon (Yonne), sowie aus den untern Lagen des infér. Oolithe der Normandie. In England ist er zwar noch nicht nachgewiesen worden, dürfte aber wohl

* Siehe: Sow., Min. Conch., supplementary index to volume I.

vorkommen, da seine Schichten an vielen Punkten dieses Landes entwickelt sind.

26. **Ammonites subradiatus**, Sow. 1823, t. 421, f. 2.
" " d'Orb. tab. 118.

Amm. subradiatus ist eine der häufigsten Species des französischen und englischen Unterooliths; ich fand ihn zahlreich zu Bayeux (Calvados) und Bridport (Dorsetshire). In Schwaben ist sein Vorkommen schwieriger nachzuweisen; wahrscheinlich gehören einzelne der kleinen verkiesten Exemplare, welche sich an manchen Punkten mit und über Amm. Parkinsoni finden, dazu.

27. **Ammonites Truellei**, d'Orb. 1845. tab. 117.

Die prachtvollen Exemplare aus dem infér. Oolithe von Bayeux (Calvados) zeigen auf der längsgestreiften Schale eine Faserschichte, welche der bei Amm. margaritatus vorkommenden zu entsprechen scheint. D'Orbigny hat diese doppelte Bildung der Schale schon hervorgehoben und auch im Uebrigen die Species trefflich beschrieben. In Schwaben finden sich im Unteroolith von Wasseralfingen und Boplingen Exemplare, welche mit den französischen völlig übereinstimmen.

Die nächstfolgenden Arten schliessen sich ihrer äussern Form nach an Nro. 15 an.

28. **Ammonites dilucidus**, n. sp.

Amm. fimbriatus opalinus, Quenst. Ceph. pag. 103.
(? Amm. lineatus opalinus, Quenst. Ceph. pag. 102, 103, 552.)

Die dicke Schale der schwäbischen Exemplare besteht aus einer weissen Substanz, welche gegen innen häufig in Farben spielt, ganz wie dies bei Amm. opalinus vorkommt. Das Hauptlager des Amm. dilucidus bildet die Zone der Trigonia navis, doch geht derselbe auch etwas tiefer hinab. Ich erhielt die Species mit Trigonia navis vom Rechberg, vom Teufelsloch bei Boll, aus den Umgebungen von Metzingen, von Mössingen u. s. w. Da die nahestehenden Formen des Amm. cornucopiae und Eudesianus aus darunter und darüber liegenden Schichten noch in

vielen andern Gegenden vorkommen, so lässt sich auch eine grössere Verbreitung des Amm. dilucidus vermuthen.

29. Ammonites Eudesianus. d'Orb. 1845. tab. 128.

Wurde von d'Orbigny aus dem Unteroolith von Moutiers (Calvados) beschrieben. In Württemberg erhielt ich die Species aus den oolithischen Kalken von Bopfingen.

30. Ammonites Linneanus, d'Orb. 1845, tab. 127.

Es ist dies eine von den wenigen Ammonitenarten des französischen Unteroolithe, welche in den entsprechenden Schichten im südwestlichen Deutschland noch nicht gefunden worden sind. Doch gehört Amm. Linneanus auch in Frankreich zu den Seltenheiten; ich sah nur ein einziges Exemplar davon in der Sammlung von M. Deslongchamps zu Caen. Dasselbe stammt aus dem Unteroolith von Moutiers (Calvados).

31. Ammonites Pictaviensis, d'Orb. 1845. t. 126, f. 5—7.

Mit der vorigen Art.

32. Ammonites oolithicus, d'Orb. 1845. t. 126, f. 1—4.

Ganz übereinstimmend mit dem französischen Vorkommen (infér. Ool. Bayeux) liegt diese Species in der Zone des Amm. Parkinsoni am Nipf bei Bopfingen. In England erhielt ich den Amm. oolithicus aus dem Unteroolith von Burton bei Bridport (Dorsetshire).

33. Ammonites heterophylloides, n. sp.

Amm. heterophyllus, var. verschied. Autoren. (non Sow.)
(Bayle. Bull. Soc. géol. de Fr. 19. Juni 1848. pag. 452?)

Im Unteroolith von Bayeux (Calvados) findet sich ein Ammonit aus der Familie der Heterophyllen, welcher in den französischen Sammlungen gewöhnlich mit der Bezeichnung: Amm. heterophyllus liegt. Die vollständigsten Exemplare desselben sah ich in der Ecole des Mines zu Paris. Von dem ächten Sowerby'schen Amm. heterophyllus des obern Lias weicht diese Species in mehreren Beziehungen ab, sowohl die Loben, als die

Schale, sowie die ganze äussere Form zeigen Unterschiede. Bei einem wohlerhaltenen Exemplare, das ich von Herrn Saemann in Paris erhielt, zeichnet sich besonders die Streifung der Schale durch Deutlichkeit aus. Die einzelnen Radialstreifen bestehen aus schmalen Lamellen, welche in der Weise übereinanderliegen, dass der ganze Aussenrand einer Lamelle sich über die Fläche der nächst grösseren herlegt. Dabei besitzen die Lamellen abwechselnde Querfalten, so dass die Schale unter der Loupe einer Lage seitlich zusammenhängender Dachziegel gleicht. Bei dem Sowerby'schen Amm. heterophyllus ist die Schale zwar auch gestreift, aber sie scheint aus einer zusammenhängenden gleichmässigeren Substanz gebildet zu sein, wenigstens lassen sich die schuppenförmigen Lamellen nicht daran erkennen.

Ammonites heterophylloides hat zwar die eng genabelte Form des Amm. heterophyllus, ist aber aufgeblähter und besitzt einen breiteren Rücken, nähert sich also mehr dem Amm. tatricus Pusch. Dass er jedoch einer andern Species angehört, beweisen schon die Loben, welche von d'Orbigny's Zeichnung, tab. 180, völlig abweichen. Seine Windungen tragen Einschnürungen, welche aber bei beschalten Exemplaren kaum sichtbar sind. Bis jetzt sah ich den Amm. heterophylloides nur von der oben genannten Localität.

34. Ammonites Brocchi. Sow. 1818, tab. 202.
Amm. contractus, Sow. 1825, tab. 500, fig. 2.

Amm. Brocchi characterisirt die Zone des Amm. Sauzei und findet sich an Orten, wo der Unteroolith in einiger Mächtigkeit entwickelt ist, meist in einem von der Region des Amm. Humphriesianus getrennten, tiefer liegenden Bett. Die Sowerby-schen Figuren auf tab. 202 sind nicht besonders deutlich; den Bestimmungen im Bristol Museum, sowie in Morris Cat. pag. 290, zufolge vereinige ich den Amm. Brocchi mit Amm. contractus Sow. Die Figur des letzteren zeigt die Form der Species deutlicher. Aus den grauen, sandigen Kalken, welche an der schwäbischen Alp über der Zone des Amm. Murchisonae beginnen, erhielt ich den Amm. Brocchi in mehreren Exemplaren von

Neuffen, Oeschingen und Hechingen, doch gehört er immerhin zu den Seltenheiten. Im Unteroolith von Bayeux kommt er gleichfalls vor, zahlreicher findet er sich dagegen im Unteroolith von Dundry (Somersetshire) und Burton-Bradstock (Dorsetshire).

35. Ammon. Brongniarti. Sow. 1817. tab. 184 A. fig. 2
Amm. Gervillii, d'Orb. 1845. tab. 140.

Bei Vergleichung der Sowerby'schen Figur ist der Text (2. Bd. pag. 190) zu berücksichtigen, da die dazugehörigen Nummern verwechselt sind. Amm. Brongniarti findet sich mit der vorigen Species in derselben Zone, und kommt am Hohenzollern bei Hechingen und zu Bayeux (Calvados) vor.

36. Ammon. Gervillii. Sow. 1817. tab. 184 A. fig. 3.
Amm. Brongniarti, d'Orb. 1845. tab. 137.

Amm. Gervillii ist seltener als Amm. Brongniarti, im Uebrigen gilt für ihn das bei der vorigen Species Angeführte.

37. Ammonites Sauzei, d'Orb. 1845. tab. 139.

Amm. Sauzei liegt etwas tiefer als Amm. Humphriesianus, ist zwar nicht sehr häufig, zeichnet sich aber durch seine charakteristische Form aus, so dass er sehr bestimmend für seine Schichte wird, welche sich wahrscheinlich als besondere Zone abtrennen lässt, in der Amm. Sauzei in Gesellschaft von Amm. Brocchi, Brongniarti, jugosus u. s. w. vorkommt. Ich erhielt den Amm. Sauzei von Neuffen, Oeschingen und der Balinger Gegend. Die französischen Exemplare, welche ich aus dem Unteroolith von Tannie (Sarthe) und Bayeux (Calvados) mitbrachte, stimmen ganz mit den schwäbischen.

38. Ammonites Blagdeni. Sow. 1818. tab. 201.
Amm. Banksii, Sow. 1818. tab. 200.
„ coronatus, Schloth. 1820. bezügl. Knorr's Figur (non Brug.).
„ coronatus, Ziet. 1830. tab. 1, fig. 1.
„ coronatus, Quenst. Ceph. tab. 14, fig. 1.
„ Blagdeni, d'Orb. tab. 132.

Findet sich mit Amm. Humphriesianus an vielen Punkten

Süddeutschlands, wie z. B. zu Bopfingen, am Rechberg, zu Altenstadt, Neuffen, Ehningen, Jungingen; in Frankreich im Unteroolith von Bayeux (Calvados), desgl in England in den Umgebungen von Yeovil (Somersetshire), sowie im Unteroolith (Cave Ool. Phill.) von Scarborough (Yorkshire). In Deutschland wird die Species nach der gelungenen Zieten'schen Figur Amm. coronatus genannt. In Frankreich und England bedient man sich des Sowerby'schen Namens Blagdeni, während dort der ältere Brügier'sche Amm. cornatus auf eine Species des Callovien übertragen wird, von welcher sich jedoch Amm. Blagdeni des Unteroolithes wohl unterscheiden lässt. Amm. Banksii ist wahrscheinlich nur ein verstümmeltes Exemplar von Amm. Blagdeni.

39. **Ammonites subcoronatus.** n. sp.

Amm. coronatus oolithicus, Quenst. Ceph. tab. 14, f. 4.

Kommt in der gleichen Schichte und an denselben Lokalitäten mit Amm. Blagdeni vor, steht demselben der äusseren Form nach ziemlich nahe, unterscheidet sich aber durch feinere Knoten und Rippen davon, und bildet somit den Uebergang zu Amm. Humphriesianus.

40. **Ammon. Humphriesianus,** Sow. 1825. tab. 500, f. 1.
" " Zieten. 1833. tab. 67, f. 2.
" " d'Orb. tab. 134 u. 135, f. 1.

Markirt mit ziemlicher Schärfe einen Horizont, der sich in Gegenden, wo der Unteroolith deutlich entwickelt ist, leicht auffinden lässt. In Süddeutschland zeichnet er sich in den Umgebungen von Wasseralfingen, Altenstadt, Neuffen, Gönningen, Oeschingen, Jungingen, Geisingen u. s. w. durch Häufigkeit aus. In Frankreich liegt er im Unteroolith von Bayeux und Moutiers (Calvados), Couzon (Rhône), Metz (Moselle) u. s. w., in England erhielt ich ihn im Unteroolith von Bridport (Dorsetshire), in der gleichen Etage kommt er zu Scarborough (Yorkshire) vor.

41. **Ammonites linguiferus.** d'Orb. 1845. tab. 136.

D'Orbigny stellt die Species in der Paläontologie française in den Unteroolith, nachher aber im Prodrome in den Grossoolith.

Erstere Angabe scheint jedoch die richtigere zu sein, denn in Württemberg kommt Amm. linguiferus ganz übereinstimmend mit d'Orbigny's Figur, an verschiedenen Punkten in der Zone des Amm. Humphriesianus vor, gehört somit in den Unteroolith.

42. Ammonites Braikenridgi, Sow. 1817. tab. 184.
" " d'Orb. 1845. tab. 135, f. 3—5.

Die Species gleicht zwar dem Amm. Humphriesianus, lässt sich aber dennoch scharf davon abtrennen. Bei Amm. Braikenridgi spaltet sich jede Rippe gegen den Rücken hin nur in eine einfache Gabel. Die Individuen bleiben klein und besitzen meistens grosse Ohren. Ich konnte zwar nur 8 Stücke untersuchen, fand aber daran die von d'Orbigny zuerst aufgestellten Merkmale bestätigt. Vier der Stücke stammen aus den Schichten des Amm. Humphriesianus von Oeschingen, die 4 übrigen aus dem Unteroolith von Bayeux. Sie zeigen sämmtlich zweispaltige Rippen, und 7 derselben besitzen Wohnkammer und Ohren, schon ehe sie 2 Zoll Durchmesser erreichen. Sowerby beschreibt die Species aus dem Unteroolith von Dundry (Somersetshire).

43. Ammonites Bayleanus n. sp.
Amm. Humphriesianus, d'Orb. (pars), tab. 133.

Es gelang mir nicht Uebergänge zwischen den 2 Arten zu finden, welche d'Orbigny tab. 134 und tab. 133 abgebildet hat, obwohl mir Individuen beider Formen zahlreich zur Vergleichung vorlagen. Amm. Bayleanus kommt besonders zu Bayeux (Calvados) vor. In Württemberg erhielt ich erst ein einziges Exemplar, welches damit vereinigt werden dürfte. Dasselbe stammt aber nicht aus der Schichte des Amm. Humphriesianus, sondern aus der etwas tieferen Zone des Amm. Sauzei. Mit dem an derselben Lokalität in höhern Schichten häufig vorkommenden Amm. Humphriesianus wurde Amm. Bayleanus nie gefunden, ich glaube desshalb, dass der Ammonit, welchen d'Orbigny tab. 133 abbildet, mit der Species der tab. 134 gar nicht dasselbe Lager besitzt, was gegen die Annahme spricht, dass beide Varietäten zu einer und derselben Species gehören, und somit die Trennung derselben rechtfertigt.

Wir wissen aus Böth's scharfsinnigen Untersuchungen,* wie, bei Eröffnung des Morgenlandes durch die Perserkriege und durch des großen Macedoniers Zug nach Vorder-Indien, das Gold sich allmählig bei den europäischen Hellenen anhäufte, wie zum Beispiel in Demosthenes Zeitalter die edeln Metalle einen fast fünfmal geringern Werth hatten, als im Solonischen. Der Strom ging damals von Osten nach Westen, und der Zufluß des Goldes war so reichlich, daß, wenn zu Herodots Zeit das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 13 war, es bei Alexanders Tode und über hundert Jahre nachher, wie 1 : 10 stand.** Je weniger allgemein die Handelsverbindungen in der alten Welt waren, desto größere und plötzlichere Veränderungen mußte der relative Gold- und Silberwerth erleiden. So finden wir in Rom, durch lokale Anhäufung eines der edeln Metalle, bald nach der Eroberung von Syrakus, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 17⅐, wenn unter Julius Cäsar es auf einige Zeit bis 1 : 8$^{11}/_{13}$ herabsank. Je geringer die Menge des schon vorhandenen Metalles in einem Lande ist, desto leichter können, durch Zufluß von Außen, jene ungeheuren Schwankungen hervorgebracht werden. Die jetzige Welt ist durch Allgemeinheit und Schnelligkeit des Verkehrs, welcher das Gleichgewicht herstellt, sie ist durch die Größe der schon vorhandenen, angehäuften Massen von Gold und Silber zur Stabilität im relativen Werthe der Metalle geneigt. Nach der Revolution in dem spanischen Amerika war die jährliche Metallproduktion viele Jahre lang auf ein Drittel herabgesunken, und doch konnten die unbeträchtlichen Oscillationen, welche man hie und da bemerkte, nicht dieser Ursache zugeschrieben werden. Ganz anders ist es mit dem Verhältniß des Silbers zu einem noch so wenig angehäuften und dabei so ungleich vertheilten Metalle, dem Platin.

Von statistischen Angaben, die irgend ein allgemeines, mit der jetzigen Goldproduktion ganzer Länder vergleichbares Resultat enthielten, finden wir bei den Alten nichts. Die Natur der Staatsverwaltung bot nicht die Controlen dar, welche in späteren

---

* Staatshaushaltung der Athener. Bd. 1. S. 6 – 31.

** Siehe Letronne's gelehrte Berichtigung der monetarischen Hypothesen von Garnier: Considérations générales sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines. 1817. p. 112.

44. Ammonites Deslongchampsi, Defr. d'Orb. tab. 138, fig. 1—2.

Gehört in die oberste Lage der Zone des Amm. Parkinsoni und findet sich zahlreich bei Neuffen, Ehningen und Bopfingen. In Frankreich erhielt ich den Amm. Deslongchampsi ganz übereinstimmend mit den schwäbischen Exemplaren aus dem Unteroolith von Bayeux (Calvados).

45. Ammon. Zigzag. d'Orb. 1845. tab. 129, fig. 9—11.
Amm. euryodos, Schmid, Petref.-Buch. tab. 43, fig. 6.

Findet sich im Unteroolith von Niort (Deux-Sèvres), desgl. in England in den Umgebungen von Bridport (Dorsetshire). In Württemberg erhielt ich ihn mit Amm. Parkinsoni zu Beuren, Neuffen und Ehningen.

46. Ammon. Defranci. d'Orb. 1845. tab. 129, fig. 7—8.

Die häufig klein und verkiest in den Parkinsonischichten von Oeschingen vorkommenden convoluten Ammoniten stimmen genau mit d'Orbigny's Amm. Defranci, welcher aus dem infér. Ool. von Bayeux beschrieben wurde. Amm. Defranci steht der vorliegenden Species sehr nahe, doch ist bei den schwäbischen Exemplaren der Vergleich dadurch erschwert, weil sie nie die Grösse des von d'Orb. tab. 125 abgebildeten Amm. Martinsi erreichen, und auf verschiedene Weise erhalten sind.

47. Ammonites Martinsi. d'Orb. 1845. tab. 125.

Amm. Martinsi liegt nicht besonders zahlreich im untern Oolith von Bayeux (Calvados), sowie von Dundry (Somersetshire) und Bridport (Dorsetshire). In Württemberg erhielt ich die Species aus der entsprechenden Schichte mit Amm. Parkinsoni zu Bopfingen. Amm. Martinsi lässt sich von Amm. triplicatus, Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 7 durch langsameres Anwachsen der Umgänge leicht unterscheiden.

48. Ammonites Neuffensis, n. sp.
Amm. Parkinsoni gigas, Quenst. Ceph. tab. 11, fig. 1.

Amm. Neuffensis ist eine weit verbreitete Species aus der

Zone des Amm. Parkinsoni. In Württemberg findet er sich an vielen Punkten, wie zu Jungingen, Ehningen, Neuffen, Bopfingen. Entweder liegt er hier wohlerhalten in den oolithischen Bänken, oder hat sich nur die Wohnkammer conservirt, was besonders dann der Fall ist, wenn er in den Thonen gefunden wird. Von Amm. Parkinsoni unterscheidet er sich durch seine bedeutende Grösse, welche ersterer nie erreicht, und das schnellere Anwachsen der Umgänge, welche im Alter glatt werden. In Quenst. Ceph. tab. 11, fig. 1 ist eine gute Lobenzeichnung davon gegeben. Amm. Neuffensis kommt häufig in grossen Exemplaren im Unteroolith von Bayeux (Calvados), Burton (Dorsetshire) und Dundry (Somersetshire) vor. Ausgewachsen wird er bisweilen mit Amm. Martinsi verwechselt, da im Alter die Rückenfurche verschwindet und dann die Species einem riesigen Ammon. Martinsi gleicht, die innern Umgänge von Amm. Neuffensis besitzen jedoch eine solche und zeigen die Verwandtschaft der Species mit Ammon. Parkinsoni.

49. **Ammonites Lucretius**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 37.

Die Beschreibung, welche d'Orbigny für Amm. Lucretius gibt, genügt zwar nicht völlig, um die Species sicher zu definiren, doch glaube ich die kleinern in den Parkinsonischichten von Ehningen verkiest vorkommenden Ammoniten damit zusammenstellen zu müssen, da dieselben mit den d'Orbigny'schen Angaben im Allgemeinen übereinstimmen. Sie besitzen eine nicht ganz quadratische Mundöffnung, jede seitliche Rippe trägt gegen aussen einen feinen Knoten, von dem aus sie sich in zwei Aeste spaltet, welche auf dem Rücken gegen vorne verlaufen, und sich in der Mitte unter einem stumpfen Winkel treffen, hier aber verflachen. Doch ist diese Beschreibung nicht genügend, da sowohl die Exemplare von Bayeux als die von Ehningen vielleicht bloss die Brut irgend einer besser definirbaren grösseren Species sind.

50. **Ammonites Parkinsoni**, Sow. 1821. tab. 307.

Amm. Parkinsoni, d'Orb. 1845. tab. 122.

„ Parkinsoni depressus, Quenst. Ceph. tab. 11, f. 5.

„ interruptus, d'Orb. Prodr. 10. 16. (non Brüg.)

Amm. Parkinsoni ist die bezeichnendste Species der obersten Zone des Unteroolithe; er findet sich in dieser Position zu Bopfingen, Altenstadt, Gammelshausen, Ehningen (Württemberg); in Frankreich in den Umgebungen von Couzon bei Lyon, von Longwy (Moselle), Tannie (Sarthe), Bayeux (Calvados); in England zu Burton (Dorsetshire), Dundry (Somersetshire), Leckhampton (Gloucestershire).

D'Orbigny sucht in seinem Prodrome 10. 16 statt der allgemein angewendeten Sowerby'schen Bezeichnung einen älteren Namen von Brugière, 1791. Encycl. meth. vers. I. pag. 41, einzuführen, wornach Amm. Parkinsoni Sow. 1821 mit Amm. interruptus Brüg. identisch wäre. Es scheint jedoch, dass letztere Annahme nicht mit Sicherheit bewiesen werden kann, wenigstens passt die Beschreibung,* welche Brugière für seinen Amm. interruptus gibt, nicht vollständig für Amm. Parkinsoni. Brugière sagt pag. 42: „les côtes intermédiaires* sont aussi grosses que „les autres près du bord intérieur des tours; mais elles diminuent „insensiblement et disparaissent vers le tiers de leur largeur." Brügière scheint auf diese Bildung der Rippen einen besonderen Werth zu legen, aber gerade hierin weicht der Sowerby'sche Amm. Parkinsoni von obigen Angaben ab, indem bei ihm die einfacher Rippen ihrer ganzen Länge nach bis zur Rückenfurche hin dieselbe Höhe und Breite besitzen, wie die gespaltenen. Ausserdem ist jedoch noch nicht einmal constatirt, dass Amm. Parkinsoni zu Argentière (Ardèche) überhaupt gefunden wurde, da dies den Angaben von V. Thiolliere** geradezu widersprechen würde, die paläontologischen Bestimmungen von M. Lory*** noch weiterer Bestätigung bedürfen, obschon die Untersuchungen des letzteren der beiden französischen Gelehrten sehr gleichfalls beachtenswerth sind. Dass jedoch der von Langius beschriebene Ammonit, welchen Brugière als ersten Citat gebraucht, einer andern Species angehört, lässt sich mit Bestimmtheit beweisen, da das

* Côtes intermédiaires = ungespaltene Rippen, welche mit den gespaltenen abwechseln.

** Bull. Soc. géol. Fr. 8. Nov. 1847. pag. 38.

*** Bull. Soc. géol. de Fr. 7. Mai 1855. pag. 512.

Exemplar zu Lang's fig. 5, tab. 25 vom Lägernberge bei Baden (Schweiz) stammt und wie alle übrigen dorther beschriebenen Arten den Spongitenschichten des obern Jura angehört, in welchen Amm. Parkinsoni nie gefunden wurde.

51. Ammonites bifurcatus, Ziet. 1830. tab. 3. fig. 3.

Gehört in die Familie des Amm. Parkinsoni und kommt auch mit demselben vor, unterscheidet sich aber von ihm durch rundere, weniger comprimirte Windungen. Ob Schlotheim's Amm. bifurcatus damit übereinstimmt, ist noch nicht ermittelt, da seine Beschreibung nicht bestimmt genug gehalten und keine Figur beigegeben ist.

52. Ammon. subfurcatus, Ziet. 1830. tab. 7. fig. 6.
Amm. Niortensis, d'Orb. 1845. tab. 121. fig. 7—10.
„ Parkinsoni bifurcatus, Quenst. Ceph. tab. 11. f. 11.

Liegt in Schwaben in der Zone, welche über Amm. Humphriesianus folgt und findet sich in Gesellschaft des Ancyloceras annulatus, am zahlreichsten in der Unterregion der Parkinsonischichten. Amm. subfurcatus bleibt klein und unterscheidet sich schon hiedurch von Schlotheim's Amm. bifurcatus, welcher nach den Angaben in der Petrefaktenkunde pag. 73 in grossen Exemplaren vorkommen soll. Die beste Abbildung des Amm. subfurcatus hat d'Orbigny, tab. 121. fig. 7—10 unter der Benennung Amm. Niortensis gegeben. Das gezeichnete Individuum besitzt die vollständige Mundöffnung mit den Ohren. Die Rippen der Wohnkammer sind an demselben nicht gespalten, was zwar nicht immer der Fall ist, was ich aber bisweilen auch an den württembergischen Exemplaren des Ammon. subfurcatus beobachten konnte. Amm. contrarius, d'Orb. tab. 145. fig. 3—4 (non fig. 1—2) gehört vielleicht dazu. Amm. subfurcatus findet sich an den schon bei Amm. Parkinsoni genannten Lokalitäten.

53. Ammonites Garantianus, d'Orb. 1845. tab. 123.
(Amm. dubius, Schloth. pag. 69?)
„ Parkinsoni dubius, Quenst. Ceph. tab. 11. fig. 9.

Amm. Garantianus findet sich mit Amm. Parkinsoni zu Bopfingen, Gammelshausen und Ehningen. Ganz in derselben

Zone kommt er bei Couzon unweit Lyon vor. Aus dem Unteroolith von Bayeux und vielen andern Punkten in Frankreich wurde er von d'Orbigny beschrieben, in England erhielt ich ihn aus derselben Etage von Burton-Bradstock (Dorsetshire).

54. Ammon. polymorphus. d'Orb. 1845. tab. 124, f. 1—4.
Amm. Parkinsoni inflatus, Quenst. Ceph. tab. 11. f. 6, 7.

Mit Amm. Parkinsoni an der Lochen bei Balingen und zu Beuren bei Neuffen. In Frankreich findet er sich bei Avallon (Yonne) und Bayeux (Calvados), in England erhielt ich ihn mit der vorigen Species.

55. Ancyloceras annulatus. d'Orb. 1841. Pal. fr. Terr. cret. pag. 494. Terr. jur. tab. 225, fig. 1—7.
Hamites annulatus, Desh. 1831. Coq. car. tab. 6. fig. 5.
„ bifurcati, Quenst. Ceph. tab. 11. fig. 14, 15.

Ancyloceras annulatus liegt mit Amm. subfurcatus und Parkinsoni zusammen und findet sich an all den Lokalitäten, an welchen die oberste Zone des Unterooliths entwickelt ist. Ich erhielt ihn in Bopfingen, Neuffen und Ehningen; in Frankreich vom Mont d'Or bei Couzon oberhalb Lyon und von Bayeux (Calvados); in England von Burton (Dorsetshire). Hamites annulatus ist der älteste, von Deshayes eingeführte Name für die Species. D'Orbigny Prodr. 10. 41—45 fügt folgende Arten hinzu: *Ancyloceras bispinatus; Toxoceras Orbignyi, aequalicostatus, varispinus: Helicoceras Teilleuxi*, stellt dieselben somit in 3 Genera. Ich behalte hier vorerst bloss die erste Deshayes'sche Species bei. Unter 70 Exemplaren, welche ich von obigen 6 Lokalitäten besitze, finden sich zwar manche Varietäten, doch ist mir bis jetzt eine ähnliche Trennung nicht gelungen. Am constantesten scheinen Ancyloceras annulatus und bispinatus von einander abzuweichen, vielleicht lässt sich ihre Unterscheidung noch sicherer feststellen, dagegen dürfte zwischen den Gattungen Toxoceras, Helicoceras und Ancyloceras des Unteroolithes dieselbe Verschiedenheit herrschen, wie zwischen Turrilites (Valdani, Coynarti und Boblayei) und Amm. (bifer, planicosta und raricostatus) des untern Lias, siehe §. 14. Nr. 30,

34 und 37. Die Spiralen der einzelnen Individuen variiren häufig in einer Weise, dass man versucht wäre, verschiedene Genera anzunehmen, wenn nicht gerade bei solchen Exemplaren die Loben und Rippen oft völlig übereinstimmen würden, welch letzteren doch in diesem Falle mehr Bedeutung für die Vergleichung und Feststellung der einzelnen Arten und Gattungen zugetheilt werden muss, als der oft nur zufällig und wenig veränderten Richtung der Spirale.

56. **Chemnitzia lineata**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 46.
Melania lineata, Sow. 1818, tab. 218, fig. 1.

Häufig im Unteroolith von Bayeux (Calvados), desgl. von Burton-Bradstock (Dorsetshire), Dundry (Somersetshire). An der schwäbischen Alp kommt sie mit Amm. Sauzei in der Mittelregion des Unteroliths vor.

57. **Chemnitzia coarctata**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 49.
Melania coarctata, Deslongch. Soc. lin.

Unteroolith von Bayeux (Calvados). Chemnitzia Heddingtonensis, Phill. pag. 152 (non Sow.) gehört wahrscheinlich dazu.

Die Nerineen des Unteroliths.

In dem Unteroolith der schwäbischen Alp wurde bis jetzt noch keine Nerinea gefunden, dagegen kommen solche in Frankreich und England darin nicht selten vor. Die Arten des Unteroliths zeichnen sich beinahe sämmtlich durch viele inneren Falten aus. Besonders an den Steinkernen sieht man, dass dieselben viel zahlreicher vorhanden waren, als sie die Nerineen des Coralrags gewöhnlich besitzen. Einzelne Lagen des Unteroliths der Dep. der Sarthe, Moselle u. s. w., sowie in England des Unteroliths von Gloucestershire, von Yorkshire, die sandigen Schichten derselben Etage im nördlichen Northamptonshire enthalten eine grosse Anzahl von Nerineen, für deren Bestimmung aber die vorhandenen Abbildungen und Beschreibungen nicht genügen. Auch ist die vertikale Verbreitung der bekannten Arten noch zu wenig festgestellt, als dass für die paläontologische Unterscheidung der einzelnen Zonen von denselben Nutzen

gezogen werden könnte. Eine der verbreitetsten Species ist die Phillips'sche:

58. Nerinea cingenda, Bronn (Turritella, Phillips. 1829. tab. 11, fig. 28.),

welche im Unteroolith von Blue wick (Yorkshire) vorkommt und in die Zone des Amm. Murchisonae gehört. Ich unterlasse jedoch aus den eben angeführten Gründen die Aufzählung weiterer Arten.

59. Acteonina Sedgvici.

Auricula Sedgvici, Phill. 1829. tab. 11, fig. 33.

Die kleine Schnecke mit feinen Spiralstreifen auf der Schale findet sich in der untern Hälfte des Unteroliths der Yorkshireküste. Zu Aalen kommt sie in der Zone des Amm. Murchisonae in den dortigen Thoneisensteinen vor.

60. Acteonina glabra, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 30.

Acteon glaber, Beau. Phill. 1829. tab. 9, fig. 31.

Unteroolith: Gloucestershire. Humphriesianusbett: Scarborough (Yorkshire).

61. Natica Pictaviensis, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 66.

Unter einer Anzahl von Natica-Arten des französischen Unteroliths ist dies wohl die häufigste. Ich erhielt sie zu Bayeux (Calvados), sowie in England zu Burton-Bradstock (Dorsetshire). Im südwestlichen Deutschland wurde sie noch nicht gefunden.

62. Trochus duplicatus, Sow. 1817. tab. 181, fig. 5.

Darf nicht mit Turbo duplicatus Goldf., Turbo subduplicatus d'Orb. verwechselt werden. Die äussere Form beider hat manches Uebereinstimmende, doch ist Trochus duplicatus neben anderer Unterschiede genabelt, was Turbo subduplicatus nicht ist. In England fand ich beide Arten an derselben Lokalität zu Burton-Bradstock bei Bridport (Dorsetshire), es lag jedoch Turbo subduplicatus zu unterst mit Amm. opalinus und torulosus zusammen, während Trochus duplicatus einige Fuss darüber in

Schichten vorkommt, welche schon zu einer höheren Zone gehören. In Frankreich erhielt ich den Trochus duplicatus im Unteroolith von Bayeux (Calvados).

63. Trochus monilitectus, Phill. 1829. tab. 9, fig. 33.
Trochus biarmatus, Münst. Goldf. 1844. tab. 180, fig. 2.
" " d'Orb. 1852. tab. 312, fig. 1—4.

Die Phillips'sche Species hat ihr Lager in den grauen Kalken des Amm. Humphriesianus und Bel. giganteus, welche an der Küste von Yorkshire in den Umgebungen von Scarborough anstehen. In derselben Zone findet sich Trochus monilitectus auch an der schwäbischen Alp zu Neuffen und Beuren in grosser Zahl. Goldfuss beschreibt ferner die Species aus dem untern Oolith von Thurnau in Bayern, sowie d'Orbigny Prodr. 10. 71. von Bayeux (Calvados) und Fontenay (Vendée).

64. Trochus Anceus, Münst. Goldf. 1844. tab. 180, fig. 3.

Kommt im südwestl. Deutschland mit der vorigen Art vor, desgl. in England in den Umgebungen von Scarborough (Yorkshire), woselbst die Species in den grauen Kalken mit Amm. Humphriesianus zusammen gefunden wird. Turbo Phillipsi, Morr. und Lyc. ist damit zu vereinigen.

65. Turbo capitaneus, Münst. Goldf. 1844. tab. 194, f. 1.

Turbo capitaneus ist eine der bezeichnendsten Arten für die unterste Zone des Unterooliths. In Schwaben, wo sich die Schichten des Amm. torulosus an vielen Punkten mit Leichtigkeit von der höher liegenden Zone der Trigonia navis unterscheiden lassen, kommt Turbo capitaneus gerade in der untern Zone vor, ich erhielt ihn aus derselben von Boll und Mössingen. Ganz den gleichen Horizont nimmt Turbo capitaneus zu Uhrweiler im Elsass (Bas-Rhin) ein. Besonders häufig und schön erhielt ich ihn aus den Eisenerzen von la Verpillière (Isère). Marcou* citirt ihn von Montservant und Cernans (Juradepartement). D'Orbigny Prodr. 9. 77 gibt noch weitere Lokalitäten dafür an, wie Milhau (Aveyron), stellt ihn jedoch in den obern Lias, was daher

* Marcou, Jura salinois. Separatabdr. pag. 65. Mem. Soc. géol. 1846.

rührt, dass von d'Orbigny die Torulosusschichten mancher Gegenden als liasische Bildungen betrachtet wurden. In England fand ich ein deutliches Exemplar von Turbo capitaneus in der untersten Bank des Unterooliths von Frocester Hill (Gloucestershire), dasselbe Niveau nimmt er zu Yeovil (Somersetshire) ein.

66. Turbo subduplicatus, d'Orb. 1852. tab. 329, f. 1—6.
Turbo duplicatus, Goldf. tab. 179, fig. 2 (non Linn.).

Gleich bezeichnend für die unterste Zone des Unteroolithe, wie die vorige Species; findet sich jedoch noch häufiger und zahlreicher. Interessant war mir der Fund eines deutlichen Exemplars im Unteroolith von Burton-Bradstock (Dorsetshire), welches mit Amm. opalinus und torulosus zusammenlag. Er charakterisirt diese untersten Schichten und lässt sich, wie schon bei Nr. 62 erwähnt wurde, von Trochus duplicatus Sow. wohl unterscheiden.

67. Turbo Palinurus, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 79.
Turbo plicatus, Goldf. tab. 179, fig. 3 (non Montagu).

Mit der vorigen Art zu Milhau (Aveyron), Uhrweiler (Bas-Rhin), Banz (Bayern).

68. Turbo gibbosus, d'Orb. Prodr. 10. 94.
Turbo laevigatus, Phill. 1829. tab. 11, f. 31 (non Desh.).

Die in der Zone des Amm. Murchisonae in den Eisenerzen von Aalen häufig vorkommende kleine Species stimmt der äussern Form nach mit Turbo laevigatus Phill. überein. Auch das Lager beider ist annähernd dasselbe, denn die Exemplare, welche ich von Yorkshire mitbrachte, stammen aus dem Phillips'schen Dogger, d. h. aus der Unterregion des Unteroolithe.

69. Purpurina subangulata.
Turbo subangulatus, Münst. Goldf. 1844. tab. 194. fig. 5.
Purpurina Patroclus, d'Orb. 1852. tab. 329, fig. 9—11.
Turbo Hero, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 119.

Findet sich mit Turbo capitaneus und subduplicatus in derselben Zone, und kommt an der Mehrzahl der bei Nr. 65 erwähnten Lokalitäten vor.

70. Purpurina Philiasus, d'Orb. 1852. tab. 329, f. 12—14.

Mit der vorigen Art. Bildet vielleicht nur eine Varietät derselben.

71. Purpurina ornata. d'Orb. 1852. tab. 330, fig. 4, 5.

In Württemberg findet sich diese Species in der Zone des Amm. Humphriesianus zu Oeschingen. In Frankreich erhielt ich sie aus dem Unteroolith von Bayeux (Calvados).

72. Purpurina Bellona, d'Orb. 1852. tab. 331, fig. 1—3.

Aus den Schichten des Amm. Parkinsoni vom Nipf bei Bopfingen. In Frankreich mit der vorigen Species.

73. Purpurina Belia, d'Orb. 1852. tab. 330, fig. 9, 10.

Unteroolith von Burton-Bradstock bei Bridport (Dorsetshire). D'Orb. Prodr. 10. 97 beschreibt die Species von Port en Bessin (Calvados).

74. Phasianella Sämanni.

Phasianella striata, Sämann. Bull. Soc. geol. de Fr. 6 Fevr. 1854. pag. 271. Morris, Cat. (pars). (non Mel. striata, Sow. non Goldf.)

Phasianella striata, welche Sowerby aus dem englischen Coralrag beschrieben hat, besitzt eine grössere Anzahl schmaler Spiralstreifen, als die ihr ähnliche Species, welche in manchen Gegenden ziemlich häufig im Unteroolith gefunden wird. Ich konnte dies bei einer Anzahl wohlerhaltener Exemplare beobachten, welche ich theils aus dem Unteroolith, theils aus den Corallenschichten des obern Jura in Frankreich und England sammelte. Ich glaube deshalb nicht, dass ein Uebergang zwischen beiden Vorkommnissen stattfindet. Die Goldfuss'sche Figur tab. 198, fig. 12 zeigt die schmalen Streifen der Schnecke des obern Jura, stammt aus dem Coralrag und gehört zu Sowerby's Phasianella striata, während die Figur 19, tab. 15. Morris und Lyc. Gr. Ool. Gasterop. mit Phasianella Sämanni übereinstimmt. Herrn Sämann gelang es bei letzterer den Abdruck des Deckels blosszu-

Jahrhunderten das läſtig verfeinerte Zollweſen der Araber, eines Alles berechnenden und tabellariſch aufzeichnenden Handelsvolkes, den ſüd- und weſteuropäiſchen Staaten mittheilte. Eine Angabe, wie die des Plinius (XII, 18), nach der aus dem römiſchen Staate der Handel mit Indien, Serica und Yemen jährlich hundert Millionen Seſterzen an edlen Metallen abſorbirte, das iſt, nach Letronne, für den Geldwerth jener Zeit ein Gewicht von 33,000 Mark Silber (nur halb ſo viel, als die jährliche Silbererzeugung des ſächſiſchen Erzgebirges), ſteht vereinzelt und problematiſch da. Wo allgemeine Reſultate fehlen, würden numeriſche Beiſpiele von partiellem Geldreichthume gewiſſer Gebirgsgegenden um ſo wichtiger ſeyn, als wir ſie mit der jetzigen Ausbeute berühmter Bergdiſtrikte vergleichen könnten, Gewicht mit Gewicht in abſolutem Sinne, ohne Rückſicht auf die ſchwierige Betrachtung des Goldes als Maß des Werthes einer beſtimmten Quantität von Cerealien. Hinterlaſſene Schätze eines Herrſchers, Folgen des Sieges oder langer Erpreſſungen, zeugen nur von dem, was ſich nach einer uns unbekannten Zahl von Jahrhunderten in großen Länderſtrecken angehäuft findet. Reſultate der Art ſind mit den Angaben zu vergleichen, die unſere Statiſtiker über die in einem Staate zu einer gewiſſen Epoche vorhandene Maſſe edler Metalle wagen. Wenn Cyrus, laut dem Berichte des Plinius (XXXIII, 15), durch die Beſiegung von Aſien an rohem Golde, ohne das zu Gefäßen verarbeitete zu rechnen, 34,000 Pfd. zuſammen brachte, ſo iſt dies noch kaum der zweijährigen Ausbeute des Urals gleich. Dagegen ſchlägt Appian, auf Urkunden geſtützt, den Schatz des Ptolemäus Philadelphus zu 740,000 Talenten an, das iſt, je nachdem man egyptiſche oder kleine ptolemäiſche Talente rechnet, 1017 oder 254 Millionen Thaler. „Dergleichen klingt fabelhaft,“ ſagt der berühmte Verfaſſer der Staatshaushaltung der Athener, „aber ich wage nicht die Glaubwürdigkeit zu bezweifeln. In dieſem Schatze war viel verarbeitetes Silber und Gold. Die Länder wurden gänzlich ausgeſogen, Steuern und Tribute mit bewaffneter Hand von habſüchtigen Generalpächtern eingezogen. Die Einkünfte allein von Coleſyrien, Phönizien, Judäa und Samaria wurden von Ptolomäus Evergetes für 8000 Talente verpachtet, und ein Jude kaufte ſie für das Doppelte.“ Auch Herr William Jacob in ſeinem vortrefflichen, auf den Wunſch des Staatsminiſters Huskiſſon herausgegebenen Werke: Historical

legen, an einem der grossen Exemplare, welche zu Tannie (Sarthe) nicht selten in dem dortigen Unteroolith vorkommen.

75. Cirrus nodosus, Sow. 1818. tab. 219, fig. 1. 2. 4.

Unteroolith von Yeovil und Dundry (Somersetshire). Zone unbekannt.

76. Ditremaria affinis, d'Orb. 1853. tab. 341, fig. 1—3.

Unteroolith von Moutiers (Calvados), dessgl. von Tannie (Sarthe).

77. Pleurotomaria Palemon, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 121.
Pleur. ornata, Ziet. 1832. tab. 35, fig. 5 (non Sow.).
„ granulata, Goldf. 1844. tab. 186, fig. 3 (non Sow.).

Liegt in Schwaben sehr zahlreich in der Zone des Amm. Humphriesianus, kommt aber nicht minder selten im französischen und englischen Unteroolith vor.

Ueber 50 Arten von Pleurotomarien sind nach und nach aus dem Unteroolith verschiedener Lokalitäten bekannt geworden. Die Mehrzahl derselben wurden von Dundry (Somersetshire) oder Bayeux (Calvados) beschrieben, ohne dass jedoch die einzelnen Zonen, in welchen sie vorkommen, bestimmt worden wären. Bei dem Mangel an genauen Angaben über ihre Lagerung unterlasse ich eine Aufzählung derselben, da eine solche zu der Kenntniss der paläontologischen Charaktere der verschiedenen Zonen nichts beitragen würde.

78. Alaria subpunctata.

Rostellaria subpunctata, Münst. Golf. 1841. tab. 169, f. 7.
Chenopus subpunctata, Quenst. 1843. Flözgeb. p. 288.
Pterocera subpunctata, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 105.

Die Flügel der Goldfuss'schen Species sind auf ähnliche Weise gebildet wie bei Alaria (Morr.), weshalb ich sie bei diesem Genus unterbringe. Alaria subpunctata ist leitend für die unterste Zone des Unteroolithes und kommt an vielen Punkten mit Amm. torulosus, Turbo capitaneus u. s. w. vor. Sie geht noch etwas höher als diese hinauf, doch habe ich sie in den Schichten der Trigonia navis nicht wieder gefunden, dagegen liegt sie in der obern Torulosuszone zahlreich in den Umgebungen von Neumarkt in Bayern, Gammelshausen, Gomaringen und

Mössingen in Württemberg, Uhrweiler (Bas Rhin), Pinperdu bei Salins (Jura).

79. **Alaria Phillipsi**, Morris und Lyc. 1851. Gr. Ool. I. tab. 3, fig. 5. tab. 15, fig. 15.
Pterocera Phillipsi, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 165.
Rostellaria composita, Phill. (non Sow.)

Mit Amm. Humphriesianus zu Scarborough (Yorkshire). Nach Morr. und Lyc. pag. 18 und 111 findet sich dieselbe Species auch im Unteroolith von Dorsetshire und Somersetshire.

† 80. **Alaria concava.**
Cerithium concavum, Münst. Goldf. 1844. tab. 173, f. 16.

Die letzte Windung hat viele Aehnlichkeit mit der der vorigen Species, doch kennt man den Flügel nicht, wesshalb die Stellung noch unsicher ist. Wurde von Goldfuss aus dem Unteroolith von Rabenstein beschrieben. In Württemberg erhielt ich sie zahlreich aus den obern Parkinsonischichten von Ehningen.

81. **Pterocera minuta**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 123.
Fusus minutus, Röm. 1836. Ool. tab. 11, fig. 32. Quenst. Handb. tab. 34, fig. 49. Rolle. Vergl. nordd. Lias, pag. 45 (non Lam.).

Nach Dr. Rolle's Angaben kommt die kleine Species in den Schichten des Amm. torulosus von Wrisbergholzen bei Alfeld vor. Prof. Quenst. hat dieselbe Art in der gleichen Zone von Gammelshausen bei Boll nachgewiesen.

82. **Pterocera Bentleyi**, Morr. und Lyc. 1851. Gr. Ool. I. tab. 3, fig. 15.

Bis jetzt nur von Collyweston an der nördl. Grenze von Northamptonshire bekannt. Ich erhielt daselbst einige Exemplare der prachtvollen, mit grossen Flügeln versehenen Species aus den sandigen Schiefern des Unteroliths mit Gervillia acuta.

83. **Spinigera longispina**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 168.
Ranella longispina, Desl. 1842. Mém. Soc. Lin. 7. tab. 10, fig. 29. pag. 152.

Unteroolith von Bayeux (Calvados) und Burton-Bradstock

bei Bridport (Dorsetshire). In Württemberg erhielt ich kleine verkieste Exemplare dieser Species in den Schichten des Amm. Parkinsoni zu Ehningen bei Reutlingen.

84. **Cerithium armatum.** Goldf. 1844. tab. 173, fig. 7.

Häufig in den Schichten des Amm. torulosus in den Umgebungen von Neumarkt in Bayern, Gomaringen in Württemberg, Uhrweiler im Elsass. In derselben Zone kommt die kleine Species zu Vassy (Yonne) und Milhau (Aveyron) vor.

85. **Cerithium elongatum**, d'Orb. 1850. Prodr. 9. 180.
Turritella elongata, Ziet. 1832. tab. 32. fig. 5.

Aus den Schichten der Trigonia navis vom Stuifenberg und vom Teufelsloch bei Boll.

86. **Cerithium muricato costatum**, Münst. 1844. Goldf. tab. 173, fig. 12.
Cerith. muricatum, Ziet. tab. 36, fig. 6 (non Sow.).

Findet sich zahlreich an der Basis der Schichten des Amm. Humphriesianus, am Neuffen, Stuifen bei Altenstadt, Bopfingen u. s. w. Goldfuss beschreibt die kleine Species aus dem Unteroolith von Thurnau in Bayern.

87. **Dentalium elongatum.** Münst. 1841. Goldf. t. 166, f. 5.

An der Grenze zwischen den Zonen des Amm. torulosus und opalinus erhielt ich am Staufenberg ein kleines Dentalium, das ich mit der Goldfuss'schen Species vereinige. Eine ähnliche Art findet sich in der Zone des Amm. Murchisonae, doch wurde dieselbe nicht genauer bestimmt.

88. **Dentalium entaloides.** E. Desl. 1842. Mém. Soc. Linn. 7. Bd. pag. 128, tab. 7. fig. 36—38.
Dent. Parkinsoni, Quenst. 1852. Handb. tab. 35, fig. 19.

Wurde von E. Deslongchamps aus dem Unteroolith von Bayeux (Calvados) beschrieben. Dieselbe Species erhielt ich aus den Schichten des Amm. Parkinsoni am Mont d'Or bei Lyon.

An der schwäbischen Alp findet sie sich an der oberen Grenze des Unterooliths zu Ehningen und an der Lochen bei Balingen.

89. **Panopaea rotundata.**

Amphidesma rotundatum, Ziet. 1833. tab. 72, fig. 2 (non Phill. non d'Orb. Prodr. 9. 167). Pleuromya. Agass. Myes. pag. 234.

Unicardium rotundatum, d'Orb. 1850. Prodr. 8. 183.

Gehört in die Zone der Trigonia navis und kommt an verschiedenen Punkten der schwäbischen Alp, wie im Boller Teufelsloch, am Rechberg und Staufen u. s. w. vor. Im Elsass fand ich sie in denselben Schichten zu Gundershofen (Bas Rhin). Wahrscheinlich ist die Species, welche Goldfuss 152. 14 aus den Liasmergeln von Altdorf und Amberg in Bayern als Lutraria rotundata beschreibt, damit identisch.

90. **Panopaea aequata**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 217.

Mya aequata, Phill. 1829. tab. 11, fig. 12.

Wurde von Phillips aus dem Unteroolith von Blue wick an der Küste von Yorkshire abgebildet. Dieselbe kleine Muschel finden wir in den Thoneisensteinen mit Amm. Murchisonae bei Aalen und Wasseralfingen. Quenstedt. Handb. tab. 47, fig. 31 und 32 gibt nochmals eine Figur mit der Schlosszeichnung; sein Exemplar stammt aus der gleichen Zone vom Heininger Wald bei Boll.

91. **Panopaea dilatata**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 216.

Mya dilatata, Phill. 1829. tab. 11, fig. 4.

Die Phillips'sche Figur ist nicht sehr deutlich, doch scheint sich dieselbe von der folgenden Art durch Kürze zu unterscheiden. Mya dilatata gehört in die Unterregion des Unterooliths und wurde zuerst von Glaizedale an der Küste von Yorkshire beschrieben. Eine von Dr. Fraas in der Balinger Gegend, an der Grenze zwischen den Zonen der Trig. navis und des Amm. Murchisonae gefundene Muschel stelle ich dazu. Ausserdem kommt die Species in dem Unteroolith von Aveyron vor, woher ich sie von H. Sämann erhielt.

92. **Panopaea punctata.**

Sanguinolaria punctata, Buckm. 1845. Murch. Geol. of Cheltenh. pag. 100.

Die lange, hinten weit klaffende Muschel trägt feine Punkte, welche in engstehenden Reihen von den Wirbeln aus in radialer Richtung verlaufen. Ich erhielt mehrere Exemplare dieser Species aus den mittlern Schichten des Unterooliths von Leckhamptonhill (Gloucestershire). Zu Collyweston bei Stamford (Northamptonshire) fand ich die Muschel in den Kalkbänken, welche sich über den sandigen Schiefern (Collyweston-Slates) in jener Gegend ablagern.

93. **Panopaea calceiformis.** d'Orb. 1850. Prodr. 10. 218.

Mya calceiformis, Phill. 1829. tab. 11, fig. 3.

Unterregion des Unteroolithe von Blue wick (Yorkshire), desgl. von Tannie (Sarthe).

94. **Panopaea subovalis.** d'Orb. 1850. Prodr. 10. 220.

Lutraria ovalis, Münst. Goldf. 1838. tab. 153, fig. 1.

Wurde von Goldfuss aus dem Unteroolith von Rabenstein in Bayern beschrieben. In Württemberg findet sie sich in den Schichten des Amm. Humphriesianus am Nipf bei Bopfingen; in England erhielt ich sie ganz in derselben Zone (Cave Oolith) zu Scarborough (Yorkshire).

95. **Panopaea Zieteni.** d'Orb. 1850. Prodr. 10. 211.

Amphidesma recurvum, Ziet. 1833. tab. 63, fig. 2. (non Phill.)

Lutraria decurtata, Goldf. 1838. tab. 153, f. 3? (non Phill.)

Liegt in der Zone des Amm. Parkinsoni am Stuifen und am Nipf bei Bopfingen. D'Orbigny erwähnt sie aus dem Unteroolith von Port en Bessin, Moutiers u. s. w. In England erhielt ich sie von Leckhampton Hill (Gloucestershire).

96. **Panopaea Jurassi.** d'Orb. 1850. Prodr. 10. 209.

Myopsis Jurassi, Agass. 1845. Myes. tab. 30, fig. 3—10.

Längliche Muschel mit fein punktirter Schale. Häufig im

französischen Unteroolith zu Bayeux (Calvados) und Conlie (Sarthe), im engl. Unteroolith zu Dundry bei Bristol und Burton bei Bridport; seltener in Schwaben in den oolithischen Kalken vom Nipf bei Bopfingen.

97. Pholadomya cincta. Agass. 1842. Myes. tab. 3[1], fg. 7—9.

Findet sich mit Trigonia navis in den grauen Thonen an der Basis des Unteroolithe zu Gundershofen (Bas-Rhin.)

98. Pholadomya fidicula. Sow. 1819. tab. 225.

Die charakteristische Form, welche die Muschel des Unteroolithe besitzt, sowie ihre grosse Verbreitung und Häufigkeit erleichtern die Nachweise über ihr Vorkommen sehr. Da sie sich jedoch nicht bloss auf eine einzige Schichte beschränkt, sondern durch mehrere Formationsglieder hindurchgeht, so ist vorzüglich nur die Begrenzung der Zone, in welcher sie angetroffen wird, von Werth. Gegen oben gelang mir dies nicht, denn ich fand noch in Schichten, welche über dem Unteroolith liegen, Formen, die ich von der der ächten Phol. fidicula nicht abtrennen konnte. Dagegen beginnt sie von unten in verschiedenen Gegenden in ziemlich übereinstimmender Weise. So kommt sie in Schwaben zum ersten Male in der Oberregion der Schichten vor, in welchen Trigonia navis und Amm. opalinus liegen, zeigt sich aber auch in höheren Zonen des Unteroolithe zu Mössingen, Bopfingen u. s. w. In demselben Niveau beginnt sie zu Frocester (Gloucestershire), woselbst ich sie unmittelbar über der Zone des Amm. torulosus zahlreich fand. Sie geht aber auch in Gloucestershire in höhere Lagen hinauf. Von Yorkshire erwähnt sie Phillips pag. 156 aus seinem Dogger, d. h. aus Schichten, welche die untere Hälfte des eigentlichen Unteroolithe bilden, siehe §. 52. Zu Collyweston bei Stamford (Northamptonshire) fand ich sie in den oolithischen Bänken des Unteroolithe, unmittelbar über den Collyweston-Slates. Am zahlreichsten und schönsten erhielt ich sie zu Tannie (Sarthe) in den oolithischen Bänken, welche den obern Lias bedecken; in der gleichen Region kommt sie in der Normandie in den Umgebungen

von Caen vor, doch liegt sie dort auch höher mit Amm. Parkinsoni zusammen, desgl. im Dep. der Mosel und den angrenzenden Theilen von Luxemburg. Pholadomya fidicula fehlt im Lias noch ganz entschieden, dass sie darin angeführt wurde, beruht auf Verwechslung der Schichten. Grund für diese Annahme gaben besonders die Erfunde, welche in den Eisenerzen von la Verpillière gemacht wurden. Diese Erze enthalten aber nicht allein Fossile des Lias, sondern vertreten die Schichten bis zur Zone des Amm. Murchisonae.

99. **Pholadomya siliqua**, Agass. 1842. Myes tab. 3ᵇ, fig. 13—15, pag. 121.

Wurde von Agassiz aus dem Unteroolith der Normandie abgebildet und beschrieben. Eine mit seinen Figuren ziemlich genau übereinstimmende Muschel fand ich in mehreren Exemplaren mit Amm. Humphriesianus zu Oeschingen und Mössingen an der schwäbischen Alp, sowie in der gleichen Schichte (am Hörnle) bei Müllheim im Breisgau.

100. **Phlad. Heraulti**. Agass. 1842. Myes. App. pag. 140. Pholadomya Murchisoni, Agass. 1842. Myes. tab. 4ᵉ, fig. 5—7. (non Sow.)

In den Schichten des Amm. Humphriesianus am Neuffen und bei Altenstadt, am Fusse der schwäbischen Alp. In England in derselben Zone zu Scarborough (Yorkshire). Kommt ausserdem noch an vielen Lokalitäten des französischen und englischen Unteroliths vor.

101. **Pholadomya Schuleri**. n. sp.

Die Muschel hat viele Aehnlichkeit mit Pholadomya carinata. Agass. Myes. tab. 4¹, fig. 4, pag. 84 (non Goldf.), weicht aber von ihr durch eine etwas länglichere Form ab, doch halte ich es nicht für unmöglich, dass Agassiz gerade unsere Species als Phlad. carinata beschrieben hat. Von der Goldfuss'schen Phol. carinata lässt sie sich wohl unterscheiden, indem bei ihr die seitliche Hauptrippe nicht in gleicher Weise entwickelt ist, während im Uebrigen die Stellung der Rippen annähernd dieselbe ist, wie bei Phol. carinata Agass. Findet sich in den

untern Lagen der Zone des Amm. Parkinsoni am Stuifenberg und am Nipf bei Bopfingen.

102. Pholadomya gibbosa.

Mactra gibbosa, Sow. 1813. tab. 42.

Bis jetzt wurde noch keine bestimmte Zone für die Muschel angegeben, welche sowohl im Unteroolith als Grossoolith angeführt wird. Sie kommt in England und Frankreich an vielen Lokalitäten vor. An der schwäbischen Alp fand ich sie bis jetzt nur einmal in den Schichten des Amm. Sauzei am Hohenzollern bei Hechingen.

103. Goniomya Knorri, Agass. 1842. Myes. tab. 1ª, fig. 11—17, pag. 15.

Lysianassa angulifera, Goldf. 1838. tab. 154. fig. 5. (non Sow.)

Mya litterata, Ziet. 1833. tab. 64. fig. 5. (non Sow.)

Häufig in der Zone der Trig. navis am Stuifenberg, im Boller Teufelsloch, sowie zu Gundershofen (Bas-Rhin).

104. Goniomya Dubois, Agass. 1842. Myes. tab. 1ª, fig. 2—12. pag. 12.

Ich erhielt bis jetzt nur zwei Exemplare dieser Species, welche mit den Agassiz'schen Figuren übereinstimmen; eines derselben stammt aus dem Unteroolith von Bayeux (Calvados), das andere fand ich in der Zone des Amm. Sauzei am Hohenzollern bei Hechingen.

105. Lyonsia abducta.

Unio abductus, Phill. 1829. tab. 11, fig. 42.

" " Ziet. 1833. tab. 61, fig. 3.

Gresslya major, Agass. Myes. tab. 13, fig. 11—13, und tab. 13ᵇ, fig. 1—3.

Die Beschreibungen und Figuren von Unio abductus Ziet. und Gresslya major Agass. beziehen sich auf eine und dieselbe Species, d. h. auf die in der Zone der Trig. navis im Boller Teufelsloch und zu Gundershofen zahlreich vorkommende Muschel. Zieten und d'Orbigny haben erstere und somit auch die Agas-

siz'sche Species mit Unio abductus Phill. vereinigt. Lyonsia abducta findet sich an der Küste von Yorkshire in der Unterregion des Unterooliths. Das Lager unserer Muschel würde somit in den verschiedenen Gegenden annähernd übereinstimmen.

106. **Lyonsia gregaria.**

Lutraria gregaria, Röm. 1836. Ool. tab. 8. fig. 11.
Gresslya zonata, Agass. 1845. Myes. tab. 12ᵇ, f. 1-3, pag. 214.

Wird an der schwäbischen Alp häufig mit Amm. Humphriesianus gefunden. Auch im französischen Unteroolith kommt sie an verschiedenen Punkten vor.

107. **Lyonsia latirostris.**

Gresslya latirostris, Agass. 1845. Myes. tab. 13ᵃ, fig. 8—13, pag. 213.

Unteroolith von Cheltenham (Gloucestershire), sowie von Tannie (Sarthe).

108. **Anatina undulata**, Morris Cat. pag. 183.

Sanguinolaria undulata, Sow. 1827. tab. 548, fig. 1.

Findet sich an der schwäbischen Alp in der Zone des Amm. Humphriesianus. Sowerby's Originalexemplar stammt aus dem Unteroolith von Brora in Schottland, die genaue Zone, welche die Muschel dort einnimmt, ist nicht bekannt. Prof. Quenst. Handb. pag. 552 beschreibt dieselbe von der schwäbischen Alp (aus dem br. Jura δ).

109. **Ceromya Bajociana**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 252.

Isocardia concentrica, Phill. 1829. tab. 11, fig. 40 (non Sow.).

Gehört entschieden der untern Hälfte des Unteroolithe an, und findet sich in den sandigen Schichten über der Zone des Amm. torulosus zu Frocester (Gloucestershire), Glaizedale (Yorkshire), sowie in den sandigen Platten von Collyweston bei Stamford (Northamptonshire).

110. **Ceromya Orbignyana**, n. sp.

Ceromya Bajociana, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 252. (pars).

Die prächtige Species, welche im Unteroolith von Coulie (Sarthe) in der neuern Zeit zahlreich gefunden wurde, lässt sich von der vorigen Art abtrennen. Sie wird viel grösser, erreicht 3 Zoll Höhe und 4 Zoll Länge; die Wirbel treten weiter hervor und sind stärker gebogen. Die Steinkerne zeigen ähnliche aber schwächere Streifung als die von Ceromya concentrica, doch verwischt sich dieselbe bei ausgewachsenen Exemplaren oft sehr, so dass sie an den Wirbeln kaum noch sichtbar bleibt. Im Uebrigen gilt die von d'Orb. Prodr. 10. 252 gegebene Beschreibung auch hier.

111. **Thracia lata.**

Sanguinolaria lata, Goldf. 1839. tab. 160. fig. 2.

Häufig in den Schichten des Amm. Humphriesianus zu Wasseralfingen, Altenstadt und in den Umgebungen von Reutlingen, woher sie auch Goldfuss (und zwar irrthümlich aus dem Lias) angeführt hat.

112. **Leda rostralis**, d'Orb. 1850, Prodr. 9. 174.

Nucula rostralis, Lam. An. s. v. 6. pag. 59. Goldf. tab. 125. fig. 8.

" claviformis, Sow. 1824, tab. 476, fig. 2.

Markirt an vielen Localitäten den wichtigen Horizont (Zone des Amm. torulosus), welcher die Basis des Unteroolithe bildet, und findet sich in dieser untersten Zone zu Banz in Bayern (nach Goldf.), ferner zu Mössingen und Gomaringen in Württemberg, zu Uhrweiler (Bas-Rhin), zu Vassy (Yonne), zu Salins (Jura), und Milhau (Aveyron). Nucula claviformis Sow. von Northamptonshire stimmt annähernd mit den Exemplaren des Continents überein, und stammt wahrscheinlich auch aus derselben Zone, da in jener Provinz gerade die Grenzschichten zwischen Lias und Oolith an vielen Stellen entblösst sind.

Inquiry on Precious Metals * pflichtet den Angaben unſeres großen Philologen bei. Die obige höhere Evaluation würde der jetzt in Frankreich und Belgien, die geringere Evaluation der in England courſirenden Geldmaſſe nahe kommen. ** Nach Strabo (XV, 731) ſoll Alexander 18 Myriaden Talente nach Ekbatana zuſammengebracht haben. *** Man muß nicht vergeſſen, daß, während gegenwärtig die edeln Metalle ſich über große Länderſtrecken und große Bevölkerungen gleichmäßiger vertheilen, ſie damals auf wenige Punkte der Erde und im Schatzhauſe der Herrſcher concentrirt waren.

Daß der große aſiatiſche Goldreichthum, der nach Weſten überſtrömte, aus Inner-Aſien, nordnordöſtlich von Ladakh, aus dem obern Laufe des Orus † (zwiſchen dem Hindu-Khu und den Höhen von Pamer, am weſtlichen Abhange des Bolor), aus Baktrien und den öſtlichſten Satrapien des Perſerreiches kam, iſt unzweifelhaft: doch iſt es leichter, die Richtung des Stromes, als das Einzelne

* T. I. p. 23.

** Nach den Unterſuchungen von Michel Chevalier (Lettres sur l'Amérique du Nord. T. I. p. 394) wird Frankreich zu 3000 Millionen, Großbritannien zu 1000 Millionen Francs angeſchlagen. Schon Necker ſchätzt die Circulation von Frankreich auf 2200 Mill. Francs, Adam Smith die von Großbritannien nur auf 30 Mill. Pfd. Strl. In den preußiſchen Staaten ſollen, nach Hoffmann, nur zwiſchen 90 und 120 Mill. Thaler cirkuliren. Das, ſeit der Wiederherſtellung des Graumanniſchen Münzfußes im Jahr 1764 bis zu Ende des Jahres 1836 ausgeprägte preußiſche Courantgeld in allen Geldſorten, mit Einſchluß der 1/13 Stücke, beträgt nach Abzug der während deſſelben Zeitraumes durch die Münzverwaltung ſelbſt wieder eingezogenen, überhaupt 182,836,020 Thlr. (Die Lehre vom Gelde. 1838. S. 171.) So große Vergleichſummen allein können einiges Licht auf die aus dem Alterthume uns überkommenen Angaben werfen.

*** Faſt drei Mal ſo groß war der von Cyrus hinterlaſſene Schatz. Plinius (XXX, 3) ſchätzte ihn zu 300,000 Talenten Gold und Silber. Daß dieſer Schatz nach dem Tode des Cyrus anſehnlich vermindert worden war, ſchließt Sainte-Croix (Examen crit. des historiens d'Alexandre. p. 429) daraus, daß alle edeln Metalle, die der Macedonier in Perſien zuſammenbrachte, nur 350,000 Talente betrugen. Ueber die faſt beiſpielloſe Concentrirung der edeln Metalle in Italien unter den Cäſaren ſiehe Letronne, Evaluation des monnaies grecques et romaines. p. 121.

† Burnes, Travels into Bokhara. T. II. p. 265.

113. Leda Diana, d'Orb. 1850, Prodr. 9. 177.
Nucula mucronata, Goldf. 1837. tab. 125, fig. 9. (non Sow.)

Findet sich mit der vorigen Species in derselben Schichte und kommt an den meisten der eben genannten Localitäten vor.

114. Leda Delila, d'Orb. 1850, Prodr. 9 179.

Steht der Leda subovalis des mittlern Lias nahe. Mit Trigonia navis am Staufenberg und Boller Teufelsloch. In Frankreich nach d'Orb. zu Milhau (Aveyron).

115. Leda Deslongchampsi, n. sp.

Die kleine Species hat einige Aehnlichkeit mit Leda Diana, ist aber weniger gewölbt, besitzt eine länglichere Form und steht hierin sowie in Beziehung auf die Schärfe der seitlichen Kanten, welche von den Wirbeln aus rückwärts laufen zwischen Leda Diana d'Orb. und Leda acuminata Goldf. sp. in der Mitte. Die Schale ist mit feinen concentrischen Streifen bedeckt. Leda Deslongchampsi findet sich mit Amm. Murchisonae sehr zahlreich in den Eisenerzen von Aalen und Wasseralfingen.

116. Leda caudata, d'Orb. 1850 Prodr. 10. 259.
Nucula caudata, Dunk. und Koch 1837 Beitr. tab. 2. fig. 7. Leda Acasta, d'Orb. Prodr. 10. 261.

Unterscheidet sich von Leda lacryma des Grossooliths durch ihre gestreifte Schale, ist deshalb vielleicht mit Leda mucronata zu vereinigen. Leda caudata findet sich mit Amm. Parkinsoni und subfurcatus an der schwäbischen Alp bei Ehningen. Dunker beschreibt sie von Geerzen und Goldfuss aus dem Unteroolith von Rabenstein.

† **117. Leda aequilatera.**
Tellina aequilatera, Koch und Dunk. 1837. Beitr. tab. 2. fig. 9.

Wurde von Dunker aus dem Unteroolith von Geerzen beschrieben. An der schwäbischen Alp findet sich dieselbe Art

sehr zahlreich mit Amm. Parkinsoni, geht aber auch noch etwas höher hinauf.

118. Nucula Hausmanni, Röm. 1836. Ool. tab. 6, fig. 12, pag. 98.

Sehr häufig in der Zone des Amm. torulosus zu Altdorf in Bayern, Mössingen und Gomaringen in Württemberg, desgl. nach Römer zu Hildesheim und Goslar. In Frankreich kommt sie in derselben Zone vor bei Milhau (Aveyron), Vassy (Yonne) Pinperdu (Jura), Uhrweiler (Bas-Rhin). Nucula Hammeri Goldf. (non Defr.) ist eine aufgeblähte Varietät, welche vielleicht mit Nuc. Hausmanni vereinigt werden muss, jedenfalls mit ihr dasselbe Lager gemein hat.

119. Nucula Hammeri, Defr. 1825. Dict. 35. 217.
Nucula ovalis, Hehl. Ziet. 1832. tab. 57. fig. 2.
„ „ Goldf. 1837. tab. 125. fig. 2. 3.

Findet sich mit Trigonia navis am Stuifenberg, im Boller Teufelsloch, in den Umgebungen von Mössingen, zu Zillhausen bei Balingen u. s. w. In Frankreich erhielt ich sie gleich zahlreich aus den Thonen mit Trigonia navis von Gundershofen (Bas-Rhin).

120. Nucula Aalensis.
Nucula variabilis, Phill. 1829. tab. 11. fig. 19. (non Phill. tab. 9. fig. 11. non Sow.)

Hat viele Aehnlichkeit mit Nucula Hausmanni, doch treten die Wirbel nicht so weit hervor und sind weniger gebogen, auch ist die Höhe der Muschel in der Wirbelgegend geringer als bei Nucula Hausmanni. Nucula Aalensis findet sich zahlreich mit Amm. Murchisonae in den Eisenerzen von Aalen. Ein damit übereinstimmendes Exemplar sandte mir Dr. Dewalque aus dem Unteroolith von les Cloppes an der Grenze von Luxemburg gegen das Dep. der Moselle. Phillips bildet sie aus dem Unteroolith von Blue wick (Yorkshire) ab.

121. Tancredia Engelhardti, n. sp.

In der Zone der Trig. navis fand ich am Staufenberge eine

kleine Muschel, welche in das Genus Tancredia gehört. Beide Schalen hängen noch zusammen, und bilden einen ziemlich flachen Körper. Die Seiten sind von feinen concentrischen Streifen bedeckt, welche in der Arealkante ihre Richtung ändern und unter einem Winkel schräg gegen oben dem Rande zu laufen. Was die Species besonders auszeichnet, sind einige feine Radialstreifen, welche auf der Area der Kante parallel gehen. Im Uebrigen hat die Muschel die Form von Tancredia donaciformis, ist aber kleiner und flacher.

122. **Tancredia donaciformis**, Lyc. Ann. nat. hist. 1850 und Proceed. of the Cotteswold nat. h. Club. Febr. 1853.
Hettangia Dionvillensis, Terq. Bull. Soc. geol. de Fr. 18. Avr. 1853. tab. 1. fig. 1—4.
Pullastra oblita, Quenst. Handb. 1852. tab. 46, fig. 34. (non Phill.)

Wurde von Prof. Quenstedt aus den Schichten des Amm. Murchisonae von Heiningen bei Boll beschrieben und dabei die Abbildung des Schlosses gegeben. Terquem (Paläont. du dép. de la Moselle, extr. pag. 24) erwähnt sie annähernd aus derselben Zone von dem Moselledepartement. Zu Tannie (Sarthe) fand ich in den untern Lagen des Unterooliths einen Steinkern, der ohne Zweifel dazu gehört. Ueber das Vorkommen von T. donaciformis in England gibt Lycett an, dass die Muschel in der Mittelregion des Unterooliths von Gloucestershire liege.

123. **Tancredia compressa.**
Hettangia compressa, Terq. Bull. Soc. geol. de Fr. 18. Avr. 1853. tab. 1, fig. 5—7.

Findet sich im Moselledepartement mit der vorigen Art.

124. **Tancredia Lycetti**, n. sp.

Die Schale wölbt sich in ähnlicher Weise wie die von Tancredia Deshayesea Terq., ist aber dabei viel bauchiger, so dass der Durchmesser der Muschel viel grösser wird. Ein besonderes Kennzeichen liefert die Area. Wie bei Tancredia donaciformis wird dieselbe durch zwei deutliche Seitenkanten begrenzt,

dagegen bildet sie nicht eine einfache Fläche, sondern jede Schale biegt sich an ihrem Rande gegen oben, so dass von dem hintern Zahn an in der Medianebene ein deutlich ausgesprochener Rand parallel der Arealkante schräg gegen unten läuft. Der hintere Zahn ist im Vergleich zu den zwei Hauptzähnen unter den Wirbeln sehr gross. Findet sich mit Amm. Murchisonae im Heininger Wald bei Boll, sowie in den Thoneisensteinen von Aalen.

125. **Tancredia axiniformis**, Morr. und Lyc. Gr. Ool. 1854. II. tab. 12. fig. 7.

Nucula axiniformis, Phil. 1829. tab. 11, fig. 13.

Wurde von Phillips aus den untern Lagen des Unterooliths der Küste von Yorkshire beschrieben. In Württemberg findet sich dieselbe Species in den Sandsteinen des Amm. Murchisonae der Boller Gegend.

126. **Tancredia Rollei**, n. sp.

Steht in Beziehung auf die äussere Form der Tancredia compressa Terq. sehr nahe, erreicht jedoch deren Grösse bei Weitem nicht, und ist auch etwas länglicher als diese. Die wohlerhaltenen Exemplare, welche ich von ihr besitze, zeichnen sich durch Feinheit der Schalen vor allen seither beschriebenen Arten aus, und übertreffen hierin sogar Tancredia lucida Terq. einigermassen. In Verbindung damit steht die Kleinheit der Zähne; der hintere Zahn ist kaum sichtbar, doch entspricht ihre Anordnung der Schlossbildung von Tancredia. Ich erhielt die Species zahlreich aus den Eisenerzen von Aalen mit Amm. Murchisonae und Pecten pumilus.

127. **Quenstedtia oblita**, Morr. und Lyc. 1854. Gr. Ool. II. tab. 9, fig. 4 a. b. (non fig. 4) tab. 15, fig. 12.

Pullastra oblita, Phill. 1829. tab. 11, fig. 15.

Kommt sowohl in Yorkshire, als in Gloucestershire in der untern Hälfte des Unterooliths vor. Uebereinstimmend damit findet sie sich in Schwaben in der Zone des Amm. Murchisonae am Rechberg und zu Aselfingen an der Wutach.

Morris und Lyc. Gr. Ool. II. pag. 97 erwähnen eine

kleinere Varietät aus dem Grossoolith und bilden tab. 9. fig. 4 ein halb Zoll grosses Exemplar davon ab. Ich nenne sie *Quenstedtia Morrisi*. Dieselbe wurde in dem Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire) gefunden, ist aber von andern Orten nicht bekannt.

128. **Corbula obscura**, Sow. 1827. tab. 572. fig. 5.
" " Quenst. Handb. 1852. tab. 47, fig. 10.

Die Zone, in welcher Corbula obscura an derjenigen Localität vorkommt, von welcher sie Sowerby abgebildet hat, ist unbestimmt. In Württemberg liegt die übereinstimmende Species in den Schichten des Amm. Murchisonae zu Wissgoldingen und Heiningen bei Boll.

† 129. **Corbula cucullaeaeformis**, Dunk. 1837. Beitr. tab. 2, fig. 6, pag. 31.

Unteroolith von Geerzen. Quenst. Handb. pag. 554 gibt die Art von der schwäbischen Alp aus den Schichten des Amm. Parkinsoni an.

130. **Opis similis**, Desh. (Cardita Sow. tab. 232. fig. 3.)
Cardita similis, Phill. 1829. pag. 150.

Findet sich nicht selten im französischen und englischen Unteroolith. Meine schwäbischen Exemplare erhielt ich aus der Zone des Amm. Humphriesianus von Altenstadt, Oeschingen u.s.w. In den Schichten gleichen Alters kommt sie zu Cloughton Wyke (Yorkshire) vor.

131. **Opis lunulata**, Desh. (Cardita Sow. tab. 232. fig. 1, 2.)

Unteroolith, Frankreich und England, fehlt an der schwäbischen Alp.

132. **Astarte Voltzi**, Hön. Goldf. 1837. tab. 134, fig. 8. (Röm.?)

Häufig in den Schichten des Amm. torulosus zu Mössingen und Gomaringen an der schwäbischen Alp, in den Umgebungen von Altdorf und Neumarkt in Bayern, zu Uhrweiler (Bas Rhin),

Milhau (Aveyron), Mende (Lozère) u. s. w. Römer, Ool. pag. 112 beschreibt sie vom Langenberge bei Gosslar, wo sie mit Amm. opalinus und torulosus vorkommt. *

133. Astarte subtetragona, Goldf. 1837, tab. 134, fig. 6.
Register zum zweiten Band. pag. 305.
Astarte excavata, Goldf. 2. Bd. pag. 190 (non Sow.)
" " Röm. Ool. 1839. pag. 40.

In den obersten Lagen der Zone des Amm. torulosus in der Boller und Reutlinger Gegend, sowie an mehreren der bei der vorigen Species genannten Localitäten.

134. Astarte excavata, Sow. 1819. tab. 233.

Unteroolith von Dundry bei Bristol und Yeovil (Somersetshire). Abdrücke einer ähnlichen Art fand ich zahlreich in den sandigen Schiefern von Collyweston bei Stamford (Northamptonshire). Die Species gehört der Zone des Amm. Murchisonae an, ich erhielt sie daraus von der Boller Gegend. In der Sammlung des Dr. Fraas sah ich sie aus den Schichten gleichen Alters von der Wutach. Leop. v. Buch (1837 Jura Deutschlands) hat sie auf seinem Profile gleichfalls in diese Zone eingetragen. Uebereinstimmend damit liegt sie in den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire) zahlreich in dem Freestone des dortigen Unteroolithe. In Frankreich erhielt ich sie als Steinkern aus dem Unteroolith von Tannie (Sarthe).

135. Astarte elegans, Sow. 1816, tab. 137, fig. 3.
" " Phill. 1829, tab. 11, fig. 41.
" " Goldf. 1837, tab. 134, fig. 12.

Die Goldfuss'sche Figur drückt die Charactere der Species am deutlichsten aus. Astarte elegans kommt mit der vorigen Art in der Zone des Amm. Murchisonae vor. Ich erhielt sie aus dem Freestone der Cotteswolds Hills (Gloucestershire), aus dem Unteroolith von Bluewick (Yorkshire), sowie von Dr. Fraas

* Siehe hierüber: Rolle 1853 Vergleichung des norddeutschen Lias mit dem schwäbischen.

aus den Schichten des Amm. Murchisonae von Aselfingen an der Wutach. Sowerby beschreibt sie von Yeovil (Somersetshire).

136. **Astarte Aalensis**, n. sp.

Hat viele Aehnlichkeit mit Dunker's A. pisum, Beitr. tab. 2, fig. 3 und besitzt die Grösse seiner fig. 3. a, b, unterscheidet sich jedoch von derselben durch feinere concentrische Rippen, deren Zahl 20 übersteigen kann, ferner durch die Zahnung des innern Randes, sowie durch ihre etwas schärferen Wirbel. Findet sich zahlreich mit Amm. Murchisonae zu Aalen.

137. **Astarte depressa.** Münst. 1837, Goldf. tab. 134. fig. 14.

Findet sich in der Zone des Amm. Humphriesianus in den Umgebungen von Scarborough (Morr. und Lyc. Gr. Ool. tab. 14, fig. 14). In Schwaben in demselben Niveau zu Neuffen und Oeschingen. Goldfuss beschreibt sie aus dem Unteroolith von Rabenstein in Bayern.

138. **Astarte Goldfussi**, n. sp.

Astarte Bulla, Goldf. 1837, tab. 134, fig. 10. (non Röm.)

In den untersten Kalkbänken der Zone des Amm. Humphriesianus findet sich längs der ganzen schwäb. Alp eine kleine Astarte, welche mit der Goldfuss'schen Figur von Astarte Bulla übereinstimmt. Ihre Identität mit Römer's Astarte pulla lässt sich bei den abweichenden Figuren nicht nachweisen, ich beziehe mich desshalb auf die veränderte Goldfuss'sche Abbildung und benenne die Species von Neuem. Wasseralfingen, Stuifen, Altenstadt.

139. **Astarte minima**, Phill. 1829. tab. 9, fig. 23.

Die kleine Muschel gehört ihrer äussern Form nach zwischen die beiden vorigen Species in die Mitte. Humphriesianusbett der Umgebungen von Scarborough (Yorkshire).

† 140. **Astarte subtrigona**, Münst. 1837, Goldf. tab. 134. fig. 17.

Findet sich in den obersten Lagen der Zone des Amm. Parkinsoni zu Wasseralfingen und Bopfingen.

† 141. **Astarte Thisbe**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 288.

D'Orbigny's Beschreibung passt vollständig auf die über der Zone des Amm. Parkinsoni an der Lochen bei Balingen, zu Ehningen u. s. w. häufig vorkommende zollgrosse Astarte; dieselbe besitzt in der Jugend entfernt stehende concentrische Rippen, wird aber bald glatt. Die schwäbischen Exemplare sind beinahe immer ganz flach, was nur theilweise von Zerdrückung herrühren mag, da sich auch die Schalen wohlerhaltener Exemplare nur wenig wölben.

142. **Astarte detrita**, Goldf. 1837, tab. 134, fig. 13.
Astarte elegans major, Ziet. 1833, tab. 63, fig. 1.

Hat viele Aehnlichkeit mit Astarte elegans, doch zeigen schon die Goldfuss'schen Figuren die Unterschiede deutlich. Findet sich in Schwaben sehr selten in den obern Lagen des Unterooliths. Ohne Zweifel gehört Zieten's Astarte elegans major hierher. Zeichnet sich im Unteroolith von Bayeux (Calvados) durch Häufigkeit aus; kommt nach Morris Cat. pag. 186 auch in Gloucestershire vor.

143. **Astarte obliqua**, Desh. 1838, Tr. élément. de Conch. tab. 22, fig. 14, 15.

Unteroolith von Burton-Bradstock (Dorsetshire), Dundry bei Bristol (Somersetshire) und Bayeux (Calvados). Fehlt an der schwäbischen Alp.

144. **Astarte trigona**, Desh. 1830, Enc. 2. Bd. pag. 80.

Mit der vorigen Art.

145. **Cypricardia acutangula**, d'Orb. Prodr. 10. 305.
Cardium acutangulum, Phill. 1829, tab. 11, fig. 6.
Cypricardia cordiformis, Desh. 1838, Tr. de Conch. tab. 24, fig. 12, 13.

Venus solida, Buckm. 1845, Murch. Geol. of Cheltenh. tab. 6, fig. 4.

Unterregion des Unteroolithe von Gloucestershire und Yorkshire.

146. **Trigonia pulchella.** Agass. 1841. Trig. t. 2, f. 1—7.

Die kleine zierliche Species characterisirt die untersten Schichten des Unteroolithe (Zone des Amm. torulosus) und kommt in denselben zu Gundershofen (Bas-Rhin), Milhau (Aveyron) und in den Umgebungen von Metz vor, von welch letzterer Localität sie M. Terquem, Pal. d. dép. de la Moselle, extr. pag. 23. anführt. Marcou erwähnt sie ferner aus denselben Schichten von Besançon (Doubs) und Montservant (Jura), siehe §. 47.

147. **Trigonia navis.** Lam. Enc. méth. tab. 237, fig. 3.
" " Ziet. tab. 58, fig. 1 u. tab. 72. fig. 1.

In den meisten Gegenden, in welchen die untern Lagen des Unteroolithe aus Thonen bestehen, nimmt Trigonia navis einen äusserst bestimmten und sichern Horizont ein, welcher über den Schichten des Amm. torulosus und unter der Zone des Amm. Murchisonae seinen Platz hat. In grosser Regelmässigkeit findet man diese Aufeinanderfolge in Schwaben: am Stuifen und Rechberg, im Boller Teufelsloch, in der Metzinger Gegend, bei Mössingen u. s. w. Noch ungleich häufiger liegt Trig. navis in derselben Zone zu Gundershofen im Elsass, sie findet sich ferner mit Ammonites opalinus bei Metz (Moselle). Leopold von Buch erwähnt sie von Gänsberg bei Solothurn. Römer Ool. pag. 96 führt sie von Goslar und von Hildesheim an, von Strombeck aus den Umgebungen von Braunschweig; ihre Verbreitung ist somit keine geringe. Dagegen bekam ich in England keinerlei Andeutungen von ihrem Vorkommen und auch in Frankreich wurde sie in Gegenden, wo der Unteroolith mit oolithischen Kalken beginnt, wie in der Sarthe, der Normandie u. s. w. bis jetzt nicht gefunden. Agassiz* sagt,

* Agass. 1841. Études critiques sur les Mollusques fossiles. Monogr. des Trigon. pag. 13.

sie werde das eine Mal in den obern Lias, das andere Mal in den Unteroolith gestellt, was insofern richtig ist, als die thonigen Lagen, welche die Basis des Unteroolithe bilden, schon auf verschiedene Weise eingereiht, d. h. entweder dem obern Lias oder dem Unteroolith zugetheilt wurden. Dass sie aber d'Orbigny Prodr. 8. 175 in den mittleren Lias stellt, beruht, abgesehen von Obigem, unbedingt auf einem Irrthume.

148. **Trigonia similis**, Agass. 1841, Trig. tab. 2, fig. 18 — 21.

Lyriodon simile, Bronn. 1836, Leth. tab. 20, fig. 5.

Die der Trig. costata ähnliche, aber enger gerippte Muschel, begleitet die vorige Species, ist aber seltener als sie.

149. **Trigonia striata**, Sow. 1819, tab. 237, fig. 1. 2.
" " Phill. 1829, tab. 11, fig. 38.
Lyrodon striatum, Goldf. 1837, tab. 137, fig. 2.

Kommt mit Amm. Murchisonae zu Wasseralfingen, zu Heiningen bei Boll, und zu Aselfingen an der Wutach vor. Goldfuss beschreibt sie aus den Umgebungen von Banz. In Frankreich und England liegt sie gleichfalls immer in der Unterregion des Unteroolithe. Ich erhielt sie von Tannie (Sarthe), Blue-wick (Yorkshire), sowie aus den Umgebungen von Cheltenham.

150. **Trigonia tuberculata**, Agass. 1841, Trig. tab. 2, fig. 17 (non tab. 9, fig. 6—8.)

Das Agassiz'sche Originalexemplar tab. 2, fig. 17 besitzt einen solchen Grad von Unvollständigkeit, dass die Species schwierig wiederzuerkennen ist. Die entferntstehenden Knotenreihen laufen bei jungen Individuen in einem schwachen Bogen, später bekommen sie eine Biegung nach unten, welche so stark sein kann, dass sie sich zwar an beiden Enden unter einem spitzen Winkel nähern, sich aber dabei nicht mehr treffen, sondern am Rande aufhören. Die drei äusseren Rippen, welche Agass. gezeichnet hat, deuten diese Abweichung an. Die Zone, welche Trigonia tuberculata einnimmt, beschränkt sich an den Localitäten, an welchen ich sie bis jetzt gefunden habe, auf die

der Quellen und ihre relative Reichhaltigkeit anzugeben. Der Schauplatz der Mythe von den goldſuchenden Ameiſen bei dem Bergvolk der Derden iſt fern von den Greifen der Arimaspen zu ſuchen. Jene Mythe ſcheint dem Tafellande von Kaſchgar und Akſu, zwiſchen den Parallelketten des Himmelsgebirges und des Kuenlun, wo der Fluß Tarim ſich in den Lop ergießt, zuzugehören. Der nördlicheren Arimaspen werden wir ſpäter noch einmal erwähnen, wenn wir großer, unmittelbar unter dem Raſen liegender Goldmaſſen des Urals gedenken. Der Ruf des indiſchen Reichthums erſcholl in oft mißverſtandenen Tönen nach Perſien hin. Cteſias,* aus dem Stamme der Aeclepiaden, Leibarzt des Königs Artaxerres Mnemon, beſchreibt, faſt ohne es ſelbſt zu ahnen, unter dem Bilde einer Goldquelle, auf das deutlichſte ein Hüttenwerk, einen Schmelzofen, aus dem ſich das flüſſige Metall in Krüge (thönerne Formen) ergießt. Den Hellenen näher waren Lydien, an den Flüſſen, die dem Tmolus entquellen, Phrygien und Kolchis goldreiche Länder. Die Natur ſchnell zu erſchöpfender Schichten von Goldſand (der ſogenannten Goldwäſchen) macht dem praktiſchen Bergmanne begreiflich, warum manche der eben genannten und neuerlichſt wiederbeſuchten Länder den Reiſenden goldarm erſchienen. Wie leicht würde man nicht, wenn man gegenwärtig die Schluchten und Flußthäler der weſtindiſchen Inſeln Cuba und Santo Domingo oder gar die Küſte von Veragua durchforſchte, ohne die vorhandenen hiſtoriſchen Zeugniſſe verleitet werden, an der reichen Goldausbeute jener Gegenden am Ende des 15ten Jahrhunderts zu zweifeln? Dauernder, wenn ihn nicht äußere Verhältniſſe ſtören, iſt der eigentliche unterirdiſche Bergbau auf anſtehende Golderze. Eben weil man die ganze Lagerſtätte nicht auf einmal kennt, weil das Gebirge beim Gangbergbau nur allmählig aufgeſchloſſen wird, iſt der menſchlichen Thätigkeit hier eine längere Beſchäftigung dargeboten. Goldhaltiges Schuttland wird ſchnell durchwühlt und der reicheren Geſchiebe beraubt. Wie wenige der vierzig Goldwäſchen, die Strabo ſo ſorgſam beſchreibt, mögen jetzt noch zu erkennen ſeyn? Dieſe auf Analogien und bergmänniſche Erfahrung gegründete Bemerkung mußte hier um ſo mehr Platz finden, als leere Zweifelſucht gern die Ueberlieferungen des Alterthums erſchüttert.

Der den Hellenen bekannte Theil von Europa ſtand in metalliſchem Reichthume gegen Aſien eben ſo zurück, als ſpäterhin

* Oper. Reliquiae. ed. Bachr. Ind. cap. 1 p. 248 et 271.

Schichten des Amm. Murchisonae. Ich erhielt sie daraus von Aalen, Wasseralfingen und Aselfingen, sowie von Blue-wick (Yorkshire); weitere Punkte, an welchen sie vorkommt, sind in den Umgebungen von Longwy (Moselle) und von Gundershofen (Bas-Rhin), woselbst sie der Analogie nach gleich über den Thonen der Trig. navis liegen müsste.

151. Trigonia signata. Agass. 1841, Trig. tab. 3, fig. 8. tab. 9, fig. 5.
Trig. clavellata, Ziet. tab. 58, fig. 3 (non Park.)

Findet sich in Schwaben am häufigsten in der Region des Amm. Humphriesianus, geht jedoch auch noch etwas höher hinauf. In England kommt sie in der Oberregion des Unterooliths von Gloucestershire vor; Lycett's Trig. decorata, Ann. 1853, tab. 11, fig. 1, scheint dazu zu gehören. Agassiz beschreibt seine Species aus dem Unteroolith der Schweiz, Terquem führt sie aus dem Dep. der Moselle an. Zu Scarborough (Yorkshire) kommt sie mit Amm. Humphriesianus vor.

152. Trigonia costata, Park. Sow. 1815, tab. 85.
" " Ziet. 1833, tab. 58, fig. 5.

Im Unteroolith von Deutschland, Frankreich und England. An der schwäbischen Alp finden sich die typischen Exemplare, wie sie Zieten abgebildet hat, beinahe ausschliesslich nur in der Zone des Amm. Humphriesianus, doch gelang es bis jetzt nicht, die in andern Ländern sowohl in höheren, als tieferen Lagen vorkommende Muschel davon zu unterscheiden.

153. Pronoe trigonellaris, Agass. Bronn, Index, pag. 1045.
Venulites trigonellaris, Schloth. 1820. pag. 198.
Cytherea trigonellaris, v. Buch 1837. Jura Deutschl.
Venus trigonellaris, Quenst. Flözgeb. pag. 294.
Cardinia trigonellaris, d'Orb. Prodr. 8. 172.

Eine der wichtigsten Leitmuscheln für die Zone der Trig. navis. Findet sich zahlreich zu Gundershofen (Bas-Rhin), sowie am Rechberg und Teufelsloch bei Boll. Wurde von d'Orbigny Prodr. irrthümlich in den mittleren Lias gestellt.

† 154. Lucina Neuffensis, n. sp.

Der Umfang der dickschaligen Muschel ist beinahe rund, ihre grösste Breite kann 3 Zoll erreichen. Die Schalen sind schwach gewölbt, beinahe glatt und nur an den Rändern schwach concentrisch gestreift. Das Schloss besitzt auffallende Aehnlichkeit mit dem der vorigen Species, die Muschel würde deshalb vielleicht besser als Pronoe Neuffensis angeführt. Findet sich in der Oberregion der Zone des Amm. Parkinsoni zu Neuffen an der schwäbischen Alp und gehört vielleicht schon in die folgende Etage.

155. Lucina plana, Ziet. 1833, tab. 72, fig. 4.

Liegt wie Pronoe trigonellaris in der Zone der Trig. navis und findet sich in Württemberg im Boller Teufelsloch und am Rechberge. In Frankreich erhielt ich ihre Steinkerne in den unteren Schichten des Unterooliths von Tannie (Sarthe). Wohlerhaltene Exemplare kommen in den Schichten gleichen Alters zu Milhau (Aveyron) vor. Mit Lucina plana findet sich an der schwäbischen Alp, sowie im Dep. der Sarthe eine zweite aufgeblähtere Art, welche wahrscheinlich zu Lucina Lorieri, d'Orb. Prodr. 10. 319. gehört.

156. Lucina Wrighti, n. sp.

„ Bellona, Morr. und Lyc. Gr. Ool. (pars). (non d'Orb.)

„ lyrata, verschd. Aut. (non Phill.)

Die grosse, ziemlich aufgeblähte Muschel ist mit feinen, aber in einiger Entfernung von einander stehenden, concentrischen Streifen bedeckt. Sie unterscheidet sich von der im Grossoolith vorkommenden, von d'Archiac beschriebenen Lucina Bellona (lyrata d'Arch.) durch ihre rundere und aufgeblähte Form. Das Lager beider ist zudem gänzlich verschieden, indem Lucina Wrighti sehr zahlreich in dem Fimbria marl des Unteroolithe von Gloucestershire gefunden wird, Lucina Bellona dagegen in den obern Lagen des französischen Bathonien vorkommen soll.

157. **Unicardium depressum**, Morr. und Lyc. Gr. Ool. II. tab. 14, fig. 10.
Corbula depressa, Phill. tab. 9, fig. 16.

Wurde von Phillips aus dem Cave Oolith von Yorkshire aus den Umgebungen von Scarborough beschrieben, stammt somit aus der Zone des Amm. Humphriesianus. In Gloucestershire erhielt ich dieselbe Species aus dem Unteroolith von Leckhampton-Hill.

158. **Unicardium cognatum**, d'Orb. 1850, Prodr. 10.324.
Cardium cognatum, Phill. 1829, tab. 9, fig. 14.

Mit der vorigen Art, sowie nach d'Orbigny von Moutiers (Calvados).

159. **Cardium subtruncatum**, d'Orb. 1850, Prodr. 9.202.
Cardium truncatum, Goldf. tab. 143, fig. 10 (non Phill.)

Mit Trig. navis am Rechberg und Staufen, im Boller Teufelsloch; desgl. zu Gundershofen (Bas-Rhin).

160. **Cardium substriatulum**, d'Orb. 1850, Prodr. 10.332.
Cardium striatulum, Phill. tab. 11, fig. 7. (Sow.?) non Brocchi.

Unterregion des Unteroliths von Blue-wick (Yorkshire), Unteroolith von Burton-Bradstock (Dorsetshire). In den Schichten des Amm. Murchisonae zu Aalen. Von der vorigen Art nur wenig verschieden.

161. **Isocardia cordata**, Buckmann 1845. Murch. Geol. of Cheltenh. tab. 7, fig. 1.

Unteroolith von Tannie (Sarthe), Leckhampton Hill (Gloucestershire). Die Exemplare, welche ich an beiden Localitäten erhielt, stimmen vollständig unter einander überein. Morris und Lycett, Gr. Ool. II. tab. 15, fig. 5, pag. 135 führen die Species aus dem Cave Oolithe von Yorkshire an.

162. **Isocardia gibbosa**, Münst. 1837, Goldf. t. 140, f. 10.
„ minima, Ziet. tab. 62. fig. 4. (non Sow.)

Oberregion des Unterooliths von Bopfingen, Rechberg, Beuren und Streichen an der schwäbischen Alp.

163. Arca liasiana, Röm. 1836. Ool. pag. 102.
„ inaequivalvis, Goldf. 1837, tab. 122, fig. 12. (non Lin).
„ subliasina, d'Orb. 1850, Prodr. 8. 189.

Findet sich mit Amm. torulosus bei Boll, Mössingen und Gomaringen. In Frankreich in der gleichen Region zu Uhrweiler (Bas-Rhin), Vassy (Yonne), Salins (Jura), Besançon (Doubs), Millhau (Aveyron). Römer beschreibt seine Species aus den obern Liasmergeln des Adenberges bei Goslar. Nach Rolle* haben wir unter dieser Angabe sowohl die Schichten des mittlern Lias, als die Torulosusschichten zu verstehen. In Beziehung auf die Lagerungsverhältnisse der Römer'schen Species sind demnach keine Widersprüche vorhanden. Sowohl an den verschiedenen Localitäten Deutschlands als Frankreichs liegt sie immer in der untersten Zone des Unterooliths, während ich sie in England nur von Somersetshire kenne, wo sie jedoch dasselbe Niveau einnimmt.

164. Arca Lycetti. n. sp.
Cucullaea cancellata, Phill. (pars) 1829, tab. 11, fig. 44, (non Phill. tab. 9, fig. 24, non Sow.)

Die Exemplare dieser Species aus den Schichten des Amm. Murchisonae von Aalen stimmen mit denen überein, welche ich aus derselben Zone von Yorkshire mitbrachte, beide weichen aber von der grösseren Cucullaea cancellata Phill. 9. 24. und Morr. und Lyc. Gr. Ool. II. 14. 12. ab, indem ihre Radialstreifung im Vergleich mit den concentrischen Streifen stärker ist, als bei letzterer.

* Vergleichung des norddeutschen Lias mit dem schwäbischen pag. 44.

165. **Arca cancellina**, d'Orb. Prodr. 10. 350.
Cucullaea cancellata, Phill. (pars) 1829, tab. 9, fig. 24. Morr. und Lyc. Gr. Ool. II. tab. 14, fig. 12. (non Sow.)

Zone des Amm. Humphriesianus (Yorkshire); Unteroolith (Gloucestershire).

166. **Arca oblonga**, Goldf. 1837. tab. 123. fig. 2.
Cucullaea oblonga, Sow. 1818, tab. 206, fig. 1, 2.
" " Ziet. 1853, tab. 56, fig. 5.

Das Hauptlager dieser Muschel in Schwaben bilden die Schichten des Amm. Humphriesianus. Sie findet sich darin am Stuifenberg, zu Neuffen und Oeschingen. In Frankreich kommt sie im Unteroolith zu Bayeux (Calvados), Tannie (Sarthe), in England zu Dundry (Somersetshire) vor.

167. **Pinna Faberi**. n. sp.

Kleine Species, welche viele Aehnlichkeit mit Pinna mitis Ziet. hat, sich aber durch unregelmässigere concentrische Falten unterscheidet, welche auf der einen Seite in der Nähe des Randes ziemlich derb werden und sich dabei stark gegen die Spitze hinziehen. Sie werden von schwachen Radialstreifen durchschnitten, während die andere Hälfte der Schale von 13 — 15 stärkeren und engstehenden Radialstreifen bedeckt ist. Die Muschel findet sich mit weiss erhaltener Schale in den Schichten der Trig. navis am Fusse des Hohenstaufens.

168. **Pinna cuneata**, Phill. 1829, tab. 9, fig. 17.
" " Morr. und Lyc. Gr. Ool. II. tab. 6, fig. 11.

Morris und Lyc. weisen diese Species im Cave-Oolith von Yorkshire, in den Oolithen von Collyweston (Northamptonshire) und im Unteroolith von Gloucestershire nach.

169. **Pinna Buchii**, Koch und Dunk. 1837, Beitr. tab. 2. fig. 18.
Pinna mitis, Ziet. tab. 55, fig. 4. (non Phill.)

Wurde aus der Oberregion des Unteroolithe von Holtensen

beschrieben. An der schwäbischen Alp bei Oeschingen findet sich eine vielleicht dazu gehörige Species in der Zone des Amm. Humphriesianus.

170. **Myoconcha striatula**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 377.
Mytilus striatulus, Münst. Goldf. 1837, t. 131, f. 1.

Im Unteroolith von Bayeux (Calvados) dessgl. von Burton-Bradstock (Dorsetshire) und Dundry (Somersetshire); Goldf. beschreibt sie aus dem Unteroolith von Thurnau in Bayern.

171. **Myoconcha crassa**, Sow. 1824. tab. 467.

Mit der vorigen Art in Frankreich und England, vom südwestlichen Deutschland nicht bekannt.

172. **Mytilus striatulus**
Modiola striatula, Quenst. 1852, Handb. tab. 43, fig. 7.
(non Goldf. tab. 131, fig. 1, Myoconcha).
Mytilus pulcher, Goldf. tab. 131, fig. 8.? (non Phill.)

Findet sich an der Basis der Schichten des Amm. Humphriesianus zu Mössingen und auf dem Ramsberg bei Donzdorf.

173. **Mytilus cuneatus**, d'Orb. 1850, Prodr. 10. 380.
Modiola cuneata, Sow. 1818, tab. 211, fig. 1.
Mod. cuneata und Hilliana Ziet.

In der Oberregion des Unterooliths mit Amm. Humphriesianus bei Bopfingen, Wasseralfingen, am Stuifenberg, bei Oeschingen u. s. w., dessgl. zu Bayeux (Calvados). In England kommt sie in derselben Zone zu Scarborough (Yorkshire) vor.

174. **Mytilus Sowerbyanus**, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 378.
Modiola plicata Sow. tab. 248, (non Gmelin).
„ „ Ziet. tab. 59, fig. 7.
Mytilus plicatus, Goldf. tab. 130, fig. 12.

Mytilus Sowerbyanus findet sich an der schwäbischen Alp in der Zone des Amm. Murchisonae zu Wasseralfingen und zu Zillhausen bei Balingen. Annähernd in derselben Schichte liegt

die Species in Frankreich zu Tannie (Sarthe) und in England zu Blue-wick (Yorkshire). Morris und Lyc. Gr. Ool. II. pag. 36 führen sie im Grossoolith an, woselbst sie gleichfalls nicht selten vorkommen soll. Die Abbildung ihrer Grossoolithmuschel weicht zwar von den Exemplaren des Unteroolith durch ihre weniger gekrümmte Form ab, doch wurden bis jetzt noch keine bestimmteren Unterschiede, in Uebereinstimmung mit den veränderten Zonen, nachgewiesen. Die Muschel scheint in der Etage des Grossooliths auszusterben, kommt jedoch in deren obersten Lagen noch vor und findet sich nicht selten zu Marquise bei Boulogne (Pas de Calais) und Kandern im Breisgau. Sowerby's Originalexemplar stammt aus dem Cornbrash von Felmersham (Bedfordshire).

175. **Lima pectiniformis**, Schloth. sp. (Ostracites) 1820. pag. 231.

Lima proboscidea, Sow. 1820, tab. 264.

Ostrea pectiniformis, Ziet. 1832, tab. 47, fig. 1.

Findet sich in England, Frankreich und Deutschland und kommt im Unteroolith besonders häufig in der Zone des Amm. Humphriesianus vor, geht aber auch in höhere Etagen über.

176. **Lima duplicata**, Morr. und Lyc. Gr. Ool. II. tab. 3, fig. 6.

Plagiostoma duplicata, Sow. 1827, tab. 559, fig. 3.

Das Lager ist wie bei der vorigen Art weit begrenzt, und auch das Vorkommen in den verschiedenen Ländern ein sehr verbreitetes. Meine schwäbischen Exemplare stammen sämmtlich aus den obern Schichten des Unteroolithe. In England wird eine ähnliche Form sehr häufig im Cornbrash gefunden, wahrscheinlich lassen sich aber noch verschiedene getrennte Species davon unterscheiden.

177. **Lima gibbosa**, Sow. 1817, tab. 152, fig. 1, 2.

Infer. Ool. von Bayeux (Calvados) und Conlie (Sarthe) sowie in derselben Etage an vielen Punkten in Frankreich und England. Nach Morris und Lyc. Gr. Ool. II. pag. 28 kommt die Muschel auch im Grossoolith vor.

178. **Lima alticosta**, Dew. und Chap. Lux. tab. 28, fig. 3.

Unterscheidet sich von Lima sulcata Goldf. durch ihre grössere Anzahl von Rippen. An der Basis der Humphriesianusschichten zu Altenstadt und in der Boller Gegend.

179. **Lima simicircularis**, Münst. 1836. Goldf. t. 101, fig. 6.

Unteroolith von Tannie (Sarthe), desgl. mit Amm. Humphriesianus in der Boller Gegend.

180. **Posidonomya Suessi**, n. sp.

Die kleine Species besitzt eine längliche Form, erreicht nicht ganz die Grösse der Posid. Bronni, trägt wie diese concentrische Rippen, welche jedoch weniger regelmässig sind. Findet sich zahlreich in den untersten thonigen Schichten des Unterooliths an der Steinlach, bei Mössingen in Württemberg, zu Kandern in Baden; und zu Holderbank südlich Brugg (Canton Aarau).

181. **Posidonomya Buchi**, Röm. 1836. Ool. tab. 4, fig. 8. pag. 81.

Füllt ganze Lagen in der Zone des Amm. Parkinsoni an und findet sich zu Ehningen und Oeschingen an der schwäbischen Alp. Römer beschreibt sie aus demselben Niveau von Geerzen. Vielleicht gehört Posidonomya Brongniarti, welche Pusch (als Catillus) aus dem polnischen Jura beschrieben hat, zu derselben Species.

182. **Avicula elegans**, Münst. 1836, Goldf. t. 117, f. 8.

Wichtige Leitmuschel für die Zone des Amm. Murchisonae zu Aalen, Wasseralfingen, Heininger Wald u. s. w. In den Schiefern von Collyweston bei Stamford (Northamptonshire) fand ich zahlreiche Exemplare einer kleinen Avicula, deren Schalenfragmente ganz dieselbe Streifung besitzen, wie Avicula elegans. Auch im Uebrigen stimmen sie mit derselben überein, so dass ich sie für die gleiche Art halte.

183. **Avicula complicata**, Buckm. 1845, Murch. Geol. of Cheltenh. pag. 97, tab. 6, fig. 5.

Die stark gewölbte, schmale Muschel trägt geknotete Radialstreifen. Bis jetzt wurde sie nur in der Unterregion des Unteroolithe von Gloucestershire gefunden.

184. **Avicula Münsteri**, Bronn, Goldf. 1836, t. 118, f. 2.

Avicula Münsteri findet sich an der schwäbischen Alp bei Bopfingen, Gammelshausen, Ehningen und Oeschingen am häufigsten in den Schichten des Amm. Humphriesianus; in derselben Zone liegt sie in den Umgebungen von Scarborough (Yorkshire). Es kommen jedoch auch in höheren und tieferen Schichten des Unteroolith nahestehende Formen vor, deren Abtrennung von Avic. Münsteri schwierig ist. Avicula digitata Deslongch. wird von d'Orbigny, Prodr. 10. 401 damit vereinigt.

185. **Inoceramus rostratus**, Goldf. 1836, tab. 115, f. 3.

Mit Trig. navis am Rechberg, im Boller Teufelsloch, zu Mössingen u. s. w.

186. **Inoceramus amygdaloides**, Goldf. 1836. tab. 115, fig. 4.

Inoceramus sp. Ziet. tab. 72. fig. 5.

Erreicht von den Wirbeln bis zum Rande gemessen bisweilen 5 Zoll Länge und zeichnet sich durch seine schmale gegen die Wirbel hin stark zugeschärfte Form aus. Mit Amm. Murchisonae in den Sandsteinen der Boller Gegend, sowie in den Eisenerzen von Aalen.

187. **Gervillia lata**, Phill. 1822, tab. 11, fig. 16. 17.

Die Phillips'sche Abbildung gibt kein richtiges Bild der ungleichschaligen Muschel, welche im englischen Unteroolith nicht selten gefunden wird und für die untersten Lagen dieser Etage von Bedeutung ist. Die Muschel wird grösser als sie gezeichnet ist, kommt aber gewöhnlich als Steinkern vor, so dass es meist schwierig ist, sie von benachbarten Formen zu unterscheiden. Sie liegt mit Rhynch. cynocephala in derselben Zone,

ich erhielt sie zu Frocester (Gloucestershire) zahlreich. In Yorkshire ist sie seltener, doch sah ich sie in den dortigen Sammlungen in einem gelben sandigen Gesteine aus der Unterregion des Unterooliths von Glaizedale.

188. Gervillia Hartmanni, Goldf. 1836. tab. 115, f. 7 a-d. Gerv. aviculoides, Ziet. 1833. tab. 54, fig. 6 (non Sow.), dessgl. G. avic. var. modiolaris, Ziet. tab. 55, fig. 1, abgerolltes Exemplar.

Die beiden Schalen der grossen Muschel gleichen einander und sind beinahe symmetrisch vereinigt. Mit Amm. opalinus und Trigonia navis am Stuifenberg, im Boller Teufelsloch und zu Gundershofen im Elsass nicht selten.

189. Gervillia subtortuosa, n. sp.

Die stark gewundene Muschel besitzt die Grösse der vorigen Species und zeichnet sich durch ihre eigenthümliche Form in den Schichten des Amm. Murchisonae von Aalen und Wasseralfingen aus. Sie liegt daselbst häufig und wohlerhalten mit Schale. Mit Gerv. tortuosa, Phill. tab. 11, fig. 36 wage ich sie nicht zu vereinigen, obschon dieselbe an der Küste von Yorkshire in der gleichen Zone gefunden wird. Ich sah von der letztern eine Anzahl von Exemplaren, welche aber sämmtlich viel geringere Dimensionen besassen, dabei nach vorn stärker klafften und keine Uebergänge zu obiger Species zu bilden schienen. Gervillia subtortuosa ist noch ungleichschaliger und gedrehter als Gerv. lata. Wahrscheinlich gehören die Abbildungen in Goldf. tab. 115, fig. 7 f dazu, nicht aber zu Gerv. Hartmanni.

190. Gervillia acuta, Sow. 1826. tab. 510, fig. 5.

Wurde von Sowerby aus den sandigen Schiefern von Collyweston bei Stamford (Northamptonshire) beschrieben. Mit den flachgedrückten Exemplaren, welche ich dorther mitbrachte, stimmt eine in den Eisenerzen von Aalen mit Amm. Murchisonae, nicht sehr häufig vorkommende Muschel, aufs Genaueste.

ganz Europa gegen die neue Welt. Das letzte Verhältniß,* nämlich die relative Productivität von Europa und Amerika war im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als die Bergwerke der spaniſchen Colonien am ſchwunghafteſten betrieben wurden, für die Golderzeugung wie 1:13, für die Silbererzeugung wie 1:15. Es iſt mir ſogar wahrſcheinlich, daß für die alexandriniſche und ptolemäiſche Zeit, beſonders in der Goldausbeute, das Verhältniß noch ungünſtiger für Europa ausfallen würde, wenn ſtatiſtiſche Angaben der Art aufgefunden werden könnten. In Griechenland ſelbſt war zwar, neben den anfangs ſehr ergiebigen Silbergruben von Laurion, der Goldreichthum in Theſſalien, in dem pangäiſchen Gebirge an der Gränze von Macedonien und Thracien, wie ſeit den früheſten ** phöniziſchen Anſiedlungen auf der gegenüber liegenden Inſel Thaſos beträchtlich genug. Auch Iberien iſt für Phönizier und Carthager nicht bloß ein Silberland geweſen. Tarteſſus und Ophir (dieſes entweder Arabien *** oder die oſtafrikaniſche Küſte oder gar, wie Heeren will, eine allgemeine Benennung für reiche Südländer), Tarteſſus und Ophir waren das Doppelziel der vereinigten Hiram-Salomoniſchen Flotte. Wenn auch in dem metalliſchen Reichthum von Spanien Silber aus Bätika und aus der Nähe des von Hamilkar Barkas gegründeten Neu-Carthago, lange der Hauptgegenſtand des auswärtigen Handels war, ſo lieferten doch auch manches Jahr Gallächien, Luſitanien und beſonders Aſturien 20,000 Pfund Gold †, das iſt faſt ſo viel,

* Die Fundamente dieſer Berechnung ſind enthalten im 11. Kapitel meines Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne T. III, p. 400. Die relative Goldausbeute war damals 1300 und 17,300 Kil., die relative Silberausbeute 52,700 und 795,600 Kil.

** Otfr. Müller, Geſch. Hellen. Stämme B. 1, S. 115. Auch Gold bei Skapte Hyle (Boekh, Corp. Inscript. T. I, p. 213).

*** S. über einen ſo oft behandelten Gegenſtand eine mit philologiſcher Kritik abgefaßte Schrift des Dr. Keil, in Dorpat: Ueber die Schifffahrt nach Ophir und Tarſis, 1834. S. 61—70.

† Böckh, Staatshaushalt, Th. 1, S. 15. Auch der Hafen von Carthago enthält Goldſand, den das Mittelmeer auswirft, zwiſchen dem Fluſſe Miliana und dem Cap Sidi-Bou-Said. Die armen Einwohner benutzen dieſen Goldſand noch jetzt. Bureau de la Malle, Rech. sur la Topographie de Carthage 1835 p. 251.

191. Gervillia tortuosa, Sow. 1826. tab. 526, fig. 1. Phill. tab. 11, fig. 36.

Liegt an der Küste von Yorkshire zahlreich im Dogger von Blue wick und ist eine klein bleibende, stark gekrümmte Muschel, welche der äussern Form nach sich der Gervillia acuta noch mehr nähert als der vorigen Species.

192. Gervillia oolithica n. sp.

Gervillia gracilis, Münst. Bronn. 1833. Jahrb. pag. 325 (non Avicula gracilis, Goldf.).

Hat viele Aehnlichkeit mit der von Goldfuss tab. 117, fig. 7 aus dem untern Lias beschriebenen Gerv. gracilis, welche ich schon §. 14, Nr. 100 vorangestellt habe, da Goldfuss dieselbe zuerst genauer bestimmt und als Species des untern Lias eingereiht hat. Gerv. oolithica erreicht mehr als die doppelte Grösse von Gerv. gracilis, auch ist der Winkel etwas schärfer, welchen ihre Schlosslinie mit dem Aussenrande bildet. Das Schloss selbst habe ich nicht sehen können, da meine Exemplare aus den Thoneisensteinen von Aalen und Wasseralfingen dies nicht zuliessen. Vielleicht ist die Species richtiger Avicula oolithica zu nennen. Sie findet sich an den obengenannten Localitäten in der Zone des Amm. Murchisonae.

193. Gervillia consobrina, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 409.

Gerv. lanceolata, Münst. Goldf. t. 115, f. 9 (non Sow.).

Gervillia acuta, Phill. tab. 9, fig. 36 (non Sow.).

In Württemberg in den Schichten des Amm. Humphriesianus zu Wasseralfingen, Neuffen und Oeschingen. In England in derselben Zone zu Scarborough (Yorkshire). In Frankreich im Unteroolith von Tannie (Sarthe).

194. Perna isognomonoides.

Ostracites isognomonoides, Stahl. 1824. württ. landw. Corresp.-Bl. fig. 25, pag. 66.

Perna quadrata, Phill. 1829. tab. 9, f. 21 (non Sow.).

Perna mytiloides, Ziet. 1833. tab. 54, fig. 1 (non Lam.).

Perna rugosa, Münst. 1836. Goldf. tab. 108, fig. 2.

Stahl hat bei seiner Figur unrichtiger Weise auch auf den

hintern Rand der Muschel Schlosszähne gezeichnet; im Uebrigen ist jedoch die Art kennbar beschrieben und abgebildet. Sie findet sich sehr häufig an der schwäbischen Alp und kommt mit Amm. Humphriesianus am Rechberg, Neuffen, bei Neuhausen und bei Oeschingen vor. In derselben Zone liegt sie zu Scarborough (Yorkshire), ausserdem wird sie in dem Unteroolith vieler Localitäten Frankreichs und Englands gefunden.

195. **Pteroperna plana**, Morr. und Lyc. Gr. Ool. II. tab. 14, fig. 4.

Mit Amm. Humphriesianus in den dunkeln Thonen und Kalken der Umgebungen von Scarborough (Yorkshire). Von andern Orten noch nicht bekannt.

196 **Pecten pumilus**, Lamk. An. s. V. 1819. Bd. 6, p. 183.
Pecten personatus, Ziet. 1833. tab. 52, fig. 2.
" " Goldf. 1836. tab. 99, fig. 5.

Mit und über Amm. Murchisonae zu Wasseralfingen, Giengen und Gammelshausen. Lässt sich durch seine glatte Oberfläche von Pecten paradoxus Münst. aus den Schiefern des obern Lias unterscheiden. Findet sich in Frankreich im Unteroolith von Tannie (Sarthe); in England zu Collyweston (Northamptonshire) sowohl in den dort weit verbreiteten eisenreichen Sanden als in den darüber liegenden Schiefern.

197. **Pecten disciformis**, Schübl. Ziet. 1833. tab. 53, f. 2.
Pecten Silenus, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 421?

Zieten's Exemplar stammt aus den Thoneisensteinen von Wasseralfingen, die Muschel kommt dort mit Amm. Murchisonae zahlreich vor. Auch in Frankreich und England ist die Species nicht selten, kommt jedoch immer im Unteroolith, nicht aber im mittlern Lias vor, wohin sie d'Orbigny Prodr. 8. 210 gestellt hat.

198. **Pecten ambiguus**, Goldf. 1833. tab. 90, fig. 5.
Lima notata, Schübl. 1833. Ziet. tab. 53, fig. 8.
Pecten Genis, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 424.

Mit Amm. Humphriesianus zu Bopfingen, Wasseralfingen und Geisingen.

199. Pecten Dewalquei, n. sp.

Pecten articulatus, d'Orb. Prodr. 10. 419. Dew. u. Chap. Luxemb. tab. 29, fig. 3 (non Schloth. non Goldf.).

Die Exemplare dieser Species, welche ich aus dem Unteroolith von Cheltenham mitbrachte, stimmen mit Dewalque's Figur, lassen sich aber von dem im Coralrag bei Nattheim vorkommenden Goldfuss'schen Pecten articulatus unterscheiden, während andererseits auch die Schlotheim'sche Beschreibung von dieser Species abweicht, welche ich desshalb von Neuem benannt habe.

200. Pecten barbatus, Sow. 1819. tab. 231.

Im Unteroolith der Umgebungen von Caen (Calvados), sowie in England zu Dundry und Yeovil (Somersetshire). An der schwäbischen Alp habe ich die Muschel noch nicht gefunden.

201. Pecten Renevieri, n. sp.

Die Form der Schale und die Grösse der Muschel entsprechen denen von Pecten cingulatus, Goldf. tab. 99, fig. 3; dagegen zeichnet sich Pect. Renevieri durch concentrische Furchen aus, welche, unter sich parallel, in die Schale eingeprägt sind, und sich auf der Innenseite als erhabene Rippen abdrücken. Meine Exemplare zeigen dieselben in grosser Regelmässigkeit, nur in der frühesten Jugend sind sie nicht sichtbar, dagegen besitzt die Muschel bei $^1/_2$ Zoll Grösse deren zwölfe. Mit Amm. Parkinsoni bei Gammelshausen und Oeschingen an der schwäbischen Alp.

202. Pecten Saturnus, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 420.

Die dem Pecten lens nahestehenden Formen finden sich in der Oberregion des Unteroliths vieler Gegenden; ich erhielt sie von Bopfingen, Wasseralfingen und Altenstadt, sowie von Leckhamptonhill (Gloucestershire). D'Orbigny gibt seine noch sehr wenig bestimmte Species aus dem Unteroolith von Bayeux an.

203. Hinnites abjectus, Morris und Lyc. Gr. Ool. II. tab. 14, fig. 3.

Pecten abjectus, Phill. 1829. tab. 9, fig. 37.

Spondylus tuberculosus, Goldf. 1836. tab. 105, fig. 2.

An der schwäbischen Alp ist die mit der Goldfuss'schen

Figur übereinstimmende Muschel leitend für die Zone des Amm. Humphriesianus. In den Umgebungen von Scarborough (Yorkshire) findet sie sich in den Schichten gleichen Alters; ich erhielt sie ferner aus dem Unteroolith von Gloucestershire. Nahestehende Formen finden sich zwar auch in höheren Schichten, lassen sich aber als besondere Species (Himites velatus u. s. w.) davon abtrennen.

204. Gryphaea sublobata.

Ostrea sublobata, Desh. 1830. Enc. m. II. pag. 307.
Gryphaea Buckmanni, Lyc. 1853. Ann. and. Mag. nat. h. pag. 201.
Gryphaea cymbium, Buckm. Murch. Geol. of Cheltenh. tab. 7, fig. 3 (non Lam.).

Die breite Muschel mit grossem Flügel füllt eine mehrere Fuss dicke Lage (Gryphit Grit Murch.) im Unteroolith von Gloucestershire. Ein ähnliches Gryphitenbett findet sich im Unteroolith von Tannie (Sarthe). Einzelne Exemplare derselben Species erhielt ich von den Umgebungen von Longwy (Moselle). An der schwäbischen Alp finden sich ähnliche Formen nicht sehr zahlreich in Schichten, welche über der Zone des Amm. Murchisonae liegen, vielleicht gehören diese Muscheln zu der englischen Species. Vergl. Quenst. Handb. pag. 502. Deshayes führt sie aus der Unterregion des Unteroolithe an.

205. Gryphaea calceola. Quenst. 1852. Handb. pag. 502. tab. 40, fig. 29—31.

Wurde bis jetzt nur an der schwäbischen Alp nachgewiesen, wo sie sich besonders häufig bei Jungingen, seltener in der Boller Gegend findet. Die Schichten, in welchen sie liegt, gehören in die Zone des Amm. Sauzei.

206. Ostrea calceola, Ziet. 1833. tab. 47, fig. 2.

Mit Amm. Murchisonae zu Aalen und Wasseralfingen.

207. **Ostrea flabelloides**, Lam. 1819. An. s. V. 6 Bd. pag. 215. Knorr. Bd. 2. 1. tab. 56 (D. I*), fig. 3.
Ostrea diluviana, Park. org. rem. (non Lin.)
Ostracites cristagalli, Schl. 1813. pag. 72 (non Lin.).
Ostrea Marshi, Goldf. 1833. tab. 73 (Sow.?).
Ostrea flabelloides, Ziet. tab. 46, f. 1 u. 47. f. 3.
Ostrea suberenata, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 432.

Sowerby's Ostrea Marshi wurde im Cornbrash von Felmersham (Bedfordshire) gefunden. D'Orbigny Prodrome 10. 432 gibt der von ihr unterscheidbaren Species des Unterooliths einen neuen Namen, was jedoch umgangen werden kann, da sich Lamark's Ostrea flabelloides mit Bestimmtheit darauf übertragen lässt. Die Knorr'schen Figuren (erstes Citat von Lamark für seine *Ostr. flabelloides)* stellen sehr deutlich die mit Amm. Humphriesianus und Bel. giganteus an vielen Punkten Frankreichs und Deutschlands vorkommende Muschel dar. Von England kenne ich sie aus den Schichten gleichen Alters von Scarborough (Yorkshire).

208. **Ostrea sulcifera**, Phill. 1829. tab. 9, fig. 35.

Findet sich mit Bel. giganteus und Amm. Humphriesianus bei Altenstadt und Oeschingen an der schwäbischen Alp. Phillips beschreibt sie aus derselben Zone aus den Umgebungen von Scarborough an der Küste von Yorkshire.

209. **Ostrea explanata**, Goldf. 1833. tab. 80, fig. 5.
Ostracites eduliformis, Schloth. 1820. pag. 233 (pars).
Ostrea eduliformis, Ziet. 1832. tab. 45, fig. 1.

Mit Amm. Humphriesianus an der schwäbischen Alp, zu Oeschingen, Neuffen und am Stuifenberge. Ostrea Kurgeli, Ziet. tab. 48, fig. 1 findet sich mit ihr und ist bloss ein junges Individuum derselben Art. Es lässt sich eine breitere Varietät, entsprechend der Ost. explanata Goldf., unterscheiden von einer schmaleren, welche mehr der Ostr. falciformis Goldf. gleicht.

210. **Anomya Kurri**, n. sp.

Die Schale ist von feinen concentrischen Rippen bedeckt, welche nicht sämmtlich dieselbe Höhe haben, da stärkere mit

schwächern abwechseln. Doch sind die Unterschiede zwischen denselben nicht gross. Im Uebrigen würde die Muschel der von Morris Gr. Ool. abgebildeten Plac. jurensis gleichen, wenn nicht ihre Rippen etwas feiner und regelmässiger wären als bei letzterer. Die Muschel wurde bis jetzt noch wenig gefunden; ein wohlerhaltenes Exemplar davon sah ich in der Sammlung von H. Prof. Kurr, dasselbe stammt aus den Thoneisensteinen von Aalen.

211. Terebratula carinata, Lam. Dav. Mon. t. 4, f. 11-17.
Ter. resupinata, Quenst. Handb. tab. 37, fig. 38.

Gehört der Oberregion des Unterooliths an, und findet sich an vielen Punkten Schwabens, wie zu Geisingen, Gammelshausen, Rechberg und Wasseralfingen. In Frankreich kommt sie im Unteroolith von Bayeux, in England an mehreren Localitäten von Gloucestershire und Dorsetshire vor. Unter meinen schwäbischen Exemplaren lassen sich einige Varietäten unterscheiden, eine längliche, welche mit Lamarks Original (Dav. 1850. Ann. and Mag. of nat. hist. vol. 5. Ser. 2. tab. 13, fig. 25) übereinstimmt, eine aufgeblähte, an der Stirn stark abgestumpfte, und eine rundere, bei welcher ich jedoch nicht sicher bin, ob sie nicht einer besondern Species angehört.

212. Terebratula curvifrons, n. sp.

Unterscheidet sich von Terebratula carinata durch die starke Wölbung der Schalen, indem schon bei jungen Individuen der Sinus der kleinern Schale sich weit rückwärts zieht. Die Krümmung des Stirnrandes wird hiedurch viel beträchtlicher, als ich es je bei Terebr. carinata getroffen. Die Species steht somit zwischen Ter. carinata und resupinata in der Mitte, besitzt jedoch einen breiteren Sinus als letztere. Terebratula curvifrons findet sich an der Basis der Zone des Amm. Parkinsoni am Nipf bei Bopfingen.

213. Terebratula emarginata, Sow. 1823. tab. 435, f. 5.
" " Dav. Mon. tab. 4, f. 18-21.

Wurde aus dem englischen Unteroolith beschrieben. Sie findet sich auch in den Oolithen der schwäbischen Alp, doch ist

sie immerhin selten. Ich erhielt einige Exemplare aus der oberen Region des Unterooliths vom Nipf bei Bopfingen, wo sie mit Amm. Parkinsoni vorkommt.

214. Terebratula Meriani. n. sp.

Ter. impressa, d'Orb. Prodr. 10. 463. (pars) (non v.Buch).
" " Dav. Mon. tab. 4, fig. 8, tab. 10, f. 7.

Ter. Meriani hat viel Uebereinstimmendes mit Ter. impressa Bronn und v. Buch, doch besitzt letztere eine etwas feinere Form, der Stirnrand ist schärfer, die undurchbohrte Schale flacher und dünner, auch bleibt die Muschel etwas kleiner. Leopold v. Buch* hat für Süddeutschland die Lage der Ter. impressa Bronn. genau bezeichnet, und einige Lokalitäten angegeben, an welchen sie häufig vorkommt, wie den Stuifenberg und Reichenbach. Sie liegt hier in den Schichten, welche das gleiche Alter mit den französischen und englischen Oxfordthonen haben. Nichtsdestoweniger stellt d'Orbigny nicht blos die Species im Allgemeinen in den Unteroolith, sondern führt auch das schwäbische Vorkommen von Reichenbach und Stuifenberg in seiner zehnten Etage auf. Die ähnliche Form der Ter. Meriani des Unteroolithes mag ihn dazu verleitet haben, denn er citirt eine Ter. impressa aus dem Ool. inför. von Avallon (Yonne). Schärfer hat Davidson den Werth der Oxfordspecies erkannt. In seiner Monographie pag. 34 finden wir die Buch'schen Angaben vorangestellt und als Lager die Oxfordthone (von St. Ives), sowie die Impressathone (Süddeutschlands) bezeichnet. Als Typus wird somit die Buch'sche Species beibehalten und damit erst in zweiter Linie die Terebratula des englischen Unteroolithes verglichen. Da sich jedoch die Species des Unteroolithes, wie schon oben angeführt, von der ächten Ter. impressa v. Buch unterscheidet, und sich dies sowohl bei den in der Oberregion des Unteroolithes von Schwaben, bei Gammelshausen und Bopfingen vorkommenden Exemplaren, als auch bei mehreren von Cheltenham mitgebrachten Stücken bestätigt, so trenne ich dieselbe von der Buch'schen

* Ueber Terebrateln, Berl. Ak. 1833. pag. 133.

Ter. impressa. D'Orbigny's Ter. impressa aus dem Unteroolith von Avallon (Yonne) gehört dann wahrscheinlich zu Ter. Meriani.

215. **Terebratula Waltoni**, Dav. Mon. tab. 5, f. 1—3.
Ter. sub-bucculenta, Dew. u. Chap. Lux. tab. 36, f. 4.
„ emarginata, Quenst. Handb. t. 37, f. 52 (non Sow.).

Ter. Waltoni hat eine leicht unterscheidbare Form, und ist in manchen Gegenden eine sichere Leitmuschel für die Zone des Amm. Humphriesianus. In Schwaben findet sie sich häufig am Rechberg, zu Wasseralfingen, und am Nipf bei Bopfingen. Die von meinem Freund Dr. Dewalque mir übersendete Ter. subbucculenta aus dem Unteroolith von Longwy (an der Grenze von Luxemburg gegen das Moseldepartement) weicht nicht im Geringsten von den in Schwaben vorkommenden Terebrateln ab, mit welchen andererseits einige Exemplare, welche ich im Unteroolith von Dundry auffand, und nach den englischen Sammlungen als Ter. Waltoni bestimmte, übereinstimmen.

216. **Terebratula Anglica**, n. sp.

In den untersten Lagen des Unteroliths von Burtoncliffs bei Bridport (Dorsetshire) fand ich eine flache kleine Terebratel zahlreich, deren Vorkommen mir um so wichtiger schien, als aus dieser Zone überhaupt nur Weniges von Brachiopoden bekannt ist. Amm. opalinus, torulosus, subinsignis, Bel. Dorsetensis lagen in derselben Schichte, welche aus grauem Sande bestund. Die Exemplare, welche ich mitbrachte, stimmen auffallend mit der in Dav. Mon. Append. tab. A. fig. 10—13 abgebildeten Muschel aus dem Unteroolith von Dundry. Davidson stellt letztere nur bedingt zu Ter. sphaeroidalis. Da die Identität beider sehr zweifelhaft, und noch keineswegs bewiesen ist, da ferner das Lager beider so weit abweicht, so nehme ich keinen Anstand, die leicht unterscheidbare Form, welche bis jetzt nur von England bekannt ist, als besondere Species aufzustellen. Von Gloucestershire erhielt ich mehrere Exemplare, welche mit den oben erwähnten aus den Torulosusschichten von Burton-Bradstock völlig übereinstimmen.

217. Terebratula ovoides, Sow. 1815. tab. 100.
Ter. lata, Sow. 1815. tab. 100, untere Figur.
Ter. trilineata, Young u. Bird. 1828. tab. 8, fig. 14.
Ter. ovoides, Dav. Mon. tab. 8, fig. 4—9.

Die Davidson'schen Figuren geben zum ersten Male die genauen Formverhältnisse der ovalen, wenig aufgeblähten, aber grossen Muschel des englischen Unterooliths. Sie scheint nicht sehr verbreitet zu sein, ich erhielt dieselbe bloss von einer einzigen Lokalität, südöstlich von Robin Hoods Bay (Yorkshire). An der schwäbischen Alp habe ich nie eine ähnliche Form in gleichem Niveau finden können.

218. Terebratula simplex, Buckmann. 1845. Murch. Geol. of Chelt. tab. 7, fig. 5. Dav. Mon. tab. 8, fig. 1—3.
Ter. triangularis maxima, Luidius. 1690. Dav. Mon. Append. pag. 18.

Man kennt die eigenthümlich geformte Muschel, welche weder mit Ter. bullata noch mit Ter. omalogastyr Ziet. verwechselt werden darf, bis jetzt bloss aus dem Unteroolith (und zwar dem Peagrit siehe §. 52) von Gloucestershire. Ich brachte einige Exemplare der grossen Species mit, überzeugte mich aber, dass keine der bis jetzt im süddeutschen Unteroolith gefundenen Arten damit übereinstimmt.

219. Terebratula omalogastyr, Hehl. Ziet. 1832. tab. 40, fig. 4.

Kommt in der Zone des Amm. Humphriesianus am Nipf bei Bopfingen, am Rechberge, bei Altenstadt u. s. w. vor. Die Zieten'sche Figur ist nicht völlig gelungen, doch ist dieselbe nicht, wie d'Orbigny vermuthet, nach einem missgebildeten Exemplare gezeichnet worden, da die einzige Abweichung von dem gewöhnlichen Vorkommen in der zu starken Verkürzung der Stirngegend besteht.

220. Terebratula Württembergica, n. sp.
Ter. bullata, Ziet. 1832. tab. 40, fig. 6 (non Sow.).

Da Ter. bullata Sow. noch nicht mit Sicherheit als Syno-

nym von Ter. sphaeroidalis untergebracht zu sein scheint (vergl. Dav. Mon. pag. 55), Terebratula bullata, Zieten aber keineswegs mit Sowerby's Ter. bullata übereinstimmt, sondern einer in England noch nicht nachgewiesenen besondern Species angehört, so musste die schwäbische Ter. bullata Ziet. neu benannt werden. Dieselbe findet sich an der obersten Grenze des Unterooliths und kommt am Stuifen und Rechberg, besonders aber am Nipf bei Bopfingen vor. An der Zieten'schen Zeichnung sollte das Hervorspringen der Stirnecken etwas deutlicher ausgedrückt sein, im Uebrigen gibt seine Figur die Form der Muschel ziemlich genau. Von Ter. simplex lässt sie sich schon durch die starke Wölbung ihrer undurchbohrten Schale unterscheiden, während Terebratula sphaeroidalis sowohl in der Jugend, als im ausgewachsenen Zustand eine viel rundere Form besitzt.

221. Terebratula submaxillata, Morris. Dav. Mon. tab. 9, fig. 10—12.

Unterregion des Unterooliths von Gloucestershire.

222. Terebratula perovalis, Sow. 1823. tab. 436, f. 2—3. Dav. Mon. tab. 10, fig. 1—6.

Ter. intermedia, Ziet. 1830. tab. 39, f. 3 (non Sow.).

Ter. perovalis zeichnet sich mehr durch grosse Verbreitung als durch zahlreiches Vorkommen aus. Häufig wurden mit ihr noch andere Species des Unterooliths vereinigt, was jedoch die gelungenen Figuren in Davidson's Monographie der britischen Brachiopoden von nun an unmöglich machen. Terebratula perovalis kommt in England im Unteroolith von Dorsetshire, Somersetshire, Gloucestershire und Yorkshire vor, in letzterer Provinz ist sie selten, doch erhielt ich ein kenntliches Exemplar davon. Für Frankreich gibt d'Orb. Prodr. 10. 452 zahlreiche Lokalitäten an. An der schwäbischen Alp erhielt ich sie vom Stuifen, von Wasseralfingen und Bopfingen.

als Braſilien in ſeiner blühendſten Epoche gegeben hat. Kein Wunder daher, daß die früh beſuchte ſpaniſche Halbinſel durch Phönizier und Carthager den Ruf eines weſtlichen El-Dorado's erlangte. Gewiß war an vielen Punkten, die jetzt nur ſchwache Spuren von Metallgehalt zeigen, die alte Erde einſt, ihrer Oberfläche nahe, mit Schichten von Goldſand bedeckt, oder in feſtem, anſtehenden Geſteine mit Trümmern von Golderzen durchzogen. Die lokale Wichtigkeit jener Bergwerke in Südeuropa iſt nicht zu läugnen, aber in Vergleich mit Aſien war ihre Goldausbeute doch nur gering zu nennen. Dieſer letztere Welttheil blieb lange der Hauptquell des metalliſchen Reichthums, und die Richtung der Zuſtrömung des Goldes für Europa konnte nur als von Oſten nach Weſten bezeichnet werden.

Aber Aſien ſelbſt, das heißt der durch Landreiſen im Mittelalter verbreitete Ruf von den unermeßlichen Schätzen von Zipangu (Japan) und von dem ſüdlichen Archipelagus, veranlaßte eine plötzliche Veränderung in der Richtung * jenes Metallſtromes. Amerika ward entdeckt, nicht weil Columbus, wie man ſo lange fälſchlich geſagt, einen andern Continent ahnete, ſondern weil er durch den Weſten einen kürzeren Weg nach dem goldreichen Zipangu und den Gewürzländern im Südoſten von Aſien ſuchte. „Der größte geographiſche Irrthum (die Idee der Nähe von Spanien und Indien) führte zu der größten geographiſchen Entdeckung.“ Chriſtoph Columbus und Amerigo Vespucci ſind beide in der feſten Ueberzeugung geſtorben, Oſt-Aſien (das gangetiſche Indien, die Halbinſel, auf der Cattigara liegt) berührt zu haben. Um den Ruhm der Entdeckung eines Neuen Continents konnte daher zwiſchen beiden kein Streit entſtehen. In Cuba wollte Columbus dem Gran Khan der Mongolen die Briefe ſeines Monarchen abgeben. Er glaubt ſich in Mangi, dem ſüdlichen Theil von Cathay (China): er ſucht die von Marco-Polo beſchriebene Himmelsſtadt Quinſay, jetzt Hang-tſcheu-fu. „Die Inſel Eſpañola (Haiti), ſchreibt Columbus an den Papſt Alexander VI.,** iſt Tarſis,

* Lelronne p. 105 und 123.

** Brief vom Monat Februar 1502 aus dem Archive des Herzogs von Veraguas. Die dritte Reiſe, in welcher der ſüdliche Continent von Amerika den 1. Auguſt 1498 entdeckt wurde (dreizehn Monate nach

223. **Terebratula Phillipsi**, Morris u. Davids. 1847.
Ann. u. Mag. nat. hist. tab. 18, fig. 9.
Ter. Phillipsi, Davids Mon. tab. 11, fig. 6—8.

Die stark biplicat gefaltete Terebratel findet sich mit Ter. sphaeroidalis im Unteroolith von Burton (Dorsetshire), Dundry (Somersetshire) und Stroud (Gloucestershire); in Frankreich kommt sie zu Bayeux (Calvados) und Niort (Deux Sèvres) vor. In Süddeutschland erhielt ich sie aus den unteren Schichten des Amm. Parkinsoni von Bopfingen (Württemberg).

224. **Terebratula globata**. Sow. 1823. tab. 436, fig. 1.
Dav. Mon. tab. 13, fig. 2—7; App. tab. A. fig. 18.

Hat ihr Lager ausschliesslich in der Zone des Amm. Parkinsoni und kommt in den Umgebungen von Cheltenham (Gloucestershire), Bridport (Dorsetshire) u. s. w. vor. Auch in den schwäbischen Parkinsonischichten erhielt ich sie häufig vom Stuifenberg und vom Nipf bei Bopfingen.

225. **Terebratula Eudesi**, n. sp.

Wurde lange Zeit mit Ter. globata verwechselt, da letztere in Beziehung auf ihre äussere Form sehr variirt und anscheinende Uebergänge zu Ter. Eudesi bildet. Selbst Davidson gibt die Figur eines Individuums, welches zu Ter. Eudesi zu gehören scheint, wenigstens stimmen meine Exemplare mit seiner Fig. 4, tab. 13, beinahe vollständig überein. Sie unterscheiden sich von Ter. globata durch ihre Kürze und ihre aufgeblähtere Schale. Ihr Lager ist an der Basis des Unterooliths, während Ter. globata immer nur in den obersten Schichten gefunden wird, was in Verbindung mit der constant verschiedenen Form hinlänglichen Grund gibt, beide von einander abzutrennen. Ein einziges, wahrscheinlich dazu gehöriges Exemplar, erhielt ich aus den Eisenerzen von la Verpillière, häufiger kommt sie in den gelben Oolithen von Yeovil (Somersetshire) vor. Schon lange her sind dagegen die Exemplare aus den grauen Kalkmergeln (der Basis des Unteroolithe) aus den Umgebungen von Caen (Calvados) bekannt.

Sie wird daselbst gewöhnlich Ter. Kleini genannt. Nachdem jedoch Dav. Ann. u. Mag. 1850. pag. 440, tab. 13, fig. 33 gezeigt hat, dass Lamark's Ter. Kleini weder hierher, noch zu der vorigen Species gehören kann, war ich genöthigt, die vorliegende Art neu zu benennen.

226. Terebratula sphaeroidalis, Sow. 1823. t. 435, f. 3.
(Ter. bullata, Sow. tab. 435, fig. 4?)
(non Ter. bullata, Ziet. 1830.)
Ter. sphaeroidalis, Dav. Mon. tab. 11, fig. 9—19.

Ter. sphaeroidalis darf mit der in Schwaben sehr häufig vorkommenden Zieten'schen Ter. bullata nicht verwechselt werden, sie lässt sich aber dennoch mit Bestimmtheit in Süddeutschland nachweisen. Obschon sie sich hier nicht in derselben Häufigkeit, wie im Unteroolith von Bayeux (Calvados), Burton (Dorsetshire) und Dundry (Somersetshire) findet, so hat ihr Vorkommen doch insofern Bedeutung, als sich die Zone, in welcher sie liegt, leicht und ziemlich genau feststellen lässt. Ich erhielt alle meine Exemplare aus der obersten Region des Unteroliths. Am Nipf bei Bopfingen und am Stuifen kommt sie in den oolithischen Lagen vor, welche die obere Zone des Amm. Parkinsoni bilden.

227. Terebratula fimbria, Sow. 1822. tab. 326.
» » Dav. Mon. tab. 12, fig. 6—12.

Die Muschel ist in der Jugend glatt, bekommt aber im Alter gegen den Rand hin unregelmässige Falten und Runzeln; sie wird über zollgross, und zeichnet sich durch ihre Häufigkeit im englischen Unteroolith (Læckhamptonhill in Gloucestershire) aus, so dass man die Schichte, in welcher sie liegt, Fimbria-Marl genannt hat, siehe §. 52. Terebratula fimbria ist wenig verbreitet, in Süddeutschland wurde sie noch nicht nachgewiesen, denn Terebr. fimbria, Quenst. Handb. tab. 36, fig. 14 gehört zu der liasischen Rhynch. furcillata v. Buch. Ter. fimbria besitzt ein kurzes Knochengerüste, ähnlich dem der übrigen biplicaten Terebrateln. Davidson hat die deutliche Abbildung eines solchen gegeben.

228. **Terebratula plicata**, Buckm. 1845, Murch. Geol. of Chelt tab. 7 fig. 6.
Terebratula plicata, Dav. Mon. tab. 12, fig. 1—5.
Ter. subplicatella, d'Orb. Prodr. 10. 455.

Wurde bis jetzt nur von wenigen Localitäten nachgewiesen; in England findet sie sich mit der vorigen Species, in Frankreich soll sie nach d'Orbigny im Unteroolith von Tournus (Saône et Loire) vorkommen. Lamark's Ter. plicata ist eine Rhynchonella, welche der Zieten'schen Rhynch. quinqueplicata nahe steht, d'Orbigny's Veränderung der Buckmann'schen Bezeichnung hatte somit keinen zu rechtfertigenden Grund.

229—237. Exemplare der folgenden Species wurden mir von H. Moore aus Bath mitgetheilt, der sie zuerst im Unteroolith von Dundry auffand. Dieselben sind zwar noch von keiner andern Gegend bekannt, doch führe ich sie an, da das lokale Vorkommen der drei Genera in den Schichten des Unteroliths immerhin Interesse verdient. Die genaueren Angaben siehe: Charles Moore, 1854, on new. Brachiopoda from the infer. Ool. of Dundry. Proceedings of the Somersetshire archeological and natural hist. Society.

Zellania Davidsoni, Moore, tab. 1, fig. 1—3.
Wurde von H. Ch. Moore zuerst in einer sandigen Schicht des Unteroliths von Dundry aufgefunden. Die genauere Zone ist nicht bekannt.

Zellania Laboucheri, Moore, tab. 1, fig. 4—5.
Mit der vorigen Art.

Thecidium granulosum, Moore, tab. 2, fig. 1—6.
Mit der vorigen Art.

Thecidium duplicatum, Moore, tab. 2, fig. 7—12.
Mit der vorigen Art.

Thecidium septatum, Moore, tab. 2, fig. 13—16.
Mit der vorigen Art.

Thecidium serratum, Moore, tab. 3, fig. 1—6.
Mit der vorigen Art.

Thecidium Forbesi, Moore, tab. 3, fig. 8—10.
Mit der vorigen Art.

Thecidium triangulare, d'Orb. 1850. Prodr. II. 261.
Siehe § 32, Nr. 88.

Spirifer oolithica, Moore, tab. 3, fig. 13—14.
Ist bis jetzt der erste Spirifer, welcher im Unteroolith gefunden wurde. H. Moore erhielt ihn mit den obigen Arten.

238. Rhynchonella cynocephala, Rich.

Rhynch. cynocephala, Dav. Mon. tab. 14, fig. 10—12.
Rhynch. Fidia, d'Orb. Prodr. 9. 267.

Rhynch. cynocephala ist für die Begrenzung gewisser Schichten von grosser Bedeutung, indem sie in verschiedenen Gegenden eine Breccie bildet, welche genau zwischen der Zone des Amm. jurensis und der des Amm. torulosus ihren Platz hat, und somit an der Grenze zwischen oberem Lias und Unteroolith, oder allgemeiner zwischen Lias und mittlerem Jura liegt. Eine der belohnendsten Stellen findet man unweit Frocester (Gloucestershire), siehe das Profil Nr. 25. Der obere Lias ist daselbst deutlich entwickelt, unmittelbar darüber beginnt der untere Oolith mit Amm. opalinus, Gervillia lata u. s. w. Dazwischen liegt Rhynchonella cynocephala zahlreich, jedoch in der Art, dass sie sich manchmal gegen oben mit den Fossilen der Torulosusschichten vermengt. Aehnliche Verhältnisse traf ich an der Küstenwand von Burton bei Bridport (Dorsetshire). Rhynchon. cynocephala liegt daselbst ziemlich häufig in der untersten Bank des dortigen Unterooliths, mit Amm. opalinus und torulosus zusammen. Von Seavington (Somersetshire) erhielt ich die Species durch H. Charles Moore, mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass sie an der Basis des dortigen Unterooliths vorkomme. Auch in Yorkshire findet sie sich zahlreich, und nimmt daselbst eine ähnliche Position ein; die Exemplare, welche ich im Whitby Museum sah, waren zwar bloss Steinkerne, zeigten aber deutlich die Uebereinstimmung mit der ächten Rhynch. cynocephala. Aus Frankreich hat sie d'Orbigny als Rhynch. Fidia von mehreren Localitäten angeführt. Er stellt sie in den obern Lias, was jedoch insofern keinen Widerspruch mit dem Obengesagten verursacht, als auch die Schichten des Amm. opalinus und der Trig. navis mancher Gegenden von d'Orbigny in den obern Lias gestellt wurden. Von Herrn Sämann erhielt ich die Rhynch. cynocephala aus der Unterregion des Unterooliths von Milhau (Aveyron), sowie von Thouars (Deux-Sèvres). Merkwürdiger Weise wurde die Species im südwestlichen Deutsch-

land, sowie im Elsass noch nicht gefunden, während doch ihre Zone an vielen Punkten mit grosser Deutlichkeit entwickelt ist.

239. Rhynchonella ringens, Herault. v. Buch. sp. Berl. Ak. 1833. tab. 2, fig. 31.

Rhynch. ringens, Dav. Mon. tab. 14, fig. 13—16.

Wurde bis jetzt nur an wenigen Punkten in England, sowie zu Moutiers (Calvados) gefunden. Ihre genauere Zone ist jedoch noch nicht ermittelt, doch ist es sehr wahrscheinlich, dass sie ganz an der Basis der Etage vorkommt.

240. Rhynchonella Wrighti. Dav. Mon. tab. 14, fig. 1.

Unteroolith von Leckhamptonhill (Gloucestershire); desgl. von Frankreich vom Dep. der Sarthe. Bis jetzt noch selten.

241. Rhynchonella spinosa, Dav. Mon. t. 15, f. 15—20.

Terebratula spinosa, Schloth. 1813, Taschenb. p. 73.

? Terebratula senticosa, Schloth. 1820, Petref. pag. 268.

v. Buch, Terebr. pag. 70.

Terebratula spinosa, Phill. 1822, tab. 9, fig. 18.

„ „ Ziet. 1830, tab. 44, fig. 1.

Hemithiris spinosa d'Orb. Prodr. 10. 447.

Geht von der Zone des Amm. Humphriesianus bis in die obersten Lagen des Grossooliths. Auch ist ihre geographische Verbreitung sehr gross und man wird selten eine Localität des französischen, englischen und deutschen Unteroolithe und Grossooliths finden, an welcher sie nicht vorkommt. Ihre Abtrennung von Rhynchonella senticosa ist noch nicht vollständig gesichert, denn die von Leop. v. Buch für Rhynch. senticosa angegebene Zieten'sche fig. 1, tab. 44 gehört zu der ächten Rh. spinosa.

242. Rhynchonella acuticosta.

Terebratula acuticosta, Hehl. Ziet. 1832. tab. 43, fig. 2.

„ Theodori, Schloth. 1833, Vers. 63.

„ „ v. Buch. Ter. 1833. pag. 74.

Nach Bronn's Index. pal. pag. 1228.

Gehört in die untersten Lagen der Zone des Amm. Parkinsoni, und findet sich an der schwäbischen Alp, am Hohen-

zollern, am Stuifen, und am Nipf bei Bopfingen. In andern Gegenden wurde sie noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen.

243. Rhynchonella angulata, d'Orb. Prodr. 10. 446.
Terebr. angulata, Sow. 1825, tab. 502, fig. 4.
Rhynch. angulata, Dav. Mon. tab. 17. fig. 13.

Die im Unteroolith der Umgebungen von Cheltenham, besonders aber zu Stroud (Gloucestershire) zahlreich vorkommende Rhynchonella, welche mir Prof. Morris als die ächte Sowerby'sche Rhynch. angulata bestimmte, gehört wahrscheinlich in die untern Parkinsonischichten. Meine englischen Exemplare sammelte ich in dem Abraum eines Steinbruchs, Amm. Parkinsoni kam daselbst zwar vor, die Zone, aus welcher Rhyonchonella angulata stammte, konnte ich aber bei dem flüchtigen Besuche nicht mit Sicherheit ermitteln. Dagegen erhielt ich an der schwäbischen Alp aus den untern Parkinsonischichten vom Stuifen und Rechberg, sowie vom Nipf bei Bopfingen, mit der vorigen Species eine Rhynchonella ziemlich zahlreich, welche mit der englischen Rhynch. angulata übereinstimmt. Einzelne Exemplare besitzen eine breite Form und nähern sich dann der Rhynch. acuticosta, besonders findet dies auch bei den englischen statt, doch scheint ein völliger Uebergang zu letzterer Species nicht vorzukommen.

244. Rhynchonella subtetraedra, Dav. Mon. tab. 16. fig. 9 — 12.
Rhynch. helvetica, d'Orb. Prodr. 10. 448.
Ter. helvetica, Schloth. 1813, Taschenb. tab. 1, fig. 3.
* * Ziet. pag. 56 (pars).

Die Abbildung von Zieten's Ter. helvetica wurde von einer Varietät der Rhynchonella lacunosa des weissen Jura genommen, nur im Texte erwähnt Zieten, dass dieselbe Species auch im Unteroolith von Gammelshausen vorkomme. Die oolithische Species, auf welche d'Orbigny den Schlotheim'schen Namen übertragen hat, gehört vielleicht zu Davidson's Rhynch. subtetraedra, doch sind Exemplare, welche die Form der Zieten'schen Terebr. helvetica besitzen, im Unteroolith Schwabens überaus

selten, auf keinen Fall lässt sich Terebr. helvetica Zieten mit Bestimmtheit mit Rhynch. subtetraedra vereinigen. Ich stelle den Davidson'schen Namen voran, weil die Zieten'sche Terebr. helvetica in erster Linie auf die Species des weissen Jura zu beziehen ist, die oolithische Species dagegen für Schwaben keineswegs mit Sicherheit nachgewiesen war. In England erhielt ich Rhynch. subtetraedra in der Mittelregion des Unterooliths von Cheltenham (Gloucestershire).

245. **Rhynchonella Stuifensis**, n. sp.

Wird gewöhnlich zu Rhynchonella quadriplicata Ziet. gestellt, und findet sich unter dieser Bezeichnung in den meisten Sammlungen. Ich überzeugte mich jedoch von der Unrichtigkeit dieser Annahme, da ich Gelegenheit hatte, das Zieten'sche Originalexemplar zu besichtigen, welches im Besitze von H. Professor Kurr ist.

Das Hauptlager der Rhynch. Stuifensis bilden die braunen Oolithe, welche in der Zone des A. Parkinsoni an vielen Punkten der schwäbischen Alp auftreten, wie z. B. am Nipf bei Bopfingen, am Stuifen, am Hohenzollern u. s. w.

246. **Rhynchonella plicatella**, d'Orb. 1850, Prodr. 10. 437.
Terebr. plicatella, Sow. 1825. tab. 503, fig. 1.
Rhynch. plicatella Dav. Mon. tab. 16. fig. 7, 8.

Prachtvolle Species aus dem Unteroolith von England (Dundry, Burton-Bradstock u. s. w.) sowie zu Bayeux (Calvados). An der schwäbischen Alp konnte ich sie noch nicht mit Bestimmtheit nachweisen.

247. **Discina reflexa**, Dav. Mon. App. pag. 14.
Orbicula reflexa, Sow. 1826. tab. 506. fig. 1.

Sowerby gibt keine Localität für die von ihm abgebildeten Exemplare an, auf welche ich mich hier beziehe, da im Text (6. Bd. pag. 4 und 5) zwei verschiedene Arten unter demselben Namen beschrieben werden. Seine Figuren stimmen mit der im Unteroolith von Blue-wick (Yorkshire) nicht seltenen Discina überein, welche daselbst in Geoden gebacken vorkommt,

und wahrscheinlich in die Zone des Amm. Murchisonae gehört. In den thonigen Schichten von Gundershofen (Bas Rhin) findet sich gleichfalls eine Discina, doch ist nicht ausgemacht, ob sie damit zu vereinigen sei.

248. Lingula Beani, Phill. 1829, tab. 11, fig. 24.

Lingula Beani (-ii Phill.) findet sich im Unteroolith von Bluewick (Yorkshire) und wurde dorther zuerst von Phillips beschrieben. Ich erhielt sie zahlreich mit der vorigen Species in braunen Geoden steckend. In derselben Zone kommt die Muschel zu Gundershofen im Elsass vor, und bildet hier eine ähnliche Lumachelle (Muschelbreccie) wie in Yorkshire. In den Thoneisensteinen von Aalen ist sie zwar seltener, doch stimmen die grossen Individuen, welche in den dortigen Thoneisensteinen mit Amm. Murchisonae gefunden werden, mit den typischen Exemplaren von der Yorkshireküste überein.

Die Echinodermen des Unteroolithe sind in verschiedenen Gegenden auf sehr verschiedene Weise vertheilt. Während in manchen Provinzen bis jetzt kaum einige Species nachgewiesen wurden, sind an andern Orten einzelne Schichten von zahlreichen Arten angefüllt. Das Vorkommen richtet sich nach der jeweiligen Facies, ihre Häufigkeit scheint sogar einigermassen mit der mineralogischen Beschaffenheit der Schichten zusammenzuhängen. In den hellgefärbten oolithischen und sandigen Bildungen von Dorset-, Somerset- und Gloucestershire, sowie in Frankreich in den Dep. der Sarthe und Calvados finden sich zahlreiche Arten und Gattungen, während in den dunkeln Kalken und Thonen des schwäbischen Unteroolithe, des Cave Oolithe von Yorkshire u. a. w. bis jetzt nur wenige Species nachgewiesen wurden. Im Allgemeinen ist die Anzahl derjenigen Echinodermenarten noch sehr gering, welche so weit erforscht und verfolgt wurden, dass jetzt schon Nutzen aus ihrem Vorkommen für die Feststellung der paläontologischen Verhältnisse der einzelnen Zonen gezogen werden könnte. Es ist bei vielen Arten, besonders den englischen noch nicht einmal erwiesen, ob sie dem dortigen Unteroolith allein, dem Grossoolith, oder beiden gemeinsam angehören. Ich unterlasse deshalb die Aufzählung der zahlreichen Arten, von denen manche bis jetzt erst von wenigen Punkten bekannt, von den meisten aber noch keine Angaben über ihre verticale Verbreitung vorhanden sind, und beschränke mich auf das Folgende.

249. Cidaris Anglosuevica.

Cidarites maximus, Phill. 1835, tab. 9, fig. 5. (non Münst. non Goldf.)

Der grosse Cidarit des Unterooliths wird häufig mit Cidarites maximus, Münst. Goldf. tab. 39, fig. 1 vereinigt und wurde auch von Phillips unter diesem Namen angeführt. Die Stacheln des Phillips'schen Cidariten stimmen mit denen der Species des schwäbischen Unterooliths überein, während letztere Art sich ihrer äussern Form nach von Cidarites maximus Münst. abtrennen lässt. Die Warzen sind bei der Münster'schen Species etwas schwächer, die von ihnen bedeckten Flächen breiter, die Ränder derselben etwas niederer als bei der Species des Unterooliths; zudem gehört Cid. maximus Münst. Goldf. einer ganz andern Formationsabtheilung an (oberer Jura Bayerns), als der in Süddeutschland und England vorkommende Cidarit, welcher in der Zone des Amm. Humphriesianus an vielen Punkten der schwäbischen Alp, wie zu Altenstadt, Gammelshausen, Neuffen, Oeschingen, Fürstenberg u. s. w. vorkommt, und damit übereinstimmend in den Schichten gleichen Alters bei Scarborough (Yorkshire) gefunden wird.

250. Crenaster prisca, d'Orb. 1850, Prodr. 8 241.

Asterias prisca, Goldf. 1831, tab. 64, fig. 1.

Die von Goldfuss beschriebene Art gehört in die Zone des Amm. Murchisonae und findet sich sowohl in den Eisenerzen dieser Region zu Aalen und Wasseralfingen, als in den gelben Sanden derselben Zone am Ramsberg bei Donzdorf, zu Gammelshausen bei Boll u. s. w.

251. Crenaster Mandelslohi.

Coelaster Mandelslohi, d'Orb. Prodr. 10. 598.

Asterias Mandelslohi, Münst. Beitr. I. tab. 11 fig 1.

In Schwaben mit der vorigen Art. Für Frankreich gibt d'Orbigny die Species von verschiedenen Localitäten an: Conlie (Sarthe), Port en Bessin (Calvados) und Niort (Deux Sèvres).

Da die Unterschiede zwischen Asterias prisca und Asterias Mandelslohi noch nicht mit Sicherheit erwiesen sind, bisweilen sogar in Abrede gezogen werden, so sehe ich keinen Grund ein, die beiden Species bei verschiedenen Gattungen unterzubringen, sondern stelle sie zu dem von d'Orbigny bei der vorigen Art eingeführten Genus.

252. Pentacrinus Württembergicus, n. sp.

An der Basis der Schichten der Trigonia navis liegt in der Boller Gegend die reichgefüllte Breccie eines basaltiformen Pentacriniten, welcher bis jetzt noch nicht beschrieben wurde. Die Säulenglieder erreichen nicht viel über die halbe Dicke der Säule des Pentacrinus basaltiformis, ihre Aussenseite ist einfach, beinahe glatt und regelmässig fünfkantig, ihre fünf Flächen sind eben und in der Mitte gar nicht oder nur schwach einwärts geknickt. Die Hülfsarme der Säule sind rund, lang und sehr fein. Von der Krone fand ich bis jetzt nur wenige vereinzelte Glieder, da die Trümmer der Säule meine Exemplare bedecken. Die Bank, welche Pent. Württembergicus füllt, ist innen braun gefärbt und ganz von den späthigen Gliedern durchsetzt; an der Aussenseite nimmt sie die Farbe des dunklen, sie umlagernden Thones an. Von Amm. opalinus sind die weiss erhaltenen Schalen zahlreich mit eingebacken. Bis jetzt kennt man die Species nur von Gammelshausen bei Boll, doch wird sie sich ohne Zweifel auch an andern Punkten der schwäbischen Alp vorfinden.

253—256. Pentacrinus Stuifensis, n. sp.

Prof. Quenstedt unterscheidet 3 verschiedene Arten von Pentacrinus, welche an der schwäbischen Alp in der Zone des Ammonites Humphriesianus vorkommen. Da sie für ihr Lager leitend zu sein scheinen, so führe ich sie hier besonders an, indem ich die von H. Prof. Quenstedt, Handbuch tab. 52, fig. 15 abgebildete Species Pentacrinus Stuifensis, seinen Pentacrinus astralis gigantei, Handb. tab. 52, fig. 14 dagegen Pent. Geisingensis nenne. Die dritte und häufigste Species ist Pentacrinites cristagalli, Quenst. Handb. tab. 52, fig. 4, dessen Vor-

Ophir und Zipangu. Auf meiner zweiten Reiſe habe ich 1400 Inſeln und 333 Meilen des Continents von Aſien (de la tierra firme de Asia) entdeckt.“ Dieſes weſtindiſche Zipangu gab bald Goldgeſchiebe (pepitas de oro) von 8, 10, ja 20 Pfund Gewicht. Das neu entdeckte Amerika wurde nun die Hauptquelle der edeln Metalle. Der neue Strom ging von Weſten nach Oſten, ja er durchſchnitt bald Europa, weil bei zunehmendem Verkehr ſeit der Umſchiffung von Afrika, dem ſüdlichen und öſtlichſten Aſien mehr Erſatz für Spezereien, Seide und Färbeſtoffe gegeben werden mußte.

Da vor der Entdeckung der Silbergruben von Taſco (1522) am weſtlichen Abfall der mexikaniſchen Cordilleren Amerika nur Gold lieferte, ſo fand ſich ſchon die Königin Iſabella von Caſtilien im Jahr 1497 bewogen, das geſetzmäßige Verhältniß der beiden edeln Metalle zu einander beträchtlich zu ändern. Das frühe und bisher ſo wenig beachtete Geldedikt von Medina * läßt ſich nur durch dieſen Umſtand und durch die Anhäufung des Goldes auf wenige Punkte von Europa erklären. Ich habe an einem anderen Orte zu erweiſen geſucht, daß von 1492 bis 1500 die ganze Goldeinfuhr aus den

---

Sebaſtian Cabot's Entdeckung des nördlichen Continents), und die vierte Reiſe, welche die erſten Nachrichten von einer weſtlichen Küſte des neuen Landes gab, beſtätigten nur den alten Admiral in ſeiner vorgefaßten Meinung. Daß er in dem Briefe an den Papſt nach der ihm eigenen Neigung, eine gewiſſe bibliſche Erudition zu zeigen, Tarſis, Ophir und Zipangu als Synonyma von der Inſel Santo Domingo aufſtellt, iſt nicht Verwirrung der Ideen, ſondern hängt, wie man aus andern Schriften des Columbus ſieht, mit ſyſtematiſchen Anſichten zuſammen. Er hielt nicht etwa Indien, ſondern ſogar Japan (Zipangu) für das Ophir des Salomo, das er auch (nach den aus Joſephus bekannten Formen, Sopheira und Sophera) bisweilen Sopora nennt. Er nahm Tarſis (Tarſchiſch) nicht für das Iberiſche Tarteſſus, ſondern, wie die Septuaginta und viele Theologen des Mittelalters, für ein nomen appellativum. Die ſalomoniſche Schifffahrt war ihm nicht eine Doppelfahrt aus dem rothen und Mittelmeere; ſie ging ihm allein von Eziongeber aus. Quinſay kannte Columbus aus einem Briefe von Toscanelli, nicht aus Marco-Polo, den er nie nennt, obgleich bisher das Gegentheil behauptet worden iſt.

* Memorias de la Real Acad. de la Historia T. VI. p. 323. Das Edikt von Medina veränderte das alte geſetzliche Verhältniß von $1:11^{6}/_{10}$ in $1:10^{7}/_{10}$.

kommen sich aber auf die Austernbänke beschränkt, welche an der Basis der Zone des Amm. Humphriesianus an der schwäbischen Alp an vielen Punkten bloss liegen.

Beinahe in jeglicher Gegend besitzt der Unteroolith ein oder mehrere Lager mit Corallen, doch ist das Auftreten derselben in den Bildungen des untern und mittlern Jura verhältnissmässig sehr wenig in die Augen fallend. Ihr Vorkommen ist nicht an eine und dieselbe Schichte gebunden, sondern es lassen sich bei der Untersuchung verschiedener Gegenden für jede Zone Repräsentanten von einzelnen Arten auffinden. Grössere Corallenstöcke sind dagegen schon Seltenheiten. Die Aufzählung einzelner Species wäre hier von keinem Werthe, da ich bis jetzt nur wenige Arten kenne, welche ein bestimmtes Lager in entfernt liegenden Bildungen einnehmen. Aus den gleichen Gründen habe ich seither die Bryozoen übergangen.

(Schluss folgt im XIII. Jahrgange.)

Berichtigung.

Die Manis, von welcher pag. 96 der Apparat zur Bewegung der Zunge beschrieben wurde, ist nicht Manis macroura Desm. (crassicaudata Griff.), sondern **Manis longicaudata Shaw** (M. africana Desm., M. macroura Eral.) aus Westafrika.

Dr. v. Klein.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **Th. Plieninger**,
Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **Wolfgang Menzel**,
Prof. Dr. **Ferd. Krauss**, in Stuttgart.

DREIZEHNTER JAHRGANG.

(Mit vier Steintafeln.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1857.

3534

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die eilfte Generalversammlung am 29. Juni 1856 zu Tübingen. Von Prof. Dr. Krauss 1
Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 1
Rechnungsablegung. Von Apotheker Weismann . . . 13
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1857 . 16
Nekrolog auf Oberamtsarzt Dr. v. Steudel in Esslingen. Von Prof. Dr. v. Kurr. 17

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Flüssigkeit des Graaf'schen Follikels. Von Prof. Dr. Luschka 24
Abramis dobuloides n. sp. Von Dr. A. Günther. (Hiezu Tafel II.) 50
Regeneration der Froschlarven. Von Demselben . . . 54
Verbreitung der Lacerta muralis. Von Assessor Paulus 54
Anatomische Untersuchungen über Manatus. Von Prof Dr. W. v. Rapp. (Hiezu Tafel III.) 87

2) Botanik.

Beiträge zur württemb. Flora. Von Oberamtsarzt Dr. R. Finckh 99

3) Mineralogie und Geognosie.

Rutschflächen im Wasseralfinger Eisenerze. Von Inspector Schuler. 56
Die Oolithe im weissen Jura des Brenzthales. Von Prof. Dr. O. Fraas 104
Geognostisches Profil einiger Bohrlöcher im Stuttgart-Canstatter Thale. Von Demselben 131
Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands. Von Dr. A. Oppel. (Fortsetzung vom XII. Jahrgang.) (Hiezu eine Karte.) 141

Seite

4) Petrefactenkunde.

Gavial und Pterodactylus Württembergs. Von Prof. Dr. Quenstedt. (Hiezu Tafel I.) 34

Abhandlung über Ichthyosaurus longirostris. Von Ober-Med.-Rath Dr. v. Jäger 54

5) Chemie, Physik und Meteorologie.

Chemische Zusammensetzung der Muscheischalen. Von Prof. Dr. Schlossberger 29

Chemische Untersuchung der Krystalle in dem Malpighischen Gefässe und der Steinchen aus dem Bojanus'schen Organ etc. Von Demselben 33

Gasausströmungen im Schacht bei Haigerloch. Von Bergrath v. Schübler 44

Höhenbestimmungen bei der württemb. Eisenbahn. Von Dr. P. Zech 72

Erdrundung und Luftspiegelung auf dem Bodensee. Von Prof. C. W. Baur 79

Chemische Untersuchung einiger Quellen des neuen Stuttgarter Mineralbades bei Berg. Von Prof. Dr. v. Fehling 113

III. Kleinere Mittheilungen.

Conservirung von Petrefacten. Von Carl Deffner in Esslingen 108

Ueber ein Vorkommen der grossen Speckmaus (Vespertilio noctula Schreb.) in Stuttgart. Von Prof. Dr. Krauss 108

Bücheranzeige.

Heinrich Bach's geognostische Uebersichtskarte von Deutschland und der Schweiz 109

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die eilfte Generalversammlung am 29. Juni 1856 zu Tübingen.

Von Prof. Dr. Krauss.

Die Versammlung wurde wie in den Jahren 1846 und 1852 in dem Festsaale der neuen Aula, welchen die Universitätsbehörden mit grösster Bereitwilligkeit für die heutige Feier dem Vereine zur Benützung überliessen, abgehalten. Die Theilnahme von ordentlichen Mitgliedern war nicht sehr gross, indem sich nur 28 als anwesend eingeschrieben hatten, es fanden sich aber viele Freunde der Naturwissenschaften und Studierende der Universität ein, und mehrere Damen, welche die Gallerien schmückten, folgten den Vorträgen aufmerksam bis zum Schlusse. In dem Saale waren durch Prof. Dr. Quenstedt Gavialreste aus den Stinksteinen und durch einige Sammler schöne Versteinerungen aus der Tertiär- und Jura-Formation, z. B. *Ammonites heterophyllus* und ein ausgezeichneter *Amm. striatus* aus dem Breitenbach ausgestellt.

Der Geschäftsführer Prof. Dr. v. Rapp eröffnete nach 9 Uhr die Versammlung mit einigen Worten der Begrüssung und forderte alsdann die Anwesenden zur Wahl eines Vorsitzenden auf. Die Versammlung ersucht sofort durch Acclamation den Prof. Dr. v. Rapp, den Vorsitz zu übernehmen.

Hierauf trug Prof. Dr. Krauss den

Rechenschaftsbericht für das Jahr $18^{55}/_{56}$

vor. Er lautet:

Meine Herren!

Das eilfte Vereinsjahr, über welches ich im Namen und Auftrage Ihres Ausschusses Bericht zu erstatten habe, gibt mir Veran-

lassung, über das Gedeihen und die Wirksamkeit des Vereins nur Erfreuliches mitzutheilen. Sein Bestreben, den Mitgliedern das in allen Schichten der Gesellschaft immer mehr zunehmende Interesse für die Naturwissenschaften durch Wort und Anschauung rege zu erhalten, hat sich auch in diesem Jahre günstig geäussert, indem dem Vereine eine grössere Anzahl neuer Mitglieder beigetreten ist, als in den vergangenen Jahren, und die Theilnahme an den Vorträgen, welche in den sechs Wintermonaten gehalten wurden, ebenfalls eine erfreulichere war, als sonst. Vorträge wurden gehalten von

Oberreallehrer Blum über die Geschichte der Telegraphie,
Dr. Weidenbusch über den chemischen Theil der Pariser Industrie-Ausstellung,
W. Lechler über die Natur der Falklands-Inseln,
Dr. O. Fraas über ein geologisches Bild der Stadt Stuttgart,
Prof. Dr. v. Kurr über die naturhistorische Seite der Pariser Industrie-Ausstellung und von
J. G. Fischer über Züge aus dem Gemüths- und Charakterleben der Vögel.

Die Sammlung vaterländischer Naturalien hat wieder manchen schönen Zuwachs erhalten. Als Seltenheiten für Württemberg sind die rothe sibirische Feldmaus *(Hypudaeus rutilus Ill.)*, ein altes Männchen eines Seeadlers *(Haliaëtus albicilla L.)*, ein schwarzbrauner Milan *(Milvus ater Daud.)* und ein Silberreiher *(Ardea Egretta L.)* aufzuführen. Die Hoffnung, die Vereinssammlung zum Nutzen des Publikums und zur Beförderung der Wissenschaft in einem zweckmässigen Lokal in der Stadt selbst aufgestellt zu sehen, scheint auch etwas näher gerückt zu sein.

Von den Jahresheften haben die Mitglieder die beiden ersten Hefte des XII. Jahrganges in Händen und an dem dritten wird demnächst angefangen. Zu unserem Bedauern sind die noch ausstehenden Hefte des VIII. und X. Jahrganges immer noch nicht erschienen, ungeachtet der Bearbeiter derselben sie uns für das nun verflossene Vereinsjahr bestimmt in Aussicht gestellt hatte. Wir bedauern dies um so lebhafter, als die Tafeln für den bei Stuttgart gefundenen *Belodon*, welche für den VIII. Jahrgang

bestimmt sind, längst vollendet sind und es nur noch an der Beschreibung desselben fehlt.

Ihr Ausschuss hat ferner durch eine dazu ernannte Commission die Einleitung getroffen, dass einzelne interessantere Blätter des topographischen Atlasses, von welchen einige gediegene nahezu vollendet vorliegen, in den folgenden Jahrgängen geognostisch colorirt herausgegeben werden sollen. Die thätige Mitwirkung einiger Mitglieder ist hiezu in Aussicht gestellt und vertrauen wir auch, dass dem Unternehmen die nöthige Staatsunterstützung zu Theil werde.

In der Bestrebung, durch die Jahreshefte die Tauschverbindung mit andern Gesellschaften möglichst zu erweitern, ist es Ihrem Ausschusse gelungen, mit der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin, der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften in Freiburg i. Br., dem naturhistorischen Verein in Augsburg, der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, der Société Linnéenne de Normandie, der Society of natural history of Boston und der Geological Society of London in Verbindung zu treten.

Zu correspondirenden Mitgliedern wurden Hauptmann H. Bach in Stuttgart, Auguste Le Jolis, President der Kais. Gesellschaft zu Cherbourg und Professor Eudes Deslongchamps zu Caën ernannt.

Der Verein hat auch dieses Jahr wieder durch den Tod einiger Mitglieder schmerzliche Lücken erfahren, nämlich:

Buchhändler Paul Neff,
Med.-Rath Dr. Seeger,
Med. Dr. Carl Krauss,
Prof. Dr. Müller, sämmtlich in Stuttgart, und
Oberamtsarzt Dr. v. Steudel in Esslingen, über welchen wir durch ein Vereinsmitglied einige Worte der Erinnerung vernehmen werden.

Die Vereinssammlung hat folgenden Zuwachs an Naturalien erhalten:

damals entdeckten Theilen der Neuen Welt in Mitteljahren kaum 2000 Mark betrug. Der Pabſt Alexander VI., welcher wähnte, den Spaniern eine Erdhälfte gegeben zu haben, erhielt als Gegengeſchenk von Ferdinand dem Katholiſchen kleine Goldgeſchiebe aus Haiti, „als erſte Früchte des neuentdeckten Landes,“ zur Vergoldung der prächtigen Decke (Soffitto) der Baſilica von Sta. Maria Maggiore. Eine Inſchrift erwähnt des Metalls, quod primo Catholici Reges ex India receperant. So groß war damals die Thätigkeit der ſpaniſchen Regierung, daß ſchon 1495, wie der Hiſtoriker Muñoz gezeigt hat, ein Bergmann Pablo Belvis mit einem Vorrath Queckſilber nach Haiti geſchickt wurde, um das Goldwaſchen durch Anquicken zu beſchleunigen. Sehr auffallend iſt es, in einem neu aufgefundenen und erſt vor Kurzem publicirten Theile der Geographie des Sherif Edriſi zu leſen, * „daß die Neger im Inneren des weſtlichen Afrika, wie auch die Bewohner der fruchtbaren Niederung Wadi el Alaki (zwiſchen Abyſſinien, Bodja und Nubien) den Goldſand durch Queckſilber bearbeiteten.“ Davon ſpricht der nubiſche Geograph in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als von einer längſt bekannten Sache. Sollte ſich dieſe Kenntniß aus dem Orient durch Aegypten, dem ſchwarzen, der Scheidekunſt ergebenen Lande (Chemi), nach Afrika verbreitet haben? Das griechiſche und römiſche Alterthum gedenkt wohl einer ſehr gebräuchlichen Anwendung des Queckſilbers, um das Gold aus den Fäden alter Treſſen aufzunehmen, nirgends aber einer techniſchen Anwendung im Großen bei den doch oft ſo umſtändlich beſchriebenen Goldſcheidewerken.

Mehr durch Eröffnung neuer reicher Quellen, als durch Verſiegung der älteren wird das jedesmalige Verhältniß des Werthes von Gold und Silber modificirt. Es ſtieg daher wiederum, ſeit Entdeckung der Großen Antillen der Preis des Goldes gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts, als die reichen Silbergruben von Potoſi und Zacatecas in Peru und Nord-Mexiko eröffnet wurden. Nach meinen ſorgfältigen Unterſuchungen verhielt ſich bis zu der Eröffnung der braſiliſchen Goldwäſchen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die Ein-

* S. die franzöſiſche Ueberſetzung von Amedée Jaubert (Paris 1836) T. I, p. 42 und 67. Beide Stellen fehlen in dem Codex, welcher der lateiniſchen Ueberſetzung des Sionita zum Grunde lag.

I. Säugethiere:

Als Geschenke:

Vespertilio murinus L., junges Weibchen,
durch Herrn Prof. Dr. Veesenmeyer in Ulm;
Hypudaeus amphibius Brants, Männchen, aus dem Nesenbach,
durch Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Myoxus muscardinus Schreb., Männchen, aus Urspring,
durch Herrn Revierförster Klaiber;
Felis Catus L., Männchen, 3 Monate alt, von Plattenhardt,
Myoxus Nitela Schreb., Männchen und Weibchen, von Mössingen,
Lutra vulgaris L., Männchen, Weibchen und Junge,
durch Herrn Präparator Pleucquet;
Sciurus vulgaris L. var. nigr., Männchen, aus Adelmannsfelden,
durch Herrn Revierförster Riegel;
Hypudaeus rutilus Illig., altes Männchen, aus Stuttgart,
durch Herrn Dr. Hoffmann;
Mus minutus Pall., Junge, von Warthausen,
durch Herrn Baron Richard v. König-Warthausen;
Mus Rattus L., altes Männchen, aus Stuttgart,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

II. Vögel:

a) Als Geschenke:

Turdus iliacus L., altes Männchen,
Pyrrhula rubicilla Pall., altes Weibchen, aus Adelmannsfelden,
Querquedula crecca Steph., junges Männchen,
durch Herrn Revierförster Riegel;
Scolopax Rusticola L., jung und im April gefangen,
durch Herrn Revierförster Bührlen in Rottenburg;
Podiceps minor Lath., altes Männchen, von Ulm,
durch Herrn Gen.-Stabsarzt Dr. v. Klein;
Podiceps cristatus Lath., aus Friedrichshafen,
durch Herrn Director v. Seyffer;
Ardea cinerea B., altes Männchen, aus Abtsgmünd,
durch Herrn Revierförster Jäger;
Milvus ater Daud. (niger Briss.), von Heiligkreuzthal,
durch Herrn Revierförster Kutroff;
Buteo vulgaris Bechst., altes Männchen,
durch Herrn Grafen v. Zeppelin;
Fringilla domestica L., altes Männchen und Weibchen und Junges,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) durch Kauf:

Haliaëtus albicilla L., Seeadler, altes Männchen, im November 1855 bei Oberndorf erlegt,
durch Herrn Büchsenspanner Gräter;
Ardea Egretta L., altes Männchen, von Herbrechtingen,
Corvus Pica L. var. alba, Weibchen, von Unterriexingen,
Ciconia alba L., junges Männchen, von Oberroth,
durch Herrn Präparator Plouequet.

III. Reptilien:

a) Als Geschenke:

Tropidonotus natrix Kuhl., jung, von Zell in Oberschwaben,
durch Herrn Dr. O. Fraas;
Rana temporaria L., Weibchen und Eier, von den Fildern,
durch Herrn Präparator Plouequet;
Bufo variabilis Merr., Männchen und Weibchen, von Kirchheim u. T.
Bufo vulgaris Laur., Männchen und Weibchen,
Bombinator igneus Merr., Männchen und Weibchen,
Hyla viridis Laur., in verschiedenen Jugendstufen,
Salamandra maculosa Laur., jung,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) gegen Ersatz:

Vipera berus Daud.,
Vipera berus Daud. var. (V. prester L.).
Anguis fragilis L.,
Lacerta stirpium Daud., aus dem Quellengebiet der Eyach, O.A. Balingen.
durch Herrn Dr. O. Fraas.

IV. Fische:

Als Geschenke:

Eier und Junge von Forellen, darunter 3 Exemplare, bei welchen je 2 Fischchen an der Bauchfläche an einander gewachsen sind, aus der Fischzüchterei bei Scharnhausen, von Herrn Prof. Dr. Rueff in Hohenheim;

Perca fluviatilis L.,
Acerina cernua Cuv.,
Leuciscus vulgaris Flemm.,
Abramis alburnus Nils., aus der Donau bei Ulm,
durch Herrn Gutekunst;
Coregonus Wartmanni v. Rapp (Salmo Bl.), Gangfisch,
Coregonus fera Jurine, Sandfelchen,
Coregonus acronius v. Rapp, Kilchen,

Fario lacustris Val., Silberlachs,
Fario trutta Val., Lachsforelle, aus dem Bodensee,
durch Herrn Prof. Dr. v. Rapp.

V. Insekten:

Als Geschenke:

46 Arten *Coleopteren* von der Umgegend Stuttgarts,
durch Herrn Director v. Roser;
50 Arten *Coleopteren* von der Umgegend Calws,
durch Herrn Dr. E. Schütz;
100 Arten *Coleopteren*, welche der Vereinssammlung noch fehlten,
durch Herrn Lehrer Kolb;
3 Nester von *Megachile muraria* von Geislingen,
durch Herrn Dr. O. Fraas;
Insekten und Nester von *Polistes gallica* auf Steinen bei Boll,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss.

VI. Helminthen:

Als Geschenke:

Aulostomum Gulo Mq. Tand. aus der Fils,
durch Herrn Prof. Dr. Krauss;
Dasselbe aus der Eyach, O.A. Balingen,
durch Herrn Dr. O. Fraas.

VII. Petrefakten und Mineralien:

a) Als Geschenke:

Einige Petrefakten von Zwiefalten und Frommern,
Malachit vom Herrensegen und *Anhydrit* von Sulz,
durch Herrn Forstrath Hahn in Stuttgart;
Fossile Knochen aus dem Torf und Lehm bei Sindelfingen und Stuttgart,
durch Herrn Hauptmann v. Dürrich;
Eine Suite von 17 Arten aus dem Wellendolomit bei Wildberg,
durch Herrn Notar Ellwert daselbst.

b) durch Kauf:

Einige schöne Apiocriniten *(Milleri, roseceus)* mit Kronen,
einige Fische von Unterkirchberg und Holzmaden,
eine Parthie fossiler Knochen und Zähne von Kirchberg und Ermingen,
mehrere Pflanzen-Abdrücke aus dem Sandlager von Kirchberg,
eine Suite Land- und Süsswasser-Petrefakten von Thailfingen bei Ulm.

VIII. Pflanzen:

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Der K. Revierförster von Entress-Fürsteneck in Balingen theilte uns zwei weitere Bewohner unserer Alp mit, *Hyssopus officinalis L.*

vom Saume des bewaldeten Bergkopfes Schädelherdle, eine südliche, ehemals in Gärten häufigere Gewürzpflanze, welche nördlich der Alpen sonst nur mit zweifelhaftem Bürgerrechte die Ruinen der mittelalterlichen Burgen und Klöster schmückt, wie ich sie auf dem Hohenneuffen, Rösler an dem Hohentwiel fand, und die kalkstete *Athamanta cretensis L.*, welche mit Lebensgefahr durch Erkletterung der steilen Felsenwände des Lochen an diesem ihrem von Herrn Finanzrath Zeller entdeckten einzigen Standorte in Württemberg erlangt wurde.

Von Herrn Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach erhielten wir 15 Arten, darunter zwei von Herrn Ober-Justizrath W. Gmelin an der Donau bei Ulm gesammelten Gewächse der Voralpen, *Pleurospermum austriacum* Hoffm. und *Carduus Personata* Jacquin, ferner *Hydrurus Vaucheri* Ag. im April d. J. in der Erms gefunden; da derselbe diese Alge vor sechs Jahren in dem gleichen Flusse im September fand, so bestätigt sich dadurch die Beständigkeit der Art, welche man sonst nur für den Jugendzustand des im Neckar häufigen *Hydrurus penicillatus* Ag. halten könnte.

Herr Generalstabsarzt Dr. v. Klein überliess uns Mutterkorn, welches einige Zeit auf feuchtem Sand gelegen hatte, hiedurch entwickelte sich auf demselben ein Pilz, der die bestrittene Frage, ob das Mutterkorn (*Spermoedia Clavus* Fries) in die Classe der Pilze gehöre, bejahend entscheidet; es ist nämlich der *Agaricus tuberosus* Pers., welcher ausschliesslich nur auf abgestorbenen Pilzen wächst, Batsch fand ihn auf Amaniten, ich auf *Thelephora palmata* Fries.

Herr Revierförster Riegel übersandte von Adelmannsfelden das bei uns seltene *Lycopodium inundatum L.* und Herr Oberamtsarzt Dr. Theurer in Leonberg eine bandförmige Missbildung des *Echium vulgare L.*

Unter 10 von Herrn Apotheker F. Valet in Schussenried gefälligst eingesandten Pflanzen befindet sich die dritte bei uns dem subalpinen seereichen Oberschwaben eigenthümliche *Calamagrostis*, die *Calamagrostis littorea* Dec., 1852 von Forstwart Bührlen am Karsee zwischen der Waldburg und Wangen entdeckt, *Aposeris foetida* Lessing vom Bussen, *Anchusa officinalis L.* von Zwiefalten, und weitere Exemplare der *Bunias orientalis L.* mit näheren Nachrichten über ihr Vorkommen: sie befinde sich an der nordöstlichen Seite von Riedlingen an früher den Laufgraben bildenden, der Mittagssonne zugekehrten Rainen, wo sie vor ungefähr 12 Jahren bemerkt worden, bis vor wenigen Jahren in grosser Anzahl vorgekommen, aber durch ihre Nähe bei der Stadt so vielen Gefahren ausgesetzt sei, dass sie sich kaum noch lange halten werde.

Herr Prof. Dr. G. Veesenmeyer in Ulm beschenkte uns mit Exemplaren des von ihm in diesen Jahresheften (XII. 1, S. 57) erwähnten *Ceratocephalus falcatus* Moench, einer niedlichen einjährigen *Ranunculacee* der *Flora mediterranea*, welche durch Vermittlung des lebhaften Handel-

verkehrs der alten Reichstadt schon vor dem Jahr 1594 die Donau herauf gewandert ist und sich bis heute auf den sandigen Aeckern zwischen der Iller und der Donau erhalten hat, ohne sich weiter zu verbreiten, ein merkwürdiges Beispiel localer Ansiedlung, denn ihre nächsten Standorte liegen bei Wien, Prag und Mantua; dem übrigen Deutschland und der ganzen Schweiz fehlt sie.

Den bedeutendsten Zuwachs erhielt in diesem Jahr unsere Pflanzensammlung durch einen unserer gründlichsten und scharfsinnigsten Pflanzenforscher, Herr Pfarrer Kemmler in Unter-Sontheim, Oberamts Hall, beschenkte dieselbe mit 240 Arten und Formen aus diesem noch fast gar nicht durchsuchten Theile des Landes, daher sich auch nicht weniger als 49 bisher nicht als württembergisch bekannte darunter befinden, so unter den 55 Phänogamen die lange vergeblich gesuchte *Radiola linoides* Gm., mit *Juncus capitatus* Weigel auf Sandboden bei Winzenweiler entdeckt, wodurch die von A. De Candolle (*Geographie botanique* p. 210) bemerkte starke Biegung ihrer Südgrenze zwischen Basel und Regensburg vermindert wird, unter den 35 Laubmoosen *Grocalyx graveolens* Nees, *Jungermannia Müllerі* Nees und *exsecta* Schmidel, und *Fissidens incurvus* Starke, unter den 10 Algen *Symploca Wallrothiana* Kg., unter den 17 Pilzen *Clavaria Ligula* Schaefer und *mucida* Pers., *Guepinia helvelloides* Fries und *Sphaeria viset* Dec., besonders aber ein Theil der vortrefflich nach Koerber bestimmten 123 Flechten, z. B. *Thelotrema clausum* Schaerer, *Thrombium epigaeum* Wallr., *Parmelia Borreri* Turn., acht schwer aufzufindende *Calycium*-Arten, *Coniocybe furfuracea* Acharius, *Lecidea dolosa* Wahlenberg, viele *Cladonien* und die alpine *Cetraria cucullata* Acharius von der Alp bei Heidenheim.

Durch diese ansehnliche Flechtenreihe stellt sich nun unser Herbar würdig an die Seite des von dem trefflichen Rösler mit Flechten des Schwarzwaldes reichlich ausgestatteten Herbars der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg und so wird es unser neuer Correspondent verzeihlich finden, wenn wir an den lebhaftesten Dank für seine gefälligen Mittheilungen die Bitte um deren Fortsetzung knüpfen.

Mit einigen von dem Conservator hinzugefügten beläuft sich die Zahl der in diesem Jahre eingekommenen Arten und Abarten auf 275. Der Catalog der württembergischen Flora enthält jetzt 1381 Arten und 183 Abarten von Gefässpflanzen, wovon 158 Arten und 134 Abarten im neuen Herbar noch fehlen, die meisten aus dem subalpinen südöstlichsten Theile des Landes.

Die Vereins-Bibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) durch Geschenke:

Lehrbuch der Naturgeschichte. Von Jakob Wartmann, Lehrer der Natur-

geschichte. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. St. Gallen. Druck und Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 1855. 8°.

Von der Verlagsbuchhandlung zur Anzeige.

Steudel, synopsis plantarum glumacearum. Fasc. X. (Schluss).

Geschenk vom Verfasser.

J. G. Fischer, die Familie der Seeschlangen systematisch beschrieben. Hamburg 1855. 4°.

Geschenk vom Verfasser.

Notice présentée à l'institut des provinces, sur un genre nouveau de Brachiopodes par M. Eugène Deslongchamps. Caën 1855. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Geologische Uebersicht der Bergbaue der österreichischen Monarchie. Im Auftrage der k. k. geolog. Reichsanstalt zusammengestellt von Franz Ritter von Hauer und Franz Foetterle, mit einem Vorworte von Wilhelm Haidinger. Herausgegeben von dem k. k. Central-Commité für die allgemeine Agricultur- und Industrie-Ausstellung in Paris. Wien 1855. gr. 8°.

Geschenk von den Verfassern.

Auguste Le Jolis Observations sur les Ulex des environs de Cherbourg. 1853. 8°. Ferner:

Memoire sur l'introduction et la floraison à Cherbourg d'une espèce peu connue de Ile de la nouv. Zélande et Revue des plantes confondues sous le nom de Phormium tenax. 8°.

Examen des espèces confondues sous le nom de Laminaria digitata, suivi de quelques observations sur le genre Laminaria. 4°.

Geschenk von dem Verfasser.

A. Kenngott Mineralogische Notizen 15.—17. Folge. 8°. Ferner:

Mittheilungen über einige besondere Exemplare des Calcit. (Besonderer Abdruck aus den Annalen der Physik und Chemie. Bd. 97.)

Geschenk von dem Verfasser.

Carmen Nicolai Hussoviani de statura, feritate ac venatione Bisontis. Cracoviae 1523. Denuo excusum Petropoli typis Acad. scient. imperialis 1855. gr. 4°.

Geschenk von der kaiserl. öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

Geognostische Uebersichtskarte von Deutchland, der Schweiz und den angrenzenden Ländertheilen. Von Heinrich Bach, K. würt. Ingenieurtopograph, Oberlieutenant a. D. Gotha, J. Perthes. 1856.

Geschenk vom Verfasser.

Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. Jahrg. I—XII. 1845—56.

Geschenk von den Verlegern der Vereins-Jahreshefte.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte, als Fortsetzung:

Société des sciences naturelles du Grand-Duché de Luxembourg. Tome I. II. 1853—54. Luxemb. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.
Bd. II. 4tes Quartal. 1854.
Bd. III. 1—4tes Quartal. Halle 1855. 4°.

Annales des sciences physiques et naturelles, d'Agriculture et d'Industrie de Lyon.
Deuxième Serie. Tome VI. 1854. 8°.

Mémoires d'Academie impériale des sciences, belles lettres et arts de Lyon.
1) Classe des Sciences (Nouv. Serie).
Tome III. IV. V. 1853—55.
2) Classe des lettres (Nouv. Serie).
Tome III. IV. 1853—55. 8°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.
Jahrgang 1853. 1stes und 2tes Heft. Stuttgart 1853—54.
Jahrgang 1854. 1stes und 2tes Heft. 1855—56. kl. 8°.

Verhandelingen der kon. Academie van Wetenschappen. Tweede Deel. Amsterdam 1855. 4°.

Verslagen en mededeelingen der kon. Akademie van Wetenschappen.
II. Deel. 3. Stuk. 1854.
III. Deel. 1. und 2. Stuk. Amsterdam 1855. 8°.

Catalogus der Boekerij van de kon. Academie van Wetenschappen, gevestigt te Amsterdam.
I. Aflevering. 1855. 8°.

Koninklijk Besluit tot vorming der Academie van Wetenschappen etc. Amsterdam 1855. 4°.

Jahresberichte über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie.
Für 1854. Heft 1 und 2. Giessen 1855. 8°.

Einundzwanzigster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1855. 8°.

Jahrbuch der k. k. Geologischen Reichsanstalt.
1854. V. Jahrg. Nr. 3 und 4. Juli — Dez.
1855. VI. Jahrg. Nr. 1—3. Jan. — Sept. Wien. gr. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.
Bd. VII. Heft 1—4. Berlin 1855. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.
Bd. V. Heft 3. Danzig 1855. 4°.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe.
Bd. XV. Heft 3. März.
Bd. XVI. Heft 1 und 2. April. Mai.
Bd. XVII. Heft 1—3. Juni. Juli. October. 1855. Wien. 8°.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens.

XII. Jahrgang, 1—3tes Heft. Bonn 1855. 8°.

XIII. Jahrgang, 1stes Heft. 1856.

Verhandlungen der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg.

Bd. VI. Heft 1—3. Würzburg 1855 - 56. 8°.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich.

Heft VIII. und IX. (Nr. 92—118). Zürich 1854—55. 8°.

Abhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt. In drei Abtheilungen.

Bd. II. Mit 78 lith. Tafeln. Wien 1855. Fol.

Jahresbericht der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau über die Gesellschaftsjahre vom August 1853 bis dahin 1855. Nebst einem Anhang naturwissenschaftlicher Arbeiten. Hanau 1855. 8°

Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou.

Année 1854. Nr. 2—4. Moscou 1854.

Année 1855. Nr. 1. Moscou 1855.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.

Heft 9. 1855. 8°.

Fünfter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1855. 8°.

Bulletin de la Société géologique de France.

2. Serie. Tome XII. Feuill. 4—60.

Tome XIII. Feuill. 1—7. Paris 1854—56. 8°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. 2tes Heft. Basel 1855. 8°.

Zweiunddreissigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält: Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1854. Breslau. 4°.

Smithsonian Contributions to Knowledge. Vol. VII Washington 1855. Fol.

Eighth and ninth annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for 1854—55. 2 Vol. 8°.

Boston Journal of natural history, containing papers and communications, read before the Boston Society of nat. History and published by their Direction.

Vol. VI. Nr. 1—3. Boston 1850—53. 8°.

Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia.

Vol. VII. Nr. 2—7.

Smithsonian Report on the construction of Catalogues of Libraries and of general Catalogue. Washington 1853. 8°.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga. VIII. Jahrgang. 1854—55. Riga. 8°.

Bulletins de l'Academie Royale des sciences etc. de Belgique.
Tome XXI. 2. part. 1854.
Tome XXII. 1. part. 1855. 8°.

Annuaire de l'Academie Royale des sciences etc. 1855. Vingt et unième année. 8°.

Bibliographie académique, ou liste des ouvrages publiés sur les membres, correspondants et associés residents de l'Academie Royale de Belgique 1854. Bruxelles. 8°.

Mémoires de la Société impériale des sciences nat. de Cherbourg. Tome II. Cherbourg 1854. 8°.

Bulletin de la Société des sciences naturelles de Neuchatel. Nr. 1 und 2 8. Nov. 1843 — 23. Nov. 1843. 8°.

— — du Tome troisième le fin de page 183—284. 1854. 8°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Vereine für Sachsen und Thüringen in Halle, redigirt von C. Giebel und W. Heintz.
Jahrgang 1845. Bd. V. und VI. Berlin 1855. 8°.

Fünfter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Werner-Vereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahre 1855. Brünn 1856. 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Berichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg i. Br.
Heft I. Nr. 1—8.
Heft II. Nr. 9—12. 1855. 8°.

Achter Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. 1855. 8°.

Physikalische Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1850, 1851, 1852, 1853, 1854. Berlin 1852—55. 4°.

Mathematische Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1850, 1851, 1854. Berlin 1852—55. 4°.

Proceedings of the Boston Society of Natural History.
Vol. I. 1841—44; Vol. II. 1845—48; Vol III. 1848—51; Vol. IV. 1851—54; von Vol. V. Bogen 1—11 Boston. 8°.

Mémoires de la Société Linnéenne du Calvados.
Année 1824. Caën 1824. 8°.
Année 1825. Paris 1825. 8° avec Atlas in Fol.

Mémoires de la Société Linnéenne de Normandie. Année 1826 et 1827. Paris 1827. 8°.
Seconde Serie. Première Vol. I. Partie. Paris 1829. 4°.
Cinquième Vol. Années 1829—33. Paris 1835. 4°.
Sixième Vol. Années 1834—38. Paris 1838. 4°.

Septième Vol. Années 1839—42. Paris 1842. 4°.
Huitième „ „ 1843—48. „ 1849. 4°
Neuvième „ „ 1849—53. „ 1853. 4°.

Séance publique de la Société Linnéenne de Normandie.

1) Tenue à Falaise le 5. Juin 1834. Caën 1834. 8°.
2) „ à Bayeux le 4. Juin 1835. Caën 1835. 8°.
3) „ à Vire le 24. Mai 1836. Caën 1836. 8°.
4) „ à Honfleur le 28. Juin 1837. Caën 1837. 8°.

The Quaterly Journal of the geological Society of London. Edited by the Vice Secretary of the Geol.-Soc.

Vol. II. 1846 — Vol. XI. 1854.
Vol. XII. Part. 1. Febr. 1856. Nr. 45. 8°.

Alsdann folgte der Bericht des Vereinskassiers, Apotheker Weismann, über den Stand der Vereinskasse.

Rechnungsablegung
bei der Generalversammlung zu Tübingen
am 24. Juni 1856.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand unserer Vereinskasse zu erstatten, und zwar über die Rechnung des zwölften Jahrgangs $18^{55}/_{56}$.

Am 1. Juli 1855 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl. 4111. 15.
b) Ausstände	6. 18.
c) Cassavorrath	244. 49.
	fl. 4361. 22.

Von den Ausständen des vorigen Jahres sind im Laufe dieser Periode bezahlt worden:

1 Actie mit	fl. 2. 42.
in Ausstand blieben 1 Actie mit fl. 2. 42. und ein Rest 54.	fl. 3. 36.
Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt	fl. 400.
An Capitalzinsen wurden eingenommen .	fl. 165. 2.

Im vorigen Jahr war die Zahl der Mitglieder
303 mit 322 Actien.
Zuwachs in dieser Periode 40 und zwar durch die Herren:
Verwaltungsactuar Haas in Herrenberg,

fuhr des amerikaniſchen Goldes zu dem des amerikaniſchen Silbers dem Gewichte nach, wie 1 zu 65. Gegenwärtig iſt dies Verhältniß, wenn man den europäiſchen Metallhandel mit allen Welttheilen in einem Blicke umfaßt, wohl nicht höher als 1 zu 47. So ergibt es wenigſtens die Vergleichung der Maſſen * beider Metalle, welche gleichzeitig in Europa gemünzt vorhanden ſind. Die Angaben, welche die ſonſt ſo vortreffliche Schrift von Adam Smith enthält, ſind, wie der größere Theil der darin aufgeſtellten numeriſchen Reſultate, überaus unrichtig, ja in dem eben berührten Verhältniß um mehr als die Hälfte falſch. Im Geldhandel ſchwankte der relative Werth von Gold und Silber unter den gebildeten und alſo unmittelbar mit einander verkehrenden Völkern Europa's, in den erſten hundert Jahren ſeit der Entdeckung des Neuen Continents, zwiſchen 1:10⅞ und 1:12, in den letzten zweihundert Jahren zwiſchen 1:14 und 1:16. Dieſes Schwanken hängt keineswegs allein von den relativen Quantitäten der Metalle ab, welche jährlich dem Schoße der Erde entriſſen werden. Das Verhältniß des Werthes beider Metalle wird zugleich durch die Produktionskoſten, durch die Nachfrage oder das Bedürfniß der Conſumenten, durch die ungleiche Abnützung, durch die Verwendung zu Geſchmeiden und anderen Metallwaaren mannigfaltig modificirt. So viele gleichzeitig einwirkende Elemente machen bei der Leichtigkeit des Zuſtrömens im allgemeinen und ſchnellen Weltverkehr und bei der ungeheuren Maſſe der ſchon vorhandenen, in Europa angehäuften Metalle, jetzt jede ſehr große oder lange dauernde, partielle Oscillation im relativen Werthe von Gold und Silber unmöglich. So hat es ſich gezeigt, wenn plötzlich Störungen der Produktion eintraten, wie nach dem Ausbruche der Revolution im ſpaniſchen Amerika; ſo bei übermäßigem Verbrauche eines der edeln Metalle in einer vielbeſchäftigten Münzſtätte. In England wurden nämlich in den zehn Jahren zwiſchen 1817 und 1827 über 1,294,000 Mark Gold geprägt, und dieſer Goldankauf hat doch nur das Verhältniß des Goldes zum Silber in London von 1:14,97 zu 1:15,60 ſteigen

* S. mein Essai politique T. III, 400, 430 — 448 und 463. Jacob. Prec. Metals T. II, p. 187. Das von mir aufgefundene Reſultat iſt von Say (Traité d'économie politique T. II, L. 3, Chap. 10) durch Analogien aus dem Waarenhandel ſcharfſinnig erläutert worden.

Professor v. Cless,
„ v. Gaupp,
Freiherr Ferd. v. Hornstein Weiterdingen,
Director Vols in Berg,
Mechanikus Chr. Seeger,
Theodor Lindauer,
Oekonom August Köstlin,
Professor Baur,
Reallehrer Gutscher in Backnang,
Apotheker Essenwein in Backnang,
Dr. Burkhard, Badarzt in Wildbad,
Revierförster Fischbach in Wildbad,
Geognost Fr. Gutekunst in Ulm,
Revierförster W. Probst in Bebenhausen,
Guido Schnitzer,
Reinhold v. Hoevel,
Theodor Haas,
Oekonomierath Mülberger,
Fabrikant H. Sieglen,
Finanzrath Dr. Fischer,
Hofkammerförster Freiherr v. Gültlingen,
Forst-Assistent Kuttler in Söflingen,
Anton Meyer v. Wartegg,
Freiherr Georg Cotta v. Cottendorf,
Ernst Wagner, Vikar in Gmünd,
Oberreallehrer Gruner,
Kaufmann Ferdinand Schmidt,
Oberrechnungsrath Stohrer,
Neff'sche Buchhandlung,
Particulier Dr. Brachmann,
Carl Marx, Chemiker,
Particulier Weber,
Oberst Freiherr v. Hayn,
Oberkirchenrath v. Kauffmann,
Geh. Legationsrath v. Gross,

Hofkammerrevisor Haderer,
Staatskasse-Buchhalter Sellner,
Professoratsverweser Dr. Haackh,
Oberförster Baron v. Hügel in Ochsenhausen.

Die Actienzahl 362 hat sich durch den Austritt von 10 Mitgliedern um 29 vermindert; die Ausgetretenen sind die Herren:

Hauptmann v. Bauer,
Oberstlieutenant v. König,
Kanzleirath Benz,
Apotheker Krembs in Dischingen,
Obermedicinalrath Dr. v. Härlin in Ulm,
Sr. Erlaucht Wilhelm, Graf v. Württemberg,
Christoph Paulus im Salon,
Med. Dr. Röder in Ulm.

Gestorben sind die Herren:

Bergrath v. Faber du Four,
Buchhändler Paul Neff.

Die Zahl der Actien ist nun 333 mit ebensovielen Mitgliedern, welche à fl. 2. 42. . . . . fl. 899. 6.
betragen; davon wurden 332 bezahlt mit . . . 896. 24.
im Ausstand blieben 1 . . . . . 2. 42.
Als Beitrag pro $18^{54}/_{55}$ von der Königl. Centralstelle 75. —
Die ausserordentliche Einnahme beträgt . . . 5. 24.
Auf den Grundstock wurden in diesem Jahr hingelichen . . . . . 500. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl. 34.	22.
2) „ Mobilien	44.	52.
3) „ Vermehrung der Sammlung	220.	21.
4) „ Buchdrucker- etc. Kosten	786.	53.
5) „ Reinigung und Miethe .	44.	34.
6) „ Vereinsdiener	121.	—
7) „ ausserordentl. Ausgaben .	23.	9.
8) „ Capitalsteuer etc. .	12.	15.
	fl. 1287.	26.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1856.

Am 1. Juli 1855 war der Activcapitalstand . . .	fl. 4111. 15.	
Hiezu ausgeliehen . .	500. —	
		fl. 4611. 15.
Davon Ablösung		400.
Rest		fl. 4211. 15.
Hiezu die Activaausstände		6. 18.
den Cassenbestand		1. 55.
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1856		fl. 4219. 28.
Am 1. Juli 1855 betrug das Vermögen:		
a) Capitalien . . .	fl. 4111. 15.	
b) Ausstände . . .	6. 18.	
c) Cassavorrath . . .	244. 49.	
	fl. 4362. 22.	
Somit Abnahme		fl. 142. 54.

Nach §§. 12 und 13 der Statuten wurde nun zur Wahl der Vorstände und derjenigen Hälfte des Ausschusses, welche in diesem Jahr auszutreten hat, geschritten. Bergrath v. Schübler schlug der Versammlung vor, die bisherigen Vorstände, Prof. Dr. v. Rapp als ersten und Prof. Dr. v. Kurr als zweiten, wieder zu wählen, welcher Vorschlag auch durch Acclamation angenommen wurde. Ebenso wurden die bisherigen Ausschussmitglieder wieder beibehalten und nur an die Stelle des Handlungsvorstandes Reiniger, welcher wegen Geschäftsüberhäufung an den Sitzungen nicht mehr Theil nehmen kann, und an die des verstorbenen Directors v. Seyffer die Ergänzungsmitglieder Finanzrath Eser und Prof. Dr. Fraas gewählt.

Der Ausschuss besteht sonach aus folgenden Mitgliedern:

Gebliebene:

Professor Dr. v. Mehling,
Medicinalrath D[illegible]ering,
General-Stabsarzt Dr. v. Klein,

Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Professor Dr. Plieninger,
Graf v. Seckendorff,
Apotheker Weismann, sämmtlich in Stuttgart.

Neugewählte:

Finanzrath Eser in Stuttgart,
Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
Professor Dr. Fraas in Stuttgart,
Apotheker Dr. Haidlen in Stuttgart,
Professor Hochstetter in Esslingen,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger,
Professor Dr. Köstlin,
Professor Dr. v. Kurr, sämmtlich in Stuttgart.

Zu Ergänzungsmitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung vom 14. August gewählt:

Oberreallehrer Blum,
Professor Holtzmann,
Dr. W. Menzel,
Oberpostrath v. Scholl,
Bergrath v. Schübler, sämmtlich in Stuttgart.

Endlich kam die Wahl des Versammlungsortes für 1857 zur Sprache. Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach schlug Cannstatt vor. Da aber die Zeit der Generalversammlung in die Badesaison fällt, so glaubte die Versammlung keinen Beschluss fassen zu können, ohne zuvor mit den in Cannstatt wohnenden Vereinsmitgliedern Rücksprache genommen zu haben. Es wurde daher Stuttgart und Prof. Dr. v. Kurr als Geschäftsführer gewählt.

Vorträge.

1. Prof. Dr. v. Kurr trug folgenden Nekrolog auf Oberamtsarzt Dr. v. Steudel in Esslingen vor:

Wenn es eine löbliche Sitte ist, dass gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine das Hinscheiden ihrer Mitglieder durch Gedächtnissreden feiern und das Andenken der Verstorbenen

in ihren Schriften der Nachwelt zum bleibenden Gedächtniss und der Jugend zur Nacheiferung übergeben, so mag es auch mir vergönnt sein, Ihre Aufmerksamkeit heute für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen, um einige Worte der Liebe und Dankbarkeit zum Andenken eines kürzlich dahingeschiedenen Mannes zu reden, der unserem Verein von seinem Entstehen an nicht nur angehört hat, sondern überhaupt eines der bedeutendsten und hervorragendsten Mitglieder desselben war, und dessen Name weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus mit Achtung genannt wurde.

Dr. Ernst Gottlieb v. Steudel ward den 30. Mai 1783 zu Esslingen geboren, wo sein Vater, Joh. Samson Steudel, Senator und Oberbauverwalter war. Die Mutter, Regina Katharina, war eine geb. Burk und Enkeltochter des berühmten Albrecht Bengel; sie überlebte ihren Mann, der seiner zahlreichen, aus 8 Söhnen und 2 Töchtern bestehenden Familie, wovon Ernst das vierte war, schon am 29. Oktober 1796 entrissen wurde, noch um 16 Jahre und sah 7 Söhne und eine Tochter glücklich verheirathet.

Den ersten Schulunterricht genoss St. in dem Pädagogium seiner Vaterstadt, den späteren bei einem Hauslehrer der v. Palmschen Familie, dem nachher in Altensteig verstorbenen Helfer M. Hochstetter. Im Jahr 1801 bezog er mit seinen bisherigen Studiengenossen, einem Freiherrn Jonathan v. Palm und einem Sohn des Oberamtsarztes Dr. Williardt in Esslingen, die Universität Tübingen, wo er noch einige Semester lang die älteren Brüder als Studiengenossen hatte. Hier studirte er Medicin und Naturwissenschaften mit Fleiss und Eifer, und hatte unter Anderen noch Kielmeyer und Autenrieth zu Lehrern, deren er sich später noch dankbar erinnerte.

Unter dem 25. Sept. 1805 disputirte er und schrieb unter dem Präsidium von Kielmeyer seine Dissertation: *„Observationes quaedam chemicae de acredine nonnullorum vegetabilium.“* Hierauf machte er eine Reise in die Schweiz, wo er namentlich das Chamounythal besuchte und sich mit Vorliebe der Pflanzenkunde widmete; darnach hielt er sich längere Zeit in Wien und Halle auf.

Am 21. Nov. 1806 kam er nach Esslingen zurück, um sich als praktischer Arzt daselbst niederzulassen; kurz darauf erhielt er die Stelle eines Oberamts-Thierarztes. Am 6. Aug. 1811 verheirathete er sich mit Rosine Bührer, Tochter des damaligen Pfarrers in Echterdingen, aus welcher Ehe ihm neun Kinder geboren wurden, wovon vier frühzeitig starben, die älteste Tochter 1842 dem Vater vorausging, vier andere, ein Sohn und drei Töchter, noch am Leben sind. 1828 wurde er zum Oberamtsarzt in Esslingen ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode mit Fleiss und Aufopferung versah.

Steudel war ein deutscher Mann im vollen Sinn des Wortes, von stattlicher Gestalt und ernster, Zutrauen erweckender Miene, die sich leicht in eine einnehmende Freundlichkeit verwandelte. Kein Wunder daher, dass er als Arzt bald allgemeines Vertrauen fand und sich einer ausgedehnten, glücklichen Praxis erfreute. Als Oberamtsarzt lieferte er stets genaue und umfassende Berichte, und dabei kam ihm sein von Jugend an geübter Fleiss im Aufzeichnen alles Merkwürdigen und im Verarbeiten desselben wohl zu Statten.

Was er ergriff, wurde immer mit bewundernswerther Ausdauer und Consequenz durchgeführt; mit Leichtigkeit und erstaunlicher Elasticität des Geistes wurden Plane gefasst und in allen Einzelnheiten ausgesponnen, dann aber rastlos in's Werk gesetzt, wobei er die Ueberwindung auch der grössten Schwierigkeiten als sich von selbst verstehend kaum in Berechnung zog und die Einwürfe ebenso schnell als nachhaltig zu beseitigen wusste. Fleiss und Arbeitsamkeit waren ihm so sehr zur andern Natur geworden, dass er beständig irgend einen Gegenstand der Thätigkeit haben musste, wenn es ihm wohl sein sollte; und zwar begann er seine Arbeit in der Regel schon früh Morgens um 4 oder 5 Uhr, so dass er, wann Andere zu arbeiten anfangen, bereits einen schönen Theil seines Tagewerks vollendet hatte. Dabei ging Alles, was er trieb, rasch von Statten. Er war der Mann des Ausführens, des Fertigmachens, daher aber auch manche seiner Schriften von gewissen Kritikern scharf getadelt wurden. Man konnte ihn mit einem Feldherrn vergleichen, dem es um

das Gewinnen der Schlachten mehr zu thun ist, als um den kleinlichen Garnisons- und Parade-Dienst.

Die Zeit, welche ihm der ärztliche Beruf übrig liess, ward hauptsächlich der Botanik gewidmet, so zwar, dass die Morgenstunden vorzugsweise der Literatur und schriftstellerischen Thätigkeit, die Tagesstunden der Untersuchung von Pflanzen und dem Herbarium zugewendet wurden.

Die erste Frucht von jener war die Herausgabe seines *Nomenclator botanicus*, wovon der erste Theil, die Phanerogamen enthaltend, 1821, der zweite, die Kryptogamen, 1824 bei Cotta in Stuttgart erschien.

Durch diese mühsame, mit verhältnissmässig geringen Hülfsmitteln ausgeführte Arbeit erwarb er sich die Anerkennung der Botaniker aller Nationen, so dass er bald mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit bekannt wurde, auch manchen ehrenvollen Besuch empfing.

1826 gab er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Herrn Professor Hochstetter in Esslingen, die *Enumeratio plantarum Germaniae Helvetiaeque indigenarum* ebenfalls bei Cotta heraus, womit eine Uebersicht sämmtlicher bis dahin in Deutschland und der Schweiz beobachteten Pflanzen beabsichtigt wurde. In diese Zeit fällt auch die Stiftung des botanischen Reisevereins durch Steudel und Hochstetter, welche hauptsächlich durch die Energie Steudel's zu Stande kam. Nachdem die 1825 von Fleischer an den Ortler und M. Baldo unternommene Reise glücklich ausgeführt worden war und bei den geachtetsten Botanikern Anklang gefunden hatte, wurde nämlich der Plan gefasst, für Rechnung solcher Pflanzenliebhaber, welche gegen eine entsprechende Quote der Ausbeute durch Einzahlung von Beiträgen oder Zeichnung von Actien sich betheiligten, weniger bekannte Theile vorerst von Europa, sodann aber auch aussereuropäische Länder bereisen zu können, um die Floren derselben sammeln und vertheilen zu lassen. Die K. Centralstelle für Landwirthschaft nahm den Verein unter ihren besondern Schutz. Die Bestimmung der Pflanzen besorgten die Herren Steudel und Hochstetter, die Vertheilung derselben geschah in der Regel durch

die Reisenden selbst. 1826 reiste Fleischer nach Griechenland, Müller nach Istrien und Dalmatien, 1827 Fleischer nach Smyrna und Alexandrien. In demselben Jahre botanisirte Franz Müller in Sardinien. Der Erfolg dieser beiden Reisen war so glücklich, dass die Theilnahme an dem Reiseverein immer lebhafter wurde, so dass 1828 Kurr und Hübener nach Norwegen, 1829 und 30 Endress in die Ost- und Central-Pyrenäen, 1831 in die West-Pyrenäen, 1831 Schimper nach Algerien, 1839 Walwitsch nach Portugal gesandt werden konnte. 1834 ging W. Schimper und Dr. Wiest nach Egypten und Arabien, 1835 Schimper an den Sinai, 1836 nach Djedda und die Umgegend von Mecca, 1837 nach Abyssinien, wo er auch jetzt noch im Interesse der Botanik thätig ist. Endress starb jedoch auf der Rückreise in Strassburg (9. Dec. 1831), Wiest in Egypten.

Man muss das fröhliche botanische Treiben, welches damals in Esslingen herrschte, gesehen, die reichen Schätze, welche da zusammen strömten, mit eigenen Augen geschaut haben, um sich einen Begriff von der Thätigkeit und dem Umfang des Vereins zu machen; es schien, die Linneische Periode, wo die Pflanzenkisten reich beladen mit Schätzen von allen Seiten durch die Schüler des Meisters eingesandt, aus den entferntesten Ländern einliefen, seien wiedergekehrt. Und noch lange werden die schönen von dem Verein ausgegangenen Pflanzen, welche in den Herbarien der ganzen Welt niedergelegt sind, das Andenken der Männer frisch erhalten, welchen der Verein sein Gedeihen verdankte. Indess blieb man dabei nicht stehen, man suchte auch durch Kauf und Tausch dessen Wirksamkeit noch weiter auszudehnen. So wurden der Reihe nach die grossen Sammlungen von Ecklon aus dem Kaplande, von Kotschy aus Nubien und Kordofan, Moser und Dr. Frank aus Nordamerika, Bertero aus Peru, von Hohenacker aus Armenien den Mitgliedern des Vereins mitgetheilt, bis das Geschäft zuletzt, als die Arbeiten zu umfangreich geworden, an Herrn Hohenacker übertragen wurden, der es noch jetzt mit gutem Erfolge für eigene Rechnung fortsetzt.

Es ist begreiflich, dass auf diese Weise Steudel's Herbarium beträchtlich bereichert wurde und vielen Stoff für fernere Studien darbieten musste, wozu sich der Besitzer auch um so mehr aufgefordert sah, als er die gänzliche Umarbeitung und Vervollständigung seines Nomenclators in Angriff genommen hatte. Hievon erschien denn auch 1841 die zweite Auflage der Phanerogamie, welche nicht weniger als 6722 Genera und 78,005 Species, mit Bezeichnung der natürlichen Familien und des Vaterlandes sammt vollständiger Synonymik und literarischen Nachweisungen enthält, während die erste Auflage 3376 Genera mit 39,684 Species enthalten hatte. Der Umfang der neuen Auflage war also auf das Doppelte gestiegen.

Man mag von einer solchen, für die Schultern eines einzigen Mannes fast zu schweren Arbeit denken, was man will, so wird man jedenfalls eingestehen müssen, dass kein Anderer es ihm nachgethan hätte und dass er sich dadurch den Dank und die Anerkennung der Mit- und Nachwelt in noch höherem Grade, als mit der ersten Ausgabe verdient und erworben hat.

Dass er dieselbe erhielt, beweisen nicht nur die Zuschriften der geachtetsten Männer, mit welchen er im Briefwechsel stand, sondern auch die Diplome vieler gelehrten Gesellschaften, wie des südafrikanischen wissenschaftlichen Instituts in der Kapstadt, der kaiserl. Leopoldinisch-karolinischen Akademie, der K. botanischen Gesellschaft in Regensburg u. s. w. Ferner hat ihm Presl die Gattung *Steudelia* und fast gleichzeitig v. Martius und Sprengel eine später wieder eingezogene Gattung gewidmet. Viele von ihm aufgestellte Gattungen und Species tragen seinen Autornamen. Die Beschreibung der neuen Pflanzen wurde theils in der Flora, theils mit Ausgabe der Pflanzen bekannt gemacht.

Nach Beendigung seiner zweiten Auflage des Nomenclator schien er für einige Zeit von der Botanik Abschied nehmen zu wollen, um sich mehr mit der Medicin zu beschäftigen. So kam es denn, dass er sein schönes Herbarium, als ihm von England aus sehr annehmbare Anerbietungen gemacht wurden, dahin abgab. Auch verfasste er, nachdem er schon 1834 eine Friesel-Epidemie

seines Bezirks beschrieben hatte, 1842 eine Schrift über Wasserheilanstalten in ihrem Verhältniss zu den Mineralbädern; 1848 eine andere über Altbau und Neubau des Medicinalwesens, mit verschiedenen Reform-Vorschlägen, wozu ihm hauptsächlich die projectirte Reform der württemb. Medicinal-Verfassung Veranlassung gab, und in letzter Beziehung ferner: „Bemerkungen, Vorschläge und Wünsche in Beziehung auf den Entwurf der neuen Pharmakopöe," mit Beiträgen von Prof. Schumann, 1846, worin er unter Anderem der später auch eingeführten deutschen Sprache das Wort redete.

Indess währte der botanische Waffenstillstand nicht lange; fortwährend strömten von allen Seiten neue Pflanzensendungen, wie zahllose Bäche in ein gewohntes Strombett herbei, der alte Verkehr steigerte sich auf's Neue und bald war wieder ein Herbarium, fast so gross wie das erste, vorhanden, das sich jetzt auf 20,000 Species beläuft. Da ergriff er, bereits 65 Jahre alt, noch die Idee, eine neue Ausgabe der *Species plantarum* zu veranstalten und wandte sich an mehrere Botaniker, um sie zur Mithülfe aufzufordern. Allein die Schwierigkeit des Unternehmens schreckte die Meisten, nicht aber ihn selbst ab; er machte sich zuerst an eine der schwierigsten Gewächsfamilien, die Gräser. Im vorigen Jahr erschien seine *Synopsis plantarum glumacearum* in zwei Theilen, wovon der erste die ächten Gräser, der zweite die Cyperaceen, Junceen und die verwandten Familien enthielt.

Am 25. Mai 1855 feierte er sein 50jähriges Doktor-Jubiläum im Kreis vieler Freunde und einer grossen Anzahl von Mitgliedern des ärztlichen Vereins, der diesen Tag zu einer Generalversammlung gewählt hatte. Es war nicht nur für den Jubilar und seine Familie, sondern auch für die vielen Freunde und Collegen desselben ein erfreuliches Fest. Seine Majestät der König hatte ihm das Ritterkreuz des Ordens der Württemb. Krone huldvoll verliehen, und dasselbe wurde ihm nach Eröffnung der Versammlung durch den Oberamtmann von Esslingen feierlich überreicht. Der Geschäftsführer Dr. Späth, welcher seitdem auch in die Ewigkeit gegangen ist, übergab ihm das erneuerte Diplom eines Doktors der Medicin und Chirurgie von Seiten der medic.

laſſen.* Der Tauſchwerth des Goldes iſt ſeitdem gegen das Silber wenig geſunken. Denn man kaufte auch am Ende des Jahres 1837 in London ein Pfund Gold für $15^{65}/_{100}$ Pfund Silber. Wir werden bald numeriſche Elemente zu der Löſung der Frage liefern, welche Veränderungen man überhaupt einer ſich allmählig fühlbar machenden, vereinten Wirkung des neuen uraliſchen und nordamerikaniſchen Bergbaues zuſchreiben dürfe?

Die Maſſe edler Metalle, welche ſeit der Entdeckung von Amerika bis zum Ausbruch der merikaniſchen Revolution nach Europa gekommen iſt, war an Gold 10,400,000 caſtilianiſche Mark (2,381,600 Kil.), an Silber 533,700,000 Mark oder 122,217,300 Kil., zuſammen an Werth 5940 Millionen Piaſter. Das in dieſer Zwiſchenzeit dem amerikaniſchen Boden entzogene Silber iſt in dieſer Evaluation nach dem Feingehalte der Piaſter, das iſt zu 0,903 berechnet worden, daher betragen jene 122,217,300 Kil. Piaſterſilber nur 110,362,222 Kil. feines Silber. Sie würden eine Kugel von feinem Silber bilden, welche $83^{7}/_{10}$ Pariſer Fuß Durchmeſſer** hätte. Eine ſolche Reduktion auf Geſtalt und Größe verdient, glaube ich, ſo wenig als analoge graphiſche Darſtellungen getadelt zu werden. Wenn man das Reſultat der dreihundert und achtzehnjährigen Silberproduktion des ſpaniſchen Amerika mit dem Reſultat einjähriger Eiſenproduktion einzelner europäiſcher Staaten vergleicht, ſo erhält man nach der Angabe meines Freundes, des vortrefflichen Geognoſten H. v. Dechen, Kugeln von reinem (geſchmiedeten) Eiſen für Großbritannien von 148, für Frankreich von 111, für die preußiſche Monarchie von

* S. die neue vortreffliche Schrift: J. G. Hoffmann, Lehre vom Gelde. 1838, S. 7.

** Dieſe Kugel ſtellt die Maſſe feinen Silbers dar, welche in 318 Jahren, von 1492 bis 1809 aus Amerika nach Europa gekommen iſt. Die caſtilianiſche Mark iſt 0,229 Kil. (Das ſpezifiſche Gewicht des Silbers = 10,474.) Von zwei ähnlichen Kugelberechnungen, welche die zweite Ausgabe meines Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne enthält (T. III, p. 418 und 439), welche aber nur die Silbermengen der Epoche von 1492 bis 1803 in Silber vom Feingehalt der Piaſter und in reinem Silber ausdrücken, iſt die erſtere richtig, in der zweiten muß man aber $26^{85}/_{100}$ ſtatt $29^{17}/_{100}$ Meter Durchmeſſer leſen.

Fakultät in Tübingen, von einem freundlichen Schreiben des Dekans derselben begleitet. Dr. Höring aus Ludwigsburg brachte als Vorstand des ärztlichen Vereins, dem Steudel von seinem Beginn an mit Vorliebe zugethan war, die Glückwünsche dieses Vereins, Ober-Medicinalrath Dr. v. Jäger diejenigen des Vereins für Naturkunde in Württemberg dar. Ein fröhliches gemeinsames Mahl, an welchem ehrende Trinksprüche von allen Seiten erklangen, schloss die erhebende Feier dieses Tages, den der Jubilar mit inniger Rührung und in voller Gesundheit beging.

Steudel war aber nicht blos als geschickter Arzt und tüchtiger Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger achtungswerth. Seine Familie verehrte in ihm den pflichtgetreuen Versorger und Vater, seine Freunde den treuen, zärtlich besorgten Theilnehmer in Freude und Leid, seine Mitbürger erkannten in ihm den Mann, dem das Wohl und Wehe der Vaterstadt wie des Vaterlandes am Herzen lag. Kein Wunder daher, wenn eine im verflossenen Winter über ihn verhängte Krankheit eine allgemeine Theilnahme erregte und wenn seine Genesung überall mit Freude vernommen wurde. Indess sollte dieselbe nicht lange währen. Das letzte Frühjahr riss einen zärtlich geliebten Bruder von seiner Seite, wodurch seine Seele tief bewegt wurde. Auch die unterdessen erfolgte Verlobung seiner zwei jüngsten Töchter, welche im Begriff standen, mit ihren Gatten in ferne Länder zu ziehen, und die Aussicht auf einen schmerzlichen Abschied, war nicht geeignet, ihn frohen Muthes zu machen. So durch Arbeit und Mässigkeit gestählt, durch Freude und Leid erschüttert, unterlag er am 12. Mai 1856 einem Anfall von schmerzlichem Herzleiden, das mit einer Ruptur des Herzens geendet hatte, und ging 18 Tage vor seinem 73sten Geburtstage zu seiner Ruhe ein.

Was er unserm Verein war, dem er von Anfang mit Liebe zugethan war, brauche ich nicht zu schildern; mir aber und noch Vielen war er seit 30 Jahren ein treuer, väterlicher Freund. Sein Andenken bleibe im Segen!

II. Prof. Dr. Luschka sprach über die Flüssigkeit des Graaf'schen Follikels Folgendes:

Seit der denkwürdigen Entdeckung des Säugethiereies und

des ihm in Gestalt und Grösse gleichkommenden Menscheneies durch E. v. Bär im Jahre 1827, weiss man, dass dieses mit blossem Auge als ein weisses Pünktchen kaum noch sichtbare, nur $^1/_{12}$ Linie messende Gebilde, jeweils in einem hanfsamen- bis erbsengrossen Balge des Eierstockes, im sogenannten Graaf'schen Follikel, verborgen liegt, aber umspült von einer Flüssigkeit und in nächster Berührung mit einer unübersehbaren Menge von Zellen.

Betrachten wir in Kürze die schützende und die Zufuhr der Rohstoffe für die Ernährung des Eies vermittelnde Hülle desselben, d. i. die Wandung des Follikels, so finden wir, dass sie besteht: erstens aus einer an Blutgefässen reichen Haut, deren Grundlage Bindegewebe ist mit elastischen Fasern, und welche nach innen hin durch eine strukturlose Membran vom Epithelium abgegrenzt wird, nach aussen aber durch lockern Zellstoff mit dem Eierstockstroma in organischem Verbande steht; und zweitens aus dem Epithelium. Dieser zunächst die Höhle begrenzende Bestandtheil der Follikelwandung besteht aus zahllosen, theils rundlichen, theils eckigen, durchschnittlich nur 0,007‴ grossen Zellen, welche die verschiedensten Phasen ihrer Entstehung und ihres Unterganges zu erkennen geben. Sie stellen in ihrer Gesammtheit das dar, was man Körnerschichte — *stratum granulosum* — zu nennen pflegt. An demjenigen Orte, an welchem das Ei seine Lage hat, d. h. der freien Oberfläche des *Ovarium* zugekehrt, sind jene Zellen in grösster Menge angehäuft und umlagern das *Ovulum* von allen Seiten her; sie bilden gewissermassen ein Nest für dasselbe. Dadurch wird aber gegen die Höhle des Follikels herein ein stärkerer Vorsprung gebildet, den man als *Cumulus proligerus* zu bezeichnen gewohnt ist.

Der von den genannten Zellen und vom Ei nicht eingenommene Raum des Graaf'schen Follikels ist erfüllt von einer hellgelblichen, klebrigen, durch Säuern und Erhitzen gerinnenden Flüssigkeit — dem *Liquor folliculi Graafiani.*

Wir haben nach diesen einleitenden Erörterungen die Fragen

zu entscheiden, wie entsteht diese Flüssigkeit, und welches ist ihre muthmassliche Bedeutung?

Ueber die Bildungsweise jenes Fluidum sind bisher nur Vermuthungen gehegt worden. Während Huschke (Eingeweidelehre S. 453), ohne die Art ihrer Thätigkeit näher zu bezeichnen, die Körnerschichte des Follikels als das Organ seiner Absonderung ansieht, betrachten es Andere ohne Weiteres als Transsudat, in der Meinung, dass es das unmittelbare Ergebniss des Durchtrittes gewisser Bestandtheile der Intercellularsubstanz des Blutes durch die Capillaren darstelle.

Eine sorgfältige, allseitig prüfende Beobachtung erkennt, was Huschke geahnt, in den Bestandtheilen jener Zellenschichte die Hauptbildungsstätten des Saftes der Graaf'schen Follikel, indem sie es Schritt für Schritt zu erkennen vermag, unter welcher Metamorphose derselben in ihnen ein Fluidum gebildet, und wie dieses schliesslich frei wird.

Die Zellen der *Membrana granulosa* des Follikels gehen aus einem von den Blutgefässen abgesetzten Blastema nach demselben Gesetze hervor, nach welchem alle thierische Zellenbildung geschieht. Es sind die Kerne das Primäre, um welche sich eine Molecularmasse niederschlägt, aus deren chemischen und morphotischen Sonderung die structurlose Hülle und der eigenthümliche Zelleninhalt zu Stande kommen. Die soeben fertigen Zellen sind sphärisch gestaltet, fein granulirt, zeigen einen scharf contourirten Kern und eine durchschnittliche Grösse von 0,005‴. Sie sind in mehreren Schichten angeordnet, deren oberste die ältesten, in specifischer Veränderung begriffenen Bestandtheile enthält. Diese sind es nämlich, an welchen Umsatz der Stoffe und Wachsthum durch Intussusception — durch Aufnahme neuen Blastems aus der Umgebung, am weitesten gediehen sind. Ihr früher körniger Inhalt hat sich mehr und mehr zu einer hellen, eiweissartigen Substanz verflüssiget. Anfangs ist diese meist neben dem Kern und noch unveränderter Molecularmasse in Gestalt grösserer und kleinerer Tropfen im Innern der Zellen sichtbar, öfters findet aber auch eine, ohne scharfe Grenze allmälig fortschreitende Homogenisirung statt,

welche mit dem Untergange des *Nucleus* endiget. Dadurch gewinnen die Zellen, indem sie zuweilen an Umfang bedeutend zunehmen, ein ungemein lichtes Ansehen und ausgezeichnet zarte Umrisse.

Der verflüssigte Inhalt, das Produkt secretorischer Thätigkeit der Zellen, wird nun in verschiedener Weise frei. Regel ist es, dass derselbe die Zellenwandung durchdringt und als helle, ölähnliche Tröpfchen zu Tage tritt, welche sich in Wasser nach einiger Zeit auflösen. Die Zellenwandung zieht sich in diesem Falle zusammen und sieht einer neuen Füllung entgegen; oder die Zelle zerschmilzt ohne Hinterlassung einer Spur, oder aber unter dem Fortbestande des *Nucleus*, der sodann als Grundlage einer neuen Zellenbildung dient.

Bei weitem nicht alle Zellen des *Stratum granulosum* betheiligen sich durch die bezeichneten Veränderungen an der Herstellung des *Liquor folliculi Graaf.* Manche bleiben auf einer frühern Stufe stehen, und wieder andere verfallen, ohne je ihren Zweck erfüllt zu haben, in fettige Degeneration.

Das Thatsächliche der von uns geschilderten Eigenthümlichkeiten mancher Zellen des *Stratum granulosum* hat sich der bisherigen Beobachtung nicht ganz entzogen, wohl aber hat man die Beziehungen derselben zur Absonderung ganz und gar verkannt. Einige, wie Bernhard (Symbolae ad ovi mammal. histor. 1834. p. 11) und R. Wagner (Beiträge zur Geschichte d. Zeugung. Abhandl. der math. physik. Kl. der Bayer. Acad. d. Wissensch. 1837. S. 15) haben, wie es scheint, nur den frei gewordenen Zelleninhalt gesehen, vielleicht auch völlig homogen und glashell gewordene ganze Zellen, welche der erstere Beobachter als „*Globuli oleosi*“, der letztere als Fettbläschen aufführt.

Ganz sicher hat Th. Bischoff (Entwickelungsgeschichte der Säugethiere und der Menschen. 1842. S. 11) beim Kaninchen jene hellen Zellen wahrgenommen, ohne jedoch über ihre Bedeutung klar geworden zu sein. Er fragt sich, wagt es aber weislich nicht zu behaupten, ob sie vielleicht zur Bildung künftiger Eier bestimmt seien. Am umfassendsten hat sich mit den

in Rede stehenden Formbestandtheilen des Graaf'schen Follikels Reinhard beschäftigt (Virchow's Archiv Bd. I. S. 30). Er glaubt sie als Rückbildungsformen von Zellen, als Uebergangsstufen zu Körnchenzellen betrachten zu müssen und meint, dass sie sich durch vorherige Aufnahme einer eiweissartigen Flüssigkeit erheblich vergrössern können. Reinhard's Angaben scheinen mir nur insofern einige Berechtigung zu haben, als sie sich auf Entartungen einer Anzahl jener Zellen beziehen, welche denn auch in der That nicht selten beobachtet werden können, übrigens ihre Analogie in anderen, unzweifelhaften Secretionsorganen, z. B. in den Zellen der Leber finden. Dass sich, und zwar in der von uns bezeichneten Weise, die Zellen des *Stratum granulosum* an der Erzeugung des *Liquor folliculi* mindestens betheiligen, müssen auch die entschiedensten Anhänger der Transsudationslehre zugestehen, wenn sie sich daran erinnern mögen, dass unter allen Umständen ein Transsudat die Zellen durchdringen und bei der Weichheit ihres Inhaltes gewisse Bestandtheile desselben nothwendig mit sich fortreissen müsste.

Welches ist die Bedeutung der Flüssigkeit des Graaf'schen Follikels?

Nachdem man angefangen hatte gegen die Ansicht R. de Graaf's Bedenken zu hegen, dass die nach ihm benannten Bälge in ihrer Totalität die Eier darstellen, und dass deren Verkleinerung als erste Wirkung der Befruchtung erscheine, neigte man sich, besonders durch Haller's Autorität getragen, zur Meinung hin, dass nur der *Liquor folliculi* zur Embryobildung diene. Dieser Irrthum konnte nur bis zu Bär's glänzender Entdeckung fortbestehen. Von da an ist jene Flüssigkeit aber nicht mehr Gegenstand besonderen Nachdenkens und objectiver Forschung geworden.

Ueber die primitive Bedeutung des *Liquor folliculi* Graaf. kann man Sicherheit nur dadurch gewinnen, dass man die erste Entwickelung des Follikels und des Eies verfolgt. In dieser Beziehung aber findet man, dass die Uranlage des Follikels ein Häufchen von Zellen darstellt. Um dieses bildet sich zu-

nächst eine structurlose Membran, welche nach Steinlin, wahrscheinlich das Produkt einer eigenthümlichen Secretion jener Zellen ist. Diese setzen nun auch, indem sie sich zugleich vermehren, in's Innere eine flüssige Substanz als Blastem ab, aus welchem in erster Reihe das Keimbläschen mit dem Keimkern hervorgeht, um welches erst secundär der Dotter und seine Umhüllung entsteht. Diese Theile können nicht wohl aus etwas Anderem hervorgehen als aus einem von jenen Zellen gebildeten Flüssigen. Dieses ist aber nicht allein ihr Keimstoff, sondern es dient dem Ei auch noch weiter, bis zu seiner Reife, als Nahrungssaft.

Mit der Vollendung der Reife des Eies verbindet sich das Bestreben der Natur nach Ausstossung desselben; zu dieser Zeit sind die Blutgefässe der Follikelwandung reichlicher gefüllt, es finden von jetzt an Transsudationen im gewöhnlichen Sinne statt, welche sich dem ursprünglichen Saft beimischen, den Balg ausdehnen um dessen Wandung bis zur endlichen Berstung zu verdünnen, welche im Augenblicke der grössten Hyperämie der Gefässe erfolgt. So sehen wir also an die Flüssigkeit des Graaf'schen Bläschens auch schliesslich eine mechanische Bedeutung geknüpft.

Nach dem Austritte aus dem Eierstocke gelangt das Ei, wenn es überhaupt zur Entwickelung kommen soll, nicht plötzlich in einen nährenden Wechselverkehr mit dem mütterlichen Organismus, sondern es führt in der Zeit von einigen Tagen, welche bis zur Ankunft im Fruchthälter nöthig sind, noch, was die Ernährung betrifft, ein Eierstockleben. Es nimmt zu diesem Zwecke eine grosse Menge von Zellen des Graaf'schen Follikels mit sich, welche es in der Form des sogenannten *Discus proligerus* umlagern, und den nöthigen Stoffaustausch noch kurze Zeit zu vermitteln im Stande sind.

III. Prof. Schlossberger sprach über die chemische Zusammensetzung der Muschelschalen.

Die Schalen der Acephalen sind bis jetzt zwar von den Mikroskopikern (obenan Carpenter und Bowerbank) ge-

nauer untersucht worden, aber fast noch nie Gegenstand gründlicherer chemischer Prüfung gewesen; namentlich wurden sie immer als ein Ganzes der Analyse unterworfen, während doch das Mikroskop ausweist, dass sie aus sehr verschieden gebauten Schichten bestehen und zu erwarten steht, dass der Differenz im Bau auch eine Verschiedenheit in der Mischung zur Seite stehe.

Ich habe in dieser Hinsicht Versuche an der gemeinen Auster vorgenommen, und zu dem Behufe die flachen Deckel in dreierlei anatomische Substanzen mechanisch getrennt:

a) Die innerste, glänzende, glatte helldurchscheinende weisse Lage: Perlmutterschicht *subnacreous substance* von Carpenter.

b) Die durch ihre braune Farbe ausgezeichneten harten Schuppen, welche an den flachen Schalen als Randbesetzung der vielen über einander geschichteten Schalenblätter bemerkbar sind und dachziegelförmig über einander hervorragen: Carpenter's *prismatic cellular substance.*

c) Eine kreideweisse, glanzlose, undurchsichtige und zerreibliche Masse, da und dort zwischen den Schalenblättern eingelagert. Ich nenne sie die kreideartige Schicht. Sie wurde von einigen Naturforschern für eine Ablagerung von reinem CO^2 CaO gehalten; wir werden sehen, wie irrig eine solche Auffassung war.

Die Zusammensetzung der drei anatomischen Bestandtheile, bei 120° getrocknet, war:

	CO^2CaO	organische Materie	andere Salze (Verlust)
in a)	94,7 %	2,2	3,1
	98,2	0,8	0,8
in b)	89,09	6,27	4,64
in c)	88,59	4,70	6,71.

Stets traf ich geringe Mengen von Phosphorsäure und Alkalien in den Schalen, auch Spuren von Kieselerde, SO^3, zuweilen auch Eisenoxyd. Dagegen konnte kein Fluor, kein Jod entdeckt werden.

Das Mischungsverhältniss derselben Schalenschicht war bei verschiedenen Austern nicht genau dasselbe, doch stellte

sich die Breite der Schwankungen als keine beträchtliche heraus (mit Ausnahme der Perlmutterschicht, s. oben).

Ich schliesse hieran eine Reihe von Bestimmungen des CO^2CaO in sehr verschiedenen Conchylien an:

CO^2CaO in 100 Theilen.

Venus decussata	93,51	*Cypraea moneta*	92,85
Deckel von *Turbo rugosus*	96,55	*Oliva*	93,20
Mytilus edulis (junge Schale)	82,10	*Turbo neritoides*	92,48
Bulimus radiatus	93,41	*Turritella fuscata*	88,70
Voluta rustica	92,01	*Pupa* (Westindien)	93,48
Cypraea erosa	94,21	*Anodonta anatina*	88,99
„ *chinensis*	95,16	*Helix nemoralis*	82,62

Bei diesen Analysen betheiligten sich mit Eifer meine beiden Assistenten die Herren Hauff und Vogtenberger von hier.

Was nun die organische Materie der Austerschale anbetrifft, der ich meine vorzügliche Aufmerksamkeit zuwandte, so fand ich dabei sehr eigenthümliche Verhältnisse.

Beim Behandeln grösserer Mengen von Schalen in sehr verdünnter Salzsäure, so lange bis dieselbe keinen Kalk mehr auflöst, hinterbleiben

a) braune Häute,

b) weissgraue Flecken.

Die letzteren stammen aus den Substanzen a und c und sind in zu geringer Menge da, um einer genaueren Prüfung hinreichendes Material zu liefern. Dagegen unterscheiden sie sich wesentlich von den braunen Häuten, indem erstere in Kalilauge bei längerem Kochen sich fast vollständig lösen.

Die braunen Häute sind in Wasser (auch bei mehreren Atmosphären Druck im Papin'schen Topf), Alkohol, Aether, concentrirter Essigsäure und verdünnter Mineralsäure unlöslich, in erwärmtem Vitriolöl mit heller, in concentrirter kochender Salzsäure mit brauner Farbe löslich; in warmer Salpetersäure zerbröckeln sie und lösen sich allmälig.

An 50 % Kalilauge geben sie bei anhaltendem Kochen 46 %

ihres Gewichtes ab; der Rückstand besitzt noch ganz das Ansehen der ursprünglichen Häute, nur sind sie heller und dünner geworden; er verkohlte ohne Schmelzung mit Geruch nach verbranntem Horn, war schwefelfrei und gab bei der Verbrennung mit Natronkalk: 16—16,7 % Stickstoff.

Hieraus folgt, dass es ganz irrthümlich war, wenn Dr. Kost die organische Substanz der Muschelschalen für Chitin erklärte, wie folgende Zusammenstellungen der Elementaranalysen erweisen mögen:

	Chitin der Insekten und Crustaceen. C. Schmidt.	Substanz der Muschelschalen. Schlossberger.
C	46,64	50,7
H	6,60	6,5
N	6,56	16,7
O	40,20	26,1.

Nota: Die C- und H-Bestimmungen hatten mir 50,7 % C und 6,5 % H ergeben. Also ist auch im C-Gehalt der Unterschied ansehnlich.

Der in Kali gelöste Theil der braunen Häute liess sich durch keine Säure wieder ausscheiden, war stickstoffhaltig, gab keine Reaktion auf Proteinkörper, und bestand offenbar aus ganz eigenthümlichen Materien. Er ähnelt noch am meisten dem Materiengemenge, welches Frerichs in den Mutterblasen von *Echinococcus* und ich bei einer Prüfung des *Byssus* angetroffen hat.

Der *Byssus* von *Pinna nobilis*, den ich dem Herrn Geheimerath J. Müller in Berlin, sowie den Herrn Professern v. Rapp und Leuckart verdankte, bestand aus gelbbraunen Fäden, welche im überhitzten Wasser keinen Leim lieferten, an Aether und Alkohol fast nichts abgaben, in kalter und selbst siedender Kalilauge von 20 % fast unverändert blieben. Nach längerem Sieden mit 50 % Kali quollen sie auf, wurden rund statt bandförmig, wie sie zuvor waren, und gaben eine Materie ab, die aber durch Säuren nicht ausfüllbar war.

Der Rückstand von der Behandlung mit Kali war gelbbraun, hatte noch ganz die Faserstruktur, und zeigt nach dem Auswaschen und Behandeln mit Säure wieder die abgeplatteten Fäden. In starker Salpetersäure färben sich die Fäden strohgelb und lösen sich allmählig zu einer hellen Flüssigkeit, die nach Neutralisation mit Ammoniak durch Gerbsäure in Flocken gefällt wird. Englische Schwefelsäure färbt bei längerer Einwicklung die Fäden schön roth, durch Auswaschen verliert sich die Farbe wieder; mit siedendem Vitriolöl geben sie eine schwarzbraune Flüssigkeit. Chlorkalk bleicht die Fäden, Kalilauge lässt sie wieder gelbbraun erscheinen.

Erhitzt verkohlen die Fäden ohne zu schmelzen.

Der gereinigte, mit Wasser, Alkohol, verdünnter Säure ausgekochte *Byssus* enthielt 13—14 % N; der mit starkem Kali erschöpfte 12—12,6 % Stickstoff.

Noch berührt der Redner den Streit über die Natur des Chitins, welches Fremy stickstofffrei gefunden haben will. Er bestätigt aber (nach Versuchen an einem Palinuruspanzer) die Angaben von Schmidt, indem er aus völlig gereinigtem Chitin 6,4 % Stickstoff erhielt. In Betreff weiterer Details verweist er auf seinen Aufsatz in Liebig's Annalen und besonders die dritte Lieferung seiner vergleichenden Thierchemie, welche demnächst erscheinen wird.

IV. Weiter machte Prof. Schlossberger noch Mittheilungen über die chemische Untersuchung einiger thierischer Produkte, welche er durch Prof. Leuckart erhalten hatte. Die Krystalle, welche sich in dem Malpighischen Gefässe der Eichenspinnerraupe theils isolirt, theils durch ein häutiges Bindemittel verklebt fanden, zeigten ganz das chemische Verhalten von oxalsaurem Kalk, der eine kleine Menge organischer Substanz enthält. Demnach enthält der Insektenharn, wie der Menschenharn neben Harnsäure auch oxalsauren Kalk.

Zwei Steinchen aus dem Bojanus'schen Organ von *Pinna nobilis* stammend, das eine hellbraun, das andere schwarz von Farbe, bestanden aus sehr zahlreichen rundlichen untereinander verklebten Körnern, etwa von der Grösse eines mittleren

76 Pariſer Fuß Durchmeſſer. * So groß iſt der Unterſchied der Frequenz zweier Metalle, Silber und Eiſen, in dem den Menſchen zugänglichen Theile der Erdrinde.

Während der Strom von Gold und Silber von Weſten nach Oſten ging, wurde Spanien nur durchſtrömt. Wenig blieb davon in der Nation, weniger noch in dem Schatze der Könige. Ferdinand der Katholiſche (ſo ſchreibt ſein Verehrer und Freund Angbiera wenige Tage nach des groſten Monarchen Abſcheiden) ſtarb ſo arm, daß man nicht wußte, wie das Geld zu ſchaffen wäre, um die Diener bei dem Leichenzuge anſtändig zu kleiden. Hier die merkwürdige Stelle aus dem Briefe ** an den Biſchof von Tuy: „Madrigalegium villulam Regis tibi alias descripsi. Tot Regnorum dominus, totque palmarum cumulis ornatus, christianae religionis amplificator et prostrator hostium, Rex in rusticana obiit casa, et pauper contra hominum opinionem obiit. Vix ad funeris pompam et paucis familiaribus praebendas vestes pullatas, pecuniae apud eum, neque alibi congestae, repertae sunt, quod nemo unquam de vivente judicavit.“ Von Carls V. Geldbedrängniſſen hat Ranke in ſeiner Abhandlung über die ſpaniſchen Finanzen gehandelt. ***

* Die Berechnung für Großbritannien bezieht ſich auf den Durchſchnitt der Produktion des Roheiſens in den Jahren 1823 — 1830. (M'Culloch, Dict. of Commerce, 1834 p. 736.) Die Durchſchnittsſumme iſt 617,352 Tons oder 12,149,487 Pr. Centner. Der Durchmeſſer einer Kugel Roheiſen für die einjährige Produktion wäre demnach 175 preußiſche oder 169 Pariſer Fuß. Roheiſen liefert bei der Verarbeitung zu Stabeiſen ½ ſeines Gewichtes. Für Frankreich ſind als Produktion im Jahre 1835 (Resumé des travaux statistiques p. 61) an metriſchen Cent. 2,690,636 Roheiſen = 5,227,903 preuß. Cent. angenommen. In den preußiſchen Staaten war nach amtlichen Ausweiſungen des Jahres 1836 das Erzeugniß an Roheiſen 1,631,598 Centner.

** Petri Mart. Epist. lib. XXIX n. 336 (XXIII Jan. 1516). Neun Jahre ſpäter waren ſchon die Goldwäſchen in Hiſpaniola erſchöpft. Nur Zucker und Leder werden als Ausfuhrartikel genannt. Tres habemus ab Hispaniola naves (ſchreibt wiederum Anabiera) saccareis panibus et coriis bonis onustas (Epist. n. 806, Cal. Martii 1525). Dieſe Stelle iſt für die Geſchichte des Handels wichtig, da bekanntlich das erſte Zuckerrohr erſt 1520 in Santo Domingo von Pedro Atienza angepflanzt wurde.

*** Ranke, Fürſten und Völker von Süd-Europa. B. I. S. 317—353.

Schiesspulverkorns. Die getrockneten Steinchen hinterliessen 64,32 % unorganische Substanz; diese bestand hauptsächlich aus phosphorsauren Erden (Kalk und Magnesia), viel Eisenoxyd und 1,86 % kohlensauren Kalk. Von der organischen Substanz, die Stickstoff enthält, löste Wasser und Alkohol selbst beim Kochen nur eine Spur, Aether gar nichts. Kochende Kalilauge löste den schwarzbraunen Farbstoff am vollständigsten, und zwar unter Ammoniakentwicklung; darnach zeigt sich auf den so behandelten Körnern eine concentrische Streifung. Die alkalische Lösung wird durch Salzsäure gefällt.

Hienach zeigen sich einige chemische Analogieen zwischen diesem Farbstoff und dem sogenannten *Pigmentum nigrum* des Menschen und der höheren Thiere. Für die Deutung des immer noch räthselhaften Organs (von Bojanus) ist es von Wichtigkeit, dass weder Harnsäure noch Kleesäure in den Concretionen entdeckt werden konnten, trotz genauen Nachforschens. Ausführlicher sind diese Untersuchungen schon in den Annalen der Chemie und Pharmacie von Liebig, Wöhler und Kopp. Bd. XCVIII. Heft 3 mitgetheilt.

V. Prof. Dr. Quenstedt sprach über *Gavial* und *Pterodactylus* Württemberg's. (Hiezu Taf. I.)

Als ich im September 1853 kurz vor der erfreulichen Versammlung der deutschen Naturforscher dahier noch einen kurzen Ausflug in die Gebirge des Sentis machte, eröffnete mir auf der Spitze des Kamor ein gelehrter Berliner Landsmann mit bedeutungsvollem Nachdruck: Burmeister schreibt etwas! Alles forschen was? war vergebens, es sollte mich nach dem ausdrücklichen Willen des Mittheilers überraschen. Endlich nach langem Harren erschien „der fossile Gavial von Boll in Württemberg“ von D'Alton und Burmeister, Halle 1854. Daran hatte ich freilich nicht gedacht. Aber nun folgte auch wirklich Ueberraschung auf Ueberraschung! Gleich in den ersten Zeilen der Vorrede heisst es: „Als Herr Dr. Kranz 1849 sich anschickte Berlin mit Bonn zu vertauschen, genehmigte der Cultusminister, Herr v. Ladenberg, auf meinen Antrag (Burmeister's), dass eine grössere Summe zur Bestreitung des Ankaufes aus den Mitteln der Institute (der Hallischen) auf ein-

mal verwendet werden dürfte. So kam das schönste und vollständigste aller bisher bei Boll aufgefundenen Gavialskelete in die hiesige anatomische Sammlung, und zwei kleinere, aber wissenschaftlich nicht minder werthvolle, in die zoologische.“ Und Seite 5 wird sogar noch hinzugesetzt, „dass ihre Materialien aus einer grossen Menge vortheilhaft ausgewählt werden konnten, und dass sie in Folge dessen eine Anzahl von Exemplaren des Boller Gavials vor sich haben, die einander so schön ergänzen, wie vielleicht keine andere Sammlung sie aufzuweisen im Stande ist.“ „Fünf Jahre lang blieb die Arbeit unter den Händen der Unternehmer!“ Wenn man mit so gewaltiger Anstrengung die Geschöpfe eines fremden Landes beschreibt, so pflegen heutigen Tages diejenigen Schriftsteller besonders berücksichtigt zu werden, welche vermöge ihrer günstigern Stellung über den gleichen Gegenstand im Voraus besser unterrichtet sein könnten, und das waren in diesem Falle wir, die schwäbischen Naturforscher. Nun kannte Burmeister zwar die Aeusserung in meinem Flözgebirge Württembergs vom Jahre 1843, die er widerlegen zu können meint, aber gesteht Seite 2 selbst von dem grössern Aufsatze bei Leonhard und Bronn (Neues Jahrb. 1850 Seite 319) nicht mehr zu wissen, als was Bronn in der dritten Auflage der Lethäa davon zu geben für gut fand, so schwer war das gelesenste geologische Journal Süddeutschlands im Norden zu finden. Burmeister wusste ferner nichts von meinem Handbuche der Petrefaktenkunde, Tübingen 1852, wo Seite 96 manches Selbstständige über fossile Gaviale überhaupt gesagt wird. Wenn ich auf alles dieses erwiederte (Ueber Pterod. Suevic. 1855. pag. 29), die verschiedensten Museen des Auslandes seien mit unserem Gavial in einer Weise geschmückt, „dass Prof. Burmeister in seiner vortrefflichen Schrift zu behaupten wagte, von diesem interessanten Thiere gegenwärtig mehr zu besitzen, als irgend eine andere Sammlung,“ so war das wahrlich die mildeste Berührung!

Nach allem diesem übersandte ich dennoch Herrn Burmeister auf's freundlichste das nicht in den Buchhandel ge-

kommene Programm über *Pterodactylus Suevicus*. Schleunigst stattete er darüber der Naturforschergesellschaft in Halle einen halben Bogen langen Bericht ab, aber welcher Art! Gleich in den ersten Zeilen scheut er sich nicht zu behaupten, „seiner werde auf eine Weise gedacht, welche für die historische Treue des Verfassers (Quenstedt) eben nicht das beste Zeugniss ablege, citirt nun blos die zweite Stelle seines Werkes (Gavial pag. 3) und lässt die erste stärkere in der Vorrede weg.* Aber wenn man einen Andern historischer Untreue bezüchtigt, das ist der Sinn der Worte, dann muss man genauer sein, als Burmeister in diesem Falle. Ich wandte mich nun schriftlich an den berühmten Hallischen Collegen, er möchte den Irrthum öffentlich wieder zurück nehmen, aber statt dessen wären schier neue Verwickelungen und Händel ausgebrochen. So blieb mir kein anderer Weg als die Oeffentlichkeit über.

Jene „historische Treue“ kann der Beleidigte doch wohl nur durch zwei Wörtchen verletzt finden, entweder durch wagt oder durch mehr. Dass in dem Ausdruck „schönsten und vollständigsten aller Boller Gavialskelete“ ein mehr liege, muss der Gegner, wenn er sich vollständig in's Gedächtniss zurückruft, was geschrieben steht, nun zugeben. Meine „historische Treue“ ist damit vollkommen gerettet. Ich wollte aber in diesem Falle nicht blos treu, sondern mild zugleich sein, denn sonst hätte ich noch mehr als mehr sagen dürfen.

Absichtlich war freilich das Wörtchen wagt gewählt, es sollte den Schriftsteller daran mahnen, dass doch wohl an der Geburtsstätte nicht blos rivalisirende Stücke bereits vorhanden sein dürften. Aber diese leise Mahnung ist nicht verstanden. Wäre Burmeister im Jahre 1849 vor dem grossen Ankaufe

---

* Burmeister's Worte heissen: „Herr Quenstedt lässt mich S. 29 „wagen zu behaupten,“ . . . vom Boller Gavial „im Hallischen Museum mehr zu besitzen, als irgend eine andere Sammlung.“ Davon steht aber in meiner Abhandlung kein Wort; (?!) ich sage vielmehr, dass wir bei der Untersuchung „eine Anzahl von Exemplaren des Boller Gavials vor uns hatten, die einander so schön ergänzen, wie vielleicht keine andere Sammlung sie aufzuweisen im Stande ist.“

nach Tübingen gekommen, so hätte ich ihm dieses schönste aller Präparate Tab. I., die vom Gavial auf Württembergischem Boden je an's Tageslicht geschafft worden sind, vorlegen können. Es ist zwar nur ein halber Kopf, der daher auch wenig kostet, von einem 7füssigen Exemplar (mein Handbuch der Petr. Seite 101), aber er genügt sich selbst, bedarf zum Verständniss kaum der Ergänzung, soll vielmehr umgekehrt, um mein wagt zu begründen, die „schönsten und vollständigsten" seiner Art berichtigen.

Wer die schönen Schädel auf Tab. VIII, IX, XI—XII des genannten Werkes anschaut, muss seine Freude an der vortrefflichen künstlerischen Ausführung haben, und mit Vergnügen erkenne ich in dieser Beziehung das beneidenswerthe Talent Burmeister's an. Allein bei petrefaktologischen Erfunden reicht man mit diesem Wiedergeben nicht aus, da muss man vor allen Dingen die Sache erst haben. Haben kann man sie aber blos durch gewandtes Herauskratzen, und in dieser Beziehung sind Burmeister's Darstellungen nicht selten mangelhafter, als man auf den ersten Anblick erwarten sollte. Wir wollen gleich den schwierigsten Punkt, die Basilargegend des Schädels, Tab. VIII, Fig. 4, in's Auge fassen. Mag auch der Verfasser „nicht im Stande sein, in mir einen Zoologen zu entdecken," so kann ich doch als Nichtzoologe die Befürchtung nicht unterdrücken, dass dieses Bild eine zoologische Missgeburt sein möchte. Burmeister vermochte, trotz der Pracht seiner Schädel, diese schwierige Partie nicht sicher zu entblössen, vielleicht nahm er Bronn's ideelle Figur von Pelagosaurus (Gavialartige Rept. Taf. 3 Fig. 5), nebst einem lebenden Gavialschädel zur Hand und restaurirte als tüchtiger Zoologe nach Analogie; ich als untüchtiger Petrefaktologe konnte nie einen lebenden Schädel unmittelbar vergleichen, denn wir besitzen in Tübingen keinen, musste daher eben der Natur so treu als möglich auf die Spur zu kommen suchen. Der ganze Basilartheil, die Zeichnung der meist so vortrefflich ausgebildeten Flügelbeine, die Gaumenbeine etc. sind anders, der vordere Unterrand der Stirnbeine ganz übersehen, und zu alledem endlich

die Choanen (hintere Nasenlöcher) hingesetzt, wo sie am allerwenigsten gesucht werden können. Ich habe mich darüber schon in Bronn's Jahrb. 1855. S. 421 hinlänglich geäussert, hüte mich aber zu sagen, Burmeister's restaurirter Kopf sei gänzlich falsch, da ich über Bronn's *Pelagosaurus typus* noch nicht ganz in's Klare gekommen bin (Jahrbuch 1855 S. 424). Wenn es jedoch wahr wäre, wie Seite 71 behauptet wird, dass es bei Boll nur eine Species gibt, so muss Burmeister's Figur, laut unserer getreuen Abbildung, eine Missgeburt sein.

Die wahrhafte Lage des Choanen habe auch ich noch beim Erscheinen des Werkes verkannt, aber doch mit Bestimmtheit versichert, dass sie bei meinen Präparaten nicht da liegen könnten, wo sie die restaurirte Figur hin verlegt (Jahrbuch 1855. S. 421). Erst als ich das „flatterhafte Werk" (Dr. Giebel? Leipziger Literarisches Centralblatt 1856. S. 138) Sonst und Jetzt (S. 228) schrieb, wurde mir nach wiederholter Prüfung die Sache klar: sie beginnen wie bei Säugethieren weit vorn unter der Mitte der Augenhöhlen. Wo Burmeister Flügel- und Gaumenbeine hinversetzt, da ragt in der Mitte vielmehr der Körper des Keilbeins wie bei einem Hundsschädel mit verdicktem Knochenrücken hervor. Es mögen sich, ähnlich wie bei Säugethieren, die hintern Fortsätze der Gaumenbeine mit den innern Flügelbeinen vereinigen, um anfangs seitlich den Gang zu schützen, ehe er unter der Gaumenplatte (Fig. 2 c) sich verliert, und selbst hier vorn bleibt noch ein schmaler Ausschnitt in der Gaumenplatte. Es ist damit diese schwierige Frage für alle Zukunft entschieden! *

* Noch ehe dieses gedruckt wurde bekam ich von freundlicher Hand den Wink, vorstehende Darstellung nochmals zu prüfen, denn ich müsse entschieden im Irrthum sein. Besonders wurde mir vorgeworfen, dass das vermeintliche Choanenloch nichts sei als Folge des Wegfallens der eigentlichen Gaumenbeine. Daran hatte ich nicht gedacht. Die Ansicht lässt sich aber auch leicht widerlegen, und wenn auch nicht aus den Knochennähten, so zeigt doch schon der ganze Habitus das Drängen der Hirnhöhlen nach vorn, die Gaumenbeine, welche beim lebenden noch weit vor die Augenhöhlen hinausreichen, müssten dann hier schon in der Mitte der Augenhöhlen aufgehört haben. Das würde dem Drängen des Schädels nach vorn geradezu

Sollte Burmeister diese Darstellung noch im geringsten anzweifeln, so wird er bei Herrn Tesson in Caën aus dem Lias von Curcy einen Schädel finden, schöner als die schönsten Halliechen Exemplare, woran man alles unverdrückt so deutlich findet, wie an einem macerirten Skelet.

Auf der Oberseite unseres Bildes Fig. 1 machen wir nur auf die aufgeworfenen Aussenränder der Flügelbeine aufmerksam, worunter die Querbeine sich einschieben, und hinten in der innern Ecke der Schläfgruben auf die bisher übersehenen Knoten.

Ich habe lange vor Burmeister des Breiten auseinandergesetzt (Jahrbuch 1850. S. 319), dass nur im Tübinger Kabinet

---

wider sprechen. Aber es gibt auch noch einen directen Beweis: etwa 7 Linien von C (Fig. 2) findet man immer (ich habe mich davon mehrere Male überzeugt) eine paarige Leiste, sie deutet die untern Fortsätze der Vorderstirnbeine an, welche sich beim lebenden auf die Mitte der Gaumenbeine stützen, daher müssen die Gaumenbeine trotz des ganz andern Aussehens vor und nicht hinter C gelegen haben. Nicht so sicher lässt sich zwar der Verlauf des Keilbeins nachweisen, allein man sieht doch, dass der Zoll breite und über ½ Zoll lange kräftige Knochen vor der Medianhöhle der Eustachischen Röhre Keilbeinkörper sei, und beim jungen wie alten zieht sich von hier eine schwertförmige Spitze nach vorn, die sich schon durch die Richtung der Knochenzellen und durch ihr anderes Aussehen von der Substanz der Flügelbeine unterscheidet. Wenn bei Präparaten irgend etwas klar gemacht werden kann, so ist es das, dass unmittelbar vor jenem Keilbeinkörper an der kleinen rauhen Stelle der Eingang der hintern Nasenhöhlen nicht liegen könne, es folgt das aus der glatten Oberfläche der Flügelbeine. Wenn man ferner die hintersten Flügel der Seitenwände genauer in's Auge fasst, so überzeugt man sich an unserm Exemplar auf das allerbestimmteste, an der Glätte und innern Cannelirung, dass das keine Naht für einen herausgefallenen, geschweige denn die Bruchfläche für einen abgerissenen Knochen sein könne. Und was will man denn gegen die Löcher haben: verbindet man die Hinterenden der Querbeine, so fallen sie genau auf die Anfänge der Seitenwände der Choanen, dasselbe ist bei Krokodilen und Gavialen unserer Zeit auch der Fall. Ich habe mich gehütet Nähte zu zeichnen, wo man keine sieht, aber es mag sein, dass trotz der Grösse des Eingangs C dennoch das Ganze in einer Umhüllung der Flügelbeine liege. Dann wäre auch von dieser Seite die vollkommene Analogie hergestellt. Die französischen Präparate, sowohl aus dem Lias, als dem Oolith von Caën werden das schon zeigen, sowie man sie einmal näher prüft.

ein grosser Gavial, ganz auf 18' Länge zu berechnen, herausgearbeitet sich finde, der mit *Teleosaurus Chapmanni* verglichen werden könnte (Handb. Petref. S. 100). Graf Münster scheint früher auch einen bekommen zu haben, ob dieser ausgearbeitet sei, ward nicht bekannt. Beide liegen wie „Mumien" in Stinkstein eingewickelt im untern Schiefer (siehe mein neuestes Werk der Jura, S. 208); Burmeister weiss davon nichts. Ich habe ferner sämmtliche gavialartige Thiere des Jura unter dem nun einmal geläufig gewordenen Namen *Teleosaurus* vereinigt, darüber kann man streiten, weil der Begriff Geschlecht ein willkührlicher ist, aber ich habe nicht alle in unserem Lias Epsilon für die gleiche Species gehalten, sondern liess bei der Schwierigkeit der Sache die Species dahingestellt sein, wie ich überhaupt nach meinen Erfahrungen auf Species ein sehr untergeordnetes Gewicht zu legen vermag. Hier halte ich mich geflissentlich immer unsicher. Burmeister verfährt dagegen mit grösster Sicherheit: „zur Zeit der Liasbildung tummelten sich nur zwei Species im süddeutschen Meere herum, die schwäbische und fränkische." Das ist falsch, Schwaben und Franken sind in dieser Beziehung ich möchte sagen gleich, wenn es überhaupt mehrere Species gibt, so waren diese in Franken wie in Schwaben zu Hause, das kann man in der Sammlung von Banz und aus den Nachgrabungen am Donau-Main-Kanal leicht beweisen (Jahrb. 1855., pag. 425). Ich selbst habe mehrere Belegstücke dazu an Ort und Stelle gesammelt. Burmeister macht allerdings allerlei interessante Bemerkungen über Knochenverhältnisse, auch ihm fahren die Berliner Bärenschädel, wie mir seit 20 Jahren, durch den Kopf (Handb. Petref. pag. 35), und mag daher, gerade wie ich, die feinere Frage, ob *Teleosaurus* und *Pelagosaurus* gleich seien, nicht scharf genug getroffen haben. Aber wir unterscheiden uns auch wieder wesentlich: ich markire den Typus der gewöhnlichen Form sicher, ohne Tasten und Deuten, und lasse es dahingestellt sein, ob ein *Pelagosaurus* existire oder nicht. Burmeister erkannte in der Fülle seines Materials die gewöhnlichere Form nicht, verfährt aber dennoch als wenn alles durch ihn entschieden wäre: denn

pag. 63 wird er noch durch das Erkennen der Gurgelringe und Kieselsteine im Magen überrascht, die schon vier Jahre früher durch eine besondere Abhandlung von mir bekannt gemacht wurden. Aber gleich drei Blätter weiter, pag. 71, wo das Werk beschlossen ist, will er meine Abhandlung gelesen haben, die ihm wenigstens das bittere Geständniss abpresst: „im Uebrigen stimmen die Angaben des Verf. mit unseren Resultaten überein.“ Mögen diese meine neuen Angaben den berühmten Zoologen zu abermaligen Resultaten führen.

Nachdem ich so den Ruf meiner historischen Treue hinlänglich gerettet zu haben glaube, bedaure ich in der Kritik des *Pterodactylus suevicus* noch einige starke Flüchtigkeitsfehler rügen zu müssen. Ueber den im Ganzen so wegwerfenden Ton der Behandlung schweige ich, bitte nur den auffallenden Druckfehler, Collini habe den ersten Pterodactylus als Fisch gedeutet, zurück zu nehmen, und sich nicht anzumassen, die Schädel- und Beckenknochen nach Figuren deuten zu können. Auch sollte nicht so apodictisch ausgesprochen sein, „alle Amphibien haben zwei Kreuzbeinwirbel; nie mehr.“ Der Recensent ladet sonst mindestens den Verdacht auf sich, er wisse nicht, dass Owen bei den Dinosauriern mit Entschiedenheit sechs nachgewiesen habe. Mag man auch darüber philosophiren, wie man will, die Kreuzbeinlöcher müssen zuletzt doch entscheiden, denn sonst hätte auch der Mensch nur zwei, da nur so viele zur Befestigung des Beckens dienen. „Quenstedt hat bis zum Schwanz 26 Wirbel gezählt, d. h. also genau so viele wie bei jenen beiden Arten. Ich möchte aber behaupten, dass ihm der wirklich erste, stets daher viel kleinere Halswirbel entgangen sei, und der von ihm als erster angesehene, der zweite ist.“ Das ist nicht wahr! Ich sage vielmehr, pag. 45, da sich die Wirbel nicht sicher zählen lassen, so wollen wir die Zahlen von Münster annehmen, und wie wenig mir der erste Halswirbel entging, steht pag. 40, wo ich ausdrücklich hervor hebe, dass meine Wirbel 1 u. 2, nach Goldfuss zu urtheilen, nicht Atlas und Epistropheus sein könnten. Eben so ungenau heisst es, „Handwurzelknochen hat Quenstedt nur 3 aufgefunden, man sieht

aber am linken Flügel 4," während ich ausdrücklich pag. 43 hervorhebe, dass diese 4 sich nicht sicher sehen lassen, welcher Naturforscher glaubt dem Striche eines Künstlers mehr, als den ausdrücklichen Worten dessen, der die Zeichnung ins Leben gerufen hat. „Der Knochen k, welchen Quenstedt nicht zu deuten wagt, ist nur ein Fingerglied, und wahrscheinlich das des Daumens." Während ich pag. 44 sage, der kräftige Knochen k könnte vielleicht einem starken Daumen angehören." Solche Ungenauigkeiten darf man sich nicht zu Schulden kommen lassen! Als ich mich nun schriftlich an den Herren Recensenten wende, bekomme ich die beruhigenden Worte: „das vielleicht verräth Unsicherheit, man könnte sagen, ein Zutappen, das wahrscheinlich vorsichtige Angabe." Und als ich ihn nun weiter frage, woher er denn gegen meine ausdrückliche Beobachtung pag. 50, „die innige merkwürdige Verwachsung von *tibia* und *fibula*" wisse, wird mir der sonderbare Bescheid: „es kann Ihnen wirklich gleichgültig sein, woher ich weiss, dass *tibia* und *fibula* verwachsen gewesen seien; genug, dass ich es weiss." Jetzt regte sich in mir denn doch auch die Würde des Mannes, der sich bei allen seinen zoologischen Schwächen bewusst ist, nicht seit gestern erst beobachtet zu haben. Behauptungen sind nicht immer Wahrheit, so dachte ich. Die dünnen Knochen f und g neben den Vorderarmbeinen, sagt Burmeister, „können nicht wohl verknöcherte Sehnen sein, wofür Quenstedt sie halten möchte, weil sie eine kopfartige Anschwellung an dem einen Ende besitzen, was bei Sehnenknochen nicht vorkommt." Ich habe auf tab. I. fig. 4. den Sehnenknochen unseres *Pterodactylus* nochmals isolirt abbilden lassen und daneben fig. 5, den Sehnenknochen des *Flexor digitorum communis* eines lebenden Vogels gesetzt. Bei beiden steht der dicke Theil nach unten. Woher ich das wisse, das kann in diesem Fall wirklich gleichgültig sein, denn Herr Burmeister darf nur einmal eine *Strix flammea* genau untersuchen, um sogleich über den Werth oder Unwerth seiner Behauptung belehrt zu werden. „Für den aufrechten Gang, welchen

Quenstedt annimmt, ist der Hinterfuss viel zu klein.“ O nein, das nahm ich nicht so sicher an, schloss vielmehr pag. 52 meine Abhandlung mit dem Fragezeichen, „oder ging es auf vier Beinen?“ Da könnte ich fast sicherer annehmen, dass der Recensent erst durch mein Fragezeichen auf die Idee von vier Beinen überhaupt gekommen sei. Denn wenn man auch eine Abhandlung behufs der Recension zu lesen nicht der Mühe werth halten mag, so sieht man doch wenigstens das Ende an, zumal wenn man sich gedrungen fühlt, sie so hastig zu kritisiren. Hätte der Herr Recensent die Abhandlung gelesen, wo es pag. 38 mit fetter Schrift heisst, dass die Umrisse zwar in keiner Weise idealisirt seien, „nur die Flügelknochen wurden etwas verrückt, um Platz zu gewinnen,“ so würden wir um eine kühne Hypothese ärmer sein, wenn er sagt: „da auf beiden Seiten das letzte Glied des Flugfingers den anderen Gliedern entgegengesetzt liegt, so glaube ich daraus folgern zu dürfen, dass dieses Glied zurückgeklappt wurde.“ Wer nur einigermassen mit dem Gegenstande vertraut ist, dem muss es auffallen, dass die vier Phalangen des Flugfingers zwar immer gegen Mittelhand- und Armknochen aufgeklappt liegen, dass aber alle vier sich immer gerade hinaus strecken. So ist es auch bei unseren schwäbischen: es liegen die letzten Phalangen *qhr* und *qvl* respektive mit *phr* und *pvl* in einer Flucht, und der Zeichner hat sie nur zurückgeschlagen, weil sonst das ohnehin schon grosse Bild nach zwei Seiten hin noch bedeutend hätte vergrössert werden müssen.

Erklärung der Tafel I.

Fig. 1—3. Schädelstücke eines 7 Fuss langen *Teleosaurus* aus der Cloakenschicht über dem zweiten Stinkstein des Lias Epsilon von Holzmaden. Fig. 1 von oben, fig. 2 von unten, a) Fortsetzung der vorderen Stirnbeine, bb Linie, auf welcher auch beim lebenden die Choanen anfangen; C die hinteren Nasenlöcher, die Linie um d bezeichnet die muthmassliche Fortsetzung des Keilbeins, die um e das Keilbein. Fig. 3. Schnauzenspitze. Nach allen Theilen sorgfältig von mir herausgearbeitet.

Fig. 4. Sehnenknochen des *Pterodactylus Suevicus*.

Fig. 5. Sehnenknochen des *Flexor digitorum* einer *Strix flammea*, welchen ich dem Herrn Dr. Hoffmann verdanke.

Der geiſtreiche Hiſtoriker hat meine officiellen Beweiſe * von der geringen Menge edler Metalle, die bis 1545 der amerikaniſche Bergbau und die ſogenannten Inca-Schätze geliefert, durch neue Dokumente erweitert und bekräftigt.

Eine genauere Kenntniß der Geſchichte der Metallproduktion oder der allmähligen Entdeckung großer erzführenden Lagerſtätten in der Neuen Welt lehrt uns, warum das Sinken des Werthes der edlen Metalle oder (was daſſelbe iſt) das Steigen der Preiſe von Korn und anderer unentbehrlicher Erzeugniſſe des Bodens und des menſchlichen Kunſtfleißes erſt gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, und beſonders zwiſchen 1570 und 1595 am lebhafteſten gefühlt wurde. Damals fing die Silbermenge der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuſpanien, von Potoſi, Porco und Oruro in der peruaniſchen Andeskette erſt an, ſich in Europa gleichmäßiger zu verbreiten, und ihren Effekt auf die Preiſe des Weizens, der rohen Wolle und der Manufakturwaaren auszuüben. Die eigentliche Eröffnung und Bearbeitung der Gruben von Potoſi durch die ſpaniſchen Conquiſtadores fällt in das Jahr 1545, und die viel berufene Predigt, welche der Biſchof Latimer vor König Eduard VI. hielt, ** und in der er ſeinen Zorn über das Steigen der Preiſe aller Lebensmittel ausdrückt, iſt vom 17. Januar 1548. Beſſer faſt noch, als die von Fleetwood, Dupré de St. Maur, Garnier und Lloyd geſammelten Kornpreiſe verkündigen die engliſchen Korngeſetze zwiſchen 1554 bis 1688 die Anhäufung der Metalle. Die Ausfuhr des Weizens iſt bekanntlich nur erlaubt, wenn der Preis eines gewiſſen Maßes eine durch das Geſetz beſtimmte Höhe erreicht. Nun war dieſe Grenze unter der Königin Marie 1554 per Quarter 6 Schilling, unter Eliſabeth 1593 gegen 20, und im Jahr 1604 unter Jakob I. über 26 Schill. Dieſe numeriſchen Thatſachen ſind allerdings von großem Werthe, aber ihre Deutung erheiſcht beſondere Vorſicht, da das Problem der Kornpreiſe, ja aller Preiſe ein ſehr complicirtes iſt, und ſehr veränderliche theoretiſche

* Essai politique T. III. p. 361 – 382, 421 – 428. Der Bergbau lieferte bis 1545 nicht drei Millionen Piaſter jährlich. Atahualpa's Löſegeld betrug nach Gomara 320000 Mark Silber und die Beute (Tempelraub) in Cuzco nach Herrera nur 257000 Mark Silber an Werth.

** Jacob on Precious Metals, T. II. p. 77. 122 und 388.

VI. Bergrath v. Schübler trug über die Gasausströmungen, welche in dem Schacht bei Haigerloch sich gezeigt haben, vor.

Diese Gasausströmungen, über welche in den öffentlichen Blättern berichtet worden ist, zeigten die merkwürdige Erscheinung, dass nicht grössere Höhlungen oder Klüfte zu bemerken waren, dass vielmehr die Gase sich aus den gewöhnlichen Gesteinsklüften in denjenigen Schichten zeigten, in welchen man nach der Schichtenfolge in den benachbarten Bohrlöchern das Steinsalz erwarten musste. Der Berggeschworene Reifeisen gibt darüber folgende Notiz:

„Die Anhydritgruppe und die über derselben gelagerten Dolomite zeigten keine Gase. Die Gase traten unter dem Gyps in einer Tiefe von 366—372′ und zwar zwischen Kalkstein und Mergelschichten (Stinkstein) am stärksten hervor, wurden aber auch noch in dem tiefer liegenden Wellenkalk mittelst eines Bohrloches aufgeschlossen. Sie hatten eine solche Spannung, dass sich auf der Schachtsohle zuweilen während des Betriebs feste Schichten ablösten und faustgrosse Stücke 3—4′ in die Höhe geworfen wurden.“

Das Steinsalzlager fand sich an dieser Stelle nicht vor und man ist gegenwärtig beschäftigt mit einer Strecke von dem Schacht aus das Steinsalzlager aufzuschliessen, was in kurzer Entfernung mit aller Zuverlässigkeit zu erwarten steht.

Durch diesen für das Unternehmen unangenehmen Zwischenfall ist die Wissenschaft um eine Erfahrung reicher geworden, indem dadurch über das räthselhafte Dunkel der kohlensauren Gase ein neues Licht sich verbreiten dürfte, wie mir durch einen analogen Fall, welchen wir bei der Saline Sulz zu beobachten Gelegenheit hatten, wenigstens wahrscheinlich ist.

Eine Stunde von Sulz und 150′ über dem Neckar ist bei Bergfelden in einem Seitenthal ein Steinsalzlager bei 460′ Tiefe aufgeschlossen. Die Grundwasser wechseln und stellen sich auf 100—160′ unter die Thalsohle. Um die Förderung der Soole zu erleichtern, veranlasste ich das Bohrloch mit Wasser aus dem benachbarten Bache anzufüllen, es zeigte sich jedoch bald, dass

hier ein sehr bedeutender unterirdischer Abfluss stattfinden muss, indem das Bohrloch nur auf eine geringe Höhe das Wasser aufnahm. Beim Ausziehen der Soolenförderungsröhren zeigte sich aber die merkwürdige Erscheinung, dass sich in denselben ein heftiger Strom von Gas entwickelt, wenn die untere Mündung der Röhre auf 300′ steht, wo die über dem Anhydrit gelagerten dolomitischen Mergel sich befinden, welche von 259—314′ sich verbreiten. Dieser Gasstrom, welcher sich vermengt mit Wasser ergiesst, hört auf, sobald die Zuleitung von Wasser in das Bohrloch unterbrochen wird, man bemerkt aber am Bohrloch das Entweichen von Gas als eine fühlbare Strömung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass hier durch das Wasser die Gase abgeschlossen werden und dass sie durch die Röhre an der Stelle ausströmen, wo sie sich entwickeln. Es zeigt sich demnach hier die Gasausströmung über dem Anhydrit und zwar in derselben Schichte, in welcher bei dem neuen Schacht in Friedrichshall Klüfte von 5″ Mächtigkeit und Massen von Wasser angeschossen wurden, welche bis 180 Cubikfuss in der Minute sich steigerten, ohne gewältigt zu werden, wobei das merkwürdige Verhalten sich zeigte, dass das geförderte Wasser mineralisch war und nach einer Analyse von Hrn. Professor Fehling ziemlich den Gehalt der Cannstatter Mineralwasser zeigte, jedoch ohne Gase auszustossen.

Es ist ferner zu bemerken, dass die Cannstatter Mineralquellen sämmtlich in den über dem Muschelkalk gelagerten dolomitischen Schichten der Lettenkohle in einer Tiefe von 120—180′ in sehr weiten Klüften ausströmen, wobei übrigens die höhere Temperatur des Wassers von 14—17° R. auf eine Verbindung mit grösserer Tiefe schliessen lässt.

Um diese Erscheinung zu erklären, geben die verschiedenen Hypothesen über die Kohlensäure-Exhalationen folgende Anhaltspunkte.

Eine scheinbar sehr einfache Erklärung geht dahin, dass die Kohlensäure aus dem kohlensauren Kalk durch Berührung mit vulkanischen Gesteinen wie in einem Kalkofen ausgetrieben werde, und da bei einer Wärmezunahme von 1° C. auf 100′ eine

entsprechende Hitze bei einer Tiefe von 30,000' erwartet werden kann und die Kalkschichten an manchen Stellen bis auf diese Tiefe fortsetzen können, so hat man auch überall die zum Kalkbrennen erforderlichen Apparate zur Verfügung. Es ist nicht zu verkennen, dass diese Erklärung trotz ihrer scheinbaren Einfachheit Umstände voraussetzt, welche sich bei geschlossenem Gebirge nur selten treffen, wenn auch in der Nähe von Vulkanen die Kohlensäure auf diese Art entstehen mag. Die aus der Tiefe aufsteigende Kohlensäure kann nun allerdings in Verbindung mit Wasser als Auflösungsmittel dienen, es bleibt aber immerhin die Entstehung der Kohlensäure als vulkanisches Produkt eine in der angenommenen Ausdehnung gewagte Hypothese.

Bischoff hat in seiner Geologie einen Versuch erwähnt, wornach er durch Kochen von frisch gefüllter Kieselsäure mit kohlensaurem Kalk die Entwicklung von Kohlensäure beobachtet hat und dieselbe Erscheinung soll sich gezeigt haben, als er gepulverten Quarzkiesel und kohlensauren Kalk mit einander kochte und die entweichenden Dämpfe durch Kalkmilch leitete.

Es ist mir nicht bekannt, ob dieser einfache Versuch von andern Chemikern bestätigt worden ist, was jedenfalls sehr wünschenswerth wäre, ich bin aber dadurch auf den Gedanken geführt worden, ob nicht, wenn die Einwirkung der Kieselsäure auf den kohlensauren Kalk bei Siedhitze stattfindet, diese Reaction auch bei gewöhnlicher Temperatur unter einem höhern hydrostatischen Druck, wie er in Bohrlöchern vorhanden ist, eintreten dürfte.

Eine solche Einwirkung der Kieselsäure scheint mir um so mehr den allgemeinen chemischen Affinitätsgesetzen entsprechend, als nach dem bekannten Gesetz von Bertholet sämmtliche wechselseitige Affinitäten der verschiedenen Elemente und binären Verbindungen in Wirkung treten, wenn auch die stärksten Affinitäten überwiegenden Einfluss üben.

In allen dolomitischen Schichten ist Kieselerde im Ueberschuss vorhanden und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie auch als Kieselsäure wirkt, besonders wenn die Salzthone in Wirkung treten, welche gewöhnlich kieselsaures Kali enthalten und daher einen gewissen Grad von Auflöslichkeit haben sollten, wie das

Verwittern des Feldspaths auch zeigt, aus welchen diese Thone zum Theil entstanden sein dürften. In einem Bohrloch im Steinsalzgebirge haben wir in beliebiger Menge Kieselsäure, Schwefelsäure, Salzsäure und Kohlensäure, und die Salzbasen Kalkerde, Bittererde, Natron, Kali und Eisenoxydul. Je grösser der hydrostatische Druck ist, desto mehr Kohlensäure kann in einer Auflösung zu Bildung von doppelt kohlensauren Salzen gebunden werden, die überschüssige Kieselsäure könnte sich mit den Salzbasen zu unauflöslichen und zu auflöslichen Salzen verbinden, und es würde sich kieselsaurer Kalk, kieselsaures Eisenoxydul, kieselsaure Bittererde bilden, aber auch von kohlensaurem Natron und Kali wird wenigstens ein Minimum vorhanden sein müssen, wie die Analyse der Mineralwasser auch ergibt. Ebenso sollten sich kohlensaure Salze bilden, welche Kalkerde, Bittererde und Eisenoxydul aufnehmen.

Ueberhaupt sollten nach den allgemeinen Gesetzen der Affinität in der Auflösung diejenigen Salze sich befinden, welche die leicht löslichsten sind, in dem Niederschlag aber diejenigen Salze, welche die schwer löslichsten sind.

Bekanntlich ist die Kohlensäure bei einem Druck von 30—36 Atmosphären in gewöhnlicher Temperatur flüssig, was einer Wassersäule von 1200′ entspricht, und in einer Tiefe von 1200′ kann bei der Temperatur von 0° Kohlensäure nicht in Gasform vorhanden sein, mit Erhöhung der Temperatur ist eine grössere Spannung erforderlich um die Kohlensäure in flüssige Form zu bringen, und Thilorier will gefunden haben, dass für jeden Grad Wärmezunahme die Spannung um $1^1/_2$ Atmosphären zunehmen müsse. Nach dem bekannten Gesetz der Wärmezunahme berechnet Bischoff, dass in einem Bohrloch von 2600 Tiefe die Wärme etwa 31° R. betragen müsse und die Kohlensäure würde daher über die Pressung von 36 Atmosphären eine Pressung von $1^1/_2$ Atmosphären für jeden Grad der Wärmezunahme, also $31^1/_2$ oder 46 Atmosphären, zusammen 82 Atmosphären Spannung nöthig haben, um die Kohlensäure liquid zu erhalten, welche Spannung der Tiefe von 2600′ entspricht.

Andere Verhältnisse treten nun bei der Verbindung von

Kohlensäure und Wasser ein und man will das jedenfalls nur annähernde Gesetz gefunden haben, dass ein Volumen Wasser bei der gewöhnlichen Pressung von einer Atmosphäre ein Volumen kohlensaures Gas aufnehme und mit jeder weiteren Atmosphäre ein weiteres Volumen Gas gebunden werde.

Aus diesen Gesetzen über das Verhalten der Kohlensäure in Gasform und in flüssiger Form in Verbindung mit Wasser folgt jedenfalls mit Nothwendigkeit, dass jeder Pressung und jeder Temperatur ein bestimmtes Quantum Kohlensäure entspricht, welches in der Auflösung gebunden bleibt; bei geringem Luftdruck muss aber Kohlensäure frei werden.

Ist das Gesetz von Bertholet auch auf die Verbindungen der Kieselsäure und der Kohlensäure mit den verschiedenen Salzbasen anwendbar, so sollte eine chemische Reaction in der Tiefe der Bohrlöcher vor sich gehen, welche die Erscheinungen der Kohlensäure-Exhalationen vollständig erklären würde. Wenn auch nur ein Minimum dieser Reaction beim Versuch im Kleinen sich zeigt, so bieten die nach der Erfahrung vorhandenen Klüfte und Höhlen, welche sich besonders in den dolomitischen Schichten zeigen, auf Entfernungen von vielen Quadratmeilen der Kieselsäure so viele Berührungspunkte dar, dass die grössten Mengen von Kohlensäure sich entwickeln können, sobald an einer Stelle der hydrostatische Druck aufgehoben oder vermindert wird.

Um nun diese Argumentation durch einen Versuch zu bestätigen, habe ich in dem Bohrloch in Sulz ein Gemenge von Dolomit, Anhydrit und Salz in einem Löffel mit geschlossenem Ventil auf 460′ Tiefe, also 160′ unter der Gas ausströmenden Schichte einhängen lassen. Da das Bohrloch auf 100′ vom Tage nieder kein Wasser hat, so entspricht dieser Druck etwa 10—11 Atmosphären. Nach 18 Stunden wurde der Löffel ausgehoben und es zeigten sich nach der Beobachtung des Salinen-Inspector Hähnle deutlich Bläschen, welche sich aus dem Gemenge an der Luft entwickelten. Ein wiederholter Versuch mit 4 Schichten je von 1′ in einem Löffel gab dasselbe Resultat: eine Sorte Dolomit zeigte constant mehr Gasentwicklung, als die andere.

Dieser Versuch muss sich nun auch im Laboratorium bei

Anwendung eines Drucks von 8—10 Atmosphären anstellen lassen. Ein Versuch, welchen Hr. Prof. Holtzmann mit dem Oerstedschen Apparat zur Wassercompression mit einem Gemenge von Dolomit und Anhydrit vornahm, zeigte nach 24 Stunden bei Anwendung eines Drucks von 8 Atmosphären keine Gasentwicklung, was mir darauf hinzudeuten scheint, dass zu dem Versuch Steinsalz noch als wesentlicher Gemengtheil erforderlich ist, weshalb Hr. Prof. Holtzmann die Güte hatte, den Versuch mit diesen drei Substanzen zu wiederholen, wobei jedoch wegen Zerspringens des Apparats ein Ergebniss nicht erzielt wurde.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Salzthone vermöge ihres Gehaltes an kieselsaurem Kali die Auflöslichkeit der Kieselsäure und ihre Reaction auf die kohlensauren Salze sehr wesentlich vermehren, wobei die Eigenschaft der Kieselsäure zu statten kommt, dass sie Verbindungen eingeht, welche die Säure doppelt, dreifach und sechsfach berechnen lassen. An überschüssiger Kieselsäure kann daher kein Mangel sein, es fragt sich immer nur, ob die Kieselerde in ihrer starren Form zu Ausübung einer chemischen Reaction in der zu Erklärung der Kohlensäurebildung erforderlichen Weise die nöthigen Eigenschaften besitzt und welche Form des Vorkommens die hiezu günstigste sein dürfte.

Die entscheidenden Versuche lassen sich ebensowohl durch Einhängen der erforderlichen Gemenge in tiefen Bohrlöchern vornehmen, als im Laboratorium in geeigneten Compressions-Apparaten, meine Bitte geht nun an die Herren Chemiker und Physiker, diesen Untersuchungen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, damit in dieses an vielen Hypothesen reiche Feld der Geognosie auf den Grund von Thatsachen Licht verbreitet werde, dessen wir in der Geognosie trotz aller Fortschritte noch so viel bedürfen.

Nachtrag vom 12. August 1856.

Nach einer Mittheilung des Bergraths Schübler sind diese Versuche in mehreren Bohrlöchern auf eine etwas abgeänderte Weise fortgesetzt worden. Durch Einbringen der Gemenge in Digerirflaschen und Auskochen während mehrerer Stunden wurde die atmosphärische Luft vollständig entfernt. Die Flaschen wurden

umgestürzt in Gläser gestellt und mehrere Tage einer Pressung von 12 — 18 Atmosphären in einem Bohrloch von 550′ Tiefe ausgesetzt. Die Gemenge von Dolomit, Gyps und Steinsalz zeigten deutliche und reichliche Kohlensäure-Entwicklung und doppelt-kohlensauren Kalk in der Auflösung. Die Versuche werden mit verschiedenen Gemengen und unter Abschluss mit Quecksilber fortgesetzt und das Ergebniss wird demnächst bekannt gemacht werden.

VII. Prof. Dr. H. v. Mohl theilte seine Versuche über das Verhältniss der in der Luft befindlichen Blätter zum Wasser mit. (Der Vortrag wurde für den Abdruck nicht schriftlich mitgetheilt.)

VIII. Dr. Albert Günther sprach über einen neuen Fisch des Neckars. (Hiezu Tafel II.)

In meiner Beschreibung der Neckarfische erwähnte ich pag. 90 eines Fisches, den ich nur in vier Exemplaren erhalten hatte und von dem ich damals nicht bestimmen konnte, ob derselbe nur eine Varietät von *Abramis alburnus*, oder was wahrscheinlicher erschien, den von Holandre entdeckten *Leuciscus dolabratus* aus der Mosel vorstelle. Es ist mir in der neuesten Zeit geglückt, aus dem Necker sowohl, als aus der Tübingen nahegelegenen Blaulach Exemplare von einer Grösse und Schönheit zu erhalten, welche die noch offene Frage entscheiden liessen. Zu den schon früher angegebenen specifischen Differenzen von *Abramis alburnus* kommt nun noch die, dass unser Fisch eine Grösse von 11″ erreicht, wie eine solche dem *alburnus* nie zukommt. Schwieriger ist die Beurtheilung der zweiten Möglichkeit, der einer specifischen Identität mit *Leuciscus dolabratus*. Dieser Fisch ist mir bekannt aus den kurzen und allgemeinen Beschreibungen von Valenciennes und Selys-Longschamps;* letzterer hat auch noch eine Abbildung gegeben. Die Gründe, welche mich bestimmen, unsern Fisch von dem genannten zu trennen, sind folgende:

1) Selys führt den *dolabratus* unter denjenigen *Leuciscus* auf, bei welchen beide Kiefer gleich lang sind; Valenciennes

* Faune Belge, I. partie. Liége. 842. 8. p. 207 und pl. 5.

sagt von demselben: „la mâchoire inférieure dépasse un peu la supérieure *quand la bouche est ouverte.*“ Bei unserem Fische erscheint auch bei geschlossenem Maule die Unterkinnlade länger, sie erscheint um so länger, je jünger das Individuum ist; Selys und Valenciennes haben aber ihren Angaben nach viel kleinere Exemplare untersucht, als ich.

2) Ueber die Länge des Kopfes schweigen beide Beobachter, nach der Abbildung von Selys aber zu urtheilen, ist dort die Kopflänge in der Totallänge (die Schwanzflosse nicht mitgerechnet) 4mal, bei unserem Fische über $4^1/_2$mal enthalten.

3) Die Länge der Brust- und Bauchflosse kann zu Folge meinen Beobachtungen an andern Fischen variiren; und ich führe hier nur diesen Unterschied auf, weil er von andern wichtigern begleitet ist. Nach jener Abbildung erreichen die Brustflossen beinahe die Ventrales, sind also viel länger, als bei unserem Fisch; in ähnlicher Weise verhält es sich mit den Ventrales.

4) Die grösste Länge von *dolabratus* wird auf 6″ angegeben, eine Länge, wie sie auch *alburnus* erreicht und wodurch sich unser Fisch von beiden unterscheidet.

Die Verwandtschaft mit *Abramis alburnus* ist ebenso unverkennbar, wie seine specifische Verschiedenheit, und ich stelle ihn daher mit letzterem Fische zu dem Genus *Abramis;* nach dem Systeme von Heckel würde er zu dem Genus *Alburnus* gehören. Wegen der grossen Aehnlichkeit, welche alte Individuen in der Färbung mit *L. dobula* zeigen, nenne ich ihn *dobuloides.* — Indem ich mich im Wesentlichen an die frühere Beschreibung halte, vervollständige ich dieselbe in Folgendem:

Abramis dobuloides.

(S. Tafel II.)

Schlundkieferzähne 5|2—2|5; Dorsalis 11—12-strahlig, im Zwischenraume zwischen Ventrales und Analis; Analis 14—15strahlig; Seitenlinie 45—48, Querschuppenreihe 12; Unterkiefer den obern überragend.

Der Körper ist, von der Seite betrachtet, bei jüngern

Individuen schmal und langgestreckt, wie bei *A. alburnus*, bei alten breiter, ähnlich dem von *L. vulgaris;* von oben ist er etwas breit, von unten schmal, und von den Bauchflossen bis zum Ende der Analis scharfkantig, so dass die Schuppen der einen Seite an manchen Stellen nicht auf die andere übergehen, oder wenn dies der Fall ist, in ihrer Längsaxe zu einer scharfen Kante gebrochen sind. Der Rücken setzt sich vom Kopfe etwas ab und beschreibt bis zur Rückenflosse eine sehr schwache Kurve; von da an bis zur Schwanzflosse senkt sich sein Profil nur wenig. Der Bauch bildet vom Kopfe bis zum Ende der Analis eine ziemlich convexe Linie.

Wie vorhin erwähnt, bleibt sich das Verhältniss der Höhe des Leibs zur Totallänge nach dem Alter des Fisches nicht gleich: bei einem Exemplar von

189^{mm} Länge 216^{mm} 290^{mm}

ist die Höhe in der Totallänge

5,7mal 5mal 4,6mal

enthalten; die Länge des Kopfs bei allen nicht ganz 5$^1/_2$mal, oder wenn man die Schwanzflosse nicht mit in Rechnung bringt, über 4$^1/_2$mal; dieselbe Länge ist gleich 3—3$^1/_2$mal die Distanz der Augen genommen.

Das Maul ist der Grösse des Fisches proportionirt; seine seitliche Spalte steigt schief von hinten und unten nach vorn und oben; der Unterkiefer überragt den obern und hat vorne eine wulstige Auftreibung, welche in eine Vertiefung des Oberkiefers passt.

Das Verhältniss des Augdurchmessers zur Kopflänge variirt wieder, so dass bei Exemplaren von der oben angegebenen Grösse jener in dieser 4 — 4,7 — 5mal enthalten ist; die Entfernung des Auges von der Schnautzenspitze beträgt 1—1$^1/_2$ seiner Durchmesser.

Die Brustflossen mit 17 Strahlen und schlangenlinienförmigen Rande sind bald etwas kürzer, bald etwas länger, als die Dorsalis hoch ist, aber beträchtlich länger, als die Bauchflossen; sie erreichen mit ihrem Ende lange nicht die Bauch-

flossen und sind von diesen mindestens um die Hälfte ihrer eigenen Länge entfernt.

Die Bauchflossen mit 9—11 Strahlen und convexem Rande sind so lang, als die Analis hoch ist; ihre Entfernung von der Analis beträgt mindestens die Hälfte ihrer eigenen Länge.

Die Rückenflosse ist viel höher als lang und vom Kopfe weiter entfernt, als von der Caudalis; ihre Insertion fällt in senkrechter Linie nahezu in die Mitte zwischen Bauch- und Afterflosse. Die gewöhnliche Zahl der Flossenstrahlen ist 11; doch fehlt hie und da der erste, rudimentäre, nur 1mm hohe, so dass nur 10 gezählt werden können; selten finden sich wie bei dem abgebildeten Exemplare 12; der obere Rand ist gerade.

Die Afterflosse, deren Länge gleich der eigenen Höhe, selten etwas grösser oder geringer ist, und welche um vieles kürzer, als die Dorsalis hoch ist, hat einen beinahe geraden untern Rand. 14—15 Strahlen.

Die Schwanzflosse mit einem Ausschnitt, 19 Strahlen und etwas kürzerem oberem Lappen.

Die Seitenlinie fällt von der Schulter, wo sie über der halben Körperhöhe entspringt, in einem Bogen gegen die Bauchflossen ab, steigt in demselben Bogen wieder in die Höhe und verläuft auf dem Schwanze unter der Mittellinie gerade bis zur Caudalis. Sie besteht aus 45—48 Schuppen, deren Erhabenheiten vorn punktförmig, nach hinten zu etwas länglich sind.

Querschuppenreihe. Nach der Höhe des Leibs finden sich über der Seitenlinie 7—8, unter ihr 4—5 Reihen. Die Mittelschuppe ist ungefähr die 23ste der Seitenlinie und das Ende der Querschuppenreihe fällt vor den Anus.

Die Schuppen sind mit fünf, sieben und mehr radienartigen Streifen versehen; die in und über der Seitenlinie gelegenen höher als lang; die Mittelschuppe bedeckt $^2/_3$—$^3/_4$ des Auge.

Die Färbung zeigt wenig Charakteristisches; der Rücken grün, metallisch-glänzend; die Seiten silberig, bei jungen Individuen ganz wie bei *A. alburnus*, bei alten verwischt sich der Glanz, der Rand der Schuppen und die zwischen ihnen hervor-

Anſichten, Einfluß des landbeſitzenden Adels, ja ungleiche locale Anhäufung von Geld und Waaren auf die Geſetzgebung jeglicher Epoche einwirken. Dazu umfaſſen Temperaturveränderungen (die mittlere Wärme der Frühlings- und Sommermonate), welche die Cultur der Cerealien begünſtigen, nicht gleichzeitig das ganze ackerbauende Europa. Selbſt die Fortſchritte dieſer Cultur, die beſſere Benützung der erzeugenden Erdkräfte modificiren die Preiſe. Eine ungleich wachſende Bevölkerung und der damit zunehmende Verkehr vermehren die Nachfrage nach den Metallen. Bei dem Maaße, das man ſucht und in den wechſelnden Kornpreiſen zu finden glaubt, hat man alſo mit zwei gleichzeitig veränderlichen Größen zu thun. Die erhöhten Kornpreiſe drücken ſelbſt für ein einzelnes Land nicht die in gleichem Maaße anwachſende Menge von Gold und Silber aus, ſo wenig als ſie uns unmittelbar über die allgemeinen Witterungsverhältniſſe und (nach der Hypotheſe eines großen Aſtronomen) über die Quantität der Sonnenflecke belehren. Angaben, welche in derſelben Epoche einen großen Theil von Europa umfaſſen, fehlen uns gänzlich, und genaue Unterſuchungen haben gezeigt, daß in Oberitalien zum Beiſpiel das Steigen der Preiſe von Getreide, Wein und Oel zwiſchen dem fünfzehnten und achtzehnten Jahrhundert viel geringer * geweſen iſt, als man berechtigt war, es anzunehmen, nach dem, was uns aus England, Frankreich und Spanien **

* Gianrinaldo Carli. Opere, T. VII, p. 190. Savigny, Geſchichte des Rechts, B. III, S. 567. Die Nachrichten über die Preiſe der Dinge im ſüdlichen Europa reichen ſehr beſtimmt bis in das vierzehnte Jahrhundert, da (1321) Marino Sanuto dem Papſte Johannes XXII. den Koſtenanſchlag eines Kreuzzuges vorlegte, durch den der ganze Handel des Orients abgeleitet werden ſollte. In dieſem Koſtenanſchlage, wie in den Preisangaben von Balducci Pegoletti, iſt aber der Silbergehalt der Münzen mit mehr Sorgfalt zu beſtimmen, als bisher von denen geſchehen iſt, die ſich mit der Waarenkunde und der Geſchichte des Handels beſchäftigt haben.

** Clemencin in den Mem. de la Academia Real de Historia, T. VI, p. 553. Die Fanega Weizen (trigo) koſtete in Spanien von 1206 bis 1502 im Mittel 10, von 1793 bis 1808 aber 62 Reales, die Münze auf gleichen Silbergehalt reducirt. Damit ſtimmen Say's Unterſuchungen über die Kornpreiſe in Frankreich überein (Traité d'économie politique, T. I, p. 352). Zur Zeit der Jungfrau von Orleans, unter Carl VII., war das Hectoliter Weizen (an Gewicht 75 Kil.) bis zum Preiſe von 219 Gran Silber geſunken. Der Mittelpreis kurz

ragenden membranösen Fortsätze sind schwarz pigmentirt, so dass der Fisch dem *L. dobula* sehr ähnlich sieht; übrigens sind die Flossen ungefärbt; die Iris blassgelb, oben etwas dunkel pigmentirt.

Die bedeutendste Grösse, die ich bis jetzt beobachtete, ist nahezu 11″; seiner Seltenheit wegen kann man Tage lang fischen, bis man eines einzigen habhaft wird; am ehesten bekommt man ihn mit der Angel, da er bei seiner geringen Grösse und grossen Schnelligkeit den Netzen leicht entwischt.

Skelett, Nahrung, Entozoen, Fundort sind schon a. a. O. angegeben. Die Abbildungen werden ohne weitere Erklärung die wesentlichen Kennzeichen dieses Fisches zeigen und die früher angegebenen anatomischen Verhältnisse erläutern.

IX. Dr. Albert Günther erwähnte ferner, dass er an den Larven von *Rana temporaria* die Regeneration des Schwanzes beobachtet habe und die weiteren Untersuchungen darüber fortsetzen werde. Er behält sich die Beschreibung der Regeneration der Froschlarven für später vor, da jetzt seine Beobachtungen noch zu lückenhaft seien.

X. Prof. Dr. v. Kurr legt im Auftrag des durch Unwohlsein abgehaltenen Ober-Medicinalraths Dr. v. Jäger ein Exemplar von dessen Abhandlung über *Ichthyosaurus longirostris* vor.

XI. Derselbe liest im Auftrage des abwesenden Finanzassessors Paulus Folgendes über die Verbreitung der *Lacerta muralis* vor:

Der hochgeehrtesten Versammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg habe ich die Ehre eine Karte von Württemberg, in der ich das Vorkommen der *Lacerta muralis* mit grüner Farbe bezeichnete, geziemend vorzulegen.

Obgleich meine hier dargestellten Beobachtungen eine grössere Verbreitung dieser Eidechsenart, als die bisher bekannte, angibt, so bin ich doch der Ansicht, dass sich dieselbe bei ausgedehnteren Untersuchungen noch bedeutender herausstellen würde.

Bemerkenswerth ist, dass sich die *Lacerta muralis* aus dem

Rheinthale nur in die unmittelbar in dasselbe gehenden Thäler des Neckars, der Pfinz, der Alb, der Murg, der Kinzig etc., wie in die Seitenthäler genannter Thäler gezogen hat, während sie, mit Ausnahme der Gegenden um Freudenstadt und Neuenbürg, auf dem Plateau bis jetzt nicht beobachtet wurde. Ueberdies beschränkt sich diese Eidechse nur auf die Gebirgsformationen von dem Urgebirge aufwärts bis zu dem Muschelkalk, während sie den Keuper und die über demselben lagernden Formationen nicht zu bewohnen scheint. —

Nach der vorgelegten Winckelmann'schen Karte von Württemberg im Verhältniss = 1,100,000 verbreitet sich demnach *Lacerta muralis* aus dem ganzen Rheinthal durch das Neckargebiet bis oberhalb Hoheneck, längs dessen Zuflüssen aus dem Odenwald, längs der Elsenz bis Sinsheim, der Jagst bis Möckmühl, des Kochers bis Neuenstadt, ferner längs der Enz bis zum Enzklösterle, der Glems bis nahe an Leonberg, der Würm bis über Döffingen hinaus, der Nagold bis nahe an Wildberg, einer kurzen Strecke an der Eyach und längs der kleinen Ens bis Fautsberg, wo sie sich auch auf dem Plateau bis nach Neuenbürg ausbreitet, während sie nach der Karte an den bezeichneten Flüssen nur dem engern Flussthale folgt. Von den übrigen in den Rhein sich ergiessenden Flüssen des badischen Schwarzwaldes folgt sie dem Schwetzinger Bach bis in die Nähe von Sinsheim, der Kraich, der Salza bis Bretten, der Pfinz, der Alb bis Herrenalb, der Murg mit deren Zuflüssen bis Freudenstadt und Umgebung, der Rench bis Oppenau, der Kinzig bis nahe an Lossburg, der Gutach bis Triberg und der Wutach und deren Zuflüsse bis über Waldshut hinaus.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Ueber die Rutschflächen im Wasseralfinger Eisenerze.

Von Inspector Schuler in Wasseralfingen.

In den Eisenerzen, die in der Umgegend von Aalen für die Hüttenwerke Wasseralfingen und Königsbronn gewonnen werden, finden sich häufig sogenannte Rutschflächen. Es sind glatte, unregelmässige Flächen von verschiedener Grösse, die durch ihren Glanz von dem matten Bruche der Erze auffallend abstechen. Sowohl die Form der Oberfläche, wie diejenige des Umfangs erscheint unregelmässig. Die Farbe ist im Allgemeinen die des Erzes. Im Gebirge selbst treten sie theils gruppenweise häufig, theils sehr sparsam vertheilt unter den verschiedensten Richtungen und Neigungen auf. Der hiesige Bergmann nennt sie „Schmierschlechten“ oder „Erzblumen“ und sieht sie im Allgemeinen gerne, besonders weil sich das Erz nach diesen Flächen leicht ablöst.

Die geognostische Lage dieser Erze gehört bekanntlich dem braunen Jura β (nach Quenstedt) an; sie liegen auf dem circa 14′ mächtigen, gelben, feinkörnigen Sandsteine und werden von dunklem, schwärzlichgrauem, sandigem Gesteine und verhärteten Thonen bedeckt. Dieses Erz tritt in mehreren Flözen von verschiedener Mächtigkeit und Reinheit auf. Bei Aalen werden zwei derselben abgebaut; davon hat das untere bei Wasseralfingen eine Mächtigkeit von 5 bis $6^1/_2$′ und das obere 4 bis 5′. Die Mächtigkeit der übrigen Flöze wechselt von einigen Zollen bis gegen 2′. Die zwischenliegenden Bergmittel sind, theils glimmer-

reiche, dunkle Thone, theils ein rauhes, sandiges Gestein oder Sandschiefer von dunkler Farbe, theils grauer oder gelber feinkörniger Sandstein. Dieses vielfach unregelmässig wechselnde Gestein hat zusammen vom Betasandsteine an gerechnet auf der Wasseralfinger Grube eine Mächtigkeit von nahe 71′; darüber liegt eine $19^1/_2$′ mächtige Lage von graublauem Thone, welche von der circa 2′ mächtigen Pectinitenbank bedeckt ist. Diese röthliche Kalkbank, womit der braune Jura β nach oben abgegränzt wird, liegt nahe 44′ über dem oberen, 84′ über dem untern abgebauten Erzflöze, oder 90′ über dem Betasandsteine. Die ganze Mächtigkeit vom braunen Jura β ist durchschnittlich zu 116′ anzunehmen.

Das Erz ist ein körniger Thoneisenstein, und besteht aus feinen, runden Körnern von auffallender Gleichheit (feinem Schiesspulver ähnlich), die durch ein sparsam vertheiltes thoniges Bindemittel zusammengebacken sind. Das specifische Gewicht des grubenfeuchten Erzes ist im Mittel = 2,68; 1 Cub.-Fuss reines Erz wiegt 135 Pfund. Reines gutes Erz hat eine dunkel kastanienbraune Farbe; weniger gutes Erz wird lichter und nähert sich dem Kupferroth.

Die Erzköner sind in ihrer Normalform abgerundet, theils linsenförmig, theils von der Form der *Galeriten* oder *Nucleoliten* d. h. auf einer Seite stark convex, auf der andern plan bis concav. Der Durchmesser dieser Körner schwankt im Allgemeinen zwischen $^1/_8$ und $^1/_{16}$ Linie; die Dicke hat zwischen $^1/_2$ bis $^2/_3$ jenes Durchmessers. Wird ein solches Korn zertheilt, so zeigt sich im Innern ein lichter, rostbrauner, ziemlich lockerer Thon, welcher von der festeren, dunkelgefärbten, glänzenden Schale umgeben ist. Die Schalendicke ist kaum $^1/_6$ bis $^1/_8$ vom Durchmesser des Kornes. Werden die Erzkörner zertrümmert, dann tritt der innere lichte Thon zum Vorschein; geriztes oder geriebenes Erz zeigt deswegen an diesen Stellen eine lichtere Färbung.

Mit diesen Erzkörnern finden sich auch bei gutem Erze gewöhnlich unregelmässig geformte, mehr oder weniger abgeschliffene Quarzkörner von nahe gleicher Grösse sparsam gemischt.

Nimmt die Menge dieser Quarzkörner zu, dann werden die Erze sandig und zur Verhüttung weniger brauchbar, ja untauglich.

Zuweilen finden sich Partieen mit ziemlich hartem Bindemittel, die sich durch eine lichte, rostbraune (Eisenoxydhydratähnliche) Farbe zu erkennen geben, bei welchen grösstentheils die Erzkörner fehlen, und statt deren die entsprechenden Höhlungen sichtbar sind. Der Eisengehalt ist dabei gering. Solche taube Erzparticen finden sich mehr oder weniger häufig im reinen Erze in Form von unregelmässigen Nestern und Knollen; häufig auch bilden sie die Masse der bekannten Erzkugeln, oder es finden sich mit ihnen Petrefakten, versteinertes Holz u. s. w. verwachsen; zuweilen schliessen sie diese Versteinerungen vollständig ein.

Seltener finden sich kieselhaltige Partieen, die übrigens, wenn sie vorkommen, unter ähnlicher Form und ähnlichen Verhältnissen auftreten, wie die obigen.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die sogenannten Erzkugeln. Es sind abgerundete, feste Knollen von meistens 2 bis $2^1/_2$" Dicke, etwas platt gedrückt, die häufig kleine Zähne, Knochenstücke, Schalen u. s. w. einschliesen.

Obgleich die Erze Flöze bilden, so sind doch in der Regel keine horizontalen Absonderungen oder getrennte Bänke zu finden, jedes Flöz bildet für sich eine massige Bank. Zerklüftungen, Spaltungen kommen übrigens häufig vor. Die Richtung dieser Spalten nähert sich im Allgemeinen mehr oder weniger der verticalen; ihr Streichen ist sehr verschieden, geht nach allen Richtungen. Die Form der Spaltungsflächen ist zwar im Allgemeinen unregelmässig, nähert sich aber oft auffallend einer ebenen Fläche. So kommt es, dass man nicht selten Erzstücke sieht, welche eine prismatische Form haben, die Kantenwinkel sind aber bei verschiedenen Stücken natürlich sehr verschieden, je nach dem Winkel unter welchem sich die Erzspalten durchschneiden. Die Oeffnung oder Weite dieser Spalten ist oft kaum papierdick; andere haben eine bis mehrere Linien, Zolle, sogar bis gegen einen Fuss Weite; letzteres ist übrigens eine seltene Dimension. Die Ausdehnung oder das Fortziehen

dieser Klüfte ist in der Regel um so grösser, je grösser die Weite der Spalte ist. Der Bergmann heisst diese Spaltungen, wenn sich die Spaltungsflächen noch berühren, „Abgänge oder Schlechten", bei grösserer Weite der Spalte „Klüfte". Sie sind ihm in der Regel erwünscht, da sie die Gewinnungsarbeit erleichtern. Einzeln tritt eine solche Zerklüftung nicht auf, stets ist das Gebirge nach verschiedenen Richtungen in ihrer Umgebung mehr oder weniger zerrissen. Die Spaltungsflächen findet man gewöhnlich mit Kalkspath oder Kalksinter überzogen; engere Spalten füllen sich oft vollständig damit aus. Weite Klüfte sind ausser diesem in der Regel mit eckigen Erzstückchen, zermalmtem Erze, Thon u. s. w. ausgefüllt.

Unter wesentlich verschiedener Form treten die Rutschflächen oder sogenannten Schmierschlechten im Gebirge auf. Sie bilden zwar Abgänge, doch findet immer, auch bei der unregelmässigsten Flächenform, eine vollständige Berührung der Trennungsflächen statt. Wenn bei den oben beschriebenen Spaltungen die ebene Fläche, das Eckige, Zerklüftete, charakteristisch ist, so ist es hier die unebene Fläche, das Wellige, Abgerundete, Geschlossene. Sie setzen selten weit im Erze fort, und treten in der Regel geschlossen, selbstständig auf. Die Begränzungsform ist eine unregelmässige, und die Grösse der Fläche sehr verschieden. Rutschflächen von 3 bis 4 Fuss Ausdehnung sind selten, meistens sind sie viel kleiner, oft kaum einige Quadratzolle, sogar kaum einige Quadratlinien gross. Sie beschränken sich übrigens ebenfalls nicht etwa blos auf die reine Erzmasse, sondern setzen durch Erz und Thon ungestört gleich fort.

Die Flächen selbst sind glatt, glänzend und scheinen auf den ersten Anblick viele Aehnlichkeit mit Eisenglanz- oder der gestreiften Fläche des Brauneisensteines zu haben; bei näherer Betrachtung zeigen sie sich aber in der Regel fein gestreift schuppig, ähnlich wie eine unregelmässige Schindel- oder Strohbedachung. Kleine fein und platt gestreifte Plättchen bedecken sich nach gleicher Richtung schuppenförmig. Sind diese Plättchen gut ausgebildet, dann lassen sie sich theilweise abheben, oft bis zu einer, sogar mehreren Linien Länge; sie haben oft

kaum die Dicke des Postpapiers, gewöhnlich $^1/_4$ bis $^1/_3$ Linie Dicke, können aber $^1/_2$ Linie und mehr dick werden. Die untere Begränzung der Plättchen erscheint theils eben, theils im Zickzack unregelmässig abgebrochen. Die Länge der Plättchen schwankt in der Regel zwischen $^1/_4$ und $^3/_4$ Zoll. Bei kleinen Rutschflächen sind die Plättchen gewöhnlich kürzer, als bei grossen; übrigens sind auch bei ein und derselben Rutschfläche die Plättchen nicht gleich lang, gewöhnlich werden sie gegen das Ende der Rutschfläche zu kürzer, so dass oft kaum mehr Punkte zu bemerken sind.

Die Farbe der Plättchen wird gegen das abgebrochene Ende hin lichter, fleischfarbig, und hier zeigt die Bruchfläche meist eine röthlichweisse Farbe. Den Unterschied von Licht und Dunkel auf der Rutschfläche zeigt Fig. 5..

Fig. 5.

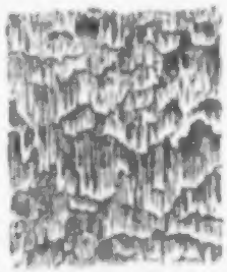

Nicht alle Rutschflächen haben übrigens diese geschuppte Oberfläche; zuweilen sind die Schuppen schlecht entwickelt, oder fehlen ganz, so dass sich die Fläche matt glänzend, rauh, aber mehr oder weniger lang, fein, absatzweise gestreift darstellt. Die einzelnen Erzkörner stehen dann wie abgerieben und polirt hervor. Wird eine solche Fläche quer durchgeschlagen, so zeigt sich die Streifung und Glättung rein oberflächlich, ohne Dicke. Die Rutschflächen im Schiefer sind in der Regel sehr glatt, wie geschmiert, nur in unmittelbarer Nähe der Erzmasse gestreift, zeigen aber keine Schuppen.

Am häufigsten treten diese Rutschflächen da auf, wo Thon, feste veränderte oder taube Erzparticen, Knollen u. s. w. mit reinem Erze vielfach wechseln.

Wie schon oben bemerkt, finden sich diese Rutschflächen immer geschlossen, d. h. sie treten im Erze auf, ohne im Gebirge eine fortsetzende Zerklüftung oder Trennung der Erzmasse zu zeigen. Zuweilen scheinen Erzstücke ganz homogen zu sein, werden sie zerschlagen, so zeigt sich im Innern eine Rutschfläche. Häufig enden sie übrigens plötzlich mit dem Zusammentreffen einer Thonschichte. Es kommt nicht selten vor, dass solche Rutschflächen von eigentlichen Erzspalten und Klüften durchsetzt werden, so dass die Rutschfläche zu beiden Seiten der Kluft fortsetzt.

Die Form der Oberfläche ist in der Regel eine unebene, wellige, unregelmässig gebogene; dieses besonders in derjenigen Richtung, welche winkelrecht auf die Richtung der Streifung oder Nadeln steht. Nach der Richtung der Nadeln ist die Krümmung der Fläche weniger stark, mehr gestreckt, geradliniger, zuweilen auffallend regelmässig, parabolisch, S-förmig oder geradlinig.

Wechselt die Beschaffenheit des Erzes stark, und ist es vielfach mit Thonstreifen durchzogen, dann zeigen sich die Rutschflächen sehr unregelmässig und durchschneiden sich oft wegen der sehr verschiedenen Richtung der Streifen, sind aber in der Regel klein. Finden sich dagegen Rutschflächen im reinen gleichartigen Erze, dann sind sie meistens ziemlich regelmässig und gross, und die Nadeln lang.

Im Streichen, d. h. der Richtung gegen den Meridian findet sich wenig Uebereinstimmung; auffallend mehr aber in der Neigung, d. h. in den Winkeln, welche die Rutschflächen mit dem Horizonte oder der Verticalebene bilden. Der Winkel, welchen dieselben mit der Verticallinie einschliessen, schwankt in der Regel zwischen 20 und 30 Graden und beträgt durchschnittlich 24 bis 25 Grade. Diese Regelmässigkeit findet man aber gewöhnlich nur in reinem Erze, bei grösseren Flächen; im andern Falle sind die Neigungswinkel so unregelmässig wie die Flächen, diese werden sogar oft horizontal, besonders im Thone.

Die Nadeln auf den regelmässig geneigten Flächen bedecken sich immer so, dass der Winkel, welchen die einzelne Nadeln mit den Verticalen bilden, grösser ist, als der Winkel der ge-

sammten Rutschfläche, d. h. die Nadeln liegen immer schiefer als die Fläche, ähnlich wie Ziegel auf einem Dache. Fig. 4.

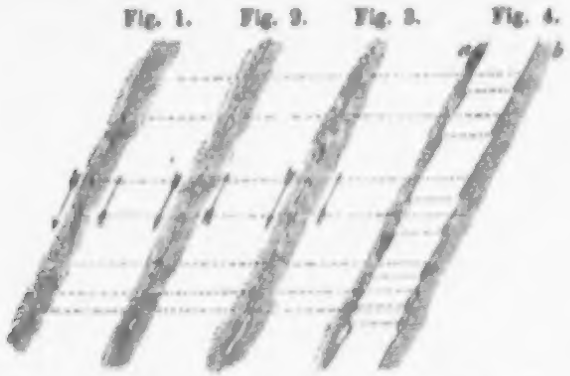

Man macht nicht selten, bei genauerer Untersuchung besonders bei kleinen Rutschflächen gewöhnlich, die Beobachtung, dass in unmittelbarer Nähe derselben eine festere Erzmasse, ein Knollen oder ein Petrefakt, meistens aber Thon liegt. Man findet sogar solche Partieen und Gegenstände mantelartig von Rutschflächen umgeben, so dass letztere die Form eines Conus oder eines Paraboloides zeigen.

Die Verbreitung oder das Auftreten der Rutschflächen im Erz ist eben solchen Unregelmässigkeiten unterworfen, wie ihre Formen. Am häufigsten treten sie hier im oberen abgebauten sogenannten zweiten Flöze auf, viel seltener sind sie im untern abgebauten fünften Flöze, sowohl auf der Wasseralfinger, wie auf der Aalener Grube. In beiden Flözen sind sie übrigens nach Oben häufiger, als nach Unten, und am häufigsten im Dache, besonders im Dachschiefer. Im rauhen, tauben Erze sind sie seltener, als im guten Erze.

Ueber die Entstehungsart und das Wesen der Rutschflächen hört man verschiedene Meinungen. Die häufigere Erklärungsweise ist die, dass angenommen wird, das Erzflöz habe sich wie alle andere Gebirgsschichten ungleich gesenkt, in Folge dessen

Sprünge erhalten, und durch Reibung der Sprungflächen aneinander seien die Rutschflächen entstanden.

Wie lässt sich aber hiebei das vollständige Anschliessen beider Sprungflächen, bei der so unregelmässigen, buckligen Form erklären? Und wie kommt es, dass man keine Reibungsprodukte, wie zermalmtes Erz, Erzstückchen u. s. w. in diesen Spalten findet? Und wie ist das vollständige Geschlossensein der Reibungsflächen ohne Fortsetzung des Sprunges dabei denkbar?

Die Zerkleinerung des Erzes zum Zwecke der Verhüttung geschieht auf den Hüttenwerken gewöhnlich mit Anwendung gezahnter rotirender Walzen; hier hat man häufig Gelegenheit, Erzstückchen zu sehen, auf welchen die Walzenzähne täuschend die Rutschflächen nachahmten; besieht man sie aber genauer, dann sind sie wesentlich von jenen sogenannten Schmierschlechten verschieden. Die Erzkörner sind zerdrückt, und das Ganze ist eine aussen gestreifte feuchte Erzstaubmasse, ohne Nadeln, ohne Festigkeit, ohne Kalkspath. Aehnliche Streifungen bilden sich, wenn Erz mit der Keilhaue, einem Meisel oder Hammer angehauen wird, oder schwere Erzstücke übereinander hinrutschen. Aber immer hat die Reibungsfläche die letztbeschriebene Eigenschaft.

Die oben angeführte Erklärungsweise entspricht also nicht.

Ferner wird angenommen: Die auffallende Aehnlichkeit der Rutschflächen mit der faserigen Oberfläche des Brauneisensteins oder Eisenglanzes lässt auf eine Krystallisation schliessen, welche sich im Innern des Erzes in Form von verschieden geformten krystallisirten dünnen Platten bilden konnte, ohne weiter fortzusetzen.

Wenn gleich diese Erklärungsart auf mehrere Widersprüche der ersteren Hypothese nicht stösst, so wird sie unter Anderem zunächst durch folgende Thatsache ebenfalls umgestürzt. Man findet nämlich, wie früher angeführt, häufig Rutschflächen, welche die Thonschichten im Erze quer durchschneiden, und hier findet man eben so häufig vollständig reine Plättchen, Nadeln oder Streifungen, welche über Erz und Thon ungestört hingehen, so, dass wenn das Plättchen angerizt wird, unten ein weisses Pul-

bekannt iſt, wo die Kornpreiſe ſeit der Entdeckung von Amerika um das Vier- bis Sechsfache geſtiegen ſind. Es wird nicht unnütz ſeyn, hier ein numeriſches Reſultat einzuſchalten, das auf vierzehnjährigen Durchſchnittspreiſen im ganzen preußiſchen Staate beruht, und auf meine Bitte von dem Direktor unſeres ſtatiſtiſchen Bureaus, Herrn Geh. Rath Hofmann, mit dem größten Fleiße berechnet worden iſt. Im Jahr 1838, in dem man in Berlin für ein Pfund Gold 15$^{7}/_{18}$ Pfund reinen Silbers, 1611 Pfund Kupfer und faſt 9700 Pfund Eiſen kauft, iſt das Pfund Gold nach Durchſchnitten von 18$^{15}/_{29}$ und 18$^{3}/_{27}$ genau 20794 Pfund Weizen, 27655 Pfund Roggen, 31717 Pfund Gerſte und 32626 Pfund Haber werth. *

vor der Entdeckung von Amerika war 268 Gran; er ſtieg 1514 ſchon bis 333, unter Franz I. bis 731, unter Heinrich IV. bis 1130 Gran Silber. Lavoiſier fand das Steigen der Weizenpreiſe von 1610 bis 1789 im Verhältniß von 1130 zu 1342 Gran. Im Jahr 1820 koſtete in Frankreich ein Hectoliter 1610 Gran Silber, 9216 dieſer Gran auf ein Pfund oder 0,489 Kil. gerechnet. (S. auch Letronne Considérations générales sur les monnaies grècques, p. 118 — 123.) Vom Mittelalter aufwärts finden wir die Kornpreiſe ſteigend: zur Zeit Valentinians III. (im Jahr 446) das Hectoliter zu 344 Gran Silber, und am Ende der Republik unter Cicerogar zu 528 Gran. Die Reſultate von Dureau de la Malle geben noch höhere Preiſe. (Comptes rendus de l'Inst. Juillet 1838. p. 84.)

* Hier die Fundamente dieſer wichtigen Angabe: „Auf dem ſtatiſtiſchen Bureau zu Berlin werden monatlich die Marktpreiſe der vier Hauptgetreidearten aus allen Theilen des preußiſchen Staates zuſammengeſtellt und Durchſchnitte für die einzelnen Provinzen daraus gezogen. Aus dieſen Durchſchnitten werden am Ende jedes Jahres Mittelpreiſe für das ganze Jahr und aus der Reihenfolge dieſer Mittelpreiſe vierzehnjährige Durchſchnitte ſo berechnet, daß von den Preiſen der nächſt auf einander folgenden vierzehn Jahre jedesmal die zwei höchſten und zwei niedrigſten weggeſtrichen, die übrigen zehn aber addirt werden, wo dann das Zehntheil dieſer Summe als Durchſchnittspreis der in Betrachtung gezogenen vierzehn Jahre angeſehen wird. Aus dieſer Arbeit, die Jahre 1816 bis 1837 begreifend, folgt für den preußiſchen Scheffel:

Weizen	. . .	1	Thlr.	23	Silbergr.	10$^{9}/_{10}$ Pfennige.
Roggen	. . .	1	„	8	„	1$^{1}/_{2}$ „
Gerſte	. . .	1	„	28	„	8$^{1}/_{2}$ „
Haber	. . .	1	„	21	„	8$^{1}/_{2}$ „

Die den vier Getreidearten zukommenden Gewichte ſind für den Scheffel in preußiſchen Pfunden (zu zwei Mark kölniſch) 85, 80, 69

ver von Kalkspath, mitten rothes Pulver von Erz und oben graues Pulver von Thon erscheint, was direkt gegen einen Krystall, somit gegen eine Krystallisation überhaupt spricht.

Untersucht man eine Rutschfläche mit der Loupe, dann findet man immer eine Menge Erzkörner mehr oder weniger hervorstehen, die am hervorstehenden Theile glänzend, wie polirt, abgeschliffen, abgerieben oder theilweise zertrümmert sind. Dieses ist offenbar das Resultat einer Reibung. Untersucht man die Streifen der Plättchen, so überzeugt man sich leicht, dass diese Cannelirung nur von Erzkörnern herrühren kann; die Grösse und Tiefe der Furchen entspricht der Grösse der Erzkörner vollständig. Nicht selten findet man einzelne Furchen, die plötzlich enden, wo dann an dieser Endung noch das gut erhaltene Erzkorn festsizt, wie ein Pflug in der Furche. Umgekehrt findet man häufig auf den Thonstellen einzelne Erzkörner sitzen, von welchen aus ein der Grösse des Kornes vollständig entsprechender Wulst aus gleicher Thonmasse in gerader Richtung fortzieht und sich nach und nach verflacht. Beide Erscheinungen können ebenfalls nur das Resultat einer gegenseitigen Verschiebung sein. Aus demselben ist zugleich die Richtung der Bewegung zu erkennen.

Noch auffallender werden diese Verschiebungen durch folgende Erscheinungen constatirt. Durchschneidet eine Rutschfläche einen durch das Erz ziehenden Thonstreifen quer, so findet man in der Regel die Thonstreifen links und rechts der Rutschfläche gegenseitig mehr oder weniger verschoben, je nach der Grösse oder Stärke der Rutschfläche. Petrefakten wie Pecten, Belemniten, Ammoniten u. dgl., zeigen sich durchbrochen und die Stücke sind verschoben. Bei einem ziemlich starken Nautilus, welchen eine solche Verschiebung traf, fand ich die Verschiebung der beiden durch eine Kammer gebrochenen Theile circa $^1/_2$ Zoll.

Je grösser diese Verschiebungen, desto grösser sind die Nadeln auf den Rutschflächen, so dass man versucht werden möchte, die Grösse der Verschiebung an den Nadeln zu messen, was übrigens nicht ganz richtig zu sein scheint.

Die Länge der Nadeln auf einer Rutschfläche ist nicht überall

gleich, meistens beträchtlich verschieden, besonders in derjenigen Richtung, die rechtwinklig auf die Streifung steht. Gewöhnlich ist die Länge in der Mitte der Fläche am grössten und nimmt nach beiden Seiten links und rechts mehr und mehr ab, so dass am Ende der Rutschfläche nur noch glänzende Punkte zu bemerken sind. Diese Erscheinung findet in der Richtung der Streifung in viel geringerem Maasse statt.

Bei grösseren Rutschflächen scheint oft die Streifung parallel zu gehen, bei näherer Untersuchung findet man aber, dass dieses nicht der Fall ist, die Streifung ist weder geradlinig, noch parallel; dieses um so weniger, je ungleichartiger die Masse ist, so dass die Cannelirung oft wie Faserbildung von verwachsenem knorrigem Holze aussieht.

Diese beiden Erscheinungen, d. h. die Ungleichheit in der Länge und der Richtung der Streifung beweisen, dass während der Bildung die Erzkörner selbst unter sich einer Ortsveränderung oder gegenseitigen Verschiebung unterworfen waren, dass die Erzmasse also weich sein musste, was auch aus mehreren der oben schon angeführten Erscheinungen hervorgeht. Die mehrfach angeführte Abrundung der Rutschflächen ist bei dieser Annahme nun auch leicht erklärlich.

Man möchte etwa schliessen, dass sich die gegenseitige Verschiebung der Erzkörner in der weichen Masse auch in einer regelmässigen Lage dieser platten Körner in der Nähe der Rutschflächen aussprechen sollte; dem ist aber nicht so, die ovalen Körner liegen auch hier wie in der ungestörten Erzmasse nach allen Richtungen durcheinander, was übrigens ganz sachgemäss erscheint, wenn angenommen wird, dass die Erzmasse bei der stattgefundenen Verschiebung nicht dünnflüssig, sondern schon ziemlich fest, teigartig war. Es scheint übrigens, als ob die Cohäsion in Folge dieser Störung etwas gelitten habe; das Erz springt in der Regel in der Nähe der Rutschflächen leichter in Stückchen, als an anderen Stellen.

Wie entstanden aber die Nadeln oder Plättchen auf den Rutschflächen und wie die schuppenartige Bildung derselben?

Oben wurde angeführt, dass gewöhnlich am Ende der Plätt-

chen ein Stückchen Kalkspath (?) sitze. Legt man die beiden eine Rutschfläche bildenden Erzstücke (Fig. 4 a und b) so zusammen, dass die Rutschfläche wieder geschlossen ist, dann zeigt sich, dass das abgebrochene Plättchen der einen Fläche genau an ein entprechendes abgebrochenes Plättchen der andern Fläche passe. Die Kalkspathplättchen wurden bei der Trennung durchbrochen.

Die Lage der Kalkspathplättchen im ganzen, ungebrochenen Zustande lässt sich am besten mit der gegenseitigen Lage der Ziegel oder Schindeln auf einem Dache vergleichen. (Fig. 3.)

Gegen die beiden Enden (siehe in der Zeichnung oben rechts und unten links) ist das Kalkspathplättchen wie mit dem Erze verwachsen, der übrige Theil aber leicht vom Erze lösbar.

Da die Streifung über Thon, Erz und Kalkspath ungestört fortgeht, so muss angenommen werden, dass letzterer bei der Bildung dieser Streifung schon vorhanden war. Man könnte zwar annehmen, dass der Kalkspath erst nach der Bildung der Rutschfläche die Räume ausgefüllt habe und sich auf derselben die Streifung wie bei der Galvanoplastik abgeformt hätte. Dagegen spricht aber unter Anderm auch der Umstand, dass man oft mehrere Kalkspathplättchen auf einander liegen sieht, die wie übereinander hingestrichen erscheinen. Der Kalkspath bildet also keine compakte Füllmasse.

Woher soll aber jener Kalkspath vor oder während der Bildung der Rutschfläche kommen? Diese Frage führt auf folgende Hypothese.

Da die Bestandtheile der Erzmasse nicht überall genau dieselben waren, so war auch der Grad und die Zeit der Erhärtung nicht überall gleich. Einzelne Partieen erhärteten früher, andere später. Mit dem Festwerden war Volumenänderung verbunden, es musste somit gegenseitige Verschiebung der Materie, Senkung, oder schon bei etwas festerer Masse, Trennung einzelner Partieen, Gleiten, Rutschungen erfolgen (Fig. 1). Wie die Verhärtung erstreckten sich auch diese Erfolge auf lange Zeiträume. Zwischenräume, die sich bei diesen Rutschungen bilde-

ten, füllten sich nach und nach mit Kalkspath aus (Fig. 2); bei weiterer Fortschreitung der Rutschung wurde auch dieser noch weiche Kalkspath mit verschoben, verdrückt und so zu Plättchen ausgestreckt und gestreift (Fig. 3).

Wie schon oben angeführt, sind derartige Kalkspathausfüllungen von Klüften eine gewöhnliche Erscheinung.

Es ist nun einleuchtend, dass der Kalkspath zur Bildung der Rutschflächen durchaus nicht wesentlich war, wohl aber zur Schuppenbildung.

Obgleich bei Weitem die meisten Rutschflächen diese Schuppenbildung zeigen, so findet man doch häufig solche, wobei diese, d. h. wobei der Kalkspath fehlt; in diesem Falle sind aber die Rutschflächen rauher. Hat übrigens die Kalkspathausfüllung eine gewisse Dicke, dann verschwindet auch hierbei die Schuppenbildung, die Flächen erscheinen ähnlich wie beim Thone gestreift.

Oben wurde im Allgemeinen gefunden, dass die Erzmasse während der Bildung der Rutschflächen noch weich sein musste. Welchen Grad von Weichheit aber diese Masse dabei gehabt haben mag, ist noch näher zu ermitteln. Bei vollständig flüssiger Masse wäre eine Rutschflächenbildung ebensowenig denkbar, wie bei ganz fester Masse.

Die zunächst einschlagende Erscheinung ist das Geschlossensein der Rutschflächen. Da Fortsetzungen der Rutsch- und Trennungsflächen, wie Spalten, Risse u. s. w. auch bei der schärfsten Untersuchung nicht gefunden werden können, jedenfalls aber eine Verschiebung der Erzmasse bei der Bildung stattfand, so muss angenommen werden, dass das Bindemittel der Erzkörner zu jener Zeit noch weich war, dass während dieser Verschiebung eine förmliche Trennung, Zerreissung der Erzmasse ausserhalb der Rutschfläche nicht stattfinden konnte, sondern bloss ein gegenseitiges Verschieben der Theile.

Andererseits findet man aber auf Rutschflächen hervorstehende Erzkörner die theils abgerieben, zertrümmert, meist aber polirt sind. Dieses setzt schon ein ziemliches Festgebackensein voraus, und beweist ausser diesem, dass die Erzkörner zu dieser Zeit

schon vollständig gebildet und fest waren. Bei plötzlichen Verrutschungen dürfte übrigens auch die dadurch erzeugte Erwärmung der Reibungsflächen eine Rolle gespielt haben.

Die Erscheinung ferner, dass die Rutschflächen besonders in der Richtung der Streifung abgerundete, wellige, oft parabolische Formen haben, setzt ebenfalls einen noch weichen Zustand während dieser Bildungsperiode voraus. Wird nämlich ein fester Körper von beliebiger Form in einer ziemlich festen, teigigen Thonmasse fortgeschoben, so bilden sich ähnliche Formen, die unregelmässigen Vertiefungen des festen Körpers füllen sich aus und es bildet sich eine ziemlich regelmässige Gleitfläche von ähnlicher Form.

Die fragliche Bildung mag etwa folgenden Verlauf genommen haben: Einzelne Particen in der noch weichen Erzmasse wurden in Folge abnormer Bestandtheile früher hart, die Erhärtung ging von einem oder mehreren Knoten aus, es entstanden unregelmässig geformte Massen, die im Innern ziemlich fest, nach aussen in die weiche Masse übergingen. In Folge dieser Erhärtung zog sich diese umhüllte Masse mehr und mehr zusammen, die weichere Masse folgte nach, ohne vorerst grössere Risse zu bilden. Nun verhärtete auch die äussere Masse nach und nach, und zog sich zusammen. Da sich aber die schon härtere Partie nicht gleichzeitig zusammenzog, so entstanden an einzelnen Uebergangsstellen Spannungen, endlich Risse (Fig. 1), die weiche Masse begann über die härtere hinweg zu gleiten, und nun war der Anfang für die Rutschfläche gemacht. Die Verhärtung schritt weiter, und mit ihr die vollkommene Ausbildung der Rutschfläche. Während dieser Vorgänge füllten sich die entstandenen Spalten und Zwischenräume mit Kalkspath aus und beförderten zugleich die weitere Verrutschung (Fig. 2). Je nach der Fortschreitung und dem Grade der gegenseitigen Verhärtung fand auch die Zusammenziehung und somit die Verschiebung oder das Gleiten nach der einen oder andern Seite statt. Hieraus erklärt sich die verschiedene Richtung, das Durchschneiden, Parallellaufen u. s. w. von Rutschflächen unter sich.

Je grösser die erhärtete Masse, desto grösser die Tendenz

zur Rutschflächenbildung. Man scheint ferner annehmen zu dürfen, dass je weicher und ungleichartiger die Masse, desto kleiner die Rutschflächen, oder je gleichartiger und fester um so grösser die Rutschflächen.

Hauptsächlich scheint es der Thon gewesen zu sein, welcher das Gleiten beförderte. Auch dieser musste übrigens schon eine gewisse Zähigkeit gehabt haben, wie aus solchen Stellen hervorgeht, wo ein längerer Thonstreifen von einer Rutschfläche durchschnitten ist.

Die bisherige Erklärungsart möchte leicht zu dem Schlusse Veranlassung geben, dass bei allen im Erze liegenden festen Massen, besonders an Petrefakten, die von Anfang an ohne Raumveränderung im Erze lagen, sich Rutschflächen zeigen müssten. Diese Erscheinung findet sich allerdings häufig, jedoch durchaus nicht regelmässig, und in der Regel ist dann das Petrefakt nicht allein die Ursache davon. Der räumliche Inhalt des Petrefaktes war zur Erzeugung dieser Erscheinung zu gering.

Man findet nicht selten Rutschflächen in den hiesigen Erzen, welche beinahe vertikal den grössten Theil der Mächtigkeit des Flözes durchziehen. Es folgt hieraus, dass bei der Bildung derselben die ganze Erzmasse einen ziemlich gleichen Grad von Weichheit besass und dass also die ganze Ablagerung nicht schichtenweise nach längeren Zeitintervallen, sondern ohne Unterbrechung erfolgte, was ohne dies schon aus dem massigen Auftreten der ganzen Ablagerung hervorgeht.

Dass bei dieser Bildung der Druck, welcher auf die Erzmasse wirkte, mit eine Hauptrolle spielte, dürfte aus Vorhergehendem zur Genüge hervorgehen. Man denke sich eine ganz homogene, gleich feste und gleichartige Masse, die nach und nach verhärtet und in Folge dessen ihr Volumen mehr und mehr vermindert. Ist diese Masse nicht einem äussern Druck unterworfen, dann werden sich nach und nach Sprünge, Spalten einstellen; dieses in Folge der horizontalen Zusammenziehung. In vertikaler Richtung sinkt die Masse nach, da sie hier durch kein Reibungshinderniss in dieser Bewegung gestört wird. Stellt sich aber auch in dieser Richtung in Folge fester vertikaler Massen ein

Hinderniss ein, dann werden sich auch horizontale Sprünge und Spalten bilden, und es wird so die ganze Masse eine Zerklüftung nach allen Richtungen erleiden. Wird aber diese schwindende noch weiche Masse gleichzeitig einer hinreichend starken Pressung von oben ausgesetzt, dann wird eine Zerklüftung unmöglich, die Masse wird nachgedrückt, verschoben, und so wird sich die Raumveränderung bei gleich bleibendem horizontalem Querschnitte nur in verticaler Richtung äussern, d. h. die Mächtigkeit der Masse nimmt mehr und mehr ab, sinkt mehr und mehr zusammen. Diese Senkung oder verticale Bewegung der Masse gibt sich zunächst unter Anderem in den oben erwähnten Erscheinungen kund, wonach die Rutschflächen meistens eine von den Verticalen nicht viel abweichende, und eine zwischen nicht zu weiten Grenzen schwankende Neigung zeigen.

Wie kommt es aber, dass gerade in der obern Partie des Erzflözes, wo die Pressung geringer als unten sein sollte, so viele Rutschflächen gefunden werden? Zur Erklärung dieser Erscheinung muss angenommen werden, dass noch vor der Bildung dieser Rutschflächen das Flöz mit der darüber liegenden Gebirgsschichte belastet wurde, und in Folge dieser Belastung die Rutschflächen sich bildeten.

Es ist nicht zu verkennen, dass die bisher angenommene Verschiebung oder Bewegung der Erzmasse auch partienweise eine Folge von Einsenkungen des darunter liegenden Gebirges sein konnte, so wie sich auch Einsenkungen des Erzes auf das höher liegende Gebirge äussern mussten. Derartige grössere oder kleinen Verrückungen der Gebirgsmasse konnte auch nach Verhärtung derselben stattfinden, wie es unzweideutig aus den betrachteten Erzflözen hervorgeht. Eine Vereinigung der gespaltenen Masse war aber dann nicht mehr möglich, die Sprünge, Risse und Klüfte blieben offen. Zwar berühren sich zuweilen die Kluftflächen stellenweise, zeigen sich häufig mit Kalkspath überzogen, zeigen sogar Rutschflächen u. s. w., aber immer ist der Charakter dieser jüngern Bildung wesentlich von jener ältern verschieden.

Bei all diesen älteren und neueren Zerklüftungen ist also

überall die gleiche Ursache zu finden: Verschiebung der Masse; nur der jeweilige Aggregationszustand dieser Masse verursachte die verschiedenartige Form, unter welcher die Zerklüftung auftrat.

Auch in andern tiefer oder höher liegenden Formationen finden sich solche ältere Rutschflächen, die meistens auch Kalkspathüberzüge, zuweilen Nadeln zeigen. In der Steinkohlenformation, dem Muschelkalke, Gryphitenkalke, Posidonienschiefer und besonders in dem Spongitenkalke, dem weissen Jura γ findet man sie. Hier stösst man zuweilen auf theilweise eingedrückte Ammoniten, wobei die Rutschflächenbildung ganz deutlich zu sehen ist. Nicht selten findet man hier, wie überhaupt im weissen Jura stylolitenartige Bildungen, die wohl auf die Entstehungsart dieser Gebilde im Allgemeinen hinweisen dürften. Im Lias α finden sich in hiesiger Nähe kleine Nester von Eisenerz eingesprengt, theils körnig wie das Erz im braunen Jura β, theils thonig; hierin zeigen sich die Rutschflächen ziemlich häufig. In einem Erzlager der Numulitenformation am Grünten bei Sonthofen sieht man diese Rutschflächen sehr häufig und stark entwickelt, meist auf ziemlich dickem Kalkspathüberzuge, die Nadelbildung ist aber bei der grossen Dicke des Kalkspathes nur selten zu finden. In einem Kalksteinbruche im weissen Jura γ bei Unterkochen stand unlängst eine jüngere, nahezu verticale Rutschfläche von ungefähr 30′ Höhe und 40′ Breite zu Tage. Es scheinen jedoch zunächst die hiesigen Erze vorzugsweise für diese Bildung geeignet gewesen zu sein; ob dieses seinen Grund in der leichteren Beweglichkeit der Erzkörner unter sich, oder in dem geringeren Zusammenhange derselben habe, mögen weitere Untersuchungen zeigen.

2. Die Höhenbestimmungen bei der württemb. Eisenbahn.

Zusammengestellt von Dr. P. Zech.

Im eilften Jahrgange der Vereinshefte wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchten die Höhenbestimmungen bei der württemb. Eisenbahn veröffentlicht werden; und es wird Niemand die Zweckmässigkeit einer solchen Veröffentlichung in Abrede ziehen. Der Königl. Eisenbahn-Commission habe ich es zu verdanken, dass mir die Einsicht in die Längenprofile der Eisenbahnlinie gestattet wurde. Nach diesen Profilen sind die folgenden Tafeln zusammengestellt, zu deren Erläuterung wenige Worte genügen.

Längs der ganzen Eisenbahnlinie sind von 1000 zu 1000 württemb. Fussen kleinere, von Stunde zu Stunde (13000 württemb. Fusse) grössere Steine aufgestellt, welche die Entfernung von Stuttgart auf der Ost-, West- und Nordbahn, von Friedrichshafen auf der Südbahn angeben (d. h. die Länge der Eisenbahnlinie von jenen Ausgangspunkten bis zum betreffenden Stein). Diese Steine benütze ich als markirte Punkte für die Höhenangaben. In der ersten von je zwei Spalten bedeuten also die römischen Zahlen Stunden, die gewöhnlichen Zahlen Tausend Fuss, und dieselben Zahlen sind auf den Steinen längs der Eisenbahnlinie angeschrieben. Zur weitern Orientirung wurden die Haltstationen an den betreffenden Orten eingeschaltet. In der zweiten Spalte findet sich für jeden Punkt der ersten die Schienenhöhe über dem Meer (d. h. die Höhe der obern Schienenfläche über dem Meer) in württembergischen Fussen.

Die Bahnlinie wurde von zwei verschiedenen Punkten aus nivellirt, von Stuttgart und von Friedrichshafen aus, wobei die barometrisch bestimmte Höhe beider Orte zu Grunde gelegt wurde. Darnach erhielt man von Stuttgart aus für Ulm die Höhe 1663′,3, von Friedrichshafen aus 1661′,0, also eine Differenz von 2′,3, welche auf Rechnung der unsicheren Barometerbestimmungen zu setzen ist. Um nicht zwei verschiedene Ausgangspunkte zu haben, habe ich, da die barometrische Höhenbestimmung Stuttgarts wohl sicherer ist, zu allen Höhen der Südbahn in den Profilen 2′,3 addirt.

Ist also die barometrische Höhenbestimmung Stuttgarts richtig, so sind es alle Höhenangaben, ist sie dagegen um eine bestimmte Grösse zu gross oder zu klein, so sind alle Höhenangaben um dieselbe Grösse zu gross oder zu klein.

Ost-Bahn.

Stuttgart		860,5	III	3	805,1	VI	6	881,9	IX	9	1015,3
0	1	860,5		4	808,4		7	884,4		10	1018,2
	2	856,7		5	811,3		8	886,9		11	1021,0
	3	848,7		6	811,7		9	889,4	Vihingen		1022,5
	4	840,7		7	813,2		10	891,9	X	0	1027,0
	5	832,7		8	814,6		11	894,4		1	1032,0
	6	824,7		9	817,9		12	896,9		2	1037,0
	7	816,7	Esslingen		818,4	VII	0	899,4		3	1042,0
	8	808,7		11	818,4		1	901,9		4	1047,0
	9	800,7		12	821,2		2	904,5		5	1052,0
	10	792,7	IV	0	824,9		3	906,9		6	1057,0
	11	784,7		1	826,6		4	909,4		7	1060,5
	12	776,7		2	828,5	Reichenbach		909,9		8	1060,5
I	0	768,7		3	831,2		6	915,4		9	1062,3
Cannstadt		768,0		4	834,0		7	920,4		10	1065,7
	2	768,0		5	836,8		8	925,4		11	1069,2
	3	768,0		6	839,6		9	930,4		12	1072,6
	4	768,0		7	842,4		10	932,9	XI	0	1076,1
	5	768,0		8	843,3		11	935,4		1	1079,5
	6	768,0		9	844,2		12	937,9		2	1084,5
	7	769,4		10	845,1	VIII	0	940,9		3	1089,5
	8	770,8		11	846,0		1	943,1		4	1094,5
	9	772,2		12	847,6		2	946,5	Göppingen		1095,5
	10	773,0	V	0	849,6		3	950,5		6	1097,5
	11	773,0		1	850,4		4	954,5		7	1102,5
	12	774,1		2	850,4		5	958,5		8	1108,0
II	0	777,0		3	851,2		6	962,5		9	1113,5
	1	779,9		4	852,5	Ebersbach		964,5		10	1119,0
U.-Türkheim		781,0		5	853,8		8	964,5		11	1124,6
	3	781,0	Altbach		854,4		9	965,5		12	1130,1
	4	782,3		7	856,4		10	968,8	XII	0	1135,6
	5	783,8		8	858,4		11	972,2		1	1141,1
	6	785,4		9	860,4		12	975,5		2	1146,6
	7	786,9		10	862,4	IX	0	978,8		3	1152,2
	8	788,5		11	864,4		1	982,2		4	1157,7
O.-Türkheim		791,3		12	866,4		2	985,5		5	1163,3
	10	791,5	VI	0	868,4		3	989,8	Gr. Eislingen		1165,5
	11	793,4		1	870,4		4	994,0		7	1170,4
	12	795,4		2	873,9		5	998,3		8	1177,1
III	0	797,6	Plochingen		876,4		6	1002,5		9	1183,8
	1	799,8		4	876,8		7	1006,8		10	1190,4
	2	803,1		5	879,4		8	1011,0		11	1197,1

Die Beſorgniſſe über die verminderte Einfuhr der edlen Metalle aus dem Neuen Continent, welche ſich bei dem Erſcheinen des wichtigen und in Deutſchland nicht genugſam beachteten Werkes von Jakob (on Precious Metals) verbreitet hatten, ſind nicht in Erfüllung gegangen. Die von 1809 bis 1826 ſo tief geſunkene Metallproduktion hat ſich, trotz des unruhigen Zuſtandes des freien ſpaniſchen Amerikas, doch wieder zu $^{3}/_{4}$ von dem gehoben, was ſie in der Epoche war, als ich jene Länder verließ. In Mexiko iſt ſogar, nach den neueſten Nachrichten, die ich dem thätigen preußiſchen Geſchäftsträger Herrn v. Gerolt verdanke, im Jahr 1837 die Ausbeute auf 20 bis 22 Millionen Piaſter geſtiegen, wozu außer Zacatecas die neu aufgenommenen Gruben von Fresnillo, Chihuahua und Sonora am meiſten beigetragen haben. In der letzten friedlichen Epoche der ſpaniſchen Oberherrſchaft konnte ich den Mittelertrag der mexikaniſchen Bergwerke auch nur auf 23 Millionen Piaſter (etwa 537,000 Kil. Silber und 1600 Kil. Gold) ſchätzen. Die Controle war damals leichter, da es nur einen Centralmünzhof gab und ſtrenge Geſetze den Handel auf eine kleinere Zahl von Häfen beſchränkten. Die größte Thätigkeit der Welt war damals in jener Centralmünze von Mexiko, die von 1690 bis 1803 aus inländiſchem Gold und Silber genau für 1353 Millionen Piaſter, aber von der Entdeckung von Neuſpanien * an bis zur

und 52. Das Pfund Gold iſt aber gleich geſetzt in preußiſchem Silbergelde, 439 Thlr. 11 Sgr. $6^{8}/_{13}$ Pfg.“ Die Vergleichung der beiden Perioden $18^{16}/_{49}$ und $18^{33}/_{37}$ zeigt ein Fallen der Getreidepreiſe im preußiſchen Staate um $11^{7}/_{9}$ Procent beim Weizen, um $11^{1}/_{3}$ beim Roggen, um 12 bei der Gerſte und $11^{13}/_{17}$ beim Haber, eine Preisverminderung, welche größtentheils der vermehrten Erzeugung und beſſeren Benutzung des Bodens zuzuſchreiben iſt. Die fortſchreitende Cultur wendet ſich den Cerealien zu, die einen höhern Werth haben. (Dieterici, Ueberſicht des Verkehrs. 1838. S. 171.) Ich führe dieſe Preisverminderung, als eine von dem Zu- und Abfluß edler Metalle unabhängige an.

* Erſt in dieſem Jahre hat Herr Ternaux-Compans in ſeiner überaus nützlichen Sammlung von Mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique (Conquête du Mexique, p. 451) eine offizielle Liſte der von den Vicekönigen von Neuſpanien zwiſchen 1522 und 1587 nach dem Mutterlande geſandten Summen bekannt gemacht. Ich habe dieſe Liſte in dem Archive von Mexiko nicht gefunden. Sie iſt ſehr merkwürdig und zeigt, daß meine früheren

Ost-Bahn.

XII	12	1263,8	XVI	1	1575,0	XIX	3	1979,2	XXII	5	2058,9
XIII	0	1210,4		2	1585,0		4	1974,1		6	2058,9
	1	1217,1		3	1595,0		5	1969,6		7	2058,9
	2	1223,8		4	1605,0		6	1964,8		8	2058,9
	3	1230,4		5	1615,0		7	1960,0		9	2058,9
	4	1237,1		6	1625,0	Lousee		1959,6		10	2058,9
	5	1243,8	Geislingen		1628,0		9	1959,6		11	2058,9
	6	1253,8		8	1628,0		10	1959,6		12	2058,9
	7	1263,8		9	1641,3		11	1951,6	XXIII	0	2050,2
Süssen		1266,0		10	1663,5		12	1943,6		1	2040,2
	9	1271,0		11	1685,7	XX	0	1935,6		2	2030,2
	10	1281,0		12	1707,9		1	1927,6		3	2020,2
	11	1291,0	XVII	0	1730,1		2	1919,6		4	2010,2
	12	1301,0		1	1752,4		3	1914,0		5	1996,4
XIV	0	1311,0		2	1774,6		4	1914,0		6	1982,2
	1	1321,0		3	1796,8		5	1914,0		7	1967,9
	2	1331,0		4	1819,0		6	1914,0		8	1953,6
	3	1341,0		5	1841,2		7	1914,0		9	1939,3
	4	1351,0		6	1863,5		8	1921,0		10	1925,0
	5	1361,0		7	1885,7		9	1931,0		11	1910,8
Gingen		1369,0		8	1907,9		10	1941,0		12	1896,5
	7	1375,0		9	1930,1		11	1951,0	XXIV	0	1882,2
	8	1385,0		10	1952,3		12	1961,0		1	1867,9
	9	1395,0		11	1974,6	XXI	0	1971,0		2	1853,6
	10	1405,0		12	1996,8		1	1981,0		3	1839,3
	11	1415,0	XVIII	0	2019,0		2	1991,0		4	1825,0
	12	1425,0	Amstetten		2023,4		3	2001,0		5	1810,8
XV	0	1435,0		2	2023,4		4	2011,0		6	1796,5
	1	1445,0		3	2018,3		5	2021,0		7	1782,2
	2	1455,0		4	2012,8		6	2031,0		8	1767,9
	3	1465,0		5	2007,2		7	2041,0		9	1753,6
	4	1475,0		6	2001,8		8	2051,0		10	1739,3
	5	1485,0		7	1999,3		9	2061,0		11	1725,0
	6	1495,0		8	1996,8		10	2070,9		12	1721,8
	7	1505,0		9	1994,3		11	2067,9	XXV	0	1707,5
	8	1515,0		10	1991,8		12	2062,9		1	1693,2
	9	1525,0		11	1989,3	XXII	0	2058,9		2	1678,9
	10	1535,0		12	1986,8	Heimerstett.		2058,9		3	1664,6
	11	1545,0	XIX	0	1984,3		2	2058,9	Ulm		1663,3
	12	1555,0		1	1984,0		3	2058,9			
XVI	0	1565,0		2	1984,0		4	2058,9			

Süd-Bahn.

Friedrichsh.	1402,3	III	7	1455,3	VII	1	1541,3	X	8	1883,1
1	1402,3		8	1455,3		2	1541,3		9	1890,2
2	1400,8		9	1460,3		3	1541,3		10	1895,3
3	1395,8		10	1463,3		4	1542,8		11	1899,3
4	1390,8	Oberzell		1463,3		5	1547,8		12	1903,3
5	1390,3		12	1463,3		6	1552,8	XI	0	1903,3
6	1390,3	IV	0	1463,3		7	1557,8	Aulendorf		1903,3
7	1394,3		1	1463,3		8	1563,8		2	1903,3
8	1399,3		2	1464,1		9	1570,8		3	1903,3
9	1404,3		3	1466,6		10	1577,8		4	1903,3
10	1409,3		4	1469,1		11	1584,8		5	1903,3
11	1414,3		5	1471,6	Hochen-				6	1903,3
12	1419,3		6	1473,3	wangen		1590,3		7	1903,3
I	0	1424,3		7	1473,3	VIII	0	1592,4		8	1903,3
	1	1429,3		8	1473,3		1	1599,5		9	1903,3
	2	1434,3		9	1473,3		2	1606,7		10	1903,3
	3	1439,3		10	1474,9		3	1613,8		11	1903,6
	4	1437,8		11	1476,9		4	1620,9		12	1910,3
	5	1432,8		12	1481,3		5	1628,1	XII	0	1916,9
	6	1427,8	V	0	1486,3		6	1635,3		1	1923,6
	7	1422,8		1	1491,3		7	1643,0		2	1930,3
	8	1417,8		2	1496,3		8	1652,4		3	1930,3
	9	1416,3	Ravensburg		1497,3		9	1661,7		4	1930,3
	10	1416,3		4	1497,3		10	1670,5		5	1933,5
	11	1417,8		5	1497,3		11	1679,0		6	1937,5
	12	1422,8		6	1497,3		12	1687,5	Schussen-		
II	0	1427,8		7	1497,3	IX	0	1696,0	ried		1938,3
	1	1430,3		8	1497,3		1	1704,5		8	1943,0
	2	1430,3		9	1501,8		2	1714,5		9	1949,6
	3	1434,8		10	1506,8	Durrlesbach		1722,3		10	1956,3
	4	1439,8		11	1511,8		4	1725,8		11	1963,0
U. Hochen-				12	1516,3		5	1734,5		12	1969,6
beuren.		1443,3	VI	0	1519,6		6	1743,2	XIII	0	1976,3
	6	1443,3		1	1521,3		7	1752,7		1	1983,0
	7	1444,8		2	1521,3		8	1762,7		2	1989,3
	8	1449,8		3	1522,3		9	1772,7		3	1989,3
	9	1454,8		4	1527,3		10	1782,7		4	1993,2
	10	1455,3		5	1532,3		11	1792,7		5	1999,1
	11	1455,3		6	1537,3		12	1802,7		6	2005,0
	12	1455,3	Nieder-			X	0	1812,7		7	2010,9
III	0	1455,3	biegen		1541,3		1	1822,7		8	2012,0
	1	1455,3		8	1541,3		2	1832,7		9	2005,3
	2	1455,3		9	1541,3		3	1842,7		10	1998,7
	3	1455,3		10	1541,3		4	1852,7		11	1992,0
	4	1455,3		11	1541,3		5	1861,2		12	1985,3
	5	1455,3		12	1541,3		6	1868,8	XIV	0	1978,7
	6	1455,3	VII	0	1541,3		7	1876,0		1	1972,0

Süd-Bahn.

XIV	2	1965,3	XVII	9	1853,3	XXI	1	1762,7	XXIV	7	1674,0
	3	1958,7		10	1851,2		2	1760,7		8	1676,3
	4	1952,0	Biberach		1849,3		3	1758,7		9	1674,6
	5	1945,3		12	1849,3		4	1756,7		10	1671,3
	6	1938,7	XVIII	0	1846,4		5	1754,7	Ulm		1670,3
U.-Essendorf		1937,3		1	1843,8		6	1752,7		12	1670,3
	8	1932,8		2	1842,2		7	1750,7	XXV	0	1670,3
	9	1927,8		3	1840,5		8	1748,7		1	1670,3
	10	1922,8		4	3838,8		9	1746,7		2	1670,3
	11	1917,8		5	1837,1		10	1744,7		3	1670,3
	12	1915,5		6	1835,5		11	1742,7		4	1670,3
XV	0	1913,5		7	1833,8	Laupheim		1742,3		5	1670,3
	1	1911,5		8	1832,2	XXII	0	1740,3		6	1670,3
	2	1911,3	Warthausen		1830,8		1	1737,4		7	1670,3
	3	1910,6		10	1830,5		2	1734,5		8	1670,3
	4	1909,3		11	1827,6		3	1733,1	Ehingen		1670,3
	5	1907,3		12	1824,8		4	1731,8		10	1670,3
	6	1903,3	XIX	0	1821,9		5	1729,3		11	1670,3
	7	1899,3		1	1820,0		6	1726,8		12	1668,3
	8	1895,3		2	1818,8		7	1724,3	XXVI	0	1665,0
	9	1891,3		3	1817,5		8	1721,8		1	1661,6
	10	1891,3		4	1816,3		9	1719,3		2	1659,3
	11	1891,3		5	1815,0		10	1716,8		3	1657,6
	12	1890,3		6	1813,8		11	1714,3		4	1656,0
XVI	0	1887,8		7	1812,5		12	1711,8		5	1654,3
	1	1885,3		8	1811,3	XXIII	0	1709,3		6	1652,6
	2	1882,8		9	1810,0		1	1706,8		7	1651,0
	3	1882,3		10	1806,8	Riedlingen		1706,3		8	1650,0
	4	1882,3		11	1803,7		3	1705,1		9	1650,0
	5	1882,3		12	1801,3		4	1702,9		10	1650,0
	6	1882,3	XX	0	1797,3		5	1700,6		11	1649,4
	7	1882,3	Langen-				6	1698,4		12	1646,9
	8	1880,8	schemmern.		1794,3		7	1696,2	XXVII	0	1644,0
Unmending.		1878,3		2	1794,3		8	1693,9		1	1643,6
	10	1878,1		3	1794,3		9	1691,7		2	1643,1
	11	1876,0		4	1794,3		10	1689,5		3	1642,7
	12	1874,0		5	1793,1		11	1687,2		4	1642,3
XVII	0	1871,9		6	1789,1		12	1685,0		5	1641,8
	1	1869,8		7	1784,8	XXIV	0	1682,8		6	1641,4
	2	186	[illegible]emmer-				1	1680,5		7	1641,0
	3	18	[illegible]ere.		1780,8		2	1678,3		8	1644,1
	4	186		9	1777,8		3	1676,1		9	1650,8
	5	1861,6		10	1773,1		4	1673,9		10	1657,4
	6	1859,5		11	1769,1		5	1671,7		11	1663,3
	7	1857,4		12	1766,7		6	1671,3	Ulm		1663,3
	8	1855,4	XXI	0	1764,7						

West-Bahn.

Stuttgart		860,5	Ludwigs-			VII	5	781,6	XI	1	795,2
	1	860,5	burg		1021,2		6	788,4		2	803,2
	2	865,3	III	10	1021,0		7	790,4		3	811,2
	3	873,3		11	1013,3		8	792,4		4	819,2
	4	881,3		12	1005,6		9	794,4		5	827,2
	5	889,3	IV	0	997,9		10	796,4		6	835,2
	6	897,3		1	989,1		11	798,4		7	843,2
	7	905,4		2	980,4		12	800,0		8	851,2
	8	913,4		3	971,7	VIII	0	800,0		9	859,2
	9	921,4		4	963,0	Gr. Sachsen-				10	867,2
	10	929,4		5	954,3	heim		800,0		11	874,6
	11	937,4		6	945,6		2	800,0		12	868,6
	12	945,4		7	936,9		3	800,0	XII	0	862,7
I	0	948,7		8	928,2		4	800,0		1	856,8
	1	952,1	Asperg		925,0		5	800,0		2	850,9
	2	955,4		10	921,1		6	800,0		3	845,1
Feuerbach		956,7		11	913,4		7	804,0		4	839,2
	4	958,1		12	905,7		8	804,0		5	833,3
	5	959,4	V	0	898,0		9	804,0	Mühlacker		830,0
	6	960,7		1	890,3		10	804,0		7	830,0
	7	962,1		2	882,6		11	805,3		8	830,0
	8	963,4		3	874,9		12	808,7		9	830,0
	9	964,7		4	867,2	IX	0	812,0		10	830,0
	10	969,4		5	862,1		1	813,2		11	830,0
	11	975,4		6	860,1		2	814,5		12	830,0
Zuffenhaus.		978,7		7	850,1		3	815,0	XIII	0	830,0
II	0	985,0		8	840,1		4	815,0		1	830,0
	1	992,7		9	830,1		5	819,8		2	837,6
	2	1000,4		10	820,1		6	827,8		3	845,3
	3	1008,1		11	810,1		7	835,8		4	853,0
	4	1015,8		12	800,1		8	843,8		5	860,7
	5	1023,5	VI	0	790,1	[illegible]		847,0		6	868,4
	6	1030,0		1	780,1		10	844,6		7	876,1
	7	1035,4		2	770,1		11	840,6		8	883,8
	8	1040,0	Bietigheim		760,1		12	838,0		9	891,5
	9	1041,0		4	760,1	X	0	838,0		10	899,2
	10	1041,0		5	757,0		1	838,0		11	906,9
	11	1041,0		6	749,0		2	838,0		12	914,6
Korntwest-				7	741,0		3	838,0	XIV	0	922,3
heim.		1041,0		8	733,0		4	843,0		1	930,0
III	0	1046,6	Enz-	9	728,0		5	848,0	Vaihingen		931,0
	1	1052,2	via-	10	728,0		6	852,0		3	930,0
	2	1054,5	duct	11	728,0		7	847,0		4	920,0
	3	1053,5		12	733,6		8	837,0		5	910,0
	4	1052,5	VII	0	741,6		9	827,0		6	900,0
	5	1051,5		1	749,6		10	817,0		7	890,0
	6	1045,2		2	757,6		11	807,0		8	880,0
	7	1037,2		3	765,6		12	797,0		9	870,0
	8	1029,2		4	773,6	Illingen		792,0		10	860,0

West-Bahn und Nord-Bahn.

XIV	11	850,0
	12	840,0
XV	0	830,0
	1	820,0
	2	810,0
	3	800,0
	4	790,0
	5	780,0
	6	770,0
	7	760,0
	8	750,0
	9	740,0
	10	730,0
	11	720,0
	12	710,0
XVI	0	700,0
	1	690,0
	2	680,0
	3	670,0
	4	660,0
	5	650,0
	6	640,0
	7	630,0
	8	620,0
	9	610,0
	10	600,0
	11	590,0
Brüls		590,0
XVII	0	586,2
	1	579,6
	2	572,9
	3	566,2
	4	559,6
	5	552,9
	6	546,2
	7	544,0
	8	544,0
	9	541,6
	10	537,5
	11	533,4
	12	529,3
XVIII	0	525,2
	1	521,1
[illegible]		517,0
	3	517,0
	4	517,0
	5	517,0
XVIII	6	517,0
	7	514,3
	8	510,2
	9	506,0
	10	501,9
	11	497,7
	12	493,6
XIX	0	489,4
	1	485,3
	2	481,1
	3	477,0
	4	472,8
	5	468,7
[illegible]		462,0
	7	461,8
	8	460,6
	9	459,4
	10	458,2
	11	455,4
	12	452,0
XX	0	448,7
	1	446,5
	2	446,5
	3	446,5
	4	446,5
	5	445,5
	6	437,2
	7	428,8
	8	420,5
	9	416,1
	10	412,5
	11	406,2
	12	397,1
Bruchsal		389,6

Nord-Bahn.

Bietigheim		760,1
VI	5	756,1
	6	748,2
	7	740,3
	8	732,4
	9	724,4
	10	716,5
	11	708,6
	12	700,7
VII	0	692,7
VII	1	684,8
	2	676,9
	3	669,0
	4	661,0
	5	653,1
	6	645,2
	7	637,3
	8	636,2
	9	636,2
	10	636,2
	11	636,2
[illegible]		636,2
VIII	0	636,2
	1	636,2
	2	636,2
	3	636,2
	4	636,2
	5	636,2
	6	636,2
	7	636,2
	8	636,2
	9	636,2
	10	636,2
	11	636,2
	12	636,2
IX	0	636,2
	1	636,2
	2	634,7
	3	629,7
	4	624,7
	5	619,7
Kirchheim		618,2
	7	616,5
	8	614,9
	9	613,2
	10	611,5
	11	607,2
	12	602,2
X	0	597,2
	1	593,1
	2	593,1
	3	593,1
	4	593,1
	5	593,1
	6	593,1
	7	593,1
	8	592,4
X	9	591,7
	10	591,0
Lauffen		590,7
	12	590,6
XI	0	590,9
	1	589,4
	2	588,8
	3	588,2
	4	587,6
	5	587,0
	6	586,5
	7	585,9
	8	585,3
	9	584,7
	10	583,8
	11	580,8
	12	577,8
XII	0	574,8
	1	571,7
	2	568,7
	3	565,7
	4	562,7
	5	559,7
	6	559,2
Nordheim		559,2
	8	559,2
	9	558,7
	10	558,0
	11	557,3
	12	556,4
XIII	0	555,1
	1	553,9
	2	552,6
	3	551,4
	4	550,1
	5	548,9
	6	547,6
	7	546,4
	8	545,1
	9	544,0
	10	543,5
	11	543,0
	12	542,5
XIV	0	542,0
	1	541,5
	2	541,0
Heilbronn		541,0

3. Ueber Erdrundung und Luftspiegelung auf dem Bodensee.

Von Prof. C. W. Baur.

In den beifolgenden Zeilen theile ich einige Beobachtungen mit, welche ich an den Ufern des Bodensees über die Wahrnehmbarkeit der Erdrundung und das Vorkommen der Luftspiegelung über der Fläche dieses Sees gemacht habe. Unseren Seeanwohnern werde ich hiemit gewiss nichts neues sagen, die Erscheinungen treten zu augenfällig auf, als dass irgend jemand, der schon öfter mit einem einigermassen genügenden Fernrohr über den Seespiegel weggesehen hat, dieselben nicht hätte bemerken müssen. Die Kenntniss jener Erscheinungen wäre ohne Zweifel bei der Menge von Aussichtslustigen, welche alljährlich in den schönen Monaten ihre Röhren über den See hinüber und herüber richten, viel verbreiteter als sie es nach den Erfahrungen in dem Kreise meiner Bekanntschaften ist, wenn nicht die Wahrnehmung derselben an eine Bedingung geknüpft wäre, welche die Aussichtslustigen der Natur der Sache nach gewöhnlich eben nicht zu erfüllen trachten: ein möglichst niederer Standpunkt über dem Seespiegel.

Anstatt aller weiteren Beschreibung will ich erzählen, wie ich selbst zur Wahrnehmung der besagten Erscheinungen gekommen bin. Als ich an einem schönen Julimorgen auf dem niederen Seegestade vor dem Schachenbade bei Lindau mich damit unterhielt ein Rohr von $1^1/_2$" par. Oeffnung und etwa dreissigmaliger Vergrösserung bald auf die glänzenden Alpengipfel, bald auf einzelne Punkte des reichen Ufergeländes der Schweizer Seite zu richten, liess ich mir auch beifallen die bekannten Lokalitäten des Rorschacher Hafens aufzusuchen. Ich erwartete,

etwa die Schiffe im Hafen und die Gebäude in der Umgebung desselben unterscheiden zu können, fand mich aber getäuscht. Von ersteren war keine Rede, von letzteren sah ich nur das bekannte grosse Kornhaus und die Dächer einiger benachbarten niederen Gebäude hervorragen. Der See zeigte mir anstatt seines Ufers bei Rorschach in viel grösserer Nähe eine sich gegen den duftigen Hintergrund scharf abhebende Grenzlinie — offenbar diejenige meines Seehorizonts, ich hatte es mit der Wölbung der Seeoberfläche zu thun, hinter welcher sich die niedrigeren Lagen des entfernten Seeufers verbargen. Eine überschlägliche Rechnung überzeugte mich in der That, dass sich die Wölbung auf viel kleinere Entfernungen schon bemerkbar machen müsse. Ich theile hier die Ergebnisse einiger nachträglich genauer angestellten Berechnungen mit, bei welchen der Einfluss der Strahlenbrechung, welche die Weite der Aussicht etwa um $^1/_{14}$ vermehrt, berücksichtigt worden ist. Für den Ablenkungscoefficienten habe ich den Durchschnittswerth 0,0725, den Bohnenberger für Württemberg erhoben hat, zu Grund gelegt.

Bei einer Aughöhe von 10′ württ. über dem Seespiegel erblickt man diesen bis zu einer Entfernung von 0,85 geogr. Meilen. Beiläufig sei bemerkt, dass zwar mit der Aughöhe auch die Weite des Seehorizonts, aber nicht nach demselben Verhältniss, sondern nach dem der Quadratwurzel zunimmt. In einer Höhe von 40, 90, 160...Fussen wird der Seehorizont nicht 4, 9, 16...mal weiter als bei 10′, sondern nur 2, 3, 4...mal. Um von dem oben bezeichneten Standpunkte aus den Hafenspiegel in Rorschach zu sehen, müsste man sich demnach bei einer Entfernung von ca. $2^1/_8$ geogr. M. schon in einer Höhe von $62^2/_3$′ befinden.

Um von einem Endpunkt der drei folgenden Linien den Seespiegel im anderen Endpunkt zu sehen, müsste sich das Auge in der beigesetzten Seehöhe befinden:

Friedrichshafen - Rorschach:	($2^1/_2$ g. M.)	87′.
Bregenz - Constanz:	($6^1/_2$ g. M.)	586′.
Rheineck - Sernadingen:	(7 g. M.)	680′.

Einem Auge, das sich im einen Endpunkte in einer See-

höhe von 10′ befindet, verbergen sich im andern Endpunkte die Gegenstände bis zu einer Höhe von beziehungsweise:

38′ 443′ 525′.

Um vom Dome in Constanz die Spitze soweit sie die Seehöhe von 200′ überragt (?) zu erblicken, müsste man sich in Bregenz in einer Höhe von 100′ befinden. Diese Angaben erscheinen wohl überraschend, sie beruhen aber auf Rechnungen, an denen höchstens vermöge der Unsicherheit und Veränderlichkeit des Ablenkungscoefficienten unerhebliche Verbesserungen angebracht werden dürften.

Kehren wir aber zu dem Bilde zurück, das mir in Schachen die Umgebungen des Rorschacher Hafens darboten.

Von dem oben erwähnten Kornhaus konnte ich drei Stockwerke unter demDache unterscheiden. Eigenthümlicherweise zeigten sich aber die Fensteröffnungen des mittleren von diesen drei

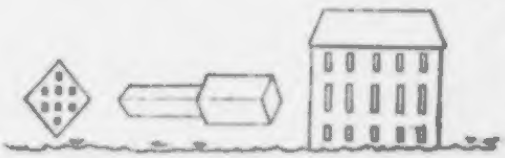

Stockwerken fast zur doppelten Höhe der beiden andern verlängert. Die Dächer der niedrigeren Gebäude ferner sassen nicht unmittelbar auf dem Seehorizonte auf, sondern schwebten in einiger Höhe über demselben, eine Giebelseite endlich, die mir gerade zugewandt war, zeigte sich in der Basis ihres Dreiecks in Berührung mit einem verkehrten Bilde derselben, dessen nach unten gerichtete Spitze immer noch über dem Seehorizont lag. Hiemit war, zumal da die gemeinschaftliche Horizontalseite der beiden Dreiecke in der Höhe jenes mittleren Stockwerks vom Kornhaus lag, der Schlüssel zur Deutung der anderen Eigenthümlichkeiten geboten: es lag hier eine Luftspiegelung vor, welche mir das Bild des obersten Stockwerks als ein unterstes darbot, und das vermeintliche mittlere, das in seiner fast ganzen Höhe unmittelbar sichtbar war, durch Anschluss seines Spiegelbilds, auf seine doppelte Höhe verlängerte. Auch die anderen schwebenden Dächer zeigten sich bei näherer Betrachtung als Zwillinge, jedes bestand aus einer in natürlicher Lage aufrechten

oberen und einer damit zusammenfliessenden verkehrten unteren Hälfte. Es machte mir nun wahres Vergnügen, die Erscheinung an anderen Gegenständen zu beobachten. Ein in der Richtung nach Constanz fahrender Dampfer bot die bequemste Gelegenheit dar, die Erscheinung nach allen Modifikationen, welche die zunehmende Entfernung mit sich brachte, zu verfolgen. Kaum war das Schiff auf dem Seehorizont angekommen, so zeigte sich, da es mir eben sein Hintertheil darbot, die erste Spur einer Spiegelung an den gewöhnlich auf der Aussenseite der Radkästen zum Schutze gegen Stösse an Ufermauern u. s. f. senkrecht angebrachten, nicht bis zum Wasserspiegel hinunter reichenden Balken, von deren unteren Enden ich die verkehrten, nach oben gerichteten Spiegelbilder in der Form von kurzen Klötzen aus dem Seespiegel auftauchen sah.

Wie wenn die spiegelnde Fläche sich weiter und weiter emporheben würde, tauchten diese Balkenköpfe immer höher hervor, bis sie am Ende mit den wirklichen unteren Enden jener Balken zusammenflossen, und diese somit sich bis in das Wasser hinein verlängert zeigten. Die Spiegelung ergriff immer höhere Theile des Schiffskörpers, deren Bilder die unteren Theile des Körpers dem Blicke zudeckten. Es trat ein Moment ein, wo alles vom Schiffskörper Sichtbare aus zwei congruenten aber verkehrt liegenden Hälften bestand, die eine die unmittelbar noch sichtbare obere, die andere das Spiegelbild davon, beide mit einander zu einer plumpen viereckigen Masse verbunden, an der die Schiffsgestalt nicht mehr unterscheidbar war. Nun erstreckte sich aber die Spiegelung bis auf das Verdeck. Das Doppelgebilde hob sich vom *Seehorizonte* ab, und schwebte über dem Wasser. In dem hellen Zwischenraume zwischen beiden, welcher in demselben Maasse an Breite oder vielmehr Höhe zu- wie das Doppelgebilde abnahm, erschien das verkehrte Bild des Verdeckzelts und des Schlots. Der Schiffskörper verschwand bald

gänzlich, und das Doppelgebilde des Zelts sowie des Schlots, letzteres als riesige Säule, waren die einzigen Ueberbleibsel des Schiffs. Ersteres floss nun auch mehr zusammen, und es blieb nur letzteres, allmählig auch mit dem unteren Ende sich über den Seehorizont hebend, der Höhe nach sich immer mehr verkürzend, bis am Ende die ganze Erscheinung sich in Form einer horizontalen schwarzen Linie, von einer wagrechten Länge gleich der Breite des Schlots in einiger Höhe über dem Seehorizont verabschiedete.

Als eine nicht ganz sichere Beobachtung ist noch beizufügen, dass mir hie und da die Spiegelbilder den Gegenständen selbst nicht vollkommen congruent schienen, sondern sich etwas niedriger, wie von oben nach unten zusammengedrückt zeigten. Der Seehorizont bot bei etwas bewegtem Wasser die Eigenthümlichkeit dar, dass sich häufig höhere Wellen von der übrigen Wassermasse abzuheben und für einen Augenblick in der Luft zu schweben schienen.

Niemals dagegen konnte ich eine nach Brewsters Optik von einem Dr. Vince an der englischen Küste beobachtete Erscheinung wahrnehmen, welche darin bestand, dass nicht nur das Doppelgebilde eines Schiffs sogar mit einem Streifen vom Seespiegel zwischen beiden Hälften weit über den Seehorizont schwebend, sondern zu gleicher Zeit darunter auch die Mastspitze kurz über dem Seehorizont emporragend ganz ebenso gesehen wurde, wie wenn gar keine Spiegelung stattfände.

Soll ich die Erscheinung, wie sie sich mir darbot, mit *wenigen Worten kennzeichnen, so gestaltete sich dieselbe so*, wie wenn die Wasserfläche mit einer lufthellen Flüssigkeitsschichte bedeckt wäre, deren Oberfläche die von aussen auffallenden Strahlen nach aussen, aus dem Inneren kommende dagegen nach innen gegen den Wasserspiegel hin zurückwirft, sobald der Winkel, unter welchem beiderlei Strahlen die Oberfläche treffen, vermöge niederer Lage und gehöriger Entfernung des leuchtenden Punkts unter eine gewisse Gränze sinkt. Von einem über der Schicht

Befreiung des Landes wahrscheinlich 2028 Millionen Piaster geliefert hat, das ist ⅔ aller edeln Metalle, welche in dieser Zeit das ganze Amerika nach dem Alten Continent hat fließen lassen.

Was man aus Mißmuth über mißlungene Versuche jetzt so oft von Erschöpfung der merikanischen Erzmittel vorbringt, ist im Widerspruch mit der geognostischen Kenntniß des Landes, ja selbst mit den neuesten Erfahrungen.* Die Münzstätte von Zacatecas allein hat, in den unruhigen Zeiten von 1811 bis 1833, über 66,332,000 Piaster aus 7,758,000 Mark Silber geprägt und in den letzten 11 Jahren (1822 bis 1833) ununterbrochen zwischen vier und fünf Millionen Piaster:

1829 . . .	4,505,180	Piaster.
1830 . . .	5,189,902	„
1831 . . .	4,469,450	„
1832 . . .	5,012,000	„
1833 . . .	5,720,000	„

In Zacatecas hat ein einziger Gang, die Veta grande, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert bebauet wird, und bis 1738 oft in einem Jahre bis drei Millionen Piaster lieferte, folgende Massen in Umlauf gebracht:

1828 . . .	117,268	Mark	Silber.
1829 . . .	235,741	„	„
1830 . . .	279,288	„	„
1831 . . .	272,095	„	„
1832 . . .	258,498	„	„
1833 . . .	209,192	„	„

Angaben der merikanischen Metallproduktion von 1521 bis 1600 (Essai politique, T. III, p. 414) eher noch etwas zu hoch waren. Es war neuerlichst oft die entgegengesetzte Meinung geäußert worden. Von der Administration des Fernan Cortez an bis 1552, wo die Gruben von Zacatecas eben erst eröffnet wurden, stieg die Ausfuhr selten in einem Jahre auf 100,000 Pesos. Von da an ist sie in schnellem Steigen. In den Jahren 1569, 1578 und 1587 war sie schon 951,568, 1,111,202 und 1,812,051 Pesos de oro. Die Summen sind nicht in unsern Piastern, sondern in diesen Pesos de oro angegeben.

* S. die lehrreiche Schrift des Herrn Joseph Burkart: Aufenthalt und Reisen in Mexiko in den Jahren 1824 bis 1834. Th. I. S. 360 und 383. Th. II. S. 71 und 132.

gelegenen Punkt, bekommt das Auge (A) somit zweierlei Strahlen, solche (a), welche ohne jene Oberfläche zu berühren, durch die

darüber befindliche Luft unmittelbar eintreffen, und andere (b), die vom Punkte nach unten ausgegangen die Oberfläche treffen, dort nach oben zurückgeworfen werden und nun dem Auge tiefer als jene ersteren zufahren.

Die ersteren bedingen die unmittelbare Wahrnehmung des Punktes, die letzteren diejenige seines Spiegelbilds. Es mag nun einleuchten, wie bei wachsender Entfernung des Gegenstands von immer höher liegenden Theilen desselben die auf die Oberfläche fallenden Strahlen nach dem Auge hin zurückgeworfen werden können, während die Lichtstrahlen der unteren Theile dem Auge zuerst durch innere Reflexion (c), dann aber durch das Zurücktreten der Theile hinter die Wölbung jener Oberfläche, wie hinter jenen höheren Seehorizont entzogen werden. Es mag aus der angeführten Optik von Brewster ersehen werden, wie bei einer beträchtlichen Höhe der Schicht auch die innerlich reflektirten Strahlen in einem gegen den Seespiegel concaven Bogen dem Auge von oben her zukommen und dadurch die dort beschriebenen Spiegelungserscheinungen erzeugen können, welche Gegenstände sichtbar machen, die ohne Spiegelung es nicht mehr wären, während ich immer nur das Gegentheil wahrnahm. Ich werde bei nächster Gelegenheit den Versuch machen, Spuren dieser inneren Spiegelung durch Annahme eines tieferen Standpunkts wahrzunehmen.

Was ist nun aber diese lufthelle Flüssigkeit? Nichts anderes als die auf dem See ruhende Luftschicht, welche in der Berührung mit dem Wasser eine höhere Temperatur einnimmt als die in der Nacht abgekühlte höhere Atmosphäre. Es ist bekannt, dass Wassermassen sich in der Nacht langsamer an der Oberfläche abkühlen als

die Luft, sowohl in Folge der grossen specifischen Wärme des Wassers, als auch des Austauschs zwischen den abgekühlten und darum untersinkenden oberen und den noch nicht abgekühlten und darum aufsteigenden unteren Wassertheilen. Die höhere Wassertemperatur theilt sich den unteren Luftschichten mit, das Wasser vertritt somit die Stelle des sonnendurchglühten Bodens, der in den Ebenen der heissen Erdstriche jene Luftspiegelungen veranlasst, welche insbesondere durch den von Monge verfassten physikalischen Theil des Berichts der gelehrten Kommission, die Napoleon nach Egypten begleitete, bekannt geworden sind und seither neben der älteren Benennung „fata morgana“ unter dem ihnen von den Franzosen auferlegten Namen „mirage“ in den Lehrbüchern der Physik angeführt werden. Unter möglichst einfachen Umständen ist nach den Comptes rendus der Pariser Akademie die Luftspiegelung neuerdings an der südlichen sonnenerwärmten Aussenwand des Börsengebäudes in Paris wahrgenommen worden.

Wie im Laufe der Vormittagsstunden die Atmosphäre von der Sonne nach und nach durchwärmt wird, gleicht sich der Temperaturunterschied zwischen den unteren und oberen Luftschichten aus, die Erscheinung nimmt ab, Nachmittags konnte ich sie niemals wahrnehmen. Stärkere Winde, welche die einzelnen Schichten mit einander vermischen, sind ihr ungünstig, hie und da waren im Laufe eines Morgens bei wechselnder Windstärke und Sonnenbeleuchtung Schwankungen in der Intensität der Spiegelung zu bemerken.

Auch zur Deutung einiger Eigenthümlichkeiten der fata morgana ergaben mir meine Beobachtungen Winke. Wohl ist klar, wie die Luftspiegelung über einer Ebene dem ermatteten Wanderer die täuschende Nähe eines Wasserspiegels vor die Augen zaubern kann, theilt mir ja doch mein vielgewanderter und naturkundiger Freund Prof. Dr. Vesenmayer von seiner Reise in den kaspischen Steppen eine Wahrnehmung mit, nach welcher ihm die horizontal abgeschnittene Kuppe eines entfernten vereinzelten Bergs wie aus einem grossen See hervorzuragen schien, in welchem sie ihr verkehrtes Spiegelbild zeigte. Wie ist es aber

möglich, dass die Luftspiegelung Gegenstände darbietet, welche in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind, Gebäude mit Kuppeln, Balkonen, Säulen, Palmenhaine, wo der enttäuschte Reisende nichts findet als Felsblöcke, Sandhügel und Gestrüpp? Bringen wir in Abzug, was auf Rechnung der Phantasie und der Vergrösserung durch die Fama beim Uebergang der Beschreibung von Mund zu Mund, von Buch zu Buch kommen mag, so bleibt vielleicht folgende natürliche Auflösung des Zaubers. Ich sah hie und da eine rundliche Masse wie einen Baum, Steinhaufen oder dgl. mit ihrem verkehrten Spiegelbild zu einem Doppelgebild zusammenfliessen, das an beiden Seiten den Anschein von senkrechten Wänden darbot. Hie und da zeigte sich am Seeufer ein steiler, senkrecht wie von Erdrissen durchstreifter Absturz, wo ich keinen solchen vermuthen konnte, und auch bei der nachfolgenden Betrachtung Nachmittags oder von einem höheren Standpunkte aus nur den schmalen Saum einer Kiesbank oder eines sonstigen unbewachsenen Bodens vorfand. Wie aus einem Felsblock dieser Art ein Gebäude, aus einem kurzen senkrechten Fleck eine Säule, aus Gestrüpp ein Wald werden kann, wenn der Wunsch und die Phantasie das ihrige dazuthun, mag einleuchten.

Der Zweck dieser Zeilen ist erreicht, wenn sie dem Leser Veranlassung geben, bei nächster Gelegenheit mit eigenen Augen eine schöne Erscheinung wahrzunehmen, welche man als eine vermeintlich an entfernte Lokalitäten der warmen Erdstriche gebundene, nur aus Lehrbüchern und Reisebeschreibungen erfahren zu können glaubt.

4. Anatomische Untersuchungen über Manatus (Lamantin).

Von W. v. Rapp.

(Hiezu Tafel III.)

Man theilt nach Cuvier die Cetaceen in pflanzenfressende und in ächte Cetaceen oder Cetaceen im engern Sinn. Die Abtheilung der pflanzenfressenden Cetaceen wird nur aus drei Genera gebildet, Manatus, Halicore und Stellerus oder Rytina. Die Abtheilung der Cetaceen in diese zwei Familien wird jetzt nicht mehr allgemein befolgt. Blainville* stellt die pflanzenfressenden Cetaceen zusammen mit der Familie der Elephanten und wählt für die pflanzenfressenden Cetaceen die Benennung Wassergravigraden. Auch R. Owen will die pflanzenfressenden Cetaceen nicht mehr mit den übrigen in eine Ordnung vereinigen.** Wenn man die pflanzenfressenden Cetaceen von den übrigen trennt, so wird es am passendsten sein, eine eigene Ordnung in der Klasse der Säugethiere für sie aufzustellen unter dem Namen Sirenia, welche Benennung schon Illiger für diese Thiere gebraucht. Diese Ordnung findet ihre Stelle zwischen den Pachydermen und den Cetaceen.

Von dem Manatus oder der Seekuh unterscheidet man drei Arten: Manatus senegalensis, australis und latirostris, Harl. Schlegel*** ist übrigens der Ansicht, dass diese drei Arten in eine zu vereinigen seien, eine Ansicht, die von Stannius† und andern

---

* Blainville, Ostéographie.

** Proceedings of the zoological Society of London. Part. VI.

*** Schlegel, Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Erstes Heft. 1841.

† Stannius, Beitrag zur Kenntniss der amerikanischen Manatis. Rostock 1845.

mit Recht bestritten wird. Die anatomischen Untersuchungen stellte ich an Manatus latirostris, Harl. an, aus Surinam von Herrn Kappler erhalten. Diese Art hat E. Home, ohne eine besondere Species zu unterscheiden, abgebildet: Lectures on comparative anatomy Vol. IV. Tab. 55. Copirt von Fr. Cuvier, Cétacés, unter dem Namen Lamantin de l'Amérique méridionale. Diese Art hat auch Vrolik untersucht.* Manatus australis lebt in den grossen Flüssen von Columbia und Brasilien. Diese Art hat A. von Humboldt beschrieben und abgebildet: Ueber den Manati des Orinoko.**

Von der Zunge, den Tonsillen und dem Zungenbein. Von allen Cetaceen unterscheidet sich der Manatus durch die starke Entwicklung, welche die Papillen der Zunge erreicht haben. Die Zunge ist schmal, vorne abgerundet, klein, und sie kann nicht herausgestreckt werden. Man unterscheidet auf ihr dreierlei Papillen. Die Papillae vallatae sind ausserordentlich zahlreich, etwa dreissig auf jeder Seite, sie sind am hintern Theil des Zungenrandes angebracht und reichen bis zu dem vordern Drittheil der Zunge. Auf dem Rücken der Zunge, an der Spitze derselben sind wenige pilzförmige Warzen, und um diese herum ist die Zunge, was sonst bei keinem Thier aus der Ordnung der Cetaceen vorkommt, mit schmalen, langen, spitzigen, hornartigen Papillen bedeckt, sie sind aber doch nicht so hart und starr, wie auf der Zunge des Katzengeschlechts, sie sind mehr borstenförmig. Die übrige Ausdehnung des Rückens der Zunge ist mit flachen Granulationen bedeckt, welche aus sehr kleinen Drüsenschläuchen zusammengesetzt sind. Uebrigens ist die Zunge mit einem dicken Pflasterepithelium überzogen.

Die Tonsillen erscheinen auf jeder Seite als eine elliptische Platte, welche durch die zahlreichen Mündungen der Ausführungsgänge ein siebförmiges Ansehen hat. Vor den Tonsillen liegt eine ähnliche Platte am hintern Theil des Zungenrandes; die

---

* Bijdrage tot de natuur- en ontleedkundige kennis van den Manatus americanus. Amsterdam 1852.

** Wiegmanns Archiv für Naturgeschichte. 1838.

Oeffnungen sind hier grösser, aber sie stehen nur in zwei bis dreifacher Reihe, doch ziemlich unregelmässig. Diese zweite Platte hat ungefähr den gleichen Umfang, wie die Tonsillen, ist jedoch schmaler.

Das Zungenbein stellt mit seinem Körper eine Scheibe dar, welche am vordern Rande ausgeschnitten ist. Das vordere Horn des Zungenbeins ist lang und besteht aus zwei Stücken, das erste ist sehr klein und knorplich, das andere Stück ist viel länger, knöchern und befestigt sich an einem Os styloideum, durch welches die Verbindung mit dem Felsenbein vermittelt wird.* Das hintere Horn wird aus einer dicken, dreieckigen Knorpelplatte gebildet, die mit ihrer Basis den äussern Rand des Zungenbeins einnimmt; man könnte bei einer oberflächlichen Betrachtung dieses untere Horn für einen nichtverknöcherten Theil des Zungenbein-Körpers halten.

Kehlkopf, Luftröhre und Lunge. Der Kehlkopf weicht wesentlich ab von der Bildung, die wir bei den ächten Cetaceen antreffen. Der Ringknorpel ist vollkommen geschlossen, die hintere Wand ist viel höher als die vordere, in einem Fall fand ich, dass der erste Ring der Luftröhre an der linken Seite mit dem untern Rand dieses Knorpels zusammenfloss. Die beiden seitlichen Hälften des Schildknorpels sind in der Mittellinie durch eine schmale Brücke verbunden, aber eine Trennung beider Hälften findet nicht statt. Das untere Horn des Schildknorpels artikulirt, wie gewöhnlich, mit dem seitlichen Theil des Ringknorpels. Am seitlichen Rande des Schildknorpels verlauft ein schmaler Knorpelstreif, der nur am obern äussern Winkel mit dem Schildknorpel zusammenhängt. Die obere Spitze dieses Knorpelstreifens (oberes Horn des Schildknorpels), verbindet sich durch ein kurzes, strangförmiges Ligament mit der Spitze des untern Horns des Zungenbeins. In diesem Band liegt ein ganz kleiner Knorpelkern (Morgagnischer Knorpel). Das untere Ende dieses schmalen, seitlichen Knorpelstreifens reicht nicht bis zum untern Rande des Schildknorpels und entspricht nicht dem untern Horn dieses

* Stannius, Beiträge zur Kenntniss der amerikanischen Manatis. Rostock 1845.

Kehlkopfknorpels. Die Giessbeckenknorpeln sind mit keinem Capitulum versehen. Eigenthümlich zeigt sich der Kehldeckel, er ist sehr klein, konisch, kann den Eingang in den Kehlkopf nicht verschliessen und besteht aus einer gelben, cellulos-faserichten Substanz. So verhält es sich auch bei Halicore. Durch diese unvollkommene Entwicklung des Kehldeckels nähern sich die pflanzenfressenden Cetaceen einem Säugthier, mit welchem sie in der Lebensweise einige Aehnlichkeit haben, nämlich dem Wallross, wo der Kehldeckel ganz fehlt. Die Knorpeln des Kehlkopfs zeigten keine Verknöcherung. Die innere Oberfläche des Kehlkopfs ist glatt, es finden sich schwache Stimmritzenbänder. Uebrigens ragt der Kehlkopf nicht pyramidenförmig hervor gegen die Choanen, wie dieses bei den ächten Cetaceen der Fall ist.

Luftröhre. Der Stamm der Luftröhre ist sehr weit und besteht aus etwa acht vollkommen geschlossenen Knorpelringen, sie sind aber nicht mit Sicherheit zu zählen, da oft zwei zusammenschmelzen. Eine Spirale, wie es beim Duyong (Halicore) der Fall ist, bilden die Knorpel nicht. Die Luftröhre theilt sich in zwei Aeste; in dieser Hinsicht unterscheiden sich die pflanzenfressenden Cetaceen von den übrigen, bei denen die Luftröhre, wie auch bei den Wiederkäuern, in drei Aeste sich spaltet, von denen zwei für die rechte Lunge bestimmt sind. Die beiden Aeste der Luftröhre laufen bei Manatus eine Strecke weit parallel und sind fest an einander geheftet. Bei zwei erwachsenen Manatus, bei denen ich die Respirationsorgane untersuchte, fand ich die Luftröhrenringe nicht verknöchert.

Die Lungen sind sehr lang, schmal, viermal länger als breit. Sie liegen, wenn man sich das Thier in seiner natürlichen Stellung denkt, über den Verdauungswerkzeugen, indem das Zwerchfell nicht quer ausgespannt ist, sondern parallel mit der Wirbelsäule dem grössten Theil nach verlauft. Die obere, gegen den Rücken gerichtete Seite der Lunge ist konvex, die untere konkav; diese Fläche, da sie auf dem Zwerchfell aufliegt, kann man mit der Grundfläche der Lunge der andern Säugthiere vergleichen, aber dann würde die Grundfläche fast bis zu der Spitze der Lungen reichen. Wenn sie mit Luft gefüllt sind, so erkennt man an

ihrer obern Fläche querlaufende, parallele, flache Vertiefungen, sie entsprechen den Rippen, und am Rande sind die Lungen an ihrer hintern Hälfte mit nicht tief gehenden Einschnitten versehen, aber die Lungen sind nicht, wie bei den meisten Säugthieren, in Lappen getheilt. Der Luftröhrenast geht an der obern Spitze zu der Lunge, begleitet von der Lungenvene und Lungenarterie, und zwar liegt die Arterie an der äussern Seite des Luftröhrenastes, die Vene an der innern; letztere verlauft, wie der Luftröhrenast, dem grössten Theil nach ganz oberflächlich. An der Eintrittsstelle des Luftröhrenastes in die Lunge liegen mehrere lymphatische Drüsen (Bronchialdrüsen). Die Lungen zeigen eine Eigenthümlichkeit, die bei andern Säugthieren nicht vorkommt, nur bei dem Duyong (Halicore,) der überhaupt so viel Aehnlichkeit mit dem Manatus hat, fand ich diese Einrichtung. Der Luftröhrenast, Taf. III. Fig. 1. a., geht nämlich nicht in die Lungensubstanz, sondern verlauft an der untern Fläche der Lunge ganz oberflächlich, nur von der Lungenpleura bedeckt, man kann ihn bis zum letzten Viertheil der Lunge auf der Oberfläche unterscheiden, auf diesem Weg gibt er einige Aeste ab, die auch eine Strecke weit oberflächlich verlaufen. Die Luftröhrenzweige in den Lungen sind mit vollständigen Knorpelringen umgeben, aber diese verbinden sich untereinander, trennen sich wieder; es entsteht dadurch an manchen Stellen ein netzartiges Ansehen, oder es bilden sich Inseln. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Cetaceen, dass in der Lungensubstanz die Luftröhrenzweige unter sich Gemeinschaft haben, man kann von einem untergeordneten Zweig der Luftröhre aus die ganze Lunge aufblasen; so verhält es sich bei den ächten Cetaceen, so fand ich es auch bei Manatus. Bei den übrigen Säugthieren finden solche seitliche Verbindungen der Luftröhrenzweige nicht statt. Die Lungenbläschen (Endigung der Luftröhrenzweige) sind ausserordentlich gross; ich füllte sie mit Luft, auch mit Quecksilber; die oberflächlichen haben einen Durchmesser von zwei Millimeter, einige sind noch grösser, andere kleiner. Auch vom Duyong bemerkt Owen, * die Lungenzellen

* Proceedings of the zoological Society of London. Part. VI.

seien grösser als bei jedem Säugthier. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die pflanzenfressenden Cetaceen wesentlich von den ächten.

Herz. Das Herz ist ausserordentlich breit, der Längendurchmesser der Herzkammern beträgt nur die Hälfte der Breite dieser beiden Kammern, wo sie mit den Vorhöfen zusammenhängen. Die pflanzenfressenden Cetaceen unterscheiden sich von allen Säugthieren dadurch, dass die beiden Herzkammern äusserlich von einander getrennt sind durch einen tiefen Einschnitt. In einem Fall fand ich, dass bei Manatus die Trennung der beiden Kammern nicht so weit ging, wie gewöhnlich; der Einschnitt, der die beiden Kammern trennt, betrug nur etwa einen halben Zoll. Dieses war eine Anomalie.

Der rechte Vorhof nimmt die obere und die untere Hohlvene auf. Diese Mündungen werden durch eine sehr breite und vollständige Eustachische Klappe von einander getrennt. Das eiförmige Loch war verschlossen. Die beiden Herzohren (Auriculae cordis) zeigen auf ihrer innern Oberfläche das gewöhnliche, von hervorragenden Muskelfascikeln gebildete, netzförmige Ansehen. Der rechte Ventrikel ist breiter als der andere, hat aber, wie gewöhnlich, dünnere Wandungen. An der Mündung der beiden Vorhöfe in die Herzkammern finden sich die gewöhnlichen Klappen, ebenso finden sich die drei halbmondförmigen Klappen sowohl am Ursprung der Lungenarterie als der Aorta. Aus jeder Lunge kommt nur Eine Vene, die rechte und die linke vereinigen sich zu einem gemeinschaftlichen Stamm, der sich in den linken Vorhof ergiesst.

Die Aorta zeigt, nachdem sie aus dem Herzventrikel herausgekommen ist, ehe sie den Bogen bildet, eine sackförmige Erweiterung, wie dieses, ausser bei den Cetaceen, besonders bei solchen Säugthieren, die lange untertauchen können, beobachtet wird, z. B. bei den Robben.

Bei zwei erwachsenen Manatus war der Ductus arteriosus so weit offen, dass man eine Borste durchbringen konnte. Es hat dieses Offenbleiben auf den Kreislauf keinen wesentlichen Einfluss. Die Aorta gibt zuerst die beiden Kranzarterien des

Herzens. Aus der Convexität des Bogens der Aorta entspringen drei grosse Stämme, der erste, der gemeinschaftliche Stamm für die rechte Carotis und die rechte Art. subclavia ist der grösste, der zweite Stamm ist die linke Art. carotis und der dritte die linke Art. subclavia. Wegen der Wundernetze, die bei Manatus vorkommen, verweise ich auf die Untersuchungen von Stannius.*

Ich fand eine grosse, in zwei seitliche Hälften getrennte Thymus; ich kann die Grösse nicht genau angeben, denn dieses Organ schien mir an dem von mir untersuchten Exemplare zerschnitten zu sein. Uebrigens findet man überhaupt bei den Cetaceen das ganze Leben über eine sehr grosse Thymus.

Speiseröhre und Magen. Die Speiseröhre der pflanzenfressenden Cetaceen ist viel enger als bei den übrigen. Die Wandungen sind ausserordentlich dick, dieses wird hauptsächlich durch die Muskelhaut hervorgebracht. An dieser unterscheidet man zwei Lagen, die äussere besteht aus Längefasern, die innere aus Cirkularfasern, letztere Lage ist viel dicker als die äussere. Die Schleimhaut ist mit einem sehr dicken Epithelium versehen. Es wird an der Schleimhaut auf ähnliche Weise befestigt wie das Malpighische Netz der Wallfische an der Lederhaut. Es erstrecken sich nämlich bei Manatus von der Schleimhaut der Speiseröhre viele fadenförmige, weisse Verlängerungen in das Epithelium hinein, wodurch dieses festgehalten wird, und nachdem man es hinweggenommen hat, bleibt die Schleimhaut mit weissen Fäden sammtartig bedeckt.

Der Magen ist einfach und hat am linken Ende eine fast cylindrische Verlängerung; es ist ein Sekretionsapparat, der unter modificirter Gestalt auch den andern pflanzenfressenden Cetaceen zukommt. Der fast cylindrische Anhang enthält in seiner Axe eine enge, röhrenförmige Höhle, die sich in den Magen öffnet. Die Muskelhaut dieses Anhangs ist nicht dick, seine Wandungen bestehen aus gedrängt stehenden Röhren, die sich verästen und, fast ohne Windungen zu bilden, mit ihrem blindgeschlossenen Anfang an die Muskelhaut, mit welcher sie durch eine dünne

* Beiträge zur Anatomie der amerikanischen Manatis. 1845.

Guanaruato, das freilich zu meiner Zeit ſchon lange bis 755,000 Mark Silber jährlich lieferte, iſt dagegen in neueren Jahren bis unter die Hälfte herabgeſunken. Die Ausbeute war:

1829	. . .	an Gold:	852	Mark;	an Silber:	269,494	Mark.
1830	. . .	„ „	1058	„	„ „	284,386	„
1831	. . .	„ „	622	„	„ „	258,500	„
1832	. . .	„ „	1451	„	„ „	300,612	„
1833	. . .	„ „	1144	„	„ „	316,024	„

Wenn endlich einmal jene herrlichen von der Natur mannichfaltig geſegneten Regionen', nach vielem innern Gähren und Treiben, des Friedens genießen, ſo müſſen mit dem fortſchreitenden Anbau des Bodens nothwendig auch neue Lagerſtätten entblößt und eröffnet werden. In welcher Region der Erde außerhalb Amerika hat man Beiſpiele eines ähnlichen Silberreichthums aufzuweiſen? Man vergeſſe nicht, daß bei Sombrerete, wo einige Gruben ſchon 1555 eröffnet wurden, die Familie Fagoaga (Marquès del Apartado) in fünf Monaten in einer Erſtreckung von 16 Lachtern (96 Fuß) Länge aus Anbrüchen von Rothgiltigerz der Veta Negra einen reinen Gewinn von vier Millionen Piaſter gezogen hat, und daß in dem Bergdiſtrikt von Catorce in 2½ Jahren (1781—1783) aus einer Weitung voll Hornſilber und Coloradoſ, welche das Volk Gott des Vaters Geldſack (la Bolsa de Dios Padre) nannte, ein Geiſtlicher, Juan Flores, ebenfalls 3½ Millionen Piaſter erbeutete.

Der Ertrag des Goldes im ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika hat beträchtlich mehr abgenommen, als der Ertrag des Silbers, aber jene Abnahme iſt viel älter als der Ausbruch der politiſchen Revolutionen in den Tropenländern. Ich habe an einem andern Ort bereits entwickelt, in welchem Irrthum man in Europa bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts über Ausdauer des Reichthums der braſiliſchen Goldwäſchen geweſen iſt, wie man den glänzenden Zuſtand dieſer Wäſchen (von 1752 bis 1775) mit dem ſpätern Zuſtande verwechſelt hat. * Der für die Geſchichte des Goldhandels ſo wichtige Bullion-Report ** hat zuerſt einiges Licht über dieſen Gegenſtand verbreitet. Die ſicherſten Nachrichten verdanke

---

* Essai polit., T. III, p. 448—452.

** Report of the Bullion Committee of 1810, Append. N. 22.

Lage von Zellgewebe zusammenhängen, stossen. Sie bilden eine acht Linien dicke Schicht und öffnen sich auf der innern Oberfläche durch viele runde, weite Mündungen, wodurch ein netzförmiges Ansehen hervorgebracht wird. (S. Taf. III. Fig. 3. b.) Die Schleimhaut des Magens ist eine Sammthaut. Man findet ferner auf ihr sehr zahlreiche, kleine Drüsenbälge mit einer sehr engen Mündung. Sie sind angehäuft am linken Magenmunde und gegen den Pförtner hin.

Man hat bei Manatus und beim Duyong (Halicore) angenommen, der Magen sei auf der rechten Seite mit zwei weiten, einander gegenüber stehenden Beuteln versehen, aber bei diesen beiden Thieren findet sich an dem einfachen Magen eine sehr starke, muskulose, ringförmige Pförtnerklappe, und die beiden, einander gegenüberstehenden Blinddärme öffnen sich erst jenseits des Pförtners, also in den Zwölffingerdarm, der aber dort eine starke Erweiterung zeigt, was übrigens bei vielen Thieren in höherem oder niederem Grade vorkommt, besonders stark bei den Delphinen. In dieser Erweiterung und wo sie nach und nach sich verengt, um in den übrigen Dünndarm sich fortzusetzen, findet sich keine Spur einer Pförtnerklappe, jene beiden Anhänge gehören also nicht mehr zum Magen, sondern zum Zwölffingerdarm, sie sind den Pförtneranhängen (Coeca pylorica) zu vergleichen, welche bei vielen Fischen vorkommen. Dass diese Blindsäcke bei Manatus zu dem Zwölffingerdarm gehören, geht auch daraus hervor, dass ihre Schleimhaut denselben Bau zeigt, wie der übrige Dünndarm. Man kann wohl entgegenhalten, die ringförmige Klappe, welche ich als Pförtnerklappe bezeichne, sei die Grenze zwischen zwei Mägen; die Erweiterung des Zwölffingerdarms sei ein zweiter Magen, aber diese Erweiterung hat denselben Bau, wie der übrige Dünndarm, namentlich zeigt die Schleimhaut dasselbe eigenthümliche Ansehen, und dann müsste man nicht nur annehmen, der zweite Magen sei vom übrigen Darm nur durch einen grössern Durchmesser verschieden, und es fehle bei diesem Thier die Pförtnerklappe. Wo diese beiden einander entgegenstehenden Blinddärme in den Zwölffingerdarm sich öffnen, haben sie eine starke von Cirkelfasern der Muskelhaut

gebildete Klappe, einen Sphincter. Unmittelbar hinter jener Erweiterung des Zwölffingerdarms mündet der Gallengang und der pankreatische Gang mit einer stumpfen Papille.

Im Dünndarm zeigt die Schleimhaut ein ganz eigenthümliches Ansehen. Sie hat keine Flocken, ist nicht sammtartig, sondern man erkennt schon mit blossen Augen wurmförmig gewundene Falten, welche so dicht stehen, dass von ihnen die ganze Oberfläche bedeckt wird; der freie Rand dieser Falten ist stumpf, dick und sie vereinigen sich vielfach unter einander. (Den ganzen Dünndarm konnte ich nicht untersuchen, sondern nur seinen Anfang und sein Ende.) Gegen das Ende des Dünndarms finden sich an der Seite, welche der Befestigung des Gekröses gegenüber steht, die länglichen Platten der Peyerschen Drüsen.

Der Blinddarm ist gabelförmig getheilt, seine ganze Länge von der Einmündungsstelle des Dünndarms bis zu der Spitze des längern Astes beträgt $3^1/_2$ Zoll. Wo der Dünndarm in den Dickdarm einmündet, findet sich eine aus zwei Lippen gebildete Klappe. Das Colon ist nicht zellicht, aber mit Appendices epiploicae besetzt. Der Anfang des Colon ist in einen fast kugelförmigen, mit sehr dicken, muskulösen Wandungen versehenen Sack ausgedehnt, der sogar von der folgenden Abtheilung des Colon durch eine ringförmige, muskulose Wulst, wie durch eine Pförtnerklappe geschieden ist. Die Schleimhaut des Dickdarms erscheint warzig, wegen der vielen, grossen, ausserordentlich zahlreichen zerstreuten Drüsen, man kann an jeder derselben die Mündung deutlich unterscheiden; aber die ganze Oberfläche dieser Membran ist vollständig bedeckt von den Grübchen der kleinen Follikeln, wie sie bei so vielen Thieren auf der Schleimhaut dieses Theils des Darmkanals sich finden. Nach Vrolik ist der Dünndarm von der gleichen Länge, wie der Dickdarm; beide Abtheilungen des Darmkanals zusammengenommen sind eilf mal länger als das ganze Thier.* Beim Duyong (Halicore) ist sogar der Dickdarm

---

* Vrolik, Bydrage tot de natuur- en ontleedkundige Kennis van denen Manatus americanus; p. 74.

beträchtlich länger als der Dünndarm. Diese bedeutende Länge des Dickdarms ist eine Eigenthümlichkeit der Sirenien.

Milz. Nach Vrolik hat die Milz eine Länge von fünf Zoll. Ich fand die Milz am Magen von drei erwachsenen Manatus, sehr klein, unregelmässig viereckig, plattgedrückt, ihr grösster Durchmesser betrug nur $1^1/_2$ par. Zoll. Schon Daubenton, der einen Fötus des Manatus untersuchte, bemerkte die ausserordentliche Kleinheit dieses Organs. Vielleicht dass in den von mir untersuchten Eingeweiden, die ich nicht vollständig erhielt, nur eine Art Nebenmilz erhalten war, indem dieses Organ, wie bei den Delphinen, in zwei oder mehr Abtheilungen zerfallen wäre. Zur Untersuchung der Leber und der Bauchspeicheldrüse fehlte mir das Material.

Weibliche Fortpflanzungswerkzeuge. Der Körper des Uterus ist schmal, macht einen kleinen Bogen, dessen Convexität gegen die rechte Seite gerichtet ist und öffnet sich durch eine mit einer vordern und hintern Lippe versehenen Mündung in die Vagina. Der Körper des Uterus theilt sich in zwei Hörner, welche am obern freien Rande des breiten Mutterbandes verlaufen, ohne Krümmungen zu bilden. Das Bauchfell, wo es die Hörner überzieht, bildet starke und zahlreiche Falten, welche mit dem Horn des Uterus parallel laufen und bei der Ausdehnung desselben, wenn es einen Fötus enthält, nachgeben und sich verwischen können. Die Schleimhaut ist glatt und zeigt unzählige Grübchen (Schleimhöhlen). An der Spitze des Horns mündet sich die fallopische Röhre. Sie ist schlangenförmig gekrümmt und von der Dicke einer schwachen Rabenfeder. An ihrem freien Ende erweitert sie sich stark, und dieser Theil ist nicht nur am Rande mit fransenförmigen Anhängen besetzt, sondern auch die von der Schleimhaut überzogene Fläche dieser Erweiterung zeigt viele, flockige Anhänge. Die Eierstöcke sind länglich rund, etwas plattgedrückt. Eine weitere Untersuchung liess ihr Zustand nicht zu.

Gehörknochen (Ossicula auditus). Taf. III. Fig. 4—6. Die ächten Cetaceen zeichnen sich durch die Kleinheit der Gehörknochen aus, die Sirenien (pflanzenfressenden Cetaceen) übertreffen alle Thiere

durch die Grösse dieser Knochen.* Der Hammer hat bei Manatus eine Länge von 2 Centimeter 6 Millimeter; der Steigbügel ist 15 Millim. hoch. Ich untersuchte die Gehörknochen eines Narwalls, der mehr als doppelt so lang war als der Manatus; die Höhe des Steigbügels betrug nur drei Millimeter, übrigens zeigt dieser Knochen auch eine Oeffnung, die aber so fein ist, dass es vielleicht gelingen kann ein Menschenhaar durchzubringen. Der Hammer hat eine Höhe von $4^1/_4$ Millimeter. Der Kopf des Hammers des Manatus ist sehr dick, statt des Stiels findet sich eine breite Knochenplatte. Durch drei Gelenksflächen eine grössere, fast kreisförmige und zwei kleinere, artikulirt dieser Knochen mit dem Ambos. In einem Fall flossen sowohl am rechten als linken Ohr die beiden kleinern Gelenkflächen mit einander zusammen und gingen auch unmittelbar in die grössere fast kreisförmige Gelenksfläche über. Der Ambos hat vier Gelenksflächen, drei dienen zur Artikulation mit dem Hammer, die beiden kleinen liegen in einer Vertiefung und sind gegen einander gerichtet; diese Vertiefung nimmt einen Fortsatz des Hammers auf, der unter der grossen, fast kreisförmigen Gelenksfläche liegt. In dem schon erwähnten Fall, in welchem die Gelenksflächen des Hammers zusammenfliessen, hängen auch die drei Gelenksflächen am Ambos unter sich zusammen. Der Ambos hat zwei Fortsätze, an der Spitze des einen ist eine kreisförmige Gelenksfläche zur Verbindung mit dem Steigbügel. Letzterer stellt einen fast cylindrischen, etwas plattgedrückten Knochen vor, oben wird er etwas dünner und hat an der Spitze eine Gelenksfläche zur Verbindung mit dem Ambos. Die elliptische Grundfläche dieses Knochens verschliesst das eiförmige Fenster. Der Steigbügel ist fast in der Mitte seiner Höhe, doch der Grundfläche etwas näher, durchbohrt; der Kanal, der quer durch den Knochen lauft, ist aber nur so weit, dass man eine Borste durchbringen kann.

Auge. Das Auge ist sehr klein, sein Querdurchmesser

* Hyrtl, vergleichend-anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan. Prag 1845.

beträgt einen halben Zoll. Die Sclerotica ist nicht so dick wie bei den ächten Cetaceen. Die Hornhaut ist flach, mit einem schwarzen Kreise eingefasst, auch die Sclerotica zeigt sich gefleckt von schwarzem Pigment. Die Pupille ist eiförmig. Es findet sich kein Tapetum, sondern die Choroidea ist mit einem schwarzen Pigment bedeckt; das Corpus ciliare breit, aus vielen Falten (Processus ciliares) zusammengesetzt. Die Crystalllinse an der vordern Hälfte sehr flach. Der Sehnerv ist dünn und von keinem vaskulosen Geflechte umgeben.

Das Material zur anatomischen Untersuchung des Manatus reichte nicht weiter; die Osteologie übergehe ich, da sie schon mehrfach behandelt worden ist.

Erklärung der Tafel III.

Fig. 1. Untere Seite der rechten Lunge von **Manatus latirostris** Harl., $^1/_8$ der natürlichen Grösse. a) Luftröhrenast, b) Lungenarterie, c) Lungenvene.

Fig. 2. Der Magen verkleinert.

Fig. 3. Ein Theil des geöffneten Magens, $^1/_2$ der natürlichen Grösse. a) Magenmund, b) cylindrischer Anhang des Magens, die vielen runden, weiten Mündungen der innern Oberfläche darstellend.

Fig. 4—6. Gehörknochen in natürlicher Grösse. Fig. 4. Hammer; Fig. 5. Amboss; Fig. 6. Steigbügel; Fig. 6 b. Grundfläche des Steigbügels.

5. Beiträge zur württembergischen Flora.

Von Dr. R. Finckh.

Seit meiner letzten Bekanntmachung im 2. Heft des X. Jahrgangs dieser Zeitschrift ist die württembergische Flora wieder um einige neue Pflanzenarten bereichert worden, worüber ich hier, so wie über die mir seither bekannt gewordenen neuen Standorte einiger anderen selteneren Pflanzen, den Freunden der vaterländischen Flora Mittheilung mache.

Die neu entdeckten, in diesen Jahresheften noch nicht erwähnten Arten unserer Flora sind folgende:

1) Calamagrostis littorea DC. wurde von unserem Vereinsmitglied, Herrn Revierförster Bührlen in Langenbrand im Jahr 1853 am Ausfluss des Karsees, O.A. Wangen, auf Moorgrund, und unweit davon am Weg zwischen Riebgart und Reutte in einer nassen Hecke gefunden. Die Pflanze wurde anfangs für C. tenella Host. gehalten, später aber von Herrn Prof. Hochstetter als C. littorea erkannt, und von Apotheker Valet im vorigen Jahr in Mehrzahl am Karsee gesammelt. Sie findet sich sonst an See- und Flussufern des südlichen Europa, in der Schweiz, in Deutschland mehr im südlichen Gebiet. Während sie z. B. in Tyrol häufig ist, geht sie am Rhein nur bis Carlsruhe, an der Isar bis München. Sie fehlt den Floren des mittleren Deutschlands und findet sich nach Koch im nördlichen Deutschland, wie es scheint, nur am Harz und an den Ufern der Bode.

2) Juncus capitatus Weigel. wurde von Herrn Pfarrer Kemmler in Untersontheim auf Sandboden bei Winzenweiler, O.A. Gaildorf, gefunden. Man findet diese Art sonst stellenweise in einem grossen Theil von Deutschland, in Thüringen, Sachsen,

Schlesien, der Mark, den Ostseeländern, in Westfalen und durch die ganzen Rheinlande bis in die Schweiz. In Oberbaiern und Tyrol scheint sie zu fehlen und in der Schweiz kommt sie nur an wenigen Stellen der Kantone Basel, Bern und Wallis vor. Nach Fr. Schultz (Pollichia XIII, 31) kommt sie in feuchten Jahren oft häufig vor, und er fand sie gewöhnlich in Gesellschaft von Radiola linoides.

3) Diese letztere Pflanze, die Radiola linoides Gmel. fand Herr Pfarrer Kemmler gleichfalls bei Winzenweiler, und zwar auf Leinäckern. Da sie gewöhnlich nur 1—2″ hoch wird und die sehr kleinen Blüthen sich nur bei Sonnenschein öffnen, so ist sie leicht zu übersehen und entgeht darum wahrscheinlich der Beobachtung an vielen Orten, wo sie sonst gefunden werden dürfte. Sie scheint auch wirklich früher schon bei uns gefunden worden zu sein, sofern sie nämlich in der Flora von Württemberg von Schübler und von Martens unter den plantis pseudo-württembergicis aufgeführt wird.

4) Barbarea arcuata Reichb. fand Med.Cand. Hegelmaier in Menge am Ufer des Neckars bei Sulz. Sie ist wohl nur eine Varietät von B. vulgaris R. Br. mit lockerer Blüthe und mit nach verschiedenen Richtungen bogig-gekrümmt aufsteigenden jüngeren Schoten.

5) Cirsium nemorale Reichenb. fand Kemmler an einem Waldrand bei Hausen, O.A. Hall; eine, wie es scheint, seltene Varietät des C. lanceolatum.

6) Verbascum ramigerum Schrad. bei Sulz (Hegelmaier).

Ausser diesen neu entdeckten Pflanzen wurden in den letzten Jahren mehrere Seltenheiten der württemb. Flora an den nachstehenden neuen Standorten gefunden. Potamogeton obtusifolius M. und K. fand Valet im Schweigfurther Weiher bei Schussenried, und Schnizlein und Frickhinger bei Jaxtzell, O.A. Ellwangen. Es ist eine der seltneren Arten dieses grossen Geschlechts, welche zwar in ganz Europa, jedoch nur zerstreut vorzukommen scheint. In der Gegend von Balingen hat Herr Revierförster von Entress-Fürsteneck in den letzten Jahren eine Menge neuer Standorte entdeckt. Ich erwähne vor allen die

Athamanta cretensis, die von Zeller schon vor mehr als 12 Jahren, aber nur in einem einzigen Exemplar auf dem Lochen, seither aber nicht mehr gefunden worden ist, bis es im vorigen Jahr Herrn von Entress gelang, sie in Mehrzahl an den steilsten Felsenwänden dieses Bergs zu finden, wo sie durch einen verwegenen Mann mit Lebensgefahr gelangt werden musste. Ferner fand Herr von Entress am Lochen Cirsium decoloratum Roth, Taxus baccata, Fragaria collina; auf Felsen der Schalksburg Lathyrus heterophyllus; auf Aeckern bei Balingen Allium rotundum, Lathyrus nissolia, Adonis flammea; in Gebüschen daselbst Potentilla fragariastrum; im Hardt bei Ebingen Melampyrum sylvaticum; am Saum des bewaldeten Bergkopfs Schädelherdle, Rev. Balingen, Hyssopus officinalis; am Fuss des Lochen Equisetum telmateja; in Wäldern bei Balingen Equisetum sylvaticum.

Auf dem Spitzberg bei Tübingen fand Hegelmaier die sonst bei uns nur auf Jurakalk gefundene Crepis alpestris Tausch.

Den Echinops sphaerocephalus, der bei Esslingen ausgerottet sein soll, fand Herr Apotheker Mauch bei Faurndau. Der nächste bekannte Standort dieser Pflanze ist auf der Ruine Hochhaus bei Nördlingen, eine halbe Stunde von der württembergischen Grenze, sodann bei Nürnberg und in Niederbayern.

Den neuen Entdeckungen im Jaxtkreis, die wir den Herren Schnizlein und Frickhinger verdanken (s. Jahreshefte V, 217 u. ff.), reihen sich die selteneren Pflanzen an, die Kemmler in seiner Gegend gefunden hat. Ausser den bereits erwähnten gehören hieher: Teesdalia nudicaulis, Arnoseris pusilla, Myosotis versicolor bei Vorhardsweiler, O.A. Aalen; Silene linicola, Fragaria collina, Mentha sativa Sm., Galeopsis versicolor, Hordeum secalinum, Lolium linicola, Scirpus pauciflorus und S. Tabernaemontani bei Untersontheim; die beiden letzteren in Gesellschaft von Triglochin palustre, Pedicularis palustris, Scorzonera humilis u. s. w.; Erysimum odoratum bei Ingelfingen; Astragalus Cicer auf einem Acker hinter dem Heidenheimer Schloss; Hieracium rigidum Hartm. am Uhlberg bei Obersontheim; Centunculus minimus bei Gründelhard, O.A. Krailsheim; Carex lepidocarpa bei Heilberg, O.A. Ellwangen.

Die Salix rubra Huds., die weder in der Flora von Württemberg, noch in Lechlers Supplement aufgeführt ist, zählt H. von Mohl unter den württ. Pflanzen auf im I. Jahrg. dieser Jahreshefte, S. 105. Kemmler fand sie auf dem Wöhrd bei Tübingen, Oberförster Nördlinger bei der Falkensteiner Höhle, 3/4 Stunden von Urach.

Polygonum viviparum, das früher zu den Eigenthümlichkeiten der oberschwäbischen Flora gerechnet wurde (Jahresheft I, 91), fand Kemmler auf der Alp, und zwar am Weg vom Lichtenstein zu der Erpfinger Höhle.

In der Flora von Urach sind seit meiner letzten Bekanntmachung folgende erwähnenswerthe Pflanzen, die früher hier vermisst wurden, gefunden worden: Hydrurus Vaucherii Ag. an Steinen in der Erms; Batrachospermum moniliforme Roth. ebendaselbst und an Brettern im Lauterursprung bei Offenhausen; Polystichum spinulosum, den häufigsten Farn des Schwarzwalds, fand ich hie und da in Buchenwäldern des Seeburger Thals und in der sogen. Hölle; Carex ornithopoda im Wald am Thiergartenberg bei Urach; C. canescens und stricta an der Erms unterhalb der Uracher Bleiche; C. Hornschuchiana bei Glems; Festuca arundinacea Schreb. am Thiergartenberg und an der Fohlensteige; Serratula tinctoria und Polygala comosa Schk. beim Rutschenhof; Potentilla fragariastrum, P. opaca und Globularia vulgaris am Kälberburren bei Urach; Sisymbrium austriacum Jacq. in der sog. Hölle, einer steilen, von hohen Felsen umgebenen, steinigen Waldschlucht, und zwar hier, wie beim Lichtenstein, in Gesellschaft von Cynoglossum montanum, Aspidium aculeatum u. a.; Fragaria collina auf der Eulenwiese bei St. Johann; Galium boreale bei Glems; Saxifraga caespitosa an Felsen zwischen Seeburg und Gruorn; Campanula caespitosa Scop. an der Sirchinger Steige. Viele dieser und auch andere neue Standörter verdankt die hiesige Flora unserem Vereinsmitglied Bührlen.

Was die zweifelhafte Orchis betrifft, von der ich im Jahrg. X, S. 203 dieser Jahreshefte gesprochen habe, so bin ich geneigt, sie für eine Orchis mascula zu halten, nachdem mir folgende Stelle in Th. Irmisch Beiträgen zur Biologie und Morphologie

der Orchideen (1853, S. 54) zu Gesicht gekommen ist: „Der Geruch ist bei manchen Orchideen sehr veränderlich. So konnte ich an den Blüthen vieler Exemplare von Orchis mascula keinen auffallenden Geruch wahrnehmen, während andere dicht dabei stehende äusserst stark und widerwärtig nach Flieder rochen. Letzteres erzählt gleichfalls schon Clusius von seiner mit jener identischen Art von Orchis. S. hist. var. p. 268. Einen eben solchen Geruch verbreitet bei uns Orchis pallens, die in anderen Gegenden geruchlos ist, man vergl. Reichenb. Orch. europ. 43. und Dierbach Beiträge zur deutschen Flora IV, 60. An Orchis sambucina konnte ich bei uns durchaus keinen hervorstechenden Geruch entdecken, den sie doch an andern Orten besitzt."

Juli 1856.

ich den Privatmittheilungen des ehemaligen Generalbergwerks-Direktors Freiherrn von Eſchwege. Jakobs Werk über die edeln Metalle enthält nur dürftige Zuſätze. * Zwiſchen 1752 und 1761 oscillirte die den Quinto bezahlende Goldausbeute von Minas Geraes zwiſchen 6400 und 8600 Kil. (eine portugieſiſche Arroba hat nach Franzini 14,656 Kilogrammen). Dieſe Ausbeute iſt allerdings ſehr beträchtlich und die jetzigen Produktionen des Ural und Altai weit übertreffend; aber man muß gedenken, daß 1804 auch das ſpaniſche Amerika an 10400 Kil. Gold gab, nämlich:

Neugranada . . .	4700	Kil.
Chili	2800	„
Mexiko	1600	„
Peru	780	„
Buenos-Ayres . .	500	„
	10380	Kil.

Die Produktion von Minas Geraes war in den Mitteljahren 1785—1794 ſchon auf 3300 Kil., zwiſchen 1810 und 1817 auf 1600 Kil., zwiſchen 1818 und 1820 auf 428 Kil. geſunken. Damit ſtimmt die Angabe des Herrn Ritter von Schäffer überein, nach welcher 1822 nur 24 Arrobas (350 Kil.) in den Schmelzhof von Villa Rica abgeliefert wurden. Seit dieſer Zeit ſcheint, durch die Induſtrie einiger engliſchen Geſellſchaften, ſich der braſiliſche Goldbergbau wieder etwas gehoben zu haben: aber mehr noch als die Erſchöpfung der Lagerſtätten hat der Hang zur Cultur von Colonial-Produkten, welche die immer fortdauernde ſchändliche Sklaveneinfuhr aus Afrika begünſtigt, an dem Verfall der Goldwäſchen Schuld. Bei dem ungeheuren Schleichhandel, der jetzt in Braſilien getrieben wird, wäre zu wünſchen, daß ein der Verhältniſſe des Landes recht kundiger Eingeborner ſich bemühen wollte, den allgemeinen Ertrag der jährlichen Goldproduktion ſeit 1822 zu ergründen.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte des von Europäern getriebenen Bergbaues, daß ſeitdem die Goldgewinnung in Braſilien ſo tief geſunken iſt, dieſelbe im nördlichen Aſien und (freilich faſt nur vorübergehend) in dem ſüdlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu einer unerwarteten Höhe empor ſtieg. Das Bergſyſtem des Ural (eine Meridiankette, mauerartig

* T. II. p. 261—265 und 295.

6. Die Oolithe im weissen Jura des Brenzthals.

Von Prof. Dr. Fraas.

Man war bisher gewohnt, die Oolithe des Brenzthales in den Horizont der Massenkalke zu stellen. Ueber das eigentliche Alter derselben drückt sich aber schon das „Flötzgebirge“ vorsichtig genug aus, wenn es p. 451 heisst: Zur Zeit ist es nicht möglich ihr Lagerungsverhältniss mit Sicherheit zu ermitteln, doch halten wir sie ungefähr mit den kieseligen und schneeweissen Kalken (ε) parallel, doch so, dass sie unter allen die oberste Lage einnehmen, durch ihre mächtige Entwicklung aber die darunter liegenden Glieder beträchtlich schmälern. — Es ist auch in der That schwer, bei den grossartigen Verhältnissen der Schichten und dem Mangel an Grenzaufschlüssen die Sache klar zu machen. So vielfach und ausgedehnt auch die Steinbrüche um Schnaitheim sind, welche das treffliche Material für Werkstein liefern, so geht doch kein Steinbruch so tief, dass man die Auflagerung des Oolithes sehen könnte, so wenig auch eine Ueberlagerung jüngerer Schichten irgendwo beobachtet werden kann. Zwar sind im Brenzthal unter den Oolithen die Krebsscheerenplatten in horizontalen Lagern durch die Probegruben zur projektirten Eisenbahn eröffnet, zwar ragen bei Heldenfingen die Köpfe von Oolithen über die Krebsscheerenfläche, die sich von Weidenstetten, Altheim und Heldenfingen an zwischen Lone und Brenz hinzieht. Allein das ist eben auch die Art der Anlagerung der Platten an die Massenkalke und könnten darum die Oolithe ebenso gut zum System der plumpen Kalke gehören, als zum jüngeren Plattenkalk. Bei solchen zweifelhaften Verhältnissen war ich daher sehr erfreut, diesen Sommer den Oberstotzin-

ger Steinbruch zu sehen, der zum Behuf der Anlage des Donaudamms bei Günzburg schon seit einigen Jahren eröffnet ist. Der Steinbruch liegt an der Strasse, die von Asselfingen nach Oberstotzingen führt. Die Felder ringsum sind schon von tertiären Sanden bedeckt, tertiäre Süsswasserbildungen stehen in nächster Nähe an und beurkunden, dass man an der Grenze der Juraformation angelangt ist. Als Abraum im Steinbruch sind oben 8′ zerklüftete Kalkplatten, unter welchen nachstehender Schichtenwechsel aufgedeckt ist:

5′	Sehr harter, marmorischer Oolith mit vielen Chalcedondrusen. Wegen des Kieselgehaltes ist der Stein zum Verarbeiten unbrauchbar; war aber wegen der Grösse und Schwere der ausgebrochenen Klötze als Material zum Steindamm in der Donau sehr geschätzt.
0,4′	gelbe Thone.
2′	wohlgeschichtete oolithische Bank.
1′	gelbe Thonmergel.
8′	ungeschichteter, oolithischer „Stotzen," petrographisch vom Schnaitheimer Oolith nicht zu unterscheiden.
5′	feiner und milder Oolith, als Werkstein besonders geschätzt.
3′	Schalen von Kalkplatten.
5′	ächte Krebsscheerenkalke in Platten spaltend.
2′	harter, kieseliger Kalkstein.
4′	ächte Krebsscheerenkalke, in 2—3zölligen Platten spaltend, voll Pagurus-Scheeren.

Versuche in die Tiefe zu gehen lieferten nach Aussage der Arbeiter nichts anderes, als den „Portländer," wie die Krebsscheerenkalke seit dem Ulmer Festungsbau in der ganzen Gegend heissen.

Nach diesem Profil unterliegt es gar keinem Zweifel (die Schichten lagern vollkommen regelmässig und horizontal), dass

Krebsscheerenplatten hier unter den Oolithen lagern. Da nun über den Oolithen wieder 8 Fuss Kalkplatten lagern, aus denen ich gleichfalls einige Krebsscheeren herausklopfte, so stellen sich hier die Oolithe als eine Bildung in den Krebsplatten dar. Unwillkührlich gedachte ich der Lagerungsverhältnisse des Diceraskalkes und der Plattenkalke bei Kelheimwinzer, wo unter dem Grünsand mit den Exogyren folgendes Profil ansteht:

4′	Schieferplatten mit Gyrodus.
5′	massiger, schneeweisser Kalk mit Korallen, Diceras arietina, Ampullaria gigas, Mytilus amplus, Lima.
10′	Schieferplatten mit Fischen und Krebsen.
	Massiger schneeweisser Kalk.

In der Zeitschrift der deutschen geol. Gesellschaft I. Jahrgang pag. 425 wollte man zwar meine damals vorgetragene Ansicht, dass der Diceraskalk ein Aequivalent oder andere Facies des Plattenkalks sei, nicht gelten lassen, sprach sich aber doch pag. 444 ganz in meinem Sinne aus: dass die Plattenkalke der durch Lokalverhältnisse bedingten Ruhe des Gewässers die Eigenthümlichkeit ihres Gesteins, wie die eigenthümlichen organischen Einflüsse verdanken; wo aber die Ruhe der abgeschlossenen Buchten gestört wurde, konnten auch alsbald andere Gesteine mit andern thierischen Formen sich bilden. Solchen Störungen ist die Entstehung von Kalksteinbänken zuzuschreiben, welche in grosser Menge die dem Plattenkalk sonst fremden Terebrateln, Korallen und Cidaritenreste enthalten. — Worin diese Ansicht von der meinigen abweicht, sehe ich nicht ein, wohl aber den innern Widerspruch der beiden genannten Citate. Wie in Mörnsheim, so in Niederstotzingen und Kelheim. Die Schichten mit den Nerineen und Diceras, seien sie oolithisch oder kreideartig, passen gemäss ihrer Lagerungsverhältnisse allein in das System der Plattenkalke. Hiemit stimmt auch in paläontologischer Hinsicht, dass in den Oolithen wie Plattenkalken die Saurierzähne (Megalosaurus, Pliosaurus) die Reste von Notidamus, Oxyrhina, Lepidotus,

von Pycnodus und Gyrodus, Schildkröten u. A. sich finden, was dem älteren weissen Jura fast fehlt. Dass aber mit der petrographischen Bildung entweder von Oolithen oder von Platten auch andere Thierformen auftreten, namentlich also Nerineen, Terebrateln, Crinoiden und Korallen einerseits, andererseits die Crustaceen, Loligineen und Ammoneen, hat in der verschiedenen Lebensweise dieser Thiergruppen seinen guten Grund.

III. Kleinere Mittheilungen.

Conservirung von Petrefacten.

Von Carl Deffner in Esslingen.

Wie schwierig manches stark verwitterte Gestein und die darin eingeschlossenen Petrefacten zu transportiren und aufzubewahren sind, hat jeder Sammler zu seinem Verdruss schon oft erfahren. Namentlich sind die reichen Turritellenschichten der Liassandsteine in der Gegend von Göppingen, Rechberghausen, Wäschenbeuren *etc.* oft so lose und leicht zerbröckelnd, dass die schönsten Funde durch den Transport unbrauchbar werden und bei jeder Berührung sich abreiben. Hiegegen schützt nun erfahrungsmässig ein wenige Minuten langes Eintauchen in eine Auflösung von Wasserglas und Abtrocknenlassen an der Luft vollständig, so dass nach 10 Minuten das vorher zu Pulver zerfallende Gestein ohne alle Beschädigung verpackt werden kann. Dabei erleidet die Form durchaus nicht die leiseste Veränderung und bleibt vollkommen scharf, wenn man die Vorsicht gebraucht, das Gestein nur bis zu dem Grade zu tränken, dass es beim Herausnehmen die anhängende Auflösung noch wie ein Schwamm absorbirt, sonst bildet sich ein glänzender Firniss, der die feinsten Formen durch Ueberkleisterung unkenntlich macht. Auch bei den in den fetten Thonen der Opalinus- und Ornatenschichten vorkommenden, leicht abblätternden Petrefacten fixirt das Wasserglas die dünnen Muschelschalen, nur muss der geringen Absorptionsfähigkeit der Thone wegen, die Lösung hier mit dem Pinsel aufgetragen werden.

Als Kitt für zerbrochene Petrefacten ist das Wasserglas jedem andern Materiale an Bindekraft überlegen.

Ueber ein Vorkommen der grossen Speckmaus (Vespertilio noctula Schreb.) in Stuttgart.

Von Prof. Dr. Krauss.

Es ist eine bekannte Sache, dass sich die Fledermäuse auch im Winter nach eingetretenem Thauwetter durch ihre eigenthümliche pfeifende Töne ver-

nehmen lassen, wenn man des Abends an ihren Schlupfwinkeln vorübergeht, und dass man sie an solchen Abenden sogar herumfliegen sieht. Diese Beobachtung konnte auch hier vom 6. bis 15. Dezember 1856 gemacht werden, in welcher Zeit der Thermometer des Mittags einigemale bis auf + 12° R. stieg. In den Strassen, öffentlichen Plätzen und Anlagen sah man die Fledermäuse des Abends wie im Sommer lustig pfeifend und im behenden Fluge umherfliegen, und wenn man am alten Schloss, an der Stiftskirche und andern alten Gebäuden vorüberging, so hörte man sie sich in ihren Schlupfwinkeln heftig zanken, während wenige Tage zuvor an diesen Orten kein Laut zu vernehmen war. Besonders auffallend und für die Bewohner sogar belästigend war das nächtliche Pfeifen der Fledermäuse an einem Hause in der unteren Friedrichsstrasse, wo sie sich hinter den Läden eines zugemauerten Fensters aufhielten. Man öffnete endlich dieselben des Mittags und fand, wie ich mich selbst überzeugte, an dieser einzigen Stelle gegen 300 Speckmäuse von beiden Geschlechtern in Reihen dicht nebeneinander und mit den Hinterfüssen an der Mauer aufgehängt. Unter dieser grossen Anzahl befand sich nicht ein einziges Exemplar einer anderen Art. Dieselbe Beobachtung machte ich auch bei einer Sendung von ein Paar Hundert gemeiner Fledermäuse (Vespertilio murinus L.), welche ebenfalls in beiden Geschlechtern dem Vereine aus einem Gebäude in Friedrichshafen zugeschickt wurden. Diese beide Arten scheinen also in grösseren Gesellschaften beisammen zu leben, aber keine andere Arten unter sich zu dulden, während die am häufigsten hier vorkommenden Zwergfledermäuse (V. pipistrellus Schreb.) verträglicher sein müssen, denn im Februar 1852 wurde in der Reiterkaserne unter einer grösseren Anzahl dieser Art auch ein Paar der seltneren Vesp. discolor Kuhl. angetroffen.

Die in der Friedrichsstrasse gefangenen Speckmäuse waren überaus fett. Mehrere nahm ich theils zum Beobachten, theils zum Präpariren für die Sammlungen mit nach Hause und bewahre sie in einem Behälter mit einem Stück Holz auf, an welchem sie ebenfalls dicht zusammengedrängt mit abwärts gerichtetem Kopfe hängen und sich jeden Abend um die besseren Plätze zanken. So gemein die Speckmaus sonst ist, so ist es mir bis jetzt hier nur einmal gelungen, ein Stück zu bekommen.

Bücheranzeige.

Heinrich Bachs geognostische Uebersichtskarte von Deutschland und der Schweiz; Gotha, J. Perthes, 1856,

ist eine Erscheinung auf dem Gebiete der Geognosie, die wohl verdient in diesen Blättern besprochen zu werden, zumal der Herr Verfasser Mitglied

unseres Vereins und die Arbeit auf schäbischem Grund und Boden gewachsen ist. Die öffentliche Meinung hat in den Zeitungen bereits ihr Urtheil über die Karte abgegeben und beweist ihre günstige Aufnahme in den weiteren Kreisen der gebildeten Welt. Wir wünschen dem Verfasser Glück, der mit bewundernswürdigem Geschick den Weg fand, die Geognosie dem Gebildeten vor Augen zu führen, in Bildern ohne Worte eine ganze geologische Beschreibung unseres deutschen Vaterlandes zu geben. Stundenlang kann man die schöne Karte anschauen, ohne zu ermüden, denn es kommen Einem beim Anblick der Farbenlinien Gedanken über die Bildung der Gebirge, Ausbrüche von feurigen Massen, oder Durchbrüche von Gewässern, Einlagerungen in Mulden oder Anlagerungen an alte Inseln und was Alles den Geist ansprechend erregt. Scheinbar regellos und chaotisch greifen die Farben in einander, bald begegnen wir tiefen Zacken und ausgeschnittenen Rändern, wie auf einer Karte der norwegischen Fiordenküste, bald geraden Linien oder schwachen Krümmungen, wie die Küstenränder von Gascogne und Genua sind. Bald aber löst sich das farbene Gewirre vor dem Auge des Kundigen, bald sieht er ohne Schattirung Berg und Thal, Hügelland und Ebene, alte Küsten und Inseln, die ganze Geographie der Vorwelt rollt sich vor ihm auf. Um die Harmonie, die auch mitten im Chaos herrscht, zu erfassen; ist die Harmonie der Farben, die auf unserer Karte herrscht, wesentliche Bedingung. Die Wahl der Farben beleidigt nirgends: an sich schon nicht, namentlich aber dann nicht, wenn man bedenkt, welche Geschichte der Erdbildung die Farbe erzählt. Im Allgemeinen treten die alten Bildungen in dunkeln Tönen hervor, daran lehnen sich immer lichter und heller werdend die jungen Formationen. Wie in der Wissenschaft die besten Namen mit Einem guten Wort den Charakter des Genannten bezeichnen, so sind in der Karte Charakterfarben für die Formationen gewählt, die theils die Bildungsweise des Gebirges, theils das natürliche Aussehen des Gesteins bezeichnen. So glüht noch dunkelroth der Granit, während seine Complementärfarbe, Grün, Hornblende und Glimmerschiefer bezeichnet. Scharlachroth blickt Porphyr heraus, wo er die Schichten gesprengt und durchbrochen hat. Das Uebergangsgebirge ist dunkelbraun gefärbt, darin die Kohle begreiflich schwarz; aus dem Dunkel des älteren Gebirges treten die neueren Bildungen auf der Scala der Farben immer lichter hervor und verschwinden endlich in Weiss, der modernen Bildung und dem Schnee und Eise der Alpenwelt.

Bei der Frage nach der wissenschaftlichen Bedeutung der Karte danken wir dem Verfasser vor Allem, dass er gut Deutsch war in seinem System. Jede geologische Karte ist ja ein gemaltes geologisches System. Die fremde und, weil fremd, falsche Eintheilung und Nomenclatur der Schichten ist der rein deutschen gewichen. Wir sehen nimmer die unglücklichen Namen von Bradford, Oxford, Kimmeridge, Portland, Coralrag u. s. w., ohne die man vor 20 Jahren keine Geologie im Jura treiben zu können glaubte, ebenso-

wenig hier d'Orbignys barbarische Namen berücksichtigt. Die deutsche Geognosie hat ihre Berechtigung in ihr selbst und mit dem Parallelisiren der Schichten im Grossen hat es ohnehin seine Schwierigkeiten, schon auf einem kleineren Felde, geschweige denn innerhalb eines Rahmens von 8 Breitegraden. Ich möchte z. B. nicht alles verantworten, was für verschiedene Schichten unter Einer Farbe vereinigt sind. Manche Frage steht hier noch offen, die so bald nicht beantwortet ist und über ihre Beantwortung mit einem raschen Pinselstrich werden unsere Nachkommen in einigen Jahrzehnten wohl ebenso lächeln, als wir über die Karten des vorigen Jahrhunderts. Die mangelhafte Kenntniss unseres Bodens, den wir nur an der Hand detaillirter Generalstabskarten kennen zu lernen vermögen, tritt am ehesten dann an den Tag, wenn man den Versuch machen will, das Bekannte auf einer geologischen Karte niederzulegen. Wir meinen z. B. unser Schwabenland gut zu kennen und dürfen uns in dieser Hinsicht vor manchem anderm Lande rühmen: Aber wie Vieles fehlt uns noch! Die Bachsche Karte ist bei Untersuchung ihrer Richtigkeit ein Ausdruck für das, was wir kennen, und zeigt zugleich, wie viel wir noch nicht kennen. Die Farben der Karte sind da am wechselvollsten, wo man am genausten untersucht hat — dass es drunten an der Donau, in Ungarn noch so einfärbig auf der Karte aussieht, daran ist nicht das Land, sondern Mangel an Kenntniss des Landes schuld. Wir sind wahrlich noch weit vom Ziel, eine genaue geologische Karte von Deutschland zu bekommen, und ehe wir geognostische Detailkarten von mindestens 1 : 50,000 fertig bekommen, ist an richtige, grössere Karten gar nicht zu denken. Begreiflich steht das auch nicht in Eines Mannes Kraft, den ungeheuren Stoff zu bewältigen, der hier vorliegt, dazu gehört eine Anzahl von Kräften, eine Reihe von Jahren. Bekanntlich hat die deutsche geologische Gesellschaft schon im Jahr 1849 den Beschluss gefasst, eine geolog. Karte in demselben Massstab, wie die Bach'sche, zu fertigen und geologische Kräfte aus dem ganzen grösseren Vaterland dazu in Anspruch genommen. Indess sind 7 Jahre dahin geflossen und die Karte ist noch nicht fertig. Je genauer man prüft vor der Ausführung der Karte, um so mehr fühlt man, dass die Sache noch nicht reif ist, und die Mitglieder der Gesellschaft fanden — wie mir scheint — dass das Werk, wie sie es jetzt machen können, den wissenschaftlichen Ansprüchen unmöglich genüge. So stellen sich denn auch bei näherer Prüfung der Bach'schen Karte eine Reihe von Ungenauigkeiten heraus, die theils in unrichtiger Auffassung der Formation, theils in mangelhafter Beobachtung gegründet sind, Ungenauigkeiten, die ich aber weit entfernt bin, dem Herrn Verfasser als Schuld anzurechnen, die nur zeigen sollen, wie mangelhaft noch überhaupt unser Wissen von unserem Vaterland ist. Ein paar Belege für meine Behauptung aus unserem engeren Vaterland: das ganze Hügelland zwischen Iller und Riss und Schwarzach ist als mittles Tertiär bezeichnet. Das ist entschieden unrichtig; hier ist nichts anderes zu finden als alpinisches Schuttland, das in gewaltiger Mächtigkeit jene Gegend zudeckt und

Ihre Oberfläche in Form ihrer Berge und Thäler constituirt. An ein paar Punkten, wo Iller und Riss tief einreissen in das Schuttgebirge, ist ein Fleck Tertiär entblösst, meist nur ein Steinbruch, kaum so gross, dass er auf der Karte von 1 : 1,000,000 mit einer Nadelspitze bezeichnet werden kann. — Die am Südrand der Alp eingetragenen Süsswassergebilde sind als oberes Tertiär bezeichnet. Mag sein! Darüber lässt sich noch streiten, wenn aber die anstossende Molasse zum Mittel-Tertiär gehört, so kann die Süsswasserbildung nicht oberes Tertiär sein, denn sie unterlagert die Molasse und ist, wenn nicht um eine Periode älter, doch mindestens ebenso alt, als die marine Bildung. — In unserem Jura ist die Karte oft idealisirt, um zu zeigen, wie die Formationsgrenzen nach den Bergformen sich richten; die Ausnahmen von dieser Regel, wie z. B. das Herabsteigen des schwarzen Jura in das Neckarthal zwischen Köngen und Nürtingen sind daher nicht angegeben. Gar zu ideal ist ferner der Ostabhang des fränkischen Jura: während zwischen Regensburg und Baireuth nur da und dort vereinzelte Juraköpfe aus dem jüngeren Schuttland hervorstechen, ist in der Karte ein vollständig zusammenhängender Jurazug eingezeichnet. Endlich störten meine Anschauung der schwäbischen Alp die 25 grosse dunkle Punkte in den Aemtern Kirchheim, Nürtingen, Urach, welche vulkanische Gebilde darstellen. Wenn diese oft nur ein paar Quadratruthen grosse Flecken, wo vulkanischer Tuft und Sand als Rest früherer Vulkanausbrüche liegen blieb, alle auf der Karte von 1 Millionstheil eingetragen werden, so muss der Beschauer, der mit der Wirklichkeit nicht vertraut ist, ein falsches Bild von der Gegend bekommen, als ob hier phlegräische Felder zu finden wären. Ich muss immer unwillkührlich an die grossen Kirchthürme denken, die auf alten Landkarten Städte und Dörfer vorstellen. Das sind nun Uebelstände, die im Massstab der Karte liegen, man möchte gern jene Punkte bezeichnen, die denn eigentlich doch nur in speciellen topographischen Karten verhältnissmässig richtig bezeichnet werden können. Darum wünschen wir mit dem Verfasser, dass wir zunächst in Württemberg bald solche Karten bekommen und hoffen wir, dass Herr Bach seine eminente Begabung für cartographische Darstellung in Gemeinschaft mit unserem Verein dem Felde der geologischen Detailkarten zuwenden werde.

Stuttgart im Juni 1856. *Dr. Fraas.*

Berichtigung.

In dem Aufsatz von Bergrath v. Schübler über die Gasausströmungen Seite 47 dieses Heftes

lies Zeile 11 v. o.: Kieselsaurem statt: Kohlensaurem.

" " 4 v. u.: 31.$^3/_2$ statt: 31$^1/_2$.

Ausgegeben im December 1856.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Chemische Untersuchung einiger Quellen des neuen Stuttgarter Mineralbades bei Berg.

Von Prof. Dr. v. Fehling.

Das neue Mineralbad an dem Wege von Stuttgart nach Berg, in der Nähe der Kuhn'schen Maschinenfabrik und unterhalb der Villa Sr. Kön. Hoheit des Kronprinzen gelegen, wird von 5 Quellen gespeist. Diese wurden im Jahr 1830 von den Besitzern der damaligen mechanischen Spinnerei in Berg erbohrt, um die Fabrik mit Wasser zu versorgen. Die Bohrlöcher wurden auf eine Tiefe von circa 160′ gebracht; die Quellen kommen nach dem nächstfolgenden Aufsatz aus einem ausgewaschenen Muschelkalk- und Dolomitlager unterhalb der Lettenkohle. Das Bassin, in welchem sich das Wasser der Quellen sammelt, liegt etwa 26′ über dem Neckarspiegel oder 672′ über dem Meeresniveau.

Die fünf Quellen lieferten nach dem Erbohren, zufolge einer Mittheilung in der Schwäbischen Kronik (vom 19. Sept. 1856), in der Minute 180 bis 190 Cubikfuss Wasser, und sprangen bei bis auf 1 Zoll verengter Oeffnung 16 und 17′ hoch. Nachdem unterdess in der Nähe noch mehrere Brunnen (die Kunstmühlenquelle und der Sprudel auf der Berger Insel) erbohrt sind, scheint die Wassermenge der alten Quellen etwas abgenommen zu haben, denn nach den Messungen, welche am 4. Januar 1856 vorgenommen sind, aber wegen bestehender Hindernisse nicht genau sein konnten, beträgt die Wassermasse jetzt in der Minute etwa gegen 120 Cubikfuss oder 9 Eimer. Dagegen hat die Temperatur

hingestreckt vom Ust-Urt im nördlichen Theile des Truchmenen-Isthmus bis gegen das Eismeer, ja nach des Botanikers Alexander Schrenk's und Herrn von Bär's neuesten schönen Beobachtungen bis nach Waigatz und Novaja-Semlja hin) ist goldführend erfunden in einer Länge von fast 17 Breitengraden. Wenn der Ural in den Jahren 1821 und 1822 nur noch 27 bis 28 Pud Gold (440 bis 456 Kil.) lieferte, so stieg der Ertrag des uralischen Goldsandes schon in den drei folgenden Jahren, 1823, 1824 und 1825, stufenweise auf 105, 206 und 237 Pud. Nach der mir, von dem russischen Herrn Finanzminister Grafen von Cancrin handschriftlich mitgetheilten Uebersicht der edeln Metalle, die in dem russischen Reiche gewonnen und in dem Münzhofe von St. Petersburg aus den legirten Metallen rein erhalten worden sind, war die Goldproduktion:

1828	290 Pud	39 Pfund.	
1829	289 „	25 „	
1830	347 „	27 „	
1831	352 „	2 „	
1832	380 „	31 „	
1833	368 „	27 „	
1834	363 „	16 „	

Als ich auf Befehl des Kaisers Nicolaus mit meinen Freunden Gustav Rose und Ehrenberg die Expedition in dem nördlichen Asien machte, waren die Goldwäschen auf das europäische Grenzgebirge des Urals beschränkt. Der Altai (mongolisch: das Goldgebirge, Altaiin Oola)* gab nur das wenige Gold (an 1900 Mark), welches aus den goldhaltigen Silbererzen (70,000 Mark) der reichen Gruben von Schlangenberg oder Smeinogorsk, Ridderski und Syrianowski ausgeschieden werden konnte. Seit 1834 ist aber in diesem mittleren Theile von Sibirien der Fleiß der Goldsucher unerwartet belohnt worden. Man hat Lager von Goldsand (Gerölle) entdeckt, ganz denen am Abhange des Urals gleich. Das durch seinen Einfluß auf die Belebung des Verkehrs von Inner-Asien so verdiente Haus Popof hat auch hier ein rühmliches Beispiel gegeben. Unter den 398 Pud Gold (27,884 Mark), welche 1836 das ganze russische

* Altaiin ist eine mongolische Genitiv-Form. (Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie. T. II. p. 382.)

der Quellen, zwischen 15° und 17° R., sich nicht verändert, und danach darf man wohl annehmen, was direkt nicht zu beweisen ist, da die Quellen bisher noch nicht untersucht wurden, dass die chemische Zusammensetzung des Wassers sich auch unverändert erhalten hat, weil eindringendes süsses Wasser mit dem Salzgehalt auch nothwendig die Temperatur erniedrigt haben würde.

Die Quellen des Mineralbades liefern kohlensaures Wasser von gleichem Geschmack und von ähnlicher Zusammensetzung, wie alle Säuerlinge der Umgebung haben. Die Menge der von den 5 Quellen aus dem Innern der Erde zu Tage geförderten Salze ist nicht unbedeutend; nimmt man in 100000 Theilen Wasser nur 300 Th. fixer Salze (sie enthalten zum Theil mehr als 400), so liefern die Quellen zusammen jährlich etwa 100000 Centner Salze, und darin annähernd 35000 Centner Kochsalz, das mag etwa ein Zehntel der jährlichen Production von Wilhelmsglück bei Hall an Steinsalz sein. Diese Zahlen sind nicht unbedeutend, besonders wenn man bedenkt, dass noch viele ähnliche Quellen in der nächsten Nähe sind. Nimmt man das specifische Gewicht der in dem Wasser gelösten Salze im starren Zustande im Mittel zu 2,5 an, so gibt die ganze Masse aller im Wasser gelösten Salze, 100000 Centner, doch nur einen Würfel von 43′ Seite; ein Würfel von 1000′ Seite brauchte dann doch mehr als 12000 Jahre um sich vollständig zu lösen.

Alle fünf Quellen sind in Bezug auf ihre Bestandtheile einander ganz ähnlich; sie zeigen sich höchst wahrscheinlich nur in quantitativer Hinsicht von einander verschieden durch die Menge der gelösten Salze und der freien Kohlensäure; es wäre daher nutzlos gewesen, sie alle zu untersuchen, und es sind deshalb nur zwei Quellen einer genaueren Analyse unterworfen (Mai 1856), und zwar zunächst die am südwestlichen Ende des Bassins gelegene Haupttrinkquelle (I), welche die reichste in dem Gehalt an Salzen und an freier Kohlensäure sein soll. Weiter ward dann noch die mehr westlich vom Bassin gegen die Landstrasse zu liegende Quelle (II) untersucht. In der mitten im Bassin befindlichen Quelle wurde der Gesammtgehalt des Wassers an Salzen und an Kohlensäure bestimmt.

1. Qualitative Untersuchung.

Das stark perlende Wasser der Quellen I. und II. zeigt den Geschmack aller unserer salinischen Säuerlinge, es trübt sich schnell beim Kochen so wie auch beim Stehen an der Luft unter Entweichen von freier Kohlensäure und scheidet kohlensauren Kalk mit Spuren kohlensaurer Magnesia gefärbt durch Eisenoxydhydrat ab, welchem zugleich ein wenig Thonerde eingemengt ist. Das nach dem Kochen filtrirte Wasser enthält nach den gewöhnlichen Methoden untersucht Kalk- und Magnesiasalze, neben Kali- und Natronsalzen; als Säuren oder Halogene sind hauptsächlich neben Kohlensäure, Schwefelsäure und Chlor vorhanden; ausserdem hinterlässt das Wasser, nachdem es zur Trockne abgedampft ist, beim Auflösen Kieselerde. Endlich wurde noch die Gegenwart einer Reihe von Stoffen, wie sie sich in Mineralwässern finden, meistens aber in zu geringer Menge als dass ihre Quantität bestimmt werden konnte, auch in den genannten Quellen nachgewiesen. Es war zu dem Ende eine grössere Menge des Wassers (etwa 100 Pfd.) von jeder der beiden Quellen nahezu zur Trockene verdampft. Zum Auffinden von Jod und Brom war das Wasser vor dem Erhitzen mit chemisch reinem kohlensaurem Natron bis zur vollständigen Ausfällung des Kalks und der Magnesia versetzt. Nachdem die klare Flüssigkeit fast zur Trockene verdampft war, wurde ein kleiner Theil der dabei erhaltenen Mutterlauge für sich zur Trockne verdampft und geglüht, wobei die Masse sich durch Gegenwart organischer Substanz schwärzte. Ein anderer Theil der zurückbleibenden Salzlauge ward mit Weingeist behandelt, das Filtrat zur Trockne verdampft, und nochmals mit starkem Alkohol digerirt, abgedampft und in Wasser gelöst; auf Zusatz von Kalium-Palladiumchlorür zeigte sich eine dunklere röthliche Färbung; ein Zusatz von Stärkmehlkleister und etwas salpetriger Säure oder Chlorwasser gab deutlich die blaue Färbung des Jodstärkmehls.

War die Lauge mit Chlorwasser versetzt und mit Aether geschüttelt, so ward eine gelbe Flüssigkeit erhalten, welche mit Stärkmehl auf Brom reagirte.

Ein anderer Theil der concentrirten Mutterlauge gab nach Zusatz von Schwefelsäure mit Indigo wie mit Eisenvitriol die Reaction der **Salpetersäure**.

Die ganz concentrirte mit Salzsäure übersättigte Mutterlauge färbte das Curcumapapier stark bräunlich, und mit Schwefelsäure und Alkohol versetzt zeigte sich die Weingeistflamme öfter deutlich grün gefärbt, Reactionen welche über die Anwesenheit von **Borsäure** keinen Zweifel lassen.

Ein Theil des durch Eindampfen des Wassers erhaltenen Rückstandes gab mit überschüssiger Salzsäure versetzt auf Zusatz von Salpetersäure und molybdänsaurem Ammoniak beim Erhitzen eine gelbliche Färbung, und nach einiger Zeit eine schwache Trübung von **Phosphorsäure** herrührend.

Ein Theil des durch Abdampfen des Wassers erhaltenen Gesammtrückstandes gab in einem Platintigel mit überschüssiger Schwefelsäure erhitzt, Dämpfe, welche auf der zum Bedecken des Tiegels dienenden Glasplatte eine beim Anhauchen deutlich bemerkbare Aezung hervorbrachten. Ueberdies konnte die Gegenwart des **Fluor** auch nach der von Liebig angegebenen Methode durch Bildung von Kieselflusssäure bemerkbar gemacht werden.

Die mit Schwefelsäure erhitzte Salzmasse hinterliess nach dem Auswaschen mit Wasser einen im Wasser unlöslichen Rückstand, der auch **Kieselsäure** enthielt; ward dieser mit kohlensaurem Natron-Kali geschmolzen, und der beim vollständigen Auswaschen bis zur Entfernung aller Schwefelsäure bleibende Rückstand in Salzsäure gelöst, so gab das eingedampfte, schwach saure Filtrat auf Zusatz von Gypswasser, wie auch von Cölestinlösung, oder mit Kieselflusssäure und Alkohol versetzt eine schwache aber deutliche Trübung, wornach also etwas **Baryt** in dem Wasser enthalten ist; ob zugleich Strontian vorhanden ist, konnte wegen der geringen Menge des Rückstandes nicht entschieden werden.

Der in kaltem Wasser nicht lösliche Theil des durch Abdampfen erhaltenen Wasserrückstandes gab mit Säure behandelt im Marsch'schen Apparat **Arsenflecke**, überdies liess sich dasselbe auch als Schwefelarsen nachweisen.

Ein Theil der concentrirten Mutterlauge des Wassers ward zur Trockne verdampft, und dann mit Alkohol ausgezogen; der beim Abdampfen des Filtrats bleibende Rückstand ward nochmals mit Aether und Weingeist behandelt; diese Flüssigkeit zeigte nun beim Anzünden die röthliche Farbe des Lithions nur schwach; die beim Abdampfen bleibende Salzmasse in wässriger Lösung mit Natronlauge gekocht und filtrirt gab auf Zusatz von schwefelsaurem Natron und Abdampfen einen weissen in Wasser fast unlöslichen Rückstand, der auf Platinblech mit Soda geschmolzen das Verhalten wie Lithion zeigte.

Ein Theil des Wassers mit Salzsäure angesäuert und dann eingedampft, gab in einem Kolben mit frisch gekochter Natronlauge gekocht, gegen Curcuma, wie gegen Mangansalz und Kupfersalz die Reactionen des Ammoniaks.

Das beim Kochen des Wassers gefällte Eisenoxyd enhält Spuren von Mangan, welches aus der sauren Lösung, nachdem das Eisenoxyd durch kohlensauren Baryt abgeschieden ist, durch Schwefelammonium gefällt werden kann, und dann sowohl beim Schmelzen mit Soda durch die grüne Farbe des mangansauren Salzes als auf nassem Wege mit Mennige und Salpetersäure durch die rothe Farbe der Uebermangansäure erkannt wird.

Ferner müssen Bleioxyd und Kupferoxyd in dem Wasser enthalten sein, da diese Oxyde sich in dem Ocker der Quellen mit Sicherheit nachweisen lassen; ob das Wasser auch noch Spuren Zinn und Antimon enthält, liess sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

Die genannten Stoffe liessen sich sowohl in dem Wasser der Quelle I. wie in dem der Quelle II. auffinden.

2. Qualitative Analyse des ockrigen Eisenschlammes.

Das Wasser scheidet beim Austreten aus den Quellen einen rothen ockerigen Schlamm ab, dessen Untersuchung in so fern von Interesse war, als hier sich die Möglichkeit bot, manche Stoffe leichter auffinden zu können, als es im Wasser selbst möglich war. Der Ocker mit Salzsäure gekocht gibt eine Lösung,

die hauptsächlich Eisenoxyd und etwas Thonerde neben Spuren von Schwefelsäure enthält. Nach Reduction des Eisens fällte Schwefelwasserstoff eine grosse Menge eines gelblichen Niederschlags, der beim Behandeln mit Schwefelammonium schwarzes Schwefelmetall, Kupfer und Blei enthaltend, zurückliess. Das Schwefelammonium enthält neben viel Arsensulfid eine sehr geringe Menge eines andern Schwefelmetalls gelöst, von dem sich der allzu geringen Quantität wegen nicht wohl bestimmen liess, ob es Zinn oder Antimon ist, oder beide Metalle enthält; die Farbe des von Schwefelarsen befreiten Schwefelmetalles lässt eher auf Antimon schliessen.

Die mit Schwefelwasserstoff behandelte saure Flüssigkeit enthält ausser Eisen und Thonerde besonders Mangan in leicht nachweisbarer Menge, etwas Kalk und Magnesia. Das aus dieser Lösung, nachdem das Eisen vollständig oxydirt ist, durch kohlensauren Baryt abgeschiedene Eisenoxyd enthält Spuren Phosphorsäure.

In der salzsauren Lösung des Ockers konnte ferner durch Abdampfen Kieselsäure nachgewiesen werden; ward die Lösung mit Ammoniak gefällt, so gab der Niederschlag deutliche Reaction auf Fluor.

Beim Auflösen des Ockers in Salzsäure bleibt eine geringe Menge eines unlöslichen Rückstandes, der nach dem Schmelzen mit kohlensaurem Natron-Kali, Auswaschen und Lösen in Salzsäure, deutlich auf Baryt reagirte.

Durch Behandeln des Ockers mit Kalilauge wird eine Lösung erhalten, die nach dem gewöhnlichen Verfahren mit Kupfersalz und kohlensaurem Ammoniak behandelt, eine Trübung gibt, welche auf die Anwesenheit der sogenannten Quellsäure schliessen lässt.

Danach enthält der Ocker:

Eisenoxyd.	Baryt.
Thonerde.	Arsenige Säure.
Manganoxyd.	Phosphorsäure.
Kupferoxyd.	Kieselsäure.
Bleioxyd.	Schwefelsäure.
Antimon- oder Zinnoxyd.	Fluor.

3. Quantitative Analyse des Wassers.

Da die anderen Körper in zu geringer Menge vorhanden waren, um ihre Menge ermitteln zu können, so blieben folgende Substanzen quantitativ zu bestimmen:

An Basen: Kalk, Magnesia, Eisenoxydul, Kali und Natron.

An Säuren und Halogenen: Kohlensäure, Chlor, Schwefelsäure, Kieselsäure.

Die Bestimmung der einzelnen Bestandtheile ward in der gewöhnlichen Weise vorgenommen; zur Ermittlung des Gehalts an freier und gebundener Kohlensäure war das Wasser an der Quelle in einem Glase, welches Chlorcalcium mit Ammoniak gemengt enthielt, aufgefangen.

Der beim Kochen des Wassers erhaltene Niederschlag enthielt kohlensauren Kalk neben etwas kohlensaurer Magnesia, beide in wechselnden Mengen; je nach der Länge des Kochens oder nach der Concentration und der Zeitdauer des Stehens variiren die Mengen beider, indem offenbar ein Theil der beim Kochen gefällten kohlensauren Magnesia sich später mit dem in der Lösung enthaltenen schwefelsauren Kalke umsetzt in schwefelsaure Magnesia und kohlensauren Kalk; diesem Process, der gegenseitigen Umsetzung von kohlensaurer Magnesia des Dolomits mit Gyps verdanken wir bekanntlich überhaupt das Vorhandensein der Magnesiasalze in unseren Quellen. Es ist daher für die beim Kochen gefällte kohlensaure Magnesia die aequivalente Menge kohlensaurer Kalk, und dagegen alle Magnesia in Form von löslichem Salz berechnet.

A. Die südwestliche Quelle. (Haupt-Trinkquelle) I.

Diese Quelle, welche vorzugsweise zum Trinken benutzt wird, kommt aus einer Tiefe von 163′; sie liefert in der Minute etwa 550 Liter oder an 23 Cubikfuss; das Wasser derselben ist klar und stark perlend; sie ist wohl die wärmste unter den artesischen Brunnen dieser Gegend; ihre Temperatur ward bei einer Lufttemperatur von 5° C. zu 21,2° C. = 17° R. gefunden; danach hat also diese Quelle seit dem sie (1830) erbohrt ist, ihre Temperatur nicht geändert.

1. Specifischen Gewicht.

Die Dichtigkeit des Wassers fand sich bei 12°,5 C. zu $\frac{50,2164}{49,9973} = 1,00438$.

1 Liter Wasser wiegt demnach bei 21°,2 C., der Temperatur der Quelle, 1002,6293 Gramm.

2. Bestimmung des Kalks.

a. Gesammtmenge des Kalks.

272,047 Grm. Wasser gaben 0,626 Grm. schwefels. Kalk.
301,296 Grm. Wasser gaben 0,6954 Grm. schwefels. Kalk.
Danach enthalten 100000 Wasser 94,74 und 95,02, im Mittel = 94,88 Kalk.

b. Aus dem Wasser durch Kochen gefällter Kalk.

635,500 Grm. Wasser gaben im Niederschlag 0,6550 kohlens. Kalk.
650,500 Grm. Wasser gaben im Niederschlag 0,6723 kohlens. Kalk.
Danach geben 100000 Wasser 103,06 und 103,34 kohlens. Kalk, entsprechend 57,71 und 57,87 Kalk.

c. Im gekochten Wasser gelöster Kalk.

635,500 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen aus der Lösung 0,566 schwefels. Kalk.
650,500 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen 0,5905 schwefelsauren Kalk.
100000 Wasser enthielten daher nach dem Kochen in der Lösung 36,67 und 37,38 Kalk.

3. Bestimmung der Magnesia.

a. Gesammtmenge der Magnesia.

502,160 Wasser gaben 0,2285 pyrophosphorsaure Magnesia.
502,160 Wasser gaben 0,2361 pyrophosphorsaure Magnesia.
100000 Wasser enthalten demnach 16,41 und 16,95, im Mittel 16,68 Magnesia.

b. Aus dem Wasser durch Kochen gefällte Magnesia.

635,500 Grm. Wasser gaben aus dem Niederschlag 0,0042 Grm. pyrophosphors. Magnesia.

650,500 Grm. Wasser gaben aus dem Niederschlag 0,001 pyrophosphorsaure Magnesia.

Danach enthalten 100000 Wasser 0,48 u. 0,11 kohlens. Magnesia.

c. Im gekochten Wasser gelöste Magnesia.

635,500 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen aus der Lösung 0,288 Grm. pyrophosphors. Magnesia.

650,500 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen aus der Lösung 0,295 Grm. pyrophosphors. Magnesia.

Danach enthalten 100000 Wasser 16,36 und 16,30 Magnesia.

4. Eisenoxydul.

635,500 Grm. Wasser gaben beim Kochen aus dem Niederschlag 0,009 Eisenoxyd.

650,500 Grm. Wasser gaben beim Kochen aus dem Niederschlag 0,010 Eisenoxyd.

Danach enthalten 100000 Grm. Wasser 2,09 und 2,23, im Mittel 2,16 kohlensaures Eisenoxydul.

5. Bestimmung des Kali und Natron.

a. Gemeinschaftliche Bestimmung der Alkalien.

351,512 Grm. Wasser gaben 0,656 Chloralkalimetall.

351,512 Grm. Wasser gaben 0,659 Chloralkalimetall.

b. Bestimmung des Kalis.

351,512 Grm. Wasser gaben 0,147 Kalium-Platinchlorid, entsprechend 0,045 Kaliumchlorid.

351,512 Grm. Wasser gaben 0,142 Kalium-Platinchlorid, entsprechend 0,0434 Chlorkalium.

100000 Grm. Wasser geben also 12,80 und 12,36 oder im Mittel = 12,58 Chlorkalium.

Danach enthalten 100000 Grm. Wasser 173,81 oder 175,05, im Mittel 174,43 Chlornatrium.

6. Bestimmung des Chlors.

105,648 Grm. Wasser gaben 0,6444 Grm. Chlorsilber, entsprechend 0,1592 Chlor.

105,648 Grm. Wasser gaben 0,6440 Grm. Chlorsilber, entsprechend 0,1591 Chlor.

100000 Grm. Wasser enthalten also 105,61 und 105,67 im Mittel 105,64 Chlor.

7. Bestimmung der Schwefelsäure.

289,538 Grm. Wasser gaben 0,776 schwefels. Baryt, entsprechend 0,26609 Schwefelsäure.

251,080 Grm. Wasser gaben 0,681 schwefels. Baryt, entsprechend 0,233519 Schwefelsäure.

254,723 Grm. Wasser gaben 0,690 Grm. schwefels. Baryt, entsprechend 0,23660 Schwefelsäure.

100000 Grm. Wasser enthalten demnach 92,6
93,0
92,9

im Mittel 92,86 Schwefelsäure.

8. Bestimmung der Kohlensäure.

a. Bestimmung der Gesammtmenge.

459 Cub.Cent. Wasser gaben 600 CC. Kohlens. v. 12°,5 u. 327 ‴.
442,3 „ „ „ 568 „ „ „ „ „ „ „
449,8 „ „ „ 584 „ „ „ „ „ „ „
492,3 „ „ „ 637 „ „ „ „ „ „ „

1000 C.C. Wasser gaben daher im Mittel 1297 C.C. Kohlensäure bei 12,°5 C. und 326‴,9, entsprechend 1209 C.C. Kohlensäure bei 0° u. 336‴ = 2,3776 Grm.

100000 Grm. Wasser enthalten daher im Ganzen 237,13 Grm. Kohlensäure.

b. In den neutralen Salzen gebundene Kohlensäure.

In 100000 Grm. Wasser sind nach dem Austreiben der freien Kohlensäure an Kalk (nach 2) und an Magnesia (nach 3) und Eisenoxydul (nach 4) gebunden 45,34 + 0,25 + 0,82
45,47 + 0,06 + 0,82

im Mittel also 46,38 Grm.

c. Freie Kohlensäure.

Nach dem Vorhergehenden enthalten 100000 Grm. Wasser (237,13—46,38) 190,75 Grm. freie Kohlensäure.
1 Liter Wasser von 21°,2 enthält 191,204 Grm. oder 972,0 C.C. von 0° u. 336‴ d. i. 1065,1 CC. von 21°,2 u. 330‴.
1 Pfund Wasser enthält daher 25,155 par. C″ freie Kohlens. oder 21,220 württ. C.″ freie Kohlens.

9. Bestimmung der Kieselsäure.

500,060 Grm. Wasser gaben 0,006 Grm. Kieselsäure.
100000 Grm. Wasser enthalten daher 1,19 Kieselsäure.

10. Bestimmung der Gesammtmenge der nicht flüchtigen Bestandtheile.

30,195 Grm. Wasser gaben bei 150° bis 160° getrocknet 0,132 Grm. Rückstand.
32,306 Grm. Wasser gaben bei 140° bis 150° getrocknet 0,142 Grm. Rückstand.
100000 Wasser geben daher 437,1 und 439,6 Rückstand, im Mittel 438,3.
Hienach enthalten 100000 Gewichtstheile Wasser der Haupttrinkquelle (I.) an wasserfreien Salzen:

a. In wägbarer Menge vorhandene Substanzen.

Kohlensaures Eisenoxydul . .	2,16,
Kohlensauren Kalk	103,54,
Schwefelsauren Kalk	89,61,
Schwefelsaure Magnesia . .	50,67,
Schwefelsaures Natron . . .	11,31,
Chlorkalium	12,58,
Chlornatrium	164,51,
Kieselsäure	1,19
Summe der Salze	435,57,
Freie Kohlensäure	191,60.

Reich lieferte,* waren 293 Pud 26 Pfund vom Ural und 104 Pud 15 Pfund vom Altai. Im nächstfolgenden Jahr 1837 war die Ausbeute des östlichen Sibiriens schon so gestiegen, daß der Altai 130 Pud, der Ural (von Kron- und Privatwäschen) 309 Pud Waschgold gaben. Rechnet man zu diesen Summen 30 Pud Gold, die aus den in anstehendem Gestein einbrechenden Erzen vom Altai und Nertschinsk ausgeschieden wurden, so ergeben sich für die gesammte russische Goldproduktion des Jahrs 1837 genau 469 Pud oder 7644 Kil. Gold. Die Goldwäschen im Ural sind daher in einem sehr langsamen Sinken, der Altai aber fügt zur Totalmasse so viel hinzu, daß seine Ausbeute zu der des Ural sich schon wie 4:9½ verhält.

Ueber die eigentliche Ablagerung des Goldsandes im Altai sind wir erst ganz neuerlichst durch einen sehr ausgezeichneten Geognosten, meinen ehemaligen Reisebegleiter im südlichen Ural, Herrn von Helmersen, belehrt worden. Das Waschgold, welches seit einigen Jahren in stets wachsender Menge im östlichsten Theile des Tomskischen Gouvernements gewonnen wird, gehört nicht dem großen Gebirgsstock selbst zu, den wir das altaische Erzgebirge** nennen, den Ledebour, Bunge und Gebler erforscht haben, und in dem sich der Berg Belucha mit seinen unerstiegenen Schneespitzen an den Quellen der Katunja bis zu 11,000 Fuß, bis zur

* Dazu (ebenfalls 1836) an Platin des Urals 118 Pud 2 Pfd. oder 8269 Mark Cölnisch.

** Sehr uneigentlich wird er der Kleine Altai genannt. Auch Hr. von Helmersen theilt meinen Unglauben an die Existenz des Großen Altai (Fragmens asiatiques. T. I. p. 28). „Eines jener großen Längenthäler, sagt Helmersen, „die das Erzgebirge Altai durchziehen, ist das Thal der oberen Buchtarma: es scheidet den nördlichen russischen Antheil des Gebirges von dem südlichen, chinesischen. Dieser südliche Theil ist häufig, und bis in die neuesten Zeiten, als ein besonderes Gebirge mit dem Namen des Großen Altai aufgeführt worden, im Gegensatze zu dem nördlichen sogenannten Kleinen Altai. Abgesehen von dem Unpassenden dieser Benennungen, die weder in der Natur begründet scheinen, noch von den Bewohnern angenommen sind, dienen sie nur, um einen Irrthum fortzupflanzen, den ein Kartenzeichner von dem andern erbt. Der chinesische Altai bildet mit dem russischen nur ein und dasselbe Ganze, und es ist kein Grund vorhanden, sie als zwei, sogar in ihrer Richtung verschiedene Gebirgszüge auftreten zu lassen."

b. In unwägbarer Menge vorhandene Substanzen.

Lithion	Arsenige Säure
Ammoniak	Borsäure
Baryt	Phosphorsäure
Manganoxydul	Salpetersäure
Thonerde	Fluor
Bleioxyd	Brom u. Jod
Kupferoxyd	Org. Substanzen

Oder 1 Pfund Wasser dieser Quelle = 7680 Gran enthält

a. an in wägbarer Menge vorhandenen Substanzen:

Kohlensaures Eisenoxydul .	0,1658,
Kohlensauren Kalk . . .	7,9518,
Schwefelsauren Kalk . . .	6,8821,
Schwefels. Magnesia . . .	3,8925,
Schwefels. Natron	0,3686,
Chlorkalium	0,9661,
Chlornatrium	12,6344,
Kieselsäure	0,0921,
Summe der Salze	33,4534 Gran.
Freie Kohlensäure	14,7149 Gran.

Werden die Salze in krystallisirtem Zustande berechnet, so enthält 1 Pfund Wasser an Salzen:

Kohlensaures Eisenoxydul .	0,1658 Gran.
Kohlens. Kalk	7,9518 „
Schwefelsauren Kalk . . .	8,7038 „
Schwefels. Magnesia . . .	7,9796 „
Schwefels. Natron	1,9676 „
Chlorkalium	0,9661 „
Chlornatrium	12,6344 „
Kieselsäure	0,0921 „
Summe der krystallisir. Salze =	40,4612 Gran.

B. Westliche Quelle. II.

Das Wasser, welches aus einer Tiefe von 136′ kommt, perlt nicht so stark wie das vorige, es ist klar wie dieses, aber weniger warm: seine Temperatur ist 19°,4 C. = 15°,5 R.; die Quelle gibt in der Minute etwa 32 C′ Wasser.

1. Specifisches Gewicht.

Die Dichtigkeit des Wassers ward bei 15° C. zu $\frac{50,1166}{49,9824}$

gefunden = 1,00368 bei 15° C.

1 Liter Wasser wiegt bei 19°,4 C. daher 1002,3037 Grm.

2. Bestimmung des Kalks.

a. Gesammtmenge des Kalks.

250,830 Grm. Wasser gaben 0,4505 Grm. schwefels. Kalk.
301,056 Grm. Wasser gaben 0,5381 Grm. schwefels. Kalk.
Danach enthalten 100000 Grm. Wasser 73,99 Grm.
und 73,57 „
im Mittel 73,78 Grm. Kalk.

b. Aus dem Wasser durch Kochen gefällter Kalk.

501,660 Grm. Wasser gaben 0,4121 Grm. kohlens. Kalk.
501,660 Grm. Wasser gaben 0,4103 Grm. kohlens. Kalk.
100000 Grm. Wasser enthalten also 82,14 kohlens. Kalk und
und 81,79 kohlens. Kalk.

c. In dem gekochten Wasser gelöster Kalk.

501,660 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen aus der Lösung 0,3354 schwefels. Kalk.
501,660 Grm. Wasser gaben 0,3410 schwefels. Kalk.
100000 Grm. Wasser enthielten daher in der Lösung 27,52 Kalk
und 28,00 Kalk.

3. Bestimmung der Magnesia.

a. Gesammtmenge der Magnesia.

301,056 Grm. Wasser gaben 0,1210 pyrophosphors. Magnesia.
250,830 Grm. Wasser gaben 0,1012 pyrophosphors. Magnesia.
100000 Grm. Wasser enthalten daher 14,48 Magnesia
und 14,51 „
im Mittel 14,50 Magnesia.

b. Aus dem Wasser durch Kochen gefällte Magnesia.

501,660 Grm. Wasser gaben aus dem Niederschlag beim Kochen 0,006 pyrophosphors. Magnesia.

501,660 Grm. Wasser gaben 0,0095 pyrophosphors. Magnesia.
100000 Grm. Wasser enthalten daher 0,905 kohlens. Magnesia.
und 1,433 „ „

a. In dem gekochten Wasser gelöste Magnesia.

501,660 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen aus der Lösung 0,2012 pyrophosphors. Magnesia.
501,660 Grm Wasser gaben 0,1930 pyrophosph. Magnesia.
Danach enthalten 100000 Grm. Wasser nach dem Kochen 14,00 und 13,74 Magnesia.

4. Eisenoxydul.

1002,304 Grm. Wasser gaben 0,0020 Grm. Eisenoxyd.
100000 Grm. Wasser geben demnach 0,28 kohlens. Eisenoxydul.

5. Bestimmung des Kali und Natron.

a. Gesammtmenge der Chloralkalimetalle.

351,162 Grm. Wasser gaben 0,414 Grm. Chloralkalimetalle.
401,328 Grm. Wasser gaben 0,473 Grm. Chloralkalimetalle.
100000 G. W. enthalten daher 117,89 Chlorkalium + Chlornatr.
und 117,85 „ „
im Mittel 117,87 „ „

b. Menge des Chlorkaliums.

351,162 Grm. Wasser gaben 0,0875 Kalium-Platinchlorid.
401,328 Grm. Wasser gaben 0,0962 Kalium-Platinchlorid.
100000 Grm. Wasser enthalten daher 7,60 Chlorkalium
und 7,32 „
im Mittel 7,47 „
100000 Wasser enthalten daher 110,40 Chlornatrium.

6. Bestimmung des Chlors.

150,498 Grm. Wasser gab 0,3870 Grm. Chlorsilber entsprechend 0,09564 Chlor.
200,664 Grm. Wasser gab 0,5172 Grm. Chlorsilber entsprechend 0,12777 Chlor.
100000 Grm. Wasser enthalten also 63,40 Chlor
und 63,67 „
im Mittel 63,54 Chlor.

7. Bestimmung der Schwefelsäure.

301,056 Grm. Wasser gab 0,6610 Grm. schwefels. Baryt entsprechend 0,22666 Schwefels.

200,664 Grm. Wasser gab 0,4415 Grm. schwefels. Baryt entsprechend 0,15179 Schwefels.

100000 Grm. Wasser enthalten also 75,28 Schwefelsäure.

und 75,44 „

im Mittel 75,36 „

8. Bestimmung der Kohlensäure.

a. Bestimmung der Gesammtmenge.

496,9 Cub.Cent. Wasser gab 420 C.C. Kohlens. v. 12°,5 C. u. 327‴

459 „ „ „ 380 „ „ „ „ „ „

492,3 „ „ „ 407 „ „ „ „ „ „

435,3 „ „ „ 362 „ „ „ „ „ „

1000 C.C. Wasser von 19°,2 enthalten daher im Ganzen 832 C.C. Kohlensäure von 19° und 327‴

oder 775 C.C. von 0° u. 336‴ entsprechend 152,05 Grm. Kohlensäure.

b. In den neutralen Salzen gebundene Kohlensäure.

In 100000 Grm. Wasser sind nach dem Austreiben der freien Kohlensäure an Kalk (nach 2), an Magnesia (nach 3) und Eisenoxydul (4) gebunden 36,141 + 0,474 + 0,129 Grm.

und 35,987 + 0,751 + 0,129 „

im Mittel 36,755 Grm.

c. Freie Kohlensäure.

Nach dem Vorhergehenden unter a und b enthalten 100000 Grm Wasser (152,05 – 36,755) 115,31 Grm. freie Kohlens.

1 Liter Wasser von 19°,2 C. enthält daher 115,57 Grm. = 587,7 C.C. Kohlensäure von 0° und 336‴ = 640 C.C. freie Kohlensäure bei 19°,2 und 330‴.

1 Pfund Wasser hält daher 15,12 par. Cub.″

oder 12,75 württ. Cub.″ von 19°,2 u. 330‴.

9. Bestimmung der Kieselsäure.

1002,304 Grm. Wasser gab 0,010 Grm. Kieselsäure.

100000 Grm. Wasser enthalten daher 1,00 Kieselsäure.

10. Bestimmung der Gesammtmenge an nicht flüchtigen Bestandtheilen.

31,154 Grm. Wasser hinterliessen bei 150° bis 160° getrocknet 0,0992 Salze.
32,166 Grm. Wasser hinterliessen bei 150° bis 160° getrocknet 0,1031 Salze.
100000 Grm. Wasser gaben daher 317,7 Salze
und 320,7 „
im Mittel 319,2 Salze.

Nach den voranstehenden Zahlen enthalten daher 100000 Gewichtstheile Wasser der Quelle II.:

a. In wägbarer Menge vorhandene Substanzen.

Kohlensaures Eisenoxydul . .	0,28 Grm.
Kohlens. Kalk	83,36 „
Schwefelsauren Kalk	65,81 „
Schwefelsaure Magnesia . . .	43,50 „
Schwefelsaures Natron . . .	13,58 „
Chlorkalium	7,48 „
Chlornatrium	98,85 „
Kieselsäure	1,00 „
Summe der trockenen Salze .	313,83 Grm.
Freie Kohlensäure	115,31 „

b. In unwägbarer Menge vorhandene Substanzen.

Lithion	Arsenige Säure
Ammoniak	Borsäure
Baryt	Phosphorsäure
Manganoxydul	Salpetersäure
Thonerde	Fluor
Bleioxyd	Brom und Jod
Kupferoxyd	Organische Substanzen

Oder 1 Pfund Wasser dieser Quelle = 7680 Gran enthält

a. an in wägbarer Menge vorhandenen Substanzen:

Kohlensaures Eisenoxydul . .	0,0215 Grm.

Kohlensauren Kalk	6,4020	"
Schwefelsauren Kalk . . .	5,0542	"
Schwefelsaure Magnesia . .	3,3408	"
Schwefels. Natron	1,0429	"
Chlorkalium	0,5745	"
Chlornatrium	7,5917	"
Kieselsäure	0,0768	"
Summe der trockenen Salze .	24,1044	Gran.
Freie Kohlensäure	8,8568	"

Werden die Salze im krystallisirten Zustande berechnet, so enthält 1 Pfund Wasser:

Kohlensaures Eisenoxydul . .	0,0215	Gran.
Kohlensauren Kalk	6,4020	"
Schwefelsauren Kalk . . .	6,3921	"
Schwefelsaure Magnesia . .	6,8487	"
Schwefels. Natron	2,3649	"
Chlorkalium	0,5745	"
Chlornatrium	7,5917	"
Kieselsäure	0,0768	"
	30,2722	Gran.

III. Mittlere Quelle,

zum Speisen des Schwimmbassins dienend.

Diese Quelle, welche sehr wasserreich, aber nicht so stark kohlensäurehaltend ist, als die vorhergehenden, sollte nur auf ihren Gehalt an freier Kohlensäure, sowie auf die Gesammtmenge der Salze untersucht werden.

56,503 Grm. Wasser gaben 0,1870 Salze.
32,436 Grm. Wasser gaben 0,1071 Salze.
100000 Grm. Wasser enthalten daher an nicht flüchtigen Bestandtheilen 330,9
und 330,2
Im Mittel 330,5 Salze.

1. Bestimmung der kohlensauren Salze.

659,216 Grm. Wasser gaben nach dem Kochen 0,5517 kohlensauren Kalk.

100000 Grm. Wasser enthalten daher 83,7 Grm. kohlens. Kalk.

659,216 Grm. Wasser gaben beim Kochen 0,007 Grm. pyrophosphorsaure Magnesia.

100000 Grm. Wasser enthalten daher 0,81 kohlens. Magnesia.

2. Bestimmung der ganzen Kohlensäure.

409,5 Cub.-Cent. Wasser gaben 350 C.C. Kohlens. v. 18°C. u. 330M.

389,1 „ „ „ 332 „ „ „ „ „ „ „ „

442,3 „ „ „ 379 „ „ „ „ „ „ „ „

411,1 „ „ „ 352 „ „ „ „ „ „ „ „

1 Liter Wasser von 19° gab mit Chlorcalcium und Ammoniak zusammengebracht 855 Cub.Cent. Kohlensäure von 18° C. und 330‴; und enthält daher 787 Cub.Cent. Kohlens. bei 0° und 336‴ entsprechend 1,5477 Grm.

100000 Grm Wasser enthalten also: 154,42 Grm. Kohlens., davon sind im gekochten Wasser an Salze gebunden . . . . . 37,26 Grm.

Freie Kohlensäure daher 117,15 Grm.

1 Liter Wasser von 19° enthält demnach 650,7 Cub.Cent. freier Kohlensäure von 19° und 330‴,

und 1 Pfund Wasser 15,35 Par. Cubikzoll
oder 12,95 Württ. Cubikzoll.

2. Geognostisches Profil einiger Bohrlöcher im Stuttgart-Canstatter Thale.

(Beitrag zu der voranstehenden Untersuchung einiger Mineralquellen.)

Von Dr. Fraas.

Die Bohrregister der fünf artesischen Brunnen, die früher die mechanische Spinnerei von Berg mit Wasser versahen und neuerdings das Stuttgarter Mineralbad speisen, sind zwar gleich den Registern des Wilhelmsbrunnens nicht mehr aufzutreiben, doch lernt man die durchsenkten Schichten unzweifelhaft kennen durch die genauen Profile, welche in den letzten vier Jahren die Bohrversuche am Sulzerrain und in diesem Jahre die Brunnen der Reihlen'schen Zuckerfabrik der Wissenschaft an die Hand gaben: abgesehen von den verdienstvollen Bemühungen des verstorbenen Gartendirektors v. Seyffer, der seine Beobachtungen über die Schichtenfolge im Stuttgart-Canstatter Thale im 1. Jahrg. p. 181 unserer Vereinshefte niedergelegt hat. Die Betrachtung dieser geologischen Verhältnisse wird gegenwärtig um so interessanter sein, als eben in den letzten Wochen am Sulzerain so merkwürdige, wenn auch für den Canstatter Brunnenverein minder angenehme Erfahrungen gemacht worden sind. Als nämlich zu Anfang Novembers in dem neuen auf 237' Tiefe erbohrten neuen Loche die unterste Röhre wieder gehoben wurde, geschah ein unterirdischer Bergsturz, der die Röhren krümmte und zerdrückte, in Folge dessen zwar eine viel grössere Wassermasse sich ergoss, aber auch ein Ausbleiben des Wassers im Wilhelmsbrunnen, der Quellen in der Wilhelma und bei Heine, und eine mehr oder minder beträchtliche Wasserabnahme fast aller im

Cannstatter Becken gelegenen Mineralquellen stattfand. Erst mit der Ausbesserung der Röhren und der daraus folgenden Absperrung der Wasser fingen die versiegten Brunnen wieder an zu quellen, wie zuvor. Es ist dies die gleiche Erfahrung, wie die im Jahr 1847 gemachte, als ein Cannstatter Privatmann in der Nähe des Neckars eine starke Quelle wenig gesäuerten Wassers erbohrte, in Folge dessen der Wilhelmsbrunnen und andere ihr Wasser verloren und erst nach Verstopfung des Bohrloches wieder flossen. Eine Communication der Wasser unter sich unterliegt somit keinem Zweifel. Wenn auch die verschiedene Temperatur der Quellen und die verschiedenen quantitativen Analysen jedem Brunnen seine eigenen Zuflüsse in höherem oder geringerem Grade sichern, so beziehen doch sämmtliche auch Wasser aus einem gemeinschaftlichen Reservoir, das, wie wir sehen werden, in den Thonbänken der Lettenkohle über dem Dolomit zu suchen ist. Der Heerd der Kohlensäure freilich ist ein viel tieferer, und die Klüfte, durch welche die freie Kohlensäure aus der Tiefe steigt, sind ganz eigene, von den Wasserklüften verschiedene, was in verschiedenen Schichten im Stuttgart-Cannstadter Becken durch Ausströmen von freier Kohlensäure und an andern Orten des Muschelkalkgebirges, z. B. in dem denkwürdigen Steinsalzschacht zu Haigerloch bei Hechingen klar geworden ist. Die Betrachtung der Brunnenprofile des Stuttgart-Cannstatter Thales ist ausserdem noch interessant, indem bei aller Regelmässigkeit der Schichtenfolge jede Lokalität, wenn sie nur 100 Fuss von der andern entfernt ist, ihre Eigenthümlichkeiten an Mächtigkeit und petrographischem Karakter bewahrt: zum deutlichen Beweis, welch vielfachen Veränderungen durch Wasserströmung dieser Thalkessel ausgesetzt war. — Dem Nachfolgenden liegen die genauen Profile von vier Bohrlöchern zu Grund: die beiden ersten im Hofe vor der Zuckerfabrik, 100 Fuss von einander entfernt, sollten mit noch vier anderen gegrabenen Brunnen hinreichend Wasser zum Kühlen vom Vacuumpfannen liefern und wurden im Laufe dieses Sommers erbohrt. Die Aufnahme der Profile geschah von mir und Hrn. Adolph Reihlen, der mit dankenswerther Zuvorkommenheit

mir an die Hand ging. Ich bezeichne sie mit I und II, das Bohrloch III ist das im Herbst 1853 aufgegebene, unter Leitung des H. Dr. Bruckmann am Sulzerrain erbohrt. Mit Nr. IV bezeichne ich das neue von H. v. Alberti hinter der Restauration am Kursaal erbohrte Loch, das eben jetzt auf 237′ Tiefe gesenkt ist. Die Berger Quellen liegen so ziemlich in der Mitte zwischen den Stuttgarter und Sulzerrainquellen, in der tiefsten Versenkung des Cannstatter Beckens. Die Erdfläche der Bohrlöcher I u. II ist 746,7 Pariser Fuss über dem Meer gelegen, die der Bohrlöcher III u. IV 679,2. Die fünf artesischen Brunnen des neuen Mineralbads haben eine absolute Höhe von 692,2 Par. F., sie liegen 30′ über dem Spiegel des Neckars am Steege.

Ehe die jüngste Schichte des Kalktuffes angebohrt wird, hat man 7—11 Fuss Schuttland zu überwinden, das an andern nächst gelegenen Orten bis zu 40′ Mächtigkeit hat, was aber hier nicht zur Sache gehört. Die erste Bank, welche in Betracht kommt, ist der Sauerwasserkalk oder die Niederschläge der Mineralwässer mit den bekannten Resten diluvialer Säugethiere und Conchylien. Die harten Kalktuffbänke, die am Sulzerrain mit Pulver gesprengt werden mussten, sind oben gelegen, der gelbe Tuff- und Schneckensand liegt unten. Bohrloch I zeigt 23′, Bohrloch II 21′, Bohrloch III 30′, Bohrloch IV 45′ Mächtigkeit. Erinnert man sich, dass in der Lindenstrasse 800′ über dem Meere noch Sauerwasserkalk ansteht, so wäre dies der höchstgelegene bekannte Ort des Thales, der tiefste Punkt wäre im Bohrloch IV, nämlich 634′ ü. d. M. Die Masse des Sauerwassers und der Druck, unter dem es ausströmte, war früher weit grösser als jetzt, der Verbreitungsraum der Quellen ein weit ausgedehnterer, dagegen die Mächtigkeit der Ablagerung folgerichtig da am stärksten, wo noch heut zu Tag am meisten Sauerwasser ausfliesst, dessen Niederschläge mit Zugrundlegung der Annahme von 30 Gran fester Bestandtheile in 1 Pfund Wasser und eines täglichen Wasserausflusses von 43,000 Eimern (nach v. Seyffer), heute noch täglich 1200 Centner betragen. Dem System des Sauerwasserkalkes untergeordnet sind dunkle, torfhaltige Letten, theilweise voll Süsswasserconchylien und

Höhe des Wetterhorns und Pics von Teneriffa majeſtätiſch erhebt. Die Lager goldhaltigen Sandes zeigen ſich an beiden Abhängen, beſonders aber an dem öſtlichen eines kleinen Gebirgsarmes, welchen der von Oſten gegen Weſten ſtreichende Altai in dem Meridian des Telezkiſchen Sees gegen Norden ausſendet, und der bis in den Parallel von Tomsk reicht. „Auf den Karten," ſagt mein Freund, Herr v. Helmerſen, „wird dieſer waſchgoldführende Gebirgsarm durch die Namen des Abakanskiſchen, Kusnezkiſchen und Alatau-Gebirges bezeichnet. Seiner Richtung, ſeiner innern Zuſammenſetzung * und ſeiner Form nach hat er mit dem Ural die unverkennbarſte Aehnlichkeit; es iſt in der That eine Wiederholung des Ural, nur in geringerer Länge. Die Analogie geht ſo weit, daß auch hier der Oſtabhang goldreich, der Weſtabhang aber viel ärmer iſt. Da gerade dieſer Weſtabhang der Krone zur Bearbeitung vorbehalten wurde, ſo haben bisher faſt nur die Privatunternehmer den Goldreichthum des Alatau (dieſes gegen Norden auslaufenden Zweiges des Altai) benutzt." Cognoſten, welche mit meinen Unterſuchungen über die Richtung der Gebirgsſyſteme von Inner-Aſien und mit den geiſtreichen Anſichten Elie de Beaumont's über Parallelismus und relative Altersfolge der Gebirgsſpalten und Ketten vertraut ſind, kann die Wichtigkeit jener Beobachtungen des Herrn von Helmerſen nicht entgehen. Ich ſelbſt habe die nördliche Lagerſtätte des altaiſchen (kusnezkiſchen) Goldſandes nicht geſehen, da meine Reiſe von Tobolsk über Tara, durch die Barabinskiſche Steppe, nach dem weſtlichen und ſüdlichen Altai und von da nach dem chineſiſchen Grenzpoſten Chunimailächu (in der Provinz Ili, nördlich vom Sayſan-See) gerichtet war.

Das altaiſche Waſchgold iſt etwas ſilberhaltiger als das Gold des Ural. Die ſibiriſchen Kaufleute, von dem kaiſerlichen Bergdepartement kräftig begünſtigt, haben jetzt ſelbſt Winterwäſchen angelegt, und die Bearbeitung dieſes neuen Zweiges der aſiatiſchen Induſtrie iſt um ſo merkwürdiger und erfreulicher, als die Arbeiter nur Freiwillige ſind und ſehr gut bezahlt werden. Nach neueren Nachrichten, die ich dem Herrn Finanzminiſter Grafen von Cancrin, verdanke, ſind reiche Sandlager, wie im Salairskiſchen Gebirgszuge, ſo auch am Fluſſe Biriuſa entdeckt worden, der die Gouvernements Jeniſeisk und Irkutsk

* Helmerſen im Bull. de l'Acad. de St. Petersb. T. II. p. 107. Siehe auch Erman, Reiſe um die Erde. Thl. II. S. 19–21.

Pflanzenresten. Nr. I weist 13' Mächtigkeit nach, Nr. II 12'. In Nr. III haben wir 14', in Nr. IV 7'. Die beiden ersten Bohrlöcher zeichnen sich durch ausgesprochene Torf- und Braunkohlbildung aus, Laub und Nadelhölzer, Tannenzapfen und Haselnüsse, Chara und Moose bilden namentlich in Nr. II ein anderhalb Fuss mächtiges Braunkohlenlager, dessen Abbau auf Feuerungsmaterial sich wohl lohnen dürfte. Nach Herrn Schimppers mündlicher Mittheilung sind hier die ältesten bekannten Moose abgelagert. Die 3—4 aufgefundenen Arten sollen, gleichwie einige der Hölzer mit amerikanischen lebenden Arten übereinstimmen. Die Pflanzenbank geht nach oben und unten in lettige Tuffsande über, die von Lymnäen, Clausilien, Helix, Pupa u. a. erfüllt sind. Zähne eines Hirsch und das schlechterhaltene Skelett eines Frosch fand ich nebst anderen zweifelhaften Resten im Schacht des Brunnens Nr. II. Am Salzerrain ist diese Schichte weniger mächtig und weniger reich an Pflanzen. In Nr. III ist sie nur als Thon und Sandschichte, in Nr. IV jedoch als torfhaltige Lettenbank bezeichnet, zu bemerken ist noch, dass diese Schichte nach unten sehr fett, die ersten Quellen lieferte, die in der Zuckerfabrik durchschnittlich 2 Cubikfuss Wasser in der Minute abgaben, so dass bei zwei der gegrabenen Brunnen ein tieferes Hinabgehen nicht nöthig war. Geschiebe aus dem Keuper und Jura, namentlich die kieseligen Stuben- und Bonebedsansteine des Keupers, schwarze Jura-Knollen von den Fildern, selbst weisse Jurabrocken mit Lacunosen (nach Dr. Bruckmann) finden sich zu unterst dieser Thonschichte. Sie sind die Vertreter der „Stuttgarter Diluvialgeschiebe," wie sie v. Seyffer nannte, und wie sie an andern Lokalitäten (nur 100' vom Bohrloch II entfernt) in grösserer Mächtigkeit über der Keuperformation lagern. Hiemit verlassen wir die quaternären Schichten und kommen in das ältere Gebirge, die unteren Keupermergel mit den Gypsen, den „Leberboden" der Stuttgarter Weingärtner. In diesen Mergel hatten sich die Diluvialgewässer eingegraben und grossentheils sie fortgewaschen, denn die noch vorhandenen Reste im Thale betragen nur noch den dritten oder vierten Theil der ganzen Mächtigkeit. Man sieht auch in Nr. I und

II deutlich den rasch vorschreitenden Process der Auswaschung, indem in Nr. I auf 7', in Nr. II auf 16' die rothen Keupermergel in röthlichen Lehm verwandelt sind, den der Löffel als zähen rothen Schlamm zu Tage fördert, während das frische Mergelgebirge vom Bohrer in kleine im Wasser schwer lösliche Stücke zertrümmert wird. Erst unter dem „rothen Flötz", wie die Arbeiter diese Keuperdiluvionen nannten, steht unverletztes Keupergebirge an, im Bohrloch I 95', II 78', III 64', IV 79', mächtig. Diese Keupermergel sind im grössten Theil der Stadt Stuttgart die Wasserbringer für die Pumpbrunnen; in den Klüften dieses schwer durchlassenden Bodens rinnen die Tagwasser zusammen und sammeln sich mit Gyps und Kalk gesättigt in den Brunnenschächten an. Der schwer durchlassende Boden ist auch der Grund, dass jeder der Stuttgarter Brunnen für sich dasteht, ohne merkbare Communication des einen mit dem andern. Oft nur 25' von einander entfernt hat jeder seinen eigenen vom andern verschiedenen Wasserspiegel, der soviel ihm auch Wasser entzogen wird, selten nur sein Niveau verändert. Von selbst folgt daraus, dass, um auf die tieferliegenden mächtigeren Wasser zu kommen, diese Schichten durchstochen werden müssen. Bohrloch I zeigte nun

23' weisslichtgrünen Mergel,
50' bläulichtgrauen Mergel,
2' röthlichtweissen Gyps,
20' gypsführende dunkle Mergel.

Bohrloch II:

17' rothen	Mergel.
9' violetten	
15' weisslicht grauen	
13' blauen	
12' rothen	
12' blauen	
6 weissen gypsführenden	

Im Bohrloch III und IV war die Schichte durchweg röthlich, bald fest, bald zerklüftet, an den Klüften in zähe, schlammige Letten verwandelt. Mit 23' schieden sich Leberknollen und

mit 56' kieselige Bänke aus. Nach unten zeigten sich nur schwache Spuren von Gyps.

Beim Uebergang zur Lettenkohlenformation, welcher sich in der ganzen Gegend so scharf ausspricht und auch in den Bohrlöchern bestimmt erkannt werden kann, ist es von Werth ein detaillirtes Normalprofil zu sehen, wie solches z. B. am Fuss des Rothenberges über den Untertürkheimern Muschelkalkbrüchen blossgelegt ist. Die ganze Mächtigkeit von den gypsführenden Keuperletten bis zum Muschelkalk ist dort 42,7 Fuss: nämlich

a) 2,5' fünf fünfzöllige blaugraue Kalkbänke, durch schwache Thonlager gesondert,
   1' gelbe Letten,
b) 0,5' graublaue Kalkbank,
   4' dunklere Letten mit Pflanzenresten,
c) 1' graue Kalkbank,
   6' dunkle Letten mit Pflanzenresten,
d) 1' gelber Kalkstein mit Fischresten und Muscheltrümmern (Bonebed),
   1,2' gelbe Letten mit *Lingula tenuissima*,
e) 2,5' sehr harter, kieseliger Kalkstein,
f) 11' 6' 5' } *Dolomit*, oben grosser Reichthum an *Myophoria Goldfussii*, *Cucullaea*, *Gervillia* u. a. m.

Muschelkalk, gegen 50' mächtig aufgeschlossen.

In den Bohrlöchern kann man dieses Normalprofil in seinen Umrissen wieder finden, um daraus den Sitz der Wasserquellen zu ermitteln. In dem Bohrloch I kam starkes süsses Wasser, sobald die erste Bank a) hier 2' mächtig durchgeschlagen war. Die erste Lettenbank ist also hier der Wasserbringer und war hiemit der Brunnen fertig im Ganzen 147' tief. In Nr. II waren die Bänke wie es scheint von einer Wasserkluft zerfressen, denn die erste Bank unter den Gypsletten war 1' gelber Sand mit harten blauen Kalkschalen, dann kam 1' dunkle Letten, 0,6 blauer Kalkstein, 2,5 sandige Mergel mit gelben Kalksteinschalen, darin deutlich das Bonebed (d) mit seinen Fisch- und Mu-

schelttrümmern zu erkennen war. Bereits kam ziemlich Wasser, doch sollte noch ein sehr harter Stein, auf dem der Bohrer immer ausprang, durchschlagen werden; aber 2mal brach auf diesem Stein das Gestänge und weitere Arbeit unterblieb. Man war ohne Zweifel auf (e) angekommen. Als merkwürdiges Beispiel von der unterirdischen Zerstörung dieser Schichten führe ich noch ein drittes Bohrloch der Zuckerfabrik an, worin man 172' tief durch lauter Diluviallehm mit Geschieben stieß, bis man endlich erst in dieser Tiefe auf die blauen Kalkmergel der Lettenkohle und ausgesprochene Dolomite mit Myophorien gelangte, die aber nicht mehr in ihren ursprünglichen Lagern, sondern zerrissen in zähen grauen Schlamm gebettet zu Tage kamen. Ganz ähnlich ist die Gebirgszerstörung in den Bohrlöchern am Sulzerrain. Nr. III zeigt folgendes Profil unter der 2schühigen Gyps- und Knollenbank:

1' harte dolomitische Mergel,
3' graue Thonmergel,
1' harte Kalktrümmer,
2' harte dolomitische Kalkbank (zerklüftet),
3' zäher blauer Thon,
1' festere Mergel,
5' zäher blauer Thon,
0,8' sehr fester Mergel,
7' grauer zäher Thonmergel,
3' Stein- und Thonmergel und dolomitische Trümmer,
20' Wechsel von Thonen und Steinmergeln,
2' blauer zäher Thon mit Kalkstücken (hier die Hauptquelle mit dem Wilhelmsbrunnen communicirend).

In Nr. IV sind nachfolgende Verhältnisse:

16' Thonmergel im Wechsel mit graublauem kieseligem Kalk,
4' kieselreicher Sandstein mit Mergeln,
3' dunkler mergeliger Sandstein,
4' Thonmergel,
17' helle und dunkle Mergel,
5' fester Sandstein mit Schwefelkies,
5' Thonmergel,
2' dunkler Thon (hier die Hauptquelle).

Unter den zähen Thonen mit den Quellen kamen in beiden Bohrlöchern noch 25′ und 22′ Dolomite oder dolomitische Mergel zum Vorschein, von einer äusserst harten Kalkbank bedeckt. Es ist die Schichte (e) des Untertürkheimer Profils, dieselbe die in Stuttgart den Bohrer zerbrach. Die unteren Letten der Lettenkohle sind also hier die Sauerwasserbringer. Auffallend ist nur die Mächtigkeit der ganzen Formation, über dem Dolomit, die im Normalprofil 20′, am Sulzerrain 48,8 und 56′ beträgt. Ich glaube nicht, dass dies die natürliche Mächtigkeit ist, indem die Thone und Mergel, die der Löffel als grauen Schlamm zu Tage fördert, secundäre Bildung sein mögen, zur Ausfüllung der vielen hohlen Räume, welche die unterirdischen Bergstürze veranlassten. Betrachtet man vollends die noch tiefer liegenden Bänke III und IV, so wird es zur Gewissheit, dass Dolomite und Muschelkalk durch Auslaugung fast ganz zerstört und schmierige Thone mit den durch Kohlensäure nicht löslichen Theilen an ihre Stellen getreten sind. Im Bohrloch III treffen wir unter der harten Kalkbank (e) einen bis auf weitere 111′ erbohrten Wechsel von grauen Thonmergeln oben mit Dolomitstücken und sandigen, kieseligen Kalken, weiter unten, wo man den Muschelkalk erwartet, dieselben dunkeln Thonmergel von harten klüftigen Kalkbänken durchsetzt, sandige Knauer und dazwischen häufig hohle Räume, die das Bohrgeschäft so sehr erschwerten. Die fetten mächtigen Thonbänke brachten immer neue Quellen. In Nr. IV ist der Process der Auslaugung noch schöner. Hier ist die 20′ mächtige Dolomitbank noch deutlich zu erkennen, aber jede Spur von Kalk und Bittererde ist verschwunden, es ist nur noch das Kieselskelett der Schichte vorhanden, daraus sämmtliche Muscheln des Dolomits verkieselt zum Theil in ausgezeichneter Pracht zum Vorschein kamen. Wo weiter unten Muschelkalk lagern sollte, sind wieder die Wechsel von Thonmergeln mit harten Kalktrümmern, Kieselknauern, Sandkalken; mitunter ward auch die eine oder andere charakteristische Muschel *(Fusus, Hehli, Gervillia socialis)* heraufgefördert. — Hält man die Niveaus des bei Untertürkheim anstehenden Normalmuschelkalks mit dem erbohrten Niveau der-

selben Schichten im Cannstatter Becken zusammen, so hat man hier eine **Versenkung von etwa 200'.**

Wo das anstehende Muschelkalk- und Lettenkohlengebirge bei Untertürkheim gegen das Neckarthal hin ausgeht, ist es zerklüftet und zerfressen und gegen das Dorf hin plötzlich wie abgeschnitten. Denn hier brach das Gebirge ein, nachdem seine Unterlage zerstört war, hier fängt das **Zerstörungsgebiet** der **Kohlensäure** an; sie ist das grosse Agens, das bis auf den heutigen Tag das Kalkgebirge auslaugt und Höhlungen und Klüfte schafft, in welche der Boden nachstürzt. Auf ihrem Wege aus der Tiefe des untern Muschelkalks und vielleicht noch tiefer aus dem Kohlengebirge, schwängert dieses Gas alle Wasser, die ihr begegnen, löst alles Lösliche von Kalk und Bittererde auf, das aber, sobald es zu Tage kommt, alsbald wieder als Kalktuff niedergeschlagen wird, wodurch die absolute Höhe der Erdfläche ziemlich unverändert bleibt.

Das von den Säuerlingen noch unveränderte Gebirge ist bis jetzt noch nicht erbohrt worden und wird wohl auch nicht ergründet werden, denn der Bohrer hat in dem ausgelaugten zerklüfteten Gestein, in welchem die unterirdischen Bergstürze je tiefer man zum Herde der Kohlensäure dringt sich mehren, mit grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen, als im härtesten anstehenden Gebirge. Die Grenze des Wasserreservoirs nach unten anzugeben, ist darum nicht möglich, nach oben aber ist das Wasser von den Thonen der Lettenkohle, gleichsam dem Deckel zum grossen Wasserkessel, begrenzt; der in sämmtlichen Bohrlöchern durchstossen werden musste, um die Wasser zu Tage zu fördern. Ob die Wasser, die in dem Cannstatt-Stuttgarter Kessel theils aus dem Neckar einfliessen, theils aus der Umgebung (siehe auch Jahrgang XI, Seite 30) sich sammeln, süsse oder gesauert zu Tage kommen, hängt lediglich von der Nähe eines kohlensauren Stromes ab, der aus der Tiefe dringt.

Der auf der Rückseite stehende Holzschnitt soll das Einsinken des Cannstatter Beckens und das unterirdische Quellgebiet der besprochenen Bohrlöcher etwas veranschaulichen.

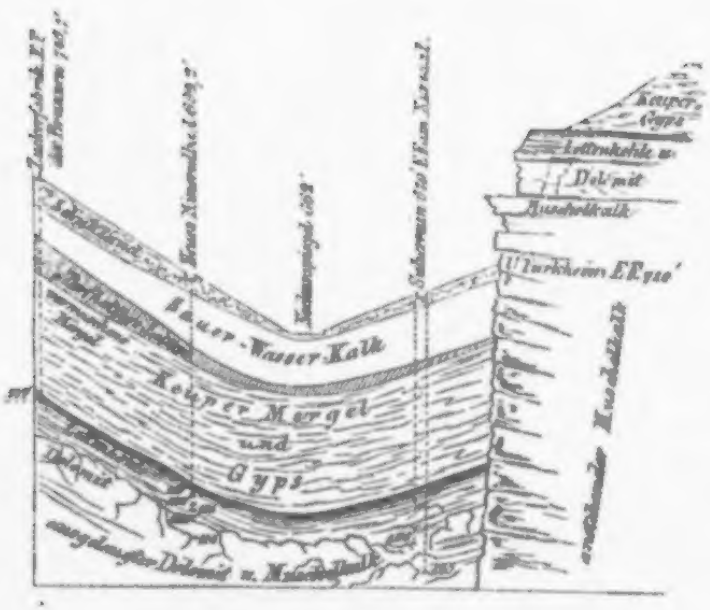
Keuper
Gyps
Lettenkohle u.
Dolomit
Muschelkalk
Keuper-Wasser-Kalk
Keuper Mergel
und
Gyps
Dolomit

(Fortsetzung vom XII. Jahrgang.)

3. Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands,

nach ihren einzelnen Gliedern eingetheilt und verglichen

von Dr. Albert Oppel.

Sechster Abschnitt.

DIE BATHGRUPPE. (Bathonien. Bathoolitheformation.)

§. 54. **Synonymik: für England:** Bathoolitheformation, Greatoolitheformation der englischen Geologen. 1) Fullersearth. 2) Stonesfield-Slates. 3) Great Oolithe. 4) Bradfordclay. 5) Forestmarble. 6) Cornbrash, William Smith, 1815 und 1816, dessgl. Conybeare, Phillips, Buckland, de la Beche und Andere. Upper Sandstone, Shale and Coal mit Cornbrash-Limestone. Phillips 1829, pag. 33. Forestmarble, Buckland, Geol. Transact 2 Ser. 4 Bd. 2. April 1830 (Separatabdr. von Geol. of the Neighbourhood of Weymouth pag. 28).

Für Frankreich: Terre à Foulon, Grand-Oolithe, Calcaire de Caen, Oolithe de Caen, Calcaire de Ranville, Calcaire à polypiers etc. etc. der französischen Geologen. Bathonien, Omalius d'Halloy. Onzième étage: Bathonien, d'Orbigny, 1852, Cours élémentaire, 2. Bd. pag. 492.

Für Deutschland: Bath-Oolith, Leopold von Buch, der Jura in Deutschland, Profil. Berl. Akademie 1837. Hauptrogenstein und Bradfordthon, Fromherz 1838 die Juraformation des Breisgaues, p. 23.

§. 55. **Paläontologie:** In §. 61 habe ich eine Anzahl von Mollusken zusammengestellt, welche in dieser Etage eine weitere Verbreitung erlangen. Die Zahl sämmtlicher in der Bathformation gefundener Species mag über 800 steigen, doch habe ich absichtlich die Aufzählung derjenigen Arten umgangen, welche vorerst zu allgemeinen Vergleichen nicht dienen können, da die

Nachweise von dem weit grösseren Theile derselben nur auf lokalen Erfunden beruhen, also hier nicht beigezogen werden können, obschon dieselben für rein paläontologische Untersuchungen die interessantesten Resultate lieferten. Ich erinnere an die muthmasslichen Unterkiefer von Säugethieren: *Phascolotherium Bucklandi* und *Thylacotherium Prevosti* Owen aus den Stonesfield-Slates, die *Pterodactylenknochen* ebendaher, die prächtigen Saurier und Fische aus dem Calcaire de Caen, die Insekten aus den Stonesfield-Slates von Gloucestershire, die Mollusken aus verschiedenen Lagen vieler Lokalitäten (Morris und Lycett haben allein aus dem Grossoolith von Gloucestershire nahezu 400 Arten beschrieben), die zahlreichen Bryozoen, welche besonders in den oolithischen Kalken von Ranville (Calvados) und Bath (Wiltshire) vorkommen, die vielen Echinodermen, die Corallen, endlich die Pflanzenreste, welche an verschiedenen Lokalitäten gefunden wurden, deren prächtiges und zahlreiches Vorkommen in den Sanden und Thonen der Yorkshireküste auf eine ganz besondere und eigenthümliche Entwicklung der dortigen Bildungen hindeutet, wie denn überhaupt die grosse Mannigfaltigkeit, in der wir die organischen Reste einer und derselben Etage vertreten finden, in dem vielfachen Wechsel ihren Grund hat, welcher sich in den Niederschlägen gleichen Alters an verschiedenen Lokalitäten geltend macht. Für geologische Vergleiche verursachen aber die häufigen Veränderungen der Facies einer und derselben Schichte grosse Schwierigkeiten. Es werden noch viele Studien und Untersuchungen gemacht werden müssen, um diese Etage in einer Weise einzutheilen, dass sich bestimmte, in getrennten Provinzen nachweisbare Zonen ergeben. Worin die weiteren Gründe dieser Schwierigkeiten liegen, erhellt aus dem Folgenden. Statt hier, ähnlich wie in früheren Abschnitten, eine Uebersicht der wichtigeren Leitmuscheln zu geben, verweise ich auf den paläontologischen Theil von §. 58 und 59.

§. 56. Abgrenzung und Eintheilung der Bathformation.

Die erste Eintheilung dieser Etage wurde in einem Lande ausgeführt, in welchem die Bathformation eine Entwicklung besitzt, wie

sie in andern Provinzen nicht leicht wieder angetroffen wird. William Smith, Conybeare und Phillips hatten bei ihren ersten Eintheilungen immer die Bildungen des südwestl. Englands im Auge. Addiren wir die Zahlen, welche für die grösste Mächtigkeit der einzelnen Glieder angegeben werden, so bekommt man für die ganze Etage im südwestlichen England eine Mächtigkeit von 410 Fuss*. Es lässt sich zwar ein solches Profil nicht an einer und derselben Lokalität erzielen, denn häufig ist das eine oder andere Glied verkümmert, wodurch sich dann auch die Mächtigkeit der ganzen Ablagerung verringert, dennoch bleiben die Durchschnitte bedeutend; so gibt z. B. Buckland** für die Mächtigkeit der Bathformation von Bridport (Dorsetshire) 400 Fuss an. Vergleichen wir damit die Repräsentanten der Etage, z. B. an der schwäbischen Alp (siehe am Schlusse des § 59) so erhalten wir als Minimum der schwäbischen Bildungen nicht $^1/_{100}$, als Maximum nicht $^1/_{20}$ des Durchschnitts, welcher für das südwestliche England angegeben wurde. Es versteht sich desshalb von selbst, dass wir auf die Uebertragung der englischen Eintheilung verzichten müssen. Wenn auch die Verhältnisse an manchen andern Lokalitäten des Continents für eine Vergleichung günstiger gestaltet sind, so bleiben dennoch genug Schwierigkeiten. Es glaubten zwar einige Geologen besonders an französischen Bildungen die Nachweise sämmtlicher 6 Unterabtheilungen, in welche die Bathformation Englands eingetheilt wurde, auch für ihre Gegend constatiren zu müssen, doch möchte ich mich auf die Resultate solcher Untersuchungen selbst da nur wenig verlassen, wo Alles aufs Genaueste zu stimmen scheint, abgesehen davon, dass bei dieser Art der Behandlung sich bisweilen offenbare Widersprüche kund gegeben haben***. Die englische Eintheilung in 6 Glieder beruht ja theilweise auf den mineralogischen

---

* Siehe Morris, Proceed. of the geol. Soc. 15. Juni 1853, pag. 334.

** Buckl. Geol. of Weymouth. Geol. Trans 2. April 1830. p. 29. Separatabdr.

*** Nach den im Bullet. Soc. géol. de Fr. 18. Sept. 1851, pag. 574 oben und pag. 575 gemachten Angaben würde im Dep. Côte d'Or Terebr. digona eine Bank zwischen Forestmarble und Cornbrash bilden!?

von einander trennt.* Für ganz Sibirien sind schon 240 Licenzen (Berechtigungen zu Benutzung von goldhaltigen Lagerstätten) ertheilt.

So beträchtlich zeigt sich demnach in neuerer Zeit (und der Hauptzweck dieser Untersuchung ist, den Wechsel der Strömungen im Goldhandel zu schildern) der Zufluß von Osten her! Jene 469 Pud uralischen und altaischen Goldes (32,830 preuß. Mark), welche der Ertrag des Jahres 1837 waren, sind werth in preußischem Silbergelde 7,211,000 Thaler. Ein solcher Ertrag ist nur noch um ⅛ geringer, als die Goldproduktion von Minas Geraes in Brasilien in den reichsten Jahren der glücklichen Epoche von 1752 und 1761 war; er ist aber fast um ⅓ geringer, als die Goldproduktion von Neu-Granada, Chili und Mexiko kurz vor dem Ausbruch der Revolution in dem spanischen Amerika. Wenn man die ungeheure Ausdehnung des sibirischen Continents betrachtet und sich der schnellen Zunahme des Goldes vom Ural in den Jahren 1822, 1823 und 1824 erinnert, so wird es überaus wahrscheinlich, daß der Zufluß des sibirischen Goldes von Osten nach Westen, von Asien nach Europa, noch immer nicht sein Maximum erreicht hat. Der Ertrag von Ostsibirien wird vielleicht schneller steigen, als der Ertrag der uralischen Wäschen, wo man die reichsten Sandlager zuerst und Anfangs leider! zu flüchtig bearbeitet hat, abnimmt. Bei der hydrostatischen Scheidung auf den Waschherden geht unstreitbar eine große Menge des edeln Metalls, welches Körnern von Eisenoxyd und andern leichten Substanzen anklebt, verloren. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die scharfsinnige und vielverheißende Methode des Zusammenschmelzens mit Eisen und die Behandlung des goldhaltigen Eisens durch Schwefelsäure, welche der Oberst Anossow, Intendant zu Slatoust, vorgeschlagen, bei der Größe der durchzuschmelzenden Massen, bei der Schwierigkeit der Zufuhr eines so goldarmen Sandes und bei dem Erforderniß von vielem Brennmaterial, im Großen mit Erfolg auszuführen ist. Fortgesetzte, wohlgeleitete Versuche scheinen bisher gegen die Ausführbarkeit zu entscheiden.

* Das Dorf Birinsinsk auf der Straße von Kansk nach Nijnei Udinsk, hat eine sehr malerische Lage zwischen tiefeingeschnittenen Bächen: auch östlich bleibt der Boden sehr zerrissen bis zu den schroffen Sandsteinfelsen von Nijnei Udinsk. (Erman, Handschriftliche Nachrichten.)

Unterschieden der einzelnen Niederschläge, welche durch die lokale Entwicklung der Etage im südwestlichen England bedingt sind. Es wurden zwar von William Smith die paläontologischen Verhältnisse berücksichtigt, doch besitzen seine Angaben nicht diejenige Allgemeinheit, um sich auch auf entferntere Bildungen übertragen zu lassen. Ich habe desshalb gesucht, durch das Examen der fossilen Reste die Charaktere der Etage in der Weise darzulegen, dass sich dieselben für die Untersuchung des ganzen Gebietes, welches diese Arbeit umfasst, beiziehen lassen. Ich konnte jedoch dabei nicht weiter als zu einer Zweitheilung gelangen, wie sich durch die Ausführung in §. 57—59 ergeben wird. Immer bleiben sogar die Nachweise der einen der beiden Zonen (Digonabett) vorerst noch lokal, da ihr Auftreten bis jetzt nicht über das englisch-französische Becken hinaus verfolgt wurde, während dagegen die obere Zone (Lagenalisbett) eine weit grössere Verbreitung besitzt.

Die Begrenzung der Etage gegen unten lässt sich in den meisten Fällen bei der Schärfe des Horizontes leicht bewerkstelligen, welcher durch die Schichten des Amm. Parkinsoni, d. h. durch die oberste Zone des Unteroolithe, siehe §. 51, markirt wird. Gegen oben bilden dagegen die Lagen der Terebratula lagenalis (Cornbrash) selbst einen paläontologisch wohlbestimmten und leicht unterscheidbaren Horizont, über dem erst die folgende Etage des Callovien mit den Schichten des Amm. macrocephalus deutlich beginnt.

Eintheilung der Bathformation nach ihren paläontologischen Charakteren.

Nr. 31.

Lagenalisbett.	*Zone der Terebratula lagenalis.*	Amm discus. Pecten vagans. „ Württembergicus. „ Rypheus. Chemnitzia vittata. Ostrea Knorri. Bulla undulata. Terebr. lagenalis. Panopaea decurtata. „ obovata. „ securiformis. „ subbuccu- lenta. Goniomya proboscidea. Lyonsia peregrina. „ intermedia. Anatina pinguis. „ marmorea. Cypricardia rostrata. „ diptycha. Unicardium varicosum. „ Fleischeri. Lima Helvetica. „ Bentleyi. Limea duplicata. Rhynch. Morieri. Avicula echinata. „ Badensis.	**Cornbrash.** **Forest-marble.**
Digonabett.	*Zone der Terebratula digona.*	Avicula costata. Terebratula digona. „ maxillata. „ flabellum. „ coarctata. „ cardium. Terebratella hemisphaerica. Rhynch. obsoleta. Crania antiquior. Apiocrinus Parkinsoni. Viele Bryozoen.	**Bradfordclay.** **Grossoolith.**
		Die zahlreichen Mollusken gehen zum Theil in die darauffliegende Zone der Ter. lagenalis über. Erst in den obern Lagen des Grossooliths bildet sich ein fester Horizont durch das Auftreten der Terebr. digona, coarctata u. s. w.	**Stonesfield-slates.** **Fullersearth.**

Unteroolith. Zone des Amm. Parkinsoni. Siehe Profil Nr. 26, §. 46.

Die Schichten der Bathformation. Die ganze Etage lässt sich in folgende zwei weiter verbreitete Zonen theilen.

1) Zone der Terebratula digona.
2) " " " lagenalis.

§. 57. Doch behandle ich zuvor die von William Smith, Conybeare und Phillips unterschiedenen 6 Unterabtheilungen, indem ich ihr Auftreten in England kurz beschreibe.

1) **Fullersearth** (Will. Smith 1816. Strata identif. by org. Foss. pag. 31). Ein mächtiges Thongebilde, das sich an vielen Punkten Englands über dem Unteroolith ablagert. Die Thonmassen besitzen gewöhnlich eine graue Farbe und schliessen bisweilen zahlreiche Muschelreste, theils in Form von Steinkernen, theils mit wohlerhaltener Schale ein. In grosser Häufigkeit finden sich: *Terebratula ornithocephala, Rhynchonella varians, Goniomya angulifera, Lima pectiniformis*, sowie verschiedene Arten von: *Panopäa, Pholadomya, Ceromya, Arca, Mytilus, Gervillia.* Wenige derselben kommen vom Unteroolith herauf, dagegen besitzt die Fullersearth die Mehrzahl derselben mit den darüberliegenden Schichten gemein, so dass es mir nicht gelang unter den zahlreichen Erfunden, welche ich aus der Fullersearth der Umgebungen von Bath mitbrachte, selbst nur wenige Species auszuscheiden, welche dieses Gebilde ausschliesslich charakterisiren und durch deren Vorkommen die Zone bestimmt würde. Auch wurde dies noch niemals ausgeführt*, weshalb die Abla-

* Conybeare and Phillips (1822 Outlines of the Geology of England and Wales, I. pag. 239—245) suchten zwar eine Zusammenstellung der fossilen Arten zu geben, welche man damals in der Fullersearth gefunden hatte. Doch ist die Liste sehr arm an bezeichnenden Species und liefert nur wenige Beiträge, durch welche die Ablagerung genauer definirt würde. Es scheint das Bestreben von Conybeare und Phillips gewesen zu sein, die Einreihung der Fullersearth in die untere Hälfte ihres „Lower System of Oolithes" besonders dadurch zu begründen, dass sie zu zeigen suchten, dass Uebergänge unter den fossilen Arten des Unterooliths und der Fullersearth stattfinden. Doch können wir den Versuch nicht als gelungen betrachten, denn wir finden nicht eine einzige wichtigere Leitmuschel des Unteroolithes in der Liste angeführt, in der die Fossile der Fullersearth aufgezählt werden.

gerung noch nicht als isolirte Zone betrachtet werden darf. Dies könnte erst geschehen, wenn es gelingen würde, die von den englischen Geologen eingeführte, als „Fullersearth“ bis jetzt erst mineralogisch unterschiedene Ablagerung, auch in paläontologischer Beziehung einigermassen zu begründen und von den darüberliegenden Bildungen abzutrennen. Gegen unten wird zwar die Fullersearth durch die oberste Zone des Unteroolithe scharf begrenzt, dagegen haben ihre paläontologischen Charaktere mit denen der darüberliegenden Schichten so viel Uebereinstimmendes, dass, sobald sich ihre eigenthümliche Gesteinsbeschaffenheit ändert, auch die Unterscheidung der Ablagerung aufhört, besonders aber eine Abtrennung von den übrigen Schichten der Bathformation nicht mehr möglich ist. So verhält es sich sogar in einigen englischen Provinzen, wie in Yorkshire, Lincolnshire und Northamptonshire.

Den Typus der Ablagerung bilden die Niederschläge in den Umgebungen von Bath (Wiltshire). Mr. Moore zeigte mir verschiedene aufgeschlossene Stellen an den Hügeln in der unmittelbaren Nähe von Bath; die Mächtigkeit der Thone schien mir hier noch gering, viel bedeutender ist dieselbe einige Stunden mehr östlich bei Chippenham. Doch fehlen mir genauere Messungen. Prof. Morris* bestimmte die Mächtigkeit der Fullersearth im südwestl. England von 0—130 Fuss. An den Cotteswold's Hill's in Gloucestershire, woselbst die grauen Thone der Fullersearth regelmässig über dem Unteroolith folgen, beträgt dieselbe 70 Fuss**. An der Küste von Bridport (Dorsetshire) verdoppelt sich dagegen der Durchschnitt, die grauen Thone stehen unweit Bridport Harbour, durch wenige festere Bänke unterbrochen, in hohen Wänden an. Sie sind beinahe petrefactenleer, ich fand nur einige Bruchstücke von Bel. canaliculatus, sowie Rhynch. spinosa darin. Buckland*** gibt ihre Mächtigkeit bei Bridport

* Proceed. of the geol. Soc. 15. Juni 1853. pag. 334.

** Nach Morris und Lyc. Molluscs from the Great Ool. I. Bd. pag. 1. Pal. Soc. 1850.

*** Buckland, Geol. of Weymouth, 2. April 1830, Geol. Trans. Separatabdruck pag. 29.

Harbour zu 150 Fuss an. Unter ähnlichen Verhältnissen tritt die Fullersearth diesseits des Kanals auf. Es herrscht hier auf kurze Entfernungen ein ähnlicher schneller Wechsel in Beziehung auf ihre Mächtigkeit. Bei Port-en Bessin (Calvados) soll die Fullersearth nach den Angaben von Dufrenoy und Elie de Beaumont* durch 35 Meter bläulicher Thone und mergeliger Kalke gebildet werden, welche nur wenige Versteinerungen einschliessen und unmittelbar auf den hellen Kalken (Banc-blanc) des Unterooliths liegen. Der Durchschnitt wird in südöstlicher Richtung nach und nach kleiner, so dass bei einer Entfernung von 10 Stunden in den Umgebungen von Caen kaum noch Andeutungen der Thone sichtbar sind, während hier der Calcaire de Caen das Aequivalent zu bilden scheint. Derselbe wird durch helle Kalke gebildet, welche in der Nähe von Caen in grossen Steinbrüchen aufgeschlossen sind, aus denen die Bausteine der Stadt Caen gewonnen werden. Sie besitzen nach E. Deslongchamps eine Mächtigkeit, welche derjenigen der Fullersearth von Port-en Bessin nicht nachsteht. Auch hier sind die Fossile selten und mit Ausnahme der prächtigen Wirbelthierreste undeutlich und wenig bezeichnend. E. Deslongchamps äusserte gegen mich die Vermuthung, dass der Calcaire de Caen zum Theil die hier beinahe gänzlich fehlende Fullersearth vertrete.

Je weiter wir uns von den englischen Bildungen entfernen, desto schwieriger ist es, Analogien für die so eben betrachtete Ablagerung aufzufinden. Es zeigen die Schichten gleichen Alters an manchen Punkten Frankreichs zwar bisweilen dieselbe thonige Zusammensetzung, sehr häufig maskiren sie sich aber in einer Weise, dass sie nicht wieder zu erkennen sind.

Wenn wir demnach auch die Fullersearth nicht als isolirte Zone betrachten, so haben wir doch den ursprünglichen Begriff dieser Bezeichnung zu wahren. Nachdem der Name einmal von William Smith** für die Thonschicht über dem Unteroolith eingeführt worden war, durfte man denselben nicht mehr auf jede

---

* Explic. de la Carte géol. de Fr. 2. Bd. pag. 181.

** Will. Smith, 1816, Strata identif. by org. Fossils pag. 31.

beliebige andere Thonschicht der Juraformation übertragen, wie dies schon mehrere Male vorgekommen ist. So ist z. B. die Fullersearth oder Walkerde Gruppe, welche Prof. Fromherz aus dem Breisgau in Baden beschrieben hat, nicht die Fullersearth von Will. Smith, sondern ein viel früher gebildeter Niederschlag, welchen wir als Zone des Amm. Humphriesianus schon in §. 50 beschrieben haben, während zwischen der Fullersearth von Smith und der von Fromherz sich erst noch die Zone des Amm. Parkinsoni einschiebt, beide also nicht korrespondirende Niederschläge desselben Alters gewesen sein können.

2) **Stonesfield-Slates** *. Von den Ablagerungen der Umgebungen von Stonesfield (Oxfordshire), nach welcher Lokalität die Schichten zuerst benannt wurden, hat M. Gaudry** eine interessante Beschreibung gegeben. Die dortigen Schiefer „Stonesfield-Slates" werden unterirdisch ausgebeutet. In einer Tiefe von 20 Meter liegt eine blaue Kalkbank von 0,7 Meter; sie enthält Meeresmuscheln und Hölzer. Darüber folgt ein Meter mergeligen Kalkes, welcher zur Verbesserung der Felder ausgegraben wird. Auf dieser Bank liegen die schieferigen Kalke (Slates) in einer Mächtigkeit von 18 Meter, dieselben werden bisweilen oolithisch, gewöhnlich sind es jedoch sandige graue Kalkplatten, welche zu verschiedenartigem Gebrauche gewonnen werden.

In den untern Lagen dieser Schiefer kommen die Wirbelthierreste vor, durch welche die Ablagerung so bekannt geworden. Es wurden hier neben zahlreichen Resten von Reptilien, Knochen von Pterodactylen, besonders die Unterkiefer von Säugethieren gefunden, welche Richard Owen als *Thylacotherium Prevosti* und *Phascolotherium Bucklandi* (Didelphis Blainv.) beschrieben hat. Merkwürdig bleibt immerhin, dass sämmtliche Exemplare, (deren Zahl nach und nach ziemlich angewachsen ist),

---

* „Calcareous slate of Stonesfield," siehe Conybeare and Phillips 1822 Outlines of the Geol. of England and Wales I. Bd. pag. 207).

** Bullet. Soc. géol. 20. Juni 1853, pag. 591.

nur Unterkiefer sind, dagegen noch keine Spur eines Oberkiefers gefunden wurde.

Auch an mehreren Punkten in Gloucestershire werden die unteren Lagen des eigentlichen Grossoliths durch Kalkplatten gebildet. Nach Morris und Lyc.* nehmen dieselben an der Basis des Grossoliths von Sevenhampton-Common (Gloucestershire) eine 4 Fuss mächtige Lage ein, darunter ist zwar an jenem Punkte die Fullersearth nicht aufgeschlossen, doch würde man sie wahrscheinlich unmittelbar an ihrer Basis finden. Die Schiefer wiederholen sich zu Sevenhampton auch in höheren Lagen in ähnlicher Weise, so dass ein gewisser Uebergang zu den Grossoolithschichten unverkennbar ist, wie denn auch Morris und Lycett die ganze Bildung mit dem Grossoolith vereinigen. Es existiren zwar verschiedene besondere Beschreibungen der Fossile der Stonesfield-Slates, doch haben dieselben nicht dahin geführt, die paläontologischen Unterschiede zwischen den Schiefern und dem darüber liegenden Grossoolith nachzuweisen. Die flachgedrückten Muscheln, die feinen Pflanzentheile und Insektenflügel, die zahlreichen Wirbelthiere geben der ganzen Fauna zwar etwas Eigenthümliches, doch zeigt das Examen der einzelnen Mollusken, dass die Stonesfield-Slates eine mit dem Grossoolith eng verbundene Schichte sind. Wenigstens ist es den englischen Geologen nicht gelungen, andere Unterschiede für die Abtrennung der Schichte geltend zu machen, als diejenigen, welche durch die Art ihrer Bildung bedingt werden. So lange wir aber keine zoologischen, eine Zone sicher bestimmenden Merkmale besitzen, unterlassen wir auch bei allgemeineren Zusammenstellungen eine Abtrennung auszuführen, weshalb ich unmittelbar zu Nr. 3 übergehe.

3) **Der Grossoolith, Great Oolithe****. Typisch sind die Bildungen von Wiltshire und Gloucestershire. An vielen

---

* Morris und Lycett, 1851, Mollusca from the Great Ool. I, Introd. pag. 7, Anm. 4.

** Conybare and Phillips, 1822, Outlines of the Geology of England and Wales, I. Bd. pag. 200.

Punkten Frankreichs und Deutschlands finden wir zwar ähnliche Niederschläge, welche gleichfalls Grossoolith genannt werden, welche aber nicht immer ganz dasselbe Alter besitzen. Selbst in England wiederholen sich in andern Gegenden die Oolithniederschläge nicht in der Weise, dass eine Uebereinstimmung der obern und untern Grenzschichten gefunden werden könnte. An der Küste von Bridport (Dorsetshire) sind die Oolithe durch dunkle thonige Gebilde vertreten, in Yorkshire sind es Sande und Thone („Upper Sands and Shale“ Phill.), welche das gleiche Alter wie der Grossoolith von Wiltshire besitzen. An der Küste der Normandie dagegen erstrecken sich die Oolithe weit mehr gegen oben und setzen sich in diejenige Zone fort, welche in Wiltshire erst über dem Grossoolith durch den sog. Bradfordthon eingenommen wird. „Grossoolith“ bleibt deshalb immer eine lokale Bezeichnung, welche nur sehr vorsichtig auf Bildungen des Continents und der übrigen Provinzen in England übertragen werden darf.

Die Mächtigkeit des englischen Grossooliths wechselt nach den verschiedenen Lokalitäten von 40—120 Fuss. Morris und Lycett geben letztere Zahl für die Ablagerungen in Gloucestershire an. Muschelreiche, kalkhaltige Sandsteine, welche bisweilen oolithisch werden, weisse oolithische Kalke, Sandsteine und einige Thonlager setzen den Grossoolith zusammen, welcher in Gloucestershire in vielen Steinbrüchen blossgelegt ist. Die mineralogische Beschaffenheit der Schichten wechselt auf kurze Strecken, was der Grund sein mag, dass der bedeutende Muschelreichthum, welchen einzelne Steinbrüche, wie diejenigen von Minchinhampton zeigen, an andern Punkten nicht angetroffen wird. Neben vielen Knochenresten, Crustaceen, Echinodermen, Pflanzen u. s. w. sind bis jetzt gegen 400 Arten von Mollusken aus dem englischen Grossoolith bekannt geworden, deren Mehrzahl in den Steinbrüchen der Umgebungen von Minchinhampton gefunden wurde. Es wiederholen sich hier die Arten der Fullersearth, der Stonesfield-Slates, nebenbei aber treten viele, der lokalen Entwicklung ganz eigenthümliche Reste auf. Der Reichthum an verschiedenen Arten und Gattungen, welche ich in der Sammlung von H. Lycett

in Minchinhampton vertreten sah, setzte mich in Erstaunen, zumal da ich vorher die Steinbrüche besucht und beinahe nichts darin gefunden hatte. Es sind nemlich nur einzelne reichere Bänke, welche die prächtigen Vorkommnisse enthalten; doch müssen die Exemplare eigens aus dem Gesteine geschnitten werden. Leider enthält der Grossoolith von Wiltshire und Gloucestershire nur wenige Cephalopoden und Brachiopoden. Die Letzteren beginnen erst an seiner obersten Grenze, tragen aber hier dazu bei, eine Zone zu constituiren, welche bis in die vierte Lage der engl. Bathformation hinauf reicht, dieselbe aber in enge Verbindung mit den seither betrachteten Ablagerungen bringt.

4) **Der Bradfordthon, Bradfordclay** *. Da dies der erste bestimmtere Horizont ist, welcher sich in durchgreifender Weise in mehreren verschiedenen Provinzen wieder nachweisen lässt, so behandle ich denselben als besondere Zone.

1) Die Schichten der *Terebratula digona*.

(Als Horizont über der untern Hälfte der Bathformation.)

§. 58.

Synonymik: Die Zone der Ter. digona umfasst den englischen Bradfordclay und den obern Theil des Great Oolithe von Bath. In Frankreich ist sie im Calcaire de Ranville ausgesprochen, ferner im Grossoolith von Mamers (Sarthe). Siehe hierüber weiter unten.

Palaeontologie: Die leitenden Arten der Zone sind:

Avicula costata.	Terebratella hemisphaerica.
Terebratula digona.	Rhynchonella obsoleta.
» maxillata Sow. var.	Crania antiquior.
» flabellum.	Hemicidaris Luciensis d'Orb.
» coarctata.	Apiocrinus Parkinsoni d'Orb.
» cardium.	

Ausserdem zeichnen sich die Schichten durch ihren grossen Reichthum an Bryozoen aus.

---

* William Smith (1816 Strata identified by organized fossils p. 29) nennt die Schichte noch: „Clay over the upper Oolithe," desgl. Conybeare and Phillips (1822 Outlines of the Geol. of Engl. and Wales, I. Bd. pag. 207).

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. In den obersten Lagen des Grossooliths stellen sich in den Umgebungen von Bath (Wiltshire) muschelreiche Bänke ein, über welchen ein System von Thonen folgt, das mit den muschelreichen Oolithen eine Anzahl sehr bezeichnender Arten gemein hat. Am reichsten und schönsten liegen die Fossile zwar in den Thonen, doch findet man ihre Repräsentanten noch kenntlich in den oolithischen Bänken, zum Theil fest mit dem Gestein verwachsen, zum Theil frei ausgewittert. Die dunklen Thone, welche eine Mächtigkeit von 60 Fuss erreichen, und zu Bradford eine Stunde südöstlich von Bath anstehen, wurden nach dieser Lokalität benannt. Die Zone, welche sie bilden, steht demnach mit dem eigentlichen Grossoolith in enger Verbindung, so dass man sie Brachiopodenschichten des Grossooliths nennen könnte. In England ist die Zone der Ter. digona am deutlichsten an einigen Lokalitäten in den Umgebungen von Bath, wie zu Corsham, Bradford, Ancliff und Hampton Cliff zu sehen, doch scheint sich ihr Vorkommen nicht allein auf diese Gegend zu beschränken. So hat Prof. Morris* das Lager der Ter. digona in den mit der Bathformation des südwestlichen Englands so wenig übereinstimmenden Bildungen von Northamptonshire aufgefunden. Buckland** dagegen erwähnt das Vorkommen des Apiocrinus rotundus Mill. (Parkinsoni d'Orb.) in der Mitte der 400 Fuss mächtigen Thonbildung, welche zu Bridport-Harbour an der Küste von Dorsetshire die Bathformation zusammensetzt.

Auf dem Continent sind es mehrere getrennt liegende Provinzen, an welchen sich die Schichten der Ter. digona nachweisen lassen, und zwar besonders die Dep. Calvados und Sarthe. In den Umgebungen von Caen: zu Luc, Langrune und Ranville erlangt der Horizont eine Bestimmtheit, welche sich auf das Vorkommen beinahe sämmtlicher auf der vorigen Seite erwähnter Leitmuscheln gründet. Besonders häufig trifft man zu Ranville

---

* Siehe: Morris Cat. 1854. pag. 157.

** Bukland, on the Geol. of the Neighbourh. of Weymouth u. s. w. 2. u. 16. April 1830. Geol. Transact. Separatabdr. pag. 29.

Die Ansichten, welche man seit kaum fünfzehn Jahren über den noch immer vorhandenen Goldreichthum von Nord-Asien gewonnen hat, führen fast unwillkürlich zu den Issedonen, Arimaspen und goldhütenden Greifen zurück, denen Aristeas von Prokonnesus und, etwa zweihundert Jahre später, Herodot einen so dauernden Ruf* verschafft haben. Mir ist die Freude geworden, die Orte im südlichen Ural zu besuchen, wo wenige Zolle unter dem Rasen, nahe neben einander, glänzende Goldmassen von 13, 16, ja 24 russischen Pfunden** entdeckt worden sind. Noch viel größere Massen können einst als rundliche Geschiebe, ganz unverdeckt, auf der Oberfläche der Erde gelegen haben. Kein Wunder also, wenn schon in hohem Alterthume dieses Gold von Jäger- und Hirtenvölkern gesammelt wurde, wenn das Gerücht von solchem Reichthume weit erscholl, ja bis zu den hellenischen Kolonien am Pontus Eurinus vordrang, Kolonien, die früh mit dem nordöstlichen Asien jenseits des caspischen Meeres und Orussees (Aral) in Verkehr traten. Die handeltreibenden Griechen und auch die Skythen kamen nicht selbst bis zu den Issedonen; sie verkehrten nur mit den Argippäern. Niebuhr in seinen Untersuchungen über die Skythen und Geten (Untersuchungen, die keineswegs durch das bestätigt werden, was wir jetzt über Racenverschiedenheit und Sprachbau nordasiatischer Völker wissen) setzt die Issedonen und Arimaspen nördlich von Orenburg,*** also in jene uns jetzt so bekannt gewordene goldreiche Gegend am östlichen Abfall des südlichen Ural. Diese Meinung wird in dem eben erschienenen inhaltreichen Werke des Staatsraths Eichwald

* Auch in den Fragmenten von Alcman, die Herr Welker bearbeitet hat, wie in denen des Hecatäus und des Damastes geschieht Erwähnung der Issedonen. (Lec. Mil. Frogm. ed. Klausen n. 168, p. 92.)

** Das größte Goldgeschiebe, welches bisher am Ural (zu Alexandrowsk bei Miask) gefunden worden, ist 8 Zoll lang, 5⅛ Zoll breit und 4¼ Zoll hoch. Es wiegt 24 russische Pfund 69 Solotnik (15¼ Mark), und wird zu Petersburg in der prachtvollen Mineralien-Sammlung des Bergcorps aufbewahrt. Unter den Platingeschieben von Nischne Tagilsk (Besitzung des Herrn v. Demidoff) wurden drei gefunden von 13, 19 und 20 Pfund Gewicht. (Rose, Reise nach dem Ural. Thl. I, S. 41.)

*** „Kleine historische und philologische Schriften" S. 361. (S. auch Niebuhrs herodotische Welttafel.)

den *Apiocrinus Parkinsoni*, sowie den für diese Bildungen des Calvados charakteristischen *Hemicidaris Luciensis* in Begleitung von vielen andern Echinodermen, Bryozoen u. s. w. Zu *Marquise bei Boulogne* (Pas de Calais) wurden wenigstens mehrere der wichtigsten Arten, wie *Terebratula coarctata, cardium* (und *Terebr. digona* nach d'Orb. Prodr. 11) gefunden, doch sind hier noch keine genaueren Angaben über das Auftreten jenes Horizontes gemacht worden.

Für das Departement der Sarthe dagegen wurden durch die Untersuchungen Herrn Sämann's* zuerst die Beweise geliefert, dass die obern Bänke der Oolithe von Mamers in Verbindung mit der unmittelbar darüber liegenden dünnen Thonschicht die Zone der Terebr. digona vertreten. Es wurden von ihm *Apiocrinus Parkinsoni, Hemicidaris Luciensis, Terebratula digona, Rhynchonella (obsoleta?)* in diesen obern Lagen des Ooliths von Mamers gefunden, während an einem andern Punkte (Faunelière) desselben Departements in den entsprechenden Schichten *Terebratula coarctata* und *flabellum* mit denselben *Bryozoen* vorkommen, durch welche auch an den typischen Lokalitäten unweit Bath die obersten Lagen des Grossooliths charakterisirt werden. Durch die interessante Zusammenstellung** der an der Faunelière in den dortigen Oolithen gemachten weiteren Erfunden wird wiederum ein Beweis geliefert, dass tiefer als Bradfordschichten vorerst noch kein Horizont markirt werden kann, welcher nicht durch Uebergänge gegen unten und oben mit den benachbarten Schichten vollständig verschmolzen wäre.

Erwägt man, wie wenig die Fossile der Fullersearth, der Stonesfield-Slates und selbst des Grossoolithes an ein und dasselbe Lager gebunden sind, wie sich die Mehrzahl gegen oben fortsetzt und sich zum Theil sogar noch im Cornbrash findet, so gestalten sich die Verhältnisse an der obern Grenze des Grossooliths plötzlich um so günstiger, als hier einige Species auftreten, welche durch ihr constantes Lager doch einigermassen die

---

* Bulletin de la Soc. géol. de Fr. 6 Févr. 1854, pag. 264

** Ibid. pag. 269—270.

Fixirung ihrer Schichten ermöglichen. Ihre Zahl ist zwar gering, doch wird durch sie ein Horizont gebildet, der, wie wir gesehen, wenigstens für das französisch-englische Jurabecken nachweisbar ist. Ich glaube deshalb denselben in die Reihe der übrigen Zonen einschalten zu müssen, obschon er wegen der vielen Uebergänge, welche zwischen den Arten der darüber und darunter liegenden Schichten existiren, mit geringerer Sicherheit festgestellt werden kann, als dies bei anderen Zonen möglich ist. Weitere Nachweise desselben fehlen mir, obschon die Bradfordschichten von mehreren Geologen auch von anderen Gegenden beschrieben wurden. So z. B. hat Prof. Fromherz (Juraformation des Breisgaues pag. 23) den obern Theil der Bathformation, welche im Breisgau in den Umgebungen von Freiburg in Baden auftritt, geradezu Bradfordthon genannt. So sehr ich jene Arbeiten über die vorher noch wenig untersuchten Jurabildungen des Breisgaues zu schätzen weiss, so kann ich obiger Ansicht doch nicht beitreten. Bei der Untersuchung der dortigen Ablagerungen überzeugte ich mich, dass dieselben nicht durch die Zone der Terebr. digona gebildet werden, also nicht das gleiche Alter wie die Bradfordthone besitzen, sondern weit mehr mit dem englischen Cornbrash übereinstimmen. Während ich von den Leitmuscheln des Bradfordthones nirgends eine Spur antraf, und auch in der Universitätssammlung zu Freiburg dieselben nicht vertreten sah, fand ich dagegen eine Anzahl der wichtigsten Cornbrash-Species gerade in denjenigen Schichten, welche Prof. Fromherz „Bradfordthon“ nannte. Es lässt sich zwar in tieferen Lagen eine Vertretung der Bradfordschichten im Breisgau vermuthen, stützt sich aber noch auf keinerlei Thatsachen.

An der schwäbischen Alp wurden diejenigen Species noch nicht aufgefunden, welche die englischen Bradfordschichten charakterisiren. Ueberhaupt scheinen sich deren Leitmuscheln nicht über das englisch-französische Becken hinaus zu erstrecken.

Ich gehe zu der wichtigsten Zone der Bathformation über, welche auch auf dem Continente eine grosse Verbreitung erlangt, in England dagegen durch die zwei oberen Niederschläge:

5) **Forestmarble** und

6) **Cornbrash*** gebildet wird. Ich vereinige beide zu einer Zone und benenne dieselben nach einer ihrer wichtigsten Leitmuscheln.

2) Die Schichten der *Terebratula lagenalis*.

Forestmarble und Cornbrash.

§. 59.

Synonymik: Forestmarble und Cornbrash, Will. Smith 1815 und 1816 Strata identified by org. Foss. pag. 25—27. Bedford-Limestone, Sow. Min. Conch. 1815 Suppl. Ind. to vol. I. Seite 6. Bradford-Kalk und Mergel, Fromherz (non Conybeare, non Phillips). Calcaires roux sableux, Thurmann 1830. Essai sur les soulèvemens jurassiques du Porrentruy, pag. 31.

Paläontologie: Die Hauptleitmuscheln der Zone sind:

Ammonites discus.
" Hochstetteri.
" Württembergicus.
Chemnitzia vittata.
Natica Zelima.
Pterocera camelus.
" pupaeformis.
Bulla undulata.
Panopaea sinistra.
" brevis.
" Haueri.
" decurtata.
" securiformis.
Pholadomya texta.
" ovulum.
" deltoidea.
" lyrata.
Goniomya proboscidea.
Lyonsia peregrina.
Thracia lens.
" alta.
Anatina pinguis.
Nucula Suevica.
Astarte Zieteni.
Cypricardia rostrata.
Trigonia Bouchardi.
" Kurri.
" interlaevigata.
Lucina Orbignyana.
Unicardium varicosum.
Cardium citrinoideum.
Isocardia minima.
Mytilus imbricatus.
" Helveticus.
" asper.
Lima Helvetica.
Limea duplicata.

* Will. Smith. Siehe: Conybeare and Phillips, 1822, Outlines of the Geology of England and Wales I. Bd. pag. 207.

Avicula echinata *.
Pecten vagans.
„ annulatus.
„ laminatus.
„ Rypheus.
„ rigidus.
„ Bouchardi.
Ostrea Marshi.
„ Knorri.
Terebratula lagenalis.
Terebratula obovata.
„ subbucculenta.
„ intermedia.
„ marmorea.
„ diptycha.
„ Fleischeri.
„ Bentleyi.
Rhynchonella Morieri.
„ Badensis.
„ (decorata?)

Ausserdem führe ich eine Anzahl derjenigen Arten an, welche schon in der untern Hälfte der Etage vorkommen, jedoch in den Cornbrash hinaufgehen.

Belemn. canaliculatus.
Ammon. aspidoides.
„ biflexuosus.
„ ferrugineus.
„ Moorei.
„ aurigerus.
„ arbustigerus.
„ Wagneri.
„ subcontractus.
Ceromya concentrica.
„ plicata.
Nucula variabilis.
Trigonia angulata.
Arca sublaevigata.
Pecten hemicostatus.
Ostrea costata.
„ acuminata.
Rhynchonella variane.
„ concinna.
„ spinosa.
Thecidium triangulare.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Forestmarble und Cornbrash, zwei mineralogisch verschiedene Niederschläge, deren unterster „Forestmarble“ schon in früher Zeit wegen seiner Brauchbarkeit zu technischen Zwecken ausgebeutet wurde. Es sind plattenförmige, muschelreiche Bänke von grauer, bisweilen auch brauner Farbe, welche an manchen Lokalitäten nur ein rohes Material liefern, dagegen zu Wichwood als Marmor verschliffen wurden (Marble von

* Nach Morr. und Lyc. geht Avicula echinata auch tiefer, doch bleibt der Cornbrash immer das Hauptlager.

dem Forest of Wichwood) woher die Benennung rührt. Darüber folgt (zu Stanton bei Chippenham in Wiltshire) eine wenig mächtige Thonablagerung mit einigen harten, dunkelgrauen, an der Oberfläche braunen Kalkbänken. Diese oberen Schichten bedecken noch an vielen weiteren Punkten den Forestmarble und treten häufig an der Oberfläche der Aecker hervor, weshalb sie schon längst bemerkt und als „Cornbrash“ unterschieden wurden. Die organischen Reste beider Ablagerungen stimmen unter sich überein, nur sind gewöhnlich die thonigen Schichten des Cornbrash's weit reicher an wohlerhaltenen Exemplaren, während es schwierig ist, aus den harten Bänken des Forestmarble's die Muscheln herauszubekommen, dagegen werden in dem letztern Zähne und Knochen in grosser Anzahl gefunden. Da eine Trennung derselben in zwei Zonen vorerst nicht möglich ist, so vereinige ich beide unter der Bezeichnung Cornbrash (Zone der Ter. lagenalis) und bediene mich der Benennung Forestmarble, nur um die mineralogische Verschiedenheit der lokalen Ablagerungen anzudeuten.

England. Als Typus der Zone kann man die Bildungen der Umgebungen von Chippenham (Wiltshire) betrachten. In mehreren Steinbrüchen und Thongruben unweit Stanton traf ich die plattenförmigen Bänke des Forestmarble und darüber die Thone und Kalke des Cornbrash's aufgeschlossen. Kellowayrock und die dazugehörigen Macrocephalusschichten kommen gleichfalls unweit Chippenham zum Vorschein, gehören aber einer höheren Zone an. Cornbrash d. h. die oberste Zone der Bathformation von Wiltshire liegt somit unter den Macrocephalusschichten. Von Amm. macrocephalus, bullatus u. s. w. findet sich in dem dortigen Cornbrash keine Spur. Dagegen erhielt ich die Bruchstücke zweier Ammoniten, von denen der eine dem Sowerby'schen *Amm. discus* sehr nahe steht, der andere dagegen sehr wahrscheinlich zu *Amm. subcontractus* Morr. und Lyc. gehört. Die Ter. lagenalis fand ich zwar nicht zu Stanton, erhielt sie aber aus derselben Zone von einem andern Punkte in Wiltshire. Ausserdem sammelte ich in den mit Petrefacten ganz angefüllten Thonen des Cornbrash's von Stanton folgende Arten:

Pholadomya lyrata.
Ceromya concentrica.
Cypricardia rostrata.
Unicardium varicosum.
Isocardia minima.
Mytilus asper.
Avicula echinata.
Pecten vagans.
„ hemicostatus.
„ annulatus.
„ rigidus.
Ostrea costata.
Terebratula obovata.
„ intermedia.
Rhynchonella concinna.
Nucleolites clunicularis Bl.
Holectypus depressus Ag.
Diadema homostigma Ag.
Acrosalenia spinosa Ag.
„ hemicidaroides Wr.
„ Wiltoni Wr.

Weniger ergiebig war die Ausbeute des Forestmarble's, doch brachte ich von Corsham bei Bath eine Anzahl wohlerhaltener Zähne von Fischen und Reptilien mit, sowie mehrere prachtvolle Exemplare der aufgeblähten grossen Varietät von Ter. maxillata Sow., welche ich Ter. marmorea genannt habe. Ausserdem erhielt ich aus dem Forestmarble von Malmesbury verschiedene Echinodermen, besonders aber die auf das Feinste erhaltenen Kronentheile eines Pentacriniten, welcher dort eine einen halben Zoll dicke Lage bildet.

Aehnlich wie in den Umgebungen von Chippenham (Wiltshire) treten Forestmarble und Cornbrash in andern Theilen des südwestlichen Englands auf, so z. B. in Gloucestershire zu Cirencester, in Somersetshire zu Chatley-Lodge u. s. w. Schon durch die ersten Sowerby'schen Arbeiten wurden mehrere Species des Cornbrash's von Bedfordshire beschrieben, wie Amm. discus, Unicardium varicosum, Mytilus imbricatus, Pecten annulatus, Ostrea Marshi. Sowerby nannte damals die Schichten, welche an mehreren Punkten in den Umgebungen von Bedford (wie zu Felmersham) entblösst sind: „Bedfordlimestone"; unter welcher Bezeichnung wir demnach den Cornbrash zu verstehen haben.

In Northamptonshire sind es besonders die Umgebungen von Rushden, von welchen die Schichten der Terebr. lagenalis durch ihre zahlreichen Versteinerungen bekannt wurden.

Neben *Amm. discus*, *Terebr. lagenalis*, *obovata* und *Bentleyi* sah ich ebendaher in der Sammlung von Rev. Dr. Griesbach zu Wollaston eine grosse Anzahl der übrigen Leitmuscheln des Cornbrash's. Die in jener Gegend etwas tiefer liegenden hellen mergeligen Kalke, mit Austerbänken, zahlreichen Myaciten und Terebrateln traf ich in mehreren Steinbrüchen unweit Wollaston und Kingsthorpe bei Northampton aufgeschlossen. Es sind vielleicht die Aequivalente des Forestmarble's, denn die Fossile, welche ich hier sammelte, deuten auf obere Lagen der Bathformation hin. Ich fand darin:

Panopaea Haueri.
Pholadomya deltoidea.
" lyrata.
Ceromya concentrica.
Cypricardia rostrata.
Trigonia angulata.
Unicardium varicosum.
Cardium citrinoideum.
Mytilus imbricatus.
Pecten laminatus.
Ostrea subrugulosa.
Terebratula intermedia.
Nucleolites clunicularis Bl.
Nucleolites Woodwardi Wr.
(Nucl. orbic. Phill. ?)
Acrosalenia hemicidaroides Wr.

Zwischen den Cornbrash und die hellen Kalke scheint sich noch eine besondere Lage einzuschieben, in welcher ich zahlreiche Exemplare von *Ophioderma Griesbachi* Wr., sowie *Acrosalenia pustulata* Forb. noch vollständig mit den langen Stacheln umgeben, auffand. Dieselben bedecken (wahrscheinlich die Unterseite) brauner sandiger Kalkplatten, welche unweit Oundle in einem kleinen Steinbruche ausgebeutet werden, und wahrscheinlich höher als die hellen mergeligen Kalke liegen. Letztere besitzen jedoch so eigenthümliche Verhältnisse, dass ich mich nur schwierig orientirt haben würde, wenn ich nicht durch die Gesellschaft von Prof. Morris auf jener Reise die nöthigen Fingerzeige erhalten hätte. In Northamptonshire liegen nämlich unter jenen mergeligen Kalken weisse Sandsteine mit Pflanzenresten. Prof. Morris, auf das Genaueste mit jenen Bildungen vertraut, zeigte mir mehrere Lokalitäten, an welchen diese Uebereinanderlagerung zu sehen war. Doch gelang es mir nicht, jene Sande zu deuten, da ausser Pflanzen keine fossilen Reste darin vor-

kommen; wie es auch bei den hellen mergeligen Kalken nicht möglich war, völlige Sicherheit über ihr relatives Alter im Vergleich mit den Schichten der Bathformation von Wiltshire zu erhalten.

Für Lincolnshire sind die Nachweise des Cornbrash's zum ersten Male durch die Profile von Prof. Morris* gegeben worden, welche derselbe an den grossen Eisenbahneinschnitten (Danes Hill Cutting und Casewick Cutting) des Great Northern Railway aufnahm. Unmittelbar unter dem Cornbrash liegen die mergeligen Kalke mit Austerbänken, während darüber die thonigen und sandigen Schichten des Oxfordclay's und Kellowayrock's folgen.

Von dem Cornbrash der Yorkshire-Küste hat Phillips schon im Jahre 1829 eine Anzahl von Arten abgebildet. Es sind mir aus den Umgebungen von Scarborough folgende Species bekannt**:

Chemnitzia vittata.	Isocardia minima.
Bulla undulata.	Pecten vagans.
Panopaea decurtata.	Ostrea Marshi.
„ securiformis.	Holectypus depressus.
Goniomya proboscidea.	Nucleolites clunicularis.
Lyonsia peregrina.	„ Woodwardi Wr. (orbic. Ph.)
Cardium citrinoideum.	Mehrere Bryozoenarten.

Amm. Macrocephalus scheint hier an der obern Grenze zu liegen. Phillips führt den Amm. Herveyi geradezu aus dem Cornbrash an, was ich jedoch desshalb bestreiten möchte, weil die übrigen Ammoniten der Macrocephalusschichten, welche überall beisammen in derselben Zone vorkommen, zu Scarborough im Kellowayrock, also erst in der darüberliegenden Etage gefunden werden. Es sind dies: Amm. funiferus, sublaevis, Gowerianus,

* Proceedings of the geol. Society 15. Juni 1853. pag. 319 und 320. Morris on some Sections in the oolithic District of Lincolnshire.

** Bestimmte Angaben über das Vorkommen der für den Cornbrash anderer Lokalitäten so bezeichnenden Brachiopodenspecies fehlen für diese Lokalität auffallenderweise. Es sind mir nur wenige Citate einzelner Arten bekannt, welche jedoch keinerlei Sicherheit geben.

Königi und selbst eine dem Amm. Herveyi nahestehende Form. Sollten jedoch in der obersten Bank des Phillips'schen Cornbrash's Amm. Herveyi oder Macrocephalus vorkommen, so möchte ich vorziehen, diese oberste Bank von dem Cornbrash zu trennen und sie mit dem dortigen Kellowayrock zu vereinigen, da die Macrocephalusschichten in andern Gegenden nichts mit dem darunterliegenden Cornbrash gemein haben und sich durchgehend davon abtrennen lassen.

Der Cornbrash tritt in den Umgebungen von Scarborough als wenige Fuss mächtige, graue, sandige Kalkbank auf, und wird unmittelbar von den gegen 200 Fuss mächtigen pflanzenführenden Sandsteinen und Thonen („Upper Sandstone, Shale and Coal" Phill.) unterlagert. Wie in Northamptonshire und Lincolnshire, so fehlen denn auch in Yorkshire der untern Hälfte der Bathformation jegliche Charaktere, auf welche eine Vergleichung mit der Etage des südwestlichen Englands gegründet werden könnte. Vergleiche die schon am Schluss von §. 51 gemachten Angaben.

In den Umgebungen von Weymouth und besonders an den Küstenwänden südlich Bridport (Dorsetshire) nehmen Forestmarble und Cornbrash die oberen Lagen der mächtigen Thone ein, welche sich hier über dem Unteroolith aufthürmen. Die Bänke des Forestmarble's, welche ich unweit Bridport anstehend sah, haben viele Aehnlichkeit mit den Bildungen gleichen Alters der Umgebungen von Bath, wie denn auch schon im Jahre 1830 von Buckland* die Identität jener Niederschläge mit den typischen Bildungen von Wiltshire mit Bestimmtheit versichert wurde.

In Frankreich. Eine der ausgezeichnetsten Lokalitäten, an welchen die Zone der Ter. lagenalis in Frankreich auftritt, ist Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). Ich verdanke Herrn Präsident Bouchard nicht allein eine grosse Anzahl von Fossilen daher, sondern auch die genauen Angaben ihrer Lagerungsverhältnisse. Die ganze Bathformation erreicht hiernach

* Buckland. Geol. of the Neighbourhood of Weymouth, Geol. Trans. 2. Apr. 1830. Separatabdr. pag. 29.

zu Marquise eine Mächtigkeit von 150—180 Fuss. Davon kommen ungefähr 40 Fuss auf die dunkelgrauen Oolithe des Cornbrash's, 15—18 Fuss dagegen auf den darunterliegenden Forestmarble, welcher durch gelbe mergelige Kalke gebildet wird. Die Fossile beider Ablagerungen stimmen grösstentheils unter einander überein, doch sind die Schichten des Cornbrash's etwas reicher an Petrefakten, als die des Forestmarble's. In beiden Abtheilungen finden sich mehrere Arten von Corallen, von Echinodermen, wie Nucleolites clunicularis, dagegen sind die wichtigsten Species von Mollusken, welche zu Marquise in der Zone der Ter. lagenalis gefunden werden, folgende:

Natica Zelima.
Pterocera camelus.
" pupaeformis.
Bulla undulata.
Panopaea decurtata.
" Haueri.
Pholadomya texta.
" lyrata.
Lyonsia peregrina.
Ceromya concentrica.
Thracia lens.
" alta.
Cypricardia rostrata.
Trigonia angulata.
" Bouchardi.
Lucina Orbignyana.
Unicardium varicosum.
Isocardia minima.
Lima Helvetica.
Avicula echinata.
Pecten vagans.
" hemicostatus.
" Rypheus.
" rigidus.
Ostrea Marshi.
" acuminata.
Terebratula lagenalis.
" obovata.
" intermedia.
Rhynchonella Morieri.

Ausserdem erhielt ich aus dem Forestmarble von Marquise mehrere Fischzähne, wie solche auch in den Schichten gleichen Alters in Wiltshire nicht selten gefunden werden.

Für das Dep. der Aisne hat Vic. d'Archiac* das Auftreten der Bathformation umfassend behandelt. Dieselbe bildet

* Vic. d'Archiac, Description géologique du Département de l'Aisne. Soc. géol. de France 7. December 1840. Mémoires, Tome cinquième, seconde Partie.

über die alte Geographie des caspischen Meeres* vertheidigt. Heeren und Völcker deuten dagegen das Herodotische Goldland auf den Altai, und ich gestehe, daß diese geographische Deutung mir mehr durch Lokalverhältnisse gerechtfertigt scheint.** Herodot beschreibt eine Handelsstraße, auf der das Gold des nördlichen Altai, durch Vermittlung der Issedonen und Skythen, nach dem Pontus gelangen konnte, das Gold selbst oder wenigstens der Ruf davon.*** Um bis zu den Argippäern vorzudringen, die kahlköpfig sind, eingedrückte Nasen und große Kinnbacken haben,† müssen die Skythen und die Griechen der pontischen Colonien sieben Dolmetscher von sieben verschiedenen Sprachen zu ihren Geschäften anwenden. (Herodot, IV, 24.) Seitdem man in dem Gebirgsarme, welchen der Altai gegen Norden bis in den Parallel von Tomsk aussendet, so reiche Lager von Goldsand entdeckt hat, gewinnt die Deutung der Arimaspen auf eine vom Uralgürtel weit östlich liegende Gegend allerdings an Wahrscheinlichkeit. Die Mythe von den goldhütenden Greifen des Herodot hängt, nach der Vermuthung eines gelehrten und talentvollen Reisenden, Adolph Erman,†† mit den im nördlichen Sibirien so häufigen fossilen Knochen urweltlicher Pachydermen zusammen, in denen einheimische Jägervölker Klauen und Kopf eines Riesenvogels zu sehen glauben. „Will man sich nicht weigern," schließt Herr Erman, „in dieser arktischen Sage das Vorbild zu der griechischen von den Greifen zu finden, so ist es streng wahr, daß nordische Erzsucher das Gold von unter den Greifen hervorzogen, denn Goldsande unter Erd- und Torflagern, die mit jenen Knochen

* S. 261. Eichwald leitet, wie Reichard, den Namen Issedonen von dem Flusse Isset her und hält das Volk für einen Wogulenstamm.

** Heeren, Ideen über Politik und Verkehr (1821). Thl. I. Abth. 2. S. 281—287.

*** Völcker, Mythische Geographie der Griechen und Römer. Thl. I. S. 188 und 191. Klausens Commentar dazu in der Allgemeinen Schulzeitung. 1832. S. 655. (Völcker hat die Stellen der Alten, die ich hier nicht einzeln citire, am sorgfältigsten gesammelt.)

† Diese Argippäer leben von den Früchten des Baumes Pontienm, deren Saft Aschy heißt, und deren ausgedrückte Masse zu Kuchen geknetet wird. Schon Reinnich und Heeren (Thl. 1. Abth. 2. S. 283) haben darin den Prunus-Padus erkennen wollen. Siehe auch Erman, Reise um die Erde. Thl. I. S. 307.

†† A. a. O. Thl. I. S. 712.

die Hauptmasse seiner „Groupe inférieur“ (siehe vorige Anm. pag. 339.). Die von H. d'Archiac aufgestellten Unterabtheilungen, durch welche seine Groupe inférieur in noch weitere Glieder zerlegt wird, besitzen eine grosse Zahl gemeinschaftlicher Arten, wodurch wiederum ein Beweis geliefert wird, wie schwer eine detaillirtere Gliederung der Etage auf Grund paläontologischer Unterschiede auszuführen ist. Dass auch Cornbrash in dieser Bildung vertreten ist, glaube ich aus dem Vorkommen folgender Arten schliessen zu müssen: *Chemnitzia vittata, Pterocera cameliana** und *pupaeformis, Cypricardia rostrata, Lucina Orbignyana, Avicula echinata, Pecten vagans.*

Zwischen Lion-sur-Mer und Luc (Calvados) folgen über den weissen Oolithen mehrere Thonlagen mit Kalkbänken, zusammen drei Meter mächtig, welche E. Deslongchamps als die Aequivalente des Cornbrash's erkannt hat. Er gibt** die Liste der darin vorkommenden Fossile und zeigt, wie an der Grenze beider Lagen eine von Bohrmuscheln durchlöcherte Bank gleichsam eine natürliche Trennungslinie bildet, über welcher erst die von den dortigen Oolithen mineralogisch und paläontologisch unterscheidbare Entwicklung des Cornbrash's beginnt.

Für weitere französische Localitäten fehlen mir genauere Angaben, obschon ich glaube, dass die Zone der Ter. lagenalis an vielen Punkten*** mit Deutlichkeit entwickelt ist. So brachte ich z. B. aus den Dep. Sarthe und der Meuse mehrere

---

* Pictte. Bull. Soc. géol. de Fr. 19 Nov. 1855, pag. 96.

** E. Deslongchamps, Notes pour servir à la Géol. du Calvados. Extr. du I. vol. du bullet. de la Soc. Linn. de Norm. 1856.

*** Ohne Zweifel sind die von Voltz (Notice sur le Bradford-Clay de Bouxviller et de Bavillers, 1830, Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strassb. tome I, Part. I, var. Nr. 11) beschriebenen thonigen Ablagerungen, welche im Dep. Bas-Rhin über den Oolithen von Bavillers und bei Bouxweiler anstehen, als Aequivalente des Cornbrash's zu betrachten. Sie werden zwar von Voltz „Bradford-Clay genannt, doch enthalten seine paläontologischen Angaben hiegegen Widersprüche, während andererseits diese Bildungen von Bouxweiler mit den Ablagerungen von Kandern und Vögisheim so vollständig übereinzustimmen scheinen, dass ich sie aus denselben Gründen mit dem Cornbrash vereinige, nach denen ich obige Bildungen in diese Zone stellen zu müssen glaubte.

leitende Cornbrash-Species mit, hatte aber bei meinem Besuche jener Provinzen eine genauere Untersuchung dieser Zone nicht ausgeführt, weshalb ich genöthigt bin, hier eine Lücke zu lassen.

Cornbrash im südwestlichen Deutschland und den angrenzenden Theilen der Schweiz.

Südwestlich von Freiburg im Breisgau folgen über den mächtigen Oolithen der Umgebungen von Müllheim und Kandern graue Thone und mergelige Kalke (Bradfordthon Frombers), deren Betrachtung grosses Interesse verdient. Die Oolithe, welche von den dortigen Geologen Hauptrogenstein oder wohl auch Grossoolith genannt werden, lassen sich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit einreihen. Sie liegen über der Zone des Amm. Humphriesianus, während die Schichten des Amm. Parkinsoni in jener Gegend noch nicht nachgewiesen wurden und vielleicht durch den untern Theil der Oolithe gebildet werden. Die thonigen Niederschläge (Bradfordthon Frombers) über den Oolithen entsprechen, wie wir später sehen werden, dem englischen Cornbrash. Soweit eine Deutung bis jetzt möglich ist, hätten wir den Hauptrogenstein des Breisgaues demnach als Aequivalent der Parkinsonischichten und der untern Hälfte der Bathformation zu betrachten. Der darüberliegende Cornbrash reicht gegen oben bis an eine mit Amm. macrocephalus, Herveyi und bullatus gefüllte Lage, welche einen äusserst scharf bestimmten und durch zahlreiche Fossile charakterisirten Horizont bildet.* Die Macrocephalusschichten nehmen aber, wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden, schon die unterste Zone der Kelloweygruppe, d. h. der über der Bathformation folgenden Etage ein. Es bilden demnach die Thone und Kalke (Bradfordthon Frombers) die oberste Lage der Bathformation. Schon diese Thatsache wäre bestimmend, sie als die dem englischen Cornbrash entsprechenden Niederschläge zu betrachten, denn in Wiltshire folgen die Macrocephalusschichten auch unmittelbar über dem dortigen Cornbrash.

* Frombers vereinigt die Macrocephalusschichten noch mit seinem Bradford-Kalk und Mergel und führt deren Fossile in letzterer Abtheilung an.

Eine nahezu eingegangene Steingrube am Krotenstollen bei Vöglsheim bot mir folgenden interessanten Aufschluss der Grenzschichten:

Nr. 32.

Kelloway-Gruppe.	Ackerfeld.	
	1' Brauner Thon mit Geoden.	Zahlreiche Exemplare von *Ammonites macrocephalus, bullatus, tumidus, furcatus.* " *Ancyloceras Calloviensis; Panopaeen.*
Grenzlinie zwischen beiden Etagen.		
	8" graue Kalkbank.	
	graue Thone.	
	8—10" Kalkbank.	*Goniomya proboscidea* *Mytilus imbricatus.* *Rhynchonella varians.* " *spinosa,* und andere Fossile des Cornbrash's.
Cornbrash (Bath-Gruppe.)	graue Thone.	

Der Raum betrug nur wenige Quadratfuss, dennoch fand ich mit Beihülfe zweier Freunde einige Dutzend Bruchstücke von den Leitmuscheln der Macrocephalusschichten, welche sämmtlich in der obersten Lage steckten, während sich von denselben weiter unten keine Spur zeigte. Dagegen erhielt ich aus den unteren Thonen und Kalken sogar an dem beschränkten Aufschlusse mehrere für die Zone der Terebratula lagenalis charakteristische Species, während ich an einigen benachbarten Punkten in den entsprechenden oder noch etwas tieferen Thonen und Kalken einen grossen Reichthum an Petrefakten antraf. Dabei besitzen die darin vorkommenden Species so viel Uebereinstim-

mendes mit denen des englischen Cornbrash's, dass ich ihr Lager mit diesem Formationsglied zusammenstelle.

Da die jurassischen Niederschläge der Umgebungen von Müllheim und Kandern nicht horizontal abgelagert sind, sondern schräge Flächen bilden, so bleibt häufig an den Abhängen der Hügel eine und dieselbe Bank an der Oberfläche. Die Mächtigkeit, welche Prof. Fromherz für seine Bradfordthone angibt, ist sehr bedeutend, ich erhielt ungleich kleinere Zahlen, welche soweit von jenen Vorgängen abweichen, dass ich jegliche Angabe unterlasse. Die reichsten Aufschlüsse boten die nächsten Umgebungen von Vögisheim und von Kandern. Die Fossile beider Lokalitäten stimmen so sehr überein, dass ich sie zusammenstellen kann und nicht die einzelnen Fundorte jedesmal zu erwähnen brauche. Ich erhielt folgende Arten im Cornbrash des Breisgaues:

Belemnites canaliculatus.
Ammonites arbustigerus.
" Wagneri.
Pholadomya deltoidea.
Goniomya proboscidea.
Lyonsia peregrina.
Thracia lens.
" alta.
Nucula variabilis.
" Suevica.
Astarte Zieteni.
Cypricardia rostrata.
Trigonia Kurri.
" costata.
" interlaevigata.
Isocardia minima.
Arca sublaevigata.
Mytilus imbricatus.
" asper.
Limea duplicata.
Pecten vagans.
" hemicostatus.
" Rypheus.
" Bouchardi.
Terebratula lagenalis.
" obovata.
" subbucculenta.
" diptycha.
" Bentleyi.
Rhynchonella varians.
" Badensis.
" spinosa.
Dimaster analis.
Holectypus depressus.

Sie liegen theils frei in den Thonen, theils stecken sie in den grauen Kalken, in welch letzteren sich Mytilus imbricatus besonders häufig findet, während Rhynchonella varians aus braunen Conglommeraten zu Millionen herauswittert.

So würden sich denn auch hier erst an der obern Grenze der Bathformation die paläontologischen Charaktere der Etage zum ersten Male mit Deutlichkeit zeigen, denn während aus den tiefern oolithischen Gebilden noch wenig bezeichnende Arten bekannt wurden, sind die obern Cornbrash-Thone und Kalke von Fossilen gänzlich angefüllt.

Nordwestliche Schweiz. Das eben Erwähnte gilt auch von den Ablagerungen in den angrenzenden Theilen der Schweiz. Die Oolithbänke treten zwar als Felsmassen überall hervor, aber ohne besonders ausgesprochene paläontologische Charaktere zu besitzen, weshalb eine bestimmtere Deutung derselben noch nicht ausgeführt wurde. Dagegen bestehen die darüber liegenden braunen sandigen Kalke in den Umgebungen von Aarau aus einem mit unzähligen Muscheln gefüllten Conglomerate, dieselben scheinen ihrer mineralogischen Beschaffenheit und ihrer relativen Lage nach mit den „*Calcaires roux sableux*" übereinzustimmen, welche Thurmann* aus den Umgebungen von Bruntrut beschreibt, und deren Mächtigkeit in jener Gegend 9½ Meter betragen soll. Ich untersuchte die bedeutenden Aufschlüsse, welche am Abhange der Egg bei Aarau** blosgelegt sind und sammelte daraus folgende Arten meist in beträchtlicher Anzahl.

Belemnites canaliculatus.
Ammonites discus Sow.
" aspidoides.
" bifurcatus.
" Moorei.
" aurigerus.
Panopaea sinistra.
" brevis.
" decurtata.
Pholadomya texta.
" ovulum.
Pholadomya lyrata.
Goniomya proboscidea.
Anatina pinguis.
Cypricardia rostrata.
Unicardium varicosum.
Cardium citrinoideum.
Mytilus Helveticus.
" imbricatus.
Limea duplicata.
Lima Helvetica.
Pecten hemicostatus.

* Essai sur les soulèvemens jurassiques du Porrentruy 1830 pag. 31.

** Egg bei Aarau: Bergschlipf ½ Stunde von Erlisbach, am südlichen Abhang des dortigen Bergrückens, (nicht mit Staffelegg zu verwechseln).

Pecten laminatus.	Rhynchonella variana.
„ Rypheus.	„ spinosa.
„ Houchardi.	Thecidium triangulare.
Ostrea Marshi.	Disaster analis.
Terebratula lagenalis.	Nucleolites Solodurinus.
„ Fleischeri.	Holectypus depressus.

Von den Leitmuscheln der Macrocephalusschichten traf ich hier noch keine Spur, auch beweisen die soeben aufgezählten 34 Arten nicht allein, dass ihre Schichten ein tieferes Lager als jene besitzen, sondern auch, dass die sandigen Kalke von der Egg bei Aarau mit dem englischen Cornbrash identisch sind, d. h. in die Zone der Terebr. lagenalis gehören. Obschon die mineralogischen Charaktere einigermassen von denen der Lagenalisschichten des Breisgaues abweichen, so haben ihre Fossile doch soviel Uebereinstimmendes, dass ich die braunen sandigen Kalke *(Calcaires roux subleux* *) von der Egg bei Aarau vollständig als die Aequivalente der Thone und Kalke über dem Hauptrogenstein von Kandern und Vögisheim betrachten muss, beide Gebilde aber als Zone der Terebr. lagenalis mit dem englischen Cornbrash vereinige.

Württemberg. Es bleibt mir nun noch zu zeigen übrig, in welcher Weise die englische Bathformation an der schwäbischen Alp vertreten ist. Wir haben in § 51 Profil Nr. 29 gesehen, dass über der Zone des Amm. Parkinsoni sich entweder thonige oder oolithische Niederschläge bis zu den Schichten des Amm. macrocephalus fortsetzen. Bei Bopfingen und Wasseralfingen folgen über den Lagen des Amm. Parkinsoni 2—4 Fuss mächtige oolithische, bisweilen auch mergelige Kalke, deren Einschlüsse sowohl verschieden von denen der Parkinsonischichten, als von den unmittelbar darüber liegenden Macrocephalusschichten sind. Gerade durch diese 2—4 Fuss mächtigen Bänke werden

* Die Fossile, welche Thurmann für die „Calcaires roux subleux" aus den Umgebungen von Porrentruy anführt, zeigen so viele Uebereinstimmung mit den Vorkommnissen der braunen sandigen Kalke von der Egg bei Aarau, dass die Identität beider Lagen sehr wahrscheinlich wird.

die Aequivalente der ganzen Bathformation gebildet. In der Gegend von Ehningen, Oeschingen und Balingen sind es dagegen Thone, welche über dem ächten Amm. Parkinsoni und unter Amm. macrocephalus sich einlagern und hier wiederum die Bathformation vertreten.* Aus diesem in Schwaben gewöhnlich zu den Parkinsonischichten gezählten Zwischenglied erhielt ich folgende Species:

Belemnites canaliculatus.
" Hoyrichi.
Ammonites aspidoides.
" Württembergicus.
" ferrugineus.
" aurigerus.
" arbustigerus.
" subcontractus.
Pholadomya acuticosta.
Leda lacryma.
Nucula variabilis.
Astarte Zieteni.
Trigonia Kurri.
" interlaevigata.
Cardium citrinoideum.
Pecten Bouchardi.
Plicatula fistulosa.
Ostrea Knorri.
Terebratula obovata.
" Bentleyi.
" diptycha.
" Fleischeri.
Rhynchonella varians.
" Moriери.

Dass hier einzelne Arten des Cornbrash's bestimmt vertreten sind, beweist das Vorkommen der Terebr. Bentleyi, Moriери, obovata, Trigonia Kurri u. s. w. Dass aber hier von einer weitern Eintheilung der Etage vorerst nicht die Rede sein kann, versteht sich bei der geringen Mächtigkeit der Schichten von selbst. Auch ist ihre Begrenzung gegen die Zone des Amm. Parkinsoni hier äusserst schwierig, da die mineralogische Beschaffenheit der Schichten sich gewöhnlich gegen oben nicht verändert. Dagegen bilden die Lagen des Amm. macrocephalus die obere Grenze mit einer Schärfe, welche an den meisten Punkten die Auffindung derjenigen Schichten erleichtert, welche wir als die Vertreter der Bathformation an der schwäbischen Alp betrachten.

* Häufig findet man an der obern Grenze dieser Thone unmittelbar unter der Zone des Amm. macrocephalus eine mit Rhynchonella varians angefüllte Bank.

Wir haben nicht allein durch die am Anfang dieses Paragraphen zusammengestellten Leitmuscheln, sondern auch durch die einzeln aufgezählten lokalen Erfunde gesehen, dass sich in den meisten Fällen an der obern Grenze der Etage noch die wichtigsten Arten zusammenfinden, durch deren Vorkommen die Bathformation von der darüber liegenden Etage in einer Schärfe abgetrennt wird, dass jeglicher Uebergang abgeschnitten zu sein scheint, und sich eine ziemlich sichere Trennungslinie zwischen beiden Etagen durchziehen lässt. Weitere Gründe, den Cornbrash als wichtigsten Horizont der ganzen Etage zu betrachten, liegen in der Art und Weise, nach welcher sich dessen organischen Reste zu denen der tieferen Schichten der Bathformation verhalten. Von der Fullersearth an können wir einen steten Uebergang der jeweilig auftretenden Arten nach höheren Schichten beobachten, ohne dass es bis jetzt gelungen wäre (mit Ausnahme der Bradfordschichten) für eines der unteren Glieder eine Anzahl constanter und in verschiedenen Gegenden im gleichen Niveau wiederkehrender Leitmuscheln zu isoliren. Selbst die Nachweise von Morris und Lycett über 400 Species des Grossoolith's von Minchinhampton haben noch nicht zu dem Resultate geführt, den dortigen Grossoolith in eine abgeschlossene, anderswo nachweisbare Zone zu verwandeln, denn ein Theil der beschriebenen Arten findet sich in andern Gegenden in einem veränderten Niveau, ein anderer Theil erstreckt sich auch in England bis zum Cornbrash hinauf, eine beträchtliche Anzahl wurde dagegen erst an einer einzigen Localität nachgewiesen. Nicht so bei den Arten des Cornbrash's. Wenn schon mehrere derselben von unten heraufgekommen sind, so helfen doch die Nachweise ihres letztmaligen Erscheinens und Aussterbens in der Zone, zur Feststellung des Horizontes. Ausserdem haben wir aber eine Anzahl bestimmter, nur dem Cornbrash eigenthümlicher Formen, welche im gleichen Niveau sich an verschiedenen Lokalitäten wiederholen und hiedurch eine weit grössere Verbreitung ihrer Zone andeuten, als sie die übrigen Glieder der Bathformation zu besitzen scheinen.

§. 60. Verbreitung, Mächtigkeit, Gesteinsbeschaffenheit der Bathformation; Zusammenstellung ihrer einzelnen Glieder nach verschiedenen Gegenden. Ueber Verbreitung und Gesteinsbeschaffenheit der Bathformation habe ich das zur Beschreibung der einzelnen Glieder Nöthige im §. 57 — 59 angegeben. Eine allgemeinere weitergehende Verfolgung ihrer Verhältnisse unterlasse ich hier, da eine solche bei der grossen Verschiedenheit der lokalen Entwicklungen vorerst doch keine genaueren Vergleiche zulassen würde. Ich stelle hier einige der vorhandenen Angaben über die Mächtigkeit der Etage an verschiedenen Lokalitäten zusammen. Da jedoch unter den einzelnen Geologen keine Uebereinstimmung in Beziehung auf die Begrenzung der Etage herrschte, so können sich auch auf ihre Angaben keine völlig genügenden Vergleiche gründen lassen. Nur unter diesem Vorbehalte führe ich die Resultate einiger Messungen an:

Mächtigkeit der Bathgruppe von:

Yorkshire [1] (Upper Shale, Sandstone and Coal, Phill. mit Cornbrash) . . .	204	Fuss.
Lincolnshire [2]	86	»
Südwestliches England [3] Maximum .	410	»
» » Minimum .	80	»
Küste von Dorsetshire [3]	400	»
Marquise (Pas de Calais) [4] . . .	150—180	»
Dep. Calvados	200	»
Umgebungen von Bruntrut [5] . . .	60	»
Schwäbische Alp	2—10	»

Zum Schlusse versuche ich eine Zusammenstellung der Glieder der Etage nach verschiedenen Localitäten, welche sich jedoch blos auf das Vorkommen zweier Zonen erstreckt, da die 6 in Wiltshire und Gloucestershire unterscheidbaren Niederschläge, wie seither gezeigt wurde, nicht durchgehend wiederzuerkennen sind.

[1] Annähernde Schätzung nach den Messungen von Phillips. [2] Morris Proceedings of the geol. Soc. 15. Juni 1853, pag. 334. [3] Buckland und de la Beche. Geol. of the Neighbourh. of Weymouth. Geol. Transact. 2. April 1830. Separatabdr. pag. 39. [4] Nach den Mittheilungen von H. Benchard in Boulogne. [5] Thurmann, Essai sur les soulèvemens. 1830. (Fullersearth, Great Ool. und Calcaires roux sableux).

Zusammenstellung der Glieder der Rothformation nach ihrer Aufeinanderfolge an einzelnen Lokalitäten Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands.

Nr. 33.

	Zonen der Rothformation.	Wiltshire Umgebungen von Bath.	Yorkshire. Northamptonshire. Lincolnshire.	Nordküste von Frankreich.	Departement der Sarthe.	Kandern und Vigisheim in Baden.	Würtemberg.
Kritische Gruppe. Quadersandstein.		vorhanden.	vorhanden zu Scarborough (Yorkshire).	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden zu Vigisheim.	vorhanden.
Rothgruppe. Rothliegendes. Dyasformation.	Zone der Terebratula lagenalis.	vorhanden.	vorhanden zu Redcliffe (Northamptonshire) und Scarborough (Yorkshire).	vorhanden zu Marquise bei Boulogne (Pas de Calais).	Spuren vorhanden.	vorhanden zu Kandern und Vigisheim.	wenig mächtige Niederschläge mit den Fossilien der Rothformation.
	Zone der Terebratula digona.	vorhanden.	„Upper Sandstone Shale und Coal" Phill. in Yorkshire.	vorhanden zu Ranville (Calvados).	vorhanden (Mayenne).	Oolith der Breisgauer.	
Unterstufe. Kohle des Ural. Permformation.		vorhanden.	Kalke und Sandsteine in Northamptonshire.	vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.

erfüllt ſind, gehören jetzt, wie früher, zu den gewöhnlichſten Erſcheinungen.“ Aber ſo anziehend auch dieſe Erklärung iſt, ſo ſteht ihr doch entgegen, daß der wunderbaren Fabelweſen, der Greifen, ſchon in den Heſiodiſchen Gedichten Erwähnung geſchieht, daß ſie die Pforten von Perſepolis als Löwenadler ſchmücken, und durch babyloniſche und perſiſche Tapeten früh über Milet nach Griechenland kamen. * Ein berühmter ruſſiſcher Akademiker, Herr v. Gräfe, iſt geneigt, ein großzahniges Unthier, den Odontotyrannus byzantiniſcher Schriftſteller, und des von Majo aufgefundenen Julius Valerius für eine dunkle Erinnerung des ſibiriſchen Mammouth, für einen ſpäten Nachhall der Urwelt zu halten. ** Der Tyrann und die alte Mythe der Greife ſcheinen mir nicht unterirdiſch aus dem gefrornen Schuttlande aufgeſtiegen, ſondern Phantaſiegebilde einer ſonnigen, ſüdlichen Zone.

Ich habe oben des Umſtandes gedacht, daß im Ural ungeheure Goldmaſſen wenige Zolle unter dem Raſen gefunden werden. Rieſelndes Waſſer oder andere geringfügige Urſachen können dieſe Maſſe einſt ſo entblößt haben, daß ſie auf die Oberfläche der Erde ſelbſt gelangten. Iſt vielleicht die Geſchichte des heiligen Goldes bei den Skythen, deren Herodot (IV, 7) erwähnt, iſt das Herabfallen goldener Ackerwerkzeuge vom Himmel, welche die beiden zuerſt nach einander hinzutretenden Königsſöhne nicht berühren konnten, ohne ſich zu verbrennen, während der dritte, Colaxais, das erloſchene (erkaltete) Gold ohne Gefahr nach Hauſe trug, bloß mythiſch zu erklären, oder ſoll man darin vielleicht Anklänge eines heißen ***

---

* Karl Otfr. Müller, Dorier. Thl. II. S. 276. (Ueber den Greif des Ktesias, als baktriſch-indiſches Thier. S. Heeren, Thl. I. Abth. 1. S. 259. und Bettiger, Griechiſche Vaſengemälde. Thl. I. u. 3. S. 105.) Auch Herodot (IV, 79 u. 152) nennt zweimal die Greife als Gebilde und Ornamente.

** Gräfe in Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg. 1839. p. 71 et 74. Julius Valerius res gestae Alexandri translatae ex Aesopo III, 33. S. dazu das Chron. Hamartol. welches Haſe in den Manuſcripten der Pariſer Bibliothek excerpirt hat.

*** Ich laſſe die Stelle des Herodot (IV, 5) hier nach Schweighäuſer's Ueberſetzung lateiniſch folgen: „Targitao filios fuisse tres, Leipoxain et Arpoxain, minimumque natu Colaxain. His regnantibus de coelo delapsa aurea instrumenta, aratrum et jugum et bipennem et phialam, decidisse in Scythicam terram. Et illorum natu maximum,

Anhang zum sechsten Abschnitt.

§. 61.

(Belemnites canaliculatus, siehe §. 53, Nr. 12.)

Findet sich in England und Frankreich beinahe in sämmtlichen Schichten der Bathformation, dessgl. im Cornbrash von Kandern, südwestlich Freiburg in Baden, an der Egg bei Aarau in der Schweiz u. a. w.

1. Belemnites Beyrichi, n. sp.

Die schlanke Species erreicht 7 Zoll Länge und bleibt dabei nahezu so dünn, als Bel. acuarius. Das Oberende verjüngt sich nur schwach, während das Unterende kaum merklich anschwillt, so dass Bel. Beyrichi die gleichmässigste und schlankste Form aller bekannten Canaliculaten bekommt. Die Furche geht nicht bis zur Mitte der Scheide herab und ist immer schmal und nicht sehr tief. Bel. Beyrichi liegt an der schwäbischen Alp zwischen den Zonen des Amm. Parkinsoni und des Amm. macrocephalus, wesshalb ich ihn in die Etage des Grossooliths gestellt habe. Ich fand denselben vor 6 Jahren zum ersten Male bei Neuffen. Später erhielt ich zahlreiche Exemplare aus den Thonen unmittelbar über der Zone des Amm. Parkinsoni und des Ancyl. annulatus von Ehningen und Oeschingen, sowie aus den entsprechenden oolithischen Kalken vom Nipf bei Bopfingen.

2. Nautilus subtruncatus und dispansus, siehe Morr. und Lyc. Gr. Ool. I. pag. 9 und 10. Pal. Soc. 1851.

3. Ammonites discus, Sow. 1815, Min. Conch. Suppl. Ind. to vol. 1 Seite 5.

Nautilus discus, Sow. 1813, tab. 12, pag. 39.

Der Sowerby'sche Amm. discus gehört immer noch zu den seltensten Ammoniten, ich habe in den verschiedenen Samm-

lungen nicht mehr als 6 Exemplare von ihm gesehen, auch wurde die ächte Species nach Sowerby nicht wieder beschrieben, denn die unter der Bezeichnung Amm. discus abgebildeten Arten unterscheiden sich sämmtlich von dem Sowerby'schen Amm. discus. Der eigenthümliche Ammonit besitzt in der Jugend schmale und eng stehende sichelförmige Rippen, welche aber bei 3 Zoll Durchmesser verschwinden. Der Nabel ist beinahe geschlossen. Die gedrängt stehenden Loben zeichnen sich durch ihre einfache Form aus. Der Kiel ist noch besonders zugeschärft, was auf der Sowerby'schen Durchschnittszeichnug nicht angegeben ist.

Wurde von Sowerby aus dem Cornbrash von Kendal nordöstl. von Bedford (siehe Sow. suppl. Ind.) beschrieben; das abgebildete Exemplar, welches Herr J. Sowerby mir gef. zeigte, besitzt die oben erwähnten Eigenthümlichkeiten, der äussere Umgang ist aber beinahe glatt. Etwas kleinere Individuen, welche durch die feine Rippung leicht kenntlich sind, sah ich in der Sammlung von Rev. Dr. Griesbach zu Wollaston, welche derselbe im Cornbrasch von Rushden (Northamptonshire) gesammelt hatte. In Frankreich traf ich die Species nicht, auch wurde sie im südwestlichen Deutschland noch nicht nachgewiesen. Dagegen fand ich ein wohlerhaltenes und deutliches Exemplar des Amm. discus Sow. im Cornbrash von der Egg bei Aarau in der Schweiz. Es erreicht 3 Zoll Durchmesser, ist fein gerippt und besitzt sehr einfache Loben. Von Amm. Staufensis §. 53, Nr. 25. lässt sich Amm. discus Sow. nicht allein nach dem Lager, sondern auch der äussern Form nach unterscheiden.

4. Ammonites Hochstetteri, n. sp.

Die Loben sind sehr einfach wie bei der vorigen Species, doch trägt der Seitenlobus 3 in die Länge gezogene Zähne, während der von Amm. discus Sow. deren mehr besitzt. Die Rippen der Jugendexemplare sind breiter und stehen weniger gedrängt als bei Amm. discus Sow., verschwinden aber auch frühzeitig. Im Uebrigen besitzt Amm. Hochstetteri dieselbe scheibenförmige Gestalt, wie auch nahezu sämmtliche sonstige Charaktere der vorigen Species. Ich brachte den Ammoniten aus dem Cornbrash

von Wiltshire mit, erhielt aber erst kürzlich ein völlig damit übereinstimmendes Exemplar von der Lochen bei Balingen. Leider ist mir die Zone, aus welcher letzteres stammt, nicht bekannt, doch lässt seine Gesteinsart die Vermuthung zu, dass es in einer Schichte gefunden wurde, welche ihren Platz erst über dem dortigen Unteroolith einnimmt.

5. **Ammonites aspidoides**, n. sp.

Eine der bezeichnendsten Arten für diejenigen Schichten, welche im südwestlichen Deutschland und den angrenzenden Theilen der Schweiz die Etage des Grossooliths vertreten. Unterscheidet sich von Amm. discus Sow. durch die feinen zerschnittenen Loben, den etwas weiteren Nabel und die verschiedene Art der Rippung. Wahrscheinlich ist Leop. v. Buch's Ammon. discus (Pl. rem.) damit identisch. Bestimmter noch lässt sich Amm. discus complanatus, Quenst. Ceph. tab. 8, fig. 12 (und Amm. canaliculatus fuscus? ibid. als Jugendform) darauf übertragen. Die Figur von Amm. discus complanatus weicht nur in so ferne von unsern Naturexemplaren ab, als sie die schwachen Rippen nicht zeigt, welche ähnlich wie bei Amm. discus d'Orb. (non Sow.) angeordnet sind und in der Mitte der Seiten durch eine schwach erhöhte Spirallinie begrenzt werden. Amm. aspidoides unterscheidet sich von Amm. discus d'Orb. durch abweichende Loben, von Amm. Waterhousi dagegen durch seinen scharfen schneidenden Kiel. Er findet sich theils in kleinen verkiesten Exemplaren, theils gross und verkalkt, häufig längs der ganzen schwäbischen Alp. Seine Zone beginnt unmittelbar über der von Amm. Parkinsoni und erstreckt sich bis unter die Lagen des Amm. macrocephalus. So zu Bopfingen, Neuffen und Ehningen. Nicht minder zahlreich erhielt ich ihn in Begleitung des ächten Sowerby'schen Amm. discus im Cornbrash von der Egg bei Aarau in der Schweiz.

6. **Ammonites Waterhousi**, Morr. u. Lyc. 1851. Gr. Ool. I, tab. 1, fig. 4. Pal. Society.
(? Amm. subdiscus, d'Orb. 1846. tab. 146.)

Die Deutung dieser Species ist sehr schwierig, da Amm.

Waterhousi zu Amm. discus d'Orb. gestellt wird, die Abbildungen beider Arten jedoch zu grosse Unterschiede zeigen, als dass sie vereinigt werden könnten. Soll im englischen Unteroolith und Grossoolith vorkommen.

7. Ammonites biflexuosus, d'Orb. 1846. tab. 147.

Seltene Form aus dem Grossoolith von Ranville (Calvados) und Niort (Deux-Sèvres). Ich erhielt nur wenige unvollständige Exemplare derselben Species aus dem Cornbrash von der Egg bei Aarau in der Schweiz. Zu derselben Gruppe gehört Amm. subdiscus d'Orb., welcher aber bis jetzt erst von einer Lokalität, Niort (Deux-Sèvres), im Grossoolith nachgewiesen wurde.

8. Ammonites Württembergicus, n. sp.

Amm. Parkinsoni compressus, Quenst. 1846. Ceph. tab. 11, fig. 4.

Bildet eine besondere Species, welche zwar in der frühesten Jugend einige Aehnlichkeit mit dem Sowerby'schen Amm. Parkinsoni hat, sich aber später in ganz anderer Weise entwickelt. Amm Württembergicus ist viel hochmündiger als letzterer und wird im Alter glatt. Die Loben sind immer sehr einfach. Er erreicht eine bedeutende Grösse. Am Nipf bei Bopfingen sind Exemplare, welche über einen Fuss Durchmesser besitzen, nicht selten. An andern Punkten werden dagegen nur kleine verkieste Individuen gefunden, wie zu Ehningen und Oeschingen, dieselben liegen in den grauen Thonen, welche an der schwäbischen Alp über den Schichten des Amm. Parkinsoni beginnen und sich bis unter das Lager des Amm. macrocephalus erstrecken. Auch am Nipf bei Bopfingen findet sich Amm. Württembergicus immer unmittelbar unter den Macrocephalusschichten; die damit vorkommenden Muscheln gehören grösstentheils in die Etage des Grossooliths. In Frankreich fand ich nur einmal ein Bruchstück des Ammoniten in einem oolithischen Gestein an der Strasse zwischen Metz und Verdun. Von andern Punkten in Frankreich und England kenne ich ihn nicht. Seine Stellung in eine der Zonen des Grossooliths lässt sich desshalb nur durch einzelne damit auftretende Fossile,

sowie durch seine Lage unmittelbar unter den Macrocephalusschichten, beweisen.

9. **Ammonites ferrugineus**, n. sp.

Amm. Parkinsoni planulatus, Quenst. 1846. Ceph. t. 11, f. 3.

Steht in Beziehung auf die äussere Form zwischen Amm. Parkinsoni und der vorigen Species. Liegt gewöhnlich etwas tiefer als Amm. Württembergicus. Findet sich an der schwäbischen Alp bei Neuffen und Oeschingen und kommt meist in kleinen verkiesten Exemplaren vor.

10. **Ammonites Moorei**, n. sp.

Amm. sub-Backeriae, d'Orb. 1850. Prodr. 11. 11.

D'Orbigny citirt diese Species aus dem Bathonien verschiedener französischer Lokalitäten, wie von Niort, Vezelay u. s. w.

Ich erhielt den Ammoniten zahlreich aus dem Cornbrash von der Egg bei Aarau (Schweiz) und den oolithischen Kalken von Bopfingen. Wegen der Unzulässigkeit der vorhandenen Bezeichnung war ich genöthigt die Species neu zu benennen.

11. **Ammonites aurigerus**, n. sp.

? Amm. Backeriae, d'Orb. 1846. tab. 149, fig. 2 (non Sow.).

Steht dem Amm. convolutus parabolis, Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 2, sowie dem Amm. Backeriae d'Orb. ziemlich nahe, unterscheidet sich jedoch von letzterem durch seine Rippen, welche auf den innern Windungen unregelmässiger verlaufen, auf der Wohnkammer dagegen grössere Zwischenräume unter sich lassen. Die Exemplare zeigen entweder wohlerhaltene Ohren, oder sind solche doch am vordern Ende der Wohnkammer noch angedeutet. Ein ganz vollständiges Individuum, welches ich aus den grauen Thonen von Ehningen bei Reutlingen erhielt, trägt ein breites, langes, scharf begränztes Ohr, das sich gerade nach vorn erstreckt, ohne sich jedoch gegen oben und unten flächenartig auszudehnen, wie das von d'Orb. tab. 149, fig. 1 abgebildete. Auch besitzt der Ammonit eine etwas rundere, weniger comprimirte Wohnkammer als jene Figuren, trägt jedoch auf den innern Windungen ähnliche parabolische Erhöhungen. Die Thone, in

welchen er bei Ehningen gefunden wurde, gehören in die Etage des Grossooliths. Auch zu Bopfingen erhielt ich ihn aus Schichten desselben Alters. An der Egg bei Aarau liegt er häufig in dem dortigen Cornbrash.

12. Ammonites arbustigerus, d'Orb. 1845. tab. 143.

Wurde von d'Orbigny aus der Bathformation von Ranville (Calvados), Niort (Deux-Sèvres) u. s. w. beschrieben. Morris und Lyc. führen ihn aus derselben Etage von Minchinhampton (Gloucestershire) an. An der schwäbischen Alp erhielt ich mehrere verkieste Exemplare von $1^1/_2$—2 Zoll Durchmesser, welche mit dem französischen Vorkommen übereinstimmen. Sie fanden sich in den Thonen von Oeschingen und Ehningen, über der Zone des Amm. Parkinsoni. Einige grosse, aussen glatte Bruchstücke aus dem Cornbrash von Vögisheim, südwestl. Freiburg in Baden, scheinen gleichfalls zu derselben Species zu gehören.

13. Ammonites Wagneri, n. sp.

Amm. planula, d'Orb. 1846. tab. 144 (non Hehl).

Hehl's Amm. planula, Ziet. 1830. tab. 7, fig. 5 ist eine von d'Orbigny's Species gänzlich verschiedene Art aus dem obern Jura, wesshalb ich letztere von Neuem benenne. Amm. Wagneri kommt mit Amm. arbustigerus in der gleichen Etage vor und findet sich in Frankreich auch an denselben Lokalitäten. Im südwestlichen Deutschland erhielt ich ihn im Cornbrash von Kandern südwestlich von Freiburg in Baden.

14. Ammonites subcontractus, Morris u. Lyc. 1851. Gr. Ool. I. tab. 2, fig. 1.

Wurde aus dem Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire) beschrieben. In der Jugend soll die Species dem Amm. contractus, Sow. tab. 500, fig. 2 (Amm. Brocchi), nahe stehen, jedoch eine geringere Zahl von Rippen, weniger übergreifende Umgänge und eine breitere Mundöffnung besitzen. Wir finden den Ammoniten häufig in dieser Jugendform in den Thonen von Ehningen und Oolithen von Bopfingen, welche an beiden Lokalitäten die Etage des Grossooliths vertreten.

15. Ammonites Morrisi, n. sp.

Amm. macrocephalus, Morr. u. Lyc. 1851. Gr. Ool. I., tab. 2, fig. 3 (non Schloth.).

Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire). Jugendexemplare, welche wahrscheinlich zu derselben Art gehören, fand ich im Cornbrash von der Egg bei Aarau in der Schweiz. Von dem Schlotheim'schen Amm. macrocephalus lässt sich die Species wohl unterscheiden.

Die Cephalopoden aus der Zone des Amm. macrocephalus, bullatus u. s. w. werden zwar in mehreren Werken, siehe d'Orb. Prodr. 11, noch in diese Etage gestellt, was ich jedoch hier berichtige, indem ich in §. 59 u. §. 65 gezeigt habe, dass dieselben zwar unmittelbar über der Bathformation beginnen, nicht aber in dieselbe herabgehen.

So arm wir die Gasteropoden in den Schichten der Bathformation des südwestlichen Deutschlands und der angrenzenden Theile der Schweiz vertreten finden, so zahlreich sind dieselben an manchen englischen und französischen Lokalitäten vorhanden. Ich erinnere an die Vorkommnisse im Depart. des Calvados, welche durch die trefflichen Memoiren von Herrn E. Deslongchamps in den Schriften der Société linnéenne de Normandie bekannt wurden, ferner an die nicht minder interessanten, von Vic. d'Archiac (Mém. Soc. géol. de Fr. 1843) beschriebenen Arten aus dem Dep. der Aisne. Einen weitern beachtenswerthen Beitrag zur Kenntniss dieser Klasse finden wir im Bullet. Soc. géol. de Fr. 19. Nov. 1855, worin von M. E. Piette 30 Species von Flügelschnecken (Pterocera und Eustoma) aus der Grossoolithformation von den Dep. der Aisne, der Ardennen und der Moselle abgebildet und beschrieben werden. Die bedeutendste Vermehrung geschah aber durch die Monographie von Morris und Lycett (Mollusca from the great Oolithe, Part I, Paläontographical Society, 1850 und 51), worin über 170 Arten von Gasteropoden zusammengestellt und abgebildet werden, deren Mehrzahl in dem Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire) gefunden wurde. Die meisten derselben sind entweder neue Species, oder waren doch vorher in jenem Distrikte nicht

nachgewiesen worden, doch wurden unter denselben auch mehrere Arten des Unteroolithe aufgenommen.

Sehr beträchtlich sind immerhin auch die Zusammenstellungen, welche d'Orbigny schon im Jahre 1850 in seinem Prodrome gab. In der Etage XI. Nr. 21—148 finden wir alles aus dieser Etage vorher Bekannte nahezu vollständig zusammengetragen und auf diese Weise 128 Arten von deutschen, französischen und englischen Lokalitäten vereinigt. Wir bekommen hiedurch einen Ueberblick über das damals Bekannte, müssen aber zugleich einsehen, wie wenig diese Forschungen hinreichend sind, um für Schichtenvergleiche jetzt schon Nutzen zu bringen. Unter obigen 128 Arten sind keine 20 angeführt, welche an zwei Lokalitäten verschiedener Provinzen gefunden worden wären, während die Zahl derer beinahe Null ist, welche man nicht allein von verschiedenen Gegenden kennt, sondern welche zugleich auch in einer bestimmten Zone durchgehend nachgewiesen worden wären. Ich muss desshalb die Klasse der Gasteropoden hier beinahe ganz übergehen, denn es werden noch bedeutende Arbeiten dazu gehören, um in dieser Richtung Resultate für die Eintheilung der Etage und Vergleichung ihrer Glieder zu gewinnen

16. **Chemnitzia vittata**, d'Orb. 1850. Prodr. 11. 29.
Melania vittata, Phill. 1829. tab. 7, fig. 15, pag. 145.
Nerinea suprajurensis, d'Arch. Mém. Soc. géol. de Fr. 1843. pag. 382, tab. 30, fig. 10.
Nerinea Archiaciana, d'Orb. Pal. fr. tab. 253, fig. 9.

Ein wohlerhaltenes Exemplar, welches ich von H. Leckenby in Scarborough (Yorkshire) aus dem dortigen Cornbrash erhielt, stimmt mit den Figuren von d'Orb. und d'Arch. überein. Innere Falten besitzt dasselbe nicht, wesshalb die Schnecke zu Chemnitzia zu stellen ist. Von beiden Autoren wurde sie aus dem Aisne-Dep. beschrieben, woselbst sie in der gleichen Zone wie in Yorkshire gefunden wird.

17. **Natica Zelima**, d'Orb. 1852. tab. 290, fig. 7—8.

Cornbrash und Forestmarble. Marquise (Pas de Calais), Ranville (Calvados).

18. **Pterocera camelus**, Piette. Bullet. Soc. géol. de Fr. 19. Nov. 1855. pag. 98, tab. 4, fig. 15—17.

Wurde aus den obern Lagen der Bathformation von Rumigny und Eparcy (Aisne) beschrieben. Ich erhielt ein wohlerhaltenes Exemplar derselben Species von H. Bouchard aus dem Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais).

19. **Pterocera pupäformis**, d'Orb. 1850. Prodr. 11. 110. Rostellaria pupäformis, d'Arch. Mém. Soc. géol. de Fr. 1843. tab. 31, fig. 11, pag. 385.

Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais) und Eparcy (Aisne).

20. **Bulla undulata**, Bean, Mag. of nat. h. 1839. Morris und Lyc. Gr. Ool. I, tab. 8, fig. 8.

Herr Leckenby in Scarborough hatte die Güte mir ein Exemplar der Bean'schen Species mitzutheilen, welches in dem dortigen Cornbrash gefunden wurde. Ganz dieselbe Art erhielt ich kürzlich von Herrn Bouchard aus dem Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). Morris und Lyc. beschreiben die Species aus dem obern Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire).

21. **Panopaea sinistra**, d'Orb. 1850. Prodr. 10, 221. Arcomya sinistra, Agass. 1843. Myes, tab. 9, fig. 1—3.

Cornbrash von der Egg bei Aarau und von Goldenthal (Cant. Solothurn).

22. **Panopaea brevis**.
Arcomya brevis, Agass. ibid. tab. 9, fig. 4—6.

Mit der vorigen Art.

23. **Panopaea Haueri**, n. sp.
Myacites calceiformis, Morris u. Lyc. 1853. Gr. O. II. tab. 11, fig. 2, pag. 113 (non Phill.).

Häufig im Cornbrash und Forestmarble von Wiltshire und Northamptonshire, sowie von Marquise bei Boulogne (Pas de

Calais). Die ächte Phillips'sche Species des Unterooliths lässt sich davon unterscheiden.

24. **Panopaea decurtata**, d'Orb. 1850. Prodr. II. 153. Amphidesma decurtatum, Phill. 1829. tab. 7, fig. 11.

Cornbrash: Scarborough (Yorkshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Egg bei Aarau (Schweiz).

25. **Panopaea securiformis**, d'Orb. 1850. Prodr. II. 154. Amphidesma securiforme, Phill. 1829. tab. 7, fig. 10.

In England mit der vorigen Art.

26. **Pholadomya texta**, Agass. 1842. Myes. tab. 4ᵇ, fig. 7—9, pag 81.

Cornbrash von Aarau und Solothurn, sowie von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais).

27. **Pholadomya ovulum**, Agass. 1842. Myes. tab. 3, fig. 7—9, und tab. 3ᵇ, fig. 1—6, pag. 119.

Cornbrash von Goldenthal bei Solothurn und Egg bei Aarau (Schweiz).

(*Pholadomya gibbosa* siehe §. 53. Nr. 102.)

28. **Pholadomya acuticosta**, Sow. 1827. tab. 546, fig. 1, 2. Morr. u. Lyc. 1853. Gr. Ool. II. tab. 13, fig. 13.

Wurde aus den Stonesfeld-Slates, sowie aus den obern Grossoolithschichten von Gloucestershire beschrieben. An der schwäbischen Alp findet sich dieselbe Species in den oolithischen Bänken, welche in den Umgebungen von Wasseralfingen an der Grenze zwischen den Zonen des Amm. Parkinsoni und Macrocephalus liegen.

29. **Pholadomya deltoidea**, Morr. 1854. Cat. 2 ed. p. 220. Cardita deltoidea, Sow. 1818. tab. 197, fig. 4.

Die grosse aufgeblähte Muschel findet sich häufig in dem Cornbrash von Kandern und Vögisheim, südwestlich von Freiburg in Baden. In England erhielt ich sie aus den mergeligen Kalken derselben Etage von Kingsthorpe bei Northampton.

Aerolithenfalles erkennen? Sind hier Eiſen und Gold mit einander verwechſelt und war das heilige Gold ein glühender Meteorſtein, der von Pallas in Sibirien aufgefundenen Maſſe ähnlich, aus der man Ackerwerkzeuge ſchmieden konnte, wie die Eſquimaux der Baffinsbay ſich ihre Meſſer aus einer im Schnee halbvergrabenen Meteormaſſe noch in unſern Tagen bereiten? Ich weiß, daß phyſiſche Erklärungen alter Mythen und neuerer Wunder jetzt nicht beliebt ſind, und daß ich beſorgen muß, auf den Irrweg alexandriniſcher Grammatiker zu gerathen; aber einem Naturforſcher iſt die Erinnerung an einen Aerolithenfall wohl zu verzeihen. Vielleicht war das vom Himmel gefallene Metall nur glühend, um die älteren Söhne abzuhalten? Auch nach deutſchem Volksglauben leuchtet und brennt der Ort, wo ein Schatz vergraben liegt. Solche Betrachtungen leiten ab von ſpeciell-phyſiſchen Deutungen!

Das Wiederauffinden goldhaltiger Sandlager in Nord-Aſien, jenſeits des Obi, das Steigen eines einjährigen Ertrages des Altaiſchen oder Kusnezkiſchen Waſchgoldes bis zu einem Gewicht von 130 Pud oder 9100 preuß. Mark iſt eine Begebenheit in der Geſchichte des Goldhandels: ſie iſt eine um ſo wichtigere Begebenheit, als ſie dem, Europa unmittelbar unterworfenen Theile von Aſien zugehört, und als die ganze Ausbeute zu uns in Weſten hinüberfließend auf den europäiſchen Goldmarkt einwirkt. So uralt auch der Bergbau auf anſtehende Erzmittel unter der unbeſtimmten Benennung Tſchudiſcher Schürfe * in Sibirien iſt, ſo erklären ſich die

qui primus conspexisset, propius accedentem capere ista voluisse; sed eo accedente, aurum arsisse. Quo digresso, accessisse alterum et itidem arsisse aurum. Hos igitur ardens aurum repudiasse; accedente vero nato minimo, fuisse extinctum, hunc que illud domum suam contulisse: qua re intellecta, fratres majores ultro universum regnum minimo nato tradidisse. Sacrum autem illud aurum custodiunt Reges summa cura; et quotannis conveniunt, majoribus sacrificiis illud placantes. Dicuntque Scythae, si quis sontis illis diebus aurum hoc tenens obdormiverit sub dio, hunc non transigere illum annum." Die Maſſageten, nach Ammianus Marcellinus ein alaniſcher Stamm, wandten zur Rüſtung und zum Pferdeſchmuck das Gold, wie andere Völker das Eiſen an. (Her. I, 215.)

* Die ſogenannten Tſchudiſchen Schürfe und Tſchudiſchen Gruben Nord-Aſiens gehören nicht einem Volksſtamm zu. Der Name dieſes

30. **Pholadomya lyrata**, Morr. Cat. 2 ed. pag. 220.
Cardita lyrata, Sow. 1818. tab. 197, fig. 3.

Das Hauptlager dieser Muschel bildet der Cornbrash. Ich erhielt sie daraus von Stanton bei Chippenham (Wiltshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Egg bei Aarau (Schweiz). Sie findet sich ferner in den mergeligen Kalken von Kingsthorpe (Northamptonshire). Nach Morr. Cat. würde sie auch in der Fullersearth von Wiltshire und Gloucestershire vorkommen. Phol. carinata Goldf. lässt sich wohl davon unterscheiden.

31. **Goniomya proboscidea**, Agass. 1842. Myes. tab. 1, fig. 6 und 7, tab. 1*, fig. 1—9, pag. 17.
Mya litterata, Phill. tab. 7, fig. 5 (non Sow.).

Findet sich häufig im Cornbrash von Kandern und Vögisheim, südw. von Freiburg in Baden, sowie von der Egg bei Aarau (Schweiz). Agassiz beschreibt sie aus dem Calcaire roux sableux (Cornbrash) des Cantons Solothurn. In Württemberg erhielt ich dieselbe Species aus den Schichten gleichen Alters vom Nipf bei Bopfingen. Sowerby's Mya Vscripta gehört nur theilweise dazu, da Sowerby verschiedene Arten unter derselben Benennung vereinigte, dagegen scheint die Phillips'sche Mya litterata aus dem Cornbrash von Scarborough (Yorkshire) damit identisch zu sein.

32. **Goniomya angulifera**, Sow. sp. 1819. tab. 224, fig. 6 und 7.

Die typischen Exemplare der Sowerby'schen Species, welche ich aus der Fullersearth der Umgebungen von Bath mitbrachte, lassen sich durch ihre längere Form und durch ihre stärkeren Rippen von der vorigen Art unterscheiden; Gon. angulifera findet sich ausserdem im Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire). D'Orbigny führt sie aus derselben Etage von mehreren französischen Lokalitäten an.

33. **Lyonsia peregrina**, d'Orb. 1850. Prodr. II. 169.
Unio peregrinus, Phill. 1829. tab. 7, fig. 12.

Cornbrash: Scarborough (Yorshire), Marquise bei Boulogne

(Pas de Calais), Kandern südw. Freiburg (Baden), Ring (Kant. Solothurn).

34. Ceromya concentrica, Morr. u. Lyc. 1853. Gr. Ool. II, tab. 10, fig. 3.

Isocardia concentrica, Sow. 1825. tab. 491, fig. 1.

Das Hauptlager dieser Muschel bildet der Cornbrash (und Forestmarble); ich erhielt sie daraus von Stanton (Wiltshire) und von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). Sie findet sich ferner zu Kingsthorpe (Northamptonshire). Morris u. Lyc. beschreiben sie auch aus tiefern Schichten. Von der Species des Unterooliths (Cer. concentr. Phill.) lässt sich dieselbe wohl unterscheiden.

35. Ceromya plicata, Agass. 1842. Myes. tab. 8[d].

Ceromya plicata, Morr. u. Lyc. Gr. Ool. II, t. 10, f. 1, 2.

Morris und Lyc. beschreiben die Muschel aus verschiedenen Lagen der englischen Bathformation. D'Orb. Prodr. 11. 171 weist ihre Verbreitung in derselben Etage in Frankreich nach. Nach Agassiz, Myes, pag. 33, findet sie sich in dem Calcaire roux sableux (Cornbrash) von Goldenthal (Kant. Solothurn).

36. Thracia lens, d'Orb. 1850. Prodr. 11. 174.

Corimya lens, Agass. 1845. Myes. t. 36, f. 1-15, p. 267.

Findet sich im Cornbrash von Wiltshire in England, sowie in den Schichten gleichen Alters von Kandern südwestlich von Freiburg in Baden.

37. Thracia alta.

Corimya alta, Agass. 1845. Myes. t. 39, f. 7-10, p. 268.

Mit der vorigen Art in derselben Schichte. Wahrscheinlich gehört die von d'Orb. Prodr. 11. 173 als Thracia Viceliacensis von Marquise bei Boulogne beschriebene Art dazu.

38. Anatina pinguis, d'Orb. 1850. Prodr. 11. 177.

Cercomya pinguis, Agass. 1843. Myes. tab. 11, fig. 19 bis 21, tab. 11[a], fig. 17—18, pag. 147.

Cornbrash (Calc. roux sableux) von der Egg bei Aarau und vom Kanton Solothurn.

39. **Leda lacryma**, Morr. u. Lyc. 1853. Gr. Ool. II., tab. 5, fig. 15.

Nucula lacryma, Sow 1824. tab. 476, fig. 3.

Wurde von Sowerby aus dem Grossoolith von Ancliff (Wiltshire) beschrieben. D'Orb. Prodr. erwähnt sie aus der gleichen Etage von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). An der schwäbischen Alp finden wir bei Ehningen und an der Lochen bei Balingen dieselbe Muschel in den Thonen zwischen den Zonen des Amm. Parkinsoni und des Amm. macrocephalus.

40. **Leda mucronata**, d'Orb. 1850. Prodr. II. 189.

Nucula mucronata, Sow. 1824. tab. 476, fig. 4.

Mit der vorigen Art, von welcher sie sich durch ihre concentrisch gestreifte Schale unterscheidet. Siehe §. 53, Nr. 116.

41. **Nucula variabilis**, Sow. 1824. tab. 475, fig. 2.

Grossoolith von Ancliff (Wiltshire). Findet sich an der schwäbischen Alp in den Thonen über Amm. Parkinsoni. Zu Kandern in Baden kommt sie zahlreich in dem dortigen Cornbrash vor.

42. **Nucula Suevica**, n. sp.

Findet sich mit der vorigen Art an der schwäbischen Alp, sowie im Cornbrash von Kandern, südwestlich von Freiburg in Baden. Unterscheidet sich von derselben durch aufgeblähtere Form und stärkere Wirbel. Die Muschel wird an letzterer Lokalität meist als Steinkern gefunden, an ersterer dagegen liegen die Kieskerne mit zum Theil oder ganz erhaltener Schale in den grauen Thonen.

43. **Astarte Zieteni**, n. sp.

Steht der äussern Form nach der Isoc. leporina Ziet, tab. 62, fig. 5, nahe, doch treten die Wirbel stärker hervor und entfernen sich mehr von einander. Die Schale ist mit 10—12 deutlichen concentrischen Rippen bedeckt, der Rand dagegen auf der Innenseite gezähnt. Liegt in grosser Zahl in den grauen Kalken des Cornbrashs von Vögisheim und Kandern, südwestlich von Frei-

burg in Baden. An der schwäbischen Alp fand ich bis jetzt nur wenige Exemplare derselben Species in den Schichten gleichen Alters.

44. Cypricardia rostrata, Morr. u. Lyc. Gr. O. II, p. 75.
Isocardia rostrata, Sow. 1821. tab. 295, fig. 3.
Cardium Beaumonti, d'Arch. Mém. Soc. geol. de Fr. 1843. tab. 26, fig. 4, pag. 373.

Die Muschel variirt in Beziehung auf ihre äusseren Dimensionsverhältnisse, doch lässt sich die ausgeprägte Form immer wieder leicht erkennen. Findet sich zahlreich in der Oberregion der Etage in Gloucestershire, zu Kingsthorpe (Northamptonshire) und Aubenton (Aisne). Ausserdem kenne ich sie aus dem Cornbrash von Stanton bei Chippenham (Wiltshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Kandern und Vögisheim, südwestlich Freiburg (Baden), Egg bei Aarau (Schweiz).

45. Trigonia angulata, Sow. 1826. tab. 508, fig. 1.
Trig. undulata, Agass. 1841. Trig. tab. 6, fig. 1.

Bezeichnend für die Etage des Grossooliths, doch wird die Species aus verschiedenen Schichten derselben angegeben, dabei ist auch ihre Verbreitung ziemlich gross. Ich erhielt sie aus den sandigen und mergeligen Kalken von Northamptonshire, sowie aus dem Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). Agassiz beschreibt sie aus dem Hauptrogenstein des Schönebergs bei Freiburg. Eine wahrscheinlich dazugehörige Form findet sich in den obersten Oolithschichten des Moselle-Departements.

46—48. Trigonia imbricata, Sow. 1826. tab. 507, fig. 2 und 3. Morr. u. Lyc. Gr. Ool. II. tab. 6, fig. 8.

Wurde aus dem Grossoolith von Ancliff beschrieben. Eine ihr ähnliche Form findet sich an der schwäbischen Alp bei Ehningen in den grauen Thonen über Amm. Parkinsoni. Sie wird etwas grösser als Trig. imbricata, dagegen ist die Zahl der concentrischen Knotenreihen geringer, indem dieselben breitere Zwischenräume unter sich lassen. Von den feinen und scharfen

Konten aus verlauft je eine schmale erhöhte Rippe in radialer Richtung bis gegen die nächstfolgende Reihe. Es gleicht somit die Species, welche ich *Trigonia Kurri* nenne, in vielen Beziehungen der Goldfuss'schen Figur 5ᵃ, tab. 136, nur dass bei Trig. Kurri die Arealfläche kleiner ist, entferntstehende, aber gerade Rippen trägt, welche in radialer Richtung in keiner Weise unterbrochen werden. Bei Vögisheim, südwestl. von Freiburg in Baden, fand ich die Muschel zahlreich in den grauen Bänken des Cornbrash's, was mit ihren Lagerungsverhältnissen in Württemberg übereinstimmen würde. In derselben Etage kommt sie bei Domfront (Sarthe) vor.

Noch weitere Arten von Trigonia finden sich in der Etage des Grossooliths, besonders häufig sind die Costaten beinahe in sämmtlichen Lagen. Ich erwähne hier noch eine Species, welche ich von Herrn Bouchard aus dem Cornbrash von Marquise bei Boulogne erhielt. Die Muschel gleicht der Trig. duplicata, Morris und Lyc. Gr. Ool. tab. 6, fig. 2, doch ist sie kürzer als jene und besitzt dabei nahezu die doppelte Anzahl feinerer Rippen, welche aber in Beziehung auf ihre Anordnung mit denen obiger Figur übereinstimmen. Ich nenne sie *Trigonia Bouchardi* nach dem Namen des um die geologische Untersuchung seines Departements so verdienten Gelehrten.

49. **Trigonia interlaevigata**, Quenst. 1852. Handb. p. 523. Trig. costata var. triangularis, Goldf. tab. 137, fig. 3ᵈ.

Die Rippen verschwinden, ehe sie die seitliche Kante erreichen, so dass vor derselben eine glatte Fläche gebildet wird, welche gewöhnlich auf der rechten Schale breiter ist als auf der linken. Findet sich zu Ebningen, Oeschingen und an der Lochen bei Balingen über der Zone des Amm. Parkinsoni. Zu Vögisheim südwestlich von Freiburg in Baden erhielt ich ein Bruchstück derselben Species in dem dortigen Cornbrash.

50. **Lucina Orbignyana**, d'Arch. Mém. Soc. géol. de Fr. 1843. tab. 26, fig. 2, pag. 371.

Cornbrash von Eparcy (Aisne) und Marquise bei Boulogne (Pas de Calais).

51. **Lucina Bellona**, d'Orb. 1850. Prodr. II. 234.
Lucina lyrata, d'Arch. Mém. Soc. géol. de Fr. 1843. pag. 372, tab. 26, fig. 3 (non Phill.).

Bathonien: Eparcy (Aisne), dessgl. in England in Gloucestershire und Northamptonshire.

52, 53. **Lucina Lycetti**, n. sp.
(Lucina Bellona var. depressa, Morr. u. Lyc. 1853. Gr. Ool. II. pag. 67?)

In den Thonen über der Zone des Amm. Parkinsoni finden sich an der schwäbischen Alp mehrere Arten von Lucina, unter denen eine wahrscheinlich mit der englischen Grossoolithspecies identisch ist. Die Muschel bleibt zwar kleiner und ist dabei flacher als die angegebene Figur, doch hat ihre Streifung viele Aehnlichkeit mit der von Lucina Bellona d'Orb. Sie findet sich in grosser Zahl zu Rathshausen bei Balingen. Mit ihr kommt eine runde, stark concentrisch gestreifte Art vor, welche ich Lucina Morrisi nenne. Ihre Schalen sind sehr gewölbt, die concentrischen Streifen lassen unregelmässige Zwischenräume unter sich. Eine dritte, beinahe glatte Art, welche vielleicht zu Lucina despecta var: cardioides Morr. und Lyc. gehört, fand ich im Cornbrash von Vögisheim und Kandern.

54. **Unicardium varicosum**, d'Orb. 1850. Prodr. II. 246.
Venus varicosa, Sow. 1821. tab. 296.

Im Cornbrash von Stanton bei Chippenham (Wiltshire), Felmersham bei Bedford (Bedfordshire), in den mergeligen Kalken derselben Etage von Kingsthorpe (Northamptonshire), in den Oolithen von Luc (Calvados); ferner im Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), dessgl. an der Egg bei Aarau (Schweiz).

55. **Cardium citrinoideum**, Phill. 1829. tab. 7, fig. 7.

Wurde von Phillips aus dem Cornbrash von Scarborough (Yorkshire) beschrieben. Einige aus dem Cornbrash von Wiltshire, den mergeligen Kalken von Northamptonshire, sowie aus

den Schichten gleichen Alters von der Egg bei Aarau mitgebrachte Exemplare besitzen zwar eine etwas rundere Form, als die Phillips'sche Figur sie angibt, gehören aber wahrscheinlich zu der gleichen Species. Dieselbe Muschel findet sich in den oolithischen Bänken, welche am Nipf bei Bopfingen über der Zone des Amm. Parkinsoni liegen.

56. Isocardia minima, Sow. 1821. tab. 295, fig. 1.

Cornbrash: Stanton (Wiltshire), Scarborough (Yorkshire), Marquise (Pas de Calais), Kandern (Baden).

57. Arca texturata, Münst. 1837. Goldf. tab. 123, fig. 5.

Liegt in den Thonen und Oolithen über der Zone des Amm. Parkinsoni zu Oeschingen, an der Lochen bei Balingen und am Nipf bei Bopfingen.

58. Arca sublaevigata, d'Orb. 1850. Prodr. 10. 365.
Cucullaea sublaevigata, Hartm. Ziet. 1833. t. 56. f. 3.
Cuc. parvula, Ziet. ibid. fig. 4. Quenst. Flözgeb. p. 371.
Arca concinna, Goldf. tab. 123, fig. 6 (non Phill.).

Im südwestlichen Deutschland ist diese Species eine der leitendsten Arten für die Thone und Oolithe, welche unmittelbar über der Zone des Amm. Parkinsoni folgen. Sie kommt darin bei Bopfingen, Gammelshausen, Neuffen, Ehningen und Oeschingen und an andern Punkten der schwäbischen Alp vor. Goldfuss bildet sie von Rabenstein in Bayern ab. In Baden fand ich Steinkerne derselben Muschel in den Bänken des Cornbrash's von Kandern, südw. Freiburg. In derselben Etage kommt sie in Frankreich und England vor, ich erhielt sie aus den Oolithen von Luc (Calvados). Morr. und Lyc. Gr. Ool. II., pag. 50, führen sie als C. concinna Phill. aus dem engl. Grossoolith an.

59. Arca cucullata, Münst. Goldf. tab. 123, fig. 7.

Findet sich mit der vorigen Art in derselben Schichte und an mehreren der oben genannten Lokalitäten.

(*Mytilus Sowerbyanus*, d'Orb., siehe ante §. 53, Nr. 174.)

60. **Mytilus imbricatus**, Morr. u. Lyc. 1853. Gr. Ool. II. pag. 41.
Modiola imbricata, Sow. 1818. tab. 212, fig. 1 (3?).
Mytulites modiolatus, Schloth. 1820. pag. 300.

Wurde von Sowerby aus dem Cornbrash von Felmersham bei Bedford (Bedfordshire) beschrieben; findet sich in den mergeligen Kalken derselben Etage in grosser Zahl in den Umgebungen von Northampton und Wollaston (Northamptonshire), desgl. im Cornbrash von Kandern und Vögisheim, südwestlich Freiburg (Baden), an der Egg bei Aarau (Schweiz), sowie in den Schichten gleichen Alters am Nipf bei Bopfingen (Württemberg).

61. **Mytilus Helveticus**, n. sp.

Hat viele Aehnlichkeit mit dem in den obersten Jurakalken von Einsingen bei Ulm vorkommenden Mytilus, der bisweilen mit Sowerby's Pinna ampla identificirt wird. Mytilus helveticus erreicht zwar nicht die ganze Grösse der letzteren, besitzt aber dennoch bedeutende Dimensionen. Ich fand ein Exemplar, dessen grösste Länge 6 Zoll misst. Die dicken Schalen tragen besonders auf der vordern Ausbreitung schwache Erhöhungen, welche in parallele Reihen geordnet sind. Die Schlosslinie macht mit dem hintern Rande einen schwach stumpfen Winkel. Die beiden Schalen wölben sich bedeutend, so dass der Durchmesser unter den Wirbeln über $2^1/_2$ Zoll betragen kann, während sie sich gegen den Rand hin verflachen. Cornbrash von der Egg bei Aarau (Schweiz).

62. **Mytilus asper**, Morr. u. Lyc. Gr. Ool. II. pag. 39.
Modiola aspera, Sow. 1818. tab. 212, fig. 4.

Findet sich in England mit Mytilus imbricatus Nr. 60. Im südwestl. Deutschland erhielt ich ihn im Cornbrash von Kandern in Baden.

(Lima duplicata, siehe § 53, Nr. 176.)

63. **Lima Helvetica**, n. sp.
Lima gibbosa, Goldf. tab. 102, fig. 10 (non Sow.).

Charakterisirt die obersten Schichten der Etage des Gross-

ooliths. Findet sich selten im englischen Cornbrash, häufiger zu Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). In unendlicher Menge liegt sie dagegen im Cornbrash von der Egg bei Aarau in der Schweiz. Die typischen Exemplare von letzterer Lokalität lassen sich durch die grössere Anzahl der Rippen von der Sowerby'schen Lima gibbosa unterscheiden, worauf schon Morris und Lyc. Gr. Ool. II., pag. 28 hingewiesen haben.

64. **Limea duplicata**, Münst. 1836. Goldf. t. 107, f. 9.

Die kleine Muschel wurde bis jetzt zwar noch nicht häufig gefunden, doch glaube ich sie als Leitmuschel des Cornbrash's aufnehmen zu müssen. Sie kommt darin zu Kandern südwestl. Freiburg in Baden vor. Quenst. Handb. pag. 510 führt sie aus den Geschieben des Kreuzberges bei Berlin und von der Egg bei Aarau an. In Frankreich fand ich sie unweit Mars la Tour zwischen Metz und Verdun mit Terebr. lagenalis in einem oolithischen Gestein, dessen Lagerung ich zwar nicht genauer untersuchen konnte, dessen Fossile sich aber als Arten des Cornbrash's erwiesen.

65. **Avicula echinata**, Sow. 1819. tab. 243, fig. 1.
Av. tegulata, Goldf. 1836. tab. 121, fig. 6.

Hauptleitmuschel für die oberen Lagen der Etage des Grossooliths. Zu Stanton bei Chippenham (Wiltshire) kann man sie in den Thonen des Cornbrash's zu Tausenden sammeln, während sie in den tieferen festen Bänken des Forestmarbles viel seltener zu sein scheint, wenigstens gelang es mir nicht an derselben Lokalität ein Exemplar darin zu finden. Gleichfalls häufig kommt sie im Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais) vor. Nach Morris und Lyc. Gr. Ool. II., pag. 16, würde sie auch schon in tieferen Schichten vorhanden sein und von der Fullersearth bis zum Cornbrash durchgreifen. Auch d'Archiac (Mém. Soc. géol. de Fr. 1843. pag. 342—349) beschreibt sie aus mehreren Zonen der Etage vom Dep. der Aisne. Im südwestlichen Deutschland kennt man sie nur von wenigen Lokalitäten. An der schwäbischen Alp wurde die ächte Sowerby'sche Species noch

nicht nachgewiesen, dagegen erwähnen sie Goldfuss und Fromherz aus dem Grossoolith des Breisgaus.

66. Avicula costata, Sow. 1819. tab. 244, fig. 1.

Kommt mit Ter. digona nicht selten in den Bradfordthonen der Umgebungen von Bath (Wiltshire) vor, desgl. in den Oolithen von Luc (Calvados). Morris und Lyc. Gr. Ool. II, pag. 16, erwähnen sie auch aus dem eigentlichen Grossoolith.

67. Perna quadrata, Sow. 1825. tab. 492.

Noch ist es unentschieden, ob die ächte Sowerby'sche Perna quadrata die comprimirte, der Perna isognomonoides §. 53, Nr. 194, ähnliche Muschel oder die grosse aufgeblähte Species ist, welche Lycett Ann. and Mag. Juni 1855 als Perna quadrata Sow. abgebildet hat. Die Sowerby'sche Figur lässt keine sichere Deutung zu, sein Originalexemplar scheint nicht wieder untersucht worden zu sein. Beide Formen kommen in der Etage des Grossooliths in England vor.

68. Pecten vagans, Sow. 1826. tab. 543. fig. 3, 4.
Pecten fibrosus, Quenst. 1852. Handb. tab. 40, f. 43.

Hauptleitmuschel des Cornbrash's. Ich erhielt ihn daraus von Stanton bei Chippenham (Wiltshire), von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais) und von Kandern südwestlich von Freiburg (Baden), woselbst er zwar sehr häufig und wohlerhalten vorkommt, jedoch nicht über 7 Linien gross wird, während die französischen und englischen Exemplare die doppelten Dimensionen erreichen. D'Archiac beschreibt die Species aus dem Bathonien des Dep. der Aisne. Die Sowerby'schen Typen für seine Fig. 3 u. 4 stammen aus dem Cornbrash von Chatley-Lodge (Somersetshire). Dagegen wird Pecten vagans auch aus tiefern Schichten der Etage angegeben, in welchen jedoch sein Vorkommen nur sehr vereinzelt sein kann.

69. Pecten hemicostatus, Morr. u. Lyc. 1853. Gr. O. II., tab. 1, fig. 16, pag. 10.

Bezeichnende Species für die Etage des Grossooliths, scheint aber in mehreren Lagen derselben vorzukommen. Ich erhielt ihn

beträchtlichen Maſſen verarbeiteten Goldes, die man bei der erſten Beſitznahme des Landes in jenem Lande in den Gräbern fand, und von denen die Petersburger Sammlungen ſo merkwürdige Stücke aufzuweiſen haben, doch leichter noch durch ein frühes Auffinden von Goldgeſchieben im Schuttlande nahe an der Oberfläche der Erde. Müller, der vortreffliche Geſchichtſchreiber Sibiriens, erzählt, daß durch die erſten Goldſchätze, die man aus den Gräbern (Kurganni) ſammelte, in Krasnojarsk der Werth des Goldes auf das Ueberraſchendſte herabſank. * Inner-Aſien, zwiſchen den Bergſyſtemen des Himalaya- und des vulkaniſchen Himmels-Gebirges, bildet, wie China, ein politiſch und faſt auch merkantiliſch-geſchloſſenes Ganze. So wenig wir auch ſeit den glänzenden Zeiten der mongoliſchen Dynaſtien am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, ſeit den Reiſen der Venezianer Poli von jenem Erdſtriche wiſſen, ſo iſt doch neuerlichſt (im Süden durch Indien, im Norden durch Sibirien) manche Kunde von den goldhaltigen Sandlagern Inner-Aſiens zu den Europäern gelangt. Die Zeitungen von Calcutta berichten, daß im ganzen weſtlichen Tübet alle Flüſſe goldführend ſind, und daß die Eingebornen das Gold durch Amalgamation (Anquicken) gewinnen. ** Altindiſche Mythen machen den Herrſcher des Nordens, Kuwera, zugleich zum Gott des Reichthums, und es iſt merkwürdig genug, daß die Reſidenz des Gottes (Alakâ) nicht im Himalayagebirge ſelbſt, ſondern auf dem Kailâſa jenſeits des Himalaya in Tübet *** zu ſuchen iſt. Nordweſtlicher, jenſeits der Bergkette des Kuenlun, welche die Gebiete von Ladak und Khotan trennt, ſetzt Heeren, † und ich glaube mit vieler Wahrſcheinlichkeit, die große goldreiche Sandwüſte, welche die an Caspatyrus (Kaſchmir) grenzenden Inder beſuchten, und in denen die „Ameiſen kleiner wie

erzſuchenden, metallſchmiedenden Kabiren-Volkes bezeichnete urſprünglich nur Fremde, Nicht-Ruſſen (barbari), beſtimmter aber in den Ruſſiſchen Jahrbüchern nach Klaproth (Asia polyglotta p. 184) und nach den neueſten gelehrten Unterſuchungen Sjögren's (Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg VIme Série. T. I. p. 309) alle finniſchen, das heißt uraliſchen Stämme.

* Journal asiatique, T. II. p. 12.

** A. a. O. T. I. p. 361.

*** Albert Höfer, Ueberſetzung der Urwaſi des Kalidâſa. 1837. S. 90.

† Her. III. 102—106. (Herren. Thl. I. Abthl. I. S. 90, 102, 340—345.) Vergl. Ritter, Aſien, Th. II. S. 657—660.

von Stanton und Bradford (Wiltshire), Luc (Calvados), Marquise (Pas de Calais), Vögisheim und Kandern (Baden), Egg bei Aarau (Schweiz).

70. Pecten annulatus, Sow. 1826. tab. 542. fig. 1.

Im Cornbrash und Forestmarble von Stanton (Wiltshire), Bridport (Dorsetshire), sowie in den mergeligen Kalken desselben Alters von Kingsthorpe (Northamptonshire).

71. Pecten laminatus, Sow. 1818. tab. 205, fig. 4.

Wird häufig mit Pecten lens aus dem Coralline Oolithe von Oxfordshire verwechselt, unterscheidet sich jedoch durch die Art der Rippung von ihm und erreicht auch die Grösse des letzteren nicht. Sowerby beschreibt ihn aus dem Cornbrash von Chatley-Lodge (Somersetshire); ich erhielt ihn aus den entsprechenden Bildungen von Northamptonshire, sowie von der Egg bei Aarau in der Schweiz.

72. Pecten Rypheus, d'Orb. 1850. Prodr. II. 328.

Der glatte comprimirte Pecten, welchen d'Orbigny aus den Oolithen von Luc beschreibt, findet sich in grosser Häufigkeit mit Ter. lagenalis im Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), von Kandern und Vögisheim (Baden), sowie an der Egg bei Aarau (Schweiz).

73. Pecten rigidus, Sow. 1818. tab. 205, fig. 8.

Cornbrash und Forestmarble: Stanton bei Chippenham (Wiltshire), dessgl. nach d'Orb. Prodr. zu Marquise (Pas de Calais) und Luc (Calvados).

74. Pecten Bouchardi, n. sp.

Ist von Pecten subspinosus, Goldf. tab. 90, fig. 4, des obern Jura kaum unterscheidbar, doch sind die Schalen meiner Exemplare etwas gewölbter und die Rippen etwas schärfer. Zeichnet sich durch sein constantes Lager in der obersten Zone der Etage (Cornbr.) aus und findet sich in diesem Niveau am Nipf bei Bopfingen (Württemberg), zu Kandern (Baden) und an der Egg bei Aarau (Schweiz).

75. **Plicatula fistulosa**, Morr, u. Lyc. 1853. Gr. Ool. II., tab. 2, fig. 5, pag. 15.

Wurde von Morris und Lyc. aus dem Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire) beschrieben. Dieselbe Species findet sich am Nipf bei Bopfingen etwas höher als die Zone des Amm. Parkinsoni.

76. **Ostrea Marshi**, Sow. 1814. tab. 48, siehe Suppl. Index to vol. I., 6te Seite.

Wurde von Sowerby aus dem Cornbrash von Felmersham bei Bedford (Bedfordshire) beschrieben. Ich erhielt sie aus denselben Schichten von Scarborough (Yorkshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Kandern und Vögisheim (Baden), Egg bei Aarau (Schweiz).

77. **Ostrea costata**, Sow. 1825. tab. 488, fig. 3.

Cornbrash: Stanton bei Chippenham (Wiltshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Kandern (Baden). Geht auch in tiefere Schichten der Bathformation hinab.

78. **Ostrea Knorri**, (Voltz?) Ziet. 1832. tab. 45, fig. 2.

Weicht von der vorigen Art durch ihre zahlreicheren feineren Rippen ab, welche in gekrümmter Linie auf der grösseren Schale verlaufen, auf der kleineren dagegen beinahe ganz fehlen. Cornbrash von Vögisheim südwestlich Freiburg (Baden), sowie in den Schichten gleichen Alters an der schwäbischen Alp zu Ehningen und an der Lochen bei Balingen.

79. **Ostrea acuminata**, Sow. 1816. tab 135, fig. 2.

Fullersearth, Grossoolith und Cornbrash: Bath (Wiltshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Kandern und Vögisheim (Baden), Kant. Solothurn und Aarau (Schweiz).

80. **Ostrea subrugulosa**, Morr. u. Lyc. 1853. Gr. O. II., tab. 1, fig. 6, pag. 4.

In den mergeligen Kalken des obern Grossooliths von Blisworth und Kingsthorpe (Northamptonshire).

81. Anomya jurensis, Bronn. Ind. pag. 78.
Placunopsis oolithica, Morr. u. Lyc. Gr. Ool. II., tab. 1, fig. 8.
Placuna jurensis, Röm. Ool.?

Grossoolith von Minchinhampton (Gloucestershire), sowie in den Schichten gleichen Alters am Nipf bei Bopfingen.

82. Terebratula lagenalis, Schloth. 1820. v. Buch, 1833. Ueber Terebrateln. Berl. Akad. t. 3, f. 43.

Eine der wichtigsten Species für die Schichten, welche das gleiche Alter mit dem englischen Cornbrash (und Forestmarble) haben. Ich erhielt sie in England aus dem Cornbrash von Rushden (Northamptonshire), dem Forestmarble von Malmesbury (Wiltshire); in Frankreich aus dem Cornbrash von Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), ferner zu Mars la Tour zwischen Metz und Verdun. Im südwestl. Deutschland erhielt ich sie von Kandern und Vögisheim, südwestl. von Freiburg in Baden, sowie vom Fürstenberg bei Donaueschingen; in der Schweiz aus dem Cornbrash von der Egg bei Aarau.

83. Terebratula ornithocephala, Sow. 1815. tab. 101, fig. 1, 2, 4.
Dav. Mon. Brach. tab. 7, fig. 6—13.

Zeigt Uebergänge zu Ter. lagenalis; da sich jedoch die extremen Formen beider wohl von einander abtrennen lassen, da ferner Ter. ornithocephala in den untersten Lagen der Etage (Fullersearth) am häufigsten ist, Ter. lagenalis aber an den meisten Punkten beinahe ausschliesslich nur im Cornbrash und Forestmarble gefunden wird, so trenne ich sie von einander ab.

84. Terebratula subbucculenta, Dew. u. Chap. Luxemb. tab. 36, fig. 4.

Ich glaube, dass ich mich früher bei Vergleichung dieser Species geirrt habe, indem ich dieselbe mit Ter. Waltoni des englischen Unterooliths vereinigte. Ich bin zwar über das Vorkommen der Dewalque'schen Species noch nicht völlig sicher, doch zeigen dessen Exemplare so viele Uebereinstimmung mit

einer im Cornbrash von Kandern vorkommenden Art, dass ich letztere vorerst unter der Dewalque'schen Beziehung anführe. In Folge dieser Unterscheidung bin ich genöthigt, bei den schwäbischen Vorkommnissen gleichfalls zwei Species von einander abzutrennen, indem ich die eine in der Zone des Amm. Humphriesianus sich findende Art zu Ter. Waltoni stelle, die zweite unmittelbar unter den Macrocephalusschichten liegende Species aber mit Ter. subbucculenta vereinige.

85. **Terebratula Mandelslohi**, n. sp.

Hat einige Aehnlichkeit mit Fig. 12, tab. 4 von Ter. carinata Dav. Brach., doch ist der Sinus der Bauchschale tiefer, die Rückenschale gewölbter als bei letzterer. Der Schnabel erhebt sich nur schwach über den Wirbel der undurchbohrten Schale und hat viele Aehnlichkeit mit dem von Ter. impressa. Ich erwähne die Species besonders, weil sie für den Cornbrash leitend ist; sie findet sich an der schwäbischen Alp mit Amm. aspidoides am Stuifen und Nipf bei Bopfingen. In der Schweiz erhielt ich sie an der Egg bei Aarau.

86. **Terebratula digona**, Sow. 1815. tab. 96, fig. 1—5.

Ist in den obersten Lagen des eigentlichen Grossooliths, sowie in dem darauffolgenden Bradfordclay zu Hause. Umgebungen von Bath (Wiltshire), Ranville und Luc (Calvados), Mamers (Sarthe), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais).

87. **Terebratula obovata**, Sow. 1815. tab. 101, fig. 5. Dav. Mon. Brach. tab. 5, fig. 14—17.

Forestmarble und Cornbrash. Rushden (Northamptonshire), Stanton bei Chippenham (Wiltshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Luc (Calvados). Kandern und Vögisheim südwestlich Freiburg (Baden), Nipf bei Bopfingen (Württemberg).

88. **Terebratula intermedia**, Sow. 1813. tab. 15, fig. 8. Dav. Brach. Mon. tab. 11, fig. 1—5.

Im Forestmarble und Cornbrash in Frankreich und England mit der vorigen Art.

89, 90. **Terebratula maxillata**, Sow. 1823. tab. 436, fig. 4. Dav. Mon. tab. 9, fig. 1, 2, 3.

Die ächte Sowerby'sche Terebr. maxillata ist bei einem Zoll Grösse an der Stirne stark gefaltet. Ihr Hauptlager bilden Grossoolith und Bradfordclay. Dagegen kommen im Forestmarble der Umgebungen von Bath riesige Exemplare einer Terebratel vor, welche noch breiter und grösser wird und dabei viel später erst Falten bekommt, welche nie so scharf werden wie die der Sowerby'schen Species. Ich nenne die grosse Muschel des Forestmarbles: *Terebr. marmorea.* Die Veränderung der Form in Uebereinstimmung mit dem Wechsel der Schichte deutet immerhin auf eine Verschiedenheit der Species hin. Davidson Brach. Mon. tab. 9, fig. 4 und 5 bildet prächtige Exemplare von Ter. marmorea ab. Sie kommt in England in den Umgebungen von Bath sehr häufig vor. Im südwestlichen Deutschland habe ich die grosse Muschel noch nicht gefunden.

91. **Terebratula diptycha**, n. sp.

Steht der Sowerby'schen Ter. maxillata, Min. Conch. tab. 436, fig. 4, nahe, doch fehlen die seitlichen Falten, während die zwei Hauptfalten sehr regelmässig gerundet von der Mitte der Schale aus gegen die Stirn laufen. Die punktirten Schalen tragen auf ihrer innern Seite feine Radiallinien, welche an den Steinkernen bisweilen sichtbar werden. Der Umfang der Muschel gleicht dem eines symmetrischen Fünfecks, dessen zwei grösste Seiten von den Wirbeln der Muschel ausgehen und unter sich einen Winkel bilden, welcher bisweilen 90 Grad beträgt, je nach dem Alter der Muschel aber auch grösser oder kleiner sein kann. Die Mehrzahl meiner Exemplare erreichen nicht über Zoll-Grösse. Bei 8—9 Linien sind Länge und Breite gewöhnlich gleich, während die Dicke dann nicht ganz 5 Linien beträgt. Das Loch ist von mittlerer Grösse, das Deltidium wenig sichtbar. Findet sich in grosser Zahl im Cornbrash von Kandern und Vögisheim, südwestl. Freiburg in Baden. Seltener erhielt ich sie aus den Schichten gleichen Alters vom Nipf bei Bopfingen.

92. **Terebratula Fleischeri**, n. sp.

Leopold v. Buch stellt diese Species als Varietät der Ter. biplicata (1833 Berl. Akad. Terebr. pag. 129) mit noch anderen Arten zusammen. Ihrer äussern Form nach steht sie der Ter. globata, wie solche Dav. Mon. tab. 13, fig. 7ª abbildet, nahe, weicht aber von der Sowerby'schen Ter. globata dadurch ab, dass sie nie so aufgebläht ist, wie diese und dabei weniger starke Falten trägt, als wir dies bei der Species des Unterooliths gewöhnlich finden. Sie dürfte auch mit Schlotheim's Ter. bicanaliculata verglichen werden, nur lässt die Schlotheim'sche Beschreibung keine Deutung einer isolirten Species zu, da Schlotheim zwei verschiedene Arten seiner Beschreibung zu Grund legte. Ter. Fleischeri charakterisirt die obersten Schichten der Etage des Grossooliths und kommt sehr häufig im Cornbrash von der Egg bei Aarau (Schweiz), von Kandern und Vögisheim südwestlich Freiburg (Baden), sowie in den Schichten gleichen Alters vom Nipf bei Bopfingen vor.

93. **Terebratula Bentleyi**, Morris. Davids. Brach. Mon. tab. 13, fig. 9 u. 10.

Terebr. coarctata laevis, Quenst. Handb. pag. 465.

Die eigenthümlich geformte Muschel wurde zwar bis jetzt noch nicht häufig gefunden, ist aber dennoch eine der bezeichnendsten Species des Cornbrash. In England kommen prachtvolle Exemplare im Cornbrash zu Rushden (Northamptonshire) vor, ausserdem werden noch einige weitere Lokalitäten dafür angegeben. Im südwestlichen Deutschland erhielt ich sie aus den Schichten gleichen Alters vom Nipf bei Bopfingen (Württemberg) und von Vögisheim südwestl. Freiburg (Baden). In demselben Niveau liegt sie an der Steige, welche von Füzen aus auf den Randen führt. Conglommerate von Rhynchonella varians kommen damit vor.

94. **Terebratula flabellum**, Defr. 1828. Dict. Sc. n. Davids. Mon. tab. 12, fig. 19—21. Terebr. palmetta, Deslong.

Grossoolith und Bradfordclay: Umgebungen von Bath (Wiltshire), Luc und Langrune (Calvados), Faunelière (Sarthe).

95. **Terebratula coarctata**, Park. 1811. Davids. Brach. tab. 13, fig. 12—15.

Ter. reticulata, Smith. decussata, Lam. u. s. w.

Mit der vorigen Art. Ausserdem führt sie Davidson aus den Umgebungen von Boulogne (Pas de Calais) an. Nahestehende Formen kommen an manchen Lokalitäten in höheren Zonen vor, lassen sich jedoch davon unterscheiden.

96. **Terebratula Cardium**, Lam. 1819. An. sans vert. 6. Band, pag. 255.

Terebr. orbicularis und furcata, Sow. 1826. tab. 535, fig. 2, 3.

Terebr. Cardium, Davids. Brach. tab. 12, fig. 13—18.

Im Grossoolith und Bradfordclay mit der vorigen Art.

97. **Terebratella hemisphaerica**, Sow. sp. 1826. tab. 536. fig. 1. Dav. Mon. tab. 13, fig. 17, 18.

Grossoolith und Bradfordclay der Umgebungen von Bath (Wiltshire), sowie von Luc und Langrune (Calvados).

98. **Rhynchonella varians**, Schloth. sp. 1820. pag. 267. Dav. Mon. tab. 17, fig. 16.

Terebratula varians, Leop. v. Buch, Berl. Ak. 1833. pag. 56. Ziet. 1832. tab. 42, fig. 7.

Rhynch. Zieteni, d'Orb. 1850. Prodr. II. 348.

Findet sich an vielen Punkten des südwestlichen Deutschlands und der Schweiz in grosser Menge und bildet bisweilen Muschelbreccien, welche von den Schalen der kleinen Species angefüllt sind. Unmittelbar darüber beginnt Amm. macrocephalus, die Muschel selbst gehört aber einer tiefern Zone an. Ich erhielt sie vom Nipf bei Bopfingen, vom Stuifenberg, von Ehningen und Oeschingen an der schwäbischen Alp, von Fützen am Randen, von Vögisheim und Kandern südwestl. Freiburg in Baden, von der Egg bei Aarau in der Schweiz u. s. w. In England fand ich sie in der Fullersearth unweit Bath (Wiltshire), doch wird sie auch aus dem Cornbrash erwähnt, siehe Dav. Brach. pag. 100. Ihr Erscheinen ist für die Bildungen des südwestl.

Deutschlands und der angrenzenden Theile der Schweiz deshalb von grosser Wichtigkeit, weil dadurch die obere Grenze der Bathformation angezeigt wird. Zieten's fig. 7, tab. 42 ist nicht bezeichnend, gehört jedoch zu derselben Species.

99. **Rhynchonella concinna**, Sow. sp. 1815. tab. 83, fig. 6. Dav. Mon. tab. 17, fig. 6—12.
Terebr. rostrata, Sow. 1826. tab. 537, fig. 1.
Terebr. concinna, v. Buch. 1833. Berl. Ak. pag 64.

Die zierliche Species mit spitzem Schnabel und feinen Rippen ist in der englischen Bathformation sehr verbreitet und wird aus verschiedenen Schichten derselben angegeben. Sie findet sich besonders häufig in den Umgebungen von Bath (Wiltshire), kommt jedoch eben so bezeichnend im Calvados und unweit Boulogne vor. Im Cornbrash von Aarau und Kandern fand ich zwar nahestehende Formen, doch weichen dieselben immerhin etwas davon ab, so dass ich sie nicht damit zusammenzustellen wage. An der schwäbischen Alp wurde sie noch nicht angetroffen.

100. **Rhynchonella Hopinski**, M. Coy. 1852. Dav. Brach. I. Bd. III. Thl. pag. 97, u. Append. tab. A. f. 20, 21.

Wurde von Davidson nach einigen Exemplaren des Cambridge Museum beschrieben. Als einzige Lokalität, an welcher die Species bis jetzt mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte, nennt Davidson (Appendix pag. 21) Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). Ich erhielt sie ebendaher zahlreich durch die Gefälligkeit Herrn Bouchard's und führe sie hier an, da sie wegen ihrer eigenthümlichen Form, welche die Davidson'schen Figuren so genau wiedergeben, von Interesse ist. Ihr Lager soll durch die Oolithe gebildet werden, welche an jener Lokalität die Basis der Etage einnehmen.

101. **Rhynchonella obsoleta**, Sow. sp. 1815. tab. 83, fig. 7 u. 8. Dav. Brach. tab. 17, fig. 1—5.
Anomya farcta, Linn. Syst. nat. 12 th. ed. 7 Bd. p. 163.

Stonesfield-Slate, Grossoolith und Bradfordclay der Umgebungen von Bath (Wiltshire), von Ranville (Calvados) u. s. w.

Davids. Brach. Append. pag. 21 zeigt, dass die von Linne im Jahr 1768 als Anomya farcta beschriebene Muschel zu derselben Species gehöre.

102. Rhynchonella Morieri, Dav. Brach. tab. 18, f. 12, 13.

Cornbrash: Rushden (Northamptonshire), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), sowie in den Schichten gleichen Alters vom Nipf bei Bopfingen.

103. Rhynchonella Boueti, Dav. Ann. u. Mag. of nat. hist. April 1852.

Trägt einen erhöhten Wulst auf der Mitte der kleineren Schale, welcher jedoch gewöhnlich nicht $^1/_3$ von der ganzen Breite der Muschel besitzt. Derselbe trennt sich deutlich von den seitlichen Flügeln und gibt so der Muschel eine leicht erkennbare Form. Ich erhielt die Species zahlreich aus den Oolithen von Ranville (Calvados), woselbst sie mit Terebratula digona und conretata vorkommt.

104. Rhynchonella Badensis, n. sp.

Steht zwischen Rhynchonella concinna und angulata in der Mitte. Die Rippen sind etwas feiner und zahlreicher als bei letzterer, laufen aber wie bei dieser bis an die Spitze der Wirbel. An der Stirn ziehen sich 5—7 Mittelrippen der durchbohrten Schale weit nach vorne und bilden vor der Vereinigungsstelle mit den Rippen der kleineren Schale eine Fläche, welche oft ziemlich breit wird und auch gewöhnlich an den Steinkernen noch sichtbar ist. Die Stirn erhält hiedurch eine Form ähnlich der, wie man sie bei manchen Exemplaren der Sowerby'schen Rhynch. tetraedra findet, doch stülpen sich die Mittelrippen der kleinern Schale nicht so weit nach vorne, wie bei Rhynch. tetraeda, auch liegen sie mehr in einer Ebene. Die Bucht, welche dadurch auf dem Rücken entsteht, ist nur wenig stärker als bei Rhynch. concinna; der Schnabel krümmt sich, ragt aber nicht so weit hervor als bei letzterer. Die runde Oeffnung wird gegen unten noch von dem Deltidium umfasst, doch grenzt die kleinere Schale ganz nahe an sie hin. Rhynch. Badensis findet sich in

grosser Zahl im Cornbrash von Kandern und Vögisheim südwestlich Freiburg in Baden.

105. Rhynchonella phaseolina, E. Deslongch. 1855. Notice sur un genre nouveau de Brach. Extrait de l'Annuaire de l'institut des provinces, pag. 23, fig. 24—26.

Findet sich mit Ter. digona in den Oolithen von Ranville (Calvados).

106. Rhynchonella decorata, d'Orb. 1850. Prodr. II. 344. Terebr. decorata, Schloth. 1820. v. Buch. d'Archiac Mém. Soc. géol. de Fr. 1843. tab. 28, fig. 1—7.

Nach den Angaben Vic. d'Archiac's liegt die ausgezeichnete Species in den obern Schichten der Etage des Grossooliths und kommt an vielen Punkten des Dep. der Aisne vor. Im südwestl. Deutschland wurde die Muschel noch nicht nachgewiesen, denn die Exemplare, welche im obern Jura der schwäbischen Alp und von Amberg gefunden werden (v. Buch Berl. Ak. 1833. pag. 65), gehören zu einer andern Species.

Rhynchonella spinosa, siehe §. 53, Nr. 241.

Geht von den Schichten des Unterooliths herauf bis an die oberste Grenze der Bathformation.

107. Crania antiquor, Jelly. Dav. Mon. Brach. t. 1, f. 4—8.

Nicht selten an der Grenze zwischen Grossoolith und Bradfordclay von Hamptoncliff bei Bath. Ich fand mehrere Exemplare, welche zum Theil in dem festen oolithischen Gestein steckten, zum Theil in die darüber liegenden Thone eingebettet waren.

108. Crania Ponsorti, E. Deslongch. 1855. Notice sur un genre nouveau de Brachiop. Extrait de l'Annuaire de l'institut des provinces, pag. 22, fig. 22 u. 23.

Wurde von E. Deslongchamps aus den Oolithen von St. Aubin de Langrune (Calvados) beschrieben. Unter den zahlreichen Fossilien, welche damit vorkommen, lassen sich beinahe sämmtliche Arten nachweisen, welche die Bradfordschichten von

Hunde, aber größer wie Füchse“ sich eingruben. Auch am westlichen Abhange des Bolor (der östliche führt nach Khufalun, dem sogenannten Klein-Tübet der Geographen, nach Kaschgar und dem Steppensee Lop) hat der talentvolle neueste Erforscher dieser Terra incognita, Alexander Burnes, die Goldsandlager von Durwaz und des oberen Oruslaufes beschrieben.* In China ist die Bearbeitung des Waschgoldes ebenfalls uralt, und man unterscheidet in der bergmännischen Nomenclatur des pedantischen Volkes Goldfelder**. (weitausgebreitete Goldlager der Ebenen), Goldgeschiebe als Hundsköpfe, Weizenkörner und kleinen Hirsenstaub. Leider gibt es, wie überall, in Choco, in der Sonora und am Ural der Hundsköpfe weniger, als des goldenen Hirsenstaubes.

Fast zu derselben Zeit, wo der Ural seinen Goldschatz eröffnete, und zu ersetzen anfing, was die tiefgesunkene brasilische Goldausbeute nicht mehr dem Geldverkehr darzubieten vermochte, wurden vielversprechende goldhaltige Lagerstätten in dem südlichen Theile der Alleghanys, in Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Tennessee und Alabama entdeckt. Der eigentliche Flor dieser nordamerikanischen Goldwäschen, welche bald auch einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten, fällt in die Jahre 1830 bis 1835. Sie haben allerdings in den letzten acht Jahren nicht viel über 4½ Mill. Dollars geliefert, aber die Erscheinung des Goldreichthums in solcher Nähe von der atlantischen Küste verdient in geognostischer Hinsicht mehr Aufmerksamkeit, als man ihr in Europa geschenkt hat. Sie bietet auch ein großes historisches Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingebornen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Mexiko (Anahuac) oder mit Hayti betrachtet zu werden braucht. Herr Jacob konnte

* Burnes, Travels. T. II. p. 165. Noch 1831 wurden im Orus Goldgeschiebe von der Größe eines Taubeneies gefunden. Wie der Rhein führt der Orus (Djihun) seinen Goldsand bis an seinen Ausfluß, und die unglückliche Expedition des Fürsten Alexander Bekewitsch, welche Peter der Große 1716 unternehmen ließ, wurde durch lügenhaft ausgeschmückte Tschudenische Nachrichten von der Anhäufung des Goldsandes an der alten Orusmündung (südlich vom kleinen Ballangebirge am Ostufer des Caspischen Meeres) veranlaßt.

** Landresse, sur les alluvions aurifères de la Chine, im Journal asiat. T. II. p. 9.

Hamptoncliff bei Bath und von Bradford (Wiltshire) characterisiren. In Beziehung auf die Uebereinstimmung des Lagers ist somit Crania Ponsorti zu den am Anfange des §. 58 aufgezählten Arten zu stellen. Dasselbe gilt für Nr. 103 und Nr. 105.

109. **Thecidium triangulare**, d'Orb. 1850. Prdr. II. 361.

Wurde von d'Orbigny aus der Bathformation der Normandie beschrieben. Herr E. Deslongchamps theilte mir von der kleinen zierlichen Species eine Anzahl wohlerhaltener Exemplare aus dem Grossoolith von Ranville und St. Aubin (Calvados) mit. In der letzten Zeit fand ich dieselbe Muschel sehr zahlreich an die Schalen von Ter. Fleischeri geheftet im Cornbrash von der Egg bei Aarau, sowie aus den Grossoolithen der Umgebungen von Freiburg in Baden. Wahrscheinlich gehören die aus dem mittlern und obern Lias, sowie aus dem Unteroolith Englands unter demselben Namen angeführten Vorkommnisse zu einer besondern Species. Bei der Kleinheit der Muschel ist es immerhin schwierig, Speciesunterschiede aufzufinden.

---

110. Die Bathformation ist reich an Bryozoen, Echinodermen und Zoophyten, doch würde die Beschreibung der einzelnen Arten zu weit führen. Ich habe eine Anzahl der für die Etage leitenden Species bei den Lokalvorkommnissen der einzelnen Gegenden schon in den §. 58 und 59 angegeben, so besonders den für die Etage so wichtigen Apiocrinus Parkinsoni d'Orb. Hist. nat. des Crin. tab. 4, fig. 9—17, und tab. 5, fig. 1—8 (Apiocrinites Parkinsoni, Bronn Leth. Encrinites Parkins. Schloth. Apiocr. rotundus Miller.), unterlasse aber hier eine weitere Aufzählung der betreffenden Arten, da das Vorkommen der meisten derselben noch nicht mit derjenigen Genauigkeit verfolgt wurde, um daraus jetzt schon Vortheile für die Eintheilung der Etage ziehen zu können.

Siebenter Abschnitt.

KELLOWAYGRUPPE. (Callovien. Kelloway-Rock.)

§. 62. **Synonymik: für England:** Kelloway Stone and laminated Clay, Will. Smith 1816. Strata identified by organized fossils, pag. 22 u. 23. Kelloway-Rock, Will. Smith, desgl. Phillips, 1829 Geol. of Yorkshire pag. 139.

Für Frankreich: Argile de Dives (pars inf.), verschiedene französische Geologen. Fer oolithique sous oxfordien ou Kellowien, Marcou Jura salinois; Mém. Soc. géol. de Fr. Separatabdr. 1847, p. 85. Terrain des marnes avec minerai de fer oolithique (pars), J. Beaudouin. Mém. sur le terrain Kelloway-oxfordien du Chatillonais, Bullet. Soc. géol. de Fr. 18. Sept. 1851, pag. 585. Argiles inférieures de la Woëvre? Buvignier 1852, Statist. Meuse, pag. 216. Douzième Etage — Callovien, d'Orb. 1852, Cours élément. 3. Bd. pag. 541.

Für Deutschland: Kelloway-Rock und Oxford Clay, pars), Leop. von Buch, der Jura Deutschlands, Berl. Akad. 1837, Preuß. Unterer Oxfordthon u. Kelloway-Rock, v. Zieten, Correspondenzblatt des württemb. landw. Vereins, 15. Bd. 1839, pag. 5 u. 42. Eisenoolithe u. Ornatenthone (pars), Quenst. 1843, Flözgeb. pag. 537, desgl. Pfizenmayer. Preuß. deutsche geol. Ges. 1853, Tab. 16.

§. 63. **Paläontologie:** Die Cephalopoden walten in dieser Etage an den meisten Localitäten sehr vor und sind durch ihre mannigfaltigen Formen, sowie durch ihren Speciesreichthum um so mehr geeignet, Nachweise für die einzelnen Schichten zu liefern, als sie auch der Zahl nach die übrigen Vorkommnisse gewöhnlich überwiegen. Ich kenne nur eine einzige Localität, an welcher die Kelloway-Schichten eine reichere Gasteropodenfauna einschliessen. Es ist dies die erst in den letzten Jahren aufgefundene oolithische Lage von Montreuil Bellay (Maine et Loire), in welcher neben den Cephalopoden der Etage die zahlreichen

Gasteropoden vorkommen, von denen nur wenige Species vorher auch schon von andern Punkten bekannt waren.

Ich habe im Anhange zu diesem Abschnitte die wichtigern Mollusken der Etage angeführt und in den Paragraphen 65 und 66 die verticale Verbreitung einer Anzahl derselben verfolgt. Von andern Thierclassen konnten nur wenige solche Species angegeben werden, welche bestimmte durchgehende Horizonte characterisiren, obgleich dieselben bisweilen von localer Bedeutung sind. Von Wirbelthieren finden sich sowohl in den Thonen als Oolithen beinahe überall vereinzelte Reste, so zu Christian Malford (Wiltshire), Dives (Calvados), Gammelshausen bei Boll u. s. w. Es wurden Zähne, Kieferstücke und Knochentheile besonders von Fischen (Notidanus, Lepidotus, Leptolepis und Aspidorhynchus), sowie auch einzelne Reste von Sauriern nachgewiesen.

§. 64. Abgrenzung und Eintheilung der Kellowayformation. Die Etage theilt sich nach ihren paläontologischen Characteren in 3 Zonen, welche ich: „Zone des Amm. macrocephalus, des Amm. anceps und des Amm. athleta“ nenne. Vielleicht lassen sich die Schichten des Amm. macrocephalus nochmals in 2 Zonen zerlegen, von welchen die obere durch Amm. Calloviensis, die untere durch Amm. bullatus characterisirt würden, allein ihre Nachweise fehlen noch für eine Reihe von Localitäten, auch sind die Uebergänge ihrer einzelnen Arten noch zu gross, um die Hindernisse einer solchen Abtrennung jetzt schon beseitigen zu können. Bestimmter sondern sich die beiden oberen Zonen von einander ab, obschon auch hier einzelne Species Uebergänge zu bilden scheinen. Ich will in den folgenden Paragraphen die Auseinanderhaltung derselben soweit möglich versuchen, dagegen sehe ich mich genöthigt, die unterste Lage der Etage, d. h. die Sub-Zone des Amm. bullatus mit der darauf folgenden Sub-Zone des Amm. Calloviensis zusammenzustellen und unter der vorläufigen Benennung: Macrocephalus-Schichten als untere Hälfte der Etage zu unterscheiden, während ich die obere Hälfte in die Zone des Amm. anceps und die Zone des Amm. athleta abtrenne und deren isolirte Nachweise in §. 66 an den einzel-

nen Localitäten, soweit es bis jetzt möglich ist, verfolgen werde. Für Zweifelsfälle, d. h. für Bildungen, bei denen nicht entschieden werden kann, welcher von beiden Zonen die betreffenden Niederschläge angehören, können wir den gemeinschaftlichen Namen Ornatus-Schichten (Ornatenthone Quenst. pars) beibehalten. In dem beifolgenden Profil Nro. 34 habe ich versucht, die einzelnen Arten in der Weise einzuschreiben, wie ich ihre Lagerung an verschiedenen Localitäten beobachtete.

Die Abtrennung der Kellowayformation gegen die darunterliegende Bathformation wird durch die Bestimmtheit des Horizontes sehr erleichtert, welchen die Schichten des Amm. bullatus und macrocephalus markiren, der sich meist auf wenige Zoll hin begrenzen lässt und mit welchem wir unsere Kellowaygruppe beginnen. Mit dem Aussterben des Amm. ornatus und athleta schliesst sie gegen oben ab. Unmittelbar darüber erscheinen Amm. biarmatus, cordatus u. s. w., in deren Gefolge sich auch die übrigen Organismen einstellen, welche die Oxfordgruppe charakterisiren.

Eintheilung der Kellowaygruppe nach ihren paläontologischen Nr. 34. Characteren.

Athleta-bett.	Gryphaea dilatata, Bel. hastatus und Amm. Lamberti beginnen hier. Zone des *Amm. athleta.* Amm. parallelus, Brighti. „ auritulus, sulciferus. „ Orion, Fraasi. „ athleta, annularis. „ Dunkani, ornatus. „ bicostatus, Bangieri. „ dentienlatus, Nuevicus. „ flexispinatus. Astarte undata.	Saurier- und Fisch-Reste. Lopion. Mecrchirus socialis.
Anceps-bett.	Zone des *Amm. anceps.* Acanthoteuthis antiquus. Nautilus Callovicnsis. Amm. punctatus, lunula. „ Comptoni, curvicosta. „ anceps, coronatus. „ Jason, pustulatus. „ polygonius, refractus. Baculites acuarius. Phaind. carinata, subdecussata. Goniomya trapezicosta. Leda Moreana. Ceromya elegans. Terebr. longiplicata, Sämanni. „ pala, dorsoplicata. Rhynchonella Orbignyana.	Belemnites Callovicnsis. Pecidonomya arnati. Pecten. Abrevo.
Macrocephalusbett.	Zone des *Amm. macrocephalus* (u. bullatus). Zone des Amm. Callovicnsis. „ Königi. „ Gowerianus. „ modiolaris. Belemnites subhastatus. Ancyloceras Callovicnsis. Amm. macrocephalus. „ Herveyi. „ tumidus. „ bullatus. „ microstoma. „ funatus. „ calvus. „ Rehmanni. „ hecticus. „ funiferus. „ Grantanus. Pleurotomaria Cypraea. „ Cythera. Pholadomya Württembergica. Corbula Macneilli. Isocardia tenuis. Area subtetragona. Avicula inäquivalvis. Terebr. Smithi. „ Geisingensis. „ Ferieri. „ Callovicnsis. „ subcanaliculata. „ Royeriana. Rhynch. Kurri. „ spathica. „ triplicosa. „ Oppeli. Holectypus striatus.	

Bathformation. Zone der Ter. lagenalis. Reiht sich über Profil Nr. 31, §. 56.

Die Schichten der Kellowaygruppe. In den folgenden zwei Paragraphen sollen die Verhältnisse der drei in der Kellowayformation unterscheidbaren Zonen angegeben werden, indem §. 65 die unterste, §. 66 die 2 oberen Zonen der Gruppe behandelt. Dieselben sind von unten gegen oben folgende:

1) Die Schichten des Ammonites macrocephalus,
   a) Horizont des Amm. bullatus.
   b) Horizont des Amm. Calloviensis.
2) Die Schichten des Ammonites anceps.
3) Die Schichten des Ammonites athleta.

Die Schichten *des Ammonites macrocephalus.*

§. 65.

Synonymik: Lower beds of the Oxfordclay und Kelloway-Stone von Kelloway-Mill in Wiltshire, William Smith (nec Phill.) Partie inférieure de l'étage callovien, d'Orb. Pal. fr. ter. jur. I. pag. 469. Eisenoolithe, brauner Jura c (pars). Quenst. 1843, Flözgebirge, pag. 537. Macrocephalenschicht, Quenst. (Württemberger deutsche geol. Gesellsch. 1853, tab. 16). Couche à Amm. macrocephalus, E. Hébert. Terr. jur. dans le bassin de Paris. Acad. des Sc. 8. Nov. 1856. pag. 44.

Paläontologie: Die für die unteren Kellowayschichten leitenden Arten sind folgende:

Belemnites subhastatus.
Ammonites macrocephalus.
- „ Herveyi.
- „ Grantanus.
- „ tumidus.
- „ bullatus.
- „ microstoma.
- „ funatus.
- „ calvus.
- „ Königi.
- „ modiolaris.

Ammonites Gowerianus.
- „ Calloviensis.
- „ Rehmanni.
- „ funiferus.
- „ hecticus.

Ancyloceras Calloviensis.
Pleurotomaria Cyprea.
- „ Cytherea.

Pholadomya Württembergica.
Corbula Macneilli.
Cardium Pictaviense.

Isocardia tener.
Arca tubtetragona.
Avicula inäquivalvis.
Terebratula subcanaliculata.
„ (dorsopl.) Perieri.
„ Calloviensis.
„ Royeriana.
„ Smithi.
Terebratula Geisingensis.
Rhynchonella triplicosa.
„ Oppeli.
„ spathica.
„ Royeriana.
„ Kurri.
Holectypus striatus, d'Orb. Prodr. 12, 261.

Rhynchonella phaseolina geht von der Bathgruppe bis in die Zone des Am. anceps hinauf; Pecten fibrosus, welcher sein Hauptlager in der Zone des Am. anceps hat, soll nach mehreren Beobachtungen französischer und englischer Geologen schon in der Zone des Amm. macrocephalus beginnen.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Ehe ich zu den localen Nachweisen der Schichten des Amm. macrocephalus übergehe, habe ich noch einige Bemerkungen über die Art und Weise vorauszuschicken, nach welcher sich diese meist nur wenig mächtige Unterabtheilung in paläontologischer Beziehung an einigen Localitäten geltend macht. Ich habe in §. 64 auf die Möglichkeit einer nochmaligen Spaltung dieses Formationsgliedes hingewiesen, hier aber vorgezogen, die paläontologischen Charaktere für die gesammte Bildung in einer Liste zu vereinigen. Wenn schon an manchen Localitäten eine Trennung der Abtheilung in 2 Zonen durch die Aufeinanderfolge der organischen Einschlüsse bedingt zu sein scheint, so war es doch bis jetzt nicht möglich, eine solche durchgehend auszuführen, denn man findet sehr häufig die im paläontologischen Theile dieses Paragraphen aufgezählten Arten in den meist nur wenig mächtigen Schichten vereinigt, ohne dass an solchen Punkten bis jetzt bestimmte Unterschiede in der vertikalen Verbreitung derselben constatirt werden konnten. Eine Ausnahme von der Regel bilden die Niederschläge gerade an derjenigen Localität, nach welcher die ganze Etage benannt wurde, d. h. zu Kelloway in Wiltshire. Hier liegen Amm. Calloviensis, modiolaris, Könighi und Gowerianus mit wenigen andern Mollusken in den

gelben sandigen Kalken. Hunderte von diesen vier Ammonitenspecies kamen daraus zum Vorschein, während Amm. macrocephalus darin zu fehlen schien, wenigstens nicht darin gefunden wurde. William Smith, Conybeare und Phillips und andere englische Geologen betrachteten diese Bank als einen paläontologisch besonders characterisirten Niederschlag und isolirten denselben von den darunter und darüber liegenden Thonen, welche sie (Clunch-)Oxford-Clay nannten. In derselben Gegend fanden sich in späterer Zeit Amm. macrocephalus, Herveyi, funiferus, jedoch in einem veränderten Niveau. Sie kamen bei den Eisenbahneinschnitten zu Tage, durch welche in den Umgebungen von Chippenham die unteren thonigen Lagen entblösst wurden. Ich sah diese Ammoniten in der Sammlung von Prof. Morris in London. Eine 2te Localität, deren Verhältnisse mit den ebenberührten viele Uebereinstimmung zeigen, findet sich an der Küste von Scarborough (Yorkshire). Hier zieht sich an der Basis des Phillips'schen Kelloway-Rock's eine Bank hin, in welcher Amm. macrocephalus zahlreich vorkommt. Phillips nannte dieselbe Cornbrash. Im typischen Cornbrash von Wiltshire fehlen jedoch die Ammoniten aus jener Zone noch ganz, was mich veranlasst, die Macrocephalusschichte von Scarborough noch in die Kellowaygruppe zu stellen. Unmittelbar über dieser Bank folgt dann der Phillips'sche Kelloway-Rock, in welchem eine Reihe charakteristischer Arten vorkommt, unter denen wieder die Ammoniten von Kelloway-Mill wie Ammonites Könighi, modiolaris, Gowerianus nachgewiesen werden konnten. Ich komme auf diese Verhältnisse später zurück und wollte sie nur hier anführen, um zu zeigen, dass auch in dieser Gegend schwache Andeutungen für die Unterschiede vorhanden sind, welche die einzelnen Arten in Beziehung auf ihre verticale Verbreitung zeigen. Könnten diese Unterschiede jetzt schon bestimmter festgestellt werden, so hätten wir die zwei Horizonte, etwa als Zonen des Amm. Calloviensis und des Amm. bullatus von einander abzutrennen, da dies aber hier nicht durchgehend auszuführen ist, so betrachte ich im Folgenden die Unterabtheilung noch als zusammengehöriges Formationsglied, d. h. als Zone des Am. macrocephalus.

Die Schichten des A. macrocephalus an der schwäbischen Alp. Vergl. Profil Nr. 36, §. 66. Ueber den Lagen, welche wir nach §. 59 als Aequivalente der Bathformation zu betrachten haben, folgen an der schwäbischen Alp braune Oolithe, welche bisweilen reich an Eisen sind, häufiger aber als oolithische Kalke in festen Bänken hervortreten. Im Innern besitzen dieselben gewöhnlich eine graublaue Farbe, während ihre Oberfläche durch Verwitterung braun wird. Bisweilen findet man jedoch nur geodenartige Ausscheidungen, welche die festen Bänke vertreten und welche von dunklen Thonen umgeben sind. Die Mächtigkeit überschreitet in dem einen oder andern Falle nicht leicht 6 Fuss, gewöhnlich beträgt sie nur 3 — 5 Fuss. Günstige Punkte, an denen die Oolithe aufgeschlossen sind, trifft man in den Umgebungen von Bopfingen, am Stuifenberg, zu Oeschingen südl. Tübingen, an der Lochen bei Balingen und zu Geisingen bei Donaueschingen. An letzterer Localität sind die Oolithe so reich an Eisen, dass sie bergmännisch ausgebeutet werden.

Von den im paläontologischen Theil dieses Parapraphen aufgezählten Arten kommen in den Macrocephalus-Schichten der schwäbischen Alp und deren Ausläufern folgende Species vor:

Belemnites subhastatus.
Ammonites macrocephalus.
" Herveyi.
" Grantanus.
" tumidus.
" bullatus.
" microstoma.
" funatus.
" calvus.
" modiolaris.
" Gowerianus.
" Rehmanni.
" funiferus.
" hecticus.
Ancyloceras Calloviensis.
Pleurotomaria Cypraea.
" Cytherea.
Pholadomya Württembergica.
Terebratula subcanaliculata.
" Geisingensis.
" Perieri.
Rhynchonella triplicosa.
" Oppeli.
" phaseolina.
" spathica.
" Kurri.
Holectypus striatus.

So gering auch die Mächtigkeit der Schichten ist, welche

obige Species einschliessen, so bilden sie doch einen durch ihre Fossile bestimmt charakterisirten Horizont, der sich mit Leichtigkeit verfolgen lässt und dessen Isolirung an der schwäbischen Alp desshalb erleichtert ist, weil die daraufliegende Zone des Amm. anceps eine gänzlich verschiedene Gesteinsbeschaffenheit besitzt.

Im Grossherzogthum Baden hatte ich an einer einzigen Localität Gelegenheit, die Schichten des Amm. macrocephalus und bullatus zu beobachten. Am Krotenstollen bei Vögisheim südwestl. Freiburg, war in einer nahezu eingegangenen Steingrube noch eine Wand blossgelegt, deren Profil ich §. 59. Nro. 32 gegeben habe. Die oberste Lage zeichnete sich durch zahlreiche Exemplare von *Amm. macrocephalus, tumidus, bullatus, funatus, Ancyloceras Calloviensis* u. s. w. aus; unmittelbar darunter folgten die grauen Thone und Kalke des Cornbrash's, während höhere Lagen an dieser Stelle nicht aufgeschlossen waren.

In Frankreich sind die Schichten des Amm. macrocephalus an vielen Punkten mehr oder weniger deutlich ausgesprochen; ich erwähne hier die Dep. Ardennes, Meuse, Jura, Ardêche, Côte d'Or, Yonne, Deux-Sèvres, Maine et Loire, Sarthe, Orne, Calvados, Pas de Calais, komme aber auf einige derselben erst im folgenden Paragraphen zurück.

Im Juradepartement, sowie in den Umgebungen von Châtillon sur Seine (Côte d'Or) ist zwar die Zone vertreten, allein sie konnte von den darüberliegenden Bildungen stratigraphisch noch nicht abgetrennt werden. J. Marcou * erwähnt aus seinem Fer oolithique Kellowien einige Arten, welche die Zone des Amm. macrocephalus charakterisiren, so besonders pag. 85 diesen Ammoniten selbst, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, das sein Vorkommen im Juradepartement zu den Seltenheiten gehöre. Unter den Fossilen, welche ich durch die Vermittlung J. Marcou's aus den oolithischen Kellowayschichten der Umgebungen von Salins erhielt, waren nur wenige Arten, aus deren Bestimmung sich auf eine Vertretung der Ma-

* Jura salinois 1846. pag. 85. Mém. Soc. géol. de Fr.

in ſeinem oft erwähnten Werke über die edeln Metalle den Ertrag der Goldwäſchen von Nordamerika nur noch zu 130,000 Dollars anſchlagen; aber wenige Jahre darauf ſtieg derſelbe auf 800,000, ja ſelbſt auf eine Million Dollars. In der Grafſchaft Cavarras (Nord-Carolina) wurde ein Goldgeſchiebe von 28 Pfund (engliſchem avoir du poids-Gewicht) gefunden und daneben mehrere von vier bis zehn Pfund. * Seit meiner Rückkehr aus Sibirien habe ich ununterbrochen, und meiſt vergeblich, geſucht, mir eine genaue Auskunft über den Fortgang der Goldwäſchen in den ſüdlichen Staaten zu verſchaffen, und erſt ganz neuerlichſt iſt es mir geglückt, durch die Güte des jetzigen Bank-Directors, Herrn Albert Gallatin, eines der geiſtreichſten Staatsmänner ** unſerer Zeit, meine Wünſche befriedigt zu ſehen. Ich ſchalte hier einige Stellen aus einem Briefe des vielgereiſten Mannes ein:

„Der Goldreichthum des Urals und vielleicht des ganzen nördlichen Aſiens mußte allerdings Ihre Aufmerkſamkeit auf unſere Goldwäſchen und auf unſeren Goldbergbau in den ſüdlichen Staaten leiten. Ich hoffe, bald durch den Profeſſor Patterſon, der zugleich der Director der Münze iſt, und durch den Profeſſor Renwick in New-York, beide ausgezeichnete Mineralogen, Ihre geognoſtiſchen Fragen beantworten zu können. Jetzt ſende ich Ihnen, nach offiziellen Documenten, die ſpecielle Ueberſicht von dem, was aus unſerm inländiſchen Golde ſeit 1824 in unſerer Münze, ausgeprägt worden iſt.“ ***

---

* Nach handſchriftlichen, mir von meinem älteſten Jugendfreunde, Herrn Berghauptmann Freieslehen, mitgetheilten Nachrichten ſoll gar 1821 in Anſon County ein 48 Pfd. ſchweres Goldgeſchiebe zwiſchen Geröllen von Quarz und Grauwackenſchiefer gefunden worden ſeyn. Dieſe handſchriftlichen Nachrichten begleiteten eine Sammlung von Mineralien, welche der Bruder des verſtorbenen Akademie-Inſpectors Kohler nach Freiberg ſandte. — Möchten doch nordamerikaniſche Gelehrte uns etwas Beſtimmteres über jene koloſſalen Goldgeſchiebe von 28 und 48 engliſchen Pfunden berichten!

** Aus Genf gebürtig, aber ſchon während des Befreiungskrieges in den Vereinigten Staaten anſäßig, Miniſter der Finanzen unter Jefferſons glänzender Präſidentſchaft, dann Geſandter in Paris, St. Petersburg und London.

*** Dieſe ſtatiſtiſche Ueberſicht findet ſich ebenfalls in dem überaus inhaltreichen American Almanac and Repository of useful knowledge for 1838. (Boston. publ. by Ch. Bower), p. 134, einem Werkchen, das vielen europäiſchen zum Muſter dienen könnte.

crocephaluszone in jenem Departement schliessen liess, denn die Mehrzahl der im „Fer oolithique Kellowien“ vorkommenden Species charakterisirt die Zone des Amm. anceps. Ganz in ähnlicher Weise finden wir Andeutungen der Zone in noch mehreren französischen Departements. Zu Châtillon sur Seine (Côte d'Or) liegen wenig mächtige Eisenoolithe an der Basis der Oxfordgruppe. Aus denselben erwähnt J. Beaudouin * neben zahlreichen Arten höherer Zonen die Ammonites Calloviensis und macrocephalus, was auch hier die Vermuthung sehr wahrscheinlich macht, dass in jenen Eisenerzen die Zone des Amm. macrocephalus mit eingeschlossen sei. Wie in den beiden ebengenannten Departements, so scheinen sich die Verhältnisse an der erst in neuerer Zeit durch ihren Reichthum an Fossilen bekannt gewordenen Localität Montreuil Bellay (Maine et Loire) zu gestalten. Die Mehrzahl der fossilen Arten, welche ich aus jener Gegend erhielt, sind Leitmuscheln aus der Zone des Amm. anceps, einige wenige, worunter auch Amm. macrocephalus, Ancyloceras Calloviensis und Rhynchonella triplicosa, scheinen darauf hinzuweisen, dass die Zonen des Amm. macrocephalus und anceps hier an ein und dasselbe Lager gebunden, beide aber dennoch paläontologisch charakterisirt seien. Ich habe schon früher zu zeigen gesucht, dass solche Annäherungen zweier Zonen vorkommen können, ohne dass eigentliche Widersprüche entstehen. Im Unteroolith von Bayeux und Burton Bradstock liegen die Zonen des Amm. Humphriesianus und Parkinsoni so nahe beisammen, dass eine Abtrennung bis jetzt nicht ausführbar war. Aber wir dürfen nicht übersehen, dass dort die verticale Entwicklung eine sehr geringe, wie dies auch bei den eben betrachteten drei Localitäten für die Kellowayschichten der Fall ist. Dennoch lässt sich vielleicht in späterer Zeit die übereinstimmende Aufeinanderfolge noch herausfinden, wenn einmal bei den localen Untersuchungen auf die Verbreitung der einzelnen Arten mehr Rücksicht genommen wird.

Für das Depart. der Sarthe ist uns schon die Möglich-

* Bullet. Soc. géol. de Fr. 18. Sept. 1851. pag. 587.

keit gegeben, eine Trennung auszuführen. Die Bildungen sind hier bereits etwas mächtiger. Ich erhielt über die Verhältnisse, unter welchen die Etage in jener Provinz auftritt, die nöthigen Aufschlüsse durch eine Excursion in die Umgebungen von le Mans und Mamers, durch Besichtigung der Sammlung von Herrn Triger in le Mans, besonders aber durch das Studium des bedeutenden Materials, welches Herr Sämann in Paris von jenen Vorkommnissen in Besitz hatte. Meine Beobachtungen stimmmen im Allgemeinen mit den Resultaten überein, welche E. Hébert in seinen werthvollen Arbeiten *, ** niederlegte und werden von denselben ergänzt, wesshalb ich mich hier theilweise auf sie stützen kann. Nur in Beziehung auf die Deutung einiger Arten muss ich von seinen Angaben abweichen.

Ueber den Lagen, welche wir noch als Aequivalente der Bathformation betrachten, folgen einige Meter graublauer Thone mit gelben thonigen Kalken, welch letztere sich geodenartig ausscheiden. In denselben wurden folgende Arten aufgefunden, deren erstmalige Nachweise für dieses Depart. sich zum Theil durch die Untersuchungen E. Hébert's ergaben:

Ammonites macrocephalus.
" Herveyi.
" microstoma.
" bullatus.
" modiolaris.
" Rehmanni.
" funatus.
Pleurotomaria Cypraea.
" Cytherea.
Cardium Pictaviense.
Isocardia tener.
Avicula inaequivalvis.
Terebratula Smithi.
" Royeriana.
" Calloviensis.
" subcanaliculata.
Rhynchonella spathica.
Holectypus striatus.

E. Hébert zählt ausserdem noch die Amm. subdiscus und anceps auf. Das Vorkommen der ersteren Species wäre von Interesse, da das Lager dieser Art noch nicht mit der gehörigen Genauigkeit bestimmt wurde. Amm. anceps dagegen dürfte mit

---

* Bullet. Soc. géol. de Fr. 16. Dec. 1850. pag. 140.

** E. Hébert, Terr. jur. dans le bassin de Paris. Acad. de Sc. 3. November 1856.

Amm. Rehmanni zusammenfallen. Pag. 43 gibt E. Hébert die Mächtigkeit der Macrocephalusschichten von Beaumont südwestl. von Mamers (Sarthe) zu 2 Meter an. Darüber folgt die Zone des Amm. anceps, welche ich in §. 66 ausführlicher beschreiben werde.

Im Depart. Calvados liegt die Zone des Amm. macrocephalus über dem dortigen Cornbrash, steht aber in mineralogischer Beziehung in enger Verbindung damit. Sie wurde in früherer Zeit nicht beachtet und wir finden in den Arbeiten der französischen Geologen keine Angaben über ihr Auftreten. Dagegen konnte ich aus den Beobachtungen von E. Deslongchamps über den Cornbrash und Kelloway Rock mit Bestimmtheit die Folgerung ziehen, dass die Zone nicht allein deutlich ausgesprochen, sondern auch paläontologisch charakteristisch entwickelt sei. Leider sind dessen Untersuchungen noch nicht im Drucke erschienen. Ich verdanke ihre Kenntniss dessen brieflichen Mittheilungen. Zugleich sandte mir E. Deslongchamps wohlerhaltene Exemplare von *Amm. bullatus* und *modiolaris*, welche aus den thonigen Lagen von Escoville und Sanerville (Calvados) stammten. E. Deslongchamps fand an jenen Aufschlüssen noch den Cornbrash vertreten, da jedoch an andern Lokalitäten die Kellowaygruppe mit dem Erscheinen dieser Arten beginnt, so möchte ich bei einer Einreihung auch für die dortige Entwicklung den Cornbrash auf die tieferen Lagen jener Aufschlüsse beschränken, welche Ansicht darin einige Bestätigung findet, dass mit den obengenannten Ammoniten bereits mehrere Arten der Kellowaygruppe wie Rhynchonella Royeriana, spathica u. s. w. gefunden wurden. Immerhin bilden diese Schichten aber auch in jener Gegend die Basis der Gruppe, denn die höheren Zonen mit Amm. Jason, Dunkani und athleta folgen erst darüber und werden schon durch die Thone von Dives vertreten, welche an jener Küste durch ihre Einschlüsse schon frühe die Aufmerksamkeit der Paläontologen auf sich gezogen haben. Forts. §. 66.

Aus den Umgebungen von Boulogne (Pas de Calais) sah ich in der Sammlung von H. Bouchard mehrere für die

Zone charakteristische Arten, welche über dem dortigen Cornbrash gefunden wurden. Ueber die Vertretung der Zone in den Departements am südöstlichen Rande des Centralplateau's vergl. §. 66. Ich erwähne von französischen Bildungen hier nur noch die aus den Umgebungen von Niort (Deux-Sèvres). D'Orbigny führt ebendaher eine Anzahl der wichtigsten Leitmuscheln an und trennt mehrere derselben durch die besondere Bemerkung: „dass sie aus dem unteren Callovien stammen" von den Arten der Zonen des Amm. anceps und athleta ab. Leider stellt er aber eine Anzahl derselben zugleich in die Bathformation, was daher rühren mag, dass für jene Provinz, vielleicht wegen der mineralogischen Beschaffenheit der Niederschläge, die obere Grenze der Bathformation zu hoch gezogen wird.

Die Zone des Amm. macrocephalus in England. Während im südwestlichen Deutschland *Amm. macrocephalus*, *tumidus*, *Herveyi*, *bullatus*, *microstoma*, *funatus* u. s. w. die häufigsten Ammoniten unserer Zone sind, treten in Wiltshire gerade solche Species zahlreich auf, welche an der schwäbischen Alp zwar zum grössten Theil schon gefunden wurden, dagegen immerhin zu den Seltenheiten gehören. Es sind dies besonders *Ammonites Calloviensis*, *Könighi*, *modiolaris*, *Gowerianus*. Sie charakterisiren den Kelloway-Stone von Kelloway Mill bei Chippenham (Wiltshire). Diese locale Ausscheidung einer mit Fossilen angefüllten, gelben, sandigen Kalkbank, welche an jener Lokalität in früherer Zeit durch einen Steinbruch aufgeschlossen war, wurde schon von William Smith aufs Genaueste erforscht und beschrieben. Er bildete ihre Fossile ab und unterschied sie von dem darüber und darunterliegenden Clunch Clay. In späterer Zeit gaben die Durchschnitte, welche bei den Eisenbahnarbeiten in den Umgebungen von Chippenham gemacht wurden, Gelegenheit zur Bestätigung der Smith'schen Beobachtungen. Auf dem Profile, welches R. Mantell * bei den Durchschnitten unweit Trowbridge aufnahm, finden wir über dem Cornbrash zuerst eine dicke Thonlage (2[4]) eingezeichnet. Be-

* Proceed. Geol. Soc. 27. Febr. 1850, Profil 1. pag. 312.

deckt wird diese von dem sandigen Kelloway-Stone, über welchem die bituminösen Schiefer mit Amm. Jason und ornatus, Acanthoteuthis antiquus u. s. w. folgen. Der Kelloway-Stone enthält zahlreiche Fossile, darunter wiederum dieselben Arten, welche zu Kelloway-Mill auftreten. In den Thonen zwischen Kelloway-Stone und Cornbrash wurden jedoch Amm. macrocephalus, tumidus, funiferus u. s. w. gefunden. Dies gibt uns den Schlüssel zu bestimmteren Vergleichen jener Bildungen mit den Macrocephalusschichten anderer Gegenden. Amm. macrocephalus kommt hier in einem mit dem Kelloway-Stone in enger Verbindung stehenden Lager vor. Während Amm. Calloviensis vielleicht durchgehend ein höheres Lager einnimmt als Amm. macrocephalus, so gehört doch die Mehrzahl der mit ihnen vorkommenden Species beiden Horizonten gemeinschaftlich an. Vorerst liess sich eine schärfere Abtrennung nicht ausführen, wenigstens lagen keine bestimmteren Beobachtungen vor, da die englischen Geologen bei Beschreibung ihrer Erfunde häufig nicht einmal angeben, ob eine Species aus den Thonen unter oder über dem Kelloway-Stone gefunden wurde. Vielleicht ist auf meinem Profile Nr. 35, bei dessen Zusammenstellung ich sehr mit diesem Uebelstande zu kämpfen hatte, ein Theil der unteren dunklen Thone mit Geoden, als Aequivalent des Kelloway-Stone's, noch mit letzterem zu vereinigen. So mangelhaft auch diese Zusammenstellung noch ist, so gibt sie doch wenigstens in annähernder Weise die Reihenfolge, nach welcher eine Anzahl von Species der Kellowaygruppe in Wiltshire in den einzelnen, mineralogisch unterscheidbaren Schichten aufgefunden wurde. Zugleich ergeben sich durch dieselbe, auf Grund der Beobachtungen von William Smith, Conybeare, Phillips und Mantell folgende Sätze:

1) Der Kelloway-Stone von Wiltshire mit den unmittelbar darunterliegenden Thonen bilden die Aequivalente der Macrocephalusschichten anderer Gegenden.

2) Die Zone des Amm. macrocephalus folgt in Wiltshire erst über dem dortigen Cornbrash.

3) Die Lagen, welche den Kelloway-Stone jener Provinz

bedecken, entsprechen der oberen Hälfte unserer Etage d. h. den Zonen des Amm. anceps und athleta. Vergl. §. 66.

Zusammenstellung der einzelnen Schichten der Kellowaygruppe nach ihrem Auftreten an verschiedenen Lokalitäten in den Umgebungen von Chippenham (Wiltshire).

Nr. 35.

	Oxfordclay mit *Amm. cordatus.*		Oxfordien.
Schichten des Amm. ornatus (Zonen d. A. anceps und athleta).	Grauer blätteriger Thon. *(laminated Clay)* von Trowbridge und Christian Malford.	Serpula vertebralis. Bel. Puzosianus. Acanthoteuthis antiquus. Amm. lunula, punctatus. „ Brighti, Comptoni. „ cerenatus, var. „ Jason, ornatus. Alaria armigera. Leda Phillipsi. Posidonomya ornati. Pecten fibrosus.	
Schichten des Amm. macrocephalus.	Gelbe sandige Kalke *(Kelloway-Stone)* von Kelloway-Mill.	Amm. Callovicusis. „ Gowerianus. „ modiolaris. „ Königi. Avicula inaequivalvis. Isocardia tener.	Kelloway-gruppe, Callovien, Kelloway-Rock.
	Dunkle Thone mit Geoden *(Clay with nodules)* von Trowbridge.	Aeylocerus Callovicusis. Amm. modiolaris. „ Königi. „ Gowerianus. „ tumidus. „ macrocephalus. „ funiferus. Avicula inaequivalvis. Corbula Macneilli.	
	Cornbrash von Trowbridge u. Stanton		Bathonien.
	Forestmarble.		

In den Umgebungen von Weymouth (Dorsetshire) wurden zwar einige Arten der Zone gefunden, doch hatte ich selbst keine Gelegenheit, sie anstehend zu sehen. Ueber das Auftreten der Macrocephalusschichten an der Yorkshireküste, werde ich die am Anfange dieses Paragraphen gemachten Angaben in §. 66 zu ergänzen suchen, so dass ich nur noch deren Vorkommen in einer englischen Provinz hier zu berühren habe. * J. Morris ** wies dieselben in Lincolnshire durch Aufzählung einiger Leitmuscheln nach. Ueber dem wohl charakterisirten Cornbrash folgten am Casewick Cutting (Eisenbahneinschnitt des Great Northern Railway) dunkle Thone, in welchen mit anderen Arten Amm. Herveyi sehr häufig vorkam. In einem mehr braunen, sandigen, eisenreichen Thone sollen sich an derselben Lokalität ferner noch Amm. Calloviensis, Belemnites Puzosianus und Gryphaea bilobata (-dilatata?) gefunden haben. Ueber die weiteren dorther angeführten Arten erlaube ich mir kein Urtheil; die 2 letzteren Species deuten schon höhere Lagen der Kellowaygruppe an, während Amm. Herveyi und Calloviensis bei richtiger Bestimmung keinen Zweifel gestatten würden, dass hier die Zone des Amm. macrocephalus entwickelt sei.

---

* Anhangsweise will ich hier nur kurz Einiges über das Auftreten der seither betrachteten Schichten in einer ausserhalb unseres Terrains liegenden Gegend anführen. Die Kapitäne Smee und Grant brachten eine Anzahl von Fossilen von Cutch mit, welche sie zu Charee und einigen anderen Localitäten jener indischen Provinz gesammelt hatten. J. Sowerby hat die Arten abgebildet und beschrieben und seine Notizen den Angaben über die Geologie jenes Landes hinzugefügt (Geol. Transact. 2 Ser., vol. V. pag. 289 und pag. 715). Es bleibt kein Zweifel, dass in der Provinz Cutch ausgeprägte Macrocephalusschichten auftreten, charakterisirt durch eine Reihe leitender Species, worunter besonders die verschiedenen Ammoniten aus der Familie des Amm. macrocephalus in allen Varietäten vorwalten, während die Einschlüsse, welche dem Horizonte des Amm. Calloviensis angehören, durch jene Arbeit nicht nachgewiesen werden. Dagegen zeigen die Abbildungen von Gryphaea dilatata, Bel. hastatus und eines dem Amm. athleta oder perarmatus nahestehenden Ammoniten, dass auch die höheren Lagen mit den europäischen Schichten gleichen Alters noch übereinstimmende Arten einschliessen.

** Geol. Proceedings. 15. Juni 1853. pag. 333.

2) Die Schichten des *Ammonites ornatus*.

Zonen des Amm. anceps und des Amm. athleta.

§. 66.

Synonymik: Vergl. §. 62. Laminated Clay (Theil des Clunch-Clay's), Will. Smith 1816, Strata identified by organized fossils pag. 22. Kelloway-Rock (pars), Phillips 1829, Geol. of Yorksh. pag. 139. Fer oolithique Kellowien (pars), Marcou, 1847, Jura salinois pag. 85. Partie supérieure de l'étage callovien, d'Orbigny. Oxfordthon, Röm. 1836. Ool. pag. 2. Oxfordclay (pars), Leop. v. Buch, 1837, Berl. Akad. Jura Deutschlands, Profil. Ornatenthon (pars), Quenst. Flözgeb. pag. 537. Desgl. Pfizenmayer, Profil, deutsche geol. Gesellsch. 1853, tab. 16.

Palaeontologie: Zahlreiche Reste von Fischen und Sauriern, Crustaceen, Cirripeden und Anneliden (Serpula vertebralis Sow.) finden sich an den verschiedenen Lokalitäten in den Zonen des Amm. anceps und des Amm. athleta. Die Mehrzahl derselben ist noch unbestimmt, und ihr Vorkommen hat vorerst noch wenig Resultate für die Vergleichung der Zonen geliefert, da die verschiedenen Species häufig nur aus vereinzelten Erfunden bestehen, oder nur von wenigen Lokalitäten bekannt wurden. Ich werde später einige derselben anführen, dagegen zeichne ich als leitende Mollusken folgende Arten auf:

a) Für die Zone des **Amm. anceps**:

Belemnites Calloviensis.
Acanthoteuthis antiquus.
Nautilus Calloviensis.
Ammonites punctatus.
" lunula.
" Comptoni.
" curvicosta.
" anceps.
" coronatus.
" Jason.
" pustulatus.
" polygonius.
" refractus.
Baculites acuarius.
Pholadomya carinata.
" subdecussata.
Goniomya trapezicosta.
Ceromya elegans.
Anatina Bellona.
Leda Moreana.
Nucula Caecilia.
Trigonia elongata.
Cardium subdissimile.
Isocardia Campaniensis.
Plicatula peregrina.
Terebratula longiplicata.
" Saemanni.
" dorsoplicata.
" Trigeri.
" Julii.
" pala.
" biappendiculata.
Rhynchonella Orbignyana.

Terebratula hypocirta, Rhynchonella funiculata, acutoloba und trigona (E. Desl.) gehören wahrscheinlich derselben Zone an. Rhynch. phaseolina beginnt schon im Grossoolith, erstreckt sich aber zweifelsohne bis in die Zone des Amm. anceps.

b) Für die Zone des **Amm. athleta:**

Belemnites hastatus beginnt in den oberen Lagen.	Ammonites annularis.
Ammonites parallelus.	„ Dunkani.
„ Brighti.	„ ornatus.
„ auritulus.	„ bicostatus.
„ sulciferus.	„ Baugieri.
„ Orion.	„ denticulatus.
„ Fraasi.	„ Suevicus.
„ athleta.	„ flexispinatus.
	Astarte undata.

Damit kommen noch weitere Arten vor, welche aber schon zum Theil in der darunterliegenden Zone des Amm. anceps auftreten. Ich stelle mit denselben diejenigen Species zusammen, bei welchen noch nicht sicher erwiesen ist, ob sie nur einer dieser beiden Zonen, oder beiden gemeinschaftlich angehören. Es sind:

Pleurotomaria Niobe.	Leda Phillipsi.
Alaria armigera.	Posidonomya ornati.
Spinigera semicarinata.	Pecten fibrosus.

Als solche Arten, welche in der Zone des Amm. athleta beginnen, jedoch in die darüberliegenden Schichten hinaufgehen, bezeichne ich: *Bel. Puzosianus, Ammonites Lamberti, tortisulcatus, Gryphaea dilatata.*

Gesteinbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Südwestliches Deutschland. Eine ungefähr 30 Fuss mächtige, graue Thonablagerung folgt an der schwäbischen Alp über den Oolithbänken, welche ich im vorigen Paragraphen als Zone des Amm. macrocephalus beschrieben habe. Sie unterscheidet sich von letzterer nicht allein durch ihre mineralogische Beschaffenheit, sondern schliesst eine gänzlich verschiedene Fauna ein. Es machen sich hier besonders die zahlreichen fein verkiesten Ammoniten geltend, welche meist in kleinen Exemplaren herauswittern und durch die vielen Quellen, welche aus den Thonen sickern, oder durch Regengüsse rein

gewaschen und oben liegend dem Auge nicht leicht entgehen. An der schwäbischen Alp sind diese Thone in Verbindung mit tiefern Lagen häufig die Ursache von Verrutschungen und verhältnissmässig selten stehen sie unverändert und regelmässig an. In den meisten Fällen werden sie von den Trümmermassen höherer Schichten gänzlich bedeckt, welche sich von den steilen Rändern der Alp lostrennten und dann entweder als Schutt unregelmässige Höcker bilden, oder sogar als kleinere Hügel wiederum isolirt und frei dastehen. Die einzelnen Schichten dieser Hügel befinden sich dann in einem viel tieferen Niveau, als die entsprechenden Lagen, von denen sie sich lostrennten, aber die übereinstimmende Reihenfolge der einzelnen Bänke zeigt, dass jene Hügel beim Herabkommen von der Höhe nur gerutscht, nicht aber gestürzt sein konnten.

Da, wo die Thone blossgelegt sind, findet man sie ziemlich gleichmässig zusammengesetzt, ohne festere Bänke zu enthalten; sie schliessen vereinzelte kleine Geoden ein, während erst darüber eine Lage harter Geoden folgt, welche jedoch schon zu der Oxfordgruppe zu zählen ist.

In Beziehung auf ihre organischen Einschlüsse lassen sich die schwäbischen Ornatenthone in 2 Zonen sondern, welche sich jedoch äusserlich gleichen. Die untere Hälfte, d. h. die Zone des Amm. anceps ist besonders zu Oberlenningen und Gammelshausen bei Boll deutlich aufgeschlossen. Man findet darin mit Ausnahme der Brachiopoden die vorhin erwähnten Leitmuscheln aus der Zone des Amm. anceps. Erst darüber folgt die Zone des Amm. athleta. Günstige Aufschlüsse bieten die Umgebungen von Ehningen, Oeschingen und Lautlingen an der schwäbischen Alp. Die Aufzählung ihrer Einschlüsse wäre hier gleichfalls nur eine Wiederholung, denn es fanden sich an diesen Localitäten sämmtliche auf der vorletzten Seite für die Zone des Amm. athleta zusammengestellten Species.

Dagegen habe ich hier einige Erfunde von Wirbelthierresten anzuführen, welche von Prof. Quenstedt als Zähne von *Oxyrhina ornati*, Quenst. Handb. 1852. tab. 13, Fig. 13 und *Notidanus Hügelii* (nach Münst. Beitr. 6. Bd. tab. 1, Fig. 5), bestimmt wurden und welche sich in der Zone des Amm. anceps zu Gam-

Ueberſicht des jährlichen Betrages an Gold zur Vermünzung aus den Goldgruben der Vereinigten Staaten.

Jahr	Virginia.	Nord-Carolina.	Süd-Carolina	Georgia.	Tennessee.	Alabama.	Unbestimmt.	Total.
	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.
1821	—	5,000	—	—	—	—	—	5000
1825	—	17,000	—	—	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	—	—	46,000
1829	2,500	131,000	3,500	—	—	—	—	110,000
1830	24,000	201,000	26,000	212,000	—	—	—	466,000
1831	26,000	291,000	22,000	176,000	1,000	1,000	—	520,000
1832	31,000	458,000	15,000	140,000	1,000	—	—	678,000
1833	101,000	475,000	66,000	216,000	7,000	—	—	869,000
1834	62,000	580,000	38,000	415,000	5,000	—	—	898,000
1835	60,000	263,500	42,100	319,900	100	—	12,200	698,500
1836	62,000	118,100	33,200	201,100	300	—	—	467,000
	371,000	2,165,600	298,100	1,680,500	12,100	1,000	12,200	1,844,500

Sie fragen, wie viel etwa man, wegen des Schleichhandels, zu den Summen an Dollars, welche jene Tabelle aufführt, jährlich zusetzen müsse? Eine solche Evaluation ist schwierig, aber ich glaube, Ihnen mit einiger Sicherheit sagen zu können, daß in keinem Jahr die Produktion (Ausbeute) des Goldes über eine Million Dollars gewesen ist. Der Verlust durch Schleichhandel ist um so geringer, als, nach unseren neuesten Gesetzen, das Gold, im Verhältniß zum Silber, fast zwei Procent höher, als der gewöhnliche Preis gesetzt ist. Das Verhältniß zum Silber ist, nach jenen Gesetzen, wie 16 zu 1. Deßhalb kommt jetzt wohl alles inländische Gold in unsere Münzstätte. Im Ganzen nehmen die alten Goldwäschen, besonders in Carolina, ab, doch findet man immer neue goldhaltige Schichten und auch der eigentliche Bergbau auf Gold wird hoffnungsreicher."

Ich füge zu diesen interessanten Nachrichten noch hinzu, daß die goldführenden Regionen von Nordamerika ganz neuerlichst von einem sehr unterrichteten deutschen Bergbauverständigen, Herrn Carl Degenhardt (dermalen zu Clausthal am Harze) und von Herrn Featherstonhaugh, der Zinnerze und Zinnober entdeckt hat, besucht wurden. Der Gewinn, und mit ihm die Lust zum Goldwaschen und zum Goldbergbau sind seit dem Jahr 1835 rasch gesunken. In einem Lande, das bei seinem stets fortschreitenden Wohlstande das Glück des freiesten Verkehrs genießt, bieten sich bessere

melshausen bei Boll fanden. Ebendaher erhielt ich ein Exemplar von der in England in dem gleichen Niveau vorkommenden *Serpula vertebralis*, Sow. Min. Conch. tab. 599, Fig. 5. Reste von noch unbestimmten Echinodermen fanden sich zahlreich zum Theil verkiest, zum Theil flachgedrückt zu Oberlenningen und an andern Localitäten der schwäbischen Alp. Ein besonders schönes Vorkommen bilden dagegen die Crustaceen, von denen in der Lautlinger und Oeschinger Gegend in der Zone des Amm. athletha mehrere grössere Species gefunden wurden, während der kleine *Mecochirus socialis*, Quenst. württemb. Jahreshefte 1850, pag. 196 (Eumorphia socialis v. Meyer), theils flachgedrückt aber in sehr deutlichen Exemplaren, theils in längliche kaum zollgrosse Geoden gebacken und dennoch wohlerhalten, beinahe überall vorkommt, wo die Thone aufgeschlossen sind, und beiden Zonen anzugehören scheint.

Die Geodenlage, welche über der Zone des Amm. athleta folgt und welche sich von Lautlingen bei Balingen über Oeschingen, den Stuifenberg und Bopfingen verfolgen lässt, und sich sogar im fränkischen Jura wiederfindet, wurde von den meisten Geologen noch mit den sog. Ornatenthonen vereinigt und somit in die Kellowaygruppe gestellt. Dass dieselbe einer ganz andern Etage angehöre, soll durch paläontologische Nachweise später gezeigt werden, vorerst bestimme ich die Grenzlinie in der Weise, dass ich mit dem Aussterben der Amm. ornatus, athleta, bicostatus u. s. w. auch die obere Zone der Kellowaygruppe abschliesse, dagegen mit dem zahlreichen Auftreten des Bel. hastatus, in Begleitung von Amm. biarmatus, cordatus, Arduennensis u. s. w. die Etage des Oxfordien beginnen lasse. Amm. Lamberti wird zwar schon in den obersten Schichten der Kellowaygruppe gefunden, am häufigsten ist er jedoch in der Geodenbank des Amm. biarmatus, mit welcher die Oxfordgruppe beginnt und welche Dr. Fraas „Semihastatenbank“ nannte, da in der Balinger Gegend in den 3 Fuss mächtigen, grauen Thonen mit kieselreichen schwarzgrauen Geoden Belemnites semihastatus Quenst., hastatus Blainv. nicht allein am häufigsten vorkommen, sondern auch zum ersten Male auftreten soll.

Als ideales Profil für das Auftreten der Kelloway-Etage an der schwäbischen Alp, gebe ich folgende Zusammenstellung:

Nr. 36.

Oxford-gruppe.

3 Fuss. Graue Thone mit Geoden. — Zone des *Amm. biarmatus.*

Kelloway-gruppe.

Bel. hastatus. Amm. Lamberti.

30 Fuss. Dunkelgraue Thone.

Zone des *Amm. athleta.*

Amm. ornatus, Dunkani.
„ annularis, athleta.
„ parellelus, Brighti.
„ auritulus, euliciferus.
„ Orion, Fraasi.
„ bicostatus, Baugieri
„ flexispinatus, denticulatus.
Astarte undata.

Hecticoceras socialis und Peltoceras arduennense.

Bel. Calloviensis, Acanth. antiquus.
Amm. punctatus, lunula.
„ Jason, anceps.
„ refractus, curvicosta.
„ pustulatus, polygonius.
„ coronatus.
Baculites acuarius.
Geniomya trapezicosta.
Leda Moreana.

Zone des *Amm. anceps.*

2—5 F. Eisenoolithe mit Thonen.

Zone des *Amm. macrocephalus.*

Bel. subhastatus.
Am. macrocephalus.
„ Herveyi.
„ tumidus.
„ bullatus.
„ microstoma.
„ funatus.
„ modiolaris.
„ Gowerianus.
„ Rehmanni.
„ funiferus.
„ hecticus.

Ancyloceras Calloviensis.
Pleurotomaria Cypræa.
„ Cytherea.
Pholadomya Württembergica
Terebratula subcanaliculata.
„ Perieri.
„ Geisingensis.
Rhynch. triplicosa.
„ spathica.
„ Kurri.

Bath-gruppe.

Vergl. Profil Nr. 29, § 51 und Profil Nr. 31, § 56.

Die grösste Mächtigkeit der Kellowaygruppe an der schwäbischen Alp mag etwas über 40 Fuss betragen, dagegen sind 36 Fuss die gewöhnliche Entwicklung, indem nur an solchen Punkten geringere Durchschnitte vorkommen, an welchen die Profile aus irgend einem Grunde nicht vollständig zu nennen sind.

Während die Zone des Amm. macrocephalus sich in den Umgebungen von Vögisheim in Baden deutlich nachweisen liess, sind in jenen Juradistricten des Breisgaues bis jetzt noch keine Aufschlüsse bekannt geworden, an welchen die Zonen des Amm. anceps und athleta zu Tage treten würden. Ohne Zweifel liegen sie unterirdisch begraben, während jedoch noch keine ihrer Leitmuscheln aufgefunden wurde. Ich gehe deshalb unmittelbar zu den entsprechenden Bildungen in Frankreich über.

Frankreich. Schon im vorigen Paragraphen wurde erwähnt, dass J. Marcou die Oolithbänke, welche sich in den Umgebungen von Salins (Jura) unter den Oxfordthonen abgelagert haben, als Fer oolithique sous oxfordien ou Kellowien besonders abtrennte. Nach den eigenen Angaben J. Marcou's * ist die Zone des Amm. macrocephalus in den 4 Meter mächtigen, eisenreichen Oolithen paläontologisch durch das Vorkommen einiger ihrer Leitmuscheln vertreten, während jedoch die Fossile aus der Zone des Amm. anceps in dieser Ablagerung bei weitem überwiegen. Ich verdanke eine Anzahl der letzteren der Vermittlung J. Marcou's. Ihre Bestimmung bestätigte mir die Beobachtungen, welche in den „Recherches géologiques sur le Jura salinois" niedergelegt sind. Mit zu Grundlegung der in jener Arbeit gemachten Angaben glaube ich das Vorkommen folgender für die Zone des Amm. anceps charakteristischer Arten aus dem Fer oolithique Kellowien der Umgebungen von Salins zusammenstellen zu dürfen:

Nautilus Calloviensis.	Ammonites punctatus.
Ammonites anceps.	„ Jason.
„ coronatus.	Pholadomya carinata.
„ lunula.	Trigonia elongata.

* Marcou, Rech. géol. sur le Jura salinois 1847. Separatabdr. pag. 85.

Plicatula peregrina.	Terebratula dorsoplicata.
Terebratula longiplicata.	„ pala.
„ Julii.	Rhynchonella Orbignyana.

Pag. 91 erwähnt J. Marcou auch den Amm. athleta aus denselben Lagen, was dafür sprechen würde, dass neben den Zonen des Amm. macrocephalus und des Amm. anceps auch die des Amm. athleta durch jene Eisenerze vertreten werde. Da jedoch bestätigende Angaben für weitere Species fehlen, so halte ich die Einreihung dieser Zone noch nicht für gesichert.

Eine gleichfalls sehr werthvolle Arbeit, über die Kelloway-schichten von Châtillon sur Seine (Côte d'Or), deren paläontologischer Theil viele Beachtung verdient, wurde in den Schriften der geol. Gesellschaft Frankreichs von J. Beaudouin * niedergelegt. Der Verfasser behandelt in jener Schrift die Verhältnisse einer über 300 Fuss mächtigen Ablagerung, welche er „Groupe Kelloway oxfordien“ nennt. Er unterscheidet 2 Theile, deren unterer „Sous-groupe inférieur“ eine Mächtigkeit von 9,88 Meter besitzt und durch Eisenoolithlager ausgezeichnet ist. Die Fossile der „Sous-groupe inférieur“ werden in vollständigen Listen angeführt, welche sich durch scharfe Bestimmungen der einzelnen Arten auszeichnen. Es lassen sich daraus wohl Schlüsse über das Alter der ganzen Bildung ziehen, leider ist jedoch die Vertheilung der einzelnen Species in den verschiedenen Schichten der „Sous-groupe inférieur“ nicht weiter verfolgt. Es scheint dies desshalb mit Schwierigkeiten verbunden zu sein, weil die reichste Ausbeute an Fossilen erst in den Erzwaschen gemacht wird, hier aber verschiedene Lagen häufig zusammen behandelt werden. Wenigstens sah ich in den dortigen Sammlungen Kelloway- und Oxford-Species häufig vermengt und ungeschieden aufbewahrt. Doch erhellt aus den paläontologischen Zusammenstellungen von J. Beaudouin, dass die 9,88 Meter mächtige Ablagerung die Schichten des Amm. macrocephalus,

* J. Beaudouin, Mémoire sur le terrain Kelloway-oxfordien du Châtillonais. Bulletin Soc. géol. de France 14—18. Sept. 1851. pag. 582.

anceps und athleta in Verbindung mit der untersten Zone des Oxfordien einschliesst. Verhältnissmässig am geringsten sind hier die Macrocephalusschichten paläontologisch vertreten. Vergl. §. 65. Dagegen zählt J. Beaudouin eine Reihe für die Zone des Amm. anceps charakteristischer Arten auf wie: *Amm. refractus, lunula, pustulatus, coronatus, anceps, Isocardia elegans, Terebratula pala, Serpula vertebralis;* damit kommen *Amm. bipartitus (bicostatus Stahl), Amm. Dunkani* und *Amm. athleta* vor, d. h. mehrere für die Zone des *Amm. athleta* leitende Arten. Wir hätten denn in dieser Liste von J. Beaudouin die Repräsentanten für die 3 Zonen der Kellowaygruppe. Zugleich werden jedoch darin noch folgende Species angeführt: *Amm. co(r)datus, Constanti, crenatus, oculatus, Terebratula impressa, Millericrinus aculeatus,* deren vereinigtes Vorkommen in der Groupe inférieur mit Bestimmtheit ersehen lässt, dass hier noch weitere Schichten mit eingerechnet wurden, welche über dem Kelloway-Rock von Phillips ihren Platz haben, demnach schon in die Oxfordgruppe gehören.

In ähnlicher Weise hat Buvignier* die Etage des Callovien für das Departement der Meuse begrenzt. Er nennt die Ablagerung, welche im Allgemeinen mit der „Sous-groupe inférieur" von J. Beaudouin übereinstimmt, „Argiles inférieures de la Woèvre", doch wage ich nicht seine Bestimmungen der einzelnen Species sicher zu deuten, wesshalb ich zur Betrachtung einer andern Lokalität übergehe.

Nachdem ich in §. 65 die paläontologischen und stratigraphischen Verhältnisse darlegte, unter welchen die Schichten des Amm. macrocephalus in dem Dep. der Sarthe entwickelt sind, habe ich hier wiederum die obere Hälfte der Etage zu behandeln. Dieselbe sondert sich bei einer nicht besonders beträchtlichen Mächtigkeit, dennoch nach ihren organischen Einschlüssen in 2 Zonen ab, von welchen die untere, d. h. die Zone des Amm. anceps besonders reich an fossilen Arten und sehr

* Buvignier, Statistique géol. min. et pal du Dép. de la Meuse, 1852, pag. 216.

charakteristisch entwickelt ist. Es sind gelbe, thonige, zum Theil oolithische Kalke, welche über der Zone des Amm. macrocephalus folgen und in mehreren Steinbrüchen entblösst liegen. Die Fossile wittern leicht heraus, so dass es mir gelang, in den Umgebungen von Mamers eine grosse Anzahl der dortigen Vorkommnisse zu sammeln. So abweichend die ganze Etage in mineralogischer Beziehung von den Niederschlägen gleichen Alters an der schwäbischen Alp gebildet ist, so erkennt man doch die Uebereinstimmung einer Reihe fossiler Arten, worunter sich besonders die Cephalopoden wieder mit derselben Bestimmtheit an ihr Lager halten. Ausserdem finden sich in den Dep. Orne und Sarthe aber auch manche neue und interessante Species. Mit grosser Freude begrüsste ich die Nachricht von einer Monographie der Brachiopoden der Kellowaygruppe, welche nunmehr vollendet sein wird und welche mir mein gelehrter Freund E. Deslongchamps in dem letzten Monat zum Theil schon gedruckt übersandte. Zugleich hatte er die Gefälligkeit, mir sämmtliche Typen seiner neuen Arten mitzutheilen, durch deren Aufnahme ich meine Listen in dieser Beziehung vervollständigen konnte. Ich stelle im Folgenden die mir bekannten Einschlüsse der Zone des Amm. anceps im Departement der Sarthe zusammen:

Nautilus Calloviensis.
Ammonites punctatus.
" lunula.
" Comptoni.
" curvicosta.
" anceps.
" coronatus.
" Jason.
Pholadomya carinata.
" subdecussata.
" inornata.
" Clytia.
Goniomya trapezicosta
Ceromya elegans.
Anatina Bellona.
Trigonia elongata.
Cardium subdissimile.
Isocardia Campaniensis.
Pecten fibrosus.
Gryphaea Alimena.
Plicatula peregrina.
Terebratula dorsoplicata.
" Trigeri.
" Smithi.
" pala.
Rhynchonella Orbignyana.
Disaster ellipticus Agass.
" dorsalis "

Obschon die darüber folgende Zone des Amm. athleta bis jetzt weit geringeren Aufschluss bot, so ist an ihrem Auftreten doch nicht mehr zu zweifeln, nachdem E. Hébert in seiner neuesten Arbeit * pag. 43 ausdrücklich auf die Thatsache hinwies, nach welcher im Dep. der Sarthe diese Zone durch folgende Ammoniten charakterisirt würde:

Amm. athleta, Dunkani, Backeriae (fonatus?), Lamberti.

Zugleich zeigen die Beobachtungen von E. Hébert, dass im Dep. der Sarthe die Zone des Amm. athleta schon in enger Verbindung mit den Schichten steht, in welchen Amm. perarmatus zum ersten Male erscheint. Wir haben an unserer schwäbischen Alp gleichfalls eine Annäherung zwischen Kelloway- und Oxford-Etagen angetroffen, es darf uns desshalb nicht befremden, dass E. Hébert die Grenzschichten an manchen Lokalitäten gar nicht von einander abgetrennt hat, sondern sie als mineralogisch zusammengehörige Bildung vereinigte. Bei der geringen Mächtigkeit ist es noch wahrscheinlicher, dass solche Annäherungen stattfanden. Wenn ich schon einige Bestimmungen berichtigen und z. B. das angebliche Vorkommen des Amm. Dunkani in der Zone des Amm. anceps, sowie des Amm. Calloviensis in der Zone des Amm. perarmatus auf's Bestimmteste in Abrede ziehen muss, so finde ich doch in den Beobachtungen E. Hébert's die Bestätigung der Schlussfolgerung, nach welcher die Kellowaygruppe im Dep. der Sarthe aus drei unterscheidbaren Zonen gebildet wird, deren unterste ich in §. 65 als Zone des Amm. macrocephalus und bullatus beschrieb, deren mittlere die Zone des Amm. anceps hier in paläontologischer Beziehung eine Deutlichkeit besitzt, wie wir sie nur selten wieder finden und deren oberste — die Zone des Amm. athleta — zwar von der darunterliegenden Zone des Amm. anceps leicht abgetrennt werden kann, sich dagegen nach oben den unteren Lagen der Oxfordgruppe schon sehr nähert.

Nur wenig verschieden von den soeben betrachteten Ver-

---

* E. Hebert, Terrain jurassique dans le bassin de Paris. Acad. des Sc. 3. Nov. 1856.

hältnissen scheint sich die Kellowaygruppe in den Umgebungen von Argentan (Orne) entwickelt zu haben. Ich erhielt von E. Deslongchamps folgende Arten aus den Kellowayschichten von Exmes bei Argentan: *Amm. coronatus, Pholadomya carinata, Terebr. Trigeri, Rhynch. Orbignyana.* Das Gestein und der Erhaltungszustand stimmen ganz mit dem der organischen Reste überein, welche in den Umgebungen von Mamers und Montbizot (Sarthe) in der Zone des Amm. anceps vorkommen.

Im Depart. Maine et Loire wurden in den letzten Jahren zu Montreuil Bellay in einer nur ein paar Fuss mächtigen Oolithbank die Fossile der Kellowaygruppe in wohlerhaltenem Zustande und in grossem Speciesreichthum aufgefunden. Insbesondere zeichnen sich die Gasteropoden durch Mannigfaltigkeit der Formen aus. Leider können die vielen Arten hier nicht näher angegeben werden, da die Mehrzahl derselben noch unbestimmt ist, und an keinem andern Punkte gefunden wurde. Ihre Beschreibung von E. Hébert steht schon lange in Aussicht und es wäre sehr zu wünschen, dass dieselbe ausgeführt würde. Neben einer Reihe von Cephalopoden wiederholen sich hier die Brachiopoden der Sarthe, in Begleitung mehrerer neuer Arten, welche E. Deslongchamps in seinen trefflichen Arbeiten *, ** zusammengestellt und beschrieben hat.

Folgende Species fanden sich in den Kellowayschichten von Montreuil-Bellay:

Ammonites macrocephalus.	Arca subtetragona.
Ancyloceras Calloviensis.	Rhynchonella triplicosa.

Nautilus Calloviensis.	Ammonites coronatus.
Ammonites punctatus.	„ polygonius.
„ lunula.	Pleurotomaria Niobe.
„ curvicosta.	Alaria armigera.
„ anceps.	Spinigera semicarinata.

---

* E. Deslongchamps, les Brachiopodes de Montreuil Bellay. Bullet. Soc. linn. de Norm. 1855—56 I. pag. 95.

** E. Deslongchamps Monogr. des Brach. du Kelloway-Rock; Mém. Soc. linn. de Norm. tome XI. tab. 1—6.

Pecten fibrosus.
Terebratula dorsoplicata.
" Trigeri.
" hypocirta.
" pala.
" biappendiculata.
Rhynchonella funiculata.
" acutoloba.
" phaseolina.
" Orbignyana.
" cf. trigona.

Erstere 4 Species deuten Macrocephalusschichten an, die übrigen lassen keinen Zweifel, dass hier auch die Zone des Amm. anceps vertreten sei. Darüber sollen nach E. Deslongchamps (vorletzte Anm. pag. 96) mergelige Lagen mit *Amm. athleta* und *Bel. hastatus* folgen, während darunter die Oolithe der Bathgruppe und unter diesen die des Unteroolithes entwickelt sind.

Von Niort (Deux Sèvres) sah ich in den Pariser Sammlungen zahlreiche Leitmuscheln der Schichten des Amm. anceps und athleta. Die Zonen scheinen hier gut vertreten zu sein, die Fossile liegen in einem grauen thonigen Kalke, während darunter die Schichten des Amm. macrocephalus auftreten. Zahlreiche Cephalopoden zeichnen jene Bildungen aus und zwar folgende Arten:

1) der Macrocephalusschichten:
Ammonites macrocephalus, Herveyi, tumidus.
" bullatus, microstoma, funatus, hecticus.
Ancyloceras Callovіensis.

2) der Zonen des Amm. anceps und athleta:
Ammonites punctatus, curvicosta, anceps.
" coronatus, Lalandeanus, athleta.
" Jason, ornatus, bicostatus.
" pustulatus, polygonius, refractus.

Die Kellowaygruppe in den Juradistricten am südöstlichen Rande des Centralplateau's von Frankreich. Dep. Hérault Gard und Ardêche. Die Oxfordgruppe erlangt in diesen Provinzen eine weit grössere Verbreitung und Mächtigkeit als die darunterliegende Etage. Bestimmte durch paläontologische Angaben gesicherte Nachweise der Kello-

waygruppe besitzen wir für das Departement der Ardêche, Andeutungen dagegen auch für das Gard-Dep. Die im 6ten Bande der Progrès pag. 463—477 von Vic. d'Archiac gegebenen Auszüge der vorhandenen Arbeiten enthalten den vollständigen Ueberblick der bis jetzt gemachten Beobachtungen, so dass ich mich im Folgenden zum Theil an dessen Zusammenstellungen halten kann.

Im Dep. der Ardêche schliesst die Kellowaygruppe mehrere Flöze von Thoneisenstein ein, welche zu la Voulte und Privas bergmännisch ausgebeutet wurden. Es lassen sich hier 3 eisenreiche Lagen unterscheiden, welche durch thonige oder mergelige Bänke von einander abgetrennt sind. Diese Zwischenlager sind mit Posidonomyen gefüllt, scheinen aber dieselben Versteinerungen einzuschliessen, wie die Eisenerze. Nach den Bestimmungen von M. Grüner und M. Bayle* wurden folgende Species in den Eisenerzen und deren Zwischenlagen von la Voulte nachgewiesen:

Belemnites semihastatus?, hastatus, excentralis?
Amm. athleta, annularis, Dunkani.
„ bipartitus, Backeriae, lunula.
„ coronatus, anceps. Posidonomya (ornati?)
„ macrocephalus, hecticus.

Die Bestimmungen scheinen der grösseren Zahl nach richtig zu sein, unter welcher Voraussetzung ich jene Bildungen als die Aequivalente

der Zonen:
1) des Amm. athleta,
2) „ „ anceps,
3) „ „ macrocephalus

betrachte.

Sicher sind wenigstens die beiden oberen Zonen vertreten, über die Zone des Amm. macrocephalus hege ich noch einige Zweifel. Die geologische Gesellschaft von Frankreich untersuchte bei ihrer Versammlung in Valence die Eisenerze von la Voulte und

---

* Réunion extraordinaire à Valence; Bullet. Soc. géol. de Fr. 3. bis 10. Sept. 1854. pag. 740.

Mittel dar, die Capitalien produktiv zu machen; aber in der Geſchichte des Geldhandels intereſſiren die dem Schooße der Erde entriſſenen und in Cirkulation gebrachten Maſſen, wie der Zu- und Abfluß derſelben in verſchiedenen Richtungen mehr, als der Vortheil, welchen die Bearbeitung der Lagerſtätten vorübergehend gewährt.

Die Strömungen der edeln Metalle aus Aſien und Amerika nach unſerem kleinen Continente, und von dieſem theilweiſe zu den Urquellen zurück, folgen, wie die Flüſſigkeiten, den Geſetzen des Gleichgewichts. Die goldreichen, uns aber wenig bekannten Regionen von Inner-Aſien und Inner-Afrika bilden kleine, gleichſam abgeſchloſſene Becken, die mit den Küſten und durch ſie mit dem großen Welthandel nur in geringe Verbindung treten. Dagegen iſt unter dem Einfluß weſtlicher Cultur von Nertſchinsk, vom Altai und dem Ural an bis jenſeits des atlantiſchen Meeresarms zum Miſſouri ein ununterbrochenes Fluthen im Verkehr der edeln Metalle. Der Tauſchwerth deſſelben, man betrachte die Metalle in ihrem Verhältniß zu einander oder als Maßſtab der Waarenpreiſe (Preiſe der Nahrungsmittel oder künſtlicher Fabrikate), iſt keineswegs allein und hauptſächlich durch Vermehrung und Verminderung der Metallproduktion bedingt: dieſer Tauſchwerth (ich wiederhole es hier) wird eben ſo ſehr, bei den complicirten Einrichtungen und Wechſelverhältniſſen des jetzigen Völkerlebens, durch die zu- und abnehmende Bevölkerung und ihre Culturfortſchritte, durch das von der Bevölkerung abhängige Bedürfniß eines wachſenden Circulations-Capitals, durch die oft eintretende Nothwendigkeit baarer Geldverſendungen und die Richtung derſelben, durch die ungleiche Abnutzung beider edeln Metalle, durch die Maſſe des Papiergeldes, als Theil des Umlaufscapitals, einwirkend auf das neben ihm beſtehende metalliſche Tauſchmittel, beſtimmt. Ein Steigen des relativen Werthes des Goldes gegen den Werth des Silbers kann während einer allgemeinen Vermehrung der Goldproduktion eben ſo gut beſtehen, als ein vorübergehendes Sinken des Barometers und eine zunehmende Erhöhung der Temperatur bei ſtarkem Nord-Oſt-Winde. In den meteorologiſchen Veränderungen der Atmoſphäre, wie im großen Verkehr der edeln Metalle wirken viele perturbirende Urſachen gleichzeitig. Der Erfolg jeder einzelnen Urſache iſt beſtimmbar, als Preis-erhebend oder Preis-erniedrigend, nicht aber ſind es, bei der Unzahl von

bestimmte sie als ein zur „Etage callovien“ gehöriges Formationsglied. * Während die unter jenen Eisenerzen liegenden Schichten noch nicht genauer bestimmt und eingereiht wurden, zeigt uns das interessante Profil von M. Sautier, ** in welcher Weise die Aequivalente der Eisenerze von la Voulte in den nächsten Umgebungen (zu Crussol) durch die folgende Etage überlagert werden. Es liegen nämlich über den 5 Meter mächtigen, kieseligen Kalken und Oolithen, welche den Eisenerzen von la Voulte entsprechen und auch deren Fossile einschliessen, 70 Meter schieferiger Mergel, welche bereits die wichtigsten Arten der Oxfordgruppe enthalten, unter denen ich die charakteristischen Species *Amm. cordatus, perarmatus, plicatilis, Belemn. hastatus* hier besonders hervorhebe. Aus diesen Thatsachen ergibt sich die Folgerung, dass im Dep. der Ardèche in den Umgebungen von la Voulte die einzelnen Zonen bei mineralogisch verschiedener Zusammensetzung dennoch paläontologisch in regelmässiger Weise vertreten sind und dass hier über der Kellowaygruppe die Oxfordbildungen mit einer Zone beginnen, welche ohne Zweifel der Zone des Amm. biarmatus entspricht.

Zu Privas südwestlich von la Voulte findet sich in einem tieferen Niveau eine zweite Eisenerzlage, welche die Fossile des oberen Lias einschliesst. Im Bullet. Soc. géol. de Fr. 11 Bd. 10. Sept. 1854. pag. 754 werden die charakteristischen Arten des „Toarcien“ wie Amm. bifrons, Aalensis u. s. w. aus diesen unteren Eisenerzflözen angegeben, welch letztere hier eine Mächtigkeit von 2 — 3 Meter besitzen. Darüber folgen 5 Meter eines späthigen Kalkes mit Encrinitengliedern, welchen die franz. Geologen „Calcaire à entroques“ nennen, und welcher von thonigen Mergeln überlagert wird. 3 — 4 Meter über dem Calc. à entroques sollen hier bereits Amm. anceps und Amm. hecticus gefunden worden sein. Zwischen dem oberen Lias und der Kellowaygruppe würden somit die Niederschläge in jener Gegend auf einige Meter eines festen Kalksteines reducirt sein, dessen

---

* Vorige Anmerkung.

** Vorige Anmerkung pag. 721.

organische Reste noch keine bestimmte Deutung zuliessen. Nach den Angaben von M. Grüner soll der „Calcaire à entroques", welcher das Zwischenglied der obengenannten Etagen bildet, zu Riou-Petit * sogar nur einen einzigen Meter betragen.

Für das Dep. Hérault sind die Kellowayschichten noch nicht nachgewiesen worden, während die Etage im Garddepartement zu Pierre morte und Coste de Comeiras ** gleichfalls durch Eisenerzflöze vertreten sein soll, welche die mergeligen Oxfordschichten mit Amm. cordatus, perarmatus, cristatus u. s. w. unterlagern. Dagegen sind die tieferen Schichten, welche zwischen der Kellowaygruppe und dem Calcaire à entroques liegen in paläontologischer Beziehung nicht mit derjenigen Genauigkeit bestimmt, um sie in die Reihe der übrigen Zonen einschalten zu können.

Die Zonen des Amm. anceps und athleta im Dep. Calvados. Die besten Aufschlüsse finden sich an den Küstenwänden zwischen Dives und Villers, welche Punkte schon längst bekannt sind durch den Reichthum ihrer organischen Reste, unter denen besonders die schön verkiesten Ammoniten häufig gefunden werden. Obige 2 Zonen liegen ganz an der Basis der Wände zum Theil im Niveau des Meeres, sie gehen gegen oben in die mächtigen Niederschläge des Oxfordthones allmählig über, welcher sich an der steilen Küste mehrere hundert Fuss hoch erhebt und über sich die feste Masse der chloritischen Kreide trägt. Das Meer greift besonders den Winter über die Thone stark an, während dann von Zeit zu Zeit die harten, zusammenhängenden Kreidefelsen von oben herabstürzen und in der Nähe des Ufers liegen bleiben, häufig in der Weise, dass sie zur Zeit der Fluth gerade noch vom Meere bedeckt, den Schiffen sehr gefährlich werden. Eine lebende Mytilusart überzieht dieselben und giebt den gefürchteten Felsblöcken eine schwarze Farbe

---

* Vorige Anmerkung, pag. 755.

** Bullet. Soc. géol. de Fr. 6. Sept. 1846. pag. 619. Vergl. auch d'Arch. Progrès 6 Bd. pag. 467.

(Vaches noires). Zwischen diesen rohen Gesteinsmassen liegen aber auch die feinen organischen Reste der Thone, welche los gespült und abgewaschen mit dem Sande und Gerölle angeschwemmt werden. Es ist hier Gelegenheit, eine beträchtliche Menge der Vorkommnisse zu sammeln und anzukaufen, leider findet man aber die Einschlüsse beider Etagen meistens beisammen. Schwieriger ist es aus den untern Thonen selbst, die Muscheln herauszugraben, ich erhielt auf diese Weise nur wenige Species, während ich in den höheren Lagen die Einschlüsse des Oxfordthones zahlreich sammelte. Auch gelang hier eine Abtrennung der Zonen des Amm. anceps und athleta von einander nicht wie an anderen Orten. Dagegen haben wir die mergeligen Gebilde von Sanerville und Escoville, welche nach §. 65 die Zone des Amm. macrocephalus vertreten, als Basis der Zonen des Amm. anceps und athleta zu betrachten.

Neben zahlreichen Knochen und Zahnfragmenten von Fischen und Sauriern erwähne ich folgende Species, welche an der Küste von Dives und Villers (Calvados) die Zonen des Amm. athleta und anceps charakterisiren:

Belemnites Puzosianus.	Ammonites tatricus.
Ammonites Lamberti.	» bicostatus.
» athleta.	Nucula Caecilia.
» Jason.	Pecten fibrosus.
» Dunkani.	Gryphaea dilatata.
» ornatus.	Serpula vertebralis.
» punctatus.	Diadema superbum.

Amm. Lamberti und Gryphaea dilatata haben ihr Hauptlager in einem etwas höheren Niveau, doch durchzieht besonders die letztere der beiden Species die Thone von unten bis oben. *

---

* In den eigentlichen Oxfordthonen, ziemlich hoch über der Zone des Amm. anceps zieht sich an jenen Küstenwänden eine braune z. Thl. oolithische Bank hin, welche von einigen Geologen „Kelloway-Rock“ genannt wurde. Dass diese Annahme nicht richtig sein kann, sondern dass jene Bank vielmehr eine jüngere Bildung ist, welche mit dem englischen Kelloway-Rock nichts gemein hat, und nicht einmal in die Kellowaygruppe ge-

England. Im südlichen England treten die Zonen des Amm. anceps und athleta an vielen Punkten immer an der Basis des dortigen Oxfordclay's auf und wurden von den englischen Geologen auch meistens damit zusammengestellt, wegen der Uebergänge, welche in Beziehung auf die Gesteinsbeschaffenheit vorkommen. In den Umgebungen von Weymouth (Dorsetshire) finden sich in den untern Lagen der Thone graue Knollen, welche schon mehrere leitende Arten obiger Zonen geliefert haben, die ich jedoch nur aus den Londoner Sammlungen kenne, während ich selbst an Ort und Stelle nichts davon auffand. Weit ergiebiger trifft man die Einschlüsse in den Umgebungen von Chippenham (Wiltshire). Der Eisenbahneinschnitt bei Trowbridge und die zum Aufwerfen eines Eisenbahndammes ausgegrabene Strecke unweit Christian Malford haben wegen der prächtigen Erfunde, welche darin gemacht wurden, bei den Paläontologen grosse Berühmtheit erlangt. An letzterem Punkte werden durch einen sehr intelligenten Sammler immer noch viele dieser Vorkommnisse zu Tage gefördert. 3 — 4 Fuss unter der Erdoberfläche liegt ein spaltbarer grauer und bituminöser Thon, welcher vollständig mit organischen Resten erfüllt ist. Leider liegt die ganze Strecke im Niveau eines benachbarten Wassergrabens, wodurch die Ausbeute der Bank sehr erschwert wird, indem zugleich geschöpft und gegraben werden muss. Ueber die Lagerungsverhältnisse erhält man hier keine weiteren Aufschlüsse. Der eingegangene Steinbruch von Kelloway-Mill fand sich früher in demselben Thale $^1/_2$ Stunde mehr südwestlich. Dagegen boten die Einschnitte zu Trowbridge früher zusammenhängende Profile, welche durch die Arbeiten von Mantell in Verbindung mit den paläontologischen Nachweisen durch J. Morris * zuerst genauer wiedergegeben wurden. Es zeigte sich, in welcher Verbindung die Schiefer von Christian Malford mit dem Kelloway-Stone von

---

hört, erhellt aus dem Seitherigen, ich habe hier nicht nöthig, weitere Beweise hiegegen beizubringen.

* Mantell, an Account of the Strata and org. Remains exposed in the cuttings u. s. w. near Chippenham u. s. w. Proceed. geol. Soc. 27. Febr. 1850. pag. 310.

Kelloway-Mill stehen, indem beiderlei Bildungen sich hier wiederfanden. Die Schiefer von Trowbridge (laminated Clay) gleichen denen von Christian Malford in jeder Beziehung. Beide zeichnen sich durch einen grossen Gehalt an Bitumen aus, sie besitzen dieselbe Farbe und Zusammensetzung und führen auch dieselben Fossile. Sie liegen über dem Kelloway-Stone und gehen gegen oben in den eigentlichen Oxford-Clay über, siehe mein Profil Nr. 35, §. 65. Die Einschlüsse des schieferigen Thones (laminated Clay) von Christian Malford und Trowbridge sind im Wesentlichen:

Zahlreiche Fisch- und Saurier-Reste. Sepien.

Belemnites Puzosianus.
Acanthoteuthis antiquus.
Ammonites lunula.
" punctatus.
" auritulus.
" Brighti.
" Comptoni.
" coronatus var.
" Jason.
" Dunkani.
Ammonites ornatus.
Alaria armigera.
Cerithium sp. ind.
Leda Phillipsi.
Posidonomya ornati.
Pecten fibrosus.
Pollicipes concinnus Morr. Cat. pag. 96.
Serpula vertebralis Sow.

Sie zeichnen sich durch die Feinheit ihrer Erhaltung aus. Die weissbeschalten Ammoniten sind zwar flach gedrückt, doch besitzen sie gewöhnlich die vollständige Mundöffnung und die ursprüngliche Verzierung der Schale, zeigen Ohren und Stacheln, welche ihrer ganzen Länge nach in den Thonen liegen. Die Reste des Belemnitenthieres drückten sich in den Thonen in ähnlicher Weise ab, wie wir sie nur von Solenhofen kennen, die Exemplare von Acanthoteuthis antiquus, welche besonders im britischen Museum und in mehreren englischen Privatsammlungen zu sehen sind, wurden vollständig erhalten mit Krallenarmen und Dintenbeutel in einer Häufigkeit aufgedeckt, wie man sie noch an keiner andern Lokalität antraf. Profil Nr. 35 stellt die Lagerungsverhältnisse dieser Schiefer dar, soweit ich sie theils aus eigener Anschauung theils durch Beiziehung der vorhandenen Profile mir zusammenstellen konnte.

§. 67. **Allgemeine Begründung der Etage; Mächtigkeit, Gesteinsbeschaffenheit; Zusammenstellung ihrer einzelnen Zonen nach verschiedenen Lokalitäten.** Obschon die Mächtigkeit der Etage sich durchgehend als eine sehr geringe herausstellte, so fanden wir doch, dass sich ihre einzelnen Glieder in den verschiedenen Gegenden verhältnissmässig leicht auffinden und verfolgen liessen. Die Kellowaygruppe gehört in dieser Beziehung zu den am regelmässigsten entwickelten Zonengruppen, welche die Juraformation auf dem hier betrachteten Terrain besitzt. Die mineralogische Beschaffenheit der Niederschläge kann bisweilen für die ganze Etage dieselbe sein, an den meisten Punkten ist sie aber eine getheilte, indem oolithische Kalke, Eisenoolithe, Thoneisensteine, Thone, sandige Kalke u. s. w. beliebig die eine oder andere Zone bilden können. An der schwäbischen Alp werden die unteren Lagen durch oolithische Kalke oder auch durch Eisenoolithe, die oberen durch Thone gebildet. In Wiltshire liegen zu unterst Thone, dann folgen sandige Kalke, darüber liegen wiederum Thone. Zu la Voulte (Ardêche) sind es mehrere Thoneisensteinflöze, mit welchen mergelige Lagen abwechseln. Beinahe in jeder neuen Gegend finden wir wieder Unterschiede, selbst bei geringen Entfernungen; nachdem ich jedoch in §. 65 und 66 die Gesteinsbeschaffenheit der die Etage bildenden Zonen für eine Reihe von Localitäten angegeben habe, unterlasse ich eine nochmalige Zusammenstellung dieser Verhältnisse. Dagegen habe ich die in §. 64 kurz vorangestellte Begrenzung der Etage hier eingehender zu rechtfertigen. Ihre Bezeichnung erhielt erst durch Uebertragung auf eine bestimmte Schichtengruppe die Bedeutung, welche dieser Etage zu Grunde liegt. Ursprünglich wurden von William Smith die gelben Kalke (siehe mein Profil Nr. 35), welche in einem vereinzelten Steinbruche zu Kelloway-Mill bei Chippenham aufgedeckt waren, „Kelloway-Stone“ genannt, während er die in der Nachbarschaft, sowohl darunter als darüberliegenden Thone als Clunch- oder Oxford-Clay aufnahm. Der Kelloway-Stone wurde demnach nur als eine untergeordnete Einlagerung einer fremdartigen Gesteinsart in der grossen Masse des Oxford-Clay's betrachtet,

dennoch aber besonders hervorgehoben und isolirt gehalten. Auch Conybeare und Phillips definirten für Wiltshire die Bildung noch in dieser Weise. Dagegen übertrug William Smith selbst, in späterer Zeit, den Namen Kelloway-Rock auf eine weiter begrenzte Bildung, welche zwar die erstgenannte Schichte in sich schliesst, dagegen noch weitere höhere Lagen umfasst. Der ursprüngliche Kelloway-Stone bezeichnet keineswegs eine Etage *, sondern bezieht sich auf die locale Ausscheidung einer einzelnen Bank, welche nur einen Theil einer abgeschlossenen Zone bildet. Im Gegensatze zu dieser Betrachtungsweise erwähnt Phillips, ** dass in den Jahren 1820 und 1821 William Smith selbst den Kelloway-Rock von Yorkshire mit dem Kelloway-Stone in Wiltshire zusammengestellt und als Aequivalent desselben erkannt habe. Durch diese theilweise sehr richtige Vergleichung gewann aber plötzlich die Bezeichnung Kelloway-Rock eine allgemeinere Bedeutung und es entstand hiedurch die Möglichkeit, eine den seither betrachteten Etagen ähnliche Schichtengruppe unter diesem Namen zusammenzustellen. D'Orbigny benützte die Bezeichnung, trennte den Kelloway-Rock von den Oxfordschichten und begründete seine neu geschaffene „Etage Callovien" allgemeiner, als dies durch die bloss localen Angaben von Phillips zu Stande gebracht worden war. Die Abtrennung dieser Etage verdient nicht allein volle Rechtfertigung, sondern war sogar durchaus nöthig, denn einerseits werden hier mehrere zusammengehörige Glieder als Gruppe vereinigt, andererseits wurde dadurch eine höchst wichtige in ihren Eigenthümlichkeiten weit verbreitete Ablagerung bestimmter hervorgehoben und von dem früher so wenig definirten Oxfordthone unterschieden. (Ein Theil dieses Oxford-Clays lag unter dem Kelloway-Stone, die übrige weit grössere Partie aber darüber.)

Aus diesen Gründen habe ich bei der Kelloway-Gruppe, nach den Vorgängen von W. Smith und d'Orbigny, den ursprüng-

* Etage, im Sinne von d'Orbigny's Etagen, welche nicht eine einzige Zone, sondern meistens eine Gruppe von mehreren Zonen bedeuten.

** 1829. Géol. of Yorkshire, pag. 142.

lich einer vereinzelten Bank gegebenen Namen für die Bezeichnung einer ganzen Schichtengruppe angewendet, in welcher aber diese Bank auch enthalten ist. Zur Rechtfertigung mag, wie ich schon anführte, das spätere Verfahren von William Smith selbst dienen. In erster Linie gilt also die Uebertragung letzterer Bezeichnung für die Bildungen in Yorkshire, während sie erst später von d'Orbigny auch für die Ablagerungen auf französischem Boden angewendet wurde. Bei der allgemeinen Definition der Kellowaygruppe haben wir zwar auf deren Entwicklung an der Yorkshireküste zurückzugehen und zu sehen, ob sich die Zonen, welche wir unserer Gruppe unterlegen, in jenen Bildungen wiederfinden. Dagegen bin ich weit entfernt, mich bei Begrenzung unserer Etage genau nach den Grenzlinien zu richten, welche sich über und unter den Felsen hinziehen, deren mineralogische Beschaffenheit an der Yorkshireküste wenigstens vorwiegend die Ursache war, weshalb die früheren Geologen jene Steinbänke Kelloway-Rock nannten, und weshalb sie unter dieser Bezeichnung dort eine Anzahl von Niederschlägen vereinigten, welche ihrer Gesteinsbeschaffenheit nach zusammenzugehören schienen. Bei der Mehrzahl der früheren Eintheilungen wurden die einzelnen Glieder nach localen Verhältnissen begrenzt, d. h. es wurde die Trennungslinie da gezogen, wo sich ein Wechsel in den Niederschlägen einstellte. Heutzutage unterscheiden wir schon weit mehr nach den paläontologischen Verhältnissen, welche aber oft nach ganz anderen Gesetzen aufeinanderfolgen, als jene mehr physikalischen Veränderungen in der Zusammensetzung, Farbe und Härte der Gesteine. Aus diesen Gründen sind wir denn jetzt schon bisweilen genöthigt, einzelnen in früherer Zeit aufgestellten Bezeichnungen andere Werthe beizulegen, als es die damaligen Autoren für ihre localen Bildungen beabsichtigt hatten. Obschon der Zweck dieser Arbeit mehr eine Sonderung und Vergleichung der Niederschläge nach ihren Zonen, als eine Gruppirung dieser Zonen sein sollte, so habe ich doch in §. 64 die Begrenzung der Etage in bestimmter Weise vorangestellt, da eine solche geboten zu sein scheint, wenn wir auf eine Vereinigung der verschiedenen

Systeme in dem Sinne hinstreben, dass wir die in denselben ausgesprochenen paläontologischen Momente in erster Linie berücksichtigen. Bei der Begrenzung der Etage gegen unten bleibt uns kein anderer Weg übrig, als die Trennungslinie unmittelbar über dem Cornbrash zu ziehen. Ich sehe dabei ganz ab von den stratigraphischen Verhältnissen, deren Wechsel über dem Cornbrash sich bisweilen sehr stark geltend macht, bisweilen auch weniger deutlich hervortritt. Dagegen beginnt mit der Zone des Amm. macrocephalus eine Reihe von Organismen, welche im Cornbrash noch fehlen und welche zugleich soviel Eigenthümliches haben, dass durch sie ihre Zone sehr bestimmt charakterisirt wird. Die Abtrennung gegen den Cornbrash, welchen ich im letzten Abschnitt als oberste Zone der Bathgruppe einreihte, wird hiedurch erleichtert, wozu noch der Umstand kommt, dass die Uebergänge einzelner Species bei dieser Art der Begrenzung verhältnissmässig gering sind und an den meisten Localitäten ganz in den Hintergrund zu treten scheinen, während weit mehr Arten angetroffen werden, welche von den tieferen Lagen der Bathformation in den Cornbrash hinaufgehen. Während somit die Trennungslinie nicht wohl tiefer gezogen werden kann, ist noch viel weniger daran zu denken sie in einem höheren Niveau anzubringen, denn da der eigentliche Kelloway-Stone mit den tieferen Lagen des Amm. macrocephalus und bullatus in der engsten Verbindung steht, so können wir nimmermehr versuchen, da eine Etagengrenze einzuzeichnen, wo die Uebergänge so beträchtlich sind, dass sich bis jetzt die beiden Horizonte nicht einmal als 2 gesonderte Zonen von einander abtrennen liessen. Wir betrachten desshalb die Schichten des Amm. macrocephalus als unterste Lage unserer Gruppe. Marcou und d'Orbigny haben in dem gleichen Sinne ihre Etagen begrenzt und es schneidet diese Linie sogar die grösseren Formationsgruppen von einander ab, welche in den Systemen von Conybeare und Phillips, Elie de Beaumont, Dufrenoy und d'Archiac: „Untere und mittlere Abtheilung des Oolithsystemes" genannt werden.

Was die Begrenzung der Gruppe gegen oben betrifft, so

ſich anhäufenden Störungen, das Maaß der partiellen Compenſationen, die Natur und das Maaß der Totalwirkung.

Quantitäten vermehrter Goldproduktion, welche unſere Einbildungskraft aufregen, verſchwinden, man möchte ſagen, wie ein Unendlichkleines, gegen die ſeit Jahrtauſenden aufgehäufte und im Welthandel cirkulirende Maſſe, werde dieſe exiſtirend als Münze gedacht oder verarbeitet zu ſachlichem Gebrauchswerthe. Jeglicher Zufluß, auch der kleinſte, wirkt allerdings durch eine lange Dauer, da aber eine größere und an Wohlſtand wachſende Population auch eines größeren Umlaufcapitals bedarf, ſo kann, trotz des Zufluſſes, durch Vertheilung ein fühlbarer Mangel eintreten. Vor den großen Goldentdeckungen am öſtlichen Abfall des Ural, deren eigentlicher Flor erſt mit den Jahren 1823 und 1824 begann, war auf dem großen Markte zu Hamburg der Tauſchwerth des Silbers zum Golde als Mittelpreis der Jahre 1818—1822 wie 1:15,75, wenn er nach der reichen Goldausbeute am Ural im Mittel der fünf Jahre 1830—1834 nur auf 1:15,73 ſank. In dieſer Zwiſchenzeit wurden in England, wie ich ſchon oben berührt, um den Verkehr mit Metallgeld wieder herzuſtellen, 1,294,000 Mark Gold vermünzt. Welchen Theil hat nun an dieſer Veränderung des Tauſchwerthes * die verminderte Exportation der edeln Metalle aus dem Neuen

* Ich theile hier die Reſultate der ſorgfältigen Unterſuchung mit, die ich der Freundſchaft eines in Beurtheilung von Handels- und ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſen gleich erfahrenen Mannes verdanke. Herr Joſeph Mendelsſohn hat, auf meine Bitte, die in London und Hamburg in den Jahren 1816—1837 officiell notirten Preiſe von Gold und Silber in Barren (nicht vermünzt) geſammelt und daraus für jedes Jahr einen Durchſchnitt der Preiſe aufgeſtellt. „In London waren die durch einen langen Krieg geſtörten Verhältniſſe der Metalle von 1816 bis 1819 ſehr anomal; 1816 wie 1:15,800 und 1817 wie 1:14,975. Erſt mit dem Jahre 1820 tritt in London eine größere Stetigkeit in jenen Verhältniſſen ein: die Extreme waren 1825 und 1833, denen 1:15,519 und 1:15,899 zugehörten. (Unterſchied $\frac{7\frac{1}{2}}{15}$) Ein anhaltendes Vor- oder Rückſchreiten war nicht zu bemerken. Auf dem Hamburger Markte waren die Schwankungen weit geringer. Das Verhältniß war dort am größten 1821, am kleinſten 1817: im erſten Jahre wie 1:15,965; im zweiten wie 1:15,635. (Unterſchied in 21 Jahren nur $\frac{4\frac{1}{2}}{15}$) Dieſer Hamburger Markt iſt aber mehr

entsteht die Frage, ob wir die Etage nicht unmittelbar über der Zone des Amm. Calloviensis abschliessen könnten. Die ganze Etage würde dann aus den eng verschmolzenen Lagen des Amm. macrocephalus und Calloviensis bestehen, während erst darüber die Zonen des Amm. anceps und athleta folgen würden. Unter diesen Umständen wäre ich aber genöthigt gewesen, die beiden Zonen des Amm. anceps und athleta als besondere Etage einzureihen, da ich ihre Vereinigung mit dem Oxfordclay nicht für zulässig halte. Beide Zonen sind im Kelloway-Rock von Yorkshire deutlich vertreten, sondern sich dagegen von dem dortigen Oxfordclay auf das Bestimmteste ab, indem sich erst in den obersten Lagen einige Uebergänge zeigen, welche sich vielleicht später noch weit mehr beseitigen lassen. Dagegen beginnt mit dem erstmaligen Erscheinen von Amm. cordatus, biarmatus, perarmatus, Henrici und Arduennensis beinahe auf dem ganzen hier beigezogenen Terrain eine mächtige Formationsabtheilung, welche zwar in paläontologischer und stratigraphischer Beziehung die vielseitigste Auffassung erlaubt, und besonders in ihren oberen Lagen sehr schwierig zusammenzuhalten ist, welche dagegen an einer beträchtlichen Anzahl von Lokalitäten in ihren unteren Lagen immer eine grosse Uebereinstimmung zeigt, ganz regelmässig über der Zone des Amm. athleta beginnt und hier gleich durch das Auftreten einer Reihe bestimmter Species den Anfang einer Formationsgruppe bildet, in welcher mehrere dieser Arten, welche zu den wichtigsten Leitmuscheln gehören, sich auch noch weit gegen oben fortsetzen. Es scheint mir deshalb nicht rathsam, an die Oxfordgruppe obige 2 Zonen noch anzuhängen und sie damit zu vereinigen, denn obgleich die Zone des Amm. athleta in paläontologischer Beziehung einige Uebergänge gegen oben zeigt, so finden sich doch unter ihren organischen Resten so viele, ihr eigenthümliche Species, dass eine Isolirung derselben nöthig wird. Noch verschiedenere Elemente enthält die Zone des Amm. anceps, während andererseits die Zonen des Amm. anceps und athleta sehr enge miteinander verbunden sind. Indem wir beide von der Oxfordgruppe abtrennen, bleibt uns nichts übrig als sie mit den tieferen Schichten der Kelloway-

gruppe zu vereinigen. Hiedurch erhalten wir einen Complex von 3 Zonen, welcher der „Etage callovien“ von d'Orbigny und sehr annähernd auch dem Phillips'schen „Kelloway-Rock“ der Yorkshirekküste entspricht. Nachdem wir aber nun einmal zu dem Schlusse gekommen, als Kellowaygruppe oder „Etage callovien“ die Zonen des Amm. macrocephalus, ancepe und athleta zu vereinigen, sind wir gezwungen, diese Definition auf's Strengste beizubehalten, nicht aber die eine oder die andere dieser Zonen bald in die Bath-, bald in die Kelloway-, bald in die Oxford-Formation zu stellen. Leider geschieht dies noch gar zu häufig. Es wurden der Kelloway-Etage bei localen Nachweisen von einzelnen Geologen die verschiedensten und abweichendsten Werthe untergeschoben.* Der Grund war meistens der, dass die Gesteinsbeschaffenheit der Schichten mehr zu Rath gezogen wurde, als ihre paläontologischen Verhältnisse. Wir finden, dass dieselben Geologen, welche damit einverstanden sind, die gelben Sandkalke mit Amm. modiolaris, Jason und athleta von Scarborough (Yorkshire), die Kalke und Oolithe gleichen Alters von Manners (Sarthe) u. s. w. Kelloway-Rock zu nennen und in die Etage des Callovien zu stellen, nichtsdestoweniger aber die schieferigen Thone mit Amm. ornatus und Jason von Christian Malford (Wiltshire) und die untern Thonschichten gleichen Alters von Dives (Calvados) mit dem Oxfordclay vereinigten. Diesem Verfahren möchte ich hier widersprechen, indem ich mich auf die soeben gemachten Bestimmungen stütze. Sobald wir mit William Smith und Phillips die Sandkalke von Scarborough mit der Kellowaygruppe vereinigen, so dürfen wir an andern Localitäten Schichten von demselben Alter nicht in die Oxfordgruppe stellen, selbst wenn sie, wie dies zu Christian Malford und Dives der Fall ist, annähernd die Gesteinsbeschaffenheit des darüber liegenden Oxfordthones besitzen.

* Selbst d'Orbigny erlaubte sich in seinen Zusammenstellungen im Prodrome eine nicht zu rechtfertigende Abweichung, indem er die fossilen Arten der Zone des Amm. macrocephalus von Niort (Deux Sèvres) beinahe sämmtlich in die Bathformation einreihte, andererseits aber zum Theil die gleichen Species auch in der zwölften Etage aufführte, also die organischen Einschlüsse eines und derselben Kalk bei zwei Etagen unterbrachte.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21373 / 049

Als mittlere Mächtigkeit der Kellowaygruppe können wir 30 Fuss betrachten, dagegen ist mir auch nicht von einem einzigen Punkte eine Entwicklung der Etage bekannt, wie sie d'Orbigny Cours élément. 3. Bd. pag. 515 angibt. Die bedeutende Zahl, welche der französische Gelehrte erhielt, mag daher rühren, dass er die ganze Masse des Oxfordthones mit bestimmte. J. Beaudouin* gibt 9,88 Meter für seine „Sous-groupe inférieur" von Chatillon sur Seine (Côte d'Or); rechnen wir aber die verschiedenen Bänke, welche entschieden noch in's Oxfordien gehören, ab, so bleibt ein noch geringerer Durchschnitt. Ich stelle hier einige Messungen zusammen, welche die Mächtigkeit der Etage in verschiedenen Gegenden geben, doch drücken Nr. 2 und 4 nur ungefähre Werthe aus, da bei den Aufnahmen, nach welchen ich sie bestimmte, vielleicht noch einzelne nicht zur Etage gehörige Bänke mit einbegriffen sind.

Mächtigkeit der Kellowaygruppe zu:

Scarborough (Yorkshire)** . . .	40	Fuss.
Trowbridge bei Chippenham (Wiltshire)	45	„
Montreuil Bellay (Maine et Loire) .	2	„
Chatillon sur Seine (Côte d'Or) . .	c.c. 20	„
Jura-Departement***	12—15	„
Schwäbische Alp	40	„

---

* Bullet. Soc. géol, de Fr. 18. Sept. 1851, pag. 594.

** Phill. 1829 Geol. of Yorksh. pag. 32. Im Manuel of Geology pag. 306 (1855) gibt J. Phillips die grösste Mächtigkeit der Kellowayformation in Yorkshire zu 60 Fuss an.

*** Marcou, Jura salinois pag. 95.

Zusammenstellung der Glieder der Kellowaygruppe nach ihrer Aufeinanderfolge an einzelnen Lokalitäten Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands.

Nr. 37.

	Reihenfolge der Schichten der Kellowaygruppe.	**Trowbridge** u. **Chippenham** (Wiltshire).	**Scarborough** (Yorkshire).	Umgebungen von **Dives** (Calvados).	**Mamers** und **Chauffour** (Sarthe).	**Breisgau** (Grossherzogth. Baden).	**Württemberg** (Schwäbische Alp).
Oxfordgruppe. Oxfordien.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
Kellowaygruppe. (K.Rock.) Etage Callovien.	Zone des **Ammonites athleta.**	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	nicht aufgeschlossen.	vorhanden.
	Zone des **Ammonites anceps.**	nicht abgetrennt. vorhanden.	nicht abgetrennt. vorhanden.	nicht abgetrennt. vorhanden.	vorhanden.		vorhanden.
	Zone des **Amm. macrocephalus.**	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.
Bathgruppe. Bathonien.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.

Anhang zum siebenten Abschnitt.

§. 68.

1. **Belemnites Puzosianus**, d'Orb 1842, tab. 16, fig. 1—6.
   Belemn. Oweni, Pratt. Owen Geol. Trans. 1844, tab. 3—6.

Das Hauptlager dieser Species bilden die obern Kelloway-Schichten in Frankreich und England. Ich fand den Bel. Puzosianus gewöhnlich nur in den Schichten des Amm. ornatus und athleta, doch wäre es möglich, dass derselbe auch in die unmittelbar darüber liegende Zone übergeht. Er findet sich zu Scarborough (Yorkshire), Christian-Malford (Wiltshire), Dives und Villers (Calvados), Umgebungen von Boulogne (Pas de Calais). An der schwäbischen Alp fehlt Bel. Puzosianus gänzlich.

2. **Belemnites subhastatus**, Ziet. 1832, tab. 21, fig. 2.

Der seiner äussern Form nach zwischen Bel. canaliculatus und der folgenden Species in der Mitte stehende Belemnit charakterisirt die Zone des Amm. macrocephalus und findet sich an vielen schwäbischen Lokalitäten. Ich erhielt ihn vom Nipf bei Bopfingen, vom Stuifenberg, von Ehningen und von Geisingen.

3. **Belemnites Calloviensis**, n. sp.
   Bel. semihastatus depressus, Quenst. 1848, Ceph. tab. 29, fig. 12—19.

Das Lager dieser Species, in welchem sie am häufigsten und vielleicht ausschliesslich vorkommt, bildet die Zone des Amm. anceps. Ich kenne sie daraus von Oberlenningen und Gammelshausen bei Boll.

4. **Belemnites hastatus**, Blainv. d'Orb. 1842, tab. 18.
   Bel. semihastatus rotundus, Quenst. Ceph. tab. 29, fig. 8.

Beginnt in den Grenzschichten zwischen Kelloway- und

Oxford-Gruppe, erreicht aber seine grösste Häufigkeit erst in der Zone des Amm. biarmatus. Sein Vorkommen in der Zone des Amm. athleta wird für manche Lokalitäten in Abrede gezogen, jedenfalls fehlt er noch in den Schichten des Amm. anceps.

5. **Acanthoteuthis antiquus**, Morris Cat. 1854, pag. 289.

Wurde von Richard Owen (Phil. Trans. 1844, tab. 2, fig. 1—3) aus den Thonen des Amm. Jason und ornatus von Christian-Malford bei Chippenham (Wiltshire) zuerst beschrieben. Das Vorkommen derselben Species in den Schichten gleichen Alters von Gammelshausen bei Boll habe ich in den württemb. naturw. Jahresh. (12. Jahrg. pag. 104) nachgewiesen.

6. **Nautilus Calloviensis**, n. sp.

Nautilus hexagonus, d'Orb. Pal. fr. terr. jur. tab. 35, fig. 1, 2 (non Sow. Min. Conch.).

Sowerby's Species unterscheidet sich durch breitere Mundöffnung von der in den Kellowayschichten von Scarborough (Yorkshire), Cluey (Jura) und besonders in den Umgebungen von Mamers (Sarthe) mit Amm. Jason vorkommenden, von d'Orbigny abgebildeten Art.

Die Ammoniten des unteren Callovien oder der Macrocephalus-Schichten.

7. **Ammonites macrocephalus**, Schloth. 1820, pag. 70.
" " Ziet. 1830, tab. 5, fig. 1.
Amm. Maya, Sow. 1834, Géol. Trans. II. Ser. V. Bd. tab. 61, fig. 8, pag. 719.
Amm. lamellosus, Sow. ibid. tab. 23, fig. 8, pag. 329.
Amm. formosus, Sow. ibid. tab. 23, fig. 7, pag. 329.
Amm. macrocephalus, d'Orb. 1846, tab. 151.

Hat sein Lager an der Basis der Kellowaygruppe, geht aber in die Bathformation nicht mehr hinab, sondern beginnt unmittelbar über dem Cornbrash in Gesellschaft von Amm. modiolaris, Herveyi und bullatus. Ich erhielt ihn aus diesem Niveau von Bopfingen, Wasseralfingen, Ehningen und Oeschingen an der

schwäbischen Alp, sowie zu Vögisheim südwestlich Freiburg in Baden. D'Orbigny führt ihn von vielen Punkten in Frankreich an, stellt ihn aber in die 2 Etagen des Bathonien und Callovien, was ich hier jedoch nicht annehmen kann, denn einerseits kenne ich ihn von einigen französischen Lokalitäten ausschliesslich nur aus dem Callovien, andererseits wurde er nie in den für die Bathformation typischen Bildungen von Wiltshire gefunden, sondern kommt daselbst erst in höheren Lagen vor. So sah ich einige Exemplare in der Sammlung von Prof. Morris aus den Umgebungen von Chippenham, welche daselbst mit Amm. funiferus und Gowerianus in den grauen Thonen zwischen dem Cornbrash und den sandigen Kalken (Kelloway-Rock von Kelloway-Mill in Wiltshire) vorgekommen waren. In Yorkshire kann seine Lage als Horizont dienen, mit welchem die dortige Kellowaygruppe beginnt; erst die darunterliegenden Schichten möchte ich Cornbrash nennen. Die 3 oben aufgezählten, von Sowerby aus der Provinz Cutch in Indien beschriebenen Arten, bilden Varietäten des Amm. macrocephalus, bei welchen eine besondere Abtrennung vorerst nicht ausführbar ist.

8. **Ammonites Herveyi**, Sow. 1818, tab. 195.
„ „ Ziet. 1831, tab. 14, fig. 3.

Mit der vorigen Art. D'Orbigny's Amm. Herveyi tab. 150 weicht durch seine gröberen Rippen, weiteren Nabel und weniger aufgeblähten Windungen davon ab. Ich benenne desshalb die französische Species von Neuem als Ammonites Grantanus. Sowerby's fig. 5, tab. 23 (Géol. Trans. II. Ser. V. Bd. 1834) stimmt ohne Zweifel damit überein, doch machte Sowerby schon damals auf die Unterschiede aufmerksam zwischen dem ächten Amm. Herveyi und dem von ihm aus der Provinz Cutch beschriebenen Ammoniten, welcher mit Amm. Grantanus vereinigt werden dürfte.

9. **Ammonites tumidus**, Rein. sp. 1818, fig. 47. D'Orb. 1847, tab. 171.

Mit den vorigen Arten. An sie schliesst sich noch eine

Reihe benachbarter Formen, bei denen ich nicht zu entscheiden wage, ob durch sie weitere Species bedingt werden, oder ob wir es nur mit Varietäten zu thun haben. Um die Entwicklung dieser Ammoniten vom jugendlichen bis zum ausgewachsenen Zustande verfolgen zu können, ist ein beträchtliches Material nöthig, allein es scheint den meisten Autoren an den zum Theil riesig ausgebildeten Stücken gefehlt zu haben. Gewöhnlich liegen alle diese Varietäten in einer und derselben Schichte beisammen. Ihre Verbreitung ist schon in Europa beträchtlich, während sogar unter den von Sowerby aus der Provinz Cutch in Indien beschriebenen Ammoniten sich nicht nur der ächte A. macrocephalus wiederfand, sondern indem sich auch in seinen Abbildungen die Mehrzahl der Varietäten erkennen lässt, welche z. B. an der schwäbischen Alp in einer und derselben Zone beisammenliegen. Wenn auch die Beweise für eine Reduction dieser Varietäten auf eine einzige Species noch fehlen, so haben wir vorerst auch keinen Grund zu schärferer Abtrennung, denn für geologische Zwecke genügt die Thatsache, dass unsere hier betrachtete Zone durch die Gesammtheit dieser Varietäten charakterisirt wird. Erst dann würde diese Abtrennung für unsere Zwecke eine grössere Bedeutung gewinnen, wenn sich nachweisen liesse, dass einzelne der Varietäten auch gesonderte Horizonte einnehmen.

10. Ammonites bullatus, d'Orb. 1845, tab. 142, fig. 1, 2. Amm. platystomus, Quenst. 1847, Ceph. tab. 15, fig. 3. (Rein?)? A. paradoxus Schloth.

Schlotheim's Amm. paradoxus Petref. k. pag. 70 und Reinecke's Amm. platystomus gehören vielleicht zu derselben Species, doch ist hierüber keine völlige Sicherheit vorhanden, weshalb ich die von d'Orbigny eingeführte, bestimmte Bezeichnung voranstelle. Amm. bullatus kommt in Frankreich und Deutschland mit Amm. macrocephalus vor, wurde dagegen in England bis jetzt nicht gefunden.

11. **Ammonites microstoma**, d'Orb. 1845, tab. 142, fig. 3, 4.
Mit der vorigen Art.

12. **Ammonites funatus** n. sp.
Amm. triplicatus, Quenst. 1843, Flözgeb. pag. 364, Ceph. tab. 13, fig. 7, (non Sow.)

Ich habe eine neue Bezeichnung wählen müssen, da sich Sowerby's Amm. triplicatus nicht mit der in der Zone des Amm. macrocephalus an der schwäbischen Alp so häufig vorkommenden Species vereinigen lässt. Während der Sowerby'sche Amm. triplicatus dem englischen Oberjura angehört, wurde Amm. funatus in England noch gar nicht nachgewiesen.

13. **Ammonites calvus**, Sow. 1834, Géol. Trans. II Ser. V. Bd. tab. 61, fig. 9, pag. 719.

Unterscheidet sich von der vorigen Species durch die Art der Rippung und die comprimirten Umgänge. Die Exemplare, welche sich zu Vögisheim im Breisgau und am Nipf bei Bopfingen in der Zone des Amm. macrocephalus finden, haben so viel Uebereinstimmendes mit der Sowerby'schen Figur, dass ich seine Benennung auf unsere schwäbischen Vorkommnisse übertrage. Das von Sowerby abgebildete Exemplar stammt aus der Provinz Cutch und zwar wahrscheinlich aus den daselbst sehr verbreiteten Schichten des Amm. macrocephalus.

14. **Ammonites Könighi**, Sow. 1820, tab. 263, fig. 1—3.

Findet sich zahlreich im englischen Kelloway-Rock und vertritt hier gleichsam den Amm. funatus des südwestlichen Deutschlands. Ich erhielt ihn von Chippenham und Kelloway-Mill (Wiltshire) und Scarborough (Yorshire).

15. **Ammonites modiolaris**, Luid. sp. (Naut) 1699 Ichonogr. tab. 6, fig. 292.
Amm. sublävis, Sow. 1814, tab. 54.
(Amm. modiolaris, d'Orb. tab. 170.)

Continent gehabt? Der braſiliſchen Goldwäſchen iſt hier kaum Erwähnung zu thun, da ſie in jener Zeit jährlich kaum 1700 Mark lieferten. Will man nun auch annehmen, daß in dieſen dem erſten Ausbruch der Revolution näheren zwölf Jahren die Golderzeugung des ſpaniſchen Amerika bis unter ⅓ von dem geſunken ſey, was in der letzten blühenden Epoche (1800—1806) der mittlere Goldertrag geweſen war, ſo beträgt der zwölfjährige Verluſt der Importation (1816—1827) doch nur 83,200 Kil. Nun hat aber der Ural in den Jahren 1823—1827 bereits einen Erſatz von 17,300 Kil. gegeben. Es ſind alſo im Ganzen in jenen zwölf Jahren nur 286,000 Mark Gold weniger nach Europa gekommen. Ich habe gefliſſentlich ein Beiſpiel ausgewählt, welches hinlänglich ſichere numeriſche Elemente darbietet. Das gefundene Reſultat iſt die Entbehrung einer Goldmenge, die nur zwiſchen ⅞ und ⅘ des, während

---

geeignet, über das Verhältniß des Tauſchwerthes der Metalle ein richtiges Urtheil zu gewähren. In London ſind die Preiſe des ungemünzten Goldes und des Silbers beide veränderlich; es wird beides gegen das gemünzte engliſche Geld oder gegen die jenes Geld repräſentirenden Noten verhandelt. In Hamburg dagegen hat das ungemünzte Silber keinen veränderlichen Preis, es iſt ſelbſt das Maaß, welches alle andern Preiſe beſtimmt. Die feine Cölniſche Mark à 27⅞ Mark banco iſt die Valuta, in der alle Waaren, und alſo auch das ungemünzte Geld, gehandelt und berechnet werden. Es unterliegen die Verhältniſſe der Preiſe beider Metalle in London doppelten Zufälligkeiten in Vergleich mit Hamburg. Soll in London eine bedeutende Quantität Silber gegen Gold eingehandelt werden, ſo muß zuförderſt das Silber verkauft werden, wodurch der Preis des Silbers etwas fällt. Für das gelöste Geld wird Gold gekauft, wodurch das Gold alſo ſteigt. Iſt eine ſolche Operation von Belang, ſo wird das Verhältniß des Goldes zum Silber doppelt erhöht, das Gold ſteigt und das Silber fällt. Bei einer ganz ähnlichen Operation in Hamburg findet kein Verkauf des Silbers ſtatt: der Preis des Silbers iſt unveränderlich und nur das verurſachte Steigen des Goldes ändert das Verhältniß.“ Hier folgen einzelne Gruppen von Jahren aus der von meinem Freunde mitgetheilten Tabelle der Hamburger Verhältniſſe:

1816: 15,790 — 1817: 15,635. — 1818: 15,685 — 1819: 15,642. — 1820: 15,660. — 1825: 15,693. — 1826: 15,730. — 1827: 15,727. — 1828: 15,776. — 1829: 15,769. — 1835: 15,748. — 1831: 15,663. — 1835: 15,693. 1836: 15,733. — 1837: 15,711.

Sehr häufig im Kelloway-Rock zu Kelloway-Mill und Chippenham (Wiltshire) und zu Scarborough (Yorkshire), desgleichen an vielen französischen Lokalitäten, besonders in den Umgebungen von Mamers (Sarthe) und zu Escoville (Calvados). An der schwäbischen Alp findet er sich mit Amm. macrocephalus in demselben Lager am Stuifenberg und an der Lochen bei Balingen.

16. **Ammonites Gowerianus**, Sow. 1827, tab. 549, fig. 2.
Amm. Calloviensis, d'Orb 1847, tab. 162, fig. 9—11. (non Sow.)

Unteres Callovien von Chippenham und Kelloway-Mill (Wiltshire) und Scarborough (Yorkshire). D'Orbigny bildet ein Jugendexemplar von Amm. Gowerianus mit der Benennung Amm. Calloviensis ab, wovon ich mich durch Vergleichung einer Anzahl von England mitgebrachter Stücke überzeugen konnte. Er wurde in derselben Etage an einigen Lokalitäten des Dep. Pas de Calais gefunden. An der schwäbischen Alp erhielt ich ihn aus der Zone des Amm. macrocephalus von Bopfingen, Ehningen sowie von Geisingen bei Donaueschingen.

17. **Ammonites Calloviensis**, Sow. 1815, tab. 104.

Bis jetzt nur aus dem Kelloway-Rock von Wiltshire bekannt. Ich zweifle zwar an seiner weitern Verbreitung nicht, doch beruht die Mehrzahl der Angaben, nach welchen er auch an andern Lokalitäten gefunden worden wäre, auf Verwechslung der ächten Species mit andern Arten.

18. **Ammonites Rehmanni** n. sp.

Steht dem Amm. anceps nahe, indem bei Exemplaren von 4—5 Zoll Durchmesser der äussere Umgang seitliche Knoten trägt, welche jedoch schwächer sind als die von Amm. anceps. Den inneren Windungen fehlen die Knoten vollständig, sie besitzen an deren Stelle erhöhte Rippen, von denen sich jede in der Mitte der Seiten in zwei spaltet, welche gegen den Rücken hin laufen, hier jedoch unterbrochen sind. Die Loben haben

mit den von d'Orb. tab. 167, fig. 3 gezeichneten viel Uebereinstimmendes. Es lassen sich zwar sehr abweichende Varietäten des Amm. anceps beobachten, da ich jedoch keine völligen Uebergänge zu Amm. Rehmanni antraf, so musste ich letzteren als besondere Species abtrennen. Amm. Rehmanni findet sich in der Zone des Amm. macrocephalus zu Geisingen bei Donaueschingen und am Nipf bei Bopfingen. Im Depart. der Sarthe kommt die Species wahrscheinlich in den Schichten gleichen Alters vor, doch sah ich nur ein einziges Exemplar davon, welches mit unserer schwäbischen Species identisch sein dürfte.

19. Ammonites funiferus, Phill. 1829, pag. 142.
Amm. Chamouseti, d'Orb. 1846, tab. 155.
Amm. lenticularis, d'Orb. 1850, Prodr. 12. 20 (non Phill. 1829, siehe pag. 164 oben).

Bei den Citaten der Phillips'schen Figuren fanden schon mehrfache Verwechslungen statt. Amm. lenticularis Phill. stammt nicht aus dem Kelloway-Rock, sondern aus dem Lias. Dagegen passt die Phillips'sche Fig. 25, tab. 6 zu Amm. funiferus, von welcher Species Phillips ausdrücklich sagt, dass sie dem Amm. excavatus Sow. sehr ähnlich sei. Am deutlichsten stellt jedoch d'Orbigny's Figur den Ammoniten dar, welcher sich in den Kellowayschichten von Yorkshire sowie in dem gleichen Niveau zu Chippenham (Wiltshire) findet. D'Orbigny beschreibt die Species von Nantua (Ain) und Mont du Chat (Savoyen). Von Württemberg erhielt ich ein einziges Exemplar aus den Schichten des Amm. macrocephalus vom Nipf bei Bopfingen.

20. Ammonites hecticus, Rein. sp. 1818, tab. 4, fig. 37, d'Orb. tab. 152, fig. 1—3 (non Fig. 4 u. 5).

Mit Amm. macrocephalus zu Geisingen bei Donaueschingen. D'Orbigny erwähnt die Species aus dem Callovien und Bathonien verschiedener französischer Lokalitäten. Ihr Vorkommen in der Bathformation muss ich jedoch in Abrede ziehen. Exemplare, welche mit d'Orbigny's Fig. 4 u. 5 stimmen, mögen im Grossoolith vorkommen, dagegen stellt Fig. 1—3 eine Species dar,

welche nicht unter die Etage des Callovien hinabgeht, sondern ihr ausschliessliches Lager in der Zone des Amm. macrocephalus hat.

Die Ammoniten aus den Zonen des Amm. anceps und athleta.

21. **Ammonites punctatus**, Stahl 1824 Württemb. landw. Corresp.-Blatt. 6. Bd. pag. 48, fig. 8. Ziet. 1830, tab. 10, fig. 4.
Amm. lunula, d'Orb. (non Rein.) Amm. hecticus, Quenst. Ceph. tab. 8, fig. 1.

Unterscheidet sich von Amm. parallelus und lunula Rein. durch die Stärke der Rippen, deren jede sich in der Mitte der Seiten in zwei spaltet. Reinecke's Figur des Amm. lunula deutet letzteres nicht an, sondern zeigt gerade da eine glatte Fläche, wo bei Amm. punctatus die grösste Erhöhung der Rippen eintritt. Bis jetzt erhielt ich die Species immer nur aus der Zone des Amm. anceps und Jason. Er findet sich darin sehr häufig zu Gammelshausen bei Boll und zu Oberlenningen an der schwäbischen Alp. Von Frankreich erhielt ich ihn aus derselben Zone von Mamers (Sarthe), sowie von Montreuil Bellay (Maine et Loire), Salins (Jura), Villers (Calvados). Ohne Zweifel gehören einzelne der zu Christian Malford bei Chippenham (Wiltshire) zerdrückt vorkommenden Ammoniten zu derselben Species.

22. **Ammonites lunula**, Ziet. 1830, tab. 10, fig. 11. (Rein?)
Amm. Londsdali, Pratt, 1841, An. and. Mag. nat. hist. 8 vol. tab. 5, fig. 2.

Reinecke's Amm. lunula lässt sich von dessen A. parallelus nicht unterscheiden, weshalb ich die Zieten'sche Figur voranstellte. Findet sich in der Zone des Amm. anceps und Jason an den meisten der vorhin genannten Lokalitäten.

23. **Ammonites parallelus**, Rein. sp. 1818, tab. 3, fig. 31.
Mit Amm. athleta zu Oeschingen bei Tübingen.

24. **Ammonites Brighti**, Pratt. 1841, Ann. u. Mag. nat. hist. vol. 8, tab. 6, fig. 3 u. 4.
Amm. hecticus nodosus, Quenst. Ceph. tab. 8, fig. 4.

Findet sich zahlreich mit Amm. athleta und ornatus zu Oeschingen an der schwäbischen Alp. Die vorangestellte Figur der englischen Species hat soviele Uebereinstimmung mit unserem schwäbischen Amm. hecticus nodosus Quenst., dass ich beide Vorkommnisse vereinige. Findet sich in England in demselben Niveau zu Christian Malford (Wiltshire).

25. **Ammonites auritulus**, n. sp.

Erreicht mit der Wohnkammer nicht völlig einen Zoll Durchmesser, indem bei dieser Grösse die letzten Scheidewände sich bereits so sehr nähern, dass der Ammonit ausgewachsen erscheinen muss. Die Wohnkammer ist beinahe glatt und es zeigen auch die inneren Windungen nur schwache Andeutungen gekrümmter Radialrippen. Der Hauptlobus läuft in drei Spitzen aus, neben ihm folgen drei der Reihe nach kleiner werdende Nebenloben. Die Wohnkammer ist meist von der Rückenfläche aus etwas eingedrückt. Der ganze Habitus stimmt auffallend mit dem der Lingulaten des oberen Jura. Das Vorkommen des Amm. auritulus ist als erstmaliges Erscheinen eines Ammoniten aus der Familie der Lingulaten von Interesse, wesshalb ich die Species hier anführe. Mit Amm. athleta am Ursulaberg bei Ehningen (schwäbische Alp). Ein zerdrücktes, wahrscheinlich dazugehöriges Exemplar erhielt ich zu Christian Malford bei Chippenham (Wiltshire).

26. **Ammonites Lamberti**, Sow. 1819, tab. 242, fig. 1—3.
Amm. flexicostatus, Phill. 1829, tab. 6, fig. 20.
Amm. Lamberti, d'Orb. 1847, tab. 178 u. 177, fig. 5—11.

Das Vorkommen dieses Ammoniten in den obersten Lagen der Kellowayschichten ist mir für Schwaben nur als ein sehr vereinzeltes bekannt. Dagegen liegt er in besonderer Häufigkeit an der Basis der Oxfordgruppe zu Oeschingen, Lautlingen u. s. w.

Gleich bezeichnend ist er für die Oxfordthone der Umgebungen von Salins (Jura), Dives und Villers (Calvados), sowie für eine Reihe franz. und engl. Lokalitäten.

27. **Ammonites tatricus**, Pusch. 1837. Pol. Pal. tab. 13, fig. 11.
" " d'Orb. 1847, tab. 180.

Mit Amm. athleta und ornatus zu Lautlingen bei Balingen und Oeschingen südlich Tübingen. In Frankreich erhielt ich ihn aus den Thonen von Dives (Calvados). Ich habe hier den Amm. tortisulcatus d'Orb. noch anzuführen, da ich einige Exemplare dieser Species kenne, welche in den obersten Lagen der Kellowaygruppe zu Ehningen und Lautlingen gefunden wurden. Doch ist sein Auftreten hier noch ein sehr vereinzeltes, indem der Ammonit erst in der folgenden Etage eine grössere Verbreitung erhält, ohne dass es bis jetzt gelungen wäre, Unterschiede in der Form der beiden Vorkommnisse aufzufinden.

28. **Ammonites Comptoni**, Pratt, 1841, Ann. und Mag. nat. hist. 8 vol. tab. 4, fig. 1.

Mit Amm. Jason zu Mamers (Sarthe) und Christian-Malford bei Chippenham (Wiltshire).

29. **Ammonites sulciferus**, n. sp.
Amm. convolutus ornati, Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 1.

Die klein bleibende Species mit 2—3 Einschnürungen auf den innern Windungen, findet sich zahlreich in der Zone des Amm. athleta zu Oeschingen und Lautlingen an der schwäbischen Alp.

30. **Ammonites curvicosta**, n. sp.
Amm. convolutus parabolis, Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 2.

Häufig mit Amm. anceps zu Oberlenningen und Gammelshausen bei Boll. Von Frankreich erhielt ich ihn aus derselben Zone von Montreuil Bellay (Maine et Loire) und von Mamers (Sarthe).

31. Ammonites Orion n. sp.

Amm. convolutus gigas, Quenst. Ceph. tab. 13, fig. 6.

Mit Amm. ornatus und athleta zu Oeschingen südl. Tübingen. Ganz übereinstimmend findet sich die Species in dem gleichen Niveau zu Dives (Calvados).

32, Ammonites anceps, Rein. sp. 1818, fig. 61. D'Orb. tab. 166 u. 167.

Amm. dubius, Ziet. 1830, tab. 1, fig. 2.

Amm. Parkinsoni coronatus, Quenst. 1846, Ceph. tab. 11, fig. 8, pag. 147.

Amm. anceps variirt sehr in Beziehung auf die Form seiner Mundöffnung, lässt sich jedoch an der Rückenfurche und den groben seitlichen Knoten leicht erkennen. Er kommt meist in kleinen verkiesten Exemplaren in den Thonen von Gammelshausen und Oberlenningen an der schwäbischen Alp mit Amm. Jason und refractus vor. Bruchstücke von etwas grösseren Individuen erhielt ich aus den harten Mergelknollen, welche unweit Wasseralfingen in derselben Zone liegen. In Frankreich sind dagegen ausgewachsene, 6 — 8 Zoll im Durchmesser haltende Exemplare nicht selten. Ich besitze ihn von Montreuil Bellay (Maine et Loire) und Mamers (Sarthe). Aus den Umgebungen von Salins (Jura) erhielt ich ihn von J. Marcou, er findet sich dort gleichfalls mit Amm. Jason in derselben Schichte. Von England wird er aus den Umgebungen von Weymouth angeführt (siehe Morris Cat. n. ed. pag. 289).

33. Ammonites Fraasi n. sp.

Ich hielt längere Zeit diese Species für identisch mit Zieten's Amm. sulcatus, bis ich in den Besitz des Originalexemplar's kam, welches Zieten unter letzterer Benennung abbildete, und welches sich von unserer vorliegenden Species wohl unterscheiden lässt. Amm. Fraasi trägt wie die vorige Art eine Rückenfurche und steht derselben in vielen Beziehungen nahe, besitzt jedoch zahlreichere schwächere Rippen, deren mehrere von je

einem feinen seitlichen Knoten oder Stachel aus gegen den Rücken hin laufen. Die Stacheln verschwinden jedoch frühe schon, oder werden sie seltener. Dagegen zeigen sich bisweilen auf den äusseren Umgängen statt einem einzigen Knoten deren zweie auf einer Rippe. Doch lassen die doppelstachligen Rippen grosse unregelmässige Zwischenräume unter sich, scheinen auch nur ausnahmsweise bei einzelnen Exemplaren vorzukommen. Die Umgänge von Amm. Fraasi zeigen Einschnürungen in wechselnder Zahl. Die Loben sind stark zerschnitten. Das grösste Exemplar, welches ich in der Sammlung von Prof. Fraas sah, besitzt 5 Zoll Durchmesser und trägt am Ende der Wohnkammer ein wohlerhaltenes Ohr, dessen parallele Ränder sich ohne weitere Ausbreitung in einem Bogen vereinigen. Ich erhielt die Species aus der Zone des Amm. athleta von Oeschingen südl. Tübingen und von Lautlingen bei Balingen.

34. Ammonites coronatus, Brug. 1789, Enc. meth. p. 43.
Amm. coronatus, d'Orb. tab. 168 u. 169, (non Ziet.)
Amm. anceps, Ziet. 1830, tab. 1, fig. 3.
Amm. anceps ornati, Quenst. Ceph. tab. 14, fig. 5.

Während Amm. coronatus in vielen Gegenden eine der häufigsten Leitspecies für die Zone des Amm. anceps bildet, findet er sich an der schwäbischen Alp verhältnissmässig selten, weshalb ihm bis jetzt auch noch nicht das gehörige Interesse geschenkt wurde. Ich kenne ihn nur in kleinen Exemplaren aus den grauen Thonen mit Amm. anceps der Umgebungen von Wasseralfingen und Neuffen. In Frankreich erhielt ich grössere beinahe ausgewachsene Individuen in der Zone der Amm. anceps und Jason von Mamers und Chauffour (Sarthe). Ganz übereinstimmend findet er sich in demselben Niveau zu Exmes (Orne), Montreuil Bellay (Maine et Loire), Salins (Jura). In England kommt Amm. coronatus in den Thonen von Chippenham (Wiltshire) vor. Amm. Reginaldi Morr. Proceed. géol. Soc. 27. Febr. 1850, pag. 316, tab. 30, fig. 6, wurde gleichfalls an letzterer Lokalität gefunden und steht manchen Varietäten von Amm. coronatus sehr nahe.

35. Ammonites athleta, Phill. 1829, tab. 6, fig. 19.
" " d'Orb. 1847, tab. 163, fig. 164.

Wurde zuerst von Phillips aus der Kellowayformation von Hackness (Yorkshire) beschrieben, ist jedoch eine der verbreitetsten Species, welche sich mit Amm. ornatus an der obern Grenze der Etage findet und zwar zu Dives (Calvados), im Departement der Sarthe, sowie zu Beuren, Oeschingen und Lautlingen an der schwäbischen Alp.

36. Ammonites annularis, Rein. sp. 1818, fig. 56 u. 57.
Quenst. 1846, Ceph. tab. 16, fig. 6.

Unterscheidet sich von Amm. athleta hauptsächlich dadurch, dass Amm. annularis bei einem Durchmesser von 2—3 Zoll noch keine Knoten zeigt, wie Amm. athleta, während junge Individuen beider Arten ihrer äussern Form nach beinahe völlig übereinstimmen. Amm. annularis findet sich mit der vorigen Art.

37. Ammonites Jason, Rein. 1818 sp. fig. 15—17; Naut. Amm. Guilielmi, Sow. 1821, tab. 311.
Amm. Stutchburi und Sedgvici, Pratt, 1841, Ann. and Mag. nat. h. 8. Bd. pag. 163.

Amm. Jason ist eine der wichtigsten Species der mittlern Kelloway-Schichten und trägt wesentlich dazu bei, um die Zone des Amm. anceps paläontologisch zu charakterisiren. An der schwäbischen Alp kommt er zu Gammelshausen und Oberlenningen zahlreich und zierlich verkiest in kleinen Exemplaren vor. Zu Mamers (Sarthe) erhielt ich ihn mit Wohnkammer mehrere Zoll gross und verkalkt, er findet sich hier in der Zone des Amm. anceps, dessgl. in den Umgebungen von Salins (Jura). Sehr gewöhnlich ist er an der Küste der Normandie zu Dives und Villers. In England kommt er in harte Knollen gebacken in demselben Niveau in den Umgebungen von Weymouth vor. Auch zu Christian Malford (Wiltshire) findet er sich, doch sind hier Amm. Dunkani u. ornatus weit häufiger. In den Kelloway-

schichten von Scarborough (Yorkshire) ist Amm. Jason gleichfalls nicht selten, die Fig. 15, tab. 6, Phill. gehört wahrscheinlich dazu.

38. Ammonites Dunkani, Sow. 1817, tab. 157.

Steht zwischen Amm. ornatus und Jason in der Mitte,* schliesst sich aber enger an Amm. Jason, da seine Form hochmündiger und comprimirter ist, als die von Amm. ornatus. Auch besitzt er in der Jugend schwache Knoten, welche frühe verschwinden. Mehrere unserer schwäbischen Exemplare stimmen vollständig mit Sowerby's Figur; unterscheiden sich aber von Amm. Dunkani d'Orb. Ich vermuthe, dass an Punkten, an welchen die Zone einige Mächtigkeit besitzt, das Lager von Amm. Dunkani und ornatus etwas variirt, indem Amm. Jason zuerst auftritt (darüber Amm. Dunkani folgt), Amm. ornatus dagegen sich in den höchsten Lagen am zahlreichsten findet. Doch müssen noch weitere Untersuchungen über die Verbreitung von Amm. Dunkani und ornatus die Unterschiede zwischen dem Lager der beiden letzteren Ammoniten erst noch bestätigen.

39. Ammonites ornatus, Schloth. 1820, pag. 75.

Amm. spinosus, Sow. 1826, tab. 540.
Amm. gemmatus, Phill. 1829, tab. 6, fig. 17.
Amm. Castor und Pollux, Zieten, 1830, (non Rein.)
Amm. ornatus, Quenst. Ceph. 1846, tab. 9, fig. 19.
Amm. Dunkani, d'Orb. 1847, tab. 161.

Amm. ornatus ist eine der verbreitetsten Species der obersten Kellowayschichten. Er kommt im südwestlichen Deutschland, in Frankreich und England in der Zone des Amm. athleta an vielen Lokalitäten vor, von welchen ich einige schon bei Nr. 34 angegeben habe.

---

* Pratt. Ann. u. Mag. 1841, vol. 8, tab. 3 bildet die 3 Arten als Amm. Elizabethae ab. Seine Fig. 2 gehört zu Amm. Jason, fig. 3 zu Amm. Dunkani, fig. 4 zu Amm. ornatus; dagegen stellt fig. 1 wahrscheinlich den Reinecke'schen Amm. Pollux dar.

40. **Ammonites bicostatus**, Stahl, 1824, württ. landw. Corresp.-Blatt pag. 49, fig. 9.
Amm. bipartitus, Ziet. 1831, tab. 13, fig. 6; d'Orb. tab. 158, fig. 1—4; Quenst. Ceph. tab. 10, fig. 8.
Amm. calcar, Ziet. 1831, tab. 13, fig. 7 (Missbildung).

Mit Amm. athleta und ornatus zu Lautlingen bei Balingen und Oeschingen bei Tübingen. D'Orbigny erwähnt ihn aus der gleichen Etage von einer Reihe französischer Lokalitäten. Von England führt ihn J. Morris Cat. pag. 290 zum ersten Male aus dem Callovien von Scarborough (Yorkshire) an.

41. **Ammonites Baugieri**, d'Orb. 1846, tab. 158.
Amm. bidentatus, Quenst. 1846, tab. 10, fig. 6.

Mit der vorigen Species in Frankreich und Deutschland.

42. **Ammonites pustulatus**, Rein. sp. 1818, f. 63 u. 64.
Amm. pustulatus, d'Orb. 1846, tab. 154.
Amm. pustulatus Franconicus, Quenst. Ceph. 1846, t. 9, fig. 22.

Findet sich an der schwäbischen Alp klein und verkiest in der Zone des Amm. anceps zu Oberlenningen und Gammelshausen bei Boll. In Frankreich liegt er in den Schichten gleichen Alters zu Niort (Deux Sèvres). Er kommt daselbst in grossen verkalkten Exemplaren vor.

43. **Ammonites polygonius**, Ziet. 1831, tab. 15, fig. 6.
Amm. cristagalli, d'Orb. 1846, tab. 153.
Amm. pustulatus Suevicus, Quenst. 1846, Ceph. tab. 9, fig. 23.

Wurde mit der vorigen Art in der gleichen Zone und an denselben Lokalitäten gefunden. Ausserdem erhielt ich ihn von Montreuil Bellay (Maine et Loire). Die Zieten'sche Figur des Amm. polygonius ist mit derjenigen Species identisch, welche d'Orbigny als Amm. cristagalli abbildet, darf desshalb mit Amm. pustulatus nicht verwechselt werden.

der zwölf Jahre in der Londoner Münze verprägten Goldes beträgt. Wenn man den Tauſchwerth der edeln Metalle befreit von den kleinen lokalen Zufälligkeiten betrachtet, z. B. den Goldbarren-Werth in Hamburg, ſo erkennt man darin zwiſchen 1816 und 1837 weder den Einfluß des aſiatiſchen Bergbaues, noch die abnehmende Golderzeugung im ſpaniſchen Amerika.

Das Maximum, welches der Tauſchwerth des Goldes im Jahr 1827 erreichte, hat ſich mit ſehr geringen Schwankungen bis 1832 erhalten. Dann wird ein allmähliges Sinken wieder bemerkbar, und dazu ein ſehr regelmäßig fortſchreitendes Sinken. Das ruſſiſche Gold aus der Uralkette und aus Sibirien hat einen Theil dieſer Wirkung hervorgebracht, aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß die ganze Goldproduktion Rußlands, ſo wichtig ſie in anderer Rückſicht uns ſcheint, doch in den Jahren 1823 bis 1837 nur gegen 302,000 Mark beträgt, noch $^1/_{10}$ weniger als die mindere Goldausfuhr aus dem ſpaniſchen Amerika in den Jahren 1816—1827. Auch jetzt noch hat ſich in jenen Freiſtaaten von Mexiko und von Südamerika der Goldbergbau weniger gehoben, als die Silberproduktion. Dazu bedürfen die nordamerikaniſchen Staaten, ihrer großen Geld- und Bankverwirrung kaum entgangen, beträchtlicher und baarer Goldſendungen aus Europa. Das iſt ein Abfluß nach Weſten, der neben vielen andern immerfort wirkenden Urſachen den Effekt verlarvt, den wir der vermehrten Goldausbeute von Aſien zuzuſchreiben geneigt ſind. Der Hauptgrund des ſchwachen Wirkens der uraliſchen und nordaſiatiſchen Goldausbeute liegt aber wohl, wie ich ſchon mehrmals bemerkt habe, in der relativen Kleinheit des Zufluſſes, verglichen mit der ſchon vorhandenen Maſſe edler Metalle. Der Abfluß nach Aſien, den ich an einem andern Orte und in verſchiedenen Epochen zu unterſuchen Gelegenheit gehabt, * iſt beſtimmt im Abnehmen. Für das Jahr 1831 ſchätzte Herr Jacob den jährlichen Verluſt der engliſchen Handelsbalance in dem aſiatiſchen Verkehr um das Vorgebirge der guten Hoffnung noch

* Sur les quantités relatives de métaux précieux monnayés et reduits en objets d'orfèvrerie und sur les changemens qu'éprouve l'accumulation des métaux précieux en Europe in der zweiten Ausgabe meines Essai pol. T. III, p. 436—444 und p. 460—476. Eine Vertheidigung meiner Anſichten über die Anhäufung edler Metalle iſt enthalten in dem Edinb. Review, 1832, April, S. 43—61.

44. **Ammonites denticulatus**, Ziet. 1831, tab. 13, fig. 3. Amm. flexuosus canaliculatus, Quenst. 1846, Ceph. tab. 9, fig. 5.

Findet sich in der Zone des Amm. athleta zu Oeschingen südl. Tübingen und zu Lautlingen bei Balingen, doch bin ich nicht völlig sicher, ob sich diese und die beiden folgenden Arten an andern Lokalitäten nicht in die Zone des Amm. biarmatus hinauferstrecken.

45. **Ammonites Suevicus**, n. sp.
Amm. flexuosus inflatus, Quenst. 1846, Ceph. tab. 9, f. 7.

Mit der vorigen Art.

46. **Ammonites flexispinatus**, n. sp.
Amm. flexuosus globulus, Quenst. Ceph. 1846, t. 9, f. 6.

Mit der vorigen Art.

47. **Ammonites refractus**, Rein. sp. Naut. 1818, tab. 3, fig. 27—30; Ziet. tab. 10, fig. 9; d'Orb tab. 172, fig. 3—7.

Wurde von d'Orbigny aus dem Callovien von Niort (Deux-Sèvres) beschrieben. Ich erhielt einige Exemplare aus derselben Etage von Montreuil Bellay (Maine et Loire). An der schwäbischen Alp findet sich Amm. refractus zahlreich verkiest und bisweilen mit erhaltener Mundöffnung in den grauen Thonen des Amm. Jason und anceps zu Oberlenningen und zu Gammelshausen bei Boll.

48. **Ancyloceras Calloviensis**, Morris 1846, Ann. and. Mag. n. h. tab. 6, fig. 3. D'Orb. tab. 230, fig. 1—4.

Findet sich an der Basis der Kellowayschichten und scheint eine beträchtliche Verbreitung zu besitzen. D'Orbigny citirt die Species von Niort (Deux-Sèvres) und andern französischen Lokalitäten. Ich erhielt vollständige Exemplare aus dem Kellowayrock von Chippenham (Wiltshire) in demselben Gestein mit

Amm. Gowerianus; Bruchstücke dagegen von Montreuil Bellay (Maine et Loire). Im südwestlichen Deutschland kommt Ancyloceras Calloviensis in den Macrocephalusschichten von Vögisheim südwestl. Freiburg in Baden und von Geisingen bei Donaueschingen vor.

49. **Baculites acuarius**, Quenst. Ceph. 1848, t. 21, f. 15.
Mit Amm. Jason zu Gammelshausen bei Boll.

50. **Pleurotomaria Cypraea**, d'Orb 1850, Prodr. 12. 83, Pal. fr. 1856, tab. 410, fig. 1.

Wurde von d'Orbigny aus dem Callovien von Pizieux und Chauffour (Sarthe) und mehreren andern französischen Lokalitäten beschrieben. An der schwäbischen Alp findet sich die Species nicht selten in der Zone des Amm. macrocephalus am Nipf bei Bopfingen und an der Lochen bei Balingen. Aus dem Callovien der Umgebungen von Salins (Jura) erhielt ich sie von L. Coste.

51. **Pleurotomaria Cytherea**, d'Orb. 1850, Prodr. 12. 85, Pal. fr. 1856, tab. 412, fig. 6—10.

Mit der vorigen Art in der gleichen Zone und an denselben Lokalitäten.

52. **Pleurotomaria Niobe**, d'Orb 1856, tab. 415, f. 1—5.
Callovien von Montreuil Bellay (Maine et Loire).

53. **Alaria armigera**, Phill. sp.
Pterocera armigera, d'Orb 1850, Prodr. 12. 97.
Rostellaria bispinosa, Phill. 1829, tab. 6, fig. 13 (non Phill. tab. 4, fig. 32).

Mit Amm. ornatus zu Scarborough (Yorkshire), Christian-Malford (Wiltshire), Montreuil Bellay (Maine et Loire), Streichen bei Balingen (Württemberg).

54. **Spinigera semicarinata**, Goldf. sp.
Rostellaria semicarinata, Goldf. 1841, tab. 169, fig. 8.
Muricida semicarinata, Quenst. Handb. t. 34, f. 54—56.

In den Thonen des Amm. ornatus und Jason zu Gammelshausen bei Boll, Ehningen, Oeschingen und Streichen an der schwäbischen Alp. Von Frankreich erhielt ich sie aus dem Callovien von Montreuil Bellay (Maine et Loire).

55. **Pholadomya carinata**, Goldf. 1841, tab. 155, fig. 6.

Mit Amm. anceps und Jason im Callovien von Mamers (Sarthe). In derselben Zone kommt die Species zu Exmes (Orne) vor, von welch' letzterer Lokalität sie mir E. Deslongch. übersandte.

56. **Pholadomya subdecussata** n. sp.

Pholadomya decussata, Agass. M. 1842, tab. 4, f. 9—10.
D'Orb. 1850, Prodr. 12. 111 (non Sow., non Phill.).

Mit der vorigen Art.*

57. **Pholadomya inornata**, Sow. géol. Trans. II. Ser. V. Bd. tab. 21, fig. 8. D'Orb. Prodr. 12. 117.

Die von Sowerby aus den Kellowayschichten von Charee (Prov. Cutch in Indien) beschriebene Species, wurde von d'Orbigny mit der in Frankreich in derselben Etage vorkommenden Art vereinigt. Ich hatte Gelegenheit, diese Muscheln in den mittleren Lagen der Kellowaygruppe zu Mamers (Sarthe) und Ancy le Franc (Yonne) zu sammeln. Ihre Form stimmt wenigstens annähernd mit der Sowerby'schen Figur überein.

58. **Pholadomya Württembergica** n. sp.

Pholadomya, Murchisoni, Goldf. 1841, tab. 155, fig. 2 a u. b. (non Sow.)
Pholad. exaltata, Agass. 1842, pag. 72 (pars).

Findet sich in der Zone des Amm. macrocephalus an der Lochen bei Balingen und zu Ehningen bei Reutlingen an der schwäbischen Alp. Phol. exaltata lg. aus dem Terrain à chail-

---

* Die von Agass. Phlad. decussata genannte Species stimmt nach Beschreibung und Zeichnung vollständig mit der im Callovien des Dep. der Sarthe vorkommenden Art. D'Orb. Prodr. 12. „„ scheint sie aus diesem Grunde in die zwölfte Etage gestellt zu haben.

les gehört einer nahe stehenden Species an, stimmt aber nicht völlig damit überein.

59. **Pholadomya Clytia**, d'Orb. 1850, Prodr, 12. 116.

Soll nach d'Orbigny von Pholad. fidicula Sow. verschieden sein, ihr aber sehr nahe stehen. Ich erhielt die Species aus dem Callovien von Mamers (Sarthe), jedoch nicht in genügender Anzahl, um die angegebenen Unterschiede genauer prüfen zu können.

60. **Goniomya trapezicosta**, Lutraria, Pusch 1837, Pol. Pal. tab. 8, fig. 10.

Goniomya ornati, Quenst. 1852, Handb. tab. 47, fig. 25.

Häufig mit Amm. Jason zu Gammelshausen und Oberlenningen am Fusse der schwäbischen Alp. Ganz ähnlich fand ich sie in derselben Zone zu Mamers (Sarthe).

61. **Ceromya elegans**, (Desh. sp.) d'Orb. Prodr. 12. 124.

In Frankreich mit der vorigen Art, sowie nach J. Beaudouin in derselben Etage zu Châtillon sur Seine (Côte d'Or).

62. **Anatina Bellona**, d'Orb. 1850, Prodr. 12. 132.

Im Callovien von Mamers und St. Scolasse (Sarthe).

63. **Leda Moreana**, d'Orb. 1850, Prodr. 12. 137.

Mit Amm. Jason und anceps findet sich in den Thonen von Oberlenningen an der schwäbischen Alp eine der Leda lacryma nahestehende Species. Sie scheint mit d'Orbigny's Leda Moreana übereinzustimmen, welche derselbe aus der gleichen Etage der Umgebungen von St. Mihiel (Meuse) beschrieb.

64. **Leda Phillipsi**, Morris Proceed. géol. Soc. 27. Febr. 1850, pag. 318, tab. 30, fig. 1.

Häufig mit Amm. ornatus und Dunkani in den Schiefern von Christian-Malford (Wiltshire).

65. **Nucula Caecilia**, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 176.
Nuc. ornati, Quenst. 1852. Handb. tab. 44, fig. 7.

Findet sich in den Thonen mit Amm. anceps und Jason zu Oberlenningen und Gammelshausen bei Boll, dessgl. in Frankreich zu Dives (Calvados). D'Orbigny beschreibt noch mehrere Arten von Nucula, deren Unterscheidung aber zu schwierig ist, um sie hier aufnehmen zu können. Sowerby bildet Geol. Trans. II. Ser. vol. V. tab. 22, fig. 4 eine vorne stark abgestumpfte Art (Nuc. cuneiformis) ab, welche Kapitän Grant von Charee aus der Provinz Cutch in Indien mitgebracht hatte und deren Lager zweifelsohne in die Kellowaygruppe gehört.

66. **Corbula Macneilli**, Morris. Proceed. geol. Soc. 27. Febr. 1850, pag. 318, tab. 30, fig. 4.

Mit Amm. Göwerianus und Calloviensis in der untern Hälfte der Etage zu Chippenham und Trowbridge (Wiltshire).

67. **Astarte undata**, Goldf. sp. d'Orb. 1850. Prodr. 13. 262.
" " Quenst. 1852. Handb. tab. 46, fig. 7.
Venus undata, Goldf. 1841. tab. 150, fig. 8.

Findet sich an der schwäbischen Alp zu Beuren bei Neuffen in der Zone des Amm. ornatus und athleta.

68. **Trigonia elongata**, Sow. 1823. tab. 431.
Trig. cardissa, Agass. 1841. Trig. tab. 11, fig. 4—7.
Trig. elongata, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 161.

Mit Amm. anceps im Callovien von Mamers (Sarthe), Exmes (Orne), Salins (Jura) und Dives (Calvados). Hat die Form der Trig. costata ist aber kürzer und trägt engerstehende Rippen. In Schwaben kenne ich eine ihr sehr ähnliche Species nur aus den Macrocephalusschichten von Ehningen, woselbst eine kurze, gerippte Trigonie in stattlichen grossen Exemplaren vorkommt.

69. **Cardium subdissimile**, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 164.
Cardium dissimile, Phill. 1829. tab. 5, fig. 27. (non Sow.)

Aus dem Callovien von Dives (Calvados) und Chauffour (Sarthe). Phillips beschreibt die Muschel aus derselben Etage von Scarborough (Yorkshire). D'Orbigny nennt eine zweite rundere Species Cardium Pictaviense. Eine in den Macrocephalusschichten vom Nipf bei Bopfingen und Ehningen bei Reutlingen vorkommende Muschel gehört wahrscheinlich zu letzterer Art.

70. **Isocardia tener**, Sow. 1821. tab. 295, fig. 2.
?Ceromya tenera, Agass. 1842. tab. 8c, fig. 1—12.

Im untern Callovien von Kelloway-Mill und Chippenham (Wiltshire). E. Hebert führt die Species aus den Macrocephalusschichten des Dep. der Sarthe an.

71. **Isocardia Campaniensis**, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 168.

Mit Amm. anceps zu Mamers und Monbizot (Sarthe). Von J. Marcou erhielt ich die Muschel aus den Umgebungen von Chatillon sur Seine (Côte d'Or), woselbst sie in mergeligen und oolithischen Bänken der Kellowaygruppe gefunden wurde.

72. **Arca subtetragona**, Morris, Proceed. Geol. Soc. 27. Febr. 1850. pag. 318. tab. 30, fig. 5.

Wurde von Prof. Morris aus den unteren Kellowayschichten von Trowbridge bei Chippenham (Wiltshire) beschrieben. Eine wahrscheinlich zu derselben Species gehörige Muschel erhielt ich aus dem Kelloway-Rock von Montreuil-Bellay (Maine et Loire).

73. **Posidonomya ornati**, Quenst. sp. 1852. Handb. tab. 42. Fig. 16.
? Catillus Brongniarti, Pusch. 1837. Pol. Pal. pag. 44.
? Posidonomya alpina, Gras. 1852. d'Arch. Progr. VI. Bd. pag. 608.

Als Posidonomya ornati wurde von Prof. Quenstedt die

mit Amm. Jason und ornatus zu Gammelshausen und Oeschingen an der schwäbischen Alp vorkommende kleine Species beschrieben. Wahrscheinlich gehören die 2 weiteren als Synonyme aufgezählten Benennungen von Gras und Pusch zu derselben Art. In England fand ich sie zahlreich in den Thonen des Amm. ornatus von Christian-Malford bei Chippenham (Wiltshire). In der Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch. 5. Bd. pag. 8, Dec. 1852 werden von Dr. Ewald die bestimmten Nachweise über das Auftreten von Posidonomyen in den Kellowayschichten des südlichen Frankreichs in den Dep. Drôme und Ardêche, ferner an der Porta Westphalica gegeben, mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass hier die Muschel in einem Niveau über der Zone des Amm. macrocephalus ihr Lager habe. Durch die Beobachtungen, welche bei der Versammlung der geol. Gesellschaft von Frankreich in Valence gemacht wurden (Bullet. Soc. géol. de Fr. 3 — 10. Sept. 1854, pag. 738 — 742) finden wir für das Dep. Ardêche die Bestätigung für das Vorkommen dieser Posidonomyen in der Kellowaygruppe, indem solche in den Eisenerzen von la Voulte mit Amm. anceps, bipartitus und athleta besonders in die thonigen Zwischenlagen zahlreich eingebettet sein sollen.

74. Avicula inaequivalvis, Sow. 1819. tab. 244, fig. 3, (non fig. 2) 3. Band. pag. 78, var. α.

In der Sowerby'schen Beschreibung von Avicula inaequivalvis (M. C. III. Bd. pag. 78 und Suppl. Ind.) finden sich Druckfehler in Beziehung auf die Nummern der Figuren. Auch gehören seine Varietäten α und β zwei verschiedenen Arten an. Ich stelle die Varietät α hier für obige Bezeichnung voran. Sowerby beschreibt seine Species aus dem Kelloway-Rock von Kelloway (Wiltshire). Ich brachte sie aus den thonigen Kellowayschichten von Chippenham mit. Eine vielleicht dazu gehörige Form findet sich in den Thonen von Dives (Calvados), sowie in der Zone des Amm. anceps zu Mamers (Sarthe) und Salins (Jura). Die Exemplare der 2 letztern Localitäten stimmen jedenfalls unter

sich überein, doch bin ich über die Identität derselben mit der ächten Av. inaequivalvis noch im Zweifel.

75. **Pecten fibrosus**, Sow. 1816. tab. 136, fig. 2.
" " Phill. 1829. tab. 6, fig. 3.

Kellowayschichten von Scarborough (Yorkshire), Christian Malford (Wiltshire), Mamers (Sarthe), Montreuil-Bellay (Maine et Loire), Dives (Calvados). D'Orbigny erwähnt ihn aus derselben Etage von Morians bei Salins (Jura) und J. Beaudouin von Châtillon sur Seine (Côte d'Or).

76. **Plicatula peregrina**, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 222.

Zone des Amm. anceps: Umgebung von Mamers (Sarthe), Exmes (Orne), Salins (Jura). Nach d'Orbigny findet sie sich auch in den Schichten gleichen Alters von Lion und Villers (Calvados).

77. **Gryphaea Alimena**, (Ostrea) d'Orb. 1850. Prodr. 12. 228.

Findet sich zu Dives (Calvados), in den Umgebungen von Salins (Jura), von Argentan (Orne), Mamers (Sarthe) u. s. w. in der Zone des Amm. anceps. Die Species bleibt viel kleiner als Gryphaea dilatata und besitzt eine unregelmässigere Form, wesshalb kein Grund für eine Vereinigung mit Gr. dilatata vorliegt.

Aus den mittleren und unteren Lagen der Kellowaygruppe ist mir das Vorkommen der ächten Gryphaea dilatata nicht bekannt; an der obersten Grenze der Etage stellt sie sich an manchen Lokalitäten ein, erreicht jedoch erst in der Oxfordgruppe ihre grösste Häufigkeit. Eigenthümlich ist, dass Gryphaea dilatata, welche in Frankreich und England in den Oxfordschichten so weit verbreitet ist, in den entsprechenden Lagen an der schwäbischen Alp noch nicht gefunden wurde.

78. **Ostrea amata**, d'Orb. Prodr. 1850. 12. 227.

Findet sich in den mittleren Kellowayschichten an den bei der vorigen Species genannten Localitäten.

79. Terebratula subcanaliculata n. sp.

Ter. bicanaliculata, d'Orb. Prodr. 12. 245. (pars) (non Schl., non Ziet.)

Biplicate Terebratel, welche in der Jugend ziemlich flach ist, später aber gegen die Stirn 2 Falten bekommt. Letztere lassen einen breiten Zwischenraum unter sich, indem sich die Schale nur schwach einwärts biegt. Die Falten selbst sind wenig gewölbt und treten nicht weit hervor. Die Oeffnung der durchbohrten Schale ist von mittlerer Grösse. Findet sich häufig in den Macrocephalusschichten von Geisingen. Ich benannte sie von Neuem, da die einzige von d'Orbigny angeführte Art, welche sich damit vereinigen lässt im Prodrome unter einer unrichtigen Bezeichnung eingereiht wird. Nach E. Deslongchamps findet sich Ter. subcanaliculata in den Umgebungen von Argentan (Orne) in einer Schichte, welche annähernd dasselbe Alter mit dem Lager hat, in welchem die Species in Schwaben vorkommt.

80. Terebratula longiplicata n. sp.

Ausgezeichnet durch die schlanke Form, welche die Muschel besonders in der Jugend besitzt, welche sie aber auch später noch kenntlich macht. Sie variirt zwar einigermassen, doch wird es hier dienlich sein, die Dimensionsverhältnisse eines anscheinend nahezu ausgewachsenen Exemplares zu geben. Dasselbe misst: von dem Wirbel bis zur Stirn 31, von einer Seite zur andern 21, grösster Durchmesser zwischen Bauch und Rückenschale 15, Spannweite der beiden Falten an der Stirn 9 Mm. Die Oeffnung der durchbohrten Schale besitzt etwas mehr als mittlere Grösse. Die beiden Falten sind ziemlich hoch, jedoch immerhin noch schwächer als bei Ter. Phillipsi, der starke Wirbel der grössern Schale biegt sich ziemlich weit über. Findet sich mit Amm. anceps und Jason in den Umgebungen von Salins (Jura). Ich erhielt die Species ebendaher durch die Vermittlung J. Marcou's; von andern Localitäten kenne ich sie nicht.

81. **Terbratula dorsoplicata**, (Suess M. S.) Eug. Deslongch. Bullet. Soc. Linn. de Norm. 1855—1856. pag. 97. ibid. Mém. Tome XI. tab. 1, fig. 7—14.

Findet sich mit Amm. anceps und Jason zu Exmes (Orne), Mamers (Sarthe), Montreuil Bellay (Maine et Loire) und Clucy bei Salins (Jura). E. Deslongchamps unterscheidet von ihr 2 Varietäten, in welche die Species übergehen soll. Ich führe sie hier besonders an:

82. **Terebratula (dorsoplicata) excavata**, Eug. Desl. ibid. Mém. tome XI, tab. 2, fig. 3—5.

Mit der vorigen Art zu Montreuil Bellay (Maine et Loire).

83. **Terebratula (dorsoplicata) Perieri**, Eug. Desl. ibid. tab. 2, fig. 1—2 und tab. 3, fig. 1—3.

Findet sich zu Montreuil Bellay (Maine et Loire) sowie an der Lochen bei Balingen in der Zone des Amm. macrocephalus.

84. **Terebratula Sämanni** n. sp.

Beide Schalen wölben sich schon bei jungen Individuen stark, aber in sehr gleichmässiger Weise, so dass die Vereinigungslinie derselben beinahe einen Kreis bildet. Früher oder später tritt jedoch eine schwache Verlängerung der Muschel ein, indem sich die durchbohrte zugleich in der Stirngegend erweitert, während sich die undurchbohrte Schale flächenartig in der Mitte etwas erhöht, ohne sich jedoch biplicat zu falten. Die Folge davon ist, dass der Stirnrand eine gerade Linie bildet, an deren beiden Enden erst eine Krümmung gegen die Seiten eintritt. Mit dem Wachsen der Muschel bläht sie sich noch stärker auf, dagegen variirt sie im Ganzen nur wenig, sondern lässt sich an diesen Charakteren leicht erkennen. Ich kenne sie nicht über einen Zoll lang, dabei besitzt sie eine Dicke von 8 Linien und eine Breite von 8½ Linien. Die Wirbel sind nur schwach gebogen, die Oeffnung hat kaum eine mittlere Grösse. Findet sich zahlreich in der Zone des Amm. anceps und Jason in den Um-

jährlich auf zwei Millionen Pfund Sterling. So viel ich mich erinnere, war dies auch die Meinung des zu früh verstorbenen großen Staatsmannes, Herrn Huskisson. Trotz des häufigen Gebrauchs von Caffe, Thee, Zucker und Cacao, welche das fünfzehnte Jahrhundert nicht kannte, ist der Gewürzhandel noch ein sehr beträchtlicher Gegenstand in der passiven Handelsbalance Europas. In den Staaten des deutschen Zollvereins ist der Verbrauch der Gewürze, nach den neuesten, ganz offiziellen Untersuchungen, in den Jahren 1834, 1835 und 1836 auf einen Werth* von:

* Dieterici, statistische Uebersicht des Verkehrs im Zollverbande 1838, S. 187—191. In den zwei ersten der obengenannten drei Jahre war die Bevölkerung der zum Zollverbande gehörigen Länder 23,478,000 Einwohner; im Jahr 1836 aber 23,148,000 Einwohner. Der Verbrauch der Gewürze in Frankreich (Tableau décennal du Commerce de la France, publié par l'administration des Douanes, comprenant les années 1827—1836) ist auffallend klein im Vergleich mit den deutschen Staaten des Zollvereins. Der relative Verbrauch der einzelnen Artikel, den ich in der folgenden Tabelle zusammenstelle, in Francs und Kilogrammen für Frankreich, in preußischen Thalern und preußischen Centnern für die deutschen Länder, wirft einiges Licht auf die Lebensweise benachbarter Volksstämme.

Hauptartikel des Gewürzverbrauchs.	Frankreich. Einw. 33 Millionen.			Deutschland im Zollverband. Einw. 23½—25 Mill.		
	1826.	1833.	1835.	1834.	1835.	1836.
	Francs	Francs	Francs	Pr. Thlr.	Pr. Thlr.	Pr. Thlr.
Pfeffer u. Piment . .	2,867,000 (2,833,000 Kil.)	2,388,000 (1,638,000 Kil.)	2,796,000 (1,997,000 Kilogr.)	292,100 (17 000 Centner)	336,000 (20,000 Centner)	440,000 (24,000 Centner)
Vanille	1,179,000 (4700 K.)	1,259,000 (5000 K.)	1,412,000 (5600 Kil.)	564 000 (238 Ctr.)	707,000 (293 Ctr.)	813,000 (337 Ctr.)
Zimmt	694,000 (158,000 K.)	82,000 (18 700 K.)	338,000 (77 000 K.)	406,000 (1515 Ctr.)	300,000 (1100 Ctr.)	407 000 (1160 Ctr.)
Gewürznelken . . .	271,000 (60,200 K.)	240 000 (53,000 K.)	239,000 (33,000 K.)	71,500 (1800 Ctr.)	83,000 (2178 Ctr.)	95,500 (2569 Ctr.)
Muskatnüsse u. Blumen	33 000 (6100 K.)	27,000 (4600 K.)	26,300 (7180 K.)	543,700 (2400 Ctr.)	553,000 (2900 Ctr.)	584,000 (3409 Ctr.)
Totalverbrauch . . .	5,476,000 oder 2,600,000 Kilogr.	3,942,000 oder 1,775,000 Kilogr.	4,856,000 oder 2,171,000 Kilogr.	2,406 000 oder 25,600 Ctr.	2,592,000 oder 31,600 Ctr.	2,876,000 oder 30,000 Ctr.

Eine langjährige Beschäftigung mit der Geographie des Mittelalters und Untersuchungen über den sehr verspäteten Einfluß, welchen Gama's Reise auf die gänzliche Umwandlung des Gewürzhandels ausgeübt hat, veranlaßten mich zu einer speciellen Arbeit über den gegenwärtigen Verbrauch der Gewürze in Europa. Der Geh. Ober. Reg. Rath, Herr Dieterici, hat mir handschriftlich neue und interessante Materialien dazu mitgetheilt.

gebungen von Mamers (Sarthe), seltener zu Clucy bei Saline (Jura).

85. **Terebratula Calloviensis**, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 248. (pars).

D'Orbigny's Beschreibung ist zu unbestimmt, um seine Species sicher deuten zu können. Da ich jedoch von der vorigen Species eine an der Stirne biplicat gefaltete und etwas weniger aufgeblähte Art zu unterscheiden habe und die von d'Orbigny angegebenen Charaktere sich grösstentheils darauf beziehen lassen, so führe ich sie unter dessen Bezeichnung an. Findet sich in den Umgebungen von Mamers (Sarthe) etwas tiefer als die vorige Art und gehört wahrscheinlich in die Zone des A. macrocephalus.

86. **Terebratula Royeriana**, (Waldheimia), d'Orb. 1850. Prodr. 12. 246.

Nur ein einziges Mal fand ich in Schichten, welche vermuthlich die Basis der Kellowaygruppe bilden, eine Anzahl Terebrateln von der Form der Ter. ornithocephala. Sie lagen in grauen Thonen an der Strasse, welche von Mamers nach Bellême führt. So häufig Ter. lagenalis an manchen Punkten im Cornbrash gefunden wird, so selten scheinen diejenigen Localitäten zu sein, an welchen die Kellowayschichten Terebrateln von der Form der Ter. lagenalis und ornithocephala einschliessen. E. Deslongchamps führt aus dem französischen Kelloway-Rock eine dazugehörige Species: Ter. lagenalis var. umbonella Lmk. an. Vielleicht ist mit ihr d'Orbigny's Ter. Royeriana zu vereinigen, welch letztere E. Hébert (Terr. jur. dans le Bassins de Paris 1856. pag. 36 und 42) wiederholt als eine für die Macrocephalusschichten des Dep. der Sarthe leitende Species aufzählt.

87. **Terebratula Trigeri**, Eug. Deslongch. Bullet. Soc. Linn. de Norm. 1855—1856. pag. 97. Mém. ibid. XI. tome, tab. 2, fig. 7—14.

Die Muschel erreicht über einen Zoll Länge; ihre Schale trägt feine Radialstreifen. Sie gehört, wie die beiden nachfol-

genden Species, ihrer äussern Form nach, noch zur Gruppe der Ter. coarctata, doch ist bei ihr an der Stelle des Rückensinus eine breite Rückenfläche vorhanden, welche sich erst in der Stirngegend schwach einwärts biegt. Die Bauchschale ist nur wenig gewölbt. Die Stirn ist beinahe gerade abgeschnitten, und trägt auf jeder Seite eine Ecke. Ich erhielt die Species aus der Zone des Amm. anceps in den Umgebungen von Mamers und Chauffour (Sarthe), sowie von E. Deslongch. von Exmes bei Argentan (Orne). Sie findet sich ferner zu Montreuil Bellay (Maine et Loire), sowie in den Schichten gleichen Alters von Châtillon sur Seine (Côte d'Or), woher sie mir J. Marcou mittheilte.

88. Terebratula Julii n. sp.

Stimmt der äussern Form nach beinahe vollständig mit Ter. Bentleyi Dav. überein, ist jedoch nicht glatt, wie diese, sondern besitzt eine deutliche Radialstreifung, etwas schwächer als Ter. coarctata, von welcher sie sich ausserdem noch durch ihre weniger gewölbte, undurchbohrte Schale unterscheidet. Sie steht somit zwischen Terebratula Bentleyi und coarctata in der Mitte, indem sie ersterer in Beziehung auf die äussere Form, letzterer in Beziehung auf die Streifung der Schale gleicht. Doch stehen die feinen Streifen einander näher, so dass gegen den Stirnrand hin, deren 4 — 5 auf einen Millimeter kommen, auch ist die radiale Knotung derselben nicht so ausgesprochen, wie bei Ter. coarctata. Ter. Julii wird unter den Wirbeln sehr schnell breit, was auf den Winkel reducirt, im Vergleich zu Ter. coarctata eine Differenz von 15 Grad ausmacht, dagegen wölbt sich ihre Bauchschale viel weniger. Meine Exemplare sind etwas grösser als Ter. coarctata im ausgewachsenen Zustande. Ich verdanke sie der Vermittlung J. Marcou's und besitze sie nur von einer einzigen Lokalität der Umgebungen von Salins (Jura), woselbst sie mit Amm. anceps und Jason gefunden wurde.

89. Terebratula Smithi n. sp.

Terebr. reticulata, d'Orb. 1850. Prodr. 12. 242. (non Smith, non Sow.)

Ich fand zwar nur wenige Exemplare dieser Species im fran-

zösischen Callovien, doch musste ich sie neu benennen, indem Sowerby's Ter. reticulata, welche damit vereinigt wurde, einer verschiedenen Art angehört. In Beziehung auf ihre äussere Form steht Ter. Smithi zwischen Ter. Trigeri und coarctata. Auch ist die Streifung stärker und deutlicher als bei Ter. Trigeri, dagegen schwächer als bei Ter. coarctata. Ich fand sie in den Umgebungen von Mamers in grauen Thonen an der Basis der Kellowaygruppe in einem Niveau, welches der Zone des Amm. macrocephalus entsprechen dürfte. E. Deslongchamps sandte sie mir von Argentan (Orne) aus Schichten von annähernd demselben Alter.

90. Terebratula hypocirta, (Waldheimia) Eug. Deslongch. Mém. Soc. Linn. de Norm. tome XI. tab. 3, fig. 4 — 12.

Die kleine aufgeblähte Muschel findet sich häufig mit Amm. anceps in den Kellowayschichten von Montreuil Bellay (Maine et Loire).

91. Terebratula Geisingensis, (Waldheimia) n. sp.
Ter. pala, Quenst. Handb. tab. 37, fig. 46. (? Leop. v. Buch?)

Hat zwar viele Aehnlichkeit mit der Buch'schen Ter. pala, doch sind bestimmte Unterschiede vorhanden, welche eine Vereinigung nicht zulassen. Bei Ter. Geisingensis ist sowohl der seitliche Rand (besonders in der Stirngegend), als auch der Stirnrand selbst, immer scharf. Es hängt dies mit der Wölbung der Schalen zusammen. Bei Ter. Geisingensis biegt sich die undurchbohrte Schale der grössern Hälfte nach gegen innen. Bei der Buch'schen Figur von Ter. pala und noch mehr bei den französischen Exemplaren, wölbt sich dagegen nicht allein die grössere Schale etwas stärker, als wir es bei Ter. Geisingensis finden, sondern es erhebt sich auch die kleinere Schale oft beträchtlich über die Scheidungslinie beider Schalen, so dass die mediane Vertiefung oft kaum noch angedeutet ist, während bei Ter. Geisingensis die Ventralschale nach ihrer ganzen Breite da-

ran Theil nimmt und sich schon vom Rande an gegen einwärts biegt.

Ter. Geisingensis findet sich in der Zone des Amm. macrocephalus zu Geisingen bei Donaueschingen.

Terebr. Sandbergeri, (Waldheimia), Eug. Desl. Mém. Soc. Linn. de Norm. Tome XI. tab. 3, fig. 3—23.

92. Terebratula pala, v. Buch, über Terebr. Berl. Ak. 1833. pag. 134. tab. 3, fig. 44.

Sehr verbreitet im französischen Callovien. Charakterisirt die Zone des Amm. anceps. Ich fand sie darin in den Umgebungen von Mamers (Sarthe). Im gleichen Niveau liegt sie nach E. Deslongchamps zu Montbizot (Sarthe), Montreuil Bellay (Maine et Loire). Von J. Marcou erhielt ich sie aus dem Fer oolithique Kellowien von Clucy bei Salins (Jura), sowie aus derselben Etage von Châtillon sur Seine (Côte d'Or). Ich glaube mich an einer beträchtlichen Anzahl von Exemplaren, welche ich von den ebengenannten Lokalitäten besitze, von den vorhandenen Unterschieden zwischen dieser und der vorigen Species überzeugt zu haben. Auch bestätigte mir E. Deslongchamps diese Ansicht, während jedoch die Einreihung der Buch'schen Ter. pala noch fraglich bleibt. E. Deslongchamps vereinigt die Buch'sche Species mit der vorigen Art und nennt die in Frankreich einheimische Form T. Sandbergeri. Spätere Vergleiche müssen entscheiden, welche der beiden Arten der Buch'schen Species unterzuordnen ist.

93. Terebratula biappendiculata, (Waldheimia) Eug. Deslongch. Bullet. Soc. Linn. de Norm. 1855—1856. pag. 98. Mém. ibid. tome XI. tab. 4, fig. 1—7.

Wurde von E. Deslongchamps aus dem Kelloway-Rock von Montreuil Bellay (Maine et Loire) beschrieben, woselbst sie mit Amm. anceps und den zahlreichen Gasteropoden gefunden wird (siehe §. 66). Annähernd in demselben Niveau findet sie sich zu Châtillon sur Seine (Côte d'Or), woher ich sie von J. Marcou erhielt.

94. **Rhynchonella funiculata**, Eug. Desl. Bullet. Soc. Linn. de Norm. 1855—1856. pag. 99. ibid. Mém. Tome XI. tab. 6, fig. 1—6.

Wurde von E. Deslongchamps aus den Kellowayschichten von Montreuil Bellay (Maine et Loire) beschrieben. Ich erhielt die kleine, in der Wirbelgegend glatte, an der Stirn gerippte Muschel, welche einer jungen Rh. Thurmanni gleicht zahlreich von der ebengenannten Lokalität.

95. **Rhynchonella triplicosa**, Quenst. 1852. Handb. tab. 36. fig. 26. Eug. Desl. Mém. Soc. Linn. de Norm. tome XI, tab. 5, fig. 11, 12, 23, 24.

Findet sich in der Zone des Amm. macrocephalus zu Geisingen, Ehningen und Bopfingen in Württemberg. E. Deslongchamps wies dieselbe Species unter den Brachiopoden nach, welche sich in den Kellowayschichten von Montreuil Bellay fanden.

96. **Rhynchonella Oppeli**, Eug. Deslongch. Mém. Soc. Linn. de Norm. tome XI. tab. 6, fig.

Findet sich nach E. Deslongchamps in den Kellowayschichten von Montbizot (Sarthe) und den Umgebungen von Argentan (Orne). Auch an der schwäbischen Alp kommt diese Species vor, ist jedoch nur in wenigen Exemplaren in unsern Sammlungen vertreten. Sie fand sich in der Zone des Amm. macrocephalus zu Ehningen bei Reutlingen. Erreicht ausgewachsen 1" Breite und zeichnet sich durch 2 starke abgerundete Falten aus, welche sich auf der kleineren Schale an der Stirn erheben, während die Schale in der Wirbelgegend glatt ist.

97. **Rhynchonella acutoloba**, Eug. Deslongch. Bullet. Soc. Linn. de Norm. 1855—1856. pag. 99. ibid. Mém. tome XI. tab. 5, fig. 5.

Seltene Species aus den Kellowayschichten von Montreuil Bellay (Maine et Loire).

(98.) Rhynchonella phaseolina, Eug. Desl. 1855. Extr. de l'Ann. de l'inst. des prov. pag. 23. fig. 24—26. Mém. Soc. Linn. de Norm. tome XI. tab. fig.

Wurde schon in der Bathgruppe §. 61, Nr. 105 aufgezählt. Nach E. Deslongchamps setzt sich die Muschel gegen oben fort und findet sich in den Kellowayschichten von Montreuil Bellay (Maine et Loire). Aus derselben Etage erhielt ich sie von J. Marcou aus den Umgebungen von Salins (Jura). Ganz damit übereinstimmende Exemplare finden sich an der schwäbischen Alp und zwar in zwei verschiedenen Zonen. Ich erhielt sie mit Amm. macrocephalus zu Geisingen bei Donaueschingen sowie mit Amm. anceps und Jason in den Thonen von Gammmelshausen bei Boll.

99. Rhynchonella spathica, Lmk. (pars) Eug. Deslongch. 1857. Mém. Soc. Linn. de Norm. tome XI. tab. 6, fig. 19—27.

Nach den Untersuchungen von Th. Davidson (Ann. et Mag. nat. h. 30. Juni 1850. pag. 447) liegen der Lamark'schen Ter. spathica eine Anzahl von Arten zu Grund, wesshalb erst durch die von E. Deslongchamps ausgeführte Uebertragung die Species bestimmt wird. Die Form dieser Muschel, welche viele Aehnlichkeit mit der liasischen Rh. tetraedra besitzt, ist sehr charakteristisch, wesshalb es einen wundern muss, dass sie so lange übersehen wurde, da überdies ihre Verbreitung gross ist. Sie findet sich an den meisten der mir bekannten Lokalitäten in den unteren Kellowayschichten. An der schwäbischen Alp kommt sie in der Zone des Amm. macrocephalus zu Ehningen bei Reutlingen vor. Von Frankreich erhielt ich sie aus den Umgebungen von Argentan (Orne) und Mamers (Sarthe), an welch letzterer Lokalität sie in der Zone des Amm. macrocephalus ihr Lager hat. J. Marcou sandte mir dieselbe Species aus dem Fer ool. Kellowien von Salins (Jura) sowie aus den Kellowayschichten von Châtillon sur Seine (Côte d'Or).

100. Rhynchonella Orbignyana n. sp.

Rhynchonella quadriplicata d'Orb. 1850, Prodr. 12. 235. (non Ziet.)

Im französischen Callovien ist diese Species eine der verbreitetsten und häufigsten Arten. Ich musste sie neu benennen, da sie von der Zieten'schen Rh. quadriplicata vollständig abweicht. D'Orbigny erwähnte sie zuerst von einer Reihe französischer Lokalitäten, führte sie aber zugleich auch in seinem Bathonien an, was E. Deslongch. Bull. de la Soc. linn. 5. Mai 1856, pag. 98—99 mit Recht in Abrede zog. Ich fand sie zahlreich in der Zone des Amm. anceps in den Umgebungen von Mamers (Sarthe), nicht minder häufig kommt sie an andern Lokalitäten desselben Departements vor, wie zu Chauffour, Mont Bizot u. s. w. Ich erhielt sie ferner von Montreuil Bellay (Maine et Loire) sowie von E. Deslongchamps aus den Umgebungen von Argentan (Orne). Zu Clucy bei Salins (Jura) findet sie sich gleichfalls mit Amm. anceps im Fer oolithique Kellowien Marcou's. Aus höheren Zonen kenne ich die Species nicht, dagegen scheint sie schon etwas tiefer zu beginnen, denn ich besitze ein damit übereinstimmendes Exemplar, welches in den Umgebungen von Bopfingen gefunden wurde und aus der Zone des Amm. macrocephalus stammen soll.

101. Rhynchonella Royeriana, d'Orb. 1850, Prodr. 12. 234.

Erreicht nicht völlig die Grösse der vorigen Art, besitzt etwas feinere und zahlreichere Rippen und ist gewöhnlich ungleichseitig nach Art der Rh. inconstans. Findet sich in den Dep. Orne, Sarthe und Jura mit der vorigen Art und scheint von der Zone des Amm. macrocephalus in die des Amm. anceps hinaufzugehen. Aus den Umgebungen von Châtillon sur Seine (Côte d'Or) erhielt ich die Species von J. Marcou, mit einer Reihe weiterer Arten, deren gesammtes Vorkommen darauf hinweist, dass die Muschel aus Kellowayschichten stamme.

102. Rhynchonella Kurri n. sp.

Hat viele Aehnlichkeit mit Rh. Pallas Dew. und Chap.

Luxemb. tab. 37, fig. 7, doch sind die gewöhnlich 5—6 Falten auf dem Wulste tragenden Exemplare an der Stirn weit stärker abgestumpft, während die Muschel überhaupt auch eine breitere Form besitzt. Die Rippen liegen auf dem Wulste beinahe in einer Ebene, wie dies auch die Dewalque'sche Species zeigt. Die grossen seitlichen Flügel tragen 3—4 Rippen. In der Jugend besitzt die Muschel eine ziemlich flache Form, bei einer Breite von 12—13 Linien schwillt sie dagegen etwas mehr an, indem sich die Wulstfläche über die seitlichen Flügel erhebt, doch wölben sich die Schalen nicht so stark wie bei Rhynchonella Pallas. Bis jetzt wurde die Species nur an der schwäbischen Alp gefunden. Ich erhielt sie aus der Zone des Amm. macrocephalus vom Nipf bei Bopfingen und von Ehningen bei Reutlingen.

103. Rhynchonella trigona, Quenst. sp. 1852, E. Desl. Bullet. Soc. Linn. 1. Bd. pag. 99.

Mit der von Prof. Quenst. 1852 Handb. tab. 36, fig. 34 von Grossau abgebildeten Species stimmt eine in den Kelloway-Schichten von Montreuil Bellay (Maine et Loire) vorkommende Art so nahe überein, das E. Deslongchamps beide Vorkommnisse miteinander vereinigte. Rhynch. trigona besitzt eine sehr ausgeprägte Form, welche die Quenstedt'sche Figur ziemlich getreu wiedergibt; die französische Muschel unterscheidet sich nur durch zahlreichere Falten. In Frankreich wurde sie bis jetzt erst an der einen Lokalität (Montreuil Bellay) gefunden und scheint auch hier zu den Seltenheiten zu gehören.

Achter Abschnitt.

DER MITTLERE JURA.

Zusammenstellung seiner einzelnen Glieder; Vergleichung der Systeme verschiedener Geologen; Begrenzung.

§. 69.

Ehe ich zur Vergleichung der Systeme und Eintheilungen des mittleren Jura übergehe, stelle ich für jede seiner 10 Zonen * eine Anzahl von Lokalitäten zusammen, an welchen die betreffenden Zonen theils von mir selbst beobachtet, theils schon früher in anderen geologischen Arbeiten nachgewiesen wurden. Die beifolgende Tabelle No. 38 bildet die Fortsetzung von No. 17 §. 33. Sie ergänzt z. Th. die in No. 30, 33 u. 37 in §. 52, 61 u. 67 gemachten Angaben, über das Auftreten der einzelnen Zonen an einer Reihe französischer, englischer und deutscher Lokalitäten, während sich durch Zusammenstellung von No. 26, 31 u. 34 in §. 46, 56 u. 64 die paläontologische Eintheilung des mittleren Jura, soweit sie bis jetzt ausgeführt werden konnte, ergeben soll.

---

* Ich habe den Horizont, welcher durch das Auftreten des *Amm. Sauzei* in Gefolge mehrerer charakteristischer Species markirt wird, hier nicht als besondere Zone hervorgehoben, da die Nachweise seines isolirten Auftretens noch an zu wenig Lokalitäten gemacht wurden. In den folgenden Tabellen ist derselbe noch mit der Zone des Amm. Humphriesianus vereinigt geblieben, obschon künftige Untersuchungen sehr wahrscheinlich zu dem Ziele einer durchgreifenden Abtrennung führen dürften. Dasselbe gilt für die Zone des Amm. Parkinsoni, welche ich in Profil No. 29 noch als zusammengehöriges Formationsglied vereinigt hatte, deren unterer Theil jedoch durch *Amm. subfurcatus, Garantianus* und *Ancyloceras annulatus*, deren oberer durch *Amm. Deslongchampsi, Zigzag* u. s. w. charakterisirt werden, vergl. §. 51. Hiedurch bekämen wir statt 10 Zonen deren 12, auf deren Unterscheidung im mittlern Jura der verschiedenen Länder wir künftig hinzuzielen hätten. Eine weitere Vermehrung, welche durch Spaltung der Macrocephalusschichten bezweckt würde, liegt vorerst noch ferner, da für eine Abtrennung derselben in die zwei Horizonte des Amm. bullatus und Calloviensis bis jetzt nur vereinzelte Andeutungen zu sprechen scheinen.

Südwestl. Deutschland.

Kelloway-Gruppe.	Zone des *Amm. athleta.*	Langheim in Bayern; Beuren, Oeschingen, Lautlingen bei Balingen.
Callovien.	Zone des *Amm. anceps.*	Wasseralfinger Gegend, Gammelshausen bei Boll, Oberlenningen.
Kelloway-Rock.	Zone des *Amm. macrocephalus.*	Vögisheim bei Kandern in Baden, Geisingen bei Donaueschingen; Lochen bei Balingen, Ehningen, Stuifen, Nipf bei Bopfingen.
Bath-Gruppe. Bathonien Bathformation.	Zone der *Ter. lagenalis.*	Vögisheim und Kandern in Baden; Fürstenberg bei Donaueschingen.
	Zone der *Ter. digona.*	?
Unteroolith.	Zone des *Amm. Parkinsoni.*	Nipf bei Bopfingen, Stuifen, Gammelshausen, Neuffen, Ehningen, Hohenzollern, Lochen bei Balingen.
	Zone des *Amm. Humphriesianus.*	Hörnle bei Kandern in Baden; Nipf bei Bopfingen, Stuifen, Rechberg, Gammelshausen, Neuffen, Oeschingen.
Bajocien.	Zone des *Am. Murchisonae.*	Aalen und Wasseralfingen, Heininger Wald, Aselfingen an der Wutach.
Inferior Oolithe.	Zone der *Trigonia navis.*	Stuifen, Boller Gegend, Teufelsloch bei Boll, Steinlach bei Mössingen, Zillhausen bei Balingen.
	Zone des *Amm. torulosus.*	Neumarkt in Bayern; Kandern in Baden; Gammelshausen, Gomaringen, Mössingen, Ehningen.

Reiht sich über Profil Nr. 17, §. 33.

2,426,000 Thalern
2,592,000 „
2,876,000 „

geſtiegen. In Frankreich war die Conſumtion in denſelben Jahren nur:

5,476,000 Francs.
3,982,000 „
4,856,000 „

aber in ganz Europa, bei einer Bevölkerung von wenigſtens 228 Millionen Menſchen, iſt ſie wahrſcheinlich nicht unter 14 bis 16 Millionen Thaler, wovon Vanille, Muskatnüſſe und Blumen, Pfeffer und Zimmt faſt $^{2}/_{3}$ ausmachen. Wenn man bedenkt, wie groß die Summe des Gewürzwerthes bei dem jetzigen Verbrauche von Europa im Vergleich mit der Summe ſeyn muß, um welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſich gleichſam der wichtigſte Theil des damaligen Welthandels drehte, ſo hat man hier abermals ein merkwürdiges Beiſpiel von der Potenz der Metalle, wenn ſie mit concentrirter Stärke auf einen engen Raum (damals die Ufer des Mittelmeers und das weſtlichſte Europa) ihre Kraft ausüben. Der Gewürzhandel veranlaßte zufällig die Entdeckung des Neuen Continents, er führte die Portugieſen um die Südſpitze von Afrika nach Indien, wie er Griechen und Römer einſt nach Taprobane geleitet hatte. Als Chriſtoph Columbus „durch den Occident nach dem Orient“ gelangen will, ſchreibt ihm (ſchon am 24. Junius 1474) Paul Toscanelli aus Florenz: „ich freue mich zu hören, daß Ihr den ſchönen und großen Wunſch nähret, auf kürzerem Wege dahin zu gelangen, onde nacen las especerias.“ Mit welchen Klagen ſind die Schriften der Italiener erfüllt, mit welchen Verwünſchungen werden die Portugieſen bedeckt, weil ſie zur See nach Indien vorgedrungen ſind, und den Gewürzhandel der venezianiſchen, piſaniſchen und genueſiſchen Kaufleute zu vernichten drohen. Der Cardinal Bembo * nennt es ein malum inopinatum und ſucht philoſophiſche Troſtgründe. Petrus Martyr d'Anghiera * ſchreibt an ſeinen gelehrten Freund Pomponius Lätus: Portugalenses trans aequinoctium aliamque arcton, aromatum commercia prosequuntur, Alexandrinos ac Damascenos mercatores

* Historiae Venetae, lib. VI, pag. 189.

Frankreich.	England. Nr. 38.
Niort (Deux Sèvres), Umgebungen von Mamers (Sarthe), la Voulte (Ardèche), Dives (Calvados).	Scarborough (Yorkshire), Christian-Malford bei Chippenham (Wiltshire).
Niort (Deux Sèvres), Montreuil Bellay (Maine et Loire). Umgebungen von Mamers und Montbizot (Sarthe), Exmes (Orne), la Voulte (Ardèche).	Scarborough (Yorkshire), Christian-Malford (Wiltshire), Weymouth (Dorsetshire).
Umgebungen von Mamers (Sarthe), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais), Sanerville u. Escoville (Calvados).	Scarborough (Yorkshire), Casewik Cutting (Lincolnshire), Kelloway bei Chippenham (Wiltshire).
Marquise bei Boulogne (Pas de Calais). Lion sur mer (Calvados).	Rushden (Northamptonshire), Stanton und Malmesbury (Wiltshire).
Ranville und Luc (Calvados), Mamers (Sarthe), Marquise bei Boulogne (Pas de Calais).	Bradford und Hampton-Chliff bei Bath (Wiltshire).
Bayeux (Calvados), Longwy (Moselle), Mont d'Or lyonais (Rhône).	Leckhampton Hill (Gloucestershire), Dundry (Somersetshire).
Mont d'Or lyonais (Rhône)	Scarborough (Yorkshire).
Gundershofen (Bas Rhin), Mont d'Or lyonais (Rhône), Umgebungen von Fontaine-Etoupfour (Calvados).	Bloowick (Yorkshire), Burton-Bradstock bei Bridport (Dorsetshire).
Gundershofen (Bas Rhin).	? Spuren.
Uhrweiler (Bas Rhin), Vassy (Yonne), Milhau (Aveyron). Fontenay (Vendée).	Burton-Bradstock bei Bridport (Dorsetshire), Yeovil (Somersetshire), Frocester (Gloucestershire).

Als Fortsetzung der im vierten Abschnitt begonnenen Vergleichung habe ich hier die Eintheilungen des mittleren Jura darzulegen, wie sie in den folgenden Systemen ausgeführt wurden.

Eintheilung des mittleren Jura von

1) d. südwestl. England nach den ältern englischen Geologen: . . **Smith, Conybeare, de la Beche** u. s. w.
2) Yorkshire (Küste) . . . nach **Phillips.**
3) Gloucestershire . . . „ **Murchison.**
4) Frankreich (allgemein) . „ **d'Orbigny.**
5) Dep. Jura und Doubs . „ **Marcou.**
6) Provinz Luxemburg . „ **Dewalque & Chapuis.**
7) Württemberg . . . . „ **Quenstedt.**

1) Der mittlere Jura im südwestlichen England nach *Smith, Conybeare, de la Beche.*

§. 70.

Ich hatte im Vorhergegangenen schon Gelegenheit, die Eintheilungsweise zu betrachten, nach welcher in den früheren Schriften der englischen Geologen der mittlere Jura gegliedert wurde, komme jedoch hier nochmals auf einige der wesentlicheren Punkte zurück. So trefflich auch Will. Smith seine Formationsabtheilungen nach den organischen Resten zu bestimmen und zu vergleichen wusste, so richtete er sich doch bei der Begrenzung seiner Gruppen mehr oder weniger nach der localen Gesteinsbeschaffenheit der Niederschläge, welche er gerade untersuchte. Dasselbe spricht sich in den „Outlines" von Conybeare und Phillips, sowie in den Schriften von de la Beche und Buckland, herab bis zu den neueren Arbeiten aus. Bei Vergleichung jener Systeme haben wir deshalb immer eine bestimmte Lokalität oder Gegend zu Grunde zu legen, für deren Bildungen die betreffende Eintheilung direct gegeben wurde. Sobald wir die Beziehungen zwischen den paläontologischen und stratigraphischen Verhältnissen der localen

Entwicklung kennen gelernt haben, so ist uns auch der Schlüssel zur Definition der auf sie bezüglichen Eintheilung gegeben.

Von den Bildungen in Dorset-, Somerset- und Wilt-shire weichen die Niederschläge in den nördlichen Provinzen, in Northampton-, Lincoln- und York-shire beträchtlich ab. Da die Aufnahmen der älteren Geologen meist zuerst in obigen Provinzen des südwestlichen Englands gemacht wurden, so haben wir bei Beurtheilung ihrer Systeme diesen Umstand zu berücksichtigen, da die einzelnen Bezeichnungen sich in ihren Werthen oft sehr veränderten wenn sie auf die Bildungen der nördlichen Provinzen übertragen wurden. Ich halte mich desshalb hier an die Entwicklung, welche die Niederschläge des südwestlichen Englands zeigen, während im folgenden Paragraphen durch Zusammenstellung des Phillips'schen Systems mit der Zonenreihe des mittleren Jura eine Basis für Vergleiche zwischen den südwestlichen und nördlichen Bildungen Englands zu geben versucht werden soll. Die folgende Zusammenstellung musste ziemlich allgemein gehalten werden, um die Grundzüge der ursprünglichen Eintheilungen in übersichtlicher Weise zu veranschaulichen. Da ich in früheren Paragraphen schon die detailirteren Angaben und Citate zusammenstellte, so habe ich hier nur noch einige der wichtigeren Momente hervorzuheben, welche sich auf die Begrenzung der einzelnen Formationsabtheilungen beziehen.

Unteroolith. In §. 42 wurde bereits gezeigt, in welcher Weise die älteren englischen Geologen den Unteroolith im südwestlichen England gegen unten begrenzten, indem sie gewöhnlich noch mehrere Schichten damit vereinigten, deren Aequivalente in Yorkshire sowie in Deutschland und Frankreich noch zum Lias gezählt werden. Gegen oben wird die Etage des Unterooliths in jenen Districten durch die Fullersearth überlagert, indem sich hier die Schichten des Amm. Parkinsoni als oberste Zone des Unterooliths geltend machen.

Die Bathgruppe, welche demnach mit der Fullersearth beginnt, wurde schon in den ersten Systemen in die vielen Unterabtheilungen gebracht, welche ich in Profil Nr. 39 mit den 2 Zonen der Ter. lagenalis und digona identificirte. Die erst-

genannte der beiden Zonen, welche annähernd dem Cornbrash entspricht, besitzt eine beträchtliche Verbreitung, dagegen wird die Unterscheidung der übrigen 5 Glieder zur Unmöglichkeit, sobald wir in eine Gegend kommen, in welcher die Etage eine andere Gesteinsbeschaffenheit, Facies u. s. w. besitzt, indem nur noch eines der 5 Glieder, der Bradfordclay (Zone der Ter. digona), etwas bestimmtere und constantere Charactere zeigt.

Kelloway-Rock. Erst über dem Cornbrash folgt die Zone des Amm. macrocephalus, vergl. §. 65. In Wiltshire beginnt letztere mit thonigen Lagen, welche in den früheren Schriften bereits Oxfordclay genannt werden, darüber folgt der Kelloway-Stone von Kelloway-Mill in Wiltshire, welcher die obere Hälfte der Macrocephaluszone einnimmt, dann folgen nochmals Thone, welche von den englischen Geologen wiederum Oxfordthone genannt werden. Diese Thone besitzen eine bedeutende Mächtigkeit, doch sondern sich an ihrer Basis einige bituminose und schieferige Schichten ab, gefüllt mit zahlreichen fossilen Arten, deren grosse Mehrzahl diesen unteren Lagen ausschliesslich angehört. Durch paläontologische Vergleiche liess sich der Beweis führen, dass diese bituminösen Schiefer (Laminated Clay) den Zonen des Amm. anceps und athleta angehören. Erst darüber beginnt eine neue Zone, deren Fossile die mächtige Abtheilung des eigentlichen Oxfordclay's characterisiren. Durch Vereinigung der Zonen des Amm. macrocephalus, anceps und athleta erhalten wir im südwestlichen England eine Formationsabtheilung, welche dem Kelloway-Rock von Yorkshire sehr annähernd entspricht. Obschon diese Zonen im südwestl. England vorwaltend durch Thone gebildet werden, so stimmen ihre organischen Reste doch mit denjenigen überein, welche sich in den 40 Fuss mächtigen Sandkalken des Kelloway-Rock's der Yorkshireküste vorfinden.

Nr. 39.

Allgemeine Eintheilung des mittlern Jura.		*Eintheilung des mittleren Jura im südwestl. England nach* **Smith, Conybeare, de la Beche.**
		Oxford-Clay mit Kelloway-Rock.
Kelloway-gruppe.	Athletabett.	
Callovien.	Ancepsbett.	
Kelloway-Rock.	Macrocephalusbett.	
Bathgruppe. Bathonien.	Lagenalisbett.	*Cornbrash. Forest-Marble. Bradford-Clay. Great-Oolithe. Stonesfield-Slates. Fullersearth.*
Bathformation.	Digonabett.	
	Parkinsonibett.	*Lower or Inferior Oolithe.*
Unteroolith.	Amm. Humphriesianusbett.	
Bajocien.	Amm. Murchisonäbett.	
Inferior Oolithe.	Trig. navis-bett.	
	Torulosusbett.	

Vergl. Profil Nr. 18, §. 34.

2) Der mittlere Jura an der Yorkshire-Küste nach *Phillips*.

§. 71.

Zwei mächtige Ablagerungen von vorwaltend sandigen Bänken mit Thonen und kohligen Lagen bilden den überwiegenden Theil des ganzen Durchschnittes, welchen der mittlere Jura an der Yorkshireküste besitzt, und dessen Mächtigkeit nach Phillips 800 Fuss noch übersteigt. Die Verhältnisse, welche der Bildung dieser Sandsteinformationen („upper u. lower Sandstone, Shale and Coal“ Phill.) zu Grunde liegen, haben so viel Abweichendes von denen der Niederschläge gleichen Alters anderer Gegenden, dass jene Formationsabtheilungen mit Recht als aussergewöhnliche Entwicklungen betrachtet werden. Die Untersuchung ihrer organischen Einschlüsse haben zu der Ansicht geführt, dass es Süsswasserbildungen seien.* Da uns aber hiefür Analogien im südlichen England, wie in Frankreich und Deutschland fehlen, so müssten wir auf Vergleiche verzichten, würden nicht unter, zwischen und über diesen Sandablagerungen einige marine Bildungen hervortreten, durch deren Untersuchung wir uns vergewissern können, dass hier mehrere unserer anderwärts beobachteten Zonen auf's Beste vertreten sind. Die palöontologischen Nachweise dieser Zonen habe ich in den drei vorhergegangenen Abschnitten zu geben versucht. Auf sie gründet sich die beifolgende Zusammenstellung der Phillips'schen Formationsabtheilungen mit der Zonenreihe des mittleren Jura.

---

* Vergl. Williamson, on the fossil remains in Yorkshire. Geol. Trans. 2, Ser. V. Bd. I. Th. pag. 236, und J. Morris, Lincoln. Geol. Proceed. geol. Soc. 15. Juni 1853, pag. 339.

Nr. 40.

Allgemeine Eintheilung des mittleren Jura.		*Eintheilung des mittleren Jura von Yorkshire nach* **Phillips.** (Geol. of Yorksh. 1829. pag. 33).
Kelloway-gruppe.	Amm. Athletabett.	*Kelloway-Rock, 40'.*
Callovien.	Amm. Ancepsbett.	
Kelloway-Rock.	Amm. Macrocephalusbett.	
Bathgruppe. **Bathonien.**	Ter. Lagenalisbett.	*Cornbrash Limestone, 5'.* *Upper Sandstone, Shale and Coal, 200'.*
Bathformation.	Ter. Digonabett.	
	Amm. Parkinsonibett.	
Unteroolith.	Amm. Humphriesianusbett.	*Impure Limestone, 30'.*
Bajocien.	Amm. Murchisonaebett.	*Lower Sandstone, Shale and Coal, 500'.*
Inferior Oolithe.	Trig. Navisbett.	*Ferruginous beds Dogger, 60'.*
	Amm. Torulosusbett.	

Vergl. Profil Nro. 19, §. 35.

3) Der mittlere Jura von Gloucestershire nach *Murchison*, *Buckmann* und *Strickland*.*

§. 72.

Schon im §. 52 wurde auf die eigenthümliche Entwicklung hingewiesen, welche der Unteroolith in Gloucestershire besitzt und welche sich besonders in seinen paläontologischen Verhältnissen ausspricht. Manche Zonen lassen sich hier nicht wiedererkennen; die Gliederung ist viel schwieriger, als dies beim Lias der Fall war; dennoch wurden wenigstens einige feste Horizonte gewonnen. Ich will im Folgenden versuchen, die nöthigen Ergänzungen für denjenigen Theil des mittleren Jura zu geben, welcher in der „Geologie of Cheltenham“ behandelt wird. Wie für den Lias, so ist auch für die höheren Ablagerungen die in obiger Arbeit niedergelegte Eintheilung eine der petrographischen Beschaffenheit der Schichten angepasste. Ohne Zweifel haben wir die erstmaligen Aufnahmen den Bemühungen Strickland's zu verdanken. Derselbe veröffentlichte nachher noch genauere Messungen, doch legte er seinen späteren Arbeiten die erstmaligen Bezeichnungen wieder zu Grund, wonach sich in den Umgebungen von Cheltenham die Bildungen über dem Lias in folgender Weise unterscheiden lassen: (siehe Geol. of Cheltenh. pag. 17 — 32.)

1) *Stonesfieldslates.*
2) *Fullersearth.*
3) *Inferior Oolith.*
   - Trigonia grit (Kalkige Breccie, gefüllt mit Trigonien).
   - Gryphite grit (Gryphitenkalke darunter Oolithbänke).
   - Fimbria marl (Heller oolithi[illegible]ergel mit Ter. fimbria).
   - Freestone (Feinkörnige helle Oolithe. Guter Bausteine).
   - Lower Rag- (Ro[illegible]) stone (Oolith).
   - Pea grit (Oolithe mit erbsengrossen Körnern).
4) *Lias.*

---

* R. J. Murchison, J. Buckmann und H. Strickland, 1845. Outline of the Geology of the neighbourhood of Cheltenham.

Für die vollständige Parallelisirung dieser Abtheilungen mit unseren Zonen fehlen noch genauere Anhaltspunkte. Die Grenzglieder zwischen Lias und Oolith, welche ich auf Profil Nr. 25, §. 42 veranschaulicht habe und als Zonen des Amm. jurensis und des Amm. torulosus feststellte, wurden in der „Geology of Cheltenham“ noch gar nicht besonders hervorgehoben. Strickland führt sie zum ersten Male im Jahr 1850 bei seinen Messungen * besonders an und bezeichet sie „*Belemnite-bed.*“ Nach ihm behandelte Rev. Brodie ** diese Unterabtheilung als „*Ammonite- and Belemnite-bed*“ schon weitläufiger, stellte sie aber in den Unteroolith. Herr Sämann machte die Ablagerung zum Gegenstande einer interessanten Abhandlung *** über die Liasgrenze, indem er eine Anzahl der wichtigsten Liasammoniten darin nachwies, zugleich aber auf die nahe Verwandtschaft und den Uebergang obiger Schichten in die des Unteroolithe aufmerksam machte. Erst kürzlich hat Dr. Wright durch umfassende Untersuchungen die Verbreitung der Grenzschichten im südwestlichen England dargethan. Es gelang ihm, an einer Reihe von Localitäten an der Basis des Unteroolithe noch unter dem Peagrit immer wieder dieselben Schichten nachzuweisen, welche Strickland und Brodie als „*Ammonite-* und *Belemnite-bed*“ unterschieden hatten. Er nannte sie „*Cephalopoda-bed*“ und suchte sie als liasische Bildung zu deuten. † Obschon unsere beiderseitigen Ansichten hierin nicht vollständig übereinstimmen, so begrüsse ich diese Arbeit doch mit ganz besonderer Freude, weil ich sie als ersten Schritt von englischer Seite zu einer detaillirteren und auf Vergleiche gestützten Schichtenaufnahme be-

---

* On certain Beds in the Inferior Oolite near Cheltenham. By the Rev. P. B. Brodie. With notes on a Section of Leckhampton Hill. By H. E. Strickland. Proceedings, Geol. Soc. 9. Jan. 1850. pag. 242.

** On the Basement Beds of the inferior Oolite in Gloucestershire. By the Rev. P. B. Brodie. Proceedings, Geol. Soc. 9. April 1851. pag. 206.

*** Bullet. Soc. géol. de Fr. 6. Févr. 1854, pag. 276.

† On the palaeontological and stratigraphical relations of the so-called „Sands of the inferior Oolite.“ By Dr. Th. Wright. Proceed. Geol. Soc. 9. Apr. 1856, pag. 292.

trachte. Ich hege die Hoffnung, dass hiedurch auch auf englischem Boden der Impuls zu ferneren in gleichem Sinne auszuführenden Arbeiten gegeben worden sei, durch welche auch andere Glieder der Juraformation in paläontologischer und stratigraphischer Beziehung genauer und detaillirter erforscht würden. Es wäre aber ein solches Verfahren nicht allein an der Zeit, sondern es ist sogar unumgänglich nöthig geworden, um die Kenntniss der Jurabildungen dieses Landes auf demselben hohen Standpunkte zu erhalten, auf welche sie durch die unvergleichlichen Arbeiten der früheren englischen Geologen gebracht wurde.

Der Differenzpunkt zwischen den Angaben von Dr. Wright und meinem Profile Nr. 25, §. 42 ist der, dass ich eine Trennung des Cephalopoda-bed's in 2 Zonen für durchaus nöthig hielt, und die Ausführung derselben bei den Niederschlägen unweit Frocester auch ermöglicht fand. Die Annäherung zwischen den Zonen des Amm. jurensis und des Amm. torulosus ist hier zwar eine sehr intime, und ich gebe gerne zu, dass Dr. Wright bei seinen Untersuchungen, welche, durch vielseitigere Beobachtungen und zahlreichere Aufnahmen, die meinigen weit überwiegen, häufigere Uebergänge einzelner Arten nachweisen konnte, als sich aus meinen Beobachtungen ergab. Dennoch kann ich aber die Ansicht nicht verlassen, dass, wenn wir eine „auf weitergehende Vergleiche gegründete Abtrennung hier ausführen wollen, wir trotz der Uebergänge einzelner Arten, dennoch auch im südwestlichen England den Lias mit der Zone des Amm. jurensis abschliessen und den Unteroolith mit der Zone des Amm. torulosus beginnen lassen müssen, und dass, um dieses Verfahren hier zu ermöglichen, wir eine scharfe Unterscheidung der beiden ebengenannten Zonen anzustreben haben.

In der auf der vorigen Seite wiedergegebenen Eintheilung des mittlern Jura von Gloucestershire nach der „Geology of Cheltenham“ sind, wie schon erwähnt wurde, gerade diese Grenzglieder zwischen Lias und Unteroolith unbeachtet geblieben, obschon sie sich hier wohl unterscheiden lassen. Wir haben somit die Zone des Amm. torulosus als unterste Zone des Unteroolithe von Gloucestershire noch unter den Peagrit einzuschalten.

ad medullas extenuant.“ Die Meinung, welche die Genueſer ausgeſtreut hatten, der neue Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung werde bald wieder verlaſſen werden, weil die Gewürze in der langen Schifffahrt von der Seeluft litten,* fand keinen Glauben, und Amerigo Veſpucci, der lang Verläumdete, hatte ſcharfſinnig auch hier, ſchon drei Jahre nach Gama, den wahren Geſichtspunkt getroffen. Er ſagt in einem neu aufgefundenen Briefe,** den er am grünen Vorgebirge den vierten Junius 1501 an Lorenzo Pièr Francesco de Medicis ſchrieb, als er dem Reſte von Cabrals Flotte † auf dem Rückwege nach dem Tago begegnet war: „Bald werdet ihr aus Portugal viel Neues vernehmen. Der König hat nun einen überwichtigen und reichen Handel (grandissimo traffico e gran richezza) in ſeiner Hand. Möge der Himmel ſein Heil dazu geben. (Veſpucci war damals in portugieſiſchem Solde.) Nun werden die Gewürze aus Portugal nach Alexandrien und Italien gehen (ſtatt wie bisher von Alexandrien nach Portugal). Das iſt der Welt Lauf! (Cosi va el mondo.)“

Berlin, Junius 1838.

---

* Opus Epistolarum, N. CCII.

** Im Jahr 1520 ſagte dies in Rußland Pablo Centurion (de Genova), als er ſo ſpät noch den Gewürzhandel durch das Caſpiſche Meer und die Flüſſe Wolga, Occa und Mokwa ableiten wollte: „Afirmava el genoves corromperse las especias (especerias) en tan larga navegacion“ (Gomara Istoria de las Indias, Saragoza, 1553, Fol. XL.

*** Baldelli, il Milione di Marco Polo, 1827, T. I, p. LVIII. Veſpucci's Brief iſt aus der Biblioteca Ricardiana, manoscritto di Piér Voglienti, N. 1910, p. 48.

† Veſpucci erhielt ſeine Nachrichten über Cabral's Reiſe von einem Dolmetſcher, den er immer ſchlechthin den Signor Guasparre nennt und auf einem der zurückkehrenden Schiffe fand. Ich habe vor Kurzem bewieſen, daß dieſer Guasparre der Sohn eines polniſchen Juden aus Poſen war, deſſen Eltern 1456 durch Caſimir III. vertrieben waren. Vasco de Gama hatte den Menſchen auf der Inſel Anjadiva (Anchediva) an der Küſte Canara gefunden, und ihn erſt foltern und dann taufen laſſen. S. mein Examen critique de l'hist. de la Géographie (in Fol.) p. 507.

Dagegen fehlt uns für die darauffolgenden Bildungen eine bestimmte Deutung. Die Zone des Amm. Murchisonae wird sich wohl am leichtesten nachweisen lassen, da bereits verschiedene ihrer Leitmuscheln aufgefunden sind. Erst die oberste Abtheilung des Unterooliths, welche Trigoniagrit genannt wurde, bildet wiederum einen Horizont, welcher als Zone des *Amm. Parkinsoni* die Etage gegen oben abschliesst. Die darauffolgenden Glieder des oberen Jura gehören schon der Bathgruppe an, doch wurden in der Geol. of Cheltenh. nur noch die Fullersearth und Stonesfieldslates mit beigezogen, da solche in den Umgebungen von Cheltenham noch entwickelt sind, während die oberen Lagen des mittleren Jura's erst an einigen Punkten in den westlichen Theilen jener Provinz auftreten.

Der mittlere Jura Frankreichs nach *d'Orbigny*.

§. 73.

Aehnlich wie dies §. 37 geschehen, so unterlege ich den d'Orbigny'schen Etagen auch hier die Werthe, welche dieselben besitzen, wenn wir von localen Abweichungen und Verstössen absehen. Ich habe hier besonders einen Punkt hervorzuheben und wiederholt zur Beachtung zu bringen (vergl. §. 67), um die vollständige Uebereinstimmung zwischen den von d'Orbigny eingeführten Etagen und derjenigen Eintheilung herzustellen, welche sich durch die vorhergegangene Gruppirung der Zonen des mittleren Jura ergab. Es ist dies die Begrenzung zwischen den Etagen Bathonien und Callovien. Eine paläontologisch wohlcharakterisirte Zone, welche an den meisten Punkten nur wenige Fuss Mächtigkeit besitzt, kann nicht wohl zugleich zweien Etagen beigesellt werden, wie es d'Orbigny in Prodrome ausgeführt hat, indem er die Fossile der Macrocephalusschichten sowohl im Bathonien als im Callovien aufzählte. In §. 65 habe ich zu beweisen versucht, dass die Zone des Amm. macrocephalus in die Kellowaygruppe gehöre. Indem ich diese Annahme auf das d'Orbigny'sche System übertrage, definire ich seine drei Etagen des mittleren Jura in folgender Weise:

Douzième Étage: *Callovien.*	Zone des Amm. athleta. „ „ Amm. anceps. „ „ Amm. macrocephalus.
Onzième Étage: *Bathonien.*	Zone der Ter. lagenalis. „ „ Ter. digona.
Dixième Étage: *Bajocien.*	Zone des Amm. Parkinsoni. „ „ Amm. Humphriesianus. „ „ Amm. Murchisonae. „ der Trigonia navis. „ des Amm. torulosus.

Der mittlere Jura in den Dep. Jura und Doubs nach *J. Marcou.*

§. 74.

J. Marcou* beschreibt die petrographischen und paläontologischen Verhältnisse, unter welchen der mittlere Jura in den Dep. Jura und Doubs auftritt. Nach seinen Angaben beträgt die Mächtigkeit der ganzen Formation in jenen Districten über 200 Fuss. Zu unterst ist die Zone des Amm. torulosus deutlich vertreten; sie bildet einen Theil von Marcou's „Marnes à Trochus ou de Pinperdu" (v. ante §. 47). Darüber folgen 4 Meter eines sandigen Gesteins, dessen Deutung bei der Armuth an organischen Resten noch fraglich ist. Marcou nennt die Bildung „Grès superliasique." Erst darüber beginnt dessen *„Etage oolithique inférieur"*, eine verschiedenartig zusammengesetzte 58,4 Meter mächtige Ablagerung. Die einzelnen von Marcou aufgestellten Unterabtheilungen habe ich in das beifolgende Profil Nr. 42 eingeschrieben. Dieselben verdienen grosses Interesse, da durch ihre Unterscheidung die eigenthümlichen und für jene Districte so charakteristischen Ablagerungen zum ersten Male bekannt gemacht wurden. Ich erwähne hier insbesondere eine Erscheinung, welche sich in demselben Niveau zwar auch in anderen Ländern wiederholt, welche bis jetzt aber noch nicht in gleicher Pracht beobachtet wurde. Es sind diess die Corallriffe in Marcou's „Calcaire à polypiers." Ich verdanke meinem verehrten Freunde eine ganze Reihe der schönsten Corallen, welche aus jenen Kalken des mittleren Jura stammen und ungefähr der Zone des Amm. Humphriesianus entsprechen, vielleicht etwas tiefer vielleicht auch etwas höher liegen. Ich hoffe diese Bildung sowie auch die übrigen Unterabtheilungen später noch weiter mit den einzelnen Zonen vergleichen zu können, was ich jedoch in der gegenwärtigen Arbeit unterlasse, da das Studium der die einzelnen Abtheilungen charakterisirenden

---

* J. Marcou. Recherches géol. sur le Jura salinois. Mém. Soc. géol. de France. 4. und 18. Mai 1846.

Fossile sehr schwierig ist. Als oberste Etage des mittleren Jura von Salins haben wir Marcou's „*Fer oolithique sous oxfordien ou kellovien*“ zu betrachten. Ich erhielt von J. Marcou auch aus dieser Abtheilung zahlreiche Species, welche grösstentheils die Zone des Amm. anceps charakterisiren, doch erwähnt J. Marcou selbst mehrere Arten, welche theils in die Zone des Amm. macrocephalus, theils in die des Amm. athleta gehören. Ueber dieser der Kellowaygruppe entsprechenden Abtheilung folgen Marcou's „Marnes oxfordiennes“, welche wir im nächsten Abschnitt zu betrachten haben.

Nr. 41.

Allgemeine Eintheilung des mittleren Jura.		*Eintheilung des mittleren Jura von Salins (Jura) nach* **Marcou.** 1846. Jura salinois.	
		Marnes oxfordiennes. 15 Meter.	Étage oxfordien, Marcou.
Kelloway-gruppe. Callovien. Kelloway-Rock.	(Amm.) Athletabett.	Fer oolithique sous-oxfordien ou kellowien. 4,40 Meter.	
	(Amm.) Ancepsbett.		
	(Amm.) Macrocephalusbett.		
Bathgruppe. Bathonien. Bathformation.	(Ter.) Lagenalisbett.	Cornbrash, Forest-Marble, Great-Oolithe, Marnes véseuliennes, Calcaire à Polypiers, Calcaire Lacedonien. Oolithe ferrugineuse. 59,4 Meter.	Étage oolithique inférieur, Marcou.
	(Ter.) Digonabett.		
Untereoolith. Bajocien. Inferior Oolithe.	(Amm.) Parkinsoni-bett.		
	(Amm.) Humphriesianusbett.		
	(Amm.) Murchisonaebett.		
	Trig. Navisbett.	Grès superliasique. 4 Meter.	Lias supérieur, Marcou.
	(Amm.) Torulosusbett.	Marnes à Trochus. 15 Meter.	

Vergl. Profil Nr. 21, §. 38.

Der mittlere Jura von Luxemburg nach *Dewalque* und *Chapuis*.*

§. 75.

Durch das Profil Nr. 22, §. 39 konnte ich die Grundzüge der wohlgegliederten Eintheilung wiedergeben, nach welcher Dewalque und Chapuis die liasischen Niederschläge der Provinz Luxemburg ordneten. In Beziehung auf den mittleren Jura habe ich zur Ergänzung des Früheren noch Einiges beizufügen. Dewalque und Chapuis unterscheiden über dem Lias noch zwei Formationsabtheilungen, welche sie mit d'Orbigny's „Etage bajocien" identificiren und zwar in folgender Weise:

Ool. infér. (Bajocien d'Orb.) { *Calcaire de Longwy.* / *Oolithe ferrug. du Mont St. Martin.*

Eine Zusammenstellung dieser Gruppen mit den einzelnen Zonen des mittleren Jura verschiebe ich auf eine spätere Arbeit, da ich die bestimmte Ansicht hege, dass sich in jener Provinz noch detaillirtere Unterabtheilungen nach ihren paläontologischen Characteren unterscheiden und von einander abtrennen lassen.

Der mittlere Jura Württemberg's nach *Quenstedt*.

§. 76.

Das beifolgende Profil veranschaulicht die Formationsgruppen, in welche Prof. Quenstedt den mittleren (braunen) Jura der schwäbischen Alp eintheilte. Ich habe mich dabei streng an dessen Definitionen im Flözgebirge** gehalten, da diese Schrift die Verhältnisse, unter welchen sich die jurassischen Niederschläge an der schwäbischen Alp entwickelten, in noch unübertroffener Weise wiedergiebt. Die Vergleiche der einzelnen Quenstedt'schen Gruppen mit der Zonenreihe des mittleren Jura ergeben sich durch diese Zusammenstellung, ähnlich wie dies in Profil Nr. 23, §. 40 für den Lias ausgeführt wurde.

---

* Dewalque et Chapuis, Mémoire, terrain second. Luxembourg Académie royale de Belgique, 1853 — 54. Separatabdr.

** F. A. Quenstedt, 1843. Das Flözgebirge Württembergs.

Nr. 42.

Allgemeine Eintheilung des mittleren Jura.		*Eintheilung des mittleren Jura Württembergs nach* **Quenstedt.** (1843. Flözgebirge pag. 537—539.)
Kelloway-gruppe. Callovien. Kelloway-Rock.	Amm. Athletabett.	Brauner Jura ζ. Ornatenthone. Quenst.
	Ancepsbett.	
	Macrocephalusbett.	
Bathgruppe. Bathonien. Bathformation.	Ter. Lagenalisbett.	Brauner Jura ε. Eisenoolithe und Thone. Quenst.
	Digonabett.	
Unteroolith.	Parkinsonibett.	Brauner Jura δ. Blaugraue Mergelkalke (oben Eisenoolithe). Quenst.
	A. Humphriesianusbett.	
Bajocien.	Subzone des A. Sauzei.	Brauner Jura γ. Blaue Kalke. Quenst.
Inferior-Oolithe.	A. Murchisonaebett.	Brauner Jura β. Br. Sandsteine mit Eisenerzen. Quenst.
	Trig. Navisbett.	Brauner Jura α. Opalinusthone. Quenst.
	Torulosusbett.	

Fortsetzung von Profil Nr. 23, §. 40.

Die Begrenzung des mittleren Jura.

§. 77.

Die Begrenzung des mittleren Jura gegen den Lias wurde schon §. 42 weitläufig besprochen; hier haben wir es nur noch mit der Begrenzung des mittleren gegen den oberen Jura zu thun. Da ich dieser Arbeit gleich Anfangs die drei Abtheilungen zu Grunde gelegt hatte, in welche Leopold von Buch die Juraformation eintheilte, so gebe ich hier auch auf die von ihm ausgeführte Eintheilung zurück. Dieselbe ist zwar bei der Begrenzung des mittleren gegen den oberen Jura weniger bestimmt gehalten, als wir dies beim Lias und Unteroolith §. 42 gefunden haben, doch glaube ich in dem Sinne seiner Eintheilung zu handeln, wenn ich die Grenzlinie zwischen der Zone des Amm. athleta und der des Amm. biarmatus hindurchziehe. Wir erhalten hiedurch die Kellowaygruppe als oberste Etage des mittleren Jura's, für alle die Systeme, welche besonders in Deutschland auf Grundlage der Buch'schen Eintheilung construirt wurden. Die genauere Ausführung und paläontologische Begründung einer Abtrennung zwischen der Kellowaygruppe und Oxfordgruppe habe ich §. 67 versucht. Ich würde hier gerne die Vergleiche folgen lassen über die Art und Weise, nach welcher die einzelnen Geologen ihre Trennungslinien zogen und dieselben durch ein Schema ähnlich Nro. 24, §. 42 veranschaulichen, allein es kommt hier der Umstand in Betracht, dass es sich bei der Mehrzahl der französischen und englischen Systeme nicht um eine Abtrennung zwischen mittlerem und oberem Jura handelt, sondern dass wir statt dieser 2 grösseren Formationsabtheilungen deren 3 bekommen, indem die französischen und englischen Geologen über dem Lias ein Système oolithique unterscheiden und dasselbe in 3 Theile trennen. Die Nothwendigkeit einer Reduction beider herrschenden Eintheilungen ist mir erst während der Anfertigung meiner gegenwärtigen Arbeit vor Augen getreten. Sie wird möglich, wenn wir die Grenzlinien der

Buch'schen Abtheilungen verrücken, d. h. wenn wir die Kelloweygruppe von dem mittleren Jura abtrennen. Indem ich mich vorerst noch an die Grundzüge der Buch'schen Eintheilung halte, werde ich am Schlusse meiner Schrift diese Reduction auszuführen suchen, da ich mich von den Vortheilen überzeugte, welche hiedurch für die Gruppirung der Zonen entspringen müssen.

III. DER OBERE JURA.

§. 78. Da sich d'Orbigny's Etageneintheilung des oberen Jura auf die englischen Bildungen nicht wohl übertragen lässt, so musste ich im Folgenden von seinen Bestimmungen abgehen, indem ich mich hier an die von Conybeare und Phillips gegebene Art der Abtrennung halte, welche ich wegen ihrer allgemeineren Anwendbarkeit, hier, zum Zwecke der erstmaligen Gliederung allen übrigen Eintheilungsweisen vorziehe. Es werden hiedurch folgende zwei Etagen der weiteren Eintheilung zu Grund gelegt:

1) *Oxfordgruppe* (Middle Oolitic system Conyb. & Phill. *)
2) *Kimmeridgegruppe* (Upper Ooolitic syst. Conyb. & Phill.)

D'Orbigny hat statt dieser beiden Etagen deren 4 einzuführen gesucht, indem er zwischen Oxfordien und Kimmeridgien noch sein Corallien einreihte, und indem er die obersten jurassischen Niederschläge unter der Bezeichnung Et. Portlandien besonders abtrennte. Für einen Theil der französischen Bildungen mag dieses Verfahren anwendbar sein, allein sobald wir noch weitere, insbesondere die englischen Ablagerungen, zu unseren

---

* Bei Feststellung der Oxfordgruppe weiche ich in Beziehung auf die unteren Partien dieser Formationsabtheilung von den Bestimmungen von Conyb. & Phill. ab, indem ich die Kelloweygruppe im siebenten Abschnitt als besondere Etage behandelt habe.

Vergleichen beiziehen, so gerathen wir auf Widersprüche, welche in dem Wesen jener Viertheilung ihren Grund haben.

Die Etage: Portlandien lässt sich zwar an den englischen Bildungen noch am Bestimmtesten unterscheiden, allein vorerst habe ich auch diese Formationsabtheilung (aus paläontologischen Gründen) nur als untergeordnete Zone der Kimmeridgegruppe einverleibt. Dagegen bestehen die grösseren Schwierigkeiten in der Zurechtlegung von d'Orbigny's Et. Corallien. Die Verschiedenartigkeit, mit welcher diese Bezeichnung von den einzelnen Geologen auf die bestehenden Bildungen übertragen und angewendet wird, macht ein näheres Eingehen auf die Bedeutung der von d'Orbigny aufgenommenen Etage nöthig.

Im oberen Jura treten bekanntlich ausgesprochene Corallriffe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf. Ein solches Coralrag mit den stratigraphisch und lithologisch dazugehörigen Niederschlägen wird dann von dem Geologen oder Ingenieur, welcher seine Provinz untersucht, unter der Bezeichnung Etage Corallien unterschieden und zwischen Oxfordien und Kimmeridgien als besondere Etage eingereiht. Hier kommt nun aber die Thatsache in Betracht, das Corallriffe sich in jedem beliebigen Zeitraume ansetzen konnten und dass das Coralrag der einen Provinz oft ein ganz anderes Alter besitzt, als das des benachbarten Departements. Das Coralrag in England (von William Smith, Conybeare und Phillips) und selbst der von Alex. Brongniart von der Küste der Normandie beschriebene „Calcaire corallique" haben sich viel früher abgelagert, als die oberen Corallien- und Diceraten-Schichten von St. Mihiel und vom Mont-Terrible, oder als das Coralrag von Nattheim. Dies ist ein wesentlicher Punkt, von welchem ich ausgehe, um folgende Thatsachen der Reihe nach anzuführen:

1) d'Orbigny's „Corallien" umfasst eine von dem englischen Corallien verschiedene, jüngere Ablagerung. Das englische Coralrag selbst wird von d'Orbigny in die Oxford-Etage gestellt.*

* Vergl. d'Orbigny, Cours élémentaire. 3 Bd. pag. 522.

Die Literatur,

ihr Zusammenhang mit dem Leben

und

ihr Einfluß darauf.

Der Streit des Geistes und der Materie ist ein ewig wiederkehrender; er wird auch auf Erden nie mit dem vollständigen Siege des einen, mit der gänzlichen Unterwerfung des andern Elements endigen; denn siegte der Geist vollständig, so würde das Band der Schwere gelöst, welches den Menschen an die Erde heftet und die Bedingungen des natürlichen Daseyns fielen weg; siegte aber die Materie, so träte die verstandlose Gährung des Chaos ein; die beiden kämpfenden Prinzipien sind nämlich, für unsre menschliche Betrachtungsweise, mit und für einander gesetzt; die Materie kann nicht auf die Dauer bestehen ohne das Hinzutreten des ordnenden Geistes, der Geist bedarf immer einer materiellen Unterlage. Die Literatur ist ein Produkt des Geistes; man kann und mag sie immerhin rein vom geistigen Gesichtspunkt betrachten; aber ihr Wesen, ihre Bedeutung erfaßt man doch nur dann vollständiger, wenn man auch die materiellen und realen Elemente und Bedingungen in Betracht zieht, unter deren Einfluß theils ihre Entstehung, theils ihre Wirksamkeit steht. Dies ist der Zweck der folgenden Blätter.

Die Literatur ist, wie nicht zu bestreiten, ein Faktor des modernen Lebens geworden, ein Faktor der dem Alterthum und dem

2) In England lagert sich der Kimmeridgethon unmittelbar über den obersten Bildungen der Oxfordgruppe ab, ohne dass eine Unterbrechung dazwischen getreten wäre.* Hieraus folgt, dass die Niederschläge des französischen Corallien sich gleichzeitig mit solchen Schichten gebildet haben, welche in England entweder einen Theil der Oxfordgruppe oder einen Theil der Kimmeridgegruppe zusammensetzen.

3) Für einen beträchtlichen Theil von d'Orbigny's Corallien lässt sich durch paläontologische Untersuchungen der Synchronismus mit dem englischen Kimmeridgethon nachweisen, indem die Niederschläge, welche d'Orbigny unter der Bezeichnung „Calcaire à Astartes" in sein Corallien stellt, die Aequivalente der Ablagerungen bilden, welche von der Küste von Honfleur, sowie von vielen englischen Localitäten längst schon unter der Bezeichnung Kimmeridgethon bekannt sind.

Die 3 soeben gemachten Bemerkungen sollen zur Rechtfertigung für das nachfolgende Verfahren gelten, indem ich versuchen werde, die in den einzelnen Ländern im obern Jura auftretenden verschiedenartigen Bildungen in eine der beiden Gruppen einzureihen. So haben wir z. B. das „untere Coralrag" von Hannover, das „Terrain à chailles" der Schweiz, den „Coralline Oolite" von Malton als typische Corallriffe der Oxfordgruppe zu betrachten. Auch die „Scyphienkalke" der schwäbischen Alp sind in England und sogar schon im Baden'schen Oberland durch thonige, sandige oder kieselreiche Oxfordbildungen vertreten, während die „Astartekalke" Frankreichs und der Schweiz, die obersten jurassischen Lagen des Lindener Berges die „Plattenkalke" der Ulmergegend die Aequivalente des Kimmeridgethons bilden.

---

* d. h. an solchen Localitäten, an welchen die Niederschläge sich in normaler Weise entwickelt finden.

Leider bleiben aber noch Ablagerungen übrig, über deren Einreihung sich noch nichts entscheiden lässt. Um keinen Verstoss zu begehen, bin ich genöthigt, solche gesondert zu behandeln. Ich habe dieselben in §. 96—99 kurz beschrieben als parallele Bildungen mit den Niederschlägen einer der beiden (vorhergehenden oder nachfolgenden) Etagen. Doch ist dies nur ein vorläufiges Verfahren, indem ich die sichere Zuversicht hege, dass es künftigen Untersuchungen gelingen wird, die Parallelen auch für diese Bildungen zu finden und ihren Synchronismus mit den Niederschlägen der einen oder der anderen unserer Etagen nachzuweisen. Das Endresultat wäre dann, das Corallien ganz beseitigt zu haben, und nur noch die zwei Etagen des oberen Jura: Oxfordien und Kimmeridgien als Hauptgruppen der oberen Juraschichten zu unterscheiden.

Ich stelle die Bezeichnungen der beiden Etagen des oberen Jura für die einzelnen Länder hier zusammen, als Fortsetzung des §. 43.

Deutschland.		Frankreich.	England.
7) Oxfordgruppe.	Et.	Oxfordien.	Oxford-Strata.
8) Kimmeridgegruppe.	„	Kimmeridgien.	Kimmeridge-clay und Portland-stone.

Einige ergänzende Bemerkungen über die den Portlandstone überlagernden

Purbeckschichten

habe ich am Schlusse des elften Abschnitts zu machen.

Neunter Abschnitt.

DIE OXFORDGRUPPE. (Oxfordien, Oxford-Strata.)

§. 79. **Synonymik für England:** „Clunch-clay and shale, Coralrag and Pisolite", William Smith 1816, Strata identified by organized fossils. pag. 19. „Clunch-clay, Pisolite, Coralrag", Sow. 1818, Min. Conch. Strat. Ind. to vol. II, pag. 249. „Middle Oolitic System: Great Oxford-clay, Calcareous sand and grit, Oolitic Strata with the Coralrag", Conybeare and Phillips 1822. Outline of the Geology of England and Wales 1. Bd. pag. 166. „Oxford-clay, Oxford

Oolite," Fitton 1827, on the strata below the Chalk. Geol. Transact. 2. Ser. IV. Bd. pag. 105 und pag. 274. „Oxford-clay; Calcareous grit, Coralline or Oxford Oolite", Buckland und de la Beche 1830 on the Geology of Weymouth. Geol. Transact. 2. Ser. IV. Bd. pag. 23 und pag. 28.* „Oxford-clay, Lower calcareous grit, Coralline Oolite, Upper calcareous grit", Phillips 1829. Geology of Yorkshire pag. 33.

Für Frankreich: „Marne argileuse oxfordienne, Calcaire corallique", Alex. Brongniart 1829, Tableau des Terrains pag. 410. „Marne moyenne, Argile avec chailles, Calcaires compactes subcolithiques", Thirria 1830 – 32, Carte géologique du département de la Haute-Saône pag. 8. Mém. Soc. d'histoire nat. de Strassb. „Marnes oxfordiennes, Argovien. Calcaire corallien", Marcou 1846. Recherches géol. sur le Jura salinois pag. 86, 88, 100. Mém. Soc. Géol. de Fr. 2. Ser. III. Bd. 1. Theil. „Treizième Etage: Oxfordien", d'Orbigny 1852 Cours élément. III. Bd. pag. 521.

Für Deutschland: „Oberer Oxfordthon," von Mandelsloh, 1834, geogn. Profile der schwäbischen Alp. tab. 3. „Oberste Lage des braunen Jura ζ, ferner: weisser Jura α. β, γ und (δ pars). Impressalager, wohlgeschichtete Kalkbänke, Spongitenlager und ein Theil der regelmässig geschichteten Kalkbänke", Quenst. 1843, Flözgebirge Württembergs pag. 536—537. Desgl. Pfizenmayer Profil; Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch. 1853. V. Bd. tab. 16.

§. 80. **Palaeontologie.** Ich habe schon früher bemerkt, dass Amm. Lamberti, Bel. hastatus, Puzosianus, Pecten subfibrosus und Gryphaea dilatata in der Kellowaygruppe beginnen, ihr Hauptlager dagegen im Oxfordien haben. Im Uebrigen kommen wohl sonst noch einige Uebergänge zwischen den Arten der beiden ebengenannten Gruppen vor, doch bleiben an den meisten Localitäten noch hinlängliche Unterschiede, um die Abtrennung der beiden Etagen nach ihren paläontologischen Charakteren bestimmt durchführen zu können. Weit grösser sind die Uebergänge zwischen den Fossilen des unteren und des oberen Oxfordien. Mehrere der wichtigsten Species, welche durch ihr erstmaliges Auftreten die Zone des Amm. biarmatus charakterisiren,

* Bei der Synonymik für England ist hier wiederum zu bemerken, dass mehrere der angeführten Geologen die Kellowaygruppe unter der Bezeichnung Oxfordclay noch mit einbegriffen haben.

finden sich auch noch in der oberen Hälfte der Etage, einige gehen sogar in noch höhere Regionen hinauf. Ueberhaupt haben wir beim Studium der paläontologischen Verhältnisse des oberen Jura uns häufig, und zwar noch mehr als dies seither der Fall war, davon zu überzeugen, dass sich die einzelnen Zonen nicht immer durch das isolirte Auftreten dieser oder jener Species erkennen lassen, sondern dass wir besonders bei Vergleichen auf eine möglichst grosse Anzahl ihrer Charaktere zu achten haben. Zu all diesem kommt noch der Umstand, dass die obere Hälfte der Oxfordgruppe auf dem hier betrachteten Terrain nach zwei gänzlich von einander abweichenden Typen entwickelt ist. Diese Typen werden durch die verschiedenen Facies bedingt, indem sich die Unterschiede insbesondere auch auf das Vorkommen der einzelnen fossilen Arten erstrecken. So reich jede dieser abweichenden Bildungen an Versteinerungen ist, so gering ist die Zahl der beiden gemeinschaftlichen Species. Ich habe desshalb die Arten der Spongitenfacies in einer getrennten Liste §. 94 zusammengestellt, dagegen auf den folgenden Seiten diejenigen Arten aufgezählt, welche die ganze Oxfordgruppe an solchen Localitäten charakterisiren, an welchen dieselbe nach dem Typus der englischen Bildungen entwickelt ist. In Profil Nr. 43, §. 81 sind dann die allgemeineren paläontologischen Charaktere beider Typen vereinigt.

Die fossilen Arten der Oxfordgruppe; (mit Ausnahme der für die Scyphienkalke leitenden Arten, welche ich §. 94 zusammengestellt habe).

(Vergl. §. 68, Nr. 1): Belemnites Puzosianus, d'Orb.

(§. 68, Nr. 4) Belemnites hastatus, Blainv. 1827. Obs. tab. 1, fig. 4. Bel. semihastatus, Blainv. ibid. tab. 2 fig. 5.

1. Belemnites excentralis, Young and Bird. 1822. tab. 14. fig. 9. Bel. abbreviatus, Mill.
2. Belemnites laevis, Röm. 1836, Ool. pag. 165.

(§. 68. Nr. 26) Ammonites Lamberti, Sow.

3. Ammonites Marine, d'Orb. 1847, tab. 179.
4. Ammonites Sutherlandiae, Murch. Sow. 1827, tab. 563. d'Orb. tab. 176 und tab. 177, fig. 1.
5. Ammonites Leiendecus, d'Orb. 1847, tab. 175.

6. Ammonites cordatus, Sow. 1813, tab. 17, fig. 2—4. Amm. quadratus Sow. Amm. excavatus Sow. Amm. vertebralis Sow. Amm. Maltonensis, Young und Bird, 1822, tab. 12, fig. 10.
7. Ammonites serratus, Sow. 1813, tab. 24. Amm. alternans, v. Buch 1831. Petrific. remarquables, tab. 7, fig. 4. Amm. cordatus, Ziet. (non Sow.)
8. Ammonites plicomphalus, Sow. 1817, tab. 359.
9. Ammonites ocalatus, Phill. 1829, tab. 5, fig. 16.
10. Ammonites cristatus, Sow. 1823, tab. 421, fig. 3. Amm. crenatus, d'Orb. pag. 521 (pars).
11. Ammonites Henrici, d'Orb. 1847, tab. 198, fig. 1—3.
12. Ammonites Eucharis, d'Orb. 1847, tab. 198, fig. 4—6.
13. Ammonites nudisipho, n. sp. Amm. complanatus, Ziet. 1830, tab. 10, fig. 6. Quenst. Flözgeb. pag. 309 (non Brüg. non Rein.).
14. Ammonites Erato, d'Orb. 1848, tab. 201, fig. 3—6.
15. Ammonites tortisulcatus, d'Orb. 1847, tab. 189 und Amm. tatricus, vergl. §. 68. Nr. 27.
16. Ammonites plicatilis, Sow. 1817, tab. 166.
17. Ammonites Bucheriae, Sow. 1827, tab. 570. fig. 1.
18. Ammonites Arduennensis, d'Orb. 1847, tab. 185, fig. 4—7.
19. Ammonites transversarius, Quenst. 1847, Ceph. tab. 15, fig. 12. Amm. Taucasianus d'Orb. tab. 190.
20. Ammonites Eugeni, d'Orb. 1847, tab. 187.
21. Ammonites Constanti, d'Orb. 1847, tab. 186.
22. Ammonites biarmatus, Ziet. 1830, tab. 1, fig. 6. Amm. Babeanus d'Orb. (pars).
23. Ammonites perarmatus, Sow. 1822, tab. 352. D'Orb. tab. 184 und tab. 185, fig. 1—3.
24. Ammonites Christoli, J. Beaudouin Bullet. Soc. géol. de Fr. 18. Sept. 1851, pag. 596. tab. 10, fig. 1, 2.
25. Ammonites Chapuisi n. sp. Amm. microstoma impressae, Quenst. Ceph. tab. 15, Fig. 6.
26. Aptychus politus, (Trigonellites) Phillips 1829. tab. 5, fig. 9.
27. Aptychus Berno-jurensis, Thurm. 1851, Gagnebin. fig. 26. ist vielleicht mit der vorigen Species identisch.
28. Aptychus antiquatus, (Trigonellites) Phill. 1829, tab. 3, fig. 26.
29. Aptychus heteropora, Thurm. 1851, Gagnebin, fig. 25. pag. 139.
30. Chemnitzia Heddingtonensis, (Melan.) Sow. 1813, tab. 39, fig. 2.
31. Chemnitzia melanoides, (Terebra) Phill. 1829, tab. 4, fig. 18.
32. Nerinea nodosa, Voltz, Braun Jahrb. 1836, tab. 6, fig. 9, pag. 561 (pars).
33. Natica cincta, Phillips 1829, tab. 4, fig. 9.
34. Turbo Meriani, Goldf 1844. tab. 193. fig. 16. Nach d'Orb. Prodr. 13. 107 wäre Tr. muricatus Sow. (non Linn.) damit identisch.

35. **Phasianella striata**, (Melan.) Sow. 1814, tab. 47.
36. **Pleurotomaria Münsteri**, Röm. 1839, tab. 20, fig. 12.
37. **Pleurotomaria Buchana**, d'Orb. 1850. Prodr. 13. 129. Pal. fr. tab. 417, fig. 6 — 10.
38. **? Pleurotomaria bicarinata**, (Trochus) Sow. 1818, tab. 221, fig. 2.
39. **Pterocera bispinosa**, (Rostell.) Phill. 1829, tab. 4, fig. 32, (non Phill. tab. 6, fig. 13.
40. **Cerithium Nassense**, d'Orb. 1850. Prodr. 13. 161. Cerith. muricatum Sow. tab. 499, fig. 1, 2. (non Brüg.)
41. **Fusus Nassauensis**, (Murex) Phill. 1829, tab. 4, fig. 18. D'Orb. Prodr. 13. 156.
42. **Bulla elongata**, Phill. 1829, tab. 4. fig. 7.
43. **Pholas recondita**, Phill. 1829, tab. 3, fig. 19.
44. **Panopaea sinuosa**, (Lutrar.) Röm. 1839, tab. 19, fig. 24.
45. **Panopaea laevigata**, (Psammob.) Phill. 1829, tab. 4, fig. 5.
46. **Pholadomya canaliculata**, Röm. 1836. tab. 15, fig. 3 pag. 129. Phol. decemcostata verschd. Aut.
47. **Pholadomya elegulata**, Agass. 1842, Myes, tab. 6[2] pag. 133.
48. **Pholadomya exalata**, Agass. 1842, Myes, tab. 4, fig. 7 — 8 und tab. 4[a], pag. 72.
49. **Pholadomya parilcosta**, Agass. 1842, Myes, tab. 6, Fig. 7 — 8, tab. 6[b], tab. 6[c], pag. 97.
50. **Goniomya litterata**, Sow. 1819, tab. 224, fig. 1.
51. **Thracia pinguis**, (Corimya) Agass. 1845. Myes, tab. 33, pag. 268.
52. **Lyonsia sulcosa**, (Grosalya) Agass. 1843. Myes, tab. 12[a], pag. 207.
53. **Leda undâ**, (Nucula) Phill. 1829, tab. 5, fig. 5.
54. **Nucula elliptica**, Phill. 1829, tab. 5, fig. 6.
55. **Opis Phillipsiana**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 236. Cardita similis, Phill. tab. 3, fig. 28 (non Sow.).
56. **Opis Buvignieri**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 237.
57. **Astarte ovata**, Smith. Phill. 1829, tab. 3, fig. 25.
58. **Astarte extensa**, (Crassina) Phill. 1829, tab. 3, fig. 21.
59. **Astarte aliena**, (Crassina) Phill. 1829. tab. 3, fig. 22.
60. **Sowerbya crassa**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 227.
61. **Cardium lobatum**, Phill. 1829, tab. 4, fig. 3.
62. **Trigonia clavellata**, Park. 1811, Org. Rem. 3 Bd. tab. 12, fig. 3.
63. **Trigonia Brunsi**, Agass. 1841, Trig. tab. 5, fig. 19, pag. 18. Eine der vorigen Art sehr nahe stehende Art von Agassiz aus den oberen Oxfordschichten Frankreichs und der Schweiz beschrieben.
64. **Trigonia spinifera**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 294.
65. **Lucina amplista**, (Tellina) Phill. 1829, tab. 3, fig. 24.
66. **? Corbis laevis**, Sow. 1827, tab. 580.
67. **Arca subpectinata**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 338. Cucullaea pectinata, Phill. tab. 3, fig. 32 (non Brocchi).

68. **Area aemula**, Phill. 1829, tab. 3, fig. 29.
69. **Area Helecita**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 351. **A. oblonga**, Phill. tab. 3, fig. 34 (non Sow.).
70. **Pinna mitis**, Phill. 1829, tab. 5, fig. 7.
71. **Pinna lanceolata**, Sow. 1821, tab. 281.
72. **Mytilus cancellatus**, d'Orb. (Modiola) Röm. 1836, Ool. tab. 4, fig. 13.
73. **Mytilus Villersensis** n. sp. M. imbricatus, d'Orb. 1850. Prodr. 13. 371. (non Sow.)
74. **Lima rigida**, (Plagiostoma) Sow. 1815, tab. 114. fig. 1.
75. **Lima laevisecula**, (Plag.) Sow. 1822, tab. 382.
76. **Avicula expansa**, Phill. 1829, tab. 3, fig. 35.
77. **Gervillia avicuioides**, Sow. 1826, tab. 511.
78. **Aucella impressa**, (ae) Quenst. 1852, Handb. tab. 42, fig. 28, 29.
79. **Perna mytiloides**, Lam. 1819, An. s. vert. 6 Bd. pag. 142. (non Ziet, non Goldf.).
80. **Pecten Morvanus**, Buvignier 1852, Meuse, tab. 19, fig. 18—20, pag. 24.
81. **Pecten subfibrosus**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 423.
82. **Pecten biplex**, Buvignier 1852, Meuse, tab. 19, fig. 1—6, pag. 23.
83. **Pecten inaequicostatus**, Phill. 1829, tab. 4, fig. 10. Pecten octocostatus, Röm. Ool. tab. 3. fig. 18.
84. **Pecten Michaelensis**, Buv. 1852, stat. Meuse, tab. 32, fig. 4. Vergl. Bullet. Soc. géol. de Fr. Septemb. 1856, pag. 842. Nach den nachträglichen Bemerkungen von A. Buvign. wäre diese Species mit Pecten collineus Buv. identisch.
85. **Pecten intertextus**, Röm. 1830, Ool. Nachtr. tab. 18, fig. 23, pag. 27. P. collineus, Buv.
86. **Pecten vimineus**, Sow. 1826. tab. 543. fig. 1, 2.
87. **Pecten lens**, Sow. 1818, tab. 205, fig. 2, 3.
88. **Hinnites spondiloides**, (Avic.) Röm. 1836, Ool. tab. 13, fig. 13.
89. **Plicatula tubifera**, Lam. Pl. armata, Goldf. tab. 107, fig. 5.
90. **Plicatula impressa**, (ae) Quenst. 1852, Handb. tab. 41, fig. 27.
91. **Gryphaea dilatata**, Sow. 1816, tab. 149.
92. **Ostrea gregaria**, Sow. 1815, tab. 111, fig. 1.
93. **Ostrea duriuscula**, Beau, Phill. 1829, tab. 4, fig. 1.
94. **Terebratula lucculenta**, Sow. 1823, tab. 438, fig. 2. Davidson Monogr. III, tab. 13, fig. 8, pag. 55.
95. **Terebratula Delmontana**, (Waldheimia) n. sp. Eine der bezeichnendsten Arten des Terrain a chailles der Umgebungen von Delémont. Die Geologen des Schweizer Jura nennen die Species gewöhnlich Ter. lagenalis. Vielleicht hat auch d'Orbigny Prodr. 13. 473 dieselbe Art unter dieser Bezeichnung verstanden. Ter. Delmontana wird zwar sehr lang, die Schalen wölben sich aber nicht in gleichem Maasse, wie bei Ter. lagenalis. Der Schnabel und die Wirbelgegend zeigen ganz ähnliche Formen.

wie sie Dewalque bei Ter. subbucculenta abbildet. An der Stirn springen nur selten seitliche Ecken gegen auswärts, gewöhnlich ist dieselbe gerade abgestumpft, bleibt aber immer schmal. Im Uebrigen variirt die Species vielfach, in Beziehung auf Länge, Breite und Dicke. Ich fand zahlreiche Exemplare im Terrain à chailles vom Fringeli, Liesberg, Chatillon in den Umgebungen von Delémont (Kanton Bern). Einige etwas kürzere Exemplare, welche ich aus den Eisenerzen von Neuvizi und den mittleren Oxfordschichten von Kandern im Breisgau erhielt, gehören wahrscheinlich zu derselben Species.

96. **Terebratula impressa**, Bronn. Collect. V. Buch 1833 Berl. Akad. Terebr. pag. 130. Ziet. tab. 39, fig. 11.

97. **Terebratula Bernardina**, d'Orb. 1850. Prodr. 13. 475. Nach d'Orbigny's Sammlung bestimmt; gleicht einer verlängerten Ter. impressa.

98. **Terebratula Bauglerl**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 479.

99. **Terebratula Gallicanei**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 476. Ich wähle diesen Namen, um eine im Terrain a chailles der Schweiz, in den mittleren Oxfordschichten von Kandern im Breisgau und von Trouville (Calvados) vorkommende Art, welche mit d'Orbigny's Beschreibung übereinstimmt, zu bezeichnen.

100. **Terebratula insignis** var. **Maltonensis**. Im Badenschen Oberlande und im Schweizer Jura findet sich in den unteren Corallenkalken und Oolithen d. h. in der Zone des Cidaris florigemma eine Terebratel nicht selten, welche der ächten Ter. insignis zwar nahe steht, sich jedoch durch ihre aufgeblähtere Form davon unterscheidet. Zugleich ist die typische Terebratula insignis von Nattheim etwas mehr biplicat und besitzt weit beträchtlichere Dimensionen, als die hier betrachtete Varietät. Da ich eine Vereinigung beider für zu gewagt halten würde, so führe ich die letztere als besondere Varietät an, indem ich die Bezeichnung Maltonensis wählte, da die von Th. Davidson, Monogr. III, tab. 13, fig. 1 aus dem Coralline Oolite von Malton beschriebene und abgebildete Art damit übereinzustimmen scheint.

101. **Rhynchonella Thurmanni**, Voltz. Thirria 1833. Statist. de la Haute-Saône. pag. 172.

102. **Rhynchonella Arduennensis**, n. sp. Rh. inconstans d'Orb. 1850, Prodr. 13. 460 (non Sow.).

103. **Rhynchonella spinulosa**, n sp. Hemithiris senticosa d'Orb. 1850, Prodr. 13. 456 (Schloth.? non Davids.).

104. **Cidaris florigemma**, Phill. 1829, tab. 3, fig. 12, 13.

105. **Cidaris Smithi**, Wright. 1857. Monogr. tab. 2, fig. 1, tab. 4, fig. 3.

106. **Cidaris Parandieri**, Agass. 1840. Ech. suiss. tab. 20, fig. 1.

107. **Cidaris coronata**, Goldf. 1831, tab. 39, fig. 8. Desor Syn. tab. 1, fig. 1.

108. **Hemicidaris intermedia**, Flemm. Wright 1857. Mon. tab. 5, fig. 1, pag. 92.

109. **Hemicidaris crenularis**. Lam. Agass. 1840. Ech. suiss. tab. 18, fig. 23, 24. tab. 19, fig. 10—12, pag.

110. **Pseudodiadema superbum**, (Diad.) Agass. 1840. Ech. suiss. tab. 17, fig. 6 — 10, II. pag. 23. (Pseudodiad.) Desor, Syn. pag. 67.

111. **Pseudodiadema mamillanum**, (Cidarites) Röm. 1836. Ool. tab. 2. fig. 1. pag. 26. (Pseudod.) Desor, Syn. tab. 12, fig. 1—3. Wright. Monogr. tab. 8, fig. 2 und tab. 12, fig. 9.

112. **Pseudodiadema placenta**, (Diadema) Agass. 1840 Ech. suiss. tab. 17, fig. 16 – 20. D. priscum Agass. ibid. fig. 11—15.

113. **Pseudodiadema hemisphaericum**, (Diadema) Agass. Prodr. pag. 22. (Pseudod.) Desor, Syn. tab. 13, fig. 4. Wright Monogr. tab. 8, fig. 1. Diadema pseudopiadema Agass. 1840. Ech. suiss. tab. 17, fig. 51—53.

114. **Pseudodiadema versipora**, Phill. Wright. Monogr. tab. 7, fig. 4.

115. **Pseudodiadema radiatum**, Wright 1857. Monogr. tab. 7, fig. 3.

116. **Glyticus hieroglyphicus**, (Echinus) Münst. Goldf. tab. 40, fig. 17. (Glypt.) Des. Syn. tab. 16, fig. 1—3. Wright. Monogr. M. S.

117. **Pedina sublaevis**, Agass 1840. Echin. suiss. tab. 15, fig. 11—13 II. pag. 34. Ped. aspera. Agass. ibid. fig. 8—10. Ped. sublaevis Des. Syn. tab. 14, fig. 11—13.

118. **Hemipedina Marchammensis**, Wright, 1857. M. S.

119. **Hemipedina Corallicnsis**, Wright, 1857. M. S.

120. **Hemipedina tuberculosa**, Wright. Ann. & Mag. nat. hist. August 1855. Desor, Syn. pag. 60bis.

121. **Stomechinus perlatus**, Desm. sp. Agass. 1840. Echin. suiss. tab. 22, fig. 13—15. Desor, Syn. pag 126.

122. **Stomechinus serialis**, (Echinus) Agass. 1840. Echin. suiss. tab. 22, fig. 10. II. Bd. pag. 85. Desor, Syn. pag. 127.

123. **Stomechinus gyratus**, (Echinus) Agass. 1840 Echin. suiss. tab. 23, fig. 43—46.

124. **Pygaster umbrella**? Lmk. sp. Agass. 1840. Ech. suiss. tab. 18, fig. 4 —6. I. Bd. pag. 83. Vielleicht Clypeus semisulcatus Phill. tab. 3, fig. 17.

125. **Holectypus armatus**, Desor, Syn. pag. 171. Monogr. Galér. tab. 9, fig. 11 —13, pag. 58.

126. **Holectypus oblongus**, Wright 1857. M. S.

127. **Hyboclypus stellatus**, Desor, Syn. pag. 183.

128. **Dysaster granulosus**, (Nucl.) Münst. Goldf. 1830, tab. 43, fig. 4. (Dysaster) Desor, Syn. pag. 201.

129. **Collyrites bicordata**, (Spatangites) Leske 1778. (Collyrites) Desor, Syn. pag. 204. **Dysaster propinquus**, Agass. 1839. Echin. suiss. tab. I, fig. 1 —3. I. pag. 2. **Collyrites ovalis** Wright.

130. **Echinobrissus scutatus**, (Nucleolites) Lam. Agass. 1839 Echin. suiss. tab. 7, fig. 10—21, pag 45.

131. **Echinobrissus micranius**, (Nucleolites) Agass. 1839 Echin. suiss. tab. 7, fig. 19 – 18, pag. 43.

132. **Echinobrissus dimidiatus**, (Clypeus) Phill. 1829, tab. 3, fig. 16.

133. **Clypeus emarginatus**, Phill. 1829, tab. 3, fig. 18.
134. **Pygurus pentagonalis**, (Clypeaster) Phill. 1829, tab. 4, fig. 24. (Pygurus) Wright. Ann. & Mag. nat. h. 1851. pag. 224. tab. 8, fig. 3.
135. **Pygurus Blumenbachi**, (Clypeaster) Koch & Dunk. 1837. Beitr. 4, fig. 1, pag. 37. Wright, Ann. & Mag. nat. hist. Juni 1851. tab. 8, fig. 2.
136. **Pygurus Phillipsi**, Wright, 1857. M. S.
137. **Pygurus giganteus**, Wright, 1857. M. S.
138. **Asterias arenicolus**, Goldf. 1831, tab. 63, fig. 4. (Astropecten) Wright. M.S.
139. **Astropecten rectus**, Wright, 1857. M. S.
140. **Asterias jurensis**, Goldf. 1831, tab. 63, fig. 6.
141. **Pentacrinus subteres**, Goldf. 1831, tab. 53, fig. 5. Die runden Säulenglieder kommen in mehreren Lagen vor und gehören vielleicht verschiedenen Arten an.
142. **Pentacrinus** verschiedene Species zum Theil noch unbestimmt. Eine dieser Arten wird gewöhnlich nach Goldfuss als **Pentacrinus pentagonalis** angeführt.
143. **Millericrinus echinatus.** In vielen geologischen Schriften werden die nachfolgenden 4 Species unter der Bezeichnung Mill. echinatus vereinigt.
144. **Millericrinus ornatus**, d'Orb. 1840 Hist. nat. des Crinoides, tab. 15, fig. 29 — 32, pag. 87.
145. **Millericrinus regularis**, d'Orb. ibid. tab. 16. fig. 4 — 6.
146. **Millericrinus aculeatus**. d'Orb. ibid. tab. 16, fig. 7 — 9.
147. **Millericrinus horridus**, d'Orb. ibid. tab. 16, fig. 1 — 3.
148. **Millericrinus** n. sp. Eine dem Millericr. Milleri nahestehende Art aus dem Terrain à chailles vom Tringeli (Kanton Solothurn), welche ich vorläufig **Millericr. Greppini** nenne. Die 5 Ecken des Kelches sind immer schärfer, die äusseren Wandungen weniger abgerundet und die innere Oeffnung enger als bei M. Milleri. Die ersten Radialglieder sind stark gewölbt und springen in der Vereinigungslinie in Ecken aus, welche besonders bei ausgewachsenen Exemplaren an der Basis des Kelches deutlich hervortreten.
149. **Millericrinus Münsterianus**, d'Orb. 1840, Crin. tab. 11, fig. 1 — 8, pag. 54.
150. **Millericrinus Dubeisianus**, d'Orb. 1840, Crin, tab. 12, fig. 10 — 16, pag. 61.
151. **Millericrinus Dudressieri**, d'Orb. 1840, Crin. tab. 15, fig. 3 — 10, pag. 82,
152. **Turbinolia Delmontana**, Thurm. 1851 Gagnebin tab. 2, fig. 24, pag. 137. Turb. impressa, Quenst. 1852, Handb. tab. 59, fig. 16.

153 — 178. Weitere 26 Arten habe ich in §. 84 angeführt. Es sind grösstentheils von Thurmann neu beschriebene Species, welche ich jedoch hier nicht einzeln wiederhole.

An vielen Localitäten treten insbesondere in der Oberregion der Oxfordgruppe zahlreiche Corallen, vereinzelt oder in Bänken

Mittelalter fremd war, und der erſt durch die techniſche Erfindung der Buchdruckerkunſt ſeine Bedeutung gewann. So begegnet uns gleich im Anfang unſerer Erörterung die Wahrheit, daß die Abkürzung des mechaniſchen Verfahrens die Bedingung und der Hebel einer geiſtigen, ideellen Macht wurde! Ohne die Druckpreſſe wäre, was jetzt von Tauſenden oder ſelbſt von Millionen geleſen wird, nur zur Kenntniß von vergleichungsweiſe Wenigen gekommen und Vieles wäre wohl auch ganz verloren gegangen; dies iſt die eine, verdienſtliche Seite der Preſſe; eine andre Folge dieſer Erfindung aber und zwar eine ſolche, deren Wohlthätigkeit eher in Frage geſtellt werden kann, iſt die: daß ſie die Produktion einer unendlichen Maſſe von Büchern verurſacht hat, welche ungeſchrieben geblieben wären, wenn nicht ihre Verfaſſer die Ausſicht auf Ruhm oder Gewinn oder eine wohlthätige Wirkung mittelſt der Vervielfältigung durch die Druckpreſſe gelockt und bewogen hätte. Die Literatur in ihrer modernen Geſtaltung hat den Beruf und das Gewerbe der Autoren, welche bloß ſchreiben, und der Buchhändler geſchaffen — einflußreiche Klaſſen der Geſellſchaft! — und eine mit der Literatur zuſammenhängende Frage: die Preßfreiheit, iſt einer der wichtigſten Punkte der modernen Politik. So eng ſind auf dieſem Gebiet Geiſtiges und Materielles, Ideelles und Praktiſches verflochten!

Wenn oben geſagt worden, die Literatur ſey ein wichtiger Faktor der neuern Zeit geworden, ſo ſoll damit natürlich nicht geläugnet werden, daß man auch, wiewohl in anderem Sinn, von einer griechiſchen und römiſchen, von einer Literatur des Mittelalters ſprechen könne. Was von den Griechen auf uns gekommen iſt, bildet in Wahrheit eine zwar kleine, aber treffliche Literatur; der einzige Homer tränkte mit ſeinem ſüßen Geſang viele auf einander folgende Geſchlechter der Hellenen; ihre Tragiker, Hiſtoriker und Redner ſind jetzt noch die trefflichſten Muſter; auch die römiſche Literatur iſt nicht unwürdig vertreten durch die auf uns gekommenen Namen; und durch die Erfindung des ſinnreichen Deutſchen ſind nach zweitauſend und mehr Jahren die unſterblichen Werke der Alten zu neuem Leben in den von ihnen entzückten und gebildeten Geiſtern erwacht; als ein Ganzes aber liegt die Literatur der Alten erſt den neuern Zeiten vor, wo nicht nur der vom Glück vorzüglich Begünſtigte, — wo ſo ziemlich jeder Gebildete

auf. Ich habe dieselben zwar gesammelt, allein da mir das Studium der vorkommenden Arten bis jetzt noch von keinem besonderen Nutzen für die Vergleiche ihrer Schichten war, so unterlasse ich auch hier die Aufzählung der einzelnen Species. In geringerer Zahl finden sich die Amorphozoen vertreten; ich nenne nur eine von Phillips beschriebene Art,

179. Spongia floriceps, Phill. 1829, tab. 3, fig. 8, welche sich in dem Coralline Oolith der Yorkshireküste fand. Eine andere Species kommt häufig im Terrain à chailles des Schweizer Jura vor; dagegen ist die eigentliche Region für die Amorphozoen der Oxfordgruppe in den Ablagerungen ausgesprochen, deren Fossile ich §. 94 aufgezählt habe.

Die in §. 94 gegebene Liste enthält die Arten der Scyphienkalke, was ich hier besonders bemerke, da erst durch sie der paläontologische Theil dieses Abschnitts vervollständigt wird. Ich fahre desshalb in §. 94 mit der auf die letzte Species dieses Paragraphen folgenden Nummer 180 weiter fort.

§. 81. **Abgrenzung und Eintheilung der Oxfordgruppe.** Wir lassen die Etage über der Zone des Amm. athleta beginnen, wofür ich die Gründe §. 67 angegeben habe. Ueber den Lagen mit Amm. athleta, bicostatus und ornatus folgt auf dem hier betrachteten Terrain, an einer Reihe von Localitäten, eine paläontologisch wohl unterscheidbare Zone, welche durch das erstmalige Erscheinen von Amm. cordatus, perarmatus u. s. w. sowie durch das letztmalige Auftreten des Amm. Lamberti charakterisirt wird. Während somit die Bregrenzung der Oxfordgruppe gegen unten in übereinstimmender Weise ausgeführt werden kann, wird diese Etage gegen oben von den Bildungen der Kimmeridgegruppe überlagert. Im folgenden Abschnitt sollen die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen sich letztere Etage geltend macht, besonders behandelt werden.

Was die Eintheilung der Oxfordgruppe nach ihren paläontologischen Charakteren betrifft, so hebe ich zwei Zonen hervor und behandle jede derselben nach ihrer geographischen Verbreitung, ihren stratigraphischen und lithologischen Charakteren.

Weitere Unterabtheilungen werde ich zwar betreffenden Ortes anzuführen haben, allein ich halte ihre übereinstimmende Unterscheidung auf dem ganzen hier beigezogenen Terrain noch für unmöglich. Selbst zwischen unseren beiden Zonen existiren Uebergänge, welche oft sehr überhand nehmen, so dass man versucht sein könnte, den ganzen Schichtencomplex vereinigt zu lassen, wenn nicht andererseits manche Verhältnisse dafür sprechen würden, beide Zonen so bestimmt als möglich zu unterscheiden.

Ich nenne die Zone, welche durch die unteren Oxfordschichten gebildet wird: Zone des Amm. biarmatus, nach einer Species, welche ich bis jetzt nur in diesem Niveau angetroffen habe. Amm. cristatus und besonders Amm. perarmatus und cordatus würden vielleicht für die Benennung ebenso bezeichnend sein, allein die letzten beiden Ammoniten gehen entschieden sehr hoch in die Oxfordgruppe hinauf, während sich eine dem Amm. cristatus sehr nahestehende Species in den Scyphienkalken findet, was leicht zu Verwechslungen führen könnte.

Weit complicirter sind die Verhältnisse, unter welchen sich die mittleren und oberen Niederschläge der Etage uns darbieten. Hier stellen sich zwei verschiedene Typen einander gegenüber, bedingt durch die vorwaltende Facies der Bildungen. Wir haben hier zum ersten Male die eigenthümlichen Ablagerungen von Spongitenschichten (Scyphienkalken) zu betrachten, für welche von J. Marcou die passende Bezeichnung Argovien Marc. (nach deren Entwicklung im Kanton Aarau) eingeführt wurde. Eine Benennung nach den zoologischen Charakteren der Ablagerung wäre: Zone der Terebratula nucleata, Meg. pectunculus, Rhynchonella lacunosa, Amm. canaliculatus und polyplocus.

Der andere Typus des oberen Oxfordien, welcher durch das „Terrain à chailles“, durch den englisch-französischen Coralline Oolite und das Calcareous grit repräsentirt wird und zu Malton in Yorkshire, zu Oxford, an der Küste von Trouville (Calvados), in der ganzen Kette des Mont-Terrible u. s. w. ausgesprochen ist, wurde schon frühzeitig von den englischen Geologen Malton Oolite oder Oxford-Oolite genannt. Wir können die Bildung nach einer ihrer

verbreitetsten Arten: Zone des Cidaris florigemma nennen.

Noch ist keine genügende Anzahl von Localitäten untersucht, um über die gegenseitige Vertretung der beiden Typen alle vorhandenen Thatsachen zusammenreihen zu können, doch glaube ich, dass folgende Beobachtungen sich später noch weiter bestätigen werden:

1) An den von mir untersuchten Localitäten folgen die Scyphienkalke unmittelbar über der Zone des Amm. biarmatus, welch letztere bei sehr verschiedener Mächtigkeit paläontologisch gewöhnlich auf das Deutlichste vertreten ist.

2) Die Scyphienkalke können gegen oben dennoch von den eigenthümlichen Corallenbildungen überlagert werden, in welchen *Cidaris florigemma* mit den zahlreichen in Profil Nr. 43 aufgezählten Arten ein Coralrag charakterisirt, welches durch seine abweichende Facies in diesem Falle leicht zu unterscheiden ist. An solchen Punkten können wir dann die Zone noch in 2 besondere Unterabtheilungen bringen.

3) An einigen Localitäten vertreten jedoch die Scyphienkalke, (oder wenigstens die unmittelbar damit in Verbindung stehenden mächtigen Kalke), die Zone des Cidaris florigemma vollständig, so dass die der Zone des Cidaris florigemma eigenthümlichen Charaktere solchen Ablagerungen (schwäbische Alp) vollständig fehlen.

So verbreitet die Scyphienkalke in manchen Districten sind, so besitzen doch diejenigen Bildungen noch eine grössere horizontale Ausdehnung, an welchen die Oxfordgruppe nach dem Typus der englischen Ablagerungen sich entwickelt hat. Von den charakteristischen hellen Kalken mit Spongiten, welche sich an jenen Lokalitäten über der Zone des Amm. biarmatus häufig so deutlich und scharf unterscheiden liessen, ist hier keine Spur vorhanden, an ihre Stelle treten mineralogisch vollständig verschiedene, meist thonige Lagen, mit sandigen Bänken oder Kieselnierenkalken. Hier fehlen denn auch die charakteristischen organischen Reste der Scyphienkalke, denn schon die Nähe des Ufers brachte es mit sich, dass die thonigen Niederschläge andere

Arten zu ihren Bewohnern hatten, als der tiefere mit Spongitenfeldern bedeckte Meeresboden. Zwar tritt an der Basis der Zone des Cidaris florigemma auch in diesem Falle die Zone des Amm. biarmatus häufig ebenso deutlich auf, wie wir sie unter den Scyphienkalken angetroffen haben, allein wie schon in mineralogischer Beziehung die Trennungslinie keine scharfe mehr ist, so finden wir auch unter den organischen Resten Uebergänge gegen oben. Die fossilen Arten aus der Zone des Amm. biarmatus verschwinden hier nur theilweise und werden erst allmählig durch andere ersetzt. Erst weit darüber folgen die vielen Echinodermen, die Corallen, die zahlreichen Crinoideen und mit ihnen finden wir einen neuen Horizont, in welchem zwar noch viele Species angetroffen werden, welche schon in den mittleren Lagen der Oxfordgruppe vorkamen, in welchem sich aber doch so viel Eigenthümliches zusammengruppirt, dass wir dessen Verhältnisse einer besonderen Zone (der des Cid. florigemma) zu Grund legen können.

Ich habe die Uebergänge des unteren gegen das obere Oxfordien auf dem Profil Nr. 43 veranschaulicht, indem ich zwar eine mittlere Zone in der Oxfordgruppe andeutete, dieselbe jedoch hier noch mit der Zone des Cid. florigemma vereinigt liess. Wenn sich auch der Synchronismus zwischen Scyphienkalken und den sie vertretenden Uferbildungen und Coralriffen vorerst nur in annähernder Weise feststellen liess, so sehe ich doch keinen andern Ausweg vor mir, um mit den Vergleichen einen Schritt weiter zu kommen, als indem ich die durch ihre Facies so verschiedenartigen Ablagerungen als zum Theil parallele Bildungen, der oberen Oxfordgruppe einverleibe und sie als weite Zone in denjenigen Rahmen bringe, welcher durch die Continuität der darüber und darunter hinziehenden Bildungen in den verschiedenen Ländern gegeben ist.

Eintheilung der Oxfordgruppe nach ihren paläontologischen Characteren.

Nr. 43.

Bett des Cidaris florigemma. (Obere Oxfordschichten.)

Amm. plicomphalus. Chemn. Heddingtonensis. Lucina ampliata.
Bel. excentralis. Panopaea elongata. Avicula expansa.
Pecten inaequicostatus, Michaelensis, vimineus.
Cidaris florigemma, Smithi, Parandieri.
Hemicidaris crenularis (und intermedia).
Zone des Pseudodiadema Placenta, hemisphäricum, versipora.
Glypticus hieroglyphicus, Pygaster umbrella.
Cidaris Stomechinus perlatus, serialis, gyratus.
Echinobrissus scutatus, micraulus, dimidiatus.
florigemma. Millericrinus Münsterianus, Greppini. Zahlreiche
Corallen; einige Species von Amorphozoen.

Belemnites bastatus, Ammonites cordatus, perarmatus, Pecten subfibrosus, Gryphaea dilatata u. s. w.

Millericrinus echinatus, aculeatus, ornatus.
Collyrites bicordata.
Turbo Meriani.
Panopaea sinuosa.
Pholadomya canaliculata.
„ exaltata.
„ cingulata.
Thracia pinguis.
Lyonsia sulcosa.
Sowerbya crassa.
Trigonia clavellata.
„ spinifera.
Pinna lanceolata.
Mytilus Villersensis.
Gervillia aviculoides.
Perna mytiloides.
Plicatula tubifera.
Pecten intertextus.
Hinnites spondiloides.
Ostrea gregaria.
Terebratula Delmontana.
„ Bernardina.
„ Baugieri.
Rhynchonella Thurmanni.
„ Arduennensis.

Uebergänge der fossilen Arten. Die Mehrzahl der hier aufgezählten Species findet sich noch in den oberen Lagen der Oxfordgruppe, während einige derselben schon in der Unterregion an der Etage beginnen.

Belemnites canaliculatus.
Ammonites tenuilobatus.
„ canaliculatus.
„ trimarginatus.
„ serratus.
„ polyplocus.
„ polygyratus.
„ Babeanus.
„ Ruppelensis.
„ pistynotus.
„ flexuosus.
Isoarca transversa.
Mytilus tenuistriatus.
Terebratula nucleata.
„ bisuffarcinata.
Terebratulina substriata.
Terebratella loricata.
Megerlia pectunculus.
Rhynchonella lacunosa.
Dysaster carinatus.
Eugeniacrinus nutans.
„ cariophyllatus.
Pentacrinus cingulatus.
Scyphia, Cnemidium und andere Amorphozoen in grosser Zahl.

Spongitenfacies (Scyphienkalke) Argovien Marc.

Bett des Ammonites biarmatus. (Untere Oxfordschichten.)

(Ammonites transversarius selten.)
Ammon. cristatus. Lamna longidens.
Zone des „ oculatus Terebratula impressa.
„ biarmatus. Rhynchonella spinulosa.
Ammonites „ Eugeni. Pseudodiadema superbum.
„ Henrici. Asterias jurensis.
biarmatus. „ Sutherlandiae? Pentacrinus pentagonalis.
Aptychus heteropora. Turbinolia Delmontana.
„ Berno-jurensis.

Amm. cordatus, perarmatus und plicatilis beginnen hier.
Ammonites Lamberti, Mariae u. Lalandeanus sterben in dieser Zone aus.

Kellowaygruppe. Zone des Amm. athleta. Reiht sich über Profil Nr. 34, §. 56.

Die Schichten der Oxfordgruppe. Ich habe hier nur kurz zu wiederholen, dass wir im Nachfolgenden die Oxfordgruppe in 2 Unterabtheilungen abtrennen und jeden dieser Schichtencomplexe einzeln betrachten werden, indem sich jedoch mehrmals Gelegenheit zeigen wird, die obere dieser Zonen in 2 weitere Unterabtheilungen zu zerlegen. Die Schichten der Oxfordgruppe von unten gegen oben sind folgende:

1) (Unteres Oxfordien) { Zone des Ammonites biarmatus.

2) (Mittleres und oberes Oxfordien) { Scyphienkalke und Zone des Cidaris florigemma.

Ich beginne mit der Zone des Ammonites biarmatus, behandle dann die Zone des Cidaris florigemma, d. h. die mittlere und obere Abtheilung der Oxfordgruppe, zuerst an solchen Localitäten, an welchen sie nach dem Typus der englischen Bildungen entwickelt ist. Zuletzt habe ich kurz die Scyphienkalke zu beschreiben und deren Parallelen mit den Niederschlägen aus der Zone des Cidaris florigemma zu geben.

(Unteres Oxfordien.)

Die Schichten des *Ammonites biarmatus.*

§. 82.

Synonymik: „Marnes oxfordiennes" der Franzosen, „Oxford-clay" der Engländer. (Im Gegensatze zu den höheren Oxfordbildungen). Im Uebrigen vergleiche die Synonymik von §. 79.

Paläontologie. Folgende Species characterisiren die Zone des Amm. biarmatus:

Lamna longidens Agass. findet sich an vielen Localitäten in den mittleren und oberen Lagen der Zone.

Belemnites hastatus hat hier sein Hauptlager, doch beschränkt sich die Species nicht überall auf diese Zone.

Ammonites Mariae, Lamberti, Sutherlandiae und *Lalan-*

deanus kommen hier zwar am häufigsten vor, sterben aber dann aus und finden sich in höheren Lagen nicht wieder.

*Ammonites cristatus, oculatus**, *biarmatus, Eugeni, Henrici, Terebratula impressa, Rhynchonella spinulosa* characterisiren diese Zone beinahe ausschliesslich, vielleicht gehen einige derselben etwas höher hinauf, doch entsprach das Niveau, aus welchem ich sie an den einzelnen Localitäten kennen gelernt habe, wenigstens sehr annähernd der Zone des Amm. biarmatus.

Ammonites cordatus, perarmatus, plicatilis wurden in tieferen Schichten noch nicht gefunden, sondern treten hier zum ersten Male auf, dagegen gehen sie in höhere Regionen über.

Diadema superbum und *Pentacrinus pentagonalis* sind in dieser Zone gleichfalls nicht selten, ausserdem verweise ich auf Nr. 153—178, in §. 84, worin ich die von Thurmann beschriebenen Species angeführt habe, welche in der Zone des Amm. biarmatus im Schweizer Jura gefunden wurden.

Millericrinus aculeatus, regularis, horridus u. s. w. ferner *Rhynchonella Thurmanni* scheinen an einigen Localitäten schon in der Zone des Amm. biarmatus zu beginnen, doch finden sie sich gewöhnlich in einem etwas höheren Niveau.

Am constantesten bewährte sich unter allen paläontologischen Characteren das vereinigte Auftreten von Amm. Lamberti und Amm. cordatus, indem ersterer da ausstirbt, wo letzterer zum ersten Male erscheint. In demjenigen Niveau, in welchem sich beide gemeinschaftlich finden, liegt denn auch der Mittelpunkt der Zone. Eigenthümlich ist ferner noch der Umstand, dass diese Basalschichten der Oxfordgruppe auf dem ganzen hier beigezogenen Terrain vorwaltend durch eine Cephalopodenfauna characterisirt werden, dass erst darüber die Gasteropoden und Acephalen in grösserer Häufigkeit erscheinen, während gegen oben die Cephalopoden seltener werden. Von einer einzigen Localität (Chatillon-Schweizer Jura) konnte ich eine grössere Anzahl von Gasteropoden anführen, allein die Erhaltung der Erfunde macht ihre Bestimmung noch unsicher. Die reiche Fauna

* Amm. oculatus Phill. (non d'Orb.)

von Neuvizi habe ich gleichfalls hier eingereiht, allein es geschah dies nur vorläufig und es sprechen manche Gründe dafür, jener Bildung ein etwas höheres Niveau zuzuschreiben. Auf dem von mir untersuchten Terrain liess sich die Frage nicht mit Sicherheit beantworten, ob das Erscheinen der zahlreichen Acephalen und Gasteropoden in der Oberregion der Zone des Amm. biarmatus in der ganzen organischen und chronologischen Entwicklung der Arten seinen Grund habe, oder ob dasselbe, nur von localen Einflüssen abhängig, früher oder später hätte eintreffen können. In letzterem Falle würden die Uebergänge zwischen unteren und mittleren Oxfordschichten noch zahlreicher werden. Vorerst habe ich jedoch versucht, die Zone des Amm. biarmatus an den einzelnen Localitäten nach ihren paläontologischen und mineralogischen Characteren zu unterscheiden, und habe dies auch ausführbar gefunden. Dagegen musste ich von einer durchaus scharfen Abtrennung der Zone gegen die darüberfolgende absehen, indem es bei manchen Zwischengliedern noch unbestimmt ist, ob sie richtiger mit höheren oder mit tieferen Lagen vereinigt würden.

So gering auch an manchen Punkten die Mächtigkeit der Zone ist, so bleibt sie doch ein wichtiger Horizont, ohne dessen Beachtung wir beim Studium der englischen und französischen Juraformation, sowie der Bildungen im südwestlichen Deutschland und der Schweiz einen der bestimmtesten Anhaltspunkte verlieren würden.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Charaktere.

§. 83. Südwestliches Deutschland.* Zone des Ammonites biarmatus an der schwäbischen Alp. Beinahe noch bestimmter als die Zone des Amm. athleta macht sich in Württemberg ein höherer Horizont geltend, dessen mineralogische Zusammensetzung sein Auffinden sehr erleichtert. Ich habe schon

* Ich theilte der Uebersicht wegen die etwas langgewordene Beschr. der Zone des Amm. biarmatus in 4 besondere Paragraphen.

§. 66 auf Profil Nr. 36 diesen Horizont, welcher in Schwaben die untersten Lagen der Zone des Amm. biarmatus bildet, eingezeichnet. Gerade diese unterste, nur wenig mächtige, durch graue Geoden characterisirte Lage enthält aber die bezeichnenden organischen Einschlüsse, durch deren Beachtung wir die sichersten Analogien für die französisch-englischen Oxfordthone erhalten. Günstige Punkte finden sich am Stuifenberge, am Sattelbogen, zu Oeschingen, an der Lochen bei Balingen u. s. w. Bel. hastatus hat hier sein Hauptlager und durchzieht die 10—12 Fuss mächtigen Thone, während die Fundgrube für Ammoniten in demselben Niveau durch eine 2—3 Fuss dicke, an Geoden reiche Lage gebildet wird. Folgende Species wurden bis jetzt in den untersten Lagen der Zone des Amm. biarmatus an der schwäbischen Alp gefunden:

Belemnites hastatus.	Ammonites plicatilis.
Ammonites Lamberti.	„ Arduennensis (caprinus?)
„ Mariae.	„ Constanti.
„ Sutherlandiae.	„ biarmatus Ziet.
„ cordatus.	„ perarmatus.
„ oculatus.	
„ Henrici.	

Doch gehören die Einschlüsse dieser Schicht noch immer zu den Seltenheiten, auch sind sie in den meisten schwäbischen Sammlungen nur wenig vertreten, obschon sich die grauen Thone mit Geoden im südwestlichen Deutschland auf beträchtliche Entfernungen verfolgen lassen.

Ueber dieser unteren Ammonitenschicht folgen nun an der schwäbischen Alp graue Thone, in einer Mächtigkeit von 120—150 Fuss, durch einzelne Kalkbänke unterbrochen. Erst gegen oben werden die Kalkbänke zahlreicher, sie nähern sich einander immer mehr, so dass die Thone zuletzt verschwinden und die Bildung nach und nach in eine Ablagerung regelmässig aufeinander folgender Kalkbänke übergeht, welche ich jedoch schon mit einer höheren Zone vereinige.

Die organischen Reste, welche sich in den mächtigen Thonen

finden, bestehen meist aus Kieskernen, und nur einzelne Arten zeichnen sich durch eine bessere Erhaltung aus. *Ter. impressa* ist in Württemberg wohl die wichtigste und häufigste Art dieser Thone. Schon Leopold von Buch * hob ihr Vorkommen in den thonigen grauen Niederschlägen hervor, welche an der schwäbischen Alp die Basis des oberen Jura bilden. Prof. Quenstedt nannte die ganze thonige Bildung hernach geradezu „Impressathone". Ich habe die sogen. Impressathone vorläufig mit der Geodenlage vereinigt. Folgende Species characterisiren die grauen Thone mit Terebratula impressa d. h. die oberen Lagen der Zone des Amm. biarmatus an der schwäbischen Alp:

Lamna longidens.
Belemn. unicanaliculatus.
Amm. serratus Sow. (alternans v. B.)
Amm. nudisipho.
„ biarmatus (Brut?)
„ plicatilis.
„ Chapuisi.
„ transversarius.
Kieskerne von Rostellaria, Spinigera, Pleurotomaria u. s. w. spec. indet.
Aucella impressa.
Plicatula impressa.
Terebratula impressa.
Rhynchonella spinulosa.
Dysaster granulosus.
Asterias jurensis.
Pentacrinus subteres.
Turbinolia Delmontana.

Ich hebe besonders hervor, dass Amm. Lamberti, Mariae und Sutherlandiae schon nicht mehr angetroffen werden und dass statt des ächten Bel. hastatus der schlankere Belemnites unicanaliculatus auftritt. Im Uebrigen ergänzen die hier angeführten Arten gleichsam die Liste der vorigen Seite, indem hiedurch der Uebergang der untersten Oxfordschichten in die mittleren Lagen der Etage auch für die Bildungen an der schwäbischen Alp gezeigt wird.

Breisgau (Grossherzogthum Baden). In dem rheinischen Juragolfe tritt die Oxfordgruppe schon nach einem von den schwäbischen Bildungen gänzlich verschiedenen Typus auf. Da jedoch ihre unteren Lagen in paläontologischer Beziehung

* Leop. v. Buch, der Jura Deutschlands pag. 70. Berl. Akad. 1837.

ſich die Kenntniß und den Genuß derſelben mit leichter Mühe verſchaffen kann. Nach den modernen Begriffen iſt ein weſentliches Merkmal der Literatur: die Oeffentlichkeit, die Allgemeinheit der Verbreitung; — der Verfaſſer der trefflichen Denkſchriften, welche in Archiven und geheimen Kabineten verſchloſſen werden, ſteht außerhalb der literariſchen Republik.

Im weiteſten Sinne gehört der Literatur Alles an, was geſchrieben und gedruckt wird; neben dieſer umfaſſenden Bedeutung hat ſich aber auch eine engere geſtaltet und beſonders bei Engländern und Franzoſen Geltung gewonnen, wornach der Begriff der Literatur — eine willkührliche, nicht genau zu definirende Erweiterung von belles lettres — diejenigen Schriften umfaßt, welche keiner Fachwiſſenſchaft, keiner poſitiven Disciplin angehören, welche für den mehr oder weniger gebildeten Laien beſtimmt, entweder eine Unterhaltung, oder auch Belehrung, in nicht wiſſenſchaftlicher und ſtrenger Form, bieten. Die Literatur in dieſem Sinne, gleichbedeutend mit Unterhaltungsliteratur, ſtände entgegen der Fachliteratur, welcher ebenſowohl das unorthographiſch geſchriebene Kochbuch als die tiefſinnige Metaphyſik oder Dogmatik angehört. Es wird kaum nöthig ſeyn zu bemerken, daß hiemit durchaus keine ſtreng ſcheidende Gränze gezogen wird, oder, wenn auch die Bücher ſelbſt ſämmtlich nach dieſer Unterſcheidung eingetheilt werden können, denn doch, je nach der Individualität der Leſer oder nach der Art zu leſen eine der Fachliteratur angehörige Schrift auch ganz gut zur Unterhaltung dienen kann. Auf der Gränze ſtehen z. B. hiſtoriſche, ethnographiſche, Reiſe-Werke, welche der Eine ſtudirt, der Andre nur lieſt, und möglicherweiſe Beide mit gleicher Zufriedenheit, wenn die Gediegenheit und Gründlichkeit des Inhalts ebenſo dem Forſcher neue Kenntniſſe und Reſultate bringt, Anſichten und Vermuthungen beſtätigt oder berichtigt u. ſ. w. als die Lebendigkeit und Schönheit der Form und Darſtellung dem nicht eben gelehrten und kritiſchen Leſer die Zeit auf eine erfreuliche und den Geiſt bildende Weiſe verkürzt. Das Leben Benvenuto Cellini's z. B. kann der Hiſtoriker leſen, um einzelne Züge aus der Geſchichte jener Zeit zu ſammeln, der Kunſthiſtoriker, um ſich über Cellini's Verhältniß zu andern Künſtlern und ſeine Anſichten von ſeiner Kunſt zu unterrichten, der Künſtler, um die Winke über die Fertigung ſeiner Arbeiten, ſeine Methode u. dgl.

noch nicht genügend erforscht sind, so gehe ich erst in §. 88 näher auf ihre Verhältnisse ein, indem in einem etwas höheren Niveau zahlreiche Versteinerungen gefunden werden, deren Gesammtcharactere eine wenigstens annähernde Deutung der dortigen Niederschläge gestatten.

§. 84. **Zone des Amm. biarmatus im Schweizer Jura.** Ich schicke kurz Einiges über die Verhältnisse voraus, welche die über dem Unteroolith folgenden Schichten hier zeigen. In den Umgebungen von Delémont und St. Ursanne liegt der Cornbrash über den Oolithen und oolithischen Kalken, welche die Schweizer Geologen „Grossoolith" nennen, welche aber vielleicht richtiger dem Unteroolith zugetheilt werden, denn unter den wenigen Arten, welche die obere Lage der festen Felsmassen characterisiren, kommt Amm. Parkinsoni noch vor. Auf einer Excursion, auf welche uns die Herren Dr. Greppin und Ingen. des Mines Bonanomie aus Delémont begleiteten, fand mein Freund R. v. Hövel diesen Ammoniten in der oberen Lage der festen Kalke, welche zwischen Movelier und Ederschwyler rechts von der Strasse deutlich aufgeschlossen waren. Eine mit Nerinea Bruckneri? Thurm. gefüllte Bank, auf die uns Dr. Greppin aufmerksam machte, * bildete das Lager dieses Ammoniten. Nur eine einzige feste, plattenförmige Bank, in welcher neben aufgewachsenen Austern zahlreiche Löcher von Bohrmuscheln ** in

---

* Siehe: Rominger, Vergleichung des Schweizer Jura's mit der württemb. Alp. Bronn's Jahrbuch, Jahrgang 1846. (pag. 299 erwähnt Dr. R. diese Nerineenschichten.)

** Bei dem diesjährigen Besuche der Egg fand ich eine ganz ähnliche Plattenlage, bedeckt von Serpeln und Austern und durchlöchert von Pholaden. Diese Bank ist älter als der dortige Cornbrash mit Ter. lagenalis und würde bei horizontaler Ablagerung die Basis dieser Zone bilden, an dem gehobenen Abhange tritt jene Bank jedoch an einer etwas höheren Stelle im Walde zu Tage. Auch im Baden'schen Oberlande fand Prof. Sandberger in den obersten Lagen des dortigen Hauptooliths sowohl die Nerineenschicht als auch eine in ganz ähnlicher Weise durch Bohrmuscheln angegriffene Bank. Amm. Parkinsoni kommt dort sogar noch unmittelbar über dem sogen. Hauptoolith vor, während dann die Zone der Terebratula lagenalis wiederum ein noch höheres Niveau einnimmt.

das Gestein eingegraben waren, lag noch darüber, während dann etwas höher die Schichten folgten, welche ich schon §. 59 von der Egg bei Aarau beschrieben habe und welche der Zone der *Terebratula lagenalis* oder dem englischen Cornbrash entsprechen. Diese Zone ist eine der bezeichnendsten und verbreitetsten im Schweizer Jura, auch wurde sie schon frühzeitig von den dortigen Geologen beschrieben. Thurmann * nannte sie „Calcaires roux sableux“ und hernach bediente sich Agassiz dieser Bezeichnung bei den Fossilen, welche er z. B. von Goldenthal beschrieb, was wir desshalb wohl zu beachten haben, als in seinen Werken diese Abtheilung häufig in den Unteroolith gestellt wird, während sie doch als Zone der Terebratula lagenalis in die Bathgruppe (Et. Bathonien) gehört.

Noch an einer Reihe von Localitäten konnte ich diese Zone erkennen, wie z. B. am Mont Terrible, oberhalb Bärschwyl und zu les Rangiers; ferner an der Strasse zwischen Moutiers und Gänsbrunnen; in den Umgebungen von Olten: oberhalb Wangen, an den Eisenbahneinschnitten von Trimbach, sowie im Walde links oberhalb der südlichen Mündung des Hauensteintunnels. Die organischen Reste, von welchen ich §. 59 (Separatabdruck pag. 467) eine Liste der an der Egg bei Aarau aufgefundenen Species gegeben habe, wiederholen sich an diesen Localitäten grösstentheils. So fand ich z. B. in den Umgebungen von Olten in der Zone der Terebratula lagenalis folgende Arten:

Belemnites canaliculatus, Ammonites aspidoides, Panopaea decurtata, P. brevis, Pholadomya texta, Goniomya proboscidea, Anatina pinguis, Cypricardia rostrata, Mytilus imbricatus, Lima Helvetica, Pecten hemicostatus, Terebratula lagenalis, Ter. Fleischeri, Rhynchonella varians, Rh. spinosa, Dysaster analis, Holectypus depressus, Clypeus Hugi, Hyboclypus sp. ind.

Ueber den Schichten der Terebratula lagenalis bilden *Amm. macrocephalus, tumidus, Herveyi, bullatus* und *microstoma* eine

* J. Thurmann 1832. Essai sur les soulèvemens, pag. 31. Mém. de la Soc. d'hist. naturelle de Strassbourg. I. Bd.

Lage, in welcher erstere 2 Ammoniten immer in grosser Anzahl vorkommen. Ich traf diese Zone des Amm. macrocephalus als gelbliche zum Theil mergelige zum Theil oolithische bisweilen auch sandige Kalkbank, in der Kette des Mont Terrible, wiederum oberhalb Bärschwyl, ferner zu Movelier und rechts von der Strasse, welche von hier nach Ederschwyler führt. Sie kommt in den Umgebungen von Olten und Aarau an vielen Punkten vor, immer liegt sie aber etwas über der Zone der Terebratula lagenalis.

Die zahlreichen Exemplare der Ammoniten aus der Macrocephaluszone machen durch die Leichtigkeit, mit der sie aufgefunden werden, ihre Schichten zu einem wichtigen Horizonte, von welchem wir auszugehen haben, um uns über das Auftreten der Kellowaygruppe und der darüber folgenden Zone des Amm. biarmatus zu orientiren. In der Kette von Movelier nördlich von Delémont finden sich die Fossile aus den Zonen des Amm. anceps und athleta in verkalktem oder thonigem Zustande, während mit der Zone des Amm. biarmatus verkieste Exemplare zahlreich beginnen, welche durch ihre bezeichnenden Formen und ihre schöne Erhaltung dieses Formationsglied sehr bestimmt characterisiren.

So häufig die Zone des Amm. macrocephalus blosgelegt ist, so gehören die Aufschlüsse der mittleren und oberen Kellowayschichten in den nördlicheren Gebirgszügen des Schweizer Jura dagegen zu den Seltenheiten. So tritt Amm. macrocephalus z. B. in den Umgebungen von Movelier an vielen Punkten zu Tage, dagegen sah ich die Zone des Amm. anceps nur an einer einzigen Stelle im Bette des Baches, rechts von der Strasse, welche von Movelier nach Ederschwyler führt. Die Schichte bestand aus einer harten grauen thonigen Kalkbank, in der ich Bel. Callovicnsis und Amm. anceps auffand. Geht man von hier aus wieder in der Richtung nach Moveiier, so findet man rechts von der Strasse einen kleinen Einschnitt in die Oxfordthone. Ganz an der Basis derselben kamen oolithische, zum Theil gelbliche, zum Theil graue Thone zum Vorschein, in welchen sich Amm. Dunkani, athleta und Lamberti in Abdrücken ausgraben

Kelloway- und Oxford-Gruppe in der Kette von Movelier, im Mont-Terrible, Vellerat u. s. w. (Schweizer Jura).

Nr. 44.

Oxfordgruppe.	h	Kalke und Oolithe. *Cidaris florigemma* und die übrigen Echinodermen setzen sich hier fort.			Klein Lützel.
	g	*Hemicidaris crenularis, Glypticus hieroglyphicus, Pseudodiadema placenta, Stomechinus gyratus, Pygaster umbrella, Echinobrissus scutatus, Millericrinus Münsterianus, Greppini, echinatus.* **Zone des Cidaris florigemma.** *Corallen.* **Terrain à Chailles.** *Collyrites bicordata.* (Kieselnierenkalke.) *Pholadomya exaltata, parcicosta. Thracia pinguis, Pecten biplex.*			Klein Lützel, Fringeli, Chatillon, Strasse von les Rangiers nach Cornol, von Movelier nach Ederschwyler.
	f	Mächtige graue Thone.	*Amm. cordatus.* „ *perarmatus.* „ *plicatilis.* *Rhynchon. Thurmanni.*		
	e	**Zone des Amm. biarmatus.**	Blaugraue Thone mit zahlreichen verkiesten Ammoniten.	*Amm. biarmatus.* „ *Eugeni.* „ *plicatilis.* „ *tortisulatus.* „ *Henrici.* „ *cristatus.* „ *oculatus.* „ *cordatus.* „ *Lamberti.*	*Terebratula impressa. Pseudodiadema superbum. Asterias jurensis. Turbin. Delmontana.*	Chatillon (Clusa des Vellerat). Strasse von Movelier nach Ederschwyler. Les Rangiers.
Kellowaygruppe.	d	**Zone des Amm. athleta.**	Oolithische Thone mit *Amm. athleta* und *Duncani.*			An d. Strasse von Movelier nach Ederschwyler.
	c	**Zone des Amm. anceps.**	Graue Kalkbank mit *Amm. anceps. Bel. Callovicusis.*			Rechts von der Strasse, welche v. Movelier nach Ederschw. führt.
	b	**Zone des Amm. macrocephalus.**	*Amm. tumidus.* „ *Herveyi.* „ *microstoma.* „ *bullatus.*			Vellerat (Clusa.) Movelier. Ederschwyler.
	a	**Zone der Ter. lagenalis.** *Collyrites (Dysaster) analis.* Cornbrash. Calc. roux sableux.				Oberhalb Bärschwyl. Movelier. Lieneberg.

liessen. Darüber folgt nun der eigentliche Oxfordthon mit den zahlreichen verkiesten Ammoniten aus der Zone des Amm. biarmatus. Ich habe zur Uebersicht ein kleines Profil gefertigt, in welches ich die von mir beobachteten Schichten eingetragen habe, wobei ich jedoch bemerke, dass ich die Ueberlagerung der Bank c durch d nicht selbst gesehen, sondern sie nur nach den gegebenen Analogien zusammengestellt habe.

Eine der reichsten Fundgruben für die Versteinerungen aus der Zone des Amm. biarmatus liegt unweit Chatillon im Gebirgszuge des Vellerat südlich von Delémont. In der von den Corallenfelsen umgebenen Combe Oxfordienne ist das Terrain à Chailles ringsum an den steilen Abhängen (innerhalb der Cluse) blosgelegt. Die tieferen Thone mit Amm. biarmatus werden dagegen durch einen kleinen Bach ausgewaschen, an dessen Rändern ich zahlreiche meist sehr zierlich verkieste Exemplare sammelte. Ich ergänzte nachher die Liste meiner Erfunde, indem sich unter dem reichen Material, welches Dr. Greppin aus diesen Schichten besitzt, noch weitere Arten unterscheiden liessen. Folgende Species characterisiren die Zone des Amm. biarmatus (Marnes oxfordiennes) südlich von Chatillon unweit Delémont:

Lamna longidens.
Belemnites hastatus.
Ammonites Lamberti.
" Mariae.
" Sutherlandiae.
" cordatus.
" oculatus.
" cristatus.
" Henrici.
" tortisulcatus.
" tatricus.
" plicatilis.
" Arduennensis.
Ammonites Eugeni.
" Constanti ?
" biarmatus.
" perarmatus.
Aptychus heteropora.
" Berno-jurensis.
Terebratula impressa.
Rhynchonella spinulosa.
Pseudodiadema superbum.
Asterias jurensis.
Pentacrinus pentagonalis.
Turbinolia Delmontana.

Thurmann hat einige dieser Arten (Aptychus heteropora, Berno-jurensis, Turbinolia Delmontana) in seiner Schrift angegeben, ausserdem beschreibt

derselbe noch eine beträchtliche Anzahl neuer Species: welche in der Combe d'Eschert, ferner zu Chatillon und Montvouhay in den Oxfordthonen gefunden wurden. Ich sah die Mehrzahl derselben in der Sammlung von Dr. Greppin. Leider sind Thurmann's Figuren der Art, dass sich die Species nur schwierig wieder bestimmen lassen, weshalb ich sie auch in §. 80 nicht sämmtlich aufgenommen habe. Da dieselben jedoch aus der Zone des Amm. biarmatus stammen, so führe ich die Uebrigen hier an:*

153. Rostellaria Danielis Thurm.
154. Rostellaria Gagnebini Thurm.
155. Voluta Sandozi Thurm.
156. Trochus Cartieri Thurm.
157. Trochus Ritteri Thurm.
158. Trochus Staffieri Thurm.
159. Turbo Bourgueti Thurm.
160. Turbo Magneti Thurm.
161. Turritella Moschardi Thurm.
162. Turritella Bonnoti Thurm.
163. Turritella vicinalis Thurm.
164. Turritella Ebersteini Thurm.
165. Melania Heferi Thurm.
166. Phasianella Garnini Thurm.
167. Acteon Johannis Jacobi Thurm.
168. (Dicera) Fringeliana Thurm.
169. Cidaris Monasteriensis Thurm.
170. Cidaris spathula? Agass.
171. Ophiura Ansoni Thurm.
172. Comatula Bertrandi Thurm.
173. Anthophyllum Erguelense Thurm.
174. Scyphia Ferrariensis Thurm.
175. Clytia ventrosa Thurm.
176. Carpolithes Iverdonis Thurm.
177. Carpolithes Halleri Thurm.
178. Carpolithes Roussani Thurm.

Eine ganz andere mineralogische Zusammensetzung besitzt dagegen die Zone des Amm. biarmatus an den Localitäten, an welchen ich sie in der Kette des Hauensteins, in der Kette des Weissensteins, sowie in den Umgebungen von Aarau aufgeschlossen sah. In der Cluse von Oensingen (Weissenstein), ferner in der Cluse nördlich von Trimbach (Hauenstein), sowie am Fusse der Egg bei Aarau findet man keine Spur jener Thone, sondern es treten Eisenoolithe an ihre Stelle, welche zum Theil sehr grobkörnig sind, zum Theil auch sehr fein werden, indem hier das Gestein häufig aus festen Bänken eines zum Verschmelzen brauchbaren Thoneisensteins besteht. Mit der Oolithbildung und mit dem Eisenreichthum verlieren hier aber die Schichten auch ihre Mächtigkeit, sie schrumpfen zusammen und man findet an den ebengenannten Localitäten die Fossile aus den Zonen des Amm. anceps, athleta und biarmatus enge bei-

* J. Thurmann 1851, Abraham Gagnebin de la Ferrière. Fragm. pour servir l'hist. ac. du Jura bernois u. s. w. pag. 130 — 140, tab. 2.

sammen in den oolithischen Bänken, oder Thoneisensteinen.* Auch Amm. macrocephalus kommt an denselben Localitäten vor, doch unterscheidet sich die Gesteinsmasse, in welcher er liegt, gewöhnlich von den eisenreichen zum Theil rothgefärbten Bänken der Kellowaygruppe. Ich war zu kurze Zeit an diesen Punkten, um mich völlig überzeugen zu können, dass hier die Zonen in einander übergehen, doch fand ich wenigstens eine Anzahl der für obige 3 Zonen leitenden Arten in den oolithischen Gesteinen vertreten, zugleich kamen an denselben Punkten zahlreiche Exemplare von Amm. macrocephalus und Herveyi zum Vorschein. So fanden sich z. B. an dem Eisenbahneinschnitt bei Trimbach unweit Olten (Hegiberg)** folgende Species: *Ammonites macrocephalus* und *A. Herveyi, Ammonites pustulatus* und *A. anceps, Ammonites Lamberti* und *A. cordatus, Belemnites hastatus, Lamna longidens.*

Es sind dies die Repräsentanten der Kellowaygruppe und der Zone des Amm. biarmatus. Der Combrash (Zone der Terebratula lagenalis) nimmt hier eine tiefere Region ein, ist aber wenige Schritte davon an derselben Localität gleichfalls aufgeschlossen.

Ganz übereinstimmend sind die Verhältnisse, unter welchen sich diese Zonen am Fusse der Egg bei Aarau abgelagert haben. Leider kommen von dem steilen, schräg gegen Süden einfallenden Combrash, welcher weiter oben am Berge aufgeschlossen ist, zahlreiche Species herab und finden sich in den Lagen, in wel-

---

* Nur an einer einzigen Stelle (östlich von Ifenthal) traf ich die mächtigere Ablagerung eines sandigen Kalkes, dessen sparsam vertheilte organische Einschlüsse die Zone des Amm. biarmatus andeuteten. An diesen gelben Sandkalk lagerten sich Scyphienkalke schräg an, nur getrennt durch eine wenige Zoll dicke Thonmasse mit Geschieben, in welcher ich eigenthümlicherweise 2 Exemplare von Amm. macrocephalus in Gesellschaft einiger Schwammcorallen fand. Ich hatte zu wenig Zeit, um mir das Räthselhafte dieser Bildung zu entziffern, weshalb ich auch meine weiteren an jener Localität gemachten Beobachtungen hier übergehe.

** Herr Kaplan Bläsi hatte die Freundlichkeit, mich auf diesen und andere Punkte in den Umgebungen von Olten aufmerksam zu machen.

chen die Fossile der Eisenoolithe ausgewittert sind, doch erkennt man letztere an ihrer verschiedenen Gesteinsbeschaffenheit. Ihre Bänke enthalten zum Theil grosse Eisenoolithe, zum Theil bestehen sie aus einem feinkörnigen Thoneisenstein, welcher dem Boden eine auffallend rothe Farbe verleiht. In den Weinbergen oberhalb Obererlisbach, unterhalb der Egg bei Aarau konnte ich zahlreiche fossile Arten zusammenlesen, welche wiederum aus Leitmuscheln der 4 Zonen des Amm. macrocephalus, anceps, athleta und biarmatus bestehen. Folgende Arten sind mir von diesem Punkt bekannt: *Belemnites hastatus, Ammonites macrocephalus, A. bullatus, A. tumidus, A. coronatus, A. anceps, A. annularis, A. athleta, A. Lamberti, A. cordatus, A. perarmatus.*

Die Strecke, an welcher diese Lagen aufgeschlossen sind, wird in jener Gegend Erzberg genannt. Die Mächtigkeit der ganzen Bildung liess sich hier nicht ermitteln, dagegen zeigt die Gesteinsbeschaffenheit der Fossile, dass wenigstens die Zonen des Amm. anceps, athleta und biarmatus eine mineralogisch übereinstimmende Zusammensetzung besitzen, während das Gestein, in welchem Amm. macrocephalus hier gefunden wird, aus einem oolithischen und mergeligen Kalke besteht, welcher sich von der Gesteinsmasse der höheren Zonen unterscheidet. Sowohl in den Umgebungen von Olten als von Aarau werden diese Eisenoolithe durch die hellgrauen thonigen Kalke bedeckt, welche das hier fehlende Terrain à Chailles ersetzen.

Nach dem Vorhergegangenen würde denn die Zone des Amm. biarmatus in den Gebirgsketten von Movelier, Mont-Terrible, Vellerat und Graitery, durch graue Thonniederschläge gebildet, welche zahlreiche Fossile in verkiestem Zustande einschliessen. Dagegen haben wir soeben die abweichenden Verhältnisse betrachtet, unter denen sich die Zone des Amm. biarmatus in der Kette des Weissenstein entwickelt, indem von hier an in den Clusen, welche in der Richtung nach Aarau sich zahlreich öffnen, eine mineralogisch verschiedene Bildung an die Stelle jener Thone tritt. Während die Zone der Tere-

bratula lagenalis und sogar noch die des Amm. macrocephalus im Schweizer Jura überall so übereinstimmend gebildet sind, so ist es eine sehr beachtenswerthe, höchst eigenthümliche Thatsache, dass über dieser Zone die Entwicklungen sich plötzlich so verschiedenartig gestalten und zwar je nach der horizontalen Verbreitung der Niederschläge. Dennoch wird aber wenigstens in den Kellowayschichten und den untern Lagen der Oxfordgruppe die Regelmässigkeit in dem Auftreten der fossilen Arten nicht gestört, denn es finden sich in den Eisenerzen, welche die untern Oxfordthone ersetzen, auch die für die Zone des Amm. biarmatus leitenden Arten eingeschlossen und es treten erst in den höheren Oxfordschichten die paläontologischen Verschiedenheiten ein, welche sich aber durch die veränderte Facies erklären. Wenn schon die Abtrennung der Zonen des Amm. anceps, athleta und biarmatus hier nicht ähnlich ausgeführt werden konnte, wie dies in der Kette von Movelier möglich zu sein schien, so finden sich doch wenigstens keine Widersprüche, da wir zahlreiche Analogien für solche in ihrer Mächtigkeit reducirte Bildungen haben, in welchen dann häufig die Fossile mehrerer Zonen, oft in wenige Bänke vereinigt, angetroffen werden.

§. 85. **Die Zone des Amm. biarmatus in Frankreich.** Juradepartement. Indem ich die Beobachtungen, welche J. Marcou* in seinen „Recherches sur le Jura salinois“ über das Auftreten der Zone des Amm. biarmatus im Juradepartement veröffentlicht hat, zu Grunde lege, ergeben sich die Vergleiche der hier zu betrachtenden Formationsglieder sehr leicht. Ich habe in §. 66 die oolithischen Niederschläge, welche Marcou „Fer oolithique kellowien“ genannt hat, als Aequivalente der Zonen 1) des Ammonites macrocephalus, 2) des Ammonites anceps, 3) des Amm. athleta eingereiht. Ueber diesen Eisenoolithen folgen im Jura salinois 15 Meter mächtige, graue Thone, denen Marcou die Bezeichnung „Marnes oxfordiennes“ beigelegt hat.

* J. Marcou, 1846. Recherches sur le Jura salinois. Mém. Soc. géol. de Fr. III. Bd. 1 Thl.

Unter den organischen Resten finden sich zahlreiche verkieste Ammoniten ganz ähnlich erhalten, wie ich sie von Chatillon im Schweizer Jura beschrieben habe. Die grosse Uebereinstimmung dieser beiden Ablagerungen unter einander ist sehr beachtenswerth. Sie repräsentiren den eigentlichen Oxfordthon, welcher an manchen englischen und französischen Localitäten ganz ähnlich auftritt. Die Bezeichnung „Marnes oxfordiennes" haben wir deshalb als Beweis einer scharfen Parallele zu betrachten. Nach den Angaben in den „Recherches pag. 88", sowie nach den Bestimmungen der Fossile, welche ich von J. Marcou aus den „Marnes oxfordiennes" der Umgebungen von Salins erhielt, stelle ich folgende Arten zusammen:

Belemnites hastatus.	Aptychus Berno-jurensis.
Ammonites Lamberti.	Leda sp. ind. vielleicht L. nuda Phill.
„ Mariae.	
„ cordatus.	Nucula sp. ind. viell. N. elliptica Phill.
„ oculatus.	
„ cristatus.	Arca sp. ind.
„ Eucharis.	Gryphaea dilatata.
„ tortisulcatus.	Terebratula impressa.
„ plicatilis.	Rhynchonella Thurmanni.
„ Eugeni.	„ spinulosa.
„ perarmatus.	Pentacrinus pentagonalis.
„ biarmatus.	Turbinolia Delmontana.

Es kann hier kein Zweifel entstehen, dass die Marnes oxfordiennes Marc. die Acquivalente der Zone des Amm. biarmatus bilden. Die im Juradepartement über dieser Zone folgenden Schichten vergl. §. 93.

Südlich von Salins tritt die Zone des Amm. biarmatus in ähnlicher Weise im Departement Ain auf, so z. B. in den Umgebungen von Nantua (nach E. Renevier). Sie wurde sogar noch in den letzten jurassischen Ausläufern von Viet. Thiollière nachgewiesen, denn wenn ich mich nicht täusche, so werden die von ihm aus dem Bugey (Ain) beschriebenen * „Marnes grises à petits

* Victor Thiollière: un nouveau Gisement de poissons fossiles dans

zu benützen, der Literarhistoriker, um seinen Styl kennen zu lernen, der Psycholog, um einen merkwürdigen Charakter sich nahe zu bringen — und endlich der gewöhnliche Leser, um sich durch die Lektüre eines abenteuerlichen Lebens zu vergnügen.

Ueber die Fachliteratur wollen wir uns hier kurz fassen. Durch die Vermittlung der Druckerpresse werden auf den positiven Gebieten des Wissens Kenntnisse, Resultate, neue Ansichten und Entdeckungen ungemein viel schneller verbreitet, einer vielseitigeren Prüfung unterworfen, dadurch neue Bestrebungen geweckt und die Masse nützlichen Wissens vermehrt, wenn schon, wie nicht zu läugnen, auch hier unglaublich viel elende und seichte Bücher gedruckt werden, die aber im Allgemeinen mehr nur materiellen Schaden bringen, indem sie übersehen, nicht gekauft und vergessen werden. Auch das kann man beklagen, daß Mancher, seine Kraft und Talente überschätzend, auf solchem Felde als Schriftsteller auftritt, um Verdruß und Tadel zu ernten, während er Nützlicheres wirken könnte, so wie auch: daß die Fachliteraturen immer mehr zu unermeßlichem Umfang anschwellen und seicht werden, statt sich zu concentriren und zu vertiefen; aber das sind Uebelstände, welche gegen die unberechenbaren Vortheile der steigenden Einsicht und Verbreitung der Kenntnisse kaum in Betracht kommen und welchen durch das früher oder später sich Bahn brechende Gute und Treffliche, durch die nie lang ausbleibende Kritik immer entgegengearbeitet wird. In den streng demonstrativen Wissenschaften, Mathematik, Mechanik, Physik kann aus der ihnen gewidmeten Literatur fast nur Vortheil entspringen; aber auch in solchen Disciplinen, wo keine solche Gewißheit zu erzielen steht, in der Medizin kann der Streit der Homöopathie und Allopathie z. B. mit seiner umfassenden Literatur, am Ende für die Wissenschaft nur ersprießlich seyn. Anders könnte es sich zu verhalten scheinen mit der religiösen Literatur, wo durch irreligiöse und frivole Schriften großer sittlicher Schaden soll angerichtet werden können; wenn jedoch hier Nachtheile möglich sind, so entspringen sie wohl hauptsächlich daraus, daß dergleichen gefürchtete Bücher entweder aus dem Charakter von Fachschriften heraustreten, oder aber daß die Laien, von vorwitziger Neugier getrieben, nach Schriften greifen, welche eigentlich für die Männer vom Fach geschrieben, eine wissenschaftliche Prüfung und selbstständige Beurtheilung verlangen, von ihnen aber zur

Ammonites pyriteuses" durch die Zone des Amm. biarmatus gebildet. Sie besitzen hier eine Mächtigkeit von 30 Meter, liegen auf mergeligen Kalken mit Eisenolithen, welche Vict. Thiollière: „Kelloway-Rock" nennt, und werden von Scyphienkalken bedeckt.

Da die Verhältnisse, unter welchen die Kelloway- und Oxford-Gruppen im Dep. Doubs entwickelt sind, mit denen im Juradepartement übereinstimmen, so unterlasse ich, die vorhandenen Notizen hier zusammenzustellen.

Dep. der Haute-Saône. Die Schriften,* in welchen E. Thirria die Juraformation des Dep. der Haute-Saône beschrieb und classificirte, gehören zu den gelungeneren Arbeiten jener Zeit. Neben der Auffassung der dortigen Entwicklungen nach ihren localen Verhältnissen finden wir in den Schriften Thirria's bereits die Versuche, seine Formationsglieder mit der schon früher bestehenden englischen Eintheilung in Uebereinstimmung zu bringen. Es fehlte ihm zwar zum Theil an der richtigen Bestimmung der fossilen Arten, und die Folge dieses Uebelstandes machte sich auch bei der Beschreibung der unteren Juraschichten geltend, doch müssen wir bedenken, dass z. B. gerade der Lias in jenen Zeiten, selbst in England noch wenig gegliedert und erforscht war. Auch über die Verhältnisse, unter welchen die Kellowaygruppe im Dep. der Haute-Saône entwickelt ist, erhalten wir in paläontologischer Beziehung keine sicheren Belege. Dagegen hat derselbe die untere Hälfte der Oxfordgruppe aufs Bestimmteste erkannt und nachgewiesen. Er beschreibt sie als eine 29,1 Meter mächtige aus Mergeln und mergeligen Kalken bestehende Bildung, an deren Basis sich eine oolithische Eisenerzlage ausscheidet, welche bergmännisch gewonnen wird. Die ganze Ablagerung einschliesslich der Eisenoolithe identificirte Thirria mit dem englischen Oxfordclay. Vic.

---

le département de l'Ain. Soc. nat. d'agric. u. s. w. 16. Juni 1848. Separatabdr. pag. 14.

* E. Thirria; Notice sur le terrain jurassique du Dép. de la Haute-Saône. Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strassb. I. Bd. 1830.

E. Thirria; Carte géol. du Dép. de la Haute-Saône. Ibid.

E. Thirria; Statist. minér. et géol. du Dép. de la Haute-Saône. 1833.

d'Archiac behandelt im 6ten Bande der Progrès pag. 637—639 dieselbe Ablagerung des Dep. der Haute-Saône und giebt uns vom Mont Clerge (bei Percy-le-Grand im östlichen Theile des Departs) einen Durchschnitt, dessen Mächtigkeit 30,1 Meter beträgt. Dagegen versucht Vic. d'Archiac die ganze Bildung nochmals abzutheilen und zugleich die Parallelen mit den englischen Formationsgruppen zu ziehen. Er unterscheidet eine obere, 5 Meter mächtige Ablagerung, welche er „Calcareous grit inférieur" nennt, einen mittleren, 22½ Meter mächtigen Theil, welchen er mit dem „Oxfordclay" identificirt, während er die unteren, 2,6 Meter mächtigen Mergel mit Eisenoolithen als „Kelloway-Rock" besonders hervorhebt und als solchen zu bestimmen sucht.

In dieser unteren Abtheilung (5) finden sich nach Vic. d'Archiac folgende Arten, von welchen ich die mir bekannteren hier aufzähle:

Pentacrinus pentagonalis.
Millericrinus Beaumontianus.
„ Milleri.
Dysaster propinquus.
Rhynchonella Thurmanni.
Belemnites hastatus.
Ammonites (? biplex).
„ cordatus.
Ammonites quadratus.
„ Mariae.
„ perarmatus.
„ Taucasianus.
Ammonites, 2 Species, ähnlich dem Amm. Arduennensis und dem Amm. Constanti.

Indem ich auf die Richtigkeit der Bestimmungen vertraue, ziehe ich aus dem Vorkommen dieser Arten den Schluss, dass die Schicht, in welcher dieselben sich fanden, ein Glied der Oxfordgruppe bildet, annähernd in der Zone des Amm. biarmatus oder vielleicht unmittelbar darüber ihren Platz hat, während für eine Vertretung der Kellowaygruppe hier keine bestimmten Thatsachen zu sprechen scheinen.

Haut-Rhin. Die Untersuchungen von Herrn Köchlin-Schlumberger* über die jurassischen Niederschläge von Belfort

* J. Köchlin-Schlumberger, Études géologiques dans le département du Haut-Rhin. Bullet. Soc. géol. de France 17. Nov. 1856, pag. 117.

(Haut-Rhin) kommen mir vor Beendigung dieses Heftes sehr erwünscht und ich freue mich, dieselben noch einreihen zu können. Herr Köchlin-Schlumberger hat die Kellowaygruppe in diesem Districte auf das Gründlichste nachgewiesen und durch seine Liste pag. 128 gezeigt, dass die Zonen 1) des *Amm. macrocephalus*, 2) des *Amm. anceps, pustulatus* und *Jason*, 3) des *Amm. Dunkani* (d. h. *athleta)* in den zum Theil sandigen, zum Theil mergeligen Lagen mit Eisenoolithen ausgesprochen sind und durch zahlreiche Fossile repräsentirt werden. Ueber denselben folgt eine thonige Bildung mit verkiesten Ammoniten, welche er nach Thurmann und Marcou „Marnes oxfordiennes" nennt, und welche auch beinahe vollständig den so bezeichneten Niederschlägen im Mont-Terrible und im Juradepartement entsprechen, nur mit dem Unterschiede, dass hier einige Arten aus den obersten Lagen der Kellowaygruppe, wie z. B. Amm. Dunkani und bipartitus mit vorkommen. Unter den von Herrn Köchlin-Schlumberger bestimmten Arten entsprechen mehrere der leitendsten Species den Vorkommnissen, welche ich auch von andern Gegenden aus der Zone des Amm. biarmatus kennen gelernt habe. Folgende Arten aus der Zone des Amm. biarmatus finden sich in den „Marnes oxfordiennes" der Umgebungen von Belfort (Haut-Rhin):

Belemnites hastatus.	Pecten fibrosus.
Ammonites Lamberti.	Diadema superbum.
„ Eugeni.	Pentacrinus pentagonalis.
„ perarmatus.	Millericrinus echinatus.
„ oculatus.	Sphenodus longidens.

Darüber folgt das Terrain à Chailles in einer Mächtigkeit von 60 Metern, in dessen Oberregion zahlreiche Corallen eingebettet sind, wie wir es bei dieser Bildung später häufig zu beobachten haben.

Ehe wir zu den Ablagerungen des Pariser Beckens übergehen, wenden wir uns noch kurz zu der Betrachtung der Zone des Amm. biarmatus in einem der südlicheren Districte.

Zone des Amm. biarmatus am südöstlichen Rande des Centralplateau's von Frankreich. Während

in den Dep. Hérault, Gard und Ardêche * die tieferen oolithischen Niederschläge paläontologisch noch nicht bestimmt eingereiht werden konnten, haben wir in §. 66 gesehen dass an einigen Punkten, wie zu Crussol, la Voulte und Privas (Ardêche) und Pierremorte (Gard) die Kellowaygruppe z. Thl. durch Eisenerzflöze gebildet wird, in denen an mehreren Punkten zahlreiche Leitmuscheln obiger Formation gefunden wurden. Ueber denselben folgen nun ganz regelrecht die Schichten, deren Einschlüsse mit denen übereinstimmen, welche für die Zone des Amm. biarmatus vorangestellt wurden. Im Hérault-Dep., woselbst das Auftreten der Kellowaygruppe noch nicht constatirt werden konnte, liegen die Oxfordschichten über den mächtigen Kalken und Dolomiten, welche die französischen Geologen in die „Groupe inférieur du Systeme oolithique" stellen, deren einzelne Zonen aber paläontologisch nicht mit derjenigen Bestimmtheit erforscht sind, um eine genaue Einreihung ausführen zu können. Die Oxfordgruppe, welche in jenen Departements eine beträchtliche Mächtigkeit besitzt, schliesst gleich an ihrer Basis eine Reihe characteristischer Species ein, unter welchen folgende Arten die Hauptrolle zu spielen scheinen:

Bel. hastatus, Amm. Henrici, cristatus, oculatus, cordatus, perarmatus, plicatilis,

deren Vorkommen in diesen südlichen Districten einen werthvollen Beitrag für die Beständigkeit des Horizontes liefert, mit welchem die Oxfordgruppe von unten beginnt.

Zone des Amm. biarmatus im Pariser Becken. Am südlichen Rande sollen in den Dep. Vienne, Indre, Cher und Nièvre die Oxfordschichten zwar an verschiedenen Punkten aufgeschlossen sein, allein es sind die Beobachtungen, welche in jenen Districten gemacht wurden, noch zu unbestimmt und insbesondere auch die paläontologischen Angaben noch zu wenig erprobt, um sie hier aufnehmen zu können. Ich beginne deshalb mit den Verhältnissen der Zone des Amm. biarmatus im Yonnedepartement.

---

* Vergl. die schon §. 66 für diese Bildungen gemachten Citate.

Etivey (Yonne). Die Oxfordgruppe tritt im Departement der Yonne an einer Reihe von Localitäten auf. Die organischen Reste, welche in den verschiedenen Niederschlägen gefunden werden, traf ich in der Sammlung des Herrn Rathier zu Tonnere zahlreich vertreten, während ich einen Theil der Ablagerungen auf einer Excursion in die Umgebungen von Ancy le Franc besichtigte. Da jedoch E. Hébert * in seiner neuesten Arbeit die Zone des Amm. biarmatus in paläontologischer und stratigraphischer Beziehung auf's Zuverlässigste beschrieben hat, so ziehe ich vor, die von ihm an einer günstigeren Localität gewonnenen Resultate hier kurz anzuführen. Nach ihm sollen in den weiteren Umgebungen von Etivey (an der östlichen Grenze des Dep. der Yonne) die den eigentlichen Kellowayschichten entsprechenden Lagen an mehreren Punkten aufgeschlossen sein. Darüber folgen die Eisenerze von Etivey, welche hier bergmännisch gewonnen werden. E. Hébert sammelte eine Reihe bezeichnender Oxfordspecies aus jenen Erzlagen. Ich führe hier diejenigen Arten an, für deren Vorkommen ich mir getraue, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Es sind folgende:

Belemnites Puzosianus.	Ammonites (Babeanus) - biarmatus.
Ammonites cordatus.	
„ plicatilis.	Ammonites oculatus.
„ Sutherlandiae.	„ Constanti.
„ Arduennensis.	„ Eugeni.
„ perarmatus.	

Verfolgen wir die Oxfordschichten von dieser Localität aus in nordöstlicher Richtung bis in das angrenzende Dep. Côte d'Or, so bekommen wir zwar in manchen Beziehungen ganz ähnliche Verhältnisse, welche aber dennoch einige Beachtung verdienen.

Châtillon sur Seine (Côte d'Or). Vergl. §. 66. Aus den Arbeiten von J. Beaudouin ** geht hervor, dass die für

---

* E. Hébert Terr. jurass. dans le bassin de Paris pag. 51. Mém. Acad. des Sc. 3. Nov. 1856.

** Bullet. Soc. géol. de Fr. 18. Sept. 1851. pag. 582.

die Zone des Amm. biarmatus leitenden Arten hier zahlreich und characteristisch vorkommen. Doch trennt J. Beaudouin ihre Lage nicht besonders ab, sondern führt pag. 587 deren Einschlüsse mit denen der Kellowaygruppe in einer vereinigten Liste an, aus welcher ich folgende Species herausziehe und sie hier zusammenstelle:

Ammonites Christoli Beaud.
" cristatus Sow. (crenatus Beaud.)
" Sutherlandiae Murch. (u. Goliathus d'Orb.)
" Lamberti Sow.
" cordatus Sow.
" Constanti d'Orb.
" Eugeni Rasp.
" biarmatus Ziet. (Babeanus d'Orb.)
Belemnites hastatus Blainv.
Terebratula impressa Bronn.
Rhynchonella (spinulosa?) T. senticosa.
Gryphaea Ostr. dilatata Sow.
Ostrea gregaria Sow.
Pecten fibrosus Sow.
" intertextus Röm. (Collineus Buv.)
Millericrinus Beaumontianus d'Orb.
" aculeatus d'Orb.
" Nodotianus d'Orb.
" subechinatus d'Orb.
Asterias jurensis Münst. *

Sie zeigen die paläontologische Vertretung der Zone des Amm. biarmatus im Dep. Côte d'Or, in der 9,88 Meter mächtigen „Sous-groupe inférieur", während die darüber liegende „Sous-groupe supérieur" schon einer höheren Abtheilung angehört. Vergl. §. 90.

Departem. der Haute-Marne. Obschon die Durchschnitte,

* Ich verdanke eine Anzahl der von Châtillon hier und in §. 60 angeführten Arten der Güte meines Freundes J. Marcou. Es sind zum Theil ausserordentlich gut erhaltene Stücke, deren Bestimmung mir die Untersuchungen von J. Beaudouin bestätigte.

welche M. E. Royer* für den oberen Jura seines Departements zusammengestellt hat, eine vollständige Vertretung der Oxfordgruppe folgern lassen, so sind dessen paläontologische Angaben doch viel zu dürftig, um aus seiner Arbeit irgend welche Schlüsse über die genaueren Verhältnisse dieser Gruppe in jenem Departement ziehen zu können. Ich muss desshalb auf ein weiteres Eingehen verzichten und wende mich unmittelbar zur Betrachtung der Zone in dem gegen Norden angrenzenden Dep. der Meuse.

Departem. der Meuse. Die Zone des Amm. biarmatus findet sich in diesem Departement in einem Schichtencomplex, welchen A. Buvignier** „Groupe des Argiles de la Woèvre" nannte, in welchem aber zugleich auch die Kellowayschichten enthalten sind. Er unterschied 3 Unterabtheilungen, deren unterste noch am annäherndsten den Zonen des Amm. macrocephalus, des Amm. anceps und des Amm. athleta entsprechen dürfte, obwohl er auch in seiner mittleren „Sous-Groupe" wiederum einzelne Kellowayspecies aufzählt. Obschon sich demnach auf Grund seiner paläontologischen Bestimmungen die einzelnen Unterabtheilungen der Oxfordgruppe nicht bestimmter unterscheiden lassen, so können wir doch annähernd das Niveau herausfinden, welches im Dép. der Meuse der Zone des Amm. biarmatus entspricht, indem von Buvignier folgende Arten*** theils aus den unteren, theils aus den oberen Lagen der Oxfordgruppe angeführt werden:

---

* E. Royer; Aperçu sur les terrains corallien et oxfordien de la Haute-Marne. Bullet. Soc. géol. de France 14.—18. Sept. 1851. pag. 600.

** A. Buvignier, 1852 Statistique géologique minéralogique du Dép. de la Meuse. Text pag. 216.

*** Es ist mir bei Citaten von leitenden Arten nicht immer möglich, die ganze Liste wiederzugeben, welche von den einzelnen Geologen ursprünglich zusammengestellt wurde, um eine betreffende Ablagerung zu characterisiren. Ich habe in erster Linie diejenigen Species mit Stillschweigen übergangen, in deren Aufzählung ein grober Verstoss gegen alle seitherigen Erfahrungen liegen würde. Ausserdem habe ich aber in den meisten Fällen auch die zweifelhaften oder unbedeutenderen Arten unerwähnt gelassen, da die Beobachtungen wenigstens bis jetzt noch nicht so weit vorgeschritten sind, um einem jeglichen Citate ohne Unterschied denselben Werth beilegen zu können.

Belemnites hastatus.
„ Puzosianus.
„ ? excentricus.
Ammonites perarmatus.
„ Lamberti.
„ cordatus.
Chemnitzia Heddingtonensis.
Phasianella striata.
Gryphaea dilatata.
Ostrea gregaria.
Plicatula tubifera.
Pecten inaequicostatus.
„ collineus.
Gervillia aviculoides.
Perna mytiloides.
Avicula expansa.
Pinna lanceolata.
Goniomya litterata.
Pholadomya canaliculata.
„ exaltata.
Rhynchonella Thurmanni.
Nucleolites scutatus.
Glypticus hieroglyphicus.
Cidaris Blumenbachi - (florigemma).
Millericrinus ornatus.
„ horridus.
„ aculeatus.
„ Beaumontianus.
Asterias jurensis.

Obgleich eine Anzahl derselben die Zone des Cidaris florigemma characterisirt, so deuten die übrigen Species (vorausgesetzt dass ihre Bestimmung richtig ist) doch die Vertretung der Zone des Amm. biarmatus mit Sicherheit an. Sehr wahrscheinlich ist dieselbe etwa an der Basis der „Sous-groupe moyen“ ausgesprochen, während die höheren Lagen dann schon mit der Zone des Cid. florigemma zu vereinigen wären, deren weitere Fortsetzung ich in §. 90 gegeben habe.

Departement der Ardennen. In den Umgebungen von Launois finden sich die beachtenswerthen Aufschlüsse, durch welche über dem Grossoolith eine Reihe mächtiger Niederschläge entblösst wird. Buvignier und Sauvage haben dieselben ausführlich beschrieben *, doch halte ich mich hier an die Zusammenstellungen von E. Hébert. ** Derselbe giebt einen Durchschnitt der über dem Grossoolith zunächst folgenden Bänke, welche bei einer beträchtlichen Mächtigkeit in paläontologischer Beziehung mit denjenigen Lagen übereinstimmen sollen, welche

* Sauvage et Buvignier, Statistique mineralogique et pal. du Dép. des Ardennes 1842.

** E. Hébert, 1857. Terr. jur. dans le bassin de Paris pag. 44 — 46.

ich in §. 65 und 66 als Zonen des Amm. macrocephalus, anceps und athleta beschrieb. Sie werden unweit Launois zu verschiedenen Zwecken ausgebeutet und enthalten mehrere Eisenerzflöze. Darüber folgen sandige und mergelige Kalke (zusammen 13 Meter mächtig mit Amm. Lamberti und einigen zweischaligen Muscheln). Ich betrachte dieselben als unterste Lage der Oxfordgruppe, bei genaueren Nachforschungen dürften sich hier die Leitmuscheln aus der Zone des Amm. biarmatus nachweisen lassen. Unmittelbar darüber folgen nun die Eisenerze von Vieil St. Remy und Neuvizi, welche nach Buv. und Sauvage eine Mächtigkeit von 8 — 10 Meter besitzen und durch deren Reichthum an organischen Resten diese Localitäten so bekannt geworden sind. In den Erzwäschen kommen die schönen verkieselten Einschlüsse zu Tag, deren Specieszahl über 200 steigt. Ich verdanke Herrn L. Sömann eine zahlreiche Suite der dortigen Vorkommnisse. Es finden sich viele Cephalopoden, Gasteropoden, Acephalen, Brachiopoden, Anneliden, Echinodermen und Corallen. Auch von Wirbelthieren kamen vereinzelte Reste vor. Sowohl aus den stratigraphischen Verhältnissen als aus der Gesammtheit der paläontologischen Charactere glaube ich den Schluss ziehen zu müssen, dass die Eisenerze nicht die Basis der Zone des Amm. biarmatus bilden, sondern dass sie ein etwas höheres Niveau einnehmen. Folgende Arten gehören zu den wichtigen Vorkommnissen der Eisenerze von Vieil-Saint-Remy und Neuvizi (Ardennen).

Belemnites hastatus.
„ Puzosianus.
Nautilus Arduennensis.
Ammonites Sutherlandiae.
„ cordatus.
„ tortisulcatus.
„ plicatilis.
„ Eugenii.
„ Arduennensis.
„ perarmatus.
„ biarmatus.
Ammonites Constanti.
„ Henrici.
„ oculatus.
„ Erato.
„ Christoli.
Nerinea nodosa.
Turbo Meriani.
Pleurotomaria Buchana.
Sowerbya crassa.
Trigonia spinifera.
„ clavellata.

Gervillia aviculoides.
Perna mytiloides.
Pecten subfibrosus.
„ inaequicostatus.
„ intertextus.
Plicatula tubifera.
Gryphaea dilatata.
Ostrea gregaria.
Terebratula impressa.
Terebratula Bernardina.
„ Delmontana.
Rhynchonella Thurmanni.
„ Arduennensis.
Millericrinus aculeatus.
„ horridus.
„ Beaumontianus.
„ ornatus.

Ueber den Eisenerzen folgt nach E. Hébert noch ein mächtiges Schichtensystem, welches ich mit dem obern Oxfordien vereinige, und dessen genauere Verhältnisse ich in §. 90 angebe.

Zone des Amm. biarmatus im Dep. Pas de Calais. In §. 65 konnte ich nur einige Andeutungen über das Vorkommen der Zone des Amm. macrocephalus in dem Dep. Pas de Calais anführen. Seither erhielt ich jedoch durch die Güte H. Bouchard's weitere Beiträge über das Auftreten der Kelloway- und Oxfordschichten; zugleich theilte mir derselbe mehrere der für die Zone des Amm. macrocephalus leitenden Arten, wie Amm. Calloviensis, modiolaris, Königi mit, welche dort in einem braunen oolithischen Gestein in einer und derselben Bank gefunden werden. Die Zonen des Amm. anceps und des Amm. athleta scheinen dort nirgends deutlich aufgeschlossen zu sein, dagegen beginnt die Oxfordgruppe zu unterst mit dunklen Thonen, in welchen zahlreiche meist kleine und verkieste Versteinerungen gefunden wurden, deren Vorkommen den Beweis liefert, dass auch an der Küste von Boulogne die Zone des Amm. biarmatus vertreten sei. Es sind folgende Arten:

Belemnites Puzosianus.
Ammonites Lamberti.
„ Mariae.
„ cordatus.
„ cristatus.
Ammonites oculatus.
Rhynchonella Thurmanni.
Terebratula impressa.
Zahlreiche Säulenglieder von Millericrinus.

Ueber diesen Lagen folgen noch beträchtliche Niederschläge, welche gleichfalls in die Oxfordgruppe gehören, jedoch in eine höhere Zone einzureihen wären.

Unterhaltung und aus vorwitzigem Dilettantismus geleſen und ohne Prüfung angenommen werden. So ſchädlich übrigens das vorwitzige und anmaßliche Uebergreifen von Laien und Dilettanten in Sphären, die ihnen eigentlich fremd ſind, in manchen Fällen werden kann, ſo wünſchenswerth und heilſam wäre es auf der andern Seite, wenn einzelne Literaturfächer, wie z. B. und vorzüglich Geſchichte, Naturgeſchichte u. dergl., welche urſprünglich Gegenſtände des Studiums ſind, immer fruchtbarer an Werken würden, welche auch für den gebildeten Laien genießbar, lehrreich und angenehm wären, wenn das leſende Publikum, oder wenigſtens ein Theil davon, eine immer wachſende Zahl, herbeigezogen und emporgehoben würde zum Intereſſe an einer ernſten, gediegenen wahrhaft bildenden Lektüre; wenn die Mehrzahl der Leſeluſtigen ſtatt unſtät flatternder Schmetterlinge — emſig ſammelnde Bienen wären, von einem, wenn auch anfangs vielleicht unſichern, doch mit der Zeit erſtarkenden Inſtinkt hingelenkt auf ſolche Blüthen der Literatur, welche ihnen wirklich Nahrung gewähren können; wenn endlich auch die Lektüre von unterhaltenden, imaginativen und poetiſchen Büchern mit mehr Ernſt und Andacht, als gewöhnlich geſchieht, betrieben würde. Gar zu häufig lieſt man, um ſich die Zeit zu vertreiben, ſtatt: um ſie auf die würdigſte Weiſe und zugleich genußreich, auszufüllen. Wenn ein alter Grieche, aus dem Grabe wiedererſtehend, in unſer modernes Leben hineinverſetzt würde: über nichts vielleicht würde er ſich ſo verwundern, als über die Rolle, welche bei uns das Leſen ſpielt; wenn er die Bibliotheken, Muſeen, die Kaſino's, die Leſekabinete, die Klubs ſähe, mit den in tiefem Schweigen herumſitzenden Leſern, die Boudoirs ſeiner Damen, ſtrotzend von hübſchgebundenen Büchern, die Beſitzerin die Morgenſtunden mit einem neuerſchienenen Werke ſich vertreibend, um Abends darüber urtheilen zu können — die Journale, die unentbehrliche Würze des Frühſtücks oder Abendbrods — und in den der alten Sitte treuen Häuſern die Bücher, daraus man den Morgen- und Abendſegen betet; wenn er Zeuge wäre, wie in den Thor-, Wacht- und Geſindeſtuben zerleſene Romane und „Geſchichten“ kurſiren und mancher hohle, männliche oder weibliche Kopf, der täglich ſeinen Band aus der Leihbibliothek verſchlingt, nachdem er Tauſende von Bänden verzehrt, immer konfuſer, wüſter und leerer wird. Die Leſeſucht und Leſewuth iſt ein ſo

Oestlicher Rand des Pariser Beckens. Im Dep. Maine et Loire sollen in den Umgebungen von Montreuil-Bellay (Vergl. §. 66) über der Kellowaygruppe Oxfordschichten entwickelt sein, doch erhielt ich über deren Auftreten nur wenige mündliche Mittheilungen, welche ich hier übergehe. Orne: in dem Durchschnitte, welchen M. Bachelier * von den Bildungen bei St. Scolasse (Orne) gegeben hat, genügen die paläontologischen Angaben, zwar gerade noch, um die Vertretung der Oxfordgruppe an jener Localität zu ersehen, allein sie beschränken sich auf die spärliche Aufzählung einiger fossilen Species. Unter letzteren sind die wohlerhaltenen Exemplare von *Palinurus squamifer* und *P. longebrachiatus* Desl. ** beachtenswerth; wie diese, so findet sich auch Gryphaea dilatata hier sehr häufig, im Uebrigen fehlen jedoch in jener Arbeit die genaueren Angaben über das Vorkommen der wichtigeren Leitmuscheln aus der Zone des Amm. biarmatus.

Departement der Sarthe. E. Hébert *** behandelt die jurassischen Niederschläge von St. Scolasse gemeinschaftlich mit denen des Dep. der Sarthe. Nach ihm folgen hier über der Zone des Amm. athleta und Dunkani mehrere Lagen sandiger Thone und Kalke, characterisirt durch *Amm. perarmatus, cordatus* und *Lalandeanus* (und einige weitere Arten, für deren richtige Deutung ich keine Verantwortung übernehme). Nach E. Hébert sollen Amm. perarmatus und Lalandeanus in einer Bank beginnen, in welche Amm. athleta und Dunkani wenn nicht hinaufreichen, so doch in einem sehr benachbarten Niveau noch angetroffen werden. Vielleicht ergiebt sich später eine noch schärfere Abtrennung, vorerst bestimmen wir die Zone des Amm. biarmatus im Dep. der Sarthe durch das Erscheinen von Amm. perarmatus und cordatus, welches sich seither immer als ein äus-

---

* Bachelier; Observation sur le terrain des environs de Sainte-Scolasse sur Sarthe (Orne). Bullet. Soc. géol. de France. 1. Sept. 1850 pag. 749.

** E. Deslongchamps Mém. pour servir à l'hist. nat. des crust. foss. Mém. Soc. Linn. de Norm. 1842. Band VII, pag. 55 und pag. 58.

*** E. Hébert. Terrains jur. dans le Bassin de Paris. Acad. des Sc. 3. Nov. 1856. Separatabdr. pag. 42—43.

sent bestimmtes ergeben hat. Ueber mittleres und oberes Oxfordien im Dep. der Sarthe vergl. §. 90.

Calvados. An den Küstenwänden zwischen **Dives** und **Villers** folgt die Zone des Amm. biarmatus zwar regelmässig über den Schichten des Amm. athleta und ornatus, doch ist es schwierig, eine bestimmte Trennungslinie zwischen beiden Zonen zu ziehen, da ihre mineralogische Beschaffenheit beinahe die gleiche ist. *Amm. Lamberti, cordatus, biarmatus, Eugeni, Belemnites hastatus, Pecten fibrosus, Perna mytiloides, Gryphaea dilatata, Ostrea gregaria, Terebratula Bernardina* u. s. w. characterisiren die dunkle Masse der Thone, welche dem englischen Oxfordclay entsprechen. Zwischen Dives und Villers macht sich darüber eine braune oolithische Bank bemerklich, in welcher *Amm. perarmatus* und *cordatus, Rhynchonella Thurmanni* u. s. w. besonders häufig vorkommen. Die Thone selbst besitzen eine beträchtliche Mächtigkeit. Bei Trouville werden sie von festeren Bänken überlagert, welche dem englischen Lower Calc. grit und Coralline Oolith entsprechen. Ueberhaupt stimmt die ganze Bildung aufs Genaueste mit demjenigen Typus überein, nach welchem der obere Jura in England entwickelt ist. Ich verweise hier auf Profil Nr. 47, §. 90, in welches die ganze Oxfordgruppe nach ihren mineralogischen Verhältnissen an jener Küste aufgenommen wurde.

§. 86. **Die Zone des Amm. biarmatus in England.** Schichte (t) in den Profilen Nr. 48, 49 und 50. Ueber der Zone des Amm. athleta, deren Nachweise für England in §. 66 gegeben wurden, erhebt sich eine mächtige Formation, welche durch zwei, mineralogisch verschiedene Ablagerungen gebildet wird, deren untere aus einer betächtlichen Thonschicht besteht, über welcher ein System von Oolithen und sandigen Kalken folgt, das die obere Hälfte jener Etage einnimmt und dessen genauere Verhältnisse ich in §. 91 berühren werde. Die Thone (**Oxfordclay** der Engländer) entsprechen der Zone des Amm. biarmatus. Obschon sie hier ganz ähnliche Gesteinsbeschaffenheit zeigen, wie im Dep. Calvados, so habe ich dennoch in England keinen Punkt

kennen gelernt, an welchem die organischen Reste dieser Zone gleich zahlreich und wohlerhalten vorkommen würden, wie im Dep. Calvados an den Küstenwänden zwischen Dives und Villers. Häufig fand ich die Thone äusserst arm an Versteinerungen, doch erleichtert uns die Gleichmässigkeit, mit welcher diese Thone von der Küste von Weymouth an sich durch ganz England bis an die Yorkshireküste hinziehen, ihr Wiedererkennen. Ich will ihr Auftreten an einigen englischen Localitäten hier kurz berühren.

Oestlich von Weymouth (Dorsetshire) zeigen sich an den hohen Küstenwänden die dunklen Thonmassen, welche schon von den ersten englischen Geologen „Oxfordclay" genannt, insbesondere aber von Buckland und de la Beche * beschrieben wurden. Nach diesen beträgt deren Mächtigkeit 300 Fuss, welche Zahl jedoch vermindert wird, da wir die Aequivalente der Kellowaygruppe, welche hier mit einbegriffen wurden, von dem dortigen Oxfordthon abzutrennen haben. Leider sind jedoch die paläontologischen Untersuchungen dieser Ablagerung noch sehr dürftig, man kennt bis jetzt nur wenige Arten, welche in jenen Thonniederschlägen gefunden wurden. Bemerklicher als die organischen Reste machen sich hier die grossen, in der untern Masse der Thone vertheilten Septarien. Es sind harte graue Geoden, ** deren Inneres von vielen Sprüngen durchzogen ist, welche jedoch durch crystallisirte Substanz ausgekleidet werden. In diesen unteren Lagen, welche ganz in der Nähe von Weymouth anstehen und welche besonders auch durch zahlreiche ausgewitterte Gypscrystalle characterisirt werden, hätten wir die verschiedenen Zonen der Kellowaygruppe aufzusuchen. Dass einzelne Leitmuscheln dieser Etage hier gesammelt wurden, habe ich schon früher erwähnt, ich selbst fand jedoch keine Fossile

---

* Buckland and de la Beche 1830, on the geol. of the Neighbourhood of Weymouth pag. 28. Geol. Transact. 2 Ser. IV. Bd.

** Die oft centnerschweren, ovalen oder runden Geoden (dort Turtle-Stones genannt) werden zersägt, geschliffen und polirt, wobei die von der Mitte ausgehenden Radien von crystallisirter Substanz durch ihre Färbung der Platte zwar eine bunte, aber dennoch regelmässige und schöne Zeichnung verleihen.

darin; der ganze Strand war damals mit mächtigen Kiesbänken bedeckt, so dass vielleicht gerade die petrefactenreicheren Schichten nicht sichtbar waren. Eine scharfe Zonenbestimmung und Abtrennung beider Etagen war unter diesen Umständen auch nicht möglich. Es lässt sich desshalb nur in allgemeiner Weise verfahren, indem wir die grössere und obere Masse jener Thone als Zone des Amm. biarmatus deuten, in welcher aber ausser *Amm. cordatus, cristatus* und *Gryphaea dilatata* bis jetzt nur noch wenige Arten nachgewiesen wurden.

In den Umgebungen von Chippenham (Wiltshire) folgen wiederum dunkle fette Thone über der Zone des Amm. athleta. Leider werden aber deren Fossile von den englischen Geologen nicht besonders aufgezählt, sondern es enthalten die vorhandenen Listen immer zugleich auch die zahlreicheren Arten der Kellowaygruppe. Ich brachte zwar den Amm. cordatus aus den dortigen Oxfordthonen mit, auch überzeugte ich mich von dem Vorkommen des Amm. perarmatus und noch einiger anderer Arten aus der Zone des Amm. biarmatus, allein es fehlen uns hier wiederum zahlreichere Nachweise der einzelnen leitenden Species.

In Oxfordshire, Bedfordshire, Northamptonshire, Cambridgeshire und Lincolnshire sind die Verhältnisse ähnlich den seitherigen, nur haben die Untersuchungen noch sehr wenige Resultate geliefert, denn von den organischen Einschlüssen ist bis jetzt beinahe noch nichts bekannt geworden. Ich sah die Bildung nur an wenig Stellen, die Oxfordthone verrathen sich zwar leicht durch ihre Farbe und ihre übrigen physikalischen Eigenschaften, allein sie sind hier überall arm an Versteinerungen. In Northamptonshire traf ich sie an mehreren Punkten auf secundärer Lagerstätte, fand aber in den angeschwemmten Thonmassen immerhin wenigstens einzelne Leitmuscheln der Zone.

Yorkshire. Die Nachweise, welche J. Phillips über die Verhältnisse des Oxfordthones an der Küste von Yorkshire gegeben hat, gehören zu dem Besten und Vollständigsten, was über diese Ablagerung in England bis jetzt bekannt geworden. Seine Resultate werden durch die weiteren Beobachtungen von

Williamson zum Theil ergänzt. Ich benütze diese Arbeiten, * ** um das, was ich selbst gesehen, hier wiedergeben zu können. Der 130—150 Fuss mächtige Oxfordthon scheidet sich auf's Deutlichste zwischen den festen Bänken des Kelloway-Rock und Lower calcareous grit aus. Die unteren Lagen besitzen eine blaugraue Farbe, welche gegen oben etwas mehr in's Gelbliche übergeht. Ich fand zwar nur wenige Fossile selbst, doch sah ich einige der wichtigsten Leitmuscheln aus der Zone des Amm. biarmatus in den verschiedenen Sammlungen von York, Whitby und Scarborough, deren Vorkommen mir die Angaben von Phillips und Williamson zum Theil bestätigten. Soweit es hier nöthig ist, und soweit die bis jetzt gemachten Erfunde eine Bestimmung ermöglichen, stelle ich hier die im Oxfordclay (Zone des Amm. biarmatus) von Scarborough (Yorkshire) vorgekommenen Arten zusammen.

Belemnites hastatus.	Ammonites oculatus.
Ammonites cordatus.	Aptychus polytus.
„ cristatus.	Leda nuda.
„ perarmatus (wahrscheinlich der Williamson'sche Amm. athleta.	Nucula elliptica.
	Pinna mitis.
	Gryphaea dilatata.

Ausser diesen Arten werden von Phillips und von Williamson noch eine Anzahl anderer Species angeführt, welche ich aber hier übergehe, da ich denselben keine bestimmtere Deutung abzugewinnen vermag. Wenn schon obige Liste nur klein ist, so sind doch mehrere sehr characteristische Arten darin angeführt, durch deren Vorkommen der Synchronismus des Oxfordthones von Yorkshire mit den Schichten des Amm. biarmatus auf dem Continente mehr als wahrscheinlich gemacht wird. Weitere Bestätigung erhält derselbe aber durch die an der Basis des Oxfordthones an jener Küste so deutlich entwickelten Schichten mit

* J. Phillips, 1829. Geology of Yorkshire, pag. 137.

** W. C. Williamson, on the distribution of organic remains in the strata of the Yorkshire coast, from the upper Sandstone to the Oxfordclay incl. Geol. Transact. 9. Mai 1838. II. Ser. VI. Bd. pag. 143.

Amm. ornatus und athleta, sowie durch die über dem Oxfordclay folgenden Lagen des Lower calcareous grit, indem diese gegen oben und gegen unten angrenzenden Ablagerungen hier ganz ähnliche Charactere zeigen, wie sie sich bei den entsprechenden Niederschlägen in den verschiedenen Ländern beobachten lassen.

(Mittleres und oberes Oxfordien.)

Spongitenschichten und Zone des *Cidaris florigemma.*

§. 87. Synonymik. Da sich die mittleren und oberen Niederschläge der Oxfordgruppe an den verschiedenen Localitäten nach 2 wesentlich von einander abweichenden Typen entwickelt haben, so stelle ich die Synonymik für jeden derselben in zwei parallelen Abtheilungen zusammen, mit dem Bemerken, dass die Scyphienkalke gewöhnlich unmittelbar über der Zone des Amm. biarmatus beginnen, bisweilen aber eine mächtige Ablagerung bilden. Dagegen treten die Corallenschichten mit Cidaris florigemma erst in den obersten Lagen der Oxfordgruppe auf.

1ster Typus nach den Bildungen in England. Calcareous Grit und Oxford Oolith. Zone des Cidaris florigemma.

Syn. „Coralrag and Pisolite," Will. Smith 1816 Strata identified by organized fossils pag. 19. Calcareous Sand and Grit, oolitic Strata with the Coralrag, Conyb. and Phillips 1822 Outlines of the Geology of Engl. and Wales 1 Bd. pag. 166. „Oxford Oolite". Fitton 1827, on the Strata below the Chalk. Geol. Transact. 2. Ser. IV. Bd. pag. 105 und 127. „Calcareous grit, Coralline or Oxford-Oolite", Buckland & de la Bèche 1830, on the Geology of Weymouth. Geol. Transact. 2. Ser. IV. Bd. pag. 23 und pag. 28 „Lower calcareous grit, Coralline Oolite, Upper calcareous grit", Phillips 1829 Geol. of York-

2ter Typus nach den Bildungen an der schwäbischen Alp und im Canton Aarau. Spongitenschichten oder Scyphienkalke. Argovien Marcou.

Syn. „Oberer Oxfordthon (pars)" v. Mandelsloh, 1834 geogn. Profile der schwäbischen Alp. Facies à polipiers spongieux du terr. à Ch Gressly 1838—1841. Observ. sur le Jura soleurois pag. 166. „Scyphiakalk und massiger Kalk", Mousson 1840, geol. Skizze der Umgebungen von Baden pag. 115—116. „Weisser Jura β, γ u. (δ pars): Wohlgeschichtete Kalkbänke, Spongitenlager und regelmässig geschichtete Kalkbänke," Quenstedt 1843, Flözgebirge pag. 536. „Argovien (und Calc. corallien)," Marcou 1846 Rech. sur le Jura salinois pag. 88—100. „Terrain des marnes et calcaires gris cendré

shire pag. 33. „Calcaire coralligue, Alex. Brongniart 1829 Tableau des terrains pag. 410. Terrain à Chailles, Calcaire & Oolite corallienne", Thurmann, Gressly, Studer u. Andere. „Kieselnierenkalk", Leonhard, Fromherz u. Andere.

avec couche de spongiaires," J. Beaudouin Bullet. Soc. géol. de France 18. Sept. 1851 pag. 589. „Oxfordclay supérieur", J. Beaudouin, ibid. pag. 609, Profil. „Schwäbischer Kalk (pars), Fromherz, Handbuch der Geologie 1856. Herausgegeben von E. Stizemberger pag. 200. *

Paläontologie: Während in Profil Nr. 43, §. 81 die wichtigeren der hier in Betracht kommenden fossilen Arten eingeschrieben wurden, so verweise ich statt einer nochmaligen Aufzählung der bis jetzt bekannt gewordenen Species auf die im Nachfolgenden gegebenen Listen, der an den einzelnen Localitäten gemachten Erfunde. Ich hebe für den einen Typus der Ablagerungen insbesondere die §. 89 aus dem Terrain à Chailles und die in §. 91 aus dem Oxfordoolith angeführten Species hervor, deren ergänzende Citate sich in §. 80 vereinigt finden, während für den andern Typus, d. h. für die Scyphienkalke die leitenden Arten in §. 94 zusammengestellt wurden.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate.

A) Wir betrachten die mittleren und oberen Oxfordschichten zuerst an denjenigen Localitäten, an welchen sie nach dem Typus der englischen Bildungen entwickelt sind. Wie ich schon erwähnte, wurden die mittleren und oberen Lagen der Oxfordgruppe in England nach ihrer mineralogischen Beschaffenheit in folgende Unterabtheilungen getrennt: *„Lower calcareous grit, Oxford Oolith* und *Upper calcareous grit"*. Auch in Frankreich wurden diese Bezeichnungen wenigstens da einheimisch, wo sie sich leicht übertragen liessen, wie z. B. an der Küste der Normandie. Dagegen

* In den Dep. Jura und Côte d'Or treten die Scyphienkalke nur an der Basis der Zone auf: die von Marcou und Beaudouin bearbeiteten Bildungen repräsentiren deshalb beide Typen des oberen Oxfordien, was in Betreff der gegebenen Synonymik hier besonders bemerkt werden musste.

habe ich den dem *Oxfordoolith* entsprechenden Niederschlägen den besonderen Namen Zone des Cidaris florigemma beigelegt, da hier Cidaris florigemma in Gesellschaft zahlreicher Echinodermen, Corallen u. s. w. einen Horizont bildet, dessen paläontologische Charactere an einer Reihe von Localitäten in übereinstimmender Weise ausgesprochen sind und sich mit ziemlicher Bestimmtheit wiedererkennen lassen. Ueber die Einreihung der nächst tieferen und höheren Lagen ist noch Manches zweifelhaft. Das Lower calcareous grit bildet die Zwischenschichten zwischen der Zone des Amm. biarmatus und der des Cidaris florigemma, ich werde dessen Aequivalente betreffenden Ortes besonders erwähnen, konnte aber nicht immer eine bestimmte Entscheidung über die Art ihrer Einreihung geben, da sich an manchen Localitäten zu bedeutende Schwierigkeiten in den Weg stellen, wesshalb ich auch den durch das Lower calcareous grit gebildeten Horizont nicht in einem getrennten Paragraphen, sondern in Verbindung mit der Zone des Cidaris florigemma beschreibe. Noch weniger bestimmt lassen sich die Verhältnisse des Upper calcareous grit unseren Vergleichen unterlegen, wie ich dies §. 92 gezeigt habe.

Die eben gemachten Bemerkungen sollten zur Erläuterung der in §. 87 gegebenen Synonymik dienen und nur unter diesem Vorbehalte konnte ich die Vergleiche der einzelnen Bildungen untereinander ausführen.

§. 88. **Südwestliches Deutschland.** Die Niederschläge der Oxfordgruppe an der schwäbischen Alp weichen so sehr von dem Typus der in England auftretenden Ablagerungen ab, dass ich genöthigt bin, dieselben besonders zu behandeln, indem ich sie in §. 93 mit den damit übereinstimmenden Bildungen anderer Localitäten zusammenstelle.

Breisgau (Grossherzogthum Baden). Während wir in §. 59, Profil Nr. 32 gesehen haben, dass die Zone des Amm. macrocephalus im Baden'schen Oberlande einen deutlichen Horizont bildet, so boten dagegen die unmittelbar darüberliegenden Niederschläge keine bestimmteren Charactere dar, so dass wir

mit der Betrachtung der Oxfordgruppe beginnen, ohne für deren untere Lagen genaue paläontologische Angaben zu besitzen. Doch stimmen die allgemeinen Verhältnisse, welche die Etage hier zeigt, ziemlich annähernd mit denjenigen der nachfolgenden Localitäten des Schweizer Jura überein, dass hiedurch die Deutung der einzelnen Abtheilungen sehr erleichtert wird. Mächtige Thone, mit welchen graue harte kieselreiche Geodenbänke (Kieselnierenkalke) wechsellagern, setzen die untern und mittlern Oxfordschichten im Breisgau zusammen, während ihre Oberregion durch die festen Bänke eines Corallenkalkes gebildet wird. Die Thone sind an einer Reihe von Localitäten, wie z. B. am Schöneberg bei Freiburg, am Steinacker bei Auggen und ganz in der Nähe von Kandern aufgeschlossen und gestatten eine reiche Ausbeute an organischen Resten. Ich sammelte folgende Arten in den oberen Thonen und Kieselnierenkalken der Umgebungen von Kandern:

Belemnites hastatus.
Ammonites cordatus.
„ perarmatus.
„ plicatilis.
Pholadomya parcicosta.
„ cingulata.
Area sp. ind.
Pecten subfibrosus.
Gryphaea dilatata.
Ostrea Phill. tab. 5, fig. 12.
Terebratula impressa.
„ Delmontana.
„ Galliennei.
Rhynchonella Thurmanni.
Serpula cf. vertebralis.
Millericrinus ornatus.
„ regularis.
„ aculeatus.
„ horridus.
Pentacrinus sp. ind.

Auch Collyrites bicordata und Stomechinus gyratus sollen hier gefunden worden sein, dagegen gehört Terebr. impressa zu den Seltenheiten, wie überhaupt Ter. impressa sich hier in einem ungewöhnlich hohen Niveau findet, denn obschon die Mittellinie für die Zone des Cidaris florigemma erst über den Thonen von Kandern zu ziehen ist, so bilden letztere doch jedenfalls den Uebergang in diese Zone.

Prof. Fromherz * nannte diese Bildung „Oxfordthon“ und

* Fromherz, 1838 die Juraformation des Breisgaues pag. 31.

verglich sie mit dem „Terrain à Chailles", dessen mittleren Bänken sie entsprechen dürfte. Wir haben sie desshalb als Grenzglied zwischen der Zone des Amm. biarmatus und der des Cidaris florigemma zu betrachten und ich stimme mit den Ansichten meines verehrten Freundes F. Sandberger vollständig überein, * welcher die Kieselnierenkalke von Kandern und Auggen als aequivalent mit Marcou's „Argovien" aufstellt, denn es ist das Niveau dieser beiden Ablagerungen dasselbe und es stimmen auch die im Argovien des Juradepartements vorkommenden Arten mit den bei Kandern aufgefundenen Fossilen grösstentheils überein, nur dass an letzterem Punkte die mit Scyphien gefüllte Lage noch nicht angetroffen wurde. Weniger reich an organischen Resten sind die festen hellen Felsmassen, welche sich im Baden'schen Oberlande über den Oxfordthonen ausbreiten. Herr Professor Seubert hatte die Freundlichkeit, mir die im Karlsruher Museum befindlichen Stücke zur Einsicht zu übersenden. Es liessen sich unter diesen Exemplaren, welche aus den Corallenkalken von Istein und Kandern stammen, folgende Species erkennen. *Terebratula buccuienta*, *Ter. insignis* var. *Maltonensis*, *Glypticus hieroglyphicus*, Wurzel eines *Millericrinus*. ** Einige weitere dort aufgefundene Arten von *Nerinea*, *Mytilus* und *Lima*, sowie mehrere z. Thl. sehr grosse Corallen konnten nicht genauer bestimmt werden, dagegen enthalten die mit den Eisenerzen von Kandern auf den Corallenkalken liegenden Jaspisknollen die deutlichsten Stacheln von Cidaris florigemma. Herr Professor Seubert übersandte mir mehrere solche Exemplare, welche zwar immer nur die Abdrücke zeigten, allein über die richtige Deutung keinen Zweifel gestatten, wie denn auch Prof. Fromherz das Vorkommen dieser Species (*Cid. Blumenbachi*) aus den Corallenkalken von

---

* F. Sandberger, ein Beitrag zur Kenntniss der jurassischen Schichten des Baden'schen Oberlandes. Bronn, Jahrb. 1857, pag. 135.

** Ich habe die Corallenkalke von Istein nicht selbst gesehen, dagegen liegen nach den Mittheilungen von F. Sandberger an jener Localität die Wurzelstücke von Millericrinus an der Basis der helleren mächtigen Corallenkalke, was wiederum mit den Verhältnissen des Schweizer Jura übereinstimmen würde

charakteristisches Merkmal unsrer Zeit, daß wir es hier nicht umgehen wollen, sowohl darüber, als auch über die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch welche der Lesesucht ihre Befriedigung gewährt wird, Einiges zu sagen.

Die Ursachen davon, daß die Zahl der Lesenden und die Masse des Lese-Materials seit fünfzig oder hundert Jahren so sehr zugenommen hat, sind auf den ersten Anschein nur erfreulich. Erstens rührt dieß daher, daß die Unterrichtsanstalten in den gesitteten Ländern, wie Deutschland, England, Frankreich, sich gegen früher sehr gehoben haben und daß der Wohlstand und die Lebensbehaglichkeit wenigstens gewisser Klassen gestiegen sind. Zweitens ist es auch ein Beweis davon, daß brutale, rohe und wilde Vergnügungen und Zerstreuungen jetzt vielfach einer harmloseren Art des Zeitvertreibs weichen müssen; Jagen, Zechgelage, Tanz und Spiel haben gewiß unter dem Adel und dem Mittelstand bedeutend abgenommen, und eine Bibliothek oder auch nur ein kleines Bücherbrett hat gewiß Manchen als ein wohlthätiger Magnet von den Schauplätzen wilder Lust und roher Leidenschaft zurückgehalten. Ist einmal die Freude am Lesen erwacht, so wird sehr leicht eine bleibende Neigung und Gewohnheit daraus, da der geweckte Wissenstrieb, die angeregte Phantasie nach neuer Nahrung verlangen, und eine solche Gewohnheit pflanzt sich dann sehr natürlich von den Eltern auf die Kinder fort.

Die Wahrnehmung des Wohlthätigen der Lektüre, ihres bildenden und sittigenden Einflusses hat auch schon manche Wohlmeinende und Menschenfreunde auf den Gedanken gebracht, den Eintritt eines glücklicheren Zeitalters von der Epoche zu erwarten, wo der Geringste und Aermste im Volk in Stand gesetzt würde, gute Bücher zu lesen, auf deren Verfertigung und möglichst wohlfeile und allgemeine Verbreitung die Philanthropen ihr Hauptaugenmerk zu richten haben. Dies Prinzip, beschränkt jedoch auf Ein Buch, liegt den Bibelgesellschaften, den Vereinen, welche sich die Verbreitung der heiligen Schriften unter dem Volke (und unter den Völkern) als Zweck vorgesetzt haben, zum Grunde, mit der Modifikation jedoch, daß es ihnen nicht sowohl darum zu thun ist, daß die niedrigeren Volksklassen überhaupt sich an die Lektüre gewöhnen, sondern daß sie eben dies Buch, auch wohl ausschließlich, lesen; denn mancher Freund und Förderer der Bibelvereine

Kandern erwähnt. Während schon die organischen Reste der unterlagernden Thone den Schluss erlaubten, die Corallenkalke des Breisgaues als Zone des Cidaris florigemma zu betrachten, so wird diese Ansicht noch durch die bis jetzt bekannten Arten des Corallenkalkes selbst bestätigt.

§. 89. **Schweizer Jura.** Im Mont-Terrible und dessen nördlichen Parallelzügen, ferner im Vellerat, Raymeux und noch im Graitery tritt die Oxfordgruppe in den zahlreichen Clusen häufig in steilen Abhängen zu Tag, an welchen das „Terrain à Chailles“ beinahe immer blossgelegt ist, während die untersten Thone zum Theil von Schutt bedeckt, oder mit Gesträuchen bewachsen, seltener zugänglich sind.

An solchen Stellen innerhalb der gehobenen Gebirgszüge, an welchen der Oolith in der Mitte des Kessels (oder der „Cluse“ *) noch heraustritt, bilden diese Thone dann eine sogenannte „Combe oxfordienne“, d. h. sie nehmen am Fusse der beinahe vertical abgeschnittenen Corallenfelsen ** die Sole von schmalen, aber häufig ziemlich langen Zwischenthälern ein, welche durch den von Neuem ansteigenden Oolith auf der anderen Seite begrenzt werden. Tritt auch noch Muschelkalk in der Mitte der Cluse zu Tag, so spielen die thonigen Schichten des Lias und Keuper eine ähnliche Rolle wie die Oxfordgruppe, d. h. sie bilden eine „Combe liasique“, begrenzt auf der einen Seite von den ihre Stirn zeigenden Oolithbänken, auf der andern Seite von den plumpen Massen des Muschelkalkes. Diese Erscheinungen hängen auf's Engste mit der Gesteinsbeschaffenheit der Schichten zusammen. Wie an unserer schwäbischen Alp die lithologische Beschaffenheit der Formationsglieder die äussere Form

---

* Thurmann, 1832 Essai sur les soulèvemens jurassiques du Porrentruy. Extr. des Mém. de la Société d'histoire nat. de Strassbourg. I. Band. Die genauere Definition der nachfolgenden französischen Ausdrücke findet sich in der Thurmann'schen Schrift pag. 47–72, während wir dieselben auch in späteren Arbeiten der Schweizer Geologen angewendet sehen, so insbesondere in dem vortrefflichen Werke von Prof. B. Studer, Geologie der Schweiz, 1853, 2 Bd. pag. 206–344.

** „Flanquement corallien“ Thurmann, vorige Anmerkung pag. 50.

des Landes mit sich brachte, so können wir im gehobenen Schweizer Jura die Zacken und Gräte, Zwischenthäler und Spalten mit den Einflüssen in die genaueste Uebereinstimmung bringen, welche auch im aufgerichteten Gebirge die Erosion in späterer Zeit auf die Schichtengruppen je nach ihrer physikalischen Beschaffenheit in verschiedener Weise ausgeübt hat.

In den Ketten des Schweizer Jura bilden die festen Kalke und Oolithe die Kämme, die thonigeren Bildungen aber liegen in den parallelen Zwischenthälern. In den Umgebungen von Aarau steigen die oberen Jurabildungen nur wenig an, der Oolith des mittleren Jura bildet hier die Kämme „Crêts oolithiques", dagegen ziehen sich am Mont-Terrible häufig sogar die Kimmeridgeschichten an den Bergrücken in die Höhe; die Astartekalke bilden bisweilen eine kleine Brustwehr, welche von den Corallen und Nerineenschichten durch eine schmalere „Combe astartienne" getrennt ist. Nicht immer ist es möglich, jene steilen Kämme des oberen Jura („Crêts coralliens") zu übersteigen, und wir müssen einen andern Weg wählen, um das jenseits unter den Corallenfelsen abgelagerte Terrain à Chailles zu erreichen. Eine Querspalte („Ruz corallien"), welche die weissen Oolithe oder Kalke durchschneidet, erleichtert uns die Mühe und führt uns schnell in das Innere der Gebirgskette. Auf unserem Wege stehen die mächtig gehobenen Felsen links und rechts scharf abgerissen da. In dem ersten Seitenthälchen, welches sich dicht unter den senkrechten Felsen hinzieht, finden wir die gewünschte Formation. Zu oberst liegen zahlreiche zum Theil thonige, zum Theil kalkige und sandige Bänke mit vielen kieseligen Ausscheidungen, mit verkieselten Corallenstöcken, Echinodermen, den Wurzeln von Crinoideen, mit Brachiopoden und zahlreichen Conchiferen gefüllt, etwas tiefer erscheinen in grauen Thonen einzelne Cephalopoden *(Amm. cordatus, perarmatus, plicatilis)*. Hier ist auch die Region der *Rhynchonella Thurmanni*. Unten wird die Formation immer ärmer an Fossilen und geht dann allmählig in jene Lagen über, welche ich §. 84 beschrieben und in die Zone des Amm. biarmatus gestellt habe. Die Schweizer Geologen unterscheiden diese unteren Thone mit

Amm. biarmatus als Oxfordthon von der ganzen Masse der darüberfolgenden Formation, welche sie Terrain à Chailles nennen. Die Mächtigkeit des Terrain à Chailles mag in den nördlicheren Gebirgszügen des Berner und Solothurner Jura an manchen Localitäten wohl 100 Fuss betragen.

Das Auftreten der fossilen Arten scheint zum Theil von localen Verhältnissen abzuhängen; so finden sich z. B. bisweilen thonige Kalkbänke, welche von Pholadomyen angefüllt sind. Ziemlich constant ist jedoch das Erscheinen der Echinodermen und Corallen erst in den obersten Lagen der Formation. Sie füllen hier die kieselreichen Bänke und gehen in die unteren Corallenkalke über, welche nur petrographisch von dem Terr. à Chailles abweichen, dagegen in Beziehung auf ihre Einschlüsse nicht davon zu unterscheiden sind. „Oberes Terr. à Chailles“ und „unteres Coralrag“ bilden hier die Zone des Cidaris florigemma, Hemicidaris crenularis, Glypticus hieroglyphicus und somit auch die Aequivalente des englischen Oxfordoolith's, während die Corallenschichten mit Diceras arietina ein höheres Niveau einnehmen. Die wichtigeren Fossile der Zone des Cidaris florigemma im Schweizer Jura (Terr. à Chailles und unteres Coralrag) sind folgende:

Belemnites hastatus.
Ammonites cordatus.
„ perarmatus.
„ plicatilis.
Phasianella striata.
Rostellaria sp. ind.
Pleurotomaria sp. ind.
Panopaea sinuosa.
Pholdomya canaliculata.
„ cingulata.
„ exaltata.
„ parcicosta.
Goniomya litterata.
Thracia pinguis.
Lyonsia sulcosa.
Lima rigida.
Gervillia aviculoides.
Perna mytiloides.
Pecten inaequicostatus.
„ biplex.
„ vimineus.
„ Verdati.
Gryphaea dilatata.
Ostrea gregaria.
Terebratula Delmontana.
„ Gallienaei.
„ insignis var. Maltonensis.

Rhynchonella Thurmanni in den unteren Lagen.
Rhynchonella Arduennensis.
Thecidium sp. nov.
Cidaris coronata.
„ florigemma.
„ Parandieri.
Hemicidaris intermedia.
„ crenularis.
Pseudodiadema Placenta.
„ hemisphaericum.
„ versipora.
Glypticus hieroglyphicus.
Pedina sublaevis.
Stomechinus perlatus.
„ serialis.
Stomechinus gyratus.
Pygaster umbrella.
Collyrites bicordata.
Holectypus arenatus.
Echinobrissus scutatus.
„ micraulus.
Millericrinus ornatus.
„ regularis.
„ aculeatus.
„ horridus.
„ Greppini.
„ Münsterianus.
„ Duboisianus.
„ Dudressieri.
Zahlreiche Corallen und einige Amorphozoen.

Nicht im ganzen Schweizer Jura finden sich diese Versteinerungen. In §. 93 werden wir sehen, wie in den Ketten des Weissenstein, Hauenstein, am Lägern u. s. w. die Scyphienkalke mit gänzlich verschiedenen Arten an der Stelle des Terrain à Chailles auftreten.

§. 90. **Zone des Cidaris florigemma in Frankreich.** Ueber die Verhältnisse, unter welchen sich die Zone des Cidaris florigemma im Dep. des Haut-Rhin entwickelt, giebt uns die neueste Arbeit von H. Köchlin-Schlumberger * Aufschluss; im Allgemeinen weichen sie von denen des Schweizer Jura nur wenig ab. Dasselbe finden wir im Dep. der Haute-Saône, dessen Ablagerungen von E. Thirria ** beschrieben wurden. Hier folgen über der Zone des Amm. biarmatus wiederum Kieselnierenkalke, schon deshalb beachtenswerth, weil der Name: „Terrain à Chailles“ von Thirria zuerst für sie gegeben wurde. Ihre fossilen

* J. Köchlin-Schlumberger, Etudes géologiques dans le départ. du Haut-Rhin. Bullet. Soc. géol. de Fr. 17. Nov. 1856. pag. 117.

** E. Thirria, Notice sur le terrain jurass. und Carte géol. du Dép. de la Haute Saône. Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strassb. I. Bd. 1830—32.

Einschlüsse stimmen grösstentheils mit denjenigen Arten überein, welche ich auf der vorhergehenden Seite aus dem Terrain à Chailles des Schweizer Jura aufzählte, doch scheint auch im Dep. der Haute-Saône eine Anzahl der im Terrain à Chailles vorkommenden Species in die unteren Corallenkalke überzugehen. Im Juradepartement finden wir dagegen schon Spongitenschichten in enger Verbindung mit der Zone des Cidaris florigemma. Ich behandle die dortigen Verhältnisse in §. 93 und gehe hier unmittelbar zu den Ablagerungen des Pariser Beckens über.

Dep. der Yonne. Ueber den Eisenerzen von Etivey (Yonne), welche ich §. 85 als unteres Oxfordien d. h. als Zone des Ammonites biarmatus definirte, folgen zu Druyes und Châtel-Censoir Kalke mit kieseligen Ausscheidungen („Chailles), über welchen die „weissen oolithischen Kalke“ von Merry und Coulanges sur Yonne liegen. M. Raulin beschrieb diese beiden Niederschläge als mittleres Oxfordien, während M. Cotteau auf Grund paläontologischer Beweise die „weissen oolithischen Kalke“ mit dem Corallien vereinigt, sich dagegen über die Einreihung der Kalke mit Chailles nicht bestimmt entscheidet, sondern sie vorerst als Zwischenglied zwischen Oxfordien und Corallien betrachtet. Die Arbeiten dieser französischen Gelehrten, welche eine gründliche Detailkenntniss verrathen, sind im Bulletin der geologischen Gesellschaft von Frankreich niedergelegt. * ** Ich halte mich hier insbesondere an die Bestimmungen von M. Cotteau. Derselbe giebt pag. 695 eine Liste der fossilen Arten, welche in den Kalken mit Chailles von Druyes und Châtel-Censoir vorkommen. Ich stelle hier die wichtigeren derselben zusammen, indem ich bei einigen Arten versuchte, die Synonymik von §. 80 hinzuzufügen.

Ammonites canaliculatus, A. Henrici, A. cordatus, A. peramatus, A. plicatilis, A. Taucasianus d'Orb. (A. trans-

---

* Victor Raulin, sur l'Oxfordclay du département de l'Yonne. Bullet. Soc. géol. de France, 6. Juni 1853, pag. 485.

** G. Cotteau, Notice sur l'âge des couches inférieures et moyennes de l'étage corallien du département de l'Yonne. Bullet. Soc. géol. de France 21. Mai 1855, pag. 693.

versarius Quenst.), Pholadomya decemcostata (? Ph. canaliculata R.), Pholad. paucicosta (? Ph. parcicosta), Pholad. cingulata, Trigonia clavellata, Gervillia aviculoides, Pecten Zieteneus (Viell. P. lens Sow.), Gr. (Ostr.) dilatata, Pygaster umbrella, Glypticus hieroglyphicus, Echinus perlatus, Hemicidaris crenularis, Cidaris Blumenbachi (C. florigemma Phill.).

Ein Blick auf diese Liste muss uns überzeugen, dass es sich hier um diejenigen Lagen handelt, welche ich als oberes Oxfordien oder Zone des Cidaris florigemma seither zu verfolgen versucht habe. Die Kalke mit Chailles des Dep. der Yonne vertreten hier den Oxfordoolith von Malton und Oxford. Der von M. Cotteau pag. 696 ausgesprochene Satz „Nous comprenons parfaitement qu'on rattache cette assise à l'étage Oxfordien, mais alors il faut la laisser à la partie supérieure", verdient somit seine Berechtigung, obschon Cotteau sich selbst noch nicht bestimmt über die Einreihung der Kalke mit Chailles entschieden hat. Interessant sind ferner die Angaben von M. Cotteau, dass sich die Cephalopoden an der Basis der Kalke mit Chailles finden, während die Echinodermen sich erst in den obersten Lagen einstellen. Dies sind dieselben Erscheinungen, wie wir sie in England bei dem Calcareous grit und dem Oxfordoolith kennen gelernt haben.

Ueber den Kalken mit Chailles folgen die schon erwähnten weissen oolithischen Kalke, aus welchen M. Cotteau 323 mit grosser Sorgfalt gesammelte und bestimmte Arten aufzählt. Eine Reihe der wichtigsten Species des französischen Coralrags sind in seiner Liste vertreten, welche den Parallelismus zwischen den weissen oolithischen Kalken von Merry und dem Coralrag von St. Mihiel (Meuse) ausser Zweifel zu stellen scheinen, doch glaube ich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen zu können, dass die unteren Lagen der weissen oolithischen Kalke in paläontologischer Beziehung noch mit den Kieselnierenkalken übereinstimmen und besser mit denselben vereinigt würden. Als Ergebniss dieser Betrachtungen stelle ich folgende Tabelle zusammen.

Nr. 45.

Ablagerungen im Departement der Yonne nach G. Cotteau.	Parallelen.
Weisse oolithische Kalke von Merry und Coulanges sur Yonne.	Zone der *Diceras arietina*. Coralrag von St. Mihiel.
Kieselnierenkalke von Druyes und Châtel Censoir.	Zone der *Cidaris florigemma*. Aequival. des engl. Oxford-Oolithe. *Lower calcareous grit.*
Eisenerze von Etivey.	Zone des *Amm. biarmatus*. Aequival. des engl. Oxfordclay's.

Etivey liegt an der östlichen Grenze des Departements, während sich die übrigen hier genannten Localitäten sämmtlich im südlichen Theile des Yonne-Departements finden und zwar auf dem linken d. h. westlichen Ufer des Cure-Flusses. Die Bildungen setzen sich von hier aus gegen Nordosten fort, indem jedoch Veränderungen in der Gesteinsbeschaffenheit der einzelnen Niederschläge eintreten. M. Raulin hat diese Verhältnisse schon in dem unten citirten Aufsatze beschrieben, noch weitere Nachweise werden in seiner Statistique von ihm niedergelegt sein, in deren Besitz ich aber leider noch nicht gekommen bin.

In den Umgebungen von Ancy-le-Franc (Oestl. Theil des Dep. der Yonne) hatte ich Gelegenheit, die Ablagerungen der Oxfordgruppe in mehreren Durchschnitten entblösst zu sehen. Es waren theils graue Thone, theils beträchtliche Niederschläge von hellen Kalken, welche in mehreren Steinbrüchen aufgeschlossen waren. Die Ausbeute an Fossilen war zwar gering, doch erkannte ich in der Sammlung des Herrn Rathier zu Tonnerre mehrere höchst bezeichnende Arten. Es beginnen hier schon die Fossile der Scyphienkalke und wenn gleich noch keine Schwammcorallen aufgefunden wurden, so deutet doch das Vorkommen verschiedener Species den Typus an, welchen Marcou seinem Argovien zu Grund gelegt hat. Noch deutlicher scheint diese Bildung im Dep. Côte d'Or entwickelt zu sein.

Châtillon sur Seine (Côte d'Or). In §. 66 und §. 85 habe ich versucht, die unteren 9,88 Meter mächtigen Lagen, welche das Profil von J. Beaudouin* veranschaulicht, zu deuten. Aus seinen Zusammenstellungen ergab sich die bestimmte Folgerung, dass diese untere Abtheilung („Sous-groupe inférieur") noch die Zone des Amm. biarmatus vertrete. Eine 100 Meter mächtige aus Mergeln mit vielen Geoden und Kalkbänken bestehende Schichtenmasse („Sous-groupe supérieur") lagert sich nach J. Beaudouin unmittelbar darüber ab. Schon die unteren Lagen dieser oberen Abtheilung schliessen zahlreiche Versteinerungen, insbesondere aber eine mit Spongiten gefüllte Bank, ein. J. Beaudouin identificirte diese Niederschläge pag. 590 mit Marcou's Etage Argovien. Sehr beachtenswerth scheint mir der Umstand zu sein, dass hier das Spongitenlager beinahe ganz an der Basis der Oxfordgruppe entwickelt ist, sich auf eine 1 Meter mächtige Bank beschränkt und gegen oben in den 96 Meter mächtigen Niederschlägen der Oxfordgruppe nicht wiederkehrt, folglich eine im Vergleich zu den schwäbischen Spongitenschichten weit geringere verticale Verbreitung besitzt. Leider sind die paläontologischen Angaben von J. Beaudouin für die 96 Meter mächtigen darüber liegenden Bänke zu spärlich, um bestimmte Schlüsse daraus ziehen zu können. *Cidaris florigemma (blumenbachi* Beaud.) soll noch darin vertreten sein, während erst darüber und getrennt davon das eigentliche französische Coralrag folgt **) ***).

Dep. der Meuse. Ueber das Auftreten des unteren und mittleren Oxfordien im Dep. der Meuse wurde schon in §. 85 Einiges erwähnt und eine Anzahl Arten aufgezählt, welche diese Ablagerungen hier characterisiren. Auch die Zone des Cidaris florigemma findet sich in diesem Departement an verschiedenen Localitäten wieder. Aus den nordwestlichen an das Dep. der Ardennen angrenzenden Theilen des Meuse-Departements er-

---

* J. Beaudouin. Mém. sur le terrain Kelloway-oxfordien du Châtillonais. Bullet. Soc. géol. de France 18. Sept. 1851. pag. 583.

** Vergl. Réunion extraordinaire à Dijon. Bullet. Soc. géol. de France. Sept. 1851, pag. 609, Profil.

*** Bullet. Soc. géol. de France. 21. Mai 1855 pag. 720.

wähnt E. Hébert * die Zone als eine 12 Meter mächtige Ablagerung, in welcher zahlreiche Echinodermen insbesondere *Cidaris florigemma (Blumenbachi* Hébert), *Glypticus hieroglyphicus* u. s. w. vorkommen; erst darüber folgen die von E. Hébert pag. 48 beschriebenen, 38 Meter mächtigen Niederschläge des Coralrags. In den Umgebungen von St. Mihiel (Meuse) sah ich die entsprechende Zone selbst. *Cidaris florigemma, Pholadomya paricosta* u. s. w. fanden sich hier in einem hellen thonigen Kalke, welcher die Basis des dortigen Coralrags bildet. E. Hébert vereinigt die Lagen des Cidaris florigemma noch mit dem Coralrag, unterscheidet aber jene Bänke dennoch als besonderen Horizont, über welchem sich erst die Corallen-, Nerineen- und Diceraten-Schichten in bedeutender Mächtigkeit entwickelt haben. Ich bin jedoch genöthigt, die Lagen mit Cidaris florigemma, Hemicidaris crenularis, Glypticus hieroglyphicus u. s. w. als Aequivalent des englischen Oxfordooliths von den jüngeren Ablagerungen zu trennen und sie in die Oxfordgruppe zu stellen. Für weitere Orientirung über das Auftreten der oberen Oxfordschichten am südlichen und östlichen Rande des Pariser Beckens verweise ich auf die Angaben E. Hébert's (vorige Anmerkung pag. 41 — 58) und beschränke mich darauf, die Zone des Cid. florigemma noch an 2 französischen Localitäten kurz zu beschreiben, deren Verhältnisse sich denen der englischen Bildungen schon sehr nähern.

Dep. der Ardennen. Eine der instructivsten Gegenden für die stratigraphische und paläontologische Erforschung der Oxfordgruppe bilden die Umgebungen von Launois (Ardennes). E. Hébert hat die dortigen Ablagerungen mit besonderer Sorgfalt untersucht und seine Profile gestatten uns den gewünschten Ueberblick über jene Verhältnisse, weshalb ich sie hier benütze und zum Theil wiedergebe.

Ich habe in §. 85 die untere Hälfte der Oxfordgruppe von Neuvizi und Vieil-Saint-Remy bei Launois (Ardennen) be-

---

* E. Hébert, Terrain jurassique dans le bassin de Paris. Mém. Acad. des Sciences. 3. Nov. 1856. Separatabdr. pag. 47 — 48.

schrieben und habe hier nur noch die oberen Niederschläge zu definiren.

Oxfordgruppe im Dep. der Ardennen.

Nr. 46.

		Mächtige Niederschläge des Coralrags 45 — 50 Meter.	
Z. d. Cid. florigemma.	d)	Bläulicher mergeliger Kalk mit *Cidaris florigemma* und *Pecten subarticulatus* d'Orb. *(vimineus?)*	0,20 Met.
		Hellgrauer mergeliger Kalk mit *Cidaris florigemma*.	0,50 Met.
	c)	Braune Mergel mit einigen Bänken grauer mergeliger Kalke. Fossile mit denen der Eisenerze grösstentheils identisch. Eisenoolith mit *Amm. cordatus* u. s. w.	50 Met.
Zone d. Amm. biarmatus.	b)	Eisenerze mit den zahlreichen verkieselten Arten von Neuvizi und Vieil St. Remy. Vergl. §.	8 — 10 Met.
	a)	Mergel, mergelige Kalke u. s. w. mit *Amm. Lamberti*.	

Ich habe die unteren Lagen a und b Zone des Amm. biarmatus genannt, obschon manche der in b vorkommenden Arten auf einen Uebergang ihrer Schichten in das mittlere Oxfordien hindeuten. In §. 85 habe ich eine Anzahl der für die Eisenerze bezeichnenden Species zusammengestellt. Ueber den Eisenerzen folgen die mächtigen Zwischenschichten (c), welche mit den tieferen Lagen die Mehrzahl der fossilen Arten gemeinsam besitzen. Ganz oben liegen die kalkigen Bänke mit Cidaris florigemma, welche insbesondere bei Wagnon deutlich entwickelt sind. H. Sämann sandte mir aus den dortigen Kalken, welche ich auf dem Profil Nr. 46 mit d bezeichnet habe, folgende Species:

mag, wie der Mahomedaner nur den Koran liest und lesen soll, der Ueberzeugung seyn: alle übrige Lektüre sey, wo nicht ganz verwerflich, so doch entbehrlich. Außer Zweifel ist neben der materiellen auch die formelle Wohlthätigkeit der großen Verbreitung der Bibel, nicht bloß als heiliges Buch religiöser Belehrung und Erbauung, sondern auch als Lesebuch; es entsteht aber die weitere Frage, ob es wünschenswerth sey, das Lesebedürfniß des gemeinen Mannes noch weiter anzuregen, zu nähren und zu befriedigen? was von Manchen dahin beantwortet wird: es seyen allerdings dem gemeinen Mann auch noch andere religiöse und Erbauungsbücher in die Hände zu geben; von Andern aber dahin: wenn man auch die Bibel dem Volk in die Hände geben wolle, und zwar ohne eine rationalistische Censur und Korrektion, so solle man wenigstens ihrem „Mysticismus“ entgegenwirken und ihn unschädlich machen durch aufklärende, lehrreiche, aufs Praktische gerichtete Schriften, durch welche der Handwerker, der Bauer, statt in einem passiven Autoritätsglauben bestärkt zu werden, vielmehr angeregt werde zum Selbstdenken, zur Uebung und Ausbildung seines Verstandes, zur freieren Bewegung in seiner Sprache, zur erweiterten Kenntnißnahme von der Welt und Menschheit. Den Streit, ob dem gemeinen Mann seine sogenannte „glückliche Unwissenheit“ zu belassen sey, oder ob man ihn solle auf jede mögliche Weise aufzuklären und mit Kenntnissen zu bereichern suchen, wollen wir hier nicht erörtern, da die erstere Ansicht doch wohl mit jedem Tage mehr ihre Anhänger verliert, und man immer allgemeiner zu der Ueberzeugung kommt, daß nur in einem primitiven Zustand, wie der von Nomaden und Hirtenvölkern, neben großer Unwissenheit doch ein ziemlicher Grad von Glück und Wohlbefinden möglich ist, in einem sonst civilisirten und besonders in einem dicht bevölkerten Staat aber die Unwissenheit in der Regel immer von andern Uebelständen, von Armuth und Lastern begleitet ist, und in solchen Verhältnissen der Unwissende nicht einem Kinde gleicht, das noch nichts zu wissen braucht, weil auch ohne dies für es gesorgt ist, sondern einem jungen Menschen, der nichts gelernt hat. Auf Verbesserung, Mehrung und Hebung der Unterrichtsanstalten, namentlich der Volksschulen, ist daher jede halbwegs intelligente Regierung bedacht, und nur der grasseste Materialismus kann verkennen, daß der Aufwand für diesen Zweig der Verwaltung ein trefflich und gewinnreich angelegtes Kapital

Cidaris florigemma.
Hemicidaris crenularis,
(? intermedia.)
Glypticus hieroglyphicus.
Pseudodiadema hemisphaericum.
Pecten vimineus.
Zahlreiche Corallen.

Diese 5 Arten aus der Schicht d gehören zu den leitenden Species des Oxfordooliths von Oxford und Malton, d. h. sie repräsentiren die Einschlüsse aus der Zone des Cidaris florigemma. Soweit es durch die vorhandenen Fossile möglich war, wäre hier denn die Uebereinstimmung mit den Zonen der englischen Oxfordgruppe hergestellt. Ueber der Zone des Cidaris florigemma folgt im Dep. der Ardennen erst das eigentliche französische Coralrag, welches bei einer Mächtigkeit von 40—50 Meter gegen oben durch Nerineen-, Corallen- und Diceraten-Schichten gebildet wird, deren paläontologische Verhältnisse von denen dieser unteren Lagen mit Cidaris florigemma vollständig abweichen.

(Oestl. Rand.) Dep. der Sarthe. Ueber die obersten Oxfordschichten im Dep. der Sarthe existiren nur wenige unbestimmte Angaben. E. Hébert vermuthet, dass auch hier die Zone des Cid. florigemma entwickelt sei. Die thonigen Lagen der Oxfordgruppe sah ich rechts an der Strasse von Mamers nach Bellême aufs Deutlichste aufgeschlossen. Die ganze Ablagerung hat hier viele Aehnlichkeit mit dem englischen Lower Calc. grit, nur dass die Thone mehr vorwalten. Dagegen stimmen die organischen Reste mit solchen Arten überein, welche sich in England und an der Nordküste von Frankreich theils im Oxfordclay theils im Lower Calcareous grit finden. Ich sammelte an jenem Punkte folgende Species: *Turbo Meriani*, *Perna mytiloides*, *Ostrea gregaria*, *Terebratula impressa*, *Galliennei*, *Baugieri*, *Rhynchonella Thurmanni*.

Eine weitere nennenswerthe Species ist Trigonia clavellata, welche E. Hébert aus diesen Schichten anführt. Wir werden keinen Fehlgriff begehen, wenn wir die Ablagerung mit den Eisenerzen von Vieil St. Remy (Profil Nr. 46, Schichte b) vergleichen und sie als oberste Lage der Zone des Amm. biarmatus oder vielleicht noch besser als Zwischenglied zwischen dieser und der darüberfolgenden Zone betrachten.

Calvados. An der Nordküste von Frankreich ist der obere Jura in den Dep. Calvados und Pas de Calais nach einem und demselben Typus entwickelt und zeigt dabei schon soviel Uebereinstimmendes mit den englischen Bildungen, dass sich die Parallelen mit diesen ziemlich annähernd auf die mineralogischen Verhältnisse gründen lassen.

Es liegt eine Reihe umfassender und genauer Arbeiten * vor, in welchen die Oxfordgruppe im Dep. Calvados behandelt wird. Ich halte mich hier an die Profile von M. de Caumont, ** welche im 6ten Bande der Progrès von Vic. d'Archiac *** wiedergegeben und mit den englischen Bildungen parallelisirt werden. Um ein vollständiges Profil der Oxfordgruppe für das Dep. Calvados zu erhalten, war ich genöthigt, zwei an verschiedenen Localitäten jener Küste aufgenommene Durchschnitte zusammenzusetzen. Zugleich habe ich die vorhandenen Angaben etwas vereinfacht. Die Lagen über dem Coralrag wurden zu Henequeville östlich von Trouville (Calvados) aufgenommen, während der übrige Theil des Profils Nr. 47 den 3 Stunden westlich von ersterer Localität am Meeresufer von Auberville blossliegenden Durchschnitt veranschaulicht. Es liegen hier (nach den detaillirteren Profilen von de Caumont und Vic. d'Archiac) unter dem Kimmeridgethon folgende Bänke:

---

* Transact. of the geological Society, 2. Ser. 1. Bd. und Explication de la carte géol. de Fr. 2. Bd. pag. 190.

** de Caumont 1828. Essai sur la topographie géognostique du Calvados.

*** Vic. d'Archiac 1856 Hist. des progrès de la géologie. 6ter Bd. pag. 178 — 181 und pag. 206—212.

Oxfordgruppe an der Küste von Trouville (Calvados).

Nr. 47.

		Meter.	
Calcareous grit supérieur.	Kieselige harte Kalkbänke, (Calcaire de Blangy) z. Thl. in Sand übergehend, mit Eisenoolithen und einer Bank mit Trigonienkernen . . .	4,18	
	Gelbliche Kalke ohne Fossile	1,65	
	Weisser Mergel	0,33	W
	Gelbl. weisser Kalk	2,00	
Coralrag.	Thonige und kalkige Lagen mit Corallen . .	4,45	
	Weisser col. Kalk, von ungleichem Korn . .	6,00	V
Calcareous grit inférieur.	Blauer Mergel	0,64	
	Kieseliger Kalk	0,64	
	Blauer Thon mit mergeligen Kalkbänken . .	3,24	U
	Sandiger Kalk mit Eisenoolithen, Muschelbruchstücken, wechselnd mit blauen Mergelbänken	4,00	
Oxford-clay.	Blauer Mergel	6,50	
	Gelblicher Kalk, mit blauen Mergeln in Bänken von 0,16 M. wechselnd. (Kelloway R. d'Arch. non Will. Smith)	2,00	t
	Blauer oder brauner Thon von einzelnen dünnen harten Mergellagen durchzogen	29,00	
		64,63	M.

Da die untersten Lagen der 29 Meter mächtigen Oxfordthone in die Zonen des Amm. anceps und athleta gehören, so haben wir diese Schichten in die Kellowaygruppe zu stellen, so dass die ganze Mächtigkeit der Oxfordgruppe in den Umgebungen von Trouville ungefähr 60 Meter betragen würde. Die Zone des Amm. biarmatus wird durch die Hauptmasse der thonigen Ablagerung gebildet, welche Vic. d'Archiac „Oxfordclay“ nennt. *Amm. Lamberti* und *cordatus* und die übrigen schon in §. 85 aufgezählten Arten finden sich darin z. Thl. verkalkt z. Thl. verkiest, dagegen kann ich mich mit der Bezeichnung „Kelloway-Rock“ für die 2 Meter mächtigen, gelblichen Kalke keineswegs einverstanden erklären, da die Zonen des Amm. athleta und anceps ganz an der Basis des Profils liegen, die Ma-

crocephalusschichten aber ein noch tieferes Niveau einnehmen. Die thonigen und oolithischen Kalke, welche Vic. d'Archiac „Coralrag" nennt, bilden hier die eigentliche Zone des Cidaris florigemma. Diese Species findet sich hier in Gesellschaft noch anderer Arten des englischen Oxfordooliths in grosser Häufigkeit. Das „Lower calcareous grit" betrachten wir vorerst als die Basis dieser Zone, während das „Upper calcareous grit" in paläontologischer Beziehung ebenso unbestimmt und wenig characterisirt auftritt, wie dies in England der Fall ist. Ich vereinige diese obere Abtheilung, als eine nur mineralogisch unterscheidbare Lage, vorläufig noch mit der Zone des Cidaris florigemma.

§. 91. **Zone des Cidaris florigemma in England.** Nachdem ich in §. 86 das Auftreten der Zone des Amm. biarmatus (Oxfordthon) von einigen englischen Localitäten kurz beschrieben habe, versuche ich hier die Verhältnisse anzugeben, unter welchen sich die Zone des Cid. florigemma in England entwickelt hat. Ich beginne mit der Eintheilung der ganzen Oxfordgruppe durch die älteren englischen Geologen.

William Smith * unterschied im Wesentlichen nur zwei Abtheilungen, indem er die unteren thonigen Lagen „Clunchclay" nannte, während er die darüber liegenden Bildungen als „Coralrag and Pisolite" zusammenfasste und beide für England nicht allein durch eine Anzahl darin vorkommender Arten characterisirte, sondern indem er die Ablagerungen auch schon an denjenigen Localitäten nachwies, welche heutzutage noch in England als die günstigsten Aufschlüsse bekannt sind.

Conybeare & Phillips ** behielten zwar die zwei Smith'schen Abtheilungen bei, doch verwandelten sie die Benennung Clunchclay in „Oxfordclay." Dagegen unterschieden dieselben noch eine weitere Anzahl von Unterabtheilungen nach ihrer mineralogischen Beschaffenheit und den hiedurch bedingten strati-

* William Smith, 1816 Strata identified by organized fossils pag. 19 — 21.

** Conybeare and Phillips 1822 Outlines of the Geology of England and Wales pag. 185 und pag. 193.

graphischen Erscheinungen. Ich habe diese Eintheilung, welche nach und nach eine grosse Verbreitung erlangte und heutzutage von den meisten englischen Geologen beinahe ausschliesslich angewendet wird, in Profil Nr. 48 veranschaulicht, wobei ich jedoch vorausschicke, 1) dass Conybeare & Phillips vorwaltend diejenigen Verhältnisse berücksichtigten, nach welchen die Etage im südwestlichen England entwickelt ist, 2) dass sie die in den dortigen Bildungen z. Thl. ziemlich versteckt auftretenden Glieder der Kellowaygruppe nicht vollständig von der Oxfordgruppe abtrennten, sondern beide Etagen in ihre „Middle Division of Oolites“ einreihten.

Conybeare & Phillips theilten dann in folgender Weise ihre Middle Division of Oolites.

Nr. 48.

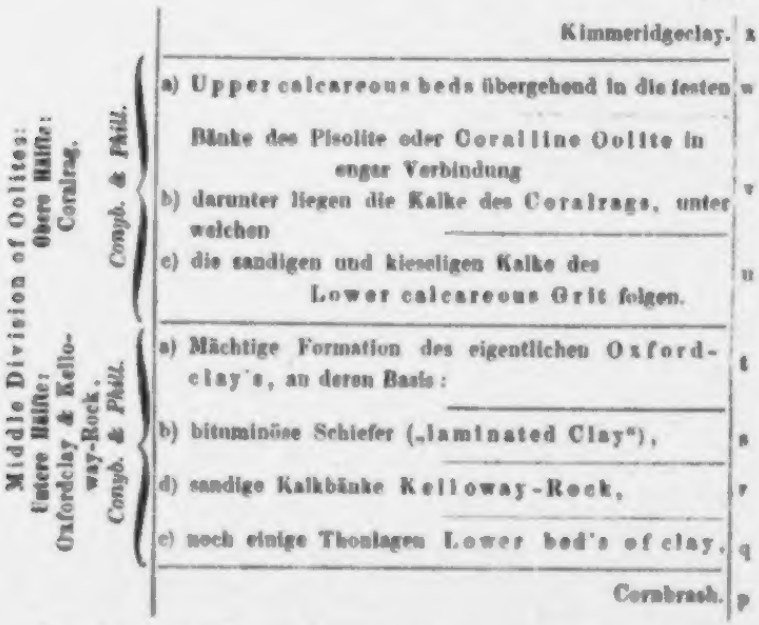

Durch die 1829 erschienene Monographie über die Geologie der Yorkshire-Küste von Phillips erhalten wir Kenntniss über die Verhältnisse, unter denen sich die Gruppe der Oxford-Thone und -Oolithe in jenem Theile von England entwickelt findet. Die Eintheilung ist hier grösstentheils übereinstimmend

mit der soeben angeführten. Statt der Bezeichnung „Middle Division of Oolites“ hat Phillips die entsprechende Bildung „Coralline Oolite formation“ genannt und sie in 5 Glieder getheilt, welche ich hier zusammenstelle, indem ich zugleich die Mächtigkeit eines jeden nach den Phillips'schen Messungen angebe.

Coralline Oolite formation an der Küste von Yorkshire nach Phillips.

Nr. 49.

Upper calcareous grit . . .	60 Fuss	w
Coralline Oolite	60 „	v
Lower calcareous grit	80 „	u
Oxford-clay	150 „	t
Kelloway-Rock	40 „	s r q

Vergegenwärtigen wir uns noch die Art und Weise, nach welcher Buckland und De la Beche* die Kelloway-Oxford-Gruppen in den Umgebungen von Weymouth behandelten, so finden wir wiederum beinahe völlige Uebereinstimmung mit den Abtheilungen von Conybeare und Phillips, nur ist die Zahl der unterschiedenen Niederschläge geringer, auch sind die Trennungslinien weniger bestimmt gezogen. Die Basis des 300 Fuss mächtigen Oxfordclay's wird durch die Kellowaygruppe gebildet, da sie jedoch mineralogisch von dem eigentlichen Oxfordclay hier wenig verschieden ist und auch ihre organischen Reste nicht sehr zahlreich bekannt waren, so wurde die Etage von Buckland und de la Beche mit dem Oxfordclay vereinigt und nicht besonders abgetrennt. Die obere Hälfte der Tabelle enthält Lower calcareous grit, Oxford Oolite und Upper calc. grit. Helle oolithische Kalke (Coralline Oolite) legen sich bei Osmington zwi-

* W. Buckland and De la Beche, on the Geology of the Neighbourhood of Weymouth. Geol. Transact. II. Ser. IV. Bd. pag. 23—28.

schen die verschiedenartigen, meist sandigen, etwas dunkler gefärbten Bänke des Calcareous grit's. Die paläontologischen Charactere des Oolithes sind dieselben wie die des angrenzenden C. grit's, eine Abtrennung war mir an Ort und Stelle nicht möglich, auch zeigt das Profil, welches Buckland und de la Beche pag. 24 gaben, die mehrmalige Wiederholung sandiger Mergel und Kalke, Trigonienschichten u. s. w., während die Oolithbänke eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Ich stelle zwar wiederum die allgemeineren Verhältnisse jener Bildung hier zusammen, allein dieselben lassen sich vollständig auf die vorhergegangenen Profile reduciren.

Kelloway- und Oxford-Gruppe an der Küste von Weymouth nach Buckland und de la Beche.

Nr. 50.

		x
Upper calcareous grit.		w
Coralline or Oxford Oolite.	150 Fuss.	v
Lower calcareous grit.		u
		—
		t
Oxford clay.	300 Fuss.	s
		r
		q
		p

Die Lettern, welche ich neben die 3 vorhergehenden Profile geschrieben habe, sollen den Synchronismus der einzelnen Unterabtheilungen andeuten, zugleich lege ich denselben folgende Werthe bei:

x = Kimmeridgethon.

w, v, u, t = Oxfordgruppe, indem in v die Zone des Cidaris florigemma, in t die Zone des Amm. biarmatus am Deutlichsten ausgesprochen ist.

s, r, q = Kellowaygruppe und zwar s = Zonen des Amm. anceps und athleta, r, q = Zone des Amm. macrocephalus.

p = Cornbrash.

Der wesentlichste Unterschied, welchen die 3 Tabellen unter einander zeigen, besteht in der Abtrennung der Kellowaygruppe, worauf ich schon in §. 63 aufmerksam machte. Bei Betrachtung der Oxfordgruppe finden wir dagegen, dass wenigstens die Grund-

züge die gleichen sind, nach welchen Will. Smith, Conybeare und Phillips, Buckland und de la Beche ihre Etage eintheilten. Das Profil Nr. 48 nach Conybeare und Phillips enthält schon die detaillirteren Unterabtheilungen, es giebt sozusagen die ganze Anschauungs- und Eintheilungsweise, unter der sich die englischen Geologen noch heutzutage ihre Oxford-Thone und -Oolithe vergegenwärtigen.

Wie schon erwähnt wurde, bilden die Thone (t) die Zone des Amm. biarmatus, während in den Oolithen (v) die paläontologischen Charactere am deutlichsten vertreten sind, welche die Zone des Cidaris florigemma bezeichnen. Um uns jedoch über die ganze Entwicklung dieser Zone in England Licht zu verschaffen, haben wir den einzelnen Lagen u, v und w noch besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Lower calcareous grit (u). Die sandigen, grauen Kalk- und Thon-Bänke, welche in England über dem Oxfordthon folgen und ohne wesentliche Veränderung sich auf grosse Entfernungen fortsetzen, werden allgemein von den englischen Geologen Lower calcareous grit genannt, zur Unterscheidung von der mineralogisch ähnlich zusammengesetzten, aber etwas jüngern Ablagerung, welcher ich die Letter w beigeschrieben habe.

Die Zahl der organischen Reste, welche sich im Lower calcareous grit findet, ist meistens beträchtlich, doch hält es gewöhnlich sehr schwer, die Exemplare aus dem festen Gestein zu befreien. Austern, Gryphäen, Gervillien und Trigonien sind die häufigsten Vorkommnisse, einzelne Lagen zeichnen sich auch durch Reichthum einiger Cephalopodenspecies (*A. cordatus*, *perarmatus* und *plicatilis*) aus. Die natürlichste Zusammenstellung der leitenden Arten für das Lower calcareous grit gab Phillips* von der Yorkshireküste und wenn schon einzelne Verwechslungen mit unterlaufen, so erhalten wir aus seinen Tabellen dennoch den besten Ueberblick über das Auftreten der verschiedenen Arten. Die paläontologischen Bestimmungen von Buckland und de la Beche für die Bildungen an der Küste von Dorsetshire sind dürf-

* J. Phillips, 1829. Illustrations of the Geology of Yorkshire pag. 134.

tiger, doch überzeugt man sich beim Besuche der dortigen Küstenabhänge von der Uebereinstimmung mit den von Phillips beschriebenen Bildungen, indem die Schichten gleichen Alters ganz ähnlich vertreten sind, wie in Yorkshire. Auch diesseits des Canals ist das Lower calcareous grit an manchen Localitäten wieder zu erkennen, insbesondere zeigen die Küstenwände im Dep. Calvados die entsprechende Uebereinanderfolge von Oxfordclay, Lower calcareous grit, Oxfordoolith u. s. w. siehe Profil Nr. 47.

Ich zähle hier die Species nicht einzeln auf, welche ich zu Scarborough (Yorkshire), Osmington (Dorsetshire) und Trouville (Calvados) im Lower calcareous grit sammelte. Es sind zahlreiche Arten, von welchen die Cephalopoden in den tiefer liegenden Oxfordthonen schon vertreten waren, während die übrigen Mollusken sich hier grösstentheils zum ersten Male vorfinden, dagegen in die höheren Lagen des Oxfordoolith's hinaufgehen.

Diese Verhältnisse lassen uns immer noch in Ungewissheit über die Einreihung des Lower calcareous grit, welches ich zwar vorläufig hier aufgezählt habe, das ich aber dennoch nur als Zwischenglied betrachte, für dessen Vereinigung mit einer tieferen oder höheren Zone ich später zwar einzelne aber noch keine endgültig entscheidende Gründe anführen werde.

Oxford-Oolith (v). Ich habe in den 4 vorhergegangenen Tabellen diese von den englischen und französischen Geologen besonders unterschiedene Ablagerung mit v bezeichnet. Die Bildung wird in den verschiedenen Schriften als „Oxford-Oolith, Coralline Oolith, Coralrag, Upper Oolith" u. s. w. angeführt, welche Benennungen für die englischen Juradistricte nicht wohl zu Verwechslungen führen können, da hier nur dieses eine Coralrag im obern Jura auftritt. Es sind z. Thl. Corallenkalke, z. Thl. Oolithe, welche (in verschiedener Mächtigkeit) an den meisten Localitäten, an welchen die Oxfordgruppe entwickelt ist, leicht aufgefunden werden. Die mächtigen Oolithbänke liefern gewöhnlich einen guten Baustein, welcher an zahlreichen Punkten ausgebrochen wird. Unter dem Coralline-Oolithe findet man an

manchen Punkten eigentliche Sande ohne festen Zusammenhang, welche dann gegen unten in das Lower calcareous grit übergehen. Zu Scarborough finden sich in diesen Sanden jedoch schon einzelne festere Congregationen.

Das Studium der paläontologischen Verhältnisse des englischen Oxford-Ooliths wird durch die Uebergänge erschwert, welche die fossilen Arten dieser Ablagerung gegen höhere und tiefere Bildungen zeigen. Phillips hat wiederum eine Liste der organischen Reste gegeben, welche an der Yorkshireküste in den dortigen „Coralline"-Oolithen gefunden wurden. Einen weiteren werthvollen Beitrag liefert uns die Monographie der Echinodermen von Dr. Wright. Indem ich mich auf diese beiden Arbeiten stütze, stelle ich hier die wichtigeren mir bekannten Arten zusammen, welche sich im Oxford-Oolith (Zone des Cidaris florigemma) in Yorkshire, Oxfordshire, Wiltshire und Dorsetshire fanden:

Astacus rostratus Phill. 1829, tab. 4, fig. 20.
Belemnites excentralis.
Ammonites cordatus.
" plicatilis.
" perarmatus.
" plicomphalus.
" Williamsoni vielleicht mit Amm. Arduennensis d'Orb. identisch.
Aptychus antiquatus.
Chemnitzia Heddingtonensis.
" melanoides.
Natica cincta.
Phasianella striata.
Fusus Haccanensis.
Bulla elongata.
Cerithium Russiense.
Pholas recondita.
Panopaea laevigata.
Goniomya litterata.
Opis Phillipsana.
Astarte ovata.
" aliena.
" extensa.
Cardium lobatum.
Trigonia clavellata.
Lucina ampliata.
Corbis laevis.
Arca subpectinata.
" aemula.
" Helecita.
Pinna lanceolata.
Lima rigida.
" laeviuscula.
Avicula expansa.
Gervillia aviculoides.
Pecten subfibrosus.
" inaequicostatus.
" Michaelensis.

ſey. Der Schulunterricht umfaßt aber nur wenige Lebensjahre; ſollen auch die der Schule Entwachſenen in andern Kenntniſſen, außer in der Religion, welcher die Kirche dient, fortſchreiten, ſo ſcheint hiezu die Lektüre guter Bücher das angemeſſenſte, in den Augen Mancher das unentbehrlichſte Mittel. Der gegenſeitige mündliche Austauſch und Verkehr kann zwar, wenn in einer Gemeinde einzelne Unterrichtete ſich finden, wenn der Pfarrer und Schullehrer ein lebendiges Intereſſe für Volksbildung mit kluger Einſicht und Wahl der richtigen Mittel zur Beförderung derſelben verbinden, Vieles wirken; häufig wird aber doch erforderlich ſeyn, die Quellen neuer Kenntniſſe durch Bücher herzuleiten. Von Wohlmeinenden könnte dagegen nur etwa dies eingewendet werden: durch die über Bibel und Gebetbuch hinausgehende Lektüre werde ein neues Bedürfniß für den gemeinen Mann geſchaffen, deſſen Befriedigung leicht ſein Geld und ſeine Zeit mehr als billig in Anſpruch nehme; und, was noch wichtiger, habe einmal die Gewohnheit und Sucht zu leſen überhand genommen, ſo ſey nicht nur möglich, ſondern ſelbſt wahrſcheinlich, daß neben den guten Büchern oder ſtatt derſelben, ſich ſchlechte und verderbliche einſchleichen, welche einerſeits wohlfeiler zu ſeyn pflegen, und von gewiſſenloſer Gewinnſucht am gefliſſentlichſten ausgeboten und verbreitet werden. Dieſe Einwendungen dürfen, ſo wenig ſie ganz abzuweiſen ſind, doch nicht überſchätzt werden. Ein neues Bedürfniß iſt an ſich noch gar kein Uebelſtand und kann ſogar zu einer Wohlthat werden, wenn es als Sporn zu erhöhter Rührigkeit und Thätigkeit wirkt, wenn es eine geſteigerte Anwendung der Kräfte und Hülfsmittel zur Folge hat; das Bedürfniß der Lektüre in den niedern Volksklaſſen wird ſelten auf Koſten der Arbeit und zum ökonomiſchen Nachtheil befriedigt werden — meiſt wird es die entgegengeſetzten Folgen haben und die Leute arbeitſamer und ſparſamer machen; gewiß iſt es leichter, einen wenn auch noch ſo eifrigen Leſer von ſeinem Buch loszureißen, als den Trinker aus der Schenke zu vertreiben; Ausgaben für Bücher ſind in der Regel, verglichen mit dem Aufwand für andre Arten der Unterhaltung und Kurzweil, unbedeutend, und dann iſt auch ein gutes Buch ein bleibender Beſitz. Aber die ſchlechte Lektüre, ſittenverderbliche, giftige Bücher? — dergleichen gibt es freilich, und der Schaden, der durch ſie angerichtet werden kann, ſoll nicht geläugnet werden; doch übertreibe man auch hier

Pecten lens.
„ vimineus.
Gryphaea dilatata.
Ostrea gregaria.
„ duriuscula.
Terebratula bucculenta.
„ insign. var. Maltonensis.
Cidaris florigemma.
„ Smithi.
Hemicidaris intermedia.
Pseudodiadema mamillanum.
„ versipora.
„ hemisphaericum.
„ radiatum.
Hemipedina Marchamensis.
„ Coralliensis.
Hemipedina tuberculosa.
Glypticus hieroglyphicus.
Stomechinus gyratus.
Holectypus oblongus.
Hyboclypus stellatus.
Pyaster umbrella.
Echinobrissus scutatus.
„ dimidiatus.
Collyrites bicordata.
Pygurus Blumenbachi.
„ Phillipsi.
„ giganteus.
„ pentagonalis.
Astropecten arenicolus.
„ rectus.
Millericrinus echinatus.

§. 92. Upper calcareous Grit (w). Graue sandige Kalke mit thonigen Zwischenlagen folgen an einer Reihe englischer Localitäten über dem Oxford-Oolith. 60 Fuss, welche Phillips als ihre Mächtigkeit in Yorkshire bezeichnet, sind wohl das Maximum, welches das Upper calcareous grit in irgend einer Gegend erreicht, an der Küste von Trouville beträgt dieselbe nicht einmal 30 Fuss. * Ich habe die Bildung nur an wenigen Punkten gesehen, und nur einige Gasteropoden und Acephalen darin gesammelt, muss mich desshalb in dem Folgenden gänzlich auf die vorhandenen Beobachtungen verlassen. Leider gehört dieselbe jedoch zu denjenigen Ablagerungen, welche zwar häufig genannt werden, über welche aber noch wenig Be-

* Zu Shotover bei Oxford ist keine Spur von der Ablagerung vorhanden, denn hier folgt der Kimmeridgethon unmittelbar über dem Oxfordoolith. Ich konnte mich von dieser Thatsache zu Shotover auf das Bestimmteste überzeugen. Die englischen Geologen vermuthen eine Wegnahme der jüngeren, unmittelbar über dem Oxfordoolith folgenden Lagen, was jedoch noch nicht vollständig bewiesen zu sein scheint.

stimmtes bekannt geworden ist. So gab z. B. Phillips, dessen Meisterhand uns die Geologie der Yorkshireküste zum Muster für spätere Untersuchungen schon in früher Zeit ausgearbeitet hat, zwar die nöthigen Notizen über die lithologischen Verhältnisse des Upper calcareous grit, allein über die Paläontologie der Bildung geht er jedesmal schnell hinweg, indem er immer nur bemerkt: „Fossile ähnlich wie im Lower calcareous grit.“ Diese Uebereinstimmung zwischen den organischen Resten des Upper calcareous grit und denen des Lower calcareous grit wird noch von anderen Geologen für weitere Districte bestätigt, so z. B. von Buckland und de la Beche für Dorsetshire, indem dieselben zwar die einzelnen Bänke in mineralogischer Beziehung unterscheiden, allein sie mit den tieferen Lagen vereinigt beschreiben. Fitton hat in seiner umfassenden Abhandlung * zwar die obere Hälfte der Oxfordgruppe beschrieben, allein ich finde in seiner ganzen Arbeit keinerlei Andeutung, nach welcher zu folgern wäre, dass über der Zone des Cidaris florigemma in England noch eine zweite paläontologisch besonders characterisirte Ablagerung in den obersten Oxfordschichten von ihm aufgefunden worden wäre, denn einige der von ihm aufgezählten Species, welche von den leitenden Arten des Oxford-Ooliths abweichen, gehören nach den übereinstimmenden Angaben der englischen Geologen schon in die Kimmeridgegruppe. ** Wir haben desshalb den für Vergleiche wichtigen Schluss zu ziehen, dass die obersten Oxfordschichten Englands in Beziehung auf ihre mineralogische Beschaffenheit und ihre Facies mit den tieferen Lagen dieser Etage übereinstimmen, dass ferner die englischen Geologen die organischen Reste des Upper calcareous grit von den Einschlüssen der Zone des Cidaris florigemma nicht zu unterscheiden vermochten.

---

* Dr. Fitton, on the Strata below the chalk. Geol. Transact. 2 Ser. IV. Bd. pag. 103. 1827 — 1836.

** Dr. Fitton. ibid. pag. 232.

§. 93. B) Mittlere und obere Oxfordschichten an der schwäbischen Alp, in den Cant. Aarau und Solothurn in dem Dep. Jura u. s. w. (Scyphienkalke, Etage Argovien. Marc.) Nachdem wir auf den vorhergegangenen Seiten die mittlern und obern Oxfordschichten an denjenigen Localitäten betrachtet haben, an welchen sie nach dem Typus der englischen Bildungen entwickelt sind, wollen wir dieselben nun an solchen Punkten untersuchen, an welchen sie bei einer eigenthümlichen Facies, auch in lithologischer Beziehung von dem Seitherigen constant verschiedene Charactere besitzen. Diese Ablagerungen sind schon längst unter der Bezeichnung „Scyphienkalke oder Spongitenschichten“ bekannt, man wusste sie jedoch lange Zeit nicht in Parallele mit den englischen Bildungen zu bringen. Graf von Mandelsloh deutete in seinen Profilen zwar die allgemeine Parallele zwischen den schwäbischen Kalken und dem Oxfordthone an, doch war Marcou der Erste, welcher die Scyphienkalke des französischen Jura mit Bestimmtheit in die Oxfordgruppe einreihte, indem er sie als „Etage Argovien“ von tiefern und höheren Bildungen unterschied. Indem ich mich auf die vorhandenen Untersuchungen stütze, mache ich es mir zur Aufgabe, das Auftreten der Scyphienkalke in Württemberg, Bayern, in den Cant. Bern und Solothurn, sowie in den Dep. Jura und Ain kurz zu verfolgen und dabei auf die Beziehungen, welche zwischen den Scyphienkalken und der Zone des Cid. florigemma bestehen, aufmerksam zu machen.

Die Scyphien- oder Spongiten-Schichten treten an den meisten Localitäten im Gefolge heller thoniger Kalkbänke auf, welche oft beträchtliche Ablagerungen bilden und in mineralogischer Beziehung gewöhnlich in den verschiedenen Gegenden ziemlich übereinstimmend zusammengesetzt sind. An ihrer Basis ist noch die Zone des Amm. biarmatus meistens als Thon- oder Eisenoolithbildung vertreten, dagegen setzen sie in manchen Districten das ganze obere Oxfordien zusammen, indem die mächtigen Durchschnitte von unten bis oben nur aus den charakteristischen hellen thonigen Kalken bestehen, während die kieseligen Schichten des Terrain à Chailles oder die Oolithe, welche in England die Zone

des Cidaris florigemma bilden, hier fehlen. Dass dies jedoch nicht überall der Fall ist, sondern dass im Gegentheil in manchen Provinzen über den Scyphienkalken noch die Corallenschichten des Cidaris florigemma deutlich abgelagert sind, werden wir später sehen. Hier beginne ich mit der Betrachtung derjenigen Localitäten, an welchen sich sowohl in lithologischer als in paläontologischer Beziehung alle diejenigen Charaktere verleugnen, welche wir als bezeichnende Merkmale für Lower calcareous grit und Oxford-Oolith kennen gelernt haben. Statt der in §. 80 aufgezählten Arten bekommen wir beinahe sämmtlich verschiedene Species, und statt der Corallriffe des Oxford-Ooliths und des Terrain à Chailles sehen wir nur homogene, thonige, regelmässig geschichtete Kalkbänke mit Cephalopoden, während von Gasteropoden und Acephalen hier nur spärliche Reste gefunden wurden.

Schwäbische Alp. Ueber den grauen Thonen mit *Terebratula impressa*, welche wir in §. 83 als oberste Lage der Zone des Amm. biarmatus betrachtet haben, beginnen die mächtigen, weissen, geschichteten Kalke, welche die Basis der hier zu betrachtenden Ablagerung bilden. Mit ihrem Erscheinen werden plötzlich die Abhänge der schwäbischen Alp noch steiler, es folgt ein ungefähr 400 Fuss mächtiges System heller Kalke, das am ganzen Nordrande des Gebirgszuges zu Tage tritt. Die lichten Stellen in den dunklen waldigen Abhängen, welche durch ihre helle Farbe auf grosse Entfernungen das entblösste Gebirge verrathen, gehören meistens den unteren Parthien jener Abtheilung an, während viele der freistehenden Felsen, welche die vorspringenden Ränder umgeben, durch die oberen Niederschläge gebildet werden. Der Uebergang der Impressathone in die hellen Kalke folgt jedoch nicht so unmittelbar, wie man von grösserer Ferne glauben könnte. Schon in ihrer Mitte nehmen die grauen Thone helle Kalkbänke auf, welche immer kleinere Zwischenräume unter sich lassen, bis sie dieselben ganz verdrängen und eine zusammenhängende massige Mauer bilden. Die verkiesten Reste hören mit den Impressathonen auf, die hellen Kalke enthalten nur verkalkte Einschlüsse, deren Specieszahl in den un-

tern Lagen noch nicht besonders gross ist, dagegen beträchtlich zunimmt, je weiter wir gegen oben steigen. Da die Facies sich nur wenig verändert, so haben wir zwischen den Impressathonen und den wohlgeschichteten hellen Kalkbänken auch weit schwieriger abzutrennen, als dies z. B. an manchen Localitäten des Schweizer Jura der Fall ist, wo unmittelbar über den Eisenerzen des Amm. biarmatus die hellen kalkigen Spongitenschichten anstehen.

Ueber den wohlgeschichteten hellen Kalken folgen die beträchtlichen Ablagerungen, theils thoniger, theils kalkiger Niederschläge, welche in Profil Nro. 51 zusammengestellt wurden. Algenschichten, Scyphienkalke, Pentacrinitenbreccien, Bänke gefüllt mit Rhynchonella lacunosa, mit Fragmenten von Echinodermen, oder auch mit zahlreichen Cephalopoden, setzen hier mit den wohlgeschichteten homogenen Kalken und mit den Zwischenlagen von grauen Thonen eine Formationsabtheilung von 400 Fuss Mächtigkeit zusammen, deren Detailstudium das grösste Interesse gewährt, deren Verhältnisse aber zu mannigfaltig sind, um sich hier in Kürze beschreiben zu lassen. Ich gebe hier einen Durchschnitt nach den von H. Inspector Binder beim Bau der Geislinger Steige gemachten Beobachtungen, welcher insbesondere die lithologischen und stratigraphischen Verhältnisse der Scyphienkalke, sowie der darunter und zunächst darüber folgenden Niederschläge des obern Jura von Württemberg veranschaulichen soll.

Die untere und ein Theil der oberen Hälfte des oberen Jura der schwäbischen Alp. Profil der Geislinger Steige.

Nr. 51.

	h) Massenkalke, zum Theil von crystallinischem Gefüge, helle, zuckerkörnige Kalke. *Terebratula insignis*, sonst wenige Fossile	65	Fuss
	g) Marmorartige Kalke. Festes Gestein von gelblich weisser Farbe, durch Wasser viele Aushöhlungen. Kalkspathdrusen, wenig Fossile	20	„
	f) Harte, bläuliche und gelbliche, bisweilen oolithische Kalke, zum Theil in Bänken von 1—4 Fuss Dicke, zum Theil aber auch sehr schiefrig. *Bel. hastatus, Amm. bispinosus, mutabilis? flexuosus, Aptychus, Prosopon*	40	„
Scyphienkalke u. dazu gehörige Bildungen. Argovien. 390—430 Fuss. Die in §. 94 aufgezählten Species finden sich in dieser Abtheilung.	e) Helle wohlgeschichtete 5"—3' mächtige Kalkbänke mit Thonlagen wechselnd, welche gegen oben mehr überhand nehmen, arm an Fossilen	50	„
	d) Graue Thone und thonige Kalkbänke mit Spongiten, *Terebr. subtriata*, vielen Echinodermen, Cephalopoden: *Amm. serratus, flexuosus, polyplocus, Bel. hastatus* u. s. w. (Petrefactenreichthum)	180—200	„
	c) Helle, gelbliche, bisweilen bläuliche Kalkbänke 5"—4' mächtig, von muscheligem Bruche, verwitterbar, mit *Rhynch. lacunosa* und den übrigen Fossilen der Spongitenschichten, zu unterst eine Bank mit *Pentacrinus subteres*	80—90	„
	b) Wohlgeschichtete helle Kalkbänke mit dünnen Zwischenlagen eines grauen Thones. Zahlreiche Ammoniten (*A. flexuosus, Strombecki* u. s. w.), *Bel. hastatus*, vereinzelte Reste von Echinodermen	40—50	„
Zone des Amm. biarmatus. 130—150 Fuss.	a) Thone mit vereinzelten kalkigen Bänken, mit verkiesten Arten, *Ter. impressa*; (an der Basis dieser Abtheilung müsste die unmittelbar über der Kellowaygruppe folgende Geodenbank liegen)	130—150	„
		605—665	Fuss.

Ich habe die Abtheilungen nummerirt; a und die darunterliegende Geodenbank würden der Zone des Amm. biarmatus entsprechen, während b, c, d und e die eigentlichen Scyphienkalke zusammen setzen. Das Profil enthält jedoch noch höhere Ablagerungen, auf welche ich später kurz zurückkomme. Während es keinem Zweifel unterliegt, dass das Lower calcareous grit von England, sowie die demselben entsprechenden Niederschläge des Terrain à Chailles hier durch Scyphienkalke vertreten werden, so brachte es die Verschiedenheit der Facies mit sich, dass auch die Corallriffe mit Cidaris florigemma, welche allen Analogien zufolge sich in der Oberregion der Scyphienkalke, oder noch etwas höher, entwickelt haben würden, hier fehlen und durch andersgebildete Niederschläge ersetzt werden. Dennoch halte ich es nicht für unmöglich, dass wenigstens die Aequivalente jener Corallriffe, wenn auch in veränderter Form, an der schwäbischen Alp noch bestimmter nachgewiesen werden, nur dürfen wir dies nicht jetzt schon erwarten, da einerseits die Aufgabe hier schwieriger ist, als an den seither betrachteten Punkten, während andererseits für die Erforschung dieser Bildungen noch zu wenig geschehen ist. Wenn desshalb die Vergleiche für die oberen Lagen der Oxfordgruppe hier bis jetzt nicht gegeben werden konnten, so liegt hievon der natürliche Grund in den noch unzureichenden Beobachtungen.

Scyphienkalke im Schweizerjura (Canton Aarau und Solothurn). Die Untersuchungen über die gegenseitige Vertretung zwischen den Scyphienkalken und dem Terrain à Chailles gehören zu den interessantesten Arbeiten, welche sich zum Zwecke von Vergleichen im Schweizer Jura ausführen lassen. Ich hatte in diesem und dem letzten Jahre zwar an einer Reihe von Localitäten des Schweizer Jura Gelegenheit, das Auftreten von Scyphienkalken und Terrain à Chailles zu beobachten, allein ich sah auf meinen Excursionen bald ein, dass hier Monate nöthig wären, um sich über alle die Verhältnisse zu orientiren, an deren Kenntniss die vollständige Lösung der Frage geknüpft ist.

Mousson sagt uns in seiner Schrift * nur wenig darüber, denn er behandelte einen District, in welchem nur Scyphienkalke entwickelt sind. Thurmann ** dagegen hatte an seinem Mont Terrible das Terrain à Chailles vor Augen, und obschon er in seinen paläontologischen Zusammenstellungen auch Arten aus den Scyphienkalken aufzählte, so ging er doch nicht näher auf die Verbindung ein, in welcher Scyphienkalke und Terrain à Chailles stehen. Gressly *** behandelte dagegen die Frage schon bestimmter. Er schreibt die Verschiedenheit beider Ablagerungen der jeweiligen Facies (bedingt durch die Tiefe des Meeres und die Entfernung der Niederschläge vom Ufer) zu und weist den Corallriffen, den Spongitenlagern, den Schlammbildungen u. s. w. ihren bestimmten Platz an. Es wäre nur zu wünschen, dass dieser durch seine unübertroffene Detailkenntniss der dortigen Verhältnisse bekannte Geologe die Vergleiche weiter führen würde und über die Continuität der die Scyphienkalke und das Terrain à Chailles überlagernden Niederschläge bestimmte Beobachtungen veröffentlichen würde. Ich will in dem Folgenden dasjenige zusammenstellen, was ich nach eigener Anschauung wiedergeben kann. Ich habe in §. 89 das Auftreten des einen Typus des oberen Oxfordien, welcher im Terrain à Chailles ausgesprochen ist, kurz beschrieben und den Mont-terrible und dessen nördliche Parallelzüge, den Vellerat, Raymeux und Graitery als diejenigen Gebirgsketten angeführt, in deren Zwischenthälern das Terrain à Chailles an zahlreichen Punkten blossgelegt ist, so zu Baerschwyl südlich von Laufen, zu Klein-Lützel und Moveller nördlich von Delémont, zu Chatillon, Caquerelle, an der Strasse von les Rangiers nach Cornol u. s. w. Die letzte Cluse, in welcher ich die so characteristischen Thone und Kieselnierenkalke (Chailles) beobachtete, war in der Kette des Graitery zwischen Grand-

---

* Alb. Mousson, 1840. Geologische Skizze der Umgebungen von Baden im Canton Aargau.

** Thurmann, 1832. Essai sur les soulèvemens jurassiques du Porrentruy. Extrait des Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strassbourg.

*** A. Gressly, 1838—1841. Observations géologiques sur le Jura soleurois. Neue Denkschriften der schweiz. Ges. 2 -5. Bd.

val und Gänsbrunnen. Mein Weg führte mich von hier über Balstall in die Clusc, welche südlich von diesem Städtchen in der Kette des Weissenstein kesselförmig ausgewaschen ist. Die mächtigen Oolithmassen des mittlern Jura liessen sich deutlich an ihrer äussern Form erkennen, auch fand ich an einem günstigen Punkte einige Fossile aus der Zone der Terebratula lagenalis. Zwischen den Oolithen des mittleren Jura und den senkrechten Corallenfelsen des oberen Jura war eine deutliche Combe oxfordienne, aber es fanden sich an dieser Localität schon die mergeligen, hellen Scyphienkalke, welche das Terrain à Chailles vertreten. Von hier an bekam ich dasselbe gar nicht mehr zu sehen, denn in der Kette des Weissenstein bei Oberbuchsiten, in der des Hauenstein bei Olten und Trimbach, an der Egg bei Aarau, ferner zu Birmensdorf und endlich am östlichsten Ausläufer, am Lägern bei Baden, sah ich immer die Scyphienkalke genau an der Stelle, an welcher der Analogie nach das Terrain à Chailles hätte entwickelt sein müssen. Die orographischen Verhältnisse und die äusseren Formen der Berge erleiden hiedurch keine wesentlichen Veränderungen, denn die zum Theil mergeligen Kalke mit Spongiten spielen in den obengenannten Gebirgsketten in stratigraphischer Beziehung dieselbe Rolle, wie das Terrain à Chailles im Mont-Terrible. Sie wurden als zerstörbarere Masse zwischen den mittleren Jura-Oolithen und den festen Corallenfelsen des oberen Jura ebenso ausgewaschen, wie das Terrain à Chailles in den nördlicheren Gebirgszügen, sie bilden auch schmale Zwischenthäler, welche die ansässigen Geologen ebenfalls „Combes oxfordiennes“ nennen.

Was die unterlagernden Schichten betrifft, so habe ich schon §. 84 bemerkt, dass die Zone des Amm. biarmatus im Schweizer Jura sowohl die Basis der Scyphienkalke, als die des Terrain à Chailles bildet. Dieselbe lässt sich durch ihre organischen Reste leicht nachweisen, nur in mineralogischer Beziehung sind ihre Lagen verschiedenartig ausgesprochen, indem unter dem Terrain à Chailles Thone, unter den Scyphienkalken dagegen Eisenoolithe die Zone zusammensetzen. Schon in der Clusc

südlich von Balstall sah ich die eisenreichen Lagen, deutlicher jedoch waren dieselben bei Trimbach unweit Olten und an der Egg bei Aarau aufgeschlossen, indem sie hier zahlreiche Versteinerungen, insbesondere die Amm. cordatus, Lamberti, perarmatus, Belemnites hastatus u. s. w. enthalten, wie schon in §. 84 angegeben wurde.

Ueber den Scyphienkalken und den damit in Verbindung stehenden Thonen folgt die mächtige Bildung eines zum Theil oolithischen, zum Theil homogenen, festen, hellen Kalkes, dessen untere Lagen noch wenig erforscht sind, während seine obern, an vielen Punkten blossliegenden und in Steinbrüchen aufgeschlossenen Bänke zahlreiche Versteinerungen enthalten und von den Schweizer Geologen schon vielfach zu deuten versucht wurden. Die Ablagerung bekam die Bezeichnungen: Portlandkalk und Astartekalk * u. s. w. Doch ziehe ich aus den in dem vortrefflichen Werke B. Studers gemachten Angaben den Schluss, dass es noch keinem der Schweizer Geologen gelungen ist, eine bestimmte Definition der Bildung aus ihren paläontologischen Characteren herzuleiten. Die Echinodermen, welche ich in jenen Kalken theils selbst fand, theils in den dortigen Sammlungen sah, zeigen viele Uebereinstimmung mit denen tieferer Lagen, während manche der eingeschlossenen Muschelreste einer weit höheren Region anzugehören scheinen. Unter den zahlreichen Arten, welche ich zu Oberbuchsiten, Wangen, Olten, Trimbach, Stelli und Aarau sammelte, liess sich die Mehrzahl nicht mit derjenigen Genauigkeit bestimmen, um daraus gesicherte Schlüsse über das Alter dieser die Spongitenschichten überlagernden Kalke zu ziehen.

Die Einschlüsse der Scyphienkalke des Schweizer Jura stimmen mit denen von der schwäbischen Alp vollständig überein. Schon in der Cluse südlich von Balstall fand ich die Spongiten, die Planulaten-Ammoniten, Terebratula lacunosa u. s. w. Weit zahlreichere Species lernte ich dagegen aus den Scyphienkalken von Oberbuchsiten kennen. Herr Pfarrer Cartier, welcher mich an die dortigen Localitäten gefälligst begleitete, wies mir die

* B. Studer, Geologie der Schweiz, 1853, zweiter Band, pag. 330.

die Gefahr nicht. Man kann in die Klaſſe der ſchädlichen Lektüre theils ſolche Bücher ſetzen, welche gegen Sittlichkeit und Religion ſtreiten, theils ſolche, welche dem Aberglauben Vorſchub thun und den Kopf mit wüſten, abſurden, abenteuerlichen, verwirrten Vorſtellungen anfüllen, als da ſind Traumbücher, Geſpenſter- und Räubergeſchichten, Schriften über Zauberei und Heren und dergleichen. Um mit der letztern Klaſſe zu beginnen: manche, für einen gebildeteren Geſchmack widerwärtige Bücher, wie z. B. Räubergeſchichten, ſind für rohere, ungebildete Menſchen wohl gar heilſam, machen vielleicht durch Schilderung einer Exekution einen tieferen Eindruck auf ihr Gemüth, als eine matte Predigt; andere Bücher der zuletzt genannten Kategorie ſind unbedingt der Aufklärung ſchädlich und entgegenwirkend, und man thut wohl, ihrer Verbreitung und den durch ſie genährten Vorſtellungen auf jede mögliche Weiſe entgegenzutreten; häufig aber beſchäftigen ſie doch mehr nur die nach Nahrung verlangende Einbildungskraft, als daß ſie wirklich einen Einfluß auf den Verſtand ausübten, und ſind eine bloße, freilich wohl nicht die wünſchenswertheſte Unterhaltungslektüre. Uebervorſichtig iſt es und grenzt an pedantiſche Eingeſchränktheit, wenn man dem gemeinen Manne harmloſe Mährchen und Geſchichten, wie z. B. die Volksbücher, zu entziehen trachtet, unter dem Vorgeben, daß dadurch ſein Verſtand und ſeine Einbildungskraft auf falſche Bahnen gelockt würden. Nicht nur iſt es hart und grauſam, dem Niedrigen und Armen, welcher für die phantaſtiſche Herrlichkeit oft einen gerade durch Mangel und Entbehrung geſchärften, lebendigen Sinn hat, dieſe unſchuldige Freude, dieſe Prachtbilder der Zauberlaterne vorenthalten zu wollen; es iſt auch gegen das Intereſſe der Aufklärung ſelbſt; bei dem dermaligen Stand der Bildung, wenigſtens in Deutſchland, wird es doch nicht ſchwer halten, den gemeinen Mann von der Fabelhaftigkeit der Geſchichten von Fortunat und ſeinen Söhnen, vom Kaiſer Octavianus u. ſ. w. vollſtändig zu überzeugen; und an die Einſicht in die Fabelhaftigkeit dieſer Sagen kann man doch ſehr leicht anknüpfen, um auch andre abergläubiſche Vorſtellungen zu bekämpfen und zu zerſtören. Wenn irreligiöſen, frivolen Schriften nicht der in einem gegebenen Kreiſe vorhandene, lebendige religiöſe Sinn, verbunden mit der Belehrung und Autorität des Geiſtlichen entgegenzutreten und ſie zu überwältigen vermag, ſo iſt es freilich ſchlimm; ſchwerlich aber wird ſich

reichsten Stellen, an welchen ich die Species der Scyphienkalke ebenso häufig auffand, wie sie an unserer schwäbischen Alp nur an den günstigsten Punkten getroffen werden. Zugleich bot mir dessen Sammlung eine vollständige Uebersicht der vorkommenden Arten. Ich habe mir die wichtigsten Species in einer Liste zusammengestellt. Folgende Arten characterisiren die Scyphienkalke von Oberbuchsiten (Canton Solothurn):

Belemnites unicanaliculatus.
Amm. serratus Sow. (A. alternans V. Buch.)
Verschiedene Planulaten.
Amm. flexuosus.
„ lingulatus.
Aptychus, 2sp.
Area, Lima, Pinna.
Isoarca transversa.
Terebratula bisuffarcinata.
Megerlea pectunculus.
Terebratella loricata.
Rhynchonella lacunosa.
„ sparsicosta.
Crania, mehrere Species.
Cidaris coronata.
„ propinquus.
„ Cartieri.
Pentacrinus cingulatus.
„ paradoxus.
Eugeniacrinus nutans.
„ cariophyllatus.
„ moniliformis.
„ Hoferi.
„ compressus.
Plicatocrinus hexagonus.
Asterias tabulata.
Zahlreiche Spongiten.

Die nächsten Localitäten, welche ich besuchte, fanden sich in den Umgebungen von Olten. Oberhalb Wangen stehen die Scyphienkalke an, deutlicher sieht man sie aber nördlich und westlich von Trimbach. Sie liegen hier wiederum in dem Einschnitt oder dem Zwischenthal (Combe), auf dessen einer Seite der Oolith sich in die Höhe wölbt, während auf der südlichen Seite die festen Kalke des oberen Jura in steilen Massen dastehen und jenseits gegen Süden stark einfallen. Herr Kaplan Blaisi aus Olten machte mich auf mehrere jener Punkte aufmerksam und wir sammelten aus den dortigen Scyphienkalken eine Anzahl characteristischer Arten, welche jedoch schon in der obigen Liste enthalten sind.

Von der Egg bei Aarau habe ich das Vorkommen der Scyphienkalke als Ergänzung der in §. 84 beschriebenen Verhältnisse anzuführen. Von den Eisenoolithen und Thoneisensteinen,

welche die Species der Kellowaygruppe, sowie die Leitmuscheln aus der Zone des Amm. biarmatus enthalten, liegen zahlreiche ausgegrabene Stücke in den dortigen Weinbergen umher. Dagegen sind die hellen Kalke etwas mehr östlich, besonders an einem Punkte deutlich aufgeschlossen. Derselbe verräth sich schon von der Ferne durch seine helle Farbe. Es scheinen die unteren Lagen zu sein. In den benachbarten Weinbergen sind einzelne ausgewitterte Fossile (*Rhynchonella lacunosa* u. s. w.) nicht selten, doch liegen sie hier gemengt mit den von den Abhängen herabgerollten oolithischen Arten beisammen.

Zu Birmensdorf am rechten Ufer der Reuss wiederholen sich dieselben Verhältnisse. Der mittlere Jura steht hier wiederum in der nächsten Nachbarschaft der Scyphienkalke an, was seinen Grund in der geringen Mächtigkeit hat, welche die Zonen des Amm. macrocephalus, anceps, athletha und biarmatus an den hier betrachteten Localitäten besitzen. An einer offenen Stelle in den Weinbergen oberhalb Birmensdorf sammelte ich folgende Arten in den dortigen Scyphienkalken:

Belemnites unicanaliculatus.
Ammonites trimarginatus.
" canaliculatus.
" serratus (alternans).
" polygyratus.
" flexuosus.
Terebratula bisuffarcinata.
Terebratula nucleata.
Terebratella loricata.
Rhynchonella lacunosa.
" sparsicosta.
Cidaris coronata.
Pentacrinus cingulatus.
Zahlreiche Spongiten.

Annähernd dieselben Species fand ich am Lägern bei Baden. Auch erhielt ich durch die Freundlichkeit J. Marcou's noch weitere Arten von diesen beiden Localitäten, welche obige Liste ergänzen würden. Die weissen Kalke sind am Lägern an mehreren Stellen aufgeschlossen, insbesondere an dem steilen westlichen Abhange, welcher die Stadt noch berührt. Grosse Spongiten, einzelne Echinodermen, besonders aber die Cephalopoden, welche überall so häufig in den Scyphienkalken gefunden werden, Bruchstücke von Aptychen und einige der characteristischen Brachiopoden traf ich hier beisammen an, ganz in derselben Erhaltung, wie wir sie von der schwäbischen Alp

kennen. Ich konnte zu wenig Zeit auf die Excursion verwenden, um mich über die tieferen und höheren Ablagerungen zu orientiren, doch scheinen, (aus den Angaben von Mousson zu schliessen), die Aufschlüsse der ersteren nur selten zu Tage zu kommen.

Jura-Departement. Nachdem ich im Vorhergegangenen solche Localitäten berührt habe, an welchen die Scyphienkalke und die damit in Verbindung stehenden Schichten den oberen Theil der Oxfordgruppe entweder ganz, oder doch zum grösseren Theile zusammensetzen, bekommen wir es im Juradepartement mit einer Ablagerung zu thun, in welcher die grauen thonigen Kalke bei einer Mächtigkeit von 30 Meter nur den mittleren Theil der Oxfordgruppe vertreten, während darüber nahezu ebenso mächtige Schichten folgen, welche sich als Corallfacies und zugleich durch ihre organischen Einschlüsse als Zone des Cidaris florigemma erwiesen haben. J. Marcou hat die dortigen Verhältnisse schon in seinen „Recherches sur le Jura salinois" aufs Klarste bestimmt und beschrieben, auf welche Angaben ich zurückgehe, indem ich hier als Aequivalent der Oxfordgruppe eine Anzahl von Niederschlägen zusammenstelle, welche J. Marcou im Dep. du Jura unter den folgenden Bezeichnungen angeführt hat:

Nr. 52.

Calcaire corallien mit Cidaris florigemma (Blumenbach), Hemicidaris crenularis und Glypticus hieroglyphicus. 25 Meter.	3)
Argovien. Mergelige Kalke mit Thonen wechsellagernd. Versteinerungen verkalkt. Spongitenschichte. 30 Meter.	2)
Marnes oxfordiennes. Graue Thone mit zahlreichen verkiesten Einschlüssen. 15 Meter.	1)

Nr. 1) habe ich schon in §. 85 als Zone des Amm. biarmatus angeführt und die von J. Marcou beschriebenen Verhältnisse angegeben.

Nr. 2) haben wir als die Vertreter der Scyphienkalke zu betrachten, während

Nr. 3) durch Corallenschichten mit Cidaris florigemma gebildet wird. Ich habe hier kurz Einiges über die beiden Abtheilungen Nr. 2 und 3 zu bemerken.

Aus den paläontologischen Zusammenstellungen, welche J. Marcou für das Argovien des Juradepartements in seiner früheren, sowie in der neuesten Arbeit gegeben hat, geht hervor, dass diese 30 Meter mächtige Ablagerung neben den Scyphien und mehreren auch in den schwäbischen Spongitenschichten vorkommenden Arten doch noch eine ganze Reihe solcher Species einschliesst, welche das englisch-französische Lower calcareous grit, sowie die untere thonige Masse des Terrain à Chailles characterisiren, welche aber in den ächten Scyphienkalken Schwabens, Bayerns und des Schweizer Jura nicht vorkommen. *Amm. cordatus, Pecten fibrosus, Gryphaea dilatata, Trigonia clavellata, Pholadomya exaltata, Phol. parcicosta, Dysaster propinquus* sind solche Arten. Im Lower calcareous grit und in den unteren und mittleren Lagen des Terrain à Chailles sind diese Species wahre Leitmuscheln, allein in unseren schwäbischen und den bayrischen Sammlungen, sowie unter den reichen Vorräthen aus den Umgebungen von Oberbuchsiten (Cant. Solothurn), welche ich in der Sammlung des Hrn. Pfarrer Cartier sah, traf ich unter den organischen Resten der Scyphienkalke jener Gegenden keine dieser Arten vertreten. In paläontologischer Beziehung würden diesen Thatsachen zufolge die Scyphienkalke des Juradepartements zwischen beiden Typen in der Mitte stehen, d. h. sie besitzen noch zahlreichere Charactere des Lower calcareous grit, während sie durch die an ihrer Basis auftretende Spongitenfacies und einige der damit vorkommenden organischen Einschlüsse doch manche Analogien mit den Scyphienkalken Schwabens zeigen. Dagegen halte ich es für sehr unwahrscheinlich, dass sie die ganze Ablagerung unseres schwäbischen Kalkes hinauf bis unter die zuckerkörnigen und marmorartigen Kalke repräsentiren, denn neben ihrer geringen Mächtigkeit fehlt denselben auch die grössere Anzahl der so characteristischen Fossile der eigentlichen Scyphienkalke, welche ich §. 94 zusammenstellte. Es ist hier kein Zweifel, dass im Juradepartement die Scyphienbildungen schon frühe den Corallriffen weichen mussten, denn die darüber folgende Zone des Cidaris florigemma hat sich hier aufs Deutlichste entwickelt, übertrifft an Mächtigkeit noch die englischen Bildungen und zeigt

auch durch ihre Einschlüsse, dass hier die Corallformation wenigstens ebenso deutlich vertreten ist, als die darunter liegenden Scyphienkalke. Ich führe hier nur einige der von J. Marcou * aus der Zone des Cidaris florigemma angegebenen Species an, welche in den Dep. Jura und Doubs die oberen Lagen des Terrain à Chailles und den Calcaire corallien characterisiren. Es sind folgende:

Cidaris Blumenbachi Agass. (= florigemma Phill.), Cid. coronata, Hemicidaris crenularis, Glypticus hieroglyphicus, Stomechinus perlatus, Millericrinus echinatus.

Ueber der Zone des Cidaris florigemma folgen im Juradepartement noch verschiedene Niederschläge, welche Marcou „Oolite corallienne“ nennt, welche aber schon die eigenthümlichen Diceratenschichten repräsentiren und desshalb erst im folgenden Abschnitt zu beschreiben sind.

Aehnlich wie im Juradepartement kommen die Scyphienkalke noch in anderen Gegenden vor, so z. B. in einigen Districten am südlichen Rande des Pariser Beckens, von welchem ich die Verhältnisse einer von J. Beaudouin untersuchten Localität (Châtillon sur Seine) schon in §. 90 angeführt habe. Weitere Punkte übergehe ich, da ich in dieser Arbeit die localen Nachweise nicht in ununterbrochener Weise verfolgen und durchführen konnte. Ich erwähne nur noch das Vorkommen der Scyphienkalke in einem der südöstlicheren französischen Departements.

Departement der Isère. Eine an organischen Einschlüssen sehr reiche Localität, an welcher die eigentlichen Scyphienkalke entwickelt sind, findet sich zu Trept östlich von Lyon, von welchem Punkte ich eine beträchtliche Anzahl ihrer Leitmuscheln in der Sammlung des Herrn Victor Thiollière zu Lyon zu sehen bekam. Ich notirte mir über 20 Species,

* Noch reicher sind die von J. Marcou, 1857 Lettres sur les Rochers du Jura pag. 38 und 39 zusammengestellten Listen, auch theilt derselbe die Zone in noch weitere Unterabtheilungen, doch bleibe ich bei den von J. Marcou schon im Jahre 1846 (Recherches géol. sur le Jura salinois pag. 101) gemachten Angaben, indem ich erst in der Schlusstabelle Nr. 64 dessen neuere Eintheilung zu den Vergleichen beiziehe.

welche auch in Beziehung auf ihre Erhaltung mit denen unserer schwäbischen Scyphienkalke übereinstimmen. Ammonites canaliculatus, serratus, flexuosus, Terebratula bisuffarcinata, Megerlea pectunculus, Rhynchonella lacunosa, Dysaster carinatus, Cidaris coronata und noch andere Arten waren darunter, deren Aufzählung ich hier unterlasse, da ich dieselben nicht wieder vor Augen habe, und die damaligen etwas eiligen Bestimmungen vielleicht einige Unrichtigkeiten enthalten. Ueber den petrefaktenreichen Lagen sollen in jener Gegend noch mächtige Thone mit einzelnen Planulaten folgen, während sich die ganze Bildung von Trept aus noch weiter gegen Nordosten fortzusetzen scheint, denn ich sah in dem an die Rhone angrenzenden Theile des Ain-Departement in den Umgebungen von Cirin ganz ähnliche Kalke, in welchen ich auch eine grosse Schwammcoralle fand, doch untersuchte ich diese Lagen nicht genauer, da die kurz zugemessene Zeit für die Besichtigung der dortigen lithographischen Schiefer kaum ausreichte.

§. 94. Fossile Arten der Spongitenschichten und der damit in Verbindung stehenden Kalke.

Die hier aufgezählten Species finden sich an der schwäbischen Alp, an den §. 93 angegebenen Localitäten, ferner im fränkischen Jura, im Aarauer Jura, in einem Theil des Solothurner Jura, im Dep. Jura, in den Dep. Côte d'Or, Yonne, Isère u. a. w.

180. Belemnites unicanaliculatus, Hartm. Ziet. 1832, tab. 24, fig. 8. Unterscheidet sich von Bel. hastatus Blainv., stimmt dagegen der äusseren Form nach mit Münsters Bel. semisulcatus überein, welch letzterer in den lithographischen Schiefern von Solnhofen häufig vorkommt und vielleicht mit Bel. unicanaliculatus zu vereinigen ist.

181. Nautilus agonitcus, (Schloth. 1813, pag. 85? Schloth. 1820, pag. 83?) Quenst. 1845 Ceph. tab. 2, fig. 6.

182. Ammonites canaliculatus, Münst. Ziet. 1832, tab. 28, fig. 6.

183. Ammonites trunilobatus, n. sp. Amm. pictus costatus, Quenst. 1846, Ceph. tab. 9, fig. 16. pag. 132. Schwäb. Alp.

184. Ammonites canaliferus n. sp. Gleicht der vorigen Species, trägt aber in der Mitte der Seiten statt der gekrümmten Erhöhungen eine vertiefte Furche. Schwäb. Alp.

185. **Ammonites pictus**, (Schloth?) Amm. pictus nudus, Quenst. Ceph. pag. 139.

186. **Ammonites trimarginatus** n. sp. Steht dem Amm. Eucharis d'Orb. nahe, ist jedoch weiter genabelt und besitzt schwache Rippen ähnlich wie Amm. subdiscus d'Orb. Schwäb. Alp. Birmensdorf (Cant. Aargau).

(Vergl. §. 80, Nr. 7) **Ammonites serratus**, Sow. Amm. alternans v. Buch.

(Vergl. §. 80, Nr. 15) **Ammonites tortisulcatus**, d'Orb. 1847, tab. 189. Geht von den obersten Lagen der Kellowaygruppe bis in die weissen Kalke unter den Spongitenschichten hinauf.

187. **Ammonites colubrinus**, Rein. 1818, fig. 79.

188. **Ammonites Wittenaus** n. sp. Amm. biplex bifurcatus Quenst. Ceph. tab. 12, fig. 12.

189. **Ammonites polygyratus**, Rein. sp. 1818, fig. 45, 46.

190. **Ammonites polyplocus**, Rein. sp. 1818, fig. 13, 14.

191. **Ammonites subfasciculatis**, d'Orb. Pal. fr. terr. cret. tab. 30, fig. 1, 2.

192. **Ammonites involutus**, Quenst. 1846, tab. 12, fig. 9.

193. **Ammonites striolaris**, Rein. sp. 1818, fig. 52, Ziet. tab. 9, fig. 5.

194. **Ammonites** n. sp.? Amm. crenatus, Rein. sp. 1818, fig. 58 (non Brug.)

195. **Ammonites Babeanus**, d'Orb. 1847, tab. 181, fig. 1, 2, 5, (fig. 3, 4?) A. perarmatus, Quenst. 1847, Ceph. tab. 16, fig. 12.

196. **Ammonites Rupprensis**, d'Orb. 1849, tab. 205. Amm. perarmatus mamillanus, Quenst. Ceph. tab. 16, fig. 11.

197. **Ammonites platynotus**, Rein. sp. 1818, fig. 41. Amm. Reinechianus, Quenst. 1847, tab. 15, fig. 13.

198. **Ammonites bispinosus**, Ziet. 1831, tab. 16, fig. 4. Amm. inflatus, Rein. sp. 1818, fig. 51 (non Sow.).

199. **Ammonites Altenensis**, d'Orb. 1848, tab. 204. Amm. inflatus macrocephalus Quenst. Ceph. tab. 16, fig. 14

200. **Ammonites flexuosus**, Münst. Ziet. 1839, tab. 28, fig. 7. Amm. flexuosus, gigas und costatus, Quenst. Ceph. tab. 9, fig. 1, 2, 4. Amm. oculatus, d'Orb. tab. 200 und 201, fig. 1, 2 (non Phill.).

201. **Ammonites Strombecki** n. sp Amm. lingulatus, nudus, Quenst. Ceph. 1846, tab. 9, fig. 8.

202. **Ammonites falcula**, Quenst. 1847, Ceph. tab. 15, fig. 10 (? A. Erato d'Orb. 1849, tab. 201, fig. 3, 4).

203. **Ammonites undatus** n. sp. Amm. lingulatus expansus, Quenst. 1846, Ceph. tab. 9, fig. 11.

204. **Ammonites crenatus**, Brug. Amm. dentatus, Rein. sp. fig. 43, 44, Ziet. tab. 13, fig. 2. Amm. crenatus, d'Orb. (pars).

205. **Pleurotomaria cincta**, Trochus cinctus, Münst. Goldf. 1844, tab. 180, fig. 11.

206. **Pholadomya acuminata**, Hartm. Ziet. 1833, tab. 66, fig. 1. Phol.

clathrata, Münst. Ziet. tab. 66, fig. 4, 5. Geht auch in höhere Regionen hinauf, ohne dass bestimmte Unterschiede zwischen den Vorkommnissen der verschiedenen Schichten aufgefunden werden konnten. Die Verschiedenheit der Zieten'schen Figuren rührt von dem Umstande her, dass die Species häufig zerdrückt gefunden wird und seine Figur 1 ein solches Exemplar darstellt.

207. **Isocrea transversa**, Münst. 1842, Bronn Jahrb. pag. 98, Isocardia transversa, Goldf. 1837, tab. 140, fig. 8. Isocrea decussata, Münst. 1843, Beitr. 6 Bd. tab. 4, fig. 14. Isocardia transversa, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 318.

208. **Nucula Demalquei** n. sp. Nuc. Hammeri Goldf. 1837, tab. 125, fig. 12 (non Defr.). Scyphienkalke von Mühlheim an der Donau.

209. **Mytilus tenuistriatus**, Münst. Goldf. 1837, tab. 131, fig. 5.

210. **Lima substriata**, Goldf. 1836, tab. 103, fig. 1.

211. **Avicula lacunosa**, (ae) Quenst sp. 1852 Handb. pag. 518. Ist vielleicht mit Avicula similis, Münst. sp. Goldf. 1836, tab. 120, fig. 9 zu vereinigen.

212. **Pinnites velatus**, d'Orb. 1850, Prodr. 13, 445. Spondylus velatus, Goldf. 1836, tab. 105, fig. 4.

213. **Ostrea Römeri**, Quenst. 1843. Flözgeb. pag. 434 (non d'Orb. 1850, Prodr. 15. 177.).

214. **Terebratula nucleata**, Schloth. 1820, pag. 281. Ziet. tab. 39, fig. 10.

215. **Terebratula bisuffarcinata**, Schloth. 1820, pag. 279. Ziet. tab. 40, fig. 3.

216. **Terebratula Kurri** n. sp. Terebr. reticulata, Quenst. 1852 Handb. tab. 37, fig. 20, (non Will. Smith. non Sow. Ter. retic. (pars)? Schloth. Ter. reticularis? v. Buch.)

217. **Terebratulina substriata**, Schloth. sp. 1820, pag. 283. Ter. striatula, Ziet. 1832, tab. 44, fig. 2.

218. **Terebratella loricata**, Schloth. sp. 1820. pag. 270. Ter. loricata Quenst. 1852, Handb. 37, fig. 18.

219. **Megerlea pectunculus**, Schloth. sp. 1820, pag. 272.

220. **Rhynchonella lacunosa**, Schloth. sp. 1820, pag. 267.

221. **Rhynchonella sparsicosta** n. sp. Terebratula lacunosa sparsicosta Quenst. Handb. pag. 455. Besitzt 1—4 grobe Rippen auf dem Wulst, unterscheidet sich aber von Rh. lacunosa dadurch, dass bei ihr die Rippen in der Wirbelgegend weit schwächer werden, auch sind die Flügel beinahe glatt, indem sich auf denselben erst in der Nähe der Stirn 1—2 Rippen zeigen. Leop. v. Buch's Terebr. decorata von Amberg ist wahrscheinlich damit zu vereinigen.

222. **Rhynchonella trilobiodes**, Quenst. sp. 1852 Handb. tab. 36, fig. 29, pag. 455.

223. **Rhynchonella striocincta**, Quenst. sp. 1852, Handb. tab. 36, fig. 24. pag. 455.
224. **Rhynchonella strioplicata**, Quenst. sp. 1852 Handb. tab. 36, fig. 23, pag. 455.
225. **Crania intermedia**, Münst. Goldf. 1841, tab. 163, fig. 4.
226. **Crania bipartita** ibid. fig. 5.
227. **Crania aspera**, ibid. fig. 7.
228. **Crania porosa**, ibid. fig. 8.
229. **Cidaris coronata**, Goldf. 1831, tab. 39, fig. 8.
230. **Cidaris florigena**, Agass. Ech. suiss. 1840, tab. 21a, fig. 11.
231. **Cidaris propinqua**, Münst. Goldf. 1831, tab. 40, fig. 1, Desor. Syn. tab. 3, fig. 25, 26.
232. **Pseudodiadema Langi**, Desor Syn. pag. 65.
233. **Pseudodiadema aequale**. Diad. Agass. Ech. S. 1840, tab. 17, fig. 36—38, II. pag. 18.
234. **Magnosia decorata**, Agass. sp. Desor Syn. pag. 116. Ech. nodulosus Quenst. Handb. pag. 581 (non Goldf.).
235. **Holectypus Mandelslohi**, Desor. Galer. tab. 9, fig. 14—16. Syn. pag. 171.
236. **Dysaster carinatus**, Agass. (Spatangus) Münst. Goldf. 1831, tab. 46. fig. 4.
237. **(Pentagonaster?) tabulata**, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 537. **Asterias** Goldf. 1831, tab. 63, fig. 7.
238. **(Pentagonaster?) punctata**. (Sphaerites) Quenst. 1852 Handb. tab. 5a, fig. 34—36.
239. **Comatula scrobiculata**, d'Orb. Prodr. 13. 550. (Solanocrinus) Münst. Goldf. 1831, tab. 50, fig. 6.
240. **Eugeniacrinus caryophyllatus**, Goldf. 1831, tab. 50, fig. 3.
241. **Eugeniacrinus nutans**, Goldf. 1831, tab. 50, fig. 4.
242. **Eugeniacrinus moniliformis**, Goldf. 1831, tab. 60, fig. 8.
243. **Eugeniacrinus Hoferi**, Münst. Goldf. 1831, tab. 60, fig. 9.
244. **Eugeniacrinus compressus**, Goldf. 1831, tab. 50, fig. 5.
245. **Plicatocrinus hexagonus**, Münst. Beitr. I. Bd. tab. 11, fig. 5.
246. **Plicatocrinus pentagonus**. Münst. Beitr. I. Bd. tab. 11, fig. 6.

§. 80. Nr. 141. **Pentacrinus subteres**, Goldf. Die runden Säulenglieder finden sich vereinzelt und in Bänken in den Scyphienkalken verschiedener Localitäten, lassen sich aber von den tiefer liegenden in §. 80 erwähnten Vorkommnissen nicht unterscheiden.

247. **Pentacrinus cingulatus**, Münst. Goldf. 1831, tab. 53, fig. 1.

§. 95. Kurzer Rückblick auf die allgemeinen Verhältnisse der Oxfordgruppe. Wir haben gesehen, dass sich die unteren Lagen der Oxfordgruppe an den meisten Localitäten ziem-

lich sicher als paläontologisch bestimmbare Zone unterscheiden lassen. Ich habe dieselbe „Zone des Amm. biarmatus“ genannt, ihr Auftreten über der Zone des Amm. athleta verfolgt und auf den Werth hingewiesen, den wir ihr für die Vergleiche der Formationen beizumessen haben.

Bei Betrachtung der oberen Abtheilung waren grössere Schwierigkeiten zu überwinden, denn dieselbe besitzt auf dem hier beigezogenen Terrain nicht die Einförmigkeit und Gleichmässigkeit der tieferen Zone des Amm. biarmatus, sondern wir haben hier bald die Schlammniederschläge einer Uferbilduug, bald die deutlichsten Corallriffe mit ihren Bewohnern, bald die dem tieferen Meere angehörigen Spongitenfelder zu betrachten, deren verschiedene Entfernung vom Meeresufer die Ursache war, dass sich diese dreierlei untereinander so abweichenden Bildungen gleichzeitig und beinahe nebeneinander entwickeln konnten.

Ich habe in §. 87 mit denjenigen Bildungen begonnen, welche meist an einem und demselben Durchschnitt angetroffen werden und auf eine nicht zu beträchtliche Entfernung von der früheren Küste und mässige Tiefe des Meeres bei ihrer Ablagerung hindeuten d. h. mit den Thonniederschlägen und den z. Thl. damit wechsellagernden Corallriffen. Erst zuletzt habe ich einige derjenigen Localitäten beigezogen, an welchen an der Stelle obiger Niederschläge die eigenthümlichen Spongitenschichten vorwalten. Hier habe ich noch kurz Einiges über die Art der Vertretung dieser beiden Bildungen zu bemerken.

Während wir für die zuerst erwähnte Art der Ablagerung die englischen Bildungen als Typus voranstellten, so haben wir gefunden, dass in andern Juradistricten statt jener Niederschläge sich die mächtigen hellen Kalke mit Planulaten und Spongitenlagern bemerklich machen, welchen aber die eigenthümlichen Charactere der englischen Bildungen beinahe vollständig fehlen. Durch einzelne der gemachten Vergleiche, insbesondere im Schweizer Jura und im Dep. des Jura, ergiebt sich der bestimmte Schluss, dass da, wo Scyphienkalke vorkommen, dieselben jedenfalls das Lower calcareous grit vertreten, d. h. Lower calcareous grit und Scyphienkalke haben sich auf dem hier betrach-

eine solche Gesinnung bloß aus der Lektüre entwickeln. Unsittliche, schlüpfrige, unzüchtige Bücher endlich können großes Unheil stiften; aber dieser Gattung kann man auch aufs kräftigste, ohne gehässige Maßregeln, unter dem Beifall aller Wohlgesinnten, entgegentreten und ihre Verbreitung wehren; das Gefühl der Scham wirkt ihrer Cirkulation auch entgegen, und die Zucht und Ehrbarkeit in den Familien erstickt manchen bösen Samen. Allzu ängstlich darf man übrigens auch nicht seyn wegen eines unanständigen Wortes oder eines derben, rohen Spasses in einem, seiner ganzen Tendenz nach nicht unsittlichen Buche; dergleichen gleitet oft leichter ab, als man denkt, an derben, unverfeinerten Gemüthern, oder ist es nicht ärger, als manche im mündlichen Verkehr vorkommende Aeußerung. Die wahrhafte Philanthropie bewährt sich übrigens, und dies ist wohl zu beherzigen, mehr durch Geben, als durch Verwehren und Wegnehmen, und es ist nur zu wünschen, daß die humanen Männer, welche in neuster Zeit da und dort auf die Lektüre des Volks einzuwirken sich Mühe geben, in der Wahl ihrer Mittel eben so glücklich seyn mögen, als es ihnen mit ihrem Bestreben Ernst ist. In England sind menschenfreundliche Gesellschaften vorangegangen mit dem Beispiele, nützliche Schriften verschiedenen Inhalts zu wohlfeilen Preisen in die Hände des Volks zu geben, und in Deutschland strebt man da und dort, dies Beispiel nachzuahmen. In Würtemberg z. B. hat man darauf Bedacht genommen, durch den Kalender, der alljährlich in viele tausend Hände kommt, auf die Einsicht des Volks zu wirken, und wenn es gelingt, hiedurch die Volksintelligenz zu heben, so ist dies mit dreihundert Gulden nicht zu theuer bezahlt. Außerdem haben sich auch Privatvereine gebildet, mit dem Zweck, die Ausarbeitung von, für das Volk geeigneten Büchern, zu veranlassen und zu befördern. Vielleicht wäre hier das Beste, eine geschickte Auswahl unter schon vorhandenen, älteren und neueren, aber noch nicht genug verbreiteten Schriften zu treffen und durch möglichst wohlfeile Preise ihre Verbreitung zu befördern. Wenn auch der gemeine Mann zu lesen anfängt, wird dies gewiß als ein Fortschritt zu betrachten seyn, wiewohl noch nicht als der Uebertritt in ein goldenes Zeitalter — aber nur schmeichle man sich nicht, durch die Lektüre allein diesen Fortschritt zu erzielen; vielmehr hat man es so anzusehen: wenn überhaupt auch die Niedrigsten im Volke sich dem Drucke der Noth und Anstrengung

teten Terrain gleichzeitig niedergeschlagen. Setzen sich die Scyphienkalke oder wenigstens ähnliche, mineralogisch damit übereinstimmende Kalke noch weit gegen oben fort, so können durch sie auch die Corallriffe mit Cidaris florigemma verdrängt werden und möglicherweise ganz fehlen, wie z. B. an der schwäbischen Alp. Dagegen boten sich uns auch andere Beispiele dar, wo über Scyphienkalken erst noch die Corallenschichten mit der Zone des Cidaris florigemma folgten, wie z. B. in den Dep. Côte d'Or und Jura. Ich habe diese Verhältnisse durch die Profile und Zusammenstellungen Nr. 43 und Nr. 53 zu veranschaulichen versucht, wobei ich jedoch bemerke, dass ich auf Profil Nr. 43 die über den Scyphienkalken gezogene Linie verschiebbar denke.

Was endlich die Begrenzung der Oxfordgruppe gegen oben betrifft, so habe ich mit Zugrundlegung des in England herrschenden Typus die Zone des Cidaris florigemma als Schlussglied der Etage zu verfolgen gesucht. Es könnte diesem Verfahren der Vorwurf gemacht werden, dass in einseitiger Weise auf die Verhältnisse der einen Facies mehr Rücksicht genommen worden sei, als auf die der andern. Allein vergegenwärtigen wir uns, dass die Zone des Cidaris florigemma bei einer sehr beträchtlichen Verbreitung derjenige Horizont ist, welcher unter der Kimmeridgegruppe an vielen Localitäten zuletzt und zu oberst noch erkennbar ist, dass darüber aber keine paläontologisch nachweisbare Zone folgt, welche als entschiedene Oxfordbildung noch unter den Kimmeridgeschichten hinziehen würde,* so bleibt uns wenigstens vorerst kein anderer Weg übrig. Sollte sich das in England und an der Nordküste von Frankreich vorhandene, in enger Verbindung mit dem Oxfordoolith stehende Upper calcareous grit später als eine paläontologisch besonders unterscheidbare Zone ergeben, sollte etwa der Synchronismus zwischen Upper calcareous grit und der Zone der Diceras arietina sich begründen lassen, so hätten wir die Zone der Diceras arietina mit der Oxfordgruppe zu vereinigen, und es würde sich hiedurch für die Kimmeridge-

* Vergl. insbesondere § 92.

gruppe auch an solchen Localitäten eine bestimmtere Begrenzung gegen unten ergeben, an welchen eine solche bis jetzt noch nicht ermöglicht war. Da dieser Umstand jedoch vorerst noch keineswegs erwiesen ist, da im Gegentheile sehr Vieles noch gegen eine solche Annahme spricht, so habe ich vorerst die Zone der Diceras arietina als einen zwar weit verbreiteten Horizont besonders behandeln müssen, welcher aber bis jetzt noch in keiner Weise weder mit einem Theil der Oxfordgruppe noch mit den Basalschichten der Kimmeridgegruppe in Parallele gebracht werden konnte.

Aus der noch unsicheren Deutung einiger Grenzglieder lässt sich folgern, dass es für manche Localitäten sehr schwierig ist, die Mächtigkeit der Oxfordgruppe in übereinstimmender Weise anzugeben, da letztere bei den Messungen, welche ich im Nachfolgenden zusammenstellen werde, nicht immer in gleicher Weise gegen oben abgegrenzt wurde. Um wenigstens einigermassen sicher zu gehen, schicke ich hier voraus, dass bei den nachfolgenden Bestimmungen die Mächtigkeit der Diceratenschichten nicht miteinbegriffen wurde, dass ferner bei Nr. 1 — 4 die Grenzlinie über dem Upper calcareous grit gezogen wurde, dass jedoch bei Nr. 9 die Begrenzung der Gruppe gegen oben vielleicht etwas zu hoch oder etwas zu tief ausgeführt wurde. Unter dieser Voraussetzung stelle ich einige der vorhandenen Messungen zusammen, welche die Mächtigkeit der Oxfordgruppe in annähernder Weise geben sollen:

Mächtigkeit der Oxfordgruppe	
1) an der Küste von Yorkshire [1]	350 Fuss.
2) an der Küste von Dorsetshire [2] (einschliesslich der noch nicht besonders davon abgetrennten Kellowayschichten)	450 „
3) im Departement Calvados [3]	180 „

[1] Nach Phillips 1829 Geology of Yorkshire, pag. 23. [2] Nach W. Buckland and de la Beche, on the Geology of the Neighbourhood of Weymouth, April 1830 Geol. Transactions IV. Bd. II. Serie, pag. 23 und pag. 28. [3] Annähernde Schätzung nach dem in §. 90, Nr. 47 gegebenen

4)	an der Küste von Boulogne (Pas de Calais) [4]	120 Fuss.
5)	im Departement der Ardennen [5]	210—220 „
6)	Châtillon sur Seine (Côte d'Or) [6]	300 „
7)	Umgebungen von Salins (Jura) [7]	210 „
8)	Schweizer Jura (Mont-Terrible) [8] . . .	190—210 „
9)	Schwäbischer Jura [9]	480—540 „

Profile, mit Zugrundlegung der Caumont'schen Messungen. [4] Nach den brieflichen Mittheilungen H. Bouchard's in Boulogne. [5] Nach E. Hébert 1857 Terrain jurass. dans le bassin de Paris. pag. 45—46, wenn wir die Etage mit den von E. Hébert pag. 45 beschriebenen Schichten des Amm. Lamberti beginnen lassen. [6] Vergl. §. 90. [7] „Marnes oxfordiennes, Argovien und Corallrag de la Chapelle." J. Marcou 1857 Lettres sur les Rochers du Jura, Tableau Nr. 2, zu pag. 45. [8] Thurmann 1832 Essai sur les soulevemens. [9] Vergleiche Profil Nr. 51 in §. 93.

(Schluss im XIV. Jahrgang.)

Zusammenstellung der einzelnen Glieder der Oxfordgruppe nach ihrer Aufeinanderfolge an verschiedenen Localitäten Englands, Frankreichs, Süddeutschlands (und der Schweiz).

Nr. 53.

	Reihenfolge der Schichten der Oxfordgruppe.	Yorkshire Matton & Scarborough.	Wiltshire & Dorsetshire.	Ardennen Neuvizi Wagnon.	Calvados Dives Trouville.	Yonne Etivey & Druyes.	Jura-Departement. Umgebung von Salins.	Mont-Terrible. Canton Bern.	Aarau'er Jura.	Schwäb. Alp.
Oxfordgruppe, Oxfordien, Oxford-Strata.	Zone des Cidaris florigemma . . .	Upper Calcareous grit u. Oxford-Oolith mit *Cidaris florigemma.*	Upper Calcareous grit u. Oxford-Oolith mit *Cidaris florigemma.*	Mergeliger Kalk mit *Cidaris florigemma.*	Upper Calcareous grit u. Oxford-Oolith mit *Cidaris florigemma.*	Oolithische Kalke und Kieselnieren-Kalke mit *Cidaris florigemma.*	Corallenkalke und Chailles mit *Cidaris florigemma.*	Corallenoolithe und Chailles mit *Cidaris florigemma.*		Mächtige Kalk-Ablagerungen.
		..vorhanden.	..vorhanden.	..vorhanden.	..vorhanden.	..vorhanden.	..vorhanden.	..vorhanden.	....?	....?
	Lower calcareous grit. Scyphienkalke, Argovien Marc.	Lower calcareous grit.	Lower calcareous grit.	Mergel, mergelige Kalke. Eisenoolithe, Eisenerze.	Lower calcareous grit.	Thonige Kalke entsprechend dem Lower calcareous grit.	Argovien.	Thonige Lagen entsprechend dem Lower calcareous grit.	Scyphienkalke.	Scyphienkalke.
	Zone des Amm. biarmatus. .	Oxfordclay. ..vorhanden.	Oxfordclay. ..vorhanden.	..vorhanden. Mergel.	Oxfordclay. ..vorhanden.	Eisenerze. ..vorhanden.	Oxfordclay. ..vorhanden.	Oxfordclay. ..vorhanden.	Eisenerze. ..vorhanden. nicht abgetrennt.	Mächtige Thone. ..vorhanden. Unten Geodenlage
Kelloway-gruppe.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.

(Ausgegeben im März 1868.)

...ates Jahreshefte XIII Jahrg. 1857.

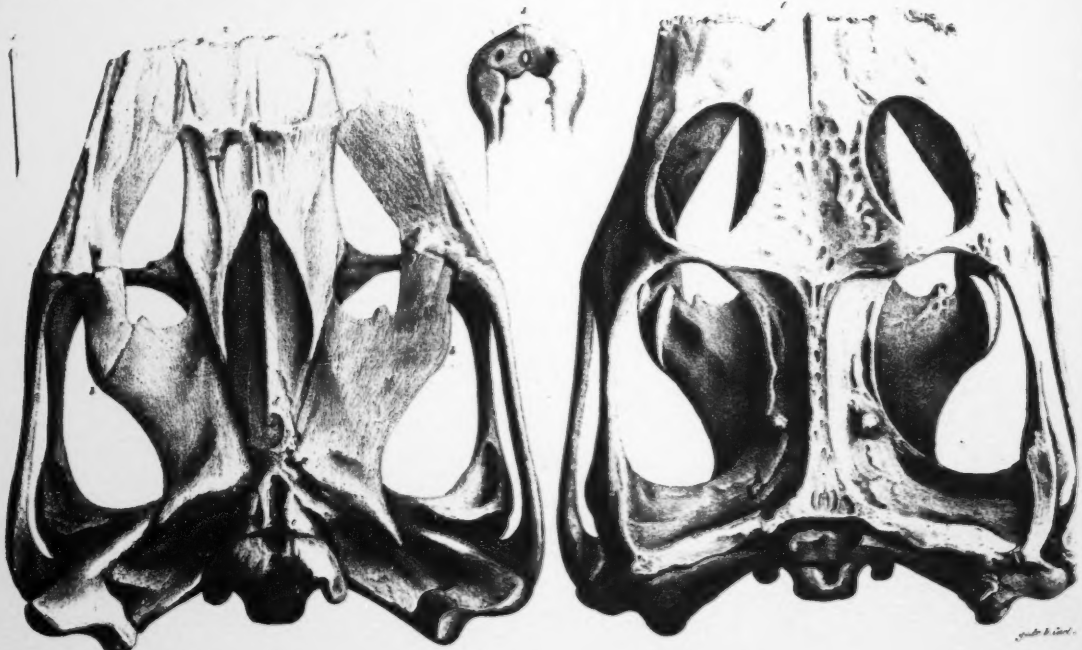

lith. v. Nöll-Martinet.

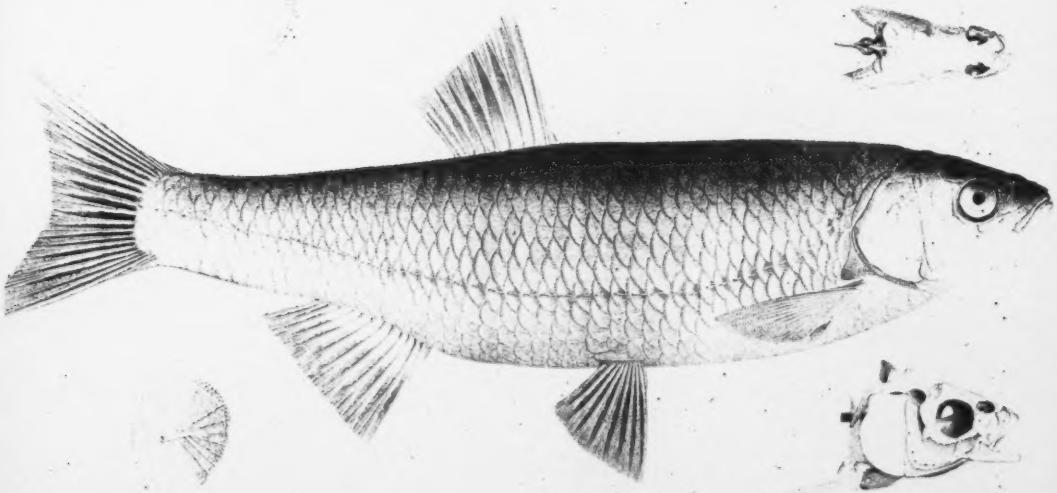

Abramis dobuloides. (Günther)

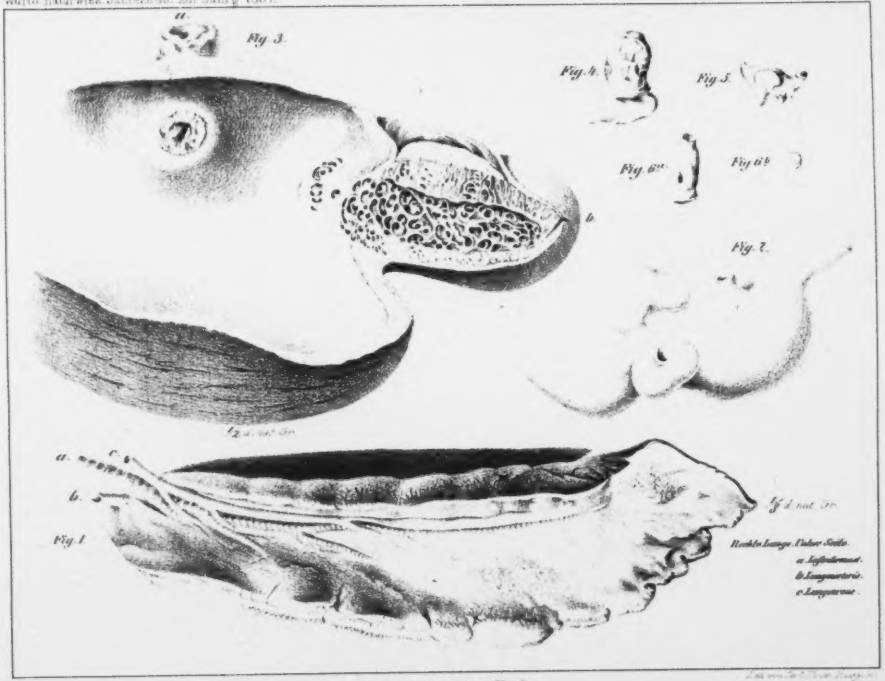

Manatus latirostris Harl.

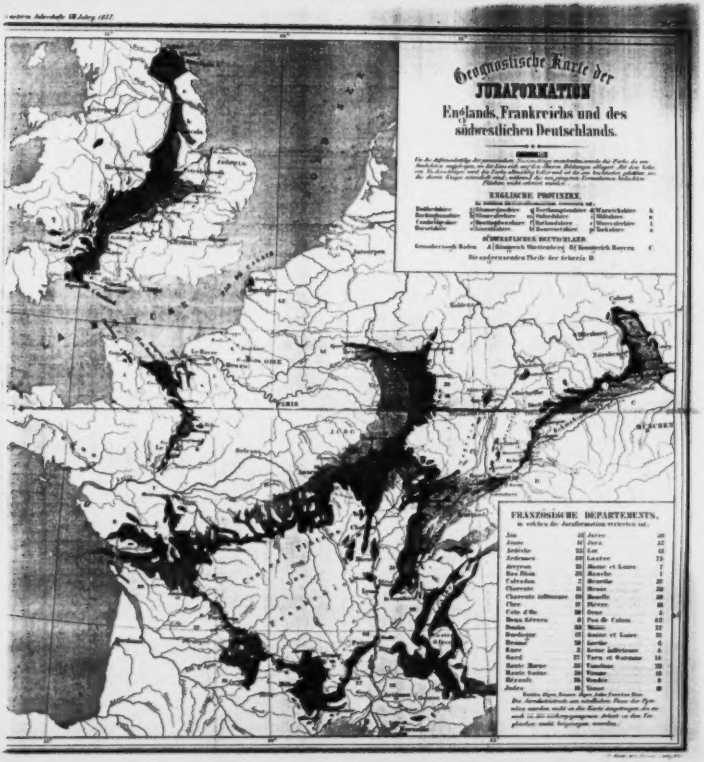
Geognostische Karte der
JURAFORMATION
in
Englands, Frankreichs und des
südwestlichen Deutschlands.
ENGLISCHE PROVINZEN.
SÜDWESTLICHES DEUTSCHLAND.
FRANZÖSISCHE DEPARTEMENTS.
PARIS
LYON
MARSEILLE
BORDEAUX
NANCY
STRASBURG
MÜNCHEN

einigermaßen zu entwinden vermögen, werden ſie Neigung zur Lektüre empfinden. Vor der Hand aber iſt über Leſeſucht in den niedern Ständen, bei Handwerkern und Bauern, noch keine ernſtliche Klage zu führen; eher bei den mittlern und höhern Ständen.

Wer ſind die eigentlichen Conſumenten der Bücherproduktion? Die Fachſchriften werden, wie ſich von ſelbſt verſteht, von den Fachmännern, den Gelehrten, den Technikern, den Lehrern und Schülern gekauft, und wie ſchon oben geſagt, finden manche ausgezeichnete Bücher dieſer Art auch ein größeres Publikum. Welches aber iſt das Publikum der ſchönen und unterhaltenden Literatur? Seinem größten Theile nach iſt es zu ſuchen in den Bewohnern der Städte, und zwar vorzugsweiſe der größern und Hauptſtädte und unter den auf dem Lande lebenden Gliedern des gebildeteren Mittelſtandes. Welche Maſſen von Büchern werden alljährlich verkauft in Paris, London, Berlin! welche Verſendungen werden von dem Stapelplatze des deutſchen Buchhandels, Leipzig, nach allen bedeutenderen Städten Deutſchlands gemacht! Und die Käufer ſind — alle auf Bildung und guten Ton mehr oder minder Anſpruch machende Familien, alle jungen Leute, deren Zeit nicht durch Arbeiten ganz ausgefüllt iſt und die, neben dem mündlichen Verkehr, gern auch ſonſtwoher Zuflüſſe von Unterhaltung und geiſtigem Genuß ſich verſchafften — beſonders aber die Leſevereine und Muſeen, die Leſekabinette und Leihbibliotheken. Nur ein paar Worte über den urſprünglich verſchiedenen Charakter der Leſegeſellſchaft und der Leihbibliothek! Jenes iſt eine Aſſociation, dies die Spekulation eines Einzelnen; das Motiv zur Gründung von jener iſt ein geiſtiges Bedürfniß Mehrerer; bei der letztern die, wenn ſchon an ſich nicht tadelnswerthe Gewinnſucht eines Individuums, dem daran liegt, ein ſchon vorhandenes Bedürfniß zu ſteigern, oder es, wo es noch nicht verhanden iſt, zu wecken. Aus dieſer Verſchiedenheit der Motive wird ſich, wenigſtens von Anfang, ein verſchiedener, möglicherweiſe ſelbſt ein entgegengeſetzter Charakter der beiden Inſtitute entwickeln. Der Leſeverein hat zunächſt die wirklichen übereinſtimmenden Wünſche und Bedürfniſſe einer Anzahl von Liebhabern der Lektüre zu befriedigen, und es iſt vorauszuſetzen, daß ſchlechte Bücher in der Regel auf Widerſtand ſtoßen werden; der Beſitzer einer Leihbibliothek aber ſchafft Alles an, wofür er glaubt Leſer finden oder wodurch er ſie hofft, anlocken zu können, ohne Rückſicht auf den innern Werth

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **H. v. Fehling**,
Prof. Dr. **O. Fraas**, Prof. Dr. **F. Krauss**, Dr. **W. Menzel**,
in Stuttgart.

VIERZEHNTER JAHRGANG.

(Mit zwei Steintafeln und zwei Holzschnitten.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1858.

2353

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

I. Angelegenheiten des Vereins. Seite

Bericht über die zwölfte Generalversammlung am 24. Juni 1857 zu Stuttgart. Von Prof. Dr. Krauss 1
Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 2
Verzeichniss der geschenkten Naturalien 6
Verzeichniss eingekommener neuer Schriften 13
Rechnungsablegung. Von Apotheker Weismann 18
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1858 . . 21
Nekrolog auf Director v. Seyffer 22
Nekrolog auf Dr. Lechler. Von Prof. Dr. Krauss . . . 31

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Seltne Varietäten von Säugethieren und Vögeln. Von Prof. Dr. F. Krauss 53
Einige württembergische Fische. Von Demselben . . . 54
Americanische Saturnien in Stuttgart ausgeschlüpft. Von Präceptor Kolb 74
Ueber den Bitterling (Rhodeus amarus Ag.). Von Prof. Dr. Krauss 115

2) Botanik.

Missbildete Pflanzen. Von Prof. Dr. Fleischer 62
Bemerkungen über Blüthenstiele. Von W. Neubert . . . 67
Ideen über eine Winterbotanik. Von Prof. Zenneck . . 72

3) Mineralogie und Geognosie.

Geognostische Karte vom Bezirk Kirchheim. Von Dr. Fraas und C. Deffner 36
Geognostische Umgebung von Rom. Von Finanzrath Esser . 57
Geognostisches Profil des Eisenbahneinschnittes von Geislingen nach Amstetten. Von Betriebs-Ingenieur Binder. (Hiezu Tafel I.) 79

Geognostische Horizonte im weissen Jura. Von Prof. Dr. Fraas 97
Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands. (Schluss vom XIII. Jahrgang.) Von Dr. A. Oppel 129
Ueber die Entstehung der Stylolithen. Von Bergrath Dr. v. Alberti 292

4) Petrefactenkunde.

Bohrende Meerthiere und Röhrenbildungen in Gesteinen. Von Prof. Dr. v. Kurr 43
Pterodactylus Banthensis. Von Dr. A. Oppel 55
Ueber das Gebiss des Notidanus primigenius Ag. Von Pfarrverweser Probst. (Mit Holzschnitten.) 124
Pterodactylus liasicus. (Hiezu Tafel II.) Von Prof. Dr. Quenstedt. 299
Pentacrinites basaltiformis. (Hiezu Tafel II.) Von Prof. Dr. Fraas 315

III. Kleinere Mittheilungen.

Fledermäuse, Sandsteinkugeln und Fussabdrücke. Von O.-M.-Rath Dr. G. v. Jäger 60
Ueber den Fang des Klich (*Coregonus acronius* v. Rapp). Von Prof. Dr. v. Siebold 318
Der Bonebedsandstein auf dem Stromberg. Von Prof. Dr. Fraas 333
Bücheranzeigen 128

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die zwölfte Generalversammlung am 24. Juni 1857 zu Stuttgart.

Von Prof. Dr. Krauss.

Die Vereinsmitglieder von Nah und Fern fanden sich und zwar nun zum fünftenmale in Stuttgart in den Sälen der Museumsgesellschaft ein, um die zwölfte Generalversammlung abzuhalten. Die Räume waren auch diessmal mit naturhistorischen Gegenständen aller Art geschmückt. Herr Adolph Hvass hatte die Güte, in der Mitte des einen Saales eine Gruppe mit schönen und seltenen immergrünenden Pflanzen aufzustellen, von welchen *Myrtus verticillata*, *Lomatia ferruginea*, *Larix Griffithii*, *Pinus Webbiana*, *Taxodium giganteum*, *Cephalotaxus Fortunei mas*, *C. adpressa*, *Saxe-Gothaea conspicua*, *Wellingtonia gigantea*, *Chamaecyparis glauca* hervorzuheben sind, die Pfeiler zierten einige neue prachtvolle Pelargonien in herrlich kultivirten Exemplaren. Herr Handelsgärtner Ketzel hatte einen Topf mit gefüllten Pensées als Seltenheit eingeschickt. Ferner befanden sich auf den Tischen einige ausgezeichnete durch Ploucquet vortrefflich ausgestopfte württembergische Säugethiere und Vögel, darunter ein altes Männchen von einem Seeadler *(Haliaetus albicilla L.)*, welches bei Oberndorf erlegt wurde, ein Weibchen von einem schwarzen Milan *(Milvus ater Daud.)*, durch Herrn Revierförster Kuttroff in Heiligkreuzthal geschenkt, ein junges Männchen vom Silberreiher *(Ardea Egretta L.)*, bei Herbrechtingen erlegt, ein junges Männchen vom Seidenreiher *(Ardea Garzetta L.)* bei Rothenmünster geschossen u. s. w. Durch

Herrn Med.-Rath Dr. Hering war vom Kind eine Reihenfolge des Foetus vom 17ten bis zum 100sten Tag zusammengestellt. Herr Prof. Dr. Fraas hatte eine Auswahl seltener und prachtvoller Ammoniten und Herr Kriegsrath Dr. Kapff einen 6 Fuss langen fossilen Stamm aus dem Keuper aufgestellt. An schönen physikalischen Instrumenten aus der Königl. polytechnischen Schule hatte Herr Dr. Zech die Güte, einige farbige Erscheinungen im polarisirten Lichte zu zeigen. Endlich war durch einen Sammler Gelegenheit gegeben, Petrefacten und getrocknete Pflanzen zu kaufen.

Nach 9 Uhr eröffnete der Geschäftsführer Prof. Dr. v. Kurr die Versammlung und begrüsste die Anwesenden mit herzlichen Worten. Auf seine Aufforderung, die Wahl eines Vorsitzenden vorzunehmen, wurde ihm dieses Amt durch Acclamation übertragen.

Hierauf trug der Secretär des Vereins, Prof. Dr. Krauss folgenden

Rechenschaftsbericht für das Jahr 18$^{50}/_{51}$

vor.

Meine Herren!

Im Namen und Auftrag Ihres Ausschusses habe ich die Ehre, Ihnen heute über die Wirksamkeit des Vereins im zwölften Jahre seines Bestehens Bericht zu erstatten.

Ihr Ausschuss hielt es für seine Pflicht, Seiner Majestät dem König, dem erhabenen Protector des Vereins, in einer Eingabe eine Uebersicht über die Verhältnisse des Vereins im ersten Jahrzehnt nebst den Jahresheften ehrfurchtsvoll vorzulegen, worin das Gedeihen des Vereins durch die stets wachsende Mitgliederzahl, die fortdauernde Herausgabe der Jahreshefte, die Tauschverbindung mit auswärtigen naturforschenden Gesellschaften und insbesondere die Hauptaufgabe des Vereins hervorgehoben wurde, „sämmtliche Naturproducte des engern Vaterlandes zu sammeln und auch dem grössern Publikum zu Anschauung und Belehrung aufzustellen, daher bestrebt er sich, die von der Centralstelle für Landwirthschaft übergebene vaterländische Naturaliensammlung nach Kräften zu vermehren, um so nach und nach ein voll-

ständiges Bild der Pflanzen- und Thierwelt sowie die Gesteine und Petrefacten Württembergs zusammenzubringen.“

Der zweite Vorstand, der die Eingabe im Namen des Ausschusses unterzeichnete, erhielt hierauf folgendes Schreiben:

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich Höchstem Auftrage gemäss zu eröffnen die Ehre, dass Seine Königl. Majestät Ihre an Höchstdieselben gerichtete Eingabe vom 14ten dieses Monats, womit Dieselben im Namen des Ausschusses des Vereins für vaterländische Naturkunde Seiner Majestät die letzten Jahreshefte des Vereines übersandten, erhalten und mit besonderem Interesse entgegengenommen haben. Seine Majestät erkennen in diesen von dem Verein herausgegebenen Schriften ein schönes Zeugniss der eifrigen und andauernden Bemühungen, womit der Verein für die Zwecke der Förderung der vaterländischen Naturkunde thätig ist; auch haben Höchstdieselben mit lebhafter Befriedigung aus der Eingabe Ew. Hochwohlgeboren ersehen, dass jene Bemühungen seither von so günstigen Erfolgen begleitet gewesen sind. Seine Majestät hegen den aufrichtigen Wunsch, dass die Angelegenheiten des Vereins auch fernerhin diesen glücklichen Fortgang nehmen und lassen Euer Hochwohlgeboren sowie den übrigen Mitgliedern des Ausschusses für die gemachte Mittheilung Höchst Ihren gnädigen und wohlwollenden Dank zu erkennen geben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung etc.

Stuttgart, den 23. November 1856.

Der Geheime Kabinets-Chef
Maucler.

Die vaterländische Naturaliensammlung ist im verflossenen Jahr, wie aus nachstehendem Verzeichniss zu entnehmen ist, mit manchen interessanten Gegenständen bereichert worden und wird dem eben erwähnten Ziele um so näher rücken, je mehr die Vereinsmitglieder im Einsenden württembergischer Naturalien aller Art thätig sind. Hiezu mögen sie sich sicherlich aufge-

muntert fühlen, wenn ihnen die erfreuliche Nachricht mitgetheilt werden kann, dass nun die Erfüllung des immer dringender gewordenen Wunsches, die vaterländische Naturaliensammlung aus dem Lokal in dem landwirthschaftlichen Versuchsgarten in die Stadt verlegen zu können, in nähere Aussicht gerückt ist. Es soll nämlich bereits Einleitung zu den Vorarbeiten für einen Flügelanbau an das Königl. Naturalien-Kabinet getroffen worden sein, der mit dem in dieser Anstalt nicht mehr unterzubringenden Zuwachs zugleich auch die vaterländische Naturaliensammlung in einem abgesonderten Saal aufnehmen soll, wodurch endlich die ebenso für den Innländer wie für den Fremden nützliche und lehrreiche Trennung in eine allgemeine und in eine württembergische Naturaliensammlung ausgeführt werden kann. Die Vereinsconservatoren haben sich daher jetzt schon die Aufgabe gestellt, die vorhandenen Sammlungsstücke auf jede Weise so vorzuarbeiten, dass die Aufstellung im neuen Lokal mit Zweckmässigkeit und Eleganz rasch bewerkstelligt werden kann.

Die mineralogisch-geognostische Abtheilung der Sammlung, welche der bisherige Conservator, Professor Dr. v. Kurr seit mehreren Jahren verwaltete, aber nun wegen allzu vieler Berufsgeschäfte abzugeben sich genöthigt sieht, hat Prof. Dr. Fraas zur Besorgung übernommen.

Ein anderer nicht minder wichtiger Zweig der Wirksamkeit des Vereins ist die Aufnahme von Schichten, Profilen und geognostischen Karten des Landes, von welchen der Versammlung heute das mit vielem Fleiss und grosser Sachkenntniss ausgearbeitete Blatt Kirchheim-Nürtingen vorgelegt wird. Sie werden einerseits daraus ersehen, dass diese Arbeiten nach dem neuesten Stand der Wissenschaft ausgeführt werden, anderseits sollen Sie zugleich zur Mitarbeitung an diesem grossen Werk aufgemuntert werden, das nur mit vereinten Kräften gefördert werden kann. Zu dem Ende ist von dem Ausschusse eine Commission gewählt, welche die verschiedenen Arbeiten der einzelnen Mitarbeiter sammelt, prüft und redigirt. Hoffen wir auch, dass es dem Vereine, der in seiner Mitte die hiezu nöthigen wissenschaftlichen Kräfte besitzt, gelingen möge, seine Arbeit, welche nicht allein in geo-

logischer, sondern auch in volkswirthschaftlicher Richtung von grösster Wichtigkeit ist, in würdiger Weise ausgeführt zu sehen.

Ihr Ausschuss hat ferner der ehrenden Aufforderung der Königl. Centralstelle für Landwirthschaft, ein Gutachten über einen Entwurf von Bestimmungen zum Schutze der Vögel abzugeben, mit Vergnügen Folge geleistet, indem er eine weitere Aufgabe des Vereins darin erblickte, seine Erfahrungen ebenso in praktischer wie in gesetzgebender Richtung nutzbringend zu machen.

Die üblichen Vorträge für die Vereinsmitglieder wurden auch in diesem Winter gehalten. Es sprachen

Prof. Dr. Holtzmann über die Beugung des Lichtes,

Prof. Dr. Köstlin über die Eingeweidewürmer des Menschen und

Prof. Dr. v. Fehling über das Aluminium.

Die zwei ersten Vereinshefte des laufenden Jahrganges sind in den Händen der Mitglieder, das dritte wird noch vor Herbst erscheinen. Leider ist es allen Bemühungen ungeachtet nicht gelungen, das ausstehende Heft des VIII. Jahrganges mit der Beschreibung des Sauriers vollendet zu sehen, doch haben wir Hoffnung, dass dieses Heft sowie das des XI. Jahrganges noch vor dem Winter ausgegeben werden kann.

Durch Austausch der Jahreshefte hat Ihr Ausschuss neue Verbindungen angeknüpft mit der naturforschenden Gesellschaft in Graubündten, mit der Société Vaudoise des sciences naturelles, mit den Irish natural history Societies und der geological Society of Dublin und mit der Genootschap „Natura artis Magistra“ zu Amsterdam, durch welche der Verein in Besitz von werthvollen Schriften gekommen ist. Auch hat die Vereinsbibliothek durch die Herren Jules Marcou in Zürich, Alexis Jordan in Lyon, Oberförster Dr. Nördlinger in Hohenheim, durch die Administration impériale des mines à St. Petersburg und durch die Real Academia de Ciencias de Madrid wichtige Beiträge zum Geschenk erhalten.

Als correspondirendes Mitglied wurde Jules Marcou in Zürich ernannt.

Endlich bleibt mir noch die traurige Pflicht, die in diesem Vereinsjahr dahingeschiedenen Mitglieder aufzuzählen. Es sind

Kaufmann Stritter in Stuttgart,

Professor Volz in Stuttgart,

Director v. Seyffer in Stuttgart, und

Dr. Willibald Lechler. Ueber die beiden letzteren werden Sie heute einige Worte der Erinnerung vernehmen.

Der Zuwachs der Vereinssammlung an Naturalien besteht in:

I. Säugethieren:

Als Geschenke:

Vespertilio Noctula Schreb., Männchen und Weibchen, aus Stuttgart,
von Herrn Grafen v. Seckendorf;
Vespertilio Barbastellus Schreb., bei Tübingen,
von Herrn Dr. Günther;
Talpa europaea L. var. flava, bei Schussenried,
von Herrn Apotheker Valet;
Talpa europaea L. var. cinerea, Männchen
Hypudaeus terrestris L., Männchen,
Hypudaeus arvalis Brants, altes Weibchen,
Hypudaeus arvalis Brants var. albomaculata, Männchen,
Hypudaeus terrestris L., Weibchen und Männchen,
Mustela vulgaris L., altes Weibchen, alle aus Hohenheim,
von Herrn Prof. Dr. Fleischer;
Hypudaeus terrestris L., sehr grosses Männchen,
Mus musculus L., altes Männchen,
Mus sylvaticus L., altes Männchen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Mus musculus L. var. isabellina, Thierarzneischule,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Myoxus Glis L., altes Weibchen, von Zwiefalten,
von Herrn Forstrath Hahn;
Mus minutus Pall., Männchen von Warthausen,
von Herrn Dr. Hoffmann;
Lepus timidus L., Weibchen, Varietät, von Mössingen,
Canis vulpes L., ganz junges Weibchen von Waldenbuch,
Mus musculus L., Varietät, von Stuttgart,
von Herrn Präparator Plouequet.

der Bücher; das von einem Leseverein mit gutem Grund Verworfene ist ihm vielleicht das Liebste, weil das Einträglichste. Die Möglichkeit, daß schlechte, vergiftende Bücher in Umlauf gesetzt werden, ist bei der Leihbibliothek viel größer, als bei dem Leseverein; wozu auch noch das kommt, daß der Leseverein sich nur aufgenommenen Mitgliedern öffnet, während sich Jeder die Lektüre eines schlechten Buchs aus der Leihbibliothek um wenige Kreuzer verschaffen kann. Uebrigens können in der Praxis ein Leseverein und eine Leihbibliothek auf gleicher Linie stehen, oder wohl auch letztere unter sorgfältiger und ehrenhafter Leitung den ersteren, wenn er nachlässig verwaltet wird, beschämen.

Die Ursachen davon, daß bei den mittlern und höhern Ständen das Lesen seit etwa einem halben Jahrhundert so ungemein zugenommen hat, sind zum Theil dieselben, wie bei den untern Volksklassen; nämlich erhöhter Wohlstand und größere Lebensbehaglichkeit. Durch den wachsenden Wohlstand werden theils größere Kapitalien zur Disposition der buchhändlerischen Spekulation gestellt und die Bücherproduktion befördert, theils auch Mehreren der Ankauf von Büchern, die Theilnahme an Lesevereinen und dergleichen möglich gemacht; zur Lebensbehaglichkeit wird bei den Gebildeteren gerechnet, daß in jedem Hause sich eine kleine Bibliothek von unterhaltenden Schriften findet, daß man nicht nur zu Hause, sondern auch in Gasthöfen, an Bade- und Kurorten politische und wohl auch literarische Zeitschriften antrifft; und was einmal Bedürfniß und Annehmlichkeit geworden, wird durch Mode und guten Ton bestätigt und sanctionirt. Vielleicht dürfte ein Grund der gesteigenen Lesesucht auch darin gefunden werden, daß während der Zeit der französischen Revolution und der vieljährigen darauf folgenden Kriege, man sich daran gewöhnte, mit Ungeduld den, Neuigkeiten bringenden, politischen Zeitungen entgegenzusehen. Nachdem die Quelle wichtiger politischer Nachrichten allgemach versiegte, verlangte man doch noch, den Lesedurst zu stillen, und nun behalf man sich, so gut es gehen wollte, mit politischen Raisonnements, wo dergleichen gestattet waren, oder man übertrug das bisher den politischen Blättern gewidmete Interesse Journalen literarischen, ästhetischen, kritischen oder poetischen Inhalts und enthusiasmirte sich, wie früher für einen Helden des Schlachtfelds oder der Tribüne, für ein ästhetisches System oder eine poetische Schule, oder man nahm,

II. Vögeln:

Als Geschenke:

Buteo vulgaris Bechst., Männchen, Varietät von Wolfegg,
von Herrn Holzverwalter Walchner;
Accipiter Nisus Full., altes Männchen von Güterstein,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Otus vulgaris Flemm., jung, aus Stuttgart,
von Herrn Dr. Gutbrod;
Caprimulgus europaeus L., altes Weibchen, an der Galgeiche,
von Herrn Studiosus Wagner;
Corvus Monedula L., junges Männchen, Varietät, aus Tübingen,
von Herrn Grüneisen;
Lanius excubitor L., altes Männchen,
von Herrn Grafen v. Zeppelin;
Corvus Corone L. von Stuttgart,
Parus caudatus L., ebendaher,
Sturnus vulgaris L., jung, bei Poppenweiler,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Botaurus stellaris Steph., altes Männchen und Weibchen,
Anas crecca L., Weibchen,
Anas leucophthalma Bechst., Männchen,
von Herrn Revierförster Riegel in Adelmannsfelden;
Botaurus stellaris Steph., altes Männchen bei Friedrichshafen,
von Herrn Stadtrath Denninger;
Anas Boschas L., Weibchen, weissgelbe Varietät, bei Riedlingen,
Mergus albellus Selby, altes Weibchen, bei Heiligkreuzthal,
von Herrn Revierförster Kuttroff;
Anser Segetum Meyer, altes Weibchen, bei Riedlingen,
von Herrn Forstverwalter Troll;
Sterna nigra L., altes Männchen, bei Nürtingen,
von Herrn Architect Riegel.

III. Reptilien:

Als Geschenke:

Lacerta muralis Laur., bei Bietigheim,
von Herrn Thierarzt Bauer;
Vipera berus L., Männchen und Weibchen, während des Coitus gefangen,
bei Utzmemmingen, O.-A. Neresheim.
Triton alpestris Laur., Alte und Junge, zwischen Schichten der Jurensis-Mergel bei Heiningen beim Schürfen gefunden;
von Herrn Prof. Dr. Fraas.

Triton alpestris Laur., Weibchen, vom Gipfel der Hornisgründe,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

IV. Fischen:

Als Geschenke:

Salar Ausonii Val., (Salmo Fario L.).
Thymallus gymnothorax Val.,
Abramis dobuloides Günther, aus dem Neckar bei Tübingen,
von Herrn Dr. Günther;
Thymallus gymnothorax Val.,
Alosa vulgaris Val., Weibchen,
Eierstock von einer 20 Pfund schweren Bachforelle, aus dem Neckar bei Heilbronn,
von Herrn Kaufmann F. Drautz)
Ammocoetes branchialis Dum.,
Petromyzon fluviatilis L.,
Cyprinus Rex cyprinorum Bloch,
Rhodeus amarus Ag.,
Tinca Chrysitis Ag.,
Perca fluviatilis L.,
Aspius alburnus Ag.,
Leuciscus vulgaris Flemm., jung,
Leuciscus dobula Val.,
Abramis dobuloides Günther, aus Altlachen der Enz bei Bietigheim,
von Herrn Fabrikant Th. Dörner;
Gasterosteus leiurus Cuv., aus dem Sträuleesbach bei Cannstatt,
von Herrn Thierarzt Bauer;
Cobitis barbatula L.,
Cottus gobio L.,
Gobio fluviatilis Cuv.,
Phoxinus laevis Ag., aus Bächen bei Boll,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

V. Insekten:

Als Geschenke:

Gegen 50 Exemplare von Käfern aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Staatsrath v. Roser;
Gegen 50 Exemplare von Käfern aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Präceptor Kolb;
Nester von *Vespa vulgaris L.* nebst den Insekten und den Schmarotzern derselben *(Torymus calcaratus)*, bei Calw,
von Prof. Dr. Krauss;

Eine mit vielem Fleiss ausgeführte Sammlung von 453 Arten württembergischer Schmetterlinge, welche auf Papier übergetragen und auf 15 grossen Folioiafeln systematisch zusammengestellt sind,
von Herrn Thierarzt Bauer;

VI. Helminthen:

Als Geschenke:

Vier Arten als Schmarotzer auf Säugethieren und Vögeln,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Eine Art auf einem Maifisch,
von Herrn Kaufmann F. Drautz in Heilbronn;
Fisch Blutigel auf Bitterlingen,
von Herrn Fabrikant Th. Dörner in Bietigheim.

VII. Mollusken:

Als Geschenke:

Limax maximus L., aus Ludwigsburg,
Helix Pomatia L. var. turrita,
von Herrn Thierarzt Bauer;
Arion empiricorum Fer. var. nigra, von Utzmemmingen,
von Herrn Prof. Dr Fraas.

VIII. Petrefakten und Mineralien:

a) Als Geschenke:

Eine sehr interessante Sammlung von 193 schön formatisirten Geschieben aus Oberschwaben, welche als Grundlage zu der wissenschaftlichen Arbeit des Schenkgebers dient und das Resultat langjähriger Forschungen ist,
von Herrn Ingenieur-Geologe Dr. F. A. Bruckmann;
Schwefelkiesknollen aus dem Keupersandstein von Lorch,
von Herrn Forstrath v. Gwinner;
Bruchstücke von *Belodon Plieningeri v. Meyer* aus dem obern Stubensandstein bei Weil,
von Herrn Oberförster Nördlinger in Hohenheim;
Muschelkalk-Handstücke mit Bohrlöchern etc. von Haiterbach,
von Herrn Apotheker Lessing.

b) durch Kauf:

26 Bruchstücke von *Rhinoceros*, *Anchitherium*, *Palyomeryx* und Schildkröten aus dem Tertiär von Kirchberg,

1 *Ammonites heterophyllus Sow.* aus dem Breitenbach,
4 *Species* Krebse aus dem weissen Jura von Ulm.

IX. Pflanzen:

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Durch gütige Vermittlung des Herrn Oberamtsarztes Dr. Finckh in Urach erhielten wir von Herrn Apotheker Fischer in Haigerloch einige interessante Pflanzen unserer Alp, darunter die schöne subalpine *Aquilegia atrata* Koch von dem Scheitel des 2648 Pariser Fuss hohen Dreifürstensteins, der uralten Grenzmarke von Württemberg, Hohenzollern und Fürstenberg, und *Anemone narcissiflora L.* von dem 2929 Pariser Fuss hohen Zellerhorn zwischen Hohenzollern und Onstmettingen, Oberamts Balingen, welchen Herr Fischer im Juni dieses Jahres besuchte; „prachtvollere Bergwiesen," schrieb er, „als auf diesem Zellerhorn, oder wie die Leute dort sagen, auf dem Hörnle, sah ich auf der Alp noch nie, *Hieracien*, *Hypochoeris*, *Crepis alpestris* und *Arnica* bilden die vorherrschende Farbe, dazwischen Tausende von *Anemone narcissiflora*, weiss und röthlich, *Lilium Martagon* nur fusshoch und zwei- bis dreiblüthig in Menge, dann Orchideen aller Art, selbst *Orchis globosa* nicht selten."

Eine neue Entdeckung für unsere Flora ist ein *Helianthemum*, welches wie *Athamanta cretensis* die steilsten, unzugänglichsten Felswände schmückt, so dass Herr Otto Fischer, Sohn des Herrn Apothekers, auf dem Böllert bei Pfeffingen, Oberamts Balingen, selbst mit Lebensgefahr nur drei Exemplare davon erreichen konnte. Diese Pflanze, welche sich, wie *Teucrium montanum*, *Alyssum montanum*, *Saxifraga Aizoon* und viele andere Kalkfelsenpflanzen durch die silbergraue Farbe ihrer Blätter auszeichnet, ist der echte *Cistus canus* Jacquin (Fl. austr. Tab. 277), welchen Koch (Fl. germ. ed. 2, p. 86) nach Wahlenbergs Vorgang (Fl. suecica Vol. I. p. 533) mit *Helianthemum oelandicum* Wahlbg. als γ. *tomentosum* Koch (richtiger γ. *canescens* Wahlbg.) vereinigt hat, wogegen Smith (Fl. brit. p. 572) und Bertoloni (Fl. italica Vol. V, p. 560) ihn für eine selbstständige Art und den echten *Cistus marifolius L.* erklären, Smith auf den Grund des Linneischen Herbars, Bertoloni, weil *Linné* Verona als dessen Heimath nennt, bei Verona aber dieser häufig, der *Cistus marifolius* des Cavanilles und Decandolle dagegen in ganz Italien gar nicht vorkommt.

Herrn Oberamtsarzt Dr. Finckh verdanken wir ferner drei von einem jüngeren geistreichen Pflanzenforscher, Herrn Med. Dr. Hegelmaier, bei Sulz entdeckte Gewächse: die *Barbarea arcuata* Reichenbach, von welcher Einsender vermuthet, dass sie nur Spielart der *B. vulgaris* Brown sei, daher zu wünschen wäre, dass ein Pflanzenfreund in Sulz Beobachtungen darüber anstellen und uns mittheilen möchte, worin die Standorte beider von einander abweichen (wahrscheinlich ist der der *B. arcuata* weniger feucht)

und ob sie aus Samen im Garten gezogen verschieden bleiben? In Italien hat Gussone (Fl. siculae Synopsis Vol. II, p. 179) die *B. arcuata* als gute Art anerkannt, Bertoloni (Fl. ital. Vol. VII, p. 76) aber sie wieder mit *B. vulgaris* vereinigt, da er sowohl im Freien, als im Garten Uebergänge und Mittelformen beobachtet habe.

Die andern beiden Pflanzen sind vorübergehende Bastarde, *Verbascum thapsiforme-Lychnitis* Schiede (*V. ramigerum* Schrader, Jahreshefte XIII, p. 100), an Kalkbergen um Sulz einzeln in Gesellschaft beider Stammeltern, und *Carduus crispo-nutans* Koch auf Kiesbänken des Neckars bei Sulz ebenfalls mit beiden Stammeltern, wobei Dr. Hegelmaier bemerkt, dass diese Distel die Köpfe und den Blüthenstand von *C. crispus* und die Blätter von *C. nutans* habe, daher jener der Vater, dieser die Mutter sein werde, es komme aber auch die umgekehrte Form, *Carduus nutanti-crispus*, dort vor.

Herr Oberamtsrichter Fuchs in Mergentheim übersandte dreissig Laubmoose und 13 Flechten aus dem dortigen Gebiete des Muschelkalks, von den Moosen waren drei, *Weissia crispula* Hedw., *Bryum cernuum* Bruch und *Bryum turbinatum* Schwägr., noch nicht im Gebiete unserer Flora gefunden worden.

Herr Pfarrer Dr. Kemmler in Untersontheim hat unserer im vorigen Jahr ausgesprochenen Bitte um Fortsetzung seiner schätzbaren Mittheilungen weit über unsere Hoffnung entsprochen. Eine Sendung vom 13. December v. J. enthält 61 Phänogamen, worunter eilf für unser Herbar und zwei für unsere Flora neu sind; die letzteren sind freilich etwas zweifelhaft, *Vicia villosa β glabrescens* Koch, die wir nicht von *Vicia Cracca* L. trennen möchten, und *Galeopsis bifida* Bönninghaus, an deren Haltbarkeit Koch selbst zweifelte, während Bertoloni sie nicht einmal als Abart, sondern nur als einfaches Synonym der *Galeopsis Tetrahit* L. anführt.

Eine zweite Sendung vom 4. April d. J. umfasst 242 Arten und Formen von Zellengewächsen, wovon 100 in unserem Herbar noch fehlten, von denen 67 neue Entdeckungen für die vaterländische Flora sind, darunter von Laubmoosen *Sphagnum compactum* Bridel, *Dicranum interruptum* Brid. und *Bryum bimum* Schreber; von Lebermoosen *Aneura palmata* Nees, *Lejeunia minutissima* Dumortier, *Lophocolea Hookeriana* Nees und *Jungermannia hyalina* Lyell, unter den Pilzen *Peziza nivea* Fries, das echte *Phacidium coronatum* Pers., ganz verschieden von der bisher dafür gehaltenen *Galle en Champignon Reaumure* an der untern Fläche des Eichenlaubs, *Torula tenera* Link und *Helminthosporium velutinum* Link.

Unter 17 bisher nicht in Württemberg beobachteten Algen ist *Enteromorpha intestinalis* Link, im September v. J. in der Bühler bei Vellberg Oberamts Hall entdeckt, die merkwürdigste, indem dieser Fundort derjenige ihrer grössten bis jetzt beobachteten Entfernung vom Meere ist, an dessen Küsten sie bekanntlich im Brackwasser ungemein häufig vorkommt,

wahrscheinlich auch der höchste, ungefähr 1000 Pariser Fuss über dem Meeresspiegel. Die Bühler ist ein Zufluss des Kochers, Vellberg liegt in gerader Linie nur eine geographische Meile östlich von den Salzquellen, welchen Hall Entstehung und Namen verdankt, zwischen beiden Städten liegt Sulzdorf, dessen Namen ebenfalls auf eine Salzquelle hinweist, sollte daher nicht dieses Auftreten einer salzliebenden Alge mit dem dortigen Salzlager in Verbindung stehen.

Am zahlreichsten sind die neuen Entdeckungen des Herrn Kemmler bei den 150 eingesandten, nach den Schriften und brieflichen Mittheilungen des berühmten Lichenologen Körber bestimmten Flechten. Wir erwähnen von den 32 für Württemberg neuen nur die höchst seltene *Lychnogonia Bayerhofferi* Kbr. an Buchen im Kohlwald, die von Körber neu aufgestellte *Sphinctrina piniperda* an Forchen bei Ummenhofen, dann einige Flechten unserer in dieser Richtung noch wenig erforschten Alp, wie *Catopyrenium cinereum* Kbr. bei Bissingen ob Lonthal auf der Erde, *Lecanactis illecebrosa* Fries daselbst an Eichen, *Cliostomum corrugatum* Fr. bei Kloster Anhausen an Eichen, *Haematomma coccinea* Kbr. und *Biatorina lenticularis* Kbr. daselbst an Kalkfelsen.

Von Herrn Apotheker Fr. Valet in Schussenried erhielten wir Exemplare von *Carex flava* L., *Pentinactis antipyretica* L. und *Lycopsis miniata* Pers.

Herr Finanzrath Zeller in Stuttgart, welcher sich in seinen wenigen Mussestunden mit dem besten Erfolg der Erforschung unserer Algen, besonders der zahlreichen Diatomeen widmet, hat die Güte gehabt, uns mehrere derselben, darunter 10 für unsere Flora neue mitzutheilen, nämlich *Synedra acicularis* Kg., *Surirella minuta* Brébisson, *Cocconeis Pediculus* Ehrenberg, *Achnanthidium microcephalum* Kg., *Cymbella maculata* Kg., *Gomphonema micropus* Kg., *Navicula viridula* Khrbg., *Closterium monilifernm* Khrbg., *Nostoc vesicarium* Dec. und *Phormidium limicola* Kg.

Endlich erhielt unser Verein durch gütige Vermittlung und als Geschenk des Herrn Forstraths Freiherrn von Uexküll von Herrn Revierförster Waldraff in Baiersbronn drei Scheiben von Harzflechten, worunter eine von einer Fichte, deren Löcher sich schon vor mehreren Jahren wieder vollkommen geschlossen hatten und die desswegen noch gesund war; drei Scheiben von Forchen, welche bei dem grossen Waldbrand vom Jahr 1800 durch das Feuer auf einer Seite beschädigt wurden, die Spuren des Feuers sind an den in den Vertiefungen stehenden Aststümmeln noch deutlich sichtbar; eine Scheibe von einer bei demselben Waldbrand beschädigten Birke.

Im Ganzen sind in diesem Jahre 74 Arten und Abarten von Gefässpflanzen und 313 von Zellenpflanzen, zusammen 387 eingekommen.

Das Verzeichniss unserer Flora enthält jetzt 1384 Arten und 185 Abarten von Gefässpflanzen, wovon 153 Arten und 126 Abarten in unserer

Sammlung noch fehlen, ein Verzeichniss dieser Desiderate steht jedem, der uns mit Zusendungen beehren wollte, zu Diensten.

Die Vereins-Bibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) durch Geschenke:

Marcou le terrain carbonifère dans l'Amérique du Nord (tiré de la Bibl. univ. de Genève Juin 1855). 8°.

— — Esquisse d'une classification des Chaines de Montagnes d'une partie de l'Amérique du Nord. (Abdruck aus den Annales des Mines Tom. VII). 8°.

— — Ecole polytechnique fédérale. Cours de Geologie paléontologique. Leçon d'ouverture par J. M —. Zürich 1856. 8°.

— — Ueber die Geologie der Vereinigten Staaten und der brittischen Provinzen von Nordamerika von J. M —. Juli 1855, mit Karte. 4°.

— — Rapport sur un Mémoire de M. J. M —, relatif à la classification des chaines de Montagnes d'une partie de l'Amérique du Nord. (Extrait des Comptes rendues 1855.) 4°.

Von dem Verfasser.

Nördlinger, Dr. Nachträge zu Ratzeburg's Forstinsekten. Ein Programm bei Gelegenheit der Jahresprüfung an der k. Land- und Fortwissenschaftlichen Akademie zu Hohenheim, im August 1856. 8°.

Vom Verfasser.

Jordan, Alex. De l'Origine des diverses variétés ou espéces d'arbres fruitiers et autres végéteaux généralement cultivés pour les besoins de l'homme. Paris 1853. 8°.

— — Mémoire sur l'Aegilops triticoides et sur les questions d'hybridité, de variabilité specifique, qui se rattachent à l'histoire de cette plante. Paris 1856. 8°.

Beide vom Verfasser.

Kupfer, A. T. Annales de l'Observatoire physique central de Russie publiés par Ordre de Sa Majesté Impériale sous les Auspices de S. Exc. Mr. De Brock, ministre des Finances et Chef du Corps des ingénieurs des Mines. Par A. T. K —, directeur de l'Observatoire.

Année 1853. Nr. 1 und 2. St. Petersb. 1855. 4°.

Von der Administration Impériale des Mines à St. Petersbourg.

Memorias de la Real Academia de Ciencias de Madrid.

Tomo III. 2ª Serie. Ciencias Fisicas.

Tomo 1° parte 1ª Madrid 1856. 4°.

Tomo IV. 3ª Serie. Ciencias naturales.

Tomo 2° parte 1ª Madrid 1856. 4°.

Von der K. Akademie.

Jordan, Alex. Nouveau Mémoire sur la question relative aux Aegilops

triticoides et speltaeformis par A. J —. (Extr. des Ann. soc. Linn. Lyon.) Paris 1857. 8°.

Vom Verfasser.

Jahreshefte, Württembergische naturwissenschaftliche.
VIII. Jahrg. 3tes Heft 1ste Abtheil.,
X. Jahrg. 3tes Heft. 1854. XII. Jahrg. 3tes Heft. 1856.
XIII. Jahrg. 1stes und 2tes Heft. 1857. 8°.

Vom Verleger derselben.

Resumen de los Trabajos meteorologicos correspondientes al anno 1854 verificados en el real observatorio de Madrid bajo la direccion de Don Manuel Rico y Sinobas catedrático de Fisica en la Universidad central. Madrid 1857. gr. 8°.

Vom Observatorio astronomico de Madrid.

v. Zepharovich, Beiträge zur Geologie des Pilsener Kreises in Böhmen von Victor Ritter von Z —. (Separatabdruck aus dem Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt.) Wien 1856. 8°.

— — Der Jaulingit, ein neues fossiles Harz aus der Jauling in Nieder-Oesterreich von Vict. Ritter von Z —. 8°. (Separatabdruck aus den Sitz-Berichten der k. k. Academie in Wien)

Beide vom Verfasser.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte, als Fortsetzung:

Mémoires de la Société Royale des Sciences de Liège. Tome X. Liège 1855. 8°.

Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Heft 6, 7 mit 4 Tafeln. 1856. 8°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg.
Jahrg. IX. 1855.
Jahrg. X. 1856. 8°.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Heft 10 und 11. Wiesbaden 1855—56. 8°.

Ueber Hoplisus punctuosus Eversm. und H. punctatus von Kirschbaum, der kais. naturf. Gesellschaft zu Moskau zur Feier ihres 50jährigen Bestehens vom Verein von Nassau. Wiesbaden 1855. 4°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.
Band VIII, 1 — 3. Berlin 1856. 8°.

II. — VII. und IX. Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. Veröffentlicht im Jahre 1849 — 1854. 1856. 8°.

Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou.
Année 1855, 2 — 4.
„ 1856, 1 — 4. Moscou. 8°.

Rapport sur la Seance extraordinaire solenelle, du 28. Dec. 1855 à l'occasion du Jubilé semi-séculaire de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou, publié par le premier Secrétaire Dr. Renard. Mosc. 1856. 8°.

Rapport sur les travaux de la Soc. imp. des Natur. de Moscou. Lu à la Seance publique qui a eu lieu le 28. Dec. 1855, pour célébrer la cinquantième année de sa fondation par son Vice-Président A. Fischer de Waldheim. Moscou 1855. 4°.

Nouveaux Mémoires de la Soc. imp. des natural. de Moscou dediés a Sa Maj. l'Empereur Alexandre II. Tome X formant le tome XVI de la collection. Avec 10 planches. Moscou 1855. 4°.

Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien. Bd. V. mit 19 Taf. Wien 1855. 8°.

Bericht über die österreichische Literatur der Zoologie, Botanik und Paläontologie aus dem Jahre 1850—53. Wien 1855. 8°.

The Quaterly Journal of the geological Society.
Vol. XII, p. 3. = Nr. 46. 47. London 1856. 8°.

Verhandlungen der phys.-medic. Gesellschaft in Würzburg. Bd. VII, 1. 2. Würzburg 1856. 8°.

Berichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg i. Br. Nr. 13—16. Juli—Nov. 1856. 8°.

Zweiundzwanzigster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1856. 8°.

Bulletin de la Société géologique de France. Deuxième série.
Tome XII. Feuilles 1—3, 24—43, 61—65. Paris 1854—55.
„ XIII. „ 3—30. Paris 1855—56.
„ XIV. „ 1—7. „ 1856—57. 8°.

Liste des Membres de la Soc. géol. de France au premier Mai 1856. 8°.

Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Herausgeg. von J. Liebig und H. Kopp. Für 1855, Heft 1. 2. Giessen 1856. 8°.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe.
Bd. XVIII, 1. 2. Nov. Dec. 1855.
„ XIX 1. 2. Jan. Febr. 1856.
„ XX, 1. 2. 3. März. April. Mai 1856.
„ XXI, 1. 2. Juni. Juli 1856. Wien. 8°.

Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften.
Jahrg. VI. 1856. Wien. 8°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Heft 3. Basel 1856. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz.
Bd. II—VI. Görlitz 1836—1853.
„ VII, Heft 1. Görlitz 1855.
(Bd. I. ist vergriffen.)

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien.
1854. V. Jahrg. Nr. 2. April—Juni.

1855. VI. Jahrg. Nr. 4. Oct. — Dec.
1856. VII. „ „ 1. Jan. — März. gr. 8°.

Abhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt. Bd. III. mit 52 lithogr. Tafeln und einer Karte fol.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens.
XIII. Jahrg. Heft 2 — 4.
XIV. „ „ 1. Bonn 1856 — 57. 8°.

Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen. Derde Deel. 3. Stuk. Amsterd. 1855. 8°.

Verslagen en Mededeelingen der kon. Akademie van Wetenschappen.
Afdeeling Letterkunde. Eerste Deel, 1 — 3. Stuk. Amsterd. 1855.
„ „ Tweede „ 1. Stuk. „ „
Afdeeling Natuurkunde. Vierde Deel, 1 — 3. Stuk. Amsterd. 1855 — 56.
„ „ Vijfde „ 1. Stuk. „ 1856. 8°.

Verhandelingen der kon. Akademie van Wetenschappen.
Derde Deel. Amsterdam 1856. 4°.

Lycidas ecloga et Musae invocatio etc. 1856. 8°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausg. von dem kön. statistisch-topographischen Bureau, mit dem Verein für Vaterlandskunde.
Jahrg. 1855. Heft 1. 2. Stuttgart 1856. 8°.

Mémoires de la Société Linnéenne de Normandie.
Année 1854 — 55. Douzième Vol. Paris 1856. 4°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Heft 10. Abth. 1. Neubrandenburg 1856. 8°.

Smithsonian Contribution to knowledge. Vol. VIII. Washingt. 1856. 4°.

Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia.
Vol. VII, Bog. 23 — 35 (pag. 285 — 454 u. XXI — XLII) nebst Titel und Index.
Vol. VIII, Bog. 1 — 7 (pag. 1 — 100 und I — VIII). Nr. 3 und 4.

A notice of the Origin, Progress and Present Condition of the Academy of natural Sciences of Philadelphia by Ruschenberger. 1852. 8°.

Annals of the Lyceum of natural History of New-York.
Vol. VI. Nr. 5. Oct. 1855.

Proceedings of the Boston Society of nat. History.
Vol. V, Bogen 12 — 25. Mai 1855 — Sept. 1856.
Vol. VI, Bogen 1 und 2. Oct. 1856.

Description of the Fossils and Shells collected in California by W. P. Blacke. Washingt. 1853. 8°.

Report of the Geology of the Northern and Southern California by Dr. J. B. Frank.

Report of the Commissioner of Patents for the year 1854. Agriculture. Washingt. 1855. 8°.

ſtatt einer Schlacht, mit einem literariſchen Turnier vorlieb. — Der Friede, deſſen man ſich im größern Theil Europas ſeit längerer Zeit erfreute, erhöhte in jeder Beziehung theils mittelbar durch den Wohlſtand, theils unmittelbar, die Genußſucht; nach einer in Orgien oder unter glänzenden Feſten verbrachten Nacht hatten die feinen Herren und ſchönen Damen nur noch etwa ſo viel geiſtige Kraft beiſammen, als zum Verſtändniß einer leichten Novelle oder der gefälligen Plauderei eines Modeſchriftſtellers erforderlich war; wie vom Champagnerkelch, ſo nippte man mit leichtem Munde von der ſchönen Literatur den aufſteigenden friſchen Schaum weg; und wie über die Reſte der Speiſen bei Mahlzeiten, ſo machte ſich die Dienerſchaft der Vornehmen oft auch über den literariſchen Abhub der Herrſchaften her; die Zofe und der Kammerdiener lernten die müßigen Stunden des Wartens mit Romanen aus der Leihbibliothek ausfüllen — die mit ihnen auf gleicher Stufe des Rangs und der Bildung Stehenden gelüſteten, wetteifernd, auch nach dieſem Genuß; der auf der Pritſche in der Wachſtube ſich dehnende Unteroffizier oder Soldat griff in der Langeweile nach einem kriegeriſchen Roman und vervollkommnete ſich daran in der Kunſt des Leſens, und die kleine Ellenwaarenhändlerin machte die Entdeckung, daß ſie in der Zwiſchenzeit, bis ſich wieder Kunden meldeten, nichts Beſſeres thun könne, als ſich in eine rührende Geſchichte vertiefen — wodurch ſie vielleicht gar noch ſtrickte. Wie im Kleiderluxus und in andern Lebensgenüſſen, ſtiegen auch in der Lektüre die verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen um eine oder ein paar Stufen höher empor; — und endlich iſt auch der unmittelbare Reiz der Gelegenheit, der überall her angebotenen und empfohlenen Bücher, der wohlfeilen Ausgaben, der lockenden Leihbibliotheken, der klatſchenden Journale, nicht gering anzuſchlagen.

Wenn nun das Leſen eine ſo allgemeine Kunſt geworden iſt, daß ein Lehrling oder ein Kammermädchen vielleicht jährlich ihre fünfzig oder hundert Bände verſchlingen, ſo bedenke man, was erſt ein Mann vom Fach, ein Virtuos im Leſen, ein das Geleſene beurtheilender Kritiker im Leſen muß leiſten können — und man ſchaudere!

Das Leſen in dem Umfang und in der Art, wie es dermalen in Deutſchland betrieben wird (denn wir haben hauptſächlich bei dieſem Aufſatz Deutſchland im Auge, obgleich wir die Literatur

Dreiunddreissigster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im J. 1855. Breslau. 4°.

Bulletin de la Société des sciences naturelles de Neuchatel. Tom. IV. 1. cahier. Neuch. 1856. 8°.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Heft 10. (Nr. 119 — 131.) Zürich 1856. 8°.

Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. I. Jahrg. Heft 1 — 4. Zürich 1856. 8°.

Ueber das Bestehen und Wirken der naturforschenden Gesellschaft zu Bamberg. III. Bericht. Bamberg 1856. 4°.

Uebersicht der Flora von Augsburg, bearbeitet von J. F. Caflisch. (Als Nachtrag zum IV. Bericht des naturhist. Vereins in Augsburg.) Augsburg 1850. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. V. Danzig 1856. 4°.

Natural history Review: a quaterly Journal of Zoology, Botany, Geology and Paleontology. Nr. 1. 1857. London. 8°.

Tübinger Universitätsschriften aus dem Jahre 1856. Tübingen 1857. 4°.

III. Zuwachsverzeichniss der k. Universitäts-Bibliothek in Tübingen 1855 — 56. 4°.

Sieben Dissertationen von 1856. 8°.

Honneurs funèbres rendues à M. André-Hubert Dumont, decédé le 28. Fevr. 1857. Liège 1857. 8°.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Bd. 11 — 20) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1856. 8°.

Tageblatt der 32sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien im Jahr 1856. Nr. 1 — 8. 4°.

Eigth annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the Operations, Expenditures and Condition of the Institution up to January 1. 1854, and the Proceedings of the Board up to July 8. 1854. Washingt. 1854. 8°.

Ninth annual Report etc. up to January 1, 1855 and the Proceedings etc. to Febr. 24. 1855. Wash. 1855. 8°.

Tenth annual Report etc. to January 1, 1856 and the Proceedings etc. to March 22, 1856. Wash. 1856. 8° (in double).

Jones, Investigations, chemical and physiological relative to certain american Vertebrata. Washingt. 1856.

(Separatabdruck des Smithson. Institution.)

Kleinere Aufsätze von Girard, Baird und Stimpson als Separatabdrücke in 8°.

G. Scheutz, on the swedish tabulating machine. 8°.

Bulletin de la Société Linnéenne de Normandie. Vol. I. Année 1855—56. Caen 1856. 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge.
Jahrg. I. 1854—55. Chur 1856.
„ II. (Vierteljahr 1855—56.) Chur 1857. 8°.

Bulletin de la Société Vaudoise des sciences naturelles.
Tome I. Années 1842—45. Nr. 1—9. Lausanne 1846.
„ II. „ 1846—48. Nr. 11. 12. 14. 15. 16. 17. 18. 19. (Nr. 10. 13. fehlen.)
„ III. „ 1849—53. Nr. 21. 24—31. (Nr. 20. 22. 23. fehlen.)
„ IV. „ 1853—55. Nr. 32—37. Laus. 1856.
„ V. „ 1856— Nr. 38. „ „ 8°.

The natural History Review including the Transactions of the Irish natural History Societies, and of the Geological Society of Dublin. Nr. 9—12, Jan.—Oct. 1856. Lond. 8°.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het Genootschap „Natura Artis Magistra" te Amsterdam.
1. Aflev. 2. & 3. Afl. 4. & 5. Afl. 6. Aflev. 1848—54. fol.

Physikalische Instrumente:

Herr Professor Dr. W. v. Rapp in Tübingen hat dem Verein ein werthvolles Oberhäuser'sches Mikroskop zum Geschenk gemacht.

Hieran schloss sich folgender Bericht des Vereinskassiers, Apotheker Weismann, über den Stand der Vereinskasse.

Rechnungsablegung

bei der Generalversammlung zu Stuttgart

den 24. Juni 1857.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand der mir anvertrauten Vereinskasse zu erstatten, und zwar über die Rechnung des 13ten Jahres $18^{56}/_{57}$.

Am 1. Juli 1856 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl.	4236.
b) Ausstände		6. 18.
c) Cassavorrath		1. 55.
	fl.	4244. 13.

Die Ausstände des vorigen Jahres mit fl. 6. 18. wurden, da die Hefte nicht ausgelöst worden, in Abgang gerechnet.

Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt . . . . . fl. 500.

An Capitalzinsen wurden eingenommen . fl. 172. 20.

Nach der vorigen Rechnung war die Zahl der Mitglieder gleich der Actien 333.

Zuwachs in dieser Periode 24 und zwar durch die Herren:

Professor Griesinger in Tübingen,
Director Dr. v. Schmidlin,
Carl Stähle, jun.
F. Löckle, Assistent an der polytech. Schule,
E. Diefenbach in Donaueschingen,
Carl Bauer in Ulm,
Apotheker Wechsler in Metzingen,
Oberlehrer Haug in Gmünd,
Med. Dr. Kammerer,
" " A. Günther in Tübingen,
Revisor Jaumann,
Pfarrer Probst in Schemmerberg,
Canzleiassistent Probst,
Dr. Julius Hofmann,
Apotheker Dietrich in Waiblingen,
Banquier H. Mohr,
Revierförster Kuttroff in Heiligkreuzthal,
Regierungs-Assessor v. Reinhardt,
Med. Dr. Härlin,
Berggeschworener Achenbach in Bonn,
Schmidt, Assistent im chem. Laboratorium,
Kriegsrath Dr. Kapff,
Schullehrer Sieber in Oberndorf,
Zahnarzt Dr. Bopp.

Die Actienzahl 357 hat sich durch den Austritt von 14 Mitgliedern um 14 vermindert; die Ausgetretenen sind die Herren:

Med. Dr. Betz in Heilbronn,
Professor Dr. Plieninger,
Buchhändler Bromme,
Apotheker Hahn in Güglingen,
Med. Dr. Kammerer in Ulm,
Apotheker Seeger in Wildberg,
J. N. Cezek v. Ceslav in Wels.

Gestorben sind:

Med. Dr. Carl Krauss,
Medicinalrath Dr. Seeger,
Director v. Seyffer,
Oberamtsarzt Dr. v. Steudel in Esslingen,
Kaufmann Stritter,
Professor Müller,
„ Volz.

Die Zahl der Actien ist nun 343 mit ebensovielen Mitgliedern, welche à fl. 2. 42. . . . . fl. 926. 6.
betragen; davon wurden 342 bezahlt mit . . . 923. 24.
in Ausstand blieb 1 . . . . . 2. 42.
Als Beitrag pro $18^{55}/_{56}$ von der Königl. Centralstelle 75. —
Die ausserordentliche Einnahme beträgt . . . 5. 24.
Auf den Grundstock wurde in diesem Jahr nichts hingelehnt.

Die laufenden Ausgaben betragen:

1)	für Porto	fl.	17. 35.
2)	„ Mobilien		19. 27.
3)	„ Vermehrung der Sammlung		73. 18.
4)	„ Buchdrucker- etc. Kosten		1252. 33.
5)	„ Reinigung und Miethe .		— —
6)	„ Vereinsdiener		122. —
7)	„ ausserordentl. Ausgaben		33. 11.
8)	„ Capitalsteuer		10. 5.
		fl.	1528. 9.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1857.

Am 1. Juli 1856 war der Activcapitalstand		fl. 4211. 15.
vermehrt mit fl. 24. 45. durch erhöhten Kurs der Hessischen Loose		fl. 4236.
	Davon Ablösung	500.
		fl. 3736.
	Hiezu die Activausstände	2. 42.
	den Cassenbestand	149. 54.
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1857		fl. 3888. 36.
Am 1. Juli 1856 betrug das Vermögen:		
a) Capitalien . . .	fl. 4236. —	
b) Ausstände . . .	fl. 18.	
c) Cassavorrath . .	1. 55.	
	fl. 4244. 13.	
	Somit Abnahme	fl. 355. 37.

Der Vorsitzende forderte nun die Versammlung auf, nach §§. 12 und 13 der Statuten die Wahl der Vorstände und derjenigen Hälfte des Ausschusses, welche in diesem Jahr auszutreten hat, vorzunehmen. Die bisherigen Vorstände, Prof. Dr. v. Rapp als erster und Prof. Dr. v. Kurr als zweiter, wurden durch Acclamation wieder gewählt. Ebenso wurden die bisherigen Ausschussmitglieder wieder bestätigt und nur für den ausgetretenen Prof. Dr. Plieninger und für Med. Assessor Dr. Haidlen, welcher wegen allzuvieler Geschäfte an den Sitzungen nicht Theil nehmen konnte, Dr. W. Menzel und Oberreallehrer Blum gewählt.

Der Ausschuss besteht somit aus folgenden Mitgliedern:

Zurückgebliebene:

Finanzrath Eser in Stuttgart,
Professor Dr. Fleischer in Hohenheim.
Professor Dr. Fraas in Stuttgart,
Oberreallehrer Blum in Stuttgart,
Professor Hochstetter in Esslingen,

Obermedicinalrath Dr. v. Jäger,
Professor Dr. Köstlin,
Prof. Dr. v. Kurr, sämmtlich in Stuttgart.

Neugewählte:

Professor Dr. v. Fehling,
Medicinalrath Dr. Hering,
General-Stabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Dr. W. Menzel,
Graf v. Seckendorff,
Apotheker Weismann, sämmtlich in Stuttgart.

Zu Ergänzungsmitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung vom 28. August gewählt:
Professor C. W. Baur,
Professor Holtzmann,
Bergrath von Schübler,
Dr. Zech, sämmtlich in Stuttgart.

Die Wahl des Ortes für die nächste Generalversammlung fiel auf Cannstadt und die des Geschäftsführers auf Hofrath Dr. v. Veiel.

Vorträge.

I. Medicinalrath Dr. Hering las folgenden dem Verein in Manuscript gütigst mitgetheilten Nekrologen auf Director von Seyffer vor:

Ernst Eberhard Friedrich Seyffer, der Sohn des Hofraths und Oberamtmanns Seyffer in Cannstadt und der Johanne Auguste geb. Faber, Tochter des Oberamtmanns Faber in Nürtingen war den 25. November 1781 zu Laufen am Neckar, wo sein Vater damals Oberamtmann war, in dem auf der Neckarinsel prachtvoll gelegenen Oberamteigebäude geboren. Unter 8 Kindern war er der viertgeborene, zwei Brüder und zwei Schwestern — die übrigen Geschwister waren frühzeitig gestorben — bildeten den Familienkreis, der grossen Einfluss auf die gei-

stige Ausbildung des Knaben übte. Der Vater des Verstorbenen war der Sohn des Stabsamtmanns Seyffer in Bitzfeld, der auf die Erziehung seiner Kinder grossen Werth legte; daher kam es, dass der Hofrath Seyffer ein vielseitig gebildeter Mann war, der neben seiner Ausbildung auf mehreren deutschen Universitäten und bei dem Reichskammergericht in Wetzlar sich eine für die damalige Zeit seltene Freimüthigkeit des Geistes und Herzens bewahrte, die ihn mit den bedeutendsten Leuten in Verbindung brachte, wie überhaupt sein gastliches Haus der Zusammenfluss aller Gelehrten und Personen von Distinction war, die nach Stuttgart kamen und wie einst Göthe (Schweizerreise p. 84) das Haus des Oberamtmanns im nahegelegenen Cannstadt mit einem Besuche beehrten. Unter anderen war auch der Dichter Schubart täglicher Besucher und der Verstorbene erzählte oft von dem gefühlvollen Klavierspiel desselben, das er als Knabe belauschte. Die drei Söhne wurden in derselben geistigen und körperlichen Freiheit auferzogen, welche die Richtschnur des Lebens ihres Vaters bildete und da es in dem väterlichen Hause an Anregung nicht fehlte, so entwickelte sich in ihnen bald eine Selbstständigkeit, verknüpft mit einer Lebendigkeit des Geistes, die sie bis ins Greisenalter (alle drei wurden über 70 Jahre alt) beibehielten. Ernst besuchte nacheinander die Schulen von Laufen und Cannstadt und trat im Jahr 1797 in das niedere Seminar zu Bebenhausen als Hospes ein. Schon damals entwickelte sich sein Hang zur Naturwissenschaft, er sammelte Insekten, Pflanzen und Mineralien und entschied sich, da er an dem Studium der Theologie, zu dem er eigentlich bestimmt war, keine Freude hatte und sein älterer Bruder (später Oberamtsarzt in Heilbronn) sich schon der Medicin gewidmet hatte, für die damals im Aufschwung begriffene Kameralwissenschaft in Verbindung mit der Landwirthschaft und dem Bergwesen. Er bezog im Jahr 1799 die Universität Tübingen, wo er an Kielmeier für seine Lieblingswissenschaften einen Lehrer fand, den er, nachdem er später in der Direktion des nunmehr eingegangenen botanischen Gartens in Stuttgart sein College geworden, bis zu dessen Tode hochverehrte. Längere Zeit war er

Assistent bei seinen chemischen Vorlesungen. Pfleiderer und Bohnenberger waren seine Lehrer in der Mathematik, Fulda in der Finanzwissenschaft. Neben seinen eifrigen Studien war er ein Freund der Geselligkeit und die wenigen noch lebenden Studiengenossen wissen von der geistigen und körperlichen Kraft zu erzählen, welche S. unter vielen seiner Altersgenossen auszeichnete. Im Jahr 1801 bezog er die Universität Göttingen, wo er bei seinem Oheime, dem damaligen Professor der Mathematik und Astronomie (später k. Bayrischen Geheimen Legations-Rath und Director des topographischen Büreaus in München und während der österreichischen Feldzüge dem Kaiser Napoleon mit dem Rang eines Kaiserl. Französ. Generalstabs-Obersten als Kommissär beigegeben) eine freundliche Aufnahme fand. Er setzte dort neben einigen Rechtsfächern seine naturwissenschaftlichen Studien unter Blumenbach u. a. fort und versah während zwei Jahren die Stelle eines Assistenten der dortigen Sternwarte, indem er für seinen Oheim die ständigen und zahlreiche andere astronomische Beobachtungen und Berechnungen zu machen hatte. Dort trat er auch zum erstenmal als Schriftsteller auf, indem er in den Göttinger gelehrten Anzeigen seine Beobachtungen und Berechnungen über die Sonnenfinsterniss im Februar 1804 bekannt machte und in diesen Blättern noch mehrere andere Arbeiten veröffentlichte. Diese mathematisch-astronomischen Arbeiten führten ihn kurz nach vollendeten Universitätsstudien eine Zeitlang in preussische Dienste, indem er unter des Astronomen von Zach Leitung mit dem Grafen Schmettau und anderen preussischen Generalstabs-Offizieren eine Vermessung des Eichsfeldes zu besorgen hatte. Einen Antrag ganz in preussische Dienste überzutreten, lehnte er ab, wie auch einen russischerseits durch Blumenbach ihm gestellten Antrag die Expedition von Krusenstern als Mineraloge mitzumachen. Diese Ablehnung bedauerte er bis in sein hohes Alter. Damals waren aber die Verkehrsmittel noch in ihrer Kindheit; er sollte sich binnen 24 Stunden entscheiden und sogleich nach St. Petersburg abreisen; ohne die Erlaubniss seines Vaters einzuholen und von den Seinigen sich zu verabschieden, mochte er die erste russische

Weltumsegelung nicht unternehmen. Mit Telegraphen und Eisenbahnen wäre dieses bald abgemacht gewesen. — Von Göttingen aus machte er meist als rüstiger Fussgänger Reisen in den Harz, den Meissner (den er in mineralogischer Beziehung genau durchforschte und über den er mehrere Abhandlungen schrieb), nach Hamburg u. s. w. Später besuchte er die Universitäten Jena und Weimar und bei einer Reise durch das Erzgebirge, dessen Gruben er grossentheils befuhr, die Bergakademie Freiberg. Hier lernte er Werner verehren und dort waren es die seinem elterlichen Hause befreundeten Göthe, Schiller und Paulus, welche ihn freundlich aufnahmen. Schiller traf er in den Sammlungen der mineralogischen Societät zu Jena, deren Mitglied Seyffer schon ein Jahr vorher geworden war — das älteste Diplom der 13 gelehrten und landwirthschaftlichen Gesellschaften die ihn später zu ihrem Ehren- und correspondirenden Mitgliede ernannten. Schiller führte einen Knaben, seinen vor wenigen Tagen verstorbenen Sohn an der Hand und fieng ein Gespräch mit dem Fremden an. Schiller erkannte bald den schwäbischen Landsmann und auf die Frage, mit wem er die Ehre habe zu sprechen, antwortete der grosse Dichter: „Ich bin Schiller.“ Ganz erstaunt beugte sich Seyffer tief vor ihm und übergab ihm ein Schreiben seines Oheims, das ihn zu freundlicher Aufnahme empfahl. Schiller lud ihn nach Weimar ein, wo S. mehrere Tage zubrachte und in einer Abendgesellschaft bei Göthe, die Heroen der deutschen Literatur versammelt fand. Die Erinnerung hieran blieb ihm bis in die letzten Tage seines Lebens. —

Sein Oheim war indessen durch einen Ruf des Kurfürsten von Bayern durch Vermittlung des Grafen Montgelas nach München übergesiedelt; der Neffe folgte ihm dorthin, nachdem er eine Reise durch Böhmen, Wien, Salzburg, Tyrol, Oberitalien, Dalmatien und die Schweiz grossentheils zu Fuss und als eifriger Mineraloge und Botaniker zurückgelegt hatte. Auch hier sollte er in bleibende Staatsdienste treten, indem ihm eine Stelle im Finanzministerium angeboten wurde. Aber auch dieses lehnte er ab, begab sich in sein Vaterland zurück und bereiste im Auftrage des Kirchenraths dessen Besitzungen, um neue Wirth-

schaftspläne für die Güter desselben zu entwerfen. Die aufs Beste ausgearbeiteten Neuerungen kamen jedoch nicht zur Ausführung, indem ein Jahr darauf der Kirchenrath aufgehoben und die Besitzungen der evangelischen Kirche zum Staatsvermögen geschlagen wurden. Einen grossen Vortheil zog der Verstorbene aus diesen Wanderungen, die er abermals zu Fuss anstellte: er lernte dadurch ganz Altwürttemberg aufs Genaueste kennen, was ihm für spätere amtliche Verrichtungen und für seine botanisch-mineralogischen Studien von grossem Vortheile war. Bei den staatlichen Organisationen, denen damals Württemberg unterworfen werden musste, war er darauf bedacht, in eine unabhängige feste Stellung zu kommen und unterzog sich daher einem Examen im Bergfache, in Folge dessen er am 6. Juni 1806 als Assessor beim Bergrathe angestellt wurde. Da man jedoch bald erkannte, dass seine kameralistischen und landwirthschaftlichen Kenntnisse fruchtbarer im Finanzwesen verwendet werden könnten, so wurde er 1807 zum wirklichen Rath bei dem landwirthschaftlichen Departement und 1809 zum Hof- und Finanz-Rath beim Ober-Landes-Oekonomie-Collegium ernannt. Während dieser staatsdienstlichen Laufbahn hatte er vielfache Kämpfe mit dem württembergischen Schreiberthum zu bestehen, das damals noch in weit höherem Grade als jetzt die Wissenschaft hasste. Der Verstorbene selbst hatte durch vielfache Verfolgungen, welche er von dieser Seite zu erdulden hatte, einen solchen Abscheu vor dem Schreiberwesen und seinen Anhängseln, das er bis ins hohe Alter mit Verachtung davon sprach, die auf dasselbe basirende Bureaukratie verdammte und ihr eine grosse Schuld der staatlichen Missstände beimass, welche in den Bewegungsjahren und ihren Folgen hervortraten.

Im Jahr 1813 wurde S. in Hofdienste gezogen, indem ihn König Friedrich zum Hof- und Domainen-Rath bei der Hofkammer, dem Oberhofbaudepartement und der Bau- und Garten-Direction ernannte. In dieser Stellung kam er mit dem König Friedrich in vielfache persönliche Berührung. Der König schätzte die Offenheit, Entschiedenheit und Geradheit seines Charakters, die zwar öfters zu augenblicklichen ungnädigen Erörterungen

anderer Länder nicht gerade ausschließen), können wir nicht billigen und rühmen. Vorerst noch ganz abgesehen von der Beschaffenheit der Bücher an sich, und ihre Vortrefflichkeit in ihrer Art vorausgesetzt, haben wir gegen die jetzt herrschende Weise einzuwenden, daß zu frühe, daß zu Vieles, daß ohne Wahl und ohne Ernst gelesen wird.

Das zu frühe Lesen, ein charakteristisches, sogar von Manchen gerühmtes Merkmal eines Theils der heutigen Jugend, mag unter Anderem auch daher abzuleiten seyn, daß der ertheilte mündliche Unterricht nicht alle Geisteskräfte auf die gehörige Weise anspricht; daß besonders bei begabteren Knaben und Mädchen in den gewöhnlichen Lehranstalten, bei einseitiger Uebung des Gedächtnisses und des Verstandes an trockenen Gegenständen, Phantasie und Gemüth zu wenig Nahrung und Pflege erhalten, und daher nach einer Befriedigung auf anderem Wege dürsten — wo sich denn in vielen Fällen das Lesen als ein naheliegendes Auskunftsmittel darbietet. Die Leselust des Knaben wird, statt gezügelt zu werden, vielmehr gelobt; während man ihn davon abzuziehen und auf körperliche Uebungen verweisen sollte, freut man sich, ihn so gut beschäftigt und unterhalten zu sehen, und gibt sich völlig zufrieden, wenn man sich überzeugt hat, daß er keine schlechte Bücher lese. Ein solcher Lesetrieb schadet zwar in manchen Fällen nichts, und kann wohl auch ein Talent indiciren und nähren; in der Regel aber wird doch dadurch die geistige Energie mehr abgestumpft als geschärft werden; die Kraft, welche auf das ordentliche Lernen sollte verwendet werden, wird durch die angenehmere Lektüre vorweggenommen, die strenge Aufmerksamkeit geschwächt und zerstreut, und der Geist an eine weiche Nachgiebigkeit gegen sich selbst, an ein behagliches Brüten über Lieblingsgegenständen gewöhnt; wodurch seiner Tüchtigkeit und Männlichkeit, seiner Selbstständigkeit und Originalität Eintrag geschieht. Fängt man so frühe schon an, zur Unterhaltung zu lesen, so kommt man natürlich an Vielerlei, theils weil der Stoff ausgeht, theils weil man die Abwechslung liebt, oder auch weil man nach einer gewissen Vielseitigkeit strebt, die heutzutage freilich von dem Gebildeten verlangt wird — zu der man aber selten die geeignete Anleitung erhält, und die sich am Ende die Meisten auf eigne Faust aneignen müssen. Ein ausgezeichneter Kopf bewältigt auch eine bunte Lektüre und bringt das Chaos in einige Ordnung, giebt

Veranlassung gaben, um so bälder aber wieder unter Anerkennung der Freimüthigkeit durchdrangen. Insbesondere war es die K. Menagerie in Stuttgart, welche S. in den letzten Lebensjahren des Königs in vielfachen unmittelbaren Verkehr brachte. Eine wissenschaftliche Beschreibung der Thiere der Menagerie hatte er wenige Monate vor dem Tode des Königs für denselben vollendet. Am Tage des Regierungsantrittes des Königs Wilhelm wurde S. die Leitung der Bau- und Garten-Direction übertragen; er hatte hier ein weites Feld, seine früheren naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen in den botanischen und anderen Gärten, Baumschulen, Maiereien u. s. w. anzuwenden. Was er in dieser Stellung, in welcher er 40 Jahre bis 7 Wochen vor seinem Tode blieb, leistete und wirkte, verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als es Denkmale für ewige Zeiten sind, die unter seiner Leitung ausgeführt wurden. Es sind diess nur in wenigen Worten: Die Anlegung des unteren Schlossgartens in Stuttgart, die Gründung der exotischen Baumschule in Hohenheim, die Kapelle auf dem Rothenberg, Landhaus und Park Rosenstein, Orangeriegebäude, Wilhelmspallast, Reithaus und vieles Andere in Stuttgart. Den Schlusstein hiezu bildet die Wilhelma mit ihren Gewächshäusern, Theater, Pavillons, Gärten u. s. w. in Cannstadt. Wenn auch den Künstlern, welche diese Gebäude, Kunstwerke u. s. w. erfanden und sie durch die Freigebigkeit ihres königlichen Herrn zur Ausführung brachten, der eigentliche Ruhm, sie geschaffen zu haben, zukommt, so fällt doch auch ein grosser Theil auf S. zurück, der diese theilweise so schwierigen Anlagen und Bauten, schon in den ersten Entwürfen zu begutachten hatte, viele Verbesserungen in ihrem Aeussern und Innern in Vorschlag brachte, die sich als geschmackvoll und zweckmässig erwiesen, die Ausführung leitete und insbesondere in den Kosten derselben für seinen König stets Maass und Ziel einzuhalten und so weit wie möglich im Gleichgewicht mit den Ueberschlägen zu erhalten wusste. Er bewegte sich aber auch unter diesen Schöpfungen seines Königes wie in seinem Eigenthume, jedes Steinchen, jedes Pflänzchen war ihm theuer, wenn er an die vielen Mühen dachte, die ihm die-

selben von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer Vollendung verursacht hatten.

Neben diesem umfangreichen Amte, dessen Geschäfte er mit grosser Leichtigkeit erledigte, war es in früheren Jahren, insbesondere während der Lebensdauer Ihrer Majestät der höchstseligen Königin. Katharina die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins, welche ihn zu ihrem thätigsten Mitgliede zählte. Er war einer der freiwilligen Gründer dieses für Württemberg so fruchtbringenden Institutes und blieb sein thätiges Mitglied, so lange die Arbeiten hiefür durchaus freiwillig waren. Sobald die bureaukratischen Formen sich ihrer bemächtigten, blieb er ihr ferne und bei der neuen Organisation im Jahr 1849, war er, das gründende Mitglied, ganz ausgeschieden. Einen sehr bedeutenden Antheil nahm S. an der Gründung der jetzt weltberühmten Akademie zu Hohenheim, ja man kann sagen, er war bei Gründung derselben nächst Schwerz die Seele des Unternehmens. Folgendes Handschreiben der Königin Katharina, deren hohes Vertrauen er genoss, mag Zeugniss hievon geben: „Stuttgart 5. August 1818. Herr Hofrath Seyffer! Um jeden Zeitverlust zu ersparen, trage Ich Ihnen auf, mit dem Verwalter Kuhn in Unterhandlung zu treten, um denselben für die landwirthschaftliche Musterwirthschaft in Hohenheim zu engagiren; ferner ersuche Ich Sie, die Redaction der Ankündigung wegen Eröffnung der in Hohenheim zu errichtenden Lehranstalt zu übernehmen, indem diese Ankündigung nicht von dem Director Schwerz, sondern von der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins erlassen werden soll. Von Ihren bekannten Einsichten verspreche Ich Mir den besten Erfolg; und indem Ich hoffe, dass Sie sich diesen Aufträgen mit der seither Mir bewiesenen Bereitwilligkeit unterziehen werden, verbleibe Ich Ihnen wohlgewogen. Catharina."

Den allzufrühen Tod seiner hohen Gönnerin und Beschützerin, die ihn in allen wichtigen Fragen bei den Ihrer speciellen Leitung zugewiesenen Instituten persönlich zu Rathe zog, beklagte er tief und manche Thräne weinte er bei späteren Besuchen Ihrer Grabstätte auf Rothenberg. Auch zum Schulrath der polytechnischen Schule und zum Mitgliede des Vereines für Vaterlandskunde hatte

ihn der König berufen und er leistete in früheren Zeiten für diese beiden Staats-Anstalten freiwillig Manches, was seitdem wieder vergessen wurde. Nicht minder war er für den Verein für vaterländische Naturkunde thätig, was mehrere Vorträge und Aufsätze in dessen Schriften bekunden. Bei all diesem Wirken zeichnete er sich durch grosse Menschenfreundlichkeit gegen Hoch und Nieder aus; gegen Jedermann gefällig, ja mit Hintansetzung seiner eigenen Person aufopfernd, that er viel Gutes und insbesondere wissen es seine Untergebenen bis auf den geringsten Taglöhner hinab zu rühmen, mit welcher Rechtlichkeit und Freundlichkeit er ihnen begegnete und wie viel er für sie that, soweit es in seinen Kräften stand. So geistig und körperlich anstrengend auch seine vielseitige Wirksamkeit war, bewahrte sich S. bis ins hohe Alter eine kräftige Gesundheit und klaren Verstand. Nur einmal in seinem Leben hatte er eine grössere Krankheit durchzumachen, leichteres Unwohlsein wusste er meist ohne Zuziehung des Arztes von sich abzuschütteln; dagegen hatte sich seit mehreren Jahren ein cancröses Gesichtsübel gezeigt, das er anfangs im Vollgenuss der Gesundheit des ganzen übrigen Körpers vernachlässigte, welches ihm aber in seinem letzten Lebensjahre namenlose Leiden und Schmerzen verursachte, die er jedoch mit grosser Gelassenheit und Standhaftigkeit ertrug. Bis wenige Wochen vor seinem Tode setzte er, so weit es ihm möglich war, seine amtliche Thätigkeit fort; legte jedoch, durch äussere Verhältnisse veranlasst, seinem Könige, dem er stets mit treuer Ergebenheit diente, die Bitte vor, ihn in Ruhestand zu versetzen, was ihm auch mit vollendeter fünfzigjähriger Dienstzeit in gnädigen Worten gewährt wurde. Im Jahr 1829 hatte ihm des Königs Majestät das Ritterkreuz des Ordens der Württembergischen Krone und im Jahr 1853 das Kommenthurkreuz desselben Ordens verliehen; diesem fügte der König am Gedächtnisstage seiner vor 50 Jahren erfolgten Anstellung das Commenthurkreuz I. Cl. des Friedrichsordens bei. — Mit seiner Pensionirung war der ihm noch übriggebliebene Rest von Kraft gebrochen — von Tag zu Tag sank er mehr dem Grabe zu, wenige Ausfahrten in die freie Natur, die er immer über Alles liebte, waren ihm noch gestattet; er

sah noch einmal seinem Wunsche gemäss die Wilhelmagärten und den Wald bei Heslach — und am 19. Juli war das vielgeprüfte, vielbewegte aber auch vielbeglückte Leben entschwunden. S. lebte seit dem 9. November 1813 bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe mit Caroline Dorothee Pistorius, einziger Tochter des Advokaten jur. Dr. Pistorius in Stuttgart. Acht Kinder waren dieser Ehe entsprossen, von denen ihm fünf im Tode vorangingen und ein Sohn und zwei Töchter ihn überlebten.

Med.-Rath Dr. Hering schloss hierauf mit folgenden Worten:

Es sei mir erlaubt, diesen Abriss eines ebenso thätigen als schönen Lebens einige Worte beizufügen, über die Theilnahme Seyffer's an unserem Vereine, unter dessen Gründer er eine hervorragende Stellung einnahm. Die Jahreshefte, sowie die Generalversammlungen geben Zeugniss von der ungeschwächten Neigung des Verewigten für die Naturwissenschaften im Allgemeinen und für unsern Verein im Besondern; der Keim desselben, begründet im Jahr 1834 als Nachklang an die Versammlung deutscher naturforschender Aerzte, welche damals in unsern Mauern tagte, die Montagsgesellschaft zählte Seyffer zu ihren regelmässigen Besuchern; es schien ihm Bedürfniss, nach vollbrachtem Tagewerk, mit seinem umfassenden Gedächtnisse und mit unerschöpflicher Heiterkeit die zwanglose Unterhaltung zu beleben, und durch seine Kenntniss so vieler Verhältnisse und einflussreicher Persönlichkeiten den Genuss der freundlichen Zusammenkünfte zu würzen.

Noch vor kaum 2 Jahren konnte S. seinen Einfluss benützen, den damals anwesenden Theilnehmern an der Generalversammlung die botanischen Schätze der Wilhelma aufzuschliessen, und sichtlich erfreute ihn, als er schon leidend war, der Besuch jedes seiner Freunde auf dem Gebiete der Naturkunde.

Mit dem Gleichmuthe, der das Eigenthum des ächten Naturforschers ist, trug er, neben den Zeichen der Anerkennung, die seine Brust schmückten, das grosse Kreutz einer heillosen Krankheit, das ihm die Vorsehung verliehen hatte; eine tiefe Einsicht in das Wesen des Vergänglichen und ein ruhiges Gewissen als

die beste Anweisung auf das Unvergängliche waren ihm die treusten Stützen auf dem Wege zum Grabe. Unser Verein hat an S. ein Mitglied im vollsten und besten Sinne des Worts verloren, sein Andenken ungeschwächt zu erhalten, ist der einzige Dank, welcher dasselbe ihm widmen kann und wird.

II. Professor Dr. Krauss sprach über das langjährige Vereinsmitglied Dr. W. Lechler folgende Worte der Erinnerung.

Wir erkennen es als eine der Aufgaben unseres Vereins, denjenigen seiner dahingeschiedenen Mitglieder, die zur Förderung seiner Zwecke beigetragen haben, ehrende Worte des Andenkens zur Würdigung ihrer Verdienste auf dem Gebiete der Naturwissenschaft zu widmen. Wir gedenken diessmal eines Mannes, der vornehmlich als unermüdeter Sammler ein Nahmhaftes für die Bereicherung der Wissenschaft geleistet hat.

Willibald Lechler war in Kloster-Reichenbach, Oberamts Freudenstadt den 10. September 1814 geboren, wo sein jetzt im Ruhestand in Kornwestheim lebender Vater Victor Heinrich Lechler Pfarrer war. Nachdem er von diesem bis zu seiner Confirmation einen sorgfältigen Unterricht genossen hatte, trat er im September 1828 in die Lehre bei Apotheker Fehleisen in Reutlingen. Nach im Jahr 1831 erstandener Gehülfenprüfung versah er Gehülfenstellen zuerst in Augsburg, hierauf in Genf, von wo er 1834 eine Reise ins südliche Frankreich machte, und sodann in Vevay und Basel. Hier in der Schweiz fühlte er sich von der reichen Pflanzenwelt der Alpen so angezogen, dass er die Botanik zu seinem Lieblingsstudium machte und ihr alle freie Zeit widmete. In Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden scheute er keine Anstrengung und Gefahren, um seine botanische Sammlung mit den seltensten Alpenpflanzen zu bereichern, und der Verfasser dieser Schilderung erinnert sich noch mit Vergnügen jener Excursionen auf die Walliser-Alpen, die er in Gesellschaft mit dem fröhlichen und unverdrossenen Freunde machte.

Im Jahr 1836 ins Vaterland zurückgekehrt, erstand er 1838 in Tübingen mit Erfolg die Staatsprüfung, worauf er die Stelle

des dispensirenden Apothekers in dem Katharinenhospital zu Stuttgart bekleidete. Im Herbst 1839 erkaufte er daselbst die Apotheke in der obern Gymnasiumsstrasse und verehelichte sich 1840 mit Maria Haueisen, Tochter des verstorbenen Kaufmanns in Stuttgart.

Seiner Vorliebe für die Botanik getreu, widmete er nun seinen rastlosen Eifer namentlich der württembergischen Flora und theilte schon in der 1sten, dann in der 3ten und 5ten Generalversammlung unseres Vereins das Vorkommen mehrerer vorher nicht in Württemberg aufgefundener Pflanzen nebst einer Vergleichung des schweizerischen Jura mit der schwäbischen Alp in Beziehung auf die Vegetation, und der geographischen Verbreitung der Pflanzen auf derselben mit, welche Erfunde er in seiner ersten 1844 erschienenen literarischen Arbeit als Supplement zu der Flora von Württemberg von Schübler und v. Martens bekannt machte. Daneben stand er mit mehreren Botanikern des In- und Auslandes in steter Verbindung durch Austausch von Pflanzen, wurde in Folge dessen von der botanischen Gesellschaft zu Edinburgh zum ordentlichen Mitglied und später zum Mitglied des Wiener und des Thüringischen Tauschvereins ernannt. Unserem Vereine trat er gleich bei seiner Constituirung bei und half als thätiges Ausschussmitglied dessen Zwecke bis zu seinem Abgang von Stuttgart fördern.

Unter solchen Beschäftigungen fühlte er sich immer mehr von dem mit seinem Beruf verbundenen gewerblichen Betrieb abgestossen, wodurch die Sehnsucht in ihm rege wurde, für seine Thätigkeit ein angemesseneres Feld zu erhalten. Dazu kam ein unersättlicher, durch seine Wanderungen in den Jünglingsjahren genährter Drang, in wenig bekannten Gegenden die Schätze der Natur zu durchforschen. Dieses und die damaligen Zustände, welche ihm ein längeres Verbleiben im Vaterland unbehaglich machten, bestimmten ihn am Schlusse des Jahres 1849 seine Apotheke zu verkaufen und sich in Amerika eine neue Heimath zu gründen. Es wandten sich damals die Blicke dem bis dahin von der deutschen Auswanderung wenig aufgesuchten Chile zu, dessen ganze Beschaffenheit nach Klima und Fruchtbarkeit zu

Ansiedlungen Deutscher für vorzüglich geeignet befunden wurde. Dort gedachte Lechler mit andern Landsleuten eine Niederlassung zu gründen, um seiner Familie für die Zukunft ein gutes Auskommen zu sichern, und verliess im Mai 1850 mit seiner Frau und 3 Knaben die Heimath.

Die Seereise auf dem kleinen deutschen Schiffe gieng anfangs glücklich von Statten und schon war es der Südspitze Amerikas nahe, als es widrige Winde in das südliche Eismeer verschlugen, wo es zwischen Eisbergen eingepackt durch den Verlust des Steuerruders so sehr beschädigt wurde, dass es mit knapper Noth die Falklands Inseln erreichen konnte, um daselbst seine Schäden wieder auszubessern. Diesen Aufenthalt benützte auch Lechler eifrig zu Sammlungen zoologischer und besonders botanischer Gegenstände und zu Erforschung der natürlichen Verhältnisse dieser einsamen Insel, deren Resultate er nach seiner Rückkunft in einem anziehenden Vortrag den Vereinsmitgliedern vortrug. Die Fahrt durch die Magellansstrasse wurde ohne weiteren Unfall ausgeführt und er landete im December 1850 glücklich in Valdivia, wo er sich mit einigen andern ausgewanderten Deutschen auf einer verlassenen spanischen Missionsstation, Arique, ansiedelte.

Obwohl ihn anfangs bei dem Mangel jeder Bequemlichkeit die häuslichen Einrichtungen angestrengt beschäftigten, so trieb es ihn doch bald in Busch und Pampas, und er sammelte in der ihm völlig unbekannten Flora mit alter Vorliebe und Sachkenntniss Pflanzen und Hölzer, welche nun in den grösseren europäischen Herbarien aufbewahrt sind.

Weniger Lust und Sinn hatte er zum Sammeln von zoologischen Gegenständen, doch schickte er von Arique und noch mehr von der chilenischen Militärstation auf Sandy Point in der Magellansstrasse, wo er 1852 von der chilenischen Regierung als Arzt hingeschickt wurde und bis 1853 verweilte, mehrere interessante Säugethiere, Vögel, Insecten, Crustaceen und Conchylien, von welchen der grössere Theil im Königl. Naturalien-Kabinet in Stuttgart aufgestellt ist.

Nach seiner Rückkehr in die Ansiedlung wurde er schmerz-

lich durch den Verlust seiner trefflichen Gattin betroffen, welche alle Mühseligkeiten und Entbehrungen des Kolonienlebens standhaft und in treuer Hingebung mit ihm getragen hatte. Sie ertrank im Fluss Calle-Calle durch das Umschlagen des Bootes, das an einen Baumstamm angeprallt war. Dieses traurige Ereigniss trieb ihn, da die Ansiedlung ohnehin seine Anwesenheit nicht nöthig hatte, aufs Neue fort und er führte nun, was er längst wünschte, mit seinem 12jährigen Sohne die Reise zu den wilden Araucanern aus, um die wenig bekannten Wälder der stolzen Araucaria zu besuchen, welchen er auch nach vielen Entbehrungen und Gefahren bis auf eine Tagreise nahe kam, aber wegen der Vorurtheile dieser Wilden gegen die weissen Männer nicht betreten durfte.

Auf dieser merkwürdigen Reise, auf grösseren Ausflügen in die Thäler der Cordilleren und über diese hinaus bis in die Pampas von Patagonien, besonders aber auf einer längeren Reise in die Cinchona-Wälder des peruanischen Hochlandes in der Gegend des Titicaca-Sees, zwischen dem 15ten bis 20sten Grad S. B., das er im Sommer 1854 bereiste, machte er für die Botanik manche neue und wichtige Entdeckung (unter andern auch eine neue Species von *Cinchona* und *Cascarilla*) und sammelte auch mehrere seltene zoologische und mineralogische Gegenstände.

Zu Anfang des Jahres 1855 kehrte er mit seinen 4 Kindern, von denen das jüngste in Chile geboren ist, nach Württemberg zurück, um hier seine 3 Söhne in Lehranstalten unterzubringen und sich durch das Fachstudium der Medicin zur Ausübung der Arzneikunde in höherem Grade zu befähigen. Zu diesem letzteren Zweck widmete er ein Jahr dem eifrigsten Studium, um später in Arequiba in Peru, wo ihm von in ziemlicher Anzahl dort lebenden Deutschen sehr günstige Aussichten eröffnet waren, ganz dem ärztlichen Berufe obzuliegen.

Nachdem Lechler sich mit Sophie Steudel, Tochter des jüngst verstorbenen, in der botanischen Welt rühmlichst bekannten Oberamtsarztes Dr. v. Steudel in Esslingen, wieder verehelicht hatte und von der Universität Tübingen das Diplom eines Doctors der Naturwissenschaften erhalten hatte, verliess er mit ihr und

seinem jüngsten Kinde im Juli 1856 zum zweitenmal die Heimath. Er sollte jedoch diesmal das Ziel seiner Reise nicht erreichen; nicht mehr weit entfernt von dem neuen Ort seiner Niederlassung wurde er bei der Abfahrt von Panama von dem gelben Fieber befallen, das nach 3tägiger Krankheit im stillen Ocean zwischen Quayaquil und Lima den starken Mann dahinraffte, dessen gestählte Gesundheit bisher den grössten Strapazen, die er auf seinen Wanderungen durchgemacht, widerstanden hatte. Er starb den 5. August 1856, 42 Jahre alt. Seine Wittwe kehrte alsbald mit dem jüngsten Kinde des Verstorbenen ins Vaterland zurück.

Sollen wir denen, die mit Lechler in freundschaftlichem Umgang standen, seinen Character ins Gedächtniss zurückrufen, so ist gewiss das der Eindruck, den er auf Alle ausgeübt hat, dass wir einen durch und durch ehrenhaften, einen Mann, wie er sein soll, als Genossen unserer Bestrebung an ihm gehabt haben. Mag er auch denjenigen, die sein ganzes Wesen nicht kannten und mit seinen entschiedenen Gesinnungen nicht übereinstimmten, oft schroff und abstossend erschienen sein, so beurtheilten sie nur die äussere Hülle, seinen Freunden zeigte er stets ein gutes, treues und dienstwilliges Herz. Die Botanik aber hat durch seinen frühen Tod einen tüchtigen Sammler verloren, denn er hat in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Chile und in Peru mehr als 3000 Arten in mehrfacher Zahl gesammelt, unter welchen sich, abgesehen von manchen noch nicht Bestimmten, 20 neue Genera und 375 neue Species befinden und von denen Grisebach ein neues Genus der Irideen Lechlera schuf und manche Species seinen Namen tragen. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit ist die bei Schweizerbart erschienene Schrift *„Berberides Americae australis“* mit einer systematischen Aufzählung der von ihm gesammelten Pflanzen, zu deren Bearbeitung ihn die Museen zu Paris und St. Jago unterstützten und unter welchen 11 theils durch ihn, theils durch Weddell, Portland und Philippi, entdeckten neuen Arten beschrieben sind.

Ausserdem machte er 1856 im Ausland die Erlebnisse seiner Reise zu den Araucanern, welchen aus seinem Nachlass im

Januar 1857 eine naturhistorische Schilderung der Falklands-Inseln folgte, bekannt.

III. Prof. Dr. Fraas legte der Versammlung das von ihm und C. Deffner in Esslingen geognostisch colorirte Blatt Kirchheim vor (topograph. Atlas des Königr. Württemberg VI, 6.).

M. H. Es ist nicht zufällig, dass wir gerade dieses Blatt wählten, um darauf die geognostischen Untersuchungen zu einem gewissen Abschluss zu bringen, sondern das Interesse, das ein reicher Schichtenwechsel bietet verbunden mit vielfachen Schichtenstörungen, die wir uns in dem engeren Kreise eines topographischen Blattes einmal klar zu machen wünschten. Wir legen Ihnen das Blatt in einer doppelten Auffassung vor, die eine ist unsere rein geognostische Auffassung, welche auf die Schichtenbedeckungen keine Rücksicht nimmt und sich die einzelnen Bänke vom mittleren Keuper bei Esslingen an bis zu dem obersten weissen Jura, den Krebsscheerenkalken von Schopfloch, ihrer Bodenbedeckung entblösst, als vollständig rasirt vorstellt. In dieses Blatt zeichneten wir von Schichten ein, was nur immer bei dem Maasstab der Karte einzuzeichnen möglich ist. Die bekannte Quenstedt'sche Schichteneintheilung des Jura zu Grunde legend war es z. B. möglich, mit Ausnahme von 3 Zusammenfassungen sämmtliche somit 18—3 Schichten zu zeichnen. Wegen geringer Mächtigkeit oder nur verticaler Entwicklung konnten nämlich im braunen Jura die Gammakalke nicht ausgezeichnet und mussten eben dort Parkinsonithone und Ornaten zusammengezogen werden. Im weissen Jura war eine bildliche Trennung der Impressathone und der wohlgeschichteten Betakalke unmöglich, und wird wohl auf den meisten übrigen Blättern der gleiche Fall eintreten, da überall der Steilabhang der Alp mit diesen beiden Gliedern des Juras zusammenhängt. In dieses Blatt zeichneten wir ferner zwischen 20 und 30 Fallwinkel der gestörten Schichten und Streichungslinien der Klüfte ein, die auf die mancherlei Punkte aufmerksam machen, welche vom Normalverhalten der Schichten abweichen. Dass die zahlreichen Basalttuffe und Basalte ledig-

Licht und Klarheit darüber aus; in minder klaren Köpfen aber ballt sich Alles zu einer dunkeln Masse zusammen, aus der es wohl etwa manchmal blitzt und wetterleuchtet, aber wo es nie heller Tag wird; solche lesen sich manchmal eigentlich dumm, oder wird in ihnen ein dumpfer Geniedrang geweckt, der oft traurig endet. Das zu viel Lesen fällt theilweise zusammen mit dem Lesen ohne Wahl, was zur Folge hat, daß der Geist eine schiefe, für seine gesunde Entwicklung nachtheilige Richtung bekommt, in irgend einer Weise überspannt und überreizt wird, oder auch, wenn, was jedoch seltner der Fall ist, Bücher von schwer verständlichem Inhalt zur Lektüre gewählt werden, daß man sich daran gewöhnt, nicht Alles verstehen zu wollen, auf ein gründliches Verständniß zu verzichten und flüchtig über die Blätter hinzueilen. Und dies ist, neben der Lektüre von wirklich schlechten, verwerflichen Büchern, das Allerverderblichste: dies Lesen ohne Ernst! Von der großen Mehrzahl der Lesenden, dies glauben wir keck behaupten zu dürfen, wird das Lesen rein nur als Sache der Unterhaltung und des Zeitvertreibs betrieben, als ein erlaubter Genuß, dessen man sich nicht zu schämen habe, als eine angenehme, aufregende Abwechslung in der Monotonie des alltäglichen Lebens. Darüber, daß man es als einen gebildeten Genuß ansieht, vergißt man ganz oder größtentheils, es zu einem bildenden Genuß zu erheben, oder man schmeichelt sich, durch die vagen Eindrücke, die flüchtigen Reminiscenzen, die ja wohl von jeder Lektüre zurückbleiben, schon in seiner geistigen Bildung, in seinen Kenntnissen und Einsichten gefördert zu seyn. Es sollte mit weniger Passivität und Hingebung, mit mehr Verstand und Reflexion gelesen werden. Man glaube ja nicht, daß dadurch das Lesen aus einem Genuß eine Arbeit würde! Im Gegentheil wird die Geistesthätigkeit, welche wir allerdings auch für das Lesen in Anspruch nehmen, reichlich vergolten durch den weit größern Genuß, welchen das Lesen mit Sinn und Verstand gewährt. Zum ernsten Lesen gehört, daß man das Gelesene im Gedächtniß behalte, und daß man sich ein Urtheil darüber bilde. Man wende dagegen nicht ein: Viele haben ein schlechtes Gedächtniß und behalten schwer etwas; es gibt allerdings große natürliche Unterschiede der Gedächtnißkraft, aber die frühe Uebung vermag gerade hier unendlich Viel, und zwar ohne daß man die Kinder eben pedantisch quält mit vielem Auswendiglernen; das Gedächtniß, welches neuerer Zeit

lich in keinem Causalzusammenhang mit den Schichten-Störungen stehen, sieht man nun auf den ersten Blick. Die zweite Auffassung unserer Aufgabe stellten wir auf dem andern Blatte dar, auf welchem wir die Bodenbedeckungen berücksichtigten. Es ist diess andere Blatt unser practisches Blatt, das die Schichten nur an ihren natürlichen Entblössungen, im Uebrigen aber das verwaschene und angeschwemmte Gebirge zeigt, wie es weitaus an den meisten Orten die Schichten deckt. Ist jenes Blatt für den Geognosten vom Fache berechnet, der Schichten studiren will, so bietet dieses Blatt dem Landwirth und Forstmann erwünschte Gelegenheit, seine culturgeschichtlichen Erfahrungen mit dem Boden in Zusammenhang zu bringen. So glaubten wir bei unseren Untersuchungen dieses Doppelziel stets im Auge behalten zu müssen und bemühten uns mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Grenzlinien für die betreffenden Schichten zu ziehen. Auf unseren Brouillon-Karten sind mit Nadelstichen sämmtliche Puncte bezeichnet, die in irgendwelcher Schichte einen Aufschluss geben und gleichsam die Basis unserer geologischen Aufnahme bilden. Wir sind dadurch in den Stand gesetzt, in jedem Augenblick von jeglicher Linie, die wir gezogen, Rechenschaft ablegen zu können und fragliche Punkte auf das Genaueste in der Karte zu bezeichnen. Auf die einzelnen Schichten uns näher einzulassen, würde hier zu weit führen. Sie sehen den Plan, der uns leitet bei einer künftigen Beschreibung der geologischen Verhältnisse unserer Karte, und das weitere Ziel, das wir uns in Betreff der Profilirung der einzelnen Schichten gesteckt haben, in dem vorliegenden Profil vom untern schwarzen Jura, das Herr Deffner entworfen hat. Hand in Hand mit der Aufnahme der horizontalen Schichten-Verhältnisse geht uns die der verticalen Entwicklung der Formation. Erst das schliessliche Resultat dieser beiden Arten von geologischer Untersuchung kann uns die objective Wahrheit vor Augen führen.

Erlauben Sie jetzt, dass ich nur auf einige der interessanteren Punkte, beziehungsweise neue Entdeckungen Sie aufmerksam mache, die nothwendig im Gefolge von Detailuntersuchungen sind. Den Petrefacten-Sammlern ist die Entdeckung des muschelreichen

Bonebed-Sandsteines von Nürtingen bereits eine erwünschte Gelegenheit geworden, ihre Sammlungen zu bereichern. Wir haben es meinem verehrten Mitarbeiter, C. Deffner, zu danken, dem überhaupt das grössere Verdienst in der Fertigung der Karte gebührt und der schon früher (Jahrg. XI, 30) die Schichten-Störungen des Blattes in einer besonderen Arbeit besprochen hat. Bereits ist auch diese Schichte des obersten Keuper Gegenstand gelehrter Abhandlungen geworden; zuerst hat sie der alte Meister in Schwaben, Quenstedt (d. Jura pag. 28, tab. I) als die Vorläufer von Nürtngen abgehandelt und auf die Aehnlichkeit mit St. Cassian und Vorarlberg hingedeutet; hierauf haben Oppel und Suess die Parallele mit den Koessener Schichten Tyrols entschiedener gezogen (Sitzungsber. d. K. Akad. Wien. B. XXI, S. 535). Das Auftreten dieses Sandsteins ist eine der merkwürdigsten Thatsachen, die auf die Ufer des Jurameers seiner Zeit das meiste Licht werfen wird. Seine mächtigste Entwicklung hat der Sandstein um Nürtingen, keilt aber gegen Norden der Art aus, dass schon bei Oberesslingen nur noch 1 Fuss Mächtigkeit sich ergibt und mit der nördlichen Grenze des Blattes keine Spur mehr von ihm zu finden ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Bonebed selbst und der ersten ächten Jurabank, dem Psilonoten-Kalke. Diese 3 entwickeln oder verlieren sich stets in einem gewissen Zusammenhang und sind für die einzelnen Localitäten ausserordentlich charakteristisch. Ueberhaupt fanden wir uns bei unserer Arbeit stets in erster Linie veranlasst zu localisiren; von selbst ergibt sich dann in zweiter Linie das Verfolgen einer Schichte von einer Localität zur andern. Dadurch gewann eine Bank, die man bisher als unwesentlich im System fast unbeachtet gelassen, plötzlich an Interesse, sobald wir die Beharrlichkeit ihres Auftretens beobachtet hatten; ebenso stellte sich ein Petrefakt, das von den Schriftstellern bisher nur so nebenbei erwähnt wurde, uns in einem ganz anderen Lichte dar, sobald wir es an den verschiedenen Orten in dem gleichen Horizont constatiren konnten. So sind wir im Stande, das bis jetzt Alles erschöpfende Quenstedt'sche Lias-Profil Jura pag. 293 an Genauigkeit zu ergänzen, sowohl was Bänke als auch Petrefakten anbelangt. Das

ist ebengerade der Reiz der Wissenschaft, was heute vollständig erscheint, dazu kann morgen schon wieder etwas Neues, Wesentliches hinzugefügt werden und dieses Neue selbst wird schnell wieder alt vor anderem Neuen. So wollen wir nur mit wenig Worten auf den Malm-Pentakriniten, wie wir ihn nennen, aufmerksam machen. Wohl wird er im „Jura“ angeführt tab. 5,7 als in die Sandsteine hinaufgehend, aber nie Bank bildend. Das Letztere ist aber nun gerade auf unserem Blatt in einer Weise der Fall, dass wir ihn förmlich als Horizont im Malm anzuschauen uns gewöhnten, weil er hier eine so bestimmte Bank bildet, als nur immer der Tuberculatus des Oberalphas. Ebenso fanden wir das Petrefakt, das Terquem als *Spondylus liasinus* (ist aber nichts weniger als *Spondylus)* abgebildet und bisher bei uns aus dieser Region übersehen wurde, in Tausenden von Exemplaren die Rugatenbänke von Denkendorf und Köngen erfüllend. Ebenso ist uns im Lauf unserer Untersuchung klar geworden, dass zur sicheren Orientirung in dem Wirrsal der Arieten keine andere Hilfe mehr ist, als das Festhalten an den einzelnen Schichten, denn das ist schliesslich das einzig Sichere, das man nicht wieder unter den Händen verliert. Die zoologischen Formen der Rippen, des Kiels, Mundöffnung u. s. w., Alles das schwankt und geht über, wirkliche, objective Grenzen sind nur in den Schichten an Einer Localität zu finden, die zoologische Freiheit der Thierformen aber spottet ihrer. An diesem Beispiel sei genug! Sonst wissen wir im schwarzen Jura gerade auf besondere Novitäten nicht hinzuweisen; warten wir, was der Eisenbahnbau uns enthüllt, der an einigen Orten, (Boihingen, Raidwangen, Grossbettlingen) uns Profile verheisst, wie sie sonst kaum irgendwo zu sehen sein werden. Ueberflüssig ist es fast, dass wir die alten classischen Orte Holzmaden und Ohmden nur erwähnen, die auf dem Blatte liegend, wie vor einem Jahrhundert, so heute noch ihre Reptil- und Fischschätze dem Sammler zukommen lassen, der nach einem Funde zuerst auf dem Platze ist. — Aus dem braunen Jura unseres Blattes sind längst bekannt die klassischen Gammakalke zwischen Metzingen und Neuffen, welche einst bei einem Brückenbau in der Nähe von Kolberg die prachtvollen

Ammonites Gervillii lieferten, die der Stolz der Sammlungen sind. Ebenso sind die unteren Ornatenthone von Oberlenningen durch die unermüdete Thätigkeit unseres Vereinsmitgliedes, des Herrn Notar Elwert auf eine Weise untersucht und ausgebeutet worden, wie wenige Plätze des Landes. Die oberen Ornaten und Semihastatenbänke lassen sich ausgezeichnet sammeln in der Hepsisauer Waldklinge am Fusse des Breitenstein. — Für die Kenntniss des weissen Jura bieten 3 Staigen, die Neuffener, Ochsenwanger und Guttenberger prachtvolle Aufschlüsse. Ausser ihnen liefern die Steinbrüche von Erkenbrechtsweiler, woraus die Kalkbrenner im Unterland weit und breit ihr Material holen, reichlich Gelegenheit die Delta-Vorkommnisse, namentlich zierliche Krebsthoraxe zu sammeln.

Im Uebrigen aber waren es weniger die Schichten des Flötzgebirges, die bei der Fertigung der Karte uns reizten, als vielmehr die zahlreichen Punkte, die man bisher unter dem Namen der Basalttuffe als vulkanische Produkte anzusehen gewohnt war. Im Jahr 1789, als eben der Kampf zwischen Plutonisten und Neptunisten entbrannt war, sandte man dem Professor Rösler von Stuttgart aus dem Vöhrenthal bei Urach ein Stück Basaltes ein. In seinen Beitr. zur Naturgeschichte Württembergs sagt er ausdrücklich, das sei das erstemal, dass im Herzogthum dieser interessante, wirklich ächte, wahre Basalt sei gefunden worden; im Sommer dieses Jahres gieng auch alsbald Bergrath Wiedemann an Ort und Stelle und überzeugte sich, dass nicht bloss im Vöhrenthal und Faitel bei Urach, sondern desgleichen auf der Münsinger Alp, am Eisenrüttel und Sternenberg wahrer Basalt sammt der Kalkbreccie gefunden werde. Ihm wie Rösler ist es klar, dass beide auf das Kalkgebirge aufgesetzt seien, sie halten die Localitäten für wichtige Beiträge zur neptunistischen Erklärung des Basaltes. Naiv ist ferner die damalige Anschauung des Florians bei Metzingen, „es ist dort eine geologische Merkwürdigkeit, nämlich ein sich äusserndes Grundgebirge, feinkörniger Granit und Gneis unter der Dammerde des Berges"; die Thatsache ist ihm aber so merkwürdig und traut er ihr so wenig, dass er in einem Nachtrag darin die Spuren eines alten Berg-

werks erkennt, die Granitstücke auf den Halden einst aus der Tiefe gefördert. So sah man vor 68 Jahren die Sachen an. Es ist aber wahrlich zu entschuldigen bei Einem, der nur den Florian kennt, dass er rathlos mit sich endlich zu der verzweifelten Erklärung greift. So bunt ist an diesen Basalttuffhügeln Alles durcheinander gewürfelt, dass es wahrlich den Schein hat, als ob nur Menschen solchen Schutt zusammentragen könnten und wir gestehen offen, wir haben anfangs, trotz den schätzbaren Beiträgen, die während der 68 Jahre von **Schübler**, v. **Mandelslohe**, **Hehl** u. A. zu der erweiterten Kenntniss der Basalttuffe geliefert wurden, in Betreff der Anschauungsweise dieser Berge einer zügellosen Phantasie Raum gegeben. Was kann es auch Wunderlicheres geben? Da lauft so ein Jurageognost seinem Alpha beta nach, das, wie er zum Voraus schon weiss, so oder so sich gestaltet. Plötzlich steht er vor einem Hügel — wählen Sie z. B. den Egelsberg oder Dachsberg auf der Posidonien-Fläche östlich von Kirchheim — vor einem Hügel hübsch abgerundet, mit Krautland und Weinstöcken besetzt, der in Wahrheit ein reiner Schutt-Hügel ist. Brocken von Granit, Gneis, Glimmer, rother Sandstein, Muschelkalk, Keuper, schwarzbraunweisser Jura, Alles untereinander oft wie von einer Art Mörtel überzogen in einem schwarzen, grauen, staubigen Schuttboden, der fast wie Humus aussieht: so liegt der Hügel friedlich auf der Fläche der Juraschichte, nur irgend ein grosser Brocken weiss Jurafelsens ragt mächtiger über die kleineren heraus. Dieser Schutt ist, je näher man dem Alprand kommt, um so fester cementirt, dass der Hügel zum Felsen wird, der am Albtrauf in irgend einer Waldschlucht wie an die Alp angeklebt daliegt. Nach kurzer Uebung erkennt man diese Hügel schon von ferne, fragt man den Bauern, wie er den Hügel nennt, so antwortet er in 6 Fällen unter 10: Das ist das Bölle! Und wahrlich ein bezeichnender Name, den zwar nur der Schwabe versteht, der aber werth ist, aufgenommen zu werden in die Sprachweise der Wissenschaft, um diese abgerundeten Hügel, dieses unregelmässige Trümmerwerk, diese räthselhaften Anschoppungen mit Einem Wort zu bezeichnen. Solcher Böllen haben wir nun auf dem Blatte 45

verzeichnet, wohl möglich dass noch da und dort eines versteckt liegt, denn oft sind sie nur ein paar Quadratruthen gross. 5 Böllen haben einen Basaltgang zum Kern, der sichtbar ist, bei einer grösseren Anzahl wird das Gleiche noch der Fall sein, nur verbirgt ihn die Hülle des Conglomerates. Lange haben wir uns die Köpfe zerbrochen, welche Actionen solche Wirkungen hervorgebracht, lange umsonst die Basalttuffe zerklopft, ob wir keine Aufschlüsse fänden, bis es uns endlich gelang, aus einem ächten, gerechten Basalttuff Tertiärschnecken in Menge herauszuklopfen, nicht etwa so, dass man allenfalls einwenden könnte, es wären dieselben in tertiären Kalken mittelbar in das Basalt-Conglomerat hineingerathen, sondern derselbe Schlamm, der den Basalttuff bildete, hat die *Helix*, *Pupa*, *Cyclostoma*, *Clausilia* u. s. w. versteinert. Hiemit gewann unsere Anschauung den ersten Grund und Boden, bald folgten andere Entdeckungen, die uns die Ueberzeugung nahe legten, dass die Basalttuffe als miocene Tertiärbildungen anzuschauen und unsere Böllen noch die Reste sind einer früher weiter verbreiteten Tertiärformation, die ihre Steine sich in nächster Nähe holte und eben hier eine Anzahl Basaltergüsse vorfand, die nebst dem Jura und den entfernteren älteren Gebirge ihr Material zur Bildung der Tuffe abgaben. Am Fusse von Randeck finden sich als Ausfüllung des ganzen Kessels des sogenannten Ochsenwanger Wasens die merkwürdigsten Tertiärablagerungen wechsellagernd mit Basalttuffen, ausser weissen Süsswasserkalken mit Säugthierresten und Mollusken, und Thonen voll Pflanzenresten (namentlich Früchte) lagert hier eine mehrere Fuss mächtige Dysodilbank, welche die Pflanzen und Insekten der Bonner Blätterkohle in grossem Reichthum enthält. Das Hangende und Liegende sind Basalttuffe. Diess stimmt mit allen bekannten Verhältnissen am Rhein, im Westerwald und Fichtelgebirge auf eine überraschende Weise überein, daher wir gegenwärtig unsere Böllen als zum System der grossen norddeutschen Braunkohlen-Formation gehörig ansehen. Von einem Einfluss der Basalte auf die Hebung unserer Alb kann aber lediglich keine Rede sein, was erst in einem der neuesten Werke über süddeutsche Schichten wieder behauptet wird.

Vielmehr scheint die Zeit der Schichten-Störungen erst in die Epoche der diluvialen Bodenbedeckungen zu fallen, die um Kirchheim und auf den Fildern ihre grösste Verbreitung haben.

Soll ich mit einem Wunsche schliessen, so ist es der, dass es unserer Regierung bald gefallen möge, unsern Arbeiten hülfreich an die Hand zu gehen. Es fehlen z. B. im Oberamt Nürtingen alle und jede Höhenmessungen, andere im Oberamt Kirchheim sind meist für die Geognosie ungenießbar, weil eben die geognostisch interessanten Punkte unberücksichtigt sind. Wie viele Profile ferner können nur durch beiläufige Grab- und Schürfarbeiten aufgenommen werden, mit Kosten, deren Bestreitung uns Privaten nicht zugemuthet werden kann, die wir als letztes Ziel doch nur die Kenntniss des vaterländischen Bodens haben. Wir haben nun begonnen mit dem Herzen Schwabens, mit der Gegend, darin das Stammschloss unseres erhabenen Regentenhauses, die Teck, darin die alte berühmte Bergfeste des Hohenneuffen liegt, hoffen wir, dass durch die vereinten Bemühungen der Regierung und unseres Vereins dem Herzen bald auch die Gliedmassen Schwabens folgen mögen!

IV. Prof. Dr. v. Kurr sprach über bohrende Meerthiere und Röhrenbildungen in Gesteinen.

Die Auffindung einer grossen Zahl durchlöcherter Stücke von Muschelkalk in der Nähe von Haiterbach durch Herrn Apotheker Lessing, wovon derselbe eine Reihe der Sammlung unseres Vereins übersandt hat, veranlasst mich, einige der ausgezeichnetsten Stücke derselben Ihnen vorzulegen, um mir Ihre Ansicht darüber zu erbitten, und ich erlaube mir einige Bemerkungen über bohrende Mollusken, Würmer, Stelleriden und Spongien, über wurmförmige Gebilde oder Aushöhlungen überhaupt daran zu knüpfen. Da wir hier im Binnenlande wenig Gelegenheit haben dergleichen Vorgänge näher zu beobachten, so mag es mir gestattet sein, Ihnen einige Belege aus verschiedenen Meeren vorzulegen, welche vielleicht zu Aufklärung der Erscheinungen beitragen können, und überhaupt einige Bemerkungen über das thierische Leben und Treiben im Grunde der

Meere hinzuzufügen. Ausser meinen eigenen in verschiedenen europäischen Meeren angestellten Beobachtungen haben mir die gütigen Mittheilungen des Herrn v. Martens und anderer Freunde, sodann die Untersuchungen von Forbes über die Küsten von England und Griechenland, sowie die bei Gelegenheit der Sondirungen zwischen dem nordamerikanischen Festland und Irland zum Behufe der untermeerischen Telegraphenlegung durch Herrn Berryman und Andere angestellten Untersuchungen und die eigene, sowie anderweitige zoologische und Petrefakten-Sammlungen ein nützliches Material für meine Untersuchungen dargeboten.

Wenn man gewisse Schichten des Hauptmuschelkalks, namentlich der mittleren und oberen Bänke desselben, aus denen auch die hier vorliegenden Stücke stammen, sodann des Lettenkohlensandsteins, des obern Keupers, des untern Lias und der Kalktuffe aufmerksam betrachtet, so stösst man auf so viele räthselhafte Gebilde, deren Bedeutung man gerne entziffern möchte, dass der Versuch, etwas zu ihrer Enträthselung beizutragen, gewiss Entschuldigung finden wird. Da sind wurmförmige, regelmässig und unregelmässig gewundene Reliefs, netz-, stern- und darmförmige, scheibenartige, halb-kugelige Gebilde u. dergl. genug, die sich nicht auf gewöhnliche Versteinerungen und deren Fragmente reduziren lassen, die sich immer wiederholen und daher irgend eine gemeinschaftliche Ursache haben müssen. Die Petrefaktensammler pflegen dergleichen Gebilde mit dem Namen „Figuren“ zu belegen, oder auch nach ihrer Phantasie für Würmer, Schildkröten, Hirschhörner, versteinerte Namen oder Buchstaben auszugeben. Manche derselben mögen ganz zufällig entstanden sein, alle aber sind gewiss nicht in diesem Fall.

Betrachten wir vor Allem die Beschaffenheit des Meeresgrundes, so ist derselbe entweder die Fortsetzung des Felsgebildes der angrenzenden Küsten, wie dieses z. B. im südlichen und westlichen Norwegen und an der Ostsee der Fall ist, oder er besteht aus den Zersetzungsprodukten gewisser Küstendistrikte, untermengt mit den Schalstücken und Gehäusen

der Meeresbewohner selbst, oder aus einem durch Strömungen herbeigeführten Gemenge der verschiedensten mineralischen und organischen Trümmer. Wo das Gestade aus Sandsteinen oder Sand besteht, wie z. B. an den Küsten Hollands (bei Scheveningen, Ostende), da erstreckt sich der Sand oft tief ins Meer hinein und ist der Erhaltung von Schalthierüberresten sehr ungünstig, denn diese werden nach dem Tod der Thiere von dem Wasser so ausgewaschen, dass der Leim, welcher ihnen die Festigkeit verleiht, bald entfernt ist, und der Sand kann dann, durch die Wellen in Bewegung versetzt, die Schalen in wenigen Tagen in Kalkschlamm zerreiben. Wo die Schalen in grosser Menge liegen, wie in manchen Meeresbuchten, und der Sand fehlt, da zerbrechen sie bald in Stücke, welche durch die Wellen gepeitscht abgerieben und nicht selten in kugelige Körner abgerundet werden, welche unter Umständen verkittet, eine Art Oolithe bilden, wie diess L. v. Buch an den Küsten der kanarischen Inseln beobachtet hat. Besteht das Ufer aus Kreide, wie z. B. bei Dover und an der Ostsee, da setzt sich ein blendend weisser Kalkschlamm ab, wie ich diess an vielen Stellen der Ostsee mit eigenen Augen gesehen habe. Die Sondirungen, welche durch Lieut. Berryman zwischen Irland und den Nordküsten von Nordamerika zwischen 47° 50′ und 51° 54′ nördl. Breite bei einer westlichen Länge von 52° und 12° 27′ zum Behufe der Legung des elektrischen Telegraphen gemacht und durch Prof. Bailey untersucht wurden*), ergaben bei einer Tiefe von 85—2070 Faden ähnliche Resultate. Ein feiner Kalkschlamm, der sich unter Brausen in Säuren löste, war der vorherrschende Bestandtheil sämmtlicher Schöpfproben. Derselbe nahm mit der Annäherung gegen den Golfstrom überhand und enthielt im Bereich des amerikanischen Festlandes kleine Polythalamierschälchen aus dem Grünsand des mexikanischen Golfes kleine Diatomeen, Quarzkörnchen und an einigen Stellen auch deutlich vulkanischen Sand und Asche, welche vielleicht von Island stammten, namentlich aber auch Obsidian- und Bims-

*) Silliman, americ. Journ. March 1857. Vol. 23, 153.

steinkörner. Letztere fanden sich bei einer Entfernung von 1000 Meilen von dem amerikanischen Festland. Ueberhaupt nahm der Schlamm aus dem Grünsand gegen Norden und Osten ab.

Dass die meisten unserer Kalksteine des Flötzgebirges sich aus ähnlichem Kalkschlamm, der aus älteren noch nicht erhärteten Absätzen stammte, entstanden seien, habe ich schon früher nachgewiesen (vgl. Württ. Jahreshefte VII. Bd. 1851 S. 250 ff.) und dass in einem solchen Niederschlag sich leicht Seewürmer aller Art, Muscheln und selbst Gasteropoden einbohren können, ist offenbar.

Und in der That bieten die hier vorliegenden Muschelkalkstücke ganz das Ansehen von solchen Durchbohrungen von Anneliden dar. Schon unser Regenwurm macht ähnliche Löcher in feuchter Erde, die Wasserschlängelchen, *Nais tubifex* und *proboscidea*, bilden ähnliche Röhren in dem Schlamm der Teiche und Pfützen, die Nereiden in dem Kalkschlamm, der Sandwurm, *Arenicola piscatorum*, in dem Sandschlamm der Meere oft mehrere fusslange Röhren, die er mit Schlamm auskleidet. Dass der Röhrenwurm *(Serpula)* Kalkröhren von verschiedener Gestalt und Krümmung bildet, ist eine bekannte Thatsache und unsere verschiedenen Kalksteine der Juraformation liefern viele Belege der Art. Ein kleines Stück jüngsten Meereskalkes von der Küste bei Biaritz, das ich der Güte des Herrn v. Martens verdanke, zeigt Gänge, von einer Nereide erzeugt, welche mit den Löchern des Muschelkalkes die grösste Aehnlichkeit haben.

Unter den Mollusken giebt es zahlreiche Bohrer und Röhrenbauer. Zu letztern gehören die Dentalien, Gasteropoden mit büschelförmigen Kiemen, welche konische, theilweise prismatische Röhren bilden, die eine runde, oben und unten offene Höhle einschliessen. Unter den Bohrern steht oben an der Schiffswurm *(Teredo navalis)* und der Holzwurm *(Xylophaga)*; beide bohren gebogene Gänge im Holzwerk; erstere kleiden dieselben mit Kalk aus, wie vorliegende Stücke beweisen.

Die *Pholaden* bohren sich in Kalksteine, Torf, Holz u. s. w. ein und bilden gerundete, glattwandige Höhlen durch Drehung, wobei die scharfe Oberfläche der Schalen, sowie das Bohrmehl

wieder anfängt zu Ehren zu kommen, wird vornehmlich gestärkt dadurch, daß man es auf scharfes Aufmerken und lebendiges, die Dinge in ihrem innern Zusammenhang erfassendes Denken, auf reges Interesse gründet. Für einen Lieblingsgegenstand, ein Lieblingssach hat fast Jeder ein genügendes Gedächtniß, und dies deßwegen, weil hier seine Aufmerksamkeit gespannter, weil in seiner Receptivität selbst schon größere Spontaneität mit thätig ist, weil er hier die Hauptmomente scharf und richtig fassen wird, an welche sich dann das Uebrige, vermöge der Gesetze der Ideenassociation leicht anschließt. Darum sollte man von früh an den Kindern nur Bücher in die Hand geben, deren Inhalts sie sich wohl bemächtigen können, so daß sie im Stande sind, das Gelesene der Hauptsache nach mündlich oder schriftlich wiederzugeben; hiezu müssen freilich Urtheilskraft und Gedächtniß gleichermaßen ausgebildet und angeleitet werden. Die Forderung des Lehrers an den Knaben, daß er den wesentlichen Inhalt des Gelesenen seinem Gedächtniß einpräge, wird später dem Jüngling und Mann zu einem Gesetz, das er immer, ohne ausdrückliches Bewußtseyn, unwillkürlich und mit Leichtigkeit befolgt — es wird zur Angewöhnung, bei der man keinen Vorsatz, keine Mühe mehr braucht. Zum ernsten Lesen verlangen wir ferner, daß der Leser über Alles, was er liest, sich sein Urtheil bilde; damit soll nicht dem anmaßlichen Vorwitz das Wort geredet werden, der sich über Alles mitzusprechen berufen glaubt; durch eine besonnene, ernste Lektüre, nach verständiger und strenger Wahl, würde gerade diesem Hauptübel in der — Bildung unserer Zeit kräftigst entgegengearbeitet werden; sondern der Wunsch wird damit ausgesprochen, daß jeder Leser sich es zum Gesetz mache, den Eindruck, welchen jedes von ihm gelesene Buch, jeder einzelne Aufsatz auf ihn hervorbringt, sich deutlich und klar zum Bewußtseyn zu bringen, und sich über die Gründe seines Wohlgefallens oder Mißfallens genügende Rechenschaft zu geben; sich klar zu werden, ob es der Inhalt oder die Darstellung ist, was ihn anzieht oder abstößt; zu unterscheiden, was das Buch wirklich Neues oder doch für ihn Neues bietet, von dem, was ihm schon bekannt, oder was eine Wiederholung von sonst anerkannten Wahrheiten oder auch von falschen Ansichten ist; in lehrhaften Schriften auf die Consequenz des Verfassers zu achten, in imaginativen dagegen, wie Romane und Novellen, die erdichteten Charaktere und

selbst mitzuwirken scheint. Ein Augenzeuge, Herr Cailleaud, hat dieses Anbohren selbst im quarzführenden Gneiss beobachtet. Diese Bohrlöcher, wovon ich verschiedene Muster vorlege, sind völlig verschieden von denen unseres Muschelkalkes und sollen immer in vertikaler Richtung gemacht werden. Wieder andere, meist gerade und vollkommen cylindrische Löcher bohrt die sogenannte Meerdattel, *Lithodomus lithophagus*, welche unter andern auch die Marmorsäulen des Serapistempels bei Pozzuoli angebohrt hat und ihre Arbeit wohl auf dieselbe Weise wie die *Pholaden* betreibt. Da sie eine fast cylindrische Gestalt und sehr fein gewellte Oberhaut besitzt und sich hauptsächlich in Kalkgesteinen einbohrt, so ist es wohl möglich, dass der Kalk auch durch chemische Thätigkeit der Säfte theilweise aufgelöst wird.

Pholas pusillus bohrt in der Regel in Holz, wie die vorliegenden Stücke beweisen; die Löcher sind so schön und glatt, wie wenn sie mit dem schärfsten Stahlinstrument gegraben wären. Und dieses Exemplar beweist am besten, dass diese *Pholaden* wenigstens auf mechanischem Wege bohrten.

Clavagella, *Gastrochaena* und *Petricola* bohren gleichfalls in Stein und machen Löcher, welche mit denen von *Pholas* übereinstimmen, wie die vorliegenden Stücke beweisen. Auch in den Tertiärperioden gab es solche Bohrer, wie einige grosse Austern aus der Mollasse von Baltringen beweisen, und bei St. Gallen stecken die Schalen derselben noch in den Löchern. Zu den ungewöhnlichen Bohrern gehören einige *Crustaceen* und *Stelleriden*. Zu jener gehören, abgesehen von einigen Krebsen, die sich in Sand und Lehm einbohren, wie einige Krabben und unser Bachkrebs, hauptsächlich einige *Cirripoden*, z. B. *Tubicinella*, welche sich in die Haut der Walfische einbohrt, und sodann die verwandten Gattungen *Creusia*, *Acasta* und *Verruca*, welche ihre Höhlen in Korallen machen und mit ihren zierlichen Gehäusen theilweise aus den Polypenstöcken derselben hervorragen.

Von den *Stelleriden* sind einige Seeigel bekannt, die sich in Steinen einbohren. Mein Freund Dr. Krauss hat von Port-

Natal einen solchen mitgebracht, den er *Echinus lithodomus* genannt hat, welcher sich eine ganz anständige Höhle in den harten Meeressandstein eingewühlt hat.

Unter den *Spongien* ist es hauptsächlich die Gattung *Cliona*, welche Muscheln und andere Seegeschöpfe anbohrt und sie oft ganz durchlöchert.

Von Röhren bildenden Mollusken sind noch einige besonders zu erwähnen, welche sich zwar nicht einbohren, aber dennoch hier nicht übergangen werden dürfen. Die Gattung *Vermetus* hat eine anfangs spiralig gewundene, später in verschiedene Richtungen abweichende, oft verschieden hin- und hergebogene Röhre, die sich daher an die gewöhnlichen Schneckengehäuse anschliesst. Bei *Siliquaria* ist die Röhre ähnlich gebildet, aber der Länge nach mit einer Reihe von Löchern oder einer Spalte versehen. Beide sind *Gasteropoden*. *Cloissonaria* oder *Septaria* baut eine sehr grosse und dicke Kalkröhre. *Fistulana* bildet eine keulförmige oben geschlossene Röhre, worin die zwei Muschelschälchen sammt dem Thier eingeschlossen liegen. Bei *Aspergillum* verwachsen die zwei Kalkschalen mit einer keulförmig verlängerten oben mit einer Siebplatte geschlossenen Kalkröhre. Diese sämmtlichen Mollusken könnten, wenn sie vom Kalkschlamm umschlossen würden, röhrenförmige Gebilde hinterlassen.

Hier mag auch der gegliederten Stiele einiger Krinoideen Erwähnung geschehen, z. B. *Encrinites liliformis*, *Apiocrinites rosaceus, mespiliformis, Milleri* etc., welche häufig in Kalkbänken getroffen werden, aber meist in Kalkspath verwandelt sind und daher nicht auszuwittern pflegen. Die Löcher der sogenannten Schraubensteine im Grauwackenschiefer, von *Cyathocrinus pinnatus*, gehören ebenfalls hieher.

Endlich führe ich die Röhren an, welche die Larven einiger Frühlingsfliegen *(Phryganea)* bilden, so lange sie im Wasser leben; sie selber sind cylindrisch und werden mit kleinen Wasserschnecken *(Planorbis, Lymnaeus* u. dergl.), Sandkörnchen oder zerbrochenen Pflanzenstengeln überkleidet, sind also, wo sie versteinert vorkommen, wie z. B. in den Tertiärkalken von Dürkheim, Süsswassergebilde.

Cylindrische Röhren erscheinen als Inkrustationen von Holzstämmen, Pflanzenstängeln u. dergl. nicht selten im Süsswasserkalk und im Kalktuff. Wo sie im Flötzgebirge vorkommen, da sind sie meist plattgedrückt; diess gilt z. B. von den hohlen Stämmen der Schachtelhalme aus der Kohlen- und Triasformation, sowie von den *Lycopodiaceen* und Farrnkrautstämmen, sobald sie liegend getroffen werden. Auch die Stämme der *Fucoiden* sind häufig hohl, so z. B. von *Lesionia fascescens*, *Laminaria baccinalis* und *Macrocythis pynifera;* erstere werden zuweilen armsdick. Auch sind dieselben häufig über und über mit andern kleinen *Fucoiden*, z. B. *Sphaerococcus* etc., besetzt, wie ein vorliegender Stamm vom Cap der guten Hoffnung beweist, dass sich solche hohle Stücke mit Kalkschlamm oder mit feinem Sand ausfüllen können, ist klar, daher finden wir sie oft auch in diesem Zustand im untern Lias.

Auch spiralförmige Drehungen kommen bei einigen *Fucoiden* vor, wie z. B. bei *Laminaria dethrata* und *Fucus spiralis;* ob die gewundenen Körper auf den Sandsteinplatten der Angulatusschichten bei Hüttlingen hieher gehören, wage ich nicht zu entscheiden.

Es gibt aber auch Eierschnüre von *Aplysien* und andern Mollusken, welche oft verschiedentlich gewunden sind. Erstere haben häufig die Gestalt von gewundenen Schnüren oder Gedärmen, und augenscheinlich gehören die sogenannten *Lumbricarien* von Solenhofen und Nusplingen hieher.

Ferner erscheinen zuweilen Arme von *Ophiuren* und Seesternen überhaupt in Bruchstücken und bilden bandartige eigens gefurchte Riemen; dieselben finden sich gleichfalls in dem untern Liassandstein um Aalen und Hüttlingen; mit denselben trifft man unzweifelhafte Seesterne *(Asterias lumbricalis)* von verschiedener Grösse oft zu Duzenden zusammengehäuft.

Im Liassandstein auf der Höhe hinter Lustnau und auf dem Oesterberg bei Tübingen finden sich häufig fundliche Schnüre, welche auf den Schichtflächen zuweilen mit einer kleinen von erhabnem Rand umgebenen Grube ausmünden, wenig gekrümmt in der Sandsteinplatte verlaufen und daher einige Aehnlichkeit mit Wurmröhren haben. Da an denselben aber bis jetzt keine

deutliche Spuren von organischen Theilen gefunden worden, so begnüge ich mich, sie hier angeführt zu haben.

Aehnlich verhält es sich mit gewissen wurst- oder darmförmigen Gebilden auf den obern Schichten des Stuttgarter Bausandsteins, welche immer in derselben Form wiederkehren und daher kaum dem Zufall zugeschrieben werden können; sie erinnern zunächst an thierische Exkremente, lassen sich jedoch nicht mit den eigentlichen Koprolithen der Saurier identifiziren. Aehnliche Gebilde von 1—2 Linien Durchmesser und ½—2 Zoll Länge finden sich häufig auf den Sandsteinplatten der Lettenkohle bei Crailsheim und Roth am See. Es ist nicht unmöglich, dass dergleichen Reliefs von Bewegungen gewisser Seethiere, welche auf Sand oder sandigem Schlamm kriechen, herrühren, und sie konnten sich, da sie in der Regel auf Ufersand gefunden wurden, so gut erhalten, wie die Fusstritte von Vögeln und Reptilien, welche man bei Hildburghausen und in Nordamerika wiederholt gefunden hat.

Ich schliesse diese Betrachtungen über Problematica mit dem Vorzeigen einer Sandsteinplatte aus den Angulaten-Schichten von Hüttlingen, worauf sich neben verschiedenen Fucoidenstamm-Bruchstücken rundliche, fast kreisförmige Wülste befinden, deren jeder in der Mitte einen kleinen kugeligen Knopf oder Warze trägt. Sie haben bei einem Durchmesser von 2 bis 6 Linien einige Aehnlichkeit mit Tafeln von *Cidariten*, liegen aber ohne alle Ordnung und sind auch nicht regelmässig genug, um für solche angesehen werden zu können. Es mag mir dagegen die Bemerkung erlaubt sein, dass einige *Fucoiden*, wie z. B. *Fucus lorcus*, mit einer solchen runden gewulsteten Scheibe sich auf Steine anzusetzen pflegen, welche denselben statt der Wurzel als Haftorgan dient.

V. Obermed.-Rath Jäger hielt folgende kurze Vorträge.

Indem er auf den Zweck des Vereins nicht bloss über das Vorkommen einzelner Thiere in Württemberg ins Reine zu kommen, sondern auch zur Kenntniss ihrer Organisation und Lebensweise beizutragen, hinweist, führt er als Beispiel zwei zur deut-

schen Fauna gehörige Fledermäuse an, nämlich die grosse und kleine Hufeisennase (*Rhinolophus ferrum equinum* und *hipposcrepis*). Bei den erwachsenen Weibchen derselben, sowie einiger auswärtiger Arten finden sich in der Nähe der Geschlechtstheile zwei zitzenförmige Anhängsel, über deren Bestimmung man noch im Zweifel ist. Geoffroy St. Hilaire hält sie geradezu für den Brustwarzen entsprechende Organe, indem er Junge sowohl an ihnen als an den bei den Fledermäusen an der Brust befindlichen Saugwarzen anhangend gefunden habe. Dagegen sprechen aber die Untersuchungen Andr. Wagners, der diese Anhängsel mit keiner Drüse in Verbindung stehend fand. Ebensowenig können sie als Secretionsorgane eines widrig riechenden Stoffes angenommen oder ihnen ein Dienst bei der Begattung mit Sicherheit zugeschrieben werden. Herr Pfarrer Zäckel, der sich durch die Sammlung historischer Urkunden über das Vorkommen der grösseren Raubthiere in Bayern um die Geschichte der Fauna von Bayern insbesondere verdient gemacht hat, stellt in einer im X. Hefte des Correspondenzblattes des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg p. 161 ff. enthaltenen Abhandlung die Hypothese auf, dass jene zapfenförmige Anhängsel den Jungen unmittelbar nach der Geburt zum Festhalten dienen, damit sie nicht auf den Boden fallen, was bei glattnasigen Fledermäusen dadurch verhütet werde, dass die Jungen in die Tasche geboren werden, welche die zwischen den Füssen und dem Schwanze ausgebreitete Haut bilde. Der Redner weist darauf hin, dass mit Ausnahme der Beutelthiere, deren Junge bekanntlich noch sehr unreif in den am Bauche der Mutter befindlichen Beutel geboren werden, keine einigermassen entsprechende Einrichtung für die Jungen der Säugethiere am Körper der Mutter selbst sich finden, und er fordert daher die Mitglieder des Vereins, welche Gelegenheit hätten, die fraglichen Fledermäuse zu beobachten, zur Prüfung der Ansichten über den Zweck jener Anhängsel bei den Weibchen der Hufeisennasen und zunächst auch zu Einsendung von Exemplaren lebend oder in Weingeist auf, indem er zugleich bedauert, die angeführten Arten selbst nicht vor-

zeigen zu können, da weder die Sammlung des Vereins noch die des königl. Naturalienkabinets Exemplare derselben besitzt, welche daher auch zu Ergänzung der betreffenden Sammlungen erwünscht wären.

2. Zeigt Obermed.-Rath Jäger eine aus einem eisenhaltigen Sandsteine oder sandsteinhaltigen Eisenoxydul bestehende Doppelkugel vor, welche Baron v. Müller von der Wüste Bahijada in Nordafrika ihm mitgebracht habe. Der Redner bemerkt, dass sie vollkommen mit den von Russegger von seiner afrikanischen Reise mitgebrachten einfachen und Doppelkugeln übereinstimme, welche Dr. Jäger bei der Versammlung in Wien in der von Russegger aufgestellten Sammlung afrikanischer Mineralien und Gebirgsarten vergleichen konnte. Er bemerkt hiebei, dass Russegger solche Kugeln in unzähligen Exemplaren von der Grösse einer Bohne bis zu der eines Menschenkopfes beobachtet habe, so dass man sich auf einem Felde zu finden glauben konnte, auf welchem das heftigste Kartätschenfeuer gewüthet habe, wie man denn auch wirklich zu dem Vorschlage gekommen sei, diese Kugeln zum Gebrauche für Geschütze zu benützen. Russegger weise zugleich darauf hin, dass, wo eine solche Form sich an derselben Substanz millionenmal wiederhole, nicht an ein blosses Walten des Zufalls, sondern an die Herrschaft eines Gesetzes gedacht werden könne. Der Vortragende fügt dem angeführten Beispiele einige Belege runder Formen aus dem rothen Sandstein des Schwarzwalds, von schwefeleisenhaltigen Kugeln aus dem Keupersandsteine und von Schwerspatkugeln aus der Gegend von Kreuznach bei, und ladet diejenigen Mitglieder, welche sich für diese und andere regelmässige Formen von Gebirgsarten interessiren, zu Besichtigung seiner Sammlung ein.

3. Obermed.-Rath Jäger zeigt sodann noch die Abbildung von Fussabdrücken im neuen rothen Sandsteine *(new red Sandstone)* von Pottsville in Pennsylvanien, welche Dr. Lea in einem kolossalen Abdrucke 1855 bekannt gemacht hat, und fordert zu Nachforschungen in dem (gewöhnlich als old red Sandstone bezeichneten) Sandsteine des Schwarzwaldes insbesondere

auf, in welchem wenigstens Ueberreste von Reptilien und Pflanzen hin und wieder aufgefunden worden sind, welche vielleicht zu einer genaueren paläontologischen und geologischen Vergleichung der bestehenden Formationen führen könnten.

VI. Prof. Dr. Krauss sprach über einige seltene Varietäten von Säugethieren und Vögeln, welche die Vereinssammlung erhalten hat, und zeigte dieselben in schönen Exemplaren vor.

1. Bläulichgraue Varietät von Maulwurf. Es ist bekannt, dass von unserm Maulwurf hin und wieder erbsengelbe Varietäten, wie wir sie auch durch die Herren Valet und Plocquet zum Geschenke erhalten haben, vorkommen, auch ganz weisse und gefleckte, jedoch seltener, sind an andern Orten gefangen worden; allein diese eigenthümliche Verblassung der gewöhnlichen braun- oder sammtschwarzen Farbe des Maulwurfs in bläulichgraue habe ich bis jetzt nur bei alten Maulwürfen gesehen, welche in der Umgebung von Hohenheim gefangen und durch Herrn Prof. Dr. Fleischer und mich der Sammlung übergeben worden sind. Am Kopf und Schwanz sind dieselben bräunlichgrau, der übrige Theil des Körpers ist bläulichgrau, die Spitze der Haare silberglänzend. Wahrscheinlich stammen diese Maulwürfe von Einer Familie ab, wie diess auch bei andern Säugethieren sich findet, z. B. bei Mäusen, an welchen die Hausmaus in einer isabellfarbigen Varietät vor einiger Zeit im Hause des Herrn G. Werner in grosser Anzahl vorkam. Hier dürfte auch das Steinmarder-Weibchen mit blass gelblichweissem Pelze, welches der Verein durch Herrn Keller in Reutlingen erhalten hat, und das merkwürdige Feldhasen-Männchen (*Lepus timidus* L.) in vollständig weisser Färbung, welches Herr Gundlach in Blaufelden den 7. Januar 1853 im Langenrothholz daselbst erlegt und dem Vereine geschenkt hat, zu erwähnen sein.

Von Vögeln sind folgende Varietäten bemerkenswerth:

1. Eine weissgelbe Varietät von der Stockente (*Anas Boschas L.*). In der ersten Woche Januars d. J. wurden

durch den Jagdpächter Buck in Altheim, O.-A. Riedlingen an der Donau, fünf solcher Enten beisammen und nicht in Gesellschaft anderer angetroffen, und auf zwei Schüsse vier davon erlegt. Zwei davon, worunter sich der Enterich von prächtig goldgelber Farbe befand, wurden leider verspeist, ein Weibchen aber ist durch die Güte des für die Sammlung sehr thätigen Vereins-Mitgliedes, Herrn Revierförster Kuttroff in Heiligkreuzthal, als Geschenk eingeschickt worden. Diese Ente hat einen weissen Kopf, Rücken und Schwanz und ist an der Kehle, am Vordertheil des Halses wenig, an der Brust und an dem Bauch aber blass orangegelb. Schnabel und Füsse sind roth. In der Grösse, Gestalt, Form des Schnabels und der Füsse stimmt sie vollkommen mit der gewöhnlichen Stockente überein.

2. Eine graue Varietät von der Elster *(Corvus Pica L.)*. Hievon wurden im Dezember 1853 bei Unterriexingen, O.-A. Vaihingen, 7 Exemplare von beiden Geschlechtern, ohne Zweifel aus einem Neste, erlegt und davon ein Weibchen durch Herrn Plouquet der Vereinssammlung geschenkt. Hier ist die schwarze Färbung am Kopfe, Halse, auf dem Rücken und an der Brust des gewöhnlichen Vogels in ein mäusefarbiges Grau, das metallglänzende Blau und Grün der Flügel und des Schwanzes, besonders der zwei längern Schwanzfedern, in ein helleres Grau umgewandelt. Die übrige Färbung, der Schnabel und die Füsse sind wie der gewöhnlichen Elster.

3. Eine bräunlichweisse Varietät vom Staaren *(Sturnus vulgaris L.)*. Durch Herrn Plouequet erhielt die Sammlung im Jahr 1853 einen jungen männlichen Staaren von Oberroth, dessen Kopf, Hals und Bauch bräunlichweiss, die Federn auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanz sehr blassbraun und weisslich eingefasst sind.

VII. Derselbe sprach noch über einige der Vereinssammlung eingeschickten württembergische Fische.

Zuerst zeigte er die 18½ Zoll langen Eierstöcke einer 19¾ Pfd. schweren Bachforelle *(Salar Ausonii* Val.). Der Fisch war von beinahe schwarzer Farbe und wurde den 7. Nov.

1857 im Neckar bei Heilbronn unterhalb dem Wöhrd in einem Mühlkanal, der wegen Flötzerei abgeschlagen werden musste, gefangen. Herr Kaufmann Drautz, der sich eifrig mit Fischfang beschäftigt und die Eierstöcke dem Vereine geschenkt hat, vermuthet, dass diese Forelle aus einem grösseren Bache des Odenwaldes in den Neckar herauf gekommen sei.

Alsdann zeigte er noch einen 50 Centimeter langen Maifisch (*Alausa vulgaris* Val.) aus dem Neckar unter dem Wöhrd bei Heilbronn vor, ebenfalls ein Geschenk von Herrn Kaufmann Drautz. So viel bis jetzt ermittelt werden konnte, sind in diesem Sommer nur noch 2 andere Stücke bei Heilbronn gefangen worden, die aber verspeist wurden. Früher kamen diese Fische in grösserer Anzahl bis nach Heilbronn, in neuerer Zeit sollen aber viele oberhalb Heidelberg durch besondere Vorrichtungen im Neckar weggefangen werden. In den Eingeweiden fanden sich viele *Distoma appendiculatum* R. und in den Kiemen *Octobotrium lanceolatum* Leuck.

Ueber den Bitterling (*Rhodeus amarus* Ag.), von welchem er ebenfalls schöne Exemplare vorlegen konnte und dessen Eigenthümlichkeiten er näher erörterte, folgt die ausführliche Beschreibung unter den Aufsätzen dieses Heftes.

Endlich machte er die Anwesenden auf die Stichlinge, *Gasterosteus gymnurus* Cuv.) aus dem Strässlesbach bei Cannstatt aufmerksam, welche Herr Thierarzt Bauer lebend in einem Fischglas ausgestellt hatte, und bemerkt hiezu, dass diese zierlichen Fischchen seit vielen Jahren nicht mehr in den Bächen der Umgegend gesehen worden seien.

VIII. Dr. A. Oppel sprach über die geognostische Verbreitung der Pterodactylen, und zeigte einen in den Posidonomyenschiefern von Boll gefundenen Unterkiefer von *Pterodactylus Banthensis* Theod. vor.

Einige Röhrenknochen, welche in den obersten triasischen Schichten Württembergs gefunden wurden, lassen die Vermuthung zu, dass schon in jener Periode Pterodactylen gelebt haben.

Doch verweist O. diese Annahme auf weitere paläontologische Untersuchungen. Der älteste *Pterodactylus*, welcher bestimmt gedeutet werden kann, ist eine Species des untern Lias und zwar *Pterodactylus macronix* Buckl., von welchem ein kopfloses Skelett zu Lyme Regis gefunden wurde. Im untern Lias des südwestlichen Deutschlands liessen sich in den letzten Jahren gleichfalls einige Pterodactylenknochen nachweisen. Es sind zwar nur vereinzelte Knochen, welche jedoch wegen der Uebereinstimmung ihres Lagers mit dem des englischen *Pterodactylus macronix* interessante Analogien bilden. Einen dieser Knochen fand Herr Dr. Hölder im Liaskalke der Filder, ein anderer wurde von den Herren Fraas und Deffner aus einem schieferigen Gestein des unteren Lias von Malsch (Grossherzogthum Baden) gespalten. Doch bleibt bei der Deutung dieser Stücke immerhin noch einige Unsicherheit. Das zweite jurassische Schichtenglied, in welchem das Genus *Pterodactylus* bis jetzt erkannt wurde, bilden die Posidonomyenschiefer des oberen Lias. Dr. Theodori bildete verschiedene Skelettheile des von ihm beschriebenen *Pterodactylus Banthensis* (aus den Posidonomyenschiefern von Banz in Bayern) ab, insbesondere einen Unterkiefer, von welchem das von Dr. O. vorgezeigte, in den Posidonomyenschiefern von Boll gefundene Exemplar nur durch seine etwas beträchtlicheren Dimensionen abweicht. Die Unterkiefer dieser Species besitzen einen nach vorne gerichteten, langen schwertförmigen Kinnfortsatz, hinter demselben folgen auf jeder Seite 3 grosse Alveolen, hinter welchen noch eine Reihe kleinerer Alveolen blossgelegt werden konnte. Die Zähne fehlen jedoch an den beiden bis jetzt gefundenen Exemplaren. Dr. O. macht ausdrücklich auf die grosse Uebereinstimmung dieser beiden in verschiedenen Ländern, aber in den gleichen Schichten gefundenen Wirbelthierreste aufmerksam. Zum Belege hiefür wurde die Zeichnung des von Dr. Theodori abgebildeten Unterkiefers, sowie das Naturexemplar von Boll der Versammlung zum Vergleiche vorgelegt.

Als 3te Lage bezeichnet Dr. O. die Schiefer von Stonesfield, (Stonesfield-States eine Abtheilung der englischen

einzelnen Charakterzüge mit dem wirklichen Leben zu vergleichen; die Wahrheit von Gefühlen in Poesien zu prüfen; verwandte Bücher unter sich zu vergleichen und ihre Vorzüge und Mängel gegen einander abzuwägen u. ſ. w. Das wäre eine pedantiſche Art zu leſen! mag Mancher denken, und ſo erſcheint es auch, wenn man die einzelnen Verhaltungsregeln trocken herzählt; aber Jeder, der mit Verſtand lieſt, befolgt unwillkürlich dieſe Regeln, nur daß er freilich ſich dabei nicht eine Art von Schema macht, das er wie eine Tabelle ausfüllte; ſondern Vieles fügt ſich ſeinem Urtheil, ohne eine eigentliche kritiſche Denkoperation, als ein leichtes Moment von ſelbſt ein, und Ein Blick ſchon zeigt dem Geübten, was für den Ungeübteren erſt das Ergebniß längerer Prüfung ſeyn kann. Vernünftiges Leſen läßt ſich mit geſunder Verdauung vergleichen. Wer am geſundeſten verdaut, ſpürt es am wenigſten; und ſo auch wer ſich gewöhnt hat, ernſt und vernünftig zu leſen, eignet ſich den Inhalt eines Buchs, ſo weit er ſeiner geiſtigen Natur gemäß iſt, ſehr leicht an, mit nicht größerer geiſtiger Anſtrengung, als etwa ein mäßiger Spaziergang körperliche Anſtrengung erfordert; während der Leſer, deſſen geiſtige Digeſtionskraft durch Trägheit oder Unmäßigkeit geſtört und gelähmt iſt, von der kräftigſten und reichlichſten Nahrung wohl etwa den Wohlgeſchmack auf der Zunge, nachher aber nur Beſchwerden empfindet, und nicht dadurch genährt und gekräftigt wird. Noch weiter ließe ſich die Vergleichung dahin ausführen, daß für den, der mit Verſtand lieſt, ſelbſt eine ſparſame und magere Lektüre genuß- und gewinnreicher, gleichſam nahrhafter, iſt, als die reichlichſte Lektüre ſelbſt der trefflichſten Werke für den, der keine geiſtigen Nahrungsſäfte daraus ſaugt, ſondern ſich eben damit anfüllt; Jener findet unter Spreu und Sand — Weizen- und Goldkörner; dieſer ſtürzt ſich in ein perlenreiches Meer und bringt, athemlos, nur ein paar leere Muſcheln herauf.

Natürlich ſtehen zwiſchen den Extremen einer ganz ſoliden und einer ganz frivolen Art zu leſen viele Abſtufungen in der Mitte, und bei unzähligen Leſern, welche die Lektüre nicht eben mit großem Ernſt und mit der entſchiedenen Abſicht betreiben, neben dem Genuß ſich auch dadurch zu bilden, bringt ſie doch immer noch überwiegende Vortheile, da bei einiger Empfänglichkeit und Aufmerkſamkeit doch Manches haften bleibt, was als Keim der Bildung, als Stoff zum Nachdenken, als Anregung zu tieferen Gefühlen wirkt, und

Grossoolith-Formation). Die in diesen Schiefern nicht selten vorkommenden feinen Röhrenknochen, wurden zwar früher für die Reste fossiler Vögel gehalten, sie werden nunmehr aber allgemein als Pterodactylenknochen gedeutet. O. zeigt zwei solche von England mitgebrachte Knochen vor.

Das vierte Vorkommen von *Pterodactylus* wird durch eine Reihe von Species gebildet, welche sich in den lithographischen Schiefern des obern Jura nachweisen liessen. O. erinnert an die vielen Exemplare, welche nach und nach in der Solnhofer Gegend aufgedeckt wurden, an die neueren Erfunde von Nusplingen auf der schwäbischen Alp, welche die Wissenschaft den Forschungen des Herrn Prof. Fraas verdankt, endlich an einen zwar noch vereinzelten Erfund, der aber von nicht geringerem Interesse ist. Herr Victor Thiollière fand nämlich zu Cirin, oberhalb Lyon an der Rhone, einen deutlichen Pterodactylusknochen in den dortigen lithographischen Steinen, welche dasselbe geognostische Alter wie die Solnhofer Schiefer besitzen.

Diese wäre die kurze Uebersicht über einige der wichtigeren, jurassischen Vorkommnisse von *Pterodactylus*. Der letzte *Pterodactylus* gehört der Kreideformation an. Die Sammlung des Herrn Bowerbank in London birgt mehrere riesige Knochen, welche in der untern Kreide Englands gefunden und von englischen Paläontologen als Pterodactylenknochen beschrieben wurden. Nach diesen Angaben schliesst O. seinen Vortrag mit einigen allgemeineren Bemerkungen über die Pterodactylen, indem er eine Bearbeitung der osteologischen Charactere dieses Genus von Dr. Hoffmann in Aussicht stellt, welcher sich schon einige Zeit damit beschäftigt, die Analogien herauszufinden, welche die Reste dieser fliegenden Reptilien der Vorwelt mit dem Vogelskelette zeigen.

IX. Finanzrath Eser hielt folgenden Vortrag:

Ich erlaube mir — in möglichster Kürze — eine Skizze über die geognostische Beschaffenheit des Bodens und der Umgebungen von Rom vor Ihnen zu entwerfen, welche theils

auf eigenen Anschauungen, theils auf den Mittheilungen eines Mannes beruht, dessen Persönlichkeit ich in der Absicht näher berühre, um diejenigen Herren, welche etwa Rom besuchen sollten, auf diesen ebenso gründlich gebildeten, als gegen den Fremden gefälligen Naturforscher im Voraus aufmerksam zu machen.

Professor Scacchi in Neapel hatte mir empfohlen, die Bekanntschaft seines Collegen des Geologen Ponzi in Rom zu suchen. Ich fand einen rüstigen Mann in den besten Jahren, dessen von der Sonne gebräunte, markirte Gesichtszüge mehr den deutschen, als den italienischen Typus an sich tragen. Ich wurde freundlich empfangen und das schlichte, einfache Wesen des Mannes, welcher ohne Umschweife und überfliessende italienische Redseligkeit kurz und bündig, aber mit ächt wissenschaftlicher Wärme auf die besprochenen Gegenstände einging, liess mich ganz vergessen, dass ich statt eines deutschen Gelehrten einen Professor der römischen Sapienza vor mir habe.

Da ich die Absicht aussprach, in den nächsten Tagen die Albanergebirge zu besuchen, vertraute mir der gefällige Mann ungesäumt eine von ihm selbst gezeichnete vortreffliche geognostische Karte dieses Gebirges zum Gebrauch auf meiner Excursion, die mir wesentliche Dienste leistete und lud mich ein, nach der Rückkehr meinen Besuch zu wiederholen, um seine geologische Sammlungen einzusehen.

Bezüglich dieses Ausflugs führe ich Sie zunächst auf die Kuppe des Montecavo, den höchsten Punkt des Albaner-Gebirges, wo Sie den Anblick eines prachtvollen landschaftlichen Rundgemäldes geniessen, und den Schauplatz der nachstehenden geognostischen Bemerkungen überblicken können.

Es umfasst die Meeresküste von Ostia bis zum Vorgebirge der Circe bei Terracina, dessen dunkle, groteske Felsen sich prächtig von der duftigen Wasserfläche abheben, die ganze Campagna di Roma mit der ewigen Stadt in blauer Ferne, das Albaner-Gebirge mit den schönen Seen von Albano und Nemi auf der West- und Südseite, die langen Reihen der Sabinerberge auf der Ost- und einen Zweig der Apenninen mit den malerischen Vorhügeln auf der Nordseite der Campagna.

Für den Geologen hat dieser Punkt noch einen ganz besonderen Reiz, denn er gewährt ihm die volle Uebersicht der grossen vulkanischen Werkstätte, aus welcher das heutige Albaner-Gebirge hervorgegangen ist.

Der nahezu 3000 Fuss hohe Montecavo ist als ein Rest des innersten aus einem Gemenge von Leucit und Augit bestehenden Kraters zu betrachten, dessen Mittelpunkt das nordöstlich von demselben gelegene muldenförmige sogenannte Lager des Hannibal (Campo d'Annibale) bildet.

Um diesen Centralpunkt zieht sich ein zweiter fast kreisrunder Erhebungskrater, von 18 Meilen Umfang, dessen scharfe Umwallung, welche gegen das Innere steil gegen Aussen sanft abfällt, auf der Nordostseite noch ganz erhalten ist, und theils neben, theils auf ihrem Saume von kegelförmigen Lavabergen, wie Monte Porzio, Monte Compatri, Rocca Priora, und Arx Carventana überragt wird. Gegen Westen ist der Kraterrand in Folge späterer Eruptionen verschoben, und bei Grotta ferrata von einer Spalte durchbrochen, welche jetzt ein Flussthal bildet. Gegen Südwesten aber haben sich drei neue Krater mit vollständig erhaltenen Umwallungen gebildet, welche jetzt die Seen von Albano und Nemi und das Thal von Ariccia einschliessen.

Der Albaner-See von auffallend blauer Färbung und einem Umfange von 5 Meilen liegt tief in einem von steilen Wänden aus basaltischer Lava gebildeten ovalen Trichter, ein kaum zur Hälfte mit Wasser gefüllter über 800 Fuss tiefer Erhebungskrater von der ausgezeichnetsten Erhaltung. Weniger umfangreich, aber von ähnlicher Gestaltung sind der See von Nemi und das Thal von Ariccia, früher gleichfalls ein See und jetzt von dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt.

Die am Saume des Albaner-Sees nach Castel Gandolfo führende Strasse durchschneiden breite Lavaströme, welche sich über die Umwallung des Kraters in die Ebene der Campagna di Roma ergossen haben. Diese Lava ist nicht in dem Maasse verwittert und von Vegetation bedeckt, dass die Richtung ihrer Ströme nicht deutlich erkannt werden könnte, was zu dem Schlusse berechtigen dürfte, dass der See von Albano die jüngste Krater-

mündung des grossen Vulkans gewesen sei, welcher diesem Gebirge seine jetzige Gestalt gegeben hat. Ebenso recente Laven, wie die eben besprochenen, welche — nebenbei gesagt — der Stadt Rom das Material zu ihren vortrefflichen Pflastersteinen liefern, soll man an andern Stellen des Gebirges nicht wieder finden.

So gleicht das Relief des Albaner-Gebirges einer Mondkarte und aus dem verwüstenden Kampfe im Innern der Erdrinde, welcher Lavaströme weit in die Campagna hinaus bis zum Grabmal der Caecilia Metella in der Nähe von Rom versandte, ist all' die malerische Schönheit des Gebirges hervorgegangen, welche das Auge durch den unendlichen Wechsel der reizendsten Landschaftsbilder entzückt.

Bei meinem zweiten Besuche zeigte mir Professor Ponzi seine reichhaltige paläontologische Sammlung aus den Umgebungen Roms, welche mir zu den weiteren geognostischen Bemerkungen Veranlassung giebt. Gegen Nordwest ist Rom von Hügeln umgeben, dem Monte Vaticano und Mario, welche nach ihren fossilen Einschlüssen zu den subappenninischen Schichten der Tertiärformation gehören. Das älteste Gebilde am Vatican besteht aus blauen Mergeln und Thon, welch' letzterer in grossen hinter dem vaticanischen Pallaste befindlichen Ziegeleien zu Bereitung eines geschätzten Baumaterials benützt wird.

Dieser Thon scheint keine fossile Einschlüsse zu enthalten; aus den Mergeln aber, welche den Fischschichten von Kirchberg an der Iller gleichen, sind schon länger zwei Conchylien-Arten *Cleodora lanceolata* und *Cleodora Vaticani* bekannt, und in neuester Zeit hat man auch Fische gefunden, welche noch nicht untersucht sind, jenen von Kirchberg aber nahe stehen dürften.

Auf diese weichen Schichten folgen bald sandige, bald kalkige, harte Gesteinsschichten, von gelber Farbe. Sie enthalten am Monte Mario grosse Mengen fossiler Conchylien in breccienartigen Bänken, unter welchen *Pectunculus insubrius*, *Pecten opercularis*, *Diplodonta lupinus*, *Natica tarvena*, *N. tigrina* und *Turritella tricarinata* die häufigsten sein mögen.

Uebrigens treten auch, doch weit seltener Radiarien und

Crustaceen am Monte Mario auf. Von letztern besitzt Ponzis Sammlung die wohlerhaltene Scheere eines grossen Cancer.

Die ebengedachten Subappenninen-Schichten werden theilweise von vulkanischem Tuff mit Einschlüssen von Pflanzenresten — Wurzel und Blätterfragmente — und von Diluvialbildungen überlagert. Letztere enthalten besonders im Tiberthal bei Ponte molle und östlich von Rom am Monte sacro Reste von *Elephas primigenius*, *Rhinoceros*, *Hippopotamus*, *Bos priscus* und einem *Cervus* mit ungemein grossen Geweihen, an welchen Diluvial-Fossilien die Sammlung Ponzis besonders reich ist.

Der Boden der Stadt Rom selbst ist wie die ganze Campagna di Roma der Hauptsache nach vulkanischer Natur. Vulkanische Bildungen, Bröckel-, Stein- und erdiger Tuff gehen häufig zu Tage und an einigen Stellen, wie am Monte Gianicolo und Monte Pincio zeigen sich ausgedehnte doch wenig mächtige Lager von Bimstein. Die gedachten Tuffe sind auch gewöhnlich die Unterlagen der bald sandigen, bald kalkigen Süsswasserbildungen, von welchen der als ausgezeichneter Baustein so bekannt gewordene Travertin am Aventin in grosser Mächtigkeit abgelagert ist, während die berühmten Hügel des Capitol, Esquilin und Cölius von dem harten Steintuffe gebildet werden.

Nach Brochis Ansicht, wie sie Herr von Martens in seinem trefflichen Werke „Italien“ anführt, wären übrigens die unermesslichen Massen vulkanischen Tuffes, welche die Campagna di Roma bedecken, nicht von dem Albaner-Gebirge, sondern hauptsächlich von dem grossen Krater des Lago di Bracciano, nördlich von Rom, abzuleiten. Soviel scheint wenigstens gewiss zu sein, dass diese Tuffmassen die Flächen um Rom schon bedeckt hatten, als sie von den Laven des jetzigen Albaner-Gebirges überströmt wurden.

Dagegen gehören die Sabinerberge auf der Ostseite von Rom dem Sedimentgebirge an, und zwar dem Jura, der Kreide und älteren, wie jüngeren Abtheilungen der Tertiärformation.

Die Juragebilde ragen inselförmig aus der Kreide, so der nördliche Theil des Monte Gennaro, und der pyramidale Vorberg der Sabinerkette, Monticelli, östlich von Tivoli.

Nach Ponzis Sammlung bestehen die jurassischen Schichten hauptsächlich aus *Calcare rosso*, welchen er als obersten Lias bezeichnet.

Die Hauptbestandtheile des Sabiner-Gebirges sind jedoch Kreide, mit zahlreichen Hippuriten und ausgedehnte Nummuliten-bildungen, welche die Kreide theilweise überlagern, und bis auf die Abruzzen sich erstrecken.

Am Saume der Vorberge aber, gegen die Campagna di Roma, so am Fusse des Gennaro und des Berges von Monticelli, dann bei Vitriano, unfern Tivoli, treten wieder subappenninische Gebilde mit Ostreen, *Venericardia intermedia*, *Area lactea* etc. auf, womit sich der Kreis um die Campagna im engern Sinne abschliesst.

Ebenso schenswerth wie die Sammlungen sind die geognostischen Karten Mittelitaliens, welche Ponzi ohne Unterstützung seiner Regierung oder Beihülfe von Mitarbeitern, ganz auf sich selbst hingewiesen, mit grossen Opfern, und seltener Ausdauer zu Stande gebracht hat.

Er zeigte mir die seit Jahren überall an Ort und Stelle und mit grosser Sorgfalt gefertigten Detailaufnahmen, auf welche er die von ihm selbst vortrefflich gezeichneten ganz Mittel-Italien umfassenden, geognostischen Karten gegründet hat.

Auf diesen Karten überraschen die vulkanischen Erscheinungen, welche auch auf diesem Theile Italiens eine so grosse Rolle gespielt haben. Ganz fremdartig erscheinen neben den Kratern des Albaner-Gebirges die noch umfangreicheren, welche heute die Seebecken von Bracciano, Bolsena, Perugia und Fucino bilden. Der Einfluss dieser vulkanischen Thätigkeit auf die Gestaltung der Bodenoberfläche und namentlich auf die Bildung der Flussthäler Mittel-Italiens, ist nach Ponzis Versicherung ein ungemein grosser gewesen, worüber die von ihm beabsichtigte Publikation seiner geognostischen Karten, welche von umfassenden Erläuterungen begleitet sein werden, interessante Aufschlüsse verspricht.

Ich beehre mich, Ihnen einige der oben erwähnten Tertiär-Fossilien vorzulegen, auch habe ich Fossilien aus der Gegend

von Neapel beigefügt, zu deren Besichtigung ich Sie, geehrteste Herren, freundlich einlade.

X. Prof. Dr. Fleischer von Hohenheim lud die Versammlung zu näherer Besichtigung einer grösseren Anzahl von ihm gesammelter kranker und missbildeter Pflanzen durch folgenden Vortrag ein.

Der Gegenstand, über welchen ich zunächst den verehrten anwesenden Mitgliedern unseres Vereins einige Mittheilungen zu machen mir erlauben möchte, berührt ein sehr ernstes Gebiet, nämlich das der Pflanzenkrankheiten. Die grosse Bedeutung, welche die Krankheiten vieler unserer wichtigsten Culturgewächse, wie allbekannt, für Völker und Staaten erlangt haben, sowie das Interesse, welches kranke und missbildete Pflanzen überhaupt für den Naturforscher besitzen, wird mich, der ich mich mit dem Studium derselben seit längerer Zeit beschäftige, bei der hochansehnlichen Versammlung genügend entschuldigen, wenn ich, wie schon bei früheren Versammlungen, so auch diesesmal Sie ersuche, Ihre Aufmerksamkeit auf einige interessante kranke und missbildete Pflanzen zu richten, die Ihnen vorzuzeigen ich im Begriffe stehe. Ich werde bei deren Erläuterung, in Betracht, dass ein grösserer Theil der verehrten Anwesenden nicht speciell mit Pflanzenkunde sich befasst, mich eines Eingehens in botanische Einzelheiten so viel möglich enthalten, will aber zu nachheriger genauerer Besichtigung dieser Pflanzen diejenigen der verehrten anwesenden Mitglieder, welche sich für Pflanzen-Pathologie und Pflanzen-Teratologie interessiren, freundlichst einzuladen mir erlauben.

Zunächst habe ich der hochansehnlichen Versammlung eine Reihe kranker Haberpflanzen *(Avena sativa L.)* vorzuzeigen die Ehre, welche die verschiedenen Formen und Stadien der seit etwa fünf Jahren auf dem württembergischen Schwarzwalde in so höchst nachtheiliger Weise grassirenden Haberkrankheit repräsentiren.

Meine Untersuchungen über diese schlimme Krankheit habe ich bereits im Hohenheimer Wochenblatt (Jahrg. 1856 Nr. 10 und 1857 Nr. 10) veröffentlicht, daher ich mich hier nur auf

eine kurze Beschreibung der wesentlichsten Symptome dieser verderblichen Krankheit, wie sich solche an den vorliegenden Exemplaren kranker Haberpflanzen noch deutlich erkennen lassen, zu beschränken veranlasst finde.

Die einen dieser Pflanzen geben ein Bild jener Form der Haberkrankheit, welche unter der nicht übel gewählten Benennung „Hosenhaber" bekannt geworden ist, die andern, von viel verkümmerterem Aussehen, stellen die zweite viel häufigere und gefährlichere Form der Krankheit, den „Stockhaber" der Landwirthe, dar. Es liegen auch Pflanzen vor, welche der einen und der andern Form der Krankheit zugleich angehören, doch finden sich derartige nicht häufig.

Bei dem sogenannten Hosenhaber zeigen die Pflanzen nahezu ihre normale Grösse und mit Ausnahme des obersten Blattes und seiner Scheide, sowie eines Theiles der Rispe gewöhnlich nichts Abnormes. An diesem Blatte und seiner Scheide, insbesondere aber an letzterer und bisweilen nur an derselben, fällt eine ungewöhnliche, in ein lebhaftes Orangegelb spielende Verfärbung mit wachsartigem Glanz verbunden auf, sowie ein weit über das gewöhnliche Maass gehendes Aufgeblasensein der Scheide, welche einen kleinern oder grösern Theil der längst verblühten Rispe noch fest einschliesst. Letztere besitzt je nach dem Grade der Krankheit eine grössere oder geringere Menge gesunder Blüthenährchen, welche sich stets ausserhalb der Scheide befinden und ebenso eine verschiedene Anzahl gänzlich verkümmerter Blüthen, welche sämmtlich oder doch zum grössten Theile noch in der Scheide (der Hose) stecken. Bei einigen Exemplaren besteht die ganze Rispe nur aus verkümmerten Blüthen, wovon keine einzige aus der in diesem Fall sehr aufgeblähten Scheide hervorgedrungen, welcher höchste Grad dieser Form der Haberkrankheit übrigens nicht sehr häufig ist.

Die andern der vorliegenden Haberpflanzen zeigen an den untern Halmknoten Seitenschosse in verschiedener Anzahl und von einer Länge von nur wenigen Linien bis zu der einer Spanne und darüber. Es ist die Form des sogenannten Stockhabers. Die Halme dieser Pflanzen sind meistens nur einen halben Fuss,

selten einen Fuss und etwas darüber lang, zeigen ein sehr mageres Aussehen, tragen gar keine Rispen, oder diese bestehen nur aus wenigen häufig nur aus einer oder zwei bis drei gesunden Aehrchen, mit ebenfalls nur sehr wenigen gänzlich verkümmerten Aehrchen, welch letztere wie bei dem Hosenhaber noch in der Scheide stecken. Diese zeigt sich wenig oder gar nicht aufgetrieben, aber ebenso eigenthümlich rothgelb gefärbt, wie bei der vorigen Form der Krankheit. Zugleich bemerkt man ein krankhaftes Aussehen der meisten der übrigen Blätter und Blattscheiden, insofern solche nicht grün, sondern bräunlichgelb gefärbt sind. Die vorliegenden Stockhaberpflanzen geben ein getreues Bild von der Beschaffenheit in höherem Grade erkrankter Haberfelder und lassen leicht erkennen, dass solche Felder gar keine Ernte liefern, oder kaum die Aussaat wieder gewinnen lassen.

Viele Bewohner des württembergischen Schwarzwalds, namentlich in den höheren Gegenden des Oberamts Calw, haben auf diese Weise mehrere Jahre hintereinander von ihrer Hauptfrucht, dem Haber, so gut als keine Ernte gehabt, so dass sie den Anbau dieser Fruchtgattung ganz aufgeben zu müssen glaubten, ohne in dem Anbau einer andern Pflanze einen genügenden Ersatz hoffen zu dürfen.

Die übrigen von mir vorzuzeigenden Gegenstände beschlagen das Gebiet der Pflanzen-Teratologie und sind mehr von speciell botanischem Interesse. Es finden sich darunter höchst merkwürdige Rückbildungen, Umwandlungen, Wucherungen u. s. w. von verschiedenen Pflanzenorganen.

Der Redner zeigte sofort folgende Pflanzenpräparate und erläuterte dieselben in der von ihm angedeuteten Weise.

Colchicum autumnale L. mit grünen den Vegetationsblättern ähnlichen Blumen, deren Abschnitte die gewöhnliche Grösse um das Doppelte und Dreifache übersteigen und in der Form auffallend abweichen. Bei einigen Exemplaren finden sich zugleich bedeutende Veränderungen in den Befruchtungswerkzeugen.

Die Blüthe einer Fuchsia, bei welcher die Kelchabschnitte in einzeln stehende grüne Blätter sich verwandelt haben, Blumenblätter und Staubgefässe abnorm sind.

Ranunculus repens L. mit grüngefärbten und in der Substanz gewöhnlichen Blättern gleichenden Blumenblättern.

Trifolium repens L. mit Umwandlung der Kelchzähne in vollständige einfache, kurzgestielte Blätter und der Pistille in langgestielte gedreite Blätter, den Vegetationsblättern dieser Pflanze vollkommen gleichend, zum Theil selbst von derselben Grösse. Alle Blüthen sämmtlicher Blüthenköpfe der Pflanzen zeigen diese Umwandlung.

Dipsacus Fullonum Mill. Weberkarde. Die sonst steifen und trocknen, an der Spitze hackig zurückgebogenen nur zwei Linien langen Deckschuppen der Blüthen sind in nahezu zwei Zoll lange, krautige und grüne, schmal linienförmige Blättchen umgewandelt. Die im normalen Zustande zwei bis drei Linien langen sitzenden Blüthen sind bis zur Unkenntlichkeit verändert. Jede veränderte Blüthe besteht aus vier mehrere Linien langen schmalen, den umgewandelten Deckschuppen vollkommen gleichenden grünen Blättchen, ohne weitere Blüthenorgane, die auf ebenfalls mehrere Linien langen, fadenförmigen Stielen sitzen. Die missbildeten Blüthentheile übertreffen die entsprechenden normalen in ihrer Länge bis um ein fünffaches. Alle Blüthen sämmtlicher Blüthenköpfe mehrerer Pflanzen zeigten sich in dieser Weise verändert.

Geum rivale L. mit in gestielte Vegetationsblätter verwandeltem Kelch und in Blumenblätter verwandelten Staubgefässen zugleich mit Proliferation.

Plantago lanceolata L. in mehreren Exemplaren mit je vier Aehren in der Spitze des Schaftes.

Carex leporina L. mit ästiger weiblicher Aehre.

Matricaria Chamomilla L. mit verkümmerten, gelbgrünen Strahlblüthen und grasgrünen Scheibenblüthen.

Paris quadrifolia L. Zwei Exemplare mit je drei Blättern.

Verschiedene Verwachsungen von Blättern, Stengeln und Blüthenköpfen. In verschiedenem Grade verwachsene Blätter von Fuchsia, *Morus alba, Philadelphus coronarius* und Runkelrüben. Unter den letztern drei Blätter auf einem gemeinschaftlichen Blattstiel.

ausgezeichnete Schriften auch den minder erregbaren Geist mit fortreißen, ihn emporhebend über den bloß passiven, träumenden und dumpfbindrütenden Genuß. Groß aber bleibt immer die Masse der zu unterst auf dieser Skala Stehenden, die ohne Wahl, ohne Ernst, aus bloßer Langeweile und stets nagendem Gelüsten theils zu seichten, theils zu wirklich schlechten Büchern greifen, oder auch gute Bücher ohne Gewinn und Frucht durchblättern und verschlingen, die ihren Tag in einer schläfrigen Lektüre verdämmern, dadurch ihren Geschmack vielmehr verderben als bilden, den Sinn für das wirkliche, praktische Leben, für Handeln und Thätigkeit sich abstumpfen, oder die in den Büchern nur eine Abwechslung wüster Liederlichkeit, berauschender Genüsse suchen. Bedenkt man, welche Massen seichter und schlechter Bücher alljährlich producirt werden und großentheils in die Hände des Publikums kommen; wie manche Autoren und Verleger auf verdorbenen und schlechten Geschmack eines Theils des Publikums ausdrücklich spekuliren, wie durch unangemessene Lektüre eine falsche Bildung mehr und mehr um sich greift, wie dadurch der Samen falscher Vorstellungen und verderblicher Bestrebungen in viele Gemüther ausgestreut wird; wie Ein schlechtes Buch mehr sichtbaren Schaden anrichtet, als Zehn gute nachweisbaren Segen stiften: so könnte man sich wirklich versucht fühlen, zu wünschen: daß Guttenberg seine Erfindung nicht gemacht, daß er dem Genius der Wahrheit und der Aufklärung nicht dies Organ geschaffen hätte, dessen sich der böse Genius der Menschheit mit gleichem, wo nicht noch kräftigerem Erfolge bedient.

Der moderne Lesemensch wird sich freilich entsetzen vor dem Gedanken: was die Menschheit seyn würde, ohne die Erfindung der Druckerpresse, und vor dem barbarischen Einfall, auch nur halb und halb oder augenblicklich zu wünschen, diese Erfindung möchte nicht gemacht worden seyn! Wir sind nicht gemeint, diesen Wunsch ernstlich zum unsrigen zu machen (erinnern wir uns recht, so hat Charles Nodier denselben ausgesprochen, ob im Ernst oder im Scherz, wissen wir nicht anzugeben), können aber nicht umhin, auf das aufmerksam zu machen, was sich zu seinen Gunsten vorbringen läßt.

Die Presse, sagt man, ist der gewaltige Hebel der Civilisation, der Humanität, der Freiheit; sie hat die Aufklärung um Jahrhunderte beschleunigt, sie macht die Früchte des Geistes schneller reifen

Durch Verwachsung zweier Blüthenschäfte entstandene Verbrüderung von *Taraxacum officinale*.

Zwei vollständige Blüthenköpfe von *Chrysanthemum Leucanthemum* L. mit innigst verwachsenen Blüthenköpfen, so dass die Strahlblüthen sich von der Rückseite vollständig decken.

Verwachsung der drei äussern Kelchblätter einer Blüthe von *Malope grandiflora* Hart.

Ferner noch sehr starke Verbrüderung der Stengel von *Cichorium Intybus* L. und *Ranunculus acris* L.; *Phyteuma spicatum* L. mit auffallend spiralförmig gewundenem Stengel, in mehreren Exemplaren, und eigenthümliche von den Blattnerven ausgehende Crispatio der Blätter von der Hainbuche.

XI. Particulier W. Neubert machte folgende Bemerkungen über Blüthenstiele:

Die Blüthenstiele mancher Pflanzen zeigen verschiedene Erscheinungen, deren Zweck im Pflanzenleben manchmal ganz räthselhaft erscheint, welche aber gewiss nicht ohne einen ganz bestimmten Grund sind, desshalb ist es von Wichtigkeit, oder doch wenigstens für den Pflanzenforscher interessant, derartige Erscheinungen zu beobachten und den Grund derselben zu erforschen. Letzteres ist für den Einzelnen öfters sehr schwer, kann aber durch Zusammenwirken Mehrerer und durch Mittheilung der gemachten Erfahrungen leichter erreicht werden, und diess ist auch die Ursache, wenn ich mir erlaube, die Pflanzenfreunde auf eine Pflanze aufmerksam zu machen, welche eine Erscheinung darbietet, die ich bis jetzt noch an keiner einzigen andern Pflanze zu beobachten Gelegenheit hatte. Um verständlicher zu sein, mögen einige kurze Notizen über die Blüthenstiele im Allgemeinen vorausgeschickt werden.

In durchschnittlich beinahe allen Fällen, in welchen nach der Blüthe keine eigentliche Frucht, wie bei den Obst-, Kürbis- und dergleichen Arten, sondern nur Samen, wie bei den Astern, Ipomöen, Malven, Linden etc., ausgebildet werden, hat gewöhnlich der Blüthenstiel mit der vollkommnen Ausbildung der Blüthe auch seine eigene Ausbildung erreicht, d. h.

er wird selten mehr grösser, dicker oder länger, sondern er reift mit dem Samen, und fällt entweder mit der Samenhülle zugleich oder später von der Pflanze ab, oder stirbt er, wie bei vielen einjährigen Gewächsen, mit der ganzen Pflanze ab. Viel mehr aber weicht er in anderer Beziehung nach der Blüthe von seiner während der Blüthendauer eingenommenen Beschaffenheit bei manchen Pflanzen ab. Bei der Kaiserkrone z. B., deren Blumen ganz senkrecht an ihren vom Hauptstengel bogenförmig nach Unten zugewendeten Stielen herabhängen, nimmt der Stiel, sobald die Blumen befruchtet wurden, eine ganz entgegengesetzte Richtung an, denn er wendet sich jetzt eben so direkt nach Oben, wie er vorher nach Unten gerichtet war. Wäre die Blume schwerer als die Samenkapsel, so könnte man glauben, die Schwere der Blume habe den Stiel nach Unten gezogen, allein diess ist gerade umgekehrt, die Blume ist ganz leicht, die Samenkapsel aber ziemlich schwer, die Natur muss also einen andern Grund gehabt haben, diese Einrichtung so zu treffen. Betrachten wir dagegen die *Viola tricolor*, so finden wir das Gegentheil von der Kaiserkrone, denn bei dieser wendet sich die Samenkapsel nach dem Abblühen der Blume sogleich nach Unten, verharrt aber in dieser Stellung nur bis zu dem vollkommenen Reifpunkt, bei welchem sich der Stiel innerhalb weniger Stunden so umbiegt, dass die Samenkapsel ganz direkt nach Oben sieht. Die Samenkapsel, welche eine sehr harte Schale hat, öffnet sich mit bedeutender Federkraft in drei Theile, und wirft durch dieses Aufspringen die nun lose gewordenen Samenkörner in ziemlicher Entfernung im Umkreise umher. Hier erscheint uns nun diese eigenthümliche Einrichtung darauf gegründet, die Samenkörner nicht alle in unmittelbarer Nähe der Mutterpflanze, sondern in grösserem Umkreise auszusäen. Diese Betrachtung führt uns sehr leicht darauf, dass bei der Kaiserkrone der gleiche Grund obwalte, denn bei dieser öffnet sich die Samenkapsel auch in drei Theile, welche jedoch nicht mit der grossen Federkraft aufspringen, dass die Samenkörner weit hinausgeschleudert werden, sondern sie legen sich langsamer und zwar ziemlich horizontal nach Aussen, so dass die Samenkörner nur nach und nach

durch Bewegung vom Wind etc. hinausrollen und sich so in verschiedener Entfernung zerstreuen. Würde die Samenkapsel die gleiche Richtung nach Unten behalten, wie sie die Blume inne hatte, so würden die Samenkörner bei dem langsameren Oeffnen der Samenkapsel alle in die unmittelbare Nähe der Mutterpflanze fallen, und wenn sie dort keimten, einen zu gedrängten Stand nicht nur unter sich, sondern auch mit der Mutterpflanze haben, was bei der bedeutenden Grösse der Zwiebel und der ganzen Pflanze sehr nachtheilig auf die Ausbildung der einzelnen Exemplare einwirken müsste.

Das Bestreben der Natur, die Pflanzen zweckmässig zu vertheilen, geht noch deutlicher aus der Bildung mancher Samenarten hervor, welche mit Apparaten versehen sind, mittelst welchen sie auf ganz mechanische Weise öfters sehr weit fortgetragen werden; ich erinnere hier nur an die Samen des *Leontodon taraxacum*, welche mit einer Federkrone versehen sind, vermittelst welcher sie durch den leichtesten Wind in grosse Entfernungen von der Mutterpflanze getragen werden. Viele andere sind mit flügelartigen Anhängseln versehen, welche gleichfalls zu ihrer Verbreitung mittelst Flug dienen. Dass nicht alle einzelnen Samenkörner, sei es mittelst Flug oder gewöhnlicher Ausstreuung an Orte gelangen, welche zu ihrer Keimung und Wachsthum dienlich sind, versteht sich wohl von selbst, es wäre überhaupt auch nicht möglich, dass alle von einzelnen Pflanzen producirte Samenkörner wachsen und ihr Fortkommen haben könnten, denn dazu würde die Erde bald zu klein werden, weil manche Pflanzen eine so erstaunliche Menge Samen liefern, dass in drei Jahren schon die Zahl von der Abstammung eines einzigen Exemplars nicht mehr mit Worten ausgesprochen werden könnte.

Kehren wir nun zu unserer Hauptbetrachtung, zu den Blüthenstielen zurück, um dem Gegenstande, welcher diese Betrachtung hervorgerufen hat, näher zu kommen. Bei den zwei zuerst genannten Pflanzenarten, der Kaiserkrone und dem Dreifaltigkeitsveilchen, sahen wir, dass die Blüthenstiele nur eine einfache bogenförmige Wendung machen, es gibt aber auch andere Pflanzenarten, deren Blüthenstiele noch viel bedeutendere Bie-

gungen machen, ich nenne hier nur zum Beispiel das *Cyclamen*, dessen Blüthenstiel sich nach dem Abblühen der Blume spiralförmig zusammenzieht, und so die Samenkapsel ganz gegen die Erde, manchmal sogar in dieselbe hineinzieht. Ebenso ist es bei der Erdnuss, *Arachis hypogaea*, deren Blüthenstiele sich nach dem Abblühen ganz in die Erde einwühlen, um auf diese Weise die Samen in die zu ihrem Keimen nöthige Lage zu bringen. So könnten noch eine Menge Beispiele angeführt werden, bei welchen wir jedoch stets einen Grund finden, warum die Natur es so und nicht anders eingerichtet hat, doch kommen auch Fälle vor, wo man den Grund nicht so leicht auffindet, es ist aber dessen ungeachtet nicht zu zweifeln, dass dabei ein eben so triftiger und zweckdienlicher Grund vorhanden ist, denn die Natur thut nichts Zweckwidriges, desshalb ist es auch um so interessanter, gerade in den räthselhaftesten Fällen die wunderbaren Geheimnisse der Natur zu erforschen. Einen solchen Fall beobachte ich schon seit mehr als 15 Jahren an einer Pflanzenart, ohne bis jetzt weder durch eigenes Nachdenken, noch durch das grössere Wissen verschiedener Gelehrter und Forscher zu einem sicheren Schlusse zu kommen, nämlich bei der *Eucnide bartonioides*. Diess ist eine einjährige Pflanze aus Mexiko, welche bei uns in warmen Gewächshäusern gezogen wird. Sie gehört nach dem Linné'schen System in die *Monadelphia Polyandria*, nach dem Jussieu'schen System in die Familie *Loaseae*. Sie bildet einen 1—1½ Fuss langen, verästeten, niederliegenden und nur an den Spitzen aufwärts strebenden Stengel. Alle grünen Theile der Pflanze sind mit abstehenden, fast durchsichtigen Borstchen besetzt, welche viel Aehnlichkeit mit Brennborsten haben, wie sie bei einigen andern Arten der Familie der Loaseen vorkommen, jedoch bei dieser Art nicht brennen. Die Blätter stehen abwechselnd, sind gestielt, rundlich-eirund, am Grunde herzförmig, 2—3 Zoll lang, 1½—2 Zoll breit, grob eingeschnitten-gesägt, zum Theil lappig-eingeschnitten, vielnervig. Die Blumen stehen einzeln auf winkel- und endständigen Stielen, aufrecht, sind über 2 Zoll im Durchmesser, inwendig lebhaft citronengelb, auswendig beinahe weisslich. Die 5 Kronen-

blätter sind elliptisch-lanzettförmig, stumpflich. Die Staubfäden sehr zahlreich, viel länger als die Kronenblätter, hell goldgelb, aufrecht stehend und den ganzen innern Raum der Blume ausfüllend.

Diese Pflanzenart ist als wärmere Zierpflanze sehr empfehlenswerth, weil sie ihre schönen Blüthen beinahe das ganze Jahr entwickelt, sie wird aber noch um so interessanter durch die Eigenthümlichkeit, welche sie an ihren Blüthenstielen zeigt.

Bei den oben erwähnten Pflanzenarten haben wir die Eigenthümlichkeit bemerkt, dass die Blüthenstiele nach dem Abblühen der Blume ihre Richtung verändern, ohne jedoch ihr Wachsthum der Grösse nach zu vermehren, bei der *Eucnide* aber tritt die auffallende Erscheinung ein, dass der Stiel nicht nur eine entgegengesetzte Richtung nach dem Verblühen der Blume einschlägt, sondern auch ein auffallend verstärktes Wachsthum annimmt. Die Blüthenstiele sind während der Blüthe $1\frac{1}{2}$—2 Zoll lang, und wenden sich mit der Blume der Sonne oder überhaupt dem Lichte zu, wie alle andern Theile der ganzen Pflanze, sobald aber die Blume verwelkt und abgefallen ist, wendet sich die befruchtete Samenkapsel vom Lichte ab, der Stiel dreht sich nach Hinten, dem Dunkel zu, und verlängert sich, um immer mehr in das dunklere Gebiet einzudringen, in so auffallendem Grade, dass es gar nichts Seltenes ist, Stiele zu finden, welche nach dem Abblühen der Blume bis zur Samenreife eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuss und noch mehr erreichen. Die Samenkapsel öffnet sich an der Spitze mittelst 5 kleiner Läppchen in eine kleine Oeffnung, durch welche die feinen, beinahe staubförmigen Samenkörner langsam herausrinnen.

Diese Pflanze zeigt sich als eine im höchsten Grade lichtliebende, denn im Schatten vergeilt sie schnell und wird sehr hinfällig, auch erträgt sie nicht viel Nässe, deshalb ist es ein so eigenthümliches Räthsel, warum sie ihre Blüthenstiele erst nach dem Abblühen der Blume, und zwar in einem so aussergewöhnlichen Grade verlängert und nach dem Dunkel hinlenkt, in welchem der neue aus dem Samen entstehende Nachwuchs seiner natürlichen Beschaffenheit nach als Lichtpflanze gar nicht gedeihen könnte.

Es wäre sehr interessant, wenn verschiedene Beobachter

ähnliche Erscheinungen an andern Pflanzenarten der Oeffentlichkeit übergeben würden, um durch Vergleichungen derselben dieses Naturwunder zu erklären.

XII. Prof. Zenneck entwickelte unter Vorzeigung einiger Knospenreiser seine Ideen über eine Winterbotanik wie folgt:

Um eine Pflanze nach irgend einem System zu bestimmen, muss man, wie schon Theophrast und vorzüglich Linné gelehrt haben, ihre Blumen, Blätter und Früchte untersuchen, also zur Sommerzeit, wo sie gewöhnlich nur solche Theile beobachten lässt. Wie man daher vermittelst solcher Theile zum Zweck kommen kann, wird seitdem in allen botanischen Schriften sattsam gezeigt. Will man aber im Winter, wo an den fortdauernden Gewächsen keine solche Theile mehr sichtbar sind, irgend ein noch unbekanntes aufsuchen und bestimmen, so ist man von jener Sommerbotanik gänzlich verlassen und selbst die bloss dendrologischen Handbücher geben darüber keine oder eine nur sehr dürftige Auskunft. Zuccarini schrieb zwar im Jahre 1829 eine Charakteristik * der deutschen Holzgewächse im blattlosen Zustande und Döll (von Carlsruhe) gab im J. 1848 eine Erklärung ** von seinen Abbildungen der Laubknospen der Amentaceen heraus; allein jene Schrift umfasst in 2 Heften nur gegen 30 Holzarten mit allerdings guten Abbildungen, und diese enthält bloss gegen 12 von Zucc. nicht beschriebene Arten und zwar nur die Durchschnitte von Knospen. Es fehlt also noch an einer umfassenden Charakteristik von einem wichtigen Theil der fortdauernden phanerogamischen Gewächse in ihrem Winterzustand, ungeachtet es nicht an Schriften über die Kryptogamen aller Art gebricht, kurz: an einer Winterbotanik der Holzgewächse, während von diesen sowohl landwirthschaftlich- als forstwirthschaftlich- vorzüglich interessanten Pflanzen schon längst Sommerbotaniken existiren. Finden sich aber, frage ich hiemit, an diesen Gewächsen nicht auch zur Winterzeit Eigenschaften

---

* München in Cotta's literarischer Anstalt herausgekommen.

** Frankfurt a. M. bei Brönner.

genug, welche zu einer umfassenden Charakteristik für ihre Untersuchung und Bestimmung zu dieser Zeit hinreichen? — Allerdings, wie ich mich selbst gegen meine Erwartung überzeugt habe. Denn an dem Stamm, besonders der Bäume, und zwar an seiner Grösse, Beschaffenheit seiner Rinde und Verzweigung, an den Stellungen der Aeste und Zweige, ihrer Oberfläche und den daran vorkommenden Theilen (Haaren, Stacheln und Dornen) und vorzüglich an ihren Knospen, die sich durch ihre Form und Farbe, Stellungen und Structur so sehr unterscheiden, finden sich soviele theils klassische, theils generische und specifische Merkmale, dass ich bereits nach meiner Sammlung von 200 Knospenreissern in etwa 600—700 Exemplaren eine vorläufige Klassification von 150 verschiedener in- und ausländischer Arten und eine charakteristische Beschreibung machen konnte. Mit dem Durchgang dieser Charaktere will ich nicht aufhalten; es liegen hier aber einige Exemplare aus meiner Sammlung vor und die Einsicht von der ganzen Einrichtung derselben steht Jedem, der sich für eine Art von Winterherbarium interessiren dürfte, bei mir zu Dienst, wo ich auch von meinen Doubletten abgeben kann. Auch gebe ich keine Beschreibung von meinen Einrichtungen zur Gewinnung der oft hoch stehenden Zweige mit ihren Knospen, Messung der Grössenverhältnisse der Bäume von 20—30 Schritten Entfernung und Aufbewahrungsweise der Knospenreisser, doch sehen Sie hier einen Stock, der sich durch seinen innern ausziehbaren Stab um das Doppelte verlängern lässt, um zum Abschneiden von Zweigen zu dienen (Knospenstock) und eine Art von Messinstrument (Dendroscop), womit sich die Grössen besser als mit dem blossen Auge bestimmen lassen und da mir zur vollständigen Klassification der deutschen Holzarten im Winterzustande (1. Wehrlose gegenständige, 2. Wehrlose abwechselnde Laubholzreisser, 3. Bewehrte Reisser) noch einige im Lande wildwachsende * fehlen, so bitte ich hiemit nur noch,

---

* Diese sind: *Lonicera nigra, alpigena, Genista pilosa, Thymus lanuginosus, Rosa umbellata, corymbifera, alpina, spinosissima, alpigena, Rhamnus saxatilis, Salix riparia, bigemmis, holosericea, repens, Erica tetralix, Vaccinium oxycoccos* und *uliginosum, Daphne cneorum, Ledum palustre.*

mir nach Abnahme ihrer Knospenreisser diese etwa 2—3 Zoll lang zur Winterszeit gefälligst einzusenden, um eine Charakteristik aller deutschen Holzarten im genannten Zustande, also eine umfassende Winterbotanik derselben mit allen nöthigen Zugaben herausgeben zu können.

XIII. Präceptor Kolb hatte einige Kästchen mit *Saturnia polyphema* und *cecropia* ausgestellt, deren Puppen er aus Nordamerika erhalten hatte, und machte hierüber auf Verlangen folgende Mittheilungen.

Im Mai dieses Jahres kam mir ein Kästchen mit etlichen und fünfzig Schmetterlingspuppen zu, die ich sofort als amerikanische erkannte. Der Sendung war ausser meiner Adresse auch nicht eine Zeile beigelegt, ich konnte jedoch in dem Absender unschwer einen in Virginien lebenden Schwager vermuthen, zu dessen Liebhabereien das Schreiben niemals gehört hatte.

Die Beschaffenheit der Gespinnste dieser Puppen zeigte, dass fast sämmtliche der Gattung *Saturnia* Schrank, *Bombyx* Linné angehörten. Eine derselben war schon auf der Reise ausgeschlüpft. Obgleich bei der engen Verpackung nicht entfaltet und ganz abgerieben, war doch so viel zu erkennen, dass die Puppen den grösseren Arten dieser Gattung angehörten, die viele durch grosse Glasflecken ausgezeichnete Species enthält.

Ein böses Omen waren einige todt zum Vorschein kommende Schlupfwespen; — das ansehnliche Gewicht der meisten Gespinnste liess jedoch noch unversehrte, oder besser gesagt, unverzehrte Puppen darin vermuthen, von denen auch viele deutliche Lebenszeichen von sich gaben.

Die Gespinnste der *Saturnia* sind von sehr verschiedener Grösse. Die kleinsten haben nur eine Länge von 6 Zoll, während die meisten, bei einer ovalen oder birnförmigen Gestalt, die Grösse einer Faust erreichen. Fast sämmtliche Gespinnste sind an Zweigen von Bäumen, dornigen Sträuchern, Schilfstengeln, Farren u. dgl. so fest angesponnen, dass sie sich kaum mit dem grössten Kraftaufwande davon ablösen lassen. Dünnere Zweige sind ganz mit den starken, gummiartigen Fäden um-

sponnen, an den stärkeren ist das Gewebe nur an einer Seite angeklebt. Die Farbe der einzelnen Gewebe variirt von einem hellen Gelb bis zu einem dunkeln Pechbraun. Sie bestehen aus einem inneren und einem äusseren Filze; den Raum zwischen beiden Wänden füllt eine etwas spröde und gekräuselte, matt zimmtfarbig glänzende Seide aus, von der sich in trockenem Zustande 4 — 6 Zoll lange Fäden ausziehen lassen.

Der flaschenförmige Hals, in welchen sich das Gewebe endigt, besteht, wie das der *Pavonia major*, fast nur aus elastischen, convergirenden Fäden, die das Auskriechen leicht machen, dagegen aber jedes Eindringen verhindern. Die Puppe selbst ist tonnenförmig, dunkel kastanienbraun und von der Dicke eines Daumens. Die Spitze derselben ist stets von der abgestreiften Raupenhaut umgeben und an vielen Exemplaren mit Fäden am Gewebe befestigt. Das Gespinnst der *Saturnia polyphema* bildet einen einfachen, ziemlich dünnen, gleichwohl aber festen und schwer zu durchschneidenden Filz, und ist im Ganzen nur so gross, als der innere ovale Raum in dem Gewebe der *Cecropia*. Dasselbe ist von Blättern und dünnen Zweigen umgeben und das Ganze so zierlich als das niedlichste Vogelnestchen.

Die Raupe der *Cecropia* hat nach den abgestreiften, von mir aufgeweichten und untersuchten Häuten die Grösse der Todtenkopfraupe. Die Farbe ist ein helles Grün. Auf jedem der zwölf Leibesringe sitzen, mit Ausnahme des ersten, oben zwei gelbe, auf der Seite blaue Höcker von der Grösse eines Getreidekorns, mit 5 schwarzen Spitzen, wovon der stärkste in der Mitte steht. Ausser diesen 4 Höckern ist jeder Ring noch mit einem gelben, dunkelgesäumten Flecken geziert. Zwei grosse gelbe Flecken finden sich auf dem Kopfe. Die am Ende der Lippe sitzenden Spinnwarzen waren nicht mehr zu erkennen.

Ich befestigte die Puppen in natürlicher Lage an den Wänden einer geräumigen mit einem Glasdeckel versehenen Kiste; einige wenige brachte ich in ein nach innen offenes Blumenfenster und diese waren es, welche zuerst, nämlich schon nach 8 Tagen zum Vorschein kamen, und von da an hatte ich fast täglich, an manchen Tagen 4 — 6 lebende amerikanische Schmetterlinge

auf den Fuchsien meines Blumentisches sitzen, wohin ich sie aus dem Puppenkasten brachte.

Es ist interessant, das Auskriechen grosser Schmetterlinge zu beobachten. Durch die Bewegungen eines leicht angehefteten Gespinnstes aufmerksam gemacht, ist leicht zu bemerken, wie eine Feuchtigkeit, mit welcher der Schmetterling die Flaschenöffnung des Gewebes erweicht, nach Cuvier eine Art Makonium, diesen Theil desselben durchdringt, und dann sofort der Schmetterling, einen Hinterleib von widerlicher Länge nach sich ziehend, hervorkommt. Von der erwarteten Pracht ansehnlicher Flügel scheinen nur schwache Rudimente vorhanden und der Neugeborene überhaupt ein Krüppel zu sein. Einige Minuten ist der Schmetterling mit Athmen beschäftigt und fängt dann an, an irgend einem Gegenstande, am liebsten an einem Zweige hinaufzulaufen und hierauf stillsitzend, die Säfte des unförmlichen Hinterleibs in die gefässreichen Flügel zu pumpen, welche zusehends grösser werden, wie jener abnimmt. Schon nach einigen Stunden werden die anfangs nur nagelgrossen, feucht und schlaff herabhängenden Flügel straff, sie nehmen um das Zwanzigfache ihrer Grösse zu, die Haare und Federschuppen erhalten ihre Richtung. Den Tag über hängt der Schmetterling gewöhnlich ruhig an einem Zweige, gegen Abend beginnt das eigenthümliche Beben der Flügel und mit dem Einbruche der Dämmerung sucht er, den noch unversuchten Schwingen vertrauend, das Weite. Zwei der Cecropien brachen jedoch sehr frühzeitig auf und entkamen durch die noch nicht geschlossenen Fenster. Eine derselben wurde hier eingefangen und einem Liebhaber als ein sehr seltener einheimischer Schmetterling verehrt.

Die *Cecropia* ist einer der grössten und prächtigsten Schmetterlinge. Der Thorax ist zinoberroth mit weisser Stirnbinde, der Hinterleib mit rothen, schwarzen und rein weissen Ringen versehen. Die abgerundeten, mehr oder weniger rothen oder dunkelbraunen Flügel haben breite, weiss, roth und schwarz schattirte Bänder. In der Ecke der Oberflügel befindet sich ein dunkelblauer Augfleck, worauf sich ein weisser Halbkreis vortrefflich ausnimmt. Ueber und unter diesem Flecken ziehen sich dunkle

und ſtreut den befruchtenden Samen der Geiſtesblüthen in einem viel umfaſſenderen Gebiet — der ganzen civiliſirten Welt — aus, als ohne ſie möglich wäre; namentlich hat die Preſſe, behauptet man, die Reformation ſiegen gemacht und den neuen Grundſätzen und Ideen über Politik und Rechte der Völker Anerkennung und theilweiſe den Triumph erkämpft; ſie hat die heilige Schrift erſt zum Eigenthum des chriſtlichen Volkes gemacht; ſie hat, in Verbindung mit andern Erfindungen, geiſtige Brücken zwiſchen den Nationen geſchlagen und den Verkehr zwiſchen den entlegenſten Ländern geſtiftet; ſie ſtrirt und vertauſendfacht den Ton einer ſonſt im Augenblick verhallenden Stimme, ſie vervielfältigt ins Unendliche die edelſten geiſtigen Genüſſe und den Gehalt eines Lebens, ſie potenzirt den Menſchen.

Hievon iſt Manches wahr, Anderes aber zweifelhaft oder nur mit Modifikationen zuzugeben, und gegen Manches laſſen ſich Nachtheile in die Wagſchaale legen. Die Preſſe iſt ein Hebel der Civiliſation, der Humanität und der Freiheit, ja! aber ſchon hat man auch gelernt, dieſen techniſch-materiellen Hebel zu lähmen und zu bannen, ſeine Macht willkürlich zu beſchränken; die Preſſe habe der Reformation den Sieg verſchafft, wird behauptet; dies klingt ſehr ſcheinbar, iſt aber doch vielleicht zu beſtreiten; die Buchdruckerkunſt war erfunden, und wurde daher allerdings von der Reformation aufs glänzendſte und erfolgreichſte benützt — aber Wer wollte ſich dafür verbürgen, daß die letztere ohne dies Hülfsmittel nicht geſiegt hätte, oder gar, daß ſie nicht begonnen worden wäre, da doch das Chriſtenthum ſelbſt ohne die Preſſe ſich über ſo viele Länder und Völker ausbreitete, ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt aber gerade keine große Fortſchritte mehr gemacht hat? Die Preſſe beſchleunigt den Gang, die Entwicklung hiſtoriſch wichtiger Ideen; aber iſt die Beſchleunigung der Geſchichte ſo unbedingt ein Segen zu nennen? iſt nicht das langſame Zeitigen oft beglückender als das ſchnelle Reifen? Iſt zur Bildung der Einzelnen und der Nationen erforderlich, daß ſie Viel in ſich aufnehmen, und können ſie ſich nicht auch bei Wenigerem befriedigt finden, und dies Wenigere beſſer verarbeiten und aneignen? Iſt der Verkehr zwiſchen entfernten Völkern ſo hoch anzuſchlagen, wenn die Bande des mündlichen Verkehrs lockerer werden, und wird der Menſch in Wahrheit dadurch potenzirt, daß er einen viel größern Kreis des Wiſſens um

Zickzackbänder herab. Der Hauptschmuck dieses Schmetterlings sind aber die weissen, roth und schwarz gesäumten halbmondförmigen Glasflecken (fenestratae), welche die Grösse einer Mandel haben und auf den grossen dunkeln Flügelflächen prächtig hervortreten.

Die etwas kleinere *Saturnia polyphema* ist hell zimmtfarben. Der behaarte Leib ist einfärbig, die Flügel sind breit, weiss und schwarz gebändert. Alle vier Flügel haben zwei ovale farblose, schön schwefelgelb umrandete Glasflecken. Die Glasflecken der Unterflügel sind mit einer breiten, grell schwarzblauen Schattirung umgeben, die man auf einer Abbildung der bizarren Laune des Malers zuzuschreiben versucht wäre. Die Fühler beider Arten sind kammförmig, die der Männchen durch ihre Grösse ausgezeichnet. Befruchtete Eier zur Zucht zu erhalten, ist mir bis jetzt nicht gelungen, obgleich ich mehrere Exemplare diesem Zwecke geopfert habe.

Etwa ein Zehntel der erhaltenen Puppen war von Schlupfwespen (Ichneumonen) in allen Ständen bewohnt, es gab Larven, Puppen und Fliegen. Diese Puppen waren in einen wabenartigen Körper mit regelmässigen durchscheinenden Zellen verwandelt, in welchen man hier noch die Larven zappeln oder die Püppchen liegen, und dort (was gerade während der Ausstellung der Fall war) eine Fliege nach der andern hervorkommen und sich eiligst begatten sah.

Wie überhaupt diese mächtige Armee, durch welche die Natur die allzustarke Vermehrung der einzelnen Insektenarten in Schranken hält, merkwürdig reich an Arten und Individuen ist, so auffallend ist schon die grosse Anzahl der in einer und derselben Puppe enthaltenen Ichneumonenzellen. Die mittlere und breiteste Schichte bestand im Durchschnitt aus 25 Zellen, die obere und untere Schichte aus mindestens einem Dutzend, so dass jede Puppe ein halbes Hundert Schlupfwespen enthielt. Die mittleren Zellen sind durch den Druck der anliegenden regelmässig sechseckig, ganz so wie die viel bewunderten Bienenzellen. Die ausgeschlüpfte Fliege frisst sich durch ihre häutige, blasenartig durchscheinende Zellenwand und durch den Filz des Gespinnstes, was den Bewohnern einiger Puppen jedoch nicht gelungen zu

sein scheint, sie lagen sämmtlich todt im innern Raum des Gespinnstes. Wie es auch bei unseren einheimischen Schlupfwespen der Fall ist, fanden sich in der einen Puppe fast nur männliche, in der andern fast nur weibliche Individuen.

Die eine, der Gattung *Ophion* Fabr. angehörige Art dieser Ichneumonen zeichnet sich durch ihren zusammengedrückten, gelben sichelförmigen Leib, ihre langen Taster und ihre ins gelblich schimmernden Flügel aus. Der Stachel ist lang und beständig sichtbar, der Stich schmerzhaft. Die kleinere Art ist von dunklerer Färbung, der Hinterleib der weiblichen Exemplare endigt mit drei Spitzen.

Ein Theil dieser exotischen Hymenopteren wie auch der Schmetterlinge wanderte in öffentliche und Privatsammlungen; mehrere Hunderte von Schlupfwespen liess ich wegfliegen.

Eine vortreffliche Abbildung der *Saturnia cecropia* findet sich in Cuviers Règne animal, les insectes Pl. 150. Exemplare beider Saturnia-Arten sind bei mir zu haben.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Geognostisches Profil des Eisenbahn-Einschnittes von Geislingen nach Amstetten.

Von Betriebs-Ingenieur Binder.

(Mit Tafel I.)

Der Bau der Eisenbahnen, besonders durch Gebirgsgegenden, nöthigt den Ingenieur zu ausgedehntem Studium der Geologie, und gibt gleichzeitig schöne Gelegenheit zu Beobachtungen und zur Förderung dieser Wissenschaft.

Selten aber wird sich auch beim Eisenbahnbau die günstige Gelegenheit bieten, eine Formation in beinahe allen ihren Gliedern aufzudecken, wie diess beim Bau der Bahn von Geislingen bis Amstetten im weissen Jura der Fall ist. Während der Jahre 1847—1850 in der Eigenschaft des Geschäftsführers der Unternehmer bei diesem Bau thätig, ermunterten mich die Besuche von Freunden der Geologie zu aufmerksameren Beobachtungen, während die für technische Arbeiten nöthigen Messungen ihre Aufzeichnung erleichterten. Im Jahre 1851 theilte ich das Resultat meiner Beobachtungen der Vereinsversammlung mit, die nöthig erachtete Umarbeitung für Aufnahme in die Jahreshefte wurde durch meine Entfernung von Geislingen verzögert, bis ich im vorigen Jahre dahin zurückkehrte, worauf die Mittheilungen vom Jahre 1851 in nachstehendem manche Berichtigung und Vervollständigung erfuhren.

Das Profil beruht auf genauen Messungen; es ist aber zu bemerken, dass die Durchschnittsfläche keine senkrechte Ebene ist, obwohl alle Maasse senkrecht genommen sind, sondern die Fläche weicht sowohl von der senkrechten als auch von der geradlinigen Richtung ab. Der Schnitt folgt der Axe der Bahn, welche sich am rechtseitigen Gehänge des Rohrachthales hinaufzieht, er folgt aber gleichzeitig dem technischen Bedürfnisse der Haltbarkeit der Böschungen, welche zwischen $1^1/_2$füssiger bis $^1/_5$füssiger Anlage wechseln.

Die in der Zeichnung stark gezogene Linie bezeichnet die Höhe der Schienen, deren Lage vom Ende des Bahnhofes Geislingen bis Anfang der Station Amstetten auf eine Länge von 18,000 Fuss mit 1 : 45 im Ganzen 395 Fuss ansteigt.

Die horizontal eingeschriebenen Zahlen bezeichnen die Höhe der betreffenden Stelle über dem Meere, in württembergischen Fussen angegeben (1′ = 127 P. F.).

Die vertikal geschriebenen Zahlen, sowie die im Texte angeführten Nummern entsprechen der Numerirung der Länge der Bahn in Entfernungen von je 100 Fuss stehenden Telegraphenstangen.

Die zusammen eingefassten römischen und arabischen Zahlen entsprechen den Steinen* der Stundeneintheilung der Bahn und bezeichnet z. B.: V, 17 die Entfernung von 17 Stunden + 5000′ von Stuttgart; die Stunde ist zu 13,000′ württ. gemessen.

Die Angabe dieser verschiedenen Abtheilungszeichen mag bei einer etwaigen Bereisung der Bahn zur Orientirung dienen.

Alle dargestellten Einschnitte, welche sich auf eine Länge von 19,000′ erstrecken, berühren den weissen Jura, mit Ausnahme des grossen Durchstiches der IV. Abtheilung von Nro. 2144 bis Nro. 2161, welcher Diluvialbildungen (Gerölle von

---

* Es sind dies dieselben Steine, nach denen in der Mittheilung des Herrn Dr. Zech im I. Hefte des Jahrg. 1857 der Vereinshefte die Höhenlage der Bahn angegeben ist.

Juratrümmern und Lehm mit Bohnerzkörnern) durchdringt, in denen ausser einem Backenzahn von Mammuth nichts Bemerkenswerthes gefunden wurde.

I. Die untere Abtheilung des Profils,

(Taf. I. P. I.)

zeigt den Einschnitt vom Bahnhof Geislingen. Er durchdringt die Mergel- und Thonmasse, welche als das unterste Glied des weissen Jura in Schwaben unter dem Namen der Impressathone bekannt ist.

Aus der Hauptmasse der blaugrauen Thonmergel scheiden sich Bänke von lichter gefärbtem mehr kalkhaltigem Mergel aus, jedoch so, dass die Thonmergel stets bei weitem die grössere Masse bilden, nur gegen oben nehmen die Kalkmergel-Bänke zu, und bilden den Uebergang zum nächsten Gliede. Die Schichtung ist eine sehr deutliche und lässt ein schwaches Einfallen gegen Nordost erkennen; die einzelnen Bänke sind 5 Zoll bis 15 Zoll stark, die ganze Masse in den verschiedensten Richtungen vielfach gespalten und zerklüftet, wodurch die schnelle Verwitterung gefördert wird.

Trotz der regelmässigen Schichtung ist es mir bei wiederholten Nachgrabungen nicht gelungen, sichere Anhaltspunkte für die Scheidung der Schichten und für Bestimmung von Horizonten für das Vorkommen der Petrefakten zu finden; ich fand in verschiedenen Höhen beinahe alle verschiedenen überhaupt vorkommenden Arten beisammen, nach der Zahl der Individuen im untern Theil der Ablagerung die wenigsten, etwa in der Mitte die mehrsten, gegen oben wieder abnehmend; selbst die genaue Bestimmung, wie weit die charakteristischen Petrefakten, namentlich *Terebr. impressa*, aufsteigt, ist mir nicht gelungen, besonders weil der Einschnitt nicht die ganze Mächtigkeit der Thone umfasst.

Trotz des Reichthums an Petrefakten ist das Nachgraben selten ergiebig, am besten sammelt man sie am Fusse der Ein-

schnitte, wo sie herausgewittert liegen und längere Zeit gut erhalten bleiben. In der Regel sind gewisse Arten verkiest, andere verkalkt. Ich fand hauptsächlich:

Ammon. alternans v. B.
„ complanatus Z.
„ convolatus Schl.
Bel. hastatus Bl.
Einen kleinen breitgedrückten Belemniten, dem Bel. dilatatus, der Kreide nicht unähnlich.
Muricida (Rostellaria) semicarinata Gf.
Nucula impressae.
Plicatula impressae Qu.
Monotis impressae.
Terebr. impressa v. B.
„ spinosa Schl.
Asterias jurensis Gf.
Mehrere Echinodermen.
Bruchstücke und Stacheln kleiner Cidariten.
Serpula vertebralis Gf.
„ tetragona Sow.
Turbinolia impressae Qu.
Stephanophyllia florealis. Qu.

Die Mächtigkeit der Ablagerung betreffend, ist zu bemerken, dass die auf 1626′ über dem Meere liegende Ebene des Bahnhofes Geislingen über der untern Grenze der Impressathone liegt, dass aber diese Grenze ohne Zweifel auf der Sohle eines Brunnenschachtes bei 1604′ über dem Meere erreicht ist, welcher unterhalb des Bahnhofs zur Versenkung der Telegraphen-Erdleitung ausgehoben wurde.

Die untere Grenze der Thone ist mit dem Einschnitte ebenfalls noch nicht erreicht, indem oberhalb desselben an der Staige nach Weiler sich einzelne aufgeschlossene Stellen finden, die immer noch Impressathone zeigen. Aber auch unter Berücksichtigung dieser Stellen, sowie unter Beiziehung der Einschnitte unterhalb des Bahnhofs am Eingang zum Eybacher Thale lässt sich die obere Grenze nicht genau bestimmen, da in ihrer Region kein Aufschluss sich findet, und ihre Bestimmung überhaupt schwer ist, weil ein allmähliger Uebergang in die obenliegenden Kalkmergel und Kalke stattfindet.

Schätzungweise darf hier die Mächtigkeit der Impressathone zu 130′ bis 150′ angenommen werden.

II. Abtheilung des Profils,

(Taf. I. P. II.)

zeigt den Einschnitt durch die Kalke des untern weissen Jura. Zwischen ihm und dem Bahnhofe ist eine Strecke von ca. 3000′ Länge und ca. 90′ Höhenunterschied der Bahn nicht aufgenommen worden, weil sie grösserentheils in Auffüllung, im Uebrigen in Einschnitten besteht, die nur durch Alpschutt getrieben wurden.

Der dargestellte Einschnitt zeigt sehr regelmässig geschichtete Bänke eines grauen Kalkes von dichter Struktur, glattem muschligem Bruche; nicht sehr hart, der Verwitterung wenig widerstehend, da er ziemlich viel Thon enthält. Die einzelnen Bänke sind durch schwache Thonlagen ähnlich den Impressathonen getrennt. Die Auffindung von Petrefakten gelang mir hier nur sehr ungenügend, um so mehr als der Einschnitt nur von unbedeutenden Ausdehnungen ist. Geringe Bruchstücke von Planulaten und *Belemnites hastatus*, sowie von Glyphäen, ferner können *Amm. lingulatus* Qu.. *Terebr. Baugieri* d'Orb., *Asterias jurensis* Gf. angeführt werden.

Bei Nro. 2152 bis 2160 dagegen ist Gelegenheit gegeben, den obern Theil dieser Ablagerung näher kennen zu lernen. Die Kalkbänke werden theilweise von grünlichgrauen leicht verwitterten Mergeln verdrängt, so dass diese vorherrschend werden. Das Profil Fig. 2 zeigt den Wechsel der verschiedenen Schichten deutlicher.

Die unterste der über die Bahn tretenden Schichte von 7″ Dicke, besteht aus lauter kleinen Bruchstücken von Fukoiden, welche an der Luft auseinanderfallen, aber immerhin deutlich erkennbar sind; von dieser Schichte und unter sich durch zwischenliegende Kalkbänke getrennt, folgen gegen oben nochmals 2 Mergelschichten, welche gleichfalls Fukoiden, jedoch in geringerer Anzahl enthalten.

In den obern aus Mergel bestehenden Schichten finden sich Bruchstücke von *Pentac. subteres* Gf. und in der 17ten zugleich letzten Schichte dieses Mergelgebildes dieselben in solcher Menge, dass diese Schichte als Pentakriniten-Schichte einen sichern

Horizont zur Erkenntniss der ganzen Bildung geben kann, um so mehr als unmittelbar über ihr ganz andere Verhältnisse auftreten. In der That gelang es mir nicht allein über der Kalkablagerung bei Nro. 2136 bis Nro. 2143 ebenso an der Steige nach Weiler und in dem Steinbruche am Tegelberg oberhalb Altenstadt, sondern auch Herr Professor Dr. Fraas nach gefälliger Mittheilung an verschiedenen andern Orten, diese Pentakriniten-Bank unter den gleichen Umständen zu finden. Ueberall liegen auf derselben Kalkschichten von ganz anderer Beschaffenheit, als die unten liegenden und ohne allen Zweifel wird man hieher die Grenze zwischen dem untern und dem mittlern weissen Jura zu legen haben. —

Diese Annahme festgehalten und die Höhe der Pentakriniten-Bank bei Nro. 2138 zu 1792′ über dem Meere bestimmt, ergibt sich hier für den untern weissen Jura eine Mächtigkeit von 180′, wovon 130 — 140′ auf a) die Impressathone, 40 — 50′ auf b) die wohlgeschichteten Kalkbänke kommen.

III. Abtheilung des Profils,

(Tafel I. P. III.)

zeigt über der Pentakrinitenbank bei Nro. 2158 bis 2178 eine Masse dichter Kalkbänke, von glattmuschligem Bruche lichtgelber oder bläulicher häufig wechselnder Farbe, die oft in marmorartige Mischungen übergeht. Frisch gebrochen ist der Kalk zwar ziemlich hart und spröde; doch hat er zu wenig Festigkeit und widersteht der Verwitterung zu wenig, als dass er zum Baustein tauglich wäre, selbst als Strassenmaterial taugt er wenig. —

Es lässt sich in der Hauptsache eine ursprünglich regelmässige Schichtung deutlich erkennen, die Schichten wechseln in ihrer Stärke von 5″ bis 4′ und sind häufig durch Papierdünne mehrfach auf einander liegende Blätter von sehr thonhaltigem Kalke mit oolithischer Structur geschieden, zwischen welchen Blättern die besterhaltenen Petrefakten gefunden werden.

Die ebene regelmässige Schichtung ist aber durch vielfache

Spalten und Klüfte, offenbar in Folge von Hebungen und Senkungen gestört und in eine wellenförmige mit häufigem Bruch der Bänke verwandelt.

In der Nähe der Klüfte sind die Kalke angegriffen und durch Ausscheidung von Thon erdig geworden, gleichzeitig wird die Färbung eine tiefer gelbe. Die hier gefundenen Petrefakten sind gewöhnlich leicht zu lösen aber wenig gut erhalten. Bei genauer Beachtung findet man in der Tiefe der Klüfte und unter den gehobenen Theilen der Schichten Massen von Spongiten, welche in dichte massige Kalke ohne Schichtung eingeschlossen sind und sich sehr leicht sowohl an ihren Oberflächen, als an den zackigen Zeichnungen der Querbruchflächen erkennen lassen.

Findet man auch in den noch regelmässig geschichteten Bänken Spongiten, so kommen sie doch in diesen nie in solcher Menge vor, wie in den angeführten Ausscheidungen von eigentlichem Spongiten-Kalk; mit diesem und in seiner unmittelbaren Begleitung tritt in der Regel auch eine Anhäufung von *Terebratula lacunosa* in solcher Menge auf, dass man selten ein Exemplar ausschlagen kann, ohne mehrere andere zu beschädigen. Eine regelmässige Vertheilung der Spongiten und Lakunosen-Felsen lässt sich nicht erkennen, nur finden sich beide Massen in der Regel beisammen und in der Tiefe der Klüfte eingekeilt.

Die Vertheilung der übrigen Petrefakten ist eine ungeregelte, doch ziemlich gleichmässige, wenigstens fand ich die verschiedenen Arten überall und konnte trotz der sehr ausgedehnten Arbeiten, welche durch diese Ablagerung getrieben wurden, eine bestimmte gesonderte Ablagerung der einzelnen Species nicht erkennen.

Unter den gefundenen Petrefakten sind neben den Schwämmen die wichtigsten:

Ammon. polyplocus Rein.	Ammon. triplex M.
„ polygyratus Rein.	„ trifurcatus Rein.
„ planula Hehl.	„ colubrinus Rein.
„ biplex Sow.	„ Reinekianus Qu.

Ammon. flexuosus Münst.
„ inflatus Rein.
„ alternans v. B.
„ involutus Qu.
„ crenatus Rein.
„ lingulatus d'Orb.
„ falcula Qu.
Belem. hastatus Bl.
Terеb. lacunosa v. B.
„ nucleata Schl.
„ loricata Schl.
„ reticularis Schl.
„ pectunculus Schl.
„ bisuffarcinata Schl.
„ Baugieri d'Orb.
„ spinosa Schl.
Ostraea Roemeri Gf.
Pecten subpunctatus Gf.
„ velatus Gf.
Crania porosa Gf.
Nerita cancellata St.
Trochus jurensis Hart.
Eugeniacrinites nutans Gf.
Eugeniacr. caryophyllatus Schl.
Pentac. cingulatus Gf.
Asterias jurensis Gf.
„ tabulata Gf.
Diasster carinatus Lam.
„ granulosus Gf.
Polycyphus nodulosus Ag.
Cidarites nobilis Gf.
„ coronatus Gf.
Serpuliten.
Bruchstücke von Crustaceen.

Die Mächtigkeit dieser Kalkbildung (c) beträgt 80 — 90'.

Gegen oben werden die Kalke schnell thonig und gehen über in die unmittelbar aufliegende Mergelmasse, die in äusserem Verhalten Aehnlichkeit mit den Impressathonen zeigt. In Schichtung, Spaltung und Zerklüftung an diese erinnernd haben die Mergel eine grünlich graue Färbung, sind mehr kalkhaltig, verwittern aber gleichwohl noch schneller als jene. Es scheiden sich wie dort festere Kalkbänke von verschiedener Mächtigkeit aus, und bilden die Hauptlager der Ammoniten.

Hie und da steigen Spongiten und Lakunosen in diese Mergel herauf, sind aber dann von einem Gestein eingeschlossen, welches stark thonhaltig und nie so rein ist, als die unteren Spongiten-Kalke, auch schneller verwittert als diese.

Das grösste Interesse erregt die Mergelbildung durch ihren Reichthum an Petrefakten, welcher sich mehr oder weniger durch die ganze Mächtigkeit verbreitet, dem Sammler um so grössere Ausbeute gewährt, als die Funde mehrstens gut erhalten und leicht abzulösen sind.

ſich verſammelt, und daß er das geiſtig Erzeugte ſchneller und weiter hin ausſtrahlt? Die Athener waren ohne Zweifel das gebildetſte Volk, das die Erde je geſehen, und ſie wußten nichts von der Preſſe; die Gedichte Homers erhielten ſich Jahrhunderte lang im Gedächtniß des Volks, ehe ſie nur geſchrieben und geordnet wurden. Das römiſche Reich und dann die römiſche Kirche vereinigte faſt die ganze civiliſirte Menſchheit zu einem unter ſich in lebendigem Verkehr und Wechſelwirkung ſtehenden Ganzen, ohne die bindende Macht der Preſſe.

Durch die Preſſe, kann man ſagen, iſt die Menſchheit dem natürlichen und naturgemäßen Zuſtand noch mehr entfremdet und wieder einige Schritte weiter in den der künſtlichen Kultur hineingeführt worden. Zur Mittheilung, zum Austauſch der Gedanken und Gefühle ſind dem Menſchen die Organe der Sprache, iſt ihm die lebendige Stimme gegeben; und ſollte es nicht zu bedauern ſeyn, wenn das beſeelte Wort in die todte Schrift eingekerkert und ſo ſeiner unmittelbaren Wirkſamkeit und Kraft beraubt wird? Ein durch ſeine Beredſamkeit oder durch den mündlichen Vortrag ſeiner Gedichte eine große Zuhörerſchaft bewegender und entzückender Mann iſt doch wohl eine ſchönere Erſcheinung, als ein in ſeinem Studierzimmer die Worte zuſammenſuchender, des Redens, bei aller Gelehrſamkeit, faſt unkundiger Mann, der ſich ſeinen Erfolg mittelſt der Druckpreſſe zu erringen gedenkt? Die Wirkſamkeit des lebendigen Worts und Vortrags wird noch jetzt anerkannt dadurch, daß man die Univerſitäten fortdauern läßt; denn im Grunde könnte man die Studien, wegen deren man die Univerſität beſucht, auch aus Büchern machen; in der That hat auch die Bedeutung der Univerſitäten durch die Buchdruckerkunſt eine große Veränderung erlitten. Um die Lehre eines berühmten Meiſters kennen zu lernen, mußte man in frühern Zeiten zu ſeinen Füßen ſitzen, und aus ſeinem eignen Munde den Quell ſeiner Weisheit auffaſſen; daher kam es auch, daß viele Tauſende von Studirenden nach Bologna und Paris ſtrömten; heutzutage kann man ſolche Reiſen erſparen; meiſt kann man das Weſentliche der Vorträge der Lehrer in Büchern gedruckt finden; man nennt dieſe Vorträge — Leſen, weil ſie in den ſeltenſten Fällen frei gehalten werden, und der Jünger, der „Paragraphos wohl einſtudirt,“ überzeugt ſich von dem Lehrer oft genug:

In den bei Nro. 2174 bis 2180 auf 1860′ über dem Meere liegenden schwächeren Kalkbänken, noch mehr aber in den bei Nro. 2200 bis 2204 auf 1910′ und 1925′ über dem Meere liegenden stärkeren Bänken finden die grössten und schönsten Ammoniten namentlich Planulaten ihre Lagerstätte und gar nicht selten sind Ammoniten mit Ohren.

Bei Nro. 2177 bis Nro. 2180 findet sich auf 1850′ über dem Meere eine 3″ dicke Mergelschichte mit Fukoiden. Jenseits der Schlucht am sogenannten Galgenbrunnen werden die Kalkbänke, welche sich bei Nro. 2180 verlieren, nicht wieder von der Bahn angeschnitten, auch bei Nro. 2200 nicht wieder gefunden, dagegen findet sich bei Nro. 2183 bis Nro. 2187 eine Mergelschichte auf 1850′ über dem Meere, in der sich ein grosser Reichthum von *Terebr. substriata* Schl. ansammelt.

Ausser den genannten Petrefakten finden sich die sämmtlichen schon angeführten in den Kalken gefundenen hier wieder; ferner noch:

Nautilus aganiticus Schl.	Ammon. gigas Ziet.
Ammon. dentatus Rein.	„ giganteus Sow.
„ serrulatus Zieten.	„ bipedalis Qu.
„ pictus Schl.	

einzelne Exemplare von Monotis lacunosa Qu. und von Oxyrhina longidens.

Die aufgeschlossene Ausdehnung dieser Mergel ist die grösste der verschiedenen im vorliegenden Profil gezeigten, sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung. Sie beginnt bei Nro. 2174, geht mit den Unterbrechungen der Schluchten am „Galgenbrunnen“ und am „Mühlenthäle“ bis zu Nro. 2217 über der Bahn, findet sich an dem Steinbruch unter der Bahn bei Nro. 2200, zieht sich an der Staats-Strasse bis Nro. 2226, Abtheilung IV, und kann in einigen aufgeschlossenen Stellen unter dieser gegen die alte Steige hinab gefunden werden.

Die Mächtigkeit der Mergel (d) ergibt sich durch die Vergleichung der unteren Grenze in dem Steinbruche an der Strasse unterhalb des Bahnwärter-Hauses Nro. 80 (bei 7 Stg.

Nro. 2200) mit dem darüber liegenden Einschnitte, welcher jedoch an seinem oberen Ende bei 1955′ über dem Meere die obere Grenze noch nicht erreicht hat zu 180′—200′.

Auffallend ist hier der Reichthum der Wasser-Quellen, von denen der fortwährende mehr oder weniger starke Ausfluss in dem Einschnitte bei Nro. 2178, sowie die Fontaine am Galgenbrunnen, der Brunnen an der Strasse und eine bei dem Bahnwärter-Hause gefasste Quelle Zeugniss geben. Auch die auf der Thalsohle fliessende Rohrach entspringt mehrstens aus den Mergel-Schichten, und ihre Eigenschaften an der nächstgelegenen sogen. Steigmühle, sowohl das Eisen als Holzwerk des Kanales und Wasserrades anzugreifen und in wenig Zeit zu zerstören, nach weiterem Lauf aber überall Tuffniederschläge zu bilden: mögen die Entstehung der bedeutenden Tuffablagerung unterhalb Geislingen, welche so treffliche Bausteine liefert, erklären.

In der

IV. Abtheilung des Profiles

(Tafel I. P. IV.)

finden wir jenseits des grossen, mit terrassenförmiger Mauer begleiteten Steindammes im Mühlenthale, das beschriebene Mergelgebilde von einer Ablagerung sehr regelmässig geschichteter Kalkbänke überdeckt.

Bei der scharfen Abscheidung zwischen Mergeln und Kalken glaubte ich anfangs hier die Grenze des ersten und des zweiten Gliedes des mittleren weissen Jura annehmen und die Kalkbänke als Quenstedt's „regelmässig geschichtete Kalkbänke" betrachten zu müssen; genauere Untersuchungen lehrten mich aber, in der Höhe der im Profile auf 1940′ — 1950′ über dem Meere als „Kalke mit Thonlagern" bezeichneten Schichten eine Trennung eintreten zu lassen.

Betrachten wir also die untere Hälfte der ganzen Ablagerung blauer Kalke, so finden wir einen dichten Kalk von glattmuschligem Bruche, mässiger Härte, blaugrauer oder weissgelber Farbe, der Verwitterung nicht in dem Grade widerstehend, dass er gute Bausteine liefern könnte. Die Struktur hat Neigung zur ooli-

thischen, Stylolithen-Bildungen sind nicht selten. Die Schichtung ist eine sehr regelmässige, anfänglich nahezu horizontale, die sich aber endlich der muldenförmigen Einsenkung anschliesst, welche in der Abtheilung IV sich auffallend zeichnet.

Die Stärke der einzelnen Bänke, welche durch dünne thonige Zwischenlager getrennt sind, wechseln zwischen 5″ und 3′. Die Zerklüftung nähert sich mehrstens der senkrechten Richtung, die Klüfte sind mit braunem Lehm ausgefüllt, und in ihrer Nähe der Kalk heller und mehr gelblichbraun gefärbt.

Wenn auch keine Spur von Spongiten und Lakunosen wahrgenommen werden konnte, so geht doch schon aus Vorstehendem die grosse Aehnlichkeit dieser Kalke mit den unter den Mergeln liegenden (Spongiten) Kalken (c) hervor; noch mehr Uebereinstimmung findet sich aber in dem Vorkommen der Petrefakten. Alle hier gemachten Funde entsprechen den Vorkommnissen dort, nur nehmen sie der Zahl der Individuen nach sehr ab, besonders die Ammoniten, weniger *Bel. hastatus;* auch sind die Petrefakten weniger stark im Bau und weniger gut erhalten.

Gegen oben werden die Thonschichten stärker und häufiger, und wo sie wieder verschwinden, treten, wie wir noch sehen werden, andere Verhältnisse auf. Es wird daher schwerlich ein Irrthum sein, wenn die früher über den Mergeln gesuchte Grenze der beiden Hauptglieder des mittleren weissen Jura (nach Quenstedt) in der Höhe dieser Thonschichten angenommen wird. Für das erste dieser Hauptglieder haben wir dann eine Mächtigkeit

c) der Spongitenkalke von 80′ — 90′,
d) der Mergelbildung von 180′ — 200′,
e) der oberen Kalkbänke von 50′,
zusammen also von 310′ — 340′.

Betrachten wir nun die obere Hälfte der blauen Kalke, nämlich von den genannten Thonlagern bis unter die marmorartigen Kalke (g), so zeichnet sich solches aus: durch derberen rauhmuschligen Bruch, oolithische Struktur, dunklere blaugraue Färbung an einzelnen Stellen jedoch namentlich gegen oben in gelblichbraune und rauchgraue übergehend. Grössere Festigkeit

und Zähigkeit, Bankstärke von 1'—4', weniger Zerklüftung und der Widerstand, den dieser Kalk der Verwitterung entgegenstellt, machen ihn bei vorsichtiger Auswahl zu einem guten Baustein.

Die Schichtenlage anfänglich horizontal und der des untern Gliedes sich anschliessend bildet die starke Mulde, in deren Tiefe die obere Grenze der blauen Kalke bei Nro. 2230 sich bis unter die Bahn senkt.

Die Häufigkeit der Stylolithenbildungen in diesen Kalken fällt auf.

An Petrefakten zeigt sich weder in Arten noch in Individuen ein grosser Reichthum, sie sind jedoch gut erhalten, aber schwer abzulösen.

Amm. flexuosus, Amm. inflatus, Amm. bispinnosus finden sich in verschiedener zum Theil sehr bedeutender Grösse; *Bel. hastatus, Ostraea Roemeri, Pholad. clathrata, Ast. jurensis, Trochus jurensis, Ciel. nobilis,* einige Krebsscheeren mit schöner weisser Schaale und ein Knochenstück, welches Herr Professor Fraas als ein Kieferstück erkannte, sind meine Funde.

Diesen blauen Kalken (f) kommt eine Mächtigkeit von 40 Fuss zu.

Ihre Ausdehnung in horizontaler Richtung können wir in dem Wassergraben bis zu der Durchfahrt bei Nro. 2242 verfolgen. Oberhalb der Durchfahrt nehmen die in dem Wassergraben anstehenden Kalke eine gelbweisse lichte Farbe an, sie brechen in dünnen Schichten, nehmen splitterigen Bruch an, und widerstehen der Verwitterung wenig. Beim Ausheben dieses Grabens fiel mir die grössere Menge der sich findenden Petrefakten auf; besonders häufig findet sich *Amm. flexuosus* von $^3/_4$ Zoll bis 5 Zoll Durchmesser, die Rippung ist jedoch gewöhnlich schwach und undeutlich, *Amm. bispinosus* Ziet. und *Amm. inflatus* Rein. ebenfalls häufig in Exemplaren von verschiedener Grösse; von letzterem fand ich ein sehr dickleibiges schönes Exemplar, dessen Form sich der des *Amm. coronatus* Sch. des braunen Jura nähert.

In schönen Exemplaren, doch selten, findet sich hier ein Ammonit von 1 bis $1^1/_2$ Zoll Durchmesser, den ich weder in

tieferen noch in höheren Schichten wieder fand (vielleicht *Amm. crenatus* Rein., bei Vergleichung mit Zeichnungen zeigte er die mehrste Aehnlichkeit mit *Amm. eudoxus* d'Orb.). *Naut. aganiticus* Sch. und der nie fehlende *Bel. hastatus* finden sich; ziemlich häufig ist eine Terebratel, welche sich von *Terebr. lacunosa* durch gelbe von Verkieselung kommende Farbe, und tiefere schärfere Rippung unterscheidet; auch *Terebr. bisuffarcinata* Schl. und *Terebr. indentata* v. B. sind nicht selten.

Der merkwürdigste Fund, insofern er Veranlassung werden mag, einen sichern Horizont zu bestimmen, ist der: verschiedene Arten von *Prosopon*. Bei dem Umstande, dass die Tiefe des Einschnitts unbedeutend ist, und dass bei der Lage der Bänke nur wenige Fuss unter der Oberfläche die Verwitterung offenbar schon stark auf diese Schichten gewirkt hatte, als man sie aufdeckte, war es von grossem Werthe, in dem Einschnitte hinter dem Weiler Neuhaus, oberhalb der Station Amstetten, die gleichen Petrefakten zu finden, denen sich *Cidariten*, *Apiocriniten* und *Cerioporen*, *Amm. plicatilis*, *Sow. Ost. Roemeri* Qu., *Pect. subspinosus* Schl., *Pect. subtextorius* Gf., *Phol. acuminata* Hart. beigesellen,, und dass beide Fundorte derselben Ablagerung angehören, lässt sich bei der Aehnlichkeit des Gesteins, der Petrefakten und der Höhenlage nicht verkennen.

Bei genauerer Untersuchung, welche der tiefere Einschnitt bei Neuhaus gestattet, lassen sich die Schichten mehr trennen; unten sind sie viel regelmässiger gelagert und entsprechen mehr denen des Wassergrabens bei der Durchfahrt, als diess oben der Fall ist. Etwa 5 Fuss über der Sohle des Einschnitts findet sich eine etwa 2 Fuss starke Schichte durch Verwitterung in mehrere Bänke gespalten aus weissgelben bis graubraunen Kalken bestehend, von splittrig muschligem Bruche mit Neigung zu oolithischer Struktur, in den Spalten crodirt und erdig, in den Bruchflächen häufig mit Dendriten gezeichnet; durch Verwitterung, welche bald eintritt und die deutliche Schichtung unterbricht, wird der Kalk splittrig, brüchig und spaltet schiefrig. Diese Schichte nun ist der ausschliessliche Fundort der verschiedenen Species von *Prosopon*, deren Theile bei aufmerksamem Suchen

nicht selten gefunden werden; die Grösse des Rückenschildes wechselt von der des Stecknadelknopfes bis zu 4 Linien Länge. Ueber diesem Lager finden sich mehr dichte Kalke von verschiedener, immer lichter Färbung, oft marmorartig gemischt. Eine Schichtung der Kalke lässt sich noch erkennen, doch ist sie wellig und viel weniger entschieden, die Bänke haben häufig die Mächtigkeit mehrerer Fusse, und sind durch viele unregelmässige Spalten und Klüfte durchzogen, die Spalten sind mit braunem Lehm gefüllt, die einzelnen Bänke durch grünlichen Thon getrennt.

Einerseits erinnert dieses Vorkommen an die Spongiten-Kalke (e) Abth. III des Profils und in der That sind auch Spongiten gar nicht selten zu finden, andererseits erinnert es aber auch an die Vorkommnisse in den Einschnitten zwischen Oerlingen und dem Ulmer Tunnel, denen namentlich die Schichtung und das Vorkommen der grünlichgelben Thone entspricht, welche an beiden Orten die Lagerplätze von *Cerioporen*, *Apiocriniten*, *Pentacriniten*, *Cidariten*, *Terebr. insignis* Sch. bilden. Es dürfte wohl wenigen weitern Untersuchungen vorbehalten bleiben, meine Ansicht zu bestätigen, dass man mit der Prosoponschichte die Grenze zwischen mittlerem und oberem Jura erreicht habe. Freilich haben andere Beobachtungen mir selbst wieder Zweifel erregt, deren Hebung ich noch dahin gestellt sein lasse.

Gegenüber der Ziegelhütte an der Steige, wo der Fussweg nach Amstetten von der Staatsstrasse abzweigt, besteht ein Steinbruch, in welchem der Ziegler seine Kalksteine bricht; hier fand ich die Prosoponschichte ebenfalls auf, aber es zeigt das über derselben liegende Gestein keine merkliche Verschiedenheit von dem unterliegenden. Die Schichtung ist durchaus eine sehr geregelte, die Kalke zeigen eine ziemlich gleichmässige gelblichgraue Färbung. Von Spongiten fand ich hier nur wenig Spuren, die übrigen gefundenen Petrefakten sind dieselben mit denen im Wassergraben bei der Durchfahrt.

In dem grossen Einschnitte an der Bahn, den wir in Abtheilung IV des Profils mit den blauen Kalken (f) verlassen haben, gehen diese an den Enden der Mulde bei Nro. 2223 bis

Nro. 2226 in gelblichweissen Kalk über, von der gleichen Beschaffenheit, wie die in dem Steinbruche die Prosoponschichte einschliessende, eine Bemerkung, welche genügte, bald auch hier diese Schichte zu finden; sie zieht sich über den blauen Kalk (f) unter der marmorartigen (g) in der ganzen Mulde durch, von Nro. 2223 bis Nro. 2236, an beiden obern Enden in einer Stärke von 1′ bis 12″, in der Tiefe der Mulde auf 4′ reducirt.

Unterdessen habe ich diese Schichte auf der ganzen Länge des Gehänges ob dem Rohrachthal an der Steige nach Weiler, am Tepelberg ob Altenstadt, in dem Steinbruche vom sogenannten Pulverthurm bei Königsbronn, am Brunnen bei Wasseralfingen, und an der Steige bei Weissenstein wieder gefunden, und Herr Professor Fraas, dessen gef. Rath mich bei diesen Untersuchungen wesentlich unterstützte, theilte mir mit, dass er an verschiedenen entfernten Orten, namentlich auch in der Bahlinger Gegend dieselben Funde in dieser Region gemacht habe.

Betrachten wir die IV. Abtheilung des Profils ferner, so finden wir an beiden ausgehenden Enden über der Mulde, über der Prosoponschichte, die gelblichweissen marmorartigen Kalke, wie sie schon in dem Steinbruche gefunden wurden. Gegen die Tiefe der Mulde verliert sich aber die deutliche Schichtung, es trennen sich nur noch wenige stärkere Bänke, sie verlieren ihre lichtgelbe Farbe, welche durch schönes Gelb in intensives Roth übergeht, die Vermengung dieser Farben mit andern lichten grauen, graublauen etc. lässt eine schöne geaderte und gesprengelte Marmorfärbung entstehen, welcher eine grössere Härte und Festigkeit des Gesteines, grobmuschliger Bruch, dichte Struktur entspricht, und es ist nur zu bedauern, dass häufige Zerklüftung, gröbere oder feinere Spaltung nach allen Richtungen, wodurch selten ein grösserer Block gewonnen werden kann, und wodurch die Verwitterung vorbereitet wird, hindert, das schöne Gestein zu ausgedehnten technischen und artistischen Zwecken zu benützen.

In der Nähe der Klüfte finden sich häufig Aushöhlungen, welche nur durch den Angriff kohlensaurer Wasser entstanden

sein können, die rundlich zackigen Formen dieser Aushöhlungen haben rauhe braungefärbte erdige Oberfläche, welche die Art der Entstehung bestätigt; häufig sind sie mit sehr schönen Kalkkrystallen bedeckt, die Höhlungen mit Lehm ausgefüllt, welcher von oben hereingeschwemmt zu sein scheint. Petrefakten konnte ich nur sehr wenige finden, und diese nicht vollständig, da sie schwer abzulösen sind. Die Bruchstücke lassen Cidariten-Stacheln *Amm. flexuosus* und die der *Lacunosa* ähnliche Terebratel erkennen. Die oberste deutlich geschiedene Schichte hat noch derbere Struktur und ist bei einer Stärke von 15"—18" gegen die beiden Lagerflächen dunkel graublau, gegen innen grün gefärbt; sie trennt die geschichteten Kalke von den überliegenden plumpen zuckerkörnigen Kalken, und dürfte die Grenze zwischen dem mittlern und dem obern Jura nicht in der Prosoponschichte angenommen werden, so wäre sie sicher höher zu verlegen.

Die Mächtigkeit dieser marmorartigen Kalke (g) beträgt 20 Fuss.

Ueber den regelmässig geschichteten Kalken findet sich eine Ablagerung von grossen schweren unregelmässigen Kalkmassen (h) von grosser Festigkeit und Zähigkeit, muscheligem ungeregeltem Bruche, gelblichbrauner Farbe, körnig-krystallinischer Struktur in grosser Menge kleinerer Kalkspathkrystalle theils gleichmässig vertheilt theils in Nestern einschliessend, welche der ganzen Masse einen eigenthümlichen Glanz verleihen und wohl die Veranlassung der sehr bezeichnenden Quenstedt'schen Benennung „zuckerkörnige Kalke" geworden sind.

Eine Schichtung lässt sich zwar beim blossen Ansehen nicht erkennen, dagegen zeigte sich solche wohl bei der Beseitigung der grossen Massen, welche hier nöthig geworden ist, wobei die einzelnen Stücke von verschiedener zum Theil kolossaler Grösse und ganz unregelmässiger Form doch immermehr oder weniger zusammen in Schichten geordnet gefunden wurden; einem Mauerwerk von unregelmässigen Steinen nicht unähnlich. Diese unregelmässigen Klumpen liegen entweder satt auf einander, die

abgerundeten Höcker und Zacken greifen fest in die vielen Vertiefungen und Löcher ein, so dass die Massen schwer zu beseitigen sind, oder aber werden Zwischenräume und Klüfte gebildet, welche selbst die Abmessungen von kleinen Höhlen annehmen, deren mehrere zerstört werden mussten. Gewöhnlich sind die Klüfte mit sehr reinem Lehm ausgefüllt.

Ausser Kieselknollen findet man in diesen Massen einzelne Stücke, welche die krystallinische Struktur nicht haben, sondern die der untenliegenden Marmor-Kalke. Sie führen auf den Gedanken, man habe es durchaus mit solchem ursprünglichem Marmor zu thun, der durch irgend eine spätere Einwirkung, wahrscheinlich durch die sauren Wasser, umgewandelt worden sei. Diess wird besonders wahrscheinlich durch die unterste zunächst der grünen Marmor-Bank liegende 2' — 3' starke Schichte, aus vielen Stücken von Faust- bis Kopfgrösse bestehend, welche die zackigen erodirten Formen in hohem Grade haben, und die an ihrer sandig erdigen Oberfläche oft linientief den Angriff der Säure zeigen, dabei aber so fest in einander gekeilt, und durch eingedrungenen Lehm noch mehr verspannt sind, dass ihre Durchbrechung viele Mühe erforderte.

Die Härte und Festigkeit des Gesteins und sein Widerstand gegen Verwitterung, sowie die Grösse der Blöcke haben seine Verwendung als sehr guten Baustein gestattet.

An Petrefakten habe ich nichts als Cidariten-Bruchstücke und eine *Terebr. insignis* gefunden.

Die Mächtigkeit der zuckerkörnigen Kalke (h) beträgt an der höchsten Stelle 65', mit ihnen endigt der Einschnitt.

Ihre Massen sind es, welche die Höhen über den Albthälern der Umgegend von Geislingen bekrönen, durch wunderliche Formen der Phantasie Veranlassung zu manchen Volkssagen wurden, und der Gegend den wildromantischen Charakter verleihen, der nun freilich im Geislinger Thal ziemlich verwischt einem milderen, nicht minder grossartigen Platz gemacht hat.

Zum Schluss stelle ich die Mächtigkeit sämmtlicher Glieder zusammen:

a) Impressathone	130′ — 140′	Quenstedt's α
b) wohlgeschichtete Kalkbänke .	40′ — 50′	» β
c) Spongiten-Kalke	80′ — 90′	
d) Mergel-Kalke	180′ — 200′	» γ
e) Blaue Kalke mit Thonlagern	50′ — 50′	
e) blaue regelm. geschichtete Kalke	40′ — 40′	» δ
f) marmorartige Kalke . . .	20′ — 20′	
g) zuckerkörnige Kalke . . .	60′ — 70′	» ε
die oberen Glieder des weissen Jura nicht mehr vorhanden	— —	
	600′ — 660′	

Zum Schluss folgt noch ein Profil der Grenzschichte, welche vom unteren zum mittleren weissen Jura hinführt. Es ist den Schichten an der Telegraphenstange Nro. 2154 entnommen:

	Blaue Kalke mit Spongiten.
0,8	Pentakriniten-Bank.
1,7	Kalkbank.
5,6	Mergel mit Pentacr. subteres.
0,4	Kalkbank.
0,2	Mergel.
1,8	Kalkbank.
0,8	Fucoiden-Mergel.
0,3	Kalkbank.
0,2	Mergel.
1,5	Kalkbank.
0,3	Mergel.
0,7	Kalkbank.
0,1	Mergel.
0,2	Kalkbank.
0,3	Mergel.
1,2	Kalkbank.
0,8	Mergel mit Fucoiden.

„Daß er nichts sagt, als was im Buche steht.“

Platon wünschte, daß die Schreibekunst nicht erfunden worden seyn möchte, weil dadurch die Uebung und Kraft des Gedächtnisses geschwächt werden, weil dadurch der Mensch veräußerlicht werde; etwas Wahres ist unstreitig daran, und Platon geht nur noch weiter, als derjenige, der die Buchdruckerkunst nicht erfunden wünscht; aber von dem richtigen Gesichtspunkt die Sache betrachtet, wird man doch zur Erfindung sowohl der Schreibe- als der Buchdruckerkunst der Menschheit Glück wünschen dürfen. Die Rousseau'sche Theorie, daß alle Erfindungen und Künste ein Abfall von der Natur, ein Heraustreten aus dem intellektuellen Unschuldsstand seyen, darf sich doch kaum mehr hören lassen; die Verwechslung des, historisch oder vielleicht nur fingirt, primitiven Naturzustandes mit dem naturgemäßen Zustand wird allgemein als ein Sophisma erkannt; denn die Perfektibilität, das Vorwärtsstreben in Kultur und Intelligenz ist gerade die charakteristische Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur; der Stillstand, die Stagnation ist für den menschlichen Geist Krankheit und Tod. Die Erfindung, das geflügelte Wort durch die Schrift zu fixiren, läßt sich als eine unvermeidlich zu machende ansehen; die Kunst, die Schrift durch die Presse zu vervielfältigen, ist allerdings zufälliger, scheint aber doch in einem innern, gewissermaßen providentiellen Zusammenhang zu stehen mit der universalistischen, gleichheitlichen Tendenz, die, wenn wir nicht irren, die moderne Zeit charakterisirt. Das Wort, die Stimme des Redners füllte die athenische Agora und das römische Forum aus; dies Communikationsmittel mochte genügen, so lange eine Stadt — ein Volk in sich faßte; leben konnte man ohne die Buchdruckerkunst freilich auch später noch — im Mittelalter, wo jedoch der Verkehr dadurch auch lebendig erhalten wurde, daß einzelne Klassen der Gesellschaft, von Abenteuer- und Wander-Lust getrieben, wie die Kriegsleute, die Ritter, zum Theil auch die Gelehrten und Mönche, von einem Land und Volk zum andern zogen; in der neuern Zeit aber kam die Buchdruckerkunst erwünscht dem Bedürfniß entgegen, große Völkermassen durch geistige Bande aneinander zu ketten, das Bewußtseyn der Gemeinschaft unter ihnen zu erwecken und zu nähren und der Intelligenz breitere Bahnen zu öffnen. Die Presse ist auch insofern antidespotisch, als sie dem Einzelnen, der nicht tausend Boten bereit hat, um

2. Geognostische Horizonte im weissen Jura.

Von Prof. Dr. Fraas.

Wie schwierig die Orientirung in unserem weissen Jura ist, weiss jeder Geognost. Die Schwierigkeit liegt in der Anschwellung des Gebirges: wenn wir im schwarzen Jura es mit beiläufig 300' Mächtigkeit zu thun haben, die in mehr als 40 wohl unterscheidbare Schichten zerfallen mögen (siehe die Uebersichtstafel des Lias in Quenstedt's Jura pag. 293), so thürmt sich dagegen im weissen Jura eine Masse von beiläufig 1000' auf, in denen man zur Zeit wohl noch keine 12 sichere Horizonte haben wird. Wenn ferner im schwarzen und braunen Jura überall ein munterer Bach, meist aus den Ornaten oder Impressen entspringend dem Geognosten den Liebesdienst erweist, die Schichtenköpfe zu entblössen und in die weichen Thone tiefe Rinnen einzureissen, so stehen wir dagegen an dem Steilabhang des weissen Jura rathlos und muthlos, meist in dunkler Waldung vor mächtigem Schuttgebirge, das seit Jahrhunderten in grösseren oder kleineren Massen den Steilrand herabstürzt, die Schichtenköpfe zudeckt. Und hat man auch von Ferne schon eine kahle Platte im Waldabhang sich gemerkt und sich mit Mühe zu ihr hindurchgearbeitet durch Sumpf und Dorngestrüppe, so ist es doch vergebliche Mühe gewesen, an der senkrechten Mergelwand kann kein Mensch Fuss fassen. Darum sind es fast einzig die Strassen-Bauten, die uns den weissen Jura kennen lehren; die sparsamen Steinbrüche, die meist nur Eine Schichte abbauen, kommen kaum in Betracht. Unter den verschiedenen Staigen, die vom braunen Jura zur Albhöhe hinanführen, sind natürlich diejenigen am lehrreichsten, an welchen die Schichtenfolge am schönsten blossliegt. Das ist nun

im Mittelpunkt der schwäbischen Alb am meisten der Fall, wo die Wasserscheide zwischen Neckar und Donau sich am weitesten vom Ausgehenden des weissen Jura entfernt und der braune Jura nicht mehr so mächtig ist, dass er an der Anschwellung des Gebirges noch den Hauptantheil hat. Folgen wir der Alb von SO nach NW, so finden wir in der Baar die Wasserscheide im schwarzen, bei Spaichingen im untern und mittleren braunen Jura. Von hier springt sie auf die Höhe des unteren weissen, steigt aber bei Gosheim, Deilingen, Thieringen wieder in den mittlern und oberen braunen herab. Von letzterem Ort, an welchem die Wasserscheide zum letztenmal auf den fetten Ornathenthonen des braunen aufruht, zieht sie sich bis zum Starzelthal immer hart am Steilrand des Neckarabfalls hin. Nun aber muss sie sich wegen der tief eingreifenden Thäler der Echaz, Erms und Fils zurückziehen, meist im mittleren und oberen weissen Jura sich bewegend, bis sie gegen das Ries wieder zum braunen und schwarzen abfällt. Je ferner nun die Staigen vom Ausgehenden des Gebirges sind, um so instructiver die Ueberlagerung der Schichten, um so weniger Störungen in Folge von Verstürzung. Vergleichen wir nur die Alb-Staigen des Eyach-Gebiets mit denen des Uracher Thals. Dort steigen alle über die Hälfte ihrer Erhebung durch die Murchisonae-Sande über die Terrasse des mittleren braunen Jura in das Schuttgebirge des weissen hinan, das Ornaten und Impressathone zudeckt, der letzte Stich entblösst jedoch noch die Betakalke oder die Spongiten. Die Hauptmasse des weissen Jura liegt schon in der Donau-Abdachung jenseits der Wasserscheide. Dazu kommt noch die grosse Störung in der Beobachtung in Folge von Verstürzungen am Steilrand, die ihre genügende Erklärung in der leichteren Erosion des unterteufenden braunen Jura finden. Ein Musterbild solcher Dislocationen ist die classische Lochen-Staige, an welcher die Schwammfelsen bis auf die Macrocephalen-Bänke herabrutschten; erst wenn man über die Spongiten hinwegsteigt, erreicht man zwischen Hörnle und Lochen das Plateau der Beta-Platten. Noch merkwürdiger ist an der Schalksburg und dem Gräbelenberg selbst der Massenkalk und die

Delta-Bänke über Schwammkorallen und untern weissen Jura weg gegen das Thal herabgeschliffen. Ganz anders im Centrum der Alb an den Uracher oder Gutenberger Staigen, wo Erms und Lauter sich tief ins Herz des weissen Jura hineingenagt haben und wo Impressen die Thalsohlen bilden. In regelmässiger Folge lagern alle Schichten und sind von dem Strassenbau in freundlichen Profilen erschlossen. Nur etwa die Platten-Kalke sind verrutscht oder biegen sich über die Massen-Kalke herab. So gelten denn auch seit langer Zeit die Staigen von Urach, Gutenberg, Wiesenstaig, Weissenstein als die classischen weiss Jura-Staigen, zu welchen nun seit dem Eisenbahnbau als Typus für alle die Geislinger Staige kommt. Mit grosser Freude wird jeder Geognost die vorstehende Arbeit Herrn Binders entgegennehmen, der durch die genaue Aufnahme aller anstehenden Schichten ein Normalprofil geliefert hat. In den Rahmen des Geislinger Profils kann man nun die anderweitigen Beobachtungen einzeichnen; Stundenzeiger und Telegraphenstangen an der Bahnlinie ermöglichen ja eine so scharfe Bezeichnung der Lokalitäten und der Bank, die man gerade meint, wie es an keinem andern Platze Württembergs thunlich ist.

Der nunmehr allgemein angenommenen Eintheilung des weissen Jura folgend, welche das „Flötzgebirge“ im Jahr 1843 auf unmittelbare Schichten-Anschauung gegründet hat, finden wir

im unteren weissen Jura zuerst

die Grenzbank zwischen Ornaten und Impressen. Man kann in Zweifel gerathen, ob man die Schichten des *Amm. perarmatus* und *canaliculatus* * und die Bank des *Bel. semihastatus rotundus* noch in das Reich des braunen oder schon ins Gebiet des weissen Jura versetzen soll. Es ist hier keine Grenze wie zwischen den Jurensis-Mergeln und Opalinusthonen,

* Auf eine kritische Untersuchung der Speciesnamen lasse ich mich hier nicht ein; ich setze voraus, dass Jeder weiss, was ich meine, wenn ich *perarmatus* und *canaliculatus* sage. Man wird es überhaupt dahingestellt sein lassen müssen, wer Sowerby's Namen, wie Backerius, richtig interpretirt hat, ob v. Buch, Bronn, Quenstedt oder d'Orbigny.

wo ein anderes Gestein und ganz neue Bildungen den Anfang einer neuen Zone verkündigten. Vielmehr gehen in die Grenzbank die Formen des braunen Jura herauf, wie die des weissen beginnen und petrographisch sind die Thone von den Ornaten oder Impressen kaum zu unterscheiden. An der Lautlinger Staige, wie im ganzen Quellgebiet der Eyach liegen über den verkiesten *Ornatus*, den schlanken *Lamberti* und den *Mecochirus socialis*, *Glyphaea ornati* 15 Fuss leere Thone. Nun aber färben sich plötzlich die Thone dunkler, werden magerer, Hölzer stellen sich ein, (von denen die dunkle Farbe wohl herrührt) und in grosser Menge *Pentacrinites pentagonalis*. Mit diesen, mehr aber noch darüber tritt eine beiläufig 1 Fuss mächtige Bank auf, die den *Bel. semihastatus* in ausserordentlicher Menge durch alle Stufen der Jugend und des Alters, der Gesundheit und Verkrüppelung, bald frisch erhalten, bald abgerollt und angefressen einschliesst. Unter den vielen Hunderten von Exemplaren habe ich doch den *semihastatus depressus* hier nimmer erhalten, der in den Ornatenthonen liegt, immer ist es der *rotundus*, der dem späteren *hastatus* bereits so nahe tritt. Mit Belemniten finden sich theils in den schwarzen Knollen, theils frei verkalkt die Perarmaten mit den 2 Knotenreihen, *(Backeriae, biarmatus)* und *Amm. canaliculatus*, beides Formen, die im weissen Jura zur Hauptentwicklung kommen. *Amm. Lamberti* ist in der Form, wie er mit *Amm. ornatus* auftritt, gleichfalls nimmer vorhanden, er wird dick *(pinguis* Qu.) und die Bastarde fangen an, die zum *alternans* führen *(cordatus)*, Planulaten stellen sich gleichfalls schon in Menge ein, aber in der Regel zerdrückt oder nur ein Theil der Windung mit Kalkmasse erfüllt. Ausser der *Pleurotomaria decorata*, die an das Vorkommen mit *A. macrocephalus* erinnert, finden sich noch zerstreute Zähne von *Oxyrhina macer*, *Notidanus*, *Teleosaurus*. Die charakteristischen *ornatus*, *Jason*, *hecticus* u. s. w. sind so gut wie verschwunden. Bisher wurde diese Semihastaten-Schichte nicht scharf von der Ornaten-Schichte getrennt, es mangelte an gehörigen Aufschlüssen, indem am ganzen Fusse der Alp diese Schichten so gerne vom Schutt des weissen Jura bedeckt sind, erst die Nachgrabungen liessen die wirkliche Lagerung er-

kennen. Das Flötzgebirge pag. 375 fasste Ornatenthone und unsere Grenzbank als verschiedene Facies einer zusammengehörigen Schichte, bemerkte aber damals schon, dass die Knollenbank die oberste Lage einzunehmen scheine. Im Lande der Zollern sollten die Ornaten im Harnisch von Schwefelkies auftreten, im Lande der Staufen der bituminöse Kalkmergel ihnen das Versteinerungsmaterial liefern. Die mächtigste Entwicklung der Ornaten fällt in das Land um den Zollern und muss ebendarum als typische Gegend für das ganze Land gelten, eben hier ist nun die Trennung der Ornaten und Semihastaten ganz ausgeprägt und vermittelt diese Bank den braunen mit dem weissen Jura. An anderen Orten wird die Mächtigkeit der Ornaten ausserordentlich gering, sie scheinen sogar dem blossen Sammler ganz zu verschwinden. Oestlich vom Stuifen z. B. in der Aalener Gegend oder westlich vom Plettenberg in der Tuttlinger Gegend sind Ornaten eine grosse Seltenheit, während umgekehrt die Bank der Semihastaten aushält, ja selbst an Mächtigkeit zunimmt. So liegen bei Blumberg über den eisenschüssigen Macrocephalen-Bänken alsbald hellgraue Thone, in steiler Halde bis zu den wohlgeschichteten Bänken des weissen Beta ansteigend; *A. canaliculatus* und *perarmatus* finden sich, aber die Ornaten sind dahin, ebenso bei Baldern, auf welchen Punkt schon das Flötzgebirge aufmerksam macht. Dagegen fehlen die Semihastaten nirgends und die Beharrlichkeit ihres Auftretens macht sie zum festen Horizont, über welchem die Impressathone beginnen. Auf dem Profil liegen sie im Brunnenschacht des Geislinger Bahnhofs 1604′ über dem Meer.

Die Seegras-Schichte und Subteresbank. In den Impressathonen weiss ich keinen rechten Anhaltspunkt, im Eyachgebiet liegt zwar etwa 20′ über den Semihastaten eine Kalkmergel-Bank mit Ohren-Ammoniten *(A. lingulatus)*, die dort sehr constant ist, aber weiterhin fand ich sie mit derselben Sicherheit nicht. Eine scharfe Grenze zwischen den Impressathonen und Beta-Kalken kenne ich auch nicht. Ein ewiges Einerlei von Thonen und Kalkbänken steigt ein paar hundert Fuss an, eine Bank der andern vollkommen gleich, erst nach oben

kommen wieder Anhaltspunkte, die nicht bloss petrographisch die wohlgeschichteten Kalkbänke von dem Gamma trennen. Es sind die Seegras-Schichten, die im Jura überhaupt so vielfach eine Rolle spielen. Ueberall von der Spaichinger Alp bis in die Gegend von Aalen bildet sie einen der sichersten Orientirungspunkte, immer ist der *Pentacr. subteres* darin zerstreut oder in den zwischenliegenden Kalkmergeln eingeschlossen. Den berühmten, den meisten Geognosten bekannten Platz am Hundsruck bei Streichen, die katholische Halde genannt, kennt man in Folge der vielen Nachgrabungen am genausten. Den einförmigen, gegen 200′ mächtigen Wechsel von Thonen und Kalken schliesst eine 2schühige Kalkbank mit riesigen Planulaten. Auf dieser lagert eine 4zöllige Petrefaktenbank, aus welcher alle die zahlreichen Polygyraten und Flexuosen stammen, die in die meisten Kabinete so schöne Beiträge geliefert haben. Eine 5zöllige Kalkbank trennt die Petrefaktenbank von der 1′ mächtigen Thonschichte, die von *Bel. hastatus* wimmelt. *Pecten cingulatus, Aptychus lamellosus, Cidarites nobilis, Asterias jurensis* und *Pentacr. subteres* mit einer Menge anderer Reste stellen sich dabei ein. Die oberen 2 Zoll dieser Thonschichte endlich bestehen aus lauter Fucus-Resten, ähnlich den Fucoiden der Posidonienschiefer. Zwei schühige Kalkbänke, darin noch die genannten Reste vereinzelt sich finden, schliessen Beta ab gegen die daraufliegenden Schwammbänke, welche die Kappe des Hundsruck bilden. — Bei der Telegraphenstange 2155 tritt am Normalprofil von Geislingen dieser Horizont auf und lässt sich bis zum Stundenzeiger 17, 1 längs der Bahnlinie beobachten, Unter der 2schühigen Kalkbank und anderthalbschühigen Thonbank mit Planulaten folgt eine 12zöllige Kalk- und 5zöllige Kalkmergelbank mit sparsamen Fucoiden, sofort eine 2schühige Mergelbank und 1schühige Kalkbank, erstere aus lauter Fucoiden zusammengesetzt und letztere mit *P. subteres* über und über angefüllt. Die Hundsruck-Petrefakten, *Pecten cingulatus, Aptychus, Terebratula, Bel. hastatus* u. s. w. fehlen auch hier nicht. So wenig verändert sich die Sache im Lauf von 11 geogr. Meilen; hier wie dort grenzt Eine Bank β und γ ab, und der Ruhepunkt

im Gebirge, der Abschluss des unteren weissen Jura gegen das Element der Schwämme scheint hier am ehesten begründet. Absolute Grenzen, dass man mit der Hand sie decken kann, sind höchst selten, die Natur liebt es nicht scharf abzuschneiden, sie zieht keine Grenzen, wie der Mensch sie gerne hätte, sondern vermittelt durch Uebergänge wie die Species so auch die Schichten. Etwas der Art sind im

mittleren weissen Jura

die *Aptychus*-Thone. Man muss sie in ihrem Lager aufsuchen, etwas ferne vom Rande der Alp, wo über der Betafläche eine neue Terrasse sich erhebt. Am Ausgehenden des Gebirgs hat man es wegen der Verrutschungen mit Schwierigkeiten aller Art zu thun. Sehr schön sind diese Thone bei Burgfelden aufgeschlossen worden, durch die 8000 Fuss lange Wasserleitung, welche das wasserlose, auf Beta gelegene Dorf seit diesem Sommer mit den reichen Gammaquellen vom Heersberg versieht. Es sind lichtgelbe magere Thonmergel mit einem ungewöhnlichen Reichthum von *Aptychus laevis* und *Disaster carinatus*. Daneben finden sich *Ammonites inflatus* und *lingulatus* und die kleine *Terebratula substriata*; hier fand ich ferner neben der *Nucula variabilis* die merkwürdigen *„Problematica“* (Quenst. H. B. pag. 630).* Es scheint diese Thonentwicklung des Gamma hauptsächlich im Centrum der Alb zwischen Plettenberg und Stuifen aufzutreten, wie denn überhaupt die Thone im ganzen Jura am Anfang und am Ende der schwäbischen Alp in den Hintergrund treten und schwieriger zu beobachten sind. Aber man gehe z. B. auf den Hohenstaufen, wo die *Aptychus*-Thone die höchste östliche Lage einnehmen oder beobachte sie an den Staigen von Owen nach Erkenbrechtsweiler, Gutenberg etc., wo sie stets hart

---

* Es liegen gegen 100 solcher Schalen vor mir und zwar 2 entgegengesetzte Formen, die Ober- und Unterschale zu sein scheinen; die einen sind auf der glatten Seite concav, die andern convex und umgekehrt ist die gestreifte Seite bei den einen gewölbt, bei den andern flach. Das räthselhafte Ding scheint ein neues Brachiopoden-Geschlecht zu sein, das in die Nähe von *Thecidium* und *Calceola* gehört.

über dem *Pentacr. subteres* liegen, so wird man sich überzeugen, dass darüber erst

die Spongiten-Kalke folgen, aber mit ihnen auch Schwierigkeiten in der Untersuchung ohne Zahl. Wenn man auf den Feldern und Schafweiden am Fuss der Alp die Schwämme und Lacunosen zerstreut findet, die seit Jahrhunderten über die Halden stürzen, und hier verwitternd gerade die schönste Gelegenheit zum Sammeln bieten (Wannenthal am Fusse der Schalksburg und des Böllart), so erfährt man doch eigentlich selten, woher sie stammen und welches ihr ursprüngliches Lager ist. Ja selbst die berühmtesten Gamma-Aufschlüsse eines Böllart, Lochen, Hörnle lassen im Dunkel über die Lagerung. Trotz der 100' geschichteten Lager hat man es offenbar mit einem unregelmässigen Gebirge zu thun, das an einem Orte liegt, wo man eigentlich den unteren weissen Jura erwartet. Derselbe steht auch an den Seiten jener Gammarutschen an, die über die Impressen weg zu Thal geschliffen sind. So liegt an der Lochen in der weithin sichtbaren Lücke zwischen Lochenstein und Schafberg die Ornatenschichte im gleichen Niveau mit dem berühmten Lochen-Gründle, an welchem schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts der alte Buch sammelte, und das heute noch trotz der zahllosen Besuche fleissiger Sammler keinen halbwegs bescheidenen Geognosten unbefriedigt ziehen lässt. Das ist keine normale Lagerung, so wenig als am Böllart, der gleichfalls auf Ornatenthonen gleichsam aufsitzt. — Der schon genannte Burgfelder Wassergraben ist auch hier sehr instructiv, und zeigt hart über den *Aptychus*-Thonen die rauhen Schwämme mit der *T. lacunosa* und *bisuffarcinata*. Vornehmlich sind es die vielfältigen Lacunosen (var. *multiplicata* und *decorata*), die hier sich finden, zugleich tritt *Cidarites coronatus* γ auf und das Heer zierlicher Begleiter aus allen Familien und Geschlechtern der niederen Thiere. Knorrige, gekrümmte Lager hat man hier vor sich, die sich gerne um einen Kalkstock voll Lacunosen herumbiegen, häufig verschwinden die Thone ganz, Kalkmergel bis zum härtesten, marmorähnlichen Kalkstein füllen das Gebirge. Wo aber nur schmale Thonstreifen dasselbe durchziehen, ist reiche Beute eröffnet, indem Schwamm-

und Schalen-Reste den grösseren Theil der Schichte füllen. Die Schwämme gehören der Mehrzahl nach zu der Gruppe der „dolosi", die Ammoniten sind ferner hier in ihrer Blüthe, denn nirgends sonst findet man mehr Arten und Individuen *(planulatus, flexuosus, lingulatus, alternans, perarmatus* etc.), desgleichen die Crinoideen *(Cidarites, Sphaerites, Asterias, Eugeniacrinites)* haben hier ihre Nester. Endlich möchte ich auf eine Anzahl ächter Brachyuren aufmerksam machen, den ältesten, die bekannt sind und doch bereits den jüngeren, selbst den lebenden Formen sehr nahe stehen, so weit Schlüsse aus blossen Scheeren-Theilen erlaubt sind. Zwei Formen treten unter etwa 20 Arten, die sich hier finden mögen, besonders hervor, die eine an *Epialtus* erinnernd mit dicken Warzen auf der Innenseite des Fingers, die andere mit löffelförmigen Scheeren, heutzutag durch *Zozymus* und *Xantho* repräsentirt. Von Brustschildern finden sich bereits Reste, die zu v. Meyers Prosopon gehören, aber von dem *P. rostratum* des δ sich wesentlich unterscheiden. Im Uebrigen sind diese Spongiten-Schichten so bekannt, dass ich ihre nähere Beschreibung unterlasse. Nicht trennen, aber auszeichnen als in der Oberregion der Schwammschichten liegend möchte ich

die Cingulaten-Bank. So gleichartig auch das äussere Ansehen des Böllart und der Lochen erscheint, so viele Species auch beide Orte gemein haben, so muss doch jedem Sammler auffallen, wie überwiegend der Böllart die Crinoiden liefert. Namentlich ist an der Lochen noch kein *Pentacr. cingulatus* gefunden, der zu Millionen an der Böllart-Halde liegt. Klettert man hier hinan, so kann man ganz oben, wo die Thonrutsche zu Ende geht, die Cingulaten-Bank finden, die ähnlich der Subteres-Bank und anderen Pentacriniten-Bänke einen Abschnitt an der Halde macht und mit den auswitternden Stilgliedern den ganzen grossen Rutsch versieht. Unter den Cingulaten ist erst der Hauptreichthum an Eugeniacriniten, Sphaeriten u. s. w. Da letztere in den oberen Lochenschichten noch sich finden, möchte ich die Böllart-Schichten als über jenen gelegen ansehen. Zur Begründung dieser Ansicht gibt es manchen schönen Ort, ich nenne nur die Bissinger Staige. Ueber den wohlgeschichteten

Beta-Kalken und den unteren Gamma-Thonen stellen sich mächtige Thonmergel mit Ohren-Ammoniten ein, an die sich sofort die Lochen-Schichten mit sehr zierlichen Crinoideen, auch Krabben-Scheeren anschliessen. Erst über diesen, an der letzten Biegung der Strasse, ehe das Plateau von Ochsenwang erreicht wird, liegen die Cingulaten, aber auch hier so ausgesprochen und in solcher Menge, dass Niemand sie übersehen wird. Hiemit schlösse sich auf natürliche Weise das Gamma ab, wenn nicht abermals Schwämme aufträten und zwar in weit grösserer Fülle, als unten. Doch haben sie bereits einen andern Typus gewonnen, weniger die rauhen Schwämme als

die Teller-Schwämme und Cnemidien. Diese zweite, obere Spongiten-Bank ist der Horizont des Heubergs und Randens, Gegenden, welche das Flötzgebirge das Paradiesland der Schwämme nennt. Wenn auch im Gebiet der Beera und Schmeiha diese Schwämme am schönsten aus dem weicheren Kalkmergel herauswittern, im Centrum der Alp dagegen ein härteres Gestein die Petrefakten fesselt, so lässt sich doch hier die Lagerung fast noch besser erkennen. Der Breitestein und der Neuffen sind daher sehr belehrend. Wo Aufschlüsse sichtbar sind, liegen die *Tragos* und *Cnemidium*, wenn auch sehr schlecht conservirt und für den Sammler nicht einladend. In der Regel strecken sie die Wurzel nach oben, die flache Oberseite gegen unten gekehrt, grosse Planulaten und Inflaten und die weniggefalteten Lacunosen sind ihre Begleiter. In das Geislinger Profil will diese Schichte nicht recht sich fügen, wie denn überhaupt mehr als wahrscheinlich ist, dass im Osten der Alb, wo die Thone fehlen, diese Unterschiede kaum mehr gemacht werden können, aber in typischen Gegenden und bei mächtigerer Entwicklung des mittleren weissen Jura sind diese Schwämme zur Orientirung sehr zweckdienlich. Fatal ist freilich immer, dass der Beobachter an der petrographischen Beschaffenheit des Gesteins so wenig Anhalt hat. Entweder verwandelt sich Eine Bank unter seinen Händen in eine andere, oder zeigen verschiedene Bänke ein solches petrographisches Einerlei, dass er ermüdet und an Unterscheidung verzweifelt. Wird demnach eine allgemeine Gamma-Deltagrenze

sein Wort überall hinaus zu tragen, ein Mittel darbietet, sich in einem so großen Kreise vernehmbar zu machen, als die Stimme eines mächtigen Herrschers, und gleicht so die äußern Unterschiede der Macht aus. Man vergesse auch nicht, daß neben der Schrift und der Typographie uns ja auch noch das lebendige Wort, die mündliche Beredsamkeit bleibt; daß diese Künste nicht nothwendig die Vernachläßigung des Gedächtnisses und der Gabe zu reden nach sich ziehen.

Nunmehr haben wir auf die Literatur selbst, ihrem Inhalt, ihren Leistungen, ihrer Bestimmung nach, überzugehen, und zu erörtern, welche Bedeutung sie in ihrem, keinen bestimmten Fächern und Disciplinen angehörigen Theile, für das Leben der Gegenwart hat.

Geben wir zuerst an, was Alles wir in den Bereich der, die Fachschriften ausschließenden, Unterhaltungsliteratur oder Literatur schlechthin ziehen. Wir rechnen dafür erstens und vorzüglich alle sogenannten belletristischen Schriften, Poesien aller Art, Romane und Novellen, Taschenbücher und Almanache; sodann die große Zahl der der Unterhaltung und Conversation dienenden, theils Originalien liefernden, theils ästhetisch-kritischen Tagblätter und Zeitschriften, die Schriften und Abhandlungen über Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse; ferner die im leichteren Tone gehaltenen Reisebeschreibungen, Reiseskizzen, Schilderungen von Ländern und Völkern ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck; die nicht der strenggelehrten Forschung, oder der wissenschaftlichen Politik angehörenden historischen Werke; die Memoiren, die mehr von geistreichem Witz als von der ernsten Muse der Geschichte eingegebenen Charakteristiken mehr oder minder bedeutender historischer Personen, Anthologien, Anekdotensammlungen, und endlich auch die politischen Zeitungen, sofern sie sich nicht streng an's Faktische halten, sofern sie in ihren Raisonnements einen konversationsmäßigen und ästhetischen Anstrich annehmen, oder neben dem politischen Element auch die Literatur, die bedeutenden Persönlichkeiten, charakteristische und konkrete Züge aus der Tagesgeschichte u. dergl. in sich aufnehmen. So hat sich unter den französischen Journalen das Feuilleton mit den Berichten über Kunst, Wissenschaft und Literatur eingenistet; die englischen Tageblätter schließen die Literatur nicht aus und in Deutschland haben die angesehensten Organe

immer etwas dunkel bleiben und nur an einzelnen Lokalitäten vereinzelt sich constatiren lassen, so wird es dagegen innerhalb des Delta nicht schwer fallen

die Prosopon-Schichte zu finden.

Ueber diese Schichte, die bei der Telegraphenstange 2229 drei Zoll mächtig gegen die Bahnlinie einfällt, desgleichen im „Wassergraben", im Steinbruch des Zieglers und bei der Station Amstetten ansteht, hat sich Herr Binder bereits ausführlich ergangen; ihm ist das Verdienst, auf diese Krebse aufmerksam gemacht zu haben, die nunmehr mit grosser Bestimmtheit und ziemlich zahlreich in der Oberregion des Delta an den entferntesten Theilen der Alb gefunden werden und in der ermüdenden Wiederholung gleichartiger Schichten und Petrefakten einen freundlichen Ruhepunkt gewähren. Sie finden sich in Begleitung eigenthümlicher Mollusken, die weder viel tiefer, noch viel höher sich finden. Zwar die Schwämme gehen durch, namentlich charakterisirt dieses δ ein Spongite, der an den Klüften und Wänden nur im Querbruch sichtbar tausendfältig die Bänke durchzieht, meist schon etwas verkieselt, steht er eine Linie oder zwei aus dem verwitterten Kalkfels hervor, lässt sich aber nur selten auf seiner Oberfläche betrachten. Wegen der Eigenschaft, sich schlangenartig durch die Kalkbänke hindurchzuwinden, möchte ich ihn *Spongites serpens* * nennen. Unter den Ammoniten ist die Familie der Flexuosen auffallend vertreten, besonders findet sich hier *A. pictus* mit seinem spathigen Kiel, ausserdem der anceps-artige weisse Jura-Ammonit, den Reinecke vielleicht unter seinem *„crenatus"* versteht, und d'Orbigny *eudoxus* oder *mutabilis* nennt. Häufig sind diese Bänke von den Zieglern angebrochen, die überhaupt eine besondere Vorliebe fürs Delta zu haben scheinen: wir Unterländer z. B., die wir von der Alb den Kalk beziehen, bauen fast durchweg mit Delta-Mörtel. An Brachiopoden tritt bereits die kleine *T. insignis* auf, die *lacunosa* fehlt aber entschieden und ist durch eine Form vertreten, die bereits zur *T. inconstans* und *trilobata* hinweist, welche im ε ihre Rolle

* Quenstedt, Jura pag. 679 nennt ihn nunmehr *Sp. vagans.*

spielen. Sie verdient als eigene Art aufgezählt zu werden; wegen der Häufigkeit, in der sie bei Amstetten sich findet, kann man sie *T. amstettensis* nennen. In das System der Prosopon-Schichte gehören noch einzelne Eigenthümlichkeiten, die vielleicht mehr als nur local sind. An der Neuffener und Guttenberger Staige z. B. liegt etwa 6 Fuss unter der Prosopon-Bank eine nur wenige Zoll mächtige, da und dort etwas dolomitische Mergelbank, in welcher sich ziemlich häufig *Galerites depressus* in Gesellschaft des *B. hastatus* findet. Darüber scheiden sich stellenweise einige so ausgezeichnet feine, homogene Thon-Kalkbänke aus (Erkenbrechtsweiler, Höhe vom Konradsfels im Hirschthal bei Oberlenningen), dass sie auf den ersten Anblick den feinsten Solnhofer Platten gleichen, allein ohne Plattenstruktur sind die Bänke ungleich und uneben, keilen sich auch theilweise in die oolithischen Delta's aus. Im Uebrigen gehören die Delta's zu den brauchbaren Bausteinen des ganzen Jura; diess gilt namentlich von dem Ende des schwäbischen Jura gegen Osten, wovon die Brückenbauten an der Riesbahn mit ihren 6 — 8 Fuss langen Quadersteinen oder das Gustav Adolph-Monument auf dem königlichen Hesselberg hinlänglich Zeugniss ablegen. — Orographisch sind die Delta's jedenfalls von ungemeiner Wichtigkeit, denn sie bilden eigentlich das Plateau der Alb, auf welches der obere weisse Jura nur aufgesetzt erscheint und die an den unverstürzten Rändern der Alb immer wieder zu Tag treten. Am besten überzeugt man sich von diesem Verhältniss, wenn man vom Eyachthal quer über die Alb zum Donauthal geht. Von Messstetten an, wo im Dorfe unter den Delta-Platten der letzte frische Brunnen herausprudelt bis nach Schwenningen ist eine Delta-Fläche, auf welcher die abgerundeten, rauhen Epsilon-Hügel aufsitzen; am Rand des Donauthals sind sie wieder von den Schwamm-Schichten und dem unteren weissen Jura unterteuft, in welchem bei Beuron und Wernwag die Donau lauft und über welchen die jüngeren plumpen Felsmassen, die Zierde des Thales, herabgerutscht sind.

In den Crinoideen-Schichten des Oerlinger Thals, bei Stetten im Brenzthal, am Nollhaus bei Sigmaringen etc. entwickelt sich zum drittenmal eine Schwamm-Korallenfacies, aus

der die Cephalopoden so gut wie verschwunden sind und fast ausschliesslich nur Crinoideen, Anneliden und Kruster die Schwämme begleiten. Durch H. Gutekunst kennt Jedermann diese Schichten-Vorkommnisse mit der Etikette „weiss Jura ε.“ *Spongites radiciformis* und *Cnemidium astrophorum* in 100fältigen Formen, *Gidarites elegans* (eigentlich *propinquus* Gf., wenn man die Körper und nicht die Stacheln betrachtet) und die Apiocriniten geben dem Ganzen ein Gepräge, das sich ebenso von den höheren Sternkorallen des ε, als den tieferen γ-Schichten unterscheidet. Bei Station Amstetten entwickeln sich diese Schichten in 30′ mächtigen Kalkbänken von gelblichen, die Crinoiden führenden Thonlagern unterbrochen hart über der Prosopon- und Flemuosen-Bank, so dass eine Trennung vom Delta-System nicht thunlich ist. Desgleichen ist das durch H. A. Achenbach's gründliche Untersuchung* berühmt gewordene Nollhaus auf der grossen Deltaplatte gelegen, die sich vom Schmeihathal zur Lauter hinzieht. Wenn auch da wie dort entschiedene Zetaschichten verführerischer Weise darüber folgen, so ist doch ebenso entschieden kein Massenkalk (ε) dort. Denn

der **obere weisse Jura**

lagert sich mit seinen plumpen Felsmassen (ε) offenbar nur local auf die Deltabänke auf. Diese schichtenlosen, crystallinischen Kalk- und Dolomitmassen ohne organische Einschlüsse, von der Kohlensäure der Atmosphärilien in allen Richtungen zernagt und zerfressen, in den wunderlichsten Gestalten dem Beschauer sich zeigend, diese Zierde der Albthäler, an deren Rande sie verrutscht und verstürzt wie angeklebt erscheinen, erinnern so sehr an die tertiären Süsswasserfelsen eines Wallerstein, Spitzberg und Goldberg, die hinwiederum selbst ein geübter Geognost von den jurassischen Epsilons auf den blossen Anblick nicht zu unterscheiden vermag, — dass der Gedanke nahe liegt, auch die jurassischen Kalkmassen als Niederschlag von jurassischen Süsswasserquellen zu erklären. Be-

* Geogn. Beschreibung der Hohenzoller'schen Lande von Ad. Achenbach. Zeitschr. d. deutsch. geolog. Gesellsch. Jahrg. 1856. pag. 82.

achtet man ferner das Auftreten des Dolomits, der besonders gerne hart auf δ lagert und alle Phasen der Mengung mit Kalk durchlauft, so erhält die Ansicht weitere Bestätigung, dass Quellen (und zwar hier magnesiahaltig) Ursache der Erscheinung seien. Der Mangel an Petrefakten lässt auf Thermen im Jurameer schliessen, die nichts Lebendes im Bereich ihres Niederschlags duldeten und weil reich an überschüssigem kohlensaurem Kalk und Bittererde zu den Massen des Epsilon sich aufbauten. Gleichwie aber in der Tertiärzeit nur da und dort Felsmassen (am Wallerstein 250′ mächtig) im Süsswassersee entstunden, wo eben gerade entsprechende Quellen ausbrachen, also auch zur Jurazeit. Man kann die Alb, besonders im Südwesten überschreiten, ohne eine ε-Spur zu finden und sieht nur von ferne die waldigen Felsenhügel aus der Deltaplatte sich erheben, die demnach nur locale Bildungen sind. An andern Orten mengte sich mit diesen Niederschlägen marine Bildung, die nach oben hin wieder den entschiedensten ausschliesslich marinen Charakter trägt in den

Stern-Korallenbildungen. Ihre Mächtigkeit ist in der Regel nur gering, wo aber die Thiere noch an Ort und Stelle, wie sie lebten, liegen, sind sie in grosser Zahl vorhanden. Dieses massenhafte Auftreten einer so wichtigen, das Klima so bezeichnenden Thiergruppe ist Grund genug, die Schichte mit keiner anderen zu parallelisiren, die nicht den gleichen Typus trägt. Offenbar siedelten sich die Korallen, die bekanntlich nur in Untiefen leben, auf den Höhen der plumpen Felsmassen an, und manchmal sieht es aus, als wären die Polypenstöcke auf die Felsen aufgewachsen. Zwar in der Nattheimer Gegend, wo man im Walde nur wenige Fuss in der Dammerde graben darf, um die Korallenstöcke zu finden, wird die Sache noch nicht recht klar; hier scheinen zur Tertiärzeit mächtige Verwaschungen statt gefunden zu haben, welche die verkieselten Korallen aus dem Gebirge lösten und mit den tertiären Bohnerzen in die Spalten und Mulden der Jura schwemmten. Um so schöner aber sind die Aufschlüsse bei Blaubeuren, am Lerchenbühl und Birkelau, wo in 2′ mächtig thonigen Kalken die Reste liegen, in kleinen Hügeln aus der Zetafläche hervorschauend. Das ist doch ein ganz

anderes Vorkommen, als das der Oerlinger Schichten, die in Bänken lagernd am Nord- und Südrand der Alb zu Tage treten, im Centrum der Alb offenbar die Epsilonmassen unterteufend. Freilich ist noch vieles dunkel! Und stets erwacht an schönen Lokalitäten der Wunsch im Geognosten, über Mittel verfügen zu können, um mittelst Schürfens das Liegende zu erforschen. So viel scheint aber fest zu stehen, dass hart über den Stern-Korallen die „hydraulische Formation“ lagert, magere Thonmergel, an der unteren Grenze mit verkieselten Einschlüssen, welche den Ulmer Fabriken den wichtigsten Antheil zum berühmten Leube'schen Ulmer Cement liefern. Eine absolute Grenze nach unten ist freilich auch hier nicht zu finden, es finden sich noch Crinoideen und Brachiopoden, die man sonst nur mit den Sternkorallen zu finden gewöhnt ist, desgleichen Krebsthoraxe und Scheeren, die wegen der Uebereinstimmung mit denen des Delta und Zeta an gehöriger Trennung fast verzweifeln lassen. Aber doch finden sich auch schon Dinge, wie *Comatula*, *Diadema* u. s. w., die in den Solnhofer Schiefern zu Hause sind. Bei Ulm 10—20′ mächtig schwellen sie bei Vehringendorf, Jungnau, Sigmaringen zu grossartigen Massen an, fehlen aber auch nicht auf der östlichen Alp, z. B. Neresheim, wo sie zwischen die rauhen Epsilon und die Krebsscheerenplatten mit zierlichen Tellinen, Myen und Nuculen sich einklemmen. Zwei anorganische Gebilde bezeichnen häufig diese Thone, linsenförmige Quarz-Ausscheidungen, und stängelförmige Thon-Absonderungen, die das Gebirge durchsetzen. Erstere haben mit den Thonlinsen im Kirchberger Tertiär viele Aehnlichkeit, welche mit ihren zierlichen Rutschflächen so täuschend den Eichenfrüchten gleichen, dass selbst geübte Pflanzenkenner sich verführen liessen, sie als Quercusfrucht zu beschreiben (Flor. tert. helvet. IV, pag 45 und LXXIV, 19). Hart an die Thone sich anschliessend, sie wohl auch häufig vertretend lagern sich die

Krebsscheeren-Kalke ein. Unter diesem Namen fasst man das ganze Plattensystem zusammen, das auf der Südseite der Alb verbreitet durch seine lichtgelbe Farbe und jene Mengung von Thon und Kalk so bestimmt bezeichnet ist, in

der Nähe von Ulm durch die letzte *clavellate Trigonie*, den berühmten *Mytilus amplus* und andere Bivalven, vor allen aber durch die Millionen Pagurus-Scheeren erkannt wird, welche die Platten erfüllen. Dass die Nusplinger Schieferbildung über den Pagurus-Bänken liegt, wurde im I. Heft des Jahrgangs 1855 pag. 78 gezeigt, und dieselbe als letzte und jüngste Jurabildung hingestellt. Als ein Aequivalent der Schiefer aber treten auf der südöstlichen Alp die

Krebsscheeren-Oolithe auf. (Jahreshefte 1857, I.) Von den Oberstotzinger Oolithen, die dort über den Pagurusschichten liegen, wurde der Schluss auch auf die bekannten Schnaitheimer Oolithe gefällt, womit namentlich auch das gemeinsame Vorkommen gleicher Vertebratenreste übereinstimmt.

Schliesslich geschehe noch eines Umstandes Erwähnung, der als Hilfsmittel zur Orientirung im weissen Jura dienlich ist, des Verhaltens der Juraschichten zu den Tertiär-Ablagerungen, den Bohnenerzen und den Schichten-deckenden Bodenarten auf der Alb. Man hört vielfach von den Kalkböden der Alb reden und meint damit die fruchtbaren Kornflächen mit dem braunen, eisenschüssigen Boden, zwischen den Köpfen der Epsilonfelsen. Eben diese so weit verbreiteten Böden haben nun zufällig kaum eine Spur von kohlensaurem Kalk: Thone, Thonerden und Eisenoxyd ergeben sich vielmehr als einzige Bestandtheile. Epsilon-Kugeln und Knauer, Feuersteine, Chalcedonbrocken liegen verwaschen und zerfressen lose in diesem vollständig durch Kohlensäure ausgelaugten, des kohlensauren Kalkes entblössten Boden. Das sind die Epsilon-Böden, die aus den angrenzenden Massenkalken im Tertiär-Wasser sich bildeten und jetzt die wasserlosen Albmulden und Trocken-Thäler bezeichnen. Wo dagegen die Plattenkalke und die wohlgeschichteten Bänke des Delta das Substrat sind, da ist der schwarze, humusreiche Boden mit den geblaichten weissen Kalkbrocken, während die Gamma-Unterlage durch farbigen Lettenboden bezeichnet sind, aus welchem der Pflug alljährlich die Schwämme und Muschelschalen zu Tage fördert. Färbt sich nun der Boden irgendwo intensiv braun, so weiss der Erzgräber, dass er hier zu suchen hat und geht

den Erzgängen, die oft hart unter den Rasen fortsetzen, nach. Je nach den Schichten sind sie aber verschieden eingelagert. In den Zeta-Bänken liegt das Erz in kesselförmigen Löchern meist rund oder elliptisch von 10—60′ Durchmesser. Man braucht nur in die Gegend um Sigmaringen zu gehen, wo seit der preussischen Oberherrschaft die Erzgewinnung so mächtigen Aufschwung genommen hat, um die Bohnerzkessel zu sehen, die von den Krebsscheerenplatten, wie von einem Gemäuer umgeben, 30—80′ tief bis zu den Zetathonen niedersetzen. An den Wänden ist Auslaugung deutlich zu erkennen und die regellosen Sprünge, die vom Kessel aus ins Gestein verlaufen, sind mit fetten Erzletten erfüllt, darin die Reste von 2 Nager-Arten sich finden, deren eine H. Reinhold Hensel in Berlin zum Gegenstand einer ausführlichen Bearbeitung * gewählt und *Pseudosciurus suevicus* genannt hat. — Ganz anders im Massenkalk, den das Erz in einer Kluft durchsetzt. Spalten, Trichter und höhlenartige Räume sind mit dem Bohnenerz angefüllt, das theilweise der ältesten Tertiärperiode angehört. Endlich setzen in den Deltabänken die Erze wieder bis zu den Gammathonen nieder in den regelmässigsten Gängen. In Melchingen hat der Gang 200 Lachter streichende Länge, aber im γ hört entschieden alles Erz auf. H. Achenbach hat in dieser Beziehung die interessantesten Beobachtungen gemacht und an den Erzgängen im δ und ε das Gesetz gefunden, dass sie sämmtlich in der Erhebungsrichtung der Alb, hora 4. 6. 8. ihr Streichen haben. So muss man am Ende Alles zu Hülfe nehmen, um auf den unsicheren Höhen des weissen Jura sich zurechtzufinden, doch liegt dieses Ziel der genauen Kenntniss so lange noch in weiter Ferne, bis wir auf topographischen Blättern alle Schichten genau werden verzeichnet haben. **

---

* Cf. Zeitschr. der deutschen geol. Gesellsch. VIII, 4. 1856. Herr Hensel zieht p. 676 aus den 2 ersten Backenzähnen des Oberkiefers, die ihm zu Gebot standen, auf die beiden übrigen, sowie auf die Alternation des Gebisses Schlüsse, die ich nach meinem viel vollständigeren Material mit Freuden für vollkommen richtig erkläre.

** Indess erschien Quenstedts 4te Lieferung „der Jura, Tübingen 1858."

welche den weissen Jura behandelt. Es wird jeder dem ersten und ältesten Kenner schwäbischer Juraschichten Dank wissen, dass er nunmehr das Wort gesprochen und in circa 3000 Abbildungen dem Jurageognosten Namen an die Hand gegeben hat. Es ist diess Werk eine Basis, auf der fortgebaut werden muss und „unsere Schichtennamen anderen unsicheren gegenüber aufgeben wollen, hiesse sich selbst aufgeben." Wenn in Vorstehendem einige Differenzen sich ergaben mit der Quenstedt'schen Bezeichnung, so sind sie unerheblich. So werden z. B. die Oolithe nun entschieden nach α versetzt, und die Oberstotzinger Krebsscheerenplatten demnach als älter angesehen. — Die Sternkorallen über den Nerinneen habe ich nicht beobachtet, sind sie nicht am Ende jüngere über den Schiefern gelegene Bildungen, wie sie zu Cirin u. a. a. O. beobachtet werden? Wenn ferner das Nollhaus und Oerlingen gleichfalls ins α fällt, so fehlen dort die Sternkorallen; ich stelle die Sache um und sage: weil die Sternkorallen fehlen, ist es kein α. — Endlich wird die Fucusbank mit *F. Hechingensis* Qu. als Grenze von $\alpha - \beta$ angegeben, die von mir gemeinte und gleichfalls am Hechinger Profil zuerst erkannte liegt aber entschieden über β, was auch mit H. Binder's Profil stimmt. D. V.

3. Ueber den Bitterling (*Rhodeus amarus* Ag.).

Von Prof. Dr. Krauss.

Aller Bemühungen ungeachtet ist es unsern vaterländischen Naturforschern nicht gelungen, diesen Fisch, der wohl in volkswirthschaftlicher Beziehung von ganz geringer Bedeutung, aber in ichthyologischer Hinsicht von grossem Interesse ist, in Württemberg aufzufinden, um so mehr überraschte es, als Herr Fabrikant Th. Dörner in Bietigheim zu Ende März 1857 einen Bitterling zugleich mit einem kleinen Neunauge (*Ammocoetes branchialis* Dum.) lebend überschickte. Der gefällige Einsender erhielt die Fische aus einer Altlache der Enz bei Bietigheim, welche wegen eines Bauwesens ausgefüllt werden sollte, und wünschte zunächst eine Auskunft über die Schmarotzer — es waren Fischigel (*Ichthiobdella stellata* Kollar) —, welche an beiden Fischchen sassen. Auf mein Ansuchen hatte Herr Dörner die Güte, weitere Nachforschungen zu machen, und schickte mir später ebenfalls in lebendem Zustande mehrere Bitterlinge, zugleich mit jungen Flussbarschen, Spiegelkarpfen, Schleihen, Pfellen, Springern, Schuppfischen, Silberlingen und mehreren kleinen Neunaugen, *Ammocoetes branchialis* Cuv. und nur einem einzigen Exemplar von *Petromyzon fluviatilis* L. Ueber die Neunaugen machte Herr Dörner die Bemerkung, dass einige an Schleihen und Hechten festgesaugt waren und zwar so fest, dass diese Fische an der Stelle, wo die Neunaugen sassen, ihre Schuppen verloren hatten und sogar noch auf der Haut verletzt waren. Alle diese Fische habe ich in einer Schüssel mit frischem Wasser aufbewahrt, aber schon in der ersten Nacht starben die meisten Bitterlinge, die Flussbarsche, die Neunaugen, und bald darauf

die Springer, Schuppfische, Silberlinge, Spiegelkarpfen und die übrigen Bitterlinge, am längsten hielten sich die Schleihen und die Pfellen, welche endlich nach mehreren Tagen getödtet wurden.

Nachdem ich die Gewissheit von dem Vorkommen des Bitterlings im Neckargebiet hatte, so machte ich Herrn Kaufmann F. Drautz in Heilbronn, der die Neckarfische genau kennt und die Vereinssammlung schon mit mehreren seltenen Arten beschenkt hat, sogleich darauf aufmerksam und hatte die Freude, den 10. Juli durch denselben eine grössere Anzahl von Bitterlingen aus dem Böckinger See bei Heilbronn zu erhalten. Später überzeugte ich mich selbst von der Anwesenheit der Bitterlinge in diesem See und erfuhr noch durch den gegenwärtigen Fischpächter, Herrn Fabrikant Closs in Heilbronn, dass er diese Fischchen schon lange beobachtet habe. Sie seien ihm aber immer eine unangenehme Erscheinung gewesen, weil er häufig, wenn er auf den Fang von den daselbst sehr geschätzten Grässlingen (*Gobio vulgaris* Cuv.) ausgegangen sei, fast nur Bitterlinge, und umgekehrt, wenn der Fang von Grässlingen ergiebig gewesen sei, wenige oder gar keine Bitterlinge erhalten habe. Die zuerst erwähnte Erfahrung habe auch ich gemacht, denn nach 3stündigem Fischen bei schöner warmer Witterung habe ich nur 14 Bitterlinge gefangen. Ausser diesen Fischen erhielt ich noch Springer (*Squalius lepusculus* Heck.), sogenannte Rothaugen (*Leuciscus rutilus* L.) und was mich besonders freute, viele ächte Rothaugen (*Scardinius erythrophthalmus* Bonap.), alle im Jugendzustande. Der See ist auch noch durch den ungeheuer grossen Hecht berühmt, welcher nach einer auf der Heilbronner Brücke aufgehängten Abbildung im Jahr 1497 gefangen wurde. Dieser soll $3^1/_2$ Centner schwer gewesen sein und nach einem Ringe, den er um den Hals hatte, 1230 von K. Friedrich II. in den See geworfen worden sein; demnach würde er 267 Jahre alt gewesen sein. Der Böckinger See besteht bei niederem Wasserstand aus 3 Abtheilungen, von welchen die obere am tiefsten, reichlich mit *Nymphaea lutea* bewachsen ist und die Bitterlinge beherbergt. Er scheint etwas höher als der etwa 2 Büchsenschüsse entfernte Neckar zu liegen, auch soll vor Zeiten

der Tagesgeschichte angemessen erachtet, dadurch ihre Leistungen zu vervollständigen, daß sie ihrem historischen Material auch Berichte und Urtheile über literarische Notabilitäten oder Erscheinungen beifügen. Eine Eigenthümlichkeit der neuern Zeit ist es, daß die Literatur und die Politik in ein engeres Verhältniß zu einander getreten sind; daß letztere nicht mehr so wie in früherer Zeit als ausschließliches Monopol der Diplomaten und Juristen betrachtet, und von allen übrigen Menschenkindern mit scheuer Ehrfurcht gemieden wird, und daß die Politiker vom Fach selbst anfangen, sich nach Unterstützung unter den Literaten, den Schriftstellern, umzusehen, wohl gar hin und wieder sich aus deren Reihen rekrutiren. Auch dies ist eine Folge und ein Beweis davon, daß die Tendenz der neuern Zeit, des modernen Geistes, dahin geht, mit Beseitigung der Vorrechte der Geburt und des Standes, das Talent emporzuheben und ihm die einflußreichsten Posten anzuweisen; was aber kann ein unzweifelhafteres Zeugniß des Talents seyn, als der einem Schriftsteller von der Masse des Publikums freiwillig gezollte Beifall? Der Geist der Neuzeit hat überall die Scheidemauern und die scharfen Gränzen der verschiedenen Gebiete und Kasten zerstört und größere Mischung und Amalgamation herbeigeführt; der Blick der Einzelnen erweiterte sich in den großen Bewegungen und Stürmen der Zeit, an welchen ganz Europa Theil nahm, über die eigne nächste Sphäre hinaus, und in der Revolution und in den Kriegen lernte mancher tüchtige Geist fühlen, daß er die Kraft in sich barg zu einer Art der Wirksamkeit, von der er zuvor, in bescheidener Ruhe, nicht geträumt hatte. Gemeine Soldaten schwangen sich auf zu Marschällen und Gouverneuren; Officiere wurden Könige; Männer ohne feine und gelehrte Bildung fanden sich in die Rolle von Diplomaten; schlichte Bürger nahmen Theil an der Gesetzgebung und Regierung; eine Frau (Mad. Roland) war die Seele der eine Zeit lang herrschenden Gironde; eine Schriftstellerin (Frau von Stael) machte durch ihre Schriften die Besorgniß Napoleons rege; schon vor dieser Zeit aber hatte Rousseau, der Verfasser von Lustspielen und Romanen, durch seinen berühmten Contrat social sich in solchen Ruf, auch außerhalb Frankreichs, gesetzt, daß die Polen ihn um den Entwurf einer Verfassung für ihr Land angingen. Er läßt sich mit Recht als der Prototyp der Vereinigung von

der Neckar durch den gegenwärtigen See seinen Lauf genommen haben, was um so wahrscheinlicher ist, als das Neckareis jetzt noch und ohne Zweifel auch in den letzten 50 Jahren hauptsächlich durch den See und an dem Dorfe Böckingen vorbei abfloss, wie die auf der obern Seite stark beschädigten Stämme der Pappeln an der Landstrasse von Böckingen nach Heilbronn beweisen.

Durch alle diese Sendungen hatte ich hinlänglich Material zur näheren Untersuchung der Bitterlinge, welche ich in Nachstehendem übergebe, weil dieser Fisch in den Neckarfischen von Dr. Günther (württ. naturw. Jahresh. 1853. IX. pag. 225) noch nicht beschrieben ist.

Der Bitterling gehört zu den Cyprinoiden, nach Heckel zu den Langdärmern *(Macrocentri)* mit Kaumähnen, und ist die kleinste deutsche Karpfenart.

Rhodeus Agass.

Die Rücken- und Afterflosse ist länger als hoch, der erste Strahl derselben nicht sägeförmig eingeschnitten. Auf dem Schlundknochen jederseits 5 in eine Reihe gestellte Messerzähne. Keine Bartfäden. Nur ein Rudiment einer Seitenlinie.

Rhodeus amarus Ag.

Cyprinus amarus Bloch I. p. 45. tab. VIII. f. 2.
Cyprinus amarus L. Edit. XIV. Nr. 49.
Cyprinus amarus, L. Meidinger, Icon. pisc. Austr. dec. IV. Nr. 37. (Abbild. schlecht)
Leuciscus amarus Cuv. Regn. animal.
Rhodeus amarus Agassiz.
Rhodeus amarus Ag. Heckel, Ichthyologie in Russegers Reisen I. p. 1016.
Abramis amarus Cuv. & Valenc. Tom. XVII. p. 81.
Bouvière in Frankreich, an der Seine und Marne *Peutenne.*
Bitterling.

Dieser Fisch zeichnet sich durch einen blassgrünen Längsstreifen auf jeder Seite der hinteren Hälfte des Körpers aus

und durch eine unvollständige Seitenlinie, von der nur vorn eine Andeutung vorhanden ist.

Der Körper des ausgewachsenen Fisches ist von der Seite betrachtet breit, verhältnissmässig etwas breiter als der des Karpfen, bei den Weibchen fast halb so dick als breit, die Männchen sind etwas schlanker. Der Rücken steigt vom Kopfe bis zur Rückenflosse in convexer Linie aufwärts und senkt sich von da in concaver Linie bis zum Schwanze, der Bauch ist stark convex. Der Querdurchmesser ist $3^1/_4$mal in der ganzen Länge des Fisches enthalten.

Die Länge des Kopfes ist $5 — 5^1/_2$mal in der ganzen Länge des Fisches enthalten, der Kopf ist etwas länger als hoch, nicht ganz noch einmal so lang als dick, er ist von der Seite gesehen bei frischen Fischen über dem Auge gewölbt, bei in Weingeist aufbewahrten concav. Das Maul ist klein, wenig und fast gerade gespalten, die Schnauze stumpf, der Oberkiefer etwas länger als der Unterkiefer. Zwischen den Nasenlöchern, welche in 2 Abtheilungen getheilt sind, und der Oberlippe befindet sich bei den Männchen jederseits ein Häufchen von 3 — 9 rundlichen Poren, bei einigen trifft man sie auch noch zwischen dem Auge und den Nasenlöchern an.

Das Auge ist gross, bei erwachsenen $^1/_3$ der Länge des Kopfes, bei jungen Fischen immer noch etwas grösser, der Durchmesser ist ein wenig grösser als die Entfernung von der Spitze der Schnauze bis zum Auge. Die Pupille ist im Leben schwarz, die Iris silberig mit schwarzen Punkten, über der Pupille häufig hochroth. Ueber die Stellung des Auges in Bezug auf die Mundöffnung, was nach Heckel ein sicheres Unterscheidungsmerkmal der Cyprinen ist, habe ich gefunden, dass die Linie, welche vom Anfang der Mundspalte durch die Mitte des Schwanzes gezogen wird, einen kleinen Theil des unteren Augenrandes abschneidet.

Die Brustflossen, die auf der Bloch'schen Abbildung zu stumpf und zu kurz gegeben sind, haben 1 ungetheilten und 10 — 11 getheilte Strahlen, und sind etwas länger als die Bauchflossen, welche 2 ungetheilte (den ersten sehr kleinen vordern mitgerechnet) und 6 getheilte Strahlen haben. Brust- und Bauch-

flossen haben einen convexen Rand, letztere sitzen ein wenig vor dem Anfang der Rückenflosse und berühren an den Bauch gelegt die Afterflosse.

Die Rückenflosse mit 3 ungetheilten (den sehr kleinen vordern mitgerechnet) und 9, selten 10 getheilten Strahlen und mit geradem Rand nimmt in der Mitte des Rückens (zwischen der Schnauze und dem Anfang der Schwanzflosse) der Insertion der Bauchflossen gegenüber ihren Anfang, der zweite Strahl ist um $^1/_5$ kleiner als der dritte und stärkste von allen. Die Länge dieser Flosse an der Basis gemessen kommt mit der des Kopfes überein. Die Afterflosse mit ebenfalls 3 ungetheilten (den nur unter der Loupe zu erkennenden vorderen mitgerechnet) und 9 (selten 8, beim grössten sogar 10) getheilten Strahlen, ist länger als hoch, aber nicht so lang als die Rückenflosse und beginnt an der Stelle gegenüber der Mitte der Rückenflosse. Die Schwanzflosse hat 19 Strahlen und einen starken Ausschnitt, ihre längsten Strahlen sind um $^1/_4$ länger als die der Rückenflosse.

Die Seitenlinie ist nur ganz vorn an den ersten 3 — 6 Schuppen, welche auch mit den kleinen die Schuppen durchbohrenden Röhrchen versehen sind, zu erkennen und senkt sich abwärts. Verfolgt man die Schuppenreihe, welche mit den 3 — 6 Schuppen der Seitenlinie beginnt, bis zum Schwanze, so lassen sich 36 — 39 Schuppen zählen. Ueber dieser Linie lassen sich vor der Rücken- und Bauchflosse 6, unter ihr 5 Querschuppenreihen zählen. Die Schuppen sind sehr dünn, verhältnissmässig gross, hinten convex, an den Seiten des Fisches etwa noch einmal so hoch als lang, und zeigen viele nur unter der Loupe sichtbare, zarte strahlenförmige Streifen und schwärzliche, an dem membranösen Rand dicht gedrängte Punkte.

Farbe. Die etwas durchscheinenden Fischchen zeigen im Leben einen prächtigen Perlmutterglanz von röthlicher, grünlicher und violetter Farbe, am Bauch mit rosenrothem Goldschimmer, doch giebt es auch solche (Männchen und Weibchen), welche nur grünlich und einfach silberglänzend sind. Hinter dem Kiemendeckel ist ein breiter blasser, vorn und hinten blau eingefasster Querstreifen. Diese Färbung fand ich nicht allein bei den im

März, sondern auch bei den im Juli gefangenen Fischchen. Nach dem Tode und in Weingeist geht der Perlmutterglanz etwas verloren. Der diesen Fisch bezeichnende, nach vorn sich zuspitzende Längsstreifen, der auf beiden Seiten des Körpers von der Mittellinie der Schwanzflosse bis fast zur Mitte des Körpers (nicht ganz bis zur vorderen Insertion der Rückenflosse) vorgeht, ist im Leben blassgrün, metallglänzend, wird aber im Weingeist stahlblau. Er ist nicht blos zur Laichzeit, wie Cuvier angibt, sondern jederzeit sichtbar und nur bei den Weibchen etwas schwächer. Wenn die Schuppen entfernt werden, so lässt sich dieser Längsstreifen wenn auch undeutlich bis zum Kopfe oberhalb der die Seitenlinie bezeichnenden Schuppen verfolgen. Die Brust- und Bauchflossen sind kaum gefärbt, die Afterflosse ist mehr oder weniger röthlich, die Strahlen aller Flossen schwärzlich punktirt. Die aufgerichtete Rückenflosse zeigt in ihrer Mitte zwischen den Strahlen, bei manchen besonders zwischen den ersten gegabelten Strahlen, längliche, mehr oder weniger dunkel gefärbte, auf den Strahlen weissliche Flecken. Die Spitze der 4 vorderen Strahlen ist röthlich.

Jeder Schlundknochen hat fünf * in eine Reihe gestellte, verhältnissmässig lange, einfache, messerförmige Zähne mit schmaler, zusammengedrückter, an der Spitze bald gerader, bald hackenförmiger Krone, der vorderste Zahn ist der kleinste, der dritte und vierte der grösste.

Die Wirbelsäule besteht aus 15 Rumpf- und 19 Schwanzwirbeln. Ich zähle 14 Rippenpaare.

Die Wandung der Bauchhöhle ist mit einem schwärzlichen Pigment überzogen. Der Magen ist äusserlich durch eine Erweiterung nicht von dem Darmkanal zu unterscheiden. Der Darmkanal, welcher 3mal so lang als der ganze Fisch ist, liegt in einem Knäuel von 6 — 8 Windungen, was nur bei den indischen Cyprinoiden, aber bei keiner europäischen Art vorkommt.

---

* Valenciennes gibt pag. 88 nur 4 Zähne an, deren Beschreibung auch nicht ganz zu den Zähnen unserer Fische passt. Heckel bildet im Atlas zu Russegers Reisen Taf. I. auch 5 Zähne ab.

Die Blinddärme fehlen. Die Aftermündung liegt dicht hinter den Bauchflossen. Die Schwimmblase besteht aus zwei Abtheilungen, von welchen die vordere birnförmig, kleiner und dicker als die hintere ist.

Die im März bei Bietigheim gesammelten Weibchen, von welchen ich unter 112 Bitterlingen 73 Stücke zählte, und die im Juli im Böckinger See gefangenen, deren es 3 unter 24 Bitterlingen waren, hatten alle ziemlich viele, oft über 100 gelbliche Eier von verschiedener Grösse, häufig von der Grösse eines gelben Senfkorns.

Bei allen Weibchen beobachtete ich aussen dicht hinter den Bauchflossen eine merkwürdige bis zu 1½ Centimeter verlängerte, röhrenförmige, fleischige Urogenital-Papille von röthlicher Farbe, welche als eigener Kanal unmittelbar hinter der ebenfalls etwas verlängerten Aftermündung * und mit dieser verwachsen liegt. Nach Heckel (Russegers Reisen pag. 1021) kommt unter den Cyprinoiden eine ähnliche fleischige, röhrenförmige Urogenital- und Anal-Oeffnung nur bei dem interessanten Aulopyge Hügelii Heckel aus Dalmatien vor, aber diese ist zu Einer Röhre und mit dem ersten und zweiten Strahle der Afterflosse verwachsen, während sie bei unserem Bitterling hinter den Bauchflossen liegt und über dem Afterkanal als eine freie Röhre hervortritt, die gewöhnlich einen Centimeter lang, an der Basis einen Millimeter dick ist und gegen das Ende sich etwas verschmälert.

Der Bitterling wurde bis jetzt nur in den Altlachen der Enz und in dem Böckinger See bei Heilbronn gefangen. Wahrscheinlich findet er sich aber bei uns auch noch an andern Orten und ist nur wegen seiner geringen Grösse übersehen worden. Durch die Güte des Herrn Dr. E. v. Martens habe ich 2 Exemplare aus dem neuen Kanal in Berlin, einem aus der Spree abgeleiteten langsam fliessenden Wasser nicht weit vom zoologischen Garten, erhalten, welche ebenfalls die verlängerte Urogenital-Papille zeigen. Nach Prof. Dr. Leidig kommt er auch im Main bei Würzburg

---

* Eine bis zu 4 Millimeter verlängerte Röhre des Afters fand ich auch bei einem jungen *Leuciscus rutilus* L.

und nach Prof. Dr. v. Siebold in der Isaar bei München vor. Valenciennes führt an, dass er in allen süssen Wassern Frankreichs vorkomme und sich hauptsächlich in den Strömungen auf sandigem Grunde in Gesellschaft mit dem Grässling *(Gobio fluviatilis* Cuv.) aufhalte, auch habe er den Bitterling in dem Tegelsee bei Berlin fischen sehen und ihn aus dem Rhein bei Strassburg erhalten. Das Vorkommen in dem Rhein selbst ist mir aber etwas zweifelhaft, da dieser Fisch stille oder nur langsam fliessende Gewässer liebt.

Nach v. Martens Italien (Bd. II. S. 327) wird er in Venedig gar nicht gegessen, sondern bloss als Futter für die Katzen in den süssen Gewässern um Venedig gefangen.

Von Bloch und einigen älteren Ichthyologen wird behauptet, dass er bitter schmecke, Valenciennes widerstreitet es und gibt an, dass er in Paris häufig mit dem Grässling (Goujon) gegessen werde und dass er ihm keinen andern Geschmack zu haben scheine, als die anderen kleinen Fische. Ich habe mich selbst überzeugt, dass er nicht bitter schmeckt, sondern im Gegentheil ein feines zartes Fleisch hat, dass man aber die Eingeweide zuvor herausnehmen muss, denn der schmutzig grüne Inhalt des Darmkanals schmeckt allerdings sehr bitter. Was die Thiere fressen, konnte ich bis jetzt nicht genau ermitteln, es scheinen mir eher Vegetabilien als Thiere zu sein.

Die Länge beträgt gewöhnlich 6,8, die Breite 2, die Dicke 0,7 — 0,8 Centimeter; die Weibchen sind etwas kleiner. Ein sehr grosses Männchen aus dem Böckinger See ist 7,7 Centimeter lang; 2,4 breit und 0,8 dick; sein Querdurchmesser ist $3^1/_5$mal in der ganzen Länge des Fisches enthalten.

Stuttgart, im Juli 1857.

Nachtrag im November bei der Correctur dieses Aufsatzes. — In diesem Monat erhielt ich aus dem Böckinger See wieder 14 Bitterlinge, nämlich 6 Weibchen und 8 Männchen. Sie hatten die oben beschriebene Färbung und zeigten auch, besonders die Männchen, dieselben prachtvollen Farben, wie die im März und Juli gefangenen Exemplare. Auch bei allen Weib-

chen war merkwürdigerweise die Urogenital-Papille ebenso entwickelt wie bei jenen, und die Eierstöcke waren mit Eiern angefüllt.

Zu dieser Zeit erhielt ich auch das in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk: Die Süsswasserfische der östreichischen Monarchie mit Rücksicht auf die angrenzenden Länder bearbeitet von J. Heckel und Dr. R. Kner. Mit 204 Holzschnitten, Leipzig 1858. Ich freue mich, dass die vorstehende Beschreibung in der Hauptsache mit der auf Seite 100 des oben genannten Werkes gegebenen übereinstimmt, nur wundere ich mich, dass diesen scharfsichtigen Beobachtern das Vorhandensein der vorn erwähnten merkwürdigen Urogenital-Papille entgangen sein sollte, weil sie in ihrer ausführlichen Beschreibung des in der Donau bei Wien gemeinen Fischchens davon gar nichts erwähnt haben. Unter den Synonymen auf Seite 117 habe ich also noch nachzutragen:

Rhoicus amarus Ag. Heckel & Kner, Süsswasserfische etc. pag. 100 mit Holzschnitt.

4. Ueber das Gebiss des *Notidanus primigenius* Ag.

Von Pfarrverweser Probst in Schemmerberg.

Es hat die Bestimmung der fossilen Squalidenzähne, die der Natur der Sache nach immer nur zerstreut vorkommen, ihre besonderen Schwierigkeiten. Es wird zwar die Streifung der Zähne, wie ich mich bei einer sorgfältigen Untersuchung meines Materials in verflossenem Winter (1856—57) überzeugt habe, ein gutes leitendes Merkmal an die Hand geben — allein dieses Kennzeichen beschränkt sich auf das Geschlecht Lamna und Odontaspis. Bei den anderen fossilen Geschlechtern kann nur durch Vergleichung mit den noch lebenden Typen inductionsweise das Gebiss erschlossen werden. Um seiner Schönheit, Mannigfaltigkeit beziehungsweise auch Seltenheit wegen bietet das Gebiss des *Notidanus primigenius* Ag. einen besonderen Reiz dar; und wir wollen versuchen auf den Grund der Abbildungen lebender Notidanen einerseits und eines nicht unbedeutenden Materials aus der Molasse von Baltringen andererseits, das Gebiss des *Notidanus primigenius* darzustellen. —

Agassiz bemerkt in seinen *Recherches*, dass ihm Unterkieferzähne des *Not. primig.* in ziemlich grosser Anzahl durch die Hände gegangen seien; kann aber sein Befremden nicht unterdrücken, dass ihm keiner vorgekommen sei, den er dem Oberkiefer zuschreiben könnte. Es geht hieraus hervor, dass die Bezahnung dieser Squaliden sehr unvollständig bekannt ist; denn in Wirklichkeit zeigen nicht bloss Ober- und Unterkieferzähne der Lebenden eine starke Formverschiedenheit, sondern in dem nämlichen Kieferast weichen die Zähne, je nachdem dieselben eine Stelle einnehmen, beträchtlich ab. So hat die Symphyse unten und oben symmetrische Zähne Fig. 1 und hinten im Winkel des Rachens stehen ganz kleine Zähnchen Fig. 2.

Ueber die Deutung der am häufigsten vorkommenden Unterkieferzähne kann kein Zweifel entstehen, hiegegen müssen wir den Nachweis der Zugehörigkeit der anderen Zahnformen durch Vergleichung mit den lebenden Species so viel möglich zu führen uns bestreben. Ich benütze hiezu die Abbildungen des *Notid. indicus* und *priscus*, welche Agassiz in seinen Recherches gibt. Zu bedauern ist, dass der *Notid. cinereus* von ihm nicht abgebildet wurde, da gerade mit ihm der fossile *primigenius*, wie wir unten sehen werden, in einem wesentlichen Punkt am besten stimmt.

Die fossilen Unterkieferzähne weichen von den 2 lebenden dadurch ab, dass erstere (fossile) eine viel ausdrucksvollere Gliederung haben. Während die lebenden eine Zähnelung an der Oberseite des Zahnes besitzen, nicht viel stärker, als die *Hemipristis serra*, durch welche der einseitliche Gesammteindruck des Zahnes nicht geschwächt wird, so greifen die Nebenspitzen des fossilen Zahns so tief ein, dass der ganze Zahn sich in dieselben auflöst und nur die Wurzel noch eine schwache gemeinsame Basis darbietet; es ist sozusagen nicht mehr ein Zahn, sondern eine Zahnreihe.

Ein weiterer Unterscheidungspunkt zwischen den Unterkieferzähnen des *Notid. primig.* und der lebenden besteht darin, dass die Hauptspitze bei ersterem kräftiger betont ist.

Diese beiden Eigenthümlichkeiten, in denen sich die fossilen und lebenden Unterkieferzähne unterscheiden, werden sich nun, so schliessen wir, auch bei den Oberkieferzähnen, überhaupt bei den anderen Zahnformen nicht verläugnen; die fossilen werden trotz der wesentlichen Aehnlichkeit mit lebenden ein kräftigeres Hervortreten der Hauptspitze und selbstständigere Entwicklung der einzelnen Zahntheile auf Unkosten des Gesammtzahns zeigen.

In der That finden sich in Baltringen Zähne, die der Mannigfaltigkeit der lebenden zwar Schritt für Schritt folgen, aber eben die angegebenen charakteristischen Differenzen besitzen.

Betrachten wir zuerst die zierlichen seltenen Zähne der unteren Symphyse; hier stehen beim fossilen die Zinken des Zahns dichtgedrängt aufeinander, sie absorbiren den ganzen Zahn,

während die lebenden an der gleichen Stelle des Rachens Zähne haben, die wohl symmetrisch gekerbt sind oder gezähnelt, — aber die gemeinsamen Zahnkörper das Centrum des Zahnes fortexistiren lassen. Die Hauptspitze ist sodann in dem vertical aufsteigenden mittleren Zinken ganz kräftig betont, während die beiden lebenden Species keine verticale Spitze haben, sondern an deren Stelle eine schwach sattelförmige Vertiefung. — Der *Notid. cinereus* aber soll nach Agassiz's Bemerkung auch diese verticale Mittelspitze haben.

Wenden wir uns sodann zum Oberkiefer, so sind bei den lebenden die Oberkieferzähne dem Galeocerdo sehr ähnlich, und Agassiz befürchtet auch, dass dieselben einzeln gefunden, von Gallus nicht zu unterscheiden sein werden; allein gerade die auszeichnenden Eigenthümlichkeiten, die wir schon bei den fossilen Unterkieferzähnen kennen gelernt haben, entfernen die Oberkieferzähne weit genug von den Gallus, so dass eine Verwechslung nicht stattfinden kann. (599.) Die Darstellung 1 — 10

gibt die Zähne, wie sie von ganz einfacher Form allmählig zusammengesetzter werden, und zuletzt den Unterkieferzähnen sich in Form und Grösse immer mehr nähern. Ein Blick auf die Abbildungen bei Agassiz zeigt, wie auch die lebenden diesen Stufengang von der Einfachheit zur Zusammengesetztheit durchmachen, nur dass in Harmonie mit der durchgreifenden specifischen Abweichung der übrigen Zähne, auch bei den fossilen Oberkieferzähnen Haupt- und Nebenspitzen sehr selbstständig auftreten. *

Bemerkenswerth für die Oberkieferzähne des *primig.* an sich

---

* Soweit die Zeichnung eine Beurtheilung zulässt, ist *Notid. recurvus* Agass. ein Oberkieferzahn des *primig.* und zwar zusammenfallend mit Oberkiefer N. 5.

Belletriſtik und Politik anſehen, welche man ſeither bei ſo vielen Autoren hat beobachten können, nicht nur bei Franzoſen und Engländern, ſondern auch, in veränderter Weiſe, bei den Deutſchen. Rouſſeau, und die ſeine Principien verfolgende franzöſiſche Revolution, haben aber auch inſofern den Schriftſtellern, welche keine ſtudirten Politiker und Juriſten waren und ſind, die Theilnahme an politiſchen Diskuſſionen erleichtert, als durch beide das Natur- oder Vernunftrecht, gegenüber dem politiſchen und hiſtoriſchen Recht, in ſeiner Geltung und Würde proklamirt und anerkannt wurden, und ſo der bloß talentvolle und geiſtreiche Schriftſteller, auch ohne viel poſitives Wiſſen, dem gelehrteſten Juriſten und Diplomaten gegenüber, an ſeinem natürlichen Rechtsgefühl und geſunden Menſchenverſtand einen feſten Boden hatte, auf dem er mit der Energie einer jungen Begeiſterung Fuß faßte. Ein gewandter Styliſt oder gar ein glänzender Autor oder Dichter muß in Frankreich großen Succeß haben, wenn er politiſchen Doktrinen und Anſichten den Beiſtand ſeiner Feder leiht — in Frankreich, wo man den Glanz und die Glätte und das pathetiſche Feuer der Darſtellung ſo zu ſchätzen weiß! und in einem Lande, wo die Politik ſo ſehr der Puls des Lebens iſt, muß ſich jeder Autor von Talent aufgefordert finden, für eine der politiſchen Farben ſich zu erklären, die Fahne, der er folgt, mit der höchſten ihm zu Gebote ſtehenden Kunſt und Kraft zu verherrlichen, und wie dem Bürger Athens von der Soloniſchen Verfaſſung, ſo iſt es in einem politiſchlebendigen Volk wie das franzöſiſche, dem Talent verboten, im Kampfe der Parteien neutral zu bleiben. Schwerlich iſt unter den literariſchen Notabilitäten Frankreichs Ein Mann, der nicht über Politik mitgeſprochen hätte, der nicht ſeinen Büchern oder Gedichten gelegentlich wenigſtens einen politiſchen Anſtrich gäbe; ſelbſt poetiſchen und äſthetiſchen Fragen und Problemen wird gern eine politiſche Wendung gegeben, und der Romanenſchreiber, der Vaudevillendichter, der Odendichter berührt häufig die Fragen des Tages. Den großen Einfluß der Literatur auf die öffentliche Meinung anerkennend, geſtehen die Staatsmänner in Frankreich und England dem literariſchen Talent eine gewiſſe Ebenbürtigkeit mit ſich zu; nicht nur der politiſche Journaliſt, auch der Feuilletoniſt, der Dichter, wird in Frankreich ausgezeichnet und ihm, nach Umſtänden, eine Bahn eröffnet von den Männern am Ruder;

ist 1) der kräftige Bau besonders der einfacheren Zähne, 2) die starke Drehung, welche auf der Vorderseite des Zahnes sichtbar ist und 3) dass der Zähnelungsgrath, welcher auf der Vorderseite sich anlegt, sehr schwach entwickelt ist. Aber sämmtliche 3 Merkmale verlieren sich, je mehr die Zähne zusammengesetzt werden, oder höher hinten stehen und zuletzt gehen sie fast ganz in die Formen der Unterkieferzähne über. *

Diese letztere Bemerkung ist nicht ohne Interesse, sofern sie die räthselhafte Erscheinung genügend erklärt, dass die Oberkieferzähne entschieden seltener gefunden werden als die Unterkieferzähne. Es können aber die letzten der Oberkieferzähne von den Unterkieferzähnen nicht mehr gut unterschieden werden und fallen desshalb, besonders in Bruchstücken gefunden, mit den letzteren zusammen, vermehren so die Zahl der Unterkieferzähne und vermindern die Zahl der Oberkieferzähne.

Einen Zahn besitze ich noch, der ohne Zweifel der Symphyse des Oberkiefers angehört. Die kräftige Hauptspitze, die sparsamen aber derben Nebenspitzen fallen für die Entscheidung in die Wagschaale.

Wir kommen nun noch an seine Zähneparthie, welche sich oben und unten im Winkel des Rachens befindet. Der Abstand gegen die vorhergehenden, wenn man so sagen will, eigentlichen Ober- und Unterkieferzähne ist in Bezug auf Grösse beträchtlich. Die lebenden haben an dieser Stelle Zahnplättchen, die beinahe eigenschaftslos sind: Haupt- und Nebenspitzen sind gar nicht mehr zu unterscheiden. Hingegen bewahren die fossilen Zähnchen auch hier noch ihre ganze formvolle Lebendigkeit. Man unterscheidet bei diesen zarten Zähnchen ganz gut die hervorragende Hauptspitze und die 2—5 Nebenspitzen. Hingegen geht es hier nicht mehr an, Ober- und Unterkiefer zu unterscheiden; es besteht auch wahrscheinlich kein durchgreifender Unterschied.

---

* Das einzige Unterscheidungsmerkmal möchte das sein, dass auch bei den ähnlichsten Oberkieferzähnen die Hauptspitze gegen die Wurzel fast senkrecht steht, die Nebenspitzen aber sich unter stätkeren Winkeln neigen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Bücheranzeigen.

Dr. Ludwig Imhoff, Versuch einer Einführung in das Studium der Koleopteren. In 2 Theilen und einem, 25 Tafeln lithographirter Abbildungen nebst Text enthaltenden, Anhange. Basel 1856. 8°.

In vorstehender Schrift führt der Verfasser in übersichtlicher und gedrängter Form in das Studium der Koleopteren ein. Die Aufgabe ist dem Verfasser vollkommen gelungen. Man wird in dem allgemeinen Theil (von Seite 1 — 108) über das Verhältniss der Käfer zum Menschen und zur übrigen Natur hinreichend belehrt und findet in der Schilderung der Gestalt, Organisation und Lebensverrichtung der Käfer genaue Auskunft nebst 2 anschaulichen Tafeln über die einzelnen Theile und Formen der Unterkiefer (Maxille) und der Unterlippe (Lippe). In dem zweiten und besondern Theil gibt der Verf. eine Beschreibung der Sectionen, Familien u. s. w., wobei auch die geographische Verbreitung, die Farbe, die Geschlechter und was besonders zu rühmen ist, die Larven der Käfer berücksichtigt sind. Hieran reiht sich eine Aufzählung der Gattungen, gewöhnlich ohne Angabe der Arten, nur da wo europäische Arten vorkommen, werden diese öfters erwähnt. Von den meisten Gattungen ist in den 25 Tafeln Eine Art in sehr deutlichen Umrissen nach den besten Originalen, häufig mit den charakteristischen Theilen der Käfer in vergrössertem Massstabe abgebildet und auf der den Tafeln gegenüber befindlichen Druckseite sind Name, Vaterland und häufig auch das Geschlecht bezeichnet. Ein Uebelstand ist, dass die Zahlen an den Figuren zu klein und ebendesshalb zuweilen unleserlich sind. Ein ausführliches Inhaltsverzeichniss, ein Sachregister für den allgemeinen Theil und ein alphabetisches Register erleichtert den Gebrauch des für jeden Entomologen nützlichen Buches. *Krauss.*

Eingesandt von der Verlagshandlung Joh Phil. Diehl in Darmstadt:

Lehrbuch der Botanik von Hermann Hoffmann, Professor in Giessen. Darmstadt 1857. 8°. 251 S. mit 39 Holzschnitten.

Lehrbuch der Zoologie von Dr. C. G. Giebel, Privatdocent in Halle. Ebendas. 8°. 232 S. mit 124 Holzschnitten.

Lehrbuch der Mineralogie (Oryktognosie) von Dr. A. Kingott, Prof. an dem Polytechnikum in Zürich. Ebendas. 184 S. mit 55 Holzschnitten.

Diese 3 Lehrbücher empfehlen sich durch bündige Kürze und glückliche Auswahl des Stoffes, sowie durch billigen Preis hauptsächlich zum Gebrauch der Schüler an höheren Lehranstalten. *v. Kurr.*

Ferner ist von der Verlagsbuchhandlung C. Weychardt in Esslingen zur Anzeige eingelaufen:

Deutschland und die angrenzenden Länder. Eine orographisch-geognostische Skizze von Daniel Völter, Prof. am k. Schullehrer-Seminar zu Esslingen. Mit einer geognostisch-colorirten Karte.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Esslingen 1857.

Ausgegeben im December 1857.

(Fortsetzung vom XIII. Jahrgang.)

5. Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands,

nach ihren einzelnen Gliedern eingetheilt und verglichen

von Dr. Albert Oppel.

Zehnter Abschnitt.

Bildungen, bei welchen noch nicht bestimmt werden konnte, ob sie in die Oxfordgruppe, oder in die Kimmeridgegruppe gehören.

A) Die Schichten der Diceras arietina. B) Das Coralrag von Nattheim.

Die Schichten der *Diceras arietina*.

§. 96. **Synonymik.** Diese Zone, welche an einer beträchtlichen Anzahl von Localitäten sich in Form eines an der Grenze zwischen Oxfordien und Kimmeridgien auftretenden, höchst eigenthümlichen Coralrags verfolgen lässt, bildet einen Theil von d'Orbigny's „Etage corallien", von Buvignier's „Coralrag de St. Mihiel", von Thurmann's und Marcou's „Calcaire à nérinées." Sie erreicht ihre grösste Verbreitung in den französischen Jurabildungen, dagegen fehlen den englischen Ablagerungen die ihr eigenthümlichen Charactere vollständig.

§. 97. **Paläontologie:** Die Zahl der in der Zone der Diceras arietina an einigen Localitäten vorkommenden Arten ist sehr beträchtlich und steigt auf mehrere Hunderte. Ich übergehe jedoch die Mehrzahl dieser Species und führe hier nur eine kleine Liste derjenigen Vorkommnisse an, welche ich im Nachfolgenden von den einzelnen Localitäten zu erwähnen habe.

1. Chemnitzia Clio, 1851, d'Orb. tab. 349, fig. 2, 3.
2. Chemnitzia Cornelia, d'Orb. 1850, tab. 245, fig. 2, 3.
3. Chemnitzia Clytia, d'Orb. 1850, tab. 246.
4. Nerinea Mandelslohi, Bronn. 1837. Jahrbuch tab. 6, fig. 26, pag. 553.
5. Nerinea depressa, Voltz 1836, Bronn. Jahrbuch tab. 6, fig. 17, pag. 550.
6. Nerinea Jellyana, d'Orb. 1851, tab. 266, fig. 1—4.
7. Nerinea Cottaldina, d'Orb. 1851, tab. 266, fig. 5—7.
8. Nerinea Calypso, d'Orb. 1851, tab. 274, fig. 4—6.
9. Nerinea Visurgis, Röm. 1836, Ool. pag. 143, tab. 11, fig. 26, 28. d'Orb. tab. 268, fig. 5—7.
10. Nerinea Desvoidyi, d'Orb. 1851, tab. 261.

11. Nerinea Mosae, d'Orb. 1851, tab. 265.
12. Natica grandis, Münst. 1844, Goldf. tab. 199, fig. 8, d'Orb. tab. 295. fig. 1—3.
13. Natica Dejanira, d'Orb. 1852, tab. 296, fig. 1.
14. Neritopsis decussata, (Natica) Münst. 1844, Goldf. tab. 199, fig. 10, d'Orb. tab. 301, fig. 8—10.
15. Neritopsis cancellata, (Neritites) Stahl. 1824, Württemb. landw. Corresp.-Blatt VI. Bd. fig. 13, pag. 53. Ziet. tab. 32, fig. 9. Neritopsis Morcauana, d'Orb. tab. 301, fig. 5—7.
16. Nerita coralliua, d'Orb. 1852, tab. 303, fig. 7—10.
17. Trochus annulato-plicatus, Münst. Goldf. 1844, tab. 181, fig. 3. Trochus Daedalus, d'Orb. tab. 319, fig. 1—5.
18. Turbo princeps, Röm. 1836 col. pag. 153, tab. 11, fig. 1.
19. Turbo subsiellatus, d'Orb. 1853, tab. 337, fig. 1—3 und fig. 6.
20. Turbo subfunatus, (Delphinula) Goldf. 1844, tab. 191, fig. 11. (Turbo) d'Orb. tab. 337, fig. 7—11.
21. Turbo tegulatus, Münst. Goldf. 1844. tab. 195, fig. 1.
22. Turbo globatus, d'Orb. 1853, tab. 336, fig. 1—4.
23. Ditremaria quinquecincta, (Trochus) Ziet. 1832, tab. 35, fig. 2. (Ditrem.) d'Orb. tab. 345, fig. 1. Monodonta ornata, Goldf. tab. 195, fig. 6. Quenst. Handb. tab. 34, fig. 10.
24. Ditremaria amata, d'Orb. 1853, tab. 343, fig. 3—5.
25. Pleurotomaria monilifer, Ziet. 1832, tab. 34, fig. 4, D'Orb. tab. 423, fig. 5—7.
26. Purpurina Morcausia, (Purpura) Buvignier Mém. Soc. philom. de Verdun, 2. Bd. tab. 6, fig. 19.
27. Purpurina Lapierrea, Buv. ibid. fig. 23. d'Orb' Prodr. 14. 166.
28. Pholadomya sp. ind. der Ph. paucicosta Röm. sehr nahestehend.
29. Opis cardinoides, (Cardita) Goldf. 1837. tab. 133, fig. 10. (Opis) d'Orb. Prodr. 14. 234.
30. Opis Goldfussiana, d'Orb. 1850, Prodr. 14, 215. Cardita lunulata, Goldf. tab. 133, fig. 9 (non Sow.).
31. Corbis decussata, Buv. Mém. Soc. philom. de Verdun 2 Bd. tab. 3, fig. 13—16. Buv. Meuse tab. 12, fig. 7—11.
32. Lucina Delia, d'Orb. 1850, Prodr. 14, 269.
33. Cardium corallinum, Leym. Stat. de l'Aube tab. 10, fig. 11.
34. Cardium septiferum, Buv. Mém. Soc. philom. Verd. 1843, tab. 4, fig. 1—2.
35. Arca rotundata, Röm. 1836 Ool. tab. 6, fig. 26, pag. 104.
36. Arca triquetra, Münst. Goldf. 1836, tab. 121, fig. 11.
37. Lima Münsteriana, d'Orb. 1856, Prodr. 14. 324. Lima elongata, Münst. Goldf. tab. 102, fig. 13 (non Sow.).
38. Lima corallina, d'Orb. 1850, Prodr. 14. 332.
39. Mytilus furcatus, Münst. Goldf. 1837, tab. 129, fig. 6.

40. Pecten articulatus, (Schloth?) Goldf. 1833, tab. 90, fig. 10.
41. Diceras arietina, Lmk. (Chama) Goldf. 1837, tab. 139, fig. 2.
42. Terebratula orbiculata, Röm. 1836, Ool. pag. 52. tab. 2, fig. 6.
43. Terebratula insignis, d'Orb. (Ziet?) Ich führe diese Species vorläufig unter der Zieten'schen Bezeichnung an, glaube jedoch, dass die in den französischen Diceratenschichten vorkommenden Exemplare sich von der ächten Zieten'schen Ter. insignis unterscheiden lassen.
44. Terebratula Repeliana, d'Orb. 1850, Prodr. 14. 394.
45. Megerlea pectunculoides, (Terebr.) Schlotheim 1820, pag. 271. Terebratula tegulata, Ziet. tab. 43, fig. 4.
46. Rhynchonella pinguis, Röm. 1836, Ool. pag. 41, tab. 2, fig. 15. Rhynch. corallina Leym. sp.

Die zahlreichen Echinodermen aus der Zone der Diceras arietina musste ich hier übergehen, da bei vielen derselben das Lager noch nicht sicher bestimmt ist und z. Thl. noch mit dem der tieferen Zone des Cidaris florigemma verwechselt wird.

47. Apiocrinus Roissyanus, d'Orb. hist. nat. des Crinoides tab. 3.

Zahlreiche Echinodermen, Corallen u. s. w.

§. 98. Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Ich werde im Nachfolgenden zu zeigen versuchen, wie an einer Reihe von Localitäten über der Zone des Cidaris florigemma eine Formationsabtheilung auftritt, welche in ihrer oberen Region ein durch constante paläontologische Charactere ausgezeichnetes Coralrag einschliesst. Ich bin mir zwar wohl bewusst, dass ich mit der Aufnahme dieser Bildungen nur eine einzige, obschon eigenthümlich sich geltend machende Facies berücksichtige, allein da die Coralriffe, welche ich hier kurz zu beschreiben versuche, bei einer beträchtlichen Verbreitung und einer sehr characteristischen Fauna für das Studium des oberen Jura von grosser Wichtigkeit sind, so musste ich sie hier besonders hervorheben. * Dagegen betrachte ich ihre isolirte Be-

* Ich beabsichtige keineswegs durch die Unterscheidung der Zone der Diceras arietina d'Orbigny's „Corallien" als besondere Etage auch künftig aufrecht zu erhalten. Die Etage corallien wurde von d'Orbigny als Fachwerk benützt, in welches er neben der Zone der Diceras arietina noch eine Anzahl von Bildungen einreihte, deren Deutung damals nichts weniger als festgestellt war, und welche nirgends anders untergebracht werden konnten. Das Verfahren wurde als das bequemste beinahe allgemein angenommen.

schreibung nur als ein provisorisches Verfahren, indem ich hoffe, dass sobald wir die gleichzeitigen Uferbildungen, welche an andern Localitäten die Diceratenschichten vertreten, genauer kennen gelernt haben werden, sich die Einreihung dieser Zone, entweder in die Oxfordgruppe, oder in die Kimmeridgegruppe, aus paläontologischen Gründen ergeben und folgern lassen wird. Dasselbe gilt für das Nattheimer Coralrag, über dessen Verhältnisse ich §. 99 Einiges angeführt habe.

Schweizer Jura. Wir haben schon bei den Oxfordschichten die Beobachtung gemacht, dass die von der Meeresküste entfernteren jurassischen Niederschläge wesentliche Verschiedenheit gegenüber denjenigen Bildungen zeigen, welche sich in grösserer Nähe des Ufers absetzten. Dasselbe wiederholt sich auch bei der zunächst über den Oxfordschichten folgenden, jüngeren Formationsabtheilung. Die Kalke, welche sich in der Kette des Weissenstein und des Hauenstein über der Oxfordgruppe erheben, weichen von den ihnen entsprechenden Ablagerungen des Mont-Terrible bedeutend ab, indem sich die Corallenschichten mit Diceras arietina, welche ich hier zu betrachten habe, auf die nördlicheren Gebirgszüge beschränken, dagegen in den südlicheren, der damaligen Küste entfernteren Districten durch verschiedenartige Bildungen ersetzt werden.

Ich habe in §. 89 zu zeigen gesucht, dass die Zone des Cidaris florigemma im Mont-Terrible und den benachbarten Gebirgszügen sich von dem Terrain à Chailles in die unteren Lagen

---

Dass jedoch nichts Weiteres dadurch bezweckt, sondern nur der augenblicklichen Nothwendigkeit genügt wurde, scheint in der neuesten Zeit theilweise zur bestimmten Ansicht durchzudringen, denn es beginnt schon dieser und jener unserer Geologen die Wände jenes Fachwerks zu verschieben und den fremden Inhalt daraus hervorzuziehen. Wir werden aber noch eine gute Weile zu sondiren haben, um es zu leeren, und das Eingeschobene da unterzubringen, wo es seiner richtigen Stellung nach hingehört. Am festesten haben sich die Diceratenschichten eingekeilt und würden wir sie herausnehmen, so wüssten wir nicht, ob wir sie darüber oder darunter einzuschieben hätten. Dies ist der Grund, weshalb ich denselben vorerst noch einen besonderen Abschnitt bestimmte, da ich vorzog, sie isolirt zu behandeln, statt sie am unrechten Orte unterzubringen.

der Corallen-Kalke und -Oolithe hinauf fortsetzt. Thurmann's* „Calcaire corallien“ gehört noch entschieden in diese Zone. Ueber demselben folgt der 20 Meter mächtige „Oolithe corallienne“, dessen untere Lagen allen Anzeichen zufolge gleichfalls noch dieser Zone beigezählt werden dürften, während über die obere Region dieses Oolithes so wenig bekannt ist, dass eine Deutung derselben noch nicht gelang.

Dagegen gehört der nun darüber sich ablagernde „Calcaire à nerinées“ in diejenige Zone, deren Betrachtung ich mir in diesem Paragraphen vorgenommen und welche ich nach einer ihrer verbreiteteren Arten: „Zone der Diceras arietina“ genannt habe. Eine der günstigsten Localitäten im Schweizer Jura, an welcher die Zone der Diceras arietina an mehreren Stellen aufgeschlossen ist und zugleich eine beträchtliche Ausbeute ihrer organischen Reste gestattet, findet sich in der Kette des Mont-Terrible östlich von St. Ursanne in der Nähe eines Hofes, welcher auf den Thurmann'schen Karten unter der Bezeichnung la Caquerelle** angeführt wird. Es sind weisse z. Thl. kreideartige, z. Thl. grooolithische Kalke, welche sehr an die Diceratenschichten mancher französischer Localitäten erinnern und auch in Beziehung auf ihre organischen Reste mit diesen auffallend übereinstimmen. Einzelne ihrer Lagen sind ganz gefüllt mit (meist zerdrückten) Nerineen, weshalb sie die Benennung „Calcaire à nerinées“ erhalten haben. Da jedoch mehrere zum Theil sehr schwierig zu bestimmende Arten von Nerineen hier vorkommen, so habe ich meiner Bezeichnung eine leichter kenntliche und weniger verwechselbare Species zu Grunde gelegt. Folgende Arten sammelte ich in der Zone der Diceras arietina in der Nähe des Hofes der Caquerelle (Mont-Terrible):

---

* Thurmann, 1832, Essai sur les soulevemens jurassiques du Porrentruy, pag. 16 – 22.

** Zur weiteren Orientirung führe ich hier an, dass die Diceratenschichten von la Caquerelle, ganz oben an dem südöstlichen Abhang des Mont Terrible blosliegen, an einem Punkte nördlich von Glovelier oder westlich von Boecourt.

Nerinea Mandelslohi.
„ Desvoidyi.
„ Visurgis.
„ Jollyana.
„ Calypso.
Turbo substellatus.

Cardium corallinum.
„ septiferum.
Lima corallina.
Diceras arietina.
Vereinzelte Reste von Echinodermen., Zahlreiche Corallen.

Diese Arten bilden die Ausbeute meines erstmaligen Besuches jener Localität und obschon ihre Specieszahl nicht gross ist, so stimmen sie doch sämmtlich mit den Vorkommnissen der französischen Diceratenschichten. Ich betrachte desshalb den Nerineenkalk der Caquerelle als das vollständige Aequivalent der Diceratenschichten, wie wir sie im Nachfolgenden noch von weiteren Localitäten kennen lernen werden. Da ich jedoch genöthigt bin, mich bei Beschreibung dieser Zone auf das Kürzeste zu fassen, so gehe ich zu ihrer Betrachtung in einer andern Provinz über.

Juradepartement. Die Reihenfolge, nach welcher die Zone der Diceras arietina im Juradepartement über den oberen Lagen der Oxfordgruppe erscheint, entspricht derjenigen sehr annähernd, welche wir soeben vom Schweizer Jura kennen gelernt haben. Während ich in §. 90 Marcou's „Calcaire corallien" (nach dessen paläontologischen Angaben) als Zone des Cidaris florigemma mit dem englischen Oxfordoolith identificirte, so erhalten wir in dem von Marcou besonders unterschiedenen „Oolite corallienne" wiederum die hier zu betrachtende Zone, welche im Juradepartement zwar arm an Versteinerungen ist, in der aber J. Marcou* dennoch das Vorkommen von *Diceras arietina* in Begleitung von *Nerineen* und *Corallen* nachgewiesen hat, was um so wichtiger ist, als auch die übrigen Verhältnisse des oberen Jura dieses Departements mit den Ablagerungen des von Thurmann untersuchten Terrains so viele Analogien zeigen.

Haute Saône. Ueber dem Terrain à Chailles, dessen Auftreten im Departement der Haute Saône ich §. 90 erwähnte,

---

* J. Marcou, 1846, Recherches sur le Jura salinois pag. 100—102 und J. Marcou 1857. Lettres sur les Roches du Jura, pag. 40.

folgt hier wiederum eine Reihe kalkiger Niederschläge, welche Thirria * in seinen Arbeiten „Sous groupe des calcaires à nerinées“ nannte. *Diceras arietina* mit mehreren für deren Zone leitenden Species wurden von Thirria in dieser Abtheilung nachgewiesen, auf deren Beschreibung ich jedoch nicht weiter eingehe, da seine schon in den Jahren 1830 und 1833 gemachten Angaben zu dürftig sind, um durch sie einen weiteren Beitrag für die Definition unserer Zone zu erhalten.

Pariser Becken; Saulces-aux-Bois (Ardennen). In §. 90 wurden noch die oberen Lagen der Oxfordgruppe in das Profil Nr. 46 eingetragen und als Zone des Cidaris florigemma unterschieden. Zugleich wurde erwähnt, dass im Dep. der Ardennen über den durch *Cidaris florigemma*, *Hemicidaris crenularis*, *Glypticus hieroglyphicus* u. s. w. characterisirten mergeligen Kalken ein Coralrag sich ablagere, welches eine Mächtigkeit von 45 — 50 Meter erreiche und von E. Hébert ** in 2 Abtheilungen getrennt wurde, deren untere er „Calcaire à polypiers“ und deren obere er „Calcaire à nerinées“ nannte. Das Vorkommen von Diceratenschichten im Dep. der Ardennen wird von ihm bestritten, im Widerspruche mit den Angaben von d'Orbigny, welcher im Prodrome eine Anzahl der für die Zone der Diceras arietina leitenden Arten aufzählt. Doch bestimmt E. Hébert das Niveau ihres möglichen Vorkommens, indem nach ihm die Zone erst über den dortigen Nerineenschichten folgen würde. Dies scheint nun auch in der That einzutreffen, denn ich erhielt von L. Sämann eine schöne Serie von organischen Resten, welche von ihm zu Saulces-aux-Bois in den dortigen Diceratenschichten gesammelt wurden. Ich bestimmte folgende Species:

* E. Thirria, 1830, notice sur le terrain jurass. du Dép. de la Haute Saône pag. 26. Mém. Soc. d'hist. nat. de Strassb. I. Bd.

E. Thirria, 1832, Carte géologique du Dép. de la Haute-Saône pag. 7. Mém. Soc. d'hist. nat. de Strassb. I. Bd.

E. Thirria, 1833, Statistique de la Haute-Saône pag. 150.

** E. Hébert, Terr. jurassiques dans le bassin de Paris; Mém. présenté à l'academie des Sciences, 3. Nov. 1856. pag. 55.

Chemnitzia Clytia.	Purpurina Lapierrea.
Natica Dejanira.	Corbis decussata.
Nerita corallina.	Lucina Delia.
Turbo princeps.	Cardium corallinum.
Ditremaria amata.	Diceras arietina.
Purpurina Moreausia.	Terebratula insignis.

Es ist dies nur eine kleine Anzahl der vielen Arten, welche d'Orbigny von jener Localität anführt und deren Gesammtvorkommen die Vertretung der Zone der Diceras arietina an jener Localität aufs Bestimmteste anzeigt.

Saint-Mihiel (Meuse). Ueberaus deutlich und schön tritt die Zone der Diceras arietina an einer Reihe von Localitäten im Meuse-Departement auf. Buvignier* hat dieselben von Saint-Mihiel und Commercy beschrieben. Ich verweise wieder auf die darunterliegende Zone des Cidaris florigemma, welche ich §. 90 erwähnte; über dieser Zone folgt in den Umgebungen von Saint-Mihiel eine mächtige Ablagerung weisser theils feinkörniger theils oolithischer Kalke, deren Durchschnitt nach den Angaben E. Hébert's** zu Vadonville 100 Meter betragen würde. Darüber sollen nach E. Hébert an derselben Localität noch 46 Meter mächtige, meist oolithische Kalke folgen, in welche *Diceras arietina* in grosser Zahl eingeschlossen ist. In den nächsten Umgebungen von Saint-Mihiel sah ich die entsprechenden Niederschläge, und obschon ich keine Messungen über ihre Mächtigkeit machen konnte, so überzeugte ich mich doch von der Grossartigkeit jener Ablagerungen, sowie von dem mit den Angaben E. Héberts übereinstimmenden Auftreten der einzelnen Formationsabtheilungen. Die unteren oolithischen und homogenen Kalke, welche hier über der Zone des Cidaris florigemma folgen, werden in grossen Steinbrüchen ausgebeutet. Sie enthalten zwar viele Versteinerungen, allein *Diceras arietina* fehlt noch darin und füllt seine Bänke erst in dem darüber folgenden Niveau,

---

* A. Buvignier 1852, Statistique géol. mineral. u. s. w. du Dép. de la Meuse. 1. Bd. Text. 1. Bd. Atlas.

** E. Hébert — vorletzte Anmerkung pag. 56.

Ehrenauszeichnungen und Unterſtützungen, dem literariſchen Verdienſt bewilligt, ſind in England nichts Seltenes; wir wollen nun an die Standeserhöhungen W. Scotts und Bulwers, an die Penſionen Th. Moore's und der Lady Morgan erinnern. Die Regierungsmitglieder, in England und Frankreich aus dem gebildetſten Theil der Nation der Krone mit einer gewiſſen Nothwendigkeit aufgedrungen, können und dürfen ihre Sympathie für die wichtigſten Elemente der Bildung, für die Literatur und Kunſt, nicht verläugnen — um ſo weniger, als ſie ſelbſt häufig einen ausgezeichneten literariſchen Namen haben, — man denke in England nur an Bolingbroke, Walpole, Burke, Canning, Brougham, und die jetzigen poetiſchen Miniſter; in Frankreich an Chateaubriand, Guizot, Thiers, Barante, Salvandy; während in Deutſchland, wo die Herrſcher ihre Miniſter ohne eine äußere Nöthigung wählen, die höchſten Staatsbeamten ſich beinahe „kompromittirt“ glauben würden, wenn eine literariſche Produktion gegen ſie zeugte, oder wenn ſie die Jugendſünden eines Gedichts, eines Drama's zu bereuen hätten. Trotz der geringen Gunſt jedoch, welche in Deutſchland bisher den Männern der Literatur erzeigt wurde, hat auch hier die letztere ſich mit der Politik enger verſchwiſtert; wozu theils das Beiſpiel in andern Ländern, theils der Geiſt der Zeit beitragen mochte. Männer und Frauen aus den höchſten Rangklaſſen haben ſich in neueſter Zeit unter die Reihen der Autoren und Poeten gemiſcht. Den Grund, warum bisher dies ſo ſelten geſchah, ſcheint ein ausgezeichneter Mann, Schleiermacher, in ſeinen Reden an der Akademie der Wiſſenſchaften, ſehr richtig und ſchlagend bezeichnet zu haben: „ein König als Schriftſteller! welche ſeltene Vereinigung, aber auch welch bedenkliches Verhältniß! Die Majeſtät (und kann man hinzuſetzen: der Adel, der hohe Stand und Rang überhaupt,) hervortretend auf das Blachfeld der literariſchen Oeffentlichkeit, wo Alles von Freiheit und Gleichheit ertönt, und zwar von Gleichheit nicht vor einem Geſetz, welches beſtimmt und deutlich aufgeſtellt, jeden in Stand ſetzt, ſich vorzuſehen, ſondern vor einer ſchwankenden und leicht beweglichen Meinung.“ Auch Folgendes unterſchreiben wir gerne: „Uebel berathen iſt eine Literatur, in welcher das Urtheil über ein Werk beſtimmt, oder auch nur gelenkt wird durch den Werth ſeines Urhebers in den geſelligen Verhältniſſen.“ Man wird nicht läugnen können, daß

woselbst man diese Muschel mit *Nerinea Mandelslohi* zu Hunderten ausgraben oder auflesen kann. Die organischen Reste der unmittelbar unter den Diceratenschichten abgelagerten Oolithe kommen z. Theil noch mit Diceras arietina vor, allein je tiefer wir in der Reihe der Niederschläge hinabsteigen, desto mehr scheint sich auch die Fauna zu verändern. Bei einer Zusammenstellung der organischen Reste des Coralrags von Saint-Mihiel wäre desshalb vor Allem die gesonderte Aufzählung der einzelnen Species nach ihrem Lager zu empfehlen, da hier zwischen der Zone des Cidaris florigemma und den eigentlichen Diceratenschichten ein beträchtlicher Zwischenraum besteht, dessen einzelne Niederschläge mit der einen oder andern dieser Zonen noch vereinigt werden müssen, bei welchen aber die eigentlich leitenden und ausschliesslich darin vorkommenden Arten noch nicht sicher genug verfolgt wurden. Es ist desshalb schwierig, unter den zahlreichen an jener Localität vorkommenden Fossilen sich die eigentlichen Leitmuscheln der oberen Hälfte des dortigen Coralrags zusammenzustellen. Ich führe hier nur einige Species an, welche in den Umgebungen von Saint-Mihiel mit oder unmittelbar unter Diceras arietina gefunden wurden:

Nerinea Mandelslohi.
" Jollyana.
" Cottaldina.
" Calypso.
" Visurgis.
" Desvoidyi.
Natica grandis.
" Dejanira.
Neritopsis cancellata.
" decussata.
Nerita corallina.
Trochus angulato-plicatus.
Turbo globatus.
" subfunatus.
" substellatus.
Turbo tegulatus.
Ditremaria amata.
Pleurotomaria monilifer.
Purpurina Moreausia.
" Lapierrea.
Corbis decussata.
Lucina Delia.
Cardium corallinum.
" septiferum.
Arca trisulcata.
" rotundata.
Lima corallina.
Diceras arietina.
Terebratula insignis.
" Repeliana.

Ich sammelte eine Anzahl dieser Species selbst, dagegen erhielt ich aus den noch tieferen Lagen nur wenige Fossile und lasse dieselben hier unberührt. Vielleicht zeigt es sich später, dass sie gleichfalls hier hätten angeführt und mit der Zone der Diceras arietina vereinigt werden sollen, vielleicht gehören sie aber auch in die noch tiefere Zone des Cidaris florigemma; soviel ist jedoch sicher, dass in den Umgebungen von Saint-Mihiel die eigentlichen Diceratenschichten ein besonderes in dem dortigen Coralrag weit über der Zone des Cidaris florigemma hinziehendes Niveau einnehmen.

Departement der Yonne. Die Betrachtungen über die mögliche (paläontologische) Verschiedenheit der einzelnen Niederschläge des französischen Coralliens, welche ich soeben zu machen genöthigt war, beziehen sich auch auf die Ablagerungen des Yonne-Departements, indem hier gleichfalls eine mächtige Formation auftritt, deren Basis durch die Zone des Cidaris florigemma gebildet wird, und über welcher sich die Kalke von Merry und Coulanges sur Yonne erheben, deren Untersuchung von Victor Raulin und G. Cotteau ich schon §. 90 erwähnt habe *) **). Ueber die paläontologische Vertretung der Zone der Diceras arietina, in den weissen oolithischen Kalken, besteht nach den Bestimmungen von G. Cotteau kein Zweifel mehr, denn in seiner 323 Arten enthaltenden Liste, in der er die fossilen Reste jener mächtigen Bildung aufzählt, finden sich die wichtigsten Species der Diceratenschichten wie z. B. ***

Chemnitzia Clytia.	Nerinea Jollyana.
„ Cornelia.	„ Mandelslohi.
Nerinea Desvoidyi.	„ Mosae.
„ Calypso.	„ Visurgis.

* Victor Raulin, sur l'Oxfordclay du département de l'Yonne. Bullet. soc. géol. de France, 6. Juni 1853, pag. 485.

** G. Cotteau, Notice sur l'âge des couches inférieures et moyennes de l'étage corallien du département de l'Yonne. Bullet. soc. géol. de France, 21. Mai 1855, pag. 693.

*** Ich hebe hier insbesondere solche Arten hervor, welche mit den soeben aus den Diceratenschichten von Saint-Mihiel angeführten Species übereinstimmen.

Natica Dejanira.
„ grandis.
Neritopsis decussata.
Nerita corallina.
Trochus angulato-plicatus Münst. (T. Daedalus d'Orb.)
Turbo globatus.
„ subfunatus.
„ substellatus.
„ togulatus.
Ditremaria amata.
„ quinqueplicata.
Purpurina Moreausia.
„ Lapierrea.
Opis cardissoides.
Opis Goldfussiana.
Lucina Delia.
Corbis decussata.
Cardium corallinum.
„ septiferum.
Arca trisulcata.
Lima corallina.
„ Münsteriana.
Diceras arietina.
Terebratula Repeliana.
„ insignis.
Rhynchonella pinguis (-corallina).
Megerlea pectunculus.
Apiocrinus Roissyanus.

Mit diesen Arten führt nun Cotteau eine Anzahl solcher Species an, welche wir früher als wahre Leitmuscheln aus der Zone des Cidaris florigemma kennen gelernt haben, von welchen ich einige hier erwähne:

Ammonites plicatilis, Opis Buvignieri, Trigonia Bronni, Pecten inaequicostatus, intertextus, vimineus, Moreanus, Lima laeviuscula, rigida, Cidaris Blumenbachi Agass. (-florigemma Phill.), Cidaris coronata, Hemicidaris crenularis, (Pseudo-) Diadema hemisphaericum, (Stom-) Echinus perlatus, Glypticus hieroglyphicus, Pygaster umbrella, Pygurus Blumenbachi.

Ich glaube, dass ich in §. 88—91 eine hinreichende Anzahl von Localitäten beschrieben habe, an welchen diese Arten eine Zone characterisiren, welche dem englischen Oxfordoolith entsprechend, in England und Frankreich einen weit verbreiteten, constanten Horizont bildet. Noch verstärkt werden diese Thatsachen durch die Angaben E. Hébert's, welcher bei seinen Untersuchungen der Niederschläge des Pariser Beckens übereinstimmende Resultate erzielt hatte.

Vergleiche ich mit Letzterem jedoch die Cotteau'schen

Angaben, so komme ich unwillkürlich zu dem Schlusse, dass, wenn im Dép. der Yonne nicht etwa eine Ausnahme von der Regel stattfindet, die weissen oolithischen Kalke in 2 Unterabtheilungen hätten gebracht werden müssen, und dass sich dann zweifelsohne die oben angeführten Oxfordspecies als Einschlüsse der unteren Hälfte der Ablagerung ergeben hätten, während sich diejenigen Arten, welche ich mit Diceras arietina anführte, als Leitmuscheln der oberen Hälfte hätten unterscheiden lassen.

Wäre Letzteres jedoch nicht der Fall und würden sich hier in der mächtigen Formation die Leitmuscheln aus der Zone des Cidaris florigemma mit den Fossilen der Diceratenschichten vollständig mengen und das gleiche Niveau einnehmen, so könnte dies für eine Vereinigung der Diceratenschichten mit der Oxfordgruppe sprechen, was entschieden ein wichtiges Resultat jener Untersuchungen sein dürfte. Je grösser aber die Bedeutung ist, welche ich dieser Frage beilege, desto weniger möchte ich ihre Beantwortung auf die vereinzelten Untersuchungen einer einzigen Localität * gründen, und um so mehr hatte ich Ursache, meine Einwürfe hier zur Beachtung vorzulegen. Die weissen oolithischen Kalke von Merry und Coulanges sur Yonne sind nach Cotteau sehr mächtig, sie werden nach V. Raulin durch verschiedenartige

---

* So sehr ich die Gewissenhaftigkeit der Cotteau'schen Bestimmungen für die Ablagerungen in den Umgebungen von Châtel-Censoir anerkenne, so habe ich doch Manches an seiner tabellarischen Zusammenstellung in Betreff der übrigen Localitäten auszusetzen. Ich erwähne hier insbesondere einen Punkt, dessen Beachtung von wesentlichem Einfluss auf die Schlüsse sein wird, welche wir aus seinen Zusammenstellungen ziehen. G. Cotteau giebt zu, dass Cidaris florigemma (Blumenbachi Agass.) schon in der Oxfordgruppe beginne, dehnt diese Thatsache jedoch auf Cidaris coronata, Hemicidaris crenularis, Pseudodiadema hemisphaericum, Glypticus hieroglyphicus, Stomechinus perlatus, Pygaster umbrella, Pygurus Blumenbachi u. s. w. nicht aus, sondern führt dieselben als solche Species an, welche in der Oxfordgruppe noch fehlen. Wir haben jedoch nur die Arbeiten von Agassiz und Dr. Wright zu vergleichen, um uns zu überzeugen, dass gerade diese Arten zu den leitendsten Species des Oxfordoolithe, sowie des Terrain à Chailles gehören, dass sie in demselben Niveau mit Cidaris florigemma beginnen, folglich als ächte Oxfordspecies betrachtet werden müssen.

Niederschläge zusammengesetzt, weshalb sollte es nicht möglich sein, dass in ihren Basalschichten jene Oxfordspecies, welche schon in den tieferen Kieselnierenkalken von Druyes vorkamen, noch einmal auftreten. Wahrscheinlich ist aber, dass sie sich nicht bis über die Mitte der weissen Kalke fortsetzen, sondern dass sie aussterben, ehe Diceras arietina mit den übrigen Leitmuscheln der höheren Zone erscheint, wie dies im Berner Jura, im Jura von Salins, sowie auch bei denjenigen Ablagerungen des Pariser Beckens der Fall ist, an welchen E. Hébert die Diceratenschichten nachgewiesen hat.

Eine weitere Localität im Dep. der Yonne, an welcher die Zone der Diceras arietina paläontologisch reich ausgestattet auftritt, findet sich in den nächsten Umgebungen von Tonnerre. Ich sah in den 10 Minuten ausserhalb jener Stadt eröffneten Steinbrüchen beträchtliche Durchschnitte, deren untere Hälfte durch ein Coralrag gebildet wird, dessen weisse z. Thl. oolithische Bänke die Bausteine abgeben, zu deren Gewinnung jene Brüche ausgebeutet werden. Die obere, 1 — 2 Fuss mächtige Lage derselben besteht gleichfalls aus einem weissen Oolith, welcher jedoch ganz erfüllt ist mit abgerollten Muschelbruchstücken, unter denen insbesondere die Nerineen vorwalten, aus deren Niveau aber auch die Exemplare von Diceras arietina stammen, welche ich dorther mitbrachte. Während jedoch die an andern Punkten so häufige Leitmuschel hier ziemlich selten vorkommt, so erhielt ich dagegen eine Reihe der übrigen Arten des französischen Coralrags sehr zahlreich aus den verschiedenen Lagen jener oolithischen Kalke. Ich stelle hier einige der wichtigeren Species zusammen, welche ich aus dem Coralrag von Tonnerre mitbrachte:

Chemnitzia Cornelia.
„ Clytia.
Nerinea Mosae.
„ Mandelslohi.
„ Jollyana.
Natica (der N. macrostoma Römers sehr nahestehend).
Natica grandis.
Ditremaria amata.
Patella sp. ind.

Pholadomya (der Phol. paucicosta sehr nahestehend).
Cardium septiferum.
Lima corallina.
Mytilus sp. ind.
Pecten sp. ind.
Diceras arietina.
Terebratula orbiculata.
„ insignis.
Rhynchonella pinguis.
Zahreiche Echinodermen und Corallen.
Apiocrinus Roissyanus.

Ich wiederhole hier, dass Diceras arietina nur in der obersten Bank der oolithischen Kalke gefunden wurde, während darüber noch 20 Fuss eines, mineralogisch verschiedenartig zusammengesetzten, harten, gelblichen Kalksteines folgten, welcher sich beim Verwittern in Platten spaltet. Derselbe hat ganz das Aussehen der Astartekalke anderer Gegenden und entspricht auch ohne Zweifel der Zone der Astarte supracorallina, während die höheren Kimmeridgeschichten in den Umgebungen von Tonnerre gleichfalls auftreten und an mehreren Stellen am Abhange der benachbarten Hügel deutlich aufgeschlossen sind.

Orne-Departement. Ich erhielt zwar in dieser Provinz über das Auftreten der Zone des Cidaris florigemma keine Aufschlüsse, dagegen sah ich hier die mit einer unzähligen Menge meist kleiner Steinkerne von *Diceras arietina* angefüllten Schichten des Coralrags, welche zu Bellême und dem einige Stunden mehr nördlich gelegenen Mortagne ganz übereinstimmend entwickelt sind. Die festen, kalkigen, zusammenhängenden Bänke liefern gute Bausteine, welche jedoch, z. Thl. ähnlich wie der Grobkalk der Umgebungen von Paris, oder der Portlandstone von Portland, voll schalenloser Molluskenreste steckten. Mit den Diceraten fanden sich die als Steinkerne so kenntlichen Cardien des Coralrags, auch die Corallen waren nur in Abdrücken vorhanden, welche jedoch die frühere Form aufs Deutlichste wiedergaben. Ich sammelte folgende Species in den Diceratenschichten von Bellême und Mortagne:

Chemnitzia Clio.
Nerinea Mandelslohi.
Cardium corallinum.
Cardium septiferum.
Diceras arietina.
Zahlreiche Corallen.

Ueber der zusammenhängenden Masse des Coralrags folgen geschichtetere mergelige Kalke, welche wir als Zone der Astarte supracorallina im folgenden Abschnitt zu betrachten haben.

Ich hätte noch eine beträchtliche Anzahl von Localitäten hier zu beschreiben, an welchen die Zone der Diceras arietina nachgewiesen wurde, allein ich hoffe in späterer Zeit ihre Verhältnisse weiter verfolgen zu können und beschränke mich deshalb auf Weniges. Von besonderem Interesse wäre die Untersuchung der Bildung im Dep. der Haute-Marne. Royer hat dieselbe zwar beschrieben, allein es bestehen dessen Listen aus einem bunten Gemenge verschiedener Arten, unter denen insbesondere die Leitmuscheln aus der Zone der *Pterocera Oceani* vorwalten, so dass man versucht sein könnte, sämmtliche von ihm beschriebene Niederschläge, einschliesslich der Zone der *Diceras arietina* für Kimmeridgebildungen zu erklären.

In besonderer Mächtigkeit und ganz gefüllt mit *Diceras arietina* sah ich die Zone in den Gebirgen von Belley (Ain). Leider war aber das Gestein zu hart, um die eingeschlossenen Fossile mit Erfolg sammeln zu können. Mächtige Kalkmassen lagern sich in jener Gegend in einem tieferen Niveau und bilden die Aequivalente der mittleren und oberen Oxfordschichten. Vielseitiger sind dagegen die organischen Reste der Diceratenkalke etwas nördlicher in den Umgebungen von Nantua vertreten. Ich sah eine prachtvolle Suite der dortigen Vorkommnisse in der Sammlung des Herrn Victor Thiollière zu Lyon und überzeugte mich hier von der grossen Uebereinstimmung der organischen Reste, welche die Diceratenschichten von Nantua mit denen anderer Localitäten zeigen.

Im südwestlichen Deutschland tritt die Zone zu Kehlheim in enger Verbindung mit den den Solnhofer Schiefern nahezu entsprechenden Plattenkalken auf. Die Beobachtungen hierüber finden wir in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. * Leider fehlen mir aber die dortigen

---

* Beyrich. L. v. Buch. v. Carnall. Ewald. Guggenheim.

Vorkommnisse noch gänzlich, so dass ich nicht im Stande bin, Näheres über die paläontologischen Verhältnisse jener Bildung anzugeben.

§. 99. **Coralrag des oberen Jura an der schwäbischen Alp.** Im oberen Jura Württembergs fehlen die typischen Diceratenschichten, weshalb wir erst zu versuchen haben, deren muthmassliche Aequivalente zu entdecken. Das Profil Nr. 51, §. 93 enthält als oberste Lage noch die an der schwäbischen Alp so verbreiteten Massenkalke. Vielleicht dass sich dieselben noch etwas weiter gegen oben erstrecken und noch etwas mächtiger sind, als sie das genannte Profil angiebt. Ueber denselben folgt nun an verschiedenen Localitäten ein Coralrag, das bis jetzt am deutlichsten in den Umgebungen von Nattheim bei Heidenheim und von Sirchingen bei Urach zum Vorschein kam. Die schönen verkieselten Versteinerungen, welche daselbst gefunden wurden und welche man in allen grösseren Sammlungen vertreten und in zahlreichen Schriften abgebildet sieht, bieten ein ganz besonderes Interesse, und ich hätte sie gerne in ihrer ganzen Vollständigkeit beigezogen, würde ein solches Unternehmen meine Kräfte und den für diese Arbeit gegebenen Raum nicht übersteigen. Da ich mich auf vereinzelte Angaben beschränken muss, so will ich wenigstens die Zusammenstellung einiger Vorkommnisse hier anreihen, indem ich zuerst eine Liste derjenigen Arten gebe, welche mit den organischen Resten der Diceratenschichten übereinstimmen, auch von verschiedenen französischen Localitäten aus der Zone der Diceras arietina angeführt werden. Es sind dies folgende Species, welche in dem Coralrag der schwäbischen Alp gefunden wurden:

Nerinea Mandelslohi.	Trochus angulato-plicatus.
„ depressa.	Turbo subfunatus.
Neritopsis decussata.	„ tegulatus.
„ cancellata.	„ globatus.

v. Strombeck. Zerrenner. Reise nach Kehlheim, Ingolstadt, Eichstädt, Solnhofen und Pappenheim. Zeitschrift der deutschen geol. Gesellschaft 1. Bd. 4tes Heft. 1849, pag. 428 — 447.

Ditremaria quinquecincta.
Pleurotomaria monilifer.
Opis cardissoides.
„ Goldfussiana.
Arca trisulcata.
Mytilus furcatus.
Lima Münsteriana.
Pecten articulatus.
Megerlea pectunculus.

Die zweite hier nachfolgende Liste vereinigt die Echinodermen, welche bisher in dem Coralrag von Nattheim, Sirchingen, der Gegend von Sigmaringen, Ulm u. s. w. aufgefunden wurden, und deren Bearbeitung wir grösstentheils der neuesten Schrift E. Desor's * verdanken. Die Zusammenstellung soll den Zweck haben, die beinahe vollständige Verschiedenheit zu zeigen zwischen den das schwäbische Coralrag characterisirenden Arten und zwischen den zahlreichen Species, welche ich §. 80 aus der Zone des Cidaris florigemma zusammengestellt habe. Folgende Species wurden bis jetzt aus dem schwäbischen Coralrag bekannt: **

1. Cidaris Blumenbachi, Münst. Goldf. tab. 39, fig. 3, a. b.
2. Cidaris marginata, Goldf. tab. 39, fig. 7.
3. Cidaris elegans, Münst. Goldf. tab. 39, fig. 5.

§. 80, Nr. 107. Cidaris coronata.

4. Cidaris gigantea, Quenst. Handb. tab. 49, fig. 8.
5. Cidaris maxima, Münst. Goldf. tab. 39, fig. 1.
6. Cidaris alternans, Quenst. Handb. tab. 49, fig. 6.
7. Hemicidaris serialis, (Cidaris) Quenst. Handb. tab. 48, fig. 40.
8. Hemicidaris Quenstedti, Merian, Desor, Syn. pag. 56.
9. Hemipedina Nattheimensis (Echinopsis) Quenst. Handb. tab. 49, fig. 37. (Hemipedina) Wright.
10. Pseudodiadema Frasii (? Fraasi), Desor, Syn. pag. 69.
11. Diplopodia subangularis, (Cidarites) Goldf. tab. 40, fig. 8. (Diplopodia), Desor, Syn. pag. 75.
12. Diplopodia echinata, Merian, Desor, Syn, pag. 77.
13. Glypticus sulcatus, (Echin.) Goldf. tab. 40, fig. 18. (Glypticus) Desor Syn. pag. 96.
14. Acrocidaris nobilis, Agass. Echin. suiss. tab. 14, fig. 10—12.

---

* E. Desor 1853 — 1857. Synopsis des Echinides fossiles.

** Ausserdem wurden wohl noch vereinzelte Bruchstücke, Stacheln u. s. w beschrieben, welche ich aber hier übergehe.

15. **Acropeltis concinna**, Desor, Syn. pag. 86. Acropeltis aequituberculata, Quenst. (non Agass.)
16. **Magnosia nodulosa**, (Echinus) Münst. Goldf. tab. 40, fig. 16 (Magnosia) Desor, Syn. pag. 115.
17. **Magnosia tetrasticha**, (Diadema) Quenst. Handb. tab. 49, fig. 30. (Magnosia) Desor Syn. pag. 116.
18. **Stomechinus lineatus**, (Echinus) Goldf. tab. 40, fig. 11. (Stomechinus) Desor, Syn. pag. 126.
19. **Acrosalenia interpunctata**, (Salenia) Quenst. Handb. tab. 49, fig. 3, 4. (Acrosalenia) Desor Syn. pag. 144.
20. **Dysaster** n. sp.

Rechnen wir die zahlreichen, in dem schwäbischen Coralrag vorkommenden Crinoideen hinzu, welche sich beinahe sämmtlich von den Arten des Terrain à Chailles unterscheiden lassen, so erhalten wir eine sehr beträchtliche Anzahl eigenthümlicher, in den Oxfordschichten, selbst an solchen Localitäten fehlender Arten, an welchen die Etage eine Corallfacies besitzt.* Obschon dagegen die erstere der beiden Listen es sehr wahrscheinlich macht, dass das Niveau des schwäbischen Coralrags ein der Zone der Diceras arietina sehr nahestehendes gewesen, so halte ich den vollständigen Synchronismus beider noch keineswegs für erwiesen. Würde derselbe sich später bestimmter ergeben, so wäre dies von grossem Vorschub für weitere Schlüsse über die Einreihung der Diceratenschichten, denn ich habe in §. 109 einige Gründe anzuführen, im Falle deren Bestätigung wir das schwäbische Coralrag als eine zur Kimmeridgegruppe gehörige Bildung zu betrachten hätten.

---

* Auffallend bleibt aber andererseits die Uebereinstimmung, welche einige der wichtigeren Species des Nattheimer Coralrags mit denen der Scyphienkalke zeigen. Obschon sich keine vollständige Identität der Species beweisen liess, so nähern sich einige Formen beider Faunen einander so sehr, dass man versucht sein könnte, die noch bestehenden Unterschiede den Einflüssen der Facies zuzuschreiben. Ich erwähne hier nur die 3 Brachiopodenspecies *Megerlea pectunculus*, *Terebratulina substriata*, *Terebratella loricata*, ferner *Cidaris coronata*, deren Vertreter im schwäbischen Coralrag nur Varietäten obiger in den Scyphienkalken vorkommenden Arten zu bilden scheinen.

dieser Uebelstand zur Zeit noch in der deutschen Literatur statt findet; doch würde es zu streng geurtheilt seyn, wenn man diese Erscheinung nur aus serviler Gesinnung erklären wollte, statt darin, wenigstens in manchen Fällen, eine Aufmunterung und ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der, die geistige Bildung vorzugsweise Vertretenden gegenüber verwandten Bestrebungen von Hochstehenden auf der Leiter der geselligen Hierarchie zu erblicken. Fürstliche und hochadelige Personen hüllen sich, wenn sie auf das „Blachfeld der literarischen Oeffentlichkeit" hervortreten, bei uns noch immer gern in den Mantel der Anonymität oder Pseudonymität, vielleicht um durch eine solche literarische Fiktion die Unverletzlichkeit ihrer betitelten Person vor jedem unmittelbar treffenden Tadel zu schützen, und ein wohlbekannter, eben so geistreicher als schreibseliger Fürst hat sich viele Mühe gegeben, das Publikum — oder sollen wir vielleicht sagen die Welt? — auf seine verschiedenen Inkognito's aufmerksam zu machen. Gerade der Fürst Pückler-Muskau aber ist für die deutsche Literatur eine beachtungswerthe Erscheinung; zögernd zwar und mit Reservation seiner fürstlichen Persönlichkeit, ist er denn doch in die literarische Republik Deutschlands eingetreten und er hat, dem Vernehmen nach, als er zu dieser Fahne, obschon unter fremdem Namen, zuerst sogar unter dem eines Verstorbenen, schwor, ein Handgeld zu nehmen nicht verschmäht, so daß man ihn nicht einmal mehr als bloßen Volontär betrachten kann, sondern als vollständigen Zunft- und Gildegenossen. Dem Inhalt seiner Schriften nach kann der Fürst für einen Repräsentanten eines bedeutenden Zweiges der Literatur gelten; der Titel, den er einem seiner Bücher gab: Tutti frutti, paßt eigentlich mehr oder minder für alle; in allen berührt er mit gewandter Vielseitigkeit und beweglichem Geiste das Bunteste und Verschiedenartigste; er ist abwechselnd Reisebeschreiber, Ethnograph, Landschaftmaler, ein wenig Antiquar und Historiker, Porträtmaler, Memoirenschreiber, Erzähler, Dichter, Kritiker, Aesthetiker, Politiker und sogar — Moralist, alles temperirt durch den leichten und gefälligen Ton des Mannes von Welt. Hier ist für uns hauptsächlich das politische Element in seinen Schriften von Interesse, weil wir an diesem Beispiel sehen, wie in die Unterhaltungs- und Conversationsliteratur mehr und mehr der politische Geist eindringt und ein in der Gesellschaft so hoch stehender Mann,

Das Interesse, welches die Untersuchungen des schwäbischen Coralrags schon dadurch gewinnen, dass wir es hier mit den Bestimmungen einer Ablagerung zu thun haben, deren Parallelen mit den französischen und englischen Bildungen wir noch nicht vollständig kennen, wird noch durch die Thatsache erhöht, dass das Nattheimer oder schwäbische Coralrag gleichsam einen neuen Typus bildet, welcher sich insbesondere in dem zu Nickolsburg in Mähren auftretenden Coralrag ganz in derselben Weise wiederholt. Mein verehrter Freund E. Suess theilte mir nicht allein seine bestimmte Ueberzeugung von der Identität beider Horizonte mit, sondern sandte mir auch eine Anzahl von Nickolsburger Arten, welche mit den organischen Resten des Nattheimer Coralrags vollständig übereinstimmen. Die Untersuchungen von F. Rolle* tragen entschieden zur Bestätigung dieser Ansicht bei, denn es gelang demselben, mehrere von Nattheim beschriebene Echinodermen auch von Nickolsburg wiederum nachzuweisen. Wie weit sich diese Lagen gegen Osten fortsetzen, ist noch nicht bekannt, doch haben wir in der nächsten Zeit eine Arbeit von E. Suess über den österreichischen oberen Jura mit besonderer Berücksichtigung der darin vorkommenden Brachiopoden zu erwarten, welche uns neue Beiträge für die Kenntniss jener Bildungen und deren Verbreitung in Aussicht stellt.

* F. Rolle, die Echinoiden der oberen Juraschichten von Nickolsburg in Mähren. März 1855, Sitzungsberichte (math. naturw. Cl.) der kais. Akad. der Wissenschaften, 15. Band, pag. 521.

Elfter Abschnitt.

DIE KIMMERIDGEGRUPPE. (Kimmeridgien. Kimmeridgeclay und Portlandstone.)

Entsprechend d'Orbigny's Etagen: Corallien (pars), Kimmeridgien und Portlandien.

§. 100. **Synonymik für England:** „Portland-stone und Oak-Tree-clay", Will. Smith 1816, Strata identified by organized fossils, pag. 15—17. „Portlandoolite & Kimmeridgeclay", Conyb. and Phillips, 1822, Outlines of the Geology of England and Wales, pag. 173—177.

Für Frankreich: „Calcaire miliaire portlandien und Marne argileuse bavrienne" Alex. Brongniart 1829. Tableau des terrains pag. 410. „Groupe: Séquanien, Kimméridien et Portlandien", J. Marcou, 1846. Recherches géol. sur le Jura salinois, pag. 116. „Étage supérieur du système oolithique" einschliessl. der „Astartekalke", Dufrénoy et Élie de Beaumont, 1848. Explication de la Carte géol. de la France II. Bd. pag. 139. „Corallien (pars), Kimméridgien. Portlandien, d'Orb. 1852. Cours élémentaire III. Bd. pag. 537—570. „Étage jurassique supérieur". A. Buvignier, 1852, Meuse pag. 329.

Für Deutschland: „Portlandkalk und Coralrag" v. Mandelsloh, 1834, geogn. Profile der schwäbischen Alp. Tab. 3. „(Oberer Coralrag?) und Portlandkalk", Röm. 1836, Ool. pag. 10—19. „Weisser Jura (δ?) ε: (Coralrag?), ζ: Solnhoferschiefer". Quenstedt 1843, das Flözgebirge, pag. 535.

§. 101. **Paläontologie.** Die organischen Reste der Kimmeridgegruppe besitzen an den meisten Localitäten eine grosse verticale Verbreitung, welche zum Theil mit der Mächtigkeit der Niederschläge in Verbindung steht, welche aber hauptsächlich daher rührt, dass eine Anzahl derjenigen Species, welche an der Basis der Etage beginnen, auch in die Mittelregion übergeht, während andererseits wiederum eine Reihe der bezeichnendsten

Arten sowohl in den mittleren als in den oberen Lagen der Etage vorkommen. Dennoch habe ich versucht, Nro. 1—30 als diejenigen Species zu bezeichnen, welche vorwaltend die Zone der Astarte supracorallina characterisiren. Die nachfolgenden Species Nro. 31—131 sollen dann die in der mittleren Region der Etage an den verschiedenen Localitäten vorkommenden Arten repräsentiren, allein mehrere derselben beginnen, wie wir nachher sehen werden, auch schon in den tiefer liegenden Astarteschichten. Nro. 132—152 habe ich endlich diejenigen Species aufgezählt, welche in dem eigentlichen Portlandstone in England vorkommen, da ich deren Isolirung zum Anhaltspunkte für Vergleiche für nöthig hielt.

Neben den zahlreichen Resten von Reptilien und Fischen, sowie andererseits den von mir nicht einzeln aufgezählten Corallen, enthält die Kimmeridgegruppe der verschiedenen hier beigezogenen Localitäten folgende Species:

(A) in den unteren Lagen).

1. Chemnitzia subulata, (Melania) Röm. 1839, Ool. tab. 20, fig. 13, pag. 47.
2. Nerinea fasciata, Voltz, Bronn Jahrb. 1836, tab. 6, fig. 21, pag. 555, (kleinere Varietät).
3. Nerita polla, Röm. 1836, Ool. tab. 9, fig. 30, pag. 155.
4. Litorina concinna, Röm. 1836, Ool. tab. 9, fig. 24, pag. 155.
5. Orthostoma Virdunensis, Buv. 1852, Meuse, tab. 32, fig. 7, pag. 32. Vielleicht identisch mit Bucrinum parvulum, Röm. 1839, Ool. tab. 20, fig. 14.
6. Trochus carinellaris, Buv. 1852, Meuse, tab. 27, fig. 10—11, pag. 39, dürfte mit einer der beiden Römer'schen Species übereinstimmen: Trochus exiguus. Röm. 1839, tab. 20, fig. 5 und Turbo granulatus. Röm. ibid. fig. 4, pag. 46.
7. Helicocryptus pusillus, (Helix) Röm. 1836, tab. 9, fig. 31. Helicocryptus pusillus, d'Orb. 1850, Prodr. 14. 121, Pal. fr. tab. 321, fig. 1—4, Rotella dubia, Buv. 1852, Meuse, tab. 24, fig. 6—9.
8. Cerithium limaeforme, Röm. 1836, Ool. tab. 11, fig. 19, pag. 142.
9. Cerithium septemplicatum, Röm. 1836, Ool. tab. 11, fig. 16, pag. 142.
10. Emarginula Goldfussi, Röm. 1836, Ool. tab. 9, fig. 23, pag. 136.
11. Patella minuta, Röm. 1836, Ool. tab. 9, fig. 25, pag. 135.
12. Astarte supracorallina, d'Orb. 1850, Prodr. 14. 241, Ast. minima Goldf. tab. 134, fig. 15, Buv. Meuse, pag. 339. (non Phill.) Ast. gregaria, Thurm. IXter Brief, Bronn Jahrb. 1854, pag. 354.

13. **Astarte curvirostris**, Röm. 1836, Ool. tab. 6, fig. 30, pag. 114.
14. **Astarte plana**, Röm. 1836, Ool. tab. 6, fig. 31, pag. 113.
15. **Trigonia hybrida**, Röm. 1836, Ool. tab. 6, fig. 2, pag. 97.
16. **Cardium orthogonale**, Buv. 1852. Meuse, tab. 15, fig. 4—6. pag. 16.
17. **Cardium Dyonisecum**, Buv. 1852, Meuse, tab. 13, fig. 28—29, pag. 16.
18. **Mytilus acutus**, Röm. 1836, Ool. tab. 4, fig. 2, pag. 89.
19. **Myoconcha texta**, (Mytilus) Buv. 1852, Meuse, tab. 17, fig. 22, 23, pag. 21.
20. **Lima fragilis**, Röm. 1836, pag. 77.
21. **Avicula pygmaea**, Koch & Dunk. 1837. Beiträge tab. 3, fig. 6, pag. 37. Avicula obliqua, Buv. 1832, Meuse, tab. 16, fig. 38—40. (? Gervillia obtusa, Röm. 1839, Ool. Nachtr. tab. 18, fig. 35, pag. 32.)
22. **Pecten varians**, Röm. 1836, Ool. tab. 3, fig. 19, pag. 68. Pecten Beaumontinus, Buv. 1852, Meuse, tab. 19, fig. 26—30.
23. **Ostrea sequana**, Thurm. Bronn Jahrb. 1854, pag. 354.
24. **Thecidium Virdunense**, Buv. 1852, Meuse, tab. 20, fig. 33—35, pag. 27.
25. **Hemicidaris stramonium**, Agass 1840, Ech. suiss. tab. 19, fig. 13, 14, pag. 47.
26. **Echinobrissus major**. (Nucleolites) Agass 1839, Ech suiss. tab. 7, fig. 22—25, pag. 46.
27. **Apiocrinus incrassatus**, Röm. 1836, tab. 1, fig. 12, pag. 31. Apiocrinus Meriani Desor. (Vielleicht ist auch Apiocrinus Roissyanus d'Orb. damit identisch.)
28. **Goniolina hexagona**, d'Orb. 1850. Prodr. 14. 622.
29. **Goniolina micraster**, Buv. 1852, Meuse, tab. 32, fig. 38. 39. pag. 47.
30. **Goniolina geometrica**, Buv. 1852. Meuse, tab. 32, fig. 36, 37, pag. 47. Chama geometrica, Röm. 1839, tab. 18, fig. 39, pag. 35. Nach Buvignier finden sich Goniolina geometrica und micraster in den oberen Lagen der Astartekalke des Dep. der Meuse. An andern Punkten scheint die eine oder die andere dieser beiden sich sehr nahe stehenden Species in den eigentlichen Pterocerenschichten, d. h. im mittleren Kimmeridgien vorzukommen. Römer führt sie vom Kahleberge und von einigen franz. Localitäten an, ich erhielt sie aus den obersten Jurakalken des Lindener Berges sowie von Fritzow in Pommern.

(B) in den unteren und mittleren Lagen.)

31. **Cocoteuthis latipinnis**, Owen Proceed. geol. Soc. 3 Jan. 1855, pag. 125, vol. XI, tab. 7.
32. **Belemnites Senkii**, d'Orb. 1843, tab. 22, fig. 4—6.
33. **Belemnites semisulcatus**, Münst. 1830. Bemerk. zur nähern Kenntniss der Belemn. tab. 1, fig. 1—8. Diese Bezeichnung wird später wahrscheinlich an die Stelle des §. 94 Nr. 180 angeführten B. unicanali-

culatus Hartm. treten. Vielleicht ist auch Bel. Royerianus d'Orb. tab. 22, fig. 9—15 damit identisch.

34. **Nautilus giganteus**, d'Orb. 1825 u. 1843, tab. 36.

(Nr. 7, §. 80) **Ammonites serratus**, in einem einzigen Exemplare in dem Kimmeridgethon zwischen Weymouth und Kimmeridge gefunden.

(Nr. 6, §. 80) **Ammonites cordatus**, häufig in verkiesten Exemplaren im Kimmeridgethon von Shotover bei Oxford.

35. **Ammonites mutabilis**, Sow. 1823, tab. 405, **Amm. Eudoxus**, d'Orb. tab. 213, fig. 3—6 und **Amm. Calisto**, d'Orb. tab. 213, fig. 1—2, sind nahestehende Formen und finden sich mit Amm. mutabilis an denselben Localitäten.

36. **Ammonites Vo**, d'Orb. 1849, tab. 210.

37. **Ammonites Cymodoce**, d'Orb. 1848, tab. 202 u. tab. 203, fig. 1.

38. **Ammonites Erinus**, d'Orb. 1849, tab. 212. **Amm. Hector**, d'Orb. tab. 215. **Amm. decipiens**, d'Orb. tab. 211 (non Sow). Nahestehende Formen.

39. **Ammonites rotundus**, d'Orb. 1849, tab. 216, fig. 4, 5. (Sow. 1821, tab. 293, fig. 3 ?)

40. **Ammonites Espaiw**, d'Orb. 1850, tab. 217.

41. **Ammonites longispinus**, Sow. 1825, tab. 501, fig. 2.

42. **Ammonites Rudicranis**, d'Orb. 1848, tab. 203, fig. 2, 3.

43. **Ammonites Lallierianus**, d'Orb. 1849, tab. 208.

44. **Ammonites orthocera**, d'Orb. 1849, tab. 216.

45. **Aptychus**, grosse dünnwandige Species.

46. **Aptychus** ähnlich dem Apt. latus.

47. **Nerinea pyramidalis**, Münst. Goldf. 1844, tab. 176, fig. 1b N. pyramidalis, Peters, die Nerineen des obern Jura in Oesterreich tab. 4, fig. 1—3. Sitzungsb. der kais. Akad. 16 Bd. Mai 1855.

48. **Nerinea Gosae**, Röm. 1836, Ool. tab. 11, fig. 27, pag. 143.

49. **Nerinea Goodhalli**, Sow. 1836 in Fitt. Geol. Trans. 2. Ser. 4. Bd. pag. 365, tab. 23, fig. 12.

50. **Nerinea suprajurensis**, Voltz 1836, Bronn Jahrb. pag. 551, fig. 3. Goldf. 1844. tab. 175, fig. 10. Steht der vorigen Species sehr nahe.

51. **Chemnitzia abbreviata**, (Melania) Röm. 1836, Ool. tab. 10, fig. 4, pag. 159.

52. **Natica hemisphaerica**, (Nerita) Röm. 1836, Ool. tab. 10, fig. 7, pag. 156.

53. **Natica macrostoma**, Röm. ibid. fig. 11, pag. 157.

54. **Natica globosa**, Röm. ibid. fig. 9, pag. 156.

55. **Natica dubia**, Röm. ibid. tab. 10, fig. 8, pag. 157.

56. **Natica turbiniformis**, Röm. ibid. tab. 10, fig. 12, pag. 157.

57. **Neritoma ovata**, (Nerita) Röm. ibid. tab. 10, fig. 6, pag. 156.

58. **Pleurotomaria reticulata**, (Trochus) Sow. 1821, tab. 272, fig. 2.

59. **Pterocera Gerasi**, (Strombus) Alex. Brongn. 1821, Ann. des mines, 6. Bd. tab. 7, fig. 2, pag. 554.

60. **Pterocera Pontí**, (Strombus) Alex. Brongn. ibid. fig. 3, A. Pterocera

sexcostata, Deslongch. 1842, Mém. Soc. Linn. de Norm. 7. Bd. tab. 9, fig. 5, pag. 164.

61. **Pterocera muceo**, Deslongch. ibid. fig. 4, pag. 165.

62. **Pterocera serpentilio**, Desl. ibid. fig. 1, pag. 161.

63. **Pterocera strombiformis**, (Chenopus) Koch & Dunk. 1837, Beitr. tab. 5, fig. 10, pag. 47.

64. **Rostellaria nodifera**, Koch & Dunk. ibid. fig. 9, pag. 47. R. nodosa nach Röm. Bronn. Jahrb. 1839, pag. 69 = Rost. Wagneri der Schweizer Geologen.

65. **Rostellaria Goulardea**, Buv. 1852, Meuse, tab. 28, fig. 22, pag. 43.

66. **Panopaea Aldrini**, (Donacites) A. Brongn. 1821, Ann. des mines 6. Bd. tab. 7, fig. 6, pag. 555.

67. **Panopaea tellina**, (Pleuromya) Agass. 1845, Myes tab. 29, fig. 1—8, pag. 250. P. Voltzi, Agass. ibid. tab. 26, fig. 1, 2, tab. 29, fig. 12—14, pag. 249.

68. **Pholadomya hortulana**, (Homomya) Agass. 1843. tab. 15, pag. 155. H. compressa, Agass. ibid. pag. 157, tab. 19. d'Orb. 1850. Prodr. 13. 70.

69. **Pholadomya multicostata**, Agass. 1842, Myes, pag 52, tab. 2III, fig. 1—12, tab. 2, fig. 3 u. 4, tab. 3I, fig. 10. Pholadomya acuticosta verschiedener Autoren (non Sow.).

70. **Pholadomya Protei**, (Cardium) A. Brongn. 1821, Ann. des mines, 6. Bd. tab. 7, fig. 7, pag. 554, Agass. 1842, Myes, tab. 7b.

71. **Pholadomya paucicosta**, Röm. 1836, Ool. tab. 16, fig. 1, pag. 131. Nachtr. 1839, pag. 57.

72. **Pholadomya compressa**, (Pholas) Sow. 1829, tab. 603, d'Orb. 1850, Prodr. 13. 191.

73. **Pholadomya donacina**, Goldf. 1841, tab. 157, fig. 8.

74. **Goniomya sinuata**, Agass. 1842, Myes, tab. 1, fig. 3, pag. 10.

75. **Ceromya excentrica**, (Isocardia) Röm. 1836, Ool. tab. 7, fig. 4, pag. 106.

76. **Ceromya orbicularis**, (Isocardia) Röm. ibid. fig. 5.

77. **Ceromya obovata**, (Isoc.) Röm. d'Orb. 1850, Prodr. 13. 81. Goldf. tab. 140, fig. 4. Isocardia striata. d'Orb. 1822. Mém. Mus. (non Sow.) Cerom. inflata, Agass. 1845, pag. 33.

78. **Thracia depressa**, (Mya) Sow. 1823, tab. 418. Morris, Cat. 1854, pag. 227.

79. **Thracia suprajurensis**, Desh. Tellina incerta Thurmann. Goldf. 1841, tab. 147, fig. 14.

80. **Anatina spatulata**, (Cercomya) Agass. 1843, Myes, tab. 11a, fig. 19—21, pag. 150.

81. **Anatina Helvetica**, (Arcomya) Agass. 1843, Myes, tab. 10, fig. 7—10, pag. 147. d'Orb. 1850, Prodr. 13. 90.

82. **Isocardia Moreli**, Röm. 1836, Ool. tab. 6, fig. 10, pag. 98.

83. **Mactra Saussuri**, (Donacites) Brongn. 1821. Ann. des mines tab. 7, fig. 5.

d'Orb. 1850, Prodr. 15. 98. Venus Brongniarti, Röm. 1836, Ool. tab. 8, fig. 2. Venus Saussuri. Goldf. tab. 150, fig. 12.

84. **Mactromya rugosa**, (Mya) Röm. 1836, Ool. tab. 9, fig. 16—17, pag. 125. Lavignon rugosa, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 100. (Mactromya) Agass. 1843, tab. 9e, fig. 1—23, pag. 197.

85. **Astarte lineata**, Sow. 1817, tab. 179, fig. 1.

86. **Astarte Hartwelliensis**, Sow. 1846, tab. 645, fig. 4—6.

87. **Cyprina cornuta**, (Isocardia) Klöd. Röm. 1839, Ool. Nachtrag tab. 19, fig. 14, pag. 38. d'Orb. 1850, Prodr. 15. 116.

88. **Trigonia Voltzi**, Agass. 1841. Trig. tab. 9, fig. 10—12. Wird gewöhnlich unter der Bezeichnung Trig. clavellata angeführt, bildet aber eine von letzterer vollständig verschiedene Art. Da ich jedoch auch über die Identität mit der von Agassiz abgebildeten Art nicht völlig sicher bin, so gebe ich hier einige ihrer wichtigsten Charactere. Vielleicht ist auch Sowerby's Trigonia incurva (in Fitton) damit zu identificiren. (Siehe d. nachfolgende Nr. 145.) Die Species gehört unter die grössten jurassischen Trigonien und Exemplare von 125 M.M. Länge, 75 M.M. Höhe und 50 M.M. Dicke sind nicht selten. Die Schale der Muschel erreicht eine beträchtliche Stärke, die groben Knoten sind zwar in ähnliche Reihen geordnet, wie bei Trig. clavellata, allein unsere Species lässt sich von letzterer durch ihre weit grössere Länge leicht unterscheiden. Characterisirt den Kimmeridgethon von Boulogne (Pas de Calais), wo ich sie selbst sammelte und woher ich sie von M. Bouchard in mehreren Exemplaren erhielt, eine damit übereinstimmende Form findet sich in den Umgebungen von Montbelliard (Doubs) in den dortigen Kimmeridgeschichten, ferner in den obersten jurassischen Ablagerungen mit Exogyra virgula der Ulmer Gegend.

89. **Trigonia muricata**, Goldf. 1837, tab. 137, fig. 1. d'Orb. 1850, Prodr. 15. 120.

90. **Trigonia suprajurensis**, Agass. 1841, Trig. tab. 5, fig. 1—6, pag. 42.

91. **Lucina substriata**, Röm. 1836, Ool. tab. 7, fig. 18, pag. 118.

92. **? Lucina Elegantiae**, Thurm. 1832. Essai sur les soulèvemens jur. pag. 13. Nach Röm. (Br. Jahrb. 1839, pag. 66) wäre diese Species mit der vorigen identisch.

93. **Cardium Lotharingicum**, Buv. 1852, Meuse, tab. 13, fig. 34—36, pag. 16. Card. striatulum Morr. 1854, Cat. pag. 193 (pars). Card. Euphene? d'Orb. 1850, Prodr. 15. 138. d'Orbigny's Bestimmung ist zu unsicher, um hier Anwendung finden zu können.

94. **Area texta**, (Cucullaea) Röm. 1836, Ool. tab. 6, fig. 19, pag. 104.

95. **Area longirostris**, (Cucullaea) Röm. 1839, Ool. Nachtr. tab. 19, fig. 2, pag. 37.

96. **Pinna granulata**, Sow. 1822, tab. 347. Pinna ampla? Goldf. tab. 129, fig. 1. (non Sow.)

97. **Pinna ornata**, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 147.
98. **Mytilus jurensis**, Merian, Röm. 1836, Ool. tab. 4, fig. 10, pag. 89.
99. **Mytilus subaequiplicatus**, Goldf. 1837, tab. 131, fig. 7.
100. **Mytilus subpectinatus**, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 149. M. pectinatus Sow. tab. 282. (non Lam.)
101. **Avicula subplana**, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 159.
102. **Avicula mediolaris**, Münst. Röm. 1836, Ool. tab. 5, fig. 1, pag. 87. Avicula Gessneri, Thurm. Gressly Obs. pag. 136. Av. opis, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 161.
103. **Gervillia Kimmeridgiensis**, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 161.
104. **Gervillia tetragona**, Röm. 1836, tab. 4, fig. 11, pag. 85. Ist vielleicht mit der vorigen Species identisch.
105. **Perna Bouchardi** n. sp. Perna mytiloides, Morris 1854, cat. pag. 179 (pars). Ich führe unter der Bezeichnung Perna Bouchardi die im Kimmeridgethon von Boulogne, insbesondere in den obern Lagen, nicht selten vorkommende, noch unbenannte Muschel an. Die Exemplare, welche ich dorther von M. Bouchard erhielt, sind z. Thl. Steinkerne. Die nur an einigen Stellen erhaltene, wenig gewölbte Schale ist verhältnissmässig dünn, die Schlosslinie lässt die Abdrücke der Zähne sehen, doch zeigen die Anwachsstreifen, dass der Schlossrand bei vollständigen Exemplaren nur kurz war. Ich habe die Species hier aufgenommen, da sie für die Kimmeridgethone von Boulogne bezeichnend ist und sich von Lamark's Perna mytiloides wohl unterscheiden lässt.
106. **Perna Suessi** n. sp. Es ist mir keine jurassische Perna bekannt, mit welcher diese Species verwechselt werden könnte. Ich besitze mehrere Steinkerne und einige Schalenfragmente dieser eigenthümlichen Art, welche über die Einreihung derselben in das Genus Perna keinen Zweifel gestatten. Die Dicke der Schalen kann in der Schlossgegend einen Zoll erreichen, durch welchen Umstand die Steinkerne eines grossen Exemplars verhältnissmässig nur kleine Dimensionen erlangen. Dieselben sind aber dennoch stark aufgebläht, indem ihre vordere Seite eine breite Fläche bildet, während der hintere Rand in eine scharfe Kante ausläuft. Die spitzen Wirbel der Schalen bestehen aus einer compacten Masse, welche $1^1/_2$ Zoll über die Wirbel der Steinkerne hinausragen kann. Der Querdurchschnitt je einer Schale in der Wirbelgegend bildet ein Dreieck, dessen bei weitem kürzeste Seite in der Schlossfläche liegt.

    Findet sich nicht selten in den obersten Jurabildungen (Kimmeridgien-Portlandien) von Boulogne (Pas de Calais).
107. **Pinaigena Saussuri**, d'Orb. 1850, Prodr. 15. 186. (Pinna) Desh. (Trichites) Voltz, Thurm.
108. **Hinnites inaequistriatus**, Voltz, Thurm. 1832. Essai sur les soulèvemens. pag. 19.

109. Pecten suprajurensis, Buv. 1843 und 1852, Stat. Meuse, tab. 19, fig. 21—23.
110. Ostrea solitaria, Sow. 1824, tab. 468, fig. 1.
111. Ostrea deltoidea, Sow. 1816, tab. 148.
112. Exogyra (Ostrea) nana, Sow. 1822, tab. 382, fig. 2. (?Ostrea Bruntrutana Thurm.) Exogyra spiralis, Goldf. tab. 86, fig. 4.
113. Exogyra (Ostrea) virgula, (Exogyra) Sow. 1836, in Fitt. pag. 381, tab. 23, fig. 10. Geol. Trans. II. Ser. 4. Bd.
114. Terebratula subsella, Leymerie 1846, Statist. de l'Aube tab. 9, fig. 12.
115. Terebratula humeralis, Röm. 1839, Ool. Nachtr. tab. 18, fig. 14. Ter. pentagonalis? v. Mandelsloh, 1841, Jahrb. pag. 568.
116. Rhynchonella subvariabilis, Davidson Brach. III. Theil tab 15, fig. 7 und tab. 18, fig. 11, pag. 80.
117. Rhynchonella inconstans, (Terebr.) Sow. 1821, tab. 277, fig. 3, 4.
118. Lingula ovalis, Sow. 1813, tab. 19, fig. 4. Davids. Monogr. III tab. 18, fig. 14.
119. Discina latissima, (Patella) Sow. 1816, tab. 139, fig. 1, 5. Davids. Monogr. III. pag. 98.
120. Discina Humphriesiana, (Orbicula) Sow. 1826, tab. 506, fig. 2. Davids. Monogr. III, tab. 1, fig. 3, pag 19 u. pag. 98.
121. Cidaris pyrifera, Agass. Desor. Synopsis tab. 4, fig. 6.
122. Cidaris Orbignyana, Agass. Cat. pag. 10. (Rabdocid.) Desor. Syn. pag. 40, tab. 1, fig. 3 u. tab. 8, fig. 7—9.
123. Cidaris Pouchetii, Desor. 1855, Syn. pag. 7. pag. 29.
124. Hemicidaris Thurmanni, Agass. 1840, Ech. suiss. tab. 19, fig. 1—3, pag. 50.
125. Hemicidaris Boloniensis, Cotteau, Desor. Syn. pag. 53.
126. Pseudodiadema neglectum, Thurm. Desor. Syn. pag. 66.
127. Pseudodiadema Bruntrutanum, Desor. Syn. pag. 66.
128. Stomechinus semiplacenta, (Echin.) Agass. Cat. Desor. Syn. pag. 129.
129. Acrosalenia virgulina, Thurm. Desor. Syn. pag. 144.
130. Acrosalenia aspera, Agass. 1840, Ech. suiss. tab. 18, fig. 6—8, Desor. Syn. tab. 20, fig. 17, 18, pag. 145.
131. Holectypus Meriani, Desor. Monogr. Galer. pag. 67, tab. 10, fig. 1—3, Desor. Syn. pag. 170.

C) Die Fossile des **englischen Portlandkalkes** sind neben den zahlreichen Hölzern, einigen Corallen, mehreren unbestimmten Arten von Echinodermen, Crustaceen und Anneliden folgende Species:

132. Ammonites giganteus, Sow. 1816, tab. 126.
133. Ammonites bipler, Sow. 1821, tab. 293, fig. 1, 2.

134. Natica elegans, Sow. 1826 in Fitton Geol. Trans. 2. Ser. 4. Bd. pag. 261, tab. 23, fig. 3.
135. Nerita angulata. Sow. 1854, ibid. pag. 347, tab. 23, fig. 2. Steinkern.
136. Neritoma sinuosa, Morris (Nerita) Sow. 1818, tab. 217, fig. 2.
137. Buccinum angulatum, Sow. (in Fitt. (ibid.) pag. 365, tab. 23, fig. 5. (Pterocera d'Orb.)
138 Buccinum naticoides, Sow. in Fitt. ibid. fig. 4. (Natica?)
139. Cerithium concavum, (Turitella) Sow. 1827, tab. 565, fig. 5.
140. Cerithium Portlandicum, (Terebra) Sow. in Fitt. pag. 347, tab. 23, fig. 6. d'Orb. 1850, Prodr. 16. 32.
141. Fenopaea noch unbestimmt. Aus dem Portlandkalke von Swindon.
142. Astarte cuneata. Sow. 1816, tab. 137, fig. 2.
143. Astarte rugosa, (Cytherea) Sow. in Fitt. tab. 22, fig. 13.
144. Trigonia gibbosa, Sow. 1819, tab. 235 u. 236.
145. Trigonia incurva, Sow. in Fitt. tab. 22, fig. 16.
146. Lucina Portlandica, Sow. in Fitt. pag. 354, tab. 22, fig. 13.
147. Cardium dissimile, Sow. 1827, tab. 552, fig. 2.
148. ? Mytilus pallidus, (Modiola) Sow. 1812, tab. 18, fig. 5, 6.
149. Perna sp? P. mytiloides, Morris 1854, Catal. pag. 179.
150. Pecten lamellosus, Sow. 1819, tab. 239.
151. Ostrea Nellica, d'Orb. 1850, Prodr. 16. 37. O. falcata, Sow. in Fitt. tab. 23, fig. 1.
152. Ostrea expansa, Sow. 1819, tab. 238, fig. 1.

§. 102. Abgrenzung und Eintheilung der Kimmeridgeformation. Fassen wir solche Localitäten ins Auge, an welchen die Kimmeridgebildungen eine und dieselbe Facies zeigen, so werden wir uns überzeugen, dass, so mächtig auch die Etage entwickelt sein mag, dennoch ihre paläontologischen Charactere sich von den untersten bis zu den obersten Lagen verhältnissmässig nur wenig verändern. Tritt dagegen ein häufiger Wechsel in der Facies ein, so verliert die Bildung ihre Einförmigkeit und scheint dann häufig noch viel gegliederter zu sein, als dies wirklich der Fall ist. Bei dem Studium der paläontologischen Verhältnisse einer Formation dürfen wir zwar diese durch die Facies bedingten, oft sehr raschen Veränderungen nicht vernachlässigen, aber wir dürfen die für unsere Vergleiche massgebende Eintheilung nicht auf solche, oft plötzlich eingetretene Veränderungen gründen. Indem ich deshalb bei der von mir festgehaltenen Eintheilungsweise solche Localitäten zu Grund lege, an

trotz den ariſtokratiſchen Anſichten und Angewöhnungen, die ihm gewiß nicht fehlen, von dem in der Literatur ſeinen Ausdruck findenden Geiſt der Zeit ſo weit ergriffen iſt, daß er nicht bloß als Glied ſeines Standes, ſondern hie und da als freier, der literariſchen Republik angehörender Autor ſich ausſpricht, und in letzterer Eigenſchaft über Vorurtheile ſich erhebt, gegen deren Beſtehen er in ſeiner geſellſchaftlichen Stellung vielleicht durchaus nichts einzuwenden hat. Während der Fürſt Pückler und einige deutſche Diplomaten, wie Gentz, Ancillon, Varnhagen, (insgeſammt jedoch, ſo viel wir wiſſen, von bürgerlicher Geburt!) der Literatur herablaſſend die Hand boten, ſtreckten in neuern Zeiten manche, urſprünglich literariſche Männer die Hand nach den früher ſo koſtbar verſchloſſenen und vor profaner Berührung bewahrten Schätzen und Kleinoden der Politik aus, und glaubten die Beſtrebungen und Intereſſen der Literatur dadurch anfriſchen und heben zu können und zu ſollen, daß ſie ihnen eine politiſche Farbe gaben, ſie nach einem politiſchen Ziel richteten, politiſche Maßſtäbe anlegten und die ſchöne Literatur überhaupt mit Politik würzten und umgekehrt. Dieſer Tendenz lag ohne Zweifel eine wichtige Wahrheit zu Grunde; die Literatur und das politiſche Leben eines Volkes, einer Periode, bedingen und erklären ſich gegenſeitig; die Literatur iſt nicht wie eine auf gut Glück in irgend einen Boden verſetzte Pflanze, ſondern ein durch alle Einflüſſe des Bodens und Klima's bedingtes, urſprüngliches Gewächs; und umgekehrt wirft auf manches Volk ſeine Literatur einen ſtrahlenderen Glanz, eine unvergänglichere Glorie, als ſeine Großthaten, Siege und die Weisheit ſeiner Geſetze. Indeß war es nicht allein die Erkenntniß dieſer, für den Hiſtoriker höchſt fruchtbaren Wahrheit, was jenes Ineinanderfließen von Literatur und Politik veranlaßte; es war auch die Unruhe und der Drang der Zeit, der die Autoren ſpornte, die Gefühle und Sympathien des leſenden Publikums von der erregbarſten Seite her zu beſtürmen und ihren eignen Beruf gewiſſermaßen zu dem von Tribunen und Reformatoren der Geſellſchaft zu erheben und zu adeln. Die Literatur ſollte nicht mehr nur in der Stille vorbereiten und das Volk der Reife und Mündigkeit des Geiſtes entgegenführen — ſie ſollte auch ſelbſt das letzte Wort der Emanzipation ausſprechen, und ernten, was ſie hatte ſäen helfen. Verſchiedne Abſtufungen und allerdings auch verſchiedne Arten

welchen sich die Etage in möglichst gleichartiger Weise entwickelt hat, habe ich hier kurz zu zeigen, in wie weit dieses Verfahren eingehalten werden konnte und welches die Resultate waren, welche dadurch bezweckt wurden.

Abgesehen von den vielfachen localen Eigenthümlichkeiten hat sich die Kimmeridgegruppe nach zwei äusserlich wesentlich von einander verschiedenen Typen abgelagert.

Der eine derselben, welcher in England und an der Nordküste von Frankreich sich in übereinstimmender Weise geltend macht, spricht sich in den mächtigen Niederschlägen der dunklen z. Thl. sandigen Kimmeridgethone aus, welche dort in Verbindung mit den weniger mächtigen, sie überlagernden Portland-Sanden und -Kalken die Etage zusammensetzen.

Der zweite Typus ist dagegen an zahlreichen französischen Juradistricten, ferner in den obersten Jurabildungen der Schweiz und Norddeutschlands verwirklicht. Hier besteht die Formation vorwaltend aus mergeligen oder thonigen Kalken, welche mit compacten Kalken, seltener mit Oolithen wechsellagern. Mächtigere Thone kommen zwar gleichfalls an manchen Stellen vor, doch weichen dieselben gewöhnlich von dem eigentlichen Kimmeridgethon durch ihre mineralogische Zusammensetzung u. s. w. ab. Wie diese so zeichnen sich auch die übrigen kalkigen Niederschläge durch ihre helle Färbung gegenüber der dunklen Masse des englischen Kimmeridgethones aus.

Ich würde diese Verschiedenheit in der Zusammensetzung und den physikalischen Characteren nicht so sehr hervorgehoben haben, wäre dieselbe nicht die theilweise Ursache zu der verschiedenartigen Behandlung der einzelnen Bildungen gewesen. Während die französischen Geologen übereinstimmend die ganze Thonmasse von Le Havre, Boulogne und Kimmeridge unter der Bezeichnung Kimmeridgethon mit d'Orbigny's „Etage Kimmeridgien" vereinigen, so haben sie dagegen Bildungen desselben Alters, welche am südwestlichen oder südöstlichen Rande des Pariser Beckens auftreten, in eine andere Etage gestellt und sie unter der Bezeichnung Astartekalke mit dem „Corallien" vereinigt. Der Grund hievon lag wohl in der abweichenden Gesteinsbe-

Die beiden vorwaltenden Typen, nach welchen sich die paläont. u. in den Dep. Yonne, Jura u. s. w., im Cant. Bern,

Nr. 54.

Meeres- Brackwasser- Süsswasser- Bildungen.	Purbeckschichten nicht überall vertreten.	
Mächtige Kalke. Corallenschichten mit Nerineen und andern Gasteropoden nicht selten. Unter den Fossilen finden sich zahlreiche neuerdings beschriebene Arten, es kommen mehrere der tieferen Kimmeridgespecies hier nochmals vor, dagegen findet sich wenig Uebereinstimmung mit den Einschlüssen des englischen Portlandstone's.	Muthmassl. Aequival. d. Portlandbildungen, d. h. *der Zone der Trigonia gibbosa.*	
Thone, Mergel und Kalke mit Nautilus giganteus. — Ceromya obovata. Amm. mutabilis. — Thracia suprajurensis. „ longispinus. — Anatina Helvetica. Natica macrostoma. — Trigoniasuprajurensis. „ globosa — Mactromya rugosa. „ hemisphaerica. — Mactra Saussuri. Pterocera Oceani. — Cyprina cornuta. Panopaea tellina. — Pinna granulata. „ Alduini. — Mytilus jurensis. Pholadomya Protei. — Exogyra virgula. „ paucicosta. — „ nana. „ multicostata. — Terebratula subsella. „ hortulana. — Hemicidar. Thurmanni. Ceromya excentrica.	*Zone der Pterocera Oceani.*	Aequivalente der Kimmeridgegruppe.
Astarte supracorallina, Hemicidaris stramonium. Uebergänge zahlreicher Arten in die höhere Zone. Corallfacies mit Orthostoma Virdunensis, Trochus carinellaris, Helicocryptus pusillus, Cerithium limaeforme, C. septemplicatum, Emarginula Goldfussi, Trigonia hybrida, Astarte curvirostris, Pecten varians, Apiocrinus incrassatus, Gonliolina.	Astartekalke *Subzone der Astarte supracorallina.*	
Diceras arietina mit zahlreichen Echinodermen und Corallen. Nerinea Mandelslohi, N. Mosae, „ Desvoidyi, N. Visurgis. Neritopsis decussata, cancellata, Turbo subatellatus, T. princeps, Ditremaria amata, quinquecincta, Corbis decussata, Lucina Delia, Cardium corallinum, C. septiferum, Terebratula orbiculata, T. Repeliana, Rhynch. pinguis Apioer. Roissyanus. Uebergänge in die Oxfordgruppe.	*Zone der Diceras arietina* mit den darunter liegenden Kalken und Oolithen.	Noch nicht mit den englischen Bildungen identificirt.
Zone des Cidaris florigemma. Reiht sich über Profil Nr. 43, §. 81.		Oxfordgruppe.

mineral. Charactere der Kimmeridgegruppe entwickelt finden u. zwar:
in England und an der Nordküste von Frankreich.

Nr. 55.

	Purbeck-strata.	Marine- / Brackwasser- / Süsswasser- Bildungen.
Kimmeridge-(Portl.)-gruppe.	Portland-stone. *Zone der Trigonia gibbosa.*	Amm. giganteus, biplex, Neritoma sinuosa, Natica elegans, Nerita angulata, Buccinum angulatum, naticoides, Cerith. Portlandicum concavum, Astarte cuneata, rugosa, Trigonia gibbosa, incurva, Lucina Portlandica, Cardium dissimile, Mytilus pallidus, Perna sp. ind., Pecten lamellosus, Ostrea Hellica, expansa. Gegen unten Uebergänge in den paläontologisch noch nicht genauer bestimmten Portlandsand.
	Zone der Pterocera Oceani. Kimmeridgeclay.	Dunkle Masse bestehend aus Thonen, Schiefern, sandigen Kalken, Sanden u. s. w. Belemnites Sowichi. — Anatina spatulata. Nautilus giganteus. — Mactra Saussuri. Ammon. Cymodoce. — Mactromya rugosa. „ Erinus. — Astarte lineata. „ mutabilis. — Cyprina cornuta. „ Vo. — Trigonia muricata. „ rotundus. — „ Voltzi. „ longispinus. — „ suprajurensis. Aptychus 2sp. — Card. Lotharingicum. Natica macrostoma. — Arca longirostris. „ globosa. — Pinna granulata. „ hemisphaerica. — „ ornata. Pterocera Oceani. — Mytilus subpectinatus. „ Ponti. — Gervillia Kimmeridg. „ vespertilio. — Perna Sussi. „ musca. — „ Bouchardi. „ strombiformis. — Pinnigena Saussuri. Pleurotom. reticulata. — Pecten suprajurensis. Panopaea Alduini. — Ostrea deltoidea. „ tellina. — Exogyra virgula. Pholadom. paucicosta. — „ nana. „ Protei. — Terebratula subsella „ multicostata. — „ humeralis. „ bertulana. — Rhynch. inconstans. Ceromya excentrica. — Lingula ovalis. „ obovata. — Discina latissima. Thracia suprajurensis. — Rabdocid. Orbignyana. „ depressa. — Hemicid. Belemitensis.
	Upper calcareous grit.	Oberstes Glied der Oxfordgruppe. Paläontologische Verhältnisse noch wenig erforscht. Uebergänge zu der darunterliegenden Zone.
Oxfordgruppe.	Oxford-Oolith. Zone des Cidaris florigemma. Reiht sich über Profil Nr. 43, §. 81.	

schaffenheit entfernt liegender Bildungen. In der neuesten Zeit haben sich dagegen Buvignier,* Hébert und Marcou für den Synchronismus dieser Bildungen ausgesprochen, und es wird das Erste sein, womit ich in §. 103 zu beginnen habe, die Beweise hiefür zusammenzustellen.

Die Begrenzung der Kimmeridgegruppe wird in England nach den früheren Systemen auf Grund der mineralogischen Verschiedenheit ausgeführt, welche die dunklen Thone im Vergleich zu dem sie unterlagernden Upper calcareous grit zeigen. An den französischen und deutschen Localitäten suchen wir zum Zwecke der Vergleiche vorerst nach einer mit der englischen Art der Begrenzung übereinstimmenden Trennungslinie. Eine solche zu finden ist jedoch nicht überall gelungen, da wir z. B. die Parallele für die Zone der Diceras arietina in England nicht kennen. Die zwei Profile Nr. 54 und 55 sollen diese Umstände veranschaulichen, zugleich habe ich in denselben die von mir befolgte Eintheilung der Etage angedeutet.

Es ist noch nicht gelungen, die Kimmeridgegruppe in eine grössere Anzahl scharfer geognostischer Horizonte abzutheilen und dieselben auf dem ganzen hier betrachteten Terrain in übereinstimmender Weise zu verfolgen. So beträchtlich die Zahl der durch Corallriffe, Plattenkalke, Thonmassen, bituminöse Schiefer u. s. w. bedingten localen Horizonte ist, so verschwinden dieselben auf grössere Entfernungen. Auch in Beziehung auf die eigentlich paläontologischen Merkmale sind wir noch nicht so weit gekommen, dass wir die vorhandenen Uebergänge der zahlreichen Species überwunden und scharfe Zonen constituirt hätten. Es lässt sich zwar in den meisten Fällen bestimmen, ob wir es mit unteren, mittleren oder oberen Kimmeridgeschichten zu thun haben, allein gewöhnlich ist diese Unterscheidung nicht auf die organischen Reste gegründet, sondern richtet sich nach den Ni-

---

* Auch Thurmann's spätere Angaben (9ter Brief über den Jura) zeigen uns, dass er wenigstens in indirecter Weise sich zu dieser Ansicht bekannte, indem er die Astarteschichten von seiner Et. corallien abtrennte und mit der Groupe Portlandien vereinigte.

verhältnissen. Ich betrachte deshalb die ganze Etage vorerst noch als paläontologisch zusammengehörige Abtheilung, indem ich jedoch einerseits die in Frankreich an ihrer Basis unterschiedenen Astarteschichten: (als *Subzone der Astarte supracorallina)* soweit als möglich zu unterscheiden, andererseits den in England besonders hervorgehobenen Portlandstone: (als *Subzone* des *Amm. giganteus* oder der *Trigonia gibbosa)* auch mit den Bildungen auf dem Kontinente in Parallele zu bringen versuchen werde. Dagegen betrachte ich die Hauptmasse der mittleren Kimmeridgebildungen: *(Zone der Pterocera Oceani)* als geognostisch mächtigsten und verbreitetsten Horizont. Ich werde denselben soweit es mir möglich ist verfolgen, während ich die unteren als Astarteschichten, sowie andererseits die oberen als Portlandstone ausgesprochenen Niederschläge nur von einzelnen Punkten hervorzuheben vermag.

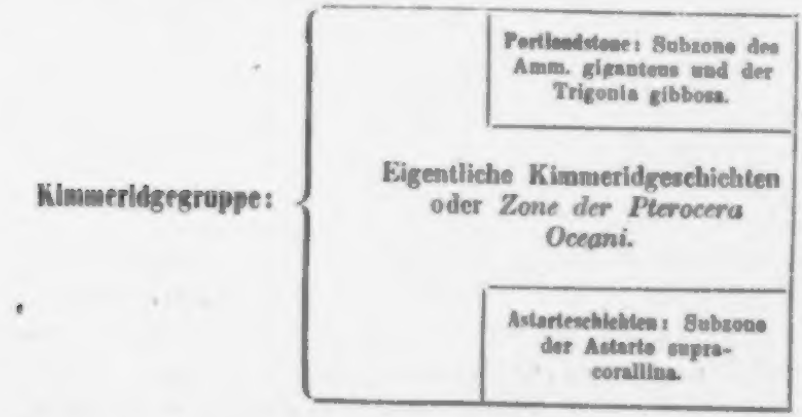

1) Die Schichten der *Astarte supracorallina.* (Subzone.)

§. 103.

Synonymik. „Calcaire à Astartes" Thirria, 1830 notice sur le terrain jurassique pag. 26 u. pag. 40. Mém. de la Soc. des sc. nat. de Strasbourg. I. Bd. Thurmann 1832, Essai sur les soulèvemens jurassiques pag. 15. ibid. Dufrénoy et Élie de Beaumont, 1848, Explication de la Carte géol. de France, II. Bd. pag. 524. E. Hébert Terr. jurass. dans le bassin de Paris. Mém. présenté à l'academie des Sciences 3. Nov. 1856. pag. 86. „Groupe

séquanien" J. Marcou, 1846—1848, Recherches géol. sur le Jura salinois pag. 102. „Groupe de Besançon" J. Marcou, 1857. Lettres sur les Roches du Jura pag. 9 und pag. 41.

Paläontologie. Ich habe zwar in §. 101 einige Arten aufgezählt, deren Vorkommen sich auf die Astartekalke zu beschränken scheint, doch ist die Zahl dieser Species noch sehr gering, während wir im Nachfolgenden sehen werden, dass die organischen Reste dieser Abtheilung mit denen der höheren Kimmeridgeschichten zum Theil übereinstimmen. Ich lege desshalb vorerst den Astarteschichten in paläontologischer Beziehung nicht den gleichen Werth bei, welchen die übrigen, seither betrachteten Zonen besitzen. Ich glaube zwar, dass wir später noch bestimmtere Charactere auffinden werden, mittelst derer sich die oft mächtigen, durch ihr tieferes Niveau von den mittleren Kimmeridgebildungen verschiedenen Ablagerungen nach ihren paläontologischen Verhältnissen als isolirte Zone deuten lassen, allein bis jetzt ist dies nicht gelungen, da auch die in §. 101 als Leitmuscheln der Astartekalke angeführten Species erst noch ergänzt und an einer grössern Anzahl von Localitäten nachgewiesen werden müssen, bevor wir eine paläontologische Vertretung dieser Niederschläge, isolirt von den übrigen Zonen, annehmen dürfen.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Ich habe hier nochmals vorauszuschicken, dass sich die Astartekalke in derjenigen Form, wie sie von den verschiedenen Geologen beschrieben wurden, nicht auf dem ganzen hier betrachteten Terrain finden, sondern dass sie z. B. in England und an der Nordküste von Frankreich durch eigentliche Kimmeridgethone vertreten werden, welche wir in §. 106 besonders behandeln. Ich habe ferner hier gleich Anfangs zu erwähnen, dass ich von der vollständigen Uebereinstimmung der Ablagerungen, welche von Thirria, Thurmann, Marcou, Dufrénoy und Élie de Beaumont, Buvignier, Hébert, d'Archiac u. A. unter der Bezeichnung „Astartekalke" von verschiedenen Localitäten beschrieben wurden, nicht überzeugt bin, und dass ich insbesondere ihre Begrenzung gegen oben für

zu schwierig halte, um hier übereinstimmende Resultate erwarten zu können. Wie ich schon erwähnte sind die paläontologischen Charaktere häufig zu spärlich, um einen directen Beweis für den Synchronismus ihrer Niederschläge daraus ziehen zu können. Dennoch musste ich die Bildung hier hervorheben, da sie doch wenigstens an der Mehrzahl der genauer untersuchten Localitäten übereinstimmende Verhältnisse gezeigt hat, indem insbesondere an solchen Punkten kein Zweifel über ihren annähernden Synchronismus besteht, an welchen Diceratenschichten die Basis der Astartekalke bilden, und an welchen letztere noch von der Zone der Pterocera Oceani überlagert werden. Die Astartekalke bilden das Verbindungsglied zwischen der Zone der Diceras arietina und den mittleren Kimmeridgeschichten, sie selbst gehören jedoch entschieden zu der „Etage Kimmeridgien", wie wir im Folgenden bei Betrachtung ihrer paläontologischen Charactere an einer Reihe von Localitäten sehen werden:

Schweizer Jura. Ueber der Zone der Diceras arietina erhebt sich in den nördlicheren Gebirgszügen des Schweizer Jura ein mächtiges Schichtensystem, welches aus den Kalken und Mergeln der Astarteschichten zusammengesetzt, an manchen Punkten durch die äussere Form der Bergabhänge sich schon von der Ferne verräth, indem die thonigeren Lagen, durch Auswaschen zum Theil entfernt, eine „Combe astartienne" bilden, welche die oberen Astartekalke von den festen Bänken des Coralrags kluftartig trennt. Am deutlichsten sah ich die Astartekalke in der Kette des Mont-Terrible oberhalb Glovelier südlich und südöstlich von St. Ursanne, sowie nördlich von Delémont bei Soyhière. An letzterem Punkte waren die z. Thl. thonigen z. Thl. oolithischen Lagen mit Fossilen ganz angefüllt, allein dennoch war die Zahl der characteristischen Arten, welche ich dorther mitbrachte, nicht beträchtlich, auch konnten verschiedene jener Vorkommnisse ihrer unvollständigen Erhaltung wegen nicht bestimmt werden. Ich sammelte in den Astartemergeln von Soyhière folgende Species:

Nerinea sp. ind.	Pinnigena Saussuri.
Natica 3sp. ind.	Ostrea sequana.
Chemnitzia sp. ind.	Exogyra nana.
Trigonia sp. ind.	Terebratula humeralis.
Pholadomya sp. ind.	Thecidium Virdunense.
Lucina Elegandiae.	Rhynchonella cf. pinguis.
Mytilus subpectinatus.	Hemicidaris stramonium.
Mytilus sp. ind.	Apiocrinus incrassatus.

Goniolina hexagona, Echinobrissus major, Astarte supracorallina (? Nerinea Gosae) finden sich gleichfalls in den Astartekalken jener Gegend. So sah ich insbesondere ein zwar nicht ganz vollständiges, aber grosses Exemplar von *Goniolina hexagona* in der Sammlung des H. Dr. Greppin zu Delémont. J. Thurmann * bezeichnet ferner noch weitere Species als solche, welche im Schweizer Jura sich von den Astartekalken in die höheren Lagen der Kimmeridgebildungen hinauf erstrecken, wie: *Ostrea solitaria, Homomya hortulana, Ceromya excentrica, Terebratula humeralis.* Zugleich sollen an manchen Localitäten Corallriffe in den Astartekalken auftreten, über welche aber noch zu wenig bestimmt ist, um sie hier in Betracht ziehen zu können. So dürftig überhaupt die paläontologischen Bestimmungen der eine beträchtliche Mächtigkeit erreichenden Astartebildungen des Schweizer Jura sind, so zeigt es sich hier dennoch schon, dass mehrere der bezeichnenderen Species durch Leitmuscheln der Kimmeridgegruppe repräsentirt werden. Da wir noch von mehreren Districten zum Theil bestimmtere paläontologische Untersuchungen besitzen, so gehe ich zu den Ablagerungen einer anderen Gegend über.

Juradepartement. Die Astartekalke des Juradepartements (Séquanien M.) wurden von J. Marcou ** in eine untere, 3 Meter und eine obere, 28 Meter mächtige Abtheilung getrennt.

---

* J. Thurmann, 1852. Neuvième lettre sur le Jura. Bronn Jahrbuch 1854, pag. 354.

** J. Marcou, 1846—1848. Recherches géologiques sur le Jura salinois. pag. 102. Mém. Soc. géol. de Fr. 2te Ser. III. Bd. I. Thl.

Die unteren sandigen Mergel, welche über dem Oolite corallienne (d. h. Zone der Diceras arietina) folgen, nennt J. Marcou „Marnes séquaniennes“, die oberen compacteren Kalke dagegen „Calcaires séquaniens“. Ich hebe hier wiederum kurz die bezeichnenderen paläontologischen Momente hervor, welche J. Marcou für seine Etage angegeben hat, und welche um so wichtiger sind, als es die erste vollständigere paläontologische Zusammenstellung war, welche für die von Thirria eingeführte Ablagerung gegeben wurde. Unter den von J. Marcou* aus den Astartekalken des Juradepartements aufgezählten Species gehören folgende Arten der Kimmeridgegruppe an (d. h. sie wurden an anderen Localitäten in Schichten gefunden, in welchen Pterocera Oceani, Exogyra virgula u. s. w. zugleich vorkommen):

Chemnitzia abbreviata. (Melania Röm.)
Natica turbiniformis Röm.
„ macrostoma Röm.
Rostellaria Wagneri Thurm. (nodifera Koch.)
Ostrea solitaria Sow.
„ Bruntrutana Thurm. (nana Sow.)
Mytilus jurensis Merian.
„ subpectinatus d'Orb. (pectinatus Sow.)
„ subaequiplicatus Goldf.
Pinnigena Saussuri. (Trichites Thurm.)
Lucina Elsgaudiae Thurm.
Ceromya inflata Agass. (obovata Röm.)
Trigonia suprajurensis Agass.

Dasselbe gilt wahrscheinlich auch für die Brachiopoden der dortigen Astartekalke, ferner wurden *Cidaris baculifera* und *Hemicidaris diadema* (welche nach den Bestimmungen von Agassiz in der Schweiz gleichfalls in den obersten Jurabildungen vorkommen), in den Astartekalken des Juradepartements gefunden, so dass ungefähr die Hälfte der von J. Marcou genannten Arten durch solche Species repräsentirt werden, welche, wie wir

* J. Marcou, vorige Anmerkung pag. 110.

später sehen werden, an andern Localitäten auch in höhere, d. h. in anerkannte Kimmeridgebildungen hinaufgehen. Dagegen haben wir

Astarte supracorallina d'Orb. (A. minima Thurm.)
Pecten varians Röm.
Ostrea sequana Thurm.
Apiocrinus incrassatus (A. Meriani Des.)
Lithodendron Rauracum Thurm.

als solche Arten zu betrachten, welche im Juradepartement eigens nur in den Astartekalken, nicht aber höher oder tiefer gefunden wurden.

Der wichtige Schluss, den uns die Bestimmungen von J. Marcou gestatten, ist derjenige, dass die Astartekalke des Juradepartements zwar eine mächtige, mineralogisch eigenthümlich entwickelte Ablagerung bilden, dass aber ihre organischen Einschlüsse wegen ihrer vielfachen Uebergänge gegen die überlagernde Zone und bei der geringen Zahl ausschliesslich leitender Species, vorerst noch nicht als gesonderte Fauna aufgenommen werden können, und dass ferner die Astartekalke nach ihren wesentlichsten Species zu schliessen ein Aequivalent eines Theiles des englischen Kimmeridgethones bilden.

Da ich einen grossen Werth darauf lege, dass J. Marcou in seiner neuesten Schrift * den Synchronismus zwischen den Astartekalken des Juradepartements und dem englischen Kimmeridgethon nicht allein für möglich hält, sondern denselben ausdrücklich sogar als sehr wahrscheinlich betrachtet, so habe ich mich schon in §. 102 auf diese Ansicht bezogen.

Haute-Saône. Es ist von historischem Interesse, das Auftreten der Astartekalke im Dep. der Haute-Saône zu berühren, denn von hier wurden dieselben zuerst beschrieben, indem sie Thirria in seinen Arbeiten von 1830, 1832 und 1833 **

---

* J. Marcou, 1857. Lettres sur les Rochers du Jura dans les deux Hémisphères pag. 108 u. pag. 135.

** E. Thirria, 1830. notice sur le terrain jurass. du Dép. de la Haute-Saône pag. 26. E. Thirria, 1832, Carte géol. du Dép. de la Haute-Saône.

dieſer Durchdringung und Miſchung der Literatur und der Politik werden repräſentirt durch Schiller, durch Jean Paul und durch Börne. Bei Schiller bildet das Ethiſch-Politiſche anerkanntermaßen ein Hauptelement ſeines poetiſchen Charakters; ſeinem ebenſo ſehr philoſophiſch ſtrebenden als künſtleriſch bildenden Geiſt galt der Inhalt und die Tendenz ſeiner Poeſie wenigſtens ebenſoviel als die Form, und dies iſt es, was ihn hauptſächlich von Goethe unterſcheidet, und was ihm von der einen Seite ebenſoſehr zum Verdienſt angerechnet, als von der andern zum Vorwurf gemacht wird, während umgekehrt von Letztern Goethe gegen ihn gehoben, und von Jenen zurückgeſtellt wird. Die neuen Ideen der franzöſiſchen Revolution, gegen deren Ausſchweifungen und Greuel ſich Schiller z. B. im Lied von der Glocke aufs ſtärkſte und entſchiedenſte ausſprach — ſie waren es, die, ſey es, daß er ſie von außen in ſich aufnahm oder daß er ſie gleichzeitig aus ſich ſelbſt erzeugte, in Schiller ein poetiſches Organ, einen begeiſterten und reinen Prieſter fanden, und die er am ausführlichſten und klarſten in Don Carlos und in Wilhelm Tell darſtellte. Auch die Räuber und Cabale und Liebe ſind in gewiſſem Sinn Auflehnungen eines edeln Unabhängigkeits- und Rechtsſinnes gegen die Immoralität und Heuchelei mancher politiſchen Verhältniſſe und Bedrückungen, die jetzt nicht leicht mehr in unſerm Vaterland zu finden ſeyn möchten — und in der Jungfrau von Orleans wurde ebenſo ſehr dem damals unter franzöſiſcher Knechtſchaft ſeufzenden, von fremden Kriegern überſchwemmten Deutſchland ein Spiegel vorgehalten, als die begeiſterte Tapferkeit des franzöſiſchen Heldenmädchens verherrlicht. Dagegen war Goethe ausſchließlich Künſtler und daher von den vorzugsweiſe künſtleriſchen, kontemplativen, minder praktiſchen Geiſtern gegenüber von Schillern geprieſen, welcher ſeine eifrigſten Bewundrer unter der ſtrebenden, thatluſtigen Jugend fand und findet, während die Freunde der Goethe'ſchen Muſe mehr den reiferen Lebensaltern angehören, die da keine wirklichen Illuſionen mehr haben, über die Trunkenheit des Jugendenthuſiasmus und der „Ideale“ hinaus ſind und die ſich nun gerne mit Goethe in eine bewußte, darum aber nicht minder genußreiche, Illuſion verſetzen. Den größern Reichthum der natürlichen poetiſchen Begabung iſt man in neueſter Zeit ſo ziemlich einig geworden, Goethe'n zuzugeſtehen; vergleicht man aber den

unter der Bezeichnung „Calcaires à Astartes“ als Sous-Groupe unterschied und zugleich ihre mineralogischen und paläontologischen Verhältnisse zusammenzustellen versuchte. Letzteres gelang ihm nun freilich nicht, denn die Liste der von ihm aus den Astartekalken angeführten Arten enthält nur wenig Bezeichnendes, so dass ich mich darauf beschränken muss, die von ihm unterschiedene Ablagerung als ein 19 Meter mächtiges System von compacten z. Thl. mergeligen Kalken mit abwechselnden Mergelschichten hier zu erwähnen, welche von Thirria's „Calcaire à nerinées“ (d. h. der Zone der Diceras arietina) unterlagert wird, während darüber die Zone der Pterocera Oceani (siehe §. 107) aufs Deutlichste entwickelt an einer Reihe von Localitäten auftritt.

Pariser Becken. Ich beginne mit der Betrachtung der Astartekalke im Dep. der Meuse, woselbst ich in Begleitung H. Buvignier's Gelegenheit hatte, den Durchschnitt zu sehen, welchen ihre Schichten in den Umgebungen von Verdun darbieten. Doch benütze ich die umfassenderen Untersuchungen dieses Gelehrten, um die Verhältnisse kurz zu beschreiben, unter welchen sich die Astartekalke hier entwickelt haben.

Verdun (Meuse). Leider fehlen die Diceratenschichten in den nächsten Umgebungen von Verdun, während gerade hier die Astarteschichten aufs Deutlichste abgelagert sind. Wir verlieren hiedurch an dieser Localität den scharfen Horizont, welchen die Zone der Diceras arietina immer da bildet, wo sie in ihrer characteristischen Weise als Coralrag auftritt. Doch finden sich in demselben Departement andere Punkte, an welchen die oolithischen Kalke mit Diceras arietina unter den Astarteschichten ausgesprochen sind. Buvignier* nennt die ganze Abtheilung der letzteren

„Groupe des Calcaires à Astartes“

und unterscheidet eine untere Hälfte dieser Abtheilung, welche

---

Mém. Soc. d'hist. nat. de Strassb. I. Bd. E. Thirria, 1833, Statistique de la Haute-Saône pag. 151.

* A. Buvignier, 1852. Statistique; Géologie de la Meuse pag. 339.

im Wesentlichen aus dunkelgrauen Thonen besteht, in deren Mitte sich mehrere Lagen mergeliger Kalke ausscheiden. Unweit Verdun findet man eine deutliche Corallenbank, ferner einige höchst eigenthümliche, grobkörnig oolithische Muschelbreccien, deren zahlreiche Fossile grösstentheils mit den von Römer beschriebenen Arten aus den Hoheneggelser Schichten* übereinstimmen. Buvignier hebt in der unteren Abtheilung das Vorkommen von *Exogyra virgula* von *E. Bruntrutana (nana* Sow.) und von *Ostrea deltoidea* besonders hervor, führt aber in seiner Liste pag. 337—343 noch weitere z. Thl. für die ächten Kimmeridgeschichten bezeichnende Species an. Die obere Hälfte der Gruppe wird durch ein System von Kalkbänken gebildet, unter welchen sich insbesondere die mit Abdrücken von *Astarte supracorallina* gefüllten Lagen auszeichnen. Doch wird von Buvignier noch eine beträchtliche Anzahl an verschiedenen Localitäten des Meusedepartements in diesem Niveau vorkommender Species in seiner Liste pag. 349—354 zusammengestellt, auf welche wir einen Blick zu werfen haben, um uns über die Einreihung dieser Bildung auf Grund ihrer wichtigeren paläontologischen Charactere zu orientiren. Neben vielen neuen und z. Thl. unbestimmten Arten erwähnt A. Buvignier folgende Species aus der obern Hälfte der Astartekalke des Dep. der Meuse:

Pholadomya multicostata	(Phol. acuticosta Buv.).
„ Protei.	
„ hortulana.	
Ceromya excentrica.	
„ orbicularis.	
Panopaea tellina . . .	(Panopaea Voltzi).
Lucina Elsgaudiae.	
Anatina Helvetica . . .	(Arcomya Helvetica ?).
Mactra Saussuri . . .	(Venus Saussuri).
Trigonia suprajurensis.	
Mytilus subpectinatus .	(Myt. pectinatus).

* Vergleiche §. 104.

Pinna granulata . . . (Pinna ampla).
Avicula modiolaris . . (Avicula Gessneri).
Hinnites inaequistriatus . (Spondylus inaequistr.).
Ostrea solitaria.
Exogyra virgula.
„ nana . . . . (Exogyra spiralis).
Terebratula subsella . . (Terebratula sella ?).
Natica hemisphaerica.
„ turbiniformis.
„ macrostoma.
„ dubia.
„ globosa.
Nerinea Gosae.
Rostellaria nodifera . . (Rostellaria Wagneri).
Pterocera Oceani.
„ Ponti.
„ musca.
Ammonites Lallierianus.

Ausser diesen Arten enthält die Buvignier'sche Liste noch eine Anzahl für die Astartekalke des Dep. der Meuse eigenthümlicher Arten, ferner mehrere solche Species, deren Vorkommen in dem angegebenen Niveau mehr als unwahrscheinlich ist, wie z. B. das von *Rhynchonella lacunosa*, *Amm. Humphriesianus*. Dagegen dürfen wir uns auf die Bestimmungen der soeben angeführten 29 Species wohl grösstentheils verlassen, da sich z. Thl. sehr characteristische Formen darunter finden, wie denn auch mehrere dieser Arten von Buvignier unter richtiger Benennung abgebildet wurden.

Betrachten wir obige 29 Species in Beziehung auf ihre geognostische Verbreitung, so finden wir, dass es die wichtigsten Leitmuscheln der Kimmeridgegruppe sind, indem die Mehrzahl derselben an den typischen Localitäten von Le Havre und Boulogne im eigentlichen Kimmeridgeclay, oder an andern Localitäten in solchen Schichten vorkommen, welche allgemein als Kimmeridgebildungen gedeutet werden. Da mehrere dieser Species schon in den unteren Lagen der Astartekalke des Meuse-

Departements gefunden wurden und da überhaupt die ganze Abtheilung der „Groupe des calcaires à Astartes“ als zusammengehöriges Formationsglied betrachtet wird, so folgt hieraus ferner der weitere Schluss, dass nach den paläontologischen Bestimmungen von A. Buvignier die Astartekalke des Meusedepartements eine mit den Kimmeridgeschichten anderer Gegenden, in Beziehung auf eine Reihe der wichtigsten Leitmuscheln, übereinstimmende Ablagerung bilden.

E. Hébert gibt uns in seiner neuesten Schrift* weitere Beiträge über die paläontologischen und mineralogischen Verhältnisse, welche die Astartekalke in den Umgebungen von Saint-Mihiel und Commercy (Meuse) zeigen. An den Einschnitten der von Commercy nach Bar-le-Duc führenden Eisenbahn kamen in der Nähe von Commercy Oolithe mit Diceras arietina zu Tag, deren Ueberlagerung durch die mergeligen Astartekalke hier deutlich zu sehen war. Ein Einschnitt zu Cousances-aux-Bois entblösste die Astartekalke, deren mergelige Kalkbänke aber gegen oben in die mit *Exogyra virgula* gefüllten Thonlagen übergehen. In dieser Grenzregion sollen nach E. Hébert einige Oolithbänke auftreten, in welchen derselbe folgende Arten auffand: *Pinnigena Saussuri, Pholadomya Protei, Thracia suprajurensis, Ceromya excentrica, Nautilus giganteus.* Dagegen wurden bei Loxéville noch jüngere Schichten, d. h. eigentliche Kimmeridgethone in einer Mächtigkeit von 12 Metern aufgeschlossen, welche gegen oben mit mergeligen Kalken wechsellagern, dann aber noch von weiteren 8 Metern compacter Kalke bedeckt werden, in welchen E. Hébert folgende 3 Species auffand: *Pholadomya(acuti-)-multicostata, Ammonites rotundus* und *Pinna granulata.* Mit diesen Lagen schliesst E. Hébert die dortigen Kimmeridgeschichten gegen oben ab.

In Beziehung auf die zu Cousances-aux-Bois vorkommenden Astartekalke bemerkt E. Hébert ausdrücklich, dass *Ostrea deltoi-*

---

* E. Hébert, 1856. Terr. jurassiques dans le bassin de Paris pag. 59–62. Mém. prés. à l'acad. des sciences.

dea hier sehr zahlreich gefunden werde. Ausserdem bezeichnet er noch weitere in den dortigen Astartekalken vorkommende Arten, indem er die Uebereinstimmung derselben mit den die Kimmeridgethone von Loxéville characterisirenden Species nachzuweisen sucht, wobei er sich pag. 61 in folgender Weise ausdrückt: „Die den Astartekalken von Cousances-aux-Bois und dem System der Virgulaschichten gemeinschaftlichen Fossile sind sehr zahlreich und gehören den häufigsten Arten an.“

Ich führe hier die Species einzeln an, welche von E. Hébert sowohl in den Astartekalken von Cousances-aux-Bois, als auch in den Kimmeridgethonen von Loxéville gesammelt wurden:

Natica macrostoma.
Rostellaria vespertilio.
Panopaea Voltzi (tellina).
Pholadomya Protei.
„ hortulana.
Ceromya excentrica.
Cardium Lotharingicum.
„ Verioti Buv.
Mactromya (Lavign.) rugosa.
Thracia suprajurensis.
Pinna granulata.
Gervillia Kimmeridgiensis.
Pecten Dionisius.
Ostrea solitaria.
„ virgula.
Terebratula subsella.
Rhynchonella inconstans.

Endlich bezeichnet E. Hébert noch 7 weitere Arten, welche im Dep. der Meuse nur in den Astartekalken hier aber niemals in einem anderen Niveau gefunden wurden. In andern Ländern kennt man jedoch diese 7 Species aus den eigentlichen Kimmeridgethonen, oder den damit identischen Bildungen, so dass der Schluss, welcher sich aus den gesammten Hébert'schen Beobachtungen ziehen lässt, in Uebereinstimmung mit dessen eigenen Ansichten wiederum der sein würde: dass die Astartekalke von Cousances-aux-Bois in anderen Gegenden durch Kimmeridgebildungen vertreten werden, indem der Synchronismus zwischen einem Theile des Kimmeridgethones von Le Havre und Boulogne und den Astartekalken von Cousances-aux-Bois aus der Identität der in beiden Bildungen vorkommenden Leitmuscheln hervorgeht. Es bilden demnach die Astartekalke von

Cousances-aux-Bois ein Glied der im Departement der Meuse auftretenden Kimmeridgegruppe.

Departements der Aube und der Yonne vergleiche §. 107.

Departement der Orne. Nachdem ich in §. 98 das Auftreten der Diceratenschichten zu Bellême und Mortagne kurz beschrieben habe, gehe ich hier wiederum zu den dieselben unmittelbar überlagernden Astartekalken über. Es sind theils thonige, theils kalkige Bänke von geringer Mächtigkeit, welche die Abtheilung hier zusammensetzen und eine ziemliche Verbreitung zu besitzen scheinen. Auf einer Excursion, welche ich in Gesellschaft meines Freundes L. Sämann* in die Dep. der Sarthe und der Orne machte, fanden wir unweit Mortagne die zahlreichen Abdrücke von *Astarte supracorallina* in einem hellen mergeligen Kalke ganz in der Nähe jener Stadt. Ich sammelte hier und zu Bellême sonst wohl noch mehrere Species wie z. B. *Natica turbiniformis*, *Rostellaria ornata*, *Mytilus jurensis*, *Mytilus subpectinatus*, *Exogyra nana*, *Ostrea solitaria*, allein die Zeit war mir zu kurz zugemessen, um jene Lagen im Detail untersuchen zu können. Um so mehr wurde ich durch die Publication E. Hébert's* erfreut, aus welcher ich ersehe, dass derselbe auch im Jahre 1854 und nur wenige Monate früher die Umgebungen von Bellême besuchte und hier mit meinen eigenen Beobachtungen übereinstimmende, aber detaillirtere und zahlreichere Resultate erhielt. E. Hébert zeichnet ein Profil der unmittelbar über den Diceratenschichten folgenden, ungefähr 12 Fuss mächtigen, kalkigen und thonigen Lagen der Astarteschichten aus den Umgebungen von Bellême und zählt sodann folgende in den dortigen Astartekalken von ihm gesammelte Arten auf:

Nautilus giganteus.	Pholadomya Protei.
Nerinea Gosae.	Ceromya excentrica.
Natica turbiniformis.	Cardita cornuta.
Rostellaria Gaulardea.	Trigonia muricata.
Panopaea Voltzi.	Mytilus jurensis.

* Vorige Anmerkung pag. 68—69.

Mytilus subaequiplicatus.
» subpectinatus.
Pinnigena Saussuri.
Ostrea deltoidea.
Ostrea solitaria.
Rhynchonella inconstans.
Terebratula subsella.

E. Hébert weist auf die Uebereinstimmung dieser Arten mit denen der Astartekalke des Meusedepartements hin und zeigt zugleich, dass sämmtliche von ihm angeführte Species, mit Ausnahme von *Nerinea Gosae* und *Mytilus jurensis* auch im Kimmeridgethon von Le Havre vorkommen, **dass also auch im Dep. der Orne die Astartekalke in paläontologischer Beziehung mit den typischen Kimmeridgebildungen übereinstimmen.** Ich habe hier nur noch beizufügen, dass *Nerinea Gosae* am Lindener Berg, *Mytilus jurensis* aber in den Umgebungen von Porrentruy in den Schichten der Pterocera Oceani vorkommen, dass also auch diese beiden Arten in anderen Gegenden in der Kimmeridgegruppe gefunden wurden und sogar als Leitmuscheln dieser Etage bekannt sind.

§. 104. **Umgebungen von Hannover und Hildesheim.** Ich habe hier noch einige Bemerkungen zu machen, über die Art, nach der sich die ebenbesprochenen Niederschläge im norddeutschen Jura vertreten finden, schicke jedoch voraus, dass ich die dortigen Bildungen nicht selbst gesehen, sondern meine Schlüsse aus den mir vom **Grafen von Mandelsloh**, dem Herrn **Obergerichtsrath Witte** in Hannover und dem Herrn **Dr. Denkmann** in Hildesheim mitgetheilten fossilen Arten gezogen habe.

Nach den von Römer* gegebenen Bestimmungen liegt an der Basis des oberen Jura, am Lindener Berg und an andern Localitäten ein dunkler Thon, welchen derselbe

„Oxfordthon" nannte. Darüber folgt das
„untere sandige Corallrag", dann der
„wahre Korallenkalk", der
„Dolomit des Korallenkalkes", endlich das
„obere Corallrag", auf welchem dann schon diejenigen Schichten ruhen, welche wir als Aequivalente der Kimmeridgegruppe nachher betrachten. Aus

* F. A. Römer, 1836 die Versteinerungen des norddeutschen Oolithengebirges u. 1839 Nachtrag.

Römers „Oxfordthon" erhielt ich von Herrn Obergerichtsrath Witte mehrere Fossile aus der Zone des Amm. athleta vom Lindener Berg bei Hannover in kleinen aber zierlich verkiesten Exemplaren, darunter *Amm. ornatus* und *A. Lamberti*. Während über die Vertretung der Zone des Amm. biarmatus hier noch nichts Genaueres bestimmt wurde, so bildet dagegen das „untere sandige Coralrag" die Aequivalente des „Lower calcareous grit" * d. h. die Mittelregion der Oxfordgruppe. Die Fossile, welche ich aus dem unteren sandigen Coralrag von Heersum bei Hildesheim und aus den Umgebungen von Hannover erhielt, bestehen aus folgenden Arten:

Belemnites laevis.	Phasianella striata.
„ hastatus.	Pleurotomaria Münsteri.
Ammonites cordatus.	Mytilus cancellatus.
„ perarmatus.	Pecten subfibrosus.
„ plicatilis.	Gryphaea dilatata.
Chemnitzia Heddingtonensis.	

Der „wahre Corallenkalk" enthält zwar wiederum mehrere der obengenannten Species, allein seine organischen Reste zeigen schon jene Veränderung an, welche sich z. B. im Terrain à Chailles zwischen den mittleren und oberen Lagen kund giebt, d. h. es beginnt hier mit dem wahren Corallenkalk ein deutliches Coralliriff, welches durch seine organischen Reste sehr viele Uebereinstimmung mit den an andern Localitäten in der Zone des Cidaris florigemma entwickelten Corallenbänken zeigt. Man findet hier die Säulenglieder einer zu *Millericrinus echinatus* gehörigen Art, ganz ähnliche Wurzelstücke von *Millericrinus*, wie sie im Terrain à Chailles vorkommen, zahlreiche *Coralien*, verschiedene Arten von *Arca*, *Lima* und *Pecten*, so z. B. *Pecten octocostatus* u. s. w., so dass wir diese Bildung wenigstens als annäherndes Aequivalent der Zone des Cidaris florigemma betrachten dürfen.

Ueber den „Dolomit des Corallenkalkes" lässt sich noch nichts bestimmen, es fehlen genauere Anhaltspunkte, dagegen schliesst das „obere Coralrag" zahlreiche fossile Arten ein, von welchen zwar manche noch nicht genauer verglichen sind, von welchen aber doch einige, wie Turbo *princeps*, *Terebratula orbiculata* u. s. w. es sehr wahrscheinlich machen, dass die Zone der Dicerasarietina hier ihre Vertretung gefunden habe.

Von besonderem Interesse dürfte es nun aber sein, die über dem oberen Coralrag folgenden Niederschläge zu erwähnen, deren Fossile schon frühzeitig von Römer beschrieben wurden, und deren geognostischer Horizont sich in localer Weise ziemlich sicher bestimmen lässt. Es sind die Hoheneggelser Schichten,

* Römer äusserte diese Ansicht schon früher in seinem „Nachtrag" pag. 4.

welche zu Hoheneggelsen bei Hildesheim und am Lindener Berg bei Hannover aufgefunden wurden. Ich verdanke Herrn Dr. Denkmann eine Serie von über 100 Species, welche derselbe zu Hoheneggelsen in einer mit Muscheln und grossen Oolithkörnern gefüllten Bank gesammelt hatte. Die entsprechende Schicht tritt am Lindener Berg über dem oberen Coralrag und unter der hier deutlich ausgesprochenen Zone der Pterocera Oceani auf. Ihre organischen Reste, von welchen mir mehrere Species von Herrn Obergerichtsrath Witte freundlichst mitgetheilt wurden, stimmen mit den Hoheneggelsener Fossilen überein, sind auch hier zwar sämmtlich sehr klein, dagegen mit Schale aufs Deutlichste erhalten. Es sind die organischen Reste eines Coralrags, obschon die Corallen selbst keine beträchtliche Grösse erreicht haben. Zahlreiche Gasteropoden und Acephalen liegen hier mit einer Menge von Echinodermen und kleinen Corallen beisammen. Nach Römer hat Buvignier noch verschiedene dieser Species aus dem Dep. der Meuse beschrieben und sie z. Thl. auch mit den Römer'schen Arten identificirt, denn wie ich schon im vorhergegangenen Paragraphen erwähnte, findet sich eine ganz entsprechende Ablagerung in den Umgebungen von Verdun, welche Buvignier in die Astartekalke eingereiht hat.

Als besonders characteristische Arten der Hoheneggelser Schichten führe ich *Nerita pulla*, *Littorina concinna*, *Orthostoma Virdunensis*, *Trochus carinellaris*, *Helicocryptus pusillus*, *Cerithium limaeforme*, *C. septemplicatum*, *Emarginula Goldfussi*, *Patella minuta*, *Astarte curvirostris*, *Trigonia hybrida*, *Mytilus acutus*, *Pecten varians*, *Apiocrinus incrassatus* u. s. w. an. So sehr ein genaueres Eingehen auf die einzelnen Vorkommnisse von Interesse wäre, so muss ich dies hier unterlassen, da die vorhandenen Untersuchungen noch zu unvollständig sind, und da auch nur durch eine mit Abbildungen versehene Beschreibung Genügendes bezweckt werden könnte. Es liesse sich aber von weiteren Beobachtungen nicht allein eine beträchtliche Vermehrung und Vervollständigung der dortigen localen Fauna der Astarteschichten erwarten, sondern es dürfte dieselbe uns auch die Anhaltspunkte geben zur Beurtheilung der paläontologischen Be-

ziehungen, in welchen die Zone der Diceras arietina anderer Localitäten zu den darüberliegenden Astarteschichten steht.

Obschon Astarte supracorallina zu Hoheneggelsen nicht vorzukommen scheint, und obschon sich überhaupt nur wenige Uebereinstimmung zwischen den organischen Resten der Hoheneggelser Schichten mit denen der Astartekalke der meisten Localitäten zeigt, so wird die Deutung der Hoheneggelser Schichten als Zone der Astarte supracorallina doch ziemlich sicher gestellt, einerseits durch die darüberliegenden Schichten der Pterocera Oceani, andererseits aber durch die von Buvignier in den Astartekalken von Verdun aufgefundene oolithische Muschelbreccie, deren Fauna mit derjenigen sehr nahe übereinstimmt, welche wir aus den Hoheneggelser Schichten kennen gelernt haben. Die Verschiedenheit der fossilen Arten der Astartekalke, wie sie im Juradepartement und an den von mir besuchten Localitäten des Schweizer Jura gefunden werden, gegenüber den zu Hoheneggelsen vorkommenden Species rührt von der abweichenden Facies her. Wir haben die Hoheneggelser Fossile als die Fauna einer Corallfacies zu betrachten, während von den übrigen, seither behandelten Localitäten gewöhnlich nur solche Species angeführt werden konnten, welche einer gänzlich verschiedenen Facies angehören.

Ueber die Zone der Pterocera Oceani, welche am Lindener Berg die Astartekalke überlagert, habe ich §. 108 einiges Weitere hinzugefügt.

2) Die Schichten der *Pterocera Oceani*,

und die in unmittelbarer Verbindung damit stehenden Bildungen.

§. 105. Synonymik: „Oak-Tree-clay", Will. Smith, 1816, Strata identified by organized Fossils pag. 17. „Kimmeridgeclay" Conyb. and Phillips, 1822, Outlines of the Geology of England and Wales, I. Thl. pag. 177. „Marne argileuse havrienne" Alex. Brongniart, 1829, Tableau des terrains, pag. 410. „Argile de Honfleur" Deslongch. Dufrénoy, Élie de Beaumont Explic. de la Carte g. 2. Bd. pag. 159 und pag. 194. „Portlandkalk" Röm. 1836 Ool. pag. 12. „Groupe kimméridien" J. Marcou 1846—1848, Rech. géol. sur le Jura salinois pag. 116. „Sousgroupe Ptéro-

Gesammtwerth dieser beiden Koryphäen unserer Literatur, so dürfte man vielleicht das Verhältniß so festsetzen: Schiller ist der Dichter der jugendlicheren, Göthe der Dichter der älteren Gemüther, und mit diesem Urtheil ist, glauben wir, keinem der beiden großen Geister ein absoluter Vorzug vor dem andern eingeräumt; ist es nicht schön, den vom Leben und von der Wirklichkeit vielfach umhergeworfnen, geprüften, getäuschten und enttäuschten Geistern doch noch in der Poesie ein Asyl zu öffnen, und diejenigen zu fesseln, deren Herz sich schon von Vielem hat losreißen müssen? aber ist es nicht auch beneidenswerth, je die Edelsten und Kräftigsten der stets nachwachsenden Generation an dem blumengeschmückten Triumphbogen ihrer Jugend, ihrer Hoffnung und Begeisterung zu empfangen, die ersten, tief haftenden Züge auf die unentweihte Tafel ihres Herzens zu schreiben und den Erstlingen ihrer glühenden seligen Gefühle, ihrer tugendhaften Entschlüsse, ihrer uneigennützigen, für Menschenwohl und Menschenwürde schwärmenden Träume vermählt zu seyn? Zwar das reifere Alter steht an Erfahrung, an Kenntniß, an Einsicht und besonnener Nüchternheit über der Jugend; aber der natürliche Fortschritt und Uebergang der Jugend ins Alter ist nicht eben auch nothwendig und in jedem Betracht ein geistiger und sittlicher Fortschritt; und der Lorbeer des Dichters der Jugend ist ebenso unverwelklich wie der des Dichters für die reiferen Jahre; denn wenn es dereinst keine Jugend mehr geben sollte, deren Brust die flackernde Flamme der Begeisterung nährt, wird auch im Alter jener Sinn erloschen und erstorben seyn, der, aus der Jugendlichkeit des Herzens gerettet, an der milderen und gedämpfteren Glut einer goethe'schen Dichtung sich erfreut.

Als zweiten Repräsentanten der Verschmelzung von schöner Literatur und Politik nannten wir Jean Paul; als solcher bewährte er sich in mehreren seiner Schriften, die in die Periode des Kampfs gegen den ausländischen Dränger, der blutigen Befreiungskriege und die folgenden Zeiten fielen. Zwar ließen sich hier wohl auch andre lyrische Dichter nennen, wie Arndt, Th. Körner, Max von Schenkendorf, oder Fouqué; aber jene Lyriker sind zu ihren schönsten Dichtungen gerade durch die Zeitumstände begeistert, sind durch Kampf und Krieg gleichsam erst Poeten geworden, und Fouqué's politische Begeisterung hat einige störende Zuthaten; Jean

cérien (und Virgulien z. Thl.)“ Thurmann: IX. Brief aus dem Jura. Bronn's Jahrb. 1854 pag. 353. „Groupe de Porrentruy“, J. Marcou 1857. Lettres sur les Rochers du Jura pag. 9 und pag. 42.

Paläontologie. Die in §. 101, Nr. 31—131 aufgezählten Arten bilden die Leitmuscheln der hier betrachteten Formationsabtheilung.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate.

§. 106. Die Kimmeridgebildungen in England und an der Nordküste von Frankreich. Da es bis jetzt nicht gelungen ist, den Kimmeridgeclay in England und an der Nordküste von Frankreich nach seinen paläontologischen Characteren in Unterabtheilungen zu bringen und die in §. 103 unterschiedenen Astartekalke auch hier wiederum besonders abzutrennen, so fasse ich die ganze Ablagerung in diesem Paragraphen zusammen.

Ueber dem Upper calcareous grit, dessen Verhältnisse ich §. 92 anführte, folgt in England die beträchtliche Masse des Kimmeridge-clay's. William Smith nannte die dunklen Thone noch „Oak-Tree-clay“ und erst durch Conybeare und Phillips * wurde der jetzt gebräuchliche Name gewählt und zwar nach dem kleinen Dorfe Kimmeridge (zwischen Purbeck und Osmington, westlich von der Insel Portland); denn hier erreicht die Bildung nicht allein eine bedeutende Entwicklung, sondern sie ist auch auf weite Strecken an den hohen Küstenwänden blosgelegt. Die Mächtigkeit von 700 Fuss wird für den gesammten Durchschnitt des Kimmeridgeclay's zwischen Purbeck und Osmington eine nicht zu hohe Schätzung sein, da Buckland ** dieselbe für die Thone in den Umgebungen von Kimmeridge schon zu 600 Fuss angiebt, während hier nur ein Theil der Formation sichtbar ist, indem die Basis der Thonmassen noch unter dem Niveau des Meeres begraben, erst etwas mehr westlich zum Vorschein kommt. ***

---

* Conybeare and Phillips, 1822 Outlines of the Geology of England and Wales 1. Bd. pag. 179.

** Buckland and de la Beche, on the Geology of the Neighbourhood of Weymouth. April 1830. Transact. of the Geol. Soc. 2. Ser. 4 vol. pag. 19.

*** Bei Osmington und Ringstead-bay sind auch die unteren Lagen ent-

Die Mächtigkeit, welche Fitton * für die gewöhnliche Entwicklung des Kimmeridgeclay's zu 500 Fuss annimmt, wird somit von der an den Küstenbildungen in Dorsetshire noch übertroffen, dagegen sinkt dieselbe in andern Gegenden auch tiefer herab und beträgt z. B. in den Umgebungen von Oxford 70 Fuss (nach Buckland **), während die Formation an der Küste von Yorkshire wahrscheinlich noch schwächer vertreten ist.

Die schönsten und bedeutendsten Aufschlüsse bleiben demnach immerhin zwischen Purbeck und Osmington. An den Küstenwänden von Purbeck sieht man zuerst die Ueberlagerung der Formation durch die festen, den Kalken der Insel Portland entsprechenden Niederschlägen. Mehr westlich werden die Durchschnitte des Kimmeridgeclay's, welcher an den hohen Wänden als dunkle Masse entblösst ist, immer mächtiger, verschwinden aber jenseits Kimmeridge, um jedoch bei Osmington wieder zum Vorschein zu kommen. Der obere Theil des Kimmeridgethones besteht aus den blättrigen Lagen eines schieferigen, dunklen Gesteines, welches, im Trockenen aufbewahrt, nach und nach eine beträchtliche Zähigkeit bekommt. Die Schiefer werden in Zwischenräumen von helleren und ziemlich harten Bänken unterbrochen. Ungefähr etwas über der Mitte der Formation finden sich bituminöse Schiefer, *** welche beim Erhitzen leicht brennen und dabei

---

blöst. Buckland zeichnet von hier einen Durchschnitt und theilt den Thonen eine Mächtigkeit von 300 Fuss zu (vergl. die vorige Anmerkung pag. 22 und tab. 3, fig. 1). Leider liegen aber die Bänke meistens nicht horizontal, auch sind an mehreren Punkten die entsprechenden Schichten gegen einander verschoben, wodurch die Messung der ganzen Bildung erschwert wird. Da Fitton, Buckland und de la Beche den Durchschnitt bei Kimmeridge zu 600 Fuss schätzen, hier aber die unteren Lagen der Formation, welche zu Osmington entblösst sind, fehlen, so haben wir einen Theil dieser tieferen Niederschläge noch dazuzurechnen, wobei sich dann 700 Fuss sehr wohl für den gesammten Durchschnitt ergeben können.

* Fitton, on the strata below the Chalk. Juni 1827 Transact. of the geol. Soc. 2. Ser. 4 vol. pag. 320.

** Buckland und de la Beche, siehe vorletzte Anmerkung.

*** Die bituminösen Schiefer werden östlich von Kimmeridge ausgebeutet und der Schutt an der steilen Küste hinab auf den Strand geworfen, wo ihn

durch ihren Geruch den Gehalt eines flüchtigen Oeles zu erkennen geben, zu dessen Gewinnung sie auch an der dortigen Küste ausgegraben werden. Ungefähr in demselben Niveau liegt eine zur Fabrication von Cement brauchbare Bank, welche gleichfalls gewonnen wird. Die bituminösen Schiefer sollen 20—30 Fuss Mächtigkeit besitzen, doch scheidet sich in denselben noch eine besonders reiche Bank aus, welche in der dortigen Gegend sogar zum Heizen in Oefen gebrannt wird und wegen ihrer dunklen Farbe den Namen „Kimmeridge-Coal“ erhalten hat. Es ist diese Kimmeridge-Kohle jedoch nichts Anderes als ein schwarzer an brennbaren Stoffen sehr reicher Schiefer, welcher geschichtet, wie die übrigen Lagen, auch dieselben Fossile führt. Die Kimmeridge-Kohle scheint schon in früher Zeit die Aufmerksamkeit der englischen Geologen erregt zu haben, denn Conybeare und Phillips erwähnen sie ausdrücklich. * Auch Alaun soll aus den dortigen Schiefern dargestellt worden sein.

Die oberen Schiefermassen schliessen zahlreiche Versteinerungen ein, doch sind hier beinahe sämmtliche Vorkommnisse flachgedrückt. In den tieferen Lagen der Formation, woselbst die mineralogische Zusammensetzung der Schichten weniger gleichmässig ist, findet man z. Thl. sehr fette Thone mit weissen, oft in Farben spielenden Schalen von Mollusken sowie mit zahlreichen Exemplaren von *Ostrea deltoidea* erfüllt, während andererseits ziemlich mächtige, graue, sandige Thone und sandige Kalke

---

das Meer immer wieder wegnimmt. Das Unternehmen scheint um so lohnender, als hier an derselben Stelle Cement und Kimmeridge-Coal erzielt werden. Letztere ist zwar, wie schon erwähnt wurde, reicher an Bitumen als die Schiefer, doch wurde aus beiden Substanzen Oel gewonnen. Ich sah noch beträchtliche Schiefermassen in einer Oelfabrik zu Warham angehäuft, in welcher jedoch damals nicht gearbeitet wurde. Die sehr einfachen Apparate schienen nur den Zweck der Destillation zu haben. Ich konnte leider keine genauere Auskunft über den früheren Betrieb erhalten, welcher angeblich von einer Gesellschaft von Neuem in Angriff genommen werden sollte. Jedenfalls lässt sich wenigstens derselbe Erfolg, wie bei der Bereitung von Oel aus Liasschiefern erwarten, denn die dortigen Schiefer sind reich an Bitumen und lassen sich in Masse gewinnen.

* Vergl. Conybeare & Phillips 1822 Outlines pag. 178.

mit eisenoxydreichen Lagen gefunden werden, welche schon viele Aehnlichkeit mit den Bänken des Upper calcareous grit besitzen. Die Trennung beider Etagen ist hier erschwert und wir erhalten über dieselbe in keiner der englischen Schriften genügende Anhaltspunkte. Selbst Fitton giebt uns in seiner gründlichen und anerkannt ausgezeichneten Arbeit hierüber nichts Bestimmtes. Er scheint die Fossile der sandigen Schichten über dem Coralrag z. Thl. noch zum Upper calcareous grit zu rechnen, während doch die meisten derselben von Sowerby und anderen englischen Paläontologen aus der Kimmeridgegruppe beschrieben wurden.

Gerade zwischen Osmington und Ringsteadt-bay sind jedoch die Grenzschichten in einer Weise aufgeschlossen, dass wir von gründlichen Untersuchungen Resultate zu hoffen haben, welche für die Vergleichung des ganzen oberen Jura von der grössten Wichtigkeit werden dürften. Ich besuchte jene Strecke zwar mehrere Tage nacheinander, sah aber bald, dass ich bei der Mächtigkeit der dortigen Ablagerungen mich auf einzelne Beobachtungen beschränken müsse, denn die Aufnahme des ganzen Durchschnitts nach seinen paläontologischen und stratigraphischen Verhältnissen hätte einen weit längeren Aufenthalt erfordert.

Zu Shotover bei Oxford sind die Verhältnisse weit einfacher. Hier legt sich unmittelbar über die nur wenig mächtigen, hellen Bänke des Coralline Oolith die dunkle Thonmasse der Kimmeridgeformation, während das Upper Calcareous grit, angeblich durch Erosion hinweggenommen, an dieser Localität vollständig fehlt.

Noch einige weitere Localitäten, an welchen ich in England wenigstens einen Theil der Kimmeridgethone gesehen habe, übergehe ich hier; sie ziehen sich von Dorsetshire durch Wiltshire, Oxfordshire, Cambridgeshire, bilden sodann einen schmalen Streifen, welcher sich rechts von der Ouse durch Norfolk bis nach Hunstanton verfolgen lässt, während sie sich weiter östlich von Lincolnshire bis an die Meeresküste von Yorkshire erstrecken und hier in der Filey-bay in enger Verbindung mit dem sogen. „Speeton clay“ * auftreten. Nur

* J. Phillips, 1829 Geol. of the Yorkshire coast pag 121—125.

wenige für die Kimmeridgegruppe bezeichnende Species wurden hier aufgefunden, während die südlicheren Bildungen solche z. Thl. zahlreich einschliessen. Ich habe über die organischen Reste der englischen Kimmeridgeschichten hier einige kurze Bemerkungen hinzuzufügen.

Obschon eine Trennung des englischen Kimmeridgethones in einzelne Unterabtheilungen bis jetzt auf Grund der paläontologischen Einschlüsse nicht ausgeführt werden konnte, so glaube ich doch, dass sich später noch eine solche ergeben wird. Wie unter den mächtigen Ablagerungen zwischen Osmington und Purbeck eine Anzahl mineralogisch verschiedener Niederschläge angetroffen wird, so scheinen auch die organischen Reste hier eine bestimmte Reihenfolge einzuhalten. Geben wir auch zu, dass *Exogyra virgula*, *Cardium Lotharingicum* und noch einige andere Arten die Thone von unten bis oben durchsetzen, so ist damit die Möglichkeit noch nicht abgeschnitten, dass die zahlreichen übrigen Arten sich nach bestimmten Zonen gruppiren. Beim Begehen jener Küste sah ich in den oberen Schiefern eine grosse Masse flachgedrückter Ammoniten, welche aber sämmtlich der Familie der *Planulaten* angehörten; mit denselben wurden zahlreiche, z. Thl. prächtig erhaltene Fischreste, ferner *Coccoteuthis latipinnis* und 1 Species von *Acantholeuthis* gefunden, zugleich kommen hier *Discina latissima* und *Cardium Lotharingicum* häufig vor. Letztere Species geht nun zwar auch in die tieferen Lagen über, allein während hier die Bänke mit *Rhynchonella inconstans*, *Pleurotomaria reticulata*, *Pinna granulata*, *Mytilus subpectinatus*, *Cardium Lotharingicum*, zahlreichen *Serpeln* u. s. w. eine, z. Thl. selbstständige Fauna einzuschliessen scheinen, fand ich in den schon erwähnten fetten Thonen, welche in der Masse des dortigen Kimmeridge-clay's eine ziemlich tiefe Stelle einnehmen, wiederum mehrere bezeichnende Species, welche in den oberen Lagen wahrscheinlich fehlen. Es sind dies ins-

---

Vergl. auch: J. Leckenby, on the geological Position of certain Clay-Beds in Filey-Bay. Twenty-third Report of the Scarborough phil. and archaeol. Soc. 1854, pag. 49.

besondere einige characteristische Ammonitenspecies, von welchen *Amm. mutabilis* und *Amm. longispinus* schon von Sowerby beschrieben wurden, während *Amm. serratus* in einem einzigen Exemplare daselbst gefunden, das erste Beispiel für das Auftreten dieser Species im Kimmeridgethon ist. *Cardium Lotharingicum*, *Exogyra virgula*, *Ostrea deltoidea* waren hier gleichfalls nicht selten, ausserdem fand ich noch zahlreiche *Aptychen*, eine deutliche *Lingula* und mehrere z. Thl. noch unbestimmte Zweischaler. *Exogyra nana*, *Astarte lineata*, *Thracia depressa*, *Belemnites Sowichi*, welche ich mit den ebengenannten Arten von andern Localitäten mitbrachte, ergänzen die Zahl der Erfunde, zugleich hebe ich hier das Vorkommen grosser Wirbel und Knochenfragmente von Sauriern hervor, welche ich zu Shotover aus den dortigen Kimmeridgethonen erhielt.

Dem Vorkommen des *Amm. serratus* (A. alternans) in dem Kimmeridgethon von Osmington steht das des *Amm. cordatus* im Kimmeridgethon von Shotover bei Oxford zur Seite. * Ich bekam diese Species in verkiesten Exemplaren zahlreich, zwar nur aus den Händen der Arbeiter, allein E. Renevier brachte ihn gleichfalls von jener Localität mit, mit dem Bemerken, dass er von Prof. J. Phillips ausdrücklich auf das Vorkommen des *Amm. cordatus* im Kimmeridgethon von Shotover aufmerksam gemacht wurde. Wenn schon die Gesammtheit der übrigen an letzterer Localität gefundenen Fossile, sowie das Fehlen des Oxfordthones keine Zweifel über das Lager von *Amm. cordatus* im dortigen Kimmeridgethone gestatten, so haben wir hier doch keine vollständig normalen Verhältnisse, denn zwischen der Ablagerung des Oxfordooliths und dem der Kimmeridgethone von Shotover scheinen dort Waschungen oder andere Einwirkungen ihre Einflüsse geltend gemacht zu haben, durch welche wir uns die eigen-

* Fitton, on the strata below the Chalk. Geol. Transact. IV. Bd. II. Ser. erwähnt den Amm Lamberti aus dem Kimmeridgethon von Southrey (Norfolk). Ich bin gezwungen, die Richtigkeit dieser Angabe in Abrede zu ziehen. Ob Fittön den damit verwandten A. cordatus unter der Bezeichnung A. Lamberti anführen wollte, lässt sich nicht ermitteln. Im bejahenden Falle wäre dies eine Bestätigung der oben erwähnten Beobachtungen.

thümliche, unmittelbare Ueberlagerung des Oxfordoolithe durch den Kimmeridgethon und das Ausbleiben des Upper calcareous grit zu erklären haben. Immerhin aber bedarf das höchst beachtenswerthe Vorkommen von Amm. serratus und cordatus in den Kimmeridgethonen eine erklärende Widerlegung, oder wäre dasselbe im bestätigenden Falle von dem grössten Interesse für die Verbreitung solch wichtiger massgebender Formen, wie die dieser beiden Ammoniten.

Kimmeridgethone an der Nordküste von Frankreich. Sowohl französische als englische Geologen haben auf die Aehnlichkeit hingewiesen, welche die Kimmeridgethone an der Nordküste von Frankreich mit den englischen Bildungen gleichen Alters besitzen, weshalb diese Niederschläge in beiden Ländern auch allgemein als identische Ablagerungen betrachtet werden. Ich benütze neben der eigenen Anschauung, welche ich an Ort und Stelle erhielt, die wichtigeren der vorhandenen Angaben, um einen kurzen Ueberblick über die Verhältnisse zu geben, unter welchen sich die Kimmeridgethone an jener Küste bemerklich machen, indem dieselben zugleich zur bestimmteren Definition der englischen Bildungen dienen.

In den Dep. Calvados und Seine inférieure sind an verschiedenen Punkten in den Umgebungen von Honfleur und Le Havre die thonigen und kalkigen Schichten des Kimmeridge-clay's, welche über dem Upper calcareous grit und Coralline Oolith folgen, blosgelegt, doch werden sie meist schon bei geringer Höhe von der chloritischen Kreide überlagert, so dass wir von der Kimmeridgeformation bisweilen nur die Basalschichten zu Gesicht bekommen. Doch lassen sich an einigen Localitäten Durchschnitte beobachten, welche über 20, sogar über 50 Meter Mächtigkeit besitzen. So z. B. in den Umgebungen von Lisieux, von welcher Localität die 57,15 Meter mächtigen Kimmeridgeschichten nach dem ausgezeichneten Profile von M. de Caumont * in folgender Weise übereinander lagern:

---

* Vic. d'Archiac, 1857. Hist. des Progrès VI. Bd. pag. 180.

Nr. 56.

Kimmeridgethone	6,60	Meter
Gelblichweisser Sand mit Adern von Eisenoxyd .	9,90	„
Eisenhaltiger Sand	0,65	„
Feiner gelblichweisser Sand, gefüllt mit beschalten Muscheln (Lucina, Trigonia, Gervillia, Arca). Mit den Sanden wechsellagern einige Bänke kalkhaltigen muschelreichen Sandsteins . . .	32,00	„
Sand mit einer Bank eisenhaltigen, gelblichen, eisenoolithischen Sandsteins mit Muschelbruchstücken	8,00	„

Kalke von Blangy.

Der Calcaire de Blangy bildet die Basis der Thone und entspricht den obersten in Profil Nr. 47, §. 90 eingetragenen Bänken der Oxfordgruppe, während andererseits der eigentliche Portlandkalk fehlt, wie man überhaupt dessen Aequivalente aus dem Dep. Calvados nicht kennt, da chloritische Kreide entweder auf dem Kimmeridgethon, oder sogar schon auf irgend einem der Glieder der tieferen Oxfordgruppe ruht.

Was die organischen Reste betrifft, so führt schon Alex. Brongniart eine Anzahl fossiler Arten aus dem „Argile de Honfleur“ an und reiht die Bildung unter der Bezeichnung „Marne argileuse havrienne“ zwischen seinen Calcaire corallique und den Calcaire miliaire portlandien ein. * Ich will hier kurz einige der bezeichnenderen Species jener Localitäten zusammenstellen, welche ich der grössern Zahl nach der freundlichen Mittheilung des H. Präsident Bouchard verdanke. Wie zu Kimmeridge und Shotover, so finden sich auch hier wiederum zahlreiche Reste grosser Wirbelthiere, ausserdem kenne ich folgende Species aus dem Kimmeridgethon der Umgebungen von Le Havre und Honfleur:

Nautilus giganteus.	Ammonites Erinus.
Ammonites Cymodoce.	Natica hemisphaerica.

* Alex. Brongniart, 1829 tableau des terrains pag. 410.

Pterocera Oceani.
„ Ponti.
„ vespertilio.
„ musca.
„ strombiformis.
Panopaea tellina.
„ Alduini.
Pholadomya paucicosta.
„ Protei.
„ multicostata.
Ceromya excentrica.
„ obovata.
Thracia suprajurensis.
Mactra Saussuri.
Astarte lineata.
Trigonia muricata.
Trigonia suprajurensis.
Cyprina cornuta.
Cardium Lotharingicum.
Pinna granulata.
„ ornata.
Mytilus subpectinatus.
Gervillia Kimmeridgiensis.
Pinnigenna Saussuri.
Ostrea deltoidea.
„ solitaria.
Exogyra virgula.
„ nana.
Terebratula subsella.
„ humeralis.
Rhynchonella inconstans.
Corallen.

Obschon der Kimmeridgethon auch im Dep. der Seine-inférieure beinahe überall durch chloritische Kreide oder jüngere Anschwemmungen bedeckt ist, so lässt sich doch annehmen, dass seine unterirdische Verbreitung keine geringe ist, so wurde z. B. in Le Havre selbst die Formation beim Bohren eines artesischen Brunnens durchstochen. Élie de Beaumont * veranschaulichte den Durchschnitt, welcher sich dabei ergab, wornach 20½ Meter unter der Thalsole die Kimmeridgethone, 28 Meter mächtig, gefunden wurden, ruhend auf der ganzen Oxfordgruppe, welche gleichfalls durchstochen wurde.

Der zugänglichste Punkt in den Umgebungen von Le Havre, an welchem die Kimmeridgethone aufgeschlossen sind, ist das Cap la Hève. Die sandigen grauen Thone zeichnen sich durch ihren Reichthum an Fossilen aus, doch ist auch hier die Formation nicht vollständig vertreten, denn während sich die mit *Exog. virgula* und *Ostrea deltoidea* gefüllten Kimmeridgethone nur 15 Meter ** über das tiefste Meeresniveau erheben, begin-

* Dufrénoy & Élie de Beaumont, Explic. de la carte géol. de Fr. 2. Bd. pag. 200.

** Dufr. & E. d. B. ibid. fig. 29, pag. 198.

nen bei dieser Höhe die mächtigen Bänke der chloritischen Kreide, welch jüngere Formation hier ganz ähnlich wie im Dep. Calvados auftritt, wo sie sich, wie wir gesehen, über den jurassischen Niederschlägen plötzlich erhebt und das eine Mal Oxfordschichten, das andere Mal Rudimente der Kimmeridgeformation bedeckt.

Vom Cap la Hève und Le Havre an dehnen sich die Kimmeridgethone in östlicher und südöstlicher Richtung weit aus, und obschon sie nur selten zu Tage treten, so wurden sie doch in der Tiefe durch Bohrversuche an verschiedenen Punkten nachgewiesen. So zu Rouen, woselbst man, nachdem die chloritische Kreide bei einer Tiefe von 39 Meter durchbohrt war, 149,29 Meter mächtige Thone mit *Exogyra virgula* erhielt,* welche in Verbindung mit der übereinstimmenden mineralogischen Beschaffenheit der Schichten keinen Zweifel über die Deutung der Formation zuliessen. Portland- und Purbeck-beds scheinen hier wie am Cap la Hève zu fehlen, dagegen besitzt die unterirdische Kimmeridgeablagerung hier eine nicht unbeträchtliche Mächtigkeit.

Es ist nach den von Élie de Beaumont gemachten Beobachtungen sehr wahrscheinlich, dass sich die Kimmeridgethone unter der chloritischen Kreide von Le Havre aus über Rouen bis an das Pays de Bray ausdehnen, woselbst sie an mehreren Stellen aufgeschlossen sind. Élie de Beaumont** hat die Linie, welche sich von Noailles bei Beauvais (Oise) bis Bures bei Neufchâtel (Seine infér.) ziehen lässt, als Richtung bezeichnet, nach welcher eine Hebung stattfand, während nachher durch Erosion die Bildungen längs der Axe blossgelegt wurden. Das geschah in der Weise, dass in der Mitte als älteste Formation noch die Kimmeridgethone ausgewaschen sind, an welche der Portlandkalk und sogar Purbeckschichten sich als Saum anlegen, auf beiden Seiten aber bald wieder von der chloritischen Kreide bedeckt werden. Die Arbeiten von Graves*** geben die palä-

---

* Dufr. & Élie de Beaum. ibid. pag. 603.

** Ibid. pag. 598.

*** Graves, 1847. Essai sur la topographie géogn. du Dép. de l'Oise.

Paul aber ist ein um so merkwürdigerer Zeuge jener Thatsache, als man in dem Manne, welcher in überschwenglichen Phantasien, in der maßlosesten Gefühlsweichheit und Trunkenheit, in den verwirrtesten Labyrinthen des Witzes und Humors sich so gern erging, am wenigsten den begeisterten Sprecher für das Glück, die Größe und die Rechte der deutschen Nation vermuthet hätte. Es ist zu bedauern, daß gerade der hieher bezügliche Theil seiner Schriften beinahe am wenigsten bekannt ist und die Nation das warme und große Herz eines Mannes nicht kennt, von dem man gewöhnlich nur entweder den reichen, glänzenden und witzigen Geist, oder die überfließende, oft ins Kränkliche sich verirrende Sentimentalität hervorhebt. Für die deutsche Gemüthseigenthümlichkeit ist es gewiß beachtenswerth, daß der Geist, der sich mit so ätherhaften und unrealen Gebilden beschäftigte, als manche von Jean Pauls Schöpfungen sind, der sich in seinen Empfindungen und Gefühlen, in seinen Imaginationen und witzigen Kombinationen ohne Zweifel häufig verstieg, der sich durch seine unklassische Form — oder Formlosigkeit — in dem Briefwechsel von Schiller und Goethe den spöttischen Namen eines Tragelaphen erwarb: — daß dieser Geist von der Sympathie für sein Vaterland, von dem Interesse an seinem Wohl, seiner Würde so tief ergriffen wurde und mit so gewaltiger Stimme für dasselbe zeugte und stritt; es ist auch ein Beweis, wie in der deutschen Natur der transscendente Zug (denn dieser ist Jean Pauls Produktionen zuzuschreiben,) sich ganz wohl vereinbart mit dem Streben nach dem Würdigsten und Höchsten im realen Leben, wie in der philosophischen Sphäre Fichte, — dessen Ich-Philosophie dem guten Jean Paul so viel zu schaffen machte.

Als dritten Mann haben wir Börne genannt, nicht als ob wir ihn den beiden andern Männern gleichzustellen gesonnen wären, aber als bezeichnend und vertretend die neuste Epoche der Verschmelzung von Literatur und Politik, und als einen begeisterten, glücklichen Jünger Jean Pauls. Nur kehrt sich bei ihm und seinen Produktionen, verglichen mit Jean Paul, das Verhältniß in so fern um, als Börne das meiste Aufsehen gerade durch seine fast ausschließlich die Politik berührenden Schriften, geschrieben jedoch im Conversationston, erregte und dem größern Theil des deutschen Publikums dadurch erst bekannt zu werden anfing, während

ontologischen Beweise für diese Verhältnisse, während Dr. Bourjot* einige interessante Durchschnitte veranschaulicht hat.

In die Verlängerung der Erhebungslinie in der Richtung nach Dieppe fällt Meulers. Von diesem Punkte haben Élie de Beaumont** und A. Passy*** die beim Bohren eines 1033 Fuss tiefen Brunnens erhaltenen Profile in ihre Arbeiten aufgenommen. Vic. d'Archiac† hat dieselben berücksichtigt und spricht pag. 173 die Vermuthung aus, dass die bei 207 Meter Tiefe unter der chloritischen Kreide angetroffenen Bänke eines kalkhaltigen Sandes von 8 Meter Mächtigkeit die Portland-beds vertreten. Darunter folgen 120 Meter aus Thonen, Mergeln, Sanden und Kalken bestehende Bänke, welche in verschiedenen Lagen zahlreiche Exemplare von *Exogyra virgula* einschliessen und dem Kimmeridgeclay entsprechen.

Da die Kimmeridgeformation nach den seitherigen Beobachtern an einer Reihe von Punkten in übereinstimmender Beschaffenheit nachgewiesen wurde und ganz ähnlich wiederum an der Küste von Boulogne angetroffen wird, so gründet Élie de Beaumont†† auf diese Thatsachen die Vermuthung, dass die obersten Jurabildungen unmittelbar unter der chloritischen Kreide sich vom Pays de Bray aus ununterbrochen sowohl bis Boulogne als auch bis zum nordöstlichen Rande jenes Jurabeckens fortsetzen.

Vollständigere Durchschnitte, an welchen die Kimmeridge-Portland-Gruppe in beträchtlicher Mächtigkeit aufgeschlossen ist, bieten die Küstenwände nördlich und südlich von Boulogne sur Mer (Pas de Calais). Weitere Punkte finden sich auch in einiger Entfernung von der Küste. Die oberen festen Lagen werden häufig zur Gewinnung von Bausteinen ausgebrochen und sind in mehreren Steinbrüchen blossgelegt, doch lässt sich die

---

* Bourjot, notice géologique sur les environs de Forges-les-Eaux, arond. de Neufchâtel (Seine inférr.) 20. Nov. 1848. Bull. soc. géol. de Fr. pag. 44.

** Explic. de la Carte géol. pag. 600.

*** Ant. Passy, 1832. Descr. géol. du Dép. de la Seine inférr. pag. 343.

† Vic. d'Archiac, 1856. Hist. des progrès de la Géologie VI. Bd. pag. 173—174.

†† Expl. pag. 602.

Formation am besten längs der Küste beobachten. Zwar genügte eine einzige Excursion, welche ich dort ausführte, kaum, um nur einen ganz allgemeinen Ueberblick über die Verhältnisse zu gewinnen, unter welchen die Gruppe an jener Küste entwickelt ist, doch erleichtert eine solche Besichtigung nachher wenigstens das Verständniss der vorhandenen Angaben. Auch erhielt ich von H. Präsident Bouchard eine schöne Reihe der organischen Einschlüsse, welche mir das selbst Gesammelte sehr ergänzte und mir auch einigen Ueberblick über die paläontologischen Charactere jener Bildungen verschaffte. Eine genauere und eingehende Beschreibung der dortigen Verhältnisse wäre gerade in gegenwärtiger Zeit sehr wünschenswerth, fehlt aber leider noch immer, denn es ist den schon vor einer Reihe von Jahren veröffentlichten Beobachtungen später nur Weniges hinzugefügt worden. Ich gebe das Wichtigere derselben hier kurz wieder. Der Kimmeridgeclay ruht auch an dieser Strecke der Küste von Frankreich auf den Kalken und Oolithen, welche mit dem englischen Upper calcareous grit identificirt werden. Er bildet eine graue thonige Masse, mit welcher festere sandige Bänke abwechseln. Wie bei Kimmeridge so wird auch hier hydraulischer Kalk (Cement de Boulogne) aus den festen Lagen gewonnen. Ich überzeugte mich von der beträchtlichen Mächtigkeit der Thone, doch weichen die vorhandenen Messungen zu sehr von einander ab, um hier eine Mittelzahl annehmen zu können. Den brieflichen Angaben H. Bouchards zufolge beträgt dieselbe an der Küste von Boulogne 135—140 Meter. Organische Reste gehören keineswegs zu den Seltenheiten, da manche Bänke mit Muscheln ganz erfüllt sind und besonders *Exogyra virgula* reiche Lagen bildet. Gegen oben folgen wiederum Sande, welche sich zum Theil zu festen Blöcken zusammenziehen. Dieselben werden allgemein mit dem Portlandsande identificirt, während die darüberliegenden Bänke als Aequivalente des Portlandstone's betrachtet werden. Eine feste Begrenzung von Kimmeridgeclay, Portlandsand und Portlandstone wurde hier jedoch nur nach localen Massnahmen ausgeführt, dagegen wurde noch keine sichere, nach Fossilen bestimmte Trennungslinie gezogen, obschon die

organischen Reste keinen Zweifel mehr zu gestatten scheinen, dass die beträchtliche Masse der unteren sandigen Kalke und Thone zu dem englischen Kimmeridgeclay, dagegen die obersten Bänke zum Portlandstone zu zählen seien. Ich stelle hier wiederum eine Anzahl der fossilen Arten zusammen, deren Minderzahl ich an jener Küste selbst sammelte, deren Mehrzahl ich dem H. Präsident Bouchard in Boulogne verdanke. Neben den zahlreichen Wirbeln und Knochen von Sauriern, den Schuppen und Zähnen von Fischen finden sich im Kimmeridgethon von Boulogne folgende Species:

Belemnites Souichi.
Ammonites mutabilis.
" Yo.
" rotundus.
" longispinus.
Aptychus 2sp.
Natica macrostoma.
" globosa.
Pterocera Oceani.
Pleurotomaria reticulata.
Panopaea Alduini.
" tellina.
Pholadomya multicostata.
" hortulana.
Anatina spatulata.
Thracia suprajurensis.
" depressa.
Mactra Saussuri.
Mactromya rugosa.
Trigonia muricata.
Trigonia Voltzi.
Cardium Lotharingicum.
Arca longirostris.
Pinna granulata.
" ornata.
Mytilus subaequiplicatus.
" subpectinatus.
Gervillia Kimmeridgiensis.
Perna Bouchardi.
" Suessi.
Pinnigena Saussuri.
Pecten suprajurensis.
Ostrea deltoidea.
Exogyra nana.
" virgula.
Terebratula subsella.
Rhynchonella inconstans.
Rabdocidaris Orbignyana.
Hemicidaris Boloniensis.

Ueber die verticale Verbreitung dieser Arten im Kimmeridgethon von Boulogne gab mir H. Bouchard sehr werthvolle Notizen, denen zufolge: *Ammonites mutabilis, longispinus, Pinna ornata, Rynchonella inconstans* die unteren, *Pterocera Oceani, Trigonia Voltzi, Mytilus subaequiplicatus, subpectinatus, Pinna ampla* die mittleren Lagen characterisiren. Die oberen Nieder-

schläge des dortigen Kimmeridgethones enthalten schon mehrere, auch in die Portlandschichten übergehende Species, während *Exogyra virgula* in der ganzen Ablagerung verbreitet ist. Würden solche Untersuchungen über die verticale Verbreitung der einzelnen Species an einer Reihe von Localitäten, insbesondere auch an den englischen Bildungen gemacht, so dürften wir für Schichtenvergleiche die lohnendsten Resultate erwarten. Sie würden uns Anhaltspunkte für die bestimmtere Deutung derjenigen Niederschläge versprechen, welche wir in §. 103 unter der Bezeichnung „Astartekalke" kennen gelernt haben, deren Niveau im englischen Kimmeridgeclay jedoch bis jetzt noch nicht mit derjenigen Bestimmtheit ermittelt ist, um eine übereinstimmende Begrenzung der Bildungen gleichen Alters ausführen zu können.

§. 107. **Die Zone der Pterocera Oceani im Schweizer Jura, in den Dep. Jura, Haute-Saône, Meuse u. s. w.** Wir haben seither die zusammenhängende Masse des Kimmeridgethons betrachtet, welche in England und an der Nordküste von Frankreich sich über dem Upper calcareous grit erhebt und gegen oben nur noch von festeren Portlandschichten bedeckt wird. Von nun an bekommen wir es jedoch mit einer mineralogisch verschiedenartigen Entwicklung zu thun, während sich die paläontologischen Charactere an den meisten Punkten übereinstimmend bewähren. Ein System heller Kalke und thoniger Mergel tritt hier an die Stelle der dunklen Thonmassen. Die untere Hälfte dieser Kalke und Mergel haben wir schon in §. 103 als „Astartekalke" kennen gelernt. Die mittleren Parthien werden dagegen von den französischen Geologen vorzugsweise „Kimmeridgeclay" genannt. Ich unterscheide die letztern unter der Bezeichnung: Zone der Pterocera Oceani und beginne hier in derselben Reihenfolge, in der wir §. 103 die Astartekalke betrachtet haben.

Schweizer Jura. Hier tritt uns die Zone der Pterocera Oceani in paläontologischer Beziehung reich ausgestattet aufs Deutlichste entgegen. Sie ist, wie die Astartekalke, in den nördlicheren Gebirgszügen des Schweizer Jura wiederum leichter zu

verfolgen, als in den mehr südlichen Districten. Zahlreiche Localitäten in den Umgebungen von Porrentruy und St. Ursanne lassen nicht allein das Studium ihrer stratigraphischen Verhältnisse zu, sondern gestatten auch eine reiche Ausbeute an organischen Resten. Die Ablagerung folgt hier über den Astartekalken, besteht aus einem mächtigen System von Kalken und Mergeln, dessen Durchschnitt Thurmann in seiner früheren Arbeit * zu 35 Meter angab, während nach seinem im Jahre 1852 veröffentlichten neunten Briefe ** die ganze Mächtigkeit 100 Meter betragen würde, welch letztere Zahl vielleicht etwas zu gross ist. Ich beginne hier mit einer kurzen Uebersicht der paläontologischen Verhältnisse, wie ich sie mir durch eigene Anschauung erworben habe.

Die mergeligen Lagen der unteren Hälfte (Marnes à Pterocères) sind am reichsten an Versteinerungen, dagegen ist Exogyra virgula in der oberen Hälfte am häufigsten, indem sie hier einzelne Kalkbänke und Thonlagen ganz anfüllt. In den unteren Mergeln fand ich nur ein einziges Exemplar von *Exogyra virgula*, während *Pterocera Oceani* hier zu Millionen vorkommt. Ich sammelte diese Species an den östlichen Gebirgsabhängen bei Glovelier, ferner längs der Strasse, welche von Cornol über Courgenay nach Porrentruy führt. In den nächsten Umgebungen dieses Städtchens finden sich die reichen Localitäten von Fontenoy und Le Bannée. Folgende Species erhielt ich aus der Zone der Pterocera Oceani von Porrentruy und den ebengenannten Localitäten:

Nerinea pyramidalis.
" Gosae. ***
Natica haemisphaerica.
Natica macrostoma.
" globosa.
Pterocera Oceani.

---

* J. Thurmann, 1832. Essai sur les soulèvemens jurassiques du Porrentruy pag. 10—12. Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Strassb. I. Bd.

** J. Thurmann, 1852. Neuvième lettre sur le Jura, Bronn, Jahrb. 1854, pag. 353—355.

*** Die beiden erstgenannten Arten verdanke ich der freundlichen Mittheilung des H. Dr. Greppin zu Delémont, welcher sie in den kalkigen Kimmeridgeschichten zu Glovelier gesammelt hatte.

Pterocera, 3 noch unbest. sp.
Panopaea tellina.
Pholadomya paucicosta.
„ Protei.
„ hortulana.
„ multicostata.
Goniomya sinuata.
Ceromya excentrica.
„ obovata.
Thracia suprajurensis.
Mactromya rugosa.
Cyprina cornuta.
Lucina substriata.
Pinna granulata.
Mytilus jurensis.
„ subaequiplicatus.
Avicula subplana.
„ modiolaris.
Gervillia Kimmeridgiensis.
Pinnigena Saussuri.
Hinnites inaequistriatus.
Pecten suprajurensis.
Ostrea solitaria.
Exogyra nana.
„ virgula.
Terebratula subsella.
Cidaris pyrifera.
Hemicidaris Thurmanni.

Auf einige locale Horizonte, welche sich insbesondere in den Umgebungen von Glovelier deutlich beobachten lassen, machte mich Dr. Greppin aufmerksam, von welchen ich die an der Basis der Zone vorkommenden Kalke mit *Nautilus giganteus* erwähne, von welcher Species man in den Schweizer Sammlungen riesige Exemplare sieht. In demselben Niveau findet sich auch eine Lage, in welcher *Hemicidaris Thurmanni* sowie die dicken kurzen Stacheln eines Cidariten vorkommen, welchen Agassiz *Cidaris pyrifera* nannte.

Thurmann hat diese Bildungen umfassender beschrieben und sie in weitere Unterabtheilungen gebracht, doch macht seine Eintheilung den Eindruck einer erzwungenen Gruppirung und es scheint, dass der geistreiche Gelehrte in diesem Falle das Natürliche in allzu künstliche Rahmen zu bringen versuchte. Er fasste die obersten Jurabildungen einschliesslich der Astartekalke unter der Bezeichnung Groupe Portlandien zusammen und theilte dann folgendermassen ab: *

* J. Thurmann, 1852. Neuvième lettre sur le Jura, Braun; Jahrb. 1854, pag. 353.

3) Sousgroupe virgulien. 50 Meter.	Calcaires épi - virguliens Zone virgulienne: Marnes à Virgules Calcaires hypo - virguliens
2) Sousgroupe ptérocèrien. 50 Meter.	Calcaires épi - ptérocèriens Zone ptérocèrienne: Marnes à Ptérocères Calcaires hypo - ptérocèriens
1) Sousgroupe astartien. 57 Meter.	Calcaires épi - astartiens Zone astartienne: Marnes à Astartes Calcaires hypo - astartiens.

Die oben von mir angeführten Species finden sich in seinen „Marnes à Ptérocères", doch gehen viele dieser Arten auch in die „Sousgroupe virgulien" über. Während sich aus der Gesammtheit obiger Arten der bestimmte Schluss ziehen lässt, dass die Niederschläge der „Sousgroupe ptérocèrien" sich gleichzeitig mit einem Theile der Kimmeridgeschichten von Boulogne und Kimmeridge gebildet haben, so geht aus den Thurmann'schen Angaben ferner hervor, dass jedenfalls ein beträchtlicher Theil der „Sousgroupe virgulien" auch noch als Aequivalent des englisch-französischen Kimmeridgethones zu betrachten ist, denn es werden eine Reihe der wichtigsten Arten, welche sich in den Kimmeridgethonen von Boulogne finden, von Thurmann aus der „Sousgroupe virgulien" angeführt. Die „Calcaires hypo-virguliens" und die „Marnes à Virgules" fallen aus diesen Gründen mit dem eigentlichen Kimmeridgethone zusammen und es bleiben uns nur die obersten Bänke der Thurmann'schen Portlandgruppe übrig, welche mit dem englischen Portlandstone identificirt werden dürfen, vorausgesetzt dass sich die im Schweizer Jura aufgefundenen, auf den obersten Jurabildungen ruhenden Süsswasserschichten als Aequivalente der englischen Purbeck-beds bestätigen. Vergl. §. 110.

Juradepartement. Ich übergehe hier die über die Verhältnisse der obersten Jurabildungen im Depart. des Doubs von M. Boyé gemachten Angaben und wende mich zu den umfassenderen Untersuchungen, welche J. Marcou * in seinen „Re-

* J. Marcou, 1846 Recherches géol. sur le Jura salinois pag. 104.

cherches géologiques" über das benachbarte Juradepartement niedergelegt hat. Aus denselben ergiebt sich, dass sich hier die Pterocerenschichten, auf das Deutlichste entwickelt, über den Astartekalken zuerst als thonige, dann etwas höher als kalkige, 42 Meter mächtige Ablagerung ausbreiten und gegen oben wiederum von beträchtlichen Mergel- und Kalk-Niederschlägen bedeckt werden, welche J. Marcou „Groupe Portlandien" nennt, während er die darunterliegende Abtheilung unter der Bezeichnung „Groupe kimméridien" anführt. Von letzterer beschreibt J. Marcou zahlreiche fossile Arten, welche grösstentheils die Zone der Pterocera Oceani characterisiren. Ich erwähne hier unter den von J. Marcou in der Groupe kimméridien im Juradepartement aufgefundenen Fossilen diejenigen Species, welche als Leitmuscheln für die Zone der Pterocera Oceani bekannt sind und auch in andern Gegenden in diesem Niveau vorkommen. Es sind neben zahlreichen Resten von Fischen folgende:

Nautilus giganteus.	Anatina spatulata.
Pterocera Oceani.	„ helvetica.
Natica hemisphaerica.	Mactromya rugosa.
„ globosa.	Avicula modiolaris
Ostrea solitaria.	Röm. = Gessneri Thurm.
Ceromya excentrica.	Mytilus juremis.
Goniomya sinuata.	Avicula subplana
Pholadomya Protei.	d'Orb. = Perna plana Thurm.
„ hortulana.	Hinnites inaequistriatus.

J. Marcou macht ausdrücklich auf die Uebereinstimmung seiner Groupe kimméridgien mit den Pterocerenschichten von Porrentruy aufmerksam und hat in seiner neuesten Schrift * dieser Abtheilung auch die Bezeichnung „Groupe de Porrentruy" beigelegt.

Departement der Haute-Saône. E. Thirria ** unterscheidet im Dep. der Haute-Saône über den Astartekalken eine 26 Meter mächtige, kalkige und mergelige Bildung, welche

---

* J. Marcou 1857. Lettres sur les Rochers du Jura pag. 42.

** E. Thirria 1833. Statistique de la Haute Saône pag. 139.

er mit dem „Kimmeridgeclay des Anglais“ identificirt und aus der er (neben zahlreichen noch bezweifelbaren Erfunden) folgende Species erwähnt: *Nerinea suprajurensis, Pterocera Oceani, Ponti Panopaea Alduini, Ceromya excentrica, obovata (= striata), Pholadomya Protei, multicostata, Mytilus jurensis, Avicula subplana, Hinnites inaequistriatus, Exogyra virgula, nana, Ostrea solitaria.* * Es ist keine Frage, dass diese Ablagerungen ein theilweises Aequivalent des englischen Kimmeridgethones bilden. Ueber denselben folgt ein mächtiges System kalkiger Schichten, welche zwar ärmer an Versteinerungen sind, aber noch eine Anzahl von Arten einschliessen, welche z. Thl. mit den obengenannten übereinstimmen. Thirria nannte die Bildung „Calcaires portlandiens“ und ich habe in §. 110 wiederum darauf zurückzukommen. Dagegen führe ich hier zur weiteren Bestätigung für das Auftreten der Zone der Pterocera Oceani im Departement der Haute-Saône eine Reihe von organischen Resten an, welche ich der freundlichen Mittheilung J. Marcou's verdanke und welche von demselben in den Pterocerenschichten an der Strasse zwischen Gray und Chargey (Haute-Saône) gesammelt worden waren. Es sind folgende Arten:

Natica globosa.
„ macrostoma.
Pterocera Oceani.
Pholadomya paucicosta.
„ multicostata.
„ hortulana.
Ceromya obovata.
Thracia suprajurensis.
Anatina helvetica.
Cyprina cornuta.
Exogyra nana.
„ virgula.
Terebratula subsella.

Oestlicher und südlicher Rand des Pariser Beckens. Ich habe schon in §. 103 die Untersuchungen angeführt, welche E. Hébert an den Eisenbahneinschnitten zwischen Commercy und Bar-le-Duc (Meuse) über das Auftreten der Astarteschichten und der sie überlagernden mittleren und oberen Kimmeridgebildungen gemacht hat. Südlich von Commercy finden sich noch zahlreiche

* Ich war hier wiederum genöthigt, einige Thirria'sche Bezeichnungen auf Grund der von mir §. 101 gegebenen Synonymik zu verändern.

Punkte, an denen die Zone der Pterocera Oceani aufgeschlossen ist. Besonderes Interesse verdienen die Umgebungen von Mauvage (Meuse). Bläuliche Thone und mergelige Kalke, welche in die mittlere Region der Kimmeridgegruppe gehören, wurden hier in dem langen Tunnel durchstochen, von welchem Buvignier* einen Durchschnitt gab, während d'Orbigny eine Anzahl der bei den dortigen Erdarbeiten vorgekommenen organischen Reste z. Thl. schon in der Paläontologie française beschrieb und abbildete, z. Thl. im Prodrome anführte. Es kamen hier die zahlreichen Mollusken der Kimmeridgegruppe zum Vorschein, unter welchen ich in der Sammlung von A. d'Orbigny, insbesondere die Cephalopoden reich vertreten sah. Ich stelle die wichtigeren Erfunde zusammen, welche in den Kimmeridgeschichten von Mauvage (Meuse) gemacht wurden:

Ammonites mutabilis.	Cyprina cornuta.
„ Yo.	Trigonia muricata.
„ Erinus.	Pinna granulata.
„ longispinus.	Hinnites inaequistriatus.
„ Lallierianus.	Pecten suprajurensis.
Pholadomya multicostata.	Exogyra virgula.
Ceromya excentrica.	Ostrea solitaria.
Thracia suprajurensis.	Rhynchonella inconstans.
Mactromya rugosa.	

Nach Buvignier soll auch Pterocera Oceani hier vorkommen. Doch genügen die ebengenannten Arten, um uns von der Vertretung dieser Zone zu überzeugen.

Departement der Aube. Auf die Verhältnisse, unter welchen die Zone der Pterocera Oceani im Departement der Aube auftritt, wurde zuerst durch die Arbeiten von Leymerie** Licht geworfen. Sie dienten den Angaben Vic. d'Archiac's***

---

* A. Buvignier, 1852. Statistique géol. du Dep. de la Meuse pag. 359 — 364. Atlas. tab. 4, fig. 3.

** Leymerie, 1846. Statistique géol. et mineral. du Dép. de l'Aube.

Leymerie. Extrait d'un Mém. sur le terr. jurass. du Dép. de l'Aube. Bullet. Soc. géol. de France 6. Nov. 1843 pag. 29.

*** Vic. d'Archiac, 1856. Histoires des Progrès VI. Bd. pag. 186.

man ſeine literariſchen Sachen wenig beachtet. Und doch haben ſeine politiſchen Plänkeleien und die Brandraketen, die er in den Briefen aus Paris nach Deutſchland ſchleuderte, die aber nicht Deutſchland, ſondern bloß einige ehrgeizige und heißblütige junge Leute und Schriftſteller entzündeten, in ihrer überſpannten und leidenſchaftlichen Inconſequenz, in ihrer faſt ganz negativen Bitterkeit und Schonungsloſigkeit, beinahe rein nur ein literariſches oder ſtyliſtiſches Verdienſt; einige Berechtigung zu ſeinem Schimpfen über Alles und über Alle — oder doch einige Nachſicht dagegen — erkaufte er ſich nur durch die Feſtigkeit ſeines perſönlichen Charakters: aber ſeine Art zu ſchreiben, Politik in der Form der Converſation oder von Briefen, aphoriſtiſch, nach augenblicklichen Eindrücken und Stimmungen, mit Witz und Humor, mit lebhaften Farben und beſonders mit Galle zu beſprechen, hat ſeither vielfache Nachahmung in Deutſchland gefunden und es ließen ſich mehrere, beſonders junge Schriftſteller namhaft machen, welche, zum Theil nicht einmal wie Börne, ihre politiſch-literariſchen Werke an eine tüchtige Perſönlichkeit anlehnend, das Publikum wohl einige Zeit mit ihren glänzenden, dickaufgetragnen Farben überraſchen und blenden und immer mehrere auf ihre Bahn hereinziehen mochten, die aber auf die Dauer, zumal da ihrer immer mehrere wurden und das Kunſtgeheimniß ihrer Manier ſich unter eine größere Anzahl von Prophetenſöhnen verbreitete, das Zwitterhafte ihrer Strebungen nicht verhehlen können; die, von der ernſteren Politik, welche Wahrheit will, wie von der Literatur, welche Reinheit und Gediegenheit der Form verlangt, zurückgewieſen, nachdem ſie die ephemere Genugthuung erlebt, den Gaumen des Publikums gekitzelt zu haben, größtentheils zerfallen und vergeſſen werden. Deßwegen aber ſollte man doch nicht verkennen, daß ein in einander Arbeiten von Literatur und Politik, nur von einem minder ſelbſtſüchtigen und leidenſchaftloſeren Standpunkt, als Börne und andre moderne Schriftſteller einnahmen, ganz erwünſcht und heilſam wirken, in die Literatur kräftige Fermente werfen, und die Politik humaniſiren, ſie mit den reineren und höheren Beſtrebungen des Geiſtes in Einklang ſetzen kann.

Den drei genannten Schriftſtellern ſteht Goethe gegenüber, der, mit Schiller ſpäter in freundſchaftlichem Verhältniß und Verkehr ſtehend, die Verſchiedenheit ihrer Naturen doch wohl erkannte, der von Jean

und E. Hébert's zur Grundlage, auf welche ich mich hier beziehe. Leymerie unterschied über dem Coralrag eine 96 Meter mächtige Ablagerung mergeliger und compacter Kalke unter der Bezeichnung „Calcaire à Astartes," während E. Hébert * einerseits auf die Uebereinstimmung dieser Abtheilung mit den Astartekalken der Dep. Meuse und Yonne hinwies, andererseits ihren Synchronismus mit einem (dem unteren **) Theil des Kimmeridgethones von Le Havre aussprach. Ueber den Astartekalken folgt ein System von 182 Metern thoniger und kalkiger Schichten, dessen obere Lagen wir in §. 110 zu betrachten haben, während die untere 75 Meter mächtige Abtheilung eine beträchtliche Anzahl von organischen Resten einschliesst, von welchen ich hier diejenigen Arten anführe, welche von mir auch an andern Localitäten beobachtet wurde, während noch weitere in Leymerie's Schriften angegebene Vorkommnisse von mir übergangen werden mussten, da ihre Bestimmungen z. Thl. Widersprüche enthalten, deren Widerlegung bei der beabsichtigten Kürze meiner Arbeit unmöglich wird. Hiernach habe ich folgende Species als Leitmuscheln für die Zone der Pterocera Oceani im Dep. der Aube zu erwähnen:

Pholadomya multicostata.
„ donacina.
Thracia suprajurensis.
Ceromya excentrica.
„ inflata = obovata Röm.
Nucula Menkei.
Arca texta.
Pinna granulata.
Exogyra virgula.
„ nana.
Ostrea solitaria.
Terebratula subsella.
Hemicidaris Thurmanni.

Mit diesen Arten werden auch die Reste von Wirbelthieren angeführt, was desshalb von Interesse ist, weil wir für das häu-

* E. Hébert, 1857. Terrain jurassique dans le bassin de Paris Mém. présenté à l'acad. des sciences 3. Nov. 1856. pag. 62.

** Terebratula carinata Leym. (non Sow.) diente dabei als Beweisgrund. Obschon die Aufnahme ihres Vorkommens von Interesse ist, so sind die daraus gezogenen Schlüsse sehr gewagt. Ob die Species mit Terebratula humeralis Röm. identisch ist, wurde noch nicht ermittelt.

fige Auftreten von Fischen und Reptilien in der Kimmeridgegruppe an einer Reihe von Localitäten Analogien finden.

Departement der Yonne. Ich hatte zwar selbst Gelegenheit, die Kimmeridgebildungen der Umgebungen von Tonnerre (Yonne) zu besichtigen, allein der Besuch ihrer Aufschlüsse war von sehr kurzer Dauer, so dass ich meine Angaben auf wenige Bemerkungen beschränken muss. Die Zone der Pterocera Oceani besteht hier wiederum aus hellen Kalkbänken mit thonigen Zwischenlagen, in welche Exogyra virgula zu Millionen eingeschlossen ist und eine wahre Muschelbreccie bildet. Man sieht diese Niederschläge an den Hügeln in der unmittelbaren Nähe der Stadt. *Ammonites mutabilis*, *Lallierianus*, *Pholadomya multicostata*, *Exogyra virgula*, *Terebratula subsella* sind wohl die häufigsten Arten, welche hier vorkommen, doch traf ich sonst noch mehrere Leitmuscheln in der Sammlung des H. Rathier zu Tonnerre vertreten. Die Astartekalke, welche diese eigentlichen Kimmeridgebildungen unterlagern, konnte ich zwar in den Umgebungen von Tonnerre in mineralogischer Beziehung unterscheiden, allein ich fand keine bezeichnenden Fossile darin. Als oberstes Glied der Juraformation haben sich im Dep. der Yonne mächtige weisse Kalke entwickelt, welche ich §. 110 zu erwähnen habe.

Wie in den 3 ebengenannten Departements, so behält die Zone der Pterocera Oceani beinahe am ganzen Süd- und Ost-Rande des Pariser Beckens ziemlich übereinstimmende Charctere und lässt sich vom Dep. der Ardennen an durch das der Haute-Marne, Aube, Yonne, Nièvre, Chèr bis in das der Indre verfolgen. Ihre Schichten bestehen theils aus Kalken, theils aus thonigen Lagen, deren wichtigere Leitmuscheln *Pterocera Oceani*, *Ceromya excentrica*, *Pholadomya multicostata*, *Exogyra virgula*, *Terebratula subsella* an manchen Stellen sehr zahlreich vorkommen und auch schon in die Beschreibungen der französischen Geologen aufgenommen wurden. Doch gehe ich hier zu einem andern Districte über.

Dep. Lot, Charente und Charente-inférieure. Nur zur weitern Ergänzung führe ich hier kurz Einiges über das Auf-

treten unserer Zone in den 3 südlich gelegenen Departements an, indem ich auf die von Vic. d'Archiac * zusammengestellten Untersuchungen hinweise. Die obersten Jurabildungen bestehen hier wiederum aus hellen kalkigen und thonigen Niederschlägen. Sie schliessen im Dep. des Lot eine Reihe der bezeichnendsten Leitmuscheln aus der Zone der Pterocera Oceani ein und besitzen hier eine Mächtigkeit von 50—60 Metern. Weniger bekannt sind die Bildungen im Dep. der Charente **; dagegen wurden dieselben im Dep. der Charente-inférieure von verschiedenen Geologen untersucht und beschrieben. Vereinigen wir die Angaben von Dufrénoy und Élie de Beaumont, von M. Manès *** und von Vic. d'Archiac, sowie die paläontologischen Bestimmungen von d'Orbigny (im Prodrome), so erhalten wir schon ein ziemlich klares Bild über das Auftreten der Kimmeridgegruppe in dem Departement der Charente-inférieure. Die über dem 100 Meter mächtigen Coralrag folgenden Kalke und Mergel besitzen einen Durchschnitt, welcher zu 150 Meter angegeben wird. Aus den organischen Resten zu schliessen, entsprechen jedenfalls die unteren, 80 Meter mächtigen Mergel und mergeligen Kalke der Zone der Pterocera Oceani, denn der Reichthum an bezeichnenden Arten, † welche von Châtelaillon und Saint-Jean-d'Angély angegeben werden, lässt hier über die Einreihung dieser Bildung keine Zweifel. Dagegen werden die oberen 68—73 Meter mächtigen, oolithischen und compacten Kalke von Vic. d'Archiac als „Etage de Portland“ von den obengenannten Bildungen abgetrennt. Diese Art der Begrenzung

* Vic. d'Archiac 1856. Hist. des Progrès VI. Bd. pag. 452—457, J. L. Combes 1855. Fumel et ses environs.

** Vergleiche übrigens: Vic. d'Archiac vorige Anm. pag. 455 u. Dufr. u. Élie de Beaumont Explic. de la Carte géol. de France 1848. 2. Bd pag. 649.

*** M. Manès. Note sur les dépôts de Gypse des départements de la Charente et de la Charente inférieure. Bullet. Soc. géol. de Fr. 20. Mai 1850, 7. Bd. pag. 605 und M. Manès 1853. Déscript. physique, géol. et minéral. du Dép. de la Charente inférieure.

† Ich führe hier die einzelnen Species nicht an, da sie sich leicht aus den Listen in d'Orbigny's Prodrome 2. Bd. pag. 43—56 zusammenstellen lassen.

entspricht der von Vic. d'Archiac allgemein angenommenen Behandlungsweise, bei welcher aber in diesem Falle zu wenig auf paläontologische Thatsachen Rücksicht genommen werden konnte, da die Beobachtungen über die einzelnen organischen Einschlüsse noch zu spärlich sind, um aus den hier zu vergleichenden Niederschlägen eine paläontologisch bestimmbare Etage oder selbst nur Zone constituiren zu können.

§. 108. **Die Zone der Pterocera Oceani in Hannover.** Lindener Berg, Umgebungen von Hildesheim u. s. w. Nachdem wir in §. 104 die muthmasslichen Aequivalente der Astartekalke vom Lindener Berg und aus den Umgebungen von Hildesheim betrachtet haben, wenden wir uns hier zu den darüber folgenden Lagen, welche grösstentheils ziemlich bestimmt der Zone der Pterocera Oceani entsprechen, dagegen von Römer unter der Bezeichnung „Portlandkalk" angeführt * und beschrieben wurden. Die hellen oolithischen Kalke, welche in den Umgebungen von Hannover, am Lindener und Tönnies Berg in Steinbrüchen ausgebeutet werden, liefern die zahlreichen und schönen Versteinerungen, durch welche jene Localität so berühmt geworden ist, und welche uns zugleich eine Deutung der dortigen Ablagerungen gestatten. Es fanden sich hier die prachtvollsten Reste von Reptilien und Fischen aller Art, mit einer Menge wohlerhaltener Mollusken, mit Echinodermen, Corallen u. s. w. Herr Obergerichtsrath Witte theilte mir aus seiner reichen Sammlung viele der dortigen Vorkommnisse auf die freundlichste und liberalste Weise mit, von welchen ich hier einige der für unsere Vergleiche wichtigere Species erwähne. Es sind dies folgende Arten, welche die obersten Jurabildungen des Lindener und Tönnies Berges bei Hannover characterisiren:

Nautilus giganteus.	Natica hemisphaerica.
Chemnitzia abbreviata.	Neritoma ovata.
Nerinea Gosae.	Pterocera Oceani.
„ pyramidalis.	Rostellaria nodifera.

* F. A. Römer, 1836. Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges pag. 12.

Mactra Saussuri.
Trigonia muricata.
Cardium Lotharingicum.
Avicula modiolaris.
Ostrea solitaria.
Terebratula subsella.
„ humeralis.

So wenig hier ein Zweifel über die Deutung der Ablagerung als Zone der Pterocera Oceani entstehen kann, so ist dagegen der Umstand um so bemerkenswerther, dass die in der Nähe des Dorfes Linden über den Pterocerenschichten folgenden Niederschläge plötzlich einen höchst eigenthümlichen Character annehmen, indem der von Römer Nachtrag pag. 5 — 6 beschriebene Serpulit auftritt, über welchen sich dann diejenigen Ablagerungen ausbreiten, welche schon frühzeitig mit dem englischen Hastingssand und Wealdenclay parallelisirt wurden. Betrachten wir die theils marinen, theils Süsswasser-Bildungen mit Römer als Aequivalente der englischen Purbeckschichten, so bleibt immer noch die Frage, in welcher Weise der englische Portlandstone d. h. die Zone der *Trigonia gibbosa* hier vertreten ist, denn unter den fossilen Arten, welche sich in den Pterocerenschichten des Lindener Berges finden, kenne ich keine einzige mit den englischen Portlandfossilen identische Art.

Verschieden von dem soeben Betrachteten bieten sich die obersten jurassischen Niederschläge an einer Reihe anderer Localitäten dar, indem hier eigentliche Uferbildungen mit zahlreichen Schlammbewohnern angetroffen werden. Von einem dieser Punkte des norddeutschen Jura erhielt ich durch die besondere Güte des Grafen von Mandelsloh eine Anzahl von Arten, welche derselbe selbst gesammelt hatte und welche ich hier einzeln anführe. Es sind folgende Arten, welche sich in den grauen thonigen Kalken und Thonen der Arensburg bei Bückeburg (östlich von Minden) fanden:

Natica globosa.
„ macrostoma.
Pholadomya multicostata.
Ceromya obovata.
„ orbicularis.
Thracia suprajurensis.
Mactra Saussuri.
Mactromya rugosa.
Trigonia muricata.
Pecten suprajurensis.
Exogyra virgula.
Terebratula subsella.

Weit zahlreicher sind die Arten, welche Römer von noch anderen, entsprechenden Localitäten beschrieb, wie z. B. von Wendhausen und vom Kahlenberge, vom Langenberge bei Goslar und vom nördlichen Fusse des Galgenberges und Knebels bei Hildesheim u. s. w. Leider erfahren wir aber zu wenig über die paläontologischen Verhältnisse der unterlagernden Bildungen, so dass wir uns eben begnügen müssen, über das Auftreten der Zone der Pterocera Oceani mehr in vereinzelter Weise Sicherheit zu erhalten. Ich stelle unter diesem Vorbehalte eine Anzahl der an den ebengenannten Localitäten vorkommenden, für die Zone der Pterocera Oceani characteristischen Arten zusammen:

Nautilus giganteus.
Chemnitzia abbreviata.
Natica hemisphaerica.
„ macrostoma.
„ dubia.
„ globosa.
„ turbiniformis.
Nerinea Gosae.
Pterocera Oceani.
„ strombiformis.
Rostellaria nodifera.
Pholadomya multicostata.
Ceromya excentrica.
„ obovata.
„ orbicularis.
Nucula Menkei.
Thracia suprajurensis.
Mactra Saussuri.
Mactromya rugosa.
Cyprina cornuta.
Trigonia muricata.
„ suprajurensis.
Lucina substriata
Arca texta.
„ longirostris.
Mytilus jurensis.
„ subaequiplicatus.
Avicula modiolaris.
Gervillia tetragona.
Pecten suprajurensis.
Exogyra virgula.
Terebratula subsella.
„ humeralis.

Ob das Niveau, in welchem sich diese Arten beisammen fanden, den obersten jurassischen Lagen des Lindener Berges entspricht, oder ob es ein höheres ist, darüber habe ich keine Gewissheit, jedenfalls kann aber die Differenz keine grosse sein.

§. 109. Oberste Jurabildungen a) an der schwäbischen Alp, b) im fränkischen Jura, c) im Dep. des Ain. Ich beginne

hier mit den schwäbischen Bildungen und gehe wiederum zurück auf Profil Nr. 51, §. 93, in welchem ich die Schichten a — e als bestimmte Aequivalente der Oxfordgruppe gedeutet, dagegen f — h noch nicht einzureihen gewagt habe, da die Kenntniss der organischen Reste aus diesen Schichten noch sehr mangelhaft ist und uns keine Schlüsse über das Alter dieser Ablagerungen gestattet. Dagegen finden sich an den untersten Lagen d. h. in Schicht f an einigen Localitäten der schwäbischen Alp doch etwas zahlreichere Fossile, welche manches Eigenthümliche besitzen. Es kommt hier ein Ammonit vor, welcher in die Familie des *Amm. mutabilis* Sow. gehört und welcher mit mehreren Exemplaren, welche ich aus französischen Kimmeridgeschichten mitbrachte, übereinstimmt. Eine 2te Species steht dem *Amm. multispinus* Sow. ziemlich nahe. Ich erhielt ferner einige feingerippte *Planulaten*, welche von den in tieferen Schichten des schwäbischen Jura vorkommenden Species sich aufs Bestimmteste unterscheiden, desgl. einen dünnwandigen grossen Aptychus, ausserdem aber mehrere Exemplare von *Amm. flexuosus*, *Bel. unicanaliculatus*, sowie einige kleine *Crustaceen*. Die gesammte Fauna dieser Niederschläge, auf welche unsere schwäbischen Geologen ihr Augenmerk ganz besonders richten dürften, hat so viel Eigenthümliches, dass sie uns für später einen der bestimmtesten Horizonte für unseren württembergischen oberen Jura zu geben verspricht. Leider ist meine eigene Ausbeute dieser Schichten noch zu gering, um mich hierauf stützen zu können. Immerhin bleibt es aber eine Thatsache, dass hier einige Species vorkommen, welche sich schon manchen Formen aus den englischen und französischen Kimmeridgeschichten nähern. Bedenken wir andererseits, dass in England *Amm. cordatus* und *A. serratus* noch in den Kimmeridgethon hinaufgehen, so wird uns bei der kleinen Zahl weiterer Anhaltspunkte die Ansicht wenigstens nahe gerückt, ob nicht die Aequivalente der untersten Kimmeridgeschichten im schwäbischen Jura schon in diesem tieferen Niveau zu suchen wären. Vorerst halte ich es noch für unmöglich, die Frage zu beantworten, allein ich wollte sie hier berühren, um wenigstens die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Für die Vergleiche der marmorartigen Kalke und der (zuckerkörnigen) Massenkalke fehlen, wie schon erwähnt wurde, noch alle paläontologischen Anhaltspunkte. Das **Nattheimer Coralrag**, welches darüber folgt, habe ich in §. 99 mit den Diceratenschichten in Verbindung zu bringen gesucht, während ich hier eine andere Seite für die Art seiner Einreihung vorzubringen habe.

In den Umgebungen von Ulm tritt nämlich ein ganz ähnliches Coralrag auf, dessen fossile Arten mit denen von Nattheim grösstentheils übereinstimmen. In engster Verbindung mit diesem Nattheim-Ulmer Coralrag stehen dagegen die thonigen Kalke, Plattenkalke, lithographischen Schiefer und Oolithe, welche auf unserer schwäbischen Alp an zahlreichen Punkten aufgeschlossen sind. Ich beginne hier mit den, unmittelbar über den Corallenschichten liegenden und z. Thl. in dieselben übergehenden, thonigen Kalken oder **Plattenkalken**, welche aus der Ulmer Gegend schon längst unter der Bezeichnung „Portlandkalk“ * bekannt sind. Sie werden an zahlreichen Punkten in den Umgebungen von Ulm z. Thl. zur Fabrication von hydraulischem Kalk ausgebeutet, besitzen aber auch an andern Punkten unserer schwäbischen Alp eine ähnliche Beschaffenheit und wurden sogar auf dem Randen noch nachgewiesen. Bisweilen sind ihre Lagen thonreicher, dagegen zeichnen sie sich durch übereinstimmende Versteinerungen aus, durch deren Studium wir eine vollständige Parallele mit den französisch-englischen Kimmeridgeschichten zu erwarten haben. Ich erwähne hier insbesondere die Species der Ulmer Plattenkalke, von welchen mir Herr Finanzrath Eser seine ganze Ausbeute zur Verfügung stellte. Dieselbe besteht theils aus neuen Arten, theils aus den Fossilen des Nattheimer Coralrags, unter welch letzteren insbesondere die Brachiopoden und Echinodermen vertreten sind, theils aber aus einer Anzahl ächter Kimmeridgespecies. Ich will hier eine kurze Uebersicht über dieselben geben, wobei ich jedoch diejenigen Arten nicht

---

* Gr. v. Mandelsloh 1834 geognostische Profile der schwäbischen Alp. pag. 11.

erwähne, welche das Nattheimer Coralrag characterisiren. Die Mehrzahl der folgenden Arten stammt von Söflingen, einige andere rühren aus den Plattenkalken von Einsingen her, doch fassen wir sämmtliche Localitäten unter dem Ausdruck „Umgebungen von Ulm“ zusammen:

Belemnites semisulcatus Münst. *Nautilus* ähnlich d. *N. aganiticus*. *Ammonites cf. A. lingulatus, solenoides*, Quenst. Ceph. tab. 9, fig. 10. *Ammonites* eine dem *A. canaliculatus* nahestehende jedoch weit feiner gerippte Art. *Amm. cf. bispinosus* Ziet. *Amm. Ulmensis* n. sp. zeichnet sich unter den übrigen Planulaten durch die engstehenden Rippen aus, welche die Umgänge in der Jugend bedecken, welche aber später verschwinden. Bis zu 2—3 Zoll Durchmesser stehen die Rippen am engsten, indem sich je eine derselben in der Mitte der Seiten in 2 spaltet. Bei einem Durchmesser von 3—6 Zoll bleiben zwar die Rippen, welche über den Rücken her laufen, noch ebenso zahlreich, dagegen werden die seitlichen Rippen besonders gegen die Naht hin derber, zugleich lassen sie beträchtliche Zwischenräume unter sich. Erreichen die Exemplare endlich noch bedeutendere Dimensionen bis zu 1 Fuss Durchmesser und darüber, so verschwinden die feinen Rippen auf dem Rücken vollständig und es bleiben auf den Seiten nur noch die fernstehenden Wölbungen, welche an die Stelle der früheren Rippen getreten sind. Die Exemplare, welche in den Plattenkalken von Ulm gefunden wurden, zeigen keine Loben, auch sind sie flachgedrückt, so dass sich über die Form der Mundsaumes nichts angeben lässt. Dennoch wollte ich die Species hervorheben, da sie für die obengenannte Localität sehr bezeichnend ist und zu den häufigsten Vorkommnissen gehört. *Pterocera Oceani* Brongn. *Pterocera bicarinata* Münst. Goldf. 1841, tab. 170, fig. 1. *Turbo* sp. ind. *Spinigera* sp. ind. *Pleurotomaria* 2 sp. ind. *Cerithium* ähnlich dem *Cerith. disparile*, Buv. 1852 Meuse, tab. 28, fig. 5, 6. *Dentalium* sp. ind. *Panopaea* vielleicht *tellina* Agass. *Pholadomya donacina* Goldf. *Pholad. acuminata* Hartm. *Goniomya* 2 sp. ind. *Thracia* sp. ind. *Nucula* sp. ind. *Unicardium* sp. ind. *Cardium orthogonale* Buv. *Trigonia Voltzi* Agass. *Astarte supracorallina* d'Orb. *Lucina* sp. ind. *Venus Suevica* Goldf. *Arca* sp. ind. *Lima* 2 sp. ind. *Pinna granulata* Sow. *Pinna* vielleicht *ornata* d'Orb. *Mytilus* sp. ind. *Gervillia ? tetragona* Röm. *Pecten subarmatus*, Münst. 1833 Goldf. tab. 90. fig. 8. *Pecten subtextorius*, Münst. 1833 Goldf. tab. 90, fig. 11. *Pecten Esseri* n. sp. *P. cingulatus*, Goldf. pars tab. 99, fig. 3 (non Phill.) *Exogyra virgula* Sow. *Terebratula humeralis* Röm. *Lingula cf. ovalis* Sow. Dav. tab. 18, fig. 14. (Crustaceen, Corallen, Pflanzen.)

Pterocera Oceani wurde zwar nur in einem einzigen Exemplare gefunden, dagegen gehören *Pholadomya donacina, Trigonia*

Voltzi, *Astarte supracorallina*, *Pinna granulata*, *Exogyra virgula* und *Terebratula humeralis* zu den häufigeren Vorkommnissen. Dennoch bleiben aber noch einige Zweifel, wenn wir diese Schichten mit den englisch-französischen Kimmeridgebildungen vergleichen, über das Niveau, welches sie einnehmen. Am wahrscheinlichsten scheint mir ihr Synchronismus mit den unteren Lagen der Zone der Pterocera Oceani zu sein. Möglich wäre es, dass sie ihre Aequivalente in einem etwas höheren Niveau haben, möglich auch, dass die Astartekalke durch sie vertreten werden, allein damit glaube ich auch, den Rahmen gezogen zu haben; noch tiefer oder noch höher ist ihre Stelle nicht denkbar, denn allen paläontologischen Thatsachen zufolge gehören sie in die mittleren oder unteren Lagen der Kimmeridgegruppe. Sicher dürfen wir hoffen, dass, nachdem es jetzt schon gelungen ist, verschiedene der wichtigsten Kimmeridgespecies in den Plattenkalken der Ulmer Gegend aufzufinden, wir später noch die bestimmtesten Nachweise über das Alter dieser Lagen erhalten werden. Weitere Untersuchungen müssten aber um so lohnender werden, als mit der Definition der Plattenkalke sich auch Anhaltspunkte für das Nattheimer Coralrag ergeben, indem hier das Niveau der einen Bildung aufs engste mit dem der andern verbunden ist.

Ueber den Plattenkalken folgen an der schwäbischen Alp noch die lithographischen Schiefer mit ihren zahlreichen organischen Resten, welche hier das Schlussglied der jurassischen Ablagerungen bilden, allgemein als Aequivalente der Solnhofer Schiefer betrachtet werden, jedoch in Beziehung auf ihre practische Verwendung hinter denselben zurückstehen. Mit diesen Schiefern parallelisirt nun neuerdings Prof. Fraas die **Oolithe**, welche an einigen Punkten der schwäbischen Alp aufgeschlossen sind und sich gleichfalls durch die schönen Reste von Wirbelthieren auszeichnen. Sie enthalten z. Thl. vereinzelte Schuppen, Knochen und Zähne, z. Thl. auch ganze Kieferstücke, welche nach und nach in unsern schwäbischen Sammlungen zahlreicher zu sehen sind. Die Steinbrüche von Schnaitheim bei Heidenheim lieferten das Meiste, indem jedoch zugleich noch sonstige Arten hier ge-

Pauls Humor und Sentimentalität ſich nicht angeſprochen fühlte und den Börne auf's feindſeligſte angriff. Weder für die Ideen der Revolution, noch für die deutſche Freiheit, noch für die Hoffnungen nach den Juliustagen hat Goethe ſich begeiſtert — er ließ die Zeiten mit ihren politiſchen Wechſeln ruhig an ſich vorüberziehen, und iſt ſo der Repräſentant der von politiſchen Einflüſſen ſich ſcheu und ſorgfältig rein haltenden Literatur. Wir werfen gar nicht die Frage auf, ob er daran wohl that oder nicht? genug, es lag einmal in ſeinem Weſen, und jedenfalls hatte man nicht das Recht, von dem, der Vieles leiſtete, Alles zu verlangen. Dagegen aber werfen wir hier die Frage auf: iſt die Literatur, ihrem eigentlichen Weſen, ihrem Charakter und ihrer Beſtimmung nach ariſtokratiſch oder demokratiſch? iſt ſie für die Reaktion, wenigſtens für die Stabilität, oder für den Fortſchritt? oder hat man überhaupt Unrecht, ſie mit dieſen aufs politiſche Leben bezüglichen Begriffen in Verbindung zu ſetzen?

Alle Lebensgebiete und Lebensformen ſind unter ſich verknüpft und wirken auf einander ein, denn alle ſind ja Eins in dem höchſten, allumfaſſenden Begriff und Element des Lebens. So iſt man auch völlig berechtigt, eine Wechſelwirkung anzunehmen zwiſchen den Beſtrebungen auf dem Gebiet des Schönen, namentlich des Schönen in der Sprache, der Literatur und den auf die Ordnung des bürgerlichen und ſtaatlichen Lebens gerichteten. Denn es iſt immer der in höherer Betrachtungsweiſe als Einheit zu faſſende Genius eines Volks, der im Realen und im Ideellen ſich offenbart, obwohl zuzugeben iſt, daß das Talent oder die Neigung für das Eine oder das Andre bei verſchiedenen Nationen verſchieden ſeyn mag, und aus unerforſchlichen Urſachen das Eine oder das Andere zu einer reicheren Blüthe, einer freieren Entfaltung in einzelnen Individuen kommen kann. Auch das iſt in Betracht zu ziehen, daß die politiſche Blüthe eines Volk entweder mehr die Bildung und Freiheit der Geſammtheit zur Unterlage haben, oder mehr an das Herrſchertalent großer Regenten geknüpft ſeyn kann.

Die Frage, ob die Literatur für die Stabilität oder für den Fortſchritt ſey, muß ohne Zweifel beantwortet werden: für den Fortſchritt — jedoch nur in gewiſſem Sinn und mit Einſchränkungen. Alles Leben iſt ein Fortſchreiten — der Stillſtand iſt der Tod. So iſt auch das Leben in der Literatur ein beſtändiges

funden wurden, deren Vorkommen für eine Corallfacies spricht. Obschon wir manche Analogien für die Schnaitheimer Oolithe z. B. in den Umgebungen von Hannover, von Solothurn und von Verdun besitzen, so fehlen uns doch noch schärfere Bestimmungen, um hier auf genauere Vergleiche eingehen zu können. Dagegen wollen wir die Verhältnisse der Solnhofer Schiefer noch weiter verfolgen, indem sich deren Parallelen in mehreren Gegenden aufs bestimmteste ziehen lassen.

Solnhofer Schiefer an der schwäbischen Alp, in Franken, zu Cirin (Ain) u. s. w. A) Technische Ausbeute.

In der bayrischen Provinz Franken erreichen die lithographischen Schiefer eine bedeutende Entwicklung und nehmen nach den Angaben von L. Frischmann einen Flächenraum von 24 Quadratmeilen ein. * Hier liegt denn auch diejenige Localität, aus deren Umgebungen sie zuerst nach allen ihren Eigenthümlichkeiten bekannt wurden und nach der sie den bleibenden Namen Solnhofer Schiefer erhalten haben. Rings um Solnhofen ist der obere Rand der dortigen Hügel durch eine beinahe endlose Reihe von Steinbrüchen blosgelegt. Die grösste Mächtigkeit der lithographischen Schiefer beträgt zu Mörnsheim bei Solnhofen 80 Fuss. ** Das gleichmässige Gefüge, die Feinheit des Kornes, die chemische und mechanische Zusammensetzung der Schiefer, endlich besonders die Grösse der Platten, alle diese Verhältnisse, welche den Solnhofer Schiefern inwohnen, wirken zusammen, um ein Material zu bilden, welches in andern Ländern nicht wieder in derselben Vollkommenheit aufgefunden wurde. Die Versuche, die Schiefer von Nusplingen auf der schwäbischen Alp zum Lithographiren zu verwenden und zu diesem Zwecke eigens auszubrechen, mussten wieder aufgegeben werden, da mehrere der wesentlichsten Bedingungen ihnen fehlten. Auch

---

* L. Frischmann 1853. Versuch einer Zusammenstellung der bis jetzt bekannten fossilen Thier- und Pflanzen-Ueberreste der lithographischen Schiefer in Bayern. Programm. pag. 1.

** Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1849, I. Bd. pag. 440.

die Platten von Kolbingen und Bitz kamen den Solnhofer Schiefern nicht gleich, obschon sich einzelne derselben als brauchbar erwiesen. Dagegen wird zu Cirin (Ain) schon mehrere Jahre ein Unternehmen nicht ohne Erfolg betrieben, um die dortigen lithographischen Steine des obern Jura zu gewinnen. Zehn Minuten oberhalb des kleinen Dorfes treten die Platten zwischen den massigeren Gesteinen des oberen Jura, welche unmittelbar darüber und darunter angrenzen, hervor, und werden an einer Stelle des steilen Abhangs in einem Steinbruch ihrer ganzen Mächtigkeit nach ausgebeutet. Die gewonnenen Platten werden gleich in der Nähe geschliffen und haben längst schon ihren Weg gefunden, um in der Lithographie verwendet zu werden (obgleich sie in Frankreich meist noch unter dem untergeschobenen Namen Pierres de Münich verkauft werden). Auf einer Excursion nach Cirin im Jahre 1854 fand ich ein beträchtliches Arbeiterpersonal in dem eröffneten Schieferbruche beschäftigt. Die Ablagerung ist mächtig und es folgt eine brauchbare Platte über der anderen, ohne dass die Zahl der feinen Zwischenlagen so gross ist, wie in Solnhofen, woselbst ein beträchtlicher Theil zum Schutt geworfen, ein anderer Theil nur zum Dachdecken verwendet wird. Ein Uebelstand soll jedoch bei den Schiefern von Cirin von Anfang an sehr fühlbar gewesen sein und der pecuniären Ausbeute geschadet haben, dass sich nämlich die Platten nur in kleineren Stücken ausbrechen lassen, was durch die Natur der Niederschläge bedingt wird, so dass sich nur Platten von kaum mittlerer Grösse gewinnen lassen, welche verhältnissmässig einen weit geringeren Werth haben, als Stücke von grösserem Format.

Noch an mehreren Punkten des Ain-Departements treten die entsprechenden Schiefer auf, so sah ich in der Sammlung von H. V. Thiollière in Lyon zahlreiche Fische und besonders Pflanzen in einem grauen kalkigen Schiefer, welcher östlich von Bellay (Ain) zum Zwecke der Oelgewinnung ausgebeutet wurde. Nach den Angaben von V. Thiollière würde das Niveau, welches diese bituminösen Schiefer der Umgebungen von Bellay einnehmen,

den Basalschichten der Schiefer von Cirin entsprechen. Auch noch in anderen besonders einigen südlicheren französischen Departements sind die Aequivalente derselben wenigstens ähnlich entwickelt.

B) Paläontologische Verhältnisse. Die organischen Reste der lithographischen Schiefer des oberen Jura bieten so viel Eigenthümliches und Interessantes, dass eine vergleichende Zusammenstellung der an den verschiedenen Localitäten gemachten Erfunde sehr lohnend wäre. Es ist zwar schon Vieles geschehen, sämmtliche in den lithographischen Schiefern Bayerns seit einer Reihe von Jahren aufgefundene Arten sind in dem Programme H. L. Frischmann's * bestimmt und vereinigt worden; H. V. Thiollière ** beschrieb seine prächtigen Exemplare von Cirin (Ain) und suchte ihre Identität mit den Solnhofer Vorkommnissen zu zeigen, was ihm auch theilweise gelang, indem er neben einer Anzahl neuer Arten zu Cirin über 20 Species von Reptilien, Fischen und Crustaceen auffand, welche von Solnhofen schon früher bekannt gewesen waren. In neuester Zeit hat Herr Professor Fraas *** auch die interessanten Nusplinger Arten, welche mit den Species von Solnhofen grösstentheils übereinstimmen, in einer besonderen Abhandlung uns vorgeführt, durch welche wir in Verbindung mit den Arbeiten von Victor Thiollière, von L. Frischmann, sowie mit den Untersuchungen H. v. Meyer's, den Schriften des Grafen v. Münster u. s. w. ein ziemlich vollständiges Bild der durch die eigenthümliche Facies bedingten paläontologischen Verhältnisse der lithographischen Schiefer von Solnhofen, Nusplingen und Cirin erhalten.

C) Die muthmasslichen Aequivalente und das geognostische Alter der Solnhofer Schiefer. Indem wir die Bezeichnung Solnhofer Schiefer auch für die lithographi-

---

* L. Frischmann, vergl. d. vorletzte Anmerkung.

** Victor Thiollière, un nouveau gisement de poissons fossils. Soc. nationale d'agricultere, hist. nat. 16. Juni 1846.

*** Oscar Fraas, 1855. Beiträge zum obersten weissen Jura in Schwaben. Württemb. naturw. Jahreshefte, 11. Jahrg. 1. Heft pag. 77.

schen Platten von Nusplingen anwenden, geschieht dies, um damit das gleiche Alter anzudeuten, welches sich durch die Uebereinstimmung der einzelnen fossilen Species für die Bildungen dieser Localitäten ergeben hat. Dagegen finden sich in manchen Gegenden im obern Jura noch andere Lagen, deren feinkörnige homogene Gesteinsmasse zur Lithographie gebraucht wurde. So hat z. B. Buvignier die 17te Tafel seines Atlas auf eine Platte lithographiren lassen, welche aus den mittleren Bänken des Coralrags von Verdun (Meuse) gebrochen wurde. * Während hier die Gesteinsbeschaffenheit keinen Schluss über das Alter dieser Plattenlage erlaubt, so giebt es andererseits wiederum Bildungen, welche ganz verschiedenartig zusammengesetzt sind, aber dennoch ähnliche Organismen einschliessen, wie die Solnhofer Schiefer. Ich erinnere an die Fisch- und Saurierschichten des Lindener Berges, an die oben erwähnten Oolithe von Schnaitheim, an die Kalke von Solothurn, an die Platten mit Fischen und Pflanzen, welche Buvignier aus dem Dep. der Meuse beschrieb, endlich sogar an die oberen Kimmeridgeschiefer der Südküste von England und der Nordküste von Frankreich, in welchen die Reste von Fischen und Sauriern häufig vorkommen. Jedenfalls verdient diese Wirbelthierfauna des obersten Jura, welche an zahlreichen Localitäten und in den mineralogisch oft so verschiedenartigen Niederschlägen sich ausspricht, alle Beachtung. Auch besitzen die meisten der eben angeführten Ablagerungen ungefähr das gleiche Niveau wie die lithographischen Schiefer von Solnhofen, dennoch möchte ich aber deren Synchronismus nicht unbedingt annehmen. Die mineralogische Verschiedenheit dieser Ablagerungen untereinander wäre zwar kein genügender Beweis dagegen, allein es fehlt bis jetzt noch die scharfe Uebereinstimmung der paläontologischen Charactere, denn es haben die Untersuchungen bis jetzt nur gezeigt, dass diese Bildungen eine Reihe von Genera, insbesondere von Fischen, Sauriern und Schildkröten gemeinschaftlich einschliessen, während die genauere Vergleichung und Feststellung der einzelnen Species

* A. Buvignier 1852, Statist. Géologie de la Meuse pag. 326.

noch mangelt. Würden wir sie einfach in Parallele stellen und als Niederschläge des gleichen Alters betrachten, so könnte hier leicht derselbe Fehler entstehen, wie er in manchen Arbeiten bei Vergleichen der Boller Schiefer mit den Saurierschichten des untern Lias von Lyme Regis gemacht wurde, indem diese beiden Ablagerungen in Beziehung auf ihre Genera eine Uebereinstimmung zeigen, wie man sie selten findet, dennoch aber 2 ganz verschiedenen Formationsgruppen angehören. Dies sind die Gründe, weshalb ich den Synchronismus der Wirbelthierschichten des obern Jura von Hannover, Schnaitheim, Verdun, Solothurn und Kimmeridge mit dem der lithographischen Steine von Solnhofen, Nusplingen und Cirin noch in Frage stelle und mich darauf beschränke, das Auftreten der Solnhofer Schiefer nur von wenigen Localitäten und Ländern anzuführen. Die paläontologischen Untersuchungen von L. Frischmann, von V. Thiollière * und von Prof. Fraas bürgen uns dafür, dass wenigstens diese 3 von einander getrennten Ablagerungen von **Solnhofen, Nusplingen und Cirin sich zu gleicher Zeit niedergeschlagen haben, während andererseits die an der schwäbischen Alp unter den lithographischen Steinen abgelagerten Plattenkalke durch ihre paläontologischen Verhältnisse den Beweis liefern, dass die Schiefer von Solnhofen, Nusplingen und Cirin der Kimmeridgegruppe angehören.** Die lithographischen Steine der schwäbischen Alp werden von keinen weiteren Jurabildungen überlagert, dagegen wurden an einigen Punkten in Franken über den lithographischen Steinen noch jüngere kalkige Niederschläge beobachtet, welche den ge-

* Victor Thiollière, seconde notice sur le gisement des calc. lithogr. de l'Ain 1851. Separatabdr. pag. 59. Der französische Gelehrte benützte seine reiche Sammlung aus den lithographischen Platten von Cirin zu Vergleichen mit den Einschlüssen der Schiefer von Solnhofen, wobei er zu dem Resultate kam, dass beide sich zu gleicher Zeit niedergeschlagen haben, indem er der Erste war, welcher den Satz aussprach: „Cirin et Solnhofen sont deux gisements d'age et de formation identiques."

gebenen Andeutungen zufolge * die Basis eines Coralrags gebildet haben würden. Weit mächtiger trifft man dagegen zu Cirin die Ablagerungen, welche die lithographischen Schiefer- und Platten bedecken. Ich sammelte in den massigen Gesteinen oberhalb des Schieferbruches einige Corallen, doch war die Ausbeute zu gering, um über das Alter dieser Lagen Aufschluss zu erhalten.

---

* Zeitschrift der deutschen geol. Gesellschaft 1849. I. Bd. pag. 443.

3) Die Schichten der *Trigonia gibbosa*,

oder des Amm. giganteus. (Portlandstone).

§. 110.

Synonymik: „Portlandstone", William Smith 1816. Strata identified by organized fossils pag. 15. „Portland-Oolite", Conybeare and Phillips, 1822 Outlines of the Geology of England and Wales pag. 172.

Paläontologie: Die fossilen Arten, welche sich an den typischen Localitäten Englands im eigentlichen Portlandstone finden, habe ich §. 101, Nr. 132 — 152 zusammengestellt.

Gesteinsbeschaffenheit, Verbreitung und paläontologische Resultate. Ich beginne hier mit den typischen Bildungen in England und der Nordküste von Frankreich, indem ich zugleich die über dem Portlandstone folgenden Purbeck-strata kurz berühre. Ueber den dunklen schieferigen Kimmeridgethonen folgen im südwestlichen England die jüngsten Niederschläge der Juraformation, welche durch ihre hellere Farbe und ihre veränderte mineralogische Zusammensetzung einer gänzlich verschiedenen Bildung anzugehören scheinen, und auch aus diesem Grunde schon von der frühesten Zeit an besonders benannt, abgetheilt und beschrieben wurden. Ihre Bezeichnung „Portlandstone," von William Smith zuerst auf eine Formationsabtheilung in geognostischem Sinne angewendet, ist seither so allgemein angenommen worden, dass nicht leicht eine andere Benennung eine grössere Verbreitung in geologischen Schriften erlangt hat. Und dennoch besitzt dieses Schichtenglied keineswegs solche Charactere, welche dasselbe vor anderen Ablagerungen besonders auszeichnen würden, denn, bei einer mittelmässigen Mächtigkeit, steigt an den englischen Localitäten auch die Zahl der bis jetzt bekannten organischen Reste nicht sehr hoch an, so dass die paläontologischen Vergleiche noch sehr erschwert sind. Die Liste der im englischen Portlandstone vorkommenden Arten, §. 101, Nr. 132 — 152 zeigt uns, wie einfach die Fauna jener Niederschläge beschaffen ist. Ich reihe hier den Durch-

schnitt der Portlandbildungen an, wie er sich an der Südküste von England nach den Untersuchungen der engl. Geologen ergeben hat.

Schichtensystem auf der Insel Portland (Dorsetshire).

Nr. 57.

<table>
<tr><td rowspan="3">Portlandstein.</td><td rowspan="2">Unterste Lagen der Purbeckbild.</td><td>20—30 Fuss. Purbeckschichten.</td><td>Schieferige Kalke
12—18″ (Dirt-bed) dunkler Lehm mit grossen Kalkgeschieben, Kohlenresten, verkieselten Stämmen, Cycadeen.
8′ (Cap). Helle Kalke mit Cypris.
4—5″ (Dirt-bed). Aehnlich dem höheren D. b.
2′ (Skull-Cap). Kalkbank.</td></tr>
<tr><td>30 Fuss Portland-Kalk und -Oolith.</td><td>Feste weisse Kalke und Oolithe, welche in den Steinbrüchen auf der Insel Portland z. Thl. in Bänken von 5—8′ Dicke ausgebrochen werden. Die besten Lagen der Bausteine nennen die Arbeiter White-bed. Die Fossile habe ich §. 101, Nr. 132—152 angeführt.</td></tr>
<tr><td>Zwischenglied zwischen Portland- und Kimmeridgebildungen. Portlandsand.</td><td>60 Fuss Portland-Sand.</td><td>Dunkelgraue thonige Sande mit kieseligen Ausscheidungen. Bildet schon den Uebergang zu den darunterliegenden Kimmeridgethonen.</td></tr>
<tr><td></td><td>Oberste Lagen des Kimmeridgeclays.</td><td>Kimmeridgeclay.</td><td>Dunkle Kimmeridgeschiefer.</td></tr>
<tr><td colspan="4">Niveau des Meeres.</td></tr>
</table>

Während an dem Fusse der tafelförmig aus dem Meere aufsteigenden Insel Portland noch dunkle Kimmeridgethone anstehen, so bilden die als „Portlandsand“ bezeichneten, 60 Fuss mächtigen Niederschläge gleichsam den Uebergang zwischen Kimmeridge- und Portland-Schichten, denn während in denselben verschiedene der tieferen Kimmeridgespecies noch vorkommen, so beginnen hier schon mehrere derjenigen Arten, welche den eigentlichen Portlandstone characterisiren. Es ist mir nicht möglich, über die Einreihung der Portlandsande hier eine entscheidende Ansicht zu geben, da ich selbst keine Fossile in den P.-Sanden von Dorsetshire sammelte und auch von andern englischen Localitäten aus diesen Lagen keine Versteinerungen mitbrachte, mich desshalb auf die in den Schriften der englischen Geologen gemachten Angaben verlassen muss. * Dagegen hatte ich an mehreren Punkten Gelegenheit, die mit fossilen Resten gefüllten Kalke und Oolithe des eigentlichen Portlandstone's zu untersuchen und dessen Arten zu sammeln. In den Steinbrüchen auf der Insel Portland findet man die ungefähr 30 Fuss mächtigen, hellgrauen Bänke ganz gefüllt mit Versteinerungen. Am häufigsten ist hier *Cerithium Portlandicum*, dessen Steinkerne in dem leeren Raum der verloren gegangenen Schale stecken, deren Hülle jedoch den Abdruck der Schnecke auf's Deutlichste wiedergiebt. In einer anderen noch helleren Lage eines festen Kalkes fand ich die Muscheln mit erhaltener, etwas späthig gewordener Schale, indem ich von hier insbesondere einige prachtvolle Exemplare von *Trigonia gibbosa* mitbrachte. In demselben Gestein fand ich auch eine kleine Krebsscheere ganz ähnlich, wie sie in den Plattenkalken der schwäbischen Alp vorkommen.

In den Steinbrüchen von Swindon (Wiltshire) sah ich dagegen wiederum mehrere Bänke eines hellgrauen Kalkes, welche mit den Abdrücken und Steinkernen derselben Arten ganz angefüllt waren, welche auf der Insel Portland vorkommen und welche ich §. 101, Nr. 132—152 erwähnt habe. Es besteht hier nur

---

* Vergleiche insbesondere die Tabellen in: Dr. Fitton's Arbeit „On the Strata below the Chalk“ pag. 351—368. Geol. Transact. 2. Ser. IV. Bd. 1836.

etwa der Unterschied, dass zu Swindon *Trigonia gibbosa*, *Cardium dissimile*, *Pecten lamellosus*, *Amm. giganteus* und *biplex* noch weit häufiger gefunden werden, *Cerithium Portlandicum* dagegen seltener ist. Gelbliche Sandmassen bilden hier dicke Zwischenlagen, während die Kalkbänke für technische Verwendung weit unter denen der Insel Portland stehen. Den besten Ueberblick erhalten wir durch die Arbeiten Dr. Fitton's,* welcher den Portlandsand und Portlandstone von einer Reihe von Localitäten auf's Sorgfältigste untersucht und beschrieben und zugleich auch dessen Ueberlagerung durch jüngere Bildungen berücksichtigt hat.

Das Profil Nr. 57 zeigt noch die untersten 20—30 Fuss mächtigen Bänke einer Formation, welche auf der Insel Portland die jüngsten Niederschläge bilden, welche wir aber von dem Portlandstone abtrennen, indem mit ihnen schon die eigenthümlichen Schichten beginnen, welche den nunmehr folgenden Wechsel von Süsswasser-, Brackwasser- und Meeres-Bildungen einer mächtigen, aber jüngeren Formation andeuten, deren Durchschnitt erst bei Swanage (Halbinsel Purbeck) sich vollständig entwickelt findet. Ich habe über diese die Portlandschichten überlagernde Formation hier einige Bemerkungen zu machen, ohne mich jedoch auf ihre detaillirtere Beschreibung einlassen zu können. William Smith nannte dieselbe:

Purbeck-Strata,

welche Bezeichnung auch in den späteren Schriften der englischen Geologen beibehalten wurde. Sie besitzt nach Dr. Fitton's Untersuchungen** zu Swanage eine Mächtigkeit von 275 Fuss, wird von den Hastings-Sanden überlagert, welche gegen oben in die Wealden-Formation übergehen, über der sich dann wiederum marine Niederschläge in Form des Lower Greensand entwickeln. Hastingssand und Wealdenclay werden heutzutage beinahe einstimmig als Aequivalente der untersten Kreide betrachtet, während sich in neuerer Zeit die bedeutendsten Geologen

---

* Vorige Anmerkung.

** Vorige Anmerkung pag. 209.

Fortſchreiten, ein Aſſimiliren und Aneignen von neuen Elementen, ein Bilden von neuen Formen; darum kann es für die Literatur nur erwünſcht und heilſam ſeyn, wenn das Geſammtleben, in welchem ſie wurzelt, aus dem ſie ihre Nahrung zieht, in einer ſteten Bewegung iſt und ihr immer neue Seiten darbietet; damit ſoll aber nicht behauptet werden, daß jede Bewegung vorwärts auch gerade ein Fortſchritt zum Beſſern ſey, und eben ſo wenig, daß je ſchneller die Bewegung und Entwicklung im Leben eines Volks, deſto förderlicher und wohlthätiger ſie auf die Literatur wirken müſſe. Auffallend raſche Veränderungen können eben ſowohl Zeichen von der Schwäche, als von der Vollkräftigkeit eines Organismus ſeyn, wie die bunten Farben des herbſtlichen Laubes die Vorboten der winterlichen Erſtarrung ſind. Der allzuraſche Verlauf des politiſchen Lebensprozeſſes kann gar leicht, ſtatt die Literatur zu heben, zu ſchwellen und zu kräftigen, die ihr beſtimmten Kräfte verſchlingen und ſie verkümmern machen. Am förderlichſten möchte der Literatur, ſo weit ihr Gedeihen überhaupt von äußern Einflüſſen abhängig iſt, ein ſtetiger, gemäßigter Fortſchritt des politiſchen Lebens ſeyn, deſſen Grad freilich nicht genau beſtimmt werden kann, wodurch auch die innere Geſundheit und Tüchtigkeit der literariſchen Produktionen am eheſten verbürgt wird. Der vornehmſte Theil der Literatur, die Poeſie, beſchäftigt ſich zwar in ihren wichtigſten Gattungen, in Epos und Drama, hauptſächlich mit der Vergangenheit, und inſofern könnte ſcheinen, daß das politiſche Verwärtsſchreiten eben keine weſentliche Bedingung ihres Gedeihens ſey; aber ohne Zweifel wird eine lebendige Vergangenheit am beſten in einer lebendigen Gegenwart begriffen, und die poetiſche Reproduktion muß, wie Anteus durch die Berührung ſeiner Mutter Erde ſeine Kraft ſtärkte, auf dem Boden einer kräftigenden Wirklichkeit ſtehen. Die Literatur eines Volks, einer Epoche wird zwar immer in der Vergangenheit wurzeln, aber der Stamm, die Aeſte, die Blüthen gehören der Jetztzeit an und ſtehen unter dem Einfluſſe von dieſer; und diejenige Literatur oder Poeſie, die mit der Vergangenheit einen Götzendienſt treibt, mit Verachtung und Vernachläſſigung des Nächſten und der Gegenwart, wird wohl in ſich ſelbſt etwas Ungeſundes und Untüchtiges haben. Dies gilt eben ſo von demjenigen Claſſicismus der modernen Zeit, der ſich in die antike Weltanſchauung mit ſklaviſcher Abhängigkeit zurückverſetzte,

zu der Ansicht bekennen, dass die Purbeck-Strata noch eine jurassische Bildung darstellen. Die Frage ist von der grössten Wichtigkeit und verspricht wohl bald eine endliche Lösung, denn während sich einerseits die Zahl derjenigen Localitäten rasch vermehrt, an welchen auch auf dem Continente deutliche Purbeckschichten aufgefunden werden, so besitzen dieselben andererseits eine nicht unbeträchtliche Anzahl organischer Reste, durch deren Untersuchung sich wohl bestimmte Schlüsse über die Einreihung dieser Bildung erwarten lassen. J. Marcou giebt uns in seiner neuesten Schrift * einen Ueberblick über die Behandlung, welche diese Formation von den englischen Geologen erhalten hat. Ich verweise auf dieselbe, werde mich dagegen darauf beschränken, im Folgenden die Bildung nur noch kurz von einigen Localitäten des Continentes zu erwähnen. Die Definition der detaillirteren Verhältnisse würde ein längeres Studium dieser so verschiedenartig zusammengesetzten Formation verlangen und der kurze Besuch, welchen ich an den Küstenwänden von Swanage machte, genügte kaum, um die wichtigeren Abtheilungen zu besichtigen, die marinen Niederschläge, die Brackwasserschichten, von den Süsswasserkalken mit ihren vielen Einschlüssen zu unterscheiden. Ich sammelte hier eine Anzahl von Knochen, Zähnen oder Schuppen von den Fischen, Sauriern und Schildkröten, deren Reste jene Formation von unten bis oben durchsetzen, fand in den grauen Kalken zahlreiche Flügel von Insecten und brachte ausserdem verschiedene z. Thl. noch unbestimmte Mollusken mit; *Cypris*-Arten kommen in mehren Lagen vor und füllen manche Bänke ganz an. Von dieser Localität rühren auch die Säugethierkiefer her, welchen Sir Charles Lyell in der neuesten Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. ** Um ein Bild von dem grossen Wechsel zu bekommen, welche diese Formation darbietet, dürfen wir nur die sorgfältigen Arbeiten

---

* J. Marcou 1857. Lettres sur les Rochers du Jura pag. 101 — 104.

** Sir Charles Lyell 1857. Supplement to the fifth Edition of a Manual of elementary Geology pag. 13 — 17.

Rev. J. Austen's * durchsehen. Leider beschränken sich die organischen Reste der marinen Niederschläge noch auf zu wenige bekannte Arten, und wenn schon G. Cotteau ** den hier gefundenen *Hemicidaris Purbeckensis* *** auch in den Kimmeridgeschichten des Aubedepartements nachwies, und somit die Species als jurassisches Vorkommen dargethan hat, so ist es doch immerhin gewagt, auf solch vereinzelte Thatsachen hin die Beantwortung einer Frage zu gründen, deren bestimmtere Lösung von der grössten Bedeutung sowohl für die Eintheilung der Formationen, als für die Vergleiche ihrer untergeordneteren Glieder sein würde.

Boulogne (Pas de Calais). An den Küstenwänden in den Umgebungen von Boulogne sah ich die obersten jurassischen Niederschläge in Form eines hellen, festen, an Muschelresten sehr reichen Kalkes, welcher in mehreren Bänken ansteht und ausgebrochen wird. An einem dieser Punkte waren die kalkigen Lagen in einer Mächtigkeit von ungefähr 10 Fuss aufgeschlossen, etwas tiefer folgten die dunklen Massen des Kimmeridgethones. Als häufigere Fossile der Portlandschichten von Boulogne bezeichne ich folgende Species

Ammonites giganteus.	Trigonia gibbosa.
Buccinum naticoides.	Cardium dissimile.
Natica elegans.	Perna Suessi.
Trigonia incurva.	Pecten lamellosus.

von welchen ich einige Arten selbst sammelte, die übrigen jedoch der freundlichen Mittheilung H. Bouchard's verdanke. In Begleitung dieser Kalke finden sich auch sandige Niederschläge, welche von den englischen Geologen „Portlandsand" genannt werden. Obschon die obersten Kalkbänke mehrere characteristische Portlandfossile einschliessen, so scheinen doch durch die sandigen

---

* Rev. John B. Austen, 1852, a guide to the geology of the Isle of Purbeck pag. 9 — 14.

** G. Cotteau, Note sur les Echinides de l'étage kimmeridgien du Dép. de l'Aube. Bullet. Soc. géol. de France 3. Avril 1854, pag. 353.

*** Forbes, 1850, Mem. of the Geol. Survey. Dec. III, tab. 5.

Schichten paläontologische Uebergänge zu den tieferen Kimmeridgethonen und Schiefern gebildet zu werden, so dass eine, durch die organischen Reste bedingte Art der Abtrennung bis jetzt noch nicht ausgeführt werden konnte. Leider kann ich hier auf die vorhandenen Beschreibungen der Kimmeridge-Portland-Schichten nicht genauer eingehen, da bei der Mächtigkeit der Bildung und bei dem vielfachen Wechsel von Schiefern, Thonen, Kalken, sandigen Thonen und sandigen Kalken zu leicht Verwechslungen vorkommen würden. Dagegen werden in den Umgebungen von Boulogne die obersten Portlandbildungen marinen Ursprungs durch die untersten Süsswasserniederschläge der Purbeckschichten bedeckt, in welchen, ähnlich wie dies auf der Insel Portland der Fall ist, zahlreiche Cypridschalen in Gesellschaft einiger anderen Species vorkommen, deren Bestimmung mir aber bisher nicht möglich war.

Pays de Bray zwischen Beauvais und Neufchâtel (Grenzdistrict zwischen den Dep. Oise und Seine inférieure). Ich habe in §. 106 die Untersuchungen angeführt, welche von den französischen Geologen über die im Pays de Bray aufgeschlossenen mittleren Kimmeridgebildungen gemacht wurden. Ueber den Lagen mit Exogyra virgula folgen hier noch sandige, thonige und kalkige Bänke, welche die französischen Geologen als Aequivalente der englischen Portlandschichten betrachten und welche auch in der That einige bezeichnende Portlandspecies einschliessen wie *Buccinum naticoides*, *Cerithium Portlandicum*, *Trigonia gibbosa*, *Cardium dissimile* und *Lucina Portlandica*, doch finden sich mit diesen Species mehrere schon in tieferen Kimmeridgeschichten vorkommende Arten. * Während demnach zwischen Kimmeridge- und Portlandschichten hier beträchtliche paläontologische Uebergänge bestehen, so werden dagegen diese jüngsten jurassischen Bildungen von Süsswasserschichten überlagert, welche allen Analogien zufolge mit den englischen Purbeck-Strata

* A. Bourjot, Notice géologique sur les environs de Forges-les-Eaux arrondissement de Neufchâtel (Seine infér.) pag. 47. Bullet. Soc. géol. de France 20. Nov. 1843.

übereinstimmen und auch als solche von den französischen Geologen gedeutet wurden. *

Die paläontologischen Verhältnisse der ebenberührten englisch-französischen Portlandbildungen verdienen eine ganz besondere Aufmerksamkeit, einerseits wegen der Eintheilung des oberen Jura, andererseits wegen der Vergleiche dieser Bildung mit den entsprechenden Niederschlägen auf dem Continente. Ich habe die organischen Reste, welche ich aus dem 30 Fuss mächtigen Portlandstone von Portland und Swindon grösstentheils selbst sammelte, theils auch durch die englischen Sammlungen kennen lernte, in der Liste §. 101, Nr. 132—152 vereinigt. Wie schon erwähnt wurde, finden sich die gleichen Arten grösstentheils auch in den Portlandschichten der Küste von Boulogne, nur dass hier die Unterscheidung der einzelnen Vorkommnisse nach ihrem Lager etwas schwieriger ist. Die ganze Zahl der bekannteren Species beträgt meinen Erfahrungen zufolge nur wenig über 20, dennoch bilden dieselben vorerst eine Basis für die Paläontologie der englischen Portlandbildungen, da diese Arten doch wenigstens einigermassen an ihrem Niveau haften, was zwar theilweise in der Eigenthümlichkeit der localen Entwicklung liegen mag, woraus sich aber für die Eintheilung des oberen Jura die Thatsache ergiebt, dass die obersten Portlandbänke in England und an der Nordküste von Frankreich nach ihren localen Eigenthümlichkeiten auch in paläontologischer Beziehung gegen die tieferen Kimmeridgebildungen manche Verschiedenheiten zeigen, welche ihre Unterscheidung auf diesem Terrain ermöglichen. Hätten wir sie nur in England und an der Nordküste von Frankreich zu untersuchen, so könnten wir sie als Zone sowohl nach ihren petrographischen als paläontologischen Characteren ziemlich annähernd übereinstimmend unterscheiden, indem wir den Portlandstone von dem tieferliegenden Kimmeridge-

* Vic. d'Archiac, 1856 Histoire des Progrès de la Géologie VI. Bd. pag. 170 — 171. Nach Graves 1847, Essai sur la topographie géognostique du Dép. de l'Oise.

clay abzutrennen hätten. Der Portlandsand wäre dann auf Grund weiterer paläontologischer Untersuchungen mit der einen oder der anderen dieser Zonen zu vereinigen.

Weitere Vertretung der englischen Portlandschichten auf dem Continente. Wir haben in §. 107 die Zone der Pterocera Oceani von einer Anzahl französischer Localitäten betrachtet, ohne dass jedoch die Begrenzung dieser Zone gegen oben sich an irgend einem Punkte mit Bestimmtheit feststellen und begründen liess. Nur unter dieser Voraussetzung wurden dann die noch jüngeren obersten Jurabildungen „Portlandschichten", oder „Zone des Amm. giganteus, der Trigonia gibbosa u. s. w." genannt. Die französischen Portlandschichten bestehen gewöhnlich aus hellen Kalken, welche gegen oben entweder durch die dem Purbeckstone entsprechenden Süsswasserbildungen, oder durch Kreideschichten und noch jüngere Niederschläge überlagert werden. Die paläontologischen Verhältnisse dieser muthmasslichen Aequivalente des englischen Portlandstones lieferten bis jetzt nicht immer genügende Resultate, um bestimmte Vergleiche darauf gründen zu können, denn betrachten wir die organischen Reste, welche die französischen Geologen aus ihrer „Etage Portlandien" von den einzelnen Localitäten aufzählen, so finden wir:

1) Dass entweder die Angaben der vorkommenden Species noch sehr dürftig sind und keine weitere Beurtheilung erlauben,

2) oder dass an Localitäten, an welchen die sogen. Portlandschichten reichere Einschlüsse enthalten, eine Reihe der schon in den mittleren Kimmeridgeschichten mit Pterocera Oceani vorkommenden Arten hier wiederum angeführt werden, während das Auftreten ächter englischer Portlandspecies hier weit vereinzelter und z. Thl. noch ganz fraglich ist.

3) Dass endlich an manchen Localitäten auf dem Continente in den sogen. Portlandschichten eine Anzahl von Arten gefunden wurden, welche in England und an der Nordküste von Frankreich noch nicht nachgewiesen werden konnten. Leider bestehen diese Vorkommnisse bis jetzt grösstentheils noch aus vereinzelten Erfunden, welche sich auf diese oder jene Localität beschränken,

allein von künftigen Untersuchungen lassen sich doch bestimmtere Resultate erwarten, durch welche die Aequivalente der Portlandschichten entweder noch genauer characterisirt werden, oder aber, durch welche die paläontologischen Uebergänge gegen die Zone der Pterocera Oceani dargethan würden. Da jedoch diese Aufgabe noch nicht gelöst ist, so sind die auf paläontologische Thatsachen gegründeten Vergleiche bis jetzt beinahe noch unmöglich und es bleibt uns vorerst nur der Ausweg, unsere Zuflucht zu dem vorhergenannten Criterium: Continuität der darüber- und darunterliegenden Bildungen, zu nehmen, wobei dann freilich eine bestimmte Begrenzung zwischen der Zone der Pterocera Oceani und den Aequivalenten der Portlandschichten nicht ausgeführt werden kann. Unter diesem Gesichtspunkte wollen wir uns die Verhältnisse der obersten jurassischen Niederschläge von einigen weiteren Punkten des Continentes vergegenwärtigen.

Südlicher und östlicher Rand des Pariser Beckens. Während am westlichen Rande des Pariser Beckens noch keine Portlandschichten gefunden wurden, so lassen sich diese, oder doch deren annähernde Aequivalente am östlichen und südlichen Rande des Pariser Beckens vom Dep. der Ardennen an bis in das der Indre verfolgen. Sie liegen gewöhnlich ganz regelmässig über der Zone der Pterocera Oceani, erreichen oft eine beträchtliche Mächtigkeit und werden aus einem System von hellen Kalkbänken mit untergeordneten oolithischen Lagen gebildet. Die französischen Geologen haben diese Kalke unter der Bezeichnung „Etage portlandien“ als besondere Etage von den tiefer liegenden Kimmeridgebildungen unterschieden; doch beruht die Art ihrer Abtrennung häufig nur auf den localen Veränderungen in der Gesteinsbeschaffenheit. Ich sah diese muthmasslichen Portlandbildungen an mehreren Punkten in den Umgebungen von Auxerre (Yonne) und brachte von hier einen dem *Amm. gigas* Ziet. nahestehenden Ammoniten sowie mehrere Exemplare von *Pinna*, *Pecten* und anderen Zweischalern mit. Unmittelbar über diesen Portlandkalken folgt in den Umgebungen von Auxerre das mit dem Hilsthon Römer's übereinstimmende Neocomien. Noch

weniger reich war die Ausbeute an organischen Resten, welche ich in den Umgebungen von St. Dizier (Haute Marne) aus den entsprechenden Kalken mitbrachte, welch letztere wiederum von den thonigen Niederschlägen der Hilsformation bedeckt werden. Von andern Districten wurden diese Kalke von französischen Geologen beschrieben, so z. B. aus dem Dep. der Aube, woselbst die Kalkformation, welche über der Zone der Pterocera Oceani folgt, eine beträchtliche Mächtigkeit erreicht und hier wiederum von dem dem Neocomien entsprechenden „Hils“ überlagert wird. Der ganze Durchschnitt der jurassischen Bildungen, welche im Dep. der Aube über den Astartekalken folgen, besitzt nach Leymerie eine Mächtigkeit von 182 Metern, allein auch hier fehlen noch die paläontologischen Bestimmungen für die oberen Kalke. Leymerie nennt zwar die letzteren „Portlandien“ und die darunter liegenden mehr thonigen Bildungen „Kimméridgien“, allein er macht einerseits auf die Uebergänge aufmerksam,* welche in mineralogischer und stratigraphischer Beziehung zwischen diesen beiden Etagen im Dép. der Aube bestehen, andererseits weist er ausdrücklich auf den Umstand hin,** dass die Fossile der ganzen, 182 Meter mächtigen Abtheilung weit mehr mit den Arten des englischen Kimmeridgeclay's als mit denen des Portlandstone's übereinstimmen.

Unsicherer sind die Angaben von E. Royer*** über die Portlandschichten des Dep. der Haute Marne, denn unter den Arten, welche er für sein „Terrain portlandien“ zusammenstellt, findet sich auch nicht eine einzige Species, welche mit den Einschlüssen des englischen Portlandstone's übereinstimmen würde, denn sämmtliche in seiner Liste aufgezählte Arten kommen an anderen Localitäten in tieferen Lagen vor.

---

* Leymerie, Extrait d'un mémoire sur le Terrain jurassique du Dép. de l'Aube. Bullet. Soc. géol. de Fr. 6. Nov. 1843. pag. 37.

** Leymerie ibid. pag. 31 unten.

*** E. Royer, Note sur les terrains jurass. supér. et moyens de la Haute-Marne. Bullet. Soc. géol. de Fr. 14.—24. Sept. 1845 pag. 705. Liste pag. 709.

Da E. Hébert * den Portlandbildungen des Pariser Beckens eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, so versuche ich hier die Resultate seiner Beobachtungen zusammenzustellen. E. Hébert nennt die über der Zone der Pterocera Oceani folgenden, obersten jurassischen Niederschläge „Calcaire portlandien“ und unterscheidet darin noch 2 besondere durch ihre organischen Reste bestimmbare Horizonte, welche ich jedoch hier nicht hervorhebe, da ich bei meinen gegenwärtigen Vergleichen keine weiteren Analogien damit auffinden konnte, obschon E. Hébert dieselben durch die Dep. der Meuse, Haute-Marne, Aube bis in das Dep. der Yonne verfolgte und auch im Pays de Bray wieder in entsprechender Weise aufgefunden zu haben versichert. Dagegen wollen wir uns die paläontologischen Angaben vereinigt vergegenwärtigen, welche E. Hébert über die von ihm beschriebenen Portlandschichten gemacht hat. Fassen wir sämmtliche Species zusammen, welche er von dem ganzen von ihm untersuchten Terrain aufzählt, so erhalten wir eine Liste von 40 Arten. Unter diesen erkennen wir

3 im englischen Portlandstone nachgewiesene Species: *Natica elegans*, *Astarte cuneata*, *Trigonia gibbosa*. Wir finden hier ferner:

9 Species, welche an andern Localitäten in der Zone der Pterocera Oceani nicht selten sind, und grösstentheils auch im eigentlichen Kimmeridgethon von Boulogne (z. Thl. auch an der Südküste von England) gefunden wurden: *Panopaea Voltzi*, *Anatina Helvetica*, *Pholadomya multicosta*, *Ph. donacina*, *Mactra Saussuri*, *Pinna granulata*, *Pecten suprajurensis*, *Ostrea Bruntrutana*, *Terebratula subsella*, endlich

28 Arten, welche an den typischen Localitäten in England und an der Nordküste von Frankreich noch nicht nachgewiesen wurden: *Ammonites gigas* Ziet., *Natica Marcousana* d'Orb., *N. suprajurensis* Buv., *Rostellaria Barrensis* Buv., *R. ornata* Buv., *Cerithium Heberti* Buv., *Patella suprajurensis*

* E. Hébert, 1857, Terrain jurassique dans le bassin de Paris. Mém. presenté à l'academie des Sciences, 3. Nov. 1856, pag. 71.

Buv., *Panopaea donacina?* Ag., *Anatina cochlearella* Buv., *A. Deshayesea* Buv., *Pholadomya Cornueliana* Buv., *Ph. gracilis* Ag., *Ph. Barrensis* Buv., *Corbula Dammariensis* Buv., *Pullastra Barrensis* Buv., *Neaera Mosensis* Buv., *Astarte socialis* d'Orb., *A. ambigua* Buv., *Cardita laevigata* Buv., *C. carinella* Buv., *Cardium Dufrenoyi* Buv., *C. Verioti* Buv., *Isocardia truncata?* Goldf., *Trigonia concentrica* Ag., *Trigonia truncata* Ag., *Pinna suprajurensis* d'Orb., *Anomya suprajurensis* Buv.

Mögen nun diese Verhältnisse theilweise durch die Einflüsse der Facies, oder durch sonstige Umstände bedingt gewesen sein, so ergeben sich doch jedenfalls folgende Schlüsse von selbst daraus:

1) Die von E. Hébert aus dem Pariser Becken beschriebenen Portlandschichten haben nur wenige fossile Arten mit dem englischen Portlandstone gemein.

2) An den von E. Hébert beschriebenen Localitäten des Pariser Beckens bestehen beträchtliche Uebergänge zwischen den Fossilen aus der Zone der Pterocera Oceani und denen der obersten jurassischen Niederschläge, welche sich auf mehrere durch ihre Form sehr characteristische Arten erstrecken.

3) Obschon sich unter den letztgenannten 28 Arten verschiedene Species finden mögen, über deren Niveau sich nichts Bestimmtes sagen lässt, so haben wir dennoch diese Liste als werthvollen Beitrag für die Paläontologie der obersten jurassischen Niederschläge anzusehen, auf welche wir bei detaillirteren Vergleichen zurückzugehen haben. Dasselbe gilt für die von d'Orbigny im Prodrome III. Bd. pag. 56 in seiner Etage Portlandien aufgezählten 61 Arten, unter welchen sich auch die §. 101, Nr. 132—152 angeführten 20 Species finden. Es würden somit durch die d'Orbigny'sche Liste 41 weitere Arten hinzukommen, welche wir, vorausgesetzt dass ihre Bestimmung richtig ist, als Leitmuscheln für die Zone der Trigonia gibbosa zu betrachten hätten. Ferner hat Buvignier noch manche neue Art aus den obersten Juraschichten des Meusedepartements beschrieben. Da ich jedoch nur eine Anzahl dieser Arten selbst sammelte, da ich

ferner bei manchen der von d'Orbigny angeführten Species entschiedene Zweifel über die Richtigkeit ihrer Einreihung hege, so muss ich auf die genauere Ausführung dieser Aufgabe vorerst noch verzichten.

Departement der Haute-Saône. E. Thirria* bestimmte den „Calcaire portlandien" des Departements der Haute-Saône als eine 27 Meter mächtige Kalkablagerung. Unter den organischen Resten, welche er für diese Abtheilung angegeben hat, finden wir wiederum verschiedene Arten, welche wir schon früher aus der darunter liegenden Zone der Pterocera Oceani kennen gelernt haben, wie z. B. *Nerinea suprajurensis*, *Pterocera Oceani*, *Panopaea Alduini*, *Ceromya excentrica*, *C. obovata*, *Pholadomya Protei*, *Exogyra virgula*, *Exog. nana*. Dies sind aber gerade die Leitmuscheln aus der Zone der Pterocera Oceani, gegenüber welchen noch einige weitere von Thirria genannte Species beinahe verschwinden (Pecten arcuatus, Modiola cuneata, Terebratula globata, Perna mytiloides, Mya angulifera). Da es den Letzteren z. Thl. auch an der richtigen Bestimmung fehlt, so müssten dieselben jedenfalls von Neuem untersucht werden, um irgendwelche Schlüsse aus ihrem Vorkommen ziehen zu können. Bei Beurtheilung der Thirria'schen Schriften erhalten wir deshalb ähnliche Resultate, wie sie sich in dem Vorhergegangenen mehrmals herausstellten, indem Thirria zwar eine Abtrennung zwischen Portland- und Kimmeridgeschichten nach den localen Entwicklungen im Dep. der Haute-Saône auszuführen versuchte, während es ihm jedoch nicht gelang, eine genügende Anzahl bestimmter Leitmuscheln aufzufinden, durch deren ausschliessliches Vorkommen in den sogen. Portlandschichten des Dep. der Haute-Saône diese Niederschläge characterisirt würden und von den tiefer liegenden Bildungen als paläontologisch bestimmbare Zone unterschieden werden könnten.

Weit umfassender sind die Untersuchungen E. Perron's**

---

* E. Thirria, 1810—1833. Notice, Carte géol. u. Statistique. Vergl. die schon §. 85 gemachten Citate seiner Arbeiten.

** E. Perron. Note sur l'étage portlandien dans les environs de Gray. Bullet. Soc. géol. de Fr. 7—14. Sep. 1856 pag. 799.

den Olymp mit all seinen Göttern adoptirte und die zwischen dem Alterthum und der Neuzeit liegenden Jahrhunderte zu überspringen sich die Miene gab, als von einer einseitigen Romantik, die nur in den Gefühlen und Ideen des Mittelalters das Heil sah und dessen Legenden, Mystik, Mariakultus, Rittergeist u. s. w., mit einiger moderner Sentimentalität versetzt, wieder beleben wollte. Die Literatur ist oder soll seyn wie ein Januskopf, rückwärts, aber zugleich auch vorwärtsschauend, dabei aber soll sie doch vorwärts schreiten mit der übrigen Lebensentwicklung, und nie einem Stabilitätsprinzip einseitig huldigen.

Ist die Literatur aristokratisch oder demokratisch? Man kann erwiedern: es gibt eine aristokratische und eine demokratische Literatur; das ist aber nicht die Antwort auf die aufgeworfene Frage, welche den Sinn hat: ob die Literatur an sich, ihrem Wesen nach, diese oder jene Tendenz habe?

Die Anfänge der Literatur sind überall Poesien gewesen und zwar Poesien, die, aus dem innersten Bewußtseyn, den Lebensgewohnheiten, der Empfindungsweise, den wichtigsten Interessen des Volkes entsprungen, ob zwar von Einzelnen, höher Begabten in die poetische Form gefaßt, doch ihrem Inhalte nach gewissermaßen als ein Gesammtprodukt, als ein Gemeinbesitz des ganzen Volkes betrachtet werden konnten. Somit ist die Literatur in ihrem Ursprung populär oder demokratisch, wenn man sich dieses Ausdrucks der Kürze halber bedienen darf. Auch in den spätern Perioden der Geschichte eines Volks, wo die Unterschiede des Berufs, der Bildung, selbst der natürlichen Begabung, schärfer hervortreten, die Dichter und Schriftsteller sich von der Masse absondern und sich über sie erheben, wünscht natürlich Jeder, der die Gabe der Dichtung oder Erzählung besitzt, seine Stimme im möglichst großen Kreise erschallen zu lassen, das möglichst ausgebreitete Publikum für seinen Ruhm zu gewinnen. Die Zahl der Herzen, die er zu rühren oder zu begeistern vermag, ist für den Dichter der sicherste Maßstab seiner Macht, seines Talents, die wellenartige Ausbreitung seiner Poesien und seines Namens sein höchster Stolz. Dies wird immer das Natürliche bleiben; aber in der historischen Entwicklung der Völker haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß diese ursprüngliche Volksthümlichkeit der Literatur, als Poesie, hin und wieder sich in das Gegentheil verwandelt zu haben scheint. Von

über die muthmaaslichen Aequivalente des Portlandstone's in den Umgebungen von Gray (Haute-Saône). Seine Resultate weichen in verschiedenen Punkten ganz beträchtlich von denen Thirria's ab und berichtigen dieselben theilweise. M. Perron legt der über den mergeligen Virgula-Schichten folgenden Kalkmasse, welche er „Etage Portlandien" nennt, eine Mächtigkeit von 70 Metern bei. Er theilt diese Etage in 4 verschiedene Schichtengruppen, macht insbesondere auf das zahlreiche Vorkommen von Corallen aufmerksam und stellt in einer Liste die von ihm bestimmten Species der dortigen Portlandschichten zusammen. Pterocera Oceani und Rhynchonella inconstans werden zwar hier wiederum erwähnt, doch enthält seine Liste der Mehrzahl nach solche Species, welche eine eigenthümliche, von den Arten der dortigen Kimmeridgebildungen abweichende Fauna anzeigen. Vereinigen wir seine Beobachtungen mit den vorhin erwähnten Angaben über die organischen Reste des französischen Portlandiens von E. Hébert, A. Buvignier und d'Orbigny, so erhalten wir schon eine beträchtliche Liste von organischen Resten, welche ich in §. 101 angehängt und den Fossilen des englischen Portlandstones gegenübergestellt hätte, wenn ich es nicht für verfrüht halten würde, den paläontologischen Theil einer Ablagerung auszuarbeiten, über deren Synchronismus an den einzelnen Localitäten noch zu viele Zweifel bestehen.

Juradepartement. Ueber den Schichten mit Pterocera Oceani folgen im Juradepartement nach J. Marcou* zuerst 3,5 Meter Mergel, dann 35 Meter compacter Kalke: „Marnes und Calcaires Portlandiens." Eigenthümlich ist der Umstand, dass in den Mergeln noch einige Arten vorkommen, welche den Kimmeridgethon von Boulogne characterisiren und auch an andern Localitäten in der Zone der Pterocera Oceani gefunden werden, wie z. B. *Pholadomya multicostata*, *Cercomya spatulata*. Die mächtigen Kalke werden in ihrer Oberregion oolithisch und besitzen im Vergleiche zu den unteren Mergeln eine etwas veränderte Facies. Sie scheinen mit den ebenerwähnten Bildungen

* J. Marcou, 1846. Récherches sur le Jura salinois pag. 106.

des Dep. der Haute-Saône manche Analogien zu besitzen; wie hier, so wurden von J. Marcou auch im Juradepartement in der entsprechenden Lage Corallenbänke gefunden. In diesen Kalken kommen ausserdem zahlreiche Nerineen und andere Gasteropoden wie *Natica Marcousana* d'Orb., *Natica athleta* d'Orb. u. s. w. vor, auch schliessen sie die Zähne von *Sphaerodus*, *Pycnodus* und anderen Gattungen ein. J. Marcou hat in seiner neuesten Schrift * die ganze Abtheilung „Groupe de Salins" genannt und hiedurch der noch nicht völlig identificirten Ablagerung des Juradepartements eine besondere Bezeichnung beigelegt, was um so mehr zu billigen ist, als die Vergleiche mit den englischen Bildungen hier äusserst schwierig sind und sich noch nicht mit Sicherheit ausführen lassen. Die Marnes und Calcaires de Salins können möglicherweise noch die obersten Kimmeridgeschichten, sie können auch einen Theil der Purbeckstrata vertreten, und wir haben nur eine annähernde Gewissheit, dass sie die Aequivalente des englischen Portlandstone's bilden. So lange aber der Synchronismus zweier Bildungen nicht völlig erwiesen ist, müssen wir mit der Uebertragung einer und derselben Bezeichnung auf beide sehr vorsichtig sein, ** und wir thun häufig besser, wie dies von Marcou geschehen ist, uns für eine noch nicht identificirte locale Ablagerung, auch einen localen Namen zu wählen. Das grösste Interesse bietet jedoch die von J. Marcou gemachte Bemerkung ***, dass über den Kalken von

---

* J. Marcou, 1857. Lettres sur les Rochers du Jura, pag. 44—45.

** Obschon die jüngsten jurassischen Niederschläge des Schweizer Jura mit dem englischen Portlandstone weder in lithologischer noch in paläontologischer Beziehung übereinstimmen, so wurde von Thurmann dennoch dieser Name auf sie übertragen. Die Bezeichnung Portlandschichten wird seither so allgemein für die Ablagerungen des Schweizer Jura angewendet, dass sie hier gleichsam eine zweite Heimath erhalten hat. Hiedurch erklärt sich denn auch der Ausdruck eines französischen Geologen, welcher die Bildungen auf der Insel Portland mit den obersten Juraschichten dem sogen. Portlandien des Schweizer Jura vergleicht und zu dem Schlusse kommt: „A Portland il n'y a pas de Portlandien." Bullet. Soc. géol. de Fr., 7.—14. Sept. 1856. pag. 798.

*** Vorletzte Anmerkung pag. 11.

Salins eine Süsswasserformation (Marnes bleues) folge, deren Fossile wahrscheinlich noch eine genauere Definition und Vergleichung dieser Bildung mit den Niederschlägen an der Küste von Purbeck (Dorsetshire) gestatten werden.

Schweizer Jura. Ich habe in §. 107 erwähnt, dass die jüngsten Bildungen des Schweizer Jura, welche von Thurmann * „Calcaires épi-virguliens“ genannt werden, als Aequivalent des englischen Portlandstone's betrachtet werden können, dass aber die Beweise für den Synchronismus dieser beiden so entfernt liegenden Formationsabtheilungen sich vorerst nur in indirecter und noch höchst unvollständiger Weise führen lassen, indem die Zone der Pterocera Oceani im Schweizer Jura ein tieferes Niveau einnimmt, während dagegen die „Calcaires épi-virguliens“ durch Süsswasserbildungen überlagert werden, welche allen Anzeichen zufolge den englischen Purbeckschichten entsprechen. Ich habe diese Süsswasserniederschläge, welche in neuerer Zeit an zahlreichen Punkten des Schweizer Jura aufgefunden wurden, nicht selbst gesehen, dagegen kann ich hier nicht umhin, eine erst kürzlich erschienene Arbeit E. Renevier's ** zu erwähnen, durch welche die paläontologischen Verhältnisse dieser Süsswassermergel detaillirter beschrieben werden, als dies seither der Fall war. E. Renevier hatte Gelegenheit, die von M. Jacard aus Locle zu Villars le Lac bei Brenets in einer die obersten Jurabildungen überlagernden, graublauen Mergelschicht gefundenen Fossile zu untersuchen. Er zeigt, dass die in den „Marnes de Villars“ vorkommenden Arten aus Land-, Süsswasser-, Brackwasser- und Meeres-Bewohnern bestehen, deren Gesammthabitus mit demjenigen übereinstimmt, welchen die Vorkommnisse der englischen Purbeckschichten besitzen. Unter den von E. Renevier für den Synchronismus zwischen den Marnes de Villars und den englischen Purbeckschich-

---

* J. Thurmann, IX. Brief aus dem Jura. Bronn, Jahrb. 1854, pag. 343.

** E. Renevier, Note sur les Fossiles d'eau douce infér. au terrain crétacé dans le Jura. Bullet. de la Soc. vaudoise des sc. nat. Vol. V. Nr. 41. 1. Avril 1857, pag. 259.

ten angegebenen Beweisgründen, führe ich als überwiegend wichtigste Thatsache den Umstand an, dass es E. Renevier gelang, zwei an der Küste von Purbeck vorkommende Arten unter den Fossilen von Villars wiederzufinden. Es sind dies *Physa Bristovi* Forbes und *Corbula alata* Sow. Sollte sich die Uebereinstimmung noch weiterer Arten ergeben, so wäre an der Identität dieser entferntliegenden Niederschläge Englands und der Schweiz nicht mehr zu zweifeln, allein die Wahrscheinlichkeit derselben ist durch die Arbeit E. Renevier's schon so nahe gerückt, dass wir wenigstens eine annähernde Identität wohl schon jetzt als bestimmende Thatsache bei der Betrachtung der Portlandschichten voraussetzen dürfen, derzufolge wir denn auch im Schweizer Jura die Entstehung der über der Zone der Pterocera Oceani auftretenden nicht unbeträchtlichen Kalkablagerung in denselben Zeitraum verlegen dürfen, in welchem sich in England der eigentliche Portlandstone niedergeschlagen hat.

---

§. 111. **Purbeckschichten.** Wir haben im vorhergegangenen Paragraphen sowie in §. 108 gesehen, dass an einer Reihe von Localitäten in England, in Frankreich, in der Schweiz und in Norddeutschland die obersten jurassischen marinen Niederschläge von weiteren Schichten bedeckt werden, welche sich ohne wesentliche Unterbrechung darüber ablagerten, jedoch zum grossen Theile aus Süsswasserbildungen bestehen, mit welchen wohl auch Brackwasser- und sogar wiederum marine -Niederschläge abwechseln. Die Formationen an der Südküste von England bieten auch in diesem Falle die deutlichsten und schon am frühesten erforschten Aufschlüsse dar. Nach den dortigen Entwicklungen wurden seither die entsprechenden Ablagerungen des Continentes benannt, indem die unteren Lagen der mächtigen Formation die Bezeichnung: **Purbeckstrata**,

die mittleren: **Hastingssands**,

die oberen: **Wealdenclay** erhielten.

Hier habe ich nur kurz einige Bemerkungen über die muthmasslichen Aequivalente der Purbeckstrata auf dem Continente hinzuzufügen.

Aus dem Vorhergegangenen ergab sich uns die Thatsache, dass die mittleren Kimmeridgeschichten, d. h. die Zone der Pterocera Oceani an den meisten Punkten, deren Verhältnisse wir uns vergegenwärtigten, den bei weitem bestimmtesten und am deutlichsten characterisirten Horizont bildet. Die darüberfolgende Zone der Trigonia gibbosa, welche sich in England in dem Portlandstone so schön entwickelt hat und sich auch an der Nordküste von Frankreich wiederum nachweisen lässt, verliert dagegen ihre Deutlichkeit, je weiter wir auf dem Continente in südlicher und östlicher Richtung vorrücken. Die Vergleiche werden äusserst schwierig, denn es verstecken sich die paläontologischen Charactere, oder sie stimmen wenigstens nicht mehr mit denjenigen des englischen Portlandstone's überein. Es spricht zwar alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass die über der Zone der Pterocera Oceani abgelagerten mächtigen Kalke, welche ich von verschiedenen Gegenden und Localitäten anführte, die wirklichen Aequivalente des englischen Portlandstone's bilden, allein um uns hierüber zu vergewissern, wäre der Synchronismus der darüber folgenden Süsswasserbildungen erst ausser allen Zweifel zu ziehen. Wäre es eine ausgemachte Thatsache, dass die über der Juraformation auftretenden Süsswasserbildungen des Schweizer Jura, des Juradepartements, der Umgebungen von Hannover sich zu derselben Zeit niedergeschlagen haben, wie die Purbeckschichten von Purbeck und Boulogne, so dürften wir auch annehmen, dass die in unmittelbarer Verbindung darunter liegenden obersten Juraschichten dem englischen Portlandstone entsprechen, wenn schon bis jetzt die paläontologischen Untersuchungen nicht ausgereicht haben, Letzteres auch auf andere Art zu beweisen.

So nahe uns der Gedanke liegt, dass die Veränderung, in deren Folge sich über den Meeresbildungen die Niederschläge des süssen Wassers absetzten, auf dem ganzen hier betrachteten Terrain in dem gleichen Zeitpunkte begonnen haben, so ist dies aber eben bis jetzt leider noch nicht bewiesen. Für die Ablagerungen von Boulogne und Purbeck dürfen wir es zwar annehmen, denn hier ergibt sich deren Synchronismus durch die

Uebereinstimmung des darunterliegenden Portlandstone's. Auch die Marnes de Villars des Schweizer Jura mögen dasselbe Alter haben, wie die Purbeckschichten der Halbinsel Purbeck, denn die Untersuchungen E. Renevier's deuten darauf hin. Allein es bleiben uns immer noch die Süsswasserbildungen, welche J. Marcou aus dem Juradepartement anführt, sowie die von Römer beschriebenen und von ihm Purbeckschichten oder Serpulit genannten Ablagerungen in Norddeutschland, deren Synchronismus mit den englischen Purbeckschichten zwar sehr denkbar ist, aber noch nicht durch schlagende Thatsachen bewiesen werden konnte. Doch ist zu hoffen, dass wir durch künftige Untersuchungen auch hierüber Gewissheit erlangen.

Eine zweite nicht weniger schwierige Frage, mit welcher die Begrenzung der Juraformation gegen oben aufs Engste zusammenhängt, liegt in der Deutung, d. h. der Einreihung der Purbeckschichten. Die Schlusstabelle Nr. 64 zeigt uns zwar, dass die obersten jurassischen Niederschläge in verschiedenen Ländern gar nicht mehr zur Entwicklung kamen, allein in andern Districten trat diese Unterbrechung nicht ein, sondern es folgte Schicht auf Schicht von der Juraformation bis in die untere und mittlere Kreide hinauf. In diesen Fällen fehlen uns aber immer noch sichere und genügende Anhaltspunkte für eine bestimmte Entscheidung, derzufolge wir die Purbeckschichten entweder als jurassische Ablagerung zu betrachten, oder aber mit Hastingssands und Wealdenclay zu vereinigen und somit in die Kreideformation zu stellen haben würden.

§. 112. **Kurzer Rückblick auf die allgemeinen Verhältnisse der obersten jurassischen Formationsglieder.** Wir haben im zehnten Abschnitt die zwischen Oxfordgruppe und Kimmeridgegruppe liegenden Niederschläge betrachtet, von welchen noch nicht entschieden werden konnte, mit welcher dieser beiden Abtheilungen sie zu vereinigen sind. Im elften Abschnitt haben wir sodann die einzelnen Glieder der Kimmeridgegruppe verglichen und zuletzt noch die über den marinen Niederschlägen folgenden Süsswasserbildungen von Purbeck angeführt, von welchen sich gleich-

falls noch nicht mit Sicherheit bestimmen lässt, ob sie als jurassisches Formationsglied hier ihren bleibenden Platz gefunden.

Auf der nachfolgenden Tabelle sollen nun diese Niederschläge von einigen Localitäten zusammengestellt werden, in ähnlicher Weise, wie dies §. 95 für die Zonen der Oxfordgruppe geschah. Es wurden hier der Vollständigkeit wegen auch die an der Grenze der Oxford- und Kimmeridgeschichten liegende Zone der Diceras arietina, sowie die Purbeckschichten eingetragen. Yorkshire blieb beseitigt, da sich von den oberen jurassischen Niederschlägen hier nur die unteren und mittleren Lagen vertreten finden, diese aber mit den Bildungen des südwestlichen Englands übereinstimmen. Bei den Ablagerungen des Schweizer Jura habe ich nur gewisse Districte im Auge, da z. B. die obersten Jurabildungen der Umgebungen von Olten und Aarau noch nicht entziffert werden konnten. Als zweite Localität, an der die Niederschläge sich nach dem Typus der englischen Bildungen entwickelt finden, habe ich die der Umgebungen von Boulogne in die Tabelle eingetragen, dagegen habe ich die Verhältnisse im Dep. der Ardennen hier übergangen.

Was die Mächtigkeit der obersten jurassischen Bildungen betrifft, so gebe ich hier wiederum einige Messungen, welche sich über die §. 95 zusammengestellten Durchschnittszahlen der Oxfordgruppe anreihen, jedoch mit dem besonderen Bemerken, dass die den Purbeckschichten entsprechenden Niederschläge nicht mit einbegriffen wurden.

Mächtigkeit der obersten jurassischen Niederschläge.

1)	Kimmeridge- und Portland-Schichten von der Küste von Dorsetshire	700—800 Fuss
2)	von der Küste von Boulogne*	450—480 „
3)	Kimmeridgeschichten von Rouen (durch Bohrversuche ermittelt)**	450 „

* Nach den brieflichen Mittheilungen H. Bouchard's aus Boulogne.

** Dufrénoy & Élie de Beaumont. Explication de la Carte géol. de la France pag. 603.

4)	im Dep. Calvados* (woselbst jedoch die obersten Lagen des Kimmeridgeclay's sowie die Portlandschichten fehlen)	171 Fuss
5)	Umgebungen von Salins (Jura)** . . .	378 »
6)	Schweizer Jura (Mont-Terrible)*** . .	225 »
7)	Schwäbische Alp†	150—200 »

---

* Vergl. §. 106, Profil Nr. 56.

** Nach J. Marcou, 1857. Lettres sur les Rochers du Jura Tabl. Nr. 2. (Ool. corall. — Calcaires de Salins, inclus.)

*** Die von Thurmann, Essai sur les soulèvemens, angegebene Mächtigkeit der obersten jurassischen Niederschläge des Schweizer Jura scheint etwas zu klein zu sein, denn Thurmann schreibt in einer spätern Arbeit (9te lettre sur le Jura, übersetzt in Bronn's Jahrbuch 1854, pag. 353) seiner Groupe portlandien einen Durchschnitt von 157 Meter zu. Addiren wir hiezu die Mächtigkeit der nicht mit einbegriffenen Diceratenschichten, so erhalten wir eine Zahl von über 500 Fuss für die Mächtigkeit der obersten Jurabildungen der Umgebungen von Porrentruy, was doch vielleicht zu hoch gerechnet ist.

† Von der schwäbischen Alp fehlen uns noch genauere Messungen der obersten jurassischen Niederschläge. Die von mir angegebene Zahl beruht desshalb nur auf einer annähernden Schätzung.

Zusammenstellung der obersten jurassischen Formationsglieder nach ihrer Aufeinanderfolge an verschiedenen Localitäten Englands, Frankreichs, der Schweiz und des südwestlichen Deutschlands. Nr. 58.

	Reihenfolge der Schichten der Kimmeridgegruppe.	Küste von **Purbeck** bis **Portland.** (Dorsetshire.)	Küste von **Boulogne.** (Pas de Calais.)	Departement der **Meuse.**	Departement der **Yonne.**	Departement des **Jura.**	**Schweizer Jura.**	**Schwäbische Alp.**
Purbeckschichten.		vorhanden.	Untere Lagen vorhanden.			Marnes bleues ?	Marne de Villars.	
Kimm.-Gruppe. Kimmeridgien. Kimm.-(Portl.-)Strata.	**Zone der Trigonia gibbosa.**	vorhanden.	vorhanden.	Mächtige Kalke.	Mächtige Kalke.	Mächtige Kalke.	Mächtige Kalke.	
	Zone der Pterocera Oceani.	Kimmeridge-clay.	Kimmeridge-clay.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	Solnhofer Schiefer, Plattenkalke, Oolithe, Nattheimer Coralrag und zuckerkörnige Massenkalke.
	Subzone der Astarte supracorallina.			vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	
Zone der Diceras arietina.		Noch unbestimmt, vielleicht wird ein Theil dieser Zone durch das Upper calc. grit vertreten.	Wie in England.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	
Oxfordgruppe. Oxfordien.		vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	vorhanden.	

Zwölfter Abschnitt.

Allgemeinere Verhältnisse des oberen Jura; Zusammenstellung seiner einzelnen Glieder; Begrenzung, Vergleichung der Systeme verschiedener Geologen.

§. 113. Nachdem ich in den Abschnitten 9—11 den oberen Jura in seine einzelnen Glieder zu zerlegen versucht habe, führe ich hier für jedes der letzteren eine Anzahl von Localitäten an, an welchen dasselbe beobachtet wurde, indem ich dabei auch diejenigen Unterabtheilungen besonders einreihe, welche sich in paläontologischer Beziehung schwieriger von den angrenzenden Zonen absondern liessen. Es sind dies die unter den Bezeichnungen Lower calcareous grit und Zone der Astarte supracorallina in die nachfolgenden Profile eingetragenen Formationsglieder, welche wir schon deshalb zu beachten haben, weil sie in die meisten Schriften eingeführt wurden und bei einer beträchtlichen Verbreitung in manchen Gegenden eine ansehnliche Mächtigkeit besitzen.

Ziehen wir ferner die über der Zone der Trigonia gibbosa mit Süsswasserbildungen beginnenden Purbeckschichten noch bei, so erhalten wir 8 verschiedene Horizonte. Die 3 untersten Zonen setzen in den verschiedenen Ländern die Ablagerung zusammen, welche ich unter der Bezeichnung Oxfordgruppe angeführt habe. Bei der darüberfolgenden Zone der Diceras arietina fehlen noch die entscheidenden Gründe für ihre Vereinigung mit einer der angrenzenden Etagen. Dann folgen wiederum 3 zusammengehörige Zonen, d. h. die Glieder der Kimmeridgegruppe, während die Niederschläge der Purbeck-Strata noch zu wenig untersucht sind

der Maſſe des Volks hat ſich überall in den modernen Staaten eine Ariſtokratie, theils des Blutes, theils des Reichthums, der Intelligenz und Bildung, abgeſondert, die, wenigſtens was die geiſtigen Intereſſen und Beſtrebungen anbelangt, eigentlich das Volk vertritt oder bildet. Stand im Mittelalter der freie Adel der Maſſe der Hörigen und Leibeigenen gegenüber und behauptete ſich, neben der Geiſtlichkeit, beinahe im Alleinbeſitz aller höheren geiſtigen Beſtrebungen; ſo ſchwang ſich im Verlauf der Zeit der in den freien Städten anſäſſige Bürgerſtand nach und nach zu gleicher und ſelbſt zu höherer Bildung empor, als der im Krieg brutaler werdende, durch das Hofleben verdorbene und auf dem Lande verbauernde Adel; und heutzutage, wo ſo manche Vorurtheile über den Werth der Geburt und des Bluts verſchwunden ſind, wo in Deutſchland (und noch mehr in Frankreich) in den weſentlichſten Rechten kein Unterſchied der Stände mehr gilt, iſt die Ariſtokratie der Bildung und Intelligenz durch eine weit ſchärfere Demarkationslinie von der Maſſe des niedern Volkes geſchieden, als der Adel vom Bürgerſtand. Zu der Zeit, wo der Adel die Nation war, wo, wie in Frankreich, der allmächtige Hof, die Majeſtät des Königs die Bedeutung des geſammten Volks verſchlang, da kannte freilich die Literatur, die Poeſie kein höheres Streben, keinen ſtolzeren Triumph, als den Beifall der Edlen, die Gunſt und die Belohnung des Monarchen; der ritterliche Troubadour hätte den Beifall der Unebenbürtigen geringgeſchätzt; und ſelbſt noch ein Racine ſtarb aus Verdruß und Kummer darüber, daß Louis XIV. einem ſeiner Stücke keinen Beifall gezollt hatte. Aber ſeitdem der Mittelſtand mit den höheren und höchſten Ständen an Bildung und Intelligenz wetteifert und wohl gar ſie übertrifft, hat auch die Literatur wieder ihren populären, volksthümlichen Charakter angenommen und ſtreben die Dichter und Autoren (zwar allerdings, wenn es ihnen ums Gute und Treffliche Ernſt iſt, nach dem Beifall der Beſten, aber auch) nach dem Beifall einer möglichſt großen Anzahl, ſie bemühen ſich um ein ausgebreitetes Publikum, ſie wünſchen mit ihren Produktionen in den Kern des Volkes hinabzudringen, und dem Dichter unſerer Tage z. B. iſt es ohne Zweifel ſchmeichelhafter, wenn er ein Lied von ſich im Mund eines gemeinen Mannes hört, als wenn fürſtliche Perſonen ihr Wohlgefallen daran bezeugen. Das Patronat der eigentlichen Ariſtokratie zu Gunſten der Literatur hat, abgeſehen von

für eine bestimmtere Entscheidung, derzufolge wir sie als jurassisch zu betrachten, oder aber schon mit der Kreideformation zu vereinigen hätten. Hiemit hängt denn auch die Begrenzung des obern Jura gegen oben zusammen, während die seither befolgte Art der Abtrennung des obern Jura gegen unten in §. 77 angedeutet wurde. Indem ich hierauf sowie auf §. 111 verweise, habe ich hier nicht nöthig, die Begrenzung des obern Jura nochmals in einem besonderen Paragraphen zu besprechen.

		Südwestl. Deutschland.	Schweizer Jura.
	Purbeckschichten.	Diese Bildungen fehlen im südwestlichen Deutschland.	Villars bei Locle (Neuchatel).
Kimmeridge-gruppe. Kimmeridgien. Kimmeridge Port.-Strata.	Zone der *Trigonia gibbosa.*		Die mächtigen Kalke der Umgebungen von Porrentruy bilden die muthmasslichen Aeq. d. Zone.
	Zone der *Pterocera Oceani.*	Die obersten Jurschichten von Solnhofen, Ulm, Nusplingen gehören in dieses Niveau, doch fehlen noch schärfere Parallelen.	Fontenois und le Banné bei Porrentruy. Umgebungen von Glovelier südöstlich von St. Ursanne.
	Subzone der *Astarte supracorallina.*		Soyhière, nördlich von Delémont. Strasse von Glovelier nach St. Ursanne.
Noch nicht eingereiht.	Zone der *Diceras arietina.*	Nattheimer Coralrag? Kehlheim an der Donau.	Caquerelle, nordöstlich von St. Ursanne.
Oxford-gruppe. Oxfordien. Oxford-Strata.	Zone des *Cidaris florigemma.*	Istein und Kandern im Breisgau. An d. schwäbischen Alp durch mächtige Kalke vertreten.	Pringeli, Klein-Lützel, Chatillon. Umgebungen von Movelier und von Delémont.
	a) *Lower calcareous grit.* / b) *Scyphien-kalke.*	a) Kandern im Breisgau. b) Weissenstein, Lochen, Beuren, Streitberg in Bayern.	a) Pringeli, Klein-Lützel, Chatillon. b) Umgebungen von Oberbuchsiten, Olten u. Aarau. Birmensdorf u. Lägern bei Baden.
	Zone des *Amm. biarmatus.*	Stufen, Ursulaberg, Lautlingen.	Chatillon, südlich, und Movelier, nördlich von Delémont. Les Rangiers nordöstl. von St. Ursanne.

Reiht sich über Profil Nr. 38 §. 69.

Frankreich.		England. Nr. 59.
Neocroy und Conseau (Jura).		Swanage (Dorsetshire), Tisbury (Wiltshire).
Boulogne (Pas de Calais); die muthmaasslichen Aequivalente der Zone finden sich zu Aigiepierre bei Salins (Jura), zu Auxerre (Yonne) u. s. w.		Insel Portland und Halbinsel Purbeck (Dorsetshire), Swindon (Wiltshire), Shotover (Oxfordshire).
La Chapelle bei Salins (Jura), Gray und Chargey (Haute-Saône), Mauvage u. Londville (Meuse). Zahlreiche Punkte im Dep. der Aube. Umgebungen von Tonnerre (Yonne).	Kimmeridgethon von Honfleur (Calvados), Le Havre (Seine-inférieure) u. Boulogne (Pas de Calais).	Kimmeridge und Osmington (Dorsetshire), Wooton-Basset (Wiltshire). Shotover bei Oxford (Oxfordshire). Aylesbury (Buckinghamshire), Huntstanton (Norfolk); Filey Bay, schwach vertreten (Yorkshire).
La Chapelle und Pagnoz bei Salins (Jura), Verdun und Consances-aux-Bois (Meuse), Bellême u. Mortagne (Orne).		
Pagnoz bei Salins (Jura), Saulce-aux-Bois (Ardennen), Saint Mihiel (Meuse), Merry und Coulanges sur Yonne (Yonne), Bellême und Mortagne (Orne), Nantua und Bellay (Ain).		Die Parallelen zwischen den englischen Ablagerungen und der Zone der Diceras arietina fehlen noch immer. Vielleicht wird letztere in England durch einen Theil des Kimmeridgeclay's, vielleicht auch durch das Upper calcareous grit vertreten.
Trouville (Calvados), Wagnon (Ardennen), Druyes (Yonne), la Chapelle nördlich von Salins (Jura).		Osmington bei Weymouth (Dorsetshire), Wooton-Basset und Calne (Wiltshire), Malton und Scarborough (Yorkshire).
a) Trouville und Dives (Calvados), Umgebungen von Mamers (Sarthe), Neuvizi (Ardennen). b) Chatillon-sur-Seine (Côte d'Or), Chappois und Grange de Vaivre bei Salins (Jura).		a) Osmington bei Weymouth (Dorsetshire), Scarborough (Yorkshire).
Dives und Villers (Calvados), Boulogne (Pas de Calais), Châtillon-sur-Seine (Côte d'Or), Umgebungen von Belfort (Haut-Rhin), Clucy und Andelot bei Salins (Jura).		Osmington bei Weymouth (Dorsetshire), Umgebungen von Chippenham (Wiltshire), Küstenwände von Scarborough (Yorkshire).

Der obere Jura in England nach den Systemen der englischen Geologen.

§. 114.

Die Uebereinstimmung, welche die Niederschläge des oberen Jura an den seither betrachteten Localitäten in England zeigen, ist der Grund, dass die Systeme der englischen Geologen in diesem Falle keine wesentliche Verschiedenheit untereinander darbieten, so dass ich die in England allgemein angenommene Eintheilung des obern Jura auf einer und derselben Tabelle veranschaulichen kann. Auch die Gliederung der Jurabildungen an der Küste von Yorkshire stimmt damit überein, nur dass sich letztere nicht auf den ganzen obern Jura erstreckt, sondern schon mit den Kimmeridgebildungen gegen oben abschliesst, da in jener Provinz die obersten jurassischen Niederschläge fehlen. Nur bei der Begrenzung der Oxfordgruppe gegen unten finden einige Abweichungen statt, welche ich jedoch schon durch die früheren Erörterungen und Profile (§. 91) hinlänglich angedeutet habe.

Die Zone der Diceras arietina konnte an den englischen Bildungen noch nicht nachgewiesen werden, auch bleiben noch Zweifel über ihre Vertretung, indem hieran entweder das Upper calcareous grit, oder die untersten Lagen des Kimmeridgeclay's, oder sogar diese beiden Theil nehmen können. Dagegen habe ich schon §. 103 wiederholt auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass die Schichten, welche in Frankreich nach der so häufigen Astarte supracorallina benannt wurden, in England in veränderter Form durch einen Theil des Kimmeridgeclay's repräsentirt werden.

Das oberste Glied der Tabelle bilden die in manchen Theilen Englands, insbesondere in Dorsetshire, so mächtig entwickelten Purbeckschichten (vergl. §. 111).

Nr. 60.

Allgemeine Eintheilung des oberen Jura.		*Eintheilung des oberen Jura in England nach* **Smith, Conybeare, Phillips, de la Beche, Buckland.**
Purbeckschichten.		*Purbeckstrata.*
Kimmeridge-gruppe.	**Bett der Trig. gibbosa.**	*Portlandstone* (u. Portlandsand?)
Kimmeridgien.	**Bett der Pterocera Oceani.**	*Kimmeridgeclay.*
Kimmeridge-Strata.	**Bett der Astarte supracorallina (Subzone).**	
Unbestimmte Zwischenglieder.	**Bett der Diceras arietina.**	unbestimmt; vielleicht *Upper calcareous grit.*
Oxford-gruppe.	**Bett des Cidaris florigemma.**	*Oxford-Oolite* oder *Coralline-Oolite.*
Oxfordien.	*Lower calc. grit* und Argovien (Subzone).	*Lower calcareous grit.*
Oxford-Strata.	**Bett des Ammonites biarmatus.**	*Oxfordclay.*

Vergl. Profil Nr. 39 §. 70 und Profil Nr. 40 §. 71.

Der obere Jura Frankreichs nach *d'Orbigny*.

§. 115.

Ich habe in §. 73 die von d'Orbigny eingeführte Eintheilung des mittleren Jura veranschaulicht und versuche dies hier in gleicher Weise für den obern Jura auszuführen, indem ich auf die §. 78 gegebenen Anhaltspunkte zurückgehe, welche sich insbesondere auf die Deutung seines Corallien beziehen. Hier habe ich nur noch zu erwähnen, dass d'Orbigny die Purbeckschichten als Aequivalente des unteren Neocomien angesehen zu haben scheint, wesshalb wir sie bei Betrachtung seiner Etagen des oberen Jura unberührt lassen. Dagegen haben wir den 4 von ihm unterschiedenen Etagen folgende Werthe beizulegen:

Seizième Étage: Portlandien	Zone der Trigonia gibbosa.
Quinzième Étage: Kimméridgien	Zone der Pterocera Oceani.
Quatorzième Étage: Corallien	Zone der Astarte supracorallina. Zone der Diceras arietina.
Treizième Étage: Oxfordien	Zone des Cidaris florigemma. Lower calc. grit & Scyphienkalke. Zone des Amm. biarmatus.

Der obere Jura in den Dep. Jura und Doubs nach *J. Marcou.*

§. 116.

Durch die von J. Marcou in den „Recherches“ * für die Juradistricte der Franche-Comté gegebene Eintheilung wird der obere Jura in 6 Formationsglieder abgetrennt, welche sich grösstentheils auf die seither betrachteten Zonen übertragen lassen. Ich lege auf diese beinahe vollständige Uebereinstimmung um so mehr Werth, als J. Marcou die wesentlichen Grundzüge seiner frühern Classification auch in seiner neuesten Schrift ** beibehalten hat, indem derselbe nur in Beziehung auf die obere Begrenzung der Juraformation eine Veränderung ausführte, welche die Deutung der über den obersten marinen Niederschlägen folgenden Süsswasserbildungen betrifft. Ich habe desshalb diese letzteren nicht bestimmter identificirt, sondern, mit einem ? versehen, den Purbeckschichten gegenüber gestellt.

Die Werthe der von J. Marcou eingeführten Zonengruppen oder Etagen ergeben sich durch Betrachtung der Tabelle Nr. 61 von selbst, doch habe ich in §. 119, Tabelle Nr. 64 nochmals darauf zurückzukommen.

---

* J. Marcou, 1846—1848. Recherches géologiques sur le Jura salinois. Mém. de la Soc. géol. de Fr. 2. Ser. III. Bd.

** J. Marcou, 1857. Lettres sur les Rochers du Jura.

Nr. 61.

Allgemeine Eintheilung des oberen Jura.		*Eintheilung des oberen Jura in den Dep. Jura & Doubs nach* **J. Marcou.** (1846. Jura salinois)	
Purbeckstrata.		? Marnes bleues.	
Kimmeridge-gruppe. **Kimmeridgien.** **Kimmeridge-Strata.**	Bett der Trigonia gibbosa.	Groupe Portlandien. 43,5 Meter.	**Étage oolithique supérieur, Marcou.**
	Bett der Pterocera Oceani.	Groupe Kimméridgien. 45 Meter.	
	Bett der Astarte supracorallina.	Groupe Séquanien. 35 Meter.	
Unbestimmte Zwischenglieder.	Bett der Diceras arietina.	Ool. corall. 7,5 Meter. — Groupe coralliens.	
Oxford-gruppe. **Oxfordien.** **Oxford-Strata.**	Bett des Cidaris florigemma.	Calc. corall. 25 Meter. — Groupe coralliens.	
	Lower calc. grit und Argovien (Subzone).	Argovien. 30 Meter.	**Étage oxfordien, Marcou.**
	Bett des Ammonites biarmatus.	Marnes oxfordiennes. 15 Meter.	

Vergl. Profil Nr. 41, §. 74.

Der obere Jura Württembergs nach *Quenstedt*:

§. 117.

In Württemberg fehlen die Purbeckschichten, sowie die obersten jurassischen Bildungen herab bis in die mittleren Lagen der Kimmeridgegruppe. Die §. 109 erwähnten Plattenkalke, Solnhofer Schiefer, Thone und Oolithe stehen auf der schwäbischen Alp an zahlreichen Punkten an, bilden hier die jüngsten Ablagerungen und werden dann unmittelbar von tertiären Niederschlägen bedeckt, da auch die Kreideformation hier nicht zur Entwicklung gekommen ist. Die 3 wichtigsten Anhaltspunkte für Vergleiche bieten 1) die unteren thonigen Lagen, als Zone des Amm. biarmatus; 2) die Scyphienkalke als Vertreter der mittleren Oxfordschichten; 3) oben die Plattenkalke, welch letztere wir als entschiedene Kimmeridgebildungen zu betrachten haben. Die Zone des Cidaris florigemma konnte hier nicht mit Bestimmtheit identificirt werden, da ihre paläontologischen Charactere an den Bildungen der schwäbischen Alp bis jetzt noch nicht nachgewiesen wurden. Dagegen gehört das Nattheimer Coralrag wenigstens annähernd in das Niveau der Zone der Diceras arietina. Im Uebrigen vergl. die von mir §. 93 und 109 gemachten Bemerkungen, denen zufolge ich die 6 Quenstedt'schen Unterabtheilungen des obern Jura Württembergs* auf Tabelle 62 mit den seither betrachteten Zonen in Uebereinstimmung zu bringen versucht habe. Wenn schon eine vollständige Uebertragung der ersteren auf die letzteren hier nicht möglich ist, so ergeben sich doch manche der Parallelen in annähernder Weise. Hoffen wir, dass weitere Forschungen zum Zwecke von Vergleichen auch an unseren schwäbischen Bildungen nunmehr gemacht werden, indem seit den Untersuchungen des Grafen von Mandelsloh nur eine einzige Arbeit** veröffentlicht wurde, in welcher der Verfasser die so nöthige Ausführung von Vergleichen in eingehender Weise wiederum anregte, indem wir nur auf die Grundlage weitergehender Anschauungen hin uns den ersten Schritt sichern, den wir zu machen haben, um uns über den unhaltbaren Standpunkt einer einseitigen Anschauungsweise zu erheben.

---

* Quenstedt, 1843. Das Flözgebirge Württembergs pag. 535.

** O. Fraas, 1850. Versuch einer Vergleichung des schwäbischen Jura mit dem französischen und englischen. Württemb. naturw. Jahresh. 5. Jahrg. pag. 1.

Nr. 62.

Allgemeine Eintheilung des oberen Jura.		*Eintheilung des oberen Jura Württembergs nach* **Quenstedt.** (1843. Flözgebirge pag. 535—537.)
Kimmeridge-gruppe. Kimmeridgien. Kimmeridge-Strata.	**Bett der Trigonia gibbosa.**	
	Bett der Pterocera Oceani.	? Weisser Jura ζ. Krebsscheerenplatten und blaue petrefactenarme Thone. Quenst.
	Bett der Astarte supracorallina.	?
Noch nicht eingereiht.	**Bett der Diceras arietina.**	Weisser Jura ε. Plumpe Felsenkalke, Corallrag, Dolomite u. s. w. Quenst.
Oxford-gruppe. Oxfordien. Oxford-Strata.	**Bett des Cidaris florigemma.**	Weisser Jura δ. Regelmässig geschichtete Kalkbänke. Quenst.
	Lower calc. grit und Argovien.	? Weisser Jura γ. Spongitenlager. Quenst. Weisser Jura β. Wohlgeschichtete Kalkb. Quenst
	Bett des Ammonites biarmatus.	Weisser Jura α. Impressakalke. Quenst. Oberste Lage des braunen Jura ζ. Quenst.

Fortsetzung von Profil Nr. 42 §. 76.

einzelnen Fällen, in Deutschland so ziemlich aufgehört; an die Stelle der Mäcenasse ist das Publikum getreten — eine Masse, wo nicht von Millionen, doch von Hunderttausenden — welches freilich zur Bethätigung seines Beifalls und seiner Gunst nicht schenkt, sondern nur kauft, aber dessen Mittel zur Unterstützung der Literatur mittelst des Ankaufs der Bücher sehr groß, größer als die der reichsten Potentaten und Magnaten sind, und dem diese Art von Patronat nicht bloß Ehrensache, sondern Sache des Bedürfnisses ist. Der Kreis des literarischen Publikums überhaupt kann sich jetzt nur nach unten hin erweitern, und daß dies geschehen werde, scheinen auch viele Zeichen anzudeuten; die Buchhändler, die Vermittler der Produktion und der Consumtion, thun ihr Möglichstes, um durch wirklich oder scheinbar wohlfeile Ausgaben auch den Unbemittelteren den Ankauf von Büchern zu erleichtern, und die Autoren lassen sich mehr und mehr angelegen seyn, durch Verständlichkeit und Popularität der Darstellung sich innerhalb des geistigen Horizonts der weniger Gelehrten und Gebildeten zu halten. In so fern kann man sagen, die Literatur (in Deutschland) habe eine mehr demokratische als aristokratische Tendenz, und sie suche sich eine möglichst breite Basis zu geben.

Eine aristokratische Literatur, welche nur die Vornehmen und Großen zu ausübenden Jüngern oder zu beschützenden Gönnern und Pflegern hat, verfällt, wie die Literaturgeschichte zeigt, gar leicht ins Preziöse, Affektirte, Gezierte und Hohle; eine höfische Literatur trägt den Wurm in sich und die Servilität der Gesinnung wird, wenn sie auch das Genie nicht zu ersticken vermag, wenigstens seinen kühnsten und edelsten Flug lähmen und seine Reinheit beflecken. Der Literatur von entgegengesetzter Tendenz aber droht eine andere Klippe; sie kommt in Versuchung, wie jene dem Dünkel und Hochmuth der Vornehmen, so den unedeln Neigungen und Gesinnungen, dem Neid, der Eigenliebe, dem Haß und der Bosheit des großen Haufens zu schmeicheln, und so zur plebejischen Literatur im schlechten Sinne des Worts herabzusinken. Das Vermittelnde und Versöhnende zwischen diesen beiden Extremen wäre eine wahrhaft nationale Literatur, d. h. nicht etwa eine solche, welche sich ausschließlich oder vorzugsweise an das politische Bewußtseyn des Volkes wendete, sondern eine solche, welche weder ausschließlich die Bedürfnisse und Gelüste der dem Blut oder dem Geiste nach

Dreizehnter Abschnitt.

Schlussbetrachtungen über die Eintheilung der jurassischen Ablagerungen und deren Vergleiche nach verschiedenen Ländern.

Ich habe im Vorhergegangenen die jurassischen Niederschläge nach den 3 Buch'schen Hauptabtheilungen zusammengestellt, habe dann eine schon detaillirtere, den d'Orbigny'schen Etagen annähernd entsprechende Gliederung gleichzeitig beibehalten, durch welche die Juraformation in 8 Schichtengruppen zerlegt wird, denen zuletzt die einzelnen paläontologischen Zonen untergeordnet sind. Bei dem Rückblick auf das seitherige Verfahren treten noch einige Punkte hervor, deren theilweise Erledigung ich in diesem Abschnitt versuchen will. Sie beziehen sich auf das Folgende.

1) Die Benennung der Hauptabtheilungen, Etagen und Zonen.

2) Die Vergleiche der Hauptabtheilungen nach den ihnen in den verschiedenen Ländern von den einzelnen Geologen untergelegten Werthen.

Ich beginne mit dem ersteren dieser beiden Punkte, indem ich denselben zum Gegenstande des folgenden Paragraphen mache.

§. 118. Benennung der Hauptabtheilungen, Etagen und Zonen. Zonen. Ich habe die einzelnen Zonen je nach einer ihrer wichtigeren Species benannt, wofür ich in einer Reihe von geognostischen Schriften Vorgänge hatte. Obschon hiedurch vereinzelte Begriffe auf das ganze Wesen der zu unterscheidenden Bildungen übertragen und für ihre Bezeichnung gebraucht werden, so würde dies bei jeder andern Benennungsweise gleichfalls stattfinden,

denn wählen wir z. B. Localitätsnamen, so übertragen wir hiemit alle die an der localen Ablagerung hängenden Eigenthümlichkeiten auf unsere Zonen, wodurch der Ueberblick über die allgemeinen Charactere mehr oder weniger beeinträchtigt wird. Zudem gibt es wohl kaum eine Stadt oder Localität, in deren Nähe nur eine einzige Zone entwickelt ist, vielmehr finden wir, dass an den meisten zur Bezeichnung von Schichten seither verwendeten Localitäten eine ganze Reihe von Zonen aufs Deutlichste zu Tage tritt. Sollte es jedoch vorgezogen werden, statt der Speciesnamen Localitätsnamen zur Bezeichnung der Zonen einzuführen, so findet sich eine Anzahl solcher in den Profilen Nr. 17, 38 und 59 für eine jede der einzelnen Zonen beigeschrieben.

Ich habe in die Tabelle Nr. 64 sechsunddreissig Zonen eingetragen. Die 2 untersten gehören zu der Keuperformation, bei der obersten wird uns erst die Zukunft lehren, wo wir dieselbe unterzubringen haben. Vorerst hätten wir somit 33 jurassische Zonen zu unterscheiden. Manche derselben zeigten auf dem ganzen hier betrachteten Terrain eine merkwürdige Uebereinstimmung, andere sind dagegen z. Thl. durch den Wechsel der vorwaltenden Facies an manchen Localitäten sehr schwierig wiederzuerkennen, einige endlich (wie insbesondere die Zone der Terebratula digona und die Zone der Diceras arietina) konnten nur in gewissen Districten aufgenommen werden, indem sie in anderen Gegenden diejenigen Charactere verleugnen, welche uns dort zu ihrer Unterscheidung dienten, so dass ich sogar bei einer derselben (Zone der T. digona) noch nicht gewiss bin, ob wir sie nicht später wiederum aus der Reihe der übrigen Zonen zu streichen und sie nur als locale Unterabtheilung zu betrachten haben werden. Die Bonebedschichten habe ich nachträglich noch nach einer ihrer wichtigsten Arten „Zone der *Avicula contorta*“ genannt.

Etagen. Die von d'Orbigny eingeführten Etagen sollten ursprünglich nur Stufen oder Zonen darstellen, erst später hat es sich ergeben, dass sich die Mehrzahl seiner Etagen wiederum ebenso bestimmt in weitere Zonen abtrennen lasse. D'Orbigny

hat zur Bezeichnung seiner jurassischen Etagen beinahe ausschliesslich Localitätsnamen gewählt. Nur bei den „E. liasien und corallien“ machte er eine Ausnahme. Da letztere Etage ganz weggefallen ist, so habe ich hier nur noch von dessen E. liasien zu sprechen. Das Wort Lias hatte schon, ehe sich d'Orbigny desselben bediente, in den geognostischen Schriften eine zu bestimmte Bedeutung gewonnen, als dass es ihm erlaubt gewesen wäre, dasselbe in beschränkterem und verändertem Sinne auf eine seiner Etagen zu übertragen. Daher rührt denn auch der Umstand, dass in der deutschen Uebersetzung dieser Ausdruck nur Widersprüche verursachen würde, denn während die übrigen d'Orbigny'schen Etagennamen auch in deutschen Schriften sich leicht anwenden lassen, wie z. B. Oxfordgruppe oder Kellowaygruppe, Oxfordetage oder Kellowayetage, so würde dagegen bei einer Verwandlung von d'Orbigny's „Étage liasien“ in Liasgruppe oder Liasetage die Etagenbezeichnung beinahe denselben Wortlaut bekommen, wie die schon zuvor gebräuchliche Benennung der ganzen Liasformation. Um desshalb diesen Uebelstand zu beseitigen, habe ich an der Stelle der d'Orbigny'schen Bezeichnung den Namen einer schwäbischen Localität * beigezogen, in deren Umgebungen die Etage des mittleren Lias deutlich und schön vertreten ist. Ich werde künftighin den Ausdruck Pliensbachgruppe oder Pliensbachien an der Stelle des früheren Liasien gebrauchen, in Folge dessen dann sämmtlichen 8 Etagen Localitätsnamen zu Grund liegen würden.

Hauptabtheilungen der Juraformation. Während die Einführung der d'Orbigny'schen Etagen durch die einfache und leichte Form sehr beschleunigt wurde, so haben dagegen die Hauptabtheilungen der Juraformation z. Thl. noch ihre schleppenden Doppelnamen behalten, indem nur die unterste derselben durch das Wort Lias von diesem Missstande befreit ist. Es sollte desshalb unsere Aufgabe sein, für den mittleren und oberen Jura in ähnlicher Weise leichter zu handhabende Bezeichnungen einzuführen. Nur für den oberen Jura habe ich eine solche vor-

* Pliensbach, ein Dorf unweit Boll an der schwäbischen Alp.

zuschlagen, indem ich denselben künftighin **Malm** nennen werde. Das Wort „Malm“ wird in England von den Arbeitern für ein Agglomerat von schwach oolithischen Kalken mit mergeligen und thonigen Lagen angewendet, welche zu Garsington in den Umgebungen von Oxford und an anderen Punkten des südwestlichen Englands ausgebeutet werden. Dr. Fitton hat gezeigt (On the Strata below de Chalk. Geol. Transact. 15. Juni 1827, 2. Ser. IV. Bd. pag. 275, 277, 285), dass die hier „Malm“ genannten Bänke ein untergeordnetes Glied der Purbeckstrata bilden. Im südwestlichen Deutschland wird das Wort „Malm“ dagegen von den Arbeitern und neuerdings auch von einigen Geologen für einen sandigen Kalkstein oder auch für eigentliche Sandsteine gebraucht, welche z. B. in Württemberg in der Zone des Amm. angulatus liegen. Bisweilen wurde dieser Name auch auf den Bonebedsandstein übertragen, während in den Muschelkalkgegenden die dolomitischen Gesteine „Malmstein“ genannt werden. Zweifelsohne würden wir ihn in andern Ländern wiederum auf ganz andere Niederschläge angewendet finden. Sowohl in England als im südwestlichen Deutschland liegt der Bezeichnung „Malm“ somit eine z. Thl. sehr verschiedenartige, immer aber eine technische Bedeutung zu Grund, da von dem Arbeiter die physikalische Beschaffenheit seines Materials in erster Linie berücksichtigt wird. So wendet der englische Steinbrecher das Wort Lias häufig für jeden festen Kalkfelsen an, ohne Rücksicht auf das Niveau des letzteren. Verfolgen wir von den früheren Schriften der englischen Geologen an die Gebrauchsweise des Wortes Lias bis zur Anwendung desselben in dem bestehenden Sinne, so finden wir, dass seine Bedeutung anfangs eine höchst vage war, und dass die Bezeichnung Lias auf die verschiedenartigste Weise ausgebeutet wurde, bis sie sich nach und nach fixirte und sich nunmehr auf eine bestimmte und allgemein in Uebereinstimmung gebrachte Formationsabtheilung beschränkt. Mit der Benennung Malm verhält es sich aber ganz ähnlich wie mit der anfänglichen Anwendung des Wortes Lias. Wir dürfen sie deshalb mit dem gleichen Rechte auf eine grössere Formationsabtheilung übertragen, mit dem das Wort Lias für die

Hauptabtheilung des unteren Jura eingeführt wurde. Indem ich dieses Verfahren hier in Anwendung bringe, wäre es mir möglich, die Rechtfertigung desselben noch weiter auszuführen. Doch unterlasse ich es, da ich glaube, dass das Bedürfniss einer einfacheren Benennung für den oberen Jura zu allgemein eingesehen wird, um hier Gefahr zu laufen, etwa durch kleinliche Bedenklichkeiten in einem Verfahren gestört zu werden, das bälder oder später in Anwendung kommen muss. Es wäre nur zu wünschen, dass auch für den mittleren Jura eine ähnliche Bezeichnung eingeführt werden könnte und dass es gelingen würde, statt der Benennungen „mittlerer oder brauner Jura“ einen einfacheren und passenderen Namen aufzufinden.

Noch unmittelbar vor Vollendung dieses Heftes erhalte ich von meinem hochverehrten Freunde Prof. Naumann eine briefliche Zuschrift, in welcher mir derselbe seine Ansichten über die Benennung der Hauptabtheilungen der Juraformation mittheilt, einerseits der Bezeichnung „Malm“ für den oberen Jura seine Zustimmung gibt, andererseits dagegen die Bezeichnung „Dogger“ für den mittleren Jura in Vorschlag bringt. Ich freue mich unendlich, dasselbe noch auf die Correcturbögen eintragen und hier noch einige vorläufige Bemerkungen beifügen zu können, während wir in dem umfassenden Werke von Prof. Naumann dann die eigentliche Einführung und Begründung derselben zu erwarten haben. Das Wort „Dogger“ wurde seit seiner ersten Aufnahme durch Young & Bird, von Phillips, Römer, Cotta, Gressly, Walchner und Anderen für verschiedene Schichten des mittleren Jura angewendet, ohne dass dasselbe aber bis jetzt eine bestimmte und allgemein übereinstimmende Bedeutung erhalten hat. Es entspricht sogar seine nachherige Anwendung in Yorkshire von Phillips schon nicht mehr der ursprünglichen, welche Young & Bird dem Munde der Arbeiter entlehnten, während der Römer'sche „Dogger“ Schichten in sich schliesst, welche hoch über dem „Dogger“ von Yorkshire liegen. Durch die Uebertragung des Wortes „Dogger“ auf den mittleren Jura unterlegen wir demselben somit neue Werthe, welches Ver-

fahren aber dadurch, dass es zum ersten Male in bestimmter und allgemeiner Weise ausgeführt wird, sich aus denselben Gründen rechtfertigen lässt, welche ich oben bei der Einführung der Bezeichnungen Lias und Malm geltend gemacht habe.

---

§. 119. **Die Hauptabtheilungen der Juraformation, nach ihren verschiedenartigen Bestimmungen in den geol. Schriften.** Wir sehen durch die nachfolgende Tabelle Nr. 63, dass die Systeme der einzelnen Geologen schon in ihren Grundzügen voneinander abweichen, dass die Juraformation von den einen in 3, von den andern in 4 Hauptgruppen gesondert wurde.

Für die **3Theilung der Juraformation**, welche in Deutschland beinahe ganz einheimisch geworden ist, waren die Buch'schen Ideen massgebend. Die 3 grossen Etagengruppen, „unterer, mittlerer und oberer Jura", liegen den meisten späteren Arbeiten zu Grund, und wurden nachher z. B. von Quenstedt in derselben Weise, nur mit den veränderten Bezeichnungen „schwarzer, brauner und weisser Jura" beibehalten, indem dieser Gelehrte jede der 3 Abtheilungen noch in 6 weitere künstliche Zonengruppen spaltete.

Dagegen rührt die sowohl in England verbreitete, als auch von den bedeutendsten französischen Geologen angenommene **4Theilung** in erster Linie von den Arbeiten William Smith's her, indem dessen Nachfolger Conybeare & Phillips die Smith'schen Ansichten in ihrer classischen Schrift „Outlines of the Geology" verallgemeinerten und hiedurch zu ihrer vollständigen Aufnahme beitrugen. Während die 4Theilung der Juraformation in den Schriften, Profilen und geognostischen Karten der englischen und französischen Geologen nach und nach die Alleinherrschaft davontrug, so blieb dieselbe dagegen nicht unverändert und übereinstimmend mit der Art und Weise, wie sie Conybeare und Phillips angedeutet hatten, sondern sie erhielt in den einzelnen Arbeiten wiederum wesentliche Modificationen*,

---

* Der Lias von Conybeare & Phillips besitzt verschiedene Werthe, je nachdem ihn diese Gelehrten wiederum von einer anderen Provinz beschrieben.

von welchen ich hier einige der wichtigeren zu berühren habe, während die Tabelle Nr. 63 den Gesammtüberblick über dieselben gibt. So ist z. B. der in die Karte von Dufrénoy & Élie de Beaumont eingezeichnete Lias ein ganz anderer als der von Phillips * angegebene. Obschon diese Verschiedenheiten sich beim Studium der betreffenden Schriften leicht zurechtlegen lassen, so treten dagegen bei der practischen Anwendung der einzelnen Eintheilungen die störendsten Nachtheile durch diese Abweichungen ein, wofür ich in §. 121 die Belege gegeben habe. Da eine Vereinigung der verschiedenen Eintheilungsweisen auf eine einzige von der grössten Bedeutung wäre, so will ich versuchen, die wichtigeren in die Wissenschaft eingeführten Abtheilungen der Juraformation hier kurz anzuführen.

1) **Der Lias.** Wir haben gesehen, dass der Lias der meisten englischen Geologen aus einem Schichtencomplex ** besteht, welchen wir mit den 3 Abtheilungen oder Etagen des unteren, mittleren und oberen Lias in Uebereinstimmung bringen können. Wir haben ferner gesehen, dass der Lias von Dufrénoy & Élie de Beaumont nur die unterste dieser Abtheilungen in sich begreift und dass der mittlere und obere Lias von diesen Geologen schon mit der Étage inférieur du Système oolithique vereinigt wurde. Vic. d'Archiac ging dagegen wiederum auf die englischen Abtheilungen zurück, so dass in

---

Heutzutage haben sich aber die englischen Geologen über die Definition ihrer Liasformation beinahe vollständig geeinigt, mit welcher denn auch die früheren Annahmen von Conybeare & Phillips über den Lias von Yorkshire übereinstimmen, während sie den Lias in Dorsetshire in veränderter Weise begrenzten. In Rücksicht auf diese Thatsachen musste ich deshalb auf Tabelle Nr. 63 den Lias von Conybeare & Phillips nach deren Bestimmungen in Yorkshire eintragen und demselben diejenige Bedeutung unterlegen, welche Phillips später in der Geol. of Yorkshire beibehalten hat und welche gegenwärtig in England allgemein zur Aufnahme gekommen ist. Aehnliche Abweichungen hat sich d'Orbigny zu Schulden kommen lassen, was aber in der noch nicht vollendeten Deutung einzelner Bildungen seinen Grund hat.

* Vergleiche Tabelle Nr. 19, §. 35.

** Vorige Anmerkung.

Frankreich hiedurch 2 gänzlich verschiedenartige Methoden zur Aufnahme gekommen sind, welche durchaus nicht neben einander bestehen können.

Durch d'Orbigny's Etageneintheilung, welche sich leicht auf die grösseren Hauptgruppen übertragen läest, wird eine den englischen Systemen entsprechende Gliederung ermöglicht, nur dass in seinen Arbeiten dieselbe nicht an allen Localitäten consequent eingehalten wurde.

Marcou's Grenzlinie zwischen Lias und Lower Oolite ist, soweit ich zu urtheilen vermag, etwas höher gezogen, allein da sie sich auf die geognostischen Verhältnisse der Franche-Comté gründet, so wäre eine Ausgleichung zu hoffen, wenn es gelingen würde, eine Trennung zwischen Jurensis- und Torulosus-Schichten in jenen Districten auszuführen.

Vergleichen wir endlich den Buch'schen Lias mit dem von Conybeare & Phillips, so finden wir, dass trotz der 3 und 4 Theilungen hier noch eine übereinstimmende Anordnung besteht.

Aus all diesem ergibt sich denn die Folgerung, dass nur von Dufrénoy & Élie de Beaumont eine wesentlichere Ausnahme gemacht, während in den übrigen herrschenden Systemen der Lias beinahe in übereinstimmender Weise gedeutet wurde. Indem ich desshalb den Lias hier beibehalte, wie er von Conybeare & Phillips (für Yorkshire), von Vic. d'Archiac und von Leopold von Buch für England, Frankreich und Deutschland definirt wurde, habe ich die Trennungslinien zwischen Lias und mittlerem Jura so angenommen, wie sie sich uns in §. 42 ergaben, d. h. indem wir die Schichtenmasse, welche über dem Keuper folgt und mit der Zone des Amm. jurensis gegen oben abschliesst, unter der Bezeichnung Lias beibehalten.

2) **Der mittlere Jura. Dogger.** Der mittlere Jura umfasst die Niederschläge von der Zone des Amm. torulosus (inclus.) bis zu der Zone der Terebr. lagenalis (inclus.), wie es sich uns aus den nachfolgenden Betrachtungen des oberen Jura ergeben wird.

3) **Der obere Jura. Malm.** Statt des Buch'schen oberen Jura unterscheiden die französischen und englischen Geologen 2 Abtheilungen, welche sie nach Conybeare & Phillips „Middle and Upper Division of Oolites“ nennen. Diese beiden Hauptabtheilungen werden aber von den einzelnen Geologen keineswegs in übereinstimmender Weise von einander abgetrennt, sondern wir finden sogar in den 4 in die Tabelle eingetragenen Systemen schon dreierlei Methoden, während die Zahl der letzteren noch grösser wäre, wenn ich noch weitere Systeme hätte veranschaulichen wollen. Während somit hierin bis heutzutage noch keine Uebereinstimmung besteht, so sind andererseits die Schwierigkeiten der Abtrennung zu gross, um mit Erfolg hier 2 Etagengruppen unterscheiden zu können. Dies ist der eine Grund, weshalb ich dieselben vereinigen zu müssen glaube; der andere ergibt sich aber aus den Vergleichen der französisch-englischen Eintheilungen mit der deutschen, d. h. mit der von Leop. von Buch eingeführten. Sein oberer Jura entspricht annähernd diesen beiden Etagengruppen, jedoch nicht vollständig, indem derselbe die Kellowaygruppe noch in den mittleren Jura stellt.

Vereinigen wir dagegen die Kellowaygruppe mit dem „oberen Jura“ Leop. v. Buch's, so erhält letztere Hauptabtheilung ganz denselben Werth, welchen die beiden obersten, von Conybeare & Phillips, von Dufrénoy & Élie de Beaumont, von Vic. d'Archiac und von Marcou aufgestellten Divisionen besitzen. Nur durch diese Modificationen ist eine Vereinigung möglich und nur durch gegenseitige Nachgiebigkeit würden wir zu dem wünschenswerthen Ziele gelangen. Wir Deutschen hätten unseren mittleren Jura um die Kellowaygruppe zu verkürzen und die Engländer und Franzosen hätten ihre beiden obersten Abtheilungen in eine einzige zu verschmelzen, indem hiedurch die Formationsgruppe, welche wir als oberen Jura künftighin unterscheiden, von unten mit der Zone des Ammonites macrocephalus beginnen und gegen oben sämmtliche jurassische Niederschläge in sich begreifen würde.

Formationsabtheilungen.	Etagen oder Zonengruppen.	Zonen (Lager oder Stufen, d. h. paläontol. bestimmbare Schichtencomplexe).	Conybeare & Phillips. 1822. England.	Dufrénoy & Élie de Beaumont. 1848. Frankreich.
Oberer Jura oder Malm.	Kimmeridge-gruppe.	Zone der Trigonia gibbosa.	Upper Division of Oolites.	Ét. supér. du système oolithique.
		Zone der Pterocera Oceani.		
		Zone d. Astarte supracorallina.		
	——————?	Zone der Diceras arietina.	?	
	Oxford-gruppe.	Zone des Cidaris florigemma.	Middle Division of Oolites.	Étage moyen du système oolithique.
		Low.calc.grit & Scyphienkalke.		
		Zone des Amm. biarmatus.		
	Kelloway-gruppe.	Zone des Amm. athleta.		
		Zone des Amm. anceps.		
		Zone des Amm. macrocephalus.		
Mittlerer Jura oder Dogger.	Bathgruppe.	Zone der Terebr. lagenalis.	Lower Division of Oolites.	Étage inférieur du système oolithique.
		Zone der Terebr. digona.		
	Bayeux-gruppe.	Zone des Amm. Parkinsoni.		
		Zone d. Amm. Humphriesianus.		
		Zone des Amm. Sauzei.		
		Zone des Amm. Murchisonae.		
		Zone der Trigonia navis.		
		Zone des Amm. torulosus.		
Unterer Jura oder Lias.	Thouars-gruppe.	Zone des Amm. jurensis.	Lias.	
		Zone der Posidon. Bronni.		
	Pliensbach-gruppe. (Lias. d'Orb.)	Zone des Amm. spinatus.		
		Obere Z. d. A. margaritatus.		
		Untere Z. d. A. margaritatus.		
		Zone des Amm. Davöi.		
		Zone des Amm. ibex.		
		Zone des Amm. Jamesoni.		
	Semur-gruppe.	Zone des Amm. raricostatus.		Calcaire à Gryphées arquées ou Lias.
		Zone des Amm. oxynotus.		
		Zone des Amm. obtusus.		
		Zone des Pentacr. tuberculatus.		
		Zone des Amm. Bucklandi.		
		Zone des Amm. angulatus.		
		Zone des Amm. planorbis.		

Vornehmen zu befriedigen, noch dem rohen und gemeinen Geſchmack des leſenden Pöbels zu ſchmeicheln ſich vorſetzte; welche gleich weit vom Geſuchten und Raffinirten, wie vom Trivialen und Gemeinen abſtände; welche Adel der Geſinnung und des Strebens mit Einfachheit und Anſpruchloſigkeit des Auftretens, der Haltung und Darſtellung verbände, und indem ſie die Quinteſſenz des Strebens, Fühlens und Denkens der Nation in mannichfachen Formen verkörperte, einen Mittelpunkt für die verſchiedenſten Geiſter, vorausgeſetzt, daß ſie von tüchtiger Geſinnung und kräftiger Geſundheit ſeyen, bildete. Was die Jahrhunderte gethan haben, die Völker zu zerreißen, den Unterſchied der Stände zu einer ungeheuern Kluft der Bildung, der Denkweiſe, der Bedürfniſſe, der Empfindung zu erweitern: das kann man freilich der Literatur nicht zumuthen wieder gut zu machen und auszugleichen; die Millionen, die ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichts eſſen, oder die am Morgen noch nicht wiſſen, wie ſie ſich am Abend ſättigen werden — die um den täglichen Unterhalt ringen: ſie haben freilich kein Ohr, kein Verſtändniß für die Muſik und die Süßigkeit eines noch ſo köſtlichen Liedes, deſſen Sänger voll der reinſten Humanität iſt; ſie würden ſtumpf ſeyn gegen das patriotiſche Epos, gegen den volksthümlichſten Roman; aber welch ein ungeheures Echo haben doch wahrhaft nationale Dichter, als welche wir beiſpielsweiſe Beranger, Walter Scott, Schiller und Uhland nennen können, gefunden! Wie tief in die Nation ſind ſie hinabgedrungen, weil ſie von dem Genius der Nation ſelbſt gleichſam beſeelt und geweiht ſind!

Nunmehr haben wir auch vom Perſonal der Literatur zu ſprechen, von den Individuen, deren Produktionen zuſammen die Totalität der Literatur (in dem oben angegebenen, eingeſchränkteren Sinne des Worts) bilden. Natürlich müſſen wir uns hier ſehr im Allgemeinen halten, denn die ſogenannte „literariſche Republik“ beſteht aus den bunteſten Elementen und die Skala derſelben hat unzählig viele Abſtufungen und Sproſſen. Von einer Republik hat die literariſche Republik hauptſächlich die Faktionen und das Prinzip des Ehrgeizes; die Patronate und Clientelen und die Freiheit (ſo weit nicht der Staat ſich darein miſcht) zu thun und zu treiben, was Jeder will, und eine perſönliche Willkür und Unverantwortlichkeit, vermöge welcher jedem Individuum unverwehrt iſt, es zu halten mit wem er will, zu verherrlichen und zu beſingen, zu ſchmähen und zu

Nr. 63.

Vic. d'Archiac. 1850. *Frankreich & England.*	J. Marcou. 1848 u. 1857. *Franche-Comté.*	D'Orbigny. 1852. *Nach ihrer ganzen Verbreitung.*	Quenstedt. 1843. *Schwäbische Alp.*	Leop. v. Buch. 1837. *Deutschland.*
1e Groupe. **Oolithique supérieur.**		*Étage portlandien.*		
		Étage kimméridg.	Weisser Jura ζ.	
	Upper Oolite.	*Étage corallien.*	Weisser Jura ε.	**Oberer Jura.**
			Weisser Jura δ.	
2e Groupe. **Oolithique moyen.**			Weisser Jura γ.	
		Étage oxfordien.	Weisser Jura β.	
			Weisser Jura α.	
	Oxfordian.	*Étage callovien.*	Braunner Jura ζ.	
		Étage bathonien.	Braunner Jura ε.	
3e Groupe. **Oolithique inférieur.**	**Lower Oolite.**	*Étage bajocien.*	Braunner Jura δ.	**Mittlerer Jura.**
			Braunner Jura γ.	
		2. Thl. mit dem Bajocien z. Thl. mit dem Toarcien vereinigt.	Braunner Jura β.	
			Braunner Jura α.	
		Étage toarcien.	Lias ζ.	
			Lias ε.	
			Lias δ.	
		Étage liasien.		
4e Groupe. **Lias.**	**Lias.**		Lias γ.	**Unterer Jura** *oder* **Lias.**
			Lias β.	
		Étage sinémurien.		
			Lias α.	

Ich mache hier im Widerspruche mit dem in dieser Arbeit eingehaltenen Verfahren den Anfang zu der vorgeschlagenen Einigung, indem ich auf der Schlusstabelle die Kellowaygruppe in den obern Jura stelle, während ich sie im 7ten Abschnitt nach den Bestimmungen Leop. von Buch's mit dem mittleren Jura vereinigt hatte. Dennoch bin ich weit entfernt, mit der Abtrennung der Juraformation in Hauptabtheilungen etwaige grossartige Abschnitte hervorheben zu wollen, denn prüfen wir die gesammten Verhältnisse, welche die jurassischen Niederschläge zeigen, so finden wir die stätige Entwicklung zwar dann und wann durch grössere und plötzliche Veränderungen unterbrochen, allein dieselben beschränken sich auf enger begrenzte Districte, besitzen gewöhnlich einen localen Character und lassen sich meist auch durch locale Einflüsse erklären. Dagegen verlieren diese plötzlich eingetretenen Erscheinungen schon auf dem hier betrachteten Terrain ihre Allgemeinheit. Mit letzterer geht aber auch die Schärfe der Abschnitte verloren, auf deren Unterscheidung sich eine Eintheilung nach getrennten Perioden doch gründen müsste. Wir haben beim Studium der Grenzschichten zwischen Lias und mittlerem Jura §. 42 gesehen, wie nahe sich hier diese beiden Hauptabtheilungen treten und wie verhältnissmässig klein die Zahl der massgebenden Charactere ist, auf welche sich unsere Unterscheidung gründet. Dieselben Uebergänge finden wir auch bei den übrigen Etagen und Etagengruppen. Dennoch wird aber eine übereinstimmende Art der Abtrennung der Hauptabtheilungen schon durch ihre Anwendung auf geognostische Karten u. s. w. nöthig, so dass wir es uns zur Aufgabe zu machen haben, die erstmalige Grundlage für die weitere Gliederung der Juraformation in den verschiedenen Ländern in consequenter Weise durchzuführen.

Was ferner die von mir beibehaltene Etagenabtheilung betrifft, so lege ich auch ihr nur denjenigen Werth bei, welchen sie in Beziehung auf leichtere Handhabung und schnellere Verständigung über die Ablagerungen verdient. Je grösser das Terrain ist, welches wir untersuchen, desto gleichmässiger wird die Aufeinanderfolge der unter analogen Verhältnissen entstandenen

Organismen sich zeigen und desto mehr werden die etwa seither noch zu Grund gelegten Unterschiede zwischen zwei Etagen verschwinden, oder wenigstens durch anderweitige Einflüsse erklärt werden können, im Vergleiche mit den Verschiedenheiten, welche oft mitten in der Etage jeder einzelne Horizont gegen den angrenzenden zeigt. Selbst unsere Zonen und Horizonte werden später eine natürlichere Form erhalten, manche Schlüsse, welche sich durch locale Beobachtungen zu ergeben schienen, werden durch neue locale Untersuchungen umgestossen oder vermehrt werden und wir werden später, statt uns an diese Zonen zu binden, die ganze Entwicklung, sowohl der lithologischen Niederschläge, als der früheren Bewohner unserer Erdoberfläche, zu verfolgen und mit den Verhältnissen des Raumes und der Zeit in Verbindung zu bringen haben. Das Resultat der Arbeit ist somit kein abgeschlossenes, es sollte keine vollendete Eintheilung erzielt werden, deren Glieder von nun an, gleichsam als neues System, der Nummer nach zusammengestellt, ein unveränderliches Ganzes bilden, im Gegentheile wir wollen damit beginnen, die Schranken der Systeme, durch welche die jurassischen Bildungen oft auf die unnatürlichste Weise von einander abgetrennt wurden, nur als mechanischen Stützpunkt zu betrachten, dagegen eine immer weiter ins Detail gehende, zugleich aber alle Erscheinungen berücksichtigende Forschung als Zielpunkt unserer Bestrebungen wählen.

---

§. 120. Die beifolgende Tabelle Nr. 64 soll einen Ueberblick über die jurassischen Niederschläge an einigen der seither betrachteten Localitäten geben. Die Zahlen haben keinen andern Zweck als die Handhabung der etwas gross gewordenen Tabelle zu erleichtern, indem sie den Synchronismus der einzelnen Lagen mit den vorangestellten Zonen etwas schärfer anzeigen, als dies durch Linien hätte bewerkstelligt werden können. Die detaillirteren paläontologischen Verhältnisse der Etagen, sowie jeder einzelnen Zone geben die früheren in der Arbeit vertheilten Profile und zwar:

Profil Nr. 54 und 55, §. 102 für die Kimmeridgegruppe,
Profil Nr. 43, §. 81 für die Oxfordgruppe,
„ Nr. 34, §. 64 „ „ Kellowaygruppe,
„ Nr. 31, §. 56 „ „ Bathgruppe,
„ Nr. 26, §. 46 „ „ Bayeuxgruppe,
„ Nr. 14, §. 29 „ „ Thouarsgruppe,
„ Nr. 9, §. 17 „ „ Pliensbachgruppe,
„ Nr. 1, §. 4 „ „ Semurgruppe.

§. 121. **Entwurf eines geogn. Kärtchens der jurassischen Ablagerungen auf dem hier betrachteten Terrain.** Das beifolgende geognostische Kärtchen wurde von mir zu dem Zwecke der leichteren geographischen Orientirung entworfen, indem ich eine Anzahl der wichtigeren seither betrachteten Localitäten darauf bemerkt habe. Dasselbe sollte zugleich eine Skizze für die horizontale Verbreitung der zu Tage tretenden jurassischen Niederschläge bilden, was auch, soweit nöthig, hier gelang, da Herr Hauptmann Bach die besondere Freundlichkeit hatte, mir für das Einzeichnen der Farben seine geübte Hand zu leihen. Nur stellten sich einige Hindernisse entgegen, welche insbesondere in der Kleinheit des Kärtchens sowie in der nur annähernd genauen Zeichnung des Netzes ihren Grund hatten. Da jedoch mein verehrter Freund J. Marcou sich der Revision des Kärtchens annahm und noch Manches verbesserte und ergänzte, so durfte ich nunmehr wagen, dasselbe vollenden zu lassen, da solches nur die oben erwähnten Bedingungen zu erfüllen hat. Dagegen habe ich hier noch einige allgemeinere Bemerkungen beizufügen, auf welche ich schon §. 119 hingewiesen habe.

Es wäre gewiss sehr lohnend, in grösserem Massstabe als es hier geschehen, Karten zu zeichnen, auf welche je eine Formation eingetragen und dabei wenigstens ihre grösseren Hauptabtheilungen unterschieden würden. Es könnte dies nach dem vorhandenen Material z. Thl. sehr detaillirt ausgeführt werden, denn betrachten wir nur z. B. die treffliche geogn. Karte von Frankreich von Dufrénoy & Élie de Beaumont, so finden wir, dass hier die genügendste Grundlage gegeben ist, welche uns über die Verbreitung der einzelnen Etagengruppen schon auf das Genaueste belehrt. Je grösser aber das Terrain ist, von dem wir die Verbreitung einer Formation kennen, desto klarer wird auch der Ueberblick über deren Verhältnisse, z. B. über die Form der Continente, über die localen Einflüsse der Facies u. s. w. uns werden. Schon die auf das Kärtchen eingetragene Strecke gibt uns ein schönes Bild der jurassischen Becken und Golfe, der Küsten, Meerengen u. s. w. Weit interessanter würde sich dasselbe jedoch gestalten, wenn wir die ganze Verbreitung

Tabellarische Uebersicht der jurassischen Ablagerungen verschiedener Gegenden mit Zugrundlegung paläontologisch bestimmter Zonen.

Taf. 9, 100. Tabelle. № 61.

Jurasystem. Stufen und Zonen der Ammoniten. England, Frankreich, südwestl. Deutschland u. s. w.		Yorkshire. Mit Angabe[illegible] der Fossilfunde	Südwestl. England. Gloucestershire, Oxfordshire, Wiltshire, Somersetshire, Dorsetshire.	Normandie. Département Calvados und Orne.	Burgund. Département Côte d'Or und Yonne.	Französe Comté nach der von J. Marcou (1848) entworfenen Tabelle (mit Zusätzen).	Schweizer Jura.	Baden-Württemberg. Schwäbische Alp, Hohes u. s. w.	Württemberg. Schwäbische Alp, Hohes u. s. w.	Umgebungen von Hannover. (Stufen Jura nach Brauns).
Oberer Jura oder Malm.	(Purbeckschichten nach nicht eingestellt)	Purbeckschichten.								
	Tithon-Gruppe.	Zone der Trigonia gibbosa.								
		Zone der Virgatus Sowerb.								
		Zone der Solaris supracostatus.								
	Kelheim-Gruppe.	Stufe der Nerinea nobilis.								
		Zone der Chloris Seebergensis.								
		Zone der Ammonites Beckeri.								
	Oxford-Gruppe.	Zone der Ammonites Marantianus.								
		Zone der Ammonites athleta.								
		Zone der Ammonites acanthomphalus.								
	Callovay-Gruppe.	Zone der Ammonites macrocephalus.								
Mittlerer Jura oder Dogger.	Oxfordien-Gruppe.	Zone der Terebratula lagenalis.								
		Zone der Terebratula digona.								
		Zone der Ammonites Parkinsoni.								
		Zone der Ammonites Humphriesianus.								
		Zone der Ammonites Sauzei.								
	Bathonien-Gruppe.	Zone der Ammonites Murchisonae.								
		Zone der Trigonia costata.								
		Zone der Ammonites Sowerbyi.								
	Unterer Lias (Fuller-Gruppe).	Zone der Ammonites Parkinsoni.								
		Zone der Pentacrinus Brandi.								
Unterer Jura oder Lias.	Mittlerer Lias (Thonsand-Gruppe).	Zone der Ammonites spinatus.								
		Zone der Ammonites margaritatus.								
		Zone der Ammonites Davoei.								
		Zone der Ammonites Jamesoni.								
		Zone der Ammonites ibex.								
		Zone der Ammonites oxynotus.								
		Zone der Ammonites oxynotus.								
	Unterer Lias (Lias-Gruppe).	Zone der Ammonites obtusus.								
		Zone der Protechioceras bifurcatus.								
		Zone der Ammonites Bucklandi.								
		Zone der Ammonites angulatus.								
		Zone der Ammonites planorbis.								
	Keuper.	Rhaetisch und Zone der Avicula contorta.								
		Keupersandstein.								

Lias und Unteroolith in der Provinz Luxemburg nach Dewalque & Chapuis

der jurassischen Niederschläge auf beiden Hemisphären ebenso veranschaulichen könnten. Doch begnügen wir uns mit dem Wenigen und lernen wir einsehen, dass selbst dieses Wenige noch grosse Mängel an sich trägt. Es war bis jetzt nicht möglich, auf Grund des vorhandenen Materials eine richtige Karte zusammenzustellen, auf der selbst nur für England, Frankreich und das südwestliche Deutschland der Lias, der mittlere Jura und der obere Jura je mit einer besonderen Farbennüancirung angegeben wären. Bei der Kleinheit meiner Karte liess es sich zwar noch ausführen, da hier die Abweichungen beinahe verschwinden, allein bei grösseren und schärferen Aufnahmen würde sich jene Thatsache alsbald bewahrheiten. Es ist sehr bedauerlich, dies eingestehen zu müssen, um so mehr als die Ursache hievon nicht in dem Mangel an Untersuchungen ihren Grund hat, sondern einzig und allein daher rührt, dass die Karten, welche in Frankreich, England und Deutschland z. Thl. mit den grossartigsten Mitteln zu Stande gebracht wurden, nicht nach übereinstimmenden Formationsabtheilungen colorirt sind, sondern dass z. B. hier eine weitverbreitete Ablagerung die Farbe des Lias erhalten hat, dort jedoch schon in das untere Oolithsystem gestellt, mit der abweichenden Farbe dieser höhern Abtheilung bedeckt wurde, während sich doch der Synchronismus solcher Ablagerungen in den verschiedenen Ländern häufig auf das Evidenteste nachweisen lässt. Ein Blick auf die Tabelle Nr. 63 in §. 119 wird diese Behauptung noch mehr veranschaulichen, denn wir sehen darin die Verschiedenheit der herrschenden Systeme, nach deren Hauptabtheilungen gerade die grösseren geognostischen Karten colorirt wurden. Nur durch ein gegenseitiges Uebereinkommen der Geologen, welche in den verschiedenen Ländern an der Spitze der Institute stehen, deren Bestimmung es ist, *geognostische Karten zu schaffen*, kann diesem Uebelstande abgeholfen werden, so lange dies aber nicht geschieht, dürfen wir nicht hoffen, auch nur von Centraleuropa eine grössere geognostische Karte zu erhalten, auf der eine und dieselbe Farbe in den verschiedenen Ländern eine und dieselbe Ablagerung wiedergibt.

Register.

	Bd.	Nro.
Acanthotenthis.		
antiquus . .	68	5
Acrecticaris.		
nobilis . . .	99	14
Acrodus.		
acutus . . .	5	
minimus . . .	5	
Acropeltis.		
sequituberculata	99	15
concinna . .	99	15
Acrosalenia.		
aspera . . .	101	130
crinifera . . .	32	110
hemicidaroides	59	
interpunctata .	99	19
minuta . . .	14	126
pustulata . .	59	
spinosa . . .	59	
virgulina . .	101	129
Wiltoni . . .	59	
Actaeon.		
glaber . . .	53	60
Johannis-Jacobi	84	167
Actaeonina.		
Cadomensis .	25	39
Cammonti . .	25	40
concava . . .	25	40
Dewalquei . .	14	44
fragilis . . .	14	43

	Bd.	Nro.
glabra . . .	53	60
Sedgwici . .	53	59
sparsicalcata .	25	40
subabbreviata .	25	40
Aletes.		
armigera . .	68	53
concava . . .	53	80
Phillipsi . .	53	79
subpunctata .	53	78
Ammonites.		
Aalensis . . .	32	29
Actaeon . . .	25	19
acutus . . .	25	32
Adnethicus . .	25	11
Aegion . . .	25	19
aequistriatus .	32	46
Altenensis . .	94	199
alternans . .	80	7
alternans . .	94	186
amaltheus . .	25	32
(amaltheus gibbosus) . . .	25	32
anceps . . .	68	32
(anceps armati)	68	34
anguinus . .	32	46
angulatus . .	14	6
angustiferus . .	14	6
annularis . .	68	36
annulatus . .	32	47

	Bd.	Nro.
(annulatus) . .	32	46
(annulatus) . .	32	49
arbustigerus .	61	12
Arduennensis .	80	18
arietiformis . .	25	20
armatus . . .	25	10
(armatus) . .	32	53
(armatus denominadus) . .	44	39
		u. 40
(armatus sparsinodus) . .	14	35
aspidoides . .	61	5
astieta . . .	68	35
aurigerus . .	61	11
auritulus . .	68	25
Babeanus . .	94	195
(Babeanus) . .	80	22
Backeriae . .	80	17
(Backeriae) . .	61	11
Bayleanus . .	53	43
Benkei . . .	53	38
Bonaultianus .	14	29
Bougieri . . .	68	41
Beaui . . .	32	34
Bechei . . .	25	36
biarmatus . .	80	22
bicarinatus .	32	19
bicostatus . .	68	30

lästern, wen er mag, und auf die ehrwürdigsten, lorbeergekrönten Häupter, Lebende und Todte, seine Galle und seinen Geifer auszugießen, ohne deßhalb wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung zur Rechenschaft gezogen und etwa aus dem literarischen Gemeinwesen verbannt zu werden. Von Gemeinsamkeit des Strebens, von Gesetzlichkeit, von einer Verfolgung bestimmter Zwecke durch die Bemühungen Vieler und Aller ist in der literarischen Republik keine Rede; und so wenig herrscht in ihr Gemeingeist, daß ein Autor dem Andern, wenn er ihm nicht zufällig durch Uebereinstimmung des Strebens, der Gesinnung oder durch Bande der Freundschaft näher gebracht ist, bloß als einem Mitgliede derselben Gilde mit keiner besondern Aufmerksamkeit entgegenkommt. Die Eintheilung der bunten Legion der Schriftsteller läßt sich nach verschiednen Eintheilungsgründen und Momenten machen; man kann sie eintheilen nach den Fächern oder Materien der Literatur, womit sie sich beschäftigen, und da bekommen wir, außer den in Fachwissenschaften arbeitenden Gelehrten, folgende, nicht einmal erschöpfende, Klassen: dramatische, epische, lyrische Dichter, Roman- und Novellen-Dichter und Schreiber, Erzähler, im Gebiet der Geschichte und Politik Arbeitende, Memorienschreiber und Anekdotensammler, Jugendschriftsteller, Arbeiter an den belletristischen Tagesblättern bunten Inhalts, Reisebeschreiber, Kritiker, Plauderer, Uebersetzer von Poesie und Prosa, Compilatoren in allen Gebieten. Oder aber man nimmt zum Eintheilungsgrund das Talent, die Geschicklichkeit und den Fleiß — und dann, welche Unterschiede wieder zwischen den nach der vorigen Eintheilung in Eine Klasse fallenden Autoren! zwischen dem die Nation begeisternden Sänger und dem jämmerlichen Versmacher, zwischen dem Verfasser eines die Tiefen des Lebens und des Geistes aufschließenden Romans oder Drama's, und dem Verfertiger einer übelgeschriebnen, trivialen oder schmutzigen Geschichte, — eines gemeinen, jämmerlichen Schwankes, einer hölzernen, seynsollenden Komödie! zwischen dem Verfasser eines geist- und ideenreichen Aufsatzes über Politik und dem geistlosen Wiederkäuer politischer Neuigkeiten und Lügen; dem ernst zu Werk gehenden Kritiker und dem unwissenden und gewissenlosen Lobhudler oder Lästerer u. s. w. Oder man kann auch eintheilen nach den Motiven, die den Autor zur Schriftstellerei veranlassen; entweder ist es ein unüberwindlicher,

	§§.	Nro.
bidentatus	68	41
bifer	14	37
biflexuosus	61	7
bifrons	32	15
bifurcatus	53	51
bipartitus	68	40
biplex	101	133
(biplex bifurcatus)	94	188
bipunctatus	25	17
Birchi	14	27
bispinosus	94	198
[illegible]	14	8
Blagdeni	53	38
Boblayei	25	24
Bodleyi	14	14
[illegible]	32	53
[illegible]	14	22
Braikenridgi	53	42
[illegible]	32	50
brevispina	25	13
[illegible]	68	24
[illegible]	53	34
Brongniarti	53	35
[illegible]	25	15
Brooki	14	25
Browni	53	20
Bucklandi	14	7
bullatus	68	10
Buvignieri	14	32
calcar	68	40
Calypso	32	40
Callisto	101	35
Calloviensis	68	17
calvus	68	13
canaliculatus	94	182
(canaliculatus fuscus)	61	5
canaliferus	94	184
capellinus	32	19
(capellinus juvensis)	32	21
capricornus	25	12
Carusensis	14	38
Castor	68	39
catenatus	14	6
Centaurus	25	31
Chamousseti	68	19
Chapuisi	80	25
Charmassei	14	6
Christoli	80	24
Clevelandicus	25	32
Collenoti	14	33
colubratus	14	6
colubrinus	94	187
Comensis	32	33
communis	32	18
(complanatus)	80	13
Comptoni	68	28
comptus	32	32
concavus	32	24
Constanti	80	21
contractus	53	34
(convol. gigas)	68	31
(convol. ornati)	68	29
(convol. parabolis)	68	30
Conybeari	14	11
cordatus	80	6
cornucopiae	32	13
coronatus	68	34
(coronatus)	53	38
(coron. oolithic.)	53	39
corrugatus	53	18
costatus	25	33
(costat. nudus)	25	33
(costat. spinatus)	25	33
costula	32	28
crassus	32	32
crenatus	94	204
(crenatus)	94	194
(crenatus)	25	29
cristagalli	68	43
cristatus	80	10
curvicosta	68	30
cycloides	53	21
Cymodoce	101	37
Davidsoni	14	21
Davoei	25	21
decipiens	101	38
Defrancei	53	46
densinodus	14	40
dentatus	94	204
denticulatus	68	44
depressus	32	22
Deslongchampsi	53	44
Desplacei	32	55
dilucidus	53	28
discoides	32	21
discus	61	3
(discus Quenst.)	53	25
(discus complanatus)	61	5
dubius Schl.	53	53
dubius Ziet.	68	32
Dudressieri	14	36
Dunkani	68	38
Edouardianus	53	22
elegans	32	19
Elizabethae	68	38
Engelhardti	25	32
Erato	80	14
Erinus	101	38
Eseri	32	22
Eucharis	80	12
Eudesianus	53	29
Eudoxus	101	35
Eugeni	80	20
Eupalus	101	40
erugatus	14	3
euryodos	53	45
exaratus	32	20
excavatus	80	6
falcifer	32	18
falcula	94	202
ferrugineus	61	9

	66.	Nro.
fibulatus . . .	32	53
fimbriatus . .	25	25
flexicostatus .	68	26
flexispinatus .	68	46
flexuosus . .	94	200
(flexuosus canaliculatus) .	68	44
(flexuosus costatus) . . .	94	200
(flexuosus gigas)	94	200
(flexuosus globulus) . . .	68	46
(flexuos. inflatus)	68	45
fortinosus . .	68	7
Fraasi . . .	68	33
fumatus . . .	68	12
funiferus . .	68	19
Garantianus .	53	53
geometricus .	14	16
(geometricus) .	25	33
gemmatus . .	68	39
Germaini . .	32	45
Gervillei . . .	53	36
giganteus . .	101	132
globosus . .	25	35
Gmündensis .	14	18
Gowerianus .	68	16
Grenouillouxi .	25	29
gubernator . .	32	42
Guibalianus .	14	33
Guillelmi . .	68	37
Hagenowi . .	14	3
Hartmanni . .	14	14
Heberti . . .	25	13
hecticus . . .	68	20
(hectic. nodosus)	68	24
Hector . . .	101	38
Henleyi . . .	25	26
Henrici . . .	80	11
heterophyllus .	32	39
(heteroph. amalthei) . . .	25	36
(heteroph. numismalis) . .	25	23
(heteroph. Pondoniae) . .	32	39
heterophylloides	53	33
Hervoyi . . .	68	8
hybrida . . .	25	27
hirzinus . . .	32	44
Hochstetteri .	61	4
Holandrei . .	32	49
Humphriesianus	53	40
Jamesoni . .	25	15
(Jamesoni angustus) . .	25	15
(Jamesoni latus)	25	15
Jason . . .	68	37
ibex	25	24
(inflatus) . .	94	198
(inflatus macrocephalus) .	94	199
insignis . . .	32	35
interruptus . .	53	50
involutus . .	94	192
Johnstoni . .	14	4
Isarensis . .	32	33
jugosus . . .	53	19
Jupiter . . .	25	27
juremis . . .	32	42
Könighi . . .	68	14
Kridion . . .	14	14
lacunatus . .	14	28
laevigatus . .	14	21
laeviusculus .	53	18
Lalandeanus .	80	5
Lallierianus .	101	43
lamellosus Sow.	68	7
lamellosus d'Orb.	25	28
Lamberti . .	68	26
lataecosta . .	25	11
(lataecosta) . .	25	13
Leiguelettl . .	14	6
(lenticularis) .	68	19
Levesquei . .	32	27
liasicus . . .	14	13
lineatus . . .	25	25
linguiferus . .	53	41
(lingulatus expansus) . .	94	203
(lingulatus nudus) . . .	94	201
lingulatus solenoides . .	109	
Linneanus . .	53	30
Lynx . . .	25	22
lythensis . .	32	23
Londsdali . .	68	22
longispinus . .	101	41
Loscombi . .	25	23
Lucretius . .	53	49
lunula . . .	68	22
macrocephalus .	68	7
maculatus . .	25	12
Maya . . .	68	7
Maltonensis .	80	6
margaritatus .	25	32
Mariae . . .	80	3
Martinsi . .	53	47
Masseanus . .	25	18
Mangenesti . .	25	16
microstoma .	68	11
(microstom. impressae) . .	80	25
Mimatensis . .	32	41
modiolaris . .	68	15
Moorei . . .	61	10
Moreanus . .	14	6
Morrisi . . .	61	15
mucronatus . .	32	51
Mulgravius . .	32	18
multicostatus .	14	8
Murchisonae .	53	18
mutabilis . .	101	35
mutieus . . .	14	39
(mutieus) . .	25	14

	ss.	Nro.
natrix	25	13
(natrix oblongus)	25	14
(natrix rotundus)	25	13
Neuffensis	53	48
Niortensis	53	52
Nodotianus	14	17
Normannianus	25	34
nudatus	94	203
nudisipho	80	13
oblique-interruptus	32	44
obtusus	14	25
oculatus	80	9
(oculatus)	94	200
oolithicus	53	32
opalinus	53	16
Orion	68	31
ornatus	68	39
orthocera	101	44
ovatus	32	25
oxynotus	14	31
(oxynotus numismalis)	25	22
paradoxus	25	32
parallelus	68	23
Parkinsoni	53	30
(Park. bifurcatus)	53	52
(Park. compressus)	61	8
(Park. coronat.)	68	32
(Park. depressus)	53	30
(Park. dubius)	53	53
(Park. inflatus)	53	54
perarmatus	80	23
(perarmatus mamillanus)	94	196
pettos	25	29
(pettos costatus)	25	30
Pictaviensis	53	31
pictus	94	185
(pictus costatus)	94	183
(pictus nudus)	94	185
planicosta	14	34
(planicosta)	25	12
planorbis	14	3
plenula	61	13
plesiotomus	68	10
platynotus	94	197
plicatilis	80	16
plicomphalus	80	8
polygonius	68	43
polygyratus	94	189
polymorphus	53	54
(polymorphus)	25	27
polyplocus	94	190
Pollux	68	39
primordialis	53	16
proboscideus	25	28
psilonotus	14	3
punctatus	68	21
pustulatus	68	42
(pustul. Francicus)	68	42
(pustul. Suevicus)	68	43
quadratus	80	6
quadricornutus	25	28
radians	32	26
(radians amalthei)	25	34
(radians compressus)	32	22
(radians cordula)	32	28
(radians depressus)	32	30
(radians numismalis)	25	34
Radstockensis	101	42
varicostatus	14	30
Raquinianus	32	32
Redcarensis	14	6
refractus	68	47
Regnardi	25	15
Rehmanni	68	18
Reineckianus	94	197
Romani	53	23
rotiformis	14	9
rotula	25	32
rotundus	101	39
Ruppelensis	94	196
Sasmanni	32	16
Sauzeanus	14	20
Sauzei	53	37
Scipionianus	14	19
Sedgvici	68	37
serpentinus	32	17
serratus	80	7
serratus	94	186
serrodens	32	37
Simpsoni	14	31
Sinemuriensis	40	10
Smithi	14	25
solaris	32	27
Sowerbyi	53	20
spinatus	25	33
spinosus	68	39
spiratissimus	14	12
Stahli	25	34
Staufensis	53	25
stellaris	14	24
sternalis	32	36
Stockesi	25	32
Strangewaysi	32	17
striatulus	32	31
(striatulus)	32	26
striatus	25	26
striolaris	94	193
Strombecki	94	201
Stutchburi	68	37
subarmatus	32	54
sub-Backeriae	61	10
subcarinatus	32	38
subcontractus	61	14
subcoronatus	53	39
subdiscus	61	6

	Bl.	Nro.
subfasciculatis	94	191
subfurcatus	53	52
subinsignis	53	17
sublaevis	68	15
sublineatus	32	43
submuticus	25	14
subplanatus	32	19
subplanicosta	14	38
subradiatus	53	26
Suevicus	68	45
sulciferus	68	29
Sutherlandiae	80	4
Tayleri	25	28
(*Tayl. costatus*)	25	28
(*Tayl. nodosus*)	25	28
tatricus	68	27
Taucasianus	80	19
tenuilobatus	94	183
Tessonianus	53	24
Thouarsensis	32	30
tortilis	14	5
tortisulcatus	80	15
tortisulcatus	94	186
torulosus	53	15
torus	14	4
transversarius	80	19
trimarginatus	94	186
(*triplicatus*)	68	12
Truellei	53	27
tumidus	68	9
Turneri	14	23
Ulmensis	101	
undulatus	32	27
Valdani	25	17
variabilis	32	31
vertebralis	80	6
Wagueri	61	13
Walcotti	32	15
Waterhousi	61	6
Witteanus	94	188
Württembergicus	61	8
Yo	101	36
Zetes	25	36
Zieteni	25	30
Zigzag	53	45
Ziphus	14	35
Amphidesma.		
decurtatum	61	24
recurvum	53	95
rotundatum	53	89
securiforme	61	25
Ampullaria.		
angulata	14	47
Anaptychus	14	3
Anatina.		
Bellona	68	62
cochlearella	110	
Deshayesea	110	
Helvetica	101	81
pinguis	61	38
spatulata	101	80
undulata	53	108
Ancyloceras.		
annulatus	53	55
bispinatus	53	55
Callovicnsis	68	48
Anomya.		
farcta	61	101
jurensis	61	81
Kurri	53	210
liasina	14	115
pellucida	14	114
striatula	14	115
suprajurensis	110	
Anthophyllum.		
Erguelense	84	173
Apiocrinus.		
amalthei	25	138
incrassatus	101	27
Meriani	101	27
Parkinsoni	61	110
Roissyanus	97	47
rotundus	61	110
Aptychus.		
antiquatus	80	28
Berno-Jurensis	80	27
heteropora	80	29
politus	80	26
aus den Kimmeridgethonen	101	15
von A. bifrons	32	15
von A. planorbis	14	3
Area.		
aemula	80	68
Buckmanni	25	85
cancellina	53	165
(*concinna*)	61	58
cucullata	61	59
elongata	25	85
Helecita	80	69
(*inaequivalvis*)	53	163
liasiana	53	163
longirostris	101	95
Lycetti	53	164
Münsteri	25	84
oblonga	53	166
(*oblonga*)	80	69
Phaedra	25	85
rotundata	97	35
sublaevigata	61	58
subliasina	53	163
subpectinata	80	67
subtetragona	68	72
texta	101	91
texturata	61	57
trisulcata	97	36
Arcomya.		
brevis	61	22
Helvetica	101	81
sinistra	61	21
Argyope.		
Suessi	32	82
Astarte.		
Aalensis	53	136
allena	80	58

	Gg.	Nro.
ambigua	110	
arcalis	25	76
Bulla	53	138
cuneata	101	142
curvirostris	101	13
depressa	53	137
detrita	53	142
elegans	53	135
(*elegans major*)	53	142
Eryx	14	72
excavata	53	134
Goldfussi	53	138
gregaria	101	12
Gueuxi	14	71
Hartwellensis	101	86
lineata	101	85
minima	53	139
(*minima*)	101	12
obliqua	53	143
obsoleta	14	71
ovata	80	57
plana	101	14
rugosa	101	143
socialis	110	
subtetragona	53	133
subtrigona	53	140
supracorallina	101	12
Thisbe	53	141
trigona	53	144
undata	68	67
Voltzi	53	132
Zieteni	61	43
Asterias.		
arenicola	80	138
jurensis	80	140
lumbricalis	14	127
Mandelslohi	53	251
prisca	53	250
punctata	94	238
tabulata	94	237
Astropecten.		
arenicolus	80	138
rectus	80	139
Aucella.		
impressa	80	78
Auricula.		
Sedgvici	53	59
Avicula.		
complicata	53	183
costata	61	66
cygnipes	25	92
echinata	61	65
elegans	53	182
expansa	80	76
Gessneri	101	102
inaequivalvis	68	74
(*inaequivalvis*)	14	98
Kurri	14	97
lacunosa	94	211
lanceolata	14	101
longiaxis	25	94
modiolaris	101	102
Münsteri	53	184
obliqua	101	21
Opis	101	102
papyracea	14	99
pygmaea	101	21
sexcostata	25	93
similis	94	211
Sinemuriensis	14	98
spondyloides	80	88
subplana	101	101
substriata	32	69
tegulata	61	65
Baculites.		
arcuarius	68	49
Belemnites.		
abbreviatus	80	1
acuarius	32	4
(*acuar. amalthei*)	25	8
(*acuar. brevisul-catus*)	32	5
(*acuar. longisul-catus*)	32	5
(*acuar. tricanaliculatus*)	32	6
acutus	14	1
Altdorfiensis	53	12
Bessinus	53	12
Beyrichi	61	1
Blainvillei	53	11
breviformis	25	6
(*breviformis α*)	53	1
(*brevif. amalthei*)	25	6
(*breviformis γ*)	53	2
brevis	53	1
(*brevis primus*)	14	1
(*brevis secundus*)	14	1
Bruguerianus	25	2
Calloviensis	68	3
canaliculatus	53	12
clavatus	25	3
compressus	25	4
conoideus	53	8
crassus	25	2
digitalis	32	7
Dorsetensis	55	3
ellipticus	53	10
elongatus	25	1
(*elongatus*)	53	9
excentralis	80	1
exilis	32	8
Fournelianus	25	4
fusiformis	53	13
giganteus	53	10
Gingensis	53	2
gracilis	32	4
hastatus	68	4
incurvatus	32	10
irregularis	32	7
lagenaeformis	25	8
laevis	80	2
longissimus	25	7
longisulcatus	32	5
Neumarktensis	53	5
Oweni	68	1

	Bd.	Nro.
papillatus	32	1
paxillosus	25	2
(*paxillosus amalthei*)	25	2
(*paxillosus numismalis*)	25	1
(*paxillosus posidoniae*)	32	3
Puzosianus	68	1
pygmaeus	32	10
pyramidalis	32	12
Quenstedti	53	7
Rhenanus	53	6
Royerianus	101	33
(*semihast. rotundus*)	68	4
(*semih. depressus*)	68	3
semisulcatus	101	33
Souichi	101	32
spinatus	53	9
subclavatus	53	4
subhastatus	68	2
subpapillatus	32	1
sulcatus	53	12
Toarcensis	32	9
tripartitus	32	11
(*tripart. brevis*)	32	12
tricanaliculatus	32	6
tubularis	32	4
umbilicatus	25	5
unisulcatus	32	8
ventroplanus	25	5
vulgaris	32	3
Whitbyensis	32	2
Württembergicus	53	13
Buvignum.		
angulatum	101	137
naticoides	101	138
parvulum	101	5
Bulla.		
elongata	80	42
undulata	61	20
Caelaster.		
Mandelslohi	53	251
Cardinia.		
attenuata	25	80
concinna	14	76
copides	14	78
crassiuscula	14	75
elongata	14	77
hybrida	14	79
Listeri	14	74
Philea	14	80
trigonellaris	53	153
Cardita.		
cardissoides	97	29
carinella	101	
cornuta	101	87
deltoidea	61	29
laevigata	110	
lunulata	97	30
lyrata	61	30
similis	53	130
(*similis*)	80	55
Cardium.		
acutangulum	53	145
Beaumonti	61	44
caudatum	25	79
citrinoideum	61	55
cognatum	53	158
corallinum	97	33
cucullatum	25	78
dissimile	101	147
(*dissimile*)	68	69
Dufrenoyi	110	
Dyoniseum	101	17
lobatum	80	61
Lotharingicum	101	93
multicostatum	25	81
orthogonale	101	16
Philippianum	14	81
Protei	101	70
septiferum	97	34
(*striatulum*)	53	160
subdissimile	68	69
submulticostatum	25	81
substriatulum	53	160
subtruncatum	53	159
truncatum	25	82
Verioti	110	
Carpolithes.		
Halleri	84	177
Ivernoisi	84	176
Rouxani	84	178
Catillus.		
Brongniarti	68	73
Ceratites.		
trapezoides	5	
Cercomya.		
pinguis	61	38
spatulata	101	80
Cerithium.		
armatum	53	84
concavum	101	139
(*concavum*)	53	80
conforme	14	53
elongatum	53	85
Heberti	110	
limaeforme	101	8
muricato-costatum	53	86
(*muricatum*)	80	40
Portlandicum	101	140
Russiense	80	40
septemplicatum	10	9
subturitella	14	52
Ceromya.		
Bajociana	53	109
Bajociana	53	110
concentrica	61	31
elegans	68	61
excentrica	101	75
inflata	101	77
obovata	101	77
orbicularis	101	76

	Gs.	Nro.
Orbignyana	53	110
plicata	61	35
striata	101	77
tumens	68	70
Chama.		
geometrica	101	30
Chemnitzia.		
abbreviata	101	51
aliena	14	46
Clio	97	1
Clytia	97	3
coarctata	53	57
Cornelia	97	2
Heddingtonensis	80	30
lineata	53	56
melanoides	80	31
nuda	25	38
Periniana	25	37
Repeliana	32	56
solidula	14	42
subulata	101	1
undulata	25	37
vittata	61	16
Zenkeni	14	41
Chenopus.		
strombiformis	101	63
subpunctatus	53	78
Cidaris.		
alternans	99	6
amalthei	25	132
Anglesuevica	53	249
arietis	14	125
Blumenbachi	99	1
coronata	80	107
coronata	94	229
crinifera	32	110
Edwardsi	25	131
elegans	99	3
filograna	94	230
florigemma	80	104
gigantea	99	4
Itys	14	125

	Gs.	Nro.
mamillanus	80	111
marginata	99	2
maxima	99	5
(*maxima*)	53	249
Monasteriensis	84	169
Orbignyana	101	122
Parandieri	80	106
Poucheti	101	123
propinqua	91	231
pyrifera	101	121
serialis	99	7
Smithi	80	105
spathula	84	170
subangularis	99	11
Cirrus.		
nodosus	53	75
Clypeaster.		
Blumenbachi	80	135
pentagonalis	80	134
Clypeus.		
dimidiatus	80	132
emarginatus	80	133
Hugi	84	
semisulcatus	80	124
Clytia.		
ventrosa	84	175
Coccoteuthis.		
latipinnis	101	31
Collyrites.		
analis	59	
bicordata	80	129
ovalis	80	129
Comatula.		
Bertrandi	84	172
scrobiculata	94	239
Conus.		
abbreviatus	25	40
Cadomensis	25	39
Corbis.		
decussata	97	31
laevis	80	66

	Gs.	Nro
Corbula.		
cardioides	14	82
cucullaeformis	53	129
Dammariensis	110	
depressa	53	157
Mantelli	68	66
obscura	53	128
Corimya.		
alta	61	37
lens	61	36
pinguis	80	51
Crania.		
antiquior	61	107
aspera	94	227
bipartita	94	226
intermedia	94	225
Moorei	32	107
Ponsorti	61	108
porosa	94	228
Crassina.		
aliena	80	58
ovata	80	57
Crenaster.		
Mandelslohi	53	251
prisca	53	250
Crenatula.		
ventricosa	25	95
Cucullaea vide **Area.**		
(*cancellata*)	53	164
(*cancellata*)	53	165
longirostris	101	95
oblonga	53	166
parvula	61	58
pectinata	80	67
sublaevigata	61	58
texta	101	94
Cypricardia.		
acutangula	53	145
caudata	25	79
cordiformis	53	145
cuculiata	25	78
rostrata	61	43

	Bl.	Nro.
Cyprina.		
cornuta . . .	101	87
Cypris.		
lissina . . .	32	
tenuscula . .	32	
Cytherea.		
rugosa . . .	101	143
trigonellaris .	53	153
Delphinula.		
subfunata . .	97	20
reflexilabrum .	25	49
Dentalium.		
Andleri . . .	14	55
elongatum . .	53	87
entaloides . .	53	88
giganteum . .	25	57
Parkinsoni . .	53	88
Diadema.		
aequale . . .	94	233
hemisphaericum	80	113
homostigma .	59	
placenta . .	80	112
pseudodiadema .	80	113
superbum . .	80	110
tetrasticha . .	99	17
Dicerас.		
arietina . . .	97	41
(*Fringelinus*) .	84	168
Diplopodia.		
echinata . .	99	12
subangularis .	99	11
Disaster vide **Dysaster.**		
Discina.		
Humphriesiana	101	120
latissima . .	101	119
papyracea . .	32	108
reflexa . . .	53	247
Ditremaria.		
affinis . . .	53	76
amata . . .	97	24
bicarinata . .	25	50
quinquecincta .	97	25

	Bl.	Nro.
Dentalites.		
Aldafni . . .	101	66
securiformis .	14	66
Saussuri . . .	101	83
Dysaster.		
analis . . .	59	
bicordatus . .	80	129
carinatus . .	94	236
dorsalis . . .	66	
ellipticus . .	66	
granulosus . .	80	128
ovalis . . .	80	129
propinquus .	80	129
Echinobrissus.		
clunicularis .	59	
dimidiatus . .	80	132
major . . .	101	26
micraulus . .	80	131
orbicularis . .	59	
scutatus . . .	80	130
Woodwardi .	59	
Echinopsis.		
Nattheimensis .	99	9
Echinus.		
gyratus . . .	80	123
hieroglyphicus .	80	116
limatus . . .	99	18
minutus . . .	14	126
nodulosus . .	99	16
(*nodulosus*) . .	94	234
perlatus . . .	80	121
serialis . . .	80	122
semiplacenta .	101	128
sulcatus . . .	99	13
Emarginula.		
Goldfussi . .	101	10
Engeniacrinus.		
caryophyllatus	94	240
compressus . .	94	244
Hoferi . . .	94	243
moniliformis .	94	242
nutans . . .	94	241

	Bl.	Nro.
Exogyra.		
nana	101	112
spiralis . . .	101	112
virgula . . .	101	113
Fusus.		
Haccanensis .	80	41
minutus . . .	53	81
Gervillia.		
acuta . . .	53	190
aviculoides . .	80	77
(*avic. var. modiolaris*) . .	53	188
consobrina . .	53	193
Eseri . . .	32	70
gracilis . . .	53	192
Hagenowi . .	14	103
Hartmanni . .	53	188
Kimmeridgiensis	101	103
lata	53	187
obtusa . . .	101	21
oolithica . .	53	192
subtortuosa .	53	189
tetragona . .	101	104
tortuosa . . .	53	191
Glypticus.		
hieroglyphicus	80	116
sulcatus . . .	99	13
Goniolina.		
geometrica . .	101	30
hexagona . .	101	28
micraster . .	101	29
Goniomya.		
angulifera . .	61	32
Dubois . . .	53	101
Knorri . . .	53	103
litterata . . .	80	50
ornati . . .	68	60
proboscidea .	61	31
rhombifera . .	32	63
Sinemuriensis .	14	63
sinuata . . .	101	74
trapezicosta .	68	60

	Gg.	Nro.
Grenalya.		
bifilosatris	53	107
major	53	105
minima	80	52
senaria	53	106
Gryphaea.		
Alimesa	68	77
arcuata	14	110
Buckmanni	53	204
calceola	53	205
cymbium	25	105
dilatata	80	91
gracilis	14	100
incurva	14	110
laevinscula	14	110
lanceolata	14	101
Macculochi	14	111
obliqua	14	111
obliquata	14	111
sublobata	53	204
Gyrolepis.		
Alberti	5	
tenuistriatus	5	
Hamites.		
annulatus	53	55
bifurcati	53	55
Helicina.		
expansa	25	53
polita	14	50
solarioides	25	53
Helicion.		
Schmidti	14	54
Helicoceras.		
Teilleuxi	53	55
Helicocryptus.		
pusillus	101	7
Helix.		
pusilla	101	7
Hemicidaris.		
Boloniensis	101	125
crenularis	80	109
intermedia	80	108
Luciensis	58	
Quenstedti	99	8
serialis	99	7
stramonium	101	25
Thurmanni	101	124
Hemipedina.		
coralliensis	80	119
Marchamensis	80	118
Nattheimensis	99	9
tuberculosa	80	120
Hemithiris.		
senticosa	53	241
spinosa	53	241
Heterophlebia.		
dislocata	29	
Heteropora.		
brollensis	28	70
compressa	53	123
Dionvillensis	53	122
longiseata	25	72
lucida	25	74
Raulinea	25	71
securiformis	14	66
Terquemea	25	73
Hinnites.		
abjectus	53	203
inaequistriatus	101	108
spondyloides	80	88
velatus	94	212
Hippopodium.		
hippocampus	25	77
ponderosum	14	73
Holectypus.		
arcuatus	80	125
depressus	59	
Mandelslohi	94	235
Meriani	101	131
oblongus	80	126
striatus	65	
Homomya.		
compressa	101	68
hortulana	101	68
Hybocrinus.		
stellatus	80	127
Hybodus.		
aduncus	5	
attenuatus	5	
bimarginatus	5	
cuspidatus	5	
minor	5	
orthoconus	5	
sublaevis	5	
Ichthyosaurus.		
integer	29	
intermedius	9	
communis	9	
platyodon	9	
tenuirostris	9	
Inoceramus.		
amygdaloides	53	186
cinctus	32	72
dubius	32	73
Faberi	14	96
gryphoides	32	73
rostratus	53	185
substriatus	25	96
undulatus	32	71
ventricosus	25	95
Weismanni	14	95
Isocrea.		
decussata	94	207
transversa	94	207
Isocardia.		
Campaniensis	68	71
cingulata	25	81
concentrica	61	34
(*concentrica*)	53	109
cordata	53	161
cornuta	101	87
excentrica	101	75
gibbosa	53	162
inversa	25	81
(*leporina*)	61	43
minima	61	56

	Bd.	Nro.
(minima)	53	162
obovata	101	77
orbicularis	101	76
rostrata	61	43
striata	101	77
tener	68	70
transversa	94	207
truncata	110	
Lavigeria.		
rugosa	101	84
Leda.		
Acosta	53	116
acuminata	25	66
aequilatera	53	117
caudata	53	116
claviformis	53	112
complanata	25	65
Diana	53	113
Delila	53	114
Deslongchampsi	53	115
Doris	25	65
Galatea	25	68
lacryma	61	39
Moreana	68	63
mucronata	61	40
nuda	80	53
ovum	32	65
Phillipsi	68	64
Renevieri	14	64
Romani	14	65
rostralis	53	112
subovalis	25	67
Leptaena.		
Bouchardi	32	105
Davidsoni	32	103
lissina	32	104
Moorei	32	106
Lima.		
alticosta	53	178
antiquata	14	92
corallina	97	38
duplicata	53	176
(duplicata)	32	67
edula	14	90
(elongata)	97	37
fragilis	101	20
Galatea	32	67
Gallica	32	68
gibbosa	51	177
(gibbosa)	61	63
gigantea	14	90
Hausmanni	14	94
Helvetica	61	63
Hermanni	25	90
(Hermanni)	14	92
inaequistriata	14	93
laeviuscula	80	75
Münsteriana	97	37
notata	53	198
pectiniformis	53	175
pectinoides	14	94
proboscidea	53	175
punctata	14	91
rigida	80	74
semicircularis	53	179
semilunaris	14	91
substriata	94	210
succincta	14	92
Limea.		
acuticosta	25	91
duplicata	61	64
Lingula.		
Beani	53	248
Davidsoni	14	124
laevis	32	109
longovicensis	32	109
ovalis	101	118
Littorina.		
clathrata	14	46
concinna	101	4
Loligo.		
Bollensis	29	
Schübleri	29	
	Bd.	Nro.
Lunina.		
ampliata	80	65
Bellona	61	51
(Bellona)	53	156
Bellona var. depressa	61	52
Delia	97	32
Elegandiae	101	92
Lycetti	61	51
Morrisi	61	53
Neuffensis	53	154
Orbignyana	61	50
plana	53	155
Portlandica	101	146
substriata	101	91
Wrighti	53	156
Lutraria.		
decurtata	53	95
gregaria	53	106
subovalis	53	94
unioides	25	64
Lyonsia.		
abducta	53	105
gregaria	53	106
latirostris	53	107
peregrina	61	33
sulcosa	80	52
unioides	25	64
Lyriodea vide **Trigonia.**		
Lyriopecten.		
angulifera	53	103
rhombifera	32	63
Mactra.		
gibbosa	53	102
Sanctami	101	83
securiformis	14	66
Mactromya.		
rugosa	101	84
Magnolia.		
decorata	94	234
modulosa	99	16
tetrastichа	99	17

innerer Drang, eine aus Genie oder Talent entſpringende Nothwendigkeit zu produciren, bald iſt es Geſchmack und Neigung, was Einen zur Literatur hinzieht, daß er die Schriftſtellerei als eigentlichen Beruf oder als Nebenbeſchäftigung treibt, bald iſt es die wirkliche Noth, die Einem dieſen Erwerbszweig anweiſt. — Dieſer verſteht ſich zu pekuniären Opfern, um ſeine Eitelkeit befriedigt, ſeine Produkte, ſeinen Namen gedruckt zu ſehen; Jener iſt froh, immer ungenannt zu bleiben, wenn er nur mit ſeiner Feder etwas erwirbt; der Eine ſucht durch ſeine Erzeugniſſe ernſtlich etwas Gutes zu ſtiften, die Anſichten aufzuklären, die Gefühle zu erwärmen und zu veredeln; der Andre hat ſeine Freude daran, Vorurtheile und ſchlechte Leidenſchaften zu nähren. Bedenkt man nun, wie dieſe Eintheilungsgründe und Momente durcheinander laufen und ſich kreuzen, ſo begreift man, welche bunte Mannigfaltigkeit in der literariſchen Republik herrſcht, und wie wenig Gleichförmigkeit und Eintracht in dieſem Reiche iſt! Der Schein der Einheit wird noch am meiſten gerettet und vertreten durch die Buchhändler, welche vermöge der Organiſation des deutſchen Buchhandels, mehr als irgend ein andres Gewerbe Ein unter ſich in beſtändigem, wechſelſeitigem Verkehr ſtehendes Ganze bilden, ſo daß in dem Laden des Sortimentsbuchhändlers Freund und Feind, Hohes und Niedriges, Edles und Gemeines, Dauerndes und Ephemeres, friedlich ſich zuſammenfinden und neben einander geſtellt dem kaufluſtigen Publikum angeboten werden.

Die Buchhändler bilden die dritte bei der Literatur betheiligte Macht, neben den Autoren und dem Publikum. Es wäre höchſt intereſſant, eine auf Thatſachen und Zahlen gegründete Darſtellung, eine Art Statiſtik, zu bekommen von dem Einfluß, welchen die Autoren, die Buchhändler, das Publikum auf die Literatur und je unter ſich auf einander, etwa in den letzten fünfzig oder ſiebzig Jahren in Deutſchland geübt haben. In Ermanglung von genau ermittelten Thatſachen und Zahlen müſſen wir uns auf Allgemeines beſchränken. Offenbar und unbeſtreitbar iſt, daß eine Wechſelwirkung zwiſchen den drei Faktoren beſteht, deren Anfang allerdings vorzugsweiſe in den Autoren zu ſuchen ſeyn mag. Die großen, das letzte Drittheil des vorigen Jahrhunderts zumeiſt verherrlichenden deutſchen Schriftſteller und Dichter weckten in hohem Grade die Empfänglichkeit des Publikums; das vermehrte und elektriſirte

	Bl.	Nro.
Macrochirus.		
socialis . . .	66	
Megerlea.		
pectunculoides	97	45
pectunculus .	94	219
Melania.		
abbreviata . .	101	51
conrctata . .	53	57
Heddingtonensis	80	30
Hoferi . . .	84	165
lineata . . .	53	56
striata . . .	80	35
subulata . .	101	1
turritella . . .	14	52
vittata . . .	61	16
Zenkeni . . .	14	41
Mieralaxias.		
antiquus . .	5	
Millericrinus.		
aculeatus . .	80	146
Duboisianus .	80	150
Dudressieri . .	80	151
echinatus . .	80	143
Greppini . .	80	148
horridus . .	80	147
Münsterianus .	80	149
ornatus . . .	80	144
regularis . .	80	145
Mimodonta.		
ornata . . .	97	23
Modiola vide **Mytilus.**		
Murex.		
Haccanensis .	80	41
Muricida.		
semicarinata .	68	54
Mya.		
aequata . . .	53	90
calceiformis .	53	93
(calceiformis) .	61	23
depressa . .	101	78
dilatata . . .	53	91
rugosa . . .	101	84
Myaconcha.		
crassa . . .	53	171
striatula . . .	53	170
texta	101	19
Myopsis.		
Jurassi . . .	53	96
Mytilus.		
acutus . . .	101	18
asper . . .	61	62
cancellatus . .	80	72
cuneatus . .	53	173
decoratus . .	14	89
furcatus . . .	97	39
glabratus . .	14	87
Helveticus . .	61	61
Hillanus . .	14	87
hippocampus .	25	77
imbricatus . .	61	60
jurensis . . .	101	98
laevis . . .	14	85
minimus . .	14	86
Morrisi . . .	14	88
nitidulus . .	14	84
numismalis . .	25	89
pallidus . . .	101	148
pectinatus . .	101	100
plicatus . . .	53	174
pulcher . . .	53	172
scalprum . .	25	88
(scalprum) . .	14	88
Sowerbyanus .	53	174
striatulus . .	53	172
(striatulus) . .	53	170
subaequiplicatus	101	99
subpectinatus .	101	100
Villersensis .	80	73
textus . . .	101	19
tenuistriatus .	94	209
Natica.		
carinata . . .	14	47
cincta	80	33
decussata . . .	97	14
Dejanira . .	97	13
dubia . . .	101	55
elegans . . .	101	134
globosa . . .	101	54
grandis . . .	97	12
hemisphaerica .	101	52
Keuperiana .	14	46
macrostoma .	101	53
Marcousana .	110	
Pelops . . .	32	57
planulata . .	14	47
subangulata .	14	47
subobtusa . .	14	47
suprajurensis .	110	
Terquemi . .	14	47
turbiniformis .	101	56
Zelima . . .	61	17
Nautilus.		
agasiticus . .	94	181
aratus . . .	14	2
(aratus numismalis) . .	25	9
Calloviensis .	68	6
dispansus . .	61	2
giganteus . .	101	34
(giganteus) . .	14	2
(hexagonus) .	68	6
intermedius .	25	9
latidorsatus .	32	13
lineatus . . .	53	14
striatus . . .	14	2
semistriatus .	32	14
subtruncatus .	61	2
Tourcensis . .	32	13
Nemacanthus.		
filifer . . .	5	
monilifer . .	5	
Nerinea.		
Archisciana .	61	16
cingenda . .	53	58
Calypso . . .	97	8
Cottaldina . .	97	7

	§§.	Nro.
depressa	97	5
Desvoidyi	97	10
fasciata	101	2
Goodhalli	101	49
Gossa	101	48
Jollyana	97	6
Mandelslohi	97	4
Matae	97	11
[illegible]	80	32
pyramidalis	101	47
suprajurensis	101	50
(*suprajurensis*)	61	16
Visurgis	97	9
Nerita.		
angulata	101	135
corallina	97	16
hemisphaerica	101	52
liasina	14	48
ovata	101	57
pulla	101	3
sinuosa	101	136
Neritina.		
liasina	14	48
Neritoma.		
sinuosa	101	136
ovata	101	57
Neritopsis.		
cancellata	97	15
decussata	97	14
Moreauana	97	15
Nucleolites.		
clunicularis	59	
granulosus	80	128
major	101	26
micraulus	80	131
orbicularis	59	
Solodurinus	59	
scutatus	80	130
Woodwardi	59	
Nucula.		
Aalensis	53	120
acuminata	25	66
aziniformis	53	125
Caecilia	68	65
caudata	53	116
claviformis	53	112
complanata	25	65
cordata	25	69
Dewalquei	94	208
elliptica	80	54
Hausmeri	53	119
Hausmanni	53	118
inflata	25	66
lacryma	61	39
Menkei	101	82
mucronata	61	40
(*mucronata*)	53	113
nuda	80	53
ornati	68	65
ovalis	53	119
ovum	32	65
palmae	25	67
rostralis	53	112
subovalis	25	67
Suevica	61	42
tunicata	25	67
variabilis	61	41
(*variabilis*)	25	69
(*variabilis*)	53	120
Ophiederma.		
Egertoni	32	111
Gavei	25	133
Griesbachi	59	
Ophiura.		
Annoni	84	171
Millieri	25	133
Opis.		
Buvigneri	80	56
cardissoides	97	29
Carusensis	25	75
Goldfussiana	97	30
lunulata	53	131
Phillipsiana	80	55
similis	53	130
Orbicula.		
Humphriesiana	101	120
papyracea	32	108
reflexa	53	247.
Orthostoma.		
Virdunensis	101	5
Ostracites.		
eduliformis	53	209
isognomonoides	53	194
Ostrea.		
acuminata	61	79
amata	68	78
arietis	14	112
auriculata	32	78
Bruntrutana	101	112
[illegible]	61	77
cristagalli	53	207
deltoidea	101	111
diluviana	53	207
duriuscula	80	93
eduliformis	53	209
Electra	14	112
expansa	101	152
explanata	53	209
falcata	101	151
flabelloides	53	207
gregaria	80	92
Hellica	101	151
irregularis	14	110
Knorri	61	78
Marshi	61	76
(*Marshi*)	53	207
[illegible]	101	112
pectiniformis	53	175
Römeri	94	213
semiplicata	14	112
sequana	101	23
solitaria	101	110
subauricularis	32	78
subcarinata	53	207
sublamellosa	14	113
subtubata	52	204

	§§.	Nro.
subrugulosa	61	80
sulcifera	58	208
virgula	101	113
Palaeocoma.		
Milleri	25	133
Paludina.		
solidula	14	42
Panopaea.		
aequata	53	90
Alduini	101	66
brevis	61	22
calceiformis	53	93
crassa	14	58
decurtata	61	24
dilatata	53	91
donacina	110	
elongata	25	59
Galatea	14	57
Haueri	61	23
Jurassi	53	96
laevigata	80	45
liasina	14	56
punctata	53	92
rotundata	53	89
securiformis	61	25
sinistra	61	21
sinuosa	80	44
striatula	14	59
subovalis	53	94
tellina	101	67
Zieteni	53	95
Patella.		
laevis	32	109
latissima	101	119
minuta	101	11
papyracea	32	108
Schmidti	14	54
suprajurensis	110	
Pecten.		
abjectus	53	203
aequivalvis	25	97
ambiguus	53	198

	§§.	Nro.
annulatus	61	70
articulatus	97	40
(*articulatus*)	53	199
barbatus	53	200
Beaumontinus	101	22
biplex	80	82
Bonchardi	61	74
collineus	80	85
contrarius	32	77
corneus	25	99
costulatus	25	100
cygnipes	25	92
Dewalquei	53	199
disciformis	53	197
(*disciformis*)	25	99
Eseri	109	
fibrosus	68	75
Genis	53	198
glaber	14	107
Hehli	14	107
hemicostatus	61	69
inaequicostatus	80	83
incrustatus	32	77
intertextus	80	85
lamellosus	101	150
laminatus	61	71
lens	80	87
liasianus	25	99
Michaelensis	80	84
Moreanus	80	80
octocostatus	80	83
paradoxus	32	77
personatus	53	196
Philenor	25	101
priscus	25	100
pumilus	53	196
Renevieri	53	201
rigidus	61	73
Rypheus	61	72
Saturnus	53	202
Silenus	53	197
subfibrosus	80	81

	§§.	Nro.
sublaevis	25	98
subtextorius	109	
suprajurensis	101	109
textorius	14	106
texturatus	14	104
Trigeri	14	105
tumidus	25	102
vagans	61	68
varians	101	22
velatus	25	102
vimineus	80	86
Pedina.		
aspera	80	117
sublaevis	80	117
Penlacrinus.		
angulatus	7	
basaltiformis	25	135
Bollensis	32	112
Briareus	14	129
cingulatus	94	247
colligatus	32	112
cristagalli	53	253
fasciculosus	32	113
Hiemeri	32	113
jurensis	32	115
Geisingensis	53	253
gracilis	25	136
laevis	25	136
pentagonalis	80	142
punctiferus	25	137
Quenstedti	32	114
scalaris	14	130
Stuifensis	53	253
subangularis	25	134
subteres	80	141
(*subteres*)	94	246
tuberculatus	14	128
Württembergicus	53	252
Pentagonaster.		
punctata	94	238
tabulata	94	237

	§§.	Nro.
Perna.		
Bouchardi . .	101	105
Gneuxi . . .	14	102
Hagenowi . .	14	103
isognomonoides	53	194
lanceolata . .	80	71
quadrata . .	61	67
(quadrata) . .	53	194
mytiloides . .	80	79
(mytiloides) .	53	194
rugosa . . .	53	194
Suessi . . .	101	106
Phascolotherium.		
Bucklandi . .	55	
Phasianella.		
Garcini . . .	84	166
phasianoides .	25	48
Saemanni . .	53	74
striata . . .	80	35
Pholadomya.		
acuminata . .	94	206
„ .	109	
acuticosta . .	61	28
ambigua . .	25	60
(ambigua) . .	14	60
Barrensis . .	110	
canaliculata .	80	46
carinata . . .	68	55
cingulata . .	80	47
cincta . . .	53	97
clathrata . .	94	206
Clytia . . .	68	52
compressa . .	101	72
Cornueliana .	110	
decemcostata .	80	46
decorata . .	25	62
(decussata) . .	68	56
deltoidea . .	61	29
donaciua . .	101	73
exaltata . . .	80	48
(exaltata) . .	68	58
fidicula . . .	53	98
Fraasi . . .	14	62
gibbosa . . .	53	102
glabra . . .	14	60
gracilis . . .	110	
Hausmanni . .	25	61
Heraulti . .	53	100
hortulana . .	101	68
Idea	14	60
inornata . .	68	57
lyrata . . .	61	30
multicostata .	101	69
(Murchisoni) .	53	100
(Murchisoni) .	68	58
obliquata . .	25	63
ovulum . . .	61	27
paucicosta . .	101	71
parcicosta . .	80	49
Protei . . .	101	70
Schuleri . .	53	101
siliqua . . .	53	99
striatula . .	14	59
subdecussata .	68	56
texta	61	26
Voltzi . . .	32	64
Woodwardi .	14	61
Würtembergica	68	58
Pholas.		
compressa . .	101	72
recondita . .	80	43
Pinna.		
(ampla) . . .	101	96
Buchi . . .	53	169
cuneata . . .	53	168
Faberi . . .	53	167
follum . . .	25	86
granulata . .	101	96
Hartmanni . .	14	83
inflata . . .	25	86
mitis	80	70
(mitis) . . .	53	169
Moorei . . .	25	87
ornata . . .	101	97
Saussuri . .	101	107
suprajurensis .	110	
Pinnigena.		
Saussuri . .	101	107
Placuna.		
jurensis . . .	61	81
Placunopsis.		
oolithica . .	61	81
Plagiostoma vide **Lima.**		
Plesiosaurus .	9	
Pleuromya.		
crassa . . .	14	58
Galatea . . .	14	57
tellina . . .	101	67
unioides . .	25	64
Voltzi . . .	101	67
Pleurotomaria.		
Anglica . . .	25	51
bicarinata . .	80	38
Buchana . .	80	37
cincta . . .	94	205
Cypraea . . .	68	50
Cytherea . .	68	51
expansa . . .	25	53
Grasana . . .	32	60
helciformis . .	25	52
intermedia . .	32	62
monilifer . .	97	25
Mopsa . . .	25	54
Münsteri . .	80	36
multicincta .	25	55
Niobe . . .	68	52
(ornata) . .	53	77
Palemon . .	53	77
polita . . .	14	50
reticulata . .	101	58
rotellaeformis .	25	52
rotundata . .	25	56
similis . . .	14	51
solarium . .	25	54
subdecorata .	32	61

	§§.	Nro.
Pilocterinus.		
pentagonus	94	246
hexagonus	94	245
Pilocrinus.		
armata	80	89
fistulosa	61	75
impressa	80	90
laevigata	25	104
Oceani	14	108
peregrina	68	76
spinosa	25	103
tubifera	80	89
ventricosa	14	109
Pollicipes.		
concinnus	66	
Posidonia =		
Posidonomya.		
alpina	68	73
Brongniarti	53	181
Bronni	32	74
Buchi	53	181
orbicularis	32	76
ornati	68	73
radiata	32	75
Suessi	53	180
Prunus.		
trigonellaris	53	153
Psammobia.		
laevigata	80	45
Pseudodiadema.		
aequale	94	233
Brantrutanum	101	127
Fraasi	99	10
hemisphaericum	80	113
Langi	94	232
mamillanum	80	111
neglectum	101	126
placenta	80	112
radiatum	80	115
subangulare	99	11
superbum	80	110
versipora	80	114

	§§.	Nro.
Pterocera.		
angulata	101	137
armigera	68	53
Bentleyi	53	82
bicarinata	109	
bispinosa	80	39
camelus	61	18
minuta	53	81
musca	101	61
Oceani	101	59
Phillipsi	53	79
Ponti	101	60
pupaeformis	61	19
sexcostata	101	60
strombiformis	101	63
subpunctata	53	78
vespertilio	101	62
Pterodactylus.		
Banthensis	29	
macronix	9	
Pteroperna.		
plana	53	195
Ptycholepis.		
Bollensis	29	
Pullastra.		
Barrensis	110	
oblita	53	127
(*oblita*)	53	123
Purpurina.		
Bella	53	73
Bellona	53	72
Lapierrea	97	27
Moreausia	97	26
ornata	53	71
Patroclus	53	69
Philiasus	53	70
subangulata	53	69
Pygaster.		
umbrella	80	124
Pygurus.		
Blumenbachi	80	135
giganteus	80	137

	§§.	Nro.
pentagonalis	80	134
Phillipsi	80	136
Quenstedtia.		
Morrisi	53	127
oblita	53	127
Rabdocidaris.		
Orbignyana	101	122
Ranella.		
longispina	53	83
Rostellaria.		
Barrensis	110	
bispinosa	80	39
(*bispinosa*)	68	53
composita	53	79
Daniellis	84	153
Gaulardea	101	65
Gagnebini	84	154
nodifera	101	64
nodosa	101	64
ornata	110	
pupaeformis	61	19
semicarinata	68	54
subpunctata	53	78
Wagneri	101	64
Rotella.		
dubia	101	7
Rhynchonella.		
acuta	25	130
acuticosta	53	242
acutoloba	68	97
amalthei	25	124
angulata	53	243
Arduennensis	80	102
Badensis	61	104
Bouchardi	32	100
Bousti	61	103
concinna	61	99
corallina	97	46
cynocephala	53	238
decorata	61	106
Fidia	53	238
funiculata	68	94

	Bl.	Nro.
furcillata	25	125
Helvetica	53	244
Hopinski	61	100
inconstans	101	117
Kurri	68	102
lacunosa	94	220
Moorei	32	101
Morieri	61	102
obsoleta	61	101
Oppeli	68	96
Orbignyana	68	100
oxynoti	14	122
phaseolina	61	105
"	68	98
pinguis	97	46
plicatella	53	246
plicatissima	14	123
pygmaea	32	99
quadriplicata	68	100
quinqueplicata	25	129
rimosa	25	123
ringens	53	239
Royeriana	68	101
scalpellum	25	126
Schuleri	32	102
serrata	25	128
sparsicosta	94	221
spathica	68	99
spinosa	53	241
spinulosa	80	103
Staufensis	53	245
striocincta	94	223
strioplicata	94	224
subtetraedra	53	244
subvariabilis	101	116
tetraedra	25	127
Thalia	25	122
Theodori	53	242
Thurmanni	80	101
trigona	68	103
trilobolides	94	222
triplicosa	68	95
variabilis	14	121
"	25	121
varians	61	98
Wrighti	53	240
Zieteni	61	98

Salenia.

interpunctata	99	19

Sanguinolaria.

lata	53	111
punctata	53	92
undulata	53	108

Sauriehthys.

acuminatus	5	
apicalis	5	
breviconus	5	
longiconus	5	
longidens	5	

Scalaria.

linsica	25	37

Scyphia.

Ferrariensis	84	174

Serpula.

vertebralis	66	

Solanocrinus.

acrobiculatus	94	239

Solemya.

Voltzi	32	64

Solen.

elongatus	25	58

Sowerbya.

crassa	80	60

Spatangus.

carinatus	94	236

Sphaerites.

punctatus	94	238

Sphaerodus.

minimus	5	

Spinigera.

longispina	53	83
semicarinata	68	54

Spirifer.

Haueri	25	120
Münsteri	25	118
oolithicus	53	237
pinguis	14	119
rostratus	25	117
Tessoni	25	119
verrucosus	14	119
Walcotti	14	120

Spiriferina.

Davidsoni	32	96
sowie sämmtliche bei Spirifer angeführte Arten.		

Solarium.

inversum	25	43

Spondylus.

inaequistriatus	101	108
tuberculosus	53	203
velatus	94	212

Spongia.

floriceps	80	179

Stomatobinus.

gyratus	80	123
lineatus	99	18
perlatus	80	121
semiplacenta	101	128
serialis	80	122

Straparollus.

sinister	25	43

Strombus.

Oceani	101	59
Ponti	101	60

Suessia.

imbricata	32	97
costata	32	98

Tancredia.

angusta	14	68
axiniformis	53	125
brollensis	25	70
compressa	53	124
donaciformis	53	122
Dunkeyana	14	67

	Gg.	Nro.
Engelhardti	53	121
longiscata	25	72
lucida	25	74
Lycetti	53	124
ovata	14	70
Raulinea	25	71
Rollei	53	126
securiformis sp.	14	66
tenera	14	69
Terquemea	25	73
Teinostaurus.		
Chapmanni	29	
Tellina.		
aequilatera	53	117
ampliata	80	65
incerta	101	79
Terebra.		
melanoides	80	31
Portlandica	101	140
Terebratella.		
Davidsoni	53	229
hemisphaerica	61	97
Laboucherei	53	230
liasiana	32	83
loricata	94	218
pectunculoides	97	45
Terebratula.		
acuta	25	130
[illegible]	25	124
angulata	53	243
Anglica	53	216
Articulus	25	125
Backeriae	25	112
Bauglori	80	98
Bentleyi	61	93
Bernardina	80	97
biappendiculata	68	93
bicanaliculata	68	79
bisuffarcinata	94	215
bucculenta	80	94
bullata	53	226
(bullata)	53	220

	Gg.	Nro.
Calloviensis	68	85
Cardium	61	96
carinata	53	211
Causoniana	14	118
coarctata	61	95
(coarctata laevis)	61	93
concinna	61	99
cornuta	25	107
curvifrons	53	212
decorata	61	106
Delmontana	80	95
Deslongchampsi	32	81
digona	61	86
diptycha	61	91
dorsoplicata	68	81
Edwardsi	25	108
emarginata	53	213
Endesi	53	225
excavata	68	82
fimbria	53	227
(fimbria)	25	125
fimbrioides	25	116
flabellum	61	94
Fleischeri	61	92
furcata	61	96
Galliennei	80	99
Geislingensis	68	91
globata	53	224
globulina	32	80
Helvetica	53	244
hemisphaerica	61	97
Heyseana	25	112
Hopinski	61	100
humeralis	101	115
hypocirta	68	90
impressa	80	96
inconstans	101	117
insignis	97	43
intermedia	61	88
Julii	68	88
Kurri	94	216
lacunosa	94	220

	Gg.	Nro.
(lacunosa sparsicosta)	94	221
lagenalis	61	82
(lagen. var. umbonella)	68	86
lata	53	217
longiplicata	68	80
loricata	94	218
Lycetti	32	79
Maltonensis	80	100
Mandelslohi	61	85
marmorea	61	90
maxillata	61	89
Meriani	53	214
Moorei	25	111
nucleata	94	214
numismalis	15	113
obovata	61	87
omalogastyr	53	219
obsoleta	61	101
orbicularis	25	113
orbiculata	97	42
ornithocephala	61	83
ovoides	53	217
oxynoti	14	122
pala	68	92
pectunculus	94	219
pectunculoides	97	45
pentagonalis	101	115
Perieri	68	83
perovalis	53	222
Phillipsi	53	223
pinguis	97	46
plicata	53	228
plicatella	53	246
plicatissima	14	123
punctata	25	114
quadrifida	25	106
quinqueplicata	25	129
Rehmanni	14	116
Repelinna	97	44
resupinata	25	110

	Bl.	Nro.
(resupinata) .	53	241
reticularis . .	94	226
reticulata . .	61	95
rimosa . . .	25	123
(rimosa oblonga)	25	122
rostrata . . .	61	99
Royeriana . .	68	86
Saemanni . .	68	84
Sandbergeri .	68	92
scalpellum . .	25	126
senticosa . .	53	241
serrata . . .	25	128
simplex . . .	53	218
Sinemuriensis .	14	116
Smithi . . .	68	89
sphaeroidalis .	53	226
spinosa . . .	53	241
striocincta . .	94	223
strioplicata . .	94	224
subcanaliculata	68	79
subdigona . .	25	109
subbucculenta .	61	84
submaxillata .	53	221
subnumismalis	25	113
subovoides . .	25	115
subplicatella .	53	228
subpunctata .	25	115
subsella . . .	101	114
substriata . .	94	217
tetraedra . .	25	127
Thurmanni . .	80	101
triangularis maxima . . .	53	218
Trigeri . . .	68	87
trilineata . .	53	217
triloboides . .	94	222
triplicata . .	14	121
umbonella . .	68	86
variabilis . .	14	121
[illegible] . . .	61	98
Walloni . . .	53	215
Walmstedti .	25	109

	Bl.	Nro.
Württembergica	53	220
Terebratulina.		
substriata . .	94	217
Thalassites vide **Cardinia.**		
Thracia.		
alta	61	37
depressa . . .	101	78
lata	53	111
lens	61	36
pinguis . . .	80	51
suprajurensis .	101	79
Thecidium.		
Bouchardi . .	32	87
Buvignieri . .	32	95
Deslongchampsi	32	85
duplicatum . .	53	232
Forbesi . . .	53	235
granulosum .	53	231
Koninckl . .	32	93
ieptaenoides .	32	91
Mayale . . .	32	90
Moorei . . .	32	84
Perieri . . .	32	80
rusticum . .	32	86
septatum . .	53	233
serratum . .	53	234
sinuatum . .	32	94
submayale . .	32	92
triangulare . .	32	88
triangulare . .	53	236
triangulare . .	61	109
Virdunense . .	101	24
Thecoteas.		
crenatus . .	5	
glaber . . .	5	
inflatus . . .	5	
tricuspidatus .	5	
Thylacotherium.		
Provosti . . .	55	
Tornatella.		
fragilis . . .	14	43

	Bl.	Nro.
Toxoceras.		
aequalicostatus	53	55
Orbigoyi . .	53	55
variegatus . .	53	55
Trichites.		
Saussuri . .	101	107
Trigonia.		
angulata . .	61	45
Bronni . . .	80	63
Bouchardi . .	61	48
cardissa . . .	68	68
clavellata . .	80	62
(clavellata) . .	53	151
concentrica . .	110	
costata . . .	53	152
(cost. var. triangularis) . .	61	49
elongata . .	68	68
gibbosa . . .	101	114
hybrida . . .	101	15
imbricata . .	61	46
incurva . . .	101	145
interlaevigata .	61	49
Kurri . . .	61	47
litterata . . .	32	66
muricata . .	101	89
navis . . .	53	147
pulchella . .	53	146
similis . . .	53	148
sinuata . . .	53	151
spinifera . .	80	64
striata . . .	53	149
suprajurensis .	101	90
truncata . . .	110	
tuberculata . .	53	150
undulata . .	61	45
Voltzi . . .	101	88
Trochus.		
acuminatus . .	14	45
Anceus . . .	53	64
anguiato-plicatus	97	17
biarmatus . .	53	63

	§§.	Nro.
bicarinatus	80	38
carinellaris	101	6
Cartieri	84	156
cinctus	94	205
Daedalus	97	17
duplicatus	53	62
exiguus	101	6
glaber	25	42
monilitectus	53	63
muricatus	80	34
perforatus	25	41
quinquecinctus	97	23
reticulatus	101	58
Ritteri	84	157
Sedgwickii	32	59
similis	14	51
Studleri	84	158
Turbinella.		
Delmontana	80	152
impressa	80	152
Turbo.		
angulati	14	46
Bertheloti	32	58
Bourguetti	84	159
capitaneus	53	65
clathratus	14	46
cyclostoma	25	45
(duplicatus)	53	66
gibbosus	53	68
globatus	97	22
granulatus	101	6
helicoformis	25	44
Hero	53	69
laevigatus	53	68
Magneti	84	160
Meriani	80	34
Midas	25	44
Nicias	25	46
Palinurus	53	67
paludinaeformis	25	45
Philemon	14	49
Philenor	14	46
plicatus	53	67
princeps	97	18
Sedgwickii	32	59
semiornatus	14	46
subangulatus	53	69
subduplicatus	53	66
subfunatus	97	20
substellatus	97	19
subundulatus	25	47
tegulatus	27	21
undulatus	25	47
Turritites.		
Boblayei	14	30
Coynarti	14	14
Valdani	14	37
Turritella.		
Bennoti	84	162
cingenda	53	58
concava	101	139
Ebersteini	84	164
elongata	53	85
Moschardi	84	161
triplicata	25	37
undulata	25	37
vicinalis	84	163
Uncina.		
Posidoniae	29	
Unicardium.		
cardioides	14	82
cognatum	53	158
depressum	53	157
Jantho	25	83
rotundatum	53	89
varicosum	61	54
Unio.		
abductus	53	105
liasinus	14	56
peregrinus	61	33
Venus.		
Brongniarti	101	83
Saussuri	101	83
solida	53	145
trigonellaris	53	153
undata	68	67
unioides	25	64
varicosa	61	54
Voluta.		
Sandozi	84	155
Xanclodon.		
laevis	5	
Zellania.		
Davidsoni	53	229
Laboucheroi	53	230
liasiana	32	83

Bezeichnungen von Gesteinen, Schichten, Schichtencomplexen u. s. w.

Alaunschiefer des obern Lias 29
„ der Kimmeridge-Gruppe 106
Alumshale Young and Bird, Phillips 29, 35, 36
Amaltheen-Thone Quenstedt 21–23, 40
Ammonite-and Belemnite-Bed Brodie 42
Angulatenschicht Quenstedt 7
Arcuatenkalk Quenstedt 8
Argile avec Chailles Thirria 79
Argile de Dives der französischen Geologen 66, 85
Argiles de la Woëvre Buvignier 62, 66, 85
Argovien Marcou 93
Arietenkalk verschiedener Geologen 8
Astarte Kalke Greesly, Studer 103
Bajocien d'Orbigny 44–53, 73
Bath-Gruppe 54–61
Bathonien d'Orbigny 54–61, 73
Bathoolithe-Formation der englischen Geologen 54–61
Bedford-Limestone Sowerby 59
Belemnitenschicht Römer 15
Bifurcatenschicht Quenstedt 54
Bituminöse Schiefer des untern Lias 9
„ „ des obern Lias 29
„ „ der Kelloway-Gruppe 66
„ „ der Kimmeridge-Gruppe 106, 109
Blaue Kalke des braunen Jura Quenstedt 50
Blue Lias Will. Smith 6, 8
Bonebed 5, 35
Bradford-Clay Will. Smith 54, 57, 58, 70
Bradford-Kalk und Mergel Frombers 59

Publikum verſprach und gewährte unternehmenden Verlegern der Werke jener berühmten Männer einen ausgezeichneten Erfolg; der große Erfolg weckte den Eifer und vermehrte die Concurrenz der Buchhändler; die geſteigerte Zahl und Unternehmungsluſt der Verleger vermehrte auch die Zahl und ſteigerte die Honorare der Autoren, und die unendlich geſtiegene Zahl der neuen Bücher lockte und nährte die Leſeluſt des Publikums. Die in gewaltigem Verhältniß wachſende Zahl der Leſer machte es hinwieder den Buchhändlern möglich, bei Schriften, welchen ſich ein ausgebreiteter Beifall prophezeien ließ, ſehr große Auflagen und ſehr niedrige Preiſe zu machen und gleichſam eine Concurrenz der Wohlfeilheit zu eröffnen. Dies konnte für das Publikum recht nützlich ſeyn, war es aber durchaus nicht immer; der Spekulationsgeiſt fing an, eine allzugroße Rolle bei den buchhändleriſchen Unternehmungen zu ſpielen; Verleger begannen, ſelbſt die Plane zu Büchern und literariſchen Inſtituten zu entwerfen — mitunter mit glücklichem Takt, mit noblem Sinn, mit geſchickter Wahl der Autoren und Gegenſtände und mit glänzendem Erfolg — oft aber auch ohne alle Sachkenntniß, einzig beherrſcht von dem Streben, ſchnell einen reichen Gewinn zu machen, unbekümmert um den innern Werth der pompös angekündigten, oft nur dem Scheine nach ſpottwohlfeilen, Werke, deren Ausarbeitung, Bearbeitung oder Compilation faſt im Abſtreich an den Wenigſtnehmenden übertragen wurde. Unmöglich konnte bei einem Verfahren dieſer Art die Würde der Literatur, das Anſehen der Autoren, der Geſchmack und die Bildung des Publikums gewinnen.

In ein ſolches totales Abhängigkeitsverhältniß von Buchhändlern und Publikum konnten freilich nur die Dii minorum und minimarum gentium unter den Autoren treten, und man könnte nach dieſem Moment noch eine andre Eintheilung der Autoren machen, in ſolche, welche in ihren Produktionen frei ihrer eignen Neigung, der eignen Ueberzeugung und dem eignen Geſchmack folgen, die, wenn ſie durchdringen, das Publikum beherrſchen und nach ihrem Sinne bilden, und in ſolche, welche in ihren literariſchen Arbeiten abhängig ſind entweder von dem Willen und Auftrag des Buchhändlers, oder von dem Geſchmack und der Laune des Publikums, als deſſen maitres de plaisir ſie ſich betrachten, ſtatt, wie es der Würde der Literatur geziemt, als ſeine Bildner

	Pg.
Bradford-Thon Frombera	59
Braunar Jura Quenstedt	43—77
Bristol-Bonebed Strickland	5
Bucklandi-Schichten	8
Calcaire à Astartes Thirria	103
Calcaire à Belemnites Marcou	38
Calcaire à Entroques der französischen Geologen	49, 52
Calcaire à Gryphée arquée Dufrénoy & É. de Beaumont	8, 38
Calcaire à Nerinées Thurm., Marcou	96, 98
Calcaire à Polypiers (im Unteroolith)	51
„ „ „ (im Grossoolith)	54
Calcaire à Polypiers Marcou	74
Calcaire corallien verschiedener Geologen	87, 89, 90, 93
Calcaire corallique Alex. Brongniart	87
Calcaire de Besançon Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaire de Bléguy Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaire de Caen der französischen Geologen	54
Calcaire de la Citadelle Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaire de la Faiente Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaires de la Porte de Tarragnez Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaires de la Rochepourrie Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaire de Longwy Dew. & Chapuis	75
Calcaires de Ranville der französischen Geologen	54, 58
Calcaires de Salins Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaires du Rauné Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Calcaires épi-astartiens Thurmann	107
Calcaires épi-ptérocèriens Thurmann	107
Calcaires épi-virguliens Thurmann	107, 110
Calcaire ferrugineux Terquem	50
Calcaire gréseux Terquem	29
Calcaires hypo-astartiens Thurmann	107
Calcaires hypo-ptérocèriens Thurmann	107
Calcaires hypo-virguliens Thurmann	107
Calcaire laedonien Marcou	74
Calcaire miliaire portlandien Alex. Brongn.	100, 106
Calcaire nodulaux Terquem	29
Calcaire portlandien Thirria	110
Calcaires-roux-sableux Thurmann	59
Calcaire séquanien Marcou	103
Calcareous grit inférieur der französischen Geologen	90
Calcareous grit supérieur der französischen Geologen	90, 91, 92
Calcareous sand and grit Conybeare & Phillips	87

Callovien d'Orbigny 62, 68, 73
Cap über dem Portlandstone Fitton 110
Cave-Oolithe Phillips 50
Cement-Steine des untern Lias 8
" " des mittlern Lias 19
" " des obern Lias 29
" " der Kimmeridgegruppe von Boulogne und Kimmeridge 106
" " " " von Ulm 109
Cephalopoda-Bed Wright 72
Clunch-clay and shale Will. Smith 79, 91
Collyweston-Slates Morris 52
Corallenschicht des braunen Jura Quenstedt 50
Coralline Oolite Phillips 91
Corallrag (englisches) . . . . . 87—93
Corallrag in den Portlandbildungen des Dep. der Haute-Saône . . . 110
Corallrag von Malton 91
Corallrag von Nattheim 93
Corallrag von Nickolsburg 99
Corallrag von Oxford 91
Corallrag von Saint-Mihiel 96, 98
Cornbrash Will. Smith 54, 59, 70, 74
Couche à Amm. macrocephalus Hébert 65
Couches d'Argovie Marcou . . . . . (Tabelle Nro. 64)
Diceratenschichten verschiedener Geologen 96, 97, 98
Dirt-bed über dem Portlandstone Fitton 110
Dogger Phillips 47, 49, 52, 71
Dogger Naumann 118, 119
Eisenoolithe und Thoneisensteine 7, 22, 29, 30, 40, 50, 51, 65, 66, 84, 85
Eisenrogenstein Fromherz 50, 52
Eisensandstein Münster 49
Étage argovien Marcou 93
Étage bajocien d'Orbigny . . . . . 44—53, 73
Étage bathonien d'Orbigny . . . . . 54—61, 73
Étage callovien d'Orbigny . . . . . 62—68, 73
Étage corallien d'Orbigny 115
Étage inférieur du Systeme oolitique Dufr. & É. de Beaumont . 119
Étage kimméridgien d'Orbigny . . . . . 100—112, 115
Étage liasien d'Orbigny . . . . . 15—25, 37
Étage moyen du Systeme oolitique Dufr. & É. de Beaumont . . 119
Étage oxfordien d'Orbigny . . . . . 79—95, 115
Étage pliensbachien 118
Étage portlandien d'Orbigny 110, 115

Seite.

Étage sinémurien d'Orbigny . . . . . 2—14, 37
Étage supérieur du système oolithique Dufr. & É. de Beaumont . 119
Étage toarcien d'Orbigny . . . . . 26—32, 37
Fer de Cluey Marcou . . . . . (Tabelle Nro. 64)
Fer de la Rochepourrie Marcou . . . . . (Tabelle Nro. 64)
Fer oolithique kellowien Marcou 65, 66
Fer oolithique sous-oxfordien ou kellowien Marcou . . . 65, 66, 74
Ferruginous Beds (inf. Ool.) Phillips 52, 71
Fimbria Marl Strickland 72
Fleins (Schieferplatte des obern Lias) 29
Forest-Marble Will. Smith 54, 59, 70, (74)
Freestone (Oolith) Strickland 72
Fullersearth Will. Smith 54, 57, 70, 72
Gagat (im obern Lias) 29
Gigantosaurbone Quenstedt 50
Great-Oolite (Grossoolith) der engl. Geologen 54, 57, 70
Grès de Hettange Terquem 7
Grès infraliasique Dufrénoy & É. de Beaumont 7
Grès liasique Terquem 7
Grès de Luxembourg Omalius 7, 8, 39
Grès de Martinsart Dewalque & Chapuis 39
Grès supérliasique Marcou 38
Grès de Virton Dewalque & Chapuis 39
Groupe des Calcaires à Astartes Buvignier 103
Groupe de Porrentruy Marcou . . . . . 105—109
Groupe de Salins Marcou 110
Groupe infrajurassique ferrugineux Alex. Brongn. 44
Gryphitenkalkstein Alberti 8
Gryphite-grit Strickland 72
Hainzen (Schieferplatte des oberen Lias) 29
Hastings-Sand 110, 111
Hilsthon Römer 110
Jet-Rock (im oberen Lias von Yorkshire) 29
Impressa-Thone Quenstedt 83
Impure Limestone Phillips 52, 71
Inferior-Oolite der engl. Geologen . . . . . 44—53, 70, 72
Insect-Limestone Strickland 7
Ironstone and Marlstone Phillips 22
Juraformation (Hauptabtheilungen) 119
Jurensis-Mergel Quenstedt 30
Kelloway-gruppe . . . . . 62—68
Kelloway-Rock Will. Smith, Phillips . . . . 62—68, 70, 71, 91

	ss.
Kelloway-Stone Will. Smith	1044.
Keupermergel	5, 21
Kieselnierenkalk	84, 86, 89, 90
Kimmeridge-Coal (Kimmeridge-Kohle)	105
Kimmeridge-Gruppe	100—112
Kimmeridgien d'Orbigny	100—112, 115
Kössener Schichten	41
Kolbinger Platten	109
Laminated-Clay (Kelloway-Gruppe) Conyb. & Phillips	66, 91
Laminated-Lias Strickland	24
Leptaena-Bed Davids. Deslongch.	29
Lias	1—42, 119
Lias-Bonebed	5
Liasien d'Orbigny	15—25, 37
Liaskalk verschiedener Geologen	8
Lias moyen der französischen Geologen	15—25
Liassandstein (unterer)	7
Liasschiefer	29
Lias supérieur der französischen Geologen	26—32
Lithographische Schiefer	109
Lower calcareous grit Conyb. & Phillips	91
Lower Division of Oolites Conyb. & Phillips	119
Lower Lias der englischen Geologen	2—14
Lower Lias Shale Strickland	24, 35
Lower Marl Buckland & de la Beche	34
Lower Oolite Sow., Will. Smith	44, 70
Lower Sandstone, Coal and Shale Phillips	49, 52, 71
Lumachelle de Pentacrinites basaltiformis Marcou	9
Luxemburger Sandstein	7, 8, 39
Macigno d'Aubange Dewalque & Chapuis	39
Macrocephalenschicht Quenstedt	65
Millière Deslongchamps	(Tabelle Nro. 64) und §. 52
Malm	118, 119
Malton-Oolite (Coralline-Oolite Phill.)	91
Marble from the Forest of Wichwood	59
Marlstone der englischen Geologen	15—25, 35, 36
Marly Sandstone Conybeare & Phillips	26, 34
Marne argileuse havrienne Alex. Brongn.	100, 106
Marne argileuse oxfordienne Alex. Brongn.	79
Marnes à Ammonites margaritatus Marcou	22, 38
Marnes à Astartes Thirria, Thurmann	103, 107
Marnes à Plicatules Marcou	23, 38

	ss.
Marnes à Trochus ou de Pinperdu Marcou	30, 38, 47
Marnes à virgules Thurmann	107
Marnes bitumineuses Terquem	29
Marnes bleues Marcou	110, 111
Marnes d'Aresche Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marnes de Balingen Marcou	38
Marnes de Besançon Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marnes de Cernans Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marne de Jamoigne Dewalque & Chapuis	7, 39
Marnes de Plasne Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marnes de Pinperdu Marcou	30, 38, 47
Marnes de Salins Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marnes de Villars Renevier	110, 111
Marnes du Banné Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marne moyenne Thirria	79
Marnes oxfordiennes Thurmann, Marcou	82—86
Marnes sonabiennes Marcou	(Tabelle Nro. 64)
Marnes supérieures du Lias Dufrénoy & Élie de Beaumont	26
Marnes vésuliennes Marcou	74
Marston Marble Sowerby	9
Micaceous Marl de la Beche	22
Middle Division of Oolites Conybeare & Phillips	119
Middle Lias der engl. Geologen	15—25
Mittlerer Jura Leop. v. Buch	43—77, 119
Mittlerer Lias	15—25
Monotiskalk Römer	29
Nagelkalk	6, 29, 47
Nattheimer Coralrag	99
New Red der englischen Geologen	5, 34, 36
Nicholsburger Coralrag	99
Numismalis-Mergel Quenstedt	18—20, 40
Nusplinger Schiefer	109
Oak-Tree-Clay Will. Smith	106
Oberer Jura Leop. v. Buch	78—117, 119
Oberer Lias	26—32
Obtusus-Schichten	10
Ochraceous Lias Strickland	19
Oolithe de Bayeux der franz. Geologen	50, 51, 52
„ corallienne Marcou	98
„ ferrugineuse Marcou	74
„ ferrugineuse du Mont Saint Martin Dew. & Chapuis	75
„ inférieure der franz. Geologen	44—53

Oolith von Schnaitheim . . . . . 99.
Opalinus-Thone Quenstedt 109
Ornaten-Thone Quenstedt 47, 48, 76
Ostreen-Kalk Quenstedt 66, 76
Oxford-clay Conyb. & Phillips 59
Oxford-Gruppe 79, 82–86
Oxfordien d'Orbigny 79–95
Oxford-Oolite Fitton, Buckland, de la Beche . . . 79–95, 115
Oxford-Strata der engl. Geologen 79, 87, 91
Oxynoten-Schichte Fraas 79–95
Parkinson-Thone Quenstedt 11
Peagrit Strickland 51
Pectinitenbank und gelbe Sandsteine mit Eisenerzen Quenstedt . . 72
Pentacrinitenbank Quenstedt 49
Pholadomyenbank Fraas 9
Pisolite (im engl. Coralrag) Will. Smith 10
Plattenkalke des oberen Jura 87, 91
Pliensbach-Gruppe 109
Portlandien d'Orbigny 118
Portland-Stone, P.-Oolite & P.-Sand Will. Smith 109, 115
Posidonien-Schiefer Römer, Bronn 110
Posidonomyen-Schiefer Bronn 29
Psilonotusbank Quenstedt 29
Purbeckschichten 6
Purbeck-Strata, P.-Stone u. s. w. Will. Smith 110, 111
Quadersandstein Römer 110, 111
Ragstone, Roestone Strickland 7
Raricostatus-Schichte Fraas 72
Roches de Corneux du Fort St. André Marcou . . . 12
Sable d'Aubange Dewalque & Chapuis . . . . . (Tabelle Nro. 64)
Sandsteine mit Eisenerzen Quenstedt 39
Saurian-beds Strickland 76
Schistes bitumineux Marcou 9
Schistes de Boll Marcou 38
Schiste d'Etho Dewalque & Chapuis 38
Schiste et Marne de Grand Cour Dew. & Chapuis . . . 20, 39
Schwäbischer Kalk Fromherz 26–32, 39
Schwarzer Jura Quenstedt 87
Scyphienkalk und massiger Kalk Mousson 1–42
Scyphienkalke verschiedener Geologen 87
Seegrasschiefer des obern Lias 93
Semihastatenbank Fraas 29
. 66

Serpentinus-Schichten 29
Serpulit Römer . . . . . (Tabelle Nro. 64) und §. 108, 111
Shell-Cap über dem Portlandstone Fitton 110
Sinémurien d'Orbigny 2–14, 37
Solothofer Schiefer 109
Sousgroupe astartien Thurmann 107
Sousgroupe ptérocérien Thurmann 107
Sousgroupe virgulien Thurmann 107
Speeton Clay Phillips 106
Spongitenlager Quenstedt 87, 93
Spongitenschichten verschiedener Geologen 93
St. Cassian (oberes) Escher von der Linth 5
Stinkstein des oberen Lias 29
Stonesfieldstates Will. Smith 54, 57, 70, 72
Tafelkalkstein (Schieferplatte des oberen Lias) 29
Terrain à Chailles Thurmann, Thirria 84, 89
Terrain des marnes et calc. gris cendré avec couches de spongiaires J. Beaudouin 87
Terre à Foulon der franz. Geologen 54
Thoneisensteine und Eisenoolithe 7, 25, 29, 30, 40, 50, 51, 65, 66, 84, 85
Thouars-Gruppe 26–32
Toarcien d'Orbigny 26–32, 37
Trigonia-grit Strickland 51, 72
Torulosus-Schichte Quenstedt 47
Turnert-Thone Quenstedt 10, 11, 12, 40
Ulmer Plattenkalke 109
Under Oolite Sowerby 44
Untere mächtige Thonschicht des mittleren Jura Leop. v. Buch . 47, 48
Unterer Jura oder Lias Leop. v. Buch 1–42
Unterer Lias 2–14
Unteroolith 44–53
Upper calcareous grit Conyb. & Phillips 91, 92
Upper Division of Oolites Conyb. & Phillips 119
Upper Lias der englischen Geologen 26–32, 36
Upper Marl de la Beche. 34
Upper Sandstone, Coal and Shale Phillips 51, 52, 54, 71
Walkerde-Gruppe Fromherz 50, 52
Wealden-clay der engl. Geologen 110, 111
Weisser Jura Quenstedt 78, 117
White Lias Will. Smith, de la Beche 6, 34
Wohlgeschichtete Kalkbänke des weissen Jura Quenstedt 93
Zone astartienne Thurmann 103, 107

Zone des Ammonites angulatus 99
Zone des Ammonites anceps 7
Zone des Ammonites athleta 66
Zone des Ammonites Bucklandi 8
Zone des Ammonites biarmatus . . . . . 82—86
Zone des Ammonites Davöi 20
Zone des Ammonites Humphriesianus 50
Zone des Ammonites Jamesoni 18
Zone des Ammonites ibex 19
Zone des Ammonites jurensis 30
Zone des Ammonites macrocephalus 65
Zone des Ammonites margaritatus 21, 22
Zone des Ammonites Murchisonae 49
Zone des Ammonites obtusus 10
Zone des Ammonites oxynotus 11
Zone des Ammonites Parkinsoni 51
Zone des Ammonites planorbis 6
Zone des Ammonites raricostatus 12
Zone des Ammonites Sauzei 50
Zone des Ammonites serpentinus 29
Zone des Ammonites spinatus 23
Zone des Ammonites torulosus 47
Zone der Astarte supracorallina . . . . . 103—104
Zone der Avicula contorta 5, 118
Zone der Diceras arietina . . . . . 96—98
Zone des Cidaris florigemma . . . . . 87—94
Zone des Pentacrinus tuberculatus 9
Zone der Posidonomya Bronni 29
Zone der Pterocera Oceani . . . . . 105—109
Zone der Terebratula digona 58
Zone der Terebratula lagenalis 59
Zone der Trigonia gibbosa 110
Zone der Trigonia navis 48
Zone ptérocérienne Thurmann 107
Zone virgulienne Thurmann 107

2. Ueber die Entstehung der Stylolithen.

Von Dr. Friedrich v. Alberti.

In dem Schachte in Friedrichshall, welcher auf Steinsalz niedergeschlagen wird, fanden sich in sehr bituminösem lichtgelblichgrauem Gesteine, welches fast unmittelbar den Anhydrit bedeckt und zur Anhydritgruppe gehört, ausserordentlich schöne Stylolithen, welche auf das Entstehen dieser bis jetzt problematischen säulenförmigen Gebilde einiges Licht verbreiten können.

Sie sind durch den ganzen Schacht auf eine Fläche von etwa 40 Quadratmeter aufgeschlossen, beschränken sich jedoch nur auf eine Schichte von 2 Decimeter Mächtigkeit.

Auf der untern Fläche dieser Schichte zeigt sich eine Asphalt-Rinde bis zu 0,^{m}01 Mächtigkeit, von rauher oder mit runden Zellen bekleideter oder aus blättrigem Gefüge bestehender Masse. Von dieser Kruste oder von kleineren in der Schichte unregelmässig vertheilten Krusten, erheben sich die Stylolithen pechschwarz wie kleine Basalt-Säulen, sind scharf gestreift, wie durch ein Drahtzieheisen gezogen und von den verschiedensten Breite- und Länge-Dimensionen, erreichen entweder die obere Fläche der Schichte nicht, und sind oft nur einige Centimeter oder Millimeter hoch, oder ziehen sich zu einer ruinenförmigen Naht zusammen oder vereinigen sich mit der Asphaltkruste, welche die Schichte bedeckt. Bald erscheinen sie in Büscheln, in denen einzelne Nadeln isolirt stehen, bald sind die letzteren den anderen nicht parallel und unter bedeutenden Winkeln ge-

neigt. Hie und da verzweigen sie sich oder sie sind gekrümmt. Häufig sind die Säulen durch kleine Spalten verschoben, stellenweise zusammengedrückt. Die Stylolithen selbst bestehen aus einer dünnen Haut von Asphalt, welche länga gestreift ist, wobei sich nicht selten eine Tendenz zur Querstreifung zeigt, während sie im Innern aus der gleichen Masse wie das Nebengestein bestehen. Wo der Stylolith die obere Fläche der Schichte erreicht, bilden sich über ihm nicht selten isolirte, hocherhabene Asphalt-Berge bis zu 0,=01 Höhe, welche mehr oder minder steile Abdachungen, scharf längsgestreifte Seitenflächen haben, und auf ihrer Spitze ebenfalls mit runden, selten eckigen Zellen bedeckt sind.

Die kleinen Asphalt-Berge und Krusten, die Zellen, welche sich auf diesen ausbreiten, haben da, wo sie an die darüber oder darunter liegende Schichte angrenzen, hügel- oder zellenförmige Abdrücke im Gesteine zurückgelassen, die meist etwas bräunlich gefärbt sind, einen schwachen Glanz zeigen, wie wenn sie mit Oel überstrichen wären Das Gleiche zeigt sich mitten in der Schichte, wenn dort Stylolithen ihr Ende erreichen.

Der besagte Asphalt ist der Verwitterung sehr unterworfen; die pechschwarze Farbe bleicht sich bald und nähert sich der grauen.

In den Schächten von Friedrichshall fanden sich im oberen Muschelkalk (Kalkstein von Friedrichshall), bei 50 und 72 Meter Tiefe in dunkel schwärzlichgrauem Gesteine ebenfalls Stylolithen mit einer Haut von Asphalt bekleidet und einer zelligen Asphaltkruste über sich, ganz dieselben Erscheinungen, wie in dem zur Anhydritgruppe gehörigen Gesteine, nur ist das Vorkommen auf kleinern Raum beschränkt.

Im Schachte am Stallberge bei Rottweil kamen sie bei 40^{m} Tiefe in dem unteren dolomitischen Kalksteine der Lettenkohlen-Gruppe vor. Auch hier besteht die umgebende Haut aus Asphalt und darüber findet sich ebenfalls eine Asphaltkruste ausgebreitet.

Das Gleiche läßt sich an denen beobachten, welche aus

und Lehrer. Aus dem maître de plaisir wird gar leicht etwas noch Schlimmeres, — ein Verführer und Vergifter der Sitten, und die Literatur, zu deren Orden sich auch solche unwürdige Mitglieder, und zwar oft mit der widerlichsten Anmaßung und Aufdringlichkeit zählen, wird durch ihre Schuld mit den Wehklagen und Verwünschungen mancher Redlichgesinnten beladen, welche Vortheil und Nachtheil nicht gegen einander abzuwägen im Stande sind. Aufs bitterste wird beklagt, daß die Literatur zu einem eigentlichen Erwerbszweig, zu einer Profession geworden sei, und der in seiner jetzigen Gestalt nur durch die Druckerpresse möglich gemachte Buchhandel für die Existenz der bei weitem überwiegenden Anzahl von Schriften verantwortlich gemacht und gescholten, die einzig in der Aussicht auf Publikation durch den Druck den Grund ihrer Entstehung haben.

Die unstreitig gerechten Klagen über die eigentlich schlechte, d. h. verderbliche Literatur führen uns nun zu den Beschwerden und Anfechtungen, die man von verschiednen Seiten gegen die Literatur überhaupt (in dem hier angenommenen Sinne) vorgebracht hat. Ausschließliche Realisten, zelotische Fromme und moralische Rigoristen verwerfen und verdammen diese ganze Literatur als überflüssig, unnütz, entnervend, und während sie dem Frommen als zu weltlich erscheint, wird sie von dem Realisten als überhirnig und unpraktisch verachtet. Die Einen sagen: sie zieht den Menschen von Gott; die Andern: sie zieht ihn von nützlicher und gewinnreicher Arbeit; die Dritten: sie zieht ihn vom sittlichen Handeln ab. Alle stimmen überein: sie mache die Menschen faul und untüchtig, fülle ihnen den Kopf mit phantastischen Grillen und Bildern, mit hohlem, leerem Zeuge an, nähre krankhafte Gefühle und Leidenschaften und führe am Ende wohl gar zur Liederlichkeit, zur Verrücktheit, zum Selbstmord. Nur etwa ein an Geistliches streifendes Gedicht würde der Fromme, moralische Erzählungen der Moralist, und Reisebeschreibungen der Realist gelten lassen.

Diese Anklagen gegen die Literatur, wiewohl einseitig und von einem beschränkten Standpunkte aus erhoben, sind doch nicht ohne Gewicht und enthalten manches Wahre. Die Gegner der Literatur könnten auch eine achtunggebietende Autorität für ihre Ansicht anführen, wir meinen den Platon, der aus seinem Staat die Dichter verbannt wissen wollte, welchen er gewiß so ziemlich alle

dem neuen Bohrloche bei Cannstatt aus ungefähr 60 Meter Tiefe ausgelöffelt wurden.

Nie habe ich in Gruben Stylolithen gefunden, welche nicht den Asphaltüberzug gehabt hätten, dagegen gelang es mir noch nie dort solche mit organischen Resten zu treffen, durch welche ihre Streifung veranlasst sein könnte.

Die Stylolithen, welche sich in den Steinbrüchen am Tage finden, haben ganz die gleichen Formen, die gleiche Streifung, wie die in den Gruben, auch zeigen sich hier wie dort auf der Oberfläche des darüber oder darunter liegenden Gesteins die warzen- und zizenförmigen Erhabenheiten, oder hautartige, mehr oder minder zellige Ueberzüge; nur die Asphaltkrusten fehlen oder sie sind nur in Spuren vorhanden und statt diesen finden wir auf den Schichtenabsonderungen einen heller oder dunkler braunen sehr verwitterten Thon und statt der Asphalthaut der Säulen einen kaum sichtbaren hohlen Raum, weesshalb sich diese leicht vom Gestein lostrennen lassen.

Gewöhnlich ist die Säule von der gleichen Farbe wie das Nebengestein, sehr selten haben die Säulenstreifen eine etwas dunklere, sehr selten eine rothe Farbe.

Die Stylolithen, welche an der Spitze organische Reste tragen, in Rüdersdorf bei Berlin so häufig, sind in Schwaben sehr selten. In Steinbrüchen fand ich sie mit Pemphix Sueurii, mit Encriniten-Gliedern, mit einer Terebratelschale auf der Spitze; beim Pemphix und einem Encrinitenglied bemerkt man deutlich Spuren von Asphalt an der Streifung und über dem Körper.

Klöden ist der Ansicht, dass die Stylolithen organischen Ursprungs seien und von Quallen, vielleicht von Beroe oder Aequoren, herühren.* Dafür scheint das Vorkommen des Asphalts zu sprechen, dem von Vielen organischer Ursprung zugeschrieben wird, dagegen der Umstand, dass diese sich in Schich-

* Beiträge zur mineral. Kenntniss der Mark Brandenburg. 1828. St. I. p. 50. Die Versteinerungen der Mark Brandenburg. 1834. p. 288.

ten finden, wie die in der Anhydritgruppe, welche nie organische Reste enthalten, und dass sich da, wo organische Reste die Stylolithen bedecken, die Streifung nicht über diese, nur bis an sie geht, während, wenn es hautartige Quallen wären, die Streifung diese bedecken müsste. Einem solchen Ursprunge widersprechen auch die dicken Asphaltkrusten über und unter den Stylolithen, welche auf unorganischen Ursprung hindeuten.

Plieninger glaubt, dass die säulenförmige Bildung Folge der Einwirkung der Luft, der Sonne, der Wärme sei, daher die Stylolithen vollständige oder unvollständige säulenförmige Absonderungen durch Austrocknung der Masse seien und dass, wo sie mit organischen Körpern zusammenhängen, durch diese geleitet, diese jedoch weder zu ihrer Entstehung noch zu ihrem Begriff ein wesentliches Erforderniss seien.*

Der Muschelkalk ist offenbar in einem tiefen Meere abgesetzt worden, es kann daher weder Luft noch Sonne zur Bildung der Stylolithen beigetragen haben. Auch lässt sich nicht erklären, wie durch Wärme und Austrocknen die merkwürdige Streifung habe entstehen können. Durch das Austrocknen der Masse können die Septarien des Muschelkalks sich gebildet haben, nicht aber die Stylolithen.

Quenstedt nimmt an, dass, weil bei Rüdersdorf viele Stylolithen oben mit einer Muschel bedeckt, an der alle Unebenheiten, Kerben, Streifen, Splitter, Ecken, Ohren, auf die Säule übertragen sind, diese Muscheln oder sonst feste Körper in dem sich nach und nach verhärtenden Schlamme, dessen specifisches Gewicht nur weniges schwerer als das jener Muscheln war, erhoben und durch die Erhebung die säulenförmige Streifung hervorgebracht haben.**

An den Stylolithen meiner Sammlung lässt sich nachweisen,

---

*) Württemb. naturhistor. Jahreshefte VIII. I. 1852. p. 78 ff.

**) Wiegmanns Arch. 1837. p. 137. A. Quenstedt, die Stylolithen sind unorganische Absonderungen. N. Jahrb. f. Min. 1837. p. 396 f. Die Flözgebirge Württemb. 1843. p. 57 ff. Petrefactenkunde. 1851. p. 505.

dass die organischen Reste, welche sich darüber finden, durch Erhebung aus dem Schlamme an die Spitze der Stylolithen gekommen sein müssen, die Behauptung Quenstedts sich daher bestätigt; die Seltenheit dieser organischen Reste auf den Stylolithen beweist dagegen, dass nur ein ganz kleiner Theil der letztern durch diese Reste entstanden sein könne, diese bei der Bildung der Stylolithen daher zufällig seien. Bei der Annahme Quenstedt's bleibt unerklärt, wie sich die Streifung habe erhalten können, da der Schlamm ausser- und innerhalb des Stylolithen, weil er der gleiche, nothwendig zusammenfliessen musste, sobald der fremde Körper aufgestiegen war.

Die Gesteine des Muschelkalks haben in den Gruben eine fast schwarze Farbe, während sie in den Steinbrüchen am Tage hellgrau erscheinen, es unterliegt daher keinem Zweifel, dass eine Entfärbung und diese wahrscheinlich durch Zersetzung des färbenden Kohlenstoffs stattgefunden habe. Die Asphalthülle der Stylolithen enthält mehr als 80% Kohlenstoff, es ist daher wohl anzunehmen, dass auch bei diesem eine Zersetzung, im Verlaufe der Zeit ein gänzliches Verschwinden desselben habe stattfinden können, um so mehr, da die pechschwarze Farbe, wie sie aus den Gruben kommt, nach wenigen Wochen sich bedeutend bleicht, die Zesetzung daher sehr rasch vor sich geht; desshalb finden wir auch am Tage die Asphalthülle entweder gar nicht mehr, oder nur Spuren derselben oder einen farbigen Thon als Pseudomorphose dieser Hülle.

All das oben Angeführte, wenn auch noch Einiges unerklärt bleibt, was auf Rechnung eines Wasserdrucks von vielleicht mehr als 100 Atmosphären zu schreiben sein dürfte, berechtigt zu der Annahme, dass die Stylolithen durch Erdöl gebildet seien. Dieses drang wahrscheinlich von unten herauf in den allmählig sich absetzenden Schlamm, nachdem die darunter liegende Schichte noch nicht völlig erhärtet war, die in der Bildung begriffene zwar noch weich, doch schon einige Consistenz erhalten hatte. Wäre letzteres nicht der Fall gewesen, so wäre

das Erdöl, welches nur ein specifisches Gewicht von 0,8 hat, in Masse, nicht in Tropfen aufgestiegen. Diese Tropfen erhoben sich bald einzeln, bald in grösserer Zahl, zugleich oder in Zwischenräumen im Schlamme und jeder derselben setzte im Aufsteigen aussen eine der Consistenz des Oels entsprechende Kruste ab. Während dieses Actes erfüllte der nachdrückende Schlamm den Raum, welchen der Oeltropfen im Aufsteigen hinter sich gelassen hatte, und da das Oel im Schlamme nicht auflöslich war, konnte sich der letztere ausserhalb der Oelkruste mit dem innerhalb derselben nicht mehr vereinen. Die Oeltropfen erreichten bald die Oberfläche der Schlammschichte, bald erhärteten sie innerhalb derselben, in welch letzterm Falle wir auf dem Stylolithen kleine Erhöhungen von Asphalt bemerken, welche offenbar von dem erhärteten Oeltropfen herrühren. Trafen diese Tropfen Thierreste oder kleine leichte Steine, so wurden diese mit emporgehoben und bestimmten die Gestalt der Säulen. Dass das Oel die Längsstreifung hervorgebracht hat, geht daraus hervor, dass, wie oben gesagt, die Asphalthülle über den Stylolithen ebenso gestreift ist. Erreichte das Oel die Oberfläche, so häufte es sich hier in Knollen oder Lagen an, und erhielt nach der Erhärtung auf der Oberfläche die zellenförmigen Vertiefungen, in welche sich der nachfolgende Schlamm zu einer neuen Schichte absetzte. Dadurch bilden sich die oben beschriebenen warzen- und zizenförmigen Erhabenheiten, und diess ebenso auf der oberen Fläche der darunterliegenden Schichte, weil diese noch nicht erhärtet war, als das Erdpech erstarrte, und die eigenthümliche zellige Oberfläche annahm.

Die Verrückungen, die Krümmungen der Säulen und wohl auch die Querstreifung, welche häufig hervortritt und sich zuweilen bis zur unregelmässigen Zellenbildung steigert, entstund wohl durch die Zusammenziehung, welche bei dem Austrocknen der Masse erfolgen musste.

Die gefärbten Stylolithen, deren ich oben erwähnte, welche sich zuweilen am Tage finden, sind vielleicht durch

einen kleinen Eisengehalt des Erdpechs, oder durch eine Reaction desselben auf den umgebenden Schlamm entstanden.

Wenn das, was ich in Obigem angebe, richtig ist, so sind die Stylolithen weder organischen Ursprungs, noch sind sie ausschliesslich im Gefolge organischer Reste entstanden; sie bildeten sich durch das Auftreten des Erdöls, sind daher in den oryctognostischen Systemen unter „Asphalt“ einzureihen.

3) Ueber Pterodactylus liasicus.

Von Prof. Dr. Quenstedt.

Mit einer Abbildung. Taf. II, Fig. 1.

Im Spätsommer 1856 versicherte mich Herr Prof. Fraas wiederholt, dass der von Hrn. Dr. Oppel (Jahresheft 1856, XII, pag. 327) aus der „Boller Gegend“ beschriebene Unterkiefer unzweifelhaft einem Pterodactylus angehöre. Die Sache interessirte mich natürlich so, dass ich gleich an der muthmasslichen Stelle nachforschen liess (am Wittberge bei Metzingen, nicht Boll), allein ich erfuhr und bekam nichts. Doch wurde von nun an die schon so oft angeregte Sache nicht wieder aus den Augen gelassen, und schon nach wenigen Wochen erfreute mich ein alter Bekannter, beiliegende Platte in der Hand haltend, mit den Worten: „mir däucht, es wäre ein Pterodactylus.“ Er war's, der lang gesuchte, wie ich schon kurz in der Vorrede zum Jura am 22. October 1857 bemerkte. Ist daran auch nicht viel Neues zu sehen, und Manches selbst noch unsicher, so liefern doch die Knochen, welche offenbar einem einzigen Thiere angehören, immerhin einen willkommenen Beitrag, und wäre es nur zur Bekräftigung der Thatsache, dass jene ältesten Flugsaurier von England und Franken auch dem Lias Schwabens nicht fehlen.

Zur geschichtlichen Orientirung diene kurz folgendes: im December 1828 fand die durch ihren Sammeleifer bekannte englische Dame Miss Mary Anning bei Lyme Regis an der Südenglischen Küste (Proceedings of geol Soc. London 6. Febr. 1829) zugleich mit Ichthyosaurus und deren Copolithen fast das vollständige Skelett einer dickknochigen Species, der jedoch der

Kopf fehlte. Buckland (Transact. Geol. Soc. 2 Ser. Tom. III, pag. 217 tab. 27) gab ihr nach den dicken Krallen den Namen *Pt. macronyx*. Die Abbildung ist leider nicht sehr gelungen. Etwa um dieselbe Zeit im Frühjahr 1828 wurden während des Strassenbaues, wahrscheinlich bei Kleinhereth eine Stunde von Banz (Theodori a. Okens Isis 1831 pag. 277), einzelne Knochen gefunden und herausgearbeitet, die Hr. Dr. Theodori am 21. November 1830, mit dem englischen Vorkommen noch nicht bekannt, *Ornithocephalus Bathensis* nannte (Froriep's Notizen Bd. 29 pag. 103). Herr v. Meyer hatte dieselbe im Sommer 1830 in Banz ebenfalls gesehen, und sie am 8. December 1830 mit dem englischen macronyx geradezu identificirt (Bronn's Jahrb. 1831 pag. 73), und bald darauf genauer beschrieben und abgebildet (Nova Acta Phys. med. 1831 Tom. XV, 2 pag. 198 tab. 60), nur ein Knochen (l. c. fig. 12) gehörte, wie Hr. Theodori später nachgewiesen hat, nicht dazu, er ist der Mittelfussknochen eines grossen Gavial. Hr. v. Meyer sagt zwar, „er gleiche vollkommen dem Vorderarmknochen 2 bei Buckland", allein schlechte Abbildungen können in solchen Fällen nichts entscheiden, ohnehin möchte dieser Theil in natura aus 2 Knochen bestehen, wie der Zeichner schon roh angedeutet hat. Demungeachtet halte auch ich die Abweichungen zwischen den englischen und fränkischen für unbedeutend. Nach der Palaeologica (Frankfurt 1832 pag. 250) bekommt es den Anschein, als wenn Hr. v. Meyer zuerst die Sache in der Sammlung von Banz richtig erkannt hätte. Mag sich das verhalten, wie es wolle, so hat doch jedenfalls Hr. Theodori die Knochen von dem Untergange gerettet, und zudem uns noch mit einer sehr gründlichen Abhandlung erfreut, „über die Pterodactylusknochen im Lias von Banz", die 1852 in Bamberg herauskam (Erster Bericht des naturforschenden Vereins zu Bamberg pag. 17). Besonders wichtig sind 2 Tafeln dabei, welche an Deutlichkeit der Gelenke alles übertreffen, was bis dahin über diesen schwierigen Gegenstand bekannt gemacht war. Die fränkischen Knochen sind schwarz, rissig und brüchig, und liegen alle nur in einer einzigen Schicht, welche mit „Beinbreccie" bezeichnet wird. Sie

stimmt etwa mit der Kloakenschicht der obern Schiefer von Mittelepsilon in Schwaben (Jura pag. 209 und 300), wo kleine Knochen ebenfalls eine gleiche Beschaffenheit zeigen. Unsere Platte, zu der wir jetzt übergehen, liegt jedoch entschieden tiefer, im untern Schiefer von Mittelepsilon noch unter dem ersten Stinkstein. Die dünnwandigen Knochen sind daher hart und nussbraun, aber immerhin schwierig insonders an ihren Gelenkflächen zu reinigen. Höchst wahrscheinlich gehören sämmtliche Knochen den

Vordern Extremitäten an, und am sichersten bestimmbar ist der **erste Phalange** (a) des Flugfingers, zumal im Hinblick auf Theodori l. c. tab. 2 fig. 7. Auch Buckland's (l. c. Knochen 3) Abbildung stimmt gut, nur wurde dieselbe fälschlich als Zwischenhandknochen gedeutet. Schon die Lage und Länge widerspricht dem, denn es bethätigt sich auch hier das merkwürdige Gesetz, dass sich die Flügel stets in der Gelenkung zwischen Metacarpus und dem Kopf des ersten Phalangen unter scharfem Winkel zurückschlugen, während der fränkische und englische in Länge (0,093) und Dicke fast vollkommen mit einander stimmen, ist unser schwäbisches etwas kürzer (0,083) und ungleich schlanker. Denn obgleich in der Mitte ein ansehnliches Stück fehlt, so kann doch über die Zugehörigkeit beider Enden nicht der geringste Zweifel sein. Ich habe das 0,0085 breite Obergelenk ringsum frei gemacht, es hat wie das Banzer (freilich fast doppelt so breite 0,015) in der Mitte einen langen schmalen am Ende etwas eingebuchteten Fortsatz, der Fortsatz ist kein besonderer Knochen, sondern innig mit der Diaphyse verwachsen. Beim *Pt. suevicus* von Nusplingen habe ich an dieser Stelle einen besondern kleinen Knochen (4) nachgewiesen, der offenbar den Fortsatz vertritt. Neben dem Fortsatze am breitern Ende liegen zwei vertiefte halbmondförmige Gelenkflächen, die grosse horizontal, die kleinere zieht sich schief am hintern Gelenke hinauf, und ist von der Oberfläche nicht sichtbar. Das Unterende des Knochens ist schief abgeschnitten, wie es bei gut erhaltenen Phalangen immer Statt findet. Es möchte wohl A das Unterende desselben ersten Phalangen vom andern

Flügel sein, obgleich dasselbe gerade abschneidet. Solche kleine Ungleichheiten finden in der Erhaltungsweise ihre genügende Erklärung. Der kleine dünne nur 0,014 lange Knochen (x) dabei kann kaum etwas anderes als eine Phalange der kleinern Zehen sein. Von den

Zweiten Phalangen (b u. B) sind leider nur die obern Enden da, aber diese auch sehr deutlich, und da das längste Stück (b) noch 0,079 misst, so müssen sie ansehnlich lang gewesen sein. B liegt nicht weit mit seiner obern Harmoniefläche von der entsprechenden an A weg, und b wenigstens in der Flucht von a. Mit fig. 14 tab. 2 bei Theodori verglichen, sollte man sie eher für die dritten halten, doch kann man sich hier so wenig, wie bei Buckland entscheiden. Wäre letzteres der Fall, so würden

die Knochen C u. c als 2te Phalangen gedeutet werden können. Leider sind dieselben ohne Gelenkköpfe und sehr verstümmelt, gerade wie es Theodori an seinem 2. Phalangen (l. c. tab. 2 fig. 13) abbildet. Es hat vollkommen den Anschein, als wenn die beiden einander gleichenden Stücke C c ein und demselben Knochen angehörten, denn wäre er ein wenig gebogen und 0,117 lang, und da es ihm an beiden Enden noch fehlen muss, so gäbe das bei seiner Schlankheit eine ungewöhnliche Länge. Indess sprach auch Hr. Fraas beim Rhamphorhynchus von Nusplingen (Jahresheft XI, pag. 105) schon von einer „enormen Länge 0,103 dieses Knochens", obgleich derselbe ebenfalls abgebrochen war. Ich würde mit etwas mehr Zuversicht C c als zweite und B b als dritte Phalangen gedeutet haben, wenn mir nicht der vierte

Knochen d darüber Schwierigkeiten machte, denn diesen sollte man füglich für den letzten (4.) Phalangen halten, mag er auch rundlicher und schlanker sein, als der entsprechende beim suevicus von Nusplingen. Er ist 0,055 lang. Man könnte meinen, es fehle ihm am äussersten Ende nichts, doch endigt dasselbe spitzig und nicht breitlich, wie bei andern Species. Das Oberende ist zwar dicker und an der Gelenkfläche grade abgeschnitten, aber immerhin am dicksten Kopfende auch nur

0,0025 breit. * Das würde also zum Gegenlager ebenfalls schon ein dünnes Ende des dritten Phalangen voraussetzen. Mag man nicht an Schnenknochen denken, so könnte nur noch eine abgefallene Fibula in Vergleich gezogen werden, wie sie Theodori l. c. tab. 11 fig. 17 B. so vortrefflich abbildet, obwohl dort der Gelenkkopf rundlich und nicht flach wie bei unserm endigt. Auch der scharf dreiseitige Knochenumriss spricht nicht sonderlich für Phalangen. Nun zeigt aber auch die Buckland'sche Zeichnung (l. c. 6), dass die Gelenkfläche des letzten Phalangen nicht mehr als halb so dick als die entsprechende des vorletzten ist) an welche sie sich legt. So dass also die Deutung als letzter Phalange immerhin die bei weitem wahrscheinlichste bleibt. Nicht Aehnlichkeit, sondern nur Erfahrung kann später den Beweis liefern.

Ulna (u) und **Radius** (r). Die Vermuthung Theodori's, dass die zwei Paare von Knochen auf der Banzer Platte (l. c. tab. 2 fig. 8—13) dem Vorderarm angehören, steht ausser allem Zweifel, ja selbst Buckland's Zeichner (l. c. Knochen 2) deutet 2 Knochen an, die gewiss auf der englischen Platte vorhanden sind, da sie in Länge und Dicke so gut mit den fränkischen stimmen. Mögen nun auch unsere schwäbischen bedeutend kleiner sein, so kann man sie doch ebenfalls nicht anders deuten. Den grössern u, 0,054 lang, möchte ich für die Ulna halten. Oben am Rande nach hinten hat sie einen ganz ansehnlichen Gelenkkopf, unten dagegen endigt sie comprimirt, nur in der Mitte der länglichen Gelenkfläche erhebt sich ein flacher Höcker. Theodori's Radius l. c. tab. 2 fig. 10 scheint damit gut zu stimmen. Schlanker und ein wenig kürzer ist der Radius r, 0,051 lang. Ein schmäleres Oberende bildet eine einfache in der Mitte nur wenig vertiefte Gelenkrolle. Das breitere Unterende springt einseitig hinaus, und schneidet unten glatt ab. Auch einen kleinen

Handwurzelknochen h habe ich gänzlich herausarbeiten können, es scheint ein anderer als bei Theodori l. c. tab. 2 fig. 1 zu sein, jedenfalls ist er viel kleiner. Buckland bildet

---

* Leider ist mir das Stück verloren gegangen, so dass ich es nicht habe zeichnen können. Allein gemessen und gesehen habe ich es.

Autoren, deren Erzeugniſſe unter den Begriff der Literatur in unſerm Sinne fallen, zugeſellt hätte. Platon wollte nämlich in ſeinem, aus lauter rüſtigen und tüchtigen, zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Tugenden (zu theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie) heranzubildenden Männern und Jünglingen beſtehenden, griechiſch-idealen Staate alles nur auf den Schein, auf die Nachahmung Berechnete, alles des wahren Ernſts und Weſens Ermangelnde in Kunſt, Poeſie, Muſik ausgeſchloſſen und verbannt wiſſen, weil der Nachbildner nichts der Rede Werthes verſteht von dem, was er nachbildet, ſondern die Nachbildung eben nur Spiel iſt und kein Ernſt; von den Tonarten wollte er nur die doriſche und phrygiſche, als die Krieger zur Tapferkeit begeiſternd, von den Dichtern nur die Strengeren und weniger Anmuth geren, zulaſſen, mit Verbannung Alles deſſen, was die Bürger zur Schlaffheit, Trägheit, Weichlichkeit und Vielthuerei verleiten müßte. Ein Erklärer Platons bemerkt darüber: „daß die Dichtkunſt Unkundige berückt und täuſcht, macht ihr Platon zum Vorwurf; und es wird nicht geläugnet werden können, daß die große Mehrzahl der Menſchen über das richtige Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit nie ins Klare kommt, ja ſogar auch das nicht, daß die Dichtkunſt eine Menge verworrener Leute nur noch mehr verwirrt, und darum auch die unphiloſophiſche Menge, die Frauen und die Jugend am meiſten hinzureißen pflegt,“* und wir müſſen dieß zugeben; wir können mit Beſtimmtheit annehmen, daß, da in der Unterhaltungsliteratur die eigentliche Poeſie wohl noch das tüchtigſte Element ausmacht, gegenüber von ſo vielem „Leſefutter,“ der Verdammungsſpruch des griechiſchen Philoſophen, welcher ſich ja nicht bloß darauf gründete, daß die Poeſie, als Nachahmung, ſoweit von der Idee abſtehe, ſondern auch darauf, daß ſie Vielthuerei, Weichlichkeit und Schlaffheit erzeuge, aus pädagogiſchen und ethiſchen Gründen, nahezu Alles unter dem Namen Literatur Befaßte getroffen haben würde. Was ſollen wir zu den, mit einer ſolchen Autorität verſtärkten Beſchwerden und Anklagen der oben bezeichneten Parteien gegen die Literatur ſagen?

Erſtlich läßt ſich bezweifeln, ob es dem Platon, bei ſeiner bekannten ironiſchen Weiſe, mit dieſem ſeinem Verdammungsſpruch

* A. Ruge's platoniſche Aeſthetik. S. 180.

zwar einige ab (l. c. f g h i und j k l m), doch lassen die Zeichnungen keine genaue Vergleichung zu. Mir scheint es das Naviculare. Die wahrscheinlich zur Ulna gewendete Gelenkfläche bildet eine breite flache Mulde; auf der zur Mittelhand gekehrten erscheinen zwei Gelenkflächen, ausserdem eine Grube und ein kurzer Hakenfortsatz. Der kleine 0,0055 breite Knochen hat nur eine Länge von reichlich 0,002. Es bleiben nur noch zwei Knochen übrig:

Knochen D ist zwar in der Mitte sehr verbrochen, allein seine Länge von 0,042 scheint keinem Zweifel zu unterliegen, da beide Stücke nicht wohl verschiedenen Knochen angehören können. Der kleinere Theil scheint das Stück einer Rolle zu sein, der grössere dagegen zeichnet sich auf der Hinterseite am Unterende durch mehrere verdrückte Gelenkflächen aus. Ich kann ihn darnach nur für den Metacarpus des Flugfingers halten, der denn ansehnlich schmäler aber länger als der Banzer von 0,033 sein würde. Endlich kommt das ebenfalls verbrochene

Schultergerüst E F, das nicht aus einem, wie die rohe Zeichnung bei Meyer und Buckland vermuthen lassen, sondern aus zwei deutlich getrennten Stücken besteht, was zuerst Herr Theodori trefflich nachwies. Das Coracoideum E kann man noch messen, es ist 0,019 lang, es hat an seinem freien Ende einen ziemlich dicken Kopf. Leider ist es in der Mitte sehr verletzt, doch gehört der Kopf wohl unzweifelhaft dazu. Das dünne Schulterblatt F ist dagegen an seinem Ende abgebrochen, zu gleicher Zeit hat sich eine Platte abgeschulpt, wodurch die Zellen der Diploe zu Tage treten, die ihr entfernte Aehnlichkeit mit einer gestreiften Fischschuppe geben.

Vergleicht man die Dimensionen dieser Knochen mit den entsprechenden von Banz und England, so haben die Phalangen zwar eine annähernde Grösse, allein unverhältnissmässig kleiner sind dagegen die Vorderarmknochen, womit denn das viel kürzere Coracoideum E und der längere Metacarpus D in Uebereinstimmung sind. Ich habe daher keinen Anstand genommen, dieses zartere Thier von jenen robustern durch den Namen

liasicus zu scheiden. Zum Kopf glaubte zwar Buckland (l. c. fig. 3) einen Unterkieferast mit kurzen dicken zweischneidigen Zähnen aus der Sammlung der Miss Philpott von demselben Fundorte bei Lyme stellen zu sollen, allein die schönen Entdeckungen des Herrn Theodori bei Banz machen die Sache in etwas zweifelhaft, wie das schon Herr v. Meyer bemerkte. Dieser Banzer Unterkiefer hat eine breite Symphyse, welcher entlang jederseits drei grosse Zahnalveolen stehen, vorn verlängern sie sich in einen zahnlosen hohlen schmalen schwerdtförmigen Fortsatz. Hr. v. Meyer (Palaeontographica 1846 I, pag. 20) stellte daher diese liasischen zu dem langgeschwänzten Rhamphorhynchus (Schnabel-Schnauze) des weissen Jura, allein so schlechthin möchte ich das nicht behaupten. Zwar spricht Buckland (l. c. k) von einem langen Schwanze, und es könnten auch die abgebildeten 3 Wirbel dahin gehören, aber gewiss ist die Sache keineswegs. Auch sind die Wirbelkörper zu frei und kurz, als dass man auf eine solch grosse Länge, wie bei den jüngern schliessen dürfte. Dazu kommt noch, dass Schulterblatt und Coracoideum keineswegs innig mit einander verwachsen sind, sondern in dieser Beziehung ganz denselben Organen bei den kurzgeschwänzten gleichen. Ja Hr. Theodori bildet (l. c. tab. 1 fig. 6) eine grosse kurze Rippe ab, die lebhaft an die ersten dicken beim Pter. suevicus erinnern. Diese liasischen Formen mögen daher eine gewisse Mitte zwischen den kurz- und langschwänzigen Species des obern weissen Jura gehalten haben. Und über kurz oder lang dürfte man wieder einsehen, dass der Unterschied zwischen Rhamphorhynchus und Pterodactylus durch allerlei Zwischenstufen vermittelt wird. Möchten das vollständige Exemplare unseres Lias baldigst beweisen. Sie sind da, und sogar an Stellen, die so viel hundertmal von Geologen durchstöbert sind, wie der Wittberg am Wege von Metzingen nach Tübingen, unmittelbar unter der Stelle, welche für Pecten contrarius nach L. v. Buch's Ausspruch (Dechen, Handb. Geogn. pag. 412) lange für den einzigen Fundort in der Welt galt.

Ich habe bislang des von Hrn. Dr. Oppel erwähnten Kiefers keiner Erwähnung gethan, theils weil er noch nicht abgebildet

ist, theils weil man über die Bestimmung des Banzer Stückes noch einige Zweifel hegen konnte. Letzteres wurde zwar zusammt mit einem unzweifelhaften Pterodactylusknochen (Coracoideum und Scapula) gefunden, allein da Buckland ein ganz anderes Stück für den vermeintlichen Unterkiefer hielt, so hätte hier leicht ein Irrthum unterlaufen können, zumal wenn man erwägt, dass selbst ein Meister im Bestimmen Hr. v. Meyer jenen Gavialknochen zu den Resten dieser Flugsaurier stellte. Ich gestehe es zwar, auch ich war darüber etwas betroffen, dass in Schwaben gerade dieser unsicherste (Unterkiefer) unter allen Banzer Pterodactylusknochen die Entdeckung einleiten sollte. Da nun an derselben Stelle bei Metzingen auch unsre Extremitätenknochen lagen, so bleibt dem etwaigen Zweifel immer weniger Raum. Demungeachtet möchte ich das Kieferstück nicht unbedingt zu unsrer Species stellen, da es sogar noch grösser als das Banzer ist (Fränkische 0,132, Schwäbische 0,172). Hr. Dr. Oppel nannte es *Pterodactylus Banthensis,* und legte dasselbe auch der letzten Generalversammlung vor (Jahresh. XIV p. 55). Er stimmt damit der Ansicht des Hrn. Theodori bei, die englische Species von der fränkischen zu trennen, aber wie es scheint, lediglich aus dem ihm so beliebten Grunde, andere Schicht, anderer Name. Bin ich auch selbst wohl einer der ersten gewesen, der die Wichtigkeit der Trennung nach Schichten hervorgehoben hat, so vermeide ich doch immer neue Namen so viel als möglich. Wenn zwei Dinge sich so ähnlich sind, wie die Zeichnungen von Buckland und Theodori, so muss man doch wohl bei dem gleichen Namen bleiben, zumal da das Lagerungsverhältniss von dem englischen Exemplar nicht bündig festgestellt ist. So viele vortreffliche Küstendurchschnitte die Engländer auch geben mögen, die Unterabtheilungen gehen daraus nicht klar hervor, man sieht nur, dass im Allgemeinen Uebereinstimmung stattfindet. So kann an der Küste von Whitby nach dem detaillirten Durchschnitt von Hunton (Geol. Transact. 1836 2 ser. V, pag. 221) gar kein Zweifel stattfinden, dass der dortige 20′ mächtige „Jet Rock“ mit Lepidotus, Teleosaurus, Ichthyosaurus und Plesiosaurus (?) unser Posidonienschiefer sei, weit

darunter liegt *Amm. amaltheus (Clevelandicus)* und der verkieste *capricornus*" is constantly found at the junction of the marlstone (mittl. Lias) with the lower lias, man meint darin unsern Lias Beta sicher wieder zu erkennen. Ueber dem Jetrock folgen nun aber noch 185′ Schieferthone, das ist eine ganz unerhörte Mächtigkeit, und doch soll bis oben hinauf noch *Amm. Walcotti* gefunden werden, auch alle andern Angaben scheinen es ausser Zweifel zu setzen, dass nichts davon zu unserem Braunen Jura gehöre. Die merkwürdige dicke *Nucula ovum* zeigt immer den Alaunschiefer an. Sie fehlt in Schwaben, und damit auch der schärfere Anhalt für die feinern Unterabtheilungen. Noch unsicherer wird die Vergleichung der obern Lagen an der südlichen Küste von Lyme Regis, so klar auch schon 1830 von Buckland und De la Beche die orographischen Verhältnisse auf einer grossen Küstenkarte dargestellt sein mögen (Geol. Trans. IV tab. 1): der Lias im Westen von Kreide und Grünsand und im Osten von braunem Jura bedeckt, tritt hier in Steilwänden von 400—500′ Mächtigkeit auf, die Schichten fallen nach Osten ein. Westlich bei Axmouth hebt sich der Keuper heraus, gleich darauf lagert der untere Lias (De la Beche Geol. Trans. sec. ser. I, tab. VIII) 110′ mächtig (Geol. Trans. II, tab. 3), im Wechsel von grauen Kalken und dunkeln Schiefern, die aber leider von den gewaltigen Verstürzungen des Chalk's bedeckt werden, deren noch einer vom December 1839 in traurigem Andenken steht. Das unterste etwa 20′ mächtige Kalksystem heisst von seiner Farbe White Lias, wo Buckland noch Cycadeenwedel (Geol. Trans. I tab. 7, fig. 2) fand. Der Blue Lias darüber, oben mit *Ammonites Bucklandi, Gryphaea arcuata,* tritt hauptsächlich in der unmittelbaren Nähe von der Stadt Lyme auf. Man hat diese wohlbekannten dunkelgrauen Kalkschichten (Gray limestone), welche gegen sechzigmal mit dunkeln Schiefern (Dark slaty marl) wechsellagern seit jeher mit unsern schwäbischen Arietenkalken parallelisirt, was zu augenfällig ist, obgleich die Vergleichung im Einzelnen noch nicht gelang. Hier scheinen die Plesiosaurenlager noch nicht zu sein. Aber weiter nach Osten 7 englische Meilen der Küste entlang bis in die Nähe

des Hafens von Bridfort folgen etwa 500′ mächtige Liasmergel, die höchst wahrscheinlich die meisten Glieder unseres Lias von Beta bis Zeta enthalten werden, doch gelang es noch nicht einmal, das wichtigste darunter, den Posidonienschiefer, mit Sicherheit nachzuweisen. Den besten Fundort für Knochen bilden die Klippen des von Grünsand bedeckten Black Ven nordöstlich von Lyme, zwischen Lyme und Charmouth, wo an der Küste die untern 300′ von den obigen 500′ Liasmergel anstehen (de la Beche Geol. Trans. II, pag. 23): hier sind die Fische, hier die Loliginiten mit Dintenbeuteln, und hier wahrscheinlich auch die Knochen des Pterodactylus vorgekommen. Die Erfunde im Oelschiefer des obersten Lias α (Jura pag. 90), und namentlich der Umstand, dass Ichthyosaurus communis, obwohl von den besten Schriftstellern aus Württemberg (Meyer Paläontologica pag. 110, Bronn Lethaea 1852 II, pag. 478) angeführt, sich bei uns durchaus nicht finden will (Handb. Petref. pag. 127), führten mich schon längst zu der Vermuthung, dass an der Südküste von England andre Schichten als an der Nordküste und in Deutschland ins Spiel kommen möchten. Nun sagt aber Buckland (Geol. Transact. III pag. 224) selbst, dass die spiralförmig gewundenen Coprolithen und viele Knochen durch die Brandung des Meeres ausgewaschen, an den Ufern gefunden würden. Das musste über das Lager wieder zweifelhaft machen. Ja noch mehr: gehen wir von Black Ven 3 bis 4 englische Meilen der Küste entlang nach Osten, so treten bei Seatown die obersten Glieder obiger Liasmergel auf, oben bereits von sandigen Schichten des braunen Jura bedeckt. Hier an den Liasklippen von Golden Cap (westlich Seatown) finden sich bloss noch die obersten 200′ der Liasmergel (Geol. Trans. II pag. 22), wir finden uns also in der Region des mittlern obern Lias, jedenfalls fern von α und β, was auch die vielen Belemniten, *Ammonites striatus* (Bechei Sw.), *Pentacrinites subangularis* hinlänglich erweisen, und gerade an dieser Stelle des Golden Cap führt De la Beche neben *Pentacrinites Briareus* Knochen von *Ichthyosaurus tenuirostris* ausdrücklich auf. Schon früher sagte derselbe Schriftsteller (Geol. Trans. I pag. 45) fine specimens of pentacrinite

occur in seams parallel to the strata of the lias, at Golden Cap Hill, und unser Württembergisches Vorkommen schien auf Briareus zu deuten. Freilich hebt dann Buckland (Geol. u. mineral. Uebers. Agassis pag. 491) wieder ausdrücklich hervor, dass die auf l. c. tab. 52 fig. 3 abgebildete Krone in einer Kohlenschicht im Liasmergel zwischen Lyme und Charmouth lagere, d. h. am Black Ven. Wenn also zwischen Black Ven und Golden Cap keine grössere Verwerfungskluft sich findet, so hätten wir 2 Briareus- und 2 Ichthyosaurus-Schichten. Hr. Dr. Oppel, der die Gegend persönlich besuchte, sagt zwar: „Wirbelthiere seien dort im obern Lias noch nicht gefunden“ (Jahresh. XII p. 324), er ist über dem Briareus seiner Sache so gewiss, dass er unsern *Pentacr. Briareus* (Jura pag. 263) *Pent. Quenstedti* (Jahresh. XII pag. 388) nennt. Indess scheint er die Angabe von de la Beche nicht geprüft zu haben, und jedenfalls wäre es consequenter gewesen, wenn er den ältesten Blumenbachschen Namen *Pentacrinites fossilis* (Jura pag. 263) vom Jahr 1804 für den englischen beibehalten hätte, dann hätte es meines Namens dabei nicht bedurft. Einen Knoten durchschneiden heisst ihn nicht lösen, unsere alte *Nucula complanata* aus Lias α β γ und δ wird durch die neuen Namen *Leda Renevieri* und *Romani* (Jahresh. XII pag. 215) um kein Haar bekannter, sondern der Geist nur beschwert, selbst wenn nicht die kaum geborene *Leda Renevieri* Oppel vom April 1856 der *Leda tenuistriata* Piette vom 21. Januar 1856 (Bulletin Soc. géol. France 2 Ser. XIII pag. 206 tab. 10 fig. 4) schon wieder weichen müsste. Ueber allen diesen Zufälligkeiten steht *N. complanata* α. Nur durch Abwägen der Kennzeichen können wir zur tiefern Kenntniss gelangen, und obwohl das Lager scharf hervorgehoben werden muss, so darf es doch für sich allein nicht zu einer Benennung und zwar in einer Weise benützt werden, die auf Andere den Schein wirft, als wären sie bei ihren Untersuchungen nicht gründlich verfahren. Ja, sollen wir einen Augenblick der Zukunft vorgreifen, so werden sich die Untersuchungen der Sammler hauptsächlich um die Frage drehen, wie weit können gleiche Species in der verticalen Verbreitung auseinander liegen. Und da muss einem

ein kurzes Zeichen, wie ich es für Schwaben versucht habe einzuführen, willkommen sein. Mit *Pt. macrongx* von England und Franken finden wir uns in dem Falle, wenn anders die Behauptung des Hrn. Dr. Oppel über das ältere Lager begründet ist, da Formen und Dimensionen der Knochen einander so nahe zu liegen scheinen, dass man sie nicht trennen mag. Wir dürfen dann aber auch sicher sein, dass die gleichen Formen sich in **allen** Zwischenschichten wieder vorfinden. Dieser Nachweis wird freilich noch Hunderte von Jahren erfordern, aber er wird sich führen lassen, wie er z. B. für die Nucula complanata, Ammonites heterophyllus etc. auf grosse Strecken geführt werden kann. Dann wird auch der Beweis sich ergeben, dass es in der Schöpfung keine Krisen, sondern der Hauptsache nach nur allmählige Entwickelung gab. Das Wort Entwickelung bringt es freilich mit sich, dass zwei hintereinander folgende Species nicht absolut gleich sein möchten. Allein das ist kein Widerspruch, sondern darin liegt eben die natürliche Schranke alles Erkennens. Jedenfalls bildet der Lias insoweit ein Ganzes, dass man von einer nothwendigen Abgränzung kaum in einem beschränkten Bezirke geschweige denn bei Parallelisirung verschiedener Gegenden reden kann. Die Gleichheit verwischt sich immer mehr, und man hat Mühe, nur einzelne Hauptmarken wie Arietenkalk, Amaltheenthon, Posidonienschiefer etc. festzuhalten.

Erklärung der Tab. I, Fig. 1.

a erster Phalange des Flugfingers vollständig mit Ansicht der obern Gelenkflächen; A wahrscheinlich das Unterende desselben Knochen vom andern Flügel.
A ein Phalange der kleinern Zehen.
b u. B dritte (?) Phalange an den Unterenden abgebrochen.
c u. C zweiter? Phalangen, beide zusammengehörig?
d vierter Phalange des Flugfingers.
k Ulna, r Radius.
h Handwurzelknochen in dreierlei Ansichten (Naviculare).
D Metacarpus, E Coracoideum, F Scapula.

4) Ueber basaltiforme Pentacriniten.

Von Professor Dr. Oscar Fraas.

(Mit 1 Abbildung Taf. II, fig. 2, a. b.)

Den Miller'schen Namen *P. basaltiformis* für die Stylglieder des mittleren Lias von Lyme regis, die „fünfseitig durchaus von gleicher Höhe und Breite“ sind (gleich Basaltsäulen), hat Goldfuss (Bd. I pag. 172, Taf. LII., Fig. 2) auf Stylglieder des schwäbisch-fränkischen Jura übertragen, mit der Diagnose: *Columna acute quinquangulari, laevi vel granulata, articulis aequalibus, areis glenoideis obovatis angustis, lineis marginalibus grossis remotis, lateralibus subarcuatis.*

Der *P. basaltiformis* Miller gehört (W. Jahreshefte Jahrgang XII. pag. 122, 191) in die Numismalen Mergel und zwar genauer in die Zone des *A. Jamesoni,* mit welchem Herr Dr. Oppel die Stylglieder zu Charmouth bei Lymeregis fand. Dies stimmt vollkommen mit einem prachtvollen Handstück, das ich Herrn Dr. Th. Wright in Cheltenham danke und das aus dem middle Lias von Cheltenham stammt. Dutzende von Basaltiformen, Stylgliedern und Hilfsarmgliedern liegen zusammen mit Schalentrümmern von *Gryphaea, Pecten, Rhynchonella,* und zahllosen *Scalaria liasica* Qu. (Jura p. 152) und *Nucula variabilis.* Zugleich bemerkt man den zierlichen pollex eines Krebses, (*Glyphaea numismalis* Opp.) auf der Platte. Die Stylglieder des Pentacrinus stimmen genau mit den schwäbischen Stylgliedern aus der Bank hart über A. *Valdani, Jamesoni, striatus,* wie sie gegenwärtig an der neuen Eisenbahnlinie bei Riederich entblösst liegt; sie sind nehmlich an den Seiten tiefer einge-

schnitten und ebendesshalb an den Kanten schärfer, als es bei dem um eine Etage höheren P. basaltiformis aus den Amaltheenthonen der Fall ist. Ist es zweifellos, dass Miller unter seinem basaltiformis den der Numismalen verstund, so sehen dagegen die Goldfuss'sche P. basaltiformis viel mehr denen aus den Amaltheenthonen gleich. Dass sie nicht aus dem Oxfordclay (?) (Region der Ornaten) stammen können, wie Goldfuss meint, weiss heut zu Tage jeder schwäbische Geognost. Die gedrungene, weniger tief eingeschnittene Gestalt lässt den Amaltheencharakter vermuthen. Hienach hat man sich bei uns gewöhnt, alle die ähnlichen Formen aus γ und δ. auf welche sich Goldfuss's Diagnose anwenden lässt, unter dem Namen „basaltiformis" zu begreifen, extreme Formen wurden noch mit besonderen Namen belegt, wie *margopunctus* Qu. Jura p. 158, *moniliferus* Münster (Goldf. pag. 175) *subsulcatus*, Münster (Goldf. p. 175) *punctiferus* Qu. (Handb. t. 52 f. 41). Die Lethaea hat den Miller'schen Namen auch auf entsprechende Formen älterer und jüngerer Schichten übertragen, so auf den Pentacriniten von Ubstadt (Lias alpha oder auch Opalinusthone) auf die der Jurensismergel (zeta) auf braun Jura beta und gamma von Altenstadt und Wisgoldingen. D'Orbigny führt ihn an als aus dem Toarcien (oberer schwarzer und unterer brauner Jura) und J. Marcou* aus den Schichten der Gryphaea arcuata von Salins und Besançon.

Aus dem Angeführten wird Jeder ersehen, dass der Begriff der Species „P. basaltiformis" sowohl zoologisch, als geognostisch noch lange nicht feststeht. Zoologisch nicht — da man bis jetzt nur vereinzelte Stylglieder fand, noch keine vollständigen Exemplare, geognostisch nicht — da die Species aus den verschiedensten Schichten citirt wird. Den Mi-brauch der Nomenclatur crinoidenartiger Geschöpfe nach Art der Nomenclatur beim Skelett der Wirbelthiere hat schon 1837, ehe Müllers denkwürdige Abhandlung über den Bau des *Pentacrinus caput Medusae* erschienen war (1841) H. v. Meyer (Isocrinus und

* recherches geol. sur le Jura salinois: pag. 60.

Chelocrinus Mus. Senkenb. 1837, II. pag 252,) mit allem Recht gerügt. Diese Manier, das Stylglied eines Pentacriniten nach seinen Kanten, Kerben, Punkten u. s. w. zu unterscheiden, hat zwar den Schein einer grossen Genauigkeit, ist aber von nur geringem Werth, da den Skelettheilen eines höher organisirten Thiers eine ganz andere Bedeutung zukommt, als den Kalktäfelchen eines Crinoiden. Ueberhaupt sind hier — wenn auch die Grundsätze der Speciesbildung bei Zoologen und Palaeontologen dieselben sind — in Wirklichkeit die Species der letzteren in einer andern Bedeutung zu fassen, als die des Zoologen. Dieser will zur Sicherstellung seiner Species die ganze Entwickelung des Thieres vom Ei bis zum erwachsenen Zustand kennen lernen, aber dazu bringts der Palaeontologe nie, dem das Leben entschwunden ist. Der Unwerth einer Reihe von paläontologischer Arten, die nach irgend einer schärferen oder stumpferen Kante, nach einer Tuberkel mehr oder minder genannt sind, muss Jedem einleuchten, dem ein grösseres Material durch die Hände geht, an welchem unvermerkt ein Merkmal verschwindet, das er eben noch festgehalten hat und der zoologischen Merkmale nur wenige feste bleiben. Man verliert allmählig, je mehr man Material aus den Schichten sich sammelt, alle Lust an Speciesnamen, geschweige denn zum Speciesmachen und hat schliesslich keine andere Wahl mehr, als eine bestimmte Thierform nach den Schichten festzuhalten. Schliesslich ist dann der glückliche Fund eines Stückes, das auf den Bau eines fossilen Organismus ein Licht wirft, mag man das Stück vorläufig nennen wie man will, mehr werth, als ein Dutzend sogenannter Speciesnamen, die über das Wesen des Thiers im Dunkel liessen.

So gibt denn auch unser abgebildetes Stück erfreulichen Aufschluss über die noch unbekannten Kelch- und Kronentheile der Basaltiformen. Zwar weder Millers, noch Goldfuss's *P. basaltiformis*, aber doch ein Pentacrinit, auf dessen Style die Miller-Goldfuss'sche Diagnose sich anwenden lässt, ist er ein Beweis, wie dieser Typus sich durch eine ganze Reihe von Schichten, zunächst innerhalb des Jura's hindurchzieht und wie

gegen die Poeſie, ſo wie mit ſeinem oben angeführten Paradoxen über die Nachtheile der Erfindung der Buchſtabenſchrift, ſo ganz voller Ernſt geweſen ſei? Gerade das Uebertriebene in ſeinem Dichterhaß, mit dem er beſonders den Homer verfolgt und verſpottet, welchen er ſelbſt gewiß ungern würde aufgeopfert und aus dem Gedächtniß der Nation vertilgt haben, und die proſaiſche Sophiſtik, womit er in der Poeſie nur Schein und Nachahmung finden will, führen zu der Annahme, daß er in ſolchen Aeußerungen noch nicht ſein letztes Wort ausgeſprochen. Sodann iſt wohl zu beherzigen, daß die der Literatur ſchuld gegebenen nachtheiligen Wirkungen zu einem ſehr großen Theil dem Miſsbrauch zur Laſt fällt, der bei der Benützung und dem Genuß ihrer Produktionen ſtatt findet. Daß die Lektüre hinſichtlich der Wahl der Bücher ſo unzweckmäßig, in ihrer Methode ſo leichtſinnig und genußſüchtig, in ihrem Umfang ſo unmäßig und heißhungrig zu ſein pflegt — das iſt gewiß ein weit größerer Uebelſtand als die Beſchaffenheit der Bücher ſelbſt. Daß die Literatur, namentlich die deutſche, nur dabei gewinnen würde, wenn die Hälfte oder drei Viertheile ihrer Maſſe, nämlich die Hefe, von ihr genommen werden könnten, geben wir gerne zu; aber jene Eiferer gegen die Literatur würden ſich auch dabei nicht beruhigen, ſondern am liebſten würden ſie ſie ganz, als eine ſchädliche Wucher- und Schmarotzerpflanze, mit Stumpf und Stiel ausgerottet ſehen. Ehe wir zugäben und billigten, daß man dem Ueberhandnehmen der Literatur mit polizeilichen Gewaltmitteln entgegenträte, daß man nicht nur aus Gründen politiſcher Gefährlichkeit und Vergiftung der Sitten, ſondern auch wegen zu geringen Gehalts, ſchlechten Styl's u. dgl. den Büchern die Exiſtenz verweigerte, wollen wir doch lieber die ganze Sündfluth einbrechen laſſen, die ſich ja am Ende doch auch verlaufen wird. Nicht einmal dem vielleicht wohlgemeinten und beifallswerth ſcheinenden Wunſche, der übrigens nie realiſirt werden könnte, möchten wir beitreten: daß nur diejenigen literariſchen Erzeugniſſe in Umlauf kommen ſollten, welche nicht durch die Ausſicht auf die Verbreitung durch den Druck hervorgerufen worden, welche mithin mehr aus einer gewiſſen innern Neigung und Nothwendigkeit entſprungen ſeien und darum in einem höhern Grade die Berechtigung zum Daſein anzuſprechen haben, die übrigen dagegen, als künſtlich herangezogene und entwickelte Treibhauspflanzen, gar nie hätten ans

man die je nach den Schichten verschiedenen Formen vorläufig nicht anders als geognostisch festhalten und bestimmen kann.

Im **schwarzen Jura**

1) Gleich mit der ersten Juraschichte mit *A. psilonotus* tritt der basaltiforme Typus auf. Im „Jura" Tab. 5,7 sind die Style, die gar nicht selten gefunden werden, als P. psilonoti beschrieben. Ihr wesentlicher Charakter ist dort mit den wenigen Worten genau geschildert: scharf fünfkantig, Rauhigkeiten auf den Seiten schwach, in der Tiefe der Seiten dringt ein deutlicher Punkt in die Gelenkfläche ein, die Glieder der Hilfsarme länger als dick. Bis jetzt sind nur einzelne Stylglieder bekannt.

2) Der zweite Basaltiforme begleitet die Asteriasplatten, die zuerst Herr Inspector Schuler aus dem Hüttlinger Malmstein ans Licht gezogen hat, die aber sofort an andern Orten des Malms* z. B. Plochingen gleichfalls gefunden worden sind. In

---

* Bekanntlich hat man vor noch nicht gar langer Zeit unter „Lias-Sandstein" bald die Bonebed-Sandsteine, bald die Sandsteine des untern schwarzen Jura, bald auch die des braunen Beta verstanden, es war also eine prägnantere Bezeichnung der Schichten ganz am Platz und wählte Quenstedt (April 1856) den wirklich guten und bezeichnenden Volksausdruck „Malm" für die mulmigen, sandigen Kalksteine mit *A. angulatus*. Ein neuer Schichtenname muss mindestens ebenso respectirt werden, wie ein neuer Speciesname! Daher muss es befremden, wenn Oppel neuerdings (April 1858) das hiemit vergebene Wort „Malm" in einem andern Sinn verwendet, und für unseren „weissen Jura" substituiren will. An Oppel ist das doppelt befremdend, als er in seiner ganzen Arbeit über den Jura es mit historischer Treue und Achtung der Autoritäten so ängstlich genau nimmt, dass er sicherlich den Sowerby'schen Namen vom Jahr 1817 oder den d'Orbigny's vom Jahr 1845 den Namen Reineckes vom Jahr 1818 und Quenstedts 1845 vorzieht, ob man sich auch in ganz Deutschland gewöhnt hatte, des Namens der deutschen Autoren sich zu bedienen und z. B. *A. striatus* und *amaltheus* zu sagen, nicht aber *Henleyi* und *margaritatus*. Der deutsche Geologe kann dies bedauern, darf es aber nicht tadeln, weil es einmal principiell ist. Aber was muss man von dieser historischen Treue halten, wenn Oppel selbst auf solche Weise seinem eigenen Grundsatz untreu wird?

Dies ist jedoch nur das Formelle. Die Sache selbst ist noch viel bedenklicher. Wir sollen in Zukunft zu unserm weissen Jura „Malm" sagen, und warum? weil — englische Arbeiter zu Garstington oolitische

ihrer Nähe 4 Fuss über der Rugatenbank (siehe Jura pag. 53) fand ich mit Herrn Schuler das ausgezeichnete Stück mit Styl, Hilfsarmen und Krone, das Tab. II, fig. 2, babgebildet ist und wenige Wochen darauf Hr. Prof. v. Kurr in Begleitung einer Anzahl Polytechniker das Kronenstück (fig. 2, a). Beide mit einander geben uns endlich erwünschten Aufschluss über den einfachen, vom Character der scalaren sowohl, als der subangularen Pentacriniten so abweichenden Bau der Basaltiformen, dass eine spätere Trennung der genera nothwendige Folge sein wird. Vor diesem Fund schon hatte ich mit Hrn. Deffner das Vorhandensein einer Pentacrinitenbank im Malm der Filder und zwar genau mitten in der Bank der Riesen-Angulaten (Jura pag. 54) constatirt. Es ist der gleiche Pentacrinit, wie der Hüttlinger, nur findet er in der Fildergegend meist sich grösser. Oppel erwähnt ihn in den Jahresh. Jahrg. XII pag. 31 und nennt ihn angulatus. Ich folge ihm gerne, doch soll mir der Name nur das Lager (mit A. angulatus) andeuten, nicht die „schärfere eckigere Form.“ Denn dass er schärfere Kanten haben soll, wie Oppel angibt, finde ich theils an meinen und Herrn Deffners Exemplaren nicht bestätigt, theils ist es wie ich unten zeigen werde, ein ganz werthloses Kriterium.

Ein weiteres Stück aus diesem Horizont, das vollkommen mit unserem *P. angulatus* stimmt, verdankt unser Museum der

---

Kalke mit mergeligen Thonlagen Malm nennen und Dr. Fitton zeigt, dass jener Malm ein Glied der Purbeckstrata ist. Das heisst: man muthet uns zu, Begriffe die jeder Schwabe zwischen dem Nipf und Randen an das deutsche „Malm“ knüpft, fallen zu lassen und mit demselben Wort einen ganz andern uns total fremden, ungewohnten Begriff zu verbinden. Und das nicht etwa, weil es so in England gemeinsamer Sprachgebrauch wäre wie „Lias“, oder auch nur einzelne englische Gelehrte diesen Namen bei sich eingeführt hätten. Nein es sind englische Steinbrecher, die einen ihrer Steine so nennen! Ist es wirklich so weit gekommen, dass deutsche Gelehrte nach englischen Provinzialismen sich umsehen müssen, sie in deutscher Wissenschaft massgebend einzuführen? Was würde ein Engländer dazu sagen, wollte man ihm schwäbische Provinzialismen wie: Springer, Fleins, Leber, Schneller und Ambos für seine englischen Schichten octroiren? Der alte Buch stünde bei einer solchen Taufe deutscher Schichten nimmermehr zu Gevatter!

Güte des Herrn Ingenieurs Klemm aus Zürich, der dasselbe in den Schambelen bei Mülligen (Aarau) gesammelt hat. Style, Cirren und Kronentheile zeigen ganz die Verhältnisse des abgebildeten Stückes und ist dies ein weiterer Beweis für die Ansicht, dass jene so merkwürdige, prachtvolle Localität, welche die Wissenschaft den Verdiensten Heers in Zürich dankt, in das geognostische Niveau unserer Angulatenthone fällt. (Vrgl. auch Jahresh. Jahrg. XII pag. 34.)

3) Im obern Alpha des schwarzen Jura setzt sich der Basaltiforme als P. tuberculatus fort. Die ganze Beschreibung dieses Pentacriniten, stimmt, was seine wesentlichen Merkmale anbelangt, so vollkommen mit unserem Stück, dass ich gar keinen Anstand nehme, auch seine Einreihung unter die Basaltiformen vorzunehmen, ob uns gleich hier das von Basaltiformis Mill. & Goldf. am weitesten entfernte Extrem begegnet.

4) So beherrscht — was Pentacriniten anbelangt — der basaltiforme Typus allein das Alpha. Kein anderer drängt sich noch ein. Erst mit dem Beta tritt ein neuer, ganz verschiedener Pentacrinus auf, P. scalaris, mit gespornten Doppelgelenken, die ich zuerst (cf. Jura pag. 113) im Jahr 1853 bei Frommern entdeckte. Neben dem scalaris zieht sich aber auch unser basaltiformer Typus hin, P. moniliferus β, auf welchen zuerst Quenstedt (Jura tab. 13 fig. 58) als hart über den Betakalken lagernd aufmerksam macht.

5) Ein reiches Leben des P. basaltiformis entfaltet sich in den Numismalen Mergeln und zwar in einer zweizölligen Bank hart über A. Valdani und Jamesoni. Die Style sind kleiner, tiefer eingeschnitten und der scharfkantige Character herrscht vor. Ich glaube nicht, dass wirkliche Verschiedenheiten zwischen den Extremen, dem glatten pentagonalisartigen und dem über und über mit Warzen besetzten punctiferus stattfinden, und halte die Formen nur für verschiedene Alterszustände und Gliederunterschiede. Es wäre dies also basaltiformis γ oder numismalis. Sollte sich *punctiferus, margopunctus, moniliferus* durch spätere Funde von Kronen als Species herausstellen, so gehören sie doch ganz sicher zu unserm Typus.

6) Gleich bekannt ist der basaltiformis δ (amalthei). Es ist hier wieder das Gleiche der Fall, wie bei Nro. 5, dass vom glatten, tiefgebuchteten Stylglied an bis zum pentagonförmigen, mit Tuberkeln übersäten und durch einspringende Winkel bezeichneten Gliede alle denkbaren Uebergänge bestehen. Im „Jura" vermisse ich eben jenen glatten, der im Handbuch das Adjectiv „nudus" erhalten hat und sich nicht blos bei Quedlinburg, sondern auch z. B. bei Dormettingen vielfach findet.

7) Im obern schwarzen Jura sind es die Jurensismergeln, in denen sich der Basaltiforme wieder zeigt, nachdem er in den Posidonienschiefern vor den Subangularen zurückgetreten, die hier ihre Blüthezeit gefunden haben. Es ist B. jurensis (Jura T. 41, 42—44.)

8) Von nun an verschwindet die liasische Form der Basaltiformen. Ein weiterer Beweis für die Nothwendigkeit mit dem A. torulosus den

braunen Jura* beginnen zu lassen, tritt jetzt der P. ba-

---

* Auch hier kann ich mein inniges Bedauern nicht unterdrücken, dass mein Freund Oppel, der uns in seinem Werke: „Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands" so schätzenswerthe Anhaltspunkte zur Vergleichung von Schichten und Arten gegeben hat — durch leidige Neuerungssucht und Vorliebe für ausländische Waare so weit sich hat verleiten lassen, das unverständliche Wort „Dogger" an Stelle unseres „braunen Jura" zu setzen. Eben die Vergleichung unseres deutschen Jura mit dem englisch-französischen, und die critischen Forschungen über die Aechtheit der Nomenclatur sind Arbeiten, welche die günstigste Gelegenheit böten, die deutsche Wissenschaft in Achtung zu bringen vor dem Ausland und mit Stolz auf deutsche Schichten und Studien hinzuweisen. Wie schmerzlich muss es Jeden berühren, dass aus der alten geologischen Rumpelkammer wieder eines jener verrosteten Rüstzeuge herausgeholt wird, mit dem man vor Jahrzehnten Geologie zu treiben wähnte. Der gesunde Sinn jedes Geognosten muss sich sträuben gegen solches Treiben: und zuversichtlich hoffe ich, dass unbeirrt davon, die naturwüchsige deutsche Forschung selbständig ihre Wege weiter geht. Sollens je fremde Namen sein, so hat man ja längst schon den halbnaturalisirten Lias, Oolite, Corallrag, als jurassische Trilogie. Was soll man aber nun davon halten, wenn in diesen württembergischen Heften, was etwa der Gegenstand eines allgemeinen geologischen Reichstags wäre, ein massgebender kosmopolitischer Schichten-Codex aufgestellt werden soll?

saltiformis in ein neues Entwicklungsstadium, er wird kleiner und magerer P. pentagonalis opalinus. Regelmässig fünfkantig, beinahe glatt schwellen die Style nimmer zur Dicke der Basaltiformen des mittleren Lias an, doch ist die Gliederung, der Ansatz der Hilfsarme, Form der Hilfsarme so sehr mit unserm Typus im Einklang, dass eine Trennung unstatthaft ist. Dies beweisen auch die Kronenverhältnisse von

9) P. personati Qu. Jura pag. 363, der unstreitig die Fortsetzung dieses Alpha-Pentacriniten ist. Ich strauchelte anfangs, diese Form in den Bereich unseres abgehandelten Typus hereinzuziehen, da mir nur Säulenstücke bekannt waren und zwar solche, an welchen abweichend von dem gewohnten liasischen Vorkommen viel zahlreichere Hülfsarme je am 4. und 6. Trochiten sich anheften, aber die Quenstedt'sche Beschreibung und Abbildung des *P. personati* (Taf. 49 fig. 5—8) mit Krone und Styl überzeugte mich, dass da von einer Trennung nicht mehr die Rede sein kann, wo solche Uebereinstimmung der wesentlichen Organe herrscht.

10) Mit bewundernswerther Beharrlichkeit lässt sich durch den ganzen braunen Jura die Form verfolgen, die jetzt begonnen hat. In den Blaukalken, welche die Austernbänke von den sandigen Beta's scheiden, liegt ein P. Sowerbyi,* gewiss an vielen Orten bankmässig, wie z. B. bei Hepsisau, Owen, Neuffen. Noch am Hesselberg im Ries fand ich ihn in den eisenhaltigen Gamma-Schichten. Die Style unterscheiden sich lediglich nicht von P. angulatus, opalinus, personatus u. A.

11) Ebenso bleibt er sich gleich in der nächst folgenden Bank als P. cristagalli Qu. (Handb. Taf. 52, 5. Jura 62, 27, 28.) Der vom Ries (Dirgenheim) bis zum Randen (Geisingen) in Begleitung der *Ostrea cristagalli* etc. in einzelnen Gliedstücken gefunden wird. Nicht zu verwechseln sind aber die zugleich sich findenden P. Nicoleti Des. oder nodosus Qu. pag. 457, welche zweifelsohne zur Form der Cingulaten oder Isocrinus v. M. gehören. Dahin gehört auch Oppels *Stuifensis*. Jahresh. Jahrg. XIII pag. 437.

---

* So nenne ich ihn nach seinem Vorkommen mit *A. Sowerbyi*.

12) Ohne Zweifel gehört auch noch aus dem oberen braunen Jura P. astralis Qu. zu unserem Typus. (Handb. pag. 604.) Es wäre dies wieder eine Form, die dem jurensis am nächsten stände. Doch sind die Erfunde bisher so mangelhaft, dass etwas Sicheres darüber nicht wohl aufgestellt werden kann.

13) Dagegen ist P. pentagonalis Qu. Jura Taf. 68 fig. 34 und 35 und fürstenbergensis aus den Macrocephalenschichten (Jura Taf. 68 fig. 36) herbeizuziehen.

14) Einen erfreulichen Beweis der genetischen Entwicklung der Formen nach den geologischen Perioden geben uns die Pentagonalen des

Weissen Jura. Die seitliche Einbuchtung des Basaltiformis aus dem schwarzen Jura, die im braunen noch ziemlich merklich war, ist von nun an ganz verschwunden, auch nicht Ein Stück erinnert mehr an die altliasischen und doch gehören sie noch nach ihrer ganzen Entwicklung zu unserem Typus. Soll die Miller Goldfuss'sche Diagnose und das Wort „basaltiformis" nicht ein leerer Schall sein, sondern zugleich das Wesen der Stylglieder bezeichnen, so findet es erst bei den weiss Jura Pentacriniten seine eigentliche Bedeutung, denn die Pentagonalen erst sind die wahren Basalt-Säulen, glatt, und ohne einspringende Winkel.

In Schwaben zwar treten die Pentagonalen erst oben mit *Cid. elegans* auf. Dagegen sind sie im französischen Jura (Andelot) mit Lamberti und *cordatus* gleich im untersten weissen Jura, am Fusse unserer Impressathone. Sie regen die Frage an, ob nicht etwa *subteres*, in welchen sie ganz unvermerkt übergehen, herbeizuziehen sei. Ich zweifle kaum, doch kann natürlich ehe man Kronen gefunden hat, mit Sicherheit die Sache nicht entschieden werden. Man findet in der Semihastatenbank und höher Subteres-Glieder, die so entschieden 5kantig sind, und doch nicht getrennt werden dürfen, dass ich mich sehr zur Bejahung der Frage hinneige. Der Subteres stände ohnehin ganz vereinzelt unter den weiss Jura Pentacriniten, denn zu den Cingulaten (Isocrinus) gehört er entschieden nicht.

15) Jedenfalls aber gehört Pentagonalis Sigmaringen-

sis Qn. von Sigmaringen aus der Region des *C. elegans* (Qu. Jura pag. 721) als der letzte jurassische zu unserem Typus.

Gehen wir jetzt über zum Bau unseres Thiers und betrachten wir mit Zugrundlegung der classischen J. Müller'schen Nomenclatur dessen einzelne Theile.

I. Der Stengel (Styl). (fig. 2, b.)

Die Verschiedenheit der einzelnen Glieder des Stengels, die an unserem Exemplare sichtbar wird, ist in Bezug auf das Speciesmachen eine Mahnung zur Vorsicht. Nichts ist trügerischer, als aus der Beschaffenheit einzelner Stengelglieder eine Species oder Genus aufzustellen. Seit Thompson fand, dass der vermeintliche *Pentacrinus europaeus* aus der Bai von Cork der Jugendzustand von Comatula ist, die sich im Monat September losreisst und frei zu schwimmen beginnt, blieb der einzige *P. caput Medusae* Guettard von den Antillen übrig, von dem jedoch noch kein Unterende oder Wurzelstück beobachtet worden ist. Möglich dass auch dieser noch, wenn es einmal gelingt, ihn im Leben zu beobachten, sich in irgend ein frei schwimmendes Thier verwandelt, das nur eine Zeit seines Lebens festsitzt und allmählig die Glieder seines Stengels abwirft. So viel ist Thatsache, der Stengel der festsitzenden Crinoiden, wie Apiocrinites, Encrinites u. s. w. hat nie Hilfsarme, die gleich den Luftwurzeln der Rhizophoren das Hängenbleiben an einem Körper begünstigten und sammt dem an dem Thiere hängenden Stengel, als Ballast die aufrechte Stellung des Thiers vermittelten Nie ist auch bis jetzt die Wurzel eines Pentacrinus beobachtet worden, während von den festsitzenden Crinoiden der Wurzelstock so häufig als die Krone gefunden wird.

1) Die einfachen Stylglieder tragen keine Cirren, (Stengelranken, Hilfsarme) und sind bei unserem Exemplar am Unterende und am Mittelstück des Stengels 1 Mm. hoch, am Oberende nehmen sie an Höhe ab bis zu $^1/_2$ Mm. und darunter. Ihre Kanten sind unten schneidend scharf, gegen die Mitte hin

werden sie stumpfer, nach oben runden sie sich immer mehr ab. Die scharfe Fünfkante, die man als Charakter der Basaltiformen ansieht, lässt sich demnach nur am Unterende des Stengels beobachten, nach oben verwischt sie sich. Endlich drängt sich namentlich am Oberende des Stengels eine Grube in der Mitte der Säulenglieder je zwischen die Verbindung zweier Glieder ein. Diese Grube, auf die gleichfalls bei Beschreibung von Pentacriniten-Arten schon Werth gelegt wurde, ist nach unten hin viel weniger deutlich und verschwand vielleicht ganz, wie beim lebenden Pentacrinus. Ueberhaupt beobachtet man ein ganz ähnliches Gesetz beim lebenden. Bei dem 6zölligen Stengel des J. Miller'schen Exemplars sind in der Ober-Region die Kanten stumpf, die Vertiefungen stark, deutliche Gruben in der Mitte, nach unten werden die Vertiefungen seichter, die Kanten schärfer, die Form des Stengels pentagonal. Desgleichen werden beim lebenden die sägeförmigen Näthe immer undeutlicher und schliesslich die Grenzlinie zweier Glieder fast gerade.

Schärfere oder stumpfere Kanten, tiefere oder seichtere Einschnitte der Seiten, die Gruben in der Mitte können somit nie eine Species begründen.

2) Die Cirrenträger. Je zwischen einer Anzahl Säulenglieder schiebt sich ein Glied ein, das Cirren trägt. Dieses Glied ist durchweg etwas höher als die anderen, wie dies auch bei andern Arten der Fall ist. Es ist auf seiner untern Facette nicht mit dem Stern-Siegel versehen, sondern glatt. An diese glatte Fläche schloss das oberste cirrenlose Säulenglied des nächsten Entrochiten gleichfalls glatt an. Während also die einzelnen Trochiten innerhalb der Cirrenträger durch Zähnelung fester mit einander vereinigt waren, verband die Entrochiten nur die von Miller zuerst untersuchte Interarticular-Substanz, ein elastisches zähes Band, das aber mit der Muskel-Structur lediglich nichts gemein hat. Daher brechen die Entrochiten leichter auseinander als die Trochiten und scheint fast diese Thatsache darauf hinzuweisen, dass schon zu Lebzeiten des Thiers die unteren Entrochiten abgestossen wurden, da ja die ganze Stilbil-

dung, wie Müller am lebenden nachgewiesen hat durch den Centralkanal des Stengels und der Cirren von Oben nach Unten geschieht. Die Neubildung von Stilgliedern geschieht am Oberende durch Interpolation zwischen cirrentragenden Gliedern. Der Sitz der Bildung ist eben jene sehnige Interarticular-Substanz, die verknöchernd die fertigen Glieder auseinandertreibt, bis eine gewisse Zahl von Gliedern zwischen den Cirrenträgern gebildet ist. Die Cirren stehen daher unter dem Kelch am gedrängtesten, weil der Entrochit hier noch nicht ausgewachsen ist. Die Zahl der Cirrenträger an unserem Stück ist 10, 14, 14, 14, 14, 10, 8, 5.

In der Mitte jeder der 5 Seiten des Cirrenträgers ist eine ovale Narbe für den Ansatz der Cirren. Nicht genau in der Mitte, vielmehr in der obern Hälfte der Narbe mündet der Centralkanal, welcher die Cirren mit dem Centralkanal des Stengels verbindet. Zwei Querleisten, die von den Seiten gegen den Centralkanal laufen, scheiden die Narbe in zwei ungleiche Hälften in eine etwas tiefer liegende, kleinere obere und eine grössere untere. Man sieht dies an unserem Exemplar deutlich, auch bringt es der Bau der Cirrenglieder mit sich die ohne Nath verbunden zu sein, so zu sagen in einander geschiftet sind, dass mittelst einer vertieften und einer erhabenen Seite die Glieder in einander greifen. So lässt sich jeder Cirrenträger, sobald man nur die Narbe sieht, deuten und erfährt man das Oben und Unten des Entrochiten, auch wenn die nach Unten strebenden Cirren abgebrochen sind. Brachen zu Lebzeiten des Thiers die Cirren ab, so verharschte die Narbe mit einem Callusknopf, wie ich an einigen Stücken von Basaltiformis *A* beobachte.

3) Die Cirren oder Stengelranken. Der Ausdruck Hilfsarme darf füglich aufgegeben werden, da man leicht damit den Gedanken an freiwillige Bewegung dieser Glieder verbindet, was Müller gründlich widerlegt hat. Quirlförmig ranken um das Cirrentragende Stilglied die Cirren, beim lebenden Pentacrinus 36—37 walzenförmige, gegen 1 Linie lange und $^2/_3$ Linie dicke Glieder. Auch unsere Abbildung zeigt diese zierlichen Zweige, deren vortreffliche Erhaltung zugleich ein Zeugniss ablegt von

der Ruhe des Meeres, das unsern Malmstein bildete. An dem 18ten Wirtel ist eine nahezu vollständige Stengelranke sichtbar, an welchem ich gegen 40 Glieder zähle. Zugleich gibt es über die Länge der Glieder Aufschluss. Die dem Stengel zunächst stehenden Glieder sind die kürzesten. Sobald die Biegung nach Unten gemacht ist, wachsen sie in die Länge und fügt sich Walze an Walze. Was die Bildung der Cirren belangt, so glaubt Müller ein Wachsthum sowohl an ihrer Basis als an der Spitze annehmen zu dürfen, aber keine Neubildung durch Interpolation, wie beim Stengel. Die Bildung von neuen Gliedern am Ende der Ranken scheint mir das wahrscheinlichste zu sein, fände auch an der Basis solche statt, so träfen wir doch wohl nicht die verharschten Narben am Stengel im Fall eines Rankenbruchs. Bei allen im Eingang genannten Arten findet ein ähnliches Bildungsgesetz der Cirren statt, namentlich finden sich in γ δ schöne Rankenstücke. Vor 12 Jahren fand ich einen solchen und hielt ihn irrthümlich für einen Lituiten. Im III. Jahrg. der Jahreshefte II, 14 ist fig. a, falsch restituirt aus fig. 6, als ein solcher abgebildet. Dass die Cirre zu Basaltiformis γ gehört, ist mir kein Zweifel mehr.

4) Das Basilartheil (pelvis Miller, Becken Gf.) Zwischen den fünf breiten ersten Radialen der Krone keilen sich kleine, der Untersuchung nicht zugängliche dreieckige Glieder ein. Möglich auch, dass sich das Becken wie bei v. Meyers Isocrinus verhält und was ich für ein abgesondertes Becken ansehe, nur ein verstärktes aufwärts gebogenes letztes Säulenglied ist. Dem lebenden stehen diese Basilartheile jedenfalls sehr nahe. Müller betrachtet sie ohnehin als metamorphosirte Glieder des Stengels, in welche das letzte Glied des sternförmigen Prismas zerfällt. Am Centralcanal haben sie keinen Theil und die Kelchradiale liegen auch nicht in ihrer Fortsetzung, sondern stützen sich je auf zwei Basilaria.

II. Der Kelch (pars costalis Mill). (fig. 2, a.)

Die Erhaltung des Kelchs oder der drei Radialen lässt gar nichts zu wünschen übrig. Er ist eines der wichtigsten Erkennungszeichen der Crinoiden. Ein breites erstes Radial sitzt auf dem letzten Säulen-

Licht treten ſollten, und von Rechtswegen der Vernichtung verfallen ſeyen. Allerdings würden in die erſtere Klaſſe die edelſten und freiſten Produktionen, namentlich im Gebiete der Poeſie, fallen, diejenigen Erzeugniſſe, die als die gereifteſten Früchte von den begabteſten Geiſtern von ſelbſt ſich ablöſen, und in welchen die Lebenskraft des Genius fortwaltet; aber einerſeits würde man doch auch noch Manches in der Literatur behalten, was ihr wenig Ehre und Gewinn brächte; denn nicht nur in den trefflichſten, ihrer Kraft bewußten Geiſtern iſt der Trieb zur Produktion ſo ſtark, daß er ohne alle andre Abſicht und Berechnung in Erzeugniſſen ſich bethätigt, ſondern auch mittelmäßige, ja ſchwache Geiſter glauben oft einen unwiderſtehlichen Beruf und Drang in ſich zu verſpüren zur Produktion von Poeſie oder von Proſa; dies jedoch wäre immer noch das kleinere Uebel; aber andrerſeits würde ohne die Ausſicht und Möglichkeit der Verbreitung durch den Druck ſehr viel Gutes und Treffliches in der Literatur ungeſchrieben bleiben. Um einen Fall anzuführen, der freilich nicht ins Gebiet der Literatur in unſerm Sinn gehört: w rde ſich wohl Luther zur Verdeutſchung der ganzen Bibel entſchloſſen haben, wenn er nicht hätte hoffen können, ſie mittelſt des Drucks in die Hände des Volks zu geben? Was in dieſem Falle die fromme Menſchenliebe wirkte, das wirken bei Andern nicht ſelten weniger edle, darum aber noch keineswegs verwerfliche Motive. Schiller z. B. ſchreibt irgendwo, er müſſe, um beſtehen zu können, jährlich ein Drama ſchreiben. Man kann dieſe Nothwendigkeit, dieſen aus den Verhältniſſen entſpringenden Zwang zum Dichten beklagen, man mag den edeln Dichter bedauern, daß er ſo ſeine Kräfte, ſeinen Lebensgenuß, vielleicht ſein Leben ſelbſt opferte: aber im Intereſſe der Literatur kann man gewiß nicht wünſchen, daß irgend eines ſeiner Stücke wäre ungeſchrieben geblieben. In vielen andern Fällen iſt nicht dieſe ſo dringende äußere Nöthigung, wohl aber ein die Produktionsluſt erhöhender oder herausfordernder äußerer Reiz, durch die Ausſicht auf den Druck des Producirten, vorhanden und wirkſam; und ſoll man es tadeln oder beklagen, wenn entweder die Ausſicht auf einen nicht unrühmlichen Erwerb, oder auf einen zu gewinnenden Namen, auf den Beifall und die Gunſt der Menſchen, den, der etwas Tüchtiges und Liebliches zu produciren im Stande iſt, aber ohne jenen Sporn nicht zur wirklichen

glied, dem Basilare. Es ist 4 Mm. breit und 2 Mm. hoch. Ob es durch einfache Syzygie mit dem zweiten verbunden ist, oder durch eine Gelenkfläche articulirt, weiss ich nicht. Ich konnte mich nicht entschliessen, eines der Kelchstücke zum Opfer zu bringen. Von aussen ist eine gerade Nath zwischen dem ersten und zweiten zu beobachten. Das zweite Radial dagegen muss mit dem dritten articuliren, denn es ist oben deutlich ausgebuchtet, so dass das dritte entsprechend bogenförmig in die Bucht eingreift. Die Hauptbewegung zum Oeffnen der Arme geschah also von hier aus. Das dritte Radial ist das erste axillare Müll. (scapulare Mill) es ist das oben mit zwei dachförmig geneigten Gelenkflächen versehene Stück, das die zwei Arme trug.

Mit Ausnahme der Bucht zwischen 2 u. 3 haben wir ganz dasselbe Verhalten beim lebenden Pentacrinus.

Desgleichen bei Comatula. Von dieser *(Alecto Eschrichtii* Müll.) besitzt das K. Naturalienkabinet von Labrador durch die Güte des um unsre vaterländischen Sammlungen so hoch verdienten Herrn Dr. v. Barth aus Calw mehrere prachtvolle Exemplare. Auch hier sind drei Radiale, wenn auch das erste innen versteckt liegt, dass es vor dem cirrentragenden Stengelknopf von aussen nicht gesehen wird.

Bei den Subangularen, wobei jedoch die Untersuchung wegen der gegen den Kelch hin immer dichter stehenden Cirren sehr schwierig ist, sind gleichfalls drei Radiale. Das erste ist aber stets mit einem langen Sporn versehen, der als Stütze sich in die Vertiefungen der Säule legt. Ein weiterer Unterschied liegt ferner in der geringen Entwicklung des Kelchs der Subangularen, während bei Basaltiformen die grösste Breite der ganzen Krone im Kelch ruht. v. Meyer hat bei den Cingulaten (Isocrinus) nur zwei Kelchradiale gefunden. Das wäre ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal. Doch mag auch hier der Fall eintreten, wie bei Comatula, dass das erste versteckt liegt, und nur zwei zu Tage treten. Vielleicht ist die Sache wegen der Art der Versteinerung auch nicht ganz klar.

III. Die Arme.

Die Arme unseres Basaltiformen theilen sich in Arme 1ter,

2ter und 3ter Ordnung (primäre, secundäre und tertiäre) und zwar aufs regelmässigste in gleiche Arme von je 18 Gliedern. Das ist ein so wesentlicher und wichtiger Unterschied gegenüber dem Charakter der Subangularen, dass Basaltiforme Subangulare Pentacriniten, wie ich vorläufig diese beiden Typen nenne, kaum länger in Einem Genus vereinigt bleiben können.

Sehen wir zunächst fig. 2, a unserer Tafel genau an und zwar die Arme der ersten Ordnung, die auf dem ersten Axillare oder dritten Radiale aufsitzen. Mit Sicherheit zähle ich an den 5 sichtbaren Armen je 18 Glieder, die durch Syzygie verbundenen Glieder sind als Ein Glied gezählt. Im Allgemeinen ist jedoch bei fossilen Pentacrinen das Zählen ungemein schwer, da die Erhaltung des Stücks selten genau erkennen lässt, was Syzygalnath ist (unbewegliche Nath-Verbindung) und was Gelenke sind. Entschieden wird die Frage nur durch Beobachtung der pinnulae oder Tentakeln, die auf Einer Seite des Armes je nur am anderen Gelenk aufsitzen. In der Regel ist zwar die Syzygalnath an fossilen Stücken nicht erkennbar, die zwei auf diese Weise verbundenen Theile eines Armgliedes sehen wie Ein Glied aus, doch bemerke ich z. B. an einem 4ten und 15ten Glied deutliche Syzygalnath; wären die pinnulae nicht, so würde man die zwei Theile des Einen Gliedes als zwei Glieder zu zählen sich versucht finden und würde die Zahl konfus. Unter den 18 Gliedern, die zwischen dem ersten und zweiten Axillare mit seinen Doppelgelenken lagern, trägt das erste Glied keine pinnula. Die erste pinnula ist vielmehr auf dem zweiten Glied an der äussern Seite des Arms befestigt, die zweite pinnula auf dem dritten Glied an der Innen-Seite, die dritte auf dem vierten Glied aussen u. s. f., so dass die 17ten pinnula auf dem 18ten Glied aussen aufsitzt und im Ganzen innen acht, aussen neun pinnulae sind. Die Axillaren tragen nie eine pinnula, dagegen sitzt bei den Gliedern zweiter Ordnung die 18te, oder 9te innere, pinnula auf dem ersten Glied, wie ich deutlich beobachte, wodurch sich die Symmetrie wieder herstellt; weiter hinaus kann ich nimmer beobachten, nur zähle ich bis zum dritten Axillare, also zum

Beginn der Arme dritter Ordnung abermals entschieden 16 Armglieder. Wir haben hier allerdings gerade Zahlen der Armglieder, doch möchte ich mit der Sicherheit, wie dies im Handb. pag. 602 von Quenstedt ausgesprochen ist „zwischen je zwei Axillaren muss immer eine gerade Anzahl von Gliedern liegen, weil sich die Tentakeln immer an je zwei Armglieder befestigen" nicht gerade auftreten. Da das erste Glied entschieden keine Tentakeln trägt, so könnte man aus der Art der Anheftung der Tentakeln ebenso gut den entgegengesetzten Schluss ziehen, es müsse eine ungerade Zahl sein. Doch gleicht sich das Ungerade bei der nächstfolgenden Gliederreihe wieder aus. Im Allgemeinen möchte ich vielmehr auch bei den Armgliedern dieselbe Freiheit der Bildung (was die Zahlen anbelangt) voraussetzen, wie bei den Stilgliedern. Dabei berufe ich mich auf die lebenden Thiere, wo ganz entschieden bald gerade bald ungerade Zahlen sich finden.

Die Hauptsache, worauf das Augenmerk zu richten sein wird, ist die Art der Theilung der Arme. Von einer gleichen Theilung der Arme ist bis jetzt aus dem Jura nur sehr Weniges bekannt. Neuerdings fand man im Personaten-Sandstein des braunen Jura von Heiningen die Abdrücke von P. personati Qu. (Taf. 49 fig. 5—8 siehe oben pag. 322). Hier findet dasselbe regelmässige Theilungsprincip Statt, wornach die zehn Arme erster Ordnung 16gliedrig sind, sich sofort wieder mit 16? in 20 Arme zweiter Ordnung spalten und mit 40 Armen dritter Ordnung endigen. Sehr nahe steht ferner *P. Goldfussi* Wright aus dem mittleren Lias von Cheltenham, den Wright selbst wieder in die Nähe des *P. tuberculatus* setzt. Endlich wäre man versucht auch v. Meyers *Isocrinus* herbeizuziehen, wenn nicht der schon berührte wichtige Unterschied im Kelche läge. Die Theilung ist zwar dieselbe, daher der Name Isocrinus, aber die geringere Gliederzahl der Arme sowohl (11—13) als auch die Verhältnisse des Kelches sprechen für tiefergehende Unterschiede.

Vergleicht man endlich den lebenden *Pentacrinus caput Medusae*, so haben wir auch hier die gleiche drei Theilung der

Arme, und zwar 5—6 primäre, 9—10 secundäre, gegen 40 tertiäre Armglieder. Merkwürdige Annäherung altjurassischer Typen an das lebende! Sämmtliche jurassische Formen scheinen sich nun unter die zwei Hauptgesichtspunkte unterzuordnen, **Pentacriniten mit gleicher Theilung** (Isocrine) **und mit ungleicher Theilung** (Heterocrine). Vom lebenden Pentacrinus ausgehend, wären nur die ersteren ächte Pentacrinus; für die letzteren (Gruppe der Subangularen) wäre die Aufstellung eines neuen Genus nothwendig. Namen zu geben, unterlasse ich jedoch. Ich wollte nur auf die zoologische Unhaltbarkeit unserer jurassischen Pentacriniten-Arten hinweisen, die grossentheils auf die trügerische, veränderliche Form der einzelnen Stylglieder basiren und was mir wichtiger däucht, zeigen, wie sich gewisse Typen von Organismen durch eine Reihe von Schichten oder was das Gleiche bedeutet, durch gewisse Alterstufen unseres Planeten sich hinziehen, wesentlich sich gleichbleibend, im Uebrigen aber nach den Schichten sich modificirend.

III. Kleinere Mittheilungen.

Ueber den Fang des Kilch (*Coregonus acronius.*)

Von Rapp.

Prof. Dr. v. **Siebold** in München überschickte mir einen Vortrag über den Fang des Kilch, welchen er im Fischerclub in München im November 1857 gehalten hat.

Da dieser Bodenseefisch von unserem allverehrten ersten Vorstande, Prof. Dr. v. Rapp im X. Jahrg. unserer Jahresh. (1854 pag. 158) genau beschrieben und vortrefflich abgebildet ist, so wird es von Interesse sein, auch etwas Näheres über den Fang und die Lebensweise desselben zu erfahren, weshalb ich hier das Wesentliche aus diesem Vortrag mittheile.

Prof. v. Siebold hebt in seinem Vortrag hervor, dass seine Neugierde, diesen Fisch im lebenden Zustande kennen zu lernen, hauptsächlich dadurch gereizt worden sei, weil er als ein Fisch mit grossem, hangendem Bauch, daher auch der Name Kropffelchen, schon von ältern Forschern beschrieben worden sei und diese Eigenthümlichkeit doch nicht bei den andern im Bodensee lebenden verwandten Renkenarten, dem Blaufelchen (Coregonus Wartmanni), in München „Renke" genannt, und dem Sandfelchen (Coregonus Fera), am Starenberger See „Bodenrenke" genannt, bekannt sei. Prof. v. Siebold bemerkte, dass dieser letztere Name, wahrscheinlich auf die verschiedene Fortpflanzungsweise deute, durch welche sich Coregonus Fera und C. Wartmanni unterscheidet.

„Die letztere, die gemeine Renke erhebt sich nämlich zur Laichzeit aus der Tiefe der See'n an die Oberfläche derselben und lässt ihren Laich in die Tiefe des blauen Wassers hinabfallen, während die Bodenrenke flache Stellen aufsucht, um hier dicht am Boden ihren Laich abzusetzen. In ähnlicher Weise mögen sich die beiden Namen „Blaufelchen" und „Sandfelchen" auf jene verschiedene Art zu laichen beziehen."

Prof. v. Siebold erwähnt ferner, dass er, als er die Ufer des Bodensees in diesem Sommer besucht habe, um die kropfige Renke aufzusuchen, in

Lindau und Bregenz nichts über ihn hätte in Erfahrung bringen können, dass man in Konstanz den Kilch nur vom Hörensagen kenne und dass er erst in Ueberlingen einige Mittheilungen über diesen merkwürdigen Fisch erhalten habe. Am besten kannten ihn aber die Fischer in Langenargen. Sie hofften ihm lebendige Fische zu verschaffen, wenn er Ende September oder Anfang October während der Laichzeit des Kilch komme, und erzählten ihm, dass die Kilchen aus der Tiefe des Sees mit so stark aufgetriebenem Bauch heraufgezogen werden, gleich als ob sie bersten wollten, und dass sie in diesem Zustande kaum eine Viertelstunde am Leben bleiben. Die Fischer theilten ihm dabei ein Verfahren mit, durch welches sie die Kilche ein paar Tage am Leben erhalten könnten und welches errathen liess, dass die Auftreibung des Bauches von der ungewöhnlichen Ausdehnung der in der Schwimmblase enthaltenen Luft herrühre. Jenes Verfahren, welches die Fischer mit dem Namen **Stupfen** bezeichneten, besteht nun darin, dass ein zugespitztes Holzstäbchen neben der Afteröffnung in die Bauchhöhle des Fisches bis zu einer bestimmten Tiefe eingeschoben wird, worauf alsdann nach dem Zurückziehen des Stäbchens Luft mit pfeifendem Geräusch aus der Bauchhöhle hervordringt, die Bauchwandungen bis zu ihrem normalen Umfang sich zusammenziehen und der so operirte Kilch munter unter Wasser sich fortbewegt und fortlebt, während er vorher mit dem Rücken nach unten und mit dem kugelförmig aufgeblähten Bauch nach oben gerichtet an der Wasseroberfläche hängend sich kaum hat fortbewegen können.

Prof. v. Siebold beschreibt hierauf den Fang des Kilch wie folgt:

„Erst nach der Mitte des October hatte ich mich wieder in Langenargen eingefunden; die Fischer waren auf meine Ankunft vorbereitet, hatten das sehr complicirte Fischzeug hergerichtet, und warteten (es war am 26. October Vormittags) auf den Abzug des Nebels, um mit mir zum Kilchfang in den See hinauszufahren. Der See war klar und ruhig, die Luft windstill, nur der Himmel wollte sich nicht aufklären, dennoch versuchten wir es, einen Zug zu thun und ruderten hinaus in den See bis zu derjenigen Stelle, welche die Fischer die **Halde** nennen, das ist nämlich diejenige Stelle, wo das seichte Wasser aufhört und der Grund sich ziemlich jähe in die Tiefe senkt.

Ein hier eingerammter Pfahl diente zur Befestigung des einen Tauendes des Netzes, welches von da ab, weit hinaus in den See gebracht und dort versenkt wurde; nachdem man mit dem andern Tauende nach dem Pfahl zurückgekehrt war, wurde noch einige Zeit gewartet, um dem mit Gewichten beschwerten Netze Zeit zu lassen, bis auf den Grund zu sinken, da an der Stelle, wo das äusserste Ende des Netzes versenkt worden, nach Aussage der Fischer sich eine Wassertiefe von 40 Klafter befinden sollte. Nachdem die Fischer nun auch das Schiff an den eingerammten Pfahl befestigt hatten und versichert zu sein glaubten, dass das Netz Zeit genug gehabt, den Grund des Sees zu erreichen, wurde an den beiden langen Tauen, welche von den Enden

des schweren Netzes abgingen, dasselbe durch vier Personen langsam heraufgezogen, zu welcher Arbeit ein Zeitaufwand von fast einer Stunde nöthig war. Als die beiden Tuse schon ziemlich weit heraufgebracht waren und geschüttelt das klare Seewasser trübten, machten mich die Fischer mit einer gewissen Genugthuung hierauf aufmerksam, indem dies ein Beweis sei, dass das Netz, worauf ja zum Gelingen des Zugs alles ankam, den Grund des Sees wirklich erreicht habe. Endlich konnte auch das Netz aus dem Wasser gehoben werden, aber noch wurde meine Erwartung auf die Probe gestellt, bis zuletzt das Ende des langen Netzes, der eigentliche Sack mit seinem Inhalte zum Vorschein kam. Dieser leuchtete mir schon aus der Tiefe als weissglänzender Körper entgegen, welche sich nach und nach immer deutlicher als dicht aufgeschwollene Kilche zu erkennen gaben, und recht eigentlich den Namen Kropffelchen verdienten. Der Zug war übrigens sehr befriedigend ausgefallen, nahe an 40 Kilche waren in das Netz gegangen, zu denen sich noch mehrere Barsche und einige sehr kleine Saiblinge gesellt hatten. Sämmtliche Kilche hatten einen ballonförmig aufgetriebenen Bauch und hingen mit dem Rücken nach unten an der Oberfläche des Wassers. Aus ihrer Mattigkeit und aus ihrem vergeblichen Bestreben, in die Tiefe des Wassers niederzutauchen, entnahm ich, dass sich diese Kilche in einem ganz unnatürlichen und höchst unbehaglichen Zustande befanden. Da dieselben nach kurzer Zeit dem Absterben nahe waren, liess ich sogleich an einigen derselben, um sie vom schnellen Tode zu erretten, das oben erwähnte Stupfen vornehmen. Ich hatte jetzt Gelegenheit, die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher die Fischer von Langenargen diese Operation ausführten. Ich überzeugte mich dabei, dass dieselben das zugespitzte Holzstäbchen durch die Oeffnung, welche sich bei diesem Fische, wie bei allen Salmoneiden, dicht hinter dem After befindet, sehr vorsichtig in die Bauchhöhle einschoben und demselben eine Wendung nach vorne gaben, wodurch die Schwimmblase angestochen werden musste. Nach dem Herausziehen des Holzstäbchens strömte sogleich die Luft der verletzten Schwimmblase mit einem pfeifenden Ton aus der Bauchhöhle nach aussen. Die gestupften Kilche erhielten unter allmählichem Zusammenziehen ihrer Bauchwandungen die gewöhnliche Renkengestalt wieder und schwammen, in ihren Wasserbehälter zurückversetzt, in demselben munter und wie jeder gesunde Fisch mit nach oben gerichteten Rücken umher.

Aus diesen Beobachtungen geht offenbar hervor, dass die Kilche bestimmt sind, beständig in einer sehr grossen Tiefe des Wassers zu leben. In einer Tiefe von 40 Klafter haben diese Kilche und ihre mit Luft gefüllte Schwimmblase einen Druck von ohngefähr $7\frac{1}{2}$ Atmosphären auszuhalten. Werden diese Fische nun aus ihrem natürlichen Aufenthaltsorte hinauf an die Wasseroberfläche gebracht, wo der Druck von nur 1 Atmosphäre von aussen auf sie einwirkt, so wird die in ihrer Schwimmblase eingeschlossene Luft, welche bisher unter dem Drucke von $7\frac{1}{2}$ Atmosphären gestanden hat, bei dem Herauf-

ziehen der gefangenen Fische allmählig eine Druckverminderung um 6½ Atmosphären erleiden und sich in gleichem Verhältnisse ausdehnen; indem aber einer solchen Ausdehnung die dünnen Wände der Schwimmblase sowie die nachgiebigen Bauchwandungen des Kilch nicht widerstehen können, muss der Bauch dieses Fisches auf diese Weise sich ausdehnen und die obenerwähnte unförmliche Gestalt annehmen, wodurch eine so starke Zerrung und Verschiebung der Baucheingeweide veranlasst und zugleich ein so heftiger Druck auf die Blutgefässe derselben ausgeübt wird, dass der baldige Tod eines solchen trommelsüchtig gewordenen Fisches unausbleiblich erfolgen muss. Aber nicht bloss die Kilche, sondern auch die Barsche, welche in ihrer Gesellschaft jene Tiefe des Sees bewohnt hatten und mit ihnen heraufgezogen worden waren, hatten durch den bei dieser Dislocation erlittenen verminderten Aussendruck grossen Ungemach auszustehen. An allen diesen Barschen sah ich die Rachenhöhle mit einem sonderbaren, einer geschwollenen Zunge ähnlichen Körper ausgefüllt, welcher bei einigen sich sogar aus dem Maule hervordrängte. Bei näherer Untersuchung überzeugte ich mich zu meinem grössten Erstaunen, dass dieser pralle kegelförmige Körper der nach aussen umgestülpte Magen dieser Raubfische war. Auch in ihrer Schwimmblase hatte sich die Luft nach aufgehobenem äusseren Druck ausgedehnt; die bei diesen Fischen weniger nachgiebigen Wände der Schwimmblase hatten sich aber nicht mitausgedehnt, sondern waren geplatzt, die auf diese Weise in die Bauchhöhle übergetretene Luft hatte zuletzt, indem die festeren Bauchwandungen dieser Fische Widerstand leisteten, von innen her den Magen aus der Bauchhöhle hinausgedrängt und in die Rachenhöhle hineingestülpt.

In gastronomischer Beziehung will ich nun noch hinzufügen, dass der Kilch ein sehr zartes und schmackhaftes Fleisch besitzt, welches durch und durch von einem feinen Oel getränkt ist. Es mag dieser letztere Umstand ebenfalls mitwirken, dass die gefangenen Kilche mit ihrem von Luft aufgetriebenen Leib so leicht in Verderbniss übergehen. Ob es ausführbar und auch lohnend sein dürfte, den Kilch etwa nach dem Starnberger-See, Ammer-See oder Chiem-See vermittelst der künstlichen Fischzucht zu verpflanzen, muss ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls verdient der Kilch eine grössere Beachtung, als sie ihm bisher geworden ist.“

Krauss.

Der Bonebed-Sandstein

gewinnt jedes Jahr an Bedeutung in unserem Vaterland sowohl für den Geognosten als für den Palaeontologen. Und so wird dem Einen wie dem Andern die Mittheilung von Interesse sein, dass auch der bisher von Forschern stiefmütterlich behandelte Stromberg an Muschel führendem Bonebed-Sandstein sehr reich ist. Das schöne Frühlingswetter dieses Jahrs führte mich vor einigen Wochen zum ersten Mal dorthin. Wenn auch die Untersuchung des Berges durch die dichte Bewaldung der Höhen und den Mangel an Aufschlüssen sehr erschwert ist, so finden sich doch auf den drei höchsten Kuppen hinreichende Entblössungen an Gräben, Wegen und ausgestochten Räumen, um sich zu überzeugen, dass jene Kuppen eben dem Bonebed-Sandstein als schützender Decke ihr Dasein verdanken. Auf der Höhe von Blankenborn, am Wege der nach Ochsenbach führt, finden sich nun im Liegenden des gegen 12' mächtigen Sandsteins schiefrige Sandsteinplatten, über und über angefüllt mit einer Bivalve, deren Geschlecht jedoch sehr schwer zu bestimmen sein wird. So massenhaft sie vorkommt, so ist doch die Erhaltung im Sandstein der Art, dass von Schale und Schloss keine Spur mehr sich findet. Einen halben bis einen Zoll hoch bleibt sie etwa halb so breit, gewöhnlich liegt sie aufgeklappt da, beide Schalen neben einander auf dem Stein. Eine Leiste lauft vom Wirbel nach oben und endet am Hinterrande. Von schwäbischen Schriftstellern ist die Muschel noch nicht beschrieben. Sie macht noch ganz den Eindruck einer triasischen Muschel und wäre demnach ein „*posterus*" und kein „*praecursor*". Im Uebrigen wird man die Wahl haben zwischen *Tellina*, *Hyssomya*, *Modiola* oder ähnlichen geselligen Bewohnern des Uferschlammes. Ueber dieser muschelführenden Platte kommen mächtige kieselige Sandsteine, nach oben immer grobkörniger werdend, aber vergeblich verarbeitet man sich an den Blöcken, sie auf Muscheln oder Zähne zu untersuchen. Möge ein geneigtes Forstamt dort ein etwaiges Bedürfniss an Steinen zu Strassenmaterial, Randeln u. dgl. befriedigen! Das Gleiche wiederholt sich auf dem vis-à-vis liegenden Bromberge zwischen Ochsenbach und Horrheim, wo gleichfalls die Höhe aber höchstens einige Morgen weit mit dem Muschel-Sandsteine gekrönt ist.

Fraas.

Ausgegeben im April 1858.

Ausführung gekommen wäre, vollends beſtimmt, ſeine Kräfte anzuſtrengen und zu koncentriren, oder das ganz freiwillig entſtandene Fragment zu einem fertigen, anſprechenden Ganzen abzurunden? Gegen eine gewiſſe, oft ſelbſt dem tüchtigen Talent anhaftende, der Produktion hinderliche Trägheit, bildet die Liebe zum Ruhm oder auch die Eitelkeit manchmal ein ganz heilſames Gegengewicht, und das äußere Bedürfniß wird zwar oft die Stelle der Muſe oder der Minerva ſchlecht genug vertreten, aber doch manchmal den Leichtſinn und die Flüchtigkeit bannen und nöthigen, beſſern und höhern Eingebungen zu horchen.

Wir haben aber den gegen die Literatur eifernden Realiſten, Frommen und Moraliſten noch etwas genauer zu antworten und Rede zu ſtehen; wir haben die Würde und Bedeutung, ja die Exiſtenz der Literatur gegen ſie zu vertheidigen. Den Anwalt eines ſehr großen Theils der Literatur, ſo wie ſie in Deutſchland jetzt iſt, möchten wir freilich nicht machen, und geben gern zu, daß es mit der Würde und Bedeutung von vielleicht drei Viertheilen derſelben übel beſchaffen iſt; aber wer mit freierem und umfaſſenderem Blick die Erſcheinungen des Lebens zu betrachten vermag, wer nicht immer nur bei dem Einzelnen, an ſich Unerfreulichen und wohl auch Verwerflichen haftet, wer einen größern Zuſammenhang ſucht und die Geſetze und Symptome der Entwicklung nicht verkennt, weiß ſich auch über die unlieblichen und widerlichen Erſcheinungen, über die Mißgeſtalten und Verkrüpplungen im Gebiete der Literatur zu tröſten und zu beruhigen. Das Große, Schöne, Vollendete erſteht nirgends auf einen Schlag, getrennt von allem Kleinlichen, Rohen, Verfehlten; kein Wald beſteht einzig aus lauter gleich ſtattlichen Eichen; ſo ſteigt auch in der Literatur das Große, Gediegene, Meiſterhafte erſt aus einer Menge von roheren Anfängen empor; ſelbſt das ſcheinbar Plötzliche und Unvorbereitete iſt nicht über Nacht gewachſen, obſchon vielleicht ſehr raſch zur Blüthe aufgebrochen; ſo darf man ſich nicht wundern oder allzu ſehr betrüben, wenn auch in der Literatur das Edle und Gediegene in der wimmelnden Umgebung von Fehlverſuchen, von rohen Nachahmungen von Caricaturen und Verkrüpplungen auftritt. Die mit den einzelnen neuen Erſcheinungen der Literatur ſich befaſſende Kritik thut wohl daran, alle ihre Schwächen und Sünden, das Kleinliche, das Rohe, das Uebertriebene, das Unnatürliche, das Raffinirte, das

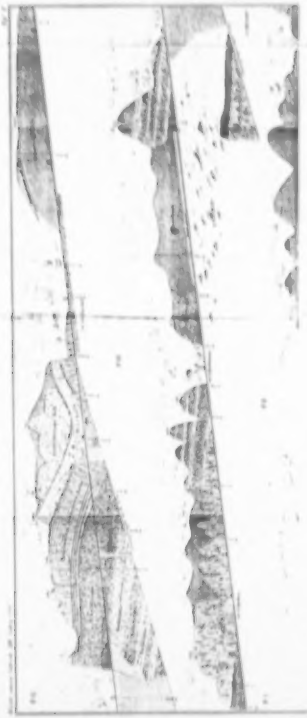

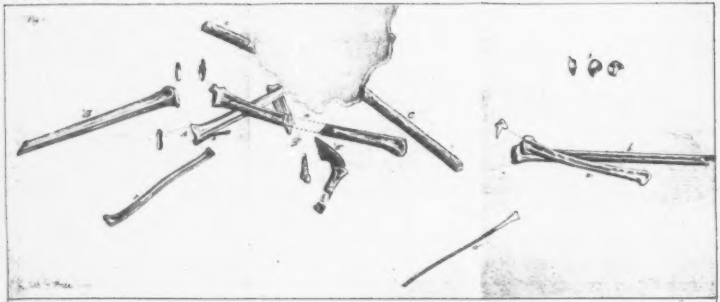

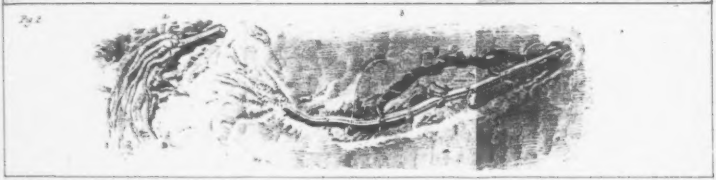

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **H. v. Fehling**,
Prof. Dr. **O. Fraas**, Prof. Dr. **F. Krauss**, Dr. **W. Menzel**,
in Stuttgart.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

FÜNFZEHNTER JAHRGANG.

(Mit drei Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1859.

216

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die dreizehnte Generalversammlung in Canstatt am 24. Juni 1858. Von Med.-Rath Dr. Hering 1
Eröffnungsrede. Von Hofrath Dr. v. Veiel 2
Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 8
Rechnungsablegung. Von Apotheker Weismann 23
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1859 . . . 26
Nekrolog auf den Grafen v. Seckendorf. Von Oberstudien-Rath Dr. v. Kurr 28

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Weisse Varietäten einiger Nagethiere. Von Prof. Dr. Krauss . 44
Rehkopf mit degenerirtem Geweih. Von Hofrath Dr. v. Veiel . 45
Der Frauenfisch. Von Professor Dr. Veesenmeyer 47
Noch eine Menagerie. Von Georg v. Martens 52
Die bei verschiedenen Völkern gebräuchliche Veränderung der Form des Kopfes und anderer Körpertheile. Von Ober-Medicinal-Rath Dr. G. v. Jäger 65
Eigenthümliche Haftorgane eines männlichen Nematoiden Von Dr. D. F. Weinland. (Hiezu Taf. I., Fig. 1 u. 2.) . . . 97
Der Winteraufenthalt der Raben in Stuttgart. Von Prof. Dr. Krauss 346
Nächtlicher Schmetterlingsfang Von Dr. J. Hoffmann . . . 349

2) Botanik.

Tamus elephantipes Linn. Von Obermed.-Rath Dr. G. v. Jäger 32
Zwei neue württemb. Pflanzenspecies. Von Prof. Dr. Fleischer . 42
Seltene Pflanzen. Von Apotheker Morstatt 45
Eine Varietät von *Atropa Belladonna*. Von Dr. E. Schüz . 45
Cultivirte Pflanzen in den K. Wilhelma-Gärten. Von Direktor v. Wild 46
Beiträge zur württembergischen Flora. Von Dr. R. Finckh . 90

3) Mineralogie und Geognosie. Seite

Ueber Bohnerze. Von Prof. Dr. Fraas 38
Die Bohnerze auf dem südwestlichen Alp-Plateau. Von A. Achenbach. 103
Zur Erklärung der Bohnerzgebilde. Von C. Deffner 258
Tertiär- und Quartärbildungen am nördlichen Bodensee und im Hühgau. Von J. Schill. (Hiezu die Profile.) 129
Ueber die Zone der Avicula contorta. Von Dr. A. Oppel . . 315
Vergleichendes Schichtenprofil in den Bohrlöchern Dürrmenz-Mühlacker und Ingelfingen. Von Prof. Dr. Fraas 326

4) Petrefacten-Kunde.

Ueberreste von Menschen. Von Ober-Med.-Rath Dr. G. v. Jäger 35
Saurier aus dem Stubensandstein. Von Kriegsrath Dr. Kapff 46 93
Die Streifung der fossilen Squalidenzähne. Von Pfarrer Probst. (Hiezu Taf. I., 3.) 100

5) Chemie, Physik und Meteorologie.

Optische Erscheinungen des honigsteinsauren Ammoniak. Von Dr. Zech. 81
Untersuchung der Mineralwasser bei Jebenhausen. Von Prof. Dr. v. Fehling und Prof. Dr. Fraas 82
Vergleichende Untersuchung des Wilhelmsbrunnens in Cannstatt, der Inselquelle und des Berger Sprudels. Von Prof. Dr. Sigwart 352

III. Kleinere Mittheilungen.

Ueber das Wachsthum der Apiocriniten. (Taf. I, 4.) 126
Ueber Rynchelites integer. (Taf. II, 1.) 127
Ueber das Verwachsen von Belemniten. (Taf. II, 2.) 128
Nachrichten über den Jura in Amerika 255
Desgleichen in Ostafrika 351
Bücheranzeigen 256 352 353
Berichtigung 356

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die dreizehnte Generalversammlung in Cannstatt am 24. Juni 1858.

Erstattet von Med.-Rath Dr. Hering.

Die diesjährige Versammlung fand in den hiezu besonders hergerichteten und geschmückten Räumen des Cursaals statt und war — ausser von einigen fremden Theilnehmern — von 60 Mitgliedern besucht. Von mehreren derselben, wie auch von einigen Abwesenden, waren nachfolgende Gegenstände zur Besichtigung aufgestellt:

Eine reichhaltige Sammlung von Abdrücken von Vogelfedern aus dem Canstatter Tuff, mit beigefügten Federn lebender Reiher, welche die grösste Aehnlichkeit mit den fossilen Abdrücken zeigen. Von Hofrath Dr. v. Veiel in Cannstatt, (welcher einen Theil der vorgezeigten Gegenstände hat lithographiren lassen und Abdrücke davon an die Anwesenden vertheilte).

Aehnliche Abdrücke aus der Vereinssammlung.

Zwei Vogelknochen, wahrscheinlich einem Strandläufer zugehörig und Vogeleier aus dem Kalktuff von Cannstatt. Aus der Sammlung des K. Naturalien-Cabinets.

Pflanzen und Beeren von einer gelbgrün blühenden Varietät von *Atropa Belladonna*. Von Dr. E. Schüz in Calw.

Barbarea precox R. Br. und *Veronica peregrina* L. Von Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim.

Eine Anzahl seltener Pflanzen aus der Umgegend von Cannstatt. Von Apoth. Morstadt daselbst.

Eine Reihe Mineralien und Uebersinterungen von Carlsbad. Von Apoth. Zennegg in Cannstatt.

Mehrere gut erhaltene Knochen von Hirschen, Rind u. s. w. aus dem Torf von Söflingen. Von Apotheker Dr. Leube in Ulm.

Ein gavialartiger Schädel aus dem obern Keupersandstein. Von Kriegsrath v. Kapff in Stuttgart.

Die jüngsten Alterstufen des Flusskrebses (*Astacus saxatilis* Koch) und 3 Exemplare von *Gordius aquaticus*. Von Med.-Rath Dr. Hering.

Colorirte Abbildungen der in den Gewächshäusern der Wilhelma gezogenen Palmen. Von Director v. Wild.

Eine Höhenkarte von Württemberg des Ingenieur-Hauptmann Bach.

Der Geschäftsführer Hofrath Dr. v. Veiel eröffnete die Versammlung mit nachfolgender Rede:

Es gereicht mir zur besonderen Ehre, die Versammlung des Vereins für die Naturkunde unseres Vaterlandes hier begrüssen zu dürfen. Zwar bietet Cannstatt an und für sich ausser seinen interessanten, dem Geologen und Mineralogen wichtigen quellenreichen Boden, keine Sammlungen oder sonst bemerkenswerthe Schätze dar, da uns gewöhnlich Alles, was der Boden darbietet, von den Stuttgartern entführt wird; dennoch bleiben uns einige Sehenswürdigkeiten übrig. Hieher rechne ich vor Allem die Wilhelma, den Rosenstein und die Kronprinzliche Villa — Schlösser, die durch ihre Architektonik, ihre Kunstschätze, herrlichen Anlagen mit Fernsichten, besonders ihre botanischen Gärten bemerkenswerth sind. Namentlich wird Sie die Wilhelma interessiren, die durch ihre Palmen, Pflanzensendungen aus Java, ihre Orchideen etc. namentlich den Botanikern seltene Genüsse darbietet. S. Maj. der König hat uns allergnädigst erlaubt, diese Gärten der Wilhelma zu besuchen, und Herr Director v. Wild hat zugesagt, uns Führer sein zu wollen. Auch zum Eintritt in den Rosenstein und die Kronprinzliche Villa habe ich Eintrittskarten für solche Mitglieder unseres Vereins erhalten, welche dieselben zu sehen wünschen.

Gern hätte ich an meinen Gruss einige kurze Mittheilungen geknüpft über die Petrefakten Cannstatts, allein gegenüber den Co-

ryphäen der Naturwissenschaften wie Jäger, Kurr, Krauss etc. kann ich mit meinem Laienwissen nicht auftreten. Ich will mich daher nur auf einige Bemerkungen beschränken, die sich in Folge unserer Bohrarbeiten und der neuen Fassung unserer Quellen ergeben haben.

Vor Allem werden Sie sich über die Fülle und Kraft freuen, welche der Wilhelmsbrunnen in der neuesten Zeit wieder gewonnen hat, da seine Quantität von 85½ Maas (Decmb. 1857) auf 450 Maas per Minute gestiegen ist und sein Salzgehalt von 21½ Gran per Pfund (Febr. 1857) auf 35 Gran. Wir danken diese Verbesserung des Wilhelmsbrunnens einer gründlichen Fassung desselben. Es hatte sich nehmlich die Quelle ausserhalb des von Duttenhofer eingesetzten Mantels, der die Steigröhre umgiebt, einen Durchbruch gebahnt, der dem Wilhelmsbrunnen nicht nur Wasser, sondern auch ein ziemliches Quantum Kohlensäure entzog, und durch eine unterirdische Dohle, der nur schwer beizukommen war, abfloss. An dem Tage, an welchem es gelungen war, diesen Abfluss durch eine mit Portlant-Cement gemachte Ummauerung abzuschliessen, stieg das Quantum auf 450 Maas oder 29 Cubikfuss, genau so viel als Duttenhofer der Vater am 14. Juli 1789 bei einer Uebungs-Eichung, die er mit den Zöglingen der hohen Carlsschule vornahm, gefunden hatte. Wir sind jetzt sehr erfreut, in den Besitz einer so reich sprudelnden Quelle wieder gekommen zu seyn und werden für jetzt von allen weiteren Bohrversuchen abstehen.

Bekanntlich wurde der erste Bohrversuch von Dr. Bruckmann mit Holzröhren ausgeführt, der auf 277′ Tiefe drang, und ein zweiter von v. Alberti mit Eisenblechröhren bis zu 243′ Tiefe wo aber beide Versuche daran scheiterten, dass die Röhren in den harten Dolomitbänken, von welchen die Lettenkohle durchzogen ist, sich fest keilten oder zusammenbogen.

I. Was die durchschlagenen Gebirgslagen betrifft, so betrug die Dammerde, die unmittelbar auf dem Sauerwasserkalk oder Tuffsand lag, und von diesen häufig durch Thonknollen oder sogenannte Klappersteine geschieden ist, nur wenige Fusse.

Widerliche und Verderbliche daran schonungslos zu rügen; die Pflicht der Pädagogen im weitesten Sinne, d. h. aller derjenigen, welche auf die Erziehung und Bildung Einzelner oder Vieler im ganzen Verlauf des Lebens einen Einfluß ausüben können, ist es, vor der Lektüre seichter, unerquicklicher, werthloser, roher und verderblicher Bücher zu warnen, auf die lebenskräftigen, originellen, durchdachten und durchempfundnen hinzuweisen, und so zur Anerkennung des Ursprünglichen und Trefflichen, zur Verdrängung des Gemeinen und Hohlen kräftigst beizutragen: betrachtet man aber die Literatur als ein Ganzes, das sich allmählig und nach natürlichen Gesetzen entwickelt, so urtheilt man weniger streng, oder doch ohne Erbitterung über das Mittelmäßige und Geringe, welches immer das Treffliche umwuchert, aber auch immer von ihm überragt wird.

Als eine Wucher- und Schmarotzerpflanze erscheint nun aber die ganze Literatur ihren oben bezeichneten Gegnern, weil sie nicht dem Nutzen, der Gottseligkeit und dem sittlichen Handeln diene. Hier handelt es sich freilich um die gesammte Welt- und Lebensanschauung, und wir können kaum hoffen, eine solche Differenz auszugleichen. Wir müßten uns in eine Erörterung darüber einlassen: Was ist das Höchste im Leben? was ist die Bestimmung des Menschen? und dies läßt sich nicht in der Kürze abmachen. Jene drei Arten von Gegnern sind übrigens unter sich sonst durchaus nicht einig, sondern nur in ihrer Feindschaft gegen die Literatur; der consequente Realist, dem das leibliche Behagen, das irdische Wohlseyn der Einzelnen, und wenn er einige Philanthropie besitzt, der Menschheit, das Höchste ist, will von der Gottseligkeit nichts wissen, sieht die Religion für Phantasterei an, wie die Poesie, und läßt die Moral hauptsächlich wegen ihres praktischen Vortheils für die Ordnung und das Wohlseyn der Gesellschaft gelten. Er haßt die Literatur weniger, als daß er sie geringschätzt.

Der Moralist mißtraut der Literatur, der Poesie; er wittert überall darin eine Verführung zur Unsittlichkeit, mindestens zur sittlichen Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die Tugend und die Pflicht; er erblickt im Schönen gern eine Beschönigung des Lasters, und das Reich der Poesie und Literatur ist ihm ein Reich des Scheins und der Täuschung.

Es ist ein eigenes Verhältniss, wie bedeutend diese Dammerde an vielen Orten unseres Thales seit der Römerzeit gewachsen ist. Sie beträgt gewöhnlich bis zum Römischen Boden 5 Fuss, was eine Bodenerhöhung von circa 1' in 300 Jahren nachweisen würde. Ob dies durch atmosphärische Niederschläge oder Anschwemmungen von den nahen Gebirgen entstanden ist, lasse ich unentschieden. Jedenfalls zeigt ein solcher Boden keine Verschiedenheit in Betreff der grösseren und geringeren Cultur.

II. Der Tuffsand, der gewöhnlich auf den grössern Tufflagern aufliegt, ist meist 2, 3 bis 4' mächtig. Er enthält viel Conchylien, namentlich *Paludinea impura*, *Succinea Pfeufferi*, *Limnaea palustris* und *Planorbis marginata*.

III. Der Tuff selbst oder Sauerwasserkalk kommt in Lagern von 20' bis 40' vor. In ihm befinden sich die bekannten Reste von Säugethieren, Conchylien und Pflanzenabdrücken. Was Cannstatt aber eigenthümlich ist und meines Wissens nirgends sonst gefunden wird, das sind die Vogelreste und Abdrücke von Federn. Ich habe mir viele Mühe gegeben, diese Federn zu bestimmen, allein es ist dies beinahe eine Unmöglichkeit, da die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der Federn der einzelnen Vögel nur unter dem Mikroskope zu erkennen sind und sich namentlich in der Spitze der einzelnen Glieder der Fahne erkennen lassen, was bei diesen Federn nicht mehr zu bestimmen ist. Zwar fand ich nach der Grösse, Form und Umrisse der Fahne und des Schaftes die grösste Uebereinstimmung mit Reiherfedern und habe daher auch bei der Ausstellung die entsprechenden Reiherfedern zu den Exemplaren gelegt. Da aber diese Federn noch nirgends abgebildet sind, namentlich die Eier als Unicum und die Vogelknochen von Interesse erscheinen, so erlaubte ich mir eine Abbildung derselben den verehrten Mitgliedern des Vereins zur Erinnerung an Cannstatt zu übergeben. Die abgebildeten Federn sind:

1) Aeussere Schwanzfeder eines reiherartigen Vogels,
2) Steuerfeder desselben,
3) Innere Schwanzfeder desselben,
4) Deckfedern vom Rücken desselben Vogels,

5) Deckfedern vom Bauche.

6) Eier eines Strandläufers (nach Krauss des Regenpfeifers *Charadrius major*),

7. u. 8) Schenkelknochen und untere Hälfte des Schienbeins eines Strandläufers.

Die Federn kommen immer nur in den unteren Schichten des Sauerwasserkalks vor, in den oberen fast nie. Uebrigens hat man neuerer Zeit nur wenige mehr gefunden, da die Baulust gelähmt war und keine neuen Tufflager mehr aufgedeckt wurden.

Zugleich erlaubte ich mir meine Sammlung von Federn — Abdrücke nebst denen, die in der Vereinssammlung sind — zur Einsicht und Vergleichung aufzulegen. Auch von den Nadelhölzern und Tannenzapfen, die zu den Seltenheiten gehören, legte ich einige Exemplare auf.

IV. Unter dem Tuff befindet sich eine Torflette von 7—10′ mächtig, die namentlich an Pflanzenresten, Weiden und Eichenblättern, auch Moosen sehr reich ist.

V. Nach der Torflette kommt eine Kieslage, die bei 21′ unter dem Boden begann und deren Endsohle erst bei 54′ erreicht wurde; sie ist also 33′ mächtig. Dieses Gerölle repräsentirt alle Felsarten Württembergs, soweit sie in den Bereich des Neckarlaufes hereinragen namentlich viele Stücke von Spongitenkalk mit *Terebratula lacunosa*. Gegen die Endsohle finden sich Bohnerzkörner, fasriger Brauneisenstein mit Faustgrossen Liassandsteinen und Hornsteinen. Dieses Gerölle kommt 80′ über dem Neckar und hier 34′ tief unter seinem Spiegel vor. In ihm fanden sich wiederholt auch Holzstämme.

VI. Unter diesem Gerölle findet sich ein Mergellager von angeschwemmtem Mergel oder Diluvial-Mergel in einer Mächtigkeit von 62′ (54—116′). Er hatte eine sehr geringe Consistenz, in ihm befanden sich abgerundete, härtere Mergelknollen eingeschlossen, der Bohrschwand zeigte geringe Zähigkeit, so dass diese Lage, namentlich bei der Unordnung ihrer Lagerung, als Diluvial-Mergel betrachtet werden muss. In ihr findet man keine Quellen.

VII. Mit 116′ beginnt ein zähes, fettes, dunkleres Mergel-

lager mit dolomitischen Bänken, wie sie bei normalem Verhältniss zwischen dem Schilfsandstein und krystall. Sandstein liegen: die Thonbänke der Lettenkohle mit kieseligen Kalkbänken durchzogen, die zum Theil Myophor. Goldfussii enthalten. Sie hatten eine Mächtigkeit von 160′, während die gewöhnliche Mächtigkeit der Lettenkohle nur 120′ in Württemberg beträgt. Sie enthielt mehrere Klüften oder Höhlen von 11″, 13 — 20″. Uebrigens alterirten diese Höhlen den Ausfluss der Quelle nicht im Mindesten, weder positiv noch negativ. Dass die Kohlensäure diese Klüfte erzeugt hat, wie Herr Professor Fraas annimmt, dem wir überhaupt die Uebereinstimmungen des Profils unserer Bohrungen mit dem bei Untertürkheim zu Tage gehenden Dolomitlager danken, ist wohl ohne Zweifel, namentlich spricht dafür, dass der Bohrer oft und viel zerfressene, blasige dolomitische Knollen zu Tage brachte. In dieser zerklüfteten Lettenkohle finden sich unsere Mineralquellen; in diesem unglücklichen Terrain aber scheiterten auch unsere Bohrversuche, da bald der Bohrer eingeklemmt wurde, bald die Nachstürze so bedeutend waren, dass sie unsere Röhren zusammendrückten, oder bei dem hartkieseligen Zwischenlager nicht erlaubten, dass die Holzröhren weiter getrieben wurden. In diesen Schichten fanden sich 4 Mineralquellen:

Nr. 1. 116′ 5″ tief anspringend, sprudelt aus einer 7′ 7″ hohen Stufe, Temp. 12° R., sehr reich an Kohlensäure, in keiner Correspondenz mit dem Wilhelmsbrunnen.

Nr. 2. 143′ tief anspringend, sprudelt aus einer 6″ hohen Schichte, Temp. 13¼°, schob sehr viel Trümmergestein vor, keine Correspondenz mit dem Wilhelmsbrunnen, weniger Kohlensäure reich.

Nr. 3. 164′ tief, sprudelt aus einer 3′ hohen Schichte, Temp. 14,4°, lag unter einer festen Kalkbank, stand in directer Verbindung mit dem Wilhelmsbrunnen.

Nr. 4. 223′ tief, sprudelt aus einer 8′ 7″ hohen Lage, Temp. 14,7°, mit viel Sand- und Trümmergestein, stand in Verbindung mit dem Wilhelmsbrunnen, gab circa 25 Maas per Minute, weniger reich an Kohlensäure, als die Quelle Nr. 1.

Es ist sehr interessant, dass mit 223′ die Quellregion ein Ende hatte und in den weiteren 54′ Lettenkohle mit Dolomitbänken, also bis zu 277′ keine weiteren Quellen mehr gefunden wurden.

In technischer Beziehung lehrte uns dieser Bohrversuch, dass die Röhren, welche nöthig sind, durch die zerfressenen und zerklüfteten Dolomitbänke, die durch ihren Einsturz schwachen Röhren stets Gefahr bringen, hindurch zu kommen, von sehr starkem Blech oder von Gusseisen gefertigt sein müssen; ferner dass um in die Tiefe von nur 500 Fuss zu dringen, mindestens eine Summe von 50,000 fl. zur Disposition stehen muss; endlich, dass es viel zweckmässiger ist, wenn die Leitung eines solchen Bohrversuchs vollkommen einer Compagnie oder einem Accordanten übergeben wird, als einem Vereine, den jedes ungünstige Ereigniss muthlos macht.

In wissenschaftlicher Beziehung lernten wir eine mineralische Quellenregion von 116—223′ Tiefe kennen, eine Zunahme der Temperatur in circa 100′ um 2,7° R., einen grösseren Reichthum an Kohlensäure in den höheren Quellen, als in den tieferen.

Endlich wurde unsere Zuversicht schwankend gemacht, ob bei tieferem Eindringen in den Dolomit und den vielleicht 500′ mächtigen Muschelkalk in der That stärkere Mineralquellen sich finden lassen werden, ob nicht vielmehr die Werkstätte oder wenigstens der Fundort unserer Mineralquellen sich nur auf die Lettenkohlenregion beschränkt, und ob nicht durch tieferes Eindringen in die Verklüftungen des Muschelkalks unsere Mineralquellen gefährdet werden können, zumal die Bestandtheile unserer Quellen durch Auslaugen der Dolomite, Gyps und Kochsalz und die Kohlensäure durch Einwirkung der Kieselsäure auf den kohlensauren Kalk sich erklären lassen und es jedenfalls denkbar ist, dass dieser chemische Process in den Muschelkalklagern, die unser Thal nördlich und östlich um 200′ überragen, vor sich geht, und er sein Produkt in die oberflächlichen Lettenkohlenschichten abgibt.

Hierauf wurde zum Vorsitzenden für die heutige Versammlung der zweite Vorstand des Vereins, Prof. Dr. v. Kurr durch Acclamation gewählt.

Prof. Dr. Krauss trug den

Rechenschaftsbericht für das Jahr $18^{57}/_{58}$

wie folgt vor:

Meine Herren!

Im Namen und Auftrag des Ausschusses habe ich die Ehre, Ihnen über das verflossene Vereinsjahr Bericht zu erstatten. Es ist gewiss als ein erfreuliches Ereigniss voranzustellen, dass die letzten Hefte des VIII. und XI. Jahrganges, die so lange im Rückstande waren, nunmehr, wenn auch mit schweren Opfern, erschienen sind und dass der Jahrgang 1858 bereits vollständig in den Händen der Vereinsmitglieder ist. Die Redactions-Commission wird auch nach Kräften fortan dafür Sorge tragen, dass alle Hefte eines Jahrganges jedesmal vor der Generalversammlung vollständig ausgegeben sind. Um diese mehrfach gewünschte Anordnung aufrecht zu erhalten, war die Redactions-Commission genöthigt, in dem dritten Hefte der beiden letzten Jahrgänge von der bisher üblichen Einrichtung abzuweichen und anstatt der meteorologischen Jahresberichte andere Aufsätze aufzunehmen, da ihr jene gar nicht einmal zugekommen sind. Die meteorologischen Jahresberichte sollen jedoch nicht ausgeschlossen seyn, sondern sogleich gedruckt werden, sobald sie in vollständigem und druckfertigem Manuscripte rechtzeitig eingeschickt werden.

Durch Schriften-Austausch ist der Verein mit dem Observatoire physique centrale de Russie in St. Petersburg, der Academy of Science of St. Louis, der Société d'histoire naturelle du Departement de la Moselle und mit dem Verein für Naturkunde in Pressburg in Verbindung getreten.

Die Sammlung vaterländischer Naturalien hat auch in diesem Jahre wieder einige wichtige Beiträge erhalten, wie aus der beigegebenen Liste zu ersehen ist. Unter den Geschenken ist vor Allem das 18' lange Skelet von *Belodon* hervorzuheben, das Herr A. Reini-

ger als Belegstück für die im VIII. Jahrgang der Vereinshefte erschienene Abhandlung dem Verein als Eigenthum gestiftet und dadurch sich ein bleibendes Andenken erworben hat. Ferner hat die Sammlung von Sr. Hoheit dem Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar-Eisenach einen schönen schwarzen Fuchs, von Herrn Theodor Lindauer eine Rehgaise und ein Schmalthier, von Herrn Revierförster Jäger in Abtsgmünd die äusserst seltene weisse Varietät eines Eichhörnchens und von den Herren Kaufmann Fr. Drautz und Prof. Veesenmeyer interessante Fische aus dem Neckar und der Donau erhalten. Ausser diesen Geschenken erwarb sich der Verein unter gütiger Beihülfe der Herren Baubeamten bei Gelegenheit des Eisenbahnbaus eine Suite Gebirgsarten und Petrefacten von dem schwarzen Jura als Beleg für die gleichzeitig aufgenommenen Durchschnitte. So erfreulich dieser neue Zuwachs ist, so kann ich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, an die Mitglieder wiederholt die dringende Bitte um Zusendung von Naturalien aller Art ergehen zu lassen. Es ist zwar in dem Zeitraum von wenigen Jahren durch die dankenswerthe Bemühungen einiger Gönner und Mitglieder des Vereins eine namhafte Anzahl von Naturalien aus allen drei Reichen der Sammlung übergeben worden, allein es sind, wie aus den alljährlich veröffentlichten Listen des Zuwachses zu ersehen ist, noch sehr bedeutende Lücken vorhanden. Möchten doch die übrigen und insbesondere diejenigen Mitglieder, die in zum Sammeln von Naturalien ergiebigen Gegenden wohnhaft sind, zur Vergrösserung der württemb. Naturalien-Sammlung ihr Scherflein um so mehr beitragen helfen, als Aussicht vorhanden ist, diese Sammlung bald in einem passenden Lokale aufgestellt zu sehen!

Die schon in den letzten zwei Rechenschafts-Berichten erwähnte Angelegenheit, betreffend die Anfertigung geognostischer Karten, hat eine günstige Wendung genommen, indem die K. Regierung eine Commission zur Berathung und Ausführung der Karten niedergesetzt hat, welche, zur Hälfte aus Vereinsmitgliedern bestehend, bereits ihre Thätigkeit begonnen hat.

Die von allen Seiten mit Freude und mit Dank aufgenom-

menen Vorträge während der Wintermonate wurden auch heuer fortgesetzt. Es sprachen

Herr Dr. Zech über die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche,

Herr Professor Dr. Fraas über „fossile Menschen",

Herr Professor Dr. Köstlin über den Zusammenhang zwischen lebenden und ausgestorbenen Thiergeschlechtern,

Herr Prof. Dr v. Kurr über den letzten Ausbruch des Vesuvs und die geologischen Verhältnisse der Umgegend von Neapel überhaupt,

Herr Dr. Zech über den Einfluss des Mondes auf die Witterung.

Zu correspondirenden Mitgliedern sind gewählt worden: Prof. A. D. Bache, Superintendent U. S. Coast Survey in Washington und Dr. Ph. Wirtgen in Coblenz.

Endlich bleibt mir noch die traurige Obliegenheit übrig, die Mitglieder aufzuzählen, welche der Verein durch den Tod verloren hat. Sie sind:

Ober-Med.-Rath Dr. v. Riecke in Stuttgart,
Bergraths-Registrator Reuss in Stuttgart,
Revierförster v. Zell in Rottenburg,
Med.-Rath Dr. Becher in Stuttgart,
Rector v. Kieser in Stuttgart,
Oberamtsarzt Dr. Roos in Marbach und
Graf v. Seckendorff in Stuttgart, über den Sie heute einige Worte der Erinnerung vernehmen werden.

Die Vereinssammlung hat folgenden Zuwachs an Naturalien erhalten:

I. Säugethiere.

a) Als Geschenke:

Canis Vulpes L., schwärzliche Varietät, im Januar durch Seine königl. Hoheit den Kronprinzen in den Staatswaldungen von Böblingen geschossen,

von Sr. Hoheit dem Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar-Eisenach;

Cervus Capreolus L., alte Gaise,

Cervus Elaphus L., Schmalthier, aus dem Leonberger Wald,
Erinaceus europaeus L., Weibchen,
Lepus timidus L., 5—6 Wochen alt, Stuttgart,
von Herrn Theodor Lindauer;
Vesperugo Noctula Keys. u. Blas.,
von Herrn Revierförster Riegel in Adelmannsfelden.
Sciurus vulgaris L., die äusserst seltene weisse Varietät,
von Herrn Revierförster Jäger in Abtsgmünd;
Mus minutus Pall., alte Thiere mit drei Grasnestern,
von Herrn Baron R. v. König-Warthausen;
Mus minutus Pall., alte Thiere,
Mus musculus L., junges Weibchen,
von Herrn Stadtpfleger Graeniche r in Geislingen;
Mus Rattus L., Weibchen, aus der Neckarstrasse und der k. Maierei auf dem Rosenstein,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Mus decumanus L., altes Männchen und Varietät mit weisser Schnauze und weissem Schwanz aus Stuttgart,
von Herrn Präparator Plouequet;
Arvicola arvalis S. Longch., Weibchen und isabellfarbene Varietät,
von Herrn Dr. Zeller in Nagold;
Arvicola arvalis S. Longch., altes Männchen und junges Weibchen,
von Herrn Prof. Dr. Rueff in Hohenheim;
Arvicola arvalis S. Longch., graue Varietät,
vom Herrn Schultheiss in Schopfloch;
Arvicola arvalis L. Longch., ganz weisse Varietät,
von Herrn Forstwart Kemler in Marienberg;
Arvicola arvalis L. Longch., junges Männchen und weiss gefleckte Varietät.
Arvicola glareolus Sund., Männchen bei Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) durch Kauf:

Mustela vulgaris L., altes Männchen, bei Stuttgart.

II. Vögel.

a) Als Geschenke:

Corvus Monedula L., jung,
von Herrn F. Gutekunst in Ulm;
Fica caudata Ray, junges Männchen,
Larus ridibundus L., Männchen,
Garrulus glandarius Briss., jung,
Podiceps minor Lath., junges Männchen,
Gallinula chloropus Lath., jung.

Dafila acuta L., altes Männchen,
von Herrn Ingenieur Riegel in Wendlingen;
Accipiter Nisus Pall., junges Männchen,
Tetrao Urogallus L., junges Männchen und Weibchen,
Tringoides hypoleuca Bonap., jung,
von Herrn Präparator Plieucquet;
Turtur auritus Ray., junges Weibchen,
von Herrn Theodor Lindauer;
Emberiza citrinella L. var. lutea, Weibchen,
von Herrn Gustav Werner;
Sitta europaea L., von Stuttgart,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Clangula Glaucion Boie., Weibchen,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Hirundo rustica L., altes Männchen,
Parus major L., altes Männchen,
Passer domesticus Bris., mit weissen Schwingen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) durch Kauf:

Haliaetus Albicilla Sav., altes Weibchen auf dem Wellenberg bei Beilstein,
Caprimulgus europaeus L., Weibchen, Varietät, von Gablenberg,
Spatula (Anas) clypeata Boie., junges Männchen von Geisslingen,
Mergus albellus Selby., Männchen von Köngen,
Pterocyanea circia Bonap., Männchen und Weibchen von Wolfschlugen,
Oedicnemus crepitans Tem., Männchen bei Gmünd,
Stercorarius (Lestris) parasiticus Bris., Männchen bei Plienigen,
Columba Oenas L., jung aus dem Schönbuch,
Cuculus canorus L., jung ebendaher.

III. Reptilien.

Als Geschenke:

Lacerta vivipara Jacq., Weibchen mit 6 Jungen,
Coronella laevis Laur., Embryonen,
von Herrn Thierarzt Bauer;
Lacerta stirpium Daud., Männchen und Weibchen,
Lacerta vivipara Jacq.,
Lacerta muralis Licht., aus Calw,
von Herrn Dr. Schüz;
Pelias Berus Merr. var. (Vipera Prester L.), aus Friedingen,
von Herrn Prof. Dr. Fraas;
Tropidonotus Natrix Kuhl., sehr gross, bei Gmünd,
von Herrn Pfarrer Nauber.

Lacerta muralis Licht., von der Weibertreu bei Weinsberg,
Coronella laevis Laur., bei Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

IV. Fische.

Als Geschenke:

Leuciscus rutilus Val., gross und Junge,
Tinca vulgaris Cuv.,
Cobitis barbatula L.,
Barbus fluviatilis Ag.,
Gobio vulgaris Cuv.,
Squalius Dobula Heckel,
Squalius lepusculus Heckel,
Lota vulgaris Cuv.,
Alburnus bipunctatus Heckel u. Kner,
Alburnus lucidus H. u. Kn., sämmtlich aus dem Neckar,
Rhodeus amarus Ag., alt und jung,
Leuciscus rutilus Val., jung,
Squalius lepusculus Heck., jung,
Scardinius erythrophthalmus Bonap., jung,
Gobio vulgaris Cuv., sämmtlich aus dem Böckinger See,
von Herrn Kaufmann F. Drautz in Heilbronn;
Acerina Schraetzer Cuv.,
Carassius vulgaris Nils.,
Blicca argyroleuca Heck.,
Alburnus lucidus Heck.,
Aspius rapax Ag.,
Idus melanotus Heck. u. Kner,
Leuciscus Virgo Heckel,
Leuciscus rutilus Val.,
Squalius Dobula Heckel,
Squalius lepusculus Heckel, sämmtlich aus der Donau,
Cottus Gobio Cuv.,
Phoxinus laevis Ag.,
Cobitis fossilis L.,
Petromyzon Planeri Bloch,
Ammocoetes branchialis Cuv., sämmtlich aus der Ban,
von Herrn Prof. Dr. Vossenmeyer in Ulm;
Salmo Hucho L., jung aus der Donau,
von Herrn F. Gutekunst in Ulm;
Squalius Dobula Heckel, ganz jung,
Barbus fluviatilis Ag., ganz jung,
Phoxinus laevis Ag., ganz jung, aus dem Neckar bei Berg,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

V. Crustaceen.

Als Geschenke:

Bosanistes Huchonis Nordm. fem., aus den Kiemen eines Rothfisches.
Astacus saxatilis Koch., Männchen und Weibchen in allen Altersstufen aus dem Neckar bei Berg,
von Herrn Thierarzt Bauer.

VI. Insecten.

Als Geschenke:

50—60 Exemplare von Käfern aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Staatsrath v. Roser;
25 Exemplare von Käfern aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Buchhändler Simon;
etwa 80 Exemplare von Käfern aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Präceptor Kolb;
Larven von *Semblis lutaria Fabr.* u. *Stratiomys strigata*, bei Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Larven von *Timarcha (Chrysomela) tenebricosa Fabr.*,
von Herrn Prof. Dr. Fraas;

VII. Arachniden.

Als Geschenk:

Trombidium (Acarus L.) telarium Herm., auf Bohnen,
von Herrn Prof. Dr Krauss.

VIII. Helminthen.

Als Geschenke:

Astacobdella Abildgardi Diez., auf *Astacus saxatilis. Koch* bei Berg,
von Herrn Thierarzt Bauer;
Gordius aquaticus L., im Neckar bei Berg,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering.

IX. Mollusken.

Als Geschenke:

Helix pomatia L. var. turrita und *var. sinistrorsa. Unio batavus Lam.*, aus dem Neckar bei Berg,
von Herrn Thierarzt Bauer;
Arion empiricorum Fer. var. nigra, von Utzmemmingen,
von Herrn Prof. Dr. Fraas.

Vitrina elongata Drap. Schalen mit den Thieren, bei Stuttgart, von Herrn Prof. Dr. Krauss.

X. Petrefakten und Mineralien.

a) Als Geschenke:

Belodon aus dem Keuper-Mergel von Degerloch, Skelett ohne Schädel, im Jahrgang 1852, III. von Prof. Plieninger beschrieben, von Herrn Handels-Vorstand A. Reiniger.

b) durch Kauf:

Palaeomeryx von Steinheim, nahezu vollständiges Skelet,
Helix- und *Planorbis* Arten von Thailfingen,
eine Suite Gebirgsarten mit Petrefacten von der Eisenbahnlinie Plochingen-Reutlingen.

XI. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Von Herrn Oberamtsarzt Dr. Robert Finckh in Urach die zwei am längsten bekannten Arten der Algengattung *Hydrurus, H. Vaucherii Ag.* von Villars vor 1786 in den Alpen der Dauphinée entdeckt, und *H. penicillatus Ag.* von Lyngbye vor 1819 auf den basaltischen Farörn entdeckt, beide in den Bächen unserer Alp (Jurakalk) häufig und wahrscheinlich in einander und in *H. crystallophorus Schübler* übergehend.

Von Herrn Dr. Franz Fleischer, Professor der Naturgeschichte an der Academie in Hohenheim, 23 Phänogamen, wovon 17 dem Vereinsherbar bisher fehlten. Drei andere gehören zu den meist einjährigen Gewächsen, welche der Mensch ohne es zu wollen einführt und verbreitet, daher mit dem Namen Unkraut bezeichnet. Die eine davon, das bunte Vergissmeinnicht (*Myosotis versicolor* Roth), erscheint bei Hohenheim in einzelnen Jahren auf Klee- und Kleegras-Aeckern in grösster Menge, in andern sucht man sie vergebens, sie ist jedoch schon lange als in Württemberg einheimisch bekannt, und kann also mit württembergischem Gras- oder Kleesamen von Zeit zu Zeit ausgesäet werden sein. Die frühe Winterkresse (*Barbarea praecox* Browne) überzieht in solcher Menge grosse Stellen eines im ersten Jahre mit Kleegras, 1857 mit Roggen und Dinkel angebauten über 20 Morgen grossen Schlags, dass man sie abmähte, um ihrer Verbreitung Einhalt zu thun, kommt aber auch vereinzelt an andern Orten der Hohenheimer Markung vor. Diese zweijährige, für unsere Flora neue Pflanze wird in England als Salat-Kraut gebaut und ist eine weit verbreitete Europäerin, in Grossbritannien, Frankreich, Deutschland und Italien einheimisch, daher möglicher Weise bei uns bisher nur übersehen worden oder mit englischen Sämereien eingeführt.

Merkwürdiger noch ist der fremde Ehrenpreis (*Veronica peregrina L.*) ein weit verbreiteter Amerikaner, von Canada durch die Vereinigten Staaten,

Mexiko, Peru, Brasilien und Chile bis Patagonien, ein unscheinbares, einjähriges Gewächs, das sich durch eine Menge kleinen Samen rasch vermehrt. So gut ihm dies im neuen Welttheil gelungen ist, so wenig ist es in dem alten der Fall, wo dieser Ehrenpreis bald da, bald dort zahlreich erscheint, aber immer wieder ausgeht. Linné nahm ihn schon als Einwanderer in Schweden auf und als bei Rom einheimisch, er ist aber an beiden Orten längst wieder verschwunden. Auch in den Floren von England, Dänemark, Frankreich, Deutschland und Neapel wird er schon lange aufgeführt, aber Koch (Syn. Fl. germ. II., 609) kennt in ganz Deutschland keinen andern Wohnort als Hamburg, Bertoloni (Fl. ital. I, 91) in ganz Italien nur Padua, zwei grosse Städte mit botanischen und zahlreichen Blumengärten. In Hohenheim bedeckt er jetzt ganz dicht, als wäre er absichtlich angesät worden, einen etwa 30 Quadratfuss haltenden Platz in der exotischen Baumschule, welcher vor zwei Jahren mit der vom Columbiafluss stammenden *Mahonia Aquifolium Nuttall* und mit Mispeln angesäet wurde, und es wird interessant sein, zu beobachten, ob und wie lange er sich hier verbreitet und erhält.

Herr Pfarrer Kemmler zu Unter-Sontheim *erfreute* uns wieder mit einer reichen Sendung von 48 Gefässpflanzen und 56 Zellenpflanzen, sämmtlich aus dem Gebiet unserer Keuperbildung, darunter sieben in unseren Sammlungen noch fehlende und weitere fünfzehn für unsere Flora neue Kryptogamen, wie die seltene hochnordische *Cladonia carneopallida Sommerfelt*, die in Rabenhorst's weit verbreiteten *Decaden* erschienenen *Cladophora brachystelecha Rab.* und *Scytonema incrustans Kg.*, *Haematococcus pluvialis Flotow* und *Mastichonema pluviale* Alex. Braun.

Unser unermüdlich thätiges Mitglied Prof. Dr. Krauss lieferte *Hydnum tomentosum Pers.* und *Roestelia cancellata* Rebentisch.

Herr H. Loercher, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Lichtenstern, O.-A. Weinsberg, beschenkte uns mit 21 eben so richtig bestimmten, als meisterhaft schön eingelegten Pflanzen, wovon fünf dem Vereine noch fehlten, darunter die auf allen Bergwiesen um Lichtenstern häufigen *Gentiana verna L.* und *Parnassia palustris L.*, *Potentilla supina L.*, aus dem Hofe dieses alten Klosters und *Menyanthes trifoliata L.* aus dem Mainhardter Wald, auch eine *Orchis ustulata L.*, deren Schaft sich in drei sämmtlich blumentragende Aeste getheilt hat.

Endlich theilte uns Herr Finanzrath Zeller *Conomitrium Julianum Mont.* mit Kapseln aus dem steinernen Becken des Seminarbrunnens zu Nürtingen mit, der dritten Stadt in Württemberg, in welcher dieses seltene, immer nur in Brunnen vorkommende Moos, entdeckt worden ist.

Somit sind in diesem Jahr 154 Arten und Abarten von Gewächsen eingekommen.

Wir kennen jetzt 1386 Arten württembergischer Gefässpflanzen, wovon 1257 in unserer Sammlung vorliegen.

Minder günstig ist der Stand unserer Kenntniss der württembergischen Zellenpflanzen, obgleich diese schon an Zahl der Arten die Gefässpflanzen übertreffen, an Zahl der Exemplare wohl um mehr als das Zehnfache (ein einziger Brunnen in Stuttgart enthält deren mehr als die ganze Stadt Einwohner), so spielen sie doch in Beziehung auf Masse und Einfluss auf die Physiognomie des Landes eine so unbedeutende Rolle, dass sehr wenige unserer Botaniker ihre Forschungen bis auf diese häufig nur mit bewaffnetem Auge erkennbaren, theilweise schwer zu erhaltenden Gewächse ausdehnen, es sind daher bis heute in Württemberg nur beobachtet und aufgezeichnet worden, acht Armleuchter-Gewächse, 60 Lebermoose, 243 Laubmoose, 248 Flechten, 173 Algen und 431 Pilze, wovon auch der bei weitem grösste Theil in den Herbarien der Entdecker und der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines aufbewahrt wird; das 1851 neu angelegte Herbarium unseres Vereines enthält aber nur fünf Armleuchter-Gewächse, 47 Lebermoose, 155 Laubmoose, 144 Flechten, 93 Algen und 67 Pilze, somit 511 der bisher in Württemberg gefundenen 1163 Zellenpflanzen.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) durch Geschenke:

Compte-rendu annuel adressé à S. Exc. Mr. de Brock etc., par le Directeur de l'Observatoire physique central, A. T. Kupfer. Année 1855. Suppl. aux Annales de l'Observ. phys. centr., pour l'année 1854. St. Petersbourg, 1856. 4°.

Geschenk von der Administration impér. des mines à St. Petersbourg.

Lettres sur les Roches du Jura et leur distribution géographique dans les deux hemisphères par Jules Marcou. Livr. I. Paris 1857.

Geschenk vom Verfasser.

Verzeichniss der bisher in Oberschlesien aufgefundenen Käferarten, von Dr. J. Roger, herz. Hofrath und Leibarzt in Rauden. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Entomologie, herausg. vom Verein für schlesische Insectenkunde zu Breslau. Jahrg. X. 1856. Breslau 1857. 8°.

Einiges über Ameisen, von Hofrath Dr. Roger in Rauden. 8°.

Geschenke vom Verfasser.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg Heft 1. 2. 3. 4. 8°.

Geschenk vom Verein.

Deutschland und die angrenzenden Länder. Eine orographisch-geognostische Skizze von Daniel Völter, Prof. am k. Schullehrer-Seminar zu Esslingen. Mit einer geognostisch-colorirten Karte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Esslingen 1857. Verleger C. Weychardt.

Zur Anzeige in den Jahresheften von der Verlagsbuchhandlung C. Weychardt.

Lehrbuch der Zoologie zum Gebrauche beim Unterricht an Schulen und höheren Lehranstalten, von Dr. C. G. Giebel. Mit 124 in den Text gedruckten Abbildungen.

Zur Anzeige von der Verlagsbuchhandlung J. Fb. Diehl.

Lehrbuch der Botanik, zum Gebrauch beim Unterricht etc., von H. Hoffmann, Prof. in Giessen. Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen.

Zur Anzeige von derselben Verlagsbuchhandlung.

Lehrbuch der Mineralogie zum Gebrauche beim Unterricht etc., von Dr. A. Kenngott, Prof. am Polytechnikum in Zürich. Mit 55 in den Text gedruckten Abbildungen. Darmstadt 1857. 8.

Zur Anzeige von derselben Verlagshandlung.

W. Baumeister, die Knochenlehre des Rindes als Grundlage richtiger Beurtheilung des Aeussern desselben. 2te durchaus umgearb. Aufl. von Prof. Leyh. Stuttgart 1857. 8°.

Geschenk von Herrn Prof. Leyh.

Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte.

Jahrg. VIII. Heft 3. Abth. 2.

Jahrg. XI. Heft 3.

Jahrg. XIII. Heft 3.

Jahrg. XIV. Heft 1., 2. u. 3. 1858. Stuttgart 8°.

Geschenk von den Herren Verlegern.

Ein Besuch auf Schaumburg, von V. Ritter v. Zepharovich.

Ueber eine Pseudomorphose von Weissbleierz nach Bleiglanz. Von demselben.

Die Erzlagerstätten im Ljupkova-Thale. Von demselben.

Drei Separatabdrücke als Geschenk von dem Verfasser.

Geognostische Beschreibung der Hohenzollern'schen Lande von A. Achenbach. Mit einer geognostischen Karte. (Separatabdruck). Berl. 1857. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Essai d'Orographie Jurassique. Oeuvre posthume de Thurmann. Publié par l'Institut genevois. 1856. 4°.

Geschenk von Herrn J. Marcou.

Die Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche Psychologie in der Section für Staatsarzneikunde und Psychiatrie während der Versammlung zu Wien vom 16.—22. Septbr. 1856. Redig. v. Dr. A. Erlenmeyer. Neuwied 1857. 8°.

Die Gehirnatrophie der Erwachsenen. Eine Skizze von Dr. A. Erlenmeyer. 3te Aufl. Neuwied 1857. 8°.

Geschenke vom Verfasser.

Beiträge zur Ornithologie Afrika's, von Baron J. W. v. Müller. Lief. 1—4. Stuttgart $18^{53}/_{54}$ 4°.

Das Einhorn vom geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, von J. W. v. Müller. Stuttgart 1852. 8°.

Des Causes de la Coloration de la peau et des Differences dans les Formes du Crane au point de vue de l'unité du genre humain par le Baron J. W. de Müller. Stuttgart 1853. 8°.

Geschenke vom Verfasser.

Ueber einige an der Grenze von Keuper und Lias in Schwaben auftretende Versteinerungen, von Dr. F. Rolle. (Separatabdruck der Sitzungsberichte.) Wien 1858. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Weitere Nachweise der Kösener Schichten in Schwaben und in Luxemburg, von Dr. A. Oppel. 8°. (Separatabdruck der Wiener Sitzungsberichte.)

Geschenk vom Verfasser.

Rheinische Reise-Flora. Kurze Uebersicht und Charakteristik aller in dem Stromgebiet des Rheines, mit Ausnahme des alpinen Theils, vorkommenden Gefässpflanzen. Von Dr. Ph. Wirtgen. Cobl. 1857. 12°.

Geschenk vom Verfasser.

Le Jura par J. Marcou, lettre adressée au Dr. A. Oppel. (Separatabdruck.)

Geschenk vom Verfasser.

Geology of North America by J. Marcou. With 3 geological maps and 7 plates of Fossils. Zürich 1858. 4°.

Geschenk des Verfassers.

Dritter Bericht über die Leistungen des vaterländischen Vereins zur Bildung eines Museums für Oesterreich ob der Enns und Salzburg. Linz 1839. 4°.

4ter, 8ter und 11ter—17ter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1845—57. 8 Hefte. 8°.

Geschenk von Herrn Custos Carl Erlich in Linz.

Memorias de la Real Academia de Ciencias de Madrid. Tomo IV. 3. serie, Ciene. nat. Tomo. 2. part. 2. Madrid 1857. 4.

Geschenk von der Akademie.

b) durch Austausch unserer Jahreshefte, als Fortsetzung.

Quaterly Journal of the geolog. Society.

Vol. XII. part. 4 Nr. 48.
„ XIII. „ 1—4 „ 49—52.
„ XIV. „ 1. „ 53. London 1856—58. 8°.

Mémoires de la Société royale des sciences de Liège. Tome XII. Liège 1857. 8°.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Herausg. von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg. Bd. III. Hamb. 1856. 4°.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt.

Jahrg. VII. Nr. 2—4.
„ VIII. „ 1. Wien 18$^{56}/_{57}$. 8°.

Société des Sciences naturelles du Grand-Duché de Luxembourg. Tome III. Année 1855. Luxembourg 1855. 8°.

Natural history Review etc.
1854 Nr. 1—4.
1855 Nr. 5—8.
1857 Nr. 2. 3. London 8°.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg.
Bd. VII. Heft 3.
Bd. VIII. Heft 1—3. Würzburg 1857—58. 8°.

Sechster Jahresbericht über die Wirksamkeit des Werner-Vereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahr 1856. Brünn 1857. 8°.

Bulletins de l'Academie royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-arts de Belgique.
Tome XXII. Part 2. 1855.
Tome XXIII. Part. 1. 2. 1856. Brux. 8°.

Annuaire de l'Academie royale etc.
1856. 22. année.
1857. 23. année. Bruxelles. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.
Bd. VIII. Heft 4.
Bd. IX. Heft 1—3. Berlin 1856—57. 8°.

Verhandlungen des geologisch-botanischen Vereins in Wien.
Bd. VI. Wien 1856. 8°.

Jahresberichte über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Mineralogie und Geologie, von J. Liebig und H. Kopp.
Für 1856. Heft 1. 2. Giessen 1857.
Register zu den Berichten für 1847—56. 8°.

Zehnter Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. Veröffentlicht im Jahr 1857. 8°.

Bulletin de la Société géologique de France. 2. Ser.
Tome XII. feuill. 81—85. Paris 1854—55.
Tome XIII. feuill. 31—56. Paris 1855—56.
Tome XIV. feuill. 8—45. Paris 1856—57.
Tome XV. feuill. 1—8. Paris 1857. 8°.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe.
Bd. XXII. 1. 2. 3.
Bd. XXIII. 1. Wien 1856—57. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.
Bd. IV. Heft 1. Halle 1856. 4°.

Berichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg i. B.
Nr. 17—23. 25—27. 1857. 8°

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga.
5. Jahrg. 1851—52.
9. Jahrg. 1855—56. 8°.

Sechster Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Mit 2 Tafeln. Giessen, Juni 1857. 8°.

Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen in Amsterdam.
Afdeeling Natuurkunde. V. Deel. 2. & 3. Stuk.
" " VI. " 1.—3. "
" Letterkunde I. " 1—3. "
" " II. " 1—4. " 1856—57. 8°.

Octaviae Querela. Carmen cujus auct. J. Van Leeuven, e vico Zeegwart, certaminis poëtici Praemium nec. e legato J. H. Hoeufft adiudicatum est in conv. publ. Acad. Reg. scient. die IX. M. Martii 1847. Amstelod. 8°.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens.
Jahrg. XIV, Heft 2. 1857. 8°.

Flora der preussischen Rheinprovinz und der zunächst angrenzenden Gegenden. Ein Taschenbuch zum Bestimmen der vorkommenden Gefässpflanzen, bearbeitet von Dr. Ph. Wirtgen. Bonn 1857. 12°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg.
Jahrg. XI. 1857. 8°.

Vierunddreissigster Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1856. Breslau. 4°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Herausg. von E. Boll.
Jahrg. X. u. XI. Neubrandenburg 1856—57. 8°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Vereine für Sachsen und Thüringen in Halle, redig. von C. Giebel und W. Heintz.
Bd. VII—X. Berlin 1857. 8°.

Auszug aus den Sitzungsprotokollen des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. (Erstes Jahr von Juni 1848 bis Juni 1849.) Halle. 8°.

Smithsonian Contributions to Knowlegde.
Vol. IX. Washington 1857. 4°.

Report of the Superintendent of the Coast Survey showing the Progress of the Survey during the year 1856. Washington 1856. 4°.

Report of the geological Survey in Kentucky, made during the years 1854 and 1855, by D. D. Owen, principal Geologist; assisted by R. Peter, S. Lyon. Francfort (Kentucky) 1856. 8°.

Proceedings of the Boston Society of natural history.
1856. Vol. V.
1856—57. Vol. VI. pag. 1—160. 8°.

Proceedings Acad. nat. sc. of Philadelphia.
Vol. VII. Nr. 7. p. 223—302. III—VI. 1853.
Vol. VIII. Nr. 5. p. 161—327. u. XV—XXIV. 1856.
? 1857. p. 1—160. u. I—IV. 1857.

Act of Incorporation and By-laws of the Acad. of nat. sciences of Philadelphia. Philad. 1857. 8°.

Mémoires de l'Académie des Sciences, Arts et belles Lettres de Dijon.
Année 1830. 1831. 1832. 1834. 1836. 1843—44. 1845—46. 1847—48. 1849. 1850.
Deuxième Serie. Tome III. IV. V. 1854—56.

Compte-rendu annuel adressé à S. Exc. Mons. de Brock par A. T. Kupffer. Année 1855. (Suppl. aux Annales de l'Observ. pour 1854). St. Petersbourg 1856. 4°.

Monographie der fossilen Fische des silur. Systems des Russisch-Baltischen Gouvernements. Von Dr. Chr. H. Pander. St. Petersb. 1857. 4°.

Ueber die Placodermen des Devon'schen Systems. Von Dr. C. H. Pander. St. Petersbourg. 1857. 4°.

Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou.
Année 1856. Nr. 2—4.
Année 1857. Nr. 1. Moscou 1856—57. 8°.

Bericht über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Vom August 1834 bis Juli 1835. Basel. 8°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Heft 4. 1857. 8°.

Adress delivered at the Anniversary Meeting of the Geolog. Society of London, on the 20. Febr. 1857; prefaced by the Announcement of the Award of the Wollaston Palladium Medal and Proceeds of the Donationfund for the same Year. By Colonel J. E. Portlock. London 1857. 8°.

Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1856. Heft 1. 2. 8°.

Mathematische Abhandlungen der k. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahr 1855 und 1856. 4°.

Physikalische Abhandlungen der k. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1855 und 1856. Berlin 1856—57. 4°.

Bulletin de la Société des sciences naturelles de Neuchatel.
Tome IV. 2. cahier. Neuch. 1857. 8.

Tübinger Universitäts-Schriften aus dem Jahr 1857. Tübingen 1858. 4°.

IV. Zuwachsverzeichniss der k. Universitäts-Bibliothek zu Tübingen. 1856 bis 1857. 4°.

Fünfzehnter Jahresbericht der Pollichia, eines naturwissenschaftlichen Vereins der Rheinpfalz. Mit einer grossen lithographischen Tafel Th.

Gümbels: Abbildungen sämmtlicher Laubmoose des Fichtelgebirgs in natürlichen Gruppirungen enthaltend. Landau 1857.

Mémoires de la Société impériale des sciences naturelles de Cherbourg, publ. sous la direction de M. A. Le Jolis.
Tome IV. 1856. 8°.

Geognostische Beschreibung der preussischen Oberlausitz, theilweise mit Berücksichtigung des sächsischen Antheils. Nach den Ergebnissen einer auf Kosten der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz unternommenen Reise entworfen von E. Fr. Glocker. Mit 50 Figuren, 1 Tafel und 2 Karten. Görlitz 1857. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz.
Bd. I. Heft 1. 2. 1857. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.
Bd. VI. Heft 1. 1858. 8°.

Natural history Review and quaterly Journal of science of Dublin.
Vol. V. nr. 1. January 1858.

Journal of the geolog. Soc. of Dublin.
Vol. III. 1844—48.
Vol. IV. 1848—50.
Vol. V. 1850—53.
Vol. VI. 1853—55. 8°.

c) durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Bulletin de la Société d'histoire naturelle du Départ. de la Moselle.
Cah. 1—8. Metz 1843—57. 8°.

Transactions of the Academy of Science of St. Louis. Vol. I. Nr. 1. St. Louis 1857. 8.

Annales de l'Observatoire physique central de Russie publiés par Ordre de Sa Maj. imp., sous les auspices de S. Exc. Mr. de Wrasck, par A. T. Kupfer.
Année 1854. Nr. 1. 2. St. Petersb. 1856. 4°.

Verhandlungen des Vereins für Naturkunde zu Pressburg.
Jahrg. I. 1856.
Jahrg. II. Heft 1. 2. 1857. 8°.

Apotheker Weismann, als Cassirer des Vereins, verlas den Kassenbericht.

Rechnungsablegung
bei der Generalversammlung zu Cannstadt
am 21. Juni 1858.

Ich erlaube mir der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand der Vereinskasse zu erstatten und zwar über die Rechnung des 14ten Jahres $18^{57}/_{58}$.

Schönheitssinn bilden auch ein integrirendes Element des menschlichen Wesens; sie sind der Bildung, der Veredlung in einem unendlichen Grade fähig, sie verschmelzen in ihrer Vollendung und Reinheit mit dem Wahrheitssinn, mit dem sittlichen, ja selbst mit dem religiösen Gefühl zu einer untrennbaren Einheit, und der Gipfel der ästhetischen Bildung läßt sich ohne einen lebendigen Sinn für Wahrheit und Güte nicht einmal erreichen. Wir möchten nicht behaupten, die Wahrheit solle dadurch, daß sie im Gewande der Schönheit auftrete, sich geneigte und gefällige Aufnahme erschmeicheln, und die Tugend solle, statt an den Willen sich zu wenden und die Sehnen der Mannhaftigkeit zu spannen, als gewinnende Grazie sich empfehlen; wir hielten es für bedenklich und gewagt, die ästhetische Bildung und Weltanschauung zur Basis aller moralischen und intellektuellen Bildung zu machen, die Literatur zur einzigen Schule der Weisheit und Sittlichkeit zu erklären, und aufs Theater z. B. hinzuweisen, als auf die Veranschaulichung der Gesetze der Weltgeschichte; nicht allein aus Bildern und Fiktionen, und wären es die genialesten und trefflichsten, lernt man die Wahrheit, den Sinn und die Aufgaben des Lebens kennen, und nie kann die Literatur den Mangel einer kräftigen, gesunden und großen Wirklichkeit ersetzen und vergüten: aber die letzte Vollendung, eine Art Weihe, kann die ästhetische Bildung, die Bekanntschaft mit der Literatur und Poesie der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung geben, sie kann die Kenntnisse und Einsichten lebendiger machen, die verschiednen Elemente und Sphären der Bildung auf eine gefällige und harmonische Weise verbinden, Gefühl und Anschauung kräftiger wecken, das allgemein menschliche Bewußtseyn erweitern, in einer engen Sphäre des Wirkens und Daseyns die Aussicht in größere und erhabnere gewähren, in der Monotonie des alltäglichen Lebens einen kühnen und frischen, vom Gemeinen nicht zu überwältigenden Sinn nähren, für manche Entbehrungen einen idealen Ersatz bieten und die Seele in die schmerzstillenden Wellen der Schönheit und Begeisterung tauchen. Das Alles kann die Literatur, wenn sie Heroen aufzuweisen hat wie die deutsche — und will man ihr noch im Ernst vorwerfen, daß sie unnütz, entnervend, für Sittlichkeit und Religiosität nachtheilig wirke?

Und endlich haben wir noch die Literatur von einer Seite zu betrachten, von welcher sie eine neue Bedeutung, eine unendliche

Am 1. Juli 1857 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl.	3736. —
b) Ausstände		2. 42.
c) Cassavorrath		149. 54.
d) Zuwachs an hessisch. Loosen		9. —
	fl.	3897. 36.

Der Ausstand des vorigen Jahres mit . fl. 2. 42. wurde bezahlt.

Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt . . . . . fl. 1000. —

An Capitalzinsen wurden eingenommen fl. 163. 40.

Nach der vorigen Rechnung war die Zahl der Mitglieder und Actien: 343.

Zuwachs in dieser Periode 31 und zwar durch die Herren:

Oberstlieutenant v. Bayha,
Finanzrath Dr. Zeller,
Reallehrer Zinck in Ebingen,
Emil Münzing in Heilbronn,
Bau- und Garten-Direktor v. Wild,
Catharinen-Hospitalverwalter Seyffardt,
Consul Frank in San Franzisko,
Friseur Haas,
Hofconditor R. Schäzlein,
Sparkasse-Cassirer Ritter,
Oberregierungsrath v. Fleischhauer,
Baron Hofer v. Lobenstein,
Kaufmann G. Guthrod,
Posamentier Brunarius,
Rechtsconsulent Gwinner,
Factor A. Hvass,
Maler Schmidt,
Major v. Gasser,
Studiosus Knapp,
Buchhändler Gustav Hofmann,
Med. Doctor Hölder,

Emil Hochdanz,
Repetent Baur,
Oberbaurath v. Klein,
Friedrich Deinhard aus Deidesheim,
Apotheker Reihlen,
Particulier A. Cohen,
Professor Dr. Leydig,
Revisor Redwitz,
Hofrath Dr. Klumpp,
Apotheker Kissling in Ulm.

Die Actienzahl 374 hat sich durch den Austritt von 12 Mitgliedern um 12 vermindert; die Ausgetretenen sind die Herren:

Postmeister Gundlach in Blaufelden,
Forstassistent Kuttler in Süssingen,
Stabsmajor de Chaffande in Bern,
Oberamtmann Lindenmaier in Horb,
Dekan Dillenius von Weinsberg,
Obermedic.-Rath v. Cless,
Pfarrer Römer,
Assistent Schmidt,
Kaufmann Gerber in Gmünd.

Gestorben sind:

Obermedic.-Rath Dr. Rieke,
Bergraths-Registrator Reuss,
Oberförster v. Zell in Rottenburg.

Die Zahl der Actien ist nun 362 mit ebensoviel Mitgliedern, welche à fl. 2. 42.	fl. 977. 24.
betragen; davon wurden 360 bezahlt mit . . .	972. —
im Ausstand blieben 2	5. 24.
Als Beitrag pro 18$^{m}/_{49}$ von der Königl. Centralstelle	75. —
Die ausserordentliche Einnahme beträgt . . .	13. 30.
Auf den Grundstock wurden in dieser Periode hingelehnt	500. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl.	27. 34.
2) „ Mobilien		73. 54.
3) „ Vermehrung der Sammlung		144. 3.
4) „ Buchdrucker- etc. Kosten		1356. 42.
5) „ Reinigung und Miethe .		22. 50.
6) „ Aufwärter		137. —
7) „ ausserordentl. Ausgaben		18. 34.
8) „ Capitalsteuer u. Versicherung		11. 28.
	fl.	1792. 5.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1858.

Am 1. Juli 1857 war der Activcapitalstand . . .	fl.	3897. 36.
Hiezu hingelichen . .		500. —
	fl.	4397. 36.
Davon Ablösung		1000. —
Rest	fl.	3397. 36.
Hiezu die Activaausstände		5. 24.
„ den Cassenbestand		84. 41.
Zuwachs von den hessisch. Loosen		27. —
Rest somit Vermögensstand am 1. Juli 1858	fl.	3514. 41.
Am 1. Juli 1857 betrug das Vermögen:		
a) Capitalien . . .	fl.	3736. —
b) Ausstände . . .		2. 42.
c) Cassavorrath . .		149. 54.
d) Zuwachs der hessisch. Loose . .		9. —
	fl.	3897. 36.
Somit Vermögens-Abnahme	fl.	382. 55.

Wahl der Beamten.

Die bisherigen Vorstände des Vereins, Prof. Dr. v. Rapp und v. Kurr, wurden auf den Vorschlag des Grafen v. Man-

delslohe durch Acclamation wieder gewählt; dasselbe fand statt bei derjenigen Hälfte des Ausschusses, welche nach §. 12. der Statuten diesmal auszutreten hatte. An die Stelle des verstorbenen Grafen v. Seckendorff wurde Herr Bergrath v. Schübler in den Ausschuss gewählt.

Der Ausschuss besteht somit aus folgenden Mitgliedern:

Zurückgebliebene:

Professor Dr. v. Fehling,
Medicinalrath Dr. Hering,
General-Stabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Dr. W. Mensel,
Bergrath Dr. v. Schübler,
Apotheker Weismann, sämmtlich in Stuttgart.

Neugewählte:

Finanzrath Eser in Stuttgart,
Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
Professor Dr. Fraas in Stuttgart,
Oberreallehrer Blum in Stuttgart,
Professor Dr. Hochstetter in Esslingen,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger,
Professor Dr. Kästlin,
Oberstudienrath Dr. v. Kurr in Stuttgart.

Zu Ergänzungsmitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung vom 26. August gewählt:

Professor C. W. Baur,
Professor Holtzmann,
Dr. Marx,
Dr. Zech, sämmtlich in Stuttgart.

Auch wurden die bisherigen Secretäre, General-Stabsarzt Dr. v. Klein und Professor Dr. Krauss, sowie der bisherige Cassirer, Apotheker Weismann ersucht, ihre Aemter beizubehalten.

Bei der Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes erhoben sich für Tübingen und Ulm nur wenige Stimmen,

dagegen fand Stuttgart leicht die Majorität und es wurde Oberstudienrath Dr. v. Kurr zum Geschäftsführer gewählt.

Hierauf trug Oberstudienrath Dr. v. Kurr den Nekrolog des verstorbenen Grafen v. Seckendorf vor.

Graf Carl Friedrich August von Seckendorff-Aberdar war der dritte Sohn des ehemaligen württembergischen Staatsministers Grafen von Seckendorff, eines wegen seiner Rechtschaffenheit und ungeschminkten Frömmigkeit auch in weiteren Kreisen wohlbekannten Mannes, dessen Familie aus Oesterreich stammte und dem österreichischen Hause mehrere berühmte Staatsmänner und Generale gegeben hatte. Seine Mutter war eine geborne Freiin v. Biedenfeld, eine Frau, welche ihre Einfachheit und ihren frommen Sinn auch ihren Kindern einzuprägen suchte und an diesem ihrem Sohne mit besonderer Liebe hing.

Er ward geboren zu Stuttgart am 9. December 1786 und erhielt seine Schulbildung vorzugsweise in dem Stuttgarter Gymnasium in Gemeinschaft mit mehreren jetzt noch lebenden Mitgliedern unseres Vereins (den Herren Staatsrath v. Roser, Obermedicinalrath v. Jäger und Anderen), wobei ihm Herr M. Rösler, der nachherige Pfarrer in Marschalkenzimmern, als Hofmeister zur Seite stand, mit welchem er auch noch lange nachher, ja bis zu dessen Tode einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Einen Theil seiner Jugendjahre brachte er in einem Herrnhuter Erziehungs-Institut in der Lausitz zu, und als er das 18. Jahr kaum erreicht hatte, bezog er die Universität Landshut in Bayern, wo auch die Familie eines ihrer Erbgüter hatte. Er hörte daselbst u. A. die Vorträge eines Tiedemann über Zoologie, Botanik u. s. w. und fand schon damals Geschmack an den Naturwissenschaften überhaupt, wie er denn auch noch später mit Wärme und Dank von seinen damaligen Lehrern sprach; auch legte er sich schon frühe auf das Einsammeln von Käfern und Schmetterlingen, so dass er noch in spätern Jahren mit Liebe und Sachkenntniss der Entomologie zugethan blieb. Dass aber die guten Lehren, die er im elterlichen Hause empfangen hatte, nicht fruchtlos geblieben, dafür spricht am Besten eine Stelle aus dem Briefe seiner Mutter, den sie ihm nach Landshut schrieb,

worin es heisst: „Du hast uns bis jetzt noch nicht einen Kummer gemacht.“ Im Jahre 1807 und 1808 setzte er seine Studien in Tübingen fort und legte sich unter Malblanc, Mayer u. A. auf die Rechtswissenschaft. Er traf daselbst mit seinen Schulfreunden aus Stuttgart wieder zusammen und schloss mit mehreren derselben, namentlich auch mit dem jetzigen Hofrath Dr. Elsässer einen bleibenden Freundschaftsbund.

Nach vollendeten Studien kam er nach Stuttgart, erstand das Examen im Justizfach und wurde alsbald als Assessor bei dem Justizcollegium angestellt, später als Polizeirath der Oberpolizeidirection der Residenz zugetheilt und hierauf zum Regierungsrath bei der Stuttgarter Stadtregierung berufen. Als diese aufgehoben und die Stadtdirection der Kreisregierung in Ludwigsburg zugetheilt wurde, funktionirte er einige Zeit bei der Rekrutirungskommission, wurde aber bei der neuen Organisation quiescirt und späterhin als Regierungsrath pensionirt. Von dieser Zeit an nahm er seinen Aufenthalt bleibend in Stuttgart, wurde Mitglied der Königl. Centralstelle des Wohlthätigkeitsvereins, deren Geschäfte er mehrere Jahre als provisorischer Vorstand leitete, wofür ihm in Anerkennung seiner nützlichen Dienste von S. Maj. dem König zuerst das Ritterkreuz, später das Kommenthurkreuz des Kronordens verliehen wurde, nachdem er schon lange zuvor das Ehrenamt eines Kammerherrn und Ceremonienmeister erhalten hatte.

Neben dem Armenwesen, das unsern Freund oft sehr in Anspruch nahm, widmete derselbe einen Theil seiner Zeit dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie, Petrefaktenkunde und Malakozoologie, und bald gewann letztere die Oberhand. Schon 1830 hatte er eine fast vollständige Sammlung der württembergischen Conchylien zusammengebracht, und als 1834 die Versammlung der deutschen Naturforscher in Stuttgart zusammentrat, nahmen manche auswärtige Mitglieder derselben Einsicht von seiner mit grossem Fleiss und wissenschaftlichem Sinn angelegten Sammlung; und da er immer gerne mittheilte, so wirkte er dadurch in hohem Grade anregend auf Alle, die ihm näher kamen, besonders auch auf die Jugend, welche

er gerne an seinen Excursionen theilnehmen liess. Jene Versammlung brachte auch die Naturforscher Stuttgarts in nähere Berührung mit einander und es bildete sich ein Kreis von etwa 20 Mitgliedern, welche sich von da an jeden Montag Abends in einem besondern Zimmer des obern Museums vereinigten, um wissenschaftliche Gegenstände in ungezwungener Weise zu besprechen. Diesem gehörte Seckendorff von Anfang an an und so wurde er auch einer der Mitstifter unseres Vereins (26. August 1844), welcher aus jenem kleinen Kreise hervorgegangen ist und in welchem Seckendorff seit Jahren als thätiges Ausschussmitglied gewirkt hat.

Im Verlauf der letzten 15 Jahre war Seckendorff hauptsächlich bemüht, das Studium der Conchylienkunde weiter zu betreiben und sich auch mit den Meermollusken zu beschäftigen, zu welchem Ende er jede Gelegenheit benützte, um seine Sammlungen zu vergrössern und sich die nöthige Literatur zu verschaffen. So kam es denn, dass er allmählig eine sehr schöne Sammlung von Conchylien zusammenbrachte, welche auch von Kennern, wie Charpentier, Albers u. A. mit Vergnügen beaugenscheinigt wurde, und namentlich viele seltene *Helix*- und *Bulimus*-Arten enthielt (denn die Landschnecken behielten immer den Vorrang). Dass es ihm aber nicht blos um das Sammeln und Haben zu thun war, das geht einerseits aus der liebenswürdigen Bereitwilligkeit, Andern mitzutheilen, andrerseits aus seiner schönen und gründlichen Zusammenstellung der lebenden Land- und Süsswassermollusken Württembergs hervor, welche im 2. Jahrgang unserer Jahreshefte 1846 (S. 3 — 59) enthalten ist. Und dass er bei aller Liebe zu den Schaalen und Gehäusen nie ein Thier unnöthig ums Leben brachte, vielmehr jedes, auch das kleinste Thierchen als ein Geschöpf Gottes betrachtete, spricht für eine ungewöhnliche Zartheit des Gefühls. Wie oft war ich dabei, wenn er eine Schnecke aus dem Wege flüchtete, damit sie nicht zertreten wurde; wie konnte er ärgerlich werden, wenn Jemand eine Spinne oder eine Blindschleiche unnöthiger Weise ums Leben brachte!

Seckendorff war von kräftigem Körperbau und erfreute sich

bis zum Austritt des 70. Lebensjahres einer guten Gesundheit, wie sich diess bei seiner mässigen, einfachen und geordneten Lebensweise nicht anders erwarten liess; nur zuweilen hielt ihn ein Katarrh oder eine Hämorrhoidaldiarrhöe einige Tage zu Hause. Seit $1^1/_2$ Jahren hatte er öfters über Kurzathmigkeit zu klagen, wodurch er denn auch von grösseren Spaziergängen und Excursionen, wie wir sie sonst jede Woche einmal zu machen pflegten, abgehalten wurde. Im December 1857 befiel ihn eine heftige Diarrhöe, welche eine bedeutende Schwäche zurückliess, und Mitte Januar d. J. kam eine nervöse Grippe hinzu, welche bald Brustkrämpfe, mit den Symptomen von Hypertrophie des Herzens verbunden, zur Folge hatten. Obwohl gegen Mitte Mai's einige Besserung eintrat, so dass er einige Male spazieren gehen konnte, so verschlimmerte sich dennoch bald wieder dieser Zustand und führte am 9. Juni ein sanftes Ende herbei.

Die Section ergab bedeutende Vergrösserung des Herzens, Emphysem der Lungen und Fettbildung auf dem Herzen.

Seckendorff war nie verheirathet und führte ein stilles, einsames Leben. Er besass bei ruhigem, mannhaftem Charakter eine angeborne Herzensgüte und Anspruchslosigkeit und verband damit eine Mildthätigkeit gegen Arme und eine Dienstfertigkeit gegen Jedermann, wie man sie selten in unsern Tagen trifft. Bei dem schlichten und in jeder Hinsicht bescheidenen Wesen machte sich ein gewisser Anstand und ein hohes Gefühl für das Schickliche geltend, so dass er sich mit Leichtigkeit in allen Kreisen bewegte und sich überall, wo man ihn näher kennen lernte, Achtung erwarb. Seinen Freunden war er mit treuer Liebe zugethan und sein Andenken wird bei ihnen stets im Segen bleiben.

Vorträge.

I. Dr. Zech erklärte und zeigte unterm Mikroskop die optischen Erscheinungen, welche das honigsteinsaure Ammoniak darbietet.

Ein durchsichtiger Krystall zeigt im polarisirten Lichte entweder keine besondere Erscheinung, oder ein Ringsystem um einen Mittelpunkt, oder ein Ringsystem um 2 Mittelpunkte oder

Pole. Krystalle der ersten Klasse gehören dem regulären, die der zweiten dem 3 und 4gliedrigen, die der dritten den übrigen Systemen an. Interessant und für die Physiker unerklärt ist das verschiedene Verhalten in dieser Beziehung bei demselben Krystall für die verschiedenen Farben. Ein recht auffallendes Beispiel ist das honigsteinsaure Ammoniak. Bei grünem Licht gehört es zur zweiten, bei rothem und blauem zur dritten Klasse und auch bei diesen Lichtarten besteht noch der Unterschied, dass die Verbindungslinien der zwei Polpaare senkrecht zu einander sind.

II. Obermedic.-Rath Dr. v. Jäger sprach über den *Tamus elephantipes Linn.*, eine sehr merkwürdige, in Südafrika einheimische Pflanze, indem er zugleich den in der Mitte durchschnittenen, beiläufig 20 Jahre alten Mittelstock derselben vorzeigte, aus dessen oberem Theile sich gewöhnlich zu Ende des Frühjahrs ein neuer Stamm oder die neue einjährige Pflanze entwickelt. Dieser Jahrestrieb war jedoch, wie es schien, in Folge der Einwirkung der Kälte während des Winters abgestorben. Er würde sich aber vielleicht unter gehöriger Pflege der Pflanze im Laufe des Sommers noch entwickelt haben, indem das Innere des Stammstocks noch vollkommen gesund zu seyn schien. Den innern Raum des holzartigen, in einzelne unregelmässig-eckige, pyramidenförmige Echochargen getheilte Rinde des Mittelstocks besteht nemlich aus einer gelblich weissen, markigen, der einer weichen Kartoffel ähnlichen Masse, welche auch wie bei jener vorzugsweise aus Stärkmehl besteht. Desshalb wird der Mittelstock des *Tamus elephantipes* in seinem Vaterlande bisweilen am Feuer geröstet als Nahrungsmittel benutzt. Da der Mittelpunkt, wie mehrere von Freiherrn v. Ludwig vom Cap mitgebrachte Exemplare zeigen, nicht selten eine Höhe von 2′ und darüber und einen Durchmesser von 10 — 12″ erreicht, so würde ein solches Exemplar schon zur Stillung des Hungers einer ansehnlichen Gesellschaft zureichen, welche mit diesem einfachen Mahle sich begnügen müsste. Eine solche grosse Pflanze hat wohl ein Alter von vielen Jahren erreicht und dabei jedes Jahr einen neuen Blätter und Blüthen tragenden Stamm entwickelt, dessen Zweige mit ihren Spitzen nahe stehende Gegenstände um-

ranken. Der Stammstock des *Tamus elephantipes* stellt also eine perennirende Kartoffel dar, welche jedes Jahr einen Stammtrieb hervorbringt, während die einzelne Kartoffel nur einmal einen Stamm über der Erde entwickelt, zugleich aber auch eine grössere Zahl von Knollen unter der Erde hervorbringt. Diese dienen bekanntlich vorzugsweise zur Vermehrung der Kartoffelpflanzen, welche gleichwohl auch aus Saamen erzogen werden können, indess der Mittelstock oder die Knolle des *Tamus* nie durch unmittelbare Production von kleineren Mittelstöcken oder Knollen sich vermehrt. Die jungen Pflanzen von *Tamus* wurden hier und in Tübingen aus Samen der Pflanzen erhalten, welche Freiherr v. Ludwig aus Afrika mitgebracht hatte, ohne dass jedoch die frühere Entwickelungsstadien der ohne Zweifel mit Pistillen versehenen männlichen Blüthen beobachtet worden waren. Auch Hugo v. Mohl gibt in seiner zuerst 1836 als Dissertation erschienenen und in seinen vermischten Schriften pag. 186. abgedruckten Abhandlung über den *Tamus elephantipes* keinen weiteren Nachweis über die Blüthen der betreffenden Exemplare des *Tamus*, welche allgemein als blos männlich angenommen wurden, während einzelne unerwartet und unbemerkt Samenkapseln mit vollkommenem Samen entwickelten, aus welchem wieder vollständige Pflanzen erhalten wurden. Die Stellung des *Tamus* unter *Dioecia Hexandria* im Sexualsysteme weisst darauf hin, dass die männlichen und weiblichen Blüthen wenigstens in der Regel auf verschiedenen Pflanzen sich befinden, und es soll sogar nach einer von Herrn Professor Dr. Krauss mitgetheilten Notiz auf dem Cap die Meinung bestehen, dass die weiblichen Pflanzen im Innern des Landes häufiger seien. Es ist mir darüber kein bestimmter Nachweis bekannt; die hierüber gemachten Erfahrungen setzen indess fast ausser Zweifel, dass vorzugsweise männliche Pflanzen auch hin und wieder weibliche und Zwitterblüthen hervorbringen. Es würde also der *Tamus* darin dem gleichfalls dioecischen Hanf nach Autenrieth's in seiner Preisschrift

*) Diss. inaug. de Discrimine sexuali jam in seminibus plantis ra apparente. Tüb. 1821.

Wichtigkeit erhält. Die Literatur eines Volks, jenen Begriff in seinem höchsten Sinn genommen, so daß darunter die edelsten, dauerndsten, vorzüglich die poetischen Erzeugnisse seines Genius begriffen sind, ist für eine Nation ein kostbarer Schatz, und zwar kein todter und unfruchtbarer, sondern ein lebendiger, eine immer und Allen zugängliche Quelle nicht bloß des individuellen Genusses, nein! nährend auch das erhebende Selbstbewußtseyn der Nation, ihren gerechten und edeln Stolz auf die Geister, die in ihrer Mitte erstanden, in ihren Schöpfungen ihre Sprache verherrlicht und bereichert haben. Die Sprache ist es, die die Nationen verbindet und ihre organische Einheit repräsentirt, und der Werth dieses Allen gemeinsamen Besitzes steigert sich unendlich durch die aus diesem Material erbauten geistigen Denkmale der großen Dichter; so übt die Literatur eine bindende Kraft, die sich mit den Jahrhunderten verstärkt, und der Engländer, der freilich auch sonst Grund hat, auf sein Heimathland stolz und ihm anhänglich zu seyn, fühlt gewiß sein Herz auch darum noch inniger verwachsen mit der Gesammtheit und dem Genius seines Volkes, weil der größte, vor zwei Jahrhunderten gestorbne Dichter der neuen und vielleicht aller Zeit, dessen Echo noch heute ganz England und Europa ist, ein Britte war, und den Schatz der Literatur Englands ebenso sehr zum reichsten an köstlichen Edelsteinen machte, als seine Krone und Schatzkammer es an Juwelen und Gold sind. Und wir Deutsche — haben wir Ursache, unserer Literatur, so wie sie seit etwa sechzig Jahren sich gestaltet hat, uns zu schämen? Kann man verkennen, daß das Beste und Gediegenste mit immer tiefern und kräftigeren Wurzeln in den Kern der Nation hinabdringt, und, während die Ephemeren der Tagesliteratur in Massen kommen und verschwinden, einen Augenblick die altehrwürdigen Namen in Vergessenheit zu bringen drohen und im nächsten Augenblick verdorren wie Gras, — in aller Stille mehr und mehr Boden gewinnt? Die Klagen über die überhandnehmende Frivolität in der Literatur, über schwindelhafte Spekulationen von Buchhändlern, über schmähliche Abhängigkeit der Autoren von dem corrupten Geschmack eines blasirten Theils des Publikums und manche andre Uebelstände mögen im Allgemeinen nicht unbegründet seyn; aber so lange man sich überzeugt halten darf, daß der Grundstock des Guten doch im Wachsen begriffen ist, so lange

bekannt gemachten Beobachtungen analog sich verhalten so wie dem monoecischen Mays, an dessen männlichen Aehren nicht selten einzelne oder auch mehrere weibliche oder Zwitterblüthen und daher unerwartet reife Körner gefunden werden, indess bei der zahmen Castanie sogar bisweilen an die Stelle sämmtlicher Blüthen des männlichen Amentum lauter weibliche Blumen getreten sind, welche reifen Samen tragen, wobei also zu der Metamorphose des Geschlechts auch die des Blüthenstandes hinzukommt. Es ist jedoch anzunehmen, dass es abgesonderte weibliche Pflanzen des *Tamus* gebe, oder dass auf gewöhnlich männlichen Pflanzen in einem gewissen Alter, oder unter noch unbekannten Verhältnissen der Zahl der weiblichen Blumen zunehme oder überwiege und also die zuvor männliche Pflanze zur weiblichen werde,*) wie dies in den zuvor angeführten Beispielen der Castanie bei einer grösseren Zahl von männlichen Amentis der Fall ist. Eine nähere Beschreibung oder Abbildung der weiblichen Pflanze ist mir nicht bekannt. Die Abbildung l'Heritiers betrifft die männliche Pflanze, da er bemerkt, dass er die weibliche nicht kenne. Die Abbildung eines sehr grossen Exemplars in sehr verkleinertem Maasstabe hat der verstorbene Garteninspector Hartweg**) auf dem Umschlage seines Hortus Carlsruhanus gegeben, und den *Tamus* p. 279. wahrscheinlich mit dem von ihm selbst geschaffenen Namen Schmeerwurz bezeichnet. Von Interesse ist noch das Ranken der Zweige dieser Pflanze, welche nach allen Seiten in ziemlich horizontaler Richtung von dem Hauptstamme abgehen. Von dieser Richtung werden sie durch in ihre Nähe gesteckte Stäbe nicht abgelenkt. Sie umfassen die Stäbe aber sogleich, wenn sie mit ihrer feinen Spitze die Stäbe erreichen und sofort rankend fortwachsen. Ebenso verhält sich das Ende des Hauptstamms selbst und es findet also kein Suchen eines Gegenstandes statt, um welchen das Ende des Stammes oder der Zweige ranken könnte.

---

*) Harlan medical and physical Resear. bemerkt sogar, dass manche Pflanzen ein Jahr männlich, das andere weiblich seien.

**) Hortus Carlsruhanus oder Verzeichniss der Gewächse, welche in dem Grossherz. Garten in Carlsruhe cultivirt werden. 1825. 8.

III. Obermedic.-Rath Dr. G. v. Jäger trug ferner einige Bemerkungen in Betreff der Ueberreste von Menschen und Thieren vor, welche zu der Annahme eines höhern Alters führen und für wirklich fossile Ueberreste gehalten werden könnten. In der 1855 erschienenen, von dem statistisch topographischen Bureau herausgegebenen Beschreibung der Stadt Stuttgart ist bei der Beschreibung des alten Schlosses der Löwen des Herzog Ulrichs vom Jahre 1509 bis 1540 nebst einem eigenen Löwenmeister erwähnt. Die Löwen wurden ohne Zweifel in dem schon damals ganz trocken gelegten Theile des das alte Schloss umgebenden, früher mit Wasser gefüllten Grabens verwahrt. Später wurden darin zum Verhetzen bestimmte Bären gehalten, welchen die Vorderfüsse auf den Rücken gebunden waren. Diesen geschichtlich hinlänglich constatirten Angaben reiht sich die Erwähnung von 5 Steinböcken, Seidenböcken u. s. w. an, und insbesondere von drei im Jahre 1736 von dem Könige von Preussen geschenkten Auerochsen. Wo die letzteren gehalten wurden, ist nicht näher angegeben. Es ist dieses Geschenk jedoch an und für sich merkwürdig, da der letzte Auer bei Tilsit 1809 geschossen wurde, die Auer aber sonst so selten geworden sind, dass nur unter dem Schutze des Kaisers von Russland eine Heerde von einigen 100 Stücken in dem Walde von Bialostock sich erhalten hat. Wo die Leichname der zuvor angeführten Thiere verscharrt wurden, ist unbekannt, und ebensowenig ist die Grabstätte der vielen Cameele, Büffel, Bison, Quagga,*) welche unter König Friedrich in Ludwigsburg gehalten wurden, bezeichnet, indess die in der Königl. Menagerie zu Stuttgart befindlich gewesenen Thiere zum Theil in der Nähe der Wohnung des damaligen Scharfrichters zwischen Gablenberg und Gaisburg verscharrt worden sein mögen. Die Scelette der kleineren Thiere, namentlich der zahlreichen Affen, fing man bald an für das Königl. Naturaliencabinet zu benutzen und mit Errichtung der Königl. Thierarzneischule wurden auch die Scelette der grossen Thiere für

*) Von diesem Quagga findet sich nur der Schädel auf dem Königl. Naturaliencabinet.

die Sammlungen des Königl. Naturaliencabinets und der Königl. Thierarzneischule bearbeitet. Dies geschah auch mit den auswandernden Menagerien erworbenen Thieren, allein in früheren Zeiten mögen manche dergleichen ausländische Thiere da und dort ihr Grab gefunden haben, aus dem sie möglicher Weise als fossile Ueberreste nicht einheimischer Thiere nach Jahrhunderten zu Tage gefördert werden könnten, indem je nach Beschaffenheit des Bodens u. s. w. keine sehr lange Zeit erfordert zu werden scheint, um den Knochen und Zähnen auch einheimischer Thiere das Aussehen von Fossilen zu verschaffen.

Es verdient dies einige Beachtung, wenigstens in Beziehung auf die grosse Zahl ausgegrabener Knochen und Zähne einzelner Thiere wie des Stiers und des Pferds. Von letzteren kommen zahlreiche Knochen und Zähne mit den Ueberresten des Mammuths und Rhinozeros u. s. w. vor, welche, trotz ihres entschieden fossilen Ansehens, doch schwerlich durchaus den vorweltlichen Thieren zugezählt werden können. Dies ist ebenso in Betreff des Stiers der Fall, und es ist hiebei zu bemerken, dass in früherer Zeit der Auer oder richtiger Wisent viel weiter gegen Süden vorkam, und dass also vielleicht eine mit den jetzigen Hülfsmitteln wiederholte Untersuchung der in Württemberg aufgefundenen Ueberreste des Stiers auch zum Theil auf den Auer oder Wisent führen könnte, da insbesondere einige Ortsnamen in Württemberg und Bayern auf das frühere Vorhandensein des Wisent in den betreffenden Gegenden hinweisen. Dabei bleibt es jedoch unzweifelhaft, dass die zumal in dem Torf vorkommenden Ueberreste des Stiers der unserem einheimischen Stier verwandten Art zugehören.

Von besonderem Interesse ist natürlich die Frage über das Vorkommen von Ueberresten der Menschen im fossilen Zustande und mit den Ueberresten von Thieren, welche einer längst vergangenen Periode der Erde angehören. Es ist schon wiederholt über einige Zähne aus den Bohnerzgruben der schwäbischen Alb (bei Melchingen) berichtet worden, welche mit Zähnen und Knochen urweltlicher Thiere gefunden wurden. Sie stimmen trotz ihres fossilen Ansehens so sehr mit Menschenzähnen über-

ein, dass sie von mehreren Anatomen Deutschands und Englands unbedenklich als solche angenommen wurden. Das Vorkommen von Affenzähnen in Griechenland bei Pikermi in einer gleichfalls tertiären Ablagerung könnte die von Dr. Jäger ausgesprochene Ansicht über die bei Melchingen gefundenen Zähne, dass sie nämlich allerdings Menschenzähne, aber nicht fossil, sondern durch irgend einen Zufall vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden in die betreffenden Bohnerzgruben gekommen seien, nicht aufheben. Es diente vielmehr zur Bestätigung dieser Ansicht der Umstand, dass die betreffenden Zähne sowohl in der Form als in der Grösse so bedeutend von den bei Pikermi von Professor Dr. Roth aufgefundenen Ueberresten von 2 Affenarten abwichen, welche von Andreas Wagner in München mit den Namen *Mesopithecus penthelicus* und *major* bezeichnet worden waren. Dagegen sind nun in neuerer Zeit von Herrn Fontan in Frankreich Zähne und einzelne Knochen von einem bedeutend grösseren Affen gefunden und von Lartet (Comptes rendues des Seances etc. Tom. 43. 1856. p. 219.) beschrieben und abgebildet worden. Diesen Zähnen würden sich in Absicht auf Grösse und Form die angeblichen Menschenzähne viel eher anreihen, somit auf eine der höheren Affenarten zu deuten sein, zu welcher der Gorillo, Orang Chimpansée und der Gibbon insbesondere gehören, dessen Zähne mit denen des Menschen am meisten Aehnlichkeit haben. Indem der Gibbon vorzüglich auf Bäumen lebt, nannte Lartet den ihm verwandten fossilen Affen *Dryopithecus Fontani*. Da sich auch in der Tübinger Sammlung einige der angeblichen Menschenzähne aus den Bohnerzgruben befinden sollen, so wäre eine wiederholte Vergleichung derselben mit den im Besitze des Herrn Oberstudien-Raths v. Kurr und des Herrn Professor Fleischer's befindlichen Zähnen und mit den Zähnen höherer Affenarten sehr wünschenswerth, um die spätere Entstehung des Menschen nach den bis jetzt vorliegenden Untersuchungen ausser Zweifel zu setzen.—Noch entstand eine kurze Debatte über die Bildung der Bohnerzgruben selbst und die Vorgänge, durch welche die thierischen Ueberreste in sie gelangt seien. Obermedicinal-Rath Dr. Jäger bemerkte hiebei, dass er früher die

entschieden in dem schwäbischen Jura stattgefundene vulkanische Veränderungen damit in Verbindung gesetzt habe, und bei dieser Hypothese durch die Zustimmung mehrerer ausgezeichneter Geognosten sich beruhigt habe, dass er aber jeden Augenblick dieselbe aufzugeben bereit sei, wenn nicht blos der Glauben der Anwesenden an den nicht stattgefundenen Einfluss der vulkanischen Vorgänge bei Ablagerung der Bohnerze und der in ihnen vorkommenden Zähne und Knochen in Anspruch genommen werde, und dass daher hierüber eine recht klare Auseinandersetzung einer andern Ansicht von Herrn Professor Fraas seiner Zeit mitgetheilt werden möchte.

IV. Professor Dr. Fraas hält nachstehenden Vortrag über die Bohnerze.

Die Eisen-Industrie am Süd-Abhang der Alb hat wie überall in den letzten fünf Jahren einen mächtigen Aufschwung erfahren und, da sie grösstentheils auf die tertiären Erze basirt, den Abbau der Bohnerze ungemein gesteigert. Die Bohnerz-Formation erweist sich als eine dermassen verbreitete, dass man sie nimmermehr als blos lokales Vorkommen betrachten darf, wie es bisher gar oft geschah, sondern als für sich bestehendes, weithin verbreitetes Glied der Tertiärformation, das sich in das System der tertiären Albbedeckungen einreiht, mit derselben Berechtigung, wie die Helixkalke oder die Cerithien-Bänke am Südrande der Alb. Man hatte sich im Lauf der Zeit an die Ansicht gewöhnt, als hätten die bestehenden Eisenwerke wegen der in der Nähe befindlichen Bohnerzgruben ihre Entstehung gefunden und würden die Bohnerze an andern Orten fehlen. Es lehrt aber nachgerade die Erfahrung, dass die Bohnerze viel weiter und auch fern von den Betriebsplätzen vorhanden sind und dass es nur darauf ankommt, sie auf dem grossen Feld der Alb zu suchen, um sie sicher an jedem beliebigen Orte zu finden, wo überhaupt die südliche Tertiärformation ihren Anfang nimmt.

Als zu Ende der 30ger Jahre die ersten eocenen Säugethierreste in den Bohnerzgruben bei Neuhausen durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bergraths Bilfinger ihre Beachtung

fanden, wurden sie noch von Herrn Medicinalrath v. Jäger, der in seinen fossilen Säugethieren denselben ihren gebührenden Platz eingeräumt hat, als Fremdlinge für unser Land angesehen. Sie sollten, da man sich nach der damaligen Anschauung der Sache gar nicht anders möglich dachte, durch die vulkanischen Klüfte und Spalten im Jura, die unterirdisch mit ferne liegenden Gegenden zusammenhingen, herbeigeführt und in den vulkanischen Bohnerz-Schlamm verbacken worden sein. Aehnlich sah man die Sache in benachbarten Bohnerzländern an. Nach Gressly und Quiquerez sind die Bohnerze das Resultat von vulkanischen Ergüssen eisenhaltiger Massen, theils in feuerflüssigem Zustand, theils in Schlammgestalt, oder aber das Produkt von sauren Dämpfen in Begleitung von aufwallenden Quellen. Als im Jahr 1851 die reichen Lager von Paläotherium und Anoplotherium entdeckt wurden, welche mit den Bohnerzen von Fronstetten in einer Grube zusammen liegen, hielt ich es für wahrscheinlicher, dass jene Erze die Produkte eisenhaltiger Quellen seien, welche in einen Tertiär-See bei Fronstetten mündeten oder einen solchen schliesslich bildeten, in welchem sofort auf natürliche Weise die Reste zahlloser Heerden von Dickhäutern, welche das Plateau der Alb bevölkerten, hineingeschwemmt wurden, um in dem Eisensauerling zu versteinern. — Nicht lange hernach machte Herr v. Alberti, die Richtigkeit meiner Anschauung in Zweifel ziehend, einige Punkte gegen mich geltend, die ich seither genauer in Untersuchung gezogen habe.

Zum Ersten fragt mein hochverehrter Freund, warum liegen die Bohnerze nur in Spalten, nicht auch in andern Vertiefungen? — Das eben ist es, was man vor wenigen Jahren so recht eben noch nicht kannte, jetzt aber hinlänglich durch vielfache Untersuchungen bestätigt worden ist, dass die Erze nichts weniger als blos gangförmig in Spalten sich finden, vielmehr in grosser Ausdehnung flötzartig in Mulden einlagern. Unsere schwäbischen Erzgräber unterscheiden scharf zwischen „Felserz“ und „Letterz“. Nur das erstere, dem Nordrand der Alb immer näher gelegene Erz findet sich in den Felsspalten der Alb. Im Süden ist das Letterz, das im Thone flötz-

und nesterartig eingelagerte Bohnerz, vorherrschend. Diese allein noch sind an primärer Lagerstätte, jene sind secundär, sie wurden in vorhandene Klüfte und Spalten der Alb hineingeschwemmt, nachdem sie zuvor von der ursprünglichen Lagerstätte losgerissen und sammt ihrem organischen Inhalt vom Wasser geschoben worden waren. Ist von der Bildung der Bohnerze die Rede, so muss entschieden von den Felserzen ganz abgesehen werden; hier sind keine ursprünglichen Lagerstätten, die uns Winke geben könnten über die Bildung: wir dürfen vielmehr nur auf die Letterze, die in Mulden lagernden Bohnerzflötze und Nester Rücksicht nehmen. Diese Letterze aber, von welchen hier mehrere instructive Stücke *) vorliegen, sind sowohl nach ihrer Schichtung, als nach ihrer petrographischen Beschaffenheit als ein Theil des Tertiärsystems zu betrachten, welches in jener Gegend den Jura deckt. Zunächst sind es Thone, reine, gelbe, oft weisse Thone, in welchen die einzelnen Körner des Erzes stecken. Bald aber wird den Thonen am Rande des Hegaus Quarzsand beigemengt, Stücke „jurassischer Nagelfluh", in welche am Ende die Bohnerze übergehen, und hat man nur noch eine Art Molasse unter den Händen, welche anstatt der darinsteckenden Erzbohnen rostbraun gefärbt ist. Die Frage Alberti's ist daher einfach dahin zu beantworten. Es gibt freilich Bohnerze nicht blos in Spalten, sondern es liegen die eigentlichen, wahren, ursprünglichen Erze von Haus aus nicht anders, denn in Mulden und Vertiefungen.

2. Zum andern benützt v. Alberti die grossen Thonmassen, die gerade ohne Fossile sind, zu einer Instanz gegen meine Anschauung. Woher sollen sie auf die Höhen der Alb geführt werden, wenn nicht durch Schlammvulkane? Ich gestehe, dass ich mich nicht getraue, auf eine solche Frage zu antworten, meine aber, dass man die Thonmassen recht gut und noch besser anders erklären kann, denn als Produkte einer vulkanischen Schlammruption. So finde ich z. B. viel

*) Die vorgezeigten Handstücke sind aus der Gegend von Tuttlingen, Mösskirch und dem Hegau.

plausibler, was Köchlin in der Sitzung der geol. Gesellschaft am 16. Juni 1856 geäussert hat. „Eisenhaltige Quellen brachen zu Tage; sie hatten nur Eisen in Lösung, noch keinen Kalk. Die Lösung des doppelkohlensauren Eisenoxyds veränderte aber seine Base, kohlensaurer Kalk ward substituirt an Stelle des kohlensauren Eisenoxyds. Das Eisen schlug sich als neutrales kohlensaures Eisen nieder, während die überschüssige Kohlensäure die Felswände corrodirte. Daraus entstanden einerseits die tertiären Conglomerate, welche nicht die Bohnerze begleiten, theils die Niederschläge von Thon und Sand. Das Alter der Bohnerze ist das der jurassischen Nagelfluh.“ Ich möchte zwar diese Ansicht nicht durchaus vertreten, doch ist sie in jeder Beziehung einfacher und natürlicher, als die vulcanische Ansicht. Keinesfalls machen einem die Thonmassen zu schaffen, sie sind unlösliche Theile der Juraschichten, die bei der Lösung des Kalkes im Reste blieben.

3. Die Funde von jurassischen Petrefakten, in den Bohnerzen z. B. Fisch- und Saurierzähne, Terebrateln, Cidaritenstacheln etc. nimmt v. Alberti für seinen Standpunkt in Anspruch und sagt consequenter Weise: sind die Bohnerze mit jurassischen Petrefakten tertiär, warum findet man auch nicht in der Molasse jurassische Petrefakten? — Ich kenne solche versteinerte Versteinerungen von verschiedenen Orten; erst kürzlich bekam ich aus den Erminger Cerithienbänken verschiedene Apiocrinitenstile und Citharitenstacheln zusammen mit tertiären Cerithien in einem Kuchen gebacken.

4. Ein Gewicht wird schliesslich darauf gelegt, dass den Bohnerzlagern, namentlich dem Fronstetter Lager, keine Höhen umliegen, von welchen herab Quellen und Bäche die Reste der Paläotherien hätten zuführen können, sammt dem Schlamm und Geschiebe des Seebeckens. — Nach dem heutigen Aussehen der Alb ist das freilich nicht mehr recht denkbar, namentlich wo die Bohnerzlager gerade die höchsten Punkte der Albbedeckung bilden; allein so wie es heute aussieht, sah es gewiss zur Palaeotherienzeit auf der Alb nicht aus. Es ist sicher erlaubt, sich damals die Oberfläche der Alb

ganz anders vorzustellen, als jetzt; im Lauf der Zeiten — und was Zeiträume anbelangt, muss ein Geolog dem andern freie Hand lassen — geschahen Erosionen aller Art und konnten indessen die höchsten Kalkberge abgetragen werden, ohne andere Mittel als die Kohlensäure in den Atmosphärilien.

Auf der Höhe der Alb war Festland, das beweisen ausser den Säugthierresten die Braunkohlentrümmer, die da und dort analog den Bohnerzen Klüfte und Spalten im Jura ausfüllen; am Südrande der Alb dagegen stund noch das Tertiärmeer und die zerrissenen Ufer offenbar reich an Buchten und Lagunen aller Art, in welchen sich die Albwasser und Tertiärwasser berührten. Hier denke ich mir die Bildungsstätte der Bohnerze, die ihr Material jedenfalls nur aus dem Jura holten, wo in den grossen Mengen von Schwefelkies, Kalk und Thon die Faktoren liegen für die tertiären Bohnerze, Helixkalke und die Thonmassen, welche heute noch so unerklärlich das Albplateau decken.

Im Uebrigen wird die Frage nach der Bohnerzbildung noch lange eine offene bleiben und ist es gerathen, nur durch ängstlich genaue Beobachtungen der Lagerungsverhältnisse im Kleinen Beiträge zur Bohnerztheorie zu liefern.

An diesen Vortrag reihte sich eine lebhafte Debatte an, in welcher v. Kurr sich gegen die Ansicht verwahrt, dass er die Bohnerze für plutonische Erzeugnisse gehalten habe; v. Jäger vertheidigte seine frühere Anschauungsweise über die Entstehung dieser Erze; Leube spricht sich für die neptunische Bildung aus und v. Heine führt an, dass in seiner Sulz (Quelle) Kugelbildung des Schlammes bemerkt worden sei.

V. Nachstehende schriftliche Mittheilung des Professor Dr. Fleischer über 2 bisher in Württemberg nicht gefundene Pflanzenspecies wurde von Dr. v. Kurr verlesen.

Verhindert an der diesjährigen Generalversammlung persönlich Antheil zu nehmen, erlaube ich mir meine Theilnahme an derselben durch Uebersendung zweier, bisher in Württemberg noch nicht aufgefundener Pflanzenspecies in mehrfachen frischen und getrockneten Exemplaren, zu bethätigen. Ich entdeckte diese Pflanzen unlängst auf den Hohenheimer Fluren.

Die eine derselben ist *Barbarea praecox* Rob. Brown. Eine von *Barbarea vulgaris* R. Br. sich nicht nur durch mehr ovale Endlappen der unteren Blätter, durch tief hinterspaltige obere Blätter und bedeutend längere Schoten, sondern auch durch den ganzen Habitus unterscheidende Species. *Barbarea praecox* treibt einen relativ kurzen, an der Basis stark sich verzweigenden Stengel, dessen Aeste in einem Bogen aufstrebend die Höhe des Hauptstengels fast erreichen und reichlich Blüthen tragen. *Barbarea vulgaris* dagegen erreicht die doppelte Höhe von *Barbarea praecox*, ihr Stengel verzweigt sich vom Grunde wenig oder nicht und Stengel und Aeste wachsen strict in die Höhe. Dadurch lassen sich beide neben einander wachsende Pflanzen schon aus der Form unterscheiden. Nach Koch's Taschenbuch wächst *Barbarea praecox* mit Ausnahme von Frankfurt an der Oder nur im Rhein- und Nahethal auf deutschem Gebiet. Bei Hohenheim kommt die Pflanze auf Aeckern und an Aeckerrändern in der Nähe von Gräben zum Theil mit *Barbarea vulgaris* vor, besonders häufig erschien sie dieses Frühjahr auf einem mässig feuchten, mit Kleegras im vorigen Jahre angeblümten Acker. Sie stand schon in vollster Blüthe, während *Barbarea vulgaris* eben erst zu blühen anfing, so dass der Speciesname „*praecox*" gut gewählt ist.

Die zweite Pflanze ist die alte Linné'sche Species *Veronica peregrina*. Koch in seinem Taschenbuch der Deutschen und Schweizer Flora, 1844, gibt nur Hamburg als Standort an und zwar an kultivirten Orten. Nach Moesler wächst sie auf Aeckern bei Prag. Reichenbach in seiner Flora germanica excursoria gibt von ihr an, „ehedem bei Prag," im Kaiserlichen Schlossgarten. Auch hier bei Hohenheim findet sich die Pflanze im Gartenlande und zwar in der exotischen Baumschule, aber in solcher Menge, dass sie als lästiges Unkraut erscheint. Ihr Vorkommen hier ist nicht ohne Interesse. Der Platz, auf welchem sie wächst, trug vor etwa 10 Jahren ein Gebäude, in dessen nächster Umgebung mit Bäumen bepflanzter Grasboden sich befand. Im Jahr 1856 wurde ein Theil dieses Platzes mit *Mespilus Pyracantha L.* und *Berberis*

die Herolde und Bewundrer des Frivolen und Schlechten die Freunde des Gediegenen und Guten zwar überſchreien aber nicht überreden; ſo lange die kecken Prahlereien anmaſſender Neuerer wie Waſſerblaſen zerſpringen und ihre liſtigen Anläufe gegen erprobte Ehrennamen und Koryphäen ein lächerliches Ende nehmen: ſo lange darf man auch wegen des Gedeihens und der Lebenskraft der deutſchen Literatur unbeſorgt ſeyn, und zuverſichtlich hoffen, daß ſie in ihrer nationalen Bedeutung ein an Wirkſamkeit ſich ſtets verſtärkendes Ferment deutſchen Gemeinſinns und eines das Volk ehrenden Nationalgefühls bleiben werde.

G. P.

Aquifolium Pursh., deren Samen in der *K. Wilhelma* gesammelt worden waren, angesäet. Die *Veronica* wächst jedoch nicht blos hier, sondern auch an andern Stellen, und kann also nicht wohl, obschon Amerikanerin, mit der amerikanischen *Berberis* hier ausgesäet worden sein.

Die mitkommenden Exemplare beider Pflanzen stelle ich den bei der Versammlung anwesenden Freunden der vaterländischen Flora zur Verfügung.

Hohenheim, den 23. Juni 1858.

Dr. Fleischer.

VI. Prof. Dr. Krauss sprach über weisse Varietäten einiger Nagethiere. Er zeigte ein männliches Eichhörnchen von rein weisser Farbe vor, welches Herr Revierförster Jäger in Abtsgmünd den 26. Sept. 1857 erlegt und der Vereins-Sammlung geschenkt hat, und hob hervor, dass diese Varietät seines Wissens noch nie in Württemberg vorgekommen sei und auch in andern Ländern zu den grössten Seltenheiten gehöre. Es hatte, soweit sich diese an dem todten Thiere erkennen liess, nicht ganz schwarze, sondern etwas ins Röthliche scheinende Augen. — Sodann zeigte er eine nicht ganz erwachsene männliche Feldmaus *(Arvicola arvalis S. Longch.)* ebenfalls von ganz weisser Farbe vor. Sie wurde von Herrn Forstwart Kemmler im Mayerkinger Gemeindewald bei Marienberg, O.-A. Reutlingen gefangen und der Sammlung zum Geschenk überschickt. Bei der ungemein grossen Häufigkeit dieser durch ganz Mitteleuropa verbreiteten Art werden zwar kleine Abweichungen in der Färbung hie und da angetroffen, allein rein weisse Exemplare gehören immer zu den Seltenheiten. Er fügt noch hinzu, dass er in dem an Mäusen sehr gesegneten Spätjahre von 1857 viele Hunderte von Mäusen aus verschiedenen Theilen des Landes untersucht habe, welche ihm insbesondere die Herren Dr. Zeller von Nagold, Oberamtsarzt Dr. Höring in Heilbronn, Prof. Dr. Rueff in Hohenheim und das Schultheissenamt in Schopfloch zuzuschicken die Güte hatten, er habe aber unter diesen nur eine weissgefleckte, eine aschgraue und eine isabellfarbige Varietät erhalten. Endlich führt er als Beispiel, wie aus-

ausserordentlich häufig die gemeine Feldmaus bei uns sei, an, dass er unter einem Tausend auf dem Felde eingefangener Mäuse nur zwei Hausmäuse und drei Waldmäuse angetroffen habe. — Die in Württemberg seltene Zwergmaus (*Mus minutus Pall.*), welche durch Herrn Baron R. v. König in der Nähe von Warthausen vor ein paar Jahren entdeckt wurde, ist auch jetzt von der Alb bei Geisslingen durch Herrn Stadtpfleger Graenicher eingeschickt worden.

VII. Hofrath Dr. Veiel zeigte einen Rehkopf mit degenerirtem Geweih vor, (Eigenthum den Herrn v. Brandenstein); die Missbildung soll durch drei in das Gehirn eingedrungene Holzstücke veranlasst worden sein.

VIII. Derselbe legte eine Anzahl seltener Pflanzen vor, die Herr Apotheker Morstatt in der Umgebung von Cannstatt gesammelt hat.

IX Dr. E. Schüz aus Calw begleitet seine Sendung einer Varietät von *Atropa Belladonna* mit nachstehendem Schreiben:

Da ich zur Cannstatter Versammlung den 24. l. M. zu kommen verhindert bin und doch auch mein Scherflein dort abliefern möchte, schicke ich hier eine Kleinigkeit zum Vorzeigen, nämlich beifolgende Varietät der *Atropa Bellodonna* mit gelblich grünen Blüthen und Früchten, gefunden 1851 im Ottenbronner Berg, einem steilen buschigen Bergabhang (Sandstein mit gemischtem Laubholz bewachsen) zwischen Ottenbronn und Liebenzell am rechten Nagoldufer. Ich fand sie in zwei grossen Exemplaren unter der gewöhnlichen *Belladonna, Digitalis, Senecio, Epilobium, Impatiens* u. dgl. Ich habe dieselbe in meinem Garten seither in vielen schönen bis 8′ hohen Exemplaren mit bis 1′ langen Blättern cultivirt, und reichlich Samen davon geerntet, von denen ich ein Päckchen zum Vertheilen beilege. Diejenigen Herren, die junge Pflanzen davon wollen, mögen sich an mich wenden, sie stehen in Menge zu Diensten. Ich habe eine Abbildung der Pflanze bei der Versammlung in Bonn, Sept.

v. J. gezeigt, keiner der 30 anwesenden Botaniker hatte eine solche Varietät gesehen.

X. Kriegsrath Dr. Kapff zeigte der Versammlung einen von ihm täglich in dem Stuttgarter Thale im grobkörnigen Keupersandstein (Stubensandstein) aufgefundenen Unterkiefer mit der Schnautze eines gavialartigen Reptils, wie auch aus demselben Gestein etwa 50 belodonartige Zähne, und behält sich vor, über diesen und weitere Funde in demselben Gestein, sobald solche mehr herausgearbeitet sein werden, und über die Lagerungsverhältnisse derselben Mittheilung zu machen (siehe unter den Aufsätzen dieses Heftes).

XI. Bau- und Gartendirektor v. Wild gab als Einleitung zum Besuche der Wilhelma-Gärten eine numerische Uebersicht der daselbst cultivirten Pflanzen, gestützt auf einen im Jahre 1857 angefertigten Catalog.

Derselbe ist wie gewöhnlich in 1. Warmhaus-, 2. Kalthaus-, 3. Freiland-Pflanzen eingetheilt, und entziffert

ad 1) 521 Arten (das Wort im Sinne der Gärtner
ad 2) 1502 „ verstanden)
ad 3) 539 „

zusammen 2562 Arten.

Diese Ziffer erhebt sich, wenn man die noch nicht bestimmten Epacris-Arten, sowie die immer wechselnden Blumenzwiebeln berücksichtigt, auf sicher 3000 Arten, welche ansehnliche Sammlung der erhabene Königliche Wille in circa 15 Jahren zusammengebracht hat.

Die Zahl der Individuen entgeht natürlich aller Zählung; wenn man aber die starken Vermehrungen berücksichtigt, welche die Garnirung der Häuser jährlich verlangt, so wie dass einzelne Familien überhaupt in vielen Exemplaren vertreten sind (z. B. die Palmen mit 488 Exemplaren auf 27 Arten), so kann man die Zahl der Pflanzen überhaupt auf gewiss 30,000 annehmen.

Ueber besondere Culturarten, so wie über vorzüglich gedeihende oder seltene Pflanzen sollte an Ort und Stelle das Weitere erwähnt werden.

Zur Einsicht wurden aufgelegt:

1. der oben erwähnte Catalog,
2. ein für S. Majestät angelegtes Album über die Palmen der Wilhelma, enthaltend Zeichnung mit Beschreibung,
3. ein ditto über seltene Pflanzen der Wilhelma, welches fortgesetzt wird.

XII. Professor Dr. Veesenmeyer aus Ulm sprach über den in der Donau vorkommenden Frauenfisch ungefähr Folgendes:

Unmittelbar nachdem das längst erwartete vortreffliche Werk von Heckel und Kner (die Süsswasserfische der östreichischen Monarchie. Wien 1858.) erschienen war, wurde ich von meinem Freunde Professor Krauss darauf aufmerksam gemacht, dass vielleicht einige der dort genau bestimmten Cyprinoiden, welche bis jetzt weder in unserer Sammlung noch in den Verzeichnissen der Fauna unseres engeren Vaterlandes sich finden, in der Donau bei Ulm vorkommen möchten. Diese Erwartung ist bis jetzt zunächst in Beziehung auf eine ausgezeichnete Art gerechtfertigt worden. Es ist die, welche ich diesen Frühling für die Sammlung unseres Vereins eingesendet habe:

Leuciscus Virgo Heck.

D. 3/10—11. A. 3/11—12. V. 2/8. P. 1/17. C. 19.
Sq. 7—8/44—47/4; med. squ. 19.

Die ausführliche Beschreibung desselben a. a. O. S. 175 ff. zu wiederholen, ist unnöthig. Einige Bemerkungen über Nomenclatur und Synonymik mögen hier indessen einen Platz finden.

Wie zu erwarten, ist dieser Fisch den Fischern an der Donau in Ulm und weiter unten, und manchen Consumenten in Ulm, ja auch in Augsburg und München, längst bekannt. Die kundigen Fischer in Ulm nennen ihn Frauenfisch, — ebenso heisst er auch in Wien und in Aspern. Ausserdem wird er an der Donau auch Halbfisch genannt, eine etwas vagere Benamsung, welche nach einem meiner Gewährsmänner einen Fisch bezeichnen soll, der zwischen den gemeinen und edleren Sorten in der Mitte steht, einen Halbguten. Sei dem wie ihm wolle,

jedenfalls gilt er für besser, als die grosse Masse der Weissfische insgemein, ist auch theurer und wird, wie ich höre, von Donauwörth als Speisefisch bis München verschickt.

Von den Ichthyologen ist übrigens der Frauenfisch bisher meistens mit andern Arten zusammengeworfen und daher auch von unsern heimischen Forschern nicht unter den württemb. Fischen aufgezählt worden; wahrscheinlich weil er in den systematischen Werken bis auf Heckel nicht hinlänglich unterschieden wurde, was wohl daraus zu erklären ist, dass er, wie es scheint, dem Flussgebiet der Donau ausschliesslich angehört.

Die meisten früheren scheinen ihn mit dem *Idus melanotus* Heck., dem Gängling, welchen wir in Ulm Orf, Oerfling nennen, verwechselt zu haben: dahin gehören fast alle Citate bei Heckel, welche übrigens nicht ganz genau angegeben sind. *Orphus Germanorum*, Vrow-Fish, hat Willughby Ichthyol. p. 253. t. Q. q. f. 1. 2. — Gesner im Thierbuch S. 166 b. gibt die Namen Orfe, Orf, Urff, Erfle, Nörfling, Würfling, Elff.*) — Marsigli Danub. IV. p. 13. t. 5. nennt ihn ebenfalls Nerfling, Frauenfisch. — Reisingers *Cyprinus orfus*; Fitzingers *C. Idus*; Valenciennes *Chevaine du Lech* ist ebenfalls unser Fisch. Die Unterscheidung beider Fische ist indessen nicht schwierig, wie wir aus folgender Zusammenstellung erkennen:

	Schlundzähne:	Rückenfl.:	Afterfl.	Maul:
Idus melanot.	5/3—3/5	3/8	3/9—10	endständig.
Leuc. Virgo	6—5	3/10—11	3/11—12	unterständ.

Ausser dem Habitus unterscheidet sich der Idus auf den ersten Blick von ähnlichen Arten durch die eigenthümliche, braunröthliche Färbung seiner Bauch- und Afterflosse. Das letztere Merkmal wurde schon von Herrn v. Martens (Reise nach Venedig I. S. 55.) mit Recht als bezeichnend hervorgehoben.

Dieser um die Specialflora und Fauna Württembergs, wie

*) Es ist klar, dass alle diese Namen ein und dasselbe sind. Vgl. das niederländische narm, nelleboog, naars für Arm, Ellbogen etc.

Venedigs, hochverdiente Forscher, welcher Späteren wenig übrig gelassen hat, scheint den Frauenfisch oder Halbfisch, welchen er ohne Zweifel gesehen hat, für identisch mit dem Rothäugle, *Cyprinus (Leuciscus) rutilus* gehalten zu haben. (Das. S. 53.)

Am nächsten kam der Wahrheit unser verehrter v. Rapp, (die Fische des Bodensees, s. Jahreshefte unseres Vereins. X. Jahrg. 2tes Heft S. 145.), welcher den Frauenfisch oder Halbfisch aus Ulm unter dem letzteren Namen zugesendet erhielt. Er vermuthete richtig, dass er den *Leuciscus Virgo* vor sich habe, welchen Heckel schon früher im dritten Anhang seines Reiseberichts an die Academie der Wissenschaften zu Wien aufgestellt hatte, wurde aber wieder zweifelhaft, und bestimmte die erhaltenen Fische als *Leuciscus rutilus*, weil die Verhältnisse der Maasse nicht ganz übereinstimmten, und weil bei *Leuc. Virgo* 7, bei *rutilus* 8 Schuppenreihen über der Seitenlinie sich finden sollten, was Heckel damals als besondern Unterschied hervorgehoben hatte. In der neuesten Darstellung Heckel's ist das nicht mehr der Fall, er giebt nun auch seinem *rutilus* 8—7 Schuppen über der *Linea lateralis*. Bei beiden Arten sind die von den Flossenstrahlen und der Schuppenzählung hergenommenen Kennzeichen allerdings sehr ähnlich, sie berühren sich, so zu sagen wie die Zusammenstellung deutlich zeigt:

Leuc. rutilus D. 3/9 —10. A. 3/10—11. P. 1/15. Sq. 42—44.
Leuc. Virgo D. 3/10—11. A. 3/11—12. P. 1/17. Sq. 44—46.

Allein wenn man beide nebeneinander sieht, sind sie leicht zu unterscheiden. Der ganze Habitus ist ein anderer bei dem langgestreckten *L. Virgo*, namentlich ist diess deutlich dadurch, dass bei *L. rutilus* die Spitze des Schultergürtels genau in der Mitte zwischen der Schnauzenspitze und dem Ansatz der Bauchflossen, bei *L. Virgo* der Nasenspitze viel näher zu stehen kommt. Und die ganze Physiognomie ist eine andere, indem bei *L. Virgo* die dicke, gewölbte Nase stark über die Mundspalte vorragt, so dass das Maul wirklich unterständig wird, während bei *rutilus* am Kopfende liegt, und bei zumal geöffnetem Munde

beide Kiefer gleich lang erscheinen. Weitere Merkmale auch in Beziehung auf die Maasse mag man bei Heckel nachsehen.

Da Heckel auf die anatomischen Verhältnisse keine Rücksicht nimmt, so bemerke ich hier als einen weiteren wesentlichen Unterschied, dass der Frauenfisch eine schwarze Pigmentlage an der innern Seite des Bauchfells hat, nicht ganz so dick und satt schwarz wie bei *Chondrostoma Nasus*. Wirbel zähle ich 42, nämlich 23 Bauch- und 19 Schwanzwirbel.

Der Frauenfisch ist in Beziehung auf die Farbenpracht, mit der er namentlich zur Laichzeit prangt, wohl der schönste unsrer Cyprinoiden. Auch noch im Juli zog ein frischgefangenes Exemplar, welches einige Tage in meinem Brunnen lebte, durch die Feuerfarbe seiner grossen Schwanzflosse und das Orangeroth der anderen Flossen, — auch die Brustflosse war vorn hoch gelbroth, nicht gelblich, wie Heckel sagt — die Augen aller Besucher auf sich. Im April zur Laichzeit ist die Lebhaftigkeit des Farbenspiels noch auffallender; ein Schimmer verschiedener Metallfarben überzieht den ganzen Fisch, der Kopf ist oben schön goldgrün mit violetbraunen Tinten, die zu beiden Seiten regelmässige, symetrische Zeichnungen bilden, die Nase hat eine rosige etwas broncirte Färbung, die Deckelstücke und die Wangen sind milchblau und messinggelb, nach unten grüngelb mit schwarzen Punkten, der Leib oben broncegrün, wie polirtes Metall, an den Seiten lebhaft in den Perlmutterfarben spielend, der Bauch silbern. Von vorn nach hinten schief betrachtet, zeigt jede Schuppe einen regelmässigen ziemlich breiten dunkeln Rand. Die schön rothen Flossen heben den Schmuck des Fisches noch mehr. Die Laichdörner sind bei ihm besonders stark entwickelt, und bilden zumal auf dem Oberkopf eine Art Krone, wie die Fischer sagen.

Der Frauenfisch lebt bei Ulm nur im schnellfliessenden Hauptstrom der Donau und Iller, nicht in den Altwassern und in der Blau: er hält im Brunnen, wo doch Forellen trefflich gesund bleiben, nicht lange aus, wenigstens sind mir drei Exemplare nacheinander immer nach wenigen Tagen erkrankt und abgestanden. Er ist eben nicht häufig, viel seltener als der *Rutilus*,

welcher in Altwassern, im Flusse — und im Brunnen — gleich gut fortkömmt. Ich habe selbst einem Fischzug angewohnt, wo unter wenigstens anderthalb bis zweihundert Fischen zwei Stück Frauenfische gefangen wurden. Dies war in der Donau oberhalb der Illermündung. Der Frauenfisch geht somit nicht blos bis Ulm, sondern nach Württemberg herein, er ist nicht blosser Grenzbewohner, sondern wohnt mitten im Lande, und gehört uns an. Möge er denn nun neben dem *Leuciscus rutilus* das Bürgerrecht bei uns erhalten.

Zum Mittagsmahl war der durch eine Wand von Pflanzen in zwei Hälften getheilte Cursaal hergerichtet worden; in der Mitte der blühenden Gesträuche stand die Büste des erhabenen Protektors unseres Vereins, Sr. Majestät des Königs, welchem der erste Toast von dem Vorstande der Versammlung ausgebracht wurde. Der zweite Toast galt der Stadt Cannstatt und dem Geschäftsführer, der dritte dem Vorstande und Ausschusse des Vereins. Professor Fraas erzählte, wie ein herzoglicher Grenadier, Namens Schraishoun, im vorigen Jahrhundert den ersten Mammuthszahn in Cannstatt entdeckt und hiedurch die Aufmerksamkeit auf die reiche Fundgrube fossiler Reste gelenkt hat; hieran reiht sich ein Toast auf den ersten Grenadier auf dem vorweltlichen Schlachtfelde, den Obermedicinalrath v. Jäger. Nachmittags machte ein grosser Theil der Anwesenden Gebrauch von der Erlaubniss, die reichen Pflanzenschätze der Wilhelma, sowie das Landhaus Rosenstein und die Villa S. Königl. Hoheit des Kronprinzen besichtigen zu dürfen.

II. Aufsätze und Abhandlungen

1. Noch eine Menagerie.

Von Georg v. Marteus.

Am Pfingstmontag 1858 wurde in Stuttgart auf dem Wilhelmsplatz Peter Egenolf's Menagerie eröffnet, von mittlerer Grösse, während der Messe täglich von 10 Uhr Vormittags bis 9 Uhr Abends zugänglich. Vor dem Brettergebäude schwebten als Lockvögel fünf südasiatische weisse Kakadus *(Psittacus sulfureus et cristatus L.)* und ebenso viele südamerikanische bunte Aras *(Psittacus Macao, Araeanga* und *Ararauna L.)*.

Im Innern war das Zellensystem eingeführt. Reinlich gehalten befanden sich die Thiere auf einem durch Vorhänge verdeckten Wägengestell in langer Reihe an der nördlichen Wand, so dass keines die andern sehen konnte, nur bei wenigen zwei in einer Zelle.

Der freie Gang vor dieser Zellenreihe, in welchem man sich den Thieren beliebig nähern konnte, mit besonderem Eingang, bildete den ersten Platz, hinter diesem Parterre befanden sich amphitheatralisch aufsteigend der zweite und der grössere, besuchteste dritte, dem Paradiese der Theater entsprechend.

Die Reihe begann, wie billig, mit den Affen; zuerst ein einsamer stiller Südamerikaner, der von Rengger so lebendig geschilderte Kapuziner *(Cebus Apella Desmarest)*, dunkelbraun mit fleischfarbigem Gesicht, ein gutmüthiges Geschöpf, dem leider die enge niedere Zelle nicht gestattete, seine Gewandheit im Gebrauche des Wickelschwanzes als fünfter Hand zu zeigen. Dann folgten drei africanische Meerkatzen *(Cer-*

copitheeus Sabaeus et griscoviridis Desmarest), deren Bau schon weniger auf die Bewohnung der Urwälder berechnet ist, da ihnen der lange Schwanz nur als Balancirstange Dienste leistet. Zwei weitere Zellen bewohnten je zwei beisammen vier Asiaten, nämlich drei Hutaffen (*Bonnet chinois*, *Innus radiatus* Wagner) und ein Macaco (*Innus Cynomolgos* Wagner), schon oft in diesen Heften erwähnt, und ein südafrikanischer schwarzer Pavian, dunkelgrau mit fleischfarbigem Gesicht (*Cynocephalus ursinus* Wagner), von allen am wenigsten Baumthier.

Ueber diesen Affenlogis befanden sich drei kleinere Zellen mit einem Waschbären (*Procyon Lotor Storr*), einem angeblich africanischem Stachelschwein (*Hystrix cristata L.*) und einem gewöhnlichen, als Silberdachs aus Nordamerika ausgegebenen Dachs (*Meles Taxus Storr*); endlich noch als drittes Stockwerk eine Reihe Käfige mit sechs Papageien, einem africanischen aschgrauen Papagei (*Psittacus erithacus L.*) und fünf vorherrschend grün gefiederten amerikanischen Amazonen (*Psittacus aestivus*, *amazonicus* und *leucocephalus L.*).

Die grösseren Thiere begannen mit einem jungen sibirischen hellbraunen Bären (*Ursus Arctos L.*), dann folgte ein ebenfalls noch junger Eisbär (*Ursus maritimus L.*) von der Farbe seines Schnees, wie jener von der seiner Waldstämme; zwei sehr zahme Hyänen (*Hyaena striata* Zimmermann), wie die Geier unter den Vögeln besser als ihr Ruf, und unter dem falschen Namen „Riesen-Baribal oder Spitzbär“ ein ungewöhnlich grosser dunkelbrauner gemeiner Bär (*Ursus Arctos L.*). Nun folgte mitten unter den Vierfüsslern ein grosser Steinadler (*Aquila fulva*) aus Tyrol und ein stiller neuholländischer dunkelgrauer Känguruh (*Halmaturus fruticum Ogilby*), schon sieben Jahre in der Menagerie, alt und träge.

Ein schöner grosser, ungewöhnlich dunkler Wolf (*Canis Lupus L.*) wurde als ungarischer Rohrwolf demonstrirt, welcher acht Monate alt in der Gegend von Fünfkirchen gefangen worden sei. Er sei jetzt gegen vier Jahre alt und so zahm, dass ihn Jedermann, auch Damen und Kinder, ohne Gefahr berühren können.

Die Stellung Kants zur Philoſophie vor ihm und nach ihm.

Wenn wir in tiefer Winternacht bei eingetretenem Thauwetter, nach anhaltendem Froſt, einſam aufgeblieben ſind bei ſtillen Studien, dann bemächtigt ſich unſerer Seele eine eigenthümliche Stillung aller Gedanken und Empfindungen. Der allgemeine Schlaf, welcher alle übrigen Lebenden gefeſſelt hält, lagert ſich um uns herum wie ein Zelt aus ſchwarzer Seide, und umfängt uns wie eine myſteriöſe Hütte wunderbarer Sicherheit. Die brennenden Farben unſerer Gefühle werden dunkler und matter, und ſpielen nur gleich leiſen farbigen Schatten auf unſerer Vorſtellungswelt. Die Maſchinerie unſerer Gedanken, welche ſich am Tage umhertrieb gleich einem Uhrwerk in heftiger Arbeit, läßt nach und behält nur noch eine leiſe Schwebung übrig, gleich der Schwebung der Magnetnadel über ihrem Ruhepunkt. Die ganze Welt rückt uns ferner; durch jeden ſchauernden Zug des Nachtlüftchens wird ſie uns entfremdeter. Unſer Denken wird zu einem Zweifel an ihrer Exiſtenz. Draußen erblicken wir alle Gegenſtände in ſchwarzen Flor gehüllt, nicht unterſcheidbar von der Nacht, die vom Himmel herabquillt, und den Raum gleich einem unermeßlichen Meere mit einer ſchwarzen Wogenfluth durchdringt. Die Uhr, mit ihren gleichmäßigen Perpendikelſchlägen, ſcheint nicht mehr ein Entſtehen und Vergehen, ſondern nur eine einfache Zeitdauer, ohne Abwechſelung, anzuzeigen, in welcher als unauslöſchliche, aber matt glimmende Funken die Sterne des unendlichen Abgrunds ſchimmern, unter ihnen der Stern meiner nächtlichen Kerze und der Stern meines denkenden Bewußtſeyns. Und in dieſer

Zwei weitere Makako's hatte man ihrer Händelsüchtigkeit wegen von den übrigen Affen getrennt und in solide Nachbarschaft gebracht, links der Wolf, mit dem nichts anzufangen war, rechts ein südamerikanischer weiblicher Hirsch (*Cervus gymnotis* Wiegmann) von Santa Marta in Neu-Granada, dem sie boshafter Weise das frische Gras wegzunehmen suchten, ein schönes sanftes schüchternes Thier, etwas grösser und schlanker als ein Reh, in der lichtbräunlichgrauen Farbe der Savannen bei trockener Jahreszeit, mit schönen schwarzen Augen und grossen breiten beweglichen Ohren, wie bei dem Fennec der Sahara ganz geeignet das leiseste ferne Geräusch zu vernehmen und so mit der Farbe Schutz auf den schutzlosen unbewaldeten Flächen. Die Nase ist schwärzlich, auf jeder Seite ein weisser gegen die Unterlippe herabziehender Flecken, und dem entsprechend auch der kurze senkrecht anliegende Schwanz schwärzlich und auf beiden Seiten weissgesäumt. Die Unterlippe ist unter der Nase weiss, weiter zurück dunkelbraun schräg gefleckt, von der Nase zieht eine dunkelbraune Färbung die Stirne hinauf und gabelt sich auseinandergehend gegen die Ohren in zwei Spitzen.

Den Schluss machte ein schöner grosser Paco (*Auchenia Paco* Illiger), ein peruanisches Hausthier, bei dem immer noch gestritten wird, ob er eine besondere Art oder nur eine Race des Lama sei. Dieser war niedriger als ein Lama, mit viel längeren dunkelbraunen herabhängenden Haaren, *atabacados*, angetabackt, wie die Spanier sagen. Das an sich schon finstere Gesicht, zwar nicht so hässlich wie das seines asiatischen Vetters Trampelthier, erschien durch die schwarze Färbung noch düsterer, doch war es ein ruhiges stilles Thier und vertrug sich vortrefflich mit einer jungen, kaum anderthalb Fuss hohen africanischen Zwergziege, der kaum die schwarzen Hörner sprossten, einem gutmüthigen zahmen Thiere, das sich zutraulich näherte und streicheln liess, mit weisser schwarzgestreifter Stirne und ähnlicher Zeichnung an den Knien der Vorderfüsse, die an *Antilope picta* erinnerte.

Abgesondert sahen wir in einer Kiste mit Drahtgitter fünfzehn schneeweisse echte Hausratten (*Mus rattus L.*), die

behaglich und gesellig lebend keine Ahnung von ihrer Bestimmung als Schlangenfutter hatten, und in einem Käfig den niedlichen Wickelbär, auch Kinkajn, Potto und Honigbär genannt (*Cercoleptes caudivolvulus* Illiger.) ein ungemein gewandtes Thierchen, wie Menschen, Affen und Bären auf der ganzen Fusssohle bis zur Ferse laufend, hellbraun mit gelber Unterseite und hellröthlicher Nase, dessen Kopf viel Aehnlichkeit mit dem der Maki's in Madagascar hat, wie diese ist der Wickelbär Nachtthier mit warmem lockerem Pelz und grossen schwarzen Augen, aber mit dem sein Leben in dem urwaldreichen Südamerika bezeichnenden Wickelschwanz als fünfte Hand zum Klettern und sich festzuhalten. Reichte ich ihm Aepfel, so bediente es sich der Vordertatzen als Hände so geschickt wie ein Maki oder Eichhorn, in der Gewandheit des langgestreckten Körpers glich es einem Marder oder Wiesel, legte sich gern auf den Rücken und spielte mit allen fünf Gliedern.

Das Auffallendste an dieser Menagerie war mir die darin herrschende Stille, Ruhe und Ordnung, die Thiere waren zweckmässig getrennt und vertheilt, die fast zu kleinen Zellen liessen sie grösser erscheinen, als wenn sie sich in geräumigeren befunden hätten, machten ihnen aber das Spazierengehen unmöglich, von Wickelschwänzen konnte gar kein Gebrauch gemacht werden und der Eisbär musste sich begnügen, sich auf den Vorderfüssen zu schaukeln, wie die angeketteten Elephanten zu thun pflegen.

Bei diesem Mangel an Bewegung war frugale Nahrung nothwendig und so gingen Sparsamkeit in Kost und Wohnung Hand in Hand. Noch nie sah ich eine so ruhige Fütterung, keines wurde, wie so oft in anderen Menagerien, durch Vorhalten und Zurückziehen der für ihn bestimmten Nahrung geneckt und gereizt, um durch sein Gebrüll Zuschauer herbeizulocken, statt dessen leierte eine Drehorgel ihre Melodien ab, welche dann die Papageien sehr unharmonisch accompagnirten, und vor der Bude verkündigte ein Ausrufer die Nähe der Fütterungszeit. Das reizbare Geschlecht der Katzen fehlte, Fleisch bekamen nur die beiden Hyänen, Wolf, Waschbär, Dachs und

Adler; Hirsch, Pako und Ziege bekamen frisches Gras, Heu und Haber; alle übrigen Thiere schwarzes Brod in mässigen Portionen. Jedes Thier hatte seinen Namen, Cäsar, Waldmann u. s. w., bei dem es aufgerufen wurde, um seinen Antheil zu empfangen und den es daher auch gleich verstand, selbst wo zwei Affen beisammen waren, wartete der zweite ruhig ab, bis er bei seinem Namen aufgerufen wurde, ohne dem Cameraden das früher erhaltene zu missgönnen oder nehmen zu wollen.

Selbst die Hyänen empfingen ruhig ihr Stück Fleisch und verzehrten es, durch keinen Neid und keine Eifersucht gestört mit aller Musse und Behaglichkeit und das sprichwörtliche: er frisst wie ein Wolf, fand hier keine Anwendung; nur der Adler wollte, als er nach dem Fleische mit dem Schnabel griff, die kräftigen Schwingen entfalten, stiess darüber rechts und links an den Wänden seines allzuengen Kerkers an, dass die Gelenke bluteten und stürzte von seiner Stange auf dem Boden, ein trauriges Bild gefallener Grösse.

Ich wunderte mich, dass der als Polarthier auf reine Fleischkost angewiesene Eisbär wie die Landbären nichts als schwarzes Brod und frisches Wasser erhielt, da erzählte mir der Wärter, Egenolf habe in Bremerhafen von einem Wallfischjäger zwei Eisbären gekauft, welche beide während des Wallfischfangs lediglich mit Wallfischfleisch gefüttert worden waren; der alte, zweimal so gross als der jetzt in der Menagerie lebende, habe durchaus nichts anderes fressen wollen, alle Versuche seien vergeblich gewesen; man habe ihm selbst Fleisch in Wallfischthran getaucht gegeben, er habe den Thran abgeleckt und das Fleisch liegen lassen; dennoch habe er 6 Monate gelebt und sei nach seinem Tode noch so schwer gewesen, dass ihn vier Männer nur mit Mühe aus seiner Zelle herausgeschleppt hätten.

Der junge dagegen zeigt, dass selbst Eisbären einige Civilisation annehmen, so lange sie jung sind, mit alten ist in allen Thierklassen nichts mehr anzufangen. Er verspeiste wie ein Waldbär behaglich zwei Laib Brod, nahm von mir Kartoffeln, Aepfel, süsses Backwerk an und verzehrte alles mit nordischer Ruhe, soll auch gelbe Rüben gerne fressen; dass er aber das

Fleisch doch nicht vergessen habe, konnte ich deutlich sehen, als ein Mal das für die Hyänen Bestimmte ihm vorgehalten wurde; er fing ein furchtbares Geschrei an und scharrte heftig mit den Vorderfüssen, als gälte es in seiner Heimath etwas aus dem Schnee hervorzuscharren. Er ist ziemlich zahm, der Wärter konnte ihn berühren und mit ihm spielen, indessen hatte er doch deutliche Spuren des Thranfasses, in welchem er seine Reise nach Europa gemacht hat, an seinem Pelze und niemand Lust, ihn zu striegeln und zu putzen, sie meinten richtig, man müsse in Geduld warten, bis er die Haare wechsle.

Von dem, was man in Menagerien arbeiten heisst, weiss man in dieser nichts, jeder lebt ganz müssig in seiner Zelle und so ist auch wenig Gelegenheit zu psychologischen Beobachtungen gegeben. Der junge Waldbär saugte oft behaglich an der Sohle seiner rechten Vordertatze mit einem diese Behaglichkeit ausdrückenden, dem sogenannten Spinnen der Hauskatzen vergleichbaren Brummen, das etwas träumerisches hatte, an seinen Landsmann König Harald erinnernd und woraus das Mährchen entstanden ist, dass die Bären sich auf diese Weise im Winterschlafe vom eigenen Fett ernähren. Zuweilen unterhielt er sich bei der Unmöglichkeit einer wagerechten Bewegung mit einer senkrechten, indem er wiederholt mit allen vier Füssen zugleich so hoch sprang, als die Decke der kleinen Zelle es nur gestattete.

Das Zuckerbackwerk, welches sein weisser Nachbar nicht besonders ausgezeichnet hatte, schmeckte ihm ausserordentlich, er leckte sich noch lange die Lippen, sah mich dabei unverwandt an und streckte die Tatzen bittend aus, was es sehr wahrscheinlich macht, dass die Bären keine Gefahr scheuen, sich Honig oder reife Trauben zu holen.

Der grosse braune Bär ertrug mit stoischer Ruhe heftige Schmerzen, er hatte eiternde Geschwüre an den Sohlen und Zehen des rechten Vor- und Hinterfusses, ich fragte, ob er Diätfehler begangen habe, denn vom Brod komme so etwas nicht, und erfuhr, dass er den Winter über öftere Fleisch erhalten habe, welches ihm also nicht gut bekommen ist. Da er sich in

seiner Zelle gar nicht strecken konnte, vereinigte man solche mit der der benachbarten Hyäne durch Hinwegnahme des Zwischenschiebers, und die Hyäne kam zur anderen Hyäne, mit der sie sich ganz gut vertrug, der kranke Bär hatte nun einen geräumigen Salon, blieb aber immer ruhig in einem Eck desselben liegen.

Pako und Ziege berochen lange einen Apfel, liessen ihn aber liegen; der Genuss des reifen Obstes ist dem des Fleisches näher verwandt, als dem des Grases, Brod nahmen sie dagegen wie die Pferde gerne an.

Wie in unserem Jahrhundert die ehemals für uncultivirbar gehaltenen tropischen Orchideen eine bedeutende Rolle in unsern Gewächshäusern spielen, Linné noch Cryptogamia non coluntur schrieb, während man jetzt ganze Gewächshäuser voll tropischer Farnkräuter sieht, so nehmen in den Menagerien die tropischen Amphibien zu. Auch hier war diese ihnen ehemals fremde Thierklasse stark vertreten. Wie bei jenen Gewächsen ist tropische Wärme und Feuchtigkeit Hauptbedingung ihrer Erhaltung, sie befanden sich daher mitten in der Bude den anderen Thieren gegenüber am Fusse des zweiten Platzes, unsichtbar in verschlossenen Kisten, aus denen sie bei jeder Demonstration herausgenommen und vorgezeigt wurden.

Den Anfang machten drei grosse schöne Riesenschlangen (*Python Tigris Daudin*) aus Java, die jetzt häufigste Schlange in den Menagerien, diese lagen zwischem wollenen Decken über einem blechernen mit warmen Wasser gefüllten Behälter, einer Art Bettflasche, waren warm anzufühlen und ziemlich lebhaft. Die Riesenschlange hat auf hellem Grunde eine bunte vorherrschend braune, innerhalb enger fester Grenzen im Detail sehr mannigfaltige Zeichnung, so dass man keine zwei Individuen finden wird, die ganz übereinstimmen, so sehr sie sich auch auf den ersten Anblick gleichen. Die Seitenflecken haben einige Aehnlichkeit mit gothischen Buchstaben. Die einfach hellgelben Bauchschilder sind grosse Schuppen, wie die andern vorne fest angewachsen, hinten in einen freien Rand ausgehend, glänzend

glatt wie polirtes Elfenbein, abwärts gestrichen völlig glatt, rückwärts gestrichen scharf und rauh. Diese Einrichtung erleichtert der Schlange ungemein das Vorwärtsgleiten, indem sie jedes Rückgleiten völlig verhindert, selbst bei dem Ersteigen eines Baumes oder Umschlingen eines Thieres, und man kann daher sagen, dass die Schlangen wie die Tausendfüsse mit mehr als hundert Füssen gehen; aber rückwärts zu gehen ist ihnen unmöglich, sie müssen sich ganz umkehren, was jedoch bei ihrer Geschmeidigkeit leicht geschieht.

Als der Deckel einer andern Kiste geöffnet wurde, erblickten wir in einem blechernen, einen halben Fuss hoch mit warmem Wasser gefüllten Behälter vier Crocodile, jung und klein, nur drei bis vier Fuss lang, gerade ausgestreckt unter Wasser, nur die Nasenlöcher über der Wasserfläche haltend, träge und ruhig, so dass keiner sich im mindesten um die anderen bekümmerte. Zwei davon waren Nilcrocodile (*Crocodilus niloticus* Cuvier), flach, hellbraun, erdfarbig, mit schrägen, von oben nach unten und hinten herablaufenden schwärzlichen Streifen an den Seiten; da der Oberkiefer kaum so breit wie der Unterkiefer ist, so hat er auf jeder Seite nur eine kleine Einbucht für den grossen vierten, dem Eckzahn der Säugethiere entsprechenden Zahn des Unterkiefers, welcher also wie bei dem wilden Schwein auch bei geschlossenem Rachen sichtbar bleibt.

Die beiden andern waren Caimane aus dem Mississipi bei Neu-Orleans (*Crocodilus Lucius* Cuvier), bei gleicher Länge etwas gewölbter, der Rücken schwarzgrau, die Seiten einfarbig grünlichgrau, der Bauch weisslich, der breite Oberkiefer ragt wie bei dem Hechte auf beiden Seiten über den Unterkiefer hinaus und muss daher den vierten grössten Zahn des Unterkiefers in ein passendes Loch wie einen Dolch in seine Scheide aufnehmen, so dass bei geschlossenem Rachen kein Zahn sichtbar ist. Auffallend war mir die grosse Aehnlichkeit der Augen des Crocodils mit denen der Haifische, welche der gute Linné schwimmende Amphibien nannte; man sieht an dem nicht weit geöffneten Auge nur eine grosse gelbe Iris und die Pupille als schmalen senkrechten schwarzen Strich, bei dem Meerengel

(*Squatina Angelus* Dumeril) sah ich diese gelbe Iris schwarz punktirt, bei diesen Crocodilen nur etwas schillernd, beider Augen sind beweglicher, als die der Fische, bei denen das Kreisrunde fast unbewegliche, augenliedlose Auge stumm ist, wie ihr Mund, aber es ist ein düsterer feindlicher Blick, die Grausamkeit des Tigers ohne seine Intelligenz verkündigend. Diese schmale, mit der der Katzen übereinstimmende Pupille bezeichnet die Haifische und Crocodile als Nachtthiere; bei den Schlangen fand ich die Pupille auch senkrecht verengt, aber nicht so stark, mehr elliptisch.

Wenn der Wärter eines dieser Crocodile in die Höhe hob, um es vorzuzeigen, theilte es mit seinem von den Seiten plattgedrückten, schwertförmigen, muskelreichen Schwanze tüchtige Schläge nach beiden Seiten aus, abwärts aber konnte es ihn nur wenig biegen, aufwärts gar nicht. So haben diese kurzflossigen Thiere nicht nur das mit den Fischen gemein, dass der Schwanz ihr Hauptorgan zum schnellen kräftigen Schwimmen ist, sondern auch das, dass sie sich durch Schläge links und rechts in gerader Richtung vorwärts bewegen, obschon sie luftathmende Thiere wie die Delphine und Wallfische sind und man daher glauben sollte, dass sie wie diese durch Schläge nach unten und oben schwimmen sollten. Dieses ist aber aus dem doppelten Grunde nicht der Fall, weil sie als kaltblütige Thiere langsamer athmen, daher viel länger unter Wasser aushalten können, und weil sie in Flüssen leben, wo sie nie so tief untertauchen können, wie die Cetaceen im Meere, daher das Bedürfniss an die Oberfläche zu gelangen zwar nicht ganz fehlt, wie bei den Fischen, aber doch in viel geringerem Grade vorhanden ist als bei den schwimmenden Säugethieren. Bekanntlich ziehen sie die Thiere mit warmem Blute, selbst Menschen, zuerst unter das Wasser hinab, halten sie hier fest, bis sie ertrinken und schleppen sie dann erst aufs Land, um sie zu verzehren, können also viel länger als diese das Athmen entbehren. Der Behälter war viel zu flach und zu klein, um die Crocodile schwimmen zu sehen, es ist mir aber sehr wahrscheinlich, dass sie, um schnell vorwärts zu kommen, blos den Schwanz bewegen und die Füsse

an den Leib gedrückt bewegungslos nach hinten strecken, wie die Fische ihre Flossen, langsame Bewegungen dagegen mit Beihülfe der Füsse ausführen, wie ich beides an den Wassersalamandern oder Tritonen beobachtet habe.

Eine grosse hoch und steil gewölbte Schildkröte aus Brasilien war die in diesen Jahresheften (1851 S. 137.) beschriebene getäfelte Schildkröte (*Testudo tabulata L.*), die grösste aller Landschildkröten. Sie lief bei einer Sommerhitze von 25° R. mit ihren plumpen Klumpfüssen ziemlich schnell; der ganz ungewöhnlich starken Wölbung des Rückenschildes entsprach eine ebenso auffallende concave Vertiefung des Bauchschildes. Eine andere viel kleinere Schildkröte (*Cistudo carolina* Gray, *Testudo clausa* Schoepf) hatte einen durch ein Gelenk beweglichen Bauchschild, so dass sie sich eingezogen ganz verschliessen konnte.

Den Schluss der Erklärungen machte stets die Vorzeigung einer nordamerikanischen Klapperschlange (*Crotalus Durissus L.*), die grösste und schönste, die ich in Menagerien gesehen habe, drei Fuss lang, sehr schön röthlichgelb mit schwarzbraunen regelmässigen Flecken, der Kopf breit, fast herzförmig, am andern Ende sechs Klapperschlüsseln nebst Knopf, wie Kaup (das Thierreich Bd. II. 2. S. 71.) sie abbildet, während ich an einer anderen (*Crotalus horridus L.*) aus Guiana zehn Klapperschlüsseln zählte. Diese Klappern sind breit, elliptisch, nach vorne hohl wie eine Schüssel, an beiden Seiten gefurcht, der Knopf hat einen verengten Hals und ist unbeweglich.

Der Käfig, in dem sich das gefährliche Thier befand, ist eine Erfindung Egenolfs und sehr zweckmässig eingerichtet, gegen zwei Fuss lang und hoch, anderthalb Fuss breit, der Boden ist ein mit warmem Wasser gefüllter blecherner Behälter, Seiten und Dach ein doppeltes enges Gitter von dünnem Draht mit einem Zoll Zwischenraum, wodurch jede Berührung der Schlange mit den Zuschauern unmöglich wird und man sie doch ganz gut sehen kann. An einer der kurzen Seiten befindet sich eine hölzerne Vorkammer, in diese wird das zum Futter bestimmte Thier hineingethan, dann dieselbe geschlossen und eine innere

Fallthüre aufgezogen, worauf der Vogel aus der finstern Kammer von selbst in den hellen Käfig geht.

Die auf die Fütterung auch dieser Amphibien gespannten Zuschauer fanden sich getäuscht, sie bekamen gewöhnlich gar nichts, denn da sie langsam athmen, verdauen sie auch langsam und erhalten nur in langen Zwischenräumen nach vielen Fasttagen eine Mahlzeit, welche diese Menagerie nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, in den Zeitungen anzeigt, weil es zu ungewiss sei, ob die Thiere auch Appetit haben und fressen wollen, so habe in Mannheim eine dieser Riesenschlangen an einem Tage eilf Kaninchen durch Umwickelung getödtet, ohne dass sie dazu zu bringen gewesen wäre, auch nur ein einziges davon zu verschlingen.

Da mein Freund, Professor Krauss, und ich einer solchen Mahlzeit anzuwohnen wünschten, so wurden wir auf Samstag den 29. Mai Vormittags 11 Uhr dazu eingeladen.

Die beiden Schildkröten erhielten in kleine Würfel zerschnittenes rohes Rindfleisch, welches sie behaglich mit schildkrötischer Langsamkeit fassten und verschluckten. Sie sollen sonst nichts anrühren, wahrscheinlich nähren sie sich in der Heimath von Regenwürmern und Schnecken. Aehnliche, aber viel grössere Stücke, wie Beefsteaks, erhielten die Crocodile, was je den vierten Tag der Fall sei.

Die Klapperschlange hatte am letzten Sonntag drei Staaren verschlungen und war noch mit deren Verdauung beschäftigt, daher sehr träge, sie lag spiralförmig eingerollt da, und wenn sie mit einem Drahte gestupft und gereizt wurde, hob sie nur die Klapper senkrecht in die Höhe, setzte sie in eine zitternde Bewegung und machte so ein leises Geräusch.

Heute fehlte es eben so sehr an Appetit als an passenden Thieren, kleinen Vögeln oder Mäusen zum Futter. Da wir aber doch die Wirkung ihres Bisses zu sehen wünschten, setzte der Wärter ein junges Huhn in die Vorkammer und öffnete die Fallthüre in die Kammer des Todes. Als das arme Geschöpf hineintrat, lag die Schlange eingerollt in der Mitte des Käfigs, der Kopf im Mittelpunkte der Spirale frei herausschauend, eine Stellung, wodurch

sich die Schlangen der Luft die kleinste Oberfläche aussetzend warm erhalten, wie viele andere sich einrollende Thiere. Das Huhn war ängstlich und suchte sich so weit als möglich vom Kopfe der Schlange fern zu halten, wohl durch ihren Blick beunruhigt. als aber die Schlange ruhig blieb, wurde es immer dreister, trat wiederholt auf sie, liess sich selbst auf ihr stehend herumziehen und pickte an ihren Schuppen. Es schien, als fürchte sich nun die Schlange vor dem Huhn, sie wurde unruhig, lief im Käfig herum, richtete ein Paar Mal die Klapper rasselnd in die Höhe, machte aber keine Miene beissen zu wollen, bis nach einer halben Stunde die Fallthüre geöffnet wurde, das Huhn wollte gar nicht hinaus und musste in die Vorkammer getrieben werden.

Nun ging es an die Riesenschlangen, die hellste, die sich vor Kurzem gehäutet hatte, nahm durchaus das dargereichte Huhn nicht an, die grösste war so träge, dass mit ihr gar kein Versuch gemacht wurde, nur die kleinste und dunkelste zeigte Appetit, doch währte es lange, bis sie endlich das vorgehaltene junge Huhn bei dem Hinterkopf packte, so dass der Schnabel nach vorne gerichtet in den Rachen kam und das Verschlingen nicht hindern konnte. Nun umwand sie es mit dem Halse, später mit dem Leib und hielt es so fest, bis die letzten Todeskrämpfe vorüber waren, dann begann sie es langsam zu verschlingen, durch eine wellenförmige Bewegung des Halses von hinten nach vorne, wobei abwechselnd die obere und untere Kinnlade vorgeschoben wurde, es währte beinahe eine halbe Stunde, bis das Huhn, dessen Umfang das vierfache des Halses der Schlange betrug, zuletzt mit den nach hinten gestreckten Füssen durch die enge Pforte gedrängt war, kaum war aber der grösste Durchmesser an den Kinnladen vorbei, so ging es in dem sehr dehnbaren Halse und Leib rascher und bequemer weiter.

Auf das erste Huhn folgte ein zweites, ein drittes, ein viertes, der Appetit schien immer zu steigen, mit jedem ging es schneller als mit dem Vorgänger, das letzte wurde sogar lebendig verschlungen, ohne vorher dessen Tod abzuwarten, und der Wärter bedauerte, keine weiteren Hühner bei der Hand zu haben,

Anſchauung verlernen meine Gedanken das Zeitliche und wenden ſich auf das Ewige. Ihre Magnetnadel, nachdem ſie eine Zeit lang, wie von Stößen eines unſicher gehenden Schiffs, geſchaudert, beruhigt ſich nun, und wendet ſich mit Entſchiedenheit unbeweglich auf einen verborgenen Polarſtern, der uns zieht, ohne daß wir ihn faſſen, der unſere Gedanken unabwendbar auf ſich richtet, ohne daß wir ihn ſehen. — Dies iſt die Stimmung, in welche uns das anhaltende Studium des Kantiſchen Syſtems verſetzt.

Denn die Kantiſche Philoſophie erregt uns auch einen Zweifel an der Gewißheit der ſinnlichen Exiſtenz und der Welt, und geht darauf aus, unſere Gedanken zu einer anderen Ordnung der Dinge zu gewöhnen, in welcher zwar die Reize der empiriſchen Weltordnung ſich großentheils in eine fahle Nacht verlieren, dafür aber ein entgegengeſetzter Seelenreiz hervortritt durch die ſtärker empfundene Würde unſerer moraliſchen und geſetzgebenden Vernunft. Kant raubt dieſer Vernunft hundert Intereſſen, wodurch ſie bei andern Lehrern der Moral in Spannung erhalten wird. Er macht ihr weder, wie Fichte, den Kampf mit der Außenwelt zur ritterlichen Aufgabe, noch läßt er ſie mit wolfiſcher Emſigkeit nach äußeren und inneren Vollkommenheiten trachten; weder daß er ihr mit Hegel Ideale des Staats-, Geſellſchafts- und Familienlebens zur Erringung und Darſtellung vorhielte, noch ihr die Kränze zeigte, welche beim Laufen in den Rennbahnen des weltgeſchichtlichen Prozeſſes zu erreichen ſind. Eben ſo ſehr wird der ſich getäuſcht ſehen, welcher bei ihm Entflammung für ein religiöſes Syſtem ſucht, worin ihn Schelling, oder für ein politiſches Syſtem, worin ihn Fichte übertrifft. Alles dieſes ſind Intereſſen des Tages, die wir uns gefallen laſſen müſſen, in den dunkeln Brunnen der Vergeſſenheit als unwichtig herabfallen zu ſehen, indem ſich Kant erkühnt, für all dieſes Weggeworfene uns vollſtändigen Erſatz zu bieten in einem einzigen ſchlichten Willensakt, in dem Willen, uns einzig und allein dem abſtrakten Geſetz unſerer praktiſchen Vernunft, welches Pflicht heißt, zu unterwerfen. Er ſchärft dieſes Geſetz dadurch, daß er von der ſtrengen Pflicht als ſolcher die Zuthaten ſorgfältig abſondert, womit Philoſophen alter und neuer Zeit dieſelbe zu verbrämen und einſchmeichelnder zu machen ſuchten, indem ſie theils auf die wohlthätigen Folgen einer ſtrengen Pflichterfüllung das hauptſächlichſte Gewicht legten, theils neben dem reinen Moralgeſetz noch gewiſſe Ideale einer

die Schlange hätte noch lange fortgemacht, sie war sichtlich aufgeregt, hatte einmal bei dem Vorschieben der oberen Kinnlade mit ihren scharfen rückwärts gerichteten Zähnen den nachhelfenden Wärter an der Hand verwundet, dass diese stark blutete und blickte wild umher, der Wärter warnte uns, sie fahre in solcher Stimmung den nahe Stehenden nach dem Gesichte.

Unter den diesem laokoonischen Ungeheuer gebrachten Opfern befand sich auch das arme Geschöpf, welches durch kühnes und glückliches Bestehen der Gefahr bei der Klapperschlange sein Leben nur um eine Stunde verlängert hatte.

2. Ueber die bei verschiedenen Völkern gebräuchliche künstliche oder gewaltsame Veränderung der Form des Kopfes und anderer Körpertheile.

Von Ober-Med.-Rath Dr. G. v. Jäger.

Es ist als ein anthropologisches Räthsel zu betrachten, dass bei fast allen Völkern im sogenannten Naturzustande wie im Culturzustande die Neigung und der Gebrauch sich kundgibt, der normalen Form einzelner Theile des Körpers mehr oder weniger Gewalt anzuthun. Wenn wir bei Angabe der dafür sprechenden Thatsachen *ab ovo* beginnen wollen, so dürfte Manches gegen die gewöhnliche Kleidung namentlich des weiblichen Geschlechtes einzuwenden sein, sofern bei letzterem zumal während der Schwangerschaft eine unzweckmässige Kleidung ebensowohl als die freilich oft unfreiwillige Anstrengung bei der Arbeit nicht selten nachtheilige Folgen für die Frucht und insbesondere für die Ernährung des Neugeborenen durch die Mutter haben mag. Am meisten muss indess der so lange beibehaltene Gebrauch, die Geburt selbst durch eine widernatürliche Lage der Mutter zu erschweren, auffallen, ein Gebrauch, dem man nur allmählig zu entsagen und ihn auf einzelne Fälle zu beschränken angefangen hat. Indess fehlt es wenigstens häufig an der nöthigen Vorsorge für die naturgemässe Ernährung des Kindes durch die eigene Milch der Mutter, und somit an der frühzeitigen Vorsorge wo nicht für die Form, so doch für die Function der Brust, durch deren Verkümmerung die künstliche Ernährung des Kindes nöthig wird. Damit hängt ohne Zweifel die grosse Sterblichkeit der Kinder in dem ersten Lebensjahre zusammen. Ihre Verhütung ist daher hin und wieder zum Gegenstande einer Preisfrage,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21374 / 050

namentlich in neuerer Zeit von Seiten der Russischen Regierung, gemacht worden, indem die grosse Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre bei einzelnen Völkerschaften jenes Reichs das gewöhnliche Verhältniss bedeutend überschreitet.

Als weiterer Nachtheil für die Entwicklung der Kräfte des Kindes ist die bekannte Gewohnheit, dasselbe längere Zeit hindurch in derselben Lage zu erhalten, indem es dabei der freien Bewegung der Glieder beinahe beraubt ist und als bleibende Beschädigung die Lähmung oder Atrophie der Muskeln des äussern Ohrs zurückbleibt, das verhältnissweise nur sehr wenige Personen willkührlich bewegen können. Freilich wird durch dieses sogenannte Einbinden des Kindes seine Handhabung sehr erleichtert. Der gebildete Europäer theilt diese Gewohnheit mit dem wilden Indianer, der dieser Vorkehrung bei seinen Wanderungen bedarf, übrigens die Zurichtung selbst mit aller Vorsicht und sogar mit einiger Eleganz ausführt.*

Doch ich unterlasse, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, der mehr die Verkümmerung der Form und Function einzelner Organe betrifft, und daher mehr der Berücksichtigung des ärztlichen Berufs angehört und überdiess so allgemein bekannt ist, dass es nur des allgemeinen practischen Interesses wegen geeignet schien, hier auf diese Behandlung der Kinder hinzuweisen, welche gewissermassen nur unter milderer Form den wirklichen Verstümmelungen oder willkührlichen Veränderungen einzelner Körpertheile zur Seite steht, welche bei verschiedenen Nationen im Gebrauche sind.

Um unsern Bericht mit dem Kopfe zu beginnen, haben wir zunächst des bei einigen Völkerschaften gewöhnlichen Abschleifens oder Feilens der Zähne zu erwähnen, einer Operation, deren Zweck nicht ganz klar, übrigens in so ferne von geringerer Bedeutung ist, als sie die Physiognomie des Einzelnen nicht merklich verändert. Dagegen erscheint als einer der sonderbarsten Gebräuche die besonders bei manchen Völkern Amerika's übliche künstliche oder vielmehr ge-

* Schoolkraft Information respecting to History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States. Tom. II. pag. 66. Tab. XV.

waltsame Veränderung der Kopfform oder des Schädels der Kinder, welche kurz nach der Geburt veranstaltet wird.*) Für das hohe Alter dieses Gebrauchs liefern uns die uralten Gräber der Peruaner hinlänglich Belege. Er hat sich bei einigen Indianerstämmen Amerika's bis in die neuesten Zeiten erhalten, indess den Peruanern die fernere Ausübung dieses Gebrauchs durch den Beschluss einer Synode ** vom Jahr 1585 verboten worden ist: „Da wir den abergläubischen Missbrauch der Indianer, die Köpfe ihrer Kinder in Formen zu pressen, welche sie *Caito, Omma, Ogalla* nennen, gänzlich ausrotten wollen, so haben wir beschlossen, und gebieten etc., nämlich verschiedene Strafen auf den Uebertretungsfall, dass ein Weib, welches dieses thut, für das erste Mal ganze 10 Tage lang früh und Abend dem Unterrichte anwohne, für das 2te Mal aber 20 Tage u. s. w.“

Die Art des Verfahrens ist zwar bei verschiedenen Völkerschaften etwas verschieden je nach der Form, welche dem Schädel gegeben werden soll. Nach den Angaben von Meyen, Morton und Tschudi, welche dasselbe aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, ist es im Wesentlichen folgendes: ***

Das Kind wird bald nach der Geburt auf eine mit Moos oder Gras bedeckte feste Unterlage gebracht und sodann vor die Stirne ein kleines Brett gleichfalls mit einer Unterlage von Moos oder Gras mittelst Binden befestigt, und auf diese Weise der

---

* Die nähere Beschreibung der Kopfform findet sich in Tiedemann's Zeitschrift für Physiologie Bd. V. pag. 107. nach einem von Pentland mitgebrachten, im Jardin des Plantes zu Paris befindlichen Schädel. Der Gesichtswinkel ist kleiner, als bei irgend einer Menschenrasse. Das nach hinten geneigte Stirnbein ist sehr hoch und lang, zugleich aber auffallend schmal. Die rückwärts gekehrten Scheitelbeine bilden einen starken Vorsprung. Die Jochbeine sind nicht vorstehend. Das ansehnlich grosse Hinterhauptsloch ist nicht nach unten und vorn, sondern etwas nach hinten gerichtet.

** Meyen Acta Nat. Curios. Tom. XVI. Suppl. I. pag 63.

*** Die Modificationen dieses Verfahrens bei verschiedenen Indianerstämmen sind von Retzius in der Abhandlung „Beurtheilung der Phrenologie vom Standpunkte der Anatomie aus nach Morton“ im 3ten Hefte des Archivs für Physiologie vom Jahr 1848 pag. 253 angegeben.

Schädel mehr rückwärts und wohl auch von den Seiten unter manueller Nachhilfe zusammengedrückt. Nach beiläufig 8 Monaten, während welcher das Kind in dieser Lage festgehalten wird, sind die Näthe der Schädelknochen hinlänglich fest geworden, so dass die gewünschte Form für immer erhalten bleibt. Inzwischen wird jetzt diese gewaltsame Veränderung der Form des Schädels theils in Folge des oben angeführten Verbots, theils in Folge der mehr verbreiteten Cultur nur selten mehr geübt. Sie scheint früher mehr als Auszeichnung der vornehmeren Geburt und insbesondere der männlichen Abkömmlinge der höheren Stände gegolten zu haben.* Es wird dadurch wahrscheinlich, dass man gerade die Gräber solcher Leichen, deren Schädel vollständiger auf die angegebene Weise geändert ist, reicher als andere ausgestattet findet.** Bei den verschiedenen Rassen der Bewohner von Peru fand indess Tschudi in Uebereinstimmung mit Morton, welcher Gelegenheit hatte, Schädel von Ureinwohnern Amerika's vom Kap Horn bis Canada zu untersuchen, zwar wie überall Verschiedenheiten in der Form des Schädels bei verschiedenen Individuen, aber bei Kindern und Erwachsenen, deren Schädel nicht künstlich verändert war, die gewöhnliche runde Kopfform, so dass eine erbliche Verschiedenheit der Kopfform in Folge der durch mehrere Generationen hindurch geübten gewaltsamen Einwirkung nicht angenommen werden kann. Morton weist überdiess nach, dass die Capacität oder das Raumverhältniss dieser künstlich veränderten Schädel für das Gehirn nicht oder nicht wesentlich verändert sei. Uebrigens trifft mit dem höheren Grade von Bildung, welchen die Einrichtungen namentlich die Bauten der alten Peruaner kundgeben, nicht gerade ein grösserer Kubikinhalt ihres Schädels oder ihres Hirns zusammen, der ziemlich derselbe ist, wie der der anders geformten Schädel der jetzigen Peruaner und der wilden Nationen

---

* Die Abplattung des Kopfes hat bei den Indianern des Columbiaflusses sogar eine so hohe Bedeutung, dass sie bei ihren Sclaven (die sich grösstentheils von andern angränzenden Stämmen herschreiben) nicht erlaubt ist.

** Vrgl. auch Sam. Haven Archaeology of the United States in Smithsonian Contributions to Knowledge 1856 pag. 100.

Amerika's, bei welchen er überhaupt geringer als bei andern Rassen zu sein scheint und eine geringere Entwicklung der Hirntheile zeigt, welche den höheren geistigen Vermögen entsprechen. Morton fand nämlich, dass der Kubikinhalt des Schädels im Mittel betrug

bei der amerikanischen Rasse . 79 Cub.-Zoll,
" " Neger-Rasse . . . . 83 "
" " Malayischen . . . . 85 "
" " Mongolischen . . . . 86 "
" " deutschen Gruppe . . 92 "

Die kleinsten Köpfe jedoch finden sich unter denen der alten Peruaner. Ein solcher von 58 Cub.-Zoll Inhalt und der eines Niederländers mit 114 Cub.-Zoll bilden die Extreme der von Morton gemessenen zahlreichen Schädel mit 56 Cub.-Zoll Differenz. Sonst zeigen die Schädel der Peruaner keine Besonderheiten, welche sie von den Schädeln anderer Völkerschaften Amerika's unterschieden; nur führt Tschudi das Vorhandensein eines Zwischenscheitelbeins und zwar zwischen dem hinteren Theile der Seitenwandbeine als eine Eigenthümlichkeit an, welche den drei Hauptrassen der Bewohner von Peru gemeinschaftlich sei. Ob Morton dieselbe Beobachtung gemacht hat, ist mir unbekannt, da mir dessen Prachtwerk, *Crania americana*, nicht zu Gebot steht. Sollte er sie indess nicht gemacht haben, so möchte ich an der Allgemeinheit dieser Eigenthümlichkeit zweifeln, indem sie einem so genauen Beobachter wie Morton, der im Besitz der grössten Sammlung von Schädeln amerikanischer Ureinwohner war, sicherlich nicht entgangen wäre. *

* Ich habe von Morton nur eine Abhandlung Some Remarks of the Ancient Peruvians erhalten, worin er in Folge der Beobachtungen von d'Orbigny die Meinung, dass die genannte Schädelform natürlich und nicht künstlich hervorgebracht worden sei (die er in dem Werke Crania americana aufgestellt hatte) widerruft. Journ. of the Acad. of Nat. hist. etc. Vol. 8. 1842. In der Anzeige des Werks Crania americana in dem Amer. Journ. of Sc. and Arts. Vol. 38. Nr 2. sind mehrere Abbildungen von Schädeln und des Hirns eines Europäers und eines Indianers enthalten, sowie namentlich eines alten und eines jetzigen Peruaners. Dass die Aztekenkinder, welche an verschiedenen Orten Europa's gezeigt wurden, deren Kopfform einige Aehnlichkeit mit der künstlich veränderten Kopfform der Peruaner hat, nichts anderes, als Microcephalen seien, ist wohl ausser Zweifel.

Mit den auf die angeführte Weise veränderten Schädeln der alten Peruaner stellt Fitzinger in einer ausgezeichneten Abhandlung, welche er im 5ten Bande der Denkschriften der mathematisch-physikalischen Classe der Wiener Akademie bekannt gemacht hat, einen bei Graffenegg in Nieder-Oestreich aufgefundenen Schädel, welchen auch Tschudi (Müllers Archiv für Physiologie 1845 pag. 277) beschreibt, in Parallele, welche die Abbildung desselben auf den ersten Blick rechtfertigt. * E weist sogar die Möglichkeit nicht ganz zurück, dass ein solcher peruanischer Schädel durch irgend einen Zufall nach Oestreich und somit an den genannten Fundort gekommen sein könnte. Inzwischen ergibt sich aus weiteren Nachforschungen, dass der fragliche Schädel dem Stamme der Avaren angehört habe, welche schon im Jahre 563 Pannonien oder Ungarn und einen Theil des heutigen Oestreichs in Besitz hatten und erst im Jahr 791 durch den in der Geschichte so denkwürdigen 52-tägigen Feldzug Kaiser Karls des Grossen aus Oestreich vertrieben und bis an die Ausmündung der Raab in die Donau zurückgedrängt wurden. Fitzinger weist zugleich auf die Aehnlichkeit hin, welche der fragliche Schädel mit dem Bilde des Hunnenkönigs Attila auf einer alten Medaille hat. Auf der andern Seite wird von Fitzinger die Verwandtschaft bemerkt, welche die betreffende Schädelform mit den in der Krimm aufgefundenen Schädeln zu erkennen gibt. Fitzinger bildet auf der 3ten und 4ten Tafel seiner Abhandlung einen der Schädel ab, welche in den Kalkhöhlen des Calvarienberges bei Baden in Nieder-Oestreich mit Ueberresten urweltlicher Thiere aufgefunden wurden, und welche mehr den slavischen Charakter zeigen. Das Bild Attilas selbst auf der genannten Medaille wird von andern mehr

---

* Retzius stellt in Zweifel, ob der Graffenegger Schädel natürlich oder künstlich geformt sei, doch ist letzteres wahrscheinlich, weil die Kopfform der alten *Macrocephali*, die vielleicht die Stammväter der Avaren waren, künstlich hervorgebracht wurde. Müller Archiv 1848 pag. 232.

Tschudi (Müller Archiv 1844 pag. 98) nimmt die Aehnlichkeit des Graffenegger Schädels mit denen der Huancas aus Peru an; hierüber s. auch Tschudi Fauna Peruana Bd. I.

der mongolischen Rasse verglichen und daher die Gewohnheit abgeleitet, dass einige Hunnen ihren Kindern das Gesicht und namentlich die Nase plattgedrückt haben, um ihnen dadurch mehr Aehnlichkeit mit der Gesichtsbildung der herrschenden mongolischen Rasse zu verleihen. Dieser in der Krimm* oder den angrenzenden Ländern des Pontus Euxinus der Alten stattgehabte Gebrauch, die Form der Köpfe im frühesten Alter durch Binden nach oben zu verlängern, wird schon von Hippocrates angeführt, und die Völker, bei welchen diese Kopfform gewöhnlich ist, mit dem Namen *Macrocephali* (Langköpfe) bezeichnet. Hippocrates nimmt wohl mit Unrecht an, dass diese ursprünglich künstlich hervorgebrachte Kopfform in der Folgezeit erblich geworden sei, da diese Annahme der oben angeführten in Amerika gemachten Erfahrung widerspricht. Der Form des Kopfes der Macrocephalen steht die der Brachycephalen oder der Kurzköpfe entgegen. Sie ist bei den Caraiben** gewöhnlich und kommt auch bei einigen Stämmen im Norden von Peru vor, und wird zum Theil auch künstlich durch Pressen des Schädels vom Scheitel gegen seine Basis hervorgebracht, wie in den Oregongegenden am Columbiaflusse. Man bezeichnet daher diese Völkerschaften als Flachköpfe (*Flatheads*). Morton bemerkt jedoch, dass diese Indianer intelligent und tapfer seien; sie haben daher nicht gerade einen Grund, einen solchen Gebrauch aufzugeben, da sie davon keinen Nachtheil für die ohnediess beschränkten Verhältnisse ihrer Existenz und ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten bemerken mochten. Wenn die Sitte, die Form des Schädels zu verändern, nach Blumenbachs Zeugniss*** früher auch bei mehreren Nationen Europa's üblich war, bei welchen sich jetzt nur wie bei uns kaum eine

---

* Schädel aus der Krimm Rathkee in Müllers Archiv 1843 pag. 143 Tab. VIII. C. Meyer Beschreibung eines bei Kertsch in der Halbinsel Krimm aufgefundenen Stirnbeins eines *Macrocephalus*. Müller Archiv 1850 pag. 510. Tab. 14. 15.

** Abbildung eines natürlichen und künstlich veränderten Caraibenschädels bei Lawrence nat. hist. of men. Tab. X. und XI. pag. 368 und 375.

*** De generis humani varietate nativa. pag. 79.

Spur noch, jedenfalls unabsichtlich, erhalten hat, so muss es um so mehr auffallen, dass trotz der Fortschritte der Civilisation die Gewohnheit, die natürliche Form des Schädels zu verändern, nach Fouvilles Bemerkung sich noch in Frankreich, namentlich in der Gegend von Toulouse, wie Retzius in Müllers Archiv 1854 Nr. 5 pag. 447 anführt, bis jetzt erhalten hat, indem dem Neugeborenen durch eine straff um die Stirne angelegte Haube, deren Wirkung noch durch umgelegte Binden verstärkt wird, der horizontale Umfang des Kopfs beschränkt und der Schädel mehr nach oben gedrängt wird. *

Vergleicht man mit diesen künstlichen Abänderungen der Schädelform die von Natur verschiedenen Formen des Knochengerüstes des Kopfs bei verschiedenen Völkern, so ergeben sich darin manche Eigenthümlichkeiten überhaupt, von welchen manche nicht blos bei den Rassen, sondern auch bei einzelnen Nationen und Völkerschaften oder Stämmen sich mehr oder weniger gleichbleiben, und es gründen sich darauf die oben angegebenen Durchschnittsangaben Mortons über die Raumverhältnisse des Schädels verschiedener Rassen. Diese Verschiedenheiten treten aber auch bei diesem oder jenem Individuum einer und dersel-

* In Betreff einiger Schädel wahrscheinlich allemanischen Ursprungs welche bei Oberflacht gefunden und mir zur Ansicht von dem Entdecker derselben, Herrn Hauptmann v. Dürrich, mitgetheilt wurden, *) habe ich die Meinung geäussert, dass diese Schädel zum Theil eine abnorme Bildung zeigen. Dieser Meinung stimmt der englische Verfasser einer Abhandlung über die Schwäbische Grabhügel, Herr W. M. Wylee, **) bei. Ich habe jedoch zu bemerken, dass die Abnormität jener Schädel nicht etwa auf eine in früher Jugend vorgenommene absichtliche Veränderung der Kopfform schliessen lässt. Von einem solchen Gebrauche würden sich ohne Zweifel Spuren in der betreffenden Gegend erhalten haben, wenn er je stattgefunden hätte, wie dies in Beziehung auf einzelne in den Gräbern gefundene Geräthe und die Bezeichnung von Sarg mit dem Namen Todtenbaum der Fall ist, dessen Ursprung früheren Jahrhunderten angehört.

*) Schriften des Württembergischen Alterthumsvereins 3tes Heft und die Heidengräber am Lupfen bei Oberflacht aus Auftrag des Württemb. Alterthumsvereins geöffnet und beschrieben von Hauptmann v. Dürrich und Dr. Wolfgang Menzel 1847.

**) Archäologia Vol. XXXVII. pag 3.

außerordentlichen Seelengröße, oder den Schwung einer Begeiſterung für dieſe oder jene Lebenszwecke als Motive der Pflichterfüllung gelten ließen. Kant hingegen nannte die Ideale ſolcher eklatanter Tugenden, welche den Menſchen groß und mächtig machen, dafür aber auch viele grauſame und blutige Opfer fordern, die Blendlaternen des Lebens, welche mit ihren trüglichen und ſinnlichen Scheinen die praktiſche Vernunft vom geraden Wege ablenken und in Sümpfe locken; er verglich die, welche ihren ſchimmernden Scheinen als etwas Weſenhaftem folgen, denen, welche bunt ſchillernden Seifenblaſen nachlaufen.

Dies iſt die Stimmung der praktiſchen Philoſophie Kants, welche übereinkommt mit jener Stimmung der tiefen ſtillen Mitternacht, wenn das Geräuſch des Tages mit ſeinem Glanze und ſeinem Prunk wie ein untergeſunkenes Leben hinter uns verbrauſt iſt, und wir in eine ruhige und kühle Betrachtung ſinken, in welcher der geniale Tugendglanz eben ſo ſehr bei uns im Preiſe ſinkt, als eine treue und ausnahmsloſe Pflichterfüllung in demſelben ſteigt, verbunden mit dem ſüßen Bewußtſeyn, Niemanden anders gehorcht zu haben, als dem Imperativ der eigenen praktiſchen Vernunft.

Aber der durch Kant eröffnete Weg des Denkens feſſelt nicht allein in ſo hohem Grade durch dieſe Tiefe der Anſchauung, zu der er führt, durch dieſe Wunderbarkeit des Standpunkts, auf welchen er bringt, ſondern der durch ihn gefundene Kreis neuer philoſophiſcher Begriffe iſt zu einem Gemeingut geworden, an welchem wir Alle, theils mit Wiſſen, noch viel mehr aber unbewußter Weiſe zehren. Kein Gebildeter iſt heutzutage von Kantiſchen Einflüſſen in ſeinem Denken frei zu nennen; ſie ſind vorhanden, oft ſelbſt ohne daß wir uns ihrer im entfernteſten bewußt ſind. Gebrauchen wir z. B. nicht alle Tage die Kategorien von Subjektiv und Objektiv mit großer Geläufigkeit und inſtinktartiger Feinheit, ohne gewöhnlich daran zu denken, daß dies unmöglich ſeyn würde, wenn Kant nicht dieſe Begriffe durch ſeine Vernunftkritik zu einer ſolchen philoſophiſchen Tiefe und praktiſchen Anwendbarkeit erſt langſam heraus präparirt hätte? Wir urtheilen z. B. von Goethe, daß bei ihm die objektive, von Jean Paul, daß bei ihm die ſubjektive Auffaſſung vorherrſcht, und haben, indem wir dieſen Unterſchied auf hundertfältige Weiſe an den Werken dieſer Dichter denkend

ben Rasse in einem Grade hervor, dass man eher geneigt sein würde, dasselbe einem andern Völkerstamme oder selbst einer andern Rasse anzureihen. Es findet auch ausserdem eine so grosse individuelle, sogar abnorm erscheinende Verschiedenheit, namentlich des eigentlichen Hirnkastens, statt, dass man nicht anders als grosse Abnormitäten in der Beschaffenheit des Hirns und den geistigen Anlagen und Aeusserungen bei den betreffenden Individuen erwartet, und dennoch zeigen sich nicht selten keine oder verhältnissweise nur geringe Abweichungen vom Normalen, wenn auch die geistigen Anlagen vielleicht nicht gerade hervorragend sind. Es scheint sogar nach der obigen Bemerkung Mortons, dass auch die künstliche zum Theil ziemlich gewaltsame Veränderung der Schädelform bei dem Kinde keine verhältnissweise Beschränkung seiner geistigen Entwicklung zur Folge habe. Somit scheint es, dass die Phrenologie auf diesem experimentellen Wege weniger Unterstützung ihrer Resultate, als vielmehr Einwürfe gegen dieselbe und insbesondere gegen ihre Nutzanwendung auf die Erziehung und die Lebensbestimmung, welche dem betreffenden Kinde gegeben werden wollte, finden dürfte. Es liegt auch wohl der künstlichen Veränderung des Schädels nirgends der Zweck zu Grunde, dadurch auf die Entwicklung der geistigen Fähigkeit einzuwirken, sondern, wenn ihr überhaupt ein Zweck unterlegt werden kann, so scheint dadurch der Gewinn einer Auszeichnung beabsichtigt zu werden, indem z. B. bei den Choccaws-Indianern Amerika's die Ehre der künstlichen Veränderung des Schädels, wie bei den alten Peruanern, nur dem männlichen Geschlechte wiederfährt, welchem dadurch nach der Vorstellung des betreffenden Volks eine edlere Kopfform gegeben werden soll; oder es liegt wohl auch die Absicht zu Grunde, eine Annäherung zu der Kopfform des herrschenden Stammes zu bewirken. Es ist wenigstens nach der oben (pag. 71) gemachten Bemerkung nicht unwahrscheinlich, dass früher die Finnländer durch das künstliche Herabdrücken des Schädels und Flachdrücken des Gesichts mehr die Physiognomie der Aristokratie des jetzt herrschenden mongolischen Stammes zu gewinnen suchten.

Eine solche Auszeichnung des Einzelnen oder einer Kaste, z. B. der Krieger, scheint auch der bei vielen wilden Völkerschaften gewöhnlichen Verzierung oder Verstümmelung des Gesichts durch Hindurchstecken von durch ihre Farbe ausgezeichneten Vogelfedern durch die Wangen oder Lippen zu Grunde zu liegen, und das nach Livingston bei den Weibern eines Völkerstammes in Südafrika gebräuchliche Einsetzen einer Muschel durch die Unterlippe, um dadurch die Reize einer Ente zu erschleichen. (Ausland 1857. Nr. 47. pag. 1109.) Bei andern, wie bei den Botokuden, dienen die Holzpfröpfe, welche sie durch die Ohrlappen, die Lippen und wohl auch durch die Nasenflügel stecken, nur dazu, die Stumpfheit ihrer Physiognomie zwar abschreckender, aber nicht gerade furchtbarer zu machen, indem diese Verzierung ihre Wehrhaftigkeit gegenüber von einem andern eher vermindert. Wirklich werden sie auch als friedfertig geschildert, und es liesse sich sogar eine humanere Bildung bei einzelnen Botokudenstämmen vermuthen, welche die Todesstrafe abgeschafft haben. — Die bei andern Völkerschaften gewöhnliche Entstellung des Gesichts durch Einschnitte in die Haut oder auch gleichzeitig durch Auftragen verschiedener Farben mit mehr oder weniger roher Zeichnung entspricht eher dem Zwecke des Abschreckens, indess die meist regelmässigen und in verschiedenen Formen und Farben über einen kleineren oder grösseren Theil des Körpers und selbst über den ganzen Körper ausgeführte Zeichnungen mittelst Nadelstichen und nachherigem Einreiben von Farben oder mittelst des sogenannten Tattowirens schon zum Theil mehr künstlerischen Sinn erkennen lassen. Die dadurch hervorgebrachten Zeichnungen dienen durch ihre sorgfältigere Ausführung als Kennzeichen der höheren Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft oder auch wohl der verschiedenen National- oder Familien-Abkunft. Es hat sich diese Sitte des Tattowirens bekanntlich, wenn gleich in sehr beschränktem Maasse, auch bei den Völkern Europa's jedoch mit mehr individueller Bedeutung erhalten. * Die durch Tattowiren

* Bei den Eskimos am Polarkreise wird sogar die mit blauer Farbe be-

hervorgebrachten Zeichnungen auf der Haut werden daher auch wohl in gerichtlichen Fällen als Kennzeichen einzelner Personen benützt, das jedoch nicht vollkommene Sicherheit gewährt, da die Spuren des Tattowirens sich öfters nach einer Reihe von Jahren verlieren. Die geringfügige Verletzung der Ohren, welche die Aufnahme von Ohrgehängen erfordert, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, den Gebrauch dieses Schmuckes bei fast allen Völkern älterer und neuerer Zeit allgemein zu machen, um so mehr, als dieser Schmuck den Vortheil grosser Abwechslung in Form und Kostbarkeit mit dem der Augenfälligkeit verbindet und somit der Eitelkeit grössere Befriedigung gewährt, den daher auch manche Männer nicht verschmähen.

Die mannichfachsten Ansichten und Gebräuche haben jedoch in alter und neuer Zeit ihre Herrschaft in der Behandlung der Haare des Kopfs und des Gesichts bei den verschiedensten Völkern geltend gemacht, welchen nicht blos wie den Negern ein kurzes und krauses, meist wolligtes Haar von der Natur verliehen ist. Wenn das weibliche Geschlecht fast durchaus auf die Erhaltung und Pflege des langen Kopfhaars unter gefälligen Formen bedacht ist und die Mode nur vorübergehend sich einen Eingriff in diese Sitte erlaubt hat, so muss es auf der andern Seite die Entfernung der Haare im Gesichte sich um so mehr angelegen sein lassen, als sie entweder eine ursprüngliche Abnormität oder die Altersstufe der Neutralität und die damit gegebenen körperlichen Veränderungen anzeigen. Bei den Männern weniger cultivirter Völker ist das Kopfhaar selten Gegenstand besonderer Berücksichtigung, während es in der Geschichte der männlichen Trachten civilisirter Völker, zumal Europa's, eine sehr bedeutende Stelle einnimmt. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts war es nicht ungewöhn-

---

zeichnete Tattowirung über die Nase und das Gesicht unter dem Namen des blauen Bandes als Decoration dem ersten Harpunier verwilligt, der einen Wallfisch mit kräftiger Hand getroffen hat, und es ist mit dieser Auszeichnung zugleich das Vorrecht für ihn verbunden, eine zweite Frau heimführen zu dürfen, indess die Eskimos sonst in Monogamie leben. (Ausland 1857. Nr. 3. pag. 50.)

ich, dass Generale in der Schlacht und Professoren auf dem Catheder in Allongeperücken * kämpften, die das kahle oder mit kurzgeschnittenem Haare besetzte Haupt bedeckten. An sie schloss sich eine grosse Verwandtschaft geringerer Perücken und Haarbeutel mit oder ohne Benützung des eigenen Haupthaares an, das denn ausserdem je nach seiner Länge und Dichtheit zu all' den verschiedenen von Lichtenberg verzeichneten Zopfvarietäten sich gestaltete. Kein Wunder, dass man eine solche hervorragende Periode der Herrschaft einer Mode mit dem Namen der Zopfzeit bezeichnet. Dieser erfreut sich der Chinese noch ungeschmälert, während man sonst fast allgemein, nicht blos in Europa, zu einer mehr natürlichen Behandlung des Kopfhaars zurückgekehrt ist. Sie verdient nur in so fern nicht ganz diese Bezeichnung, als das im Naturzustande und bei unseren Altvordern gewöhnlich freie Wachsthum des Kopfhaares in die Länge nicht blos auf die schon bei den Griechen und Römern übliche Form des Tituskopfs zurückgeführt, sondern das Maass häufig überschritten und der Schutz beinahe aufgehoben wird, welchen das Kopfhaar gewähren soll. Es wird diese Ueberschreitung nur einigermassen durch die Besorgniss einer leichteren Vermehrung der Parasyten gerechtfertigt, welche ihren Wohnsitz hauptsächlich in dieser Provinz des menschlichen Körpers sich erwählen. Denselben Schutz soll dem Manne der Bart gewähren. Der Gebrauch, den Bart wenigstens theilweise auszuätzen oder mit der Wurzel auszuziehen, ist nur wenigen Völkern besonders Amerika's eigenthümlich, wie denn der Bart bei der amerikanischen Rasse sehr wenig entwickelt ist oder fehlt. Um so merkwürdiger ist der — in Europa, wo diese Zierde des Mannes einheimisch ist, schon bei den Griechen und Römern übliche Gebrauch, den Bart in einem kleineren oder grösseren Umfange mittelst scharfer Instrumente abzunehmen und auch wohl das Gesicht ganz glatt zu rasiren. Das Eigenthümliche dabei liegt in der sogar officiellen Bedeutung, welche dem

* Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken in alten und neueren Zeiten; eine historische Untersuchung von Friedr. Nicolai. Mit 66 Kupferstichen. Berlin 1801.

Barte überhaupt und den einzelnen mit besondern Namen bezeichneten Formen des Barts gegeben, und in der Pflege, welche ihnen gewährt wurde und welche sich daher bald blos auf den Schnurrbart, bald auch zugleich auf den Knebel- und Kinnbart und Backenbart erstreckt, welch letzterer sich einer allgemeineren Duldung erfreut (Schwäb. Merkur 1857. Nr. 35 Kassel.). Dass der Bart zum Schutze der gerade sehr nervenreichen Theile des Gesichts gegen die äusseren Einflüsse namentlich der Atmosphäre bestimmt sei, darüber hat die neuere Zeit bei dem hin und wieder stattgefundenen Wechsel des bärtigen und glatten Gesichts hinlängliche Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben.

Mit Ausnahme des Tattowirens sind mir keine Verletzungen der Brust und des Unterleibs als nationaler Gebrauch bekannt, aber es ist nichts destoweniger auf eine Sitte hinzuweisen, welche ohne äussere Verletzung nicht selten inneren Organen Nachtheil bringt: ich meine das Schnüren des Unterleibs und theilweise wenigstens der Brust. Es scheint dabei das Ansehen eines bene praeparatum pectus beabsichtigt zu werden, dieses Ansehen jedoch nicht selten durch Blutcongestionen gegen die Brust und den Kopf eine nachtheilige Wirkung zu veranlassen, welcher auch die Organe des Unterleibs ausgesetzt sind, indem nun einmal der Wespenleib nicht der typus für die Form des Menschen ist noch sein kann. —

Positiveren Verletzungen sind vermöge nationalen Gebrauchs die Geschlechtsorgane des männnlichen Geschlechts durch die sogenannte Beschneidung ausgesetzt. Nur bei ein Paar Völkerschaften wird auch das weibliche Geschlecht dieser Operation unterworfen, und bei den Panos in der Provinz Mainas sogar dieses allein. Den Israeliten ist sie bekanntlich durch Religionsgesetze geboten, aber sie ist auch bei verschiedenen andern Völkerschaften sowohl in Afrika als in Amerika und Otabeiti eingeführt. Sie scheint bei diesen als Auszeichnung des Standes der Krieger zu gelten und wird daher bei manchen Stämmen erst im Jünglingsalter vorgenommen, und geht somit der Uebernahme der Verpflichtung zum Kriegsdienste voraus. Es erklärt sich dieser Gebrauch gerade bei den Kriegern dadurch,

dass für den Sieger der Vortheil wegfällt, die Zahl der den erschlagenen Feinden abgeschnittenen Vorhäute als Siegestrophäe benützen zu können, was namentlich von den Israeliten statt des bei andern Völkern üblichen Abschneidens der ganzen Geschlechtstheile oder der Köpfe oder der Scalpe geschah. Es kann indess nicht in meiner Absicht liegen, hier auf die physischen oder physiologischen oder psychologischen Motive für diesen Gebrauch und seinen Zusammenhang mit religiösen Bestimmungen näher einzugehen, da diese Verhältnisse ausführlich in einer von Kanzler v. Authenrieth gehaltenen Rede auseinander gesetzt sind.* Es ist derselben ein Schreiben des verstorbenen Directors von Flatt beigefügt, in welcher er in Beziehung auf die Israeliten die Ansicht ausspricht, dass die Beschneidung bei ihnen die Bestimmung hatte, ein vergängliches, nicht für alle Zeiten beizubehaltendes Zeichen einer unvergänglichen geistigen Sache, nämlich der geistigen Weihe für den einzig wahren Gott zu sein. Dass sie den Charakter einer Weihe gehabt habe, wird auch dadurch wahrscheinlich, dass die Beschneidung während des 40-jährigen Zugs durch die Wüste unterlassen worden war und erst aufs Neue mit der Eroberung von Canaan vorgenommen wurde.

Ebensowenig wird es hier am Platze sein, die Ausführungsweise der Operation selbst und die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmassregeln und die etwa zu befürchtenden Nachtheile auseinander zu setzen, da diese Verhältnisse durch die erlassenen Vorschriften und gesetzlichen Bestimmungen gehörig berücksichtigt sind, bei deren Beobachtung bisher ein wesentlicher Nachtheil namentlich für die Fortpflanzung nicht beobachtet worden ist.**

---

* Abhandlung über den Ursprung der Beschneidung bei wilden und halbwilden Völkern mit Beziehung auf die Beschneidung der Israeliten. Mit einer Kritik von Dr. Flatt. Tübingen 1829.

** Die Beschneidung ist daher auch bei Völkern des Orients noch allgemein eingeführt, wofür die in neuester Zeit in Constantinopel aus dieser Veranlassung stattgehabten Feste Zeugniss geben, ohne dass jedoch die Gründe für diesen Gebrauch und die Geschichte seines Ursprungs genauer bekannt sind, worüber indess Michaelis in seinem Werke über Mosaisches Recht IV. Band §. 184. manche Andeutungen enthält, die ich aus dem

Um so bemerkenswerther ist der bei manchen Völkerschaften stattfindende im Interesse des Herrschers in der Regel in Ausübung gebrachte Gebrauch der Castration, indem er sich mit einer Anzahl castrirter Männer als Leibwache umgibt, oder diese zum Dienste in seinem Harem verwendet, um der Besorgniss der Untreue der weiblichen Gesellschaft eher überhoben zu sein. Diese Bestimmung der Verschnittenen oder Eunuchen ist beinahe unzertrennlich von dem Verhältnisse des Sclaven zum Despoten; allein die Castration, welche die Königin Semiramis zuerst in Anwendung gebracht haben soll, um die sie umgebenden Männer sich selbst im äussern Ansehen und in der Stimme ähnlicher zu machen und dadurch ihr Geschlecht zu verbergen *, hat merkwürdiger Weise auch im Gefolge des Luxus und unnatürlicher Bedürfnisse an manchen Höfen und selbst bei civilisirten Völkern, sowie insbesondere im Orient und in Italien Aufnahme gefunden, wo alljährlich eine nicht unbedeutende Anzahl von Knaben zwischen dem 1sten und 3ten Jahre auch jetzt noch in der freilich nicht selten getäuschten Hoffnung castrirt werden, dass ihre Stimme die für das Theater wünschenswerthe Eigenthümlichkeit erlangen werde. Es wird hier über dem Reize, welchen die Eigenthümlichkeit der Stimme des Castraten darbietet, die Verwerflichkeit des Mittels nicht geachtet; es wird indess dadurch um so widerlicher, weil es nicht selten zu einer sittlichen Corruption führt und überhaupt den Charakter eines Verbrechens nicht blos an dem Einzelnen, sondern an der Menschheit überhaupt hat, indem das dem Manne verliehene Zeugungsvermögen absichtlich nicht blos unterdrückt, sondern vernichtet wird, wie dies schon die Veränderungen im äusseren Ansehen der Castraten beweisen, das sich mit dem Verluste des Barts und der zunehmenden Wohlbeleibtheit mehr dem weiblichen Typus nähert. Dazu kommt, dass die Castration selbst durch eine blutige Operation bewerkstelligt werden muss, welche nicht ohne

---

Werke von Berghaus, die Völker des Erdballs 1845, vergeblich zu ergänzen suchte.

* Joh. Phil. Withof De Castratis Lausanne 1762 zieht diese Geschichte in Zweifel. §. 2.

Gefahr für das Leben unternommen werden kann. Diese Gefahr fällt allerdings bei der Infibulation* weg, die ausnahmsweise nur bei einzelnen vorgenommen wurde, die aber hier doch zu erwähnen ist, weil sie in neuerer Zeit von einem Arzte und Naturforscher als Beschränkungsmittel der Uebervölkerung vorgeschlagen wurde, der damit zugleich einen neuen Beleg für den alten Satz abgegeben hat: Nihil tam absurdum, quod non philosophus dixisset.

Der bedeutenden Operation der Castration haben wir noch eine unbedeutende und unblutige anzureihen, nämlich die gewaltsame Beschränkung des Wachsthums der Füsse, deren äusserster Grad sich in dem chinesischen Schuh repräsentirt. Auf den ersten Blick ergibt sich die gewaltsame Procedur, mit welcher der Fuss von Kindheit an eingezwängt wurde, und das erwachsene Mädchen kann zwar den kleinen Schuh dem Fuss anpassen, aber diesen selbst kaum gebrauchen. Mag auch die natürliche Function des Fusses nirgends sonst bis auf diesen Grad durch die unzweckmässige Bekleidung desselben beeinträchtigt werden, so ist diese doch häufig der normalen Form des Fusses so wenig angepasst, dass die normale und gehörig entwickelte Form des Vorfusses und der Zehen insbesondere fast nur bei Barfussgehenden gefunden werden kann.

Werfen wir noch einen Blick auf die dem Dienste der Menschen unterworfenen Thiere, so sind auch sie der Verstümmelung einzelner Theile des Körpers ausgesetzt. Der Zweck, den der Mensch dabei erreichen will, ist durch Castration die natürliche Wildheit zu beschränken, die Gefahr bei dem Gebrauche der Hausthiere zu vermindern, die Fetterzeugung zu begünstigen und bei Hunden die Voraussetzung, dass sie castrirt weniger dem Ausbruche der Wuth ausgesetzt seien. Dagegen hat die Verstümmelung des Schwanzes bei den Pferden und Hunden, sowie das Kurzschneiden der Ohren hauptsächlich in dem Belieben des Besitzers seinen Grund, der damit einem mehr oder weniger allgemeinen Gebrauche sich anschliesst.

---

* Withof l. c. pag. 15. §. 7

Bei dem Ueberblicke über die verschiedenen bisher angeführten Gebräuche muss es uns bedauerlich erscheinen, dass der Mensch öfter, als man glauben sollte, einem weder wohlgefälligen noch sonst zweckmässigen Gebrauche huldigt, der ihm sogar Nachtheil bringt oder wenigstens bringen kann, und ihn selbst in seinen Auswüchsen zur Unnatur, Rohheit und Grausamkeit führt. Der Mensch steht dabei selbst hinter dem Thiere zurück, das innerhalb der ihm angewiesenen Sphäre nicht leicht etwas Unzweckmässiges thut. Auf der andern Seite beurkundet gerade die Annahme und Beibehaltung solcher Gebräuche die Freiheit des Menschen. Sie begründet ebendamit einen Vorzug des Menschen, der im Gegensatze gegen das Thier, wenn er will auch etwas Unnöthiges thun kann und wirklich thut. Es liegt darin sogar ein allen Völkern der Erde gemeinschaftlicher Charakter, der sie fast mehr als alle andern physischen Charaktere verbindet und sie zugleich von allen Thieren, die man bis jetzt beobachtet hat, unterscheidet. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, dass mancher unnöthige oder unzweckmässige oder nachtheilige Gebrauch trotz der durch hohes Alter erlangten Volksthümlichkeit der besseren Einsicht gewichen ist, und es lässt sich demnach erwarten, dass solche Gebräuche überhaupt, sofern ihnen kein vernünftiger Zweck zu Grunde liegt, vor dem Fortschritte des Jahrhunderts nicht auf die Dauer werden bestehen können, indem sogar ganze Völkerschaften, wie nachweislich manche Indianerstämme Amerika's, welche von Natur einer höheren geistigen Entwicklung nicht fähig sind, oder den Forderungen der Menschlichkeit beharrlich widerstreben, allmählig, wie die Thiere des Waldes aussterben, um von der heimathlichen Erde für immer zu verschwinden, die hier, wie überall, der Entwicklung einer freien, geistigen Cultur von höherer Hand geweiht ist.

---

3. Untersuchung der Mineralwasser bei Jebenhausen.

1. Einleitung.

Die Mineralquelle in Jebenhausen, ein Säuerling von angenehmem Geschmack, war schon in sehr frühen Zeiten bekannt, und sogar sehr geschätzt. Herr Rentamtmann Killinger in Göppingen theilt darüber Folgendes mit:

In einer alten Chronik d. Anno 1450 ist zu lesen:

„Es findet sich ein Sauerbronnen zu Jebenhausen, dessen Sauerwasser fast gleiche Eigenschaften und Wirkungen zeigt, wie das zu Göppingen. Aeusserlich ist es dienlich, die krämpfig und lahme Glieder von dem Podagra und der Gliedersucht zu stärken; es vertreibet die Schmerzen und Geschwulst der Glieder, vertreibet die Verhärtung und Erstarrung der Sennadern, Nerven u. dergl., heilet alle Grind, Raute, Schiepen, Flechten und Zittermale, auch die bösen Geschwär an den heimlichen Orten, bei beiderlei Geschlecht etc.“

In einem alten Lagerbuche des Freiherrl. v. Liebenstein'schen Rentamtes von 1585 wird angeführt:

„Zu Jebenhausen ist ein Sauerbronnen, der zu allen Zeiten vor einen der besten in ganz Deutschland gehalten, auch ehedessen von vielen Fürstlich, Gräflich, unzählig Adelich und andern Standespersonen häufig ist besucht worden, dessen heilsame und oft erprobte Würkung der medicinae Doctor und Stadtphysicus Brebiss zu Rothenburg an der Tauber in einem besondern Tractat Anno 1723 * ausführlich beschrieben und davon in mehrerem

* Dr. G. John Georg Brebiss neuste Beschreibung des Sauerbrunnens zu Jebenhausen, darinnen von des Orts Beschaffenheit, der Quellen Ursprung u. s. w. Rotenburg ob der Tauber.

durchzuſpielen wiſſen, dadurch das Bewußtſeyn einer erworbenen Verſtandesſtärke, welche nicht bloß Eigenthum Einzelner, ſondern ein ſich durch die Literatur verbreitendes Allgemeingut geworden iſt. Den Wenigſten fällt freilich hierbei die erſte Quelle ein, aus welcher Schelling und Andere, welche die Kategorien von Subjekt und Objekt im Kantiſchen Sinne zuerſt ins populäre Denken einführten, dieſelben ſchöpften. Wir ſind ferner gewohnt, bei einem vorliegenden Ereigniß nach dem Begriff zu forſchen, welcher ſich darin entwickelt, denken aber wohl kaum jemals daran, daß die Neueren, welche dieſe Methode ins populäre Denken einführten, und auf Geſchichte, Theologie u. ſ. w. anwandten, den erſten Anſtoß zu ſolchem Verfahren durch Kant bekamen, indem ſie auf das Verhältniß reflektirten, welches er in der Vernunftkritik zwiſchen Begriffen und ſinnlichen Erſcheinungen feſtſetzt. Und auf ähnliche Art wachſen faſt alle Begriffe, welche aus den neueren philoſophiſchen Entwickelungen in Deutſchland in das allgemeinere Bewußtſeyn eingefloſſen ſind, aus dem Kantiſchen Syſtem, als ihrer Wurzel. Und ſo iſt das Denken gegenwärtiger Zeit als ganz und gar von Kantiſchen Kategorien durchdrungen anzunehmen, ganz zu ſchweigen von den vielverbreiteten Theorien, welche ſich ausdrücklich unter ſeinem Namen von ihm herſchreiben, und auch in ihrer urſprünglichen Geſtalt noch keineswegs untergegangen ſind. Das Bewußtſeyn dieſer Zeit hat ſich allmählig in eine neue, aus dem Kantiſchen Syſtem urſprünglich entſproſſene Denkweiſe eingeſponnen, und aus dieſer neuen Denkſphäre iſt darum kein Entfliehen mehr, weil ihre Inſtrumente des Urtheils feiner, ſchärfer, umfangender, unwiderſtehlicher ſind, als die früheren philoſophiſchen Mittel, und weil, wenn man die durch die neuen philoſophiſchen Mittel bewerkſtelligten Funktionen des Begreifens mit den früheren Arten des philoſophiſchen Begriffs zuſammenhält, man einen Unterſchied zwiſchen beiden entdeckt, welcher ähnlich iſt dem Unterſchied zwiſchen den regulären und energiſchen Bewegungen eines von innen heraus bewegten Dampfſchiffs und den Bewegungen des dem Zufall der Winde und Wellen ausgeſetzten Segelfahrzeugs, welches mit gelegenheitlicher Benutzung von Wind und Wetter, mit Laviren und Segelſtreichen ſich überall ſo gut hilft, als es kann.

Welches nun ſind die näheren Umriſſe dieſes Syſtemes von ſo großer Macht, daß von ihm eine Reformation des Denkens

weitläufig angemerkt hat, wie solcher aus einer mit Kies und Eisenstein etc. versehenen Revier entspringe, und eines kräftig spirituosen vitriolisch-sauren, jedoch sehr angenehmen Geschmacks seie, auch seiner Subtilität halber allen Temperamenten und Dispositionibus Corporum sich qualificire, und sowohl innerlich als äusserlich zum Trinken und Baden, gebraucht werden könne, da solcher bei bederlei männlich und weiblichen Geschlechts, besonders in Verstopfungen und Verhärtungen der innern Theile des menschlichen Körpers ausnehmend grosse Wirkung leiste.

Wann solche Quelle entdeckt worden, ist aus den Actis nicht zu erkundigen, es muss aber dem Vermuthen und der ehmalig alten Bauart nach vor vielen Seculis geschehen sein."

Weiter wird noch in dem Lagerbuch erwähnt, dass früher dort eine Badeanstalt bestand, die sehr frequentirt war. Der oben erwähnte Physikus Brebiss bemerkt darüber: „Dass das Wasser ungemein heilsam sei, und das Bad von vielen hohen Personen besucht werde; nur sei zu bedauern, dass jene Badgäste gewöhnlich mehr Wein als Wasser trinken, und desshalb selten die Absicht des Besuches ganz erreichen."

Der Jebenhauser Brunnen scheint früher mit dem Göppinger rivaliisirt zu haben, wie aus der Beschreibung des ersteren von Brebiss, so wie aus den Schriften über Göppingen von Mart. Maskosky* und Rosinus Lentilius** hervorgeht.

2. Die geognostischen Verhältnisse.

Von Dr. O. Fraas.

Der Oberlauf der Fils von ihrem Ursprung an bis Altenstadt gewährt dem Geognosten die für die Orographie der schwäbischen Alb immerhin merkwürdige Erscheinung eines entschiedenen Spaltenthals im weissen Jura. Rechtwinklig trifft dieses Thal

---

* das Göppingische Bethesda! Das ist kunstmässige Beschreibung des uralten heilsamen Sauerbrunnens bei der hochfürstl. Wirtemb. Statt Göppingen u. s. w. Nördlingen 1688.

** Neue Beschreibung des zu Göppingen gelegenen edlen berühmt und uralten Sauerbrunnens. Stuttgart 1725.

eine Anzahl Seitenthäler (Gruibinger, Gansloser, Reichenbacher, U.-Böhringer), die mit einer auf mittlerem braunen Jura gelegenen Wasserscheide versehen, nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin ihre Wasser entsenden, in den oberen Filslauf zwischen Wiesenstaig und Altenstadt, und in den untern zwischen Uihingen und Eislingen. Nimmt man die topographische Karte von Göppingen vor sich, und zieht man in der Richtung von Hattenhofen, Bad Boll, Gruibingen eine Gerade zur Exenmühle bei Mühlhausen, so hat man eben damit genau die Richtung, in welcher der Gruibinger Bach in südlicher Richtung und der Hattenhofer Bach in nördlicher Richtung in die Fils mündet, ersterer in die obere Fils unterhalb Mühlhausen, letzterer in die untere Fils unterhalb Uihingen. Eine andere Gerade zieht sich in derselben Stunde von Ditzenbach über Ganslosen, Heiningen, Jebenhausen nach Faurndau, eine dritte über Reichenbach und Schlatt nach Göppingen, eine vierte von Ueberkingen nach Holzheim. Die weitere Parallele bietet endlich das Filsthal selbst zwischen Altenstadt und Süssen, rechtwinklig vom Wiesenstaig-Altenstadter Filsthal abbiegend. Wir haben somit in den Seitenthälern dieser Filsgegend ein Netz von Parallelen, das seine Erklärung einzig nur im Bau der Schichten finden kann. Beobachtet wird nun an sämmtlichen Schichten der genannten Gegend ein Streichen in der Richtung des obern Filsthals, hora 5 — 6, und ein Fallen gegen die Alb, das rechtwinklig auf die Streichungslinie aufsetzt, hora 11—12. Auf dieses Gerüste der Schichten basirt die Gestaltung des Terrains, das im Grossen dasselbe Bild darbietet, wie es die Schichten in jedem Steinbruch zeigen, das Bild einer doppelten Zerklüftung, entsprechend den Hauptthälern und den Seitenthälern der Fils. In erster Linie haben wir die streichenden Klüfte h. 6, in zweiter die fallenden Klüfte h. 12.

Mit diesem Bau der Schichten hängt nun offenbar das Hervorbrechen von Kohlensäuerlingen in der oberen Filsgegend zusammen, als letzte Reaktion des Erdinnern gegen die längst beruhigte Erdoberfläche. Mit den einzelnen Schichtengliedern, aus welchen diese Säuerlinge quellen, haben sie wohl wenig Verbindung, sie sind von einem ganz andern Gesichtspunkt aus zu

betrachten, als sonst die Quellen im Jura. Das zeigt klar und deutlich die Umgebung von Jebenhausen.

So regelmässig als irgendwo am Fusse der Alb lagern hier die Bänke des schwarzen Jura übereinander. Auf der Höhe von Filseck erhebt sich über den rothen Keupermergeln des Filsthales der Angulaten-Sandstein (die Zwischenglieder der Psilontengegend sind von der Cultur bedeckt), über welchem sich die Blaukalke des Oberalpha in grosser Ausdehnung entwickelt haben. Der von Betzgenrieth her fliessende Heimbach hat nun bereits 1000′ oberhalb der Quelle Angulaten-Sandstein entblösst, welcher somit von hier bis zur Mündung in die Fils theils die Sohle theils das Gehänge des Thales bildet. Rings um Jebenhausen bilden die Platte des Thales die Tuberculatenbänke des Oberalpha, die als geeignetes Strassenmaterial da und dort in den Aeckern zu Steinbrüchen eröffnet sind. Darüber lagern sofort Turnerithone, Numismalen-Mergel u. s. w. in bekannter Aufeinanderfolge. In dem Rinnthal des Heimbachs entspringt nun auf der Seite des Jebenhauser „Schlössles“ aus den Klüften des Angulaten-Sandsteins die Jebenhauser Mineralquelle. Das Dorf selbst steht schon auf den harten Bänken des Oberalpha, die z. B. mitten im Dorfe oberhalb des Wegweisers mit einem unendlichen Reichthum von *T. triplicata juvenis* Qu. anstehen, oder in einem Bruch bei den ersten Häusern gegen Heiningen die bezeichnenden Fossile wie *Ammonites Scipionianus, spinaries, falcaries, Spirifer Walcotti* und *Terebratula ovatissima* etc. nebst einem Heer von *Gryphaea* enthalten. Dass mit diesen Schichtenverhältnissen die Quelle in irgend einer Beziehung steht, wird kaum anzunehmen sein. Ihr Hervorbrechen aus dem Malmstein, der nirgends ein Quellenhalter ist, zeigt schon, dass sie ihren Ursprung weiter her findet. Bedeutender Schichtenfall in allernächster Nähe der Quelle lehrt nun vollends, dass die Quelle aus der Tiefe aufsteigt. Kaum 100 Schritte oberhalb der Quelle sowohl, als auch ihr gegenüber am Bachrande fällt der Malmstein in einem Winkel von 40—50° gegen den Berg ein und zwar genau in derselben Stunde h. $11^2/_3$, in welcher die Röhren des Brunnens eingesetzt sind und wahrschein-

lich auch der Ausfluss des Wassers aus den Schichten geschieht, jedenfalls aber genau in derselben Stunde, in welcher die Schichten der gesammten Filsgegend einfallen. Zwischen der weiteren und näheren Umgebung der Quelle ist nur der Unterschied, dass hier die Schichten in einem halben Rechten einfallen, während sonst 4—5° der gewöhnliche Fallwinkel ist. Es ist diese Thatsache wohl kaum anders zu erklären, als dass die Quelle selbst aus beträchtlicher Tiefe entspringt. In ihrem früheren Laufe löste sie, was an Schichten zu lösen und auszulaugen war, und sank in Folge der entstandenen Lockerung das Gebirge hier tiefer ein. Eine Ausgleichung der durch die Einsenkung entstandenen Mulde geschah unter Anderem auch durch Löss, der zwischen der Quelle und der Ziegelhütte (Tuberculatenbank) in einer nicht unbedeutenden Mächtigkeit die Schichten zudeckt. Dass die Jebenhauser Mineralquelle nicht für sich allein zu betrachten ist, sondern im Innern der Schichten mit ihren Schwestern in Göppingen, Hattenhofen, Ditzenbach, Ueberkingen u. s. w. auf eine gemeinsame Kohlensäurequelle hinweist, aus der sämmtliche Säuerlinge des Filsgebietes schöpfen, dürfte wohl ausser Zweifel stehen.

3. Chemische Untersuchung.

Von Dr. H. v. Fehling.

Das von unten aus dem Felsen dringende Wasser der Quelle sammelt sich in einem hölzernen lose mit Brettern bedeckten Troge, aus dem es durch zwei Brunnenröhren abfliesst. Es ist vollkommen klar, perlt nicht, zeigt aber deutlich den Geschmack der Kohlensäure. Die Temperatur der Quelle ist nicht constant, sie zeigte im December 1857 bei 0° Lufttemperatur 3,8° R. = 4,7° C.; im April 1858 bei 9° Lufttemperatur 7,4° R. = 9,2° C. Das Wasser trübt sich selbst bei mehrtägigem Stehen in halbgefüllten Flaschen an der Luft nicht, weder in dem Troge noch in dem Ablauf der Quelle ist ein Absatz bemerkbar. Beim Kochen des Wassers scheidet sich ein unlöslicher rein weisser Niederschlag ab, der kohlensauren Kalk und kohlensaure Magnesia ent-

hält, nebst merkbaren Mengen Thonerde, etwas Mangan, aber nur einer geringen Spur Eisen. Das von dem durch Kochen entstandenen Niederschlag abfiltrirte Wasser enthält an Basen Magnesia, Natron und Kali, letztere Base an Kohlensäure vielleicht zum Theil an Kieselsäure gebunden. Das frische Wasser gibt mit Barytsalz nur eine schwache Reaction auf Schwefelsäure; erst nach dem Eindampfen reagirt es deutlich auf Salzsäure.

Wird das in einer offenen Schale auf etwa $^1/_4$ seines Volumens eingedampfte und dann filtrirte Wasser weiter verdampft, so scheidet sich später gallertartige Kieselsäure ab, die in dem Wasser unzweifelhaft zum Theil mit den Alkalien vereinigt war. Der beim Abdampfen des Wassers erhaltene trockene Rückstand wird beim Glühen im Tigel durch zerstörte organische Substanzen schwarz. Ausserdem liessen sich in dem beim Eindampfen einer grösseren Menge von Wasser enthaltenen Rückstand Lithion, und wenn das Wasser mit Zusatz von Salzsäure abgedampft war, Ammoniak nachweisen; Reactionen auf Baryt oder Strontian konnten nicht erhalten werden.

An Säuren und Salzbildern fanden sich in dem eingedampften Wasser Salpetersäure, Phosphorsäure, Borsäure, Chlor und Fluor. Dagegen konnte selbst wenn 40 bis 50 Liter Wasser mit Zusatz von reinem kohlensaurem Natron eingedampft waren, in dem Rückstand weder Jod noch Brom oder arsenige Säure aufgefunden werden; möglich dass diese Stoffe sich nachweisen lassen, wenn man mehrere hundert Liter eindampft. Auffallend ist die merkbare Menge von Salpetersäure, deren Gegenwart sich auch dadurch deutlich zu erkennen gibt, dass beim Eindampfen grösserer Mengen Wassers auf Zusatz von Salzsäure der Rückstand Platin angreift und Gold löst; nur der Mangel einer genauen Methode verhinderte die quantitative Bestimmung dieser Säure.

Das Wasser enthält daher an quantitativ bestimmbaren fixen Bestandtheilen Kalk, Magnesia, Kali, Natron, Thonerde mit Mangan- und Eisenoxyd, Schwefelsäure, Kohlensäure, Kieselsäure, Chlor; an gasförmigen Bestandtheilen Kohlensäuregas, Sauerstoff- und Stickstoffgas.

Zur quantitativen Bestimmung der fixen Bestandtheile ward

das gewöhnliche Verfahren eingeschlagen; zur Bestimmung von Kalk genügte 0,5 bis 0,6 Liter; zur Bestimmung von Magnesia waren 3 bis 4 Liter, von Kali und Natron 5 Liter, von Schwefelsäure 2 Liter, von Chlor 4 bis 6 Liter, von Kieselsäure aber 5 Liter erforderlich, und zwar wurde das Wasser durch Eindampfen concentrirt. Die Gesammt-Kohlensäure ward aus dem Niederschlag bestimmt, welcher erhalten war, indem das Wasser an der Quelle unmittelbar mit überschüssigem Chlorcalcium und Ammoniak gemischt ward. Der Gehalt an Sickstoff- und Sauerstoffgas wurde in dem durch Auskochen des Wassers erhaltenen Gasgemenge nach dem Bunsen'schen Verfahren von Dr. Marx bestimmt.

Das specifische Gewicht des Wassers bei 13,5° C. ergab sich zu 1,00068; demnach wiegt 1 Liter des Wassers bei seiner mittleren Temperatur von 9° C. = 1000,510 Grm. Das Wasser gehört zu den salzarmen alkalischen Säuerlingen; es enthält

in 100000 Theilen:

59,107	kohlensauren Kalk,
0,431	kohlensaure Magnesia,
0,072	Thonerde mit Mangan- und Eisenoxyd,
0,459	Chlormagnesium,
1,389	schwefelsaure Magnesia,
0,258	kohlensaures Kali,
0,716	kohlensaures Natron,
0,964	Kieselsäure
Spuren	Lithion und Ammoniak,
„	Salpetersäure, Borsäure,
„	Phosphorsäure, Fluor,
63,396	Salze,
190,032	freie Kohlensäure,
18,006	Sticksoff,
5,015	Sauerstoff.

1 Liter Wasser von 9° C. enthält demnach bei 328‴ Barometerstand an Gasen in Cubikcentimetern:

1022,09 C.C. Kohlensäure,
148,60 C.C. Stickstoff,
36,24 C.C. Sauerstoff.

---

1 Pfund Wasser enthält

4,539	Gran	kohlensauren Kalk,
0,033	„	kohlensaure Magnesia,
0,005	„	Thonerde mit Mangan- und Eisenoxyd,
0,035	„	Chlormagnesium,
0,106	„	schwefelsaure Magnesia,
0,020	„	kohlensaures Kali,
0,055	„	kohlensaures Natron,
0,074	„	Kieselsäure,
4,867	„	Salze,
14,596	„	freie Kohlensäure.
1,383	„	Stickstoff,
0,385	„	Sauerstoff.

---

1 Pfund Wasser enthält an Gasen bei 9° C. und 328‴ Barometerstand in Cubikzollen:

25,05	Pariser	Cub."	Kohlensäure,
3,74	„	„	Stickstoff,
0,95	„	„	Sauerstoff.

Oder

21,72	Württb.	Cub."	Kohlensäure,
3,16	„	„	Stickstoff,
0,77	„	„	Sauerstoff.

Das Jebenhauser Wasser ist nach vorstehenden Resultaten ausgezeichnet durch den grossen Gehalt an freier Kohlensäure gegenüber dem geringen Gehalt an Salzen; beachtungswerth erscheint es unter Umständen auch dadurch, dass es kaum nachweisbare Spuren Eisen enthält, und fast nur kohlensauren Kalk.

---

4. Beiträge zur württembergischen Flora.

Von Dr. Robert Finckh in Urach.

Im Mai dieses Jahrs wurde die württembergische Flora durch Entdeckung einer schönen Pflanze bereichert. Herr Otto Fischer, Pharmaceut von Rottenburg a. N., der Entdecker des *Cistus canus Jacq.*, worüber in den Jahreshaften XIV, 10. Mittheilung gemacht wurde, fand nämlich bei Hirrlingen, O.A. Rottenburg, das *Muscari racemosum Mill.*, eine Pflanze, die im Grossherzogthum Baden, namentlich in der Bodenseegegend und sonst hie und da in Weinbergen und auf Feldern vorkommt, und auch anderwärts in Deutschland, wenigstens im mittleren, nicht selten ist. Diese Pflanze wird (als *Hyacinthus racemosus L.*) von Schübler und von Martens unter ihren *plantis pseudowürtembergicis* aufgeführt, woraus vielleicht hervorgeht, dass sie schon früher irgendwo bei uns gefunden worden ist. *

Eine halbe Stunde von Engstlatt, O.A. Balingen, jedoch auf preussischem Gebiet, fand Herr Otto Fischer den *Tragopogon minor Fries*, den Koch als eigene Art aufführt, der jedoch von Anderen als Varietät zu *Tr. pratensis L.* gestellt wird, von dem er sich durch die bauchigen Hüllen, welche doppelt so lang als die Blüthen sind, unterscheidet. Derselbe fand ausserdem auf dem Böllert bei Pfeffingen, O.A. Balingen, die *Coronilla vaginalis Lam.*; ferner am Neckar zwischen Niedernau und Obernau die *Diplotaxis tenuifolia DC.*, welche bisher blos im Unterland beobachtet wurde. Bei Untersontheim,

* Nach Dr. Bauer von Mergentheim im Köllerberg bei Mergentheim, bei Löffelstelzen und im Wald bei Stuppach, aber wahrscheinlich Verwechslung mit *M. botryoides*. Martens.

O.A. Hall, fand Herr Pfarrer Kemmler das *Cirsium hybridum Koch.*, welches meines Wissens bis jetzt blos im Langenauer Ried und bei Wasseralfingen gefunden wurde; ferner ebendaselbst die *Potentilla procumbens Sibthorp.* (s. die Jahreshefte VII, 196), und die Varietät des *Cirsium arvense* mit unterseits weissfilzigen Blättern *(C. argenteum Vest.)*; sodann *Lycopodium chamaecyparissus* bei Hinteruhlberg, O.A. Krailsheim.

Auf den an seltenen Pflanzen so reichen Glemser Hochwiesen fand Herr Professor Sigwart die *Gentiana utricolosa L.*, welche bisher zu den eigenthümlichen Pflanzen der oberschwäbischen Flora gerechnet worden ist.

Die um Urach durch Waldkultur, wie es scheint, ausgegangene seltene *Orchis pallens L.* wurde im vorigen Jahr von unserem Vereinsmitglied, Herrn Oberförster v. Hügel, in einem Wald bei Tapfen, O.A. Münsingen, in Mehrzahl gefunden.

In der Elsach bei Urach fand ich heuer zum erstenmal und zwar in grosser Menge den *Hydrurus penicillatus Ag.*, von dem nach Rabenhorst der in der Blau unterhalb des Blautopfs vorkommende *H. crystallophorus* Schübler., nur eine Varietät ist. Auch den *Hydrurus Vaucheri Ag.*, den ich früher einigemal beobachtet, aber seit mehreren Jahren vergebens gesucht hatte, fand ich im April und Mai dieses Jahrs in der Erms bei Urach fast auf jedem grösseren Stein. Dies rührt vielleicht daher, dass in Folge des vorausgegangenen $1^1/_2$jährigen niederen Wasserstands die Sporen dieser Alge längere Zeit der Sonne preisgegeben und dadurch zum Keimen gebracht wurden, wofür gerade jener Umstand spricht, dass sich die Pflanze vorzugsweise auf grösseren Steinen fand, welche nämlich bei niederem Wasserstand zuerst vom Wasser entblösst wurden. Schon aus der Ferne konnte ich diese beiden *Hydruri* dadurch unterscheiden, dass der eine, der *H. penicillatus* schwarze, der *H. Vaucheri* aber dunkelbraune Rasen unter dem Wasser bildete. Ob dies auch sonst der Fall ist, weiss ich nicht. Der viel grössere *Hydrurus crystallophorus* würde vielleicht in der Erms oder der Elsach auch vorkommen, wenn nicht diese *Hydruri* durch die Reinigungen

der Flussbette vielfach beunruhigt und zerstört würden. Er scheint nämlich aus dem *Hydrurus penicillatus* an solchen Orten zu entstehen, wo die Pflanze ungestört ein gewisses Alter erreichen kann, wodurch die Ablagerung der Krystalle von kohlensaurem Kalk möglich wird. Nach Herrn v. Martens sind die *Hydruri* Frühlingspflanzen, die, wie die Forellen, kaltes, schnell fliessendes Wasser lieben und daher hoch in die Alpen gehen, wo Vaucher den ersten fand, und nach dem Norden, wo Lyngbye einen auf Farö fand. Herr v. Martens fand sie in der Regel im März und April, selten später. Ich selbst habe den *H. Vaucheri* auch schon im September gefunden, worüber Herr v. Martens sich bereits in diesen Jahresheften (XIII, 7) geäussert hat.

Am 20. Mai d. J. fand ich in einem hiesigen Garten an dem blechernen Rohr eines Springbrunnens einen schwarzbraunen, schlüpfrigen, hydrurusartig riechenden Ueberzug, der nach Herr v. Martens *Hydrurus parvulus* ist, den Naegeli am Rheinfall fand. Sofern jener Springbrunnen von der Erms gespeist wird, in welcher der *Hydrurus Vaucheri* heuer sehr häufig ist, könnte man auf die Vermuthung kommen, den *H. parvulus* für einen Jugendzustand des *H. Vaucheri* zu halten, worüber weitere Beobachtungen zu entscheiden hätten.

ausgehen konnte, welche noch tagtäglich im Wachſen und Gähren begriffen iſt? Welches iſt die Geſtalt, in der die Welt erſcheint unter der matten, aber klaren Nachtbeleuchtung jener zu Anfang bezeichneten Seelenſtimmung des Ernſtes und der tiefen Contemplation?

Die Kantiſche Philoſophie iſt Idealismus, aber nicht gemeiner Idealismus, ſondern tranſcendentaler. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt dieſer. Der gemeine Idealismus hält die ganze exiſtirende Welt für Trug und Täuſchung, indem er keine Dinge, ſondern nur Vorſtellungen von Dingen für exiſtirend annimmt. Der tranſcendentale Idealismus hingegen nimmt exiſtirende Dinge in der Außenwelt an, aber gibt nicht zu, daß wir dieſelben erkennen, wie ſie an ſich ſind, ſondern nur wie ſie unſerem menſchlichen Vorſtellungsvermögen als ſolchem erſcheinen. Der gemeine Idealismus läßt bei den Dingen der Außenwelt, von denen wir Vorſtellungen haben, die Dinge ganz weg und hält ſich bloß an die Vorſtellungen. Dies thut der tranſcendentale nicht, ſondern hebt nur die vollſtändige Uebereinſtimmung zwiſchen Dingen an ſich und Vorſtellungen auf, welche das gemeine Bewußtſeyn zwiſchen beiden arglos vorauszuſetzen pflegt. Während das unphiloſophiſche Bewußtſeyn vorauszuſetzen pflegt, daß Alles, was unſere Vorſtellung von einem Dinge ausſagt, als z. B. Farbe, Geſtalt, Zuſammenhang der Theile, Verbindung derſelben zu einem Zweck u. ſ. w. in dem Dinge an ſich ſelbſt enthalten liege und ſein eigenſtes Weſen ausmache, ſieht der tranſcendentale Idealismus in allem dieſen nur Beziehungen zwiſchen den Dingen an ſich ſelbſt und dem menſchlichen Erkenntnißvermögen, welches der Erkenntniß derſelben eine Menge von Formen und Geſetzen, die ihm von Natur inwohnen, eben durch ſein Erkennen aufdrückt.

Im Blick dieſes tranſcendentalen Idealismus fängt nun unſere ganze Erkenntnißwelt zwiſchen zwei unerkennbaren Punkten, als ihren beiden Polen, zu ſchweben an, zwiſchen den Dingen an ſich ſelbſt einerſeits und dem Erkenntnißvermögen oder Subjekt andererſeits. Dieſer höchſte Polargegenſatz von einem abſoluten Subjekt und abſoluten Objekt wurde von den Philoſophen nach Kant weiter verarbeitet. Der Kantiſchen Theorie zufolge kann er aber nicht weiter verarbeitet werden, weil einem jeden ſeiner Glieder das Prädikat der Unerforſchlichkeit zukommt.

5. Ueber einen Saurier des Stubensandsteins.

Von Kriegsrath Dr. Kapff.

Der im vorigen Jahre auf der Höhe des Bopsers bei Stuttgart im oberen grobkörnigen Keupersandstein (Stubensandstein) von mir aufgefundene und bei der vorletzten General-Versammlung vorgezeigte (XIV. Jahrgang 1. Heft S. 2) 9′ lange verkieselte Coniferenstamm, wahrscheinlich Peuce (Witham), gab mir Veranlassung, dieses mit Ausnahme weniger Gegenden von Württemberg (Aixheim, O.A. Spaichingen, Löwenstein, O.A. Weinsberg etc.) als petrefactenarm bekannte Gestein in dem Stuttgarter Thale gründlicher zu untersuchen. Unterhalb Degerloch unweit der alten Weinsteige fand ich dasselbe Coniferenholz ziemlich verbreitet, gleichfalls in horizontaler Lage, bald mehr bald weniger verkohlt oder verkieselt, dagegen zeigte sich weder dort noch in den übrigen in unserem Thale vorhandenen Brüchen dieser weissen Sandsteingruppe irgend eine Spur von Knochenresten oder Zähnen. Erst weiter aufwärts im Thale auf der linken Seite des Bergabhangs fand ich eine einzige Mulde, in welcher ich zwar anfangs nur wenige Spuren von Knochenfragmenten zur Hand bringen konnte, nachdem ich aber in der Tiefe des 15 — 18′ mächtigen weissen Stubensandsteins 4 Tage lang Nachgrabungen vornehmen liess, ergab sich, dass hier eine ziemliche Anzahl von Knochenresten eines oder mehrerer gavialartiger Reptilien zusammengeschwemmt war, und nach Verfluss von etwa 6 Monaten hatte ich nach und nach soviel und theilweise so wohlerhaltenes Material beisammen, dass, wenn alle Schwierigkeiten in der Präparirung überwunden sein werden, die Diagnose dieser Thierreste ermöglicht werden sollte.

Wenn nun auch ebendesshalb eine vollständige und umfassende Bearbeitung dieses Gegenstands bis jetzt nicht möglich war und schon wegen der überaus schwierigen Herausarbeitung und Zusammensetzung der meist in Bruchstücken zu Tage kommenden und an der Luft zerbröckelnden Knochentheile zumal durch meine Berufsgeschäfte sich länger verzögert, so glaube ich doch den Vereinsmitgliedern einen Dienst zu erweisen, wenn ich jetzt schon bezüglich dieser in einem und demselben Steinbruch gefundenen Fossilien und deren Lagerungsverhältnisse Mittheilung mache.*

I. Auf der Sohle des Sandsteins in einem Umkreis von 10—12' (Württ. Mass) lagerten

1) der bei der letzten General-Versammlung in Cannstadt vorgezeigte Oberkiefer mit der Schnautze eines Gavials, der auf jeder Seite 20 Alveolen und in der zweiten vorderen rechts einen wohlerhaltenen Belodonartigen, über den Rand der Alveole jedoch nicht hervorragenden Ersatzzahn enthält. Die ganze Länge beträgt 9", die Breite der Schnautze 1" 2"', nach der dritten Alveole 1" 1"' und des übrigen Kiefers 1" 2"';

2) ein Oberschenkel 1' 1" lang mit dem entsprechenden 8" 8"' breiten 4" 2"' hohen Beckenknochen, ähnlich den in „dem fossilen Gavial von Boll von Dr. D'Alton und Baumeister 1854 Taf. VI. Fig. A und a" abgebildeten Knochen;

3) 1 Scapula 9" lang, am Gelenkkopf 3" 5"' und oben 2" 4"' breit;

4) 1 Oberarmknochen 9" lang;

5) 3 Vorderarmknochen 6" 2"' lang und sämmtlich stark gebogen;

6) 1 Sitzbein 3" 5" lang, 3" 4"' breit;

7) 1 desgleichen (?) grösseres;

8) 4 verschiedene Wirbel;

9) Rippstücke verschiedener Art, zum Theil mit Gelenkköpfen und bis zu einer Länge von 8";

---

* Während des Drucks gegenwärtiger Zeilen kam dem Einsender von Herrn Hermann v. Meyer in Frankfurt die erfreuliche Nachricht zu, dass er sich schon in nächster Zeit der Bearbeitung dieses Gegenstands unterziehen werde.

10) etwa 20 Hautschilder, von denen 8 im Gestein neben einander und theilweise auf einander liegen;

11) 1 Phalanx 3″ lang und

12) mehrere aus dem Gestein noch nicht befreite Knochen.

II. Etwa 50 Schritt von diesem reichhaltigen übrigens wie es scheint jetzt vollständig erschöpften Lager entfernt fand ich in der Mitte desselben 15′ mächtigen Sandgesteins ganz vereinzelt

1) ein Stück des mittleren Theils des Unterkiefers von einer Länge von 6″ 7‴ mit je 6 Alveolen auf jeder Seite; diese Maxillarstücke sind hinten 3″ 4‴ und gegen die Symphese 7‴ von einander entfernt; der Zwischenraum ist mit Gestein ausgefüllt;

2) unmittelbar neben diesem Fragment einen Kopfknochen 9″ 3‴ lang, überraschend ähnlich dem von Herrn Prof. Plieninger in unseren Jahresheften VIII. Jahrg. III. Heft 2. Abtheilung Taf. VIII. Fig. 6. Abgebildeten, der sich unzweifelhaft als die äussere Knochenplatte des linken Unterkiefers mit dem oberen und unteren Eckbein erkennen lässt, und weil diese beiden Knochenstücke ganz vereinzelt neben einander lagen und auch in der Farbe sich ganz gleichen, muthmasslich an das Unterkieferstück II, 1. sich anreiht.

3) Einige Schritte von diesem Fundorte lag ein weiterer Oberarmknochen, 9″ lang, ziemlich ähnlich dem obigen I, 4.

III. In einer weiteren Entfernung von 12—15 Schritten — in Einer von Osten nach Westen sich hinziehenden Linie sämmtliche Fundorte sich gedacht — gleichfalls in der Mitte desselben Felsens fand ich — mit Ausnahme von Hautschildern, einem Scapula ähnlichen Knochen und dem Gelenkkopf eines weiteren Knochens auch vereinzelt — den ziemlich vollständigen Schädel unzweifelhaft desselben Thiers, zwar auf die rechte Seite gedrückt, aber sonst trotz dieses erlittenen starken Drucks in der Richtung der Extremitäten auffallend gut erhalten und nicht wie die Boller Liasgavials platt gedrückt, sondern von der Spitze der Flügelbeine bis zum Scheitelbein 4″ 6‴ durchmessend, mit beiden Augenhöhlen etc., je 20 Alveolen ununterbrochen vom hintersten Zahn an gerechnet und mit 8 Belodonartigen im

Kiefer befindlichen Zähnen, von denen 4 ausgewachsen (der 4te bis 7te im linken Oberkiefer) und 4 mehr oder weniger hervortretende Ersatzzähne sind.

Höchst auffallend ist die Stellung der Nasenlöcher, welche nicht wie bei den gegenwärtigen und fossilen Krokodilinen am vorderen Ende der Schnautze, sondern unmittelbar vor den Augenhöhlen liegen.

Die Länge dieses Schädels von der äussersten Spitze der Jochpaukenbeine bis zur 20ten Alveole beträgt 1′ 4″ und es passt dieses Schädelfragment genau an die Schnautze I, 1., so dass abgesehen von den fehlenden Theilen des Hinterschädels sich eine Länge des Kopfs von mehr als 2′ und eine Reihe von etwa 40 Zähnen an jeder Seite ergibt.

IV. In einer weiteren Entfernung von 12 — 15 Schritten gleichfalls in der Mitte des Felsens fand ich erst kürzlich noch ein Stück der, wie es scheint, linken Unterkieferhälfte mit den vordersten 10 Alveolen, und zwar steckt in der achten ein 3‴ über den Knochen vorragender Zahn, dessen Spitze schon im Gestein nicht mehr vorhanden war. Auch dieses Fragment lag vereinzelt.

Von demselben Fundorte besitze ich etlich und 50 Zähne, welche von der Mitte des Felsens an bis auf die Sohle auf einer Länge von ca. 70 Schritten vereinzelt gefunden wurden. Diese Zähne haben eine Länge von 4‴ bis 1″ 9‴, sind 1- und 2kantig, mehr oder weniger gezähnelt und im übrigen dem Typus der Belodonzähne entsprechend. Besonders scharf gezähnelt sind die 4 in dem Oberkiefer III steckenden 6‴ aus demselben hervortretenden 2-kantigen Zähne, deren Beschaffenheit darauf schliessen lässt, dass dieses Thier seinen Raub mit den Zähnen nur erfasst und ohne Zerarbeitung, dem Pelikan gleich, verschluckt hat.

6. Eigenthümliche Haftorgane eines männlichen Nematoiden.

Von Dr. D. F. Weinland.

(Hiezu Taf. 1. Fig. 1 und 2.)

In der Mitte Juni 1854 fand ich einen merkwürdigen Wurm encystirt in einer kleinen sehr oberflächlich sitzenden Lebercyste von *Bufo viridis*. Die Cyste war so fest, dass, als sie endlich unter dem Compressorium platzte, nur noch das auf Tab. 1. Abgebildete zu sehen war. Das Andere war zerdrückt. Jenes aber war offenbar das Schwanzende eines Wurms. Auf demselben nun zeigte sich bei 300-facher Vergrösserung eine doppelte Reihe zierlicher Sternchen, deren jedes seitlich mit zwei Flügelchen versehen war. Die Sternchen (Fig. 2.) bestanden aus einer mittleren, kreisrunden, konkaven Scheibe, an welche 20 bis 22, nach aussen sich etwas verbreiternde Blättchen angefügt waren, wie die Randblumenblätter einer Sonnenblume. Weiter aber legte sich an jedes Sternchen jederseits ein eirunder Flügel an, der fast doppelt so lang als der Durchmesser des Sternchens und dessen Oberfläche quergestrichelt, wahrscheinlich feingerieft war in der Art des Kopfschilds von Echeneis. Die Farbe dieser Flügelsternchen war bräunlich und sie bestanden aus einer harten, wohl chitinähnlichen Masse, die von Säuren nicht angegriffen wurde und auch bei Vertrocknung ihre Form nicht veränderte. Ihre Zahl war vierzehn. Ihre Lage wies deutlich darauf hin, dass sie in zwei ziemlich von einander entfernten Reihen gestanden, vielleicht zusammen eine Ellipse oder eine andere Figur gebildet haben mussten, weil je nach der Einstellung des Mikroskops immer nur je Eine Reihe deutlich war, die andere also in einer anderen Ebene lag. — Diese merkwürdigen Organe lagen

unmittelbar vor einem braunen etwas gekrümmten Stachel, der auffallend an den hornigen Penis mancher Nematoiden erinnerte.

Nun hat Dujardin im Jahr 1845 unter der Rudolphischen Gattung Oxyuris, die durch einen einfachen kurzen sichelförmigen Penis charakterisirt ist, eine kleine neue Art unter dem Namen *O. ornata* beschrieben, die er im Juli und August zu Rennes in dem Darm von *Rana esculenta* und *temporaria* fand. An der Bauchseite des Männchens dieses Wurms, kurz vor der Penisscheide, zeichnet und beschreibt er „vier Reihen von hornigen in Quincunx gestellten Anhänge, welche gebildet sind aus zwei artikulirten Stückchen und endigen wie ein Abschnitt eines gezähnten Rads.“ (Dujardin, histoire naturelle des Helminthes p. 145. Pl. 5. G. 1. und 2.) Ueber ihre Bedeutung redet er nicht. —

Die Abbildung Dujardin's lässt keinen Zweifel übrig, dass unser encystirter Wurm entweder die *Oxyuris ornata* selbst, oder eine dieser sehr nahe stehende Nematoidenart war. Im ersteren Fall hat Dujardin hier sehr ungenau beschrieben und abgebildet; dann bedeuten offenbar die Flügelchen der Sternchen jene „zwei artikulirte Stücke“ und deren sogenanntes gezacktes Ende ist nichts als die äussere Contour des Sternchens, da wo sich jenes Flügelchen ansetzt. Ich muss die Entscheidung jener Frage dem Wiederfinder des Thiers überlassen, da ich selbst leider nur das Eine Exemplar sah, obgleich ich noch viele Kröten und Frösche darauf untersucht habe.

Was haben nun diese Organe für eine Funktion? Es können nur Haftorgane sein, und — da sie ganz in der Nähe der männlichen Geschlechtsöffnung sitzen und auch Dujardin sie nur am Männchen beobachtet hat, Haftorgane für die Begattung zum Festhalten des Weibchens. Dieselbe Bedeutung scheinen die Papillenreihen* z. B. an der Bauchseite der männlichen *Spiroptera sanguinolenta* aus dem Hund, des männlichen *Diepharagus*

* Einen Uebergang von jenen ganz hornigen Haftorganen zu Saugwarzen und Papillen sehen wir in der Trematodengattung *Polystoma*, wo die Saugruben durch ein Gerüste horniger Plättchen gestützt werden. Jedoch dienen diese nicht bei der Begattung.

enthuris aus der Elster, der männlichen *Ascaris brevicaudata* aus dem gemeinen Frosch und ferner auch die hinteren Hautflügelchen so vieler männlicher Nematoiden, die bei *Strongylus* zu einem rings geschlossenen halbkugeligen Beutel ausgebildet sind, zu haben.

Ausser diesen eigentlichen Haftorganen dient auch, wie bekannt, der sich einrollende Schwanz, der dem Weibchen so wenig als jene zukommt, dem Männchen als Befestigungsorgan bei der Begattung. —

Erklärung der Abbildung.

Fig. 1. Schwanzende eines männlichen Nematoiden *(Oxyuris ornata* Duj. ?) aus einer Lebercyste der grünen Kröte. — 300-malige Vergrösserung.

FS' Flügelsternchen der einen Reihe, auf welche das Mikroskop eingestellt ist.

FS'' Flügelsternchen der zweiten Reihe.

a. Der hornige Penis.

Fig. 2. Ein Flügelsternchen 1000-mal vergrössert.

a. Die quergestreiften Flügel.

b. Die Blättchen.

c. Die konkave Scheibe.

7. Ueber die Streifung der fossilen Squalidenzähne.

Von Pfarrer Probst in Nettenberg.

(Hiezu Taf. I. Fig. 3.)

Bei der Bestimmung der fossilen Squalidenzähne ist eine doppelte Aufgabe zu lösen; einmal die specifischen Merkmale ausfindig zu machen, um die Arten und Spezies auseinander zu halten; sodann die noch schwierigere, die verschiedenen der nämlichen Spezies oder dem nämlichen Thier angehörigen Zähne zu vereinigen. Da die knorpelige Beschaffenheit des Skeletts der Squaliden, das Zusammenbleiben der Zahnreihen in der natürlichen Ordnung nur ausnahmsweise in besonders günstigen Fällen (z. B. bei Ablagerung in Schieferbildungen) zulässt, sonst aber eine vollständige Zerstreuung der Zähne erfolgt, so muss jedes Merkmal, welches wenigstens einigen Ersatz für jenen Uebelstand gibt, sehr willkommen sein, und ein solches Merkmal ist die Streifung. — Nach der Angabe Agassiz's kommt der Fall bei lebenden Squaliden nicht vor, dass ein Thier zugleich gestreifte und ungestreifte Zähne im Rachen hätte, während bekanntlich der Fall, dass gekerbte und ungekerbte Zähne zusammen vorkommen, nicht selten ist. Diese Wahrnehmung allein schon erhebt die Streifung zu einem beachtenswerthen Merkmal. Nun ist es aber Thatsache, dass die Streifung nicht unterschiedslos bei allen Zähnen die gleiche ist, sondern dass sie selbst in constant verschiedenen Formen sich darbietet, und diese Thatsache erhöht ihren Werth als Bestimmungs-Merkmal wesentlich.

Ich habe nicht das genügende Material, um die Untersuchung auf die verschiedenen Abtheilungen der tertiären Meeres-

ablagerungen auszudehnen, beschränke mich desshalb auf die fossilen Zähne der schwäbischen Ablagerung von Baltringen,* mit welcher die Ablagerungen von Hausen am Andelsbach, Siessen bei Saulgau, Stotzingen und Rammingen genau stimmen. Hier ergeben sich bei den Geschlechtern *Lamna* und *Odontaspis* 2 Gruppen. Bei den I. ungestreiften, zu denen die *Lamna cuspidata* und mehre andere Spezies zu zählen sind, wollen wir nicht länger verweilen. Es kann bei ihnen wohl der Schmelz länga gerissen sein, aber die erhabene Streifung fehlt ihnen.

Die Gruppe der II. gestreiften Zähne zerfällt in 2 Abtheilungen. Längst wurde die Streifung bei *Lamna contortidens Ag.* wahrgenommen.** Die Streifung ist hier verworren, wellenförmig-gebrochen und in einander übergehend. In scharfem Contrast steht hiegegen eine andere Streifungsweise, welche meines Wissens nur einer einzigen Spezies in den schwäbischen Ablagerungen angehören dürfte. Die Benennung dieser Spezies ist mir unbekannt, sicher ist, dass sie mit *L. contortidens* nicht zusammengeworfen werden darf. Die Streifung dieser Zähne ist scharf durchgezogen, es greift keine Linie in die andere ein. An der Basis, woselbst die Schmelzfläche einen grösseren Raum darbietet, finden sich zwischen den grossen Linien, die gegen die Spitze und den Rand hin verlaufen, kurze Lückenbüsser; aber auch diese gehen nicht unbestimmt in die Hauptlinien über, sondern endigen deutlich nach kurzem Verlauf, sobald der Raum sich verengt. Die Streifung dieser Zähne ist auch relativ stärker, erhabener als bei den *contortidens*.

Bietet nun so die Streifung ein Mittel zur Unterscheidung, so nicht minder zur Vereinigung der zusammengehörigen Zähne. Wir wollen hievon ein Beispiel geben an der Bezahnung des Squaliden, dessen Zähne die scharfgezogene Streifung tragen, den ich gewohnt bin, mit dem Buchstaben *a* zu bezeichnen.

Auf Taf. I. Fig. 3, 1—7 sind die betreffenden Zähne von der gestreiften Innenseite abgebildet.

---

* Diese Ablagerungen werden gewöhnlich dem „Obermiocän" zugetheilt.

** *Lamna (odontaspis) contortidens* ist jedoch nicht die einzige Spezies, welcher diese Streifung eigenthümlich ist.

Das sicher leitende Merkmal, dass diese Zähne trotz ihrer merklichen Verschiedenheit in Grösse und Form zusammengehören, liegt in der gleichartigen Streifung der Innenseite. Die Zähne lociren sich so, dass Fig. 3, a ganz vorn im Rachen stund und so zurück bis Fig. 3, g, welches Zähnchen ganz hinten seinen Platz haben mochte. Ober- und Unterkieferzähne waren ohne Zweifel sehr ähnlich gebaut.

Die Bezahnung dieses Squaliden zeichnet sich auch noch durch ein weiteres specifisches Merkmal aus, wodurch die Zusammengehörigkeit dieser Zahnformen sich erproben lässt, nämlich durch eine erhabene Leiste, welche sich an der Aussenseite der Basis des Zahns erhebt, den Zahn in zwei ungleiche Hälften theilt und sich gegen die Spitze hin allmählig verliert. Bei den meisten Exemplaren ist diese Leiste deutlich erhalten.

Ich glaube wiederholen zu müssen, dass die Beobachtungen, welche in Vorstehendem angeführt sind, aus einem in Rücksicht der geologischen Epochen beschränkten Material abgezogen sind. Es ist daher zu erwarten, dass durch Ausdehnung der Untersuchung auf die eocenen, untermiocenen und pliocenen Fossilreste weitere Abtheilungen nach der Form der Streifung sich herausstellen werden.

Die Dinge an sich sind nach Kant darum unerforschlich, weil eine jede Vorstellung, die wir nur irgend auf sie anwenden können, sich nachweisen läßt als eine solche, deren Elemente entweder aus sinnlichem Schein oder aus inneren angebornen Formen unseres Erkenntnißvermögens bestehen. Es bleibt uns daher von den Dingen an sich selbst nur die Erkenntniß übrig, daß sie sind. Was sie aber sind, bleibt uns verborgen, und eine jede Qualität, die wir ihnen beilegen, ist aus uns und nicht aus ihnen geschöpft.

Daß das reine Subjekt ebenfalls unerforschlich ist, versteht sich schon daraus, daß es ein Wirkliches, ein Ding an sich selbst ist. Dinge an sich können vorgestellt, d. h. mit subjektivem Schein behaftet werden, aber ihr Wesen wird dadurch nicht erkannt. So ist es auch mit dem reinen Subjekt. Die Eigenschaften von sich, welche es im inneren Sinne vorfindet, daß es eine denkende, fühlende, begehrende Kraft sey u. s. w. bezeichnen ebenfalls nur Stücke aus den ihm eingebornen Begriffen und Vorstellungen, mit denen es, durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen, sich selbst behaftet. Auch hier bleibt als eine sichere und gewisse Erkenntniß nur dies zurück, daß das reine Subjekt ist, nicht aber, was dasselbe ist. Dieses Was bleibt unerforschlich, undurchschaubar. Völlig durchschaubar und erkennbar sind hingegen die mannichfaltigen Vorstellungsformen, mit denen das Subjekt, gezwungen durch innerliche Nothwendigkeit, sowohl die Dinge der Außenwelt, als auch sich selbst unwillkürlich behaftet.

Diese Vorstellungsformen sind das Apriori im Gegensatz zum Aposteriori. Denn Apriori heißt alles dasjenige in der Erkenntniß, was den nothwendigen und allgemeingültigen Charakter an sich trägt, folglich nicht aus der Erfahrung geschöpft seyn kann, sondern im Erkenntnißvermögen selbst gegeben ist. Aposteriori heißt dasjenige, was aus der Erfahrung geschöpft ist und aus keinem anderen Grunde gilt, als weil es so oder so gegeben ist, daher auch anders gedacht werden könnte, als es ist.

Das Apriori ist zweierlei: Formen, wodurch wir anschauen, und Formen, wodurch wir urtheilen. Die Anschauungsformen sind der Raum und die Zeit nebst allem dem, was in und mit ihnen von selbst zu erkennen ist. Dahin gehören die drei Dimensionen als Eigenschaften des Raums, die mathematischen Figuren als mögliche Theilungen und Zerschneidungen desselben, die arithmetischen

8. Ueber Bohnerze auf dem südwestlichen Plateau der Alp.

Von A. Achenbach, Berg-Geschwornen.

I. Verbreitung der Bohnerzlagerstätten.

Wenngleich der Bohnerzbergbau fast nur auf Ausfelder und Blösen in Waldungen und Allmanden angewiesen und von der Lage der Hütten, der Communication etc. mehr oder weniger begünstigt ist, so beweisen doch die vorhandenen Aufschlüsse, dass die Bohnerzlagerstätten sich über das ganze Alpplateau von der Molassegrenze im Südosten, ca. 2000 Fuss über dem Meere, bis zum nordwestlichen Steilabfall ca. 3000 Fuss über dem Meere, ausdehnen, also durchaus unabhängig von der augenscheinlich durch die Höhenlage bedingten Verbreitung der Molasse und der jurassischen Kalksteingeschiebe (sog. Kugelsteine) sind. Dagegen scheinen sie häufig in ausgedehnten flachen Vertiefungen des Alpplateaus verbreitet. Diese Vertiefungen, welche nicht selten mächtige Diluvialbildungen, (Thon und jurassische Kalksteingeschiebe) zuweilen tetiäre Süsswasserkalkablagerungen einschliessen, haben ganz das Aussehen alter Seebecken (Härdtle von Frohnstetten, Becken von Harthausen etc.). Im Diluvialthon finden sich immer einige, stellenweise zahlreiche Erzbohnen zerstreut. Dasselbe gilt von dem Tertiärkalk bei Harthausen.

II. Charakter der Bohnerzlagerstätten.

Unverkennbar hat die Lage einen wichtigen Einfluss auf die Natur der Bohnerzlagerstätten. Wesentlich verschieden sind die am südöstlichen Fusse der Alp und im Rheinthal zwischen Kandern und Mühlheim verbreiteten Bohnerzlagerstätten von denen auf dem Plateau der Alp.

I. Die Bohnerzlagerstätten am südöstlichen Fusse der Alp breiten sich längs der nördlichen Molassegrenze lagerartig auf plattenförmigem und massigem Kalkstein (weisser Jura ζ und ε) über ausgedehnte Flächen aus (Sigmaringen, Liptingen, Emmingen, Hattingen, Biesendorf), die 60, 80, 100 Fuss mächtigen, zum Theil von Molassegeröllen bedeckten Lager bestehen aus buntem, mehr oder weniger sandigem, bohnerzführendem Thon. Der Erzgehalt des Thons steigt mit zunehmender Teufe von 8 auf 25 % dem Volumen nach.

Bohnerze, sog. Lettenerze, dünn concentrisch schaalig. Regelmässig kugelig oder ellipsoidisch. Meist grobkörnig von der Grösse einer Erbse bis zu der einer Haselnuss. Oberflächlich glatt, im Bruch gegen die Mitte hin erdig. Gelblichbraun, zuweilen schwärzlich, auch wohl rothbraun, innen lichter. Kern thonig. Consistenz gering. Spec. Gew. niedrig. Bestehen aus manganhaltigem Eisenoxydhydrat mit Thon und Sand gemengt. Ausser Mangan weisen die Analysen einen geringen Chromgehalt, bei einigen Bohnerzen einen geringen Gehalt an Vanadium nach. Der bedeutende Zinkgehalt der Hüttenprodukte (Ofenbruch) wird den Kalksteinzuschlägen zugeschrieben. Theils lose, theils durch eisenschüssigen Thon zu sog. Stuferz conglomerirt. Das Stuferz kommt in Knollen, Nestern und unregelmässigen Lagern vor.

Ausser Haifischzähnen, die dem Deckgebirge angehören, haben sich fossile Reste in den sog. Lettenerzen nicht gefunden. (Vrgl. Jäger, fossile Säugethiere Württembergs pag. 44.)

Ganz analog verhalten sich die Bohnerzlagerstätten im südwestlichen Baden zwischen Mühlheim und Kandern. Die niedrige Höhenlage von kaum 1000 Fuss, die Verbreitung der bohnerzführenden Thonlager auf massigem Kalkstein über stundenlange Flächen, die Mächtigkeit der Thonlager, die Zunahme des Erzreichthums mit der Teufe, die Bedeckung, welche in wahre Molasse übergeht, der Mangel fossiler Säugethierreste, alle diese charakteristischen Merkmale stellen die Bohnerzlagerstätten im Breisgau den Bohnerzlagerstätten am südöstlichen Fusse der Alp zur Seite. Auch das Bohnerz stimmt in Form und Structur vollkommen überein, nur die sog. Reinerze (concentr.

schaalige Brauneisensteinnieren) scheinen auf den alpinischen Lagerstätten zu fehlen. Ob ein durchgreifender chemischer Unterschied in der Zusammensetzung der Erze vorhanden, lässt sich nur durch wiederholte genaue Analysen ermitteln, ist aber kaum anzunehmen. *

Einen andern Charakter hat die kaum 10 Fuss mächtige, auf jurassischen Kalkstein aufgeschobenen ausgebreitete Bohnerzlagerstätte bei Heudorf. Die Bohnerze sind mit Quarzsand, einigen Molassegeröllen, Feuersteinkugeln und zahlreichen fossilen Resten zu einer festen Breccie verbunden. Das Bindemittel der Breccie ist Eisenoxydhydrat. Die fossilen Reste gehören Säugethieren aus der Gruppe des *Rhinoceros incisivus* an. Zu ihnen gesellen sich Cetaceen, Squaliden, einige in Eisenoxydhydrat umgewandelte Süsswassermuscheln *(Paludina, Unio)* und Petrefacten des oberen weissen Jura.

Gleichwohl ist die Bohnerzlagerstätte bei Heudorf auch durch die geognostische Lage am Rande der Molasse, die lagerartige Verbreitung über eine ausgedehnte Fläche, durch die Structur und Form des Bohnerzes den Lagerstätten bei Sigmaringen, Liptingen etc. und Kandern am nächsten verwandt.

II. Die Bohnerzlagerstätten auf dem Alpplateau bilden Spalten, Höhlen und brunnenartige Vertiefungen im weissen Jura δ, ε und ζ.

Die Unterschiede, welche sie wahrnehmen lassen, scheinen zum grossen Theil bedingt durch die Beschaffenheit des Nebengesteins.

1. Die Bohnerzlagerstätten im plattenförmigen Kalkstein (weisser Jura ζ) finden sich in einer breiten Zone zu beiden Seiten der Donau längs der nördlichen Seite der Molassegrenze verbreitet (Langenenslingen, Scheer, Sigmaringendorf, Bingen, Sigmaringen, Jungnau, Oberschmeien, Vilsingen, Egelwies, Langenhart, Igelswies, Thalheim).

Charakteristisch für diese Lagerstätten ist die Form. Sie bilden, abgesehen von den anomalen höhlenartigen Lagerstätten

* Neuere Untersuchungen haben dargethan, dass die badischen Bohnerze auch aus thonhaltendem Eisenoxydhydrat bestehen. D. R.

bei Veringendorf und Kolbingen, senkrecht niedersetzende, rings von plattenförmigem Kalkstein gleich einer Mauer umschlossene, brunnenartige Vertiefungen, sog. Kessel von 10 bis 60 Fuss Durchmesser. Häufig haben diese Kessel mehr elliptische, als runde Umrisse, laufen auch wohl in eine wenig mächtige unregelmässige Spalte aus. Durch diese Spalten stehen oft zwei, drei und mehr benachbarte Kessel in Communication, bilden einen Zug oder eine Gruppe. Ausgedehnte zusammenhängende Züge gibt es wenige (Staudenhalde bei Sigmaringendorf). Viel gewöhnlicher liegen die Kessel gruppenweise zusammen. Die Gruppen nehmen zuweilen ein Areal von 100 Morgen ein. Die beträchtlichsten Gruppen finden sich bei Langenenslingen und auf der Markungsgrenze von Sigmaringen, Sigmaringendorf und Bingen bei Laucherthal, kleinere Gruppen an den sieben Kirschbäumen und am Kreuz bei Sigmaringen, isolirte Kessel bei Jungnau, Oberschmeien und Thalheim.

Ueber das Verhalten der kesselförmigen Lagerstätten in der Teufe ist volle Gewissheit nicht zu gewinnen, da der Abbau gewöhnlich nur 30—40—50 Fuss, ausnahmsweise 60—80 Fuss tief geführt wird. Einige Kessel sollen sich trichterförmig schliessen, andere scheinen bis auf die Thonkalke des weissen Jura ζ niederzusetzen.

Das Nebengestein ist von Rinnen und Löchern durchzogen, an den Kanten der Schichten abgerundet, Alles unverkennbare Spuren der stattgefundenen Auswaschung.

Die Ausfüllung besteht aus buntem, mehr oder weniger sandigem, bohnerzführendem Thon. Der Erzreichthum nimmt mit der Teufe zu. Das Bohnerz ist dünn concentrisch, schaalig, kugelig, grobkörnig, nach innen thonig, wenig consistent, specifisch leicht, kurz dem sog. Lettenerz vollkommen identisch und ihm gleichgeachtet.

Wenige Lagerstätten (Scheer, Sigmaringen) sind von Molassegeröllen bedeckt, die meisten gehen unbedeckt zu Tage.

Fossile Reste haben sich in einiger Häufigkeit nur in den Bohnerzlagerstätten von Langenenslingen gefunden. Sie gehören Nagern aus der Familie *Sciurinus* an.

2. Die Bohnerzlagerstätten im massigen und regelmässig geschichteten, oolithischen Kalkstein (weisser Jura δ und ε) verhalten sich sehr analog, lassen gleichwohl im grossen Ganzen, namentlich hinsichtlich des äusseren Verhaltens bemerkenswerthe Unterschiede wahrnehmen.

Die Bohnerzlagerstätten im massigen Kalkstein gehören zu den unregelmässigen. Sie bilden Spalten, Trichter (Kessel) und höhlenartige Räume.

Von dem einfachsten Falle ausgehend, so läuft die oft nur handbreite Erzader in der Dammerde auf einer Streke von 10 bis 20 Fuss horizontal fort, zieht sich dann plötzlich in mehr oder weniger schräger Richtung durch den steinigen Untergrund bis auf den massigen Kalkstein nieder, denselben in einer Kluft oder engen elliptischen Oeffnung durchsetzend. Um Niederzugehen muss das Ausgehende durch Hereinschiessen des Nebengesteins erweitert werden. In grösserer Teufe thut sich die Lagerstätte bei einer Längenausdehnung von 10, 20, 30 Fuss zu einer Mächtigkeit von 5, 10, 15 Fuss auf, zieht sich aber auch wieder wie am Ausgehenden zusammen. Viele Gruben erreichen die Teufe von 30 Fuss, einige von 60 Fuss, wenige von 100 Fuss. Ohne Zweifel setzen die Lagerstätten tiefer nieder, aber bei dem unvollkommenen Zustand des Bergbaus ist es entweder unmöglich oder lohnt sich nicht, sie weiter zu verfolgen.

Sind die Dimensionen in Länge und Breite gleich, so müssen bei seigerem Einfallen trichterförmige, bei schrägem Einfallen oder Einschieben höhlenartige Räume entstehen. Horizontale Höhlen gibt es begreiflicher Weise nur wenige (Ochsenberg bei Ebingen). Um so häufiger sind die Höhlen mit abfallender Sohle und die Trichter, namentlich im Gebiet des krystallinisch-körnigen Kalksteins und Dolomits. Sie verbreiten sich vereinzelt und ohne bestimmte Streichrichtung über grosse Flächen (Markung Trochtelfingen, Neufra, Gammertingen).

Im dichten, massigen Kalkstein herrschen die unregelmässig spaltenförmigen Lagerstätten vor. Sie stehen seiger, lassen aber fast immer ein Einschieben, d. h. Einfallen in der Richtung des Streichens beobachten. Nicht selten liegt in der verlängerten

Streichrichtung eine zweite, dritte u. s. w. Spalte, alle mit gleichem Einschieben. So entstehen Züge von 30, 50, 100 und mehr Lachter Länge (Burren bei Gauselfingen, Hassenberg und Alter Stall bei Stetten unter Höhlstein, Egelswang bei Veringen etc.). Auch zusammenhängende Spalten von dieser Ausdehnung kommen vor (Weinizhilb bei Frohnstetten.

Ungleich häufiger bilden die Spalten kleinere oder grössere Gruppen. Grössere Gruppen, wahre Aufbruchsfelder von 1000 bis 2000 □ Lchtr. Flächeninhalt finden sich auf der Eck bei Inneringen auf dem Buchhof bei Veringendorf und auf der Hohwies bei Veringenstadt, kleinere Gruppen auf dem Plateau zwischen Hettingen und Lusthof, auf dem Plateau von Hochberg, im Becken von Harthausen bei Veringenstadt, Veringendorf und Jungnau etc.

Bei weitem regelmässiger ist das äussere Verhalten der Bohnerzlagerstätten im weissen Jura δ (Burladingen, Ringingen, Salmendingen, Melchingen).

Die meisten bilden 3, 6, 8 Fuss mächtige bis auf die Thonkalke des weissen Jura γ niedersetzende, mehr oder weniger ausgedehnte Spalten. Die Spalten beschreiben S-förmig gekrümmte Linien, werfen Haken und zertrümmern sich. Die bedeutenderen am Hölschloch bei Ringingen, am Mong bei Salmendingen und am Burghalden bei Melchingen haben eine streichende Länge von 100—200 Ctr., welche viele Gänge des Uebergangsgebirges nicht erreichen.

Interessant ist die constante auch bei den ausgedehteren Spalten und Zügen des massigen Kalksteins zu beobachtende Streichrichtung. Nebenstehende Tabelle gibt darüber näheren Aufschluss:

Tabelle

über Streichen und streichende Länge der gang- und zugweise im weissen Jura ε und δ der Hohenzollern'schen Lande aufsetzenden Bohnerzlagerstätten.

Bohnerzlagerstätten im weissen Jura δ.

Morgengangweise zwischen h 3 und h 6 aufsetzend.

Bezeichnung der Lage.	Streichen.	Streichende Länge.
		Lachter.
I. Burghalden bei Melchingen.	h $4^3/_8$	170
II. Brühlberg bei Melchingen.	h $4^6/_8$	43

Spathgangweise zwischen h 6 und h 9 aufsetzend.

Bezeichnung der Lage.	Streichen.	Streichende Länge.
		Lachter.
I. Mong bei Salmendingen.	h $7^3/_8$	180
II. Hölschloch bei Ringingen.	h $7^7/_8$	121
III. Brühlberg bei Melchingen.	h 6	26
IV. Kalkofen bei Melchingen.	h 6	60

Bohnerlagerstätten im weissen Jura ε.

Morgengangweise zwischen h 3 und h 6 aufsetzend.

Bezeichnung der Lage.	Streichen.	Streichende Länge.
		Lachter.
I. Mannenberg	h $3^3/_8$	123
II. AlterStall.	h $4^4/_8$	110
III. Burren bei Gauselfing.	h $5^6/_8$	35
IV. Egelswang 1.	h $3^4/_8$	50
2.	h $3^6/_8$	25

Spathgangweise zwischen h 6 und h 9 aufsetzend.

Bezeichnung der Lage.	Streichen.	Streichende Länge.
		Lachter.
I. Weinzhilb bei Frohnstetten.	h $7^1/_8$	118
II. Lausert bei Veringendorf. (Höhle im w. Jura ζ.)	h $7^4/_8$	70
III. Hohwies bei Veringenstadt	h 7	60
IV. Egelswang 1. bei Veringendorf.	h 7	25
2. bei Veringenstadt.	h $7^6/_8$	25
V. Hohenrain bei Burladingen.	h $7^4/_8$	25

Demnach setzen fast alle ausgedehnteren Bohnerzspalten und Züge des weissen Jura δ und ε morgen- und spathgangsweise zu Felde. Hiermit fällt die Erhebungsrichtung der Alp in *h* 4. 6. 8. zusammen. Ob diese merkwürdige Uebereinstimmung blos zufällig ist?

Uebereinstimmender als das äussere, ist das innere Verhalten.

Die Ausfüllung besteht aus Eisen und Manganerzen, Thon, Kalkspath, Feuersteinkugeln, sog. Kieseln und Bruchstücken des Nebengesteins.

Die Bohnerze, sog. Felsenerze. Wahre Brauneisensteingeschiebe. Meist dicht, selten concentrisch schaalig. Klein bis grobkörnig, von der Grösse eines Hirsekorns bis zu der einer Haselnuss, durchschnittlich von der Grösse einer Erbse. Kugelig ellipsoidisch, linsenförmig, ungestaltet, knollig. Oberfläche dunkelbraun, schwarz, glatt, fettglänzend. Strich braun. Bruch eben. Spröde. Spec. Gewicht hoch. Eisenoxydhydrat mit fast nie fehlendem bis auf einige Procent steigendem Mangangehalt, zuweilen mit etwas Thon und Sand gemengt. Theils lose, theils durch eisenschüssigen Thon oder Kalksinter conglomerirt (Stuferz, Stiefrande).

Dichter Brauneisenstein, derb (Erzguss) und in Nieren am Hassenberg bei Stetten.

Thoneisenstein, sog. Farbstein erdig, gelb, roth, in dichten und unbestimmt dünnschaaligen Nieren bei Hochberg.

Gelberde (thoniger Brauneisenocher), nesterweise am Hergle bei Gammertingen.

Rotheisenstein, erdig, mürb, gesellt sich gemeiniglich in einzelnen Körnern, auch wohl in grösseren, knolligen Stücken dem braunen Bohnerz bei.

Graubrauneisenstein, sog. F[illegible]and, Russ, theils in kleinen Geschieben (Bohnen), theils als Ueberzug der Spaltenwände, Gesteinsbruchstücke und fossilen Reste. Sehr verbreitet; auf den Bohnerzlagerstätten bei Bitz und Trochtelfingen unweit Ebingen, am Buck und im Buchwald bei Kaiseringen wesentlichen Antheil an der Ausfüllung nehmend.

Thon, mehr oder weniger sandig, braun, gelb, zuweilen roth, seltener weiss, mitunter gestreift, gefleckt.

Kalkspath, in spathigen, stängeligen und faserigen Massen am Ausgehenden und auf den Verdrückungen der Spalte. Kalkspathstalaktiten, bei Ebingen noch festsitzend am Nebengestein und in das Bohnerz hineinreichend.

Feuersteinkugeln und sog. Kiesel. Feuersteinkugeln von Faustgrösse und darüber, grauer Farbe, muscheligem Bruch, peripherisch in Kieselmehl verwandelt, am Beint bei Veringendorf. Viel verbreiteter (Mong bei Salmendingen, Burren bei Gauselfingen etc.) sind die bis auf den innersten Kern umgewandelten, meist eiförmigen, leichten, zuweilen schwimmenden sog. Kiesel. Sie bilden in der Regel wenig mächtige Lagen (Züge, Adern) im Erzgrund.

Bruchstücke des Nebengesteins, kommen je nach der Beschaffenheit des Nebengesteins nur sporadisch vor, oder bilden das Ausgehende, oder setzen die Lagerstätten vorzugsweise zusammen (Billafingen). Von sehr verschiedener Grösse, scharf- oder mehr oder weniger stumpfkantig, zuweilen gleich Geschieben abgerundet. Interessant sind die schönen, den frischen Gestein fremden, braunen und gelben Farbenabstufungen der krystallinisch feinkörnigen Bruchstücke auf den Lagerstätten von Frohnstetten und Gammertingen, offenbar erzeugt durch ungleichmässige Infiltration der eisenhaltigen Lösung und spätere Umwandlung des farblosen Eisencarbonats in Eisenoxydhydrat. Auch das anstehende Nebengestein zeigt bis auf gewisse Entfernung von der Lagerstätte diese Umwandlung.

Somit sind der Fossilien, welche Antheil an der Ausfüllung nehmen, nur wenige, und unter diesen wenigen herrschen das geschiebartige, dichte braune Bohnerz und der Thon in der Regel nicht nur entschieden vor, sondern setzen nicht selten die Lagerstätten ausschliesslich zusammen.

Bohnerz und Thon kommen häufig gemengt (Erzgrund), ebenso häufig, insbesondere auf den regelmässig spaltenförmigen Lagerstätten (Hölschloch bei Ringingen, Burghalden bei Melchingen, Weinizhilb bei Frohnstetten) in Streifen (Zügen,

Adern) und mächtigen Schichten (Bänken) abgesondert vor. Die Schichten breiten sich bald mehr, bald weniger regelmässig horizontal aus oder schieben conform der Spalte ein.

Der Gehalt des geförderten Erzgrundes beträgt 25 — 50 % dem Volumen nach.

Schliesslich ist noch der Reste fossiler Säugethiere zu gedenken, die, begleitet von Petrefacten des Nebengesteins, auf einigen Lagerstätten so häufig vorkommen, dass man unwillkührlich an die Knochenbreccie und Knochenhöhlen erinnert wird.

Sie gehören hauptsächlich der Epoche der Palaeotherien und der Epoche des *Rhinoceros incisivus* an.

Palaeotherien und Anoplotherien haben sich bis jetzt in grösserer Menge und mit so zu sagen gänzlichem Ausschluss fossiler Reste aus der Epoche des *Rhinoceros incisivus* nur auf den Bohnerzlagerstätten bei Frohnstetten und Neuhausen gefunden. Beide Lagerstätten setzen gangförmig im massigen Kalkstein (weisser Jura ϵ) auf. Die fossilen Reste bestehen aus Knochen und Zähnen, hauptsächlich aus letzteren, darunter die meisten ohne Spur von Abrollung, viele vollkommen erhalten, einige noch mit Bruchstücken der Kieferknochen verbunden. Charakteristisch ist der kastanienbraune glänzende Schmelz.

Viel verbreiteter sind die fossilen Reste der Hippotherien, Mastodonten, Rhinocerosse, Dinotherien, Tapire und Nager aus der Epoche des *Rhinoceros incisivus*, aber grösstentheils aus sehr abgeführten, oft ganz unkenntlichen Zahnbruchstücken bestehend. Sie finden sich auf den Bohnerzlagerstätten bei Hochberg, bei Veringendorf, bei Jungnau, bei Gauselfingen, bei Onsmettingen, bei Salmendingen und bei Melchingen.

Mit ihnen kommen fossile Affenzähne (Burghalden bei Melchingen), einige Knochen und Zähne von Dickhäutern, Wiederkäuern und Heufressern aus der Epoche des *Rhinoceros tichorhinus* und aus der Jetztwelt vor.

Progreſſionen, welche entſpringen durch ein Hinauf- und Hinunterzählen im Zeitſchema, auch die verſchiedenen Formen der ortverändernden Bewegung als eines im Raume angeſchauten Zeitwechſels. Rufen wir dieſe ſämmtlichen Anſchauungsformen, ſo weit ſie bisher von der Wiſſenſchaft erforſcht ſind, vor die Seele, ſo entdecken wir darin einen unendlichen Schauplatz unendlich mannichfaltiger Formen, in denen alles Erſcheinende zu erſcheinen gezwungen iſt. Je nachdem nun die Dinge an ſich ſelbſt in dieſen Formen erſcheinen, und ſich mit deren Verhältniſſen behaftet zeigen, beurtheilen wir die Dinge an ſich als Gegenſtände unſerer Erfahrung. Und hierdurch iſt der Stoff unſerer Urtheile über die Gegenſtände der Erfahrung gegeben. Denn der Stoff unſerer Urtheile beſteht in den Beziehungen, in denen wir die Dinge an ſich ſelbſt zu den aprioriſchen Formen der Zeit und des Raums erblicken. Um aber das Urtheil vollſtändig zu machen, muß zum Urtheilsſtoff die Urtheilsform treten, welche den zweiten Theil des Apriori bildet.

Die Urtheilsformen fallen unter vier Rubriken, welche auf folgende Art gefunden werden. Wenn wir urtheilen wollen, ſind wir erſtlich genöthigt, entweder ein einzelnes Ding oder mehrere, oder eine Allheit von Dingen zum Gegenſtande des Urtheils zu nehmen, und alſo die Dinge, über die wir urtheilen, aufzufaſſen unter die Form entweder der Einheit oder Vielheit oder Allheit. Kant nennt dieſe Formen die Kategorien der Quantität. Wir ſind zweitens genöthigt, von dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, irgend ein Prädikat entweder auszuſagen oder zu leugnen, und die Form entweder der Bejahung oder der Verneinung anzuwenden, welche Kant die Kategorien der Qualität nennt. Wir ſind drittens genöthigt, an dem Dinge, über welches wir urtheilen wollen, gewiſſe Eigenſchaften hervorzuheben, die wir als Prädikate dem Dinge, welches nun das Subjekt heißt, beilegen. Die dritte Urtheilsform iſt alſo das Verhältniß des Dinges zu ſeinen Eigenſchaften, oder, was daſſelbe ſagt, der Subſtanz zu ihren Accidentien. Ich kann aber auch zwei Urtheile mit einander in eine ſolche Verbindung ſetzen, daß das eine dem andern eben ſo anklebt, wie das Accidens ſeiner Subſtanz, z. B. indem ich ſage: Wenn die Sonne aufgeht, wird es Tag. In dieſem Fall heißt der Inhalt des ſubſtantiellen Urtheils die Urſache, und der Inhalt des accidentiellen Urtheils die Wirkung. Kant benennt die Urtheilsformen von

Nach diesem allgemeinen Ueberblick über die Lagerungs-Verhältnisse der Bohnerze, mag die Beschreibung einiger der wichtigsten Erzgruben folgen. Wichtig nicht sowohl für den Betrieb der Hütte, als für die Geognosie der Bohnerzformation und das Aufsetzen der Erze in den verschiedenen Schichten des weissen Jura.

1. Die Bohnerzlager bei Ringingen, Salmendingen und Melchingen.

Bohnerzlagerstätten am Burren.

Der Burren erhebt sich eine starke Viertelstunde südöstlich von Ringingen, vom Hohberg und Eisenloch durch das Ringinger Thal getrennt.

Am Fusse desselben stehen die Thonkalke des weissen Jura γ an, reich an Petrefacten, unter denen das Vorkommen von *Amm. complanatus* in Begleitung von *Terebratula lacunosa* als ungewöhnlich hervorgehoben zu werden verdient.

Die Bohnerzlagerstätte setzt unterhalb des Gipfels am nördlichen Abhang im weissen Jura δ auf. Sie schiebt in h 1 gegen Süden, also widersinnig, d. h. dem Einfallen des Gehänges entgegen ein. Die Folge hiervon ist, dass die Erze, welche gegen Norden unmittelbar zu Tage ausgehen, gegen Süden erst in einer Teufe von ca. 40 Fuss anstehen, bedeckt von massigem Kalkstein und Schuttgebirge. Es scheint demnach hier der umgekehrte Fall vorzuliegen, welcher an der Eichhalde bei Burladingen beobachtet worden ist, nämlich, dass eine im weissen Jura δ auftretende Bohnerzlagerstätte in den massigen Kalkstein nicht fortsetzt. Im Streichen ist die Lagerstätte gegen Süden auf eine söhlige Länge von ca. 70 Lchtr. verfolgt worden, wo sie sich bis auf wenige Zoll verschmälert; nachdem sie 10 Lchtr. nördlich von hier die überhaupt grösste Mächtigkeit von 18 bis 20 Fuss erreicht. An letzterer Stelle ist man 80 Fuss tief bis auf die zu weichem knetbarem Thone aufgelösten Spongitenkalke des weissen Jura γ niedergegangen, welche das Tiefste der Lagerstätte bilden und auf welchen starke Wasser hervortreten.

Das dichte und versteckt concentrisch schaalige, fein- bis grobkörnige dunkelbraune, auf der Oberfläche fettglänzende Bohnerz

ist von vorzüglicher Qualität. Der Thiergartener Kübel rein gewaschenes Erz wiegt 187 Pfund, ein Gewicht, welches fast unerreicht dasteht.

Leider ist im Frühjahr 1853 die noch keineswegs vollkommen ausgebeutete Grube zu Bruch gegangen.

Bohnerzlagerstätte am Hölschloch.

Zwischen der Starzel und ihren östlichen Quellflüssen breitet sich eine nach allen Seiten hin abfallende Hochebene aus, welche nirgends unter 2500 Fuss Meereshöhe herabsinkt, in einzelnen hügelartigen Erhebungen sogar 2700 Fuss Meereshöhe erreichen dürfte.

Auf dieser Hochfläche sind an zwei Punkten, am Steilrande bei Starzeln und am sog. Hölschloch eine Viertelstunde südwestlich von Ringingen, Bohnerze gewonnen worden.

Das Vorkommen bei Starzeln ist unbedeutend und nur hinsichtlich der Verbreitung der Bohnerze zu nennen.

Von Bedeutung dagegen ist die Bohnerzlagerstätte am Hölschloch, schon vor Alters bebaut, zu Ende der zwanziger Jahre wieder aufgenommen und geraume Zeit hindurch mit Erfolg betrieben. Sie setzt gangförmig im weissen Jura δ auf, auf eine Länge von überhaupt 121 Lchtr. in h $6^7/_8$ bekannt. Am südwestlichen Abhange des Hölschlochs zieht sich in h $4^5/_8$ ein Trum ab, welches eine Länge von 22 Lchtr. erreicht. Im Schaarungspunkt und westlich desselben gewinnt die Lagerstätte ihre grösste Mächtigkeit von 6 bis 8 Fuss. Vom Schaarungspunkt gegen Osten nimmt die Mächtigkeit bis auf 4 Fuss und weniger ab.

Bemerkenswerth ist die Absonderung des Erzes in Bänken, welche mit rothem Thon wechsellagern. Die oberflächlich gelegene, an 10 Fuss hohe Erzbank haben schon die Alten gewonnen. In den zwanziger Jahren wurde die 6 bis 10 Fuss hohe Thonbank im Liegenden derselben durchsunken und eine 15 bis 18 Fuss hohe Erzbank angefahren und abgebaut. Die grösste Teufe beträgt daher höchstens 40 Fuss. Ob die Lagerstätte noch tiefer niedersetzt, ob sie sich verdrückt, oder ob sie, wie

wahrscheinlich, auf den Thonkalken des weissen Jura γ ihr Tiefstes findet, müssen Versuche entscheiden.

Das Erz soll in Form und Qualität dem Erz vom Burren am nächsten stehen.

Zänne vorweltlicher Säugethiere, in Art und Erhaltung mit den Zähnen der gleich zu erwähnenden Bohnerzlagerstätte auf dem Mong bei Salmendingen vollkommen übereinstimmend, sind häufig vorgekommen. Jäger erhielt durch Professor Autenrieth von hier Hippotherienzähne, einen wohlerhaltenen vierten linken unteren Backenzahn von *Cervus*, einen vierten rechten oberen Backenzahn von *Bos* und andere mehr.

Das Nebengestein, undeutlich geschichteter, lichtgefärbter, dichter Kalkstein, ist auf den Kluftflächen und Spaltenwänden in eine weisse, schreibende Masse umgewandelt. Die Petrefacten, unter denen *Amm. polygiratus*, *Amm. polyplocus*, *Terebratula lacunosa*, *T. bisuffarcinata* und *Belemnites hastatus* besonders häufig, erweisen es als weissen Jura δ.

Bohnerzlagerstätte am Mong bei Salmendingen.

Zwischen Ringingen und Melchingen zieht sich ein breiter Gebirgsrücken in nordwestlicher Richtung an Salmendingen vorbei bis hart an den Steilabfall der Alp.

Der nordwestliche Ausläufer dieses Gebirgsrückens ist der Mong bei Salmendingen, der südöstliche Ausläufer der Burghalden bei Melchingen. Zwischen beiden erhebt sich dasKöbele zu der Meereshöhe von 2774 Fuss. Die durchschnittliche Meereshöhe des Mong und Burghalden mag 2600 Fuss kaum überschreiten.

Der mittlere weisse Jura setzt am Mong und Burghalden zusammen, während der massige Kalkstein die höchsten Kuppen (Köbele) bildet.

Der weisse Jura γ am Fusse des Mong gehört zu den versteinerungsreichsten Punkten der Alp

Die Bohnerzlagerstätten auf der Hochfläche des Mong und Burghalden haben schon lange das Interesse der Bergleute und Geognosten in Anspruch genommen.

1) Bohnerzlagerstätte am Mong nordwestlich von Salmendingen.

Die Bohnerzlagerstätte am Mong beschreibt auf der sanft gegen Westen ansteigenden Hochfläche eine S-förmig gekrümmte Linie, wie Gänge von grösserer Ausdehnung so häufig thun. Eine gerade Linie, welche beide Endpunkte verbindet und die mittlere Krümmung schneidet, erreicht in h $7^1/_8$ eine Länge von 180 Lchtr. Im Durchschnittspunkt zieht sich von der Hauptlagerstätte ein Trum in h $7^3/_8$ ab, welches gewissermassen die Sehne zu dem westlichen Bogen bildet und auf eine Länge von 90 Lchtr. bekannt ist. 25 resp. 50 Lchtr. weiter südlich setzen zwei weniger ausgedehnte Lagerstätten selbstständig zu Felde, von denen die eine in h 6 auf 5 Lchtr., die andere in h $7^1/_8$ auf eine Länge von 40 Lchtr. verfolgt worden ist. Die durchschnittliche Mächtigkeit beträgt 3 Fuss, erweitert sich jedoch stellenweise zu 6 bis 8 Fuss und erreicht im Schaarungspunkte des Trums mit der Hauptlagerstätte 10 bis 12 Fuss. Die bis jetzt erreichte Teufe übersteigt auf der Hauptlagerstätte nirgends 30 Fuss, soll aber auf der in h 6 im westlichen Felde aufsetzenden Lagerstätte 60 Fuss betragen. Das Tiefste bilden muthmasslich die am Fusse des Mong entwickelten Thonkalke des weissen Jura γ.

Soweit das äussere Verhalten im Allgemeinen. Hinzugefügt muss werden, dass die Lagerstätte im Grunde aus zahlreichen unregelmässig spaltenförmigen Räumen besteht, welche sich zu einem Zuge aneinander reihen, auch wohl grösstentheils unter einander durch Klüfte in Verbindung stehen. Diese spaltenförmigen Räume pflegen in der Richtung des Streichens dem sanften östlichen Einfallen der Hochfläche entgegen einzuschieben. Es ist jedoch nicht selten der Fall, dass eine gegen Westen einschiebende Spalte sich in gewisser Teufe in mehr oder weniger horizontaler Richtung unterirdisch ohne Ausgehendes fortzieht, um weiter zu Felde sich wieder zu Tage zu heben. Ist hiernach das Verhalten im Einzelnen wohl geeignet, den Charakter im Allgemeinen zu verwischen, so muss der an 200 Lchtr. in linearer Richtung und ohne Unterbrechung sich ausdehnende Pingenzug

den richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung immer wieder gewinnen lassen.

Das innere Verhalten anlangend, so besteht die Ausfüllung aus Bohnerz, Thon, Kalkspath, Gesteinsbruchstücken und fossilen Säugethierresten.

Das Bohnerz stimmt in Form und Qualität mit dem Bohnerz von Ringingen überein, nur gesellen sich zu dem braunen Bohnerz einzelne Körner von erdigem Graubraunsteinerz.

Der Thon ist meist durch Eisenoxyd roth, seltener durch Eisenoxydhydrat braun gefärbt. Der rothe Thon wird für ein gutes Anzeichen gehalten und dem braunen Thon vorgezogen.

Thon und Bohnerz wechseln in Lagen von verschiedener Mächtigkeit mit einander ab, doch bei den unregelmässigen Umrissen der Spalte in weniger constanter Weise, als auf einigen anderen Lagerstätten. Die oft nur handhohen Erzlagen, Erzadern genannt, ziehen sich conform dem Einschieben der Gangspalte in die Teufe.

Kalkspath füllt die engen Klufträume aus, tritt aber auch am Ausgehenden in mächtigen Felsen auf. Er ist halb klar, bis vollkommen durchsichtig. Stängelige, rechtwinkelig auf die Spaltenwände gerichtete Absonderung herrscht vor, doch lassen sich auch schöne grosse Bruchrhomboiden schlagen, dem isländischen Doppelspath zu vergleichen.

Bruchstücke des Nebengesteins treten nur im Erzgrund oberer Teufe häufig auf. Es sind eckige, scharfkantige Stücke ohne Spur von Zurundung oder Abrollung.

Im Erz selbst kommt eine leichte, oft schwimmende, schreibende, anscheinend kreide- oder montmilchartige Masse in wallnussgrossen Kugeln und Ellipsoiden lagenweise vor, von den Erzgräbern mit dem Namen Kiesel belegt. Die sog. Kiesel sind durch und durch in Kieselmehl verwandelte Feuersteinkugeln, welche wahrscheinlich aus dem Nebengestein sich losgelöst haben, obgleich Kieselausscheidungen im weissen Jura δ nicht gerade häufig sein dürften.

Die zahlreichen fossilen Säugethierreste, welche sich im Erz und Thon finden, haben der Lagerstätte am Mong eine wissen-

schaftliche Bedeutung gegeben, welche ihre technische Wichtigkeit bei weitem übersteigt. Jäger hat zuerst auf diese reiche Fundgrube aufmerksam gemacht, und sämmtliche bis jetzt aufgefundenen Fossile beschrieben (siehe Jäger: Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Württemberg in verschiedenen Formationen vorkommen, in zwei Abtheilungen, 1835 u. 1839, dessen Nachträge zu diesem Werke in den Nova Acta Naturae Curios. Tom. XXII. P. 2. p. 768, sowie endlich dessen Abhandlung über einige fossile Knochen und Zähne des Donauthals in den Württemb. naturwissenschaftl. Jahresheften 9. Jahrg. 2. Heft Seite 129). Wichtige Aufschlüsse gibt Quenstedt in der Abhandlung über Hippotherium der Bohnerze (Württemb. naturwissenschaftl. Jahreshefte, 6. Jahrg. 8. 165).

Die fossilen Reste bestehen fast ausschliesslich in Zähnen, vornehmlich in sehr abgeführten Zahnbruchstücken, welche zum grossen Theil nur wenig Aehnlichkeit mehr mit Zähnen haben und daher lange Zeit verkannt worden sind. Der Zahnschmelz ist polirt, durchscheinend von weisser, brauner oder jener charakteristisch schwärzlichblauen, ins Türkischblaue übergehenden Farbe, welche den Zahntürkis von Limmorre auszeichnet. Die Farbe durchdringt den Schmelz entweder gleichmässig oder in Wolken, Streifen und dendritischen Figuren. Häufig umgibt die Knochensubstanz eine schwarze Masse (erdiges Graubraunsteinerz), welche auch in den Schmelzfalten sich ausscheidet.

Bis jetzt wurden gefunden:

I. Carnivoren:

1) *Lutra*
2) *Canis vulpes*
3) *Canis familiaris* oder *Canis lupus* } wahrscheinlich neueren Ursprungs.
4) *Canis major.*
5) *Ursus (?)*
6) *Mustela.*
7) *Viverra. Herpestes* } vielleicht ein und demselben Thier zu-
8) *Viverra* } zuschreiben.

9) *Viverra.*
10) *Meles*, nicht genau bestimmbar.

II. Glires.

11) *Lepus timidus* Lin. Knochen, möglicherweise neueren Ursprungs.
12) *Castor Fiber* Lin., eine dem Biber verwandte oder mit ihm übereinstimmende Art.
13) *Dipoides* Jäg. Eine neue Gattung, dem *Dipus* jedoch weniger verwandt als dem fossilen *Chalicomys Jaegeri.*

} Nager von Salmendingen Qu.

III. Pachydermata.

14) *Elephas primigenius* Bl.
15) *Mastodon.* Die meisten der zahlreichen, abgerollten und geglätteten Bruchstücke sind nicht geeignet, um Speciesunterschiede zu begründen, aber der Typus von *Mastodon angustidens* steht entschieden fest.
16) *Dinotherium giganteum* Kaup., sehr gut erhaltenes Bruchstück der hinteren äusseren Hälfte des vorletzten linken Unterkieferbackenzahns.
17) *Lophiodon.* Mehrere vollkommen erhaltene Zähne des Ober- und Unterkiefers, welche den bei Argenton gefundenen Tapir-Arten *(espèce secondaire, petite espèce, très petite espèce)* zu entsprechen scheinen.
18) *Sus scrofa* Lin.
19) *Sus palaeochirus* Kaup.
20) *Anoplotherium leporinum (Dichobune)* Backenzähne.
21) *Anoplotherium gracile* Cuv. *(Xiphodon).* Als einzige Spur der hinterste obere rechte Backenzahn. (?)
22) *Palaeotherium magnum* Cuv., oder *Chalicotherium antiquum* Kaup. 1. Eckzahn und einige Zahnbruchstücke. (?)
23) *Palaeotherium crassum* Cuv., oder *Palaeotherium isselanum* Krone des rechten unteren Backenzahns. (?)
24) *Rhinoceros.* Mehrere Arten:
Rhinoceros, grösser als *Capensis*,
„ fast so gross als *Capensis*,

Rhinoceros, so gross als *Chaerocephalus (Acerotherium incisivum)*,
» *minimus*.
» *minutus*.

IV. Solidungula.

25) *Equus caballus*.
26) *Hippotherium* Kaup. = *Equus primigenius* H. v. M.
27) *Asinus primigenius*.

V. Ruminantia.

28) *Ovis*, der letzte, rechte untere Backenzahn, ohne Zweifel neueren Ursprungs.
29) *Bos*, Backenzähne von zum Theil frischem Ansehen, zum Theil Wurzel und selbst Schmelz von brauner Farbe durchdrungen.
30) *Cervus*, an vier verschiedenen Arten.
31) *Moschus*, etwas grösser als *Moschus javanicus*.
32) *Antilope*, den canadischen Hirsch wohl noch an Grösse übertreffend.

In den Bohnerzlagerstätten von Salmendingen finden sich demnach:

1) Repräsentanten der ersten tertiären Säugethierperiode:
Palaeotherium und *Anoplotherium*. (?)
2) Repräsentanten der zweiten tertiären Säugethierperiode:
Hippotherium, *Mastodon angustidens*, *Rhinoceros incisivus*, *Dinotherium giganteum*, *Sophiodon* und Nagethiere.
3) Repräsentanten der dritten tertiären Säugethierepoche (Diluvialzeit):
Elephas primigenius (?), *Rhinoceros tichorhinus*, *Equus*, *Bos*, *Cervus*, *Moschus*, *Antilope*, *Canis*, *Ursus (?)*, *Mustela*, *Viverra*.
4) Repräsentanten der Gegenwart:
Ovis, *Bos*, *Lutra*, *Canis* etc.

Ausser nichtfossilen Zähnen wird das Vorkommen verschiedener Kunstproducte (Pfeilspitzen, Hufeisen, Sporn, Messer, Glas-

flüsse und Ofenschlacken) versichert, indessen ist derartigen Versicherungen der Erzgräber wenig Vertrauen zu schenken, wie Jeder zugeben muss, der sich mit Sammeln beschäftigt hat. Damit soll jedoch die Möglichkeit des Vorkommens um so weniger in Zweifel gezogen werden, als bei der Form der Bohnerze mit Hülfe des Wassers Zähne, Knochen und namentlich metallische Kunstproducte sehr wohl von oben bis zu bedeutender Tiefe eingesunken sein können.

Die Reste aus der ersten und dritten Säugethierperiode verschwinden fast gegen die zahlreichen Reste der *Hippotherien, Mastodonten, Rhinocerosse, Tapire etc.* aus der zweiten Säugethierperiode, daher ist nicht wohl zu ermitteln, ob die Fossile, nach ihrem Alter geordnet, lagenweise übereinander vorkommen. Die Natur und die erweisbare spätere Bewegung der Ausfüllung lässt indess eine derartige Trennung, wenn überhaupt, immer nur im Allgemeinen möglich erscheinen.

2) Bohnerzlagerstätte am Burghalden südlich von Melchingen.

Die Bohnerzlagerstätte am Burghalden ist eine der bedeutendsten im ganzen Lande und schon seit 50 Jahren in fast ununterbrochenem Betriebe. Besonders schwunghaft muss die Erzgewinnung unter der Fürstenbergischen Hüttenverwaltung, die ein eigenes Waschhaus bauen liess, betrieben worden sein. Noch jetzt liefert der Burghalden das meiste Erz auf Melchinger Markung.

Die Lagerstätte dehnt sich von dem nordöstlichen steilen Abfall des Burghalden in einem weiten, nach Nordwesten offenen Bogen über die ganze Hochfläche aus. Die Sehne dieses Bogens erreicht in h $4^3/_8$ eine Länge von 170 Lchtr. Das Streichen der mehrfach sich krümmenden und Haken werfenden Lagerstätte wechselt ungemein.

Ueber die Teufe, bis zu welcher die Lagerstätte verfolgt, über die Mächtigkeit und das innere Verhalten derselben, müssen zunächst die Aufschlüsse der gegenwärtig im äussersten nordöstlichen Felde umgehenden Gräberei zum Anhalt dienen. Die Mächtigkeit beträgt hier sehr constant 6 bis 8 Fuss und erreicht

nur ausnahmsweise 10 bis 12 Fuss. Die Teufe überschreitet nirgends 10 bis 15 Fuss. Die Sohle der Lagerstätte soll der regelmässig geschichtete Kalkstein des weissen Jura δ bilden, was aber wenig glaubwürdig ist. Jedenfalls würde eine nähere, leicht anzustellende Untersuchung über die Nachhaltigkeit in grösserer Teufe sehr zu empfehlen sein. Die tiefen Klingen und grossen Halden im südlichen Felde geben die besten Hoffnungen. Dazu berechtigen auch die geognostischen Verhältnisse: denn nach Allem ist es nur das Ausgehende einer mächtigen im weissen Jura δ aufsetzenden Bohnerzspalte, auf welchem die Gräberei gegenwärtig umgeht, oder sollte für eine durchschnittlich 6 bis 8 Fuss mächtige, auf beiden Seiten bis zur Teufe von 10 bis 15 Fuss von Schuttgebirge scharf begrenzte, in linearer Richtung von 200 Lchtr. bekannte Lagerstätte eine andere Erklärung möglich sein? Zugegeben kann vorläufig nur werden, dass die Spalte im anstehenden Gestein sich verschmälert, oder eine mächtige, taube Thonbank sich zwischenschiebt. Für das letztere sprechen die Lagerungsverhältnisse am Ausgehenden. Thon und Bohnerz wechseln hier in regelmässigen, horizontalen Lagen mit einander ab. Zwei Erzlagen, die obere 3 — 5 Fuss, die untere 4 — 5 Fuss mächtig lassen sich unterscheiden, getrennt durch eine 3 bis 5 Fuss mächtige Thonlage. Im Erz scheiden sich Thon- und Sand-, im Thon Erzstreifen aus.

Der Erzgrund hält je nach der verschiedenen Reichhaltigkeit oder der mehr oder weniger sauberen Gewinnung 30 — 40 — 50 Volumprocent Erz.

Das Erz besteht aus Brauneisenstein und Graubraunsteinerz in Kugeln, Ellipsoiden und stumpfkantigen Stücken von der Grösse eines Hirsekorns bis zur Grösse einer Haselnuss. Das vorherrschende braune Bohnerz ist dicht oder versteckt concentrisch schaalig, spröde, sehr schwer, auf der Oberfläche schwärzlich braun, glatt und glänzend; das Graubraunsteinerz erdig, matt, zerreiblich, leicht.

Das Vorkommen fossiler Säugethierreste steht zwar ausser Zweifel, doch scheinen die meisten Fossile von Melchingen, welche in die naturhistorischen Sammlungen zu Tübingen und

Subſtanz und Accidens, Urſache und Wirkung mit dem gemeinſamen Namen von Kategorien der Relation. Endlich viertens ſind wir genöthigt, ſobald wir urtheilen wollen, entweder etwas als gewiß zu behaupten, oder daſſelbe als zweifelhaft und eine Sache bloßer Möglichkeit auszuſprechen. Die Gewißheit eines Thatbeſtandes erreicht aber dann ihren höchſten Grad, wenn ich die Unmöglichkeit des Gegentheils nachweiſen kann. Dann verwandelt ſich Gewißheit in Nothwendigkeit. Kant bezeichnet die Denkformen der Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit als Kategorien der Modalität. Und hiermit iſt das zweite Feld des Apriori mit ſeinem weſentlichen Inhalte beſchrieben.

Der Vorgang unſeres Erkennens beſteht aus einem Ineinandergreifen beider aprioriſchen Felder, von denen das eine die Formen enthält, durch welche wir anſchauen, das andere die Formen, durch welche wir urtheilen. Das Ineinandergreifen iſt ſo beſchaffen, daß jede Urtheilsform im Felde der Anſchauungen ihr eigenthümliches Schema findet, bei deſſen Erſcheinen ſie eintritt. Z. B. wo Etwas in immer gleicher Ordnung auf einander folgt, bildet dieſes Aufeinanderfolgen ein Schema für die Kategorien der Urſache und Wirkung; * wo in einer wechſelnden Erſcheinung etwas Beharrendes wahrgenommen wird, woran der Wechſel vorgeht, bildet dieſes Beharren ein Schema für die Kategorie der Subſtanz ** u. ſ. w.

Das Erkennen iſt alſo nach Kant eine überaus künſtliche Maſchinerie, bei welcher viele Räder in einander greifen müſſen, um das Produkt hervorzubringen. Alles aber, was wir erkennen,

* Wir nehmen z. B. wahr, daß, ſo oft wir an ein Glas ſchlagen, ein Klang erfolgt; daß, ſo oft die Kälte einen gewiſſen Grad erreicht, ein Gefrieren des Waſſers erfolgt; daß, ſo oft wir in die Sonne ſehen, eine Farbenentwicklung in unſerem Auge erfolgt. In allen dieſen und ähnlichen Fällen nennen wir das Vorhergehende die Urſache, das Erfolgende die Wirkung.

** Wir nehmen z. B. wahr, daß ſich ein gewiſſes Volumen Waſſer aus dem feſten in den flüſſigen, und aus dieſem wieder in den dampfförmigen Zuſtand begibt, und auch wieder rückwärts; daß der Mond ſich aus Vollmond in Neumond verwandelt, und der Menſch aus einem Knaben ein Greis wird, und in ſeinem täglichen Leben aus einem Wachenden ein Schlafender wird und umgekehrt. In allen dieſen Fällen nennen wir die wechſelnden Zuſtände Accidentien; aber das, woran der Wechſel vorgeht, als: Waſſer, Mond, Menſch, — Subſtanzen.

Stuttgart übergegangen sind, von einer anderen, gleichzuerwähnenden Lagerstätte auf der linken Lauchertseite herzurühren. Dagegen stammen die räthselhaften Zähne, welche Quenstedt, württemb. naturwissenschaftl. Jahreshefte, 9. Jahrgang, 1. Heft, Seite 67, beschreibt von der Bohnerzlägerstätte am Burghalden.

2. Die Bohnerzlagerstätten bei Frohnstetten.

Es treffen mehrere Umstände zusammen, welche das Alpplateau zwischen Schmeia und Donau auf Frohnstetter Markung von besonderem geognostischen Interesse erscheinen lassen.

Zunächst das orographische Verhalten. Eine weite beckenartige Vertiefung, das sog. Härdtle, breitet sich zwischen Stetten am Kalten Markt und Frohnstetten aus, gegen Westen und Norden durch eine sich von Schwenningen über die obere Glashütte bis in die Gegend von Strassberg ziehende Hügelreihe geschlossen, gegen Osten und Süden durch enge Thalschluchten mit dem Schmeia- und Donauthal communicirend. Die tiefsten Punkte dieses Beckens haben eine Meereshöhe von 2450 bis 2500 Fuss, während der westliche und nördliche Rand 2700 Fuss erreicht, die etwas entfernteren Heuberge sogar bis zur Meereshöhe von 3000 Fuss aufsteigen.

Die Ausfüllung des Beckens besteht aus Kalkstein, Quarz- und Hornsteingeschieben, in Schichten mit braunem Thon wechsellagernd. Der Thon südsüdwestlich von Frohnstetten enthält neben Tapir- und Rhinoceros-Resten aus der Gruppe des *Rhinoceros incisivus* zahlreiche wohlerhaltene Dinotherienzähne (siehe geognostische Beschreibung der Hohenzollern'schen Lande).

Die Hauptlagerstätte ist in der Weinizhilb, 1 Stunde west-nordwestlich (h 8) von Frohnstetten am Rande des Härdtle nahe der badisch-württembergischen Grenze ca. 2700 Fuss über dem Meere.

Sie setzt in h $7^1/_8$ gangförmig im weissen Jura ε auf und ist auf eine Länge von 118 Lchtr. bekannt, doch im westlichen, wie im östlichen Felde bis jetzt nur unvollkommen aufgeschlossen. Die grösste, nur an einer Stelle erreichte Teufe beträgt 60 Fuss. Die Mächtigkeit in oberer Teufe schwankt zwischen

10 und 20 Fuss, in grösserer Teufe zwischen 5 und 10 Fuss, nimmt also mit der Teufe ab.

Die Ausfüllung besteht aus Bohnerz, Thon, Gesteinsbruchstücken, Kies und zahlreichen fossilen Resten.

Das Erz — fein bis grobkörnig, mehr oder weniger kugelig, dünnconcentrisch schaalig, thonig, matt, leicht — steht den später zu erwähnenden Letten-erzen nahe.

Der Thon ist fett, braun, weiss, braun und weiss gestreift.

Erz und Thon wechsellagern mit einander. Die untere bis jetzt nicht durchsunkene Erzbank ist über 30 Fuss, die obere Erzbank 4 bis 16 Fuss, die Thonbank zwischen beiden 6 bis 15 Fuss mächtig. Mit der zunehmenden Mächtigkeit der Thonbank nimmt die Mächtigkeit der oberen Erzbank ab und umgekehrt. Im Erz scheiden sich Thon-, im Thon Erzstreifen aus. Diese Zoll bis Fuss mächtigen Streifen beschreiben von einer Wand zur anderen einen tiefen nach dem Ausgehenden zu geöffneten Bogen, was eine Bewegung resp. Senkung der Ausfüllung nach geschlossener Ablagerung beweist.

Scharfkantige Bruchstücke des Nebengesteins und Kies, mit wenig braunem Thon und Erz vermischt, bilden das Ausgehende der Lagerstätte, incl. Rasen 6 bis 10 Fuss mächtig. Im Erzgrund sind grosse Blöcke eines feinkörnigen, gelb und braun marmorirten Kalksteins (Marmor) sporadisch verbreitet, die, wie die Bruchstücke vom Ausgehenden, ohne Zweifel vom Nebengestein herrühren (siehe geognostische Beschreibung der Hohenzollern'schen Lande).

Die fossilen Zähne und Knochen finden sich in verhältnissmässig wenigen, aber wohlerhaltenen Exemplaren in der oberen Erzbank, ungemein zahlreich auf der Scheide der Thon- und unteren Erzbank, also in einer Teufe von ca. 30 Fuss unter Tage. Da die Teufe des Hauptlagers nur von einer, der Stauss'schen Grube erreicht worden, so ist es begreiflich, dass gerade diese Grube die bei weitem grösste Zahl aller bis jetzt aufgefundenen Fossile geliefert hat.

Die Erhaltung der fossilen Zähne und Knochen ist im Allgemeinen gut und verdient namentlich hervorgehoben zu werden,

dass sich nur wenige Spuren von wirklicher Abrollung beobachten lassen. Am besten erhalten sind die Zähne mit ihrem prachtvollen gelbbraunen Schmelze, nur häufig tief angekaut. Von den Schneide- und Eckzähnen sind selbst die Wurzeln meist unversehrt geblieben, von den Backzähnen dagegen nur die stärkeren Wurzeln der unteren Backzähne. Kieferstücke gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Auch einige ziemlich vollständig erhaltene Schädel von *Palaeotherium minus* haben sich gefunden. Die *Astragali* und *Calcanei* und andere Fusswurzelknochen kommen meistens, die Mittelfussknochen und Phalangen nicht selten unverletzt oder doch nur wenig beschädigt vor. Die Zähne sind häufig in Brauneisenstein eingewickelt, die Markhöhlen der Knochen in der Regel damit erfüllt. Diese Imprägnation der Knochen mit Brauneisenstein beweist, dass die Fossile sich in einer Eisenlösung befunden haben müssen, sei dies zur Zeit der Ablagerung oder nachher. Das erstere scheint das wahrscheinlichere, das letztere jedenfalls möglich.

In Betreff des Paläontologischen beziehen wir uns auf Jahrgang VIII. 2., wo pag. 218 die fossilen Reste von Dr. Fraas bestimmt, beschrieben und abgebildet sind, so wie auf die Beiträge von Quenstedt und Jäger. Die massenhafte Anhäufung von *Palaeotherium* kennzeichnet diese Grube. Eine Vorstellung davon mag die Notiz geben, dass Dr. Fraas auf wenigen Quadratfuss allein 81 hintere Backzähne von *Pal. minus* Cuv. vertheilt fand, die wenigstens 40 Individuen angehört haben müssen.

9. Kleinere Paläontologische Mittheilungen.

Von Prof. Dr. Fraas.

Ueber das Wachsthum der Apiocriniten-Stile.

Die Stile sämmtlicher Crinoiden sind durch einen Central-Canal mit dem Kelche, wie unter sich verbunden, und geht die Stilbildung durch den Canal vom Kelche aus. Nach den Beobachtungen am lebenden *Pentacrinus caput Medusae* von den Antillen geht die Bildung der einzelnen Stilglieder durch Interpolation vor sich. Je zwischen einem Trochiten lagert sich die von Müller untersuchte und beschriebene Interarticular-Substanz, eine den Crinoiden ganz eigenthümliche, bei keinem andern Thiere noch aufgefundene zähe, elastische Masse, welche sich zum Trochiten consolidirt. Es schiebt sich so zwischen zwei fertige, ausgebildete Trochiten ein neuer ein und wächst auf diese Weise sowohl der Stil, als auch die Hilfsarme. Bei den Apiocriniten und Eugeniacriniten muss dieses Wachsen auf ganz andere Weise vor sich gehen. Sie sitzen alle auf einer grossen Wurzel fest. Ueber derselben verdickt sich der Stil, ausserdem lassen sich sog. Stil-Anschwellungen sehr häufig beobachten; diese Stil-Verdickungen gehen nun nicht durch eine Auftreibung von innen heraus vor sich, sondern durch Ueberwallung, offenbar in Folge von Ausschwitzung der Interarticular-Substanz. Das Taf. 1, Fig. 4 abgebildete Stück ist das geöffnete Unterende eines Apiocriniten-Stils von Nattheim, das hart über der Wurzel abgebrochen ist. a ist der natürliche Abgang des Trochiten, auf welchem das concentrische Anwachsen bereits sichtbar ist. c zeigt das Innere des Stücks, aus welchem das Stück b herausgenommen ist. Man sieht hier deutlich den ursprünglichen, anfänglichen Stil (1) als Kern. Derselbe ist härter und fester als die übrigen neueren Schichten, die ihn umgeben. Um den Kern herum zähle ich 13 Mantel-Lagen, die nach unten gegen die Wurzel sich verdicken, so jedoch, dass die Näthe der Trochiten immer aufeinander zu liegen kommen, die eine Schichte ist dicker, die andere dünner und die einzelnen so lose auf einander gelagert, dass sie leicht von einander sich abschälen lassen. Man kann sich das Wachsthum der Stile in die Dicke demnach nicht anders vorstellen, als dass aus dem mit dem Kelch communicirenden Nahrungs-Canal bei i durch die Näthe der

Trochiten die Articular-Substanz ausschwitzte, die sich nun mantelartig zur Befestigung der Säule um dieselbe lagerte und an der Wurzel am meisten sich ausbreitend, den soliden Fuss für die ganze Säule abgab.

Rynchollites integer

(mit Anspielung auf den ungebrochenen Rand der Kaputze) aus weiss *Jura gamma* der Lochen.

(Taf. II, Fig. 1, a — c.)

Der erste jurassische *Rynchollites* aus Schwaben wurde von Herrn Roman (Jahresh. 1849, Jahrg. V, 260) in den Tuberculatenschichten von Dusslingen gefunden und in Qu. Handb. Tab. 32, 10 abgebildet. Der Rand der Kaputze, diesem wichtigen Merkmal bei Bestimmung der Arten, ist hier gleichfalls abgebrochen, gleich den Ryncholiten des Muschelkalkes. Seither wurde meines Wissens kein weiterer Rynchollit im Schwäbischen Jura gefunden, um so interessanter ist der Fund des abgebildeten Stücks, das einen ganz vollständigen Rand der compakten Kaputze hat, wesshalb ich ihm den Namen *integer* gebe. d'Orbigny hat ein solches Stück als zum *Nautilus lineatus* gehörig aus dem braunen Jura von Montiers abgebildet. Unser Stück ist in natürlicher Grösse gezeichnet, in a von oben, in b von der Seite, in c von unten gesehen. Die ganzrandige, massive Kaputze ist bogenförmig mit feinen Streifen bedeckt, daran schliesst sich eine längsgestreifte Area an, von dreieckiger Gestalt (b), welche von der conischen, gleichfalls fein gestreiften Firste deutlich unterschieden ist; an letzterer ist der fein endende Rand etwas zerbröckelt. Die Kaufläche (c) ist ganz glatt, in der Mitte derselben erhebt sich ein starker Wulst. Ob das Stück zu Nautilus gehört und zu welcher Art (*aganiticus* findet sich mit vor), bleibe dahingestellt!

Ueber das Verwachsen zweier Belemniten.

(Taf. II, Fig. 2, a, b.)

Am meisten Krüppel unter den Belemniten finden sich in der Familie der Hastaten im weissen Jura. Es kommt dort gar nicht selten vor, dass man gekrümmte Spitzen, abgebrochene und hernach wieder überwachsene Scheidenstücke, warzenartige Auswüchse u. dgl. findet. Ein so merkwürdiges Stück aber, wie das Taf. II, Fig 2 abgebildete, wird man nicht leicht finden, es sind zwei wirklich verwachsene, durch Belemniten-Masse mit einander verbundene Scheiden von *Bel. paxillosus*. Der Fund stammt aus den oberen Amaltheenthonen von Erzingen bei Balingen. — Die Geschichte der Verwachsung dieser Belemniten kann wohl keine andere sein, als dass der Belemnit A vom Belemniten B verletzt, eigentlich gespiesst wurde; es ist

diess um so leichter denkbar, als die Bewegung des Belemnitenthieres wohl keine andere war, als die der lebenden Sepien, eine stossweise rasche Bewegung nach hinten. B blieb in A zwischen Scheide und Mantel stecken. Dieser Mantel konnte unmöglich nur eine dünne Haut sein, wie z. B. Quenstedt an seinem idealen Belemnitenthier Cephalop. 23, 16 es zeichnet, es scheint vielmehr die Scheide mit gehöriger Fleischmasse umgeben gewesen zu sein, in welcher eingedrungene fremde Körper hafteten. A konnte sich der Scheide B nimmer entledigen, und nun bildet sich an A eine Vernarbung der Wunde und damit ein Belemniten-Kallus, welcher B an seiner Spitze zur Hälfte umwallt und so für immer festhält. Der Belemnit A bildete vor seiner Wunde eine Gerade, fing aber mit seiner Verwundung an, sich eben an der verwundeten und wieder verwachsenden Stelle zu krümmen. die Scheide B, die dort angewachsen war, wirkte nämlich offenbar als ein Gewicht, das nach Einer Seite hin zog und die Folge hatte, dass A nach der Seite von B hin seine Spitze krümmte. Die Verwundung, Vernarbung und Krümmung der Scheide lässt wohl auch schliessen, dass die Masse, aus welcher die Belemniten-Scheide bestund, keine harte spathige Masse war, wie wir sie im fossilen Zustande beobachten, sondern weich und biegsam.

Ausgegeben im Januar 1859.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

Die Tertiär- und Quartärbildungen am nördlichen Bodensee und im Höhgau

von Julius Schill in Stockach.

Einleitung.

Die Tertiärbildungen am Bodensee, an dessen Ostseite gegen Schwaben, seinem nördlichen Hintergrunde an dem Abhange der kalkigen Vorberge der schwäbischen Alp und im Nordwesten dem Hohenranden und Höhgäu stehen in unbestrittenem Zusammenhange mit den gleichen Bildungen des als Molasseland bezeichneten Hügel- und Berglandes zwischen den Alpen und dem Jura. Die Hauptmasse dieser Bildung besteht aus feinen Sandsteinen, Kalken und Mergeln, meist weichen Gesteinen und Nagelfluh, einem Konglomerate aus Geröllen verschiedenartiger Gesteine. Diese Gesteine enthalten Reste einer reichen Pflanzen- und Thierwelt, nach deren Natur während der Bildungszeit ein grosser und öfterer Wechsel von Land, Flüssen und Süsswasserseen und meerischen Gewässern in dem Becken zwischen den Alpen und dem Jura stattgefunden haben musste. Die Verschiedenartigkeit der Oertlichkeiten der Ufer hatte augenscheinlich während dieses Wechsels von Land und Wasser mitgewirkt und dadurch die Beschaffenheit der Gesteinsabsätze theilweise bedingt. Die Gesteine, welche am Rande und auf den Höhen der beiden Gebirgssysteme sich als sichtbare Unterlage der neueren Tertiarbildung zeigen, sind zum Theile zwar auch von tertiärer Entstehung, doch weicht ihr ganzes Gepräge von dem der neueren Bildungen ab, welche

vorherrschend aus weichen Gesteinen bestehen, und man unterschied letztere von den harten Felsen der unteren Tertiär-, der Flysch- und Nummulitenbildung durch die Bezeichnung „Molasse“ (nach einem weichen Sandsteine in der Westschweiz mon, mol). Man schied weiter die Molasse als den Alpen aufliegende „subalpine und dem Jura aufliegende „subjurassische Molasse, die dazwischenliegenden Molassegebilde nannte man die Mittelzone, allein nur darum, um durch diese Sammelnamen dem Studium Uebersichtlichkeit der Oertlichkeiten zu gewähren.

Das ganze Tertiärland fällt in seiner Haupterstreckung, zwischen dem Jura und den Alpen und deren nördlichen Fuss bis zum Inn begleitend, innerhalb des 46. und 48. Grades nördlicher Breite. Die Schichten des Mittellandes um den Genfer See, an der Aare, der Umgebungen von Bern, denen von Zürich, im Aargau und Thurgau, am Rheine bei seinem Ausflusse aus dem Bodensee, um den nördlichen Bodensee und in Schwaben zeigen eine anscheinend nahezu horizontale Lage ihrer Tertiärbildungen. Wir erblicken jedoch in den Hügeln um Konstanz die obersten Glieder jenes Tertiärgebildes, welches sich an dem Albis unmittelbar unter der Nagelfluhdecke befindet; wenige Meter weiter abwärts als man zu ersteigen nöthig hat, um die berühmte Fernsicht des Uittliberges zu geniessen. Die bedeutenderen Höhen im Aargau, Kanton Zürich und Schaffhausen, welche der mit Nagelfluhe bedeckten „Molasse“ angehören, sind der Albis 3,060 Bad. Fss. (1 Bad. Fss. = 1 Schweizer-Fss. = 0,9235 Par. Fss. 10 Bad. Fss. = 3 Mètres), der Irchel bei Glattfelden 2320′, der Haarbuck bei Eglisau 1826′, der Kohlfürst bei Schaffhausen 1913′ und die Anhöhen des Stammheimer Berges auf dem linken Rheinufer gegenüber dem Städtchen Stein mit wenigen über 2000′. Diese Höhen werden durch die den Alpen und dem Jura angelagerten Tertiärbildungen weit übertroffen: In die „subalpine Molasse“ mischen sich mächtige Einlagerungen einer aus verschiedenartigen Geröllen bestehenden sog. bunten Nagelfluhe. Als die höchste Erhebung dieser Gebilde gilt der Speer bei Appenzell von 6510′ ü. d. M. oder 5193′ über der Fläche des Bodensee's, ferner unter an-

deren der Rigi = 5930′, sodann erreicht das zwischen Töss und Thur in das Mittelland hervortretende Hörnli die Höhe von 3780′. Dies sind Höhen, zu welchen diese jüngeren Tertiärablagerungen durch eine zweite Hebung der älteren, der Flysch- und Nummulitenbildungen, unter den extremsten Erscheinungen von Schichtenerhebungen gelangt sind. Man hat für die jüngeren Tertiärformationen — Molasse der Schweiz — als grösste Mächtigkeit eine Gesammtmächtigkeit von 2500′ (Studer in s. physikal. Geologie) und für die älteren — die Nummuliten- und Flyschformation die erstaunliche Dicke von 9—10,000 Fussen (Escher für den Canton Glarus) angegeben. — Die Tertiärablagerungen an und auf dem Jura sind in, unter sich oft sehr weit getrennten Land-, Süsswasser- und Meeresgebilden, auf Kreide- und Juragesteinen als sog. subjurassische Molasse in verschiedenen Höhenlagen bis an den Zusammenfluss der Aare mit dem Rheine ausgebreitet und erscheinen in ähnlicher Eigenthümlichkeit wieder im jurassischen Gebirge am Ostrande des Schwarzwaldes. Wie die Thäler der Aare, Reuss, Limmat, der Glatt, Töss und der Thur in ihrem Laufe nach dem Rheine (und der Aare) zu die Hügel und Berge des Mittellandes von einander trennen, so trennt nun der Rhein und der Bodensee das diesseitige deutsche Hügel- und Bergland der Molasse von dem des schweizerischen. Am östlichen Ufer des Bodensee's wird die Molasse durch das mächtige Diluvialland Oberschwabens im Flussgebiete von Schussen, Argen und der Iller von den Vorhügeln des Allgäus geschieden. Die Thäler der genannten in den Rhein sich ergiessenden Flüsse tragen ganz das Gepräge der Thalbildung durch Auswaschung. — Die Anhöhen sind vorherrschend plattrückig; wo die diluviale Nagelfluhe die weichen Molassesandsteine vor Abrundung schützt, zeigt sich ein Steilrand und das konvexe Berggehänge ist am Fusse mit jüngeren Anschwemmungen bekleidet; die Flusssohle ist im Thalgrunde zwischen oft bedeutende Hochgestade, welche wechselweise aus Geröllen und anstehendem Gesteine bestehen, eingegraben. Die massgebliche Höhenlage dieser Thäler beträgt im Mittel 1300′ ü. d. M. und die Höhen der nordwestlichen

Schweiz dürften annähernd mit der runden Zahl von 1700′ übereinstimmen, während die zusammenhängenden Flächen Oberschwabens und des bairischen Hochlandes im Mittel diese Höhe erreichen; diesen Höhen aufgesetzt erhebt sich das mit diluvialer Nagelfluhe bedeckte Adelegg-Gebirge in seiner Kuppe, dem Schwarzkopf, zum höchsten Punkte Schwabens 3420 P. Fss. oder zu 2369 Bad. Fss. über den Bodensee. Es ist denkwürdig, dass die genannte, den Berg schützende, diluviale Nagelfluhe (löcherige Kalknagelfluhe Mousson) nur in einer unterbrochenen Reihe beträchtlicher Höhen wie Uittiberg, Irchel, Haarbuck, Kohlfürst und Gegenüber, so wie Hohenklingen, hart über dem Städtchen Stein, mit einer Höhe von 2000′ und mit den gleichen Aeusserlichkeiten auf das deutsche Gebiet gelangt, sich hier immer auf den Höhen über 2000′ bis in die hohenzollernschen Lande zieht, sodann an beiden Ufern des Ueberlinger See's erscheint und zuletzt in alle Umgebung überragenden Massen am Heiligenberge und am Höchsten (Glashütte) zur Berghöhe von 2799′ emporsteigt.

Höhen und Tiefen der Tertiär- und Quartärbildungen des badischen Seekreises.

Im Gebiete der Tertiär- und Quartärbildungen des badischen Seekreises finden sehr bedeutende Höhenunterschiede, welche mit der Verschiedenartigkeit derselben verknüpft sind, statt. Wir müssen hiebei auch die Höhen deren Unterlage des Jurakalkes und der später diesem eingeschobenen vulkanischen Gesteine mit in Betrachtung ziehen. Während um den Bodensee herum in der Verbreitung der besonderen Schichten nach Höhe eine Regelmässigkeit herrscht, so gehört es im Höhgau und am Randen zum herrschenden Verhältnisse, dieselben Tertiärgebilde in einer Tiefe von 1500 und wieder über der Höhe von 2700 Fussen aufgelagert zu sehen.

1) Höchste Punkte des weissen Juras am Randen beinahe 3100′.

iſt ein durch dieſe Maſchinerie verarbeiteter Stoff, und wir erkennen die Stoffe nur als verarbeitete. Denn die rohen Stoffe, d. h. die Dinge an ſich ſelbſt zu erkennen, iſt darum nicht möglich, weil ein jedes Erkennen ſchon ein Verarbeiten des rohen Stoffes iſt, welcher, ſo lange er nicht unter die Maſchinerie des Apriori gebracht wird, auch nicht erkannt werden kann. Denn er kann unmöglich eher erkannt werden, als er erkannt wird, obgleich er vom verarbeitenden Erkenntnißakt immerwährend in ſeiner noch unverarbeiteten Geſtalt als Stoff vorausgeſetzt wird.

So weit uns daher nach Kant die Metaphyſik bringt in der Einſicht in den Akt unſeres Erkennens, ſo ſehr verſagt ſie uns jeden Blick in das überſinnliche Reich der Dinge an ſich ſelbſt. Die Ahnung, welche ſich im gemeinen Bewußtſeyn oft zu regen pflegt, daß innerhalb unſerer ſinnlichen Erkenntnißſphäre ſich viel Schein und Blendung in unſere Erkenntniß einmiſche, erhebt das Kantiſche Syſtem zur Einſicht und Gewißheit; dagegen ſchlägt es die Hoffnung, die ſich mit jener Ahnung gewöhnlich zu verbinden pflegt, die Hoffnung, daß ſich durch bloßes Nachdenken über die Natur und das Weltall die wahre Geſtalt der Dinge an ſich ſelbſt erforſchen laſſen möge, auch durchaus zu Boden.

Wir ſind hiermit an den Ort im Kantiſchen Syſtem gelangt, wo wir recht die Finſterniß empfinden, in welcher wir dieſer Theorie zufolge herumirren in Beziehung auf die Erkenntniß der Dinge an ſich ſelbſt, und in welcher die Seele, nachdem ſie vergebens alle Leitern ihrer aprioriſchen Begriffe auf und abgelaufen iſt, am Ende zwiſchen ſich und dem jenſeitigen Orte ihrer Sehnſucht doch nichts entdeckt, als eine unüberſehliche Kluft. Während ſie aber an dieſer Kluft ſtarrt und ſich reſignirend auf ſich ſelbſt zurückzieht, entdeckt ſie bei ſich ſelbſt eine Freiſtätte wunderbarer Beruhigung, in einem Entſchluß ihres Willens. Und ſo bemächtigt ſich ihrer jenes ſtille und gottgeborgene Bewußtſeyn, weil ſie in den höchſten Gebieten ihr Glauben und Meinen nicht mehr von einem vergeblichen Forſchen und Grübeln, ſondern von einem Entſchluß des Willens abhängig macht, nämlich vom Entſchluß, in einem Gebiete, worin kein Wiſſen möglich iſt, dasjenige zu glauben und zu hoffen, was wir bei einer gewiſſenhaften Vollziehung des in unſerer praktiſchen Vernunft liegenden Moralgeſetzes zu glauben und zu hoffen nicht umhin können.

2) Basaltberge der w. Jura und die Tertiärbildungen durchbrechend = 2714—2899′ (Höweneck 2714′, Hohenstoffeln 2819, Hohenhöwen 2827 u. Neuhöwen 2899′). Maximum der Höhe der tertiären Juranagelfluh bei Stetten 2769′ und der diluvialen Nagelfluh am „Höchsten“ = 2799′. Tertiäre Meeresabsätze am Randen 2700′.

3) Durchschnittliche Höhe der diluvialen Nagelfluhe als gewöhnliche Erhebungen über das Plateau des Hochlandes 2300′. Höchste Phonolithkuppe, der Hohentwiel = 2305′.

4) Eigentliches Hochland, östlich und nördlich dem Bodensee im Durchschnitt 2100′, Maximum der Erhebung der Tertiärbildungen am nördlichen Bodensee; wenig tiefer die allgemeine Grenze zwischen diesen und der diluvialen Nagelfluhe. Durchschnittliche Höhe der Phonolithtuffe und kleinerer Phonolithkegel im Höhgau = 1900′.

5) Höhgauebene, tiefste Stelle bei Singen 1420′. Bei 1590′ unweit Welschingen noch Juranagelfluhe. Bodenseespiegel (Pegel bei Ludwigshafen) 1334′.

6) Bodenseebecken, zwischen Langenargen und Romanshorn, = 920′ Tiefe oder 414′ über dem Meere.

Die grösste absolute Erhabenheit des Gebietes beträgt somit nahezu 3100 Fusse und besteht aus weissem Jura (Deltakalken) und die Umgebungen des Seespiegels von 1334′ aus Tertiärgebilden, welche wir als den festen Kranz des bis zu 920′ Tiefe reichenden Bodenseebeckens zu betrachten haben. Die relativen Höhen werden darum durch die Höhenlage des tiefsten bewohnbaren Bodens um einige Fusse mehr als 1334 vermindert und das imposante Aussehen der Hügel und Bergformen hiedurch geschwächt.

Im Osten der Mitte des Bodensee's erhebt sich in einer Entfernung von drei Stunden ein hügeliges Hochland, dessen Tiefen und Höhen durchschnittlich zwischen 2000 und 2200 Fussen schwanken. Dasselbe zieht sich von dem als höchsten Punkt dieser Gegend zu betrachtenden „Höchsten bei Glashütte und Homberg südl. Heiligenberg“ über Heiligenberg, Herdwangen von hier durch die südlichsten Theile der hohenzollernschen

Lande, nördlich über Zoznegg, nach Hendorf bei Stockach und nun in westlicher Richtung bis an die Kalkhöhen von Liptingen und Emmingen bedeckt mit mächtigen Nagelfluhe- und Geröllablagerungen des Diluviums. Nach dem Bodensee hin fallen die Höhen dieses Hochlandes unter häufigen Entblössungen des Tertiärgebildes schroff ab und nach den Vorhöhen der schwäbischen Alp hin bedecken die Gerölle auch den weissen Jura und erschweren hiedurch auf's Erheblichste die Grenzzeichnungen des Tertiärgebildes. Dem Hochlande sind einige Höhen aufgesetzt, welche meist nur aus Geröllanhäufungen bestehen. Bei Engelswies beherrscht der Thalsberg, welcher aus älterem Süsswasserkalk mit den Thierresten der 2. Säugethierperiode besteht, weithin das Plateau. Die diluviale Nagelfluhe stellt, wie am Höchsten, im Deggenhauser Thale in den Rappenfelsen, am Heiligenberge die Freundschaftshöhle und die Bettelküche malerische Felspartieen dar (Profil II.). Rechts und links am Ueberlinger See treffen wir dieselbe Erscheinung, denn die Nagelfluhe bedeckt die Höhen über Sipplingen und Bodmann und unter deren Schichten fällt das Tertiärgebirge in steilen Gehängen bis knapp an das Ufer herab, wo dasselbe noch eine schmale gleichhohe Terrasse die Seehalde bildet, welche in senkrechten Wänden und steilen Halden nach dem Seegrunde reicht. Die Höhen dieser beiden Uferberge stimmen mit den gemachten Angaben von 2000—2200′ mittlerer Erhebung des Hochlandes und theilen mit den letzteren die durch ihre absolute Erhebung bedungenen klimatischen Verhältnisse. Der See, welcher die Lücke zwischen beiden Höhen erfüllt, drängt sich uns bei der Beschauung dieser Verhältnisse unwillkürlich als ein Einbruch des Bodens oder Herabsinken und Einbrechen einer Partie des Hochlandes auf. Aehnliche Verhältnisse herrschen am Schienerberge und dem schweizerischen Hohenklingen, wo auf beiden Punkten Schrozburg bei Bohlingen und altes Schloss Klingen dieselbe Nagelfluhe in der Höhe von über 2000′ deutlich anstehet. Die Höhen von 2000 und 2200′ tragen eine gedrängtere d. h. zahlreichere Anzahl von Irrblöcken.

Wenn man von der Region des Bodensee's nach dem Hoch-

lande gelangen will, so geschieht dies gewöhnlich durch kurze, steile Thäler (von Urnau, Deggenhausen, Owingen, Mahlspüren, Stockach u. s. w.) oder über Vorhügel (von Salem, Ueberlingen, Stockach nach Liptingen, aus der Gegend von Radolfszell nach dem Bodenwald etc.). Die meisten Wasser fliessen zögernd, oder nach Stagniren in grossen Rieden, Torfmooren und kleinen Seen, von der Ablach, Ostrach und anderen Flüsschen und Bächen aufgenommen, der Donau zu, weshalb auch die Wasserscheide des Hochlandes näher dem Steilrande als dem Plateau zugekehrt erscheint. Die Ablach und Ostrach haben grosse Regenbezirke und könnten bei anderer Natur ihres Bodens und vermehrtem Gefälle kleine lebhafte Flüsse statt träge, in Serpentinen gewundene Bäche darstellen. Trotzdem auf diesen Höhen eine Bevölkerung in stark parzellirten Gemeinden herrscht, welche der durchschnittlichen Badens entspricht, so erscheinen dennoch grosse zusammenhängende Waldflächen der Rothtanne. Da, wo Diluvialgerölle zurücktritt und Kalksteine erscheinen, treten überwiegend Buchenwaldungen auf. Die Grenzen zwischen Geröllablagerungen und weissem Jura auf die Höhen des linken Ufers der Ablach von Mengen bis Inzighofen, erhalten eine Marke durch das Städtchen Möskirch, von hier bilden Heudorf, Krummbach, Schwandorf, Heudorf bei Stockach und nach der Tiefe zu Eigeltingen deren Hauptrichtung. Bemerkenswerth sind für diese Gegend Webers statistische Erhebungen (Statistik der Militärdienst-Tauglichkeit: Bissings Centralblatt für Staats- und Gemeindeinteressen 1856), welche aus dem aus Geröllland und vielen ausgedehnten Rieden und Torfmooren bestehenden Amtsbezirke Pfullendorf 5,79% und aus dem vorherrschend kalkigen, im Durchschnitte kaum höheren Bezirke Möskirch nur 0,22% kröpfige Mannschaft ergeben, wodurch wir einen der höchsten Ansätze neben dem absoluten Minimum des ganzen Landes nebeneinander herrschend begründet sehen.

Auf die von Nordosten nach Südwesten ziehende Richtung des Juras vertheilen sich auch die Bohnerzlagerstätten, wovon die ersten nahe Engelwies beginnen und über Heudorf und Thalheim bei Möskirch, Neuhausen, Liptingen, Emmingen, Biesen-

dorf und Hattingen sich unterbrechend fortsetzen. Im Andelsbachthale kommen marine Tertiärablagerungen unter Gerölllagen, durch Steinbrüche aufgethan, zu Tage und ähnliche Ablagerungen kommen erst wieder nach den Abfällen des Hochlandes gegen den See hin zum Vorscheine, als eine Reihe von Nenzingen über Berlingen, Burgthal, Ursaul, Zoggnegg nach Mindersdorf in dem Hohenzollernlande und bis Pfullendorf sich hinziehender Ablagerungen von 5—40′ Mächtigkeit. Das Bedürfniss nach Bausteinen hat den meerischen Muschelsandstein, den besten unter den wenig guten Bausteinen der Gegend, erschlossen.

Die Abhänge des Hochlandes nach der Region des Bodensee's zeigen die Tertiärschichten in beinahe unausgesetzter Folge, einen vielfach durch kleine Thäler und Tobel eingeschnittenen Rand und somit ebenso zahlreiche Entblössungen, obgleich dieser Rand vielfach durch von den Höhen herabgelangtes Diluvium als Gerölle und Sand bedeckt und in ein hügeliges Terrain übergegangen ist. In den Umgebungen von Ueberlingen ist das Diluvium in einer Mächtigkeit von 50 und mehr Fussen erkennbar und durch zahlreiche Kiesgruben aufgedeckt, aber auch an vielen Stellen tritt unerwartet die Tertiärbildung als weicher Molassesandstein zu Tage. Wie in den Ziehbrunnen von Aufkirch, welches auf einem breitgedrückten 400′ über den Seespiegel reichenden Hügel steht, das Wasser auf der Grenze zwischen Geröllen und Sand und Molassesandstein erscheint, so tritt dasselbe im ganzen Gebiete hier in Quellen und feuchten Stellen hervor und einige Pflanzen wie *Cirsium oleraceum* und eine gehäufte Anzahl von Carex-Arten im Rasen der Wiesen sind bezeichnend für diese Quellenregion. Steigt man die kleinen Thäler und Tobel hinauf, so wird dieses Erscheinen der Quellen noch augenfälliger, denn dieselben entspringen wieder zwischen dem Diluvium und Molassesandstein. Der Goldbach oder Gillbach bei Ueberlingen, die Quellen der Hügel oberhalb Meersburg, der südliche Abhang des Schienerberges und der Dettelbach bei Bodmann gehören von den zahlreichen Beispielen zu den lehrreichsten. Der Sandstein selbst scheidet auf seinen harten Bänken Wasser aus und diese Stellen sind öfter mit

Ockerabsätzen überzogen. Auf dem Sandsteine der Bachsohle ist Süsswasserkalk abgesetzt, der häufige Standort für *Pinguicula vulgaris*, und im Düsteren wuchert das vielgestaltige Laub der *Marchantia* an der Wand des Sandsteines hinauf. Diese Tobel strotzen von einer Feuchtigkeit — und Schatten — liebenden Vegetation von Sträuchern und krautartigen Gewächsen. Die trockenen Sandsteinabhänge und Gesimse der Sandsteinwände werden fast ausschliesslich von der Fohre — wie am Kaiserstuhl im Breisgau der Löss — eingenommen, an etwas feuchteren Stellen gesellt sich die Birke hinzu. Sobald die Höhe und das Diluvium erreicht ist, erscheinen wieder Buch- und Rothtannenwaldungen. Die Bodenarten des Molassesandsteines sind besonders dann sehr unfruchtbar, wenn sie eine geneigte Lage und Trockenheit besitzen.

Die Stockach, Bruckfelder Aach und die Aach, welche bei Altenbeuren in das Salemerthal mündet, gehören zu den bedeutendsten Bächen, welche in dieser Gegend sich in den Bodensee ergiessen und in ihren Sohlen erkennt man beim Austritt aus dem Hügellande in das meist torfreiche Hauptthal Molassesandstein und Mergel (Aach bei Aahäusle unweit Salem, Stockach u. a.). Der Boden dieser bewässerten Thäler gegen den See hin muss unter der jüngeren Auflagerung von Gerölle und Sand die gleiche Sandsteinunterlage in nicht beträchtlicher Tiefe zeigen, da die sog. Seehalde zu allen diesen Thälern sich wie eine Schwelle verhält, vor welcher der Detritus und Gerölle abgesetzt liegen. Am ganzen östlichen Ufer des Bodensee's und gegenseitig im Ueberlinger-See zieht sich die erwähnte, ebene nach dem Seegrunde steil abfallende Terasse, die sog. Seehalde hin, welche bei gewöhnlichem Seestande etwa 10 Fusse unter Wasser steht, bei ganz niedrigem wie dem vom J. $18^{57}/_{58}$ ragt dieselbe über den Wasserspiegel empor und kann begangen werden. Der sog. Teufelstich (Profil III.) bei Wallhausen gehört hierher und gleicht einer vom Lande abgetrennten, freistehenden Seehalde. Nach dem Pegelstande von Meersburg betrug im October 1853 nach einer durch Grossh. Wasser und Strassenbauinspection vorgenommenen Messung der Abstand von

der Wasserfläche bis zur Ebene der Seehalde an der Insel Mainau, bei Dingelsdorf, Bodmann, Süssenmühle bei Sipplingen und bei Meersburg nicht unter 12,7′ und 13,6′, was in solcher Entfernung gewiss einer Ebene gleichkommt. Die Abstürze gegen den See sind vorherrschend sehr steil und vertikal. Der Teufelstisch fällt gegen die Seefläche mit 246′ und gegen das Ufer mit 114′ bei 20 Rothen Quadratinhalt als ein schlanker Kegel nach der Tiefe ab. Diese Verhältnisse sprechen deutlich für eine weit grössere Kohärenz des Molassesandsteines unter dem Wasser als an der Oberfläche der Atmosphäre, wo eine raschere Zersetzung augenscheinlich ist. Die Ebene der Seehalde ist, wo ihr nicht durch kleine Wasser und Regengüsse, oder vom Lande her, Gerölle zugeführt werden, von diesen frei.

Das Gestein der Seehalde an die Luft gesetzt verwittert gerade so wie das der Oberfläche. Die Ebene der Halde gilt daher als Verwitterungsgrenze zwischen Atmosphäre und Seespiegel und hiedurch wird uns gesagt, dass der Bodensee niemals einen tieferen Wasserstand im Durchschnitte als den bis nahe über die Halde reichenden eingenommen habe (Profil. III.). Das Wasser des Bodensee's ist, wie das der übrigen Binnenseeen, neben freier Kohlensäure reich an kohlensaurem Kalke, welchen die Flüsse und Bäche demselben in Lösung zuführen und das atmosphärische als Regen und Quellen auf die Gesteine wirkende Wasser enthält freie Kohlensäure. Da das Bindemittel des Molassesandsteines, welches dessen feinsandige Quarz- und Glimmerbestandtheile zusammen hält, aus wenigem kohlensaurem Kalke besteht, so wird dasselbe durch Auflösung in dem atmosphärischen, kohlensäurehaltigen Regen- und Quellwasser leicht zerstört und in Lösung dem Seewasser zugeführt. Die Vorgänge an der Atmosphäre und unterhalb dem Seespiegel beruhen daher in dem Verhältnisse des Lösenden zum Gelösten. In der That setzt sich auch auf der Seehalde und den diese bedeckenden Gesteinen Kalk als Sinter ab.

Die Sandsteinsäulen von Sipplingen sind ein Beispiel der Verwitterung der Molasse an der Atmosphäre: Zwischen Süssenmühle und Sipplingen, innerhalb der kleinen zwischen dem Ufer

und dem oberen Steilrande sich hinziehenden Gruppe steiler, scharfrückiger und zackiger Hügel, befinden sich in dem Obstgelände des Rothweilers die in Fig. I. A und B der Tafel dargestellten Sandsteinsäulen. Der Hügel, an dessen nördlichem Ende diese Säulen und an dessen südlichem Gestalten wie Gletschertische anstehen, ist wie ein steiles Dach geformt und höher als die Säulen. Die Entstehungsgeschichte dieser Säulen ist fast in allen Punkten dieselbe, wie jene der Erdpyramiden nahe Botzen, bei Langmoos und Schloss Tyrol. Durch Fig. I A wurden die Säulen von ihrer Westseite und I B von ihrer Nordseite dargestellt. Wir sehen in beiden Figuren die Sandsteinsäulen am nördlichen Ende des Hügels (d. h. südl. Ende der Säulen) noch anstehend und bei d eine im Felde freistehende kleine Säule. Den harten Einlagerungen des Hügels entsprechen jene der Säulen, wie dies durch die hervorragenden Gesimse, über welche der lose Sand hinabrieselt, augenfällig erscheint. Diese harten Einlagerungen des Molassesandsteines bilden nicht immer ununterbrochene Schichten, sondern öfter kuchenförmige und platte Morpholithe. Nach der Hinwegführung des Sandsteines bis zur Ebenlage dieser harten Partieen schritt der Zersetzungsprozess vorzüglich durch die Kraft des fallenden Regens weiter abwärts vor sich und vermehrte hiebei die Trennung der härteren Morpholithe zu einzelnen Decken der unteren Sandsteinmasse, zwischen denselben hindurch drangen die Wirkungen der Verwitterung ungehinderter bis zur Basis der Säulen. Die vollkommenere Säulenbildung ist begreiflich auch die ältere. Die höchste Säule bei a und aa der beiden Ansichten (und auch die kleineren Pyramiden) hat sich zuletzt aus dem Hügel gebildet. Die correspondirenden Ebenen b der Säulen erscheinen bei c durch Bruch unterbrochen und bb zeigt eine Säule freistehend mit den Wirkungen des vorherrschend südlichen Schlagregens. In dieser Weise verwittern hohe Wände des Sandsteins zu säulenartigen Gestalten (Goldbach).

Wie sich im Osten des Bodensees in steiler Zunahme das Land zu einem plateauartigen Terrain dem Hochlande erhebt, so geschieht dies im Westen des Sees allmählig an der Ostseite

des Randen, welcher seine Kalkdecke unter allmähligem Fallen bis in die Gegend von Schaffhausen und Thaingen herablässt, wo dieselbe unter mächtigen Geröllablagerungen verschwindet. Am Saume dieser Geröllhügel steigen die Kegelberge des Hohentwiel = 2305', Hohenkrähen = 2148' und Mägdeberg = 2219' ins Gesammte nicht über 800' der durchschnittlichen, 1500' hoch gelegenen Höhgauebene zur Verherrlichung der Landschaft empor. Sie bestehen aus Phonolith und lassen sich als eine natürliche Gruppe, gegenüber den an Höhe aber nicht an Schönheit sie übertreffenden Basaltbergen des Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Neuhöwen und Höhwenegg, betrachten. Den Phonolithkegeln verleiht ihre Schlankheit ein imposantes Aussehen, obgleich ihre Höhe nur halb so gross wie der Durchmesser ihrer Basis ist, aber eine steil, oft senkrecht ansteigende Bergmasse übt unter diesen Verhältnissen auf den Beschauer, gegenüber gewöhnlichen Bergformen, einen, ungewöhnlichen, die Begriffe täuschenden Eindruck aus. Von der Mitte der Gesammthöhe der Kegel steigt der nackte Fels am Hohentwiel und Hohenkrähen in unbesteigbaren, fast senkrechten Felsen empor, während von hier abwärts bis zum Fusse der Berg mit einer Halde aus Geschieben ringsum, so weit derselbe frei steht, umgeben ist, wodurch sich eine Gestaltung ergiebt, welche mit der eines umgestürzten Trichters mit kurzem Rohre vergleichbar ist. Die Umgebungen dieser Phonolithfelsen bestehen aus kuppigen, oft auch steilen, ansehnlichen Hügeln der Tuffe des Phonolithes, in welchen sich Konchylien der Tertiärzeit finden. Diese Tuffhügel, bis zur Höhe noch von den Geröllen des Diluviums erreicht, werden von kleinen Verzweigungen der Phonolithe (Staufen, Schwindel) und in einem einzelnen Falle von Trachyt (am Gönnersbohl) durchbrochen. In südlicher Entfernung treten die isolirten Tuffberge des Rosenegg und Heilsberges bei Gottmadingen über die Ebene des Gerölllandes.

Die vier Basaltberge des Höhgaus, der Hohenstoffeln = 2819', der Hohenhöwen 2827', Neuhöwen 2899' und Höwenegg 2714' über d. M. erhoben, folgen sich in beinahe gerader Linie von Süden nach Norden, aus dem Gebiete der Tertiär-

bildungen des Randens und Höhgaus bis in das des weissen Jurakalkes, oft in zur Seite gehenden Gängen beide Bildungen durchsetzend. Diesen Zug könnte man ihnen als eine Bezeichnung beilegen, wenn nicht auch in südwestlicher Entfernung am Randen und in der Baar am Wartenberger Basaltdurchbrüche im Kalke beständen. Sie bilden Felsen, am Hohenstoffeln in säulenförmiger Absonderung, oder wie am Höwenegg und Neuhöwen Haufwerke von Basaltblöcken auf der Spitze meist sanft ansteigender, gehobener Jurakalk und Nagelfluhe-Schichten und im Ansehen je einer von Flözformationen entblössten Seite schöne Berge. Im Gesammten sind die Flözschichten nur mässig aufgerichtet, obgleich im Zimmerholzer Thale gewölbartige Biegungen der Zetakalke und im Schlauch und dem Bargemer Thale im Randen ganz extreme Schichtenerhebungen wahrgenommen werden können. Die Basalte sind mit Tuffen umgeben, welche nicht mächtig und am mächtigsten in den südlichen Umgebungen von Höhwenegg werden. Die Basaltsteine bedecken oft weithin bis zur Ebene die Gehänge der gehobenen Flözgebilde, diese erscheinen bisweilen in einem nach unten sich verbreiternden Walle, in den von mir bezeichneten Sturzwällen (v. Leonh. u. Bronns Jahrbuch 1857 S. 28: Schill, die Basalte und ihre Sturzwälle im Höhgau). Einer dieser Wälle, jener an der stark entblössten Ostseite des Hohenhöwen, liegt einer Gerölllterasse auf, ist darum jüngerer Entstehung als diese diluviale Ablagerung und bildet einen selbstständigen, etwa 200′ hohen Hügel den Hasenbühl, welcher seiner Länge nach dem Berge rechtwinklig angelehnt ist. Die Verbreitung dieser losen Basaltsteine lässt sich am natürlichsten durch Sturz von bedeutender Höhe der Basaltkegel herab erklären, als diese noch höhere und schlankere Gestalten haben mochten und darauf durch heftige Erbebungen des Bodens erniedrigt wurden. Die Phonolithe haben keine solche Sturzwälle, ihre sie umgebenden Geschiebe und Schutthalden sind das Produkt der Verwitterung und Ablösung während langem Zeitverlaufe; dennoch begegnet man aber in einiger Entfernung der Kegelberge sowohl in der Tiefe als auf den Höhen ihrer Tufflhügel, ja sogar den vom Basalte gehobenen

(Oesch Kalkofen bei Hilzingen) Flözgebilden, lose umherliegenden Phonolithblöcken, welche durch den Strassenbau und Landbau ihrer Hinderlichkeit wegen allmählig hinweggeräumt und seltener werden. Der Hohenhöwen bei Engen erscheint an seiner Ostseite, wo der Sturzwall ihm anliegt, vom Scheitel bis zum Fusse entblösst und diese Bergseite erhebt sich von der Ebene über 1300 Fusse in 45—50% betragenden Abfällen. Das südliche und nördliche Berggehänge besteht aus den gehobenen Schichten der Zetakalke, welche reich mit Juranagelfluh bedeckt erscheinen. Die Mitte des Berges bildet der Basaltkern, dann folgen seitlich dessen Tuffe und darauf das in wenig geneigten Schichten anstehende Tertiärgebilde unten aus der Juranagelfluhe und oben aus Süsswassergips bestehend. Basalt und Tuffe erheben sich noch über die Flözgebilde zu ansehnlicher Bergmasse (Profil I). Die Steine und bis 12′ Durchmesser haltenden Blöcke des Walles vom Hasenbühl bestehen an ihrem unteren Ende nicht allein aus Basalt und Tuff, sondern auch aus einem schlackigen Gesteine von ausgezeichneten hydraulischen Eigenschaften, welches seit einem Jahre vielfache und grossartige Verwendung bei Wasserbauten fand (J. Schill über Trassfundstätte im Grossh. Baden in Bissings Centralblatt 1856) und in sehr untergeordneter Anzahl aus Nephelinfels. Oberhalb dem Sturzwalle stösst das Material mehrerer zum Theil grossartiger Bergrutsche an und die Riese oder Faletsche reicht weit nach der Höhe.

Mit dem Hohenstoffler Berge bildet die Phonolithgruppe das kesselförmige Thal von Duchtlingen, dessen torfreiche Sohle in runder Zahl 250′ höher als die Ebene des Höhgaus liegt und welches nördlich durch Geröllhügel geschlossen und allein südlich geöffnet ist. Die Höhen vom Randen nach Stetten sind sanft wellig, bilden im Einzelnen einige hievon durch Steilheit ausgezeichnete Berge wie die Burghalde bei Thengen, das Oberholz bei Watterdingen und den Ballenberg von Engen. Sonst sind diese Höhen breitrückig, rauh und von schweren, lettigen und steinigen Bodenarten bedeckt. Am Randen fallen sie plötzlich durch einen Steilrand ab und knapp an diesem erscheinen

Der Entſchluß, ſich für ein Glied einer höheren geiſtigen Weltordnung zu halten, welche nicht bloß in die Grenzen dieſes Lebens eingeſchloſſen iſt, ſondern darüber hinausreicht, iſt identiſch mit dem Entſchluß, das moraliſche Geſetz zur ſtrengen Richtſchnur ſeines Lebens zu machen. Denn weil das moraliſche Geſetz befiehlt, ſo zu handeln, als ob wir das Mitglied einer ſolchen Weltordnung ſeyen, ſo können wir dies im Ernſt unmöglich vollführen, ohne uns für ein ſolches zu halten, und ſo ſteht und fällt unſer Entſchluß zum Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge mit unſerem Entſchluß, das zu thun, was in dieſe höhere Ordnung gehört, und von ihr ſeine Früchte und Folgen zu erwarten hat.

Entſchließen wir uns zu dieſem Glauben und dieſem Thun, ſo erkennen wir uns als Geſchöpfe, die zu zwei Welten gehören, und gelangen auf den Standpunkt, auf welchem Kants Leben und Denken als auf ſeinem Fundamente ruhete. Das Bewußtſeyn, daß wir Weſen ſind, welche, obgleich durch die aprioriſchen Formen des Anſchauens und Denkens an eine niedere Natur gefeſſelt, dennoch ihr Haupt über dieſelbe erheben, und ſchon hier ihr Leben als Bewohner einer höheren Welt beginnen dürfen, dies Bewußtſeyn bringt die Seele in jene tiefe und contemplative Ruhe, gleich der Stille, welche von den Geſtirnen der Mitternacht in unſer Gemüth herabquillt, und unſere Seele in himmliſcher Klarheit badet.

Die Stille einer ſolchen tiefen contemplativen Nacht liegt auch über dem ganzen Leben des Mannes ausgebreitet, in deſſen Haupte ſich dieſe Lebenstheorie entwickelte. Er verließ Zeit ſeines Lebens ſeine Vaterſtadt, Königsberg, nicht. Er war daſelbſt geboren in demſelben Jahre, in welchem Klopſtock das Licht der Welt erblickte (1724), von armen, ſehr ehrenwerthen Eltern, deren Vorfahren aus Schottland, dem Vaterlande des Philoſophen Hume, ſtammten. Wenn Kant ſpäter geſtand, von dieſem ſchottiſchen Skeptiker zu ſeiner philoſophiſchen Kritik bedeutende Anreize empfangen zu haben, ſo machte ihn dabei vielleicht ein gewiſſer überſeeiſcher Blutstropfen in ſeinen Adern zur Aneignung der Ideen dieſes kühnen Schotten noch geſchickter. Wie ein ſtiller und tiefverborgener Strom floß das Leben Kants langſam hin. Nach einer zehnjährigen Thätigkeit als Informator und einer fünfzehnjährigen als Privatdocent trat

noch 2700′ hoch marine Tertiärbildungen. Während fast der ganze Höhgau dem Feld- auch Weinbau überliefert ist, treten am Randen grosse Buchwaldungen auf, ebenso im Engener Thale mit Nadelholz und auf den übrigen Höhen erscheinen grössere Waldungen erst wieder gegen das westliche Aitrachthal hin. Ausser dem Thale von Engen nach Hattingen, dem kleineren nach Mauenheim und dem von Zimmerholz, welche durch Hebung des Kalksteines entstanden sind, ist nur noch jenes der Bieber erwähnenswerth und allein dies bringt nach 5stündigem Verlaufe einen ansehnlichen Bach, den Bieberbach, welcher sich bei Schaffhausen in den Rhein mündet, zu Stande, sonst herrscht in diesem Gebiete Dürftigkeit an Wasser, wenn auch nicht an Trinkquellen. Bekannt ist der Aachfluss, welcher wie so viele Bäche der schwäbischen Alp direkt dem Kalkfelsen entquillt; an ihm hat sich die ganze industrielle Thätigkeit der Gegend versammelt, da dessen Wasser zu allen Zeiten in Stätigkeit gleich reiche Mengen Wasser liefert, dessen Wärme noch nach 2stündigem Laufe im Winter an den Wasserrädern keine Vereisungen zulässt. Die „Aach“ entspringt aus den plumpen Felsenkalken, welche von den Zetaplatten 20′ über dem Ausflusse überlagert werden und giebt in der Sekunde bei gewöhnlichem Wasserstande 300 Kubikfuss Wasser. Man hat ihren theilweisen ja gesammten Ursprung als einen Abfluss der Donau betrachten wollen und es sind dahin beziehende Streitigkeiten zwischen den Wasserwerkbesitzern des Donauthales und denen an der Aach entstanden. Wie dies mag sein, über der Aachquelle erhebt sich ein 3 Stunden breites wasserleeres Hochland und die meist horizontal liegenden Zetakalke des weissen Juras lassen alle atmosphärischen, wässrigen Niederschläge durchsickern, welche sich in einer gewissen Tiefe sammeln und stauen müssen, deren Abfluss wohl grösstentheils die (bei 1630′ circa) Aachquelle bilden möchte. In einem kleinen Thälchen bei Eigeltingen gewahrt man ebenfalls direkt aus dem Kalksteine sich ergiessende, sich zu einem kleinen Bache ansammelnde Wasser.

Die Tertiär- und Quartärgebilde des badischen Seekreises

bedecken einen Flächenraum von ungefähr 32 Quadratmeilen oder den achten Theil des Grossherzogthums und erscheinen in dieser Bedeutung nach den krystallinischen Felsarten und den Triasgebilden in der grössten Ausbreitung.

Das Auftreten der Tertiärablagerungen im Seekreise nach Gesteinsbeschaffenheit und Masse scheidet sich in zwei natürliche Gebiete; das eine derselben gleicht der Fortsetzung des Molasselandes der nordöstlichen Schweiz und das andere entspricht den in der Schweiz an den Jura gehefteten Tertiärbildungen der „subjurassischen Molasse". Ich will das erstere „Hügelland am Bodensee", das letztere „Jurazug vom (Küssaberge) Randen und Höhgau bis zur Donau" benennen.

Am Bodensee erscheinen vorwiegend weiche, hellfarbige Sandsteine mit Mergeln, einer Süsswasser- und Landbildung, durch eine Meeresbildung in eine obere und untere Süsswasser- und Landbildung trennbar und diese Meeresbildung, ein muschelreicher, meist rauher Sandstein, ist Studer's Muschelsandstein. Wie in der Schweiz, besonders dem südwestlichen Theile des Mittellandes, diese marine Bildung unbedeckt oder nur mit Diluvium überlagert, zu Tage geht, so erscheint dieselbe auch an einigen Stellen der Molassegrenze als oberste Ablagerung; nach der Mitte der Umgebungen des Bodensees hin verschwindet sie allmählig und das obere Süsswassergebilde gelangt zu bedeutender Mächtigkeit (Höchsten bei Heiligenberg, Schienerberg).

Am Randen, im Höhgau und dem nördlichen Zuge ihrer Jurakalkberge ruht die Meeresbildung, wo wir diess wahrnehmen können, stets auf dem Jurakalkstein, dieselbe ist aber dort nur in unzusammenhängenden, mehrfach nur wenige Quadratruthen grossen Ablagerungen zu treffen und mit einem jüngeren Süsswassergebilde von allgemeiner Ausbreitung öfter bedeckt. Eine ältere Süsswasser- und Landbildung ist ohne Beziehungen der Lagerung zu den beiden genannten auf den Höhen des nördlichen Kalkzuges direkt dem weissen Jura aufgelagert. Das marine Gebilde des Seelandes, der „Muschelsandstein", und jenes der soeben genannten Oertlichkeiten haben unter grosser paläon-

tologischer Aehnlichkeit nur geringe petrographische Verwandtschaft und die Süsswasserbildung besteht vorherrschend aus einer Nagelfluh von Kalkgeröllen, hat somit mit den weichen, feinen Sandsteinen der „Molasse des Mittellandes“ um den Bodensee, aus welcher wegen ihrer Weichheit kaum Gerölle zu entstehen vermögen, keine petrographische Aehnlichkeit. Am Bodensee und seinen Umgebungen liegen die Gesteine sämmtlich mit wenigen Ausnahmen annähernd horizontal, während in seiner westlichen Nachbarschaft am Randen und im Höhgau hierin Regellosigkeit herrscht. Sowohl die marine als Süsswasserbildung treffen wir dem Fusse des Gebirges angelagert, aber auch zu sehr verschiedenen Höhen emporgetragen und es erscheinen in ihrem Gebiete zahlreiche Durchbrüche vulkanischer Felsarten, welche nicht nur die Unterlage, sondern auch die Tertiärbildung selbst öfter durchsetzen. Mehrere kleine Thäler öffnen sich gegen das Diluvialland, ohne von dessen Katastrophe jemals betroffen worden zu sein (vgl. Profile I. und II.). Zwischen den Tertiärbildungen des Randen und Höhgaus und denen des Hügellandes am Bodensee herrscht keine sichtbare Lagerungsfolge; letzteres bildet ein viel grösseres Gebiet von Diluvial- und Tertiärland als die westliche Gegend, von deren Gesteinen dasselbe durch mächtige Geröllmassen des alpinischen Diluviums und einen vorspringenden kleinen Kalkzug (Orsingen Aach) geschieden erscheint, aber die Funde von Versteinerungen sind nun so weit gediehen, dass sich hiedurch ein sicheres Vergleichungsmittel ergiebt.

Sowohl die Ablagerungen des Seelandes als Jurazuges gehören, mit Ausnahme einer Säugethierfauna der Nachbarschaft, keinen anderen als den mittleren und oberen Tertiärgebilden und dem Diluvium an, — Aequivalente der schweizerischen Molasse und des Jura's, der oberen meerischen, brackischen und Süsswasserformation von Mainz und des *Faluniens* und *Tongriens* d'Orbigny zum Theil.

Es wird sich einer Uebersicht der Tertiärgebilde des badischen Seekreises dienlich erweisen, das älteste Gebilde der Nachbarschaft, die erste Säugethierformation der schwäbischen Alp, „die Paläotheriumformation von Frohnstetten,“ zu derselben

herbeizuziehen und den jüngeren Bildungen zu Grunde zu legen. Innerhalb des badischen Gebietes, aber der Untersuchung der Lagerungsverhältnisse den übrigen Tertiärgebilden gegenüber durch mächtige Geröllmassen ganz verschlossen, erscheinen im Andelebachthale an zwei Stellen, bei Zell und Hausen, durch Steinbruchbau in einer Mächtigkeit von mehr als 50′ aufgedeckt, unter Sandsteinen und Kalkconglomeraten Bänke eines Muschelconglomerates, erfüllt mit den Kernen und Hohlräumen mit Abdrücken der Gehäuse von *Cerithium margaritaceum* und *plicatum* Broch. Dieser für die zweite Stufe der marinen Gebilde von Mainz so charakteristischen Mollusken wegen, wo dieselben ebenso zu vielen Hunderten zusammengehäuft vorkommen, wären diese unteren Cerithiumbänke von Zell und Hausen als eine mittelmiocene Bildung zu betrachten und diese Betrachtung gewinnt um so mehr Boden, als gerade diese Mollusken in den jüngeren marinen Bildungen dem Muschelsandsteine nur höchst selten getroffen werden und in dem miocenen Grobkalke des Randen fehlen. Ueberdies werden die Cerithiumbänke und ihre Conglomerate von einem Gebilde überlagert, das die Merkmale des jüngeren Muschelsandsteines besitzt.

Unter Zugrundlegung der Lagerungsverhältnisse und der Vertheilung der Organismen gelangt man naturgemäss zu folgender Abtheilung der Stufen.

Quartärbildungen

als diluviale Nagelfluhe, Gerölle und jüngste Bohnerze.

Tertiärbildungen.

V. Land- und Süsswasserbildungen. Littorinellen-Kalk von Mainz und le Locle, Oeninger Kalkschiefer und Lignitbildung, letztere bestehend aus Kalk, Mergel, Stinkstein und Lignit Phonolithtuff.

IV. Obere Land-, Süsswasser- und Meeresbildungen. Obere Süsswassermolasse, Gips, Thon und Juranagelfluh, meerischer Muschelsandstein und miocener Grobkalk.

III. Untere Süsswasser- und Landbildungen. Untere

Süsswassermolasse, Landschneckenkalk, Süsswasserkalk und Bohnerze mit der zweiten Säugethierzone.

II. Brackische Bildung. Kalkconglomerat mit Cerithium-Bänken.

I. Aelteste Landbildung mit der ersten Säugethierzone, Bohnerze mit Paläotherien.

Tertiärbildungen.

I. Aelteste Landbildung.

Die Paläotherium-Formation von Frohnstetten enthält nur Thiere der ersten Säugethierzone und in grösster Häufigkeit Paläotherien als *Paläotherium medium*, *P. minus* Cuv. und *P. hippoides* Lartet, weniger häufig *Anoplotherium commune* und *A. leporinum* Cuv., ferner *Dichodon cuspidatus* Owen und mit diesen Dickhäutern finden sich Reste zweier an Grösse verschiedener Raubthiere, darunter *Canis parisiensis* Cuv. (O. Fraas in den württemb. naturwissensch. Jahresheften 1852). Von den genannten Thieren finden sich zwei Paläotherienarten und das *Anoplotherium commune* auch in den Bohnerzlagerstätten und Knochenlagern im solothurner Jura als bei Egerkinden, Solothurn und auch am Mormont.

Muldenförmige Vertiefungen und Spalten erfüllende Bohnerze und thonige Sandlöze, welche von gerundeten Kalkgeröllen (Kugelsteinen auf der Alp) bedeckt werden. Frohnstetten. Vielleicht auch die Bohnerze ohne thierische Reste von Liptingen. Nach Sandberger hierher auch die Bohnerze der Umgebung von Kandern.

II. Brackische Bildung.

Kalkconglomerat mit Cerithiumbänken liegen im Andelsbachthale bei Zell und Hansen, bezeichnet durch Reichthum zweier Cerithien unter Sand und sandigen Kalksteinen als ein Muschelconglomerat. Die 3' dicken Bänke bestehen aus krystallinischem Kalke, der als Bindemittel einer Menge der Ausfüllungskerne der Cerithiengehäuse erscheint, die Gehäuse selbst als hohle Räume mit dem Abdrucke der Schale und wirklichen

Schalen von Austern, nebst kleinen und grösseren Geröllen von Kalksteinen, grünlichen Thongallen und wohl gerundeten Quarzgeröllen von eigenthümlich matter Oberfläche aufnehmend. Diese Bänke gelangen zu einer Gesammt-Mächtigkeit von nahezu 10′ und werden indem sie nach oben selbst Gerölle, aber fast ausschliesslich nur Kalkgerölle aufnehmen, von 5′ mächtigen groben Conglomeraten bedeckt. Cerithien finden sich anfänglich noch im Conglomerate und die Kalkgerölle desselben sind häufig von Lithodomen angebohrt, oder es wurden ganze Partieen des Conglomerates von denselben ausgehöhlt und das falkengelbe Bohrmehl kleidet die grossen Höhlungen aus. Auf das Conglomerat folgt ein sandiger Kalkstein ohne Cerithien von 4′ Mächtigkeit, wieder Conglomerat und bei einer Entblössung von etwa 60 Fussen folgen sich im Steinbruche von Hausen von unten nach oben.

Die beschriebenen Cerithiumbänke, der brauchbare Hausstein mit Kalkconglomerat (letzteres für sich 5′ mächtig) und *Cerith. margaritaceum* u. *plicatum* . . .	20′
Sandiger Kalkstein hie und da Lamnazähne enthaltend .	4′
Kalkconglomerat	4′
Sand und sandiger, glimmerhaltiger Kalk- und Sandstein	20′
Gerölle des Diluviums und Dammerde	12′

Von organischen Resten nur Thiere:

Rhinoceros incisivus C. bei Zell am Andlerbach zwischen dem Conglomerate und der Cerithiumschichte.

Rhinoceros minutus C. Zähne und Wirbel von ebenda.

Halionassa Studeri v. Mr. Steinbrüche von Hausen.

Von Fischen finden sich fast alle Zähne, welche in der oberen marinen Bildung getroffen werden als:

Notidanus primigenius Ag. bei Hausen.

Carcharodon megalodon Ag. bei Zell.

Lamna cuspidata Ag. bei Hausen und Zell.

Actobatis, *Myliobatis* und *Zygobatis* bei Hausen.

Von Mollusken in grösster Menge:

Cerithium margaritaceum und

„ *plicatum* Brocch. bei Zell und Hausen.

Ostrea gryphoides Zieten (nicht Schlotheim). Ferner Austerndeckel, wohl zur *Ostrea cymbularis* v. Münst. gehörig.

Die über der Cerithienschichte liegenden Sandsteine bei Hausen, welche an der Strasse von Pfullendorf nach Ostrach diesseits und jenseits der Landesgrenze bei Junghof über 30′ Mächtigkeit erreichen, tragen offenbar das Gepräge der oberen marinen Bildung des Muschelsandsteines und manche Angaben über bei Hausen und Zell gefundene organische Reste mögen dieser Strate angehören, dazu Säugethiere wie *Mastodon angustidens*, *Hyotherium Meissneri* v. Mr., welches sich in unterer Molasse der Schweiz in Bohnerzlagerstätten ja sogar im Littorinellenkalke von Wiesbaden vorfand und ein Begleiter des hier ebenfalls vorgefundenen *Palaeomeryx Scheuchzeri* v. Mr. ist. Von zahlreichen Fischresten und Mollusken, welche bei Pfullendorf getroffen wurden, wird bei dem Muschelsandsteine die Rede sein. Von Hausen wird (Walchner Geognosie 2. Auflage S. 917) *Balanus sulcatus* Lmk. angeführt. Sollte dieser, die unterpliocene Bildungen bezeichnende Kruster dem Cerithienkalke angehören? Derselbe findet sich höher als die Cerithienbildung des Andelsbachthales in dem miocenen Grobkalke des Höhgaus und dem Muschelsandsteine am Bodensee.

III. Untere Süsswasser und Landbildungen.

Landschneckenkalk (von Mainz). Süsswasserkalk von Engelswies. *Groupe fluvis-terrestre moyen Greppin.* Zwei dieser Bildungen sind dem Jurakalke direkt aufgelagert und die dritte derselben „die untere Süsswassermolasse mit bunten Mergeln“ der einen der beiden ersteren. *Anchitherium Aurelianense* v. Mr., *Dorcatherium Vindobonense* v. Mr., *Palaeomeryx Bojani* v. Mr., *Helix rugulosa* v. Martens, *Cyclostoma bisulcatum* Zieten.

A. Hügelland des Bodensees.

a) **Landschneckenkalk** (Sandbrgr.) bei Hoppetenzell. (Aelterer Süsswasserkalk der Alp wie bei Ulm [dort überlagert von Meeresmolasse mit *Ostrea gryphoides*], Zwiefalten. *Calcaire*

bigarré et marne rouge pisolitique avec Helix Ramondi. Undervellier, Greppin).

Ein rauhes Kalkconglomerat ruht auf dem Zetakalke des weissen Juras und bildet die Unterlage dolomitischer, hellfarbiger, 4' dicker Bänke, diese enthalten viele mit Kalkspath ausgekleidete Hohlräume von Gehäusen von Planorben herrührend und neben diesen finden sich erhaltene Gehäuse von *Helix rugulosa* v. Martens, *Cyclostoma bisulcatum* Zieten u. *Planorbis solidus* Thom. Ueber diesen Bänken wechsellagern bunte Mergel mit bituminösen Mergelkalken, in welchen Charasamen und ganze Pflanzen einer neuen Charaart, Deckel von Cyclostoma und Brut von Limneen vorkommen. Höher folgen hellfarbige, fast weisse, krystallinische Kalkbänke mit Steinkernen grosser Limneen. Die Gesammtmächtigkeit dieses Gebildes beträgt etwa 50' und auf demselben folgt bei Hoppetenzell

b) Die untere Süsswassermolasse, ein Sandstein mit bunten Mergeln (Knauer- und Mergelmolasse der Schweiz und des Vorarlbergs mit der Flora von Hohenegggen und der Fauna von der Rappenfluh bei Aarberg Cntn. Bern. Studers Geologie der Schw.).

Grünlich und blaulichgrauer, glimmeriger, feiner Sandstein mit harten kalkigen Bänken und Morpholiten, nach der Tiefe erscheinen magere, bunte, nach oben mit dem Sandsteine alternirende Mergel. Das Bindemittel des Sandsteines ist kohlensaurer Kalk. Die Sandsteine stellen an der Oberfläche und auch bis in grössere Tiefe ein mürbes Gebilde ja auch nur Sand dar und die harten Einlagerungen sehen aus diesem gesimseartig hervor, das Kalkbindemittel ist hiebei entfernt und das Sandgebilde und ebenso die bunten Mergel braussen kaum mehr ein wenig mit Säuren, während die harten Bänke sandige und dichte Kalksteine darstellen, offenbar gebildet durch stellenweise Anhäufung des Bindemittels. Als unmittelbare Unterlage des Muschelsandsteines erscheinen in diesem Molassesandsteine schichtartige Zusammenhäufungen von vielgestaltigen Knauern. Am Rande der Alpen wie bei Bregenz, St. Gallen und Luzern erlangt dieses Süsswassergebilde eine ziemliche Härte, wodurch

demselben die Eigenschaften eines sehr guten Werksteines zukommen, welche von demselben in dem ganzen Gebiete des nördlichen Bodensees nicht erreicht werden. Die bunten Mergel sind sehr brüchig und bestehen aus feinstem Quarzsande und weissen Glimmerschüppchen durch verschiedene Zustände des Eisens grauschwarz, ockergelb und verschieden roth gefärbt. Manche Färbungen von Roth werden wohl durch wasserfreies Eisenoxyd verursacht. Die Einlagerungen der bunten Mergel im Sandsteine erblickt man oft (Sipplinger neue Strasse) plötzlich unterbrochen und es erscheint Molassesandstein, dieser in die Mergel und letztere in jenen übergreifend, Verhältnisse, welche an Ort und Stelle betrachtet, die lebhaftesten Muthmassungen erregen müssen, die bunten Mergel seien durch Umwandlung des Sandsteines entstanden. Die untere Mergelgrenze ist häufig durch einen fetten Letten ausgesprochen und es sammeln sich die Wasser an dieser Stelle gerne zum Abfluss. An anderen Stellen bilden die Mergel geradezu die horizontale Unterlage einer Quellensohle (Sipplinger Faletsche). Sowohl ober- als unterhalb des Bodenseespiegels erscheinen bunte Mergel. — In der Nähe von Ludwigshafen kamen über der Seehalde früher schwache Einlagerungen von Braunkohlen in diesem Sandsteingebilde vor.

Dieses Sandstein- und Mergelgebilde beherrscht alle Theile der Umgebungen des nördlichen Bodensees und steigt allmählig nach dem Hochlande an. Mächtigkeit 500′ und mehr Fusse.

B. Im Jurazuge des Randen, Höhgau bis zur Donau.

c) Süsswasserkalk vom Thalsberge bei Engelswies mit monogener Säugethierfacies. (O. Fraas rein erhaltene 2te Säugethierzone. Süsswasserkalk von Georgsgmünd. Süsswasserkalk und Blättersandstein von Vermes und Develier-dessus Greppin).

Diese Ablagerung besteht in ihrer Tiefe, welche noch nicht bis zu der wahrscheinlichen Unterlage dem Jurakalke gekannt ist, aus massigem unregelmässig zerklüftetem, mit vielen vielgestaltigen und vielkammerigen, grösseren und kleineren Hohl-

räumen durchlöchertem, sonst dichtem und sehr hartem Süsswasserkalke von 20′ sichtbarer Mächtigkeit. Die Beständigkeit dieses Gesteines gegen Frost und Hitze hat dasselbe als das beste Material zu Grenzmarken zu einer ausgedehnten Verwendung gebracht. — Den harten Kalkstein bedeckt eine 2½′ dicke graugrüne Thonbank und diese eine 5′ mächtige Schichte von blassgelbem Kalkmergel, die Fundstätte von *Anchitherium* und *Palaeomeryx*. Beide genannte Schichten bedeckt sodann eine 5′ mächtige, lockere, conglomeratische Ablagerung bestehend aus Jurakalkbruchstücken, theils aus rundlichen und walzlichen Süsswasserkalk-Geoden, welche in ihren Höhlungen öfter die äusseren Umrisse von schilfartigen Pflanzen zeigen und endlich bildet diese Lage auch den Hauptfundort der übersinterten *Melania Escheri*, welche übrigens durch das ganze Süsswasserkalkgebilde hindurch verbreitet ist. Die Steinbrecher nennen die letztere Lage Abraum.

An dem Hügel „Thalsberg" ist das Gestein an 3 Punkten aufgethan; die geschilderten Verhältnisse beziehen sich auf den südöstlichen Bruch. In der oberen Tuff-artigen Region des Kalksteines finden sich Dikotyledonenblätter, welche in einem kleinen Bruche der Höhe des Hügels, wo sich alle soeben angeführten Schichten in dünne Lagen zusammen drängen, reichlicher beisammen finden. Dort findet sich kein Thon, aber der Kalkmergel mit Anchitherium.

Von organischen Resten fand man meist mit in den Kiefern steckenden Zähnen von:

Cholicomys Jaegeri Kaup (Jägers fossile Säugethiere Württemb.).

Anchitherium Aurelianense v. Mr. — fast das ganze Gebiss des Thieres, ferner Knochen — darunter *Astragalus, Calcaneus* und den Mittelhandknochen sämmtlich im Kalkmergel.

Dorcatherium Vindobonense v. Mr., rechte Unterkieferhälfte aus dem Kalkmergel.

Palaeomeryx Bojani v. Mr., oberer Backenzahn.

„ *Kaupi* v. Mr., obere Backenzähne, sämmtlich aus dem Kalkmergel.

er im Jahr 1770 als Professor ordinarius mit seiner lateinischen Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis auf, in welcher er zum erstenmale die Idee seiner nachherigen Kritik der reinen Vernunft öffentlich an den Tag legte, oder vielmehr durch die gewählte strenge Form der mathematischen Methode und der todten Sprache vor den Augen aller Welt öffentlich vergrub. Dieser langmüthige Charakter konnte nochmals ohne Grämen Jahre der Vergessenheit und Nichtbeachtung über sein neues Weltsystem hingehen sehen, bis 1787, wo seine Kritik der Vernunft erschien, oder vielmehr bis 1792, wo sie zuerst durch die mehreren polemischen Angriffe, die sie auf sich zog, sich recht bemerkbar zu machen anfing. Damals war Kant bereits bis in sein 68stes Lebensjahr vorgeschritten. Und doch findet man schon in seinem mit 22 Jahren geschriebenen Traktat von den lebendigen Kräften mehrere von den eigenthümlichen Grundideen zur Vernunftkritik ausgesprochen. Man findet daselbst z. B. schon die Ansicht, daß der Raum eine Anschauungsform sey, welche die Gesetze enthalte, unter denen unser Vorstellungsvermögen von den sinnlichen Eindrücken afficirt werde; man findet daselbst schon die Ansicht ausgesprochen, daß es an sich seyende Dinge geben könne, welche nirgends und nie in unser menschliches Vorstellungsvermögen zu fallen vermöchten. In dieser Abhandlung findet sich die Bedächtlichkeit eines Alten mit der Keckheit des frischen Jugendmuths gepaart. Der junge Kant unternahm in dieser seiner ersten Excursion im Gebiete der Philosophie nichts Geringeres, als gegen Leibnitz, Cartesius, Bernoulli, Wilfinger und Andere damals berühmte Philosophen in die Schranken zu treten, und sich zum Schiedsrichter in einem zwischen den Leibnitzianern und Cartesianern mit großem Eifer geführten Streit aufzuwerfen. Was sich als Resultat der Ueberzeugung durch diese Arbeit bei ihm festsetzte, hat er später in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft niedergelegt, und ist von da in die Naturconstruktionen der Schellingschen Schule übergeflossen. Für den Augenblick aber hatte die Schrift des jungen muthigen Ringers kein anderes Schicksal, als das, unbeachtet zu bleiben. Natürlich, denn es gibt ja überall kein besseres Mittel, seine Gedanken zu verbergen, als wenn man sie in eine philosophische Form kleidet, welche die Farbe keiner der im Augenblick herrschenden Schulen trägt. Kant konnte warten. Er kannte seinen Schatz,

Rhinoceros (incisivus Cuv.). Nach Herrm. von Meyer sich R. Schleiermacheri nähernd.

Rhinoceros minutus Cuv. aus dem Süsswasserkalke (Kalksteine.)

Mastodon angustidens Cuv. fünf wohl erhaltene Zähne beisammenliegend.

Von Mollusken nur Süsswasserschnecken:

Melania Escheri Br. als übersinterte Gehäuse, welche nur unvollständig — gleich einer Mumie — die äusseren Umrisse der Schnecke zeigen.

Limneus als Steinkerne kleiner Gehäuse.

Von Pflanzen finden sich in den Geoden als Hohlräume die Abdrücke endogener Gewächse, sie bilden in denselben weite Röhren mit der Streifung der Gefässbündel und sichtbar geschlossenen Internodien, die beiden Enden sind verstopft mit Kalksand und das Ganze stellt walzenförmige und ellipsoidische Stücke dar.

In den oberen Schichten des Kalkes als Abdrücke:

Glyptostrobus europaeus Br. sp.

Cinnamomum Rossmässleri Heer.

„ *polymorphum* Heer.

Die angeführten Säugethiere bilden die abgeschlossene Fauna der 2ten Säugethierzone und das vielverbreitete Thier von Montebusard bei Orléans findet sich hier wieder als bezeichnenden Vertreter der Fauna der Süsswasserkalke und des Blättersandsteines vom schweizerischen Jura bei Vermes und Develier-dessus und den näheren deutschen Kalken von Ulm und Reisenburg an bis Georgsgmünd, Wackendorf und Thalheim in Baiern. Von den genannten Säugethieren finden sich fast alle wieder in einigen Bohnerzen der Alp, jedoch an mehreren Orten, wie zu Neuhausen und Willmendingen, gemengt mit Thieren wie *Elephas* und *Equus*, nur Heudorf bei Möskirch macht hievon eine Ausnahme.

Das Bohnerzgebilde von Heudorf ist in der Nähe vom Thalsberge und in demselben finden sich fast alle Thiere (und in besonderer Menge Zähne von Rhinozeros) des Süsswasserkalkes als *Dorcatherium Vindobonense, Palaeomeryx, Rhinoceros incisivus, R. mininutus, R. Goldfussi* und *Anchitherium*

Aurelianense mit diesen Dinotherien, Pterodon und Fische der Geschlechter *Pygnodus* (*Faba* v. Mr.) und *Sphaerodus*. Diese Bohnerzablagerung bedeckt eine Lage von Kalkgeröllen und Gerölle fremder Gesteine, die Zeit ihrer Ablagerung ist darum eine spätere, während ihre Fauna mit der des Süsswasserkalkgebildes identisch ist und somit auf sekundärer Lagerstätte erscheint. Kalkgerölle finden sich ganz nahe dem Bohnerzgebilde, an der Strasse nach Hölzle und die dortige Ablagerung scheint noch zur jurassischen Nagelfluh zu gehören, denn an den Geröllen lassen sich Eindrücke wahrnehmen. Dies Bohnerzgebilde läge somit auf einer Ablagerung der oberen Land-, Süsswasser- und Meeresbildungen IV.

IV. Obere Land-, Süsswasser- und Meeres-Bildungen.

Muschelsandstein und obere Süsswassermolasse der Schweiz. *Groupe saumâtre* Greppin. *Myocene superieur-Falunien* d'Orb. Die marine Bildung dieser Stufe ist nach Lagerung stets älter als das Süsswassergebilde, da das letztere derselben aufgelagert erscheint. Im Hügellande um den Bodensee bedeckt der Muschelsandstein die untere Süsswassermolasse; am Randen und im Höhgau liegt der marine miocene Grobkalk stets dem Jurakalke auf und das Süsswassergebilde überlagert hiebei sowohl diese marine Tertiärbildung als auch den Jurakalk. Im Höhgau wird die gesammte Stufe von Basalt wiederholt durchbrochen. Von organischen Resten: *Mastodon angustidens*, *Palaeomeryx*, *Halianassa*, *Testudo antiqua*, viele Fischgeschlechter, Haifische, ferner *Balanus* und *Conchylien* als *Melanopsis*, *Turritella*, *Natica*, *Helix deflexa* v. Br., *Cancellaria*, *Unio*, *Pecten*, *Cardium*, *Ostrea cymbularis* und *Teredo*. *Liquidambar*, *Daphnogene*, *Cycadites etc.*

1. *Meeresbildungen.*

A. Hügelland des Bodensees.

a) Meerischer Muschelsandstein Studer. (Muschelsandstein der Schweiz. Molasse von Baltringen. Meerisches Aequivalent des brackischen nassauischen Cerithienkalkes Sndbrgr. *Falunien* d'Orb. der Touraine und Bordeaux.)

Um die Ufer des Ueberlinger See's und am Rande des nördlich gelegenen Hochlandes lagern bis zur Mächtigkeit von 60′ verbreitete oft unbedeckte marine Ablagerungen, vorherrschend aus groben conglomeratischen Sandsteinen mit vielen Muscheltrümmern bestehend. Das Bindemittel ist kohlensaurer Kalk, welcher runde hellfarbige und gefärbte Quarzkörner und Kalksteine auch Gerölle fremder Felsarten und viele Muscheltrümmer zu einem mässig festen Sandsteine verkittet. Nach einer Aufnahme von Glimmer geht das Gestein gewöhnlich in Molassesandstein und harte Kalkbänke über. Ist das Gestein thonig, so dessen Festigkeit geringer. Die Farbe erscheint meist schmutzig grün und bei kalkreichen Abänderungen grau, durch Verwittern wird dieselbe rostgelb. Im Gesteine finden sich öfter (Heggelbach) Einsprengungen einer grünen leicht zerreiblichen Substanz (Grünsand), welche vielleicht auch den Bestandtheil mancher grünen Ueberzüge von Muschelsteinkernen, wie jene der Cardien und Cithereen (häufig bei Berlingen), bilden möchte. In dem Muschelsandstein zwischen Heggelbach und Billafingen ist Schwefeleisen eingestreut, oder dasselbe überzieht als Rinde die Conchylien. Verdünnte Säuren lösen aus dem Gesteine — ausser Kalk — auch Kieselerde auf und die Lösungen zeigen öfters starke Schwefelsäurereaktion. Ueber die Schichtung im speziellen Theile Näheres; doch sei bemerkt, dass der Muschelsandstein hierin an manchen Stellen viel Aehnlichkeit mit dem miocenen Grobkalke zeigt und das dort Anzuführende gilt auch hier. In den Zerklüftungen des Gesteines haften bisweilen knotenartige Zusammenhäufungen der Röhren von *Teredo navalis*, oder dieselben sind und gewöhnlich mit hellfarbigen Mergeln ausgefüllt. Auch haben Pholaden hie und da Partieen des Gesteines ausgehöhlt und den Raum der Bohrung als birnförmige Zapfen durch sekundäre Ausfüllung mit Kalk zurückgelassen. Die Mächtigkeit dieses Gebildes ist sehr verschieden und kann nur wenige bis 60 Fusse betragen.

Die organischen Reste sind in dem Gesteine gleichartig vertheilt, somit giebt es nur eine Schichte für die Fauna dieses Gesteines, obschon einige Lokalitäten mit bedeutender Masse-

verschiedenheit hievon abzuweichen scheinen, wie die feineren glimmerigen- und kalkigen Sandsteinschichten der Brüche von Hödingen und Neuzingen, welche die Versteinerungen in ihren tieferen kalkigen Schichten zusammengehäuft enthalten. Die Erhaltung der organischen Reste ist bei Conchylien sehr verschieden: Im grobem sandigen Muschelsandsteine (Berlingen, Burgthal, Mindersdorf etc.) sind nur bei *Ostrea* und *Pecten* die Schalen erhalten und die Trümmer dieser beiden Geschlechter walten überhaupt im Gesteine vor. Alle Bivalven liegen im Gesteine in getrennten Schalen zerstreut. In feineren und kalkigen Gesteinsabänderungen finden sich die Conchylien mit erhaltener oder verkalkter Schale (Heggelbach, Billafingen, Bambergen z. Thl. u. Hödingen).

Von organischen Resten sind die im Eingange angeführten Meeresthiere höherer Klassen bezeichnend. Die Menge der Individuen der Haifischarten und die fast gänzliche Abwesenheit von *Turritella* und *Melanopsis* und das sparsame Auftreten von Gasteropoden überhaupt gehören zu der paläontologischen Eigenthümlichkeit dieses Gebildes gegenüber dem des miocenen Grobkalkes des Randen und Höhgaus.

Palaeomeryx Scheuchzeri v. Mr., durch H. Acker im J. 1840 eine sehr wohl erhaltene Unterkieferhälfte im Sandsteine bei Junghof unweit Pfullendorf.

Hyotherium Meismeri v. Mr., bei Hausen, vermuthlich im Sandsteine oberhalb der Cerithienschichte und ebenso vom Andelsbachthale.

Mastodon angustidens Cuv. Letzteres befindet sich nach gütiger Mittheilung des H. Prof. O. Fraas im königl. Kabinete zu Stuttgart. Junghof bei Pfullendorf.

Halianassa (Studeri?) Rippen und Fragmente von Zähnen bei Ludwigshafen, auch aus dem Gebilde des Andelsbachthales von Junghof.

Krokodilzähne aus dem weichen Sandsteine der Ruine Bodmann.

Pterodon crocodiloides v. Mr. Zertrümmerte Kiefer mit Zähnen bei Berlingen unweit Stockach.

Arionis serratus v. Mr. Bodmann nächst der Ruine im weichen Gesteine.

Zähne der Geschlechter *Ätobatis* und *Zygobatis* vom Kühnberge und Pfullendorf.

Notidanus Münsteri Ag. Hödingen und Ruine Bodmann.

Galeocerdo aduncus Ag. Bodmann Ruine und Pfullendorf.

Hemipristis serra Ag. Hödingen, Pfullendorf.

Carcharodon megalodon Ag. Hödingen, Wolbertsweiler bei Kloster Wald, Ruine Bodmann, Bambergen u. a. a. O.

Carcharodon polygirus Ag. Pfullendorf.

Oxyrhina hastalis Ag. Gemein an allen Orten doch weniger häufig als

Lamna cuspidata Ag.

„ *denticulata* Ag.

„ *contortidens* Ag., letzteres bei Bodmann.

Von Balanen; ein Stück des Deckelapparates von Balanus bei Bambergen und von Mollusken meist zahlreiche Individuen der Geschlechter und Arten von *Cancellaria, Conus, Pleurotoma, Pholas, Citherea, Cardium, Pecten* und *Ostrea.*

Turritella, Steinkern, unbestimmbarer, von der Ruine Bodmann.

Natica glaucina Brocch. von Bambergen und

„ Steinkerne aus der glimmerigen Bildung bei Althohenfels und im sandigen Gesteine von Bambergen.

„ *Spec.* verwandt mit *Nat. modiola Jan.* vom Glöcklerbühl bei Billafingen. Dieser Steinbruch, wieder verschüttet, lieferte die meisten Gasteropoden sowohl an Anzahl der Individuen als an Arten, die übrigen Fundorte fast nur Unica.

Trochus, Steinkerne aus der marinen Schichte der Burg Althohenfels.

Cancellaria Bellardii Michelott. Glöklerbühl bei Billafingen.

Conus Brocchii B. Daselbst in vielen Individuen.

Pleurotoma spec. verwandt mit *gradata* Defr. von dem gleichen Orte.

Pleurotoma verwandt mit *turricula Grat.* Ebenso.

Pyrula aus dem weichen Sandsteine zwischen Hausen und Zell im Andelsbachthale.

Cerithium margaritaceum Brocch. Bodmann und Glöcklerbühl bei Billafingen.

Buccinum semistriatum Brocch. Ebendaselbst.

Cassis, Steinkern eines grossen Gehäuses der Gruppe der Saburoni angehörend. Ruine Althohenfels.

Dentalium fossile Gml. Billafingen.

Pholas, nicht bestimmbare Art von Bodmann.

Lithodomus, birnförmige Kerne der von dem Thiere ausgebohrten Höhlungen. Ganze Bänke beim Sonnenbergerhof unweit Stockach.

Teredo navalis L. Nenginger Steinbruch und bei Berlingen.

Citherea Chione Lmk. Meist nur als Steinkern in allen Abänderungen des Gesteines.

Cardium multicostatum Brocch. Gemeines Vorkommen, besonders in der glimmerigen Sandsteinabänderung, aber meist sehr schlecht — wie alle Cardien — erhalten.

Cardium aculeatum L. Bambergen, Hödingen und Berlingen.

Pecten burdigalensis Lmk. Hödingen, Bambergen, Kühnberg bei Mindersdorf und Pfullendorf. Von den Pektenarten findet sich die Bauchschale nur als grösste Seltenheit im Muschelsandsteine, während im miocenen Grobkalke beide zusammengehörende Schalen getrennt gefunden werden.

Pecten Herrmanseni Dunker findet sich stellenweise z. B. bei Billafingen und im Krebsbachtbälchen bei Heggelbach auch bei Hödingen in grosser Anzahl.

Pecten limatus Gldfs. Psetze bei Stockach.

„ *nova species* daselbst und ein, wie dieser, stark gewölbter,

„ mit scharfen, hohen, sehr zahlreichen Rippen. Glöcklerbühl bei Billafingen.

„ *scabrellus* Lmk. mit oft stark varirender Rippenzahl. Auf der Höhe der Nellenburg am Kühnberg und bei Berlingen am häufigsten, auch bei Pfullendorf.

„ *palmatus* Lmk. Billafingen und Bambergen.

Ostrea gryphoides Zieten (nicht Schloth.) sehr selten bei Hödin-

gen. Diese Auster, welche zu Dischingen im Sande ganze Bänke bildet, erscheint ebenso im Aargau bei Umiken, an der Aare bei Schinznach und bei Endingen aber in Gesellschaft von *Ostrea cyathula — palliata — crispata — undata* und *— tegulata* Gdfs.

Ostrea cyathula Lmk. in zierlichen Schalen bei Junghof unweit Pfullendorf.

Ostrea cymbularis v. Münster, die Auster von Grund bei Wien findet sich in beiden marinen Ablagerungen dieser Stufe häufig. Ihre Deckel scheinen vielfach zur Bestimmung einer *Ostrea flabellula* Veranlassung gegeben zu haben. Die eigentliche *Ostrea flabellula* Lmk., eine echte cocene Auster, erscheint im Pariser Grabkalke, auch im oberen Meeressande von Grignon mit *Ostrea Cymbula* Lmk. und im Nummulitenkalke der Grafschaft Nizza. Der *O. flabellula* sehr ähnliche Formen kommen im Muschelsandsteine der Schweiz und in den marinen Bildungen des badischen Seekreises vor und unterscheiden sich von *O. Cymbularis* v. Münster durch die dickeren Unterschalen und Deckel. Durch diese Auszeichnung kommt diese Auster der *O. undata* Mr. näher. Bei der allgemeinen unregelmässigen Ausbildung der Austern, oft durch ihren Wohnort bedungen und von dem Zustande der Ruhe oder der Bewegtheit des Meeres abhängig, wäre es möglich, dass die fragliche Auster mit *O. flabellula* identisch wäre und einen grösseren Horizont in Verbreitung ihrer Schichten besässe. Letztere wird auch aus dem Wiener-Becken angeführt.

Von *Scutella* fand sich bei Hödingen ein gedrücktes Exemplar dieses Schildigels, welches eine nähere Bestimmung nicht gestattete.

Bryozoen aus der Familie der Reteporinen in dem Gesteine von Berlingen und Bambergen und auf Knochen grosser Säugethiere am Kühnberg bei Mindersdorf.

Holzstücke, welche beinahe nur aus Thoneisenstein bestehen, findet man in den Sandsteinbrüchen bei Junghof.

Studer bemerkt in seiner Geologie der Schweiz wiederholt, dass der Muschelsandstein die Charaktere eines stark aber ungleich bewegten Meeresstrandes trage und H. v. Meyer erblickte in dieser marinen Bildung eine grosse Aehnlichkeit mit den Dünen der Ostsee. — Die wechselweise Ablagerung von feinem und grobem Sande und Muscheltrümmern, das vereinzelte Vorkommen der wenigst zerstörbaren festen Theile von Fischen wie Zähne und Wirbel und eben solche Theile mit Anzeichen der Abrollung von Landsäugethieren, auch das sparsame Erscheinen von Gasteropoden zwischen den getrennten Schalen vieler Bivalven sprechen für eine Bildung, bei welcher das Meer mit dem Ufer unter starker Bewegung thätig war. Erwägen wir hiebei auch noch die mehr oder minder vollkommene Vermischung der Thierreste als Bewohner verschiedener Meerestiefen und das Auftreten neuer Geschöpfe wie Pholaden, Teredo und Balanen, welche sich auf der gebildeten Strandbildung festsetzten und der neueren zum Theil noch lebenden Fauna angehören, so gelangt die Annahme, der Muschelsandstein als eine Strandbildung zu betrachten, zu thatsächlichen Stützen. Der Umstand, dass der grobsandige Zustand des Gebildes nur am Rande des Tertiärlandes zu finden ist, während derselbe sich von diesem entfernend verliert und feinsandige, glimmerige und thonige Gesteine unter allmähligem Auskeilen erscheinen, vermag uns ebenso in der vorigen Betrachtung zu bestärken.

An der Goldach bei St. Gallen ist der subalpinen Meeresbildung Muschelsandstein und zwar als ein sehr hartes, kalkiges und muschelreiches Gestein eingelagert. Ober und unter ihm liegen in dem dunkeln, feinen, thonigen Meeresgebilde geschlossene Bivalven der alpinischen Meeresbildung. Vielleicht stehet die letztere dem Muschelsandsteine näher als bisher wahrgenommen werden konnte, wenn einmal aus den übrigen alpinen meerischen Ablagerungen ein ebenso grosser Reichthum von Thierresten, wie ihn die ausdauernden Forschungen Deikes aus der Nähe von St. Gallen zusammen ergeben haben, gekannt sein wird, vorausgesetzt, dass dieser paläontologische Anschlüsse sodann gewähren würde, welche uns diese den Alpen anliegenden

mächtigeren Meeresabsätze als die schlammige Facies des Muschelsandsteines betrachten lassen werden.

B. Im Jurazuge des Randen und Höhgau bis zur Donau.

b) Miocener Grobkalk (Falunien von Bordeaux, untere Meeresbildungen von Wien z. Thl. Im Aargau = Aquitanien: Mösch in den allgem. schweiz. Denkschriften).

Dem oberen weissen Jura liegen weisse, blassröthliche und rostfarbige, feinkrystallinische Kalksteine auf, welche durch Aufnahme zahlreicher Trümmer und Steinkerne von Gasteropoden und Muscheln zu wahrem Muschelconglomerat werden, oder es entstehet durch Aufnahme von mattgeschliffenen Quarzkörnern Grobkalk; ferner erscheinen in dem Gesteine öfter kleine Kalkgerölle und Thongallen. Gewöhnlich (z. B. bei Schopfloch, Zimmerholz und am Randen) liegt zwischen dem Jurakalksteine und dem Grobkalke ein kalkiger, sehr eisenschüssiger, rother, gelblichrother, auch schmutzig grüner, rauher Thon und als Bedeckung des Grobkalkes gelber und schmutzig grüner Thonmergel (Zimmerholz) oder feiner, brüchiger, glimmeriger, grünlichgrauer und rostgelber Sandstein mit Aufnahme von Kalkgeröllen und über demselben sehr eisenschüssiger Thon mit horizontal eingelagerten Kalkknauern, oder endlich es folgt als direkte Auflagerung die obere Süsswasserbildung — die jurassische Kalknagelfluhe (Zimmerholz, am Ballenberg, Thengen etc.). Die Ablagerung des miocenen Grobkalkes, welche als Maximum zu einer Mächtigkeit von kaum 30 Fussen gelangen kann, hält mit dem Jurakalke gewöhnlich das gleiche Fallen ein. Die Sohle und Decke der Tertiärschichte laufen sich hiebei, ziemlich die gleiche Mächtigkeit beibehaltend, parallel, beide Flächen — Sohle und Decke — werden aber bei den quarzreichen sandigen Grobkalken (Zimmerholz, Schopfloch, Wiechs) unter spitzen Winkeln, wie der Muschelsandstein des Hügellandes, von einer eigenthümlichen Gesteinsabsonderung durchschnitten und mit dieser stimmt auch die Anordnung der verschiedenen Gesteinseinschlüsse überein. Der Grobkalk sowohl als auch das

denselben bedeckende Süsswassergebilde — die Kalknagelfluh — werden von Basalten und Tuffen durchsetzt.

Die organischen Reste, besonders der Schalthiere, zeigen in ihrer Vertheilung und Erhaltung einige Ungleichheiten: die kalkreichen Abänderungen des Gesteines vorzüglich am Randen enthalten bei Weitem die grösste Menge von Gasteropoden, als Steinkerne von *Turritella turris* und verkalkte Gehäuse von *Melanopsis* und *Nerita*, während die Quarz-reicheren weniger Gasteropoden, aber wohl erhaltene und grosse Pektenarten und Austern enthalten, welche hier zugleich auch als Trümmer in grosser Menge getroffen werden (Thengen, Blumenfeld, Zimmerholz). Cardien und grosse Gehäuse von *Natica*, *Trochus*, *Conus*, *Pleurotoma* und *Pyrula* bilden stets nur Steinkerne.

Die folgenden Petrefakte wurden fast ausnahmsweise alle von mir selbst gesammelt, die wenigen übrigen kenne ich aus Samplungen des Landes und am Schlusse füge ich ein Verzeichniss fremder Angaben an.

Mastodon angustidens C. vom Lindenbühl bei Zollhaus am Randen.

Halianassa Studeri v. Mr. vom gleichen Fundorte. Befindet sich im naturhistorischen Museum zu Schaffhausen.

Notidanus primigenius Ag. Epfenhofen und Lindenbühl.

Hemipristis serra Ag. Hinterer Bruch von Thengen.

Carcharodon megalodon Ag. Im quarzreichen Grobkalke von Schopfloch und dem Kalke von Zollhaus.

Oxyrhina hastalis Ag. Allgemein verbreitet.

Lamna cuspidata Ag. Schopfloch und Blumenfeld.

Balanus sulcatus Lmk. Thengen, Schopfloch und Zimmerholz.

Balanus concavus Br. Blumenfeld.

Melanopsis citharella Merian (P. Merian: Basl. Verhandl. $18^{46}/_{48}$ VIII, 30. *Mel. citharella* der *Mel. cariosa* L. = *Mel. costellata* Fér. ähnlich, aber mit mehr Rippen). Bei Epfenhofen und am Klausenranden kommt *Melanopsis* in Menge in Gesellschaft mit *Neritina Laffoni* Mer. und *Turritella turris* Bast. auch mit Kernen einer kleinen

und er hatte nicht die Anſicht einer neueren Schule von ihm, daß ſeine Philoſophie nur Philoſophie ſeines Jahrhunders ſey und mit demſelben unterzugehen habe. Ein anderer Begriff von der Wahrheit beſeelte ihn, nach welchem die Wahrheit lieber um der Gründlichkeit ihrer inneren Durchbildung willen von der Eile ihres Erſcheinens abſteht, als in der Angſt, ihre Idee möge mittlerweile ſchon veralten, nicht weiß, wie ſchnell ſie zur hundertſtimmigen Poſaune ihres eigenen Ruhmes greifen ſoll. Kant konnte warten. Seine Philoſophie war ſeine Exiſtenz. Sechzig Jahre lagen noch vor ihm, ihr durch allmählig vorbereitendes Wirken und durch ein ewiges Umwälzen und ſtilles Graben in dem Bergwerke des neuen Grundgedankens ein auf Unerſchütterlichkeit und ewige Dauer berechnetes Fundament zu geben. Sein Leben war ſeine Philoſophie. Mehr brauchte es vor der Hand nicht, damit ſeine Philoſophie lebte. Sein Leben war eingetaucht in jene ſtille Mitternacht, deren ſchwarze und beruhigende Fluth aus den Brunnen einer ununterbrochenen Contemplation hervorquoll, und jedes übereilte Begehren des ſtürmiſchen Ehrgeizes dämpfte. Der Horizont der neuen philoſophiſchen Anſchauung bot Nahrungsſtoff und Lebensbalſam genug, um ein einſames und farbloſes Leben für ſeine Entbehrungen und ſeine Oede zu entſchädigen, und die Sicherheit der erworbenen Erkenntniß bot innere Zufriedenheit genug dar, ſich mit der bloßen Erlaubniß, ſeiner Lebensbeſtimmung wirklich leben zu dürfen, genügen zu laſſen, ohne einen frühen Beifall oder Anhang ertrotzen zu wollen. So wie die Abhandlung von den lebendigen Kräften Zeugniß davon gibt, daß die Grundanſchauungen der Vernunftkritik ſehr früh ſchon in Kants Denkart Wurzel gefaßt hatten, ſo bezeugen daſſelbe in Beziehung auf den praktiſchen Theil ſeiner Philoſophie viele kleinere Aufſätze aus früherer Zeit (z. B. Gedanken beim Ableben des Herrn v. Funk 1754 u. a. m.), in denen Kant ſich mit ſichtlicher Vorliebe über Gegenſtände der Religion und Moral nach einer Anſicht ausſpricht, welche ſich weigert, in den Meinungen über die Zwecke des Lebens und der Tugend Partei zu nehmen, und ſich im Gegentheil mit Hinwegwerfung aller anderen Hülfe nach den reinen Geboten der geſetzgebenden Vernunft richtet, im Vertrauen, daß wenn der Menſch auf dieſe Art nach dem von Gott ihm auf ſeine Fahrt mitgegebenen Kompaß ſeine Schuldigkeit thue, auf der anderen Seite der Beherrſcher der Meere und Stürme

Natica mit verkalktem Gehäuse in dem dortigen fast reinen Kalksteine vor.

Turritella turris Bast. In allen Bildungen des miocenen Grobkalkes. Am Lindenbühl bei Zollhaus stellen die Steinkerne und ihre Hohlräume ein weisses Muschelconglomerat dar. Die Steinkerne und hohle Seite des Abdruckes am Gesteine sind mit einer kleinen Rinde von Kalkspath überzogen äusserst zerbrechlich und innen hohl. Der Kalkspath hatte somit nur die Innenseite des Gehäuses überzogen, worauf erst die Substanz des letzteren entfernt wurde. *Turritella* ist im Muschelsandsteine höchst selten.

Natica (helicina Br.?). Steinkerne grosser Gehäuse bei Thengen-Hinterburg und Schopfloch.

Nerita Laffoni Mer. Epfenhofen, Klausenhof und Lindenbühl bei Zollhaus. An den übrigen Lokalitäten dem Verfasser unbekannt. Im Aargau wird von Mösch auch eine *Nerita plutonis* angeführt, welche ich von *N. Laffoni* nicht zu unterscheiden vermag. Von

Neritina zahlreiche Kerne kleiner Gehäuse bei Epfenhofen und am Klausenranden die *Nerita* und *Melanopsis citharella* begleitend.

Trochus als Steinkerne grosser Gehäuse bei Thengen-Hinterburg u. a. a. O.

Cypraea, ähnlich *c. amygdalum Brocchi.* Zollhaus.

Vermetus intortus Lmk. Epfenhofen.

Conus Noae Brocchi, Thengen-Hinterburg u. a. a. O. des sandigen Grobkalkes.

Pleurotoma, höchst wahrscheinlich *columbella.*

Pyrula reticulata Lam. Thengen-Hinterburg.

Buccinum reticulatum L. Epfenhofen. Zollhaus.

Capulus sulcatus Bors. Zollhaus und am Randen.

Cardium aculeatum L. Steinkerne häufig in den sandigen Abänderungen von Thengen, Altdorf, Blumenfeld etc.

Avicula, Steinkern einer sehr grossen Muschel mit *Melanopsis, Turritella* und Steinkernen von

Arca bei Zollhaus, von welcher Studer in s. Geologie der Schweiz vier Arten als *A. barbata* L., *A. diluvii* Lk., *A. Braislacki* Bast. u. *A. lactea* L. anführt.

Pecten burdigalensis Lk. Oefters mit wohl erhaltener Schale und wie alle Pektenarten dieses Grobkalkes meist roth bestäubt. Ober- und Unterschale getrennt vorkommend. Bei Blumenfeld, Thengen, Altdorf und Zimmerholz.

„ *palmatus* Lk. unter gleichen Verhältnissen.

„ *solarius* Lk., ebenso.

Ostrea gryphoides Zieten, durch das ganze Gebiet vereinzelt, häufiger bei Bachzimmern. Unkenntliche, breite, flache und dickschalige Austernschalen finden sich an verschiedenen Stellen im Grobkalke.

„ *cymbularis* v. Mustr. Das, was bei dem Muschelsandsteine über diese Auster gesagt wurde, gilt auch hier. Es finden sich sehr zierliche Unterschalen mit tief in die Rippenthälchen ziegelartig herabreichenden feinen Anwachsstreifen, welche an ihrer Befestigungsstelle stark abgestutzt sind und als schüsselförmige Auster erscheinen. Deckel der Auster öfter noch dicker als beim Muschelsandsteine.

„ *undata* Mr. Schopfloch u a. O.

„ *caudata* Mr. Schlecht erhaltene Auster von Thengen, Altdorf, Blumenfeld und Bachzimmern.

Lithodomus: Bei Thengen, Altdorf und Bachzimmern als birnförmige im Schmande der Bohrräume steckend.

Cyathina Eb. Bei Zollhaus und Schopfloch.

Cellepora (globularis Br.?). Zimmerholz.

In Studers Geologie der Schweiz 2ten Bandes wird dies obige Verzeichniss von Petrefakten noch durch die folgenden vorherrschend den Gasteropoden angehörigen Arten vervollständiget: *Murex cristatus* Br., *M. erinaceus* L., *M. Lasseignii* Bast., *M. plicatus* L., *M. turonensis* Dj., *Purpurea neglecta* Michelotti, *Cerithium crassum* Dj, *C. cinctum* Lk., *C. scabrum* Ol., *C. vulgatum* Brg., *Columbella curta* Dj., *C scripta* L., *Calyptraea chinensis* L., *Fissurella cancellata* L, *Bulla lignaria*

L., *Fragilia fragilis* L., *Donax venustus Poli*, *Cardita calyculata* L.

Bei Vergleichung der Fauna des Muschelsandsteines mit der des miocenen Grobkalkes ergiebt sich eine nicht unbedeutende Verwandtschaft, so dass deren Identifizirung zu einem Meeresgebilde nur wenige wichtige Punkte entgegengestellt werden können. Auch bereits alle jene Erheblichkeiten, welche uns den Muschelsandstein als ein Strandgebilde betrachten lassen, finden sich auch bei dem miocenen Grobkalke wieder: Zertrümmerung der Muscheln, Mengung verschiedener Meeresgeschöpfe, vereinzeltes Vorkommen schwieriger zerstörbarer Theile von Fischen und getrennte Schalen der Bivalven, Bohrungen von Lithodomen und dazu das Festsitzen von Balanen und Celleporen auf dem Gesteine, der Wechsel von kalkigen mit sandigen Gesteinspartieen in der geschilderten Schichtweise, sind für eine Strandbildung redend. Aber das vorwiegende Auftreten einzelner Gasteropoden wie *Melanopsis*, *Turritella* und *Nerita* an einzelnen Stellen weicht, wie ein Theil des petrographischen Habitus des Grobkalkes, von dem allgemeinen Charakter des Muschelsandsteines ab; diese Gasteropoden finden sich jedoch vorzüglich und nur mit wenigen Bivalven in den reinen Kalken des Grobkalkes am Randen zusammengehäuft. P. Merian, welcher diese marine Bildung des Randen (Basl. naturh. Verhandl.) zuerst beschrieben hatte, nannte unter 17 Conchylienarten nur 2 Bivalven, nemlich *Venus* und *Ostrea*, welchen ich für diese Oertlichkeit noch *Arca* und *Avicula* hinzuzufügen habe, während die Kenntniss der Gasteropodenarten derselben Stelle seither noch vermehrt wurde, dagegen ist dort, wo im Muschelsandsteine an einer Stelle ein gesteigertes Vorkommen von Gasteropoden wie *Natica*, *Conus Brocchi*, *Pleurotoma* (mit *gradata* verwandte *Spec.*) *Cancellaria Bellardi* und *Buccinum semistriatum* getroffen wird, dieses mit einer unzähligen Menge von Pectenschalen und Trümmern gemengt. Die beiden Meeresgebilde, welche wir innerhalb dieser Abtheilung trennen, stehen ferner in gar keiner direkten Beziehung der Lagerung zu einander: Der Muschelsandstein ruht auf der unteren Süsswasserbildung und der mio-

cene Grobkalk auf weissem Jurakalke, dies am Randen und im Höhgau, wie auch im Aargau, wo das Gebilde (Aquitanien von Mösch) stark zertrümmert erscheint.

Von dem miocenen Grobkalke wird nahezu der vierte Theil seiner bis jetzt gekannten Conchylienarten wieder im Wiener-Becken getroffen, während durch die schönen Untersuchungen K. Mayers hervorgieng, dass der Muschelsandstein der Schweiz von seinen 97 Arten 51 noch lebende enthalte, obgleich im Ganzen unter den 97 nur 47 mit denen der subalpinen Meeresbildung übereinstimmen und worin lebende 30 Arten des Muschelsandsteines inbegriffen sind, so dass somit diesem Gebilde der Rest von 50 Arten eigenthümlich bliebe. Unsere beiden marinen Gebilde dürften somit zwischen den tieferen Schichten von Bordeaux und Wien und den höheren der Subapeninbildung eingereiht werden, wobei der miocene Grobkalk durch seine Conchylien mehr an die Bildung von Wien geheftet erscheint und der Muschelsandstein durch die vermittelnde, schweizerische subalpine Meeresbildung als ein älteres Glied der Subapeninbildung als jünger zu betrachten wäre, während beide Meeresbildungen zugleich durch die Haie und Säugethiere mit Mainz und Wien verbunden bleiben, wie sich Escher, Herrm. v. Meyer, Murchison u. Studer hierüber in ähnlichen Betrachtungen äusserten.

Hiernach würden sich diese 3 Meeresbildungen nach ihrem Alter als miocener Grobkalk, Muschelsandstein und subalpine Bildung folgen, in welcher Reihe sie sich auch von dem Jura nach den Alpen ziehend zonenweise verbreitet finden.

2. *Land- und Süsswasserbildungen.*

A. Im Hügelland des Bodensee's.

a) Obere Süsswassermolasse. Molassesandstein und Sand des schweizerischen, nordöstl. Mittellandes (des Schienerberges, Heiligenberges u. Schussenthales) bei Constanz Elbsand genannt.

In grösster Mächtigkeit am Schienerberge und den Bergen am linken Ufer der Linz in der früheren Grafschaft Heiligen-

berg, woselbst der Sandstein eine Mächtigkeit von 500 und mehr Fussen erlangt. Petrographisch von unterer Süsswassermolasse wenig verschieden, nur noch ärmer an Bindemittel, meist nur compakte Sandmassen darstellend. Die Sandtheile bestehen aus feinen meist farblosen, eckigen Quarzkörnern und wenigem eingestreutem weissem Glimmer, auch wohl feldspathigen Bestandtheilen, welche zusammen dem Gebilde eine perlgraue, mit einem Stich ins Grüne gehender Farbe verleihen. Verwittert noch heller. Der Sand ist oft ganz locker und fein, so dass er in einer Sanduhr fliessen würde, also ganz Bindemittel — frei und desshalb ohne Erscheinung des Brausens beim Uebergiessen mit Säuren. Die harten Bänke, welche in diesem Molassesandsteine getroffen werden, bestehen nicht wie bei dem der unteren Abtheilung aus Kalksteinen, sondern aus einem conglomeratischen Süsswassertuffe, einem Aggregate von hellen, graugrünen Mergelgallen, halbgerundeten Molassesandsteinen und Fragmenten von Braunkohlen, alle diese Theile werden durch ein glimmer-reiches Bindemittel zu einem oft recht festen Conglomerate verbunden. In dem Conglomerate erscheinen Schalenstücke und Muscheln von *Unio* (der *Flabelliden* = *flabellatus* und *undatus)* und *Helix*. Im Conglomerate bei Glarisegg finden sich nahe den Schalen kleine Hexaeder von Schwefelkies.

Während bei uns in der unteren Süsswassermolasse noch keine organischen Reste getroffen wurden, so fand man in dieser Stufe deren doch schon als einigen Säugethieren, Sauriern und Conchylien angehörend, auch Pflanzen:

Lagomys, von diesem Geschlechte fand sich ein Unterkiefer mit Resten von *Rhinoceros* und einem kleinen Wiederkäuer im conglomeratischen Süsswassertuffe des Deggenhauser Thales. Leider fehlt an diesem Kiefer der letzte Backenzahn, wodurch es Herrn H. v. Meyer unmöglich wurde die Spezies zu bestimmen. An Grösse kommt das Thier dem *Lagomys Meyeri Tschudi* des Oeninger Gebildes nahe und ein ähnlicher Nager ist Herrn H. v. Meyer aus der Molasse von Günzburg und Vermes bekannt, er-

schien aber an diesen Orten kleiner und mit Verschiedenheit im Baue des ersten Backenzahnes.

Palaeomeryx Scheuchzeri v. Mr. Im Molassesande bei Stein des früheren Braunkohlenbetriebes von Wiesholz.

Rhinoceros, Zahnreste in dem Süsswassertuffe des Deggenhauser Thales.

Mastodon angustidens Cuv., im Molassesande bei Obersiggingen (H. v. Meyer im Jahrbuch 1847).

Ferner sollen Reste eines hühnerartigen Vogels und eines Krokodils bei Stein und von Testudo bei Wangen gefunden worden sein.

Unio flabellatus Gldfs. (*Unio flabell.* und *U. undatus* der Flabelliden). Schalenstücke und ganze Muscheln gewöhnlich in horizontaler Vertheilung unterhalb den conglomeratischen Tuffbänken und in diese selbst übergehend vorkommend. Die Schalen zerfallen häufig in Kalkmehl. Ausgezeichneter Fundort gut erhaltener grosser Muscheln ist bei Glariseggwunweit dem schweizerischen Steckborn. Weniger schön erhalten im conglomeratischen Süsswassertuffe von Wangen im Walde nach den sog. Oeninger Schieferbrüchen. Zwischen Marbach und Wangen, bei Bankholzen (Langenmoos-Hof). Am Höchsten bei Limpach und nach Walchner auch bei Meersburg.

Helix, unkenntliche Steinkerne in den Bänken bei dem Bierkeller Weildorfs unweit Salem und bei Meersburg.

Sämmtliche Pflanzen wurden in den Umgebungen von Stein und zwar bei Wangen, zwischen Marbach und Wangen aufgefunden, als

Liquidambar europaeum A. Br. Diese Pflanze findet sich auch eine Stufe höher in dem diese Bildung überlagernden Kalkschiefer von Oeningen.

Daphnogene cinnamomifolia Unger. Blätter mit *Ceanothus* und Unioschalen zusammen vorkommend.

Daphnogene Ungeri Heer und

Daphnogene polymorpha Unger.

Cycadites Escheri Heer im Sandsteine bei Wangen.

Ceanothus polymorphus A. Br., *Cinnamomum polymorphum* Heer, welcher sich wieder in dem Oeningerschiefer und zwar häufig findet.

Oft liegen Braunkohlenstücke, von herbeigetriebenen Holzstücken stammend, dem Conglomerate eingebacken, oder dieselben finden sich auch unterhalb der höher folgenden Lignitbildung von dem Sandsteine aufgenommen. „Die obere Süsswassermolasse der Schweiz (Studer in s. Geolog. d. Schw. S. 467) hat von 33 Pflanzenarten 9 nur mit Oeningen, 9 nur mit der unteren Stufe, 13 mit beiden gemein und stellt sich daher als eine Uebergangsstufe dar.“

B. Im Jurazuge des Randen, Höhgau bis zur Donau.

b) **Juranagelfluh und Kalkstein** (Subjurassische Kalknagelfluhe, Studers Geol. d. Schw. Nagelfluhe mit Vogesengeröllen von Bois de Raube im Jura).

Kalknagelfluhe vorherrschend aus Geröllen des weissen Juras bestehend, doch auch Gesteine des braunen und schwarzen ja der Triasgebilde = Muschelkalk- und Sandsteingerölle selten krystallinische Felsarten einschliessend. Niemals enthält die Nagelfluh Gerölle vulkanischer Felsarten, aber sie wird von Basalten durchsetzt. Die Gerölle sind entweder in gelbem oder gelbbraunen Thon, oder durch einen kalkigen Sandstein zu dem Nagelfluhconglomerate verkittet und dieses wechsellagert da und dort an Stellen, wo die Bildung in grösserer Mächtigkeit auftritt, mit dem genannten Sandsteine. Als seltene Einlagerungen erscheinen unbedeutende Braunkohlenschmitze, welche sich in Biegungen den Geröllen anschmiegen. Die ganze Bildung ruht nach dem Masse ihrer Ausdehnung auf dem Jurakalke, aber auch da und dort auf dem miocenen Grobkalke und folgt dessen Erhebungen und denen des Jurakalkes von dem Fusse der Berge (1600′) bis zu deren Gipfeln (2700′), ohne im Ganzen eine bedeutende Mächtigkeit zu erlangen; dennoch giebt es vereinzelte Stellen (Burghalde bei Thengen, Josunstadt, Grieslen), welche auf eine beträchtliche über 200′ betragende Mächtigkeit schlies-

sen lassen. An der Oberfläche ist die Nagelfluhe meistens ihres Bindemittels beraubt und bedeckt als Gerölle und wohl auch von der Dammerde aufgenommene Höhen und Gehänge der Landschaft; ebenso erscheint diese Nagelfluhe im Aargau. (Die Bemerkungen von Althaus — *Notice sur le Terrain d'eau douce de Hegau* und von Alberti in Württemb. naturwiss. Jahresheften 1853 — wonach die marine Bildung der Nagelfluh aufliegen soll — beruht auf einem Irrthume.) — Als eigenthümliches Merkmal dieser Nagelfluhe erscheinen Eindrücke an den Geröllen, welche diese Geröll auf Geröll liegend gegenseitig bewirkt haben. Von organischen Resten wurden im Bindemittel und dem Sandsteine bis heute nur Spuren von Pflanzen gefunden und zwar auf der Spitze der Burghalde im harten kalkigen Sandsteine als dreikantige Stengel endogener Gewächse, welche schwerlich eine nähere Bestimmung gestatten möchten. In den Geröllen selbst *Ostrea costata* im Rogenstein, *Amm. Murchisonae, Avicula elegans* und *Pecten personatus* zusammen in gelbbraunen Kalksteinen. Gesteine mit denselben Petrefakten kommen in der mehr rauhen Nagelfluh des Breisgaus fast allein als Gerölle vor. Ferner finden sich in den Gesteinen unserer Nagelfluh Leitmuscheln des Lias und Trigonien des Muschelkalks.

c) Gips und Thon des Hohenhöwen.

Nördlich und südlich des Hohenhöwen liegt der Nagelfluhe in übereinstimmender Höhe eine Gips- und Thonablagerung von über 30′ Mächtigkeit auf, welche auch westlich des Basaltkegels beim Aufdecken des Schuttes anstehend getroffen wird. Auf die Nagelfluh folgt ein rother Letten und darüber die Gipsbildung, in welcher man eine Anzahl der Panzer von *Testudo antiqua* Br. und mit derselben und noch höher hinaufragend eine Schnecke *Helix deflexa* A. Br., nach der Bestimmung an einem ziemlich wohlerhaltenen Exemplare von H. Prof. Sandberger, gefunden hat; ferner fanden sich Knochen von *Palaeomeryx Scheuchzeri* und *Mastodon angustidens*. Das Gesammtgebilde besteht im nördlichen Gipsbruche aus:

1. Lettenschichte als Abraum . . . . . 20′
2. Thongips, rother . . . . . 8′

3. Harter, schmutzigweisser, dichter Gips hie und da mit *Helix deflexa* . . . . . 15'

Die untere Schichte gehet stockförmig hinab in den

4. gelbbraunen Thon, in welchem eine Menge kleiner Gipskrystalle, einzelne Krystallindividuen der Pfeilgipszwillinge, mit *Helix deflexa* stecken . . . . . 4'

An der Basis dieser Bank ist die Lagerstätte der *Testudo antiqua.*

5. Rother Letten bis zur Nagelfluh als Unterlage des Gebildes.

Im südlichen neu eröffneten Bruche:

1. Lettenschichte und darauf Gebirgsschutt . . . . . 10'
2. Harter schmutzigweisser dichter Gips . . . . . 3'
3. Gelbbrauner Thon mit Gipskrystallen wie oben . . . 18'
4. Letten bis zur Nagelfluh.

Von den anzuführenden organischen Resten sind dem Verfasser nur von den folgenden 3 die Lagerstätten sicher bekannt:

Mastodon angustidens C. (fürstl. Sammlung in Hüfingen), *Testudo antiqua* Br. und

Helix deflexa A. Br., welche sich in grosser Anzahl vorfand, gehören den eigentlichen Bänken des Gipses an und beide letztere Versteinerungen fanden sich als ganze Organismen in Anzahl beisammen, sie mussten darum hier gelebt und in der Ablagerung der Gipsmassen ihr Grab gefunden haben, während später in die Klüfte des Gesteines und dessen Thone Reste einer sehr gemischten Fauna gelangten. Jäger führt in seinem Verzeichnisse der fossilen Säugethiere Württembergs folgende verschiedene Geschlechter und Arten auf, welche derselbe nach Knochen und Schädelstücken bestimmte:

Amphicyon (Lartet), Palaeomeryx minimus v. Mr., *Anoplotherium commune* und — *gracile, Equus, Elephas primigenius* und nach H. v. Meyer (Jahrbuch für Min. 1845) auch Knochen von *Palaeomeryx Scheuchzeri* und endlich zusammen mit diesen Knochen noch Braunkohlenstücke. Obschon einige dieser Thiere für die Stufe, welche wir dem Gipse von Hohenhöwen einräumen, wie *Palaeomeryx* und *Amphicyon,* von welch

letzterem Hund- und bärenartigem Thiere 3 Arten im Littorinellenkalke von Weissenau vorgekommen sind, bezeichnend wären, so können diese in Betrachtung ihres Vorkommens doch nicht zur Altersbestimmung der Gipsbildung benützt werden; sie sind vielmehr in Gesammtheit von der Fauna des Gipses zu trennen und der jüngsten Bohnerzbildung von Neuhausen zur Seite zu stellen.

Im Aargau liegt über der Jurakalknagelfluhe der Helicitenmergel, eine Bildung, welcher Mösch (Schweizerische allgem. neue Denkschriften 1857) geneigt ist, ein sehr junges Alter anzuweisen. In diesem Helicitenmergel finden sich *Helix depressa* — *sylvestrina* und — *rugulosa* Zieten. Alle diese drei Schnecken finden sich im Jura in den tertiären Mergeln von Vermes, einer nach Lagerungsverhältnissen und organischen Resten viel ältere (mit *Cyclostoma bisulcatum* und *Anchitherium Aurelianense*, Horizont des Landschneckenkalkes in Württemberg, Mainz und Delemont) Bildung, aber die Helicitenmergel des Aargaus und der Gips des Hohenhöwen zeigen (beide die obere Süsswasserbildung überlagernd, welche dem meerischen Aequivalente des mainzerischen Cerithienkalkes — dem Muschelsandstein und (?) miocenen Grobkalk — aufliegt) gleiche Lagerungsverhältnisse und müssen desshalb als ein jüngeres Gebilde betrachtet werden. Es kann aber nicht entschieden werden, ob beide Gebilde vollkommen gleiches Alter besitzen, da gerade *Helix deflexa* A. Br. des Gipses eigentlich dem Horizonte des Landschneckenkalkes angehört, während *Hel. rugulosa* und *sylvestrina* Zietens innerhalb weiterer Grenzen verbreitet sind und zusammen mit *Hel. Moguntina* vorkommen. Somit können die Helicitenmergel des Aargaus nicht als ein Aequivalent des Littorinellenkalkes oder der Kalkmergel von Locle zu betrachten werden. *Testudo antiqua* wurde auch ein Lignit-Lager von Elgg getroffen.

Die kleine eigenthümliche Ausbreitung des Gipses vom Hohenhöwen als einen Kranz, welcher den Baraltberg umsäumt, spricht mit grosser Wahrscheinlichkeit für eine metamorphische Entstehung, aus der Zusammenwirkung der Exhalationen von Schwefelwasserstoff und Wasserdampf mit kohlensaurem Kalke

das Seinige hinzufügen werde, nach dem in einem jener Aufsätze angeführten Verse Pope's:

„Daß Jeder seinen Kreis vollende, den ihm der Himmel ausersehn."

Die Kantische Lehre ist also gar nicht in dem Grade Sache der bloßen Verstandesberechnung, in welchem sie dies, nach der Form der späteren Kantischen Schriften zu urtheilen, wohl scheinen kann, und in welchem sie auch nach dem eingeschlichenen falschen Begriff des sogenannten trockenen und dürren Kantianismus gemeiniglich dafür gilt. Ihr Fundament ist vielmehr eine Grundanschauung des Lebens, welche schon vom 22sten Jahre an so frisch und lebendig in Kants Adern pulsirte, als nur der gleichzeitige Klopstock von seinen poetischen Idealen als Triebfedern des innersten Lebensbluts seinerseits in Bewegung gesetzt seyn mochte. Aber indem diese positive Kantische Grundanschauung sich als Maßstab sowohl an die deutschen als ausländischen spekulativen Systeme ansetzte, gebar sie eine fundamentale Kritik derselben, und trat so in der Gestalt einer Kritik der philosophischen Spekulation überhaupt, oder als eine Kritik der reinen Vernunft auf.

Zwei philosophische Mächte waren es, welche auf Kants Nachdenken von zwei verschiedenen Seiten her fortwährend entgegengesetzte Eindrücke ausübten: die deutsche Philosophie und die ausländische. Die deutsche Philosophie war in ihrer damaligen dogmatischen und starren Form des Wolfischen Systems ihm im eigenen Geiste dadurch regsam und thätig, daß er als Lehrer der Logik und Metaphysik selbst zu Vorlesungen über dieselbe verpflichtet war, wobei er sich der Meierschen Compendien zu bedienen pflegte. Den Contrast zu der pedantischen, aber gründlichen Wolfischen Methode bildete damals die bewegliche Mannichfaltigkeit der französischen und englischen Sensualphilosophie, deren geistreiche, flüchtige und zum Theil ausschweifende Erscheinungen Kant mit großer Lebhaftigkeit und dem spähenden Blick eines Thurmwächters im Stillen verfolgte. Seine philosophische Grundanschauung gewann hierdurch gleichsam einen doppelten Schlagschatten, einen, den sie im Lichte der Wolfischen und mathematischen Methode warf, und einen entgegengesetzten, der ihr im flimmernden Fackelschein des französischen und englischen Sensualismus nachzog. Durch ein wiederholtes Vortragen der Philosophie nach Wolfischer Methode,

und porösen Thonmergeln hervorgegangen. Die oft mehrere Fuese für sich allein auftretenden Thone der Juranagelfluhe gewinnen durch ihre Aeusserlichkeiten oft Aehnlichkeit mit dem Thone des Gipses, dieselben enthalten aber entweder keine schwefelsauren Salze, oder es kann nur eine ganz unbedeutende Schwefelsäurereaktion, wie dieses die verschiedensten Gebilde zu zeigen vermögen, nachgewiesen werden.

V. Land- und Süsswasserbildungen.

Süsswasserbildung des brackischen Littorinellenkalkes Sndbrgr. z. Th. *Groupe fluvio-terrestre superieur* Greppin. Hierher sind alle jene tertiären Land- und Süsswasserbildungen, welche die obere Süsswassermolasse bedecken und noch mit ihrem Sande in die Höhe folgen, zu zählen. Wie in der Schweiz, so liegen auch hier diese unter der diluvialen „löcherigen Kalknagelfluh“ und dem Gebilde von Oeningen, welches hierher zu rechnen ist, kann keinen anderen als diesen Horizont angewiesen werden. Mergel hydraulischer Kalk-, Stinkkalk- und Lignitenbildungen von le Locle, Winterthur, dem Albis, Eglisau und Käpfnach erscheinen in der Schweiz als die entsprechenden Schichten dieser Abtheilung. Im Höhgau erscheint *Phonolithtuff* mit *Helix Moguntina*, welcher auch zu dieser Abtheilung zu rechnen ist.

A. Hügelland des Bodensees.

a) Oeninger Kalkschiefer. Land- und Süsswassergebilde. Dieser Süsswasserabsatz besteht in seinen unteren der Molasse aufliegenden Schichten vorherrschend aus bituminösen Kalkschiefern, wird nach oben wechselweise mergelig und sandig und ist inbegriffen einer Kiesdecke mit 32′ für die Verwendung unbrauchbarem Materiale oder Abraum bedeckt. Die Pflanzenreste finden sich vorzüglich in den unteren die Thierreste in den oberen Schiefern. Reiche Flora und Fauna, besonders Insekten. Zahlreiche Arten von *Salix*, *Populus*, *Acer* etc. *Mastodon angustidens*, *Canis palustris* v. Mr., *Lagomys Oeningensis* v. Mr., *L. Meyeri* Tschudi, *Sciurus Bredai* v. Mr.,

Vogelreste. Schildkröten, *Chelydra Murchisoni Bell.* und *Emys scutella* v. Mr.; von Batrachtiern *Latonia Seyfriedi* v. Mr., *Andrias Scheuchzeri* Tschudi u. a.; Schlangen und von Fischen 43 Arten der Geschlechter *Tinca, Leuciscus (Oeningensis), Aspius, Esox, Perca (P. lepidata* Ag., der einzige Fisch, welcher ausserhalb Oeningen in der Molasse des Gurnigels als Schuppen mit kleinen *Cyclas* getroffen wurde) und ein Aal. Von Käfern treten die Buprestiden (Wespen) und Hydrophiliden (Wasserkäfer) in den Vordergrund. Nach früheren Veröffentlichungen Heer's kommen von den über 68 Gattungen betragenden Anzahl der Käfer 51 noch in der Schweizerfauna vor, deren Arten sich von den jetztlebenden unterscheiden und welche im Ganzen nun 251 betragen. Näher stehet die Fischfauna der des heutigen Bodenseebeckens und die Genera leben bis auf ein einziges alle noch in Europa (O. Heer's und H. v. Meyers vielgenannte Arbeiten). Den geographischen und klimatischen Verhältnissen der Gegend weniger entsprechend erscheint die Flora: Nach A. Braun zeigen viele Arten eine Verwandtschaft zu denen im wärmeren Nordamerika, Mexico, Westindien und Mittelasien wachsenden. Von den früher von Heer gezählten 151 Pflanzenarten werden 47 auch in dem unteren Gebilde, welches das Liegende bildet, und der Lignitenbildung getroffen. Ueber die Flora von Oeningen gab Bruckmann (naturhist. Württemb. Jahreshefte 1850 u. Nachtrag hiezu 1852) ein Verzeichniss, im Uebrigen sehe man die diesem zu Grunde liegenden Arbeiten von Al. Braun (Jahrbuch 1845 u. Andere). O. Heers neuestes Werk der *flora tertiaera* zählt über 260 Pflanzenarten.

Zu den bezeichnenden und theilweise auch häufiger vorkommenden Pflanzenarten Oeningens gehören:

Isoëtes Braunii Unger.
Glyptostrobus oeningensis A. Br.
(*Glyptostrobus europaeus* Heer).
Typha latissima A. Br.
Phragmites oeningensis A. Br.
Quercus cruciata A. Br.
„ *neriifolia* „ „
Salix media A. Br.
„ *angusta* A. Br.
„ *longa* „ „
„ *tenera* „ „
„ *varians* Goepert.
Populus mutabilis Heer.
„ *Latior* A. Br.

Liquidambar europaeum A. Br.
Ulmus minuta Goep.
Laurus Fürstenbergii A. Br.
„ *princeps* Heer. *(Labatia Scheuchzeri* A. Br.)
Cinnamomum polymorphum Heer.
(Ceanoth. polymorph. A. Br.)
Vaccinium reticulatum „ „
Diospyros brachysepala „ „
Ficus tiliaefolia Heer
Celastrus Bruckmanni A. Br.
Celastrus minutulus A. Br.
„ *crassifolius* „ „
Juglans Bruckmanni „ „
„ *acuminata* „ „
Acer trilobatum Heer.
Porana oeningensis H. *(Getonia oeningensis* A. Br.)
Prunus acuminata A. Br.
Cytisus.
Robinia latifolia A. Br.
Ceratonia emarginata A. Br.
Gleditschia podocarpa „ „

„Wie schon anderweitige partielle Betrachtungen gelehrt haben (= H. v. Meyer in seinem Werke zur Fauna der Vorwelt), so ergiebt sich auch jetzt bei Zuratheziehung des gesammten Materiales, dass die Land- und Süsswasserfauna und Flora von Oeningen nur unbedeutende Aehnlichkeit mit der jetzigen des Landes, oder mit denen der gleich-alten tertiären Bildungen derselben Gegend, eine auffallend grosse jedoch mit den lebenden Faunen und Floren von Japan (Andrias, Vielzahl der Frösche — *Taxodium* etc.) und Nordamerika (Andrias, *Chelydra*, — und unter den Pflanzen *Taxodium*, *Negundo*, *Carya*, *Liquidambar*, *Karwinskia* etc.) zeigt, während andere seiner Genera eine abweichende, oder allgemeine Verbreitung besitzen, oder besessen haben *(Mastodon, Canis* etc.) und nur die Fischgenera und die Hälfte der Pflanzen Europa und der jetzigen Umgegend von Oeningen entsprechen. Beweise eines entschieden wärmeren Klimas liefern diese Thiere nicht und wenn einige Arten ihre lebenden Analogen im wärmeren Theile der gemässigten Zone besitzen, so sind wieder andere darunter, welche mehr nach Norden zu weisen scheinen *(Lagomys* u. s. w.).“ In diesem Verhalten der fossilen zur lebenden Schöpfung Oeningens findet H. v. Meyer den Beweis, dass die Gegend während der Tertiärzeit kein tropisches Klima besessen habe, so wie eine neue Stütze eines schon früher von ihm aufgestellten Satzes, den auch Brocchi, R. Owen u. A. anerkennen, dass es nämlich keineswegs äussere

physikalische Ursachen, wie Klimaänderungen und gewaltsame Katastrophen seien, welche gewisse Spezies allmählig aus einer Gegend oder endlich ganz von der Erdoberfläche verdrängen, sondern dass, wie das Individuum, so auch die Spezies ein Gesetz der Entwicklung und des allmähligen Unterganges in sich trage und desshalb endlich von der Erde verschwinden müsse. Es spricht dies insbesondere gegen die Folgerungen, wonach plötzlich ganze Schöpfungen verschwunden und entstanden sein sollen (in H. Mrs. genannten Werke u. v. Leonh. Jahrbuch für Min.).

b) Lignitbildung. Mergel, Kalk, Stinkstein und Braunkohlen.

Auf oberer Süsswassermolasse, wie der Oeninger Schiefer, ruhende dolomitische, oft glimmerige, vorherrschend hellfarbige Mergel und Kalksteine, oft sehr hart, graubraun und in Stinkstein übergehend. Durch Aufnahme fein zertheilter Kohle erscheint der Mergel manchmal grauschwarz gefärbt, oder es entstehen durch starkes Vorherrschen der Kohle Braunkohlenthone mit eingelagerter blättriger Pechkohle und endlich matte Braunkohle mit kaum 8 % Asche, aber reichen Einmengungen von Conchylientrümmern (Stabringen). Nach oben ist die Bildung sandig und nimmt dünne, harte, kalkige Bänke auf, wird auch wohl noch schieferig. Am nördlichen Bodensee bis über Höhen von 2000′ und südlich nahe zum Seespiegel (Nussdorf, Umgebungen von Constanz) reichend: Meist finden sich Süsswasserschnecken in den Mergeln und Kalken mit verkalkten und erhaltenen Schalen, diese sind aber gewöhnlich sehr verdrückt.

An mehreren Stellen werden (wie am Albis) die Kalke zur Darstellung hydraulischen Kalkes gewonnen, dahin gehören die meist bituminösen und dolomitischen, geschichteten und von feinen Kalkspathschnüren durchzogenen gelblich- und grünlichweissen Kalksteine mit vielen mit Kalkspath ausgekleideten Hohlräumen von Gasteropoden. Sie haben eine Eigenschwere von 2,55—2,75 und folgende Zusammensetzung:

	1.	2.	3.	4.
	Sp. Gew. 2,70.	Sp. Gew. 2,71.	Sp. Gew. 2,60.	Sp. Gew. 2,60.
Kieselerde als feiner Sand	5,966	11,200	12,100	38,100
Kieselerde, lösliche . . .	—	—	2,270	
Thonerde	0,866	1,333	3,010	0,900
Kohlensaur. Kalk	66,133	68,866	65,021	48,700
Kohlensaur. Magnesia . .	20,333	8,766	7,618	8,333
Alkalien	0,433	0,300	unbestimmt	—
Phosphorsäure	Spuren	Spuren	—	—
Wasser u. organische Substanz	6,266	9,400	8,927	3,927
	99,997	99,865	98,225	99,967

1. Bituminöses Gestein mit Süsswasserschnecken von der Sipplinger Steige.
2. Abfärbender bituminöser Kalkstein vom gleichen Orte.
3. Rauher bituminöser Kalkstein von Möggingen.
4. Bildet die Decke dieser Bildungen und gleicht einem Mergel. In der Kieselerdemenge sind feine Glimmertheile inbegriffen.

Von diesen Gesteinen stehen nur 1 u. 3 im Gebrauche der Kalkbrennerei und geben eine mittelmässig gute Waare.

Der Braunkohlenthon enthält kaum 15% verbrennliche Substanzen, kaum bituminös erscheint derselbe mehr als der saure Absatz stagnirender Gewässer, auch scheiden sich in diesem Thone (im Rosshimmel) schwache Flötze von blättriger, von Schwefelkies stark durchspickter Pechkohle aus. Terpentinöl vermag aus dem Thone keine Harze aufzulösen, oder sich zu färben.

Hierher gehört das kleine Braunkohlenflötz vom Schienerberge und ein solches daselbst im schweizerischen Gebiete bei Wiesholz, worin man Bernstein getroffen haben soll, auch ein verworfenes kleines Flötz bei Stahringen.

Von organischen Resten fast ausschliesslich nur Conchylien und zwar Süsswasserschnecken und Charasamen:

Limneus pachygaster Thom., aus dem grauen, glimmerigen Mergel der Nonnenebene unterhalb des Haldenhofes. Ausserdem verkalkt im hydraulischen Kalksteine.

Limneus, mit *Limn. fragilis* Grateloup verwandte Art bei der Ruine Bodmann.

Planorbis solidus Thom. = *Pl. Mantelli* Dunker. Im Mergel der Nonnenebene in grosser Menge, aber zertrümmert und gedrückt. Im Stinkkalke von Deisendorf verkalkt, ebenso im dolomitischen Kalkstein der Sipplinger Steige und bei der Ruine Bodmann.

„ mit *Pl. declivis* A. Br. des Mainzer Littorinellenkalkes verwandter kleiner *Planorbis*. Haltnau bei Meersburg und Liepburg (Canton Thurgau) bei Konstanz.

„ *Spec. indet.* Grössere Gehäuse als Steinkerne mit wenig Schale im glimmerigen Sandsteine dieser Bildung nahe dem Rappenhof, Gemeinde Kalkofen im Hohenzollern'schen Amte Wald.

Helix Moguntina Desh. Kommt in grosser Anzahl und unter gleichen Verhältnissen, wie die beiden erst genannten Conchylien *Limn. pachygaster* und *Plan. solidus*, im grauen Mergel der Nonnenebene vor.

Chara Meriani Al. Br. Liepburg, Haltenau. Hr. Professor Fr. Sandberger fand Charasamen im Mergelgebilde der Nonnenebene bei der Bestimmung dessen Conchylien.

Alle diese Gasteropoden sind bezeichnend für den Littorinellenkalk der Gegend von Wiesbaden, welcher eine grosse Uebereinstimmung in seiner Fauna mit einigen jüngeren Süsswasserkalken Württembergs (Steinheim), des Rieses (Nördlingen) und von le Locle erblicken lässt. Nach brieflicher Mittheilung H. Prof. Sandbergers findet sich beim Dorfe Oberweiler im Breisgau eine Ablagerung, welche paläontologisch und auch petrographisch mit dem Mergel der Nonnenebene übereinstimmt.

Mittelst den wenigen Conchylien, welche die Lignitbildung der Umgebungen des Bodensee's bezeichnen, können wir keine direkten Vergleiche über deren Beziehungen zum Oeningerschiefer, mit welchem dieselbe ihre Lagerungsverhältnisse theilt, anstellen. Die Faunen und Floren von Käpfnach, Elgg, des Hohe-Rhonen und des Greit, welche dieser Abtheilung angehören, haben einen Reichthum von Formen erschlossen und einige

derselben sind identisch mit denen Oeningens. Von Säugethieren erscheint allein eine Art wieder in Oeningen — *Mastadon angustidens*. Die Nager von diesen Orten gehören Biber-ähnlichen Nagern an (*Chalicomys minutus* von Mr. und *Ch. Jaegeri* Kaup), während jene von Oeningen (*Lagomys Meyeri* Tsch. u. *L. Oeningensis* v. Mr.) Hasen-artiger Natur sind und daselbst weit seltener vorkommen. Die Säugethierreste der schweizerischen Ligniten-Bildung gehören zum Theil Thieren von weit reichendem geologischen Horizonte an und die bei Elgg gefundene Schildkröte soll *Testudo antiqua* Br. sein, die Schildkröte des Gipses vom Hohenhöwen. Die von Heer gesammelte und beschriebene Flora der Braunkohlenbildung vom Greit und Hohen-Rhonen (Kanton Zug) zählt nun 105 Pflanzenarten, welche 58 Geschlechtern angehören; hievon sind 5 Arten Kryptogamen, 9 Endogenen, 3 Coniferen und 78 Blattgewächse. In Oeningen finden sich von diesen Pflanzen wieder 17 Arten (und 29 Geschlechter) und zwar 14 Arten Blattgewächse. Von dem Reste der 3 Arten gehöret je eine den übrigen Abtheilungen an. Die Flora vom Greit enthält also etwa 16% Oeninger Arten. Aus dem überwiegenden Auftreten von Farren (*Aspidium, Pteris, Goniopteris*), Oeninger Acerarten und einem Theile der Weiden, auch dem Oeninger *Carpinus Oeningensis* spricht weniger eine Trennung durch Zeit und Klima von Oeningen, als durch den Standort, welcher hier unstreitig für die Flora abweichende Verhältnisse dargeboten hatte. „Der Wald, der hier (Greit) das Material des Kohlenflötzes geliefert hat, muss auch nach dem Vorkommen der Weiden stellenweise überhäuften Auftretens von *Thypha* und *Cyperites* und den Taxodien auf einem sumpfigen Boden gestanden sein.“ Wie hier und dort der verschiedene Zustand der Standorte die Pflanzen gruppiren konnte, so musste auch zu derselben Zeit den Thieren, nach den ihr Leben bedingenden Verhältnissen, verschiedene Wohnorte angewiesen sein, woran namentlich die Conchylien gebunden sind und so dürfen wir uns keine besondere Frage zur Trennung dieser überdies sehr jungen Tertiärabsätze deshalb aufwerfen, wenn wir dort die Reste eines Waldes mit Farren,

in Oeningen viele Blätter einer sehr combinirten Flora mit Insekten, Fischen, Kröten und Säugethieren und auf der Nonnenebene Süsswasserschnecken in grosser Anzahl im moorigen Grunde von der übrigen Stätten getrennt begraben finden.

B. Im Höhgau.

c) Phonolithtuff von Hohenkrähen mit *Helix Moguntina*.

Auf der nördlichen Seite des Hohenkrähen, der halben Höhe der an dem Phonolithe anstehenden Tuffhügel und südl. Hohentwiel, finden sich im Tuffe (v. Althaus im Jahrb. für Mm. 1832) Schnecken neben zweiaxigem Glimmer. Der Tuff ist bald sehr feinkörnig bis dicht, sandig, erdig, bald conglomeratisch; manche Zustände des Gesteines gleichen dem Molassesandsteine und enthalten einaxigen weissen Glimmer neben dem zuerst genannten. Die Schichtung des Tuffes ist manchmal deutlich (Schwindel und Ofra bei Mägdeberg), gewöhnlich aber nicht vorhanden und der Tuff bildet eine massige Felsart (Rosenegger-Berg). In dem Tuffe des Hohenkrähen fand v. Althaus neben der Schnecke auch Pflanzenreste. In den Flötzgesteinen der Conglomeratstücke des Tuffconglomerates werden öfter die betreffenden Petrefakte der Formation getroffen, als Ammoniten und Terebrateln des weissen und schwarzen Juras und die krystallinischen Felsarten des Tuffes als Gneise und Granite haben augenscheinliche Aehnlichkeit mit den Schwarzwaldsgesteinen, Erscheinungen, welche uns bei den Basalttuffen wieder begegnen.

Die Helixart, welche bisher unter sehr verschiedenen Namen, wie auch jene des Gipses vom Hohenhöwen, aufgeführt wurde, ist nach H. Prof. Sandberger *Helix Moguntina Desh. variet. major* und soll sich auch in dem petrefaktenführenden Tuffe der Rhön und des Westerwaldes finden.

An der West- und Ostseite des basaltischen Hohenstoffeln treten ohne aufschlussgebende Lagerungsverhältnisse zwei Gebilde zu Tage, von welchen das der Ostseite, ein graulicher, abfärbender, lockerer Süsswasserkalk, kleine Limneen enthält. In jenem der Westseite sollen ebenfalls Conchylien getroffen

worden sein, was ich nicht zu bestätigen vermag, obgleich mir bei einer technischen Arbeit an Ort und Stelle eine bedeutende Menge frisch gebrochenen Gesteines zur Durchsicht geboten war. Dagegen erblickte ich bei einer Abteufung der Bildung von 12' eine grosse Zerklüftung der Massen und öfter Rutschflächen. Es ist denkbar, dass diese Gesteinsbildung mit der der vulkanischen Durchbrüche namentlich der Phonolithe einst verknüpft war, da dieselbe mit einem Flötzgebilde wenig Eigenschaften gemein hat: In einem dolomitischen Kalke liegen erbsengrosse Kügelchen eines unreinen, mattglänzenden Opal-artigen Minerals, wir nennen dieses Gebilde

Erbsenkalk von Kalkofen bei Hilzingen. Die Gesteinsart lässt sich passend nach zwei Zuständen in eine kieselreiche und eine dolomitische trennen. Beide Arten haben eine fast weisse Farbe, welche nur durch einen Stich ins Grauliche getrübt wird, sie sind völlig matt bis wenig glänzend und ihre Eigenschwere ist sehr verschieden (von 2,24 bis 2,72) und bezeichnend für die Eigenthümlichkeiten desselben. Eine Gesteinsabänderung von 2,24 Eigenschwere stellt ein hartes, beinahe die Härte des Opales erreichendes, licht grauliches Gestein von völliger Homogenität und muscheligem Bruche dar. Bei 50facher Vergrösserung wird eine höchst feinkörnige Struktur sichtbar. Ein Gestein von 2,38 Eigenschwere enthält unter scharfer Abgrenzung kugelige und nierenförmige Gestalten eingeschlossen, ihre Grösse überschreitet selten die einer Erbse und die Grundmasse, worin diese liegen, ist sehr feinkörnig, heller von Aussehen als die Einschlüsse und bricht grossmuschlig bei besonderer Sprödigkeit. Vergrössert erscheint das Gestein körnig und ohne organische Einschlüsse. Erreicht das Gestein endlich eine noch bedeutendere bis 2,82 sich erstreckende Eigenschwere, so erscheint es mehr und mehr als ein weicher kreideähnlicher Dolomit und die erbsenförmigen perlgrauen Einschlüsse stechen um so mehr von der Grundmasse ab. Ein Gestein von dieser Beschaffenheit gibt durch Brennen im Kalkofen direkt hydraulischen Cement. Die erbsengrossen Einschlüsse für sich unter-

sucht ergaben eine Eigenschwere von 2,24 — 2,28, einen ausgezeichnet flachmuschligen, fettglänzenden Bruch von perlgrauer bis rauchgrauer Farbe und wurden schon öfter als Menilith in den Sammlungen aufbewahrt. Bei der ersten Beschreibung eines Gesteines von 2,24 Eigenschwere hatten wir beinahe einen Massezustand wie den des erbsengrossen Minerales beschrieben und es ist höchst wahrscheinlich, dass jenes Gestein durch die weitumgreifende Vergrösserung der Erbsen entstanden sei. Auf dem Bruche des erbsengrossen Minerales sehen wir den grauen fettglänzenden Kern peripherisch von einer völlig matten, weissen an der Zunge stark haftenden und dünnen Rinde umgeben und bei 125facher Vergrösserung verliert sich die anscheinende Homogenität desselben; es erscheinen scharfkantige Sandtheilchen und schlanke Spiesse und amorphe Kohle. Ob etwa mikroskopisch kleine Organismen, wie ähnlich in Feuersteinbildungen, darin enthalten seien, haben weiter gehende Untersuchungen vor dem Mikroskope zu beantworten. Dünne Splitter sind kaum durchscheinend, erlangen aber durch Benetzen einen diaphanen Zustand; vor dem Löthrohre zerknistern sie unter Schwärzung und bei fortgesetztem Blasen wird die Substanz weiss, ohne sich an den Kanten zu runden. Kobaltsolution äusserst schwache Wirkung. Ganze Stücke trennen sich unter Knistern beim Glühen im Tiegel schalig und es gehen hiebei 17,70 Gewichtstheile verloren, auf schwaches Rothglühen konstant jedoch nur 14,30 — 14,40 %. Nach starkem Glühen braust das Fossil noch mit Säuren. Den grössten Gewichtsverlust mag der Wassergehalt und eine kleinere Summe der Gehalt an Kohlensäure und beigemengter Kohle verursachen. Alle bisher untersuchten Opalartigen Fossilien zeigen als höchsten Wassergehalt 10,94 % und zwar nach v. Kobell ein farbenspielender Opal aus Ungarn.

Das weiche, hellfarbige und schwerste Gestein, von welchem die Kieselerbsen aufgenommen werden, ist ein Dolomit mit bereits 28 % kohlensaurer Magnesia, nur wenig Kieselerde und der Eigenschwere von 2,80. Wasserfrei berechnet enthält dieser Dolomit in 100: 10,32 Kieselerde, 7,37 Thonerde mit Eisen-

wobei er ſeine Gegenanſichten immer anmerkungsweiſe einflocht, gewöhnte er ſich, dieſelben als Zweifel an gewiſſen Lehrſätzen des Leibnitziſchen Dogmatismus auszuſprechen. Aber in der Kritik der reinen Vernunft ſtellte er ſich auf den entgegengeſetzten ſenſualiſtiſchen Standpunkt, und hierdurch mußte bei ihm eine Gedankenumwälzung von koloſſaler Natur entſtehen. Denn Alles das, was er als Lehrer nach der Wolfiſchen Methode als Zweifel zu rechtfertigen hatte, verſtand ſich auf dem anderen Standpunkte von ſelbſt, und faſt Alles, was er als ein Schüler Wolfs bisher hatte ſtehen laſſen, war nun zu beweiſen. Hierdurch entſtand die Anforderung einer Rechenſchaft über die unterſten Fundamente des Denkens und Wiſſens, von einer Gründlichkeit, wie ſie vorher noch nirgends ſtatt gefunden hatte. In welcher Art ſolche Gedankenumwälzungen mit der Gewalt einer Arendrehung der Erde unter unſeren eigenen Füßen in ihm vorgehen mußten, erlaube ich mir in einigen Beiſpielen zu zeigen.

Wolf fand in den Grundbegriffen des Verſtandes die Grundgeſetze der uns umgebenden Welt enthalten, indem die Verhältniſſe der Subſtantialität, der Urſachlichkeit, des Zweckzuſammenhangs, der Nothwendigkeit, der Möglichkeit u. a. zugleich die Grundbedingungen der Exiſtenz um uns her und die Grundbegriffe unſeres Verſtandes bilden. Wolf nahm daher das Allgemeine, was durch den Begriff erkannt wird, als das Weſentliche und Subſtantielle in den Dingen an, an welchem er alle ſinnlichen und individuellen Beſtimmungen als bloße Accidenzen kleben ließ. Kant nun ſtimmte mit der erſten Hälfte dieſes Satzes wohl überein, aber nicht mit der zweiten, welche Wolf als eine vermeintliche Folgerung aus jener fließen ließ. Kant ließ daher als Ausleger des Meierſchen Compendiums den Vorderſatz ruhig ſtehen. Um aber ſeine wahre Anſicht über die vermeinte Folgerung daraus an den Tag zu legen, durfte er nur in Form eines Zweifels ſich ausbreiten über die Nicht-Nothwendigkeit dieſes Folgeſatzes und über den Widerſpruch, der darin liege, wenn man das individuelle Daſeyn zu einer bloßen Eigenſchaft von Begriffen und (weil Begriffe bloße Möglichkeiten und noch nichts Wirkliches bezeichnen) die Wirklichkeit zu einer bloßen Eigenſchaft von etwas nur Möglichem macht. Als er nun aber ſich entſchloß, ſeine Philoſophie eben ſo auf den Boden der Erfahrung zu erbauen, wie Locke und Hume dies gethan, hatte er

oxyd, 51,50 kohlensauren Kalk, 30,17 kohlensaure Magnesia, 0,31 Kali und 0,32 Natron. — Wenn dieser Dolomit im Kalkofen nicht ganz ätzend gebrannt wird, so entstehet der hydraulische Cement daraus, durch völliges Brennen jedoch nur ablöschbarer hydraulischer Kalk. Aus einem Gesteine der Vereinigten Staaten von sehr ähnlicher Zusammensetzung, aus der unteren Silurformation am Delaware und Hudsoncanal, wird schon lange durch unvollständiges Brennen desselben Cement dargestellt, welcher noch 10,90 % Kohlensäure enthält.

Auf beiden Seiten des Strassenhöchsten von Hilzingen nach Weiterdingen ist das Gebilde in einen feinen, durch amorphe Kieselerdeschnüre gebänderten, gelbbraunen Kalksandstein umgewandelt, in welchem sich öfter Braunkohlenstückchen und einige Kieselerde-Mineralien ausgeschieden finden. Das Gesteinspulver brausst mit Säuren unter Abscheidung flockiger Kieselerde. Es bedarf fortgesetzter Untersuchungen, um über die Natur dieser Gesteine sichere Aufschlüsse zu erlangen. Manches des Angeführten lässt eine Palagonittuffbildung vermuthen.

Anhang.

(Bis zu näherer Kenntniss der Lagerungsverhältnisse.)

Bohnerze der Hardt mit der zweiten Säugethierfauna, untermengt mit Meeresthieren der Tertiärzeit und Geröllen verschiedener Gesteine.* Das Bohnerzlager von Honddorf bei Mösskirch.

Die thierischen Reste dieser Bildung stimmen mit denen des Süsswasserkalkes vom Thalsberge bei Engelswies (III untere Süsswasser- und Landbildungen. *Dorcatherium Vindobonense, Palaeomeryx, Rhinoceros incisivus, R. minutus, Anchither. Aurelianense, Mastodon* etc.) überein, sind aber gemischt mit Meeresthieren und Geröllen verschiedener älterer und jüngerer Bildungen. Die Lagerungsverhältnisse dieses Bohnerzgebildes wurden durch Bergrath Walchner bei einer Abteufungsarbeit näher

* Ueber die Säugethierzonen sehe Quenstedt's Handbuch der Petrefaktenkunde und O. Fraas's vielgenannte Abhandlung in den württembergischen Jahresheften über Frohnstetten.

ermittelt und mitgetheilt (Walchners Geognosie 2te Aufl. S. 843): Die Unterlage fand Walchner aus einer 5 Fuss mächtigen Lage von faust- und kopfgrossen vorherrschend aus Jurakalk entstandenen Geröllen mit Sand, Feuerstein und Hornstein (wohl nur der Epsilonkalke) untermengt bestehend; auf diese folgten Kalksteinconglomerat mit eingesprengtem Erze, einige Zolle Sand und Sandschiefer, eine 2' mächtige wassergebende Sandlage, 4" Sandschiefer mit Erz und einzelnen Kalksteinen, sodann die $3^1/_2$' mächtige Haupterzlage mit Geröllen, Conchylien, Haifischzähnen, Thierknochen und jurassischen Versteinerungen durch Eisenoxydhydrat zu einer Breccie verbunden. Die Gerölle und etwas Sand bestehen vorherrschend aus Quarz von Glimmerblättchen begleitet, seltener aus Sandstein (Molasse) und Granit. Das Erz, von der chemischen Konstitution geringhaltigerer der Bohnerze, hat eine schalige Struktur. Diese Haupterzlage wird durch einige Zolle Sand, Bohnerz mit Haifischzähnen und endlich wieder eine einige Zolle mächtige Sandlage bis zur Ackererde bedeckt.

Die organischen Reste, welche bisher aus dem Erzgebilde gesammelt und vorzüglich von H. v. Meyer, Jäger und O. Fraas beschrieben und aufgezählt wurden, gehören folgenden Geschlechtern und Arten an:

Harpagodon maximus v. Mr.
Pachyodon mirabilis „ „
Dorcatherium Vindobonense v. Mr.
Palaeomeryx Scheuchzeri „ „
Rhinoceros incisivus Cuv.
„ *minutus* „
„ *Goldfussii* „
Hyotherium medium v. Mr.
Tapirus helveticus „ „
Anchitherium Aurelianense v. Mr.
Mastodon angustidens Cuv.
Dinotherium Bavaricum v. Mr.
„ *minutum* „ „
Plerodon.
Pycnodus faba v. Mr.
Sphaerodus einer grösseren Spec.
Lamna denticulata Ag. und Fischwirbel grösserer Fische.

Der Mangel (?) des tertiären Pferdes *(Hippotherium)*, welches sich in mehreren Bohnerzen der Alp und in der Nähe von Heudorf in dem jüngeren Bohnerzgebilde von Neuhausen findet, ist bemerkenswerth.

Die Säugethiere dieser Bildung räumen derselben eine Stel-

lung nächst dem auch nahe gelegenen Süsswasserkalke vom Thalsberge bei Engelswies ein, aber Lagerung und die Vermischung mit Meeresthieren der Tertiärzeit und Geröllen verschiedener Gesteine stören diese Gleichung erheblich. Ausser der Cerithien-reichen unteren Bildung des Andelsbachthales sind zuversichtlich alle weitaus überwiegenden tertiären Meeresbildungen der Umgebung jünger als der Süsswasserkalk vom Thalsberge, wo Säugethierzähne wie von *Anchitherium Aurelianense* im Kiefer steckend nebst den Knochen des Thieres begraben liegen, und auch jünger als der dem letzteren gleichzustellende Landschneckenkalk von Hoppetenzell, welcher, die untere Süsswassermolasse unterteufend, von dem Muschelsandsteine überlagert wird. An mehreren Stellen der schwäbischen Alp, der Höhen oberhalb dem linken Donauufer in dem badischen ehemaligen Amte Stetten und dem sigmaringischen Hohenzollern, ausgedehnter aber oberhalb dem rechten Donauufer auf den Höhen von Leibertingen nach Thalheim, Heudorf, Hölzle bis in die Gegend von Schwandorf im Bezirksamte Stockach und in Unterbrechungen bis Hattingen, Biesendorf und westlich von Bittelbrunn herab gegen Engen findet man Kalkgerölle, unter welche sich sehr sparsam Quarz- und Hornsteingerölle mengen, auf den Höhen umhergestreut verbreitet. Diese wohlgerundeten Gerölle werden von den Bauern „Kugelsteine“ genannt, unter welchem Namen sie von den schwäbischen Geologen schon öfter aufgeführt wurden. Auf dem genannten Verbreitungsgebiete gelangen die Kugelsteine öfter in die unmittelbare Umgebung von Bohnerzlagerstätten und zuletzt in die der Juranagelfluhe des Höhgaus, deren Gerölle durch Eindrücke bezeichnet sind, ein Merkmal, das den Kugelsteinen abgehet. — Es entstehet nun die Frage über eine verwandtschaftliche Beziehung oder Identität der Kugelsteine mit der Nagelfluhe, um unterscheiden zu können, auf welchem Gebilde das Heudorfer Bohnerzlager abgelagert sei und ob diese Beziehung deutlich ersichtlich sei? Diese Frage kann mit Bestimmtheit im Augenblicke nicht beantwortet werden, obgleich Nagelfluhe und Gerölle der Kugelsteine den vorherrschenden Bestandtheil an der Gesteinsart des weissen Juras mit einander

gemein haben und die Verbreitung von Nagelfluhe und Kugelsteinen augenscheinliche und wirkliche Uebergänge in einander wahrnehmen lässt. Ganz nahe der Altstadt — dem römischen *Brogodurum* — kaum 800 Schritte von der Bohnerzlagerstätte wurde durch den Strassenbau eine Ablagerung verwitterter jurassischer Kalknagelfluh eröffnet, an deren Geröllen sich die bezeichnenden Eindrücke erblicken lassen. Wenn wir hiebei nun auch die Verhältnisse anderer Säugethierablagerungen der zweiten Säugethierperiode befragen, so jene des Lehmes „auf der Spitze des Gebirgsabschnittes, welchen das Euben und Stettener Thal einschliessen," wo eine Lage Lehm zahlreiche Dinotheriumzähne und solche von Tapir- und Rhinocerosarten (*Rhinoceros incisivus*. Quenstedt in den Württemberg. Jahresheften 1853 S. 65) einschliesst und welche Lehmlage „von Kugelsteinen 1—5' hoch bedeckt wird" (Achenbach's Geogn. Beschreib. der Hohenzoll. Lande S. 100), so vermag diese Ablagerungsweise der Kugelsteine und die Lagerungsverhältnisse des Bohnerzgebildes der zweiten Säugethierperiode der Hardt zu den Kugelsteinen keine Regel der Lagerung zwischen beiden, aber eine enge Beziehung zur Zeit der Ablagerung zu bedeuten; und dass diese nicht der diluvialen angehöre, wird aus dem gänzlichen Mangel der Thiere des letzten Zeitraums ersichtlich. Die Untermengung der Landsäugethierfauna mit Meeresthieren, wie besonders den nicht selten vorkommenden Haifischzähnen, und mit Geröllen verschiedener auch der Molasse angehöriger Gesteine überhebt die Bohnerzlagerstätte der Hardt wenigstens einer tieferen Stellung als die der oberen Land-, Süsswasser- und Meeresbildungen.

Quartärbildungen.

1. Nagelfluhe, alpinische Gerölle und diluviale Bohnerzbildungen.

Nagelfluhe sowohl als Gerölle bestehen aus Gesteinen der Alpen der Rheinquellen, der Tödikette, des Rhätikons, Sentis, des Quellenbezirkes der Ill und des gesammten Vorarlbergs. Ungeschichtete mächtige Ablagerungen von Geröllen und Sand.

Auf den Jurahöhen Bohnerze mit polygener Säugethierfacies, hier und im Geröllande *Elephas primigenius* und *Equus fossilis*.

A. Von allgemeiner Ausbreitung.

Nachdem wir an den nördlichen steilen Ufern des Bodensees an dem Berggehänge den gesammten Aufbau der Schichten mit der tertiären Lignitenbildung und ihrem mürben Sandsteine geschlossen erblickt hatten, steigt die diluviale Nagelfluh in einer ansehnlichen ungeschichteten Bank empor und stellt durch ihren scharfen Rand und oft senkrechten Abfall einen Steilrand dar. Lose Gerölle folgen sodann der Höhe und von dieser oft ohne Unterbrechung nach den Thälern herab, oder sie bedecken die Höhen des Hochlandes bis in das heutige Quellengebiet der Donau. Diese beiden Zustände des Geröllgebildes oder Diluviums als Nagelfluhe und lose Gerölle sind mit der Entstehungsgeschichte der jüngsten Gestaltung des Landes enge verknüpft und entsprechen verschiedenen periodischen Abschnitten, aus deren letzterem die hydrographischen Verhältnisse der Gegenwart grösstentheils hervorgiengen.

a) Diluviale Nagelfluhe (löcherige Kalknagelfluhe Mousson).

Sie besteht ohne Unterschied aus den Geröllen des übrigen alpinischen Geröllgebildes und dieses wird durch Kalksinter, welcher in dünnen Häutchen Gerölle und Sand berührt, verbunden, oder öfter auch durch Eindringen eines kalkigen Schlammes verkittet. Selten erscheint das Kalkhäutchen krystallinisch (Felsenmatten bei Sipplingen, Neuschorenhof bei Zizenhausen, Wälde u. s. w.) und die Berührungsfläche zwischen Sinter und Gestein ist mit einem rostgelben Ocker überzogen. Da und dort erscheint diese Nagelfluh in dicken Bänken scheinbar geschichtet, was durch Einlagerungen feiner Sandlager angedeutet wird, oder letztere werden mächtiger und bilden sich auskeilende Bänke. Die Nagelfluhe des nördlichen Bodensees ganz besonders gleicht zur Täuschung jener des Uittliberges, welche sich sehr leicht auch ohne Berücksichtigung der Lagerungsverhältnisse von der älteren,

mit dem Molassesandstein alternirenden, mit Eindrücken versehenen von St. Gallen und Rigi unterscheiden lässt. Von jener aber beinahe gleich alterigen von Degersheim nahe Herisau ist sie leicht trennbar; diese enthält nur eckige Gesteinsstücke, welche als wenig mächtiges Gebilde ein hartes, dichtes Conglomerat darstellen, aus welchem Brunnentröge gehauen und bis in den badischen Seekreis verführt werden.

Organische Reste wurden bis heute in der Nagelfluhe nicht getroffen. Näheres über deren Verbreitung wurde früher angegeben und ergiebt sich aus den Profilen und weiteren Angaben. Bezeichnend ist die Höhe ihres Erscheinens über 2000 und bis 2788′ in unserem Gebiete.

b) Alpinische Gerölle. (Alpinisches Diluvium. Kies, Gemeiniglich. Sie bilden den Bestandtheil der eben beschriebenen Nagelfluh.) Die Gerölle liegen sowohl über der Tertiär- als Jurabildung, als auf die vulkanischen Tuffe des Höhgau's hin verbreitet, stets zu Tage und bestehen vorherrschend aus verschiedenen Kalksteinen der Alpen und zwar nach Häufigkeit aufgezählt aus den verschiedenen Kalksteinen der Kreide der Alpen (Sewerkalk und Gaultsandstein, Schrattenkalk und Spatanguskalk) ferner Kalken und Schieferkalken der Nummuliten und Flyschbildungen, letztere häufig mit Fucoiden, sodann dem unteren und mittleren Jura angehörenden Kalken und Dolomiten, wie solche oberhalb Chur in grösserem Complexe zusammentreten und auf der linken Rheinseite bei Felsberg vom unteren Jura über die Dolomite der alpinischen Triasbildungen aufsteigen, deren Kieselgestein der Verrucano oder Sernf als weisses, grünes und rothes Conglomerat den sämmtlichen Kalken in Häufigkeit sogleich folgt. Die krystallinischen Gesteine zusammen als Alpengranite und granitische Gneise des Albula, Selvretta und Gotthard-Gebirges, Hornblendegesteine, Syenite und Serpentine, seltener 2 Quarzporphyrgesteine und glimmerschieferartige Gneise mit grossen Granaten, betragen an Geröllzahl etwa das Gleiche wie die Verrucanogerölle. Auffallend erscheint das untergeordnete Auftreten von schwarzen Schiefern (Anthracitschiefern d. Schweiz) bei der Ausbreitung dieses Gesteines im Rhein-

thale und die verhältnissmässig grosse des Serpentins bei so untergeordnetem Auftreten dieser Felsart in den Alpen. Ebenso auffallend ist es, von den Triasgesteinen Vorarlbergs so wenige Gerölle zu treffen, während das Appenzeller-Boltzener Conglomerat, von so geringer Ausbreitung, im Gerölle öfter erkannt werden kann. Bruckmann hat die Gesteinsarten des Geröllandes mit grösstem Fleisse und Geschick nach ihrer Abstammung und Beschaffenheit beschrieben und war hiebei auch so glücklich, mehrere Petrefakte der Gesteine zu gewinnen (Dr. Bruckmann: der artesische Brunnen von Isny 1851 bei Schweizerbart in Stuttgart).

Unter den Geröllen des Ablach- und Andelsbachthales, in den Umgebungen von Krummbach, im weiten Thale von Salem bei Stockach u. a. a. O. finden sich wohlgerundete Gerölle von diluvialer Nagelfluhe. In den Kiesgruben des Ablachthales sind diese Nagelfluhgerölle verschieden ei- bis kopfgross und darüber. Diese Erscheinung ist darum besonders erheblich, weil sie Beweise einer zweiten diluvialen Thätigkeit und zwar zur Periode der Thalbildungen liefert.

In den dem Jurakalk auflagernden Geröllmassen treffen wir häufig auch unvollkommene Gerölle dieses Kalksteins besonders auf sekundären Lagerstätten des Diluviums und wo die Alpengerölle die tertiäre Juranagelfluhe bedecken, oder ihr nahe liegen, sind Mischungen der Gerölle mit den losen Geröllen der Kalknagelfluhe eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Grösse der Gerölle ist sehr verschiedenartig und in der Vertheilung regellos, jedoch trennen Sand und Thon häufig die Geröllablagerungen zu scheinbarer Schichtung (hinterer Steinbruch am Glöcklerbühl und Nassenhof bei Billafingen bei Stockach), oder diese Sand- und Thonablagerungen bilden, nur mit wenigen Geröllen untermengt, in Mächtigkeit das Liegende der Geröll- ja selbst Nagelfluhemassen (Haarbuckel bei Aufkirch, alle Tobel von Hedertsweiler über Höllsteig bis Breitenerlen auf der östlichen Seite des Owingen-Mahlspürer-Thales). Oefter kommen isolirte Anschwemmungen feinen Sandes für sich vor. Wirkliche Schichtung erscheint niemals, wie dies auch von den weit aus-

gedehnten Geröllablagerungen des Lechfeldes bemerkt wurde. Gerölle von 2 — 3′ Durchmesser gehören zu den Seltenheiten und von dieser Grösse abwärts bis zu 1′ Durchmesser finden sich solche öfter mit Kies stellenweise zusammengehäuft. Wo in Kiesgruben oder steilen Abrissen ein Vorherrschen so grosser Gerölle bemerkt wurde, ist bereits die Lokalität zum Gebrauche als Pflastersteine der Art ausgebeutet worden, dass man heute behauene Gerölle zur Pflästerung von Langenargen nach den nördlichen Umgebungen des Bodensee's zu verführen sich veranlasst sah. Die Hauptmasse der Geröllablagerungen besteht aus Geröllen von 5 Zollen Durchmesser herab in allen Verhältnissen bis zum Sande, welch letzterer hauptsächlich die mechanisch getrennten Bestandtheile der krystallinischen Felsarten als Quarzkörner, Glimmerblättchen und Feldspathe enthält. Sogenannter Kies, welcher zur Strassenbeschotterung vom Sande befreit wurde, lässt bei Versuchen wahrnehmen, dass derselbe $^3/_8$ seines äusseren Raumes leere Räume in sich enthalte, was also dem Minimum bei gemischten Sandes entspricht.

Die Gerölle sind meist vollständig abgerundet, weniger die grösseren und manche wurden während des Transportes gebrochen und gespalten. An vielen Geröllen lässt sich eine weitere mechanische Wirkung des Rollens wahrnehmen, indem harte Straten und Schnüre der Gesteine in stumpfen Wülsten, Ringen und Netzen über die Geröllstücke hervorragen und verschieden aussehende Morpholithe bilden. Die chemische Veränderung ist stets neuer und erstreckt sich hauptsächlich auf Dolomite, Kalksteine und die krystallinischen Felsarten: Von Kalkspathschnüren durchzogene Dolomite erscheinen zerfressen, indem der in dem atmosphärischen kohlensäurehaltigen Wasser löslichere kohlensaure Kalk hinweggeführt wurde und das Bittererde-Kalkcarbonat scharfeckige Felder hiebei zurückliess. Ist der Kalk nicht in Gestalt von Schnüren vollständig im Gesteine ausgeschieden, sondern in schichtweisen Uebergängen im dolomitischen Gesteine vorhanden, so werden die kalkreicheren Stellen dennoch als runde Gruben ausgewaschen und die dolomitreicheren Partieen umsäumen das Gerölle mit vielen rauhen Kränzen.

Die Mächtigkeit der Geröllablagerungen als loses Diluvium ist zweifellos geringer als jene der festen Nagelfluhe, wenn wir auch oft kleine Thäler finden (Ablachthal von Möskirch bis Krauchenwies und Mengen) welche stundenweit allein in diesem Gebilde fortlaufen. Bruckmann hat die Geröllablagerungen bei Altshausen bis zur Tiefe von 137′ mittelst dem Bohrer durchsunken, ohne ein Ausgehen derselben wahrzunehmen und bei Isny gelangte derselbe nach 70′ Teufe auf die feste Nagelfluhe, über welcher grobem Sande und Kies reiche Wasser entströmten. Zur direkten Beobachtung bieten sich nur mangelhafte Gelegenheiten, obwohl einige Kiesgruben von 50 und mehr Fussen nur Gerölle und Sand erblicken lassen (Bambergen am Eckbölzle [also nicht Sandstein, wie es die topograph. Karte hier und bei Wälde als Kalkstein angiebt], im Amte Salem und Meersburg, nordöstlich von Ueberlingen, bei Stockach und Gallmannsweil, Nenzingen, Eigeltingen, Neuhausen, am Rheine bei Gailingen, im Bieberthale bis in die Umgebungen von Schaffhausen und denen des Rheinfalls etc.). Bei der Auflagerung der Gerölle auf den Molassesandstein erscheinen auf der Berührungsfläche gewöhnlich reiche Wasser, während der Sandstein darunter trocken sein kann, obgleich er selbst wasserdurchlassend ist. Durch das Hinabdringen des Wassers im Gerölle und Sand werden feine Suspensionen auf der Auflagerungsfläche abgesetzt und diese wird überdies durch Absatz aufgelösten Kalkes verdichtet. Die Gerölle liegen auf den verschiedensten Höhen von den Ufern des Bodensee's bis zur Höhe von 2799′ (Höchsten), sie bedecken Anhöhen bis zu 200′, während gegenüberliegende Thalöffnungen frei von ihnen sind (Thal der Aachquelle, Zimmerholzer-Thal, Engener-Thal). Schlamm und Thonablagerungen, plastische Thone, finden sich in manchen Thalsohlen und Buchten (so bei Reutenmühle bei Ueberlingen, nahe Stockach etc.) abgelagert, aber diese Thone haben keine Aehnlichkeit mit der feinen Erde und dem Loess des Rheinthales zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde.

c) Irrblöcke liegen auf allen Höhen und in den Tiefen der ganzen Landschaft bis nahe dem Donauthale hin verbreitet

umher. Die Höhen sind reicher an Blöcken als das niedrigere Hügelland und die Thäler und liegen dort selten tief in die Unterlage eingesenkt, während sie in der tieferen Gegend, sehr oft ganz verschüttet, erst durch den Pflug und Grabungen zum Vorschein kommen. Bei dem niedrigen Wasserstande des Bodensee's erblickt man Alpenblöcke ganz am Rande der Geröllfreien Seehalde abgesetzt. Auf den Höhen allein liegen höchst wahrscheinlich die Blöcke noch auf erster Lagerstätte, so von dem nordwestlichen Ende des Amtes Stockach nach der Gegend von Worndorf, Sauldorf, Mindersdorf, Liggersdorf über Herdwangen nach Ilmensee und weiter. Ebenso finden sich die Irrblöcke der Schweiz, welche in den Umgebungen von Baden, Zürich und Bern zu bedeutendem Umfange gelangen, auch auf der Hochebene; die unsrigen gelangen nicht zu der Grösse jener, von welchen der berühmte Granitblock von Seeberg bei Bern einem Kubikinhalt von 60,000 und einem Gewichte über 100,000 Zentnern entspricht. Die Blöcke unseres Gebietes bestehen vorherrschend aus Verrucano- oder Sernsconglomeraten, grünen Schiefern und grünem Alpengranit, seltener aus hornblendereichen Gneisen mit Granaten, Sandsteinen des Flysch und Schrattenkalk. Bruckmann giebt hierüber sehr ausführliche Mittheilungen in seiner schon angeführten Schrift. Es werden bei dem Pflügen hie und da gut erhaltene Bergkrystalle von bis 3″ Länge zu Tage gebracht, welche keine Spur einer Abrollung zeigen und deren Dasein sich allein durch Verwitterung und gänzliches Auseinanderfallen alpinischer erratischer Gesteine, wie etwa der grünen Schiefer, erklären lässt.

Organische Reste werden in den Geröll- und Sandablagerungen des Seekreises selten gefunden und gehören Säugethieren und Conchylien an. Das Vorkommen von diluvialer Kohle, wie an mehreren Stellen der nordöstlichen Schweiz, ist bis daher dem Gebiete bis auf einen vereinzelten Fall fern geblieben: Nicht weit von Möskirch stiess man unter einer Decke von Diluvium auf grosse Brode von bituminöser Braunkohle. Reste von

den letzten Satz zu beweisen nicht mehr nöthig, weil derselbe sich auf diesem Standpunkt von selbst verstand. Aber mit einem Anklammern an die bloße Erfahrung schien nun auch zugleich der obige erste Vordersatz zu fallen, welchen Kant doch nicht wollte fahren lassen. Dadurch kam er nun hier in die Nothwendigkeit, das, was sich auf dem Wolfischen Standpunkt oder dem Standpunkt der reinen Vernunft von selbst verstand, umständlich zu beweisen, nämlich, daß in den Grundbegriffen des Verstandes die Grundgesetze der uns umgebenden Welt vorgezeichnet liegen. Es war daher nur die Rettung und Rechtfertigung eines Wolfischen reinen Vernunftsatzes vom Standpunkt der Erfahrung aus, welche sich von diesem Standpunkt aus so neu und frappirend ausnahm als Behauptung, daß die Dinge sich nach unserer Erkenntniß richteten und nicht unsere Erkenntniß nach den Dingen, genauer gesprochen, daß die Grundgesetze der Erfahrungswelt, in welcher wir leben, in den Grundbegriffen unseres Verstandes vorgezeichnet liegen.

Dasselbe Verfahren, welches Kant hier beobachtete, mußte er bei vielen anderen Punkten wiederholen, so daß man sagen kann, er war Zeit seines Lebens beschäftigt, seine Philosophie aus der Tonart des Wolfischen in die des Humischen Systemes zu transponiren. Wolf leitete alle philosophische Erkenntniß aus dem reinen Verstande, Hume leitete sie alle aus den Erfahrungen unserer Sinne ab, und so unterzog sich Kant, indem er sich auf den Standpunkt der Erfahrung stellte, der Arbeit, alle diejenigen Wolfischen Sätze, welche er stehen zu lassen gesonnen war, mit empirischen Beweisen zu versehen, und so kann man von ihm sagen, daß er die Wolfische Philosophie in den Brunnen des Humeschen Skepticismus versenkte, um das Unhaltbare daran untergehen zu lassen, dasjenige aber, was er für rettbar hielt, durch sichere und starke Hebezeuge daraus wieder geläutert und erfrischt ans Tageslicht empor zu ziehen.

Zu diesen emporgezogenen Sätzen gehört als der allervorzüglichste der von einer intelligibeln Welt im Wolfischen Sinn, oder von einer Welt der noumena, im Gegensatz zur erscheinenden oder phänomenen Welt.

Leibnitz, und ihm zufolge Wolf, hatten behauptet, daß der Mensch ein Wesen sey, welches in zwei entgegengesetzten und von

Elephas primigenius fand man im thonigen Sande nahe dem Dorfe Singen in der Höhgauebene, ferner da und dort *Equus caballus L.*, so im Deggenhauser Thale in Kalksinter ein Schädel.

Helix hispida im Sande der Nagelfluhe unter dem Haldenhof.

Der diluviale Mergel des Gallerthurms bei Ueberlingen enthält folgende Conchylien, welche wir in Stitzenberger's Verzeichniss von diesem Fundorte aufgezeichnet finden:

Limneus palustris Drpn.
(*variet. disjunctus* Mousson.)
„ *minutus* Drpn.
Pupa frumentum Drpn.
„ *doliolum* „
Clausilia laminata Montagu.
(*Cl. bidens* Drpn.)
„ *biplicata* Mont.
„ *parvula* Stud.
Achatina ovicula Müll. Lmk.)
„ *lubrica* Müll. Menke.
Bulimus obscurus Drpn.

Helix pomatica L.
„ *nemoralis* L.
„ *pulchella* Müll.
„ *hispida* L. Müll.
„ *strigella* Drpn.
„ *incarnata* Müll.
„ *rotundata* „
„ *ruderata* Stud.
„ *nitida* Müll., *lucida* Drpn.
„ *nitens* Michd.
Succinea oblonga.
„ *putris* J. Brown.
(*S. amphibia* Drpn.)

Am Gallerthurm und der anderen Seite des Zwingers der früheren Befestigungen der Reichsstadt Ueberlingen liegt einige Fuss mächtig ein gelbbrauner Mergel, aus welchem obige 22 Conchylienarten gesammelt wurden. Das Gebilde wurde von Walchner als ein dem *Loess* analoges bezeichnet (s. Geognosie S. 710). Es enthält auch 2 Arten — *Succinea oblonga* und *Helix hispida*, welche zu den bezeichnenden und häufigsten des *Loess* gehören und 6 desselben gehören zu den gewöhnlichen, die Lösshügel noch bewohnenden Conchylien (*Helix pomatica* L., *H. nemoralis* L., *H. strigella* Drpn., *H. incarnata* Müll., *H. rotundata* Müll. und *Clausilia bidens* Drpn.). Ausser den schon genannten Conchylien (*Succ. oblong.* und *Hel. hispida*) finden sich nur weitere 3 Lössconchylienarten, als *Hel. pulchella* Müll., *Clausilia parvula* Stud. und *Limneus palustris* Drpn., also zusammen 5 Arten in dem Mergel und von ihnen erscheinen in demselben

am häufigsten beide Helixarten. *Succinea oblonga* ist eine ächte den Löss begleitende Landschnecke und findet sich nach Alex. Braun (v. Leonh. u. Br. Jahrbuch 1847) nicht allein unter den 30 Conchylienarten des Rheinthal-Löss, sondern auch in ähnlichen Gebilden der Donau (Linz, Pressburg), von Krakau und der Rhone (die „Terre à Pisé“) bei Lyon mit *Hel. hispida* und *Pupa muscorum*, während sie auf der heutigen Oberfläche dieser Gegenden zu verschwinden scheint. *Pupa muscorum*, welche nach A. Braun in Häufigkeit in dritter Zahl unter den Lössconchylien erscheint, mangelt dem Gebilde von Ueberlingen. Die Süsswasserschnecke *Limneus*, welches Genus im Löss sehr selten ist und durch eine Varietät *L. palustris variet. minor* A. Br. = *L. fuscus* Pf. vertreten ist, findet sich im Gallerthurmmergel als eine von genannter verschiedene Varietät = *L. palustris disjunctus* Mousson. Die übrigen 11 Conchylienarten finden sich theils im Torfe, im Röhricht und Lehm der Rheininseln und im Bodensee, theils noch lebend, wie an noch anderen Orten. Das Mergellager am Gallerthurme kann demnach nicht zu den Lössgebilden gezählt werden.

Walchner sprach in einem Vortrage an die naturhistorische Versammlung zu Gotha im Jahr 1851 über „Stücke eines alten Seeufers, worin Muscheln von *Helix arbustorum, H. hispida* etc. in kleinen Lagen von Sand und Geröllen liegen; diese liegen so hoch, dass wenn man rückwärts nach dem Höhgau hin eine Linie in gleicher Höhe (200′) zieht, diese die alpinischen Gerölle träfe, welche durch die jüngste Hebung auf diese Höhen gekommen sind.“ Das Mergelgebilde des Gallerthurmes kann hiebei nicht gemeint sein, denn dies liegt viel niedriger als 200′ und auch diese Höhe zu der des Bodenseeufers gezählt ergibt kaum die durchschnittliche Höhe der Ebene des Höhgaus, über welche die mit Geröllen bedeckten Tuffhügel sich noch einige hundert Fusse erheben.

B. Im Jurazuge des Randen bis zur Donau.

Die Thäler der Juraberge haben keine Geröllablagerungen, eckiger Schutt und Ackerboden füllen ihre Sohlen. Im Höhgau wurden die Gerölle der Juranagelfluhe von ihren ursprünglichen

Lagerorten, von den Bergabhängen und durch die Thäler tiefer abwärts geführt. Das 2 Stunden lange Engener Thal, das Thal der Aachquelle und andere des Jurakalkes zeigen keine Geröllbildung, deren Wasser versiegen meist, und nur stürmische atmosphärische Ergüsse und rascher Abgang des Schnees bewirken Fluthungen, dagegen liegen in den Spalten und Wannen der Höhen des weissen Juras Ablagerungen der

d) Bohnerze der Quartärperiode mit Resten der dritten Säugethierzone bei Neuhausen (= Bohnerze von Salmendingen, Ringingen u. a. O. der schwäbischen Alp).

Im württembergischen Gebiete befinden sich die Bohnerzlager von Neuhausen mit zahlreichen Thierresten verschiedener Wesenreihen, als *Palaeotherien*, *Anoplotherien*, *Anchitherium*, *Mastodon*, *Hippotherium*, *Dinotherium*, *Rhinoceros tychorhinus*, *Equus fossilis* und *Elephas primigenius*. Ganz nahe dieser Ablagerungen befinden sich die Bohnerze der Markung Liptingen innerhalb der badischen Grenze, in welchen man bisher noch keine Reste von Organismen finden konnte, ebenso in jenen von Hattingen und Biesendorf, wo man allein, wie mir bekannt, Haifischzähne fand. Unter ähnlichen Verhältnissen finden sich noch Bohnerzablagerungen auf der Breite bei Stetten, unweit Schaffhausen. In neuester Zeit gewann man Erze bei Neuhausen am Rheinfall und früher auf den Höhen zwischen Schaffhausen und Jestetten. Es lässt sich darum über das übereinstimmende Alter dieser Erze zusammen, obwohl sie sich so nahe liegen, nichts Bestimmtes angeben. Die rundlichen Thoneisensteinstücke haben mannigfaltige Gestaltung; sie sind kugelig, ellipsoidisch, walzenförmig und öfter geglättet, Hirsekorn- bis Nuss-gross und auf dem Bruche gewöhnlich ohne concentrische Schalung; in selteneren Fällen lassen sich mehrere dünne Schichten mit einem kleinen Kerne wahrnehmen (Honstetten). Grössere Stücke bergen häufig im Inneren einen Kern oder ein kleines Aggregat von Sand. Diese „Erzbohnen“ liegen in gelb- und rothbraunem Thoneisenstein und Thon zu lockerer Masse verbacken. Mit dem Erze kommen Gerölle von Kalk und anderen Gesteinen vor, nicht selten stecken im Bindemittel Glimmerblättchen.

O. Fraas (württemb. naturw. Jahreshefte 1858) machte auf ein besonderes Verhalten der Schichten des weissen Jura zu den Bohnerzen aufmerksam, welches sich aus dem Zustande der die Kalksteine bedeckenden Bodenarten und der Auflagerungsweise der Erze entnehmen lässt: Die Bodenarten der Deltakalke des weissen Juras sind schwarz und humusreich, die umherliegenden Kalkstücke dagegen gebleicht, während die Gammaunterlagen (Spongitenkalk) farbige Bodenarten tragen. Wenn Erze in dieser Schichte getroffen werden, so erfüllen diese deren regelmässige Spalten gangförmig und setzen oft bis zur Spongitenlage hinab. Die Epsilonkalke (plumpe Felsenkalke) haben eine braune eisenschüssige, beinahe kalkfreie, fast ausschliesslich aus Thon und Eisenoxyd bestehende Bodenart, in welcher angefressene und ausgehöhlte Kalksteine und die losgetrennten Feuersteine und Kieselmineralien zerstreut liegen; sie geben trockene Thäler und Albmulden. Diese Bodenfärbung gilt den Erzgräbern als ein empyrisches Vorzeichen naheliegenden Erzvorkommens. Die Bohnerze durchsetzen diese Kalke in Klüften, Spalten und Trichtern und enthalten zum Theil Thierreste der ältesten Tertiärperiode. Die Erze dieser soeben genannten und der Deltakalke folgen gesetzmässig einem Streichen, welches mit der Erhebungsrichtung der Alp übereinstimmt und den Stunden 4, 6, 8 angehört. Diese Beobachtungen (Achenbach's), insoferne sie das Streichen der vertikalen mit der Hauptrichtung des Gebirgszuges übereinstimmenden Spaltung angeben, sind für die Geologen dieses Gebirges sehr werthvoll. — In den Zetabänken, welche in unserem Gebiete oft sehr dick geschichtet erscheinen, findet sich das Erz in kesselförmigen Löchern von gerundeten Umrissen und 10—16′ Durchmesser, deren Wände ausgelaugt und die nebengehenden Sprünge mit fettem Letten erfüllt sind.

Diese schönen Beobachtungen vermögen über die Bildung der Bohnerze belehrend beizutragen. Sie wurden an verschiedenen Lokalitäten und Bohnerzgebilden geschöpft.

An organischen Resten ist das Bohnerzlager von Neuhausen reich und enthält vorzüglich folgende Arten verschiedener Zeitabschnitte in ungleich guter Erhaltung:

Palaeotherium crassum Cuv.
„ *magnum* „
„ *medium* „
„ *minus* „
Anoplotherium commune und
„ *secundarium* Cuv.
Palaeomeryx Scheuchzeri v. Mr.
Anchitherium Aurelianense „
Hippotherium gracile Kaup.
Dinotherium giganteum Kaup.
Mastodon angustidens Cuv.
Cervus, Knochenreste.
Equus fossilis L. adamit. Schl.
Rhinoceros tychorhinus Cuv.
Elephas primigenius Blb.
Zähne von *Lamna*.
(G. Jäger's Uebersicht der fossilen Säugethiere Württembergs.)

Diese polygene Fauna, deren Reste besonders reichlich als wohlerhaltene und abgerollte Zähne in dem Bohnerze getroffen werden, muss uns dazu bestimmen, diese Eisenerzablagerung den Quartärbildungen anzureihen. Die Zähne von *Palaeotherium* und *Anoplotherium* sind abgerollt und häufig, bei denselben liegen Knochen von *Equus* und *Cervus* sammt den übrigen Thierresten. Wir dürfen mit allem Rechte aussprechen, dass diese drei verschiedenen Wesenreihen angehörenden Thiere keinen gemeinsamen Untergang an dieser Stätte gefunden haben, sondern dass von diesen allein der Elephant und das Pferd während der letzten Epoche untergegangen und mit den Resten der erloschenen Reihen durch besondere Ereignisse wie Fluthungen nach einem Orte zusammengeführt worden seien, wofür auch die Abrollung und Glättung mancher Zähne, Zahnfragmente und Knochen spricht, auf welchen Umstand Quenstedt und Fraas wiederholt hinwiesen. Obschon die Höhen der Alp und ihre angrenzenden Theile während der Tertiärperiode aus dem Tertiärmeere und Fluthlande gehoben waren und ein langgestrecktes Plateauland darstellten, welches von den angeführten Säugethieren bewohnt werden konnte, so würde es dennoch aller Natürlichkeit und dem Entwicklungsgange organischer Wesen widerstreiten, anzunehmen, alle diese Thiere hätten einmal gleichzeitig mit einander oder zusammen gelebt. Nicht nur den älteren, wie den Palaeotherien und Anoplotherien, sondern auch neueren Geschlechtern sehen wir eine gewisse Grenze innerhalb ihres Erscheinens

und Vergehens gesteckt, fanden doch die Spanier beim Betreten des amerikanischen Festlandes keine Einhufer auf demselben lebend, obschon diese in dem Geschlechte des Pferdes in mehreren Arten fossil getroffen werden, also zur Diluvialperiode dieses Land bewohnt hatten, worauf Pictet zuerst aufmerksam machte.

Das eigenthümliche Vorkommen der Bohnerze sowohl in den Vertiefungen und Spalten heutiger vertiefter als erhöhter Stellen des Alpplateaus hatte zu den verschiedenartigsten Erklärungsweisen geführt und ausgezeichnete Männer des Wissens, vertraut mit den Verhältnissen des Gebirges, zur Lösung der Frage aufgefordert. Es kann weder in meiner Absicht noch Vorstellung liegen, durch eine neue, doch gegebenen Lehren verwandte Darstellung frühere Ansichten schwächen zu wollen. Die vorausgeschickten Beobachtungen O. Fraas's — Verhalten der Schichten des weissen Juras zu den Bohnerzen — sind im Stande, meine Ansicht zu stützen.

Die Bohnerzlager für sich tragen ein zweifaches Gepräge sowohl eines chemischen als mechanischen Niederschlages, worin die bestimmten Beziehungen der Entstehungsart zu suchen sind. Die substantielle Beschaffenheit der Bohnerze ist von dem herrschenden Kalkgebirge quantitativ so sehr verschieden, dass es kaum zu dem Anscheine gelangt, aus dieser die Quelle der Entstehung schöpfen zu können. In den Erzen von Liptingen fand man 57 % wasserfreies Eisenoxyd und 30 % Kieselerde nebst wenig Thonerde, Kalk und Zinkoxyd nebst anderen seltenen Metallen, und in Jurakalksteinen der Alp über 40 % thonige Beimengungen. Kalksteine des oberen Juras enthalten bis zu 40,5 % und Mergel des Spongitenkalkes 44,3 % Thones, während der Eisengehalt von thonreichen Gesteinen bis zu 6 % steigt und bei mittlerem Thongehalte des Kalkes bis zu 2 % herabsinkt und endlich beinahe dieser Beimengungen freie Kalksteine zu treffen sind. * Durch die einfache Auflösung Thon- und Eisen-

* Fehling und Kurr, Untersuch. versch. württemb. Kalksteine. Jahreshefte 1851. Es ist zu bedauern, dass die Gesteine hiebei nicht mit ganz

reicher Kalksteine an der Atmosphäre entstehen unter Abscheidung öfter ungefärbten Kalksinters ockerfarbige Thonbeschläge und Erden. Je reicher der Kalk an Thon, um so leichter ist derselbe der Zersetzung zugänglich und ebenso eisenreichere Partieen des Kalksteines. Waren ehemals diesem Processe die Bedingungen der Ausscheidung des Eisens (fluctuirendes Aussüssen der Zersetzungsschichte durch kohlensäurehaltige Wasser) günstig, so konnte sich dieses in nächster Nähe absetzen, sowohl als feinere Suspensionen, als auch durch Oxydation und Zersetzung eines im Wasser löslichen Carbonates und ebenso die Kieselerde des Erzes aus löslichem Kalksilikate. Es erfolgte hiedurch eine Scheidung des mechanisch dem Kalke beigemengten Thones von dem neugebildeten lockeren Hydrate des Eisens, während reiche atmosphärische Wasser nachhaltig auf Thon und Eisenabsätze fortwirkten und den Kalk in Lösung hinwegführten. So mochten wohl die Thonböden, die Eisenerze und Süsswasserkalkabsätze entstanden sein. Denken wir uns diesen Vorgang während jener unendlich langen Zeitdauer, während welcher die Alp über ihre Umgebungen in Ruhe erhoben war, fortwährend thätig, so mussten bedeutende Kalksteinmassen zerfressen und zerstört worden und Bodenarten und Eisenerze zu verschiedenen Perioden zurückgeblieben sein. Dass eine langdauernde Einwirkung atmosphärischer Wasser im Stande war, Höhlen und Vertiefungen, in welchen zum Theil heute noch Wasser dahin fliessen, zu bewirken und ebenso vorhandene erhärtete Absätze der Bohnerzmasse zu zerstören, hinweg zu spülen und in Klüften und Spalten mit Sand, Geröllen und Thierresten abzusetzen, kann man leicht zugeben. Von welcher Dauer die Erhebung der Alp schon sei, beweist nicht allein das Vorkommen von Thieren der ersten Säugethierperiode, Geschöpfe, welche weit älter sind, als alle dem Jura anliegenden Tertiärbildungen und welche die Höhen bewohnten, als das älteste Tertiärmeer (Eocen) diese von den Alpen (und Jura?) trennte, sondern auch die

---

concreten Bezeichnungen, wie sie uns Quenstedt's Eintheilung bietet, in der Schrift versehen sind.

Wahrnehmung, dass die Alphöhen von Ablagerungen der Kreidegebilde nicht erreicht worden sind. Es konnten somit vor dem Auftreten der ersten Säugethiere schon Bohnerze gebildet worden sein, welche sich an Stellen absetzten, wo spätere Fluthungen nicht hingelangten und wodurch diese älteren Bohnerzablagerungen von der Vermischung mit den Resten der ersten sowohl, als auch der der zweiten und dritten Säugethierfauna frei blieben.

II. Bildung des Rheinthaleinschnitts (Escher) und Bodenseebeckens.

Die Quartärbildungen als Nagelfluhe, Gerölle, Sand, Thon und Irrblöcke, welche als grossartige Flussbildungen sich aus den Thälern der Alpen, namentlich des grossen Rheinthales über das Land zwischen dem Jura und seiner Ausläufer und dem Alpengebirge selbst ausbreiteten, befinden sich nicht alle mehr auf ihrer ersten Ablagerungsstätte. Heute haben Donau und Rhein die Wasserscheide ihres oberen Mittellaufes gemeinsam im Gebiete derselben alten, überwiegend dem Rheine zukommenden Geröllbildungen und diese liegen, in wahrer Berghöhe erhaben, über den heutigen Flussrinnen und dem Spiegel des Bodensees, in dessen Becken an den Einmündungen der Flüsse, besonders des Rheines, Schuttterrassen aufgebaut liegen. Der heutige Bodensee versieht die Stelle eines Klärungsgefässes, denn der ausfliessende Rhein entführt demselben weder Detritus noch gar Gerölle. Was wir an Thälern, Stromrichtungen, Stromwällen und Hochgestaden treffen, ist weitaus in Mehrheit die Erschaffung späterer Fluthungen, oder deren letzte Erzeugnisse als Süsswasserkalk und reiche Torfmoore der Zeit der Ruhe.

Zur ältesten Geröllbildung gehören die Gerölle der Nagelfluhe, welche niemals zu der Grösse jener der losen Geröllablagerungen gelangen und gegenwärtig noch bestimmte Höhen als diluviale Nagelfluhe bedecken. Auf diese erste Geröllbildung folgte wohl die grossartige

Verbreitung der Irrblöcke durch Eisschemel. Grosse Uebergletscherungen mochten durch Abschmelzen grosse Wassermassen nach dem Geröllande geführt haben, wodurch — viel-

leicht erstmals — ein Durchbruch nach dem Rheinthale entstund, welcher sich vertiefte. Durch dieses Niedergehen der Gewässer erfolgten Auswaschungen des Bodens, es entstanden sowohl in den Geröllablagerungen, als den Tertiärbildungen kleine Thäler. Massen der diluvialen Nagelfluhe wurden hiebei aufgelockert und als loses Gerölle fortgeführt, oder ihre cohärenten Partieen rollten davon und bildeten Nagelfluhgerölle unter den gewöhnlichen Geröllablagerungen. Der Rest des früheren Bodens, welcher nun durchfurcht erscheinen musste, blieb als das heutige Hochland und über demselben die erratischen Blöcke in ihrer ursprünglichen Ausbreitung zurück, während andere verschüttet oder längs den neugebildeten Thälern fortgerollt wurden, wo grössere derselben (von 10—11′ Diameter), kleine Katarakte bildend, in spitzen Thalsohlen liegen blieben.

Die Gerölle selbst erfüllten das untere Rheinthal, während die lockeren Molassesandsteine als feinerer Detritus sich nur aus dem Zustande schwächerer Strömung am Rande derselben abzusetzen vermochten und so bildete sich der Löss im weiten Rheinthale am Fusse der Vogesen und des Schwarzwaldes und weiter abwärts bis Bonn. Die Strömung nach dem Ausflusse als Rhein schien sich hiebei wiederholt geändert zu haben und der Einschnitt zwischen dem Schiener- und Stammheimer Berge ist wohl zu allerletzt entstanden.

Die Phonolithe und Basalte des Höhgaus hatten zu dieser Zeit sowohl die Gesteine des Juras, als der Tertiärablagerungen durchbrochen und der Kaiserstuhl im Breisgau setzte sich der Strömung schon entgegen, denn auf demselben und besonders an seiner Nordseite, welche der Strömung nicht zugekehrt war, setzte sich der Löss in mächtigen Flötzen ab (Schill, die Basalte des Höhgaus, Jahrbuch 1857, und dessen geognost. Beschr. des Kaiserstuhlgebirges, 1854).

Die Bildung des Bodenseebeckens geschah durch Einsenkung und diese Katastrophe war wohl von heftigen Erschütterungen begleitet. Es ist denkbar, dass zu dieser Zeit die schlanken Basaltkegel des Höhgaus zertrümmert wurden und ihre Gesteine zum Theil auf die Geröllablagerungen am Fusse der Berge in

Sturzwällen niederfielen. Dass die Bildung einer Terrainvertiefung wie das Seebecken in Mitte eines verzweigten Stromthales wieder Aenderungen des Bodens bewirken musste, ist natürlich. Dahin sind besonders die Bette der sich heute in den See ergiessenden Bäche und Flüsse zu rechnen, ferner die Bildung mancher Hochgestade. Immerfort hatte sich der Abfluss des Rheines erniedriget, wodurch die bei Schaffhausen und weiter abwärts beiderseits sich hinziehenden Terrassen gebildet wurden, während wir oberhalb derselben noch Wirkungen früherer höher gegangener Strömungsthätigkeit wahrnehmen können. Mit dem Sinken der Stromschnelle dortselbst vertiefte sich auch das Flussbett der kleinen Bieber zwischen Hochgestaden der Geröllablagerungen. Der Bodensee hatte aber während dieser Zeit seine Abflussstelle nicht vertieft, einige historische Wahrnehmungen sprechen selbst für eine Erhöhung derselben. Eine weitere Entwicklung dieses Gegenstandes würde über den vorgesteckten Rahmen dieser Schrift hinausgehen.

Thiere sowohl als Pflanzen konnten sich bei einem so schnell abwechselnden Zustande von Land und Gewässer, bei der Entstehung dieses Fluthlandes kaum niederlassen und es erscheinen deren Reste darum auch sehr spärlich, wie wir dies übrigens auch in ähnlichen älteren Bildungen, wie Conglomeraten, wahrzunehmen haben. Die Pflanzen (als diluviale Kohlen von Mörswyl, Utznach und Dürnten) wuchsen nicht an Ort und Stelle, sondern wurden durch Gewässer herbeigeführt. Die wenigen Säugethierreste, welche schon in der Baar häufiger getroffen werden, scheinen nur auf der Ebene des Höhgaus, wohin sie vom zusammenhängenden Hochlande der Juraberge gelangt sein mochten, gelebt zu haben. Aber seit dem Zustande der Ruhe bis zur Gegenwart erwiesen sich die genannten mehrfachen Gestaltsveränderungen des Bodens von Nutzen für die Pflanzen- und Thierwelt, für welche hiedurch nicht allein eine tiefere, geschütztere und bewässerte Heimath, sondern auch eine bessere Bodenmischung für das Pflanzenwachsthum, als dies die Molassesandsteine allein zu bieten vermochten, bewirkt wurde. Ueberall, wo die Gehänge nicht allzu steil sind, erscheint die Molasse unter

einander getrennten Welten lebe, in einer Körperwelt, welche wir durch die Erfahrung der Sinne, und einer Geiſterwelt, welche wir durch die bloße Vernunft vermöge ihrer Begriffe erkennten. Kant war von dieſer Behauptung im Allgemeinen überzeugt und durchdrungen; in ihr beſtand der ſtarke moraliſche Pulsſchlag ſeines Lebens und der Grundtrieb ſeines Philoſophirens. Dennoch ſah er ſich genöthigt, bei dieſem Wolfiſchen Satz einen ſehr erheblichen Zweifel anzubringen, dadurch, daß er auf mannichfaltigen Denkwegen es erprobte und hernach auch in ſeiner Vernunftkritik unter dem Titel der Antinominen bewies, daß jenſeits der Grenzen der Erfahrung durch bloßes Denken keine ſichere Erkenntniß möglich ſey. Er fand auch, daß die Erkenntniſſe, welche uns die Pſychologie am Leitfaden der Erfahrung bietet, lange nicht hinreichen, ein ſolches Leben der Menſchennatur in zwei entgegengeſetzten Welten zu bewahrheiten. Weil er aber von dieſem Leibnitziſchen Satz moraliſch überzeugt war, ſo ergriff er zu ſeiner Beglaubigung den Weg der moraliſchen Poſtulate. Und ſo ſtellte ſich in ſeiner Philoſophie dem empiriſchen Bewußtſeyn das moraliſche Bewußtſeyn entgegen als eine Erfahrung von höherer Natur, und rückte gleichſam der gemeinen ſinnlichen Erfahrung als eine Gegenerfahrung aus einer anderen Welt ins Angeſicht. Und hierher ſtammt nun die energiſche Gewalt, womit das Kantiſche Syſtem den Geiſt vom flimmernden Lichte des Erfahrungsbewußtſeyns in die einſame Nacht des moraliſchen Selbſtbewußtſeyns treibt. Es treibt nicht mit der Gewalt des ſpekulativen Gedankens, ſondern mit der des moraliſchen Zwangs. Es zwingt die Seele zur Anerkennung ihrer eigenen Freiheit; es zeigt ihr die Mittel, dieſelbe keiner Art von wiſſenſchaftlicher Verlockung zum Raube zu laſſen. Es fordert eben dadurch auch auf, unter den vielen Perſonen, die in uns zu ſtecken pflegen, beſonders den freien Philoſophen in uns hervortreten zu laſſen, und uns nicht tiefer in das Gedränge und Gewühl der geſchäftigen Erfahrungswelt einzutauchen, als ſo, daß es uns noch von Zeit zu Zeit möglich wird, die bunte Uniform, in welche uns ein ſolches Leben kleidet, als einen fremden Schmuck von den nackten Gliedern der Seele zu werfen, gleichwie der große Baco von Verulam am Abend nach vollbrachter Arbeit ſeinen Lordkanzlerſchmuck verachtend auf den Seſſel zu werfen pflegte mit dem Ausruf: „Da lieg', Lordkanzler von England!“

einer einige Fuss und mehr sie bedeckenden Maske von Diluvium; doch ist dies in der Höhe und der Tiefe durchschnittlich von etwas abweichendem Bestande und man kann sagen, in der Tiefe weniger reich an erdigen Theilen, als auf dem Hochlande, was der früheren und noch fortwirkenden Thätigkeit der Gewässer zuzuschreiben ist.

A. Escher von der Linth sprach sich über den Folgengang der Umwälzungen während der Quartärzeit, also nach Absatz der jüngsten Tertiärgebilde dahin aus, dass, wie noch aus den Störungen der Molasseschichten und der ursprünglichen Lagerung der Diluvialgebilde deutlich hervorgeht, sowohl die nördlichen Kalkmassen, als auch die Molasse durch einen aus Südosten wirkenden Druck „auf mehrere Stunden Breite zusammengedrängt, giebelförmig aufgerichtet und in mehrere Längenketten vor Absatz des Diluviums aufgebrochen sei," wobei zugleich auch Querthäler der Aar, Reuss, Linth u. s. w. und wohl auch die meisten Alpseen (am Nordrande der Wallenstädter-, Vierwaldstätter-See u. a.) entstunden (Escher, Uebersicht der geologischen Verhältnisse der Schweiz. Zürich 1847). Die Wirkungen des seitlichen Druckes erstreckten sich aber am Bodensee nur bis zum beiderseitlichen Ausgange des Rheinthales, wo die Molasseschichten noch ungewöhnliche Aufrichtungen zeigen, sich aber nach den übrigen Umgebungen des Bodensees, ausgeschlossen eines ganz allmähligen Ansteigens nach dem Nordende des Ueberlinger Sees, eher horizontal als aufgerichtet hinziehen. Da auf beiden Ufern des Bodensees die Schichten innerhalb des gleichen Streichens (von NO nach SW) und Fallens (vorherrschend nach SO) auch in Höherlage die Uebereinstimmung ungestörter Lagerung aufweisen, so kann nicht daran gedacht werden, die Entstehung des Beckens als eine Erhebungsspalte zu erklären, dagegen weisen diese Umstände auf ein Einbrechen oder Senkung des Bodens nach bedeutender Tiefe hin und zwar zu einer Zeit, nachdem die grossen Fluthlandbildungen beendet gewesen sein müssen. Ganz nahe dem Bodensee schienen zur Zeit seiner Bildung gleichfalls Senkungen im nördlichen Theile des Höhgaus stattgefunden zu haben, da sich dort mehrere kleine Thäler gegen die Geröllebene und

ihre Hügel öffnen, welche keine Spur einer Geröllbedeckung zeigen, während andere über 200′ hoch beiderseits der Thalwände hinauf mit Geröllen übersät erscheinen.

Bei der Befragung einiger Verhältnisse des Vierwaldstätter-Sees gelangt man zu der Vermuthung, dass dieser und der Bodensee gleichzeitig entstanden sein möchten und dass die Ursache der Nichtverschüttung beider Seebecken durch die herbeiströmenden Geröllmassen in einer Eisbedeckung aus den Alpen vorgerückter Gletscher bestanden haben mochte, was dadurch um so mehr Anschein gewinnt, indem sogar auf der Höhe von Morschach, hoch über Brunnen am Vierwaldstätter-See, vereinzelte kleinere und über 10′ Diameter haltende Gotthardsgesteine und nach Hrn. Dr. Lusser's mündlicher Mittheilung weiter aufwärts im Reussthale über dem Ausgange des Schächenthales und bei Urniberg Gletscherwälle, jedoch ohne Felsglättungen und Geröllbegleitung, zu finden sind. Ja bei Rigidächli erscheinen dieselben Gesteine in einer lückenhaften, das Goldauer Thal rechtwinklig durchschneidenden Linie. Die Verbreitung der Irrblöcke am Bodensee ist aber eine ganz andere und kann nur durch Vermittlung auf dem Wasser daher schwimmender Eisschemel entstanden sein.

Dem Dasein des Löss wurde, ungeachtet dessen grossartigen Auftretens im Rheinthale und den verhältnissmässig geringen erhaltenen Anzeichen der Gletscherwirkungen auf die Gesteine der Alpenthäler, schon öfter die Entstehung aus Gletscherdetritus beigelegt, ohne sich Rechnung darüber zu erstatten, wohin die grossen Massen der feinsandigen, fast nur aus Quarzsand und Glimmerblättchen bestehenden Molassesandsteine, welche einst die Füllmasse der heutigen Auswaschungsthäler bildeten, gelangt sein mochten, obgleich dieselben sich weder als Gerölle noch Sand unter den fortgeführten Geröllmassen aufweisen lassen. — Donau, Rhein und Rhone, welche alle in ihrem Mittellaufe das Gebiet der Molasse und der Irrblockzerstreuung durchlaufen, werden an ihrem Unterlaufe von Lössablagerungen begleitet, während andere Flüsse, wie der Tessin und die Adda, obwohl sie in ein Gebiet fortgetriebener Irrblöcke in der Lombardie eintreten, keine Löss-

ablagerungen an ihren Gestaden führen, aber auch kein Gebiet von Gesteinsarten durchströmen, welche petrographische Aehnlichkeit mit weichen Molassesandsteinen besässen. Nur die harten Einlagerungen des Molassesandsteines und einige Bänke der subalpinen Molasse nebst den schon vorhandenen Rollsteinen ihrer Nagelfluhe vermögen Gerölle zu bilden; die weit überwiegenden Gesteinsarten der Gesammtbildung aber sind ihrer Weichheit wegen nicht im Stande, Gerölle aus sich entstehen zu lassen.

„Denn als sie hinschmolz, als sich die Erde neu
Sehnsüchtig aufthat, flutheten grauenvoll,
Dem Guss und Sturz der Wasser weichend,
Weg die Molassen als Löss in's Rheinthal!" *

Verbreitung und Lagerungsverhältnisse der Tertiär- und Quartärbildungen.

A. Des Hügellandes am Bodensee.

Wie durch die allgemeinen Vorausschickungen über die Tertiär- und Quartärbildungen des badischen Seekreises besagt wurde, kann eine direkte Lagerungsfolge der Tertiärbildungen des Hügellandes um den See mit jenen des Randen und Höhgaus nicht nachgewiesen werden. In den Umgebungen des Bodensees erscheinen somit von den angeführten und beschriebenen fünf tertiären Stufen drei und die in beiden Gebieten gleich verbreiteten Quartärgebilde und von letzteren hauptsächlich in mächtiger Entwicklung die Nagelfluhe. An Masse betragen am meisten die untere Süsswassermolasse der (drei) unteren Süsswasser- und Landbildungen und die obere Süsswassermolasse der (vier) oberen Land-Süsswasser und Meeresbildungen. Im Uebrigen sind dem Bodenseegebiete eigenthümlich:

III. Untere Süsswasser- und Landbildungen als Landschneckenkalk und unterer Süsswassermolasse-Sandstein.

IV. Obere Land-Süsswasser- und Meeresbildungen als Muchelsandstein und obere Süsswassermolasse.

---

* Aus C. F. Schimper's alkäischen Versen über die Eiszeit. 1837.

V. Land- und Süsswasserbildungen als Oeninger Schiefer, (Littorinellenkalk) = Kalk, Mergel, Stinkstein und Braunkohlen, die Lignitbildung.

In den Umgebungen des Ueberlinger-Sees bis zum Hochlande sind alle obigen Tertiärstufen repräsentirt und gelangen zu noch mehr vollkommener Entwicklung, als dies im Klinggaue nahe dem Rheine in der Umgegend von Eglisau, im unteren Tössthale und am Kohlfürst bei Schaffhausen beobachtet werden kann (Profil II und III). Die Berge von Heiligenberg, Höchsten- und Göhrenberg bei Markdorf auf östlichem Bodenseeufer und Schienerberg am Radolfzeller-See und Rheine werden nur aus den Stufen IV und V gebildet.

Umgebungen des Ueberlinger Sees.

Der Landschneckenkalk bildet am Fusse des Berenberges bei Hoppetenzell die unmittelbare Unterlage der mächtigen unteren Süsswassermolasse und ist dort bis zu 45°, nach dem Molasselande hin südlich einfallend, aufgerichtet. Der weisse Jurakalkstein gehört den dickgeschichteten Zetakalken an. Ein rauhes Kalkconglomerat trennt die unteren dolomitischen Bänke des Landschneckenkalkes von dem Jura. Die Bänke erreichen eine Dicke von 4′ und werden für den Kalkofen zur Darstellung hydraulischen sogen. Wetterkalkes gebrochen, nach oben folgen die bei der Beschreibung der Formationen geschilderten Mergel- und Kalkbänke mit *Helix rugulosa* v. Martens, *Cyclostoma bisulcatum* Zieten und *Planorbis solidus* Thom., welche Petrefakte sich aber auch schon in den unteren dolomitischen Bänken, hier aber meist als mit Kalkspath ausgekleidete Räume der Conchylieugehäuse, zeigten. Die *Chara*, als Samen- und Pflanzenabdrücke, gehört vorzüglich einer graubraunen Kalkmergelschichte an, welche am Mühlbuck bei Hoppetenzell in die Mitte der Höhe des Hügels zwischen den bunten Mergeln lagert. Die Schichten, welche im Berenbergthälchen nächst dem Jurakalke stark gehoben erscheinen, fallen im Hottenloch, unterhalb des Stengelehofs und bei der neuen kleinen Mühle im Schmiedbachthälchen unterhalb dem stattlichen Altschorenhofe sanft südlich ein und stehen hinter

dem Hochofen von Zizenhausen mit ihren Mergeln an. In der Mitte des Thales von Hoppetenzell nach der Schmelze von Zizenhausen sind die Zetakalke unter schwachem südöstlichem Fallen unter einer 40′ mächtigen Lehm- und Gerölllage und Rudimenten der Landschneckenkalkbildung durch Steinbruchbau eröffnet worden. Beiderseits unterhalb dem Schmelzwerke und der tiefer im Thale liegenden Hammerschmiede sind die Thalseiten mit Gerölllagen, Sand und Lehm bedeckt. Bei der Remschmiede beginnt auf der linken Thalseite die untere Süsswassermolasse als Sandstein und Mergel hie und da zu Tage zu treten, das gleiche Gebilde erscheint in grösster Entwicklung nun, wie dies durch das Profil II dargestellt wird, in vierstündiger Länge bis Ueberlingen und noch weiter südlich. Nachdem die bunten Mergel des Molassesandsteines, welche sich in demselben unter allmähligem Südfallen hindurchziehen, zuletzt an den Faletschen der Strasse von Sipplingen und in den allernächsten Umgebungen dieses schönen Uferdorfes an die Oberfläche getreten sind, dann aber südlich nicht mehr zu Tage kommen, wurden dieselben durch die artesische Bohrung auf der Hofstatt in der Stadt Ueberlingen in einer Tiefe von 112′ wieder getroffen und halten bis zum Ende der Bohrung von 324′ unter der Oberfläche an.

Gegenüber diesem Ufer zieht sich die untere Süsswassermolasse mit ihren bunten Mergeln, ebenso allmählig südlich einfallend, dem Ufer von Bodmann entlang bis an den Fuss des Steilrandes der Hügel um Langenrain und Wallhausen, an welch letzterem Orte sie unter mächtigen Geröllablagerungen verschwindet. Bei Güttingen und im Dettelbachthale führt die untere Molasse nur wenige und schwache Mergelflöze.

Am Seeufer von Ludwigshafen traf man in etwas südlicher Entfernung, nicht viel höher als die Seehalde, schwache Braunkohlen-Einlagerungen, und Herr Ullersberger führt in seinem Bohrjournale Kohlen bei einer Tiefe von 241′, also innerhalb der bunten Mergel, an.

Am Berlingerberge zwischen Zizenhausen und Stockach erscheint nun als Theil der oberen Land-Süsswasser- und Meeres-

bildungen der meerische Muschelsandstein in einer bis zu 40′ mächtigen, nur mit Gerölln und Dammerde bedeckten Ablagerung, in welcher der grösste Steinbruch in dieser Bildung betrieben wird. Als Unterteufendes erscheinen die oberen, an harten Einlagerungen reichen Straten der unteren Süsswassermolasse mit Knauern, die Knauermolasse der Schweizer. Die in dieser Gegend häufig besuchten „Heidenlöcher von Zizenhausen“ sind in den weichen Sandstein getriebene stollenartige Bauten, welche eine harte Einlagerung zum Dache haben. Der kleine Fusspfad, welche der Sandsteinwand durch Einhauen abgerungen wurde, ist recht dazu geeignet, die Knauerbildungen zu beobachten, denn diese ragen hier als weit hervorspringende Gesimse an der Wand hervor und öfter hat sich auf denselben eine kleine Föhre niedergelassen. In dem Muschelsandsteine des Steinbruchs gewahren wir die bei diesem Gesteine und dem miocenen Grobkalke beschriebene eigenthümliche, zur Lagerfläche unter spitzem Winkel stehende Absonderung. Der Sandstein hier ist sehr grobkörnig und reich an Quarzkörnern und Muscheltrümmern; diese weniger thonigen Abänderungen geben einen guten Baustein, der sich, obgleich nicht fein, verarbeiten lässt. Von hier folgt diese Ablagerung dem öfter durch Diluvium verdeckten oder unterbrochenen Zuge unter Beibehaltung der vorherrschenden Eigenschaften über Burgthal, Zoznegg bis Mindersdorf, wo derselbe um Kühnberg einen sehr groben conglomeratischen Sandstein darstellt, welcher reich an organischen Resten, besonders *Pecten scabrellus* ist. Südwestlich von dem zuerst genannten Punkte erhebt sich die Nellenburg mit reizender Fernsicht. Der nach drei Seiten dachig steil abfallende 400′ hohe Hügel ist auf seiner Spitze durch eine 4 — 5′ mächtige, einige Quadratruthen betragende Decke von Muschelsandstein gegen allzu rasche Zerstörung geschirmt und westlich von hier wurde Muschelsandstein durch die nun verlassenen Steinbrüche von Neuzingen aufgeschlossen. Das Gestein erscheint hier in allen Zuständen, wie sie den anderen Lokalitäten des Muschelsandsteines einzeln sonst eigenthümlich sind und hiebei ist dasselbe sehr verschieden und verbogen abgesondert. Harte Kalkbänke

durchsetzen die Absonderungen des Sandsteines, oder sie grenzen sich plötzlich ab und das übrige Gestein umschliesst dieselben. Die Absonderungsklüfte sind öfter mit erhärteten Mergeln bekleidet, oder in seltneren Fällen sitzt ein Knoten der Röhren von *Teredo navalis* in denselben. In diesen Steinbrüchen ist der früher erwähnte Uebergang des meerischen Sandsteines in das Süsswassergebilde deutlich zu beobachten.

Im Forste Schneid bei Burgthal sind Schichtenstörungen des Muschelsandsteines zu beobachten und am Waldsäume nach der Landstrasse steht die unterteufende Süsswassermolasse mit zahlreichen harten Einlagerungen an, welche im Sandsteine verbogen und gefaltet sind. Man denke sich jedoch hiebei als Ursache dieser Abweichungen keine eruptiven Einwirkungen. Schichtenneigungen kommen an steilen Abhängen im Molassesandsteine (zwischen Ueberlingen und Sipplingen, bei Stahringen, bei Stein am Rhein etc.) öfter vor; sie entstunden durch Herabsinken und die Faltungen des Sandsteines sind ursprüngliche Bildungen. In östlicher Entfernung von hier ist der Sonnenberger Hof, über welchem der Muschelsandstein wieder unter einer Diluvialdecke hervor zu Tage geht. Das Gestein ist hier ausgezeichnet durch das häufige Vorkommen der Bohrungen von Lithodomen. Die marine Sandsteinbildung zeigt sich nun in den südlichen Umgebungen (des Winterspürer Thales) nicht mehr, dagegen die untere Süsswassermolasse mit bunten Mergeln. Die grösstentheils bewaldeten und mit Diluvium als Geröllen und Sand bedeckten Hügel von Walpertsweiler, Laubegg, Airach setzen unterbrochen durch die Erniedrigung, welche den Strassenübergang von Stockach nach Ludwigshafen bildet, bis Wahlwies fort und zeigen an ihrem Fusse in den Thälern öfter die bunten Mergel in Wechsellagerung mit dem Sandsteine.

An der Strasse von Ludwigshafen nach der Höhe von Bonndorf finden wir den Muschelsandstein wieder in dicken Bänken sehr groben conglomeratischen Gesteines und nun erscheinen alle seine übrigen Ablagerungen in mehr sandigem und kalkigem Zustande.

In dem schluchtartigen höchsten Theile des Tobels „Rosshimmel“ zwischen dem Stadleberg und Hüttenberg, unterhalb dem Bauhof wurden von Hrn. Stadtrechner Ullersberger in ungefährer Höhe von 450′ über dem Seespiegel ein Braunkohlenflötz getroffen und bis auf eine Strecke von 130′ abgebaut. Das Flötz hatte bei 80′ Erstreckung im Gebirge die höchste Mächtigkeit von 15″ und als Liegendes und Hangendes einen graublauen Thon gezeigt. Diese Bildung gehört der Lignitschichte, also der jüngsten Tertiärbildung an. Die Kohle hat den geringsten Antheil am Flötz, meist bildet die Sohle desselben eine von Schwefelkies stark durchsetzte, einige Linien bis wenige Zolle mächtige Pechkohle, worauf blättriger Braunkohlenthon liegt. Das Gefälle des Flötzes ist kaum merklich, ist aber nun am Ende des Stollens bei 130′ plötzlich in ein deutliches Südostfallen übergegangen.

Die näheren Umgebungen Ueberlingens, zunächst die steilen Berggehänge um das Uferdorf Sipplingen bieten mit Ausnahme des Landschneckenkalks einen vollkommenen Aufbau aller Tertiärbildungen des Bodensees dar. Die vom Hauptgebirge getrennt vorstehenden kegeligen und steilen dachigen Hügel bestehen aus unterer Süsswassermolasse mit bunten Mergeln und aus dem Sandsteine dieser auch die beschriebenen Sandsteinsäulen des Rothweilers. Zunächst um das Dorf Sipplingen herrschen die Mergel vor, darauf steigt höher bis zu dem Muschelsandsteine in einer Mächtigkeit von etwa 300′ der Sandstein der unteren Abtheilung empor. Von Sipplingen an der Steige aufwärts nach der Höhe, über welche die Strasse nach Hödingen und dem Bonndorfer Thale führt, erscheinen, sämmtlich unter schwachem südöstlichem Fallen, zuerst die besagten bunten Mergel und nach diesen der Molassesandstein der unteren Abtheilung, er ist reich an harten kalkigen Einlagerungen und öfter schiefrig. Vom Seeufer bis zur oberen Grenze hat diese untere Süsswassermolasse eine Mächtigkeit von etwa 300′ erreicht und nun folgt eine nach unten und oben in die älteren und jüngeren Süsswassersandsteine übergehende sandige Ablagerung mit einzelnen Schalen von Pecten und Ostrea, welche den Muschel-

sandstein darstellt. Die diese Meeresbildung überlagernde obere Süsswasserstufe, der Sandstein der oberen Süsswassermolasse reicht herauf bis zur Höhe des Strassenüberganges als lockerer Sandstein, bald aber wird derselbe in nördlicher Richtung von der Steige von der jüngsten Tertiärbildung V (den Land- und Süsswasserbildungen) als Kalksteine und Dolomite der Lignitenbildung überlagert. Eine Kalkbank mit dolomitischen Mergeln, in welcher verkalkte Conchylien, als *Helix Moguntina*, Limneen und Planorben vorkommen, wurde hier zum Zwecke der Darstellung hydraulischen Kalkes aufgedeckt, also gerade wie am Albis in der Schweiz diese Bank aufgesucht und zu dem gleichen Zwecke verwendet wird. Der Kalkstein ist sehr bituminös, fast weiss und enthält eine Menge mit Kalkspath ausgekleidete Hohlräume von Gehäusen und feinen Kalkspathschnüren. Die nördlich von hier und über 1000′ über dem Seespiegel sich erhebende Geröllhöhe ist das „Kalkholz.“ Von den kleinen Kalkbrüchen der Steige zieht sich eine oft im Rutschen begriffene schmale Terrasse nördlich dem steilen Abhange des Berges entlang bis zum Fusse der Kanzel bei Haldenhof hin. Hier in der Nähe unterhalb der Kanzel in einem Fohrenbestande mit Grasplatz am Fusse einer stets nassen Faletsche ist die Nonnenebene. Das hier anstehende Gebilde ist ein weicher, schiefrig sich absondernder, lockerer, glimmeriger Sandstein, welchem in Mitte seiner horizontalen Lagerung ein dunkelgrauer Mergel mit feinen Glimmerschüppchen eingelagert wird, derselbe hat seiner Farbe wegen zu einem Versuchsbau auf Braunkohlen jüngst verleitet. In dem Mergel und Thone stecken eine Menge zerdrückter brauner Schalen von Conchylien, unter welchen erhaltene Gehäuse von *Helix Moguntina* Desh., *Limneus pachygaster* Thom. und *Planorbis solidus* Thom. erkannt wurden. Die Höhen oberhalb der Nonnenebene werden mit einer etwa 40′ dicken Ablagerung von diluvialer Nagelfluhe bedeckt, nachdem zuvor noch die sandigen oberen Schichten der Lignitenbildung diese letztere überlagert haben. Diese sandigen Schichten erlangen wohl eine Mächtigkeit von 70′ und enthalten in ihren obersten Partieen zahlreiche Einlagerungen plattenartiger harter Schichten.

An den steilen, theilweise unzugänglichen Berggehängen unterhalb des Haldenhofs kommt die untere Süsswassermolasse mit Mergeln, sporadisch der Muschelsandstein und die diesen überlagernden obern Süsswassermolasse wieder in reichlichen Entblössungen zu Tage. Vergeblich sucht man nach der Lignitenbildung und nirgends stösst man auf Einlagerungen von Kohle. Der Muschelsandstein, über welchen der steile Fusspfad vom Haldenhofe, an der Burg Althohenfels vorüber, nach Sipplingen führt und wobei er zu den Füssen erscheint, hat hier ganz seine petrographischen Merkmale und sein rauhes Ansehen verloren, seine Region wird hier allein durch Steinkerne von *Cardium*, *Citherea*, von *Cassis* und *Natica* angezeigt. So auch noch an andern Orten, wie am Waldwege vom Dobelwald herab nach dem Rothweiler, woselbst die marine Bildung des Muschelsandsteins eine kurze Strecke unter Erzeugung von Rutschflächen herabgegleitet ist, im Spezgarttobel, sodann in der Nähe der Süssenmühle und noch weit unvollkommener ganz nahe Ueberlingen. Die Lignitenbildung wird erst wieder in der Gegend von Nussdorf und Deisendorf, hier als Stinkstein, dort als Braunkohle wahrgenommen.

In dem schluchtartigen, kleinen, romantischen Thälchen, dem „Spezgarttobel", erscheinen in horizontaler Lage Sandsteine, dieselben werden jenseits des hoch überbrückten kleinen Baches als Bausteine gebrochen. Die Bänke des Gesteines sind dick und ihnen ist eine sehr harte Bank eingelagert. In dieser Bank, welche nahezu einen Kalkstein bildet, finden sich Schalenstücke von Pecten, Cardien und Ostreen. Sie geht in den Sandstein, wie an andern vorhin gelegentlich erwähnten Stellen, über.

Auf der Höhe von Hödingen, beinahe an den Rand der hohen nach dem Ufer bei Goldbach steil abfallenden ungeschichteten Sandsteinfelsen hinaus reichend, geht wieder Muschelsandstein als eine 5—8′ dicke geschichtete, nur von einigen Fussen Geröllablagerung bedeckte Sandsteinbildung durch Steinbruchbau erschlossen zu Tage. Diese Bildung erscheint vorherrschend als Sandstein, wie der der unteren Molasse oder grobkörniger, dann als Kalkstein und wird härter. Hier finden sich viele Lamna-

Auf dieſe Art entſtand bei einem Manne, der in hohem Grade von der Gemüthsart erfüllt war, die das Alterthum eine philoſophiſche nannte, eine Lehre, in welcher ſich eben dieſe Gemüthsart beſonders getreu und wahr abbildete. Von einem klaren und ſcharfſinnigen Denken geſchärft, wurde in ihm die Sinnesart eine Senſe, vor deren mächtigem Schwung alle früheren Syſteme wie gemähetes Gras zuſammenſanken, aber auch zu einem Pflug, der den philoſophiſchen Acker mit tieferen Furchen als jemals urbar machte, und zu neuen blühenden Saaten zubereitete.

Und zwar ſind es drei neue in Bewegung geſetzte philoſophiſche Triebräder, durch deren Energie die Kantiſche Philoſophie in der Wiſſenſchaft umwandelnd gewirkt hat. Das erſte Rad iſt die Kantiſche Methode des Wiſſens, das zweite iſt die Kantiſche Deduktion des Glaubens, das dritte iſt das Kantiſche Moralgeſetz. Ein genaues Studium der Kantiſchen Schriften ergibt, daß, ſo ſehr auch die Neueren in Methode, Form und Inhalt der Wiſſenſchaft wieder von Kant ab- oder vielmehr zurückgewichen ſind, es dennoch jene drei Triebräder ſind, die ihren Syſtemen nicht allein den erſten Anſtoß gegeben haben, ſondern deren geheimem Fortarbeiten ſie auch ihre ganze innere Organiſation verdanken. Die Arbeit der gegenwärtig thätigen Tochterſyſteme Kants, namentlich des Hegelſchen, iſt, Brücken zu ſchlagen über die ungeheure Kluft, die ſich zwiſchen der neuen Kantiſchen Weltanſicht und der alten ſcholaſtiſch-Wolfiſchen aufgethan hatte, Brücken, um darauf das wiſſenſchaftliche Bewußtſeyn ſanft und allmählig vom alten Standpunkt auf den neuen hinüberzuleiten. Zu dieſem Zweck ſind ſie zwiſchen der neuen Kantiſchen und der alten ſcholaſtiſchen Anſicht Achſelträger geworden, und haben ihre ewige Schönheit der augenblicklichen Nützlichkeit aufgeopfert. Dennoch arbeiten in ihnen unverkennbar die drei Triebräder der Kantiſchen Wiſſenſchaft als innerſter, aber verdeckter Lebenspuls. Sie haben aber in ihrer unverdeckten und vollen Energie folgende Geſtalt.

Das erſte iſt die Kantiſche Methode des Wiſſens. Die Philoſophie war vorher dadurch verhindert geweſen, ſich zum Range einer ſicheren und exakten Wiſſenſchaft zu erheben, daß ſie ſich nicht an dem genügen ließ, was wir ſicher wiſſen können, und daß ſie ſo durch Vermiſchung des Sicheren mit dem Unſicheren in der Erkenntniß das erſtere ebenfalls in den Verdacht des Schwankens

zähne und Zähne von *Carcharodon*, (im kalkigen Gesteine mehr Pecten), häufiger als an andern Orten ist hier *P. burdigalensis* und von Cardien *Cardium aculeatum* und *multicostatum*, endlich Ostreen und hierunter *Ostrea gryphoides* Zieten. Das Gestein dieses Bruches wurde in grosser Menge für den Uferbau verwendet.

Die nächsten Umgebungen der Stadt und des Bades Ueberlingen zeigen die grösste geognostische Einfachheit der Tertiärbildungen am Bodensee und die Gesteine liefern nicht einmal Bausteine; sie sind weich und gehören ohne Ausnahme dem unteren Süsswassermolassesandstein mit harten Einlagerungen an, welch letztere allenthalben an schroff abgerissenen Entblössungen Bank- und Gesimse-artig hervorragen. Gegen Osten der Stadt ist dieselbe durch einen in die Sandsteinbildung eingegrabenen Zwinger von den Hügeln abgetrennt. Die harten Bänke, welche in diesem Zwinger sichtbar werden, sind öfter die Ansammlungsorte heruntersickernder Wasser. Die vom Wasser beträufelten Stellen sind da und dort rostfarbig. Ein abgeschlagenes Stück dieser rostgelb überzogenen harten Bänke entfärbte sich durch das Trocknen bis auf einen kleinen Rückstand, der von etwas ausgeschiedenem Eisenoxydhydrat herrührte. Dr. v. Babo hat den ockerfarbigen Absatz der Mineralquelle des Bades gesammelt und von Nägeli untersuchen lassen, welcher in demselben eine Alge *Leptotrix ochracea* erkannte. Es ist wohl möglich, dass die vorübergehende Färbung des Gesteines im Zwinger von derselben Alge herrühren möchte und verdient genauerer Untersuchung. Im topographischen Theile dieser Schrift wurden über das Erscheinen von Quellen im Sandsteine unter Abscheidung von Eisenoxydhydrat Mittheilungen gemacht und es liegt ausser Zweifel, dass die Zersetzung des Sandsteines durch kohlensäurehaltige Quellen nicht auch unter Abscheidung von Eisen stattfinde, obgleich der gewöhnliche Fall von dieser Erscheinung nicht begleitet wird und zu diesem mag auch die Badquelle von Ueberlingen oder das sogen. Mineralwasser daselbst gehören, von welcher die chemischen Untersuchungen v. Babo's dargethan haben, dass das Wasser weder Eisen absetze, noch

enthalte. Nach v. Babo's Untersuchungen enthält die „Mineralquelle von Ueberlingen“ in 1 Pfund = ½ Kilo Wasser: schwefelsauren Kalk 0,1950, zweibasisch phosphorsauren Kalk 0,5005, kohlensauren Kalk 0,5580, kohlensaure Magnesia 1,8000, kohlensaures Natron 0,3355 und Kieselerde 0,0115, also 3,3875 oder 0,3875 Grammes feste Bestandtheile und ausserdem wenig freie Kohlensäure und Spuren von schwefelsaurem Baryt nebst organischen Theilen. — Interessanter als die chemischen Verhältnisse sind die der Temperatur der Mineralquelle, der artesischen Brunnen, der gewöhnlichen Brunnen und des Bodenseewassers zusammen verglichen.

Die Wärme der Mineralquelle im Thurme in dem 9′ 4″ tiefen und 7′ 2″ in's Geviert haltenden Reservoir, am 13. Nov. 1857 bei 5° Cels. Lufttemperatur gemessen, betrug 11,8° C. und nach v. Babo's am 12. Aug. 1854 vorgenommener Messung bei 21° C. Lufttemperatur 12,6° C. Der artesische Brunnen auf der Hofstatt von 324′ Tiefe gab am 13. Nov. bei geringerer Ausflussmenge als im Sommer = 10° C., während derselbe im Sommer bei grösserer Ausflussmenge nach Hrn. Ullersberger's Beobachtungen eine constante Wärme von 12,5° C. wahrnehmen lässt. Das Wasser der Brunnenstube im Freien vor dem Thurme der Mineralquelle mass am 13. Nov. 12,5 und das Wasser der gewöhnlichen Brunnen der Stadt im heissen Augustmonate 1857 16,5° C. Das Seewasser hatte während der wärmsten Monate des Sommers 1857 öfter eine Temperatur von 23,0° Reaum. nach dem Anschlage des Seebades und der Veröffentlichungen des in Ueberlingen erscheinenden Seeboten. Diese Temperatur beträgt in Celsius'schen Graden = 28,7°. Heftige Winde, welche den See in wogende Bewegung brachten, erniedrigten nach 12 Stunden die oberflächliche Temperatur desselben um 6—8 Celsius'sche Grade. Durch Vermischen der oberen erwärmten Wasserschichte mit der unteren kälteren, welch letztere Saussur im Bodensee bei einer Tiefe von 120 Meter zu 4,5° Reaum. = 5,6° Cels., bei 18,1° Reaum. Temperatur nahe der Oberfläche des Wasserspiegels, warm gefunden hatte. — Die annähernde Uebereinstimmung des Wassers des artesischen Brun-

nens und der Quellen ist durch die Lage des Ortes theilweise bedingt und Quellen, welche aus der Tiefe, und solche, welche am Fuss der Berge aus denselben hervorkommen, können an ihren Ausflussöffnungen bei den gewöhnlichen Verhältnissen kaum grosse Temperaturunterschiede wahrnehmen lassen.

Es wurde schon gesagt, dass man bei der Bohrung des Brunnens auf der Hofstadt bei einer Tiefe von 112′ auf die bunten Mergel der unteren Süsswassermolasse kam. Die marine Bildung als Muschelsandstein erscheint zwar deutlich nördlich der Schleifermühle, aber wieder wie eines Theiles bei Sipplingen unter Verlust ihres Gesteinscharakters, indem dieselbe in den Süsswassersandstein übergeht. Im Zwinger beim Gallerthurm und im Schleifermühlethälchen ist das allgemeine Streichen der Schichten von Nordwest nach Südosten mit schwachem Nordostfallen, aber von hier aus versagen die mächtigen Diluvialmassen längs dem Ufer bis zu den Hügeln von Meersburg die Beobachtungen des Tertiärgebirges. Bei Deisendorf wurde früher nördlich dem Dorfe der mürbe Molassesandstein als Baustein ausgebeutet und an dieser Stelle, am Fusspfade nach dem Wiedmerhofe hindurch eine Schichte Stinkkalk der Lignitenbildung und die obere Süsswassermolasse entblösst. Der Stinkkalk bildet eine 8 — 10″ mächtige Einlagerung eines harten bituminösen graubraunen Kalksteines mit Planorben und Limneen. In der Bachsohle von Nussdorf sind dem Sandsteine zolldicke Schmitze von Pechkohle eingesprengt und in etwa 10′ höherer Etage blätterige, in lange schmale Leisten sich absondernde Braunkohlen eingelagert. Dieses Vorkommen besitzt eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem vom Rosshimmel, wenn wir insbesondere bei der Betrachtung nicht zu sehr die Verhältnisse der Absonderung im Auge behalten. Bei dem Oeffnen eines Schurfes, welcher im Erosionsgebiete des Baches abgeteuft wurde, lagen oben Gerölle und Sand, schwache sandige hellgraue Thonlage, sodann tiefer blätterige, in schmale Leisten spaltbare Kohle und auf ihren Zwischenlagen Thon, endlich sandiger glimmerhaltiger Thon, in Sandstein nach unten übergehend, mit Spuren von Kohlen bis zur gesammten Tiefe von $8^1/_2$′. Dieses ist das Gesammtergebniss

zweier von Hrn. Ullersberger und dem Verfasser angestellten Untersuchungen. Auf der Terrasse nördlich vom Gasthause zum Karpfen in Nussdorf hatte Hr. Ullersberger auf den oberen Feldern nahe dem Weinberge den Bohrer niedergetrieben und traf von oben nach unten zuerst 5′ Geröllablagerung, sodann folgten sich 15′ mächtige Lehmlage, höchstens 5′ blauer fetter Thon, Braunkohle als sehr schwaches, kaum wenige Zoll dickes Flötz und nach der Tiefe gewöhnlicher Sandstein, der Sandstein, welcher in Nussdorf beim Graben von Kellern unter dem Diluvium zu erscheinen pflegt und welcher, wie aller der Umgebungen von Nussdorf und Deisendorf, der oberen Süsswassermolasse angehört.

Eine halbe Stunde nordwestlich von Deisendorf und eine Stunde nordöstlich von Ueberlingen wurde nahe dem Weiler Bambergen an der Strasse nach Ostrach früher unter 10′ Geröllen hervor Muschelsandstein zu Tage gebracht. Nach dem spärlich noch vorhandenen und sichtbar anstehenden Gesteine war die Bildung nicht mächtig und hatte ein allgemeines, schwaches südöstliches Fallen mit der hier anstehenden unteren Süsswasserbildung gemein. Das Vorkommen von Stinkkalk bei Deisendorf und das der Lignitbildung von Nussdorf mit dem Streichen und Fallen der unteren Süsswasserbildung und des Muschelsandsteines, sowie auch besonders das vom Landschneckenkalke von Hoppetenzeil bis Ueberlingen herrschende allmählige Fallen nach dem südlichen Bodensee und sogar das dieses Verhalten bezeichnende Vorkommen der bunten Mergel bei der artesischen Bohrung auf der Hofstatt müssen alle südlich von Bambergen zu Tage tretenden Molassesandsteine der oberen Süsswasserbildung angehörig zuweisen. Das Frohnholz und Eckerhölzle bei Bambergen bestehen grösstentheils aus Geröllablagerungen, welche in mächtiger Entblössung in Kiesgruben sichtbar werden. Am Waldrande südlich des Frohnholzes wurde aber unter den Geröllen und Sand massiger unterer Molassesandstein, wie derselbe am westlichen Eingange von Bambergen erscheint, als weicher Baustein aufgeschlossen.

In der Gegend von Hohenbodmann und im tiefen Thale

des „Bruckfelder Tobels“, durch welchen die von Aach, Linz und Schönach herabkommende Bruckfelder Aach hindurch fliesst, treten mit Ausnahme der Lignitenbildung alle Tertiärstufen des Bodensees auf. Im Flussbette der kleinen Aach erblickt man unterhalb und bei Bruckfelden Molassesandstein als Sohle des Bachbettes und am rechten Ufer der Aach ist ein kleiner Hügel durch Benagung vom Wasser mit seinen Sandsteinschichten entblösst. An dem schmalen Eingange in den Tobel, oberhalb dem Dorfe Bruckfelden, stehen zur rechten Hand angebrochene Felsen von Sandsteinen an, welche im frischen Anbruche kaum eine Absonderung zeigen, während ihre südliche Seite geschichtet, ja nach oben dünn geschichtet erscheint. In dem Tobel selbst und wenig höher als der Thalboden kommt der Muschelsandstein an vier Stellen, wovon drei durch Steinbruchbau angebrochen, entblösst zu Tage. Das Streichen und Fallen aller Schichten dieses Thales ähnlich wie bei Bambergen. Der Muschelsandstein ist hier sehr mürbe und nur einige schwache kalkige Bänke sind hart. Der Uebergang in die obere Süsswassermolasse erscheint allmählig und die letzten mergeligen Sandsteinpartieen nehmen Gerölle von fremden Felsarten auf. Da und dort stecken im Gesteine wahre Bänke schlecht erhaltener Austern und Pectenarten, von ersteren sehr häufig *Ostrea cymbularis* v. Münst. und *O. undata*, auch Zähne von *Lamna*. Unterhalb einer bereits horizontale Schichtung zeigender Bergwand sitzt das „Felsenwirthshäusle“, ehemals eine Wallfahrt, sehr malerisch auf einer Terrasse, und in einem in das Gestein hinein getriebenen Gewölbe drischt man Garben aus. Am Fusse der Terrasse betrieb man früher Steinbruch auf den Muschelsandstein. Nicht viel weniger als 600′ über der Thalsohle steigt auf dem rechten Ufer der Aach der die Warte und das kleine Dorf Hohenbodmann tragende Berg unter steilem Abfalle gegen das Thal hinauf. Obgleich hier einige Entblösungen des Gesteines vorhanden sind, so sind diese zur Beobachtung dennoch nicht geeignet, da dieselben von losgetrenntem Sande überschüttet wurden. Erst auf der Höhe im Wege nach dem Wartthurme erscheint der obere perlgraue und glimmerige Molassesandstein anstehend. Die Grenze

dieses Sandsteines und des darauf folgenden Diluviums ist deutlich entblösst, nirgends aber ist in dieser Region die Lignitenbildung zugegen. Das wenig höher als die Warte gelegene kleine Dorf Hohenbodmann ruht auf dem Diluvium und auf diesem beim Dorfe steht eine alte hohle Linde von 10′ Diameter. Von dem Plateau durch den Wald nach Owingen herab sehen im Waldwege einige Schichten des conglomeratischen Süsswassertuffes der oberen Süsswassermolasse, jedoch ohne die charakteristische *Unio flabellatus* zu enthalten, aus dem Sandsteine hervor. Auf der linken Seite des Salemerthales erhebt sich (nach Profil IV)

der Heiligenberg zu 1000′ über den Bodenseespiegel, welcher durch allseitige Geröllaufschüttungen für das Studium des Tertiärgebildes beinahe unzugänglich ist. Bei dem Dorfe Weildorf am Fusse des Berges ist die Molasse entblösst und von mehreren harten Bänken des conglomeratischen Süsswassertuffes mit Steinkernen einer *Helix* und Schalenstücken von *Unio* durchzogen. Es tritt also schon am Fusse dieser ansehnlichen Erhebung die obere Ablagerung der vierten Stufe, die obere Süsswassermolasse auf. — Höher bis zum Schlosse Heiligenberg ist jede Untersuchung durch die Diluvialablagerungen gehemmt. Hie und da — wie beim Steinenberg südlich am Hartberge — mengen sich lose Sandsteine in das Gerölle. Die diluviale Nagelfluhe erhebt sich hierauf in einer Mächtigkeit von mehreren hundert Fussen und zwar zuletzt in Felswänden wie an der Freundschaftshöhle. Die wellenförmige Hochfläche oberhalb Heiligenberg besteht aus losem Gerölle und Sand; erst wieder nach dem entgegengesetzten Rande des Plateaus hin bildet das Diluvium feste Nagelfluhebänke und Felsen, von welchen die „Bettelküche“ öfter besucht wird. Im Thale von Altenbeuren nach Untersiggingen ist die obere Süsswassermolasse an steilen Gehängen öfter sichtbar und im Deggenhauserthale, welches auf beiden bewaldeten Bergabhängen durch das von der Höhe herab gelangte Nagelfluhgerölle bedeckt wird, kommen nur in dessen unterem Theile, in den Umgebungen von Obersiggingen und Deggenhausen die Tertiärsandsteine als die obere Süsswassermolasse in Gestalt des sehr lockeren glimmerigen Sandsteines oder Sandes

vor und in dem conglomeratischen Süsswassertuffe fand man Zähne von *Lagomys*, *Rhinoceros* und *Mastodon angustidens*. Ungestörtere Aufschlüsse bieten nun die Tobel bei Urnau und Limpach, als der Benistobel und Furttobel. Im letzteren nahe bei Limpach gelegenen Tobel wurden kürzlich Braunkohlen getroffen: Im conglomeratischen Süsswassertuffe, der hier im Waldbache in ungewöhnlicher Mächtigkeit erscheint, sind Kohlen zerstreut und mit denselben Schalenstücke der *Unio flabellatus*. Von der eigentlichen Lignitenbildung, unserer jüngsten Tertiärschichte, konnte ich auch hier, wie bei Hohenbodmann, keine Wahrnehmungen machen. Der höchste Punkt des Hügel- und Berglandes um den nördlichen und mittleren Bodensee, „der Höchsten = 2799'" bei Glashütte und einige andere Stellen, wie bei Lichtenegg = 2762' oberhalb den aus Nagelfluhe bestehenden Rappenfelsen, entsprechen der äussersten Mächtigkeit der Quartärgebilde als Gerölle und Nagelfluhe. Da die obere Süsswassermolasse hier noch bei einer Höhe von 2200' getroffen wird, so beträgt die Mächtigkeit der dieses Tertiärgebilde überlagernden Nagelfluhe und losen Geröllablagerungen wohl im Maximum 500 Fusse und darüber.

Dies wären nun die geognostischen Schilderungen über Verbreitung und Lagerung der Tertiär- und Quartärbildungen des östlichen Bodenseeufers von ihrer sichtbaren Unterlage, dem weissen Jura bei Hoppetenzell bis zu der südlichsten Landesgrenze des Grossherzogthums, wo die jüngeren Tertiärbildungen und mächtigen Geröll- und Nagelfluheablagerungen endlich völlig verschwinden.

Der Durchschnitt des Ueberlingersees und seiner Ufer von Westen nach Osten (Profil III) stellt auf der einen Seite die Lagerungsverhältnisse des Ufers von Bodmann und jenes bei Sipplingen dar. Diese beiden Ufer zeigen keine belangreiche Verschiedenheit. Die Lignitbildung erscheint hier, von sehr wenigen sandigen Ablagerungen begleitet, als Kalkstein und dolomitische Mergel nach oben mit grauen Thonen und harten Bänken nächst der Ruine Bodmann und die darunter liegende obere Süsswassermolasse geht innerhalb geringer vertikaler Ent-

wicklung allmählig in die marine untere Bildung über. Beim Aufsteigen des alten Burgweges stehen zu unterst Molassesandstein, dessen harte kalkige Einlagerungen und bunten Mergel an; nach der Höhe geht der Sandstein in dunkelgraue glimmerreiche Sandsteinschiefer über und bleibt dennoch wie die unteren Straten je in 10' mächtige Bänke abgesondert. Noch höher folgt ein glimmerarmer rauher Sandstein, welcher Meeresthierreste, als *Arionis serratus* v. Mr., *Galeocerdo*, *Carcharodon* und *Lamna*, aber wenig Mollusken enthält; dies Gebilde entspricht also dem Muschelsandsteine. Der darauf folgende, von ihm petrographisch kaum trennbare Sandstein ist als obere Süsswassermolasse zu betrachten, denn auf ihr folgen nun dünngeschichtete Kalksteine und dolomititische Mergel mit Conchylien wie oberhalb der Sipplinger Steige, welche ebenso bituminös und hellfarbig sind. Von Petrefakten fand man in diesen Kalken *Limneus*, mit *Limn. fragilis* Grateloup verwandte Art, *Planorbis solidus* Th., *Helix Moguntina* Desh. und verkalkte, schlecht erhaltene, grosse Gehäuse von Limneen. Die Höhe des Berges wird durch diluviale Nagelfluhe und Gerölle gebildet.

Das Hügelland der südlichen Gegend von Bodmann und zwischen dem Ueberlinger- und Zellersee liegt ausserhalb diesem Durchschnitte und wird hauptsächlich aus Diluvialablagerungen gebildet, wobei die tertiäre Unterlage sehr selten zu Tage kommt. Am Münchholz südöstlich des Mindelsee's traf man in der Bachsohle die marine Bildung als einen glimmerigen, thonigen, nicht frostbeständigen Sandstein mit südlichem Einfallen. Nach diesem Verhalten wären die Sandsteine bei Kaltbrunn, welche dort als ein geschichtetes Gebilde der Molassesandsteine durch einen kleinen Steinbruch zu Tage traten, als der oberen Molasse angehörig zu betrachten. Bei Wallhausen verschwindet der Sandstein unter dem Gerölllande und kann nur unter Wasser als Sechalde beobachtet werden. Die Südseite der Insel Mainau besteht aus Süsswassermolassesandstein. Oestlich von Bodmann erhebt sich, durch das Thal von Stahringen getrennt, der 2080' hohe Hügelzug der Homburg. Die Ruine, deren Gemäuer zum Theil aus Nagelfluhe besteht, gewährt eine grossartige Fernsicht

nach dem Hühgau und Zellersee. Den Fuss der Homburg bilden vorherrschend die Mergel der unteren Molasse. Trotz der Steilheit der Gehänge ist die Untersuchung der höheren Schichten nicht möglich, da dieselben von Schutt, Geröllen und Vegetation bedeckt werden. Das Backhaus des Bauernhofes steht auf einer Platte diluvialer Nagelfluhe. Die oberste Tertiärbildung ist jedoch an der Homburg sicherlich vorhanden, denn dieselbe wurde im Jahre 1847 in dem kleinen oberen Mühlethal als verworfenes kleines Braunkohlenflötz mit vielen verdrückten Conchylien getroffen. Die Verwerfung wurde durch einen Rutsch der Bergmasse verursacht und die Braunkohle ist mit aller Wahrscheinlichkeit oberhalb dem Rutsche anstehend. Hier hatte nicht die Qualität der Kohle von weiteren Versuchen, sondern die allzu geringe Mächtigkeit des Flötzes abgehalten

Die Bodmann gegenüber liegende Uferseite bei Sipplingen wurde schon beschrieben und das hinter dem höchsten Punkte derselben, dem Kalkholz, gelegene Thal von Bonndorf bietet nur ein sehr geringes geologisches Interesse dar. Der Schichtenfall der wenigen an der rechten Thalseite anstehenden Gesteine correspondirt mit dem des herrschenden südöstlichen. Die mit Geröllen und sparsam zu Tage tretender Nagelfluhe mächtig überlagerte „Eck“ bildet den höchsten Punkt (= 2390) der Höhen, welche das Thal von Bonndorf von dem von Billafingen und Owingen trennen und in diesem erscheinen die Tertiärbildungen wieder in den steilen kleinen Thälern und Tobeln der Beobachtung aufgethan. Die bunten Mergel der unteren Süsswassermolasse treten am Ausgange derselben zu Tage, höher und auch ebenso tief der Molassesandstein und nun bedecken harte kalkige Sandsteine dieselben, so im Krebsbachthälchen bei Veithof nördlich Billafingen und gegenüber dem Glöcklerbühl bei Billafingen, diese Bildung ist der marine Muschelsandstein. Im hinteren Bruche unterhalb Heggelbach im Krebsthalthälchen an der hohenzollernschen Landesgrenze liegen zu unterst harte bis 2′ dicke Bänke vorherrschend Kalksteine mit sparsamen Muscheltrümmern, darauf folgen 3 — 8″ dicke, ziemlich regelmässige Schichten von in frischem Zustande hartem, feinem,

beim Anschlagen klingendem Muschelsandsteine mit Einsprengungen der für das Gestein so charakteristischen grünen Substanz und einer Menge kleiner Schalenstücke von Pecten und Ostreen. Streichen von NO nach SW unter südöstlichem Fallen. Gesammtmächtigkeit der Ablagerung ungefähr 18′ und überdeckt mit mächtigen Geröllagen, durch welche dieser Muschelsandstein in der ganzen Breite des plattrückigen Hügels bedeckt erscheint. Die marine Bildung bildet einen Gürtel der rechten Seite des kleinen Thälchens vom Glöcklerbühl und ist an zwei Stellen durch Steinbruchbau aufgeschlossen. In der obersten Thalecke hinter dem Bühl steht unter sandigem, sehr mächtigem Diluvium der geschichtete Muschelsandstein als ein quarziges, feinkörniges, graugrünes Gestein mit blendend weissen Muschelschalen an und enthält eine Menge von Versteinerungen, wodurch sich dasselbe von dem Muschelsandsteine aller anderen Lokalitäten und besonders durch Reichthum an Gasteropoden auszeichnet, obschon die getrennten Schalen der Bivalven in ungewöhnlicher Anzahl darin verbreitet sind. Zu den häufigsten Petrefakten dieser Stelle gehören: *Pecten Hermannseni* Dunker und ein kleiner gewölbter *Pecten*, dann grössere dem *P. flabelliformis* Brocchi von Grund bei Wien nahestehend und *Pecten palmatus* Lmk., *Ostrea* ist hier seltener. Von Gasteropoden am häufigsten *Cancellaria Bellardii* Michelotti, Steinkerne von *Pleurotoma, Buccinum semistriatum* Brocchi und seltener *Cerithium margaritaceum* Brocchi. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass sich im Gesteine hier Einsprengungen von Schwefelkies befinden, welcher die Steinkerne der Gasteropoden öfter überzieht. — Am Vorsprunge der rechten Thalseite ragt der Muschelsandstein als Felsen aus dem Gehölze hervor und ist hier auch angebrochen. Die Höhe dieses Hügels besteht aus Geröllen und die marine Bildung mag zu einer Mächtigkeit von nicht weniger als 50′ gelangen. Das Gestein gleicht weder jenem unterhalb von Heggelbach, noch dem letzten petrefaktenreichen, dagegen besitzt dasselbe eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Vorkommen des Muschelsandsteines bei Nenzingen.

Die Bergabhänge und Schluchten führen höher zu dem zusammenhängenden Hochlande und über dem Muschelsandsteine bis

brachte. Die Kantiſche Wiſſenſchaft ging daher darauf aus, alle diejenigen Elemente aus dem Wiſſen auszuſcheiden, welche auf ſichere und demonſtrative Erkenntniß keinen Anſpruch zu machen haben. Und indem ſie dann den übrig bleibenden Reſt des Wiſſens, welcher ſchlechterdings nicht zu ſtürzen war, als auf unerſchütterlichen Grundfeſten ruhend zeigte, räumte ſie den einen der Zankäpfel aus dem Wege, die bisher zu unaufhörlichem Streit entflammt hatten, nämlich den Gegenſatz von Dogmatiſmus und Skepticiſmus. Die Philoſophen hatten früher einen von dieſen beiden Wegen betreten zu müſſen geglaubt, daß ſie entweder als Dogmatiker die philoſophiſche Erkenntniß auf ein einziges Princip zurückbrachten, oder als Skeptiker an der Gründlichkeit und Sicherheit aller philoſophiſchen Erkenntniß zweifelten. Das eine war jetzt durch die That eben ſo unmöglich gemacht, als das andere.

Der andere Zankapfel, welchen Kant aus dem Wege räumte durch ſeine Methode des philoſophiſchen Wiſſens, iſt der Gegenſatz von Senſualiſmus und Intellektualiſmus. Alles Wiſſen fängt nach Kant zwar mit Thatſachen ſinnlicher Erfahrung an und geht von ihnen aus, fließt aber nicht lediglich aus der ſinnlichen Erfahrung, ſondern die Thatſachen derſelben werden von angeborenen und a priori beſtimmten reinen Verſtandesbegriffen oder Kategorieen, als von einem ſchon bereit liegenden Fachwerk, aufgenommen und in Ordnung gebracht. Die Ordnung aber richtet ſich nach den Lagen, Stellungen und Figuren, welche die ſinnlichen Eindrücke bilden in den von ihnen angefüllten Behältern der angeborenen Anſchauungen der Zeit und des Raumes. Durch dieſe inwendige Anordnung, gleichſam Verdauung des von außen Gegebenen, werden erſt ſinnliche Eindrücke in den Rang von Begriffen oder Erkenntniſſen erhoben. Durch dieſe Methode, womit Kant zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand als genau abwägender Schiedsrichter trat, wurde er in der Philoſophie zugleich Friedensſtifter und Beendiger der hartnäckigſten Streitigkeiten. Denn dieſe drehten ſich von Carteſius bis auf ihn ſelbſt großentheils darum, ob die philoſophiſche Erkenntniß ſolle, wie die Senſualiſten wollten, aus reiner Erfahrung, oder, wie die Intellektualiſten wollten, aus reiner Vernunft abgeleitet werden. Beides iſt, wie Kant gezeigt hat, unmöglich, indem jede Erkenntniß aus zwei Faktoren, einem äußerlichen und einem innerlichen, entſpringen muß. Die

nahe der Höhe folgen lockere Sandsteine und Molassesand, welche der oberen Abtheilung angehören. Die Geröll- und Nagelfluhelagen erreichen auch hier eine sehr bedeutende Mächtigkeit: Bei Wälde, Hedertsweiler, Waldsteig u. s. w. erhebt sich die Quartärbildung als Nagelfluhe zu Höhen von 2300′ bis 2400′. Schön aufgethane Lagerungsverhältnisse der tieferen Schichten des Tertiärgebildes erscheinen wieder in der hohenzollernschen Vogtei Hohenfels. Nach Aussage des am Schlosse Hohenfels wohnenden Lehenbauern D. Hahn wurden beim Graben eines Brunnenschachtes aus einer Tiefe von 140′ „brennbare Kohlen“ gefördert. Sollte die Lignitenbildung bis zu dieser Molassegrenze gehen, so bedarf es etwa der angeführten Tiefe, um bei Hohenfels Gerölle und Sand bis zu ihr zu durchsenken und nördlich von dort am Langhölzle beim Rappenhof (nahe Schernegg, höchster Punkt = 2387) kommen in einem glimmerigen weichen Sandsteine Gehäuse von Planorben- und Helix-Arten vor.

Der Schienenberg (Profil V), zwischen beiden Armen des Radolfzellersees, des Rheines und der Ebene des Höhgaus gelegen, entspricht seinem ganzen Bestande nach den Tertiärbildungen des nördlichen Thurgaus und ebenso dem Heiligenberge und Höchsten. Von der Stufe der oberen Land-Süsswasser- und Meeresbildungen treffen wir hier nur die Süsswasserbildung und zwar wieder so mächtig wie am Höchsten als obere Süsswassermolasse und von der jüngsten Tertiärbildung die Land- und Süsswasserbildungen als Lignitenbildung und Kalkschiefer von Oeningen. Diese Tertiärbildungen werden von mächtigen Ablagerungen der diluvialen Nagelfluhe und Geröllen bedeckt. Am Nordabhange des Berges bildet die obere Süsswassermolasse als lockerer Sandstein und Sand von Bohlingen aufwärts zur Schrozburg längs der Höhe eines Hohlweges das allein herrschende Gebilde, bevor man jedoch die Ruine erreicht hat, treten die Bänke der diluvialen Nagelfluhe von der Höhe herab dem Auge entgegen. In dem Sandsteine bei Schrozburg hat man dieselben bei Wangen im Sandsteine vorkommenden Blattabdrücke getroffen. Oberhalb dem Hüttisheimer Hofe bei Bohlingen, nicht weit unterhalb dem Steilrande der diluvialen Nagelfluhe sind dem überhaupt horizontal

geschichteten Gebirge graue glimmerige Mergel eingelagert, in welchen ein 8—18″ mächtiges Braunkohlenflötz mit Pechkohlen eingelagert war, das man früher abbaute. Dasselbe Flötz soll auch bei dem Dorfe Schienen in noch geringerer Mächtigkeit erschienen sein, wodurch sich ein Streichen nach dem Oeninger Kalkschiefer ergeben würde. Der durch von Stockar von Neuforn erwähnte Bernstein soll in dem Braunkohlenflötze dieser Gegend vorgekommen und auch auf den Feldern bei Wiesholz umher getroffen worden sein. Tiefer als diese Kohlenflötze und die Kalkschiefer von Oeningen liegen in dem Molassesandsteine die conglomeratischen Bänke des Süsswassertuffes mit *Unio flabellatus* Goldf. und *undatus* Hbld. Die Schalen dieser Muscheln befinden sich oft in Stücken unterhalb und oberhalb der conglomeratischen Bank, ganze Muscheln sind jedoch hauptsächlich nur in der harten Bank zu treffen und werden besonders schön in der Nähe von Glärisegg, in der Höhe zwischen Steckborn und Mammern im Kanton Thurgau und am Schienerberge am Wege von Marbach nach den Oeninger Schieferbrüchen, hie und da in dem von Wangen dahin führenden Hohlwege und bei Langenmoos, auch in mehreren Hohlwegen des Hohenklingerberges gefunden. Bei Wangen fand man Blätter von *Cinnamomum polymorphum* H., *Daphnogene cinnamomifolia* und *Cycadites Escheri*, in der Nähe von Stein noch *Daphnogene polymorpha* Unger und *D. Ungeri* Heer. Die Lagerungsfolge von unten nach oben ist also am Nordabhange des Berges = Süsswassermolasse-Sandstein, dann dieser eingelagerte Süsswasserconglomerate mit *Unio* in 6—10″ dicke Bänken, über dem Sandsteine endlich die jüngste Tertiärbildung der Lignitenschichte und zuletzt diluviale Nagelfluhe. — An dem Südabhange des Schinnerberges herrschen, so weit sie die obere Süsswassermolasse mit den Bänken der Süsswassertuffe und dem Vorkommen von Unioarten und Blättern betreffen, die gleichen Verhältnisse wie am Nordabhange, bei dessen Schilderung bereits von den organischen Resten dieser Bergseite gesprochen wurde. Die Süsswassermolasse als sehr mürber Sandstein und Sand ohne Schichtung, diese nur durch die Süsswassertuffe und einige Mergellagen angedeutet, bildet

ebenso die Hauptmasse des Berges und zwar vom Seespiegel an bis über 500′ über dem Seespiegel da und dort am Fusse mit Vorhügeln von Geröllen, Sand und Lehm bekleidet. Höher ist

der Oeninger Kalkschiefer der oberen Süsswassermolasse an zwei durch Höhenlage getrennten Stellen durch nicht unbedeutenden Steinbruchbau aufgeschlossen. Ueber die Lagerungsverhältnisse dieser Kalkschiefer kann man nur so viel mit Bestimmtheit sagen, dass die obere Süsswassermolasse deren Unterlage bilde. Das berühmte Oeninger Süsswassergebilde mit zahlreichen Resten von Land- und Süsswassergeschöpfen erscheint auf der sanft geneigten oberen Abdachung des Schienerberges nach dem See zuerst in einer ungefähren Höhe von 400′ über dem Seespiegel bei Wangen und dann nochmals und allem Anscheine nach ausgedehnter etwa 150′ höher, immer näher bei Wangen als dem westlich $^5/_4$ Stunden davon entfernten Oeningen, dessen Augustinermönche die frühesten Sammler der Versteinerungen gewesen sein sollen. Die zuerst von Dr. Karg mit Genauigkeit aufgestellte Schichtenfolge nach den üblichen Bezeichnungen der Steinbrecher wird stets noch in deren Sprache fortgeführt, obschon dieselbe nicht für alle drei hier bestehenden Brüche stimmt, da besonders in den oberen Straten ein Wechsel bemerkbar ist. So fehlt die Libellenschichte in dem nur wenige Ellen von dem Bart'schen Bruche entfernten ärarischen Bruche und im unteren Bruche bei der Ziegelhütte sind die oberen Straten sehr verschieden von denen der oberen zwei Steinbrüche. Das westliche Ausgehen der Schiefer des unteren Bruches erscheint wellig gefaltet, während nach Südosten hin das Gebilde nahezu in horizontaler Lage ruht. Das plötzliche Endigen dieses Gebildes und seine einseitige Faltung gibt begründeten Verdacht, dass diese von oben vielleicht allmählig herabgelangt sei. In der Höhe muss die Ablagerung eine grössere Ausdehnung, als sichtbar ist, besitzen; mächtige Lehm- und Geröllmassen bedecken dort dasselbe. Steigt man von dieser oberen Ablagerung höher nach dem Walde und seitlich, so brechen zahlreiche Quellen hervor, oder es bedecken moorige feuchte Gründe den Abhang; dies ist längs dem Gebirgsrande von Hemmenhofen bis Oeningen

der Fall und diese Wasser haben ihren Kalkgehalt an vielen Stellen als Kalktuff abgesetzt. Die Wasser träufeln während der wärmsten und trockensten Jahreszeit über den Gesteinsabbruch in den Brüchen herunter und erschweren deren Betrieb. Es kann in diesen hydrographischen Verhältnissen nichts mehr gesucht werden, als die getreue Wiederholung des Erscheinens von Quellen zwischen den Tertiärschichten und den Geröllablagerungen der übrigen Gegenden. Höher bergan im Walde selbst und auf der Höhe, welche ganz von Geröllen und Sand bis zur Schrozburg und hinab nach Iznang-am Zellersee bedeckt wird, werden die Quellen selten und verschwinden. Auf den Umgebungen der Brüche liegen öfter eckige Kalksteine (Schrattenkalk?), seltener Verrucanoconglomerate und andere erratische Findlinge; sie liegen wohl auch im Boden und werden von dem Pfluge erreicht und geritzt. Es wurde von anderer Seite über das enge Thal, welches von Wangen nach den Brüchen führt, bemerkt, dass in dessen Sohle Thonolithtuffe anstehen sollen. In bin öfter (wohl ist es diese Stelle) an diesen vermeintlichen Tuffen, bevor ich die constante Verbreitung des Süsswasserconglomerates, welches bei der speciellen Beschreibung der Tertiärgebilde genauer abgehandelt wurde, kannte, in der gleichen Meinung vorüber gegangen. Das Gestein besitzt grosse Aehnlichkeit mit etwas verwitterten Phonolithtuffen des Höhgaus, das Vorkommen grosser Uniomuscheln, derer Schale in feines Pulver zerfällt, hat mich anders belehrt.

Bruckmann hat zuletzt mit Hülfe Karg's Angaben Mittheilungen, welchen er seine eigenen Beobachtungen beifügte, über die Schichtenfolge in den Oeninger Schieferbrüchen in seiner *Flora oeningensis* (württemberg. naturwissensch. Jahreshefte 1850 u. 1852) gemacht. — Ich füge denselben meine eigenen Beobachtungen hinzu, wornach sich folgendes Schichtenbild ergibt:

1) Die unterste Schichte, der Kesselstein der oberen Brüche besteht aus einem dünnschieferigen bituminösen Kalksteine von wechselnder (7—17″) Mächtigkeit, reich an Blättern und Zweigen von *Salix angusta* und *S. longa* A. Br., *Populus mutabilis* Heer, *P. latior* A. Br., *Liquidambar*, *Cinnamomum poly-*

morphum Heer, *Juglans acuminata* A. Br., *Acer trilobatum* Heer mit aufsitzendem *Erineum protogaeum* (Pilz) A. Br., *Porana oeningensis* H., *Robinia latifolia* A. Br., *Gleditschia podocarpa* A. Br., dabei noch *Typha* und einige Gräser. Dieses sind die häufigsten Pflanzen der Schichte, mit denselben kommen öfter von Thieren ein Krabbe, *Grapsus speciosus* v. Meyer, und einige grosse Käfer, *Fuesslinia amoena*, und Mücken vor. In grosser Anzahl kommt im oberen Bruche, besonders in dem oberen Theile dieser dünnschieferigen Kalksteine ein kleiner, zur Papierdünne zusammengedrückter *Planorbis* vor, welcher nach A. Braun dem *Pl. declivis* von Mainz nahe steht. Diese Kalkschiefer werden in ihren obersten Schieferlagen plötzlich ärmer an Pflanzenresten und die wenigen vorkommenden sind zerschabt, sie werden darum in ihrer gesammten Mächtigkeit von 16—18″ zum Kalkbrennen verwendet und es beträgt die ganze Kalkschieferlage zusammen 3′ und darüber. Es folgt nun

2) der Dillstecken, in rechteckige, 7″ dicke Platten sich absondernde Schichte mit dem hier getroffenen *Canis paludris* v. Meyer.

3) Der Krottenschüsselstein (nach dem Vorkommen der Süsswassermuschel *Anadonta nitens* Goldfs.) mit 6″ Mächtigkeit.

4) Der Cordonstein, petrefaktenleere, 9—10″ dicke, mergelige Kalksteinplatte.

5) Die Schildkrötenplatten, ½—1′ mächtig, Lage der *Chelydra Murchisoni* Bell.

6) Die Fischplatte, auch Ofenplatte = 6″ dick, stellenweise von kleinen Fischen bevölkert und bisweilen *Salix longa*. Eine weisse Platte, welcher oben die sogen. Molchschichte folgt, worin man *Andrias Scheuchzeri* (Salamander = Molch in der Volkssprache) fand. In ihr liegen auch grössere Fische, wie *Esox lepidotus* Ag.

7) Guter, zum Brennen brauchbarer Kalkstein, bis zu 4′ mächtig und dickplattig, nach oben

8) der kleine Mocken oder Mollenstein, ein durch den Frost zerfallender Mergelkalk, enthält *Potamogeton geniculatus*

A. Br., *Isoetes Braunii* Unger, *Typha* und Fragmente von Conchylien, bis 5' mächtig.

9) Libellenschichte, dünnschieferiger, feiner, harter bis abfärbend weicher Kalk mit Libellenlarven, *Libellula, Thoe, Doris, Thetis* Limneen und Heliciten. Diese Schichte fehlt im ärarischen Bruche. Nach oben unreiner thoniger Kalkstein mit *Leuciscus Oeningensis*, auch Resten von Neuropteren. In diese Region gehört die Lamellenschichte des unteren Bruches, über welcher *Palaeomeryx eminens* Herm. v. Meyer's getroffen wurde.

Im ärarischen Bruche folgt auf diese Schichte eine bis $1^1/_2$' mächtige Lage eines grünlichen, harten und grauen, verwittert gelbbraunen und weichen Sandsteines, der mit dem der Molasse übereinstimmt, und nun folgen nach oben magere Thone und darauf grauer, fetter, zur Ziegelei brauchbarer Letten bis zu 12' Mächtigkeit, worauf alsdann die Geröll- und Sandlage ruht. Die Gesammtmächtigkeit des Oeningerschiefergebildes beträgt in runder Zahl 30'. Im unteren Bruche bei der Ziegelhütte, wo überhaupt eine weitaus dickere bankartige Schichtung herrschend ist, wird eine thonige Gesteinsschichte zu hydraulischem, sehr brauchbarem, sogen. schwarzem Kalke verwendet. Bei dem Brennen aller Kalksteine des Oeningerschiefers entwickelt sich reichlich Bitumen.

B. Im Jurazuge des Randen, Höhgaus bis zur Donau.

Wie sich die Tertiärbildungen am Bodensee durch eine Regelmässigkeit in Aufeinanderfolge und Lagerung auszeichnen, so bietet das Gebiet des Randen und Höhgaus das Bild der Zerrissenheit und der ungleichen Erhebung der verschiedenen Ablagerungen als Land-Süsswasser- und Meeresbildungen. Hiezu tritt nun noch die petrographische Verschiedenheit der Süsswasserbildungen, unter welchen die jurassische Nagelfluhe, das verbreitetste Gebilde, das Aequivalent der oberen Süsswassermolasse den abstraktesten Fall bildet. Im Uebrigen gehören dem Gebiete des Randens und Höhgaus folgende Stufen an:

I. (Aelteste Landbildung mit der ersten Säugethierzone, die ausserhalb dem badischen Gebiete auf der rauhen Alp bei Frohnstetten liegenden Bohnerze mit Palaeotherien.)
II. Brackische Bildung. Kalkconglomerat mit Cerithiumbänken des Andelsbachthales.
III. Untere Süsswasser- und Landbildungen als Süsswasserkalk von Engelswies mit der zweiten Säugethierzone.
IV. Obere Land-Süsswasser- und Meeresbildungen als miocener Grobkalk, Juranagelfluhe und Gips.
V. Land- und Süsswasserbildungen. Hievon nur der Heliciten führende Phonolithtuff, junge Süsswasserkalke und der Erbsenkalk des Höhgaus.

Von Quartärbildungen, ausser den gemeinsam in beiden Gebieten mächtigen Geröllbildungen, die diluvialen Bohnerze von Neuhausen.

Von allen genannten Tertiärstufen finden wir niemals eine die andere überlagernd und nur die einzelnen Gebilde der vierten Stufe unter sich in einer Lagerungsfolge, welche zusammen auch (d. i. miocener Grobkalk, Juranagelfluhe und Gips) die bedeutendste Ausbreitung besitzen. Das Profil I der Tafel soll hierüber Uebersichtlichkeit gewähren.

Am Randen wie im Höhgau kennt man bis heute keine ältere Tertiärbildung, als den miocenen Grobkalk der vierten Stufe, welcher von Juranagelfluhe öfter, aber nicht immer bedeckt wird, da diese ebensowohl wie der Grobkalk dem Jurakalke direct aufliegt. Ganz gleiche Verhältnisse der Lagerung bieten sich im Aargauer Jura dar. Es befinden sich zwar bei Stetten und Lohn auf dem Randen und nahe Schaffhausen Bohnerzablagerungen, von welchen uns aber keine organischen Reste als Anhaltspunkte zu deren Altersbestimmung bekannt sind. — Die nächste jenseits des Rheines gelegenen Ablagerungen dieser Gebilde treten nördlich dem Lägeren zwischen der Aare und dem Rheine bei Endingen zu Tage und erscheinen wieder am Küssaberge diesseits des Rheines bei Berchtesbohl und Riedern als miocener Grobkalk und Sandstein. Südlich der Lägeren bei Würenlos und im unteren Tössthale treten sowohl Süsswasser-

als Meeresbildungen, wie wir sie im Hügellande um den Bodensee kennen gelernt haben, auf.

Am Randen,

welcher auch Hohe-Randen genannt wird, ruhen auf seinen südlichsten Kalkhöhen, ausser den genannten Bohnerzlagern keine Tertiärbildungen und das Plateau besteht meist aus den Bänken der Deltakalke des weissen Juras, durch welche noch einige Felsen der Spongiten- oder Gammakalke Quenstedt's hindurchbrechen, so dass die einen Plätze Ammoniten, die andern auf derselben Ebene die Schwämme finden lassen. Das eigenthümliche vielverzweigte Mörishauser-Thal bis zu dem Randenpasse am Klausenhof, nahe dem Steilrande, trennt die nördlich und östlich gelegenen Tertiärbildungen von dem eigentlichen Hohe-Randen und zeigt ungewöhnliche, besonders im sogen. Schlauch extreme Schichtenhebungen des Jurakalkes, welche noch bis zum Steilrande am Klausenhofe anhalten. Steigt man von Bargen, dem nördlichsten Dorfe des Kantons Schaffhausen und der ganzen Schweiz, nach dem Klausenhofe und von hier am steilen Abfalle des Randen nach Füetzen hinab, so erscheinen kaum 400 Schritte vom Hofe, rechts an dem Wege, massige rauhe Kalksteine, welche voll Conchylien stecken, als den kalkigen sandfreien Vertreter des miocenen Grobkalkes in der ungefähren Höhe von 2700′ über dem Meere. Dies ist die höchstgelegene meerische Tertiärablagerung des Gebietes und diese besitzt nur eine unbedeutende Ausbreitung und Mächtigkeit. Tiefer über dem Epfenhoferloch sind etwas bedeutendere Reste dieses Gebildes dem Jurakalke aufgelagert und diese beiden Gesteine führen dieselben Conchylien, unter welchen die Gasteropoden die Masse erfüllend vorherrschen. Mangelhaft geschichtete, weisse bis blassröthliche, stellenweise rostfarbige Kalksteine sind durch die Conchylienaufnahme zu einem Muschelconglomerate geworden. Zu den häufigsten Arten gehören hier *Melanopsis citharella* Merian, *Nerita Laffoni* Mer., Steinkerne einer kleinen *Neritina* und vergleichsweise mit andern Lokalitäten, seltener die für die Bildung charakteristische *Turritella turris* Bast. und

andere bei der Beschreibung des miocenen Grobkalkes erwähnte Gasteropoden; ferner Arten der Geschlechter *Arca*, *Donax*, *Cardita* und *Cardium*, diese Bivalven sind jedoch selten. Die Unterlage der Gesteine beider Lokalitäten bildet ein eisenschüssiger, gelbrother, kalkreicher Thon und dann folgt der Jurakalkstein. In nördlicher Richtung und von den genannten Stellen keine volle Stunde entfernt ist der Lindenbühl bei Zollhaus, dessen Höchstes = 2480′ wieder aus dieser tertiären Meeresbildung besteht und hiemit ist das Vorkommen der kalkigen Abänderung des miocenen Grobkalkes beendet. Der Fuss des Hügels besteht aus braunem Jura und alle Gehänge sind mit Vegetation und Dammerde bedeckt, bis auf der Höhe endlich der auf wenige Fuss Mächtigkeit reducirte weisse Jura in Bänken ansteht, auf welchem die Tertiärablagerung aufgesetzt ist. Dies Gestein bildet ein Conglomerat von Gasteropodengehäusen, ihren Steinkernen, weissen Kalkbrocken und Austertrümmern von weissem oder hellfarbigem Ansehen. Hier ist wie an keiner andern Lokalität der Bildung das Auftreten von *Turritella turris* angehäuft und zwar wie immer als hohle Steinkerne. Das Gestein von Epfenhofen und jenes vom Lindenbühl wurde noch vor wenigen Jahren gebrochen und eignet sich seiner Frostbeständigkeit wegen zu Feldmarken. Leider ist durch das Aufgeben des Steinbruchbaues an der Sichtlichkeit der beiden Lokalitäten Vieles verloren gegangen. Die Juranagelfluhe, welche im übrigen Gebiete des Grobkalkes denselben öfter überlagert, fehlt sowohl am Klausenranden, als dem Lindenbühl, doch muss aber hier von einem höchst merkwürdigen Vorkommen derselben gesprochen werden: Zwischen dem Birkenholz und Heiligkreuzhof, nördlich dem Eichberge, sind auf dem Bergrücken Gerölle über die Felder verbreitet, welche jenen der Juranagelfluhe gleichkommen und auf einer Höhe über 2700′, noch 1000′ höher als das Bett des Wutachflusses, liegen. Sie haben nichts mit den von mir an der Wutach nachgewiesenen Stromablenkungen und grossartigen Erosionserscheinungen gemein und ihr Erscheinen kann hier nicht mehr als jenes der tertiären Meeresbildung am Steilrande des Randen beim Klausenhofe in Erstaunen setzen. Die Land-

Süsswasser- und Meeresbildungen der vierten Stufe „des Randen, Höhgaus bis zur Donau“ bieten das Bild der Zerstückelung und Regellosigkeit der Höhenschichten und folgen in letzterer Beziehung dem Steigen und Fallen der Jurakalkberge, welchen sammt ihren tertiären Bedeckungen nicht weniger als 11 Basaltkegel aufsitzen, deren Zahl voraussichtlich durch Auffindung neuer Gänge noch gemehrt werden wird. Eine bogenförmige Wellenlinie aus Südwesten von Hofen über Wiechs, den hohen Plan, Kommingen, Riedöschingen und von da über die Höhe der Schabelhöfe nach Leipferdingen und Anselfingen nordöstl. gezogen bildet die allgemeine westl. Grenze der Tertiärablagerungen des Gebietes. Die bis zu 3061′ ansteigenden Jurakalkhöhen der Länge, welche die linke Thalseite des Aitrachthales als den grössten Waldcomplex der ganzen Gegend darstellen, sind von den Tertiärbildungen, soweit gekannt, frei und diese erscheinen erst wieder in der Fortsetzung des Thales, dem Donauthale, auf dessen linker Seite, 200′ höher als der Donauspiegel, am Leutzenfeld bei Immendingen (oft genannt Bachzimmern) als miocener sandiger Grobkalk, welcher gleich öfter an andern Orten durch Steinbruchbau aufgeschlossen wurde. Diese Tertiärablagerung ist von jener des Lindenbühles bei Zollhaus durch volle vier Stunden Weite in der gleichen Thalregion geschieden.

Der Höhgau

mit seinen vulkanischen Basalt- und Phonolithkegeln zeigt eine zusammenhängendere Ausbreitung der Tertiärablagerungen und besonders der Juranagelfluhe, während hiebei der miocene Grobkalk in kleineren und grösseren Rudimenten eines früher wohl zusammenhängenden, von Südwesten aus der Gegend von Wiechs innerhalb der Schweizergrenze nach Nordosten, nach dem Schopflocher Hofe der Gemarkung Bargens bei Engen folgenden Zuges, sich uns nun in zwei Gruppen, der der Umgebungen von Thengen und Engen, darstellt (Profil I). Südlich von

Thengen ist durch Steinbruchbau im Thälchen von Wiechs nach Altdorf der Grobkalk als ein rauher Sandstein mit reichem

Wiſſenſchaft erkrankt durch Vernachläſſigung des einen oder des andern Faktors. Denn ein Verſtand, welcher die Erfahrung aus den Augen verliert, hat keine Macht, ſich vor Blendwerken zu ſchützen, und eine Erfahrung, welche nicht mit gehörigem Verſtande, Scharfſinn und Combinationsgabe verarbeitet wird, bleibt ein todter und für die Praxis unbrauchbarer Klumpen.

Der dritte Zankapfel, welchen Kant durch ſeine Methode des philoſophiſchen Wiſſens aus dem Wege räumte, iſt die von den Zeiten der Scholaſtik her noch von Wolf und Anderen beibehaltene ſpekulative Theologie. Hierbei hatte Kant nicht als Vermittler Frieden zu ſtiften, ſondern das Uebel war mit Stumpf und Stiel auszurotten. Kant hat den alten Drachen der Scholaſtik, gegen welchen ſchon die meiſten Philoſophen vor ihm mit großem Eifer, aber nicht mit hinreichenden Waffen ins Feld gezogen waren, ein für allemal getödtet. Es darf uns dabei nicht irre machen, dieſelbe Scholaſtik, welche durch ihn den Todesſtreich empfing, wieder in mehreren neueren Syſtemen das Haupt erheben zu ſehen. Denn es erſcheint hierin nichts anders, als die letzten Gliederzuckungen eines Leichnams, welchem ſchon das Herz unheilbar durchſchnitten iſt und welchem die inneren Lebensbedingungen gänzlich fehlen. Die drohende Geſtalt, in welcher ſich der Leichnam nochmals emporthürmt, um dann auf immer zu ſinken, kann keinen Kundigen mehr ſchrecken. Die Schärfe, welche dem Unthier ins Herz traf, iſt in den erwähnten einfachen Begriffen enthalten. Die ſpekulative Theologie leitet die Lehre von Gott, von der Weltſchöpfung, von der Subſtanz der Seele und ihrem Zuſtande nach dem Tode aus Begriffen der bloßen oder reinen Vernunft ab, iſolirt alſo den einen jener Faktoren, durch deren Zuſammenwirken einzig Erkenntniß möglich iſt. Und ſo verführeriſch wirkte dieſer unrechtmäßige ſcholaſtiſche Zauber, daß ſich ſelbſt Locke, welcher doch vom Princip ausging, daß alle unſere Erkenntniß aus der Erfahrung fließe, ſeine vermeintlich aus bloßer Erfahrung abgezogenen Vernunftkategorien dazu mißbrauchte, um ſeine Erkenntniß weit über die Grenzen aller Erfahrung wahrhaft ins Blaue auszudehnen, und über die Beſchaffenheit einer ewigen Materie, einer Schöpfung aller Dinge durch ihren Urheber u. ſ. w. philoſophiſche Machtſprüche zu thun. Dieſe uralte philoſophiſche Ungezogenheit eines Fiſchers im Trüben der reinen Vernunft hat durch Kant ihr

Kalkbindemittel und Muscheltrümmern der Beobachtung der Lagerungsfolge dieses Gesteines mit der Juranagelfluhe, welche denselben überlagert, zugänglich gemacht worden und es finden sich hier die Verhältnisse, wie wir sie bei Thengen zu schildern haben. Die Thalsohle und die Felsen der Schlucht unterhalb Thengen-Hinterburg bestehen aus den Epsilonkalken des weissen Juras und auf diese folgen rothgelbe Thone, die Unterlage des miocenen Grobkalkes, welcher hier besonders aber an der alten Burg mächtig zu Tage geht und von einem geschichteten, feinen, quarzigen, gelblichen Kalksandsteine, dem der Kalknagelfluhe ähnlich und wie dieser frei von organischen Resten, bedeckt wird. Das Gesammtgebilde hat ein schwaches südliches Einfallen und der Grobkalk tritt in Mitte der Strasse der kleinen Stadt, statt einer Pflästerung geebnet, zu Tage. Wie der Grobkalk am Thurme der alten Burg von Sandsteinen bedeckt wird, so bildet die Juranagelfluhe am Wege aus dem engen Thälchen herauf die oberste, nur wenige Fuss mächtige lose Ablagerung. Dieselbe mischt sich aber nach Blumenfeld hinüber bald mit den Geröllen des Diluviums. Ohne wesentliche Unterschiede erscheinen der miocene Grobkalk und die Nagelfluhe bei Blumenfeld wieder und nördlich zwischen diesem Orte und Thengen erhebt sich die Juranagelfluhe in der Burghalde in ihrer bedeutendsten Mächtigkeit zur Höhe von 2541 bad. Fussen. Von der Bachsohle der hier vorbeifliessenden Biber bis zum Strassenboden des kleinen Städtchens werden die tiefen steilwandigen Einschichte aus dem Jurakalke wie bei Thengen gebildet, auf diesen folgt auf der linken Thalseite in weiter östlicher Erstreckung die Juranagelfluhe; auf der rechten Thalseite erscheint die Nagelfluhe in gegen den Berg mit 30° einfallenden, mit Kalksandstein alternirenden Schichten an der Steige, welche nach Thengen führt, und ist man oben angelangt, so erblickt man rechts und links Steinbrüche im Grobkalke eröffnet und ein terrassenartiger Vorsprung beiderseits der Strasse gilt noch der Verbreitung dieses Gesteines. Hier stellt sich uns scheinbar das abweichende Verhältniss dar, als werde der miocene Grobkalk von der Juranagelfluhe unterteuft. Vielleicht ist dies auch einer der Fälle, welche

frühere Beobachter zu der Annahme führten, der Grobkalk ruhe auf der Nagelfluhe. Leider ist die Grenze zwischen Grobkalk und Jurakalk durch eine mächtige Vegetationsdecke und Geschiebe verdeckt und dadurch eine directe Gegenbeweisführung erschwert. Das Verhältniss von Thengen als Analogon aller übrigen Stellen, wo der Grobkalk dem Jurakalke direct auflagert und ebenso das Aufliegen von Grobkalk am Eckhölzle auf Jurakalk als Fortsetzung derselben Ablagerung, lassen einen solchen Ausnahmsfall als höchst zweifelhaft erscheinen. Endlich müssten die Grobkalkschichten ein annähernd übereinstimmendes Fallen mit den tiefer seitlich gehobenen Nagelfluhschichten besitzen, was nicht stattfindet; die sichtbare Schichtung des Grobkalkes gilt der spitzwinkeligen Gesteinabsonderung. Steigt man die Burghalde aufwärts bis zur felsigen Höhe, so begegnet man auf den gänzlich bebauten Abhängen allein den Rollsteinen der Juranagelfluhe und auf der Höhe den sehr harten Kalksandsteinen, welche gleich einem ruinenartigen gezackten Kranz die Fläche umsäumen. Hier im Gesteine kommen dreikantige Pflanzenstengel vor. Von den unten verlassenen Grobkalkbänken bis auf diese Höhe beträgt der Höhenunterschied beinahe 500′, was der Dicke der Kalknagelfluhe und Sandsteinbildung entspräche. Bei den verschiedenen Ereignissen der Entfernung der Bergmasse ist die Entstehung von Rutschen derselben nach dem ausgewaschenen Thale auf dessen feste Kalksohle hinab leicht denkbar und dadurch das Vorhandensein der geneigten, tiefer als der Grobkalk lagernden Schichten der Nagelfluhe zu erklären zulässig.

In beiden Steinbrüchen von Thengen und jenen von Blumenfeld wurden schon viele Conchylien getroffen. Das Gestein beider Oertlichkeiten ist der quarzige miocene Grobkalk, welcher bei Thengen, ausgeschlossen der Sandsteindecke, mehr als 30′ Mächtigkeit besitzen möchte, was bei Blumenfeld nicht erkannt werden kann; in ihm sind die Conchylien ohne besondere Folge vertheilt, beinahe alle Gasteropoden als Steinkerne vorhanden und von diesen besonders in Thengen grosse Gehäuse von *Pyrula reticulata* Lam., *Natica*, vielleicht *helicina* Brocchi, sodann von *Trochus* und *Pleurotoma*, ferner gemeinschaftlich

Turritella turris und von Bivalven, welche sich mit Erhaltung ihrer Schalen und eisenroth bestäubt in getrennten Schalen im Gesteine finden, Unterschale und Deckel von *Ostrea cymbularis* v. Münster, *Pecten palmatus* Lmk. öfter von drei und mehr Zollen Durchmesser, *P. burdigalensis* und *P. solarius* Lmk., endlich Haifischzähne, grosse Balanen und Kerne der Bohrungen von Lithodomen.

Am nordöstlichen Fusse der Burghalde ist das felsige enge Thälchen des Etzelbachs zwischen derselben und dem Oberholz eingeschnitten. In seinem höheren Grunde entspringt die Biber und dort geht der Felsenkalk, als seltener Fall im Höhgau, in einigen beachtenswerthen Felspartieen zu Tage. Dasselbe Gestein bildet auch die Thalsohle und linke Thalseite und auf der Höhe im Walde erscheint in höchst mangelhafter Aufdeckung eine Ablagerung des Grobkalkes, wie auch auf der rechten in etwas tieferer Lage, wo dieselbe von dem von der Burghalde herabgelangten losen Materiale der Nagelfluhe überdeckt wird. Man findet an letzterer Stelle von kleinen Lithodomen bienenzellig neben einander durchlöcherte Kalksteine. Nahe der Thalsohle und dem Ausgange des Thälchens hat eine nähere Untersuchung schwache Durchsetzungen des Kalksteines von vulkanischen Tuffen ergeben, welche nur als die Reste eines grösseren Ausbruches in der Thalmitte betrachtet werden können, da dort und höher in östlicher Richtung lose Basaltsteine getroffen werden.

Die neue Thengen-Watterdingerstrasse hat die Nagelfluhe durchschnitten und die Entblössungen lassen viele Gerölle mit Eindrücken in der ursprünglichen Lage erblicken, wie wir dies jedoch noch deutlicher im sogenannten Bardellen- oder Kesselgraben am Fuss der Westseite des Hohenhöwen sehen können. Dort sind der Nagelfluhe einige Braunkohlenschmitze eingelagert. Am Rothebühlhof, nahe dem Bache, südwestlich am Fusse des Hohenhöwen, zeigen die Nagelfluheschichten und ihre härteren Kalksandsteine südwestliches, also für die Basalthebung sprechendes Einfallen. Von der Westseite des Hohenhöwen bis Watterdingen und sogar über die bedeutenden Höhen des Türkenhardt = 2705′ bis zur Stettemer Höhe = 2769 nach den weitge-

dehnten Gemarkungen von Leipferdingen und Aulfingen, ja bis Kirchen herrscht die grösste allseitige Ausbreitung der Juranagelfluhe und innerhalb dieses Breitenzuges von $1^1/_2$ geographischen Meilen erscheinen keine Ablagerungen des Grobkalkes. Die Juranagelfluhe reicht hiebei am Nord- und Südende des Fusses des Hohenhöwen in die Ebene des Höhgaus und wird dort endlich, so an der Wanne und am Ertenhag bei Welschingen, von den Quartärgebilden des Gerölles und Sandes in ihrer tiefsten, dem Quellengebiete des Rheines angehörigen Lage (= 1590′) bedeckt. Das andere Ende dieses Breitenzuges bei Aulfingen und Kirchen, welches bei einer Tiefe von 2300′ nahe dem Flussthale der Donau gelangt, besteht fast nur aus den losen Geröllen der Nagelfluhe, auch nehmen dieselben hier an Grösse zu und die Merkmale der Eindrücke ab. In den Umgebungen von Leipferdingen, auch eine Stunde südlich denen von Riedöschingen, strotzen die Feldgewanne von losen Kalkgeröllen und dennoch gedeihen hier die Halmfrüchte bei guter Düngung sehr gut, was sich aus dem Verhältnisse entnehmen und erklären lässt, dass die Erde, welche feinvertheilt die Wurzeln der Pflanzen umgibt, bei ihrer geringeren Anwesenheit im steinigen Boden, bei gleicher Düngermenge intensiver als in einem nur aus Sand oder Thon bestehendem Boden gedüngt wird. Auf den breitrückigen Höhen von Stetten nach dem Tafel und Türkenhardt liegen unter den gewöhnlichen Kalkgeröllen der Nagelfluhe auch sehr grosse, bis 12 Zoll lange von buntem Sandstein, namentlich ist dies am Wege von Stetten über die verflachten Höhen der Homburghalde nach Leipferdingen häufig zu beobachten, wo hingegen das frühere Bindemittel der Nagelfluhe in ursprünglicher Menge zugegen geblieben und schwere Thonboden hinterliess. Diesem letzteren Umstande, der grösseren Bindemittelmenge, darf man es zuschreiben, dass die Gerölleindrücke einst seltener gebildet worden sein konnten, als dies bei bindemittelärmerem Conglomerate, worin sich Steine um Steine berühren, unter der Wirkung des Druckes und zahlreicher Erschütterungen denkbar ist.

Am Osterbühl oder Bückle bei Leipferdingen wird die Juranagelfluhe von Basalt durchsetzt, oder hat derselbe einen eigen-

thümlichen Tuff erzeugt, dessen Bindemittel sowohl aus kohlensaurem Kalk, als auch stellenweise aus Basalt besteht. Neben eckigen Kalkstein-Bröckchen des weissen Juras finden sich in Menge Gerölle der Nagelfluhe im Basaltteige eingewachsen. Dies ist auch im Tuffe des Hohenhöwen, seltener am Hohenstoffeln der Fall und an allen diesen Orten bilden die Gerölle die so charakteristischen Eindrücke und erscheinen in den Tuffen in Mischung mit andern Gesteinen. Es geht aus diesem Verhalten hervor, dass die Eindrücke den Geröllen schon aufgeprägt waren, als die Basaltmassen emporstiegen. Die Juranagelfluhe gelangt mit dem Merkmale dieser Eindrücke aus Südwesten von Wiechs bis Mauenheim und in zerstreuten und meist aufgelockerten Ablagerungen nach Nordwesten in die Gegend von Möskirch zu einer Längenerstreckung von $4^1/_2$ geographischen Meilen. Gewöhnlich werden deren Gerölle von den Bauern mit dem Namen Kugelsteine bezeichnet. Die harten Abänderungen der Kalksandsteine der Juranagelfluhe sind treffliche ausdauernde Hausteine und wurden zur Zeit des Mittelalters vielfach zu den Bauten der Bergvesten, Kirchen u. s. w. im Höhgau angewandt. Unter den Ruinen, welche nachweisbar Mauerungen aus dem 13ten und 14ten Jahrhunderte sind, finden sich Eckquader und Thürgestelle mit den Schrammen der Meisel in frischer Erhaltung.

In den Umgebungen von Engen (vergl. Profil I) herrscht in allen geologischen Verhältnissen eine grosse Mannigfaltigkeit. Das Engemerthal, das sehr enge, vielfach gewundene Thälchen von Bargen und das weitere, mit ansehnlichen Höhen, wie jene des basaltischen Neuhöwen, im Hintergrunde, von Zimmerholz sind jüngere Spaltungsthäler, in welchen die dicken Bänke der Zetakalke und plumpen Felsenkalke des weissen Juras die Thaltiefen und Thalseiten einnehmen. Die Tertiärbildungen der vierten Stufe, der miocene Grobkalk, Juranagelfluhe und Gips zeigen auffallende Dislokationen. Die Juranagelfluhe erscheint, wie schon angeführt, in allen Höhen und Tiefen in der grössten Ausbreitung und wird hierin öfter durch die Kalke des Juras unterbrochen. Auf derselben lagert am Hohenhöwen südlich und nördlich der halben Berghöhe der Gips mit *Helix deflexa* und

Testuda antiqua und an der Westseite wurde dieselbe Ablagerung in der neuesten Zeit an mehreren Stellen aufgeschlossen. Das Nähere über die Lagerungsverhältnisse dieses Gipses wurde bei dessen Beschreibung schon mitgetheilt. So weit man beobachten kann, wird an diesem Berge die Nagelfluhe nicht von dem marinen Gebilde unterteuft, da bei Anselfingen die direkte Auflagerung des Conglomerates auf dem Zetakalke sichtbar ist, wodurch uns die Wahrnehmung der wirklichen Lagerungsfolge von miocenem Grobkalk auf Jurakalk, Nagelfluhe auf Grobkalk und Gips auf Nagelfluhe, nach der Reihe ihrer Entstehung als Ganzes aufgebaut, benommen bleibt.

Im Zimmerholzer Thale, welches nur an seinem Ausgange von bis zum Thalgrunde reichenden Nagelfluheablagerungen bedeckt wird, bleiben die weissen Kalke bis Stetten herrschend und diese haben sehr verschiedene Schichtenneigungen und Biegungen erlitten. Von Engen bis Zimmerholz Zetakalke, sodann richten sich vor, in und nach dem Dorfe einige kleine Felsen der plumpen Kalke auf und hierauf folgen von der Thaltiefe bis zu einiger Höhe steiler Abfälle wieder die Zetakalke, welche hinter letzterem Dorfe zur rechten Hand aufgebogen sind. Ueber beiden Thalseiten sind bei Zimmerholz Steinbrüche im Grobkalke eröffnet. Im Bruche der südlichen Thalseite fallen die Schichten der Meeresbildung als 3—4′ dicke Bänke gegen die Thalseite ein und werden von Nagelfluhe, welche hier, ohne sandige Zwischenbildung, geradezu der letzten obersten Grobkalkschichte aufgedrückt erscheint, bedeckt. Beim Aufsteigen von Zimmerholz hierher folgt zuerst Jurakalk, sodann die losen von oben herabgelangten Nagelfluhegerölle an der Oberfläche und sodann von dem Grobkalke des Steinbruches an bis zur Höhe des hinteren Ballenberg oder Oberhölzle und südlich hinüber bis Hausen die Juranagelfluhe mit ihren festen gelbbraunen Kalksandsteinen in seltenen Entblössungen. Von hier streicht das letztere Gebilde südlich unter allseitiger grosser Ausbreitung dem Jurakalk aufliegend nach dem Basaltberge des Hohenhöwen hinüber und bildet dort in der schon angeführten Weise das Liegende des Gipses, wodurch die Alters- und Lagerungsfolge

von Grobkalk, Nagelfluhe und Gips mittelbar wahrnehmbar gemacht wird.

Ueber der steilen und felsigen, nördlichen, Süden zugekehrten Thalseite von Zimmerholz ist der zweite Steinbruch im miocenen Grobkalke eröffnet und im Aufsteigen des Fahrweges nach demselben die direkte Unterteufung des Grobkalkes durch die Bänke des Jurakalkes sichtbar, ebenso im engen kleinen Thälchen westlich des Steinbruches. Während die Schichten des Grobkalkes an der südlichen Thalseite gegen den Berg geneigt sind, liegt das gegenüber liegende Gestein im Ganzen genommen ziemlich horizontal und wohl auch 150′ niedriger, als jene geneigten, 340′ über der Thalsohle lagernden Grobkalkschichten. Die Unterlage des Grobkalkes bilden magere, bunte, schwache Mergellagen. Der etwa 25′ mächtige, spitzwinkelig abgesonderte Grobkalk ist ungeschichtet, über demselben liegen missfarbige, gelbe und grüne Thonmergel, Muschelbreccien in den unteren Theilen aufnehmend, und sodann ein Gebilde von Thon mit eisenschüssigen, unvollkommenen Thon- und Kalkknauern. Diese Knauer lassen sich bis Kaltenherberg hin verfolgen, ohne auf Grobkalk, aber auf Jurakalk zu ruhen, und bekommen hiebei bald das Ansehen mancher armen Thoneisensteine der Bohnerzbildung. Nirgends geht der Charakter einer Strandbildung deutlicher hervor, als aus diesen Lagerungsverhältnissen des Grobkalkes; hiezu kommt noch der rauhe sandige Zustand des Gesteines und die Anhäufung von Muscheltrümmern, vorzüglich der Schalen von *Pecten* und *Ostrea*, auch von *Turritella*. Balanen sind hier keine Seltenheiten, aber meist zertrümmert und die grossen Ober- und Unterschalen der bei Thengen und Blumenfeld vorkommenden Pectenarten sind vom Gesteine, oft aber bei ihrem Absatze schon abgerieben, aufgenommen worden.

Das kleine Thälchen von Bargen besteht nur aus dem Zetakalke, aber zwischen demselben und dem Engemerthal ist eine ausgedehntere und mächtige Ablagerung von Grobkalk auf der Höhe des Schopflocher Hofes abgesetzt und südlich nach der Kniebreche hat ein mächtiger Basalttuffgang dieselbe und die Juranagelfluhe durchdrungen. Steigt man vom Engemer

Thale nach den Steinbrüchen, welche hier seit langen Jahren betrieben werden, hinauf, so folgt auf die Kalkbänke zuerst ein bunter, bald rother, gelblicher, oder graugrüner Thon und sodann der in den Brüchen und einer Terrasse etwa 15′ mächtig anstehende Grobkalk, bedeckt von 5—10′ dicker, horizontal geschichteter, mürber Sandsteinablagerung, welche Gerölle aufnimmt, glimmerig wird und manchen Sandsteinen des Muschelsandsteines am Bodensee gleicht. Auf diese Bildung folgt die Dammerde. Der Grobkalk dieser Oertlichkeit gleicht dem jener von Zimmerholz, doch sind die Muscheltrümmer kleiner und bilden mit dem Quarzsande einen etwas feineren, dennoch rauhen Sandstein.

Mit dieser Ablagerung ist das Auftreten des miocenen Grobkalkes im nördlichen Theile des Höhgaus geschlossen. Die Jurakalknagelfluhe ist nun noch nach den verschiedensten Richtungen zerstreut verbreitet und verliert sich gegen die Hardt bei Möskirch als eigentlich Ablagerung in die Aussäung der sogen. Kugelsteine. Am Eingange des Engener Thales kamen zur rechten Seite von der Höhe Diluvialgerölle als Nagelfluhe durch Rutsche herab, sonst ist dies Thal und seine oberen Verzweigungen ganz frei von Quartärgebilden. Bei Mauenheim erscheint am Walde des Lehr eine isolirte Diluvialgeröllablagerung, während das Mauenheimer Thal unterhalb dem Lehr geröllfrei ist und so auch die Thäler von Bargen und Zimmerholz, diese Tiefen konnten darum nicht schon geöffnet bestanden haben, als die Ablagerung der Gerölle erfolgte. An der Strasse von Mauenheim nach Hattingen ist, oberhalb der Buchwiesen, ein schmaler Gang von Basalt im Jurakalke unter interessanten Contacterscheinungen zu beobachten und nordwestlich erheben sich die zwei basaltischen Kuppen des Höwenegg aus dem Jurakalke und ihren Tuffen. Eine Stunde südwestlich hievon entfernt ist die höchste Basalterhebung des Neuhöwen = 2899′ und nahe Altdorf wurde vor einigen Jahren beim Strassenbau Basalttuff die Nagelfluhe durchsetzend getroffen. Erwägen wir alle diese Verhältnisse, so gelangen wir zu hinreichenden Stützpunkten, die Entstehung dieser

geröllfreien Thäler in die Zeit nach der ersten grossen Geröllströmung aus den Alpen einzureihen.

In der Gegend südlich von Hattingen reichen die „Kugelsteine“ nahe zum Gebiete der Bohnerze und liegen auf den eisenschüssigen braunen Thonboden der Epsilonkalke umher zerstreut. Vielfach ist das Bindemittel der Juranagelfluhe ebenso eisenfarbig und mehrere Ortsbezeichnungen, wie „Rothesteige, Rothebühl, im Bohl“ etc. mögen hieraus hervorgegangen sein und öfter wird ein Thon von dieser Art zur Ziegelei verwendet.

Ueber die Verbreitung der Bohnerze wurde bei der Einzelbeschreibung derselben das Nöthige mitgetheilt und die Lagerungsverhältnisse derselben stimmen im Allgemeinen mit dem Vorkommen jener der schwäbischen Alp überein. Der Süsswasserkalk des Thalsberges südlich dem Dorfe Engelswies, $1^1/_2$ Stunden nördlich von Möskirch entfernt, erscheint als Nachbar einer am Fusse dessen Hügels gelegener Bohnerzablagerung, im Grunde einer weiten muldenförmigen Vertiefung, welche frei von organischen Resten ist, während die Faua des Thalsberges mit *Palaeomeryx Bojani, P. Kaupi, Dorcatherium Vindobonense, Chalicomys Jaegeri, Anchitherium Aurelianense, Rhinoceros* und *Mastodon angustidens*, einem Süsswasserabsatze angehört.

Im Andelsbachthale ist das Kalkconglomerat mit Cerithiumbänken der zweiten Tertiärstufe bei Hausen und Zell durch Steinbruchbau zugänglich gemacht und einige spärliche Entblössungen der rechten Thalseite sind kaum beachtenswerth, da dieselben meist der oberen Region des Gebildes angehören.

Eine Stunde von Hausen thalaufwärts ist nördlich Pfullendorf zu beiden Seiten des Andelsbachs der Muschelsandstein unserer vierten Tertiärstufe durch Steinbrüche unter mächtigen Geröllagen aufgedeckt. Am südlichen Eingange der Stadt Pfullendorf stehen am Fusse des Hügels zur linken Seite Sandsteine ohne Versteinerungen an, welche wohl dem Muschelsandsteine angehören dürften. In den Steinbrüchen nördlich Pfullendorf und gegenüber am Junghof oder Sandhof auf Hohenzollernschem Gebiete wurden eine Anzahl der Versteinerungen des Muschelsandsteines und darunter die Säugethiere *Palaeomeryx Scheuch-*

zeri, *Hyotherium Meissneri*, *Mastodon angustidens* und Rippen von *Halianassa* gefunden. Bei Pfullendorf herrscht Schichtung und ein bald rauher muscheltrümmerreicher, bald feinerer glimmeriger Zustand des Sandsteines, während das Gebilde am Junghof in mächtigen Bänken lockeren, mehr feinen, glimmerhaltigen Muschelsandsteines ansteht. Hier treten sich also die ältere brackische Ablagerung des Andelsbachthales, die Kalkconglomerate mit Cerithiumbänken und die jüngere Meeresbildung, der Muschelsandstein des Bodensees nahe und ist es einmal durch Petrefakte erwiesen, dass die sandige Auflagerung bei Hausen (die darin gefundenen Säugethierreste sind gemeinschaftlich) dem Muschelsandsteine wirklich angehöre, so wird hiedurch ein Zusammenhang der Tertiärbildungen des Bodensees mit denen des Jurazuges ersichtlich gemacht werden.

Ausser den genannten Tertiärablagerungen des Andelsbachthales treten noch an einigen Stellen, wie bei Wolpertsweiler auf dem Hochlande, Schichten des Muschelsandsteines aus der mächtigen Gerölldecke hervor, aber im Ganzen bleiben in allen Richtungen von Pfullendorf über drei Stunden die Geröll- und Sandablagerungen herrschend und die diluviale Nagelfluhe ist an etwas steileren Thalabhängen in kleinen Felsen entblösst. In dem kleinen Thale bei Inzighofen, südlich Sigmaringen, stehen Nagelfluhefelsen einerseits, den Kalkfelsen andererseits gegenüber und bilden die südwestliche Grenze der Bedeckung des Jurakalkes durch Quartärbildungen und diese ziehen von hier als breites Gerölland über Mengen nach Oberschwaben diesseits der Donau.

wirkliches Ende erreicht, und das führt uns auf das zweite Triebrad der Kantiſchen Forſchung, den Glauben.

Die Gegenſtände des Glaubens, nämlich Gott und Unſterblichkeit, fallen ſchlechterdings über die Grenzen des Wiſſens hinaus. Der Glaube beruht auf keinerlei Art von Einſicht, ſondern auf einem moraliſchen Willensentſchluß von eigenthümlich dringender Art. Der Glaube iſt nothwendig immer mit einer moraliſchen Gemüthsumwandlung verbunden. Er iſt ſelbſt eins mit der Richtung, die das Gemüth von ſeinem Streben nach unten, nach den Gütern der Erde, hinaufwärts nach oben, nach der ernſthaften Vollziehung des moraliſchen Geſetzes nimmt. Wie dieſe Richtung ſchwindet, ſchwindet auch nothwendig der Glaube; wie ſie wieder kehrt, kehrt auch nothwendig der Glaube wieder. Wer für das moraliſche Geſetz ſich anſtrengt, und in ihm ſteht, der iſt ein Glaubiger, indem der Glaube nichts iſt, als die Conſequenz dieſes Geſetzes; wer hingegen den Glauben annimmt und bekennt, ohne ihn mit der moraliſchen That zu beſiegeln, deſſen Glauben hat keinen größeren Werth, als eine metaphyſiſche Einſicht von Gott und göttlichen Dingen, d. h. den Werth einer Selbſttäuſchung. Die Identität zwiſchen einer unabläſſigen Willensrichtung auf das moraliſche Geſetz und dem Glauben läßt ſich folgendermaßen ſehr einfach einſehen.

Das moraliſche Geſetz, welches als das Gebot, kein Unrecht zu thun, jeder menſchlichen Vernunft angeboren iſt, fordert unbedingte und ausnahmsloſe Unterwerfung. Dieſe wird ihm auch von ſelbſt zu Theil werden, ſo lange ſich eine Nützlichkeitsidee mit ihm verbinden läßt, d. h. ſo lange wir durch Befolgung des Geſetzes uns zu den Zielen entweder des Wohlſeyns, oder der Ehre, oder eines zu erlangenden Glücks, eines inneren oder äußeren Behagens, einer inneren oder äußeren Vollkommenheit hingetrieben ſehen. Denn Tugend und wahre Glückſeligkeit ſind Ideen, welche ſich im angebornen Urtheil unſerer praktiſchen Vernunft verhalten, wie Urſache und Wirkung. Von einem tugendhaften Menſchen urtheilt unſere praktiſche Vernunft, er ſey ein Menſch, welcher verdient wahrhaft glückſelig zu ſeyn. In den Fällen alſo, wo das moraliſche Geſetz mit unſerem Streben nach Glückſeligkeit im Einklang ſteht, hat die Befolgung des erſteren keine Schwierigkeit. Aber dieſer Einklang iſt nicht immer vorhanden. Man nehme alſo von

Vergleichende Zusammenstellung der Quartär- und Tertiärbildungen am Bodensee und im Höhgau.

Quartärbildungen.

A. Hügelland am Bodensee.

Bildung des Rheinthaleinschnittes und Bodenseebeckens.

B. Randen und Höhgau.

Im Höhgau Thalspalten.

Bohnerze der Quartärperiode mit polygener Säugethierfacies von Neuhausen. *Elephas primigenius*, *Equus*, *Mastodon angustidens*, *Dinotherium*, *Anchitherium* und *Palaeotherium* (Bohnerze der schwäbischen Alp zum Theil).

Gemeinschaftliche

Zerstreuung von Irrblöcken auf Gerölien und Jurakalk.

Alpinische Gerölle mit Gerällen der diluvialen Nagelfluhe. *Elephas* und *Equus*.

Diluviale Nagelfluhe. (Löcherige Kalknagelfluhe Mousson. Albiezug, Aargau und Schaffhausen.)

Erscheinen von Basalt- und Phonolithdurchbrüchen, letztere wohl schon früher aus dem Rande der Tertiärgebilde des Bodenseelandes.

Tertiärbildungen.

Land- und Süsswasserbildungen.

Lignitbildung und Oeninger Kalkschiefer (Aequiv. des Littorinellenkalkes von Mainz).

a. **Lignitbildung** als Mergel, hydraulischer Kalk- und Stinkstein, auch Braunkohlen von Haldenhof, Sipplingen, Deisendorf, Bodmann, Stahringen u. s. w. Am Schienerberge Blätterabdrücke, als *Acer*, *Salix*, *Cinnamomum* etc., ferner am Bodensee Conchylien, als *Helix Moguntina*, *Limneus pachygaster*, *Planorbis solidus*. *Chara Meriani*. Mächtigkeit 3—30′.

b. **Oeninger Kalkschiefer**. Reiche Flora und Fauna. *Salix*, *Populus*, *Acer trilobatum*. *Mastodon angustidens*, *Palaeomeryx eminens*, *Canis palustris*, *Lagomys Oeningensis*; Vogelreste; *Chelydra Murchisoni*, *Andrias Scheuchzeri*; Schlangen, Fische, als *Tinca*, *Leuciscus* (*Oeningensis*), *Aspius*, *Esox*, *Perca*, ein Aal. Unten kalkige, oben mergelige und gut geschichtete Ablagerung von 30—35′ Mächtigkeit

Phonolithtuff von Hohenkrähen und Hohentwiel mit *Helix Moguntina* (Süsswasserkalk von Nördlingen, Steinheim, le Locle, Basalttuffe der Rhön).

Molassesandstein nicht unähnliche Tuffe mit einaxigem Glimmer.

Hierher auch jüngere Süsswasserkalke des Hohenstoffeln. Von Basalt gehoben und verändert.

Obere Land- Süsswasser- und Meeresbildungen.

Obere Süsswassermolasse (Molassesandstein und Sand des schweizerischen nordöstlichen Mittellandes und Oberschwabens). Weicher, feiner, glimmeriger Quarzsandstein und Sand mit Einlagerungen eines Süsswassertuffes u. Braunkohlenresten. *Unio* und *Helix*. *Mastodon angustidens* und *Palaeomeryx*. Pflanzen, als *Liquidambar, Daphnogene* und *Cinnamomum*. Mächtigkeit bis 500′ und darüber.

(Meerischer) **Muschelsandstein** Studers (Muschelsandstein der Schweiz, marine Molasse von Baltringen u. a. O. Oberschwabens. Meerisches Aequivalent des brackischen nassauischen Cerithienkalkes Sandbergers. Falunien d'Orb. der Touraine und Bordeaux).

Rauher, quarziger und kalkiger Sandstein mit Muscheltrümmern und kleinen Gerölleu, öfter in Molassesandstein übergehend. *Palaeomeryx Scheuchzeri, Mastodon angustidens, Halianassa*, Krokodile. *Arionis*, Zähne der Fischgeschlechter *Notidanus, Galeocerdo, Hemipristis, Carcharodon, Oxyrhina* u. *Lamna*. *Balanus*, Steinkerne und Gehäuse von *Natica, Pleurotoma, Cassis*. Bänke von Lithodomen, auf Klüften *Teredo navalis*. Getrenntschalige Muscheln von Ostreen, Pecten *(scabrellus — burdigalensis — palmatus — Herrmannseni), Cardium aculeatum, Citherea* etc. Mächtigkeit von 1—60′.

Gips, Thon und Juranagelfluhe.

a. **Gips von Hohenhöwen**, der Nagelfluhe aufliegende Gipsbänke und Thone mit *Helix deflexa* A. Br., *Testudo antiqua, Palaeomeryx, Mastodon* etc. von 27—30′ Mächtigkeit.

b. **Juranagelfluhe** des Höhgaus (jurassische Nagelfluhe des Aargaus, Nagelfluhe mit Vogesengerölleu von Bois de Raube). Vorherrschend Gerölle des weissen Jura mit Eindrücken, durch Thon und kalkige Sandsteine verbacken und geschichtet. Mächtigkeit von wenigen bis 400′.

c. **Miocener Grobkalk** (Faluuien von Bordeaux, untere Meeresbildung des Wiener Beckens z. Thl. Im Aargau nach Mösch Aquitanien) Randen, Höhgau und bei Bachzimmern.

Lichte und rostfarbige Kalksteine, durch Aufnahme von Quarzkörnern in Sandstein und von Conchylientrümmern in Muschelconglomerat übergehend. Unterlage thonig und eisenschüssig. Ausgezeichnet durch die Häufigkeit von *Turritella turris, Melanopsis citharella, Neritina* und *Pleurotoma, Ostrea* und Pectenarten. Auch Reste von *Mastodon, Halianassa*, Zähne von *Carcharodon, Oxyrhina* und *Lamna* der Arten des Muschelsandsteines, ferner Balanen und Lithodomen.

Zerstreute von wenigen bis zu 80′ mächtige Ablagerungen.

Bis zu genauerer Kenntniss der Lagerungsverhältnisse hierher die

Bohnerze der Hardt mit der zweiten Säugethierzone, Süsswasserschnecken und Lamnazähnen.

Untere Süsswasser- und Landbildungen.

a. Untere Süsswassermolasse, Molassesandstein und bunte Mergel (Knauer- u. Mergelmolasse und Sandstein der Schweiz und Vorarlbergs mit der Flora von Hohenegggen Cantons Bern und Schwarzach bei Bregenz).

Helle, unzersetzt nicht gelbe, glimmerige feine Quarzsandsteine mit harten kalkigen Bänken und Morpholithen; nach der Tiefe magere bunte, mit dem Sandsteine alternirende Mergel ohne Versteinerungen. Gesammtmächtigkeit 500′ und mehr.

b. Landschneckenkalk (Sandberger) bei Hoppetenzell. (Aelterer Süsswasserkalk der schwäbischen Alp, wie von Ulm, Zwiefalten u. a. *Calcaires siquarrés et marnes rouges pisolitiques avec Helix Ramondi à Undervellier.* Ureppin.)

Dolomitische Kalksteine und Mergel in dicken Bänken mit *Helix rugulosa, Cyclostoma bisulcatum* (Zieten), *Planorbis solidus*, Charasamen und nach oben Kalkbänke mit Land- und Süsswasserschnecken, von letzteren grosse Limneen. Rauhes Kalkconglomerat als Unterlage. Gesammtmächtigkeit bis 50′.

Süsswasserkalk von Engelswies mit tertiärer monogener 2ter Säugethierfacies. (Süsswasserkalk von Vermes und Georgsmünd.)

Harter, massiger Süsswasserkalk mit Mergeln und conglomeratischem Tuffe bedeckt, Thiere der zweiten Säugethierzone einschliessend, als *Anchitherium Aurelianense, Dorcatherium Vindobonense, Palaeomeryx Bojani-* und *Kaupi, Rhinoceros* und *Mastodon angustidens.* In den Mergeln und Kalken Pflanzen, als *Glyptostrobus europaeus, Cinnamomum polymorphum* u. s. Ungefähre Mächtigkeit 30′.

Brackische Bildung.

Kalkconglomerat mit Cerithienbänken des Andelsbachthales. (Aequivalent der Cyrenenmergel von Mainz, Miesbach und Bad Sulz. Mergel von Brisbach, Greppin.)

Die untersten Schichten ausgezeichnet durch Reichthum der Steinkerne von *Cerithium margaritaceum* u. *plicatum*, Ostreentrümmer und Schalen von *Ostrea gryphoides* Zieten. Ferner Reste von *Rhinoceros incisivus* und *minutus*, Zähne von *Oxyrhina* und *Lamna*. Sichtbare Mächtigkeit 28'.

Aelteste Landbildung.

Palaeotheriumformation von Frohnstetten. (Knochenablagerungen von Egerkingen und Mormont des schweizerischen Juras.)

Bohnerzlager und Thone ausgezeichnet durch die Häufigkeit der Thiere der ersten monogenen Säugethierzone, als *Anoplotherium commune* u. *leporinum*, ferner *Dichodon cuspidatus*.

Die Unterlage sämmtlicher Quartär- und Tertiärbildungen bildet der weisse Jura.

Lagerungsfolge:

1. Diluviale Nagelfluhe.
   Lignitbildung.
   Obere Süsswassermolasse.
   Muschelsandstein.
   Untere Süsswassermolasse.
   Landschneckenkalk.
   Zetakalke des weissen Juras als Unterlage.
2. Diluviale Nagelfluhe und Gerölle.
   Ooninger Schiefer und Lignitbildung.
   Obere Süsswassermolasse bis zur Ebene.

---

1. Profil II vom Berenberge bei Hoppetenzell bis Ueberlingen.
2. Südseite des Schinerberges. Profil V.

1. Gips vom Hohenhöwen.
   Juranagelfluhe.
2. Juranagelfluhe.
   Miocener Grobkalk.

Oberer weisser Jura (Zeta- und Epsilonkalke Quenstedt's) als gemeinsame Unterlage.

3. Muschelsandstein (?).
   Kalkconglomerat mit Cerithiumbänken.
   Jurakalk (?).

---

1. Am Hohenhöwen und
2. öfter im Höhgau. Siehe Profil I.
3. Hausen im Andelsbachthale.

Nachwort.

Ich habe am Schlusse dieser Blätter der Unterstützung durch Mittheilung von Literatur, Bestimmung von Petrefakten und sachdienlicher Winke dankbarst zu gedenken, welche mir durch die Herren Arnold Escher von der Linth, Professor Dr. O. Fraas, Professor Osw. Heer, Herrmann von Meyer, Professor Friedolin Sandberger und Inspektor Ingenieur Warnkönig zu Theil wurde. Zu ganz besonderem Danke verpflichtet mich aber der Beistand der Herren Professoren Heer, Herrm. von Meyer und meines verehrten Freundes, des Hrn. Professors Sandberger, welche Herren die Güte hatten, den grössten Theil der fossilen Pflanzen, Wirbelthiere und Mollusken zu bestimmen, oder vorhandene Bestimmungen durchzugehen. Hauptsächlich habe ich des Letzteren freundschaftliche Güte während einem Jahre hindurch angesprochen und genossen. Durch diesen Beistand konnte das wichtigste Hülfsmittel für mein Unternehmen, eine genaue Bestimmung der organischen Reste meines Gebietes, erzielt werden.

Durch meinen mehrjährigen Aufenthalt in Stockach und zahlreiche Begehungen des Gebietes in den letzten Jahren musste sich nicht nur eine ziemlich vollständige Sammlung der Versteinerungen der Ablagerungen ergeben, sondern hieraus auch ein

Vertrautwerden mit den Lagerungsverhältnissen entstehen. Manches Neue wurde hiebei aus dem scheinbar unergiebigen Terrain geschöpft, wodurch endlich eine Gliederung der Stufen möglich wurde, welche mit den schönen Arbeiten der schweizerischen Geologen und auch jener neuesten von Greppin über die Tertiärbildungen im Berner Jura in natürliche Verknüpfung gestellt werden konnte. — Ich habe mich dabei beflissen, dem Beispiele eines älteren Naturforschers, des in der Wissenschaft unvergänglichen de Saussure, Alles dem Thatsächlichen unterzuordnen, möglichst zu folgen. Da wo ich mich Theorieen überlassen habe, geschah es allein, um Beobachtungen in verständlichen Zusammenhang zu bringen. — Habe ich hiebei zur Kenntniss eines Theiles des Bodens unseres deutschen Vaterlandes mitgewirkt, so ist mein Zweck erreicht und ich wünsche, dass dieser kleine Beitrag eine gerechte Beurtheilung der Männer der Wissenschaft erfahre und mir die Möglichkeit gegeben werde, das Mangelhafte in der Zukunft verbessern zu können.

Dr. Julius Schill.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Einleitung 129

Ueber den Zusammenhang der Tertiärbildungen des Bodensee's mit denen der Molasse der Schweiz. Subalpine und subjurassische Molasse, Molasse der Mittelzone. Im Allgemeinen horizontale Schichtenlage. Höhen. Verbreitung der löcherigen Nagelfluhe. Hebungen der älteren und jüngeren Tertiärbildungen als Nummuliten- und Flyschformationen und Molasse. Natürlicher Anschluss der schweizerischen Tertiärbildung am Rheine (S. 129—132).

Höhen und Tiefen der Tertiär- und Quartärbildungen des badischen Seekreises 133

Uebersicht der Höhen des Jurakalkes, Basaltes, Phonolithes, der Tertiär- und Quartärbildungen. (S. 132.) Das Hügelland am Bodensee, sein Hochland und die diluviale Nagelfluhe. Das Bodenseebecken (S. 133—134). Nach dem Hochlande führen kleine, steile Thäler. Hydrographische Verhältnisse. Gerölle und Kalkstein. Statistische Resultate (S. 134—135). Quellen entspringen zwischen dem Diluvium und der Molasse (S. 136—137). Der Thalboden, seine Wasser und die Seehalde. Der Teufelstisch. Die Seehalde eine Verwitterungsgrenze der Molassegesteine. Wasserstand des Bodensee's (S. 137—138). Die Sandsteinsäulen von Sipplingen (S. 138). Der Randen und das vulkanische Höhgaugebirge. Basalt-, Phonolith- und Trachytdurchbrüche. Geradliniges Erscheinen der Basalte. Aufrichtungen der geschichteten Gebilde. Basaltsturzwälle ruhen auf Diluvialgeröllen (S. 140—142). Thäler, Bergformen und Gewässer. Der Aachfluss (S. 142—143).

Die Tertiär- und Quartärgebilde des badischen Seekreises 144

Sie bedecken 32 Quadratmeilen und zerfallen nach ihrer Eigenthümlichkeit in zwei Gebiete, das des Randen, Höhgaus und der Umgebungen des Bodensee's. Allgemeine Schichtenfolge und Lage-

Seite

rung. Mit Ausnahme einer Säugethierfauna nur mittel- und obertertiäre Bildungen. Uebersicht der Quartär- und Tertiärbildungen (S. 144—147).

Tertiärbildungen 147

I. Aelteste Landbildung = Palaeotheriumformation von Frohnstetten (S. 147).

II. Brackische Bildung. Kalkconglomerat mit Cerithienbänken des Andelsbachthales. Reichthum von Cerithium margaritaceum — und plicatum. Organische Reste. Sandstein über dieser Bildung (S. 147—149). 147

III. Untere Süsswasser- und Landbildungen 149

A. Hügelland am Bodensee.

a. **Landschneckenkalk** bei Hoppetenzell (S. 149).

b. **Untere Süsswassermolasse** als Sandstein, Mergel- und Knauermolasse der Schweizer Geologen (S. 150).

B. Im Jurazuge des Randen, Höhgau bis zur Donau.

c. **Süsswasserkalk** vom Thalsberge bei Engelswies mit den Resten der 2ten Säugethierzone. Das Bohnerzgebilde von Hondorf hat gleiche Reste, in dessen Nähe Juranagelfluhe (S. 151—153).

IV. Obere Land-, Süsswasser- und Meeresbildungen . . . 154

1. Meeresbildungen.

A. Hügelland am Bodensee.

a. **Meerischer Muschelsandstein Studers.** Organische Reste und deren Erhaltung. Muschelsandstein eine Strandbildung. Einlagerung desselben in die subalpine Meeresbildung bei St. Gallen (S. 154—161).

B. Im Jurazuge des Randen und Höhgau.

b. **Miocener Grobkalk,** liegt auf Jurakalk und wird von Nagelfluhe bedeckt. Organische Reste, deren Vertheilung und Erhaltung. Vergleichung seiner Fauna mit der des Muschelsandsteines (S. 161—166).

2. Land- und Süsswasserbildungen.

A. Hügelland am Bodensee.

a. **Obere Süsswassermolasse,** im südlichen Gebiete sehr mächtig. Conglomeratischer Süsswassertuff mit Unio. Organische Reste. Braunkohlen (S. 166—169).

Seite

B. Im Jurazuge des Randen, Höhgaus bis zur Donau.

b. Juranagelfluhe und Kalkstein, besteht vorherrschend aus Juragesteinen, darunter Hauptrogenstein. Vorkommen auf sehr verschiedenen Höhen. Keine Thierreste (S. 169—170).

c. Gips und Thon des Hohenhöwen. Testudo antiqua und Helix deflexa. Lagerungsfolge. Verschiedenalterige Thierreste. Der Helicitenmergel des Aargaus vielleicht ein Aequivalent des Gipses. Metamorphische Bildung? (S. 170—173).

V. Land- und Süsswasserbildungen 173

A. Hügelland am Bodensee.

a. Oeninger Kalkschiefer. Flora und Fauna, ihr Verhalten zum heutigen Klima der Gegend. Herrmann von Meyer über Oeningen (S. 173—176).

b. Lignitbildung als Mergel, Kalk, Stinkstein und Braunkohlen. Hydraulischer Kalkstein und Braunkohlenthon. Organische Reste, von diesen im Seekreise meist nur Conchylien, diese sind bezeichnend für Sandbergers Littorinellenkalk. Diese Bildung, der Oeningerschiefer und die Flora und Fauna von Käpfnach, Elgg, Hohe — Rhonen und Greit (S. 176—180).

B. Im Höhgau.

c. Phonolithtuff mit Helix Moguntina neben zweiaxigem Glimmer. Jüngeres Tertiärgebilde am Hohenstoffeln. Erbsenkalk bei Hilzingen eine metamorphische, vielleicht palagonitische Bildung. Falscher Menilith. Hydraulischer Dolomit. Cement (S 180—183). Bohnerze der Hardt, deren Fauna auf sekundärer Lagerstätte und Zeit der Ablagerung unentschieden (S. 183).

Quartärbildungen.

I. Nagelfluhe, alpinische Gerölle und diluviale Bohnerzbildungen . 186

A. Von allgemeiner Verbreitung.

a. Diluviale Nagelfluhe, sie besteht aus Alpengeröllen. Aehnlichkeit mit derjenigen vom Uittliberge. Keine organischen Reste. Höhe und Mächtigkeit (S. 187).

b. Alpinische Gerölle überlagern Tertiär-, Jura- und Tuffbildungen. Bestehen aus Alpengesteinen. Oefteres Vorkommen von Geröllen der Nagelfluhe. Grösse der Gerölle und Sand. Zweite mechanische und chemische Wirkungen. Mächtigkeit der Geröllablagerungen. Ursache der Ansammlung der Wasser (S. 188—191).

Seite

c. Irrblöcke, meist auf den Höhen und stammen aus den Alpen (S. 191). Organische Reste der Geröll- und Sandablagerungen (S. 192). Diluvialer Mergel des Gallerthurms mit Conchylien. Derselbe ist kein Loess. Walchner über ein vorweltliches Seebecken (S. 193—194).

B. Im Jurazuge des Randen bis zur Donau.

Jurathäler ohne Gerölbildung und wasserarm (S. 194).

d. Bohnerze der Quartärperiode. O. Fraas über Jurakalkschichten, Bodenarten und Bohnerze. Organische Reste verschiedener Wesenreihen. Lang dauernde Erhebung der Alp. Erscheinen und Erlöschen der Thierarten. Eigenthümliches Vorkommen der Bohnerze. Versuch einer Erklärung der Bohnerzbildung aus Kalkstein (S. 195—200).

II. Bildung des Rheinthaleinschnittes und Bodenseebeckens . . 200

Die Quartärbildungen auf sekundärer Lagerstätte. Die Nagelfluhe als älteste Gerölbildung mit minder grossen Geröllen. Irrblöcke durch Eisschemel verbreitet. Durchbruch des Rheines und Bildung kleiner Thäler unter Zurücklassung des Hochlandes. Geröll- und Lössbildung im Rheinthale. Phonolithe und Basalte sind älter als die Gerölbildung. Das Bodenseebecken eine Einsenkung (S. 200—205).

Verbreitung und Lagerungsverhältnisse der Tertiär- und Quartärbildungen 205

A. Hügelland am Bodensee.

Am Bodensee herrschen von den Tertiärbildungen die der Stufen III, IV, V und von den Quartärbildungen besonders die Nagelfluhe (S. 205).

Umgebungen des Ueberlinger See's (S. 206).

Landschneckenkalk bei Hoppetenzell. Untere Süsswassermolasse mit Mergeln von Zizenhausen bis Ueberlingen und am Ufer vor Bodmann (S. 206—207). Bei Ludwigshafen Braunkohle. Muschelsandstein der Steinbrüche bei Stockach, Burgthal, Zoznegg, Mindersdorf und auch auf der Nellenburg, desgleichen bei Ludwigshafen (S. 207—209). Braunkohle im Rosshimmel (S. 209). Die näheren Umgebungen von Ueberlingen als Sipplingen (hydraulischer Kalkstein, Lignitbildung der Nonnenebene, Althohenfels), Spezgarten bei und Hödingen (S. 210—213). Ockerabsätze der Quellen im Molassesandstein enthalten Algen. Das Mineralwasser. Temperaturen von Quellen, Brunnen und Bodenseewasser (S. 213—215). Die marinen Gesteinsbildungen nahe Ueberlingen. Bei Deisendorf

den Fällen des Gegentheils, die die Erfahrung bietet, einen heraus, welcher die That, wodurch wir erhöhete Glückſeligkeit und Vervollkommnung verdienen, mit Unglück oder gar mit der Zerſtörung aller uns erworbenen Vollkommenheiten, d. h. mit dem Tode belohnt oder zu belohnen verſpricht. In dieſem Fall erſcheint nothwendig das moraliſche Gebot als eine Abſurdität, welche im Gedränge der Leidenſchaften, die ein ſolcher Fall mit ſich führt, uns nur noch ein achſelzuckendes Lächeln abnöthigen kann, womit wir uns über das Gebot hinwegſetzen, Andere aber, welche ſich demſelben dennoch unterwerfen, als Thoren bemitleiden. Und ſo wird das moraliſche Geſetz zum Scherz, zu einer Maske, die nur ſo lange eine Bedeutung hat, als ſie die Zwecke der Glückſeligkeit und Vervollkommnung zu überkleiden dient. Dies Verhältniß weicht nicht eher, als bis wir uns entſchließen, die Zuſtände, welche uns dem moraliſchen Geſetz zufolge bloß des Glücks und der Vollkommenheit würdig machen, ohne ſie zu gewähren, für reelle Urſachen eines noch höheren Glücks, einer noch höheren Vollkommenheit in einer über dieſem Leben ſtehenden höheren moraliſchen Weltordnung anzuſehen. Ohne dieſen Glauben iſt eine Willenskraft, welche in allen Fällen ausreiche, dem moraliſchen Geſetz nachzukommen, unmöglich; und wenn es uns daher wirklich Ernſt iſt, ohne Ausnahme zu thun, was das moraliſche Geſetz gebietet, ſo muß es uns vor Allem mit dieſem Glauben Ernſt werden, ohne welchen das moraliſche Geſetz keine Kraft hat. In dieſem Glauben an eine gerechte Vergeltung in einer höheren Ordnung der Dinge liegt aber beides eingeſchloſſen, der Glaube an die Fortdauer des Subjekts, welchem vergolten wird, und der Glaube an eine Allwiſſenheit, Allgerechtigkeit und Allmacht, welche vergelten kann und will.

So wird der Glaube an Gott und Unſterblichkeit bei Kant aus einer Sache der Demonſtration zu einer Sache des moraliſchen Entſchluſſes. An Gott und Unſterblichkeit glauben heißt, ſich zur höheren moraliſchen Weltordnung entſchließen, daran zweifeln aber heißt, ſich zur niederen phyſiologiſchen Weltordnung entſchließen. Beides iſt in des Menſchen freie Wahl gegeben. Und das Kantiſche Syſtem tritt daher in dieſem Punkte mehr, als irgend ein anderes, auf die Seite der poſitiven Religion, welche ihrer Natur nach niemals die philoſophiſchen Anmaßungen begünſtigen konnte,

Seite

Stinkkalk der Lignitbildung, dahin auch die Braunkohle von Nussdorf (S. 215—216). Bambergen, Muschelsandstein. Die Gegend von Hohenbodmann (S. 216—18). Der Heiligenberg, das Deggenhauser Thal, Urnau, Limpach (Braunkohlen) und der Höchsten (S. 218—219). Geognostischer Durchschnitt des Ueberlinger See's. Hügel südl. Bodmann (S. 219—221). Das Thal von Bonndorf und jenes von Billafingen und Owingen. Muschelsandstein reich an Gasteropoden (S. 221—222). Die Höhen des Hochlandes (S. 222). Der Schienerberg, dessen Nordabhang und Südabhang. Der Oeningerschiefer (S. 223—226).

B. Im Jurazuge des Randen, Höhgau bis zur Donau 229

In diesem Gebiete werden alle Tertiärstufen getroffen. Uebersichtliches hierüber (S. 226).

Der Randen. Miocener Grobkalk am Klausenhofe und Epfenhoferloch (S. 230). Miocener Grobkalk bei Zollhaus und Juranagelfluhe am Heiligkreuzhof (S. 231). Miocener Grobkalk bei Immendingen (S. 232).

Der Höhgau (S. 232). In den Umgebungen von Thengen miocener Grobkalk und Juranagelfluhe (S. 232—235). Das Etzelbachthälchen und die Thengen-Watterdingerstrasse (S. 235). Grosse Breitenausdehnung der Juranagelfluhe (S. 235—236). Der Osterbühl bei Leipferdingen (S. 236). Die Umgebungen von Engen, der Gips vom Hohenhöwen. Das Zimmerholzer Thal und Thälchen von Bargen (S. 237—239). Diluvialgerölle auf den Höhen des Engener Thales, dessen Thalsohle ist frei hievon (S. 240). Gegend von Hattingen (S. 241). Bohnerze und Süsswasserkalk bei Engelswies (S. 241). Im Andelsbachthale Kalkconglomerate mit Cerithienbänken und bei Pfullendorf Muschelsandstein (S. 241—242).

Tabellarische vergleichende Zusammenstellung der Quartär- und Tertiärbildungen am Bodensee und im Höhgau. . 243

Profiltafel.

Fig. I a. Westliche Ansicht der Sandsteinsäulen bei Sipplingen.

Fig. II. b. Südöstliche Ansicht der Säulen.

Profil I. Sammelprofil des Gebirgszuges von Thengen bis Höhweneck von S.W. nach N.O. des Höhgaus. Der Basalttuff vom Bückle und die Bohnerzablagerung von Biesendorf sind zur Vervollständigung ideal herbeigezogen.

Seite

Profil II. Sammelprofil des Hügellandes von Berenberg, nordwestlich von Hoppetenzell, nach dem Bodenseespiegel bei Ludwigshafen und nach Südosten bis Nussdorf.

Profil III. Sammelprofil und zum Theile idealer Durchschnitt des Ueberlinger See's und seiner Uferberge von S.W. nach N.O.

Profil IV. Sammelprofil von N. nach S. von Hohenbodmann durch das Salemer Thal nach dem Heiligenberg, dem Deggenhauser Thale und dem Höchsten (Oberglashütte).

Profil V. Durchschnitt des Schienerberges aus Norden von der Höhgauebene bei Bohlingen = 1361' über Schienen nach dem Rheine (Bodenseeausfluss) und den schweizerischen Uferhöhen bei Klingenzell.

Nachwort 247

Berichtigung:

S. 104 Zeile 10 von Oben lese Aufingen statt Anselfingen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Eine Nachricht über den „Jura in Amerika"

wird wohl allen denen willkommen sein, welche sich speciell für diese Formation interessiren. Ein Mitglied unseres Vereins, Jules Marcou, hat als Resultat seiner langjährigen, mühevollen Reisen in den Felsengebirgen die Ueberzeugung gewonnen, dass die in der östlichen Hemisphäre so weit verbreitete Juraformation auch in Amerika sich über grosse Ländergebiete hinziehe. Er fand am Rio Colorado Chiquito über einem gegen 6000′ mächtigen Trias'schen Gebirge einen Wechsel von lichtem Sandstein und desgleichen Thonen, darüber theilweise oolithisches Gestein und blaue Thone. In diesem Gebirge von nahezu 500′ Mächtigkeit liegen *Gryphaea dilatata, Ostrea Marshii, Trigonien* und *Astarten*. Diese Funde, zusammengehalten mit der Lagerung des Gebirges zwischen dem bereits genannten triasischen Gestein und dem darüber liegenden Neocom von Albuquerque mit Hamiten und Inoceramen, überzeugten J. Marcou, dass, im Widerspruch mit den meisten Forschern, welche den Jura in Amerika läugneten, denn doch diese Formation dort vorhanden sei.

Es konnte Marcou an heftigem Angriff nicht fehlen. Namentlich die amerikanischen Geognosten wehrten sich mit Macht gegen diese Anschauung und erklärten fast einstimmig die sogenannten jurassischen Bildungen für Kreide. Auch in Europa wollte noch Niemand auf die sicherlich mehr als zweifelhafte Leitmuschel einer Auster hin an Jura glauben. Um so wichtiger sind die neuesten Zeugnisse von zwei amerikanischen Geognosten, Hayden und Meek, welche dieses Frühjahr aus den Blakhills von Nebraska zurückgekehrt, unterm 24. Mai 1858 von Washington aus schreiben, dass sie die Marcou'schen Anschauungen über die geol. Verhältnisse der Felsengebirge begründet und namentlich den Jura durch weitere Erfunde von sicheren Leitmuscheln bestätigt finden. In dem zwischen Trias und Kreide gelegenen 150′ mächtigen Thongebirge (aschgraue, gelbe, röthliche und dunkelbraune Thone) fanden Hayden und Meek ausser *Lingula, Avicula, Arca, Belemnites excentricus* Bl. Ammoniten die dem *A. cordatus* Sow. sehr nahe liegen und *Pentacrinus scalaris* Gf.

Der Fund von cordaten Ammoniten und scalaren Pentacriniten scheint nun allerdings das Vorhandensein von Jura in jenen Gegenden über den grössten Zweifel zu erheben. Jedenfalls ist es für Freund Marcou sehr erfreulich, dass zwei entschiedene Gegner seiner Anschauung in Folge neuer, eigener Erfunde auf seine Seite übergetreten sind. *F.*

Bücheranzeige.

Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze der Naturkörper überhaupt und der organischen insbesondere. Gebildeten Freunden allgemeiner Einblicke in die Schöpfungsplane der Natur gewidmet von Dr. H. G. Bronn. Mit 449 Holzschnitten. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1858.

Eine gute Orientirung in der unermesslichen Fülle der Naturformen durch Zurückführung derselben auf die Grundformen.

Alle Gestaltung in der Natur geht, wie hier erörtert wird, von den Naturkräften aus. In der Sternenwelt herrscht die Attraktion, und aus ihr geht die Grundform der Weltkörper, das Sphäroid, hervor, d. h. die Kugelgestalt mit allen ihr möglichen Veränderungen und abgeleiteten Formen. Im Mineralreich herrscht die Affinität, aus welcher die krystallinische Grundform mit allen ihren Ableitungen hervorgeht. Daher sind alle Mineralien einfache oder modificirte Krystalle in unendlich mannigfachen Verhältnissen. Im Pflanzenreich herrscht die Vitalität, die nach eigenem Lebensgesetz die schon vorhandenen Stoffe in ternärer und quaternärer Mischung zusammensetzt und gestaltet und in lebenslänglichem Stoffwechsel das Individuum nährt, wachsen macht und vermehrt. In Bezug auf die Gestaltenbildung hat die Pflanze eine senkrechte Hauptachse mit positivem Pole oben und negativem Pole unten, dort in der Richtung zu Licht, Luft, Wärme, hier im Zuge zu Dunkel, Wasser, Erde, Schwere. Um die Achse her bilden sich aber in verschiedener Höhe Wirtel von gleichpoligen Achsen, die am obern Theil der Hauptachse den positiven Charakter derselben annehmen, am unteren den negativen. Die Grundform der Pflanze ist mithin ein Ooid, d. h. die Eiform mit einer Achse, um welche der ganzen Länge nach waagrechte Querachsen liegen, und noch specieller ein Strobiloid (vom Koniferenzapfen Strobilus), weil die Querachsen in der Spirale um die Hauptachse laufen. Die Verschiedenheit der Pflanzenformen aber beruht auf der Zahl der Organe und der gegenseitigen Lage und Stellung derselben. — Im Thierreich herrscht die Sensibilität und mit ihr vervielfältigen und verfeinern sich die Formen von der amorphen durch die aktinoiden zu der hemisphenoiden Form, d. h. die niedersten Thiere sind gestaltlos oder wechseln die Formen, darauf folgen die radialen noch mehr oder weniger pflanzenähnlichen Formen der Quallen etc. und zuletzt die höhern Thiere, deren homotype Organe nur Paarweise vorhanden, deren Körper in zwei deutliche Hälften getheilt ist, und denen ein Nahrungskanal und ein Nervensystem zur Längenachse dienen. Bei der allmähligen Vervollkommnung der thierischen Form spielt sodann die Zahl der Organe und ihre Stellung gegen einander die grösste Rolle. Die Regel ist hier, dass je vollkommener das Thier, je mehr die Zahl der homonymen Organe reducirt wird.

Diese Grundzüge des Systems leitet nun der Verfasser in alle einzelnen Reiche der organischen Welt über, um deren mannigfache Formen, auf die es ihm mehr als auf die mineralischen ankam, in natürliche Rubriken zu bringen und zu erklären. *M.*

I. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Zur Erklärung der Bohnerzgebilde.

Von C. Deffner.

Inhalt.

Einleitung . . . . . Seite 258
Vorkommen der Bohnerze . . . . . „ 259
Bisherige Hypothesen . . . . . „ 263
Verhältnisse der heutigen Eisensäuerlinge . . . . „ 265
1. Reine Eisensäuerlinge ohne Kalkgehalt kommen nur äusserst selten vor 266
2. Kalte Säuerlinge setzen zuerst Eisenoxydhydrat ab, dem sich mit der Entfernung von der Quellenmündung mehr und mehr kohlensaurer Kalk beimischt. Die letzten Absätze sind reiner Kalkabsatz 266
3. Heisse Säuerlinge setzen zuerst beinahe reines Kalkcarbonat ab, später ein Gemenge von Kalksalz mit untergeordneten Mengen von Eisenoxydhydrat 268
4. Weder bei warmen, noch bei kalten Säuerlingen findet innerhalb des aufsteigenden Quellkanals ein Absatz von Quellbestandtheilen statt 270
Einwendungen gegen die bisherigen Hypothesen 273
1. Vulkane und Schlammvulkane 275
2. Keine heutige Quelle vermag Bohnerz abzusetzen 276
3. Es ist kein Randabsatz einer ehemaligen Bohnerzquelle bekannt 277
4. Die ehemaligen Bohnerzquellen hätten ihre Absätze beinahe einzig in Bohnerzform gestaltet 278
Resultate 282
Chemische Begründung der Pseudomorphose der Bohnerze 282
1. Pseudomorphose des Bohnerzkornes nach Eisencarbonat . . . 284
2. „ „ „ nach Eisensilikat . . . 286
3. „ „ „ nach Schwefeleisen . . . 287
4. „ „ „ nach Kalkcarbonat . . . 309
Endresultate 311

Einleitung.

Die Erklärung der Bohnerzgebilde gehört unstreitig zu den verwickeltsten Aufgaben der Geologie. Sowohl bei der Bestimmung ihres Alters, als ihrer chemisch-physikalischen Bildungsweise machen sich die besonderen Schwierigkeiten geltend, mit welchen die Deutung aller Oberflächenerze zu kämpfen hat, so dass trotz der Bemühungen einer Reihe der trefflichsten Beobachter, wie P. Merian, Studer, Walchner, Thirria, Thurmann, Gressly, Quiquerez, Greppin, Köchlin, v. Alberti, G. Jäger, Müller, Fraas u. a. w. doch bis heute eine vollständig ausreichende Erklärung dieser räthselhaften Gebilde immer noch nicht gewonnen ist. Zwar ist es den Untersuchungen von O. Fraas* und J. B. Greppin** gelungen, das eocene Alter der Bohnerze von Frohnstetten und Delémont festzustellen, und es ist hiedurch ein wesentlicher Schritt zur Lösung der übrigen dunklen Seiten dieser Bildungen geschehen; allein dieser dunklen Seiten sind noch immer viele, und insbesondere hat es noch keiner der bis jetzt aufgestellten genetischen Hypothesen gelingen wollen, die Annahme von exceptionellen Zuständen ganz zu vermeiden und sich in volle Harmonie mit dem gewöhnlichen Gange der Natur zu setzen.

Wenn wir, hiedurch bewogen, in Nachstehendem versuchen, die Unhaltbarkeit der bisherigen Hypothesen nachzuweisen und dafür eine andere zu substituiren, so müssen wir dabei offen gestehen, dass in der Reihe der Beobachtungen, auf welche sich unsere Erklärungsweise stützt, sich noch manche Lücke zeigt, welche erst im Laufe der Jahre ausgefüllt werden kann. Bei einem Gebilde, das sich über eine Länge von mehr als 150 Meilen erstreckt und dessen Glieder sporadisch zerstückelt umher

---

* Württemb. naturw. Jahreshefte 1852. S. 56 und 218.

** Notes géologiques sur les terrains modernes quaternaires et tertiaires du Jura Bernois; und Complément dazu.

liegen, ist es nicht möglich, einer neu aufgestellten Erklärungsweise gleich von vorn herein ein so fest geschlossenes Ganzes von Beobachtungen mitzugeben, dass ihre Gültigkeit in allen ihren Einzelnheiten festgestellt erscheinen könnte; wir müssen uns vorläufig damit begnügen, eine kleinere Reihe von Thatsachen anzuführen, welche wenigstens die Richtigkeit des Hauptgerüstes unserer Ansicht nachweisen; der Ausbau im Einzelnen muss weiteren Forschungen überlassen bleiben, welche nicht verfehlen werden, auch die Irrthümer, welche nothwendig heute noch an manchen Theilen unserer Erklärungsweise haften, aufzudecken und zu berichtigen.

Vorkommen der Bohnerze.

Unter Bohnerzgebilden verstehen wir in Nachstehendem jene fetten, meist kalkfreien Thone, von bald rother und gelber, seltener brauner, schwarzer oder weisser, noch seltener blaulichgrüner Farbe, welche häufig getupft, gestreift, gebändert und bunt gefleckt vorkommen, meist aber in grösseren Massen einfärbig erscheinen und mit untergeordneten Quarzsandschichten von ähnlicher Färbung getroffen werden.

In diesen Letten, welche eine Mächtigkeit bis zu 100 Meter erreichen, liegen sparsam vertheilte Brauneisensteinkörner, welche meist in den unteren Parthieen der ganzen Ablagerung zu gedrängteren Anhäufungen gesammelt erscheinen, öfters aber auch schon in höherem Niveau in dieser Weise auftreten. Die Bohnerzkörner, in der mittleren Grösse einer Erbse, sind entweder concentrisch schalig, häufig mit einem sandigen, oder blasigen und schlackenähnlichen Kern, oder amorph und von gleichmässiger dichter Textur; dieselben sind zuweilen gewaltsam in scharfkantige Stücke zerbrochen. Oefters kommen grössere unregelmässige Nieren, Ueberzüge, Nester und Concretionen von dichtem und erdigem Brauneisenstein vor, welche als Rein- oder Stockerze besonders bezeichnet werden. An wenigen Orten erscheinen grössere Mengen von Schwefelkies damit, in der Regel

ist dessen Vorkommen nur sehr vereinzelt und untergeordnet und fehlt an den meisten Orten gänzlich.

Eine regelmässige Schichtung der Bohnerzletten ist selten vorhanden, meistens bilden dieselben eine gleichförmige Masse mit kleinen stylolithenartig gestreiften Rutschflächen, welche in verschiedener Richtung die Masse theilen, ohne dass irgend eine Spur von Schichtung bemerkbar wäre. Zuweilen zeigt sich jedoch in grosser Deutlichkeit eine schichtweise Ablagerung, welche dann besonders scharf erscheint, wenn die einzelnen dünnen Lagen der Letten durch verschiedene Färbung hervorgehoben, eine vollkommene Bänderung zeigen. Derartige geschichtete Parthieen sind jedoch oft plötzlich abgerissen und gehen schneller oder langsamer in die ungeschichteten Lettenmassen über.

Verhältnissmässig selten trifft man in den Letten Gyps in einzelnen Krystallen, oder in nierenförmigen Ausscheidungen an; oder füllt derselbe als Fasergyps kleine gangartige Risse und Klüfte der Letten aus, welche hin und wieder auch gangartigen Brauneisenstein führen; und in nur sehr seltenen Fällen hat man feste Kalkbänke ausgeschieden getroffen, welche eine tertiäre Süsswasserfauna und Flora einschliessen. Weit häufiger treten dagegen abgerundete Geschiebe des nebenliegenden oder auch fremden Gesteins auf, welche bald über bald unter den Letten, öfters auch in denselben liegen, und meist zu förmlichen Conglommeraten zusammengebacken sind.

An manchen Orten, aber nicht überall, sind die Bohnerze begleitet von Kieselerdeconcretionen, welche in rundlichen nierenförmigen Knollen als Jaspis, Hornstein oder Feuerstein in den Letten liegen, und öfters Petrefacte des nebenanstehenden Gesteins, namentlich des oberen Juras, an wenigen Orten, wie z. B. im Elsass, auch tertiäre organische Reste einschliessen.

In den Bohnerzletten finden sich hin und wieder Petrefacten der umgebenden, anstehenden Schichten, welche offenbar aus diesen losgelöst in den Letten eine neue Lagerstätte gefunden haben; zugleich kommen aber auch Reste von Landthieren, und zwar Zähne und Knochen von Mammalien weit späterer, tertiärer und diluvialer Epochen vor.

Besonders bezeichnend für das Bohnerzgebilde ist die Art und Weise seiner Auflagerung auf andern Formationen. In der Regel kommt es als Ausfüllung von Gebirgsspalten oder kleinen trichterartigen Kesseln vor, zuweilen aber füllt es auch, ohne dass die Schichten des unterliegenden Gebirgs getrennt oder zerrissen wären, grössere oder kleinere Mulden der älteren Formationen aus und scheint sich besonders häufig auf einer Kalkunterlage abgelagert zu haben.

Dabei sind die Spaltenwände solcher älterer Kalkschichten in der Regel abgerundet, ausgewaschen und zerfressen und zeigen häufig auch eine Veränderung ihrer inneren Textur ins Krystallinische und Zuckerkörnige; in andern Fällen ist von letzterer Einwirkung nichts zu spüren. Eine nicht selten auftretende besondere Art der Corrosion der Kalkwände ist die, dass in denselben vertiefte schmale Rinnen und Streifen, von der Breite und Tiefe eines Bohnerzkornes, sich zeigen; öfters stecken noch Bohnerzkörner darin eingebacken, in anderen Fällen sind dieselben von oben nach unten in unterliegende Kalkstücke des anstehenden Felsens oder des Geschiebeconglommerats eingesunken, indem sie sich darin genau an ihre äussere Form anschliessende Löcher ausgehöhlt haben.

In solcher Gestalt finden sich diese Gebilde über einen grossen Raum von Mitteleuropa verbreitet, welcher sich in seiner Hauptrichtung vom nördlichen Frankreich gegen O.S.O. bis nach Illyrien verfolgen lässt und wahrscheinlich durch die Türkei bis nach Kleinasien und Persien fortsetzt. Von diesem Hauptzuge zweigen sodann bei Basel zwei Seitenlinien ab, von denen die eine, der Rheinthalbucht folgend, bis in die Gegend von Kassel beobachtet ist, während die andere nach dem südlichen Frankreich sich erstreckt. Auf das Auftreten in andern Welttheilen werden wir im geognostischen Theile dieser Untersuchung zurückkommen.

Eine Uebersicht über die Erstreckung dieser Gebilde in Europa ist bis jetzt noch nicht vorhanden, auch hat die Entwerfung einer solchen europäischen Bohnerzkarte noch zu sehr mit dem Mangel an genaueren wissenschaftlichen Notizen über

viele als Bohnerz aufgeführte Ablagerungen zu kämpfen, indem wohl auch andere, nicht hieher gehörige Erze damit verwechselt werden. Auch wir können die Verantwortlichkeit über die Richtigkeit aller nachstehend über das Vorkommen gegebenen Notizen nicht übernehmen, während dieselben noch viel weniger Anspruch auf Vollständigkeit zu machen vermögen.

In England scheint dieses Gebilde nicht vorzukommen.

In Frankreich hat dasselbe wohl seine grösste Verbreitung gefunden und das französische Eisen verdankt zu einem grossen Theile diesem Materiale seine Vorzüglichkeit. Es findet sich vom Departement der Maas und der Mosel an, von wo es noch in den südlichen Theil des Grossherzogthums Luxemburg und die Gegend von Saarbrück übertritt, und sich sodann durch die Departements der Meurthe, der Vogesen, der Haute Saône und Côte d'or in die des Doubs und Jura erstreckt. Im Süden tritt dasselbe wieder in der Guyenne, dem Languedoc und der Provence, in den Departements Tarn und Garonne, Tarn und Vaucluse auf, und scheint von hier sich gegen Nizza und Villa Franca an die Küsten des Mittelmeeres zu ziehen.

In der Schweiz begleiten die Bohnerzgebilde den ganzen Zug des Jura vom Canton Genf und dem Waatland an durch die Cantone Neufchâtel, Bern, Solothurn und Basel bis in das Sundgau bei Belfort, wo sie in die

Rheinthalbucht einmünden. Im oberen Theile derselben treten sie in schöner Entwicklung auf beiden Seiten des Rheins bei Kandern und Liel in Baden und in der Gegend von Roppe im oberen Elsass auf, von wo sie sich bis in die Umgebungen von Hagenau und Weissenburg ziehen, während sie auf dem rechten Rheinufer nördlich von Freiburg im Breisgau nicht mehr sichtbar sind. Weiter abwärts erscheinen dieselben wieder im Mainzer Becken im westlichen Rheinhessen, von wo sie sich über Soden und Bergen bis weit in die gegen Kassel hinziehende tertiäre Fortsetzung der Rheinthalbucht verfolgen lassen, wo sie in den Kreisen Fritzlar, Homberg und Ziegenhain in dieser Richtung zum letztenmale auftreten.

Auf dem schwäbisch-fränkischen Jura kommen

durch welche das, was die Religion als einen moraliſchen Entſchluß fordert (das Nichtſehen und doch Glauben) in eine metaphyſiſche Demonſtration aus bloßen Begriffen verwandelt werden ſoll. Auch hat die Kantiſche Lehre vom Glauben durch die darin enthaltene enge Verknüpfung von Gottesfurcht und Moralität, durch die darin vorherrſchende Vorſtellung von Gott, daß er ſey ein allmächtiger Rächer des Böſen und ein Erbarmer über die leidende Unſchuld, eine enge Beziehung zum einfachen und uralten Glauben Abrahams und der Patriarchen. Und ſo wie der uralte Jehovah alle die heidniſchen Theologien und Götterlehren, welche ſich als glänzende und ſyſtematiſche Gebäude bis in den Himmel hinein thürmten, mit langſamen und allmächtigen, aber eiſernen Schritten zertrat, ſo hat auch das Kantiſche Syſtem angefangen und fährt noch immer fort, die glänzenden Gebäude des Intellektualismus und Senſualismus, des Dogmatismus und Skepticismus mit langſamen und allmähligen, aber eiſernen Schritten zu zertreten. Und auch diesmal erſchien Jehovah wieder in ſeiner alten und gewohnten Geſtalt, als Geſetzgeber der zehn Gebote, an denen darum keine menſchliche Gewalt etwas ändern und rücken kann, weil ſie als Regeln zur Vermeidung des Unrechts und zur Vollziehung des moraliſchen Geſetzes das angeborene Eigenthum der praktiſchen Vernunft ausmachen.

Um endlich auf das dritte Triebrad der Kantiſchen Forſchung, das Moralgeſetz ſelbſt, zu kommen, ſo iſt daſſelbe unerſchütterlich und ewig, und es bleibt einem Philoſophen dabei natürlich kein anderes Verdienſt, als die Reinheit der Darſtellung, oder auch die Auffaſſung deſſelben von einem neuen, bisher noch nicht verſuchten Standpunkt. Auf letzterem Wege haben ſich die Moralphiloſophen vor Kant einiges Verdienſt erworben, indem ſie zeigten, wie weit man mit den aus der Erfahrung geſchöpften Principien des Wohlwollens, des ſittlichen Inſtinkts, des Strebens nach Vervollkommnung, des Geſelligkeitstriebs u. ſ. w. auf dem Felde der Moral fortkommen könne. Kant hingegen hat darnach geſtrebt, das Moralgeſetz auf einen möglichſt abſtrakten Ausdruck zu bringen, d. h. auf einen ſolchen, welcher von allen aus der Erfahrung zu ſchöpfenden Beſtimmungen möglichſt abſtrahirt. Sobald man das Moralgeſetz möglichſt rein faſſen will, iſt man darum genöthigt, einen ſolchen zu wählen, weil überall bei vorkommenden Fällen des

dieselben überall vor. Sie ziehen sich von dem Eingang in die Rheinthalbucht bei Kandern zunächst an dem südlichen Rande des Schwarzwaldes durch das Amt Waldshut an die obere Donau und begleiten den deutschen Jura auf seiner ganzen Erstreckung von Schaffhausen bis nach Regensburg in tausenden von kleinen Ablagerungen.

In den Alpen scheinen dieselben sehr selten zu sein, doch erwähnt Dr. Stotter derselben in Tyrol auf Nummulitenkalk. Auch auf dem Dachsteingebirge sind sie gekannt. Häufig treten sie dagegen in Oberkrain südlich der Drau und in Steyermark bei Wölau in Trichtern wie am Karst auf, über welchen sie nach

Illyrien und Dalmatien ziehen, wo sie auf Hippuriten- und Nummulitenkalk liegen.

Der äusserste Punkt gegen Osten, wo die Bohnerze in Europa auftreten, scheint die Krimm zu sein, von der sie nach Kleinasien und Persien übersetzen.

Schätzt man als gerade Längenerstreckung dieser Gebilde 150 geographische Meilen und für das von ihnen eingenommene Terrain 1000 Quadratmeilen, so wird man das Minimum der Entwicklung der zuverlässig ächten Bohnerze schwerlich überschreiten, während eine Hinzurechnung der zweifelhaften Bildungen noch weit höhere Zahlen ergeben würde. Nimmt man hinzu, dass das Vorkommen dieser Bildungen auch in Amerika und Afrika festgestellt ist, so erscheinen dieselben von einer Wichtigkeit, welche die angestrengten Bemühungen der Geologen, die mit ihnen verknüpften Räthsel zu lösen, in hohem Grade rechtfertigen.

Bisherige Hypothesen.

Wir geben dieselben in gedrängter Kürze und verweisen hinsichtlich ihrer Einzelnausführung auf die Autoren selbst.

Alex. Brogniart* war wohl der erste, welcher die Bohnerze und die Knochenbreccien bei Nizza, Antibes und Villa

* Annales des sciences naturelles 1828, T. 14, p. 410.

Franca, welche er für Ein Gebilde erklärt, durch heisse Eisensäuerlinge entstehen lässt, obwohl er selbst sich der Zweifel gegen diese Hypothese nicht ganz erwehren konnte.

Thirria* knüpft die Entstehung der Bohnerze noch enge an die Bildung der Juraablagerungen, nimmt jedoch dafür noch die Mitwirkung von Eisensäuerlingen zu Hülfe.

Gressly** schrieb dieselben vulkanischen Emanationen zu, wobei er glühende Dämpfe, Auswürfe geschmolzener Mineralien, heisse Springquellen mit Auflösungen von Eisen, Kalk, Kieselerde, Schwefelsäure u. s. w. annahm, welche die Spalten und andere Vertiefungen des Gebirgs mit ihren Niederschlägen ausfüllten.

Quiquerez*** hat sich der vulkanischen Erklärungsweise angeschlossen, indem er sie näher dahin entwickelte, dass es Schlammquellen und Thermen, wie sie noch jetzt in vulkanischen Gegenden vorkommen, waren, deren aufgelöste Gase und Säuren die Corrosionen der Kalkwände verursachten.

v. Alberti† spricht sich gegen Eisensäuerlinge und für fontainenartige Schlammeruptionen aus, welche Eisen, Kalk, Kieselerde, Schwefelwasserstoffgas oder schweflige Säure und Kohlensäure enthielten, woraus sich Bohnerze und Jaspiskugeln in concentrisch schaliger Form, die Reinerze als sphärosideritische Massen ausschieden, während zugleich Gyps gebildet wurde. In dem durch den heissen Schlamm und die Kohlensäure erweichten Nebengestein konnten sich sodann einzelne Erzkörner und kieselartige Fossilien ausscheiden, während die ganze Bildung allmälig erhärtete.

Müller†† nimmt warme Eisensäuerlinge an, welche das von ihnen durchströmte Gestein auslaugen, und an der Erdoberfläche angelangt, wieder in der Form der heutigen Bohn-

---

* Statistique du Dép. de la haute Saône.

** Observations géol. sur le Jura soleurois.

*** Acta de la société helvétique des Sciences naturelles, 1835.

† Halurgische Geologie, 1852, B. 2, S. 304. — Württemb. naturwissensch. Jahreshefte IX. 1853, S. 76.

†† Verh. d. naturf. Ges. in Basel, 1854, S. 98.

erzgebilde absetzen, deren Bestandtheile er in den umgebenden Juragesteinen präexistirend nachweist. Er hält unsere heutigen Thermen für die schwachen Nachklänge jener weit intensiveren und allgemeiner verbreiteten plutonischen Thätigkeit, welche die Bohnerzquellen hervorrief und hält es nicht für unwahrscheinlich, dass man noch modernes Bohnerz als Absatz unserer heutigen Säuerlinge finden werde.

Köchlin-Schlumberger* erklärt sich gegen vulkanische Agentien und für Eisensäuerlinge. Dabei nimmt er an, dass diese Quellen anfangs hauptsächlich Eisen aufgelöst enthielten, später aber einen grösseren Kalkgehalt aufnahmen. Es schied sich Eisenspath aus, der sich in Eisenoxydhydrat verwandelte, und seine Kohlensäure war es hauptsächlich, welche die Corrosion der Kalkwände verursachte. Gegen das Ende der Quellenzeit setzte sich mehr Kalk ab, welcher mit Eisen vermischt das Material für den Kalkcement der Conglommerate lieferte, welche die Bohnerze in der Regel begleiten. Der Quarzsand und Thon waren mechanische Suspensionen der Quelle.

Greppin** endlich schloss sich früher der Ansicht Gressly's an; ist jedoch in neuerer Zeit von allen vulkanischen und plutonischen Erklärungsarten abgekommen und ist der erste, der eine entschiedene Schichtung der Bohnerzgebilde nachgewiesen hat. Seine jetzige Ansicht ist noch nicht publizirt; die fortgesetzten Studien dieses trefflichen Beobachters lassen aber neue Aufklärungen in dieser Frage hoffen.

Verhältnisse der heutigen Eisensäuerlinge.

Behufs der Würdigung der verschiedenen Hypothesen, welche die Bohnerze als Quellenbildung erklären, sind wir genöthigt, einen kurzen Blick auf die Art und Weise zu werfen, in welcher unsere heutigen Eisenquellen ihre Absätze bilden. Wir legen hiebei insbesondere die gründlichen Untersuchungen, welche G.

---

* Bulletin de la soc. geol. de France. 2. serie. T. XIII. p. 739.

** Complément aux notes géol. in den Nouv. Mém. d. l. Soc. helv. d. sc. nat. XIV. und Köchlin a. a. O.

Bischof über diesen Gegenstand angestellt und in seinem Lehrbuche der chemischen und physikalischen Geologie zusammengestellt hat, zu Grunde, und gelangen an der Hand derselben zu nachstehenden Resultaten.

1) **Reine Eisensäuerlinge ohne Kalkgehalt kommen nur äusserst selten vor.**

Derartige kalkfreie Eisensäuerlinge sind bis jetzt nur äusserst selten und nur aus kalkfreien krystallinischen oder sandigen Gesteinen entspringend beobachtet worden, auch lässt sich das seltene Vorkommen derselben ohne Mühe aus der leichten Auflöslichkeit des Kalkbicarbonats in Wasser, welche die aller andern Carbonate mit Ausnahme der Alkalien und der Magnesia übertrifft, erklären. Es muss demnach eine durch kalkhaltige Schichten aufsteigende eisenhaltige Quelle, welche freie Kohlensäure enthält, auf ihrem Wege nothwendig Kalk auflösen und sich in einen kalkhaltigen Eisensäuerling verwandeln.

Auch bei der Annahme von Bohnerzsäuerlingen muss neben dem Eisengehalt ein grosser Kalkgehalt vorausgesetzt werden, da sie in der Regel durch mächtige Kalkgebirge, den Muschelkalk, die Juraformation und den Hippuritenkalk aufgedrungen wären. Wir werden demnach im Verlaufe unserer Untersuchung die reinen kalkfreien Eisenquellen von unseren Erörterungen zum Voraus gänzlich ausschliessen dürfen, und nur auf kalkhaltige Eisensäuerlinge Rücksicht nehmen.

2) **Kalte Säuerlinge setzen zuerst Eisenoxydhydrat ab, dem sich mit der Entfernung von der Quellenmündung mehr und mehr kohlensauren Kalk beimischt. Die letzten Absätze sind reiner Kalkabsatz.**

Diese Reihenfolge der Absätze ist durch vielfache Beobachtungen bestätigt und findet auch dann noch statt, wenn die Menge des aufgelösten Kalkbicarbonats die des Eisenbicarbonats um Vieles übertrifft. * Der bei weitem grösste Theil des auf-

* G. Bischof, Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie, B. I. 901, B. II. 812 u. f.

gelösten Kalks kommt in der Regel gar nicht zum Absatz, sondern wird den Bächen, Flüssen und dem Meere zugeführt.

Dabei setzt sich das Eisen stets als Eisenoxydhydrat, nicht als Eisenoxydulcarbonat ab, und es wird diess, neben der grösseren Löslichkeit des Kalkbicarbonats, die Hauptursache sein, warum sich aus den Eisensäuerlingen das Eisen früher als der Kalk ausscheidet. Man wird sich die Sache so vorstellen dürfen, dass die grosse Neigung des Eisenoxyduls, sich höher zu oxydiren, dasselbe nöthigt, da ein Eisenoxydcarbonat nicht besteht, seinen Kohlensäuregehalt abzugeben und dagegen Sauerstoff aufzunehmen. Während also im Eisenbicarbonat die Ausscheidung des Eisengehalts von zwei Seiten her angestrebt wird, nämlich zunächst von dem Bestreben der darin enthaltenen zweiten Hälfte der Kohlensäure Gasform anzunehmen, sodann durch das Bestreben des Eisenoxyduls, sich zu oxydiren und dabei die zweite Hälfte seines Kohlensäuregehalts abzugeben, so wirkt für die Ausscheidung des kohlensauren Kalks nur die Tendenz des einen Theils seiner Kohlensäure nach elastisch-flüssiger Gestalt. Es ist somit das Bestreben nach Ausscheidung auf Seite des Eisengehalts wesentlich überwiegend, weshalb denn auch zuerst Eisen, später Kalk abgesetzt wird.

Unter günstigen Umständen kann sich übrigens neben dem Eisenoxydhydrat auch ein geringerer Theil des Eisens als Carbonat absetzen. Der schalenförmige Sphærosiderit, welchen Bischof in den Ablagerungen der Sauerquellen in den Umgebungen des Laacher Sees unter einem 9′ mächtigen Ocker- und Thonabsatze fand, erklärt sich dadurch, dass, nachdem durch die angehäuften Ockerschichten die Mündung der Quelle sehr erhöht worden war, ein Theil des Quellwassers mit Hülfe des hydrostatischen Drucks der erhöhten Wassersäule zwischen dem ursprünglichen Erdboden und den Ockerabsätzen durchsickerte, wobei es vor dem Sauerstoffe der atmosphärischen Luft geschützt nur die Hälfte seiner Kohlensäure abgab und sich als Sphaerosiderit ausschied. Aus dem geringen, nur 3,26% betragenden Kalkgehalt dieses Sphaerosiderits schliesst Bischof, dass das

Eisen auch dann, wenn es sich als Carbonat absetzt, früher als der kohlensaure Kalk abgeschieden wird. *

Neben dieser Entstehungsweise mag in andern Fällen noch eine zweite statt gefunden haben, indem die Quelle reduzirende Substanzen, z. B. organische Stoffe oder Kohlenwasserstoffgase führte, welche ebenfalls unter dem Drucke der durch seitherige Quellabsätze erhöhten Wassersäule in die unteren Lagen der Eisenoxydhydratabsätze eingeführt wurden. Indem sie reduzirend auf dieselben wirkten, konnte sich das gebildete Eisenoxydul mit der vorhandenen Kohlensäure zu Sphaerosiderit verbinden. Es mag bald die eine, bald die andere Erklärungsweise zutreffen, immer aber wird die Ausscheidung von Eisenoxydulcarbonat nur in der Nähe der Quellenmündung oder anderer Spalten unterhalb der Ausflussöffnung derselben denkbar sein. Auch werden derartige Quellabsätze von Eisencarbonat nur seltener und in Unterordnung unter die gewöhnlichen Ockerabsätze vorkommen, weil die Bedingung zu ihrer Bildung, dass das im Quellwasser aufgelöste Eisenbicarbonat einen Theil seiner Kohlensäure abgeben könne, ohne dabei mit der atmosphärischen Luft in Berührung zu kommen, seltener und nur in geringerem Umfange eintreffen werden, als diejenigen zum Absatze des Eisens als Oxydhydrat.

3) Heisse Säuerlinge setzen zuerst beinahe reines Kalkcarbonat ab, später ein Gemenge von Kalksalz mit untergeordneten Quantitäten von Eisenoxydhydrat.

Diejenigen Eisensäuerlinge, welche eine sehr hohe Temperatur besitzen, wie z. B. der Carlsbader Sprudel mit 73° C., der Sprudel in den Bädern des Hercules von Aedepsos auf der Insel Euboea mit 53° C. bilden Sprudelsteine, welche beinahe aus reinem kohlensaurem Kalk bestehen, während die weniger heissen Quellen solche Ueberbauungen ihrer Ausflussöffnungen nicht zeigen, sondern ihre Absätze von kalkhaltigem Ocker erst

* Bischof a. a. O. B. I. S. 904.

aussen am Rande ihrer Mündungen beginnen.* Der Grund, dass sich über den Sprudelstein bildenden Quellen zuerst beinahe reiner kohlensaurer Kalk absetzt und das Eisen erst in dem Ablaufwasser zur Ausscheidung gelangt, ist wohl nicht darin zu suchen, dass sich in hoher Temperatur das Kalkcarbonat leichter als das Eisencarbonat ausscheidet, sondern darin, dass die Hülle von Sprudelstein das Eisenoxydulbicarbonat des Quellwassers vor der Berührung der atmosphärischen Luft schützt; dasselbe kann sich somit erst ausserhalb der Wasserdampf- und Kohlensäureatmosphäre des überbauten Sprudelkessels zu Eisenoxydhydrat umgestalten und als solches zum Absatz gelangen.

Bei den andern, sich nicht mit Sprudelstein überbauenden heissen Säuerlingen findet eine solche scharfe Trennung des Kalks vom Eisenoxydhydrat nirgends statt. Das durch die erhöhte Temperatur sehr gesteigerte Bestreben des Kohlensäuregehalts der Bicarbonate, Gasform anzunehmen, veranlasst einen mehr gleichzeitigen Absatz der verschiedenen in Wasser aufgelösten Carbonate. Es zeigt sich zwar an der Zusammensetzung der ersten und letzten Absätze des warmen Säuerlings von Neusalzwerk (siehe unten die Tabelle), dass das allgemeine Gesetz, wonach sich der Kalk später als das Eisen absetzt, auch in diesem Falle noch gilt, indem der Eisengehalt der Niederschläge mit der Entfernung von der Quellenmündung abnimmt; allein eine so reine Eisenausscheidung, wie sie die kalten Eisensäuerlinge zeigen, wird bei den warmen, wie oben bemerkt, niemals beobachtet. Der Kalkgehalt der Niederschläge übertrifft im Gegentheil in den meisten Fällen den Eisengehalt derselben schon in den ersten Absätzen der Quelle und je höher die Temperatur derselben ist, desto eisenfreier sind ihre ersten Ausscheidungen.

Zur näheren Begründung geben wir in nachstehender Tabelle den Gehalt einiger heisser Quellen und ihrer Absätze an kohlensaurem Kalk und Eisenoxydulcarbonat in je 10000 Theilen Wasser, wobei wir bemerken, dass der Einfachheit wegen

---

* Bischof a. a. O. B. 1. S. 862 u. S. 914.

der Mangangehalt für die Quelle mit als Eisenoxydulcarbonat aufgeführt ist, wogegen der Eisen- und Mangangehalt der Absätze überall als Eisenoxydhydrat berechnet wurde. *

		Quelle.		Absätze.		
Nauheim, grosser	Temperatur.	$CaO\ CO_2$	$FeO\ CO_2$	—	$CaO\ CO_2$	$Fe_2\ O_3\ HO$
Sprudel	32° C.	14,82	0,62	—	20,81	56,03
kleiner Sprudel	33 „	15,36	0,34	—	—	—
Neusalzwerk	32,75	8,68	0,68	erster	70,5	19,36
				letzter	—	3,16
Carlsbad	73	3,08	0,04	—	97,00	0,48

4) Weder bei warmen, noch bei kalten Säuerlingen findet innerhalb des aufsteigenden Quellkanals ein Absatz von Quellenbestandtheilen statt.

Wäre dem nicht so, so müssten die seit undenklichen Zeiten an derselben Stelle, theilweise in sehr engen Kanälen aufsteigenden Mineralquellen, wie z. B. die in der Umgebung des Laacher Sees schon längst diese Kanäle verstopft haben, selbst wenn nur der millionste Theil des Eisens, welches sie an der Oberfläche als Ocker absetzen, als Eisencarbonat in den Kanälen zum Absatz gekommen wäre. So liefert z. B. das Bohrloch zu Neusalzwerk in seiner 32,75° C. warmen Soole in 142 Tagen soviel Eisenoxyd, als zum Verstopfen des ganzen 2210′ tiefen Rohres hinreicht, man hat aber in 10 Jahren noch nicht die geringste Verengung desselben beobachtet. ** Ueberhaupt ist bis jetzt weder eine heisse, noch eine kalte Quelle bekannt, welche im Quellkanale selbst Ausscheidungen absetzte. Die Ueberbauungen der sehr heissen Quellen, wie der Karlsbader mit Sprudelstein, stehen damit nicht in Widerspruch, denn sie gehen nicht im Quellkanale, sondern an der Oberfläche der Mündung vor sich, wo die Kohlensäure der Bicarbonate entweichen und das Auflösungswasser verdampfen kann.

Es sprechen auch alle theoretischen Gründe gegen das Statt-

---

* Bischof a. a. O. B. I. S. 883 u. f., B. II. S. 815.

** Bischof a. a. O. B. I. S. 632, B. II. S. 814.

finden von Absätzen im Quellkanale selbst. Die Ausscheidung eines einfachen Carbonats aus der Lösung seines Bicarbonats in Wasser kann nur dann stattfinden, wenn entweder so viel Wasser verdampft, dass der Rest zur Auflösung des Bicarbonats nicht mehr hinreicht, oder wenn ein Theil der im Bicarbonat enthaltenen Kohlensäure entweicht, oder endlich, wenn sich eine concentrirte Lösung von Bicarbonat so weit abkühlt, dass sich ein Theil desselben ausscheiden muss, was nur in Form eines einfachen Carbonats möglich zu sein scheint.

Der erste Fall, dass so viel Wasser verdampft, dass es zur Auflösung des Bicarbonats nicht mehr hinreicht, könnte nur an der Oberfläche, nicht aber im Quellkanale vorkommen. Aber auch der zweite Fall kann nicht eintreten, denn wenn auch die überschüssige, in Wasser gelöste Kohlensäure beim Aufsteigen mit dem abnehmenden Druck wieder Gasform annimmt, so geschieht diess doch keineswegs mit dem an die Bicarbonate gebundenen Antheil, und nur dieser könnte bei seiner Entweichung eine Ausscheidung der einfachen Carbonate verursachen. Der dritte Fall endlich, dass eine Abkühlung des Quellwassers eine theilweise Ausscheidung veranlassen werde, ist gleichfalls in der Wirklichkeit nicht wohl möglich. Eine Abnahme der Temperatur könnte nur entstehen, entweder durch Einwirkung der kälteren Seitenwände, welcher jedoch nur sehr kurze Zeit von Belang sein könnte, da sich das Nebengestein bald mit der Quellentemperatur in das Gleichgewicht gesetzt haben wird, bei welchem eine Ausscheidung aus den meist sehr verdünnten Lösungen nicht stattfinden kann; oder dadurch, dass die unter grösserem Druck in der Tiefe aufgelösten Gase bei vermindertem Drucke wieder elastisch flüssig werden und die hiezu nöthige Wärmemenge dem Quellwasser entnehmen. Da die latente Wärme des Kohlensäuregases nicht bekannt ist, so ist eine Wiederlegung dieses Einwandes durch Zahlen nicht möglich. Doch lässt sich daraus, dass bei der Absorption eines gleichen Volumens Kohlensäuregas durch Wasser eine Temperaturerhöhung von höchstens $^1/_4$° C. entsteht, schliessen, dass die latente Wärme des Kohlensäuregases so gering sei, dass wenn selbst 3—4 Vo-

lumina desselben sich aus ihrer wässrigen Auflösung frei machen, die Abkühlung kaum einige Grade betragen kann. Eine so geringe Abkühlung wird aber, wie oben bemerkt, bei verdünnten Auflösungen keine Ausscheidung hervorbringen.

Man könnte sich noch versucht fühlen, einen Absatz durch Auswechselung des im Quellwasser enthaltenen Eisenoxydulbicarbonats gegen den Kalkgehalt der Wände des Quellkanals annehmen zu wollen. Ein solcher Austausch dieser beiden Carbonate mag ohne Zweifel statt finden bei solchen Quellen, welche keinen Ueberschuss von freier Kohlensäure, sondern nur eben soviel davon enthalten, als zur Bildung der aufgelösten Bicarbonate gehört, obgleich nach den von Köchlin-Schlumberger* angeführten Versuchen dieser Austausch bei abgehaltenem Luftzutritt nur äusserst langsam und sehr unvollständig vor sich geht. Ist aber, wie dies bei den gewöhnlichen Eisensäuerlingen immer der Fall ist und auch bei den Bohnerzquellen vorausgesetzt werden muss, in denselben Kohlensäure im Ueberschuss vorhanden, so erscheint es nach jenen Versuchen sehr zweifelhaft, dass eine Ausscheidung erfolgen werde. Dies ist auch an und für sich sehr unwahrscheinlich; warum sollte auch der einfach-kohlensaure Kalk das ihm zu seiner Auflösung fehlende Aequivalent Kohlensäure erst aus dem Eisenbicarbonat frei machen, während sich ihm dasselbe weit einfacher in dem freien Ueberschuss derselben im Quellwasser direkt darbietet? So lange also das Experiment nicht das Gegentheil nachweist, muss die Möglichkeit einer Ausscheidung von Eisenspath durch einfaches Kalkcarbonat bei Anwesenheit von überschüssiger Kohlensäure stark bezweifelt werden.

Sei dem übrigens, wie ihm wolle, so könnte, wenn man auch eine derartige Ausscheidung von Eisenspath annehmen wollte, doch nie eine Kanalverengerung auf diesem Wege entstehen. Die Ausscheidung des Eisencarbonats findet ja nur gegen die Auflösung eines Aequivalents Kalkcarbonat statt, welches die Wände des Quellkanals hergeben müssen; was die-

---

* Köchlin-Schlumberger. Bull. d. l. soc. géol. de France, 2 Serie, T. XIII. p. 759.

des Conflikts zwiſchen reiner Moralität und ſolchen Motiven, die aus der Erfahrung ſtammen, das Moralgeſetz ſeinem Weſen nach eine Unterdrückung letzterer Motive fordert. Kant hielt ſich alſo an dem bekannten abſtrakten Ausdruck des moraliſchen Geſetzes feſt: Was du nicht willſt, das man dir thue, das thue du Andern auch nicht; thue du ihnen aber das, wovon du wünſcheſt, daß es dir geſchehen möge. Beide Sätze faßte er in den noch kürzeren Ausdruck zuſammen: Handle ſo, daß du wollen kannſt, dein Handeln gelte als Maxime und Richtſchnur für alle Menſchen.

Das moraliſche Geſetz iſt darum nicht mit einem bloßen moraliſchen Triebe oder moraliſchen Sinn zu verwechſeln, weil ſeine zwingende Kraft auf einer Einſicht deſſen ruht, was uns moraliſche Würde gibt und was nicht, und weil wir nicht einen Trieb oder eine Neigung, ſondern das vernünftige Urtheil über den moraliſchen Werth einer Handlung Schiedsrichter ſeyn laſſen. Kant fühlte das Bedürfniß, den Inhalt des reinen Vernunfturtheils in dieſer Sache ſorgfältig abzuſondern von dem, was Neigung, Begeiſterung, Abſcheu, Nutzen, Furcht dem bloßen Vernunftgeſetz gewöhnlich noch hinzuzuſetzen pflegen. Er bezeichnete daher ſeine Arbeit in dieſem Stücke ſelbſt als einen gleichſam chemiſchen Scheidungsproceß. Denn durch das einfache Verfahren, daß wir uns das, was irgend ein Trieb von uns fordert, als ſittliche Handlungsweiſe für einen ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand denken, löſet ſich das, was an dieſem Triebe Schlacke iſt, von ſelbſt ab, und nur das, was dem moraliſchen Geſetz nicht mehr widerſpricht, kann ſich dabei in der Vorſtellung halten.

Der Unterſchied zwiſchen dem Moralſyſtem Kants und zwiſchen denen ſowohl der Späteren als der Früheren hat beſonders darin ſeinen Grund, daß Kant dieſe Sache verdeutlichte zu ſeinem eigenen Gebrauch, zu ſeiner eigenen inneren Gewißheit und Ueberzeugung, die Andern aber mehrentheils zur Gewinnung eines bequem lehrbaren und in allen Fällen mit einer prompten Antwort dienenden Syſtems. Daher wählte er ſeinen Maßſtab nach der reinen Vernunft in ihrer möglichſten Entfernung von empiriſchen Motiven, die Andern aber nach dem Leben und der ſchnellen empiriſchen Anwendbarkeit. Ihm war es fatal, daß die praktiſche Vernunft in ihren Urtheilen ſollte bei den moraliſchen Trieben und Neigungen der Erfahrung oder bei ihrer herrſchenden Sitte, beim Geiſte des Zeitalters u. ſ. w.

selben auf der einen Seite gewinnen, verlieren sie demnach auf der andern wieder. Von einer Verengerung oder allmäligen Ausfüllung des Quellkanals kann somit keine Rede sein, im Gegentheil müsste derselbe auf diese Weise immer weiter werden. Da nämlich der abgesetzte Eisenspath dem Volumen nach nur 75% des von ihm ausgetauschten Kalks beträgt, so würde das Quellenrohr an seinen Wandungen um 25% der Dicke des verschwundenen Kalkes sich erweitern, also gerade die umgekehrte Wirkung erleiden.

Einwendungen gegen die bisherigen Hypothesen.

Wir lassen zunächst eine Zusammenstellung einiger Analysen von Bohnerzen vorausgehen, wobei nur zu Nro. 13 zu bemerken ist, dass der dort angegebene Eisengehalt nicht als Oxyd, sondern als Oxydul berechnet ist.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Eisenoxyd	71,714	68,700	62,694	69,80	60,70	65,30	49,50	11,60	56,00	54,32	57,95	53,60	61,61
Manganoxyd	—	—	1,246	—	2,90	1,60	—	—	3,00	1,35	2,96	—	Spur
Mangansuperoxyd	—	—	—	—	—	—	—	23,00	—	—	—	—	—
Thon	—	—	—	5,00	12,80	13,20	30,00	45,20	16,80	26,70	23,00	32,00	
Sand	—	—	—	—	—								
Thonerde	6,714	7,472	5,831	6,00	6,00	3,70	10,70	4,60	8,60	—	—	—	8,58
Kieselerde	13,000	11,803	19,824	—	—	—	—	—	—	—	—	—	29,85
Kohlensaurer Kalk	0,600	Spur		2,00	—	—	4,00	2,20	1,00	2,00	—	—	—
Wasser	8,235	11,532	14,385	16,50	17,60	16,20	5,80	13,40	14,60	12,19	13,50	13,60	8,18
Schwefel										0,49	—	0,27	
Phosphorsäure										1,05	2,00	—	
Arsenik										Spur	Spur	—	
Verlust				0,70									
			103,98	100	100	100	100	100	100	98,10	99,41	99,47	99,22

1. 2. Erze von Auggen und Schliengen im südl. Baden. Beiträge zur Statistik der innern Verwaltung des Grossherzogthums Baden, geol. Beschreibung der Umgebungen von Badenweiler von Sandberger. S. 4.

3. Erze von Nendingen bei Tuttlingen. Die Gebirge des Königreichs Württemberg von Alberti. S. 137.

4. 5. 6. 7. 8. 9. Erze von Velleron, Permes, Augirey, Maillerancourt-Charette, Montbleuse, Brevilliers, sämmtlich im Depart de la Haute Saône. Thirria Statistique minéralog & géol. du Départ. de la Haute Saône. 1833, p. 101.

10. 11. 12. Erze von Mietesheim im Elsass: mine du Jardin, mine Profonde, mine profonde. Daubrée Description géol. & mineral. du Dep. du Bas-Rhin. p. 290.

13. Erz vom Altinger Stollen bei Schliengen im südl. Baden. Walchner.

1) Vulkane und Schlammvulkane.

Gegen die Mitwirkung wirklicher entzündeter Vulkane sind schon von andern Seiten so triftige Einwendungen erhoben worden, wie z. B. das gänzliche Fehlen aller Ausbruchsgesteine, der Mangel an Bohnerzen bei unseren heutigen Vulkanen u. s. w., dass diese Hypothese wohl als eine genügend widerlegte wird betrachtet werden dürfen, bei welcher wir uns hier nicht länger aufzuhalten brauchen.

Mehr Anklang scheint heute noch die Annahme von Schlammvulkanen zu finden und es ist zuzugeben, dass wenigstens ein einziges Beispiel eines Eisenerz auswerfenden Schlammvulkanes bekannt ist.

Nach Landgrebe* warf am 29. Sept. 1777 der Schlammvulkan Macalubi auf Sizilien in einer gegen 100′ hohen Säule einen wässerigen Thonbrei mit vielen Steinen aus, welche grösstentheils aus Kalktuff, Kalkspath, Gyps, Quarzgeschieben und einer grossen Menge von Schwefelkies bestanden, lauter Produkten, wie sie die Bohnerze in der Regel begleiten. Zwar fehlt hiebei das eigentliche Bohnerz selbst, das sich indessen aus dem Schwefelkies später leicht durch Metamorphose bilden konnte; es wird von dieser Seite also nichts gegen die Entstehung von Brauneisensteinknollen in schlammigen Thonen, wie die Bohnerzthone sind, eingewendet werden können. Ob aber auch die Form der Bohnerze, jene concentrisch schalige Bildung vorhanden war, ist nicht gesagt; und diese Form, welche sich auf dem ganzen Verbreitungsgebiet des Bohnerzes vorfindet, ist wesentlich. Sollte sich aber auch in einem einzelnen Falle herausstellen, dass diese Kugelform durch einen Schlammvulkan zu Stande gebracht worden ist, so wäre deshalb der Schluss, dass unsere heutigen Bohnerze alle durch Schlammvulkane entstanden seien, noch keineswegs erlaubt. Ein Ueberblick über das Verbreitungsgebiet des Bohnerzes, das einen Flächenraum von gegen 1000 □Meilen in einer Längenerstreckung vom Kanal bis nach Illyrien einnimmt, und die ausserordentlich dicht gedrängte Menge

* Landgrebe, Naturgeschichte der Vulkane, 1855, B. II, S. 97.

solcher Salsen, welche auf diesem Boden alle mit Bohnerzbildung beschäftigt gedacht werden müssten, möchten den weniger phantasiereichen Geologen mit Recht abhalten, dieselben als die Mutter unserer Bohnerze anzusehen.

Wenn demnach auch die Möglichkeit zugegeben werden muss, dass in einzelnen Fällen bohnerzartige Gebilde durch Salsen hervorgebracht werden konnten, so wird doch entschieden in Abrede zu ziehen sein, dass dies im grossen Ganzen der Fall gewesen sei.

2) Keine heutige Quelle vermag Bohnerz abzusetzen.

Aus dem sehr geringen Kalkgehalt der Bohnerze, der bei mehreren ganz fehlt, bei den meisten nur 2% und nur bei einem einzigen 4% beträgt, geht nach der oben entwickelten Analogie unserer heutigen Quellen mit Nothwendigkeit hervor, dass es keinenfalls heisse Quellen gewesen sein können, welche die Bohnerze absetzten, indem selbst die eisenreichsten Ausscheidungen unserer heutigen Thermen die 5- bis 10fache Menge Kalk enthalten. Will man also nicht zu dem Mittel greifen, für andere Zeiten auch andere Gestaltungsgesetze der Natur anzunehmen, und will man demnach nicht voraussetzen, dass die chemische Zusammensetzung der Bohnerzsäuerlinge eine ganz andere war, als die der grossen Mehrzahl unserer heutigen Eisenquellen, oder dass die Absätze derselben sich in anderer, als der oben angegebenen Reihe folgten, so müssen alle Thermen von der Bohnerzbildung ausgeschlossen werden.

Aber auch die kalten Eisensäuerlinge vermögen keine Bohnerze darzustellen. Zwar ist von chemischer Seite gegen einen kalkfreien Absatz von bohnerzähnlicher Zusammensetzung unmittelbar am Rande kalter Eisenquellen nichts einzuwenden, wie dies aus der Vergleichung der heutigen Quellabsätze hervorgeht; dagegen sprechen alle theoretischen Gründe, so wie die bis jetzt bekannten Analogieen des Vorkommens von pisolithischen Quellenbildungen gegen die Annahme einer Bohnerzbildung durch kalte Säuerlinge.

Eine Grundbedingung dazu, das schnelle Verdampfen des Wassers an der Oberfläche, fehlt dabei gänzlich, und damit fällt die Möglichkeit, runde concentrisch schalige Körner zu bilden, weg. Dazu kommt, dass bis jetzt unter den tausenden von Eisenquellen, welche auf der heutigen Erdoberfläche ausfliessen, weder eine warme, noch eine kalte bekannt ist, welche heut zu Tage Eisenpisolithe bildete; nur in Kalk scheint diese Form unsern Quellen, und nur den heissesten unter ihnen, zu gelingen, wie aus einer Vergleichung der Pisolith bildenden Quellen hervorgeht; solche sind:

Aedepsos auf Euböa	Temperatur	83° C.
Carlsbad, Sprudel	»	73° »
San Filippo in Toscana	»	50° »
Vichy les Bains in der Auvergne	»	?
Im Thale der Gave de Pau (Pyrenäen)	»	?

Man kann sich auch nach dem, was oben über die Unmöglichkeit von Absätzen im Quellkanale selbst gesagt ist, nicht darauf berufen, dass im Innern unserer heutigen Quellkanäle in unzugänglichen Theilen derselben pisolithische Ausscheidungen vor sich gehen können, von denen wir keine Ahnung haben; dergleichen Ausscheidungen können, wie nachgewiesen, überhaupt nicht entstehen, am allerwenigsten aber in pisolitischer Form, welche ein Entweichen der Kohlensäure und gleichzeitige Verdampfung des Wassers verlangt, Bedingungen, welche unter Wasserbedeckung nimmermehr statt finden. Es ist also weder eine an der Mündung, noch im Rohr der Quelle vor sich gehende Eisenpisolithbildung heutiger Quellen denkbar, aber auch noch nicht beobachtet worden.

3) Es ist kein Randabsatz einer ehemaligen Bohnerzquelle bekannt.

Bei einer Bildung, welche über so grosse Räume Frankreichs Deutschlands und der Schweiz verbreitet ist, wie die Bohnerze, dürfte sich erwarten lassen, dass, wenn sie wirklich ihren Ursprung Eisensäuerlingen verdanken, sich doch noch irgendwo eine deut-

liche Mündung der Mutterquelle mit erkennbarer Randablagerung aufweisen lassen müsste.

Man ist hiezu um so mehr berechtigt, als es tausende von Quellen gewesen sein müssten, welche zu ihrer Zeit mit der Darstellung der Bohnerze beschäftigt gewesen wären, als ferner dieselben grossentheils in Gegenden zu Tage traten, welche, wie der deutsche Jura, keine heftig wirkende, Schichten zerstörende Bewegungen mehr erlitten haben, und als endlich durch den eifrigen Bergbau, der seit lange auf diese Gebilde getrieben wird, eine zahllose Menge der umfangreichsten Aufschlüsse die günstigste Gelegenheit zur Auffindung etwaiger Reste der alten Quellenbassins geboten hat.

Es ist aber bis heute noch nirgends eine den heutigen entsprechende Randablagerung einer Bohnerzquelle gefunden worden. Nirgends hat sich ein Ockerabsatz mit abnehmendem Eisengehalt an der vermeintlichen Mündung einer Bohnerzquelle gezeigt; der kohlensaure Kalk, dieses erste Beweismittel für Absätze aus warmen und kalten Säuerlingen, fehlt gerade in den Bohnerzbildungen in auffallendem Grade und zwar ebenso bei den in vermeintlichen Quellenkanälen, als bei den in kleineren Oberflächenbecken gefundenen Ablagerungen. Zur Erklärung des Nichtvorhandenseins solcher Randablagerungen aber eine durchgreifende, überall vollständige Denudation all dieser unzähligen Quellenränder anzunehmen, ist eine Voraussetzung, welche sich durch die Erwägung verbietet, dass neben der Erhaltung der so leicht zerstörbaren Bohnerzletten in und ausserhalb von etwaigen Quellkanälen an so zahllosen Stellen eine Erhaltung der festeren Ockerabsätze an einigen wenigen Orten wenigstens unzweifelhaft hätte Statt finden müssen.

4) Die ehemaligen Bohnerzquellen hätten ihre Absätze beinahe einzig in Bohnerzform gestaltet.

Wie so eben hervorgehoben wurde, ist ausserhalb eines Bohnerzquellkanals weder ein Ocker-, noch ein Brauneisenstein-, noch ein Sphaerosideritabsatz bekannt, dessen Ursprung einer Bohnerzquelle zugeschrieben werden könnte. Aber auch inner-

halb der vermeintlichen Quellkanäle ist es nur immer die Kugelform der Bohnerze, in welchen sich das Eisen ausgeschieden findet. Zwar kommen an den meisten Orten ausser dem Bohnerze auch noch Knollen, Nieren und andere Concretionen von Brauneisenstein als „Grunderz, Reinerz, Stockerz“ u. s. w. vor, allein diese Funde sind quantitativ dem Bohnerze immer sehr untergeordnet und fehlen an vielen Orten ganz. Wir können sie daher nicht als Einwurf dagegen gelten lassen, dass die Kugelform die beinahe ausschliessliche Gestaltungsweise der Bohnerzquellen gewesen wäre, wenn solchen in der That die Bildung der Bohnerze zugeschrieben werden müsste.

Wir kämen auf diese Weise zu dem Resultate, dass, während heut zu Tage keiner einzigen Quelle mehr die Darstellung von Eisenpisolithen gelingt, die Quellen jener Zeit beinahe keine andere Form der Quellabsätze als diese gekannt hätten, sowie, dass über einen Raum von 150 Meilen Länge eine zahllose Menge solcher Quellen hätten verbreitet sein müssen, welche sich während einer längeren Periode ausschliesslich mit der Darstellung von Bohnerzen beschäftigten.

Wir suchen aber auf unserer heutigen Erde vergebens nach einem Mineralquellengebiete von so kolossalen Dimensionen. Mit einem der grössten hat uns F. Krauss* bekannt gemacht, das in mehr als Einer Beziehung interessante Vergleichungen mit den etwaigen Bohnerzquellen darbietet.

Dasselbe zieht sich an der Südspitze von Afrika in einer Längenausdehnung von etwa 80 geogr. Meilen von Ost nach West durch das Capland, hat also nur die halbe Ausdehnung, als sie bei unserem Bohnerzgebiet vorausgesetzt werden müsste. Am Fusse der langen Gebirgskette der Grooten-Zwarte-Bergen und ihrer Fortsetzung entspringen dort aus den Spalten des bunten Sandsteins eine grosse Anzahl heisser Quellen. Die 46° bis 47,5° C. heissen Wasser von Caledon trüben sich beim Hervortreten durch ausgeschiedenes Eisenoxyhydrat, welches den

---

* Ueber die Quellen des südlichen Afrikas. Jahrbuch für Mineralogie, 1853, S. 150.

Boden der Quellenbassins bedeckt, aber in dem Abflusskanal in einiger Entfernung gänzlich verschwindet. Das Wasser enthält keinen kohlensauren Kalk, auch besteht die ganze Umgebung der Quellen auf mehrere 100 Schritte im Umkreise aus Eisenoxydhydrat, das theils in Form von harten, porösen Blöcken, theils als zerfallene schwarze Erde vorkommt und sich im Verlauf der Zeit zu einem kleinen Hügel angehäuft hat. Sechs Stunden davon entfernt finden sich bei Genadenthal kleine Vertiefungen mit Massen eines harten Eisenoxydhydrats ausgefüllt, welche von ehemaligen Eisenquellen herzurühren scheinen. 30 Stunden nördlich von Caledon liegen die eisenfreien, nach Lichtenstein 82,5° C. heissen, reinen Säuerlinge von Brandvalley. Ebenso zeigen die etwa 25 Stunden N.O. von Caledon liegenden, 44° C. heissen Quellen von Kockmans Kloof, welche gleichfalls aus buntem Sandstein entspringen, keine Spur eines Eisenabsatzes.

Gegen 70 Meilen östl. von hier entspringen, immer noch am Fusse der Groote-Zwarte-Bergen, dem bunten Sandstein die heissen Wasser von Keure Fonteine aus einem 6′ Durchmesser haltenden Bassin in solcher Stärke, dass sie alsbald zwei Mühlen treiben. Die Quelle hat eine Temperatur von 45° C., ist etwas trübe und enthält neben dem kohlensauren Eisenoxydul etwas Kalkcarbonat. Auch hier hat die Quelle im Umkreis mehrerer 1000 Schritte einen Hügel von Eisenoxydhydrat von 25′ Höhe gebildet. Endlich haben auch die 24—31° C. heissen Quellen am Koega Rivier bei Uiterhage einen theils festen und harten Absatz von Eisenoxydhydrat, das auf viele 100 Schritte hin den Boden bedeckt, theils eine weiche fettige Masse von basisch schwefelsaurem Eisenoxyd abgesetzt. Die untere Quelle bildet einen 5′ weiten und 6—7′ tiefen Kessel, auf dessen einer Seite das Wasser mit solcher Heftigkeit hervortritt, dass ein Mann, wenn er sich mit Gewalt hinunterpressen will, wie ein Kork wieder in die Höhe gestossen wird. Das Wasser enthält neben viel Eisencarbonat sehr wenig kohlensauren Kalk und die Oberfläche des Quellenbassins ist stets mit einer Haut von Eisenoxydhydrat bedeckt.

Obgleich nun bei diesen Quellen, namentlich der letzteren, die günstigsten Verhältnisse für die Bildung von Eisenpisolithen, wie sie nach den Anforderungen der Hypothese der Bohnerzquellen zusammen wirken müssen, gegeben sind, so hat doch Ller sehr aufmerksame und exakte Beobachter, welchem wir diese Untersuchung verdanken, ebensowenig als seine Vorgänger irgend eine Spur von Bohnerz oder überhaupt von pisolithischen Gebilden in jenen Quellabsätzen gefunden, wie er mir ausdrücklich zu bestätigen die Güte hatte.

Darf man aber annehmen, dass eine plastische Bildungsform, welche den Quellen der Bohnerzzeit in so gleichmässiger Weise über so grosse Erdräume in so kolossalen Quantitäten gelungen wäre, der gestaltenden Natur unserer heutigen Quellen in dem Grade widersprechen sollte, dass auch nicht Eine von allen dieselbe zu reproduziren vermöchte?

Sollten jene unzähligen Quellen, welche das Bohnerzgebiet bewässert haben müssten, um jene weit verbreiteten Absätze zu bilden, in ihrer Ausdehnung über einen namhaften Theil Europas alle gerade jene chemische Zusammensetzung, jene Temperatur, jene Ausströmungsgeschwindigkeit, jene Form des Quellkanals, kurz alle jene chemische, physikalische und mechanische Bedingungen, von deren gleichzeitigem Zusammenwirken das Zustandekommen der schwierigen Form der Bohnerzkörner abhängt, in sich vereinigt haben, wie dies aus der gleichen Vertheilung der Produkte der vermeintlichen Quellen folgend, hätte der Fall gewesen sein müssen?

Sollte auf den 1000 □Meilen des Bohnerzgebietes zwischen den bohnerzbildenden Quellen nicht eine Mehrzahl solcher vorgekommen sein, welche ihre Absätze mehr in der jetzt üblichen Weise und nicht in der schwierigen Kugelgestalt bildeten? Warum findet man derartige Absätze im Gebiet der ächten Bohnerze nirgends?

Deutet die einheitliche Gleichheit der Produkte auf so weiten Räumen nicht auch auf die Einheit der Ursache, und ist es möglich, sich irgend einen geologischen Factor zu denken, welcher sich auf einem Flächenraum von den Ardennen bis zur Adria an 1000 einzelnen, unzusammenhängenden Stellen 1000-

mal genau in gleicher Weise wiederholen würde und dagegen ausserhalb dieses Gebietes weit und breit nicht mehr aufträte? Ist in Allem dem nicht ein Fingerzeig gegeben, dass wir es nur mit einem einzigen, gemeinschaftlichen grossen geologischen Factor zu thun haben?

Wir gelangen somit zu dem nachstehenden

Resultate

Die Bohnerzbildung ist weder eine Bildung von ächten, noch von Schlammvulkanen, noch von heissen, noch kalten Eisensäuerlingen. Es ist eine andere Erklärungsweise zu suchen, welche nicht allein die einzelne lokale Ablagerung für sich erklärt, sondern neben dieser Aufgabe noch die weitere löst, das Gesammtauftreten sämmtlicher Bohnerzablagerungen als das einer gleichartigen gemeinschaftlichen Formation in befriedigender Weise zu deuten. Die Verbreitung eines so gleichen Produkts über so weite Räume kann nur das Werk einer Einzigen Ursache sein, und diese zu finden muss das Ziel unserer Forschungen werden.

Chemische Begründung der Pseudomorphose der Bohnerze.

Jede genetische Erklärungsweise der Bohnerze hat von dem gesammten geologischen Hergang bei ihrer Bildung Rechenschaft zu geben. Wir wenden uns zuerst zu den hiebei statt gefundenen chemischen Processen, welche gerade bei diesem Gebilde von besonderer Wichtigkeit sind und lassen später die Erörterung der übrigen geologischen Verhältnisse folgen.

Dem zu Folge nehmen wir vorläufig die äussere Form des oolithischen Bohnerzkornes als gegeben an, indem wir uns zunächst nur mit den chemischen Bestandtheilen desselben beschäftigen, und behalten uns vor, auf dessen Entstehungsweise im geognostischen Theile unserer Untersuchungen zurück zu kommen.

Weitaus die grösste Menge der Bohnerze besteht aus thonhaltigem Eisenoxydhydrat; ein weit geringerer Theil derselben aus einem Doppelsilicate von Thonerde und Eisenoxydul.*

---

* Die Existenz von kieselsaurem Eisenoxydul in den Bohnerzen ist nach den neuesten Untersuchungen mehr als problematisch. *Fg.*

betteln gehen; deßhalb hielt er ſich lieber an der Reinheit des abſtrakten Geſetzes, ſollte deſſen Anwendung auch in vielen Fällen keinen allgemeinen Ausdruck leiden und dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen bleiben. Den Andern war es hingegen fatal, daß das reine Moralgeſetz der Vernunft viele ihnen höchſt wichtige Fragen unentſchieden ließ, und eben dadurch für unwichtig erklärte, gewiſſe Pflichten mit übertriebener Strenge forderte und bei manchen Tugenden, beſonders bei denen von genialer Natur, ſich kalt zeigte, kurz, daß nach dem abſtrakten Moralgeſetz der Vernunft ein großer Theil des Pomps der Moralſyſteme wegfiel, welcher dadurch ſo ſehr begeiſtert und feſſelt, daß wir Anleitung bekommen, alle auſſerordentlichen Kraftäußerungen für irgend einen von der Zeit und dem Jahrhundert aufgegebenen Zweck für Tugenden anzuſehen und ſo im Begriffe der Tugend nur im Grunde unſer eigenes Jahrhundert glorificirt zu erblicken, oder gar eine jede energiſche und außerordentliche Kraftäußerung, gebe ſie zu welchem Ziel ſie wolle, für Tugend zu halten. Das Verdienſt Kants in Beziehung auf das Moralgeſetz iſt, daſſelbe in der unſterblichen Schönheit vor uns hingeſtellt zu haben als nackte Göttergeſtalt. Das Verfahren der Späteren iſt, daß ſie aus Furcht, die Welt möchte die nackte Schönheit und Unſchuld nicht wohl ertragen, dieſelbe wieder in glänzende Gewänder hüllten, wie es ſchon die Früheren gethan, damit ſich der Glanz der himmliſchen Schönheit dämpfe und derſelbe den Sterblichen nicht gar zu ſtechend ins Auge fahre.

Verſenken wir ſo den Geiſt in das gewaltige Arbeiten dieſer drei Triebräder im Kantiſchen Syſtem, ſo können wir nicht umhin zu rufen: Sokrates! Hier iſt in der That ein neuer Sokrates. So wie Sokrates, erhob auch Kant den praktiſchen Theil der Philoſophie an Werth und Gewißheit über den theoretiſchen; ſo wie Sokrates, mahnte er von unnützen Sophiſtereien ab und vernichtete die metaphyſiſchen Scheinkünſte ſeiner Zeit; ſo wie Sokrates, brachte er eine völlige Umwälzung in die Philoſophie; ſo wie Sokrates, ſetzte er dem Glänzenden das Unſcheinbare, dem Künſtlichen das Einfache, der geſchraubten Spekulation den geſunden Menſchenverſtand entgegen; ſo wie Sokrates, brachte er die Philoſophie vom Himmel auf die Erde, vom Standpunkt theoretiſcher Allwiſſenheit auf den Standpunkt praktiſchen Glaubens; ſo wie Sokrates, war er ein Feind aller auf Blendung ausgehenden Rhetorik, aber ein

Nach den vorhandenen Analysen ist das im Bohnerz enthaltene Eisenoxyd in der Regel an mehr als 14% Wasser gebunden. Es gehört demnach derjenigen Wässerungsstufe des Eisenoxyds an, welche auf 2 Atome Eisenoxyd 3 Atome Wasser enthält. Wenn nun einerseits dieses Hydrat, der Brauneisenstein, nie in eigener Krystallform vorkommt, andererseits aber Pseudomorphosen desselben nach andern Eisenverbindungen zu den häufigsten Erscheinungen gehören, so darf daraus geschlossen werden, dass dieser Brauneisenstein überhaupt gar nicht, oder wenigstens nur äusserst selten als eigene primäre Bildung auftrete, sondern ein Umwandlungsprodukt anderer Eisenverbindungen sei. Auch Bischof* hält das Vorkommen des Brauneisensteins als direkte Bildung nur dann für möglich, wenn er sich aus seiner Auflösung in doppelt kohlensauren Alkalien, vielleicht auch noch in den Bicarbonaten der Kalkerde und der Magnesia abzusetzen vermag.

Auch das Auftreten der amorphen Braun- und Rotheisensteine zeigt häufig den Uebergang dieser Erze in Eisenspath oder Eisenkies, und die grossen Verhältnisse, in welchen diese Uebergänge vorkommen, sind ein Beweis dafür, dass diese Umwandlung von der Natur in allen, selbst den grössten Dimensionen mit Leichtigkeit ausgeführt wird.

Alle diese Gründe sprechen dafür, auch das Auftreten des Brauneisensteins in der Form der Bohnerze nicht für eine ursprüngliche Bildung, sondern für eine Metamorphose anderer Eisenverbindungen zu halten. Als Ausgangspunkt unserer Bohnerzhypothese stellen wir desshalb den Satz auf, dass alle aus Eisenoxydhydrat bestehenden Bohnerze Pseudomorphosen sind.

Wir wählen hier absichtlich das Wort Pseudomorphosen, um damit auszudrücken, dass die Form des ursprünglichen Minerals bei der Umwandlung vollständig erhalten blieb.

Bei der Aufsuchung des primären Materials, aus welchem das Bohnerz durch Umwandlung entstanden ist, kann es sich

* Bischof a. a. O. B. II. S. 1327.

selbstredend nur von solchen Eisenerzen handeln, welche die Natur in grösseren Quantitäten darzustellen pflegt, und diese sind das Eisencarbonat, das Eisensilicat und das Schwefeleisen. Die übrigen, einer Umwandlung in Brauneisenstein zugänglichen Eisenverbindungen, deren Blum in seinen „Pseudomorphosen" noch 17 aufzählt, können ihres seltenen Vorkommens halber hier nicht in Betracht kommen und unsere Untersuchung der Frage nach dem ursprünglichen Bohnerzmateriale, sowie nach dem muthmasslichen chemischen Gange seiner Umwandlung wird sich desshalb auf die genannten drei Eisenverbindungen beschränken können.

Pseudomorphose des Bohnerzkornes.

A. Nach Eisencarbonat.

Das häufige Vorkommen des kohlensauren Eisenoxyduls sowohl in sedimentären Schichten, als auch in anderer Weise, spricht um so mehr für die Möglichkeit, dass es irgendwo als primäres Mineral zur Bohnerzbildung gedient haben könne, als gerade das Eisenoxydulcarbonat in seinen Sphaerosideriten u. s. w. eine starke Neigung zur Bildung kugelförmiger Concretionen beurkundet.

Von chemischer Seite ist gegen eine solche Metamorphose nichts einzuwenden; sie geht in der einfachsten Weise durch Aufnahme von Sauerstoff und gleichzeitige Ausscheidung von Kohlensäure vor sich. Die Zuführung des ersteren wird entweder durch die Zirkulation der atmosphärischen Luft in den Klüften und Ritzen der Gebirgsschichten, oder durch die, alle Schichten durchsickernde Gebirgsfeuchtigkeit vermittelt, welche immer atmosphärische Luft aufgelöst enthält. Die sich aus dem Eisenoxydulcarbonat entbindende Kohlensäure würde in diesen Sickerwässern sich auflösen und auf ihrem Wege durch die Schichten ihren Kalkgehalt als Kalkbicarbonat mit fort nehmen. Der auffallend niedere, oft ganz fehlende Kalkgehalt der Bohnerzthone, der häufige Mangel an Schichtung, sowie die vielen Rutschflächen der Bohnerzthone zeigen deutlich ein nachmaliges Zusammensinken der ganzen Ablagerung, das auf diese Weise in der Auslangung des ursprünglich vorhandenen Kalkgehalts von

Thonmergeln durch kohlensäurehaltige Gewässer seine hinreichende Erklärung fände.

Zu dieser Auslaugung dürfte aber nicht allein die aus der Zersetzung der Eisencarbonatkörner hervorgehende Menge Kohlensäure, sondern auch noch diejenige in Rechnung genommen werden, welche aus der Zersetzung des etwa dem Thone in feinsten Theilen beigemischten Eisencarbonats entsteht. Dadurch würde sich der Eisengehalt der gelben und rothen Bohnerzthone leicht erklären; obwohl die gleichmässige Verbreitung des Eisengehalts dieser Thone auch noch auf andere Weise entstanden sein kann. Die in den Gewässern aufgelöste Kohlensäure wird nämlich nicht allein den kohlensauren Kalk, sondern auch das kohlensaure Eisenoxydul in Auflösung wegführen. Wo aber diese Eisenbicarbonatlösung mit einem noch ungelösten Kalkgehalt der Thone zusammentrifft, da muss sich das Eisencarbonat ausscheiden und statt seiner tritt der kohlensaure Kalk in die Auflösung, weil alle in Wasser schwerer lösliche Bicarbonate durch das Kalkcarbonat aus ihrer wässrigen Lösung ausgeschieden werden. * Auf diese Weise werden also nicht nur die Thone immer kalkärmer werden, sondern es wird sich dafür auch in denselben eine gleichmässig vertheilte Ausscheidung von Eisenoxydhydrat absetzen.

Ein bestimmter Nachweis darüber, dass irgendwo wirklich eine Bildung von Bohnerzen nach Eisencarbonat statt gefunden habe, ist bis jetzt nicht zu führen und könnte nur dadurch geführt werden, dass noch nicht gänzlich zu Eisenoxydhydrat umgewandelte Eisenspathkörner aufgefunden werden. Dagegen dürfen gewisse Eisenerze, welche im nördlichen Frankreich und in Belgien an den Ufern der Maas und Sambre genau unter denselben Umständen wie die Bohnerze über grosse Strecken verbreitet sind, hieher gerechnet werden, obgleich die eigentliche Bohnerzform nicht vorzukommen scheint. ** Dort lagern in Klüften, Kesseln und Mulden des Uebergangsgebirges tertiäre,

---

* Bischof a. a. O. B. II. S. 240, 1209.

** Dronot Annales des mines. 1841. T. 20. p. 497.

undeutlich geschichtete, kalkfreie, meist gelbe Letten, in deren unteren Lagen meist kleine, öfters faustgrosse Stücke Brauneisenstein liegen, vermischt mit ähnlichen Stücken guten thonigen Eisencarbonats, welche tertiäre Muschelabdrücke einschliessen, und welche deutlich zeigen, dass sie ursprünglich die ganze Ablagerung bildeten und die Brauneisensteine aus ihnen entstanden sind. Wir werden später den Nachweis liefern, dass diese Maas- und Sambreerze sowohl ihrer ganzen Entstehungsweise, als ihrem geologischen Alter nach bei unseren Bohnerzen einzureihen sind. So lange aber bei letzteren selbst die sicheren Anzeichen einer solchen Umwandlung nicht beigebracht sind, kann auch die vorstehende Hypothese nur einen theoretischen Werth haben. Als im Grossen mögliche Metamorphose der Bohnerze dürfte sie aber hier, wo es sich um die Aufsuchung des ursprünglichen Bohnerzmaterials handelt, nicht übergangen werden.

Bezüglich der inneren Textur solcher Umwandlungen des Eisencarbonats in Eisenoxydhydrat ist zu bemerken, dass wenn man das Volumen, welches der aus Eisenspath entstandene Brauneisenstein einnimmt, berechnet und dabei das spec. Gew. des Eisenspaths = 3,75, das des Brauneisensteins auf sein Maximum = 3,91 setzt, sich eine Volumverminderung von 23%, wenn man aber das spec. Gew. des Brauneisensteins im Mittel zu 3,655 nimmt, sich noch eine Schwindung von 17,8% ergibt, so dass beim Minimalgewicht des Brauneisensteins letztere noch 13% betragen würde.

Es müssen daher auf diese Weise Bohnerzkörner entstehen, welche leicht und porös sind und 13 bis 23% leere Räume einschliessen, was auch bei den oben angeführten Maas- und Sambreerzen, welche alle hohl, löcherig und porös sind, der Fall ist. Es dürfen jedoch nicht alle derartige löcherige und poröse Brauneisensteinpseudomorphosen für Umwandlungen des Eisencarbonats angesehen werden, da auch andere Eisenerze hohle Pseudomorphosen geben, wie wir später sehen werden.

B. Nach Eisensilicat.

Wenn es sich darum handelt, ob der Natur Mittel und Wege zu Gebot stehen, um gewisse chemische Umwandlungen

der Fossilien vorzunehmen, so geben uns hierüber die Pseudomorphosen der krystallisirten Mineralien immer die besten Aufschlüsse. Auf ihre grosse Wichtigkeit für die Geologie wurde besonders von Blum und Haidinger, sowie von Bischof hingewiesen. Sie sind häufig das einzige Hülfsmittel zur Erforschung der Art und Weise, in welcher die Natur bei ihren derartigen Prozessen operirt, und desshalb für die Erklärung der chemisch geologischen Vorgänge in der Natur von grösster Bedeutung. Auch wir werden dieselben in unseren weiteren Untersuchungen häufig als Leitstern benützen.

Eine Pseudomorphose von Brauneisenstein oder eines hiezu umwandelbaren Eisenerzes nach irgend einem Eisensilicate ist bis jetzt nicht bekannt. Auch die Pseudomorphose von Brauneisenstein nach Quarz gehört zu den seltensten Funden; daraus geht zur Genüge hervor, dass die Natur diesen Prozess nicht gerne ausführt, und dass vollends eine im Grossen vor sich gegangene Entstehung von Bohnerzen durch Umwandlung von Eisensilicatkörnern vorläufig durchaus in Abrede gezogen werden muss. Es kommen zwar mit den Eisenoxydhydrat-Bohnerzen auch an vielen Orten concentrisch schalige Körner vor, welche aus einem Doppelsilicat von Thonerde und Eisenoxydul bestehen (?); nach dem obigen kann jedoch nicht angenommen werden, dass aus ihnen die gewöhnlichen Bohnerze hervorgegangen seien. Dieselben werden als ursprüngliche unveränderte Bildung anzusehen sein, wenn sich bei genauerer Untersuchung nicht herausstellen sollte, dass sie aus den gewöhnlichen Bohnerzen durch Aufnahme von Kieselsäure entstanden sind.

Ein genaueres Studium dieser für die Metamorphose der Bohnerze so interessanten Gattung wäre um so mehr zu wünschen, als wir ausser der oben unter Nro. 13 mitgetheilten Analyse von Walchner sehr wenig Weiteres über dieselben wissen.

C. Nach Schwefeleisen.

Unter den primären, zur Bohnerzmetamorphose dienlichen Eisenverbindungen ist unstreitig das Schwefeleisen diejenige, welche an praktischem Interesse die beiden andern, das Eisen-

carbonat und das Eisensilicat, bei weitem übertrifft, indem sich schon aus dem häufigen Vorkommen der Schwefelkiese in fetten Thonen vermuthen lässt, dass das Schwefeleisen weitaus in der Mehrzahl der Fälle das ursprüngliche Material für die Bohnerzmetamorphose abgegeben haben wird. Es geht dies überdies aus vielen Beobachtungen mit Sicherheit hervor.

Sieht man sich zunächst wieder nach dem zuverlässigsten Leitfaden in der Reihe der chemischen Gesteinsumwandlungen, nach den Pseudomorphosen um, so kommt deren eine grosse Zahl von Brauneisenstein, Rotheisenstein, Eisenspath und Eisenvitriol nach Eisenkies vor. Brauneisenstein nach Eisenkies ist wohl überhaupt die der Individuenzahl nach häufigste Pseudomorphose unserer Erdrinde; sie tritt in den verschiedensten Gesteinen auf; ihre Bildung gelingt also unter den verschiedensten Verhältnissen mit Leichtigkeit.

Die Umwandlung beginnt an der Oberfläche der Schwefelkieskrystalle und schreitet von Aussen nach Innen fort.* Oefters findet sich im Innern derselben noch ein Kern von Schwefeleisen; meist ist er jedoch ganz verschwunden und in Brauneisenstein umgewandelt.

Die Veränderung beginnt in der Regel erst dann, wann die den Eisenkies einschliessende Gebirgsart selbst zu verwittern anfängt. Der genaue Hergang bei der Bildung dieser Pseudomorphosen ist übrigens noch keineswegs ganz festgestellt und es scheint, dass die Natur hiebei mehr als Einen Weg einzuschlagen vermag.

Da nach Bischof** beim Zusammentritt von Schwefelmetallen mit freier Kohlensäure und Wasser das letztere zersetzt wird, so muss zunächst Schwefelwasserstoff, freier Schwefel und kohlensaures Eisenoxydul entstehen, denn

$$Fe\,S_2 + CO_2 + HO = FeO\,CO_2 + H\,S + S$$

Wenn nun dem hiebei frei gewordenen Schwefel jede Gelegenheit zur Oxydation benommen bleibt, so wird er sich wie

---

* Blum, die Pseudomorphosen des Mineralreichs, S. 187 u. f.

** Lehrbuch der chem. und phys. Geologie, B. II.

in den Pseudomorphosen von Beresowsk in Sibirien* und in der Schwefelhöhle von Ells in Mähren** als fester Körper ausscheiden. Zugleich entweicht der gebildete Schwefelwasserstoff in das umgebende Gestein, wo er theils von den Gewässern aufgelöst in die Quellen geführt wird, theils in den oberen Schichten mit dem Sauerstoff der eindringenden Atmosphärilien zusammentrifft, sich zu Schwefelsäure oxydirt; und mit dem meist vorhandenen Kalk oder andern Basen Sulphate bildet. Ist aber freier Sauerstoff an der Lagerstätte des Schwefelkieses in genügender Menge gegeben, wie dies aus dem seltenen Vorkommen von ausgeschiedenem Schwefel bei dieser Pseudomorphosenbildung als Regel angenommen werden muss, so entsteht statt der obigen Verbindungen Wasser, Schwefelsäure und Eisenoxyd, welches als saures schwefelsaures Eisenoxyd in den Gewässern aufgelöst fortgeführt wird, ohne eine Spur seines früheren Vorhandenseins zu hinterlassen. Auf diese Weise könnten also nimmermehr Pseudomorphosen entstehen; solche werden nur dann gelingen, wenn die Bildung von löslichen Eisensalzen verhindert wird. Dies geschieht nun durch den Hinzutritt von kohlensauren Alkalien oder den Bicarbonaten von Kalk oder Magnesia, welche in den Sickerwassern aufgelöst das gebildete Eisensulphat zersetzen und in Eisenbicarbonat umwandeln. Damit jedoch dieses nicht von den Gewässern in Auflösung fortgeführt werde, so muss zugleich ein Ueberschuss von Sauerstoff gegeben sein, welcher das sich bildende Eisenoxydul oxydirt und als Eisenoxydhydrat ausscheidet. Wenn aber in diesem Falle Sauerstoff im Ueberschuss vorhanden sein muss, so kann kein Schwefelwasserstoff bestehen, es tritt vielleicht gar keine Wasserzersetzung ein, sondern der ganze Process lässt sich als eine direkte Oxydation betrachten nach der Formel

$$2\,Fe\,S_2 + 15\,O + 4\,(CaO\,CO_2) = Fe_2\,O_3 + 4\,(CaO\,SO_3) + 4\,CO_2$$

Man käme auf diese Weise zu dem Schlusse, dass Pseudomorphosen mit Ausscheidung der einen Hälfte des Schwefelgehalts

---

* G. Rose, Reise nach dem Ural, I. S. 187, 193, 214.

** Boué in Leonhard, geogn. Gemälde von Deutschland, S. 46.

sich bilden, wenn jeder Zutritt von Sauerstoff abgehalten bleibt. Der gesammte Schwefelgehalt würde ausgeschieden werden, wenn nur so viel Sauerstoff hinzutritt, als der Wasserstoff des Schwefelwasserstoffs zu seiner Oxydation verbraucht. Eine grössere Menge Sauerstoff wäre ferner nöthig, um die Pseudomorphose des Eisenspaths durch kohlensaure Alkalien zu Stande zu bringen und die grösste Menge würde endlich die Pseudomorphose von Brauneisenstein erfordern. Bei diesen vier Umwandlungsprocessen würde für je 1 Aequivalent Schwefelkies nach der Reihe 0O, 1O, 7O, $7^1/_2$O nöthig werden. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die Natur wohl nie einen dieser vier Wege streng für sich allein verfolgen wird, sondern dass jede derartige Umwandlung ihr Dasein einer Combination von mehreren derselben verdanken mag.

So würde z. B. ein mässiger Zutritt von Sauerstoff, der nur wenig mehr als ein Aequivalent des Schwefelgehalts des Eisenkieses betrüge, die Bildung vollständiger Pseudomorphosen mit Schwefelausscheidung nicht hindern, weil diese geringe Menge Sauerstoff einerseits nicht allen ausgeschiedenen Schwefel absorbiren würde und weil andererseits die wenige sich bildende Schwefelsäure durch die wohl immer vorauszusetzenden kleinen Mengen von Alkalien oder Kalk- oder Magnesiabicarbonaten in den Sickergewässern leicht neutralisirt würde, ehe sie Gelegenheit gehabt hätte, mit dem Eisenoxyd ein auflösliches Salz zu bilden und durch seine Fortführung in den Gewässern das Material zur Pseudomorphosenbildung zu entfernen. Aber wenn sogar die Schwefelsäure nicht sogleich bei ihrem Entstehen auf diese Weise entfernt würde, so zeigen die von Scheerer untersuchten Zersetzungsprodukte von Eisenkies von Modum in Norwegen,* welche 6 bis 32,44% Schwefelsäure enthalten, aber in Wasser unlöslich sind, dass die Möglichkeit gegeben ist, dass zunächst Pseudomorphosen aus basischem Eisenoxydsulphat entstehen, welches erst durch später zugeführte Carbonate von Alkalien oder Erden seinen Schwefelsäuregehalt verliert und in reines

* Poggendorf, Annal., B. XLV. S. 188.

Eisenoxydhydrat umgewandelt wird. Ja, wenn sogar ein Theil des Eisengehalts des Schwefelkieses als Eisenvitriol von den Gewässern mit fortgenommen würde, so könnten, wie wir weiter unten sehen werden, immer noch vollständig ausgebildete Pseudomorphosen aus Brauneisenstein entstehen, so lange dieser Verlust nicht mehr als 14% des Eisengehalts des Schwefelkieses beträgt.

Man könnte sich versucht fühlen, die Möglichkeit der Bildung von Pseudomorphosen mit Schwefelausscheidung auf dem oben angegebenen Wege

$$Fe\,S_2 + CO_2 + HO = FeO\,CO_2 + HS + S$$

desshalb bezweifeln zu wollen, weil der für die Oxydation des zunächst entstandenen Eisenspaths vorausgesetzte freie Sauerstoff nach der Affinitätsreihenfolge erst den Wasserstoff, dann den Schwefel und erst zuletzt das Eisenoxydul ergreifen sollte und man auf diese Weise also statt einer Pseudomorphose aus Eisenoxydhydrat gewässerten Eisenvitriol erhalten würde. Gegen diesen Weg lässt sich auf der andern Seite aber das bekannte Gesetz anführen, dass sich bei chemischen Zersetzungen immer die schwer löslichste Verbindung bildet und diese ist unstreitig das Eisenoxydhydrat. Eine Gewissheit über diese Frage möchte übrigens schwer zu erlangen sein.

Es lässt sich jedoch noch ein zweiter Bildungsweg für jene Pseudomorphosen mit Schwefelausscheidung denken. Berücksichtigt man nämlich, dass auf jenem ersten Wege wohl immer zunächst Eisenspath entstehen wird, welcher sich erst allmälig in Brauneisenstein umwandeln kann, und findet man in keiner jener Pseudomorphosen mehr einen Kern von Eisencarbonat, so ist die Erklärungsweise nahe gelegt, dass entweder die vollständige Oxydation des Eisenoxyduls auch hier vor der des Schwefels erfolgt, oder aber, dass die Umwandlung gar nicht in der angegebenen Richtung vor sich gegangen ist, sondern einen andern Weg ohne Beihülfe der Kohlensäure eingeschlagen hat, nämlich den

$$2\,Fe\,S_2 + 3\,HO = Fe_2\,O_3 + 3\,H\,S + S$$

Bei diesem Wege, welcher der einfachste von allen wäre, würde sich gar kein Eisencarbonat bilden. Ob er aber wirklich

statt finde, kann nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse nicht entschieden werden.

Die Pseudomorphosen des Brauneisensteins nach Schwefelkies sind weder hohl, noch zellig oder porös, sondern vollständig ausgefüllt, mit glatten Flächen und scharfen Kanten, also vollkommene Nachbildungen des früher vorhandenen Schwefelkieskörpers. Dies führt auf die Frage nach den Bedingungen, an welche die Vollkommenheit dieser Pseudomorphosen geknüpft ist.

Wie Bischof* anführt, so bleibt bei einem mittleren spec. Gew. des Eisenkieses = 5,04 und einem Wassergehalt des Brauneisensteins = 14,71% das Volumen des letzteren bei der Umwandlung unverändert, wenn er sein höchstes spec. Gew. = 3,91 erreicht; der pseudomorphe Brauneisenstein füllt also dann genau den Raum des ursprünglichen Eisenkieses aus. Hat er aber nur sein mittleres spec. Gew. = 3,655, so findet sich, dass sein Volumen bei seiner Umwandlung aus Eisenkies um 7% zugenommen haben muss, oder dass 7% des Eisengehalts auf anderem Wege sich entfernt haben. Hiedurch ist es möglich gemacht, dass vollständig ausgefüllte Pseudomorphosen dieser Art auch dann noch sich bilden können, wenn die Zuführung von Carbonaten in den Gewässern nicht hinreichend ist, die ganze Menge des sich bei der Umwandlung des Eisenkieses bildenden Eisensulphats zu zersetzen. Es können bis 14% des Eisengehalts des Schwefelkieses als schwefelsaures Salz in den Gewässern verloren gehen, ohne dass deshalb unvollständige oder hohle und zellige Brauneisensteinpseudomorphosen entstehen und erst wenn mehr als jene 14% des Eisengehalts sich entfernen, würden sich missgebildete Pseudomorphosen von erdiger pulverförmiger Masse mit sichtbaren leeren Räumen oder unvollständigen Flächen und Kanten bilden, ohne dass jedoch eine scharfe Grenze hier gezogen werden könnte. Es findet im Gegentheil vom dichtesten Brauneisenstein nur ein ganz allmäliger Uebergang bis in die grosszelligen und ockergefüllten Umbildungen statt.

---

* A. a. O. B. II. S. 1358.

Meiſter in Knüpfung und Entwirrung logiſcher Spitzfindigkeiten und Antinomieen. Auch ſind Kant und Sokrates darin einander ähnlich, daß beide keine abgeſchloſſene Schule bildeten, welcher ſie die Grundſätze eines vollendeten und fertigen Syſtems eingeimpft hätten, ſondern beide erklärten ihre Philoſophie dem theoretiſchen Theile nach bis an ihr Ende für werdend und unvollendet, und nur zu der praktiſchen Gewißheit vom Geſetze des an ſich Guten und dem darin enthaltenen Zuſammenhang der Seele mit einer göttlichen Exiſtenz bekannten ſich beide als zu einer dogmatiſchen, feſten und über allen Zweifel erhabenen Lehre. Denn Kant hielt ſeine Vernunftkritik nur erſt für eine Vorbereitung zu einer zukünftigen Metaphyſik, die er ſich noch nicht aufzuſtellen getraute, und Sokrates verſchmähete es nicht, bei jedem Geſpräche das Forſchen wieder von vorne anzufangen, ob ſich ihm nicht vielleicht noch ein beſſerer Weg entdecken möge, als die bisher betretenen, welcher zu der Höhe des einzig Einen hinaufführe, welches das Gute iſt. Beider Leben beſtand in einer fortgeſetzten Prüfung und Kritik ſämmtlicher vorangegangener Syſteme, bei Sokrates in einer Kritik des Parmenides, Zeno, Heraklit und der Sophiſten, bei Kant in einer Kritik von Leibnitz, Wolf, Locke, Hume und den franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts, welchen man wohl, Voltairen an ihrer Spitze, den Namen der Sophiſten des modernen Zeitalters paſſend zuertheilen darf. Kant wäre ſchwerlich durch das Wolfiſche Syſtem, welches er lehrte, bloß und allein zu einer ſo gründlichen und durchdringenden Vertheidigung der in ihm ſchon angedeuteten moraliſchen Weltordnung angefeuert worden, hätten ihn nicht die hundertſtimmigen Echo's von den widerſtreitenden, geiſtreichen und blendenden Lehren eines Helvetius, Condillac, La Mettrie, Maupertuis, Robinet, Rouſſeau beſtändig umrauſcht und zur unaufhörlichen Disputation mit ihnen aufgefordert, welche vom Sokratiſchen unaufhörlichen Kampf mit den redneriſchen Sophiſten ſich nur dadurch unterſchied, daß der Sokratiſche dialogiſch, öffentlich vor den Ohren Athens geführt wurde und erſt ſpäter durch Plato, Xenophon und Aeſchines aufs Papier kam, der Kantiſche Streit aber ſich monologiſch als unaufhörliche Contemplation eines langen und einſamen Lebens in der Stille des Königsberger Studierzimmers vollführte, und ſich erſt dann der Welt kund gab, nachdem er ſich als Kritik der reinen

Hieraus ergibt sich nun auch, dass eine hohle oder zellige Structur der Brauneisensteinpseudomorphosen nicht unbedingtes Kennzeichen ihrer Entstehung aus Eisencarbonat sein kann, und dass dieses Merkmal einer vorsichtigen Kritik zu unterwerfen ist. Wenn die Oxydation des Schwefelkieses mehr Eisensulphat liefert, als die Menge des zugeführten Kalkbicarbonats zersetzen kann, so werden auch auf diesem Wege hohle und anderswie unvollständige Pseudomorphosen gebildet werden, sobald der Eisenverlust mehr als 14% beträgt.

Derartige, durch zu schnelle Oxydation des Schwefelkieses und ungenügende Zuführung von Carbonaten missrathene Pseudomorphosen lassen sich häufig bei der Zersetzung schwefelkiesreicher Thonlager beobachten. So trifft man z. B. die verkiesten *Ammonites varicostatus* und *amaltheus* in den verwitterten Thonen des mittleren Lias häufig als kaum noch erkennbare erdige, höckerige Scheibe von Brauneisenstein an und ebenso hinterlassen die kiesreichen Posidonienschiefer des oberen Lias bei ihrer Verwitterung nur unkenntliche, flache, mulmige Brauneisensteinkuchen an Stelle der in ihnen eingeschlossenen Schwefelkiesknollen. Der bei dieser Zersetzung sich bildende Schwefelwasserstoff und Gyps veranlassen sodann jene häufigen gypshaltigen Schwefelquellen, welche z. B. den ganzen Zug der oberen Liasetage am Fusse der schwäbischen Alp begleiten.

Der bei der Bildung der Brauneisensteinpseudomorphosen nach Schwefelkies von der Natur am häufigsten betretene Weg ist, nach dem häufigen gleichzeitigen Vorkommen des Gypses zu schliessen, ohne allen Zweifel der der Umwandlung durch Kalkbicarbonat; namentlich werden wohl die meisten Umwandlungen grösserer Massen auf diesem Wege vor sich gegangen seyn. Dabei ist ins Auge zu fassen, dass selbst bei den im grössten Maassstabe ausgeführten Processen die Zuführung des nöthigen Kalkbicarbonats durch die kleinste Menge Kohlensäure geschehen konnte, sobald genügend viel freier Sauerstoff vorhanden war, um die Ausscheidung von Eisenspath durch Bildung von Eisenoxyd zu verhindern. Der hiebei frei werdende Gesammtgehalt des Kalkbicarbonats an Kohlensäure verbreitet sich

alsbald wieder in die Schichten, um in wiederholter Auflösung in den Gewässern die Zuführung des Kalkbicarbonats von Neuem zu beginnen.

Auf diese Weise vermag eine und dieselbe Menge Kohlensäure allmälig die Fortführung des gesammten zur Schwefelkiesumwandlung nöthigen Kalkgehalts einer mächtigen Schichtenfolge zu bewerkstelligen.

Der enge Zusammenhang, in welchem diese Eisenkiesumwandlungen zu unseren Bohnerzen stehen, und die Wichtigkeit, welche eine genaue Kenntniss der dabei statt findenden Processe für die Erklärung derselben hat, möge die eingehendere Erörterung dieses Umwandlungsganges entschuldigen. Uebrigens erhellt aus dem Angeführten, dass die Acten über die Schwefelkieszersetzungen noch keineswegs geschlossen sind und dass insbesondere die Zwischenproducte derselben noch weiterer Beobachtung und Untersuchung bedürfen.

Wendet man nun das über die Schwefelkiesumwandlung zu Gesagte auf unser Bohnerzgebilde an, so ist eine durchlaufende Aehnlichkeit beider Erscheinungen nicht zu verkennen.

Denkt man sich z. B. eine regelmässige Ablagerung kalkhaltiger Thone, in welchen grössere Mengen runder Schwefelkieskörner vertheilt liegen, ganz frisch über die Wasserfläche, unter welcher sie gebildet wurden, emporgehoben, so kann die Reihenfolge der sich einleitenden chemischen Processe nur die oben angegebene sein. Eine Umwandlung des Schwefelkieses wird mit seiner Oxydation beginnen. Kann der Sauerstoff nur langsam zutreten, und ist dabei etwa noch das Schwefeleisen in seiner weniger leicht oxydirbaren Modification als Eisenkies vorhanden, so wird es den Sickergewässern leicht werden, mehr Kalkbicarbonat * in Auflösung

---

* Wir haben früher schon bemerkt, dass ausser dem Carbonate des Kalkes auch das der Magnesia und der Alkalien die oben angegebene Umwandlung ausführen können. Da Alkalien in Thonen nie fehlen, so ist eine Mitwirkung derselben bei der Bohnerzmetamorphose jedenfalls in Rechnung zu nehmen. Da jedoch ihre Menge nicht ausreicht, um durch sie die voll-

zuzuführen, als zur Umwandlung des entstehenden Eisensulphats erforderlich ist. Es wird in diesem Falle keine Spur von Eisen in Auflösung weggehen, sondern alles an Ort und Stelle in Brauneisenstein verwandelt werden, und somit eine vollständige Pseudomorphose vom schwersten Bohnerz nach Eisenkies entstehen.

Findet dagegen eine schnellere Oxydation statt, wie dies bei der dimorphen Modification des Eisenkieses dem Strahlkies gerne der Fall ist, aber auch unter günstigen Umständen bei dem Eisenkies eintreten kann, und wird dabei weniger Kalkbicarbonat durch die Gewässer zugeführt, als der entstehende Eisenvitriol zu seiner Umwandlung bedarf, so wird der letztere als leicht auflösliches Salz in den Gewässern fortgeführt und in den Schichten verbreitet werden. Wo er aber auf seinem Wege kohlensauren Kalk antrifft, da wird er seine Schwefelsäure gegen dessen Kohlensäure austauschen und, da ein Sauerstoffüberschuss vorausgesetzt wird, sich sogleich in Eisenoxydhydrat umwandeln, während der schwefelsaure Kalk in Auflösung weggeführt oder bei ungenügender Wassermenge als Hydrat in den Thonen ausgeschieden wird. Der Kalkgehalt der letzteren muss dabei mit dem Weiterschreiten der Umwandlung mehr und mehr abnehmen und sich in einen Gehalt an Eisenoxyden verwandeln. Es kann dabei kommen, dass, wenn die Thone schon von Anfang an ziemlich kalkarm gewesen sind, ihr ganzer Kalkgehalt verschwindet, indem er theils als doppeltes, theils als einfaches Carbonat zur Umwandlung des Schwefelkieses verbraucht wird.

Auf diese Weise gibt eine schnelle Oxydation des Schwefelkieses, begleitet von ungenügender Kalkzuführung, Veranlassung zur Bildung leichterer, ärmerer Bohnerze, verbunden mit jenen oft gänzlich kalkfreien, dagegen stark eisenhaltigen, gelben und rothen, durch Manganausscheidungen oft braun und schwarz ge-

---

ständige Umwandlung der gesammten Schwefelkiesmasse erklären zu können, und jedenfalls noch sehr bedeutende Quantitäten von Kalkcarbonat zu Hülfe genommen werden müssen, so erwähnen wir in der Folge der Alkalien nicht mehr besonders, nachdem wir hier ihre Mitwirkung in ganz gleicher Weise wie die des Kalks constatirt haben.

färbten Letten, welche die beständigen Begleiter der Bohnerze sind.

Bei dieser Umwandlung der kalkhaltigen Thone in kalkfreie Letten findet aber eine nicht unbeträchtliche Raumverminderung statt, hauptsächlich durch das Verschwinden des als Kalkbicarbonat sich entfernenden Theils, aber auch durch die Volumenverminderung, welche aus der Umwandlung des kohlensauren Kalks in Eisenoxydhydrat entsteht und welche nach der Rechnung etwa 33% des Raums, welchen das Kalkcarbonat einnahm, betragen kann. Es muss desshalb im Gefolge dieser Metamorphose ein Schwinden der Gebirgsmasse und ein Zusammensinken der Thongebilde entstehen, welches in vielen Fällen die Schichtung gänzlich verwischt. Die in den Bohnerzthonen so häufigen Rutschflächen, welche sich in verschiedenen Richtungen beobachten lassen, die oft mitten durch abgebrochenen, noch scharfeckigen Bohnerzstücke, sowie die stellenweise noch deutliche, hart daneben aber gänzlich verwischte Schichtung der Thone und Sande sind sichere Beweise einer derartigen nachträglichen, ungleichen und unregelmässigen Setzung der Schichten.

Man hat das gänzliche Fehlen aller Schalthierreste in den Bohnerzbildungen als einen Beweis dafür angeführt, dass sie nicht im Wege der gewöhnlichen Sedimentbildung aus stehenden Gewässern abgesetzt sein können und diesen Mangel zur Unterstützung der Quellentheorie benützt.

Abgesehen von allen andern Gründen, welche ein solches Fehlen von Schalthieren in gewöhnlichen sedimentären Bildungen zu erklären vermögen, so lässt sich dies in den Bohnerzen noch einem nachträglichen Verschwinden derselben in dem oben angegebenen Wege zuschreiben. Wenigstens müssen nothwendig überall da, wo man es mit gänzlich kalkfreien Letten zu thun hat, mit dem Kalkgehalt derselben auch die Kalkgehäuse der Konchylien verschwunden sein; und zwar können dieselben entweder als doppelt kohlensaurer Kalk sich entfernt haben, in welchem Falle jede Spur von ihnen verwischt sein wird, wenn nicht nach Analogie der merkwürdigen Pseudomorphosen von feuerfestem Thon in Bohnerzform, auf welche wir später zurück-

kommen werden, sich unter günstigen Umständen Pseudomorphosen dieser Reste in Letten gebildet haben; oder sie haben sich mit Hülfe von Eisenlösungen in Brauneisenstein verwandelt. Dieser Fall konnte, wie oben entwickelt worden, nur dann eintreten, wenn es an Kalk gebrach, um die Umwandlung des Schwefelkieses an Ort und Stelle vorzunehmen. Solche Funde werden desshalb sehr selten sein, um so mehr, als die organischen Bestandtheile des Thieres eine alsbaldige Umwandlung des Eisenspaths in Eisenoxydhydrat durch ihre reducirende Eigenschaft verhindern und dem gebildeten Eisenbicarbonat gestatten mussten, in den Gewässern aufgelöst sich zu entfernen. In der interessanten Bohnerzablagerung von Heudorf auf der schwäbischen Alp finden sich jedoch in den Bohnerzen neben Heufischzähnen und Säugethierknochen auch eisenschüssige Sandsteine voll Pseudomorphosen von Brauneisenstein nach *Paludinen* und *Lymnaeen*.

In gleicher Weise erklärt sich das an manchen Orten beobachtete Vorkommen von Petrefacten der unter- und nebenliegenden älteren Schichten, welche sonst in ihrer ursprünglichen Lagerstätte stets in Kalk umgewandelt vorkommen, wie z. B. Crinoideen und Cidaritenstacheln. Hier aber finden sie sich losgelöst aus ihrem ursprünglichen Gestein in den Bohnerzthonen, mit Erhaltung der feinsten Einzelnheiten öfters in Brauneisenstein verwandelt. Am niedlichsten kommen diese Pseudomorphosen wohl im Elsass und im badischen Oberlande vor. Die Erscheinung lässt wohl keine andere Erklärung zu, als dass diese Petrefacten durch die später zu erwähnende Kohlensäureerosion aus ihrem Muttergestein losgelöst wurden und in den Bohnerzthonen mit auf obige Weise gebildeten Auflösungen von Eisensalzen in Berührung kamen, welche ihren Eisengehalt an die Stelle und in die Form des kohlensauren Kalks absetzten, während ein Kalksalz in der Auflösung weggeführt wurde.

Als eine Bildung durch Ausfällung solcher Eisensalze vermittelst kohlensauren Kalks sind auch gewisse amorphe Brauneisensteinerze, welche das Bohnerz, wenn auch nicht in grossen Massen, doch beinahe constant begleiten, zu betrachten. Auf

der schwäbischen Alp nennt man dieselben Stuferze, im badischen Oberlande Reinerze, in der Schweiz Stockerze.

In den gelben und rothen, Bohnerz führenden Thonen liegen nämlich kleinere Massen von Brauneisenstein, deren Form von der der Bohnerze gänzlich verschieden ist.

In der Regel erscheint derselbe in der Form von Concretionen, in Nieren und Drusen, aber auch schalenförmig. Im badischen Oberlande erreichen diese Ausscheidungen die Grösse von 1 und mehreren Cubikfussen und haben oft ganz das Aussehen von Geschieben. Sie liegen hier und in der Schweiz in der Regel zu unterst auf dem Sohlengestein, selten in dem bolusartigen Thon der Bohnerze selbst und in den höhlenartig ausgefressenen Querverbindungen der Gebirgsspalten.

Nach den Beobachtungen von Gressly, Quiquerez und Greppin erscheint der amorphe Brauneisenstein im Schweizer Jura häufig als erdige, schlackenähnliche Masse, oft in glaskopfähnlichen, zur Krystallisation hinneigenden Stücken, wie sie in den Brauneisensteingängen des Schwarzwalds und der Vogesen vorkommen. Das Erz ist mehr oder weniger dicht, öfters unzusammenhängend und erdig, schwammig und blasig. Die Masse färbt dann ab und in den Zellen der Blasen liegt ein mehliges Pulver von Eisenoxydhydrat. Oefters bildet dasselbe unregelmässige, mit Letten vermischte Klumpen, in welchen eckige, unregelmässig geformte Stückchen Erz, breccienartig zu grösseren oder kleineren Brocken zusammengebacken liegen. Solche Massen sind häufig von Kalkspathkrystallen durchzogen. Das Stockerz bildet in der Regel runde Kuchen, mehrere Fuss lang und breit, aber nur $^1/_2$—2′ dick, von Spalten und Rissen durchsetzt, voll Blasen und unregelmässigen Zellen, welche bald leer, bald mit gelbem Ocker oder erdigem Oxyd gefüllt sind. *

Die grosse Aehnlichkeit dieser Gebilde mit Gangausfüllungen leuchtet in die Augen, auch ist für sie keine andere Erklärung als die für die Brauneisensteingänge geltende zulässig.

Es waren kohlensaure oder schwefelsaure Eisensolutionen,

---

* Gressly, Observations geologiques sur le Jura soleurois, p. 258.

letztere durch Oxydation des Schwefelkieses entstanden, welche in den Sickergewässern aufgelöst allen Kalk, welchen sie auf ihrem Wege fanden, auswechselten. Nierenförmige, drusenartige Kalkconcretionen, wie sie Süsswasserbildungen so eigen sind, jurassische oder Muschelkalkgeschiebe in abgerundeten Formen, Breccien von Kalksplittern der nebenliegenden Kalkwände wurden auf diese Weise in Brauneisenstein verwandelt. Gelangte die Eisenlösung am Ende auf die Kalksohle der ganzen Ablagerung, so breitete sie sich auf derselben aus, verwandelte die oberen Schichten derselben in Brauneisenstein und bildete so jene schalenförmigen Kuchen der Schweizer Stockerze.

Das Zellige, Poröse, die Ausfüllungen mit Ocker und erdigem Brauneisenstein sind Anzeichen einer Pseudomorphose nach Kalk. Wie oben bemerkt ist, findet bei diesen eine Raumverminderung von ungefähr 33% statt, es werden demnach hohle Räume entstehen, welche entweder als Zellen leer bleiben oder sich mit Ocker u. s. w. füllen. Dasselbe Verhalten zeigen auch die zweifellosesten Zeugen eines solches Processes, die Verdrängungspseudomorphosen des Eisenspaths, Brauneisensteins und Eisenglanzes nach Kalkspath. Ihre Kanten sind häufig abgerundet, sie zeigen unebene Flächen, sind im Innern mehr oder weniger hohl, durch Zwischenwände in Zellen getrennt; die inneren Wandungen rauh und drusig; öfters enthalten sie noch einen Kalkspathkern. *

Wenn ein solcher bei unsern amorphen Brauneisensteinen auch nirgends mehr nachweisbar sein sollte, so lässt sich doch hoffen, dass eine sorgfältige Beobachtung, welche auf die Ausfüllungen der hohlen Räume in solchen Brauneisensteinknollen ihr Augenmerk richtet, unzweifelhafte Beweisstücke der Metamorphose aus kohlensaurem Kalk beibringen wird.

Uebrigens zeigen die oft nur wenige Linien mächtigen Brauneisensteingänge in den Bohnerzthonen, dass solche Eisensolutionen wirklich thätig waren. In diesen Ritzen sickerten sie zusammen und kamen mit dem Kalkbicarbonat in Berührung,

---

* Blum, die Pseudomorphosen des Mineralreichs, p. 278, 291.

das sie theilweise hier als schmale Gangmasse, theils in kleinen Ansammlungen in hohlen Räumen und auf dem Boden der Schichten niederschlug. Die Stock- und Reinerze sind also keine reine Verdrängungsmetamorphosen nach Kalk, sondern das Produkt zweier gemischter Processe, der Verdrängung des Kalks und der einfachen Zersetzung eines Eisensalzes durch eine doppelt kohlensaure Kalksolution. Je nachdem die Umstände bald für den einen, bald für den andern Weg günstiger waren, entstanden bald vollständigere Pseudomorphosen nach Kalkstücken, bald blose chemische Niederschläge ohne alle Form. Die Anwesenheit solcher Erze ist aber immer ein Beweis eines früheren energischen Oxydationsprocesses; wo sie fehlen, da möchte noch die meiste Hoffnung sein, unzersetztes Schwefelkies in Bohnerzform zu finden.

Eine andere, an vielen Orten beobachtete räthselhafte Erscheinung, welche das Bohnerzvorkommen begleitet, löst sich durch die Bohnerzmetamorphose in einfacher Weise. Es sind dies die in den Kalkwänden, welche diese Erzablagerungen von der Seite einschliessen, sowie in den Kalkgeschieben, welche sich so häufig damit finden, eingewachsenen Erzkörner, welche immer in einer runden ausgehöhlten Grube vom Durchmesser des Bohnerzkornes sitzen, oder an der Seite der Kalkwände sich eine kürzere oder längere Rinne gegraben haben.

Köchlin* hat diese Dinge in der Grube von Roppe im oberen Elsass sehr genau beobachtet und conform mit seiner Quellentheorie durch Auflösen des Kalks und gleichzeitige Entstehung eines Bohnerzkornes aus den eisenhaltigen Gewässern zu erklären gesucht. Thirria lässt die Kalkschichten noch in weichem Zustande sein, als die Bohnerzkörner gebildet wurden und durch Hinabgleiten an denselben diese parallelen Streifen und ausgehöhlten Gruben hervorbrachten.

Daubrée** erklärt die Erscheinung als Wirkung einer Säure, welche den Kalk erweichte und dadurch dem Bohnerzkorn

---

* Bulletin de la Soc. géol. de France. 2 de Série, T. XIII.

** Bulletin de la Soc. géol. de Fr. 2 de Série, T. V. p. 171.

gestattet, sich in denselben einzudrücken. Wir können uns mit keiner dieser Erklärungsweisen einverstanden erklären; mit Thirria und Daubrée nicht, weil wir unter den vorliegenden Umständen keinen erweichten kohlensauren Kalk uns zu denken vermögen; mit Köchlin nicht, weil auf seine Weise nicht ein Bohnerzkorn, sondern ein Ueberzug von Eisenoxydhydrat über die ganze Kalkoberfläche entstehen müsste, sondern erklären die Erscheinung als nothwendige Folge der Metamorphose eines Schwefelkieskornes in Brauneisenstein, wenn dieselbe auf einer Unterlage oder in Seitenberührung von kohlensaurem Kalke vor sich geht.

Man könnte hiebei in erster Linie an die Schwefelsäure denken, welche durch Oxydation des Schwefelkieses entsteht und welche den anliegenden Kalk nach der Form des Bohnerzes in Auflösung wegnimmt. Eine solche Annahme schliesst sich jedoch dadurch aus, dass in diesem Falle kein rundes Bohnerzkorn, sondern eine über das Gestein verbreitete Brauneisensteinschale das Resultat der Metamorphose sein müsste, weil die ursprüngliche Form des Schwefelkieskornes nur dann erhalten bleiben kann, wenn während der Oxydation desselben eine genügende Menge von Kalkbicarbonat zum Eisenvitriol kommt, nicht aber wenn, wie dies im vorliegenden Falle statt finden würde, der kohlensaure Kalk von den Oxydationsprodukten des Schwefelkieses aufgesucht werden muss.

Die bei diesem Processe thätige Säure kann deshalb nicht die Schwefelsäure, sondern nur die Kohlensäure sein, und zwar ist es diejenige Kohlensäure, welche in dem Umwandlungsprocess des Eisenvitriols durch Kalkbicarbonat frei wird und in den das Kalkbicarbonat zuführenden Gewässern sich lösend am Berührungspunkte der Schwefelkieskugel mit dem Kalke eine Grube durch Auflösung desselben in ähnlicher Weise aushöhlt, wie sie nach der Nachweisung von Daubrée* auch die bekannten Höhlungen in der löcherigen Kalknagelfluhe hervorbringt. Beide Erscheinungen haben eine und dieselbe Ursache und gehören zu-

* Compt. rend. T. 44, p. 823.

sammen. Berechnet man mit Zugrundlegung eines spec. Gew. von 5,04 für den Schwefelkies und von 2,5 für den kohlensauren Kalk das Volumen des letzteren, welches in dem Umwandlungsprocess des Schwefeleisens als Bicarbonat weggeführt werden muss, so ergibt sich, wenn man den ganzen Betrag der hiebei frei werdenden Kohlensäure dazu verwenden will, dafür das 6,84fache des dabei verwendeten Schwefelkiesvolumens. Eine Schwefelkieskugel, welche auf einer glatten Kalkfläche ruht, kann somit während ihrer Umwandlung eine Grube von der Tiefe = 4,73 ihres Durchmessers erodiren, ohne dazu eines andern Auflösungsmittels als der von ihrem Umwandlungsprocess selbst herrührenden Kohlensäure zu bedürfen.*

Unter dem mir zu Gebot stehenden Material habe ich keine einzige derartige Erosion finden können, welche diese theoretisch bestimmte Tiefe erreicht, obgleich darunter Kalksorten sind, welche ihres grossen Thongehalts wegen wohl noch tiefer hätten ausgehöhlt werden sollen. Es mag dies ein Beweis dafür sein, dass die Kohlensäure, wie dies auch a priori zu erwarten ist, ihren Weg nicht allein an die Contactstelle nimmt, sondern dass ein Theil derselben nach andern Seiten hin sich in die Gebirgsschichten verliert. Zwar sind mir von Roppe derartige Streifungen bekannt, deren Länge auf den ersten Anblick jenes erlaubte Maas von 4,73 ihres Durchmessers zu überschreiten scheint; bei näherer Prüfung zeigt sich jedoch immer, dass solche längere Rinnen Absätze enthalten, welche auf eine Aufeinanderfolge mehrerer Bohnerzkörner von etwas verschiedenem Durchmesser in demselben Kanale schliessen lassen.

Durch den oftmaligen Kreislauf, welchen die Kohlensäure während der Dauer der Bohnerzmetamorphose zurücklegt, erklärt sich übrigens nicht nur die Kalkarmuth der Bohnerzthone, sondern auch die so allgemein beobachtete Corrosion der Kalkwände,

---

* Ein Aequivalent Schwefelkies braucht zu seiner Umwandlung in eine Brauneisensteinpseudomorphose 2 Aequivalente Kalkbicarbonat, deren 4 Aequivalente Kohlensäure frei werden und 4 Aequivalente einfaches Kalkcarbonat auflösen.

Vernunft hatte aufs Papier bannen laſſen. Dieſer Unterſchied betrifft alſo nur die Form und nicht das Weſen; im Weſen ſind Sokrates und Kant ſich durchaus ähnlich. Sokrates wollte, was Kant wollte. Beide gingen darauf aus, der irre gewordenen Philoſophie einen unerſchütterlichen Grund aufzufinden. Und weil beide nach demſelben ſtrebten, ſo fanden beide daſſelbe. Die reformatoriſche Macht beider gründete ſich darauf, daß beide den ganzen Umfang der vor ihnen eingeſchlagenen Denkwege einer Kritik von Grund aus unterwarfen, aber nicht einer bloß verneinenden Kritik, ſondern einer aufbauenden, einer Kritik, welche mit wohlwollendem Fleiße, nach Wegſchneidung der faulen Zweige, den ſtehen bleibenden geſunden Stamm in ein kräftiges Wachsthum bringt durch ein ſtärkeres Zuführen von geſunderen Säften aus der unerſchütterlichen Wurzel der praktiſchen Vernunft, des moraliſchen Geſetzes. Die Lehre des neuen Sokrates enthielt eine durchaus treffende und fein nuancirte Antwort gerade auf die Fragen, welche ſein Jahrhundert an ihn ſtellte, und eben ſo war es mit der Lehre des alten Sokrates in Beziehung auf ſeine Zeit beſchaffen. Dies brachte beiderſeits Modifikationen ſowohl im theoretiſchen, als praktiſchen Theil ihrer Lehre hervor. Es iſt lehrreich, dieſelben näher ins Auge zu faſſen und zu beobachten, wie daſſelbe ewige Licht des nackten moraliſchen Geſetzes in verſchiedenartiger Atmoſphäre auch einen anders gefärbten Schein von ſich warf.

Erſtlich in theoretiſcher Hinſicht. Das Alterthum war bis auf Sokrates noch mit Verſuchen beſchäftigt, den Begriff einer Sache von der Sache ſelbſt zu trennen, dadurch ein eigentlich abſtraktes Denken zu begründen und ſich aus dem Reiche ſinnlicher Vorſtellungen in das Reich reiner Abſtraktionen zu erheben. Dieſer Prozeß, der uns jetzt der leichteſte und geläufigſte dünkt, ging mit einer ſolchen Schwierigkeit damals von Statten, daß es erſt dem Ariſtoteles gelang, die allgemeingültigen Geſetze für das abſtrakte Denken, Urtheilen und Schließen völlig feſtzuſetzen und ſyſtematiſch zu ordnen. Einfache logiſche Sätze, an denen es uns nicht mehr einfällt Anſtoß zu nehmen, galten damals noch für Räthſel und Paradoxen. Wir, die wir an logiſche Gleichungen bis zum Ueberdruß gewöhnt ſind, empfinden z. B. keineswegs mehr einen Widerſpruch darin, wenn wir denken, daß zwar alle Neger Menſchen, darum aber noch nicht alle Menſchen Neger ſind.

zwischen welchen die Bohnerzgebilde lagern. Die grossen Dimensionen, welche diese Erscheinung oft zeigt, und ihr häufiges Auftreten mögen wohl am meisten Veranlassung zur Aufstellung der Quellenhypothese gegeben haben, indem ihre Erklärung das Bedürfniss nach grossen Strömen von Kohlensäure hervorrief, welche man auf anderem Wege nicht zu schaffen wusste; auch stimmen alle Erklärungsweisen darin überein, dass sie als ein Werk der Kohlensäure anzusehen sei. Während aber die Quellenhypothese die benöthigten grossen Quantitäten dieser Säure in aufsteigenden Gewässern sucht, kann sich unsere Erklärungsweise mit der in den Gebirgsschichten selbst cirkulirenden Menge derselben begnügen, wobei wir jedoch die Mitwirkung der noch täglich in den Sickerwassern eingeführten Kohlensäure nicht ausschliessen wollen.

Dass der grosse Umfang der Erosion jener Kalkwände kein Hinderniss für unsere Erklärungsweise bildet, mag aus der Grösse des Kalkverbrauchs für die Zwecke der Schwefelkiesumwandlung hervorgehen. Nimmt man für eine Minimalberechnung der hiezu erforderlichen Menge an, dass nur die zur Gypsbildung nöthige Menge Kalk den Schichten entnommen werde, dass also weder die hiebei frei werdenden, noch die täglich mit den Atmosphärilien neu hinzukommende Kohlensäure den Schichten kohlensauren Kalk als Bicarbonat unbenützt entführe, so ist dazu das 2,2-fache Gewicht, oder 3,22-fache Volumen des gebildeten Brauneisensteins nöthig Schon diese Menge allein würde eine bedeutende Corrosion hinreichend erklären. Auf der andern Seite muss für eine Maximalberechnung des verbrauchten Kalks angenommen werden, dass alle bei dem Umwandlungsprocess frei gewordene Kohlensäure die Schichten als Kalkbicarbonat verlasse, ohne in wiederholter Circulation wiederholte Dienste zu leisten. In diesem Falle würde dreimal so viel Kalk, also das 6,6-fache Gewicht oder das 9,66fache Volumen des Brauneisensteins verbraucht werden. Die Wirklichkeit wird sich wohl immer zwischen beiden berechneten Extremen bewegen, also immerhin das 6-fache des Raums des gebildeten Bohnerzes an Kalk in Anspruch genommen haben. Wenn nun auch der grössere Theil desselben

aus den Thonen kommen mag, so werden dennoch auch die Seitenwände einen nicht unbeträchtlichen Theil desselben zu liefern haben, und es kann somit eine bedeutende Einwirkung auf die äussere Gestalt derselben nicht ausbleiben. Eine starke Corrosion der benachbarten Kalkwandungen ist daher von unserer Hypothese unzertrennlich.

Wir können uns leicht vorstellen, dass unsere Erklärungsweise der Bohnerzbildung manchfachen Widerspruch erfahren wird, besonders auch darin, dass wir so bedeutende Umwandlungen mächtiger Gebirgsschichten nur durch die nahezu unmerklichen Quantitäten der in der Gebirgsfeuchtigkeit aufgelösten Stoffe vollbracht wissen wollen. Wir können uns hiefür in erster Linie auf die von Bischof so schlagend nachgewiesene Thatsache der täglichen Gebirgsmetamorphose einzig und allein durch die im Sickerwasser aufgelösten Stoffe berufen. Die Lehre von der Umwandlung der Gesteine auf nassem Wege durch die von oben nach unten einfiltrirenden Gewässer, deren universellere Begründung wir dem Schöpfer der neueren chemischen Geologie verdanken, ist die Basis, auf der unsere Bohnerzhypothese ruht; letztere ist nur eine Anwendung jener Lehren auf den concreten Fall der Bohnerzgebilde, und Jeder, der Bischofs bekanntes Lehrbuch näher kennt, wird ohne Mühe unsere Beweismittel dort herauslesen.

In zweiter Linie aber wollen wir noch durch Zahlen zu zeigen versuchen, dass auch die Anwendung so schwacher Mittel dennoch im Haushalte der Natur Resultate zu erzielen vermag, welche mit den beobachteten Thatsachen in Uebereinstimmung sind, ohne dabei unseren geologischen Vorstellungen von Raum und Zeit zu widersprechen. Wir lassen in dieser Absicht noch eine Schätzung der Massen und Zeiträume folgen, um welche es sich bei der einstigen Ausführung der Bohnerzmetamorphose gehandelt haben könnte.

Nehmen wir als einen sehr hoch gegriffenen Durchschnitt der Mächtigkeit des Bohnerzes in reinem, gewaschenem Zustande eine Lage von $1^1/_2$ Meter Dicke, und das mittlere Gewicht eines Cubikmeters Bohnerz zu 1500 Kilogr., so sind, wenn darin 60%

Eisenoxyd enthalten sind, auf dem Quadratmeter 1350 Kilogr. reines Eisenoxyd abgelagert, welche durch Metamorphose aus 2046 Kilogr. Schwefelkies entstanden sind. Zu der Umwandlung dieser 2046 Kilogr. Schwefelkies sind wenigstens erforderlich 3500 Kil. kohlensaurer Kalk, statt deren wir die doppelte Menge mit 7000 Kilogr. bieten wollen. Nimmt man an, es seien in 10000 Theilen des die Schichten durchsickernden Wassers nur 3,33 kohlensaurer Kalk gelöst, eine Annahme, welche für Gewässer in Kalkgebirgen sehr nieder ist und wohl ums Doppelte erhöht werden dürfte, so brauchen obige 7000 Kilogr. Kalkcarbonat zu ihrer Lösung eine Wassermenge von 21 Millionen Kilogr. oder Liter.

Schätzt man ferner in sehr niederer Annahme für ein damaliges tropisches Klima unserer Gegend, die jährliche Regenhöhe auf 1 Meter und nimmt man an, dass von dieser Regenmenge $^7/_8$ oberflächlich weggelaufen und verdampft seien, während nur $^1/_8$ in die Schichten eindrang, so kamen jährlich 125 Liter Wasser mit dem obigen Kalkcarbonat in Berührung, welches dadurch in 168000 Jahren aufgelöst wurde, und in dieser Zeit die Umwandlung der ganzen Schwefelkiesmenge bewerkstelligen konnte.

Die dabei verwendete Kalkmenge von 7000 Kilogr. würde sich, bei einem Kalkgehalt von 5%, in einer Thonablagerung von ungefähr 70 Metern Mächtigkeit finden.

Wir gelangen auf diese Weise zu Zahlenresultaten, welche weder in Beziehung auf die nothwendige Mächtigkeit der Schichten noch auf die erforderlichen Zeiträume unbescheidene Anforderungen an unsere geologische Vorstellungsweise machen.

Sieht man sich nun unter den verschiedenen Fundstätten der Bohnerze darnach um, ob sich nicht irgendwo noch einige ursprüngliche Elemente der später umgewandelten Bildung finden lassen, so sucht man im ganzen Gebiete des deutschen Jura vergebens. Ueberall ist die Umwandlung durch und durch vollendet, das ganze Gebilde trägt die gelben, rothen und braunen Farben der vollständigen Oxydation des Eisens und Mangans und von grünen oder bläulichen Thonen oder gar von einem

Schwefelkiesgehalt ist nirgends mehr etwas vorhanden; ja sogar der Gyps gehört zu den grössten Seltenheiten, zum deutlichen Beweis, dass die Umwandlung schon seit langer Zeit vollendet ist und die Gewässer Zeit gehabt haben, auch diesen letzten Zeugen des früheren Vorhandenseins von Schwefelkies in Auflösung mit sich fortzuführen.

Auch die Schweiz bietet wenig Hoffnung, gänzlich unzersetzte Bohnerzablagerungen auffinden zu lassen. Am wahrscheinlichsten möchten dieselben noch in den tiefsten Theilen der Mulde von Delémont oder in den Ablagerungen südlich der Passwangkette sich zeigen, wo nach Gressly* in den Thälern von Ballstall, Goldenthal, Welschenrohr, Moutier u. s. w. die Bohnerze noch von blaugrünen Letten begleitet sind.

Bis jetzt ist es nur das untere Elsass, welches noch unzersetzte Reste der ursprünglichen Bohnerzbildung, nämlich blaugrüne Thone mit Schwefelkieskörnern, neben ächten Brauneisensteinbohnerzen zeigt. Die dortigen Ablagerungen sind 30 und mehr Meter mächtig, deutlich geschichtet, beinahe ganz horizontal gelagert und zeigen durch das Fehlen irgend bedeutender Störungen, dass sie seit ihrer Bildungsepoche immer in ruhiger Lage, also unter den für ihre Conservation günstigsten Umständen geblieben sind.

Von einem bei Dauendorf vorgekommenen Bohnerze führt Voltz** an, dass es im Hochofen anfänglich ein sehr gutes Eisen gegeben habe, dass aber der Abbau habe aufgegeben werden müssen, weil es sich später mit Schwefelkies vermischt gezeigt habe. Leider ist über die näheren Umstände des Vorkommens dieser interessanten Erze nichts näher bekannt.

Glücklicherweise finden sich jedoch solche Schwefelkiesbohnerze noch an weitern Localitäten. Die für uns wichtigsten Ablagerungen sind die bei den Orten Neuburg und Mietesheim, in der Nähe von Niederbronn, $^1/_2$ Meile auseinander gelegen,

---

* Observ. géol. sur le Jura Soleurois, p. 273.

** Topographische Uebersicht der Mineralogie der beiden Rheindepartements, S. 36.

welche beide noch im Abbau begriffen sind und über deren Verhältnisse wir Daubrée genaue Beobachtungen verdanken.* Bei der grossen Bedeutung, welche diese Localitäten überhaupt für die gesammte Bohnerzfrage haben, geben wir die von ihm mitgetheilten Profile, sowie seine übrigen Bemerkungen wörtlich übersetzt wieder.

Neuburg.		Mietesheim.	
	Meter.	Meter.	
Diluvium. Quarzsand, stark wasserführend.	2,6	2,0	Diluvium. Löss mit Kalkstücken.
Graue plastische Letten mit vielen Gypsnieren. Schwarze Letten mit Lignit.	11,5	9,8	Graue Mergel, gegen unten dunkler mit Lignit.
Braune Letten.	2,6	2,0	blaugrüne plastische Letten.
Kalkstein, grau mergelig, mit verkiesten Planorben und Paludinen.	1,1	1,3	Bohnerz, olivgrün in grünlichen Letten, wie die obigen, die Letten sind kalkhaltig; darin häufig Schwefelkieskörner, seltener kleine Gypskrystalle.
Reiche Bohnerze in bläulich grünem Letten.	2,0	4,0	Kalkstein, sehr dicht, schwarzgrau, von breccien-artigem Bruche, hin und wieder löcherig; hat in seiner Masse oft Kalkerbsen eingeschlossen. Ist stark von Eisenkies durchdrungen, das an der Luft schnell auswittert.
Unregelmässige Stücke sehr dichten Kalksteins.			
Oolith des braunen Jura. Summe	17,2	17,1	Oolith des braunen Jura.

„Dem Bohnerze ist öfters Schwefelkies in äusserlich nicht unterscheidbaren Körnern beigemischt; man erkennt es erst an den Auswitterungen, wenn die Stücke der Luft ausgesetzt werden. Besonders häufig kommt der Schwefelkies in den grünlichen Letten vor, so namentlich auch bei Gundershofen; er bildet, wie das Eisenoxydhydratbohnerz, kleine runde, concentrisch

* Descript. géol. et mineral. du Dep. du Bas-Rhin, p. 266.

schalige Körner (petits grains arrondis à couches concentriques). Bei Neuburg und Gundershofen findet sich krystallinischer Gyps in den Letten, welche das Bohnerz begleiten, bei Gundershofen manchmal im Erze selbst."

Eine vollständigere Uebereinstimmung der gefundenen thatsächlichen Verhältnisse mit denjenigen, wie sie sich nach unserer Hypothese gestalten müssen, ist kaum zu denken. Im blaugrünen, noch unvollständig zersetzten Gebirg tritt alsbald der Schwefelkies auf, und hart neben den eben erst fertig gewordenen Brauneisensteinbohnerzen findet sich auch noch ihr Umwandlungsproduct, der Gyps. Endlich zeigen die Mietesheimer Bohnerzletten auch noch den von uns überall vorausgesetzten Kalkgehalt.

Ein wesentlicher Grund für die lange Erhaltung dieser ursprünglichen Bohnerzbildung im Elsass liegt wohl in dem Umstand, dass sie von einer Lignitbildung überlagert wird, welche sie durch ihren Gehalt an organischen Stoffen gegen die Einwirkung der oxydirenden Agentien geschützt hat. Es ist bekannt, dass die Braunkohlen an der Luft bedeutende Quantitäten Sauerstoff absorbiren und dagegen keine Kohlensäure, sondern reinen Stickstoff aushauchen, woraus hervorgeht, dass der verschluckte Sauerstoff sich nicht mit dem Kohlenstoffe, sondern dem Wasserstoffe der Braunkohlen verbindet. Es wird demnach, wenn in den Sickerwassern Sauerstoff in das Braunkohlenlager geführt wird, dort keine Kohlensäure, sondern Wasser gebildet; es kann somit der zur Oxydation des Schwefelkieses nöthige Sauerstoff nur in den wenigen Spalten und Klüften der meist dicht verfilzten Lignitablagerungen bis zu den unterliegenden Schichten gelangen und die Umwandlung desshalb nur eine sehr langsame sein.

Bemerkenswerth ist noch die Thatsache, dass lange, bevor die Bohnerzthone eine höhere Oxydation ihres Eisengehaltes durch Annahme der gelben und rothen Farbe zeigen, die Umwandlung des Schwefelkieses in Eisenoxydhydrat beginnt, wie dies aus dem gleichzeitigen Vorkommen von fertigen Bohnerzen mit grünblauen Letten hervorgeht. In diesem Falle ist der Eisengehalt

dieser Letten offenbar nicht als fein vertheiltes Schwefelkies, sondern als kieselsaures Eisenoxydul vorhanden, wie dies in den Thonen von grünlicher Färbung in der Regel der Fall zu sein pflegt.

Es scheint nun aus dem unzersetzten Zustande des Eisensilicats in den angeführten Bohnerzthonen des Elsasses hervorzugehen, dass dasselbe erst dann angegriffen und umgewandelt wird, nachdem der Kalkgehalt der Thone verschwunden ist. Dies geht auch aus der Zersetzungsweise der Silicate durch Kohlensäure mit grosser Wahrscheinlichkeit hervor. Die Kieselsäure wird zwar durch die Kohlensäure aus ihren Verbindungen bei gewöhnlicher Temperatur ausgetrieben; so lange aber in dem umzuwandelnden Gestein kohlensaurer Kalk vorhanden ist, wird die Kohlensäure sich mehr auf diesen als den weit leichter auflöslichen Körper werfen und die Silicate erst nach gänzlicher Entfernung des ersteren angreifen. Der Schutz, welchen der kohlensaure Kalk auf diese Weise den Silicaten gegen Zersetzung durch Kohlensäure gewährt, hat offenbar auch in den kalkhaltigen Thonen von Mietesheim die Umwandlung des Eisensilicats bis jetzt verhindert und es ergibt sich daraus, dass die Umwandlung der Bohnerzthone den Schlussact der ganzen Metamorphose bildet, wobei als Neubildungen jene Kiesel- und Silicatausscheidungen entstehen mögen, welche an vielen Bohnerzablagerungen beobachtet werden.

Hiedurch würde sich zugleich die Erscheinung erklären, dass das Vorkommen von grünen und bläulichen Bohnerzthonen mit fertigen Brauneisensteinkörnern ein weit häufigeres ist, als das von noch unzersetzten Schwefelkiesbohnerzen in solchen Thonen.

D. Nach Kalkcarbonat.

Wir müssen zum Schlusse noch auf eine weitere Art und Weise aufmerksam machen, wie sich im Wege der Verdrängungspseudomorphose Bohnerzkörner bilden könnten.

Aus dem oben mitgetheilten Profil von Mietesheim ist ersichtlich, und wir werden im geognostischen Theile unserer Untersuchungen noch viele Beispiele kennen lernen, dass, wo

sich innerhalb der Bohnerzformation Kalkbänke ausscheiden, dieselben sehr häufig von Erbsenkalken begleitet sind, welche bald im dichten Kalk eingewachsen sind und der Beobachtung im unverwitterten Gestein dann leicht entgehen, bald in einzelnen Rogenkörnern in den begleitenden Thonen liegen. Es haben sich demnach aus den Muttergewässern der Bohnerze, dieselben mögen nun Quellen oder Meere gewesen sein, nicht allein die metallischen Verbindungen wie Eisenkies in pisolithischer Form ausgeschieden, sondern auch noch der kohlensaure Kalk; ein Beweis dafür, dass in jenen Gewässern sämmtliche zum Gelingen dieser Form nöthigen Bedingungen in hohem Grade vorhanden waren.

In den Bohnerzthonen selbst sind zwar bis jetzt nirgends solche Kalkerbsen aufgefunden worden. Damit ist jedoch ihr früheres Vorhandensein keineswegs ausgeschlossen, indem sie bei der durchgreifenden Entkalkung der Thone, wie sie oben entwickelt wurde, nothwendig mit verschwinden mussten. Dabei waren wie bei den etwa in dem Thone eingeschlossenen Kalkschalen von Konchylien zwei Wege möglich; entweder wurden sie als Kalkbicarbonat in den Gewässern weggeführt, oder verwandelten sie sich in Eisenoxydhydrat.

Von dem ersteren Wege lassen sich vielleicht noch Spuren in jenen merkwürdigen, aus feuerfestem Thon bestehenden Pisolithen finden, welche Greppins scharfes Auge in den hellen Letten gefunden hat, die einige Centimetres mächtig die Hauptansammlungen der Bohnerzkörner zu bedecken pflegen.* Den Hergang bei ihrer Bildung wird man sich so vorstellen dürfen, dass kohlensaure Wasser, welche nur an einem einzigen Punkte zu dem Kalkkorn gelangen konnten, den Kalk als Bicarbonat entführten, und dagegen den mechanisch mitgeführten Thon, welcher selbstverständlich durch die überschüssige Kohlensäure von allem Kalk- und Eisengehalt gereinigt war, absetzten. Es ist gewiss wünschenswerth, dass sich die Aufmerksamkeit der

* Notes géol. sur les terrains modernes, quaternaires et tertiaires du Jura bernois et en particulier du Val de Delémont, p. 62.

Beobachter noch weiter dieser Erscheinung zulenke; denn es wäre möglich, dass noch solche Lettenpisolithe gefunden werden könnten, bei welchen die Umwandlung noch nicht ganz vollendet ist, bei denen man also entweder noch die äussere Schale oder den innern Kern als Kalk antreffen würde.

Auch von dem zweiten Wege, wenn er überhaupt von der Natur betreten wurde, lassen sich vielleicht noch Spuren in noch nicht ganz kalkleeren Bohnerzkörnern finden. Jedenfalls müssten solche Pseudomorphosen, wie oben gelegentlich des amorphen Brauneisensteins entwickelt wurde, zellig und porös sein, da sie gegen 33% hohle Räume enthalten würden. Uebrigens lässt sich daraus, dass eine Eisensolution in diese untersten Schichten der Ablagerung erst dann gelangen kann, wenn der Kalkgehalt sämmtlicher höher gelegener Straten verschwunden ist, schliessen, dass derartige Bohnerzpseudomorphosen nach Erbsenkalk nicht eben häufig sein werden. Wir sind auch nicht der Ansicht, dass irgendwo grössere Massen von Bohnerzen auf dem angedeuteten Wege entstanden seien; bei einem Gebilde aber, das in einer so grossen Erstreckung vorkommt, wie die Bohnerze, muss ins Auge gefasst werden, dass an dem einen oder andern Orte dieser Bildungsweg wenigstens in einzelnen kleineren Versuchen wohl auch betreten worden sein kann, um so mehr, da er in engster Verbindung mit der Hauptentstehungsweise der Bohnerze steht. Er durfte desshalb hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Endresultate.

Die weite Verbreitung der Bohnerzablagerungen, verbunden mit der sich in allen einzelnen Erscheinungen wiederholenden Gleichartigkeit dieser Bildung nöthigt dazu, eine gemeinschaftliche einheitliche Ursache dafür anzunehmen. Als solche kann nach der Natur dieser Bildungen nur ein grosses gemeinschaftliches Wasserbecken angesehen werden.

Die chemischen Gesetze vermögen gegen eine solche Annahme keine Einrede zu erheben. Nach ihnen ist die Möglichkeit gegeben, dass das heutige Bohnerzgebilde aus einer regel-

mässigen Ablagerung von Thonen entstand, in welchen die Bohnerzkörner in mehrfacher Weise sich gebildet haben können. Von diesen Wegen sind zwei, nämlich der der Bildung aus Eisenspath und der nach Kalkpisolithen, durch Beobachtung noch nicht nachgewiesen, auch wird der letztere wenigstens aus andern Gründen nur im Kleinen von der Natur betreten worden sein, während eine dritte Bildungsweise, die aus Schwefelkies, die grosse Masse unserer heutigen Brauneisensteinbohnerze geliefert zu haben scheint. Dieser dritte Weg ist, noch in Wirksamkeit begriffen, auch durch die Beobachtung in einer Weise festgestellt, welche die Thatsachen in vollkommener Uebereinstimmung mit der Theorie zeigt. Durch diese Uebereinstimmung, sowie durch den engen Anschluss an die dermaligen Zustände der Erde und an die gewöhnlichen Agentien der geologischen Thätigkeit derselben dürfte die aufgestellte Hypothese wohl hinreichend begründet erscheinen.

Es ist unseres Bedünkens nur noch ein Einziger Punkt, welcher vor der Annahme dieser Hypothese noch einer Aufklärung bedarf, und dieser ist die gleichförmige Entstehung einer so grossen Menge von Schwefelkieserbsen, in einer über so kolossale Räume sich erstreckenden Verbreitung.

Man kann zwar einfach auf das factische Vorkommen solcher Schwefelkiese im Elsass bei Mietesheim u. s. w. hinweisen, allein diese einzelne Localität möchte die Ausdehnung einer solchen Schwefelkiesbildung über das ganze grosse Bohnerzgebiet noch nicht genügend rechtfertigen und es wird zur Ausfüllung dieser Lücke noch zu untersuchen sein, ob und unter welchen Umständen eine so weit verbreitete Bildung von kugelförmigem Schwefelkies werde angenommen werden dürfen.

Wir werden diesen Nachweis in einem zweiten Theile unserer Untersuchung zu geben versuchen, worin wir zu dem Schlusse gelangen, dass das Bohnerzgebilde das Sediment eines grossen süssen oder brackischen Wasserbeckens an einem seichten lagunenartigen Ufer ist, dass also unsere heutigen Bohnerzablagerungen seichte Untiefen oder das Ufer jenes Wasserbeckens annähernd bezeichnen.

Das Alterthum hingegen, welchem die mathematiſchen Gleichungen zwar ſchon ſehr geläufig waren, die logiſchen aber nicht, faßte den genannten Satz auch als mathematiſche Gleichung: Neger = Menſch, und fand es dann natürlich ſonderbar, daß er ſich nicht umkehren laſſe, indem wir nicht ſagen können: Menſch = Neger. Daß dieſer und ähnliche Sätze zu Sokrates Zeit für nicht minder ſchwierige Probleme galten, als heutzutage die Antinomieen und Paralogiſmen der Kantiſchen Vernunftkritik, zeigt die geringe Stufe der logiſchen Ausbildung jener Zeit an, die im eigentlichen Sinn erſt daran war, denken zu lernen. Da dem Alterthum die Geſetze der Abſtraktion noch ſo ſchwer wurden, ſo war eine Lehre, wie die Kantiſche, welche dieſelben in der höchſten Geläufigkeit der Scholaſtik vorausſetzte, und nun darauf ausging, dieſelben in ihrem unrechtmäßigen Umfange zu beſchränken, im ganzen Alterthum unmöglich. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir bei Sokrates noch keine Maßregeln zur Einſchränkung im Gebrauch metaphyſiſcher Begriffe bei Erkenntniß der göttlichen Gegenſtände finden, wenn wir uns bei ihm im Gegentheil zu einem ſo unumſchränkten Gebrauch unſeres Abſtraktionsvermögens aufgefordert ſehen, daß jedes Syſtem, welches wir hiernach aufbauen, nothwendig der Scheere der Kantiſchen Kritik anheimfällt. Sokrates ſelbſt aber hütete ſich durch einen richtigen Takt vor ſolchem Aufbau, und Plato folgte ihm darin. Die theoretiſche Selbſtbeſchränkung, welche ſich die Philoſophie in Sokrates auferlegte, iſt alſo eine eben ſo große, als die, welche ſie in Kant übte, nur daß ſie bei Sokrates erſt als ein unbeſtimmter perſönlicher Takt, bei Kant hingegen als eine genaue und feſte Grenzbeſtimmung auftreten konnte.

In Beziehung auf den praktiſchen Theil ihrer Philoſophie iſt aber zwiſchen Sokrates und Kant der Unterſchied, daß jener als eigentlicher Lehrer der Moral und philoſophiſcher Eiferer für dieſelbe zu handeln hatte, indem er ſelbſt öffentlich mit einem leuchtenden Beiſpiel voranging; Kant aber hatte nichts anderes zu thun, als auf ein uraltes, bis zum Ueberdruß bekanntes und mit dem Tode von tauſend Märtyrern beſiegeltes Geſetz hinzuweiſen. Die Griechen waren ein jugendliches Volk, gewöhnt, auf glänzenden Rennbahnen nach Kränzen zu laufen. Die Schönheit ihres Lebens beſtand darin, daß ſie auch ihre Schlachten, ihre Sitten all ihr Thun als einen Wettlauf auf Olympiſchen Bahnen anſahen.

Dabei wird sich ergeben, dass noch ein weiterer, bis jetzt nicht erörterter Weg der Bohnerzbildung in gewissen Fällen als möglich erscheint, nämlich der durch Agglomeration ausgeschiedener Eisenoxydhydratflocken, welche an tropischen Küsten, in seichten Buchten und bei der Ebbe sich bildenden Wasserlachen, zu welchen eisenhaltige Wasser ihren Weg finden, durch die Bewegung des Wassers vermittelt wird. Die grössere Masse der Bohnerze aber, jedenfalls alle diejenigen, bei welchen sich Corrosionserscheinungen zeigen, können nicht auf diesem Wege entstanden sein.

Es stellt sich ferner heraus, dass die Bohnerzform nicht die einzige war, in welcher sich der Eisengehalt jener Gewässer niederschlug, sondern dass sowohl in genetischem, als synchronistischem Sinne noch manche Oberflächenerze, welche mit tertiären Schichten bedeckt sind, hieher gezählt werden müssen, wie z. B. die oben angeführten Maas- und Sambreerze, die am Liebfrauenberge bei Niederbronn im Elsass vorkommenden, und wohl auch manche Brauneisensteinerze des Hunderücks und Soonwalds und andere.

Es ergibt sich ferner, dass derartige Bildungen wohl zu allen geologischen Epochen an den seichten Ufern warmer Meere entstanden sein werden, dass aber nur die Ablagerungen der feineren Eisenkörner, welche ferner vom Ufer in den tieferen Gewässern sich sammelten, unter dem Schutz der sich darüber absetzenden Sedimente nach ihrer Hebung der Denudation entgingen und unsere heutigen Limonite und Eisenoolithe bilden, während die in der Nähe des Ufers gebildeten grobkörnigen Bohnerzablagerungen älterer Zeit, welche durch eine mächtigere Sedimentdecke nicht geschützt waren, nach ihrer Hebung der Wegführung durch die zerstörenden Elemente unterliegen mussten.

Es zeigt sich sodann weiter, dass zwar das Vorkommen von verwaschenen, umgelagerten, sogenannten diluvialen Bohnerzen (gits remaniés Thirria's) wohl nicht geläugnet werden kann, dass aber ein grosser Theil der bis jetzt dafür ausgegebenen Ablagerungen als ursprüngliche Bildungen anzusehen sind, und dass wenigstens das Vorkommen von Geschieben, von Haifisch-

zähnen und Meeresconchylien, und anderer mit einer Quellenbildung unvereinbarer Dinge in den Bohnerzen kein Grund für die Annahme einer Umlagerung sein kann, wie dies seither vom Standpunkte der Quellenbildung zur Unterstützung dieser Hypothese so häufig geltend gemacht worden ist.

Daraus ergibt sich denn der weitere Schluss, dass es eine länger dauernde Epoche war, in welcher die Bildung unserer heutigen Bohnerze statt fand, und dass während dieser grösseren Epoche, welche nahezu die ganze Tertiärzeit umfasst, Ablagerungen ächter ursprünglicher Bohnerze zu verschiedenen Zeiten geschahen. Die Möglichkeit zu solchen Bildungen scheint zwar auf unserem heutigen Bohnerzterrain von Beginn der Kreidezeit durch die ganze Tertiärepoche, vielleicht zu noch jüngeren Zeiträumen herab gegeben gewesen zu sein, bis jetzt sind jedoch mit Sicherheit nur tertiäre Bohnerze und zwar aus zwei verschiedenen Zeitabschnitten nachzuweisen gewesen, von denen die ältere Ablagerung unmittelbar unter dem Landschneckenkalk Sandbergers liegt, während die andere mit dessen Littorinellenschichten parallel ist.

2) Die neueren Untersuchungen über die *Zone der Avicula contorta* mit besonderer Berücksichtigung der Beobachtungen M. Martin's über das Auftreten dieser Zone im Dep. Côte d'Or.

Von Dr. Albert Oppel.

München den 20. April 1859.

Nachdem in den Jahresheften des württembergischen naturwissenschaftlichen Vereins die paläontologischen und stratigraphischen Verhältnisse, unter welchen die obersten Glieder der Keuperformation in Schwaben auftreten, schon mehrfach besprochen wurden, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, hier die Beschreibung derselben Formations-Abtheilung einer entfernt liegenden Gegend zu geben, in der sich jene Ablagerungen nach einem den schwäbischen Bildungen sehr verwandten Typus darbieten.

Die Localitäten, an welchen die unmittelbar unter dem Lias auftretenden versteinerungsreichen Triasschichten nachgewiesen wurden, finden sich in dem Dep. Côte d'Or in den Umgebungen von Semur.

Granit bildet dort die Basis der Profile, welche entweder mit den Mergeln des Keupers oder gleich mit dessen obersten Sandsteinen und Arkosen beginnen, über welchen dann der Lias folgt. Ich habe hierauf in meiner frühern Arbeit „die Juraformation" S. 20 kurz hingewiesen, ohne dass es mir jedoch damals möglich war, Genaueres über die dortigen Verhältnisse anzugeben, obschon ich im Jahre 1854 die Umgebungen von Semur besucht und daselbst auch die Bekanntschaft M. Martin's

gemacht hatte. Seine Beobachtungen erstreckten sich damals nur auf die jurassischen Ablagerungen, während es ihm erst in den jüngst verflossenen Monaten gelang, die fossile Fauna des obersten Keupersandsteins auszubeuten.

Ehe ich dessen Resultate wiedergebe, darf ich vorausschicken, dass es sich in diesen Zeilen um die einfachen Parallelen und Vergleiche der schwäbischen Ablagerungen mit den in Burgund beobachteten und zwar zunächst derjenigen Schichten handelt, welche ich schon früher unter der Bezeichnung „Zone der *Avicula contorta*“ zusammenbegriffen habe. Zugleich füge ich hier einige Worte über die Fortschritte hinzu, welche durch die Untersuchung dieser Schichten in andern Districten gemacht wurden.

Wenn ich im Nachfolgenden die Bezeichnung „Kössener Schichten“ anzuwenden vermeide, so geschieht dies nicht desshalb, weil wir es hier vorwaltend mit ausseralpinen Ablagerungen* zu thun haben, sondern es liegen die Gründe hiefür in dem Umstande, dass die neueren zahlreichen Untersuchungen nunmehr Genügendes bieten, um die obersten Keuperschichten nach ihren paläontologischen Characteren bestimmen und als gesonderte Zone betrachten zu können, in welchem Falle es vorzuziehen ist, die Bezeichnung nach einem paläontologischen Merkmal, statt nach einer Localität zu wählen.

Stellen wir die Untersuchungen M. Martin's, durch welche sich die Uebereinstimmung der Contorta-Schichten Schwabens und Burgunds insbesondere bei Berücksichtigung der von ihm aufgefundenen Versteinerungen in der frappantesten Weise ergibt, mit den Resultaten H. v. Hauer's zusammen, dem es gleichfalls gelang, die Zone in Districten nachzuweisen, in welchen sie bisher noch nicht bekannt war (indem sie derselbe im vergangenen Sommer auf seinen Reisen im nordöstlichen Ungarn im Zempliner Comitate auffand), so sehen wir, dass im Verlaufe eines Jahres zwei Thatsachen festgestellt wurden, welche die

* Für welche überdies die Alberti'sche Benennung „Tuebinger Sandstein“ die Priorität besitzt.

grosse Bedeutung dieser Ablagerung von Neuem erhöht haben. Noch Manches ist in diesem kurzen Zeitraum über das Auftreten der Contorta-Schichten veröffentlicht worden, [1][2][3][4] was ich hier übergehen darf, da von zweien meiner hiesigen Fachgenossen umfassende Arbeiten über diesen Gegenstand in Aussicht stehen. Herr Bergmeister Gümbel wird in seinen Publicationen über die Bildungen der bayerischen Alpen nicht allein die ganze Verbreitung der Zone in jenem Gebiete darlegen, sondern auch die fossilen Arten, welche sich an den von ihm besuchten Localitäten in den alpinen Schichten auffanden, beschreiben. Da von ihm über 130 Species in der Zone der *Avicula contorta* gesammelt wurden, so dürfen wir hoffen, hiedurch neue Anhaltspunkte für die Definition des paläontologischen Characters dieses Horizontes zu erhalten.

Eine zweite in den nächsten Monaten erscheinende Arbeit von H. Dr. Winkler verspricht uns, neben den Resultaten seiner eigenen Beobachtungen in den bayerischen Alpen, eine kritische Vergleichung der seitherigen Untersuchungen mit Rücksicht auf die ganze Verbreitung der Zone auch ausserhalb der Alpen zu geben. Zugleich werden wir durch diese Arbeit eine Zusammenstellung sowohl der bekannten Species und ihrer Synonyme, als der von Dr. Winkler neu gefundenen Arten erhalten.

Unter diesen Verhältnissen ist es um so erfreulicher, durch die glücklichen und gediegenen Untersuchungen M. Martin's gerade im gegenwärtigen Augenblicke einen neuen Beitrag für die Kenntniss jenes so wichtigen geognostischen Horizontes zu gewinnen.

M. Martin theilte mir mehrere Abbildungen der bezeichnenderen Species mit, welche er in der Zone der *Avicula contorta* in den Umgebungen von Semur gefunden hatte. Die Mehrzahl

---

[1] v. Hauer, Erläuterungen zu einer geologischen Uebersichtskarte der Schichtengebirge der Lombardie, S. 32. Separatabdr. aus dem Jahrb. der geol. Reichsanst. 1858, S. 445.

[2] Gümbel, Mittheilung in Bronn's Jahrb. 1858, S. 551.

[3] Deffner und Fraas, die Jura-Versenkung bei Langenbrücken in Bronn's Jahrbuch 1859, S. 5.

[4] Pichler, Beiträge zur Geognosie Tirols 1859.

derselben stimmt mit schwäbischen Vorkommnissen überein, so insbesondere: *Anatina praecursor*, *A. Suessi*, *Leda Deffneri*, *Tancredia Marcignyana* (?) Mart., *Cypricardia Suevica*, *Cardium cloacinum*, *C. Rhaeticum*, *Neoschizodus posterus*, *Myophoria praecursor*, *Lima praecursor*, *Mytilus minutus*, *Gervillia praecursor*, *Avicula contorta*, *Pecten Valoniensis*, *Anomya n. sp.* Wenn schon hiezu noch einige weitere Arten kommen, von welchen nachher die Rede sein wird, so genügt diese Liste doch, um den Beweis für den Synchronismus der dortigen Ablagerungen mit den schwäbischen Contorta-Schichten auf das Bestimmteste zu liefern.

Ueber der Zone der *Avicula contorta* folgen in den Umgebungen von Semur an den von M. Martin untersuchten Localitäten kalkige und mergelige Muschelbreccien mit *Amm. planorbis*, sowie mit einer in jenen Districten weit häufigeren Ammoniten-Species, welche M. Martin *Amm. Burgundiae**

---

* Eine dem *Ammonites laqueus* Quenst. Jura S. 43, tab. 3, fig. 6 sehr nahestehende Species. Beide Vorkommnisse verdienen grosses Interesse und es wäre wünschenswerth, die Originale vergleichen zu können. M. Martin bildet seinen *Amm. Burgundiae* in der auf der folgenden Seite citirten Abhandlung tab. 1, fig. 2 ab. Seinen Angaben zufolge findet sich derselbe in den Umgebungen von Semur sehr häufig. Prof. Quenstedt beschrieb das einzige in seiner Sammlung befindliche Exemplar von *Amm. laqueus*, drückte jedoch die Vermuthung aus, dass die Brut dieser Species zu Bebenhausen unmittelbar über der Kalkbank des *Amm. planorbis* (= Amm. psilonotus Quenst.) nicht selten vorkomme.

Dem Seitherigen zufolge würde nicht allein *Amm. Burgundiae* Mart. sein Lager in der Zone des *Amm. planorbis* haben, sondern auch *Amm. laqueus* Quenst., was im Bestätigungsfalle von Interesse wäre, insbesondere wenn sich die Identität von *Amm. laqueus* und *Amm. Burgundiae* noch bestimmter erweisen liesse.

Zum Schlusse dieser Betrachtung habe ich noch auf ein drittes Vorkommen aufmerksam zu machen. Herr Hofrath v. Fischer brachte im letzten Herbste einige Ammoniten (von circa 4 Zoll Durchmesser) aus den Umgebungen von Ischl mit, welche sich als zwei von einander verschiedene Arten bestimmen liessen, deren eine vollständig mit *Amm. planorbis* übereinstimmt, während die andere entweder eine neue Species bildet, oder zu obigen Ammoniten (*A. laqueus* und *A. Burgundiae*) gehört. Abweichend ist der an den äussern Windungen blossgelegte, abgerundete, aber dennoch

nennt. Er hält den Horizont, in welchem diese beiden Ammoniten vorkommen, für vollständig entsprechend der Zone des *Amm. planorbis*, nur dass die Fauna dieser Schichten in Burgund paläontologisch reicher ausgestattet ist, als sie bisher an andern Localitäten angetroffen wurde, denn es bestehen die von M. Martin in den Schichten des *Amm. planorbis* und *Amm. Burgundiae* aufgefundenen Vorkommnisse schon jetzt aus 74 Species.

Ueber diesen Lagen folgen in den Umgebungen von Semur die petrefactenreichen Schichten des *Amm. angulatus*, mit 175 von M. Martin an den verschiedenen Localitäten gesammelten Arten, deren Mehrzahl auch in andern Gegenden Frankreichs und Deutschlands für die Zone des *Amm. angulatus* bezeichnend ist, während ein Theil derselben aus neuen Vorkommnissen besteht, deren Beschreibung uns M. Martin in Aussicht stellt.

Aus diesen kurzen Notizen geht hervor, dass sich M. Martin mit den organischen Einschlüssen, welche in Burgund die Zonen des *Amm. planorbis* und des *Amm. angulatus* characterisiren, auf das Sorgfältigste vertraut gemacht hat (was sich auch aus dessen erst vor Kurzem erschienenen Arbeit über den unteren Lias von Burgund * ersehen lässt). Um so grössern Werth dürfen wir dessen Beobachtungen beilegen, welche sich insbesondere auch auf die Vergleiche beider Faunen (der der untersten Lias-Schichten und der der Contorta-Schichten) erstrecken.

M. Martin kommt zu dem Resultat, dass einige Arten aus den Contorta-Schichten in die untersten Lias-Schichten übergehen, d. h. dass unterster Lias und oberster Keuper mehrere

---

erhabene Kiel; dagegen schliessen sich die Rippen nicht minder zahlreich und gedrängt an einander, als bei den eben genannten Arten. Von besonderer Wichtigkeit ist jedoch der Umstand, dass *Amm. planorbis* mit jenem zweiten Ammoniten in einem und demselben Stücke (röthlich-grauen Kalkes) steckt.

* J. Martin, Fragment paléontologique et stratigraphique sur le Lias inférieur des Départements de la Côte d'Or et de l'Yonne. Extrait du Bulletin du Congrès scientifique de France, XXVe session, 1858.

Arten gemeinsam einschliessen. Weit entfernt, in dieser Thatsache einen Widerspruch gegen die seither festgestellte Ordnung der Dinge zu sehen, betrachte ich dieselbe im Gegentheile als einen sehr wichtigen Beitrag für die Kenntniss und richtige Beurtheilung des Wesens der Ablagerungen, welche die Grenzglieder zwischen Keuper und Lias bilden.

Auf der einen Seite hat sich die Ansicht schon beinahe unerschütterlich festgestellt, dass die organischen Reste, welche die Zone der *Avicula contorta* in sich schliesst, nach ihren bezeichnendsten und massgebendsten Gattungen und Species entschieden den Character einer triasischen Fauna an sich tragen. Sind doch *Avicula contorta*, *Gervillia praecursor*, *Neoschizodus posterus*, *Schizodus cloacinus*, *Myophoria praecursor*, *Cardium cloacinum*, Arten, wie man ähnliche Formen nur aus den Bildungen der Trias kennt.* Auf der andern Seite beginnen in den untersten liasischen Zonen zahlreiche neue, in der Trias noch unbekannte Arten, welche in den Contorta-Schichten noch nicht gefunden wurden.

Wenn wir somit die Grenzlinie zwischen Trias und Jura über den Contorta-Schichten und unter der Zone des *Amm. planorbis* hindurchziehen, so dürfen wir diese Art der Abtrennung als eine durch paläontologische Thatsachen so vollständig begründete betrachten, wie dies bei den übrigen Formationen wohl selten in gleich sicherer Weise auszuführen möglich sein wird. Wenn aber dennoch an Localitäten, an welchen die Entstehung und Ablagerung der Grenzschichten zwischen Keuper und Lias eine stetige und deren Facies im Allgemeinen eine übereinstimmende war, sich Ueber-

* Als von besonderem Gewicht für die Bestätigung dieser Annahme betrachte ich einige Mittheilungen, welche mir in der letzten Zeit von Herrn Bergrath v. Alberti gemacht wurden. Derselbe untersuchte die fossilen Mollusken der schwäbischen Contorta-Schichten und kam dabei zu dem Resultate, dass eine Anzahl dieser Vorkommnisse mit den Formen tieferer triasischer Fossile grosse Aehnlichkeit besitzen und dass sogar einige der Species aus der Zone der *Avicula contorta* mit bekannteren Arten der Trias vollständig identisch sind.

gänge beobachten lassen (wie hier, indem den Untersuchungen M. Martin's zufolge sich manche Arten aus den obersten Trias-Schichten in den unteren Lias hinauf erstrecken), so darf dies nichts weniger als befremden. Im Gegentheile es bestätigt sich hiedurch die schon so vielfach begründete Ansicht von Neuem, dass zwischen den Grenzgliedern zweier benachbarten Formationen Uebergänge fossiler Arten bestehen, ganz ähnlich wie solche sich mitten in einer und derselben Formation zwischen je zwei untergeordneten Zonen finden.

Sehr wesentlich ist hier die Berücksichtigung der jeweiligen Facies, indem die Uebergänge von Arten beträchtlicher sein werden, wenn die auf einander folgenden Schichten die gleiche Facies besitzen, während möglicherweise aus einer vielleicht sehr petrefactenreichen Schicht keine einzige Species in die nächst jüngere Ablagerung übergeht, wenn letztere eine verschiedene Facies zeigt.

In dem vorliegenden Falle scheint die Facies der obersten Keuper-Schichten im Allgemeinen ziemlich nahe mit derjenigen der untersten liasischen Ablagerungen übereinzustimmen. Während sich hiedurch die zahlreicheren Uebergänge fossiler Arten erklären, so gewinnen wir zugleich durch diesen Umstand den Vortheil, die angrenzenden Faunen der beiden Formationen um so strenger gegenseitig vergleichen zu können, ohne hiebei auf anderweitige Einflüsse Rücksicht nehmen zu müssen.

Was die in dieser oder jener Gegend beobachtete Discordanz der Schichten über oder unter der Zone der *Avicula contorta* betrifft, so kann solche von keiner Entscheidung für die Art der Begrenzung zwischen Trias und Jura sein, denn Discordanzen finden wir ebensowohl in der Mitte unserer Formationen, als an deren Grenze, immer haben sie aber einen local beschränkten Character, welcher für eine allgemeinere Formations-Eintheilung, wenigstens bisher sich nicht als massgebend erwiesen hat.

In dem Nachfolgenden gebe ich die wörtliche Uebersetzung der mir von M. Martin brieflich gemachten Mittheilungen über die Arkosen (und deren Fauna), welche im Dep.

Côte d'Or die Zone der *Avicula contorta* zusammensetzen.

„Die mineralogische Zusammensetzung der Schichten, welche „durch das Vorkommen der *Avicula contorta* characterisirt werden, „sowie auch die der unmittelbar darüber folgenden Lagen variirt „im Dep. Côte d'Or auf geringe Entfernungen in der auffallend„sten Weise. Ganz ebenso verhält es sich mit der Mächtigkeit „dieser Schichten.

„Zu Marcigny-sous-Thil werden die Schichten der „*Avicula contorta* beinahe ausschliesslich aus weissem feinkör„nigem Sandstein gebildet, zwischen welchem sich eine aus grob„körniger Arkose bestehende Bank einlagert. Hier besitzt die „Zone eine Mächtigkeit von 3—4 Metern, indem ihre untersten „Niederschläge sich auf's Engste an den Granit anschliessen und „gleichsam mit demselben verschmolzen zu sein scheinen.

„Zu Pouillenay, wo die Zone der *Avicula contorta* „mächtiger ist, besteht dieselbe aus mehreren mergeligen Bän„ken, mit Zwischenlagen von Sandstein-Platten. Ihre Basis „wird durch eine mächtige Sandstein-Schicht gebildet, unter „welcher die Keupermergel den Schluss (über dem Granit) bil„den. Von diesen an gegen aufwärts folgen die Schichten in „paralleler Ueberlagerung, und wie diese unter sich, so breiten „sich darüber die untersten liasischen Schichten gleichfalls ohne „Störung der Concordanz regelmässig aus.

„Zu Semur herrscht eine granitische Arkose vor. Man „findet häufig in der Oberregion der Zone dünne Platten eines „Fucoiden-reichen Sandsteins, bisweilen auch schieferige, Petre„facten-führende Lagen. Der ganze Durchschnitt übersteigt hier „zwei Meter nicht. Dagegen liess sich an mehreren Punkten, „an welchen die Schichten der *Avicula contorta* von Keuper„mergeln bedeckt werden, die Beobachtung machen, dass „zwischen den beiden letzteren die paralleie Ueberlagerung ge„stört ist, indem sich hier eine Discordanz der Schichten dar„bietet.

„Zu Thoste und Beauregard, südwestlich von Semur,

Auch die Bahn der Enthaltſamkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit befand ſich unter dieſen, und die berühmten ſieben Weiſen, welche ſie liefen, waren zugleich geehrt als Philoſophen und Geſetzgeber Griechenlands. Auf dieſen alten ehrenvollen praktiſchen Standpunkt ſteuerte Sokrates das Schiff der Philoſophie wiederum aus den Klippen und Sandbänken, auf die es gerathen war. Sokrates vergleicht ſich daher bei Plato ſelbſt mit einem Gymnaſten. Den ganzen Tag ſtand er auf der Paläſtra des philoſophiſchen Begriffs, und erkämpfte von jedem, der ſich mit ihm einließ, die Grundſätze der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Beſonnenheit. Als nun aber die gymnaſtiſche Aſcetik des Sokrates und Epiktet ſich in die Moral des Chriſtenthums ergoſſen hatte wie ein Strom ins Meer; als die Lehre, den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben und zu achten, allgemeines Volkseigenthum geworden war; als eben dieſe Lehre aber auch die Metaphyſik des Neu-Platonismus begierig in ſich geſogen hatte, und ſich zuerſt mit theologiſcher, hernach mit philoſophiſcher Metaphyſik furchtbar überwaldet hatte, fand Kant es für nöthig, mit Umgehung aller Metaphyſik ſein ganzes Wiſſen und Glauben wiederum auf den uralten unerſchütterlichen Felſen zu bauen, daß man dem Nächſten das thue, was man nur ſich ſelbſt gethan wünſchen mag, und daß man ſo gegen ſich ſelbſt handle, wie man es gern einem jeden zur Regel machen würde, und daß man ſich in alle die reellen Folgen und ideellen Folgerungen ergebe, die aus dieſem Thun fließen.

An Kant und Sokrates hat ſich auf eine auffallende Weiſe der alte Satz bewährt, daß die Furcht des Herrn Weisheit ſey, und daß eine Geiſtesſtimmung, die mit einer vorherrſchenden Luſt an den Geſetzen der praktiſchen Vernunft verbunden iſt, auch den helſten und klarſten Spiegel abgibt für die Auffaſſung der ſchwierigſten theoretiſchen Wahrheiten. Beide beſaßen in ihrem Denken eine ſolche Unbefangenheit und Selbſtbeherrſchung, daß ſie ſich für alle Syſteme Zeit Lebens offen halten konnten, ohne die Klippen eines matten Eklekticismus, oder eines alle Wahrheit aus den Augen verlierenden Skepticismus jemals fürchten zu dürfen. Sie waren vielmehr Skeptiker voll Ernſt und Treue, Zweifler voll Hoffnung, kryſtallklare Spiegel eines jeden ausgeſprochenen Worts, einer jeden möglichen Ueberzeugung. Dies kam aber nur daher, weil ſie das Fundament aller Wahrheit ſo feſt unter ihren Füßen

Profil Nro. I. Von Marcigny-sous-Thil (Côte d'Or).

Muschelbreccie des unteren Lias.		Zone des Amm. planorbis oder des *Amm. Burgundiae* Mart.
0,20 Meter.	Sandstein mit Fucoiden.	*Cerithium Semele* d'Orb. *Cardium cloacinum* Quenst. *Avicula Dunkeri* Terq.
0,25 Meter.	Sandige Schicht ohne festes Bindemittel.	
0,15 Meter.	Grobkörnige Arkose.	*Pecten Valoniensis* Defr. *Mytilus minutus* Goldf. *Avicula contorta* Portl. *Ostrea Marcignyana* Mart.
1,90 Meter	Weislicher feinkörniger Sandstein mit Adern von Eisenoxyd.	*Chemnitzia n. sp.* *Turbo suberenatus* Mart. *Noch 3 oder 4 weitere unbestimmte Gasteropoden-Arten.* *Panopaea depressa* Mart. *Tancredia Marcignyana* Mart. *Anatina praecursor* Quenst. *Anatina Suessi* Opp. *Lucina n. sp.* *Cypricardia Suevica* Opp. & Suess. *Cypricardia Marcignyana* Mart. *Cypricardia Breoni* Mart. *Neoschizodus posterus* Quenst. *Myophoria praecursor* Quenst. *Cardium Rhaeticum* Mer. *Cardium cloacinum* Quenst. *Pecten Valoniensis* Defr. *Lima praecursor* Quenst. *Avicula contorta* Portl.
1,50 Meter.	Weislicher feinkörniger Sandstein, in welchem noch keine Fossile gefunden wurden.	

Granit.

Profil Nro. II. Von Pouillenay (Côte d'Or).

Schieferiger Mergel mit einigen liasischen Fossilen. **Unterer Lias.**		Zone des Amm. planorbis oder des *Amm. Burgundiae* Mart.
0,30 Meter.	Harter Sandstein mit zahlreichen Muschelresten.	Fossile selten und meist unbestimmbar. *Avicula Dunkeri* Terq.
0,20 Meter.	Brauner schieferiger Mergel mit Muschelbruchstücken erfüllt.	*Avicula Dunkeri* Terq. zahlreich. *Avicula contorta* Portl.
0,15 Meter.	Braune Thonbank von Kalkspath-Adern durchzogen.	
0,90 Meter.	Dunkler schieferiger Mergel.	Einige unbestimmbare Fossile.
2,00 Meter.	Dunkler schieferiger Mergel mit dazwischen liegenden dünnen Sandstein-Platten.	
5,00 Meter.	**Keupersandstein** ohne Fossile. Mit Nestern von grünlichem Thone und krystallisirtem Gypse.	

Keupermergel.

„reducirt sich die Zone auf eine 0,05 Meter dicke Sandstein-„Schicht. Letztere ruht auf einer gleichfalls sandigen, dünnen „Lage, welche jene Bank von dem darunter liegenden Granit „abtrennt.

„Gegenüber dieser grossen Verschiedenheit der mineralogi-„schen und stratigraphischen Verhältnisse ist die Uebereinstim-„mung der organischen Reste, welche an den einzelnen Locali-„täten in dem entsprechenden Niveau gefunden wurden, um so „bemerkenswerther."

Profil Nro. III. Von Semur (Côte d'Or).

Muschelbreccie des **unteren Lias.** Bank von 25—30 Cent M.		Zone des Amm. planorbis oder des *Amm. Burgundiae* Mart.
0,25 Meter.	Schieferiger, harter, röthlicher Mergel, gegen unten in Sandstein übergehend.	*Cerithium Semele* d'Orb. *Cerithium subnudum* Mart. Einige noch unbestimmte Gasteropoden, wahrscheinlich Cerithien. *Tancredia? n. sp.* *Saxicava Sinemuriensis* Mart. *Cypricardia tetragona* Terq. *Cardium cloacinum* Quenst. *Avicula Dunkeri* Terq. häufig. *Avicula contorta* Portl. häufig. *Mytilus minutus* Goldf. *Mytilus Sinemuriensis* Mart.
0,5 Meter.	Grünliche Mergel.	
0,80 Meter.	Grobkörnige Arkose.	*Anatina Suessi* Opp.

Die Schichten ruhen das eine Mal auf Keupermergeln, das andere Mal auf Granit.

Die künftigen Arbeiten M. Martin's werden uns hierüber noch weitere Auskunft geben, zugleich dürfen wir hoffen, durch seine Forschungen auf diesem günstigen Terrain noch manche neue Resultate über die gegenseitigen Verhältnisse zu erhalten, welche hier oberer Keuper und unterer Lias sowohl in paläontologischer, als in stratigraphischer Beziehung gegen einander zeigen.

3. Vergleichendes Schichtenprofil in den Bohrlöchern Dürrmenz-Mühlacker und Ingelfingen.

Von Dr. Oscar Fraas.

Das allgemeine, rege Interesse, mit welchem man den Bohrversuchen folgt, die das Königliche Finanzministerium gegenwärtig auf Steinkohle anstellen lässt, ist — abgesehen von dem hohen wissenschaftlichen Werthe, den diese Versuche auf alle Fälle haben — Aufforderung genug, auch in unsern Jahresheften eine authentische Darstellung zu geben.

Es gewann bekanntlich in Folge der Bohrversuche, welche in den dreissiger und vierziger Jahren zu Schramberg gemacht wurden, die Anschauung Raum, dass am Rande des Buntsandsteins eine Kohlenmulde nicht wohl zu erwarten sei, dass man sich vielmehr gegen die Mitte des zwischen Schwarzwald und Odenwald liegenden Beckens wenden sollte. Zunächst wurde das obere Neckarthal vorgeschlagen, ein Vorschlag, den die preussische Regierung annahm. Im September 1853 begann sie ihre Arbeit, welche gegenwärtig 2000' Teufe erreicht hat, sich aber immer noch in dem mächtigen Sandsteingebirge bewegt, das Allem nach in seiner ganzen Mächtigkeit in das Gebiet des Buntsandsteins gehört und mit Todtliegendem Nichts gemein hat. Es kann dies Urtheil jetzt erst gefällt werden, da wir aus dem Bohrloch Ingelfingen (seit wenigen Monaten) wissen, dass die Unterlage des Sandstein-Complexes Zechstein bildet, der mit etwa 100 Fuss Mächtigkeit Buntsandstein und Todtliegendes (Weissliegendes) auseinander hält, — da wir ausserdem (seit wenigen Wochen) aus dem Bohrloch Dürrmenz-Mühlacker, in

welchem gleichfalls der Zechstein erbohrt ist, die gegen S.W. zunehmende und von S.W. nach N.O. abnehmende Mächtigkeit des Sandsteingebirges kennen.

Diese Thatsachen sind zu wichtig für die Kenntniss der Unterlage unseres Landes und die Schichten-Uebereinstimmung in unsern beiden Bohrlöchern zu schlagend, als dass wir nicht genauer darauf hier eingehen sollten. Es folgen daher die Schichtenprofile beider Bohrlöcher und zwar mit der aktenmässigen Gesteinsbezeichnung der Königl. Bohraufseher, die nur mit wenig Worten nach Untersuchung der Bohrproben in das System untergebracht wurden. Aus dieser Nebeneinanderstellung mag Jeder seine weiteren Resultate sich selber ziehen.

Zuvor nur die historische Orientirung! Das Bohrloch von Dürrmenz-Mühlacker wurde den 25. Mai 1855 eine Viertelstunde von Dürrmenz an der Strasse von Wiernsheim angesetzt. Der Bohrschacht wurde mit 9′ lichter Weite im Enzgeschiebe abgeteuft und mit 20′ im geschichteten dolomitischen Schiefer- und Mergelgebilde des Hauptmuschelkalks begonnen. Das eigentliche Bohrgeschäft, das aus der Hand geschieht, fing den 4. August dess. Jahres mit dem 13zölligen Meisselbohrer an. Der Nachfall des lockeren Mergel- und Lettengebildes verlangte eine Ausrohrung auf 120′, worauf der Bohrer auf 11″ 6‴ gestellt wurde. Der Wasserstand im Bohrloch war 31′ und veränderte sich seither nur wenig. Von da an ging die Arbeit, kleine Unfälle abgerechnet, ohne Unterbrechung vorwärts und wurde

am 1. Januar 1856 414′,
am 1. Januar 1857 717′,
am 1. Januar 1858 1220′,
am 1. Januar 1859 1765′

Tiefe erreicht. Heute, am 1. Juni 1859, steht der Bohrer auf 1910′.

Das Bohrloch von Ingelfingen wurde den 23. Merz 1857 angesetzt, 10 Minuten von Ingelfingen an der Strasse nach Criesbach, im sog. Stichle. Der Bohrschacht wurde mit 7′ lichter Weite im Kochersand abgeteuft. Der Bohrteuchel hat 12″ 6‴ inneren Durchmesser. Zur rascheren Förderung der Arbeit wurde

eine Dampfmaschine aufgestellt und am 19. August zu bohren angefangen. Es bohrte sich alsbald sehr fest, Nachfall unbedeutend, das ganze Bohrloch ist vollkommen gesund. Der Wasserstand im Bohrloch war bis zu 400′ Tiefe 12—13′, von da ab 7—9′. Am 1. Jan. 1858 hatte man 306′ erreicht,

am 1. Jan. 1859: 1445′.

Heute, am 1. Juni 1859: 1524′. In letzter Zeit hatte die ausserordentliche Härte des Zechsteindolomits die Arbeit nur langsam gefördert, glücklicher Weise erwies sich dieses Gebirge nur etwas zu 100′ mächtig und arbeitet der Bohrer wieder in mildem Sandstein, der als das Hangende des Todtliegenden angesehen wird. Als solches charakterisirt er sich durch ein Gemenge von weissen Feldspäthen, Hornstein- und Porphyrstücken, die in weissem Quarzsand eingebacken sind. Als beachtenswerthe Erscheinung sind Kohlensäure-Exhalationen zu nennen, die mit 677,7′ begannen und seither sich im Bohrloch beobachten lassen.

Auf den nachstehenden Tabellen folgt nun die übersichtliche Nebeneinanderstellung der Schichtenfolge in beiden Bohrlöchern.

Dürrmenz-Mühlacker.

Erdfläche am Bohrhaus 749 P.-Fuss über dem Meer, 63 Fuss über dem Enzspiegel.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	w. F.	
Alluvium.	bis 11′	Geschiebe von Buntsandstein u. Muschelkalk.
	20	lockere, verwaschene Thone und Zellenmergel.
	25	lichte Mergel mit Zellenkalken.
	26	dunkler Schieferletten.
	32	thonige Mergel mit dolomitischem Kalkstein.
	38	grauer dolomitischer Kalkstein, zerklüftet.
	49	graue weiche Thone und schwarze Schieferletten.
	54	dunkelgraue Schiefer.
	57	dunkelgraue Mergel mit Kieselkalken.
	69	gelbe Mergel mit kieseligen Zellenkalken.
	90	rauchgraue Kieselkalke mit gelben Mergeln und schwarzen Schiefern.
	109	graue Thone und schwarze Schieferletten.
	124	harter grauer Kalkstein.
	136	schwarzgrauer dolomitischer Kalkstein.
	162	rauchgrauer Kalkstein.
	336	grauer Kalkstein.
	338	grauer Kalkstein mit rothen Thonen.
	341	rothe Thone u. gelbe Mergel mit Quarzkörnern.
	352	graugelbe und röthlichbraune Thone u. Mergel.
	355	rother Sandstein und gelbgraue Mergel.
	363	röthlichbraune Thonmergel.
	379	braune Thonmergel mit rothem, weichem Sandstein.

Muschelkalk-Gebirge 341′ Fuss mächtig.

Liegendes im Haupt-Muschelkalk 79′

Anhydrit-gruppe fehlt.

Wellenkalk u. Grenzschicht. Dolomit 228′ 10′

bunter Sandstein.

obere thonige Sandsteinlager.

Ingelfingen.

Erdfläche am Bohrhaus 659 P.-Fuss über dem Meer, 13 Fuss über dem Kocherspiegel.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
Alluvium.	bis 17'	aufgeschwemmter Kies mit grossen Stücken dolomitischen Kalkes.
obere thonige Sandsteinlager. bunter Sandstein,	20	hellrother, ziemlich grobkörniger Sandstein, quarzreich.
	25	weisser, mittelfeiner Sandstein, quarzreich.
	27	weisser Sandstein.
	31	„ „ mit braunen u. grünen Thonm.
	38	thoniger Sandstein mit braunen Thonmergeln.
	41	braune Thonmergel mit Quarzkörnern.
	45	braune u. grüne Thonmergel mit Quarzkörnern.
	48	braune glimmerhaltige Mergel mit rothem Sandstein.

Dürrmens-Mühlacker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
obere thonige Sandsteinlager 48' mächtig.	388	braune Thonmergel.
	393	rother Sandstein mit braunen Thonmergeln.
bunter Sandstein 1500' mächtig. massiger Sandstein 549' mächtig.	400	Sandstein, rother, mit Thonmergeln.
	441	„ rother, feinkörnig.
	445	„ „ etwas grobkörnig.
	446	„ dunkelfarbig.
	448	„ hellfarbig, feinkörnig.
	450	„ hellroth, feinkörnig.
	518	„ weisslich roth, feinkörnig.
	520	„ röthlich grau, „
	558	„ hellroth feinkörnig.
	560	„ roth, „
	567	„ dunkelroth, „
	568	„ hellroth, „
	569	„ dunkelroth, „
	572	„ hellroth, „

fühlten, und daher gleichsam Himmel und Erde ruhig in Flammen konnten aufgehen ſehen, ohne für ſich und die von ihnen vertretene Wahrheit eine Haarkrümmung befürchten zu dürfen.

Es iſt daher zu ſchließen, daß die Kantiſche Philoſophie auf die philoſophiſche Entwicklung der Zukunft wohl eine eben ſo große Einwirkung haben wird, wie ſie Sokrates im Alterthum gehabt hat. Was die kurze Zeit betrifft, die von Kant bis auf heute verfloſſen iſt, ſo widerſpricht die Geſchichte dieſer Vermuthung nicht. Denn ſo wie im Alterthum Sokrates der Anſtoß wurde zu einer völlig neuen Ideenentwicklung, welche aber nach den verſchiedenſten Seiten auseinanderwich, und in ihrem Auseinanderweichen auch wieder die älteren Lehren des Parmenides, Pythagoras, Heraklit und Demokrit theilweiſe erneuerte, ſo hat auch unſere Zeit in Folge der Kantiſchen Reform wieder von verſchiedenen Seiten die Lehren Spinoza's, Leibnitzens, Plato's, Jakob Böhmens u. A. ihr Haupt erheben ſehen, und die Kantiſche Ideenbewegung hat ſich ſchon eben ſo geſchickt als die Sokratiſche darin bewieſen, altes philoſophiſches Material zu neuen Zwecken zu benutzen und dadurch auch wieder alte Syſteme mit neuen Stützen zu verſehen. Die Kantiſche Philoſophie erſcheint ſchon jetzt als die Durchgangspforte für alle Syſteme vor ihm und nach ihm. Zu ihr ſtrömen alle hin, um nach entgegengeſetzten Richtungen wieder auszuſtrömen.

Die Leibnitziſche Theorie von einer überirdiſchen Intellektualwelt iſt in ſie eingedrungen als die Lehre von einem überirdiſchen Vernunftſtaat, worin wir als Geiſter leben, während wir als Naturweſen der Raum- und Zeitwelt angehören. Dieſe Theorie iſt wieder daraus hervorgeſtrömt als eine Hegelſche Lehre von dem ſich in der Weltgeſchichte geſetzmäßig vollführenden Reiche Gottes.

Der Geiſt Spinoza's iſt eingegangen in dieſe Pforte als eine Anforderung, aus reinen Begriffen ein ſtrenges metaphyſiſches Syſtem (nur innerhalb der Grenzen einer möglichen Erfahrung) zu begründen, und iſt in anderer Geſtalt wieder daraus hervorgeſtrömt als eine aus Begriffen conſtruirte Schellingſche Natur-Metaphyſik, welche aus dem Urquell des höchſten Begriffs die verſchiedenen Natur-Qualitäten ſtufenweiſe als Adern rinnen läßt.

Der Locke'ſche Verſuch einer Naturbeſchreibung unſeres Vorſtellungsſchatzes iſt eingegangen in dieſe Pforte als eine Sonderung und Scheidung der verſchiedenen Elemente, aus denen unſere

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	53	braune glimmerhaltige Mergel mit grün u. blauschwarzen Thonen.
	57	braune, wenig grüne Thonmergel.
	61	braune Thonmergel.
	63	„ mit weissem Sandstein.
	68	„ mit rothem und weissem Sandstein.
	71	„ mit dunkelrothem Sandstein.
	75	roth u. weisser Sandstein, glimmerreich, feinkörn.
	81	dunkelrother „ „ „
	85	braunrothe Thonmergel mit hellrothem quarzreichem Sandstein.
	88	braune und grüne, glimmerhaltige Mergel.
	92	Sandstein, dunkelroth, feinkörnig.
	101	„ hellroth, „
	120	„ roth und weiss, quarzreich.
	125	„ hellroth, quarzreich u. glimmerhaltig, feinkörnig.
	144	„ weiss, quarzreich.
	149	„ röthlichweiss, quarzreich, feinkörnig.
	152	„ weiss, quarzreich, feinkörnig.
	163	„ hellroth, mittelfein.
	165	„ „ feinkörnig.
	178	„ dunkelroth, mittelfein.
	184	„ „ grobkörnig.
	192	„ „ mittelfein.
	197	„ hellroth, „
	207	„ „ feinkörnig.
	229	„ „ grobkörnig.
	254	„ „ feinkörnig.
	258	„ „ grobkörnig.
	262	„ dunkelroth, „
	266	„ hellroth, feinkörnig.

obere thonige Sandsteinlager 71′ mächtig.

bunter Sandstein 1381′ mächtig.

massiger Sandstein 571′ mächtig.

Dürrmenz-Mühlacker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	582	Sandstein, dunkelroth, grobkörnig.
	586	„ dunkelroth, feinkörnig.
	592	„ „ grobkörnig.
	599	„ „ feinkörnig.
	605	„ dunkelroth.
	611	„ hellroth, feinkörnig.
	615	„ „ grobkörnig.
	625	„ dunkelroth.
	639	„ hellroth, feinkörnig.
	643	„ „ grobkörnig.
	661	„ „ feinkörnig.
	666	„ „ grobkörnig.
	669	„ „ feinkörnig.
	677	„ „ grobkörnig.
	683	„ „ feinkörnig.
	685	„ „ dunkelroth, grobkörnig.
	688	„ hellroth, feinkörnig.
	695	„ dunkelroth, „
	698	„ hellroth, „
	730	„ hellroth, grobkörnig.
	766	„ „ mittelfein.
	780	„ „ grobkörnig.

bunter Sandstein 1500′ mächtig.

massiger Sandstein 549′ mächtig.

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	275	Sandstein, dunkelroth, feinkörnig.
	279	„ hellroth, „
	283	„ dunkelroth, „
	288	„ „ mittelfein.
	292	„ hellroth, grobkörnig.
	306	„ „ ganz fein u. quarzreich.
	310	„ „ grobkörnig u. quarzreich.
	330	„ „ feinkörnig, quarzreich.
bunter Sandstein 1381′ mächtig.	342	„ dunkelroth, grobkörnig.
	366	„ hellroth, grobkörnig.
	372	„ dunkelroth, grobkörnig.
	379	„ hellroth, feinkörnig.
	382	„ „ mittelfein, quarzreich.
	389	„ „ feinkörnig.
	393	„ „ sehr grobkörnig.
	396	„ dunkelroth, grobkörnig.
	400	„ dunkelroth, grobkörnig, quarzreich.
	431	„ hellroth, mittelfein.
	436	„ „ feinkörnig.
	440	„ „ mittelfein.
	443	„ „ feinkörnig.
	447	„ dunkelroth, grobkörnig.
	454	„ hellroth, mittelfein.

mässiger Sandstein 571′ mächtig.

Dürrmenz-Mühlacker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Tiefe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	804	Sandstein, hellroth, mittelfein.
	817	„ „ grobkörnig.
	818	„ „ feinkörnig.
	825	„ „ etwas grobkörnig.
	832	„ „ mittelfein.
	837	„ „ feinkörnig.
	843	„ „ grobkörnig.
		848 Niveau des Meeres
	863	„ „ feinkörnig.
	871	„ graulich roth, feinkörnig.
	877	„ hellroth, feinkörnig.
	909	„ hellroth, etwas grobkörnig.
	949	„ hellroth, mittelfein, mit Thonstein wechselnd.

bunter Sandstein 1500′ mächtig.

mooriger Sandstein 549′ mächtig.

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	458	Sandstein, hellroth, grobkörnig.
	461	„ weiss, „
	468	„ „ feinkörnig.
	478	„ hellroth, grobkörnig.
	487	„ dunkelroth, „
	488	„ hellroth, feinkörnig.
	492	„ „ mittelfein.
	494	„ dunkelroth, grobkörnig.
	500	„ „ mittelfein.
	503	„ hellroth, mittelfein.
	506	„ „ grobkörnig.
	509	„ „ mittelfein.
	512	„ dunkelroth, mittelfein.
	516	„ hellroth, grobkörnig.
	522	„ dunkelroth, mittelfein.
	534	„ hellroth, grobkörnig.
	537	„ dunkelroth, feinkörnig.
	542	„ hellroth, „
	546	„ dunkelroth, „
	553	„ hellroth, „
	562	„ weiss, „
	565	„ dunkelroth, „
	570	„ weiss, „
	582	„ hellroth, „
	584	„ ganz dunkelroth, mittelfein.
	587	„ dunkelroth, feinkörnig.
	590	„ hellroth, „
	599	„ röthlich weiss, grobkörnig.
	602	„ hellroth, mittelfein.
	611	„ röthlich weiss, ganz fein.
	613	„ „ mittelfein.
	619	„ „ ganz fein.

bunter Sandstein 1381′ mächtig.

massiger Sandstein 571′ mächtig.

Dürrmenz-Mühlacker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
Wechsel von Sanden und farbigen Thonen 903′ mächtig.	953	Thonstein mit Sandstein wechselnd.
	960	brauner Thonstein mit Sandstein.
	971	Thonstein mit blättrigem Sandstein.
	984	rother, grobkörniger Sandstein.
	997	dunkelbrauner Thonstein.
	998	" " mit Hornstein (Jaspis).
bunter Sandstein 1500′ mächtig.	1001	Thonstein.
	1015	thoniger Sandstein.
	1025	grauer, blättriger Sandstein.
	1034	dunkler Sandstein.
	1040	weissgrauer Sandstein.
	1049	dunkler, grobkörniger Sandstein.
	1060	röthlich grauer Sandstein.
	1072	hellgrauer Sandstein.
	1075	dunkelrother Sandstein.
	1080	hellrother "
	1084	" " mit Thonstein.
	1102	
	1112	fetter, rothbrauner Thonstein.
	1127	rothbrauner Sandstein.
	1135	" " mit Thonstein.
	1137	rothe Thone.
	1143	fetter Thonstein.
		thoniger Sandstein.

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
massiger Sandstein.	625	Sandstein, dunkelroth, mittelfein.
	635	„ hellroth, grobkörnig.
	638	„ röthlich weiss, mittelfein.
	645	„ weiss, ganz fein.
	651	„ hellroth, feinkörnig.
	659	„ weiss, „
Wechsel von Sanden und farbigen Thonen 740 mächtig. bunter Sandstein 1381′ mächtig.	677	„ dunkelroth, feinkörnig, mit viel thonigem Bindemittel.
	683	„ weiss, feinkörnig.
	690	„ dunkelroth, feinkörnig.
	693	„ weiss, „
	703	„ hellroth, „
	708	„ dunkelroth, ganz fein.
	714	„ hellroth, „ „
	717	„ weiss, fein.
	720	„ dunkelroth, mittelfein.
	725	„ „ mit viel Thon.
	729	„ weiss, quarzreich.
	734	„ hellroth, feinkörnig.
	737	„ dunkelroth, quarzreich.
	739	„ „ fein, braune Thonmergel.
		747 Niveau des Meers.
	753	„ hellroth, mit braunen Thonmergeln.
	764	„ dunkelroth, mittelfein, mit „ „
	771	„ ganz dunkelroth, mit „ „
	785	„ röthlich weiss, feinkörnig.
	789	„ dunkelroth, fein, braune Thonmergel.
	807	„ graulich weiss, wenig braune Thone.
	810	„ dunkelroth, fein, viel braune Thonm.
	842	Thone, grünlich weiss, sandig und roth.
	853	Thone, rothe, sandige und weiss.
	861	Thone, rothe, wenig sandig.
	868	Thone, grünlich weiss, sandig, wenig roth.

Dürrmenz-Mühlaker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
Wechsel von Sanden und farbigen Thonen 903' m. bunter Sandstein 1500' mächtig.	1239	hellrother, thoniger Sandstein.
	1282	grobkörniger, rother Sandstein.
	1286	feinkörniger " "
	1290	grobkörniger " "
	1299	feinkörniger " "
	1303	dunkelrother, grobkörniger Sandstein.
	1307	Thonstein.
	1311	feinkörniger Sandstein.
	1318	dunkelrother, fetter Sandstein.
	1322	graulich rother Sandstein.
	1335	rothbrauner Thonstein.
	1341	graulich rother Sandstein und Thonstein.
	1370	rother thoniger Sandstein.
	1388	grobkörniger Sandstein.
	1394	sehr grobkörniger Sandstein.

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	871	Thone, roth und grünlich weiss, sandig.
	888	Thone, weiss und roth, sandig.
	904	Thone, grünlich weiss u. röthlich weiss, sandig.
	907	rother Thonsandstein.
	914	Thone, grünlich weiss, röthlich weiss u. roth.
	917	Thone, rothe und grünlich weisse, sandig.
	919	Thone, roth, grün und grünlich weiss.
	921	rother Thonsandstein.
	929	Thone, grünlich weiss und roth.
	939	Thone, weiss und roth.
	949	Thonsandstein, grünlich weiss, röthlich weiss und roth.
	955	„ grünlich weiss und roth.
	959	sandiger Thon, roth und weiss.
	962	sandiger Thon, roth.
	974	sandiger Thon, grünlich weiss u. rother Thon.
	980	sandiger Thon, roth und weiss.
	987	rother sandiger Thon.
	990	roth und weisser sandiger Thon mit grauschwarzem Thon.
	993	sandige Thone, weiss und roth.
	997	„ „ grünlich weiss und roth.
	1000	rothe, weissliche und grauschwarze Thone.
	1004	rothe sandige Thone.
	1011	„ „ „ etwas schwarzgrün.
	1014	Thone, grünlich weiss und röthlich weiss.
	1017	„ roth und sandig, wenig weiss.
	1020	„ „ „ „ wenig schwarzgrau.
	1026	„ „ „ „ wenig weiss.
	1033	„ weiss und wenig roth.
	1049	„ roth und sandig.

Wechsel von Sanden und farbigen Thonen 740′ m. bunter Sandstein 1381′ mächtig.

Dürrmenz-Mühlacker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
Wechsel von Sanden und farbigen Thonen 903′ m.	1400	mittelfeiner Sandstein.
	1425	Thonstein und Sandstein.
	1470	rothbrauner Thonstein.
	1483	„ mit grobkörnigem Sandstein.
	1510	Sandstein und Thonstein.
	1513	fetter, rothbrauner Thonstein.
	1526	„ „ mit mehr Sandstein.
	1536	„ „ mit mehr Thonstein.
bunter Sandstein 1500′ mächtig.	1560	graurother Sandstein und Thonstein.
	1568	Sandstein mit hellem und dunkelrothem Korn.
	1635	graurother Sandstein und Thonstein.
	1655	röthlicher Thonstein vorherrschend.
	1680	graurother, thoniger Sandstein.
	1705	aschgrauer Thonstein und Sandstein.
	1710	röthlicher Thonstein.
	1717	weissgrauer Thonstein.
	1723	Thonstein grau, mit roth durchzogen.

Erkenntniß beſteht; er iſt in anderer Geſtalt daraus hervorgegangen als eine Herbartſche und Beneke'ſche Pſychologie, welche die Anziehungs- und Abſtoßungskräfte der Vorſtellungen einer Beobachtung und Berechnung unterwirft.

Die Platoniſche Dialektik, welche in den Widerſprüchen und Labyrinthen der Begriffswelt unſeres Verſtandes mit bewunderungswürdigem Scharfſinn rechnete, iſt ins Kantiſche Syſtem gedrungen als eine Lehre von den Antinomieen und Paralogismen, welche dem über ſeine Grenzen ſchweifenden Verſtande den Weg verſperren. Sie iſt in anderer Geſtalt wieder daraus hervorgedrungen als ein zwiefacher Verſuch, die in Antinomieen liegenden Widerſprüche zu beſeitigen, entweder durch eine Hegelſche Verſöhnung oder durch eine Herbartſche Korrektur derſelben.

Die Naturconſtruktion des Carteſius, welcher ſprach: Gebt mir Ausdehnung und Bewegung und ich will die Natur daraus entſtehen laſſen, iſt ins Kantiſche Syſtem gedrungen als eine phyſikaliſche Dynamik aus Anziehungs- und Abſtoßungskräften, und iſt wieder daraus hervorgegangen als eine Okenſche Naturphiloſophie, welche von den erſten Anziehungen der Atome an bis in den Organismus des denkenden Gehirns hinauf den Akt eines einzigen ſich vollziehenden Selbſtbewußtſeyns nachweiſt.

Die Lehren des Grotius und Hobbes ſind ins Kantiſche Syſtem gedrungen als Idee zu einem Naturrecht, und ſind bereichert und verwandelt wiederum daraus hervorgetreten als Staatslehren, durch welche Männer, wie Hegel und Krauſe, das Ideal der Platoniſchen Republik zu übertreffen ſuchten.

Der mit Abälard angefangene theologiſche Rationalismus, welcher den Glauben aus der äußeren Autorität in die innerliche Autorität des eigenen Gemüthes hinüberpflanzte, iſt in die Kantiſche Philoſophie eingekehrt als eine Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, und iſt wieder andersgeſtaltig daraus hervorgetreten als ein Glaube, welcher ſeine Dogmen aus den Erregungen und Empfindungen des eignen Herzens empfängt, wie er von Schleiermacher am glücklichſten und wirkſamſten iſt vertheidigt worden.

Mit einem Worte, das Kantiſche Syſtem iſt die Pforte, durch welche Alles aus- und einſtrömt, was die philoſophiſche Welt vor und nach in Bewegung geſetzt hat, die univerſelle geiſtige

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	1183	sandige Thone, weiss und roth.
	1187	„ „ weiss.
	1195	„ „ röthlich weiss.
	1204	„ „ weiss.
	1213	weisse Thone, weniger sandig.
	1220	weiss und rothe Thone.
	1234	rothe sandige Thone.
	1244	roth und weisse sandige Thone.
	1256	sandige Thone, grünlich weiss und roth.
	1262	rothe sandige Thone.
	1272	roth und weisse sandige Thone.
	1278	rothe sandige Thone.
	1285	rothe sandige Thone mit blaugrauem Kalk.
	1291	rothe sandige Thone.
	1295	„ „ „ mit blaugrauem Kalk.
	1300	rothe und weisse sandige Thone.
	1315	rothe sandige Thone.
	1320	rothe Thone.
	1325	rothe, fette Thone.
	1334	fette rothe, etwas grünlich weisse Thone.
	1336	rothe fette Thone.
	1353	sehr fette Thone, roth und weiss.
	1371	braune fette Thone.
Wechsel von Sanden und farbigen Thonen 740′ m. bunter Sandstein 1381′ mächtig.	1399	braune und schwärzlich grüne fette Thone.

Dürrmenz-Mühlacker.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
	1750	fetter Thonstein.
	1791	fetter, blättriger Thonstein.
	1802	rothbrauner, schiefriger Thonstein.
	1839	weissgrauer, thoniger Sandstein.
	1848	thoniger Sandstein mit Feuerstein-Knollen.
	1852	Thonstein mit Sand.
	1854	fetter, braunrother Thonstein.
	1893	rothbrauner, sehr fetter Thonstein.
	1896	schwarzgrauer bituminöser Kalkstein.
	1901	aschgrauer, sehr fester Stinkstein.
	1902	„ „ etwas milder.
	1904	Stinkstein sehr fest.
	1905	aschgrauer und schwarzgrauer bituminöser Kalkstein.

Bunter Sandstein.

Zechsteinformation.

Ingelfingen.

Mächtigkeit der Schichten.	Bohr-Teufe.	(Aktenmässige) Gesteinsbezeichnung.
Zechsteinformation 114′ mächtig.		
Thonschiefer. 21′	1417	grauschwarzer Thonschiefer mit etwas braunen fetten Thonen.
	1420	grauschwarzer Thonschiefer.
	1436	weisse und graue Kalke.
Kalke.* 48′	1463	graue Kalke.
	1468	weisse und graue Kalke.
Dolomite. 45′	1486	weissgraue Dolomite.
	1491	graue Dolomite (Kupferkies, Bleiglanz, Gyps-Schnüre).
	1511	graue und weisse Dolomite.
	1513	grauer, sehr quarzreicher Kalk (dolomitisch).
Todtliegendes.	1516	grünlich weisse, sandige Thone.
	1519	graulich weisse, sandige Thone.
	1524	milder, weisslicher Sandstein, (nach Untersuchung des Bohrzapfens ein fester quarzreicher Sandstein mit rothen Porphyrstücken, grauem Hornstein und weissen Feldspäthen. Weissliegendes).

* Die von Hrn. Bergrath Xeller angestellte Untersuchung des Gesteins ergab:

52,36 kohlensauren Kalk,
34,46 kohlensaure Bittererde,
10,13 Thonerde und Eisenoxyd,
3,38 unlöslicher Rest.

4. Ueber den Winteraufenthalt der Raben in Stuttgart.

Von Prof. Dr. Krauss.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich in diesen Blättern die ohne Zweifel auch von andern Naturfreunden beobachtete Erscheinung zur Sprache bringe, dass sich seit 3—4 Jahren mit dem Beginne des Winters grosse Flüge von Raben im Stuttgarter Thal einfinden. Man sollte meinen, die Raben ziehen in die Nähe der Städte, um sich daselbst besonders in schneereichen Wintern leichter Nahrung zu verschaffen. Der bei weitem grössere Theil dieser bei Stuttgart sich versammelnden Raben aber hält sich den Tag über nicht daselbst auf, sondern zieht jeden Morgen zwischen 7 und 8 Uhr von seinem Nachtquartier fort und kommt jeden Abend zwischen 4 und 5 Uhr wieder zu demselben zurück. Nur einzelne Raben bleiben zurück und suchen sich im K. Schlossgarten und an andern der Stadt nahe gelegenen Orten ihre Nahrung, oder werden durch rabenfreundliche Hände gefüttert. Die hin- und herziehenden Raben nehmen des Morgens in grösseren oder kleineren Flügen ihren Kurs nach Süden und Westen, nach der Beobachtung von Med.-Rath Dr. Hering auch in entgegengesetzter Richtung. Ohne Zweifel besuchen sie die naheliegenden Felder und Weinberge, welche frisch gedüngt oder umgebrochen sind, um daselbst Aas, Insektenlarven, Würmer und Getreide zu suchen. Nur einmal in der Mitte Februars habe ich eine grosse Anzahl von Raben auf den Feldern von Möhringen und Vaihingen gesehen, die, nachdem sie daselbst die Felder abgesucht und einigemal

aufgeflogen spielend im Kreise sich gedreht hatten, gegen Mittag ihren Zug nach dem Strohgäu nahmen.

Des Abends kommen die Raben meist in grösseren Flügen von derselben Richtung her zurück, vereinigen sich unter grossem Geschrei in der Nähe der Stadt und ziehen dann gewöhnlich dem K. Schlossgarten zu, wo sie sich bald an dieser, bald an jener Stelle in Gemeinschaft auf die Gipfel der höchsten Bäume niederlassen. Selten bleiben sie auf der Stelle, wo sie sich zuerst gesetzt haben, sondern zanken sich noch eine Zeit lang herum, fliegend lärmend wieder auf und setzen sich endlich auf andere Bäume zur Ruhe. Aber auch da wird ihnen eine ungestörte Ruhe nicht gegönnt, wahrscheinlich wenn einzelne Raben oft mitten in der Nacht durch Vorübergehende oder durch Marder und andere Nachtraubthiere aus ihrem leisen Schlaf aufgeweckt werden und die ganze Gesellschaft in Alarm bringen. Dieser Fall muss mehreremal vorgekommen sein, denn die Bewohner der naheliegenden Strassen sind, wie ich vernahm, öfters durch den abscheulichen Lärmen, den die Raben machten, in ihrer Nachtruhe gestört worden.

Die Bäume, auf welchen die Raben übernachten, sind an dem verunreinigten Boden und an dem herumliegenden Gewölle leicht zu erkennen. Es war mir nicht bekannt, dass die Raben auch Gewölle auswerfen; auch war es mir auffallend, dass diess häufig geschehen muss, denn ich fand den Boden um die Bäume, wo sie übernachteten, jeden Tag mit neuem Gewölle bestreut, so dass nach einiger Zeit manche Stellen gänzlich damit bedeckt waren. Das Gewölle, das bekanntlich wie bei den Raubvögeln durch den Schnabel ausgeworfen wird, war 1 Zoll lang, 6 bis 8 Linien breit und bestand aus Pflanzenfasern, hauptsächlich aus den Hülsen von Hafer, dem hin und wieder kleine Steinchen und die Schalen kleiner Landschnecken beigemischt waren.

Die Raben wählten nicht regelmässig den K. Schlossgarten zu ihrem Nachtquartier. Einigemal und meist bei milderem Wetter (z. B. am 27. Dezember und am 28. Januar 1858—59) kam es vor, dass sie gegen Abend in weit grösseren Flügen über die Stadt zogen, von Zeit zu Zeit unter grossem Geschrei

sich im Kreise drehten und zuletzt dem bei der Gänsehalde gelegenen Sünderberg zuzogen, wo sie sich nach lange andauerndem Schreien und Spielen endlich auf Pfähle, Reben und häufig auch auf den Boden niedersetzten, um daselbst zu übernachten. Ich habe mich damals bis zum Einbruch der Nacht in ihrer Nähe aufgehalten und habe die Versammlung auf ein paar tausend Raben geschätzt. Am 1. Tage des Februars, der feucht und trübe war, kamen die Raben schon Mittags 2 Uhr und setzten sich, nachdem sie eine Zeit lang über der Neckarstrasse im Kreise herumgeflogen waren, am Fuss des Esslingerberge nieder.

Die Mehrzahl der Raben, welche sich im Winter 1858—59 im Stuttgarter Thal aufhielten, bestand aus Rabenkrähen *(Corvus corone L.)* und Saatkrähen *(Corvus frugilegus)*, die mehr dem gemässigten und warmen Europa angehören. Am seltensten waren die Nebelkrähen *(Corvus cornix L.)*, die überhaupt mehr Bewohner des Nordens sind. Dagegen befanden sich auffallenderweise in diesen Rabenzügen sehr viele Dohlen *(Corvus Monedula L.)*, die an ihrer Grösse und ihrem Geschrei leicht zu erkennen sind. Es ist bekannt, dass die der Hauptstadt am nächsten gelegenen Städte, in welchen Dohlen ihre Stationen haben, Nürtingen, Reutlingen und Gmünd sind, und dass man sonst nie eine Dohle in Stuttgart antrifft. Ich habe auch den ganzen Winter hindurch nie bemerkt, dass eine Dohle den Tag über in der Stadt zurückgeblieben ist, wie es bei den drei andern Rabenarten der Fall war. Die Dohlen flogen in Gesellschaft der andern Rabenarten, aber immer truppweise beisammen und machten gewöhnlich noch ein grösseres Geschrei als diese.

Mit dem Eintritt des milderen Wetters in diesem Jahr gegen Ende Februars, mit welchem auch gewöhnlich die Paarung beginnt, verschwanden die Rabenzüge gänzlich und es blieben nur einzelne Raben zurück, die in den naheliegenden Wäldern brüten.

5. Nächtlicher Schmetterlingsfang.

Von Dr. Jul. Hoffmann in Stuttgart.

Die bekannte Thatsache, dass eine grosse Anzahl von Raupen, namentlich viele von den Noctuinen, den Tag über unter Blättern etc. versteckt, erst in der Dämmerung und in den Nachtstunden an ihren Futterpflanzen emporsteigen, um Nahrung zu sich zu nehmen, veranlasste mich, im Frühjahr 1858 häufig in den benachbarten Waldungen nächtliche Excursionen zu machen und mit der Laterne Raupen zu suchen. So abenteuerlich diese Methode Denen erscheinen mag, welche kein specielles Interesse für Entomologie haben, so empfehlenswerth ist sie doch für Entomologen vom Fach, indem sie einestheils ausserordentlich reiche Ausbeute sowohl an Raupen als an Schmetterlingen verschafft, anderntheils zu einer Menge interessanter Beobachtungen führt.

Der ergiebigste Platz, den ich in der Nähe Stuttgarts ausfindig machte, ist die Strecke vom Anfang des Hasenbergwalds bis zum Hasenbergbrunnen. Ich beleuchtete dort mit meiner Laterne (deren Licht nach drei Seiten, wegen des hinten befestigten Messingspiegels aber namentlich nach vorn, Helle verbreitet), die Stämme der Forchen, Obstbäume etc. und machte reiche Beute. Es war gerade die Zeit, wo in den Hainbuchen *(Carpinus betulus)* der Saft stark cirkulirt und aus den Namenszügen und blutenden Herzen, welche hier und dort von schwärmerischen Spaziergängern in die Rinde dieser Stämme eingeschnitten waren, in ziemlicher Menge Saft hervorquoll. An diesen Stellen traf ich denn jedesmal schon bald nach einge-

tretener Dämmerung, einzelne Noctuen, welche den Saft einsogen, nämlich folgende Arten: *Cerastis satellitia L.* und *vaccinii L.* (überwinterte, aber theilweise noch reine Exemplare), *Orthosia stabilis Brkh.* und *instabilis WV.*, ferner mehrere Exemplare von *Xylina rhizolitha Fabr.* Das Fliessen des Saftes hörte jedoch nach wenigen Tagen auf und ich kam auf den Gedanken, denselben durch eine Syruplösung zu ersetzen. Ich strich demgemäss am nächsten Abend mit einem grossen Pinsel die Stämme der Reihe nach an und — in der That — ich hatte nicht fehlgegriffen; nach einer Viertelstunde sass schon da und dort einer der erwähnten Schmetterlinge an den angestrichenen Bäumen. Sie saugten den Saft so begierig ein, dass sie sich ganz geduldig mit der Nadel aufstecken liessen. Einige Tage später bemerkte ich, als ich an den Birnbäumen hinaufleuchtete, dass fortwährend einzelne Noctuen um diese herumschwärmten und sich hier und da auf den Zweigchen niederliessen, und als ich, um dieselben aufzujagen, mit dem Fusse an einen Baum stiess, flogen gegen 30 Stück flatternd zu Boden. Es waren namentlich *Orthosia stabilis* und *instabilis*. Als ich, um den Grund dieses massenhaften Verkommens zu entdecken, ein Aestchen herunterbog und genau betrachtete, so sah ich, dass zwischen den eben hervorkeimenden Blättchen der Knospen helle Tröpfchen von Honig herausgequollen waren und war also schnell klar darüber, dass die Schmetterlinge sich dieses Zuckersaftes wegen auf den Birnbäumen eingefunden hatten. Ich stiess nun der Reihe nach an alle Birnbäume, welche in der an die Chaussee grenzenden Obstbaumallee standen, und war nicht wenig erstaunt und erfreut, als ich bemerkte, dass von jedem Birnbaume, bei welchem die Knospen in dem erwähnten Stadium sich befanden, eine Menge von Noctuen herunter flatterten. Meine Aufgabe war nun die, unter den herabgefallenen Schmetterlingen in thunlicher Schnelligkeit die selteneren Arten herauszusuchen und aufzustecken, denn sie blieben nur $^1/_2$—2 Minuten auf dem Boden sitzen und erhoben sich dann wieder, um ihrer Nahrung nachzufliegen. Es ist auch trotz des hellen Lichtes aus der Laterne nicht leicht, diese Eulen, welche in der Färbung dem Erdboden

grossentheils sehr ähnlich sehen, schnell zu erkennen und ich breitete daher an den folgenden Abenden immer ein helles Tuch unter dem Baume aus, von welchem sich die herabgefallenen Schmetterlinge besser abhoben und desshalb schneller übersehen werden konnten.

Ausserordentlich gemein vom 19. bis 24. April war *Orthosia stabilis;* ich habe deren in Gemeinschaft mit einem Freunde gewiss 1000 Stück in acht Tagen heruntergeschüttelt, sehr häufig waren ferner: *Orthosia cruda WV., instabilis WV., munda F.* und *Cerastis vaccinii L.*

Ziemlich gemein war *Orthosia gothica L.* und *miniosa T.* (letztere vom 15. bis 18. April). In einzelnen Exemplaren erbeutete ich ausserdem folgende Species: *Orthosia leucographa WV.* (5 Stück, vom 18. bis 22. April), *Cerastis rubiginea WV.* (2 Stück), *Cerastis silene WV.* (1 Stück), *Cerastis erythrocephala WV.* (5 Stück), *Hoporina croceago WV.* (2 Stück), *Xylina conspicillaris L.* (2 Stück), *Cymatophora ridens F.* (1 Stück).

Als die Birnblätter aus den Knospen hervorgetreten waren, stellten sich auch keine Schmetterlinge mehr ein. Die Apfelbäume, bei welchen jetzt die Knospen in das Stadium des Zuckerausschwitzens traten, lieferten noch einige Ausbeute, jedoch in viel geringerem Maasse, und nach einigen Tagen war kein einziger Schmetterling mehr in der erwähnten Weise zu erbeuten.

6. Vergleichende Untersuchung des Wilhelmsbrunnens in Cannstatt, der Inselquelle und des Berger Sprudels.

Ausgeführt im Auftrag des Brunnenvereins

von

Professor Dr. G. C. L. Sigwart in Tübingen,

im Frühjahr 1859.

Wir geben nachfolgend die Resultate dieser Untersuchung, ohne auf die einzelnen Details derselben einzugehen, indem es genügt, anzuführen, dass die Zahlen das Mittel mehrerer einzelnen übereinstimmenden analytischen Versuche sind.

1. Kohlensäuregas (freies und halbgebundenes) in 1 Volum Mineralwasser, unter einem Druck von 27″ = 324‴ und bei einer Temperatur von 17° C. = 13,6° R.

Wilhelmsbrunnen.	Sprudel.	Inselquelle.
0,846	0,908	0,964

oder für einen Druck von 336,9‴ und eine Temperatur von ,° C. berechnet

0,768	0,844	0,874

auf 16 Unzen = 7680 Gran N. M. G. oder 477,285 Gramme Mineralwasser

20,328	21,792	23,136 Pariser Cubikzoll

für einen Druck von 27″ und eine Temp. von 17° C. = 13,6° R. berechnet.

Börse, wo sich alle Ideencirkulation concentrirt, um von dort sich in äußersten Weiten wiederum zu verlieren, das philosophische London, welches seine Schiffe in alle Weltgegenden aussendet und wieder zurücknimmt, und für welches kein unbesuchter und unbenutzter Ort auf dem Erdball der menschlichen Begriffe existirt, den es nicht bei seinen Weltumseglungen und Irrfahrten begrüßt und colonisirt hätte.

Die Philosophie des heutigen Tages gleicht einem mannichfaltigen Ausbau von Kammern und Zellen, die zusammen ein schwer überschaubares Ganze bilden. Ein jeder der neueren Philosophen hat nur einen Flügel des Gebäudes inne. Das ganze Gebäude ist aber im Grundriß construirt von Kant. Niemand hat sich nach ihm gefunden, der sich als Beherrscher des Ganzen wieder hätte zu erkennen geben dürfen; sondern indem der eine sich in die Kategorien, der andere in die aprioriſchen Anschauungen, der dritte in die Untersuchung der Dinge an sich, der vierte in das absolute Subjekt u. s. w. fest nistete, ist die große Anschauung des Ganzen allmählig verloren gegangen, mit welcher Kant alle diese Felder des Denkens in einer gleichmäßigen klaren, wenn gleich erst abstrakten und unerfahrenen Deutlichkeit überschaute. Die Erkenntniß der neueren philosophischen Systeme ist daher ausgebreitet und erfahrungsreich, aber einseitig; der Blick des Kantischen Systems dagegen war allseitig, obgleich unausgebreitet und erfahrungsarm. Die Nothwendigkeit, auf die Kantische Vernunftkritik zurückzugehen, wenn man sich in der heutigen philosophischen Welt gründlich orientiren will, braucht nicht bewiesen zu werden; ein jeder, der an die Sache kommt, fühlt sie von selbst. Wer sich aber einem gründlichen Studium der Vernunftkritik unterzieht, dem springen die Keime zur heutigen Ideenentwicklung daraus aller Orten in überraschender Fülle entgegen. Ihm zeigt sich das Kantische System als ein Begriffsorganismus, der seine Denkbewegungen fortsetzt bis zu einer gewissen Grenze, wo er sich selbst Ziel steckt und eigenmächtig abbricht. Sobald wir aber jene Denkbewegungen in uns selber wieder lebendig werden lassen und das System in unsere eigene Seele nehmen, so setzen sich jene Bewegungen in uns weiter fort und bringen uns nothwendigerweise auf viele Ideengänge, welche denen sehr ähnlich sind, in denen sich die neueren Systeme bewegen, und wir fangen an,

2. Feste Bestandtheile.

a) Einzelne Salzbilder, Säuren und Basen; Salze.

Chlor, Schwefelsäure, Kalk und Bittererde in 16 Unzen der Mineralwasser.

	Wilhelmsbrunnen.	Sprudel.	Inselquelle.
Chlor	9,37	9,53	11,65 Gran.
Schwefelsäure	8,22	7,73	8,58 „
Kalk	7,24	7,54	8,10 „
Bittererde	1,28	0,99	1,22 „

Ferner aus 16 Unzen der Mineralwasser erhalten:

	Wilhelmsbrunnen.	Sprudel.	Inselquelle.
Natron und Kali als kohlensaure Verbindungen dargestellt.			
Kohlensaur. Natron	16,19	15,73	17,39
Kohlensaur. Kali	0,26	0,38	0,50
Eisenoxyd	*0,092*	0,065	0,079
Schwefelsaur. Natron	2,957	2,247	0,000

das schwefelsaure Natron wurde aus der Mutterlauge von 20 Maass der Mineralwasser durch Krystallisation dargestellt, (die angegebenen Mengen beziehen sich auf das wasserfreie Salz); das Eisenoxyd (in den Quellen als Oxydul enthalten) aus dem beim Eindampfen gebildeten Niederschlag.

Nach dem Vorhergehenden gaben 10000 Gewichtstheile der Mineralwasser:

	Wilhelmsbrunnen.	Sprudel.	Inselquelle.
Chlor	12,200	12,408	15,069 Gewichtsth.
Schwefelsäure	10,703	10,065	11,171 „
Kalk	9,427	9,865	10,546 „
Bittererde	1,666	1,289	1,588 „
Kohlensaur. Natron	21,080	20,481	22,642 „
Kohlensaur. Kali	0,338	0,494	0,651 „
Eisenoxyd	0,119	0,084	0,102 „
Schwefelsaur. Natron	3,859	2,927	0,000 „

b) Ganze Zusammensetzung der drei Mineralquellen.

	Wilhelmsbrunnen.		Sprudel.		Inselquelle.	
16 Unzen = 7680 Gran N. M. G. enthalten:						
Chlornatrium	15,440		15,704		19,197	Gran.
Abführende schwefelsaure Salze.						
Schwefelsaur. Natron	2,957		2,247		0,000	
Schwefelsaur. Kali	0,327	7,130	0,478	5,722	0,630	4,299
Schwefels. Bittererde	3,846		2,997		3,669	
Erdige Kalksalze.						
Schwefelsaur. Kalk	6,535		7,219		9,943	
Kohlensaur. Kalk	8,121	14,656	8,210	15,429	7,148	17,091
Kohlens. Eisenoxydul	0,133		0,094		0,114	
Feste Bestandtheile	37,359		36,949		40,701	

Oder 10000 Gewichtstheile dieser Mineralwasser enthalten:

	Wilhelmsbrunnen.		Sprudel.		Inselquelle.	
Chlornatrium	20,104		20,447		24,980	Gewichtstheile.
Schwefelsaur. Natron	3,850		2,925		0,000	
Schwefelsaures Kali	0,425	9,282	0,622	7,449	0,820	5,597
Schwefels. Bittererde	5,007		3,902		4,777	
Schwefelsaur. Kalk	8,509		9,399		12,946	
Kohlensauren Kalk	10,574	19,083	10,690	20,089	9,296	22,242
Kohlens. Eisenoxydul	0,173		0,122		0,148	
Feste Bestandtheile	48,642		48,107		52,967	

Ausser den angeführten Bestandtheilen enthalten diese Quellen noch sehr kleine Mengen von Brom und Jod als beachtenswerthe Bestandtheile, nebst einer kleinen Menge Kieselerde und Spuren einer organischen Verbindung.

Das Brom entdeckt man leicht in der concentrirten Mutterlauge auf Zusatz von etwas Chlorkalk und Schwefelsäure vermittelst eines Streifens Steifleinwand, der davon prächtig pomeranzengelb gefärbt wird.

Um das Jod nachzuweisen, bringt man in ein und dasselbe Gefäss, welches die Mutterlauge enthielt, einen Streifen Steifleinwand und zugleich einen andern Leinwandstreifen, der kein Stärkmehl enthielt, hierauf eine Prise Braunstein und einige Tropfen Schwefelsäure. Der Steifleinwandstreifen färbt sich violett, während der andere Leinwandstreifen farblos bleibt.

III. Kleinere Mittheilungen.

Jurassisches Vorkommen auf der Ostküste von Afrika

ist unsres Wissens bis jetzt noch nicht bekannt. Um so interessanter dürfte der Beweis für das genannte Vorkommen sein, den wir seit einigen Wochen im hiesigen k. Naturalienkabinet besitzen. Es ist *Ammonites annularis Rein.* von Kisaludini bei Mombas in Ostafrika, 4° südlicher Breite. Das Stück wurde durch den in Mombas stationirten Missionar Krapf* eingesandt und unter Vermittlung des um unsere vaterländische Sammlungen so hoch verdienten Dr. v. Barth in Calw nebst einigen crystallinischen und vulcanischen Gebirgsarten jener Gegend uns übermacht. Der Ammonit ist 3 Zoll gross und zeigt in dieser Grösse den Anfang der Wohnkammer. Er ist in gelbbraunen Thoneisenstein verwandelt, das Versteinerungsmaterial der Luftkammern ist Schwerspath. Eine glatte Schale ist theilweise noch erhalten. Bei oberflächlicher Betrachtung lässt sich das Stück kaum unterscheiden von europäischen Vorkommnissen, man glaubt einen Ammoniten aus dem oberen braunen Jura um den Hohenzollern vor sich zu haben, so täuschend ähnlich sieht er unseren Stücken. Nur das ungewöhnliche Füllmaterial des Schwerspaths und etwas höhere, schärfere Rippen zeigen bei näherer Untersuchung einigen Unterschied. Die Rippen beginnen etwas über der Naht, lassen zwischen der Naht und ihrem Anfang einen kleinen glatten Raum und erheben sich hoch und scharf über die Seitenflächen der Windungen. Im zweiten Drittheil ihres Verlaufs spalten sie sich in zwei Aeste, die über den gerundeten Rücken weglaufen, nur einige wenige Rippen spalten sich auf der Hälfte der Seitenfläche in drei Aeste. Ein grosser, verästelter Seitenlobus tritt auf bezeichnende Weise hervor, was bekanntlich auch der Charakter des *A. athleta* ist, zu welchem wie bei allen unsern *A. annularis* eine Hinneigung der Form besteht.

* Vergl. J. L. Krapf, Phil. Dr., Reisen in Ostafrika. Kornthal und Stuttgart 1858.

Ueber andere Vorkommnisse, welche die Juraformation in jener Gegend bekräftigen würden, ist uns bis jetzt leider nichts Weiteres bekannt. Wenn es aber je erlaubt ist, aus solch vereinzelten Sendungen aus Ländern, die selten der Fuss eines Europäers betritt, auf deren geognostische Formation einen Schluss zu ziehen, so dürfte eben ein solches specifisch jurassisches Stück, wie *A. annularis-athleta* ist, die Anschauung rechtfertigen, dass die Juraformation, beziehungsweise der braune Jura, unter jenen Breiten Ostafrikas so wenig fehlt, als im Lano Estrado von Neu-Mexico, worauf gleichfalls neuerdings in diesen Heften (Jahrg. XV. pag. 255) aufmerksam gemacht worden ist.

Fraas.

Bücheranzeigen.

Tagesfragen aus der Naturgeschichte. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann vorurtheilsfrei beleuchtet von Dr. C. G. Giebel, Professor an der Universität zu Halle. 2te Auflage. Berlin, Bostelmann. 1858. 316 S. 8vo.

Der Herr Verfasser hat in vorliegender schön ausgestatteter Schrift folgende Fragen behandelt:

1) Ueber den Werth der zoologischen Unterschiede der Menschenracen. S. 1—60.
2) Die Abstammung von einem Paare. S. 61—106.
3) Die Wunderthiere der Vorwelt. S. 107—146.
4) Das Klima in früheren Schöpfungsperioden. S. 147—190.
5) Die Fortpflanzungsweisen im Thierreiche. S. 190—300.
6) Der Materialismus vom zoologischen Standpunkte beleuchtet. S 301 bis 316.

Der gelehrte Verfasser gibt uns in der Beleuchtung vorstehender Fragen aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse im Gebiet der Zoologie und Paläontologie eine Reihe höchst interessanter Abhandlungen, welche, wie der Titel besagt, vorurtheilsfrei gehalten, des Belehrenden und Unterhaltenden Vieles darbieten. Wenn er unter Jedermann unterrichtete, gebildete und nachdenkende Leser versteht, so hat er auch in diesem Sinne sein Wort gelöst, denn nur für solche dürfte das Werk, welches keine Abbildungen besitzt, die Kenntniss derselben oder der Gegenstände selbst aber voraussetzt, verständlich sein, aber solchen Lesern können wir dieses Buch mit gutem Gewissen empfehlen. Mit Recht tritt dasselbe den vielen Uebertreibungen und poetischen Darstellungen der vorhistorischen Schöpfungsperioden und ihrer Bewohner entgegen und zeigt auf einfache Weise, was wahr und was falsch oder übertrieben oder missverstanden in den sogenannten populären Schriften über diese Gegenstände enthalten ist. v. K.

Dr. Ed. Römer, ord. Lehrer an der Realschule zu Cassel, kritische Untersuchung der Arten des Molluskengeschlechtes Venus bei Linné und Gmelin, mit Berücksichtigung der später beschriebenen Arten. Cassel 1857. Verlag von J. G. Luckhardt. 135 S. 8.

Diese dankenswerthe Bearbeitung einer der schwierigsten Gattungen von Bivalven verdient die Beachtung der Conchylienkenner in hohem Grade, denn sie enthält eine sehr gründliche Erörterung aller früher zu den *Genus Venus* und *Cytherea* gerechneten Species, und namentlich eine glückliche Sichtung der Synonymik unter steter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur.

Wir hoffen und wünschen, dass bald ähnliche Monographieen der anderen wichtigeren Bivalven-Gattungen nachfolgen mögen, und möchten nur den Wunsch hinzufügen, dass es dem Herrn Verfasser gefallen möchte, künftig die Aufzählung der Species nach der von ihm vorgeschlagenen Abtheilung in Subgenera und Familien zu ordnen, um eine solche Arbeit auch zur Bestimmung zweifelhafter oder unbekannter Species benützen zu können.

v. *K.*

Dr. H. G. Bronn, die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. Leipzig und Heidelberg. 1859.

Es ist ein sehr dankbares Unternehmen und ein grossartiges Beispiel für die jüngeren Zoologen, wenn ein Veteran der Naturwissenschaft, wie Bronn, den Plan aufnimmt, die Wissenschaft von der Thierwelt, die sich in unseren Journalen und Monographien ganz ins Detail auflösen musste, wieder einmal aus dieser fast endlosen Europäischen, Amerikanischen und selbst Asiatischen Literatur — dem heutigen Zustand der Forschung entsprechend, in einem übersichtlichen Ganzen darzustellen.

Der Titel des Werks hört sich fast an, als sollte auf Systematik ein besonderer Nachdruck gelegt werden, aber ein Blick in die bereits erschienenen zwei ersten Hefte, die die Schwämme und die Wurzelfüsser behandeln, überzeugt uns, dass der Verfasser die Zoologie in der weitesten Bedeutung aufgefasst hat. Wir erhalten in dem Werke ausführliche wissenschaftliche Charakteristiken der Klassen und Ordnungen des Thierreichs. So werden z. B. die Schwämme, die man in Zoologischen und Botanischen Handbüchern so oft übergangen sieht, indem sie der Zoolog dem Botaniker und der Botaniker dem Zoologen zuschiebt, von Bronn ausführlich unter folgenden acht Kapiteln abgehandelt: 1) Einleitung. 2) Organische Zusammensetzung. 3) Chemische Zusammensetzung. 4) Lebens-

thätigkeit und Entwicklungsgeschichte. 5) Klassifikation. 6) Räumliche Verbreitung. 7) Geologische Entwicklung. 8) Bedeutung im Haushalt der Natur.

Unter diesen Kapiteln ist wie billig dem vierten am meisten Raum und Fleiss zugewendet worden. In dem Kapitel über Systematik wird die Eintheilung bis zum Genus herab durch einen sehr vollständigen Schlüssel angeführt, und dann sogar noch die Arten tabellarisch aufgeführt. Bei den Wurzelfüssern (*Rhizopoda*) konnte leider das neu erschienene Werk von Claparède und Lachmann, das manche ganz neuen Aufschlüsse über Verwandtschaften und namentlich auch die Entwicklungsgeschichte dieser räthselhaften Thiergruppen gibt, nicht mehr benützt werden, dagegen ist auch hier die ganze vorhergehende Literatur fleissig benützt.

Das ganze Werk ist auf fünf Bände veranschlagt und soll jährlich Ein Band erscheinen. Der Preis (12 Bogen zu 15 Neugroschen) ist sehr billig gestellt. Die beigegebenen Steindrucktafeln liessen hin und wieder etwas zu wünschen übrig und würden vielleicht für die Zukunft besser, wenigstens theilweise, durch gute Holzschnitte im Text ersetzt. Im Ganzen aber wünschen wir für den Autor und für die Verlagshandlung dem grossen Unternehmen einen recht gedeihlichen Fortgang.

Späterer Zusatz.*

Seit wir obige Bemerkungen geschrieben, ist uns schon die dritte und vierte Lieferung des reichhaltigen Werkes zugekommen. Sie enthalten die Infusorien, wohl das schwierigste Thema des ganzen Werks. Zwar haben wenig Theile des Feldes der Zoologie in neuerer Zeit so viele und so treffliche Bearbeiter gefunden, wie die Infusorien, aber auch keine Beobachtungen sind so subjectiv, so sehr von dem individuellen Urtheil des Forschers abhängig, als die über diese meist mikroskopischen Thierchen. Dennoch ist es dem Verfasser gelungen, bei aller Unpartheilichkeit, mit der er aller verschiedenen Ansichten Erwähnung thut, doch ein übersichtliches Ganzes auch über diese Thierklasse zu liefern. Nur der Holzschnitt auf S. 82, der nicht weiter erklärt ist, hat unsere persönliche Ueberzeugung etwas berührt. Offenbar repräsentirt er die Stein'sche Vorticellen und Acineten-Metamorphose.

Es kann uns allerdings nicht wundern dass jeder zu jener Theorie hinneigt, der das schöne Infusorienwerk von Stein studirt. Allein in diesem wichtigen Stück hat Stein entschieden gefehlt. Die sorgfältigsten Untersuchungen von Claparède und Lachmann, denen Verfasser dieser Zeilen, der damals zugleich mit jenen seinen Freunden auf Joh. Müller's Laboratorium arbeitete, selbst augenscheinlichst folgte, haben uns entschieden belehrt, dass Acineten wohl sehr häufige Parasiten auf Vorticellen sind, aber durchaus nicht in deren Entwicklungskreis gehören.

Möge der ehrwürdige Verfasser und die Verlagsbuchhandlung recht wenig von dem gegenwärtig noch unsere deutsche Wissenschaft hart be-

drohenden französischen Kriegslärm zu leiden haben und mögen, wenn es nicht anders sein soll, unsere deutschen Kriegsmänner sich ebenso sicher den grossen militärischen Preis in Paris holen, als erst kürzlich noch unsere deutschen Naturforscher Claparède und Lachmann sich den grossen physikalischen Preis mit ihrem Werke über die Infusorien in Paris geholt haben; siehe Bronn, im besprochenen Werk p. 83. *Dr. W.*

Berichtigung.

Die in der Note pag. 72 des ersten Heftes dieses Jahrgangs angeführten Schädel sind nicht bei Oberflacht, sondern bei Mahlstetten auf dem Heuberg und bei Wahlheim am Neckar von Herrn Hauptmann v. Dürrich gefunden worden.

Das Stirnbein des am letzteren Orte gefundenen Schädels kommt fast ganz mit der von Schaafhausen in der Abhandlung zur Kenntniss der ältesten Raceenschädel (Müller's Archiv für Anat. u. Physiol. 1858, Heft V. Fig. 3) mitgetheilten Abbildung eines in dem Neanderthale zwischen Düsseldorf und Elberfeld gefundenen Stirnbeins namentlich auch in der bedeutenden Entwicklung der Stirnhöhlen (*Sinus frontales*) überein. *G. Jäger.*

Ausgegeben im Juli 1859.

Lithogr. von Carl Ebner, Stuttgart.

uns zu überzeugen, daß jenes reiche nachherige philoſophiſche Leben, jener ſtürmiſche und vielbewegte Jenenſiſche Denkproceß, ſchon allen ſeinen weſentlichen Begriffen und Formen nach im Kantiſchen Syſtem enthalten liegt, aber als ein leiſes und innerliches Pulſiren. Fichte ſtellte ſeine Philoſophie auch in der That noch dar als das, was ſie wirklich war, als einen aus der Vernunftkritik entſproſſenen Zweig, aber ſchon in Schellings Schule wurde es Sitte, auf Kant mit Verachtung herab zu ſehen, und bei Hegel gilt die Kantiſche Kritik vollends nur noch für den untergeordneten Standpunkt des kritiſirenden Verſtandes, welcher vom Standpunkt der concreten Vernunftwahrheit eben ſo ſehr als ein bloßes Moment überwältigt wird, als das Geſetz des moraliſchen Imperativs ſich hier als ein höchſt untergeordnetes Moment in den Wogen des ſich mit Trümmern und Leichen darüber hinwälzenden weltgeſchichtlichen Proceſſes verlieren muß. Es hat faſt das Anſehen, als ob dieſe Philoſophen das Todesurtheil nachträglich auf geiſtige Art an dem neuen Sokrates vollſtrecken wollten, welches ſein Jahrhundert auf körperliche Art an ihm zu vollziehen vergaß. Sie waren in dieſem Todesurtheil von einer leichteren Art zwar dadurch einigermaßen zu entſchuldigen, daß ſich eine geiſtloſe und hölzerne Schaar fand, welche, anſtatt in den Begriffen Kants weiter zu denken, bei ihnen mit Eigenſinn ſtehen blieb und, obwohl mit Unrecht, den Namen der Kantiſchen Schule für ſich allein occupirte. Sie wurde dann die eigentliche Veranlaſſung dazu, daß ſich die lebendigen Schüler Kants, welche auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege ſich nicht ſklaviſch, ſondern frei bewegten, es für beſſer fanden, die Gemeinſchaft mit dem Kantiſchen Syſtem, von welchem ſie nichts deſto weniger getragen wurden, zu verläugnen. Zur Zeit des Wachsthums dieſer Syſteme führte die Verläugnung wenig Schaden herbei, indem man ſchon um des Kampfes willen, den man mit der Gegenparthei der alten unbeweglichen Kantianer zu beſtehen hatte, ſtets auf die urſprünglichen Kantiſchen Ideen zurückgetrieben wurde. Denn dieſer Kampf wurde recht eigentlich im Schooße des Kantiſchen Syſtems geführt, und ſeine Parteien waren keine andere, als zwei innerhalb dieſes Syſtems beſtehende Principien, ein Princip der Stabilität, ein anderes der Bewegung. Jetzt aber, da das trockene Holz des ſtaubigen und dogmatiſchen Kantianismus längſt in Flammen verzehrt iſt, da die einzelnen aus der wahren Seele des Kantiſchen Syſtems

Fig. 1.
a
b
c
I
II
R
Fig. 2.
I

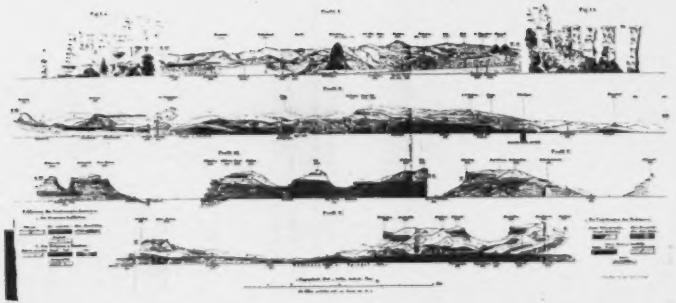

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **H. v. Fehling**,
Prof. Dr. **O. Fraas**, Prof. Dr. **F. Krauss**, Dr. **W. Menzel**,
in Stuttgart.

SECHSZEHNTER JAHRGANG.

(Mit drei Steintafeln.)

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Inhalt.

Seite

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die vierzehnte Generalversammlung in Stuttgart, den 24. Juni 1859. Von Prof. Dr. Krauss 1
Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 3
Rechnungsablegung. Von Apotheker Weismann . . . 18
Wahl der Beamten 21
Wahl des Versammlungsortes für 1860 22
Antrag wegen Herausgabe der meteorologischen Jahresberichte 22
Nekrolog des Oberbauraths v. Bühler. Von Prof. Dr. Fraas 24
Nekrolog des Prof. Zenneck. Von Prof. Dückert . . . 26

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Inselbildung durch Korallen und Mangrovebüsche im mexikanischen Golf. Von Dr. D. E. Weinland (mit Taf. I.) 31
Paolo Bernabò's grosse orientalische Menagerie. Von Georg v. Martens 64
Notizen zur Anatomie der *Boa constrictor L.* Von Med.-Rath Dr. Hering 103
Ueber das *Os interparietale* und das Vorkommen von abortiven Schneidezähnen im Oberkiefer bei mehreren Arten der Gattung *Hyrax*. Von Dr. G. v. Jäger (mit Taf. II.) 158
Die classischen Conchylien-Namen. Von E. v. Martens 175
Zwei Neuseeländer in Stuttgart. Von G. v. Martens . 285
Notiz über eine *Formica* (*Myrmica*). Von Oberförster Dr. Nördlinger 289

Seite

2) Botanik.

Fähigkeit der Pflanzenwurzel, feste oder gebundene Stoffe aufzulösen. Von W. Neubert 50

Mittel, welche die Natur benützt, um die Erhaltung der Species im Pflanzenreich zu sichern. Von Oberstudienrath Dr. v. Kurr 54

Beiträge zur württembergischen Flora. Von Oberamtsarzt Dr. R. Finkh 153

3) Mineralogie und Geognosie.

Ergebnisse der Bohrarbeiten auf Steinkohlen in Württemberg. Von Bergrath v. Schühler 44

Ueber den Torf bei Süßlingen. Von Apotheker Dr. Leuhe 52

Schachtbau von Friedrichshall. Von Prof. Dr. Fraas . 59

Photographische Bilder von Steinbrüchen. Von Prof. Dr. Fraas 62

Lagerungsverhältnisse des Lias auf dem linken Neckar-Ufer. Von Dr. Carl Baur. Eine academische Preisschrift (mit Taf. III.) 265

4) Chemie, Physik und Meteorologie.

Ueber den Pankratinstag. Von Dr. P. Zeeh 30

Chemische Analyse der Wildbader Thermen. Von Prof. Dr. H. v. Fehling 106

Chemische Untersuchung der Teinacher Mineralquellen. Von Prof. Dr. H. v. Fehling 129

III. Kleinere Mittheilungen.

Missbildung der Blätter von *Aristolochia Sipho L.* 126

Ueber *Dicrras* im schwäbischen Jura 127

Analyse des Steinsalzes aus dem Schacht von Friedrichshall 292

Bücheranzeige 128

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die vierzehnte Generalversammlung in Stuttgart den 24. Juni 1859.

Von Prof. Dr. Krauss.

In den durch die Güte des Herrn Handelsgärtner Schickler mit Farnkräutern geschmückten Sälen des Museums fand sich zur diesjährigen Versammlung eine ansehnliche Anzahl von Mitgliedern aus verschiedenen Theilen des Landes ein. Die bei derselben gehaltenen Vorträge lieferten den erfreulichen Beweis, wie sehr sich der Verein bestrebt, alle in das weite Gebiet der Naturwissenschaften einschlagenden Fragen, welche für das engere Vaterland von Wichtigkeit sind, auf die Tagesordnung seiner Forschungen zu setzen. Auf den Tischen waren aufgestellt: Bohrzapfen aus den Steinkohlenversuchslöchern von Ingelfingen und Dürrmenz, welche aus dem bunten Sandstein, Zechstein und Todtliegenden in einer Länge bis zu 2 Fuss und einem Durchmesser von 5 Zoll erbohrt sind (vergl. Jahreshefte 1859, 3tes Heft); ferner eine Sammlung Söflinger Torfstücke mit den darin enthaltenen Pflanzen und Knochenresten; eine schöne Encriniden-Platte aus Hall, als Geschenk von Oberamts-Arzt Dr. Kapff in Esslingen; viele württembergische Petrefacten und einige seltene Vögel aus Württemberg. An den Wänden hingen 20 photographische Aufnahmen von Steinbrüchen, welche die wichtigsten Schichtendurchschnitte aus der Umgebung von Stuttgart auf die anschaulichste Weise darstellen; dieselben sind im Auftrag von Prof. Dr. Fraas durch Photograph Blumenthal schön ausgeführt.

Die Verhandlungen wurden nach 9 Uhr durch den Geschäftsführer, Oberstudienrath Dr. v. Kurr, eröffnet.

Der erste Vorstand, Professor Dr. v. Rapp, der durch Acclamation zum Vorsitzenden erwählt wurde, hob in seiner zur Begrüssung der Versammlung gehaltenen Rede hervor, dass bei jeder Jahresversammlung die erfreuliche Mittheilung zu machen sei, wie sehr sich der Verein eines von Jahr zu Jahr blühenderen Zustandes erfreue.

Der Vereins-Secretär Prof. Dr. Krauss trug folgenden

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1858—59

vor:

Meine Herren!

Das verflossene fünfzehnte Vereinsjahr, worüber ich die Ehre habe, im Namen Ihres Ausschusses Bericht zu erstatten, bietet mir bei dem geregelten und gedeihlichen Fortgang der Vereinsgeschäfte wenig Stoff, weshalb ich mich kurz fassen kann.

Der Verein kann auf sein fünfzehnjähriges Wirken im Gebiete der vaterländischen Naturkunde und der Naturwissenschaften überhaupt mit Befriedigung zurückblicken. Mit jedem Jahr vermehrte sich die Zahl seiner Mitglieder, vollendet liegen alle 15 Jahrgänge der Vereinshefte vor Ihnen, zusehends wächst die Bibliothek und die Sammlung württembergischer Naturalien und in jedem Winter werden mit dankenswerther Bereitwilligkeit von kundigen Fachmännern lehrreiche Vorträge über alte und neue Erscheinungen auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften gehalten. Mögen daher die Mitglieder des Vereins und dessen Gönner mit fortdauernder Theilnahme unser gemeinnütziges Institut in einer Zeit unterstützen, welche so manchen andern friedlichen Bestrebungen störend entgegen tritt.

Was nun die nennenswerthen Vorkommnisse in der Vereinsthätigkeit des abgelaufenen Jahres betrifft, so sah sich Ihr Ausschuss in Folge der allgemeinen Preissteigerung genöthigt, dem Verleger der Jahreshefte einen Aufschlag von 2 fl. per Druckbogen zu bewilligen. Zu gleicher Zeit wurden auch die Differenzen wegen der rückständigen Tafeln zwischen der Redactions-

Commission und dem Verleger auf eine befriedigende Weise geordnet. Ferner hat Ihr Ausschuss beschlossen, über diejenigen neuen von Verfassern oder Verlegern eingeschickten Schriften, welche der Vereinsbibliothek von Werth sind, die gewünschte kritische Anzeige in unsere Jahreshefte in möglichst gedrängter Fassung zu geben.

Eine Note des K. statistisch-topographischen Bureau's, in welcher wegen der künftigen Veröffentlichung der klimatisch-meteorologischen Berichte, deren Ermittlung dem Ressort des Bureau's zugewiesen worden, in den Jahresheften angefragt wurde, beantwortete Ihr Ausschuss dahin, dass diese Berichte aufgenommen werden sollen, sobald das Manuscript vollständig und druckfertig vorliege. Nach dem Plane Dove's und den erst kürzlich von der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin eingesandten meteorologischen Berichten hat sich der Ausschuss dahin vereinigt, dass in Zukunft ein Anschluss an dieses nunmehr allgemein in Deutschland angenommene System geschehe, worüber heute ein Antrag gestellt werden wird.

Für die vaterländische Naturalien-Sammlung sind in diesem Jahre wiederum einige seltene Gegenstände durch Mitglieder und Gönner des Vereins überschickt worden, über welche Sie das Nähere später vernehmen werden. Ihr Ausschuss erkennt es mit dem grössten Danke an, dass einzelne Mitglieder jede Gelegenheit benützen, zur Vermehrung und Verschönerung der Sammlung das Ihrige beizutragen, und wünscht, dass diese erfreuliche Betheiligung auch fernerhin dem Verein erhalten bleibe. Damit aber auch die übrigen Mitglieder sich aufgefordert fühlen möchten, regeren Antheil an dieser Aufgabe des Vereins zu nehmen, so hat Ihr Ausschuss ein Circular an sämmtliche nicht in Stuttgart wohnenden Mitglieder ergehen lassen. In diesem Circular sind alle diejenigen württembergischen Naturalien verzeichnet, welche der Sammlung noch fehlen oder erwünscht sind.

In den Winter-Versammlungen, in welchen die üblichen belehrenden Vorträge gehalten wurden, sprachen der Reihe nach die Herren

hervorgegangenen Denkwege ſich in entgegengeſetzte Richtungen verloren und durch Vermiſchung mit allen Fächern des Wiſſens ſich in die Weite und Breite zerſtreut haben, muß das allmählige Vergeſſen der Kantiſchen Mutterphiloſophie ſich unausbleiblich rächen, ſchon darum, weil es im Reiche des Gedankens entnervend iſt, an einem Syſtem zu hangen, welches ſich ſelbſt nur für eine dem augenblicklichen Zeitgeiſt angemeſſene Erſcheinung ausgibt, und deſſen Anhänger der größeren Anzahl nach ihre laue Anhänglichkeit nur dadurch begründen, daß ſie ſagen, ſie halten ſich eben ans Syſtem der Jetztzeit, und ein Syſtem könne nicht anders widerlegt werden, als durch ein neues Syſtem.

Wenn wir demnach einen Rückblick werfen auf die beſchriebene wunderbare und die Aufmerkſamkeit ſo magiſch feſſelnde Figur, welche die Stellung Kants in der Ideengeſchichte der Neuzeit bildet, ſo fallen folgende Hauptpunkte und Beziehungen dabei ins Auge:

Wir verſinken hier erſtlich aus dem gemeinen Tageslicht einer oberflächlichen und gedankenloſen Anſchauung der Sinne in die geſtirnte Nacht eines Denkens mit bewaffnetem Auge, mit geläuterten und gereinigten Begriffen, eines Denkens, welches unſer geiſtiges Anſchauungsvermögen gleich dem Apparat einer Sternwarte weit über die Grenzen des kleinen Erdballs, welchen wir bewohnen, zur Erkenntniß der wahren Geſtalt des Univerſums hinüberträgt.

Wir entdecken dann, daß das Geſetz dieſer nicht mehr terreſtern, ſondern univerſellen Ordnung der Dinge auch nicht mehr ein phyſiologiſches oder pſychologiſches, ſondern ein moraliſches ſey.

Wir entdecken ferner, daß dieſe Erkenntniß als philoſophiſches Syſtem ſchon einmal im Alterthum vorhanden war, und dort mit dem Namen Sokrates bezeichnet iſt.

Wir entdecken endlich in dieſer Erkenntniß das Centrum und die Durchgangspforte aller philoſophiſchen Ideenſtrömungen in alter und neuer Zeit.

Und aus dieſem allen ergibt ſich im Urtheil eines Jeden von ſelbſt die Wichtigkeit der Stellung, welche die Kantiſche Philoſophie im Leben Europa's ſchon einnimmt und nothwendig immer mehr einnehmen wird, ſo wie die Bedeutung des weltgeſchichtlichen Ruhms, auf welchen ſein Erfinder ſo lange die Anſprüche haben wird, als die menſchliche Vernunft nicht ihrer eigenen Macht und Würde vergißt.

C. Fortlage.

Dr. Zech über die Bewegung der Electricität im luftverdünnenden Raume, erläutert durch Experimente,

Prof. Dr. v. Fehling über allotropische Zustände verschiedener Elemente,

Prof. Dr. Fraas über die Geschichte der Schmucksteine,

Dr. Zech über das Barometer,

Dr. Weinland über Haiti und seine Bewohner, wozu auch die Frauen und Töchter der Vereinsmitglieder eingeladen waren, und

Prof. Dr. Köstlin über eine neue Art der Vermehrung im Thierreich (*Parthenogenesis*).

Zum correspondirenden Mitglied wurde Dr. Gustav Jäger, Docent an der Universität in Wien, ernannt.

Ich schliesse diesen Bericht mit der Aufzählung der Mitglieder, deren Tod der Verein im verflossenen Jahr zu bedauern hat. Es sind:

Oberstlieutenant v. Baya in Stuttgart,

Professor Pistorius in Oberensingen,

Finanzrath Dr. v. Sick in Stuttgart,

Bau- und Gartendirector v. Wild in Stuttgart,

Pfarrer Kommerell in Schopfloch, welcher sich durch seine meteorologischen Beobachtungen verdient gemacht hat,

Freifrau v. Hügel, geb. v. Gemmingen, in Kirchheim, eine durch Geistesbildung und Bescheidenheit gleich ausgezeichnete Frau, welche durch ihr lebhaftes Interesse für Geognosie und Petrefactenkunde bei vielen Naturforschern in freundlichem Andenken bleiben wird, endlich

Oberbaurath von Bühler in Stuttgart und

Professor Zenneck in Stuttgart, über welche beide Sie einige Worte der Erinnerung vernehmen werden.

Auch ein früheres Mitglied, Kanzleirath Benz in Stuttgart, welcher sich früher um die vaterländische Conchyologie Verdienste erworben hat, ist in den letzten Tagen mit Tod abgegangen.

Die Vereins-Sammlung hat vom 24. Juni 1858 bis 1859 folgenden Zuwachs erhalten:

I. Säugethiere.

a) Als Geschenke:

Cervus Elaphus L., Hirschkalb, aus dem Leonberger Wald,
von Herrn Theodor Lindauer;
Mus Rattus L., Weibchen, aus der K. Maierei bei Cannstatt,
von Herrn Med.-Rath Dr. Hering;
Mus minutus Pall., Weibchen, aus Warthausen,
von Herrn Baron R. v. König,
Sciurus vulgaris L., Männchen, schwarze Varietät, aus Blaufelden,
von Herrn Postmeister Gundlach;
Sciurus vulgaris L., jung, aus Monakam,
von Herrn Schulmeister Ackermann;
Vespertugo Pipistrellus Keys. et Blas.,
Sorex vulgaris L., altes Weibchen, aus Wäschenbeuren,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) durch Kauf:

Cervus Capreolus L., Bock im Sommerkleid,
Cervus Capreolus L., Spiessbock,
Cervus Capreolus L., Schmalreh,
Cervus Capreolus L., Rehkiz,
Felis Catus L., Weibchen, Varietät,
Sciurus vulgaris L., in drei verschiedenen Varietäten,
Arvicola glareolus Sund., Männchen,
Mus sylvaticus L., altes Männchen.

II. Vögel.

a) Als Geschenke:

Tetrao Tetrix L., Männchen im Uebergangskleid aus dem Aalbuch,
von Herrn Controlleur Fuchs in Heilbronn;
Accipiter Nisus Pall., altes Weibchen bei Nürtingen,
von Herrn Ingenieur Riegel;
Astur palumbarius Bechst., zweijähriges Weibchen,
von Herrn Kameralamtsbuchhalter Hahn in Waiblingen;
Astur palumbarius Bechst., Nestvogel,
von Herrn Revierförster Glaiber in Urspring;
Emberiza Cia L., Männchen, bei Schussenried,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;

Mergus Merganser L., Weibchen,
Mergus albellus Selby, junges Männchen,
von Herrn Revierförster Probst in Heiligkreuzthal;
Tetrao Urogallus L., grosses Männchen,
Verschiedene Vogeleier,
von Herrn Dr. E. Schüz in Calw;
Coracias Garrula L., altes schönes Männchen,
von Herrn Revierförster Jäger in Nattheim;
Passer domesticus Briss., weisse Varietät,
von Herrn H. Plocquet;
Oriolus Galbula L., junges Männchen,
von Herrn Dr. Julius Hoffmann;
Corvus Cornix L., altes Weibchen,
Picus minor L., altes Männchen,
Fringilla coelebs L., Männchen im Winterkleid,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) durch Kauf:

Cyrus cinerea Best., junges Weibchen, bei Neckarsulm,
Nyroca (Anas) ferina Flemm., junges Männchen, bei Ulm,
Anser torquatus Bel., Männchen, bei Leonberg,
Falco Aesalon L., junges Weibchen,
Corvus monedula L., altes Männchen und Weibchen,
Yunx torquilla L., altes Männchen und Weibchen,
Fringilla coelebs L., altes Männchen,
Emberiza miliaria L., altes Weibchen,
Emberiza schoeniclus L., altes Männchen,
Alauda arborea L., altes Männchen,
Alauda arvensis L., altes Männchen,
Anthus arboreus Bechst., altes Männchen,
Motacilla alba L., altes Männchen,
Turdus viscivorus L., altes Männchen,
Sylvia curruca Lath., altes Männchen,
Sylvia hortensis Lath., altes Männchen,
Sylvia Hyppolais Lath., altes Männchen,
Sturnus vulgaris L., altes Weibchen,
Sitta europaea L., altes Weibchen,
Parus major L., altes Männchen,
Parus palustris L., altes Männchen,
Rusticilla tithys Brehm, weisse Varietät,
Oriolus Galbula L., jung,
Colymbus glacialis L., junges Männchen.

III. Reptilien.

Als Geschenke:

Triton punctatus Latr., ganz jung, bei Cannstatt,
Lacerta stirpium Daud., Eier,
Rana viridis Rocsel, sehr grosse Kaulquappe,
Bombinator igneus Merr., Kaulquappen,
von Herrn Präparator Bauer;
Coronella laevis Laur., aus Utzmemmingen,
von Herrn Prof. Dr. Fraas;
Triton cristatus Laur., ganz jung, bei Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Anguis fragilis L., bei Neuenbürg,
von Herrn Reallehrer Fritz.

IV. Fische.

Als Geschenke:

Cobitis taenia L.,
Cobitis barbatula L.,
Esox lucius L.,
Lota vulgaris Cuv.,
Thymallus vexillifer Ag.,
Alburnus bipunctatus Heck. et Kn.,
Barbus fluviatilis Ag.,
Leuciscus rutilus Val. (major) et jun.,
Squalius lepusculus Heck., sämmtlich
aus der Blau bei Ulm,
Chondrostoma Nasus Ag.,
Chondrostoma ?,
Tinca vulgaris Cuv.,
Salmo Hucho L.,
Abramis Brama Cuv.,
Leuciscus Virgo Heck.,
Aspro Zingel Cuv.,
Leuciscus rutilus Val.,
Squalius lepusculus Heck.,
Idus melanotus Heck. et Kn.,
Abramis Vimba Cuv.,
Acerina Schraetzer Cuv.,
Cottus Gobio L.,
Alburnus bipunctatus Heck. et Kn.,
Aspius rapax Ag.,
Aspro vulgaris Cuv.,
Squalius dobula Heck.,
Carassius moles Ag.,
Carassius vulgaris Nils.,
Lucioperca Sandra Cuv.,
Barbus fluviatilis Cuv.,
Blicca argyroleuca Heck.,
Scardinius erythrophthalmus Bon.,
Acerina vulgaris Cuv.,
Abramis dobuloides Günth., sämmtlich
aus der Donau bei Ulm,
von Herrn Professor Dr. Vessenmeyer in Ulm;

Acerina vulgaris Cuv. (Kaulbarsch), im Neckar bei Heilbronn,
Alausa vulgaris Val. (Maifisch), im Neckar unterhalb Heilbronn,
Esox lucius L.,
Blicca argyroleuca Heck.,
Scardinius erythrophthalmus B.,
Cyprinus Rex cyprinorum Bl.,
Cyprinus Carpio L.,
Carassius moles Ag.,

Chondrostoma Nasus Ag., mit monströser Schnauze,
Leuciscus rutilus Val. (major), sämmtlich aus dem neuen Hafenbasin in Heilbronn,
von Herrn Kaufmann Prantz in Heilbronn;

Leuciscus rutilus Val., Junge,
Squalius lepusculus Heck., Junge und Alte, im Neckar bei Berg,
von Herrn Präparator Bauer;

Gobio vulgaris Cur., vom ganz jungen bis zum halbgewachsenen Fisch,
Alburnus bipunctatus Heck. et Kn., in verschiedenen Altersstufen,
Alburnus lucidus Heck. et Kn., in verschiedenen Altersstufen,
Leuciscus rutilus Val.,
Squalius lepusculus Heck.,
Squalius dobula Heck., sämmtlich im Neckar bei Berg,
Cottus Gobio L.,
Phoxinus laevis Ag.,
Cobitis barbatula L., aus Bächen bei Boll,
Rhodeus amarus Ag., Männchen und Weibchen,
Perca fluviatilis Cur., im Neckar oberhalb Heilbronn,
Squalius dobula Heck., Junge,
Abramis Brama Cur.,
Chondrostoma Nasus Ag., im Neckar unterhalb Heilbronn,
Alburnus lucidus Heck. et Kn.,
Perca fluviatilis Cur., Junge, im Böckinger See,
Leuciscus rutilus Val., in der Brenz bei Königsbronn,
Scardinius erythrophthalmus Bon., im Neckar bei Untertürkheim,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

V. Crustaceen.

Als Geschenk:

Astacus saxatilis Koch., aus Bächen bei Boll,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VI. Insecten.

Als Geschenke:

Eine Sammlung sehr schön erhaltener Schmetterlinge aus der Umgegend von Stuttgart, bestehend aus 93 Arten und 212 Stücken,
von Herrn Dr. Julius Hoffmann;

Eine Sammlung sehr schön erhaltener Puppen von Schmetterlingen aus der Umgegend von Stuttgart, bestehend aus 79 Arten und 206 Stücken,
Naucoris cimicoides Fabr., aus den Sümpfen bei Degerloch,
von Herrn Präparator Bauer;

Eine Sammlung von 46 Käfern aus dem Oberamt Calw,
von Herrn Schulmeister Ackermann in Monakam;
Larven von *Lethrus aurita Fabr.* und *Strallomys strigata Fabr.* aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VII. Arachniden.

Als Geschenk:

Chelifer cancroides Geoffr.,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VIII. Helminthen.

Als Geschenk:

Ichthiobdella stellata Kollar, auf Weissfischen,
Ascaris Mystax, durch eine junge Katze gebrochen,
von Herrn Prof Dr. Krauss.

IX. Mollusken.

Als Geschenke:

Eine Sammlung von Land- und Süsswasserschnecken aus der Umgegend von Ulm,
von Herrn Gutekunst in Ulm;
Helix pomatia L. var. sinistrorsa und *var. scalariformis*, in sehr schönen Exemplaren,
von Herrn Dr. Emil Schüz in Calw.

X. Petrefakten.

Als Geschenke:

Bos- und *Rhinoceros*-Reste aus dem Diluvialschutt von Unterriexingen,
von Herrn Oberamts-Arzt Dr. Werner in Vaihingen;
Eine Sammlung von Torf mit den darin enthaltenen Pflanzen- und Knochenresten aus Söflingen,
von Herrn Apotheker Dr. Leube in Ulm,
Eine schöne Encriniten-Platte aus dem Muschelkalk von Hall,
von Herrn Oberamts-Arzt Dr. Kapff in Esslingen.

XI. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Herr Oberamts-Arzt Dr. Robert Finckh in Urach theilte uns wieder zwei Algen mit.

Herr Pfarrer Kemmler in Unter-Sontheim, Oberamts Gailldorf, beschenkte uns mit 39 Phänogamen, worun zwei dem Verein noch fehlten, vorzüglich aber mit den weiteren Ergebnissen seiner eifrigen und gründlichen Forschungen auf dem noch reiche Ausbeute liefernden Felde der blüthenlosen Gewächse. 78 Arten, worun 30 unserem Verein noch fehlten, darunter 23 zum ersten Mal in Württemberg gefundene, wie unter andern die Lübsche *Anzura multifida Dumortier*, *Verrucaria papularis Fries*, *Scopelia fuscella Fr.*, *Collema tenax Acharius* und 8 weitere Flechten, unter den Pilzen *Hydnum murcolens Scopoli*, *Lycoperdon granulatum Wallroth* und die in den Blumenköpfen der Sonnenblume entstehenden schwarzen harten Knollen des *Sclerotium compactum Decandolle*.

Von Herrn Bergraths-Registrator Krauser erhielten wir die edle Schafgarbe *(Achillea nobilis L.)* und die Mannstreue *(Eryngium campestre L.)* aus der Gegend von Vaihingen an der Enz, von Herrn Professor Dr. Krauss Kapseln der Schneeglocke *(Leucojum vernum L.)* und von Herrn Lehrer H. Löscher in Sternenfels, jetzt in München, 14 Phänogamen, wovon 4 für unsere Sammlungen und eine weitere selbst für untere Flora neu sind, nämlich die rosige Melde *(Atriplex rosea L.)*, welche in ziemlicher Menge an zwei Stellen bei dem Nippenburger Hof auf Schutt entdeckt wurde, *in ruderatis*, einem für den Pflanzenforscher werthvollen, aber bei den Fortschritten der Cultur in unserem glücklichen Württemberg immer seltener werdenden Standorte.

Unser vieljähriger Correspondent, Herr Apotheker Valet in Schussenried, theilte uns wieder 16 Pflanzenarten mit, darunter die für unsere Flora neue *Orchis Traunsteineri Sauter* aus dem an subalpinen Pflanzen so reichen Wurzacher Ried.

Von Herrn Finanzrath G. Zeller in Stuttgart empfingen wir sechs für die württembergische Flora neue Algen.

Endlich hat der Custos des Vereinsherbars dasselbe mit 75 Gewächsarten aus den Umgebungen von Stuttgart vermehrt, darunter 7 in der Flora von Württemberg beschriebene Brombeersträucher und 61 Pilze, von welchen 19 noch nicht in Württemberg beobachtet worden waren, ein Beweis, welch weites Feld von Entdeckungen einem sich mit dieser Pflanzenklasse beschäftigenden Forscher noch offen steht, darunter *Agaricus armeniacus Schaeffer*, *tener Sch.*, *melaleucus P.*, *vibratilis Fr.*, *hydrogrammus* und *castaneus Bulliard*, *Hydnum candicans Fr.*, *Rhymovis involuta P.*, *Daedalea biennis Fr.* und *Cryptosporium Aesculi Fr.*; dieser letztere Pilz überzieht gesellig die abgestorbenen Zweige der Rosskastanien unserer Planie als ein rauher kohlschwarzer Schorf, seit mehr als einem halben Jahrhundert wirft jeder Sturm diese Zweige den Tausenden, welche vorüber wandeln, vor die Füsse, dennoch wusste bis zum 18. Mai 1859 Niemand, dass ein Cryptosporium im Lande zu finden sei.

Herr Schultheiss Letsch von Zillhausen, Oberamts Balingen, über-

sandte uns den handförmigen Stamm eines Hartriegels *(Cornus sanguinea L.)*, eine bei Holzpflanzen seltene, dem Hahnenkamm *(Celosia cristata L.)* unserer Gärten ähnliche Erscheinung, und von Herrn Emil Schütz, Med. Dr. in Calw, erhielten wir ein Stück von einem ungewöhnlich dicken Stamme des Sevenbaums *(Juniperus Sabina L.)*, welcher bei uns zwar nirgends wild, aber doch öfters in den Gärten des Landvolks als ehemalige Heilpflanze angetroffen wird.

Im Ganzen sind seit dem letzten Rechenschaftsbericht 81 Arten und Abarten von Gefässpflanzen und 153 von Zellenpflanzen, zusammen 234, eingekommen, darunter 75 Pilze, so dass die Zahl von diesen im Laufe eines Jahres verdoppelt worden ist. Noch fehlen 119 Gefässpflanzen, meist solche, welche nur an einer oder wenigen Stellen des Landes vorkommen, einige davon mögen wohl wieder verschwunden sein, wie *Trapa natans L.*, *Echinops sphaerocephalus L.*, *Chenopodium urbicum L.*, *Xanthium strumarium L.*, *Scirpus mucronatus L.*, *Marsilea quadrifolia L.* und manche andere, welche in neuerer Zeit vergebens an ihrem früheren Standorte gesucht wurden.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) durch Geschenke:

Notes pour servir à une descript. géol. des Montagnes rocheuses par Jul. Marcou. (Separatabdruck.) Genève 1858. 8°.

Geschenk des Verfassers.

Ueber die geologische Stellung der Sotzka-Schichten in Steiermark, von Dr. F. Rolle. Wien 1858. 8°. (Separatabdruck.)

Geschenk des Verfassers.

Etudes géologiques sur le Département de la Nièvre par Th. Ebray. 1er fascic. Paris 1858. 8°.

Geschenk des Verfassers.

Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze der Naturkörper überhaupt und der organischen insbesondere. Gebildeten Freunden allgemeiner Einblicke in die Schöpfungsplane der Natur gewidmet. Von Dr. H. G. Bronn. Winter 1858. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Beiträge zur näheren Kenntniss einiger an der Grenze der Eocen und der Neogen-Formation auftretenden Tertiär-Schichten, von Dr. Fr. Rolle. (Separatabdruck.) 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Ueber Symmetrie und Regularität als Eintheilungs-Principien des Thierreichs, von Dr. Gust. Jäger. Wien 1857. 8°. (Separatabdruck.)

Geschenk vom Verfasser.

Das Os humeroscapulare der Vögel. Vergleichend anatomisch untersucht von Dr. Gust. Jäger. Mit 3 Tafeln. Wien 1857. 8°. (Separatabdruck.)

Geschenk vom Verfasser.

Württemb. naturwissenschaftliche Jahreshefte. Bd. XV. Heft 1. 2. 1859.

Geschenk vom Verleger.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg. Nro. V. 1858. 8°.

Geschenk des Vereins.

American Geology. Letter on some points of the Geology of Texas, New-Mexico, Kansas and Nebraska; adressed to Mrs. J. B. Meek and F. v. Hayden by Jules Marcou. Zürich 1858. 8°.

Geschenk des Verfassers.

Berichte des naturwissenschaftlichen Vereines des Harzes für die Jahre 1840—1856. 3 Hefte 4°.

Geschenk des Vereins.

Forhandlinger ved de skandinaviske Naturforskeres Syvende Möde. I. Christiania 1857. 8.

Das Christiana-Silurbecken, chemisch-geognostisch untersucht von Theodor Kjerulf. Christiania 1855. 4°.

Bemaerkninger angaaende Graptolitherne af Christ. Boeck. Christiania 1851. 4°.

Inversio vesicae urinariae og Luxationes femorum congenitae hos samme Individ. fagttagne af Lector Voss. 4°. Christiania 1857.

Observations sur les phénomènes d'érosion en Norvège recueillies par J. C. Hörbye. Christiania 1857. 4°.

Fortsatte Jagttagelser over de erratiske Phaenomenes af Hörbye. 8°.

Quelques Observations de Morphologie végétale faites au jardin botanique de Christiania par J. M. Norman. Christiania 1857. 4°.

Physikalske Meddelelser ved A. Arndtsen udgivne af Dr. Chr. Hansteen Christiania 1858. 4°.

Geschenke der k. Universität in Christiania.

Kritische Untersuchung der Arten des Molluskengeschlechts Venus bei Linnée und Gmelin mit Berücksichtigung der später beschriebenen Arten, von Dr. Ed. Römer. Kassel 1857. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Tagesfragen aus der Naturgeschichte. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann vorurtheilsfrei beleuchtet von Dr. Giebel. 2te Aufl. Berlin 1858. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Von Dr. H. G. Bronn. Bd. I. Lief. 1—4. Leipzig und Heidelberg 1859. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Die Entwicklung der organischen Schöpfung. Auszugsweise vorgetragen bei der 34sten Versammlung zu Carlsruhe von H. G. Bronn. Stuttgart 1858. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Die entomologische Section der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in ihrem 50jährigen Bestehen. Von A. Letzner. Breslau 1858. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Sur le Neocomien dans le Jura et son role dans la série stratigraphique par Jules Marcou. 1858. (Extrait.)

Geschenk vom Verfasser.

Achtzehnter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1858. 8°.

Geschenk von Carl Ehrlich.

Das Buch-Denkmal. Wien 1858. 8°.

Geschenk von Carl Ehrlich.

Address delivered at the anniversary Meeting of the geolog. Soc. of London on the 19. Febr. 1858, by Portlock, President. London 1858. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg. VI. 8°.

Geschenk von dem Verein.

Documents sur les tremblements de Terre au Perou, dans la Colombie et dans le Bassin de l'Amazone par A. Perrey. 8°. (Extrait du Tome VII. des Mém. de l'Acad. Roy. de Belgique.)

Geschenk vom Verfasser.

La Bourgogne, revue oenologique et viticole par Ladrey. Livr. 1. Janvrier 1859. Dijon. 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Ueber die Krystallformen des Epidot, von V. Ritter v. Zepharovich. (Separatabdruck der Wiener Sitzungsberichte.) 8°.

Geschenk vom Verfasser.

Das Wirbelkörpergelenk der Vögel, von Dr. Gustav Jäger. 8°. (Separatabdruck der Wiener Sitzungsberichte.)

Musculus lumbocostalis vergleichend anatomisch untersucht von Dr. Gustav Jäger. 8°. (Separatabdruck aus Müller's Archiv 1851.)

Geschenke vom Verfasser.

Ueber einige neue Acephalen-Arten aus den untern Tertiärschichten Oesterreichs und Steiermarks. Von Dr. F. Rolle. 8°. (Separatabdruck der Wiener Sitzungsberichte 1859.)

Geschenk vom Verfasser.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte, als Fortsetzung:

Bulletin de la société géol. de France. 2. Sér.

Tome XIV. feuill. 46—57. 1856—57.

Table générale des articles pour le XIVe vol.

Tome XV. feuill. 7—51. 1857—58.

Tome XVI. feuill. 1—35. 1858—59. Paris 8°.

Société des sciences naturelles du Grand-duché de Luxembourg. Tom. IV. Année 1855—56. Luxembourg 1857. 8°.

Das engliſch-amerikaniſche Bankweſen

in ſeinen

commerziellen, politiſchen, ſtaatswirthſchaftlichen und moraliſchen Beziehungen.

---

* * * Every loan
Is not a merely speculative bit,
Nor vents a nation or upsets a throne.
Republics also get involved a bit;
Columbia's stock has holders not unknown
To Change; and even thy silver soil, Peru,
Must get itself discounted by a Jew.
Byron's Don Juan.
Canto XII 6

Die amerikaniſche Bankfrage hat in ſo vielerlei Richtungen die Intereſſen der commerziellen Welt in Anſpruch genommen, ſie hat ihren zerſtörenden, lähmenden Einfluß auf die Politik und das ruhige Fortſchreiten der Vereinigten Staaten ſo ſichtbar an den Tag gelegt, und ſo weſentlich auf den moraliſchen Charakter des Volkes eingewirkt, daß eine nähere Betrachtung derſelben wohl nicht unnütz und ſelbſt für europäiſche Leſer von Bedeutung ſeyn kann. — Die merkantilen Verhältniſſe aller Nationen ſind ſo eng mit einander verknüpft und der materielle Wohlſtand der Völker ſteht mit denſelben in ſolchem innigen Zuſammenhang, daß eine Handelsrevolution, wie die durch das engliſche und amerikaniſche Bankweſen hervorgerufene, in ihren Folgen nothwendigerweiſe auch entferntere Staaten berühren und mehr oder weniger nachtheilig auf ſie einwirken muß. Aber auch der durch daſſelbe hervorgerufene politiſche Zuſtand iſt

Erster Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. 1848. 4°.

Fünfter Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. 1858. 8°.

Natural history Review and Quaterly Journal of Scienc of Dublin. Vol. V. Nr. 2—4. 1858. 8°.

The Quarterly Journal of the geolog. society of London. Vol. XIV. Part. 2. 3. 4. 1858. Vol. XV. Part. 1. 1859. 8°.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge. 3ter Jahrgang. 1856—57. 8°.

Berichte der naturforschenden Gesellschaft in Freiburg. Nro. 28, 29, 30 u. 31, 1858, sammt Titel und Index zu Bd. I. 8°.

Witterungsbeobachtungen an der Station zu Bamberg für 1857, von B. Ellner. IV. Jahrgang. Beilage zum dritten Bericht der naturforschenden Gesellschaft Bambergs. 8°.

Tübinger Universitätsschriften aus dem Jahre 1854 u. 1858. 1855—58. 4°.

1stes, 2tes und 5tes Zuwachsverzeichniss der k. Universitäts-Bibliothek zu Tübingen. 1853—55. 4°.

33 Dissertationen, meist medicinischen Inhalts. 8°.

Mémoires de la Société Royale des sciences de Liége. Tom. XI und XII. Liége 1858. 8°.

Bulletins de l'academie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique. 26. Année. 2e ser. Tom. I—III. 1857. 8°.

Annuaire de l'academie roy. des sciences de Belgique. 1858. 24e année. Bruxelles 1858. 12°.

Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Jahrg. II. Heft 1—4. 1857, Jahrg. III. Heft 1. 2. 1858. 8°.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Heft 12. Wiesbaden 1857.

Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Bd. XXIII—XXXIII. 1857—58. Wien. 8°.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het konigl. zoologisch Genootschap Natura Artis Magistra te Amsterdam. Aflevering 7. 1858. fol.

Verhandelingen der koninkl. Akademie van Wetenschappen. Deel IV—VI. Amsterd. 1857—58. 4°.

Verslagen en Mededeelingen der k. Akademie van Wetenschappen. Afdeeling Letterkunde. Deel III. Stuk 1—3. 1857—58. Afdeeling Natuurkunde. Deel VII. Stuk 1—3. 1857—58. Amsterd. 8°.

Jaarboek van de k. Akademie van Wetenschappen gevestigd te Amsterdam. April 1857 bis April 1858. Amsterd. 8°.

Catalogus van de Boekerij der k. Akademie van Wetenschappen. Deel I. Stuk 1. Amsterd. 1858. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. IX. Heft 4. 1857. Bd. X. Heft 1—3. 1858. Berlin. 8°.

Bulletin de la Société Vaudoise des sciences naturelles. Tom. II. Nr. 19. Tom. III. Nr. 20. 22. 23. Tom. V. Nr. 41 et 42. Tom. VI. Nr. 47. Lausanne 1857—58. 8°

Catalogue de la bibliothèque de la Société Vaudoise. 1858. 8°.

Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien. Bd. VII. Jahrg. 1857. 8°.

Personen-, Orts- und Sachregister der fünf ersten Jahrgänge (1851—1855) der Sitzungsberichte und Abhandlungen des Wiener zoologisch-botanischen Vereins, zusammengestellt von A. Fr. Grafen Marschall. Wien 1857. 8°.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt. 1857. VIII. Jahrg. Nr. 2—4. 1858. IX. Jahrg. Nr. 1—4. Wien. 8°.

Siebenter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Werner-Vereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahr 1857. 8°.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. Bd. IX. Heft 1—3. 1858—59. 8°.

Jahresbericht der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau, vom August 1855—1858, nebst Festbericht über die 50jährige Jubelfeier am 11. August 1858. Hanau. 8°.

Naturhistorische Abhandlungen aus dem Gebiete der Wetterau. Eine Festgabe der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau bei ihrer 50jährigen Jubelfeier am 11. August 1858. Hanau. 8°.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1857. Nr. 2—4. Année 1858. Nr. 1. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. IV. Heft 2—4. Bd. V. Heft 1. Halle 1858—59. 4°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Theil II. Heft 1. Basel 1858. 8°.

Monatsbericht der k. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. September bis December 1857. Januar bis December 1858. 8°.

Mathematische Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1857. Berlin 1858. 4°.

Physikalische Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1857. Berlin 1858. 4°.

Jahresberichte über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie.

Bericht über die Fortschritte der Physik. Für 1857. Giessen 1858.

Bericht über die Fortschritte der Chemie und verwandter Theile anderer Wissenschaften. Für 1857. Giessen 1858. 8°.

Compte rendu des travaux de l'Acad. royale des Sciences, Belles-lettres et Arts de Lyon. Pendant le premier semestre de 1815 et pendant

l'Année 1816, Lyon 1822, pendant le prem. sem. 1823, Lyon 1825, pendant l'Année 1836, Lyon 1837. 8°.

Mémoires de l'Académie impériale des Sciences, Belles-lettres et Arts des Lyon, Classe des Sciences (Nouv. série) Tom. VI. VII. 1856—57. 8°.

„ „ lettres „ „ Tom. V. VI. 1856—58. 8°.

Annales des Sciences physiques et naturelles, d'Agriculture et d'Industrie, publiées par la Société royale d'Agriculture etc. de Lyon.

Tom. I. Année 1839.
„ II. livr. 4. 5. Sept. et Nov. 1839.
„ III. „ 6. Janvr. 1841.
„ IV. „ 4. 5. 6. Sept., Nov. 1841 et Janv. 1842.
„ V. „ 1. Mars 1842.
„ VI. „ 2—6. Mai, Juill., Sept., Nov. 1843, Janv. 1844.
„ VII. Année 1844.
„ VIII. „ 1845.

2ème sér. Tom. I. livr. 1, Mars 1849, livr. 4. Sept. 1849.
„ II. 2ère partie, livr. 5. 6. Nov. 1849, Janvr. 1850 cpl.
„ II 2 „ „ livr. 1—4. Mars, Mai, Juill. et Sept. 1850 cpl.
„ III. part. 1 et 2. Année 1850. 1851.
„ VII. part. 1. 1855.
„ VIII. 1856. compl.

3ème sér. Tom. I. 1857. 8°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Jahrg. 12. 1858. 8°.

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution etc. for the Year 1856. Washington 1857. 8°.

Meteorology in its Connection with Agriculture for 1856. By Prof. J. Henry. Washington 1858. 8°.

Catalogue of the described Diptera of N. America. Prepared for the Smiths. Institution by Osten Sacken. Washington 1858. 8°.

Catalogue of North-American Mammals, chiefly in the Museum of the Smiths. Institution. By Spencer F. Baird. Washington 1857. 4°.

Transactions of the Academy of Science of St. Louis. Vol. I. Nr. 2. 1858. 8°.

Proceedings of the American Association for the Advancement of Science. X. Meeting, held at Albany, New-York 1856.

XI. „ „ „ Montreal, Canada East 1857. Cambridge 1857—58. 8°.

The Crustacea and Echinodermata of the Pacific Shores of N. America. By W. Stimpson. 1857. 8°.

Prodromus descriptionis animalium evertebratorum, quæ in expeditione ad Oceanum pacificum septentrionalem, a Republica foederata missa, C. Ringgold et J. Rodgers ducibus, observavit et descripsit W. Stimpson. Pars III. IV. V. 8°.

Proceedings of the Boston Society of nat. History. Vol. VI. Bog. 11—22. Mai 1857 bis April 1858. 8°.

Boston Journal of nat. History etc. Vol. VI. Nr. 4. Boston 1857. 8°.

Proceedings of the Academy of nat. sciences of Philadelphia. Vol. I. 1841—43 bis Vol. IV. 1848—49. Titel und Index von Vol. VIII. 1856. Von Vol. IX. 1857 Bogen 8—16, von Vol. X. 1858 Bogen 1—9 und 1a.

Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg. Heft 2. 1858. 8°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein für Sachsen und Thüringen in Halle. Jahrg. 1858. Band XI. 1858. 8°.

20ster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Enthält die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahr 1857. Breslau. 8°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Jahrg. XII. 1858. 8°.

Mémoires de la société des sciences naturelles de Strasbourg. Tom. V. livr. 1. 1858. 4°.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. Jahrg. XIV. Heft 3. 1857. Jahrg. XV. Heft 1—4. 1858. Bonn. 8°.

Erster und zweiter Jahresbericht des naturhistorischen Vereins in Passau für 1857 und 1858. 8°.

Report of the Commissioner of Patents for the Year 1856. Agriculture. Washington 1857. 8°.

Mémoires de la Société impériale des Sciences naturelles de Cherbourg. Tom. V. 1857. Cherbourg 1858. 8°.

Kreil, Anleitung zu den magnetischen Beobachtungen, 2te Auflage (als Anhang zu Bd. XXXII. der Wiener Sitzungsberichte). 1858. 8°.

Annals of the Lyceum of nat. history of New-York. Vol. I—V. 1824—52. von Vol. VI. Nr. 1—4 u. 6—13. 1853—58. 8°.

Siebenter Bericht der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1858. 8°.

Mémoires de l'Académie imp. des sciences, arts et belles-lettres de Dijon. 2e sér. Tom. VI. Année 1857. 8°.

Bulletin de la Société des sciences natur. de Neuchatel. Tom. IV. 3e Cah. Neuchatel 1858. 8°.

Annales de l'Observatorie physique central de Russie etc. par Kupfer. Année 1855. Nr. 1 u. 2. St. Petersbourg 1857. 4°.

Compte-rendu annuel par A. T. Kupfer. Année 1857. St. Petersbourg 1857. 4°.

Jahresbericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde für das Gesellschaftsjahr 1843—44, 1844—45, 1845—46, 1846—47, 1847—50, 1850—51. Hanau 1844—51. 8°.

Der Wetterauer Gesellschaft für Naturkunde zur Feier ihres 50jährigen Bestehens am 11. August 1858 im Namen der Gesellschaft der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg. Inhalt: Ueber die chemische Constitution organischer Verbindungen, von Prof. Dr. Kolbe. 4°.

Hierauf berichtete Apotheker Weismann als Kassier des Vereins über den Stand der Kasse Folgendes.

Rechnungsablegung

bei der Generalversammlung zu Stuttgart

den 24. Juni 1859.

Ich habe die Ehre, der hochverehrten Versammlung Bericht über den Stand der Vereinskasse zu erstatten und zwar über die Rechnung des 15ten Jahres $18^{58}/_{59}$.

Am 1. Juli 1858 betrug das Vermögen:

a) Capitalien	fl.	3397. 36.
b) Ausstände		5. 24.
c) Cassavorrath		84. 41.
d) Zuwachs der hessisch. Loose		18. —
	fl.	3505. 41.

Ein Ausstand des vorigen Jahres mit . fl. 2. 42. wurde bezahlt.

Von dem Grundstock wurden an Activ-Capitalien heimbezahlt . . . . . fl 400. —

An Capitalzinsen wurde eingenommen . fl. 130. 30.

Nach der vorigen Rechnung war die Zahl der Mitglieder und Actien 362.

Zuwachs in dieser Periode 32 und zwar nach der Reihenfolge durch die Herren:

Ebner, Inspector der Feuerversicherung,
Apotheker Fr. Neidhardt,
Stabsmajor de Challadex in Bern,
Apotheker Mayer in Heilbronn,
Hauptzollamts-Controlleur Fuchs in Heilbronn,

Schultheiss Letsch in Zillhausen,
Dr. Hofacker, Chemiker,
Hofarzt Dr. Kornbeck,
Revierförster Gauss in Rosefeld,
Buchhändler Köhler,
v. Vischer, Adolph,
Wilhelm Rabt, Oekonom,
Professor Tröster in Esslingen,
Oberregierungsrath v. Schmidlin,
Finanzrath Schwab,
Apotheker Völter in Bönnigheim,
S. Hoheit Hermann, Prinz von Sachsen-Weimar,
Gutsbesitzer Knapp von Holzgerlingen,
Cuno Graf v. Degenfeld,
Otto Baron v. Tessin,
Buchhändler Engelhorn,
Professor Schwenk in Ludwigsburg,
Edmund Baron v. Ow,
Apotheker Becher in Heubach,
Oberamts-Wundarzt Dr. Gmelin in Geislingen,
Finanz-Assessor Dorrer,
„ „ Knapp,
Kaufmann A. Kinzelbach,
Reallehrer Peter in Heilbronn,
Chemiker A. Ungerer in Pforzheim,
Apotheker Moll in Kirchheim,
„ Hahn in Göglingen.

Die Actienzahl 394 hat sich durch den Austritt von 9 Mitgliedern um 9 vermindert; die Ausgetretenen sind die Herren:

Oberförster v. Brecht in Leonberg,
Fabrikant Schönleber in Bietigheim,
Oberamts-Arzt Dr. Hörling in Heilbronn,
Dr. Philosoph. Klunzinger.

Gestorben sind:

Medic.-Rath Dr. Becher,
Rector v. Kieser,

Graf v. Seckendorf,
Oberamts-Arzt Dr. Roos.
Oberstlieutenant v. Bayha.

Die Zahl der Actien ist 385 mit ebenso vielen Mitgliedern, welche à fl. 2. 42. . . . . fl. 1039. 30.
betragen; davon wurden 384 bezahlt mit . . 1036. 48.
im Ausstand blieben 1 . . . . . 2. 42.
Als Beitrag pro $18^{58}/_{59}$ von der Königl. Centralstelle . 75. —
Die ausserordentliche Einnahme beträgt . . . 10. 48.
Auf den Grundstock wurde in dieser Periode hingelehnt . . . . . fl. 600. —

Die laufenden Ausgaben betragen:

1) für Porto etc.	fl.	33. 30.
2) „ Mobilien		40. 37.
3) „ Vermehrung der Sammlung		405. 15.
4) „ Buckdrucker- etc. Kosten		414. 59.
5) „ Reinigung und Miethe .		32. 22.
6) „ Aufwärter		122. —
7) „ Abgang		— —
8) „ ausserordentli. Ausgaben		17. 39.
9) „ Steuer etc.		21. 52.
	fl.	1088. 14.

Vermögens-Nachweisung des Vereins auf den 1. Juli 1859.

Am 1. Juli 1858 war der

Activ-Capitalstand . .	fl. 3505. 41.	
Hiezu hingeliehen . .	600. —	
		fl. 4105. 41.
Hiezu die Activ-Ausstände		5. 24.
„ den Cassenbestand		52. 15.
Zuwachs an den hessischen Loosen .		27. —
		fl. 4190. 20.
Davon Ablösung		400. —
Rest somit Vermögensstand		fl. 3790. 20.

Am 1. Juli 1858 betrug das Vermögen:

a) Capitalien . . .	fl.	3397. 36.
b) Ausstände . . .		5. 24.
c) Cassavorrath . .		84. 41.
d) Zuwachs der hessischen Loose . .		18. —
	fl.	3505. 41.

Somit Vermögens-Zunahme fl. 284. 34.

Wahl der Beamten.

Nach den §§. 12 und 13 hat die Generalversammlung die Wahl der Vorstände und derjenigen Hälfte des Ausschusses, welche in diesem Jahr auszutreten hat, vorzunehmen. Auf den Antrag von Finanzrath Eser und Professor Dückert wurden die bisherigen Vorstände, Professor Dr. v. Rapp und Oberstudienrath Dr. v. Kurr, durch Acclamation wieder gewählt und die bisherigen Ausschussmitglieder beibehalten.

Der Ausschuss besteht hienach aus folgenden Mitgliedern:

Zurückgebliebene:

Oberreallehrer Dr. Blum in Stuttgart,
Finanzrath Eser in Stuttgart,
Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
Professor Dr. Fraas in Stuttgart,
Professor Dr. Hochstetter in Esslingen,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger in Stuttgart,
Professor Dr. Köstlin in Stuttgart,
Oberstudienrath Dr. v. Kurr in Stuttgart.

Neugewählte:

Professor Dr. v. Fehling,
Medicinalrath Dr. Hering,
General-Stabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Dr. W. Menzel,
Bergrath Dr. v. Schübler,
Apotheker Weismann, sämmtlich in Stuttgart.

Zu Ergänzungs-Mitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung des Ausschusses vom 8. September gewählt:

Professor C. W. Baur,
Chemiker Dr. Marx,
Dr. P. Zech,
Finanzrath Zeller, sämmtlich in Stuttgart.

In derselben Ausschuss-Sitzung wurden die bisherigen Secretäre, General-Stabsarzt Dr. v. Klein und Professor Dr. Krauss, der bisherige Kassier, Apotheker Weismann, und die bisherigen Mitglieder der Redactions-Commission bestätigt.

Nach einstimmiger Wahl ist für die nächste Generalversammlung Tübingen bestimmt. Prof. Dr. v. Rapp ist ersucht worden, das Amt des Geschäftsführers zu übernehmen.

Oberstudienrath Dr. v. Kurr stellte nun im Auftrag des Ausschusses wegen der Herausgabe der meteorologischen Jahresberichte folgenden Antrag:

Der Ausschuss hat schon früher auf eine Anfrage des K. statistisch-topographischen Bureau's die Erklärung gegeben, dass die meteorologischen Jahresberichte wie bisher in die Jahreshefte aufgenommen werden sollen, sobald das Manuscript vollständig und druckfertig abgeliefert werde. Unterdessen sind uns von der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin die norddeutschen meteorologischen Berichte pro 18 $^{7}/_{58}$, welche nach dem in Deutschland angenommenen Plane des Prof. Dove in Berlin ausgearbeitet sind, zugekommen, und nach erfolgter Prüfung hat der Ausschuss die Ansicht gewonnen, dass wir uns, wenn wir überhaupt die meteorologischen Berichte in Württemberg fortsetzen wollen, diesem von Dove schon bei der Naturforscher-Versammlung in Carlsruhe vorgelegten Plane zur einheitlichen Bearbeitung der meteorologischen Berichte in Deutschland anschliessen müssen.

Der Ausschuss hat hierauf in der Sitzung vom 17. Juni einstimmig den Beschluss gefasst:

dass in Zukunft die meteorologischen Berichte in Württemberg nur dann in die Vereins-Jahreshefte aufgenommen

werden sollen, wenn sie nach dem Plane von Professor Dove verfasst sind und in Uebereinstimmung mit den norddeutschen Berichten stehen.

Der Ausschuss legte daher diesen Antrag der heutigen Generalversammlung zur Beschlussnahme vor und fügte noch hinzu, dass er den Beschluss nebst einem von Dr. Zech ausgearbeitetem Programm dem K. statistisch-topographischen Bureau mittheilen werde.

In der Debatte über den vom Ausschuss vorgelegten Antrag äusserte sich Dr. Zech wie folgt:

„Bei dem Antrag, der Ihnen vorgelegt ist, handelt es sich nicht um eine Aenderung der Beobachtungen: die Beobachtungs-Journale bleiben nach wie vor dieselben, sondern blos um die Art und Weise, in welcher die Resultate der Journale veröffentlicht werden sollen. Gleichmässigkeit der Redaction ist hier Hauptsache, aber eben diese suchen wir in unsern meteorologischen Berichten vergebens: z. B. vom einen Beobachtungsort findet man die tägliche mittlere Temperatur, vom andern nur die monatliche. Auf der Carlsruher Versammlung der Naturforscher hat Dove erklärt, dass monatliche Mittel für die Temperatur nicht genügen und alle Meteorologen aufgefordert, fünftägige Mittel zu nehmen. Sollen also unsere meteorologischen Berichte nicht hinter dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft zurückbleiben, so ist eine Aenderung ihrer Abfassung nöthig und es fragt sich nur, in welcher Weise. Ich glaube, die Antwort darauf ist kurz. Das meteorologische Institut in Berlin veröffentlicht seit mehreren Jahren in monatlichen Uebersichten meteorologische Beobachtungen von ganz Norddeutschland und darüber hinaus bis Tilsit und Memel auf der einen, Frankfurt und Mannheim auf der andern Seite. Das Einfachste ist also gewiss, an diese unter Dove's Leitung ausgegebenen Berichte sich anzuschliessen und ich bitte Sie, im Interesse der Wissenschaft, Ihren Ausschuss zu ermächtigen, dass er in diesem Sinne eine Aenderung herbeizuführen suche."

Finanzrath Dr. Zeller bemerkte hiezu, dass im Etat des K. statistisch-topographischen Bureau's eine Summe für meteo-

beachtungswerth, um ſo mehr, da in neueſter Zeit mehrere Staaten ſich demſelben günſtig bewieſen, und durch die Einführung von Zettel- und Discontobanken ihrem Handel neuen Aufſchwung zu geben ſuchten. Die durch die Einführung und Vermehrung von Banken geänderten ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe kommen hier ebenfalls in Betrachtung, ſo wie der Einfluß, den jede ſolche Aenderung auf den ſittlichen Zuſtand eines Volkes ausüben muß. Es wäre ſonach dieſer Gegenſtand, wie bereits die Ueberſchrift dieſes Artikels ausſpricht, zuerſt in ſeinen commerziellen und ſtaatswirthſchaftlichen, ſodann aber in ſeinen politiſchen und moraliſchen Folgen zu betrachten; den Schluß könnte ſodann der Leſer für ſich ſelbſt ziehen und denſelben auf irgend ein beliebiges Staatenſyſtem anwenden. In der Bearbeitung deſſelben hat der Verfaſſer kein eigenes politiſches Vorbild im Auge gehabt, kein beſonderes ſtaatswirthſchaftliches oder philoſophiſches Syſtem; wohl aber iſt er der Erfahrung treu geblieben, und den aus ihr hergeleiteten Lehren. Er betrachtete die amerikaniſche Bankfrage ſtets als eine rein praktiſche, ins Leben eingreifende, und hat ſich daher auch bemüht, ſie ganz aus dieſem Geſichtspunkte aufzufaſſen, und ohne Berückſichtigung irgend einer ſchulgerechten Theorie, die mit ihr zuſammenhängenden Thatſachen dem Leſer deutlich vor's Geſicht zu führen.

Der rein merkantile Theil dieſer Frage läßt ſich zuvörderſt aus zwei Geſichtspunkten betrachten: dem geſchichtlichen, und dem rein theoretiſchen, woraus ſich der Schluß: „in wie ferne die bis jetzt eingeführten Banken ihrem ausgeſprochenen Zwecke entſprochen," von ſelbſt ergibt.

Das gegenwärtige Bankſyſtem mit allen ſeinen politiſchen, ſtaatswirthſchaftlichen und moraliſchen Folgen nahm ſeinen Urſprung im Jahr 1609 mit der Gründung der Bank von Amſterdam. Die Banken von Venedig und Genua ſind zwar älter, es waren dies aber einzelne, für ſich beſtehende und mit dem gegenwärtigen Syſtem durchaus nicht zuſammenhängende Inſtitute. Die Bank von Amſterdam war eine reine Depoſitenbank — ein bloßes Magazin für Gold und Silber — welche keinen andern Zweck hatte, als den kaufmänniſchen Verkehr zu erleichtern und die edeln Metalle ſelbſt gegen Abnützung und Veruntreuung (durch Beſchneiden und Durchlöchern) zu bewahren.

Auch war die Errichtung einer ſolchen Depoſitenbank, gleich der ſpäter entſtandenen Bank von Hamburg, ein Hauptmittel, einen

rologische Instrumente und Beobachtungen ausgesetzt sei und dass es sehr zu wünschen wäre, wenn der Ausschuss seine Ansichten über diesen Gegenstand in der angegebenen Weise dem Bureau mittheilen wolle, damit die nothwendige Uebereinstimmung zwischen der Behandlung der württembergischen Aufzeichnungen und derjenigen anderer Länder erzielt werde.

Die Generalversammlung erklärte hierauf einstimmig, dass sie mit dem oben gestellten Antrag des Ausschusses vollkommen einverstanden sei und dass die meteorologischen Berichte in Württemberg nicht mehr in den Vereins-Jahresheften veröffentlicht werden sollen, wenn sie nicht wie die norddeutschen Berichte ausgearbeitet sind.

Nekrologe.

Prof. Dr. Fraas trug den Nekrolog des Oberbauraths v. Bühler vor.

Der Sitte getreu, dass wir am heutigen Tage vor Allem uns der Mitglieder des Vereins erinnern, die im Laufe des Jahres vom Schauplatze ihres irdischen Wirkens abgerufen worden sind, erlauben Sie mir einige Worte des Andenkens, die ich dem im Frühling d. J. verstorbenen Oberbaurath Georg Wilhelm Christian v. Bühler nachrufe.

Am 21. Januar 1797 als jüngster Sohn des Limpurg Solms-Assenheim'schen Rentbeamten und Kammer-Raths zu Oberroth, Oberamts Gaildorf, geboren und im Gymnasium zu Schwäbisch-Hall mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgerüstet, wollte er anfangs der Forstwissenschaft sich widmen. Er vertauschte jedoch schon im Anfang des Jahrs 1814 den Wald mit dem Felde, d. h. ging, hingerissen von der Begeisterung der deutschen Jugend, als Freiwilliger unter das Militär und war bis zum Pariser Frieden Ober-Kanonier bei der K. Artillerie. Eine besondere Vorliebe für das Baufach veranlasste ihn, seinen Beruf abermals zu ändern und im Jahr 1816 in die Schule des Haller Landbaumeisters, späteren K. Hofbaumeisters Klinsky einzutreten und sich hier unter der Leitung der tüchtigsten Meister jener Zeit für seine spätere Laufbahn auszubilden. Im Jahr 1818 bereiste er den Rhein, Holland und Frankreich zur Besichtigung dortiger Wasserbauten und wurde

ihm bereits 1819 als erste öffentliche Arbeit der Kanal- und Schleusenbau zu Heilbronn übertragen. Im Jahre 1821—27 brachte er als Strassen-Inspector zu Weingarten zu, wo er den Bau dortiger Holzbrücken vervollkommnete, 1827—41 in Ulm, wo er durch den Bau der steinernen Donaubrücke sich ein bleibendes Denkmal schuf. Vom Jahr 1841 an lebte er hier in Stuttgart als Oberbaurath beim K. Ministerium des Innern, anfänglich mit dem Eisenbahnbau beschäftigt, von dem er jedoch 1843 zurücktrat, da er seine Ansicht im Collegium nicht durchsetzte, die gerade in den wichtigsten Fragen der Steigungs-Verhältnisse bei Eisenbahnen vom neueren System abwich. Es trat eben hier der unbeugsame Wille zu Tag, welcher den Verstorbenen in all seinem Thun und Treiben bezeichnete, ein fester, nahezu starrer Charakter, der ihn in seinen vielseitigen, wissenschaftlichen Arbeiten leitete. Er suchte sein Wissen wo möglich immer zu einem gründlichen Wissen zu machen, und was er an sich selbst und seinen Bauten schuf, dauerhaft und vollendet nach Form und Inhalt zu schaffen. Als Erbe seiner umfangsreichen, geognostischen Sammlung, die jetzt im Besitz des K. Naturalienkabinets ist, tritt mir der Verstorbene in seinem ganzen Wesen immer näher, näher als bei der Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit des Mannes während seines Lebens je möglich war. Von Anfang an war ihm klar, — das spricht sich in seiner Sammlung mir täglich aus, — dass der Geognost mit einer gewissen Habsucht Massen sammeln muss, um zu sicheren Resultaten in der Paläontologie und Geologie zu gelangen. Und so sammelte er denn 40 Jahre lang unermüdlich Alles zusammen, was ihm ein Beitrag erschien zur Würdigung der geognostischen Verhältnisse des Landes, und sammelte meist mit Geschmack und grosser Pünktlichkeit, zugleich eine Reihe von Dienst-Untergebenen im Sammeln unterweisend. Er hat redlich sein Theil beigetragen zum Aufbau des naturwissenschaftlichen Gebäudes, das nur auf den Grund einer grossen Anzahl von Einzelbeobachtungen erbaut werden kann und hat seinen Platz sich gesichert in der Reihe der schwäbischen Sammler, nicht nur, weil er das Schwabenland landab landauf durchsammelte, sondern auch mit schwäbischer

Treue und Gewissenhaftigkeit Alles freundlich in seine Arme schloss, was auf seinem Geognosten-Weg ihm begegnete. Ausser seinem Heimathland Hall hat er namentlich der Bodensee-Gegend seine Aufmerksamkeit geschenkt und seine Untersuchungen theilweise in Abhandlungen niedergelegt. Neben der Sammlung von Naturalien beschäftigten den unermüdlichen Mann historische Forschungen. So schrieb er in den letzten fünf Jahren seines Lebens nach alten Urkunden eine Geschichte der Saline Hall, ein Werk, das in fünf grossen Foliobländen geschrieben vorliegt, als Beweis von der eisernen Willensfestigkeit des Mannes, der etwas Begonnenes und einmal Erfasstes nicht wieder fahren liess, bis es vollendet vor ihm lag. Eben diese anstrengende, mühevolle Arbeit zog ihm nach dem Ausspruch des Arztes und der treu besorgten Gattin, die ihm in all seinen Arbeiten nach Kräften mithalf, die schmerzhafte Krankheit zu, der er am 5. März d. J. erlag. Es überleben ihn seine wissenschaftlichen Sammlungen und technischen Arbeiten und rufen uns zu: *exegit monumentum aere perennius.*

Prof. Dückert trug hierauf den Nekrolog des Professors Zenneck vor.

Prof. Ludwig Zenneck, zu dessen Erinnerung ich einige Worte sprechen soll, stand zwar nicht oft in der Reihe der Redner dieses Vereins, aber er war doch einer der eifrigsten Beförderer der Vereinszwecke, denn er hat in seinem 80 Jahre langen Leben hauptsächlich für württembergische Naturkunde gearbeitet und gesammelt.

Man schrieb noch 1779, als er zu Tübingen den 13. September geboren wurde; sein Vater war der ritterschaftliche Beamte, Secretär Zenneck; seine von ihm hochverehrte Mutter eine geb. Guggenberger.

In Tübingen besuchte er zuerst die lateinische Schule und trat im Jahr 1795 in das theologische Seminar Bebenhausen.

Die Neigung zum Naturstudium wurde schon frühzeitig wach im Knaben; er las gerne, wie er selbst sagte, in Prälat Oetinger's alchymistischen Schriften, gab sich mit Witterungsbeobachtungen ab und legte eine Sammlung von Schmetterlingen und

Käfern an. Besonders soll Martinet's und Buffon's naturhistorische Beschreibungen seine Vorliebe zum Naturstudium entschieden haben.

So sah man ihn während des — durch den Einfall der französischen Armee im Jahr 1796 vom Schwarzwalde her — mehrere Monate lang unterbrochenen Unterrichts im Seminar — in Wäldern und Feldern umherschweifen — den Pflanzen und Insekten nach.

Von 1797—1802 brachte Zenneck auf der Universität Tübingen zu, wo er sich philologischen, philosophischen und theologischen Studien hingab; vorzugsweise aber hörte er gerne die naturwissenschaftlichen Vorlesungen bei Storr und Kielmeyer — und Beider Namen hat er immer mit Dank und Verehrung ausgesprochen.

Nach Vollendung seiner Studienzeit war er mehrere Jahre Hofmeister im In- und Auslande, auch kurze Zeit im Kirchendienst als Vikar.

1812 wurde er Lehrer der Naturfächer am Tafinger'schen Institut in Stuttgart.

Als Zenneck im Jahr 1814 von geistlichen Hülfsgeschäften dispensirt wurde, entsagte er gänzlich der Theologie, und dem Kirchendienst und wandte sich nun mit ganzer Kraft des Geistes ausschliesslich dem Studium der Naturwissenschaften zu. Zu diesem Zweck begab er sich 1817 mit Staatsunterstützung, von dem damaligen Minister des Innern und des Kirchen- und Schulwesens — Otto — protegirt, zu weiteren naturwissenschaftlichen Studien nach Paris, wo er neben Benützung der reichen Sammlungen Vorlesungen bei Biot, Tilet, Thenard, Cloquet hörte.

Als im Jahr 1818 die Akademie in Hohenheim in's Leben gerufen wurde, erhielt Zenneck eine Professur der Chemie und Botanik. Hier hatte er ein Amt nach Neigung und nach seinen Wünschen, dem er auch mit allem Eifer oblag. In diese Zeit fällt es, dass er seine Flora von Stuttgart und dessen Umgebung herausgab, eine Sammlung von Insekten Württembergs anlegte, die er bis zum Schluss seines Lebens zu vermehren suchte; aus-

serdem lieferte er Beiträge in verschiedene naturwissenschaftliche Journale.

1820 verehelichte sich Zenneck mit L. Diezel, Tochter des Rentamtmanns Diezel in Erkenbrechtshausen, — eine glückliche, aber kinderlose Ehe, die durch den Tod der Frau im Jahr 1831 wieder aufgelöst wurde.

Die Naturforscher-Versammlungen, deren erste im Jahr 1824 in Würzburg war, hatten für Zenneck ein grosses wissenschaftliches Interesse; oft besuchte er diese Versammlungen, um im Umgang mit Fachgenossen neue Nahrung für seinen Geist zu finden — und scheute selbst im hohen Alter weite Entfernungen nicht; so hatte er die Versammlung in Wien im Jahr 1855 noch besucht.

Das Jahr 1828 setzte Z. in Quiescenz wegen Aufhebung der naturwissenschaftlichen Stelle in Hohenheim, was von Z. sehr schmerzlich empfunden wurde. Er blieb seit dieser Zeit ausser amtlicher Thätigkeit und wählte Stuttgart zu seinem Wohnort.

Hier machte er sich durch chemische Vorlesungen, die er privatim hielt, nützlich — überliess sich im Uebrigen seinem Privatstudium und bei dieser Gelegenheit muss sein unermüdliches Forschen in Chemie und Botanik erwähnt werden.

Seine rastlose Thätigkeit und sein Eifer, nützlich zu wirken, waren es auch, die ihn bestimmten, Stuttgart mit Tübingen zu vertauschen, wo er von 1831—38 als Privatdocent Vorlesungen über Agriculturchemie und Entomologie hielt.

1838 zog er wieder nach Stuttgart, wo er eine zweite Ehe schloss mit L. Stein, der Tochter des vormaligen Justizdirectors Stein; auch diese glückliche, ebenfalls kinderlose Ehe wurde nach wenigen Jahren schon wieder getrennt, indem seine Frau im Jahr 1844 nach langen, schweren Leiden starb.

Auch nach Z.'s Wirkungskreis in Tübingen bestand seine Beschäftigung in Privatstudien mit Chemie, Physik, Entomologie, Botanik und schriftstellerischen Arbeiten.

Der landwirthschaftliche Verein hatte Z. dreimal mit Preisen ausgezeichnet.

Im Jahr 1832 erhielt er den chemischen Preis nebst einer

silbernen Medaille für einen von ihm erfundenen Chlorometer, der als neu und nützlich auch im Auslande anerkannt wurde. Im Jahr 1836 erhielt er den chemischen Preis für einen verbesserten Eudiometer; wiederum im Jahr 1839 bekam er die silberne, technische Medaille für eine sinnreiche, zweckmässige Einrichtung von zwei Saccharometern zu Bestimmung des Zuckergehalts durch Gährung.

Z. war auch correspondirendes Mitglied mehrerer auswärtiger gelehrter Gesellschaften, wie er auch an den Bestrebungen unseres Vereins den regsten Antheil genommen hatte.

Seine letzte Arbeit, die ihn seit 1855 beschäftigte, war eine Untersuchung der Bäume und Gesträuche zur Winterzeit, — oder eine Winterbotanik, wie er sie nannte, — eine Lieblingsarbeit des Verstorbenen, die er als letztes Kind mit grösster Sorge und Vorliebe auf dem Herzen trug. Noch in den letzten Lebenstagen beschäftigte er sich damit, und die schon ziemlich reichhaltige Knospensammlung hoffte er im Frühling dieses Jahres wieder aufnehmen zu können.

Seine Thätigkeit, seine einfache Lebensweise hatten ihn bis sechs Monate vor seinem Ende gesund erhalten; er litt auch jetzt nicht an einer örtlichen Krankheit, sondern das Mark seines Lebens war aufgezehrt; er unterlag der Altersschwäche.

Z. war sich immer sehr hart im Leben und sein Geist übte stets eine Herrschaft über seinen Körper aus.

Als er schon länger kränkelnd, von der freundlichen Wintersonne auf die Strasse gelockt wurde und kaum mehr die Kraft hatte, in seine über drei Treppen hohe Wohnung sich zu schleppen, sagte er zu seinen fast todtmüden Beinen: „ich will doch sehen, ob ihr mich nicht mehr hinauf bringt, ihr müsset," — und sie gehorchten zum letzten Mal; er konnte seitdem nicht mehr ausgehen, seine Kräfte schwanden allmählig und er verschied den 4. Januar 1859.

Zum Schluss will ich rühmend erwähnen, dass er seine sehr grosse Insektensammlung der Universität Tübingen vermacht hat und eine zweite kleinere nebst physikalischen Instrumenten der Realschule in Stuttgart.

Vorträge.

I. Dr. P. Zech sprach über den Pankratiustag.

Es ist in Deutschland eine beinahe jedes Jahr wiederkehrende Erscheinung, dass im Frühjahr nach längerer schöner und warmer Witterung ein Rückschlag in der Temperatur eintritt und es knüpft sich daran die alte Wetterregel über die gefürchteten Tage Pankratius, Servatius und Bonifacius in der Mitte des Mai. Dieser Rückschlag rührt daher, dass die Wärme im Südwesten Europa's rasch gegen Norden vorrückt, während die Kälte im Nordosten und im nördlichen Asien nicht weichen will. Die Folge davon ist, dass verhältnissmässig benachbarte Gegenden sehr verschiedene Temperatur haben und dass eine gewaltsame Ausgleichung nöthig wird. Der heurige Mai gibt ein Beispiel solcher Ausgleichung und der Vorgang lässt sich gut übersehen nach den Witterungsberichten, die täglich Morgens 7 Uhr auf telegraphischem Wege von ganz Europa auf der Pariser Sternwarte einlaufen und von den meisten Pariser Blättern veröffentlicht werden. Alle angeführten Beobachtungen gelten also für Morgens 7 Uhr.

In den ersten Tagen des Mai herrschte Frühlingswetter in ganz Europa, das Thermometer stand zwischen 10 und 16 Grad Celsius, das Barometer etwas unter dem Mittel, der Wind war schwach, der Himmel meist bedeckt.' Nur in Petersburg war es auffallend kalt, nur 2 Grad gegen 9 bei uns, 11 in Paris, 15 in Turin (Beobachtungen von höherem Norden als Petersburg kommen keine nach Paris). Am 3. und 4. Mai beginnt der Nordwind den Südwind zu verdrängen, zuerst in Oberitalien: der kalte Nordstrom verursacht in der warmen feuchten Luft bedeutende Niederschläge. „Es regnet fortwährend," heisst es vom östreichischen Hauptquartier am 4. Mai. Erst gegen Ende der Woche am 7ten und 8ten zeigt sich der Nordstrom bei uns mit steigendem Barometer und langsam sinkendem Thermometer. Am 8. Mai tritt in Petersburg plötzlich ein übermässiger Luftdruck ein und steigt in den folgenden Tagen bis zu 7 Linien über dem Mittel. Zugleich wird bei uns der Nordstrom immer

stärker, der Himmel wird heiter, die Temperatur sinkt bedeutend, in der Nacht vom Pankratius auf Servatius bis auf 4 Grad. Auch in Petersburg zeigt sich jetzt der Nordwind, der aber am 15. Mai in Westwind übergeht: zugleich steigt das Thermometer, das Barometer sinkt und am 17. Mai ist die Ausgleichung vollendet: das Barometer hat überall den normalen Stand erreicht, Petersburg, Brüssel, Turin, Brest, Bayonne haben alle gleiche Temperatur, 10 bis 11 Grad.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass diese Ausgleichung durch einen sogenannten Aspirationswind erfolgte. Denkt man sich in einer Röhre am vordern Ende einen Saugapparat, so wird sich beim Saugen zuerst die Luft in Bewegung setzen, welche vorne ist, und die übrige allmählig nachfolgen. Liegt das vordere Ende im Süden, das hintere im Norden, so wird ein Nordwind in der Röhre gehen, welcher zuerst im Süden sich zeigt, erst später auch im Norden. Als Saugapparat haben wir uns die durch die Wärme in Südwest-Europa verdünnte Luft zu denken: kältere, schwerere Luft musste gegen die verdünnte einströmen und dieser Nordstrom verbreitete sich begünstigt von dem hohen Luftdruck im Norden, sofern von hier aus längere Zeit Luft nachfliessen konnte, bis Petersburg und vielleicht noch viel weiter nach Norden. Ist eine hinreichende Menge Luft nach Süden geschafft, so hört die Ursache des Saugens auf, die Ausgleichung ist hergestellt.

Es ist klar, dass die Ausgleichung desto stürmischer ist, je später sie eintritt, weil bei steigender Sonne Wärme und Kälte sich immer näher rücken. Der Rückschlag wird also weniger empfindlich sein, wenn er schon im April eintritt: später als Mitte Mai tritt er sehr selten ein und daher kommt es, dass die drei Tage Pankratius, Servatius und Bonifacius hauptsächlich als gefährliche gelten.

II. Dr. D. F. Weinland aus Eslingen sprach über Inselbildung durch Korallen und Mangrovebüsche im mexikanischen Golf. (Hiezu Tafel I.)

Während meiner Reise nach Westindien (im Jahre 1857) brachte ich geraume Zeit in einem kleinen Hafenstädtchen auf

der südwestlichen Landzunge der Insel Haiti zu, — einer Localität, wie geschaffen für den Geologen, Zoologen und Algologen, — von der der Naturforscher nur durch das böse Sumpfklima, welches das gelbe Fieber erzeugt, wieder vertrieben werden kann.

Der Name des Städtchens, Corail, lockte mich hin und ich ward nicht getäuscht. Schon die Pracht einer Landschaft, wie man sie selbst unter den warmen Himmelsstrichen nur selten findet, hätte mich für die beschwerliche Küstenfahrt, die mich von der Stadt Jérémie dahin brachte, entschädigen können. Der herrliche Hafen, der eine Flotte von hundert Linienschiffen beherbergen könnte und in welchem in der That kaum so viele Fischerkähne herbergen, ist nach aussen umgürtet von einem Kranz mit grünem Gebüsch bedeckter Inselchen, verschieden in Grösse, von einer Quadratruthe bis zu mehreren Morgen. Ein Blick auf diese stille, tiefblaue Wasserfläche, die durch Ebbe und Fluth so gut wie nicht gestört wird,* mit dem hellblauen Himmel darüber, mit den Hunderten von Inselchen in der Fernsicht, ruhigen, grünen Punkten, nach denen das Auge sich immer sehnt, wenn es in's endlose Meer hinausblickt, mit den Fischerbooten da und dort, und dem Städtchen am Land, hinter dem sich unmittelbar das mit Urwald bedeckte Gebirge erhebt, und das Alles im tropischen Licht, mit seinen scharfen Contouren — ein solcher Blick gewährt jedem empfänglichen Gemüthe den unmittelbarsten, reinsten Naturgenuss.

Aber welche herrlichen Schätze eröffnen sich hier erst dem geübteren Auge des Naturforschers! Kann er doch hier auf die allerdeutlichste Weise sehen, wie Inseln sich bilden. Eines Tages Fahrt durch jenes Inselmeer war mir mehr werth, als die gelehrteste geologisch-zoologische Abhandlung über Inselbildung und Korallenbau, und so werde ich denn auch im Folgenden keine gelehrten Theorieen vortragen, sondern einfach referiren, was ich gesehen und gedacht, während ich zwischen und auf jenen Oasen des Meeres kampirte.

* Bekanntlich beträgt der Unterschied von Ebbe und Fluth im mexikanischen Golf an der Nordküste der grossen Inseln kaum einen Fuss.

Wie immer, wo wir eine Insel, ein Land betreten, so macht auch auf diesen kleinen Eilanden des mexikanischen Golfs die Pflanzenwelt den ersten, grossen Eindruck auf uns. Das Thierleben ist verborgen, will erst aufgesucht sein, und sein stilles Wirken entgeht den meisten Reisenden. Die Vegetation nun auf jenen kleinen Inseln besteht — wer sollte es glauben — überall und allerwärts fast ausschliesslich aus einer einzigen Pflanzenart; es ist der Mangrove- oder Leuchter-Baum, *Rhizophora Mangle L.*, ein schöner Baum oder Busch mit dichtem, schon tief unten beginnendem Laubwerk und einer Menge Zweigen, die unter einander wie die Lianen im Urwald ein undurchdringliches Netzwerk bilden. Nähern wir uns einem solchen kleinen Mangrove-Eiland von einem bis zwei Quadratruthen Grösse, so fällt uns sofort auf, dass da noch kein Fussbreit Land ist; der ganze Haufen dieser Mangrovebüsche, die öfters bis zwanzig Fuss hoch werden, steht mitten im Wasser, und man fragt sich, wie kommen die Bäume dahin? Ich war so glücklich, in Corail den ganzen Reproductions- und Vegetationsprocess dieser Pflanze an einer Reihe von Hunderten von Exemplaren in allen Entwicklungsstufen zu verfolgen, und da ich ihn in keiner der mir bekannten botanischen Handbücher beschrieben finde, so will ich denselben kurz berühren:

Der Mangrovebaum, der immer nur am oder im Meere wächst, hat eine vollkommen spindelförmige, ein bis anderthalb Fuss lange Frucht (Fig. 1. A.). Dieselbe ist etwa fingerdick, unten zugespitzt, hat aber doch ihren Schwerpunkt in dem untersten Drittheil, indem sie dort am meisten anschwillt. Vermöge dem Standort des Baums fallen von einem Hundert dieser Früchte sicher die Hälfte in's Meer. Ist nun das Meer unter dem Baum seicht, d. h. nicht tiefer, als etwa ein bis anderthalb Fuss, so spickt die Frucht in den Meeresboden, namentlich wenn dieser sandig ist, und damit ist der neue Baum unter Wasser gesäet. Denn diese Frucht hat eine Eigenthümlichkeit, die uns mit Recht mit Staunen erfüllt und die sie eben zum Inselbau unter Wasser geschickt macht, die nämlich, dass der Körper der Frucht selbst unten die Wurzeln und oben die Cotyledonen treibt (Fig. 2), indem

beſtimmten Münzfuß einzuführen, und den Kurs der aus allen Ländern zuſammenfließenden Geldſorten nach einer feſtgeſetzten Einheit zu reguliren. Die ganze Einrichtung war ſo einfach wie möglich. Der Deponent, das heißt derjenige, welcher Gold oder Silber der Bank in Verwahrung gab, wurde für den Betrag deſſelben in den Büchern der Bank ins Haben geſchrieben und erhielt dafür ein Certifikat, welches, da es transferabel war (girirt werden konnte), von einer in die andere Hand ging, und, da die Bank zu jeder Zeit bereit war, daſſelbe gegen eine mäßige Vergütung für die Koſten des Aufbewahrens der edeln Metalle wieder einzulöſen, ſtatt der klingenden Münze in Umlauf geſetzt wurde. Dieſe Bank-Certifikate wurden nach und nach zum cirkulirenden Medium von Holland, das heißt, verrichteten den Dienſt des Handels und der Gewerbe, während die edeln Metalle, die ſie Gulden für Gulden repräſentirten, ruhig in den Gewölben der Bank ſchliefen, und dadurch gegen die Gefahren des Abnutzens und des Verluſtes durch den Gebrauch geſichert waren. Auf dieſe Art wurde ein Papiergeld gegründet, welches die ganze Sicherheit, Einheit und Solidität der edeln Metalle mit der Leichtigkeit der Tranſportation und den größeren Vortheilen von Wechſelbriefen verband und zugleich dem Staate eine Auslage von mehreren Millionen Gulden erſparte. Mac Culloch ſchätzt die Summe des jetzt in England cirkulirenden Geldes auf ſechzig Millionen Pfund Sterling. Beſtünde dieſe einzig in Gold,* ſo wäre dieſelbe für die gegenwärtigen Bedürfniſſe des Handels und der Gewerbe noch lange nicht hinreichend; durch das Bankgeſchäft aber wird der Umſatz ſo erleichtert und dabei ſo viel Zeit gewonnen, daß die Summe von 60 Millionen die von wenigſtens 200 erſetzt, welche man ſonſt zum Behufe deſſelben Verkehrs nöthig haben würde. Nehmen wir

* Nach engliſchen Geſetzen ſind nur Gold und Noten der engliſchen Nationalbank als Baarzahlungen zu betrachten. Eine in Silber über den Betrag von 39 Schillingen angebotene Zahlung kann von dem Empfänger zurückgewieſen werden. Auch cirkuliren die in England geprägten Silbermünzen 5 Proc. über ihren eigentlichen inneren Werth, das heißt ſie ſind 5 Proc. geringhaltiger als die ihnen aufgeprägte Zahl. Dies geſchieht, um die Ausfuhr der für die arbeitenden Klaſſen unumgänglich nothwendigen Scheidemünze zu verhüten. Die Noten der Bank von England ſind überall als Baarzahlungen ſtatt Gold anzunehmen, die Bank ſelbſt aber iſt verbunden, ihre Gläubiger in Gold zu bezahlen.

der Embryo durch die ganze Frucht von oben bis unten reicht. — Aber damit hätte sie ihren Zweck noch nicht erfüllt; das eine Stämmchen im Meere würde vor Wind und Wogen seine aufrechte Stellung kaum behaupten können und eine Insel könnte es vollends nie bilden. So sendet denn dieses zarte, fingerdicke Mangrovebäumchen, sobald es nur einen halben Fuss über Meer ist (Fig. 3), eine starke, steife Luftwurzel schräg zum Meeresboden hinunter, und wenn es höher wird, eine zweite längere, stärkere und so fort (Fig. 3. A. B. C.), bis am Ende ein Stamm dasteht mitten im Meer, der von zwanzig bis dreissig schiefen Stützen wohl getragen ist. Dieses grosse Sieb um den Baum herum dient nun dazu, Schlamm und alle Arten vegetabilischer und animalischer Reste, die Wind und Wellen dahin treiben, festzuhalten und so allmählig Land über Meer zu bilden, das man denn auch bei grösseren Mangrove-Inseln selten mehr vermisst.

Ich habe oben die Voraussetzung gemacht, dass das Meer unter dem Baum, von dem die Frucht fällt, seicht sei; ist es nun aber tief, so wird die Frucht von den Wellen fortgeführt, an's Ufer oder vielleicht an eine ferne Sandbank geworfen werden und kann im letztern Falle einen neuen Mangrovebusch gründen, vielleicht Hunderte von Meilen vom Mutterbaum entfernt.

So viel über diesen merkwürdigen Inselbaum. Aber die Frage, die uns nun bei dem Aufbau einer Insel weiter interessirt, ist die: Wie wird der Meeresboden von der Tiefe herauf so hoch gehoben, dass die Mangrovefrucht Wurzel fassen kann, d. h. bis etwa einen Fuss unter dem Meeresspiegel? Hier tritt das Thierleben in seiner vollen Bedeutung auf. Die Kalkskelette oder Schalen der Millionen von Wirbelthieren und Mollusken, vor Allem aber der Strahlthiere und unter diesen wieder der Polypen, die sämmtlich Meeresbewohner sind, nahmen in den verflossenen geologischen Epochen und nehmen auch in der gegenwärtigen einen wesentlichen Antheil an der Erbauung von Inseln und von Continenten. Wir sagen mit Absicht nur „einen wesentlichen", denn so viel als man früher wohl ihnen zuschrieb, bewirken sie nicht. Zwar glaubte der grosse Natur-

forscher und Reisende Forster, aus Korallenstücken, die er aus ungeheuren Meerestiefen heraufholte, schliessen zu können, dass die Korallen wirklich von solchen Tiefen herauf bis zur Oberfläche bauen; dies ist aber sicher irrthümlich. Die Untersuchungen von Darwin und Dana in der Südsee, die von Agassiz in Florida, die von Ehrenberg im rothen Meer und meine eigenen Beobachtungen in Haiti haben bis zur Evidenz gezeigt, dass alle Korallen, die unter sechszehn Faden, d. h. etwa hundert Fuss Meerestiefe gefischt werden, abgerissene und herabgefallene todte Stücke sind, und dass keine heute lebende Korallenart, die beim Inselbau irgendwie in Betracht kommen könnte, tiefer leben kann, als sechszehn Faden.* So hoch also muss der Meeresboden vom Innern der Erde aus gehoben sein, wenn eine Korallen-Insel entstehen soll.

Wenn wir nun näher auf die inselbauenden Korallen eingehen, so sind die Pfeiler-Korallen, die in sechszehn Faden Meerestiefe leben können, die Astraeen. Sie allein sind im Stande, kolossale Felsmassen zu bilden, ich habe bei Jérémie in Haiti Exemplare von Astraeen von acht Fuss Durchmesser und sechszehn Fuss Höhe gesehen. — Aber diese Astraeen bauen nun nicht herauf bis zur Meeres-Oberfläche, sondern nur bis etwa sieben Faden (fünfzig Fuss) unter dem Meeresspiegel, dann folgen die Maeandrinen, welche mehr breite, flache Bänke bilden, sie bauen bis etwa zwei Faden unter dem Meeresspiegel, dann werden sie abgelöst von den zerbrechlichen, viel verzweigten, meist hirschhornähnlichen Madreporen und den senkrechte Fachwerke bildenden Milleporen. Diese reichen bis unmittelbar unter die Meeres-Oberfläche. Ueber die letztere hinaus baut natürlich keine Koralle, denn die Polypen sterben fast plötzlich, sobald sie der Luft ausgesetzt sind.

Vergegenwärtigen wir uns also einen solchen Korallenthurm, wie er von hundert Fuss Meerestiefe bis zur Oberfläche heraufstrebt, noch einmal, so sehen wir folgendes Baumaterial:

* Andere Korallenarten, z. B. die Edelkorallen an der Küste von Algier, werden noch in einer Tiefe von mehreren hundert, ja bis neunhundert Fussen gefischt. Siehe G. v. Martens, Italien; II. p. 456.

Erstens: massige Astraeen von etwa sechszehn Faden bis sieben Faden; sodann: flache Maeandrinen von sieben bis zwei Faden, endlich Madreporen und Milleporen von zwei Faden bis unmittelbar unter den Meeresspiegel. Die letzteren stark verzweigten Korallen aber sind nun äusserst geeignet, allen Sand und Muschelschalen und alle von der Tiefe heraufgeworfenen Korallenstücke und deren Detritus zwischen ihren zackigen Gabeln und Fächern festzuhalten, und so bildet sich am Ende eine Sandbank, auf der die Mangrove-Frucht Wurzel fassen kann, und damit ist der Grund gelegt zur *Terra firma* mit all der Herrlichkeit, die hier in Luft und Licht sich entwickeln soll.

Wenn dieser bestimmte Hergang, namentlich in Beziehung auf den Mangrovebaum, auch nur auf den mexikanischen Golf beschränkt bleibt, wo sicher in jedem Jahrtausend Hunderte von kleinen Mangrove-Inseln den Küsten der grossen Inseln und des amerikanischen Continents entlang entstehen, so ist doch zu vermuthen und aus den Darstellungen anderer Reisenden ersichtlich, dass der Hergang auch in andern tropischen Meeren ein ähnlicher ist, und wir dürfen wohl uns darnach einen Begriff machen, wie etwa und welche unserer fossilen Korallenarten in geologischen Zeiten die damaligen Inseln und Continente aufrichten halfen. —

Wir haben bis hieher öfters vom Bauen der Korallen gesprochen und unsere Leser mögen sich dabei namentlich die Frage aufgeworfen haben, wie die Korallen sich an beliebigen Orten ansetzen können, wo zuvor weit und breit keine waren. Dies führt uns auf eine kurze Betrachtung über das Thier der Korallen, d. h. den Korallenpolypen, und vor Allem über dessen embryologische Entwicklung.

Eine genauere Kenntniss der Thiere der verschiedenen Korallenarten ist bekanntlich seit langer Zeit eines der grössten Desiderata der Zoologie. Dies hat seine natürlichen Gründe. Bei weitem die meisten Korallen nämlich leben in tropischen Meeren, in den europäischen lebt nicht eine einzige Art, die als Inselbauer in Betracht kommen könnte. Dies könnte uns auch einen Wink geben über die Temperatur der Meere, in denen sich unser jurassischer Korallenkalk gebildet hat. So konnten also nur

reisende Naturforscher uns Auskunft bringen; allein diese war bis jetzt von geringer Bedeutung. Weltumsegelnde Reisende halten sich in der Regel zu kurze Zeit an einem Orte auf, als dass sie so schwierige und zeitraubende Untersuchungen, wie die über Korallenpolypen sind, anstellen könnten.

Mit Ausnahme Darwin's, Dana's und Ehrenberg's, die, jene in der Südsee, dieser im rothen Meer, sehr schöne Untersuchungen gemacht haben, brachten sie immer nur jene kuriosen Steinmassen zurück, die uns in allen Museen hieroglyphisch ansehen. Freilich es ist leichter, Korallen zu packen, als halbe Tage lang in einem tropischen Klima am Mikroskop zu warten, bis das scheue Thierchen beliebt, seine Tentakel auszustrecken, oder bis es gelingt, eines derselben so zu anatomiren, dass man über seine Struktur, seine Fortpflanzungs-Organe u. s. f. in's Klare kommt. Ich war hauptsächlich der Korallen wegen nach Haiti gereist und war entschlossen, die Insel nicht eher zu verlassen, bis ich einen genügenden Einblick in die Natur derselben mir verschafft hätte. Dazu hatte ich nun auch in Corail treffliche Gelegenheit. Nicht nur gibt es dort ausgedehnte Korallenriffe, meist aus Astraeen bestehend, sondern es ist namentlich auch der Boden der stillen Lagunen zwischen jenen aussen liegenden Riffen und dem Hauptland der Insel auf morgengrosse Strecken hin buchstäblich bedeckt mit kleinen Astraeen, Sider-Astraeen, Poriten, Manicinen, Madreporen, Milleporen und Gorgonien. Aber der Aufenthalt in Corail war in anderer Beziehung nicht der angenehmste. Wo der Mangrove wächst, soll kein Europäer leben, sagt der Haitianer; doch ich verliess mich auf ein anderes Dictum dieses Volks, dass nämlich der Europäer von dem gelben Fieber nicht leicht mehr als einmal in einem Sommer ergriffen werde; nun hatte ich es schon durchgemacht, ehe ich nach Corail ging, ich vertraute dem Freibrief, den ich dadurch bekommen, und bin jetzt froh darüber.

Der Bau der Polypen im Allgemeinen ist in unsern zoologischen Handbüchern richtig angegeben, nur des Zusammenhangs wegen sei er hier kurz berührt, und ich habe in Fig. 4 einen solchen Polypen skizzirt. Man denke sich einen Becher, der

oben an seinem Rand einen Kranz von wurmförmigen Anhängen, Tentakeln (Fig. 4. B.) genannt, trägt, der Boden des Bechers wäre die Fussscheibe des Polypen (Fig. 4. A.), womit er sich festsaugen kann. Dieser becherförmige Körper ist aber oben nicht ganz offen, sondern durch eine Scheibe geschlossen, die eine längliche Spalte, den Mund, in der Mitte hat; ferner hat der Becher im Innern keine einfache Höhle, sondern er ist durch parallele, verticale Scheidewände in Kammern getheilt, die z. B. bei der Gattung *Anthea* durch Einkerbungen des oberen Randes angedeutet sind. Die Consistenz des ganzen Thiers ist eine fleischige, sehr contractile Masse, so zwar, dass sich z. B. eine *Anthea gigantea*, eine bis jetzt unbeschriebene Riesenactinie von zwei Fuss Kronendurchmesser, die ich in der Nähe von Corail entdeckte und die in Fig. 4 skizzirt ist, auf ein Halbkügelchen von zwei Zoll Durchmesser zusammenziehen kann. — Solcher Polypen nun gibt es zweierlei, skelettlose oder nackte, und Skelett- oder Korallenpolypen. Uebrigens ist dieser Unterschied mehr von geologischer, als von zoologischer Bedeutung; er besteht nur darin, dass bei den Korallenpolypen die genannten Verticalplatten im Innern und namentlich die Fussscheibe Kalk absondern, bei den andern nicht. Zudem findet man alle Uebergänge und namentlich lebten in den früheren Perioden unserer Erde viele Arten solcher Korallenpolypen, bei denen nur die Fussscheibe Kalk absonderte. Ich habe in Haiti nackte, in Gesellschaft lebende Polypen, d. h. Aktinien gefunden, die mit dortigen Korallenpolypen in Bezug auf die Struktur der Weichtheile in Ein Genus gehörten, und es ist unsere Ueberzeugung, dass so noch viele Gattungen der nackten Polypen, oder Aktinien, von denen wir in der Zoologie drei Familien mit fast dreissig Gattungen zählen, zu Gattungen von Korallenpolypen gehören, mit andern Worten, dass die bisherige Haupteintheilung in nackte und Korallenpolypen in zoologischer Beziehung verfehlt ist. Aber wie entstehen nun, das ist die Frage, diese ungeheuren Korallenkolonien, namentlich die Asträen, die als Inselbauer von so grosser geographischer Bedeutung sind. Hier kommt die Em-

bryologie der Korallenpolypen in's Spiel, die ich eben auch in Corail sehr hübsch an zwei Arten verfolgen konnte. Entlang den vertikalen inneren Scheidewänden nämlich sitzen beim reifen Korallenpolypen abwechselnd Eierstöcke und Testikel. Aus den Eiern, deren jedes Individuum Millionen producirt, schlüpfen, so lange dieselben noch am Mutterorgan haften, Embryonen aus, die mit dem Mutterthier keine Spur von Aehnlichkeit haben. Es sind mikroskopische, über und über bewimperte Kügelchen, die eben vermöge ihrer Wimpern wie Infusorien lustig, oft zu Tausenden, in dem Innern der Mutter, d. h. ihrem Magen und selbst in die Tentakel hinein schwimmen. Nach einiger Zeit verlassen sie die Mutter und zwar durch die einzige Oeffnung, die sich an derselben vorfindet, — den Mund; das ist die Geburt der Korallenpolypen. So schwärmen denn in der Fortpflanzungszeit, welche aber für verschiedene Arten eine verschiedene ist, Myriaden dieser mikroskopischen Embryonen in der Nähe der Mutterstöcke und an den Uferfelsen umher; Millionen werden wohl oft durch eine Welle in's Meer hinausgerissen und sind verloren; eine andere Welle wirft Millionen auf's trockene Land; Millionen mögen sich an Orten festsetzen, wo sie nie wachsen können, da jeder Art, wie wir oben sahen, ihre bestimmte Meerestiefe angewiesen ist, — aber wenn nur Einer von einer Million eine seinem Wachsthum entsprechende Lokalität findet, so hat die Natur ihren Zweck, die Fortpflanzung der Art, erreicht, und wenn dieser Eine an einem Ort sich festsetzte, wo vorher kein Korallenstock war, vielleicht hunderte von Meilen vom Mutterstock entfernt, so hat er (wie ähnlich oben die fortgeschwemmte Mangrovefrucht) den Grund zu einem neuen Korallenfelsen gelegt, der vielleicht nach einigen tausend Jahren als Insel über der Meeresoberfläche erscheint. Jene Embryonen nämlich saugen sich, sobald sie irgendwo einen festen Punkt vorfinden, daran an. Ein Instinkt, der sie gerade an die ihnen günstigen Plätze führen würde, ist nicht wohl anzunehmen; desshalb eben producirt die Natur solche Massen, dass vermöge einer einfachen Wahrscheinlichkeitsrechnung nothwendig der Eine oder der Andere am rechten Ort sich anheftet. Ich fand einmal die Wände eines Glaskübels, in welchem ich die

Korallen zu beobachten pflegte, eines Morgens ganz mit einem feinen Ueberzug bedeckt und bei näherer Untersuchung ergab es sich, dass derselbe ganz aus Embryonen von *Porites* bestand, von welcher Korallenart ich Abends zuvor ein Stück in den Kübel gelegt hatte. — Die Stelle, womit sich der Embryo festgesaugt hat, wird der Fuss; bald sprossen oben am entgegengesetzten Ende sechs Knötchen heraus, dies sind die ersten Tentakel. Doch sind die Formen des Thierchens noch sehr variabel und ist dasselbe noch ausserordentlich beweglich. Ich sah es öfters in diesem Zustande auf der Seite sich fortwälzen oder kriechen wie eine Schnecke. Das Wachsthum geht nun aber sehr schnell vor sich und ebenso schnell, wie es scheint, die Vermehrung, obgleich ich diese nie an einem von mir selbst erzogenen Korallenpolypen beobachten konnte. Dagegen habe ich noch ganz jugendliche schon voll Eier gefunden. Die Vermehrung geschieht durch Eier allein, wenn es eine Einzelkoralle, z. B. eine *Fungia* ist, durch Eier und durch Theilung oder Sprossung aber, wenn es eine Gesellschaftskoralle ist. Jene kolossalen Astraeenfelsen, von denen ich oben gesprochen, sind jeder von einem einzigen Embryo hergekommen und zwar nur durch Hervorsprossen neuer kleiner Individuen zwischen den Alten. Dadurch bekommen diese Felsen immer eine konische Form und stürzen dann wohl auch leicht über. Der Stock lebt am Ende nur noch an der Oberfläche und die unteren Partieen, die vielleicht vor Hunderten von Jahren entstanden und gelebt, sind jetzt nur noch die todten Fundamente für das obere herrliche Leben. Die Madreporen-Colonieen, die beim Inselbau kaum weniger wichtig sind, entstehen einfach durch Seitensprossung. Schwieriger sind die Maeandrinenkolonieen zu erklären, die namentlich in der jetzigen Epoche, aber auch schon im Tertiärgebirge und in der Kreide zahlreich vertreten sind und grosse Bänke bilden. Ich will nur kurz erwähnen, dass hier die schöne *Manicina areolata* als Typus dienen und den complicirteren Formen, wie z. B. der kolossalen *Maeandrina cerebriformis* zur Erklärung dienen kann. An einer Reihe von Exemplaren von den verschiedenen Altersstufen jener *Manicina* nämlich, die in

Corail ausserordentlich häufig ist, kann man sich leicht überzeugen, dass die verwickelte Form der erwachsenen, handgrossen *Manicina* einfach durch fortgesetzte Einfaltung des Randes aus der ursprünglichen, allen jungen Polypen gemeinsamen Kreisform hervorgegangen ist, so zwar, dass jetzt anstatt des ursprünglichen einfachen Mundes entlang den Rinnen der Koralle viele Mundöffnungen sich finden, die auf eine Tendenz zur Bildung einer Mehrzahl von Individuen hinweisen, während auf der andern Seite wieder der Nahrungskanal und die den Gräten entlang verlaufenden Tentakelreihen dem ganzen Korallenstock gemeinschaftlich angehören. Aehnlich verhält es sich bei der genannten *Maeandrina cerebriformis*.

Doch wir haben vielleicht schon zu lange bei diesen zoologischen Betrachtungen verweilt, daher sei nur noch Ein geologisch wichtiger Punkt erwähnt, nämlich die Chronologie der Korallenstöcke, d. h. ihre Alters- und Wachsthumsverhältnisse.

Nach den Untersuchungen der bedeutendsten, schon oben genannten Naturforscher, die über Korallen Studien gemacht haben, war man überein gekommen, das Wachsthum der Riff- und Insel-bauenden Stöcke nur etwa auf ein bis zwei Fusse in hundert Jahren zu berechnen. Noch während meiner Anwesenheit in Nord-Amerika aber brachte der unermüdliche Zoolog und Geolog Agassiz von Florida Resultate mit, die ein viel langsameres Wachsthum beweisen würden, nämlich nur einige Zolle in Einem Jahrhundert. Seine Berechnung beruhte wesentlich auf jungen Korallenstöcken, die sich auf Backsteinstücken angesetzt hatten, welche von einer auf einer Insel erbauten Festung der Nord-Amerikaner in Florida herrührten und von denen man genau das Jahr wusste, wann sie in's Meer geworfen worden waren. (Wenn ich mich recht erinnere, wurde die ganze Festung durch einen Orkan oder eine Sturmfluth in's Meer gestürzt.) Agassiz berechnete daraus das Alter eines einzigen Riffs oder einer Insel, die von zwölf Faden Meerestiefe bis an die Oberfläche heraufgebaut wäre, auf 25,000 Jahre und darnach das Alter der vier concentrischen halbkreisförmigen Korallenriffe, die

— sämmtlich aus heute noch lebenden Arten bestehend — die Südspitze von Florida umgeben und bilden, auf 100,000 Jahre.*

Die Korallenarten, die den obigen Beobachtungen und Berechnungen zu Grunde liegen, waren, so viel ich weiss, Maeandrinen. Diese und die Astraeen sind die solidesten, sie haben das kalkreichste Skelet und es war zu vermuthen, dass sie langsamer bauen, als die porösen und vielverzweigten Arten, wie die Madreporen. Desshalb eben aber war es auch gewagt, von jenen Maeandrinen aus auf das ganze Riff, die ganze Korallen-Insel und namentlich auch auf das Wachsthum der Madreporen zu schliessen.

Ich bin im Stande, gerade in Beziehung auf die Madreporen eine Beobachtung mitzutheilen, die ein bedeutendes Licht auf deren Wachsthum wirft, das die Zahlen von Agassiz nicht unbedeutend verändert.

In der oben genannten Bucht von Corail und zwar zwischen diesem Städtchen und der schönen, aber nach kaiserlichem Gebot unbewohnten Insel Caymites sah ich häufig Zweige der grossen *Madrepora alcicornis* oft mehrere (drei bis fünf) Zolle über dem Meeresspiegel hervorragen. Diese Zweige über Wasser waren natürlich todt, denn wie wir wissen, sterben die Korallenpolypen bald, wenn sie der Luft ausgesetzt sind; aber der ganze übrige Korallenstock — soweit unter Wasser befindlich — war voll Leben. Gestört, durch Schiffe umgeworfen oder dergleichen waren diese Stöcke nicht, sie sassen fest auf ihrem ursprünglichen Standort. Es waren also jene Zweige nicht durch äussere Gewalt der Luft ausgesetzt worden. Diese Beobachtung machte ich im Monat Juni. Selbstverständlich beschäftigte mich nun lebhaft die Frage: Wann sind diese, jetzt über Wasser stehenden Korallenzweige gewachsen?

Diese wichtige Frage glaube ich nun durch folgende Betrachtung beantworten zu können:

Während der drei Winter-Monate December, Januar und Februar weht an der ganzen Nordküste von Haiti, an der auch Corail liegt, ein constanter, sehr heftiger Nordwind, der den Meeresspiegel, während der genannten Jahreszeit, entlang der

* So weit ginge also nach Agassiz zum mindesten die Entstehung der heutigen Thierwelt zurück.

ganzen Nordküste der Insel immer um fünf bis acht Fusse höher hält, als dies in den andern Jahreszeiten und namentlich im Sommer der Fall ist. — Nur in diesen Monaten können jene dünnen Zweigchen, die im Juni über Wasser standen, gewachsen sein. Dies beweist nothwendig für die Madreporen (also für die zwei obersten Faden der Korallen-Insel oder des Korallen-Riffs) ein viel schnelleres Wachsthum, als es mein verehrter Freund Agassiz so scharfsinnig für die Macandrinen berechnet hat. Wenn Astraeen und Macandrinen nur drei Zolle im Jahrhundert bauen, folglich um von zwölf zu zwei Faden Meerestiefe herauf zu kommen, 20,000 Jahre bedürfen, so könnten nach meiner Rechnung die Madreporen, die noch die zwei letzten Faden bis an die Oberfläche zu bauen haben, zu diesem ganzen Bau nur noch ein einziges Jahrzehnt nöthig haben.

Aber es kommen hier so viele Zufälle in's Spiel, dass man nur annähernd von bestimmten Zahlen sprechen kann, und es sind noch viele Beobachtungen, ja es wären, wie L. Agassiz es im Sinn hat, systematisch wiederholte periodische Messungen nöthig, um über diese interessante Frage auch nur einigermassen in's Klare zu kommen.

Ich habe mir erlaubt, hier in dem continentalen Württemberg, in einem Verein für vaterländische Naturkunde über Korallen und Inselbildung im fernen atlantischen Ocean zu sprechen; allein die Geologen wenigstens werden mich wohl entschuldigen. Sie wissen, dass wir dort in den tropischen Meeren die erklärenden Analoga für all die mannigfaltigen Thierformen suchen müssen, die in unseren württembergischen Kalkgebirgen versteinert liegen. Wie oft, wenn ich dort am Strande von Haiti herumwanderte, auf den modernen — überall durchlöcherten, Höhlen einschliessenden — Meerkalkfelsen von Thierarten gebildet, die heute noch daneben im Meere leben, oder wenn ich die lebenden Cidariten aus den Löchern des Ufergesteins herausschlug, erinnerte ich mich an meine Heimath, die rauhe Alp, an den Coralrag von Hohenwittlingen, der jenen Meeresbildungen von heute so sehr gleicht, dass nur die organischen Einschlüsse mir den grossen Zeitunter-

nun an, daß das Gold durch den Umſatz jährlich nur ¼ eines Prozent durch Abnützung verliert, ſo ergibt ſich auf die Summe von 200,000,000 Pfd. Strl. allein ein Verluſt von einer halben Million. Rechnet man nun noch die bei weitem größeren Transportkoſten, den momentanen Verluſt der in Transportation begriffenen und durch keine Repräſentanten erſetzten Kapitalien, ſo wie die Intereſſen der auf Zeit geſtellten Wechſelbriefe hinzu, ſo kann man die ganze durch die Banken erzielte Erſparniß auf nicht viel weniger als 3½ Mill. Pfunde oder ungefähr auf 5 Proc. des jetzt circulirenden Geldes anſchlagen. Ein Land, wie Frankreich, Deutſchland oder Amerika, in welchem das Syſtem der Anweiſungen (checks und drafts on a banker) weniger ausgebildet und vervollkommnet iſt als in England, brauchte bei einer ähnlichen Ausdehnung ſeines Handels und ſeiner Gewerbe vielleicht eine dreimal größere Summe circulirenden Geldes, und inſofern dieſes aus Gold beſtünde, wäre der Gebrauch deſſelben mit einem jährlichen Verluſte von vielleicht zehn oder fünfzehn Procenten des ganzen in Umlauf geſetzten Mediums verbunden. In den Ländern, wo Silber den Hauptbeſtandtheil des cirkulirenden Geldes bildet, wie dies z. B. in Frankreich, Deutſchland und Nordamerika der Fall iſt, würde dieſer Verluſt, im Verhältniß zu den größern Transportationskoſten und der hiedurch oder durch Wechſelbriefe verlornen Zeit, noch größer ſeyn, und in den Vereinigten Staaten endlich, wo der Süden der Markt aller Erzeugniſſe, der Norden aber, wegen der Einfuhr, der Platz iſt, auf dem remittirt wird, müßte derſelbe bei der ſtets ſteigenden Ausbreitung des Handels und der Manufakturen in kurzer Zeit die Summe aller jetzigen Staatseinkünfte erreichen, und eine directe Beſteurung des ganzen Volkes zur Folge haben.

Es iſt ſomit keinem Zweifel unterworfen, daß eine ſichere, wohleingerichtete Depoſitenbank, nach dem Muſter der im Jahr 1609 eingeführten Bank von Amſterdam, nicht nur im Allgemeinen zur Erleichterung des Verkehrs und des Handels, ſondern auch zu bedeutenden Erſparniſſen im Staatshaushalt ſelbſt benützt werden kann. Es bleibt ſonach nur noch die Frage zu beantworten: ob eine Bank dieſer Art keinen Mißbräuchen unterworfen iſt, und ob die durch ſie drohenden Gefahren mit den von ihr zu erwartenden Vortheilen einigermaßen im Verhältniß ſtehen.

Zu dieſem Zweck müſſen wir auf die Operation eines ſolchen Inſtituts

schied in's Gedächtniss zurückriefen. — Dort in Haiti kann man sehen, wie ein Coralrag, ein Solenhofer Schiefer entsteht, langsam durch Jahrtausende wächst.

Erklärung der Tafel I.

Fig. 1. *Rhizophora Mangle* Linné.
Ein Zweigchen mit einer Frucht, fünfmal verkleinert.
A. Der Körper der spindelförmigen Frucht.
B. Kelch, aus dem die Frucht herausfällt, wenn sie reif ist.
C. Querdurchschnitt durch Kelch und Frucht bei c.
D. Querdurchschnitt durch Kelch und Frucht bei d.

Fig. 2. *Rhizophora Mangle* L.
Eine keimende Frucht.
A. Der Körper der Frucht, wie in Fig. 1. A.
B. Die erste Blattknospe.
C. Die Wurzeln unten an der Frucht hervorkommend.

Fig. 3. *Rhizophora Mangle* L.
A. Ein zwei Fuss hohes Bäumchen.
B. Ein drei Fuss hohes Bäumchen.
C. Ein vier Fuss hohes Bäumchen.

Fig. 4. *Anthea gigantea* Weinland.
A. Fussscheibe.
B. Tentakel.

(Der Polyp ist schön dunkelroth, mit braunen, rothgeköpften Armen. Nachher fand ich eine mit blauen Fühlerköpfchen, und endlich noch eine mit dunkelgrünen Armen und hellgrünen Köpfchen. Der Kronendurchmesser dieser Anemone beträgt zwei Fuss. — Ich fischte sie bei Corail in drei Faden (18 Fuss) Meerestiefe.)

III. Bergrath v. Schübler berichtete über die Ergebnisse der Bohrarbeiten auf Steinkohlen in Württemberg.

Ueber die Wahrscheinlichkeit, in Württemberg Steinkohlen zu entdecken, ist in unserer ersten Jahresversammlung im Jahr 1845 von unserem verehrten Mitgliede Hrn. Prof. Quenstedt ein Vortrag gehalten worden, welcher durch die mit der lebhaftesten Entschiedenheit ausgesprochene Ueberzeugung, dass in der Tiefe unserer Flötzgebirge Steinkohlen zu erwarten seien und dass man zehn gegen eins für das Vorhandensein setzen könne, allgemeines Interesse erregt und zu neuen Bohrversuchen Auf-

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

D. Weniawa del. ad nat.

Lith. v. Lemercier.

munterung gegeben hat. Die Schwierigkeit blieb immer, die Punkte zu bestimmen, wo diese aufgesucht werden sollen.

Eine zu diesem Zweck im Jahr 1846 von dem K. Finanzministerium berufene Commission von Sachverständigen sprach sich für die Vornahme an drei Punkten aus, nämlich am obern Neckar zwischen Sulz und Schramberg, am untern Neckar in der Gegend des Enzthals und am Kocher bei Niedernhall.

Die Vorbereitungen zu diesen auf bedeutende Tiefe vorzunehmenden Bohrarbeiten und die Anlernung der nöthigen Techniker für die verbesserte Bohrmethode des Ingenieurs Kind verzögerten die Arbeiten, bis die Nothstände des Jahrs 1848 einen Aufschub auf mehrere Jahre geboten. Indessen war die preussische Regierung nach Uebernahme der Fürstenthümer Hohenzollern veranlasst worden, einen Bohrversuch auf Steinkohlen am obern Neckar bei Dettingen vorzunehmen, welcher im Jahr 1854 begonnen wurde und mit manchen Unterbrechungen bis auf die Tiefe von 1900 Fuss niedergebracht worden ist. Derselbe ist seit Jahresfrist nicht vorgeschritten, soll aber nach der nothwendigen Verwahrung gegen Einsturz noch weiter fortgesetzt werden.

Nach den Angaben der dortigen Bergbeamten soll daselbst das Bohrloch bei 4 — 500 Fuss den bunten Sandstein durchsunken haben und die von da an bis auf die Tiefe von 1900 Fuss durchbohrten Schichten werden als Rothliegendes angesprochen.

In Württemberg wurde im Jahr 1855 ein Punkt bei Dürrmenz bestimmt, wo nach Durchbohrung von 339 Fuss im Muschelkalk der bunte Sandstein erbohrt wurde und die herausgeförderten Proben von Bohrmehl und von Bohrzapfen zweifelhaft liessen, ob der bunte Sandstein bei der nach sonstigen Erfahrungen zu 800 bis 1000 Fuss angenommenen Mächtigkeit durchsunken sei, oder ob die bis zur Tiefe von 1849 Fuss durchsunkenen Schichten von Sandstein und Thon zum Theil dem Rothliegenden zugetheilt werden sollen.

Indessen war im Jahr 1857 bei Ingelfingen ein zweiter Bohrversuch mit Anwendung von Dampfkraft begonnen worden, welcher Gelegenheit gab, die bei den bisherigen Arbeiten übrig bleibenden Zweifel zu lösen.

Der Bohrversuch wurde im bunten Sandstein angesetzt und in abwechselnden Schichten von Sandstein und Thon bis zur Tiefe von 1418 Fuss fortgesetzt, hier wurde ein graulichschwarzer Schieferthon von 18 Fuss Mächtigkeit erbohrt und unerwartet in einen sehr festen Kalk eingeschlagen. Die ausgehobenen Muster von Bohrmehl und Bohrzapfen zeigten einen dolomitischen Kalk, welcher sich auch nach den eingeschlossenen, wiewohl ziemlich undeutlichen Petrefakten als Zechstein zu erkennen gab.

Einzelne Gypsschnüre liessen der Vermuthung Raum, dass die Gyps- und Steinsalzformation des Zechsteins hier zu erwarten sein dürfte, welche bei unserm Salzreichthum keineswegs zu wünschenden Lagerverhältnisse sich bis jetzt jedoch nicht eingestellt haben. Der Zechstein hat eine Mächtigkeit von 80 Fuss gezeigt und nach dessen Durchbohrung hat sich die sehr freundliche Erscheinung ergeben, dass ein weisser grobkörniger Sandstein erbohrt wurde, welcher die Hoffnung zu Auffindung des Steinkohlengebirges neu beleben muss. Bis zum 15. Juni war dieser Sandstein auf 23 Fuss Mächtigkeit verfolgt worden. Ueber die näheren Ergebnisse der beiden Bohrversuche geben die von Herrn Bergrath Keller mitgetheilten Auszüge aus den Bohrregistern und die von Herrn Prof. Fraas gezeichneten Profile ausführliche Nachweisung.

Von grosser Wichtigkeit ist die neuerdings bei Dürrmenz gemachte Erfahrung, dass auch hier der Zechstein sich von ganz gleicher Beschaffenheit findet und dass die Mächtigkeit des bunten Sandsteins an beiden Punkten sich ziemlich gleich verhält, indem derselbe bei Dürrmenz 1538 Fuss, bei Ingelfingen 1401 Fuss mächtig gefunden worden ist. Diese Uebereinstimmung lässt darauf schliessen, dass die Regelmässigkeit der Schichtenfolge, welche Württemberg auszeichnet, auch in den bisher unbekannten tiefern Flötzschichten der zwischen dem Schwarzwald, dem Odenwald und dem Thüringer Wald eingeschlossenen grossen Mulde sich finden wird, was jedoch für die Auffindung der Steinkohle theils Vortheile, theils Nachtheile erwarten lässt.

Würden die zwischen dem Zechstein und dem ältern Steinkohlengebirge an andern Orten beobachteten ältern Flötzschichten

in gleichförmiger Lagerung sich in unserer Mulde finden, so ist nicht unwahrscheinlich, dass die Ablagerungen des Rothliegenden und des Kohlensandsteins eine Mächtigkeit von 1000 bis 1500 Fuss erreichen dürften und der Bohrversuch bei Ingelfingen bis zu einer Tiefe von 2500 bis 3000 Fuss fortgesetzt werden müsste, was, abgesehen von den künftigen Schwierigkeiten der Schachtförderung, für das Bohrgeschäft selbst die zulässige Tiefe übersteigen könnte.

Die Hoffnung des Gelingens wird dagegen gehoben, wenn das unter den regelmässig gelagerten Schichten des Zechsteins und des bunten Sandsteins zu vermuthende Steinkohlengebirge dieselbe Unregelmässigkeit durch Mulden und Sättel zeigt, welche wir in andern Gegenden kennen und welche besonders die geognostische Karte von Dechen über das Steinkohlengebirge an der Ruhr augenscheinlich macht.

Sind die jüngern, sehr regelmässig horizontal gelagerten Flötzschichten auf einen durch die Faltenbildung des ältern Steinkohlengebirges und durch Rücken gestörten Untergrund gelagert, so würde die Erreichung des Steinkohlengebirges wesentlich erleichtert, wenn mit dem niederzutreibenden Bohrloch ein Sattel und nicht eine Mulde getroffen würde, und der Fall ist recht wohl gedenkbar, dass ein solcher Sattel bis in die jüngern, nicht gehobenen Flötzschichten hereinragt.

Die Mächtigkeit des Zechsteins von 80 Fuss stimmt mit der Mächtigkeit desselben an mehreren Orten Norddeutschlands überein. Spuren des Kupferschieferflötzes sind aber nicht gefunden worden und es ist daher zweifelhaft, ob der fragliche Sandstein als Weissliegendes angesprochen werden kann, oder ob wir denselben als einen Sattel des Kohlengebirges ansehen dürfen.

Jedenfalls ist der durch den Bohrversuch bei Ingelfingen erzielte Aufschluss für die Erforschung der Lagerungsverhältnisse Württembergs von dem höchsten Interesse, da wir dadurch nicht nur die bis jezt nicht erschlossene Formation des Zechsteins, sondern auch eine von den Verhältnissen des Rothliegenden am Schwarzwalde wesentlich verschiedene Sandsteinformation aufgefunden haben, welche die Gewissheit gibt, dass der Granit des

Schwarzwaldes und des Odenwaldes, welcher an den Rändern der Mulde von dem bunten Sandstein in der Regel unmittelbar überlagert ist und nur an einigen Stellen das Rothliegende und Spuren des Steinkohlengebirges zeigt, in den von dem Rande entfernteren Stellen mit Flötzschichten bedeckt ist, welche sich am Rande nicht zeigen. Wichtig ist dabei, dass bei Dürrmenz auf einer Entfernung von acht Poststunden von dem Granit des Wildbades und bei Ingelfingen auf einer Entfernung von etwa 16 Poststunden von dem Granit des Odenwaldes die Mächtigkeit des bunten Sandsteins sich ziemlich gleich verhält, und auf eine Entfernung von 20 Stunden von Dürrmenz nach Ingelfingen in nordöstlicher Richtung die Mächtigkeit des bunten Sandsteins von 1558 auf 1401 Fuss sich vermindert. Diese Gleichförmigkeit der Flötzlager lässt auf eine Uebereinstimmung in den Verhältnissen schliessen, unter welchen sich das jüngere Flötzgebilde des bunten Sandsteins in dem Meere, dessen Untergrund die ältern Flötzschichten bildeten, abgelagert hat. Aus einer Vergleichung der Formationsgrenzen mit dem gegenwärtigen Meeres-Niveau ergibt sich, dass die obere und die untere Grenze des bunten Sandsteins bei Ingelfingen höher liegen, als bei Dürrmenz. Bei Dürrmenz liegt die obere Grenze des bunten Sandsteins 524 Fuss württemb. über dem Meer, bei Ingelfingen 740 Fuss, die untere Grenze des bunten Sandsteins ist aber bei Dürrmenz 1033 Fuss unter dem Meer, bei Ingelfingen 696 Fuss unter demselben.

Es lässt sich hieraus schliessen, dass sich unsere Mulde gegen Norden mit der Erweiterung auch verflacht und die ältern Flötzschichten sollten ungeachtet der grössern Entfernung von dem Urgebirge eine geringere Mächtigkeit gegen Norden zeigen, was das Bohrgeschäft erleichtern würde.

Mit diesem Verhalten der ältern unter dem bunten Sandstein gelagerten Flötzschichten in den Kochergegenden würde das Verhalten derselben am obern Neckar bei Dettingen nicht im Widerspruch stehen, wenn daselbst auch nach der Annahme der preussischen Bergbeamten das Rothliegende unmittelbar unter dem bunten Sandstein gelagert sein sollte. Nachdem bei Dettingen in verschiedenen Schichten von Sandstein und Thon von grösstentheils rother

Färbung eine Tiefe von 1900 bis 2000 Fuss ersunken wurde, ist es wohl anzunehmen, dass daselbst der bunte Sandstein, welcher am untern Neckar eine Mächtigkeit von 1400 bis 1500 Fuss gezeigt hat, durchbohrt ist, und die frühern Bohrversuche bei Schramberg und Buhlbach machen es nicht unwahrscheinlich, dass hier auch das Rothliegende unmittelbar auf den Porphyr und Granit aufgelagert sein könnte. Wird berücksichtigt, dass die weiter südlich gelegenen Gebirge des Schwarzwaldes und der Schweiz die Steinkohlen-Ablagerungen nirgends zeigen, während diese in nördlicher Richtung am Saume des Thüringer Waldes und in westlicher Richtung in den Saargegenden in mächtigen Ablagerungen sich finden, so scheint die Erforschung der nördlich gelegenen Flötzformationen besondere Beachtung zu verdienen und die Hoffnung, die Steinkohlen in erreichbarer Tiefe aufzuschliessen, neue Unterstützung zu gewinnen.

Dabei dürfen wir uns nicht verhehlen, dass unser Bergsegen ein ausserordentlich glücklicher genannt werden müsste, wenn sogleich die ersten in der grossen Mulde vorgenommenen Bohrversuche die Steinkohle in bauwürdiger Mächtigkeit und Tiefe aufschliessen würden, und dass der grosse Zweck auch noch die Vervielfältigung der Bohrarbeiten rechtfertigen wird.

Einer bei dem Bohrversuch bei Ingelfingen beobachteten Erscheinung glaube ich noch erwähnen zu sollen, nämlich der daselbst in verschiedenen Schichten des bunten Sandsteins und des Zechsteins ausströmenden Kohlensäure. Wie bei den frühern Bohrversuchen bei Niederhall haben sich im bunten Sandstein schwache Soolen gezeigt und wie in der Generalversammlung vom Jahr 1856 für die Erscheinungen bei Haigerloch und Bergfelden von mir entwickelt wurde, ist auch hier anzunehmen, dass diese nicht aus unbekannter Tiefe des sehr fest geschlossenen Gebirges, sondern aus einzelnen Flötzschichten ausströmen. Auch hier können die aus den Feldspathen gebildeten Thone kieselsaure Salze abgeben und aus den verschiedenen Verbindungen von Kalkerde, Bittererde und Thonerde mit Schwefelsäure, Kohlensäure, Salzsäure und Kieselsäure werden die leichtlöslichen Salze und unter diesen die Bicarbonate von Kalkerde und Bitter-

erde in der Auflösung und die schwerlöslichen Silikate in den Niederschlägen sich zeigen, wobei die kieselsaure Thonerde als die schwerlöslichste Verbindung aus den leichtlöslichsten Bisilikaten des Kalis und des Natrons sich niederschlagen sollte.

IV. W. Neubert sprach über die Fähigkeit der Pflanzenwurzel, feste oder gebundene Stoffe aufzulösen.

Es wurde schon vielfach darüber gestritten, ob die Pflanzenwurzel aus der Erde nur die zur Ernährung der Pflanze nothwendigen Stoffe aufnehme, oder ob sie auch umgearbeitete oder der Pflanze entbehrliche Stoffe wieder ausscheide? — Das Für und Gegen beider Ansichten fand schon die scharfsinnigsten Vertheidiger, allein immer noch fehlt ein definitiver Entscheid. Einen solchen zu liefern, kann nie meine Absicht sein, indem meine schwachen Kräfte weit hinter denen der anerkanntesten Männer vom Fache zurückstehen, aber ebensowenig möchte ich in einer Gesellschaft von Freunden der Naturkunde Fakta verschweigen, welche dazu beitragen können, der Sache etwas näher zu rücken.

Es handelt sich vorerst nicht darum, den Beweis zu liefern, dass die Wurzel entbehrliche Stoffe ausscheide, dass sie gleichsam excernire, sondern lediglich nur, dass sie ebensowohl zu Ausschwitzungen befähigt ist, wie zu Einsaugungen. — Den ersten Fingerzeig in dieser Beziehung gab Liebig, welcher durch Experimente fand, dass Kali, Ammoniak- und Phosphorsalze in der Erde so zersetzt werden, dass Kali, Ammoniak und Phosphorsäure gebunden bleiben und durch Wasser auf gewöhnlichem Wege nicht mehr löslich sind. Da nun erwiesen ist, dass die Pflanze solche Stoffe aus der Erde aufnimmt, so muss nothwendig die Frage entstehen: wie geht es zu, dass sie dieselben aufnehmen kann, wenn sie im Wasser nicht löslich sind? — Die bis jetzt beobachteten Erscheinungen können zu der Annahme berechtigen, dass die Wurzel an ihrer Spitze eine Säure (wahrscheinlich Kohlensäure) ausscheide, welche die Lösung der gebundenen Stoffe bewerkstelligt und sie zur Aufnahme in die Pflanze tauglich macht. Einen besonderen Halt gewinnt diese Ansicht durch die Beobachtung, dass Steine so von Wurzeln

angegriffen werden, dass man vertiefte Linien ganz sichtbar an denselben verfolgen kann, welche von den an sie angeschlossenen Wurzeln gleichsam eingefressen sind. Eine mechanische Einwirkung der äusserst zart beschaffenen Wurzelspitze auf harte Steinmasse ist eine Unmöglichkeit, weil keine Friction stattfindet, es muss also wohl auf chemischem Wege geschehen, und hiezu muss offenbar die Wurzelspitze selbst den nöthigen Stoff liefern.

Für die Pflanzenkultur ist diese Entdeckung von höchster Wichtigkeit, denn sie zeigt uns deutlich, dass Stoffe, welche in reinem Zustande in Wasser sehr leicht löslich sind, bei der Vermischung mit Erde von dieser gebunden werden und in dieser mittelst Wasser nicht mehr löslich sind, also in ihr aufbewahrt bleiben, bis die Pflanze, welche sie zu ihrer Nahrung bedarf, die Lösung selbst bewirkt. Sie zeigt uns auch, dass Regen und Ueberschwemmungen diese Stoffe der Erde nicht entführen können, sondern dass im Gegentheile die Erde aus dem ihr zugeführten Wasser Stoffe aufnimmt und festhält, also an Stoffen, welche zum Pflanzenleben nothwendig sind, durch Ueberschwemmungen reicher wird.

Versuche, diese Frage betreffend, sind sehr leicht anzustellen. Nimmt man reine, nicht mit Düngertheilen vermischte Erde und schüttet dieselbe in Wasser, in welchem eine verhältnissmässige Portion Kali aufgelöst ist, und filtrirt das Wasser wieder von der Erde ab, so ist in diesem filtrirten Wasser kein Kali mehr enthalten, was man augenblicklich daran sehen kann, dass darein getauchtes Lakmus- oder Curcuma-Papier nicht mehr reagirt, das Kali ist also von der Erde aufgenommen und gebunden worden, und zwar auf eine Weise, dass das Lakmus-Papier durch die Berührung mit derselben ebensowenig afficirt wird, wie von destillirtem Wasser. Tiefer eingehende Versuche, bei welchen man die einer gewissen Quantität Erde übergebene Menge Kali genau bemisst, diese Erde zur Pflanzenkultur verwendet und später die in der Pflanze zu findende Menge Kali ebenso genau untersucht, wie die durch die Pflanzenkultur der Erde entnommene Menge, werden bald ein grösseres Licht über diesen geheimnissvollen Vorgang im Pflanzenleben verbreiten und

etwas näher eingehen. Zuerſt iſt vorauszuſehen, daß wegen der von ihm gebotenen Sicherheit alle bemittelteren Klaſſen, Kaufleute, Banquiers und Fabrikanten, ſich deſſelben zur Aufbewahrung ihrer Gelder bedienen, und von letzteren nur ſo viel in Händen behalten würden, als zu ihrem täglichen Gebrauch gerade nothwendig iſt. Die Bank muß demnach der Depoſitar aller im Großhandel cirkulirenden Summen werden, wie dies ebenfalls die Geſchichte der holländiſchen, engliſchen und amerikaniſchen Banken nachweiſet, und wovon vielleicht in wenigen Jahren noch ganz andere Inſtitute Beweiſe liefern dürften. Dieſe Summen würden zwar von Zeit zu Zeit der Bank wieder abgefordert werden, da aber jeder bedeutende Kaufmann mit der Bank in Verkehr ſtehen müßte, ſo würden bald alle großen Geſchäfte durch Anweiſungen auf die Bank oder durch Umſchreibungen in den Büchern der Bank abgemacht werden, und das baare Geld nach und nach ganz, wenigſtens aus dem Großhandel, verſchwinden. Da die Bank keine Anweiſungen auf ſich ſelbſt, daß heißt, keine Banknoten ausgeben würde, ſo hätte ſie auch nicht zu befürchten, daß man die ihr anvertrauten edeln Metalle, außer zum Behuf ihrer Verſendung ins Ausland, zurückverlangte; ſie wäre alſo gegen Reclamationen von Seite ihrer Deponenten ſo ziemlich ſicher geſtellt, und hätte nur die Handelsbilanz anderer Länder zu fürchten, inſofern dieſelbe, den Activhandel der Nation überſteigend, den unmittelbaren Münzſchatz derſelben in Anſpruch nehmen würde. In einem Lande, wie England, welches bis jetzt noch immer eine Handelsbilanz gegen alle Länder der Erde hat, wäre daher dies am wenigſten zu fürchten. Holland, zur Zeit der Errichtung der Bank von Amſterdam, hatte beinahe den ganzen Activhandel Europas in Händen, denn es war das eigentliche Magazin aller europäiſchen und Colonialprodukte, und hatte daher noch weniger an eine Ausfuhr der edeln Metalle zu denken; aber der Fall iſt verſchieden in den Vereinigten Staaten, wo in den letzten vier Jahren, ungeachtet der ſteigenden Ausfuhr von Baumwolle, Tabak, Reis und verſchiedenen Arten von Manufakturen, die Einfuhr aus England und Frankreich dennoch die ganze Exportation um mehr als vierzig Millionen Thaler überſtieg. — Es iſt daher vorauszuſehen, daß bei Errichtung einer ſolchen Depoſitenbank die Summe der von ihr aufbewahrten Gelder, im Verhältniſſe zu den Fluktuationen des Handels, ſteigen oder fallen müſſe. Nehmen wir nun an, daß zur Zeit der ungünſtigſten

ohne Zweifel noch von grossem Werthe für die gesammte Pflanzenkultur werden.

Nachtrag.

Man hat in neuerer Zeit in grossen Städten, in welchen der ausserordentliche Wasserbedarf mittelst ungeheurer Wasserleitungen und Filtriranstalten gedeckt wird, gefunden, dass das Wasser der Was erleitungen für die feinere Pflanzenkultur in Gärtnereien nicht so tauglich ist, als anderes Wasser, welches die Wasserleitung und Filtriranstalt nicht passirt hat. Es entstand alsbald der Glaube, das Wasser nehme in den eisernen Röhrenleitungen Stoffe auf, welche den Pflanzen nicht zuträglich seien. Weit entfernt, diesen Glauben als irrig zu erklären, könnte es aber doch der Fall sein, dass die geringere Tauglichkeit des Wassers aus den grossen Leitungen weniger einer Beimischung zuzuschreiben wäre, welche das Wasser von den Röhren erhielte, als vielmehr einer Entfremdung nährender Stoffe, welche beim Filtriren durch Sand, Kohle und Lehm gebunden und zurückgehalten werden. Eine chemische Untersuchung der Stoffe, durch welche das Wasser filtrirt wird, sowohl vor als nach dem Gebrauch, wird gewiss Aufschluss über dieses Räthsel geben.

V. Apotheker Dr. Leube in Ulm las über den Torf bei Söflingen Folgendes vor:

Es dürfte mir vielleicht erlaubt sein, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf ein vaterländisches Natur-Erzeugniss zu wenden, das von Tag zu Tag von grösserer Wichtigkeit wird, nämlich auf den Torf.

Ich habe in neuester Zeit für meinen Geschäftsbetrieb eine grössere Fläche von Torfgründen bei Söflingen im Blauthal bei Ulm erworben, deren Eröffnung mir Gelegenheit zu verschiedenen Beobachtungen gab, und ich erlaube mir dieselben einfach als solche der Versammlung mitzutheilen, da sich aus denselben manche Studien über die Torfbildung ergeben dürften. Vor Allem habe ich vorauszuschicken, dass sich die Söflinger Torflager in mehrfachen Beziehungen von den oberschwäbischen Torfmooren

unterscheiden. Während nämlich bei letzteren der Torf fast unmittelbar zu Tage geht, liegt auf den Söflinger Torfschichten ausser der gewöhnlichen Ackerkrume von 2 bis 3 Fuss eine bis zu 12 Fuss mächtige, aus Kalktuffsand und Kalktuff bestehende Masse, so dass äusserlich das Vorkommen von Torf lediglich nicht erkennbar ist. Unter dieser Ueberlagerung folgt eine 6 bis 8 Fuss mächtige Schichte von schwärzlichem, plastischem Thon, der stark kalkhaltig ist und eine grosse Menge kleiner, meistens verwitterter Süsswasserschnecken enthält. In diesem Thone schon finden sich viele Pflanzenreste, die zum Theil in Torfsubstanz übergegangen sind.

Unter dieser Thonschichte beginnt die erste Torfablagerung, welche wieder mehrere Abarten schichtenweise unterscheiden lässt.

Die oberste, 2 Fuss mächtige Schichte ist nicht ganz compakt und mit vielen Pflanzenfasern, Bast etc. durchdrungen.

Die zweite in einer Mächtigkeit von 3 bis 4 Fuss enthält Torf, der beinahe ganz aus Holz- und Wurzelresten besteht und finden sich hierin häufig noch ganz wohl erhaltene Bäume und Wurzeln.

Die dritte, 10 bis 11 Fuss mächtige Schichte liefert das werthvollste Brennmaterial. Der Torf aus derselben ist sehr dicht, ziemlich schwarz und beinahe ganz in Kohle umgewandelt, indem er nur ganz wenige zarte Pflanzenreste enthält.

Die vierte, einen Fuss mächtige Schichte ist mit Tuffsand durchdrungener Torf.

Ich habe diese verschiedenen Torfsorten unmittelbar von der Grube aus auf ihren Wassergehalt untersucht. Bis zum lufttrockenen Zustand verlor:

Nro. 1 38 % Wasser,
„ 2 34½ % Wasser,
„ 3 43½ % „
„ 4 46½ % „

In 100 Theilen lufttrockener Waare der dritten Schichte sind dann enthalten:

25 % Wasser,
40 % Theer, Paraffin etc.,
35 % Kohle.

Die letztere, an der Luft stark erhitzt, hinterlässt 6 % Asche, was am besten für die Vortrefflichkeit dieses Materials spricht.

Sehr interessant scheint mir das Vorkommen von **Kohle** von dem Aussehen der gewöhnlichen Holzkohle, welche theils lose, theils neben Resten mit völliger Holztextur in der zweiten holzreichen Schichte sich findet. Ich habe wenigstens diese Kohle bei den vielen andern Torfen, die ich zu beobachten schon Gelegenheit hatte, nie wahrgenommen. Man wird daher mit Bestimmtheit annehmen können, dass sie in der That von durch Feuer verbranntem Holz herrührt, und würde dieses Vorkommen den Beweis liefern, dass die oberen Schichten der Torflager zu einer Zeit sich gebildet haben, wo Menschen schon gelebt haben, worauf auch einige im Torf gefundene Gegenstände hindeuten.

Eine weitere interessante Erscheinung sind die Gasentwicklungen, welche sich hie und da beim Stechen des Torfs bemerkbar machen. Es entwickelt sich unter deutlichem Zischen ein dem Schwefelwasserstoff gleichkommendes Gas.

Im Abraum und in dem Torfe selbst fanden sich verschiedene Gegenstände, die ich vorzuzeigen mir erlauben werde, da sich aus denselben vielleicht ein Schluss auf das **Alter** des Torfs ziehen lassen kann. Unter diesen befinden sich:

1) Muscheln einer Unio.
2) Ein Backenzahn und zwei Hauzähne von einem Schwein.
3) Ein Zahn von einem Esel.
4) Viele Zähne und Knochen vom Hirsch, mehrere Fuss im Torf liegend.
5) Ein zarter zugehauener Feuerstein 8 Fuss mitten im Torf.
6) Ein Stückchen eines Messerhefts mit einem Loch von einem Stift herrührend, 12 Fuss im Abraum.

VI. Ober-Studienrath Dr. v. **Kurr** sprach über die **Mittel**, welche die Natur benützt, um die **Erhaltung der Species im Pflanzenreich** zu sichern.

Dieselben bestehen 1) in der Erzeugung keimfähiger Samen, 2) in der Bildung von Bulbillen, Knollen, Keimknospen, Blatt-Rosetten, Wurzel- und Stammausläufern u. dergl.

ad 1) Die Erzeugung keimfähiger Samen ist eine so allgemeine Erscheinung, dass man sich gewöhnlich nur wundert, wenn sie nicht stattfindet; auch ist die ganze Organisation der Blume in der Regel so eingerichtet, dass sie stattfinden muss. Kommt aber ein solches Fehlschlagen vor, so geschieht es: a) bei zusammengesetzten Blüthenständen, wie beim Mais, der Rosskastanie, manchen Akazien und ähnlichen Leguminosen, besonders an den zuletzt aufgegangenen Blumen, entweder weil sie verkümmert sind oder weil die zuerst abgeblühten bereits Früchte angesetzt haben, welche alle Säfte hinwegnehmen, so dass die später blühenden, selbst wenn sie befruchtet wären, sich nicht entwickeln können. Fallen doch aus demselben Grunde sogar völlig gesunde junge Früchte an den Rosskastanien und sogar an unsern Obstbäumen häufig ab, noch ehe sie die halbe Grösse erreicht haben. Ein weiterer Grund des Fehlschlagens liegt b) in der unvollständigen oder ungleichen Entwicklung der Befruchtungsorgane. Dieser Fall kommt hauptsächlich bei Treibhauspflanzen, sodann bei verkümmerten Blumen, z. B. bei *Muscari comosum*, bei den Randblumen von *Viburnum Opulus* u. dergl., sowie bei ganz und halb gefüllten Blumen vor, wo die Staubgefässe und Stengel ganz oder grösstentheils sich in Blumenblätter verwandelt haben. c) Endlich kann auch ungünstige Witterung zur Zeit der Blüthe solche herbeiführen, wodurch die Befruchtung verhindert oder vernichtet wird.

Dagegen hat die Natur unzählige Mittel aufgeboten, um die Erzeugung keimfähiger Samen oder Sporen zu sichern. Dahin gehört:

1) das Vorherrschen der Zwitterblumen bei den Phanerogamen und selbst bei vielen Moosen.

2) Die Lage, Stellung und das Grössenverhältniss der Befruchtungsorgane, welche in der Regel so sind, dass der Blumenstaub auf die Narbe gelangen muss. Sehr auffallend ist dieses bei den Malvaceen, den Compositen, den Leguminosen und bei den Gräsern. Bei manchen Gewächsen sind dabei noch besondere Vorkehrungen getroffen. Z. B. bei *Ruta graveolens* beugen sich die Staubfäden der Reihe nach über die Narbe, bei der

Berberitze sind die Staubfäden reizbar und legen sich bei jeder Erschütterung oder Berührung um die Narbe an, bei *Gloriosa superba* dreht sich der knieförmig gebeugte Griffel so, dass die Narbe an den Staubfäden vorbeistreift.

3) Lage und Stellung der Blumenkrone, Schliessen und Oeffnen derselben. Dahin gehört z. B. das Ueberhängen vieler Blumen, z. B. von *Lilium Martagon* und *calcedonicum*, von *Fritillaria imperialis* u. dergl., wo nach der Befruchtung der Narbe, welche bei aufrechter Stellung höher sein würde, als die Staubgefässe, der Fruchtstiel sich aufrichtet. Dahin gehört das Schliessen der Blumenkrone gegen Abend oder bei Regenwetter, die Connivenz der Blumenblätter bei den Leguminosen.

4) Die Befruchtung vor oder während dem Aufblühen der Blumenkrone, wie sie unter Anderm hauptsächlich bei den Glockenblumen *(Campanula)* und bei vielen Compositen stattfindet.

5) Der Schutz durch den Kelch, besonders aber durch die Blumenkrone, welcher nicht allein vor dem Aufblühen, sondern auch nach der Befruchtung noch sich um die Befruchtungsorgane zusammenlegt und sie gegen Regen, Sonnenhitze, Kälte u. s. w. schützt, wie z. B. beim Apfelbaum.

6) Die Unempfindlichkeit mancher Blumen gegen die zuletzt angeführten Schädlichkeiten. Am auffallendsten fand ich dieses bei *Pyrus japonica*, wo sich sogar Eisklumpen in den Blumen gebildet hatten, welche in der Sonne wieder schmolzen, ohne dass die Befruchtungsorgane dadurch gelitten hätten.

7) der Schutz der Blumentheile durch Hüllblätter, Grannen, Blattscheiden u. dergl., wie er hauptsächlich bei Getreidearten und andern Gräsern, bei Schirmpflanzen, Compositen u. s. w. vorkommt.

Ganz besonders sind diese Schutzmittel bei den Nahrungspflanzen des Menschen vorhanden und hier muss namentlich auch der Weinstock erwähnt werden, dessen Blumenkrone oben verwachsen bleibt und sich unten so ablöst, dass dieselbe eine schützende Mütze über Griffel und Staubfäden bildet, die so lange bleibt, bis die Befruchtung vor sich gehen will oder wirklich geschehen ist.

Bei Blumen getrennten Geschlechts könnte man am meisten erwarten, dass die Befruchtung entweder vereitelt oder Bastardbildung häufig herbeigeführt würde; aber auch hier gehört Beides zu den Seltenheiten. Hier kommen hauptsächlich folgende Umstände zu Hülfe:

1) Grosser Reichthum an männlichen Blumen und an Blumenstaub, wie bei den Nadelhölzern, dem Hanf, Mais, den Weiden, Pappeln u. s. w.

2) Die Gleichzeitigkeit des Aufblühens der männlichen und weiblichen Blumen.

3) Das Zusammenleben von männlichen und weiblichen Pflanzen derselben Species. Die beiden letzteren Fälle sind namentlich bei wildwachsenden Weiden sehr schlagend, wo — sobald sie sich selbst ausgesäet haben — immer beide Geschlechter im Gebüsch beisammen und gleichzeitig blühend getroffen werden.

4) Die grosse Empfänglichkeit der Narbe für den eigenen Pollen ihrer Species und die weit geringere für fremden Blüthenstaub.

Endlich muss überhaupt die oft überreiche Erzeugung keimfähiger Samen aufgezählt werden, welche bei manchen Gewächsen viele Tausende beträgt. Dazu kommt noch die lange Lebensdauer vieler Bäume, Sträucher und ausdauernder Kräuter und Gräser, wovon eine Pflanze oft ausreichen würde, um ganze Länder in wenigen Jahren zu bevölkern.

Würden bei einer solchen Pflanze auch Reihen von Jahren vorübergehen, ohne dass sie auch nur einen Samen erzeugte, so wird sie desto gewisser es in den nächsten Jahren wieder reichlich ausgleichen, und wenn sie selbst vielleicht durch frühern Tod daran verhindert wäre, so wären Tausende ihrer Schwesterpflanzen bereit, den Ausfall gut zu machen.

Aber auch abgesehen von der Samen-Produktion hat die Natur noch unzählige andere Mittel, um die Species fortzupflanzen. Dahin gehört die Erzeugung von Bulbillen in den Winkeln der Blätter, wie bei *Dentaria bulbifera*, *Saxifraga cernua*, *Lilium tigrinum*, oder innerhalb der Blumenscheide, wie bei *Allium carinatum*, *oleraceum*, *scorodoprasum*, die Ent-

stehung von Brutzwiebeln bei den meisten Liliaceen, von Brutknollen bei einer Menge von Gewächsen der verschiedensten Familien, z. B. *Dioscorea*, *Convolvulus*, *Helianthus*, *Solanum*, *Cyperus;* die Entstehung von Blattrosetten zwischen den Blumen oder aus Prolificationen derselben, wie bei *Poa alpina vivipara*, bei *Juncus bufonius*, ferner aus der Wurzel oder dem unteren Theil des Stammes, wie bei *Saxifraga*, *Sedum*, *Sempervivum*, *Dianthus*, oder von Ausläufern, wie bei *Fragaria*, *Potentilla*, *Triticum repens* oder andern Gräsern, bei *Mentha* u. s. w.

Zu den merkwürdigsten Fortpflanzungsweisen gehört aber gewiss diejenige durch die Blätter, wie sie bei *Bryophyllum calycinum*, *Begonia Rex* und *Gloxinia* vorkommt. Fällt ein Blatt derselben, selbst wenn es halb abgestorben wäre, auf die Erde, so erzeugt sich bei den zwei erstgenannten Pflanzen aus jedem Stück eines Blattes eine junge Pflanze, bei *Gloxinia* aber entsteht am Grunde des Blattstiels eine Knospe, woraus sich die neue Pflanze bildet.

Bisher war nur von Phanerogamen die Rede, es ist aber kein Zweifel, dass die Natur auch bei den Cryptogamen, die sich in der Regel durch Sporen oder Keimkörner oder auch durch Theilung fortpflanzen, noch ähnliche aussergewöhnliche Wege einschlägt, um die Species zu erhalten.

Bei manchen Schachtelhalmen kommen z. B. Bulbillenbildungen an den unterirdischen, kriechenden Stamm, bei manchen Farrnkräutern am Wedel vor, so z. B. bei *Aspidium bulbiferum;* bei *Asplenium rhizophyllum* und *proliferum* wurzelt die Spitze der Mittelrippe oder des verlängerten Blattstiels im Boden und bringt eine neue Pflanze hervor. Bei den Laubmoosen bilden sich in den Blattwinkeln am Grunde des Stammes vieler Gattungen rundliche, bulbillenartige Körper, welche abfallen und neue Pflanzen hervorbringen. Bei den Flechten entstehen nicht allein aus den Sporen, sondern auch aus dem sogen. Keimpulver, das da und dort aus dem alten Laub hervorbricht, neue Pflanzen, und bei den Pilzen gibt das aus den Sporen entstandene Pilzgewebe (sogen. *Mycelium*) einer Menge junger Pflanzen das Leben. Bei den niedersten Algen, den Diatomeen, sehen

wir endlich die Fortpflanzung durch Theilung der Mutterpflanze allgemein auftreten.

So hat der Schöpfer Alles weislich geordnet, wie es Genesis I. 11 heisst: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage und habe seinen eigenen Samen bei sich selbst auf Erden. Und es geschahe also."

VII. Prof. Dr. Fraas theilte eine kurze Geschichte des denkwürdigen Schachtbaues von Friedrichshall mit, dessen glückliche Vollendung für unser Land zu wichtig ist, als dass nicht auch in dem Vereine für vaterländische Naturkunde der Hergang näher erzählt und eine kurze Geschichte desselben in diesen Heften niedergelegt werden sollte.

Am 2. Januar 1854 wurde unter der Leitung des K. Bergraths Herrn v. Alberti mit dem Abteufen des 20 Fuss lichte Weite messenden Schachtes begonnen und ging die Arbeit ohne Schwierigkeit durch den geschlossenen „Kalkstein von Friedrichshall" zu einer Tiefe von 342 Fuss nieder. Diese Tiefe ward erreicht am 25. Mai 1855. In der Nacht auf den 26sten aber brachen nach einem Schusse, da zum grossen Glücke kein Arbeiter auf der Sohle war, wilde Wasser an, welche in sechs Stunden den Schacht 270 Fuss hoch anfüllten. In der Früh 7 Uhr war schon die 91pferdige Cornwalliser Dampfmaschine im Gang nebst der 15pferdigen liegenden Hochdruckmaschine, welche per Minute 200 Cubikfuss aus dem Schachte pumpten. Bis zum 10. August arbeiteten die Maschinen, doch war nie möglich, tiefer als 250 Fuss tief das Wasser zu bewältigen, weshalb die Maschinen stille gesetzt wurden. Nach Beiziehung der Herren Bergrath Bilfinger von Stuttgart und Ober-Ingenieur Beindorf von Stärkerode entschloss man sich nunmehr, einen zweiten Schacht 124 Fuss 5 Zoll nördlich vom erstern abzuteufen und dort eine Cornwalliser Maschine von 226 Pferdekräften aufzustellen und so den starken Wasserandrang von Schacht Nr. I zu vermindern. Am 12. November 1855 ward mit dem Schacht Nro. II begonnen, der bis zum 30. April 1857 eine Tiefe von 330 Fuss erreichte. Man

war somit noch 12 Fuss von der gefahrvollen Wasserschichte entfernt und hörte nun mit der Arbeit auf, brachte Pumpen und Maschinen in Ordnung und führte am 28. Mai 1857 ein dreizölliges Bohrloch auf die Wasserschichte nieder. In der Minute sprangen 20 Cubikfuss Wasser auf; aus einem zweiten Bohrloch von 44 Linien im Durchmesser flossen 120 Cubikfuss aus und aus acht Bohrlöchern, die niedergetrieben wurden, stiegen am 4. Juli, bis zu welchem Tage die Bohrarbeit währte, 220 Cubikfuss per Minute. Indess war man im Schacht Nro. I mit vieler Mühe bis zu 300 Fuss Tiefe hinabgekommen, 50 Fuss tiefer, als im August 1855. Aus diesem Schacht wurden per Minute 200 Cubikfuss zu Tage gefördert, somit in beiden Schächten zusammen 420 Cubikfuss, oder 26 württembergische Eimer, per Minute oder 1560 Eimer per Stunde oder 37,440 Eimer im Tag.* Das sah trübe aus: so viel Schächte, so viel Wasser. In der ganzen Umgegend, im Umkreis von drei und vier Stunden fielen in sämmtlichen Brunnen die Wasser, in der nahe gelegenen Saline Wimpfen fiel das Wasser in Sohlenbohrlöchern, die Teuchel stunden in der Luft und die Pumpen sogen nimmer auf, so sehr schöpften die gegen 400pferdekräftigen Maschinen sämmtliche Grundwasser der Gegend aus, aber dennoch keine Möglichkeit, den Schacht vollständig zu sümpfen. In Nro. II wurden nun die Bohrlöcher verschlossen und 25 Fuss über der wasserführenden Schichte ein Querschlag auf Nro. I getrieben, um sämmtliche Maschinenkräfte auf Einen Punkt zu concentriren. Am 18. Juli wurde der Querschlag 5 Fuss breit und 6 Fuss hoch angefangen und war am 27. September 120 Fuss lang. Es stand demnach noch 4 Fuss 5 Zoll Gebirge zwischen dem Querschlag und dem wassergefüllten Schacht Nro. I. Am 30. December ward derselbe mittelst eines Bohrlochs angezapft und stunden am 1. Oktober die Wasser 320 Fuss tief am Querschlag mit einem Zufluss von 250 Cubikfuss per Minute. Das gab frischen Muth. Auf Nro. I wurde die 91pferdige Maschine stille gesetzt, die Pumpen ein-

* Dreimal mehr als das fliessende Wasser des ganzen Stuttgarter Thales beträgt!

gebaut und der Schacht gereinigt. Am 24. Oktober waren sie fertig; zwei Pumpen von 20 Zoll Durchmesser waren bis auf die Sohle in's Wasser gehängt und ergossen ihr Wasser in den Querschlag, von da lief es nach Schacht Nro. II, aus welchem es mit der 226pferdigen Maschine zu Tage gehoben wurde. Ausserdem gossen im Schacht Nro. I zwei Pumpen von 13 Zoll Durchmesser zu Tage aus, so dass Nachts 11 Uhr die Wasser gesümpft waren und mit dem Aufräumen und Fördern begonnen werden konnte. Nach 2½ Jahr kam man nun wieder auf die Sohle, auf welcher bis an den Bauch im Wasser zwischen den vier Saugpumpen innestehend gearbeitet werden musste. Es ergab sich nun, dass die Wasser alle nur aus einer handhohen dolomitischen Zwischenschichte über den Gypsmergeln ausbrachen, einer Schichte, welche viele Stunden im Umkreis alle Wasser sammelte und in der Nähe von Gundelsheim z. B. und andern Orten zu Tage ausgeht. Diese Schichte mittelst eines gusseisernen Mantels abzudämmen, war nunmehr die Aufgabe. Am 27. November konnte bereits der erste gusseiserne Ring bei 349 Fuss Tiefe trotz eines Wasserzuflusses von 400—425 Cubikfuss per Minute gelegt werden. Am 24. December wurden die Röhren an dem gusseisernen Futter geschlossen, welches 23 Fuss 7 Zoll lichte Weite und 10 Fuss 5 Zoll Höhe hatte. Der Zufluss verminderte sich nun auf 25 Cubikfuss per Minute, welcher durch die Fugen des Mantels wie Staub hervortrat. An diesem Wasser wurde sich nicht länger mehr aufgehalten, sondern sogleich weiter abgeteuft, da später eine 3 Fuss dicke wasserdichte Mauer in dem gusseisernen Futter aufgeführt werden sollte. Bei 354 Fuss wurde der Mauerfuss aufgesetzt und am 5. Februar 1858 mit der Mauerung begonnen. Am 12. Mai desselben Jahres war dieselbe fertig. Bei 3 Fuss Stärke hat die Mauer 16 Fuss lichte Breite und ist, wie gesagt, 354 Fuss hoch. Der Mörtel, mit welchem gemauert wurde, ward aus Trass (aus dem Brohlthal am Rhein) und weissem Kalk von Friedrichshall gefertigt. Die Ziegel wurden von Wallonen in Feldbrennereien gefertigt. Nach gehöriger Erhärtung wurde am 1. September 1858 der Schacht leer gepumpt und die Röhren in der Mauer geschlossen.

Handelsbilanz dieſelbe bis auf zehn Millionen ſich vermindere, zur Zeit des größten Activhandels aber bis auf zwanzig Millionen ſteige, ſo würde die Bank bald das Minimum ihrer permanenten Depoſitengelder kennen lernen, und daſſelbe, oder doch den bei weitem größeren Theil deſſelben, ohne Gefahr des Entdeckens, an den Staat oder an Private und Corporationen ausleihen können. Die ſo ausgeliehenen Summen könnten ſogar ins Ausland verſendet werden, während die Bankanweiſungen ſtatt Münze im Lande ſelbſt cirkulirten, ſo daß ſtatt des eigentlichen Münzwerthes der an deſſen Stelle geſetzte Bankcredit zum cirkulirenden Medium würde. Ginge die Bank mit vorzüglicher Klugheit zu Werke, ſo würde ſie vielleicht eine Million über dem Minimum ihrer Depoſiten als Reſervefond zurückbehalten, um unvorhergeſehenen Fällen zu begegnen, den Reſt von neun Millionen aber könnte ſie ruhig auf Zinſen leihen und bei einem Zinsfuß von fünf Prozent 450,000 Gulden jährlich darauf gewinnen. — So weit die Theorie. — Geſchichtlich bewies ſich die Möglichkeit eines ſolchen Verfahrens in den Verhandlungen der Bank von Amſterdam. Dieſe lieh Millionen der ihr anvertrauten Gelder, für deren ſichere Verwahrung die holländiſchen Kaufleute noch dazu eine Prämie bezahlten, an die holländiſch-oſtindiſche Compagnie und an die Provinzen von Holland und Weſt-Friesland, ohne daß das Faktum vor dem Einbruch der franzöſiſchen Truppen im Jahr 1794 entdeckt oder auch nur geahnt worden wäre. Daß die Bank von Amſterdam von den ihr anvertrauten Summen keinen größern Mißbrauch machte; daß ſie die ihr zu Gebote ſtehenden Gelder nur in ſichere Hände legte; daß ſie ihren unbezweifelten Kredit nur zu Gunſten einzelner reicher Provinzen und zur Unterſtützung der ihrer Hülfe ſehr bedürftigen oſtindiſchen Compagnie verwendete; daß ſie dieſelben Begünſtigungen nicht auch auf Privatperſonen ausdehnte, und hierdurch die Sicherheit ihrer Kapitalien aufs Spiel ſetzte: — das iſt im Allgemeinen der Klugheit, Beſonnenheit und Gewiſſenhaftigkeit der Nation zuzuſchreiben, unter welcher ſie ins Leben trat; die Geſetze und Einrichtungen der Bank ſelbſt lieferten hiervon keine Bürgſchaft.

Aber die Bank von Amſterdam, wie die von Hamburg, war in ihrer Einrichtung gänzlich verſchieden von der engliſchen Nationalbank und von den noch weiter ausgedehnten, verbildeten und verzerrten Leih- und Zettelkaſſen in Amerika. Wir wollen vor der Hand der ſtufenweiſen Ausbildung des Bankſyſtems folgen und kommen ſomit

Es schwitzen noch 400 Cubikzoll Wasser per Minute durch, was jedoch so viel wie nichts mehr heissen will. Das Abteufen im Gyps ging rasch von Statten und am 14. März 1859 wurde bei 535 Fuss Tiefe ein Lager von krystallinischem, klarem Steinsalz erreicht, das eine Mächtigkeit von 47 Fuss hat. Die Strecken werden 30 Fuss hoch und 21 Fuss breit, die Pfeiler 3 Lachter allwege. Hiemit ist nach $5^1/_4$jähriger harter Arbeit und einem Aufwand von nahezu einer Million Gulden das grosse Werk gelungen, Dank dem energischem Wollen des K. Ministeriums der Finanzen und dem Muth und der aufopfernden Entschlossenheit der mit dem Bau Betrauten. Eine neue Aera eröffnet sich für den württembergischen Salzhandel mit diesem Jahre, indem von nun an bei der beabsichtigten Förderung von täglichen 1000 Centnern sich die Salzproduktion des Landes von 800,000 Centnern auf 1,1 Million und noch mehr ohne weitere Schwierigkeit steigern lässt.

VIII. Prof. Dr. Fraas zeigte der Versammlung eine Anzahl photographischer Bilder von hiesigen Steinbrüchen, die er durch Herrn Blumenthal hatte aufnehmen lassen, um den wissenschaftlichen Werth solcher Aufnahmen für die Geognosie zu prüfen. Die Aufnahmen geschahen durchweg von einem Standpunkt aus, auf welchem die in bestimmter Richtung streichende Gesteins-Zerklüftung in die Augen fällt, die in ihrem Detail Erscheinungen darbietet, welche durch Wort und Schrift kaum wiedergegeben werden können. Die Uebergänge von festen Gesteinsbänken zu schieferigen Thonen, Mergeln, Sanden u. dergl., die Art der Verwitterung und Zerbröckelung werden auf eine Weise vor Augen geführt, dass solche Bilder bei Lehranstalten in Ermanglung von Excursionen deren Stelle am ehesten vertreten. Die Aufnahmen geschahen bei grellem Sonnenlicht, wodurch die Bilder Schlagschatten bei jedem hervorspringenden Eckchen des Gesteins erhielten und ein ungemein plastisches Bild aller Verhältnisse gewonnen wurde. Von jedem Steinbruch wurde ein Gesammtbild aufgenommen, welches sämmtliche Schichten nach Massgabe der Mächtigkeit jeder einzelnen Bank profilirt, neben

diesem Gesammtbild wurde eine specielle Aufnahme von kleineren Partieen aus dem Steinbruche genommen, welche bei grösserem Massstab die Detailverhältnisse nachweist. Ist dies im Allgemeinen der objective Werth der Bilder, so dürfte deren historischer Werth nicht zu übersehen sein. Bekanntlich verändert sich im Laufe der Zeit jeder Steinbruch, namentlich bieten bei dem ungeheuren Consum von Baustein in den Stuttgarter Brüchen oft schon nach Jahresfrist die hiesigen Steinbrüche ein so verändertes Bild, dass man sich kaum mehr in den früher abgebauten Schichten orientirt. Bei dem raschen Auskeilen des Werksteins, an dessen Stelle unvermuthet der Leberkies tritt, muss es offenbar für Detailstudien von hohem Werthe sein, das naturgetreue Bild von den Schichtenverhältnissen zu erhalten, das der Steinbruch zur Zeit der Aufnahme gerade darbot. — Was schliesslich die Kosten der Bilder anbelangt, so erklärt sich der Künstler bereit, für 1 fl. Abzüge von den Bildern zu liefern. Eine einzelne Aufnahme kommt ungefähr auf 10 fl. zu stehen.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Paolo Bernabò's grosse orientalische Menagerie.

Von Georg von Martens.

Als ich vor einem Jahre „noch eine Menagerie“ schrieb, glaubte ich den Schluss meiner Berichte über durch Stuttgart gewanderte Menagerien geliefert, zum letzten Mal die Geduld und Nachsicht der Leser unserer Jahreshefte in Anspruch genommen zu haben; aber meine lieben Vereinsgenossen haben sich nun einmal gewöhnt, mich als ihren Referenten über diesen Gegenstand zu betrachten, und unter den Freunden, die mich zur Schilderung auch der diessjährigen Menagerie aufforderten, befanden sich zwei ausgezeichnete Zoologen, unser verehrter Vorstand Professor Dr. von Rapp, welcher dieser Menagerie zulieb von Tübingen hieher gereist war, und der Vorstand der Stuttgarter Naturaliensammlung, Professor Dr. Krauss, welcher mir seine Unterstützung bei der Bestimmung der zweifelhaften Thiere zusagte und mit der ihm eigenen Geduld- und Beharrlichkeit gewährte, und so wage ich es auf ihre Verantwortung, zum siebenten Male aufzutreten.

Herr Bernabò hatte das grosse Schützenfest zu Zürich mitgefeiert, dann seine Thiere in Friedrichshafen vorgezeigt und traf Montag den 1. August in Stuttgart ein.

Die Bude befand sich an der nämlichen Stelle, wie die in diesen Heften (1851. I. Seite 43) beschriebene Kreuzbergische und hatte die gleiche Einrichtung, ihr an Grösse wenig nachstehend; auch hier drei Zuschauerplätze, neun Fourgons gegenüber und hinter diesen, doch noch innerhalb der Bretterwand ein Ofen zum Kochen und die von dem Personal der Anstalt bewohnten Wagen, da der Eigenthümer, il Padrone, und die acht Wärter, theils Lombarden, theils Oesterreicher, die sich aber dennoch sehr gut mit einander vertragen, sämmtlich in der Bude wohnen, essen und schlafen.

Jeder Fourgon trägt nur einen grossen langen Kasten von starken Brettern, vorn mit eisernen Stäben geschlossen, der aber durch bewegliche Scheidewände, welche man einschieben und herausziehen kann, in zwei bis vier Kammern abgetheilt werden kann.

Die zwei der Stadt zugewandten Seiten der Bude waren von Aussen mit zehn grossen Gemälden behängt, auf denen die in der Bude enthaltenen Thiere in Lebensgrösse abgebildet sind, ihre Kämpfe und der Fang derselben, Polar- und Saharascenen. Diese Gemälde zogen eine Menge Zuschauer herbei, deren Phantasie durch das Brüllen der unsichtbaren Bären, Löwen und Tiger, das Geschrei der Papageien und die von Zeit zu Zeit ertönende Musik einer Orgel mit Trompeten- und Flötenstimmen noch mehr aufgeregt wurde, so dass diese Gemäldeausstellung mehr Besucher und Bewunderer hatte, als die gleichzeitige der sieben rheinischen Kunstvereine im Kunstgebäude; trat dann der dreier Sprachen kundige Erklärer heraus und Ladete das Publicum mit lauter Stimme zum Anblick der grossen Fütterung ein, so fehlte es nie an Leuten, welche der Versuchung nicht wiederstehen konnten, den für eigene Ernährung bestimmten Sechser aufzuopfern, um der Mahlzeit der Tiger, Wölfe und Crocodile anzuwohnen.

Die Thiere werden in dieser Menagerie so reichlich genährt, wie ich es noch in keiner anderen gesehen habe, Morgens erhalten die meisten als Frühstück eine Tasse Milch, selbst die alten Löwen und Tiger, nur die Leoparden verschmähen diese unmännliche Kost. Abends nach 6 Uhr ist die Hauptfütterung, für alle Fleischfresser die einzige Mahlzeit, welcher ein Trunk frischen Wassers vorangeht. Sechsundzwanzig Fleischfresser, darunter fünf kleine, erhielten während der heissesten Sommertage, wo sie viel schlafen und weniger Appetit haben, täglich 110 Pfund Rind- und Hammelfleisch, bei kühler Witterung bis anderthalb Centner, die Pflanzenfresser eben so reichlich Gras, gelbe Rüben, Gurken, Kopfsalat, Endivien und Abends in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, selbst feineres Obst, Birnen, Aepfel, Zwetschgen, Trauben.

Die armen Geschöpfe sind eingesperrt, so sollen sie es so gut als möglich haben, sagte mir Bernabò, auch gewähre es einen viel schöneren Anblick, sie wohlgenährt in ihrer vollen Kraft zu sehen, als so abgezehrt und mager, wie man sie oft sehe. Dieser Italiener rechnet ganz richtig, wenn er den Mangel an Freiheit, die nun einmal solchen Subjecten nicht gewährt werden kann, durch materiellen Wohlstand ersetzt, die unübertroffene Schönheit seiner Thiere zieht eine ungewöhnlich grosse Zahl von Besuchern herbei und begünstigt die Fortpflanzung in der Gefangenschaft, worin seine Menagerie alle von mir bisher gesehenen ebenfalls weit übertrifft.

Abends gegen 8 Uhr bekommen alle Thiere ein Lager von frischem Stroh, welches Morgens wieder weggeräumt wird, dann werden die Behälter der Sicherheit wegen und als Schutz gegen Erkältung mit Bretterwänden verschlossen, die oben ein kleines Fenster haben.

Den 2. August wurde die Bude eröffnet, ich beeilte mich zu abonniren und trat ein, das leichte Zeltdach hielt zwar den Sonnenschein ab, aber auch den Luftzug, in der den ganzen Tag der Sonne ausgesetzten Hütte herrschte eine tropische Hitze von 25 bis 26° R. und folglich auch eine tropische Mittagsruhe, die grossen Thiere lagen meist schlafend weit ausgestreckt in ihren Kammern und athmeten auffallend stark, der Wolf hing wie die Hunde seine Zunge heraus, die Brust der meisten hob und senkte sich, wie die Meereswellen an stillen Sommertagen, es musste ein grösserer Theil der verdünnten Luft eingeathmet werden um den gleichen Theil Sauerstoff aus derselben zu scheiden.

Ein ungewöhnlich grosser brauner Landbär *(Ursus Arctos L.)* eröffnete die lange Reihe der Raubthiere, er soll aus Kamtschatka und erst vier Jahre alt sein, ist aber so dunkelbraun, beinahe schwarz, dass ich ihn Anfangs für einen Baribal hielt, bis mich die derberen Umrisse und die hellere Stirn überzeugten, dass ich weder einen Baribal, noch den von Fr. Cuvier und Schinz (Tab. 50 Fig. 1) abgebildeten *Ursus Arctos sibiricus*, sondern einen echten Landbären, wenn auch ungewöhn-

lich gross und dunkel, vor mir hatte, bei Schinz (I., 299) *Ursus Arctos c. niger, fronte applanata vel transverse concava, vellere fusco nigricante, rostro supra fusco-rufo*, aber doch nicht, wie er unrichtig vermuthete, ein altes Thier.

Bernabò, der die Mahlzeit immer selbst austheilt, sagte zuweilen zu ihm, er solle darum bitten, da richtete sich das grosse Thier auf den Hintertatzen aufrecht in die Höhe, fasste das Gitter mit beiden Vordertatzen und rüttelte es so heftig, dass der Wagen schwankte und manche Zuschauer ein Herabstürzen des ganzen Behälters besorgten. Jetzt erhielt er einen sechspfündigen Laib schwarzes Brod, liess ihn aber liegen und rüttelte wieder, worauf er einige Pfund Fleisch bekam, nun war er zufrieden, schob das Brod auf die Seite und verzehrte behaglich das Fleisch, erst wann er damit zu Ende war, wandte er sich zum Brod, nahm es zwischen die Vordertatzen und war auch bald damit fertig.

Dieses heftige Rütteln nahm er öfters auch freiwillig vor, wenn die Mahlzeit seiner Meinung nach zu lange ausblieb. Gab man ihm den Brodlaib wagerecht aufgeschnitten, so frass er zuerst das Weiche heraus und erst zuletzt die etwas bittere Rinde. Von mir nahm er gern Birnen und Pfirschen, noch lieber Pomeranzenbrödchen und Zimmtsterne an, ich legte sie auf das Wagenrad und er holte sie sehr geschickt mit den plumpen langkralligen Vordertatzen herein, trotz der Schwierigkeit, dass er jede Tatze zwischen andern Eisenstäben herausstrecken musste, somit sie nicht beisammen zurückziehen konnte.

Ein junger Eisbär *(Ursus maritimus L.)* war kleiner als sein dunkler Vetter, ziemlich ruhig und träge und wurde selbst bei kühlem Wetter täglich mehrere Mal so reichlich mit kaltem Wasser überschüttet, dass sein gelblichweisser Pelz ganz struppig aussah und er wohl nur in der Nacht dazu kam, ein trockenes Kleid anzuhaben, indessen behagten ihm diese kühlen Sturzbäder ganz gut. Er bekam wie sein Nachbar Brod und Fleisch, hatte aber nicht die Geduld, mit ersterem zu warten, sondern packte es kaum hereingeworfen an, kam dann das Fleisch, so liess er das noch vorhandene Brod vorerst liegen und verzehrte es als

Nachtisch nach dem Fleische. Seine Sohlen sind gegen die Sitte fast aller Thiere dicht mit langen Haaren besetzt, weil er im Freien stets auf dem Eise lebt, wo diese Behaarung sich nicht abreibt und den Fuss gegen die strenge Kälte schützt.

Den 23. August sollte der Behälter des braunen Bären zu grösserer Sicherheit eine Bodendecke von starkem Eisenblech erhalten und zu diesem Zwecke der Bär entfernt werden, die Scheidewand wurde zur Hälfte herausgezogen, die beiden Bären, die sich schon so oft gehört hatten, konnten sich nun auch sehen, allein keiner bezeugte die geringste Neigung dem andern einen Besuch abzustatten, ich war begierig zu sehen, wie die Sache enden werde, endlich wurde der braune Bär mit Stangen hinübergetrieben, er fürchtete sich sichtbar vor dem kleineren Eisbären, der ihn brüllend empfing, es schien sich ein ernster Kampf entspinnen zu wollen, aber der Wärter schloss schnell die Scheidewand wieder zu, das Beisammenleben wurde zur Nothwendigkeit, beide ergaben sich in ihr Schicksal, legten sich nieder und blieben zwar etwas misstrauisch, doch friedlich bei einander, bis der neue Boden gelegt war und der grosse Bär nach dem italienischen Sprüchwort: Besser allein, als in schlimmer Gesellschaft, gerne in seine trockene Wohnung zurückkehrte. Hier zeigte er sich aber mit der Neuerung sehr unzufrieden, ich fand ihn noch am folgenden Tage mit vergeblichen Versuchen beschäftigt, das Blech wieder wegzureissen.

Der zweite Wagen trug in seinem weiten Behälter eine africanische Löwen-Familie von seltener Grösse und Schönheit, der Löwe ein ernstes ruhig und mit Würde auf und abgehendes Thier mit prächtiger dunkler Mähne und langen Haaren an der Mittellinie des Bauches, erinnerte mich lebhaft an Venedigs Marcuslöwen, denn die Venetianer bildeten ihr Wappenthier, wie die Berner ihren Bären, viel naturgetreuer ab, als man in anderen Ländern die Wappenthiere, z. B. unseren deutschen Reichsadler erblickt, beide aus dem gleichen Grunde, weil sie oft Gelegenheit hatten, es lebend zu sehen.

Auch die Löwin war schön, gross gewachsen und bestätigte die oft gemachte Bemerkung, dass unter allen Katzen die

Löwen am wenigsten Katzen sind; die Tochter in Pest den 24. Januar 1858 geboren, verlebte in Stuttgart ihren neunzehnten Monat, sie war beinahe eben so gross wie die Mutter, aber schlanker und hatte noch, wie die jungen Cuguare, die bei der Mutter völlig verschwundenen dunkleren runden Flecken, welche die Löwenjugend an die Leoparden knüpfen, Sohlen und Schweifquaste waren bei allen drei kohlschwarz. Die Lustigkeit des Löwenmädchens bildete einen lebhaften Gegensatz zum Ernste der Eltern, es sprang in gewaltigen Sätzen von einem Ende des Behälters zum andern, an Wand und Decke hinauf und forderte die Mutter zu Scherz und Spiel neckend auf, bei der reichlichen Mahlzeit ging es aber ganz anständig her, jedes verzehrte ruhig seinen Theil, ohne dem andern etwas zu missgönnen oder gar nehmen zu wollen.

Eine zweite Löwen-Familie, Bewohnerin des dritten Wagens, wurde für asiatisch ausgegeben, wird aber wohl auch africanisch sein. Der Löwe war noch etwas grösser, als sein Nachbar, die Mähne heller und glatter, die Schultern nicht bedeckend, sonst kein Unterschied, namentlich die Fortsetzung der Mähne an der Mittellinie des Bauches eben so reich; eine bretterne Scheidewand trennte ihn von Gattin und Kindern, er war daher unruhiger, brüllte oft im tiefsten Bass, schaute durch eine Spalte hinüber und versuchte die Scheidewand mit den Tatzen zurückzuschieben. Zutraulicher als der andere liess er sich gern von dem Herrn und den Wärtern streicheln und schmiegte sich dabei an das Gitter an, wie eine Hauskatze, doch war auch seine Zärtlichkeit gefährlich, so drückte er einmal dem Oberwärter die streichelnde Hand so gewaltig gegen die eisernen Stangen, dass dieser sie gebrochen glaubte und einige Tage lang Schmerzen darin empfand.

Die schöne grosse Löwin hatte Anfangs Mai zu Mühlhausen im Elsass drei Junge geboren, Eines davon kaufte der hiesige Besitzer eines zoologischen Gartens, Gustav Werner, in Zürich, mit den beiden andern hauste sie jetzt als treue, sorgsame Mutter; nach Katzenart stillte sie dieselben noch immer, obgleich sie schon Zähne hatten und Fleisch frassen.

Beide sahen sich völlig gleich, von der Grösse eines mittleren Hundes, etwas kraushaarig und struppig, noch stark auf hellerem Grunde dunkel gefleckt, besonders lebhaft am Kopfe, über jedem Auge ein dunkler Ring, ähnlich den Flecken der schwarzen Rattenfängerhunde, in Italien Vieraugen genannt. Indessen war eines davon männlich, das andere weiblich, und dieser Unterschied zeigte sich auffallend in ihrem Benehmen, denn was ein Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Die junge Löwin war sanft und gemüthlich wie die Mutter, der Löwenknabe aber keck, dreist, unruhig und händelsüchtig, beim Spiel immer der Angreifer, er wollte immer zuerst trinken, drängte Mutter und Schwester von der Blechschüssel weg und liess oft sein Fleisch liegen, um den anderen das ihrige wegzunehmen.

Rührend war es oft zu sehen, wie sie die besten Stücke de Kindern liess und dann das aufräumte, was diese liegen liessen, so ein Stück Leber und die Knochen, sie gab sich viele Mühe, diese zu zerbeissen, es krachte oft laut, wie bei den Hyänen, allein man sah wohl, dass ihre Backenzähne nicht darauf eingerichtet waren; ein würfelförmiges Stück blieb ihr vier Mal fest zwischen den Zähnen stecken, sie machte ein klägliches Gesicht mit tiefen Furchen quer über die Nase, langte mit den Pfoten nach demselben, machte es mit den Krallen los, dass es herausfiel, nahm es aber jedes Mal wieder auf, bis sie es bezwang, obschon gutes Fleisch vor ihr lag, das sie den Kindern liess.

Ein anderes Mal sah ich den Sohn die Mutter heftig anpacken, er schlang die Vordertatzen fest um ihren Kopf, so dass ich eine Verletzung der Augen besorgte, sie machte die Augen zu und liess ihn gewähren, als er es aber zu arg machte, legte sie nur eine Tatze fest über ihn, dass er sich gar nicht rühren konnte; nach einer Weile liess sie ihn wieder los; er hatte genug und blieb nun ruhig.

Als gegen Ende Augusts die Hitze nachliess und die Jungen etwas mehr herangewachsen waren, gab ihnen die Mutter förmlichen Unterricht in der Jagd, sie machte ihnen die Sprünge

vor, die Handgriffe mit den Tatzen, die zum Fang der Beute nöthig sind und hatte gelehrige Schüler; dass solche zu lebenslänglicher Gefangenschaft bestimmt dieses Unterrichts nicht bedurften, kam ihr freilich nicht in den Sinn.

Mitten in der langen Katzenreihe bildete eine Tiger-Familie den Glanzpunkt dieser Menagerie, der Tiger wie die Tigerin prächtige, grosse, reinliche Thiere, höher, schlanker und gewandter als die Löwen, die Grundfarbe der Lichtseiten lebhafter als fuchsroth, beinahe orange, Unterseite weiss, die senkrechten Streifen kohlschwarz, zahlreich, auf dem Rücken oft zusammenhängend, ohne Spur einer Uebereinstimmung mit der Leopardenzeichnung, der Tiger unterscheidet sich kaum durch einen stärkeren Backenbart von der Tigerin. Auch sie sind jetzt getrennt, da die Tigerin am Tage ihrer Ankunft in Stuttgart wie die Hauskatzen vier Junge gebar, wovon eines gleich nach der Geburt starb und jetzt in Werner's zoologischem Garten ausgebälgt zu sehen ist.

Als ich die anderen drei zum ersten Male sah, lagen sie zerstreut auf dem Boden herum und schliefen, ungefähr von der Grösse eines Meerschweinchens, hellgelblich mit engen schwärzlichen Querstreifen. Die Mutter lief im engen Raume auf und ab, scheinbar unbekümmert um sie, doch ohne je eines zu treten, ein Wärter konnte hineinlangen, eines herausnehmen und es uns zeigen.

Den 6. August krochen die Jungen herum, aber schlecht und langsam, den Bauch auf dem Boden schleifend, noch blind herumsuchend, eines schrie ganz wie ein neugeborenes Menschenkind, die Mutter nahm es ins Maul und trug es wie eine Kinderwärterin auf und ab, legte es dann nieder und beleckte es, ein Zuschauer wunderte sich über dieses Tragen im furchtbar gezähnten Rachen, wobei das Tigerkind wie todt ohne sich zu rühren auf beiden Seiten herabhing, wie soll sie es denn sonst machen, fragte der Wärter; wie könnte es sonst Tiger geben kann man ebenso denen antworten, die sich wundern, bei dem grausamsten aller Raubthiere solche Mutterliebe, diese Erhalterin der ganzen Schöpfung, zu finden.

zuerſt auf die Bank von England. Daß die Bank von Amſterdam keine erdichteten Depoſiten-Certifikate ausſtellte und in Umlauf ſetzte, was ſie ohne Gefahr des Entdeckens eben ſowohl hätte thun können, als einen Theil der ihr anvertrauten Gelder auf Zinſen leihen (in beiden Fällen nämlich ergibt ſich derſelbe Unterſchied zwiſchen der ganzen Summe der Bankanweiſungen und den eigentlichen Depoſiten in baarem Gelde), iſt ſo ziemlich erwieſen und ſteht mit der allgemein anerkannten Rechtlichkeit und Geradheit des holländiſchen Handelsgeiſtes im vollkommenſten Einklang; raſcher, kaufmänniſch-künſtlicher und weniger ängſtlich verfuhren die Engländer.

Die Bank von England kam im Jahr 1694, alſo 85 Jahre nach der von Amſterdam zu Stande, und war die erſte Depoſiten-, Disconto- und Zettel-Bank. Ihr Kapital beſtand aus 1,200,000 Pfd. Strl., die ſie der Regierung lieh, und für welche ſie die Schuldverſchreibungen derſelben als Fond in die Kaſſe legte. Die Zinſen dieſer Staatsſchuldſcheine waren zuerſt auf jährliche acht Procent feſtgeſtellt. Die Zettel (Banknoten), welche die Bank auszugeben befugt war, wurden bei allen Staatskaſſen als baares Geld angenommen und die Staatseinkünfte ſelbſt bei der Bank deponirt. Ueberdies hatte die Bank die Vollmacht, Treſorſcheine in Umlauf zu ſetzen und der Regierung Geldvorſchüſſe zu leiſten. Welcher Uebergang iſt dies nicht von der einfachen, ſoliden Organiſation der Bank von Amſterdam zu einer mächtigen, zuſammengeſetzten Staats- und Handelsmaſchine! Als eine Depoſitenbank hatte ſie das Recht, nicht nur Gelder in Verwahrung zu nehmen, um ſie auf Verlangen der reſpektiven Deponenten wieder zurückzuſtellen, ſondern ſie war auch befugt, die ihr anvertrauten Gelder zum Beſten der Inſtitution zu gebrauchen und auszuleihen; als eine Zettelbank gab ſie Banknoten aus, die auf ihren Staatsſchuldverſchreibungsfond und auf die ihr anvertrauten Depoſiten gefußt waren, und als Discontobank endlich discontirte ſie mit reſpektablen Giranten verſehene Tratten oder Sola-Wechſel gegen etwas höhere Zinſen, als Privatperſonen zu nehmen das Recht hatten.* „Um das letztere Verfahren genauer zu würdigen,“ ſagt ein berühmter

* Der Unterſchied zwiſchen Bank- und Privatzinſen iſt dieſer: die Bank zieht von dem Betrage des Wechſels die ganzen Intereſſen für die Zeit, die derſelbe zu laufen hat, ab; —

Saugen sah man diese Säuglinge nur selten und immer so, dass die Mutter sich dabei von den Zuschauern abwandte, diesen den Rücken zukehrte, dennoch gediehen sie sichtbar, sie soll sehr viel Milch geben, schon am neunten Tage waren sie auffallend gewachsen, Bernabò nahm eines heraus, seine Augen waren offen, aber trüb bläulichgrau, ohne Bewegung und Ausdruck, er sagte uns, sie blieben 12 Tage blind, lebten 2 Monate nur von der Muttermilch und blieben zwei Jahre lang ziemlich gutmüthig, wahrscheinlich bis zum vollendeten Wachsthum.

Das Herumtragen eines Jungen wiederholte die Tigerin oft und stöhnte dabei mit einem eigenen halblauten Ton, als wollte sie es besänftigen, auch schien es oft, sie suche einen Ort auf um es zu verstecken, wie es die Hauskatzen zu thun pflegen; bei dem Niederliegen nahm sie sich sehr in Acht, keines zu drücken.

Den 16. Tag konnten die Jungen schon sehen, aber noch immer nur schlecht gehen, so dass sie dabei oft sich überschlugen und umfielen, so breit sie auch die schwachen Füsschen stellten. Schon jetzt stellte sich heraus, dass das männliche viel unruhiger war und häufiger schrie und herumgetragen wurde, als die weiblichen; am 5. September, bei kaltem Regenwetter, fand ich alle drei im hintersten Winkel dicht bei einander, um sich gegenseitig warm zu erhalten.

Der 8. August war ein ungewöhnlich heisser Tag, der Thermometer stieg im Schatten auf 27,5° R., in der Sonne auf 45°, Bernabò nahm mehr aus Mitleid, als weil es nöthig gewesen wäre, einen brodlosen Mann aus der Stadt, welcher schon bei Kreuzberg als localer Aushelfer gedient hatte, als Hilfswärter an. Abends sollte oder wollte dieser neue Wärter das Geschäft der Reinigung der Behälter vor der Fütterung, wo die Thiere am aufgeregtesten sind, besorgen, war aber, wie ein Zuschauer sich ausdrückte „angetrunken“ und langte leichtsinnig anstatt sich wie die anderen eines eisernen Kratzers zu bedienen, welchen selbst die Tiger scheuen, mit dem Arm unter das Gitter hinein, um mit einem Tuche abzuwischen; bei den Bären kam er ungestraft davon, allein schon der africanische Löwe

packte ihn mit den Vordertatzen, die anderen Wärter sprangen herbei und rissen ihn weg, doch bei dem jungen Leoparden ging es ebenso, sie machten ihm ernstliche Vorstellungen und warnten ihn, er aber wollte seinen Muth zeigen, berief sich auf seine Erfahrung und streckte auch bei dem Tiger den Arm weit hinein ohne den Tiger dabei anzusehen, während es allgemeine Menagerieregel ist, solchen Gegnern gegenüber, wie im Zweikampfe, stets seine Augen scharf auf die ihrigen zu richten. Da fuhr der ruhende Tiger blitzschnell auf und fasste seinen Arm mitten zwischen dem Elbogen und dem Handgelenke, der Unglückliche blieb vor Schrecken sprachlos stehen, die anderen Wärter sprangen mit eisernen Stäben herbei, es gelang aber lange nicht, den Tiger durch Schreien und Schlagen zu bestimmen, seine Beute aufzugeben, er biss sich zum zweiten Mal fest, erst als er den Rachen zum dritten Biss öffnete, gelang es, den Mann schnell wegzuziehen, der Vorderarm war morsch entzwei gebissen, die beiden Knochen ragten zersplittert hervor und die Hand hing wie ein Tuchlappen herab, so lief er auf die Wasserkufe zu, um durch Eintauchen des Armes in kaltes Wasser das Blut zu stillen, man verband ihn eilig und brachte ihn sogleich in das Catharinenhospital, wo ihm noch denselben Abend der Arm über dem Elbogen abgenommen wurde, da an Heilung einer solchen Wunde nicht zu denken war.

Der Tiger hatte warmes Menschenblut gekostet und blieb lange aufgeregt, wild und drohend, dennoch hatte der Oberwärter die Kühnheit, am 13. August nach der reichlichen Mahlzeit die Hand durch das Gitter zu stecken und ihn zu streicheln, natürlich ihm dabei freundlich, aber fest und unverwandt in die Augen blickend.

Der sechste Wagen enthielt zwei **Leoparde** *(Felis Leopardus Temminck)*, Männchen und Weibchen, angeblich aus Persien, schlanker und niedriger als Löwe und Tiger, der Schwanz um eine gute Spanne länger als die Hinterfüsse, daher sie ihn immer etwas aufwärts gebogen hielten, um den Boden nicht zu berühren. Die Farbe des Rückens und der Seiten war heller, als ich sie je bei ähnlichen Thieren gesehen, isabellfarbig mit

ringförmigen Rosetten von 3 bis 5, oft zusammen fliessenden schwarzen Flecken, die vom Licht abgewendeten Theile weiss mit runden vollen schwarzen Flecken, was man nach einem zu einer Zeit, als man den echten Tiger noch nicht kannte, in allen Sprachen eingeführten Gebrauche getigert nennt.

Die Leoparde waren lebhafte gewandte Thiere, die sich gut mit einander vertrugen, er etwas mager, sie wohlgenährt, sie haben schon fünf Mal Junge gehabt, die alle glücklich aufgezogen und bis auf einen gegen andere Thiere vertauscht wurden.

Dieser eine, im August vorigen Jahres in München geboren, somit ein Jahr alt, befand sich auf der anderen Seite der Tiger im vierten Wagen, getrennt von den Eltern; die Grundfarbe des Fells war noch heller, gelblich weiss, die Grösse nahezu gleich. Als junges Thier war dieser Leopard sehr lustig und munter, er unterhielt oft die Zuschauer durch gewaltige Sprünge an die Wand und die Decke des Behälters hinauf, ganz wie in einer früheren Menagerie die jungen Cuguare *(Felis concolor L.)*, wann das Fleisch kam, lag er oft ruhig an einem Ende des Behälters, lauerte darauf und sprang dann unversehens mit einem Satz darnach, wie eine Katze nach einer Maus, und wie diese mit der gefangenen Maus, spielte auch er mit dem ein paar Pfund schweren Fleischklumpen, warf ihn mit den Tatzen in die Höhe und erhaschte ihn wieder mit einem Sprung und dieses Alles ohne jemals ein Thier gefangen, etwas wirklich erjagt zu haben, aus blossem angebornen Triebe.

Bei dem immer lebhafteren Verkehr mit dem seit Erfindung der Dampfschiffahrt Europas Nachbar gewordenen America kommt in den Menagerien, wie bei den Kirschnern, der americanische Tiger oder Jaguar *(Felis Onza L.)* viel häufiger vor, als der asiatische, und so traf ich auch hier drei schöne männliche Jaguare an, die derbste und plumpste aller Katzen, untersetzt wie die Urbewohner Südamericas, wie die Tiger schlank und

---

Anmerkung. Onza, nicht Onça, oder gar Onca, wie oft geschrieben wird, ist der spanische und portugiesische, Jaguar der guaranische Name des americanischen Tigers.

hoch gleich den Hindus sind, ungemein kräftig, mit den charakteristischen ein bis drei kleinen Flecken im Centrum der ringförmigen Rosetten.

Trotz der vielbesprochenen Grausamkeit dieses furchtbarsten Raubthieres Americas befand sich jeder der drei Jaguare in Gesellschaft eines anderen Raubthiers und vertrug sich ziemlich gut mit demselben. Einer hatte einen weiblichen Panther aus Java *(Felis Pardus β melas Peron)* zum Stubenkameraden erhalten, schlanker, eben so lang aber nicht so hoch, mit längerem Schwanz, kohlschwarz, so dass die Flecken nur bei starker Beleuchtung sichtbar wurden.

Diese Pantherin lag fast immer ruhig in einem Winkel, der Jaguar dagegen lief häufig dicht an Wand und Gitter im Kreise herum und stieg dabei jedes Mal über die Pantherin hinüber, ohne sie zu berühren und ohne dass diese sich im Geringsten in ihrer behaglichen Ruhe stören liess, als aber Bernabò ein lebendes Huhn in den Käfig warf, blieb der Jaguar ruhig, die Pantherin dagegen erhaschte es im Augenblick mit einem Sprunge, biss ihm die Hauptader am Halse auf und sog ihm mit sichtbarem Behagen wie ein Marder das Blut aus, war blutdürstig im strengsten Sinne des Wortes, man sah am Halse deutlich die Bewegung des Schluckens, nach dem Blute wurde der Kopf verzehrt, dann ging es an das Ausrupfen der Federn, ein Geschäft, das ungeschickt von Statten ging, da ihr Rachen sich lange nicht so gut dazu eignete, wie der Schnabel eines Habichts, endlich frass sie das ganze Huhn sammt Eingeweiden und Knochen auf und liess nur die im ganzen Käfig zerstreuten Federn liegen, leckte die Blutflecken am Boden auf und wandte sich nun erst dem Ochsenfleische zu, welchem sie das lebenswarme Huhn aller Schwierigkeiten ungeachtet vorgezogen hatte.

Kamerad des zweiten Jaguars war ein noch nie gesehenes Thier, ein den 18. Juli 1858 in Salzburg geborener Bastard des Jaguars mit der schwarzen Pantherin, der Mutter ähnlicher als dem Vater, aber statt schwarz bläulichgrau, so dass die schwarzen Fleckenringe deutlich hervortraten.

Den 15. August war wieder ein deutscher Wärter so unvorsichtig, mit dem Arm hineinzulangen, pfeilschnell fuhr der Panther auf seine Hand und verletzte sie mit den Krallen, so dass sie stark blutete, der Wärter wurde darüber so aufgebracht, dass er eine starke eiserne Stange ergriff und wiederholt nach dem Panther stach, so dass er ihn getödtet haben würde, wenn er ihn getroffen hätte, dieser aber, obschon in der Menagerie geboren und nie im Freien gewesen, wich mit bewunderungswerther Gewandtheit den Stössen aus, welche stets nur die Bretterwand des Behälters lauthallend trafen und erhielt sich so unverletzt bis Alessandro kam und den Wärter ernstlich zurecht wies, einem unvernünftigen Thiere könne man es nicht übel nehmen, wenn es nach seiner Natur sich benehme, am Wärter sei es, verständig zu sein, die Hände ausserhalb des Gitters zu halten und das Thier unverwandt anzuschauen, so lange man mit ihm zu thun habe.

Es wurde mir klar, welche ungeheure Gewandtheit und Schnelligkeit dazu gehöre, um ein solches Thier mit Lanzen oder Wurfspiessen zu erlegen und wie in Südafrica nur die Kugelbüchse seiner Vermehrung hat Schranken setzen können.

Am dritten Jaguar fiel mir der Verlust der scharfen Eckzähne auf, ein Wärter erzählte mir, man habe ihm, als er eilf Monate alt gewesen, die Eckzähne mit einer Zange abgekneipt und die Nägel an den Pfoten abgeschnitten, um ihn abzurichten, allein, obschon er in der Menagerie geboren unbekannt mit der Wildniss unter Menschen aufgewachsen war, sei er doch immer ganz unzähmbar geblieben, auch erinnere ich mich nicht, je von einem arbeitenden Jaguar oder anderem americanischen Thiere gehört zu haben, als wäre die Geistesbegabung dort auch bei den Thieren geringer.

Mit den Mitbewohnern seiner Zelle, zwei gut erhaltenen Hyänen *(Hyaena striata Zimmermann)* vertrug sich dieser Jaguar ganz gut, obgleich sie kleiner und schwächer als er waren; ich sah ihn zuweilen mit einer von ihnen spielen, während die andere ruhig in einem Winkel blieb, die Hyäne richtete die langen Borsten ihres Rückenkammes steil empor, wo-

durch sie grösser erschien und benahm sich ganz unerschrocken, auch fiel von beiden Seiten keine Verletzung vor.

Bei der Fütterung wurde jedoch der Jaguar durch eine eingeschobene Wand von den Hyänen getrennt und über Nacht wurde er zu seinem Nachbar, dem jungen Leoparden versetzt, der ihm ebenbürtiger war.

In früheren Menagerien bekamen die Hyänen beinahe nur Knochen und es wurde behauptet, dass sie solche dem Fleische vorziehen, hier macht man zwischen Löwen und Hyänen keinen Unterschied und ich fand, dass auch die letzteren das Fleisch den Knochen vorziehen.

Zwei Ocelote wurden als Tigerkatzen aus Brasilien, das kleinste Tigergeschlecht, angekündigt, sie waren kleiner, dunkler lebhafter und schöner gefärbt als die unserer Naturaliensammlung, nicht viel grösser als Hauskatzen, aber hochbeiniger. Man hat die von Brasilien über Gujana, Mexiko und Louisiana bis zum Arkansas verbreiteten Ocelote *(Felis Pardalis L.)* in elf Arten gespalten, dann wären diese *Felis elegans Lesson;* es sind wilde, grausame Thiere, so blutdürstig wie die Marder, wenn man ihre Zelle reinigte, fuhren sie immer auf Eisenstab und Tuch los und während der Fütterung mussten sie durch eine Scheidewand getrennt werden, da sie gegen die Sitte anderer Katzen einander das Fleisch rauben wollten.

Ein schöner Wolf aus Russland war ein würdiger Repräsentant der Hundegattung, er sah so ehrlich, offen, selbst gutmüthig aus, wie ein tüchtiger Haushund, wenn sich aber die Zeit der Fütterung näherte, konnte man die ganze Schattenseite der Gattung, die Gierigkeit, die Hast und die Unverträglichkeit der Hunde bei dem Fressen an ihm wahrnehmen.

Noch lange ehe die Reihe an ihn kam, merkte er an der Aufregung der anderen Gefangenschaftsgenossen, dass die ersehnte Stunde gekommen sei, sprang und scharrte mit den Vorderfüssen und gab sich alle mögliche Mühe, durch das Gitter nach dem fleischbringenden Herren zu sehen. Die Gattung *Canis* zeichnet sich durch einen weiten Schlund aus und hier konnte man das Sprüchwort: Er frisst wie ein Wolf, ganz begreifen.

Mit der grössten Heftigkeit fuhr er auf das vorgezeigte Fleisch los und schluckte ungeheure Stücke von mehr als zwei Zoll Durchmesser, selbst grosse Knochen rasch hinunter, hatte er die Weite seiner Speiseröhre überschätzt und blieb ein allzugrosses Stück am Eingang stecken, so wurde in grösster Eile ein Theil davon krachend abgebissen und der Versuch wiederholt, selbst die härtesten spitzigsten Knochensplitter wurden ohne Schaden hinuntergeschluckt und verdaut, der aufgelöste weisse Kalk giebt dann das graecum album der ehemaligen Apotheken.

Eine gefleckte Hyäne vom Cap *(Hyaena Crocuta Zimmermann)* hatte das Unglück, der Zellengenosse dieses Russen zu sein, obschon in ihrer Heimath unter dem furchtbaren Namen Tigerwolf bekannt, obschon grösser und stärker als er, sah man doch, dass Linné sie mit Unrecht den Hunden beigezählt hat, dick, träge, unbehilflich, besonders schlecht auf den Hinterfüssen, lag sie meistens ruhig in einem Winkel ohne den Plackereien des lebhaften, flinken, aufgeweckten Kameraden einen anderen als einen höchst passiven Widerstand entgegenzusetzen. Zahlreiche Narben und Wunden, besonders am Kopfe, bezeugten seine Misshandlungen, während er ganz frisch und unverletzt blieb, da sie zwar grässlich schrie, mit furchtbarem Rachen und grellen Blicken drohte, aber nie zum Beissen kommen konnte.

Bei der Fütterung stellte sich ein Wärter mit einem eisernen Stabe an die Zelle und suchte beide auseinander zu halten, aber mit wenig Erfolg, die Hyäne frass ruhig und langsam, der Wolf aber hatte immer sein Auge auf sie, ersah sich die Gelegenheit und sprang unversehens mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit über oder unter die Stange durch, der Hyäne ihre Portion entreissend und verschlingend, während er die seinige einstweilen liegen liess, wenn er nicht schon damit fertig war, sogar von dem Wasser jagte er sie weg und trank allein.

Einige Mal sah ich Bernabò, um diesem Uebel zu steuern, dem scharrenden Wolfe ein schönes Stück Fleisch mit einer Hand vorhalten und ihn so lange damit beschäftigen, bis die Hyäne das mit der andern Hand zugeworfene verzehrt hatte.

Ein ander Mal wurden sie durch eine eingeschobene Bret-

terwand getrennt, der Wolf merkte gleich die Absicht, wurde äusserst heftig und unruhig und versuchte wiederholt gegen die Scheidewand anspringend solche umzuwerfen.

Ein capischer Schakal *(Canis mesomelas Schreber)*, Tkenli der Hottentotten, hatte ganz den Bau und das Betragen unserer Füchse, er war etwas kleiner, hatte denselben buschigen Schweif, und sehr lebhafte Farben, fuchsroth, der kohlschwarze Rücken weiss getüpfelt, er war allein, lief oft unruhig auf und ab und frass nichts anderes als Fleisch, gesottenes jedoch eben so gerne als rohes.

Zwei nordamericanische Waschbären *(Procyon Lotor Storr)* lebten friedlich und ruhig beisammen, bekamen wie die Raubthiere regelmässig Fleisch, nahmen aber auch von mir gern gesottenes Fleisch, Zucker, Hausbrod, Weissbrod, Zimmtstern, Pomeranzenbrödchen, Reine Claude-Pflaumen und Trauben an, Birnen aber und Eierpflaumen liessen sie liegen. Gegen das Ende des Augusts starb einer dieser Waschbären, der andere schien sehr traurig und war einige Tage unruhig, bis er sich nach und nach in seine Einsamkeit schickte.

Nicht so gut wie diese harmlose drollige Nordländer vertrugen sich zwei südamericanische Rüsselbären oder Coati, jähzornige, bissige Thiere, wenig dem ihnen von dem Prinzen von Neuwied gegebenen Namen der geselligen *(Nasua socialis)* entsprechend, sie stellten die zwei Arten vor, in welche man sie gespalten hat, der eine grösser hellgraubraun, der andere kleiner, Lichtseite dunkelbraun, Schattenseite lebhaft orange. Der grössere nahm oft beide Fleischportionen für sich in Anspruch und griff den schwächeren heftig an, wenn er auch zulangen wollte, dieser stellte sich dann eingeschüchtert aufrecht wie ein aufwartender Hund in einen Winkel und rührte sich nicht, bis der andere satt war.

Gesottenes Ochsenfleisch war beiden so angenehm wie rohes, auch Anderes nahmen sie an, gesottene Kartoffeln, Hausbrod in Zuckerwasser eingeweicht, Weissbrod, Zimmtsterne, Chocolade, Pomeranzenbrödchen, süsse Birnen, Aepfel, Pflaumen, Zwetschgen, Feigen, Pfirschen und Trauben, so den Uebergang von den Fleischfressern zu den Pflanzenfressern bildend.

Ein junger Ichneumon wurde für den berühmten ägyptischen Crocodilenfeind ausgegeben, war aber wohl der ostindische (*Herpestes griseus Desmarest*). Kopf fleischfarbig durch die schwache Behaarung durchschimmernd, der Leib schlank auf kurzen Füssen, die Farbe aus schwarz und weisslichgelb gemengt. Er schlief fast immer eingerollt in seinem kleinen hängenden Käfig, den der nächste Affe oft aus boshaftem Muthwillen unbarmherzig schüttelte und rüttelte.

Bei der Fütterung erhielt er Fleisch, von mir nahm er auch gesottenes Fleisch und Trauben an, an einer halben Birne leckte er, bis sie umfiel, die Schalenseite nach oben, nun gab er sich viele Mühe, sie wieder umzukehren, bis es nach wiederholten Versuchen gelang, worauf er sie verzehrte, Zucker aber und Pflaumen verschmähte er.

Interessant war das Beisammensein zweier einander sehr fremden Thiere, einer orientalischen Zibethkatze (*Viverra Civetta L*) und eines Ratel oder Honigdachses (*Gulo mellivorus Storr*).

Die Zibethkatze ist wie unsere wilde Katze grau, schwarz gestreift und gefleckt, aber schlanker, länger, nicht so hochbeinig und steht so zwischen Katze und Marder in der Mitte, mit der Verlängerung des Leibes sind auch schmal zugespitzte Schnauze und Schwanz gegeben, das ganze Thier ist gewandt und zum Baumerklettern geeignet.

Der Honigdachs ist das gerade Gegentheil, kürzer aber breiter, besonders auffallend flach, das heisst der horizontale Durchmesser des Körpers grösser als der senkrechte und so sind auch bei ihm mit der Verkürzung des Leibes kurze stumpfe Schnauze und Schwanz gegeben. Die dicke, zähe, locker anliegende Haut ist schwarz, an der Unterseite durch die schwache schwarze Behaarung stark durchscheinend, viele Stellen ganz kahl, weil er sich überall reibt, die Oberseite dagegen dicht und derb behaart, wie bei dem Stachelschwein und Igel und heller als die Unterseite, auf dem Scheitel ein grosser länglichrunder weissgrauer Flecken, auf dem Rücken ein länglicher grösserer grau mit weissem Rande an beiden Seiten, die kurzen dicken Füsse

haben, besonders die vorderen, sehr grosse starke, krumme Krallen, die längste über einen Zoll lang hervorstehend; die kohlschwarzen Augen sind auffallend klein und vermehren das drollig plumpe der Physiognomie, alles deutet auf ein vergraben lebendes Thier, das sich in der Lebensart dem Maulwurfe, Igel und Ameisenbären anschliesst.

Nach Dachsmanier schlief unser Ratel viel, wobei er sich wie ein Igel zu einer Kugel einrollte, oft legte er sich auf den Rücken, um sich behaglich zu kratzen und zu lecken und während die Zibethkatze auf und abging, machte er sich dadurch Bewegung, dass er lebhaft und schnell abwechselnd vorn und hinten empuhüpfte, ohne damit von der Stelle zu kommen, was possirlich aussah, aber die Bewegung zu sein scheint, die er beim Graben macht. So gab es manche ruhige friedliche Stunde unter ihnen, wurde er aber unruhig, so tyrannisirte er die Hausgenossin, indem er sich, den dichten Pelz des Rückens wie einen Schild vorhaltend, gegen sie schob und drängte, unter sie fuhr und sie umwarf oder sie gegen die Wand drückte, während sie ohne von ihren scharfen Zähnen Gebrauch zu machen, ihm bloss auszuweichen suchte, als ich ihm aber einige Stücke Zimmtsterne gab, nach denen er sehr begierig war, zeigte sich die Ueberlegenheit der Gewandtheit über die Stärke, trotz seiner Demonstrationen nahm sie ihm ein Stück um das andere vor dem Maule weg, so dass er die wenigsten versuchen, fast keines ganz verzehren konnte.

Beide wurden als Raubthiere behandelt und mit rohem Fleisch gefüttert, nach welchem der Honigdachs eine heftige Begierde zeigte, einige Mal gab er sich Mühe den über ihm wohnenden Rüsselbären aufrechtstehend mit seinen langen Krallen einen Theil des ihrigen zu nehmen, was ihm auch hie und da gelang.

Gesottenes Ochsenfleich schmeckte ihm vortrefflich, er fieng darüber Händel mit der Zibethkatze an, der es auch behagte, und bettelte lange um mehr, indem er auf den Hinterfüssen sitzend die beiden Hände mit den Bärenkrallen durch das Gitter streckte und kurz abgebrochen bellte.

amerikaniſcher Staatsmann,* „müſſen wir daſſelbe, nicht wie gewöhnlich irrthümlich geſchieht, als ein Darleihen, ſondern als einen Austauſch von Kredit betrachten. Bei Escontirung eines Wechſels nimmt die Bank in Form eines Verſprechens den Kredit eines Individuums, deſſen Zahlungsfähigkeit ſo unbezweifelt iſt, daß ſein Wechſel von einem andern, ebenfalls zahlungsfähigen Individuum umſonſt indoſſirt wird,** und gibt dafür ihren eigenen Kredit, ihr eigenes Verſprechen zu zahlen in Form einer Banknote. Das ganze Verfahren iſt offenbar nur ein Austauſch von Kredit. Fallirt der Ausſteller und Indoſſant, ſo trifft der Verluſt die Bank; fallirt aber die Bank, ſo fällt der Verluſt aufs Publikum; und doch heißt dieſe Verhandlung, in welcher auf der einen Seite die Bank, auf der andern aber das Publikum bloßgeſtellt wird, ein Darleihen, und hat die Bank das Recht, für daſſelbe mehr Intereſſen zu berechnen, als Privaten erlaubt iſt, die dabei ihr eigenes Kapital aufs Spiel ſetzen.“

Laßt uns jetzt die unmittelbaren Folgen der Verbindung der Bank mit der Staatsverwaltung betrachten. Hier iſt das in die Augen Springende die Allianz zwiſchen Staats- und Bank-Credit und die Quaſi-Indoſſirung der Banknoten durch den Staat mittelſt ihrer Annahme an Geldes Statt bei allen öffentlichen Kaſſen. Dieſe

---

Privatperſonen hingegen zahlen, bei Escontirung eines Wechſels, für denſelben diejenige Summe, die mit Einſchluß der Intereſſen bis zum Verfallstag gerade den Betrag des Wechſels ausmacht. In der Geſchäftsſprache Englands unterſcheidet man dieſe zwei verſchiedenen Arten, Intereſſen zu berechnen, mit „interest on“ und „interest off.“ Um dies durch ein Beiſpiel dem nicht kaufmänniſchen Leſer deutlich zu machen, ſey ein Wechſel von 1000 fl., in ſechs Monaten zahlbar, zu fünf Procent bei der Bank zu escontiren, ſo wird dieſelbe $2\frac{1}{2}$ Proc. von 1000 fl. oder 25 fl. vom ganzen Betrag abziehen, alſo für denſelben 975 fl. auszahlen. Das eigentliche mathematiſch-rechtliche Verfahren aber wäre dieſes: Welches Kapital mit $2\frac{1}{2}$ Proc. Zinſen gibt 1000 Gulden?

$$x + \frac{2\frac{1}{2}}{100}\,x = 1000$$
$$200\,x + 5\,x = 200000$$
$$x = 975\frac{39}{41}.$$

Die Bank hat alſo um mehr als einen halben Gulden zu viel genommen.

* John C. Calhoun in ſeiner am 3. Okt. 1837 im Senat der Vereinigten Staaten gehaltenen Rede.

** Nicht indoſſirte Wechſel werden von der Bank nicht discontirt.

Ausser Fleisch frassen beide, wie Bernabò bemerkte, nur süsse Sachen, Zimmtsterne, Reine Clauden und Trauben, der Ratel auch in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, die Zibethkatze auch Pomeranzenbrödchen, Damas de Tours und Eierpflaumen, Feigen und süsse Geishirtlesbirnen, beide aber kein Brod, keine Kartoffeln und keine Aepfel.

Zwei harmlose Stachelschweine (*Hystrix cristata L.*) aus Nordafrica begannen die Reihe der von Pflanzenkost lebenden Bewohner dieser Thiergesellschaft, sie hielten sich immer ruhig dicht an einander im Hintergrunde ihres Käfigs, nur einmal hörte ich einen vom Explicator mit dem Stocke aufgestupft mit seinen Stacheln rasseln; das Fleisch ging unbegehrt an ihnen vorüber, dafür erhielten sie Kopfsalat, Endivie, Gurken, gelbe Rüben, gesottene Kartoffeln und in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, ich reichte ihnen Birnen, sie nahmen sie wie die Eichhörnchen zwischen die Vorderpfoten mit langen krummen Krallen und schauten begehrlich nach mehr.

Noch harmloser als die scheuen Stachelschweine benahm sich ein australischer Känguruh mittlerer Grösse, dunkelgrau mit röthlichem Schimmer am Hals und Nacken, ein frommes, stilles Thier, das sich anrühren und streicheln liess, meist ruhig sitzend, bei kühlem Wetter die langen Hinterfüsse und den langen dicken Schwanz dicht beisammen auf dem Stroh ausgestreckt, den Oberleib darüber gebeugt, die kurzen Vorderfüsse an die Brust gedrückt mit gesenktem Kopfe, so sich bei seinem dichten Pelze möglichst warm haltend; zuweilen hüpfte er um sich Bewegung zu machen, so gut es ging aufrecht mit gleichen Füssen im Käfig herum, wobei der schwere Schwanz die Stelle einer Balancirstange vertrat, es war ganz die Ortsbewegung der Singvögel, die auch immer hüpfen, nie gehen. Kopfsalat, Endivie, Gurken, grüne Bohnenhülsen behagten ihm sehr, an den gelben Rüben verzehrte er zuerst die Blätter. Von mir nahm er Reine Claudepflaumen, Pfirsichen, Trauben, Aepfel und Birnen an, die er auch sitzend mit den kurzen Händen hielt und daran herumernagte, was sich ganz hübsch ausnahm. Kartoffeln, Brod und anderes Backwerk liess er liegen.

Wir fanden diesen Känguruh in Goulds Prachtwerk über Neuhollands Fauna als *Halmaturus Bennetti Gould* abgebildet, den Brush Kangaroo der Colonisten von Tasmania, wo er häufig gejagt wird, sein Fleisch ist ein beliebtes Wildpret, die Felle liefern die einzige Art von Oberleder für die Stiefeln und Schuhe der Wohlhabenden und werden zu Tausenden ausgeführt.

Nach Gould hält dieser Busch-Känguruh in Englands Klima aus und vermehrt sich jetzt im Freien in einigen Parks, seine weitere Verbreitung in Europa wäre daher eine würdige Aufgabe für die Acclimatisations-Vereine, Hobarttown hat nämlich eine mittlere Wintertemperatur von + 4,48 R., London + 3,33, und es wäre interessant zu erfahren, ob und unter welchen Umständen auch diese Grenze überschritten werden könne.

Mit Affen war auch diese Menagerie, wie gewöhnlich reichlich versehen, der grösste und stärkste aus der verrufenen Gruppe der Paviane befand sich abgesondert von den anderen in einem grossen Behälter unter dem Namen Waldmann, es war der in Semaar, Abyssinien, Kulla und Dongola lebende *Cynocephalus Babuin Desmarest*, mit lang vortretender schwarzer Schnauze und grün und dunkelgrau gemengter Farbe der Haare. Er betrug sich immer still und ruhig, beunruhigte nie seine Nachbarn, die Stachelschweine und den Känguruh, nahm was man ihm reichte sanft und artig aus der Hand und war der einzige Affe dieser Menagerie, welcher Nüsse mit Leichtigkeit aufbeissen konnte, Birnen biss er den Stiel ab und schob sie dann ganz ins Maul, wann der Explicator vor ihn trat und den Zuschauern erzählte, dass er aufrecht gehe wie ein Mensch und sich mit Stöcken und Steinen wehre, richtete er sich jedes Mal zur Bekräftigung des Gesagten aufrecht in die Höhe, nur ein paar Mal sah ich ihn, wie Petz am andern Ende der Reihe, das Gitter fassen und seine Behausung heftig rütteln, als das Mittagessen zu lange ausblieb.

Die anderen vierzehn Affen hatten ihre Wohnung in acht Käfigen des neunten Wagens, wo sie auf frischem Stroh, zu zwei oder mehr beisammen um sich warm zu halten, die Nacht

zubrachten, bei Tag wurden aber die meisten an dünnen Ketten um den Hals gebunden vor und neben ihrem Wagen, um den Tapirpferch und Reiherkäfig bis dicht an den zweiten und dritten Platz vertheilt, wo sie ihr Wesen als die Hanswurste der Gesellschaft zur grossen Belustigung der Zuschauer trieben.

Der ruhigste und friedlichste von allen war ein südamericanischer Capuziner (*Cebus Capucinus Erxleben*), von Bernabò Sapaju genannt, sehr hellfarbig, gelblich mit dem bleichen Gesichte eines alten Mannes und langem braunen Wickelschwanz, von welchem er jedoch hier keinen Gebrauch machen konnte; freundlich, ruhig, doch fest und mit scharfen Zähnen versehen, hatte er sich die Achtung seiner Nachbarn erworben, welche sich nicht leicht getrauten, ihm etwas zu nehmen, ihn nie neckten. Er hatte schon eine angegriffene Lunge und wenig Appetit und war daher wähliger in seiner Kost, mit einer Nuss gab er sich viele Mühe, klopfte damit auf den Tisch, rieb sie, versuchte sie aufzubeissen und warf sie endlich weg, aus den Gurken klaubte er die Kerne heraus und ass nur diese, beim Anisbrod klaubte er sorgfältig die Aniskörner heraus und wann vor Schlafengehen gesottene Kartoffeln ausgetheilt wurden, rieb er die seinigen auf dem Tische und las die abfallenden mehligen Brosamen auf.

Der Nachbar des Capuziners war ein Mangabei aus Congo (*Cercopithecus fuliginosus Fr. Cuvier*), in der schlanken Gestalt der ostafricanischen rothen Meerkatze (Jahreshefte III. S. 95) gleichend, eben so gross, mit ähnlichen Gesichtszügen, aber russfarbig, an der Unterseite hellgrau, auffallend durch weisse Augenlieder, übrigens wie jene ein stiller ernster Affe.

Die graugrüne Meerkatze aus Guinea (*Cercopithecus griseoviridis Desmarest*) auf dem Anschlagzettel der Harlequin, einer der seltensten Affen, genannt, von Bernabò aber Calatrici, ist wirklich kaum von der häufigen südafricanischen Callitriche (*Cercopithecus sabaeus Desm.*) verschieden. Es war einer der reinlichsten Affen, die Oberseite grün und grau gemengt, die Unterseite milchfarbig, Gesicht und Hände schwarz, nicht angebunden, dafür aber beständig in seinen Käfig eingeschlos-

sen, vor welchem er zuweilen Besuche von anderen Affen, wie die Nonnen im Sprechzimmer, erhielt.

Vier untersetzte Affen mit vorgezogenem schwarzem Gesichte und röthlichgelber beinahe fuchsrother glatter langer Behaarung, gegen den Rücken dunkler, der Schwanz länger als die verhältnissmässig kurzen Hinterfüsse, nicht grösser als Hauskatzen, von Bernabò Papilioni genannt, waren wirklich noch nicht halbgewachsene Paviane (*Cynocephalus Sphinx Wagner*).

Einer dieser Paviansknaben befand sich zwischen stärkeren Nachbarn und war daher ungemein schüchtern und ängstlich, er legte sich bittend auf das Wagenrad, streckte die Hinterhände so weit als möglich aus, um etwas ausser dem Bereiche seiner Nachbarn zu erhalten, und schrie dann vor Angst, dass sie es ihm abnehmen, die drei andern dagegen, welche in der Nähe der Zuschauer ihren Platz hatten, von keinem stärkeren Nebenbuhler bedroht wurden und reichliche Geschenke bekamen, waren ungemein muthwillig, plagten und neckten Jeden, der in ihren Bereich kam und in Ermangelung anderer, sich unter sich selbst; so reichte ich einmal dem Mongoz eine Birne, der nächste Pavian nahm sie ihm weg und schob sie in seine Backentasche, nun gab ich dem Mongoz einen Pfirschenschnitt, der Pavian nahm auch diesen und behielt ihn in den Händen, raubte endlich auch dem Hutaffen eine Birne und hielt sie mit den Hinterhänden fest, ich gab ihm eine tüchtige Ohrfeige, er schrie, hielt aber doch alles fest.

Der böse Nachbar des schüchternen Pavians erwies sich als ein Lapondre (*Inuus nemestrinus Geoffroy*), von Bernabò Lapone genannt, aus den Sundainseln, gelbbräunlich, gegen den Rücken und auf dem Scheitel dunkler, mit hellbräunlichem Gesicht und kurzem, einwärts gebogenem Schwanze, dem unserer zahmen Schweine nicht unähnlich. Als einer der unruhigsten und unartigsten Affen hatte er seinen Platz in dem abgelegensten Winkel erhalten, den Zuschauern fast unerreichbar, so dass er sich nur mit Aufrütteln des Ichneumons, Quälen des jungen Pavians und Necken der Wärter, die er an die Kleider packte, die Zeit zu vertreiben suchte.

Der berüchtigte Magot (*Innus Sylvanus Wagner*) aus der Barbarei, der Affe, welcher mit den Kameelen Jahrhunderte hindurch auf Europa's Märkten zur Belustigung herumgeführt wurde, bis eine strengere Polizei diesen Wanderungen ein Ende machte, Oberseite hellgelbbräunlich, Unterseite weiss, breiter als andere Affen, einer der bösartigsten, war ebenfalls ausser dem Bereiche der Zuschauer ziemlich kurz angebunden, daher seine Lieblingsbeschäftigung darin bestand, sich möglichst lang auszustrecken, um seine Nachbarn mit den Hintèrhänden, die er so gut als die der Arme gebrauchen konnte, bei der Kette zu fassen und heranzuzerren, wobei sie oft schlecht wegkamen.

Diese Nachbarn waren drei junge nur halb gewachsene Javanische Makako's (*Macacus Cynomolgus Desmarest*) hellgrünlichbraun mit heilem, fleischfarbigem Gesicht und Händen, die unartigsten und muthwilligsten aller Affen dieser Menagerie, daher an kurzen Ketten in den tiefsten Hintergrund gestellt. Sie balgten und neckten sich unaufhörlich unter einander, doch wie muthwillige Schulknaben innerhalb gewisser Grenzen, so dass trotz allen Geschreies und vieler Grimassen keine ernstliche Verletzung vorkam, nur einmal sah ich den Magot einen dieser jungen Javaner heftig in die Schwanzspitze beissen, dieser war über den unerwarteten Ernst höchst erschrocken, schrie, jammerte und versteckte sich hinter ein Brett, seine Kameraden bewiesen sich sehr theilnehmend, schmeichelten und trösteten ihn, er bewegte lange den sonst schlaff herabhängenden Schwanz hin und her wie ein wedelnder Hund, hat also hinreichende Muskelkraft zu dessen Handhabung als Balancirstange.

Man konnte ihnen, so begehrlich sie auch waren, beinahe nichts geben, da sie statt nach der Birne zu greifen die Hand fassten und zu beissen suchten, gelang es ihnen eine Mütze zu erhaschen oder den Rock zu erreichen, so suchten sie solche mit den Zähnen zu zerreissen, bissen auch in jeden Stock, den man ihnen vorhielt, so dass die Wärter Jedermann vor ihnen warnten und selbst nicht ungezupft sich ihnen nähern konnten, dennoch nöthigte sie Bernabò bald eine aufrecht sitzende, bald eine betende oder aufrecht stehende Stellung anzunehmen

und wie eine Schildwache zu grüssen, oder wie Karyatiden die Hände über dem Kopfe zusammen zu legen, was sich um so possirlicher ausnahm, als man ihnen wohl ansah, wie ungern sie es thaten, sie blieben keine Secunde länger in der anbefohlenen Stellung, als so lange er sie ansah. Er nannte sie Culi rossi und rühmte sie als molto intendevoli, sehr gelehrig, Abends nach beendigter Fütterung, wann sich die meisten Zuschauer entfernt hatten, gab er ihnen Unterricht, er liess sie auf einer langen wagerecht befestigten Stange wie Seiltänzer mit der Balancirstange in beiden Händen vor- und rückwärts laufen, springen, sich auf den Rücken legen und sich überschlagen, das Schwierigste sagte er mir, sei, sie dahin zu bringen, dass sie wie der Mensch aufrecht auf zwei Füssen gehen, sie seien so wenig als die Hunde dazu gebaut, habe man sie so weit gebracht, dann lernten sie schnell und ohne Mühe vieles Andere. Dass sie ungern und nur gezwungen lernen, entschuldigte er damit, dass es für sie etwas unnatürliches sei; der, den er gerade unter der Hand hatte, sei ihm in Zürich entkommen und habe sich 14 Tage lang in den Gärten um die Stadt herumgetrieben, manchen Schaden gestiftet, selbst Fensterscheiben zerbrochen, ohne dass es möglich gewesen wäre, seiner habhaft zu werden, bis er endlich in einen Stall gegangen sei, den man schnell zugeschlossen habe; auch hier sah ich einen ihm aus den Händen schlüpfen und auf das Dach der Bude flüchten, wo es lange währte bis man ihn wieder einfing.

Man brauche, fuhr er fort, viel Geduld und zwei volle Jahre Zeit, und habe man sie endlich mit vieler Mühe abgerichtet, so stürben sie; den ersten Husten überständen sie glücklich, der Harlequin habe stark gehustet, als er ihn kaufte, huste aber jetzt nicht mehr und sei munter und gesund, ein alter Makako sei schon ein geübter Seiltänzer gewesen, aber jetzt schwindsüchtig und seinem Ende nahe. Dieser lebte jetzt von den andern Affen getrennt ohne Kette in einem Käfig im hintersten Winkel der Bude, hustete ganz wie ein lungenkranker Mensch, lag ebenso auf seinem Stroh auf der Seite ohne sich zu rühren und liess nur die lebhaften Augen rollen. Ein Wärter nahm ihn her-

aus, die Behaarung war noch schön und glatt, das Gesicht aber auffallend blass, er schmiegte sich traurig an den Wärter an, der ihn liebkoste und tröstete, mir aber dabei erzählte, er sei, so lange er noch gesund gewesen, der bösartigste von allen Affen gewesen. Jetzt war sein Muthwillen gebrochen. Bernabò reichte ihm eine Birne, er versuchte sie anzubeissen und liess sie dann fallen, von einer Traube nahm er nur einige Beeren.

Den Schluss machte ein Hutaffe, Bonnet chinois (*Macacus sinicus Desmarest*) aus Bengalen, auch grünlichbraun mit hellem Gesichte und Händen, kenntlich an den vom Scheitel strahlenförmig ringsum auslaufenden langen glatten Haaren, welche einige Aehnlichkeit mit einem chinesischen Hute haben, der kleinste und friedlichste Affe dieser Menagerie. Am äussersten Ende dicht neben den Zuschauern angebunden, liess er sich von Jedermann anrühren und streicheln, sprang uns zutraulich auf die Schulter oder in die Arme und entzog sich den Neckereien der Paviane gewöhnlich durch Herabklettern auf der entgegengesetzten Seite des Tisches; als man ihm am Tage vor der Abreise den Capuziner zum Gesellschafter gab, schloss er gleich eine zärtliche Freundschaft mit ihm, während die meisten andern Affen viel Unfug trieben.

Die Affen sind vielleicht in noch weiterem Umfange als der Mensch Allesesser (*Omnivora*), im freien Zustand vorzüglich auf Baumfrüchte angewiesen, nehmen sie auch in der Gefangenschaft jede Art von Obst an, ausserdem erhielten sie hier Morgens Milch, den Tag über Aepfel, Birnen, Pflaumen, Trauben, gelbe Rüben, Gurken, Kopfsalat, Endivie, Abends gesottene Erbsen, Ackerbohnen und Kartoffeln und in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, von den Zuschauern nahmen sie gern Alles, was Bäcker und Zuckerbäcker backen, Chocolade, Zucker, was mich aber sehr überraschte, war, dass der freigebige Bernabò sie auch bei der Austheilung des rohen Fleisches nicht überging, die Paviane, der Harlequin und die Makako's verzehrten es auch, nur der Capuziner und der Hutaffe verschmähten es. Gekochtes Fleisch fressen sie lieber, bemerkte mir Bernabò, als nicht alle zulangten, die Hustenden erhielten warmen Thee und Ger-

atenschleim. Im Ueberfluss sind sie leichtsinnig und verschwenderisch, bei Mangel genügsam, als einer eine Bohnenhülse erhielt, öffnete er sie, ass die Bohnen und warf die Hülse weg, die sein Nachbar aufnahm und verzehrte, ein anderer schälte seine Birne, der Nachbar las die Schalenstücke auf.

Ein Mongus (*Lemur Mongoz L.*) aus Madagaskar war ein scheues stilles Nachtthier mit lockerem, weichem, rauchgrauem Haar, spitziger Schnauze und grossen runden Eulenaugen, gemildert durch die kaffeebraune Farbe der Iris, der Schwanz länger als der Leib, locker und reich behaart, als warmer Mantel, er sass meist zusammen geknäuelt ruhig an einer Stelle, liess sich berühren und streicheln und nahm von mir Birnen, Pfirsichen und Pomeranzenbrödchen leise mit den Händen an. Fleisch und Chocolade nahm er nicht und war überhaupt bald satt.

Der Hutaffe hatte ihn in seinen Schutz genommen, hielt ihn immer dicht an sich und that sehr zärtlich mit ihm, nahm ihm auch, ein seltener Fall bei Affen, niemals weg, was ihm gegeben wurde.

Mit den benachbarten Pavianen spielte er öfters, ohne sie im Mindesten zu fürchten, war zwar nie der erste Angreifer, wies aber aufrecht auf den Hinterhänden stehend jeden Angriff entschieden ab.

Er war mit einem ledernen Riemen um den Unterleib an eine Schnur gebunden, die sich zuweilen mit der Kette des Hutaffen verwickelte, in solchen Fällen wissen sich die Affen gewöhnlich nicht zu helfen, den Hutaffen aber sah ich zwei Mal die Schnalle des Riemens seines Schützlings aufmachen, dieser benützte sogleich seine Freiheit, schlich sich das erste Mal leise in das Gebiet der anderen Affen hinüber, die ihn freundlich aufnahmen, das zweite Mal aber auf das Zeltdach hinauf, so dass es viel Zeit und Mühe kostete, ihn wieder einzufangen.

Unter den Thieren, welche Bernabb als harmlos frei zwischen den Zuschauern des ersten Platzes herumlaufen liess, war das seltenste und merkwürdigste ein Tapir (*Tapirus americanus Schreber*) aus Cayenne, nach der Ankündigung das erste Exemplar der Art, welches in Europa gesehen wird, wie auch

Oken (VII., 2, S. 1141) bemerkt, dass es wenig Sammlungen in Europa gebe, wo er sich finde und dass Lebendige gar nicht zu uns kämen, indessen befand sich schon im Jahre 1815 in der Menagerie des Königs Friedrich von Württemberg ein lebender Tapir, welcher nach seinem Tode in die Stuttgarter Naturaliensammlung kam.

Man nennt den Tapir gewöhnlich das grösste in Südamerica vorkommende Landthier, allein alle *Auchenien* und einige südamericanische Hirsche sind grösser; er hat so ganz das Aussehen eines Dickhäuters, dass er am Besten einem recht grossen wohlgemästeten Schweine verglichen werden kann, untersetzt wie dieses, mit dicken kurzen Füssen, tonnenartig rundem Leib, niedrig gehaltenem Kopfe und kurzem Rüssel; diesen drei Zoll langen Rüssel bewegte und handhabte er wie das Rhinoceros, nahm Aepfel und Birnen damit vom Boden auf und schob sie unter die Zähne, auch fiel mir die Aehnlichkeit seiner Augen und seines Blickes mit denen des Nashorns auf, doch ohne die Tücke desselben, der Erklärer nannte ihn daher nicht unpassend das americanische Rhinoceros, der hohe Hals mit kurzer aufrechter Mähne erinnert wie der Euter mit zwei Zitzen an das Pferd. Die Haut ist ausserordentlich dick, ohne Falten glatt ausgespannt und fühlt sich wie ein Brett an, der Explicator wiederholte jedes Mal, dass weder ein Speer noch eine Flintenkugel hindurch gehe und nach Stedman machen sich die Karaiben Schilde aus derselben. Die Haare sind steif und hart, aber so kurz und glatt anliegend wie bei dem Wallross, die Farbe des ganzen Thieres ist gleichförmig hellgrau ohne die geringste Abschattung weder nach oben noch nach unten.

Er lag fast den ganzen Tag auf der Seite, alle Viere von sich streckend, da ihm die Dicke und Kürze des Halses und der Füsse und die gespannte dicke Haut sehr wenig Abwechselung in der Stellung gestatten, am liebsten in der durch das Begiessen des Eisbären entstandenen Pfütze. In den heissesten Tagen war er ganz mit Fliegen bedeckt, die auf ihm herumliefen, ohne dass er sich im Mindesten darum bekümmerte, als er einmal bei den Makako's vorbeiging, sprangen zwei derselben auf seinen Rücken,

und wenn er in seinem Pferch mit den Vorderfüssen emporstieg, wurde er von dem Magot heftig angegriffen, ohne sich mehr darum zu bekümmern, als um die Fliegen.

Fast bei jeder Erklärung wurde er mit Stockschlägen zum Aufstehen genöthigt, mit Schlägen aus dem Pferch heraus die ganze Länge der Bude spazieren getrieben und wieder in solchen hinein, so dass sein Rücken voller heller Striemen war.

Einmal gab ich ihm, als er gerade noch im Pferch eingeschlossen lag, grüne Bohnen und Birnen, er stand auf und nahm sie ganz artig mit dem Rüssel mir aus der Hand, sie erregten in ihm grosse Begierde nach mehr, er wollte mir wie gewöhnlich folgen und versuchte mit dem Rüssel den Strick loszubinden, welcher die eiserne Gitterthür zuhielt, dann diese zu öffnen oder zurückzuschieben. Es ging nicht, da zerhieb er wie Alexander den Knoten, indem er sich mit solcher Kraft gegen die Thüre stemmte, dass die eisernen Stäbe sich bogen und ein zolldickes Brett des Bodens, in welches der Thürpfosten eingefügt war, morsch entzwei brach, er schritt über die eingestürzte Thüre und kam ganz friedlich, als wäre nichts geschehen, auf mich zu, wurde aber von den herbeigeeilten Wärtern unbarmherzig geprügelt und wieder in sein Gefängniss hineingetrieben, ohne dass er die geringste Spur von Aufregung und Widersetzlichkeit gezeigt hätte. Der würde die ganze Hütte zusammenreissen, wenn er wollte, sagten sie, und meinten, als ich ihn bedauerte, er spüre von den Schlägen doch nicht viel.

Am meisten fiel mir seine Stimme auf, die er selten hören liess, eine ganz feine, nicht laute Sopranstimme, so dass man kaum errathen konnte, dass sie von einem so grossen Thiere komme.

Seine Kost war rein vegetabilisch, trockenes und eingeweichtes Brod, Endivie, gelbe Rüben, Kartoffeln und Gurken und von Besuchern gereichtes Obst, die grössten Eierpflaumen frass er mit sammt dem Stein, den man unter seinen Zähnen krachen hörte.

Ein Paca (*Auchenia Alpaca Desmarest*) aus Peru, hatte die Gestalt eines Lama ohne dessen Grösse zu erreichen. Länge

Staatsgarantie mußte zuerſt die Cirkulation der von der Bank ausgegebenen Noten vermehren, ſodann aber, durch die Deponirung derſelben als Staatskapital bei der Bank ſelbſt, letzterer nicht nur den Gewinn, der ihr durch die Abſtraktion ihrer Noten zufiel (die, ſo lange ſie als Staatskapital bei der Bank deponirt, als ein unverzinsliches, der Bank geliehenes Kapital betrachtet werden müſſen), ſondern durch diejenigen Vortheile ſichern, die ihr der Gebrauch der Staatseinkünfte bis zu ihrer endlichen Ausbezahlung für die Bedürfniſſe der Verwaltung gewährte. Faſſen wir dieſe ganze complexe Operation kurz zuſammen, ſo ergibt ſich, daß die Bank von England, in ihrer Eigenſchaft als Staatsgläubiger, die Regierung ſelbſt mit Noten bezahlte, die auf dieſelben Staatsſchuldverſchreibungen geſußt waren, worauf ihr die Regierung 8 Procent Intereſſen vergütete. Die Bank lieh alſo der Regierung bloß ihren eigenen Kredit zurück. Mit ſolchen außerordentlichen Privilegien und Begünſtigungen — die ihr noch dazu ausſchließlich als Monopol zukamen — ausgeſtattet, ging das Kapital der Bank in etwas mehr als 100 Jahren, vom Jahr 1694 bis 1797, von 1,200,000 auf 11,000,000 Pfund Sterling, und dies hauptſächlich durch neue, aus dem Gewinn der Bank der Regierung geleiſteten Vorſchüſſe, über den Betrag der jährlich unter den Actionärs vertheilten Dividende.

Während dieſer ganzen Epoche hielten das brittiſche Publikum und zum Theil die Kaufleute des Continents die Bank von England für eben ſo ſicher als die von Amſterdam, obwohl dieſes Inſtitut von einer einfachen Depoſitenkaſſe in eine einfache Depoſiten-, Disconto- und Cirkulationsbank übergegangen war. Ihre Noten wurden allgemein den edlen Metallen gleichgeſchätzt, als ob ſie gerade Pfund für Pfund dieſelben repräſentirten, wie dies bei den urſprünglichen Certifikaten der Bank von Amſterdam der Fall war. Kein Menſch glaubte damals, daß es der Bank je möglich wäre, den Kredit ihrer Noten von dem Augenblicke an aufrecht zu erhalten, wo dieſe aufhören würden in Gold oder Silber convertibel zu ſeyn. Auch dachte niemand daran, daß durch ſie das Aggregat des cirkulirenden Geldes vermehrt und hiedurch der Preis aller Gegenſtände verhältnißmäßig in die Höhe getrieben würde.*

* Calhoun's Rede. Oktbr. 3. 1837.

des Leibes 3 Fuss 9 Zoll pariser Mass, Höhe bis zur Schulter 3 Fuss, ganze Höhe veränderlich, wenn er den Kopf am höchsten trug 4 Fuss 5 Zoll, mir gerade an die Schulter reichend, das ganze Thier kohlschwarz, sehr mager, aber dick erscheinend durch seine halbkrause herabhängende Wolle.

Diese Wolle ist länger als die Vicunnawolle, nach meiner Messung volle sieben Zolle, aber nicht so fein, er kommt nicht wild vor und wird an der Westseite der Anden wie bei uns das Schaf vorzüglich dieser Wolle wegen gezogen.

Der Paca unserer Menagerie war ein stilles frommes Thier das bequem und gemächlich zwischen den Zuschauern herum spazierte, sich auch berühren liess, aber die vier schaufelförmigen zwei Zoll lang aus dem Maule hervorstehenden gelben Schneidezähne der untern Kinnlade vermehrten noch das dumme unfreundliche Aussehen, welches die Auchenien mit dem dadurch sprüchwörtlich gewordenen Kameel gemein haben, auch bemerkte ich nie etwas an ihm, das von Intelligenz gezeugt hätte, er benahm sich ganz wie ein Schaf, war das älteste Mitglied der Gesellschaft, wahrscheinlich schon sehr alt, und erhielt als Kost gelbe Rüben, Endivie, Kartoffeln und gesottene Erbsen und Ackerbohnen, von mir nahm er gern Obst an und lief mir lange nach, wenn er etwas erhalten hatte.

Während der heissesten Tage traf ich ihn immer stehend an, den ersten September legte er sich aber in meiner Gegenwart nieder, zuerst niederkniend wie ein Kameel, dann sich auf die Seite legend wie der Tapir, den Kopf auf dem erhöhten Strohlager. Ein anderes Mal sah ich ihn so sitzen, dass man gar nichts von seinen Füssen sah, die Hinterbeine nach vorn, die Vorderbeine nach hinten gebeugt, den Bauch auf allen ruhend und so Alles warm gehalten unter der üppig reichen Wolldecke.

Ein schlichtenes stilles Geschöpf gab mir Bernabd als eine *Antilope gibba* aus Guinea an, mir schien es am Besten mit *Antilope phalerata Hamilton Smith* aus Congo übereinzustimmen, welche aber selbst nur eine junge *Antilope scripta Desmarest*, der bunte Bock der Colonisten am Cap, sein dürfte.

Unser bunter Bock hatte einige Aehnlichkeit mit einem Reh, war aber kleiner, leichter und zierlicher gebaut, die Füsse sehr dünn, der Kopf lang gestreckt mit zugespitzter Schnauze, die Ohren sehr gross, graulich, weiss gesäumt, vor solchen zwei viel kürzere, rückwärts gerichtete, gerade, scharf zugespitzte, schwarze Hörner, der Rücken etwas gewölbt, der Schwanz sehr kurz, kaum sichtbar. Die Hauptfarbe war röthlichgelb, durch Abschattung gegen den Rücken und Kopf schwärzlich, an der Unterseite in weiss übergehend; über den Rücken ein Strich von weissen mit schwarzen untergemengten Haaren, wovon an jeder Seite sieben schmale weisse Streifen senkrecht herabgingen, darunter ein wagerechter und einige weisse Flecken zwischen den Augen und der schwarzen Nase, an den Füssen über den Klauen weisse Flecken und ein schwarzer Ring, wie bei *Antilope picta*.

Die Höhe vom Rücken bis zum Boden betrug 2 Fuss 5 Zoll pariser Mass, den Hals trug er aber so verschieden, dass sich die ganze Höhe nicht gut bestimmen liess, Bernabò sagte, er sei noch ganz jung und bekomme über einen Fuss lange Hörner.

In ruhigen Zeiten hielt er sich auf dem ersten Platze auf, wurde es aber zu voll oder wurde er von den Besuchern zu viel berührt, so zog er sich unter den Bretterboden des dritten Platzes oder unter die Wägen zurück.

An einem schönen Sommermorgen ging ich mit meiner Tochter Luise in die Bude, um sein Bild aufzunehmen, ich lockte ihn mit Stückchen Weissbrod, die er mir gerne aus der Hand nahm, berühren liess er sich aber ungern und fuhr rasch nach der Hand, als wollte er beissen, ich spürte seine Lippen und Zähne, doch nur als leichten Stoss, Luise begann zu zeichnen, nun wurde er aber neugierig, lief auf sie zu, besah und beroch die Papiere und Farben und wollte die grünen Bänder der Mappe fressen, die er für Gras hielt. Ich suchte ihn möglichst freundlich in eine bessere Stellung zu bringen, allein die Geduld ging ihm bald aus, er entsprang und schlüpfte unter den dritten Platz. Nachdem wir lange vergebens gewartet hatten, ob er nicht wieder hervorkomme, hatte Herr Bernabò die Gefälligkeit, ihn

durch einen Wärter einfangen zu lassen, ein Schnupftuch um seinen Hals zu schlingen und ihn mir so als Gefangenen zu übergeben. Nun hielt ich ihn in passender Stellung fest und suchte ihm möglichst zu schmeicheln, er war eingeschüchtert und verhielt sich ziemlich ruhig, obschon es nicht an Anlässen zum Gegentheil fehlte, er hatte bei der Jagd eine blutige Verletzung an einer Schulter erhalten, mit zunehmender Hitze stellten sich blutdürstige Stechfliegen ein und plagten uns beide, er schnappte nach ihnen oder zitterte mit der Haut an der Stelle, wo sie sassen und ich merkte nun, dass er auch meine ihn berührende Hand für Fliegen hielt, wie die Bänder für Gras. Die andern Thiere wurden neugierig oder glaubten, ich füttere ihn, bald drängte sich der Paka gravitätisch zu uns, bald wurde der Tapir auf seinem gezwungenen Spaziergang vorbeigetrieben, selbst der Kronenreiher kam heran, am beschwerlichsten war aber der Casuar, welcher noch so oft mit Faustschlägen, Fusstritten und Ohrfeigen fortgejagt unaufhörlich wieder kam und sich zwischen uns und die Malerin stellte; so ging es zwei Stunden lang fort, dass mir der Schweiss von der Stirne herablief bis das schöne Bild fertig und gleichzeitig die Geduld des armen Gefangenen zu Ende war, er machte eine heftige Anstrengung, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ich liess ihn in dem Glauben, dass er sich selbst befreit habe und sah ihn an diesem Tage nicht wieder; über Nacht war aber Alles vergessen und am folgenden Tage nahm er wieder Birnen, Zwetschgen und Pomeranzenbrödchen aus meinen Händen, als wäre nichts vorgefallen.

Ein neuholländischer Casuar (*Casuarius novae Hollandiae Latham*) hatte den Kopf und Schnabel eines welschen Hahnes, auch etwas nackt und blaulicht, der Leib dicht und anliegend befiedert, gelb, grau und schwarz gemengte, wie grobe Haare herunterhängende zweifahnige Federn. Er mass von der Spitze des Schnabels bis zum hintern Ende gerade fünf Fuss, die Höhe wechselte ab, da er sich bald aufrechter, bald gebückter hielt, übertraf aber die des Paca und betrug zuweilen bis fünf Fuss zwei Zoll. Er ist das grösste Landthier von Australien, das kein ihn an Höhe, vielleicht nicht einmal an Gewicht übertreffendes Säugethier hat.

Dieser Casuar war das dummste und gutmüthigste Thier der ganzen Menagerie, da bei ihm die Intelligenz fördernden Vorderglieder ganz verkümmert und unbrauchbar sind; rücksichtslos drängte er sich durch die Zuschauer, von Stössen und Schlägen sah ich gar keine Wirkung, weder Furcht noch Zorn. Seine derben plumpen Füsse braucht er lediglich nur zum Gehen und hebt sie dabei hoch auf, gewohnt durch niederes Gebüsch zu wandern, wie die Känguruhs, wenn er niedersass streckte er sie auch wie ein Känguruh gerade nach vorn und bedeckte und wärmte sie mit dem Leibe. Ich fragte einen Wärter, wohin er den Kopf lege, wenn er schlafen wolle, da er ihn nicht wie der Strauss unter einen Flügel stecken könne, er sagte, er habe es nicht genau beobachtet, glaube aber unter den ganzen Leib, was das abgeriebene Horn des indischen Casuars etwas erklären würde.

Er war auf einem Auge blind und verdrehte daher oft sonderbar den Kopf wenn er etwas ansehen wollte.

Gefüttert wurde er mit Brod und gesottenen Kartoffeln, so hatte, als ich einmal zusah, der Wärter eine Schüssel mit in Zuckerwasser eingeweichtem Brod in einer Hand und reichte ihm mit der anderen ein Stück davon nach dem andern, indem er es ihm vor den Schnabel hielt, worauf der Casuar es wie ein Strauss, doch mit mehr Ruhe nahm und ganz hinunterschluckte, ohne je den Versuch zu machen, selbst in die Schüssel zu greifen.

Ein Kronenreiher (*Grus pavonina Cuvier*), von den Franzosen Oiseau royal, daher in dieser Menagerie Königsvogel genannt, ein bekannter schlanker zierlicher schwarzer, durch seinen bunten Kopf und seine Krone gelblicher schmaler Federn auffallender Vogel aus der klugen Familie der Kraniche, war das gerade Gegentheil seines plumpen neuholländischen Kameraden.

Er hatte ganz die Bewegungen und Sitten eines Kranichs, war zurückhaltend und liess sich nicht berühren; als er wie der Paca und Casuar sehen wollte, was ich mit dem bunten Bock anfange und ich ihn wegtrieb, nahm er es sehr übel, hob die Flügel und die langen Federn des Halses wie ein Kampfhahn

in die Höhe, sah mich zornig und laut schreiend an, war aber doch so klug zu gehen und wegzubleiben. Inconsequent war es aber, dass er, während er sich gegen Menschen kühn zur Wehr setzte, vor dem kleinen Pavian fürchtete und sich in den innersten Winkel seines Käfigs zurückzog, wenn dieser am Gitter herumkletterte und ihn muthwillig an den Federn zupfte, während er durch das Gitter seinen scharfen Schnabel hätte brauchen können, der Affe aber nicht seine Zähne. In diesen Käfig konnte er frei aus und eingehen, was er oft that, gefüttert wurde er mit Brod und Kartoffeln, nahm auch von mir zugeworfene Weckenbrocken an und pickte am Kraut der gelben Rüben, ein Mal sah ich ihm lange zu, wie er auf- und abgehend Fliegen von der Bretterwand wegfing, er pickte ganz leicht mit dem spitzigen schwarzen Schnabel pfeilschnell nach ihnen und nur selten gelang es einer, noch rechtzeitig zu entkommen.

Die Papageien der Menagerie wurden als allgemein bekannt nie erwähnt, es waren sechs Americaner, ein Paar **bunte Ara's** (*Psittacus Aracanga L.*), ein Paar **blaue Ara's** (*Psittacus Ararauna L.*) und ein Paar gewöhnliche **grüne Papageien** (*Psittacus aestivus L.*), dann ein Paar africanische **graue Papageien** (*Psittacus erythacus L.*) und ein ostindischer **Cacadu** (*Psittacus moluccensis Gmelin*). Kletterthiere wie die Affen, brauchten die Papageien wie jene die Füsse als Hände, doch nahmen sie Alles mit dem Schnabel aus der Hand und brachten es erst aus diesem in die Pfote, wie jene vertrugen sie sich sehr gut wann sie nichts zu essen hatten, bekamen aber oft laute Händel, wenn man ihnen etwas gab.

So reichte ich ein Mal jedem der beiden Africaner ein Stück Zwieback, sie fanden ihn hart, der eine liess sein Stück fallen, der andere aber tauchte das seinige in das Wasser, der erste nagte nun an dem eingeweichten Stück des Kameraden, dieser liess es sich eine Zeit lang gefallen, als aber der Nascher ihm auch den letzten Bissen aus dem Schnabel zog, wurde er böse und biss sich lange mit ihm herum. Im Ueberfluss waren sie sehr verschwenderisch, sie verderben weit mehr als sie verzehren, sagte ein Wärter.

Der Cacadu war in seiner Einsamkeit sehr ernst und still, ich hörte nie einen Laut von ihm, auch nahm er nie etwas von mir an, er kannte keinen anderen Zeitvertreib als am Holz zu nagen, so weit seine Kette es gestattete.

Ein Aracanga tauchte ebenfalls wie die Schwäne und Waschbären was man ihm reichte, wenn es hart war, in das Wasser, den Zwieback mit gutem Erfolg, mit schlechtem den Zucker.

Der Alligator (*Crocodilus Lucius Cuvier*) in dem südlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerica ist jetzt ein Handelsartikel, der so häufig nach Europa eingeführt wird, dass man ihn fast in jeder Menagerie, in jeder Naturaliensammlung sieht, die lebenden sind aber meist kleine junge Thiere, Bernabò's Menagerie dagegen enthielt den grössten von mir gesehenen, angeblich 9 Jahre alt.

Dieser Alligator befand sich in einer dunkeln durch Blechkästen voll warmen Wassers und darüber gelegte wollene Decken erwärmten Kiste, aus welcher er bei jeder Erklärung meist von zwei Wärtern hervorgehoben und auf einen mit Flanell bedeckten Tisch gelegt wurde, wo er flach und träge lag und sich kaum bewegte. Die grellen Katzenaugen, der grosse breite Rachen und die sichtbaren scharfen Zähne gaben ihm das Aussehen von Dummheit und Grausamkeit, durch welches so viele Amphibien dem Menschen verhasst sind, besonders wenn der Wärter bei der Erklärung dem Unthier den Rachen weit aufsperrte und man zwischen den Zähnen die hellröthliche breite ganz angewachsene und unbewegliche Zunge sah, ein scharfer Gegensatz zur Schlangenzunge.

Ein Mal hob ihn der stärkste der Wärter allein in die Höhe, damit er von jedermann gesehen werde, ich wunderte mich darüber und fragte ihn, welches Gewicht sein Alligator habe? Hundert und fünfundzwanzig Pfund, war die Antwort.

Ein anderes Mal nahm ich zur allgemeinen Verwunderung der zahlreichen Umstehenden mein Messband aus der Tasche, setzte ihm den Anfang auf die Nase und mass ruhig fort bis zur Schwanzspitze, es ergaben sich 5 Fuss 9 Zoll pariser Mass, also ziemlich Gewicht und Länge eines Mannes.

Den 23. August wurde ich eingeladen einer Fütterung des Alligators, der einzigen während seines Aufenthalts in Stuttgart, anzuwohnen. Man füllte sehr zweckmässig eine Badewanne mit lauem Wasser und legte ihn hinein. Die grosse Wanne war für ihn zu kurz und er musste in einen Bogen gekrümmt darin liegen, dennoch behagte sie ihm vortrefflich, er war nur wenig leichter als das Wasser und befand sich unter dem Wasserspiegel, so dass nur die Augen und die Nasenlöcher sich über demselben befanden, man sah, warum die einen wie die anderen so ungewöhnlich höckerartig über der Scheitellinie erhöht sind; hielt ich die Hand über die Nasenlöcher, besonders wenn er vom Untertauchen herauf kam, so fühlte ich deutlich seinen kalten Athem.

Das Futter bestand in lebenden etwa halbpfündigen Barben (*Barbus fluviatilis Flemming*), die man nach einander ins Wasser setzte. Mit einer der einer Fischotter wenig nachstehenden Gewandtheit tauchte er unter, drehte sich im Kreise herum und fing den Fisch, obschon er von seinem trefflichen Schwimmorgan, dem Schwanze, fast keinen Gebrauch machen konnte, und die armen Barben sich nach ihrer Sitte auf dem Grunde haltend, ihr möglichstes thaten, ihm zu entkommen.

Der Fang erfolgte natürlich immer so, dass der Fisch quer im Rachen lag, der Alligator biss ihn todt, dass die Schwimmblase zersprang oder heraustrat, hatte dann einige Mühe, ihn über Wasser so zu wenden, dass er in die rechte Lage kam, der Länge nach, den Kopf gegen den Schlund, dann aber wurde er in einer Secunde hinuntergeschluckt. So verschlang er in kurzer Zeit sechs Fische, dann war er aber satt und fing zwei weitere nicht mehr.

Die Fischefütterung im Wasser stand in lebhaftem Gegensatz zu der langsamen unbehilflichen Fleischfütterung im Trockenen anderer Menagerien und zeigte das auf dem Lande so träge Thier in seinem Elemente als würdigen Nachfolger jener grässlichen schwimmenden Amphibien, welche ein Hauptzug in dem traurigen düstern Charakter der dunkeln nebelvollen Vorwelt ohne sichtbare Sonne, Mond und Sterne waren.

Ueber der Fütterung wurde es Abend, die zahlreichen Zuschauer bemerkten, dass sich der Blick des Thieres nach der Mahlzeit belebe und schrieben dieser zu, was die Abnahme des Lichtes bewirkte, der schmale schwarze Strich auf der gelben Iris erweiterte sich zu einem breiten Oval und näherte so das Auge dem der Tagthiere.

Zwei Riesenschlangen wurden ganz wie der Alligator in einem Kasten warm gehalten und auf demselben Tische vorgezeigt, eine davon als *Boa du Senegal.* Ich sah sie hier zum ersten Mal und wäre geneigt, sie wirklich für den am Senegal vorkommenden *Python hieroglyphicus Schneider* zu halten, Herr Professor Krauss glaubt, dass sie wohl der indische *Python regius* sei, sie war dunkler und gleichfarbiger als die Pythons, so dass sich die Zeichnung weniger hervorhob, vielleicht rührte diese Dunkelheit nur von dem Alter und der geringeren Durchsichtigkeit der Oberhaut her, diese Schlange hatte nämlich auch milchweisse Augen und war blind, der Wärter versicherte mich aber, sie bekomme wieder schwarze Augen und werde sehend, wenn sie sich häute.

Sie wurde zuweilen in lauem Wasser gebadet, so am 23. August vor der Fütterung, zu dieser wurde sie auf den gedeckten Tisch gelegt und ihr ein lebendes Huhn dicht vor den Rachen gehalten, sie berührte es einige Mal mit der Zunge, ohne jedoch zuzugreifen, der Wärter sagte sie sei schüchtern, was auch wahrscheinlich ist, weil sie sich bewusst war, durch die Annahme des Huhns sich auf einige Zeit in einen ganz wehrlosen Zustand zu versetzen. Man legte sie also wieder in die Kiste und das lebende Huhn dazu. Nach einer halben Stunde wurde die Kiste geöffnet, die Schlange hatte richtig das Huhn bei dem Kopfe gepackt und es, zwei Ringe um dasselbe schlingend, erdrückt; so wurde sie auf den Tisch gelegt, wo sie nun, da der Anfang gemacht und der Appetit erregt war, unbeirrt durch das Gedränge der Zuschauer fortmachte.

Es ging sehr langsam, mit Pausen von einigen Minuten griff sie den Rachen möglichst weit aufsperrend vorwärts, rückte aber jedes Mal kaum um ein paar Linien weiter, bis der grösste

Durchmesser des Huhns sich innerhalb der stark ausgedehnten Kinnlade befand, die spitzigen rückwärts gerichteten Zähne verhüteten indessen jeden Rückschritt und der ungemein dehnbare Hals bot keine Schwierigkeit mehr, sobald daher mit jedem neuen Biss statt der bisherigen Zunahme der Spannung der Kinnladen eine Abnahme derselben erfolgte, ging es schnell, noch waren nur die ausgestreckten Füsse sichtbar, noch ein Schluck und das ganze Huhn glitt in den Magen hinab. Ein zweites Huhn hatte das gleiche Loos, war aber dieses Mal das letzte.

Die andere Schlange war eine brasilianische Riesenschlange (*Boa Constrictor L.*) mit einer Reihe sehr deutlicher elliptischer Flecken über den Rücken und lebhafter bunter Zeichnung an den Seiten. Mit dieser wurde gar kein Versuch gemacht, sie sei krank, habe schon mehrere Monate nichts angenommen und werde wohl bald sterben.

Wirklich fand man sie auch, als man am 4. September die Kiste öffnete um sie vorzuzeigen, todt, sie wurde für die K. Naturaliensammlung gekauft und von den Herren Medicinalrath Dr. Hering, Generalstabsarzt Dr. von Klein und Professor Dr. Krauss in Oberstudienraths Dr. von Kurr's und meiner Anwesenheit die Section vorgenommen, deren Resultate der erstgenannte von uns die Güte hatte, in dem nachfolgenden Aufsatze zusammenzustellen.

Mittwoch den 10. August brach bald nach Sonnenuntergang ein an tropische Orkane erinnerndes Gewitter über Ludwigsburg aus, der heftige Regen drang in die Häuser, die Ziegeldächer wurden vielfach beschädigt, hundertjährige Linden niedergeworfen. Stuttgart, drei Stunden südlich von Ludwigsburg, befand sich am Saume dieses Orkans, schwarze Wolken sperrten den Wiederschein der abnehmenden Dämmerung ab und ersetzten dieselbe durch ein ununterbrochenes Wetterleuchten, immer heller leuchteten die Blitze, bald vernahm man auch das ferne dumpfe Roller[illegible] Donners und auch dieses steigerte sich schnell zu lauten [illegible]; endlich brandeten die Sturmwellen auch an unserer [illegible]erie, die grossen Segeltücher des Zeltdaches wurden aufgerollt, als wären es Schnupftücher, hell blen-

dend leuchteten die Blitze vom pechschwarzen Himmel, ein dichter Regenguss schlug an die Thierbehälter und da sie der Wetterseite zugekehrt waren, auch in sie hinein, selbst die Bretterwände des Baues schwankten und drohten zu weichen; wir hatten harte Arbeit, sagte mir ein Wärter, überall zu wehren, zu helfen.

In der Thierwelt entstand die grösste Aufregung, zu dem gellenden Geschrei der Papageien, Aras und Affen gesellte sich der tiefe Bass der brüllenden Jaguare, Tiger und Löwen, welche hohe Sprünge machten, selbst die zwei jungen Löwen sprangen so hoch, wie noch nie geschehen, die Hyänen heulten, das unharmonische Concert übertönte selbst den Donner.

Mancher wird diese bei den grossen Katzen sich am heftigsten äussernde Aufregung für eine Wirkung der Elektricität erklären, ich glaube es nicht, mir scheint vielmehr das starke Licht der Blitze Thieren mit Nachtaugen weher zu thun als anderen und das Knallen der einschlagenden Blitzschläge hatte eine so grosse Aehnlichkeit mit dem der Jägerbüchsen, dass es wohl ernste Besorgnisse in den Thieren erregen konnte, deren Angst noch durch das Rufen und Rennen der Menageriemannschaft vermehrt wurde.

Montag den 5. September ging ich Nachmittags zum letzten Mal in die Menagerie und fand sie schon in völliger Auflösung begriffen, die Gemälde waren abgenommen, Schreiner und Schlosser sägten und hämmerten, die freien Thiere wurden in Käfige gesetzt, der Paca mit einigem Widerstreben von seiner Seite mittelst einer ansteigenden Brücke, der Kronenreiher fing ein gewaltiges Geschrei an, Bernabò packte ihn aber ohne weiters bei den um sich schlagenden Flügeln und schob ihn in den Käfig, in welchen er so oft freiwillig hinein gegangen war. Gerade als man das Segeldach abnehmen wollte, kam ein heftiger Platzregen, ganze Bäche flossen durch die Bude, der Regen schlug an vielen Stellen durch, wir mussten unsere Schirme aufmachen, die Wärter zogen ihre Paletots an und der dritte Platz, welcher die volle Traufe des nicht straff genug gespannten Zel-

Alles dies, bemerkt Calhoun, der beste amerikanische Financier, welcher in der ersten Zeit der Jackson'schen Verwaltung Finanzminister war, war jedoch eine große Illusion. Die von der Bank ausgegebenen Noten repräsentirten vom ersten Augenblick an keineswegs die edlen Metalle; sie waren nicht die Repräsentanten, sondern das Substitut für Gold und Silber. Statt den gemeinen Dienst der Cirkulation zu versehen, während die edlen Metalle gegen Veruntreuung und Abnützung in den Gewölben der Bank gesichert ruhten, traten sie an die eigentliche Stelle derselben, und setzten hiedurch den Werth der Münze herab, oder verdrängten dieselbe theilweise aus dem Lande. Jede Banknote, behauptet derselbe Staatsmann, welche an die Stelle des Goldes oder Silbers trat, machte die Cirkulation der letzteren unnöthig, und verminderte hierdurch den Werth der edlen Metalle. In Folge dessen aber mußte sich die Consumtion derselben vergrößern, während ihr Ersatz sich verminderte, indem das baare Geld stets weniger produktiv wurde. Das System setzt Gold und Silber als die eigentliche Basis der Bankcirkulation voraus, muß aber seiner Natur nach diese Grundlage gerade im Verhältniß zur Circulation selbst vermindern, und hiedurch sich selbst untergraben. — Statt die Cirkulation zu erleichtern, was man sich doch hauptsächlich von jeder Bank versprechen sollte, treten die von ihr ausgegebenen Noten über kurz oder lang in einen eigentlichen Conflikt mit der Münze, wie dies theilweise in England, in Amerika aber allgemein der Fall war, und wie die Geschichte aller Zettelbanken unter mehr oder weniger günstigen oder nachtheiligen Umständen überall nachweist. *

* Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die amerikanischen Banken die Vorliebe für ihre Zettel beim gemeinen Volk zu erwecken suchen. Die von ihnen ausgegebenen Noten nämlich sind nicht, wie die englischen oder französischen, einfach geschriebene oder gestochene Schuldverschreibungen, sondern mit den schönsten Stahlstichen, Allegorien des Handels, der Schifffahrt und der Manufakturen und den Bildnissen der größten amerikanischen Patrioten, wie Washingtons, Franklins, Jeffersons, und in letzterer Zeit mit denen der Herren Clay und Webster — verziert, während man spottweise Kupfer- und Silbermünzen mit dem Bildnisse Jackson's schlagen ließ, auf deren Rückseite sich ein Schwein, ein Esel und dergleichen abgebildet befanden. Vielleicht war dies eine etwas grobe und schlechte Anspielung auf die Allegorien der eigentlichen amerikanischen Münzen, welche auf der einen Seite das

tes erhielt, wurde schnell von den wenigen Zuschauern verlassen; ich gab noch dem Babuin, den Stachelschweinen und der guten Antilope einige Birnen, wünschte Bernabò eine glückliche Reise und schied von meinen fünfunddreissigtägigen Bekannten, welche den folgenden Tag die Reise nach Germersheim, Speier und Worms antraten, worauf Bernabò in Frankreich unter einem milderen Himmel die Winterhütte aufzuschlagen gedachte.

2. Notizen zur Anatomie der Boa constrictor L.

Von Med.-Rath Dr. Hering.

Die am 6. September im K. Naturalien-Cabinet secirte Boa war 9 Fuss 9 Zoll Dec. lang, wovon 3 Zoll auf den Kopf kommen; sie war ohne Zweifel an Erschöpfung zu Grunde gegangen, denn sie hatte seit längerer Zeit keine Nahrung mehr angenommen; als Ursache hiervon beschuldigte Bernabò zwei haselnussgrosse Beulen am vorderen Oberkiefer-Rande, nahe den Nasenlöchern; ihr Inhalt war käseähnlicher Eiter; sie sollen bei Schlangen öfter vorkommen und mögen durch das Anstossen des Kopfes an den Kasten, worin die Thiere gehalten werden, entstehen. Das Innere der Boa war ganz ohne Fett (andere Exemplare, die ich secirt habe, enthielten manchmal mehrere Pfunde Fett), das Bindegewebe sulzig, die Muskeln waren blass, die grossen Blutgefässe und das Herz fast ganz blutleer. Der Magen und Darmcanal enthielten keine Spur von Nahrung und nur im äussersten Darmende waren noch Spuren von Faecal-Materie, darin 8 feine spitzige Zähne, welche ohne Zweifel aus den kranken Kiefern der Schlange selbst herausgefallen und verschluckt worden waren.

Der Schlund ist sehr dünnwandig und die weiteste Parthie des Verdauungs-Canals; er geht unmerklich in den Magen über, dessen Häute dicker sind und nach abwärts einen deutlichen Pylorus bilden; der Darm fängt enge an, ist innen gefaltet und wird erst gegen das Ende (*Cloaka*) wieder weit. Die ganze Länge des Verdauungs-Canals erreicht kaum die Körperlänge des Thieres.

(Bei *Python Tigris* fand ich den Schlund mässig aufgeblasen, 6 Dec.-Zoll im Durchmesser, den Magen $4^1/_2 - 6$, den Darm $1^1/_2 - 2$ Zoll, die Länge des ganzen Canals 8 Fuss.)

Die Leber ist aalähnlich, in eine starke Haut eingeschlossen, die Gallenblase liegt weit von ihr und enthielt ungefähr $1^1/_2$ Unzen dicke, braungrüne Galle; die Leber wird von der hinteren Hohlvene durchbohrt. Die Milz ist klein, nur theilweise zellig, sonst mehr drüsenähnlich (weshalb Meckel diesen Schlangen die Milz absprach); die Bauchspeicheldrüse ist, wie beinahe alle Eingeweide lang und schmal. Es ist kein *Cavum thoracis* oder *abdominis* vorhanden, sondern die sämmtlichen Eingeweide stehen durch lockeres Bindegewebe unter sich und mit den Wänden des Leibes in Verbindung.

Die Nieren sind lang gezogen, gekerbt, die Harnleiter sehr lang, sie münden in die Kloake; ebenso verhält es sich mit den Eileitern nach Form und Endigung; sie sind plattgedrückt weisslich; die Eierstöcke waren ganz geschwunden.

Auffallend klein ist das Herz, es hat 2 Zoll Länge und wiegt nur 9 Drachmen; seine Lage ist frei in einem fibrösen Herzbeutel, in die linke Vorkammer mündet die Lungenvene, in die rechte die vordere und hintere Hohlvene; eine unvollständige Scheidewand trennt die Ventrikel in einen linken sehr muskulösen und den rechten dünnwandigen, aber weiteren Theil; der *Bulbus aorticus* communicirt mit beiden Herzabtheilungen (Kammern).

Die meisten Schlangen haben nur die rechte Lungenhälfte, die linke ist ganz rudimentär; Boa und Python haben dagegen ein sehr stark entwickeltes linkes Lungenrudiment, es war in diesem Falle $1^1/_2$ Fuss lang und hatte die Dicke eines Kindsarms, während die rechte Lunge 3 Fuss weit in den Körper hinabreicht und viel weiter als jene ist; indessen ist nur der obere Theil auf etwa 9 Zoll lang schwammig, weiter abwärts sind nur noch Zellen an der Lungenwand und ganz unten ist sie ein einfacher Schlauch. Die Luftröhre ist eng, aber verhältnissmässig länger als bei anderen Gattungen, ihre Knorpelreife sind hinten geschlossen.

Im Bindegewebe längs des Darmcanals und der Lunge lagen mehrere durchsichtige rabenkieldicke Rundwürmer (ange-

füllten Lymphgefässen ähnlich) von 8 — 10 Dec.-Zoll Länge; es ist die *Filaria bispinosa Dies.*, alle Exemplare sind weiblich.

Die Lunge beherbergte etliche ausgebildete Exemplare von *Pentastoma proboscideum R.* federkieldick und bis zu 3 Zoll lang; neben diesen fanden sich kleine, durchsichtige, gekrümmte Würmer von nur 1 Linie Länge, die sich als Junge des *Pentastoma* darstellten.

Eine dritte Species von Würmern, die ich beim Auswaschen des Darmcanals fand, gehörte zu der Gattung *Strongylus R.* und zwar zu dem von Diesing abgetrennten *Genus Diaphanocephalus*, dessen 3 bis jetzt bekannte Arten in americanischen Schlangen leben. Bis jetzt war kein Rundwurm (ausser obige *Filaria*) in *Boa constrictor* gefunden und die hier erhaltene Species ist ohne Zweifel neu. Die weiblichen, die Mehrzahl bildenden Exemplare sind 8 — 10 Mm. lang, die männlichen dagegen nur 5 — 7 Mm. bei 0,30 Mm. Dicke.

3. Chemische Analyse der Wildbader Thermen.*

Von Prof. Dr. H. v. Fehling.

Die Wildbader Thermen, schon im Mittelalter durch ihre heilkräftigen Wirkungen berühmt, sind namentlich seit den letzten 25 Jahren in Aufnahme gekommen, wie das der jährlich wachsende Besuch von Leidenden aus so verschiedenen Weltgegenden zeigt. Indem die hohe Staatsregierung die Wichtigkeit des Gegenstandes erkannte, beurkundete sie ihr Interesse für Wildbad dadurch, dass sie durch Bohrungen neuer Quellen, namentlich seit 1838, das Wasserquantum hinreichend vermehrte, um die stets sich vergrössernde Anzahl von Bädern gewähren zu können. Von 1838 bis 1846 wurden 27 neue Bohrlöcher in einer Tiefe von 60′ bis gegen 200′ getrieben. Die Temperatur des Wassers beträgt nach Versuchen, welche der verstorbene Bergrath Degen s. Z. in Verbindung mit Hrn. Oberfinanzrath v. Nördlinger und Hrn. Baurath Fischer anstellte, meistens zwischen 38° und 40° C. Die Quellen wurden alle im festen Granit erbohrt, nur zwei Quellen kommen aus einem Gang, der mit wenigem Granit ausgefüllt ist.

Die Thatsache, dass in den letzten Jahrzehnten die Anzahl der Quellen so wesentlich vermehrt ward, wie die Bedeutung des Gegenstandes überhaupt veranlassten das Kgl. Medicinal-Collegium, mich mit der Analyse der Wildbader Thermen zu beauftragen, da nur ältere Analysen existiren, von denen wohl allein die 1837 von Degen von der damals neu erbohrten Trinkquelle (s. unten S. 124) heute noch Vertrauen verdient.

---

* Die Hauptresultate dieser Analyse sind schon im Auftrag des K. Medicinal-Collegiums von Ober-Med.-Rath Dr. Claus im Württemb. Medicin. Correspondenz-Blatt Bd. XXIX. (1859) No. 32 veröffentlicht.

Eine vorläufige Untersuchung einer grössern Anzahl von Quellen Wildbads zeigte mir, dass der Salzgehalt derselben in 100000 Wasser bei allen übereinstimmend zwischen 56 und 57 beträgt, dass weiter auch der Gehalt von Chlornatrium bei allen nahe 24 liegt. Danach erschien es ganz nutzlos alle Quellen zu untersuchen, was auch der grosse Zeitaufwand nicht erlaubt haben würde.

Nach Verabredung mit dem Badearzt Hofrath Dr. Burckhardt und nach seinem Vorschlag wurden daher 3 Analysen vorgenommen, nämlich:

1) die der Quelle No. 10, in der Trinkhalle befindlich, welche hauptsächlich zum Trinken benutzt wird;
2) die der Quelle No. 19 im Katharinenstift, welche den zum Trinken benutzten Brunnen im Hofe des Katharinenstiftes allein speist, und mit anderen Quellen zusammen die Bäder in dieser Anstalt versorgt;
3) die eines Gemenges des Wassers von 10 verschiedenen Quellen, nämlich aus den Bohrlöchern No. 5, 6, 7, 11, 12, 14, 15, 16, 17 und 24.

Die Analyse dieses Gemenges hat, in Verbindung mit dem oben erwähnten Umstand über den Gehalt verschiedener Quellen an Salzen überhaupt und namentlich an Chlornatrium hinreichend bewiesen, dass alle diese Quellwasser gleiche Zusammensetzung und unstreitig daher gleichen Ursprung haben.

Qualitative Analyse.

Es ist bekannt, dass die Wildbader Thermen, so ausgezeichnet durch die heilkräftigen Wirkungen und durch die wunderbaren Erfolge mancher Kuren, sehr wenig fremde Salze enthalten, doch darf man nicht glauben, dass das Wasser „fast so rein sei wie destillirtes Wasser," wie man zuweilen sagt; viele Brunnenwässer sowie gutes Flusswasser enthalten weniger Salze als das Wildbader Wasser; selbst manche Mineralquellen enthalten weniger, so die Quellen von Gastein (in 1 Pf. = 2,50 Gran), Pfäffers (1,78 Gran), Badenweiler (1,50 Gran), Teinach (die Dintenquelle enthält 0,89 Gran). Der Unterschied zwischen dem Wasser von

Wildbad und dem Brunnenwasser in den meisten Gegenden des Landes liegt darin, dass das Wildbader Wasser ausser den Carbonaten keine Salze von Kalk und Magnesia, dagegen viel kohlensaures Natron enthält, in Folge davon seifenartig wirkt, und auf den Körper das Gefühl von sehr weichem Wasser hervorbringt, während in dem gewöhnlichen Brunnenwasser des Landes kein kohlensaures Natron vorhanden ist, dagegen viel kohlensaurer Kalk, namentlich Chlorcalcium und schwefelsaurer Kalk, wodurch solches Wasser mehr oder weniger hart erscheint, indem sich bei Berührung mit der Haut leicht Kalkseifen bilden.

Die qualitative Untersuchung des Wildbader Wassers zeigte nach dem Kochen im Niederschlag kohlensauren Kalk und kohlensaure Magnesia nebst Spuren von Eisenoxyd und Thonerde; in Lösung finden sich dann kohlensaures Natron und Chlornatrium, schwefelsaures Natron, etwas schwefelsaures Kali und Kieselsäure; die letztere ist im Wasser wohl wenigstens theilweise mit Natron verbunden; da das Wasser aber überschüssige Kohlensäure enthält, so lässt sich auch annehmen, dass dadurch die Kieselsäure abgeschieden und im Wasser in Lösung enthalten sei.

Nach seinen Bestandtheilen ist das Wildbader Wasser also ein schwach aber deutlich alkalisches Wasser, seine zerstörende Wirkung auf verschiedene organische Stoffe namentlich Wolle und Leder erklärt sich hinreichend aus diesen Bestandtheilen und der Wärme des Wassers. Ob seine heilkräftigen Wirkungen sich auch durch diese Bestandtheile und durch die gleichmässige Wärme erklären lassen, ist eine Frage, welche die chemische Analyse nicht zu beantworten hat; will man um die Wirkungen zu erklären annehmen, dass die in diesem Wasser enthaltene Wärme eine eigenthümliche oder „natürliche Erdwärme“ sei, oder dass das elektrische Verhalten des Wassers ein eigenthümliches sei, so sind das leere Worte, so lange die Forschung nicht nachgewiesen hat, dass einerseits die chemischen Bestandtheile nicht hinreichen zur Erklärung der heilkräftigen Wirkungen, oder dass andererseits das physikalische Verhalten des Wassers wirklich ein eigenthümliches sei. 1828 sagte v. Schwers, der mit Recht berühmte Director von Hohenheim: (Praktische

Anleitung zum Ackerbau. Stuttgart bei Cotta) über die Wirkung des Düngers: „O des verwickelten gordischen Knotens, den die „scharfsinnigsten algebraischen Formeln wohl nimmer lösen, „selbst die pfropfenzieherförmigen Atome des Cartesius nicht zu „Tage fördern werden. Es ist nicht gut, sagt Plato, die Auf„suchung der Dinge zu weit zu treiben. Die Naturwissenschaf„ten finden ihre Grenzen, über die hinaus Isis Schleier das Ge„heimniss deckt; oder kann Jemand uns das Wesen von Kraft, „Leben und Bewegung enthüllen?“ Heute weiss man wenigstens so viel mit Sicherheit, dass der Dünger in passender Form dem Boden die ihm zur Ernährung der Pflanzen fehlenden Elemente geben muss, und man begreift kaum, dass man je darüber hat in Ungewissheit oder Zweifel sein können. Die Forschung hat hier nachgewiesen, was willkürliche Annahme über elektrische oder thermische oder andere unbekannte Einflüsse immer im Dunkeln gelassen hätten.

Die qualitative Analyse des Mineralwassers ward auf dem gewöhnlichen Wege vorgenommen; sie ergab ausser den angeführten Bestandtheilen sehr geringe Mengen von Ammoniak, Lithion, Baryt, Strontian, Mangan, Zinn, Salpetersäure, Borsäure, Arsenige Säure, Phosphorsäure und organische Substanz. Um diese Stoffe nachzuweisen waren etwa 100 Liter Wasser zum Theil zur Trockene eingedampft; aber selbst bei dieser Concentration gelang es nicht Jod, Brom und Fluor nachzuweisen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man auch von diesen Körpern Spuren finden wird, wenn man sehr bedeutende Massen Wasser eindampfen würde.

Bei der qualitativen Untersuchung des Wassers ergab sich ferner, dass das Wasser Kohlensäure enthält, ohne die ja die Carbonate von Kalk und Magnesia nicht hätten in Lösung sich finden können. Dass die Menge dieser durch Kochen austreibbaren Kohlensäure nicht sehr gross sein kann, ergiebt sich daraus, dass das Wasser eine Temperatur von 35° bis 40° C. hat, und dass es an der Luft nicht merkbar perlt. Neben Kohlensäure enthielt das aus dem Wasser beim Kochen entweichende Gas Stickstoff und Sauerstoff.

Quantitative Analyse.

Diejenigen Bestandtheile, welche in nicht zu kleinen Mengen vorhanden waren, so dass sie noch bestimmt werden konnten, sind:

Chlor, Schwefelsäure, Kieselsäure, Kohlensäure,
Kalk, Magnesia, Kali, Natron, Eisenoxydul.

Die quantitative Bestimmung fand in der gewöhnlichen Weise statt, meistens war hierzu ein Quantum von 4 bis 5 Liter Wasser erforderlich, was durch Eindunsten zuerst hinreichend concentrirt werden musste. Kalk und Magnesia fanden sich vollständig in dem beim Eindampfen erhaltenen unlöslichen Rückstande; die Alkalien wurden in dem Filtrat des eingedampften Wassers als schwefelsaures Salz bestimmt, nach Abzug der bekannten Menge von schwefelsaurem Kali und Natron, die als solche im Wasser vorhanden waren und der Menge von Sulfat, welche dem Chlornatrium entspricht, blieb diejenige Menge, welche ursprünglich im Wasser als kohlensaures Natron vorhanden war.

Eine besondere Erwähnung erfordert die Analyse der im Wasser sich findenden Gase; diese sind theils im Wasser so gelöst, dass sie erst durch Auskochen desselben gewonnen werden, theils steigen sie aus den Quellen in den Bädern selbst in die Höhe, in einigen Quellen in grössern in anderen in ganz kleinen Blasen, meistens periodisch nach bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen.

Das Aufsammeln sowie die Analyse der Gase ward in Gemeinschaft mit Dr. C. Marx vorgenommen, der mir hier die wesentlichste Hülfe leistete. Zur Bestimmung der freien Kohlensäure ward das Wasser nach dem gebräuchlichen Verfahren in Flaschen von bekanntem Volumen mit Chlorcalcium und Ammoniak gefällt; da die Menge des Niederschlags gering war, zogen wir es vor, den Niederschlag statt ihn zu titriren, als schwefelsauren Kalk zu bestimmen, wonach dann die Kohlensäure berechnet ward.

Um die beim Auskochen des Wassers entweichenden Gase aufzusammeln, diente das von Bunsen in seiner „Gasometrischen Methode“ (Braunschweig 1857) angegebene Verfahren und

die dort beschriebenen Apparate. Die Gase wurden in Wildbad selbst mit aller nöthigen Vorsicht gesammelt, die sogleich zugeschmolzenen Glasröhren nach Stuttgart gebracht und das Gas dort untersucht. Dieses Gasgemenge enthält vorwaltend wie zu erwarten Kohlensäure und zugleich Stickstoff; es zeigten aber auch die wiederholten Versuche immer etwas Sauerstoff, obgleich die grösste Vorsicht angewandt wurde, die Beimengung von atmosphärischer Luft zu verhindern.

Das in dem Wasser aufsteigende Gas entwickelte sich zum Theil ziemlich gleichmässig aber in kleinen Bläschen, so dass zuweilen mehr als 4 Stunden nöthig waren, um 50 bis 70 C. C. aufzusammeln, in einzelnen Quellen tritt das Gas in so grossen Blasen auf, dass man die angegebene Menge oft in wenigen Minuten sammeln kann. Das Gas wurde in kleinen Arzneigläsern von etwa 60 C. C. Inhalt aufgesammelt, es fehlten nur die Mittel, die Gläser sogleich zuzuschmelzen, desshalb wurden sie unter Wasser sehr gut zugekorkt und ohne sie aus dem Wasser zu nehmen wurden sie in ein Gefäss mit Wildbader Thermalwasser gebracht, dieses luftdicht verschlossen und so nach Stuttgart transportirt. Wir versuchten ein ander Mal die einzelnen Gläser nach dem Verkorken schnell zu verharzen, den Hals dann in ein ganz mit Wasser gefülltes hinreichend weites Glasrohr zu bringen und durch Caoutchouc luftdicht zu verschliessen. Wir fanden in dem Gasgemenge hauptsächlich Stickstoff neben einigen Procenten Kohlensäure und etwas Sauerstoff. Degen giebt an, in dem frei aufsteigenden Gase nur Stickstoff und Kohlensäure, keinen Sauerstoff gefunden zu haben, wir haben daher alle möglichen Vorsichtsmassregeln angewandt, den Zutritt von atmosphärischer Luft zu verhindern; wir haben uns dadurch überzeugt, dass Sauerstoff wirklich einen Bestandtheil der aus dem Wasser sich entwickelnden Gase ausmacht, was ja auch schon an und für sich als nicht unwahrscheinlich angenommen werden durfte. Dass Degen Sauerstoff nicht nachwies, liegt allein an der vor 20 Jahren so wenig genauen Methode der volumetrischen Gas-Analyse, die durch Bunsen, Regnault und Andere erst in den letzten 10 Jahren so wesentlich vervollkommnet ist.

Im Jahr 1797 ſah die Bank von England durch die unglücklichen Ereigniſſe jener Zeiten ſich genöthigt, ihre Baarzahlungen einzuſtellen, und dem Publikum über ihren eigentlichen Zuſtand die Augen zu öffnen. Damals rettete nur ein Sonntag dieſelbe vor gänzlichem Bankerott. Die Bank hatte nämlich am 25. Februar 1797 nur noch 1,272,000 Pfd. Sterling in der Kaſſe, und man erwartete den darauf folgenden Montag einen allgemeinen Andrang (a run upon the bank). Da erſchien denn Sonntags der merkwürdige Geheimerathsbefehl, welcher der Bank verbot, ihre Noten mit baarem Geld einzulöſen, ehe das Parlament deßhalb einen Beſchluß gefaßt habe; das Parlament beſchloß aber, daß dieſe Reſtriktion bis 6 Monate nach geſchloſſenem Frieden fortbeſtehen ſolle.

„Vorher," ſagt Mac Culloch,* „ehe die Verordnung wegen der Bankreſtriktion erlaſſen worden war, hatte allgemein der Glaube geherrſcht, daß es unmöglich ſey, Banknoten in Umlauf zu ſetzen, welche nicht jeden Augenblick in Gold (heißt ſo viel als baares Geld, weil in England nur Gold die eigentliche Zahlungsvaluta iſt) umgewandelt werden können; aber der Erfolg zeigte, daß dies nicht der Fall war. Obgleich die Noten der Bank zu jener Zeit nicht für geſetzliche Zahlungsmittel erklärt waren (d. h. obgleich jedermann ſie bei Wechſeln und anderen Zahlungen zurückweiſen konnte), ſo wurden ſolche dennoch allgemein und unweigerlich als baar Geld angenommen, und zwar eben ſowohl in den Zahlungen an die Regierung, als von dem größten Theil der Nation."

„In den darauf folgenden drei Jahren," fährt Mac Culloch fort, „waren die Noten-Emiſſionen ſo mäßig, daß dieſelben dem Gelde im Kurſe nicht nur gleich ſtanden, ſondern ſogar noch mit einigem Agio bezahlt wurden. In der letzten Hälfte des Jahrs 1800 wurden ſie dagegen ſo vermehrt, daß ſie wieder 8 Procent gegen Geld verloren; ſie erhoben ſich aber bald wieder auf Pari."

Mac Culloch führt dieſe Fakta zwar an, ſucht ſie aber auf keine Weiſe zu erklären. Zwar ſcheint ihm die Wahrheit

Sinnbild der Freiheit, von einer Sternenglorie umgeben, auf der andern aber den amerikaniſchen Adler (welcher freilich mehr einer Eule ähnlich ſieht), mit der Ueberſchrift „E pluribus unum" enthalten.

* Wir citiren hier, da wir das Original nicht bei der Hand haben, die deutſche Ueberſetzung von L. R. Schmidt. Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'ſche, Buchhandlung.

I.

Trinkquelle No. 10.

(in der Trinkhalle befindlich.)

Temperatur der Quelle 34,°5 C. = 27,°6 R.

1) Specifisches Gewicht.

Eine Pipette, 99,69758 Grm. destillirtes Wasser von 18° C. fassend, hielt als Mittel aus mehreren Versuchen bei 18° = 99,76173 Grm. Mineralwasser.

Specifisches Gewicht bei 18° = $\frac{99,76173}{99,69758}$ = 1,000643

1 Liter Wasser bei 34,°5 C. = 994,99137 Grm.
(1 Liter destillirtes Wasser bei 4° C. = 1000 Grm.)

2) Chlor.

999,982 Grm. Wasser = 0,577 Grm. Chlorsilber = 0,2351038 Grm. Chlornatrium.

997,254 Grm. Wasser = 0,577 Grm. Chlorsilber = 0,2351038 Grm. Chlornatrium.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 23,5433 Grm. Chlornatrium.

3) Schwefelsäure.

3986,484 Grm. Wasser = 0,321 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,110120 Grm. Schwefelsäure.

4002,518 Grm. Wasser = 0,329 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,112961 Grm. Schwefelsäure.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 2,792 Grm. Schwefelsäure.

4) Kieselsäure.

3703,246 Grm. Wasser = 0,232 Grm. Kieselsäure.
2995,880 „ „ = 0,187 „ „

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 6,252 Grm. Kieselsäure.

5) Eisenoxydul und Thonerde.

19260,0 Grm. Wasser = 0,0050 Grm. Eisenoxyd = 0,0072 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

19260,0 Grm. Wasser = 0,0105 Grm. Thonerde.

In 100000 Grm. Wasser 0,037 Grm. kohlensaures Eisenoxydul und 0,055 Grm. Thonerde.

6) Kalk.

4002,518 Grm. Wasser = 0,5245 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,38566 Grm. kohlensaurer Kalk.

3349,570 Grm. Wasser = 0,4365 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,32095 Grm. kohlensaurer Kalk.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 9,614 Grm. kohlens. Kalk.

7) Magnesia.

3703,246 Grm. Wasser = 0,0505 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,03822 Grm. kohlensaure Magnesia.

4002,518 Grm. Wasser = 0,0545 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,04124 Grm. kohlensaure Magnesia.

Im Mittel 100000 Grm. Wasser = 1,031 Grm. kohlens. Magnesia.

8) Kali.

4007,580 Grm. Wasser = 0,1625 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0.05782 Grm. schwefelsaures Kali.

4007,150 Grm. Wasser = 0,1550 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,05515 Grm. schwefelsaures Kali.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,414 Grm. schwefels. Kali.

9) Natron.

4001,920 Grm. Wasser = 1,932 Grm. schwefelsaure Alkalien.
4001,920 „ „ = 1,944 „ „ „

Im Mittel in 100000 Gr. W. = 48,427 Grm. schwefels. Kali u. Natron.
und darin: 1,414 G. schws. Kali (= 0,6501 Schwefels.)
3,802 G. schws. Natr. (= 2,1420 Schwefels.)
28,598 Grm. schwefels. Natron (entsprech. =
23,543 Chlornatrium.
Danach 14,613 Grm. schwefels. Natron entsprech. =
10,908 Grm. kohlensaures Natron.

10) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

431,7 CC. W. v. 34°,5 C. = 0,292 Gr. schwfels. Kalk = 0,09447 G. CO_2.
553,8 „ 0,364 „ 0,11776 „

501,6 CC. W. v. 34°,5 C. = 0,332 Gr. schwfels. Kalk = 0,10741 G. CO_2.
500,9 „ 0,334 „ 0,10805 „
440,9 „ 0,292 „ 0,09447 „

Im Mittel enthält 1 Liter Wasser von 34° C. = 0,2151 Grm. Kohlensäure, oder:

100000 Grm. Wasser = 21,6182 Grm. Kohlensäure.

b. Gebundene Kohlensäure.

In 100000 Gr. Was. in 9,614 Gr. kohlens. Kalk = 4,2301 Gr. Khls.
1,031 „ „ Magnesia = 0,5305 „
0,037 „ „ Eisenoxyd. = 0,0140 „
10,908 „ „ Natron = 4,1829 „

Gebundene Kohlensäure 8,9575 Grm.

c. Freie Kohlensäure.

In 100000 Grm. Wasser (21,6182 — 8,9575 =)
12,6607 Gr. Kohlensäure = 76,463 C. C.
bei 34,°5 C. und mittlerem Barometerstand (0,721 M).
1 Liter Wasser enthielt danach bei mittlerem Druck = 76,100 C. C. Kohlensäuregas.

11) Gesammtsalze.

429,632 Grm. Wasser = 0,2430 Grm. Salze,
608,887 „ „ = 0,3442 „ „
480,138 „ „ = 0,2721 „ „

In 100000 Grm. Wasser in Mittel 56,580 Grm. Salze.

12) Gase, aus dem Wasser durch Auskochung erhalten

Das Gas bestand in 100 Vol. aus:

Kohlensäure	36,49	— 37,56 —	31,79
Stickstoff	59,61	— 59,98 —	63,94
Sauerstoff	3,90	— 2,46 —	4,27

Nach Entziehung der Kohlensäure, berechnet sich in 100 Vol.

Stickstoff	93,9	— 96,0 —	93,8
Sauerstoff	6,1	— 4,0 —	6,2

II.
Quelle No. 19 im Katharinenbad.

Diese Quelle speist den Brunnen im Hofe des Katharinenstifts, sowie das Weiberbad im Katharinenstift.
Temperatur 39,°5 C. oder 31,°6 R.

1) Specifisches Gewicht.

Das Gewicht des Wassers verhält sich zu dem von destillirtem Wasser (bei 18° C.) = 99,76553 : 99,69758; das spec. Gewicht ist daher $\frac{9976553}{9969758} = 1{,}0006815$

1 Liter Wasser von 39,°5 C. wiegt daher = 993,26445 Grm.
(destillirtes Wasser bei 4° = 1000 Grm.)

2) Chlor.

1000,412 Grm. Wasser = 0,6065 Grm. Chlorsilber = 0,2471239 Grm. Chlornatrium.

996,326 Grm. Wasser = 0,6036 Grm. Chlorsilber = 0,2459422 Grm. Chlornatrium.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 24,694 Grm. Chlornatrium.

3) Schwefelsäure.

3993,476 Grm. Wasser = 0,3465 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,11897 Grm. Schwefelsäure.

4000,860 Grm. Wasser = 0,3486 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,119537 Grm. Schwefelsäure.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 2,9832 Grm. Schwefelsäure.

4) Kieselsäure.

4000,000 Grm. Wasser = 0,2485 Grm. Kieselsäure.
4000,000 „ „ = 0,2480 „ „
Im Mittel von 100000 Grm. Wasser = 6,206 Grm. Kieselsäure.

5) Eisenoxydul und Thonerde.

19300,0 Grm. Wasser = 0,0051 Grm. Eisenoxyd = 0,00739 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

19020,0 Grm. Wasser = 0,0050 Grm. Eisenoxyd = 0,00725 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

19020,0 Grm. Wasser = 0,0112 Grm. Thonerde.

In 100000 Grm. Wasser in Mittel = 0,038 Grm. khls. Eisenoxydul, und 0,059 „ Thonerde.

6) Kalk.

3985,320 Grm. Wasser = 0,5300 Grm. schwefelsaurer Kalk
= 0,3897 Grm. kohlensaurer Kalk.
3993,476 Grm. Wasser = 0,5313 Grm. schwefelsaurer Kalk
= 0,3906 Grm. kohlensaurer Kalk.
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 9,780 Grm. kohlens. Kalk.

7) Magnesia.

3993,476 Grm. Wasser = 0,0545 Grm. pyrophosphors. Magnesia
= 0,0412 Grm. kohlensaure Magnesia.
3993,280 Grm. Wasser = 0,0543 Grm. pyrophosphors. Magnesia
= 0,0411 Grm. kohlensaure Magnesia.
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,031 Grm. kohlens. Magnesia

8) Kali.

4000,860 Grm. Wasser = 0,1566 Grm. Kalium-Platinchlorid
= 0,05586 Grm. schwefelsaures Kali.
4000,560 Grm. Wasser = 0,1580 Grm. Kalium-Platinchlorid
= 0,05639 Grm. schwefelsaures Kali.
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,402 Grm. schwefels. Kali.

9) Natron.

2927,530 Grm. Wasser = 1,413 Grm. schwefelsaure Alkalien.
4002,635 „ „ = 1,944 „ „ „
Im Mittel in 100000 Gr. Was. = 48,417 Grm. schwefelsaure Alkalien
darin 1,402 Gr. schwefels. Kali (= 0,64478 Schwefels.)
4,151 Grm. schwefelsaures Natron (= 2,3384 Schwefels.)
29,996 Grm. schwefelsaures Natron (= 24,694 Chlornatrium.)
12,868 Grm. schwefelsaures Natron (= 9,606 kohlens. Natron.)

10) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

415,4 CC. Was.	v. 39,°5 C.	= 0,257 Gr. schwfl. Kalk	= 0,08315 G. Kls
442,7	„	= 0,274	„	= 0,08865	„
430,8	„	= 0,264	„	= 0,08541	„
454,4	„	= 0,284	„	= 0,09188	„

1 Liter Wasser von 39,°5 C. im Mittel = 0,20022 Grm. Kohlens.
100000 Grm. Wasser = 20,1578 „ „

b. Gebundene Kohlensäure.

100000 Gr. Was. enth.	9,780	Gr. kohlens. Kalk,	darin	4,303	Gr. Kls.
	1,031	„ „	Magnesia, „	0,540	„
	0,038	„ „	Eisenoxydul „	0,014	„
	9,606	„ „	Natron, „	3,988	„
				8,845	„

c. Freie Kohlensäure.

100000 Grm. Wasser enthalten (20,158—8,845) 11,313 Grm.
oder 69,442 C. C. freie Kohlensäure.
1 Liter Wasser von 39,°5 enthält bei mittlerem Barometerstand
= 68,9746 C. C. freie Kohlensäure.

11) Gesammtsalze.

293,870 Gr. Wasser b. 150—160° C. getrock. = 0,1666 Grm. Salze.
279,065 „ 0,157 „
438,632 „ 0,248 „
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 56,497 trockener Salze.

12) Gase, durch Auskochen des Wassers erhalten.
Das Gas in 100 Volumen enthielt:

Kohlensäure	20,89	— 32,17
Stickstoff	75,01	— 64,50
Sauerstoff	4,10	— 3,33

oder nach Absorption der Kohlensäure

Stickstoff	94,8	— 95,1
Sauerstoff	5,2	— 4,9.

III.

Das Wasser aus 10 verschiedenen Quellen gemischt.

(Aus den Bohrlöchern No. 5, 6, 7, 11, 12, 14, 15, 16, 17 und 25.)
Die Temperatur lässt sich im Mittel zu 36° C. annehmen.

1) Specifisches Gewicht.

Das Gewicht des Wassers verhielt sich zu dem von destillirtem Wasser (bei 18° C.) = 99,7524 : 99,69758, daher das

specif. Gewicht = $\frac{99,7524}{99,69758}$ = 1,0005499

1 Liter Mineralwasser bei 36° C. wiegt daher = 994,3875 Grm.

2) Chlor.

996,286 Grm. Wasser = 0,5932 Grm. Chlorsilber = 0,241704 Grm. Chlornatrium.

999,520 Grm. Wasser = 0,5960 Grm. Chlorsilber = 0,242845 Grm. Chlornatrium.

In 100000 Grm. Wasser im Mittel 24,269 Grm. Chlornatrium.

3) Schwefelsäure.

3945,780 Grm. Wasser = 0,3384 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,116051 Grm. Schwefelsäure.

4051,110 Grm. Wasser = 0,3450 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,118412 Grm. Schwefelsäure.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 2,9322 Grm. Schwefelsäure.

4) Kieselsäure.

2996,021 Grm. Wasser = 0,189 Grm. Kieselsäure.
3998,876 „ „ = 0,252 „ „

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 6,304 Gr. Kieselsäure.

5) Eisenoxydul und Thonerde.

19250,0 Grm. Wasser = 0,0048 Grm. Eisenoxyd = 0,00696 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

19250,0 Grm. Wasser = 0,0135 Grm. Thonerde.

In 100000 Grm. Wasser 0,036 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.
0,070 „ Thonerde.

6) Kalk.

3998,876 Grm. Wasser = 0,5374 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,39514 Grm. kohlensaurer Kalk.

2996,021 Grm. Wasser = 0,4025 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,29595 Grm. kohlensaurer Kalk.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 9,879 Grm. kohlens. Kalk.

7) Magnesia.

3998,876 Grm. Wasser = 0,054 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,04086 Grm. kohlensaure Magnesia.

6812,620 Grm. Wasser = 0,091 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,06886 Grm. kohlensaure Magnesia.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,016 Grm. kohlens. Magnesia.

8) Kali.

3942,612 Grm. Wasser = 0,1575 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,05604 Grm. schwefelsaures Kali.

3747,886 Grm. Wasser = 0,1515 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,05391 Grm. schwefelsaures Kali.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,435 Grm. schwefels. Kali.

9) Natron.

3888,340 Grm. Wasser = 1,858 Grm. schwefelsaure Alkalien.
3993,650 „ „ = 1,905 „ „ „

Im Mittel 100000 Gr. Was. = 47,742 Grm. schwefelsaure Alkalien.
dann 1,434 Grm. schwefelsaures Kali (= 0,65954 Grm. Schwefels.)
4,034 Grm. schwefelsaures Natron (= 2,2727 Grm. Schwefels.)
29,430 Grm. schwefelsaures Natron (= 24,269 Grm. Chlornatrium.)
12,844 Grm. schwefels. Natron (= 9,588 Grm. kohlens. Natron.)

10) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

Die gesammte Kohlensäure ward hier bei drei einzelnen Quellen bestimmt und aus den nahe übereinstimmenden Resultaten das Mittel genommen:

α. Quelle No. 14.

534,5 C.C. Was. = 0,344 Gr. schwefls. Kalk = 0,11129 Gr. Kohls.
502,5 „ = 0,325 „ = 0,10515 „
413,5 „ = 0,262 „ = 0,08477 „

Danach enthält 1 Liter Wasser = 0,2075 Grm. Kohlensäure.

β. Quelle No. 15.

438,3 C.C, Was. = 0,278 Gr. schwefls. Kalk = 0,08995 Gr. Kohls.
463,0 „ = 0,293 „ = 0,09479 „
540,4 „ = 0,353 „ = 0,11421 „
496,3 „ = 0,309 „ = 0,09997 „

Danach enthält 1 Liter Wasser = 0,2057 Grm. Kohlensäure.

γ. Quelle No. 24.

415,1 C.C. Was. = 0,262 Gr. schwefls. Kalk = 0,08477 Gr. Khls.
449,6 „ = 0,286 „ = 0,09253 „
541,6 „ = 0,346 „ = 0,11194 „
471,3 „ = 0,300 „ = 0,09706 „

Danach enthält 1 Liter Wasser = 0,2057 Grm. Kohlensäure.

Im Mittel nach diesen drei nahe übereinstimmenden Bestimmungen war in 1 Liter Wasser von 36° C. = 0,2063 Grm. Kohlensäure angenommen.

100000 Grm. Wasser enthalten also = 20,7503 Grm. Kohlensäure.

b. Gebundene Kohlensäure.

In 100000 G. Was. sind 9,880 G. kohls. Kalk, darin 4,3470 G. Kohls.
1,016 „ Magnesia, „ 0,5327 „
0,036 „ Eisenoxydul „ 0,0137 „
9,588 „ Natron, „ 3,9798 „
8,8732 G. Kohls

c. Freie Kohlensäure.

In 100000 Grm. Wasser beträgt die gesammte Kohlensäure = 20,7503 Grm.
Gebundene Kohlensäure 8,8732 „

Freie Kohlensäure = 11,8771 Grm. oder 72,105 C. C bei mittlerem Barometerstand.

1 Liter Wasser von 36° C. enthielt danach bei mittlerem Druck = 71,698 C. C. Kohlensäure.

11) Gesammte Salze.

441,506 Grm. Wasser = 0,2500 Grm. Salze.
424,054 „ „ = 0,2395 „ „
416,194 „ „ = 0,2361 „ „
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser 56,602 Grm. Salze.

12) Gase durch Auskochen des Wassers erhalten.

Das Gas enthält in 100 Volumen:

	Quelle No. 14.	Quelle No. 15.
Kohlensäure	41,51	45,27
Stickstoff	55,14	53,69
Sauerstoff	3,35	1,04
Nach Absorption der Kohlensäure berechnet sich in 100 Vol.		
Stickstoff	94,2	94,6
Sauerstoff	5,8	5,4

vorgeschwebt zu haben, wie aus seiner allgemeinen Definition von Banknoten hervorgeht; aber er scheint seinen Gegenstand doch mehr abstrakt (wissenschaftlich), als von der praktischen (kaufmännischen) Seite betrachtet zu haben; daher vermissen wir auch in seinem ganzen Artikel „über Banken“ und namentlich in seinen sehr mangelhaften Angaben über die Banken von Amerika die eigentlichen staatswirthschaftlichen und politischen Belehrungen über diesen Gegenstand.* Er sagt nämlich in der Einleitung zu jenem Artikel mit seinem charakteristischen Scharfsinn, der sich, wo er anonym ist, wie z. B. in den Mittheilungen im Edinburgh Review noch viel deutlicher ausspricht:**

„Anweisungen und Handscheine, von Einzelnen und Handelshäusern ausgestellt, erhalten sich nur im Umlauf, weil diejenigen, welche sie annehmen, unbedingtes Vertrauen in Vermögen und Zahlungsfähigkeit der Aussteller setzen, und weil sie überzeugt sind, bei deren Verfall pünktlich bezahlt zu werden. Sollte sich gegen die Aussteller irgend eine Art von Mißtrauen zeigen, so würde ihnen jede fernere Ausgabe derselben unmöglich werden und die bereits ausgegebenen würden sogleich wieder an sie zur Bezahlung (Einlösung) zurückgesandt*** werden. Dieses ist jedoch nicht auf das eigentliche Papiergeld anzuwenden oder auf Banknoten, welche für gesetzliche Zahlungs-Valuta erklärt sind. Es ist nicht nöthig, um den Kredit solcher Banknoten zu erhalten, daß sie überhaupt zahlbar sind; das Einzige, was dazu erforderlich wird, ist, sie in beschränkter Menge auszugeben.“

Dies ist zwar ein unbestreitbarer Erfahrungssatz; aber der Leser ist dabei doch mystifizirt. Wenn mit der „beschränkten Menge“ gemeint ist, daß die Banknoten in einem unabänderlichen Verhältnisse zum wirklichen Daseyn des Werthes, den sie repräsentiren, ausgegeben werden sollen, so bleibt noch immer zu erörtern, worin dieses Verhältniß eigentlich besteht, und es ergäbe

* Vielleicht hat er sich auch absichtlich dessen enthalten, um nicht den Anschein eines politischen Parteigängers zu gewinnen.

** Auf diese werden wir später zurückkommen.

*** In der bereits angeführten Uebersetzung heißt es zwar: an Zahlungsstatt eingehen; dies ist aber offenbar nicht der Sinn des Originals; „for payment“ heißt dort zur Bezahlung, wie aus dem Sinn des ganzen Satzes deutlich genug hervorgeht.

IV.

Zusammenstellung der Resultate.

100000 Grm. Wasser enthalten:

	Quelle No. 10. Trinkhalle.	Quelle No. 19. Katharinenstift.	Wasser von 10 verschiedenen Quellen.
Kohlensaurer Kalk . .	9,614 Grm	9,780 Grm.	9,880 Grm.
Kohlensaure Magnesia .	1,031 „	1,031 „	1,016 „
Kohlensaures Natron .	10,908 „	9,606 „	9,588 „
Kohlensaures Eisenoxydul	0,037 „	0,038 „	0,036 „
Thonerde	0,055 „	0,059 „	0,070 „
Schwefelsaures Natron .	3,802 „	4,151 „	4,034 „
Schwefelsaures Kali . .	1,414 „	1,402 „	1,435 „
Chlornatrium	23,543 „	24,694 „	24,269 „
Kieselsäure	6,252 „	6,206 „	6,304 „
Summa der fixen Bestandtheile	56,656 Grm.	56,967 Grm.	56,632 Grm.
Freie Kohlensäure . .	12,661 „	11,313 „	11,877 „
1 Liter Wasser von Quellentemperatur und bei mittlerem Druck enthielt an Kohlensäuregas . .	76,100 C. C.	68,974 C. C.	71,698 C. C.

An Bestandtheilen, die in so geringer Menge auftreten, dass sie nicht wohl quantitativ bestimmbar sind, enthielt das Wasser:

Organische Substanz,
Salpetersäure,
Borsäure,
Phosphorsäure,
Arsenige Säure.
Ammoniak,
Lithion,
Baryt,
Strontian,
Manganoxydul,
Zink.

Werden die Resultate der Analyse auf 1 Pfund Wasser = 7680 Gran berechnet, so sind darin enthalten:

	An wasserfreien Salzen in Granen.			An krystallisirten Salzen in Granen.		
	Quelle No. 10. Trinkhalle.	Quelle No. 19. Katharinenstift.	Wasser aus verschiedenen Quellen gemischt.	Quelle No. 10. Trinkhalle.	Quelle No. 19. Katharinenstift.	Wasser aus verschiedenen Quellen gemischt.
Kohlensaurer Kalk . . .	0,73834	0,75110	0,75878	0,73834	0,75110	0,75878
Kohlensaure Magnesia . .	0,07918	0,07928	0,07803	0,07918	0,07928	0,07803
Kohlensaures Natron . .	0,83773	0,73774	0,73636	2,26029	1,99060	1,98678
Kohlensaures Eisenoxyd .	0,00284	0,00292	0,00276	0,00284	0,00292	0,00276
Thonerde	0,00422	0,00453	0,00537	0,00422	0,00453	0,00537
Schwefelsaures Natron . .	0,29199	0,31879	0,30981	0,66212	0,91763	0,70254
Schwefelsaures Kali . . .	0,10859	0,10767	0,11021	0,10859	0,10767	0,11021
Chlornatrium	1,80810	1,89650	1,86385	1,80810	1,89650	1,86385
Kieselsäure	0,48015	0,47662	0,48414	0,48015	0,47662	0,48414
Summa der festen Bestandtheile	4,35114	4,37515	4,34931	6,14383	6,22685	5,99246
Freie Kohlensäure in Granen	0,97236	0,86884	0,91215	0,97236	0,86884	0,91215
1 Pfund Wasser enthält:						
freie Kohlens. in par. Cub. Zoll	1,92734	1,73857	1,81750	1,92734	1,73857	1,81750
freie Kohlens. in Württ. Cub. Z.	1,62585	1,46665	1,53323	1,62585	1,46665	1,53323

Zur Vergleichung mögen hier noch die Resultate früherer Analysen der Wildbader Quellen angeführt werden.

Die älteste Analyse soll auf Veranlassung von Dr. J. Kerner vom dem Chemiker Staudenmayer in Ludwigsburg ausgeführt sein; er erhielt aus 1 Pfund Wasser:

kohlensaures Natron	$^{15}/_{32}$	Gran
Kochsalz	$^{6}/_{32}$	»
Glaubersalz	$^{1}/_{32}$	»
kohlensauren Kalk	$^{6}/_{32}$	»
schwefelsauren Kalk	$^{4}/_{32}$	»
Eisen	Spur.	
Summe der Salze	1 Gran	

1830 wurden die Badequellen von Sigwart und Weiss, 1837 die damals neu erbohrte Trinkquelle von Degen untersucht; in 1 Pfund Wasser ward an trockenen Salzen gefunden:

	Sigwart und Weiss.	Degen.
Kohlensaurer Kalk	0,34 Gran	0,70 Gran
Kohlensaure Magnesia	0,70	0,09
Kohlensaures Natron	0,53	0,70
Kohlensaures Eisenoxydul	0,20	Spur.
Thonerde		Spur.
Schwefelsaures Natron	0,40	0,28
Schwefelsaures Kali	0,20	0,14
Chlornatrium	1,82	1,89
Kieselsäure	0,39	0,51
Summe der Salze	4,58 Gran	4,31 Gran

Die Analyse von Degen zeigt grosse Uebereinstimmung mit der oben gegebenen ersten Analyse der Trinkquelle, besonders wenn man berücksichtigt, dass die Hülfsmittel der Analyse 1837 weniger vollkommen waren, als sie es heute sind.

V.

Zum Schluss geben wir noch die Gase, welche aus verschiedenen Quellen frei aufsteigen, und in der oben (S. 111) angegebenen Weise gesammelt wurden.

100 Volumen Gas enthalten:

	Stickstoff.	Sauerstoff.	Kohlensäure.	Verhältniss von Stickstoff. : Sauerstoff.
Aus Quelle No. 6. Frauenbad Abtheil. IV.	95,9 95,9	2,3 2,0	1,8 2,1	97,6 : 2,4 97,9 : 2,0
Aus Quelle No. 7. Frauenbad.	95,4 94,9	1,6 1,5	3,0 3,6	98,3 : 1,7 98,4 : 1,6
Aus Quelle No. 14. grosses Herrenbad.	97,0 96,5	1,2 1,8	1,8 1,7	98,7 : 1,3 98,1 : 1,8
Aus Quelle No. 15. kleines Herrenbad.	95,8 95,9	1,9 1,8	2,3 2,3	98,0 : 1,9 98,1 : 1,8
Aus Quelle No. 24. Wannenbad für Herren.	95,6 95,6 89,9	2,1 2,1 8,8	2,3 2,3 1,3	97,8 : 2,1 97,8 : 2,1 91,0 : 9,0

III. Kleinere Mittheilungen.

Missbildung der Blätter von Aristolochia Sipho L.

Herr Eugen Dreiss, Apotheker in Gmünd, hat an den Verein Blätter des aus Nordamerika stammenden lianenartigen Tabakpfeifenstrauches (*Aristolochia Sipho L.*) eingesendet, welche eine merkwürdige Missbildung zeigen. An dem sonst ganz einfach breit herzförmigen Blatte bilden sich in den Theilungslinien der Rippengebiete längliche Oeffnungen, wie bei *Dracontium pertusum L.*, als Anfang eines gelappten Blattes, diese Löcher heilen wieder zu, aber sonderbarer Weise so, dass nicht der Saum des Loche zusammenwächst, sondern dieser sich nach der untern Fläche des Blattes umschlägt und das Blatt einige Linien weiter einwärts zusammenwächst, wie bei einer Naht mit Einschlag an Kleidern, die Rippen werden dabei unregelmässig verzogen, der Blattrand stellenweise eingebuchtet.

Die Pflanze, von welcher diese Blätter stammen, befindet sich in einem gegen Westen gelegenen Garten und zeigt sehr häufig diese Erscheinung, während andere Exemplare in anderen Gärten stets lauter normale Blätter entwickeln.

Alexander Braun, Professor der Botanik in Berlin, hat schon in der Naturforscher-Versammlung zu Stuttgart vom Jahr 1834 auf diese Missbildungen aufmerksam gemacht (Flora oder botanische Zeitung 1835 Band I. Seite 41) und ich habe sie seitdem ein paar Mal an einer ebenfalls gegen Westen stehenden *Aristolochia Sipho* im Stuttgarter Schlossgarten beobachtet, ohne mir dieselbe erklären zu können. Verletzungen durch Insekten habe ich nicht entdecken können, vielmehr blieben durch Schnecken zerfressene Blätter unverändert in durchlöchertem Zustande, ein Zerreissen des Parenchyms durch zu rasches Wachsthum der Rippen liesse sich wohl annehmen, aber immer bliebe das Räthsel des Zusammenwachsens, der Heilung des Risses mit Vernarbung, ungelöst. *G. v. Martens.*

Ueber Diceras im schwäbischen Jura.

Kaum hatte im vorigen Jahre Quenstedt am Schlusse seines Jura pag. 823 sich geäussert: Die Diceraten-Kalke, welche bei Kelheim unter dem dortigen Solnhoferschiefer liegen und im französischen Coralrag eine so wichtige Rolle spielen, sind auffallender Weise in Schwaben noch nicht gefunden — und kaum hatte zur gleichen Zeit Oppel (Jahreshefte XIV. pag. 144) es niedergeschrieben: im obern Jura Württembergs fehlen die typischen Diceraten-Schichten, weshalb wir erst zu versuchen haben, deren muthmassliche Aequivalente zu entdecken — kaum war dadurch unser weisser Jura an seiner Ehre angetastet, als wäre er bei uns mangelhafter denn anderswo, so liess er auch schon Herrn A. Wetzler in den Ober-Stotzinger Steinbrüchen finden, was man wollte. Er hat im vorigen Jahre noch mehrere Exemplare Diceras in der unteren Bank des dortigen Kiesel-Oolits, der wilde Portländer genannt, entdeckt, was wir diesen Herbst durch gemeinschaftliche genaue Schichten-Aufnahme näher zu constatiren versuchten. Das im XIII. Jahrgang der Jahreshefte pag. 105 mitgetheilte Profil des grossen Ober-Stotzinger Steinbruchs hat sich im Laufe der indess verflossenen 3 Jahre nur wenig verändert, der dort zu 8′ Mächtigkeit angenommene oolitische Stotzen ist nur noch 5′ mächtig und in den zu 5′ berechneten wilden Oolit hat sich eine 6zöllige oolitische Thonbank eingekeilt. Die darunter liegenden Krebsscheerenkalke mit Tellina, Lucina, Solen, Pholadomya und Pagurus-Scheeren sind in ihrer ganzen Mächtigkeit von 7′ jetzt abgebaut und lagern deutlich auf den knorrigen Köpfen des Massen-Kalkes auf. Die Diceras fanden wir in dem zunächst dem Ober-Stotzinger Schlosse gelegenen Steinbruch in der untersten Kiesel-Oolitbank mit Nattheimer Astraeen und Cidariten über den dort 6′ mächtigen Platten-Kalken, sie werden selbst wieder von höher gelegenen Platten-Kalken überlagert. In dem zweiten an der Asselfinger Strasse gelegenen grossen Steinbruch fand Herr Wetzler die Diceras gleichfalls in der untersten kieseligen Oolitbank mit den in Chalcedon verwandelten Corallen-Stöcken über den Platten-Kalken. Dass demnach die Diceraten-Kalke hier in das System der Krebsscheeren-Platten fallen, ist uns über allen Zweifel. Die Species ist die von Kelheim, mit der ausgesprochenen Rinne des Ligaments, die Dr. Franck *Lucii* nennt und Goldfuss (*Chama*) *speciosa*.

Fraas.

Bücher-Anzeige.

Reise durch die Felsen-Gebirge und die Humboldt-Gebirge nach dem stillen Ocean. Eine Skizze von Dr. J. Schiel. Schaffhausen. Brodtmann'sche Buchhandlung. 1859.

Verfasser hat im Jahr 1853 und 54 als Naturforscher das Corps begleitet, welches im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten die Eisenbahnlinie vom Mississippi zum stillen Ocean zu untersuchen hatte und war dabei wesentlich als Geologe thätig. Die ebenso interessante als gefahrvolle Reise (der Führer der Expedition Capitän Gunnison verlor mit vielen Anderen des Corps bei einem Ueberfall der Utah-Indianer sein Leben) ist zwar nur in ihren Umrissen skizzirt, ist aber vollständig übersichtlich und klar, was die klimatischen und geognostischen Verhältnisse anbelangt. Die Oede und Einförmigkeit der Prairie setzt sich in den geschichteten Felsarten am Fuss der Rocky mountains noch fort, als wenn in den Meeren, aus denen sich die Schichten gebildet hatten, eben so wenig organisches Leben gewesen wäre, als gegenwärtig hier zu finden ist. Die dunkelgrauen Kalke mit Gryphaeen und Ammoniten-Eindrücken, auf welche Marcou die Existenz der Juraformation gründet, fand er auch, hält es aber doch für gewagt, auf grosse Verbreitung des jedenfalls rudimentären Zustandes dieser Formation Schlüsse zu ziehen. Im Uebrigen sieht er in den geognostischen Verhältnissen der Felsengebirge wohl vollkommen richtig Spuren der ausgedehntesten Verwaschungsprocesse, in Folge derer ganze Formationsglieder von der Oberfläche verschwinden. Der Winteraufenthalt bei den Heiligen von Utah, das gräuelvolle Leben derselben und die ersten Verwicklungen, welche später den Mormonenkrieg herbeiführten, sind kurz und pikant geschildert. Die Resultate der Barometer-Messungen der wichtigsten Punkte sind auf einer Tabelle am Schlusse des Büchleins beigefügt. *F.*

I. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Chemische Untersuchung der Teinacher Mineralquellen.

Von Prof. Dr. H. v. Fehling.

Von den Mineralquellen in Teinach sind fast nur ältere und nicht vollständig durchgeführte Analysen vorhanden; das K. Medicinal-Collegium sah sich daher veranlasst, mir die Analyse der wichtigeren Quellen dort zu übertragen.

Teinach hat eine Reihe von alkalischen Säuerlingen, welche theils schon seit alten Zeiten bekannt, theils erst in den Jahren 1839—41 erbohrt sind. Schon Tabernämontanus erwähnt in seinem 1605 gedruckten „Wasserschatz“ der dortigen Quellen, die selbst noch früher einen Ruf ihrer Heilkräfte wegen hatten; 1472 verlieh Graf Eberhard im Bart „dem Hans Huss, Bürger von Calw, wohnhaft in der Tainach, auf 10 Jahre lang den Wasserzins, das Bad daselbst und auch das Umgeld an der Tainach, da das Bad ist, um jährliche 20 Pf. 10 Sch.“

Neben den schon seit älteren Zeiten in Teinach bekannten Quellen wurde 1788 eine neue entdeckt, und endlich wurden in den Jahren 1839—41 mehrere neue Quellen erbohrt.

Die älteren Quellen entspringen in einer Vertiefung des Brunnenhauses und werden hier in steinernen Kästen gesammelt. In älteren Zeiten waren vier Sammelkästen vorhanden, nach denen die Quellen benannt wurden: die Dächleinskastenquelle (weil der Kasten früher einen dachförmigen Deckel hatte), die

Mittelkasten- und die Wandkastenquelle. Diese Quellen stehen in einiger Communication mit einander, was sich auch daraus ergibt, dass nach dem Ausschöpfen eines der Kästen der Abfluss aus den andern Kästen aufhört. Doch ist der Gehalt der einzelnen Quellen an Salzen nicht ganz gleich.

Neben diesen Quellen findet sich noch die Dintenquelle, welche mit den vorgenannten in keiner Verbindung steht; die Quelle war schon in älteren Zeiten bekannt und auch benützt, vielleicht auch schon gefasst, sie wurde aber verschüttet und dann erst 1822 wieder beachtet, worauf sie 1824 neu gefasst ward.

1839 ward nun zuerst in der Nähe des Brunnenhauses eine neue Quelle erbohrt, die Laubenquelle, welche seit Erbohrung der andern Quellen aber nicht mehr benützt wird.

Mit dieser Quelle scheint die Wiesenquelle in Verbindung zu stehen, welche am 24. Mai 1839 auf einer Wiese hinter dem Badhause erbohrt wurde.

Im October 1841 ward eine neue Quelle aufgefunden im Bette des Teinachbaches selbst, der desshalb nachher in ein neues Bett geleitet ward; diese Quelle, daher Bachquelle genannt, steht mit der Wiesenquelle im Zusammenhang, was sich schon aus der Thatsache ergab, dass nach der Erbohrung der Bachquelle die Ergiebigkeit der Wiesenquelle bedeutend abnahm; auch haben nach den früheren Analysen beide Quellen fast genau den gleichen Gehalt an verschiedenen Salzen.

Endlich ward im April 1841 noch die Hirschquelle auf der Hirschwiese am südlichen Rande des Thals erbohrt; diese Quelle scheint mit keiner der andern im Zusammenhang zu stehen.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände ward nach Vorschlag der Herren Oberamtsarzt Dr. Müller und Badearzt Dr. Epting beschlossen, eine genauere Analyse von folgenden Quellen vorzunehmen:

Bachquelle,
Hirschquelle,
Dintenquelle.

Auf den Wunsch der genannten Aerzte ward dann auch die Bestimmung des Eisens, der Kohlensäure und der Salze überhaupt in der Wiesenquelle und in der Dächleinsquelle vorgenommen; eine vollständige Analyse dieser beiden Quellen erschien unnöthig, bei der Wiesenquelle wegen der Uebereinstimmung mit der Bachquelle, bei der Dächleinsquelle wegen des weniger häufigen Gebrauchs.

Die ältesten Untersuchungen der Teinacher Quellen sind von J. G. Gmelin: *Dissertatio inaugur. chem. sist. celebrium Würtemb. nostr. acidularum Teinacensium spiritusque vitrioli volatilis et ejus phlegmatis examen per reagentia &c. Tubingae 1727.* Diese wie die späteren Analysen von Dr. Chr. Jac. Zahn in Calw (1788) beschränken sich auf eine qualitative Untersuchung. Leibmedicus Dr. Jäger bestimmte 1799, und nochmals 1801 in Gemeinschaft mit Hofmedicus Dr. Müller, Oberamtsarzt in Calw, den Gehalt der älteren Quellen an Kohlensäure.

Apotheker Federhaff in Calw machte 1826 und 1830 zuerst eine vollständige quantitative Analyse der Dächleinsquelle und der Dintenquelle; später wurden dann diese wie die neueren Quellen von Degen, von Rampold und von Sigwart untersucht.

Nach einer genauen Messung vom April 1843 liefern alle Teinacher Quellen, mit Ausnahme der Dintenquelle, in der Minute 85,2 Schoppen = 39,1 Liter Wasser.

Qualitative Analyse.

In qualitativer Beziehung kommt das Wasser der verschiedenen Quellen nahezu mit einander überein. Das Wasser ist stark perlend und reich an Kohlensäure, beim Aufkochen scheidet sich kohlensaurer Kalk mit kohlensaurer Magnesia und mehr oder weniger Eisenoxyd ab, zum Theil mit etwas Manganoxyd und Thonerde gemengt; in Lösung bleibt kohlensaures Natron mit Chlornatrium, schwefelsaurem Natron und Kali und Kieselsäure. Ausser den aufgeführten Bestandtheilen enthält das Wasser noch Spuren von Körpern, die sich entweder in dem Schlamm

ſich ſodann von ſelbſt, daß mit jeder Aenderung deſſelben auch die Sicherheit der Banknoten und des Publikums Gefahr laufen müßte. Nun iſt aber das Verhältniß der Banknoten zum baaren Gelde in keinem Lande zu verſchiedenen Zeiten daſſelbe geweſen, und kann bei einer Abweichung von dem in Amſterdam feſtgeſtellten Syſtem ſchlechterdings nicht daſſelbe bleiben; woraus der nothwendige Mißbrauch des Papiergeldes ſich von ſelbſt ergibt. — Verſteht aber Herr Mac Culloch unter einer beſchränkten Menge, nur Ausgabe von Noten, welche im Verhältniſſe zu dem Bedürfniſſe des Handels und der Gewerbe beſteht, ſo geräth er hier offenbar auf ein Dilemma. Denn es iſt das eine durch das andere bedingt, und kann eine vermehrte Banknotenausgabe die Gewerbs- und Handelsthätigkeit momentan eben ſo heben, als die vermehrte Thätigkeit des Handels und der Gewerbe die Vermehrung des Papiergeldes hervorrufen. Es iſt aber eben dieſe Ungewißheit und die hiedurch häufig eintretenden Handelskriſen ein Hauptübel des ganzen Syſtems.

Wir wollen aber Herrn Mac Culloch weiter reden laſſen.

„Jedes Land,“ ſagt er, „bedarf hinreichender Tauſchmittel; es kommt aber wenig darauf an, ob dieſe Mittel als Repräſentanten der Valuten in gemünztem Golde oder in Banknoten beſtehen.“ Mit dieſem Satz ſind wir keineswegs einverſtanden. Vielmehr behaupten wir, in Uebereinſtimmung mit dem Vorausgeſchickten, daß bei einer Abweichung von dem Syſtem der Bank von Amſterdam die Banknoten keiner Bank, ſie ſtehe in welchem Kredit ſie immer wolle, wahre Repräſentanten der Valuten ſeyn können. Ebenſo glauben wir nicht, daß gemünzte Metalle bloß Repräſentanten der Valuten ſind, ſondern wir halten ſie vielmehr für die wirklichen Valuten und haben hierin zwar nicht alle, aber doch einen ſehr großen Theil der berühmteſten Staatswirthſchaftslehrer, wenigſtens derjenigen, die in neueſter Zeit Gelegenheit hatten, ſich Erfahrungen zu ſammeln, für uns. Es iſt nämlich ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es könne irgend etwas als Maßſtab des Werthes der Dinge gelten, was ſelbſt keinen eigenen Werth beſitzt. Man könnte eben ſo gut ein Weſen ohne Länge, Breite und Tiefe zum Maß des kubiſchen Inhalts eines Körpers annehmen. Geld als Maßſtab des Werthes der Dinge iſt ſeiner Natur nach den Geſetzen aller Maße unterworfen. Länge wird

der Quellen oder in dem durch Abdampfen von 50—100 Liter Wasser erhaltenen Salzrückstand auffinden lassen.

Quantitative Analyse.

Die in grösserer Menge und in festen Verbindungen vorhandenen Bestandtheile sind: Chlor, Schwefelsäure, Kieselsäure, Kohlensäure, Kalk, Magnesia, Natron, Kali, Eisen, Thonerde, Mangan.

Das Wasser der verschiedenen Quellen ist nicht sehr reich an Salzen, es musste daher eine grössere Menge des Wassers zu den einzelnen Analysen durch Abdampfen in einer grossen Platinschale concentrirt werden. In dem nach dem Eindampfen des Mineralwassers bleibenden im Wasser unlöslichen Rückstand fanden sich die Carbonate von Kalk und Magnesia, nebst Eisenoxyd, Thonerde und zum Theil Manganoxydoxydul. Das Filtrat enthielt Chlornatrium, schwefelsaures Kali und Natron und kohlensaures Natron, welches letztere Salz sich durch Titriren aus der Kohlensäure bestimmen liess. Zur Bestimmung des Eisens und Mangans war das Wasser sogleich beim Füllen der Flaschen mit einer abgemessenen hinreichenden Menge Salzsäure versetzt, um alle Kohlensäure auszutreiben, und die Abscheidung von Eisen und Mangan beim Transport zu verhindern; natürlich wurde bei der Quantitätsbestimmung des Wassers auf die Menge der zugesetzten Salzsäure Rücksicht genommen.

Von den Gasen wurde die gesammte, im Wasser enthaltene Kohlensäure bestimmt, zu welchem Zwecke das Wasser in der bekannten Weise beim Füllen sogleich mit Chlorcalcium und Ammoniak gefällt wurde; der ausgewaschene Niederschlag gab beim Titriren den Gehalt an Kohlensäure.

Das in dem Wasser in meistens grösseren Blasen in die Höhe steigende Gas, sowie dasjenige, welches durch Auskochen daraus erhalten war, wurde in der früher (s. diese Hefte XVI. Jahrgang 1860. Heft 1. S. 110) angegebenen Weise gesammelt.

Das Wasser zu den nachstehenden Analysen ward Ende Mai 1859 in meiner Gegenwart geschöpft, verkorkt und verpackt.

Das Aufsammeln der Gase, sowie auch die Bestimmung der Kohlensäure nahmen Dr. Marx und ich im September 1858 vor; nur bei der Wiesenquelle ward auch diese Bestimmung im Mai 1859 vorgenommen.

I. Hirschquelle.

Diese Quelle, 190 Schritte oberhalb des Brunnenhauses auf der Hirschwiese gelegen, ist in einer Tiefe von 88′ 2″ erbohrt; das Bohrloch geht 55′ durch Kies und Geröll, dann durch Sandsteinschichten, mit Thonlagern abwechselnd, zuletzt durch eine 20′ mächtige Schichte von rothem Sandstein. Die Quelle lieferte anfangs 12 Schoppen, später durchschnittlich 10 Schoppen in der Minute.

Das Wasser ist ganz klar und perlt stark, es entweicht fortwährend Gas in reichlicher Menge, daher sich auch nur sehr wenig Absatz im Brunnentrog bildet; der beim Kochen des Wassers erhaltene Niederschlag ist kaum durch Eisen gefärbt und erscheint daher fast rein weiss. Die Temperatur der Quelle betrug am 9. Sept. 1858 Mittags 9°,0 C. = 7°,2 R.; nach Müllers Angabe ist die mittlere Temperatur 9°,7 C. = 7°,8 R.

1) Specifisches Gewicht.

Gleiche Volumina Quellwasser und destillirtes Wasser bei 20° C. wiegen 99,87522 und 99,65975 Grm.;

das specifische Gewicht ist daher = $\frac{9987522}{9965975}$ = 1,002162.

1 Liter Quellwasser von 9°,0 C. wiegt daher 1001,9896 Grm.

2) Chlor.

1081,370 Grm. Wasser = 0,1425 Grm. Chlorsilber = 0,058063 Grm. Chlornatrium.

1058,601 Grm. Wasser = 0,1398 Grm. Chlorsilber = 0,05696 Grm. Chlornatrium.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 5,376 Grm. Chlornatrium.

3) Schwefelsäure.

1041,996 Grm. Wasser = 0,210 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,072010 Grm. Schwefelsäure.

2093,049 Grm. Wasser = 0,406 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,13922 Grm. Schwefelsäure.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 6,780 Grm. Schwefelsäure.

4) Kieselsäure.

12000,00 Grm. Wasser = 0,6545 Grm. Kieselsäure.

In 100000 Grm. Wasser = 5,454 Grm. Kieselsäure.

5) Eisenoxydul und Thonerde.

6758,00 Grm. Wasser = 0,0105 Grm. Eisenoxyd = 0,0152 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

6758,00 Grm. Wasser = 0,0081 Grm. Thonerde.

12000,00 Grm. Wasser = 0,0202 Grm. Eisenoxyd = 0,0293 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

12000,00 Grm. Wasser = 0,016 Grm. Thonerde.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 0,2345 Grm. kohlensaures Eisenoxydul = 0,126 Grm. Thonerde.

6) Kalk.

991,162 Grm. Wasser = 0,9095 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,6687 Grm. kohlensaurer Kalk.

842,524 Grm. Wasser = 0,7735 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,5688 Grm. kohlensaurer Kalk.

1149,617 Grm. Wasser = 1,054 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,775 Grm. kohlensaurer Kalk.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 67,465 Grm. kohlens. Kalk.

7) Magnesia.

842,524 Grm. Wasser = 0,245 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,1854 Grm. kohlensaure Magnesia.

1149,617 Grm. Wasser = 0,3365 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,2546 Grm. kohlensaure Magnesia.

991,162 Grm. Wasser = 0,284 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,215 Grm. kohlensaure Magnesia.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 21,948 Grm. kohlens. Magnesia.

8) Kali.

2152,005 Grm. Wasser = 0,114 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,04056 Grm. schwefelsaures Kali.
1838,316 Grm. Wasser = 0,104 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,03701 Grm. schwefelsaures Kali.
3105,340 Grm. Wasser = 0,167 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,0594 Grm. schwefelsaures Kali.
2174,270 Grm. Wasser = 0,134 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,0476 Grm. schwefelsaures Kali.
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 2,000 Grm. schwefels. Kali.

9) Natron.

a. Schwefelsaures Natron.

Von 6,780 Grm. Schwefelsäure sind 0,9178 Grm. an Kali gebunden, daher 5,8622 Grm. Schwefelsäure an Natron, entsprechend 10,402 Grm. schwefelsaurem Natron.

b. Kohlensaures Natron.

1052,940 Grm. Wasser enthalten an Natron gebunden = 0,169 Grm. Kohlensäure = 0,4071 Grm. kohlens. Natron.
1064,849 Grm. Wasser enthalten an Natron gebunden = 0,1709 Grm. Kohlensäure = 0,4117 Grm. kohlens. Natron.
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 38,665 Grm. kohlens. Natron.

10) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

436,4 C.C. Wasser von 9°,0 C. = 1,342 Grm. Kohlensäure.
452,4 „ „ „ „ = 1,406 „ „
459,3 „ „ „ „ = 1,404 „ „
469,7 „ „ „ „ = 1,426 „ „
469,8 „ „ „ „ = 1,428 „ „
471,6 „ „ „ „ = 1,448 „ „
474,4 „ „ „ „ = 1,445 „ „
476,9 „ „ „ „ = 1,476 „ „
Im Mittel enthält 1 Liter Wasser von 9°,0 C. = 3,066 Grm. Kohlensäure oder 100000 Grm. Wasser = 305,990 Grm. Kohlens.

b. Gebundene Kohlensäure.

In 100000 Gr. W. in 67,465 Gr. kohlens. Kalk = 29,6847 Gr. Khls.
21,948 „ ks. Magnesia = 11,4966 „
0,235 „ „ Eisenoxydl. = 0,0889 „
38,665 „ kohls. Natron = 16,0497 „
57,3199

c. Freie Kohlensäure.

In 100000 Grm. Wasser (305,990 — 57,3199 Grm. =)
248,670 Grm. freie Kohlensäure.

1 Liter (1000 C.C.) Wasser von 9°,0 C. enthält daher 2,491643 Grm. oder bei der Quellentemperatur und mittlerem Luftdruck (724 m. m.) = 1373,461 C.C. freie Kohlensäure.

11) Gesammtsalze.

272,092 Grm. Wasser = 0,412 Grm. Salze.
222,787 „ „ = 0,3365 „ „
275,175 „ „ = 0,416 „ „
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 151,212 Grm. Salze.

12) In sehr geringer Menge vorhandene Substanzen.

Ausser den angegebenen Substanzen liessen sich bei Anwendung von grösseren Mengen Wasser noch folgende nachweisen:

Organische Substanz.	Blei.	Ammoniak.
Arsenige Säure.	Zinn.	Strontian.
Salpetersäure.	Lithion.	Baryt.
Borsäure.		
Fluor.		

Die Reaction auf Antimon gab ein nicht sehr deutliches Resultat; Kupfer, Mangan, Phosphorsäure, Jod und Brom liessen sich dagegen nicht nachweisen.

13) Gase, in der Quelle frei aufsteigend.

Diese Gase enthielten Kohlensäure und Stickstoff, und höchstens 0,1 Proc. Sauerstoff; bei 4 Analysen fand sich:

Kohlensäure	Stickstoff
83,1 bis 85,3.	16,9 bis 14,6.

Im Mittel 84,20 Kohlensäure auf 15,73 Stickstoff,
0,07 Sauerstoff.

14) Gase, durch Auskochen des Quellwassers erhalten.

Das durch Auskochen erhaltene Gas enthielt Kohlensäure, Stickstoff und etwas Sauerstoff; es wurden bei 3 Analysen 93,2, 97,0 und 98,9 Kohlensäure erhalten, 1,8, 0,8 und 0,2 Sauerstoff,

daher im Mittel 96,4 Kohlensäure,
2,7 Stickstoff,
0,9 Sauerstoff.

II. Bachquelle.

Diese Quelle liegt etwa 60 Schritte von der Hirschquelle und 300 Schritte von der Wiesenquelle; beim Erbohren dieser Quelle zeigten sich in einer Tiefe von 59′ im rothen Sandstein die ersten Spuren von Sauerwasser; durch verschieden gefärbten Sandstein, mit einzelnen dünnen Schichten von Thon abwechselnd, niedergehend, erhielt man bei 127′ eine stark hervorsprudelnde Quelle von Sauerwasser. Das Nachlassen der Wiesenquelle machte es nöthig, den Abfluss der Bachquelle um 2′ höher zu legen, worauf auch die Wiesenquelle wieder reichlicher floss. Die Bachquelle lieferte anfänglich bis zu 57 Schoppen Wasser in der Minute.

Das Wasser dieser Quelle perlt stark, es entwickelt fortwährend reichlich Kohlensäure; beim Kochen bildet sich ein durch Eisenoxyd gelblich gefärbter Absatz, der sich auch in geringer Menge im Trog ansammelt. Die Temperatur der Quelle betrug am 9. Sept. 1858 Mittags = 9°,8 C. = 7°,8 R.; nach Müllers Angabe beträgt die mittlere Jahrestemperatur 10°,0 C. = 8°,0 R.

1) Specifisches Gewicht.

Gleiche Volumina Quellwasser und destillirtes Wasser von 18° C. wiegen 99,9335 und 99,69758 Grm.;

das specifische Gewicht ist daher = $\frac{9993350}{9969758}$ = 1,002366.

1 Liter Wasser von 9°,8 C. wiegt daher = 1002,13345 Grm.

2) Chlor.

863,333 Grm. Wasser = 0,1566 Grm. Chlorsilber = 0,06380 Grm. Chlornatrium.

864,868 Grm. Wasser = 0,1564 Grm. Chlorsilber = 0,06372 Grm. Chlornatrium.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 7,390 Grm. Chlornatrium.

3) Schwefelsäure.

877,720 Grm. Wasser = 0,2472 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,08478 Grm. Schwefelsäure.

864,357 Grm. Wasser = 0,242 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,08298 Grm. Schwefelsäure.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 9,630 Grm. Schwefelsäure.

4) Kieselsäure.

7892,08 Grm. Wasser = 0,454 Grm. Kieselsäure.
3995,10 „ „ = 0,227 „ „
4050,01 „ „ = 0,238 „ „

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 5,770 Grm. Kieselsäure.

5) Eisenoxydul und Manganoxydul.

4540,1 Grm. Wasser = 0,024 Grm. Eisenoxyd = 0,0348 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

4540,1 Grm. Wasser = 0,0035 Grm. Manganoxydoxydul = 0,00526 Grm. kohlensaures Manganoxydul.

Spuren Thonerde.

In 100000 Grm. Was. = 0,766 Grm. kohlens. Eisenoxydul, und 0,116 Grm. kohlens. Manganoxydul.

Spuren Thonerde.

6) Kalk.

768,136 Grm. Wasser = 0,750 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,5514 Grm. kohlensaurer Kalk.

736,843 Grm. Wasser = 0,718 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,5279 Grm. kohlensaurer Kalk.

766,619 Grm. Wasser = 0,743 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,5463 Grm. kohlensaurer Kalk.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 71,769 Grm. kohlens. Kalk.

7) Magnesia.

768,136 Grm. Wasser = 0,185 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,140 Grm. kohlensaure Magnesia.

731,843 Grm. Wasser = 0,1768 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,1338 Grm. kohlensaure Magnesia.

760,619 Grm. Wasser = 0,182 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,1377 Grm. kohlensaure Magnesia.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 18,205 Grm. kohlens. Magnesia.

8) Kali.

2001,630 Grm. Wasser = 0,181 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,064405 Grm. schwefelsaures Kali.

3620,420 Grm. Wasser = 0,322 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,11457 Grm. schwefelsaures Kali.

1086,624 Grm. Wasser = 0,1025 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,03647 Grm. schwefelsaures Kali.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 3,246 Grm. schwefels. Kali.

9) Natron.

a. Schwefelsaures Natron.

Von 9,630 Grm. Schwefelsäure sind 1,492 an Kali gebunden, daher 8,138 Grm. an Natron, entsprechend 14,450 Grm. schwefelsaurem Natron.

b. Kohlensaures Natron.

906,727 Grm. Wasser = 0,2244 Grm. Kohlensäure = 0,5406 Grm. kohlensaures Natron.

278,380 Grm. Wasser = 0,0691 Grm. Kohlensäure = 0,16646 Grm. kohlensaures Natron.

279,510 Grm. Wasser = 0,0693 Grm. Kohlensäure = 0,16695 Grm. kohlensaures Natron.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 59,720 Grm. kohlens. Natron.

10) Kohlensäure.

a. Gesammtkohlensäure.

409,1 C.C. Wasser von 9°,8 C. = 1,395 Grm. Kohlensäure.
429,5 „ „ „ „ = 1,483 „ „
431,1 „ „ „ „ = 1,492 „ „
446,8 „ „ „ „ = 1,531 „ „
476,3 „ „ „ „ = 1,641 „ „
507,4 „ „ „ „ = 1,791 „ „
512,3 „ „ „ „ = 1,751 „ „
839,8 „ „ „ „ = 1,857 „ „

Im Mittel enthält 1 Liter Wasser von 9°,8 C. = 3,4483 Grm. Kohlensäure und 100000 Grm. Was. = 3,44095 Grm. Kohlens.

b. Gebundene Kohlensäure.

In 100000 Gr. W. in 71,569 Gr. kohlensaur. Kalk = 31,490 Gr. Khls.
18,205 „ kohls. Magnesia = 9,536 „ „
0,766 „ ks. Eisenoxydul = 0,290 „ „
0,116 „ k. Manganoxydl. = 0,044 „ „
59,720 „ kohlens. Natron = 24,790 „ „
66,150 Gr. Khls.

c. Freie Kohlensäure.

In 100000 Grm. Wasser (344,095 — 66,150) =
277,945 Grm. freie Kohlensäure.

1 Liter (1000 C.C.) Wasser von 9°,8 C. enthält daher = 2,78538 Grm. oder bei Quellentemperatur und mittlerem Druck = 1539,576 C.C. freie Kohlensäure.

11) Gesammtsalze.

300,402 Grm. Wasser = 0,545 Grm. Salze.
250,592 „ „ = 0,454 „ „
341,976 „ „ = 0,617 „ „
In 100000 Grm. Wasser im Mittel = 180,969 Grm. Salze.

12) In sehr geringer Menge vorhandene Substanzen.

In dem durch Abdampfen grösserer Menge Wassers erhaltenen Rückstand und in dem aus der Quelle sich absetzenden Sinter liess sich nachweisen, aber nicht quantitativ bestimmen:

Organische Substanz.	Kupfer.	Lithion.
Arsenige Säure.	Blei.	Ammoniak.
Salpetersäure.	Zinn.	Strontian.
Borsäure.		Baryt.
Fluor.		
Phosphorsäure.		

Die Reaction auf Antimon war nicht sehr stark, doch deutlich; Jod und Brom liessen sich nicht nachweisen.

13) Gase in der Quelle frei aufsteigend.

Diese Gase enthielten Stickstoff und Kohlensäure, aber Sauerstoff höchstens 0,01 Proc. Das Gasgemenge enthielt bei 6 Analysen:

Kohlensäure Stickstoff
89,5 bis 91,3 auf 10,5 bis 8,7.
Im Mittel 90,46 Kohlens. auf 9,53 Stickstoff und 0,01 Sauerst.

14) Gase durch Auskochen des Wassers erhalten.

Bei 2 Versuchen zeigte sich, dass das Gas zu mehr als 99,9 auf 100 aus Kohlensäure besteht; in dem Rest ist neben Stickstoff eine Spur Sauerstoff.

III. Dintenquelle.

Die Dintenquelle liegt in der nordwestlichen Ecke des Brunnenhauses. Die Quelle liefert nahe 1½ Schoppen Wasser in der Minute. Das Wasser ist frisch farblos, wird aber schnell gelblich und trübe, indem sich Eisenoxydhydrat ausscheidet; im Brunnenkasten findet sich ein reichlicher gelber ockeriger Absatz. Das Wasser perlt nicht und enthält nur wenig Kohlensäure; beim Auskochen wird nur eine geringe Menge Gas erhalten. Die Temperatur der Quelle wechselt nach Müller zwischen 6°,2 C. und 10°,0 C. (5° und 8° R.); am 9. Sept. 1858 Mittags betrug sie 11°,7 C. oder 9°,3 R.

durch Länge, Gewicht durch Gewicht und Werth durch Werth gemeſſen. Wie es nun nöthig iſt, den Maßſtab der Längenmaße, die Einheit des Gewichts u. ſ. w. zu beſtimmen, eben ſo nothwendig iſt, die Einheit des Werthes zu bezeichnen, als da ſind Gulden, Kreuzer, Thaler u. ſ. w. — Der Werth der zum Maßſtab des Werthes angenommenen Einheit, das heißt der Werth eines Geldſtücks, hängt von der Quantität des edeln Metalles ab, aus dem es geprägt iſt, und es iſt eben ſo unmöglich, ihr durch das Gepräge einen größeren oder geringeren Werth zu verſchaffen, oder ihr durch das Geſetz einen höheren oder niedereren Kurs als den ihres eigentlichen Metallgehalts zu erzwingen, als es unmöglich iſt, ein Loth in ein Pfund oder letzteres in das erſtere umzuſchaffen. * Wo eine Veränderung im Münzfuße eingetreten iſt, da hat ſich der Werth des Geldes zu dem der Gegenſtände immer wieder auf das frühere Verhältniß reduzirt, was gewiß nicht hätte ſeyn können, wenn, wie manche Staatswirthſchaftslehrer behaupten, Münzen wie Banknoten bloße Rechnungsmarken wären.

„Gold und Silber,“ ſagt der berühmte Ricardo, welcher das Amendement zu Sir Robert Peel's Akte, die Aufhebung der Reſtriktion der Bank von England und die mit dem Jahre 1823 anzufangenden Bankzahlungen betreffend, vorſchlug, nach welchem die Bank ihre Noten auf Begehren in Barren von 60 Unzen Goldes einlöſen mußte, „Gold und Silber, wie alle anderen nützlichen Dinge, haben einen eigentlichen nothwendigen Werth im Verhältniß zur

* In England kann, wie bekannt, jedermann Geld (d. h. Gold) ſchlagen laſſen. Das königliche Münzamt berechnet dafür nur eine kleine Proviſion zur Deckung ſeiner Koſten und für das Einſchmelzen und Raffiniren des Metalls. Das Gepräge iſt ſomit weiter nichts als die amtliche Verſicherung der königlichen Beamten, daß das Stück die vorgeſchriebene geſetzliche Quantität Gold von gehöriger Feinheit enthält. Zur Zeit als die amerikaniſchen 5 und 10 Thalerſtücke unter ihrem Goldwerth ausgeprägt waren, machten die Kaufleute der Vereinigten Staaten Rimeſſen in Gold, die ſie ſodann von ihren Correſpondenten in London in Pfundſtücke (Sovereigns) umprägen ließen, worauf ſie 4 Procent gewannen. Das Schlagen von Silbermünzen iſt deswegen nicht frei, weil ſie aus andern Rückſichten, die nicht hieher gehören, 3 Procent unter ihrem Nominalwerth ausgeprägt ſind. Dafür ſind aber auch Silbermünzen keine geſetzliche Zahlungsvaluta, und man kann ſie bei Zahlungen über zwei Pfund zurückweiſen.

1) Specifisches Gewicht.

Gleiche Volumina Mineralwasser und destillirtes Wasser von 18° C. wiegen 99,7047 und 99,69758 Grm.;

das specifische Gewicht ist daher = $\frac{9970470}{9969758}$ = 1,0000714.

1 Liter Wasser von 11°,7 C. = 999,6644 Grm.

2) Chlor.

7556,247 Grm. Wasser = 0,0895 Grm. Chlorsilber = 0,036467 Grm. Chlornatrium.

7485,343 Grm. Wasser = 0,0903 Grm. Chlorsilber = 0,036671 Grm. Chlornatrium.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 0,487 Grm. Chlornatrium.

3) Schwefelsäure.

5654,535 Grm. Wasser = 0,131 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,04492 Grm. Schwefelsäure.

7485,343 Grm. Wasser = 0,173 Grm. schwefelsaurer Baryt = 0,05932 Grm. Schwefelsäure.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 0,793 Grm. Schwefelsäure.

4) Kieselsäure.

15000,0 Grm. Wasser = 0,152 Grm. Kieselsäure.

50500,0 „ „ = 0,549 „ „

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,050 Grm. Kieselsäure.

5) Eisenoxydul und Thonerde.

21475,447 Grm. Wasser = 0,2611 Grm. Eisenoxyd = 0,3786 Grm. kohlensaures Eisenoxydul = 0,0153 Grm. Thonerde.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 1,763 Grm. kohlensaures Eisenoxydul, und 0,071 Grm. Thonerde.

6) Kalk.

4930,274 Grm. Wasser = 0,2635 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,193 Grm. kohlensaurer Kalk.

4951,631 Grm. Wasser = 0,2677 Grm. schwefelsaurer Kalk = 0,1968 Grm. kohlensaurer Kalk.

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 3,953 Grm. kohlens. Kalk.

7) Magnesia.

10649,579 Grm. Wasser = 0,223 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,1687 Grm. kohlensaure Magnesia.

4930,274 Grm. Wasser = 0,0955 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,0723 Grm. kohlensaure Magnesia.

11593,542 Grm. Wasser = 0,250 Grm. pyrophosphors. Magnesia = 0,189 Grm. kohlensaure Magnesia.

Im Mittel in 100000 Grm. Was. = 1,560 Grm. kohlens. Magnesia.

8) Kali.

15921,58 Grm. Wasser = 0,648 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,23057 Grm. schwefelsaures Kali.

7653,01 Grm. Wasser = 0,3235 Grm. Kalium-Platinchlorid = 0,11511 Grm. schwefelsaures Kali.

Im Mittel in 100000 Grm. Was. = 1,476 Grm. schwefels. Kali.

9) Natron.

a. Schwefelsaures Natron.

Von 0,793 Grm. Schwefelsäure sind 0,6786 Grm. an Kali gebunden, daher 0,1144 an Natron, entsprechend = 0,203 Grm. schwefelsaurem Natron.

b. Kohlensaures Natron.

7538,006 Grm. Wasser = 0,0319 Grm. Kohlensäure = 0,07685 Grm. kohlensaures Natron.

10084,315 Grm. Wasser = 0,0425 Grm. Kohlensäure = 0,1024 Grm. kohlensaures Natron.

Im Mittel in 100000 Grm. Was. = 1,017 Grm. kohlens. Natron.

10) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

971,9 C.C. Wasser von 11°,7 C. = 0,125 Grm. Kohlensäure.
959,2 „ „ „ „ = 0,125 „ „
949,8 „ „ „ „ = 0,130 „ „
947,1 „ „ „ „ = 0,128 „ „
946,8 „ „ „ „ = 0,130 „ „
952,3 „ „ „ „ = 0,132 „ „

Im Mittel enthielt 1 Liter Wasser von 11°,7 C. = 0,1343 Grm. Kohlensäure oder 100000 Grm. Was. = 13,444 Grm. Kohlens.

b. Gebundene Kohlensäure.

In 100000 Gr. W. in 3,953 Gr. kohlensaur. Kalk = 1,7393 Gr. Khls.
1,560 „ kohls. Magnesia = 0,8171 „ „
1,763 „ kls. Eisenoxydul = 0,6687 „ „
1,017 „ kohlens. Natron = 0,4221 „ „
3,6472 Gr. Khls.

c. Freie Kohlensäure.

100000 Grm. Wasser enthalten (13,444 — 3,6472) =
9,7968 Grm. freie Kohlensäure.

1 Liter Wasser von 11°,7 C. enthält daher 0,09793 Grm. oder bei der Quellentemperatur und mittlerem Druck 54,501 C.C. freie Kohlensäure.

11) Gesammte Salze.

841,812 Grm. Wasser = 0,097 Grm. Salze.
783,501 „ „ = 0,089 „ „
893,702 „ „ = 0,103 „ „
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 11,473 Grm. Salze.

12) In sehr geringer Menge nachweisbare Substanzen.

Diese Körper wurden theils in dem in dem Quellkasten sich absetzenden Sinter, der hauptsächlich Eisenoxyd ist, nachgewiesen, theils in dem durch Eindampfen von etwa 100 Liter Wasser enthaltenen Rückstand.

Organische Substanz.	Kupfer.	Lithion.
Arsenige Säure.	Zinn.	Ammoniak.
Salpetersäure.	Blei.	Strontian.
Phosphorsäure.	Antimon.	Baryt.
Borsäure.	Mangan.	
Fluor.		

Die organische Substanz, die hier reichlicher als in den andern Quellen auftritt, gab nicht die Reaction auf Quellsäure und Quellsatzsäure; Jod und Brom liessen sich nicht nachweisen.

Das Wasser der Dintenquelle enthält so wenig Gas, dass man keinen Versuch anstellte, es aufzusammeln.

IV. Wiesenquelle.

Die Wiesenquelle liegt am nördlichen Rande des Thales, nur drei Schritte von dem Mühlkanal des Teinachbaches entfernt, und zwar zwischen Bach und Kanal. Diese Quelle, in einer Tiefe von 137′ 4″ im Sandstein erbohrt, lieferte im Anfang 22 Schoppen Wasser in der Minute. Nach der Erbohrung einer dritten Quelle versiegte sie, so dass jenes Bohrloch wieder verstopft werden musste, wornach sie wieder reichlich floss. Auch nach Erbohrung der Bachquelle nahm die Wiesenquelle ab; sie nahm aber wieder zu, nachdem diese und die Laubenquelle höher gespannt waren; jetzt liefert sie 10 Schoppen in der Minute. Das Wasser perlt stark, ist dem der Bachquelle ganz ähnlich, enthält reichlich Kohlensäure wie diese, ist aber reicher an Eisen. Die Temperatur der Wiesenquelle ist im Mittel 9°,9 C. = 7°,9 R.; am 9. Sept. 1858 Mittags betrug sie 10°,4 C. = 8°,3 R.

1) Specifisches Gewicht.

Gleiche Volumina Mineralwasser und destillirtes Wasser von 18° C. wiegen 99,9316 Grm. und 99,69758 Grm.;

das specifische Gewicht ist daher $= \frac{9993160}{9969758} = 1{,}002347$.

1 Liter Mineralwasser von 10°,4 C. = 1002,064 Grm.

2) Eisenoxydul und Manganoxydul.

4892,460 Grm. Wasser = 0,0631 Grm. Eisenoxyd = 0,09149 Grm. kohlensaures Eisenoxydul und 0,012 Grm. Manganoxydoxydul = 0,01806 Grm. kohlensaures Manganoxydul.

100000 Grm. Wasser enthalten daher 1,870 Grm. kohlensaures Eisenoxydul und 0,369 Grm. kohlensaures Manganoxydul.

3) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

500,5 C.C. Wasser von 10°,4 C. = 1,698 Grm. Kohlensäure.
462,5 „ „ „ „ = 1,632 „ „

467,6 C.C. Wasser von 10°,4 C. = 1,628 Grm. Kohlensäure.
466,9 „ „ „ „ = 1,619 „ „
460,3 „ „ „ „ = 1,619 „ „
457,1 „ „ „ „ = 1,580 „ „
455,7 „ „ „ „ = 1,610 „ „
452,2 „ „ „ „ = 1,544 „ „

Im Mittel in 1 Liter Wasser von 10°,4 C. = 3,474 Grm. Kohlensäure oder 100000 Grm. Wasser = 346684 Grm. Kohlensäure.

b. Gebundene Kohlensäure.

743,87 Grm. Wasser enthält in Salzen 0,4576 Grm. Kohlensäure.
100000 Grm. Wasser enthalten 61,516 Grm. Kohlensäure.

c. Freie Kohlensäure.

100000 Grm. Wasser enthalten (346,684 — 61,516) = 285,168 Grm. freie Kohlensäure = 1579,881 C.C. bei mittlerem Druck.
1 Liter Wasser von 10°,4 C. bei mittlerem Druck enthält daher 1583,042 C.C. freie Kohlensäure.

4) Gesammtsalze.

403,944 Grm. Wasser = 0,731 Grm. Salze.
339,928 „ „ = 0,614 „ „
Im Mittel in 100000 Grm. Wasser = 180,797 Grm. Salze.

5) Gase, aus der Quelle aufsteigend.

Dieses Gas enthielt viel Stickstoff neben Kohlensäure und wenig Sauerstoffgas; drei nahe stimmenden Analysen geben im Mittel:

95,9 Stickstoff.
2,7 Kohlensäure.
1,4 Sauerstoff.

6) Gase durch Auskochen erhalten.

Das Gas enthielt bei drei Versuchen in 100 mehr als 99,9 Kohlensäure; der Rest ist hauptsächlich Stickstoff, doch ist auch eine Spur Sauerstoff darin.

V. Dächleinsquelle.

Die Dächleinsquelle, zu den ältesten Teinacher Quellen gehörend, liegt in der südöstlichen Ecke des Brunnenkastens; sie schliesst drei Hauptquellen in sich, deren Wasser stark perlt und auch reichlich Kohlensäure entwickelt. Dasselbe enthält sehr wenig Eisen und der beim Kochen sich bildende Absatz erscheint rein weiss. Die Quelle liefert in der Minute etwa $3^1/_8$ Schoppen Wasser; im Mai 1828 lieferte sie $5^1/_8$ Schoppen, im Sommer 1811 nur $2^2/_5$ Schoppen Wasser. Die mittlere Temperatur des Wassers ist nach Müller 9°,4 C. = 7°,5 R.; in den heissen Sommern 1804, 1811, 1812, 1822, 1825 und 1834 stieg sie auf 10°,6 C. = 8°,5 R.; im März 1802 war sie auf 7°,8 C. = 6°,2 R. gefallen; am 9. Sept. 1858 Mittags betrug sie 9°,7 C. = 7°,7 R.

1) Specifisches Gewicht.

Gleiche Volumina Mineralwasser und destillirtes Wasser von 18° C. wiegen 99,8335 Grm. und 99,69758 Grm.;

das specifische Gewicht ist daher $= \frac{9983350}{9969758} = 1{,}001363.$

1 Liter Mineralwasser bei 9°,7 C. daher = 1001,139 Grm.

2) Eisenoxydul.

6520,0 Grm. Wasser = 0,0065 Grm. Eisenoxyd = 0,0094 Grm. kohlensaures Eisenoxydul.

100000 Grm. Was. daher = 0,145 Grm. kohlens. Eisenoxydul.

3) Kohlensäure.

a. Gesammte Kohlensäure.

431,4	C.C.	Wasser	= 1,032	Grm.	Kohlensäure.
440,4	„	„	= 1,052	„	„
456,7	„	„	= 1,074	„	„
456,9	„	„	= 1,085	„	„
463,2	„	„	= 1,095	„	„
466,0	„	„	= 1,100	„	„

468,8 C.C. Wasser = 1,118 Grm. Kohlensäure.
489,2 „ „ = 1,140 „ „
518,5 „ „ = 1,225 „ „
556,4 „ „ = 1,285 „ „

Im Mittel in 1 Liter 2,364 Grm., oder in 100000 Grm. Wasser = 236,140 Grm. Kohlensäure.

b. Gebundene Kohlensäure.

1561,180 Grm. Wasser enthielt in Salzen 0,5764 Grm. Kohlens.
In 100000 Grm. Wasser = 36,920 Grm. Kohlensäure.

c. Freie Kohlensäure.

100000 Grm. Wasser enthalten (236,140 — 36,920) = 199,220 Grm. freie Kohlens.

1000 Grm. enthalten bei mittlerem Barometerstand 1100,858 C.C. oder 1 Liter 1102,102 C.C. freie Kohlensäure.

4) Gesammtsalze.

162,293 Grm. Wasser = 0,165 Grm. Salze.
301,565 „ „ = 0,3075 „ „
248,355 „ „ = 0,2530 „ „

Im Mittel in 100000 Grm. Wasser 101,830 Grm. Salze.

5) Durch Auskochen des Wassers erhaltenes Gas.

Das Gas, welches bei einem Versuch durch Auskochen erhalten wurde, gab bei der Analyse in 100 Theilen =

64,2 Kohlensäure.
34,1 Stickstoff.
1,7 Sauerstoff.

VI. Zusammenstellung der Resultate.

Wir wollen nachstehend die Bestandtheile der verschiedenen Quellen nach den vorstehenden und nach älteren Analysen zusammenstellen.

100000 Grm. Wasser enthalten nach vorstehenden Analysen:

Specifisches Gewicht	1,002366	1,002162	1,0000714	1,002347	1,001363
Temperatur	Bachquelle. 9°,8 C. = 7°,8 R.	Hirschquelle. 9°,0 C. = 7°,2 R.	Dintenquelle. 11°,7 C. = 9°,3 R.	Wiesenquelle. 10°,4 C. = 8°,3 R.	Dächleinsqu. 9°,7 C. = 7°,7 R.
Kohlensaurer Kalk . . .	71,569 Grm.	67,465 Grm.	3,953 Grm.		
Kohlensaure Magnesia . .	18,205	21,948	1,560		
Kohlensaures Natron . . .	59,720	38,665	1,017		
Kohlensaures Eisenoxydul .	0,766	0,235	1,763	1,870 Grm.	0,145 Grm.
Kohlensaures Manganoxydul	0,116	—	—	0,369	
Thonerde	Spuren.	0,126	0,071		
Schwefelsaures Natron . .	14,450	14,402	0,203		
Schwefelsaures Kali . . .	3,246	2,000	1,476		
Chlornatrium	7,390	5,376	0,487		
Kieselsäure	5,770	5,454	1,050		
Gesammte Salze	181,232 Grm.	151,671 Grm.	11,580 Grm.	180,797 Grm.	101,83 Grm.
Freie Kohlensäure . . .	277,945 „	248,670 „	9,797 „	285,168 „	199,220 „
1 Liter Quellwasser bei der angegebenen Temperatur u. mittlerem Barometerstand enthält freie Kohlensäure in C.C.	1539,576 C.C.	1373,461 C.C.	54,500 C.C.	1583,048 C.C.	1102,102 C.C.

Auf 1 Pfund Wasser zu 7680 Gran berechnet sich in den Quellen nach den Analysen von 1859:

	Bachquelle.	Hirschquelle.	Dintenquelle.	Wiesenquelle.	Dächleinsquelle.
	Gran.	Gran.	Gran.		
Kohlensaurer Kalk	5,49650	5,18131	0,30359		
Kohlensaure Magnesia	1,39814	1,68560	0,11981		
Kohlensaures Natron	4,58649	2,96947	0,07810	Gran.	Gran.
Kohlensaures Eisenoxydul . . .	0,05883	0,01805	0,13540	0,14361	0,01113
Kohlensaures Manganoxydul . .	0,00891	—	—	0,02834	
Thonerde	Spuren.	0,00968	0,00545		
Schwefelsaures Natron	1,10976	0,79887	0,01559		
Schwefelsaures Kali	0,24929	0,15360	0,11336		
Chlornatrium	0,56755	0,41288	0,03740		
Kieselsäure	0,44314	0,41887	0,08064		
Summa der Salze	13,91861	11,64833	0,88934	13,88904	7,82054
Freie Kohlensäure in Granen .	21,34617	19,09785	0,75241	21,90090	15,30009
1 Pfund Wasser enthält:	Cub.-Zoll.	Cub.-Zoll.	Cub.-Zoll.	Cub.-Zoll.	Cub.-Zoll.
freie Kohlens. nach par. Cub. Zoll.	38,72422	34,55095	1,37420	39,82040	27,74824
nach Württemb. Cub. Zollen . .	32,66748	29,14691	1,15927	33,59219	23,40821

Bei den früheren Analysen war gefunden in 100000 Grm. Wasser:

	Bachquelle.	Hirschquelle.	Dintenquelle.	Wiesenquelle.	Dächleinsquelle.
Kohlensaurer Kalk	56,9 Grm.	57,7 Grm.	5,6 Grm.		
Kohlensaure Magnesia	14,2	13,7	1,2		
Kohlensaures Natron	61,8	33,9	3,9		
Kohlensaures Eisenoxydul . . .	0,4	0,1	4,0	0,4 Grm.	0,1 Grm.
Schwefelsaures Natron	18,3	11,3	1,1		
Chlornatrium	5,4	3,6	0,5		
Kieselsäure	2,1	8,8	0,8		
Summa der Salze	159,5 Grm.	121,2 Grm.	17,1 Grm.	156,7 Grm.	102,0 Grm.
In 1 Liter ist an freier Kohlensäure in Cub. Cent. gefunden					
nach *Sigwart* . .	1180 C.C.	1080 C.C.	39 C.C.	— C.C.	860 C.C.
nach *Rampold* . .	1665 „	1243 „	—	—	945 „
nach *Federhaff* . .	—	—	9 „	—	853 „
nach *Degen* . . .			—	1151 „	1006 „

Arbeit und den Koſten ihrer Gewinnung und Transformation. Dieſer Werth entſpricht zugleich dem Marktpreis der verſchiedenen Gegenſtände, in welche ſie verarbeitet werden können. Ueberdies beſitzen ſie die Eigenſchaft, ſich leicht raffiniren zu laſſen, ſo daß wir zu jeder Zeit wiſſen, welches Quantum wir davon vorräthig haben, und daß alle Theile dieſes Quantums vollkommen homogen ſind. Dadurch werden ſie leicht vergleichbar, ohne daß man zu befürchten hätte, daß ein Unterſchied in der Qualität obwalte. Sodann ſind ſie unveränderlich und laſſen ſich leicht in die kleinſten Theile theilen. Sie ſind leicht verführbar und unterliegen nicht der Deterioration oder der Zerſtörung ihres Werthes. Dadurch muß jedermann dieſe Metalle allen übrigen nützlichen Dingen, die er bis zur Zeit ihres Gebrauchs aufbewahren will, vorziehen. Jeder, der eine Waare beſitzt, die entweder der Veränderung und durch dieſe der Entwerthung ausgeſetzt iſt, deren Qualität ſich leicht verändert, welche viel Raum einnimmt, oder die nicht leicht ſich vertheilen läßt, wird ſolche gerne gegen eine andere vertauſchen, welche von allen dieſen Unbequemlichkeiten frei iſt. Daher kommt es, daß diejenigen Dinge, welche in dieſer Beziehung ſo viele vorzügliche Eigenſchaften vor andern voraus haben, zuletzt das Maß aller andern, der Typus alles Austauſches geworden ſind. Sie ſind beſtändig und unveränderlich, ſie werden beſtändig in allen Plätzen, in allen Ländern und bei allen Gelegenheiten geſucht, ſie ſind daher nicht den Veränderungen ausgeſetzt, welche jeder Gegenſtand, welcher einmal geſucht, das andere Mal aber zurückgewieſen wird, nothwendigerweiſe erleiden muß, und ſie ſind überdies nicht von den Jahreszeiten abhängig, von dem Kredit einzelner Perſonen oder Körperſchaften, und nur ſelten von den Begebenheiten der Geſchichte.“ Wir wollen hier noch hinzufügen, daß es gewiß keinem Uebereinkommen über einen philoſophiſchen Begriff zuzuſchreiben iſt, daß alle Völker, auf welcher Stufe der Kultur ſie auch ſtehen mögen, jetzt und zu allen Zeiten Gold und Silber, wo dieſelben vorhanden waren, zum eigentlichen Maßſtab alles Werthes gebrauchten. Zwar haben andere Gegenſtände auch die Stelle des Geldes vertreten, wie z. B. nach der Angabe Say's, das Salz in Abyſſinien oder die Stockfiſche an der Küſte von Neufundland, oder wie Smith in ſeinem „Wealth of Nations“ verſichert, Nägel in einem ſchottiſchen Dorfe, oder Leinwand,

Auf 1 Pfund Wasser = 7680 Gran berechnet sich nach den älteren Analysen:

	Bachquelle. Sprudel.	Hirschquelle. Sprudel.	Dinteequelle. Sprudel.	Dinteequelle. Federhaf.	Döchleinequelle. Sprudel.	Döchleinequelle. Federhaf.
	Gran.	Gran.	Gran.	Gran.	Gran.	Gran.
Kohlensaurer Kalk	4,376	4,429	0,430	0,538	3,642	3,438
Kohlensaure Magnesia	1,095	1,052	0,096	0,080	0,865	0,398
Kohlensaures Natron	4,747	2,663	0,296	0,414	2,347	2,239
Kohlensaures Eisenoxydul	0,031	0,011	0,305	0,122	0,011	Spur.
Kohlensaures Manganoxydul	—	—	—	Spur.	—	—
Schwefelsaures Natron	1,406	0,868	0,087		0,687	0,659
Chlornatrium	0,412	0,278	0,038	0,315	0,229	0,302
Kieselsäure	0,165	0,068	0,063	0,043	0,056	0,289
Summa der Salze	12,232	9,309	1,315	1,512	7,837	7,325

2. Beiträge zur württembergischen Flora.

Von Dr. Robert Finckh, Oberamtsarzt in Urach.

Seit dem Jahr 1834, in welchem die Flora von Württemberg von Schübler und von Martens erschienen ist, sind im Gebiet dieser Flora über 160 Arten von Phanerogamen neu entdeckt und ist eine Menge von zwar früher bei uns bekannten, aber seltenen Pflanzen an neuen Standörtern aufgefunden worden. Da das oben genannte Werk längst vergriffen ist, so wäre eine neue Auflage desselben oder eine neue Bearbeitung der württembergischen Flora ein zeitgemässes Unternehmen. Jedenfalls dürfte es, so lange ein solches Werk noch nicht in Aussicht steht, für diejenigen verehrten Leser unserer Jahreshefte, welche sich für die vaterländische Flora interessiren, nicht unerwünscht sein, wenn ich meine vor 11 Jahren angefangenen periodischen Berichte über neue Pflanzen und neue Standorte hier fortsetze. An die letzte derartige Mittheilung aus der Feder unseres verehrten Herrn v. Martens (in den Jahresheften XVI. S. 9—11) soll sich das Nachfolgende anschliessen als Ergänzung und zugleich als Fortsetzung meines letzten Berichts im Jahrgang XV. S. 90. Exemplare der nachgenannten Pflanzen werde ich für das Vereinsherbar anzuschaffen bemüht sein, soweit es nicht bereits von mir und Andern geschehen ist.

Im vorigen heissen Sommer fehlte es mir an Zeit und Lust, Excursionen zu machen, ich habe daher aus der hiesigen Gegend nur eine einzige Neuigkeit anzuführen, nämlich das *Verbascum Schiedeanum* Koch. (= *V. Nigro-Lychnitis*), das ich im Seeburger Thal an einem Waldrand in Gesellschaft der Eltern fand.

Glücklicher war unser neues Vereinsmitglied, Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier, dem der friedliche Feldzug des vorigen Sommers Gelegenheit gab, im nordwestlichen Theil unseres Gebiets mehrere seltene Pflanzen an bisher noch nicht bekannten Standörtern aufzufinden. So die *Calendula arvensis* L. in Weinbergen um die Ruine Eisenburg bei Bissingen an der Enz; die bisher blos um Ulm gefundene *Centaurea paniculata* L. an sonnigen, felsigen Abhängen des Enzthals zwischen Vaihingen und Rosswaag; *Salvia sylvestris* L. an der Landstrasse zwischen Illingen und Mühlacker; *Mentha rotundifolia* L. häufig um Vaihingen an der Enz; *Blitum rubrum* Reichb. an verschiedenen Stellen in und um Weinsberg; *Potentilla supina* L. ebendaselbst. Früher schon fand derselbe *Verbascum collinum* Schrader, im Steinlachkies oberhalb Tübingen mit *V. Schraderi* und *nigrum*; ferner *Verbascum adulterinum* Koch. im Neckarkies bei Sulz, gleichfalls unter den Stammeltern; *Dentaria digitata* Lam. an einem weiteren neuen (nunmehr dritten) Standort in der Gegend von Sulz, nämlich in Bergwaldungen des Dobelthals zwischen Sulz und Dornhan; *Cirsium hybridum* Koch. auf feuchten Waldeplätzen bei Sulz.

In der an subalpinen Pflanzen reichen Gegend von Balingen fand Herr Revierförster von Entress *Rosa alpina* L. im Staatswald Lautereck bei Laufen; ferner die bisher blos bei Imy gefundene *Gentiana campestris* L. auf Bergwiesen zwischen Burgfelden und Pfeffingen; ferner die *Salix nigricans* Fries. In derselben Gegend, und zwar bei Onstmettingen, fand Herr Apotheker Fischer von Haigerloch die *Specularia hybrida* D. C.

Im Oberamt Hall bei Untersontheim fand Herr Pfarrer Kemmler *Festuca loliacea* Huds. auf Wiesen; ebendaselbst in einem Wald *Rumex sanguineus* L. *a) viridis*; an einem Waldrand bei der Flechenbacher Mühle O.A. Crailsheim *Hieracium rigidum* Hartmann; ebendaselbst *Poa fertilis* Host. an feuchten Stellen; bei Markertshofen O.A. Crailsheim *Salvia sylvestris* L.

Auf Feldern bei Schussenried fand Herr Apotheker Valet die *Sagina apetala* L. in grosser Menge, eine Pflanze, die

wegen ihrer Kleinheit und unscheinbaren Gestalt leicht übersehen und darum wahrscheinlich seltener gefunden wird, als es sonst der Fall wäre. Sie wird wenigstens in den Werken über die deutsche Flora nicht als besonders selten bezeichnet, während die württembergische Flora von Schübler und von Martens nur 2 Standorte davon anführt, Frommenhausen und Altenstaig. Ausserdem fand Herr Valet in dem durch seine Flora, wie auch zoologisch durch das Vorkommen des Birkhuhns (*Tetrao tetrix* L.) interessanten Buchauer Ried mehrere schöne Exemplare des *Ribes nigrum* L. an einer minder feuchten Stelle mit *Arundo phragmites* u. s. w.

Die nicht uninteressante Flora des Hohentwiels, die Herr v. Martens kürzlich beschrieben hat,* beherbergt noch einige andere, von ihm nicht erwähnte Pflanzen, nämlich *Allium carinatum* L. oberhalb dem Standort der *Oxytropis pilosa*, *Allium vineale* L. und die bei uns noch nie gefundene *Iris variegata* L., welche nach Döll (Flora von Baden, 1857, Band I. S. 393) in Weinbergen auf der Südwestseite des Berges, sonst aber als Seltenheit in Oesterreich und Böhmen vorkommt. Ausserdem findet sich nach Döll am wilden See bei Wildbad die *Listera cordata* R. Br., und auf dem Konnenberg bei Tuttlingen *Taxus baccata* L.

In den neueren Heften der vom statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen Oberamtsbeschreibungen sind folgende Standorte seltener, zum Theil neuer Pflanzen angegeben, wenn gleich ohne Nennung der Gewährsmänner. Ich mache diese Pflanzen hier namhaft im Interesse derjenigen Leser, denen jene Oberamtsbeschreibungen nicht zu Gebot stehen und mit dem Wunsch, dass etwaige Finder dieser Pflanzen Exemplare davon als urkundliche Dokumente ans Vereinsherbar einsenden möchten, welches ja doch die Grundlage für eine etwaige neue Landesflora bildet. Es soll nämlich vorkommen: *Hemerocallis flava* L. bei Kirchheim u. T.; *Epipogium Gmelini* Rich. in

* In der „Geschichte von Hohentwiel" von General v. Martens. Stuttgart, 1857, 8. 237—240.

Wäldern beim Reussenstein; *Blitum virgatum* L., *Xanthium strumarium* L., *Orobanche rubens* Wallr., *Lepidium Draba* L., *Vicia tenuifolia* L. bei Aalen; *Blitum capitatum* L. bei Gschwend; *Asperula tinctoria* L. bei Oberkochen; *Aconitum variegatum* L. bei Unterkochen; *Gnaphalium margaritaceum* L. bei Dorndorf O.A. Laupheim; *Lonicera periclymenum* L. bei Zavelstein; *Stenactis bellidiflora* Al. Br. bei Unter-Reichenbach O.A. Calw.

Von den genannten Pflanzen sind (wenn wir die aus den Oberamtsbeschreibungen citirten vorläufig als zu wenig verbürgt noch übergehen) neu für die Flora von Württemberg *Verbascum Schiedeanum*, *collinum* und *adulterinum*, und die *Iris variegata*; die übrigen sind theils als Seltenheiten, theils dadurch interessant, dass sie bisher als charakteristische Eigenthümlichkeiten anderer Landestheile angesehen wurden, wie z. B. das bei Aalen und bei Reutlingen * vorkommende *Xanthium strumarium* früher für eine Eigenthümlichkeit der Unterlandsflora, *Gentiana campestris* für eine Eigenthümlichkeit der oberschwäbischen Flora gehalten wurde, und so mehrere andere.

Zum Schluss führe ich noch eine Merkwürdigkeit der Uracher Flora an, nämlich das verwilderte Vorkommen des Wallnussbaumes (*Juglans regia* L.). Ursprünglich aus Persien stammend, wurde dieser Baum im Mittelalter über Griechenland und Italien nach Deutschland verpflanzt, wo er, wie es scheint, überall cultivirt wird. Nirgends jedoch finde ich eine Angabe von verwildertem Vorkommen desselben. Hier um Urach ist er in ziemlicher Anzahl verwildert in den durch ihre Steilheit fast unzugänglichen, mit Steintrümmern bedeckten und darum von der Buche, weniger von der Eiche und dem Ahorn gemiedenen Halden dreier verschiedener Berge, in einer Höhe von 1800—2000 Fuss, also im obersten Drittheil der Berge. Diese sind der Galgenberg, die Eichhalde, der runde Berg mit der sog. Hölle, einem Theil des Uracher Spitalwalds. Die ältesten Stämme sind nach dem Urtheil Sachverständiger 60—100

* S. die Jahreshefte VII. S. 198.

Jahre alt, rühren also aus einer Zeit her, wo es noch keine Forstkultur gab, und sind am unteren Durchmesser bis 16 Zoll dick. Sie haben natürlich nicht den üppigen und schönen Wuchs der kultivirten Exemplare unserer Thalgründe, sie bleiben vielmehr kurz und sterben von oben her ab. Allein sie tragen doch reife Früchte, wenn auch weniger vollkommene und zahlreiche, als die cultivirten. Einen Nutzen bringen sie übrigens dadurch nicht, denn die Früchte werden von den Jäcken (*Corvus glandarius*), Eichhörnchen und Haselmäusen mit grosser Begierde gefressen. Es sind neben den alten auch viele jüngere Exemplare verwilderter Nussbäume vorhanden.

Ursach, im März 1860.

3. Ueber das Os interparietale und das Vorkommen von abortiven Schneidezähnen im Oberkiefer bei mehreren Arten der Gattung Hyrax.

Beobachtet von Dr. G. v. Jäger.*

(Mit Tafel II.)

Die zufällige Gelegenheit, mehrere Schädel von *Hyrax capensis* und *habessinicus* (welche das K. Naturalienkabinet vorzugsweise dem Freiherrn v. Ludwig vom Cap und dem nordafrikanischen Reisenden, Herrn Hofrath Dr. v. Heuglin, verdankt) untersuchen zu können, veranlasst mich zu einer vergleichenden Beschreibung der einzelnen Schädel. Ich beschränke mich dabei auf die ungefähre Angabe des Alters der betreffenden Individuen und des Verhältnisses der Backzähne des Ober- und Unterkiefers, namentlich in Absicht auf ihre Zahl und den Grad ihrer Entwicklung. Es schien mir dies für die vorliegende Untersuchung zu genügen, die ich I. mit den Bemerkungen über das *Os interparietale* beginne und sie durch die auf Taf. II. beigefügten Zeichnungen zu erläutern suche. Um das Verhältniss des *Os interparietale* zu den übrigen Knochen des Schädels bei den Arten der Gattung *Hyrax* zu verdeutlichen, habe ich die von Cuvier Tab. 64, Fig. 5 der Octavausgabe der *Oss. foss.* vom Jahr 1836 mitgetheilte Abbildung der oberen Seite des einem Thiere von mittlerem Alter

* Ich beziehe mich dabei auf die Abhandlungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie von W. Gruber, Petersburg 1852, namentlich auf die 2te Abhandlung, das *Os interparietale* der Säugethiere überhaupt, und die 3te Abhandlung, über *Ossa Wormiana* an Säugethierschädeln, woselbst auch die betreffende Literatur angeführt ist.

entnommenen Schädels von *Hyrax capensis* auf Tab. II. Fig. 1 copiren lassen, auf welcher das *Os interparietale* mit *i* bezeichnet ist. Um jedoch die Beschaffenheit der einzelnen Schädel genauer zu bestimmen, insbesondere auch in Beziehung auf die abortiven Schneidezähne und die von ihnen zurückgebliebene Spur in dem Vorhandensein von leeren Alveolen hinter den normalen oberen Schneidezähnen scheint es nothwendig, die einzelnen Exemplare kurz zu charakterisiren. Eine ausführliche Beschreibung der Form der einzelnen Zwischenscheitelbeine scheint indess überflüssig, da sie durch die Zeichnungen hinlänglich verdeutlicht ist.

A. 1) Von dem *Hyrax capensis* stellt Fig. 2 das *Os interparietale* des Schädels eines aus den Eihäuten genommenen, aber ohne Zweifel reifen Fötus dar. Auf jeder Seite des Ober- und Unterkiefers sind 3 breite Backzähne vollkommen entwickelt, der vorderste (kleine) einwurzelige oben links noch erhalten, aber nur wenig aus der Alveole hervorragend, rechts ausgefallen, die Alveole offen; von den 4 unteren Backzähnen der 4te hinterste erst im Durchbrechen. Auf der linken Seite des Oberkiefers findet sich unmittelbar vor der Naht *y* des *Os incisivum* (Fig. 21), welche von der Seite des Schädels sich nach dem *Foramen incisivum* (*n* Fig. 20) fortsetzt und zunächst hinter dem (grossen) Schneidezahn ein abortives Zähnchen in der Form eines kleinen, runden, weissen Knöpfchens, ungefähr von der Form eines Hirsekorns, aber kaum von der Grösse eines Stecknadelkopfs; auf der rechten Seite fehlt dasselbe, ohne eine deutliche Spur in dem Zwischenkiefer zurückgelassen zu haben. — Die Kronen der Zähne des Unterkiefers, wie bei allen folgenden Exemplaren des *H. capensis* und *habessinicus*, 4 an der Zahl, sind wie bei den ganz jungen Thieren überhaupt nach oben in 3 tiefe Einschnitte getheilt, die um so mehr durch Abreibung verschwinden, je älter das Thier ist. Sie sind daher

2) an dem Schädel des Skelets eines ohne Eihäute vom Cap gekommenen, noch nicht ganz reifen Fötus ebenso tief als bei Nr. 1. Der erste obere einwurzelige Backzahn rechts vorhanden, links ausgefallen, aber die Alveole vollständig erhalten,

wie bei Nr. 1, 3 vollständige breite Backzähne im Oberkiefer. Im Unterkiefer 3 Backzähne, der vorderste zweiwurzelig und der hinterste 4te noch zurück. Von den abortiven Zähnen ist nur eine undeutliche Spur zurückgeblieben in der blos auf der rechten Seite vorhandenen leeren Alveole. Dazu gehört das *Os interparietale* Fig. 3.

3) Der Schädel von dem Skelet eines noch jungen Thieres, der in Absicht auf Grösse ungefähr in der Mitte zwischen den Fig. 4 und 5 l. c. von Cuvier abgebildeten Schädeln steht; er ist also etwas kleiner als der Fig. 1 nach Cuvier copirte Schädel. Wie an letzterem, sind an dem Schädel Nr. 3 die Nähte zwischen sämmtlichen Knochen noch sehr deutlich, namentlich auch die Naht zwischen dem Kieferknochen und Zwischenkieferknochen. Es sind 7 Backzähne im Oberkiefer, von welchen aber der hinterste noch wenig aus der Alveole hervorragt, der vorderste einwurzelige tief abgerieben und dem Ausfallen nahe ist. Im Unterkiefer sind nur 5 Backzähne, von welchen der hinterste nur wenig aus der Alveole hervorragt. Von den abortiven Scheidezähnen oder ihren Alveolen ist keine deutliche Spur vorhanden, nur an der Gränze der Naht zwischen *Os maxillare* und *incisivum* eine kleine Oeffnung, welche auf das frühere Vorhandensein eines abortiven Zahnes gedeutet werden könnte. Dazu gehört das *Os interparietale* Fig. 4.

4) Einzelner Schädel, an welchem sämmtliche Nähte noch wohl zu erkennen sind. Von den 6 Backzähnen ist der vorderste einfache dem Ausfallen nahe, der hinterste 6te mit seiner Krone noch nicht ganz in der Höhe des 5ten Backzahnes, die 4 vordersten, in einer Reihe stehenden Milchzähne sind ziemlich tief abgerieben. Hinter jedem Schneidezahn eine kleine leere Alveole innerhalb der Gränze des *Os incisivum*. In dem Unterkiefer nur 5 Backzähne. *Os interparietale* Fig. 5.

5) An dem Schädel von dem Skelete eines sehr alten Thieres sind die Nähte kaum mehr zu erkennen und an der Stelle des *Os interparietale* ist nur eine ovale, vertiefte, flache Grube, die mehr einer zusammengezogenen hinteren Fontanelle ähnlich ist. Die 5 hinteren Backzähne sind vollständig, aber

tief abgerieben; es fehlen also die 2 vordersten Backzähne. Der Zwischenraum zwischen den Backzähnen und dem Schneidezahne des Oberkiefers beträgt 5 Linien. Im Unterkiefer sind 6 Backzähne, welche so nahe an die Schneidezähne reichen, dass auch nicht ein einwurzeliger Zahn in dem Zwischenraume Platz gehabt hätte. Hinter jedem Schneidezahn des Oberkiefers befindet sich eine deutliche leere Alveole.

Nr. 6, 7, 8, 9, 10. Ich füge den voranstehenden Beschreibungen nur die Zeichnung des *Os interparietale* von 5 weiteren Schädeln von *H. capensis* unter Fig. 6—10 bei, um die Formverschiedenheiten desselben zu ergänzen, da die sonstige Beschreibung der Schädel kein besonderes Interesse darbietet.

Zu mehrerer Erläuterung der Stellung der leeren Alveolen hinter den Schneidezähnen des Oberkiefers, beziehungsweise den muthmasslich in ihnen enthalten gewesenen abortiven Zähnchens, füge ich Fig. 20 die Abbildung der Gaumenfläche des Schädels Nr. 4 von *H. capensis* bei, auf welcher ich zur Bezeichnung der Stelle der leeren Alveolen die Buchstaben *xx* gewählt habe. Die Seitenansicht desselben Schädels, Fig. 21, zeigt den Abstand des ersten einwurzeligen Backzahnes von den Schneidezähnen deutlich und zugleich die Stelle der leeren Alveolen *xx* vor der Naht *y* zwischen dem *Os maxillare* und *incisivum* und somit ihre Stellung in letzterem selbst an. In der Abbildung Cuvier's von der Gaumenfläche des Schädels von *H. capensis* l. c. Tab. 64, Fig. 2, von welcher in der Fig. 19 auf unserer Tafel II. der vorderste Theil copirt ist, hat der Zeichner glücklicher Weise die Stelle der leeren Alveolen der muthmasslichen abortiven Schneidezähne mit einem Punkte auf jeder Seite angedeutet, über welche jedoch von Cuvier nichts gesagt ist. Die ihnen zunächst stehenden Buchstaben *n n* bezeichnen vielmehr der Beschreibung von Cuvier l. c. p. 260 zu Folge die *Fissurains incisives*. Zugleich bezeichnet aber Cuvier mit dem Buchstaben *α* die Milchschneidezähne und mit *β* die Ersatzschneidezähne des Oberkiefers mit der weiteren Bemerkung, dass während einiger Zeit 4 Schneidezähne im Oberkiefer vorhanden seien, wie bei dem *Rhinoceros unicornis*. Dies ist in Beziehung

Muſcheln und ſogar Negerſklaven auf einigen Inſeln des indiſchen Oceans; aber es behaupten ja auch dieſelben Schriftſteller, daß dieſe Praxis unſtatthaft ſey, weil man ihr Quantum in kurzer Zeit vermehren oder vermindern, und dadurch gewaltige Fluktuationen ihres Werthes hervorbringen kann. Und warum ſollte daſſelbe Argument nicht auf die Ausgabe von Banknoten anwendbar ſeyn, deren willkührliche Vermehrung gewiß leichter iſt, als das Gewinnen des Salzes, das Fangen und Trocknen der Stockfiſche, das Fabriciren von Leinwand u. dergl.?

Say ſagt: „der Gegenſtand, den man als Maßſtab alles Werthes angenommen hat, muß ſchwer zu erwerben ſeyn, daß er den Beſitzer gegen die Gefahr plötzlicher Depreciation ſichert;“ wie kann man aber die vermehrte Ausgabe von Banknoten und dadurch die Herabſetzung ihres Werthes verhüten? * Mac Culloch ſagt zwar an verſchiedenen Orten (wenn wir nicht irren, wenigſtens dreimal im Artikel über die Banken), daß, um Mißbräuche dieſer Art zu verhüten, man jeder Bank, ehe man ihr erlaube Zettel auszugeben, Bürgſchaft abfordern ſollte. Allein, wie dieſe Bürgſchaft zu ſtellen ſey, und wie hiedurch das Publikum für entſchiedene Verluſte entſchädigt werden ſoll, darüber ſchweigt er. Wir aber glauben, daß die Leiſtung einer ſolchen Bürgſchaft gänzlich unmöglich iſt, und daß, wenn ſie wirklich ſo geleiſtet werden könnte, daß dadurch eine Ueberausgabe von Banknoten und —

* Nach Angabe des Herrn Gallatin in ſeinem Werk: „Ueber das Papiergeld und das Bankſyſtem der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ („On the Currency and Banking System of the U. States“) ſchätzt die ganze Maſſe der edeln Metalle auf dem ganzen Erdboden auf den Werth von vier- bis fünftauſend Millionen Thaler. In den Jahren von 1803 bis 1809, während welcher die Silber- und Goldbergwerke von Amerika die meiſte Ausbeute gewährten, betrug der jährliche Zuſchuß 50 Millionen. In den letzten zwanzig Jahren ſoll ſich der Ertrag der Bergwerke nur auf 27 Millionen belaufen haben. Es betrug alſo zur Zeit der größten Ergiebigkeit der Bergwerke der jährliche Zuſchuß der edeln Metalle nur $1^1/_2$ % ihres ganzen Vorraths, und in den letzten Jahren bloß $^3/_5$ %; man kann alſo im Durchſchnitt den jährlichen Zuwachs nur auf 1 Procent anſchlagen. — Der jährliche Zuwachs an Agrikultur-Produkten übertrifft gewöhnlich den vorhandenen Vorrath, und der der Manufakturen iſt in einzelnen Fällen auch ſchon dem vorhandenen Lager gleich gekommen.

auf letzteres ohne Zweifel vollkommen richtig, allein bei keinem der von mir beobachteten oder nach Mittheilungen von Freunden beschriebenen Schädel findet sich trotz ihres verschiedenen Alters eine Bestätigung dieser Annahme. Die Zweifel, die sich mir daher in dieser Beziehung aufdrängten, scheinen auch durch die Aeusserung Ehrenbergs * Bestätigung zu erhalten. Er sagt nämlich in der Beschreibung des *H. ruficeps*: „Dentes quatuor incisivi superiores pro monstro potius, quam pro statu juvenili, ut Cuvier vult, habuerim."

B. Von *Hyrax habessinicus* Ehrenb. wurden von Hrn. Hofrath Dr. v. Heuglin 4 einzelne Schädel und 1 ganzes Skelet dem K. Naturalienkabinet geschenkt. Von den Schädeln ist 1) nur wenig kleiner, als der Schädel Nr. 4, Fig. 5 des *H. capensis*. Auf jeder Seite des Oberkiefers sind 6 Backzähne, einschliesslich des vordersten einwurzeligen, der hinterste 6te ist noch ganz in der Alveole verborgen. Im Unterkiefer nur 5 Backzähne, von welchen aber der hinterste 5te kaum aus der Alveole hervorragt. Hinter jedem Schneidezahn des Oberkiefers eine leere Alveole, die indess weniger getrennt von der Alveole der normalen Schneidezähne ist, doch ohne dass beide Alveolen zusammenflössen, wie dies zwischen den Alveolen der Milch- und Ersatzschneidezähne bei vielen Säugethieren, namentlich auch dem Rhinoceros, Schwein u. s. w. stattfindet. Das *Os interparietale* (Fig. 11) ist auf der linken Seite bereits verwachsen, so dass nur noch eine Spur der Naht zu erkennen ist.

2) Der Schädel eines ausgewachsenen Thieres hat 7 regelmässige Backzähne im Oberkiefer, von welchen der 1ste 2 Wurzeln hat und also an die Stelle des einwurzeligen (Milchzahns) getreten zu sein scheint. Hinter jedem Schneidezahn eine kleine leere Alveole. Die Schneidezähne stehen etwas weiter von einander ab, sind schwächer und schärfer dreikantig, als die des *H. capensis*. Das *Os interparietale* fehlt, wie Fig. 14 zeigt, völlig oder ist so vollkommen verwachsen, dass keine Spur mehr von ihm übrig ist.

---

* Symbolae physicae. Pars zoologica. *Hyrax ruficeps*, p. 1.

3) Erwachsener Schädel, im Ober- und Unterkiefer 7 Backzähne enthaltend, hinter den Schneidezähnen sehr kleine leere Alveolen. *Os interparietale*, Fig. 12, sehr klein.

4) Einzelner Schädel, fast von gleicher Grösse wie Nr. 3; im Oberkiefer 7, im Unterkiefer 6 Backzähne. Hinter den Schneidezähnen kleine leere Alveolen. Das *Os interparietale* von eigenthümlicher pyramidaler Form. Fig. 13.

5) Der Schädel eines erwachsenen, von Gondar durch Hrn. Dr. v. Heuglin mitgebrachten Skelets hat im Unterkiefer und im Oberkiefer 7 Backzähne. Hinter den Schneidezähnen die kleinen runden Alveolen wie bei dem vorigen. Von dem *Os interparietale* ist, wie Fig. 14 zeigt, keine Spur mehr übrig.

C. *Hyrax silvestris*. Ein aus dem von Herrn Missionär Dieterle aus Westafrika mitgebrachten, unvollständigen, aber durch seine dunkelbraune Farbe ausgezeichneten Balge entnommenes Skelet dürfte als dem *H. silvestris* angehörig vorerst angenommen werden. Es gehörte jedenfalls einem jüngeren Thiere an. In dem Oberkiefer finden sich 4 entwickelte Backzähne mit Einschluss des vordersten einwurzeligen. Der 5te hinterste ist noch nicht aus der Zahnhöhle herausgetreten. Die Schneidezähne stehen etwas weiter aus einander als bei *H. capensis*, hinter jedem befindet sich gleichfalls eine kleine leere, auf der linken Seite mehr verwischte Alveole. Im Unterkiefer finden sich nur 4 entwickelte Zähne. Das *Os interparietale*, Fig. 15, zeichnet sich von dem aller Exemplare von *H. capensis* und *habessinicus* dadurch aus, dass von der Mitte des fast parallelipedischen *O. interpar.* ein zungenförmiger, in eine Pyramide sich endigender Fortsatz sich nach vornen zwischen die Scheitelbeine erstreckt. In der Mitte dieses Fortsatzes befindet sich eine sehr kleine Oeffnung.

Da es mir sehr wünschenswerth war, über mehrere Exemplare der angeführten und anderer Species von *Hyrax* in den genannten Beziehungen Aufschluss zu erhalten, so wandte ich mich zunächst an meinen verehrten Freund und Collegen, Hrn. Andr. Wagner in München, welcher die Güte hatte, mir unter dem 23. Nov. 1859 folgende Notizen mitzutheilen: „Die

Münchner Sammlung besitzt 4 Schädel von *Hyrax*, nämlich 1 von *H. capensis* und 3 von *H. arboreus*, letztere von den verschiedensten Altersständen. Bei allen diesen Schädeln findet sich hinter jedem oberen Schneidezahn eine Alveole, welche sehr klein, aber immer sehr regelmässig gestaltet ist. Keine dieser Alveolen enthält ein Zähnchen; sie sind alle leer, aber schon ihr regelmässiges Vorkommen beweist, dass sie wenigstens im frühesten Alter Zähnchen umschlossen haben. — In der Form des *Os interpar.* ist zwischen beiden Arten ein sehr erheblicher Unterschied. Bei *H. capensis* ist das *O. interpar.* zungenförmig, d. h. erheblich länger als breit, nach der Längenerstreckung fast gleich breit, vorn mit stumpfer Zuspitzung. Bei *H. arboreus* ist das Zwischenscheitelbein kurz und dreieckig, denn die Breite an der Basis macht das Doppelte der Höhe dieses Dreiecks aus, und zwar hat dasselbe bei den 3 Schädeln des *H. arboreus* die gleiche Form.* Es nähert sich also der bei dem Schädel B. 4, Fig. 13 des *H. habessinicus* gefundenen Form.

Nach dem Ergebniss der Vergleichung der vielen Schädel (mit Einschluss der Cuvier'schen Abbildung Fig. 1), 11 von *Hyrax capensis* und 5 von *H. habessinicus*, scheint die Form des *Os interpar.* dieser Arten zwar bei den verschiedenen Individuen mehr oder weniger zu variiren, wenn auch die verschiedenen Formen von einer Hauptform abgeleitet werden können; wir bezweifeln daher einigermaassen, ob die verschiedene Form des *Os interpar.* als charakteristisches Merkmal der verschiedenen Arten gelten könne, wie dies Hemprich und Ehrenberg* anzunehmen scheinen. Es nähert sich sogar die Form des *Os interpar.* von *Cavia aguti* nach den Tab. II. Fig. 16 und 17, welche wir zur Vergleichung beifügen, einigen Formen desselben von *Hyrax*, dass man darin eine weitere Affinität zwischen *Hyrax* und *Cavia* finden könnte, wenn anders die Beschaffenheit des Hirns vom *Hyrax* auch mehr dem Bildungstypus des Hirns bei Nagern sich näherte.

---

* Symbolae physicae. Pars zoologica. 1828. p. 3.

förmig-pyramidalen Theil *a.* als *Os. Wormianum* zu bezeichnen. Es scheint dies indess insofern nicht wohl zulässig, als diese vordere Abtheilung *a.* blos als weitere Entwicklung der rhomboidalen oder zungenförmig-pyramidalen Grundform des *Os interparietale* bei dem *H. capensis*, *habessinicus* und *arboreus* sich darstellt und der Bezeichnung als *Os interparietale* nicht minder entspricht, als der hintere Theil *b.*, von dem er nur durch eine Naht geschieden und jedenfalls zwischen die beiden Scheitelbeine eingelagert ist und ohne Zweifel ebenso oder sogar noch früher mit der Altersentwicklung verschwinden wird, als das eigentliche *Os interparietale b.*, da *a.* noch vollständiger als *b.* zwischen die beiden *Ossa parietalia* eingekeilt ist. Es ist also kein Grund vorhanden, den Theil *a.* von dem *Os interpar.* als *Os Wormianum* zu trennen, um so weniger, als in den meisten andern Fällen die Zwickelbeine (*Ossa Wormiana*) keine solche regelmässige Stellung haben und nur selten, namentlich beim Menschen, symmetrisch auf beiden Seiten vorkommen, so dass ihnen in der Regel nicht die Qualität eines regelmässigen, bei allen oder doch bei den meisten Individuen einer bestimmten Gattung vorkommenden Bestandtheils des Schädels zukommt. Von mehrerer Bedeutung, als die immerhin mehr oder weniger wechselnde Form des *Os interparietale* scheint uns

II. das beinahe beständige Vorkommen von 2 kleinen leeren Alveolen hinter den oberen Schneidezähnen der 4 bis jetzt in dieser Beziehung untersuchten Arten von *Hyrax* zu sein, das bisher, wie es scheint, nicht beachtet wurde, was um so mehr zu verwundern ist, als diese Oeffnungen oder leeren Alveolen sehr leicht in die Augen fallen, wie denn Herr Generalstabsarzt v. Klein dieselben alsbald an einem einzelnen, in seinem Besitze befindlichen Schädel bemerkte. Jedenfalls wurden sie nicht auf das Vorhandengewesensein eines abortiven Schneidezahns hinter den grossen Schneidezähnen im frühesten Alter der angeführten Arten von *Hyrax* gedeutet. Ob diese Eigenthümlichkeit allen Arten von *Hyrax* zukommt, somit als Charakter der Gattung *Hyrax* anzunehmen sei, wird sich erst in Folge weiterer Untersuchungen

ergeben. Cuvier* führt in der ersten Abhandlung über *H. capensis* an, dass er nahe an der Naht zwischen Kiefer und Zwischenkiefer einen sehr kleinen Zahn gefunden habe, der auch in der dazu gehörigen Abbildung deutlich ausgedrückt ist. Er bemerkt dabei, dass dieses Zähnchen wahrscheinlich mit dem von Pallas** *Dens accessorius* genannten übereinkomme. Cuvier nimmt keinen Anstand, dieses Zähnchen als *Caninus* zu bezeichnen, wenn gleich Pallas nach dem Texte „molares numero ubique quaterni cum minore in superiore maxilla utrinque *ante* reliquos accessorio" darunter blos den vordersten kleinen, einwurzeligen Backzahn verstanden haben konnte, der, wie es scheint, bald ausfällt. Jedenfalls aber steht er nur nahe an der Gränze des Kiefers und Zwischenkiefers und nicht innerhalb der Gränze des letztern, und er kann daher ebenso wenig als der bald verschwindende Milchzahn eines *Caninus*, denn als der Milchzahn eines *Incisivus* angesehen werden, da dem erwachsenen *Hyrax* ein *Caninus* fehlt und es als Charakter des *Incisivus* gilt, dass er in dem *Os intermaxillare* wurzele. Es entspricht dieses meist bald ausfallende Zähnchen vielmehr dem ersten einwurzeligen Backzahn, wie dies aus den nachfolgenden Bemerkungen erhellt. In der Abbildung ohne Zweifel desselben Skelets im 11. Bd. 1. Abtheil. der 2. Quartausgabe der *Ossem. foss.* fehlt dieses Zähnchen an der betreffenden Stelle. Das entsprechende Zähnchen ist vielmehr in Fig. 4 der folgenden Tafel deutlich hinter der Naht des *Os incisivum* gezeichnet; auch erwähnt Cuvier pag. 136 nichts von diesem Zähnchen. Er bemerkt nur über die grossen Schneidezähne des Oberkiefers, dass die Ersatzschneidezähne auf der äusseren Seite der Milchschneidezähne durchbrechen, so dass eine Zeit lang 4 Schneidezähne im Oberkiefer sich finden, wie in dem Oberkiefer des einhörnigen Rhinoceros. In der Octavausgabe der *Oss. foss.* Tom. III. p. 252 fehlt auch die in der Quartausgabe p. 136 gemachte Bemerkung; ebenso ist die in der Abhandlung in dem

---

* Ann. du Museum d'hist. nat. III. Bd. p. 177.

** Specilegia anatomica. Fasc. II. p. 22.

III. Bande der Annales du Museum p. 177 geäusserte Ansicht nebst deren Belegen nicht wiederholt. Die Abbildung des Skelets eines jungen Thieres, Tab. 63, und des Schädels, Tab. 64, Fig. 4, ist unverändert der Quartausgabe entnommen. In der 1830 erschienenen Monographia Hyracis * ist das Resultat der Section von 2 reifen Fötus des *H. capensis* angegeben, jedoch ohne specielle Beschreibung der Zähne dieser Species in verschiedenen Altern, wohl aber im Eingange der Pars zoologica des *Dens molaris anticus* seu *spurius* (nach Desmarest *caninus*, nach Cuvier *conicus simplex maxillae superioris*) erwähnt, der also mit dem *Dens accessorius* von Pallas identisch wäre, und bei mehreren der oben beschriebenen Schädel des K. Naturalienkabinets ausdrücklich angeführt wurde. A. Wagners ** Beschreibung zu Folge ist die Zahnformel für das Milchgebiss des *Hyrax* $^{2}/_{4}$ Schneidezähne und $^{4}/_{4}$ Backzähne, und für die Ersatzzähne $^{2}/_{4}$ und $^{7}/_{7}$. In der Note spricht er sich gegen die Ansicht Cuviers, jenes Zähnchen einem *Caninus* zu parallelisiren, aus, indem das kleine vordere Zähnchen durch seinen Anschluss an die Reihe der Backzähne und durch sein Ersetztwerden von einem ächten zweiwurzeligen Backzahn als Milchzahn des ersten Backzahnes angenommen werden müsse. Mit der Beschaffenheit der Milchzähne und Ersatzzähne bei *H. capensis* kommt nach A. Wagner *** die bei dem *H. silvestris* Temmink stattfindende nicht überein, indem die Zahl der Milchbackzähne nur 3, die der Ersatzzähne nur 6 betragen soll. An dem von Westafrika erhaltenen, höchst wahrscheinlich dem *H. silvestris* zugehörigen Exemplar des K. Naturalienkabinets finde ich oben 4 Backzähne, einschliesslich des vordersten einfachen, ebenso 4 Backzähne im Unterkiefer. Die Alveole hinter den oberen Schneidezähnen ist auf der linken Seite mehr verwischt, auf der rechten jedoch noch erkenntlich.

An allen von mir untersuchten Schädeln des *H. capensis*

---

* Diss. inauguralis Praes. W. Rapp autor Herm. Kaulla Tub. 1830.

** Schreber, Säugethiere. Supplementband IV. p. 311.

*** Schreber, Säugethiere. Neuester Supplementband p. 513.

und *habessinicus*, und nach A. Wagner auch an den Schädeln von *H. arboreus*, finden sich hinter den grossen Schneidezähnen auf gleiche Weise leere, aber regelmässig runde Alveolen, in welche ich eine feine Sonde meist kaum eine halbe Linie tief einführen konnte; jedoch war keine derselben deutlich von unten ganz ausgefüllt, wenn sie auch zum Theil mehr oder weniger verwischt waren. Es ist also unzweifelhaft anzunehmen, dass die muthmaasslich in ihnen enthalten gewesenen Zähnchen sehr bald und sehr leicht ausfallen, so dass nur an einem Fötus von *H. capensis* auf der einen Seite (vgl. oben A. 1) ein Zähnchen sich fand, das jedoch durch seine Kleinheit und abgerundete Form mehr den abortiven Zähnen anderer Säugethiere, namentlich des Kameels und des Rhinoceros entspricht. Die abortiven Zähne dieser Thiere fallen gleichfalls bald aus und hinterlassen nur mehr oder weniger deutliche Spuren ihres früheren Vorhandengewesenseins in den mehr oder weniger erkenntlichen Ueberresten ihrer Alveolen. Es ist demnach nicht wahrscheinlich, dass sich nach Cuviers Angabe (*Oss. foss.* Octavausgabe, III. Bd. p. 262) während einiger Zeit 4 Schneidezähne im Oberkiefer befinden, indem doch wohl in dem einen oder andern der vielen Schädel von sehr verschiedenem Alter, über welche ich ausser den oben beschriebenen mir genaue Auskunft verschaffen konnte, ein solcher Milchzahn sich ohne Zweifel erhalten hätte. Es scheint vielmehr, dass das abortive Zähnchen trotz seines frühen Verschwindens die Stelle eines Milchzahnes vertritt und dass den grossen Schneidezähnen, welche schon bei dem Fötus bedeutend hervorragen, keine Milchzähne vorausgehen und dass sie überhaupt gar nicht ersetzt werden, wie dies dagegen z. B. bei den Nagern, namentlich den Hasen, * der Fall ist. Letztere bieten aber, wenn die hinter den grossen Schneidezähnen stehenden kleinen Schneidezähne ausgefallen und nur noch ihre leeren Alveolen übrig sind, eine allerdings blos äussere Analogie mit den *Hyrax* dar, indem die leeren Alveolen der absichtlich entfernten kleinen Schneidezähne der Hasen ganz dieselbe Stellung haben,

* Vergl. Owen, Odontographie, p. 410.

wie die leeren Alveolen der abortiven Schneidezähne der *Hyrax*. Wenn nun damit sowohl, als durch den Mangel eines Eckzahnes und den ziemlich grossen Zwischenraum zwischen den Backzähnen und Schneidezähnen, sowie durch die Form des Körpers der Hyraxarten überhaupt und ihre Nahrungsweise u. s. w. eine Verwandtschaft mit den Nagern nicht zu verkennen ist, so tritt auf der andern Seite die Verwandtschaft der *Hyrax* mit den Dickhäutern in der Eigenthümlichkeit ihres Skelets, zumal der grossen Zahl von Rippen, und namentlich mit dem Rhinoceros in der Beschaffenheit der Backzähne und der Hufen der Zehen hervor. Es kommt dazu noch die Eigenthümlichkeit eines abortiven Zahnes hinzu, welche in der Abtheilung der Nager bisher nicht beobachtet worden ist. * Es ergibt sich demnach die Bedeutung, welche neben der Form des ganzen Körpers und einzelner Organe, namentlich der Zähne, auch die Entwicklungserscheinungen der einzelnen Organe für die Affinität der Gattungen, und ebendamit auch für die Classification der Gattungen haben muss. Wenn, wie dies bei der Gattung *Hyrax* der Fall war, die Wage lange zwischen der Einreihung in die Abtheilung der Nager oder der Dickhäuter schwankte, ** so scheint diese nach überwiegenden Gründen jetzt auf die Seite der Dickhäuter sich zu neigen, nachdem durch die Auffindung auch vieler kleinerer fossiler Dickhäuter *** die Verschiedenheit des Grössenverhältnisses bei den lebenden Nagern und Dickhäutern ihre Bedeutung für die Classification mehr verloren hat. Da indess das abortive

---

* Mir selbst war dieser abortive Schneidezahn bei der ersten Untersuchung des vom Cap erhaltenen Fötus (vgl. meine Osteol. Bemerk. Acta Nat. Curios. Acad. Leop. Carol. XXVII. P. 1. pag. 122. Note 1) entgangen. Er kam erst nach der Maceration an dem trockenen Schädel dieses Fötus (A. 1 oben) zu Tage.

** Storr bezeichnet den *Hyrax*, welchen Pallas unter dem Namen *Cavia capensis* beschreibt, schon in seinem Prodromus methodi Mammalium, 1780, p. 40, Note k, mit dem Namen *Procavia* als dotibus quam plurimis à Caviae genere distinctum animal.

*** Rich. Owen hat sogar einem derselben den Namen *Hyracotherium leporinum* gegeben, jedoch zugleich bemerkt, dass das fossile Säugethier mehr dem *Chaeropotamus* sich anreihe.

Zähnchen bis jetzt, soviel mir bekannt, nur einmal, und sogar nur auf einer Seite eines Fötus von *H. capensis* gefunden worden ist, so dürfte darin eine Aufforderung für die weitere Untersuchung dieses Vorkommens liegen, für welches ich mit A. Wagner eine Bestätigung in dem beinahe constanten Vorkommen der leeren Alveolen hinter den grossen Schneidezähnen finden zu dürfen glaubte, indem ich weder einen Schädel mit Milchzähnen der Schneidezähne, noch einen Schädel im Zahnwechsel der Schneidezähne habe erhalten können, der von der Beschaffenheit der früher beschriebenen Schädel abgewichen wäre. Dies veranlasste mich, nachdem mehrere hier wohnende Naturforscher das Vorhandensein eines abortiven Zähnchens in dem Schädel des Fötus von *H. capensis* (A. 1) an der Stelle, an welcher in den älteren Schädeln die leeren Alveolen sich finden, bestätigt hatten, auch mehrere auswärtige Freunde um Mittheilung der etwa in den angegebenen Beziehungen interessanten Notizen zu bitten, welche zur Bestätigung oder Berichtigung der obigen Beobachtungen dienen konnten. Zunächst verdanke ich Herrn Dr. Günther, welchem seine Anstellung bei dem britischen Museum in London die reichste Gelegenheit zur Untersuchung der fraglichen Verhältnisse darbot, folgende Angaben: 1) Von 6 Exemplaren von *H. capensis* und *habessinicus* ist das betreffende Loch in den Schädeln junger Individuen deutlich, in alten verschwindet es. In keinem ist der Zahn noch vorhanden (der nämlich als abortiver Zahn für immer verschwindet. J.), doch ist die Oeffnung auch nach Herrn Dr. Günthers Mittheilung in einem ganz alten Schädel einer weiteren Species von Fernando Po noch vorhanden. 2) In dem Schädel eines alten *Rhinoceros unicornis* ist nur ein grosser Zahn in jedem Zwischenkiefer (wie bei *Rh. bicornis*) und ohne ein weiteres Loch, während in dem Schädel eines jungen *Rh. unicornis* in dem Zwischenkieferknochen hinter dem grösseren Zahn noch ein kleinerer sich befindet, dessen Lage dieselbe ist, wie in *H. capensis*. Cuvier macht schon auf die Uebereinstimmung zwischen dem *Hyrax* und *Rh. unicornis* in der Zahl von 2 oberen und 4 unteren Schneidezähnen aufmerksam. Es

worauf wir ſpäter zurückkommen werden — von Bankkreditſcheinen unmöglich gemacht würde, das Bankprivilegium ſelbſt ſeinen eigentlichen Werth verlöre. Das Edinburgh Review ſagt in einem, wenn wir nicht ſehr irren, aus der Feder des Herrn Mac Culloch gefloſſenen vortrefflichen Aufſatz:* „Was dieſen Punkt betrifft (den Mißbrauch des Papiergeldes), ſo brauchen wir uns nicht von allgemeinen Begriffen und Regeln leiten zu laſſen. Wir können hier eine weit ausgebreitete, fortwährend wiederkehrende Erfahrung zu Hülfe nehmen, wir können uns auf die Geſchichte Englands, jedes europäiſchen Staats und auf die der Vereinigten Staaten berufen, um zu zeigen, daß kein Mann und keine Geſellſchaft von Männern je die Macht beſeſſen hat, eine unbeſchränkte Menge Papiergeld auszugeben, ohne dieſe Macht zu mißbrauchen, oder, was daſſelbe iſt, dieſe Macht zur Ausgabe von ausſchweifenden Quantitäten derſelben zu benützen.“** Wenn die hierdurch hervorgerufenen Calamitäten in anderen Ländern weniger ſchreckhaft waren, als in England und Amerika, ſo dürfte dieſes von ihrem geringeren Verkehr mit fremden Ländern und der hierdurch geringeren Handelsbilanz zu ihrem Nachtheile herrühren; oder es hatte, wie dies namentlich im Kaiſerſtaate Oeſterreich vor der Reduktion der Bankzettel und in Frankreich vor der Reduktion der Aſſignaten der Fall war, das Papiergeld gar keinen feſten Kurs und daher ſchon früher aufgehört, das Maß der Valuten zu ſeyn. In jedem Falle aber hat die Ausdehnung oder plötzliche Einziehung des Papiergeldes unbeſchreibliches Elend über alle Klaſſen verhängt. In England, wo die Noten der Nationalbank nie mehr als 25 Procent gegen baares Geld, und dies nur ein einziges Jahr lang, verloren, deſſen Handel und Fabriken faſt jedes Jahr die Handelsbilanz aller

* Wir wiſſen nämlich aus ſehr guter Quelle, daß Hr. Mac Culloch die meiſten ſtatiſtiſchen Artikel dieſes Journals liefert.

** On this point we are not left to be guided by general principles. We have it in our power to appeal to a widely extended and uniform course of experience — to the history of Great Britain and every state in Europe, and to that of the United States — to show *that no man, or set of men, have ever been invested with the power of making unrestricted issues of paper money without abusing it* — or, which is the same thing, without issuing it in inordinate quantities. E. Review.

kann somit um so eher die Uebereinstimmung der Stellung des fraglichen Zahnes, beziehungsweise seiner Alveole, in dem Oberkiefer des *Rh. unicornis* und der Oeffnung hinter den Schneidezähnen des *H. capensis* zur Bestätigung der Annahme dienen, dass diese Oeffnung bei dem *Hyrax* früher einen abortiven Zahn beherbergt habe.

Blainville sagt in Betreff des Kameels (pag. 19 des 5. Bandes der Osteographie): „à la machoire les Incisives manquent entièrement, comme c'est l'ordinaire, ou qu'il en reste une partie seulement par exception." Er führt dann pag. 91 an, dass man Goethe die Bemerkung verdanke, dass wirklich 2 Zähne in dem *Os maxillare* der Kameele vorhanden seien, wie dies schon Camper in der Beschreibung der Epizootie von 1769 angegeben habe. Der Fortsetzung von Schreders Säugethieren, 5. Theil. 2. Band, 1837, pag. 1786. zu Folge fand A. Wagner jedoch bei Vergleichung des Schädels eines alten Kameels mit dem eines jungen (von Pisa aus der dortigen Heerde erhaltenen), dass der Zwischenkiefer des jungen Kameels auf jeder Seite 2 Zähne enthält, der des alten nur einen. Dies stimmt mit dem Schädel eines jungen, mit 2 kleinen Höckern versehenen Bastardkameels (von einem weiblichen 2höckerigen und einem männlichen 1höckerigen der Stuttgarter Menagerie) überein. Beide Zähne sind sehr klein und abgerundet; davon wird nur der hintere ersetzt, so dass die Zahnformel des erwachsenen Thieres $^1/_3$ $^1/_1$ $^6/_6 = ^7/_{10}$ ist, wenn man nämlich den hinteren, einem *Caninus* ähnlichen Zahn als ersten *molaris* ansieht. Der Ersatzzahn des *Incisivus* gleicht sehr einem *Caninus* und konnte auch eher dafür gehalten werden, weil die Naht zwischen *Os incisivum* und *maxillare*, wie es scheint, frühzeitig und so vollkommen verschwindet, dass die frühere Trennung nicht mehr zu erkennen ist. Dabei zeichnet sich das Kameel und Lama dadurch aus, dass einer der Schneidezähne des Neugebornen nicht wieder ersetzt wird und also wirklich ein abortiver Zahn ist; der hintere Schneidezahn hält daher gewissermaassen die Mitte zwischen einem abortiven und Milchzahn; mit jenem hat er die Form, mit diesem die Nachfolge eines Ersatzzahnes als Charakter gemein.

Unter Bezugnahme auf die pag. 131 meiner osteologischen Bemerkungen (Nova Act. Nat. Cur. XXVI. Bd. P. 2) beigefügten Angaben finden sich also solche abortive Zähne 1) bei den Whalen, an deren Stelle keine eigentlichen Zähne, sondern Barten sich bilden; 2) blos abortive Zähne bei *Halicore* und *Manatus* im Ober- und Unterkiefer, welche nicht wieder ersetzt werden; 3) mehrere abortive Zähne finden sich vielleicht bei dem *Hippopotamus;* 4) bei *Rhinoceros unicornis* wenigstens im Unterkiefer; 5) bei *Phacochaeres Pallasii* v. d. Hoeven blos

im Unterkiefer, während sie in dem zahnlosen Oberkiefer wahrscheinlich nie vorhanden waren, indess bei *Phacochoerus Aethiopicus* im Ober- und Unterkiefer beständig Schneidezähne vorhanden sind. V. d. Hoeven führt, Handb. der Naturgesch. p. 677, sogar eine von Hodgson unter dem Namen *Porcula Salvania* beschriebene kleine Art von Schwein aus Nepaul an (Proceed. Zool. Soc. 1847, pag. 115), welche versteckte Schneidezähne hat, welche niemals aus den Kiefern hervorbrechen; übrigens hat das Thier sonst alle Charaktere der Gattung *Sus*; 6) bei dem Kameel im Oberkiefer, ebenso 7) bei dem *Hyrax*. — Es sind somit von den Säugethieren, bei welchen sich abortive Zähne, namentlich abortive Schneidezähne, finden, mehrere vorzugsweise pflanzenfressend, jedoch ist diese Annahme nur bedingt richtig, sofern ohne Zweifel, trotz übereinstimmender Nahrungsweise, die Schneidezähne des *Phacochoerus Pallasii* im Unterkiefer abortiv sind und dem erwachsenen Thiere im Ober- und Unterkiefer fehlen, bei dem *Phacochoerus Aethiopicus* dagegen, wie bei den verschiedenen Arten von *Sus* im Ober- und Unterkiefer beständig sind. 8) Nach den bisherigen Beobachtungen scheint nur, dass bei fleischfressenden Thieren abortive Zähne nicht vorkommen, wenn auch einzelne Milchzähne sehr bald ausfallen, ohne wieder ersetzt zu werden; allein die Milchzähne überhaupt sind bei Pflanzen- und Fleischfressern wenigstens eine Zeitlang im Gebrauch, indess die abortiven Zähne meist bald ausfallen, wenn sie aus dem Zahnfleisch zum Vorschein kommen, so dass ihr Hervortreten über das Zahnfleisch mehr als eine blose Ausstossungs-, nicht aber als eine Functions-Entwicklung sich darstellt.

Herr Dr. Weinland hatte die Gefälligkeit, mir aus der Sammlung des Senkenbergischen Stifts einen von Rüppell mitgebrachten Schädel von *H. capensis* mitzutheilen, der einem noch jüngeren Fötus als Nr. 1 und 2 angehörte. Es findet sich daran keine Spur eines Zähnchens oder einer leeren Alveole vor der Naht des *Os incisivum*, wohl aber auf der rechten Seite unmittelbar hinter dieser Naht das von Cuvier als *Caninus* bezeichnete kleine Zähnchen in einer Reihe mit den Backzähnen. Ebenso verhält es sich auf der linken Seite, aber in derselben Alveole findet sich nach aussen ein abgerundetes Knötchen von der Färbung der übrigen Zahnkronen, das mit dem abortiven Zähnchen in Nr. 1 von *H. capensis* verglichen werden könnte, wenn die Annahme gestattet wäre, dass hier das abortive Schneidezähnchen mit dem einfachen als *Caninus* oder dem als erster Backzahn anzusehenden Zahne in einer Alveole vereinigt

sei, aus welcher auch dieses Zähnchen bald ausfällt. Es ist jedoch vielmehr anzunehmen, dass die gemeinschaftliche Alveole den bald ausfallenden einwurzeligen Milchzahn des ersten Backzahnes und zugleich den nach innen stehenden Ersatzzahn beherbergt habe. Auf allen Fall findet sich dieser einwurzelige erste Backzahn bei den jüngeren und älteren Schädeln, bei welchen er noch erhalten ist, entschieden hinter der das *Os incisivum* und *maxillare* trennenden Naht in letzterem.

4. Die classischen Conchylien-Namen.

Von Eduard v. Martens.

Einleitung.

Die Namen, welche in den gegenwärtigen Systemen der Naturgeschichte gelten, zerfallen, vom philologischen Standpunkt aus betrachtet, in vier Classen:

1) classische, welche in den alten Schriftstellern als Bezeichnung derselben Gegenstände vorkommen, z. B. *Limax, Mytilus;*

2) übertragene Wörter, welche bei den Classikern andere Gegenstände bezeichnen, z. B. *Trochus, Malleus;*

3) abgeleitete und zusammengesetzte, aus alten Wörtern neu gebildet, z. B. *Cyclostoma, Paludina;*

4) barbarische, die weder im Lateinischen, noch im Griechischen wurzeln.

Zu den übertragenen gehören nicht nur jene, deren Anwendung durch eine gewisse Formähnlichkeit gerechtfertigt ist, sondern auch alle mythologischen Namen; diese finden sich sehr zahlreich in unserer systematischen Nomenclatur vertreten und haben im Allgemeinen die empfehlenden Eigenschaften, wohlklingend und dem Gedächtniss meist schon bekannt zu sein; aber der Umstand, dass sie ganz willkürlich dieser oder jener Sache beigelegt werden können, hatte auch zur Folge, dass derselbe Namen von Verschiedenen an verschiedene Thiere vergeben wurde, so finden wir nicht selten dieselben Nereidennamen aus Hesiod bei Krebsen, Schnecken, Würmern und Polypen

wieder (*Dato*, *Spio*, *Nesaea*). Hier bietet das Vorkommen im Meere noch ein schwaches Band zwischen Namen und Gegenstand, gänzlich fehlt dieses bei anderen und Montfort hat die Anwendung solcher Namen auf die Spitze getrieben, indem er eine sonst Krötenschnecke genannte Conchylie *Apollo* nannte. Andere verirrten sich von der Mythologie in die Geschichte, wie Leach mit *Roxanie*, oder gar in die alte Geographie, wie derselbe mit *Thiatira*, *Mysia*, *Bithynia* (Letzteres scheint die ursprüngliche Schreibart zu sein, erst Spätere schrieben, eine für den Gegenstand passendere Etymologie suchend, *Bythinia* von βυθός, Tiefe, die Schnecke lebt aber in geringer Tiefe).

Eine eigenthümliche Complication unserer ersten und zweiten Abtheilung liegt im Namen *Tethys* vor, welcher, wie schon Olivier nachwies, aus dem Τηθύον des Aristoteles für die jetzigen *Ascidien*, *Tetinotti* der genuesischen Fischer, entstand und durch eine Reihe von Verwirrungen bei Linné der jetzt so benannten Seeschnecke blieb, in einer Form, welche der alten Mythologie entlehnt ist: diese kennt eine *Thetis* und eine *Tethys*, z. B. bei *Catullus carmen 64, 28, 29.*

Tene Thetis tenuit pulcherrima Neptunine?
Tene suam Tethys concessit ducere neptem?

Für den Schneckennamen gibt die Erinnerung an seinen Ursprung der Orthographie *Tethys* den Vorzug, aber es ist des Gleichlauts wegen nicht zu billigen, dass in neuester Zeit daneben *Thetis* für eine kleine neuentdeckte Muschel benützt wird.

Die zusammengesetzten Namen sind in der Regel leicht zu verstehen und oft recht bezeichnend, nur werden sie nicht selten gar zu lang, z. B. *Onychoteuthis*. Zuweilen half man sich durch Verkürzen, wie *Solemya* statt *Solenomya*, was immerhin angehen mag, so lange es deutlich bleibt, zu stark zusammengezogen, so dass wirkliche Wurzelsylben verloren gehen, ist aber z. B. *Myodora* aus *Mya* und *Pandora*.

Diese Sitte, aus zwei bekannten Gattungsnamen einen dritten zusammenzusetzen, zuweilen passend, ist oft ziemlich übel angebracht und übelklingend, besser ist es noch, dem alten Gattungsnamen die Bezeichnung eines wesentlichen neuen Kenn-

zeichens vorzusetzen, z. B. *Pterodoris* und das obenerwähnte *Onychoteuthis*, doch namentlich von in dieser Art bezeichnenden Namen tauchten in neuerer Zeit *monstra horribilia dictu* in Frankreich auf, wie *Buccinanops* (*Buccinum* ohne Augen) und *Doridigitata* (*Doris* mit fingerförmigen Kiemen); räthselhaft ist mir die Bedeutung von *Hydrocena* und *Ophicardelus*, sollten vielleicht Schreibfehler zu Grunde liegen.

Abgeleitete Namen liebte Lamarck, er benützte zu ihrer Bildung ausser wesentlicheren Kennzeichen auch den Standort (*Paludina*), selbst die vorherrschende Farbe (*Melania*, so dass man jetzt eine *Melania pallida, rufa, viridis* hat, entsprechend Linné's *Cyanella lutea*) und am liebsten gleichzeitig den früheren Namen derjenigen Art, welche ihm der Typus der neuen Gattung war, so bei *Janthina*, *Sanguinolaria*, *Delphinula*, *Phasianella*, *Ovula*, selbst bei den drei letztgenannten wählte er, wie es scheint der Gleichmässigkeit wegen, das *Femininum*; jene Regel hat aber noch den Uebelstand, dass er, um eine Tautologie zu vermeiden, auch den Speciesnamen unberechtigt änderte; er erreichte dieses nicht einmal bei *Ovula oviformis* (aus *Bulla ovum L.*) und hier ist auch die Diminutivform übel gewählt, da doch Jeder zunächst an ein Hühnerei und nicht an ein Straussenei denkt, während sie bei dem Fasan und dem Delphin allerdings ganz in der Ordnung ist. Auch durch eine blosse Ableitungssylbe aus dem Namen einer Gattung den neuen für eine verwandte zu bilden, kommt bei Lamarck vor (*Bullaea*, *Helicina*, *Helicella*), es wurde in neuerer Zeit oft wiederholt (*Olivina*, *Olivella*, *Rissoina*, *Rissoella*) und wird nur dann misslich, wenn mehrere gar zu ähnlich lauten; so besitzt die Conchyliologie neben *Bulla* eine *Bullaea*, eine *Bullia*, eine *Bullina* und eine *Bullinula*, denen noch überdies aus ganz anderem Stamme (βού-λιμος, Ochsenhunger) *Bulimus* nebst den davon abgeleiteten *Bulimulus*, *Buliminus* (und *Bulimina* für einen Rhizopoden) nahe treten; schon lange vorher hatte Adanson eine ganz andere Gattung französisch *Bulin* genannt, ohne über die Etymologie Rechenschaft zu geben, was O. F. Müller zu *Bullinus* latinisirte, andere als *Bulinus* für

Bulimus brauchten. Angesichts solcher Gleichklänge ist man herzlich froh, dass nicht alle vorgeschlagenen Namen geltend bleiben, sondern manche wieder in das Meer der „unliebsamen Synonymie" untertauchen.

Eine andere Methode, aus Einem Namen mehrere zu machen, ist das Anagramm, wovon Linné mit *Mahernia* aus *Hermannia* das erste Beispiel gab, dann Leach mit *Daccla* aus *Alcedo*, bei Schnecken in jüngster Zeit Gray mit *Milax* aus *Limax*; bei den *Crustaceen* scheint etwas Aehnliches im Spiele zu sein, indem sich in einer Familie sinnlose Namen, wie *Cirolana, Nerocila, Olencira, Anilocra* und mit einziger Aenderung des *r* in *v Livoneca,* alle von Leach, Schlag auf Schlag folgen.

Diese führen uns zu einer zweiten Abtheilung barbarischer Namen, den ganz willkürlich aus Buchstaben zusammengewürfelten; bei Adanson war eine solche Namengebung Grundsatz und er wandte sie um so öfter an, als er nur Einen specifischen Namen für jede Art, nicht eine Verbindung des Gattungs- und Arten-Namens, wollte und jedes Wort, welches sonst noch eine andere Bedeutung hatte, verwarf. In der neueren Nomenclatur ging auch hier Leach voran mit Wörtern, wie *Haminea, Medora, Bittium*, und andere Engländer folgten, während namentlich in Frankreich, doch auch in Deutschland, Adanson'sche Namen in grosser Zahl mit Anhängung einer lateinischen Endung wieder eingeführt wurden, z. B. *Felania, Mesalia, Fossarus, Osilinus, Dosinia, Mutela* und andere. Manche glaubten, Adanson habe seine Namen der Sprache der Neger am Senegal entlehnt, dieses sagt er selbst aber nur bei dem einen, *Sakem* für *Purpura haemastoma.*

Eine solche Methode, aus lebenden Sprachen die Namen zu entlehnen, ist gegenwärtig bei höheren Thieren, namentlich bei Fischen, Mode; es lässt sich bei diesen dafür geltend machen, dass die Arten von dem einheimischen Volke oft richtiger, als von früheren Systematikern, unterschieden werden und es für den Forscher an Ort und Stelle wesentlich ist, diese Landesnamen zu kennen, während der ferner Stehende dadurch zugleich eine Andeutung über das Vaterland erhält;

dagegen sind sie selten wohlklingend und nicht selten weiss man gar nicht, wie man sie aussprechen soll. Am besten und am wenigsten ungleichartig machen sich natürlich die Namen, welche aus Tochtersprachen des Lateinischen entlehnt sind, nur kommt man dabei öfters in Verlegenheit, wie weit die Latinisirung gehen soll oder darf, so liegt es z. B. sehr nahe, aus dem italienischen *Arborello* ein lateinisches *Alburnellus* wieder herzustellen und damit eine falsche Ableitung zu verhüten, aber andererseits wäre es mehr als misslich, aus dem genuesischen *Puntazzo* einen *Punctacius* zu machen, obgleich dies unzweifelhaft die entsprechende lateinische Form wäre, weil das Wort punctum bei den Alten nicht wie die entsprechenden *punta* und *pointe* im Sinne von Spitze vorkommt, man würde eher an einen getüpfelten als an einen spitzschnauzigen Fisch denken.

Für die niedern Thiere ist eine derartige Uebertragung von Namen aus lebenden Sprachen desshalb weniger am Platze, weil die wenigsten derselben sich auf Eine Art oder auch nur Eine Gattung beschränken; einzelne Beispiele kommen vor, so *Aplysia teremidi Rang*, *Neritina barbaback Feruzsac*, ein Name, welcher glücklicherweise dem älteren, *Neritina bengalensis*, weichen muss. Zuweilen werden übrigens auch gut lateinisch gebildete Namen fälschlich für barbarisch gehalten, so die Linné'sche *Tellina gari*, von Schumacher gar als Gattungsname *Gari* aufgestellt und noch neuestens von einem kritischen Schriftsteller als sinnlos gebrandmarkt; *gari* ist einfach der Genitiv von *garum*, delikate Brühe, und wurde zuerst von Rumph angewandt, um das malaische *bia bocassan* zu übersetzen, wie er unmittelbar vorher *Tellina saxatilis* und *Tellina arenosa* als Uebersetzungen aufführt.

Barbarisch im Sinne der Philologie und dazu noch willkürlich in ihrer Anwendung sind auch die Namen, welche von bestimmten, meist um die Wissenschaft verdienten Personen entlehnt sind, eine Ehre, welche Linné für die höchste in der Botanik erklärte, aber den Zoologen verweigern wollte; nur als Speciesnamen wandte er in wenigen Fällen Personennamen im Genitiv auf die Thiere an, z. B. *Vorticella Bolteni*; seitdem

ist dieses häufig geworden und bei Manchen nicht ohne Grund zur Regel, wenn sie einen früher gegebenen Namen umzuändern genöthigt sind, das Andenken an den ersten Namengeber so zu erhalten, z. B. *Pecten Philippi R.* für *Pecten giblus Philippi non* Lamarck. Aber auch für Gattungen sind Personennamen jetzt bei den Thieren und namentlich bei den Schnecken Mode, alle mit dem unvermeidlichen Anhängsel — *ia*, ausser *Rissoa* und *Montagua*, neben welchem auch ein latinisirtes *Montacuta* für ein ganz anderes Thier vorkommt. *Cavolinia* und *Cuvieria* sind sogar für Thiere verschiedener Classen verwandt, während auch die Botaniker drei Gattungen *Caulinia* und zwei *Cuviera* haben; komisch macht sich *Chemnitzia* für ganz kleine Schnecken, wodurch sich der gute Chemnitz wohl wenig geehrt fühlen möchte, da er besonders auf grosse Conchylien sah und im Gegensatz zu seinem Vorgänger Martini diejenigen unter der Grösse einer Erbse grundsätzlich aus seinem Conchyliencabinet ausschloss. Am weitesten gingen mit Huldigungsnamen Payraudeau und Risso, ersterer, indem er fast jedem Franzosen in Corsica, von dem er freundlich aufgenommen wurde, dieser mochte sich um Conchylien kümmern oder nicht, mit einer für neu gehaltenen Schnecke ein Compliment machte, letzterer, indem er seine Gattin und die Frauen seiner Freunde damit verewigen wollte, so hat er eine Gattung *Fidelis* mit der Art *F. Theresa* und eine Gattung *Anna* mit der Art *A. Massenae*, ja sogar einem seltenen schwärzlichen Fische seiner Makellosigkeit wegen, wie er sagt, den Namen seines verstorbenen Vaters und damit seinen eigenen gegeben. Dagegen dürfen wir es dem guten Macgillivray nicht verargen, wenn er seinen Töchtern zu Ehren, welche ihn bei dem Sammeln und Aussuchen der kleinen Conchylien aus dem Sande wesentlich unterstützten, von den so gefundenen Arten eine *Odostomia Mariannae*, eine andere *Odostomia Annae* nannte. Auch Frauenzimmernamen im Nominativ kommen in neuester Zeit als Gattungs- oder Artbezeichnung zuweilen vor, z. B. *Helix Eugenia*, *Amalia* als Untergattung von Limax.

Nachdem wir so den weiten Kreis unclassischer Namen in

einzelnen Beispielen überblickt und manchen formell angreifbar gefunden haben, müssen wir der Mehrzahl derselben die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie, von materieller Seite betrachtet, bestimmt umschriebene, haltbare Begriffe bezeichnen und seit ihrer Entstehung, wenn auch manche in etwas verschiedener Ausdehnung bei verschiedenen Schriftstellern, bezeichnet haben. Weniger ist dieses natürlich bei den über ein Jahrtausend älteren classischen Schneckennamen der Fall, sie gelten jetzt theilweise in ganz anderem Sinne und die ursprüngliche Bedeutung lässt sich bei manchen kaum ermitteln, während es oft gewiss ist, dass sie nicht demjenigen Thiere zukommen, welches jetzt in unseren Systemen so benannt ist.

Es versteht sich von selbst, dass es mir nicht einfallen kann, die in der jetzigen Nomenclatur unrichtig angewandten Namen umändern zu wollen, so wenig als die vorhin gerügten; der Name erfüllt im Wesentlichen seinen Zweck, wenn der Leser weiss oder erfährt, was darunter zu verstehen sei, wie weit er elegant, passend und bezeichnend ist, ist Sache des Autors, der ihn als Denkmal seines guten oder schlechten Geschmacks in die Welt setzt; wir freuen oder ärgern uns darüber, wenn wir ihn zum ersten Mal hören, werden auch wohl durch geeignete Namen beim Aufsuchen uns unbekannter Gegenstände in der Literatur gefördert, zuweilen auch irre geleitet; aber sobald wir mit der Sache bekannt sind, der Name uns nicht mehr neu ist, wird er gleichsam zu einem Eigennamen und wir denken so wenig an seinen Ursprung, als bei den Wörtern des täglichen Verkehrs. Die Nomenclatur ist mit Recht dem Alphabet verglichen worden, sie ist unumgängliches Mittel, aber nicht Zweck der Wissenschaft; das Sichten der Synonymie hat sein Gutes, aber die Jagd auf ältere verschollene Namen, um damit allgemein bekannte zu verdrängen, ist in ihrer Wirkung nicht besser, als das willkürliche Aufbringen ganz neuer.

In Betreff der alten classischen Namen hat man schon, namentlich auch in der Botanik, gefragt und gestritten, ob sie Gattungen oder Arten bezeichnen; die Frage lässt sich nicht einfach mit Ja oder Nein beantworten, sie muss für jeden Namen

Länder zu seinen Gunsten wenden, wo das öffentliche Vertrauen in die Nationalbank so unbegrenzt war, daß die Noten derselben, selbst nach Einstellung der Baarzahlungen sich noch immer al pari erhielten und sogar 3 Jahre später noch mit Agio gegen Gold vertauscht wurden, wo der ganze Staatskredit der Bank als Finanzmaschine verpfändet war, fallirten dennoch Tausende von Kauf- und Gewerbsleuten und mehr als 300 Banken in Folge der plötzlichen Expansion und Contraktion des Papiergeldes. Zwar schreibt Mac Culloch dieses Unglück der Handelswuth der Engländer, den Spekulationen in Getreide, den schlechten Aerndten u. s. w. zu; allein hier glauben wir in ihm den politischen Schriftsteller zu erblicken, der auch bei der Aufführung von Thatsachen noch immer die Farbe seiner Partei trägt. Solche Spekulationen sind immer die Folge von angehäuftem Papiergeld, ob sie sich nun auf Getreide oder andere Gegenstände beziehen. Wären damals Eisenbahnen und Kanäle an der Tagesordnung gewesen, so wären die Spekulanten über diese hergefallen; denn das über die gesunden Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe angehäufte Geld sucht immer einen Ausweg, und dann wäre die Schuld auf die Eisenbahnen gefallen. In Amerika fielen die Spekulanten zur Zeit der größten Expansion des Papiergeldes (im Jahr 1836) über Alles her, Eisenbahnen, Kanäle, chinesische und europäische Handelsartikel, Ländereien, Sklaven; kurz man verwendete das überflüssige Geld auf Alles, was die Aussicht auf Verzinsung übrig ließ; es war somit nicht das unnatürliche Steigen oder Fallen irgend eines Artikels, was die große Krise herbeiführte, sondern die krankhaft gesteigerte Thätigkeit in allen Zweigen. Dies war bei einem jungen aufblühenden Staate nicht anders zu erwarten, welcher in allen Fächern noch genug Ausbeute darbietet. Dagegen entwickelte sich in den Staaten des europäischen Festlandes, unter ähnlichen Umständen, eine für die allgemeine Industrie höchst verderbliche Spekulation in Staatspapieren. Immer aber waren große, auf Kredit gemachte Geschäfte und später Fallimente die unausbleibliche Folge von zu großen Papierausgaben und später nothwendig werdenden Einziehungen. Wie unstät aber das Ausgeben von Banknoten im Vergleich zum baaren Gelde ist, beweist uns eben die Bank von England, deren Verhandlungen ungleich öffentlicher und durch die Gesetze gesicherter sind, als die ähnlichen Institute

besonders erhoben werden und lässt sich im Allgemeinen durch eine Verweisung auf die lebenden Volkssprachen am deutlichsten erörtern. Je mehr praktisches Interesse ein Thier für den Menschen hat, desto bestimmtere Bezeichnungen hat dieser für dasselbe geschaffen. So gibt es Wörter, welche nicht nur eine bestimmte Art, sondern einen bestimmten Alterszustand oder das Geschlecht in derselben bezeichnen, z. B. Kalb, Rind, Kuh, Stier; es gibt aber eben so gut Wörter, welche Thiere nicht nur verschiedener Gattungen, sondern selbst verschiedener Classen umfassen, so das Wort Wurm, welches Anneliden, Entozoen, Insekten-Larven und in den nordischen Sprachen auch Schlangen bezeichnet; die näheren Bezeichnungen Regenwurm, Spulwurm, Apfelmotte und dergl. sind mehr in Büchern und bei durch Bücher Gebildeten vorhanden, als im Munde des Volkes, dieses sieht sich diese Geschöpfe nicht näher an, alles, was sich wurmförmig bewegt, ist bei demselben in Einer Verdammniss; es dürfte nicht mehr zu entscheiden sein, ob der Name das erste Mal auf einen Regenwurm oder auf einen Spulwurm angewandt wurde. Aehnlich verhält es sich mit dem Wort Schnecke, es bezeichnet eine ganze Classe von Thieren, wird aber natürlich am häufigsten von denjenigen Arten gebraucht, mit denen man am meisten zu thun hat, also von *Helix pomatia*, weil diese gegessen wird, und von *Limax agrestis*, weil dieser in den Gärten und Feldern am meisten schadet, ferner von *Arion ater*, *Helix nemoralis*, *hortensis* und *arbustorum*, weil diese häufig und gross genug sind, um aufzufallen; man kann nicht sagen, das Wort gehöre ursprünglich dieser oder jener Art an, es lässt sich nicht mehr errathen, bei welcher es zuerst angewandt wurde; ähnlich verhält es sich mit dem lateinischen Namen *Cochlea* für *Helix aspersa* und *vermiculata*; wohl davon zu unterscheiden ist aber die Ausdehnung oder Uebertragung specieller Namen auf mehr oder weniger ähnliche Thiere, welche dem betreffenden Volke später durch Ausdehnung seines Verkehrs bekannt wurden, namentlich finden solche Uebertragungen in Colonien statt und um so leichter, weil die Gelegenheit zur Vergleichung fehlt. So bezeichnet das germanische

Bär und Hirsch offenbar die bestimmten Arten *Ursus arctos* und *Cervus elaphus*, aber Niemand wird dieselben Namen dem *Ursus americanus* oder *Cervus canadensis* versagen, ja am Cap geben Holländer den Namen Hirsch in Ermangelung der Gattung *Cervus* einer Antilope (*A. caama* Cuv.), eben so den des ihnen fabelhaft gewordenen Elennthiers nur der Grösse wegen der *Antilope oreas*, die Portugiesen in Brasilien sogar dem Tapir, wenn es richtig ist, dass aus *Elanta* durch Missverständniss *el Anta* entstanden ist. Umgekehrt erkannten Engländer und Franzosen in Canada das Elennthier nicht wieder, da es ihrer Heimat fehlt, obgleich ihre Sprache einen Namen dafür hatte, und gaben ihm neue, *Moosedeer*, *Orignal*. Ganz eben so ist es zu beurtheilen, wenn *Aelian* griechische Schneckennamen, wie *κήρυξ*, *κόχλος*, auf Schalthiere des rothen Meeres anwendet, man darf die daselbst angegebenen Eigenschaften nicht als Kennzeichen zur Deutung des Namens überhaupt betrachten, eher als Unterschiede von denjenigen, denen eigentlich diese Namen zukommen.

Es dürften überhaupt in der längst vergangenen Zeit, als die betreffenden Wörter zuerst in Gebrauch kamen, die Begriffe von *Genus* und *Species* für Thiere gar nicht vorhanden gewesen sein, „Kalb“ und „Wurm“ gleich berechtigt, coordinirt gewesen und jene Begriffe erst aufgetaucht sein, als sich einzelne Menschen oder Menschenclassen anhaltender und lebhafter mit gewissen Thieren beschäftigten, also die Jäger, Fischer und dgl.; diese fühlten das Bedürfniss, eigene Namen für Thiere zu haben, welche die Andern noch nicht kannten, wenigstens noch nicht unterschieden hatten, und halfen sich nun so gut sie konnten, bald fügten sie den schon vorhandenen nähere Bezeichnungen hinzu, so dass, was ursprünglich das Verhältniss des Individuums zum Begriff überhaupt bezeichnet hatte, allmählig das der Art zur Gattung bezeichnete, zunächst natürlich in Adjectivform, woraus aber nicht selten zusammengesetzte Substantiva entstanden, z. B. das griechische *μελανόπτερος*, das deutsche Grünspecht; diese Zusammensetzungen bezeugen, dass der Artbegriff im Wesentlichen, d. h. als über dem Individuum und unter der

Gattung in seiner Ausdehnung stehend, zum Bewusstsein gekommen sei, denn man konnte offenbar erst von einem Grünspecht reden, nachdem durch manchen einzelnen grünen Specht die Vorstellung davon geläufig geworden war. Wie leicht überhaupt specifische Unterschiede als individuelle aufgefasst werden, so lange man nur Ein oder wenige Exemplare kennt, hat schon mancher Naturforscher an sich erfahren.

Diese Methode, das *genus proximum* und eine *differentia specifica* im Namen auszudrücken, hatte noch den Vortheil, dass sie auch dem Laien verständlich blieb, der, wenn er auch den Schwarzadler nicht kannte, doch durch das Wort „Adler" auf einen ihm bekannten Begriff geführt wurde; aber sie reichte nicht aus, man traf auf Geschöpfe, die sich nicht so einfach und selbstverständlich andern bekannten anschlossen, oder fand jene Bezeichnung zu schleppend und gebrauchte nur eine Bezeichnung der Eigenschaft als Namen, so entstanden die Thiernamen, welche aus den gleichzeitig lebenden Sprachen mehr oder weniger deutlich etymologisch erklärbar sind, wie *πολύπους*, *πυγάργος*, Rothkehlchen, Bachstelze und dergl.; hieher gehören auch die Fälle, wo Namen anderer bekannter Gegenstände, Natur- oder Kunstprodukte, der Formähnlichkeit wegen einfach auf das betreffende Thier übertragen wurden, so *κτείς*, *δόναξ*.

Ganz neue Stammwörter tauchten seltener auf, entweder onomatopoëtische, den Lauten der Thiere nachgeahmt, z. B. *βρίας*, *bubo*, Uhu, drei von einander unabhängige Auffassungen desselben Tones, oder Fremdwörter, welche mit dem Thier aus dem Auslande kamen, z. B. *αντιαχη*, Kameel, Elephant.

Auf dieser Stufe wurde die Nomenclatur der Thiere von der Schrift und insbesondere von dem ersten wissenschaftlichen Zoologen, Aristoteles, angetroffen: er schloss sich ihr im Allgemeinen an und bildete sie in einzelnen Fällen weiter aus; wir dürfen wohl ohne weiteren Beweis annehmen, dass die von ihm einfach genannten Namen grossentheils in ganz Griechenland bekannt und allgemein gebräuchlich, die, welche er mit *ὁ καλούμενος* (der sogenannte) einführt, besondern Gegenden oder Menschenclassen eigenthümlich waren. Nur wo er aus

wissenschaftlichen Gründen mehrere unter eigenen Namen bekannte Thiere zusammenzufassen wünscht, an deren Aehnlichkeit man früher nicht dachte, sieht er sich zu neuen Bezeichnungen genöthigt, die er zuweilen aus dem Namen des bekanntesten Gliedes der Gruppe bildet, wie *τα περιστερώδη*, die Taubenartigen, was wir einfach mit „die Tauben" übersetzen können, da wir diesen Namen von der Haustaube auf die verschiedenen wilden Arten ausgedehnt haben, während die Griechen für jede eigene Wörter hatten (*φάττα*, *τρυγὼν* u. s. w.) und daher unter *περιστερὰ* nur die Haustaube verstanden, wie wir unter Wiesel nicht auch den Iltis und unter Hund nicht auch den Wolf, noch öfter aber bezeichnete er seine höhern Abtheilungen, unsern Ordnungen und Classen entsprechend, mit Eigenschaftswörtern, wie *τὰ γαμψώνυχα*, die Krummklauigen, *τὰ καρχαρόδοντα*, die Spitzzähnigen (unsere Raubthiere), *τὰ μαλακόστρακα*, die Weichschaligen (unsere Crustaceen); diese Bezeichnungen sind ihm mehr Diagnosen als Namen, indem er, wo Ein Kennzeichen nicht ausreicht, mehrere verbindet, z. B. *τὰ δίχηλα καὶ οὐκ ἀμφόδοντα*, die zweihufigen und nicht beiderseits gezahnten für unsere Wiederkäuer, ohne aus diesen verschiedenen Begriffen Ein Wort zusammenzuschmieden, wie in neuerer Zeit zuweilen geschieht, wie *Pneumonopoma* für Schnecken mit Lunge und Deckel; er spricht selbst mehrmals von namenlosen Abtheilungen und wie wenig er überhaupt beabsichtigte, eine systematische, d. h. nach wesentlichen Aehnlichkeiten abgestufte Nomenclatur einzuführen, zeigt z. B. ganz deutlich das Beispiel von *κολοιὸς (hist. an. IX. 24.)*, unter diesem Namen führt er drei verschiedene Arten (*εἴδη*) an, wahrscheinlich auf Grund der Volkssprache, aber nicht die der Dohle näher stehenden Raben und Krähen, denn diese hatten ja eigene Namen, dagegen nach jenen dreien noch einen weiteren Vogel, dessen wesentliche Verschiedenheit als Schwimmvogel er selbst anerkannte. Es erklärt sich dieses ganz einfach aus dem Sprachgebrauch des Volkes, auf die weniger bekannten, eigentlich namenlosen Arten den Namen der allbekannten Dohle auszudehnen.

So blieb es im Wesentlichen bis Linné; die vorhandenen

Namen wurden je nach Bedürfniss ausgedehnt, durch Beiwörter vervielfältigt und näher bestimmt, neue Namen durch Zusammensetzungen oder nach Aehnlichkeiten gebildet, z. B. die Eichhorn'schen Infusoriennamen Fänger, Wasserbesen, Radmacher u. s. w., oder fremde eingebürgert, letztere zuweilen mit komischen Missverständnissen, Verdrehungen und unrichtigen Anwendungen, wovon namentlich die Nomenclatur der Amphibien noch jetzt viele Spuren zeigt (*Tupinambis*, *Agama*, *Ameiva*, siehe Lichtensteins Erläuterungen zu *Marggrave*).

Bei der immer steigenden Zahl der Thiere, welche man kennen lernte, musste das nie durchgeführte Streben, für jedes Thier einen einzelnen Namen zu haben, immer mehr an Aussicht verlieren und zugleich die Systematik der Uebersicht wegen an Werth gewinnen; die doppelten Namen dagegen, welche *genus proximum* und *differentiam specificam* bezeichnen, deren viele längst vorhanden waren, empfahlen sich damit um so mehr und es ist Linné's Verdienst, sie consequent durch die ganze specielle Naturgeschichte durchgeführt zu haben, so consequent, dass ganz allbekannte Namen wenigstens ein *Epitheton ornans* sich gefallen lassen mussten, z. B. *Canis familiaris*, *Elephas maximus*, *Homo sapiens* (was Haller nur durch vernunftfähig übersetzt wissen wollte); wo er schon eigene Namen für verschiedene Arten derselben Gattung antraf, wurden diese statt der Beiwörter dem Gattungsnamen nachgesetzt, so *Canis lupus*, *Canis vulpes*, und in gleicher Weise, wo der ursprüngliche Namen der Art zu dem der Gattung erweitert wurde, für die Art zuweilen ein tautologischer hinzugefügt, wie *Cervus elaphus*, *Sus scrofa* oder gar *Scomber scomber*.

Die grossen Vortheile dieses Systems mussten durch zwei Nachtheile erkauft werden, erstlich die Wandelbarkeit der Namen je nach der systematischen Ansicht, wie die immer fortschreitende Zerfällung der grossen Gattungen zeigt, und zweitens die gänzliche Losreissung der wissenschaftlichen Sprache von der Volkssprache, die freilich schon beginnen musste, sobald die in der Literatur niedergelegten Kenntnisse die im Gesammtv ik lebenden und traditionellen an Ausdehnung übertrafen.

In der Literatur hatten, als Linné auftrat, die ursprünglich aus der Volkssprache stammenden Namen, von ihrem Mutterboden getrennt, sonderbare Schicksale erfahren und mehrere Perioden durchlaufen. Bei dem Wiedererwachen der Naturwissenschaften nach der Nacht des Mittelalters erging es den ersten Zoologen wie den Schülern, welche in eine neue Wissenschaft eingeführt werden; sie fühlten sich so überwältigt durch die Menge der ihnen von ihren Lehrern überlieferten Kenntnisse, dass sie nur diese sich anzueignen strebten und eine erschöpfende Kenntniss der Natur darin erblickten, welcher weiter nichts hinzuzufügen sei. Die Alten hatten ihre Kenntnisse nach und nach erworben und in Form einer Blumenlese oder (eigentlich nur Aristoteles) einer vergleichenden Anatomie und Physiologie, theilweise auch zoologischen Geographie, niedergelegt. Die Schüler machten sich Tabellen, um den auf einmal überlieferten Stoff übersehen zu können, sie führten die von ihren Lehrern angedeuteten Eintheilungen durch, und indem sie dieselben nur erklären, durch Beispiele erläutern wollten (z. B. Rondelet), kamen sie, sobald sie die lebendige Natur befragten, wie es dem Forscher so oft ergeht, über ihr erstes Ziel hinaus zur Bildung natürlicher Gruppen oder Familien; da aber die wenigen Kennzeichen, welche in den Schriften der Alten aufzufinden waren, in der Regel auf die ganze Gruppe passten oder oft vielmehr die Gruppe nach diesen Kennzeichen gebildet war, da ferner die ins Auge fallenden Verschiedenheiten der Arten bei der geringen Anzahl derer, die man kannte, weniger beachtet wurden, das geographische Vorkommen nur sehr unvollständig bekannt war, namentlich noch nicht leicht behauptet werden konnte, dass diese oder jene Art im Mittelmeer nicht vorkomme, und somit ein wesentliches Moment, um auf dem Wege der Ausschliessung die Namen zu deuten, noch fehlte, so ergab es sich ganz natürlich, dass dieselben auf ganze Reihen und Gruppen von Arten mit mehr oder weniger Recht angewandt und zu zusammenfassenden Gattungsnamen wurden; die darunter begriffenen Arten wurden anfangs gerne durch Ordnungszahlen

(*Tellina altera, T. tertia*), später durch eine Art Diagnose unterschieden.

Der Natur der Sache nach sind es einige natürliche artenreiche Gattungen oder Familien im heutigen Sinne, welche sich bei den verschiedensten Eintheilungsgründen und oft unter verschiedenen Namen wiederholen, so unsere *Cypraeen* als *Conchae Veneris* oder *Porcellanae*, die Oliven als *Rhombi cylindrici* bei Lister, *Cochleae cylindroideae* bei Gualtieri, *Cylindri* bei Rumph, die Conusarten als *Rhombi pyramidales* bei Lister, *Volutae* bei Rumph und *Argenville*, *Cochleae conoideae* bei Gualtieri, und in ähnlicher Weise die Neriten, Patellen, Trochus, theilweise auch die Flügelschnecken (*Strombus*). Andere, wenn auch noch so naturgemässe Gattungen wurden, weil sie zu arm an Arten schienen oder nicht hinlänglich auffallende Kennzeichen boten, oft sehr einseitig in die schon vorhandenen untergesteckt oder naturwidrig zusammengehäuft; hieher gehören bei den Aelteren die Abtheilungen der Schraubenschnecken (*Clausilia*, *Turritella* und *Mitra* zugleich enthaltend), Trompeten (*Limnaeus* und *Buccinum*) oder gar Schrötera „erdschneckenförmig gewundene Schnecken" (*Helix*, *Vulvata* und *Dolium*), unter den Linné'schen Gattungen namentlich *Bulla*, *Voluta*, *Turbo*, je auf ein einziges, nicht einmal immer zutreffendes Kennzeichen als Eintheilungsgrund gestützt.

Bei den älteren Conchyliologen herrschte als Eintheilungsgrund der erste Eindruck der allgemeinen Schalenform vor, namentlich also das Grössenverhältniss den sichtbaren Theils der einzelnen Windungen untereinander; aber solche Unterschiede waren zu fliessend, schon Lister (1685) benützte daher zur Eintheilung auch die Eigenschaften der Mündung, welche festere Charaktere versprach, Argenville (1742) unterschied darnach die Meerschnecken ohne Canal in die drei Gattungen *Limaçons à bouche ronde*, *L. à bouche aplatie* und *L. à bouche demi-ronde*, welche Gattungen Linné unter den Namen *Turbo*, *Trochus* und *Nerita* adoptirte; Linné ging aber noch weiter, indem er auch die Schrauben-, Trompeten- und Stachelschnecken in die ebengenannten, oder so weit sie einen Canal zeigten,

nach der Richtung desselben in die drei Gattungen *Murex*, *Strombus* und *Buccinum* vertheilte.

So hatte der zweite Eintheilungsgrund dem ersten immer mehr siegreiche Concurrenz gemacht; der gemüthliche und schreibselige Pastor Schroeter bezeichnet den Uebergang von einem System zum andern, er hieng anfangs wie sein Freund Martini, der Begründer des grossen Conchylienwerkes, noch an dem Alten, so in seiner Geschichte der Flussconchylien (1779), ging aber nachher wie Chemnitz, welcher das von Martini begonnene Werk fortsetzte, mit Sack und Pack in das Lager der Linnéaner über (Einleitung in die Conchylienkenntniss nach Linné 1784).

In Linné findet diese Periode ihren Abschluss; es ist anzuerkennen, dass, wenn einmal nach Einem Kennzeichen allein die Eintheilung durchgeführt werden sollte, kein passenderes zu finden war, als die Mündungsform bei den Schnecken, das Schloss bei den Muscheln, aber gerade seiner Consequenz wegen sind bei ihm die Namen am meisten von ihrer ursprünglichen Bedeutung entfernt worden, nicht nur speciell auf andere Gattungen übergetragen, sondern auch formell, indem sie fast nur noch *a priori* gebildete Begriffe, Fächer für eine bequeme Uebersicht bezeichnen; ich erinnere nur an den Linné'schen Begriff von *Ostrea*, welcher zugleich *Pecten* umfasst; beide sind allerdings anatomisch verwandt, aber doch in ihrer äussern Erscheinung und Lebensthätigkeit so verschieden, dass sie in keiner Volkssprache unter Einem Namen zusammengefasst werden. Gleichzeitig hatten Guettard, Geoffroy, Adanson (1757) und O. F. Müller (1774) die Kenntniss der Weichtheile (der sogenannten Thiere der Schnecken und Muscheln, als ob die Schale nicht auch ein Theil des Thieres wäre) geltend gemacht, und so verdienstlich auch dieses Streben an sich war, doch die Nomenclatur dadurch nicht verbessert, sondern durch Uebertragung der vorhandenen Namen auf diese neuen, grundverschiedenen und oft noch ziemlich einseitigen Begriffe die Verwirrung vergrössert; man vergleiche z. B. die Gattung *Buccinum* bei Linné (*Dolium*, *Cassis*, *Nassa*, *Terebra* um-

fassend) und Müller (*Limnaeus*, *Melania* und *Achatina* umfassend), sie haben nicht Einen Charakter und nicht Eine Art mit einander gemein, obwohl sie beide auf den Trompetenschnecken der älteren Conchyliologen fussen; auch seiner Gattung *Nerita* hat Müller Fremdartiges aufgebürdet, gegen welches die Vereinigung mit *Natica* bei Linné bei dem damaligen Stande der Kenntnisse entschuldbar ist; aber hiemit bereitete sich auch schon das Heilmittel vor, in jenen Abtheilungen lagen doch die Keime natürlicher Gattungen und eine Verbindung beider Systeme konnte zu solchen führen. Die Fortschritte der Paläontologie und Anatomie führten eine neue, dritte Epoche herbei; während die vorhin genannten Forscher sich fast ganz auf die Stellung der Augen, die Zahl der Fühler und das Vorhandensein eines Deckels beschränkten, dehnte Cuvier (Mémoires sur les mollusques, 1802—1816) die Berücksichtigung auf alle Organe aus, namentlich auch auf die des Athmungs- und Fortpflanzungssystems, welche ihm feste Stützen für höhere Abtheilungen lieferten. Die Paläontologie aber erhob, zunächst durch das Vorkommen im Pariser Tertiärbecken aufgefordert, die Frage: welche Conchylien gleichen sich unter einander so sehr, dass man von den Lebensbedingungen der einen auf die der andern schliessen darf? Das Vorkommen auf dem Lande, im süssen Wasser oder im Meer, dem man vorher höchstens zuweilen für die Unterbringung nirgends passender Arten unter *Helix* oder *Turbo* eine berathende Stimme zuerkannte, wurde jetzt zwar nicht wieder Eintheilungsgrund, wie in den ältesten Systemen, denn es sollte ja für die fossilen erst durch das System sich herausstellen, aber sein Zusammenstimmen ein wichtiges Kriterium für die Wahl der Kennzeichen. Es ist das Verdienst von Lamarck, jene Frage für die grosse Mehrzahl der Schalthiere beantwortet und natürliche Gattungen hergestellt zu haben, während wir Cuvier die Abtheilungen höheren Grades (Ordnungen und Classen) verdanken. Natürlich schufen Beide nicht Alles neu, sondern es fehlte nicht an Vorarbeiten und Andeutungen, welche sie benützen konnten und benützten (ich erinnere im Grossen nur an Pallas, im Detail an

Bruguière, Montfort, Schumacher u. A.); eben so selbstverständlich ist es, dass die fortschreitende Kenntniss, namentlich in den Weichtheilen, weitere Aenderungen mit sich bringen musste, so namentlich die Berücksichtigung der Zähne auf der sogenannten Zunge oder Reibmembrane der Schnecken, ein Eintheilungsgrund, welcher, wie die Fresswerkzeuge im Thierreich überhaupt, ebenso wichtig als bis in das Detail der Gattungen und Artengruppen brauchbar ist und dessen Anwendung gegenwärtig auf der Tagesordnung der Malakologie steht. Leider fehlt es für die Muscheln noch sehr an ähnlichen, durchführbaren Charakteren.

Es ist ein schönes Zeugniss für die Urtheilskraft von Cuvier und Lamarck, dass die über so viele Arten ausgedehnten, in das Einzelnste eingehenden Untersuchungen der letzten Jahrzehnte zwar nur die wenigsten ihrer Abtheilungen ganz unverändert gelassen, aber doch die allermeisten nur leicht modificirt, von einzelnen fremdartigen Bestandtheilen befreit und oft mehr umgetauft als umgewandelt haben.

Seit der Zeit Lamarcks haben sich die alten Namen, wenn auch immer noch zuweilen unrichtig angewandt, doch im Allgemeinen ihrer alten Bedeutung wieder genähert, dass sie wesentlich unter sich übereinstimmende, vielseitig charakterisirte Einheiten bezeichnen. Die Geschichte der Namen in dieser dritten Epoche ist bekannt und in den Handbüchern zu finden; welchen Thieren sie aber im classischen Alterthum zukommen mochten und wie sie, die oben allgemein angedeuteten Schicksale durchlaufend, endlich bei Linné und Lamarck an diesem oder jenem haften blieben, dies zu untersuchen ist der Zweck der folgenden Arbeit.

Die Reihenfolge und Motivirung der Umwandlungen ergibt sich leicht aus einer Vergleichung der verschiedenen Schriften der zweiten Epoche in chronologischer Reihenfolge, aber ihre ursprüngliche Bedeutung zu ermitteln ist schwieriger und zuweilen ganz unmöglich. Nach den von den Alten erwähnten Eigenschaften sie systematisch in unsern Lehrbüchern aufzufinden, geht gar nicht, jene sind zu allgemein und oberflächlich

(mit Ausnahme der Banken von Frankreich, Amſterdam und Hamburg) in Europa oder Amerika.* Dieſe hatte z. B. am 26. Februar 1796 für 10¼ Mill. Pfd. Banknoten und 643,133 Pfd. Bankanweiſungen im Umlauf, 6 Monate ſpäter (am 26. Auguſt) aber nur noch 8,981,645 Pfd. in Noten und 549,690 in Anweiſungen: Verminderung mehr als eine Million. Im Februar 1798 hatte ſie wieder 10,856,188 Pfd. im Umlauf; aber am 25. Auguſt deſſelben Jahres ſchon wieder eine Million weniger. Vom 26. Auguſt 1799 bis 25. Februar 1800 ſtieg die Zahl der Banknoten von 11,260,675 bis auf 13,106,368 Pfunde, war aber im darauf folgenden Auguſt ſchon wieder um eine Million gefallen. Vom 26. Februar 1817 bis Auguſt deſſelben Jahres ſtieg die Ausgabe der Banknoten um beinahe drei Millionen Pfund. Am 28. December 1833 endlich hatte die Bank 10 Millionen Pfd. Sterling in Gold in ihren Gewölben, oder ungefähr ein Drittel des ganzen Betrags ihrer Noten und Depoſiten; aber am 15. Novbr. 1836, alſo weniger als zwei Jahre ſpäter, war ihr Vorrath an Gold nur noch 4,933,000 Pfd. St., oder weniger als ein Sechstel ihrer Depoſiten und cirkulirenden Noten! Das Verhältniß des baaren Geldes zu den Noten war daher nur die Hälfte des im Jahr 1833 exiſtirenden; und doch ſollen wir glauben, daß bei der Gleichſtellung der Banknoten mit dem baaren Gelde die Beſitzer, „gegen die Gefahr plötzlicher Depreciation“ geſichert wären? daß alſo das Papiergeld ein eben ſo guter Maßſtab des Werthes der Valuten ſey, als das baare Geld? Und was für Contraktionen und Expanſionen könnten wir erſt im amerikaniſchen Bankſyſteme nachweiſen, namentlich in den Notenausgaben der Bank der Vereinigten Staaten! Wie verhielt es ſich mit den Zettelausgaben der alten Aſſignations-, Zettel-, Disconto-, Leih- und der alten Reichsbank von Copenhagen? — Wenn es aber ausgemacht iſt, daß jede Art von Papiergeld ſolchen Expanſionen und Contractionen und hiedurch einer abwechſelnden Verminderung oder Vermehrung ſeines Werthes unterworfen iſt, wie kann man daſſelbe als Repräſentanten der Valuten annehmen und behaupten, daß es wenig

* Es iſt bekannt, daß die Bank der Vereinigten Staaten, als ſie durch den Congreß aufgefordert wurde, ihre Bücher vorzulegen, von dem Rechte eines Angeklagten Gebrauch machte, welcher nicht gezwungen werden könne, gegen ſich ſelbſt Zeugenſchaft abzulegen.

angegeben, aber wo die beschreibende Naturgeschichte uns im Stiche lässt, reichen zwei Schwesterwissenschaften uns die hülfreichen Hände, die Lehre von der geographischen Vertheilung der Thiere und die vergleichende Sprachkunde, erstere das Feld der Auswahl eng umgränzend, letztere auf bestimmte Arten hinweisend. Wissen wir nämlich erst, welche Arten von Schalthieren überhaupt im Mittelmeer leben und wie häufig, welche vorzugsweise von den gegenwärtigen Anwohnern, selbstverständlich zunächst als Nahrungsmittel, gekannt und aufgesucht, mit welchen Namen sie von ihnen bezeichnet werden, so haben wir eine Grundlage für die Beantwortung unserer Frage gewonnen, viele Arten sind ausgeschlossen, einzelne der besondern Berücksichtigung empfohlen. Stimmen jetzt die von den Alten so spärlich angegebenen Eigenschaften zu, ergeben sich die gegenwärtig im Munde des Volkes geltenden Namen als Abkömmlinge der alten, so haben wir den Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt, welcher überhaupt noch zu erlangen ist, und gerade jenes Zusammenstimmen im Einzelnen wird uns überzeugen, wie die alten Namen, im Munde des Volkes vielfach umgeformt, doch ihre wesentliche Bedeutung beibehielten, während sie in der Literatur nicht leicht die Form, aber oft den Inhalt wechselten.

Schon Rondelet in Montpellier und Belon, dieser durch seine Reisen in Griechenland und Kleinasien besonders dazu angeregt und befähigt, haben gleichzeitig bei dem Wiedererwachen der Naturwissenschaften die Lösung von dieser Seite mit theilweisem Erfolg angegriffen und sind daher besonders zu berücksichtigen; aus eigener Anschauung sich ein Urtheil bildend, wurden sie Autoritäten für spätere Schriftsteller, welche für unsere Frage wenig Neues lieferten; namentlich scheint mir Aldrovandi ganz unbrauchbar, höchstens als Repertorium für die Stellen der Alten dienlich, denn er ist reiner Compilator ohne nähere Sachkenntniss, daher manche Arten, z. B. *Aporrhais* (*Pes Pelecani*), an verschiedenen Stellen als verschieden aufgeführt werden; während uns in Rondelet und Belon die eigene Beobachtung erfrischend anweht, wirkt die weitschweifige Gelehr-

samkeit dieses Sammlers wie erstickender Staub, verhüllend und entmuthigend.

In neuerer Zeit ist meines Wissens wenig für die Lösung dieser Aufgabe geschehen; namentlich ist Griechenland in Bezug auf seine Meerthiere und die einheimischen Namen derselben noch wenig bekannt; von letzteren findet man leider nur dürftige Angaben in der französischen Expedition en Morée, mehr in verschiedenen Reisen, so bei Tournefort und bei dem Geognosten Dr. Fiedler (Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland in den Jahren 1831—1837. Leipzig 1841. 2 Bde. 8°); neuere Angaben über den Busen von Jero auf Metelin (Lesbos) suchte ich vergebens; Aristoteles führt mehrere Eigenthümlichkeiten von dort an, wornach solche ebensowohl für die Erklärung desselben, als für die zoologische Geographie überhaupt von Wichtigkeit sein würden.

Weit besser ist Italien in der Gegenwart bekannt, aber im Alterthum war es umgekehrt; die meisten Nachrichten und Namen, welche bei italischen Schriftstellern vorkommen, sind von den Griechen entlehnt; glücklicher Weise können wir indessen gerade hier den vorhin zu Hülfe gerufenen Wissenschaften die Sätze entlehnen: 1) dass im ganzen Umkreise des Mittelmeers bei gleicher Bodenbeschaffenheit die Schalthiere der grossen Mehrzahl nach dieselben und meist in ähnlichem Häufigkeitsverhältnisse sind, und

2) dass manche griechische Wörter sich in den Dialecten derjenigen Mittelmeerküsten, wo einst griechische Colonien blühten, bis auf die Gegenwart erhalten haben; solche führt mein Vater (Italien Bd. II. S. 508) namentlich für Neapel auf, aber auch am obern adriatischen Meere finden sich dergleichen, so heisst in Venedig ein Blumentopf *piter* vom griechischen πίθος (irdenes Fass), die Wassermelone *angurie* nach dem gleichlautenden griechischen Worte, der Todeskampf der Sterbenden *angonia*, die Schildkröte *galeme* (nach γαλέη) u. s. w. So sind es denn auch neben den bekannten Werken für Neapel von Poli und delle Chiaje namentlich Olivi (*zoologia adriatica*, Bassano 1792. 4°), Plucár (der Fischmarkt zu

Triest. 1846. 8°), und Petter (Beschreibung von Dalmatien. Gotha 1857. 8°), welche mir werthvolle Anhaltspunkte für die Identification durch Angabe der einheimischen Namen und der praktischen Verwendung lieferten. Ihr Zeugniss bestätigt und ergänzt das, was ich bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt mit meinem Vater in Venedig und Neapel in Erfahrung brachte, und tritt ein, wo diese mich verlässt. Für die Kenntniss der gegenwärtig in der Provence geltenden Namen bin ich meinem verehrten Freunde Dr. Ewald in Berlin verpflichtet, welcher mir die neuere Departements-Beschreibung von Marseille mittheilte.

Die von mir benützten Ausgaben der hauptsächlichsten Classiker sind:

Aristoteles historia animalium ed. Bekker. Berlin 1829. 8°.
— περὶ ζώων μορίων, griechisch und deutsch von Frantzius. Leipzig 1853. 8°.
— de generatione animalium ed. Bekker. Berlin 1839. 8°.
Xenokrates περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς, ed. Koraes. Paris 1814. 8°. (lebte unter Kaiser Nero.)
Plinius naturalis historiae libri XXXVII rec. Jul. Sillig. Hamburg und Gotha 1851—1858. VIII Bde. 8°. (geb. 23, gest. 79 J. nach Chr. Geb.)
Athenaeus Deipnosophistae, rec. Dindorf. Leipzig 1827. III Bde. 8°. (lebte um das Jahr 155 n. Chr. Geb.)
Aelian de natura animalium, ed. Jacobi. Jena 1832. 8.° (im dritten Jahrhundert n. Chr. Geb.)

Alle Prosaiker sind nach Buch und Kapitel, die Dichter nach Gesang und Vers citirt, die Paragraphen habe ich, da sie in vielen Ausgaben fehlen oder eine abweichende Umgränzung haben, nicht angeführt; der kleine Nachtheil, bei dem Nachschlagen mehr durchlesen zu müssen, wird überwogen durch den Vortheil, sich die Stelle im Zusammenhang vorzuführen. Nur bei dem langen Kapitel IV, 4 in Aristoteles historia animalium, welches oft angeführt werden musste, wurden theilweise die Stellen durch init., fin., sub fin. näher angedeutet und bei Plinius neben dem Kapitel die Section in der Sillig'schen Ausgabe.

Auf die Cephalopoden und die wenigen nackten Mollusken, welche die Alten nennen, habe ich mich nicht eingelassen, da ich hier dem schon vielfach Erörterten nichts Neues hinzuzufügen hatte.

Κοχλίας. **Cochlea.** Σίτυλος.

Aristoteles hist. an. IV, 1, 4. VIII, 13. IX, 37. gen. an. III, 11.
Varro de re rustica III, 14.
Dioscorides II, 11.
Plinius VIII, 39 (59). IX, 32 (51). 56 (82). XI, 37 (62). XXX, 6 (15). 14 (43).
Athenaeus II, 63.

Κοχλίας, *Cochlea*, ist der eigentliche Name für die Landschnecken; nur selten und ausnahmsweise wird er auf Meerschnecken übergetragen und mehr von systematischen Schriftstellern als vom Volke, wie das deutsche Wort Schnecke, Plinius XXXII, 11 (53). Aelian XI, 21. Xenokrates dagegen unterscheidet s. *Buccinum* und *pecunculus*, Meer- und Landschnecken; erstere seien unverdaulicher, III, 23. Koraes bemerkt dabei, dass sich dieses Wort in der Form *σχολίκι* bei den Neugriechen für Landschnecken erhalten habe, neben dem bei den Alten nicht vorkommenden *σαλίγκι* oder *σαλίφκι* (von *σάλιον*, Speichel, Schleim). Erst im Italienischen (chiocciola, neap. cozza) und Französischen (coquille) ist er auf alle Schalthiere ausgedehnt worden, wenn diese Namen nicht eher von Conchylium stammen. Einige wollen *σχολίκι* von einem Zeitwort *σχόλω*, winden, ableiten, viel eher wird aber dieses, wenn es überhaupt vorhanden war, als Abstraction von dem concreten Begriff Schnecke herzuleiten sein.

Die in den Schriften der Griechen und Römer erwähnten Landschnecken zu deuten, hat 1820 Ferussac in einem sehr ausführlichen Aufsatze mit viel Sachkenntniss und richtigem Takte versucht (histoire naturelle des mollusques terrestres et fluviatiles, II, S. 97). Sie werden selten in einer andern Be-

ziehung als wegen ihres Nutzens als Speise oder gar als Arznei genannt; Kennzeichen sind entweder gar keine oder nur sehr unbestimmte angegeben, so dass eine Identification sich meist nur auf die Angabe des Vaterlandes stützen kann; Ferussac hat dieses wohl erkannt, aber doch dürfte die unterdessen fortgeschrittene Kenntniss des verschiedenen Vorkommens einige Aenderungen seiner Deutungen begründen.

Κοχλίας bedeutet bei Aristoteles nur einmal einen Fisch (hist. an. V, 9), sonst immer eine Landschnecke, oft ausdrücklich noch als *ὁ χερσαῖος* bezeichnet, im Gegensatze zu *κόγχη*, aber eine genauere Bestimmung lässt sich nicht geben, als die, dass er vermuthlich darunter die grösseren, häufigeren und den Menschen zur Nahrung dienenden Helixarten, welche in Griechenland sich finden, zunächst verstand, also *Helix aperta*, *figulina*, *cincta*, *ligata*, *lucorum*, *adspersa*, *vermiculata*, namentlich auch *H. Codringtoni* var. *parnassia* Roth (Malakozoologische Blätter 1856, 8. 2), welche gegenwärtig oft in Menge in Athen zu Markte kommt. *H. adspersa* und *vermiculata* will Ferussac ausgeschlossen wissen, weil sie keinen Kalkdeckel machen und Aristoteles einen solchen erwähne, aber derselbe nennt nur allgemein ein *ἐπιθύρωμα*, Hülle (hist. an. VIII, 13), worunter der Papierdeckel von *H. adspersa* und *vermiculata* ebenso gut verstanden sein kann.

Da Aristoteles nur im Allgemeinen spricht und nur Eigenschaften nennt, welche so ziemlich allen Landschnecken zukommen, so könnte man versucht sein, den Namen *κοχλίας* als allgemeine Bezeichnung für alle Landschnecken aufzufassen, wenn nicht an einer Stelle (hist. an. IV, 4) neben ihnen und den Meerschnecken gegenüber noch *κοχλία* genannt würden; dieser Name kommt sonst nirgends mehr vor, scheint auch wenig gebräuchlich gewesen zu sein, da Aristoteles *τὰ καλούμενα ὑπό τινων κοχλία* (die von Einigen sogenannten s.) sagt; etymologisch lässt sich darin eine Verwandtschaft mit *κογχύλιον* sehen, andererseits an *κόκκος* (Kern) denken, um so mehr, als einige Handschriften das κ hinter dem ο verdoppeln; von sachlicher Seite aus könnte man im Gegensatze zu *Helix* an gethürmte

Schnecken, etwa *Bulimus decollatus*, an *Cyclostoma elegans*, oder auch an Süsswasserschnecken denken; diesem steht aber entgegen, dass keine von allen diesen Schnecken in den heutigen Sprachen einen eigenen Namen haben. Man sieht, wie viel Spielraum dem Rathen bleibt. Ferussac wurde von der Rolle, welche *Helix aperta* bei den späteren Classikern und heute noch in Südfrankreich als Leckerbissen spielt, darauf geführt, zunächst an diese zu denken und desshalb in *xerádia* gar nur eine Entstellung von *σφαίρια* zu vermuthen; letzterer Name bezeichnet nämlich bei Dioscorides (II, 11) die *Helix aperta*, was durch die Angabe des Vorkommens in den ligurischen Alpen und die Etymologie, von *σῦρα*, Deckel, ausser Zweifel gesetzt wird. *Helix aperta* ist häufig in Südfrankreich, wie um Genua, sie schliesst sich während des grössten Theils des Sommers (nicht wie unsere *H. pomatia* nur im Winter) mit ihrem Deckel und führt desshalb auch heutzutag im Provenzalischen den Namen la tapado, die Zugestopfte. Es ist zu bedauern, dass im Systeme gerade sie jetzt *H. aperta*, die Offene, genannt wird; Born, welcher nur die leere deckellose Schale in der kaiserlichen Sammlung zu Wien kannte, hatte freilich von seinem Standpunkte aus ihrer weiten Mündung wegen ein Recht, sie so zu nennen.

Eine zweite Schnecke erwähnt Dioscorides weniger rühmlich; sie werde von Einigen *ἀτενίας* oder *σκαλίνης* genannt, lebe in Wäldern und Gebüschen, sei weniger gut zu essen, bewirke Durchfall und Erbrechen. Auch Athenaeus (II, 63) erwähnt einen Vers des Epicharmus, worin *σκαλίας* als werthlose Schnecke erscheint. Ferussac deutet sie auf *Helix nemoralis* und dieses leuchtet mir um so mehr ein, als ich, so lange ich im südlichen Italien war, dieselbe nur im Walde und in der Macchia (Gebüsch, Unterholz) um den Albanersee antraf; ob aber ihr Genuss die genannten Folgen hat? In manchen Gegenden wird sie gegessen, z. B. bei Nizza und in Dalmatien, doch nirgends gerühmt.

Weitere Landschnecken erwähnt Dioscorides aus Nordafrika, Sardinien, Sicilien, Chios und Astypalaea (vier Inseln und ein

Vorgebirg im griechischen Archipel führten diesen Namen, die bekannteste ist das heutige Stampali) neben der *pomatia*; Ferussac deutet sie, mit Ausnahme der afrikanischen, auch auf *H. aperta*, welche allerdings alle diese Gegenden bewohnt; es bleibt aber unentschieden, ob Dioscorides von derselben Art aus verschiedenen Gegenden oder von verschiedenen Arten sprechen wollte.

Die späteren griechischen Schriftsteller erwähnen die Landschnecken nur im Allgemeinen und meist ziemlich kurz, obgleich sie, wie z. B. Galen περι τροφῶν δυνάμεως ed. Kühn III, 3 bezeugt, von den Griechen täglich gegessen wurden. Dafür erfahren wir einige Einzelheiten von einem römischen Landwirthe.

Varro erwähnt zuerst der Schneckengärten, cochlearia, und führt als der Züchtung würdige Arten auf:

1) *minutae albulae*, quae afferuntur e Reatino;
2) *maximae*, quae de Illyrico apportantur;
3) *mediocres*, quae ex Africa afferuntur.

Ferussac deutet die ersten auf *Helix Carseolana*, sie ist relativ klein, grossentheils oder ganz weiss und lebt an den Felsen des Appennins in grosser Menge; Rieti, das alte Reate, im Kirchenstaat an der neapolitanischen Gränze, liegt nicht weit von Subiaco, wo ich sie sehr häufig und ganz weiss fand. Da sie eine dem Appennin eigenthümliche Kalkfelsenschnecke ist und in der Ebene nicht vorkommt, so lag es dem Römer nahe, sie von Rieti zu holen, und dieser Umstand beseitigt auch den Zweifel, ob vielleicht *H. pisana* oder *H. variabilis* gemeint sei, denn diese leben in der Stadt Rom selbst in Menge und entwickeln sich daselbst zu einer ungewöhnlichen Grösse. Ob übrigens *H. Carseolana* jetzt noch gegessen werde, habe ich nicht erfahren können.

In der grossen illyrischen Schnecke ist *H. ligata* Rossmässler Ikonographie, Heft V und VI, Fig. 189, später *H. secernenda* genannt, aus Dalmatien zu vermuthen; sie ist grösser als alle um Rom vorkommenden grösseren Landschnecken (*H. aperta, vermiculata, adsperso*), von italienischen können nur die in Oberitalien häufige *H. lucorum* und eine selten um

Neapel vorkommende ihr ähnliche mit ihr an Grösse wetteifern.

Schwieriger sind die afrikanischen Schnecken zu bestimmen, Varro setzt hier hinzu: non quo in his regionibus quibusdam locis eae magnitudinibus non sint disparilee, nam et valde amplae sunt, quamquam ex Africa, quae vocantur Solitanae, ita ut in eas LXXX quadrantes conjici possint, et sic in aliis regionibus eaedem inter se collatae et minores sunt, ac majores. Hae in foetura pariunt innumerabilia. Earum semen minutum, ac testa molli, diuturnitate obdurescit. Er kennt also aus Afrika, wie aus andern Ländern, Schnecken verschiedener Grösse; bei den mittelgrossen, in den Schneckengärten ernährten, darf man wohl zunächst an die in Algerien häufig gegessenen *H. Dupotetiana*, *Cirtae*, *lactea* und verwandte Arten denken, und wenn sich die letzten Sätze der angeführten Stelle auf sie beziehen, so lässt sich auch die ungeheure Häufigkeit der *H. Dupotetiana* dafür anführen, welche mehrere Tage lang die französische Expeditionsarmee auf dem Rückzuge von Mascara ernährte (Moritz Wagner Reisen in Algerien).

Die *Coelcae Solitanae* haben Ferussac viel zu schaffen gemacht, die achtzig Viertel, als Flüssigkeits- oder Raummass, geben nach jeder Berechnung eine Grösse, von der bei keiner Schnecke die Rede sein kann, er erklärt daher, auf das Wort conjici sich stützend, den Ausdruck so, dass 80 Geldstücke darin Platz finden, wie wenn man etwa sagen würde, gross genug, um eine Rolle von 25 Louisd'ors aufzunehmen; aber auch bei dieser Aushülfe und indem er noch ein altes Recept eines gewissen Marcellus Empiricus anführt, wonach eine Schwalbe (*hirundo*) in eine afrikanische Schnecke gesteckt werden soll, bleibt ihm nichts übrig, als zu vermuthen, es sei irgend eine afrikanische *Achatina* gewesen, welche, uns noch unbekannt, in dem nördlichen Afrika lebe; das Weitere kann sich aber dann nicht mehr auf dieselbe beziehen, denn *Achatina* legt wenige grosse hartschalige Eier, wie *Bulimus*.

Den Namen *Solitanae* leitet man gewöhnlich, doch ohne Sicherheit, vom Promontorium Solis in Mauritanien ab, dem

heutigen Cap Cantin nahe bei Marocco; das nördlichste Vorkommen von grossen Achatinen in Afrika ist, soviel bis jetzt bekannt, in Sierra Leona *Achatina acuta* Lam., über 110 Mill. lang und 55 Mill. dick, die grösste, *Achatina variegata* Roissy = *perdix* Lam., 160 Mill. lang und 50 Mill. dick, folgt erst bei Liberia; ziemlich grosse Bulimus finden sich noch nördlicher, am Senegal *B. Kambeul* Brug., im Nilgebiet *B. Africanus* Reeve, 55 Mill. lang und 28 Mill. dick, einer bis Oberägypten herab, *B. Sennaarensis* Parr., 55 Mill. lang, aber aus Marocco kennt man keinen; der von Reeve unpassend *B. Numidicus* genannte lebt im tropischen westlichen Afrika.

Plinius wiederholt alle diese Nachrichten aus den erwähnten Schriftstellern, theilweise entstellt, wie z. B. gerade die letzte, wobei er nicht nur die Fruchtbarkeit ganz bestimmt als Auszeichnung für die erstgenannten *Africanae* angibt, sondern auch die *Solitanae* als in den Schneckengärten gezogene und ihre Grösse als Erfolg der Züchtung rühmt, IX. 56 (82), wovon in unserem Texte des Varro nichts zu finden ist; gleichwohl setzt er ausdrücklich hinzu, Auctor est M. Varro, also hat er es selbst nicht gesehen.

Neuen Stoff zu Deutungen enthalten zwei weitere Stellen bei Plinius, VIII, 39 (59): In Balearibus insulis cavaticae appellatae non prorepunt e cavis terrae neque herba vivunt, sed uvae modo inter se cohaerent. Est et aliud genus minus vulgare, adhaerente operculo ejusdem testae se operiens; obrutae terra semper hae et circa maritimas tantum Alpes quondam effossae coepere jam erui et in Literno. Omnium tamen laudatissimae in Astypalaea insula.

XXX, 6 (15): Praecipue vero coclearum cibus stomacho (medetur); ..... Laudatissimae autem sunt Africanae, ex his Jolitanae, Astypalaeicae, Aetneae Siculae modicae, quoniam magnitudo duras facit et sine succo. Baleariae quas cavaticas vocant, quoniam in speluncis nascuntur. Laudatae et ex insulis Caprearum, nullis autem cibis Graecae, neque veteres, neque recentes. Fluviatiles et albae virus habent, nec silvestres stomacho utiles alvum solvunt, item omnes minutae.

In der ersten Stelle lässt sich wieder *Helix aperta* nicht verkennen; dieses zeigen der Deckel, der Aufenthalt im Boden (Sommers und Winters, nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstregen verlässt sie denselben) und das Vaterland. Ferussac hält die *cavaticae* der Balearen für dieselbe Art, obgleich Plinius sie aliud genus nennt, gibt jedoch zu, dass er nicht wisse, ob *H. aperta* auf diesen Inseln vorkomme; sie findet sich aber weder unter den Landschnecken, welche der Naturalienhändler Keitel in Berlin von denselben mitgebracht hat, noch ist sie sonst, soviel ich weiss, von irgend Jemand daselbst beobachtet worden.

Die *cavaticae* scheinen so genannt worden zu sein, weil sie in cavis terrae, was Plinius in der zweiten Stelle durch speluncae wieder gibt, beständig bleiben sollen, so ist vermuthlich non prorepunt zu verstehen, eine auf die andere sitzend, und also auch nicht von Kräutern leben; dieses wäre für *H. aperta* unrichtig; ist es aber erlaubt, cava terrae und speluncas nicht als Löcher in der Erde, sondern als Felsklüfte und Grotten aufzufassen, so bietet sich die beste Erklärung in *Helix muralis* und ihren Verwandten (*H. serpentina* Fer., *Minoricensis* Mittre und vielleicht auch *Hispanica* Partsch gleich *Balearica* Ziegler) dar; diese alle kommen auf den Balearen vor, leben in Felsspalten und Mauerlöchern, die sie selten oder nie verlassen, und sitzen, wie ich wenigstens bei *H. muralis* in Florenz oft gesehen habe, gern klumpenweise eine auf der andern; wie bei *H. Carseolana*, wird ihre Kleinheit durch ihre Menge ersetzt. Will man eine Italien fremde darunter verstehen, so wäre es *Helix Hispanica*.

Die Schnecke von der Insel Capri könnte *H. Surrentina* Ad. Schmidt sein, eine dort häufige nahe Verwandte der *H. Carseolana*, wenn man nicht vorzieht, überhaupt alle zur Nahrung dienenden Schnecken dieser Insel, also die bekannten *H. vermiculata, adspersa, aperta, variabilis* darunter zu verstehen.

Unter den sicilianischen Schnecken, welche gross, aber wenig schmackhaft seien, vermuthet Ferussac *Helix adspersa*; diese ist allerdings mit *H. Mazzullii* Jan die grösste Landschnecke

darauf ankomme, ob die Tauſchmittel als Repräſentanten der Valuten in gemünztem Golde oder in Banknoten beſtehen?“ — Mac Culloch iſt hier von der (wenigſtens nach unſerer Ueberzeugung) irrigen Anſicht ausgegangen, daß die edeln Metalle nur Repräſentanten der Valuten ſeyen, während ſie doch ſelbſt Valuten ſind, und das Papiergeld als Tauſchmittel dieſelben repräſentirt. Aber Mac Culloch widerſpricht ſich gleich im darauf folgenden Satze, wo er ſagt: „Noten, welche ſonach für geſetzliche Zahlungsmittel (Wechſel-Valuta) erklärt ſind, und nicht ſofort gegen baares Geld eingelöst werden, werden nicht darum angenommen, weil man die Ausſteller für ſolvent genug hält, ſolche gegen Geld einzulöſen, noch finden ſie etwa deßhalb Nehmer, weil ſie denſelben Werth haben, wie die Gegenſtände, für welche ſie ausgetauſcht werden, ſondern ſolche haben darum Kurs, weil ſie die Stelle des baaren Geldes vertreten, und als ſolches von jedermann in Zahlung genommen werden.“ „Banknoten dieſer Art,“ ſetzt er hinzu, „ſind als Marken oder Rechenpfennige zu betrachten, nach welchen Beſitz und Eigenthum beim Uebertragen von Einem auf den Andern bemeſſen werden. In ſo fern ſolche durch kein Steigen oder Fallen des Kredits leiden, ſo iſt augenſcheinlich, daß ihr Werth allein von der Menge bedingt iſt, in welcher ſie auf einmal vorkommen, verglichen mit den Zahlungen, welche durch ſie geleiſtet werden ſollen. Wollte man dieſelbe unter die Quantität baaren Geldes herabbringen, welche an ihrer Statt für den Umſatz erforderlich wäre, ſo würde ihr Werth über den des baaren Geldes erhöht werden, durch Vermehrung aber müßte derſelbe nothwendig ſinken.“ Hiermit ſind wir freilich einverſtanden; aber die Quantität des baaren Geldes, welches zu irgend einer Zeit ſtatt der Banknoten für die Bedürfniſſe des Handels und der Gewerbe in Umlauf geſetzt werden müßte, läßt ſich nur höchſt ſchwer beſtimmen, da der Handel und die Gewerbe eben durch die vermehrte Ausgabe von Banknoten zu irgend einer Zeit eine andere als die gewöhnliche Richtung nehmen und hiedurch eine weit größere Quantität des cirkulirenden Austauſchmittels nöthig machen könnten, als unter andern Umſtänden nothwendig geworden wären.

Dies führt uns auf die Beantwortung unſerer früher aufgeſtellten Frage, warum die Noten der Bank von England, als ſie

Siciliens, das Vorkommen von *H. cincta* und *ligata* daselbst ist zu wenig verbürgt, doch möchte ich lieber an *Helix Mazzullii* denken, da *H. adspersa* in Rom selbst gar zu häufig ist und heute noch zu oft auf den Strassen verkauft wird, als dass man annehmen könnte, die Römer hätten sie, wie *H. aperta*, aus dem Auslande bezogen.

Die *Astipalaeicae* und *silvestres* sind offenbar aus *Dioscorides* entlehnt; darin, dass erstere XXX, 4 (11) und 14 (43), wo von Schneckenschleim als Mittel gegen Heiserkeit und Entzündung die Rede ist, als die wirksamste genannt wird, findet Ferussac einen Wahrscheinlichkeitsgrund für die Deutung auf die schleimreiche *H. aperta*. Sonderbar und vielleicht nur aus verworrener Compilation zu erklären ist der Zusatz: nullis cibis graecae, da doch in Griechenland noch gegenwärtig Landschnecken häufig gegessen werden; andere Ausgaben haben nullae cibis gratae, was eben so wenig sachlich zu rechtfertigen ist.

Ebenfalls ihrer medicinischen Anwendung wegen nennt Plinius noch minutae longaequae candidae cocleae passim oberrantes, XXX, 14 (43) und cocleae minutae et latae, XXIX, 6 (39), XXX, 4 (10) und 9 (23). Bei den ersten darf man an *Bulimus decollatus*, *B. acutus* oder *Clausilia papillaris* denken. Alle diese finden sich an classischen Stellen, z. B. in den Häusern von Pompeji, im Colosseum zu Rom. Der erste ist gross genug, um aufzufallen, aber doch nicht so häufig und namentlich selten lebend zu finden, was doch das Wort oberrantes vorauszusetzen scheint. Die zwei andern sind sehr häufig in der Stadt Rom.

Den weitesten Spielraum zum Rathen lassen die Cocleae minutae et latae, sie können alle kleineren Helixarten sein, worunter *Helix striata* Auct. (*profuga* Ad. Schmidt), *H. conspurcata* Dr. und *H. carthusiana* Müller um Rom häufig sind; *Helix carthusiana* findet man oft auf Rebenlaub, sie dürfte daher die von Plinius XI, 37 (62) Et cocleae dentes habent: indicio est a minimis earum derosa vitis, gemeinte und Silligs Leseart *vicia* statt *vitis* unrichtig sein. Dagegen ist die von Matthioli in seinem Commentar zu *Dioscorides* erwähnte

Schnecke von der Grösse eines Lupinensamens, welche auf den Köpfen der Disteln in der römischen Campagna häufig sei, wie ich selbst gesehen habe, *Helix pyramidata*.

Es war bis jetzt nur von Schnecken mit einer Schale die Rede, das Wort *Cochlea* wurde aber auch von nackten Schnecken gebraucht, wie einige Stellen bei Plinius zeigen, XXIX, 6 (36), XXX, 7 (19). Ferussac vermuthet daher auch unsern grossen *Arion ater* in den Cochleae germanae, von denen fünfzehn Stück bei Vegetius, Mulomedicina I, 36 in einem angeblich schon von Chiron angegebenen, sehr verwickelten Recept für alle Krankheiten der Pferde vorkommen.

Umgekehrt wurde *Limax*, im Allgemeinen der Name für nackte Schnecken, wie die Erwähnung des innern Knöchelchens bei Plinius XXX, 15 (47) beweist, zuweilen auch von Schnecken mit der Schale gebraucht, z. B. in einem Vers bei Columella: Implicitus conchae limax, X, 324; das Wort lebt noch heute in den romanischen Sprachen für beide Gattungen von Schnecken fort, in Italien als *lumaca*, *lumaccia*, *lumacone*, in Spanien als *limaza*, in Frankreich als *limace* und *limaçon*, wenn auch häufiger verschiedene Worte gebraucht werden, wie im Venezianischen, wo *bòvolo* eine Schnecke mit der Schale, *lumàga* eine nackte bedeutet, das *caracol* der Spanier, *escargot* der Franzosen für Schalenschnecke, *lesma* der Portugiesen blos für nackte Schnecken.

Beiderlei umfasst eben so das deutsche Wort Schnecke, welches in allen germanischen Sprachen wiederkehrt; nur die Engländer haben neben ihrem *snail* noch für die nackte Schnecke *slug*, was sonderbarer Weise dem deutschen Schlange fast so ähnlich ist, wie das englische Wort für Schlange, *snake*, dem deutschen Schnecke. Der unklare Begriff eines kriechenden, ungern gesehenen Thieres, eines Wurms im weitesten Sinne, könnte beide vermitteln.

Die Aehnlichkeit zwischen den Schnecken mit und denen ohne Schale veranlasste schon in dunkler Vorzeit die Sage, dass sie willkürlich aus ihren Häusern herauskriechen, was in Deutschland von Vielen noch eben so geglaubt wird, wie von

den alten Griechen, siehe Aelian nat. an. X, 5. Aus dieser Stelle stammen auch die systematischen Namen *Arion* für die nackten Schnecken ohne Knöchelchen und *Arionta* für *Helix arbustorum* L. her.

Die Süsswasserschnecken wurden von den Alten, wie noch jetzt vom praktischen Volke, kaum beachtet. Die *κόχλια λευτά* der pseudohomerischen Batrachomyomachie v. 165, von Menke (Zeitschrift für Malakozoologie I, 1844) scharfsinnig auf *Limnaeus stagnalis* gedeutet, und die *Cocleae fluviatiles* bei Plinius XXX, 6 (15), XXXII, 5 (19) und 10 (38) fälschlich als Heilmittel und als giftig angegeben, sind Alles, was mir aus den Alten über Süsswasserschnecken bekannt ist.

Die *Cochleae* werden noch von Rondelet als bestimmte Gattung für Landschnecken und diesen in der äusseren Gestalt ähnliche Meerschnecken aufgeführt, es wurde aber seitdem immer allgemeiner, dieses Wort als Gegensatz zu *Concha* auf alle spiral gewundene Schalen anzuwenden, so erscheint bei Tournefort und Gualtieri die Gattung *Conus* als *Cochlea conoidea*, *Oliva* als *Cochlea cylindroidea*, *Cassis* als *Cochlea cassidiformis*. Linné adoptirte diese Anwendung, indem er im Systema naturae nicht mehr, wie früher in der Fauna suecica, eine Gattung *Cochlea* aufführte, sondern diesen Namen als Bezeichnung der Unterabtheilung der Ordnung *Testacea* für die Gattungen *Argonauta* bis *Nerita* anwandte. Nach Linné suchten noch Humphrey (Museum Calonnianum) und d'Acosta dieses Wort als Gattungsnamen für Landschnecken, Ferussac als Familienname für die Heliceen einzuführen, aber ohne Erfolg, und es ist jetzt bis auf wenige Zusammensetzungen, z. B. *Cochlostyla*, aus der systematischen Nomenclatur verschwunden.

Porphyra, Purpura, Murex, Conchylium.

Aristoteles hist. an. IV, 4, 8. V, 12, 15. VIII, 13, 20. IX, 37.
— part. an. II, 17. IV, 5.
— gen. an. III, 11.
Xenokrates III, 22.

Plinius IX, 36—39 (60—64). XXXII, 7 (27).
Aelian nat. an. VII, 31, 34. XV, 10.

Ueber die Purpurschnecke ist seit Fabius Columna (de purpura 1674) bis Heusinger (de purpura antiquorum, indic. nov. decanat. ausp. univ. Wirceburg 1826, 4°) und Sace (Bulletin de la société industrielle de Mulhouse 1855) viel geschrieben worden und die verschiedensten Schnecken wurden für dieselbe erklärt, je nachdem man einen rothen Saft von ihnen erhielt, so

Murex trunculus von Columna l. c.

Purpura lapillus von Reaumur in den Abhandlungen der Pariser Academie 1711.

Scalaria communis von Plancus de conchis minus notis 1739.

Aplysia von Mariti, Reisen in Syrien 1778.

Cassidaria echinophora von Olivi, zoologia adriatica 1792.

Janthina von Lesson im Journal pharmac. 1822,

bis man sich überzeugte, dass eine grosse Reihe von Schnecken einen gefärbten Saft liefert, dieser also nicht zur Identification hinreicht. J. G. Schneider, der Philolog unter den Naturforschern κατ' ἐξοχήν, kam daher zu dem Schlusse, es sei unmöglich, die Arten zu bestimmen (s. seine Zusätze zu Ulloa's Nachrichten von Amerika, übersetzt von Dieze 1781. Bd. II, S. 377, wo sich auch interessante Nachrichten über die längere Zeit in Westindien bestandenen Purpurfärbereien, leider ohne Angabe der Schneckenart, vorfinden).

Die Fortdauer der Namen führt auf bestimmtere Resultate. Was *Purpura* betrifft, so gehört zwar das südfranzösische *Pourpré* für *Octopus* nicht hieher, sondern zu *Polypus*, aber um so sicherer die Bezeichnung *Porpora*, welche neben der gebräuchlicheren: *Garusa* nach Plucár in Triest für die grossen Murexarten, namentlich *Murex trunculus* üblich ist. Rondelet führt für *Murex brandaris* den provenzalischen Namen *Burex* an, welcher entschieden an das alte *Murex* erinnert, und Conchylium lebt im neapolitanischen Sconciglio für dieselben zwei Murexarten fort.

Wenn wir schon hiedurch auf diese beiden *Murex* angewiesen werden, so erhalten wir noch sicherere Anhaltspunkte in dem Hügel von Schneckenschalen, welchen Ulysses von Salis bei Tarent (Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel 1793, 8°. S. 99 u. 368) fand und schon Columna (de Purpura Cap. II, §. 38) erwähnt, und einem ähnlichen Hügel, den Boblaye in Morea entdeckte (Lamarck animaux sans vertèbres, seconde édition, Bd. IX, S. 259, wo auch Bronn's Vermuthung, es möchten tertiäre Ablagerungen sein, ausdrücklich widersprochen wird). Tarent und Lacedaemon hatten im Alterthum berühmte Purpurfärbereien. Die in diesen Hügeln vorgefundenen Schneckenschalen waren lauter *Murex brandaris*, dessen Stacheln gut zu der Uebertragung des lateinischen Namens *Murex* auf Fussangeln (Curtius de reb. gest. Alex. IV, 13) und zackige Felsen (Virgil Aen. V, 205) passen, so wie zu der Bezeichnung *muricatus* für Distelköpfe, Plinius XX, 23 (99).

Dagegen entdeckte Dr. Wilde in Tyrus selbst Reste alter Purpurfärbereien: dicht am Meeressaum Räume von 2—8 Fuss Durchmesser und 4—5 Fuss Tiefe in den Sandstein ausgehauen, theils leer, theils zu einer Breccie zusammengekittete, scharfrandige, also nicht angeschwemmte Schneckenfragmente enthaltend, und diese sollen alle dem *Murex trunculus* angehört haben (Annals and magazine of natural history III, 1839, pag. 271).

Beide Arten kommen mit einander vor und werden oft mit einander zum Essen verkauft.

Aristoteles spricht von mehreren Arten (γωνη πλειω, hist. an. V, 15) von Purpurschnecken, grösseren und rauhen mit schwarzem Saft in den Buchten und kleineren mit rothem Saft am Strande; erstere sollen nördlicher, letztere südlicher vorherrschen; der Unterschied des Vorkommens ist aber sehr unklar, da er die in der Bucht von Mitylene (*Euripos*) zu den kleinen rechnet; Nachforschungen an den genannten Oertlichkeiten gäben vielleicht Aufschluss, was für verschiedene Arten im heutigen Sinne gemeint seien. Dass sein κηρυξ zum Färben diene, erwähnt Aristoteles nirgends, und doch übersetzt diesen

Plinius mit *Murex*. Wie Aristoteles, aber noch detaillirter nach dem Meeresboden, spricht auch Plinius IX, 37 (61) von verschiedenen Purpurschnecken, noch öfter aber von verschiedenen Purpurfarben, die eben so gut ihren Grund in der Bereitung haben konnten, so am deutlichsten IX, 36 (61): concharum ad purpuras et conchylia eadem enim est materia, sed distat temperamento; durch diese Bemerkung und die folgende: purpurae nomine alio pelagiae vocantur, fallen also unter den hier concurrirenden Namen *Purpura, Murex, Buccinum, Conchylium* und *Pelagium* die zwei letzteren aus. *Conchylium* bezeichnet auch bei Herodot II, 12, Aristoteles V, 15, bei Epicharmus und Athenaeus III, 30, 32, wie bei Plinius selbst IX, 35 (60) Schalthiere im Allgemeinen, der Abstammung von *κόγχη, concha*, entsprechend. *Murex* und *Purpura* werden neben einander genannt bei Plinius IX, 36 (61) und zwar als Uebersetzungen von *κήρυξ* und *πορφύρα* des Aristoteles, ferner *Murex* und *Conchylium* XXXII, 7 (23. 25. 27.), *Purpura* und *Buccinum* IX, 36 (61), aber nur an dieser letzten Stelle erfahren wir etwas über die Unterschiede beider Schalen: Duo sunt genera: Bucinum minor concha ad similitudinem ejus, quo bucini sonus editur, unde causa nomini, rotunditate oris in margine incisa. Alterum purpura vocatur, cuniculato procurrente rostro et cuniculi latere introrsus tubulato, qua proseratur lingua; praeterea clavatum est ad turbinem usque aculeis in orbem septenis fere, qui non sunt Bucino. Bucinum non nisi petris adhaeret circaque scopulos legitur. Die *Purpura* stellt sich durch den stollenartig vorspringenden Canal und die Stacheln als ächter *Murex* im heutigen Sinne heraus, man kann nur schwanken, ob er den *Murex brandaris* allein oder zugleich mit *M. trunculus*, bei welchem Canal und Stacheln kürzer, aber doch vorhanden sind, gemeint habe, die Worte latere introrsus tubulato deuten auf einen längs der einen den Weichtheilen zugewandten Seite offenen Canal, was genau auf *M. brandaris*, weniger auf *M. trunculus* passt. Die Verwechslung der Athemröhre mit der Zunge zieht sich durch viele spätere Schriftsteller bis auf Lister fort.

In der erstbeschriebenen Art obiger Stelle wollen Einige den *Murex trunculus* erkennen, Bizio nahm an, *M. trunculus* habe die Amethystfarbe, *M. brandaris* den tyrischen Purpur geliefert. Mir erhebt sich hier vor Allem die Frage: ist unter ejus, quo bucini sonus editur, die Trompetenschnecke oder eine künstliche Trompete zu verstehen? Der angeführte Text spricht entschieden für das erstere, die andere Lesart ejus bucini, quo sonus editur, lässt es zweifelhaft. Im zweiten Falle wäre das, was Plinius als erstes genus der Purpurschnecken aufführt, die Trompetenschnecke (*Tritonium nodiferum*) selbst und die Kennzeichen würden ziemlich passen, nur müsste minor in major umgeändert werden, was schon Rondelet, auf Handschriften sich berufend, vorgeschlagen hat. Dazu würde stimmen, dass es natürlicher ist, die grössere Art zuerst zu nennen, dagegen aber, dass der Name *Purpura* ungebührlich auf eine sonst wohlbekannte, auffallend verschiedene und nie zum Färben benützte Schnecke ausgedehnt worden wäre. Ist aber, was demnach wahrscheinlicher ist, id, quo bucini sonus editur, die Trompetenschnecke, so ist das erste genus der Purpurschnecken, welches nach seiner Aehnlichkeit mit jener auch *Buccinum* genannt wird, eine davon verschiedene Art, und es bieten sich zunächst, ähnlicher Knotenreihen und des Purpursaftes wegen, *Purpura haemastoma* und *Cassidaria echinophora* dar; für erstere spricht wesentlich der blosse Einschnitt an der Mündung und ihr Aufenthalt an Klippen; der leider zu früh verstorbene Professor J. Roth erzählte mir, dass er sie häufig an der syrischen Küste bei Jaffa angetroffen habe und sehr geneigt sei, sie für die ächte Purpurschnecke zu halten, auch erreicht sie nicht die volle Grösse von *Murex trunculus*, *Cassidaria* dagegen hat schon einen kurzen Canal und lebt mehr auf Sandboden.

Souley erklärt im Bulletin de la société d'histoire naturelle du Département de la Moselle, 1855 ebenfalls das *Buccinum* des Plinius für eine *Purpura*, ist es aber eine *Purpura* im heutigen Sinne, so kann es nur *P. haemastoma* sein, da diese die einzige im Mittelmeer lebende Art dieser Gattung ist. Einige Schriftsteller sprechen zwar auch von *Purpura patula* L.

als im Mittelmeer lebend, Lamarck nannte dieselbe kurzweg *Pourpre antique* und behauptete, dass sie nach *Columna* die Purpurschnecke der Alten sei, ohne aber unter den Citaten die Schriftstelle des *Columna* anzuführen, und ich finde wenigstens in dessen Tractatus de purpura nichts, was Lamarcks Angabe rechtfertigen könnte, im Gegentheil ist hier *Murex trunculus* mit Recht als Purpurschnecke abgebildet, unter den vielen an den verschiedensten Stellen des Mittelmeers gesammelten Schnecken, die ich schon gesehen habe, ist mir nie eine *Purpura patula* oder überhaupt eine andere als *P. haemastoma* zu Gesicht gekommen, eben so wenig finde ich in der reichen Literatur der Mittelmeerfauna einen anderen bestimmten Fundort für *P. patula*, als bei Payraudeau, welcher manche falsche Angabe hat, z. B. *Cassis vibex*, *Cypraea annulus*. In Requien's späterem Katalog der Mollusken von Corsica ist sie mit Recht weggelassen, ihr nächster mir bekannter Fundort ist Cap Manuel am Senegal nach Adanson.

Näheres über die Purpurgewinnung findet man bei Heusinger a. a. O. und in Bronn's Uebersetzung von Johnston's Einleitung in die Conchyliologie, ersterer macht es wahrscheinlich, dass es das Niere oder Kalksack genannte Organ sei, welches den Purpursaft absondere und von Aristoteles hist. an. V, 15 als ἄνθος, die Blüthe, erwähnt werde; ich wollte hier nur nachweisen, dass *Murex brandaris* und *trunculus* von den verschiedensten Seiten als Purpurschnecken der Alten feststehen, während es zweifelhaft bleibt, ob und welche andere Schnecken neben ihnen angewandt wurden. Der Name *Brandaris* beruht auf einer schlimmen Verwechslung, er deutet nicht, wie man vermuthen möchte, auf den schwedischen Consul E. Brander in Algier, welchem Linné viele Mittelmeer-Conchylien verdankte, sondern stammt aus holländischen Sammlungen, in welchen ein wie angebrannt erscheinender *Murex* des indischen Oceans, das Brandhorn, *Murex adustus Lamarck*, diesen Namen führte.

Der Name *Purpura* wurde demnach allein von Rondelet richtig angewandt, von Belon dagegen wohl nur der Zacken wegen auf mehrere Flügelschnecken (*Strombus*, *Pteroceras*), von

Lister ebenfalls auf Flügelschnecken, von Gualtieri auf verschiedene Murexarten, von Argenville im Gegensatz zu Murex auf zackenlose *Buccinoideen*, wie Cassis u. a. Seit Reaumurs Beobachtungen über den Purpursaft von *Purpura lapillus* galt diese Schnecke, welche gar nicht im Mittelmeer vorkommt, lange als Typus der Purpurschneckengattung und der Name *Purpura*, von Linné ganz übergangen, wurde von Bruguière und Lamarck für sie und ihre Verwandten aufgestellt, ja sogar von letzterem in schroffem Gegensatze zu den Worten des Plinius die ganze Familie der *Purpurifères* durch einen Ausschnitt statt des Canals charakterisirt und *Murex* damit unpassender Weise ausgeschlossen.

Murex selbst, von Belon als gleichbedeutend mit *Buccinum* aufgefasst, blieb des daran haftenden Begriffes von Zacken und Stacheln wegen seit Rondelet Collectivname für ziemlich verschiedenartige stachlige Schnecken mit Canal oder Ausschnitt, so neben den gegenwärtig noch *Murex* genannten für *Voluten*, *Ricinulen*, *Purpuren*, oft auch für die Flügelschnecken, welche zuerst Lister mit richtigem Takte und später Rumph nach Beobachtung ihrer Lebensart als eigene Familie ausschied; im Deutschen führte sie ihren wesentlichsten Kennzeichen nach den Namen Stachelschnecke, im Französischen seit Argenville *Rocher*, an die zweite Bedeutung des lateinischen *Murex* anknüpfend. Linné charakterisirte seine Gattung *Murex* durch den gerade ausgestreckten Canal, mehr theoretisch als praktisch, indem seine *Murex* und *Buccinum* ganz in einander übergehen und oft von nahen Verwandten der eine bei diesen, der andere bei jenen steht, so z. B. die jetzigen *Melanopsis*, manche Purpurarten. Durch Bruguière und Lamarck endlich wurde die Gattung fester bestimmt und auf die der ursprünglichen Purpurschnecke wirklich verwandte Arten beschränkt.

Das Wort *Conchylium* endlich wurde nur zweimal speciell angewandt, von Rondelet auf eine unausgewachsene Flügelschnecke und von Cuvier in der ersten Auflage seines règne animal 1817 auf eine künstliche Gattung, welche die veilchenblaufärbenden Janthinen (janthinus ist bei Plinius XXI, 8 (22)

eine Nuance der Purpurfarbe) mit Phasianella, Melania und Ampullaria zusammenfasste, aber mit Recht nicht weiter berücksichtigt wurde.

Buccinum. Strabelos.

Xenokrates III, 24.
Plinius IX, 36 (61).
Athenaeus III, 32. VII, 102.

> Caeruleum Tritona vocat, conchaque sonanti
> Inspirare jubet .... Cava buccina sumitur illi
> Tortilis, in latum quae turbine crescit ab imo,
> Buccina, quae medio concepit ubi aëra ponto,
> Littora voce replet sub utroque jacentia Phoebo.
> Ovid. metamorph. I, 333—338.
> *Τιθυηκὰς ζωὸ φθογγόμενος στόματι.*
> Theognis apud Athen X, 85.

Buccinum nannten die alten Römer ihre Trompete, bei den Dichtern meist weiblich *Buccina*, wie auch in dem bekannten Buccina jam priscos cogebat ad arma Quirites. Propertius IV, 1, 13 und Pastoris buccina lenti cantat. Propertius IV, 10, 29, angeblich von bos und canere „quo bubus canebatur," wahrscheinlicher von bucca, wegen des Aufblasens der Backen; bei Polybius und späteren Griechen kommt auch *βυκάνη* vor, wohl aus dem lateinischen entlehnt (vergleiche *κήρυξ*). Die Schnecke, welche gegenwärtig noch den sizilischen Fischern und den Schnittern in der Provence zum Signaleblasen dient, ist *Tritonium nodiferum* Lam., die grösste des Mittelmeers. An den Küsten des indischen Oceans wird das sehr ähnliche *Tritonium varicgatum* Lam., von welchem Conrad das westindische Tritonshorn als *Tritonium Tritonis* trennt, von Alters her eben so angewandt, es ist als Blasinstrument sogar ein Attribut des Krischna. In Lassen's indischer Alterthumskunde I, S. 194 und 244 wird es mit der weit lokaleren beim Opfern und zum Schmuck dienenden Cankha (*Turbinella Pyrum* Lam.) zusammengeworfen, wovon es schon der alte Schneckenliebhaber Rumph auf Amboina richtig unterschied;

aufhörten gesetzliche Zahlungsmittel zu seyn, dennoch ihren Kurs hielten, und drei Jahre später sogar noch mit Agio gegen baares Geld ausgegeben wurden. Freilich glauben Manche, daß die im Mansionhouse gleich nach dem Erscheinen des Geheimenrathsbefehls stattgehabte Versammlung von Kaufleuten, Bankiers, Fabrikanten u. dergl., die den Beschluß faßte, die Noten der Bank von England in allen Geschäften und Waarenzahlungen für baares Geld anzunehmen, die eigentliche Ursache dieser Erscheinung war; wir aber halten diesen Schritt der englischen Geschäftsleute für einen nothgedrungenen, und den Kredit der Bank deßwegen noch immer für einen erzwungenen. Zwischen der Bank und dem Publikum existirt nämlich das wechselseitige Verhältniß von Gläubiger und Schuldner; und zwar so, daß die Bank bei dem Publikum einen größeren Betrag gut hat, als die von ihr in Umlauf gesetzten Noten absorbiren können; (denn wenn die Bank nicht für mehr als den Betrag der ausgegebenen Noten Wechsel escomptirte und Gelder ausliehe, so könnte sie mit den Privatbankiers gar nicht competiren) und es müssen folglich ihre Noten so lange mit dem baaren Gelde Kurs halten, als die Schuldner der Bank solvent und verpflichtet sind, ihre Schuld binnen kurzer Zeit in Gold oder in Noten der Bank abzutragen, das heißt, es müssen die Noten der Bank so lange ihren nominalen Werth beibehalten, bis das Guthaben der Bank gegen das Publikum völlig ausgeglichen ist. Wo die Bank zugleich der Fiskalagent der Regierung ist, das heißt, wo die Steuern und Staatszahlungen in Banknoten geleistet werden dürfen, ist die Bank zugleich Gläubiger in Bezug auf das ganze Volk für den Betrag aller Staatseinkünfte, und der Staat selbst gewissermaßen Garant aller von ihr ausgegebenen Noten. Unter solchen Umständen ist der Kredit der Bank eine absolute Nothwendigkeit für das ganze Publikum, eine Conditio sine qua non aller Geschäftsführung in Bezug auf Handel und Fabriken. Hätten die Londoner Kaufleute damals die Bank nicht mit ihrem ganzen Privatkredit unterstützt, so wäre letztere gezwungen gewesen, ihre bei den Kaufleuten ausstehenden Forderungen sogleich einzutreiben, und es hätten die Fallimente nicht mit der Bank, sondern mit den Handlungshäusern begonnen; die Kaufleute und Privatbankiers, die in allen Ländern die großen Geldumsetzer sind, hätten zum Behuf ihrer Zahlungen an die Bank zur Eintreibung

veranlasst wurde die Verwechslung wohl dadurch, dass derselbe Name, Rumpf schreibt *Tsjanko*, für beide gilt. Th. Moore lässt in seiner Lalla Rookh am persischen Golfe ein solches Tritonshorn blasen: a ponderous sea-horn — a signal deep and dread as those the storm-fiend at his rising blows. Verschiedene Exemplare des ostindischen Tritonshorns in der etnographischen Sammlung des britischen Museums mit abgebrochener Spitze bestätigen, dass der Gebrauch, auf demselben zu blasen, noch gegenwärtig durch manche ostasiatische Inseln verbreitet ist.

Bei den Bukolikern finden wir für das Tritonshorn den Namen *κόχλος*, z. B. bei Theokrit XXII, 75 folg., ebenso bei Athenaeus X, 85, bei Athenaeus III, 32 und VII, 102 *ατράβηλος*, die zweite Stelle, welche sie als verachtete Speise erwähnt, widerspricht wenigstens nicht, indem alle grösseren *Buccinoideen* gegessen werden, aber als zähe und zuweilen gefährlich nicht beliebt sind.

Der ursprüngliche Name des Tritonhorns, *Buccinum*, wurde schon von Rondelet auf mehrere mittelgrosse *Tritonien*, *Cassis* und andere *Buccinoideen* ausgedehnt, seitdem galt er, wie der entsprechende französische trompette und holländisch-deutsche Kinkhorn als Collectivname für alle ähnlichen länglichen zugespitzten Schnecken mit verhältnissmässig grosser letzter Windung, mit oder ohne Canal, z. B. *Phasianella australis*, Lister hatte ihn sogar auf alle gewundenen Schnecken ausgedehnt.

Linné bestimmte ihn näher durch den Charakter eines nach rechts gebogenen kurzen Canals, wodurch gerade unser *Tritonium* ausgeschlossen wurde; Geoffroy und O. Fr. Müller übertrugen den Namen äusserer Formähnlichkeit wegen auf die *Limnaeen* des süssen Wassers und was letzterer damit zusammengehörig glaubte, Müller gab den nordischen Meerschnecken aus der Familie der *Buccinoideen*, welche Linné zwischen *Murex* und *Buccinum* vertheilt hatte, den Namen *Tritonium* und Lamarck benützte denselben, zu *Triton* abgekürzt, in anderer und weit engerer Begränzung für die eigentlichen Tritonshörner und ihre nächsten Verwandten, während er nach Bruguière's Vorgang als Typus seiner etwas vielgestaltigen Gattung *Buccinum* das nordische *Buccinum undatum* L. beibehielt, welchem nun

auch der Name bei der nothwendig gewordenen weiteren Zerfällung der Gattung bleiben dürfte.

In der Provence scheint sich mit dem Gebrauche auch der alte Name des *Tritonium nodiferum*, wenn auch stark verkürzt, erhalten zu haben, man nennt es dort *Biou*, die Portugiesen haben noch bozina de cazador für Waldhorn, de pastor für Kuhhirten-Horn, aber das spanische *Buccino* und das französische *Buccin* sind entlehnte Bücherworte; das neugriechische *Phukinos* (*Koraes ed. Xenokrates* S. 127) dürfte wie so manches andere neugriechische Wort erst später aus dem Lateinischen entlehnt sein. Ob endlich das sizilianische vrognu oder brognu für *Dolium galea* bei Böttger, Mittelmeer S. 232, von *Buccinum* stamme, kann ich nicht entscheiden, in *Buccinu* aber, das Böttger bald darauf (S. 235) für einige Murexarten anführt, kann ich nur ein dem sizilianischen Dialekte angepasstes Bücherwort sehen, wie in seinem Ciprignu für Cypraea, Ranellu für Ranella und Pirulu für Pyrula.

Helix. Actinophora. Echinophora.

Xenokrates III, 23.
Plinius XXXII, 11 (53).

Xenokrates rechnet sie zu seiner sehr verschiedenes umfassenden Kategorie *κοχλίας*, sagt nur, sie hätten weniger Fleisch als andere Schnecken und lobt ihre gastronomisch-diätetischen Eigenschaften wenig.

Plinius schreibt einfach die Namen ab, oder vielmehr sein Text wurde darnach verändert: item helices, aliis actinophorae dicuntur, quibus radii cantant, was trotz Silligs Anmerkung: radiorum igitur ope, quos hae conchae ferebant, homines sonos musicos elicuerunt, unde ipsos radios cantare dicet Plinius, ganz unverständlich ist. In den früheren Ausgaben liest man: melicembales, echinophorae dicuntur quibus cantant, also melicembales statt item helices, echinophorae als davon verschieden statt actinophorae, und quibus cantant, was Xenokrates von andern sagt, als auf die echinophorae sich beziehend.

Diese Lesart veranlasste Rondelet, den Namen *Cochlea*

echinophora auf eine mittelgrosse mit stumpfen Knoten besetzte Schnecke des Mittelmeers anzuwenden, welcher dieser von Linné angenommene Artname bis heute geblieben ist (*Cassidaria echinophora* Lam.).

Was aber Xenokrates unter seiner strahlentragenden Schnecke verstand, bleibt mir, obwohl der Name auf eine bestimmte Art hinweist, unerrathbar; der durch eine Stachelreihe gekrönte *Murex brandaris* muss als Purpurschnecke zu bekannt gewesen sein, als dass man an ihn denken dürfte; oder soll es nur eine strahlige Farbenvertheilung bezeichnen, was auf mehrere Trochusarten passen würde.

Helix bezeichnete sonst im Alterthum nur überhaupt etwas Gedrehtes, Gewundenes, ähnlich unserem deutschen Schnirkel oder Schnörkel, daher man eine Zeit lang den Gattungsnamen *Helix* mit Schnirkelschnecke übersetzte, wahrscheinlich eine Tautologie. Bei Aristoteles hist. an. V, 15 bezeichnet dieses Wort die Windungen einer Schnecke, wie *Turbo* bei Plinius IX, 36 (61) und Ovidius I, 336. Beide Worte sind bekanntlich gegenwärtig Gattungsnamen, ebenso *Voluta* von *volvere*, rollen.

Κήρυξ.

Aristoteles hist. an. IV, 4. V, 12. 15. VIII, 13.
— part. an. IV, 5. 7.
— gen. an. III, 11.
Xenokrates III, 21.
Plinius XXXII, 7 (23).
Athenäus III, 32. 44.

Kerix ist neben der Purpurschnecke die am häufigsten von Aristoteles genannte Meerschnecke und oft als Beispiel von solchen überhaupt dienend; sie ist gewunden und gedeckelt, rauhschalig, setzt ihren Laich in honigwabenähnlichen Klumpen (*μελίκηρα*) ab und hält sich im Winter verborgen. Dieses deutet wohl im Allgemeinen auf die grosse Familie der *Buccinoideen*, Lamarcks *Purpuriferes* und *Canalifères*, reicht aber nicht zur Artbestimmung aus. Sehen wir ob der Name

una weiter führt: Dasselbe Wort kommt nämlich von Homer an sehr häufig in der Bedeutung Ausrufer, Herold, vor, der Gedanke lag daher nahe und war bisher ganz allgemein, die Schnecke habe den gleichen Namen wegen ihrer Anwendung als Trompete erhalten, sei also nichts anderes, als das dazu benützte Tritonshorn; auffallen musste nur dabei, dass der Name einfach übertragen, nicht ein neues Wort von κήρυξ abgeleitet worden sei, und dass der Ausdruck τραχυόστρακος, rauhschalig (Arist. hist. an. IV, 4) nicht auf unsern *Tritonium* passt, der zwar Knoten hat, aber abgerundete und glatte, auch seine Epidermis ist flach, nicht zottig, wie bei einigen andern Tritoniumarten, so dass die Zusammenstellung mit *Austern* und *Pinna* in der angeführten Stelle sehr bedenklich ist.

Dagegen finden wir unter den heut zu Tage gebräuchlichen Volksnamen für Schnecken eine Reihe ähnlich lautender in überraschender Weise über einen grossen Theil der Mittelmeerküsten verbreitet und mit mannigfaltigen Variationen auf sehr verschiedene Land- und Meerschnecken angewandt, so in Venedig und Triest Caraguòl für Trochusarten und *Cerithium vulgatum* Brug., vielleicht auch Garùsa und Garùsola für *Murex brandaris* und *trunculus*, Carucolli in Sicilien für *Cerithium mediterraneum* Desh. (Descrizione dell' Isola di Ustica di Pietro Calcara. Palermo 1842, 8°), Caracol und Caracola in Spanien für fast alle Landschnecken und manche Meerschnecken, z. B. *Turbo rugosus* L. nach Rondelet, Trochus Saulryi Orb. auf Teneriffa nach Orbigny, Escaragou in der Provence für *Helix aspersa*, Escargot in Frankreich überhaupt für Landschnecken; Ferussac nennt auch ein neugriechisches καραγολις für Landschnecken. Dass das *l* nicht zum Stamme gehöre, sondern eine Diminutivbezeichnung sei, dafür spricht 1) die Analogie mit strombolo, neridola und mussolo, wie ebenfalls am oberen adriatischen Meere die entsprechenden griechischen Namen στρόμβος, νηρίτης und μῦς wiederkehren, 2) das vermuthlich stammverwandte galizische Caramecha und portugiesische Caramujo für Natica, 3) der Umstand, dass jene verkleinernd benannte Schnecken alle kleiner, als viele wohlbekannte Meerschnecken sind.

Gegen die Zusammenstellung von Keryx und caraguòl etc. liesse sich nur anführen, dass der Laut des Ypsilons nirgends wiederkehrt, alle diese Namen können aber offenbar nicht von einer Heroldsschnecke abgeleitet sein und man darf daher wohl fragen, ob κήρυξ nicht ein allgemeiner alter Schneckenname sei, der Herold aber umgekehrt von seinem Blasinstrumente den Namen habe, wie im Französischen la trompette, le tambour auch den Trompeter und Trommler selbst bezeichnen und wir im Deutschen wie die Italiener von der ersten Clarinette, Violine sprechen.

Xenokrates nennt den κήρυξ als eine bekannte, häufig gegessene Schnecke vor der Purpurschnecke, und da er die Wirkungen ihrer einzelnen Theile unterscheidet, so muss er eine grosse Art meinen. Theodor von Gaza übersetzt ihn stets mit *Buccinum*, hält ihn also für das Tritonshorn, Plinius dagegen meistens mit *Murex*, hält ihn also für stachlig und verwechselt ihn, wie übrigens auch sein *Buccinum*, mit der Purpurschnecke.

Von den späteren Schriftstellern wird das Wort κήρυξ selbst selten angewandt, da sie meist lateinische Namen, *Buccinum* oder *Murex* vorzogen.

Fabio Colonna und nach ihm Adanson brachten das Wort in nochmals veränderter Gestalt als *Cerithium*, *Cirite*, als ob es Diminutiv von κέρας, Horn, wäre, wieder in Gebrauch, ganz willkürlich für eine sehr natürliche Gattung von Meerschnecken, welche von Bruguière und Lamarck angenommen, seitdem allgemein bekannt ist und wozu auch die bei Strombus zu erwähnende Mittelmeerschnecke gehört; der Uebereinstimmung mit dem venezianischen Namen derselben *Caraguòl* scheint sich Adanson nicht bewusst gewesen zu sein.

Ungefähr gleichzeitig benützte Linné das spanische *Caracola* als Bezeichnung einer westindischen Landschnecke, was Lamarck veranlasste, eine künstliche neue Gattung *Carocolla* zu nennen; diese umfasst allerdings die Linné'sche *Helix caracolla*, aber nicht die in Spanien so benannten *Helix vermiculata* und *Alonensis*, sondern nur gerade die von den Spaniern mit einem andern Namen, *chapa*, unterschiedene *Helix Gualteriana*.

Eine Zeitlang ganz aufgegeben, kommt der Name jetzt wieder als Gruppenbezeichnung für die Linné'sche Art und ihre nächsten Verwandten auf.

Endlich scheint noch der Name *Carychium*, welchen O. Fr. Müller für die kleinsten Landschnecken eingeführt hat, ein weiterer Diminutiv-Doppelgänger des alten κήρυξ (κηρύκιον) zu sein.

Haemorrhois. Aporrhais.

Aristoteles hist. an. IV, 4 sub finem.

Verschiedene Lesarten desselben Wortes. Wir erfahren aber weiter Nichts, als dass dieses Thier an Steinen klebt, wie *Trochus*, *Patella* und andere dergleichen. Aus dem Zusammenhange ergibt sich das Vorhandensein eines Deckels als wahrscheinlich. Die erste Lesart weist darauf hin, dass es einen röthlichen Saft von sich gibt, wie *Murex trunculus*, *Cassidaria echinophora* und manche andere Buccinoideen, aber auch Schnecken aus ganz anderen Abtheilungen, z. B. *Planorbis corneus* im süssen Wasser und die äusserlich schalenlose *Aplysia*; die zweite Lesart kann „die fortspritzende" bedeuten, also dasselbe bezeichnen. Theodor v. Gaza übersetzt ohne Weiteres *Murex*, offenbar mit Unrecht, die Purpurschnecke heisst bei Aristoteles stets πόρφυρα, Rondelet dachte daher an eine zackige Schnecke und wandte den Namen *Aporrhais* auf eine ostindische Schnecke, *Pteroceras lambis*, an, Petiver VIII auf eine wiederum nur scheinbar mit dieser verwandten, Linné's *Strombus pes pelecani*, von Lamarck den Rostellarien zugesellt, von Philippi als eigene Gattung, *Chenopus*, erkannt. Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, dass unter allen Volksnamen im Umkreise des Mittelmeers, die mir bekannt wurden, der einzige einigermassen an *Haemorrhois* anklingende, *Zamarigola*, in Venedig nach Olivi und Nardo gerade diesen Pelikansfuss bezeichnet.

Da übrigens mir sonst kein Beispiel bekannt ist, dass der griechische Spiritus asper im Venetianischen als z auftritt, und

zamarugola in *zameruca*, Fetzen, Lumpen (nach Ferussac auch Schnecke überhaupt?) einen andern Ursprung bietet, so dürften beide Wörter Nichts mit einander zu thun haben und die Aehnlichkeit nur zufällig sein, wozu noch kommt, dass der Pelikansfuss auf weichem Grunde lebt und ein Saftausspritzen von ihm nicht bekannt ist.

Ebensowenig befriedigt Belon's Vermuthung, *Aporrhais* sei das Meer-Ohr, *Haliotis tuberculata* L.; sie stützt sich offenbar nur darauf, dass *Haliotis* wie *Patella* und *Trochus* an Felsen klebt und in der That ist *Haliotis* das Patellen-ähnlichste grössere und allgemein bekannte Thier aus der Familie der *Trochoideen*, aber wahrscheinlicher Weise kommt sie bei Aristoteles unter einem andern Namen vor (s. Lepas). Eben so gut könnte man an *Purpura haemastoma* denken.

Den Namen *Haemorrhois* führt bei Dioscorides auch eine Schlange und er wurde desshalb in der jetzigen zoologischen Nomenclatur von Boie einem ausländischen Ophidier gegeben.

Kochlias oder Kochlos pentadactylos.

Xenokrates III, 23.
Plinius XXXII, 11 (53).

Eine Art Schnecken, welche sonst nicht weiter erwähnt wird, aber durch ihren Namen „fünffingerig" ziemlich bestimmt auf den vorhin erwähnten *Aporrhais pes pelecani* hinweist: zu den drei freien Fortsätzen des Aussenrandes bildet der Canal den vierten und das Gewinde nebst dem ihm anliegenden Fortsatz den fünften Finger.

Kolulion. Koluthion. Koryphion. Colycium. Corythium.

Xenokrates III, 22.
Plinius XXXII, 7 (27). 11 (53).

Fünfzehn Varianten hat man für den Namen dieser kleinen Schnecke, darunter auch *Korykion* und *Kochlydion*, dagegen

um so weniger bestimmte Angaben; wir erfahren von Xenokrates nur, dass sie spiral gewunden oder dem *Strombos* ähnlich, *στρομβοειδῆ*, und sehr empfehlenswerth als Speise sei, von Plinius, dass sie dem *Murex* ähnlich, aber viel kleiner sei und als Schönheitsmittel zur Beseitigung der Runzeln angewandt werde. Hier fehlt uns jede Handhabe, die Art zu errathen; über Rondelets Vermuthung, es sei die sonst bei den Alten *Aporrhais* genannte Schnecke, lässt sich Nichts weiter sagen, als: wir wissen nicht, woraus er es zu erschliessen glaubte. *Korykos* kommt bei Athenaeus III, 33 als macedonisches Wort für *Concha*, Muschel, vor; wenn dagegen Lucanus, Pharsalia IX, 809 ausströmendes Blut mit Corycii pressura croci vergleicht, so dachten allerdings Einige an eine zerquetschte Purpurschnecke, Andere aber einfacher und daher wohl mit mehr Recht an wirklichen Safran von dem Berge Korykos.

Strombos.

Aristoteles hist. an. IV. 4. V, 15.
— part. an. II, 17.
Xenokrates III. 28.
Plinius XXXII, 10 (39). 11 (53).
Aelian nat. an. VII, 31. 34. XIV, 22. XV, 8.

Verwandt mit *στρόβος*, ein sich drehender Körper, Kreisel? bei Homer, Wirbelwind bei Aeschylos; Aristoteles bezeichnet damit eine bestimmte Art mittelgrosser länglicher Schnecken (die Einsiedlerkrebse sind in ihnen länger, als in den Neriten), welche als Köder, namentlich für die Purpurschnecken, benützt werden. Nach Petter nennt man auf dem Fischmarkte in Spalato das bekannte *Cerithium vulgatum* Brug. gemeinhin *Strombolo*, und er hat somit, ohne es zu sagen, das Fortleben dieses altgriechischen Namens dargethan. Das Wenige, was wir von den Alten darüber erfahren, widerspricht wenigstens dieser Deutung nicht und das Vorkommen des *C. vulgatum* an den griechischen Küsten ist durch neuere Untersuchungen (Expedition en Morée) bestätigt. Athenaeus versteht allerdings

unter dem verwandten Namen *στρόβηλος* das Tritonshorn und *Koraes* bezeugt ein neugriechisches *Strophalida* (von *στρεφω*, drehen) für dasselbe, aber dass Aristoteles diesen nicht meinen kann, geht daraus hervor, dass er die *Strombi* kleiner als die *κήρυκες* voraussetzt, hist. an. V, 15 am Ende. Diese Stelle zeigt auch, dass er eine bestimmte Art darunter meint und dass somit diejenigen Unrecht haben, welche *Strombos* als allgemeinen Begriff für gewundene Schnecken überhaupt auffassen; Aristoteles gebraucht dafür den Ausdruck *στρομβοειδη*, Strombosartige, z. B. part. an. IV, 5, und auch dieser Umstand, dass er damit gerade diesen als Beispiel der gewundenen Schalen nimmt, stimmt gut zu der gethürmten Form dieser Schnecke, bei welcher die Windungen zahlreich sind und einen in die Augen fallenden Theil der Schale bilden, was gar nicht auf diejenigen Schnecken passt, welche in der gegenwärtigen Systematik *Strombus* heissen und von denen keine einzige im Mittelmeer vorkommt; Risso lässt zwar einen *Strombus* bei Nizza leben, aber Niemand hat ihn aufgefunden und die Vermuthung liegt nahe, dass dieser wenig zuverlässige Schriftsteller den an verschiedenen Mittelmeerküsten fossil vorkommenden, oft sehr gut erhaltenen *Strombus coronatus* Defrance für lebend gehalten hat.

Die vorlinnéanischen Conchyliologen, wie Rondelet, Belon, Rumph, Gualtieri, wandten den Namen *Strombus* nicht mit Unrecht auf die gethürmten oder sogenannten Schraubenschnecken an, gleichbedeutend mit *Turbo*, womit es Theodor von Gaza übersetzt, und oft bestimmter auf die rauhen, mit einem Ausschnitt versehenen Schraubenschnecken, welche jetzt den Namen *Cerithium* führen, nur Lister gleichbedeutend mit seinem *Rhombus* auf die jetzigen Oliven, Adanson mit Roulean auf die Gattung *Conus*.

Linné wurde vermuthlich durch *Cerithium palustre* und andere, welche er des vortretenden Aussenrandes wegen mit den Flügelschnecken vereinigte, veranlasst, die so gebildete Gattung *Strombus* zu nennen; nach der nothwendigen Abtrennung der *Cerithien* und einiger anderen nicht dazu gehörigen Formen blieb nun dieser Name den durch die Organisation ihres

Fusses und ihrer Augen ausgezeichneten tropischen Flügelschnecken, welche den Alten nicht bekannt waren.

Kochlos.

Aristoteles hist. an. IV. 4 init. et sub finem.
— part. an. IV. 5.
Xenokrates III. 21.
Aelian an. nat. XIV. 28.

Kochlos ist ursprünglich offenbar dasselbe Wort mit *Kochlias*, wird aber von Aristoteles neben demselben genannt, also davon unterschieden. Es sei eine gewundene Meerschnecke mit einem Rüssel wie die Purpurschnecke, sie beherberge zuweilen kleine, den langschwänzigen Flusskrebsen ähnliche Crustaceen, welche Aristoteles von den Bernhardkrebsen (*Pagurus*, bei ihm *Καρκίνια*) zu unterscheiden scheint. Die anatomischen Verhältnisse dieser Meerschnecken werden erörtert, als Typus der ganzen Classe; dieser Umstand und dass sie *μέγαλοι* genannt, ihnen die kleineren Schnecken, bei denen die Organe der geringeren Grösse wegen undeutlich seien, entgegengestellt werden, zeigt, dass wir es mit einem Thier von bedeutenderen Dimensionen zu thun haben, der Rüssel, „ein Mittelding zwischen Zunge und Stachel," verweist auf Troschels Unterordnung *Proboscidea*, zu welcher namentlich die Buccinoideen gehören, und hier bietet sich uns sogleich *Dolium galea*, die zweitgrösste Schnecke des Mittelmeers dar.

In Venedig führt *D. galea* den Namen *Porcèlla*, man findet aber in conchyliologischen Werken des vorigen Jahrhunderts die Nachricht, dass ein *Dolium*, und dieses ist das einzige des Mittelmeers, bei den Neugriechen cocholi oder cacholi patar genannt werde; ich kann leider diese Angabe nicht weiter, als bis zur deutschen Ausgabe des Rumph von Chemnitz pag. 54 zurückverfolgen und habe daher kein Urtheil über die Glaubwürdigkeit derselben, cocholi könnte mit *κόχλος* zusammenhängen, patar bleibt unklar, vielleicht könnte es eine Nebenform von *πατάνη*, Schüssel, sein, wie im Lateinischen *patera* von *patina*;

ihrer ausſtehenden Forderungen ſchreiten müſſen, und ſo hätten ſich Verlegenheit und Noth aller Volksklaſſen bemächtigt, ehe die Reihe ſelbſt an die Bank gekommen wäre. Die Bankreſtriction im Jahr 1797 war daher nicht ſowohl eine Wohlthat für die Bank, als für das geſammte Publikum. Und hier ſehen wir zugleich die Natur des durch ſich ſelbſt beſtehenden Princips des Papiergeldes, die Unmöglichkeit ſeiner Vertilgung, wo es einmal feſte Wurzel gefaßt hat. — Noch auffallender zeigte ſich dies in den Vereinigten Staaten, als bald nach der Kriegserklärung an England die meiſten Banken der Union, mit Ausnahme von einigen wenigen im Staate Maſſachuſetts, ihre Baarzahlungen einſtellten. Damals exiſtirte in Amerika kein großes Centralinſtitut zur Regulirung des Papiergeldes und der Finanzen, und doch erhielten ſich die Noten der beſſeren Banken in ihrem Werth; bloß weil die Banken mehr ausſtehen hatten, als den Betrag ihrer ausgegebenen Noten, die ſolvent gebliebenen Kaufleute mit dieſen Noten ihre Zahlungen leiſten konnten, und das größere Publikum ſtets diejenige Valuta annehmen wird, die beim Kaufmann und Bankier als Zahlungsmittel gilt; und dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich im Jahr 1837. *

Kurze Zeit nach dem Friedensſchluſſe von 1815 dachte man in England ernſtlich an die Wiederherſtellung der Baarzahlungen. In den Jahren von 1797 bis 1815 war die Zahl der Landbanken von 280 auf 900 geſtiegen, die Leichtigkeit des Wechſelſcomptos vermehrte auf unglaubliche Art die Spekulationswuth in allen Zweigen; das ausgegebene Papiergeld, welches längſt im Mißverhältniß zu den geſunden Bedürfniſſen des Handels ſtand, erlitt eine allgemeine Entwerthung, bis endlich in den Jahren 1813 bis 1817 240 Landbanken ihre Zahlungen einſtellten. Die Entwerthung

* Calhoun hat daher Recht, wenn er ſagt, es beruhe das ganze Syſtem des Papiergeldes auf einem auf ſich ſelbſt geſtützten und durch ſich ſelbſt unterhaltenen Princip, wodurch es frei und unabhängig zwiſchen Himmel und Erde dahin ſchwebe, ohne durch das Zuſammenſtoßen mit andern Körpern ſeine Bahn merklich zu verändern. „Seeing all this, I clearly perceived that self-sustaining principle which poised and impelled the system self-balanced in the midst of the heavens, like some celestial body, with scarcely a perceptible deviation from its path from the concussion it had received.“ Siehe Speech of the Hon. John. C. Calhoun. Waſhington Okt. 3. 1837.

jedenfalls scheint es eine nähere Bestimmung zu enthalten und also darauf hinzudeuten, dass *cocholi* Schnecken überhaupt, nicht unser *Dolium* insbesondere bedeute.

In demselben allgemeinen Sinne braucht Aelian das Wort *κόχλος*, da er demselben *τηρίτης* unterordnet; Frantzius hat aber Unrecht, wenn er es auch bei Aristoteles über die Theile der Thiere einfach mit Schnecke übersetzt, da es hier offenbar eine bestimmte Art bezeichnet, worauf ihn seine eigene Uebersetzung hätte aufmerksam machen sollen (S. 195: es haben sie aber eben so wie die Schnecken auch die Kreiselschnecken, z. B. die Purpurschnecke und die Trompetenschnecke. Hier ist statt Schnecken Kochlos und statt Kreiselschnecken die übrigen gewundenen Schnecken zu verbessern).

So unsicher die oben versuchte Deutung des Kochlos ist, so kann ich mich doch nicht entschliessen, ihr diejenige vorzuziehen, welche Theodor von Gaza angebahnt hat, indem er denselben mit *Umbilicus* übersetzt, ein Wort, welches einer gewissen Formähnlichkeit wegen öfters auf den kalkigen Deckel der Turboarten, namentlich des *Turbo rugosus* L., übertragen wurde; mit eben so viel Recht oder Phantasie vergleichen die venetianischen Seeleute heutzutage denselben mit einem blutigen Auge und nennen ihn Occhio de Santa Luzia. Gaza's *umbilicus* scheint Belon bewogen zu haben, die *κόχλος* des Aristoteles auf *Turbo rugosus* zu beziehen, aber die von Aristoteles erwähnte Beschaffenheit des Rüssels widerspricht dieser Deutung, wie auch der anderweitigen Annahme, er möchte wie *κοχλίας*, neben welchem er genannt wird, eine Art Landschnecken sein. In Bezug auf diese Zusammenstellung lässt sich überhaupt zu Gunsten des *Dolium* anführen, dass dieses durch sein kurzes Gewinde und seine weite Oeffnung einige Formähnlichkeit mit den grösseren Landschnecken, *Helix lucorum, cincta, aperta*, hat, und gerade das Verhältniss der Namen *κόχλος* und *κοχλίας* darauf hinweist, *κόχλος* sei grösser, während *Turbo rugosus* die in Kleinasien und Griechenland häufige *Helix lucorum* an Grösse nicht übertrifft.

Xenokrates nennt zwar keinen *κόχλος*, wohl aber mehrere

Arten von *κοχλίας* aus dem Meer, darunter neben dem Tritonshorn eine runde, worin man das Oel aufgiesst. Plinius XXXII, 11 (53) übersetzt: rotundae in olearia usu cocleae, und dieses und dass erst nachher von kleineren gesprochen wird, deutet auf eine grosse Art, man denkt unwillkürlich an *Dolium galea*, die geräumigste Schnecke des Mittelmeers, und dieses kommt wieder der obigen Deutung zu Hülfe. Linné war also nicht auf unrechtem Wege, wenn er eine damit verwandte Schnecke, von welcher oder einer ähnlichen Rumph erzählt, dass sie in Ambonia zum Abschöpfen des Oels diene, *Buccinum olearium* nannte. Rondelet bezog die Schnecke des Plinius der Grösse wegen auf den nur in den Tropenmeeren vorkommenden *Turbo marmoratus* L., welcher daher auch den Namen *Turbo olearius* erhielt.

Bei den systematischen Schriftstellern kommt *Cochlus* nicht als Gattungsname vor, was wegen der Unsicherheit seiner Deutung sowohl, als wegen der Aehnlichkeit mit *Cochlea* erfreulich ist. Nur eine Art der Gattung *Turbo* wird seit Linné *T. cochlus* genannt, offenbar im Anschluss an Gaza's Deutung, obgleich diese Art nicht im Mittelmeer, sondern im indischen Ocean zu Hause ist.

Νηρείτης. Nerita. *Ἀναρίτης.*

Aristoteles hist. an. IV, 4. 8. V, 15.
— part. an. IV, 5.
Athenaeus III, 30. 31.
Aelian hist. an. XIV, 28.

Recluz im Journal de conchyliologie 1856 pag. 45 gibt eine Uebersetzung einer Stelle des Aristoteles, worin er *τὸ ἐπιπάλυμμα τοῦτο γὰ ἔοικε εἶναι ὡς πεφακῶμα* mit leur coquille qui fait alors l'office de couvercle übersetzt, also annimmt, dieselbe habe keinen Deckel. Ich glaube die Worte, sie hängen an Felsen, wenn sie *τὸ ἐπιπάλυμμα* zurückbeugen, bezeichne ganz deutlich den bei festsitzendem Fusse auf dessen hintern Theil aufliegenden Deckel, und das weitere ist nur eine er-

klärende Vergleichung desselben mit Deckeln im menschlichen Haushalt; ἐπικάλυμμα, wörtlich das darüber gedeckte, kommt bei Aristoteles auch für die Kiemendeckel der Fische, hist. an. II, 13, und für die deckelförmigen Kieferfüsse der Krabben, hist. an. IV, 3, vor, also stets für einzelne als Deckel an einer Oeffnung functionirende Organe, nie für die ganze Körperhülle oder Schale.

Nerita ist demnach eine gedeckelte, glatte Meerschnecke von unbedeutender Grösse, an Klippen festsitzend, von Aelian als schön gerühmt; dieses alles passt gut auf die Arten der Gattung *Trochus*, welche noch heutzutage am obern adriatischen Meere diesen Namen in Diminutivform, *Neridola*, führt, Roïsio erwähnt ihn für *Trochus fragarioides* Lam. oder *mutabilis* Philippi, Plucàr für *Tr. conulus* L. und *Tr. albidus* Gm. gleich *varius* Olivi. Die Trochusarten gehören zu den buntesten und auf Felsengrund häufigsten Schnecken des Mittelmeers, *Tr. fragarioides* und der ihm nahe verwandte *Tr. articulatus* Lam. gleich *Draparnaudii* Payr. sind von Spanien bis in den griechischen Archipel (Tournefort) und an die syrische Küste (J. Roth) häufig.

Neben νηρίτης kommt bei den Alten auch die Form ἀναρίτης vor; Aelian leitet das Wort von *Nereus* ab und gibt nach allzukurzer Beschreibung eine lange Metamorphosenmythe. Theodor von Gaza übersetzt *Natex* (Ursprung des jetzigen Gattungsnamens *Natica*), dasselbe von *νήθω*, schwimmen, herleitend, und hiezu würde eine Stelle bei Plinius IX, 33 (52) passen, wo einige *Neritae* lesen, doch findet man in den meisten Ausgaben *Veneriae* statt *Neritae* und sonst kommt der Name bei Plinius nicht vor. Das Wort *natex* scheint nirgends volksthümlich gewesen, sondern von Gaza neugebildet worden zu sein.

Belon wandte den Namen *Nerita* auf die einem *Trochus*, namentlich dem genannten *Tr. fragarioides* ähnliche, ebenfalls an Felsen klebende *Litorina litorea* der Nordsee und die ihr wenig ähnliche *Natica olla Serres* des Mittelmeers an, welche Risso vielleicht nach einer *Nerita* und *Venerea* vermittelnden Lesart der oben erwähnten Stelle bei Plinius *Neverita Josephiniana*

nannte, Rondelet nur auf *Litorina litorea*, Lister auf die ihr verwandte *Litorina obtusata* und die dieser letzteren wiederum nur in der äussern Gestalt ähnlichen sogenannten Mondschnecken mit halbkreisförmigem Munde, kurzem Gewinde und ohne Nabel, welchen der von Linné angenommene Name fortan geblieben ist, nachdem sie ihn oft äusserer Aehnlichkeit wegen mit der jetzigen *Natica* theilen mussten. Geoffroy und O. F. Müller begriffen sogar, von einseitigen Charakteren ausgehend, auch Paludinen und Cyclostomen darunter.

Wie wenig der Name *Nerita* den jetzt so benannten Schnecken zukommt, wie noch in neuester Zeit zuweilen angenommen wird, ergibt sich daraus, dass von dieser Gattung im Mittelmeer nur eine oder zwei noch nicht erbsengrosse Arten zwischen Zosteren nicht häufig und vom Volk ganz unbeachtet leben, *Nerita viridis* und die bis jetzt nur bei Toulon und Nizza gefundene *Nerita Matonia Risso*.

Der heutige Name *Trochus* stammt von τρέχω, laufen; ursprünglich bezeichnete er ein Rad, dann zur Zeit der ersten römischen Kaiser einen Kreisel oder ähnliches Spielzeug, so klagt Horaz über die gleichzeitige Jugend:

Nescit equo rudis
Haerere ingenuus puer
Venarique timet, ludere doctior
Seu Graeco jubeas trocho
Seu malis vetita legibus alea.
Od. III, 24, 54—58.

und auch Ovid scheint ein solcher Held gewesen zu sein, da er im poetischen Frühling die römischen Spiele vermisst: nunc pila, nunc celeri volvitur orbe trochus (Trist. III, 12, 20). Dieses erinnert mich lebhaft daran, wie in den Strassen Stuttgarts im Frühling nach dem Aufthauen und Auftrocknen die vorherrschenden Kinderspiele und darunter auch das mit dem Kreisel (Tänzer) in jährlich regelmässig wiederkehrender Reihenfolge einander ablösen.

Rondelet brauchte zuerst das Wort *Trochus* für kreiselförmige Schnecken, bei Aristoteles gen. an. III, 6 kommt zwar

ein Thier Namens *Trochus* vor und Salviani erwähnt es unter den Wasserthieren, man vermuthet aber darin den Dachs, vielleicht richtiger, da es in Aegypten vorkommen soll, das Zibetthier.

Concha Venerea. *Aoiqeiy.*

Plinius IX, 33 (52).
Athenaeus III, 45.

Das Segeln deutet auf Argonauta oder vielmehr auf die von ihm erzählte Fabel; dieser kommt jedoch schon vorher unter den Namen Nautilos oder Pompilos, IX, 29 (47), und Nauplius, IX, 30 (49), bei Plinius vor. In einem früheren Kapitel, IX, 25 (41), wird eine der Venus heilige Muschel und eine damit zusammenhängende Fabel erwähnt, von welcher Herodot, obgleich jener Zeit näher stehend, nichts weiss; bei ihrer Beschreibung wird sie mit der *Echeneis remora* vermengt, auf welche Nigers Angabe, sie sei fusslang und fünf Finger breit, passt, während die dem Mutianus entlehnten Worte: concha utroque latere se colligente, eine Deutung auf *Cypraea* zulassen, wie schon Rondelet angenommen hat, dass aber hier auch von *Murex* gesprochen wird, macht die Verwirrung noch schlimmer.

Die vier bis fünf kleinen und nicht gerade häufigen Cypraeen des Mittelmeers wurden wohl von den Alten so wenig, wie von den jetzigen Anwohnern beachtet oder besonders benannt; wohl aber mochten sie die grosse und schöne *Cypraea pantherina* Solander aus dem rothen Meere kennen, welche in Alexandrien zu Belons und Rondelets Zeiten, wie auch in Italien, der Türkei und Griechenland zum Glätten von Tuch und Papier diente, was schon Plinius XIII, 12 (25) von einer Muschel (concha) sagt.

Auch Lister nannte daher die Cypraeen *Conchae Veneris* und der von Linné eingeführte jetzige Name bedeutet dasselbe, es ist ein Beiname der Göttin nach ihrem Lieblingseitze, wie unter den Muscheln *Cythera, Paphia, Erycina* u. a., identisch mit dem Namen des Karpfens, *Cyprinus, Cypris* unter den Crustaceen, *Cyprina* unter den Muscheln.

Die meisten vorlinnéischen Schriftsteller seit Rondelet, 1554, nannten die Gattung *Porcellana, Porcelaine*, woraus hervorgehen dürfte, dass das Porzellan wirklich, wie schon Busch, Versuch eines Handbuchs der Erfindungen, Eisenach 1794, 8°, V, 8. 230, bemerkte, seinen Namen von der Porzellanschnecke, nicht diese von jenem, erhalten hat.

In Venedig ist Porcelets der Name der *Cassidaria echinophora* als Verkleinerung von Porcela, dem Namen des *Dolium galea*, beide sind nur in den allgemeinsten Umrissen mit *Cypraea* vergleichbar, aber nach Bonanni führt in Tarent *Cypraea lurida* den Namen Porcelletta, doppeltes Diminutiv von Porco, Schwein, dieses weist auf die *χοιράδες* (von *χοῖρος*) zurück, wie Androsthenes bei Athenaeus eine Schnecke des rothen Meeres nennt; es liegt nahe, hierin die vorhin genannte *Cypraea pantherina* zu vermuthen. Dasselbe Wort kommt auch bei Aristophanes als Hülfsmittel zum Abstimmen vor und es ist nicht unmöglich, dass die Alten so gut wie Kieselsteine (*ψῆφοι*) und Ackerbohnen (*κύαμοι*) auch die kleinen Cypraeen, *Cypraea monacha*, hiezu gebrauchten, welche noch gegenwärtig im Orient häufig zur Verzierung von Pferdegeschirr, in einem grossen Theile Afrika's allgemein als Scheidemünze benützt und dazu aus dem indischen Ocean massenweise eingeführt werden.

Lepas.

Aristoteles hist. an. IV, 4. V, 15. VIII, 2.
— part. an. IV, 5.
Xenokrates III, 24.
Plinius XXXII, 11 (53).
Athenaeus III, 31. 42.

Lepas sei ein einklappiges, nicht gewundenes Schalthier, welches an Felsen klebt, aber nicht festgewachsen ist. Hierin sind die Patellen nicht zu verkennen und alle Schriftsteller sind von jeher damit einverstanden; nur Linné übertrug diesen Namen ganz ohne Grund auf die Cirripeden und zog den seit Belon und Salviani mit *Lepas* concurrirenden Namen *Pu-*

tella vor, welcher bei den Lateinern ein Schüsselchen (Diminutiv von Patina), bei Plinius XVII, 24 (37) eine Schildlaus an Oelbäumen, in der Anatomie die Kniescheibe bezeichnet, die Insel Lopadusa, jetzt Lampedusa, zwischen Sicilien und Afrika, soll von diesen Lepaden ihren Namen erhalten haben. Der griechische Name hat sich in der Provence als lapedo (Rondelet) und arapede, in Spanien als lapa erhalten; es kann die Frage entstehen, ob auch an der atlantischen Küste Europa's, wo wir in Galizien lamprea, in der Normandie lampotte, in England limpet für diese Thiere finden, nicht in diesen Namen Spuren des antiken Namens vorliegen.

Das sicilianische Patiduzzu dagegen ist dasselbe Wort mit Patella, wie aneddu für anello, coddu für collo. Tournefort fand im griechischen Archipel die Patellen als Petaglida bezeichnet, wohl von *πέταλον*, Blatt, woran das venetianische und dalmatische Pantalena, bisweilen zu Santalena entstellt, anklingt. Diphilus bei Athenaeus unterscheidet mehrere Arten, aber nicht hinreichend zur Wiedererkennung.

Θαλάττιον οὖς. Ὠτίον. Ὠτάριον.

Aristoteles hist. an. IV, 4.
Xenokrates III, 32.
Athenaeus III, 35. 40.

Aristoteles spricht von einer wilden Patelle, *ἀγρία λέπας*, soll wohl heissen uneigentlich so genannten, welche Einige das Meer-Ohr, *θαλάττιον οὖς*, nennen, bei ihr kommen die ausgeschiedenen Stoffe unterhalb der Schale heraus, denn letztere sei durchbohrt. Xenokrates sagt, das sogenannte Ohr, *ὠτίον*, lebe an Felsen und werde namentlich im adriatischen und jonischen Meer gross, lobt es aber nicht als Nahrungsmittel. Von Athenaeus erfahren wir nicht viel mehr als eine bestimmte Lokalität; er nennt es *ὠτάριον*, ebenfalls Oehrchen, Auricula, und sagt, es finde sich an der Insel Pharos bei Alexandrien, Antigonos aus Karystos sage, es heisse Aollisch Ohr der Aphrodite. Noch ein-

mal scheint es bei Athenaeus III, 40 aus Diphilus als *ὠτία* vorzukommen.

Die durchbohrte Schale lässt nur die Wahl zwischen *Fissurella* und *Haliotis* offen, und obwohl die ersteren im griechischen Archipel häufig sind und mit den Patellen unter demselben Namen als Nahrung der Schiffer dienen, daher auch Linné, zunächst wohl auf Tourneforts Reise gestützt, der einen den Beinamen *graeca* gab, so deutet doch die Vergleichung mit einem Ohre so entschieden auf *Haliotis* und zwar die gewöhnliche europäische *Haliotis tuberculata* L., dass seit Rondelet ziemlich alle Conchyliologen darüber einig sind, diese das Meer-Ohr, *Auris marina*, zu nennen, was Linné, um ein einziges Wort zu haben, zu *Haliotis* umschuf. Dass sie gegenwärtig meines Wissens nirgends als Nahrungsmittel benützt wird, spricht auch mehr dafür als dagegen, in Betracht der wenig empfehlungswerthen Eigenschaften, welche Xenokrates von ihr angibt.

Auch in den gegenwärtigen Volkssprachen wird *Haliotis* mit einem Ohr verglichen, in Frankreich als ormier (oreille de mer), in Triest und Dalmatien als rechie de San Piero; Letzteres ist einer der zahlreichen Fälle, in denen im Volksbewusstsein ein christlicher Heiliger an die Stelle einer antiken Gottheit getreten ist.

Mya. Myax. Myisca. Musculus. Mitulus. Mytilus. Melaenis.

Aristoteles hist. an. IV, 4. V, 15.
— gen. an. III, 11 sub finem.
Horatius satyr. II, 4, 28.
Xenokrates III, 25.
Plinius IX, 35 (56). 51 (74). XXXII, 9 (31).
Athenaeus III, 30. 40. 43. 44.

Bei Aristoteles wird *Mya* als glattschalige Muschel neben Pecten, Solen, Concha und Limnostreon genannt, also von ihnen unterschieden. *Musculus*, was übrigens bei Plinius noch nicht

in der Bedeutung von Muschel vorkommt, sondern nur eine Wallfischart und Muskeln bezeichnet, ist offenbar Uebersetzung von *Mytilus* und dieses Diminutiv von *Mys*, Maus.

So nahe es auch liegt, das deutsche Wort Muschel direct aus dem lateinischen Musculus abzuleiten, so muss es doch Bedenken erregen, dass dasselbe Wort in allen germanischen Sprachen vorkommt, englisch mussel, holländisch mossel, schwedisch mussla. Uebrigens entstehen neue Schwierigkeiten, wenn man annimmt, dass jenes Wort aus der indogermanischen Sprache her dem Lateinischen und Deutschen gemeinschaftlich sei: erstens ist kaum einzusehen, wie diese Völker bei ihrer Wanderung aus und durch Binnenländer die Benennung eines Seethiers mitgenommen hätten, denn unser Wort bezeichnet in allen Sprachen zunächst und vorzugsweise Seemuscheln, Balaena und Wal gibt zwar eine Analogie, diese weichen aber schon viel stärker unter einander ab; zweitens ist der Zusammenhang mit dem Worte *Mus* zu klar, als dass er unbeachtet bleiben dürfte. Allerdings ist nun *Mus*, *μῦς*, Maus, auch ein aus der indogermanischen Ursprache stammendes Wort, aber die Form *Musculus* hat doch ganz das Ansehen eines erst innerhalb des Lateinischen gebildeten Diminutivs von *Mus*, wie *μύϊσκα* das griechische Diminutiv von *μῦς* ist, wahrscheinlich auch *μύτιλος*, aber dann bedarf das Tau noch der Erklärung, und die Griechen nannten die Muschel auch einfach *μῦς*, waren sich also des Zusammenhangs wohl bewusst. Schieben wir aber die Bildung dieses Diminutivs und den Gebrauch desselben zur Bezeichnung von Schalthieren wegen Muschel und Mussla bis in die indogermanische Ursprache zurück, so träte der Fall ein, dass ein Nennwort, welches eine concrete Sache bezeichnet, seine sachlich nicht gerade auf der Hand liegende Etymologie von der Ursprache herab bis in das Griechische und Lateinische ungetrübt und klar erhalten hätte. Dieser Fall steht so allein, dass er wenig Wahrscheinlichkeit hat, und doch ist er vielleicht richtig, denn ein weiterer Ausweg, die Worte Muschel und musculus, oder musculus und mus aus einander zu reissen, ihre Uebereinstimmung in Laut und Sinn für zufällig zu er-

klären, wäre so erzwungen, dass sich jeder Unbefangene davon abwenden wird.

Im Englischen bezeichnet Mussel, wie im Holländischen Mossel und im Französischen Moule, alt moucle, provenzalisch Muscle, im engsten Sinne eine der häufigsten Muscheln Europa's, den *Mytilus edulis* L., dessen deutsche Benennung Miesmuschel aus *Mys* entstanden und also eine Verdoppelung des Wortes zu sein scheint, aber mehr in Büchern und bei Sammlern, als im Munde des Volkes vorkommen dürfte. Die Portugiesen haben für *Mytilus edulis* die Namen Mexilhao und Amejoa, die Galizier Migillon, die Spanier Almeja. In Neapel wird nach Poli *Arca barbata* moschiglione genannt, auch in Triest gilt Mussolo für *Arca barbata* und *Nave* (Pluckr), in Venedig dagegen für die dem *Mytilus* so nahe verwandte *Modiola barbata* (Olivi), in Dalmatien ist Mussolo dagegen, dem deutschen Muschel entsprechend, nach Petter der allgemeine Ausdruck für die zweiklappigen Schalthiere, ja auch für Schalthiere überhaupt. Dagegen fand Belon das neugriechische Midia (Mydion, ein Diminutiv von Mys) auf Metelin als Bezeichnung des *Mytilus edulis*. Die Vergleichung dieser Muschel mit einer Maus kann sich einerseits auf die schwarze Farbe beziehen, nach welcher sie gegenwärtig in Neapel und Tarent einfach *Cozza nera*, schwarze Muschel, genannt wird, andererseits auf ihre Häufigkeit und so zu sagen Aufdringlichkeit, womit sie sich auf Pfählen und Mauern im Meerwasser massenweise einnistet, wovon sie wenigstens den im adriatischen Meer bekannten Namen Peochi (Pediculi) erhalten hat. Die Angaben der Alten enthalten nichts, was dieser Deutung widerspräche, das Plinius Aeusserung, XXXII, 9 (31), dass sie haufenweise und auch in schwächer gesalzenem Wasser vorkomme, spricht sehr dafür; Uebersetzer und Systematiker waren stets darüber einig, nur die Letzteren in der Ausdehnung des Namens von einander abweichend.

Das Wort *Mya*, von Linné für eine ganz verschiedene, aber auch häufige Nordseemuschel benützt, scheint aus einem Missverständniss des Accusativ Pluralis von Mys (Myas) an der angeführten Stelle bei Plinius herzustammen.

der Noten der kleinen Landbanken hob natürlich die des Centralinstituts so, daß die Noten der Bank von England in kurzer Zeit dem Gold und Silber beinahe gleich standen. Gerade derselbe Fall ereignete sich in diesem Jahre (1838) in den Vereinigten Staaten. Im Verhältniß zur Entwerthung der Noten der kleineren Banken vermehrte sich der Kredit der großen Vereinigten-Staaten-Bank von Philadelphia; denn im Verhältniß als durch die Falliten der kleineren Geldinstitute die Zahlungsmittel (für die das vorhandene Gold und Silber längst nicht mehr hinreicht) sich vermindern, müssen die zurückbleibenden einen höhern Kurs gewinnen, und es kann sogar der Fall eintreten, in welchem die Zahlungsmittel im Verhältniß zu den vom Publikum eingegangenen Verbindlichkeiten, das heißt im Verhältniß zum allgemeinen Austausch von Gütern in so geringer Anzahl vorhanden sind, daß die Noten der bedeutendsten Banken (selbst bei der Unfähigkeit der Banken, dieselben gegen Gold oder Silber einzulösen) noch immer höher stehen, als das baare Geld selbst. *

Die günstige Stellung der Noten der Bank von England veranlaßte das Parlament im Jahr 1819, ** die Resumption der Baarzahlungen mit dem Jahr 1823 anzuordnen; um aber diese möglich zu machen, das heißt, um zu verhindern, daß bis dorthin keine neue Entwerthung des Papiergeldes durch zu große Ausgabe desselben Statt finde, wurde der Vorschlag des berühmten Staatswirthschaftslehrers Ricardo angenommen, wodurch der Bank die Verpflichtung aufgelegt ward, ihre Noten sogleich in Barren von 60 Unzen Gold einzulösen; mit dem Jahr 1833 aber sollte die Einlösung der Noten mit gemünztem Golde ihren Anfang nehmen.

„Die Zweckmäßigkeit dieser Rückkehr zur Baarzahlung," sagt Mac Culloch, „unter Beibehaltung des alten Münzgehaltes wurde vielfach angegriffen; man behauptete, der Geldwerth sey dadurch im Allgemeinen erhöht, und der Fall aller Preise von Lebensmitteln, Waaren ꝛc. wesentlich verstärkt worden. Einige Wahrheit liegt auch diesen Beschwerden zu Grunde; doch geht es hier wie in allen ähnlichen Fällen: beide Theile übertrieben, und im Ganzen halten

* Im Jahr 1800 hatten die Noten der Bank von England Agio im Wechsel gegen Gold und Silber.

** Peel's act, George III. 59. C. 78.

Mytax bei Dioscorides gilt als Synonym mit *Mys*. bei Plinius, XXXII, 9 (31), erscheint es als Gesammtname oder Stammform für die Mytilaceen, den eigentlichen *Mytilus* und die folgende *Mytica* umfassend. Dass sie auch in schwach gesalzenem Wasser vorkommen, passt ebenfalls auf *Mytilus edulis*; wenn Plinius aber von den ägyptischen als den beliebtesten spricht, so erinnert das an die Tellinen des Athenäus.

Mit dem vorhin erwähnten Namen *Cozza nera* stimmt in der Bedeutung der von Xenokrates III, 26 und Athenäus III, 30 und 31 erwähnte *Melaenis*, die schwarze, überein, welcher nur eine andere, vielleicht lokale Bezeichnung für die ächte Miesmuschel sein kann, da diese die einzige Muschel des Mittelmeers ist, welche frisch und lebend schwarz ist.

Die Verdrängung des Namens *Mys* oder *Musculus* in einigen Gegenden durch andere Namen bildet ein Seitenstück zu derjenigen desselben Wortes in der Bedeutung Maus durch den Namen *Sorex* in mehreren lebenden romanischen Sprachen (italienisch Sorcio, Sorice; wallachisch Schoarecsche; französisch Souris); in ähnlicher Weise hat das lateinische *Equus* dem Stamme Caballus weichen müssen, der bei Horaz nur als verächtlicher Ausdruck dem *bos piger* gleich gestellt erscheint, und ebenso wird das mit *Equus* stammverwandte ἵππος nicht leicht von den Neugriechen gebraucht, sie sagen meist dafür ἄλογον, das unvernünftige, nämlich Thier (Prof. Mullach), auch das deutsche Pferd ist kein altes Wort; es scheint als ob gerade einige vielgebrauchte Namen rascher veralten.

Aristoteles hist. an. V, 15 erwähnt eines *Μῦς σκιλλώδης*, trogähnliche Miesmuschel, worin sehr häufig eine kleine Krabbe (*Pinnoteres*) zu finden sei, Athenäus III, 34 schreibt mit Berufung auf Ilikesius *Μῦς σκιλλώδης*, meerzwiebelartige (?) Miesmuschel, diese soll übel schmecken, oder nach einer andern Lesart *σκιλλοίδης*, fetzenartig, also mit gefranzter Epidermis, was man auf *Modiola barbata* beziehen könnte; soll dieser vielleicht derselbe mit dem von Aristoteles sein? Letztgenannter bleibt ganz zweifelhaft, möglicherweise dachten Klein und Linné an ihn, als sie einer Muschelgattung den Namen *Mactra*,

Trog. gaben, welche übrigens gar keine Aehnlichkeit oder Verwandtschaft mit *Mytilus* hat.

Myisca, bei Xenokrates III, 25 und Plinius XXXII, 9 (31) erwähnt, ist offenbar Diminutiv von *Mys*, es wird auch ausdrücklich gesagt, sie sei kleiner als die Miesmuschel, dabei haarig (*δασεῖα*, hirta), dünnschalig und abgerundet, süss und wohlschmeckend. Es ist daher wahrscheinlich die wollige *Modiola barbata* genannt, welche nicht die Grösse von *Mytilus edulis* erreicht und im ganzen Mittelmeer häufig ist; in Venedig wird sie nur vom gemeinen Volke gegessen, in Tarent aber, wo sie *cozza pelosa* genannt wird, bildet sie nach Salis mit der gemeinen Miesmuschel einen grossen Theil des zu 40,000 Ducati angeschlagenen Einkommens aus dem sogenannten kleinen Meer, sie sei das delikateste aller Meerthiere. *Modiola barbata* ist eben so sicher unter den kleineren und aussen krausen Miesmuscheln bei Athenäus III, 34 gemeint. Turton benützte den Namen mit Unrecht für die Flussmuscheln, *Unio*, vermuthlich um an *Mya* zu erinnern, welcher Gattung Linné dieselben zugetheilt hatte. Dass Plinius XXXII, 11 (53) *Mys*, *Mitulus* und *Myiscus* neben einander aufführt, zeigt, dass er aus verschiedenen Quellen schöpfte.

Ob die Stadt Mytilene auf Lesbos von *Mytilus* den Namen hat und also der Mosselbai der Holländer in Südafrika zu vergleichen ist, kann ich nicht entscheiden, es kann möglicherweise auch Umgestaltung eines ähnlich klingenden älteren Namens zu Grunde liegen, doch auch dann gäbe es Zeugniss von dem Alter der Form *Mytilus*, die wir in der Literatur erst seit Horaz kennen.

Ostréon. Ostreum. Ostrea.

Plato Timaeus 92.
Aristoteles hist. an. I, 1. IV, 4. V, 15.
— gen. an. III, 11.
Columella VIII, 16.
Xenokrates III, 26.

Plinius II, 41 (41). VI, 21 (23). IX, 12 (14). 15 (20). 51 (74). 54 (79). X, 68 (87). 71 (90). XI, 37 (52). 39 (92). XXXII, 6 (21). 11 (53).

Athenaeus III, 30. 42. 43. 44.

Ὄστρεια συμμιμνούσα τε διελεῖν μὲν ἔστι χαλεπὰ καταφαγεῖν δ' εὔμαρέα.

Epicharmos apud Athenaeum.

Der Name der Auster lebt in den meisten europäischen Sprachen fort, so im Italienischen Ostrica, Venetianischen Ostrega, Spanisch und Portugiesisch Ostra, Baskisch Ostréa, Französisch Huitre, Englisch Oystre, Holländisch und Dänisch Oester, Schwedisch Ostra, Böhmisch Ostrya, Polnisch Ostryga. Jedermann weiss, was er unter einer Auster zu verstehen hat; weniger haben sich die Systematiker über die Arten dieser vielgestaltigen Muschel einigen können. Während in der Nordsee neben *Ostrea edulis* L., ein Name, der usprünglich viele umfasste, nur noch eine *O. hippopus* Lam. angenommen wird, lässt man erstere im Mittelmeer gar nicht mehr gelten, nennt die häufigste *Ostrea lamellosa* Brocchi und unterscheidet davon mehrere kleinere Arten, wie *O. plicatula* Gmel., *O. cristata* Born, *O. cochlear* Poli.

Aristoteles unterscheidet die Austern nach der Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie leben, wie noch gegenwärtig die Fischer, und so dürfte *Ostrea cochlear* Poli, Ostrica di fango der Neapolitaner, auf Schlammgrund zu Hause, dessen *Limnostreon* sein, hist. an. V, 15, gen. an. III, 11. Ferussac fasste dieses Wort als Süsswassermuschel auf und nannte daher die Familie der Limnaeaceen *Limnostrea*, dem widersprechen aber ebensowohl die oben angeführten Stellen, als hist. an. IV, 4. wo sie als Beispiel einer rauhschaligen Muschel neben *Pinna* angeführt wird: der Name bezeichnet einfach Hafenauster oder Lagunenauster, wie hist. an. VIII, 13 *λιμνοθάλαττα*, Lagunen. Die Stelle bei Athenäus III, 42 ist vielleicht in ähnlichem Sinne zu verstehen.

Im Beginn des vierten Kapitels des vierten Buches seiner Thiergeschichte spricht Aristoteles von *πάντα τὰ καλούμενα ὄστρεα*, Alles, was man Austern nennt, scheint also das Wort

in einem weiteren Sinn zu nehmen, und Athenäus sagt sogar von *Haliotis τὸ ὄστρεον τοῦτο*, diese Auster, III, 35. Ganz räthselhaft ist aber die Stelle zu Ende des fünfzehnten Kapitels des fünften Buches, wo Aristoteles, nachdem er von angewachsenen und unbeweglichen Meerthieren gesprochen, Austern erwähnt, welche die Maler gebrauchen, sie seien ausnehmend dick, sollen den Farbstoff? *ἄνθος* aussen an der Schale haben und kommen hauptsächlich an der Küste Kariens vor. Chemnitz bezog diese Stelle auf einen schönen zinnoberrothen *Spondylus*, den er unter dem Namen *Sp. pictorum* Bd. VII, Taf. 69, Fig. E. F. abgebildet hat; diese Muschel hat seitdem den Namen behalten, stammt aber nach neueren Untersuchungen von der Ostküste von Amerika.

Xenokrates lobt die Austern von der Mündung des Nils, des Kaystros bei Ephesus, von Brindisi, Tarragona, Narbonne, des Lucrinersees bei Pozzuoli und von Leukas. Plinius wusste, dass die Austern auch in schwach gesalzenem Wasser leben und im schwarzen Meere häufig sind; als Orte, welche sich durch ihre Austern auszeichnen, nennt er, grossentheils nach Mutianus, Cyzicus, den Lucrinersee, Britannien, Lucca, Istrien, Circeji; nach derselben Stelle wurden sie sogar im Avernersee gemästet, welcher gegenwärtig ganz süss und ohne Austern ist, damals aber durch einen schiffbaren Kanal mit dem Meere verbunden war, der durch den Ausbruch des Monte nuovo im Jahre 1538 verschüttet wurde. Auch jetzt noch werden überall in Italien die Austern aus schwächer gesalzenen, mehr oder weniger abgeschlossenen Strandseen am meisten geschätzt, so die Ostreghe de Laguna in Venedig, die aus dem Fusaro in Neapel.

Spondylus.

Plinius XXXII, 11 (53).
Aelianus nat. an. IX, 6.

Spondylus, vom griechischen Worte *σπόνδυλος* oder *σφόνδυλος*, Wirbel mit verschiedenen Nebenbedeutungen, hat sich in

Neapel und Tarent als *Spondilo, Sponsulo* oder *Spuonnolo* bei den Fischern erhalten als Namen einer im Aeussern den Austern ähnlichen stachligen Muschel, welche sich aber durch den aufgebogenen Wirbel der violetten freien Schale und die starken Schlosszähne sogleich unterscheidet. Schon Lister hat den Namen richtig auf sie angewandt, jetzt *Spondylus gaederopus* L. Der zweite Name, Eselsfuss, bezeichnet eine entfernte Formähnlichkeit mit einem Eselshufe und ist der Name dieser Muschel bei den neueren Griechen, von Lemnos im nördlichen ägäischen Meer, wo Belon ihn zuerst hörte, bis Triest, wo Plucár ihn zu *Gaidero* verkürzt angibt, das gleichbedeutende italienische *pie d'asino* führt aber Plucár als Volksnamen für den noch dickschaligeren und runderen *Pectunculus glicimeris* auf.

In Böttgers Mittelmeer Seite 232 wird *Spongulu* als sicilianischer Name für *Arca Noae, Sponguli pilosi* für *Arca barbata* angeführt, aber dieses Verzeichniss wimmelt dergestalt von groben Verstössen gegen die Kenntniss der Arten, dass gegen die Angaben von Poli und meinem Vater hierauf kein Werth gelegt werden kann.

Pinna. Perna.

Artstoteles hist. an. IV, 4. V, 15. VIII, 1.
Cicero nat. deor. II, 48.
Xenokrates III, 27.
Plinius IX, 35 (56). 42 (66). XXXII, 11 (54).
Athenaeus III, 42.

In aufrechter Stellung, vermittelst Byssus am Boden befestigt; schon diese Bemerkung des Aristoteles ist vollkommen hinreichend zur Identification mit den jetzt noch so genannten Muscheln *Pinna rotundata* L. etc.

Aber auch die Namen haben sich erhalten, *Pinna* hörte sie Hasselquist in Kleinasien nennen, *Pinna-lana*, auf den Byssus deutend, Belon in Genua, während sie im adriatischen Meer *Palostrega*, Pfahlauster, oder *Astura, Stura*, in Südfrankreich

des Perlmutterglanzes im Innern wegen *Nacre*, in Neapel eben desshalb und der zuweilen vorkommenden Perlen wegen *Madreperna* genannt wird.

Letzteres Wort und noch mehr der Name *pernonico* in Tarent für das Eisen, womit die Steckmuschel vom Grunde abgerissen wird, (v. Salis Reise S. 407) erinnern an die *Perna*, Schinkenmuschel, des Plinius XXXII, 11 (54) von den Ponza-Inseln, sie sei fusslang und stecke aufrecht im Sand, ist also dasselbe mit *Pinna*; auch Rondelet braucht *Perna* in gleichem Sinne, Adanson in weiterem Sinne gleich *Jambonneau* für *Mytilus* und *Pinna*, Linné aber benützte den Namen als *Ostrea perna* für eine ganz andere Muschel und veranlasste dadurch Lamarck, eine eigene mit *Malleus* verwandte Gattung *Perna* zu nennen.

Die bekannte Sage vom Pinnenwächter, von Cicero l. c. und Aelian nat. an. III, 29 ausgemalt, während Aristoteles hist. an. V, 15 nur die Thatsache erwähnt, ist noch an verschiedenen Küsten des Mittelmeers vorhanden, wie Hasselquist iter palaestinum S. 450 und von Salis l. c. S. 406 angeben, letzterer ausdrücklich auf Fischeraussagen sich beziehend; sie beruht einfach darauf, dass der kleine Krebs in der geräumigen Schale Schutz für sich selbst sucht.

Die Verarbeitung des Byssus zu Handschuhen, Strümpfen u. dgl. zuerst von Tertullian erwähnt, findet noch in Tarent und Cagliari statt, wenn auch mehr für Curiositätensammler, als für den praktischen Gebrauch.

Κτείς. Pecten. Pectunculus.

Aristoteles hist. an. IV, 4. 8. V, 15. VIII, 13. IX, 37.
— part. an. IV, 7.
— gen. an. III, 11 sub finem.
Xenokrates III. 19, 20
Plinius IX, 29 (45). 33 (51). 51 (74). XI, 37 (52). 51 (112). XXXII, 11 (53).
Athenaeus III. 32. 40. 44.

Pectinibus patulis jactat se molle Tarentum. Horat. Sat. II, 4, 34.

Der regelmässigen ausstrahlenden Rippen wegen von den Alten mit einem Kamme verglichen, wie gegenwärtig von den Venezianern mit einem Körbchen, *Canestrelo*. Noch führen nach Forskal unsere Pecten bei den asiatischen Griechen den Namen *χτενι*, nach Koraes *κτενια* aus *κτένα*; die neugriechischen Wörter nehmen in der Regel die Form des alten Accusativs an, wie die italienischen die des lateinischen Ablativs, es ist im Wesentlichen eine Erhaltung des Stammlautes, der im Nominativ durch das hinzukommende S am meisten gefährdet ist, so z. B. *ἐλπὶς* neugriechiesch *ἐλπίδα*, nix, nivis italienisch neve; Hasselquist gibt den vielleicht entstellten Namen *δηττίνη*. Aber auch ohne die Uebereinstimmung des Namens würde die Angabe des Aristoteles über das „Fliegen" der Kammmuscheln die Identität mit unseren Pectenarten darthun, denn diese und die nahe verwandte *Lima* sind die einzigen Muscheln des Mittelmeers, welche durch rasches Auf- und Zuklappen der Schale sich innerhalb des Wassers in einem Bogen erheben und so schnell ihren Ort verändern können. Siehe Olivi zoologia adriatica pag 120 und den magelanischen Pecten natans Philippi in Wiegmanns Archiv, 1845. Auf Amboina heisst *Pecten radula* nach Rumph *Bia terbang*, die fliegende Muschel.

Dass die Kammmuscheln auch über Wasser springen ist wenig-stens für gewöhnlich unwahrscheinlich, doch will Stutchbury neuholländische Trigonien vier Zoll hoch über Bord eines Bootes springen gesehen haben, und Fabricius erzählt in seiner Fauna groenlandica, dass *Pecten islandicus* aus den Kochkesseln der Grönländer herausspringe. *Donax* und *Tellina* machen nur kleine Sprünge auf dem Sande.

Was die besonderen Arten und Oertlichkeiten betrifft, so rühmt schon Aristoteles wie alle Folgenden die Kammmuscheln von Mitylene; die grosse mit flacher oberer Schale, welche er hist. an. IV, 4. 8. nennt, ist offenbar *Pecten Jacobaeus* L., die grösste und ungleichklappigste des Mittelmeers, die rothe,

hist. an. VIII, 20, entweder *Pecten Audouinii Payraudeau*, oder noch eher der häufigere *P. varius* L.

Xenokrates stellt den Mitylenischen Kammmuscheln die von Salona in Dalmatien und die des Latiums an die Seite, dagegen bleiben sie im Pontus klein, hier meint er offenbar den im schwarzen Meere häufigen *P. glaber* L. Auch er unterscheidet nach der Farbe weisse harte, gelbe wie Buchsbaumholz, schwerverdauliche feuerrothe, stinkende und bunte; hier haben wir wieder *P. Jacobaeus* und *varius*, ob unter den gelben oder unter den bunten *P. glaber* zu verstehen sei, kann ich nicht bestimmen, die Pectenarten des Mittelmeers unterscheiden sich durch ihre Gestalt weit besser als durch die Farbe, welche bei den einzelnen Arten sehr abändert, so z. B. bei *P. glaber* von gelblichgrau zu violett und orange, bei *P. varius* von orange zu schwarzroth; dieser letztere wird daher auch gemeint sein, wenn Phanias bei Athenaeus die schwarzen und feuerrothen (ohne Wiederholung des Artikels) den weissen gegenüberstellt.

Plinius rühmt unter andern auch die von Altinum, einer ehemaligen Lagunenstadt der Veneter, gegenwärtig wird in Venedig hauptsächlich der in den dortigen Lagunen häufige *Pecten glaber* verspeist. Wenn endlich Plinius XXXII, 11 (53) Pectunculus neben Pecten nennt, so meint er damit wohl nur kleinere Pectines, wie er dort Mytilus neben Mys nennt.

Im britischen Museum befinden sich mehrere römische Nachbildungen von Kammmuscheln in *Terra cotta*, klaffend und statt des Weichthiers eine kleine Venus enthaltend, man kann aber aus ihnen nicht ersehen, welche Arten die Alten vorzugsweise kannten und benützten, da sie keine Art genau darstellen, in der Grösse gleichen sie dem *P. Jacobaeus*, in der gleichmässigen Rundung beider Schalenhälften dem kleineren *P. glaber*.

Mehr oder weniger annähernde Nachbildungen der Form eines Pecten finden sich auch sonst unter den römischen Alterthümern und bekanntlich benützen auch jetzige Künstler gerne diese Muscheln als Vorbild, wenn sie den Wagen des Neptuns oder einer andern Meergottheit darstellen.

Im Mittelalter erhielt die auch als Trinkschale gebrauchte

atlantische weisse Kammmuschel, *Pecten maximus* L., eine besondere Bedeutung dadurch, dass die nach S. Jago de Compostella wallfahrenden Pilger sie als Andenken und Wahrzeichen von da zurückbrachten, sie wurde dadurch in ganz Europa bekannt und die Namen Pilgermuschel, Jacobsmuschel und heilige Muschel von den Anwohnern des Mittelmeers auf die bei ihnen heimische ähnliche Art übertragen, welche daher auch in der Systematik den Namen *Pecten Jacobaeus* erhielt.

Der Gattungsname Pecten wurde von den Systematikern stets derselben naturgemässen Muschelgattung erhalten, aber sein Diminutiv, Pectunculus, von den vorlinnéanischen seit Belon verschiedenen durch ihre Rippen den Kammmuscheln ähnlichen Muscheln gegeben, namentlich den so häufigen Cardien, für welche es an einem classischen Namen fehlte; von Linné für eine gerippte Art seiner Gattung *Arca* benützt, wurde er bei Lamarck demgemäss wieder Gattungsname und zwar für Muscheln, welche keine näheren Beziehungen zu Pecten haben und nur von wenigen Kammmuscheln an Grösse übertroffen werden.

Κόγχη. Concha.

Aristoteles hist. an. IV, 4. V, 15. IX, 37 sub finem.
Xenokrates III, 31.
Plinius II, 41 (41). IX. 5 (4). 12 (14). 25 (41). 33 (52). 34 (53). 35 (57). 36 (61). XI, 37 (52). XVIII, 35 (87). XXXII, 11 (53). XXXVII, 10 (38).
Athenaeus III, 32. 33. 43.

Sprachlich identisch mit dem indischen Cankha (S. oben Seite 211) und oft ganz allgemein für Muscheln oder selbst Conchylien überhaupt gebraucht, nach Schneider gleichbedeutend mit *χήμη* und bei den Attikern gebräuchlicher; bei Aristoteles neben *Chama*, *Solen*, *Pinna* und *Pecten*, bei Athenaeus neben denselben und auch neben *Mytilus* genannt, doch auch gleich nachher als allgemeiner den *Solen* mit umfassender Name; es ist also wenigstens nicht immer allgemeine Bezeichnung der zweischaligen Muscheln überhaupt, sondern besonderer Name

einer bestimmten Gattung, welche verschiedene Arten umfasst: so unterscheidet Aristoteles glatte und rauhschalige, gerippte wie Pecten und rippenlose. Xenokrates erwähnt κόγχη nur als Nebennamen einer Art von χήμη, deren Beschreibung aber, Längsrippen und gezähnter Rand, so verstehe ich die Worte: am Schnitt haben sie Rauhigkeiten den Schüsseln der Eicheln oder den Ulmen (blättern) ähnlich — auf *Cardium* deutet.

Bei Athenaeus erfahren wir gar nichts, als dass man bald κόγχος bald κόγχη schrieb. Jene Eintheilung in glatte und rauhe erinnert an Venus, welche die späteren Classiker eben so eintheilen, die Zusammenstellung mit Pecten in Bezug auf die Sculptur führt aber auch auf *Cardium*, eine sehr leicht kenntliche, häufige und beliebte Muschelgattung des Mittelmeers, deren vorherrschende Sculptur wie bei Pecten in vom Wirbel nach der Peripherie ausstrahlenden Rippen besteht, diese sind bei *Cardium aculeatum*, *echinatum*, *ciliare* u. a. mit Dornen, bei andern mit Höckern besetzt (rauhschalig), während *Cardium oblongum* beinahe, *C. laevigatum* ganz glatte Schalen hat.

Aristoteles IX, 37 bemerkt, dass die dünnen und rauhen κόγχαι um sich herum etwas wie einen festen Panzer bauen und diesen grösser machen, wie sie selbst grösser werden, auch daraus wie aus einem Hause herauskommen. Etwas derartiges ist mir im Mittelmeer nur von Modiola vestita Philippi und Lima ventricosa Sowerby (inflata Phil.) bekannt, von letzterer besitzt das Berliner zoologische Museum ein Exemplar in einer aus Zostera zusammengewebten Hülle aus Venedig, von Renier erhalten, und diese könnte der Sculptur und ihrer starken Wölbung wegen für ein *Cardium* gehalten werden, wenn gleich eine Zusammenstellung mit Pecten nach ihrem wesentlichen Bau näher liegt. Ob sie eine solche Hülle wieder verlassen kann, weiss ich nicht, in Irland fand man sie zwischen losen Steinen, die sie mittelst Fäden zusammengesponnen hatte.

Für die Deutung der *Conchae* auf *Cardium* liesse sich auch noch anführen, dass diese Gattung sonst bei den Alten gar nicht erwähnt würde, während sie heutzutage an den Mittelmeerküsten wohl bekannt ist und eigene Namen hat, die meist eine halb

wir obige Maßregel immer dem Kredit und Vortheil des Landes weit zuträglicher, als eine Verschlechterung des Geldes.“ * Daß durch die Gleichstellung des Papiergeldes mit dem Golde, oder besser dadurch, daß die Banknoten, statt Substitute für baares Geld zu seyn, jetzt wieder die eigentlichen Repräsentanten desselben wurden, der Werth derselben sich heben, ihre Anzahl zugleich aber sich vermindern mußte, ist allerdings klar, so wie, daß als nothwendige Folge hievon der Preis aller Waaren und Lebensmittel fallen mußte; allein hierin scheint uns doch nicht der eigentliche Grund der Opposition zu liegen, welche die Freunde dieser Maßregel bei einem großen Theil des commerziellen Publikums zu bekämpfen hatten. Auch in Amerika widersetzte sich eine große Partei der erzwungenen Rückkehr zu Baarzahlungen sowohl im Jahr 1816, als neuerdings im Monat Mai dieses laufenden Jahres (1838), wie denn überhaupt die ganze Geschichte des amerikanischen Papiergeldes der des englischen, mit geringen Ausnahmen, analog ist. Es ist hier wieder das Verhältniß vom Gläubiger zum Schuldner, in dem die Bank zum Publikum steht, zu berücksichtigen. Die Kaufleute und Fabrikanten sind die Hauptschuldner der Bank, diese werden daher bei der Resumption der Baarzahlungen zuerst um baares Geld angegangen, und da ihr Kredit hauptsächlich von ihrer Pünktlichkeit abhängt, so müssen sie dieselben auch um jeden Preis leisten. Sie werden hiedurch gezwungen, einen Theil ihrer Waaren zu geringern Preisen loszuschlagen, als im Verhältniß zu den verringerten Zahlungsmitteln die eigentlichen nothwendigen Lebensbedürfnisse sinken, und kommen hierdurch in offenbaren Verlust. Es vermindern sich nämlich die Preise aller Dinge zwar im Verhältniß zur verminderten Cirkulation des Geldes, aber dies geschieht nicht auf einmal, und nicht mit Allen zugleich in demselben Maß. Was sich am längsten unverändert erhält, ist der Preis des Brodes und der Taglohn. Daß dies so seyn muß, läßt sich leicht aus den allgemeinen Prinzipien der Staatswirthschaftslehre nachweisen; wir ziehen aber vor, uns hier auf die Erfahrung zu berufen, und verweisen unsere Leser auf die Geschichte der Papiergeld-Einlösung nicht bloß von England

* Theoretisch-praktisches Comptoirhandbuch nach Mac Culloch von L. A. Schmidt. S. 71.

allgemeine Bedeutung haben, wie *Caparon* (die grosse Muschel) und *Capa tonda* (die runde Muschel) in Venedig, *Capelan* in Südfrankreich; ja an den englischen Küstem wird *Cardium edule* L. *cockle* (aus *coquille*) genannt. Wie aber im Venezianischen der mit obigen zusammenhängende Name *Caparozzolo* für *Venus*, *Scrobicularia* und selbst für Süsswassermuscheln gilt, so wurde der Name *Concha* bei den Alten auch auf solche ausgedehnt, Aristoteles selbst spricht von Süsswassermuscheln, wahrscheinlich *Anodonten*, unter diesem Namen und in Neapel werden noch gegenwärtig die häufig als Suppen verspeisten *Venus edulis*, *decussata* und *geographica* *Vongole* (*Conchulae*) genannt.

Belon nennt *Conchula* als venezianischen Namen des *Mytilus edulis* und das offenbar identische *Gongola* als römischen für *Cardium*, ersteres ist aber sehr unwahrscheinlich, in Venedig kennt man einen solchen Namen gegenwärtig nicht, er klingt auch nicht venezianisch; letzteres, was zu obiger Deutung passen würde, verliert dadurch an Glaubwürdigkeit, dass Belon zugleich als französische Namen *Hannon* und *Coquille de St. Jaques* anführt, welche beide einem Pecten angehören und auch schon im folgenden Jahre mit *Gongola* selbst einem solchen von Rondelet zugetheilt werden; übrigens war Rondelet, so viel ich weiss, nie in Rom, wie doch Belon, und so mag immerhin dieser in Bezug auf den römischen, jener bei den übrigen Namen mehr Glauben verdienen.

Das Wort *Concha* galt schon bei Plinius für Schale überhaupt, z. B. der Austern, XXXII, 6 (21), und Perlmuscheln IX, 35 (55), bei den späteren Conchyliologem stets als allgemeine Bezeichnung für alle zweischaligen Muscheln und zuweilen in noch weiterem Sinne, nur Lamarck benützte es als Familiennamen für *Venus* und *Cyclas*, obgleich das gleichbedeutende *Conchifères* bei ihm Classenname für sämmtliche Muscheln ist.

Für die Herzmuscheln brauchten die vorlinnéischen Schriftsteller gerne das Wort *Pectunculus*, nach Belons Beispiel, der sich auf ein an den südwestfranzösischen Küsten gebräuchliches *Pétoncle* beruft, Argenville und Gualtieri passender *Concha cordiformis*, was Linné in *Cardium* verwandelte.

Süsswasser-Muscheln.

Aristoteles hist. an. IX, 10.
Plinius II, 103 (106).
Aelian III, 20.

Die eben erörterten Namen dienten den alten Schriftstellern auch zur Bezeichnung der Süsswassermuscheln in Ermangelung eigener. Bei Aristoteles erscheinen grosse, glatte *κόγχαι* als Futter der Pelikane in den Flüssen, vielleicht nach VIII, 12 namentlich im Strymon, bei Plinius *Musculi fluviatiles* im Flüsschen Scatebra im Casinatischen (Rapido bei Monte Cassino) und im Stymphalischen See (See von Zaraka) in Arkadien. Wir sind mit den südeuropäischen Vorkommnissen der Gattungen *Unio* und *Anodonta* noch nicht so speciell bekannt, um die Arten nach den Localitäten errathen zu können, ja da *Musculus* bei Plinius sonst nicht in der Bedeutung Muschel vorkommt, ist es fraglich, ob überhaupt Muscheln gemeint sind. Indessen blieb der Name *Musculus fluviatilis* bei den vorlinnéischen Schriftstellern, offenbar in der Erinnerung an Plinius, für Unionen und Anodonten beliebt, dagegen ist es davon unabhängig, dass Linné die Letzteren mit *Mytilus* vereinigte, es geschah blos ihres zahnlosen Schlosses wegen; nur in Frankreich theilen sie auch in der Volkssprache den Namen der Miesmuschel, *Moule*, in Italien führen sie den allgemeinen Namen Capa, Caparozzolo.

Χήρη. Chama.

Aristoteles hist. an. V, 15.
Xenokrates III, 18. 31. 32.
Plinius XXXII, 11 (53).
Athenaeus III, 33. 40. 44.
Aelian nat. an. XV, 12.

Χήρη kommt bei Aristoteles nur einmal als Sandmuschel vor. Aelian spricht dagegen unter Anderem von an Felsen

festgebissenen (*Arca?*) und unterscheidet, wie Xenokrates und Athenaeus, die Gattungen. Ebenso Plinius in seiner Aufzählung der Meerthiere, die er alphabetisch aufführt; die ganze Stelle ist den Namen nach aus dem Griechischen entlehnt, eine *Cheme striata* und eine *Cheme laevis*, in anderen Ausgaben *Chametrachea* und *Chamelea*, rauhe und glatte *Chama*, letztere bei Athenaeus auch *χήμη βασιλική*, königliche *Chama* genannt, wie die Sicilianer heutzutage noch grosse Fische *imperiali*, kaiserliche, nennen. Bei Xenokrates finden wir mehr Detail, nämlich

I) Glattschalige *Chemen*, die Schale flach und durchscheinend, eigentlich durchglänzend, vielleicht nur spiegelglatt bedeutend, leicht verdaulich und nahrhaft, III, 31.

II) Rauhe *Chemen*, auch *Glykymarides* genannt, besser als die vorhergehenden, geringer als *Pelorix*, süss und von gutem Saft, III, 18. 31. 32.

Diese seien in ihren Arten verschieden nach den Oertlichkeiten, sowohl im Saft (Geschmack), als in Färbung und Gestalt, und zwar

1) aus dem Hafen von Alexandrien, bunt und rund, die besten, III, 18. 32..

2) solche, welche über Pharos und Diolkos, eine der sieben Nilmündungen, Insel und Brücke, hinaus vorkommen, länglich und rauh, den stachligen Früchten der Buche ähnlich: *ἐμφερῶς φηγοῖς τὰν ἐχίνων φερομέναις*, wörtlich den Buchen ähnlich, die eine stachlige Frucht tragen, die Alten nannten aber auch eine Eiche mit essbaren Früchten (Quercus aegilops L.) *φηγός* und im Gegensatz zu dieser wird das Stachlige hervorgehoben, III, 18. 32.

3) Kürzere als die ägyptischen, von Einigen *Conchae* genannt, III, 31.

4) Aus dem Lukrinersee bei Dikaearchia (Pozzuoli), welche denen aus dem Hafen von Alexandrien gleichgestellt werden, III, 18.

Belon nennt den neugriechischen Namen *Chinadi* für *Donax trunculus* L. auf der Insel Metelin (Lesbos) und dasselbe Wort *Camadia* gilt in Tarent nach Bonanni und Poli

für *Venus edulis* Chemnitz (*virginea Auctorum*), *Venus verrucosa* und mit dem Beisatze *da luna* für *Cythcrea Chione*.

Bei Koraes erfahren wir weiter nichts, als dass die *Chema* heutzutage *Chebada* genannt werde, S. 116 und *Pectunculus glycymeris* nach Forskal *Methistrachibada*, was er in *Methystrachebada* verbessert und auf das Weintrinken bezieht.

Bei unbefangener Betrachtung ergibt sich zunächst, dass

II, 3) wegen der Rippen und des gezähnelten Randes (s. oben S. 241) ein *Cardium* sein muss, also zunächst, ohne andere Arten auszuschliessen, das im Mittelmeer wie in der Nordsee häufigste und vielverspeiste *Cardium edule* L.;

II, 4) bunt und rund, möchte ich auf die in Neapel beliebte *Venus decussata* L. deuten;

II, 1) ist vermuthlich dieselbe;

I) deutet auf *Tellinen* oder *Donax trunculus*, die auch gegenwärtig in Italien weniger beliebt sind, als die rauhen Muscheln.

Das Resultat wäre demnach, dass *Cheme* ein umfassender Name für eine Reihe von Muscheln ist, welche alle gleichschalig, zuschliessend, von rundlich-länglichem Umriss sind, frei im Sand oder Schlamm leben (mit einer einzigen Ausnahme bei Aelian) und öfters als regelmässige Muscheln bezeichnet werden, weil sie in keiner Hinsicht auffallende Eigenschaften darbieten.

Es stimmt zur erwähnten verschiedenen Anwendung dieses Namens in Griechenland und Italien, dass Aristoteles weiter nichts von seiner *Cheme* sagt, als dass sie im Sand lebe, was vortrefflich auf *Donax*, weniger auf *Venus* passt, während die Unterscheidung in rauhe und glatte bei den späteren Griechen und Plinius entschieden auf *Venus* hinweist, unter welcher Gattung es im Mittelmeer höckerige oder rauhe, wie *V. verrucosa*, grob gestreifte, wie *V. gallina* und *decussata*, nahezu glatte, wie *V. edulis* und *geographica*, und ganz glatte, wie *Cythcrea Chione* gibt, die grösste und schönste, welche daher wohl die königliche Muschel des Athenaeus sein mag.

Belon und Rondelet waren vollkommen im Recht, wenn sie den Namen *Chama* auf die jetzigen Venusarten anwandten; man leitete aber denselben von *χαίνω*, gähnen, klaffen, ab und erfand dafür das deutsche „Gienmuschel", wie Kinkhorn für *Buccinum*, und man benützte ihn demgemäss, wie namentlich Lister und Tournefort, nur für klaffende Muscheln, d. h. solche, welche an einer oder mehreren Stellen ihrer Peripherie gar nicht zusammenschliessen, wie *Pholas*, *Panopaea*; ist diese Etymologie aber wirklich richtig, so kann sie nur bedeuten, dass die Muscheln ihre Schalen oft und weit offen halten, nur bei Gefahr verschliessen, wie im Grunde alle Muscheln, oder vielleicht, dass sie gesotten auf den Tisch gebracht offen stehen, ebenfalls allen Muscheln gemein, was man in Neapel täglich in fast jeder Restauration an der Zuppa di vongole, Suppe von *Venus decussata* sammt Schale, sehen kann und worauf schon Aristophanes (bei Athenaeus III, 33) anspielt:

Ἀτέχναισιν εἰς ἔκαστος ἐμπεφόρτωται
Ὀπτοπέραις κόγχαισιν ἐπὶ τῶν ἀνθράκων.

Linné hatte der ganzen Gattung nach *Venus Dione* den jetzt gültigen Namen gegeben und verwandte das dadurch frei gewordene Wort *Chama* für eine bis dahin namenlose Gattung, welche weder im Sande lebt, noch mit Ausnahme der längst daraus entfernten *Isocardia cor* glatte Arten enthält; diese Gattung wird überall vom Volke ähnlicher Form und Vorkommens wegen mit den Austern zusammengeworfen. Linné begriff übrigens darunter auch die stark klaffende *Tridacna*, welche bei Rumph *Chama aspera* heisst, und so vielleicht die Uebertragung des Namens *Chama* veranlasst hat.

Peloris.

Xenokrates III, 26.
Plinius XXXII, 11 (53).
Athenaeus I, 6., III, 40. 44.

Ueber die Deutung dieses Namens hat man drei bis vier eben so bestimmte als von einander abweichende Ansichten.

Belon erklärt die *Peloris* nach dem zu seiner Zeit in Frankreich üblichen Namen *pélourde* für *Venus decussata*, Rondelet bestätigt Belons Angabe, schliesst sich aber an Bonannis Deutung des antiken Namens an und nach Poli wird in Neapel der *Pectunculus Palorda* genannt. Plinius sagt: chemae peloridum generis varietate distantes et rotunditate, ersteres passt auf *Venus decussata*, die Rundung unterscheidet sie aber nicht von *Venus edulis*, nehmen wir jedoch *Venus gallina* für *chame laevis*, so ist *Venus decussata* gewölbter.

Bonanni sagt in Museum Kircherianum p. 445 Nro. 76, *Peloris* habe ihren Namen von dem Vorgebirge Pelorum in Sicilien (Capo di Faro bei Messina) und bezieht sie desshalb auf den ihm von dort zugekommenen und als häufig bezeichneten *Solecurtus strigilatus*.

Poli hält sich an Horaz, und da der Lukrinersee (Mare-ciello zwischen Pozzuoli und Bajae) seiner Austern wegen berühmt war, Plinius IX, 54 (79), so gibt er in seinem neuen auf die Weichtheile gegründeten Muschelsysteme der Austern den Namen *Peloris*. Xenokrates sagt allerdings, die besten davon seien die den Austern ähnlichen und nennt sie dicht hinter den Austern, unterscheidet sie aber demnach gerade von ihnen und stellt sie der *Melanis*, schwarzen Muschel, gleich, welche, wenn ihre Deutung auf *Mytilus* richtig ist, im Aeusserlichen gar nichts mit der Auster gemein hat, bezieht sich dagegen die Zusammenstellung auf die Tafel, so stellt sich *Solecurtus strigilatus* in Zartheit und Wohlgeschmack würdig neben Auster und Miesmuschel; vielleicht bezieht sich aber solche nur auf den Wohnort in den Lagunen und passt dann auf *Venus decussata*.

Endlich haben Lexikographen nach der dritten Stelle bei Athenaeus (III, 44) das fragliche Wort von πέλωρ, Ungeheuer, abgeleitet und daher die Riesenmuschel, *Tridacna gigas*, darunter verstanden, wenn diese aber auch den Alten nicht ganz unbekannt war, so konnte sie doch weder in den Lukrinersee, noch auf den Tisch des Athenaeus kommen.

Unter allen Deutungen scheint mir daher die erste auf

Venus decussata die wenigst unsichere, da bei ihr wenigstens zwei Momente, das Vorkommen in vorzüglicher Güte im Lukrinersee nach Xenokrates und das Fortleben des Namens in der Provence zusammentreffen.

Es ist gut, dass die Systematiker die *Peloris* nicht weiter berücksichtigt, dem Worte nicht noch weitere Bedeutungen untergelegt haben. *Nerita peloronta* L. hat nichts damit zu thun, Rumph gab ihr diesen Namen nach der Insel Peeloron bei Banda; *Cerithium Peloritanum Cantraine* hat seinen Namen unmittelbar von dem Promontorium Pelorum erhalten.

Tellina.

Xenokrates III, 30.
Athenaeus III, 31. 40.

Tellina, auch ξιφίδιον, kleines Schwert genannt, eine Muschel des dem Wellenschlag ausgesetzten Sandstrandes, besser aber und saftiger seien die aus den Flüssen, wie z. B. die ägyptischen. Athenaeus setzt hinzu, sie ähnele der *Patella* und würde von den Römern *Mitlus* genannt, süssschmeckend, von Bettelkindern zum Pfeifen benützt. Sie finde sich zahlreich bei Canobus (Canopus an einer der Mündungen des Nils nahe bei Alexandrien) und sei voll zur Zeit der Anschwellung dieses Stroms. Unter denselben seien die königlichen dünner, sie sollen auch abführen, leicht verdaulich und nahrhaft sein, die in den Flüssen süsser.

Mit Ausnahme des ersten Satzes hat Athenaeus dies Alles aus Diphilos entlehnt. Es ist schwer, sich daraus eine Idee von dem Thier zu bilden; der Identification mit *Mytilus* ist nicht zu trauen, sonst würde eine Hinweisung auf das bei Athenaeus oft vorkommende *Mya* näher liegen als eine Vergleichung mit *Patella*. Die Anwendung, welche die Bettelknaben von ihr machen, „sie nehmen sie in den Mund und flöten und spielen darauf," denke ich mir ähnlich dem Blätteln der schwäbischen Winzerburschen mittelst eines zusammengefalteten Rebenblattes; dieses würde auf eine flache, dünne und nur mässig grosse

Muschel deuten. Der erwähnte Aufenthalt bei Athenaeus (im Gegensatz zu Xenokrates) deutet auf Lagunen- und Brackwassermuscheln, es ist aber fraglich, ob die von ihm genannten Flusstellinen dieselbe Art sind, nur weiter oben im Nil, also in schwächer gesalzenem Wasser vorkommend und daher süsser, oder ganz andere Thiere.

Man hat das Wort *Tellina* schon etymologisch von τέλλω, vollenden, abgeleitet und demnach als die Schnellwachsende erklärt, mit Beziehung auf eine Stelle bei Aristoteles hist. an. V, 15., wo dieser von κίρκη und κτείς sagt, dass sie in einem Jahr τέλεια, fertig oder erwachsen seien. Es ist aber von sachlicher Seite kein Grund für diese Ableitung vorhanden und mir scheint τέλμα, Schlamm, Pfütze, hiefür näher zu liegen.

Belon erklärt nicht nur *Tellina* und namentlich die königliche Telline für *Donax trunculus* L., sondern fügt auch hinzu, dass dieser von den Venetianern und Römern *Tellina* genannt werde. In Venedig ist gegenwärtig keine Spur eines solchen Wortes vorhanden, auch in Rom fand ich es nicht auf den Speisezetteln; man findet es zwar in italienischen und spanischen Wörterbüchern, aber wohl nur aus der Büchersprache genommen, von Franceson als Tellmuschel übersetzt, von Jagemann als eine Art Muscheln, nach Wagener und Franciosini gleich *Almeja*, was eine Muschel überhaupt bezeichnet; am Lago di Celano im Königreich Neapel bezeichnet es nach del Re eine Süsswassermuschel, eine *Anodonta* oder *Unio*. Dagegen spricht für Belons Deutung eine Nachricht, die ich der Güte des Hrn. Doctors Bilharz verdanke, dass *Donax trunculus* eine häufige und beliebte Fastenspeise der Kopten in Kairo sei, man nennt ihn dort *Omm el cholul*; *D. trunculus* ist eine Sandmuschel und passt also sehr gut zu Xenokrates Angaben.

Rondelet wiederholt ein Jahr nach Belon, dass eine Muschel bei den Franzosen und bei den Römern *Tellina* genannt werde, die seinige stammt ex Agathensi sinu (Agde westlich von Cette in Südfrankreich) und ist vermuthlich *Scrobicularia piperata* Schumacher.

Den Namen *Tellina* führt in der Systematik seit Lister ein zwischen *Donax* und *Scrobicularia* die Mitte haltendes Muschelgeschlecht, welches nur von Wenigen, z. B. Argenville, dem Wortlaute bei Athenaeus gemäss unpassend mit *Mytilus* vereinigt wurde, und dem derselbe mit Ausschluss weniger heterogener Arten bis heute geblieben ist.

Galax.

Aristoteles hist. an. IV, 4.

Aristoteles führt hier als Beispiel glattschaliger Muscheln neben *Solen* und *Mya* die von einigen γάλακες genannten κόγχαι auf. Das ist Alles, was wir von ihnen wissen, die Herleitung des Wortes von γάλα, Milch, ist nur Vermuthung.

Rondelet deutet den Namen auf die milchweisse *Mactra inflata* Bronn (*M. corallina* mehrerer Schriftsteller, welche Conchylien des Mittelmeers beschrieben), welche an den Lidi von Venedig häufig und wie ihre bekanntere Schwester *Mactra stultorum* L., das Narrenherz, als Speise beliebt ist.

Belon bezieht den Namen auf die glatten Venusarten als Synonym von *Chama laevis*, ein Ausdruck, der bei Aristoteles nicht vorkommt, und dieses erinnert wieder an eine Muschel, welche am adriatischen Meere häufig gegessen wird, aber in Venedig nur durch das Beiwort dünnschalig von den Venusarten unterschieden wird, *Scrobicularia piperata* Schum., denn diese soll nach Belon in Ravenna und Ancona den Namen *Chalene*, *Chalcinelle* führen. Nach Jagemanns italienischem Wörterbuch ist *Calcinello* eine Meerschnecke, die lebendig eine blaulichte und todt eine weisse Schale hat, was unter der Voraussetzung, dass er unter Schnecken Schalthiere überhaupt versteht, auf *Scrobicularia piperata* passt.

Bei Athenaeus finden wir keinen *Galax*, nur XIV, 75 eine πίρνα γαλατική, nach andern Lesarten γάλλη oder γαλατικη, und dass hier ein wirklicher Schinken aus Galatien, keine Muschel, gemeint sei, zeigt die Erwähnung der Binnenstädte Kibyra und Pompelon.

Glycymaris. Chamae glycymerides.

Xenokrates III, 18. 31. 32.
Plinius XXXII, 11 (53).

Venus gallina L. führt in Venedig den Namen Peverazza oder Bibarazza, in der Romagna Piperata, von Belon durch Missverständniss als *paupercula* (Poverazza) gedeutet, in der Systematik auf *Scrobicularia piperata* unrichtig übergetragen. Ein Name von ähnlicher Bedeutung aus dem Alterthum ist mir nicht bekannt, wohl aber scheint der Ausdruck *Glycimaris* einen Gegensatz dazu zu enthalten, was die zweite Hälfte des Wortes, auch *meris* geschrieben, bedeute, weiss ich nicht, einige leiten sie von *μέρος*, Theil, Portion, ab und erklären: ein süsser Bissen, was etwas zu naiv scheint, Xenokrates nimmt sie ganz gleichbedeutend mit *Cheme trachia*, wie es scheint, *Cardium* und *Venus* umfassend; Plinius hat sie neben denselben und versteht vielleicht gerade *Cardium* darunter, da er dieses sonst nicht nennt.

Belon erklärt sie für *Pectunculus*, denn diese sei grösser als die *Peloris* (*Venus decussata* L.) und schmecke nicht nach Pfeffer, und daher führt eine der Arten von *Pectunculus* in der Systematik den Namen *Glycymeris*.

Rondelet bezieht *Glycymeris* ohne erkennbaren Grund auf *Lutraria elliptica* Lam., welche im Mittelmeer nicht häufig ist und keinen besondern Namen hat; von Aldrovandi auf die noch grössere und seltenere *Panopaea Aldrovandi* Lam. übertragen, blieb dieser Name bei Lamarck einer damit verwandten nordischen Gattung.

Amathitis.

Athenaeus III, 30.

Aus einem Gedicht des Epicharmus erwähnt neben *κόγχοι* in einer nicht ganz klaren Stelle, wornach sie von weisser Farbe sind und ihr Genuss gemieden wird. Eine Handschrift hat *ἁματίτιδες*, was an die schon erwähnte *Haemorrhois* erinnern

und Amerika, ſondern auch, und zwar hauptſächlich, von Oeſterreich. Der Kaufmann und Fabrikant, der bei den Fluktuationen des Papiergeldes ſeinen Kurs ſtets 30 bis 90 Tage im Voraus zu decken weiß, und ſelbſt den erlittenen Verluſt zum Preis der Waare ſchlägt, verliert bei der Depreciation des Papiergeldes wenig oder nichts, während der Taglöhner und überhaupt die arbeitenden Klaſſen, deren Verdienſt lange nicht im Verhältniß zur vergrößerten Papierausgabe ſteigt, ihre Armuth erſt dann zu fühlen anfangen, wenn ſie ſich höhere Genüſſe verſchaffen wollen, deren Preiſe, indem ſie meiſtens auf dem Verkehr mit fremden Ländern beruhen, ungleich elaſtiſcher ſind, und zu deren Anſchaffung ihre geringen Mittel nun nicht mehr hinreichen. Wer daher bei der Einführung des Papiergeldes, und durch den hierdurch vermehrten Kredit am wenigſten gewinnt, das iſt der gemeine Arbeiter, deſſen Lohn erſt ſpät, wenn alle Bedürfniſſe des Lebens im Preiſe geſtiegen, und diejenigen, die bei dem allgemeinen Austauſch von Gütern am meiſten betheiligt, reich geworden ſind, anfängt, mit dem Erwerb der anderen Stände in Verhältniß zu treten, was ihm dann doch nichts nützt, inſofern er nicht mehr verdient, als er braucht. Umgekehrt aber verhält es ſich bei der Einlöſung des Papiergeldes. Hier entſchlüpft den geldtauſchenden Klaſſen (money-dealers) der Gewinn, die Preiſe aller Luxus- und Modeartikel fallen, während die Preiſe der Früchte, des Brodes und der Taglohn noch lange beſtändig bleiben oder im Verhältniß zu den übrigen Bedürfniſſen nur langſam zu ſinken anfangen. Deßhalb war der Rückſchritt zu Baarzahlungen in allen Ländern eine Maßregel der Volkspartei, begleitet, wie dies nicht zu vermeiden iſt, von großen Handelskriſen und den Fallimenten von Hunderten von Kaufleuten und kleinen Banken. Es iſt natürlich, daß in Ländern, wo ein großes Central-Bankinſtitut exiſtirt, wie in England, zuerſt die kleinen Banken, welche die Schuldner des großen Inſtituts ſind, um Zahlung angegangen werden; dieſe müſſen dann ihre bei den Kaufleuten ausſtehenden Summen eintreiben, und zuletzt wendet ſich der Kaufmann an den Privaten. Es werden aber die Rückzahlungen nicht von allen Parteien mit gleicher Pünktlichkeit geleiſtet, wodurch die Privaten am wenigſten, der Kaufmann und die Banken am meiſten in Nachtheil gerathen. Der Kaufmann verliert hiedurch ſeinen Kredit und fallirt, und das Falliment der Kaufleute zieht endlich das der Banken nach ſich. — Die arbeitenden Klaſſen, welche weniger

könnte, die allgemeine Lesart dagegen bezeichnet eine Sandbewohnerin, und sollen wir unter den Muscheln des Sandgrundes wählen, so dürfen wir wohl zunächst an die verhältnissmässig grosse und im ganzen Mittelmeer häufige *Tellina planata* L. denken; so viel ich weiss, wird diese nirgends gegessen und es gilt überhaupt am Mittelmeer, wie im indischen Archipel als allgemeine Regel, dass die glatten und glänzenden, weissen oder buntgefärbten Conchylien des Sandgrundes weniger zum Genuss geeignet sind, als die unscheinbaren und oft abschreckend aussehenden des Schlamm- und Felsengrundes.

Χηράμβη. Cherambe.

Athenaeus III, 31.

Athenaeus beruft sich nur auf *Sophron* und *Archilochus*, welche dieses Wort für ein Schalthier gebrauchen, ohne irgend einen nähern Anhaltspunkt zu geben. *Cheramis*, mit χηραμός, Loch, Höhle, zusammenhängend, soll bei Hippokrates und Strabo eine breite flache Muschel bezeichnen, welche zum Schöpfen und Messen gebraucht worden sein soll. Man sagt, dass unsere grossen Anodonten im nördlichen Frankreich zuweilen zum Abnehmen der Milch dienen. Alles was sich darüber sagen lässt, ist daher dankbar anzuerkennen, dass die neuere Systematik diesen Namen nicht aus seinem Grabesschlummer heraufbeschworen hat.

Solen. Donax. Aulos. Concha longa.

Aristoteles hist. an. IV, 4. 8. V, 15. VIII, 1.
Xenokrates III, 28.
Plinius X, 69 (88). XI, 37 (52). XXXII, 9 (32). 11 (53).
Athenaeus III, 30. 37. 40.

Τίνες δὲ ἐντί ποκα, ταῖδε τοι μαιραὶ νόγγε
Γᾶλῆός θην τοῦτοί γα, γλοιύπτεον νογγύλιον.
Sophron bei Athenaeus III, 32.

Steckt im Sande, aber nicht angeheftet, und zieht sich bei Gefahr tiefer in denselben zurück.

Das Wort *Solen* bedeutet eigentlich Röhre und nimmt man dieses mit dem Ebenerwähnten zusammen, so kann kein Zweifel sein, dass unsere bekannten Solenarten, namentlich *Solen siliqua*, *legumen* und *ensis* L. gemeint sind; dass er ringsum geschlossen sei, was Aristoteles zweimal erwähnt, ist nur vom Mantel, nicht von der Schale zu verstehen, da er ja stets unbedenklich zu den *δίθυρα*, zweischaligen, gerechnet wird.

Die Anwendung des Wortes *Donax*, welches das grosse Schilfrohr, *Arundo Donax* L., bezeichnet, auf eine Muschel, findet sich erst bei Späteren: Xenokrates, Plinius, Athenaeus, und wiederholt sich noch heutzutage in verschiedenen Gegenden Italiens, z. B. Tarent, wo die Art des Schlammgrundes, *Solen vagina* L., Cannolicchio, Ravenna, wo sie *Canella*, von *Canna*, Rohr, heisst. Der venetianische Name *Cepa longa*, dem dänischen Langskiäl entsprechend, erinnert an den oben angeführten Vers.

Xenokrates und nach ihm Plinius und Athenaeus unterscheiden die Männchen des *Solen*, welche *Donax* und *Aulos*, Röhre und Flöte, genannt würden, als gestreift von den *Onyx* genannten einfarbigen und süsseren Weibchen; die Geschlechtsverschiedenheit der Muscheln ist meist nur mikroskopisch zu erforschen, und daher lange unbekannt geblieben, zum Theil noch heute unbekannt, aber die Fischer des Mittelmeers haben nicht selten specifische Unterschiede nahe verwandter Arten für Geschlechtsunterschiede gehalten, so nennen sie z. B. in Venedig den *Murex brandaris Bullo maschio*, den *Murex trunculus Bullo femena*, und so mag auch hier unter den Männchen der buntere Sandbewohner *Solen siliqua* L., unter dem Weibchen der einfarbige und süssere Schlammbewohner *Solen vagina* L. zu verstehen sein.

Solen wurde schon von Rondelet und nach ihm beinahe von allen Conchyliologen richtig angewandt, von Linné nur in einem etwas erweiterten Sinne; Rumph allein umfasste, auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, Röhre, sich stützend, unter diesem Namen sehr verschiedene Thiere, *Solen*, *Serpula*, *Vermetus* und *Dentalium*.

Den classischen Namen *Donax*, seit Belon als Synonym von *Solen* genommen, betrachtete Linné als dadurch erledigt und frei geworden und vergab ihn ganz willkürlich an eine Muschelgattung, welche zwar auch im Sande lebt, aber weder zu *Solen*, noch zum Rohr irgend eine Beziehung hat, eine Freiheit, die er sich z. B. auch bei der Vergebung der alten Namen *Zea* und *Zizania* an amerikanische Pflanzen nahm. Mit etwas mehr Recht wurde *Aulos* von Oken für eine von *Solen* abgezweigte ausländische Gattung, *Solen radiatus* L., benützt.

Dactylus. Unguis. Balanus.

Aristoteles hist. an. IV, 8. V, 15.
Xenokrates III, 17.
Plinius IX, 33 (51). 61 (87). XXXII, 11 (53).
Athenaeus III, 30. 35.

Es sind hauptsächlich zwei als Steinbohrer berühmte cylindrische Muscheln, welche den Namen *Dactylus* bis heute noch im Munde des Volks und in der Literatur führen, beide wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt mit einem Finger; die eine nahe zu glatt und braun wie die Frucht der Dattelpalme, von Linné *Mytilus lithophagus*, jetzt nach Sowerby *Lithodomus dactylus* genannt, die zweite rauh wie eine Feile, stark klaffend, weiss, mit kleinen Nebenschälchen auf Schloss, *Pholas dactylus* L.

In Neapel und Tarent gilt der Name *Dattero* oder *Dattilo* nach Poli und Salis für den *Lithodomus*, in Südfrankreich nach Argenville *datte* und *dail* für die *Pholas*, in Triest nach Plucár *Datolo* für beide, Olivi aus Chiozza führt ihn aber nur für die *Pholas* auf und nennt bei *Lithodomus* den einheimischen Namen *Pevaròn*, *Boerio Pevaròn de mar*, eine Vergleichung dieser Muschel mit den Pevaròni, Früchte des spanischen Pfeffers, *Capsicum annuum* L.

Die vielbesprochenen Bohrmuscheln in den Säulen des Serapistempels zu Pozzuoli sind *Lithodomus*, wie ich selbst gesehen. Das von Plinius erwähnte Phosphoresciren der Weich-

theile bestätigt Olivi für *Pholas dactylus*, welche zugleich eine gesuchte Speise ist; *Lithodomus* wird nach Salio als Speise wenig geachtet, Olivi erwähnt seiner in dieser Beziehung gar nicht, dagegen Payraudeau in Corsica; das Lob, welches ihm Boerio ertheilt, beruht wohl auf einer Verwechslung mit der *Pholas*, welche mein Vater wirklich vortrefflich fand.

Ungvis ist bei Plinius IX, 33 (51) die *Pholade*, dass er XXXII, 11 (53) *Dactylus* mit *Solen* zusammenwirft, Missverständniss. Der Name *Pholas*, von φωλεύω, sich verstecken, verkriechen, kommt nur bei Athenäus III, 35 und 40 als der einer nahrhaften, aber stinkenden Muschel vor, welche mir räthselhaft bleibt; Rondelet und Aldrovandi verstanden darunter den *Lithodomus*, Lister beides; seit Lana gilt er im heutigen Linnéischen Sinn.

Den Namen *Dactylus* vermisse ich bei Xenokrates und Athenäus; bei Xenokrates eröffnet *Balanos* die Reihe der essbaren Muscheln, wir erfahren, dass es grosse, wohlschmeckende, glatte Muscheln seien und dass wenigstens manche davon in Felsen leben; man darf daher wohl nicht an die kleinen Meereicheln unserer systematischen Zoologie, *Balanus Bruguière*, denken, welche nirgends von Menschen gegessen werden, sondern es scheint bei ihm und Athenäus ein anderer Name für die Bohrmuscheln zu sein, von denen der äussern Beschaffenheit nach *Lithodomus* mehr Anspruch auf die Vergleichung mit einer Eichel machen und allein glattschalig genannt werden kann.

Aus dem Vorkommen beider Namen bei Aristoteles nun zu schliessen, dass er *Pholas* und *Lithodomus* richtig unterschieden habe, dazu dürften wir übrigens durch seine wenigen Worte kaum berechtigt sein.

Belon hörte auf Lesbos die *Arca Noae* von den Neugriechen Calagnone oder, wie Koraes verbessert, kalognome nennen und schloss aus der nicht sehr grossen Aehnlichkeit des Wortlautes, diese sei der *Balanos* der Alten; sie sitzt vermittelst eines Byssus an Felsen, hat aber gar keine Aehnlichkeit mit einer Eichel und kann auch nicht glattschalig genannt werden, auch widerspricht Koraes entschieden dieser Deutung.

Teredo.

Aristophanes Equit 1305.
Theophrastos hist. plant. V, 5.
Plinius XVI, 41 (80).

ut occulta vitiata teredine navis.
Ovidius ex Ponto I, 1.

Τερηδών wird schon von Aristophanes als Schiffsverderber erwähnt, ebenso von Ovid, und ist daher zweifelsohne auf den Schiffbohrer oder Pfahlwurm, *Teredo navalis* L., und verwandte Arten zu beziehen.

Plinius fasst unter *Teredo* den Schiffsbohrer und bohrende Insektenlarven zusammen, bemerkt aber, dass dem Ersteren eigentlich allein dieser Name zukomme. Bei Aristoteles hist. an. VIII, 27 bezeichnet dasselbe Wort nur eine Insektenlarve in den Bienenstöcken, *Tinea cerella* L.; beide treffen in dem Begriffe eines wurmförmigen bohrenden Thieres (von *τερέω*, bohren) zusammen. Ob dasselbe Wort im französischen Taret für den Schiffsbohrer noch fortlebt oder nur in der Büchersprache neu aufgenommen worden ist, kann ich nicht entscheiden.

Conchylien des rothen Meers.

Xenokrates III, 24.
Plinius XXXII, 1 (4).
Athenaeus III, 45.
Aelian X, 13. 20. XI, 21. XV, 8. XVI, 12.

Schon Xenokrates rühmt die Grösse der Patellen aus dem indischen Ocean, Juba bei Plinius die der Miesmuscheln, Aelian aber ist es hauptsächlich, der uns einen Nachhall des Eindrucks aufbewahrt hat, welchen die Griechen bei dem Bekanntwerden mit der tropischen Fauna des indischen Oceans, namentlich seiner zunächst liegenden Theile, des rothen Meers und des persischen Golfes empfanden; er rühmt die Grösse und Farbenpracht der dortigen Thiere, z. B. X, 13, und wenn auch seine Schilderungen oft Uebertriebenes und Abentheuerliches enthalten,

das sich im Laufe der Tradition beimischte, so ersetzen sie es andererseits durch den Vortheil, dass er hier die Gegenstände als etwas wenig Bekanntes beschreibt, nicht wie sonst nur die Namen als allgemein bekannt und verständlich anführt.

Manche charakteristische Züge der indischen Fauna im Gegensatz zum Mittelmeer hat Aelian schon hervorgehoben, so erkannte z. B. Cuvier in zweien seiner Fische bestimmte Arten von Chaetodonten, einer Familie, die im indischen Ocean reich, im Mittelmeer nur durch eine abweichende und sparsam vorkommende Art vertreten ist. Aehnlich verhält es sich bei den Schnecken und Muscheln, er rühmt XVI, 12 die Grösse der *κήρυκες* und der *πόρφυραι* des rothen Meers, letztere gross genug, um einen *χοῦς* zu fassen (zehn Pfund Wasser nach Böckhs metrologischen Untersuchungen, was selbst für *Tritonium variegatum* und *Fusus Aruanus* zu viel ist) und XI, 21 die Farbenpracht des *κοχλίας*, purpurn mit regelmässig wiederholter kranzähnlicher Zeichnung von Lauchgrün, Goldgelb und Zinnoberroth, was nur auf einzelne Farbenspielarten des bunten *Turbo petholatus* L. gedeutet werden kann.

Fügen wir diesen Stellen des Aelian noch eine des Androsthenes bei Athenäus III, 45 bei, wo von *στρόμβοι* und *χοιρίναι* des indischen Meers die Rede ist, bunt und sehr verschieden von denen bei uns (im Mittelmeer), was nach dem früher Gesagten vorzugsweise auf *Cerithium nodulosum* oder vielleicht *Rostellaria curvirostris* und auf *Cypraea pantherina*, häufig im rothen Meer, gedeutet werden mag, so haben wir schon eine hübsche Reihe von Schnecken, welche, dem Mittelmeere fremd, die Tropenfauna des indischen Oceans auszeichnen. Noch bezeichnender für diese sind die zwei Muscheln, welche bei denselben erwähnt werden, die Riesenmuschel, *Tridacna squamosa*, und die Perlenmuschel, *Meleagrina margaritifera*. Erstere ist bei Aelian X, 20 nicht zu verkennen, er nennt sie eine Muschel mit eingeschnittenen, einer Säge vergleichbaren Rändern, womit sie den Tauchern die Glieder bis auf den Knochen abkneipen soll. Belon traf die Riesenmuschel an den Küsten Arabiens an und will bei grie-

chischen Mönchen daselbst den jetzt zum systematischen gewordenen Namen *Tridacna*, die dreimal beissende, erfahren haben, Aquatil. 1653, folio, p. 418. Plinius, welcher XXXII, 6 (21) auch die indische fussgrosse Riesenmuschel erwähnt, hat dabei *Tridacna* als Witz auf so grosse Austern, dass man sie nur in drei Bissen verschlucken könne. Dass die Alten die *Tridacna* des rothen Meers in der That zuweilen zu Gesicht bekamen, scheint ein kleineres Exemplar dieser Muschel zu bestätigen, welches, am Schlosstheil in einen weiblichen Kopf umgewandelt, unter den griechischen, etruskischen und römischen Broncen des britischen Museums, Kasten E, Numero 104, aufgestellt ist.

Noch leichter ist die Perlenmuschel zu erkennen; ihr Aussehen ist ähnlich dem Pecten, aber sie hat keine Furchen, sondern ihre Schale ist glatt und haarig, *δασὺ* (die jungen Schalen sind dicht mit spitzigen, borstenartigen Schuppenreihen überzogen, die sich bei den alten abreiben und zuletzt ganz verlieren), auch hat sie nicht zwei Ohren wie die Kammmuscheln, sondern eines.

Die Alten kannten die Perlenmuschel von mehreren Orten, vom rothen Meer, Plinius IX, 35 (54—57), Aelian X, 13, vom persischen Meerbusen (susianisches und babylonisches Meer, Plinius l. c., Athenäus III, 45) und vom indischen Ocean selbst, namentlich bei Taprobane (Ceylon) und dem indischen Vorgebirge Perimula, Plinius und Athenäus l. c., Aelian XV, 8.

Dieses Vorkommen stimmt mit dem gegenwärtigen überein, ich erinnere nur an die Bahreininseln, Kap Comorin und Ceylon. Das Vorkommen im rothen Meer bestätigen Forskal (Chemnitz VIII, 718), Ehrenberg (Rüppells Reise S. 189) und von Wilhelm Schimper eingesandte junge Exemplare in meines Vaters Sammlung.

Wenn aber Androsthenes l. c. auch das armenische Meer als Fundort nennt, so dürfte eine Unkenntniss der Lage der entfernten asiatischen Länder zu Grunde liegen, denn armenisch kann man nur das schwarze oder das kaspische Meer nennen, diese zeigen aber keine Spur, dass jemals die Perlenmuschel sie

bewohnt oder überhaupt ihre Fauna in einem Gegensatz zum Mittelmeer sich der des indischen Oceans genähert hätte. Vielleicht wurde diese Verwechslung dadurch veranlasst, dass das damals wie jetzt perlenreiche Meer zwischen Ceylon und der Küste von Koromandel bei Ptolemäus entstellt aus dem einheimischen Namen Sinus Colchicus heisst, die späteren Schriftsteller aber dabei an Colchis am schwarzen Meere dachten, das zeitweise zum armenischen Reich gehörte.

Der Name μάργαρος, *Margarita*, war bei den Alten sowohl für Perle als für Perlenmuschel gebräuchlich; wahrscheinlich stammt er aus Indien, entweder aus einer dekanischen Sprache oder vom sanskritischen markarâ, Gefäss (Lassen, indische Alterthumskunde I, 244), in letzterem Falle also ursprünglich nur die Perlen enthaltende Muschel bezeichnend. Diese wird gegenwärtig in den meisten Sprachen Perlenmutter genannt; der antike Name erhielt sich lange in den romanischen Sprachen für die Perle, italienisch Margherita, spanisch und portugiesisch Margarita, französisch Marguerite, englisch Meregrot, wallachisch Mergeritarju, weicht aber mehr und mehr dem germanischen Perle; in Venedig bezeichnet er gegenwärtig die gemeinere Gattung von Glasperlen, deren Fabrikanten Margariteri genannt werden, in ganz Südeuropa eine liebliche Frühlingsblume, *Bellis perennis* L., und tritt endlich als Name der heiligen Margaretha, Schutzpatronin der Mägde, überall als weiblicher Taufname auf.

Bei Athenäus l. c. kommt auch das Wort *berberi* als indischer Name der Perlenmuschel vor und Plinius nennt IX, 35 (58) die Perlen auch *Uniones*, weil keine der andern ganz gleiche, welchen Namen Retz für die Flussmuschel benützt hat.

Dass auch die Flussperlenmuschel, *Unio margaritifer*, schon den Alten Perlen lieferte, zeigt die Nachricht über britannische Perlen bei Plinius IX, 35 (57) und Aelian XV, 8, obgleich Letzterer den britischen Ocean nennt, denn in Britannien kann natürlich nicht von *Meleagrina* die Rede sein, sondern nur von dieser.

Die Perlen aus dem Mittelmeer stammten aus einer *Pinna* oder *Mytilus*, wie Plinius IX, 35 (56) selbst angibt.

Theilweise ein Nachklang dieser Bewunderung der Conchylien des indischen Oceans im Alterthum, theilweise aber auch schon eine Wiederholung derselben Erfahrung zeigt sich bei den ersten conchyliologischen Schriftstellern des siebenzehnten Jahrhunderts, so namentlich bei Belon, welcher selbst die Küsten des rothen Meeres besuchte, daselbst die *Tridacna* und die zum Glätten benützte *Cypraea* wieder auffand, daneben auch einen grössern *Chiton*, welchen er als die dem rothen Meere eigenthümliche Art von *Patella* ansah, nicht ahnend, dass ähnliche, freilich viel kleinere, im Mittelmeer nicht selten sind. Auch die Alten hatten diese eigenthümlichen Schnecken ganz übersehen und dieselben scheinen eines der nicht ganz wenigen Beispiele zu sein, dass eine in Europa einheimische Familie anfangs nur in aussereuropäischen Arten bekannt wurde, wie noch in neuerer Zeit die Familie der Cyprinodonten unter den Fischen.

Schon etwas früher finden wir für einige grosse Schnecken die Bezeichnung „persische Muscheln“; wenn gleich nicht von den Alten entlehnt, sondern ursprünglich nur den Wohnort angebend, hat doch dieser Name bald ganz wie die classischen so manche Uebertragung und Verallgemeinerung erfahren, dass eine kurze Erörterung derselben vorliegende Arbeit nicht unpassend schliessen dürfte.

Es sind hauptsächlich dreierlei Schnecken, welche so bezeichnet wurden:

1) Einige grosse Voluten oder, wie sie jetzt gewöhnlich genannt werden, Cymbien. Aldrovandi spricht in dem nach seinem Tode 1614 erschienenen Werke de exanguibus zuerst von einer *Concha Persica major* und *minor*, welche aus Persien stammen sollten und ihm von Ferdinand II., Herzog von Toscana, mitgetheilt wurden; es sind aber nach den Abbildungen das westafrikanische *Cymbium Neptuni Gualtieri* und das wahrscheinlich ebenfalls daher kommende *Cymbium olla* L. Fabius Columna nannte daher eine kleine Schnecke des Mittelmeers (*Philine* oder *Bullaea aperta* L.), welche eine gewisse Formähnlichkeit mit jenen hat, *Concha nullis neritoides minima, Persicae dictae recentiorum congener*, d. h. zu derselben Gat-

tung mit der persischen Schnecke gehörig, und schloss an dieselbe ebenfalls als *congeneres* ein paar exotische Schnecken an, darunter ein weiteres Cymbium, *C. porcinum* L., ebenfalls aus Westafrika.

Da obige lateinischen Worte die Ueberschrift des Kapitels bei Columna bilden, so liegt hierin schon der Keim dessen, was bei Lister zur Praxis geworden, indem dieser der ersten Unterabtheilung der von ihm *Buccinum* genannten Schnecken den Titel gibt: *de Buccinis Persicis dictis sive Buccinis columella dentata, clavicula* (Gewinde) *umbilicata vel parum exserta*, und nun jede einzelne der darunter begriffenen Arten, nämlich neben den genannten und einigen andern Cymbien noch mehrere Marginellen und eine Ricinula, *Buccinum persicum*, mit ein paar die einzelnen Unterschiede angebenden Zusätzen nennt; diese Bezeichnung ist also bei ihm einfach eine systematische.

Was auf diese Weise bei ihm den Namen *Buccinum persicum parvum* erhielt (Taf. 803, Fig. 9 u. 10), nannte Linné in seinem Zweinamensystem *Voluta Persicula* (die jetzige *Marginella Persicula*), doppelsinnig, da *Persicum*, nämlich *malum*, persischer Apfel, den Pfirsich bezeichnet, *persiculum* also auch als kleiner Pfirsich aufgefasst werden könnte. Dieselbe Zweideutigkeit findet sich schon bei Barrelier 1714, welcher den Namen *Persica* auf *Bulla ampulla* L. anwandte, eine Schnecke, deren äussere Gestalt mit einiger Phantasie ebensowohl jenen Cymbien als einem Pfirsich verglichen werden kann, die aber wesentlich von beiden verschieden ist.

Mit noch weniger Recht nennen einige Schriftsteller jener Zeit eines und das andere Cymbium auch *Concha* oder *Cochlea latina*: keines lebt an den Küsten Italiens.

2) Eine *Purpura* heisst bei Argenville 1742 *Conque Persique*, vielleicht nur weitere Ausdehnung des Lister'schen Gattungsbegriffes, denn sie ist allerdings auch eine länglich-runde, weitmündige Schnecke, wenn ihr auch die Columellarfalten fehlen. Diese Schnecke gehört in der That dem indischen Ocean an und es ist daher nichts dagegen einzuwenden, dass

Kredit haben und geben, sind bei solchen Handelskrisen weniger betheiligt, und kommen erst dann in Verlust, wenn durch den verminderten Reichthum und Luxus der höheren Stände auch die niederen sich einzuschränken gezwungen sind, und zuletzt das Nothwendige entbehren. — Alles dies ist eine nothwendige Folge der Vertheilung der Arbeit und des Vermögens, und es ist daher nicht wenig auffallend, wenn Statistiker, wie Mac Culloch, den Grund der Handelskrise vom Jahr 1821 bis 1823 hauptsächlich in den Fluktuationen der Kornpreise und den mit Getreide unternommenen Spekulationen suchen. Ein Umstand aber bleibt bemerkenswerth und stimmt mit den neuesten Vorfällen in den Vereinigten Staaten ganz überein, daß nämlich die Kaufleute und Bankiers aller Länder die Einlösung des Papiergeldes bloß als eine kluge Finanzmaßregel betrachten, die „im Ganzen dem Kredit und Vortheil des Landes zuträglicher ist, als eine Verschlechterung des Geldes.“ An die moralische Verpflichtung, Wort zu halten und dem auf der Banknote geschriebenen Versprechen nachzukommen, dachten die Engländer bei den betreffenden Parlamentsverhandlungen, mit einzelnen Ausnahmen, eben so wenig, als die Amerikaner. *

„Obwohl Baarzahlungen wieder geleistet wurden,“ sagt Calhoun, „und das Bankwesen (in Amerika und England) allmählig wieder seinen früheren Gang ging, so hatten die dabei Betheiligten doch nicht die große Fähigkeit vergessen, die es besaß, sich auch ohne Baarzahlungen erhalten zu können.“ Der Gedanke, daß zur Cirkulation der Banknoten es nöthig sey, daß dieselben die edeln Metalle repräsentiren, gerieth nach und nach gänzlich in Vergessenheit; im Gegentheil, man hielt letztere eher für Restrictionen der freien und einträglichen Bankoperationen, als für ein Mittel, denselben Sicherheit und Dauer zu verschaffen. „Es bildete sich,“ fährt derselbe Staatsmann fort, „in England und Amerika ein Esprit du corps unter den Bankinteressenten, welche nun ihre ganze Macht aufboten, das Papiergeld statt der Münze in Umlauf zu erhalten.“ Dies gelang ihnen auch größtentheils. Mit der steigenden Popularität ihres Systems aber nahmen die Bankgeschäfte einen kühnern

* Man vergleiche hiermit den in der Allgem. Zeitung vom Monat Juni enthaltenen Aufsatz über „die Amerikanische Geldaristokratie und ihre Aussichten.“

Leipzig.

Linné und Lamarck ihr den Speciesnamen *Persica* gelassen haben; dass er übrigens anfangs mehr Gattungs- als Artnamen war, kann man daraus sehen, dass Davila, welcher wie Argenville gerne dem Sprachgebrauch der französischen Conchylien-Liebhaber folgte, eine verwandte Art, die *Purpura patula* Lam., *Conque Persique de l'Amerique* nennt.

3) *Fasciolaria trapezium* heisst bei manchen Schriftstellern *vestis* oder *indumentum persicum*, das persische Kleid, und der Ursprung dieses Namens lässt sich bis Bonanni zurückverfolgen welcher in der recreatio mentis et oculorum 1681, p. 468, sagt, sie gleiche den Kleidern, welche die Perser zu tragen pflegen, und sie finde sich im persischen Meerbusen. Lesser schrieb es getreulich nach, es liegt aber auf der Hand, dass ein solches Zusammentreffen zweier so ganz verschiedener Veranlassungen zu demselben Namen zu auffallend ist, um unverdächtig zu sein, und dass es viel wahrscheinlicher ist, dass eine von beiden nur zur Erklärung des Namens nachher ersonnen wurde. Eine Zusammenstellung dieser Schnecke mit den unter 1) und 2) genannten ist bei ihrer auffallend verschiedenen Gestalt nicht anzunehmen; auch heisst sie nie persische Schnecke, wohl aber ist sie im indischen und rothen Meer häufig und kann daher zuerst vom persischen Meerbusen nach Europa gekommen sein.

Register

zu den classischen Conchylien-Namen.

Actinophora 213.
Amathitis 251.
Anarites 223.
Aporrhais 217.
Arion 204.
Aulos 252.
Balanus 254.
Berberi 259.
Buccinum 211.
Chama 243.
Chamae glycymerides 251.
Chamelea 244.
Chametrachea 244.
Cheme 243.
Cheme basilike 244.
— laevis 244.
— striata 244.
Cherambe 252.
Cheramis 252.
Choerine 227, 257.
Cochea 195, 203.
Cochleae Actueae 200.
— Africanae 200.
— albae 200.
— Astypalaeicae 200.
— Caprearum 200.
— cavaticae 200.
— fluviatiles 200.
— Germanae 203.
— Graecae 200.
— Solitanae 200.
Cochleae maximae 198.
— mediocres 198.
— minutae 198, 202.
— silvestres 200.
— Solitanae 199.
Colycium 218.
Concha 207, 240.
— longa 252.
— venerea 226.
Conchylium 204.
Corythium 218.
Dactylus 254.
Donax 252.
Echinophora 213.
Galax 250.
Glycymaris 251.
Haematitis 251.
Haemorrhois 217.
Helix 213.
Kerix 206, 214, 257.
Kochlia lekta 204.
Kochlias 195, 257.
— pentadactylos 218.
Kochlos 212, 221.
— pentadactylos 218.
Kochlydion 218.
Kokalion 196.
Kolulion 218.
Koluthion 218.
Konche 240, 243.
Korythion 218.

Korykos 219.
Koryphion 218.
Ktcis 237.
Lepas 227.
— agria 228.
Limax 203.
Limnostreon 234.
Margarita 259.
Margaros 259.
Melaenis 229.
Melicembalos 213.
Mitulus 229.
Murex 204.
Musculus 229.
— fluviatilis 243.
Myax 229.
Myiaca 229.
Mya 229.
— pyelodes 232.
— skillodes 232.
Mytilus 229.
Nauplius 226.
Nautilos 226.
Nerita 223.
Nereites 223.
Onyx 253.
Ostrea 233.
Ostreon 233.
Ostreum 233.
Otaria 228.
Otion 228.
Pecten 237.
Pectunculus 237.
Pelagiae 207.
Peloris 246.
Perna 236.
Pholas 255.
Pinna 236.
Polypus 205.
Pomatias 197.
Pompilos 226.
Porphyra 204, 257.
Purpura 204.
Seselites 197.
Seselos 195.
Sesilos 197.
Solen 252.
Spondylus 235.
Strabelos 211.
Strombos 219, 257.
Talattion Us 228.
Tellina 248.
Teredo 256.
Tethyon 176.
Tridacne 258.
Unguis 254.
Unio 249.
Xiridion 248.

5. Die Lagerungsverhältnisse des Lias auf dem linken Neckar-Ufer

von Dr. Carl Baur.

Eine academische Preisschrift.

(Mit Tafel III.)

Ein schmales aber langgedehntes Band liasischer Ablagerungen begleitet den Höhenzug des schwäbischen Jura. Von dem nordwestlichen Steilrande aus gesehen, breitet sich der Lias am Fusse desselben wie ein buntgewirkter Teppich aus, einen der fruchtbarsten und schönsten Theile unseres Landes bildend. Nahe an der nordwestlichen Grenze dieses Liaszuges und in dem Gebiete des Schönbuches, auf der linken Neckarseite, haben Verwerfungen und nachfolgende liasische Ablagerungen die eigenthümlichsten Lagerungsverhältnisse hervorgerufen, deren Untersuchung den Gegenstand der vorliegenden Arbeit bildet.

Zwischen den liasbedeckten Keuperbergen des Schurwaldes und Schönbuchs dehnt sich eine weite Ebene aus, die durch den Neckar zwischen Plochingen und Cannstatt in zwei sehr ungleiche Theile getheilt wird. Der eine derselben zwischen Schönbuch und Neckar bildet die Filderebene, der andere eine schmale Vorterrasse des Schurwaldes zwischen Plochingen und Untertürkheim.

Die Oberfläche dieser Ebene bildet grösstentheils der mittlere Lias α, der Malmstein, und nur an verhältnissmässig sehr wenigen Punkten treffen wir den Arietenkalk. In grosser Ausdehnung ist die Ebene von Lehm bedeckt. Das Liegende des

Lias der Filder, wie der Vorterrasse des Schurwaldes, bildet das oberste Keuperglied, die rothen Mergel mit dem gelben harten Sandstein. Man überzeugt sich hievon am besten an einigen Punkten, die durch ihre schönen Aufschlüsse sehr bekannt geworden sind. Hier ist vor Allem das Bonebed mit dem gelben harten Sandstein von Rüdern und Nellingen zu erwähnen; ferner das Bonebed mit den Keupermergeln (der gelbe harte Sandstein scheint zu fehlen) bei Degerloch und Kaltenthal, endlich erinnern wir noch an den muschelreichen Sandstein von Nürtingen. Uebrigens heben wir diese Punkte nur als die bekanntesten hervor, man kann sich von dem Vorhandensein dieser Schichten überall überzeugen, wo man den Rand der Filderebene betritt. Steigt man von derselben hinab in das Neckar- oder Nesenbachthal, so kommt man durch alle Etagen des Keupers hindurch. Es bleibt uns daher kein Zweifel, das Liegende der Filderebene bildet der oberste Keuper, das Endglied eines durchaus normalen Keupergebirges.

Gegen Nordost steigt man von der Filderebene um eine Stufe herab auf ein von weissem Keuper gebildetes Plateau, das sich in die Gegend von Leonberg hinzieht und auf dessen äusserstem Rande die Solitude, das Belvedere und der Bopser bei Stuttgart stehen. Gegen Südost überspringt die Ebene ungestört den Neckar zwischen Nürtingen und Plochingen und geht über in die grosse Liasebene am Fusse der Alp. Wie staunt man aber, wenn man in südwestlicher Richtung über die Filder wandernd in den Bergen des Schönbuchs, statt, wie man in der Ferne vermuthet, den ansteigenden Lias, nochmals den weissen Keuper trifft, dessen oberste Schichten, wiederum mit Lias bedeckt, hoch über die Ebene hervorragen. Ein solcher sich durchschnittlich 150′ über die Filder erhebender Höhenzug zieht der ganzen Ebene von Rohr bis Bondanden, dieselben gegen Südwest begrenzend, entlang.

Der eine Theil dieses Steilrandes zwischen Rohr, Musberg, Leinfelden und Unteraichen wird ganz von weissem Keuper gebildet. Mitten im Dorfe Rohr liegt ein Steinbruch im weissen Keuper, und die Höhen über Unteraichen und Leinfelden sind

gekrönt von ähnlichen Steinbrüchen, deren Abraum auf den Lias der Filder herabrollt! Weiterhin erhebt sich der Höhenzug noch mehr, er ist nicht mehr von Nadelwald, sondern von Laubwald bedeckt, denn über dem Keuper hat sich dort der Lias ausgebreitet. Dieser Theil des Höhenzugs beginnt mit der Federlensmad, Echterdingen gegenüber. Der höchste Punkt dieses Berges, von Malmstein gebildet, liegt 170 Fuss höher als der Arietenkalk in Echterdingen. Von hier setzt nun der Höhenzug fort über Weidach, die Höhen über Hof und Plattenhardt bis zum Uhlberge zwischen Neuhaus und Bonlanden, stets von Malmstein bedeckt.

Wir haben also aus dem Neckarthale heraufsteigend, den weissen Keuper, die rothen Mergel mit dem gelben harten Sandstein, überragt von dem Lias α. bis zum Malmstein, lauter Schichten, welche über der Filderebene wieder fortsetzen. Wir haben daher eine Verwerfung vor uns, eine Verwerfung, welche dem Steilrande über den Fildern folgend, in ganz gerader Linie, von Rohr über Unteraichen, Leinfelden, am Fusse der Federlensmad vorbei, über Stetten, Hof, Plattenhardt hinläuft und im Rombachthale (die Rombach ein Nebenfluss der Aich) abfällt.

Einen weiteren Beweis für diese Verwerfung finden wir in der Steilwand des Muschelkalks, welche sich bei Münster hoch über das Niveau des Neckars erhebt, während nicht weit davon am Kurgebäude in Cannstatt der Muschelkalk erst in einer Tiefe von 166′ erbohrt wurde. Ebenso haben Bohrversuche gezeigt, dass die Lettenkohle bei Berg 117′, bei Stuttgart 147′ unter der Thalsohle liegt. (Jahreshefte XIII. S. 131.) Diese Niveau-Differenz ist so bedeutend, dass sie sich entfernt nicht durch das Einfallen der Schichten erklären lässt, es bleibt vielmehr nur die Erklärung übrig, dass das Stuttgarter Thal mit der Filderebene eingesunken ist. Bei Münster haben wir somit wieder eine Verwerfungslinie. Verfolgen wir dieselbe, so zieht sie sich in ganz gerader Linie über Untertürkheim, Uhlbach, Serach unterhalb Kinnichsweiler und oberhalb Zell und Altbach vorbei, bis nach Plochingen und trennt die oben genannte Vorterrasse des Schurwaldes von der Hochfläche desselben ab.

Der über die Filderebene hervorragende liasbedeckte Höhenzug ist aber nur der äusserste Rand einer weiten Liasebene, welche mit diesem in durchaus übereinstimmender Lagerung sich zwischen der Rinne des Schaichbaches und dem oberen Würmthale ausdehnt. In ihrem östlichen Theile ist die Ebene vielfach von Thälern durchschnitten. Der Höhenzug der Filder ist abgetrennt von der Liasebene von Steinenbronn, durch das Thal des Reichenbach und diese beiden Höhen trennt wieder die Aich von der Liasebene ab, welche sich von Weil im Schönbuch zwischen Dettenhausen und Waldenbuch über den Bezenberg gegen Neuhaus hinzieht. Gegen Westen aber ist die Liasebene zusammenhängend und bildet wiederum Filder in der Gegend von Holzgerlingen, Altdorf, Hildrizhausen und dem Schaichhof.

Haben wir schon von der Filderebene hervorgehoben, dass sie zum grösseren Theil von Mahlstein bedeckt ist, so gilt dies noch viel mehr von dieser Ebene, die mit Ausnahme von einigen ganz kleinen Stellen von Mahlstein gebildet ist. Das Liegende dieser Ebene bildet wiederum der oberste Keuper, wie man sich bei Steinenbronn, bei der sogenannten Schlösslesmühle, bei Weil im Schönbuch, bei Holzgerlingen u. s. w. leicht überzeugen kann. Der weisse Keuper bildet bei Schönaich, Neuweiler, Breitenstein ein Plateau, das sich gegen Waldenbuch hinzieht und von allen Seiten von Liasrändern überragt wird. Mit diesem Plateau in übereinstimmender Lagerung setzt der weisse Keuper gegen Nordost fort und bildet das bewaldete Gebirge zwischen Böblingen, Sindelfingen, Leonberg und der Filderebene. Der Theil des Höhenzuges der Filder zwischen Rohr, Mussberg, Leinfelden und Unteraichen ist nichts anderes, als das Heraustreten dieses Gebirges an die Filderebene.

Ueberragen diese Berge die Filderebene, so muss dies um so mehr der Fall sein beim Liegenden derselben. In der That erheben sich diese Berge über das Plateau der Solitude und bilden so eine Fortsetzung des Steilrandes, den wir oben von Bondanden bis Rohr verfolgt haben. In der Gegend des Katzbacher Hofes überzeugt man sich noch deutlich von dem Vorhandensein der Verwerfungslinie.

Zwischen Hildrizhausen und dem Schaichhof und weiterhin auf dem rechten Ufer des Schaichbaches erhebt sich das Gebirge nochmals, es ragt auf der ganzen Linie der Keuper, vom Schaichhof abwärts mit Lias bedeckt, über die Ebene hervor. Steigen wir abermals eine Stufe hinauf, so stellen wir wiederum auf einer weiten Hochebene, welche sich zwischen Schaichbach, Aich und Neckar ausdehnt, die sich von Nürtingen über Schlaitdorf, Walddorf, Einsiedel, Pfrondorf und Waldhausen, Eckberg und Ochsenschachen hinzieht und deren äusserste Ausläufer der Lias in der Gegend von Hagelloch, die lashedeckten Höhen des Kohlhaus bei Bebenhausen, des Sauerschlatte und Hauwaldes beim Schaichhof bilden. Weiterhin setzt der Lias ab gegen den obersten Keuper. Die Höhen des Birkenneces, des Eschachwaldes, des Kirnberges, der Appelenshalde sind von den rothen Mergeln mit dem gelben harten Sandstein gebildet. Unter diesen Höhen breitet sich der weisse Keuper aus. Er bildet die Höhen über dem Lias bei Hildrizhausen, die Lindach, den Herrenberger Stadtwald, den Denzenberg und Dikenberg, die Höhen über Breitenholz und Entringen. Mit dieser Ebene zwischen Schaichbach und Neckar haben wir denn nun auch die grosse Liasebene erreicht, welche sich von hier an ungestört den Neckar überspringend bis an den Fuss der Alp ausdehnt. — In ihrem geologischen Charakter ist aber unsere Ebene sehr verschieden von der, welche sich auf dem rechten Ufer des Neckars ausdehnt. Wir finden in ihr nicht die ansteigenden Terrassen des Lias, nicht den weitverbreiteten Horizont des Arietenkalkes, der einförmige Charakter ihrer von Malmstein gebildeten Oberfläche, schliesst sie vielmehr an die oben genannten Ebenen an. Das Liegende dieser Ebene bildet wieder der gelbe harte Sandstein (Pfrondorf, Waldhausen, Nürtingen), mit den rothen Mergeln.

Aus dem Gesagten geht nun schon hervor, dass wir, da wo die Ebene zwischen Schaichbach und Neckar gegen die Ebene von Holzgerlingen absetzt, eine Verwerfungskluft haben. Will man allgemein den Verlauf derselben bezeichnen, so ist das leicht: sie geht durch das Ort Hildrizhausen, am Schaichhof vorbei und folgt im Ganzen dem Schaichbach. Aber der genauen Be-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21375 / 051

stimmung des Verlaufs der Verwerfungslinie setzen sich ausserordentliche Schwierigkeiten entgegen. Während diess bei den beiden weiter oben angeführten Verwerfungen durch das offene Terrain so sehr erleichtert wurde, verhindert hier der dichteste Wald jeden Ueberblick und gewährt nur die sparsamsten Aufschlüsse. Dazu kommt noch, dass am Fusse des Steilrandes sich eine mächtige Lehmbildung ausdehnt und endlich, was weit schlimmer ist, dass bei der Verwerfung stellenweise grosse Stücke des Berges herabgerutscht sind. Der Steilrand zwischen Hildrizhausen und dem Schaichhof z. B. ist von oben bis unten von den rothen Mergeln und den Trümmern der gebrochenen Bänke des gelben harten Sandsteins bedeckt, daher man hier den auf seiner Rückseite so markirten Absatz des weissen Keupers gar nicht mehr findet. Dem Schaichhof gegenüber zieht sich die Liasdecke des Ochsenschachen ununterbrochen bis in das Thal herunter, und erst Weil im Schönbuch gegenüber scheint der Lias wieder seine normale Lage zu haben. Uebrigens kann man einige Punkte der Verwerfung mit aller Bestimmtheit bezeichnen. Der äusserste Punkt, den ich kenne, liegt einige Schritte links ab vom Weg, welcher von Hildrizhausen nach Ehningen führt, in dem Punkte, in dem dieser den Lias verlässt. Dort liegt der weisse Keuper in dem Horizonte des Malmsteins. Der nächste Punkt, den man mit aller Sicherheit kennt, ist am Fusse des Kirnbergs, wo der weisse Keuper scharf gegen die Liasebene absetzt. Am Fusse des Kirnberges noch im weissen Keuper entspringt die Würm, folgen wir ihrem Lauf, so verlässt sie einige Schritte unterhalb ihres Ursprungs den Keuper, um über den Lias α hinabzulaufen, den sie ebenfalls bald wieder verlässt, um ihr Bett in das oberste Keuperglied einzugraben. Ein weiterer Punkt der Verwerfungslinie, freilich nicht so deutlich als der vorhergehende, liegt auf dem Wege von Altdorf auf den Eselstritt. Von da tritt die Linie in das Thal des Schaichbaches, lässt sich aber nur bis zum Fuss des Ochsenschachen verfolgen. Deutlich erkennen wir die Verwerfung erst wieder im Bette des Schaichbaches bei Weil im Schönbuch, von wo dieselbe dem Thale folgend über Dettenhausen hinzieht.

Charakter an, der Gewinnſt der Bankactionärs vermehrte ſich auf unglaubliche Weiſe, und damit auch die Tendenz zur Verbreitung und größeren Ausdehnung des Syſtems. — Endlich im Jahre 1833 lief der Freibrief der Bank von England ab; in Amerika ſollte die Ver. Staatenbank erſt mit dem Jahr 1836 aufhören. In beiden Ländern zeigte ſich eine gewaltige Oppoſition, nicht aber, wie dies die neueſten Vorfälle hinlänglich bewieſen haben, gegen das Bankſyſtem überhaupt, ſondern gegen die ausſchließenden Privilegien jener Centralinſtitute. Die gewerbtreibenden Klaſſen hatten in den letzten Jahren mit neidiſchen Augen zugeſehen, wie ſich Hunderte und Tauſende mit dem Bankmonopol bereicherten, und wünſchten nun auch daran Antheil zu nehmen. Man wollte auf angenehme, leichte Art reich werden, und hiezu gab es nur Einen Weg, den die Mehrzahl nicht betreten durfte. — Dieſem allgemeinen Andrang der in England ziemlich wohlhabenden Bürgerklaſſe konnten die Bankmonopoliſten nicht lange widerſtehen; die Oppoſition ſiegte, und es fielen bei der Erneuerung des Freibriefes der Bank die in der Parlamentsacte vom Jahr 1708 enthaltenen Beſtimmungen weg, in Folge deren es Handelsbanken mit mehr als ſechs Theilnehmern nicht allein verboten war, Noten zahlbar bei Sicht auszugeben, ſondern auch gewöhnliche Bankgeſchäfte zu betreiben, nämlich Gelder von Privaten anzunehmen und zu verwahren, ihre Tratten zu bezahlen oder ſich mit der Einkaſſirung derſelben zu beſchäftigen ꝛc. Ueberdies wurde feſtgeſetzt, daß für die Folge jede Zahl von Theilnehmern zur Errichtung eines Bankgeſchäftes zuſammentreten könne, und zwar an jedem Orte, der weiter als 65 (engliſche) Meilen von London entlegen ſey. — Die Erlaubniß, **Banken** mit vereinigtem Fond (**Joint stock banks**) mit irgend einer Anzahl von Theilhabern überall in einer Entfernung von nicht weniger als 65 Meilen von London errichten zu dürfen, hatte das Parlament ſchon früher (im Jahr 1826) ertheilt. Der Bank von England wurde geſtattet, Filialbanken in den bedeutendſten Städten des Königreichs zu errichten, und es wurden ihre Noten überdies allgemein als geſetzliche Zahlungsmittel anerkannt, nur nicht zwiſchen ihr und ihren eigenen Gläubigern. Außerdem wurde noch in die Parlamentsacte 3 und 4, William IV, C. 98 eine Clauſel aufgenommen, welche die Errichtung von Banken, **welche keine Noten ausgeben**, mit jeder Anzahl von Theilnehmern und überall innerhalb des Diſtrikts, auf welchen die

Auffallend ist das rasche Abnehmen der Höhe der Verwerfung. Ueber den Lias bei Altdorf erhebt sich der gelbe harte Sandstein im Eschachwald 320′ und im Birkensee 268′. An der Heusteige oberhalb Weil im Schönbuch liegen die Thalassitenbänke nur noch 100′ höher als die Rohplatten in Weil im Schönbuch, und noch geringer ist die Niveau-Differenz zwischen dem Eckberg und dem höchsten Punkt der Strasse zwischen Dettenhausen und Waldenbuch. Weiterhin nimmt die Verwerfung immer mehr ab und in der Gegend von Aich habe ich kein Hervorragen des Lias auf dem rechten Ufer der Schaich über den auf dem linken mehr wahrnehmen können.

Auf dem Fusswege vom Schaichhof nach Tübingen ist namentlich die tiefe Lage des Lias im Bannwald und Sauerschlatt und in der Gaishalde auffallend. Ueber diese Verhältnisse dürften in der dichtbewaldeten Gegend, welche allen Ueberblick über das Terrain unmöglich macht, nur ausgedehnte Messungen zu sichern Resultaten führen.

Wir haben somit vier Liasebenen unterschieden: die Hochfläche des Schurwaldes, die Filderebene im weiteren Sinne des Worts, zwischen Schurwald und Schönbuch, die Ebene von Steinenbronn, Holzgerlingen, Schaichhof und die Ebene von Walddorf, Pfrondorf. Da alle diese Ebenen von Malmstein gebildet werden, da überall der oberste Keuper ihr Liegendes bildet, sie aber gleichwohl terrassenförmig übereinander liegen, so haben wir daraus geschlossen, dass sie durch Verwerfungslinien getrennt sind. Wir haben drei Verwerfungslinien bezeichnet, die eine zwischen Münster und Plochingen, die zweite zwischen Rohr und Boulanden, die dritte bei Hildrizhausen beginnend, am Schaichhofe vorbei dem Schaichbache folgend. Das Gebirge zwischen Schaich und Neckar scheint normal zu liegen, wie auch der Schurwald, ihre liasbedeckten Hochflächen gehören der grossen Ebene an, welche sich am Fusse der Alp ausdehnt, zwischen ihnen ist das Land in den oben bezeichneten Ebenen treppenförmig eingesunken.

Betritt man irgendwo die grosse Liasfläche, welche sich zwischen dem rechten Ufer des Neckars und der Alp ausdehnt,

so darf man sicher sein, nach kurzem Wege über den Malmstein den Arietenkalk zu treffen, er bildet einen sicheren Horizont, der nirgends fehlt. Ganz anders ist es in dem Gebiete auf der linken Seite des Neckars. Hier finden wir den Arietenkalk verhältnissmässig sehr selten und nirgends weitverbreitet, sondern immer nur in ganz geringer Ausdehnung auf den Raum eines oder weniger Steinbrüche beschränkt, und weiterhin dehnt sich der einförmige Malmstein aus, der, meist mit Lehm bedeckt, den fruchtbaren Filderboden bildet.

Den klarsten Einblick in die eigenthümlichen Lagerungsverhältnisse des Arietenkalks gewährt dessen Vorkommen bei Walddorf. Dort ist in der Ebene ein flaches Thal, die umgebenden Höhen bei Hässlach, am Fuchswasen und in der Richtung gegen den Einsiedel sind alle von Malmstein gebildet, in der Sohle des Thales aber liegt der Arietenkalk, der als ein schmaler Streifen etwa eine Viertelstunde lang der Landstrasse von Walddorf nach Tübingen folgt. (Profil I.) Nahezu an dem höchsten Punkte dieser Arietenkalkablagerung finden wir die Numismalismergel, ohne dass sich jedoch entscheiden lässt, ob darunter der Lias β liegt oder nicht.

Wo in der Malmsteinebene der Arietenkalk auftritt, da finden wir mit ihm das Wasser. Walddorf verdankt seine reichliche Menge von Trinkwasser dem Arietenkalk, aus dem unterhalb des Orts der Mühlbach abfliesst und auf dem vor dem Ort der sogenannte Feuersee liegt, ja in der Sohle des Thales hat das hervordringende Wasser die Anlage eines Steinbruchs unmöglich gemacht.

Ganz in der Nähe finden wir den Arietenkalk wieder, auf dem Fusswege von Walddorf nach Pfrondorf, in der sogenannten Eichenfürstklinge. Am Wege vereinigen sich dort zwei Waldbäche, der Vereinigungspunkt liegt auf dem gelben harten Sandstein, aber einige Schritte aufwärts fallen die Bäche über Pflaster von Gryphäen und Arieten, während hoch über dieser Stelle der Ursprung des Baches im Malmstein liegt.

Weitaus die bedeutendste Ablagerung von Arietenkalk finden wir in dem Thale von Bebenhausen. Das ganze Thal ist ein

grosses Trümmerfeld, wie ein weiter aber überwachsener Steinbruch. Folgen wir dem Wege von Lustnau nach Bebenhausen, am Goldersbache hin, so finden wir am letzten Umrange der Strasse vor Bebenhausen im Goldersbache eine Platte von Arietenkalk, die hier im Horizont des grünen Keupersandsteines liegt. Weiterhin am Bach, oberhalb Bebenhausen, finden wir die obersten Schichten des Lias *α*, *Belem. primus* und *Terebr. triplicata juvenis*. Von hier an begleiten uns Bach aufwärts grosse Blöcke der blauen Kalke des Lias *α*, bis wir an der Stelle wo der Goldersbach sich plötzlich abwendet und von der Gaishalde her ein anderer Bach mündet, die Psilonotenbank mit dem Malmsteine finden, sichtlich von der Waldhäuserhöhe herabgerutscht. Der Bach, welcher von rechts in den Goldersbach mündet, führt uns in seiner Rinne zwischen Henberg und Gaishalde von unten bis oben über Arietenkalk hinweg, ja auf der Höhe der Gaishalde am Ende der Wasserrinne, findet man sogar Numismalismergel mit grossen Belemniten und verkiesten Ammoniten. Kehren wir wieder zurück in das Thal. Der Weg führt uns gleich unten über weissen Keuper, der entschieden von der linken Seite herabgerutscht ist, wie die nicht weit davon liegende Psilonotenbank, die von rechts herabkam, denn auf der andern Seite des Thales steht in demselben Horizont der Bausandstein. Noch ehe wir die Klostermauern erreichen, finden wir das Feld bedeckt mit Numismalismergel, ja es soll hier schon ein *Ammonites amaltheus* gefunden worden sein. Diese Schichten liegen am Fusse des Jordanberges, gehen wir hinauf, so finden wir am Waldsaum die alten Steinbrüche, welche das Material zum Bau der Klostermauern lieferten. Ueber diesen Steinbrüchen ist eine sehr markirte Linie im Walde, sie ist der Horizont der Thalassitenbänke. Sie sind ohne Zweifel auch verrutscht, aber man findet sie in dem dichten Walde oben nicht wieder. Jedenfalls hat man auf der Höhe des Berges den Malmstein und gehen wir in ihm den Weg hergab, so finden wir beim Wiedmann'schen Denkmal die Bank des *Pentacr. tuberculatus* unter der in neuerer Zeit bei Anlage eines Weges der Arietenkalk aufgedeckt wurde. Höher als hier und nur

einige hundert Schritte entfernt finden wir auf der Höhe der Weibersteige den Malmstein. Die Bänke des Arietenkalkes liegen nahezu horizontal und bezeichnen ohne Zweifel noch die alte Lage des auch hier in einer Vertiefung des Malmsteins abgelagerten Arietenkalkes. (Profil 3.) Treten wir vor an den Abfall der Weibersteige, so finden wir da, wo wir den Keuper vermuthen, den Arietenkalk mit der Bank der Riesenangulaten, den schiefen Abhang des Berges bedeckend. Die entschieden verrutschten Bänke sind so wenig gebrochen, dass sogar ein Steinbruch in ihnen angelegt ist. An einer Stelle im Walde finden wir die Bank der *Pentacr. tuberculatus* tief unter dem Wiedmann'schen Denkmal, wo wir sie oben erwähnten. Am Fusse dieser ziemlich steil geneigten Schichten liegen die dunklen Thone des Lias β.

Kommt man von Walddorf her und hat den dort liegenden Arietenkalk mit dem Numismalismergel gesehen, so dürfte wohl kaum mehr ein Zweifel bleiben, wie die Trümmerhaufen von Bebenhausen entstanden sind. Der Arietenkalk hat sich auch hier in einer muldenförmigen Vertiefung des Malmsteins abgelagert und war von jüngeren Schichten, wenigstens theilweise, bedeckt. Auch hier scheint das Wasser eine bedeutende Rolle gespielt zu haben; der Arietenkalk wurde unterwaschen und senkte sich allmählig in das nun sich bildende Thal. Er wurde theilweise zertrümmert wie die Stücke im Goldersbache beweisen, theils kamen aber auch die Schichten ungebrochen in die schiefe Lage und entleerten dann die auf ihnen liegenden jüngeren Schichten in das Thal. Ohne Zweifel sind die Verstürzungen im Steinriegel und die Verrutschungen des weissen Keupers am Fusse der Fohlenweide nichts anderes, als die Folge ähnlicher Unterwaschungen.

Zwei weitere sehr interessante Ablagerungen von Arietenkalk finden wir auf der Verwerfungslinie des Schaichbaches beim Schaichhof und bei Hildrizhausen. Folgen wir der alten Strasse, welche von Bebenhausen über den Ochsenschachen nach dem Schaichhof führt. Auf der Höhe des Ochsenschachen finden wir die Sandkalke mit den Thalassiten und über ihnen die Sandplatten

des Malmsteins. Diese Schichten begleiten uns den ganzen Berg hinunter, aber noch ehe wir unten den Bach erreichen, der nach kurzem Lauf in den Schaichbach mündet, finden wir den Arietenkalk, dessen stark geneigte Schichten auf dem Bergabhange liegen. Zwischen dem eben genannten Bache und dem Schaichbache liegt er horizontal und jenseits des Schaichbaches überkleidet er wieder in schiefer Lage den Abhang des Plateaus, stellenweise ganz bedeckt mit den Stielgliedern des *Pentacr. tubere.* Steigen wir hinauf auf das Plateau bis in die Höhe des Schaichhofes, so sind wir hier wieder im Malmstein, unter uns liegt der Arietenkalk, von den 2 Bächen durchfurcht und auf der andern Seite erhebt sich der malmsteinbedeckte Ochsenschachen, rechts hoch über uns der Birkensee und der Eschachwald, deren Höhen der oberste Keuper bildet.

Hildrizhausen liegt auf einem ziemlich grossen Arietenfelde, das in der Richtung gegen Altdorf und gegen Ehningen von Malmstein überragt wird. Gegen Süd und Südwest geht der von Hildrizhausen nach allen Seiten ansteigende Arietenkalk vollständig in den ansteigenden weissen Keuper über, kein Absatz bezeichnet die Grenze, und ohne es zu bemerken, gelangt man vom Arietenkalk auf den weissen Keuper (Profil 2). Gegen Südost liegen auf dem Arietenkalk am Fusse des hier steil ansteigenden Kirnberges die Thone des Lias β, ja es sollen dort auch die Numismalismergel liegen.

An der Strasse, welche von Dettenhausen nach Waldenbuch führt, finden wir wieder den Arietenkalk. Kaum ist man auf der Strasse über den höchsten von Malmstein bedeckten Punkt hinweg, so findet man linksab einen Steinbruch im Arietenkalk. Der bedeutenden Mächtigkeit des dort liegenden Arietenkalkes nach zu schliessen, sollte auch die Ausdehnung nicht ganz unbedeutend sein; allein der Untersuchung hierüber setzt der Wald bald eine Grenze.

Eine dünne Bank von Arietenkalk finden wir rechtsab von der Strasse von Waldenbuch nach Echterdingen, auch über diesen Arietenkalk erhebt sich der Malmstein bis zum höchsten Punkt der Strasse.

Weit ausgedehntere Ablagerungen von Arietenkalk als auf den bisher genannten Ebenen, finden wir auf den Fildern. Die bedeutendste und bekannteste dieser Ablagerungen ist in der Umgegend von Vaihingen und Möhringen, die sich bis an den Fuss des Steilrandes bei Rohr hinzieht, wo wir hart vor dem Orte und an den ersten Häusern desselben die Trümmer von Numismalismergeln finden. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, in welcher Beziehung der Arietenkalk zur Thalbildung steht; wie bei Hildrizhausen das Würmthal, so beginnt hier das Nesenbach- und Körschthal. Folgen wir von Rohr dem Steilrande, so verlässt uns bald der Arietenkalk, wir bleiben von hier bis an den Fuss der Federlensmad im Malmstein und finden auf der ganzen Strecke keine Spur von jüngeren Gliedern. Erst zwischen Leinfelden und Echterdingen steigt der Arietenkalk wieder an und bildet den Höhenzug zwischen Echterdingen und Bernhausen. Dieser grossen Ablagerung von Arietenkalk, welche sich von dem obengenannten Höhenzuge stark abfallend bis an den Fuss des Steilrandes hinzieht, entsprechen auch grosse Ablagerungen jüngerer Schichten, welche hier stets an den Steilrand angelehnt sind. Haben wir zwischen Rohr und Leinfelden die jüngeren Schichten nicht finden können, so treten sie sogleich mit dem Arietenkalke am Fusse der Federlensmad auf, hier finden wir an der Strasse nach Tübingen den Lias β und γ. Weiterhin am Steilrande stehen die untersten Häuser von Stetten schon auf Numismalismergel, der obere Theil des Orts auf Amaltheenthon und auf dem Felde zwischen Stetten und Weidach liegen die Posidonienschiefer nach oben mit Bruchstücken des *Amm. jurensis*. Zwischen Hof und Stetten, an dem gemeinschaftlichen Kirchhof, ist ein nicht unbedeutender Steinbruch in den Numismalisbänken. In dem Abraum findet man *Amm. Jamsoni*, *Terebr. numismalis*, tritt man der Wand des Bruches näher, so kann uns die Pentacrinitenbank nicht entgehen und darüber sind die gefleckten Mergelkalke des *Amm. Davoei*. An diesem Steinbruch vorbei führt der Weg nach Stetten, der uns den schönsten Aufschluss gewährt. Neben dem Steinbruche liegen links an der Strasse die Zwischenkalke,

über ihnen der Amaltheenthon mit paxillosen Belemniten und dem *Amm. amaltheus*. Nach oben stellen sich wieder die Posidonienschiefer mit den Stinksteinen ein, ja über denselben wird man ein Bruchstück des *Amm. jurensis* nicht vermissen, ehe man aus dem obersten Lias in den Malmstein kommt, der wieder die Höhe des Berges bildet. Aber diese bedeutende Entwicklung des Lias dauert nicht lange, schon über Hof findet man keinen *Amm. jurensis* mehr, und zwischen Posidonienschiefer und Malmstein greifen die rothen Mergel des obersten Keupers Platz, ja zwischen Hof und Plattenhardt hat man links am Wege nur noch Numismalismergel und Amaltheenthon. Dies ist der letzte Punkt an dem Höhenzug, an welchem sich jüngere Liasschichten finden und weiterhin ist alles Suchen vergeblich, denn unten auf der Ebene ist nicht mehr der Arietenkalk, sondern der Malmstein, der wieder das Feld von Plattenhardt, Bonlanden und Sielmingen bildet.

So sehen wir auch auf den Fildern das Vorkommen der jüngeren Liasschichten stets an das des Arietenkalkes gebunden. Eigenthümlich in ihrem Auftreten ist, dass sie auf den Fildern rechts und links vom Neckar stets an den die Ebene überragenden Höhenzug angelehnt sind, denn wie hier auf der linken Seite des Neckars die Schichten an den Schönbuchrand, so sind sie dort an den Schurwaldrand angelehnt. Haben wir auf der linken Neckarseite den ganzen Lias nachgewiesen, so finden wir auf der rechten bei Kimmichsweiler sogar noch den Br. Jr. α. Dieser Lias hat aber keineswegs die Mächtigkeit, wie am Fusse der Alp, er erreicht vielmehr kaum $^1/_4$ der dortigen Mächtigkeit. Endlich drängt sich uns die Frage auf, ob der Arietenkalk auf den Fildern auch in muldenförmigen Vertiefungen des Malmsteins abgelagert sei. Die bedeutende Ausdehnung des Arietenkalks, der Mangel an Aufschlüssen im Malmstein erschweren die Entscheidung der Frage ausserordentlich. Geht man vom Rande einer der oben angeführten Arietenkalkablagerungen dem Steilrande zu, z. B. von Vaihingen nach Rohr, von Echterdingen nach Stetten, so kommt man, obgleich sich das Terrain sehr stark senkt, in immer höhere

Schichten. Vaihingen steht auf den harten Bänken des Arietenkalkes und doch bricht man viel tiefer zwischen Vaihingen und Rohr die Monotisschiefer. Echterdingen steht ebenfalls auf Arietenkalk, dessen oberste Schichten man viel tiefer an dem Wege nach Plattenhardt bricht. Diese Niveaudifferenz ist viel zu bedeutend, als dass sie eine Folge des Fallens der Schichten sein könnte. Wo der Arietenkalk nicht am Fusse des Steilrandes liegt, da tritt auch der Malmstein der Ebene horizontal an denselben heran. Wir sehen uns also auch hier zu der Annahme hingedrängt, dass sich der Arietenkalk der Filder, wie an den oben beschriebenen Localitäten, in Vertiefungen des Malmsteins abgelagert habe. Diese Annahme wird noch weiter unterstützt, wenn wir hinzusetzen, dass der Arietenkalk in geringerer Ausdehnung noch an manchen Punkten der Filder (Fasanenhof, Strasse von Bernhausen nach Aich) in Vertiefungen des Malmsteins abgelagert ist, was man bei der geringen Ausdehnung der Ablagerungen mit aller Bestimmtheit sehen kann.

Wir haben die Erklärung der abweichenden Lagerungsverhältnisse des Malmsteins in der Annahme von Verwerfungen gefunden. Wie aber erklärt sich das vereinzelte Vorkommen des Arietenkalkes und der jüngeren Schichten?

Es haben sich zur Erklärung dieser räthselhaften Lagerungsverhältnisse zwei weit von einander abweichende Ansichten gebildet. Die eine derselben nimmt Bodenerhebungen an, welche Keuperinseln in dem Liasmeere bildeten, und bezeichnet diese Erscheinungen als alte Uferbildungen. Was aber können diese Bodenerhebungen anders sein, als die durch die Verwerfung entstandenen Steilränder am Schurwald, Schönbuch und auf dem rechten Ufer der Schaich? Diese Steilränder sind aber, wie wir oben gesehen haben, das Resultat einer Verwerfung, die nach der Ablagerung des Malmsteins stattgefunden hat. Wenn also diese Ansicht von Keuperinseln im Liasmeere spricht, so kann sie hierunter nur Berge verstehen, welche zwar der grossen Masse nach aus Keuper bestehen, aber auf ihrem Scheitel den Malmstein tragen, den Malmstein, der auch den Grund des Meeres bildete. Wenn sie von einem Liasmeere spricht, in

dem diese Berge Inseln bildeten, so kann darunter nur das Meer verstanden sein, das den Arietenkalk und die jüngeren Schichten ablagerte, denn der Malmstein, alle diese Berge bedeckend, muss auch aus einem Meere abgelagert sein, das über allen diesen Bergen stand.

Die andere Ansicht sucht diese Erscheinungen durch grossartige Denudationen und vorhergehende Verwerfungen zu erklären. Sie geht zwar auch, wie die obige Ansicht, von Verwerfungen aus, aber nach ihr haben dieselben eine Zertrümmerung der über dem Lias α abgelagerten Liasschichten sammt dem braunen Jura α und nahezu vollständige Denudation derselben eingeleitet. Sie zeigt weiter, wie diese Katastrophe der Einsenkung mit einer bedeutenden Stauung und Aenderung im Laufe der Gewässer verbunden gewesen sein müsse, die dann das ganze leicht angreifbare Thonlettengebirge des Lias und braunen Jura α zerstört hätte und erst der widerstandsfähige Lias α habe der weitergehenden Zerstörung ein Ziel gesetzt. An einigen Punkten hätten sich jüngere Schichten, angelehnt an den Keuperrücken und durch diesen geschützt, erhalten.

Sind wir in dieser letzteren Ansicht, wie wir schon oben gezeigt haben, vollständig einverstanden mit der Annahme von Verwerfungen (nicht mit der Zeit, wann diese stattgefunden haben sollen), so sind wir es doch keineswegs mit den Schlüssen, welche daraus gezogen werden. Der Lias sammt dem braunen Jura α soll die ganze vor der Verwerfung ungebrochene Fläche zwischen Alp und Schurwald bedeckt haben, und dieses wenigstens 400′ mächtige Gebirge soll spurlos weggewaschen und das Resultat dieser ungeheuren Denudation eine Reihe der ausgezeichnetsten Ebenen, darunter z. B. die Filderebene sein. Erst die widerstandsfähigen Glieder des Lias α sollen der weitergehenden Zerstörung eine Grenze gesetzt haben. Auch hier müsste man annehmen, dass der gewiss widerstandsfähige Arietenkalk von dem grössten Theile der Filder, von der ganzen Ebene von Holzgerlingen und der Ebene Walddorf-Pfrondorf weggewaschen sei, denn wir haben schon oben angeführt, dass diese Ebenen zum grössten Theil von Malmstein und nicht von

Arietenkalk gebildet werden. Die Zertrümmerung so ausgedehnter und so mächtiger Kalkbänke pflegt sonst auch entsprechende Massen von Geschieben zurückzulassen, aber wo finden wir diese in unserem Gebiet? Ist etwa die Ebene am Fusse der Alp damit bedeckt? Die jüngeren Liasschichten haben sich angelehnt an den Keuperrücken erhalten, warum finden wir dort nicht unter denselben Schutze weggewaschene Trümmer dieser Schichten? Musste nicht vielmehr an diesem Steilrande die zerstörende Wirkung des Wassers eine viel bedeutendere sein? Wenn die Folge der Verwerfung eine Zertrümmerung des Lias war, so denken wir uns diese vor allem bedeutend auf der Verwerfungskluft, aber gerade hier und, wie diese Ansicht meint, nur hier, haben sich die ungebrochenen und nahezu horizontalen Liasschichten erhalten.

Darum wollen wir aber nicht läugnen, dass da und dort eine Liasfläche durch die Erosion des Wassers zerstört wurde. Sehen wir uns einmal um nach einer solchen Stelle, das Studium derselben soll uns lehren, wie ein Terrain aussieht, dessen Liasdecke zerstört wurde. Wir brauchen nicht weit zu gehen, das Gebirge zwischen Böblingen, Mussberg und Rohr bietet uns Gelegenheit. Dieses Gebirge, das jetzt aus weissem Keuper besteht, war ohne Zweifel von Lias α bedeckt. Wir nehmen diess aber keineswegs an, weil etwa die nachbarliche Filderebene, welche früher in einem Niveau mit diesen Bergen stand, von Lias bedeckt ist, und andererseits die Liasebene von Holzgerlingen in einem steilen Rande gegen diese Berge absetzt, also der Gedanke an einen ehemaligen Zusammenhang nahe liegt, sondern weil wir in diesem Gebirge die grossartigsten Trümmerhaufen der zerstörten Liasdecke finden, Trümmerhaufen, die über 100 Morgen gross den Boden bedecken. Die bedeutendste Ausdehnung erreicht der Lias auf dem Wege von Mussberg nach Böblingen, wo so bedeutende Trümmer des Malmsteins und der Psilonotenbank liegen, dass früher sogar in denselben ein Steinbruch angelegt war. Diese Bänke sind aber nicht nur gebrochen und durcheinander geworfen, sondern sie liegen auch noch auf weissem Keuper, also

ausſchließenden Privilegien der Bank beſchränkt ſind, ausſchließlich geſtattet.* So brach das Monopol der Bank von England zwar zuſammen; es erhielt aber das Bank- und Kreditweſen ſelbſt hiedurch eine ungeheure Ausdehnung und (durch die Erhebung der Noten der Bank von England zu geſetzlichen Zahlungsmitteln) eine verhältnißmäßig ſehr verkleinerte Münzbaſis.

Es iſt dies das letzte Stadium des weit verbreiteten Papier- und Kreditſyſtems. In den Jahren von 1826 bis 1833 wurden 34 Joint-Stockbanken errichtet, und in den darauf folgenden zwei Jahren und acht Monaten, bis zum 12. März 1836, kamen achtundzwanzig neue hinzu. Um dieſe Zeit griff die Spekulationswuth ſo um ſich, daß in den Monaten April, Mai und Juni die Zahl dieſer Banken monatlich um fünf Procent ſtieg! Zwei von den fünfzehn Banken, welche in dieſen drei Monaten zu Stande kamen, hatten jede 750 Theilhaber, und eine von ihnen hatte eilf, die andere vierunddreißig Branchen in verſchiedenen Orten des Königreichs. Die Edinburgh Review vom Monat Juli 1836, welche dieſe Fakta anführt, und auf welche wir hier unſere Leſer verweiſen, ſagt unter anderem: „Wir haben alle Urſache zu glauben, daß dieſes Verhältniß der Zunahme von Banken ſeither eher ſich vermehrt als vermindert hat. Die Manie für Banken mit vereinigtem Fond iſt in letzter Zeit eben ſo allgemein geworden, als die Manie für Eiſenbahnen. Man kann jetzt keine engliſche Zeitung in die Hand nehmen, ohne darin auf einige Anzeigen von ſolchen Etabliſſements zu ſtoßen, die natürlich immer in die anziehendſten Farben gekleidet ſind.“ ** Dieſe Muthmaßung des Edinburgh Review war ſehr richtig; denn nach einem offiziellen Ausweis war am 26. November deſſelben Jahrs die Zahl der Joint-Stockbanken bereits auf 102 angewachſen, und es hatten dieſe noch überdies eine außerordentliche Menge von Branchen in den verſchiedenen Provinzen.

* Dieſelben exiſtiren auch jetzt in Gloucester, Birmingham, Leeds, Liverpool, Briſtol, Exeter, Newcaſtle upon Tyne, Hull, Norwich ꝛc.

** „We have reason to think that the rate of this extraordinary increase has been since augmented rather than diminished. Latterly indeed the mania for joint stock banks seems to have become almost as prevalent as the mania for railways. It is in fact hardly possible to take up a newspaper without meeting with sundry announcements of such establishments, all of course, dressed up in the most captivating manner. Edinburgh Review July 1836.

gar nicht mehr auf der Stelle, an welcher sie abgelagert wurden. Wenige Schritte davon liegen die obern rothen Keupermergel und bilden das sog. rothe Steigle. An der Pfaffensteige, auf dem alten Wege von Böblingen nach Vaihingen, in der sog. Finstermünz, finden wir einen grossen Steinbruch im Arietenkalk, der zwar jetzt nicht mehr ausgebeutet wird, aber der Platz ist noch heute ein schöner Fundort für plattgedrückte Arieten aus den Monotisschichten. Ein weiterer Punkt ist nordöstlich von Schönaich in einem tiefen Keuperthale, dessen Sohle ganz übersät ist mit Brocken des Arietenkalkes, die man dort ebenfalls als Strassenmaterial herausgrabt. Ohne Zweifel finden sich noch viele solche Punkte in den Thälern dieser dichtbewaldeten Gegend.

Wie ganz anders sehen diese Trümmer einer durch die Wirkung des Wassers zerstörten Liasdecke aus, als die Schichten, welche wir in regelmässiger Folge über dem Arietenkalk der Filder finden. Während diese horizontal an den überragenden weissen Keupersandstein angelehnt, den Eindruck einer nie gestörten Ruhe machen, sind jene wild durcheinander geworfen, zerrissen, liegen in einem Thale des weissen Keupers, in das sie bald in ihrer ganzen Masse herabgerutscht, bald in einzelnen Brocken herabgestürzt sind. Das Wasser hat die Liasdecke zerstört und nicht eine ausgezeichnete Ebene wie die Filder, sondern vielmehr ein vielfach von tiefen Thälern durchfurchtes Terrain zurückgelassen.

Der Hauptunterschied zwischen den beiden oben angeführten Hypothesen liegt in der Annahme der Zeit der Verwerfungen. Während die eine davon ausgeht, dass dieselben unmittelbar nach der Ablagerung des Malmsteins und vor der Ablagerung der jüngeren Liasschichten stattgefunden haben, verlegt die andere Ansicht dieselben erst in die Zeit nach der Ablagerung des Lias und braunen Jura α; nach der einen Ansicht entstand durch die Verwerfung dieses eigenthümlich gebrochene Terrain, in dem sie die Ursache der nachfolgenden inselförmigen Ablagerung der jüngeren Liasschichten findet; die andere Ansicht dagegen sieht diese Verwerfungen als die zerstörende Ursache

der schon abgelagerten Liasschichten an, und betrachtet die jetzt aufgefundenen inselförmigen Liasablagerungen als die letzten Ueberreste einer grossen, ehemals weitverbreiteten, nun aber denudirten Formation. Alles kommt daher auf die Bestimmung der Zeit der Verwerfung an.

Wenden wir uns nochmals dem Arietenfeld von Hildrizhausen zu. Wir kommen von Altdorf her und gehen auf der Strasse nach Herrenberg durch das Ort Hildrizhausen hindurch, nahezu senkrecht zur Verwerfungsspalte des Schaichhofes über das Arietenfeld hinweg. Einge hundert Schritte vor dem Ort verlassen wir den Malmstein, welcher uns von Altdorf herüber begleitet hat und betreten den Arietenkalk, der hinter dem Orte ansteigend uns unvermerkt auf den weissen Keuper führt (Profil 4). Auf dem ganzen Wege haben wir aber keine Spur der Verwerfungsspalte finden können und doch haben wir sie vom Schaichhof herüber bis an den Fuss des Kirnberges verfolgt und gesehen, dass dieselbe links ab vom Wege nach Ehningen, da wo wir auf derselben den Arietenkalk verlassend in den Malmstein eintreten, der gegen den weissen Keuper absetzt, wieder auftritt. Sie muss also unter dem Orte Hildrizhausen hinweggegangen sein und doch haben wir sie auf dem ganzen Arietenfeld nicht wieder finden können. Der Arietenkalk muss daher an dieser Stelle übergreifend über die Spalte gelagert sein. Wahrscheinlich ist es ebenso am Schaichhof, allein hier ist die Entscheidung viel schwieriger, weil man dort die Spalte nicht mit derselben Bestimmtheit wieder findet. Wenn aber der Arietenkalk übergreifend über die Spalte gelagert ist, so muss er sich nach der Verwerfung abgelagert haben, diese müsste also vor der Ablagerung des Arietenkalkes und wie wir oben gezeigt haben, nach der Ablagerung des Malmsteins stattgefunden haben.

Wir haben uns nach einer Bestätigung dieser Beobachtung umgesehen, und eine solche in den Bergen zwischen Esslingen und Plochingen, der Vorterrasse des Schurwaldes, gefunden. Der Keuper und der Malmstein zeigt auf dieser Strecke nicht ein Fallen gegen die Alp, sondern vielmehr ein sehr starkes Einfallen gegen die Verwerfungslinie. Von diesem Fallen des

Keupers und Malmsteins kann man sich sehr leicht überall überzeugen, so z. B. bei Rüdern und Esslingen im weissen Keuper, bei Zell und Altbach im Malmstein. Dieses ziemlich starke Einfallen des Keupers und Malmsteins theilt nun der Arietenkalk keineswegs, er liegt vielmehr horizontal (wenigstens nahezu) auf den geneigten Schichten des Malmsteins (Profil 5). Der Arietenkalk ist also nicht nur abweichend an den Schurwald angelagert, sondern auch in Beziehung auf den Malmstein abweichend aufgelagert, er hat somit die Verwerfung nicht getheilt, und kann sich erst nach ihr abgelagert haben.

Haben uns aber unsere Untersuchungen zur Annahme geführt, dass der Arietenkalk sich nach der Verwerfung ablagerte, so ergibt sich daraus, dass er auch nicht die ganze Fläche zwischen Schurwald und Alp bedeckt haben kann, dass er vielmehr, wie die jüngeren Glieder, deren Auftreten stets an das seinige gebunden ist, eine Lokalbildung sein muss. Wenn sich der Arietenkalk und die jüngeren Schichten auf der gebrochenen Ebene abgelagert hätten, so müssten sie gleichsam die geschlagenen Wunden heilend, die Steilränder längs der Verwerfungslinie mantelförmig überziehen, sie dürften nicht horizontal gegen den sich erhebenden Keuperrücken absetzen, sondern müssten der geneigten Fläche desselben in ihrer Schichtung parallel, auf derselben liegen, kurz diese Schichten müssten den Steilabhängen aufgelagert und nicht horizontal angelagert sein.

Der Arietenkalk und die jüngeren Schichten sind also in unserem Gebiete, wie wir aus den obigen Untersuchungen zu beweisen versucht haben, Localbildungen. Diese Localbildungen aber an dem Ausgehenden einer Formation, abgesetzt aus einem grossen Meere, das den Lias am Fusse der Alp ablagerte, angelehnt an Keuperrücken oder Erhöhungen des Malmsteins, die ihrer weiteren Verbreitung eine Gränze setzten, müssen wir uns als Uferbildungen denken. Mit dieser Annahme von Localbildungen stimmt es nun auch vortrefflich, dass der Arietenkalk immer in Vertiefungen des Malmsteins auftritt. Wie charakteristisch ist es für Uferbildungen, dass sich der Lias in viel geringerer Mächtigkeit in unserem Gebiete findet, als an dem Fusse

der Alp, wo er sich als Niederschlag aus offenem Meere absetzte. Die grösste Ausdehnung erreichen diese Uferbildungen auf der Filderebene, und es steht diess ganz im Einklang damit, dass die Filderebene, als die am tiefsten eingesunkene, auch den flachsten Theil des alten Ufers bilden musste. Endlich sind solche Uferbildungen durchaus nicht unwahrscheinlich bei einem Meere, dessen Niederschläge sich so ruhig und so wunderbar gleichförmig abgelagert haben.

Schliesslich geben wir recht gerne zu, dass wir mit dieser Erklärung nicht die bestimmteste und klarste Anschauung der urweltlichen Verhältnisse verbinden. Wir sind z. B. keineswegs im Stande in der Charte die alten Ufer des Liasmeeres wiederzugeben und die oben genannten Inseln näher zu bezeichnen, ja wir können auch nicht einmal annähernd die ursprüngliche Lage der Ebenen angeben, auf welchen sich diese Schichten abgelagert haben. Wenn wir aber auch nicht alle Umstände dieser Ablagerung kennen, so bestehen wir doch nichts desto weniger darauf, dass diese Liasschichten das Resultat einer alten Uferbildung sind und nicht die Ueberreste einer zerstörten, aber ehemals weitverbreiteten Liasablagerung.

6. Zwei Neuseeländer in Stuttgart.

Von G. v. Martens.

Die hiesigen Naturforscher haben das Vergnügen gehabt, den Abend des letzten Mai in der Gesellschaft von zwei sehr interessanten Gästen zuzubringen. Prof. Dr. v. Hochstetter hatte die Güte, die mit der Novara nach Europa gekommenen Maori Wiremu (Wilhelm) Toëtoë und Hemara (Samuel) Rerehau bei ihnen einzuführen, gutgewachsene Männer mittlerer Grösse und Stärke, die Hautfarbe dunkel isabell, gelber, aber nicht so intensiv, als die der südeuropäischen Landleute im Sommer, mit einigem Fettglanze, wie bei der sammtartigen Haut der Neger, die Backenknochen etwas stärker vortretend, als bei der kaukasischen Rasse, aber nicht so auffallend, wie bei der mongolischen, bei Chinesen und Japanern, und damit zusammenhängend auch Nase, Profil und Augen den kaukasischen näher verwandt, als den mongolischen. Augen braun, Haare lang, glatt, kohlschwarz und auffallend dicht, so dass Kahlköpfe in Neuseeland vor Ankunft der Europäer etwas Seltenes gewesen sein müssen; dass dennoch auch der Gegensatz der Kahlköpfe, Grauköpfe, nicht häufig vorkomme, dafür sorgte ihre Kriegs- und Mordbegierde.

Unsere Maori sind fashionable Gentlemans, gut europäisch gekleidet, gebildet im Benehmen, nach englischer Sitte grüssend, die Hände schüttelnd und die Gläser anstossend. Beide sprachen gebrochen Englisch, Samuel, der jüngere, bedeutend besser als Wilhelm; auch etwas Italienisch haben sie auf der Novara gelernt und in Wien einige Worte Deutsch, z. B. „sehr schön," und „hoch," was sie uns oft zuriefen. Für den Kaiser von Oesterreich, das kaiserliche Hofleben (sie wohnten in dem „house of the emperor"), für Wien und überhaupt für Oesterreich, so weit sie es kennen lernten, sind sie voll Bewunderung.

Vom Theater, namentlich vom Ballet und von der Musik, sind sie entzückt, und besondere Freude machte es ihnen, auch selbst mit Wienerinnen zu tanzen, wie überhaupt die „wie Milch

und Blut* Gesichter der deutschen Mädchen beide sehr lebhaft interessirten.

Bei Wilhelm scheint die europäische Cultur nicht tief gedrungen zu sein, sein tätowirtes Gesicht war natürlich der vorzügliche Gegenstand der allgemeinen Neugierde, einige von uns, welche die aus dem Orient über die Küsten des Mittelmeers verbreitete Tätowirung mit Nähnadelstichen und eingeriebenem Schiesspulver kannten, erstaunten über diese malaische, wohl im Ursprung damit zusammenhängende Tätowirung, die Narben sind höher, intensiver gefärbt, die Zeichnung sehr kunstreich. Von unterhalb der Ohren ziehen sich mehrere schön geschwungene Linien herein, welche theils auf den Wangen, theils am Kinn, besonders niedlich aber auf den Nasenflügeln in geregelten Spiralen endigen; die zweite Hauptgruppe von Linien lauft vom Nasensattel aus und verbreitet sich in zwei Zweigen nach rechts und links auf der Stirne. Dieses Ornament ist bei ihm nicht vollendet, indem auf der linken Hälfte der Stirne mehrere Linien sich verbreiten, während auf der rechten Hälfte erst eine einzige gezogen ist. Wilhelm theilte uns mit, dass seine Tätowirung über ein Jahr Zeit und Leiden gekostet habe und dass er wohl in diesem unvollendeten Zustande sein Leben dahinbringen werde. Jeder einzelne Punkt der Zeichnung ist die Narbe einer kleinen Wunde, die mittelst eines aus Obsidian geschliffenen pfriemenartigen Meisels und eines kleinen Hammers eingeschlagen und dann mit einem ätzenden und bläulich färbenden Pflanzensaft imprägnirt wird. Es werden immer nur wenige Punkte auf einmal gemacht, da je nach der Zahl derselben ein schwächeres oder stärkeres Wundfieber eintritt, so dass erst nach einigen Tagen mit der Operation fortgefahren werden kann; allein diese Schwierigkeiten und Leiden erhöhen des zu ihrer Ertragung erforderlichen ausdauernden Muthes wegen den Werth dieser das Annalen der Nordamerikaner vertretenden Zeichnung, die zugleich ein Abzeichen ist, durch welches sich die verschiedenen Stämme von einander unterscheiden. *

* Bei einem Besuch im K. Naturalienkabinete, in welchem den Gästen ein durch Baron v. Ludwig überbrachter getrockneter Neu-

Mister Samuel, der jüngere, gehört schon ganz der europäischen Bildung an, er ist nicht tätowirt und erzählte, seit fünf Jahren eine Schule besucht zu haben, um „making houses“ (die Baukunst) zu lernen. Er ist sehr aufgeweckt und verständig und las uns mit fester klarer Stimme, nicht ohne passende Deklamation, die Rede in der Maorisprache vor, welche er vor dem Kaiser Franz Joseph gehalten hatte und deren deutsche Uebersetzung er uns mittheilte.

Diese Rede und einige weitere Proben gaben uns einen kleinen Begriff von ihrer Sprache; sie ist ungemein reich an reinen Vokalen, die meisten Worte gehen auf solche aus und sehr oft folgen zwei bis drei, a-i-u oder a-o unmittelbar auf einander, dieser Zug aller Sprachen warmer Himmelsstriche würde die Maorisprache wohllautend machen, fehlte ihr nicht ausser den Zwischenvokalen ä, ö, ü, wie solches bei den süddeutschen Dialekten im Gegensatze zu den gallischen der Fall ist, auch die weichen Consonanten b, d, und träte nicht dafür der spiritus asper, unser h und ch, noch häufiger und härter, als in dem Spanischen auf, beinahe an den Berner Dialekt erinnernd; sehr häufig kommt auch der dumpf zischende Consonant vor, für welchen unser Alphabet keinen Buchstaben hat, das griechische das θ, das englische ein th.

Die Verstärkung eines Ausdrucks geschieht nicht wie im Italienischen und Spanischen durch Majorativa, sondern echt malaisch, wie in geringerem Grade im Französischen, durch Verdopplung oder selbst mehrfache Wiederholung des Wortes, so wurde das Tenakoe, „wir grüssen Dich,“ in der Anrede an den Kaiser viermal hinter einander wiederholt.

Auch ein maorischer Gesang wurde uns vorgetragen; es erregte allgemeine Heiterkeit, als Mister William, um zu singen, den Rock auszog, als er aber begann, wurde Allen klar, warum; er klatschte laut mit den Händen, sie gegen einander und auf

---

Seeländerkopf gezeigt wurde, erkannte Toïtoï nach aufmerksamer Betrachtung an der Art der Tätowirung den Ngatiawa-Stamm, in der Taranaki-Gegend, Nordinsel, auf der südwestlichen Spitze von Neu-Seeland.

Kraus.

beide Schenkel schlagend, verdrehte den Kopf in allen Richtungen und brachte dabei ein kurzabgebrochenes Gekreisch hervor, das nur mit dem Castagnettenspiel der Südeuropäer, besser noch mit dem Fauchen einer wilden Katze verglichen werden kann; es schien mir wirklich den Angriff eines wilden Raubthiers vorzustellen; zu dieser Begleitung sang Samuel kurze Strophen eines äusserst melancholischen und monotonen Liedes, welches mich lebhaft an den Siegsgesang von Nukahiwa erinnerte, welchen Langsdorf beschrieben und durch Noten darzustellen versucht hat, nur unvollkommen versucht, da unsere Zeichen nicht dafür ausreichen, die Melodie steigt nämlich nicht auf der Leiter ganzer und halber Töne auf und ab, sondern beschränkt sich auf zwei halbe Töne, etwa gis und a oder a und b, und gleitet durch alle Mittelstufen von dem einen zum andern hinauf und herab, wie es nur auf der Violine nachgeahmt werden kann.

Sehr anziehend war es, auch mitten in ihrem europäisch gesetzten Benehmen die oft wie Wetterleuchten hervortretenden Erinnerungen an den Naturzustand zu sehen; in der Erwartung, lauter fremde Gesichter zu sehen, traten sie bei uns ein, da erblickten sie unsern Oberreallehrer Dr. Blum, der von Ulm an ihr Reisegesellschafter gewesen war und sich mit Wärme ihrer angenommen hatte, und äusserten ihre Freude mit grosser Lebhaftigkeit. Mit den Armen und Händen wurde nicht viel agirt, darin stehen sie den Neapolitanern weit nach, aber rührend war die Lebendigkeit und rasche Beweglichkeit ihres Mienenspiels, vor Allem ihrer hellen, klaren, vor Freude und Herzlichkeit strahlenden Augen; ebenso lebhaft benahmen sie sich bei ihren Toasten und bei dem Abschied.

Wie Cook's Begleiter Omai werden beide, wohl die ersten Maori, welche deutschen Boden betraten, zahlreiche und tiefe Eindrücke des Gesehenen und Erfahrenen in ihre Heimath zurückbringen und durch solche die Bildung ihrer Landsleute fördern; sehr oft wiederholte Samuel, er wolle Alles, Alles, was er gesehen, seinen Freunden erzählen, er werde viel zu erzählen haben und lange, lange erzählen müssen; mögen sie glücklich heimkehren, unsere besten Wünsche begleiten sie.

7. Notiz über eine Formica (Myrmica).*

Von Oberförster Dr. Nördlinger in Hohenheim.

Am Freitag, 26. August 1859, nachdem Monate lang die trockenste Witterung geherrscht hatte, die Umstände also für die Entwicklung der Ameisen sehr günstig gewesen, machte mich Direktor v. Walz vom hiesigen Schlosse aus auf eine nahe dem Gipfel einer Linde verharrende Wolke geflügelter Ameisen aufmerksam, wie er deren schon früher auf dem Schweizerhof in trockenen Jahrgängen mehrere Jahre nach einander an der gleichen Stelle gesehen zu haben versicherte.

Die Wolke bestand aus Tausenden von beflügelten Ameisen, welche in buntem Gewirr durch einander flogen, durch den Wind bald in einen längeren Streifen vom Gipfel des Baums weggetrieben wurden, wie eine Wetterfahne, bald sich wieder mehr rundlich zusammenzogen und manchmal auch bei nachlassendem Wind auf die entgegengesetzte Seite des Gipfels zu stehen kamen. Die Beobachtung mit dem Fernrohr zeigte, dass auf den äussersten Zweigspitzen des Baumes eine grosse Zahl beflügelter Ameisen mit ausgespreizten Flügeln auf- und abeilten, ungefähr wie erzürnte Bienen, offenbar unter dem Eindruck des eben bestandenen oder wieder zu bestehenden Lufttanzes. Es diente also die Baumkrone als eine Art Ausruheplatz. Am untern Stamm sah ich keine Ameisen kriechen, wohl aber waren auf dem Boden viele der beflügelten Ameisen zu finden, die zum Theil ruhig sassen, zum Theil sich gegenseitig mit den Kiefern festhielten, theils auch von rothen ungeflügelten Ameisen festgehalten wurden. Störte man sie, so liessen sie sich, dem Anschein nach ohne dass vorher eine Verletzung stattgefunden hätte, gegenseitig los und krochen eilig davon. Gegen Mittag war vom Schwarm in der Luft nichts mehr zu sehen. Abends konnte man noch ziemlich viele lebende beflügelte Ameisen auf dem Boden finden, jedoch auch eine ziemliche Anzahl todter.

Tags darauf war es schon früh sehr heiss und bemerkte man nicht blos an der gleichen Stelle dieselbe Ameisenwolke,

* caespitum. — Anm. d. Red.

sondern bei näherer Beobachtung Wolken an der Spitze aller hervorragendern Bäume des Boskets, des Schlosshofes, der eine halbe Viertelstunde entfernten Fichten des exotischen Gartens und der kanadischen Pappeln bei der Garbe. Selbst an den angehenden Bäumen in der Nähe des Altans waren schwache Flüge. Die grössern Schwärme an den Hauptbäumen dehnten sich bei ihrer Millionen umfassenden Individuenzahl oft so aus, dass sie einen 1½ Stunden entfernten Wald fast verdeckten.

Den Sperlingen waren diese Ameisenflüge sehr genehm. Sie setzten sich auf die Gipfel der besagten Bäume und schnappten zu unserer grossen Belustigung die vorüberfliegenden Ameisen weg oder flogen zu diesem Behuf nach einzelnen Individuen auf kurze Entfernung in die Höhe.

Selbst am Kirchthurm zu Plieningen sahen wir einen sehr ausgeprägten Schwarm, der sich oft vom Thurmhahn wie eine lange Fahne hinausstreckte, bald sich in 2 Theile schied, bald, vom Hahn, Knopf und einer Verzierung aus, 3 kleinere Fahnen bildete. Der Gedanke lag nahe, auch auf der hiesigen Kuppel nach einem Flug von Ameisen und diesem in der Nähe zuzusehen. In der That fand sich ein solcher, der den Blitzableiter zum Ausruheplatz wählte und wenn gerade die Luft gegen uns strömte, unsere Mützen und Kleider mit einer Menge Ameisen bedeckte. Den Zweck der Schwärme zu ermitteln war uns nicht vergönnt. Sämmtliche Ameisen waren der Untersuchung nach gleichen Geschlechts und zeigten bei einem Druck des Hinterleibs eine hornige Zange, waren also wohl Männchen. Sie krochen vielfach über einander und nahmen den Schein einer beabsichtigten Begattung an. Entschieden fand aber eine solche nicht statt. Nachmittags waren abermals die Schwärme verschwunden. Wir hofften in den folgenden Tagen dem Zweck der strömenden Schwärme näher zu kommen. Direktor v. Walz hielt sie für Schlachten, wegen der vielen, seiner frühern Beobachtung zufolge nachher auf dem Boden liegenden todten Ameisen. Allein wir sahen die vom Flug ausruhenden Ameisen sich nicht streiten. Auch Begattungsbälle schienen die Schwärme, wenigstens soweit wir an dem schwachen Kuppelschwarm bemerken konnten, nicht

Zwar erscheinen die Notenausgaben dieser Banken im Verhältniß zu ihrem Kapital und den von ihnen betriebenen Geschäften nur sehr gering. So zum Beispiel hatten sie im März 1836 (wo ihrer zweiundsechzig existirten) nur für 3,094,025 Pfd. Strl. Noten im Umlauf, welche Summe im December desselben Jahrs (wo sich ihre Anzahl auf 102 vermehrt hatte) nur auf 4,258,000 Pfd. Strl. stieg. Aber diese Banken brauchen zum Behufe ihrer größeren Geschäfte keine Banknoten, sondern bloß Kreditanweisungen. Sie escomptiren Tratten und Solawechsel und schreiben den Betrag derselben ihren Kunden ins Haben. Dieser Kredit wird sodann zum Depositum und constituirt das Kapital, mit welchem das bezügliche Individuum Handel treibt oder spekulirt. Die Bank ertheilt hierüber Certifikate, und die so bei der Bank gut geschriebenen Summen cirkuliren dann mittelst Anweisungen auf die Bank (bank checks), die dann das eigentliche größere Papiergeld bilden. A besitzt einen mit zwei guten Giranten versehenen Wechsel, diesen escomptirt die Bank, zieht von dem Betrag fünf Procent ab und schreibt den Rest ins Haben. Dafür erhält A ein Bankcertifikat, und bis zu diesem Betrag kann er nun auf die Bank anweisen, welche Anweisungen sodann als baares Geld angenommen werden; oder er kann, was bei größeren Geschäften gewöhnlich geschieht, die ganze Summe auf einen andern Namen umschreiben lassen, und hiedurch eine Schuld von 1000 Pfd. (minus fünf Procent) an B entrichten, ohne daß bei der ganzen Verhandlung eine einzige Banknote nöthig gewesen wäre. Mit dieser Art Geschäfte verdienen die Banken am meisten, es sind dies aber auch die gefährlichsten von allen und beruht die Sicherheit derselben bloß auf der Zahlungsfähigkeit von vier Personen, nämlich: Aussteller, Acceptant und zwei Giranten des Wechselbriefes. Das aber ist noch lange nicht der Schluß des modernen Kreditwesen und Papiergeldes. Diesen machen der offene Kredit (open credit), das heißt das Einschreiben ins Haben von Summen, die dem bezüglichen Individuum bloß auf seine Zahlungsfähigkeit hin geliehen werden, und über die er dann, wie in dem zuletzt angeführten Fall, verfügen kann, und das Ziehen der einen Bank auf die andere und der letzteren wieder zurück auf die erste, was die Engländer und Amerikaner mit dem charakteristischen Ausdruck „Drachen steigen lassen“ (kite-flying) zu bezeichnen pflegen. Bei dem Verleihen von offenem Kredit leiht die Bank weiter nichts, als ihren Kredit; nur höchst selten gibt sie

zu sein, da die Weibchen fehlten. Und doch kann mit Zuversicht angenommen werden, dass die Schwärme mit der Fortpflanzung der Ameisen im Zusammenhang stehen. Leider waren aber die folgenden Tage wegen eines in der Nacht auf den 24. August eingetretenen Gewitters kühl und liessen keine Schwärme mehr zu, daher kann ich der vorstehenden Notiz nur noch die Nachricht beifügen, dass nach Schwäbischer Kronik vom 2. Sept. am 28. Aug. d. J. zwischen Morgens 7 und 9 Uhr zu Ehingen sich ähnliche Ameisenwolken an mehreren Kirchthurmspitzen und dem Gipfel hoher Bäume zeigten und nach mündlicher Versicherung Ratzeburg's ähnliche Schwärme an Bäumen und Gebäuden ungefähr zur gleichen Zeit in der Gegend von Berlin gesehen wurden.

Den Namen unserer Art versprach mir Herr Dr. Gerstäcker zu bestimmen. Es ist wohl dieselbe, von welcher Ratzeburg sprach. Um in künftigen ähnlichen Fällen die Identität einigermassen nachweisbar zu machen, bemerke ich, dass der Kerf — nach dem Obigen handelt es sich lediglich um Beflügelte gleichen Geschlechts — ohne Fühler 5,1 mm Länge und 11,7 mm Flügelspannung hat. Fühler mit 12gliederiger Geisel. Kopf mit stark vorstehenden mattschwarzen gewöhnlichen und 3 klaren gelblichen Nebenaugen. Nähte der Vorderbruststücke durch Quereinschnittchen oder -Ritzen gebildet. Hinterbrust mit vielen Längsritzen. Hinterleibsstiel aus 2 gegen oben gewölbten buckligen Ringen bestehend. Dem ersten der beiden Höcker entsprechend, am Ende des Vorderleibs eine durch 2 stumpfe Spitzen geschlossene tiefe Brust. Farbe des fein punktirt-gestrichten Kopfs und der gestrichten Hinterbrust mattschwarz. Fühler, Mundtheile, Fusssohlglieder und Hinterleibsspitze braun, der ganze übrige Körper glänzend pechschwarz. An Kopf und Beinen stehen zahlreiche, am Hinterleib ziemlich sparsame braungelbe Borsten, die jedoch dem Glanz des letztern keinen Eintrag thun. Dem Vorstehenden nach gehört die fragliche Ameisenart zu der Untergattung *Myrmica*. Dem künftigen empirischen Beobachter dürfte unsere Beschreibung genügen, bis eine solche von einem beschreibenden Entomologen erfolgt.

III. Kleinere Mittheilungen.

Steinsalz aus dem Schacht bei Friedrichshall.

Auf den Wunsch des Hrn. Bergrath v. Alberti wurden mehrere Steinsalzsorten, von denen er grössere Muster eingesendet hatte, untersucht.

Nr. 1. Reines, ganz klares Steinsalz, wie es sich häufig findet, mit eingeschlossener Flüssigkeit und Gasblasen.

Das Salz ist fast chemisch reines Chlornatrium; nur bei Anwendung grösserer Massen zeigen sich aber erst nach einiger Zeit Reactionen auf Schwefelsäure und Kalk (Kinzelbach).

Nr. 2. Steinsalz, wie es gewöhnlich vorkommt, enthält nach Holz:

Chlornatrium	99,15
Schwefelsaurer Kalk . .	0,29
Unlösliche Theile (Thon)	0,56

Nr. 3. Gemahlenes Steinsalz, wie es in den Handel kommt, nach Gugler:

Chlornatrium . . .	97,80
Schwefelsaurer Kalk	0,27
Unlösliche Theile .	1,93

Nr. 4. Steinsalz, in Krusten und Nestern vorkommend, nach Kielmayer:

Chlornatrium . . .	99,60
Schwefelsaurer Kalk	0,14
Unlösliche Theile .	0,26

Nr. 5. Unreines Steinsalz, wie es in einem Nest vorkommt, nach Elwert:

Chlornatrium . . .	91,3
Schwefelsaurer Kalk	1 2
Unlösliche Theile .	7,5

v. *F.*

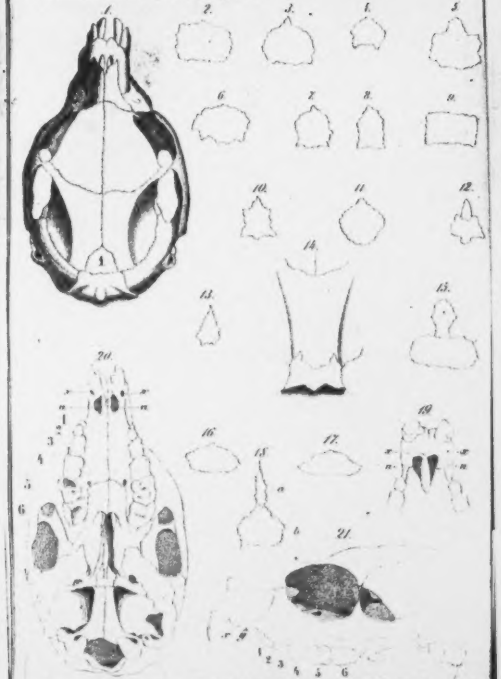

Fig. 1-10 u. Fig. 18-21 Hyrax capensis. Fig. 11-14 H. habessinicus. Fig. 15 H. silvestris?
Fig. 16. 17. Cavia aguti

Lith. v. C. Klunzinger

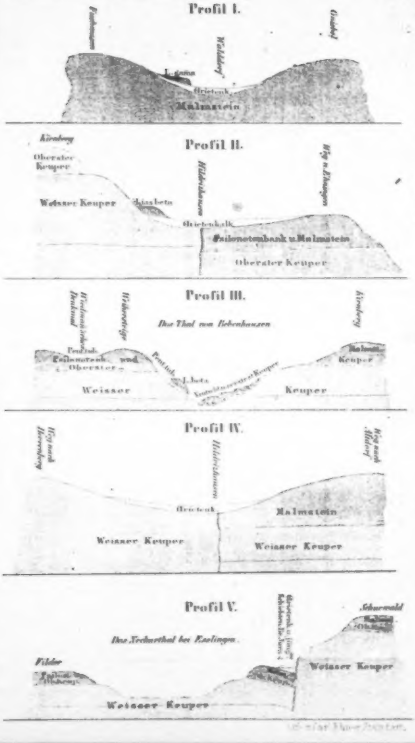
Profil I.
Malmstein
Profil II.
Weisser Keuper
Oberster Keuper
Profil III.
Das Thal von Ilsenhausen
Weisser Keuper
Keuper
Profil IV.
Malmstein
Weisser Keuper
Weisser Keuper
Profil V.
Das Teckerthal bei Esslingen.
Weisser Keuper
Weisser Keuper

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission,

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **H. v. Fehling**,
Prof. Dr. **O. Fraas**, Prof. Dr. **F. Krauss**, Dr. **W. Menzel**,
in Stuttgart.

SIEBENZEHNTER JAHRGANG.

(Mit fünf Steintafeln.)

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

STUTTGART.
Verlag von Ebner & Seubert.
1861.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

I. Angelegenheiten des Vereins. Seite

Bericht über die fünfzehnte Generalversammlung in Tübingen. den 29. Juni 1860. Von Med.-Rath Dr. Hering . . . 1
Rechenschaftsbericht. Von Prof. Dr. Krauss 1
Zuwachs der Vereinssammlung 5
Zuwachs zur Vereinsbibliothek 13
Rechnungsabschluss. Von Hospital-Verw. Seiffardt . . 19
Wahl der Beamten 23
Wahl des Versammlungsortes für 1861 23
Nekrolog des Prof. Dr. Christ. Gmelin. Von Prof. Dr. Quenstedt 24
Nekrolog des Apothekers Weismann. Von Oberstudienrath Dr. v. Kurr 40

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Ueber eine von ihm entdeckte Steissdrüse des Menschen. Von Prof. Dr. Luschka 43
Ueber die Bevölkerung der Meere. Von Oberstud.-Rath Dr. v. Kurr 43
Einige Notizen über Taenien. Von Dr. Salzmann . . 102
Systematische Zusammenstellung der bisher in Württemberg aufgefundenen Macrolepidopteren nebst Bemerkungen über deren Lebensweise. Von A. Keller in Reutlingen und Dr. J. Hoffmann in Stuttgart . . 263
Die Schädel der württemb. Marderarten. Von Generalstabsarzt Dr. v. Klein 325

2) Botanik.

Ueber *Protococcus rosco-persicinus Kg.* Von Prof. Dr. Fleischer 55

Seite

Die grosse Linde in Leutkirch mit Beziehungen zu den Wachsthums-Verhältnissen sehr alter Linden unseres Klima's überhaupt. Von Oberamtsarzt Dr. Walser . 57

Beiträge zur württemberg. Flora. Von Oberamtsarzt Dr. Finckh 350

3) Mineralogie und Geognosie.

Ueber die in den letzten Jahren durch bergmännische Arbeiten gewonnenen Aufschlüsse. Von Bergrath v. Schübler 47

Ueber die weissen und rothen Kalke von Vils in Tyrol. Von Prof. Dr. A. Oppel in München (mit Taf. II., III.) 129

Die Lagerungsverhältnisse zwischen Schönbuch und Schurwald. Von Fabrikant Carl Deffner in Esslingen (mit Taf. IV., V.) 170

4) Palaeontologie.

Ueber *Semionotus* und einige Keuper-Conchylien. Von Prof. Dr. Fraas (mit Taf. I.) 81

Die Arten der Gattungen *Glyphea* und *Pseudoglyphea*. Von Prof. Dr. A. Oppel 108

Die Mammuths-Ausgrabungen zu Cannstatt im Jahr 1700. Von Prof. Dr. Fraas 112

Die Arten der Gattungen *Eryma*, *Pseudastacus*, *Magila* und *Etallonia*. Von Prof. Dr. A. Oppel 355

Deroplia Genei Arragona. Von Adolph Keller in Reutlingen 362

III. Kleinere Mittheilungen.

Bücheranzeigen . . . . . 125., 363.

dabei ihre eigenen Noten her, und es sind die so Begünstigten gewöhnlich Bankinteressenten und deren Freunde und Verwandte, * während die Wechselziehungen der Banken unter sich selbst die Summen ihrer respektiven Zahlungsmittel vermehren, ohne ihr eigentliches Kapital zu vergrößern oder eine vermehrte Sicherstellung ihrer Noten zu gewähren. Ein weiteres Mittel, ihren Kredit und Einfluß zu vermehren, besitzen die Banken auch darin, daß sie die von ihnen escomptirten Wechselbriefe nicht bis zur Verfallzeit liegen lassen, sondern dieselben nach der Hauptstadt zum weitern Escompto senden, um den Betrag derselben sogleich zu realisiren, und anderwärts verwenden zu können. Die meisten von ihnen haben sodann selbst offenen Kredit bei Privaten oder anderen Geldinstituten und Körperschaften, wodurch es ihnen möglich wird, nicht nur mit ihrem eigenen Kapital und den bei ihnen deponirten Summen Handel und Geschäfte zu treiben, sondern auch mit dem Kredit einer Menge Theilhaber und Interessenten anderer Banken und Leihinstitute. So stützt sich zuletzt eine Bank auf die andere, der Interessent eines Instituts auf den des andern, und es verwickeln sich die Interessen auf eine Art, daß an ein Rückschreiten zur Ordnung und zur Besonnenheit gar nicht mehr zu denken ist. „Wir würden in den größtmöglichsten Irrthum verfallen," sagt der oben angeführte Schriftsteller im Edinburger Review, „wenn wir annehmen wollten, daß der Einfluß der Banken nach der Summe ihrer auf Vorzeigung gestellten Noten zu ermessen sey. Diese bilden in der That nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten. Viele von ihnen haben den Gebrauch, nicht bloß mit ihrem eigenen Kapital und den bei ihnen deponirten Geldern zu handeln, sondern auch mit dem Kredit, den sie in der Hauptstadt oder anderswo besitzen. Statt die Wechselbriefe und andere Bürgschaften, auf die sie Geld geliehen, in ihren Koffern aufzubewahren, bis dieselben fällig sind, senden viele Banken dieselben nach London, um sie neuerdings escomptiren zu lassen. Und so weit ist dieses System (des beständigen Kreditaustausches) getrieben worden, daß wir die gewisse Versicherung haben, daß gewisse

* Bei dem vor fünf Monaten stattgefundenen Falliment der Massachusettsbank von Boston zeigte es sich, daß der Präsident derselben, ein Hr. Simpson, allein einen offenen Credit von 1 Mill. 200,000 Thlr. hatte. Das ganze Bankkapital war aber nur 500,000 Thlr.

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die fünfzehnte General-Versammlung am 29. Juni 1860 zu Tübingen.

Von E. Hering.

Zur bestimmten Vormittagsstunde hatte sich eine erhebliche Zahl sowohl von Mitgliedern des Vereins als auch von Freunden der vaterländischen Naturkunde überhaupt in dem grossen Saale der neuen Aula eingefunden; das Bureau bestand aus den beiden Vorständen des Vereins, Prof. Dr. v. Rapp und Oberstudienrath Dr. v. Kurr und den Ausschussmitgliedern Prof. Dr. H. v. Mohl, Professor Fraas und Kassier Seyffardt; das Protocoll hatte Med.-Rath Dr. Hering zu führen übernommen.

Der erste Vorstand Prof. Dr. v. Rapp eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er auf das erfreuliche Gedeihen des Vereins, zugleich aber auch auf die im letzten Jahre erlittenen Verluste hinwies.

Bei der Wahl eines Vorsitzenden für die heutige Versammlung wurde Prof. Dr. v. Rapp einstimmig ersucht, dieses Amt zu übernehmen.

Der Vereins-Secretär Prof. Dr. Krauss übergab folgenden, in seiner Abwesenheit von Prof. Dr. Fraas vorgetragenen

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1859—60.

Meine Herren!

Im Auftrag des Ausschusses habe ich die Ehre, Ihnen über die Wirksamkeit des Vereins im verflossenen Jahr, welches das sechszehnte ist, Bericht zu erstatten.

Ihre Redactions-Commission konnte zu ihrem Bedauern den laufenden Jahrgang der Jahreshefte diesmal den Mitgliedern nicht vollständig am Schlusse des Vereinsjahres übergeben, hofft aber, dass die beiden noch ausstehenden Hefte in kürzester Zeit übergeben werden können. Diese Verzögerung ist hauptsächlich durch den Wechsel der Druckerei entstanden, indem die Verlagshandlung den Druck der Jahreshefte der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei übertragen hat. Uebrigens wird auch die Bitte an die verehrlichen Mitglieder gestattet sein, dass sie sich, wie das bei unseren Vereinszwecken vorauszusetzen ist, durch Einsenden von Original-Aufsätzen etwas eifriger an der Herausgabe der Jahreshefte betheiligen möchten, als es bisher der Fall war. Gewiss hat manches Mitglied Gelegenheit und Stoff genug zu Beobachtungen in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, deren Veröffentlichung sich für unsere Jahreshefte eignen würde.

In Betreff der Herausgabe der Jahresberichte über die klimatisch meteorologischen Verhältnisse Württembergs hat Ihr Ausschuss dem K. statitisch-topographischen Bureau den Beschluss der vorjährigen Generalversammlung (Jahrg. XVI. p. 22) mitgetheilt. Der Vorstand des K. Bureau's hat unterdessen das Manuscript für den 31. und 32. Jahresbericht pro. 1855—56 zum Druck in unsere Jahreshefte eingeschickt und in seinem Begleitungsschreiben vom 10. September 1859 Folgendes bemerkt: „Der mit dem Jahrgange 1855 begonnene Anschluss an die in Preussen seit einigen Jahren adoptirte, von der bisher in Württemberg üblichen im Wesentlichen nicht verschiedenen Beobachtungsmethode bringt fortan eine Vermehrung der württembergischen Jahresberichte und einige tabellarische Uebersichten, im Ganzen von 3—4 Seiten mit sich. Dagegen fällt die bisher den Jahresberichten vorangestellte allgemeine Schilderung der Jahrgänge mit 9—10 Seiten weg, da solche schon in den württembergischen Jahrbüchern gedruckt ist."

Ihr Ausschuss hat hierauf den 31. und 32. Jahresbericht an Dr. Zech zu näherer Prüfung übergeben und von ihm er-

schöpfende Gutachten sowohl über diesen als auch über die früheren meteorologischen Jahresberichte erhalten, nach welchen die Ausarbeitung dieses Jahresberichtes nicht im Einklang mit den bei der General-Versammlung gefassten Beschlüssen steht. Ihr Ausschuss hat diese Gutachten und zugleich detaillirte Vorschläge zur Aenderung und Redaction der württ. meteorologischen Jahresberichte mit zwei Schema dem K. statistisch-topographischen Bureau mitgetheilt und in seinem Begleitungsschreiben vom 25. October 1859 sein Bedauern ausgedrückt nicht nur darüber, dass die „allgemeine Schilderung der Jahrgänge," welche doch für die Vereinsmitglieder als ein Gegenstand von allgemeinerem Interesse galt, in unsern Jahresheften wegfallen solle, sondern auch, „dass die Veröffentlichung der meteorologischen Berichte in seinen Jahresheften unterbleiben müsste, wenn die jenseitige Behörde auf die vorgeschlagene Aenderungen nicht eingehen würde."

Ihr Ausschuss hat das Anerbieten der K. K. geographischen Gesellschaft in Wien, ihre Berichte gegen unsere Jahreshefte auszutauschen, mit Freuden angenommen und zu einem Schriften-Austausch mit der Zoological Society of London die Einleitung getroffen.

Die vaterländische Naturalien-Sammlung hat wieder manche werthvolle Beiträge durch Vereinsmitglieder und Gönner der Anstalt erhalten. Eines der seltensten Geschenke hat die Sammlung der Gnade Sr. Majestät des Königs, des erhabenen Protectors unseres Vereins, zu verdanken. Höchstdieselben haben geruht, den Gemsbock, der im September im Lauterthal, Oberamts Münsingen erlegt wurde, zur Aufstellung in der vaterländischen Sammlung zu übergeben. Ferner hat unser dem Verein allzufrüh verstorbener Kassier, Gottlieb Weismann, seine ganze durch Schönheit, Reichhaltigkeit und Seltenheiten ausgezeichnete Sammlung von Petrefacten aus dem Crailsheimer Muschelkalk und der Lettenkohle der vaterländischen Naturalien-Sammlung als Geschenk vermacht, unter der ausdrücklichen Bedingung, dass diese Sammlung niemalen getrennt werden dürfe. Dieses werthvolle Vermächtniss, sowie die

Liebe, mit welcher der Entschlafene als Kassier sich den Interessen des Vereins von dessen Gründung an unausgesetzt hingab, werden ihm für immer ein dankbares Andenken unseres Vereins sichern.

Zum Nachfolger Weismanns hatte das langjährige Vereinsmitglied, Hospitalverwalter Seyffardt sich als Kassier anzubieten die Gefälligkeit, was vom Ausschuss mit Dank angenommen wurde. Demgemäss wurden ihm die nach dem Tode des früheren Kassiers durch eine Commission in Empfang genommenen Akten, die Staatsobligationen sammt dem Kassenvorrath übergeben und ihm die nöthige Legitimation zur Erhebung der Vereinsbeiträge ertheilt.

Für die Vereinsmitglieder wurden wie bisher auch im verflossenen Winter folgende Vorträge gehalten und zwar von

Dr. Zech über die Zeitbestimmung,

Oberstudienrath Dr. v. Kurr über Steinregen und Meteorsteine,

Professor Dr. Köstlin über die organische Species,

Med.-Rath Dr. Hering über die verschiedenen Menschenspecies,

Professor Dr. Fraas über den Einfluss der Schichten auf den Wein

und in einer Versammlung für die Vereins- und Museumsmitglieder mit ihren Familienangehörigen, von Oberstudienrath Dr. v. Kurr über das Meer und seine Bevölkerung.

Zu correspondirenden Mitgliedern des Vereins wurden ernannt:

Ritter von Bleeker, Präsident der naturforschenden Gesellschaft in Batavia,

Dr. Moriz Hörnes, Vorstand des K. K. Hofmineralien-Kabinets in Wien,

Isaac Lea, Präsident der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia.

Durch den Tod von mehreren ausgezeichneter. Mitgliedern hat der Verein im verflossenen Jahre beklagenswerthe Verluste erlitten. Es starben

Geheime-Hofrath v. Jobst,
Ob.-Med.-Rath Dr. v. Köstlin,
Bergraths-Director v. Wepfer,
Kaufmann Weiler, sämmtlich in Stuttgart,
Regimentsarzt Dr. Reinhardt in Ulm,
Prof. Dr. Christ. Gmelin in Tübingen,
Apotheker G. Weismann in Stuttgart,
Prof. Dr. Hochstetter in Esslingen.

Die Vereins-Sammlung hat vom 24. Juni 1859 bis 1860 folgenden Zuwachs erhalten:

I. Säugethiere.

a) Als Geschenke:

Capra Rupicapra L., drei bis vierjähriges Männchen im Uebergangskleid, im Lauterthal bei Erbstetten,
von Seiner Majestät dem König;

Cervus Capreolus L., altes Männchen, mit abnormem Geweih, im Revier Bermaringen,
von Herrn Oberförster Blochmann in Blaubeuren;

Mustela Martes Briss., altes Männchen, bei Leonberg,

Mustela Foina Briss., altes Männchen, in Stuttgart,

Sciurus vulgaris L., altes Weibchen, schwarze Varietät, vom Hasenberg,
von Herrn Dr. Julius Hoffmann;

Plecotus auritus Keys. u. Blas., Männchen,

Vesperugo serotinus Keys. u. Blas., Weibchen,

Vespertilio Daubentonii Leisler, Männchen,
von Herrn Kaufmann Hermann Reichert in Nagold;

Talpa europaea L., Männchen, Varietät,
von Herrn Dr. E. Schüz in Calw;

Arvicola glareolus Sund., im Wald bei Monakam,
von Herrn Schulmeister Ackermann in Sersheim;

Mus Rattus L., Männchen und Weibchen,
von Herrn Apotheker Dietrich in Waiblingen;

Hypudaeus terrestris L., nackte Junge,
von Herrn Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim;

Crocidura (Sorex Herm.) leucodon Wagler, altes Männchen,
von Herrn Präparator Martin;

Sorex vulgaris L., altes Männchen,
von Herrn Fabrikant Albert Reiniger;

Vesperugo discolor Keys. u. Blas., Männchen,
Vesperugo Noctula Keys. u. Blas., Männchen,
Vesperugo Pipistrellus Keys. u. Blas., Männchen und Weibchen,
Vespertilio murinus Schreb., Männchen und Weibchen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Meles Taxus L., weisse Varietät, bei Poppenweiler,
Mustela Martes Briss., junges Männchen und Weibchen, bei Gärtringen,
Mustela Putorius L., junges Männchen und Weibchen, von Weil im Dorf,
Arvicola glareolus Sund., altes Weibchen in Stuttgart,
Arvicola arvalis S. Lanech., altes Männchen, in Stuttgart,
Lepus timidus L., Männchen, silbergraue Varietät, bei Ulm,

II. Vögel.

a) Als Geschenke:

Alauda cristata L., altes Weibchen, aus Stuttgart,
von Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein;
Sitta europaea L., Weibchen, im Winterkleid,
Columba Oenas L., Männchen,
Sturnus vulgaris L., altes Weibchen im Herbstkleid,
Ortygometra Crex (Rallus Gm.) junges Männchen,
Picus medius L., Männchen, im Winterkleid,
Anthus aquaticus Bechst., bei Plochingen,
Turdus viscivorus L., Männchen, vom Hasenberg,
von Herrn Hofrath v. Heuglin;
Buteo vulgaris Bechst., junges Männchen, bei Stuttgart,
Sturnus vulgaris L., junges Männchen, ebendaher,
Scolopax rusticola L., altes Männchen, bei Leonberg,
von Herrn Dr. Julius Hoffmann;
Emberiza Cia L., altes Männchen, vom Hasenberg,
von Herrn Buchhändler Gustav Hoffmann;
Tringa Schinzii Brehm, Männchen im Uebergangskleid,
Sturnus vulgaris L., junges Männchen, Varietät,
Fringilla cannabina L., junges Männchen, weisse Varietät,
von Herrn Präparator Ploucquet;
Bonasia sylvestris Brehm, Männchen,
Hypotriorchis subbuteo Boie, einjähriges Männchen,
Gecinus viridis Boie, einjähriges Männchen,
Vanellus cristatus L., junges Männchen,
Buteo vulgaris Bechst., altes Weibchen,

Larus tridactylus L., Männchen und Weibchen,
Turdus pilaris L., altes Weibchen,
Fuligula cristata Ray, (*Anas fuligula L.*), altes Männchen,
von Herrn Kaufmann Hermann Reichert in Nagold;
Fulica atra L., junge [illegible],
von Herrn Oberförster Blochmann in Blaubeuren;
Limosa aegocephala B altes Männchen,
Pica caudata Ray, mit abnormem kreuzförmigen Schnabel,
Fulica atra L., 1 bis 2tägige Junge,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Charadrius Morinellus L., junges Männchen, im Uebergangskleid,
von Herrn Obrist v. Rassler in Weitenburg;
Sterna nigra L., junges Männchen,
Spatula (*Anas L.*) *clypeata Boié*, Weibchen,
von Herrn Revierförster Gönner in Neufra;
Falco rufipes Beseke, junges Männchen,
von Freiherrn v. Schott von Schottenstein, Oberamtmann in Böblingen;
Buteo vulgaris Bechst., Weibchen,
von Herrn Badwirth Lorenz in Neustadt bei Waiblingen;
Charadrius pluvialis L., Weibchen,
von Herrn Reallehrer Peter in Heilbronn;
Strix flammea L., Weibchen, Varietät,
von Herrn Revierförster v. Mühlen in Gaildorf;
Nyroca (*Anas L.*) *ferina Flemm.*, altes Weibchen,
von Herrn Revierförster Probst in Heiligkreuzthal;
Syrnium Aluco Boié, Weibchen von Ursprung,
von Herrn Revierförster Glaiber in Welzheim;
Buteo vulgaris Bechst., altes Weibchen, Varietät,
von Herrn Hofjäger Reinhold auf der Solitude;
Scolopax rusticola L., Männchen, ganz weisse Varietät,
von Herrn Revierförster Nestel in Eltingen;
Fringilla montifringilla L., Weibchen,
Erythacus (*Motacilla L.*) *rubecula Cuv.*, Weibchen,
Sylvia atricapilla Lath., altes Weibchen,
Lanius collurio Boié, Weibchen,
Elf Nester mit Eiern,
von Herrn Schulmeister Ackermann in Sersheim;
Ardea purpurea L., schönes altes Männchen, bei Wangen,
von Herrn Kameralverwalter Hebsacker in Wangen im Allgäu;
Fringilla carduelis L., Männchen, schwarze Varietät, von Möckmühl;
von Herrn Kaufmann Fr. Drautz in Heilbronn;

Turdus merula L., junges Männchen,
Nest von *Fringilla cannabina L.*,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Ardea minuta L., altes Männchen, bei Friedrichshafen,
Numenius Phaeopus L., Männchen, bei Ehingen,
Nyroca (Anas L.) ferina Flem., Männchen bei Riedlingen,
Totanus Glottis Beckst., Männchen, bei Blitzenreute,
Totanus ochropus Temm., Weibchen, bei Mochenwangen,
Tringa hypoleucos L., Männchen, bei Plochingen,
Tringa pugnax L., Männchen und Weibchen, bei Kisslegg,
Ampelis garrulus L., junges Männchen bei Hohengehren,
Anas rufina Pallas, Männchen und Weibchen, vom Bodensee.

III. Reptilien.

Als Geschenke:

Triton cristatus Laur, Eier und Junge, bei Stuttgart,
Triton punctatus Latr., Eier und Junge in verschiedenen Altersstufen,
Triton alpestris Laur., Eier und Junge in verschiedenen Altersstufen,
Salamandra maculosa Laur., Junge mit Kiemen, von Mezingen,
von Herrn Präparator Bauer;
Hyla viridis Laur., Junge,
von Herrn Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim;
Lacerta stirpium Daud., Männchen, mit Doppelschwanz,
von Herrn Kaufmann Aug. Seeger in Murrhardt;
Lacerta muralis Licht., bei Kirchheim am Neckar,
Bufo vulgaris Laur., Varietät, aus einem 60' tiefen Loch bei Waiblingen,
Hyla viridis Laur., Junge, von der Gänsheide,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

IV. Fische.

Als Geschenke:

Abramis dobuloides Günther, sehr grosses Exemplar,
Alburnus lucidus Heck. und Kner, beide aus dem Neckar;
von Herrn Prof. Dr. W. v. Rapp in Tübingen;
Phoxinus laevis Ag., Junge aus Bächen bei Geisslingen,
von Herrn Dr. Gmelin in Geisslingen;
Silurus Glanis L., jung, aus der Donau,
von Herrn Prof. Dr. Veesenmeyer in Ulm;

Chondrostoma Nasus Ag., weisse Varietät,
Acerina vulgaris Cuv., ausgewachsene Fische,
Perca fluviatilis L., grosse Exemplare,
Telestes Agassizii Bonap., sämmtlich aus dem Neckar,
von Herrn Kaufmann Fr. Drautz in Heilbronn,
Phoxinus laevis Ag., mit Laichdornen, aus dem Zipfelbach,
von Herrn Präparator Bauer;
Cobitis Barbatula L. u. *Cottus Gobio L.*, aus dem Feuerbach,
Petromyzon fluviatilis L. u. *Perca fluviatilis L.*, Junge, Bach am Schatten,
Gasterosteus aculeatus Bl., Bach bei Pl·idelsheim,
von Herrn Präceptor Kolb;
Acerina vulgaris Cuv., aus dem Neckar bei Jagstfeld,
Barbus fluviatilis Cuv., Halbgewachsene,
Squalius Lepusculus Heck., Junge verschiedenen Alters,
Squalius Dobula Heck., Junge und Alte, sämmtlich aus dem Neckar,
Esox Lucius L. u. *Squalius Dobula Heck.*, aus dem Bodensee,
Salar Ausonii Val., Weibchen aus der Brenz,
Silurus Glanis L., jung, aus dem Federsee,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

V. Crustaceen.

Als Geschenk:

Achtheres Percarum Nordm., auf *Lucioperca Sandra Cuv.*,
von Prof. Dr. Veesenmeyer in Ulm.

VI. Insecten.

Als Geschenke:

Eine grosse Sammlung von Schmetterlingen aus der Umgegend von Sulz,
von Herrn Oberamtsarzt Dr. Hartmann in Reutlingen;
Schmetterlinge, 50 Species und 77 Stücke aus der Umgegend von Stuttgart,
von Herrn Dr. Julius Hoffmann;
Bau von Ameisen aus einem alten Baum,
von Herrn Staatsrath v. Roser;
Xylocopa violacea Latr., Männchen und Weibchen in der Begattung, im Februar auf dem Schnee gefangen,
von Herrn Edward Schwarz;
Larven von *Dytiscus* u. *Hydrophilus*, bei Stuttgart,
von Herrn Eulenstein;

Larven von *Leda, Perla, Culex* u. *Libellula* bei Berg,
Nest von *Megachile muraria Latr.*, bei Cannstatt,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VII. Entozoen.

Als Geschenk:

Eine Art *Filaria* aus dem Torf,
von Apotheker Valet in Schussenried.

VIII. Mollusken.

Als Geschenke:

Limnaeus, aus dem Bodensee,
Ancylus fluviatilis Müller, aus dem Blautopf bei Blaubeuren,
von Herrn Prof. Dr. Fraas;
Anodonta anatina Lam., aus dem Böblinger See,
von Herrn Dr. Steudel in Böblingen;
Eier von *Helix Pomatia L.*, bei Waiblingen,
Einige Land- und Süsswasserconchylien, von Winnenden,
von Herrn Präparator Bauer.

IX. Petrefacten.

Als Geschenke:

Knochen von *Cervus Elaphus L.*, im Kalktuff von Seeburg,
von Herrn Oeconom W. Raht;
Ein Schädelstück, 68 Zähne und 56 Knochenstücke von *Nothosaurus angustifrons v. M.*,
Ein Kieferstück von *Limosaurus Gaillardoti v. M.*,
Ein Kieferstück, 155 Knochen- und 15 Schilderstücke von *Labyrinthodon*,
15 Zähne von *Mastodonsaurus Jaegeri v. M.*,
20 Zähne und 10 Schilder verschiedener *Saurier*,
10 Zähne von *Gyrodus tenuistriatus Ag.* u. *Cuvieri Ag.*,
8 Zähne von *Ceradotus serratus Ag.* u. *Guilielmi Pl.*,
4 Zähne von *Placodus gigas Ag.*,
20 Zähne und Schuppen von *Gyrolepis Albertii Ag.*,
50 Zähne von *Saurichthys apicalis Ag.*,
100 Zähne von *Hybodus tenuis Ag.*, *longiconus Ag.*, *cuspidatus Ag.*, *obliquus Ag.*,
10 Zähne von *Strophodus angustissimus Ag.*
10 Zähne von *Acrodus Gaillardoti Ag.*,

Banken mit weniger als 500,000 Pfund eingezahltem Kapital bis zu fünf Millionen Pfd. Strl. Wechſelbriefe escomptirt und Vorſchüſſe gemacht haben, und die Operationen anderer Banken ſtanden zu ihren Kapitalien noch in größerem Mißverhältniß. *

Ueberdies wird das Publikum noch dadurch getäuſcht, daß es zwiſchen dem ſubſcribirten Bankkapital und dem eigentlichen eingezahlten keinen Unterſchied macht. Es werden nämlich ſelten mehr als von fünf bis zehn Procent des ganzen unterzeichneten Kapitals eingezahlt, ſo daß, während man in den Zeitungen angekündigt findet, daß dieſe oder jene Bank mit einem Kapital von einer oder einer halben Million etablirt iſt, man derſelben kaum mehr als 50 bis 100,000 Pfd. Strl. wirklich vorhandenes Kapital zutrauen darf, und es iſt dieſes auch nicht immer in baarem Geld oder disponiblen Fonds, ſondern oft nur in Anweiſungen auf andere Banken, in Schuldverſchreibungen von Privaten, in Wechſelbriefen von Kaufleuten oder gar in Solabriefen der Bankintereſſenten ſelbſt

* „But we should fall into the greatest possible error, if we supposed that the influence of the banks in question was to be measured by the amount of their notes in circulation, payable on demand. These, in fact, constitute but a comparatively small portion of their obligations. Most of them have been in a habit of trading, not on their own capital or on the deposites made with them, but on credit obtained in the metropolis and elsewhere. Instead of retaining the bills and other securities they have discounted in their coffers till they are paid, many of the banks have been in a habit of immediately forwarding them to London to be rediscounted. To such an extent has this system been carried, that we are well assured that certain banks, with less than 500,000 £ Strl. of paid up Capital, have discounted bills and made advances to the extent of from *five* to *six Millions*; and the engagements of others have been even more incommensurate with their capital."

Im vorhergehenden Paragraph deſſelben Aufſatzes geſteht der Verfaſſer zwar ein, daß die ſchnelle Zunahme der Zahl und Wirkſamkeit der Banken mit Vereinigtem Fond theilweiſe eine Folge der hohen Waarenpreiſe iſt, deſſen ungeachtet ſchreibt er dieſen Banken ſelbſt die Urſache der hohen Preiſe und der allgemeinen öffentlichen Aufregung zu.

„This rapid increase in the number and in the issue of joint Stock banks," ſagt er, „has been *in part* a *consequence*, but in a much greater degree a cause of the late rise of prices, and of the existing extitements." Edinburgh Review July 1836.

15 Zähne von *Sphaerodus parvus Ag.*,
6 Zähne von *Psamodus rugosus Ag.*,
100 Fischwirbel und *Coprolithen*,
24 *Pemphix Sueurii v. M.*,
23 *Cephalopoden, Ceratites, Nautilus* u. *Rhyncholites*,
12 *Gasteropoden* u. 50 *Bivalven*,
Eine grosse Platte und 10 einzelne Stücke von *Encrinus liliformis Schl.*,
4 *Asterias Weismanni v. M.*,
aus der Lettenkohle und dem Muschelkalk von Crailsheim, als Vermächtniss von dem verstorbenen Vereinskassier G. Weismann.

X. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Herr Revierförster W. v. Entress-Fürsteneck in Balingen übersandte uns fünf in unserem Herbar noch fehlende Pflanzen, darunter die seltenen *Rhamnus saxatilis L.* und *Rosa alpina L.*

Von Herrn Oberamts-Arzt Dr. R. Finckh in Urach erhielten wir neun Arten, von denen fünf uns noch fehlten.

Herr Apotheker Fischer in Haigerloch übersandte Exemplare von *Specularia hybrida Dec.*

Herr Professor Dr. Fleischer in Hohenheim lieferte den *Protococcus rosco-persicinus Kg.*, welcher bei der diessjährigen Generalversammlung in Tübingen vorgezeigt wurde.

Von Herrn Dr. Keerl Pfarrvicar in Täferroth, Oberamts Gmünd, in welchem wir einen neuen eifrigen Pflanzenforscher Württembergs begrüssen, wurden 37 schön eingelegte meist für die vaterländische Flora charakteristische Phänogamen mitgetheilt, die merkwürdigste darunter ist aber die niedliche hellrothe *Primula farinosa L.*, im April 1859 auf einer feuchten Wiese zwischen Gschwend und Reippersberg, Oberamts Gaildorf, in ziemlicher Menge entdeckt, seltenes Beispiel einer Ueberschreitung der Alp durch eine Pflanze der Alpenflora.

Herr Pfarrer Dr. Kemmler in Unter-Sontheim, Oberamts Gaildorf, erfreute uns auch dieses Jahr mit einem reichlichen Ertrage seiner erfolgreichen Forschungen in einer noch vor wenigen Jahren den Botanikern völlig unbekannten Gegend; da solche der Keuperformation angehört, in welcher die zwei am genauesten durchsuchten Puncte Württembergs liegen, die Hauptstadt und die Universität, so befinden sich freilich unter den 37 eingesandten Gefässpflanzen nur drei unserem Herbar noch fehlende, dagegen unter den 52 Zellenpflanzen nicht weniger als 24 für Württemberg neue Entdeckungen, von denen

wir nur *Aulacomnion palustre Bridel*, *Hypnum fluviatile Sw.*, *Gyalecta Hageni Koerber*, *Physma compactum Kbr.*, *Blastenia sinapisperma Kbr.*, und *Oedogonium Landsboroughii Kützing* hervorheben.

Herr Apotheker Georg Kerner in Besigheim übersandte den berüchtigten Holzschwamm, *Merulius lacrymans Schum.* und Herr Apotheker Kissling in Ulm vier hübsche oberschwäbische Frühlingsblumen.

Herr Professor Dr. Krauss theilte die Kapselfrucht von *Leucojum vernum L.* mit.

Von Herrn Emil Schüz, Dr. Med. in Calw, erhielten wir sieben uns grösstentheils noch fehlende Gefässpflanzen des Schwarzwaldes, darunter *Adenostyles albifrons Rchb.*, *Listera cordata Br.*, *Lycopodium alpinum L.* und das seltene *Asplenium Breynii Retz*, bei Wildbad jetzt ausgerottet, aber wahrscheinlich an den Granitfelsen bei Reinerzau noch vorhanden, wo Dr. Koestlin es den 4. Juli 1823 zuerst entdeckte. Unter 30 schwarzwäldischen Zellenpflanzen, die Herr Dr. Schütz uns mitzutheilen die Güte hatte, befinden sich 9 für Württemberg neue, darunter der sonderbare *Leocarpus vernicosus Link* und vier Telephoren, *setigera Fr.*, *serialis Fr.*, *frustulata Pers.* u. *laciniata Pers.*

Unter 4 schönen Orchideen, die uns Herr Apotheker A. Voelter von Bönnigheim persönlich noch lebend überbrachte, befand sich auch das seltene, durch seine sonderbare auffallende Blüthe an tropische Orchideen erinnernde *Himantoglossum hircinum Rich.*, welches sich, wie *Cypripedium*, allzusehr verfolgt nur an abgelegenen Stellen zu erhalten vermag.

Herr Apotheker Zeller in Nagold übersandte, ebenfalls noch frisch, *Orchis fusca Jacq.* und die seltene *Orchis Spitzelii Sauter.*

Herr Finanzrath Zeller in Stuttgart beschäftigt sich mit grossem Erfolg mit mikroskopischer Untersuchung unserer Algen, besonders der zahllosen Diatomeen, und so befinden sich unter 16 Arten, die er uns gütigst mittheilte, nicht weniger als 10 neue Entdeckungen für Württemberg.

Endlich hat der Custos des Vereinsherbars demselben noch 23 Arten hinzugefügt, darunter das im vorigen Sommer an den Blättern der Obstbäume ungewöhnlich häufige *Polyp[illegible] rubrum Dec.*

Es sind sonach im Ganzen seit dem [illegible] Rechenschaftsbericht 122 Arten und Spielarten von Gefässpflanzen und 108 von Zellenpflanzen, zusammen 230, eingekommen.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) Durch Geschenke:

Ueber die geologische Stellung der Horner Schichten in Nieder-Oesterreich von Dr. Fr. Rolle. 8°. (Separatabdruck der Wiener Sitzungsberichte.)

Vom Verfasser.

Württemb. naturwissensch. Jahreshefte. Jahrgang XV. Heft 3. 1859. Jahrg. XVI. Heft 1. 1860.

Vom Verleger.

Württembergische naturwissensch. Jahreshefte, vollständig.

Von Herrn Prof. Dr. Köstlin.

A Paper on Resolutions in advocacy of the establishment of a uniform System of Meteorogical Observations throughout the whole American Continent. By Major Lachlan. Cincinnati 1859. 8°.

Vom Verfasser.

Reply of the „Statement of the Trustees" of the Dudley Observatory by Benj. A. Gould junior. Albany 1859. 8°.

Vom Verfasser.

Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem stillen Ocean. Eine Skizze von Dr. J. Schiel. Schaffhausen Brodmannsche Buchhndlg. 1859. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Von Dr. H. G. Bronn. Band II. Lief. 1–8. Leipzig und Heidelberg. L. F. Wintersche Verlagshandlung. 1859–60. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Der Zoologische Garten. Organ für die zoologische Gesellschaft in Frankfurt a. M., herausgegeben von Dr. D. F. Weinland. Jahrgang I. Heft 1—6. 1859—60. 8°.

Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Dyas et Trias ou le nouveau Grès rouge en Europe dans l'Amérique du Nord et dans l'Inde par Jules Marcou. (Tiré des Archiv. des Sciences de la Biblioth. universelle 1859.) Genève 1359. 8°.

Vom Verfasser.

Reply of the Criticisms of James D. Dana by Jules Marcou. Including Dana's two articl. with a letter of Louis Agassiz. Zürich 1859. 8°.

Vom Verfasser.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins in Heidelberg. Bd. I. Nro. 7. Bd. II. Nro. 1.

Vom Verein.

Amtlicher Bericht über die 34. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Carlsruhe im Sept. 1858. Herausgegeben von den Geschäftsführern derselben, Eisenlohr u. Volz. Mit 5 Tafeln und 16 Holzschnitten. Carlsruhe 1859. 4°.
Freiexemplar.

Charakteristik neuer Infusorien-Gattungen von Prof. Dr. F. Stein in Prag. (Separatabdruck von Lotos.)
Vom Verfasser.

Deane, on the Sandstone Fossils of Connecticut River. (Separatabdruck 4°.)

Lea, Contributions to Geology. Philad. 1833. 8°.

Lea, Notice of the Oolitic Formation in America. (Separatabdruck 4°.)

Lea, Catalogue of the Tertiary Testacea of the United States. (Separatabdruck. 8°.)

Lea, Fossil Footmarks of the red Sandstone of Pottville. (Separatabdruck. 4°.) 1852.

Account of the remains of a fossil extinct Reptile, recently discovered at Haddonfield, New-Jersey. (Separatabdruck. 8°.) 1859.

Lea, New red Sandstone Formation of Pensylvania etc. (Separatabdruck 8°. 1856.

Lea, Description of 19 new Spec. of Colimacea. (Separatabdruck. 4°.)

Lea, Synopsis of the Family of Naiades. 3. Edit. Philad. 1852. 4°.

Lea, Observations of the Genus Unio etc. (Separatabdruck. 4°.) 1857.

Lea, Descriptions of the Embryonic Forms of 38 Spec. of Unionidae. (Separatabdruck. 4°.) 1858.
Geschenke von Herrn J. Lea.

Lettres sur les Roches du Jura et leur Distribution geographique dans les deux Hémisphères par J. Marcou. Seconde et dernière livrais. Paris 1860. 8°.
Vom Verfasser.

Chemische Untersuchung der Hermannsborner Stahl- u. Sauerquellen von Dr. Wilh. von der Mark. Dortmund 1860. 4°.
Vom Verfasser.

Die fossilen Mollusken des Tertiär-Beckens von Wien. Von Dr. Moriz Hörnes. Bd. II. Bivalven Nro. 11. 12. Mit 11 lith. Tafeln.
Vom Verfasser.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte, als Fortsetzung:

Achter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Werner Vereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahr 1858. 4°.

Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1858. Als Folge der Verhandlungen des zoologisch-bot. Vereins. Bd. VIII. 8°.

Bulletin de la Société Géolog. de France.

2. Sér. Tom. XV. Feuill. 52. 53.
„ „ XVI. „ 24—64.
„ „ XVII. „ 1—20. Paris 1857—60. 8°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Vereine für Sachsen und Thüringen in Halle.

Jahrgang 1858. Bd. XII. Berlin 1858.
„ 1859. „ XIII. XIV. Berlin 1859. 8°.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündtens. Neue Folge IV. Jahrg. 1857—58. Chur 1859. 8°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik u. Topographie. Herausgegeben vom k. stat. topogr. Bureau. Jahrg. 1857. Heft 1. 2. 1858—59. 8°.

Ueber das Bestehen und Wirken der naturforschenden Gesellschaft zu Bamberg. IV. Bericht. Bamberg 1859. 4°.

Quarterly Journal of the Geolog. Society in London.

Vol. XV. Part. 2—5. Nro. 58—60. u. Suppl.
„ XVI. „ 1 London 1858—59. 8°.

Zwölfter Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. Veröffentlicht im Jahr 1859. 8°.

Smithsonian Contributions of Knowledge. Vol. X. 1858. fol.

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures, and condition of the Institution, for 1857 u. 1858. Washington 1858—59. 8°.

Defence of Dr. Gould by the Scientific Council of the Dudley Observatory. 2. Edit. Albany 1858. 8°.

Proceedings of the Academy of nat. sciences of Philadelphia Vol. II. 1844—45. Vol. III. 1846—47. 1858. Bogen 10—20. 1859. Bogen 1—19. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. Bd. IX. 1859. 8°.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou.

Année 1858. Nro. 2—4.
„ 1859. „ 1. 8°.

Bulletins de l'Academie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.

27. Année, 2. Série. Tom IV. V. 1858.
28. „ „ „ „ VI. 1859. 8°.

Tables générales et analytiques du Recueil des Bulletins de l'Acad. royale des Sciences etc. 1. Sér. Tome I—XXIII. 1832—1856. Bruxelles 1858. 8°.

Annuaire de l'Academie Royale des sciences etc. 1859. Année XXV. Bruxelles 1859. 12°.

Fünfundzwanzigster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. Mannheim 1859. 8°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Thl. II. Heft 2. 3. Basel 1859. 8°.

Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Bericht über die Fortschritte der Chemie und verwandter Theile anderer Wissenschaften. Für 1858. Giessen 1859. 8°.

Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wissenschaften. Mathematisch naturwissenschaftliche Klasse. Bd. 34—38. Wien 1859—60. 8°.

Register zu den Bänden 21—30 der Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften III. Wien 1859. 8°.

Verhandlungen des Vereins für Naturkunde zu Pressburg. III. Jahrg. Heft 1. 2. 1858. 8°.

Beitrag zur Kenntniss der klimatischen Verhältnisse Pressburgs von Prof. Dr. Kornhuber. (Aus dem 8. Jahresprogramme der Pressburger Ober-Realschule besonders abgedruckt). 1858. 4°.

Populäre naturwissenschaftliche Vorträge, gehalten im Verein für Naturkunde zu Pressburg von Prof. Fuchs. 1858. 8°.

Liste des membres de la Société géol. de France au 1. Juillet 1859. 8°.

Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. Bd. X. Heft 1. 2. 3. Würzburg 1859—60. 8°.

Annales de l'Observatoire physique central de Russie publiées par Ordre de Sa Majesté Impériale etc. par A. T. Kupfer. Année 1856. Nro. 1. St. Petersburg 1858.

Nro. 2. Correspondance météorologique pour l'Année 1857. St. Petersb. 1858. 4°.

Compte Rendu annuel adressé à S. Exc. M. De Knaijévitsch, ministre des Finances, par le directeur de l'Observatoire physique central A. T. Kupfer. Année 1857. St. Petersb. 1858. 4°.

Mémoires de la Société royale des Sciences de Liège. Tom. XIV. Liège 1859. 8°.

Bulletin de la Société Vaudoise des Sciences naturelles. Tom. V. Nro. 39. 40. Tom. VI. Nro. 44. 45. 46. Lausanne 1856—60. 8°.

Règlements de la Société Vaudoise des sciences naturelles. 8°.

Berichte über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. Bd. II. Heft 1. 2. 1859—60. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. III. Heft 1. 1835. 4°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 13. Jahrgang. 1859. 8°.

Jahrbuch der k. k. Geologischen Reichsanstalt. 1859. X. Jahrgang. Nro. 1. 2. 3. Wien. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. X. Heft 4. Bd. XI. Heft 1. 2. Berlin 1858—59. 8°.

Ansprache gehalten am Schlusse des ersten Decenniums der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, am 22. Nov. 1859 von Dr. Haidinger. Wien 1859. 8°.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins in Riga. Jahrg. X. XI. Riga 1858—59. 8°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. XIII. Jahrg. 1859. 8°.

Mémoires de la soc. impér. des sciences naturelles de Cherbourg. Vol. III. 1855. 8°.

Bulletin de la société Linnéenne de Normandie. Vol. IV. Année 1858—59. Caen 1859. 8°.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Heft 13. Wiesbaden 1858. 8°.

Die Athysanus-Arten der Gegend von Wiesbaden von C. L. Kirschbaum.

Report of the Commissioner of Patents for the year 1857. Agriculture. Wash. 1858. 8°.

First Report of a Geological Reconnoisance of the northern counties of Arkansas, made during the years 1857 u. 1858, by David Dale Owen. Little Rock 1858. 8°.

Proceedings of the American Association for the Advancement of Science. XII. Meeting held at Baltimore May 1858. Cambridge 1859. 8°.

Proceedings of the Boston Society of natural history. Von Vol. VI. Titelblatt, Index u. Bogen 23—27 incl. Von Vol. VII. Bogen 1—9. 1859. 8°.

Transactions of the Academy of Science of St. Louis. Vol. I. Nro. 3. St. Louis 1859. 8°.

Geological Report of the Country along the line of the Southwestern Branch of the Pacific Railroad, state of Missouri by G. C. Swallow. St. Louis 1859. 8°.

(Von der Academy of St. Louis.)

Annals of the Lyceum of natural history of New York. Vol. VII. Nro. 1—3. 1858—59. 8°.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. Jahrg. XVI. Heft 1—4. 1859. 8°.

Monatbericht der kön. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jan.—Decbr. 1859. 8°.

Mathematische Abhandlungen der kön. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahr 1858. 4°.

Desgleichen Physikalische Abhandlungen aus dem Jahr 1858. 4°.

36. Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau 1858. 4°.

Verhandelingen der kon. Akademie van Wetenschappen. Deel VII. Amsterdam 1859. 4°.

Verslagen en Mededeelingen der kon. Akademie van Wetenschappen. Afdeel. Natuurkunde. Deel VIII. IX. Amsterdam 1858—59. 8°.
„ Letterkunde. „ IV. „ 1859. 8°.

Jaarboek van de kon. Akademie van Wetenschappen, voor 1858. 8°.

Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift. Herausg. von der physik.-medic. Gesellschaft. Redig. von H. Müller, A. Schenk, R. Wagner. Bd. I. Heft 1. Würzburg 1860. 8°.

Tübinger Universitätsschriften a. d. Jahr 1859. Tüb. 1860. 4°.

Sechstes Zuwachsverzeichniss der königl. Universitätsbibliothek zu Tübingen. 1858—59. 4°.

Flora des nördl. Schwarzwaldes. Inaugural-Abhandlung von Schüz. Calw 1858. 8°.

10 medicinische Dissertationen von 1848—59. 8°.

Mémoires de la Société des sciences natur. de Neuchatel. Tom. IV. 1859. 4°.

Bulletin de la Société des sciences nat. de Neuchatel. Tom. V. cah. 1. 1859. 8°.

Verhandelingen der erste Classe van het k. nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schone Kunsten te Amsterdam. Derde Reeks. Deel I. Amsterdam 1849. 4°.

Mémoires de l'Académie impér. des sciences, arts et Belleslettres de Dijon. 2e sér. Tom. VII. Années 1858—59. Dijon 1859. 8°.

Note biographique sur Alex. Brongnart par d'Omalius D'Halloy. 8°.

Note biographique sur Louis Graves par Passy. 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, uitgegeven door de Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch Indië, onder Hoofdredaktie van P. Bleeker. Deel IV—XII. XV. XVI. XVII. Batavia 1853—58. 8°.

Acta societatis scientiarum indo-neerlandicae. Vol. I—IV. Bataviae 1856—58. 4°.

Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien. Jahrg. I. 1857. Jahrg. II. 1858. Jahrg. III. Heft 1. 2. 1859. Wien gr. 8°.

Hierauf trug Hospitalverwalter Seyffardt als Kassier des Vereins folgenden

Rechnungs-Abschluss für das Jahr $18^{59}/_{60}$

vor.

Meine Herren!

Gestatten Sie mir, dass ich Sie mit den Rechnungsresultaten bekannt mache. Nach der revidirten und abgehörten 16. Rechnung pro $18^{59}/_{60}$ betragen nämlich

die Einnahmen

A. Reste.		
1) Rechners Kassenbestand auf 30. Juni 1859 . .	52 fl. 15 kr.	
2) Activ-Ausstände . . .	80 fl. 24 kr.	
3) Ersatz-Posten . . .	— fl. 54 kr.	
		133 fl. 33 kr.
B. Grundstock.		
Heimbezahlte Kapitalien		200 fl. — kr.
C. Laufendes.		
1) Activ-Kapital-Zinse .	141 fl. 17 kr.	
2) Beiträge von den Mitgliedern . . . . . neben 2 fl. 42 kr. Ausstand bei einem in Paris sich aufhaltenden Mitgliede.	1044 fl. 54 kr.	
3) Staats-Beitrag . . .	75 fl. — kr.	
4) Ausserordentliche Einnahmen	19 fl. 31 kr.	
		1280 fl. 42 kr.
Haupt-Summe der Einnahmen —:·		1614 fl. 15 kr.

Ausgaben.

A. Reste.

1) Zahlungs-Rückstände	41 fl. 22 kr.	
2) Abgang und Nachlass	5 fl. 24 kr.	
		46 fl. 46 kr.

B. Grundstock.

Kapitalien gegen Verzinsung hingeliehen .	700 fl. — kr.

C. Laufendes.

1) für Vermehrung der Sammlungen	155 fl. 50 kr.	
2) Buchdrucker- und Buchbinderkosten	462 fl. 57 kr.	
3) für Mobilien	29 fl. 18 kr.	
4) für Schreibmaterialien, Kopialien, Porti etc. .	43 fl. 13 kr.	
5) Bedienung, Reinigungskosten, Saalmiethe etc.	149 fl. 47 kr.	
6) Steuern	8 fl. 46 kr.	
		849 fl. 51 kr.

Haupt-Summe der Ausgaben
— :· 1596 fl. 37 kr.

Werden von den Einnahmen im Betrag von	1614 fl. 15 kr.
die Ausgaben	1596 fl. 37 kr.
abgezogen, so erscheint am Schlusse des Rechnungsjahrs ein Kassen-Bestand von	17 fl. 38 kr.

Vermögens-Berechnung.

Kapitalien	3936 fl. — kr.
Laufende Ausstände	2 fl. 42 kr.
Remanet des Rechners	17 fl. 38 kr.
der Vermögensstand beträgt somit am Schlusse des Rechnungsjahres . . .	3956 fl. 20 kr.
Da derselbe am 1. Juli 1859	3493 fl. 39 kr.
betrug, so stellt sich gegenüber dem Vorjahre eine	

vorhanden, die zum Behufe des baaren Geldes erſt der Operation der Bank bedürfen und escomptirt werden müſſen. Ja es iſt der Fall eingetreten, wo von dem ganzen ſubſcribirten Bankkapital kein Heller einbezahlt wurde und die Bank einzig mit den ihr anvertrauten Depoſiten und ihrem Kredit Handel trieb, ohne in ihrem Geſchäftsgang mehrere Jahre hindurch bedeutend geſtört zu werden, bis die Schwindelei durch erlittene Verluſte endlich ans Tageslicht kam. Die amerikaniſchen Banken, welche vor den engliſchen noch den Vorzug der Unverantwortlichkeit haben (denn die Theilhaber derſelben ſind nicht, wie in England, in solidum, ſondern nur zum Betrag ihres Antheils, das heißt ihrer Actien, für alle von der Bank eingegangenen Verbindlichkeiten verantwortlich), ſind darin die eigentlichen Meiſter, und es exiſtirte in Boſton drei Jahre lang eine Bank mit einem Kapital von 300,000 Thalern, welche Geſchäfte bis zum Betrag von zwei Millionen betrieb, ohne einen einzigen von den Theilhabern einbezahlten Thaler in ihrer Kaſſe zu haben. Mac Culloch, der den Umſturz eines großen Theiles dieſer Banken ſowohl in Amerika als in England ſchon vor vier Jahren vorausſah, bewies in ſeinem Dictionary of Commerce, daß der Gewinn ſelbſt in den beſtverwalteten Banken nicht mehr als 1½ bis 2 Procent betragen kann, und daß eine höhere, unter den Intereſſenten und unter den Theilhabern vertheilte Dividende (mit Zuziehung der gewöhnlichen Intereſſen von 3½ bis 4 Proc.) auf Schwindelei oder Betrug hinweiſe. „Es iſt übrigens eine von Grund aus falſche Anſicht,“ ſagt er, „wenn man glaubt, daß irgend ein Bankgeſchäft je auf ſolide Weiſe etablirt werden könne, wenn es nicht ein bedeutendes eingezahltes und verfügbares Umtriebskapital beſitzt. Wir glauben aber, daß gar manche Bankgeſellſchaften mit vereinigtem Fond, welche kürzlich in England errichtet worden ſind, die Sache aus einem ganz anderen Geſichtspunkte betrachten, und ſich mehr auf Depoſiten und Kredit, als auf Benützung ihres eigenen Kapitals verlaſſen. Es läßt ſich bei dieſem oder überhaupt bei Handelsgeſchäften irgend einer Art keine Einwendung gegen die Ausgabe von Banknoten machen, vorausgeſetzt, daß vollkommene Sicherheit für deren Bezahlung geleiſtet werde; * aber Regierung und Parlament

* Wir haben bereits oben bemerkt, daß dieſe Sicherſtellung nie vollſtändig geleiſtet werden kann: es ſey denn, daß die Regierung oder

Vermögens-Zunahme

von —·: 462 fl. 41 kr.

heraus.

Nach der vorigen Rechnung war die Zahl der Mitglieder und Actien 385, hiezu die neu eingetretenen Mitglieder, nämlich die Herren

Finanzrath Herdegen,
Kaufmann H. Reichert von Nagold,
Hofzahnarzt Dr. Frisoni,
Dr. Hallwachs,
Bezirksförster Karl von Sigmaringen,
Revierförster Jäger von Nattheim,
Dr. Steudel von Böblingen,
Regimentsarzt Dr. Hegelmaier von Ulm,
Kaufmann Weiler,
Baron Carl v. Palm von Mühlhausen,
Dr. Klunzinger von Liebenzell,
Bau-Inspector Th. Hocheisen von Aalen,
Kameralverwalter Knapp,
Baurath G. Morlock,
Kaufmann E. Fetzer,
Friedensrichter Jackson,
Verwalter Fr. Lempp,
Fabrikant Fr. Mittler,
Kaufmann E. Mittler,
„ H. Binder,
Handlungs-Vorsteher A. Reiniger, jr.,
Kaufmann C. Dihlmann,
Apotheker Dieudonné von Urach,
„ Friedlein von Münsingen,
Particulier N. Hahn,
Oberamtmann Baron Schott v. Schottenstein von Böblingen,
Buchhändler A. Bonz,

Zusammen 27

—·: 412

Uebertrag —:· 412

Hievon ab die ausgetretenen Mitglieder und zwar die Herren:

Kaufmann Schaller von Gros-Asbach,
Revierförster Bührlen von Langenbrand,
Professor v. Gmelin von Tübingen,
Apotheker Bilfinger von Welzheim,
Conservator Grüneisen von Tübingen,
Maler C. Schmidt,
Oberbaurath v. Fischer,
Verwalter Zobel v. Oberndorf,
E. Diefenbach von Immendingen,
Professor Dr. Märklin von Tübingen,
Chemiker Q. Schnitzer von Waldau,
Schullehrer Siber von Oberdorf, 12

Gestorben sind:

Professor Zenneck,
Freifrau v. Hügel in Kirchheim,
Oberbaurath v. Bühler,
Finanzrath Dr. v. Sick,
Pfarrer Kommerell von Schopfloch,
Bau- und Gartendirector v. Wild,
Professor Pistorius von Ober-Ensingen,
Ober-Med.-Rath v. Köstlin,
Geheimerhofrath v. Jobst,
Regimentsarzt Dr. v. Reinhardt von Ulm,
Direktor v. Wepfer,
Apotheker Weismann, 12

24

über deren Abzug die Zahl der Mitglieder und Actien am Rechnungsschluss beträgt 388 somit Zunahme gegen fernd 3 Mitglieder und Actien.

Wahl der Beamten.

Die bisherigen Vorstände, Professor Dr. W. v. Rapp und Oberstudienrath Dr. v. Kurr, sowie die statutengemäss aus-

tretenden Ausschussmitglieder wurden durch Acclamation für die nächste Verwaltungs-Periode wieder gewählt.

Der Ausschuss besteht daher aus folgenden Mitgliedern:

Zurückgebliebene:

Professor Dr. v. Fehling,
Medicinalrath Dr. Hering,
Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Dr. W. Menzel,
Bergrath Dr. v. Schübler,
Hospitalverwalter Seyffardt, sämmtlich in Stuttgart.

Wiedergewählte:

Oberrealiehrer Dr. Blum in Stuttgart,
Finanzrath Eser in Stuttgart,
Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
„ Dr. Fraas in Stuttgart,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger in Stuttgart,
Professor Dr. Köstlin in Stuttgart,
Oberstudienrath Dr. v. Kurr in Stuttgart,
Finanzrath Dr. Zeller in Stuttgart.

Zur Ergänzung des Ausschusses wurden in der Sitzung des Ausschusses vom 11. Januar 1861 gewählt:

Professor C. W. Baur,
Oberjustizrath Gmelin,
Chemiker Haas,
„ Dr. Marx,
Dr. Paul Zech, sämmtlich in Stuttgart.

In derselben Ausschuss-Sitzung wurden die bisherigen Secretäre, Generalstabsarzt Dr. v. Klein und Professor Dr. Krauss, und der bisherige Kassier, Hospital-Verwalter Seyffardt bestätigt.

Für den nächsten Ort zur General-Versammlung wurde Stuttgart und zum Geschäftsführer Oberstudienrath Dr. v. Kurr bestimmt.

Die Vorträge begannen mit der Erinnerung an die hervorragenden Mitglieder, welche dem Verein im letzten Jahr durch Tod entrissen worden sind.

Nekrologe.

Nekrolog des Prof. Dr. Christian Gmelin in Tübingen, vorgetragen von Prof. Dr. Quenstedt.

Christian Gmelin weilt nicht mehr unter uns! Mag das heute in diesem Kreise vielleicht weniger empfunden werden — öffentliches Auftreten liebte er nicht — so durften doch auch wir ihn einst den unsern nennen: Unser bleibt er für immer auf einem Gebiete, worin es in Schwaben ihm niemand zuvor gethan hat; unser hier im Geburtsorte seiner berühmten Väter, den er zu einer Pflanzstätte tieferer chemischer Bildung erhob. Denn nur wenige Naturfreunde werden unter uns sein, die nicht viel von ihm gelernt hätten. Mir ist daher eine schwere Aufgabe geworden, die ich nicht ablehnen durfte. Ich weiss es wohl, de mortuis nil nisi bonum, von Todten braucht man ja nur das Gute hervorzuheben, da wir von vorn herein wissen, dass jeder Sterbliche seine Schattenseite hat. Nein, bei Männern von solcher Begabung muss man die Wahrheit sagen, denn sie sollen für die Jünger der Wissenschaft ein unverfälschtes Vorbild sein. Aber was ist Wahrheit auf dem Gebiete der Natur? Ist es nicht der Erisapfel, um den wir im Leben alle streiten, und dessen Urtheil auch uns erst der Tod löst? Und wie soll ich, der ich in die Tiefen der Chemie weniger eingeweiht bin, als mancher der hier Versammelten, die Verdienste eines Mannes schildern, welcher in der Fülle seiner Jahre überall mit an der Spitze stand. Doch habe ich das Eine vor Manchen voraus: — ich durfte mich zu seinen Freunden zählen, Blicke thun in sein tieferes Innere, zuweilen noch dann, wenn es müde von der Last des Lebens ahnungsvoll hinüberschweifte in das dunkele Jenseits. Da klang keine Saite nach der vermeintlichen Errungenschaft: ich weiss, dass aus mir nichts wird! Sondern wie der ächte Weise ergab er sich in sein Schicksal, das unserer Forschung ein stetes Geheimniss bleiben wird. „Aber komme, was da wolle, wie es ist, so muss es am besten

sein.“ Wie sollten wir das auch von einem so innerlich Begabten, der das wunderbare Treiben der Natur bis zu den chemischen Anfängen stets mit einer gehobenen Regung belauschte, anders erwarten? Jedes neue Gesetz war ihm ein Fingerzeig von der Aermlichkeit unseres Wissens. Ein solcher Mann konnte nicht blos in seiner Chemie aufgehen, konnte nicht blos experimentiren und analysiren, oder sich gar unter einer dicken Schicht gelehrter Excerpte begraben. Nein, ward ihm die Last zu schwer, so wurde ein Theil bei Seite gestellt. Aber was er in die Hand nahm, das hat er gut gemacht. Wir dürfen der Nachwelt sagen, dass es keinen selbst im grossen deutschen Vaterlande unter den Zeitgenossen gab, der den Kern der Chemie klarer aufgefasst, geistreicher und anregender wieder gegeben hätte, als unser verstorbener Freund. Sprach er auch im gewöhnlichen Umgange nicht viel vom Fach, um so lebhafter wurde er angeregt, wenn man ihn um Belehrung anging: schon seine einnehmende Beredtsamkeit konnte dem Fremden dann beweisen, dass trotz aller Nebendinge, die ihn fesselten, doch die Wissenschaft allein ihm das Höchste blieb. Fand dieses noch in seinen letzten Jahren Statt, wo durch mannigfaltige Schicksalsschläge und langwierige Beschwerden die Kraft des Körpers sichtlich gelähmt war, wie muss es da erst in seiner Jugend gewesen sein, wohin wir jüngere ihn nicht mit eigenem Auge verfolgen können. Ich habe den Verstorbenen schon hochschätzen gelernt, noch ehe er mir persönlich bekannt war. So oft mein Gönner und Lehrer Weiss in Berlin von Tübingen erzählte, war Ch. Gmelin der Gegenstand; seine Biederkeit und Offenheit gepaart mit Talent und Wissen hatte dem jungen noch nicht 23jährigen Schwaben in der Metropole deutscher Bildung gar schnell die innigste Zuneigung erworben. Kaum war Klaproth 1817 todt, so dachte man ernstlich an ihn, zu einer Zeit, wo die meisten kaum die ersten Zeichen von Anerkennung sich zu erringen vermögen. Was andern im gewöhnlichen Umgange nicht selten schadet, schlug ihm in eine liebenswürdige Seite um. Genug, Weiss schwärmte für das furchtlose und treue Wesen seines Freundes, und war nur zu geneigt,

dem ganzen Schwabenlande gut zu schreiben, was sich hier in der Seele einer seiner treuesten Söhne auf originelle Weise vereinigt fand.

In Berlin herrschte Jahrzehnte hindurch ein Mann, den Humboldt wiederholt den grössten Geologen des Jahrhunderts genannt hat, und was Geist anbetrifft gewiss mit Recht. Es war Leopold von Buch, aus uraltem märkischen Adel. Der hatte sein ganzes Leben an die Wissenschaft gesetzt, sie war ihm sein Eins, war ihm sein Alles. Aber wehe, wer das Missgeschick hatte seine Ideen mit andern Ansichten zu kreuzen, der wurde niedergedonnert, selbst ein Humboldt konnte solcher Wucht nicht widerstehen. Nur Ch. Gmelin ward mit ihm fertig, verkündete mir Weiss einst mit bedeutsamer Miene. Buch hatte in London, als er dort 1816 seine wissenschaftlichen Triumphe feierte, Gmelin kennen gelernt und hier in Tübingen oft wieder aufgesucht, wo er eines Tages durch einen voreiligen Sprung aus dem Postwagen im Burgholze das Unglück hatte, den Arm zu brechen. Jetzt war beiden Freunden Zeit und Raum gegeben, sich bis ins Innerste kennen zu lernen. Damals, geht das Gerücht, sei auf einer geologischen Excursion der märkische Edelmann mit dem Tübinger Bürger nicht über Wissenschaft sondern über Politik derartig aneinander gerathen, dass sie auf freiem Felde in Zorn und feindlichen Geberden gegenseitig den Rücken gekehrt, um sich auf ewig nicht wieder zu sehen. Buch sei über diese ungewohnt kräftige Reaction ganz verblüfft gewesen. Aber kaum sind beide sich aus dem Gesicht, so schlägt auch beide schon die Reue, sie kehren um, konnten sich jedoch zur Strafe erst nach einigen Irrfahrten wieder versöhnlich die Hand reichen. Vergessen wir auch bei solchen Erzählungen des alten Virgil nicht, wie die böse Fama

mobilitate viget viresque acquirit eundo,

so liegt darin doch ein öffentliches Urtheil, was Beide schliesslich ehrt. In den Freunden spiegelt sich der innere Werth des Mannes, deshalb war der Bund des grössten Geologen und des geistreichsten Mineralogen unserer Zeit mit dem jüngern Tübin-

ger Chemiker gewiss nicht zufällig. Mochte auch der Name Gmelin, der ein seltenes Beispiel in der Geschichte der Wissenschaft, durch 4 Generationen hindurch volle 1½ Jahrhunderte geglänzt hat, dazu den ersten Anstoss geben. Denn unser

Christian Gottlob Gmelin, geboren 12. October 1792, war der Urenkel von Johann Georg, 1674—1728 Apotheker und Akademiker zu Tübingen, der aus der Schule von Hjärne seiner Zeit schon als ausgezeichneter Chemiker galt. Für uns schwäbische Petrefactensammler hat er noch eine ganz specifische Bedeutung, denn er war, wie Ehrhart mittheilt, der Mann, „dessen vortrefflicher Schatz von Fossilien alles darbietet, was das lithologische Schwaben birgt.“ Es ist das zwar viel gesagt, doch wie weit es ging zeigt jener herrliche Unterkiefer vom Mammuth, der schon damals im Rhein bei Mannheim aufgefischt, seinen Weg in das Cabinet des ersten Gmelin fand. Er, der Sohn eines unbekannten Schulmeisters von Münchingen bei Leonberg, war daher der würdige geistige Stammvater einer Reihe von Gelehrten, worauf das ganze Schwabenland stolz sein darf. Die uns allen wohlbekannte Apotheke an der Markt- und Hirschgassenecke, welche leider vor wenigen Jahren ihr Schild änderte, war das Geburtshaus unseres Freundes, das direct vom Urgrossvater durch den Grossvater Johann Conrad, 1702—1759, und den Vater Christian Gottlob, 1749 bis 1810, auf ihn vererbte. An diese Apotheke knüpft sich also zur Zeit der erste und letzte Name jener thätigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Chemie. Das väterliche Haus, von mütterlicher Seite mit Cotta in der Münzgasse verschwistert, galt als ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wo man in bürgerlicher Wohlhäbigkeit aber nichts destoweniger einfach lebte. Dort schon hatte der feurige Knabe Eindrücke aufgenommen, die ihn bis zum Ende seiner Tage bewegten. Ach, wenn er von jenen guten alten Zeiten redete, wenn er Stundenlang Worte recitirte, wie sie hier und dort aus dem Mund seiner Lehrer und sonstiger Universitätsoriginale, die jetzt immer seltener werden, gefallen waren, wie heimelte einen das an, und wie musste man staunen, dass selbst das scheinbar Unbedeutendste, Dinge, die Hun-

derte gar nicht sehen, sich ihm schon früh tief eingeprägt hatten. Gewiss viele von den kleinern Zügen unserer Tagesgeschichte, die nur ein geistiges Auge belauschen kann, die aber dem Bilde vergangenen Treibens Saft und Kraft verleihen, sind mit ihm auf immer begraben. Ja wenn wir so an seinem Munde hingen, haben wir oft gerufen, wo ist der Griffel, der es aufzeichnet; jetzt wäre vielleicht der Griffel da, aber zu spät — der Mund spricht nicht mehr.

Klassisch war seine Jugendbildung, denn er vermochte mit ganzen Reihen von Versen aus Horaz und Homer die Unterhaltung zu würzen. Früher bestand bei der Universität die löbliche Sitte, dass der angehende Professor durch einen gedruckten Lebenslauf sich Rector und Senate vorstellen musste. Dieser sagt uns in fliessendem Latein (17. December 1817), dass der junge Student auf der Universität nicht blos die klassische Literatur bei Conz noch fortsetzte, sondern auch mit Vorliebe sich Pfleiderer's und Bohnenberger's Mathematik und Physik zuwandte. Ja man erzählt, dass, als er später die medicinischen Fächer treiben musste, er mit grösster Anstrengung und auf Kosten seiner Gesundheit nebenbei von den alten Lieblingsstudien nicht ablassen konnte. Den Doctorhut erlangte er mit einer gekrönten Preisaufgabe:

sistens analysin chemicam renum hominis,
vaccae et felis.

Der Abschluss seiner Akademischen Studien fiel glücklicher Weise in die Zeit, wo im Frühjahr 1814 nach der Schlacht bei Leipzig die Alliirten siegreich in Paris eindrangen. Im October 1814 ging er daher mit seinem Vetter Leopold, der sich später in Heidelberg zu dem gefeiertesten Chemiker seiner Zeit aufschwang, nach Paris, wo er im Laboratorium von Vauquelin arbeitete, Gay-Lussac und Thenard hörte, aber auch bei Haup, dem Begründer der Krystallographie, die Mineralformen studirte. Er hat mir oft erzählt, wie er mit diesem alten Meister vom Fach Arm in Arm den Vorlesungssaal verlassen habe, indem er der einzige war, der in der grossen Weltstadt für das Fach wirkliches Interesse bewies. Als aber am 20. März 1815

Napoleon in den Tuilerien wieder erschien, verliess er schleunigst die Stadt, und ging langsam über Giessen, Marburg, Göttingen, Jena, Leipzig, Halle nach Berlin, um bei Klaproth seine chemischen Studien fortzusetzen. Allein er fand dort nicht, was er suchte, die Einrichtungen zum Laboriren waren schlecht. Doch gefesselt durch die Freundschaft mit Weiss hielt er den Sommer dort aus, und nachdem er Werner in Freiburg besucht hatte, ging er nach Stockholm zu Berzelius, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Sieben Monate lang arbeitete er bis zum Juni 1816 an dessen Seite, und machte in dieser Zeit seine Erstlingsarbeiten, Analysen über den Pargasit von Finland, und den Ichthyophthalm von Utö in den Abh. der Stockholmer Akad. 1816 in schwedischer Sprache bekannt.

An Schweden hing er immer mit ganz besonderer Liebe, und hier hat er offenbar seine Richtung genommen, die hauptsächlich auf Mineral-Analysen losging. Er durchreiste das Land zum Theil an der Seite von Berzelius. Grosser Freund der Botanik besuchte er Wahlenberg in Upsala 2 Mal, wurde in die Familie Linné's eingeführt, und sah noch dessen unverheirathete Tochter, die das Leuchten von Tropaeolum beobachtet hatte. Vorzüglich und mit ganz besonderm Eifer wurden jedoch schwedische Mineralien gesammelt, und dafür keine Kosten gescheut. Leider sind sie uns nicht geblieben, sondern in fremde Hände gelangt. Elfdalen, Fahlun, Dannemora, Utö wurden besucht, und von den berühmten Wasserfällen des Trollhätta ging es durch das unwirthsame Bergland Bohus nach Christiania; die Freude an Mineralien trieb ihn noch in vorgerückter Jahrszeit nach Laurvig und Arendal, und als er dann an der weiten Küste kein Schiff nach England fand, musste er sich den stürmischen Wellen nicht ohne Gefahr anvertrauen, nach Göteborg in Schweden zurück, um von hier die Gelegenheit nach London wahrzunehmen, wo er den Winter von 1816—17 zubrachte, mit Heuland, Brooke, Wollaston, Davy etc. Umgang pflog. Schon der März 1817 trieb ihn fort in die Berge, um Englands und Schottlands grosse Industrie zu sehen. Ueberall ward aus reinster Quelle geschöpft, und begünstigt von Glücksgütern

hatte sich in der Frische seines Geistes der Kreis des Wissens schon so sicher geschlossen, dass ihm auf seiner Heimreise nach dreijähriger Abwesenheit ein Ruf von Tübingen entgegen kam. Bis dahin hatte Kielmeyer dahier die Chemie neben der Botanik vertreten.

Es war nun einer der ersten Acte unseres Königs, dem die Universität so vieles dankt, dass beide Fächer getrennt wurden. Den jungen kaum 25 Jahre zählenden Gmelin hatte man zum Professor publicus ordinarius der Chemie ausersehen, eine Ehre, der sich in solchem Alter nur wenige Landeskinder rühmen können. Am 18. December Morgens 9 Uhr hielt er in der Aula nova (die jetzt die alte heisst) seine Antrittsrede: Historia theoriae combustionis. Damals gab es noch kein Laboratorium, sondern die alte Schlossküche mit ihren zwar grossen aber unheizbaren Räumen wurde ihm zum beliebigen Gebrauch überlassen. Da sich in jenen Zeiten mehr das Bedürfniss nach einem tüchtigen Lehrer als nach einem gewandten Experimentator geltend machte, so stellte sich das Verlangen nach bequemern Arbeitsräumen erst nach und nach ein. In Beziehung auf Lehrgabe ist er von wenigen erreicht, geschweige übertroffen. Seine sokratische Methode, eine Frucht klassischer Studien, zeigte sich besonders in den Examinatorien, welche er öffentlich vor einer grossen Zuhörerzahl mit ungetheiltem Beifall hielt. Hier lebte er auf und hier fühlte er sich in seinem wahren Elemente. Wenn er sonst nicht viel über Erfolg sprach, darüber konnte er sich freudiger Bemerkungen nicht enthalten. Das glückliche Band, was zwischen Lehrer und Hörer geschlungen ist, wenn beide nach dem Besten streben, gab ihm sichtlich Kraft und Lust zur Sache bis ans Ende, was bei einem Lehrer, der 85 Semester thätig war, kein geringes Lob ist.

Wir besitzen von ihm ein Buch mit dem bescheidenen Titel „Einleitung in die Chemie“, welches im November 1836 vollendet wurde. Gegen 136 Druckbogen stark ist es keine Einleitung im gewöhnlichen Sinne, sondern wer dieses Buch, welches für seine Zeit auf der Höhe der Wissenschaft stand, durchgemacht hat, weiss was Chemie ist. Wie der Verfasser

würden ihre Pflichten gegen das Volk gleich ſehr vernachläſſigen, wenn ſie nicht auf der Stelle Schritte ergriffen, welche hiezu nöthigen. Nur auf dieſe Weiſe kann das Papiergeld des Landes gegen Mißkredit und Störung durch Betrug, ſchlechte Geſchäftsführung oder unzureichendes Kapital ſeiner Ausgeber beſchützt werden. Dem Syſtem der Ankündigung des ſubſcribirten Kapitals ſollte man jedenfalls ein Ende machen. Auch ſollte keiner Geſellſchaft geſtattet ſeyn, ihr Kapital höher anzugeben, als die Summen, welche wirklich in ihre Kaſſen eingegangen ſind.“

Gegen die Beſchränkung der Verantwortlichkeit der Theilhaber, wie ſie in den Vereinigten Staaten exiſtirt, und wovon die unheilvollen Folgen dem Verfaſſer des Dictionary of Commerce unmöglich fremd geweſen ſeyn können, ſpricht ſich derſelbe auf folgende Art aus: „Die Verantwortlichkeit ſollte nie, in keinem Falle, beſchränkt werden. Wir proteſtiren gegen den Vorſchlag, den Theilhabern ſolcher Banken, welche keine Noten ausgaben, eine Beſchränkung ihrer Verantwortlichkeit zu geſtatten. Eine ſolche Maßregel würde nichts anderes ſeyn, als die Aufſtellung einer Prämie für jegliche Gattung von Betrug. Was für Schranken ließen ſich unter einem ſolchen Syſtem noch denken, welche die Theilhaber einer Bank verhindern könnten, eine Reihe von Jahren hindurch bedeutenden Gewinn unter ſich zu vertheilen, während ſie vielleicht in der That Verluſte erlitten, ehe nicht jeder Pfennig ihres Kapitals und der ihnen anvertrauten Depoſiten aufgezehrt worden wäre?“ „Es iſt abgeſchmackt,“ ſetzt er hinzu, „davon zu ſprechen, daß man ſolche Perſonen, auf das Zeugniß ihrer eigenen Bücher hin, der Strafe als betrügeriſche Bankerutiers unterwerfen könne; denn vorausgeſetzt, daß es die Abſicht der Betheiligten war, zu betrügen, ſo konnten ſie leicht ihre Bücher ſo führen, daß keine andere als falſche und verworrene Auskunft daraus zu entnehmen iſt.“ Hiermit ſind wir ganz einverſtanden, denn die Erfahrung der amerikaniſchen Banken hat dieſe Beſorgniſſe hinlänglich gerechtfertigt. — Nur wundert es uns, daß Herr Mac Culloch nicht als Hauptgrund ſeines Raiſonnements den von uns angeführten Umſtand

das Parlament ſelbſt die Oberaufſicht über die Bank führt, und ſelbſt in dieſem Fall beruht dieſelbe auf der beſondern Beziehung der Bank zum Staate.

selbst gesteht, war es eine Frucht jener Examinatorien, und zwar in „ganz zwangloser Form“. Wie im Leben so blieb auch im Wirken das Zwanglose eine seiner originellsten Seiten. Der Feind wurde streng ins Auge gefasst, und wie es der Moment gab, besiegt, ohne weit meditirten Plan, und doch nicht planlos. Denn die Frage, wie soll man die beste populäre Chemie kurz und bündig schreiben, hat ihn als Lehrer bis an seinen Tod bewegt. Oft hat er die Feder angesetzt, oft die Feder wieder hingelegt, und noch am Morgen seines Todestages daran frisch gearbeitet. In seinem Haupte war die Frucht reif, aber wir sollten sie nicht mehr erndten.

Dem Experiment gab er zwar seine gebührende Stelle, allein die unzweckmässige Einrichtung, dass er 30 Jahre getrennt vom Laboratorium lesen musste, zwang ihn zu einer Gewohnheit, die mit der Hebung des Hindernisses nicht mehr ganz abzustreifen war. Auch der Glanz unserer heutigen Institute ist Errungenschaft, die manchen bittern Kampf gekostet hat. Die jüngern können sich glücklich schätzen, dass jene Zeiten dank einer weisen Regierung wenigstens zum grössten Theil hinter uns liegen. Was man einmal 60 Semester zu thun genöthigt war, wird im 61ten schwer anders gemacht. Der süssen Gewohnheit mögen sich selbst die besten Geister im vorgerückten Alter nicht gern entziehen. Doch hat er auch hierin wenigstens den guten Willen gezeigt. Denn als das neue Laboratorium im Jahr 1846 eröffnet wurde, kündigten beide Lehrer praktische Uebungen in täglich 2 Stunden an. Es schien ein plötzlicher furor chemicus in das neue Kleid der Universität gefahren zu sein. Aber es zeigte sich bald, dass man keine Sprünge machen darf; zunächst schützten die Studirenden Mangel an Zeit vor, die Lehrer gaben vielleicht auch nicht ungern nach, und so reducirte sich der Unterricht in der Analyse auf wöchentlich 4 Stunden, welche Gmelin bis ans Ende treulich eingehalten hat. Die Menge ist damit zufrieden gewesen, wenn gleich bei Einzelnen Weiterstrebenden der Wunsch, mehr Gelegenheit zu haben, nicht immer in Erfüllung ging.

Für seine Person hatte Gmelin, der einst das Glück genoss, an der Seite der bedeutendsten Experimentatoren Europa's zu arbeiten, auch in der Analyse Fertigkeit und Pünktlichkeit sich angeeignet, worüber die Schriften namentlich aus der ersten Hälfte seiner Wirkungszeit das beste Zeugniss ablegen. Ich darf hier nur an die Analysen vom Petalit Juli 1819, Lepidolith September 1820, Periklin Juni 1824, Helvin Februar 1825, Lithionglimmer Febr. 1826, Turmalin Febr. 1827, Beryll Febr. 1840 etc. erinnern, welche als Dissertationen bei der medicinischen Facultät erschienen. Es herrscht dort nämlich die alt hergebrachte Sitte, dass der Praeses dem Doctoranden den Inhalt der Arbeit liefert. Geschichtlich sei nebenbei erwähnt, dass Gmelin der erste war, welcher im September 1820 die Dissertation über Lepidolith in deutscher Sprache schrieb. Wie es scheint, geschah es ohne Rücksprache mit Rector und Senat: die Sache wurde kurz damit abgemacht, dass Latein für Chemie nicht passe, folglich die Materie um der Form willen nicht leiden dürfe. Grade an den schwierigsten Dingen, wie Helvin und Turmalin, zeigte der Verfasser, wie sehr er seinen Vorgängern überlegen war. Sie bleiben für immer Muster von Analysen. In jene erste Zeit gehören auch die „Versuche über Wirkungen des Baryts, Strontians etc. auf den thierischen Organismus 1824", welche als ein besonderes Werkchen herauskamen. Es leuchtet aus diesen mühsamen Arbeiten ein lebendiges Interesse auch für physiologische Probleme hervor. Wir besitzen aus den Jahren 1826—28 fünf Hefte „Naturwissenschaftlicher Abhandlungen herausgegeben von einer Gesellschaft in Würtemberg". Namen wie Bohnenberger, Gärtner, Schübler, Ferdinand und Christian Gmelin bürgen uns für den Inhalt, der unsern Jahresheften noch heute als Vorbild dienen könnte; die alten Grössen sind alle dahin, nur eine*) weilet hier noch unter uns, die davon sagen könnte. In jener Zeit erscheint Christian Gmelin als der fleissigste unter den fleissigen mit 6 inhaltsreichen Abhandlungen: im ersten Hefte verbreitete er sich über

*) Prof. Dr. Rapp.

die Kalkformationen Schwabens in Beziehung auf Bittererdegehalt. Die Bittererde hatte damals durch die gefeierte Abhandlung Buch's über den Dolomit neues Interesse für Geologen bekommen. Gmelin wies ihr nun eine bis dahin nicht geahnte Verbreitung nach. Im 3. Heft kommt die Untersuchung vom Wasser des todten Meeres, welches ihm ein Bürger von Ehningen gefüllt und in wohl verpichter Flasche überliefert hatte. Im 5. Heft werden wir in den Beiträgen zur nähern Kenntniss der Natur vulkanischer Gebirgsarten mit der neuen wie genialen Methode bekannt, welche in Beziehung auf die Zerlegung von Klingstein und Basalt ungetheilten Beifall fand. Mögen auch jetzt wieder andere Ansichten Platz greifen wollen, dem einstigen Verdienste ist damit wenig genommen. Den Schluss macht die Zeitschrift mit der Darlegung über das künstliche Ultramarin, was praktisch mit so glücklichem Erfolge gekrönt ist. Die ungeschminkte Erzählung des Hergangs zeigt zur Genüge, welch' wesentlicher Antheil ihm daran gebührte. Seine zufällige Entdeckung, dass der Ittnerit vom Kaiserstuhl im Feuer schön blau ward und in Säuren Schwefelwasserstoff entwickelte, wie das Ultramarin, hatte schon im Jahre 1822 die Idee der Bereitung in ihm erweckt. Aber in einer kleinen Stadt waren bei der Kostbarkeit des ächten Ultramarin, das seit undenklicher Zeit aus dem seltenen Lasurstein der hohen Tartarei dargestellt wird, die nothwendigen Vorarbeiten mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. In dieser Bedrängniss ging er im Frühjahr 1827 nach Paris, und theilte Gay-Lussac sein Vorhaben mit. Der französische Gelehrte gab ihm den Rath, gegen Niemand etwas zu äussern, und derselbe war es dann, der 10 Monate später am 4. Februar 1828 den Pariser Akademikern verkündigte, dass einem Herrn Guimet in Toulouse die künstliche Darstellung gelungen sei, ohne dabei Gmelin's zu gedenken! Gay-Lussac (Ann. Chim. Phys. 1828. XXXVII. 413) sucht sich nun zwar dagegen zu rechtfertigen, und Guimet behauptet sogar, dass er das Geheimniss schon Jahre lang mit sich trage, und der Maler Ingres bereits im Juli 1827 sich des künstlichen Products beim Plafond des Museums von Charles X. bedient habe; nur bemerkt

Poggendorf (Annalen 1828. XIV. 370) dagegen sehr trifftig, wie auffallend es sei, dass er seine Entdeckung 2 Jahre zurückhalten mochte, während die Société d'Encouragement schon seit 4 Jahren einen Preis von 6000 Franken vergeblich darauf gesetzt hatte. Die Sache ist unklar. Das eine aber um so klarer, dass öffentlich keiner die Natur so auf ihrer That belauscht hat, wie unser Gmelin, der durch blosses Blasen der Löthrohrflamme auf einen schwarzgrauen Stein das Blauwerden vor Augen führte, und von hier aus durch Verbesserung der Analysen den Grund im Schwefel erkannte. Er war das neue Ferment, das die Köpfe in Bewegung setzte, seine glückliche Combinationsgabe hat den Tartarenfürsten eines der werthvollsten Juwele entführt. Jetzt hat der Tod auch die Schmerzen gestillt, welche die Worte bergen: „Wenn eine wichtige technische Entdeckung reichen „Gewinn verspricht, so ist es gewiss Niemand zu verargen, „wenn er sie in der Absicht geheim hält, um sich unabhängig „zu machen; denn Unabhängigkeit ist das höchste „Gut vernünftiger Menschen.“ Gmelin meint hier ausdrücklich die Unabhängigkeit durch irdische Güter: aber nicht sich hatte er dabei im Auge, sondern die Seinigen, für die er als liebender Vater oft nur zu ängstliche Sorge trug. Doch geziemt es uns nicht darüber zu rechten, noch zu klagen, wenn er einen Theil seiner Persönlichkeit dem heiligen Feuer der Wissenschaft entzog, um ihn in Liebe zur Familie an das Wohlergehen des Vaterlandes zu knüpfen. Er hat sich damit seine Stellung zur Welt nicht leichter gemacht. Aber das Wollen des Guten entscheidet für den braven Mann, desshalb wird ihm die Erde jetzt um so leichter sein.

Nekrolog des Professor Dr. Hochstetter zu Esslingen, vorgetragen von Oberstudienrath v. Kurr.*

M. Christian Ferdinand Hochstetter wurde am 16. Februar 1787 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater, Joh.

---

* Grösstentheils nach einer in Heindl's Galerie berühmter Pädagogen, Augsburg 1857 erschienenen Selbstbiographie.

Heinrich Hochstetter, Professor der Rechtswissenschaft an der Hohen Karlsschule war; seine Mutter war die Tochter des Rektor Schlegel in Heilbronn. Im Herbst desselben Jahres zog sein Vater nach Frankfurt am M., wohin er als Syndikus berufen worden war, 1792 aber wieder nach Stuttgart, wo er eine Anstellung als Rechtsconsulent bei der Landschaft erhalten hatte, starb aber schon im Jahr 1795 und hinterliess 7 Kinder, wovon unser Hochstetter das 5te war. Derselbe besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, kam 1801 in das Seminar zu Blaubeuren, 2 Jahre später in das zu Bebenhausen und bezog 1805 das theologische Stift zu Tübingen, wo er 1807 zum Magister der Philosophie promovirt wurde. Bisher waren die alten Sprachen, Mathematik, Physik, Philosophie und Geschichte die Hauptgegenstände seiner Studien, von da an aber wandte er sich der Theologie zu, obgleich ihn schon damals Mathematik und Naturwissenschaften besonders anzogen. Diese Studien erlitten aber 1808 eine Unterbrechung, indem sich Hochstetter mit mehreren Gleichgesinnten (Wagemann, Reichenbach, Georgi u. A.) zu dem „Otahaiter Bund“ vereinigt hatte, welcher auf Otahaiti ein neues Utopien gründen wollte, aber der Regierung als staatsgefährlich geschildert worden war und die Verhaftung der Mitglieder und eine Einsperrung auf dem Schloss, die 70 Tage dauerte, zur Folge hatte. Nachher wurden jedoch die theologischen Studien abermals fortgesetzt. Allein gegen Ende des Jahres 1809 fiel auf Hochstetters Stube, wo er Senior war, ein Excess vor, für den er einstehen musste, wenn der Thäter nicht angezeigt wurde. Daher zog er es vor, sich der weiteren Untersuchung durch die Flucht zu entziehen, um so mehr, als er gehört hatte, man werde ihn dem Militär einreihen, was damals in solchen Fällen häufig geschah. Er begab sich mit seinem Freund Wagemann nach Erlangen, wo dieser doktorirte, und schon nach 2 Monaten nach Berlin. Hier wirkte er an einer Privatanstalt 6 Monate lang als Lehrer, dann 4 Jahre lang als Hauslehrer in dem Hause des Ministers v. Altenstein, auch betrieb er in seiner freien Zeit eifrig das Studium der Botanik, wozu ihm schon in Tübingen sein Freund Wagemann Anleitung

gegeben hatte, und kam auch zuweilen mit Wildenow und Bouché in Berührung.

1814 verheirathete er sich mit Fräulein Schmidt aus Berlin, nachdem er kurz zuvor seine Stelle verlassen hatte, und zog nach Nürnberg, wo er die Bekanntschaft von Schweigger, Pfaff, Schubert und Kamm machte und für Dr. Wagemann Commissionsgeschäfte besorgte, auch die Botanik weiter cultivirte. Im Frühjahr 1815 erkrankte seine Frau und starb zu seinem grössten Schmerz schon im Juni desselben Jahres. Ein Ausflug nach München brachte ihn in nähere Bekanntschaft mit den Herren Consistorialrath Niethammer, Präsident v. Roth, Jacobi und Hofrath v. Martius, aber die Hoffnung, dadurch eine feste Stellung irgendwo zu gewinnen, erfüllte sich nicht. Da kam ganz unerwartet von der protestantischen Kirche in Brünn (Mähren), wo er Freunde hatte, ein Ruf, die Stelle eines Predigers und Schulinspektors bei ihr zu übernehmen. Da sich H. schon geraume Zeit von der Theologie abgewendet hatte, so machte er Einwendungen und wollte blos als Lehrer daselbst auftreten, allein es half nichts. Er bestand in Wien in dem Consistorium ein Colloquium, erhielt die Erlaubniss zu Ausübung des Predigtamtes, wurde am 27. April 1816 nach einem zuvor erstandenen theologischen Examen in Bielitz von dem Superintendenten Schmitz ordinirt und dann in die Gemeinde eingeführt. Bald wurde ihm auch das Seniorat über mehrere evangelische Gemeinden Mährens übertragen und er wirkte 8 Jahre lang mit gutem Erfolg und von der Brünner Gemeinde geliebt und geachtet in seinem doppelten Amt. Im Mai 1817 verehlichte er sich zum 2. Mal mit der Tochter des Fabrikanten Leidenfrost in Brünn und machte bald darauf einen Besuch bei Mutter und Geschwistern in Stuttgart.

Während seines Aufenthalts in Brünn sammelte er die Pflanzen des Brünner Kreises mit Vorliebe und gab sie in Centurien heraus, beschäftigte sich auch mit Mineralogie, indem er eine Sammlung für seine Schule anlegte. Am 9. März 1818 wurde ihm der erste Sohn geboren, aber wenige Tage nachher starb die Mutter, und er war wieder vereinsamt.

Im Sommer 1819 machte er wieder eine Reise in die Heimath, erstand — um sich daselbst um eine Anstellung bewerben zu können — das Professoratsexamen, und kehrte, nachdem er sich mit der Wittwe eines Kaufmanns Orth verehlicht hatte, nach Brünn zurück. Seine Frau brachte ihm eine Tochter aus erster Ehe mit, welche nun mit seinem eigenen Sohn erzogen und immer als ein liebes Kind behandelt wurde. Im Frühling 1824 wurde er zum Professor an dem Schullehrerseminar in Esslingen ernannt und übersiedelte, von der Brünner Gemeinde ehrenvoll beschenkt und von ihren Segenswünschen begleitet, nach Esslingen, wo er an seinem Schwager, Oberschulrath Denzel, welcher dem Seminar vorstand, einen treuen Freund und Rathgeber fand. Die Reise dauerte 14 Tage und hatte mancherlei Beschwerden, da sich die Familie um 2 Kinder vermehrt hatte, wurde jedoch glücklich zurückgelegt, hatte aber auch grosse Opfer gekostet. Am 13. Mai 1824 erreichte er seinen neuen Wohnort und trat dann in sein neues Amt ein, wo er Katechetik, Naturgeschichte, Physik, Mathematik und deutsche Sprache zu lehren hatte und bald auch den Religionsunterricht in einer mit dem Seminar verbundenen Musterschule für Mädchen übernahm. Ende 1825 wurde ihm auch die erledigte Diakonat-Pfarrei übertragen, nachdem er kurz zuvor auch seine dritte Gattin durch den Tod verloren hatte. Am 27. Aug. 1828 verband er sich mit der Schwester seiner verewigten Gattin, mit welcher er bis an sein Ende in glücklicher Ehe verbunden blieb, und welche ihm noch 6 Kinder, 3 Söhne und 3 Töchter gebar, wovon noch 5 am Leben sind.

H. hatte aus Brünn eine schöne Mineraliensammlung und ein mit Doubletten reichlich ausgestattetes Herbarium mitgebracht, sich auch bereits viel mit Insektenkunde beschäftigt. In Esslingen fand er an Dr. E. Steudel einen eifrigen Botaniker und schloss bald mit ihm nähere Freundschaft. Sie gaben 1826 einen Ueberblick der deutschen und schweizerischen Flora heraus: Enumeratio plantarum Germaniae Helvetiaeque indigenarum. Stuttgart, Cotta, 1826.

Sodann stifteten sie mit einander den botanischen Reise-

Verein und sandten der Reihe nach jüngere Botaniker, Fleischer, Miller, Kurr, Endress, Schimper u. A. aus, um die Floren weniger bekannter Länder zu erforschen und zu sammeln, ein Unternehmen, welches manche erfreuliche Früchte, aber auch viele Sorgen und Mühe brachte. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Reisen wurden meist von beiden Freunden gemeinschaftlich in der Regensburger botanischen Zeitung bekannt gemacht, das Herbarium unseres Freundes aber erhielt dadurch so namhafte Zuflüsse, dass es bald zu einem der schönsten Deutschlands heranwuchs, so dass die Universität Tübingen es später (1847) zu erwerben für gut fand. Zudem kam er dadurch mit den ausgezeichnetsten Botanikern Deutschlands und der Nachbarländer in vielfachen Verkehr und erwarb sich viele Freunde in der Nähe und Ferne.

1829 vertauschte er die Diakonatsstelle mit dem zweiten Stadtpfarramte, das eben erledigt wurde, und erhielt damit auch eine geräumige Amtswohnung, wo er seine Sammlungen passend unterbringen und erweitern konnte. Könnten diese Räume reden, so wüssten sie viel zu erzählen von dem unermüdeten Fleiss und der harmlosen Thätigkeit unseres Freundes, von den erfreuenden Besuchen befreundeter Botaniker, welche er da empfing, von den häuslichen und amtlichen Sorgen des vielbeschäftigten, aber auch glücklichen Familienvaters, und von der Art und Weise, wie er bei all dieser Thätigkeit auch noch seine Söhne unterrichtete und an ihren Spielen Antheil nahm. Sein Lehrerberuf an dem Seminar nöthigte ihn die populäre Seite der Naturwissenschaften zur Geltung zu bringen und so bearbeitete er zuerst eine neue Ausgabe von Rebau's (Gebauers) Naturgeschichte für die deutsche Jugend, welche bei Mäcken in Reutlingen 1828 erschien, und später wiederholt verbessert und aufgelegt wurde. Hierauf verfasste er seine populäre Botanik, dann die populäre Mineralogie, wovon jene in 3 Auflagen verbreitet wurde; 1845 gab er die Giftgewächse Deutschlands und der Schweiz in colorirten Abbildungen im Verlag von J. F. Schreiber in Esslingen, 1853 die Natur-

geschichte des Pflanzenreichs in Bildern nach Schuberts Lehrbuch geordnet bei Schreiber und Schill heraus.

Aber auch im Gebiet der Theologie und Pädagogik war er nicht müssig. 1833 erschienen bei Löflund in Stuttgart seine „Beiträge zur Beförderung christlicher Erkenntniss und christlichen Lebens“ in 30 Predigten. Ferner 1845 bei Samuel Liesching in Stuttgart eine Controverse: über den offenen und herzlichen Hass gegen die Kirche etc., sowie einige Aufsätze in pädagogischen Zeitschriften über Schulbücher und dgl. Später erschien auch eine Schrift über die Impffrage von ihm, und besonders über das englische Blaubuch.

Hochstetter hatte sich bei seiner stillen Berufsthätigkeit und einfachen nüchternen Lebensweise stets einer guten Gesundheit erfreut, fühlte jedoch vor einigen Jahren das Bedürfniss, in seinem doppelten Amte etwas erleichtert zu werden und bat daher um Enthebung von dem Pfarramte, die ihm auch in Gnaden gewährt wurde, dagegen setzte er sein Lehramt bis an sein Ende fort.

Die gute Erziehung, die er in Gemeinschaft mit seiner Gattin seinen Kindern gegeben, trug reiche und schöne Früchte. Der älteste Sohn hatte in Mähren mehrere grossartige Fabrikgeschäfte gegründet, der zweite hatte als Universitätsgärtner in Tübingen eine ehrenhafte Stellung gefunden, der dritte hatte als Naturforscher mit der Novara-Expedition glücklich die Reise um die Welt vollbracht und am Polytechnikum in Wien eine Anstellung als Professor erhalten, eine Tochter war glücklich in Neapel verheirathet, eine Reihe blühender Enkel erheiterte die Tage des glücklichen Familienvaters, ein vierter Sohn hatte sich kürzlich als Apotheker in Esslingen etablirt. Zu seiner Vermählung waren die Brüder aus den österreichischen Landen herbeigeeilt und die ganze Familie begab sich nach Reutlingen, wo der Vater selbst die Trauung vornehmen wollte. Da traf noch die frohe Kunde ein, dass Seine Majestät der König dem Sohn Ferdinand, dem Naturforscher von der Novara, das Ritterkreuz des Kronordens verliehen habe. Das war des Guten zu viel; das menschliche Herz kann mehr Schmerz als Freude ertragen. Eben sass der Vater noch heiter und gesprächig im

trauten Kreis der Seinigen, da verfiel ihm plötzlich die Stimme und ein Herzschlag machte alsbald seinem Leben ein Ende. Er starb am 20. Februar 1860, nachdem er noch 4 Tage zuvor seinen 74. Geburtstag gefeiert hatte, und wurde am 23. Febr. in Esslingen beerdigt.

H. war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, unserem Verein gehörte er von seinem Entstehen an mehrere Jahre lang als Ausschussmitglied an und war demselben stets mit warmer Liebe zugethan. Dem nachfolgenden Geschlecht hat er ein seltenes Beispiel gewissenhafter Berufstreue und ernstlichen wissenschaftlichen Strebens gegeben. Sein Andenken möge im Segen bleiben!

Nekrolog des Apothekers Weismann zu Stuttgart, vieljährigen Kassiers des V. f. v. Naturkunde, vorgetragen von Oberstudienrath v. Kurr.

Gottlieb Weismann wurde den 13. Aug. 1798 zu Niederstetten, OA. Gerabronn, geboren, wo sein Vater fürstlich Hohenlohe-Jagstbergischer Amtmann war; seine Mutter Katharine, war die Tochter des Landschaftsassessors Beck in Cannstatt. Anfangs besuchte er die Schule des Dorfes und genoss nachher den Unterricht des Präceptors Metzger in Marbach; nach der Confirmation trat er bei Apotheker Sandel in Oehringen in die Lehre und versah dann bei seinem älteren Bruder in Friedrichshafen, bei Pfluger in Solothurn, sodann in der Hofapotheke in Carlsruhe und in der Gaupp'schen Apotheke in Stuttgart die Stelle eines Gehilfen.

Schon frühe war die Liebe zur Botanik bei ihm erwacht, und so benützte er namentlich den Aufenthalt in Solothurn fleissig, um den benachbarten Weissenstein und auch die Berner Alpen zu durchforschen, von wo er eine schön ausgestattete Pflanzensammlung zurückbrachte, welche er in Carlsruhe noch weiter vermehrte und auch durch die Gewächse des dortigen botanischen Gartens erweiterte. In Stuttgart wurde er von einem heftigen Nervenfieber befallen, das ihn dem Rande des Grabes nahe brachte; doch erholte er sich nach einigen Mona-

bemerkt hat, daß es nicht die Ausgabe von Banknoten iſt, bei welcher die Banken am meiſten gewonnen, ſondern das Ausſtellen von transferablen Depoſiten-Certifikaten, womit alle größere Geſchäfte abgemacht werden. Es würden daher bei einer möglichen Sicherſtellung der Banknoten zwar die niederen Klaſſen gegen Betrug geſchützt ſeyn, keineswegs aber die größeren Kaufleute und Fabrikanten. Eine Bank kann ſehr wenig Noten in Umlauf ſetzen, und doch, wie wir oben bemerkt, für viele Millionen Pfunde Wechſel und Geld umſetzen, und es wäre daher gewiß lächerlich, einer Bank, welche keine Noten ausgibt, größere Vergünſtigungen zu gewähren, als einer andern, welche eben wegen dieſer Ausgabe beſtändig baares Geld vorräthig haben muß, um die ausgegebenen Noten auf Verlangen wieder einzulöſen. Wir haben (S. 153) nachgewieſen, daß die Summe aller von den Banken mit vereinigtem Fond ausgegebenen Noten im Monat März 1836 ſich nur auf circa drei Millionen Pfund Sterling belief, und daß dieſelbe durch das Hinzukommen von 42 neuen Banken mit einer ungeheuern Anzahl von Branchen nur um circa eine Million ſich vergrößerte, während das Escomptogeſchäft einer einzigen unter ihnen zwiſchen fünf und ſechs Millionen Pfund Sterling jährlich in Anſpruch nahm.

Als Zugabe zu den Banken mit vereinigtem Fond (Joint stock banks) ſind beſonders noch die Geſellſchaften und Körperſchaften zu anderen Zwecken mit vereinigtem Fond (Joint stock companies) zu berückſichtigen. Dieſe verdanken ihren Urſprung den Banken mit vereinigtem Fond, denn ſie ſind erſt durch den mittelſt der Banken leichter zu erhaltenden Kredit möglich geworden, und bezeichnen die durch jene Geldinſtitute hervorgerufene Spekulationswuth auf eine auffallende Weiſe. Es ſind dieſe Joint-Stock-Compagnien übrigens ebenfalls als eine Art von Banken zu betrachten, denn es können die Theilhaber der beſſeren unter ihnen zu jeder Zeit auf ihre Aktien bei einer oder der anderen Bank Geld geliehen bekommen; oder es haben dieſe Joint-Stock-Compagnien bei den Banken offenen Kredit, und ſind dadurch in den Stand geſetzt, neben ihren angeblichen Geſchäften Wechſel zu escomptiren, Gelder auszuleihen und einzukaſſiren ꝛc., kurz alles das zu thun, was die Banken, mit denen ſie arbeiten, nach den Geſetzen zu thun befugt ſind. So kann eine ſolche

ten wieder vollständig. Nachdem er das Examen mit Glück erstanden und noch ein halbes Jahr die Ekher'sche Apotheke in Esslingen verwaltet hatte, erkaufte er die Apotheke in Metzingen und verheirathete sich im Mai 1828 mit Heinrike Nicolai, der Tochter des Pfarrers M. Nicolai in Dettingen. Diese Ehe war für ihn die Quelle des reinsten häuslichen Glücks, obwohl sie nicht durch Kinder gesegnet war, und eine lange Reihe von Jahren hindurch ward sie verschönert durch den Aufenthalt des nach langen Dienstjahren in den Ruhestand versetzten Schwiegervaters, eines ebenso liebenswerthen als ehrwürdigen Greisen. In Metzingen legte sich Weismann mit allem Fleiss darauf, die geognostischen Verhältnisse der Umgegend zu erforschen und die charakteristischen Petrefacten der Juraformation zu sammeln, daher er dort auch öfter Besuche von Geognosten, wie z. B. Prof. Schübler in Tübingen, Graf Münster, Leopold v. Buch u. A. erhielt, und welche er auch gewöhnlich auf ihren Wanderungen begleitete. Besonders schön waren die Jahre 1829—32, wo die Geognosie anfing durch die genauere Erforschung der Petrefacte und der Schichtenordnung festen Boden zu gewinnen, und es vergingen oft kaum einige Monate, ohne dass ich damals mit den Freunden Schübler oder Fleischer Metzingen und das gastliche Haus des Freundes besuchte, wo wir stets willkommene, ja gefeierte Gäste waren. Pflichtgetreu und geordnet in jeder Beziehung wurde aber durch die naturhistorischen Studien die Dienstpflicht zu Hause nicht versäumt; im Gegentheil galt seine Apotheke als eine der besten im Lande, auch erwarb er sich durch Heranbildung mehrerer junger Männer zu tüchtigen Apothekern den Dank mancher Eltern. Im Jahr 1840 verkaufte W. seine Apotheke und zog nach Stuttgart, wohin ihn auch Papa Nicolai begleitete. Durch die Adoption einer Tochter seines älteren Bruders, der in Crailsheim Gerichtsnotar war, wurde der kleine Familienkreis belebt und öftere Besuche in Crailsheim, in dessen Nähe Muschelkalk und Lettenkohle so schön entwickelt sind und namentlich das Knochenbett der letztern so reich an organischen Ueberresten ist, gaben ihm Veranlassung mit anhaltendem Fleiss

dieselben auszusuchen und zu erforschen. Heitere Tage wurden zu Excursionen, Ruhestunden und Regentage zum Zerschlagen und Aussuchen jener interessanten Fisch- und Reptilienüberreste verwendet, und was der Freund nicht selbst sammeln konnte, das suchte sein Bruder durch häufige Nachsendungen zu ergänzen, so dass im Verlauf von wenigen Jahren eine Sammlung aus diesen Schichten zu Stande kam, welche kaum ihres Gleichen hat und nun durch die Güte desselben unserem Verein als Eigenthum übergeben worden ist und worin sich mehrere Prachtstücke befinden, wie sie Niemand sonst besitzt.

Als sich im Herbst 1844 unser Verein constituirte, war W. einer der ersten, der sich mit Hingebung demselben anschloss; alsbald übernahm er auf unser Ansuchen das Amt eines Kassiers und besorgte es bis an sein Ende mit der grössten Pünktlichkeit und Treue. Ja man kann sagen, dass der geordnete und für unsere Verhältnisse blühende Zustand unserer Finanzen hauptsächlich auch seiner Umsicht und uneigennützigen Thätigkeit zu verdanken ist. Seit jener Zeit war er auch beständig Mitglied des Ausschusses, und wer vermisst heute nicht die Gegenwart des freundlichen Berichterstatters über den Kassenbestand unsers Vereins, welcher bei allen Versammlungen bisher anwesend und demselben bis an seinen Tod von ganzem Herzen zugethan war?

Mit gleichem Eifer wirkte unser Freund für die Zwecke des früher von so schönen Erfolgen begleitet gewesenen Blumenvereins, dessen Bibliothekar und Kassier er ebenfalls gewesen war.

Bis vor wenigen Jahren hatte W. sich einer guten Gesundheit zu erfreuen und seine einfache und geordnete Lebensweise schien ihm ein hohes Alter zu sichern, wie denn auch vielfache Todesfälle in der Familie — er hatte allmählig alle seine Geschwister (11 an der Zahl) und im Jahr 1843 auch seinen 85 Jahr alten Schwiegervater zu Grabe geleitet — obwohl sie ihm tief zu Herzen gingen, seine kräftige Constitution nicht zu erschüttern schienen. Die glückliche Verheirathung seiner Adoptivtochter an Apotheker Bekh in Markgröningen und das Heranblühen ihrer Kinder erheiterte seinen Lebensabend auf

wohlthuende Weise. Dennoch stellten sich bei ihm seit etwa 4 Jahren zuweilen Anfälle von Kurzathmigkeit ein, welche ihm grössere Spaziergänge und namentlich das Bergsteigen verboten und ihn hauptsächlich im Winter zuweilen verhinderten, dem wöchentlich einmal versammelten Kreis naturforschender Freunde anzuwohnen. Am 12. December 1859 befiel ihn eine heftige Herz- und Lungenentzündung und führte schon nach 10 Tagen, am 22. December, nach zurückgelegtem 61. Jahre, ein sanftes Ende herbei. Die zahlreiche Begleitung von Männern aller Stände, welche am h. Christfest seinem Sarge folgten, bezeugte, wie der bescheidene, dienstfertige und in hohem Grade menschenfreundliche Mann in seinem neuerwählten Wohnorte sich theilnehmende Freunde erworben hatte, und die stille, aber freudige Ergebung, womit er verschied, wand den schönsten Kranz um das Haupt des Entschlafenen, dessen letzte Jahre hauptsächlich der Einkehr in sich selbst und der Vorbereitung auf die Ewigkeit geweiht waren.

Die wissenschaftlichen Vorträge eröffnete

I. Prof. Dr. Luschka mit einer durch Präparate und Abbildungen erläuterten Beschreibung der von ihm entdeckten Steissdrüse des Menschen, eines erbsengrossen, in der Nähe des Os coccypis befindlichen Organs, dessen Structur Aehnlichkeit mit der des Hirnanhangs zeigte. Das Nähere ist aus der inzwischen erschienenen Abhandlung: „Der Hirnanhang und die Steissdrüse des Menschen, mit 2 Kupfertafeln, Tübingen bei zu Guttenberg, 4°“ zu ersehen.

II. Oberstudienrath Dr. v. Kurr sprach über die Bevölkerung der Meere in verschiedenen Zonen oder Tiefen, unter Vorzeigung grossartiger Algen (*Laminaria Clathrus und Agarum, costata, esculenta, Macrocystis pyrifera, Ulva latissima etc.*) und einiger Korallen, worunter die zierliche *Oculina rosea Lam.* aus der Südsee. Er hob hervor, wie die Vegetation der Meere nicht nur in jedem Himmelsstrich, sondern auch in verschiedenen Tiefen eine verschiedene sei, wie aber auch die Beschaffenheit des Meeresgrundes und die Strömungen

einen Einfluss darauf üben, und namentlich, wie schnell die Vegetation gegen die Tiefe zu abnehme, so dass die oberste oder Littoralzone, im Bereich der Ebbe und Fluth sehr arm und einförmig, hauptsächlich durch einige Algen (*Ulva Lactuca Linza, compressa*) bezeichnet sei, während die zweite, gewöhnlich Laminarien-Zone genannt, von der tiefsten Ebbe bis zu 25 Faden Tiefe, die üppigste Vegetation an Laminarien, Conferven, Hornfaden (*Ceramien*), Florideen (*Delesseria, Chondria, Rhodomela*) und eigentlichen Tangen (*Fucus nodosus, vesiculosus, serratus, lorens, Furcellaria lumbricalis* u. s. w.) zeige, wovon mehrere wahre Buschwälder bilden. In grösseren Tiefen von 20 bis 100 Klaftern, der oberen und unteren Corallenzone, nehme die Vegetation schnell ab, sie werde einförmiger und immer sparsamer. Hier sind hauptsächlich die Sargassen zu Hause, welche theilweise eine sehr beträchtliche Länge erreichen. Damit im Zusammenhang stehe die *Fauna* des Meeres und namentlich der Aufenthalt der Mollusken und Strahlthiere, insofern auch hier, wie auf dem trockenen Lande, die Pflanzenwelt den Thieren die nöthigen Nahrungsmittel darbieten müsse. Um und auf den meist reichlichen Schleim enthaltenden Meerespflanzen leben eine Menge kleiner Crustaceen, Würmer, Mollusken und Infusorien, welche wieder den höheren Thieren zur Nahrung dienen, auch tragen die grünen Conferven und Ulvaceen wesentlich dazu bei, das Meerwasser selbst in kleinen Teichen und Gräben in der Nähe des Strandes vor dem Verderben zu bewahren. Darauf gründe sich die Möglichkeit, Meeresaquarien auch in den Binnenländern anzulegen und verschiedene lebende Meerthiere darin gesund zu erhalten.

Der Redner zeigte einen kleinen Behälter mit Meerwasser, lebenden Algen, die auf Steinen fest sassen, und einigen Aktinien vor, welch Letztere ihre zierlichen Tentakeln prächtig entfalteten. Es waren 6 Exemplare von *Actinia Mesembryanthemum*, die er seit mehreren Monaten neben Anderen in einem grössern Glasgefäss aufbewahrt. Die grünen Pflanzen, hauptsächlich in *Bryopsis plumosa*, *Conferva rupestris* und *Ulva Lactuca* bestehend, entwickeln im Tageslicht immerfort Bläschen von

Sauerstoffgas, wodurch das Wasser beständig klar und geruchlos erhalten wird, und an denselben entstehen fortwährend so viele Infusorien, dass die Thiere hinlänglich Futter erhalten; doch hat er schon einigemal auch kleine Stückchen Kalbsbraten ihnen in den Mund gesteckt, die sie mit Begierde verschlangen. Von anderen Polypen erhalten sich die Campanularien und Sertularien ebenfalls sehr gut in den Aquarien, von Mollusken die Litorinen, die Miesmuscheln (*Mytilus edulis*) kleine Austern, Pholaden (*Pholas candidus*) und dergleichen, von Crustazeen die Wasserflöhe (*Gammarus*) und Bernhardskrebse (*Pagurus Bernhardus*). Letztere, in kleinen Schneckenhäusern lebend, sind besonders zierlich und unterhaltend, weil sie in beständiger lebhafter Thätigkeit sind und sehr zierliche Bewegungen machen. Diese müssen zuweilen mit kleinen Wasserthieren gefüttert werden. Da sie aber auch mit Aas vorlieb nehmen, so kann man abgestorbene Miesmuscheln oder Austern, die man trocknet und in vorkommendem Fall in Meerwasser aufweicht, dazu verwenden. Von Fischen erhalten sich besonders kleine Blenniusarten sehr gut.

Will man dergleichen Aquarien anlegen, so ist zuvörderst das Herbeischaffen des Meerwassers und der Pflanzen in gutem Zustande erforderlich. Dieses geschieht am besten dadurch, dass man einen Topf oder eine Blechbüchse damit anfüllt und eine Parthie kleiner auf Steinen oder Muschelschalen fest gewachsener grüner oder rother Algen der oben bezeichneten Art hineinbringt. Sollte das Wasser während des Transports einen üblen Geruch angenommen oder sich getrübt haben, so muss es durch gröbliches Kohlenpulver, am besten von Knochenkohle, filtrirt werden. Man kann dasselbe aber auch künstlich vermehren oder überhaupt zusammensetzen, zu welchem Behufe die Bestandtheile hier angegeben werden.

Das Wasser an der Küste von Brighton im südlichen England besteht nach Schweitzer in 1000 Theilen aus:

Chlornatrium 27,059
Chlormagnium 3,686
Chlorkalium 0,765
Brom-Magnium 0,029

schwefelsaurer Magnesia 2,295
schwefelsaurem Kalk 1,407
kohlensaurem Kalk 0,033
Wasser 964,744.

Dasselbe hat ein spez. Gewicht von 1,026; 100 Theile enthalten durchschnittlich 2½ Theile der angeführten Salze. Werden nun diese nach den obigen Verhältnissen gemengt, in Regenwasser gelöst und filtrirt, so erhält man eine Mischung, welche das natürliche Meerwasser vollkommen ersetzt. Dennoch ist es gut, wenn man etwas des Letzteren dazu setzen kann. Ist dieses unthunlich, so bringt man für einige Tage eine Partie der Meerpflanzen in das künstliche Wasser, bevor man die Thiere hinein versetzt, damit das Wasser die nöthige Menge Gas aufnimmt und überhaupt für die Thiere zubereitet wird.

Das Herbeischaffen der Meerthiere hat freilich gewöhnlich mehr Schwierigkeiten, als dasjenige des Wassers und der Pflanzen. Am besten sammelt man dieselben selbst am Meeresstrand, wobei man an den Fischern, welche das Gestade und dessen Bevölkerung in der Regel sehr gut kennen, gewöhnlich eine gute Beihilfe findet. Am ergiebigsten sind felsige Ufer, besonders unmittelbar nach dem Eintreten der Ebbe, wo man nach hoher und stark bewegter Fluth oft die schönsten Thiere ausgeworfen auf dem Sande findet. Man bringt sie sogleich in ein Gefäss, worin man etwas Meerwasser und einige Ulven hat. Kann man nicht selbst sammeln, so lasse man sich durch Freunde oder Kommissionäre dergleichen senden, der Versandt muss ebenfalls in Meerwasser und zwischen solchen Pflanzen geschehen. Bei dem Empfang muss sogleich untersucht werden, ob die Thiere noch alle leben, und ob keine Pflanze abgestorben, das Wasser nicht übelriechend geworden ist. Im ersten Fall muss alles Todte sogleich entfernt werden. Ist aber das Wasser verdorben, so sind gewöhnlich auch alle Thiere todt, deswegen ist es wohlgethan, mehrere Töpfe mit den Pflanzen und Thieren auf die angegebene Weise zu füllen. Je zarter und weicher die Pflanzen sind und je mehr man dergleichen zu den Thieren bringt, desto besser erhält sich gewöhnlich das Wasser; daher nimmt man keine eigentlichen

Tange (*Fucus vesiculosus, serratus* u. dgl.) sondern nur Ulven, Conferven, Ceramien u. dgl. Sollte aber das Wasser auf irgend eine Weise verdorben sein, so muss es durch thierische oder vegetabilische grobgepulverte Kohle filtrirt werden, damit es wieder geruchlos werde. Die Erfahrung hat bis jetzt gelehrt, dass einige wenige Thiere sich leichter erhalten lassen als wenn man eine grosse Zahl derselben beisammen hat, und dass eine öfter wiederholte Bewegung des Wassers denselben sehr zuträglich ist.

III. Bergrath v. Schübler theilte folgende Zusammenstellung „der in den letzten Jahren durch bergmännische Arbeiten gewonnenen Aufschlüsse“ mit.

1) Bohrarbeiten auf Steinkohle.

Ueber den Bohrversuch auf Steinkohle bei Ingelfingen sind der letzten Generalversammlung von Herrn Prof. Fraas und von mir Mittheilungen gemacht worden und ich erlaube mir über die bisherigen Ergebnisse das Wesentliche mitzutheilen.

Ich erinnere daran, dass dieses Bohrloch auf der Gränze des Muschelkalks und des bunten Sandsteins angesetzt worden ist, dass der bunte Sandstein vom Tage nieder bis 1417 Fuss durchsunken worden ist, dass hier in der Mächtigkeit von 98 Fuss ein dem Zechstein zuzurechnendes Gebilde von dolomitischem Kalk aufgeschlossen wurde, dass ferner eine dem Weissliegenden entsprechende Ablagerung von weissem grobkörnigem Sandstein bei 1516,5 Fuss erbohrt wurde. In diesem Gestein wurde nun vom Juli v. J. an bis 1649,4 Fuss die Bohrung fortgesetzt, was einer Mächtigkeit von 132,9 Fuss entspricht, unter diesem Gebilde wurde ein röthlicher Sandstein erbohrt, welcher mit rothen und rothbraunen Lagen von Schieferthon wechselte und Lager von Sandsteinschiefer zeigte, welche den oberhalb des Zechsteins durchsunkenen Schichten des bunten Sandsteins vollkommen ähnlich sich verhielten.

Diese Schichten, welche von 1863 Fuss an in rothbraunen Schieferthon mit wenig Quarz und Jaspiskörner übergingen, hielten bis 2162 Fuss an, wo ein sehr fester quarzreicher

Sandstein erbohrt wurde, welcher das Bohrgeschäft sehr erschwerte.

Die Arbeit hat jedoch trotz der bedeutenden Tiefe von 2200 Fuss einen guten Fortgang.*

Es ist noch zu bemerken, dass während des ganzen Bohrgeschäfts die Wasser, welche sich bei 12,75 Fuss unter der Hängebank mit dem Kocher-Niveau gleich stellten, allmälig aufgestiegen sind und sich 6 Fuss gehoben haben. Die erbohrten Quellen sind jedoch nicht bedeutend und konnten bis zur Tiefe von 4 Fuss über dem Kocher-Niveau durch zeitweises Abschöpfen mit einer Handpumpe von dem Bohrcylinder entfernt gehalten werden. Von der Tiefe von 700 Fuss an wurden Ausströmungen von kohlensaurem Gas bemerkt, die ausströmenden Schichten sind jedoch nicht zu unterscheiden. Dass der ausgeförderte Bohrschmand Gasentwicklung zeigt, möchte sich dadurch erklären, dass die in der Tiefe des Bohrlochs befindlichen Wasser bei einem Druck von 40—60 Atmosphären mehr Kohlensäure aufnehmen können als bei dem gewöhnlichen Atmosphärendruck.

In technischer Beziehung ist anzuführen, dass sich die Bohreinrichtung in Ingelfingen mit Anwendung einer Dampfmaschine sehr gut bewährt hat.

Vom Tage nieder bis zu 1539,6 Fuss wurde vom 23. März 1857 bis 15. Juni 1859 in 812 Kalendertagen durchschnittlich täglich mit Einrechnung aller Unterbrechungen durch Sonn- und Feiertage und Betriebsstörungen eine Tiefe von 1,9 Fuss durchsunken.

Die Kosten der Herstellung der Bohrhütte mit Einschluss der Dampfmaschine betrugen in Ingelfingen 21,802 fl. 22 kr., die Betriebskosten in 812 Tagen 26,785 fl. 27 kr. und für 1 Schuh Bohrtiefe stellen sich die Betriebskosten auf 17 fl. 24 kr. und auf 1 Kalendertag betragen die Betriebskosten 33 fl.

---

* Im Verlauf des Monat Juli war das Gestein günstiger und ein ausgehobener Zapfen zeigt einen quarzreichen conglomeratartigen rothen Sandstein mit einzelnen Feldspathausscheidungen, welche bis zur Tiefe von 2230 Fuss anhielt.

Bei dem Bohrloch bei Dürrmenz sind an Betriebskosten bei Anwendung von Menschenkräften für den Kalendertag ebenfalls 33 fl. aufgewendet worden, es wurde aber bei Dürrmenz bis zur Tiefe von 1915,4 Fuss nur durchschnittlich in dem gleichen Gestein 1,3 Fuss Bohrtiefe täglich erzielt.

Im verflossenen Jahr wurde vom 15. Juni 1859 bis 22. Mai 1860 in Ingelfingen in 372 Kalendertagen das Bohrloch von 1539,6 Fuss auf 2185,5 Fuss niedergebracht, oder in einem Kalendertag 1,74 Fuss erbohrt, was bei der bedeutenden Tiefe sehr befriedigend genannt werden kann, wobei allerdings das weiche Thongebirge theilweise sehr günstig wirkte ohne durch Nachfall Störungen zu veranlassen.

Es ist hienach immer noch Aussicht vorhanden mit diesem Bohrversuch die Schichten des Rothliegenden zu durchsinken und die alte Steinkohlenformation aufzuschliessen, da bei gleichem Verhalten des Gesteins mit den vorhandenen Bohrverrichtungen eine Tiefe von 3000 Fuss sich erreichen lassen könnte, wenn die Arbeit von Unfällen verschont bleibt, welche bei der sorgfältigsten Behandlung häufig nicht zu vermeiden sind.

Dergleichen Unfälle haben den von der K. preussischen Regierung bei Dettingen bereits auf 1900 Fuss niedergebrachten Bohrversuch zum Stillstand gebracht, indem die Arbeit durch anhaltenden Nachsturz so aufgehalten wurde, dass eine Verwahrung des Bohrlochs nothwendig sich darstellt. Dabei scheint nach den neuerdings bei Dürrmenz und Ingelfingen gemachten Aufschlüssen der Zweifel entstanden zu sein, ob der bunte Sandstein durchsunken und das Rothliegende wirklich erreicht sein möchte, wie von den preussischen Bergbeamten früher angenommen wurde, oder ob der Zechstein erst in grösserer Tiefe noch zu erwarten sein dürfte, was allerdings die Aussicht des Gelingens sehr trüben müsste. Da übrigens längs des Schwarzwaldes an sehr vielen Stellen das Rothliegende von dem bunten Sandstein unmittelbar qedeckt wird, so ist dieses Verhalten auch bei Dettingen recht wohl anzunehmen und es wäre sehr zu wünschen, dass die Bohrversuche auf Steinkohle am obern Schwarzwald zu einem entscheidenden Ergebniss gebracht würden.

2) Die Versucharbeiten auf den Metall führenden Gängen des Schwarzwaldes.

Die Arbeiten in der Reinerzau zu Untersuchung der im Granit aufsetzenden Gänge, welche im vorigen Jahrhundert auf Silber, Kobalt, Kupfer, Arsenik und Blei abgebaut wurden, sind seit 35 Jahren wieder aufgenommen worden und werden noch fortgesetzt.

Es werden an beiden Gehängen des Reinerzauer Thales Gänge im Granit verfolgt, jedoch bis jetzt ohne günstigen Erfolg. In der Grube Dreikönigstern wurden im vorigen Jahrhundert Tiefbaue getrieben und einige reiche Anbrüche aufgeschlossen. Die Tiefbaue sind wiederholt in Anregung gebracht, aber wegen der erforderlichen bedeutenden Kosten noch nicht in Angriff genommen worden. Ohngeachtet einzelne reiche Erzanbrüche in der Umgegend von Alpirspach bei den frühern gewerkschaftlichen Arbeiten vorgekommen sind, so hat doch das sehr vereinzelte nesterweise Vorkommen die Bergbaulust auf der württembergischen Seite des Gebirges zurückgehalten, während von einer englischen Gesellschaft in dem benachbarten Schappachthale auf badischem Gebiete mit bedeutenden Kosten ausgedehnte Arbeiten vorgenommen worden sind, welche jedoch einen mit dem Aufwand in günstigem Verhältniss stehenden Ertrag bisher nicht gewährt haben, wenn gleich die Gänge sich hier ungleich reicher als auf der württembergischen Seite zeigen.

In geognostischer Hinsicht ist die an mehreren Punkten erhobene Thatsache von Wichtigkeit, dass die Metall führenden Gänge von dem Granit in den bunten Sandstein übersetzen, was nach den bei der Königswarth und bei Bublach gemachten Aufschlüssen über die Metallführung im bunten Sandstein übrigens nicht befremden kann, wenn auch die Bauwürdigkeit dieser Gänge sich nirgends bis jetzt nachweisen liess und die weit ausgedehnten Arbeiten der Alten immer noch als Räthsel erscheinen.

Für die jüngere Entstehung dieser Gänge spricht überdies, dass die Thalbildung einen entschiednen Einfluss auf die Be-

Geſellſchaft auf die Aktien der andern Geld leihen, indem ſie der andern bei ihrer Bank Kredit anweist, und die andere kann, wenn ſie will, auf dieſen Kredit geſußt, wieder bedeutende Summen den Aktionärs der erſtern zur Verfügung ſtellen, die dann wieder auf eine andere Bank angewieſen ſind u. ſ. w. In Amerika verbindet ſich in der Regel jede Bank mit einer Aſſekuranz-Compagnie oder auch wohl in letzter Zeit mit einer Eiſenbahngeſellſchaft; die Bank leiht ſodann auf die Aktien dieſer Geſellſchaften und die Geſellſchaften wieder auf die Aktien der Bank. Dies iſt eine Umgehung des Geſetzes, welches den Banken verbietet, auf ihre eigenen Aktien Geld herzuleihen. A iſt Aktionär einer Bank und will von ihr Kredit haben; er geht ſomit zur Aſſekuranz-Compagnie, verpfändet ſeine Aktien und die Compagnie gibt ihm hierauf eine Anweiſung auf die nämliche Bank zum Belauf der hierauf vorgeſtreckten Summe. Ein ähnliches Verfahren exiſtirt, wie wir bereits bemerkt haben, auch in England zwiſchen den Joint stock companies und den Joint stock banks, was die ungeheuern Summen erklärt, die durch ſie beſtändig in Thätigkeit geſetzt werden, und die Möglichkeit, daß ein eben nicht ſehr begütertes Individuum zugleich Theilnehmer an mehreren von ihnen ſeyn kann. Wir wollen als Beiſpiel hier einen einzigen Fall annehmen: Geſetzt N hat ein Vermögen von 1000 Pfd. Strl., mit welchem er bei einer Joint stock bank, deren Aktien auf 100 Pfund lauten, betheiligt iſt. Will er an einer andern Bank Antheil nehmen, ſo borgt er auf dieſe Aktien (wenn er bei der erſten Bank keinen offenen Kredit hat) bei einer zweiten und bekommt von ihr, ſo fern die erſte Bank in gutem Rufe ſteht, nicht weniger als 950 Pfd. Strl. vorgeſtreckt. Mit dieſer Summe kauft er nun Aktien, die er dann, wenn er will, wieder verpfändet, um neue zu kaufen u. ſ. w. Nehmen wir an, daß er jedesmal nur gute Aktien kauft und daher auf ſie bis auf fünf Procent ihres Nominalwerthes geliehen bekommt, ſo ergibt ſich, daß er mit einem Kapital von 1000 Pfd. Strl., wenn wir zur Erleichterung der Ueberſicht die Brüche weglaſſen und den Calcul nur bis auf 20 Pfd. Strl. abwärts fortſetzen, ungefähr 28,600 Pfd. Strl. zu leihen bekommen, und bis zu dieſem Betrag ſpekuliren kann, ohne ſeinen Privatkredit dabei in Anſpruch zu nehmen. Darum hat ſich auch die Spekulationswuth hauptſächlich in Geſellſchaften mit vereinigtem Kapital Luft gemacht,

schaffenheit der Gänge zeigt. Als bergmännische Regel gilt, dass die unterirdischen Baue, welche unter den in das Hauptthal mündenden Querthälern getrieben werden, unter der Thalsohle des Querthales den Gang verdrückt zeigen, während der Gang sich wieder regelmässig anlegt, so wie die Strecke unter den Gebirgsrücken fortgetrieben wird und mit einer mächtigern Gebirgsmasse überlagert ist.

3) Aufschlüsse von Eisensteinlagern.

In den letzten Jahren sind mehrere der Juraformation angehörigen Eisensteinlager aufgeschlossen worden, welche drei verschiedenen Abtheilungen des Juras angehören.

Die Thoneisensteinflötze, welche in der Gegend von Wasseralfingen und Aalen in mehreren Flötzen von verschiedener Mächtigkeit im untern braunen Jura abgelagert sind, lassen sich gegen Osten und Westen weiter verfolgen. Die auf bayrischem Gebiete vorgenommenen bergmännischen Arbeiten haben gezeigt, dass nach Osten diese Thoneisensteinflötze nicht mehr bauwürdig sind, dagegen haben die Arbeiten in westlicher Richtung im Filsthale an mehreren Punkten die Ablagerungen in einer den Wasseralfinger Erzen vollkommen entsprechenden Beschaffenheit aufgeschlossen. Weiter nach Westen verlieren sich allmählig diese Thoneisensteinflötze, dagegen zeigt sich der Eisenrogenstein in regelmässigen Lagern im mittlern und obern braunen Jura in den westlichen Gegenden und ist in den letzten Jahren am Fuss des Plettenbergs bei Balingen und bei Tuttlingen durch bergmännische Arbeiten aufgeschlossen worden, wo sich ganz ähnliche Verhältnisse wie auf den bei Gosheim und Geisingen betriebenen Gruben zeigen. Die Eisenkörner finden sich in einem eisenhaltigen Thon ziemlich regelmässig vertheilt und erreichen kaum die Grösse von Hirsenkörnern. Nach längerer Verwitterung wird der geförderte Grund gewaschen, wobei auf 5 Kübel Grund 1 Kübel Erz gewonnen wird, welches einen Eisengehalt von 45 bis 47 Procent nach verschiedenen Proben zeigt, und den reichsten Bohnerzen somit gleich steht.

Ueber den obersten Schichten des weissen Jura wurden

auf der Höhe der Alb bei Tomerdingen neue Bohnerzlagerstätten aufgeschlossen, welche hinsichtlich des Vorkommens mit den Bohnerzablagerungen auf der Alb übereinstimmen.

So sehr die drei verschiedenen Eisenerzablagerungen des Jura's von einander hinsichtlich des Vorkommens abweichen, so zeigen sie doch wieder hinsichtlich der chemischen Zusammensetzung und der Tendenz zu kugelförmigen Concretionen so viel Aehnlichkeit, dass eine gleiche Entstehungsweise dadurch angedeutet erscheint.

Bei den Thoneisensteinflötzen scheint die regelmässige Ablagerung mit scharf abgegränzten Schichten für einen Niederschlag aus einem mit Eisentheilen geschwängerten Wasserbecken zu sprechen, es ist aber auch hier die Tendenz zu kugelförmigen Sekretionen nicht zu verkennen, welche sich nicht nur in einzelnen um einen Kern gebildeten Kugeln, sondern auch in grössern Ausscheidungen im Lager selbst zeigt. Die Flötze enthalten nämlich nicht in ihrer ganzen Mächtigkeit Thoneisenstein, sondern grösstentheils Thonsandstein, welcher $^1/_2$ bis $^2/_3$ des Lagers bildet und durch Handscheidung von dem Erze getrennt werden muss. Wird in Betracht gezogen, dass die bei einem Druck von 36 Atmosphären oder in einer Meerestiefe von 1200 Fuss flüssige Kohlensäure das kohlensaure Eisenoxydul der ältern Gebirgsformationen auflöst und bei dem an flachen Stellen sich ergebenden niedrigern Druck als kohlensaures Gas entweicht, das kohlensaure Eisenoxydul aber niederfällt und durch Berührung mit der atmosphärischen Luft in Eisenoxydhydrat sich verwandelt und dass die gleichzeitig gebildeten Thonablagerungen vielfach von den feldspathreichen Ursprungstätten kieselsaures Kali zurückbehalten haben, so ist in den als Schlamm aus diesen beiden Gemengtheilen ursprünglich niedergeschlagenen Thoneisensteinflötzen eine chemische Reaction recht wohl denkbar, welche das kohlensaure Kali in kieselsaures Eisenoxyd umsetzt und Gemenge von Eisenoxydhydrat mit kieselsauren Verbindungen von Thonerde und Eisenoxyd in krystallinischer Form ausscheidet, wie diese bei den Thoneisensteinen, bei den Eisenrogensteinen und bei den Bohnerzen gleichmässig nachgewiesen sind. Die

Umhüllung der Sandsteine mit einer Rinde von Thoneisenstein, welche sich häufig bei den Sandsteinen in der Umgebung der Thoneisensteinflötze und in den Thoneisensteinflötzen selbst findet, scheint für diese nachträgliche Ausscheidung der Thoneisensteine aus den ursprünglich niedergeschlagenen Schlammmassen mit vorherrschenden Sandsteinablagerungen zu sprechen.

Ein Beweis für eine solche Umbildung findet sich auch in den aus der Mineralquelle am Sulzerrain bei Cannstatt ausgeförderten Sandsteingeröllen, welche zum Theil in Bohnerze ganz umgewandelt, zum Theil mit einem Kern von Sandstein erscheinen. Eine ganz ähnliche Bildung lässt sich bei dem Eisenrogenstein annehmen mit dem Unterschied, dass bei den in Schlammform abgelagerten Flötzen die Thonmasse vorherrschend war und die krystallinische Ausscheidung der kieselsauren Verbindungen von Eisenoxyd und Thonerde mit Eisenoxydhydrat in der weichern Thonmasse regelmässiger sich entwickeln konnte.

Die Verschiedenheit der Bohnerzlager und der Lager von Eisenrogenstein dürfte nur darin beruhen, dass die auf dem Meeresgrund abgelagerten Schlammmassen der Bohnerzlager einer schützenden Decke entbehrten, als durch Erhebung des Meeresgrundes die Wasser sich zurückzogen und sie den Wirkungen der Atmosphärilien und der Erosionen blosgestellt waren. —

Da die Bohnerze sich hauptsächlich nur durch die Grösse der Körner von den Rogeneisensteinen unterscheiden, so möchte darin keinenfalls ein Grund liegen, ihnen eine andere Entstehung zuzuschreiben, als den letztern, welche von den Thoneisensteinlagern nicht wesentlich sich unterscheiden, so dass wir für die drei verschiedenen Eisensteinablagerungen des Jura's dieselbe Entstehungsweise mit wenigen Modificationen uns denken können, wobei noch manches der fernern Forschung überlassen bleiben muss.

4) Die Hallerdengewinnung in Sulz.

Die Anwendung der in Sulz schon seit langer Zeit geförderten sogenannten Hallerde hat in den letzten Jahren mit dem Aufschwung der Landwirthschaft in jenen Gegenden bedeutend zugenommen und ich glaube um so mehr die Aufmerksamkeit

der Physiologen und der Landwirthe auf dieses Produkt lenken zu dürfen, als noch gar manches über die düngende Wirkung dieser Substanz nicht aufgeklärt ist. Die Hallerde besteht nach den chemischen Untersuchungen von Prof. v. Fehling in einem Gemenge von Anhydrit, Thon und Dolomit mit 1% Salzgehalt. Durch Benetzen der gepochten Hallerde mit Salzsoole entsteht eine Entmischung der verschiedenen Salze und es scheint nicht nur der Anhydrit Wasser aufzunehmen, sondern es dürften sich auch zerfliessliche Salze bilden, wobei die Verbindungen von Bittererde mit Schwefelsäure und Salzsäure besonders wirksam zu sein scheinen. Dass die Hallerde den Gyps an Düngungskraft übertrifft geht aus den Erfahrungen der Landwirthe hervor, welche dieselbe um höhern Preis kaufen und auf grosse Entfernungen beiführen, wenn sie den Gyps ganz in der Nähe haben. Dass das Salz nicht die Wirksamkeit allein bedingen kann, ergibt sich aus dem geringen Salzgehalt von 2 bis 3%, dass aber der Gehalt von 6 bis 10% kohlensaurer Bittererde und die kieselsauren Verbindungen im Betrag von 20 bis 30% bei der mit Kochsalzauflösung vermittelten Verwitterung verschiedene Salzverbindungen ausscheiden müssen, ist aus allgemeinen Gründen anzunehmen, wobei die Vermuthung entstanden ist, dass bei dem Bestreuen der Pflanzen mit Hallerde die Tendenz der Bittererdesalze mit Ammoniak Doppelsalze zu bilden für den Vegetationsprocess von günstigem Einfluss sein könnte. Bemerkenswerth ist, dass die günstige Wirkung der Hallerde bei den verschiedensten Bodenarten und nicht nur bei Klee, Erbsen und Wicken, sondern auch bei den Getreidearten sich zeigt, bei welchen die löslichen kieselsauren Salze als besonders wirksam angesehen werden.

IV. Der Vortrag des Dr. Marx aus Stuttgart handelte von Pflanzenpigmenten, insbesondere von dem Anilin.

V. Professor Dr. H. v. Mohl sprach über das Abfallen der Blätter.*

---

* Dieser Vortrag, sowie der von Dr. Marx wurde nicht zum Druck für die Jahreshefte mitgetheilt.

VI. Eine Probe des von Prof. Dr. Fleischer in Hohenheim eingesandten *Protococcus rosco-persicinus* Kg. theilte Oberstudienrath v. Kurr mit.

Prof. Fleischer schreibt hierüber Folgendes:

In einem kleinen See findet sich seit einigen Tagen eine Alge, die das Wasser prächtig violett-pfirsichblüthroth färbt. Der kleine See von ca. 50 Schritten Umfang befindet sich auf hohenheimer Markung ganz nahe der Kärschbrücke bei Plieningen. Er ist ganz von Gebüsch umgeben, so dass er nur wenig directe Sonnenstrahlen empfängt. In ihm wachsen in grosser Menge Characeen und Wasser-Hypna und einige wenige phanerogame Wasserpflanzen. Sein Wasser ist klar, riecht aber stark nach Schwefelwasserstoff und andern übelriechenden Fäulnissproducten. Da wo die Chara- und Hypnaarten fehlen, sieht man den Boden mit Blättern von Laubholzarten dicht bedeckt. Auf denselben vorzugsweise ruht die färbende Alge in einer Tiefe von ca. nur 1 Fuss. Aber auch die genannten Wasserpflanzen sind in der Nähe des Bodens mit derselben dicht bedeckt, doch nicht näher der Oberfläche, so dass z. B. die Chararten von oben nach unten halb grün- halb lilafarben erscheinen. Bewegt man das Wasser auch noch so leise, so erhebt sich sogleich die färbende Substanz, wie ein feiner Staub, welcher das Wasser trübt und ihm eine prächtige, zwischen licht amethystfarben und pfirsichblüthroth liegende Farbe ertheilt. In ein Glas geschöpft klärt sich das Wasser erst nach mehrstündigem Stehen durch allmähliges zu Bodensetzen der färbenden Materie.

Prof. Fleischer bemerkt ferner hiezu, er vermuthe, dass diese Alge *Protococcus rosco-persicinus* Kützing sei.

Finanzrath Dr. Zeller, dem die Alge zur Bestimmung mitgetheilt wurde, bestätigt diese Ansicht und schreibt:

„Es findet sich unter dem Mikroscop durchaus keine mehrfache Hülle, sondern blos ein Aggregat von kleinen Kügelchen von ca. $\frac{1}{1500}$‴ Durchmesser, (ganz genau kann ich bei solcher

Kleinheit mit meinem Mikrometer nicht messen), welche theils kugeliche Klumpen, theils Häutchen, oder mehr oder weniger zerrissene Reihen und Streifen bilden. Vermuthlich bewirkt die Bewegung des Wassers, dass die ursprünglich häutig ansitzende Pflanze bei ihrem lockeren Zusammenhang zerrissen wird und vielgestaltig dem blossen Auge wie Kügelchen erscheinend, im Wasser schwimmt. Den Bodensatz habe ich aus Mangel an Zeit nicht untersucht."

VII. Zum Schluss sprach Dr. Z e c h aus Stuttgart über die am 18. Juli bevorstehende Sonnenfinsterniss und fordert zu Beobachtungen über die während derselben eintretenden Temperatur-Veränderung auf.

Nach beendigten Vorträgen vereinte ein fröhliches Mahl die Theilnehmer an der Versammlung, welche Nachmittags die interessanten Sammlungen der Universität besichtigten und Abends zum grössten Theil wieder der Heimath zueilten.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Die grosse Linde in Leutkirch mit Beziehungen zu den Wachsthumsverhältnissen sehr alter Linden unseres Clima's überhaupt.

Von Oberamtsarzt Dr. Walser in Leutkirch.

In dem Garten des in der obern Vorstadt auf einer schönen Anhöhe gelegenen Schlossgutes, welches in früheren Jahrhunderten Eigenthum derer von Furtenbach war und gegenwärtig den derzeit hier befindlichen barmherzigen Schwestern des Pater Theodosius gehört, steht eine Linde, welche es verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Ich machte im Frühjahr 1859 im Leutkircher Wochenblatt nicht nur auf das wahrscheinlich sehr hohe Alter dieses Baumes, sondern gleichzeitig auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam, demselben mit einigen schützenden Klammern gegen die drohende Zerstörung künftiger Stürme zu Hülfe zu kommen. Leider nur zu bald sollten meine Befürchtungen in Erfüllung gehen. Der orkanartige Sturm am 1. Nov. 1859 riss in der 2. Nachmittagsstunde zwei grosse, nach unten zum gemeinschaftlichen Stammaste verwachsene Aeste von dem Stamme selbst ab, wodurch der herrliche Baum etwa den 4. Theil seines majestätischen Laubdaches, und zwar gerade an der schönsten, der südlichen Seite, und zugleich den 6. Theil des labyrinthischen Sparrenwerkes seiner Verastung eingebüsst hat. Die Bruchwunde, nunmehr mit Theer überstrichen, ist 12 Fuss lang und 4½ Fuss P. M. breit und reicht von oben

nach unten bis auf 6 Fuss zur Wurzel herab. Diesen bedauernswerthen Unfall hat Einsender als eine seltene Gelegenheit benützt, nicht nur eine Lebensbeschreibung dieses Baumes zu geben, sondern auch Beobachtungen über das Wachsthum unserer Linden von hohem Alter anzustellen.

Die Linde, welche der breitblätterigen Art (*Tilia grandifolia* Ehrh.) angehört, hat oberhalb des Wurzelstocks bis zur Brusthöhe mehr eine prismatische als cylindrische Form, was daher rührt, dass die drei Hauptäste in mehr weniger gesonderten Massen ihre Holzbündel zur Wurzel herab senken. Hiedurch würde der Querschnitt des Stammes in Brusthöhe und darüber ohngefähr die Gestalt eines Kartenherzes zeigen. Der Ausschnitt des Kartenherzes ist (um bei der Vergleichung zu bleiben) nach Süden, die stumpfe Spitze nach Norden gekehrt, damit ergiebt sich, dass der eine der beiden Holzbündel-Pfeiler, welche den Ausschnitt begränzen, nach Südost, der andere nach Südwest und der dritte nach Nord gekehrt ist. Vom Fusse bis zur ersten Verzweigung in die drei gewaltigen Hauptäste misst die Linde 12 Pariser Fuss Höhe. Von den beiden, nach Südost und Südwest gekehrten Hauptäste A u. B. theilte sich zunächst jeder wieder in zwei Aeste a u. b, während der nach Nord gewendete dritte Hauptast sich in die drei Aeste a b u. c theilt.

A a theilte sich ursprünglich wieder in α u. β, diese beiden Aeste von A a sind aber gerade durch den Sturm vom 1. Nov. 1859 zu Grunde gegangen und A lebt darum jetzt hauptsächlich nur noch in dem in zwei Aeste getheilten α u. β von A b fort. Von dem nach Südwesten gekehrten B ist in früheren Zeiten nicht nur B a zu Grunde gegangen, sondern auch B b α und dieser Hauptast B lebt jetzt hauptsächlich noch in B b β fort.

Der nördliche Hauptast C endlich lebt derzeit noch fort in den Aesten C a γ, sofern C a α u. C a β den Stürmen der Vergangenheit zum Opfer gefallen sind, wie auch der ganze Ast C b, während von C c die beiden Aeste C c α u. C c β, in welche C c sich theilt, noch am Leben sind, und gegenwärtig ihre Knospen entfalten. Zur höchsten Höhe haben sich die Verzweigungen von A b α emporgeschwungen.

Der Umfang des ganzen Stammes in der Höhe von 4′ P. M., an dessen Südseite gemessen, — der nördliche Fuss des Stammes ist um einen Fuss tiefer gelegen — beträgt nach meinen neuesten wiederholten Messungen nach allen Krümmungen des Stammes gemessen, 25′ 10″ 3‴ P. M. Wird der Umfang in gleicher Höhe mit Uebersprungen der nach einwärts konvexen Krümmungen gemessen, so hat der Stamm 24′ 10″ P. M. Der südöstliche Stammast, zugleich derjenige, welchem der beklagenswerthe Unfall begegnet ist, die Hälfte seiner Astmasse zu verlieren, misst für sich noch 14′ 6″ Umfang. Das durch den Sturm zu Boden geworfene Astwerk A a α u. A a β, wovon α 6′ 6‴, β 6′ 2½″ Umfang an der Basis mass, gab eine Holzmasse, welche annähernd zu 3 württembergischen Klafter geschätzt wurde.

Die Höhe dieser Linde vom Fusse des südöstlichen Holzpfeilers bis zur äussersten Endknospe von A b α wurde von mir mit einem Theodolith mit Vertikelkreis, an welchem mittelst Nonius noch drei Winkelminuten abzulesen sind, wie solches früher bei der Landesvermessung benützt worden war, nach mehrmaligen Messungen des Elevationswinkels und der Basis trigonometrisch zu 116′ 7″ 3‴ W. M. = 103′ und 6″ P. M. bestimmt. Die Höhemessung wurde vor dem diessjährigen Blätterausschlage im Monat April 1860 vorgenommen. Dadurch dass mir dieser Windbruch theils ganze theils wenigstens Bruchstücke von Querschnitten aus allen Altersperioden dieser Linde lieferte, wurde ich in den Stand gesetzt, das wahrscheinliche Alter dieses Baumes in die engen Gränzen von 23 Jahren einzuschränken. Der Gang meiner Untersuchungen war folgender. Da der Querschnitt des einen der beiden Aeste, nämlich von A a α, Holzcylinder sammt Rinde im Umfang 6′ 2½″ = 6,208′ betrug, so hatte derselbe einen Durchmesser von 1,98′. Von diesem wurde die doppelte Dicke der Rinde je ½″ betragend, abgezogen, wodurch für den Holzcylinder allein ein Durchmesser von 1,90′ übrig blieb. Eine genaue Zählung der Holzringe ergab nun, dass dieser Ast 230 Jahre alt war und dass für den mittleren jährlichen Zuwachs des Holzdurchmessers innerhalb

den ersten 230 Jahre eine Dicke von $\frac{1,_{00}.\ 144}{230} = 1,_{21}$ P. Linien anzunehmen ist. Bei näherer Betrachtung sowohl dieses als der übrigen sowohl älteren als jüngeren Querschnitte stellte es sich auch heraus, dass die Excentricität des Markes der Art war, dass die Dicke der Holzringe an der Nordseite zu der an der Südseite sich verhielt wie 10 : 23. Leider zeigte es sich bei dieser Gelegenheit, dass das Innere dieser Linde längst dem Vermoderungsprocess anheimgefallen ist. Sogar ein Querschnitt von nur 184 Jahresringen war in seiner Mitte auf einige Zoll hinein trockenfaul, so dass nur die Jahresringe auf der Nordseite sämmtlich gezählt werden konnten, da der Vermoderungsprocess nicht vom Mark, sondern von der Mitte des Astes ausgeht.

Von dem nach abwärts nächstfolgenden gemeinschaftlichen Stammaste A a hatte ich zwar keinen vollständigen Querschnitt erlangen können, sofern die inneren älteren Jahrringe längst in Moder übergegangen waren, sondern ich zählte blos die jüngsten 100 Jahrringe. Diese hatten auf der Südseite eine Dicke von 113 Pariser Linien, wird hiezu für die Nordseite noch die Dicke von $\frac{10}{23}\ 113 = 0,_{49}'''$ gerechnet, so bekomme ich für den Gesammtdurchmesser des Holzcylinders in seinen letzten 100 Jahren von 162 Linien und damit für den jährlichen mittleren Holzzuwachs dieses Astes innerhalb der letzten 100 Jahre von $1,_{62}'''$. Um nun das Alter dieses Stammastes möglichst genau zu ermitteln, suchte ich noch einen zweiten Gränzwerth für den mittlern jährlichen Holzzuwachs, innerhalb der Periode seiner ältesten Jahrringe. Hiefür fand sich nun, dass die letzten 20 Jahrringe des 230 Jahre alten Astes, auf der Nordseite gemessen eine Dicke von 9,5 Pariser Linien hatten, hiezu noch $\frac{23}{10}\ 9,_5''' = 21,_{85}'''$ für die Südseite, ergab einen Gesammtdickmesser von $31,_{35}'''$. Diesem nach betrug der jährliche Holzzuwachs in der letzten und dieser nächst folgenden Periode des 230 Jahre alten Astes $\frac{31,_{35}'''}{20} = 1,_{56}'''$.

und es gibt deren jetzt für alle möglichen Unternehmungen unter dem Monde. Es gibt Geſellſchaften mit vereinigtem Fond für Eiſenbahnen und Kanäle, für den Bau von Straßen und Brücken, für Baumwollen- und Tuchmanufakturen, für Roth- und Weißgerbereien, für Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, für die Manufakturen von Glas, Steck- und Nähnadeln, für Saifen- und Leimſiedereien, für den Handel mit Steinkohlen, für die Runkelrübenzucker-Fabrikation, für Wallfiſch- und Stockfiſchfängerei, für Anſiedlungen an der Südoſtküſte von Afrika, für die Perlenfiſcherei in der Südſee, für den Bergwerksbau in Südamerika und Mexiko, für die Conſtruktion von Eiſenbahnen in Hindoſtan, für die Fabrikation von Zündhölzchen, für das Waſchen der Wäſche, für die Pflege der Kranken und die Begrabung der Todten. In den Monaten Oktober, November, December des Jahres 1836 kamen in Mancheſter und Liverpool allein 104 Joint stock companies (Geſellſchaften mit vereinigtem Fond) zu Stande, deren Geſammtkapital ſich auf 37,987,500 Pfd. Strl. belief, oder beinahe das Dreifache des Kapitals der Bank von England, und in Amerika beträgt das Kapital der Geſellſchaften mit vereinigtem Fond zur Conſtruktion von Eiſenbahnen allein mehr als 500 Mill. Thaler oder ungefähr das Vierzehnfache alles cirkulirenden Geldes in der Union! Nach Angabe des Hrn. Poulett Thompſon, * welcher ein Regiſter aller vorgeſchlagenen Joint stock companies hielt, belief ſich ihre Zahl auf mehr als 300, und würde ein Kapital von 200 Mill. Pfd. Strl. (ungefähr zwanzigmal das Kapital der Bank von England) erforderlich ſeyn, dieſelben in Gang zu ſetzen! Die bei weitem größere Zahl derſelben iſt daher nichts anderes, als ein Mittel, Kredit und Spekulation zu unterhalten, denn nur Wenige nehmen an dieſen Unternehmungen ernſthaften Antheil in der Abſicht, ihre Kapitalien auf dieſe Art anzulegen; die meiſten Aktionärs kaufen ſich bloß ein, um die Aktien ſpäter wieder zu einem höheren Preis loszuſchlagen; nicht ſelten variiren ſie an einem Tage von 10 bis 20, auch 30 und 50 Proc. ihres Werthes, und es iſt dies eine Art Hazardſpiel, gegen welches ſelbſt das mit Staatspapieren als kleinlich erſcheint.

* Siehe ſeine Rede im Haus der Gemeinen in der Diskuſſion des Budgets.

Da nun der grosse gemeinschaftliche Stammast A a im Umfang 14,5 Pariser Fuss hatte, welchem der Durchmesser von $4{,}617'$ entspricht und hievon für die doppelte Rindendicke, laut genommenem Mass, 26 Pariser Linien in Abgang zu nehmen sind, so hatte der Holzcylinder dieses Hauptastes $4{,}437' = 638{,}928$ Pariser Linien im Durchmesser. Rechnen wir nun für die ersten 230 Jahre eine Dicke von $230 \times 1{,}21''' = 278.300'''$ ab, so habe ich zur Bestimmung des Alters dieses Hauptastes, für die beiden Gränzwerthe, innerhalb welcher der Alterszuwachs des Hauptastes, um welchen letzterer älter sein muss als der 230 Jahre nächstobere Ast, die beiden Gleichungen

$$1{,}56\ x' = 638{,}928 - 278{,}300$$
$$1{,}62\ x'' = 638{,}928 - 278{,}300$$

wobei x' und x'' diese beiden Alterszuwachse selbst bedeuten, Hieraus ergibt sich $x' = 231$

$x' = 216$

d. h. dieser Hauptast ist jünger als $230 + 231$ und älter als $230 + 216$ Jahre. Das arithmetische Mittel aus beiden Werthen gezogen ergibt als das wahrscheinlichste Alter desselben 453 Jahre und es ist für die ersten 453 Jahre ein jährlicher Holzzuwachs von $\frac{638{,}928}{453}''' = 1{,}41$ Pariser Linien anzunehmen.

Was endlich das Alter des Stammes selbst anbelangt, welcher, wie schon bemerkt einen unregelmässig prismatischen Querschnitt hat, so wurde zunächst der Flächengehalt dieses Querschnitts möglichst genau in folgender Weise ermittelt.

Der Umfang des Stammes in 4' Höhe hat mit Ueberspringung der nach einwärts gehenden konvexen Krümmungen 24' 10" P. M. Wird dieses Mass als die Peripherie eines Kreises angesehen, so entspricht derselben eine Kreisfläche von 49,069 Quadratfuss. Von dieser Fläche müssen nun, als nicht mit Holzmasse ausgefüllt, die von einwärts gehenden Krümmungen begränzten Ausbuchtungen, welche beim Messen von dem hiezu benützten Bande übersprungen wurden, abgezogen worden. Dieselben reducirten sich vornehmlich auf zwei

Buchten, von welchen die grössere gegen Süden gekehrt, die andere an der östlichen Seite des Stammes sich befindet, diese Buchten als Dreieckflächen unter Zugrundlegung der unmittelbaren Masse der Dreieckseiten berechnet, ergaben einen Flächengehalt für das

△ a nach Süden gekehrt von 6,58
△ b „ Osten „ „ 1,67
8,25 □′.

Wird dieser Flächengehalt von obigem abgezogen: 49,069 so bleibt ein Flächengehalt von $\frac{8,250}{40,819}$ Quadratfuss für die Kreisfläche des Querschnitts der Linde übrig. Dieser Kreisfläche entspricht nun ein Durchmesser von 7,209 Pariserfuss und werden hievon für die Rindensubstanz 26‴ = 0,180′ abgezogen, laut genommenem Mass, so bleibt für den Holzcylinder ein Durchmesser von 7,028′ = 1012,132 Pariser Linien. Von diesen gehen nun für die ersten 453 Jahre ab: 638,928‴, bleiben also noch für den Alterszuwachs des Stammes 373,204‴. Da nun nach unmittelbarer Messung die letzten 20 Jahrringe des 453 Jahre alten Stammastes, 26‴ Dicke, an der Südseite gemessen, folglich mit dem Antheil der Nordseite von $\frac{10}{23}$ 26‴ = 11,30‴, einen Dickedurchmesser von 37,30‴ haben, so beträgt der jährliche Holzzuwachs $\frac{37,30}{20}$ = 1,86 Pariser Linien. Wird dieser jährliche Zuwachs der Altersberechnung des Stammes zu Grund gelegt, so bekommen wir für den Alterszuwachs des Stammes gegenüber dem Hauptaste $\frac{373,204}{1,86}$ = 200 Jahre.

Der andere Gränzwerth dagegen ergibt, wenn die Dicke der Jahresringe der letzten 54 Jahre des Stammes selbst zu Grund gelegt werden, welche auf der Südseite 86‴ in der Dicke messen, wozu noch 37‴ für die Nordseite addirt werden müssen, einen jährlichen Holzzuwachs von $\frac{123}{54}$ = 2,10 Pariser Linien.

Wird nun letztere zu Grund gelegt für den Alterszuwachs des Stammes, so wäre derselbe nur $\frac{373,204}{2,10} = 177$ Jahre. Diesem nach muss für den Stamm dieser Linde in 4' Höhe ein Alter von weniger als 453 + 200 und mehr als 453 + 177, also als wahrscheinlichstes Alter 641 Jahre angenommen werden. Rechnet man endlich hiezu das dem Längewachsthum von 4' entsprechende Alter und nimmt gegründet auf 25 unmittelbare Messungen von Jahrestrieben auf jedes Jahr in der frühesten Jugendperiode des Baumes ein durchschnittliches Längewachsthum von 31,95 Pariser Linien, so sind für obige 4' = 576''' noch 18 weitere Jahre dem obigen Alter des Stammes hinzuzurechnen und im Jahr 1859 wäre diese Linde 659 Jahr alt. Dasjenige Lindennüsschen, dem unser kolossaler Baum seine Entstehung zu verdanken hat, müsste demnach im Jahr 1200 nach Ch. G. gekeimt haben.

Betrachten wir das Wachsthum des Dickedurchmessers dieser Linde für sich, so gibt nachfolgende Tabelle, welche Messungen aus den verschiedensten Altersperioden enthält, nähere Einsicht hierüber:

Alter des Querschnitts in Jahren.	Umfang des Querschnitts in Millimeter.	Durchmesser des Querschnitts in Millimeter.	Durchmesser nach Abzug der Rindensubstanz in Millimeter.
1	7,06	2,25	2,00
2	10,09	3,50	3,00
3	15,29	4,87	3,25
4	18,84	6,00	4,00
5	25,12	8,00	5,00
6	27,73	8,87	6,00
7	35,32	11,25	8,00
8	42,39	13,50	10,00
9	50,24	16,00	12,50
10	60,44	19,25	16,12
11	70,65	22,50	18,00
12	79,38	24,50	20,37
13	88,70	28,25	24,00
14	99,69	31,75	26,00
15	141,30	45,00	35,00
20	157,00	50,00	44,00
30	190	60,50	50
35	240	76,43	66
40	265	84,39	72
50	335	106,68	92
65	440	140,12	126
75	475	151,12	133
90	797	253,82	231
184	1674	532,00	506
230	2011	640,00	600
453	4698	1496,00	1436
659	4790	2560	2500

Zu dieser Tabelle bleibt zu bemerken, dass sämmtliche Zahlenwerthe, welche noch Decimalen enthalten, entweder Durchschnittswerthe von mehreren unmittelbaren Messungen oder aus

dem Umfang berechnete Durchmessermasse sind. So wurden z. B. von jeder der 10 ersten Altersklassen eine Anzahl Zweige genommen, deren Querschnitte gemessen und von diesen Massen das arithmetische Mittel genommen. Nehmen wir den ganzen Dickedurchmesser = 100, so erreichte diese Linde

	im	1. Jahrzehnt	0,81	Procent, es wuchs also bis
zu Ende	des	2.	"	1,08	"
"		3.	"	2,10	"
"		4.	"	2,88	"
"		5.	"	3,68	"
"		6.	"	4,80	"
"		7.	"	5,16	"
"		8.	"	6,75	"
"		9.	"	9,11	"
"		10.	"	10,12	"
"		20.	"	21,53	"
"		30.	"	34,90	"
"		40.	"	49,60	"
"		50.	"	78,20	"
"		60.	"	91,96	"
"		65.	"	100,00	"

des Gesammtdickedurchmessers. Die umstehende Tabelle I. veranschaulicht mittelst einer Kurve diese Wachsthumsverhältnisse. Zu Ordinaten der Kurve sind gewählt die einander gleichen Zeiträume, je 10 Jahrzehnte umfassend bis zum 6. Jahrhundert, zu Abscissen die in gleichen Zeiträumen beobachteten Zunahmen des Dickedurchmessers. Die Zahlenwerthe der Abscissen sind, so weit sie nicht auf unmittelbaren Messungen beruhen, durch Interpolation aus vornstehender Tabelle für die betreffenden Zeitmomente berechnet. Bei näherer Betrachtung erkennen wir sogleich bis zum 5. Jahrhundert eine stetige Zunahme im Wachsthum des Dickedurchmessers, und zwar erreicht dasselbe gerade innerhalb des 5. Jahrhunderts sein Maximum. Im 6. Jahrhundert geht dasselbe auf einmal zurück und noch mehr scheint dieses im 7. Jahrhundert der Fall zu sein und werden zu wollen. Ich glaube diese Erscheinung einzig auf Kosten der individuellen

Erlebnisse dieses Baumes schreiben und weder der Lindenspecies noch den ausdauernden baumartigen Pflanzen eigenthümlich ansehen zu müssen. Wie man es dem Baume ansieht, hat er in

Tab. I. Kurve des Durchmesserwachsthums der grossen Linde in Leutkirch.

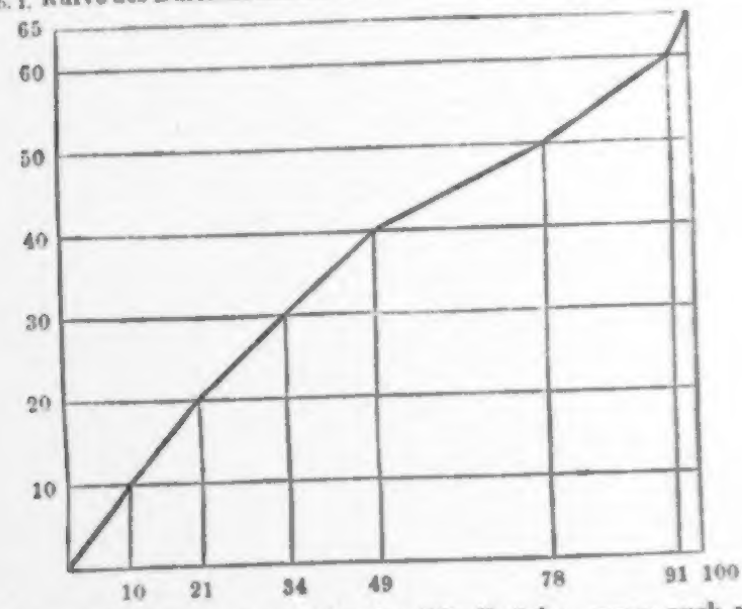

früheren Jahrhunderten zahlreiche Windbrüche, wenn auch noch keinen wie den jüngsten erlebt. Es kann nicht fehlen, dass solche Verluste, die sich durch Adventivtriebe nur immer sehr allmählig ersetzen, im Durchmesser der Jahresringe des Stammes sich bemerklich machen müssen. Es scheint, dass dieser Baum im 5. Jahrhundert seines Lebensalters seine beste Zeit verlebt habe, von da an aber in Folge der grossen Fläche und des damit zusammenhängenden grossen Gewichts seines Astwerks von den Stürmen viel gelitten habe. Für etwas anderes als eine Wirkung rein physikalischer Momente, glaube ich, ist diese Erscheinung wohl nicht zu halten, namentlich nicht für eine diesem Individuum oder dieser Species etwa zukommende organische Altersschwäche.

Da es bei Würdigung der Wachsthumsverhältnisse eines Baumes mehr Einsicht gewährt, wenn die quadratischen Inhalte

der Querschnitte mit einander verglichen werden können, so fern von der Grösse dieser Fläche ein leichterer Schluss auf das Endresultat des gesammten Wachsthums, auf die Massenproduction der Holzzellen machen lässt, als von den Zahlenwerthen des Dickedurchmessers, so habe ich die den obigen Durchmessern entsprechenden Flächengehalte zur Construction einer zweiten Kurve benützt und solche in Tabelle II. wieder gegeben.

Tab. II. Kurve des Flächenzuwachses der Querschnitte der grossen Linde in Leutkirch.

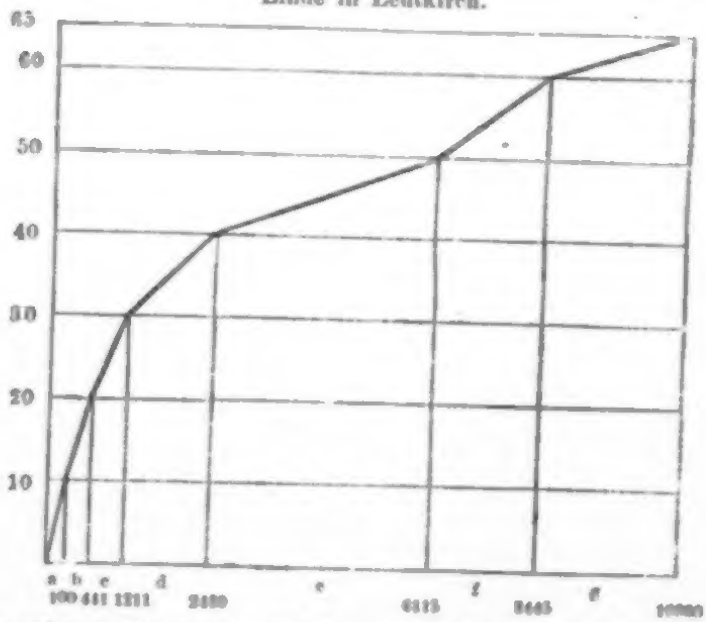

Wir sehen, wie wenig in den ersten 2 Jahrhunderten Holzfläche anwächst gegenüber den später folgenden trotz des verhältnissmässig viel grösseren Wachsthums des Durchmessers in den früheren Perioden. Die Rechtecke Tab. II. a bis g sind Masse für die verschiedenen Wachsthumsverhältnisse, wie solche in gleichen Zeiträumen vom 1. bis 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts stattgefunden haben.

Veranlasst durch vorliegendes Referat über unsere grosse Linde habe ich die Gelegenheit, welche der hiesige Ort bietet, benützt und von den vielen Linden, welche eine Zierde der

nächsten Umgebung hiesiger Stadt sind, einige ältere Stämme ebenfalls gemessen. Eine zweite, der Form nach regelmässigere und darum noch schönere Linde als die vorhergehende, ist die Linde auf dem unmittelbar vor der Stadt, von letzterer westlich gelegenen Zimmerplatz.

Diese Linde, ebenfalls eine *Tilia grandifolia* Ehrh., steht unmittelbar am Ufer der an Leutkirch vorüberfliessenden Eschach und senkt ihre Wurzeln zweifelsohne auch unter das Bett des Baches. Dieselbe hat in Brusthöhe 12′ 6″ P. M. Umfang und dabei eine Höhe von 66′ 2″ 6‴ W. M. = 58,80′ P. M. Dieser Baum hat somit in Brusthöhe einen Durchmesser von 4,01′ P. M. Ausgehend von meinen Beobachtungen an den Jahresringen und der Rindendicke der grossen Linde entspricht einem Durchmesser von 4,01′ = 577,11‴, von welchem für die doppelte Rindensubstanz etwa 26‴ abzuziehen sind, also noch 531 Par. Linien für den Holzcylinder bleiben, ein geringerer jährlicher Durchmesserzuwachs als 1,11‴ und ein grösserer als 1,21‴. Durch Interpolation findet sich als wahrscheinlichster Werth für obigen Durchmesser ein jährlicher mittlerer Zuwachs von 1,37‴ und damit wäre dieser Stamm in 4′ Höhe $\frac{531}{1,37}$ = 387 Jahre alt, wozu noch für die ersten 4′ Längewachsthum nach angestellten Beobachtungen 18 Jahre hinzu zu rechnen sind, diese Linde also im Jahr 1860 wahrscheinlicher Weise ein Alter von 405 Jahren haben würde.

Eine 3. Linde an der Eschach aufwärts der vorigen und unmittelbar vor dem Narenbacher Thor stehend, unterscheidet sich durch ihren weit schlankeren Wuchs von den beiden vorangehenden Bäumen beim ersten Blick. Der Baum gehört der glatt- und kleinblättrigen Art der *Tilia parvifolia* an und hat, bei 99′ 1″ 4‴ W. M. = 87,98′ P. M. Höhe in Brusthöhe gemessen, einen Umfang von 10,6″ P. M., also einen Durchmesser von 3,211′ = 481‴ P. M. Der durch Interpolation aus den erfahrungsmässig an der grossen Linde in Ermanglung anderer Anhaltspunkte ermittelten Werthen berechnete mittlere jährliche Zuwachs für obigen Durchmesser ist 1,22‴. Zieht man

für die Rindendicke 20‴ ab, so bleiben noch 461‴ für den Holzcylinder und obige Linde ist im Jahr 1860 mit Hinzurechnung von 18 Jahren für die ersten 4′ Längenwachsthum

$$\frac{461}{1{,}33} + 18 = 364 \text{ Jahre alt.}$$

Eine 4. Linde endlich, die nächste von der vorigen aufwärts an den Ufern der Eschach, von voriger etwa 30—40′ entfernt, eine grossblätterige Linde, welche aber im Wuchs die grösste Aehnlichkeit mit der vorigen hat, erreicht eine Höhe von 85′ 7″ 5‴ W. M = 76,10′ P. M. bei einem Umfang von 9′ 8″ 6‴ P. M., also einem Durchmesser von 3,09′ P. M. Der für diesen entsprechende Interpolationswerth des mittleren jährlichen Zuwachses ist 1,30‴ P. M. und die Linde ist daher mit Herbeiziehung von 18 Jahren für die ersten 4′ Längewachsthum und nach Abrechnung von 18‴ Rindendicke

$$\frac{444{,}86 - 18}{1{,}33} + 18 = 346 \text{ Jahre alt.}$$

Ich lasse nun die mir aus der Literatur bekannten Erhebungen über das Wachsthum alter Linder folgen, wobei nur zu bedauern ist, dass zum Zwecke der gegenseitigen Vergleichung so wenige und meist ganz unvollständige Angaben über das wahrscheinliche Alter und das damit zusammenhängende Wachsthum des Dickedurchmessers sehr alter Linden ausfindig zu machen sind. Decandolle gibt zwar in seiner Physiologie végétale die Masse von sehr alten Linden an, allein nur von einer derselben stand ihm ein bestimmtes Alter nebst der Angabe des Dickedurchmessers zu Gebot. Dieses eine Beispiel bezieht sich auf eine Linde bei der Stadt Freiburg in der Schweiz. Diese Linde wurde zum Andenken an die Schlacht von Murten im Jahr 1476 gesetzt.* Sie hatte im Jahre 1831 einen Um-

* Ganz genau ist auch diese Altersangabe nicht, denn das Alter, welches die Linde, da sie gesetzt wurde, hatte, ist hier ausser Acht gelassen, rechnen wir hier 18 Jahre, was wohl nicht zu viel sein wird, so wäre der Stamm im Jahr 1831 373 Jahre alt gewesen und der durchschnittliche jährliche Zuwachs des Dickedurchmessers wäre nur 1,09‴ P. M.

fang von 13′ 9″ P. M. daher einen Durchmesser von 630 Pariser Linien, nahm also in 355 Jahren durchschnittlich alljährlich um 1,77‴ im Dickedurchmesser zu. Decandolle meinte, man könne gestützt auf dieses Beispiel ohne grossen Irrthum im Durchschnitt 2‴ bei sehr alten Linden als jährliches Dickewachsthum annehmen, um so mehr als obige Linde einerseits in einem etwas mageren Boden gestanden und auch an ihrem Wipfel bereits etwas gekränkelt habe. Diese Annahme ist in Bezug auf unsere grosse Linde entschieden falsch, indem nur die jüngsten 54 Jahresringe des Stammes ein durchschnittliches Wachsthum von 2,10 Linien ergeben, alle übrigen Perioden weniger, ich möchte es auch in dem grösseren Theil der Fälle in unserem Klima für zu hoch gegriffen halten. Die grosse Linde in Leutkirch erreichte in 659 Jahren einen Durchmesser von 7,209′ = 1038‴ P. M., der Durchmesser wuchs daher jährlich um 1,597 oder nahezu 1,8 Pariser Linien.

Die berühmte Linde bei Neustadt, welche in neuerer Zeit mehr einer Ruine gleicht, mass nach John Evelyn im Jahr 1664 37′ und vier Finger breit nach württembergischem Mass, im Jahr 1831 von Jules Trembley bei 5 bis 6′ gemessen hatte der Baum 37′ 6″ 3‴ des gleichen Masses, hatte somit in 167 Jahren um sehr wenig zugenommen. Legt man den jährlichen Zuwachs für die Freiburger Linde zu Grund, so wäre diese Linde im Jahr 1831 863 * Jahre alt gewesen.

Eine weitere sehr grosse Linde steht nach Decandolle bei dem Dorfe Villars en Moing in der französischen Schweiz. Dieselbe hatte nach Circourt im Jahr 1831 in 4 Fuss Höhe 36 Pariser Fuss Umfang und dabei eine absolute Höhe von 70′. Diese Linde soll der Volkssage nach schon im Jahr 1476 wegen

---

* Die Rechnung in Decandolles Physiologie végètale Uebersetzung von Roeper p. 825 ist falsch. Denn obiges Mass von 33,386′ = 4809,114‴ P. M. für den Umfang gibt 1529‴ für den Durchmesser und dieses durch 1,77 dividirt führt auf 863 und nicht 1147 Jahre für das Alter der Linde bei Neustadt, was auch ganz gut mit den geschichtlichen Urkunden zusammenstimmt, wonach man die Linde auf etwa 800 Jahre schätzt.

Wir wollen jetzt einen Blick auf Amerika werfen, um zu ſehen, welchen Gang das Papier- und Kreditweſen bei dem gänzlichen Mangel einſchränkender Geſetze dort genommen hat. — Die erſte Bank in der Union, die Bank von Nordamerika (The bank of North-America) kam im Jahr 1781 zu Stande. Ihr Kapital belief ſich auf 400,000 Dollars und ihre Organiſation war ganz der Bank von England analog. Kaum war dieſe Bank geſchaffen, ſo etablirten ſich ähnliche Inſtitute in den einzelnen Staaten und zuletzt, wie in England, Banken mit vereinigten Fonds, wobei aber die Theilhaber nur bis zum Betrag ihrer Aktien (alſo nicht für alle von der Bank eingegangenen Verbindlichkeiten in solidum) verantwortlich waren. Dieſe Unverantwortlichkeit der Theilhaber gab natürlich dem Bankgeſchäfte ſelbſt eine ungeheure Ausdehnung. Man riskirte bei Bankgeſchäften weniger als bei gewöhnlichen Handelsſpekulationen, wo die Theilhaber mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich ſind, und beſaß überdies das Privilegium, Noten auf Sicht geſtellt ausgeben zu dürfen, die, da bei dem Steigen der Preiſe das cirkulirende Silber und Gold den Bedürfniſſen des Handels nicht mehr genügte, ungeachtet kein Geſetz ſie zu geſetzlichen Zahlungsmitteln ſtempelte, bald allgemein als baares Geld angenommen wurden, und die Münze nach und nach gänzlich verdrängten. Wer die Verhandlungen der geſetzgebenden Verſammlungen der verſchiedenen Staaten ſeit jener Zeit durchgeht, wird finden, daß ihre ganze legislative Thätigkeit beinahe auf nichts anders gerichtet war, als auf neue Freibriefe für Banken und bankähnliche Körperſchaften. Die Bank von Nordamerika mit ihrem Kapital von weniger als einer halben Million Thaler war bald für die Bedürfniſſe des Handels und der Finanzen nicht mehr zureichend, und man glaubte endlich die Nothwendigkeit einzuſehen, ein großes Centralinſtitut zu errichten, welches der Regierung als Fiskalagent dienen, zugleich aber die Papierausgabe der kleineren Banken innerhalb gewiſſer Gränzen zu erhalten verpflichtet ſeyn ſollte. Ob die Errichtung eines ſolchen Inſtituts durch die Conſtitution erlaubt, oder ob der Kongreß dabei ſeine ihm durch die Verfaſſung angewieſene Gränzen überſchritten hat, wollen wir, da doch dieſe Frage in Deutſchland ſo vielfältig in Anregung gebracht worden iſt, ſpäter unterſuchen. Hier führen wir vor der Hand nur die Fakta auf, um unſeren Leſern den Gang zu bezeichnen,

ihre Dicke berühmt gewesen und damals von den Gerbern, der Rinde wegen, verstümmelt worden sein, nachher aber wieder ausgeschlagen und 2 dicke Aeste getrieben haben. Diese Linde hatte nach obigem Umfang 1650‴ Durchmesser und wäre bei 1,77‴ mittlerem jährlichen Zuwachs des Durchmessers 932 * Jahre alt gewesen. Es ist indessen in diesem ganz abnormen Falle, wo die Linde in hohem Alter auf einmal ihrer ganzen Krone beraubt wurde und erst wieder durch Adventivtriebe zu einem Laubdach kommen musste, der mittlere Zuwachs von 1,77‴ voraussichtlich viel zu hoch. Es musste Jahrhunderte anstehen und vielleicht zur Stunde ist der Punkt noch nicht erreicht, wo der jährliche der jeweiligen Blätterkrone entsprechende Holzring wieder diejenige Dicke erreicht hat, mit der er unmittelbar vor der Verstümmelung sich in den nächst vorhergehenden Jahren um die Peripherie des Stammes gelegt haben wird. Angenommen der jährliche mittlere Zuwachs des Durchmessers sei für die damalige Lebensperiode des Baumes richtig gewesen (um das Jahr 1476), so kann der gleiche Werth für das Jahr 1831 nimmer richtig sein, sofern vom Jahr 1476 bis 1831 sämmtliche jährlichen Ausfälle für den Dickedurchmesser der Jahrringe auf Kosten des mittleren jährlichen Zuwachses gehen. Es ist in der That anzunehmen, dass jener Baum in Wirklichkeit viel älter sein wird. Ausser diesen Beispielen alter Linden hat Decandolle noch einer Linde bei Norwich erwähnt, welche nach John Evelyn im Jahr 1664, bei 6′ über dem Boden gemessen, 8½ Yard und eine absolute Höhe von 30 Yard (à 405,34‴ P. M.) Obiger Umfang führt für das Jahr 1664 auf ein Alter von 619 Jahre bei 1,77‴ und 548 bei 2‴ ** Zuwachs.

Die grösste und wohl damit älteste Linde, befände sich, falls sie jetzt noch stehen sollte, bei dem Schloss Chaillé in der Nähe von Melles. Im Jahr 1804 hatte dieselbe nach der Statistique du département

---

* Die Rechnung bei Decandolle ist auch in diesem Falle falsch: 36′ Umfang geben 1650‴ und nicht 1630‴ Durchmesser und diese durch 1,77‴ dividirt 932 und nicht 1230 Jahre.

** Nicht 530 Jahre wie bei Decandolle angegeben ist.

des Deux-Sèvres einen Umfang von 15 Metres (à 443,28‴ P. M.) oder 6649‴ d. h. einen Durchmesser von 2117‴ und hatte daher bei 1,77 Zuwachs ein Alter von 1196, bei 2‴ Zuwachs von 1058 (nicht 1076 wie bei Decandolle angegeben ist) Jahren.

Nachdem das Manuscript längst der Redaction eingeschickt, kam dem Verfasser durch zufällige Lektüre eines illustrirten Familienjournals Kunde von einer weiteren sozusagen historischen Linde, nämlich derjenigen, welche im Hofe der Kaiserburg zu Nürnberg steht, zu. Durch die gütige Vermittlung des germanischen Museums ist es sodann demselben gelungen, in Erfahrung zu bringen und hier weiter einzuschalten: dass besagte Linde oberhalb der den Fuss der Linde umgebenden steinernen Brüstung, also in etwa 4′, dermalen im Jahr 1860 einen Umfang von 17′ und 2½″ bayrisches Mass habe und dass der hohle Stamm etwa 70 Fuss hoch ist. „Im Jahr 1808 oder 1818 soll der Stamm viel höher gewesen sein und die Aeste weit über die Gebäude des Burghofs hinausgelangt haben; der Baum wurde aber durch einen Sturm seiner Krone beraubt. Die neugetriebenen Aeste mögen gegenwärtig etwa die Höhe des Stammes haben.“

Von dieser Linde, genannt „die Kunigundenlinde“, geht nun die Sage: Als Kaiser Heinrich III. einsmals von seiner Residenz der Burg zu Nürnberg zur Jagd ausgeritten und mit seinem Gefolge ungewöhnlich lange nicht zurückgekehrt sei, habe seine Gemahlin, die Kaiserin Kunigunde, in der dortigen Schlosskapelle in inbrünstigem Gebete sich zu der Gottesmutter gewendet und um glückliche Rückkehr ihres Gemahls geflehet. Ihr Gebet sei alsbald erhört worden und nach der Zurückkunft ihres Gemahls habe sie von ihm erfahren, dass er zu gleicher Zeit in grösster Lebensgefahr geschwebt. Beim Verfolgen eines Hirsches sei sein Pferd mit ihm an den Rand einer Waldesschlucht gekommen, in welche vor ihm bereits Einige seines Gefolges gestürzt seien und dort ihr Leben verloren hätten, da sei mit einem Mal sein Pferd an einer von einem früheren Waldbrand geschwärzten Linde scheu geworden und nicht mehr über jene Stelle, welche hart an den verhängnissvollen Abgrund gränzte, hinauszubringen gewesen und auf

diese Weise sei er dem grässlichen Tode, dem einige seiner Jagdgefährten erlegen, entgangen. Zum Andenken an diese wunderbare Rettung soll hierauf die Kaiserin Kunigunde eigenhändig einen Zweig von jener Waldlinde an die gleiche Stelle gesetzt und solchen eigenhändig sorgsam gepflegt haben, wo jetzt die grosse Linde im Burghof zu Nürnberg steht.

Diese Sage als auf einer historischen Thatsache beruhend vorausgesetzt, müsste diese Linde bis in das 11. Jahrhundert zurück gehen (Heinrich III. war Kaiser von 1039—1056 nach Ch. G.) und nicht weniger als 800 Jahre alt sein. Hiefür spricht übrigens der Dickedurchmesser des Stammes keineswegs. Es sind nemlich 17′ und 2,5″ b. M. Umfang = 2478‴ b. M. und diese sind gleich 2226,4 P. M. Diesem Umfang entspricht ein Durchmesser von 708,8 P. L. Von diesem Durchmesser geht ab für die Rinde ca. 26‴ P. L., damit bleiben für den Holzcylinder ein Durchmesser von 682 P. L. Nehmen wir nun ein ähnliches Wachsthum an, wie bei der grossen Linde dahier, so sind für die ersten 453 Jahre 638 P. L. abzurechnen, bleiben somit noch 682 — 638 = 44 P. L. übrig, welche, als mittlerer Durchmesserzuwachs 1,88 P. L. für diese Altersperiode angenommen, weiteren 23 Jahren entsprechen würden. Will man die für die ersten 4 Fuss Höhe noch weitere 18—20 Jahre hinzurechnen, so würde diese Linde 453 + 23 + 20 = 496 oder in runder Zahl etwa 500 Jahre alt sein. Die Bemerkung, welche mir in der freundlichen Zuschrift von Seite des germanischen Museums beziehungsweise dessen Herrn Direktors Freiherrn von Aufsess gemacht worden ist, dass der Kunigundenlinde nur eine geringe Humusschichte zur Unterlage diene und die Wurzeln sehr bald auf Keupersandsteine stossen, muss ich als diese Verhältnisse ausgleichend hier beisetzen, dass auch der hiesigen Linde in geringer Tiefe schon nur das magere Kalkgerölle unseres Molasseschuttlandes zur befestigenden Grundlage dient. Nach all diesem ist kaum anzunehmen, dass diese Burghoflinde einem Zweige ihren Ursprung verdanke, welcher schon im 11. Jahrhundert Knospen getrieben hat. Es ist nicht unmöglich, dass die ursprüngliche aus unbekannter Ursache zu

Grund gegangene Linde vor etwa 500 Jahren durch eine zweite Linde ersetzt worden ist oder letztere dem Wurzelausschlag der ersten ihr Dasein verdankt.

Durch die nämliche Quelle ist mir ausser der vorigen Linde noch Kunde von 2 weiteren alten Linden zugekommen. In dem V. Band 1. Heft des Archivs für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken pag. 45, herausgegeben v. E. C. v. Hagen 1851 ist der alten Linde zu Donndorf bei Bayreuth erwähnt. Auf der Strasse von Bayreuth nach dem reizenden Parke Fantasie stand vor dem Dorfe Donndorf eine uralte Linde, die von jeher wegen ihrer Grösse und ihres hohen Alters die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Alterthumskundigen auf sich gezogen hat. Dieselbe ist schon in einer Urkunde vom Jahr 1369 und in alten Akten des Rittergutes Donndorf vom Jahr 1450 als eine sehr alte Linde genannt. Leonhardi in seiner Geographie der fränkischen Fürstenthümer sagt, dass im Jahr 1390 diese Linde 24 Ellen hatte. In dem oben citirten Aufsatze pag. 46 wird der Umfang dieser Linde zu 48 Fuss (wahrscheinlich bayrisches Mass) und die Höhe zu 90 Fuss angegeben.

Diese Linde hat den letzten ihrer Hauptäste am 10. Juli 1849 eingebüsst und es wäre demnach nur noch der hohle Stamm als Ruine übrig. In dem erwähnten Aufsatze ist durch Beilage wahrscheinlich gemacht, dass diese Linde die letzte Spur des germanischen Urwaldes jener Gegend und in heidnischen Zeiten eine heilige Linde gewesen und dass unter ihrem Schatten das Gaugericht gehalten worden sei.

Legen wir obige 48′ B. M. zu Grund, so entsprechen dieselben $43{,}_{129}$′ P. M. Umfang. Aus diesem Umfang würde ein Durchmesser von $13{,}_{73}$′ oder $1977{,}_{12}$‴ P. M. folgen. Nach dem jährlichen Durchmesserzuwachs von $1{,}_{6}$‴ P. M. berechnet (Rindensubstanz hier ausser Acht gelassen), müsste diese Linde etwa 1235 Jahr alt sein, also bis in das Jahr 600 nach Ch. G. zurückgehen, würde mithin nahezu ein Zeitgenosse der Linde von Chaillé sein.

In dem III. Bande 2. Heft des Archivs d. histor. Vereins

für den Untermainkreis pag. 154 endlich ist der zwei Stiftslinden zu Aschaffenburg gedacht. Dieselben wurden im Jahre 1574 gepflanzt, wie eine im Kreuzgange in einem Bogen befindliche Aufschrift zeige. Von diesen steht dermalen nur noch eine, die erste riss am 1. Juli 1011 Abends 8 Uhr ein Sturmwind um. Leider sind an der genannten Stelle keine Masse angegeben.

Ebenso wird der im Jahre 1459 gepflanzten Linden auf der sogenannten Alleenwiese des Nürnberger Burgbergs in oben erwähnter verehrlicher Zuschrift des germanischen Museums erwähnt, aber nur keine Masse mitgetheilt. Diesen ist gerade bei diesen Linden, deren Alter man bestimmt weiss, um so mehr zu bedauern, als gerade sie ganz besonders geeignet wären, über die Wachsthumsverhältnisse solcher alten Linden Aufschluss zu geben.

Stellen wir sämmtliche 11 vorher erwähnte Linden zusammen, so folgen dieselben sich folgendermassen aufeinander und haben im Jahr 1860 mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit das nebenstehende Alter:

Linde	I	bei Leutkirch	mit	346 Jahren
„	II	„ „	„	364 „
„		„ Freiburg in der Schweiz	„	384 „
„	III	„ Leutkirch	„	405 „
„		„ im Burghof zu Nürnberg	„	500 „
„	IV	„ „ (grosse Linde)	„	660 „
„		„ Norwich	„	815 „
„		„ Neustadt	„	892 „
„		„ Villars en Moing	„	961 „
„		„ Donndorf	„	1235 „
„		„ Chaillé	„	1252 „

Es ist bekannt, dass der Dickedurchmesser gleich alter Bäume von ein und der nämlichen Species je nach Standort und Klima sogar beträchtlich verschieden sein kann. Das was an einzelnen Individuen (wenn man je einen Baum ein einzelnes Individuum nennen könnte) alltägliche Erfahrung ist, das habe ich an verschiedenen Aesten ein und des nämlichen Stammes

nämlich unserer grossen Linde beobachtet. Es hatte der Holzcylinder eines 35jährigen Astes 240, der eines anderen Astes nur 177 Millimeter Umfang. Ein 40jähriger Ast hatte 248, ein andrer 265 Millimeter. Ein 50jähriger Ast zählte 335 und ein nur 2 Jahre älterer Ast 412 Millimeter. Bei dem ungeheuren Umfang, welchen die Aeste und Zweige eines solchen Baumkolosses einnehmen, kann diese Erscheinung nicht frappiren, denn die verschiedenen Aeste dieses Stammes sind den einzelnen Baumstämmen ein und des gleichen Waldes zu vergleichen, von denen jeder eine nach Licht, Feuchtigkeit und Standort verschiedene Quantität Holzmasse in seinen Jahresringen absetzt.

Ist nun schon der Dickedurchmesser eines Baumes ein keineswegs ganz zuverlässiger Anhaltspunkt für die Bestimmung des Alters eines Baumes, so sind die Verhältnisse des Längewachsthums, wie sich dieses an unserer Linde bekundete, noch viel mehr verschieden und für sich allein zu obigem Zwecke unbrauchbar. Ich will hier nur die Endergebnisse meiner vielen an Zweigen und Aesten der vom Sturm betroffenen grossen Linde vorgenommenen Messungen hersetzen. Der mittlere Durchschnitt der Länge eines

1	Jahr	alten	Triebes	misst	27,70	Par.	Linien,
2	„	„	„	„	34,40	„	„
3	„	„	„	„	25,12	„	„
4	„	„	„	„	52,50	„	„
5	„	„	„	„	48,85	„	„
6	„	„	„	„	48,00	„	„
7	„	„	„	„	39,50	„	„
8	„	„	„	„	53,66	„	„
9	„	„	„	„	48,50	„	„
10	„	„	„	„	55,00	„	„
11	„	„	„	„	42,00	„	„
12	„	„	„	„	54,00	„	„
14	„	„	„	„	58,00	„	„
15	„	„	„	„	58,00	„	„
20	„	„	„	„	66,42	„	„

Die Länge eines Astes vom

17.	Jahr	— 35.	Jahr	betrug	772‴,	kommt auf 1 Jahr	42,9‴
30.	„	— 40.	„	„	509‴,	„	50,9‴
36.	„	— 41.	„	„	936‴,	„	187,2‴
35.	„	— 40.	„	„	240‴,	„	48,6‴
40.	„	— 50.	„	„	432‴,	„	43,2‴
50.	„	— 68.	„	„	552‴,	„	30,6‴
35.	„	— 68.	„	„	1224‴,	„	37,0‴
65.	„	— 75.	„	„	420‴,	„	42,0‴
90.	„	— 93.	„	„	180‴,	„	60,0‴
108.	„	— 125.	„	„	198‴,	„	11,55‴

Aus allen diesen Messungen zusammen geht nur ein fortwährendes alljährliches Schwanken im Längewachsthum hervor. Von einem an ein bestimmtes Alter des Stammes oder Astes gebundenes Steigen oder Fallen dieser Werthe ist nicht zu denken, wenigstens liess sich solches innerhalb des 1. Jahrhunderts nicht bemerken. Es ist dieses erklärlich, wenn man ins Auge fasst, dass ein solcher Baumstamm nicht so fast ein organisches untheilbares Ganze ist, als vielmehr nur der gemeinsame Träger eines Polyorganismus, der mit jedem alljährlich wiederkehrenden Vegetationscyclus den Lebenskreis von einer Reihe der Zeit nach zusammengehöriger und den gemeinschaftlichen Ursprung aus ein und den nämlichen Embryonalzellen mit allen vorangegangenen Theilen der Organismen abschliesst. Ist dieser Lebenskreis beendet, sind die Holzzellen des Jahrestriebs gebildet, durch alle Zweige und Aeste bis zum Stamm hinab mit einander verbunden, so verhalten sich diese, zum Jahresring vereinigt, in den nachfolgenden Vegetationscyclen nicht anders wie andere für Licht, Feuchtigkeit, Wärme etc. durchdringbare physikalische Körper, von einer selbstthätigen organischen Fortentwicklung nach Beendigung des Vegetationscyclus sämmtlicher früher zusammengehöriger Organismen kann keine Rede sein. Mit diesem ist aber auch gegeben, dass das Längewachsthum wie Dickewachsthum des Baumes nicht sowohl das Endergebniss der stetigen Fortentwicklung derjenigen Embryonalzellen, welchen der Baumstamm sein Dasein verdankt, ist, als

vielmehr das Produkt der Vegetationscyclen sämmtlicher alljährlich zur Entwickelung gekommener organischen Individuen d. h. der Jahrestriebe. Es leuchtet dadurch ein, wie diese Momente nicht von dem subjectiven Alter des Baumstammes, sondern von den objectiven alljährlich wiederkehrenden und alljährlich schwankenden Einflüssen des Klimas abhängig sind. Ein feuchter und warmer Jahrgang wird das Längewachsthum der zusammengehörigen Jahrestriebe mehr begünstigen im Verhältniss zum Dickedurchmesser als ein trockener und weniger warmer; seien die zusammengehörigen Jahresringe die 10. oder 100. oder 500. von dem Jahre an gerechnet, als der Embryo des Lindennüsschens gekeimt hat und diese Jahrestriebe alle werden gegenüber den vorhergehenden und nachfolgenden länger sein und bleiben, ohne dass dieses mit dem Alter des Stammes im geringsten causalen Zusammenhang stünde. Diese Erscheinungen, welche ganz die gleichen beim Wachsthum des Dickedurchmessers sind, das auch ganz unabhängig vom Alter des Stammes ein schwankendes ist, (s. oben) macht sich nur beim Längedurchmesser in augenfälligerer Weise geltend.

Wenn nun entschieden weder der Dickedurchmesser noch das Längewachsthum des Stammes bestimmte Momente für die Schätzung des Alters irgend einer Baumspecies abgeben, so stellte ich mir die Frage, ob vielleicht nicht das Verhältniss beider zu einander einen sichereren Anhaltspunkt hiezu darbieten? Die mir zu Gebot stehenden Verhältnisse für Linden sind folgende: Der Dickedurchmesser verhält sich zur Höhe bei der grossen Linde dahier (Nr. IV.) wie $\frac{7,202}{103,5} = \frac{1}{14,3}$ bei der Linde auf dem Zimmerplatz dahier (Nr. III.) wie $\frac{4,01}{58,80} = \frac{1}{14,6}$, bei der Linde (Nr. II.) dahier wie $\frac{3,341}{87,98} = \frac{1}{26,3}$ und bei der Linde (Nr. I.) wie $\frac{3,02}{76,10} = \frac{1}{24,3}$. Bei der grossen Linde zu Norwich wäre das Verhältniss wie $\frac{8,5 : 3,14}{30} =$

$\frac{1}{12,6}$. Das Verhältniss bei der grossen Linde von Villars en Moing $\left(\frac{36:3,14}{70} = \frac{1}{6,4}\right)$ muss bei den ganz abnormen Wachsthumsverhältnissen zunächst ausser Acht gelassen werden. Andere Data sind mir zur Stunde nicht bekannt. Diese Werthe: $\frac{1}{12,6}$, $\frac{1}{14,3}$, $\frac{1}{14,6}$, $\frac{1}{24,3}$, $\frac{1}{26,3}$ belehren uns nun:

1) dass diese Verhältnisszahlen keineswegs konstante, sondern veränderliche Grössen sind. Die grossen Differenzen dieser Zahlen können unmöglich in Zufälligkeiten gesucht werden, ebenso wenig als hier von allmähligen Uebergängen gesprochen werden zu können scheint.

2) dass insbesondere unter obigen Verhältnisszahlen sich zweierlei Gruppen zusammengehöriger Werthe bei der Species der Linden bemerklich machen. Die hochstämmigen Linden zeigen annähernd das Verhältniss von $\frac{1}{25,}$ während die dickstämmigen Linden annähernd das Doppelte der vorigen Verhältnisszahl: $\frac{1}{13}$ aufweisen. Will man endlich auch noch die abnormen Wachsthumsverhältnisse der Linde von Villars en Moing in Betracht und Vergleichung ziehen, so kommen wir auf das auffallende Ergebniss, dass die letzterer Linde zukommende Verhältnisszahl gerade wieder das Doppelte, nämlich: $\frac{1}{6,4}$ von der voranstehenden Verhältnisszahl ist.

Der Verhältnisse, welche mir zu Gebot stehen, sind es, es ist wahr, allerdings nicht so viele, dass es hier schon erlaubt wäre, mit einer gewissen Bestimmtheit einen allgemeinen Schluss daraus zu ziehen; indessen wer möchte Angesichts dieser so sehr in die Augen fallenden Thatsachen nicht versucht sein, ein bestimmtes Naturgesetz hinter diesen Proportionalzahlen zu suchen? Es würde sich ein solches Gesetz der vegetabilischen (vielleicht organischen) Centralachsen etwa an das merkwürdige Gesetz der Blattstellung anreihen, vielleicht mit diesem in kau-

salem Zusammenhang stehen. Man könnte solches als ein schönes Correlat in der Welt der organischen Formen von dem für das anorganische Gebiet der Chemie längst entdeckten Gesetz der Mischungsgewichte ansehen.

Möchten weitere Forschungen diesem höchst interessanten Thema sich zuwenden, ich kehre an diesem Ort wieder zu der Beantwortung der mir oben aufgeworfenen Frage zurück und finde solche darin:

1) Zur Ausmittelung des Alters eines Baumstammes, in specie hier der Linde, bietet das eben berührte Achsenverhältniss des Stammes einen sichereren Anhaltspunkt dar, als die Vergleichung der Dickedurchmesser oder der Höhen für sich.

2) Gleiche Achsenverhältnisse deuten auf gleiches Wachsthum hin. Ist von zwei oder mehr Bäumen der gleichen Species das Alter des einen bekannt, so ist damit auch der Anhaltspunkt zur Ermittelung des Alters der übrigen gegeben, während weder aus der Gleichheit oder Ungleichheit der Dicke- oder Längedurchmesser auf die Gleichheit oder Ungleichheit des Alters der zugehörigen Baumstämme ein bestimmter Schluss zulässig ist. *

---

* Daraus ergibt sich dass, vorausgesetzt die Richtigkeit der Ermittelung des Alters der grossen Linde dahier, das Alter der Linde auf dem Zimmerplatz ebenfalls gleich richtig sein wird, daraus aber für das Alter der beiden andern Linden dahier, welches nach ähnlichen Wachsthumsverhältnissen geschätzt wurde, keine Gewähr zu übernehmen ist.

den das amerikaniſche Bank- und Kreditweſen, nachdem die Verantwortlichkeit der Bankintereſſenten aufgehoben wurde, genommen hat.*

Im Jahr 1791 wurde durch eine Congreßakte die erſte Nationalbank der Vereinigten Staaten in Philadelphia errichtet, und ihre Dauer bis zum 4. März 1811 feſtgeſetzt. Sie ſollte nach dem Muſter der Bank von England eine Depoſiten-, Discont- und Zettelbank ſeyn, und mit einem Kapital von 10,000,000 Thalern in 25,000 Aktien, jede zu 400 Thlr. begründet werden. Die Theilnehmer ſollten den vierten Theil ihrer Aktien in Gold oder Silber, Dreiviertheile aber in Staatsſchuldverſchreibungen entrichten. Der Staat ſelbſt unterzeichnete für 2 Millionen. So weit ſah das Unternehmen ſehr plauſibel aus; aber bei näherer Unterſuchung der diesfälligen Akten finden wir — was ſich bei den meiſten Staatsinſtituten ähnlicher Art, wenn ihre Verhandlungen öffentlich kund würden, vorfinden dürfte — daß der Staat kein Geld herzugeben und die zu ſchaffende Bank keines herzuleihen hatte. Man nahm alſo zu dem in neueſter Zeit ſehr üblich gewordenen Bank-Hocuspocus ſeine Zuflucht. Die Regierung borgte von der Bank zwei Millionen, für welche ſie 6 Procent jährliche Zinſen zu bezahlen ſich verpflichtete, und die Bank, die bei ihrer Entſtehung kein Geld hatte, ſchrieb dieſe zwei Millionen der Regierung ins Haben. Die übrigen acht Millionen wurden vom Publikum aufgebracht. Um daſſelbe anzulocken und auch Minderreiche zur Theilnahme zu bewegen, wurde feſtgeſetzt, daß das Kapital nicht auf Einmal, ſondern in vier Ratenzahlungen, jede zu 100 Thalern, eingelegt werden

* Schon vor mehreren Jahren ſagte Mac Culloch in ſeinem Dictionary practical theoretical and historical of Commerce and commercial Navigation: „Derjenige Theil des amerikaniſchen Bankſyſtems, welcher die Verantwortlichkeit der Theilhaber an einer Bank auf den Belauf ihrer Aktien einſchränkt, erſcheint uns im höchſten Grade verwerflich. Er bietet eine ſtarke Verſuchung zu Betrügereien, und wir kennen auch keinen einzigen Vortheil, welcher dagegen geltend zu machen wäre.“ Herr Mac Culloch ſprach hier in Bezug auf das Publikum, in Amerika gibt es aber jetzt beinahe eben ſo viele Bank- und Körperſchaftsintereſſenten als Arbeiter, ſo daß das Volk durch die Frage von Bank oder nicht Bank in zwei der Zahl nach beinahe ganz gleiche Theile getheilt iſt, wovon der erſte durch ſeinen Reichthum noch überdies der mächtigere ſeyn oder werden muß.

2. Ueber Semionotus und einige Keuper-Conchylien.

Von Dr. Fraas in Stuttgart.

(Mit Taf. I.)

Dr. Berger in Coburg war der Erste, der 1832 *) aus dem Coburger Keupersandstein Fische mit scheinbar heterocerken Schwänzen beschrieb. Sie finden sich dort häufig zwischen dem ersten und zweiten Quaderstein des grobkörnigen weissen Keupersandsteins in einer dünnen grünlichen Thonschichte und haben eine mittlere Grösse von 6 Zoll Länge und fast 2 Zoll Höhe. Es sind Eckschupper mit ungleichen Schwänzen „radii pinnae caudalis quo inferiores eo longiores.“ Die Brustflosse ist klein und schwach. Eine 16strahlige grosse Rückenflosse steht weit hinten auf dem Rücken, so zwar, dass sie gegenüber der Mitte zwischen Bauch- und Afterflosse beginnt. Sämmtliche Flossen tragen deutliche Schindeln. Die rhombischen Schuppen mit oben etwas eingebogenen, unten aber convexen Rändern sind glatt ohne bemerkbare Zeichnung, am Schwanz werden sie länglich. Die Rückenschuppen zwischen Kopf und Rückenflosse sind spitzig nach hinten gerichtet. Der Kopf ist zu undeutlich, als dass er beschrieben werden könnte, nur springt ein grosser glatter Kiemendeckel in die Augen. Mit Rücksicht auf die nach hinten gerückte Stellung der Rückenflosse und des

*) Die Versteinerungen der Fische und Pflanzen im Sandstein der Coburger Gegend von H. A. C. Berger.

schiefen Gabelschwanzes stellt Herr Berger die Fische zu den heterocerken „*Palaeoniscum*“ Cuviers, die das ältere Gebirge charakterisiren und nennt diesen Keuperfisch *Palaeoniscum arenaceum*.

Zur selben Zeit sah Agassiz auf seiner Rundreise nach Fischen in unseren Stuttgarter Sammlungen einen Liasfisch von Boll, welcher der Zeichnung (Tom II. Tab. 261) nach zu urtheilen wenig Deutung zulässt und am ehesten das Aussehen eines jungen Lepidotus hat. Er ward Agassiz (recherches II. p. 227) 1831 von Herrn von Jäger mitgetheilt. Die Diagnose des Stückes hat lediglich nichts Schlagendes: der Kopf soll sich allmählig zuspitzen, hoch gelegene, weite Augenhöhlen, dünne Kiefer, eine Brustflosse mit 19 Strahlen, eine 28strahlige Rückenflosse von bedeutender Länge sollen den Fisch charakterisiren. Die obere Hälfte der gegabelten Schwanzflosse wird von den Schuppen bis zur Mitte der Schwanzlänge gedeckt. Im Uebrigen sind die Schuppen vollkommen glatt, an der Vorderseite des Fisches etwas höher als lang, nach hinten länger als hoch. Mit Rücksicht auf eine gewisse Aehnlichkeit des schiefen Schwanzes mit den Heterocerken, glaubte Agassiz ein eigenes Geschlecht aus diesem Fische machen zu sollen und gab ihm zugleich in Betracht der grossen Rückenflosse den Namen *Semionotus* (σημειον νωτος), als eines am Rücken gekennzeichneten Fisches. Der Species-Name *leptocephalus* beruhte auf den kleinen leichten Kiemendeckeln und der Schlankheit des ganzen Kopfes.

Auf seiner Weiterreise fand Agassiz in München einen Fisch, angeblich aus Brasilien, von Herrn Spix und Martius mitgebracht, an welchem der heterocerkenähnliche Schwanz und die grosse Rückenflosse in die Augen sprang und der als *S. Spixii* (tabl. synopt. 2, p. 8) ein Beitrag wurde zum neu aufgestellten Geschlecht. Indess erschien Bergers Arbeit über die Coburger Keuperfische, die Uebereinstimmung des Coburger Fisches mit dem angeblichen Brasilianer war zu auffallend, als dass keine neue Untersuchung von Agassiz wäre eingeleitet worden. Bald stellte sich (1833) die Verwechslung heraus und fand Agassiz auf der Sandsteinplatte seines *S. Spixii* wirklich auch den Namen

„Coburg“ mit Dinte fast unleserlich eingeschrieben. Auf dieses hin kassirte Agassiz den Namen *Spixii* und publicirte das Münchener Orginal als *S. Bergeri* 1833 (Taf. 26, 2.) Den Berger'schen Namen *Palaeoniscum arenaceum Bg.* nahm Agassiz nicht an: der Gattungsname Palaeoniscus war ja für ächte Heterocerken des Kohlengebirges und Zechsteins vergeben. Der Species-Name aber, der das Vorkommen im Keuper Sandstein bezeichnen sollte, passte, wie wir sogleich sehen werden, nicht zu der Anschauung Agassiz's. Agassiz begründete diese That durch genaue Vergleichung der Palaeoniscus und der Coburger Fische und wies nach, dass letztere einfach nur eine kleine Verlängerung der Wirbelsäule am oberen Schwanzlappen haben, während sich beim ächten Palaeoniscus die Wirbelsäule zum Ende des Schwanzes hinziehe. Somit ist der Coburger Fisch kein Heterocerke, vielmehr hat der Schwanz einfach nur einen schiefen Ansatz, so dass die Flossenstrahlen des oberen Lappens kürzer sind als die des unteren, wie man das bei vielen Homocerken wahrnimmt. „Aus diesem Grund,“ fügt Agassiz bei, „und wegen der eigenthümlichen Form der Rückenflosse und ihrer Stellung zu den übrigen Flossen zähle ich den Fisch zum Geschlecht *Semionotus*, das bis jetzt nur Liasfische in sich begreift, denn ich glaube (und dies ist auch die Ansicht mehrerer Geologen, z. B. des Grafen Münster), dass der Coburger Sandstein vielmehr zum Lias gehört, als zum Keuper. Dies scheint wenigstens die Form der Schwanzflossen zu beweisen.“

Nach dieser geschichtlichen Einleitung müssen wir auf die Sache selbst eingehen, d. h. die Fische, welche den beiden Autoren zu ihren Bestimmungen Veranlassung gaben, näher beleuchten. Es war natürlich zu diesem Ende von Werth, sich in den Besitz der Original-Exemplare zu setzen. Bei *Sem. leptocephalus* (Ag. rech. T. II., Tab. 26, 1), zu welchem sich das Original im Jahr 1831 in der Sammlung des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart befunden haben soll, war dies leider nicht möglich. War das Stück je im Besitz des Vereins und kam es abhanden? existirt es noch in fremden Händen, oder beruht die ganze Notiz auf einer Verwechslung? wir wissen es nicht.

Jedenfalls ist das Stück in unserer Sammlung nicht vorhanden und wird schon dadurch die Species etwas apocryphisch, um so mehr als nach Agassiz selbst und allen Autoren, die ihm folgten, unser Exemplar das einzig existirende gewesen sein soll. Zwar liegen in unserer Sammlung Exemplare, die als *S. leptocephalus* bezeichnet sind, aber bei näherer Untersuchung erweisen sie sich als Lepidotus und Pholidophorus. Dahin gehören wohl auch sämmtliche in schwäbischen Sammlungen unter jenem Namen aufbewahrten Fische. Ich kenne auch nicht ein einziges Stück, das mit den Keuper-Semionoten in Betreff der eigenthümlichen Auszeichnungen, mit Ausnahme des Schwanzes, nur irgend wie übereinkäme. So würde ich auch, der Agassiz'schen Zeichnung nach zu urtheilen, das abgebildete Original für einen jungen Lepidotus erklären. So weit man aus einer höchst mittelmässigen Zeichnung urtheilen darf, stimmt die Grösse der Flossen (grosse Brustflosse, das gerade Gegentheil gegen die Keuper-Semionoten), ihre Stellung; der Besatz mit Schindeln ist nur an der Schwanzflosse bemerkbar. Der ganze Eindruck ist der eines Lepidotus, eines Geschlechtes, das so verbreitet ist im oberen Lias. Auch Quenstedt hat bei seiner jüngsten kritischen Sichtung der Jura-Fossile (Jura p. 234) des *S. leptocephalus* nur so gelegentlich erwähnt, bei der Schwierigkeit, unsern Fischen die richtige Deutung zu geben und die Grenze zwischen den Pholidophoren und Lepidoten zu ziehen. Sehen wir die übrigen Arten, die Agassiz aufzählt, an, so finden wir *S. rhombifer* aus dem Lias von Lymeregis (26, a.) Die Species gründet sich auf ein Bruchstück, an dem weder Flosse noch Schwanz zu sehen ist und das früher von Agassiz selbst (p. 229) als Tetragonolepis angesehen wurde. Die Schuppen sind gefurcht und am Hinterrand fein gezähnelt, wie es etwa Dapedius zeigt. Von irgend einer Auszeichnung der unpaarigen Rückenschuppe ist gar keine Rede. Der schlanke Unterkiefer ist mit feinen Bürstenzähnen besetzt. — Ich nehme keinen Anstand, hienach und nach der ganzen hohen Form zu urtheilen (soweit es Zeichnungen zulassen), diese Art zu Dapedius zu stellen. Mit den *S. Bergeri* existirt lediglich keine Gemeinschaft. — Anders ist

es mit *S. latus* (Taf. 27, 2) aus dem „Lias“ von Seefeld in Tirol. Hier begegnen wir wieder der kleinen Brustflosse, der grossen bis zur Afterflosse hin sich ausdehnenden Rückenflosse und den Dornen an den Rückenflossen. Dies ist keuperischer Semionotencharakter und wirklich sollen auch die neueren Untersuchungen der Alpen laut brieflicher Mittheilung meines Freundes Oppel immer mehr zu dem Resultate führen, dass die dunklen fischreichen Mergel von Seefeld kaum einer andern Formation als dem Keuper zugerechnet werden können. Ueber die weiteren Arten *S. Nilsoni* und *striatus*, die auf unvollständige Reste sich gründen, erlaube ich mir kein weiteres Urtheil.

Das zweifellose Resultat der Untersuchung ist, dass die wirklich lias'schen Semionoten d. h. *leptocephalus* Ag. und *rhombifer* Ag. von Boll und Lymeregis mit den Semionoten von Coburg und Seefeld ausser einer schiefen Schwanzflosse nichts gemein haben, vielmehr selbst wesentliche Verschiedenheiten zeigen, dass sie jedenfalls generell unterschieden werden müssen. Die Folge der Agassiz'schen Vereinigung beider in ein Geschlecht war ein in der That nicht existirendes Monstrum von Genus, künstlich abstrahirt aus verschiedenartigen Fischen verschiedenartiger Formationen. Berger hatte die Sache richtig beschrieben, hatte aber einen falschen Namen; Agassiz hatte einen Namen, aber die Sache dazu fehlte ihm. Jener hatte einen Keuperfisch, dieser einen Liasfisch vor sich und beginnt nun eine Zeit der Verwirrung in der Geschichte des Semionotus von dem Augenblick an, da Agassiz unter Ein (qua Liasfisch) aufgestelltes Genus heterogene Lias- und Keuperfische als Arten unterordnet. Dies geschah einer vorgefassten Idee von der Organisation der Fische zu lieb. Um ihretwillen beging Agassiz den grossen Fehler, geognostisch festgestellte Thatsachen zu verläugnen. Von der geistvollen Idee ausgehend, dass die Fischtypen in ihrer Entwicklung an die Formationen sich anschliessen, hatte nämlich Agassiz zu einer Zeit, wo überhaupt noch wenige genaue palaeontologisch-geognostische Untersuchungen vorlagen, die Zeit der heterocerken Fische mit der Trias inclusive abgeschlossen,

und die Homocerken mit dem Jura beginnen lassen. Diese Idee kaum ausgesprochen, (II. pag. 3) war im Begriffe, von Berger bestätigt zu werden, der in den Semionoten heterocerke Fische sah. Als aber Agassiz in denselben bei näherer Untersuchung homocerke erkannte, kam sie in Gefahr von ihm selbst widerlegt zu werden, und ward von Agassiz in die Richtigkeit der Berger'schen Bestimmung des Alters der Fische Zweifel gesetzt. Aus dem Keuper Coburgs, von Berger Quaderstein geheissen, wird „Quadersandstein" gemacht und „plustôt Lias." Als Sekundanten H. Berger gegenüber treten „mehrere Geologen" namentlich Graf Münster auf. So schreibt denn 1834 Agassiz an Bronn: (Jahrbuch p. 380) „Es soll meine Vermuthung über „die Lagerung des Semionotus sich bewährt haben, die ich doch „blos aus der Organisation des Fisches entnommen hatte, und „die Fundstätte von Coburg dem Lias angehören. Dies wäre „mir eine sehr erfreuliche Bestätigung der Gesetze, die ich für die Aufeinanderfolge der Fische gefunden habe." — Mit Seefeld in Tirol scheint es ähnlich gegangen zu sein. Seit alten Zeiten fanden sich dort Fische in dunkeln Schieferthonen und gingen in die Sammlungen der europäischen Kabinete über, doch sprach sich vor Agassiz und Münster Niemand bestimmt über die Formation aus, der sie angehören sollten. Es war auch bei dem damaligen Stand der Alpengeologie im Grunde gar nicht möglich, ein sicheres Urtheil über das Alter der dortigen Ablagerungen sich zu bilden, da ausser einigen Fischarten andere Leitfossile namentlich Muscheln, Cephalopoden nicht bekannt sind. Münster und Agassiz bestimmten nun allerdings die gefundenen Fische als liasische (Jahrb. 1836. Dapedius, Lepidotus, Semionotus) Geschlechter und schlossen weiter daraus auf das Alter der Formation. D. h. das Raisonnement war wieder das gleiche, wie beim Coburger Semionotus: nach der Anschauung jener Gelehrten beginnen homocerke Fische mit dem Jura, die Seefelder Fische waren homocerk, folglich ist Seefeld jurasisch, beziehungsweise liasisisch. Die Falschheit dieser Logik springt in die Augen und steht die bisher allgemeine Annahme des Seefelder Lias — da andere Beweise fehlen — auf schwachen Füssen.

Nach den neuern Arbeiten in den Alpen wird der Seefelder Schiefer als Glied der mächtigen Dolomitformation angesehen, welche in den Alpen einen Theil des Keupers vertritt. In den Beiträgen zur Geognosie Tirols vom Jahr 1859 zeigt Pichler wie die Schichten der bituminösen Schiefer von Seefeld, Scharnitz und Zirlerchristen mit den berühmten Fischabdrücken zwischen denen des Dolomits lagern und dessen Streichen einhalten. Ihre Ausdehnung ist sehr beträchtlich, indem sie ins Bayrische bis Partenkirchen und Garnisch sich herüberziehen, wo sie an mehreren Stellen anstehen. Nach Gümbel (Amtlicher Bericht über die XXXIV. Verh. deutscher Naturf. p. 83) wird der Hauptdolomit in den oberen Keuper gesetzt: auch er führt an, dass einzelne ihm eingelagerte asphalthaltige Schiefer Fischreste und Pflanzentheile umschliessen. Darüber sind Emmrichs Gervillienschichten oder die Kössener Schichten der Wiener, (Zone der Avicula contorta nach Oppel und Suess) zu stellen. Selbst wer letztere Schichten schon zum Lias rechnet, wie die Wiener Geognosten, kann doch in den Dolomiten nur ältere Lager, also obersten Keuper als Aequivalent erblicken. So schwierig auch immer die genaue Durchführung der Parallelen ist, namentlich wenn in etwas mehr als blos rohen Umrissen die ordinairen Gebirgsarten mit den alpinen verglichen werden, so ist in unserem Fall jedenfalls ganz sicher, dass die Seefelder Fischschiefer unmöglich liasisch sein können, vielmehr ein älteres Niveau haben und möglicherweise in die Nähe der Coburger-Fische gestellt werden können.

Nach Allem Gesagten muss der Semionotus des Lias vom Semionotus des Keupers generell getrennt werden. Diese Nothwendigkeit hat sich von der Zeit der Aufstellung des Geschlechts an dadurch herausgestellt, dass in den Sammlungen und in wirklich kritischen Katalogen das Genus „Semionotus“ fehlt. Begreiflich! die Diagnose eines unnatürlich künstlichen Geschlechts findet auf Individuen keine Anwendung! Nur in Hand- und Lehrbüchern führt der Semionotus ein Scheinleben fort.

So führt Giebel in seiner Fauna der Vorwelt 1847 p. 210 Semionotus unter einer Diagnose auf, an der genau genommen

nichts richtig ist, als dass der Fisch eine schiefe Schwanzflosse habe; das geognostische Moment ist ganz verkannt, denn er soll zuerst und am zahlreichsten im Lias vorkommen, bei Aufzählung der Arten aber wird *S. Bergeri* als zahlreich im Quadersandstein (!) von Coburg citirt. Auch in der neuen Auflage der Lethaea (1852) wird Semionotus mit dem Coburger Sandstein in den Lias versetzt, obgleich (Jahrb. 1843 p. 86) Dr. Berger wiederholt in einem ausdrücklichen Schreiben an Bronn auf das allerdeutlichste von seinen Keuperfischen spricht und ihr Lager unter den Stubensandstein in Sandschichten zwischen den bunten Mergeln stellt. *

Ein neuer Wendepunkt tritt erst mit 1851 ein. Nachdem in Coburg lange Zeit keine Funde mehr gemacht wurden, erhielt in diesem Jahr (Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch. 1851 4. Heft pag. 405) Herr von Schauroth eine Platte mit drei sehr vollständig erhaltenen Fischen, auf deren Grund hin er eine Beschreibung gibt, mit welcher Geschlecht und Art, und die geognostische Stellung des Fisches festgestellt wird. „*Semionotus Bergeri*“ wird beibehalten. Es ist nach Schauroth ein länglich eiförmiger, dem Schwanze zu etwas verlängerter Fisch. Der unsymmetrische Schwanz vermittelt die homocerken Ganoiden der Jurazeit mit den Heterocerken der älteren Formationen. Auf der Mittellinie des Rückens beginnen gleich hinter dem Kopfe sägezahnähnliche, spitze, nach hinten gerichtete Schuppen bis zur hohen 16strahligen Rückenflosse. Der erste Strahl ist mit Schindeln besetzt, was auch bei den übrigen Flossen der Fall ist. Stellung der Bauchflosse in der Mitte des Körpers, ihr Ende gegenüber dem Anfang der Rückenflosse. Ueber 40 parallele Schuppenreihen ziehen sich an einem Winkel von 60° gegen die Längenaxe des Fisches hin, die Form der

---

* Eben hier spricht Berger von zwei neuen Arten *S. socialis u. esox* und charakterisirt seine drei Arten kurz auf folgende Weise: *S. Bergeri* Ag. hohe Form mit entfernt stehenden Flossenstrahlen *socialis* Bg. gestreckte Form mit dicht stehenden Strahlen, *esox* Bg. gestreckte Form mit entfernt stehenden Strahlen.

Schuppen vorne mehr quadratisch nach hinten rhomboidisch. Die Schuppen selbst sind auf ihrer Oberfläche mit einer ihrem Umriss entsprechenden concentrischen 5—6 Mal sich wiederholenden Streifung versehen (Gyrolepis), die Grösse varirt zwischen 5—7 Zoll. Der geognostische Horizont ist ganz in Uebereinstimmung mit Berger festgestellt: über den rothen Mergeln, unter welchen der Schilfsandstein liegt, treten sandige Schichten mit grünlicher, heller Farbe auf, aus welchen sich ein Sandstein von 10′ mittlerer Mächtigkeit herausbildet. In den oberen Lagen dieser 10fussigen Bank stellt sich gern in Folge Thones und Glimmers eine schiefrige Structur ein. Eben hier ist das Lager der Fische. Darüber setzt sich ein Wechsel von Mergeln und Sanden fort, der in den Stubensandstein übergeht. (Wie wenig verändert sich diese zwischen Coburg und Stuttgart! Kann man doch, einige Mächtigkeitsdifferenzen abgerechnet, diese Verhältnisse auf die Stuttgarter Fisch- und Saurierlager übertragen).

Mit Bezug auf diese klare Beschreibung der zoologischen und geognostischen Merkmale des Semionotus gab Bornemann (Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch. 1854. p. 612) die Beschreibung eines Semionotus-Exemplars aus denselben Stubensandsteinschichten von Haubinda, an welchem der Kopf, Nacken, Operkeln, Schulter u. s. w. vortrefflich erhalten ist. 46—48 glänzender Schuppenreihen bilden den Torso des Fisches. 25 Reihen kommen auf den Raum zwischen dem Kopf und dem ersten Strahl der Rückenflosse zu stehen, die Neigung gegen die Axe des Fisches beträgt bis zu 40°. Die Schuppen sind glatt, ohne jede Streifung. Die Rückenschuppen zeigen die eigenthümliche Dornform. Die Flossen sind mit Schindeln besetzt. — Die Frage ob der Haubindafisch mit dem Coburger specifisch identisch sei, lässt Herr Bornemann offen. Dagegen stellt er ihn unbedingt in das Genus *Semionotus* des Herrn v. Schauroth.

In dem Stadium, in welches die Geschichte des Semionotus jetzt eingetreten ist, handelt es sich zunächst um die Frage: darf der Name *Semionotus*, den Agassiz auf Grund eines andern, liasischen Fisches aufgestellt hat, auf den Keuperfisch übertragen

werden? Dadurch dass Agassiz selbst noch mit seinem *S. Bergeri* den Keuperfisch — allerdings unter dem Präjudiz eines Liasfisches — herbeizog, kann man dies rechtfertigen. Vollens darf man nach dem Vorgang des Herrn v. Schauroth keinen weiteren Anstand nehmen, mit „Semionotus" die Keuperfische zu bezeichnen, um so mehr, als sich theilweise schon herausgestellt hat und sicher immer mehr sich herausstellen wird, dass liasische Semionoten in Wirklichkeit nicht existiren. Nur ist man eigentlich verpflichtet, den Namen v. Schauroths, der die erste wissenschaftliche und präcise Arbeit über den Fisch lieferte, also dass man auf seine Diagnose weiter bauen kann, der ferner die Uebertragung des Agassiz'schen Namen auf seinen Fisch übernahm, als den Autornamen für Semionotus zu nennen.

Gehen wir nun auf unsere schwäbischen Keuper-Vorkommnisse über! Längst sind die vereinzelten Schuppen bekannt, welche in den verschiedenen Bonebeds der Lettenkohle und des oberen Keupers mit Zähnen und Knochenresten zusammen sich finden, und meist als Gyrolepis und Colobodus gedeutet wurden; ferner fand Inspector Klemm 1853 aus Veranlassung eines Strassenbaues auf dem Mainhardter Wald bei Hütten im mittleren Keuper (oberer Kieselsandstein) ein bisher unbekanntes Bonebed und einzelne Fisch- und Muschelreste, die damals auf der Versammlung deutscher Naturforscher in Tübingen von Oberbaurath v. Bühler vorgezeigt wurden und nach dem Tode des Letztern 1859 in unsern Besitz übergegangen sind. Es sind Fische mit vollkommen glatten Lepidotus ähnlichen Schuppen, die auf eine anständige Grösse hinweisen (Tafel I. 8 10) und Fische mit sägeförmig am Hinterrand ausgeschnittenen Schuppen. So interessant dieses Vorkommen an und für sich war, so war für die palaeontologische Bestimmung der Reste doch nicht genügend Material vorhanden. Der Hauptfund sollte erst 1860 unmittelbar vor den Thoren der Hauptstadt gemacht werden, in den Stuttgarter Stubensandgruben, aus welchen alljährlich der Fegsand für Stuttgart in ungemessenen Quantitäten hervorgeht. Herr Kriegsrath Dr. Kapff, der seit Jahren schon ein scharfes Auge auf die dortigen Saurierreste hatte, fand in den

ſollte. Kaum war jedoch die erſte Ratenzahlung eingegangen, ſo zeigte es ſich, daß die Münzbaſis der Bank und der Kredit des Staates mehr als hinreichend waren, den regelmäßigen Gang der Geſchäfte einzuleiten. Es fiel daher bei den ſpätern Einzahlungen die Verbindlichkeit, den vierten Theil in Gold und Silber zu erlegen, ſtillſchweigend weg. Die Noten der Bank ſtanden bis dorthin al pari mit der Münze, und es wurde ſomit das weitere Bankkapital in Noten der Bank ſelbſt und in Staatsſchuldverſchreibungen eingezahlt, das heißt: die Bank erhielt auf einer Seite als Fond, was ſie auf der andern als baares Geld wieder auszahlte.

Gleichzeitig mit dieſer Bank, oder bald nachher traten die **Staatsbanken (State banks)** der einzelnen Staaten, ganz nach dem Prototypus der vereinigten Staaten-Bank geformt, in Wirkſamkeit und mit ihnen ein ganzer Schwarm kleinerer Inſtitute und Körperſchaften, deren Hauptgeſchäft immer nur in Geld borgen und leihen beſtand,* obgleich man ihnen die anlockendſten Titel gab, wie z. B. Blei- und Kupferbergwerks-Geſellſchaften, Eiſen- und Steinkohlen-Compagnien u. dergl., und daher nicht ſelten europäiſche Spekulanten anlockte, die das bezeichnete Terrain bis jetzt noch immer vergebens auf der Karte nachſuchen dürften. — Alle dieſe Inſtitute vermehrten mehr oder weniger das ausgegebene Papiergeld, und da das Verhältniß des baaren Geldes zu demſelben ſich immer mehr und mehr verminderte und hiedurch die Idee, daß das Papier die baare Münze bloß repräſentire, immer mehr und mehr in Vergeſſenheit gerieth, ſo lag es bald im Intereſſe aller dieſer Anſtalten, die edeln Metalle gänzlich aus dem Handel zu verbannen, und die Nachfrage nach denſelben allen möglichen Schwierigkeiten zu unterwerfen. Es bildete ſich, wie bereits erwähnt, unter den Banken und den ihnen verwandten Inſtituten ein Esprit du corps und eine moraliſche Abneigung gegen Baarzahlungen, als Reſtriktionen des freien und einträglichen Kreditweſens.

---

* Man wird ſich erinnern, daß dies auch mit vielen Körperſchaften in England und Schottland der Fall war und zum Theil noch iſt. So z. B. iſt die im Jahr 1746 in Schottland geſtiftete britiſche Leinwand-Geſellſchaft zur Aufmunterung von Leinwandfabriken (the British Linen-Company) nach und nach ganz in eine Bank umgeſchaffen worden, deren Kapital ſich jetzt auf 600,000 Pfd. Sterling beläuft.

grünlichen und röthlichen Thonschmitzen, welche im Liegenden des Stubensandes den Sandstein durchziehen, eines Tages ein ganzes Nest von Fischen, die theilweise ausgezeichnet erhalten in einer Anzahl von gegen 50 Exemplaren dieser Arbeit zu Grunde liegen.

Was zuerst das Geognostische anbelangt, so ist über die vollendete Analogie der Coburger und Stuttgarter Verhältnisse gar kein Zweifel. Die Fische liegen im Hangenden des Kieselsandsteins, wie wir die kieselharten grobkörnigen Sandsteinbänke nennen, die plattenartig die bunten Mergel durchschweifen und wegen ihrer fossilen Wellenschläge, Thierfährten und allerlei wunderlicher Eindrücke bekannt sind — oder aber im Liegenden des Stubensandsteins, wo die im Kieselsandstein noch vereinzelten Bänke zu massigerem Sandgebirge anschwellen. Nach Herrn Klemm ist dieser Horizont auch im Mainhardter Wald das Lager der dortigen Fische.

Die Mehrzahl der in Stuttgart gefundenen Fische gehört zu der in Taf. I. Fig. 1. in einem vollständigen Exemplar abgebildeten Art. Die grösste Länge, die der Fisch erreicht, beträgt 0,1 Meter, in der Regel weniger, einige messen nur die Hälfte wie Fig. 2. Die Form ist oval, $^1/_3$ hoch als lang, der Kopf etwas spitz zulaufend. Die Dornschuppen auf dem Rücken, die Grösse und Stellung der Flossen, namentlich die ungleiche Schwanzflosse stellen auch abgesehen von dem gleichen geognostischen Alter diese Fische in die Nähe der Coburger und Haubinda-Fische, auf welche der Name *Semionotus* wenigstens ausgezeichnet passt. Denn das Charakteristische an Allen ist die Verlängerung der unpaarigen Rückenschuppen zu nach hinten gerichteten Dornen, welche über den gewölbten Rücken des Fisches sich hinlegen. 21 und 22 solcher Dornschuppen und ebenso viele Schuppenreihen zähle ich zwischen Kopf- und Rückenflosse. Die unmittelbar vor der Rückenflosse gelegenen Schuppen verlängern ihren Dorn förmlich zu kleinen Stacheln, die auf der vordern Seite der Flosse an diese selbst sich anlegen. Es sind also keine Schindeln, die auf dem ersten Strahl der Flosse befestigt wären,

sondern selbstständige auf den Schuppen aufsitzende Stacheln. Zwischen Rückenflosse und Schwanz setzen sich die Dornen auf den Rückenschuppen in ähnlicher Weise nur feiner und schlanker zur Schwanzflosse fort, indem sich hier die letzten Schwanzschuppen ebenfalls zu feinen Stacheln entwickeln, die vor der eigentlichen Flosse liegen. Die Schuppen sind alle glatt und ganzrandig, vorn höher als breit, hinten breiter als hoch, sämmtliche entschieden rhomboidisch. Der Verlauf der Wirbelsäule von der Nackenplatte zum oberen Schwanzende ist bei einigen Exemplaren als schwache Leiste unter dem Schuppenpanzer zu beobachten. Die Lage der Schuppenreihen zu der Wirbelsäule beträgt beiläufig 60° zur idealen Längen-Axe des Fisches 70°. Ihre Gesammtzahl ist gegen 40, jede einzelne Schuppenreihe zählt 12—16 Schuppen. Die Strahlen der Flossen wollen sich nicht recht zählen lassen, mehr als 12 werden in der Rückenflosse kaum sein, in den Flossen der Brust- und Bauchseite 6—8. Die Schwanzflosse ist allerdings sehr unsymmetrisch. Der Schuppenkörper geht bis in das 2. Dritttheil der Schwanzlänge hinaus. Aber von ächten Hetrocerken kann keine Rede sein, dagegen ist die gleichsam logische Vermittlung jener Fischgruppe mit den jurasischen Homocerken wirklich eine erfreuliche Erscheinung und wird damit den Semionoten des Keupers ihre Stellung im paläontologischen System angewiesen. Entschieden erinnern jedoch diese Fische viel mehr an das ältere Gebirge, als an Jura, wo wir ähnliche Charaktere nicht mehr haben. Bornemann hat den Kopf dieser Fische am genausten zu schildern vermocht: so vollkommen wie das Haubindaexemplar eine Deutung der Kopfknochen zulässt, haben wir kein Stück, doch stimmen die Grösse des Operculare, die Form des Frontale, Occipitale durchaus. Zähne waren bisher nicht gekannt: nach Agassiz sprechen zwar Giebel, Bronn und A. von feinen Bürstenzähnen, dies ist jedoch ein Merkmal des Agassiz'schen Semionotus, das Liasfischen entnommen ist. Der Keuper-Semionotus dagegen hat (Fig. 3) wie an einem meiner Exemplare deutlich zu sehen ist, einen unter der Krone geschnürten spitzen Griffelzahn. Ohne

Zweifel würden sie daher von Wagner (cf. Gel. Anz. der bayr. Acad. 1860, Nr. 11, pag. 91) zur Familie der Stylodonten gezählt werden. In diesem Falle könnten sie dazu dienen, zwischen dem Platysomus des Zechsteins und dem Pleurolepis des Lias eine Lücke auszufüllen.

Eine 2. Form von Fischen desselben Geschlechtes ist unter Fig. 4 und 5 abgebildet. Die wesentlichen Merkmale der Rückenschuppen, Flossen u. s. w. bleiben. Nur ist die Form des ganzen Fisches eine lang gestreckte. Stirn und Augen sind an dem Exemplar Fig. 5 vortrefflich erhalten, das auf dem Bauche liegt und somit von oben gesehen wird. In dem zum Stück gehörigen Gegenstück stecken die Dornfortsätze der Rückenschuppen, die auf dem Stücke selbst abgebrochen sind. Dagegen treten sie an dem auf der Seite liegenden Exemplare (Fig. 4) wieder deutlich hervor. Von einem Schindelbesatz der ersten Flossenstrahlen sehe ich auch an diesen Stücken keine Spur, dagegen verlängern sich die Dorne der Schuppen auch hier wieder vor den Strahlen der Rücken- und Schwanzflosse. Die grösste Länge dieser Form ist 0,09 Meter, die Höhe 0,02. Die Eckschuppen auch hier vollkommen glatt und ganzrandig. Bei aller vortrefflichen Erhaltung des Schuppenkörpers hat doch alles was Knochen heisst so Noth gelitten, dass von genauerer Anatomie derselben leider keine Rede sein kann. Die Form des Kopfes, die Umrisse einzelner Theile, wie des Auges etc., sind auf der Zeichnung sehr treffend wiedergegeben.

Die dritte Form der Stuttgarter Keuperfische ist in Fig. 6 leider nur sehr fragmentarisch wiedergegeben. Nur 2 Exemplare unter den 50 Stücken, und diese unvollständig, bekunden eine Form, die auf einen grösseren Fisch hinweisen, als die unter Fig. 1—5 gezeichneten. Es ist eine Form, die mit der Grösse der Coburger Fische stimmt. Die Schuppen sind an beiden Exemplaren abgesprungen, was die Zeichnung durch dunklere Haltung angegeben hat. Sehr deutlich treten die Dornschuppen des Rückens hervor, an Fig. 6 zähle ich 21 Schuppenreihen vom Kopf ab, so dass also gerade an den abgebrochenen Theil die Rückenflosse zu stehen käme. Dieser Raum zwischen Kopf

und Rückenflosse entspricht genau dem an dem Münchener Exemplar beobachteten, das eine Totallänge von 0,18 Meter hat. Ich zweifle daher nicht, unter Fig. 6 ein Exemplar zu besitzen, dass specifisch mit den Coburgern übereinstimmt. Um so mehr, wenn weitere Erfunde constatirten, dass diese Form Schindeln an den Flossen trüge, was bei den beiden ersten Formen nicht der Fall ist.

Dies ist bei Vergleichung unserer Fische mit den Coburgern eine nicht zu übersehende Differenz. Berger, Agassiz, Schauroth, Bornemann zeichnen sämmtlich fulcra an den Flossen, wovon ich mich an dem mir von Freund Oppel gefällig mitgetheilten Agassiz'schen Originalstück selbst überzeugt habe. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung konnte ich an keiner einzigen Flosse unserer zahlreichen Exemplare auch nur Eine Spur von Schindeln entdecken. Die Möglichkeit des Abbrechens in Folge schlechter Erhaltung ist kaum denkbar, da die viel feinern Theile der Flossenenden u. s. w. auf's Beste erhalten sind. Ausserdem tritt der eigenthümliche Fall ein, dass sich vor den Flossen die Dornschuppen des Rückens verlängern und in diesem Fall die Schindeln zu vertreten scheinen.

Die Schuppen unserer 3 Formen sind alle glatt. Die von Schauroth beobachtete Zeichnung concentrischer, rhomboidischer Erhabenheiten, wie sie z. B. einige Pholidophoren-Arten haben, konnte ich nicht finden. Auch Berger, Agassiz und Bornemann reden von unvollkommen glatten Schuppen. Es scheint demnach der Schauroth'sche Sem. Bergeri bei genauer Prüfung etwas von den übrigen verschieden zu sein. Stellung und Grösse der Flossen stimmt, die Zahl der Strahlen der Rückenflosse, die die Coburger haben sollen (16), wird von den unsrigen nicht ganz erreicht.

Handelt es sich nun um Namen für unsere 3 Formen, so wird die Verlegenheit nicht gering. Unsere Form III. stimmt mit Bergers, Agassiz's Bornemanns Exemplaren, also mit *Palaeoniscum arenaceum*, Berger, *Semionotus Bergeri* Ag., aber nicht mit *Semionotus Bergeri* v. Schauroth, und doch ist v. Schauroth der Erste, der die Species auf eine brauchbare Weise definirt

und beschrieben hat und dessen Namen man gern zu Grund legte.

Form I. und II. sind entschieden neue Species. Ihr Semionoten-Typus, d. h.: das Zeichen auf dem Rücken ist für alle Formen, die unsrigen wie der Coburger und Seefelder so bezeichnend, dass der Genus-Name, wie es denn auch üblich geworden (cf. Quenst. Epochen pag. 511), erhalten werden sollte, jedoch mit Ausschluss liasischer Formen, wie sich dies von selbst ergeben wird. Form I. nenne ich nach dem verdienstvollen Entdecker der Stuttgarter Fische *S. Kapffii*, die Form II. *S. elongatus*.

Zur Vervollständigung der Literatur der Keuperfische ziehen wir noch einen im englischen Keuper gemachten, in Betreff des von uns aufgestellten Semionotus-Charakters merkwürdig übereinstimmenden Fund herbei. Im Jahr 1854 erhielt Egerton aus den oberen Lagen des Keupers von Bromsgrove einen Fisch von ganz ungewöhnlicher Form, mit 2 Rückenflossen, schiefer (aber homocerker) Schwanzflosse, den er *Dipteronotus cyphus* nennt. (The Quarterly Journal of the geological society of London 1854 pag. 367 Pl. XI.) Die Länge des Fisches beträgt nur 3 Zoll von der Nase zur Gabel des Schwanzes, bei einer Höhe von $1^7/_8$ Zoll, kleiner Kopf, $^3/_4$ Zoll lang und $^5/_8$ breit, hoher cameelartiger Doppelrücken mit 2 Flossen, homocerke Schwanzflosse und Ganoidschuppen, das Maul ist schmal und wahrscheinlich zahnlos. Das Orbitale ist gross, das Praeoperculare breit, halbmondförmig und rauh, das Operculare und Suboperculare klein. Die Bauchflosse steht genau in der Mitte zwischen der Nase und dem Schwanz. Die erste Rückenflosse hat 6—7 Strahlen, unter denen die vierte die längste ist, die zweite hat gegen 10 Strahlen, unter denen die sechste die grösste Länge erreicht. Die 3, beziehungsweise 5 Strahlen, die vor dem längsten Strahl stehen, sind von den anderen gegliederten und verzweigten Flossenstrahlen bestimmt unterschieden, denn sie sind nur verlängerte Rückenschuppen. Das Schuppengewand ist stark und fest geschlossen, der Verschluss verstärkt durch obere Lappen an den Schuppen; die Oberfläche des Schmelzes

ist rauh getupft; der Schuppenreihen sind es 34 von dem Nacken zum Schwanz und 14 vom Rücken zum Bauch. Das Erste, was Egerton auffällt, ist das Vorkommen eines homocerken Fisches in einem Gebirge älter als Jura, als der Agassiz'schen Erfahrung zuwider laufend. Die Upper Beds of the New-Red Sandstone stimmen vollkommen mit den Coburg-Stuttgarter Verhältnissen (an bunten Sandstein darf man freilich nicht denken, wie pag. 369 zu lesen) und ist es daher Egerton über allen Zweifel erhaben, dass Agassiz's Theorie einer Modification bedürfe und die homocerken Fische nicht erst mit dem Jura beginnen, sondern schon früher. Ueberhaupt, ist der gelehrte Fischkenner Englands der Ansicht, man dürfe der Gestalt der Schwanzflossen nicht mehr Bedeutung beilegen, als streng nothwendig ist. Der Charakter dieser Flosse wird bei Vergleichung verschiedener Genera so variabel, dass eine positive Grenzlinie zwischen Heterocerken und Homocerken zu ziehen, nicht möglich ist. Es gehen beide Formen auf einer Stufenleiter langsam und unvermerkt in einander über, wie denn auch im Fötalzustand der anfangs heterocerke Schwanz immer mehr homocerk wird. Was die Vergleichung des Fisches mit Semionotus anbelangt, so hat der englische Ganoide mit seinem Doppelrücken allerdings wenig Aehnlichkeit mit den bisher bekannten Keuperganoiden und doch trägt er den gemeinsamen Typus der dornförmig verlängerten Rückenschuppen des festgeschlossenen Schuppenpanzers, der schiefen Schwanzflosse, der Stellung der Bauchflosse, dass man sich unwillkürlich freut über die Uebereinstimmung von Formen, die bei aller localen Verschiedenheit in Ein geognostisches Alter fallen.

Es bleibt nunmehr noch übrig, einige weitere Formen aus dem Keuper zu nennen. Unter Fig. 7 ist der Rest eines Fisches mit dicken Eckschuppen, die 2—3 Sägezähne haben, abgebildet. Es ist allerdings zu wenig vorhanden, um viel darüber sagen zu können, zumal die Erhaltung in dem grobkörnigen Kieselsandstein von Hütten (Mainhardter Wald) eine viel ungünstigere ist, als in den milden Sanden von Stuttgart. Dass er zur Familie der bisher besprochenen Fische gehört, beweisen die Dornschup-

pen des Rückens, Form und Grösse des Körpers spricht auch dafür. Die Schuppen aber sind ganz anders; sie sind dick und stark, hinter der Scapula bedeutend höher als breit und 3—4mal gezähnt, im Verlauf nach hinten beobachtet man nur noch 1—2 Zähne (Fig 7½). Sie haben täuschende Aehnlichkeit mit den Zähnen an einer Säge, die noch nicht „gestellt" ist, bei der also die Zähne noch in Einer Ebene liegen. Man kann das Stück kaum anders nennen als *Sem. serratus*, Kieselsandstein von Hütten auf dem Mainhardter Wald.

Die ältesten Semionotus, nämlich aus der Lettenkohle von Hoheneck, besitzt Herr Albert Reiniger von hier. Das Hoheneck er Gestein, das so ausserordentlich verändert und ausgelaugt erscheint, ist zur feinen Erhaltung solch zarter Fische allerdings weniger geeignet, aber doch ist wenigstens an den 2 Exemplaren, welche Herr Reinigers reiche Lettenkohlen-Sammlung besitzt, der Schuppenkörper mit den Dornen auf dem Rücken gut conservirt. Ob die Flossen Schindeln trugen und andere Merkmale lassen sich jedoch nicht beobachten. Fig. 8 stellt einige Schuppen dar, welche die Aneinanderfügung mittelst einer Art am Oberrand der Schuppe zeigt. Ich nenne den Fisch *Semionotus letticus*.

Endlich liess ich noch in Fig. 9, 10, 11 zwei Schuppen- und ein Kieferstückchen aus dem Bonebed des Kieselsandsteins von Hütten abzeichnen. Ich halte dieselbe für Reste von *Lepidotus*. Die Fische sind auseinander gefallen und ihre Knochen, Schuppen und Zähne zerstreut auf den Platten. Doch scheinen sie alle einer Art anzugehören. Nach der Gestalt der Zähne und der Form der viel grösseren Schuppen dürften sie mit Semionotus weiter in keiner Verwandtschaft stehen. Bis auf Weiteres nenne ich sie *Lepidotus arenaceus*.

Ausser den beschriebenen Fischresten begegnen uns einige Conchylien, beziehungsweise deren Steinkerne. Von grossem palaeontologischem Werth sind diese Funde nicht; indem eine richtige Beschreibung sowohl der Art als selbst des Geschlechts im Sinne der Zoologen zur Unmöglichkeit gehört. Ich betrachte sie mehr als Orientirungsmittel für den Geognosten. Denn von

jeher musste sich unser Keuper im Allgemeinen eine stiefmütterliche Behandlung Seitens der Geognosten gefallen lassen. Der Mehrzahl der Geognosten winkte der Jura mit seinem Reichthum an Muscheln und liess man den Keuper in seiner Armuth an Fossilen unbeachtet. Um so erfreulicher sind daher Muschelbänke im Keuper, um so mehr als ihr Nachweis an mehreren Orten * gelingt, und sie daher nicht blos als vereinzelte zufällige Bildungen, sondern als weit verbreitete Charaktermuscheln zu betrachten sind. Ich zweifle kaum, dass bei genauerer Untersuchung unseres Keuperlandes sie geognostische Horizonte abgeben werden.

1. Schnecken Fig. 12—23. Zwei Formen lassen sich an den Steinkernen unterscheiden. Die erste Form hat abgerundete Umgänge und ovale Mundöffnung. Der letzte Umgang ist um ein Beträchtliches grösser als der vorletzte, 3—5 Umgänge zählt man an den Steinkernen. Die Höhe schwankt zwischen 4 und 15 Mm. Die andere Form, die übrigens hundertfältig in die erste übergeht, hat Kanten an den Umgängen und ist die Mundöffnung länglich oval, mehr in die Breite gezogen. Diese Form wird etwas grösser und ist daher möglicher Weise nur eine Altersverschiedenheit von der erstbezeichneten. Man hat bisher die Gattung *Paludina*, welcher unsere Steinkerne am nächsten stehen, im älteren Gebirge nicht gefunden. Die ersten Paludinen gibt Römer aus dem Wälderthon von der Clus bei Minden an. Ich trage daher einiges Bedenken, ehe weitere Funde mit Schalen gemacht werden, geradezu den Namen *Paludina* auf unsere Muscheln zu übertragen. Doch mag solches vorläufig geschehen, um den Dingen Namen zu geben, unter denen man sich Vorstellungen machen kann, ohne die ohnehin schon zahlreiche Nomenclatur mit neuen Namen zu beschweren. Keinesfalls kann aus den Steinkernen bewiesen werden, dass es keine Paludinen sind, wenn ich auch den positiven Beweis zu liefern nicht im Stande bin. Das Lager dieser Schnecken ist

* Ich fand sie bis jetzt bei Ubstadt, am Stromberg, bei Schorndorf und Stuttgart.

in der ersten festen Bank über den rothen Letten, welche in einer Mächtigkeit von 40 – 60′ die Schilfsandsteine des Keupers überlagern, also genau im Liegenden des Kieselsandsteins. Tiefer unten unter dem Schilfsandstein scheidet sich mitten in den Gypsletten eine ähnliche Bank aus, welche zwar nur wenige Zoll mächtig, doch gleichfalls aufs reichste mit ähnlichen Steinkernen erfüllt ist (Stuttgart am Bopser über dem Gyps, hinter der Reiterkaserne im Hohlweg in den Gypsletten, Rothenberg unter den Gypsen und a. O. Zwischen den Schnecken des Kieselsandsteins und des Gypses bemerke ich jedoch den Unterschied, dass die letzteren nicht die ovale Mundöffnung der ersteren haben, sondern nahezu kreisrunde. Auch sind diese Schnecken durchweg viel kleiner, die kleinsten nur hirsenkorngross, dass sie manchmal den Eindruck von Litorinellen machen, wie man sie im Mainzer Tertiär zu sehen gewohnt ist. Mit Rücksicht auf diese Unterschiede kann man die Paludinen des Gypses mit runder Mundöffnung *P. gypsea*, die des Sandsteins mit ovaler Mundöffnung *P. arenacea* heissen.

Die bisher aus der Trias beschriebenen Schnecken wurden vorzugsweise den Turbonillen zugetheilt, andere den Melanien, Naticellen u. s. w. Mit *Rissoa Strombecki* Schaur.* haben die unsrigen am meisten Aehnlichkeit, im Uebrigen sind sie wegen der Massenhaftigkeit ihres Vorkommens werth, besonders ausgezeichnet zu werden. Siehe auch Gümbel (Amtl. Ber. etc. pag. 83) nach, der aus der Nähe der Seefelder Fische eine Masse kleiner Schnecken kennt, die er zu Melania stellen möchte.

2. Unter den Muscheln sehen wir 1) in Fig. 24—27 kleine cyclasartige Zweischaler, gleichfalls nur in Steinkernen erhalten. Quenstedt nannte die über den Gypsen so zahlreich sich findenden Cyclas *Keuperina* Petr. K. T. 44 Fig. 17. Ein Unterschied dieser und der unsrigen aus dem Liegenden des Kieselsandsteins ist kaum zu bemerken. Bei der vollkommenen Zerstörung alles Organischen in den bezeichneten Bänken ist

---

* Krit. Verz. der Versteinerungen der Trias im Vicentinischen. Wien 1859. (Akad. der Wissensch.)

von Schloss oder Zähnen nichts zu sehen. Aber Form und Grösse stimmt. Eine Kante, die vom Wirbel nach unten über die Seiten der Schale lauft, ist bald mehr bald weniger deutlich, verschwimmt aber bei kleinen Exemplaren fast ganz. Die Stärke der Kante wird kein specifisches Merkmal abgeben, wie auch an lebenden Cyclas zu sehen, weshalb wir bei dem Einen Namen *C. Keuperina* Q. stehen bleiben.

Die Mytilaceen sind Fig. 28—31 abgebildet. Die scharf ausgeprägte gerade Schlosslinie bildet mit dem Hinterrand der Muschel einen Winkel von 45°, der erste Anblick erinnert am meisten an die Dreissenen von Kirchberg und Mainz und wäre die Muschel nicht so gar flach, ihr Kiel vielmehr ausgeprägter und stärker, so dürfte man die Muschel unbedingt Dreissena nennen. Indess hat v. Schauroth das Genus *Bakewellia* für diese und andere Mytilaceen der Trias aufgestellt. Herr v. Alberti, dem ich von unseren Erfunden Mittheilung machte, besitzt dieselben von Gansingen bei Aarau und hat ihnen den Namen *B. laevigata* gegeben, den ich gerne adoptire.

Die weiteren Bilvalven sind Anodonten. Fig. 32—35 *Anodonta dubia* Alb. (briefl. Mitth.) aus der Muschelbank von Ochsenbach. In allen Grössen von einem halben bis zu zwei Centimeter, ohne Spur von einem Schloss schliessen sich diese Anodonten an die der Lettenkohle (*A. lettica* Qu.) an die des Gypses (*A. gypsea*) und des Bonebedsandsteines (*A. postera* Deffn. u. Fr.) an. Sie bilden zu Tausenden mit den Cyclas, Dreissenen und Paludinen die handhohe Bank unter dem Kieselsandstein und geben ihm das Gepräge einer (brackischen) Süsswasserablagerung. Solche Grösse, wie die Anodonten des Fischlagers von Stuttgart erreichten, Fig. 36—38, zeigen sie in den genannten Lagern nicht. Es werden daher die grossen, kräftigen Formen des Stubensandsteins einen eigenen Namen verdienen und mit ihrem Schichtennamen *A. arenacea* am ehesten ausgezeichnet. Die genannten Muscheln weisen wohl in ihrer Gesammtheit darauf hin, dass auch Semionotus, der mit ihnen vorkommt, ein Süsswasserfisch war. Von ächten pelagischen Muscheln und Seethieren ist nichts zu finden, so

Allein es bildete ſich auch unter dem Volke und zum Theil unter den kleineren Banken ſelbſt eine heftige Oppoſition gegen das Centralinſtitut. Diejenigen Gegner deſſelben, welche ſchon bei ſeiner Entſtehung aus conſtitutionellen Gründen nichts mit ihm zu thun haben wollten, waren durch ſeinen Einfluß auf die Politik des Staates in ihrer Oppoſition gegen daſſelbe nur noch verſtärkt worden. Man ſah in der Vereinigung der höchſten Staatsgewalt mit dem Hebel aller kaufmänniſchen und induſtriellen Intereſſen eine der Souveränität der einzelnen Staaten wie der Freiheit der Bürger gleich gefährliche Macht* und eine Wahlmaſchine, welche der Verfaſſung ſelbſt gefährlich werden konnte. Die kleineren Banken und die Glieder anderer Körperſchaften hingegen ſchrien damals, wie jetzt, gegen das große Ungeheuer, gegen das alle kleineren Inſtitute dieſer Art erdrückende Bankmonopol, gegen die Unterdrückung des Privatkredits und der Induſtrie durch die mit der Regierung verbundene und durch den Kredit des Staates und den Beſitz der Staatsgelder alle kleineren Geldinſtitute beherrſchende Nationalbank. — Die Partei, welche der Bank das Privilegium ertheilt hatte, und die durch eine Menge antirepublikaniſcher Maßregeln in Verbindung mit der Bank ſich dem Volke verhaßt gemacht, hatte dem Andrang der Demokratie, unter Anführung von Thomas Jefferſon, weichen müſſen, und ſo kam es, daß, als im Jahr 1811 das Privilegium der Nationalbank abgelaufen war, daſſelbe von der nun am Ruder ſtehenden demokratiſchen Partei nicht mehr erneuert wurde.

---

* Wie weit die Geldmacht, vereint mit der oberſten Staatsgewalt, hierin gehen konnte, hatten die Amerikaner durch die im Congreß durchgegangene und vom oberſten Gerichtshofe beſtätigte „Alien and Sedition bill“ hinlänglich erprobt. Es enthielt dieſe Bill eine Art „Septembergeſetze“ zur Beſchränkung der aufſtrebenden Demokratie. Namentlich war es darin zum Verbrechen (liable to indictment) gemacht, gegen die Regierung und ihre Beamten irgend etwas zu ſchreiben, zu drucken oder zu ſprechen, was dieſelben in den Augen des Volkes herabwürdigen könnte. Dieſe Bill, welche die damalige Regierung zu ihrer Exiſtenz nothwendig hielt, und die das Volk jetzt nur noch unter dem Namen des „Maulverſtopfungsgeſetzes“ (Gag law) kennt, wurde kurz nach Antritt der Jefferſon'ſchen Präſidentſchaft widerrufen.

wenig als von Kalkniederschlägen, wie sie die marinen Bildungen absetzen.

Nehmen wir dazu noch die ausgezeichneten Funde von Landeidechsen, die H. Dr. Kapff (Jahresh. XV. 1859 p. 46) gemacht hat! In Begleitung der Fische fanden sich in den letzten Jahren Stücke, welche auf den apocryphischen Keupersaurier ein neues Licht werfen und in die Nähe von Megalosaurus und Mosasaurus stellen. Es ist *Phytosaurus* Jäger 1826; die Identität dieser 1826 schon im Stubensandstein von Rübgarten gefundenen Reste mit den neuen Stuttgarter Erfunden hat Kapff mittelst eines Gyps-Abgusses zur Evidenz nachgewiesen. Ebenso werden die Saurierreste von Löwenstein Affalterach, Leonberg, (v. Meyer, Saurier des Muschelkalks, Frankf. 1847—55 pag. 148) von Aixheim (Qu. Petrf. p. 110) von Stuttgart (Plien. Jahresh. VIII) sämmtlich diesem ächt schwäbischen Neckarsaurier angehören. Bald werden wir aus H. v. Meyers Meisterhand, welche die monographische Bearbeitung dieser Reste übernommen hat, Ausführliches zu erwarten haben und wird so auf diese Weise an dem vielfach verachteten Keuper eine längst schon drückende Schuld abgetragen werden.

3. Einige Notizen über Taenien.

Von Dr. Salzmann in Esslingen.

1) Ueber das Vorkommen der Taenia cucumerina im Menschen.

Ausser den zwei bekannten menschlichen Bandwürmern, der *Taenia solium* und dem *Bothriocephalus latus*, wurden in neuster Zeit noch einige weitere Species von reifen Cestoden im Menschen beobachtet.

Küchenmeister (die in und an dem Körper des lebenden Menschen vorkommenden Parasiten) führt noch die *Taenia mediocanellata* an, welche in Sachsen vorkommt, ferner eine Taenie vom Kap der guten Hoffnung und die *Taenia nana*, die in Aegypten in grosser Menge in einer Leiche gefunden wurde.

Weinland (Med. Corresp. Bl. 1859, 31) beschreibt eine von ihm *flavopunctata* genannte Taenie, die in Amerika unbeachtet in einem Kinde gelebt hatte und von selbst abgegangen war. Aus der Aehnlichkeit der Eier dieser Taenie mit den Eiern derjenigen Bandwürmer, welche in Nagethieren und Insektenfressern vorkommen, schliesst Weinland, dass sie eigentlich einem solchen Thiere angehöre und sich nur ausnahmsweise im Menschen entwickelt habe.

Ein ähnliches Verhältniss findet bei der *Taenia cucumerina* statt, indem dieser dem Hunde angehörige Cestode, wenn er sich in den menschlichen Darm verirrt, auch hier sich entwickeln kann. Dieses Vorkommen der Taenia cucumerina im Menschen scheint schon früher beobachtet worden zu sein, wird aber von

den Helminthologen geleugnet. (Württ. naturwissensch. Jahreshefte VIII, p. 171). Ich kann die Möglichkeit der Existenz der Taenia cucumerina im Menschen bestätigen, indem ich eine solche zu beobachten Gelegenheit hatte.

Der Wirth, der diese Taenie beherbergte, war ein Kind von 16 Monaten aus einer Familie der höhern Stände. Die Eltern des Kindes theilten mir mit, dass es unruhig schlafe, im Schlaf mit den Zähnen knirsche und sehr reizbar sei, dass man desshalb Würmer bei dem Kinde vermuthet und ihm Wurmsamen gegeben habe. In der That seien auch Würmer von der Form der Gurkenkerne abgegangen, wie dies seit einigen Wochen schon häufig vorgekommen sei. Die Würmer seien theils mit, theils ohne Koth abgegangen, haben sich lebhaft bewegt, aus dem Koth hervorgearbeitet und seien weiter gekrochen.

Die Würmer, die mir gezeigt wurden, waren todt, es waren Proglottiden einer Taenie, aber dass sie von keiner Taenia solium abstammten, sah man an ihrer Farbe, Form und Grösse, namentlich aber daran, dass auf beiden Seiten der Glieder Genitalöffnungen zu sehen waren.

Das Kind hatte noch nie Fleisch zu essen bekommen, man hatte, wie man mich versicherte, nie mit dem Küchenmesser, mit dem man das rohe Fleisch zu zerschneiden pflegte, Brod für das Kind zugeschnitten; es war mir desshalb die Entstehung dieses Bandwurms überhaupt auffallend, besonders aber überraschte mich die Form der Proglottiden, die von der aller menschlichen Taenien abwich. Ich vermuthete, es könnte eine Täuschung obwalten und beauftragte die Eltern, mich davon zu benachrichtigen, sobald wieder Würmer mit der Oeffnung abgingen.

Wirklich bekam ich den andern Tag eine solche Oeffnung zu Gesicht. Drei Proglottiden, die sich in derselben befanden, krochen munter hervor und entfernten sich eine ziemliche Strecke. Die Bewegungen waren Anfangs lebhaft, wurden allmählig langsamer, auf die Anwendung verschiedener Reize, namentlich des

Galvanismus, wurden sie wieder etwas stärker und hörten nach zwei Stunden ganz auf.

Ich war nun nicht mehr im Zweifel, dass die Bandwurmglieder wirklich von dem Kinde abgegangen waren, und es handelte sich nur noch um die Bestimmung der Species.

Die Proglottiden waren 2—3‴ lang, ½—1‴ breit, viereckig, an einem Ende etwas schmäler, mit schwach gebogenen Seitenkanten. Sie hatten eine Epidermis und eine Muskelhaut mit den bekannten Kalkkörperchen. An beiden Seitenkanten in der Mitte waren Genitalöffnungen. Die Genitalien gingen schief gegen die Mitte und nach vorn. Die Eier waren zu 2—7, meistens zu 5—7, in regelmässige ovale Conglomerate zusammengekittet. Die Conglomerate hatten keine Hülle, hielten aber doch fest zusammen. Die Masse, durch welche sie zusammengekittet waren, bestand aus kleinen, runden, ölartigen Tropfen und war wahrscheinlich der von Dujardin (Histoire naturelle des helminthes, p. 543) Sarcode genannte Stoff. Die Eier waren kugelförmig, etwa 0,05 Mm. gross, mit einfacher, unregelmässig zerspringender Schale. Die Oberfläche derselben war rauh. Es war ein festerer Niederschlag von der zusammenkittenden Masse auf derselben abgelagert. Dieser fiel in hautartigen Stücken ab, bildete aber keine vollständige Haut. Der Embryo war 0,03 Mm: gross, glatt, mit hellem Inhalt und hatte 6 Embryonalhaken.

Die Beschaffenheit der Proglottiden stimmte vollständig mit der der Taenia cucumerina überein, beim Vergleich mit Gliedern einer vom Hund abgegangenen Taenie war kein Unterschied zu finden.

Die Untersuchung des Kopfes dieser vom Menschen abgegangenen Taenia cucumerina war leider nicht möglich, da er unbemerkt von selbst abgegangen war. Ebenso mussten die vorbereiteten Fütterungsversuche verschiedener Thiere mit den abgehenden Proglottiden, um den noch unbekannten Finnenzustand der Taenia cucumerina zu finden, unterbleiben, da die Proglottiden auf einmal ausblieben.

Ich liess das Kind 8 Monate lang beobachten, ob nicht

von Neuem Proglottiden abgehen, allein ohne Erfolg. Nach dieser Zeit gab ich ihm Kousso ein, es bekam hierauf einige dünne Stühle, die ich mit dem Mikroskop genau untersuchte, es war aber keine Spur einer Taenie darin zu entdecken.

Der Parasit musste sich im menschlichen Darm nicht sehr heimisch gefühlt haben, es war auch kein rechtes Gedeihen in demselben. Die Glieder gingen alle einzeln ab und enthielten wenig Eier im Vergleich zu andern reifen Proglottiden.

Konnte auch der Kopf der Taenie nicht untersucht werden, so kann doch mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die Taenie zu T. cucumerina gehörte, was besonders die Eiconglomerate bewiesen, welche bei keiner andern Taenia mit doppelten Genitalöffnungen vorkommen.

Nach diesen Beobachtungen wird nun die Möglichkeit der Existenz der Taenia cucumerina im Menschen wohl nicht mehr bestritten werden können und es zeigt sich, dass ausser den dem Menschen eigenthümlichen Bandwürmern, zu denen Taenia solium, Bothriocephalus latus und wohl auch Taenia mediocanellata gehören, sich ausnahmsweise im Menschen auch Cestoden entwickeln können, die Thieren eigenthümlich sind. Zu diesen gehören die Taenia cucumerina und wohl auch die von Weinland aufgefundene flavopunctata.

In unserem engeren Vaterlande, dessen naturwissenschaftliche Erforschung sich unser Verein zunächst zur Aufgabe gemacht hat, finden sich von den oben genannten Cestoden folgende drei:

1) Die weit verbreitete dem Menschen eigenthümliche Taenia solium.

2) Der im und durch den Menschen vom Ausland, namentlich von der Schweiz eingeschleppte Bothriocephalus latus.

3) Die dem Hunde angehörige und nur ausnahmsweise sich im Menschen entwickelnde Taenia cucumerina.

2) Ueber die Befruchtung der Taenien.

Wie bei andern Taenien, so finden sich auch bei der Taenia cucumerina Abnormitäten.

Ich fand z. B. in einem Eiconglomerat einer Taenie, die von einem Hund abgegangen war, zwischen normalen Eiern mit sechshackigen Embryonen ein Ei, das einen Embryo von fast doppelter Grösse mit 12 Hacken enthielt.

Der Hackenkranz scheint oft zu fehlen oder auch, wie bei andern Taenien, abzufallen, da Diesing (Systema Helminthum) diese Taenie zu den unbewaffneten Rhynchotaenien zählt, während bei den von mir untersuchten Exemplaren von Taenia cucumerina die rosendornähnlichen Hacken bei 300facher Vergrösserung und passender Beleuchtung sehr deutlich zu sehen waren.

Dujardin (Histoire naturelle des helminthes) gibt an, die Hacken stehen in drei Reihen; ich sah die im Quincunx stehenden Hacken auch zwei und vier Reihen bilden.

Besonders erwähnenswerth sind aber einige von mir beobachtete Abnormitäten der Genitalien, da sie Aufschluss über den Begattungsakt geben.

Bei einigen Proglottiden einer Taenie, die im Hund gelebt hatte, fehlten auf der einen oder andern Seite die männlichen Genitalien, ja zuweilen war sogar auf keiner Seite das bei frischen Taenien leicht zu erkennende, geschlängelte *Vas deferens* zu finden, und doch enthielten diese Glieder reife Eier.

Bei zwei Gliedern der Taenia, die im Menschen gelebt hatte, waren die männlichen und weiblichen Genitalien so weit von einander entfernt, dass die Entfernung der Genitalöffnungen den dritten Theil der Länge der Proglottis betrug und doch fanden sich reife Eier in denselben.

Wenn Proglottiden, die keine männlichen Genitalien hatten und solche, bei denen wegen der gegenseitigen Entfernung der männlichen und weiblichen Genitalien eine Selbstbefruchtung nicht möglich war, reife Eier enthielten, so muss hier bei der Befruchtung eine Paarung zweier Taenienglieder stattgefunden haben, wie diess auch bei Anneliden und andern Hermaphroditen der Fall ist.

Es findet demnach bei der Begattung der Cestoden entweder eine Befruchtung einer Proglottis durch sich selbst statt,

wie diess J. van Beneden (les vers cestoides ou acotyles) bei *Phyllobothrium lactuca* gesehen und beschrieben hat, oder eine eigentliche Paarung, eine gegenseitige Befruchtung zweier Proglottiden, was nach dem oben Gesagten angenommen werden muss und auch von Schultze (Heckers Annalen der ges. Heilk. 1825) bei Taenia crenulata beobachtet wurde.

Diese Thatsache spricht für den von Darwin (über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung 1860 übersetzt von Bronn) aufgestellten Satz, „dass auch bei Hermaphroditen eine wenigstens von Zeit zu Zeit erfolgende Kreuzung zweier Individuen Naturgesetz ist," da wir jedes Bandwurmglied als ein Individuum, den Bandwurm als eine Colonie solcher Individuen betrachten müssen.

4. Die Arten der Gattungen Glyphea und Pseudoglyphea.

Von Prof. Dr. Albert Oppel.

Die Bearbeitung des zahlreichen Materials von Crustaceen-Resten aus dem lithographischen Schiefer Bayerns, welches sich in der hiesigen paläontologischen Sammlung befindet, veranlasste mich, auch die mir zugänglichen Vorkommnisse fossiler Krebse aus den übrigen Jura-Schichten zu untersuchen, da mehrere Gattungen von dem untersten Lias an bis in die obersten Lagen des oberen Jura's vertreten sind. Da die Publication der nahezu vollendeten Arbeit erst binnen Jahresfrist erfolgen wird, so beabsichtige ich je für einzelne Gattungen schon zuvor einen Ueberblick über die mir bekannten Arten zu geben, indem ich vorläufig mit den Gattungen *Glyphea* und *Pseudoglyphea* beginne.

Glyphea Meyer.

Hiemit fallen Münster's *Orphnea* und *Brisa* sowie Meyer's *Selenisca* zusammen. Es gelang mir, 21 Arten jurassischer Glypheen zu unterscheiden, einschliesslich einer Species, *Glyphea rostrata* Phill., deren Deutung unsicher bleibt. Die meisten

---

Anm. Münsters *Glypheen* gehören dagegen zu der artenreichen Gattung *Eryma* Meyer, mit welcher ich noch folgende Bezeichnungen vereinigen musste: *Aura* Münst., *Klytia* Meyer, und *Pustulina* Quenst. Münsters Bezeichnung *Bolina* behielt ich als besonderen Gattungsnamen für das von Münster Beitr. II. Tab. 9 Fig. 18 abgebildete Exemplar, während seine Fig. 14 ein Individuum darstellt, das mit noch einer zweiten Species des lithogr. Schiefers eine neue Gattung „*Stenochirus*" repräsentirt.

gehören dem oberen Jura an. Ich zähle sie ihrem Lager nach auf.

A. Aus dem Lias.

1) *Glyphea Heeri* Opp. Kleine Species, deren kurze Vorderfüsse mit Wärzchen bedeckt sind, während die Schale des Cephalothorax auf ihrer Oberfläche zahlreiche Vertiefungen besitzt. Sehr häufig im untern Lias von Mülligen (Schambelen) unweit Baden in der Schweiz. Von den H. Prof. Heer und Escher von der Linth in Zürich mitgetheilt.

2) *Glyphea major* Opp. Etwas grösser als die vorige Art. Ebendaher. 1 Exemplar.

3) *Glyphea alpina* Opp. Aehnlich der *Glyphea Heeri*; Schalenoberfläche des Cephalothorax granulirt. Ein Exemplar; unterer Lias Kammerkehr bei Waidring; das einzige in dem Lias der Alpen aufgefundene Exemplar von Glyphea. Von H. Prof. Pichler in Innsbruck mitgetheilt.

4) *Glyphea liasina* Meyer. Mittlerer Lias. Metzingen. (Württemberg).

5) *Glyphea Terquemi* Opp. Eine der vorigen Species benachbarte Art aus dem mittleren Lias des Mosel-Departements. Von H. Terquem in Metz mitgetheilt.

B. Aus dem Dogger.

6) *Glyphea solitaria* Opp. Unteroolith. Zone der Trigonia navis von Mössingen. (Württemberg).

7) *Glyphea pustulosa* Meyer. Unteroolith von Ehningen und Neuffen. (Württemberg).

8) *Glyphea crassa* Opp. Kleiner mit derben Warzen bedeckter Cephalothorax von breiter und dicker Form. Aus dem Unteroolith des Mosel-Departements von H. Terquem in Metz mitgetheilt.

C. Aus dem oberen Jura.

9) *Glyphea ornata* Quenst. sp. (*Orphnea ornata* Quenst). Kelloway-Gruppe. Zone des Amm. athleta. Ursulaberg bei Pfullingen. (Württemberg).

10) *Glyphea Udressieri* Meyer (*Palinurus squamifer* Desl.) Oxford-Gruppe. Sehr verbreitet.

11) *Glyphea Münsteri* Volta (*Glyphea speciosa* Meyer). Mit der vorigen Art.

12) *Glyphea Regleyana* Desm. (*Glyphea vulgaris* Meyer und *Palinurus longebrachiatus* Desl.) Mit der vorigen Art.

13) *Glyphea Bronni* Röm. Unteres Coralrag Römer's. Umgebung von Hannover. Von H. Obergerichtsrath Witte in Hannover mitgetheilt.

14) *Glyphea rostrata* Phill. Unsichere Species des oberen Jura's.

15) *Glyphea Etalloni* Opp. (*Glyphea rostrata* Etallon non Phill.) Terrain à Chailles. Calmoutiers (Haute-Saône.)

16) *Glyphea gratiosa* Meyer sp. (*Selenisca gratiosa* Meyer). Oberste Jura-Schichten von Wurmlingen bei Tuttlingen. Von H. Finanzrath Eser in Stuttgart mitgetheilt.

17) *Glyphea pseudoscyllarus* Schloth. sp. (*Orphnea striata, laevigata, pygmea* Münst. *Brisa dubia, lucida* Münst. Lithogr. Schiefer Bayerns.

18) *Glyphea squamosa* Münst. (*Orphnea squamosa* Münst.) Lithogr. Schiefer Bayerns.

19) *Glyphea tenuis* Opp. Vorderfüsse sehr kurz und dick. Dimensionsverhältnisse ähnlich denen von Glyphea pseudoscyllarus, — dagegen besitzt Glyphea tenuis eine beinahe glatte Schalenoberfläche. Antennenstyle der äussern Antennen kürzer als bei Gl. pseudoscyllarus und ohne die stachligen Kanten. Ein Exemplar. Lithogr. Schiefer Bayerns.

20) *Glyphea Saemanni* Opp. Eine der grössten Arten von Glyphea. Schale mit dicken Warzen besetzt. Füsse kurz und dick. Lithogr. Schiefer von Cirin.

21) *Glyphea Jurensis* Opp. Aus den Plattenkalken des oberen Jura's von Söflingen bei Ulm. Ein Exemplar. Von H. Professor Fraas mitgetheilt.

Dies war das Signal zur Etablirung einer ungeheuern Zahl neuer Banken und zur ausgedehnteſten Thätigkeit der bereits beſtehenden. Jetzt erſt konnte man die wahre Elaſticität des Papiergeldes kennen lernen, welches durch das Abtreten der Nationalbank noch mehr anſchwoll, als vorher, wo der Druck der letzteren, wie ein gefürchteter Alp, die zu groſſen Zettelausgaben der einzelnen Banken niedergehalten hatte. Das Vacuum, welches durch die Einziehung der Noten der Nationalbank entſtand, war im Nu durch die Notenausgaben der Staats- und anderen Banken wieder ausgefüllt, und es gab eine Proſperität, wie ſie die Vereinigten Staaten früher nicht gekannt hatten.

Indeſſen fing kurze Zeit nachher der politiſche Horizont von Amerika ſich zu trüben an. Die von England angeſprochenen Rechte, amerikaniſche Schiffe zu durchſuchen und Matroſen zu preſſen, welche den freien Handel und die Schifffahrt der Union gleich ſtark bedrohten, führten 1812 zum Krieg mit Groſsbrittanien, und die Folge der hierdurch eingetretenen Handelskriſe war ein allgemeines Falliment aller Banken im Süden und Weſten von Neu-England. Sie ſtellten beinahe gleichzeitig ihre Baarzahlungen ein; aber zur allgemeinen Verwunderung aller mit dem Bankſyſteme weniger Vertrauten erhielten ſich die nun nicht mehr einlösbaren Noten dennoch geraume Zeit in ihrem Kredit, obwohl ſie aufgehört hatten, Repräſentanten der Metalle zu ſeyn, und eigentlich nichts als die Schulden der Bank gegen das Publikum beurkundeten. Es iſt dies ein mit der Bankreſtriktion von England im Jahr 1797 ganz analoger Fall, welcher die weiter oben von uns aufgeſtellte Behauptung, daß dieſe Erſcheinung durch das wechſelſeitige Verhältniß von Gläubiger und Schuldner, in welchem die Bank zum Publikum ſteht, erklärt werden muß, hinlänglich rechtfertigt. Die Banknoten der obgleich nicht mehr in Silber und Gold zahlenden Banken blieben deſſenungeachtet Ausweiſe einer Schuld, die, da der Schuldner (die Bank) ſelbſt als Gläubiger des handeltreibenden Theils des Publikums auftrat, zu Zahlungen an die letzteren, und von dieſen wieder zu Zahlungen an die Bank verwendet werden konnten. Nur als der Krieg eine unglückliche Wendung nahm, und der Handel nach und nach gänzlich darniederlag, ſtellte ſich die Differenz zwiſchen den Noten der münzzahlenden Banken von Maſſachuſetts und den uneinlösbaren Zetteln

Pseudoglyphea Opp.

Wurde seither mit Glyphea vereinigt, unterscheidet sich jedoch durch den Verlauf der Furchen auf dem Cephalothorax. Als Typus kann *Glyphea grandis* Meyer betrachtet werden. Die Form der Extremitäten ist nicht bekannt.

1) *Pseudoglyphea grandis* Meyer sp. Unterer Lias. Frittlingen, Ofterdingen (Württemberg). Von H. Bergrath v. Alberti mitgetheilt.

2) *Pseudoglyphea amalthea* Opp. (*Glyphea amalthei*, pars, Opp. der mittl. Lias Schwabens, tab. 1. Fig. 3a). Zone des Amm. margaritatus von Heiningen bei Boll. Von H. Dr. Roman in Heilbronn mitgetheilt.

3) *Pseudoglyphea Terquemi* Opp. Zierliche Species; der Cephalothorax trägt auf der obern Partie seines vorderen Haupttheils vier starke, oben gezackte Längskanten, deren inneres Paar sich in der Medianlinie gegen vorn vereinigt. Schalenoberfläche schwach granulirt. Angeblich aus der Oxford-Gruppe, Meurthe-Departement. Von H. Terquem in Metz mitgetheilt.

4) *Pseudoglyphea eximia* Opp. Derbe Warzen bedecken den Cephalothorax abwechselnd mit feineren Warzen. Im vordern Haupttheil stehen erstere zum Theil in Längsreihen. Grosse Species. Mit der vorigen Art.

München, December 1860.

5. Die Mammuths-Ausgrabungen zu Cannstatt im Jahr 1700.

Aktenmässig dargestellt von Dr. Fraas.

Als im Laufe des verflossenen Jahres aus Anlass der Eisenbahnbauten auf der Linie von Cannstatt nach Fellbach colossale Stosszähne und eine Reihe von Backzähnen und Knochen des *Elephas mammuth* ausgegraben wurden und wie gewöhnlich zugleich eine grosse Menge Zähne und Knochen von Nashorn, Bär, Hirsch, Pferd, Ochse u. s. w. sich vorfand, richtete sich die Aufmerksamkeit wieder auf die früheren Ausgrabungen zu Anfang dieses und des vorigen Jahrhunderts. Bei den Akten des K. Naturalien-Cabinets liegt ein ungedruckter Catalog über die im Jahr 1700 bei der Uffkirche ausgegrabenen erstmaligen Erfunde, die zum grössten Theil noch vorhanden mit dem Catalog verglichen werden können. Es ist derselbe zu bezeichnend für den damaligen Standpunkt der Anschauung und jedenfalls von historischem Interesse, dass schon von diesem Gesichtspunkt aus eine aktenmässige Veröffentlichung gerechtfertigt sein wird.

Fossilia Cantstadiensia.

Contactum fugias, oculis luxasse sat esto.

Nachdem anno 1700 den 4 Aprilis ein Granatir von Ihro hochf. durchl. Regiment bei Cantstatt vorbeygegangen und wahrgenommen, dass oben aus dem Boden etwas Weisses hervorgucket, und er eine Haue bey sich hatte, hatt er mit der Haue nachgegraben und also zum ersten mahl diese wundersame Sachen in der erden entdecket. Das erste stück, so er herausgegraben und noch selbigen Abend bei Hof über die fürstliche Tafel gebracht, hat die inscription „das Erste Stück den 4. Apr. anno 1700.“

Bibl. Universit. Tüb.

Nachgehends hat man mit dem Nachgraben fortgefahren und bis in das folgende Jahr continuirt und nach und nach alle die sachen, die nicht ohne Verwunderung können gesehen werden, herausgebracht und anhero zur Kunstkammer geführet und vorgestellt, deren jedoch auch eine grosse quantität in gestalt allerlei hörner, gross und klein, so aber gar mürb und gebrechlich gewesen und nicht haben gantz und unverbrechlich anhero können gebracht werden, Zur Hofapotheck ist verwahret worden.

N. 1. ist einem *vertebra* eines veritablen Cameeles ähnlich, zumalen an der grösse, ist aber in vielem gantz different, sonderlich in der substantz.

N. 2. ein unförmlich stück 8 Zoll hoch und 6 Zoll breit, unten rund und oben hinaus etwas schmahl, gleich einem stück von einer unförmlichen kugel, inwendig gantz poros und nicht sonderlich schwer.

N. 3. Ein ander etwas kleineres und in die ründe laufenden stück, im *Diametro* 6 Zoll gleich einer halben Kugel, gantz poros und inwendig wie vermodert bein oder knochen. steht darauf geschrieben Cantstatt den 6. October 1700.

N. 4. Ein ziemlich grosses globoses *segmentum*, gleich denen, wie sie in *mundo subterraneo Kircheri* pag. 60 beschrieben werden begreiffend in seiner *solidität* etwas mehr als eine halbe Kugel, der Diameter ist über 7 Zoll gross. das *corpus* ist durch und durch massiv, ist auch also in der gestalt eines *hemisphaerii* in der diesen erden gefunden worden, von aussen ist gantz glatt und perfect globos, ohne eintzige inaequalität oder asperität, hat aber oben hinaus eine *protuberantiam* oder *processum* ungefähr 2 Zoll lang, ist auswendig beschrieben, *Cantstadiense Fossile Die Septembr.* 1700. dienet zur nähern nachsicht, was *Kircherus* an besagtem Ort, allwo er 3 dergleichen kugeln vorbildet mit folgenden Worten meldet: *quemadmodum terra in utero suo omnis generis saxa, carbones quos Lithanthraces vocant, lignum fossile, carnem terrae, quam margam dicunt, ita et ossa sua modo generat, quos Metallici jam Enaotos, Ossifragos, germanice* „Knochenstein“ *vocant.*“

N. 5. Ein gantz wunderbahres stück, fast gestalt wie eine

grosse *vertebra*, lesst sich aber wegen seiner sonderbaren Form nicht wohl mitt einer *vertebra* vergleichen, ist eines schuchs breit und so hoch, 3 Zoll dück, ohne eintziges *foramen medullae spinalis*, sondern dasselbst ausgefüllt mitt einer *substantia porosa* und *spongiosa*, durch und durch wie das gantze *corpus* ist, auf der anderen seiten klebt die gelbe erden noch dran, ist überall friabel und hat dieses stück am Gewicht 3^1_2 ℔.

N. 6. Ein sonderbahres anderes *corpus* gestalt wie ein kopff oder Hirnschal; ausswendig, alss es noch in der dichten erden steckte, war es ein gantzer *globus*, mit einer unten herausgehenden Spitzen, die andere helfft des hintertheils ist von den Gräbern, weil sie gemeint, es were ein stein, auss unvorsichtigkeit zerhauen worden. Das gantze stück ist durch und durch solid, von einer durchstreifenden *massa porosa*, wie ein schwamm, auch ziemlich schwer, wie denn dieses stück über 4 ℔ wiegt, hat 9 Zoll im *Diametro* und von oben biss an die spitz 10 Zoll, oben auf dem *convexo* Zeigen sich etliche krumme *suturae*, wie auf dem *cranio* eines Menschen, so sich aber keineswegs mit demselben vergleichen lassen, ist inscribirt *Cantstadii* 30. *Octobris anno* 1700.

N. 7. Wider ein *segmentum* von einer kugel, der substantz nach wie die Vorigen, ganz poros durch und durch, hinden excavirt und mit gelber erden ausgefüllt hoch 6 Zoll und 5 Zoll breit.

N. 8. ein etwas Kleiners alss nummero 7. Der substantz nach wie die vorigen, durch und durch poros und mit erden allenthalben angefüllt.

N. 9. Dieses ist anzusehen, wie die extremität von dem unterkiefer eines Thiers, zwey breite Stücke jedes 7 Zoll lang, oben zusammenlaufend, unten 3^1_2 Zoll von einander stehend, darauf angeschrieben Cantstatt 9 Juli 1700.

N. 10. Ein solides stück, fast gestalt wie ein fass, ein abgebrochenes stück noch dran hangend ist abgenommen, die *massam* inwendig zu erkennen, worauf sich allerhand figuren, wie Bäumlein, wie auf dem *marmore florentino* präsentiren, beschrie-

ben *Cantstadii Die* 5 *May anno* 1700. ist das zweyte stück, so der granatir, nahmens Schraishohn, ausgegraben.

N. 11. Ein steinernes stück darauf geschrieben Cantstatt den 4 Apr. 1700 bestehend gleichsam aus 4 aneinander gewachsenen *lamellis*, 5½ Zoll lang, oben offen, mit drei gefachen, gleich denen sogenannten Elephantenzähnen, ist allem ansehen nach ein abgebrochenes stück von jetzt gedachten.

N. 12. Eben ein dergleichen abgebrochener *lamella*, 6 Zoll lang, 3 breit rundlich auslaufend, gleicht dem vorigen, oben mit erden aufgefüllt.

N. 13. gleich dem vorhergehenden, doch breiter und gantz dünner. Diese 3 stück seind dicht und hart wie stein.

N. 14 ist anzusehen wie ein kopff von einem thier, 5 Zoll hoch, oben gantz scharff, nach der Lenge Zugespitzt, gleichsam mit zwo *cavitatibus* des Gehirns über einander, überall *substantia ossea*.

N. 15. Ein selzsames allenthalben durchlöchertes stück, an einem ort poros, gleich den vermoderten beinen und knochen.

N. 16—22 sieben stück, dergleichen mit vielen *cavitatibus* und *cellulis*, durch und durch poros wie vermoderte Knochenstück.

N. 23—30 acht stück *ossea substantiae*, viele sehr gross, wie von Riesen, das grösste über 2 schuh lang, inwendig voller erden. (*a - θ*)

N. 31. Drauf geschrieben 15 Octobris Cantstatt 1700. Diess bein ist ganz mit seinen *capitibus* aus der erden gegraben worden, welche aber gantz zerfallen und inwendig mit erden ausgefüllt waren.

N. 32—35 4 kleine stücklein *lamellae lapideae*, in 5 extremitäten auslaufend, am andern End ist es hohl und mit schönen Blumen und Figuren, wie die Dendrita.

N. 36. Ein schönes weisses kegelstück 4 Zoll lang, noch in seiner halben *matrice* liegend.

N. 37. Ein von aussen noch mit harter erden umbwachsenes stück von sogenanntem *cornu*, daran zu sehen, wie gleichsam auss dem Kern oder *centro* immer eine *cortex* umb die ander sich herumgezogen.

N. 38. Noch ein ander *segmentum coni*, inwendig sehr rein und weiss wie kreide, auswendig aber unansehnlich.

N 39. Ein rares 8 Zoll langes conoidalstück, daran deutlich zu sehen, wie ein *conus* über dem andern gewachsen und gar viel *cortices* oder rinden, wie es noch ganz gewesen, müssen übereinander gewachsen seyn. Die spitz ist im Herausgraben abgebrochen, seind ausswendig auch noch viele Figuren wie *arbusculae* und *flosculi* zu sehen.

N. 40. Ein spitz oder extremität von einem *cornu*, 7 Zoll lang, ist von einem grossen Horn abgebrochen, die rinde ist rings herumb abgangen und die *superficies externa* sehr lieblich mit allerhand kleinen *flosculis* figurirt. Die spitz ist unversehrt und auch hier klärlich zu sehen, wie ein *conus* in den andern *more ceparum* involviret.

N. 41. Ein starkes kegelstück 6 Zoll lang, dessen spitz abgebrochen, am dücken end 3 Zoll im *Diametro*, ausswendig gantz grau und aschenfarb, inwendig aber zart, weiss und rein.

N. 42. Ein ander *conus* stück 6 Zoll lang, an dem auch ein *conus* den andern umgibt vom innersten kern an, ausswendig theils grau und wo was abgebrochen, weiss.

N. 43—46 vier kleine Extremitäten von *conus*, daran die innere spitz noch deutlich zu sehen, davon die *cortex* aber halb abgefallen.

N. 47. Ein erdenscholl oder klumpen Erden von Cantstatt mit vielen *frustulis* und *Lamellis lapideis* oder vielmehr *cretaceis*-durchwachsen, so gleichsam das *principium* oder die *Natales* aller solcher *Fossilium terrestrium* vorstellen können, von dergleichen *generation* meldet *Kircherus pag.* 62 *tom* 2 *Dico latere in subterrestribus visceribus, intra saxosorum montium hiatus terram quandam limosam, quam Margam vocant, gypseae materiae mixtam, quae terra ubi per rimas montium nitrosum fluorem receperit, fit ut illa veluti cortice quodam gypseo induatur, qui uti cum tempore lapidescit, ita quoque salenitri splendore, albedine sua os proxime aemulatur, utpote candidum, rimosum & friabile.*

N. 48. Ein gar *luculenter* Beweistham, dass solche *Fossilia*

von sich selber in der erden generirert werden: demnach dieses stück so *ad* 3 Zoll lang, oben hinauss zugespitzt, ausswendig mit einer schönen, weissen *cortice* sich in der gruben, welche schon damahl 2 Mann dief aussgegraben war, an der wandt aus der erden herfürthat und zwar in solcher Dücke, muthmasete man, es were eine extremität von einem grossen Horn, derer schon vorher etliche gar viele herausgebracht worden, derowegen wollte man es mit sonderbahrer Vorsichtigkeit herausbringen, dass es nicht verbrochen werde, finge derowegen ein paar schritt hinter dem herausguckenden stück zu graben an, man fand aber nichts als diess eintzige *principium*, dahero war leichtlich zu schliessen, dass es nur ein Ansatz von einem neuen Horn gewesen, welches mit der Zeit immer hätte zugenommen und endlich auch ein gross stück darauss hätte werden können, zumalen man gar augenscheinlich dran sichet, wie nach und nach die *particulae lamellorum* sich mehr und mehr angesezt, ausgebreitet und zusammengewachsen.

N. 49. Etliche knöchlein, so sich mit den *organis auditus in brutis* vergleichen, alle in der diefen und dichten erden zu Cantstatt nebst andern Wundersachen gefunden und colligirt.

N. 50 — 52. 3 Stück dicht mit erden umbgeben, daran zu sehen, wie sich nach und nach eine *cortex* nach der andern ansetzet, gleich wie *stratum super stratum* zu vergleichen, auch zeigen sich auf der Seiten viel weisse Düpflein.

N. 53. Etlich Stück von der allgemeinen Erden in dieser Gruben, daran hie und wider weisse eingesprengte Düpflein zu sehen, dergleichen aller orten gefunden worden, als wann es gleichsam das *principium* oder der Samen were, woraus sich solche *Fossilia* generiren, es seynd auch an vielen grossen Erdenschollen, so nachgehends zerfallen, viel kleine weisse Bröcklein.

N. 54. 55. Zwey rippenstück, so von einander gebrochen, waren anfangs an einem stück und 18 Zoll lang, gekrümmt, ziemlich stark und dück, inwendig durch und durch spongios, ausswendig überall mit *arbusculis* figurirt und bemalet.

N. 56. Drey stück bein, zerbrochen, waren anfangs noch gantz und ungeöffnet, alss sie entzwey gebrochen, waren sie

Voller erden, seyndt figurirert und auf der einen seitten eingebogen, wie *canale*, das kleineste stück hat an einem end nur ein *foramen*, auf dem anderen zwey. ist inscribirt Cantstatt den 5 Aug. 1700.

N. 57. 58. Zwey stück *osseae substantiae*, das lengste 5 Zoll lang, hat das anschen wie ein stiehl oder schafft von einem messer, figurirt auf sonderbahre Art, inscribirt Cantstatt den 28 July. Das andere ist von anderer Form Cantstatt den 19 Aug. 1700. Beide stück sind durch und durch spongios.

N. 59. Ein gekrümmtes stück Cantstatt den 9 Aug. 1700. Der [illegible]antz nach als wie calcinirt.

N. 60—62. Drey stück, deren eins spitz zugekrümmt, die andere beyde gleich abgebrochene stücken von Hirschhörnern, mit ihren *tuberculis nodosis*. Cantstatt den 7. Aug. 1700.

N. 63. Ein spitz auslauffendes stück wie von einem zahn, *osseae substantiae*, die spitz ist abgebrochen oben am dücken end sihet es gleich denen sogenannten Risen oder Elephanten Zähnen, ist gekrümmt und 5 Zoll lang.

N. 64—66. Zween *dentes*, gleich den Pferdszähnen, deren aber in dieser Gruben eine unglaubliche Menge gefunden worden. Solche Zähne haben sich nicht etwa in kifern oder beysammen verscharrt gefunden, sondern eintzeln weiss aus der gelblichen erde heraussgesehen. Etliche sind *osseae materiae*, etliche *calcinatae*, etliche *lapideae* und hätte man deren einen gantzen Karn voll wegführen können.

N. 67. 68. Zwey stück, gleich den *patellis*, *osseae substantiae*, inscribirt: *Cantstadii effossum, die* 10 *Augusti anno Margae CantstatDensis Certae.* Das andere *die* 29 Aug. 1700.

N. 68—74. Sieben stück *organa auditus* von ziemlicher Grösse theils *osseae*, theils auch *lapideae substantiae*.

N. 75 ein stück stein mit einer kruste überzogen, Canstatt 15 Juli 1700.

N. 76. Ein 3 Zoll hohes, ziemlich schweres gelenk oder *condylus* mit harter gleichsam petrificirter erden auf einer seitten fest umgeben mit gewöhnlichen *cavitatibus*, scheinend von *substantia ossea* zu sein.

N. 77. Ein starkes mitt einem Zahn sich Vergleichendes stück, 3 Zoll hoch und so dück, von gar harttem bein oder knochen, am gebiss mit viel ungewöhnlichen Löchern und *ductibus*.

N. 78. Ein knochenstück 3 Zoll lang, solches alss es auss der erden kam, war es noch gantz und ohne eintzige *lacsion*, als es entzwey gebrochen ward, um zu selen, wie es inwendig were, da befand sichs, dass es voller erden war.

N. 79 ein *Fragmentum auris*, darin sich auch das *tympanum* ohne die *membrana* zu sehen, auf ungewöhnliche art presentirt.

N. 80 zwey stück gleich rinden von einem bein mit ihrem *concavo* und *convexo*, tief in der erden gefunden, auf dem *convexo* war es gantz glatt, als wan es polirt were, auch in der grösse eines schuhs lang, zerfiele aber alsbalt, ist auch figurirt und hat im *concavo* einen *meatum*, gleich den *tubulis vermicularibus* auf denen *Testaceis*.

N. 81. Ein unbekanntes Zahnstück mitt etlichen *cavitatibus* am Gebiss auf der andern seitten gleichsam die wurtzeln eines Zahns zeigend.

N. 82—90. Neun stück Zähne, alle glatt und gläntzend und überaus schön mit Blümlein bemahlet, deren ettliche von unförmlicher Gestalt, *ita ut nonnulli gigantum dentes non immerito videri possint*.

N. 91—94. Vier stück Zähne, wie diejenigen so *dentes Canini* genennet werden, gross und lang. Der lengste 4 Zoll lang, all unten spitz ausslaufend mit vielen *corticibus* und rinden, deren etliche abgefallen, mehrentheils nach der Länge durchlöchert von unten biss oben, dass man einen faden dadurch ziehen kann, auch etliche ausswendig lieblich mit *floseulis* figurirt.

N. 95—97. Drey andere stück gleich denen *dentibus molaribus brutorum*.

N. 98—101 sind grosse und schwere stücke, deren etliche *fragmentis coxendicum*, etliche *scapulis* ähnlich seind.

N. 102 ist das grösst und schwerste unter den *coxendicibus*, wie dann die *patella* im *diametro* ihrer grösse über 7 Zoll hatt.

N. 103—104. Können mit grossen *scapulis* oder *fragmentis* derselben verglichen werden, seind mehrtheils alle in-

wendig *spongios*, theils mit erden ausgefüllt, etliche auch gleich den *petrificatis*, ausswendig unansehnlich von der gelblichen erden, darin sie gesteckt ganz ungestalt und unangenehm, rauch und verwerflich.

N. 105—112. Sieben grosse schwere steinerne stück, gleich den Elephantenzähnen, wie sie auch von den gemeinen leuten genannt werden, dergleichen aber viel hundert gefunden worden, die meisten wegen ihrer Friabilität zerbrochen, etliche auch waren dauerhaft, und wurde eines herausgebracht 2 schuh lang und sehr schwer, welches dem Herrn General Thüngen zugeschickt worden, war 24 Pfund schwer. Am Gebiss kommen diese Zähne zwar etwas überein mit den veritablen Elephantenzähnen, aber *ex opposito*, wo die wurtzeln seyn sollen, ist eine grosse Differenz. Viele wurden gefunden, die noch in ihren grossen kiefern steckten, doch waren die Kiefer gar mürb und zerfielen beim Herausnehmen. Diese sogenannte Risen oder Elephantenzähne haben auswendig viele *ductus* oder *lineas striatas* und sind ihre gantze *corpora* gleichsam mit lauter *Tabellis* und *asserculis crustaceis* zusammengesetzt und aufeinandergewachsen, lassen sich auch leichtlich zertheilen und auseinander reissen. Diejenige *superficies*, so dem gebiss opponirt ist, präsentirt solche *tabellas*, als wan ihrer zwei zusammengewachsen weren und solches befindet sich an all dergleichen Fossilien, welche backenzähne representiren. Dazu ist zu bemerken, dass sich dergleichen Figuren nach unterschiedlicher grösse auch noch immer kleiner und kleiner gefunden und auch von andern orten, stätten und dörfern anherogeschickt worden. — Ob nun zwar von vilen Gelehrten dafür gehalten worden, dass dise Zähne etwa von der Sündflut her oder von Elephanten so hin und her in der erde vergraben worden, nachgeblieben sein möchten, wie in Seyfrieds *medulla mirabilium naturae* zu sehen, da er p. 450 zweier Risenzähne gedenket, die mit den Unserigen etwas übereinkommen, so ist doch glaublicher, dass dise sachen vilmehr *mineralia* seyn und anders nichts als *margae terrestres, ex succis mineralibus pro ratione et qualitate fundi* nach und nach hervorgewachsen, vornehmlich weil auch

der andern Banken mit 10 bis 25 prCt. und mehr heraus, je nachdem das Publikum die Geſchäfte der einen oder der andern Bank mehr oder weniger günſtig beurtheilte.

Die Baarzahlungen, auf einen kleinen Raum und auf wenige Banken eingeſchränkt, ließen die Metalle immer mehr und mehr aus dem Umlauf verſchwinden, bis endlich im Congreß der Vorſchlag gemacht wurde,* eine Bank mit fünf Millionen Thalern zu etabliren, welche beinahe gänzlich auf die neuen, von den Vereinigten Staaten während des Krieges ausgegebenen Staatsſchuldverſchreibungen gefußt, und der Regierung zu neuen Anlehen verpflichtet, das Privilegium beſitzen ſollte, Noten auszugeben, welche erſt drei Jahre nach hergeſtelltem Frieden zahlbar ſeyn ſollten. Dieſem Vorſchlag widerſetzte ſich Calhoun (damals im Hauſe der Repräſentanten), und es gelang ihm auch, die Mehrzahl von der Nachtheiligkeit dieſer Maßregel zu überzeugen. Aber man ſchritt zur Berathung einer neuen Bank, deren Vorſchlag diesmal nur durch die ausſchlaggebende Stimme des Sprechers verworfen wurde. Da kam endlich die Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Neu-Orleans und kurze Zeit darauf die des geſchloſſenen Friedens mit England.

Nun glaubte man, es müßten die Baarzahlungen von ſelbſt wieder ihren Anfang nehmen; die Noth war verſchwunden, Handel und Gewerbe waren der Induſtrie und dem Unternehmungsgeiſte von neuem geöffnet, und der Kredit des Staates hatte ſeinen alten Aufſchwung genommen. Aber wie wenig kannte die damalige Regierung das eigentliche Weſen des Papiergeldes! Eben jetzt dachten die nichtzahlenden Banken weniger als jemals an die Erfüllung ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten. Während des Krieges waren ihre Zettelausgaben und der von ihnen an Privaten und andere Inſtitute ertheilte offene Kredit durch das allgemeine Mißtrauen in Unternehmungen jeglicher Art beſchränkt geweſen; jetzt hofften ſie erſt, mit den nichteinlösbaren Noten, das heißt, mit dem Privilegium, uneinlösbare Schuldſcheine auf Zinſen leihen zu dürfen, recht zu gewinnen. Man mußte alſo,

* Dieſen Vorſchlag machte Herr Dallas, welchem Hr. Campbell, der ſich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, als Sekretär der Schatzkammer folgte.

in gantz kleinerer *proportion* eben dergleichen *figurae* und zwar in grosser Menge sich gefunden, so nachgehends aus Unachtsamkeit zerschlagen worden.

N. 113. Ein sonderbahres 10 Zoll lang und 5 Zoll breites Stück von fast unzehligen aufeinander gewachsenen rinden, an einem end dicht aneinander, am andern aber weiter ausseinander, auch etlicher orten mit erden angefüllten *tabulis* und krusten, so unten dünn und oben hinauss je länger je dücker seindt.

N. 114—120. Sieben Stück *dens continuus* so theils blos liegen mit den wurtzeln, theils in einem spongiosen stück einer *maxilla* staken.

N. 121. Eine starke dücke *maxilla* worin noch 5 Zähne stecken, war anfangs anderthalbschuh lang, brach aber ein stück ab samt etlichen Zähnen; von was vor einem *bruto* und *belua* aber diese *maxilla* sey, kann nicht wohl erkannt werden, komt nicht mit *maxilla Elephantorum, Camelorum, Hippopotamorum* überein und kann hier füglich angezogen werden, was Kircher in *mund. subterr. p.* 58 meldet.

N. 122—131. Zehn grosse schwere stück, deren etliche sich grossen schüsseln oder pfannen andere sich *scapulis* vergleichen, alle in der tiefen erden gefunden und ausswendig mit erden *collutulirt*, darin auch noch kleine zähne und knöchlein gelegen.

N. 132. Ein kleineres stück Risenzahn, gantz gekrümmet, von 12 *placentis* oder *tabulis*, alss solches ausgraben wurde, lagen zween stein im weg, zwischen welchen das end, wo die tafeln zusammengetrückt seind der wachsthum des stücks musste hindurchlaufen, dahero es gleichsam zusammengetrückt und am stracken ausslauf verhindert worden.

N. 133. Ein kleineres stück von 10 *tabulis ad* 4 Zoll lang und tief, daran die wurtzeln abgegangen und weisse *vestigia* hinderlassen.

N. 134. Widerumb ein geringeres und leichteres, auch mit zerbrochnen wurtzeln sonsten dem vorigen gleich an Form und gestalt und *massa lapidea*.

N. 135. *Inscriptio: Cantstadii die* 31 *Julii* 1700. Ein sonderbahres, mitt gantz glattem gebiss, alss wan sie polirt

weren, 3 Zoll breit und lang hat solche glatte *superficiem* gezeigt, sobalt es auss der erden gethan worden.

N. 136—140 lassen sich ansehen, als wan es wider *principia* von grosen weren, die endlich würden mehr Blätter und *tabulas* bekommen, dan an jeglichem seind etliche anfang der blättlein zu sehen.

N. 141—142 zwey kleine stück zeigen den anfang von drey blättlein, welche nach und nach hätten können grösser werden und sich multipliciren.

N. 143—145 gleichfalls eine anzeigung, dass wider viel blättlein haben hervorkommen wollen.

N. 146. Diess gewächs hatte anfangs 8 röhrlein, davon 3 abgebrochen, sie waren ungleicher länge, wie die Finger an der Hand, an dem breiten end Voller erden.

N. 146—148. Drey stück *lapideae quasi substantiae*, worunter das eine gleichsam 5 Finger hatt, was auch in *mundo subterr. Kircheri p.* 61 vorgebildet wird. Das kleineste hatte auch 5 Finger, wovon aber nur noch die stumpen zu sehen.

N. 149. Ein sonderbahres ausserlessenes schönes stück von einem *cornu*, überauss weiss und rein, war anfangs schuhs lang, ausswendig unansehnlich, grau und fielen gleich etliche *cortices* ab, inwendig lag ein anmuthiger weisser Kegel, welcher zerbrach und ist noch die spitz davon zu sehen.

N. 150. In einer erdenscholl eine *maxilla* mitt Zähnen, gleichwie von einem Hasen, nebst einer kleinen *vertebra*, welche also tief in der erden gesteckt. Die erde von oben her war voll kleiner tüpflein, als wenn diese *principia* wären hineingesähet.

N. 151—154. Fünf stück hirnschalen, deren Eine noch *suturam cranii* zeigt; am andern ist noch ein gebiss, daran seind zween Zähne und andere ausgefallen, will sich aber solches stück mit keinem Gebiss von einem thier vergleichen lassen.

N. 155. Etliche *dentes canini* sampt gebiss und stücklein von *maxillis*, worinnen noch kleine Zähne stecken, die *canini* sind schön mit bäumlein figurirt.

N. 156. Ein stück von einem Gebiss, worinnen noch ein Zahn steckt mit der aufschrift: an einem grossen Stein angewachsen.

N. 157—158. Zwey andere stück dünn wie blechlein, auch an steinen angewachsen.

N. 159. Ein schweres stück, schuchs lang an einem end 3 Zoll dick, dan scharf ausgehend und gebogen, inwendig nicht hohl, sondern aus gefüllt und *spongios*, auch mit erden überfahren.

N. 160—170. Seind lauter *fragmenta*, wie sie sich ansehen lassen, alss wan sie von grössern abgegangen weren, deren etliche zimlich dück, doch von keiner *cavität* etwas zu spüren, sondern ausgefüllt mit *spongioser* substantz.

N. 171—178. Proben von erden, worein all diese sachen gefunden, und proben gemacht von dem *Chemico* Bilger, welcher lange Jahr in der Officin des Boyle laborirt, die *granula* oder kernlein hat er auss der erden herausgethan, zusammengelesen und proben, obs *mineralia* oder *animalia* waren, darüber vorgenommen.

Welchen Werth um jene Zeit die Mammuthszähne hatten, beweist nachstehendes Danksagungsschreiben der Stadt Zürich für die von Herzog Eberhard Ludwig dorthin geschenkten Stücke.

Dem durchlauchtigen Fürsten und Herrn, Herrn Eberhard Ludwig, Hertzogen zu Würtemberg und Teckh, Grafen zu Mömpelgard, Herrn zu Heidenheim, Unserem gnädigen Herrn.

Durchlauchtiger Fürst, gnädiger Herr.

Nachdem wir von unsern *respective* geliebten Mitrehten und getrewen Lieben Burgern, denen Vorstehern Unserer Burger-Bibliothec geziemender masen verständigt worden, wie das Euro Furstl. Drchlcht gnädig beliebet, unserem Publico einiche ansehnliche rariteten von allerhand gattungen *unicornuum Fossilium* durch die Hand des Herrn Professoris und verrühmten Antiquarii Schukhardt zu destiniren, und uns damit kostbahrlich zu schenken, haben Wir keinen umgang nemmen dürfen, E. F. D. für solche Liberalität und Freygebigkeit unsern Dienstfleissigsten Dank, wie hiemit beschieht, zu bezeugen, mit aufrichtiger Versicherung, dass wo wir den Anlass werden ergreifen können, E. F. D.

angenehme Dienstgefelligkeiten zu erweisen, ein solcher uns erwünscht und erfreulich sein werde. Indess wir Gott bitten, dass Er E. F. D. in allerselbst-desiderirenden Glückseligkeiten noch fürbass väterlich zu erhalten geruhe.

Datum den 5 Martii 1701.

Euer Fürstl Dhlt Dienstwilligste Burgermeister u. Raht
Der Stadt Zürich.

III. Kleinere Mittheilungen.

Bücher-Anzeigen.

Die Klassen und Ordnungen des Thier-Reichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Von Dr. H. G. Bronn. Mit auf Stein gezeichneten Abbildungen. II. Band. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1859—1860. 8°.

Von diesem alle Branchen der allgemeinen Zoologie umfassenden Werke ist schon in dem fünfzehnten Jahrgange unserer Jahreshefte eine Anzeige über den ersten Band, bestehend aus vier die formlosen Thiere (*Amorphozoen*) behandelnden Heften aus kundiger Feder erschienen. Inzwischen haben wir durch die treffliche Verlagsbuchhandlung 9 Lieferungen des zweiten Bandes erhalten. Sie enthalten den zweiten Kreis des Thierreichs, nämlich die Strahlenthiere (*Actinozoa*), die in 7 Klassen: *Polypen, Hydreen, Medusen, Kamm-Quallen, Knospen-Strahler, Lilien-Strahler, Stern-Strahler, Igel-Strahler*, und *Lederhäuter* eingetheilt sind.

Man muss in der That den ungemein grossen Fleiss und die tiefe Sachkenntniss des gelehrten Verfassers bewundern, mit welchen er das gewaltige in der in- und ausländischen Literatur zerstreute Material über diese zum Theil noch nicht genügend untersuchten Geschöpfe zu einem Ganzen zusammengetragen und verarbeitet hat, und wie der in andern Wissenschaften, insbesondere in der Palaeontologie überaus thätige und kundige Verfasser noch die Zeit erübrigen konnte, ein solches Werk zu unternehmen.

Bronn beginnt in seinem Werke, wie in den Handbüchern von Van der Hoeven, Oscar Schmidt u. s. w., mit den unvollkommensten Thieren und steigt stufenweise bis zu den höchst-organisirten hinauf. Er beschränkt sich aber auf eine Darstellung der Zoologie im Allgemeinen und behandelt nur die Kreise, Klassen und Ordnungen erschöpfend. Von jeder Klasse wird ihre Geschichte, eine Erklärung über die Benennung, eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur, dann in dem Abschnitt über die organische Zusammensetzung eine detaillirte Beschreibung der äusseren Theile, der Organe der Bewegung, Empfindung, Ernährung, Fortpflanzung u. s. w. gegeben, wozu immer, soweit es ausführbar, auf die angefügten Abbildungen hingewiesen ist. Mit gleicher Ausführlichkeit sind die Abschnitte über die Verrichtungen der Organe und die Entwicklungsgeschichte behandelt, wobei in der

Beschreibung die dahin gehörigen Thiere citirt sind. Es ist noch kein ähnliches Handbuch vorhanden, das eine solche ausführliche Zusammenstellung über die Chemie, Anatomie, Physiologie und Metamorphose der Thiere aufweist.

Bei der Klassification schickt der Verfasser zuerst die allgemeinen Charaktere einer Thierklasse voraus, gibt dann in analytischer Form und mit kurzen Diagnosen eine systematische Uebersicht nicht nur aller lebenden, sondern auch der fossilen Genera, welcher häufig noch ein Schlüssel zur Unterscheidung der Familien vorangeschickt ist. Diese mit vieler Mühe ausgearbeitete sehr verdienstliche Uebersicht mit Hinweisung auf die beigegebenen Tafeln und Figuren ist für den Zoologen und Palaeontologen eine grosse Erleichterung zum Bestimmen der Gattungen; der Anfänger möchte sich jedoch in den umfangreichen Klassen, wie z. B. bei den Polypen, Medusen, Igelstrahlern, weniger leicht zurechtfinden. Es liegt aber nicht im Plane des Buchs, sich in die specielle Zoologie weiter einzulassen.

Von hohem Interesse sind ferner die Abschnitte über die topographischen Wohnverhältnisse, die geographische und geologische Verbreitung der Thiere. Wie viel Anziehendes und Belehrendes bieten nicht z. B. (S. 55) die Betrachtungen über die räumlichen Beziehungen der Polypen! Wir erhalten hier Aufschluss über das ganze Wesen der Thiere, wo sie leben, wie tief im Meere sie sich aufhalten, über ihr Verhältniss zu den Korallenbänken und Riffen in ihren verschiedenen Formen, über Korallen-Inseln, deren Bildung, Wachsthum u. s. w. Ausserdem hat sich der Verfasser die Mühe genommen, auch noch in einer tabellarischen Uebersicht anzugeben, wie viele lebende und wie viele fossile Arten in den verschiedenen Meeren und geologischen Perioden bis jetzt bekannt geworden sind.

Zuletzt werden in jeder Klasse die Beziehungen zum übrigen Haushalt der Natur mit Rücksicht auf den Nutzen und Schaden für den Menschen behandelt. Namentlich entwirft der Verfasser (S. 74) ein treffliches Bild von einer lebendigen Korallenbank mit den gleich einem Blumenbeet in allen Farben prangenden Thieren, von dem Haushalt der Korallenthiere zur Erklärung über die Entstehung vieler Gebirgsformationen, z. B. unseres Jura's u. s. w.

Als ein weiterer Vorzug dieses vortrefflichen Werkes endlich ist hervorzuheben, dass das Buch mit einer Menge von Abbildungen ausgestattet ist, die aus Journalen, Monographien und aus zum Theil schwer zugänglichen Kupferwerken ausgewählt sind. Die 9 Hefte des II. Bandes enthalten ausser den Holzschnitten allein 30 lithographirte zum Theil colorirte Tafeln, auf welchen die wichtigsten Formen der lebenden und fossilen Thiere mit vielen Details über die äussern und innern Organe abgebildet sind. Jeder Tafel ist eine ausführliche Er-

klärung der einzelnen Figuren mit Angabe des Auctors, dem sie entnommen sind, angehängt.

Wir schliessen mit dem Wunsche, dass dem ehrwürdigen Verfasser zur Vollendung seines sehr dankenswerthen Unternehmens Kraft und Ausdauer vergönnt sein möge. *K.*

Der zoologische Garten. Organ für die zoologische Gesellschaft in Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. D. F. Weinland, wissenschaftlichem Sekretär der zoologischen Gesellschaft und Lector für Zoologie am Senkenbergischen Museum. I. Jahrgang. Frankfurt. 1860. 8°.

Es war von der zoologischen Gesellschaft ein sehr zweckmässiges Unternehmen, ein Organ zu gründen, in welchem sie die Aufgabe zu lösen sucht, ihrem im Herbst 1858 eröffneten Garten neben dem Interesse, dessen sich derselbe als Vergnügungsort erfreut, auch noch den Charakter eines Instituts für Belehrung und Bildung zu verleihen. Die Gesellschaft war so glücklich, in der Person unseres Landsmannes, Dr. Phil. Weinland einen tüchtigen Zoologen für die Redaktion dieser Zeitschrift zu gewinnen, der — dafür bürgen seine Studien, wissenschaftlichen Arbeiten und seine Reisen in Nordamerika und Westindien — diese Aufgabe in jeder Beziehung auf's Beste lösen wird. Er wird sich viele Verdienste um die Zoologie erwerben, wenn er die vortreffliche Gelegenheit, die ihm der zoologische Garten bietet, benützt, seine Beobachtungen über die Lebensweise, Fortpflanzung u. s. w. der Thiere bekannt zu machen. Neben diesem Zweck der naturwissenschaftlichen Belehrung und der Beobachtungen aus dem Gebiete der Zoologie im Allgemeinen ist es insbesondere auch die Acclimatisation neuer Arten oder neuer Raçen von Hausthieren, womit sich die zoologische Gesellschaft beschäftigen will.

Von der oben genannten Zeitschrift ist bereits der erste Jahrgang für 1860 in 12 Nummern erschienen. Er enthält aus der Feder des Dr. Weinland unter anderen Aufsätzen eine Aufzählung aller bis jetzt im zoologischen Garten vorhandenen Säugethiere in mehreren allgemein fasslich geschriebenen Abschnitten. Der Leser erfährt darin neben allgemeinen Umrissen über systematische Eintheilung und über die Unterscheidungsmerkmale der Ordnungen, Familien und Gattungen viele lehrreiche Details über die geographische Verbreitung und die Lebensweise aller der Thiere, welche sich im Garten befinden. Interessant sind die Beobachtungen über den Gleichmuth eines Waschbären, welche der Herausgeber an einem jung aufgezogenen Thier während seines Aufenthalts in Nordamerika gemacht hat.

In zwei weiteren Aufsätzen „Einige Gedanken über die Thierseele“ und „Was zu einem ganzen Thier gehört“ behandelt Dr. Weinland ein von ihm schon lange verfolgtes Thema: eine vergleichende Psycho-

logie, eine Seelenlehre der Thiere und der Menschen. Seine Idee, Affen und andere in unserem Klima dahinsiechende Thiere in Rindvieh-Ställen zu halten, wo sie Sommers und Winters eine gleichmässig warme und gesunde Luft haben, ist eines Versuches sehr wohl werth, und es wäre zu wünschen, dass derselbe im zoologischen Garten in Frankfurt recht bald ausgeführt würde.

Auch der Zoologe, der sich mit dem descriptiven Theil dieser Wissenschaft beschäftigt, wird in dieser Zeitschrift manche Aufschlüsse finden; z. B. über eine dort beschriebene junge Wildkatze, über die unterscheidenden Merkmale des Kaiser- und Steinadlers und insbesondere über den neuen mexikanischen Nasenbären (*Nasua solitaria Neuw. var. mexicana*).

In einem Aufsatz über die Angoraziege gibt Dr. Sace eine Zusammenstellung über die Naturgeschichte dieses Thiers, über Züchtung und Produkte in Angora, über Einführung, Züchtung und Produkte in Europa und über Anwendung der Wolle, des Fleisches und des Felles dieses Thiers.

Dr. M. Schmidt, der Direktor des zoologischen Gartens, ertheilt in fast jeder Nummer Nachricht, welche Thiere die Gesellschaft als Geschenk und durch Kauf erhalten hat und welche sich vermehrt haben. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass *Halmaturus Bennetti* Waterh., *Antilope Bubalis* Pall., *Antilope picta* Pall. und *Hypsiprymnus murinus* Desm. Junge geworfen haben und dass letzteres Beutelthier, dessen Heimath Neusüdwallis ist, den Winter über im Freien ausgehalten hat. Sehr dankenswerth ist, dass der Zeitschrift Abbildungen beigegeben werden. Der Holzschnitt der nach der Natur aufgenommenen *Antilope Bubalis* Pall. mit ihrem Jungen ist gut, die in Farbendruck ausgeführte Abbildung des mexikanischen Nasenbären ausgezeichnet, dagegen lassen die übrigen wahrscheinlich nach französischen Originalen kopirten Holzschnitte viel zu wünschen übrig.

Dr. Weinland hat ferner einen „Führer durch den zoologischen Garten in Frankfurt" mit einem Plan und vielen Holzschnitten herausgegeben, durch welchen der Besucher nicht nur über alle Gebäulichkeiten, Ställe, Weiher u. s. w. orientirt wird, sondern auch eine kurze Beschreibung der vorhandenen Thiere mit lehrreichen Notizen erhält.

Endlich hat Dr. Weinland angekündigt, dass er „Skizzen und Bilder aus dem zoologischen Garten in Frankfurt" in 2—3 jährlichen Lieferungen mit erklärendem Text und sorgfältig nach der Natur und durch Farbendruck ausgeführten Bildern herausgeben werde, wofür ihm ebenso wie für die Herausgabe seiner Zeitschrift „der zoologische Garten" jeder Zoologe und Naturfreund zu Dank verpflichtet sein wird. K.

6. Ueber die weissen und rothen Kalke von Vils in Tyrol.

Mit zwei Tafeln.

Von Prof. Dr. Albert Oppel.

München, Dezember 1860.

Es sind unter der grossen Anzahl Reisender, welche jeden Sommer von dem bayerischen Städtchen Füssen aus die österreichische Grenze überschreiten, verhältnissmässig wenige, welche die besuchte Strasse nach Reutte verlassen und ihren Weg das Thal der Vils hinauf fortsetzen. Hier liegt, nur 1½ Stunden von Füssen entfernt, jedoch schon in der einsameren Gegend, das Städtchen Vils. An diesem Punkte, über dessen Gesteins-Schichten ich einige Notizen zu geben wünsche, ist es dem Besucher so leicht gemacht, sich eine alpine Jura-Bildung zu beschauen und sogar zahlreiche Versteinerungen daraus selbst zu sammeln, dass wohl schon Mancher die kleine Seitentour gemacht haben würde, wenn er nur einige Kenntniss der Verhältnisse gehabt hätte. Und doch kommt es nur darauf an, es sich einen Nachmittag kosten zu lassen, von Füssen nach Vils zu gehen und in diesem Städtchen nach dem Platze zu fragen, an welchem die Versteinerungen gefunden werden. Derselbe ist bald erreicht, denn es erhebt sich der niedere felsige Hügel unmittelbar hinter den letzten Häusern in einer Entfernung von weniger als 5 Minuten, auch ist der Punkt leicht zu erfragen, da er von Zeit zu Zeit von Geologen besucht wird. An Ausbeute fehlt es nie. Das Gestein ist gefüllt mit fossilen Resten und selbst mit kleinem Hammer und Meissel lassen sich aus den weissen Kalken viele der zierlichen Brachiopoden mit Leich-

tigkeit befreien. Mehr Anstrengung verursacht es, den rothen Kalk auszubrechen und es erfordert schon grösseres Geschick, die Versteinerungen aus demselben zu befreien, da das marmorartige Gestein härter oder vielmehr fester ist, als die grösstentheils in Kalkspath verwandelten Fossile. Die meisten der zahlreichen Cephalopoden lösen sich nicht sauber heraus und viele der Brachiopoden-Schalen kommen nur zerbrochen zum Vorschein. Dies sind besondere Schwierigkeiten, welche sich der Ausbeute entgegenstellen. Zwar war ich eine Woche an Ort und Stelle, hatte auch einige tüchtige Arbeiter, doch erhielt ich aus dem rothen Kalke nur wenige gute Stücke, während sich die weissen Lagen überaus ergiebig an Fossilen zeigen. Bei länger fortgesetzter Ausbeute liesse sich gewiss aus dem rothen Kalke noch manche wichtige Leitmuschel gewinnen, es ist sogar denkbar, dass *Terebratula diphya* darin vorkomme. Indem ich die auf der einen Excursion gesammelten Resultate schon jetzt veröffentliche, hoffe ich zu denselben durch wiederholte Besuche des interessanten Punktes später noch weitere Beiträge und Ergänzungen hinzufügen zu können.

---

§. 1. Die Hauptmasse der Felsen, aus welchen der niedrige, hinter Vils gelegene, nur theilweise bewachsene Hügel besteht, wird durch weissen und graulich-weissen Kalk gebildet, welcher an manchen Stellen oolithisch wird, an andern Stellen zahlreiche feine Crinoideentrümmer einschliesst. In der engsten Verbindung mit diesem graulich-weissen Kalk, welchem seither der Name Vilser Kalk ausschliesslich zukam, steht ein anderer wesentlich verschieden aussehender Kalkstein. Es ist der letztere ein rother, marmorartiger, harter Kalk, abweichend von dem graulich-weissen Kalk, nicht allein durch seine Härte, Farbe u. s. w., sondern auch, was hier von besonderer Bedeutung ist, durch seine Versteinerungen.

Ich will versuchen über das Vorkommen der fossilen Reste, welche sich in den Kalken des Vils-Hügels finden, einige An-

wie im Jahr 1821 in England, die Baarzahlungen der Banken durch geſetzliche Gewalt zu erzwingen ſuchen, und um dies leichter thun zu können, ſahen ſogar die Demokraten damals keinen andern Weg, als neuerdings ein großes Centralinſtitut, nach dem Muſter der Bank von England zu ſchaffen, welches die Staats- und kleineren Banken entweder zur Einlöſung ihrer Noten, oder zum Fallitment zwingen und hiedurch das Publikum enttäuſchen, und die ſoliden von den nicht ſolventen Banken trennen ſollte.

So kam am 16. April 1816 die neue Bank der Vereinigten Staaten zu Stande, deren Freibrief auf 20 Jahre lautete, und deren Kapital 35 Millionen Thaler betrug, wovon die Regierung ſelbſt 7 Millionen unterzeichnete. Die Aktien waren im Betrag von 100 Thalern, wovon, wie bei der Errichtung der früheren Bank, ein Viertheil in Gold und Silber, die übrigen Dreiviertheile aber in Staatsſchuldverſchreibungen zahlbar waren. Die Bank ſollte keine Noten unter fünf Thalern ausſtellen, und dieſelben, wenn ſie ſolche bei Vorzeigung irgend einmal nicht einlöſen könnte, mit 12 Procent jährlich verzinſen. Die Noten der Bank ſollten bei den Staatskaſſen für baares Geld angenommen und der Staatsſchatz ſelbſt bei der Bank deponirt werden. Für die Aufbewahrung, Verſendung und Auszahlung von Staatsgeldern ſollte die Bank keine Proviſion berechnen. Die Regierung, als Aktionär von 7 Millionen, ernannte 5 von den 25 Bankdirektoren, und es ſtand ihr noch überdies das Einſichtsrecht auf die geführten Geſchäfte zu. Weiter hatte die Bank gegen die Regierung keine Verbindlichkeit, und es ſtand dem Congreſſe nicht einmal das Recht zu, dieſelbe zu irgend einer Zeit ihrer Zahlungsverbindlichkeit zu entheben, oder ſich überhaupt in ihren Angelegenheiten und Verhältniſſen zu ihren Schuldnern und Gläubigern zu miſchen. Es war ſogar feſtgeſetzt, daß die Bank der Regierung nie mehr als eine halbe Million Thaler, und den einzelnen Staaten nie mehr als 50,000 Thlr. vorſchießen dürfe, ſo wie es ihr geſetzlich unterſagt war, irgend einen Theil der ſechsprocentigen Staatsſchuld käuflich an ſich zu bringen. Die Geſchäfte der Bank wurden auf Kreditverleihungen, auf den Handel mit Gold und Silber (Bullion) und auf den Verkauf ſolcher Hypotheken beſchränkt, welche derſelben für gemachte Darleihen verpfändet worden waren. Die Bank hatte das Recht, Tochterbanken (Branches) überall in den Vereinigten Staaten,

gaben zu machen, indem ich dabei die eine Bildung „weissen Kalk von Vils," die andere „rothen Kalk von Vils" nenne.

§. 2. **Versteinerungen des weissen Kalkes von Vils.** Die Münster'sche Sammlung besitzt acht verschiedene Arten von Versteinerungen, über deren Fundort zwar noch einige Zweifel bestehen, deren Erhaltungsweise jedoch so sehr mit derjenigen der Fossile von Vils übereinstimmt, dass es äusserst wahrscheinlich wird, dass dieselben aus dem weissen Vilser Kalke stammen, nicht aber aus den Gebirgen von Salzburg,* wie Münster ursprünglich angegeben hatte. Münster besass diese Vorkommnisse schon frühzeitig und durch ihn erhielt zuerst Leopold von Buch** Kenntniss von den Arten, welche er *Terebratula pala* und *antiplecta* nannte. Von den sechs weiteren mit Münster'schen Etiketten versehenen Species erwähnt Buch nur noch eine einzige unter der Bezeichnung *Terebratula concinna* Sow.*** Es hat sich gezeigt, dass diese letztere eine besondere, dem Vilser Kalk eigenthümliche Art ist, welche künftig unter dem Namen *Rhynchonella Vilsensis* angeführt werden wird. Auch die übrigen von Münster auf den Etiketten bemerkten Bezeichnungen haben ihre Gültigkeit verloren und konnten nicht wieder zur Geltung gebracht werden. †

---

* Eine der Etiketten wurde von Münster noch selbst corrigirt. Man sieht darauf von seiner Hand „Vils in Tyrol" statt Salzburg geschrieben.

** Buch, Akad. der Wissensch. Berlin 1834. Ueber Terebrateln pag. 80, pag. 114.

*** Buch, loc. cit. pag. 80, pag. 114.

† Einige Exemplare von *Rhynchonella myriacantha* Desl. tragen auf der Münster'schen Etikette den Namen *Terebr. senticosa* Schloth. *Rhynchonella trigona* Quenst. sp. liegt unter der Bezeichnung *Terebratula triangularis* in der Münster'schen Sammlung, ein Name, der sich nicht wieder aufnehmen lässt, nachdem Quenstedt seither einen andern dafür gegeben. *Terebratula Vilsensis* und *bifrons* waren gleichfalls vorhanden, waren aber von Münster irrthümlich als eine einzige Varietät der *Terebratula antiplecta* unterschieden worden. Eine der *Terebr.*

Ausser L. v. Buch war es auch Prof. Quenstedt, welcher Vorkommnisse aus Schichten, die den weissen Vilser-Kalken entsprechen, neu benannt hat. Insbesondere *Rhynchonella trigona*,* eine schöne und interessante Art, während der Name *Terebratula inversa* Quenst.** (als eine Bezeichnung, welche schon zuvor von Quenstedt selbst an eine von der Vilser verschiedene Art vergeben wurde) durch *Terebratula Vilsensis* ersetzt werden musste.

Von weiteren Arten aus dem weissen Vilser Kalk wird in der Literatur nichts Erwähnenswerthes angeführt. Es ist zwar kein Zweifel, dass solche in den Sammlungen existiren, doch findet sich keine eingehende Beschreibung der ganzen Fauna. Auch mir ist es nicht gelungen, sämmtliche Erfunde, welche ich von Vils mitbrachte, sicher zu bestimmen, doch werde ich wenigstens einige besondere und neue Arten in dieser Arbeit dem seither Bekannten hinzufügen. Im Ganzen beträgt die Specieszahl der von mir in den weissen Kalken von Vils gesammelten fossilen Reste 24. Sie fanden sich sämmtlich in einem und demselben, meiner Ansicht nach zu einer einzigen Zone gehörigen Gestein, dem weissen Kalke von Vils, dessen Mächtigkeit sich leider nicht sicher bestimmen liess. Zwar wird der kleine Hügel beinahe ganz von solchem Kalke gebildet, allein es ist nicht bekannt, wie weit die Ablagerung noch in die Tiefe reicht. Den Petrefacten nach zu urtheilen, ist die Neigung der Schichten des massigen Kalkes von der horizontalen Richtung etwas, aber nur wenig abweichend, während eine eigentliche Schichtung kaum zu bemerken ist. Es sind einzelne dichtgefüllte Muschelbänke, welche die Gleichmässigkeit des Ganzen unterbrechen und wesentlich zur Orientirung über die Lagerungsverhältnisse beitragen. Zwar keilen sich solche

---

Calloviensis nahe stehende Art endlich hatte Münster mit der Sowerby'schen *Terebr. obovata* vereinigt.

* Quenstedt 1852 Handb. pag. 458 tab. 36 fig. 34. Aus den Alpenkalken von Grossau von Dr. Rominger gesammelt.

** Quenstedt, ibid. pag. 465 tab. 37. fig. 21.

an mehreren Stellen aus, auch sind in der Hauptmasse der dortigen Kalke die fossilen Reste seltener, und weiter vertheilt, allein an manchen Stellen bilden die Muschelconglomerate wahre Zwischenschichten von einiger Ausdehnung in horizontaler Richtung. Die Fossile häufen sich hier in solcher Anzahl an, dass für das einschliessende Gestein nur geringer Raum übrig bleibt und die ganze Bank nur aus Versteinerungen zu bestehen scheint. Sehr verschiedenartig sind nun aber die einzelnen Arten der Zahl nach vertreten. Ammoniten und Reste von Conchiferen gehören zu den Seltenheiten, von Gasteropoden fand ich nur ein einziges Exemplar, und wenn schon kalkige Theile von Crinoideen ganze Bänke zu füllen scheinen, so traf ich doch nur zwei deutliche Säulenglieder eines Pentacriniten in den weissen Kalken an. Dagegen verdienen die Einschlüsse die Bezeichnung einer Brachiopoden-Fauna, denn es steigt die Zahl der in dem Felsen eingeschlossenen Terebrateln und Rhynchonellen auf das Unglaubliche, und wenn schon einzelne Arten von Brachiopoden weit häufiger vorkommen als die übrigen, so besteht doch eine gewisse Mannigfaltigkeit unter den hier vertretenen Formen.

In einer in den letzten Jahren von meinem Freunde Fraas veröffentlichten Arbeit * „über die Ablagerung von Petrefacten im Jura“ findet sich eine Zusammenstellung der Zahlenverhältnisse, nach welchen die einzelnen Species jurassischer Versteinerungen an der schwäbischen Alb in ihren Schichten vorkommen. Man wird später den Werth solcher Zahlen sicher in noch höherem Grade schätzen lernen, als dies vorerst der Fall ist. Sie bilden die Basis für manche Vergleiche und sogar für weitere Schlüsse über die Verbreitung der Arten und Gattungen. Am sichtlichsten zeigte sich die Wichtigkeit solcher Zahlenverhältnisse bei den Vorkommnissen fossiler Säugethiere der tertiären Bildungen, denn es ist hier vor Allem die Kenntniss der Zahl der Individuen, Arten und Gattungen, durch welche wir das

* O. Fraas, über die Ablagerung von Petrefacten im Jura. 1856. Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. Zwölfter Jahrgang, pag. 43.

Bild der untergegangenen Faunen erhalten. Zwar wird es bei manchen Schichten nicht möglich sein, auch nur für die wichtigsten Repräsentanten der früheren Faunen einigermassen sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Doch sind in manchen Fällen die Verhältnisse auch günstiger und es sollte unter diesen Umständen Alles versucht werden, um numerische Nachweise zu erhalten, wozu es jedoch der sorgfältigsten, oft sogar sehr langer und mühevoller Ausbeute bedarf. Fraas hatte bei den obenerwähnten Versuchen Gelegenheit, ein überaus reiches Material zu sichten und er hat sich auch dabei der Mühe unterzogen, für mehrere Schichten die Zahl der Individuen zu bestimmen, in welcher die fossilen Arten zum Theil unter seinen Augen ausgegraben wurden.

Einfacher und leichter war ein ähnlicher Versuch bei den Einschlüssen des weissen Vilser Kalkes, da derselbe eine sehr gleichartige Ablagerung darstellt. Die Versteinerungen sind dort alle in derselben Weise erhalten, auch konnten sie alle auf die gleiche Art gewonnen werden, indem sie während und nach der Zersprengung des anstehenden Felsens aus dem festen Gesteine gelöst wurden. Ich glaube desshalb in der nachfolgenden Liste durch die Zahl der Individuen auch so ziemlich richtig das Zahlenverhältniss auszudrücken, in welchem die einzelnen Arten in der Gesteinsschicht bei Vils verbreitet liegen. Dagegen unterlasse ich ähnliche Angaben über die Zahl der von mir gesammelten Vorkommnisse des rothen Kalkes, und zwar aus verschiedenen Gründen, insbesondere da ich nicht die gleiche Masse, sondern ungleich weniger von dem rothen Kalke ausbrach und überhaupt von den Fossilen des letzteren bei Weitem keine genügende Anzahl besitze, um daraus Schlüsse über die Vertretung der einzelnen Arten nur mit einiger Sicherheit ziehen zu können.

Liste der Fossile aus dem **weissen Kalke** von Vils.

	Zahl der Expl.
Ammonites (Exemplare unbestimmter *Heterophyllen*) . .	5
Ammonites nov. spec.	1
Ammonites (ähnlich dem *Amm. hecticus* Rein.)	2

Ammonites (ähnlich dem *Amm. aspidoides* Opp.) . . .	6
Ammonites (ähnlich dem *Amm. convolutus* Quenst.) . .	2
Ammonites nov. sp.	1
Trochus nov. sp.	1
Mytilus nov. sp.	1
Astarte Calloviensis Opp.	3
Lima (unbest. Species mit glatter Schale)	1
Lima (unbest. Species mit gestreifter Schale)	2
Ostrea unbest.	1
Terebratula Vilsensis Opp.	25
Terebratula bifrons Opp.	10
Terebratula antiplecta Buch.	850
Terebratula cf. *Calloviensis var. Algoviana*	50
Terebratula pala Buch (*Waldheimia*)	850
Terebratula margarita Opp. (*Waldheimia*)	13
Rhynchonella cf. myriacantha Desl.	50
Rhynchonella Vilsensis Opp.	500
Rhynchonella trigona Quenst.	25
Rhynchonella solitaria Opp.	1
Cidaris basilica Opp. Bruchstücke von Stacheln . . .	10
Pentacrinus (Stielglieder)	2

§. 3. **Versteinerungen aus dem rothen Kalke von Vils.** Es kamen bei der Ausbeute der harten rothen Kalke 16 Arten zum Vorschein, von welchen sich wiederum mehrere vorerst nicht bestimmen lassen. Die bestimmbaren Arten dagegen waren bisher zwar von anderen zum Theil weit entfernten Localitäten, nicht aber von Vils bekannt. Wie sich überhaupt über das Vorkommen des rothen Kalkes bei Vils in der Literatur nur Weniges bemerkt findet, so werden auch keine bestimmten Versteinerungen aus demselben angeführt. Nur einen Nautilus erwähnt Escher* aus diesen Lagen. Ich kann deshalb unmittelbar zu der Aufzählung der von mir selbst gemachten Funde übergehen.

---

* Escher von der Linth, 1853. Geologische Bemerkungen über das nördl. Voralberg und einige angrenzende Gegenden pag. 9.

Liste der Fossile aus dem **rothen Kalke** von Vils.

Sphenodus, zahlreiche Exemplare von Zähnen ähnlich dem *Sphenodus longidens* Agass.

Belemnites, Bruchstück nicht bestimmbar.

Ammonites Hommairei d'Orb.

Ammonites Zignodianus d'Orb.

Ammonites, verschiedene Bruchstücke zu *Amm. tatricus* und vielleicht noch zu anderen Arten von *Heterophyllen* gehörig.

Ammonites cf. contractus Pusch (non Sow.)

Ammonites, ähnlich Pusch's *A. Schaflariensis* jedoch enger genabelt.

Ammonites, ein *Fimbriat* in mehreren jungen Exemplaren ohne Schale erhalten.

Ammonites n. sp.

Pleurotomaria n. sp.

Pecten Vilsensis Opp.

Terebratula Bouei Zeuschner.

Terebratula sp. ind.

Terebratula sp. ind.

Rhynchonella contraversa Opp.

Rhynchonella spoliata? Suess.

Crinoideenglieder.

Obschon die Zahl der bei Vils gesammelten Species, welche in den beiden Listen angeführt werden, nicht gross ist, so geht doch aus ihrer Vergleichung hervor, dass der rothe Kalk andere Versteinerungen einschliesst, als der weisse, dass sogar keine der sicher bestimmbaren Arten des rothen Kalkes sich auch im weissen Kalke fand und umgekehrt. Betrachten wir dagegen die fossilen Reste beider Ablagerungen in Beziehung auf ihre weitere Verbreitung, so finden wir, dass mehrere derselben auch an andern Localitäten vorkommen. Es entsteht hier die Frage, ob dieser Umstand uns die Schlüssel zur Deutung der Vilser Kalke zur Bestimmung ihres Alters und zu Parallelen mit auswärtigen Bildungen schon jetzt liefert. Theilweise möchte ich dies zugeben und deshalb im Nachfolgenden den Versuch machen,

auf einige Erörterungen über die wirklichen und die muthmasslichen Aequivalente der rothen und weissen Vilser Kalke einzugehen.

§. 4. **Ueber das Alter des weissen Kalkes von Vils im Vergleiche mit ausser-alpinen und mit alpinen Bildungen.** Es findet sich unter den Fossilen des weissen Kalkes von Vils eine Anzahl von Arten, welche sehr viele Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit ausser-alpinen Vorkommnissen besitzen, ohne dass sich jedoch bisher deren wirkliche Identität hätte erweisen lassen. Es kommen Formen von Ammoniten vor, welche dem *Ammonites convolutus*, andere welche dem *Ammonites hecticus* Rein. der Kelloway-Gruppe gleichen. Unter den Brachiopoden gibt es zwei Arten, welche ganz den Typus von *Terebratula bivallata* und *Dumortieri* Desl. aus dem französischen Callovien besitzen, während ich die seither gewöhnlich *Rhynchonella senticosa* Schloth. genannte Art zu der von Deslongchamps aus der Kelloway-Gruppe beschriebenen *Rhynchonella myriacantho* stellen muss, da sie mit letzterer mehr übereinstimmt als mit *Rh. senticosa* Schloth.

Ich glaube jedoch, dass die Bestimmungen der ebengenannten fünf Arten keine völlige Sicherheit gewähren, und es noch fraglich bleibt, ob dieselben wirklich Species der Kelloway-Gruppe darstellen. Jedenfalls ist die grösste Vorsicht nöthig und ich ziehe vor, bei der Altersbestimmung der Vilser Schichten, von den ebengenannten Arten wenigstens vorerst abzusehen. Dagegen schliesst die Liste zwei Species ein, über deren richtige Benennung, sowie über deren Vorkommen in ausser-alpinen Kelloway-Schichten die Zweifel beseitigt scheinen. Es sind dies *Terebratula pala* Buch und *Rhynchonella trigona* Quenst. zwei ausgezeichnete Formen, deren eine *T. pala* im schwäbischen Jura in der Zone des *Amm. macrocephalus* gefunden wird, während *Rh. trigona* von E. Deslongchamps auch ausser den Alpen an verschiedenen französischen Localitäten nachgewiesen wurde. Zwar ist von letztgenannter Species ein schärferer Horizont, den sie vielleicht einnimmt, nicht be-

kannt, doch ist soviel gewiss, dass sie, ebenso wie *T. pala* der Kelloway-Gruppe angehört.

Eine oder zwei Arten, welche in entfernten Ablagerungen gemeinsam vorkommen, haben schon häufig zu richtigen Parallelen geführt. Es kann dies auch hier der Fall sein, doch wären zur Befestigung einer bestimmten Annahme weitere Thatsachen sehr wünschenswerth, um so mehr als die Vergleiche alpiner Schichten mit ausser-alpinen Bildungen in den meisten Fällen grosse Schwierigkeiten darbieten. Auch kann es sich vorerst nur um die Einreihung der weissen Kalke von Vils in eine Etage, nicht aber um deren scharfe Parallele mit einer enger begrenzten Zone handeln.

Wenn ich mich somit der schon zuvor von Andern ausgesprochenen Annahme, dass die weissen Vilser Schichten in die Kelloway-Gruppe gehören, anschliesse, so geschieht dies, indem ich mich dabei nur auf die schwache Basis des Vorkommens zweier gemeinsamer, obschon bezeichnender Arten stütze. Zugleich aber glaube ich, dass es noch unmöglich ist, auf Grund der bisher gegebenen Anhaltspunkte, den weissen Kalk von Vils mit einer ausserhalb der Alpen festgestellten Zone zu identificiren.

Es ist diese Ablagerung eine alpine Zone, jedoch in diesem Gebiete ein weit verbreiteter Horizont, welchen wir schon jetzt nach seinen paläontologischen Merkmalen Zone der *Terebratula pala*, *antiplecta*, der *Rhynchonella trigona* und *Rh. Vilsensis* benennen können. Es hat sich besonders aus den Untersuchungen der österreichischen Geologen die Thatsache ergeben, dass der weisse Kalk von Vils nicht auf die Umgebungen dieses Städtchens beschränkt ist, vielmehr hat sich die paläontologisch bestimmbare Ablagerung als eine weit verbreitete Zone erwiesen. Ebendeshalb darf dieselbe endlich von der localen Bezeichnung befreit und nach ihren paläontologischen Charakteren benannt werden, da letztere es waren, durch welche die Vertretung der Zone in verschiedenen Gegenden nachgewiesen werden konnte, im Gegensatze zu Schichten oder Formationstheilen, welchen

häufig in Ermanglung jeder genauern Definition ein Localitätsname zur Bezeichnung gegeben wird.

Ueber das Auftreten des weissen Vilser Kalkes in den Umgebungen von Vils und Reutte hat Herr Bergmeister Gümbel* schon vor mehreren Jahren interessante Profile veröffentlicht und denselben sehr werthvolle Notizen über die weitere Verbreitung dieser und der angrenzenden Formationsabtheilungen beigefügt. Nächst Vils treffen wir in der Literatur am häufigsten Punkte aus den Umgebungen von Windischgarsten** (Prielerberg*** und Gunstberg †) angeführt, an welchen die Schichten der *Terebr. antiplecta* und *pala* der *Rhynchon. trigona* und *Vilsensis* entwickelt sind. Doch scheint in den östlichen Alpen die Zone wenig aufgeschlossen zu sein. Nach Leop. v. Buch†† würden Conglomerate, welche aus dem Caprun'er Thal stammen, nach Quenstedt††† die Hochalpenkalke von der Grossau Reste von Fossilen einschliessen, deren Vorkommen für die Entwicklung des Vilser Kalkes an diesen beiden Localitäten sprechen würde; doch bedürfen obige Angaben noch weiterer Bestätigung.

F. v. Hauer †* erwähnt *Ter. pala* von Volano bei Roveredo und *Ter. antiplecta* von Vallunga bei derselben Stadt, wodurch wenigstens die Andeutung über die Vertretung der Zone in diesen südlicheren Distrikten gegeben wäre.

Ungleich bedeutender für die Kenntniss der Verbreitung,

---

* Gümbel, 1856, Beiträge zur Kenntniss von Vorarlberg und dem nordwestlichen Tirol, pag. 30. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt VII. Bd.

** Morlot, 1847, Erläuterungen zur geologischen Uebersichtskarte der nordöstlichen Alpen, pag. 117.

*** Ehrlich, 1852, Geognostische Wanderungen im Gebiete der nordöstlichen Alpen, pag. 23.

† Hauer, 1853, Jahrb. der geol. Reichsanst. Ueber die Gliederung der Trias- Lias- und Jura-Gebilde in den nordöstl. Alpen. Separatabdr., pag. 44—45.

†† Buch, 1834, Ueber Terebrateln. Separatabdr., pag. 80.

††† Quenstedt, 1852, Handbuch, pag. 458.

†* Hauer l. c. pag. 55.

welche die Zone der *Ter. antipleeta pala* u. s. w. besitzt, sind dagegen die Mittheilungen der neuesten Untersuchungen Bergrath v. Hauer's* und D. Stur's,** durch welche das Vorkommen der Zone an einer Anzahl von Localitäten in verschiedenen Gegenden Ungarns nachgewiesen wird. Zwar ist die Zahl der Leitmuscheln noch gering, denn es werden von den bezeichnenderen Arten nur *Terebratula pala*, *Rhynchonella trigona* und *Rhynch. senticosa* zum Theil vereinzelt von dieser und jener Localität genannt, dennoch ist die grosse Verbreitung der Aequivalente des weissen Vilser Kalkes in den Gebirgen des nördlichen Ungarns seit den Arbeiten der beiden Gelehrten nicht mehr zweifelhaft; um so weniger, als die überlagernden Schichten, welche in diesem Gebiete paläontologisch vortrefflich ausgestattet sind, allem Anscheine nach dem rothen Kalke von Vils entsprechen.

Hauer*** fand die Zone des weissen Vilser Kalkes bei seinen Aufnahmen im Sommer 1858 im nordöstlichen Ungarn in den Unghvarer und Marmaroschen Comitaten. Hier treten in den Umgebungen von Uj-Kemenecze und Dolha an mehreren Stellen Kalksteine auf, welche ausser den Resten von Crinoideen zahlreiche Brachiopoden einschliessen. Die Gesteinsbeschaffenheit und die aufgefundenen Versteinerungen bewogen F. v. Hauer, diese Bildung den Vilser Kalken beizuzählen.

Zweifelsohne ist die Schicht im nordwestlichen Ungarn noch verbreiteter, woselbst sie im Sommer 1859 von Dionys Stur† an vielen Punkten nachgewiesen wurde. Die Lagen scheinen hier häufiger aufgeschlossen zu sein. Es sind meist weisse

---

* Hauer Sitzungsberichte der k. k. geol. Reichsanstalt 16. März 1859, pag. 56.

** Stur ibid 12. April 1859, pag. 67.

*** Hauer, 1859. Bericht über die geologische Uebersichts-Aufnahme im nordöstlichen Ungarn. Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt 10. Jahrg., pag. 399.

† Stur, 1860. Bericht über die geologische Uebersichts-Aufnahme des Wassergebietes der Waag und Neutra. Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt, elfter Jahrg., pag. 17.

wo es ihr zweckmäßig schien, zu errichten, der Staat aber sollte mit Ausnahme des Distrikts von Columbia nirgends ein ähnliches Institut, und im Distrikt von Columbia selbst keines mit einem größeren Kapital als 6 Millionen Thalern privilegiren, für welches Monopol die Bank der Regierung anderthalb Millionen zu bezahlen sich verpflichtete. Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß mit dem Einsichtsrechte des Staates noch das des Sekretärs der Schatzkammer verbunden war, die von Seiten des Staates gemachten Depositen von dem Augenblick an zurückzufordern, wo ihm die längere Aufbewahrung derselben bei der Nationalbank gefährlich erscheinen dürfte. Dieses Recht, insofern der Präsident den Sekretär der Schatzkammer ernennt, steht auf indirekte Weise auch dem Oberhaupt des Staates zu, das als sein[illegible]es denjenigen Beamten entlassen kann, der ihm in der Erfüllung seiner Pflichten fahrlässig erscheint, oder überhaupt seinem Amte nicht gewachsen ist. Dies möge einstweilen zur Beurtheilung des Verfahrens des Generals Jackson dienen, welcher bei der Zurückziehung der Depositen (the removal of the Deposites), nach unserer Ueberzeugung, zwar bis an die Gränze der ihm durch die Constitution verliehenen Gewalt ging, jedoch dieselbe keineswegs überschritt, und noch überdies bereit war, seine diesfällige Handlung gegen den Congreß und das Volk öffentlich zu rechtfertigen.*

* Jackson, wie bekannt, befahl dem Sekretär der Schatzkammer, über den Zustand der Bank Bericht zu erstatten. Dieser Bericht lautete dahin, daß die Bank solvent sey und daher die Staatsgelder bei ihr keine Gefahr liefen. Jackson war, wahrscheinlich aus nicht bloß merkantilischen Gründen, anderer Meinung, und entließ den Finanzminister. Sodann ernannte er (und zwar während der Zeit, da der Congreß nicht in Sitzung war) einen neuen Sekretär der Schatzkammer, von dessen Gesinnung er sich schon früher überzeugt hatte, und welcher, nach der Constitution, bis zur nächsten Versammlung des Congresses der Zustimmung des Senats nicht bedurfte. Dieser übergab die Depositen den sogenannten Petbanken, und führte so eine Maßregel durch, welche der Senat während der Congreßsitzung damals gewiß nicht zugegeben haben würde. Der Präsident trieb hier zwar seine Prärogative aufs äußerste, das Resultat der nächsten Wahlen bewies aber, daß er die Stimme des Volkes eben so für sich hatte, als sein Nachfolger jetzt von einem großen Theil desselben mit Schmähungen überhäuft wird.

Crinoidenkalke, aus welchen jedoch nur wenige bezeichnende Arten (insbesondere *Terebr. pala*) angeführt werden. Stur scheint sie überall scharf erkannt zu haben, auch hebt er sie in seiner Abhandlung unter der Bezeichnung Vilser Kalk immer besonders hervor. Es versteht sich von selbst, dass sowohl Stur als Hauer unter diesem Ausdruck nur den weissen Vilser Kalk d. h. den Horizont oder die Zone der *Terebratula pala* und *antiplecta* der *Rhynchonella trigona* und *Vilsensis* u. s. w. verstunden, während der rothe Vilser Kalk einem anderen Niveau angehört und vermuthlich dem eigentlichen Klippenkalke entspricht, welcher im nordwestlichen Ungarn an vielen Punkten unmittelbar über der Zone der *Terebratula pala* nachgewiesen wurde. Ehe ich jedoch auf die zuletzt berührten Verhältnisse weiter eingehen kann, habe ich zuvor einige Worte über das Auftreten des rothen Kalkes bei Vils selbst und über dessen Lagerung zu den weissen Kalken zu bemerken.

§. 5. **Auftreten des rothen Kalkes mit und in dem weissen Kalke von Vils.** Bei der geringen Schichtung, welche sowohl der weisse, als der rothe Kalk bei Vils zeigen, werden Beobachtungen über die Lagerungsverhältnisse dieser Bildungen schwierig. Es könnte scheinen, als hätte sich der rothe Kalk gleichzeitig mit dem weissen niedergeschlagen, spräche nicht die auffallend abweichende Gesteinsbeschaffenheit und die gänzliche Verschiedenheit ihrer fossilen Reste dagegen. Wenn auch der rothe marmorartige Kalk an manchen Stellen eine etwas lichtere, bisweilen selbst eine sehr helle oder gelbliche Farbe besitzt, und neben dem weissen Kalke ansteht, oder sogar mit diesem denselben Fels bildet, so dürfen wir ohne bestimmtere Anzeichen deren gemeinsame Entstehungsweise dennoch schon aus den ebenerwähnten Gründen nicht annehmen.

Besonders merkwürdig fand ich die Verhältnisse an einer Stelle, an welcher der weisse Vilser Kalk von einer fussbreiten Masse des hier dunkelroth gefärbten Kalkes beinahe senkrecht durchschnitten wird. Es scheint als hätte der rothe Kalk eine Spalte im weissen Kalk ausgefüllt, jedoch erst nachdem letzterer vollständig abgelagert und fester Fels geworden war. Rechts

und links von der rothen gangförmigen Masse treten die weissen Brachiopodenschichten, mit *Ter. pala, antiplecta* und *Rh. Vilsensis* gefüllt, bis an die Grenze des rothen Kalkes, welcher in seinem Innern so verschiedenartige Reste birgt, dass auch ohne die grelle Farbe, schon durch die grosse Zahl der Ammoniten sich die abweichende Schicht zu erkennen geben würde. Dabei trennt sich die nahezu fussdicke gangförmige Masse des rothen Kalkes seitlich, wenigstens mitunter, sehr deutlich von dem weissen Kalk ab. Wie weit dieselbe in die Tiefe des Felsens hinabdringt, ist nicht bekannt. Beachtenswerth scheint mir der Umstand, dass auf einige Schritte Entfernung der rothe Gang nicht plötzlich, sondern langsam in den weissen Fels übergeht und zum Theil in feine Streifen aufgelöst, gleichsam mit dem weissen Gestein zusammenfliesst.

Ich verbrachte längere Zeit mit der Ausbeute der gangartigen rothen Kalkmasse, da sich diese Stelle äusserst ergiebig zeigte und mir die meisten der in §. 3 aufgezählten Fossile lieferte. Ich glaubte mich dabei überzeugen zu müssen, dass unmöglicherweise der rothe Kalk zuerst vorhanden gewesen sein konnte, er erschien mir vielmehr wie eine spätere Einlagerung. Nur für den Uebergang und das Zusammenfliessen des rothen in den weissen Kalk fehlt mir eine genügende Erklärung, während ich mich bei der Frage über das relative Alter dieser Schichten vorläufig ganz zu der Annahme hingewiesen sehe, den rothen Kalk als die jüngere Bildung zu betrachten.

§. 6. **Vergleichung des rothen Kalkes von Vils mit anderen alpinen Bildungen. Klippen-Kalk. Kalk von Roveredo. Klaus-Schichten.** In der kurzen Liste der fossilen Reste, welche ich in dem rothen Kalke von Vils sammelte, finden sich mehrere äusserst bezeichnende Species, wie *Ammonites Hommairei* d'Orb. und *Amm. Zignodianus* d'Orb. ferner *Terebratula Bouei* Zeuschner, deren Vorkommen einen wichtigen Horizont andeutet. Zwar würde man diese Arten in den jurassischen Ablagerungen Englands sowie in den ausser-alpinen Juraschichten Frankreichs und Deutschlands vergebens suchen, doch charakterisiren sie in andern Distrikten

eine Zone von grosser Verbreitung. Es ist diese Zone hauptsächlich in Gebieten vertreten, über deren geognostische Verhältnisse bisher nur vereinzelte Thatsachen gesammelt werden konnten, allein dennoch ist es möglich, manche der zum Theil sehr entfernten Bildungen wenigstens als annähernde Aequivalente des rothen Kalkes von Vils zu erkennen.

Aus §. 4 und 5 geht hervor, dass bei Vils der wohl bestimmte Horizont der *Terebratula pala, antiplecta, Rhynchonella trigona* und *Vilsensis*, wenigstens allem Anscheine nach die Basis des rothen Kalkes bildet, während an dieser Localität keine weitere Ueberlagerung durch jüngere Jurabildungen zu beobachten ist.

Betrachten wir nun die muthmasslichen Aequivalente des rothen Kalkes zuerst an solchen Localitäten, an welchen mit diesen zugleich auch die zunächst darunterliegende Zone der *Terebratula pala* entwickelt ist und als Anhaltspunkt für Vergleiche dienen kann.

Klippenkalk. Die Kalkablagerung, welche in den nördlichen Theilen Ungarns und den angrenzenden Distrikten zwischen Lias und Neocomien auftritt, wurde schon frühzeitig von Boué, Lill von Lilienbach, Pusch, Zeuschner, Beyrich, Rominger und Andern beschrieben. Es ist insbesondere eine Abtheilung dieser Formation, der Klippenkalk, welche durch ihre interessanten Versteinerungen die Aufmerksamkeit auf sich zog und zum Theil zu jenen Publikationen Veranlassung gab. Neue Beiträge zur Kenntniss dieser Bildungen wurden im vergangenen Jahre durch die Untersuchungen F. v. Hauer's und D. Stur's geliefert. Ich benütze im Nachfolgenden vorwaltend diese zuletzt erschienenen Arbeiten, da solche besonders in palä-ontologischer Beziehung sehr wichtige Ergänzungen des zuvor Bekannten enthalten.

Hauer* gibt für die Jurabildungen des nordöstlichen Ungarns folgende Abtheilungen an.

---

* Hauer, l. c. Jahrb. geol. Reichsanst. X., pag. 413.

1) Vilser-Schichten von Uj-Kemenesze und Dolha.

2) Klippen-Kalk Umgeb. von Palocsa, Kijo und Uglya.

3) Weisser Kalkstein, welchen Hauer mit den Stramberger-Schichten identificirt.

In dieser Zusammenstellung würde die unterste Abtheilung Nr. 1. dem weissen Vilser Kalk oder der Zone der *Terebratula pala* und *antiplecta* entsprechen, wie aus §. 5 hervorgeht. Nr. 2 wäre als das Aequivalent des rothen Kalkes von Vils zu betrachten. Vergl. d. folg. Seite. Dagegen muss ich von der Deutung der Ablagerung Nr. 3 hier absehen, verweise aber auf die neuerdings von E. Suess* sowie auf die schon 1844 von E. Beyrich** gemachten Bestimmungen.

Für das nordwestliche Ungarn gibt D. Stur*** vielfache Belege über eine den Hauer'schen Angaben entsprechende Ordnung der Formationsglieder. In den von ihm untersuchten Flussgebieten der Waag und Neutra treten an vielen Punkten hellgefärbte Crinoideenkalke, die Aequivalente des weissen Vilser Kalkes, zu Tage. Manche der Durchschnitte zeigen noch die frühere Lagerung der Zone direkt auf Lias-Schichten, welche Stur Adnether Kalk nennt. Besonderen Werth erhalten jedoch Stur's Profile, weil durch sie der Beleg geliefert wird, dass in dem von ihm untersuchten Gebiete der Klippenkalk unmittelbar über dem (weissen) Vilser Kalk d. h. der Zone der Ter. pala liegt. Die über dem Klippenkalk folgende Abtheilung wird auch von Stur Stramberger Kalk genannt. Die nächst-jüngeren Schichten gehören dem Neocomien an.

Da ich mehrere von H. Dr. Rominger† aus dem Klippenkalk der Karpathen von Puchow mitgebrachte Arten in meiner Sammlung besitze, so hatte ich Gelegenheit, die Exemplare von

---

* Suess, 1858. Die Brachiopoden der Stramberger Schichten.

** Beyrich. 1844. Ueber die Entwicklung des Flötzgebirges in Schlesien. Karsten Archiv für Mineralogie Bd. XVIII.

*** Stur Jahrb. ibid XI., pag. 17.

† Vergl. Rominger, 1847. Beobachtungen über das Alter des Karpathensandsteins u. s. w. Bronn Jahrbuch, pag. 778.

Vils mit diesen zum Theil damit übereinstimmenden Naturexemplaren (darunter *Ter. Bouei* und *Amm. tatricus*) zu vergleichen. Das Gestein ist ein ähnliches und nur in Beziehung auf die Farbe verschieden, indem die meisten Stücke von Vils intensiver roth gefärbt sind.

Hauer und Stur führen folgende Arten an, welche sie im Klippenkalk des nördlichen Ungarns sammelten:

Ammonites tatricus Pusch.
" *Zignodianus* d'Orb.
" *ptychoicus* Quenst.
" *picturatus* d'Orb.
" *charachtheis* Zeuschn.
" *fasciatus* Quenst.
" *tortisulcatus* d'Orb.
" *athleta* Phill.
" *plicatilis* Sow.
" *triplicatus* Sow.
" *inflatus binodus* (*Rein.*) Quenst.
" *oculatus* d'Orb. (non Phill.)
" *Adelae* d'Orb.
Aptychus lamellosus Parkins.
" *laevis* Meyer.
Rhynchonella Agassizi Zeuschn. sp.
Terebratula Bouei Zeuschn.
" *diphya* Col.
" *bisuffarcinata* Schloth.

Wie wir aus der §. 3 gegebenen Liste ersehen, fanden sich in dem rothen Kalk von Vils *Ammonites Zignodianus* d'Orb. *Amm. tatricus* Pusch. und *Terebratula Bouei* Zeuschn. Sie weisen durch ihr gemeinsames Vorkommen im Klippenkalk und im rothen Vilser Kalk auf den Synchronismus dieser Bildungen hin. Als weiterer Beweis für den letzteren könnte die übereinstimmende Gesteinsbeschaffenheit angeführt werden, doch ist die Entfernung beider Ablagerungen eine zu beträchtliche, um hierauf ein besonderes Gewicht legen zu können. Viel bedeutender für obige Parallele ist dagegen der Umstand, dass

der rothe Kalk von Vils und der Klippenkalk der Karpathen in den von einander so entfernten Distrikten eine gemeinsame Unterlage haben d. h. unmittelbar über einer Schicht auftreten, welche hier und dort eine und dieselbe, paläontologisch übereinstimmende Zone darstellt.

Rother Kalk von Roveredo. Wir haben bei Betrachtung des weissen Vilser Kalkes gesehen, dass in den Umgebungen von Roveredo Andeutungen für das Auftreten der Zone der *Terebratula pala* gegeben sind. Ebenso ist kein Zweifel vorhanden, dass auch die Aequivalente des Klippenkalkes hier vorkommen, denn Quenstedt* erwähnt *Terebratula diphya* mit den von ihm neubenannten *Amm. fasciatus* und *Amm. ptychoicus*, drei Arten, welche sich im Klippenkalk der Karpathen gleichfalls finden. Wir dürfen somit den rothen Kalk von Roveredo zu denjenigen Ablagerungen stellen, welche durch *Ter. diphya* charakterisirt, aller Wahrscheinlichkeit nach ein und dasselbe Niveau einnehmen und sich bei einer grossen horizontalen Verbreitung auf weite Entfernungen verfolgen, und durch ihre eigenthümlichen Einschlüsse wenigstens mit einem annähernden Grade von Sicherheit sich wieder erkennen lassen. Auch dürfen wir dem Seitherigen zufolge den Klippenkalk der Karpathen und den rothen Kalk von Roveredo geradezu unter der Bezeichnung Diphya-Kalk anführen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört auch der rothe Kalk von Vils dazu. Anders verhält es sich mit den Klaus-Schichten, welche zwar manche Aehnlichkeit mit den ebenbetrachteten Ablagerungen zeigen, jedoch eine verschiedene Entstehungszeit zu besitzen scheinen.

Klaus-Schichten. Die jurassischen Bildungen, welche in den nordöstlichen Alpen Oestreichs über dem Lias auftreten, zerfallen in mehrere durch ihre mineralogischen und paläontologischen Merkmale von einander abweichenden Glieder. Hauer** unterscheidet folgende Abtheilungen:

---

* Quenstedt 1845 in Bronn Jahrb. pag. 683. Desgl. Cephal. pag. 271.

** Hauer 1853. Ueber die Gliederung der Trias- Lias- und Jura-

unterer Jura (Klaus-Schichten, Vilser Kalk)
oberer Jura (St. Veit, Krenkogel, Stollberg)

Die Nachweise über das Vorkommen des (weissen) Vilser Kalkes in den nordöstlichen Alpen wurden schon §. 4 angeführt. Seine Lagerung zu den Klaus-Schichten kennt man nicht, auch konnte bisher nicht entschieden werden, ob derselbe jünger oder älter ist als letztere und umgekehrt. Da jedoch die Klaus-Schichten einzelne Arten des Klippenkalkes einschliessen und auch mit dieser Bildung identificirt wurden, so gehe ich im Folgenden kurz auf die mineralogischen und paläontologischen Verhältnisse der Klaus-Schichten ein.

Nach Hauer sind die Klaus-Schichten braunroth oder ziegelroth gefärbte, oft oolithische Kalksteine, die besonders auf der Klaus-Alp bei Hallstadt durch ihren Petrefacten-Reichthum sich auszeichnen und ungleichförmig auf Dachsteinkalk oder weit älteren Gesteinen aufliegen.

Liste der fossilen Arten aus den Klaus-Schichten der nordöstlichen Alpen: nach Hauer.

Ammonites tatricus Pusch.
„ *Zignodianus* d'Orb.
„ *Hommairei* d'Orb.
„ *ptycholcus* Quenst.
„ *kaloricus* Hauer.
„ *subobtusus* Kudernatsch.
„ *Kudernatschi* Hauer.
„ *tripartitus* Raspail.
„ *Humphriesianus* Sow.
„ *subradiatus* Sow.
„ *Eudesianus* d'Orb.
„ *Erato* d'Orb?
Rhynchonella senticosa sp. Schloth.
„ *Hausmanni sp.* Zeuschn.
Terebratula Bouei Zeuschn.
„ *Simonyi* Suess.

Gebilde in den nordöstlichen Alpen. Separatabdr. pag. 58. Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt, 4. Jahrg.

Vergleichen wir die Arten dieser Liste mit den Vorkommnissen des rothen Vilser Kalkes so erhalten wir 4 Species, welche die beiden Ablagerungen gemeinsam einschliessen und zwar:

Ammonites tatricus Pusch.
„ *Hommairei* d'Orb.
„ *Zignodianus* d'Orb.
Terebratula Bouei Zeuschn.

Stellen wir dagegen die Arten des Klippenkalkes mit denen der Klaus-Schichten zusammen, so erhalten wir für diese beiden Bildungen folgende gemeinsame Species:

Ammonites tatricus Pusch.
„ *ptychoicus* Quenst.
„ *Zignodianus* d'Orb.
Terebratula Bouei Zeuschner.

Trotz dieser übereinstimmenden Arten ist dennoch der Synchronismus der Klaus-Schichten mit dem Klippenkalk und dem rothen Vilser Kalk sehr unwahrscheinlich. Vergl. §. 8. Ich hebe hier nur noch den bemerkenswerthen Umstand hervor, dass die für den Klippenkalk der Karpathen so bezeichnende *Terebratula diphya* in den versteinerungsreichen Schichten der Klaus-Alp noch nicht nachgewiesen werden konnte. Doch kam die Species an einem andern Punkte der nordöstlichen Alpen Oestreichs, am Halse bei Weyer* zum Vorschein, in Schichten, über deren Alter keine genügenden Angaben gemacht wurden. Vielleicht dass sie die Aequivalente des rothen Vilser Kalkes bilden.

§. 7. **Diphya-Kalk. Oberer Jura des mittelländischen System's** L. von Buch. **Province jurassique hispano-alpine** Marcou. Obschon der geognostische Horizont, welchen *Terebratula diphya* einnimmt, gegen oben und unten noch keineswegs scharf begrenzt wurde, so können wir dennoch vorläufig unter der Bezeichnung Diphya-Kalk eine Anzahl von Bildungen vereinigen, indem wir dieselben als paläontologisch

* Hauer vorige Anmerk. pag. 56.

eigenthümlich ausgestattete Formationsabtheilung den Niederschlägen gleichen Alters anderer Distrikte gegenüberstellen. Verschieden von den Jurabildungen des englisch-französischen Beckens oder der schwäbischen Alb repräsentiren die Diphya-Kalke einen eigenen Typus jurassischer Ablagerungen von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung. Das Auftreten der *Terebratula diphya* führte schon frühzeitig zu Parallelen. So hat Zeuschner* 1844 auf den Synchronismus zwischen dem Klippenkalk des Tatra-Gebirges und den Diphya-Kalken des südlichen Tyrols hingewiesen. Später entwarf Suess** ein interessantes Bild über die weitere Verbreitung dieser Schichten. Da auch Vic. d'Archiac*** in dem sechsten und siebenten Bande der Progrès die Beschreibung zahlreicher Localitäten und Distrikte gibt, von welchen das Vorkommen der *Terebratula diphya* nach und nach bekannt geworden ist, so kann ich meine Angaben über die Diphya-Kalke auf einige allgemeine Betrachtungen beschränken, indem ich vor allem die grossen Verdienste hervorhebe, welche sich Professor Beyrich† durch seine scharfsinnige Darlegung der Verhältnisse erworben hat, unter denen die jurassischen Bildungen in Oberschlesien, Galizien, im nördlichen Ungarn und in Mähren auftreten. Beyrich beschreibt aus jenen Distrikten Jurakalke, welche besonders in Beziehung auf ihre Versteinerungen vollständig mit den Niederschlägen des oberen Jura's in Schwaben und in Franken übereinstimmen und in einzelnen Schichten die Fossile unserer Scyphien-Kalke sowie die Fauna des Nattheimer Coralrags einschliessen. In einiger Entfernung vom ältern Gebirge, jedoch mit diesem parallel laufend, erstrecken sie sich südlich vom böhmisch-mährischen Gebirge und östlich von den Sudeten, mit einzelnen

---

* Zeuschner in Brenns Jahrb. 1844 pag. 325.

** E. Suess 1852. „Ueber Terebratula diphya" Sitzungsberichte der Akad. der Wissensch. in Wien math. naturw. Cl. Bd. 8. pag. 560.

*** Vic. d'Archiac 1856, 1857. Histoire des Progrès de la Géologie Bd. 6 u. 7.

† Beyrich 1844. Ueber die Entwicklung des Flötzgebirges in Schlesien. In Karsten's Archiv für Mineral. Bd. XVIII.

Unterbrechungen von Ernstbrunn und Nickolsburg über Stramberg nach Krakau und von hier aus gegen Norden bis Wielun.

Völlig verschieden treten dagegen die jurassischen Bildungen in den südlicher gelegenen Gebirgen auf, indem hier die alpine Zone der Diphya-Kalke (Klippenkalke) in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zur Entwicklung kommt.

Beyrich betrachtet die nördlicher beobachteten Niederschläge als Littoralzone. Nach ihm erklären sich die grossen Abweichungen, welche die Diphya-Kalke zeigen, durch ihre Entstehungsweise, entfernter vom Ufer, weiter im Innern des Beckens. Wenn auch nicht unmittelbar am Ufer, so haben sich doch jene Spongiten- und Korallen-Schichten in nicht allzugrosser Entfernung von den alten Continenten abgesetzt, jedenfalls aber unter anderen Bedingungen als die Diphya-Kalke. Doch war es dasselbe Meer, in welchem nach Beyrich sowohl die Littoralzone als der Klippenkalk entstunden, eine Ansicht, auf welche grosses Gewicht zu legen ist. Sie stimmt mit den Resultaten Marcou's sehr nahe überein, weicht jedoch von den Annahmen Zeuschner's* ab, welcher die Verschiedenheit jener zwei Typen jurassischer Niederschläge ihrem Absatz in getrennten Becken zuschreibt.

Indem Beyrich auf die grosse Verbreitung der Diphya-Kalke besonders im südlichen Frankreich und den Gebirgen Italiens hinweist, stellt er sie zugleich den nördlicher gelegenen Jurabildungen gegenüber. Und in der That haben wir beim Vergleiche des schwäbischen und fränkischen Jura's mit dem unserer Alpen dasselbe Verhältniss, wie zwischen den Ablagerungen südwestlich und nördlich von Krakau, mit dem Klippenkalke von Puchow oder Rogoznik. Vielleicht dass jene entfernten Gebiete günstigere Verhältnisse für Parallelen zwischen Diphya-Kalken und oberem Jura nach fränkischem oder schwä-

---

* Zeuschner Ueber das Verhältniss des Fukoiden- (Karpathen-) Sandsteins zum Ammoniten-Kalke am nördlichen Abhang der Tatra. Braun, Jahrbuch 1846 pag. 184.

Die Rückkehr] zu den Baarzahlungen war in Amerika, wie in England, von großen Opfern und einer Handelskriſe begleitet, welche unbeſchreibliches Elend über alle Klaſſen verbreitete. Es haben, wie wir bereits oben Gelegenheit hatten zu bemerken, die Banken immer mehr an das Publikum zu fordern, als das letztere an die Banken. Werden daher die Banken zur Bezahlung ihrer Noten angehalten, ſo müſſen dieſe ihre ausſtehenden Schulden ebenfalls eintreiben. Die Kaufleute, die am meiſten mit der Bank verkehren, ſind dann gezwungen, auch ihren Schuldnern aufzuſagen, oder zu falliren, was dann wieder das Falliment der Banken nach ſich zieht und das Elend erſt allgemein macht. Bei den ungeheuern Reſſourcen der Vereinigten Staaten, bei der ſich ſchnell hebenden Baumwollenkultur und der Etablirung von Fabriken, beſonders in den nördlichen Staaten der Union, ging jedoch auch dieſe Kriſe vorüber. Handel und Gewerbe gingen allmählig wieder ihren alten Gang, als inmitten des Friedens und des allgemeinen Wohlſtandes im Jahr 1819 eine neue Periode des Mangels und Elends eintrat und viele der angeſehenſten Häuſer der Union dem Bankerott nahe brachte. — Was war wohl hier die Urſache? könnte man fragen. Etwa die Politik der Regierung oder der einzelnen Staaten? oder Mangel an Vertrauen in die Bank? Keineswegs! — Es war dieſe neue Kriſe nur in Folge außerordentlicher Expanſionen und Contractionen des Papiergeldes entſtanden. Dieſe kann der Gewerbsmann, der Fabrikant und ſelbſt der wohlunterrichtete Kaufmann nicht immer vorausſehen und richtig beurtheilen. Gibt nämlich die Bank zu viel Papier aus und macht dadurch in der Sprache der amerikaniſchen Geldmänner das Geld wohlfeil (to make money cheap), ſo ſteigt der Werth nicht nur aller einheimiſchen, ſondern auch der fremden Produkte, und mit ihnen der Wechſelkurs auf auswärtigen Plätzen. Kaufleute, die um jene Zeit Waaren importiren und ein weiteres Steigen des Kurſes erwarten, welches ſie nach dem hohen Preis der Waaren zu erwarten berechtigt ſind, finden ſich dann ſpäter plötzlich getäuſcht, wenn durch die Contraction der Banknoten und des Bankkredits das Geld theuer und die Waare wohlfeiler wird, als ihr Einkaufspreis. Der aktive Kaufmann ſieht ſich hierdurch bloßgeſtellt, und muß bei der gänzlichen Unmöglichkeit, den Werth des Geldes zu irgend einer Zeit genau zu beſtimmen, entweder in bedeutenden Verluſt gerathen oder jeden

bischem Typus darbieten (wofür besonders das Vorkommen von Ter. diphya und Amm. tatricus in den Stramberger Kalken spricht).

In den Arbeiten L. v. Buch's finden wir manche Angaben über das Auftreten und die Fossile der Diphya-Kalke verschiedener Gegenden. Es scheint, dass er ihre Entstehung in einem von den nördlicheren Jurabecken gesonderten Meere annahm. In einer 1846 von ihm veröffentlichten Notiz* finden wir einen allgemeinen Ueberblick über die verschiedenartige Entwicklung der jurassischen Niederschläge nach ihrer geographischen Verbreitung. Dabei verdient erwähnt zu werden, dass das Auftreten der Diphya-Kalke sich auf die Ausdehnung eines der 3 Hauptdistrikte beschränkt, in welche L. v. Buch die jurassischen Bildungen der alten Welt geschieden hat und es ist anzunehmen, dass es die eigenthümliche Entwicklung der Diphya-Kalke war, welche ihn vorwaltend zur Abtrennung seines dritten Terrains bewog. Er nennt dasselbe „mittelländisches System," vertreten im südlichen Frankreich, der Lombardei, den Karpathen und der Krimm und stellt es dem ersten System des englisch-französischen Beckens, sowie dem zweiten in Russland ausgesprochenen Systeme gegenüber.

Hätten wir unter diesen Systemen die Niederschläge in besonderen Becken zu verstehen, so könnte die Frage nahe liegen, ob nicht etwa wenigstens die Liasmeere unter einander verbunden waren, indem der Lias des mittelländischen Systems mit den Bildungen des französisch-englischen Beckens weit mehr Uebereinstimmung zu zeigen scheint, als dies bei dem oberen Jura der Fall ist. Lassen sich doch z. B. die Mollusken aus der Zone der *Posidonomya Bronni* in den Alpen zum grossen Theil wiedererkennen und zwar in einem und demselben Lager beisammen, dagegen getrennt von den Arten der tiefer liegenden liasischen Formationsglieder.

Eine weit bestimmtere Richtung hat J. Marcou** der

---

* Buch 1846. Lettre à la Société imperiale des naturalistes de Moscou. Bulletin Soc. imp. de Mosc. Bd. 19. pag. 244.

** J. Marcou 1857–60. Lettres sur les Roches du Jura et leur distribution dans les deux hémisphères.

zuvor behandelten Frage gegeben. Wie schon die Anschauungsweise Beyrichs, so weicht auch diejenige Marcou's von der Buch'schen und der Zeuschner'schen Auffassung in wesentlichen Punkten ab. Vor allem versuchte Marcou durch Berücksichtigung der von Forbes in den jetzigen Meeren gesammelten Erfahrungen über die Verbreitung der lebenden Organismen nach homoiozoischen Gürteln und innerhalb dieser nach einzelnen Provinzen Anhaltspunkte für die Beurtheilung der untergegangenen Faunen, insbesondere der jurassischen zu gewinnen. Marcou nimmt 4 in Europa auftretende Meeres-Provinzen der Juraperiode an, und nennt dieselben 1) *Province normando-bourguignonne*, 2) *Province hispano-alpine*, 3) *Province crimée-caucasienne*, 4) *Province moscovite*. Die drei erstgenannten Provinzen fallen in den homoiozoischen Central-Gürtel des Jura-Meeres „(Bande homoiozoique centrale" Marc.), während die „*Province moscovite*" von Marcou einem anderen, unmittelbar nördlich angrenzenden Gürtel „Bande homoiozoique neutrale du nord" zugetheilt wird. Die Provinzen 2 und 3 entsprechen ungefähr dem mittelländischen Jura-System oder Jura-Becken Buch's, Provinz 1 und 4 dagegen dessen beiden übrigen Jura-Systemen; doch gibt Buch nur ganz allgemeine Andeutungen über die Ausdehnung seiner Terrains. Bestimmter hat Marcou seine jurassischen Provinzen begrenzt und deren Ausdehnung durch ein besonderes Kärtchen veranschaulicht. Ich halte diesen Versuch, homoiozoische Gürtel und Provinzen auch für die Meere der früheren Perioden zu unterscheiden, für sehr wichtig und es hat J. Marcou denselben in seinen „Lettres" mit vielem Geiste und mit grosser Schärfe durchgeführt, vorerst für die jurassischen Bildungen, in einer weiteren Arbeit „Geographie antédiluvienne," welche demnächst erscheinen wird, aber auch für die übrigen Formationen.

§. 8. **Schlüsse aus den fossilen Arten des rothen Vilser Kalkes, des Klippenkalkes und der Klaus-Schichten über das Alter dieser Bildungen.** Bei Betrachtung der paläontologischen Verhältnisse des weissen Vilser Kalkes ergab es sich, dass unter den fossilen Resten zwei Arten existiren,

deren eine in den Macrocephalus-Schichten Württembergs, deren andere in den Kelloway-Schichten der Depart. Maine et Loire und Ardèche vorkommen. Diese Thatsachen genügen zwar nicht als sicherer Beweis, sprechen jedoch einigermassen für die Ansicht, dass der weisse Vilser Kalk der Alpen gleichzeitig mit denjenigen Niederschlägen ausserhalb der Alpen entstund, welche der Kelloway-Gruppe zugetheilt werden.

In dem rothen Vilser Kalk fand sich dagegen bisher keine einzige Art, welche sich mit einer der Juraversteinerungen identificiren liesse, wie wir sie von der schwäbischen Alb oder aus den Niederschlägen des englisch-französischen Beckens kennen. Dennoch halte ich das Vorkommen solcher gemeinsamer Species nicht für unmöglich, da aus den Klippenkalken und aus anderen Bildungen derselben Zone (Diphya-Kalk) in der Literatur Arten angeführt werden, deren Vorkommen (im Bestätigungsfalle) zu bestimmten Parallelen führen müsste.

Die Fauna der Diphya-Kalke besteht beinahe überall vorwaltend aus zahlreichen Arten von Ammoniten, mit welchen häufig eine Belemniten-Species, *Terebratula diphya* und einige andere Brachiopoden vorkommen. Zeuschner* hat von letzteren schöne Abbildungen gegeben, während d'Orbigny** mehrere Ammoniten-Species gleichfalls durch vortreffliche Figuren veranschaulichte. Es sind aber gerade die Ammoniten und Terebrateln, welche den Horizont besonders charakterisiren, indem eine ziemlich beträchtliche Anzahl ausgeprägter Formen hier auftritt und diesem Horizonte eigenthümlich, von andern Regionen nicht bekannt ist.

Auffallend ist es jedoch, wenn mitten in einer Liste solcher, den Diphya-Kalken angehörender Species einzelne Arten angeführt werden, welche vielleicht aus dem Kelloway-Rock von Yorkshire beschrieben, oder aus den Oxford-Thonen, den Ornatenthonen u. s. w. bisher allein bekannt waren. Solche gemein-

---

* Zejszner 1846. Nowe lub niedokladnie opisane gatunki skamienialoscie tatrowych. Warschau.

** d'Orbigny Palaeont. française Terr. jurass.

same Arten würden rasch die Frage über das Alter der Diphya-Kalke entscheiden.

Leider ist aber gerade derjenigen Literatur, welche über Diphya-Kalke handelt, nur bedingtes Vertrauen zu schenken. Es ist kein Zweifel, dass bei der zum Theil mangelhaften Erhaltung der Arten in den harten Kalken die Bestimmungen mit manchen Schwierigkeiten verbunden sind; gleichwohl ist es häufig der Fall, dass trotz der grössten Unsicherheit die Arten dennoch identificirt und mit Species-Namen angeführt werden, als wären sie sicher bestimmbar gewesen. Dieser Umstand veranlasst mich, einen beträchtlichen Theil der Literatur zu übergehen, und mich darauf zu beschränken, nur einige Schlüsse über das Alter des Klippenkalkes und der Klaus-Schichten mit zu Grundlegung der auf den vorhergegangenen Seiten gegebenen Listen zu ziehen.

Die fossilen Arten des Klippenkalkes und der Klaus-Schichten, welche Hauer und Stur anführen, lassen sich in Beziehung auf ihre Bedeutung als Leitmuscheln in 2 Abtheilungen gruppiren, deren eine solche Arten umfasst, welche ausschliesslich für die Diphya-Kalke bezeichnend von Bildungen ausserhalb des mittelländischen Jura-Systems bisher nicht bekannt geworden sind, während die zweite Abtheilung aus Arten besteht, welche schon längst aus den jurassischen Niederschlägen des englisch-französischen Beckens, der schwäbischen Alb oder Frankens bekannt, zugleich auch mit den Fossilen des Diphya-Kalkes erwähnt werden.

Zergliedern wir nach diesem Gesichtspunkte zuerst die Liste der Fossile, welche Hauer und Stur * aus dem Klippenkalke der Karpathen angegeben haben, so theilt sich die Reihe:

Nro. 1. in Fossille des Klippenkalkes, deren Verbreitung sich auf die Ausdehnung des mittelländischen Jura-Beckens, oder der in §. 7 angeführten Meeres-Provinzen 2 u. 3,

---

* l. c. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1859, 1860. X. Jahrg. pag. 399. XI. Jahrg. pag. 17.

(Province hispano-alpine und criméo-caucasienne Marcou) beschränkt:

Ammonites tatricus Pusch. *)
" *Zignodianus* d'Orb.
" *ptychoicus* Quenst.
" *picturatus* d'Orb.
" *carachtheis* Zeuschn.
" *fasciatus* Quenst.
" *Adelae* d'Orb.
Rhynchonella Agassizi Zeuschn.
Terebratula Bouei Zeuschn.
" *diphya* Col.

Nro. 2. Fossile des Klippenkalkes, welche zugleich im englisch-französischen Becken, an der schwäbischen Alb u. s. w. (Province normando-bourguignonne Marc.) vorkommen:

Ammonites athleta Phill.
" *tortisulcatus* d'Orb.
" *plicatilis* Sow.
" *triplicatus* Sow.
" *inflatus binodus* Quenst.
" *oculatus* d'Orb.
Aptychus lamellosus Parkins.
" *laevis* v. Meyer.
Terebratula bissuffarcinata Schloth.

Zerlegen wir in derselben Weise die von Hauer ** aus den Klaus-Schichten angeführte Reihe von fossilen Arten, so erhalten wir wiederum zwei Gruppen und zwar:

Nro. 3. Fossile der Klaus-Schichten, deren Verbreitung sich auf die Ausdehnung des mittelländischen Jura-Beckens,

---

* In meiner früheren Arbeit „die Juraformation" habe ich *Amm. tatricus* aus dem englisch-französischen Becken angeführt. Dieses Vorkommen mag sich auf die von d'Orbigny abgebildete Form beziehen, von welcher ich jedoch Pusch's *Amm. tatricus* künftig abtrennen werde. *Amm. tatricus* Pusch wird sogar in manchen Schriften aus dem Lias erwähnt, wofür ich jedoch selbst nie eine Bestätigung fand.

** Hauer Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt Jahrg. IV.

oder der in §. 7 angeführten Meeres-Provinzen 2 u. 3 („Province hispano-alpine und criméo-caucasienne“ Marc.) beschränkt.

Ammonites tatricus Pusch.
„ *Zignodianus* d'Orb.
„ *Hommairei* d'Orb.
„ *ptychoicus* Quenst.
„ *kaloricus* Hauer.
„ *subobtusus* Kudernatsch.
„ *tripartitus* Raspail.
Rhynchonella Hausmanni Zeuschn.
Terebratula Bouei Zeuschn.
„ *Simonyi*? Suess.

Nro. 4. Fossile der Klaus-Schichten, welche zugleich im englisch-französischen Becken, an der schwäbischen Alb u. s. w. vorkommen.

Ammonites Kudernatschi Hauer.
„ *Humphriesianus* Sow.
„ *subradiatus* Sow.
„ *Eudesianus* d'Orb.
„ *Erato* d'Orb.
Rhynchonella senticosa Schloth.

Wie sich von selbst versteht, lässt sich auf Grund der in den Listen Nro. 1 und Nro. 3 aufgezählten Arten kein Vergleich mit der Fauna auswärtiger Bildungen ziehen, während in den Listen Nro. 2. und Nro. 4. diejenigen Arten vereinigt sind, aus deren Betrachtung sich Schlüsse über das Alter ihrer Bildungen ergeben.

Fossile des Klippenkalkes nach der Liste Nro. 2.

Es werden hier 9 Arten angeführt, deren erste:

Ammonites athletha Phill. wohl schon an hunderten von Localitäten Englands, Frankreichs und Deutschlands aufgefunden, hier immer der obersten Zone der Kelloway-Gruppe angehört.

Ammonites tortisulcatus d'Orb. beginnt in der Zone des Am. athleta, ist hier jedoch überaus selten. Exemplare, welche sich bisher nicht von diesem tiefer liegenden Vorkommen unterscheiden liessen, finden sich in einem etwas höhern Niveau und zwar in den weissen

Kalken, welche an der schwäbischen Alb die Basis der Spongitenschichten des oberen Jura bilden.

Ammonites plicatilis Sow. *triplicatus* Sow. *inflatus binotus* Quenst. *oculatus* d'Orb. *Aptychus lamellosus* Parkins. *laevis* h. Meyer. *Terebratula bisuffarcinata* Schloth. Diese 7 Arten gehören sämmtlich dem obern Jura an und finden sich grösstentheils in dessen Mittelregion, in den Spongitenschichten, oder etwas tiefer.

Betrachten wir die Kelloway-Gruppe als unterste Etage des oberen Jura, so ergeben sich die in der Liste Nro. 2 aufgezählten fossilen Reste des Klippenkalkes sämmtlich als: Species des oberen Jura.

Fossile der Klaus-Schichten nach der Liste Nro. 4.

Ich übergehe eine der in der Liste enthaltenen 6 Arten, *Rh. senticosa*, bei der es zweifelhaft ist, welchem Lager sie angehört.

Ammonites Kudernatschi Hauer* eine Heterophylle, mit welchem allem Anscheine nach eine Species des französischen Unteroolithe (*Am. heterophylloides* Opp.** identisch ist.

Ammonites Erato Kudernatsch*** (d'Orb.?) Hauer hält es für wahrscheinlich, dass diese Species zu *Am. oolithicus* d'Orb. zu stellen sei. (Gleichfalls eine Species des Unteroolithes).

Ammonites Humphriesianus Kudernatsch (non Sow.) ist gleichbedeutend mit *Am. rectelobatus* Hauer und mit *Am. Deslongchampsi* d'Orb. die Figuren Kudernatsch's und Hauer's stimmen mit denjenigen der letztgenannten Art, welche d'Orbigny aus dem französischen Unteroolith abbildete, überein.

Ammonites subradiatus Sow. eine häufige und verbreitete Species des Unteroolith's.

Ammonites Eudesianus d'Orb. gleichfalls aus dem Unteroolith.

Das Vorkommen des *Am. oolithicus, Deslongchampsi* und *subradiatus* spricht für eine Vertretung der Zone des *Am. Parkinsoni* d. h. der obersten Abtheilung des Unteroolithe; während die übrigen Arten derselben Etage angehören, so ist dagegen nicht bekannt, ob sie zugleich einen besonderen Horizont charakterisiren.

---

* Hauer 1854. Beiträge zur Kenntniss der Heterophyllen der österreichischen Alpen pag. 44. Sitzungsber. der Akad. Wissensch. Wien. Bd. XII.

** Die Juraformation pag. 378.

*** Kudernatsch 1852. Die Ammoniten von Swinitza tab. 2. fig. 4, 5. pag. 10. Abhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt 1. Bd. 2. Abthl. N. 1.

Wir dürfen demnach die in der Liste Nr. 4 angeführten Arten der Klaus-Schichten als Fossile des Unteroolithe betrachten.

Fassen wir, wie dies soeben ausgeführt wurde, nur diejenigen fossilen Reste des Klippenkalkes und der Klaus-Schichten ins Auge, welche eine weitere Verbreitung besitzen und in den Jurabildungen des englisch-französischen Beckens oder der schwäbischen Alb nachgewiesen werden konnten, so ergiebt sich aus den seitherigen Vergleichen, dass

die eben erwähnten Arten
des Klippenkalkes . . . . dem oberen Jura,
der Klaus-Schichten. . . . dem Unteroolith

angehören. Verlassen wir uns auf diese Bestimmungen, so liegt die weitere Folgerung sehr nahe, dass

der Klippenkalk zum oberen Jura,
die Klausschichten zum Unteroolith

gehören. Da der rothe Vilser Kalk nach §. 6 als das muthmassliche Aequivalent des Klippenkalkes zu betrachten ist, so dürfen wir diesen ersteren als Glied des oberen Jura deuten. Zugleich ist bei der getrennten Lage der Klaus-Schichten in einer tieferen Etage anzunehmen, dass der **weisse Vilser Kalk das Niveau zwischen Klaus-Schichten und Klippenkalk einnimmt.**

Es sind dies gewiss beachtenswerthe Resultate, gegen deren Zuverlässigkeit nur der eine Umstand spricht, dass aus den Klausschichten, dem rothen Vilser Kalk und dem Klippenkalke einige sehr bezeichnende Arten wie *Terebratula Bouei* Zeuschn. u. *Ammonites Zignodianus* d'Orb. gemeinsam angeführt werden. Möglich, dass die hiedurch entstehenden Widersprüche sich mit der Zeit lösen werden, jedenfalls gestatten uns die bis jetzt gemachten Beobachtungen die Annahme, dass die jurassischen Niederschläge, welche in den Alpen und Karpathen zwischen dem oberen Lias und den Stramberger Schichten auftreten, in mehrere nach ihren organischen Resten bestimmbare Zonen zerfallen, deren schärfere Unterscheidung nach paläontologischen

Merkmalen vielleicht bald gelingen wird; ist ja sogar die Hoffnung vorhanden, sie in Parallele mit den Formationsgliedern der übrigen Jurasysteme zu bringen.

§. 9. Ich führe zum Schlusse einige fossile Arten der Vilser Kalke an.

2. Fossile des weissen Vilser Kalkes.

Astarte Calloviensis Opp.

Die Umrisse der wenig gewölbten Schalen sind zwar nicht genügend erhalten, um sie ringsum verfolgen zu können, doch wird ihr Verlauf durch die concentrischen Furchen angedeutet, deren sich auf jeder Schale 10 finden, d. h. bei Exemplaren, welche von den Wirbeln bis zum gegenüberliegenden Schalenrande 6 Linien messen. Bei grössern Individuen war ihre Zahl noch beträchtlicher. Die Muschel hat eine ovale Form und erinnert an die kleine *Posidonomya Bronni* des oberen Lias, scheint jedoch eine weit dickere Schale zu besitzen.

In der Nähe der Wirbel stehen die Furchen gedrängter als in der Mitte der Schalen, woselbst sie nahezu ½ Linie Zwischenraum unter sich lassen. Doch verlaufen sie überall ziemlich regelmässig. Von dem Schlosse ist nichts erhalten. Da sich die Species in einigen Exemplaren in dem weissen Kalke von Vils fand, so habe ich sie hier angeführt und neu benannt, doch wäre es wünschenswerth, noch weitere Merkmale für ihre Unterscheidung zu erhalten.

Terebratula Vilsensis Opp.

Tab. 2, Fig. 1. a—h.

Kleine Species von 5‴ Länge, 5‴ Breite und 4‴ Dicke, von ausgesprochen 5eckiger Form. In der Medianlinie der Stirngegend bildet die Rückenklappe eine stark hervortretende Falte, welcher ein tiefer gerundeter Sinus der Bauchklappe entgegen kommt. Zwei hohe Falten begrenzen den letzteren, ihnen

entsprechen zwei Sinus-artige Vertiefungen der Rückenklappe. Die Seitenflügel werden gleichfalls durch gewölbte Falten gebildet. Diesen Verhältnissen zufolge darf *Terebratula Vilsensis* zur Gruppe der *Terebratula Bentleyi* Dav. gestellt werden, doch unterscheidet sie sich von letzterer durch ihre gewölbtere Rückenklappe und ihre weit stärkeren Falten, welche ihr besonders von der Stirnseite betrachtet, ein ganz anderes Aussehen verleihen. Von *Terebratula coarctata* weicht unsere Species noch ausserdem durch die Beschaffenheit der Schale ab, auf der zwar die Punctation sehr deutlich sichtbar ist, während im Uebrigen ihre Oberfläche gänzlich glatt erscheint.

E. E. Deslongchamps bildet in dem Bulletin der Société Linn. de Normandie Bd. IV. (Extr. pag. 7, Tab. 2, Fig. 1, 2) eine Terebratel aus den Eisenerzen der Kelloway-Gruppe von la Voulte (Ardèche) ab, welche einige Aehnlichkeit mit *Ter. Vilsensis* besitzt. Doch ist die Deslongchamps'sche Species weit länger, auch weicht dieselbe durch schwächere Falten von der alpinen Art ab, weshalb sich die Uebertragung der Deslongchamps'schen Bezeichnung *Terebratula bivallata* auf die benachbarte Species des weissen Vilser Kalkes nicht vornehmen lässt.

Quenstedt Handb. der Petrefk. pag. 465 versucht eine ähnliche Art des oberen Jura, welche in Württemberg zu den seltensten Vorkommnissen gehört, *Ter. inversa* zu nennen, überträgt jedoch diesen Namen auf derselben Seite zugleich auch auf eine davon verschiedene alpine Art, welche möglicherweise mit der Species von Vils identisch ist. Wollen wir nun überhaupt die Benennung *Terebratula inversa* wieder aufnehmen, so können wir dieselbe nur für das zuerst angeführte schwäbische Vorkommen anwenden. *Ter. coarctata alba* Quenst. Jura mag mit letzterer identisch sein. Indem ich somit die Terebratel von Vils neu benenne, beschränke ich die Bezeichnung *Ter. inversa* auf die Species des oberen Jura's Schwabens.

Gedanken an ein ſolides Geſchäft aufgeben und, gleich den Banken ſelbſt, auf dieſe Fluktuationen des Papiergeldes ſpekuliren. Dies geſchah auch, und zwar nicht bloß von Seiten der größeren Kaufleute, ſondern von Krämern, Fabrikanten, Gewerbsleuten, Beamten, Offizieren, Lehrern und ſogar Predigern und Geiſtlichen aller Confeſſionen. Alles ſpekulirte auf das Steigen und Fallen des Papiergeldes, welches, obwohl unter einer andern Form, dennoch wieder zum eigentlichen circulirenden Medium geworden war. Man kaufte und verkaufte jetzt Grundſtücke, Häuſer, Ländereien und Waaren, nicht bloß auf die Ausſicht hin, daß ſich ihr innerer Werth bis zu einer beſtimmten Zeit bedeutend vermehre, ſondern weil man hoffte, zur Zeit der größten Papierverminderung (wo das Geld ſeinen höchſten Werth hatte) wohlfeil einzukaufen, und bei einer darauf folgenden Expanſion, wo die Preiſe aller Gegenſtände wieder hinaufgehen mußten, dieſelben vortheilhaft wieder loszuſchlagen. Von nun an gab es keinen ſtätigen Preis für irgend einen Artikel; der Kurs auf Frankreich, England und Hamburg veränderte ſich faſt mit jedem Tage, und mit ihm der Werth jeder Art von Eigenthum. Aber mit den großen Contractionen und Papierausgaben verfuhr die Bank etwas vorſichtiger. Die große Ebbe und Flut in allen Gattungen von Spekulationen durfte nicht zu oft wiederkehren, wenn die Bank ſelbſt in der ungeheuern Anzahl ihrer Intereſſenten (wovon mehrere Tauſende noch dazu Europäer, meiſt Engländer, waren) dabei keine Gefahr laufen wollte. Die größte Vermehrung oder Verminderung der Banknoten und des Bankkredits fand daher ſelten öfter als einmal in vier Jahren ſtatt; aber um dieſe Zeit finden wir gewöhnlich einen Unterſchied in der Zettelausgabe und im Wechſeldisconto von 15 bis 20 Millionen gegen frühere Jahre. Daß dieſe Summe hinlänglich iſt, eine allgemeine Handelsrevolution zu begründen, werden wir ſpäter nachweiſen; jetzt genügt es uns, das Faktum ſelbſt anzuführen, um zu zeigen, daß im Verhältniß zur Unſicherheit des Gewinns bei irgend einer Gattung von Geſchäften der Preis aller Gegenſtände bedeutend in die Höhe gehen muß. Der Kaufmann und Fabrikant, der bei jedem Einkauf 5 bis 6 Procent ſeines Kapitals auf's Spiel ſetzt, muß, wenn er ſich ſicher ſtellen will, dieſe 5 oder 6 Procent zum Preis der Waare ſchlagen, und der Conſument, das heißt die arbeitenden Klaſſen, werden in

Terebratula bifrons Opp.

Tab. 2, Fig. 2, a—e.

Die Falten der Schale treten in der Stirngegend ungefähr in derselben eigenthümlichen Weise auf wie bei der seltenen von Davidson zuerst beschriebenen *Terebratula sub — Bentleyi* oder *galeiformis*. Doch ist bei *Terebratula bifrons* die Stirne abgestumpft und die mittlere Vertiefung in der Bauchschale breiter, als bei der englischen Species, welche überdies die 3—4fachen Dimensionen erreicht.

Das Vorkommen mit der stark gefalteten *Terebratula antiplecta* führt leicht dazu, die kleinere und sehr seltene *Terebratula bifrons* zu übersehen. Doch besteht keine eigentliche Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Arten, um so weniger als die jungen Individuen von *Terebratula antiplecta* äusserst flach sind, weder die eigenthümliche Stirn noch den stark gebogenen Wirbel mit der weiten Oeffnung besitzen, während *Terebratula bifrons* gerade in Beziehung auf die letztgenannten Verhältnisse beinahe der *Terebratula galeiformis* gleichkommt.

Da die vergrösserten Abbildungen eine weitere Beschreibung ersetzen, so beschränke ich mich darauf, hier nur noch auf eine in den französischen Kelloway-Schichten aufgefundene Species *Terebratula Dumortieri* Deslongch. * hinzuweisen, welche ihrem allgemeinen Habitus nach der *Terebratula bifrons* benachbart ist, deren Abbildung und Beschreibung jedoch eine Vereinigung beider nicht gestattet, da *Terebratula Dumortieri* durch einige sehr bestimmte Merkmale von der Terebratel von Vils abweicht.

Terebratula cf. Calloviensis d'Orb. var. Algoviana.

Ich unterscheide die der *Terebratula Calloviensis* nahe stehende Terebratel von Vils vorläufig als Varietät, da sie bei

---

* Eug. E. Deslongchamps 1859. Notes sur le terrain Callovien Tab. I., Fig. 4—6, pag. 5. Bullet. Soc. Linn. de Normand. vol. IV.

beträchtlicheren Dimensionen weniger aufgebläht ist, als die französischen Exemplare. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass sie einer besondern Art angehört.

Terebratula antiplecta Buch.

1834. *Terebratula antiplecta* Buch. über Terebrateln pag. 80., Tab. 2. Fig. 38.

Terebratula antiplecta gehört mit der folgenden Art zu den häufigsten Versteinerungen, welche der weisse Kalk von Vils einschliesst.

Terebratula pala Buch. (Waldheimia).

1834. *Terebratula pala* Buch. über Terebrateln pag. 114, Tab. 3, Fig. 14.

1857. *Terebratula Geisingensis* Opp. die Juraformation, pag. 573.

1857. *Terebratula pala* Quenst. der Jura, Tab. 66, Fig. 19. 20.

Ich habe hier eine Verwechslung zu berichtigen, zu welcher mich früher die Buch'sche Abbildung von *Terebratula pala* verleitete, indem ich die mit letzterer identische Art aus den Macrocephalus-Schichten Schwabens als besondere Species unter der Bezeichnung *Terebratula Geisingensis* von *Terebratula pala* abtrennte.

Die Untersuchung des zahlreichen Materials von Terebratula pala von Vils überzeugte mich nun aber von deren Uebereinstimmung mit den schwäbischen Exemplaren, wesshalb ich meine *Terebratula Geisingensis* hier wiederum mit *Terebratula pala* vereinige.

Terebratula pala gehört zu den Waldheimien. Quenstedt bildet ein Knochengerüste eines schwäbischen Exemplars ab.

---

* *Terebratula Sandbergeri* Eug. Deslongch., welche ich (Juraform pag. 574) nach *Ter. Geisingensis* anführte, wird künftig als Bezeichnung einer besondern der *Ter. pala* verwandten Art aus der Kelloway-Gruppe bleiben.

Sehr leicht erhält man dasselbe bei den Vorkommnissen von Vils, da es bisweilen beim Ausbrechen der Exemplare zum Vorschein kommt. Die von der undurchbohrten Klappe absteigenden Aeste zeichnen sich durch Feinheit aus, während die aufsteigenden Arme ungleich breiter sind.

Terebratula margarita Opp. (Waldheimia).

Tab. 2, Fig. 3, a—g.

Kleine Species, welche in der Jugend flach ist, später aber stark aufgebläht und beinahe kugelrund wird; indem die undurchbohrte Klappe sich nahezu ebenso stark wölbt, wie die durchbohrte. Bei einzelnen Exemplaren bemerkt man auf beiden Seiten der Stirn eine schwache Neigung zu Vorsprüngen oder Ecken. Ueberaus deutlich lässt sich die feine Punktation der Schale beobachten, auch bemerkt man, dass die einzelnen Punkte sehr bestimmt nach mehreren Richtungen in Reihen geordnet sind. Die Muschel besitzt keine Falten oder Rippen, dagegen treten die Anwachsstreifen in der Randgegend besonders bei ausgewachsenen Exemplaren ziemlich stark hervor.

Im Allgemeinen stimmt die Species in Beziehung auf Grösse und Form der Schalen mit *Terebratula tamarindus* Sow. (Davids. Monogr. Brit. cretaceous Brachiop. Tab. 9, Fig. 26—31) ziemlich nahe überein, doch ergeben sich Unterschiede durch den Verlauf der Stirnlinie, welche bei *Terebratula margarita* in eine Ebene fällt, sowie durch die Form des Schnabels, welcher bei letztgenannter Art schwächer und mit feinerer Oeffnung versehen ist als bei *Ter. tamarindus*. Gehört zu den selteneren Arten des weissen Vilser Kalkes.

Rhynchonella myriacantha Desl.

Rhynchonella sulcicosa verschd. Aut. (non Schloth.)

1859. *Rhynchonella myriacantha* E. E. Deslongch. Notes sur le terrain callovien.

Unter den verschiedenen Formen Hemithiris-artiger Terebrateln scheint die von Deslongchamps aus dem französischen

Callovien beschriebene *Rhynchonella myriacantha* am besten mit der Species von Vils übereinzustimmen, weshalb ich letztere Bezeichnung wähle. Die Exemplare von Amberg (Schlotheims T. senticosa) besitzen andere Formverhältnisse.

Rhynchonella Vilsensis Opp.

Tab. 3, Fig. 3. a—f.

1834. *Terebratula concinna* Buch. über Terebrateln pag. 80, pag. 114 (non Sow.)

Rhynchonella Vilsensis ist in ausgewachsenem Zustand eine ziemlich aufgeblähte Muschel von rundlichem Umfang und 7‴ Länge, 7—8‴ Breite und 6‴ Dicke. Die Zahl ihrer bis in die Wirbelgegend reichenden Rippen variirt etwas, beträgt durchschnittlich 15, bisweilen aber 2—3 mehr oder weniger. Charakteristisch ist die unsymmetrische Stirnbildung, welche jedoch die Ungleichseitigkeit wie sie bei *Rhynchonnella inconstans* vorkommt, nicht erreicht. Doch variiren auch in dieser Beziehung die Exemplare sehr, indem die einen ähnlich der *Rhynchonella concinna* beinahe symmetrisch werden*, andere aber eine Stirnbildung besitzen, beinahe so ungleich wie die der *Rhynchonella Royeriana*. Dennoch existiren keine vollständigen Uebergänge zu *Rhynchonella concinna* und *Royeriana*, welch letztere Arten sich durch die weit beträchtlichere Anzahl ihrer Rippen und durch ihre ungleich bedeutenderen Dimensionen von *Rhynchonella Vilsensis* unterscheiden.

Rhynchonella Vilsensis ist eine der häufigsten Arten des weissen Vilser Kalkes und findet sich schon frühzeitig in der Literatur erwähnt, obschon ihr gewöhnlich der Sowerby'sche Name *Ter. concinna* beigelegt wird. Die Vergleichung eines zahlreichen Materials englischer und französischer Vorkommnisse von *Rhynchonella concinna* Sow. mit den Exemplaren von

---

* Fig. 3, d. f. Doch sind die Muscheln in umgekehrter Stellung abgebildet, indem durch ein Versehen die Bauchschale gegen oben gestellt wurde.

Vils, hatten das Resultat, die letzteren als besondere Art zu unterscheiden und sie von der Rhynchonella des Grossooliths abzutrennen. Ich wählte den Species-Namen *Rh. Vilsensis*, welchen die Muschel besonders verdient, da sie in den weissen Kalken von Vils in grosser Menge vorkommt.

Rhynchonella trigona Quenst. sp.

1852. *Terebratula trigona* Quenst. Handb. pag. 458 Tab. 36 Fig. 34.

1859. *Rhynchonella trigona* Deslongch. Mem. Soc. Linn. de Normand. T. XI. Tab. 5. Fig. 9, 10, und Bullet. de la Soc. Lin. T. IV. Tab. II. Fig. 8.

Ein interessantes und wichtiges Resultat, welches uns die Untersuchungen von E. Deslongchamps über die Brachiopoden der Kelloway-Gruppe geliefert haben, ist der Nachweis des Vorkommens von *Rhynchonella trigona* in den französischen Bildungen dieser Etage. Zuvor war die Species nur aus den Alpen bekannt gewesen. Quenstedt hatte sie abgebildet und von Grossau erwähnt, während sie in einigen neueren Schriften auch von Vils angeführt wurde. Allein es erhielt die Species erst ihre jetzige Bedeutung durch die Kenntniss ihrer Verbreitung auch ausserhalb der Alpen und zwar in einer bestimmten Etage, indem wir durch das Auftreten dieser Species im Callovien von Montreuil-Bellay (Maine et Loire) und la Voulte (Ardèche) einen Fingerzeig für die Deutung der Zone erhalten, in der sie in unsern Alpen zu Vils, Windischgarsten und Grossau sowie im nördlichen Ungarn gefunden wurde.

Rhynchonella solitaria Opp.

Tab. 3, Fig. 2. a—d.

Die ziemlich flache Muschel erscheint schon in geringer Entfernung von der Stirn beinahe glatt, doch ist unter der Lupe eine schwache Radialstreifung vorhanden, von der es jedoch bis zu weitern Erfunden ungewiss bleibt, ob sie ähnlich wie bei *Rhynchonella Wrighti* Dav. ganz der Schalenoberfläche angehört, oder mit der den Rhynchonellen eigenthümlichen

Faserung der Schale zusammenfällt. Erst in der Stirngegend erheben sich gerundete Rippen, deren 4—5 auf der schwach hervortretenden Mittelregion stehen, während auf jeder Seite zwei noch kürzere Rippen gleichsam nur noch angedeutet sind. Die Muschel besitzt den Umfang eines gleichschenklichen Dreiecks, dessen breitere Seite in der Stirnlinie liegt. Der Schnabel der durchbohrten Schale ging an dem einzigen bisher aufgefundenen Exemplare verloren. Denkt man sich denselben restaurirt so besitzt die Muschel 5‴ Länge, 5½‴ Breite und 3‴ Dicke. Ich wollte das abgebildete Exemplar, welches sich unter den von mir in den weissen Kalken von Vils gesammelten Fossilen ganz vereinzelt vorfand, nicht unerwähnt lassen, vielleicht dass die Species späterhin an andern Localitäten häufiger angetroffen wird.

Cidaris basilica Opp.

Es liegen nur Bruchstücke dicker Stacheln vor, welche auf ihrer Aussenseite glatt erscheinen, jedoch gewöhnlich so fest mit dem Gesteine verwachsen sind, dass meist nur die spathige Innenseite zum Vorschein kommt. Das Gehäuse ist gänzlich unbekannt, doch unterscheide ich die Art, da sie sich durch den bedeutenden Durchmesser ihrer Stacheln, welcher bei manchen Exemplaren auf 9 Linien steigt, auszeichnet.

b. Fossile des rothen Vilser Kalkes.

Pecten Vilsensis Opp.

Zahlreiche, ziemlich regelmässige, concentrische Vertiefungen und Erhöhungen machen sich in der Wirbelgegend bemerklich, setzen sich aber kaum ½ Zoll weit, d. h. nicht bis zur Mitte der Schale fort. Von hier an wird die Oberfläche nach und nach glatt. Die flachen Schalen wölben sich nur in der Wirbelgegend etwas stärker, woran besonders ihre mittlere Parthie Theil nimmt, während diese Wölbung der Peripherie zu aufhört. Die Species scheint in den rothen Kalken häufig vorzukommen,

wenigstens fand ich mehrere Exemplare davon, leider aber immer nur Bruchstücke. Einen derselben erreichte vom Wirbel bis zum Rande 14 Linien Länge, die Breite war etwas geringer, lässt sich jedoch an den Fragmenten nicht durch Messen bestimmen.

Terebratula Bouei Zeuschn.

1834. *Terebratula resupinata* (pars) Buch über Terebateln pag. 117 (non Sow).

1837. *Terebratula resupinata* Pusch Polens Palaeontologie pag. 23 Tab. 4. Fig. 6. (non Sow.)

1846. *Terebratula Bouei* Zeuschn. Bronn's Jahrb. pag. 172.

1846. *Terebratula Bouei* Zeuschn. Nowe lub neidokladnie opisane Gatunki skamienialosci Tatrowych pag. 27. Tab. 3, Fig. 1.

Nächst *Terebratula diphya* ist *Terebratula Bouei* eine der verbreitetsten Arten der in §. 7. beschriebenen Ablagerungen, doch gehören die Schichten, aus welchen sie angeführt wird, wie es scheint nicht einem einzigen Horizonte an. Zu Vils fanden sich einige Bruchstücke der Muschel in den rothen Kalken.

Rhynchonella contraversa Opp.

Tab. 3, Fig. 1, a—c.

So wenig eine Scheidung der Gattung Rhynchonella in Arten mit Rippen und in solche ohne Rippen sich rechtfertigen liesse, so gibt es doch unter den glattschaligen Arten einige Formen, welche so viel Eigenthümliches besitzen, dass die Vermuthung einer generischen Verschiedenheit sehr nahe gelegt ist. *Rhynchonella tatrica* Zeuschn. sp. und *Rhynchonella dilatata* Suess gehören unter diese Gruppe. Es sind Arten, bei welchen keine Rippen vorhanden sind, indem die grössere Klappe einen breiten aber glatten Sinus bildet, welcher sich der vortretenden Rückenklappe entgegen in die Höhe zieht.

Ich gehe auf eine weitere Beschreibung dieser Arten hier nicht ein. *Rhynchonella contraversa* weicht von denselben durch den breiten Sinus der Rückenklappe ab, während sich die Bauchklappe in der Stirngegend entsprechend diesem Sinus

stärker erhebt. Es ist dies gerade das umgekehrte Verhältniss wie bei den ebenerwähnten zwei Arten. Auffallend ist dabei die Uebereinstimmung zwischen der Form der Rückenschale von *Rh. tatrica* und derjenigen der Bauchschale von *Rh. contraversa* und umgekehrt der Rückenschale der letzteren mit der Bauchschale der ersteren, sofern wir diese Muscheln von der Stirngegend betrachten. Auch die schwache Erhöhung auf der Mitte des Sinus, welche Suess bei der Abbildung der *Rh. tatrica* andeutet, ist bei den Exemplaren von *Rh. contraversa* vorhanden, nur dass solche bei letzteren auf der kleinen Klappe Platz nimmt, bei ersterer sich auf der Bauchschale erhebt.

Rhynchonella contraversa besitzt einen fünfeckigen Umfang, die zwei längsten Seiten laufen von den Wirbeln ab, unter sich einen Winkel bildend, welcher anfangs mehr als 90 Grad beträgt, später spitzer wird. Die dicken Schalen von faseriger Structur lassen sich auch bei undeutlichen Bruchstücken durch ihre glatte Oberfläche von den Schalen der damit vorkommenden Terebrateln unterscheiden. Der Wirbel der durchbohrten Schale hebt sich wenig empor und zeigt wenigstens bei einigen Exemplaren noch die Oeffnung, obschon ziemlich undeutlich. *Rhynchonella contraversa* findet sich sehr häufig im rothen Kalke von Vils. Ich brachte Exemplare davon mit, eine weit grössere Anzahl wurde beim Ausbrechen der harten Kalke zertrümmert.

Erklärung der Tafeln.

Tab. 2.

Fig. 1. *Terebratula Vilsensis* Opp. Aus dem weissen Kalke von Vils. Fig. 1, a, b, c vergrössert. Fig. 1, d. e in natürlicher Grösse.

Fig. 2. *Terebratula bifrons* Opp. Aus dem weissen Kalke von Vils. Fig. 2, a, b, c vergrössert. Fig. 2, d e in natürlicher Grösse.

Fig. 3. *Terebratula margarita* Opp. Aus dem weissen Kalke von Vils. Fig. 3, a, b, c vergrössert. Fig. 3, d, e, f, g in natürlicher Grösse.

Tab. 3.

Fig. 1. *Rhynchonella contraversa* Opp. Aus dem rothen Kalke von Vils. Fig. 1, a, b, c vergrössert. Fig. 1, d, e in natürlicher Grösse.

Fig. 2. *Rhynchonella solitaria* Opp. Aus dem weissen Kalke von Vils. Fig. 2, a, b, c vergrössert. Fig. 2, d in natürlicher Grösse.

Fig. 3. *Rhynchonella Vilsensis* Opp. Aus dem weissen Kalke von Vils. Fig. 3, a, b, c vergrössert. Fig. 3, d, e, f drei Exemplare in natürlicher Grösse, von der Stirnseite, jedoch durch ein Versehen mit der grössern Klappe gegen oben gekehrt.

7. Die Lagerungs-Verhältnisse zwischen Schönbuch und Schurwald.

Von C. Deffner in Esslingen.

(Mit Tafel IV. und V.)

Inhalt:

Die Denudationshypothese . . . . . pag. 173
Die Inselhypothese . . . . . „ 177
Einwendungen gegen die Inselhypothese . . . . . „ 179
Begründung der Denudationshypothese . . . . . „ 196
Die Lagerungsverhältnisse . . . . . „ 222
Die Filder . . . . . „ 228
Die Schönbuchfilder . . . . . „ 230
Bebenhausen . . . . . „ 247
Allgemeine Ursache dieser Dislocationen . . . . . „ 256

Noch immer will es keiner der verschiedenen Erklärungsweisen, welche nach einander sich mit den Unregelmässigkeiten der Lagerungsverhältnisse des Lias in dem Gebiete zwischen Herrenberg und Esslingen beschäftigt haben, gelingen, diese Räthsel in allgemein überzeugender Weise zu lösen und damit diese Frage zu endgültigem Abschlusse zu bringen.

Nachdem schon Schübler und v. Alberti sich mit einzelnen dieser Erscheinungen beschäftigt hatten, war es Graf v. Mandelsloh, welcher in seinem „Geognostischen Profile der schwäbischen Alb“ zuerst eine Reihe dieser Unregelmässigkeiten zusammenfasste und als eine grosse Verwerfung, welche das Gebiet zwischen Schönbuch und Schurwald erfahren hat, in einem Durch-

demſelben Verhältniß beſteuert, als die Kaufleute und durch ſie die Beamten gewinnen. Der Taglohn und die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens bleiben dabei ſo ziemlich in ihren alten Preiſen, beſtehen nämlich in derſelben Anzahl von Thalern, ob dieſelben nun in Papier oder in Silber ausbezahlt werden; die Bank aber, welche durch die Fluktuationen ihrer Noten denſelben bald einen größeren, bald einen geringeren Werth geben kann, beſitzt hierdurch die Macht, auch den Werth dieſer Dinge nach Belieben zu erhöhen oder zu vermindern. Dieſer commerciellen und induſtriellen Herrſchaft der Nationalbank und ihrer Branchen konnten die Banken der einzelnen Staaten und die mit vereinigten Fonds nur mühſam entgegenarbeiten; denn es waren dieſelben entweder durch Geſchäftsverbindungen von dem Centralinſtitut zu ſehr abhängig, oder ſie fanden es ihrem Intereſſe zuträglicher, mit der Nationalbank gemeinſchaftliche Sache zu machen. Deſto entſchiedener aber war die Oppoſition der arbeitenden Klaſſen, welche, durch die Präſidentſchaft Jackſon's ermuthigt und in ſeine Thatkraft vertrauend, endlich den Muth faßten, die Bank, von der ſie ſich unterdrückt fühlten, offen anzugreifen. Die Bank, welche die Richtung der untern Volksklaſſen wohl begriff, wollte ihnen zuvorkommen und bat daher den Congreß ſchon im Jahr 1832 — alſo volle vier Jahre vor dem Ablauf ihres Freibriefs — um Wiedererneuerung ihres Privilegiums. Um dieſelbe Zeit nämlich fiel die Präſidentenwahl vor, und die Bank hoffte, durch dieſe frühzeitige Kriegserklärung über Jackſon und ſeinen Anhang zu ſiegen und ihre Macht auf ein weiteres halbes Jahrhundert zu begründen. Wirklich erhielt der Vorſchlag zur Erneuerung des Freibriefes eine Majorität in beiden Häuſern; aber der Präſident machte Gebrauch von ſeinem Veto, und veranlaßte kurze Zeit nachher die Wegnahme der Staatsdepoſiten, die er einzelnen Staats- und Banken mit vereinigtem Fond anvertraute. Dieſe Maßregel, welche von der Oppoſition und von den meiſten engliſchen Blättern vielfach gerügt, von der demokratiſchen Partei in Amerika aber als das einzige Rettungsmittel gegen das Bank-Monopol betrachtet ward, iſt auch in Deutſchland vielfältig beſprochen worden, und es ſind über deren Zweckmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit die Meinungen ſehr verſchieden ausgefallen. Was die Conſtitutionalität dieſes Verfahrens betrifft, ſo haben wir unſere Meinung bereits in der Note zu Seite 167

schnitt zwischen Lorch und Tübingen signalisirte. Zwar erklärte dieser aufmerksame Beobachter der zu jener Zeit allgemein verbreiteten Anschauungsweise gemäss diese Dislocationen durch Hebungen, während sie sich durch spätere Untersuchungen als Senkungen herausstellten; doch war er es wiederum, der in dem oben angeführten Werke S. 4 zuerst den Gedanken aussprach, es möchte das ganze Filder- und Schönbuchgebiet ursprünglich auch von den jüngeren Straten des Lias bedeckt gewesen sein, welche dann erst durch spätere Fluthen wieder entfernt wurden, so dass sich nur solche Reste bis auf unsere Zeit erhalten haben, welche beim „Hebungsprozess" in sich öffnende Spalten der Erdrinde eingesunken waren. Wenn nun auch die Untersuchungen des Grafen v. Mandelsloh in diesem Theile des Landes nicht soweit geführt waren, dass sie die ganze Ausdehnung des Senkungsgebietes festgestellt hätten, und wenn auch namentlich die Richtung und die Erstreckung der langhinziehenden Verwerfungsspalten noch unbekannt blieb, so war durch dieselben doch der wesentliche Charakter dieser Anomalieen festgestellt und eine sichere Grundlage für ergänzende Untersuchungen gewonnen.

Einen neuen Anstoss erhielt die noch immer schwebende Frage durch Quenstedt, welchem wir eine Reihe der belangreichsten Beobachtungen in dieser Richtung, vor Allem das Auffinden des unteren braunen Juras bei Oberesslingen verdanken. Zugleich fasste er die einzelnen Erscheinungen in noch entschiedenerer Weise als Ganzes zusammen, verliess jedoch die Mandelsloh'sche Anschauungsweise und suchte die Sache durch Annahme von Inseln im Jurameere und Uferbildungen zu erklären. *

Die fernere Entwickelung dieser Frage brachte einen Versuch von mir, die von Mandelsloh aufgestellte Ansicht umfassender zu begründen, indem ich die Spalten, welche das Dislocationsgebiet begrenzen, mehr ins Einzelne verfolgte, die

---

* Das Flözgebirge Württembergs II. Aufl. S. 526., der Jura S. 792. Sonst u. Jetzt S. 39. Epochen der Natur S. 226.

Annahme tief greifender Abwaschungen beibehielt, dagegen statt der Hebungen nun Senkungen substituirte.*

Und endlich hat in neuester Zeit Herr Dr. Baur dieses Thema wieder aufgenommen und seine Beobachtungen, welche reich an neuen und werthvollen Thatsachen sind, besonders in westlicher Richtung noch weiter ausgedehnt, als dies mir gestattet gewesen war.** Als Resultat seiner Untersuchung findet derselbe zwar auch, dass die in Rede stehenden Unregelmässigkeiten ihre nächste Veranlassung in Verwerfungen und Senkungen haben, wogegen er die von mir vertheidigte Ansicht über die Zeit ihrer Entstehung, so wie über die Lagerungsweise der jüngeren Liasschichten nicht theilt, sondern sich, mit einigen Modifikationen, wieder an die Quenstedtische Anschauung anschliesst und zu der Annahme von Uferbildungen zurückkehrt.

Veranlasst durch die Untersuchungsergebnisse des Herrn Baur habe ich nun das fragliche Gebiet aufs Neue untersucht und dabei das Endresultat erhalten, dass sich auch gegen diese neue Modifikation der Uferbildungshypothese, wie sie Herr Baur vertritt, begründete Einwendungen erheben, dass sich dagegen kein Grund vorfindet, der mich veranlassen könnte, meine frühere Anschauungsweise, welche die gefundenen Thatsachen in ungezwungener Weise zu erklären vermag, zu verlassen. In diesem Stadium der Frage halte ich es für meine Aufgabe, diesen für die Genesis der mittleren Neckargegend und für die allgemeine geologische Anschauungsweise von den Veränderungen der Erdoberfläche überhaupt so wichtigen Gegenstand wiederholt zur Discussion zu bringen, meine Ansicht eingehender, als dies früher geschehen war, zu begründen und die Bedenken, welche sich in dieser Frage gegen jede Annahme von Uferbildungen erheben, ausführlich der Erwägung der Geologen vorzuführen.

Heben wir zunächst das Objekt der obschwebenden Kontroverse kurz hervor, so handelt es sich um die Erklärung der Thatsache, dass längs bestimmter Verwerfungsspalten die breiten

---

* Württ. naturwissenschaftl. Jahreshefte XI. S. 20.

** Ebendaselbst XVI. S. 265.

Liasflächen von Keuperhöhen überragt sind, welche theils ohne weitere Schichtenbedeckung gegen oben als einfache Keuperzüge endigen, grösstentheils aber noch eine dünne Kappe von Liasschichten tragen. In letzterem Falle sind es aber nur die älteren Glieder des Lias α, welche die Scheitel der Keuperberge bilden, während dagegen die Schichten, welche an den Fuss dieser Keuperwände angelehnt sind, den jüngeren Liasgebilden angehören. Das Auftreten dieser letzteren ist dabei wesentlich auf die nächste Nähe der aufsteigenden Keuperwand beschränkt und schon in der kurzen Entfernung von wenigen tausend Fuss ist gerade, wie oben auf der Höhe nur der Lias α zu finden. Es stimmen nun beide sich gegenüberstehende Erklärungsweisen darin überein, dass die im tieferen Niveau liegende Terrasse einst auf gleicher Höhe mit der oberen und in ununterbrochenem Schichtenzusammenhange mit derselben gestanden habe und erst in Folge einer Verwerfung auf ihr jetziges Niveau hinabgesunken sei. Dagegen weichen die Ansichten über die Zeit, in welcher die Katastrophe stattfand und über die derselben folgenden geologischen Ereignisse weit auseinander.

Die eine derselben,

Die Denudationshypothese,

gelangt zu dem Resultate, dass zur Zeit der Katastrophe mindestens alle diejenigen jurassischen Schichten zur Ablagerung gelangt waren, welche sich heute noch an die Keuperwand angelehnt finden.* Die breite Liasfläche unseres Landes, welche ursprünglich weit über die Reste hinaus sich erstreckte, welche heut zu Tage vom Welzheimer und Mainhardter Walde herüber bis ans Ende des Schönbuchs bei Hildrizhausen reichen, trug nach dieser Ansicht vor der Katastrophe den regelmässig auf einander folgenden Schichtenbau der sämmtlichen jüngeren Liasglieder und des untern braunen Jura. Und zwar hatten sich

* Dass noch jüngere Juraschichten hier sich abgesetzt hatten, ist mir mehr als wahrscheinlich; doch habe ich an dieser Stelle nicht nöthig, auf diese Frage näher einzugehen.

dieselben mit den gleichnamigen Schichten längs der heutigen Alb aus Einem gemeinschaftlichen weiten und offenen, nirgends von Inseln oder Festland unterbrochenen Meere in so gleichartiger Weise abgesetzt, dass beträchtliche lokale Verschiedenheiten dieser Niederschläge nirgends in unserem Lande zu bemerken sind. Nach der Ablagerung sämmtlicher jurassischer Niederschläge und nach ihrer darauf folgenden Emersion aus den Meeresfluthen, trat zu einer noch nicht näher bestimmbaren Zeit die Epoche der Einsenkung ein. Dabei bildeten sich nicht allein die Hauptverwerfungsspalten, welche die Grenzen der gesunkenen Gebiete bilden, sondern eine Reihe anderer weniger bemerkbarer Klüfte und Risse entstand gleichzeitig im Innern der Senkungsgebiete. So bilden z. B. die Filder nicht eine gleichmässig eingesunkene ebene Fläche, sondern ein mannchfach gebrochenes Schollenland, dessen einzelne Parthieen nach verschiedenen Richtungen einfallen, theilweise sogar durch Verwerfungen treppenartig abgebrochen erscheinen. Die Lagerungs-Verhältnisse von Nellingen, Plieningen, Köngen und andern Orten sind Beweise für diesen schollenartigen inneren Bau der eingesunkenen Fläche, welche am schlagendsten noch in einer förmlichen Dislocationsspalte auftritt, welche von Echterdingen nach Unterensingen zieht, und deren Verhältnisse weiter unten näher angegeben werden sollen.

So lange es Regen auf der Erde gegeben hat, so lange muss auch eine Abwaschung der Gebirgsschichten durch denselben stattgefunden haben und so setzte diese niemals ruhende Denudation ihre zerstörende Thätigkeit auch unter den neu gebildeten Verhältnissen nach der Katastrophe fort, indem sie von allem trockenen Lande eine Schichte um die andere entfernte. Ob bei diesem Zerstörungswerke besondere grössere Fluthen mitgewirkt haben oder nicht, kann hier füglich unentschieden bleiben. Nöthig ist ihre Annahme keinenfalls, da die Abwaschung der Schichten eben so sicher und gründlich durch die gewöhnliche Einwirkung der Atmosphärilien, als durch die gewaltigsten Fluthen geschehen kann. Dass irgendwo Gebirgsschichten in namhafter horizontaler Ausdehnung durch besondere

Wasserfluthen weggespült worden sind, mag von Vielen billig bezweifelt werden, dass aber die mächtigsten Gebirgsglieder weggeregnet werden können, wird Niemand bestreiten dürfen, der geologische Zeiträume im Auge hat. Genug, nach der Denudationshypothese wurde das ganze abgelagerte Thonlettengebirge des jüngeren Lias und unteren braunen Jura auf beiden Terrassen in ziemlich gleichzeitiger Weise durch Gewässer allmählig abgedeckt und fortgeführt, so dass wir heute diese fortschreitende Entblössung auf den Bänken der Angulatensandsteine des Lias α angekommen sehen, welche auch ihrerseits, wenn gleich für menschliche Beobachtung unmerklich, dem ausnahmslosen Gebote des Vergehens unterliegen werden.

Nur längs der Dislocationsspalte blieb ein schmaler Streif der jüngeren Juraglieder bis auf unsere Tage von gänzlicher Abwaschung verschont und zwar mögen zu dieser Konservirung zwei verschiedene Ursachen beigetragen haben.

Es darf wohl vorausgesetzt werden, dass so beträchtliche Niveauveränderungen der Erdoberfläche, welche sich über so weite Gebiete erstrecken, nicht plötzlich eintraten, und aus der tiefen Ruhe heraus wie mit Einem Ruck vor sich gingen. Ebenso wenig wird anzunehmen sein, dass mit der Senkung selbst jede Bewegung des Bodens ihr Ende werde erreicht haben, sondern man wird sich die Katastrophe wohl als eine länger dauernde Periode von Erschütterungen und Schwankungen des Erdbodens zu denken haben, in welcher der Act des Niedersinkens selbst immerhin noch ein plötzlicher und schneller sein konnte. Die nothwendige Folge dieser Bodenschwankungen musste aber eine tausendfältige Durchklüftung und eine Lockerung des festen Zusammenhanges des Schichtenbaues sein. Wären solche lockernde Erdbeben aber auch nicht die Begleiter der Katastrophe gewesen, so wird man dennoch zugeben müssen, dass längs der Verwerfungsspalten grosse Gebirgsmassen sich von den stehen gebliebenen Wänden allein durch das Gewicht der auflagernden Schichten ablösen und auf die gesunkene Fläche hinabstürtzen mussten, welche sie unter einem mächtigen, längs der Spalte fortlaufenden Schuttwalle begruben. Auch die Atmosphärilien

werden das ihrige dazu beigetragen haben, die steile Wand in kürzester Zeit abzubröckeln und von der obersten Kante der nicht gesunkenen Schichten bis auf die untere Fläche hinab eine nach dem natürlichen Böschungswinkel geneigte Schutthalde zu bilden. Wenn auch heute nirgends mehr eine Spur solcher Schuttwälle längs der Verwerfungsspalten nachzuweisen ist, so erscheint ihre Annahme doch als statische Nothwendigkeit, wenn man bedenkt, dass die stehen gebliebenen Wände eine senkrechte Höhe von 200—500 Fuss erreichten und aus den weichsten und bröckeligsten Gebilden bestanden. Diese mächtige Trümmerdecke, von der stehen gebliebenen Wand abgebrochen, und herabgerutscht, war es nun, welche die darunter begrabenen Schichten lange Zeit vor der Einwirkung der Atmosphärilien schützen musste, während die gegen das Innere des Senkungsgebietes liegenden unbedeckten Theile alsbald von der Denudation ergriffen wurden. So kam es, dass die unter dem Trümmerhaufen verborgenen Schichtenlagen, als auch sie endlich nach allmäliger Abwaschung des bedeckenden Schutthaufens in Angriff genommen wurden, ihre Existenz gerade um so viel länger fristen konnten, als sie später an die Reihe gekommen waren.

In ihrem Widerstande gegen die Abwaschung mögen aber die an der Dislocationswand anliegenden Schichten noch durch einen zweiten Faktor unterstützt worden sein, und zwar durch die in ihrem Rücken befindliche Keuperwand, welche gerade hier aus dem dauerhaftesten Gliede des Keupers, dem quarzreichen Stubensandstein besteht. An andern Orten längs unserer Verwerfungsspalten, wo diese hintere Wand von Stubensandstein fehlt und die leichter zerstörbaren übrigen Keuperglieder seine Stelle eingenommen haben, da sind mit diesen selbst auch die Liasschichten verschwunden, wie z. B. auf der ganzen Spaltenstrecke zwischen Untertürkheim und Rüdern. Dort hat die Spaltenwand, dem heutigen Niveau der Schichten nach, aus den Schilfsandsteinen und bunten Mergeln bestanden, aber weder diese leicht angreifbaren Gebilde, noch die daran gelegenen widerstandsfähigeren Liasbänke sind dort mehr erhalten. Nur zahlreiche Blöcke des dauerhaftesten aller Liasgesteine, des An-

gulatensandsteins, bedecken heute noch die Oberfläche der Heidenweinberge als letzte Zeugen des früheren lagerhaften Vorhandenseins geschlossener Bänke. Die Rückenlehne des Stubensandsteins mag es somit gewesen sein, welche an andern Orten die weichen Liasthone gegen den Angriff der Denudation unterstützte, indem sie denselben nur von der einen Seite her gestattete, während dieselben Schichten des Binnengebietes, welchen solche festere Gesteine nicht den Rücken deckten, auf allen Seiten der zernagenden Erosion und der abwaschenden Denudation preisgegeben waren.

Die zweite Erklärungsweise, welche man der Kürze halber

Die Inselhypothese

nennen mag, nimmt dagegen an, die Senkung habe schon früher und zwar zu einer Zeit stattgefunden, nachdem die Liasschichten vom Alter derjenigen, welche heute noch auf der oberen Terrasse beobachtet werden, schon zur Ablagerung gekommen waren, aber noch ehe die am Fusse liegenden, nächst jüngeren Liasgebilde sich aus dem Jurameere abgesetzt hatten. Die Zeit der Verwerfung wäre somit in die Liasperiode zu verlegen und es wird sich nun darum handeln, innerhalb dieser Periode die Katastrophe an einer bestimmten Stelle einzureihen. Auf die Schwierigkeiten, welche sich gleich hier am Anfang dieser Hypothese bei der näheren Bestimmung dieses Zeitabschnitts ergeben, werde ich erst später, bei den Einwendungen gegen diese Erklärungsweise, zu reden kommen. Nach Herrn Dr. Baur wäre dieser Abschnitt zwischen der Ablagerung des Angulatensandsteins und des Arietenkalkes zu machen und er stützt diese Ansicht auf das von ihm behauptete Fehlen der Arietenkalke auf der oberen Terrasse, sowie auf verschiedene Eigenthümlichkeiten, welche in dem gegenseitigen Lagerungsverhältnisse des Angulatensandsteins zum Arietenkalk diesseits der Neckar-Filz-Linie obwalten.

Was die angelagerten jüngeren Juraschichten betrifft, so werden sie von dieser Hypothese für Lokalbildungen erklärt, welche sich nicht über die ganze Breite der gesunkenen Ebene,

sondern als Uferbildungen von örtlichen Bedingungen abhängig, nur an einzelnen Punkten, vorzugsweise längs der Verwerfungsspalten abgelagert haben. Aus dem Charakter der Uferbildungen erklärt sodann diese Hypothese auch die geringere Mächtigkeit, welche diese Liasbildungen, mit denen am Fuss der Alb verglichen, zeigen sollen; so wie sich aus dem Umstande, dass die Filderebene am tiefsten eingesunken ist und deshalb den tiefsten Theil des alten Uferbodens gebildet habe, auch die Thatsache ergebe, dass gerade auf den Fildern diese Niederschläge ihre grösste Ausdehnung erreichen.

Aus der Vergleichung beider Hypothesen geht nun hervor, dass eine Differenz nicht nur bezüglich der Zeit der Verwerfung besteht, sondern auch bezüglich des Charakters der auf der gesunkenen Fläche lagernden jüngeren Liasglieder, welche nach der Denudationshypothese sich in keiner Weise von den gleichnamigen Schichten jenseits des Neckars unterscheiden, sondern wie jene einen rein pelagischen Charakter tragen, während die Inselhypothese an ihnen einen andern Habitus erkennen will, und sie für Uferbildungen erklärt.

Gegen beide Erklärungsweisen hat sich nun eine Reihe von Einwendungen erhoben, von deren Widerlegung es abhängig zu machen sein wird, welcher Grad von Glaubwürdigkeit jeder von ihnen wird zugemessen werden können. Man wird zwar von einer geologischen Hypothese nicht verlangen dürfen, dass sie von den Ereignissen, welche sie zu Erklärung der beobachteten Thatsachen anzunehmen veranlasst ist, bis ins Einzelne hinaus genaueste Rechenschaft ablege; die Unzugänglichkeit und die Lücken des Beobachtungsmaterials werden immer eine Reihe unaufklärbarer Punkte übrig lassen, wo der Faden der Erklärung unter der Erdkruste verschwindet und erst an einer anderen Stelle wieder aufgenommen werden kann. Allein das sich hieraus ergebende Vorrecht der geologischen Beweisführung, auch bei mangelndem Zusammenhange noch auf Gültigkeit Anspruch machen zu dürfen, wird nur in der Weise eingeräumt werden können, dass nicht solche Fragen, welche gerade den Kern der zu erklärenden Thatsachen berühren, unbeantwortet

bleiben und dass nicht Zustände in früheren geologischen Epochen vorausgesetzt werden, welche der heute beobachteten Wirkungsweise der Naturkräfte widersprechen. Eine Hypothese, welche wesentliche Seiten der Frage auf sich beruhen lassen muss, kann nicht als eine Erklärung derselben gelten und ebenso wird jede Erklärungsweise, welche in unsrer Zeit der nüchternen geologischen Anschauung auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen will, den Lyellschen Fundamentalsatz zur Richtschnur nehmen müssen, dass die Naturgesetze sich nie verändert haben, und dass gleichen Ursachen gleiche Wirkungen ehemals wie heute haben folgen müssen.

Einwendungen gegen die Inselhypothese.

Da sowohl die gesunkenen als die nicht gesunkenen Flächen des in Rede stehenden Gebietes heute von Liasablagerungen bedeckt sind, so folgt, wenn die Inselhypothese die Zeit der Verwerfung in die Liasperiode verlegen will, dass der Akt der Verwerfung selbst noch unter der Oberfläche des ursprünglichen Lias-Meeres stattgefunden haben muss. Wenn aber nach jener Ansicht dieser Akt ein submariner war, so ergeben sich für das nicht gesunkene Gebiet nur zwei Fälle als möglich. Entweder blieb es nach wie vor der Katastrophe vom Meere bedeckt, und dann konnten die von der Inselhypothese vorausgesetzten Inseln und Ufer nicht hervortreten, oder sie wurden vom Meere entblösst, dann musste der Spiegel dieses Meeres zugleich mit der Katastrophe so tief sinken, dass das nicht gesunkene Gebiet über die Meeresoberfläche hervor trat. Wenn also diese Hypothese von Festland, Inseln oder Uferbildungen sprechen will, so muss sie immer eine mit der Katastrophe gleichzeitig eintretende Senkung der gesammten Wasserfläche des Erdballs stillschweigend voraussetzen. Dieser Konsequenz könnte sie nur dadurch entgehen, dass sie den ganzen Prozess mit einer Hebung des gesammten noch ungebrochenen Gebiets über die Meeresfläche einleiten würde und dann alsbald die Senkung eintreten liesse. Abgesehen von kleineren Schwierigkeiten der Erklärung sprechen hiegegen alle die Gründe, welche weiter unten überhaupt gegen

die Annahme von Festland, das bei der Senkung entstanden wäre, vorgebracht werden sollen. Was aber die Tieferlegung des allgemeinen Meeresspiegels anbelangt, so kann eine solche in diesem Falle nicht anders konstruirt werden, als durch Einstürzungen ungeheurer Gebiete der Erdrinde bis zu solcher Tiefe unter den alten Meeresboden, dass die Ausfüllung des dadurch entstandenen leeren Raumes mit Meerwasser eine Depression der ganzen Wasserbedeckung der Erde um das erforderliche Maass zur Folge haben musste.

Ausser der Scheu, mit so kolossalem geologischem Apparate zu operiren, finden sich aber noch andere Gründe, welche die Annahme, dass durch die Senkungskatastrophe irgendwo Festland entstanden sei, mit Entschiedenheit ausschliessen. Es ist dies der Charakter der jüngeren Juraschichten, welche sich dieser Erklärungsweise gemäss nach der Katastrophe als Uferbildung abgelagert haben sollen.

Es lässt sich kein Meer ohne Wellenschlag, kein Wellenschlag ohne Uferbrandung und dadurch hervorgerufene Brandungsprodukte des zerstörten Strandes denken. Wenn also das Jurameer auch seine Niederschläge längs der beiden einzig möglichen Ufer am Fusse des Schönbuchs und des Schurwalds abgesetzt hätte, so konnten sie doch nicht aus feingeschlämmten Thonen und glattbrüchigen homogenen Kalkbänken bestehen, sondern sie mussten Brandungsgerölle, Geschiebe der einmündenden Süsswasserbäche oder jedenfalls Massen von Quarzsand enthalten, welche sie aus der Zerstörung der nebenstehenden Stubensandsteinwand entnahmen. Von All dem zeigen aber die als Uferbildungen bezeichneten Ablagerungen keine Spur, weder an der Spalte des Schönbuchs, noch an der des Schurwalds, weder bei Walddorf noch bei Unterensingen, weder bei Bebenhausen noch bei Hildrizhausen. An all' diesen Orten sind die jüngeren Liasthone, sie mögen der Region des *Am. Turneri*, *Amaltheus* oder *Opalinus* angehören, so zart und so fein geschlämmt als in ihrem normalen Gebiete am Fusse der Alb, die Numismaliskalke, so glattbrüchig und homogen wie bei Pliensbach und Sondelfingen, und die Posidonienschiefer so feinblättrig und glatt-

ausgeſprochen; was aber die Zweckmäßigkeit deſſelben betrifft, ſo iſt es klar, daß die demokratiſche Partei nur auf dieſe Weiſe zum Ziel gelangen konnte.

Gleich bei dem erſten Ausbruch, ich möchte faſt ſagen, der Feindſeligkeiten zwiſchen der Regierung und der Bank hatte die letztere einen allgemeinen Schreck (panic) unter den commerciellen und induſtriellen Klaſſen zu verbreiten geſucht, was ihr auch faſt über ihre eigenen Erwartungen gelang. Die Handelskriſe war lange Zeit vorbereitet, das heißt von dem Augenblick an, wo der Präſident in ſeiner Botſchaft auf die Gefahren, welche dem Staat und den einzelnen Bürgern von der Nationalbank drohten, hinwies, und dem Congreß zur Pflicht machte, dieſen Gegenſtand in ſeine legislative Berathung zu nehmen. — Ein allgemeiner Geldmangel und eine Noth, wie ſie kaum das Jahr 1837 ſah, war die Folge dieſer Anſtrengungen der Bank und der reichſten Kapitaliſten im Norden und Nordoſten der Union.

Der Präſident der Bank erklärte, er könne, um den Anforderungen der Regierung Genüge zu leiſten, keine weiteren Wechſel escomptiren, auch nicht, was in Amerika ſo oft geſchieht, alte Wechſel bei Verfallzeit wieder erneuern. Die auf Sicht geſtellten Briefe ließ die Bank ſogleich zur Zahlung vorweiſen und die auf Hypotheken ausgeliehenen Kapitalien unverzüglich eintreiben. Dies, wie ſich aus den Büchern der Bank und dem Zeugniß aller wohlunterrichteten Kaufleute, und zum Theil ſelbſt durch ihren ſeither geführten Geſchäftsgang herausgeſtellt, hatte die Bank nicht nöthig, ſie that es aber, um den Wählern bei der neuen Präſidentenwahl zu beweiſen, welche Macht ſie beſäße, und wie es beſſer ſey, mit ihr Friede zu ſchließen, als ſie auf das Feld der materiellen Intereſſen und der damit ſtets verbundenen politiſchen Macht herauszufordern. Dreißig Millionen hatte die Bank bereits dem Handel und den Gewerben entzogen, und hiedurch in allen Theilen der Union die Popularität der Regierung untergraben; da mußte denn endlich die letztere auch auf Mittel denken, gerade jene Intereſſen zu ſchützen, deren Entfremdung ihr am meiſten nachtheilig werden konnte. Dies geſchah durch die Zurücknahme der Depoſiten (the removal of deposites), im Betrag von acht Millionen Thalern. Dieſe wurden nun einzelnen von der Regierung gewählten Banken in den verſchiedenen Städten der Union in Verwahrung gegeben, wobei

gelagert wie bei Boll und Holzmaden. Nicht ein Körnchen Quarz in all' diesen Gebilden, sondern die vollständigste petrographische Congruenz mit den typischen Ablagerungen am Fusse der Alb. Und solche Schichten sollten sich in der Wellenbrandung eines Stubensandsteinufers bilden können?

Aber nicht nur der petrographische, auch der paläontologische Charakter dieser jüngeren Liasreste widerspricht durchaus der Natur einer Uferbildung. Nicht nur finden sich ganz dieselben organischen Reste wie am Fusse der Alb, sondern es finden sich auch nur diese Reste. Hier aber, am Ufer eines weit verbreiteten Festlandes, dessen einmündende Süsswasserbäche eine Brackwasserbucht hätten bilden müssen, ist noch nicht eine einzige Landschnecke oder Brackwassermuschel gefunden worden, und doch gehören die Schichten von Hof und Stetten zu den best ausgebeuteten des Landes, wo man seit Jahrzehnten die Versteinerungen handvollweise von der sammelnden Dorfjugend erhält. Auch die Paläontologie verbietet somit die Annahme nahen festen Landes.

Noch ein vierter Grund spricht dagegen. Es finden sich nämlich auf der bei der Versenkung stehen gebliebenen Liasterrasse an mehreren Punkten gleichfalls dieselben jüngeren Ablagerungen wie am Fusse der Verwerfungsspalten, zum deutlichen Beweis, dass Ein Meer auch in der jüngeren Liaszeit noch beide Flächen deckte. Diese Punkte sind auf der Seite des Schurwalds: mehrere Stellen zwischen Baltmannsweiler und dem Esslinger Jägerhaus in der Maad und im Spachbruch, wo die Bänke des *Pentacr. tuberculatus* und *Am. scipionianus* gebrochen werden. Sodann zwischen Diegelsberg und Krapfenreuth, wo sich die Thone des *Am. raricostatus* finden und endlich bei Börtlingen, wo etwa 300 Fuss über den gleichen Schichten bei Göppingen die Numismalismergel in der Einsenkung einer Verwerfungsspalte oben am Berge liegen. Auf dem andern Flügel der die Fildersenkung begrenzenden Hochebene, auf der grossen, jetzt durch viele Thäler aus dem Zusammenhang gerissenen Fläche zwischen den Fildern und Hildrizhausen liegen am letzteren Orte die Arietenkalke und darüber noch mächtige Turneri-

thone, am Schaichhof und Sauerschlatt die Tuberculatusschichten des Lias α, und die Arietenschichten am Rothen Steigle, meist in einer korrespondirenden Höhe von circa 150 — 250 Fuss über der Filderebene. Bei Altdorf sind auch die Numismalisskalke schon vor Jahren von Dr. Rominger angegeben; ob ich gleich dieselben selbst noch nicht finden konnte, so kann ich doch bei der bekannten Treue dieses erfahrenen Beobachters an der Richtigkeit seiner Angabe nicht zweifeln.

Von so verchiedenen Gesichtspunkten die im Vorhergehenden angeführten Gründe auch ausgehen, so sprechen sie wie man sieht, doch alle mit gleicher Entschiedenheit gegen die Annahme, dass durch die Senkungskatastrophe irgendwo trockenes Land gebildet wurde. Demzufolge wird bei der Erklärung der vorliegenden Thatsachen durch die Inselhypothese keine Rede von Festland oder von Inseln sein können, sondern es wird dieser Erklärungsweise nur in der Aufstellung ein Ausweg bleiben, dass Eine gemeinschaftliche Wasserdecke, Ein weiter Ocean nach wie vor der Katastrophe die Ablagerungen des alten Angulatenmeeres bedeckte.

In diesem Falle wird es aber schwer, sich die Ursachen vorzustellen, warum sich die jüngeren Niederschläge in dem besprochenen Gebiete nur an so wenigen, sporadisch zerstreuten Orten abgelagert haben sollen. Die Sache wird um so räthselhafter, wenn man in Rechnung zieht, dass diese Art der sporadischen Ablagerung sich nur diesseits des Neckars findet, jenseits des Neckars aber ein ununterbrochener Zusammenhang dieser Gebilde längs der ganzen Alplinie statt hat. Auch sollte man meinen, dass sich solche jüngere Absätze, namentlich die Arietenkalke, nicht nur oben auf den flachen Höhen, sondern auch am Abhang der verrutschten Verwerfungsklüfte den Keuperschichten abweichend aufgelagert haben müssten. Will man submarine Strömungen zu Hülfe nehmen, welche durch ihre fortführende Kraft den Niederschlag der Sedimente nur an ruhigeren Stellen gestatteten? Wenn man auch gegen diese Annahme nicht die Einwendung gelten lassen will, dass es in hohem Grade auffallend erscheinen muss, wie die Wirkung dieser

Strömungen, welche auf dem diesseitigen Neckargebiet so übermächtig sich kund gegeben hätte, plötzlich mit der Neckarlinie aufhört, so wird man sich doch gegen einen andern Einwurf nicht verschliessen dürfen.

Die jüngeren Liasgebilde diesseits des Neckars vom Beta an aufwärts zeigen nämlich die Eigenthümlichkeit, dass sie sich immer nur an Dislocationsspalten finden. Diese Art des Auftretens ist in dem angeführten Gebiete so konstant, dass ihre Verschwisterung für den untersuchenden Geognosten eines der sichersten Merkmale bei der Aufsuchung der beiden Erscheinungen abgibt; jüngere Liasschichten und Verwerfungsspalten sind hier gegenseitig leitend. Wie lässt sich dieser innige Zusammenhang beider Erscheinungen, der sich durch die Trümmerwälle der Denudationshypothese so einfach und ungezwungen erklärt, aus der Inselhypothese ableiten, und wie stimmt gerade dieses Vorkommen mit der Annahme von Strömungen? Wie eigenthümlich hätten diese wirken müssen, denn gerade längs der stehen gebliebenen Wände hätten sie nach dieser Auslegung ihre Kraft verloren und deshalb ihre Suspensionen ablagern müssen, während man nach Analogie der heutigen Meeresströmungen vermuthen sollte, dass sie umgekehrt durch die Einengung an diesen Wänden dort ihre grösste Schnelligkeit und ihre grösste fortführende Kraft gewonnen hätten. Wie wenig stimmt der petrographische Charakter und die ebene glatte Schichtung des jüngeren Lias zu der Annahme, dass sie hart neben lebhaften Strömungen sich abgesetzt haben.

Vor allem ist es das Vorkommen der feinblättrigen Posidonienschiefer bei Weidach, das sich der Annahme von Strömungen entgegensetzt.

Die Posidonienschiefer machen bekanntlich in vielen Beziehungen eine Ausnahme von allen andern marinen Ablagerungen unseres Landes und gehören unstreitig zu den merkwürdigsten Gebilden des Meeres, welchen nur ein sonst äusserst seltenes Zusammentreffen günstiger Umstände die ihnen so besondere Eigenschaften ertheilt haben kann. Wenn irgend eine Ablagerung aus dem Wasser den Eindruck der ungestörtesten Ruhe und

der Abwesenheit von jeder, auch nur der geringsten Bewegung auf dem Grunde des Meeres zur Zeit ihrer Entstehung zu machen im Stande ist, so ist es diese. Die feinsten, homogensten Blätterschiefer liegen in papierdünnen Lagen dicht aufeinander gepackt in ebenster, glättester Lagerung aufeinander; nicht das leiseste Wellengekräusel stört die beinahe mathematisch genaue Schichtungsebene und der reiche, gleichmässig vertheilte Bitumengehalt verräth das üppig entwickelte Thierleben, dessen letzte aufgelöste Reste sich dem Meeresschlamme beigemischt haben. Mächtige Lagen von eingebetteten Algen bezeugen eine ebenso massenhafte marine Flora und die treffliche Erhaltung der organischen Reste bis auf die zartesten Theile hinaus lassen auch von dieser Seite die tiefe Ruhe des Posidonienmeeres erkennen. Die Erhaltung der Loligineen mit Magen und Tintenbeuteln, die schöne Aufbewahrung ganzer so äusserst leicht zerfallender Pentacrinitenthiere, auf Treibholzstämmen sitzend, und die vollständigen Saurier- und Fischskelette mit Eingeweiden setzen ein Meer voraus, dessen Wellenschlag sogar durch irgend einen Umstand gedämpft sein musste und das vollständig frei von submarinen Strömungen war. Und doch sind es Hochseeniederschläge, dafür spricht die dünne Schale aller vorkommenden Muscheln, selbst der Austern!

Ich kann mich beim Anblick dieser feinblättrigen Seegrasschiefer nie des Gedankens an die grossen marinen Tangwiesen erwehren, welche westlich der Azoren in einer Ausdehnung von 40,000 Quadrat-Meilen das Meer bedecken und deren stetiges Verbleiben an einer bestimmten Stelle des atlantischen Oceans jetzt durch 3½ Jahrhunderte historisch nachgewiesen ist. Alle Untersuchungen stimmen darin überein, dass jene Tangfluren an ihrer Stelle durch den grossen Rotationsstrom festgehalten werden, welcher durch den Golfstrom und seinen bei den Azoren nach Süden abzweigenden Nebenarm entsteht, der von der afrikanischen Küste wieder an die südamerikanische zurückläuft. Innerhalb dieser Kreisbewegung liegt das ruhige Sargassomeer, dort sammeln sich die Treibhölzer des Golfstromes, mit Seethieren überzogen, dort sammelt sich der ungeheure Wiesen-

teppich des *Fucus natans* zu Massen, dass das Meer dadurch oft wie geronnen * erscheint und ein frischer Wind dazu gehört, um sie zu durchschiffen. Die starre Ruhe dieser weiten Grasflur war es auch, welche auf die seegewohnten Gefährten des Kolumbus einen so beängstigenden Eindruck machte. Im netzartigen Gewebe dieser Pflanzendecke, unter welcher der Lophius und Scyllaeen hausen, findet nach Meyen die reichste Entwicklung des Thierlebens statt. „Der Fucus ist gewöhnlich überzogen mit Sertularien und Vorticellen und auf dessen Aesten sitzen Pleurobranchen und Nereiden, welche zahlreichen Fischen und Krebsen, deren schon Kolumbus erwähnt, zur Nahrung dienen.“ — Welcher Art müssen die Niederschläge sein, welche heutzutage unter dieser dicht bevölkerten, ruhigen Wiesendecke des weiten Oceans sich absetzen? Sollte man nicht meinen, dass sich hier die bituminösen Seegrasschiefer der Zukunft bilden und kann man sich ein besseres Jagdrevier für den Ichthyosaurus und den Meeres-Gavial von Boll denken? Und wie einfach erklärt sich dann die vollkommene Erhaltung der Fisch- und Saurier-gerippe; die Leichname schwebten, von den Gasen des Verwesungsprocesses getragen, unter der Fucusdecke dem zerstörenden Wellenschlag der Oberfläche entzogen, bis sie platzten und langsam in die Tiefe sanken.

Das sind freilich, so lange die Naturgeschichte, besonders die Fauna des merkwürdigen Sargassomeeres nicht genau untersucht ist, nicht viel mehr als Phantasieen und können vor der Hand nicht zu geologischen Schlüssen verwendet werden. Dass aber die Posidonienschiefer auf jeden aufmerksamen Beobachter den oben geschilderten Eindruck der ruhigsten Ablagerung machen, dafür sei Quenstedt, der vielerfahrene Beobachter jurassischer Schichten, mein Gewährsmann. Er schildert die Posidonienschiefer ** in kurzen treffenden Zügen als das Produkt eines in stiller, lange dauernder Ruhe gebildeten Niederschlags, in welchen die ruhig beisammen lebende und behaglich

---

* Humboldt, Kritische Untersuchungen I. 213. II. 44. 65.

** Flözgebirge Württembergs S. 218. 250. Jura, S. 275.

sich mehrende Thierwelt ohne besondere Ungewitter der Natur im geordneten Wege des natürlichen Absterbens eingebettet wurde. Freilich lässt er dann diesen Process an ruhigen seichten Meeresküsten vor sich gehen, wo ich der Brandung wegen die nöthige Meeresstille nirgends zu finden weiss, allein Ruhe ist auch ihm die erste Bedingung bei der Entstehung dieser Gebilde.

Besuchen wir unter diesem Eindruck die Posidonienschiefer von Weidach, so treffen wir sie ganz oben am Dorf hart neben und in gleichem Niveau mit den Angulatensandsteinen des Lias α. Während aber bei dem ruhigen Charakter des Posidonienmeeres eine übergreifende Lagerung der Posidonienschiefer über die älteren Liasschichten sich hier als nothwendige Folge ergeben sollte, so sehen wir doch den Lias ε sich nirgends über das α hinüber wagen, sondern hart an demselben abschneiden. Auf dem übrigen gesunkenen Gebiet der Filder und der Esslinger Berge findet man diese Schiefer nirgends wieder,* es hätten also Strömungen sowohl auf dem oberen als dem unteren Plateau den Absatz der Niederschläge verhindern müssen. Nur zwischen diesen beiden Strömungsgebieten hätte sich alsdann ein schmaler Streif von Ablagerungen niedergeschlagen, der sich bis auf das Niveau des oberen Plateau's anhäufen, dort aber weder seitwärts noch vertikal sich weiter entwickeln durfte. Wer kann sich aber zwei Reihen von so starken Meeresströmungen, dass sie jeden Niederschlag zu verhindern im Stande

---

* Ich muss hier einen mir zur Last fallenden Irrthum berichtigen, indem ich (Jahrgang XI. S. 21) die Posidonienschiefer im Helminsberg bei Esslingen anführte. Die Notiz stammt ursprünglich von Schübler und ist den „Geognostischen Verhältnissen Württembergs von Hehl" entnommen; ich selbst fand damals auf der schon angebauten Stelle nur noch schiefrige Plättchen ganz vom Aussehen der Posidonienschichten umherliegen. Nachdem neuerdings Quenstedt in seinem „Jura" solche Schiefer im obersten Alpha als Olifexschichten nachgewiesen hat, ergab eine wiederholte Untersuchung den palaeontologischen Beweis, dass die Helminsberger Schiefer diesem obersten Gliede des Lias α und nicht dem Lias ε angehören.

waren, vorstellen, welche dennoch einen kaum 2000 Fuss breiten Raum zwischen sich gelassen hätten, der als neutrales Gebiet sich mit dem ruhigsten aller existirenden Absätze, mit den Posidonienschiefern, bedeckte?

Oder will man auf die Annahme von Meeresströmungen verzichten und sich auf noch unergründbare Ursachen berufen, welche nun einmal den Absatz der Sedimente nur an ihren heutigen Lagerungsplätzen gestatteten? Man wird aber bei einer solchen Annahme im Auge behalten müssen, dass eine Erklärung darüber zu geben ist, wie die Meeresniederschläge während der ganzen übrigen Liasperiode sich in regelmässiger Folge immer und ganz allein an die Dislocationsspalten abgelagert haben; wie trotz aller petrographischen Umänderungen der auf einander folgenden Sedimente dennoch die Tendenz des Meeres, seine Absätze immer und immer wieder längs der Dislocationsspalten und sonst nirgends anders über einander zu häufen, sich durch unermessliche Zeiträume gleich bleiben musste. Auf welch mysteriöse Verwandtschaft zwischen dem Jurameere und den Spalten, auf welch diktatorische Attraktionskräfte der Verwerfungsklüfte gegen marine Sedimente müsste diese Annahme führen!

Man sieht, die Annahme einer Meeresbedeckung führt nach jeder Seite hin auf Unmöglichkeiten und Widersprüche, aus denen ein Ausweg schwer zu finden sein wird. Allein es gibt noch einen weiteren Einwurf, welcher in direkter Weise darthut, dass die Katastrophe keine submarine sein, sondern erst nach der Emersion unseres Landes aus den Meeresfluthen eintreten konnte.

Stellen wir uns hiezu vor, die Verwerfung habe wirklich unter der Oberfläche des Meeres stattgefunden, wie es die Inselhypothese haben will, und denken wir uns auf den Grund dieses Meeres versetzt, so sehen wir eine breite Ebene, die jetzige Filderfläche, welche an 2 Seiten von senkrechten, mehrere hundert Fuss hohen Wänden begrenzt ist. Diese Wände bestehen von unten nach oben aus den bunten Mergeln, dem Stubensandstein und den oberen Knollenmergeln des Keupers, worauf noch die unteren Liasschichten mit den Angulatensandsteinen (Malm) gelegen hätten, wenn man mit Herrn Baur die Zeit der Kata-

strophe zwischen Malm und Arietenkalk setzt. Diese Wände konnten sich aber in ihrer ursprünglichen senkrechten Abgerissenheit nicht erhalten, sondern es tritt auch hier das statische Postulat ein, dass sich ein Theil derselben ablösen und an ihrem Fusse einen mächtigen submarinen Schuttwall bilden musste. Wenn man nun auch einen grossen Theil der leichter verwaschbaren Trümmer durch angenommene Meeresströmungen wieder entfernen lässt, so hätten doch noch die herabgestürzten Felsblöcke des Stubensandsteins, des Malms und der Psilonotenkalke liegen bleiben müssen, und dies um so mehr, als ja gerade die Ablagerung jüngerer Liasschichten längs dieser Wände es ist, welche die Annahme von Strömungen an dieser Stelle verbieten. Unter diesen jüngeren Liasgebilden müsste man also eine Breccie aus Felsstücken der genannten Gesteine finden, welche längs des ganzen Fusses der alten Dislocationswand zwischen den älteren und den jüngeren Liasschichten hinziehen würde. Trotz einer Reihe der schönsten Aufschlüsse längs des Schurwaldes und zwar in nächster Nähe der Spalte, ist aber von einer solchen Felsenbreccie noch nirgends auch nur eine Spur beobachtet worden. Auch längs der Schönbuchspalte, wo sich die Aufschlüsse weniger häufig finden, lässt sich doch mit Sicherheit erkennen, dass man auch hier vergebens nach einer solchen Breccie graben würde.

Hieran reiht sich noch ein zweiter Grund, der mit gleicher Entschiedenheit gegen eine submarine Katastrophe spricht.

Es ist dies die Erwägung, dass wenn die Einsenkung und die mit ihr Hand in Hand gehende Zerklüftung des Schichtenbaues unter Meeresbedeckung stattgefunden hätten, wie die Inselhypothese annimmt, sich die geöffneten Risse und Klüfte nothwendig mit marinen Sedimenten ausgefüllt haben müssten, und zwar gilt diese Forderung ebensowohl bei der Annahme von Strömungen als bei gänzlich ruhiger Meeresbedeckung; denn auch die Strömungen mussten Sedimente mit sich führen, welche sie auf ihrem Wege über die Spalten weg in diese eingeschwemmt hätten. Statt aber in diesen Klüften Gerölle oder Sand oder ein verbindendes Cement vom Alter und Charakter der Arieten-

kalke zu finden, zeigen sich diese Klüfte durchaus leer, so tief man auch bis heute in diesen Schichten gekommen ist."

Wer hier den Ausweg ergreifen wollte, die gesunkenen Bänke, als zur Zeit der Katastrophe noch nicht vollkommen erhärtet zu erklären, so dass sie unter dem Drucke der späteren Niederschläge ihre erlittenen Wunden durch nachheriges Aneinanderkleben selbst wieder zu heilen vermochten, dem tritt die Beobachtung entgegen, dass die Kluftrichtungen meist in wunderbarer Gleichförmigkeit alle nach Einer Richtung streichen, und zwar parallel mit den Verwerfungsspalten. In diesem über viele Quadratmeilen des gesunkenen Landes sich erstreckenden Parallelismus der Klüfte mit den Verwerfungsspalten liegt der Nachweis eines unmittelbaren Causalzusammenhanges beider Erscheinungen, der sie zu gleichzeitigen Bildungen stempelt. Abgesehen also von der gänzlichen Unwahrscheinlichkeit weicher Sandkalke, deren Risse wieder von selbst zusammenheilen, verbietet das angeführte Verhältniss der Zerklüftung diesen Ausweg und es wird deshalb auch aus diesem Grunde zugegeben werden müssen, dass eine Wasserbedeckung während der Katastrophe nicht stattfinden konnte.

Die bisherige Ausführung ging davon aus, Schritt vor Schritt nachzuweisen, in welche unlösbare Verwickelungen der Fundamentalsatz der Inselhypothese, nämlich die Annahme einer Wasserbedeckung während der Katastrophe führen muss. Eine Reihe von Beobachtungen und Schlüssen hat zuerst gezeigt, dass mit einer solchen Annahme jedenfalls die Emersion von trockenem Land zur Zeit der Katastrophe, also die Entstehung von Inseln und Ufern unvereinbar wäre, dass also das ganze Gebiet nach wie vor hätte vom Meere bedeckt bleiben müssen. Dass aber auch dieser Fall nicht möglich ist, ist damit nachgewiesen worden, dass bei dieser Annahme das sporadische Auftreten des jüngeren Lias in keiner Weise erklärt werden kann. Und schliesslich gesellen sich zu diesem indirekten Beweise für die Unhaltbarkeit des angeführten Fundamentalsatzes dieser Hypothese noch positive Gründe, welche in direkter Weise der Annahme einer Wasserbedeckung während und nach der Kata-

strophe entgegen treten. Wenn aber dieser Satz fällt, so fällt damit die ganze Insel- und Uferbildungshypothese und es bleibt nur Ein Weg der Erklärung übrig, nämlich die Katastrophe bei trockenem Lande geschehen zu lassen. Dies ist aber der Ausgangspunkt der Denudationshypothese, auf welche somit die Schlussfolge der vorstehenden Erwägungen von selbst hinweist.

Ehe ich indessen zur Denudationshypothese und zur Prüfung der gegen sie erhobenen Einwendungen übergehe, wird es nöthig sein, noch einige von Herrn Dr. Baur zu Gunsten seiner Ansicht angeführte Beobachtungen näher zu erörtern. Derselbe stützt nemlich seine Aufstellung, dass die Senkungskatastrophe zwischen der Bildung des Malms und der der Arietenkalke stattgefunden habe, auf die von ihm angeführte Beobachtung, dass erstens bei Hildrizhausen der Arietenkalk übergreifend über die dortige Verwerfungsspalte lagere, und dass zweitens auch in den Esslinger Bergen die Lagerung der Arietenschichten auf dem Angulatensandstein eine diskordante sei. Zwar glaube ich, in der vorstehenden Erörterung überzeugend nachgewiesen zu haben, dass die Katastrophe erst nach der Emersion unseres Landes aus dem Meere stattgefunden haben könne, und dass demgemäss die Zeit derselben nicht in die Juraepoche, sei es in welchem Abschnitt derselben es auch sein mag, gestellt werden darf. Dennoch wird noch speziell an den von Herrn Baur angeführten Punkten nachzuweisen sein, dass sie der oben versuchten Beweisführung gegen die Inselhypothese durchaus nicht widersprechen.

Was zunächst die Lagerungsverhältnisse bei Hildrizhausen betrifft, so habe ich vorauszuschicken, dass die ganze Liasfläche, welche vom Schaichhof nach Altdorf und Hildrizhausen herüberzieht, am Fusse des Brombergs (auf der Karte „Eschach") und des Hildrizhauser Kirnbergs von einem weit verbreiteten Schwemmland bedeckt ist, das sich deutlich als eine Composition aus verwaschenen Keupermergeln, Quarzsand des Bonebed- und des Stubensandsteins und liassischen Lehmen erkennen lässt. Eine breite Zone dieses von den nebenstehenden Höhen herabgeschwemmten Detritusgebildes deckt dort alle älteren Schichten

ihnen der Sekretär der Schatzkammer ausdrücklich erklärte, daß ſie dieſe Gelder an Privaten und Kaufleute ausleihen dürften, und ihnen dieſe Freigebigkeit ſogar zur Pflicht machte. * Auf dieſe Weiſe brach die Regierung damals die Macht des Central-Inſtituts, indem ſie die Macht und den Einfluß der kleineren Banken bis auf einen Grad ausdehnte, der ſie ſpäter ſelbſt an den Rand des Verderbens brachte.

Als *financielle* Maßregel können wir das Verfahren der Jackſonſchen Adminiſtration nicht gut heißen; denn es half dem in der Union einmal eingeriſſenen Bankübel nicht ab; vielmehr hatte man das Beiſpiel Englands vor ſich, wo die Reſtriction des Monopols der Nationalbank die Menge des vorhandenen Papiergeldes und überhaupt das ſchwindelnde Kreditweſen auffallend vermehrte. Dadurch, daß man die Staatsgelder den Spekulationen der einzelnen kleineren Banken preisgab, gewann man weder Sicherheit für das Staatseigenthum, noch überhaupt eine größere Garantie für die Rechtlichkeit der Bankgeſchäfte. Alles, was man dabei erzielte, beſtand in der Vertheilung der Macht, welche die materiellen Intereſſen

---

* „Die Depoſiten der Staatsgelder," heißt es in dem Circular des Departements der Schatzkammer vom 26. Septbr. 1833, „werden Euch in den Stand ſetzen, dem Handel und den Gewerben bedeutende Begünſtigungen zu geſtatten; denn da die Eingangszölle, welche dem Staat gezahlt werden, durch die Thätigkeit und den Unternehmungsgeiſt unſerer mit fremden Produkten handelnden Kaufleute entſtehen, ſo iſt es weiter nichts als billig, bei den größeren Hülfsmitteln, die Euch jetzt durch die Aufbewahrung der Staatsgelder zu Gebote ſtehen, ihrer *vorzüglich* zu gedenken, wo immer dies ohne Ungerechtigkeit gegen die andern Klaſſen der Geſellſchaft geſchehen kann.

„The depoſites of public money," heißt es im Original, „will enable you to afford increased facilities to commerce, and to extend your accommodation to individuals: and as the duties which are payable to Government ariſe from the buſineſs and enterpriſe of the merchants engaged in foreign trade, it is but reaſonable that they ſhould be preferred in the additional accommodation which the public depoſites will enable your inſtitution to give, whenever it can be done without injuſtice to the claims of other claſſes of the community."

„Circular letter from the Treaſury-Department addreſſed to the new Depoſite Banks. September 26, 1833."

mit einem undurchdringlichen Schleier, so dass selbst die genaueste Durchforschung der Gegend nicht so viele Anhaltspunkte an die Hand gibt, als zu einer absolut sicheren Orientirung erforderlich sind. Es kann deshalb leider gerade an dieser wichtigen Stelle, wo eine Hauptverwerfungsspalte des Schönbuchs durchzieht, die sich mit einer Querspalte kreuzt, die Bestimmung der Formationsgrenzen, der Lagerungsweise der Schichten und der genauen Spaltenlinie nicht mit derjenigen Schärfe erfolgen, welche zu einem ganz bestimmten Ausspruch über jene Verhältnisse berechtigen würde. Indessen habe ich bei meiner Untersuchung, welche an der Hand der Flurkarte (1 : 2500) geschah, mich wenigstens bestrebt, die gröstmögliche Klarheit über diese Verhältnisse zu erhalten, und ich muss bedauern, dass der Maasstab des beigegebenen Kärtchens nicht erlaubt, noch weitere Unterabtheilungen des Lias in der Darstellung auszuscheiden, was zu einer vollständigen Verdeutlichung der gewonnenen Untersuchungsresultate unumgänglich nothwendig wäre. Indessen genügt das Gegebene wenigstens, um ein Gesammtbild jener Lagerungsverhältnisse zu ermöglichen.

Wie die Karte und die Durchschnitte zeigen, läuft vom nordöstlichen Fusse des Brombergs her eine lange in N. 50 W. (h. $8^{7}/_{8}$) streichende Verwerfungsspalte wenige Schritte östlich von Hildrizhausen vorbei, deren Verhältnisse weiter unten näher beleuchtet werden sollen. Hier genügt die Angabe, dass die Verwerfungshöhe der Schichten durchschnittlich etwa 300 Fuss beträgt und dass auf der westlichen Seite der Spalte nur Keuper, auf der östlichen nur Lias zu finden ist. Da plötzlich, an der Stelle, wo diese Spalte sich mit der Richtung des obersten Würmbettes kreuzt, treten auch auf der westlichen Seite derselben liassische Gebilde auf und die seither so markirte Verwerfung ist mit einem Male verloren gegangen. Zwar lässt eine aufmerksame Beobachtung an kleinen Merkmalen noch erkennen, dass eine Spaltung der Schichten auch durch das Hildrizhauser Liasfeld in der Richtung der bisherigen Verwerfungslinie fortzieht, allein die „Sprunghöhe“ der Verwerfung, welche noch am Kirnberg gegen 200 Fuss betrug, hat sich entweder

ganz zu einer schwachen synklinen Schichtenneigung ausgeglichen oder doch auf wenige Fusse reducirt. Dagegen erscheint im weiteren Verlauf der Spalte gegen W. die Verwerfung wieder deutlich jenseits der nordwestlichen Grenze des Hildrizhauser Liasfeldes an der äussersten Spitze des Keupergebiets gegen Ehningen hin (Kaisersbusch), wo die Stubensandsteinbänke hart neben den horizontalen Gypsmergeln gegen S. O. einschiessen. Offenbar durchsetzt also die Spalte zwar noch das Hildrizhauser Liasgebiet, aber sie hat auf dieser Strecke ihre verwerfende Eigenschaft verloren, d. h. sie liegt nicht mehr auf der äussern Grenze des gesunkenen Gebietes, sondern in diesem selbst und die eigentliche Verwerfungslinie der Schichten ist mehr westlich, jenseits der Hildrizhauser Liasbänke zu suchen. In der That finden wir auch in dieser Richtung in kurzer Entfernung vom Orte diese Verwerfungsgrenze an mehreren Stellen deutlich ausgeprägt; am schlagendsten auf dem Feldwege von Hildrizhausen nach den „Kullen". Nachdem uns auf diesem Wege die Arietenkalke vom Dorfe an längere Zeit begleitet haben, erscheinen endlich darüber die Monotisschiefer, deutlich nach S. 60 W. (h. 4) fallend, auf welchen nach kurzer Entfernung mächtige glatte Schieferthone mit Schwefelkiesknollen folgen, welche auch ohne Petrefakten mit Sicherheit als Turnerithone bestimmt werden können. Verfolgt man den tief darin eingegrabenen Hohlweg eine kurze Strecke weiter, so brechen diese Thone plötzlich an einer Stubensandsteinwand und zwar so scharf ab, dass man die Spalte beinahe mit der Hand bedecken kann. Die ächte Verwerfungslinie geht also hier, ziemlich genau 2000 Fuss westlich von der Kirche des Ortes durch und zeigt, wenn man noch mehrere Punkte derselben, z. B. auf der Herrenberger Strasse und am Würmursprung bestimmt ein geradliniges Streichen N. 30 W. (h. 10), d. h. in einer Richtung, welche sie der oben angeführten grossen Verwerfungslinie des Brombergs mehr und mehr nähert und endlich am nordwestlichen Fusse der Hildrizhauser Liasfläche, zwischen diesem Orte und Ehningen (am Kaisersbusch) vereinigt. Die merkwürdigen, aber verwickelten Lagerungsverhältnisse, welche in

dem spitzen Winkel zwischen beiden Spalten stattfinden, im Einzelnen zu verfolgen, würde an diesem Orte zu umständlich sein, es genügt dem vorliegenden Zwecke, anzuführen, dass die Turnerithone von den Kullen über den Heiligenbrunnen und die Herrenberger Strasse bis an den Würmursprung die ganze südwestliche Ecke eines Dreiecks auszufüllen scheinen, das von den zwei genannten und einer dritten Spalte gebildet wird, welche vom Würmursprung nach dem Brockenberg bei Holzgerlingen hinüberzieht, und dass die Arietenkalke, unter den Turnerithonen hervortretend, in der ganzen südöstlichen Ecke dieses Dreiecks bis an die Brombergspalte hin die Sohle des Ackerbodens bilden. Die angeführte dritte Spalte ist zuerst auf dem Wege von Hildrizhausen nach Breitenholz erkenntlich, wo auf der rechten Seite des Würmursprungs, welcher offenbar in dieser Dislocation seine Veranlassung gefunden hat, die geborstenen Keuperfelsen auf die Turnerithone herein gerutscht sind. Von hier zieht sie in einer deutlichen Mulde des Terrains unterhalb der Kirche von Altdorf durch diesen Ort und in gerader Linie weiter nach Nordost, bis sie am Brockenberg in den Wasserriss gegen die obere Mühle hinab einmündet, nachdem sie sich oben an der Böblinger Strasse noch durch eine deutliche Stauung der Schichten in bezeichnender Weise bemerklich gemacht hat. Auf der ganzen Länge der Linie fallen die Schichten von beiden Seiten gegen dieselbe ein, und veranlassen dadurch die augenfällige Mulde, welche das Altdorfer Liasplateau in dieser Richtung durchzieht.

Wenden wir uns nach dieser Darstellung zu der Auffassung jener Lagerungsverhältnisse, wie sie Herr Dr. Baur gibt, so findet derselbe südlich und südwestlich von Hildrizhausen keine scharfe Grenze zwischen Lias und Keuper, sondern ein allmäliges Uebergehen des Arietenkalks in den Stubensandstein, woraus er dann den Schluss zieht, dass in dieser Richtung die Arietenschichten nicht in einer Verwerfungslinie gegen den Keuper abbrechen, sondern über die schon früher gebildete Spalte her sich abgesetzt haben, d. h. übergreifend aufgelagert seien. Es bieten sich aber nach der oben gegebenen Darstellung drei Punkte,

auf dem Wege nach Breitenholz, nach Herrenberg und auf die Kullen, wo eine scharf abschneidende Grenze zwischen Keuper und Lias beobachtet werden kann, besonders dürfte die letzte der genannten Lokalitäten gar keinen Zweifel darüber lassen, dass dieses Abschneiden die Folge einer Verwerfungsspalte ist, welche jedenfalls erst nach Ablagerung des Lias β entstand. Diese direkte Beobachtung einer bestimmten Spalte widerspricht demnach einer Ueberlagerung des Arietenkalks über den Stubensandstein wenigstens in westlicher Richtung aufs Entschiedenste und auch gegen Süden ist nirgends ein Anhaltspunkt vorhanden, der erlauben würde, eine solche anzunehmen. Direkte Beobachtungen für oder gegen die Annahme des Herrn Dr. Baur verhindert zwar dort die weite Verbreitung des Schwemmlandes, allein die Lage der drei Verwerfungslinien lässt auch dort wohl keinen Zweifel übrig, dass eine Ueberlagerung der Spalten durch spätere liasische Schichten nirgends erschürft werden könnte, da ausserhalb des von den Spalten gebildeten Dreiecks nirgends jüngere Liasgebilde als der Angulatensandstein aufgefunden werden können.

Zur Bestätigung seiner Ansicht über eine Discordanz in der Lagerungsweise des Arietenkalks und des Angulatensandsteins führt Herr Dr. Baur noch eine andere Beobachtung aus den Esslinger Bergen an, der ich auf eben so bestimmte Weise zu widersprechen genöthigt bin. Er führt an, dass dort der Arietenkalk das Einfallen des Malms und des Keupers gegen die Schurwaldspalte hin nicht theile, sondern nahezu horizontal auf den geneigten Schichten der genannten älteren Bildungen aufgelagert sei, woraus sich alsdann die Folgerung einer Dislocation in der Zwischenzeit beider Ablagerungen von selbst ergeben würde. Herr Dr. Baur hat die Stelle, wo er die betreffende Beobachtung gemacht hat, nicht näher bezeichnet, ich bin daher nicht im Stande, den Irrthum, der ihr zu Grunde liegt, in concreto nachzuweisen. Dagegen habe ich selbst nirgends auf irgend einer Stelle zwischen Untertürkheim und Plochingen Arietenbänke oder jüngere Liasschichten gefunden, welche ein anderes Fallen als die an Ort und Stelle in ihrem

Liegenden auftretenden älteren Bildungen gezeigt hätten. Es ist aber bei der Beobachtung der Fallrichtungen in diesem Gebiete und bei darauf zu bauenden Schlüssen grosse Vorsicht nöthig, um den Täuschungen zu entgehen, welche der schollenartige Charakter der vielfach gebrochenen und verschieden eingesunkenen Bänke längs der Schurwaldspalte so leicht hervorrufen. Sowohl das Niveau, als die Richtung und der Grad des Einfallens wechselt hier oft auf die kürzesten Entfernungen, wesshalb auch Schlüsse über eine discordante Lagerungsweise nur dann gegründet sein könnten, wenn sich die betreffende Beobachtung in Einem, die Angulatensandsteine und die Arietenkalke gemeinschaftlich aufschliessenden, klaren und vollständigen Profile finden würde. Alle derartigen Schlüsse, welche auf Beobachtungen von nicht direkt über einander liegenden Schichten beruhen, entbehren bei dem bezeichneten Charakter dieses Gebiets, jeder genügenden Sicherheit. Das einzige Profil aber, welches im Gebiete der Esslinger Berge jener Forderung entspricht, und den Angulatensandstein unter den Arietenkalken in einem gemeinschaftlichen, unmittelbaren und klaren Aufschluss entblösst und hiedurch eine unzweideutige Beobachtung der Lagerungsverhältnisse gestattet, findet sich in dem Liasbruche von Oberesslingen. Dort fallen aber alle Bänke in gleicher Richtung und gleichem Neigungswinkel gegen die Spalte hin ein, es herrscht vollständige Concordanz der Lagerungsweise und es fehlen alle und jede Zeichen einer einstigen Separatbewegung des Liegenden der Arietenbänke.

Auch bei Altbach zeigen die Arietenschichten im Katzenloch am Schlierbach ganz dasselbe Einfallen wie die Angulatensandsteine. Es geben somit die Esslinger Berge eben so wenig als die Hildrizhauser Liasmulde eine Veranlassung, zwischen der Bildung des Angulatensandsteins und der Arietenschichten eine Dislocationskatastrophe anzunehmen und die Inselhypothese wird darauf verzichten müssen, von dieser Seite her eine Stütze für ihre Richtigkeit zu erhalten.

Im Gegentheil erwächst derselben aus den soeben geschil-

derten Lagerungsverhältnissen des Liasplateau's von Holzgerlingen eine neue Schwierigkeit.

Wie schon erwähnt, schneidet die genannte Dislocationslinie dieses Plateau von dem höchsten Zuge des Schönbuchs, von dem Kirnberg und Bromberg durch eine Verwerfung der Schichten um etwa 300′ ab. Der stehen gebliebene Theil zeigt auf seinem Gipfel überall den Bonebedsandstein, nirgends ist mehr eine Spur von Lias, wogegen die gesunkene Fläche wie wir gesehen haben, den Lias bis zu den Angulatensandsteinen und stellenweiss sogar bis zu den Tuberculatusbänken und den Turnerithonen aufweist. Wer nun keine Denudation zugibt, dem bleibt kein anderer Ausweg, als die hier stattgefundene Dislocation in die Zeit zwischen Bonebedsandstein und Psilonotenkalk zu stellen, welcher sodann später eine zweite Katastrophe zwischen der Zeit der Angulaten und der Arieten gefolgt wäre. Gegen eine solche Doppelsenkung erheben sich aber ausser den schon oben gegen die Inselhypothese angeführten Gründen noch eine Reihe weitere; namentlich bieten die Verhältnisse von Hildrizhausen bei jedem Versuche, sie nach dieser Erklärungsweise zu konstruiren, so unlösbare Schwierigkeiten, dass ich nicht damit zu Stande kam, mir ein Bild der bei ihrer Entstehung statt gehabten Vorgänge im Sinne dieser Hypothese zu entwerfen, während sich dasselbe nach der Denudationshypothese in der einfachsten Weise gestaltet. Auch dieser Punkt gesellt sich zu den wesentlichsten Hindernissen, welche der Inselhypothese entgegenstehen.

Begründung der Denudationshypothese.

Dass eine Fortführung kleiner Erdtheile durch die atmosphärischen Niederschläge auch von den ebensten Flächen des Erdbodens statt hat, ist eine Erfahrung, die sich täglich in jeder Ackerfurche machen lässt. Wo nur ein Ablauf des Regenwassers auf der Erde stattfindet, da hält die Bewegung des fliessenden Wassers auch Bodentheile suspendirt, und entfernt sie von ihrer ursprünglichen Lagerungsstätte. Als nothwendige Folge dieses immerwährenden Ablösungsprocesses ergibt sich

auf diese Weise eine stetige Abnahme des Bodens, welche, trotz des unendlich kleinen jährlichen Betrags doch im Verlaufe geologischer Zeiträume Dimensionen annehmen muss, welche die Grenzen unserer gewöhnlichen Vorstellungsweise weit übersteigen. Daher kommt es denn, dass, so übereinstimmend auch eine tägliche Abschwemmung von Bodentheilen von allen Seiten anerkannt wird, dennoch die Ansichten über den Gesammtbetrag dieser Abwaschung in jedem konkreten Falle weit auseinander weichen. Mit Zahlen lässt sich freilich der Umfang der Denudation auf einem bestimmten Gebiete vorläufig noch nicht angeben, denn es ist das Kapitel über die allmählige Abflössung des Schichtengebäudes unserer Erdrinde noch lange nicht so ausgebildet und so vielseitig erforscht, als das weit zugänglichere über den Aufbau desselben.

Es fehlt vor allen Dingen noch an der Grundlage für weitere Schritte auf diesem schwierigen Gebiete, nämlich an gründlichen und erschöpfenden Beobachtungen über den Wirkungsgrad dieses grossen geologischen Faktors in der Jetztzeit.

Wüsste man die Menge der Gebirgstheile, welche unsere heutigen Gewässer aus bestimmten Formationsgebieten entführen, so ergäbe sich daraus mit Leichtigkeit die Zeit, welche unter denselben Umständen zur Abwaschung einer beliebigen Mächtigkeit derselben Schichten erforderlich wäre. Leider mangeln solche Beobachtungen über den Abflössungsbetrag bestimmter Formationsglieder noch ganz und erst in neuester Zeit hat man wenigstens angefangen, die Massen, welche jährlich einem gegebenen Flussgebiete überhaupt, ohne Rücksicht auf die geognostischen Formationen desselben entführt werden, mit etwas grösserer Zuverlässigkeit zu erheben. Ehe aber von einer Reihe von Stromgebieten, deren geognostische Zusammensetzung überdiess vollständig bekannt sein müsste, nicht wenigstens solche Bestimmungen des jährlichen Abflössungsbetrages vorliegen, wird diese Richtung der Geologie stets verkümmert bleiben und sich nicht an die Lösung der sich anknüpfenden weiteren Fragen wagen dürfen. Hoffen wir, dass auch unser Land bei der Erforschung dieser Verhältnisse nicht zurückbleiben werde und

dass bei der jetzt begonnenen amtlichen Aufnahme der geognostischen Verhältnisse Württembergs auch die Untersuchung der Abflössungsbeträge, deren Erforschung die Kräfte von Privaten weit übersteigt, in den Kreis der gestellten Aufgabe gezogen werden werde. Ein schönes Beispiel in dieser Beziehung geben die Beobachtungen, welche aus Veranlassung der auf Kosten des Conseil général du Département du Bas-Rhin in den Jahren 1840—48 gemachten geognostischen Aufnahme jener Provinz von Daubrée angestellt wurden und eine über ein Jahr lang täglich fortgesetzte Reihe von Messungen über die Wasser- und Schlammmassen, welche der Rhein bei Kehl mit sich führt, in sich schliessen. *

Wenn ich es unternehme, an der Hand der Beobachtungen Daubrée's und Anderer einige Berechnungen mit positiven Zahlen über die Massen und Zeiträume, welche bei dieser Frage in Betracht kommen, anzustellen, so werde ich kaum die Bemerkung daran zu knüpfen brauchen, wie vorsichtig die gefundenen Werthe bei Schlüssen in anderen geognostischen Gebieten zu verwenden sind. So lange die Grundlagen derartiger Berechnungen so lückenhaft, wie unsere heutigen sind, wo wir erst am Beginn einer Aera solcher Erhebungen stehen, so lange kann selbstverständlich auch das daraus abgeleitete Resultat nur einen beschränkten Werth haben. Nichts desto weniger erscheinen derartige Zahlen immer von einigem Werthe, da sie wenigstens annähernd jene Massen und Zeiträume zu versinnlichen vermögen, und der sonst zügellos sich selbst überlassenen Phantasie bestimmte Grenzen anweisen.

B. Cotta ** nimmt den mittleren jährlichen Schlammgehalt der Flüsse zu 0,0022 ihrer Wassermasse an. Hienach ergäbe sich, wenn das Stromgebiet des Neckars oberhalb Cannstatt zu 66 □ Meilen und die durchschnittliche Wassermenge des Flusses zu 1000 C. F. p. Sec. angenommen wird, eine jährliche Entführung von 34,690,000 Ctr. Schlamm. So beträchtlich auch

---

* Description géol. et minéral. du Dép. du Bas-Rhin S. 257.

** Briefe über A. v. Humboldts Kosmos S. 197.

diese Masse erscheinen mag, so wird sie doch beinahe unmerklich, wenn man sie auf die Oberfläche des betreffenden Stromgebietes vertheilt; es ergibt sich nämlich bei einem spez. Gew. der entführten Schichten von 2,6 eine jährliche Abwaschung von nur 0,06 Linien oder in 100 Jahren von 6 Linien, so dass 500,000 Jahre dazu gehören würden, um eine Schichtenmächtigkeit von 300 Fuss, wie sie in der vorliegenden Controverse angenommen werden kann, von der Oberfläche zu entfernen.

Ein abweichendes Resultat erhält man, wenn die Ergebnisse welche A. Taylor* vom Missisippi erhalten hat, zu Grunde gelegt werden, wonach die Abschwemmungen dieses Flussgebiets erst in 9000 Jahren 1 Fuss, also in 2,700,000 Jahren 300 Fuss betragen. Dagegen stimmen ziemlich genau die vom Gangesgebiet erhaltenen Zahlen desselben Beobachters. Die Abschwemmung jenes Stromgebiets beträgt schon nach 1794 Jahren einen Fuss, also 300 Fuss nach 540,000 Jahren. Daubrée** hat gefunden, dass der Rhein bei Kehl in Einem Jahre 1,122,455 Cub. M. Lehmschlamm oder einen Cubus von 360 Fuss Seitenlänge seinem Flussgebiete entführe. Auf die Oberfläche des abgewaschenen Gebietes vertheilt, erhält man eine jährliche Abschwemmung von 0,06 Millim. Dicke. Zur Entfernung einer 300 Fuss mächtigen Schichtenfolge würde demnach das Rheingebiet einen Zeitraum von 1,440,000 Jahren gebrauchen, also nahezu dreimal so viel als das Gebiet des Ganges, aber nur halb soviel als das des Missisippi. Es darf aber hiebei nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Beobachtungen Daubrée's bei Kehl sich nur auf die feineren Schlammtheile des Rheins, auf den Lehm zu erstrecken scheinen, nicht aber auf die am Boden des Flusses sich fortbewegende Masse Sand und grösserer Geschiebe, über deren vielleicht vorwiegenden Betrag noch alle Beobachtung fehlt. Ebenso ist zu bedenken, dass der grössere

---

* Petermanns Mittheil. a. d. Ges. Geb. d. Geogr. 1855 S. 120.

** Observations sur les alluvions anciennes et modernes d'une partie du Bassin du Rhin S. 9 und Descr. géol. et min. du Dép. du Bas-Rhin S. 257.

Theil des betreffenden Stromgebiets den quarzreichen bunten Sandstein und solche Gesteine zur Unterlage hat, welche nur äusserst langsam verwittern und daher zur Vergleichung mit den verwitterbarsten Schichten, die wir kennen, wenig geeignet sind. Es wird deshalb auch eine auf Daubrée's Beobachtungen gestützte Berechnung viel zu grosse Zeiträume für die hier in Frage stehenden Verhältnisse ergeben und die Wahrscheinlichkeit für die Annahme der aus Taylor's Berechnung für den Ganges und Cotta's Bestimmung übereinstimmend sich ergebenden Zeitraums von etwa 500,000 Jahren sprechen, welcher dazu hinreichen würde, die Oberfläche des Erdbodens um 300 Fuss abzutragen, wenn dieselbe aus unseren oberen Liasschichten bestünde. Manchem mag ein solcher Zeitraum vielleicht zu kurz für das zu vollbringende Werk, manchem zu lange für eine so unbedeutende Episode in der Entwicklungsgeschichte der Erde erscheinen. Wem er zu lange däucht, der möge bedenken, dass eine Wissenschaft nicht mit Jahrtausenden kargen darf, welche die Geschichte der Ewigkeit zu schreiben hat.

Ausser den Schlammmassen, welche von den Flüssen täglich an unsern Augen vorüber dem Meere zugeführt werden, und welche für Jedermann verständlich den nie ruhenden Abwaschungsprocess der Erdoberfläche demonstriren, gehen aber mit denselben Gewässern noch weitere beträchtliche Massen der Erdrinde an uns vorbei, ohne dabei dem Auge erkennbar zu werden. Es sind dies diejenigen Bestandtheile unserer Gebirgsschichten, welche in Form von auflöslichen Salzen, meist als doppelt kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk in den Gewässern aufgelöst, mit fortgenommen werden. Es geschieht dies auf dem bekannten Wege, dass sich einestheils das überall vorhandene Schwefeleisen zu Brauneisenstein umwandelt und die entstandene Schwefelsäure dann meist Gyps bildet, der leicht auflöslich mit dem Sickerwasser sich entfernt, und anderntheils, dass die Kohlensäure dieser Sickergewässer bei ihrem Eindringen in das Gestein den Kalkgehalt desselben auflöst und mit sich nimmt während der schwer lösliche Thon- und Kieselerdegehalt als Lehmdecke zurückbleibt.

des Landes beherrſchte, in eine Menge untergeordneter Zweige und Richtungen, wodurch man die Centralgewalt und das Anſehen der Regierung wieder in einiges Verhältniß zu der ſich immer mehr und mehr hebenden Geldariſtokratie zu bringen hoffte. So war alſo die ganze Taktik der Regierung weiter nichts als eine politiſche Maßregel gegen ein ihr gegenüber ſtehendes, in ſeinem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ſtets mächtiger werdendes Inſtitut. — So weit hatte es die Bank gebracht, daß die Papiergeldfabrikation und das mit ihr verbundene Kreditweſen durch die Kammern ſelbſt nicht mehr zu beherrſchen war, und daß die Regierung, und noch dazu die kräftigſte, welche Amerika je gehabt, gezwungen war, an dem verruchten Spiel mit Eigenthum, Recht und Vertrauen ſelbſt Antheil zu nehmen, um die große Mehrzahl der ihr ergebenen Intereſſen nur einigermaßen gegen ihre Widerſacher in Schutz zu nehmen! — Im Vorbeigehen ſey es hier noch geſagt, obwohl es vielleicht eigentlich nicht hierher gehört, daß bei den Beſchwerden der Regierung gegen die Bank (in dem von Herrn Gilpin abgefaßten Bankreport), neben dem durch die Fluctuationen des Papiergeldes hervorgebrachten Steigen und Fallen der Preiſe, auch noch der Art und Weiſe gedacht wurde, auf welche das Bankkapital ſelbſt geſchaffen wurde. Das Kapital der vereinigten Staaten-Bank war nämlich, wie bereits oben erwähnt, auf 35 Mill. Thlr. feſtgeſtellt, wovon die Regierung ſelbſt 7 Millionen zeichnete. Es hatte aber die Regierung damals, wie bei der Etablirung der erſten Bank, kein Geld, und es wurden ihr daher dieſe 7 Mill. gegen ſechsprocentige Intereſſen bloß ins „Haben“ geſchrieben. Die übrigen 28 Millionen wurden von Privaten aufgebracht. Das Geſetz beſtimmte, daß die Subſcribenten gleich bei ihrer Unterſchrift 5 Thaler in Gold oder Silber einzahlen ſollten, nach ſechs Monaten weitere 10 Thaler in Gold oder Silber, und endlich nach Verlauf eines Jahres die letzten 10 Thaler ebenfalls in Münze. Jede dieſer drei Ratenzahlungen ſollte überdies noch von 25 Thlrn. in baarem Geld oder Staatsſchuldverſchreibungen begleitet ſeyn. Von dieſem Betrag nun wurden, wie aus den Büchern der Bank hervorging, wenig mehr als die erſten 5 Thaler auf jede Actie in Gold und Silber bezahlt, indem die Bankdirectoren erklärten, daß man gar nicht mehr baares Geld bedürfte. „Es iſt klar,“ ſchrieb einer von ihnen, „daß, da die Bank einmal ihre Geſchäfte begonnen und ihre Noten, in Gold oder

So verborgen und unscheinbar im Einzelnen auch dieser Auflösungsprozess vor sich geht, so summiren sich doch auch hier die kleinsten Wirkungen zu Gesammtresultaten, welche bei der Würdigung geologischer Veränderungen der Erdoberfläche von grosser Bedeutung sein können. Wenn z. B. der Neckar bei Cannstatt in 10,000 Theilen Wasser etwa 2,5 solche aufgelöste Bestandtheile mit sich führt und, wie oben angenommen, dabei eine durchschnittliche Wassermenge von 1000 C′ p. Sec. besitzt, so beträgt die Summe der so entführten Salze in einem Jahre nahezu 4 Millionen Centner. Vertheilt man diese Masse in gleicher Weise auf dem ganzen Gebiete, so beträgt die Abnahme des Bodens hiedurch jährlich nur 0,0067‴ d. h. etwas mehr als $^1/_{10}$ der in Schlammform abgewaschenen Bodentheile. Wenn also unsere Erdrinde in 500,000 Jahren durch mechanische Abschwemmung etwa 300′ an Dicke verlieren würde, so würde die Abnahme, welche die chemische Auslaugung der Gesteine verursacht, nur 33′ Fuss betragen, so dass in dem angenommenen Zeitraume ein Gesammtverlust der Bodenhöhe von 333′ herauskäme. Allein in der Regel, und namentlich auch im vorliegenden Falle wäre diese Rechnungsweise nicht richtig, weil sich kalkhaltige Schichten nicht über die Oberfläche des ganzen Flussgebiets ausgebreitet finden. Um einen Anhaltspunkt dafür zu erhalten, wie schnell der Kalkgehalt innerhalb der kalkhaltigen Schichten selbst verschwindet, wird deshalb eine andere Rechnungsweise einzuführen sein. Nehmen wir als Beispiel die Arietenbänke, um deren Verschwinden es sich ja auf der ganzen Fläche des Schurwalds und des Holzgerlinger Plateaus handelt. Die Kalkbänke der Arietenschichten sollen nach Abzug der zwischenliegenden Thone durchschnittlich 3 Meter betragen und einen Kalkgehalt von 60 % führen; die jährlich fallende Regenmenge betrage ferner 24 par. Zoll, von der aber nur $^1/_4$ in die Schichten eindringe, die übrigen $^3/_4$ verdampfen und oberflächlich ablaufen; endlich sättige sich auch dieses eindringende $^1/_4$ der jährlichen Regenmenge nur bis zum fünften Theile seiner Capacität mit Kohlensäure, so werden dennoch nach 69,000 Jahren die Arietenbänke gänzlich

verschwunden sein und an ihrer Stelle würde man nur etwa 4′ sandigen Lehm antreffen, sofern er nicht gleich bei seiner Entstehung vom Meteorwasser weggewaschen wird. In einem Zeitraume von 500,000 Jahren könnte aber nach diesem Maasstabe eine Felsenbank von 76′ Mächtigkeit aufgelöst und entfernt werden, so dass z. B. auf unserer schwäbischen Alb möglicher Weise noch Schichten anderer Formationen abgelagert gewesen sein könnten, welche heut auch bis auf die letzte Spur wieder verschwunden sind. Der Geologe, welcher sich mit der Frage über die einstige Ausdehnung der einzelnen Formationsmeere beschäftigt, wird daher grosse Vorsicht anwenden müssen, wenn er darüber entscheiden soll, ob ältere Gebirgsschichten, welche heutzutage die Erdoberfläche bilden, bei der Bildung der jüngeren Formationen schon trockenes Land gebildet haben oder nicht. Wie wir gesehen haben, ist das Fehlen solcher jüngeren Bildungen an sich noch durchaus kein Beweis dafür, dass sie niemals früher vorhanden waren, oder für die Emersion der älteren Formationsgebiete über die Meeresfläche während der Bildung der späteren Meeresablagerungen.

Was die einzelnen Stadien des Auslaugeprozesses anbelangt, so lassen sich diese überall in kalkhaltigen Schichten verfolgen. Solche Kalke, welche sehr viel Quarz- oder Glimmersand enthalten, verändern sich durch Auslaugung ihres Kalkgehalts in Sandsteine, wie dies in den Schichten der Angulaten- und Murchisonaesandsteine an vielen Stellen beobachtet werden kann. Bleibt bei dieser Extraction des Kalkgehalts kein Bindemittel mehr zurück, so ist das Endresultat des Prozesses häufig ein brauner Sandmulm von der früheren Form des Kalkstückes, der ohne allen festen Zusammenhang sich zwischen den Fingern zerdrücken lässt und von den Bauern treffend als „verfaulter“ Stein bezeichnet wird. Bei solchen Kalken, deren Residuum so wenig oder von solcher Beschaffenheit ist, dass es gar keinen Zusammenhang mehr behält, sondern schon während des Auflösungsprozesses lose aus einander fällt, wie z. B. bei manchen Psilonotenkalken, besonders aber bei den reineren Kalken des oberen weissen Juras, entstehen abgerundete geschieb-

förmige Kalkknollen, welche nach und nach ihre Ecken und Kanten verlieren und sich von ächten Flussgeschieben oft nur dadurch unterscheiden lassen, dass ihre Oberfläche nicht wie bei jenen glatt geschliffen, sondern rauh ist und die widerstandsfähigeren Einschlüsse wie Sand, Petrefakten etc. aus der Kalkmasse hervorstehen.

Die Hauptquelle der verwendeten Kohlensäure dürfte wohl die vermodernde Pflanzendecke sein und die Extraction des Kalkgehalts scheint gerade unmittelbar in Berührung mit solchen in Verwesung begriffenen organischen Theilen sehr schnell vor sich zu gehen. Wenigstens haben mir intelligente Landwirthe schon öfters ihr unzufriedenes Erstaunen darüber ausgesprochen, nach wie kurzer Zeit der Kalkgehalt der Mergel, welche behufs der Düngung auf kalkarme Ackerböden geführt werden, wieder verschwunden sei. Allerdings wird hiebei auch ein bedeutender Theil des Kalks in die Pflanze übergegangen sein, allein auch dieser Theil geht eben der Schichte für immer verloren und es mag bei der Beurtheilung solcher Auslaugeprozesse im Grossen wohl auch die Absorbtion der Stoffe durch die jährlich sich erneuernde Pflanzendecke eine geologische Würdigung verdienen; holt ja doch z. B. das ganze Menschengeschlecht seit seiner Entstehung seinen ganzen Bedarf an Kalisalzen aus der Asche von Vegetabilien, deren Wurzeln ihm die Auslaugung und Ansammlung dieser Salze aus den Gebirgsschichten vermitteln.

Bei diesem allmäligen Verschwinden des Kalkgehalts der Schichten tritt nun an manchen Orten eine Erscheinung auf, welche auf den ersten Anblick zwar nicht in Uebereinstimmung mit den gewöhnlich hiebei stattfindenden Vorgängen zu stehen scheint, welche aber nichts destoweniger nur eine konsequente Folge der Bedingungen dieses Prozesses ist. Es ist dieses die Art des Auftretens der Arietenkalke diesseits des Neckars. Während dieselben jenseits der Neckarlinie als zusammenhängende regelmässig anhaltende Schichtenlage längs des Fusses der Alb ununterbrochen fortsetzen, ist ihr Auftreten diesseits des Neckars ein sporadisches, häufig nur auf kleine Strecken beschränktes. Herr Dr. Baur hat dabei mit Recht die Eigenthüm-

lichkeit hervorgehoben, dass diese Arietensporaden sehr häufig schwach muldenförmige Becken der unterliegenden Angulatensandsteine ausfüllen und dann meist von Wasseransammlungen und Quellenbildung begleitet sind. Wenn ich auch die Ansicht des Herrn Baur bezüglich der geringen Ausdehnung mancher Arietenfelder, z. B. bei Walddorf und auf den Fildern, nicht theile, so muss ich doch die Richtigkeit der Beobachtung in der Hauptsache bestätigen, dass sich die Arietenkalke verhältnissmässig seltener auf den Höhen des welligen Hügellandes zeigen, sondern häufiger in flachen Wellenmulden desselben auftreten. Dieses Verhalten steht aber in engem Zusammenhange mit einer ähnlichen Erscheinung, welche zuweilen die Sandsteine des *Am. angulatus* und *Murchisonae*, sowie die meisten jurassischen Thonablagerungen zeigen.

Die genannten Schichten lassen nemlich im Bette von Bächen oder in wasserreichen Mulden, also an solchen Orten, wo sie anhaltend mit Wasser getränkt bleiben, erkennen, dass sie in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung weniger verändert sind und daher auch von ihrem Kalkgehalt nichts oder jedenfalls weit weniger verloren haben als an andern oft hart daneben gelegenen Lokalitäten, wo die eindringenden Sickerwasser ihren Weg durch das Gestein ungehindert fortsetzen konnten. Statt der rostbraunen Lias- und Oolithsandsteine finden wir dann an solchen wasserreichen Stellen noch blaue Sandkalke, statt der ockergelben Thonletten noch blaugrüne oder schwarze fest geschichtete Schieferthone. Besonders deutlich liessen sich derartige Beobachtungen an den Brückendurchlässen beim Bau der Eisenbahn zwischen Metzingen und Neckarthailfingen machen, und auch jetzt zeigen sich wieder beim Bahnbau im Echazthal, z. B. in sehr deutlicher Weise bei Betzingen dieselben Erscheinungen.

Dieses Verhalten zeigt, dass eine beständige Tränkung mit so viel Wasser, dass alle Poren und Klüfte des Gesteins gefüllt erhalten werden, den kohlensäurehaltigen Sickerwassern das Eindringen in die Schichten sehr erschwert, und so den ursprünglichen chemischen Bestand der Gesteine längere Zeit konservirt.

Auch die mechanische Abwaschung wird dabei durch Erhaltung der ursprünglichen Festigkeit und der kompakten Schichtung des Gesteins auf ein Minimum beschränkt, so dass hauptsächlich nur die Erosion durch Untergrabung der Bänke die Zerstörung derselben bewerkstelligen kann. An solchen Stellen, wo diese Erosion sonstiger Umstände wegen weniger kräftig wirken kann, werden sich also alle wasserreichen Schichten länger erhalten, als die Fortsetzung derselben Bänke, welche dem fortwährenden Eindringen der Sickerwasser in das Gestein ausgesetzt sind. Letztere werden, nachdem sie erst extrahirt und dadurch im Zusammenhange gelockert waren, der mechanischen Denudation als erleichterte Beute schon lange anheim gefallen sein, während erstere immer noch kräftigen Widerstand gegen das auch sie endlich erreichende Loos des Vergehens zu leisten vermögen. So treffen wir denn die Arietenbänke auf den weiten Plateaus der Angulatensandsteine hauptsächlich nur noch da, wo der ursprünglich horizontale Schichtenbau kleine Störungen erlitten hat und die Bänke muldenartig eingesunken, die Sickerwasser sammeln. Man wird deshalb auf einem Malmfelde nicht ohne Hoffnung Arietenkalk da suchen dürfen, wo ein sumpfiger Boden eine Ansammlung von Schichtengewässern verräth. Die Anwesenheit des Wassers ist jedoch dabei in genetischem Sinne nicht die Folge des Vorhandenseins von Arietenbänken, sondern umgekehrt verdanken letztere ihre längere Conservirung den Ansammlungen des Wassers. Das Auftreten der Arietenkalke in der angegebenen Weise zeigt zugleich, wie leicht der Geognost in Gefahr kommen kann, eine Erscheinung als besondere Eigenheit der Niederschläge, als abnormen Aufbau der Meeresabsätze anzusehen, welche doch nur eine etwas aussergewöhnliche Form des Abbruchs derselben ist; und es mag in allen zweifelhaften Fällen, wo die Erklärung eines geologischen Problems mit den gewöhnlichen Verhältnissen der Meeresabsätze in Widerspruch kommen will, von Vortheil sein, sich zu erinnern, dass die Lösung des Räthsels erst in zweiter Linie auf dem Wege der Entstehung der Schichten, in erster aber auf dem ihres Wiedervergehens zu suchen sein dürfte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung über das Verschwinden der Kalkbänke wieder zu unserem Hauptthema zurück, so finden wir ausser den besprochenen, heute noch vor sich gehenden Prozessen der Abwaschung und der Auslaugung als weiteren Beweis ihrer geologischen Bedeutung auch noch deutlich redende Zeugen der schon vollbrachten Denudation.

Man braucht z. B. nur auf einer geognostischen Karte des muldenförmigen Stufenlandes zwischen den Granitkernen des Schwarzwaldes und des böhmischen Waldgebirges die inselförmigen Vorposten (outliers der Engländer) der einzelnen Flötzformationen aufmerksam zu verfolgen und man wird nicht umhin können, bedeutende Wegführungen zerstörter Schichtenmassen, nicht nur aus den heutigen Erosionsthälern, sondern auch von grossen Flächen weg zuzugeben.

Es sei nur kurz der Muschelkalkabschnitte bei Weschnitz und Michelstadt im Odenwalde, 4 Meilen von dem zusammenhängenden Muschelkalkgebiet entfernt gedacht; ebenso des weit vorgeschobenen, von der grossen Platte des weissen Juras vollständig getrennten Hesselbergs am Ries, und wählen wir näher liegende Beispiele. Wer zweifelt z. B. daran, dass die Liaskuppen des Mainhardter und Löwensteiner Waldes ursprünglich eine zusammenhängende Decke über dem Keuper gebildet haben? Dort ist keine Spur von gewaltsamer Schichtenstörung zu bemerken, keinerlei Unregelmässigkeit in der Lagerungsweise der Liasreste ist zu finden, und doch ist die breite Hochfläche rein abgewaschen bis auf den Stubensandstein, ohne irgendwo lose Trümmer der früheren Bedeckung hinterlassen zu haben. Nur vereinzelt erheben sich auf derselben, Burgen gleich, noch kleine, in bestimmten Linien gereihte Liasische Sporaden, und zeigen dem Geologen, dass das grosse Liasmeer auch diese weite Landschaft einst vollständig überdeckte. Ja diese Reste früherer allgemeinen Bedeckung überschreiten gegen Brackenheim hin den Neckar und zeigen sich noch auf den Höhen des Stromberg, wo zwar der Lias selber schon verschwunden ist, aber sein Vorläufer, der Bonebedsandstein, noch auf den drei höchsten Kuppen

gefunden wird.* Will man daran zweifeln, dass auch noch der Lias hier abgelagert war? Hiegegen sprechen die Juraschichten des benachbarten Langenbrückens. Die vollständige Uebereinstimmung des petrographischen und paläontologischen Charakters jener Ablagerung mit den Schichten der schwäbischen Alb lässt nur auf einen direkten Zusammenhang des Jurameeres auf geradestem Wege ohne Inselunterbrechung oder Ufernähe schliessen.** Das tiefe Niveau, in welches jene Reste durch ihre Einsenkung zwischen Schwarzwald und Odenwald kamen, hat sie vor vollständiger Abwaschung geschützt, und sie uns als Zeugen dafür erhalten, dass von der schwäbischen Alb bis zum Rhein herüber Ein weiter Juraocean ausgebreitet lag, der in grosser Gleichförmigkeit seine Niederschläge auch hier, wenigstens bis zur Zeit des *Am. Humphriesianus*, verbreitete.

Ebenso ist es mit dem ausgewaschenen Keupergebiet Cannstatt-Marbach-Vaihingen, das jetzt nur noch die Lettenkohle zeigt, aber rings umgeben von Keuperniederschlägen, selbst ohne die Zeugen des Aspergs und des Lembergs bei Affalterbach gewiss allgemein als einst mit Keuper bedeckt angesehen wird.

Von vielen zu Gebot stehenden Beispielen sei hier nur noch der Hohenstaufen angeführt. Die Spitze des Berges bildet die Grenzbank zwischen dem β und γ des weissen Juras; die unterliegenden Schichten finden sich in regelmässiger Aufeinanderfolge über einander gebaut und es ist nicht das mindeste Zeichen zu finden, das dazu berechtigen würde, eine durchlaufende Ablagerung der Schichten des weissen Jura vom Körper der Alb bis auf die Staufenspitze zu bezweifeln. Die Schichten des Staufens standen also mit denen der Albkette einst in ununterbrochenem Zusammenhange. Aber auch seitwärts mussten sich noch weit in das Land hinaus die Bänke des weissen Juras abgelagert haben; auf den Stubensandstein von Maitis hinüber haben wir von der Spitze des Berges nur 5000 Fuss, d. h. $^1/_3$ so weit

---

* Fraas, Württ. naturw. Jahreshefte XIV. S. 231.

** Deffner und Fraas, die Juraversenkung bei Langenbrücken. Neues Jahrb. für Mineral. 1859.

als auf die Lacunosenbänke des Rechbergs und bei dem ruhigen Charakter, den alle unsere jurassischen Ablagerungen zeigen, ist es einleuchtend, dass dieselben nicht mit dem Rande des Hohenstaufen aufhören konnten, sondern dass auch die jetzigen Keuper- und Liasflächen von Maitis und Waeschenbeuren weit hinein noch braunen und weissen Jura getragen haben müssen. Wer daran zweifeln wollte, dem mag der Verbindungsgrat des Hohenstaufen mit dem Rechberg, der Aasrücken, zeigen, wie die Denudation auf dieser Verbindungslinie zwar weniger stark als rechts und links aber desto unbestreitbarer gewirkt hat. Dieser 1½ Stunden lange Gebirgsrücken zeigt heute nur noch die Personatensandsteine des braunen Jura β, während an seinen beiden Enden der Hohenstaufen und der Rechberg sich bis in den mittleren weissen Jura erheben. Ja, der von der Spitze des Staufens herabgefallene Trümmerhaufen, die Spielburg, zeigt unwiderleglich, dass auch die obere Etage des δ und des ε hier noch abgelagert war. Zu welchen ausserordentlichen Mitteln, zu welch' unerklärlichen Ausnahmezuständen müsste der Geologe greifen, welcher das einstige Vorhandensein sämmtlicher Schichten des weissen Jura's auf dem Aasrücken bestreiten wollte! Eine Denudation aber von den harten Marmoren des weissen ε, bis hinab auf die Personatensandsteine, oder gar wie bei Maitis bis auf die Angulatensandsteine, der man am Staufen nun einmal nicht ausweichen kann, beträgt das drei- und vierfache der von den Fildern weggeräumten Schichten.

Aber, wirft man ein, der Fall mit den Fildern ist ein ganz anderer, als der am Staufen. Das allmälige Einschneiden der Wasserrinnen und Bachrisse in die vertikale Aufeinanderfolge der Gebirgsschichten, und die hiedurch hervorgerufene Fortführung von Gebirgstheilen ist so am Tage liegend, dass an dieser Art der Abwaschung, der Erosion im engeren Sinne des Worts, Niemand zweifeln kann. Durch die Erosion allein aber könnte sich das heutige Relief unseres Landes nie gebildet haben; es vermöchte überall nur abgerundete Hügel oder schmale rippenartige Bergzüge wie den Aasrücken und keineswegs jene Flächen zu zeigen, welche bald von grösserem bald von geringerem

Umfange das Charakteristische der schwäbischen Stufenlandschaft bilden. Was sind nun die Bedingungen, unter welchen die Atmosphärilien solche Flächen und nicht blos runde Bergkuppen herstellen? Mit andern Worten und dem Sprachgebrauch folgend, wann macht sich neben der vertikalen Erosion auch die horizontale Denudation geltend?

Sehen wir uns zu Beantwortung dieser Frage erst nach den vorhandenen Flächenbildungen um, so fällt zunächst auf, dass dieselben immer nur in bestimmten geognostischen Horizonten auftreten, und demnach wesentlich an bestimmte petrographische Eigenschaften der Schichten gebunden sind. In unserem Lande finden wir drei Formationsglieder, welche vorzugsweise Flächenbildung zeigen. Es sind dies die Posidonienschiefer des oberen, die Angulatensandsteine des unteren Lias und die Dolomite des Muschelkalks. Andere, wie z. B. der Stubensandstein und der Bonebedsandstein zeigen diese Eigenschaft nicht so ausgesprochen und nur unter besonderen Umständen. Bei den genannten drei Flächenbildnern treffen nun übereinstimmend zwei besondere Umstände ein, welche ihnen die bezeichnete Eigenschaft verleihen; und zwar erstens, dass sie selber eine ausgezeichnete Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe der Atmosphärilien besitzen, und zweitens, dass die auf ihnen ruhenden Gebirgsschichten umgekehrt zu den allerverwaschbarsten gehören, welche wir im Lande aufzuweisen haben.

Denkt man sich aber zwei in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die Atmosphärilien extrem verschiedene Schichten den abwaschenden Agentien ausgesetzt, so wird die obere weiche schon längst wie mit einem feuchten Schwamme weggewischt sein, während die untere dauerhafte noch vollständig erhalten ist; die letztere wird also blossgelegt werden und wenn sie horizontal und eben gelagert ist, als Fläche erscheinen. Es ist demnach die Differenz der Widerstandskräfte gegen Abwaschung zweier auf einander folgenden Schichtenkomplexe, welche die Denudationsebene hervorruft, je grösser diese Differenz, desto breiter wird die daraus hervorgehende Ebene sein.

Dieses Verhältniss trifft nun allein bei den genannten drei

Flächenbildnern unseres Landes in genügendem Maasse zu. Die Widerstandsfähigkeit der Posidonienschiefer gegen Abflössung ist bekannt und mag sich theils auf ihren grossen Bitumengehalt, theils auf das dicht gepackte horizontale Gefüge ihrer feinen Blätter gründen, vermöge dessen sie sowohl dem lockernden Froste als auch besonders den kohlensäurehaltigen Sickerwassern länger als ihre Bedeckung Widerstand zu leisten vermögen. Diese Bedeckung besteht aber aus den höchst angreifbaren Thonletten der Jurensismergel und der Opalinusthone von einer mehrere hundert Fusse betragenden Mächtigkeit. Die wenigen dazwischenliegenden Kalkbänkchen halten die schnelle Abflössung der leicht verwitternden Lettenmasse nicht auf, da sie bei ihrer geodenartigen Bildung leicht in Stücke auseinanderfallen, und dadurch den zerstörenden Atmosphärilien überall den Zugang zu den unterliegenden Schichten gestatten, auf welchen sie selber noch länger als zusammenhangslose Reste herumliegen und der Zerstörung trotzen. Bei der leichten Verwaschbarkeit dieser mächtigen Thonbildung wird also mit der Zeit nothwendig ein grosser Theil des ehemaligen Opalinusgebietes in den Gewässern bereits weggeführt sein, während die unterliegenden Posidonienschiefer dieser rückgängigen Bewegung weit langsamer folgen. Wenn aber jene Decke schneller zurückgeht als ihre Unterlage, so müssen wir als Resultat unsere heutigen Posidonienflächen erhalten wie sie gegen die Mitte hin noch Reste der Jurensismergel und unkenntliche verwitterte Opalinusthone tragen, die als fette Sandletten sich von der angebauten Posidonienfläche in nassen waldigen Hügeln abheben. So sind unsere bekanntesten Posidonienflächen beschaffen, wie sie in der Göppinger und Kirchheimer Gegend, am ausgesprochensten wohl aber auf dem schönen Plateau sich zeigen, das sich von Schömberg über Dormettingen und den kleinen Heuberg in einer Längenausdehnung von 3 Stunden bis gegen Balingen hin zieht. An den eingefressenen Buchten von Erzingen, Geislingen und Schömberg ist aber zu erkennen, dass wenn die abwaschende Wirkung der Atmosphärilien auf die Oberfläche der Posidonienschiefer auch eine verhältnissmässig langsame ist, die Erosion dagegen

Silber zahlbar, in Umlauf geſetzt hatte, ſie die zweite und dritte Ratenzahlung nicht in Silber und Gold fordern, und hiedurch ein neues Münzkapital erwerben konnte. Die Direktoren thaten wohl daran, die Noten der Actionärs, ſechzig Tage nach Sicht zahlbar, in Zahlung für die zweite Rate anzunehmen.“ Hiedurch und durch weitere den Direktoren und Actionärs der Bank gemachte Anleihen kamen die letzteren ſo in Vortheil, daß der Kurs der Actien ſich in kurzer Zeit um mehr als 56 Procent ihres Nominalwerthes hob, bald nachher aber wieder unter Pari zurückging. Die Bank hatte nämlich auf die angeführte Art eine ſolche Menge ſchlechter Schulden zuſammengebracht, daß ſie, für ihre Exiſtenz beſorgt, die Leitung ihrer Geſchäfte einem andern Präſidenten (Herrn Cheeves) übertrug. Dieſer hielt mit der Ausgabe von Papiergeld inne, trieb die ausſtehenden Schulden, ſo weit es möglich war, ein, und vertheilte mehrere Jahre hindurch keine Dividende, ſondern verwendete den Ertrag der Bankgeſchäfte auf die ſolide Begründung des Inſtituts. Nach ihm erſt kam Herr Niclas Biddle (der gegenwärtige Leiter der Geſchäfte) ans Ruder, welcher, wie die Bücher der Bank auswieſen, neuerdings bedeutende Summen an ganz inſolvente Leute auslieh, um ſich in ſeinem Kampfe gegen die Regierung der Mitwirkung einflußreicher Talente zu verſichern.* Alle dieſe Anklagen gegen die Bank gingen freilich nicht dahin, ihre Inſolvenz darzuthun, die ſchon durch den hohen Kredit ihrer Actien in Amerika und in Europa faktiſch widerlegt war; auch bewieſen die Opfer, welche die Bank ſpäter für die Erringung eines Freibrieſes vom Staate Pennſylvanien brachte, daß die von ihr erlittenen oder noch zu erleidenden Verluſte keineswegs im Verhältniß zu ihrem reichlichen Gewinn ſtanden, welcher mehr als das Doppelte und Dreifache aller ihrer gewagten Geſchäfte deckte, und die Gläubiger der Bank hinlänglich ſicher ſtellte; aber es beſtand einmal der ſchlichte, mit kaufmänniſchen und Bankiergeſchäften wenig vertraute General Jackſon darauf, daß eine Anſtalt, welche ſo ins Leben getreten, und während einer geraumen

* So z. B. ſteht Herr Webb, Redakteur des New-York Courier et Enquirer, mit 30,000 Thlr. als Schuldner der Bank da; und ähnliche Summen wurden andern Zeitungsſchreibern, Repräſentanten und Senatoren auf ihren perſönlichen Kredit hin vorgeſtreckt.

die weiche Unterlage der Amaltheenthone zum Angriff benützt und scharfe Zähne in ihre Seiten zu schlagen vermag, mit denen sie ein Stück nach dem andern abreisst und dem Meere zuführt.

Noch weit ausgedehntere Flächen als die Posidonienschiefer bildet die zweite der angeführten Schichtenlagen, nämlich der untere Lias α, und diese grössere Ausdehnung der Alphafelder ist auch hier wie vorhin ein nothwendiges Ergebniss der ungleichen Entblössung zweier über einander folgender Gebirgsglieder. Es wiederholt sich hier dieselbe Reihenfolge petrographisch verschiedener Ablagerungen. Auch hier liegen die verwitterbarsten und weichsten Schichten, die Amaltheen- und Turnerithone und die Kalkmergel der *Terebr. numismalis*, auf einer widerstandsfähigen Unterlage. Die leichte Verwaschbarkeit jener weichen Bedeckung geht schon daraus hervor, dass sie sich nie weit von dem oberen Rande der Posidonienschiefer entfernt, weil der Zerstörung der schützenden Posidoniendecke unmittelbar auch die ihrige nachfolgt. Wo diese Gebilde demnoch in einer grösseren Entfernung vom Posidonienrande vorkommen, da kann man sicher darauf rechnen, dass sie an irgend einer Dislocationsspalte liegen, wo sie gegen den allseitigen Angriff der Atmosphärilien besser gedeckt, sich in klein zusammengeschrumpften Resten bis auf unsere Tage hinzuhalten vermochten.

Unter diesen verwaschbaren Schichten bieten dann erst wieder die dichten gepackten Bänke des Lias α der Ablösung einen kräftigen Widerstand, so dass auf dessen breiter Fläche die weicheren Gebilde schon weit hinein spurlos verschwunden sein werden, ehe die erstere selbst angegriffen wird. Und selbst dieser Angriff gegen die Alphaflächen geschieht mehr durch einnagende Erosionsgewässer als durch eine flächenabtragende Denudation. Die breit vorgeschobene Ebene löst sich allmählig in eine weit hinausreichende Kuppenzone von hügeligen Vorposten auf, die man eigentlich richtiger Nachzügler nennen könnte und welche mit dünner und dünner werdenden Kappen der früheren mächtigen Liasbedeckung bekrönt, als letzte Nachhut des verlorenen weiten Liasfeldes im fruchtlosen Kampf gegen die Elemente mehr und mehr zusammenschmelzen. Die obersten

Schichten des Alpha sind zwar zu einem Widerstande noch nicht geeignet, sie verschwinden deshalb auch beinahe gleichzeitig mit dem auf ihnen ruhenden Thonlettengebirge. Aber schon die Arietenkalke finden in ihrer grösseren Mächtigkeit und der gedrängteren Packung der einzelnen Kalkbänke die Mittel zu grösserem Widerstande. Doch zeigt ihr beschränktes Verbreitungsgebiet, dass auch sie nicht dazu geschaffen sind, sich lange genug zu erhalten, um zu grossen Denudationsflächen heranwachsen zu können. Sehr lehrreich in dieser Beziehung ist das grosse Liasplateau zwischen Balingen, Rosenfeld und Neukirch bei Schömberg, dessen Grundlage gerade diese Kalkbänke bilden.* Wie schmal bleibt auf jenem grossen Raume die wirkliche von jüngeren Schichten ganz entblösste Arietenplatte. Wie oft tritt auf ihr der mittlere Lias noch hart bis an den Rand zum entblössten Keupergebiet heran und was will die Ausdehnung der Alphaflächen dieser Gegend gegen die des Gebiets zwischen Tübingen und Stuttgart und gegen den bekannten Liasteppich des Welzheimer- und Schurwalds sowie der Löwensteiner Kuppenzone sagen? Der Grund dieser geringen Entwicklung liegt zweifelsohne darin, dass die Arietenbänke immer noch nicht lange genug der Auflösung zu widerstehen vermögen, um ihre Fläche eine grössere Ausbreitung gewinnen zu lassen. Denn der grosse Flächenbildner des Lias ist der Angulatensandstein (Malm) und nicht der Arietenkalk, dies geht aus der Malmdecke der oben genannten grossen Liasflächen ganz unzweifelhaft hervor. Auch die Posidonienschiefer übertrifft er noch weit an flächenbildender Widerstandsfähigkeit und seine Bänke sind es, welche überall, wo sie nur in genügender Mächtigkeit entwickelt sind, der chemischen Auflösung und der mechanischen Abflössung einen so wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermögen, dass ihre Plateaus zu den ausgedehntesten des Landes gehören. Aber gerade dieser flächenbildende

---

* Die näheren Notizen über diese Gegend verdanke ich Herrn Prof. Fraas, der mir auch seine geognostische Aufnahme derselben bereitwilligst zur Benützung überliess.

Malm ist im Balinger Lias nur in geringer Mächtigkeit ausgebildet, so dass er nach Entfernung der Kalkbänke bald der unterwaschenden Erosion anheimfällt und nicht im Stande ist, die unterliegenden Thone, und damit sich selbst, vor schneller Zerstörung zu schützen.

Die dritte Flächenbildung endlich findet auf den Dolomiten der Lettenkohle und des Muschelkalkes statt. Meine Detailbeobachtungen erstrecken sich zwar in jenem Gebiete nicht so weit, dass ich mich berechtigt glauben könnte, auf die Einzelnheiten der dort stattfindenden Vorgänge einzugehen, jedenfalls aber ist soviel sicher, dass auf der schwer zerstörbaren Unterlage mächtiger Dolomite die weichen Gypsletten des Keupers in mächtiger Entwickelung liegen und wir deshalb demselben Schauspiel wie oben begegnen, dass die rückgängige Bewegung des Dolomitrandes eine weit langsamere ist, als die der Keupermergel und somit zwischen beiden Rändern eine breite Lettenkohlenfläche zum Vorschein kommen muss.

Gewiss ist der in Vorstehendem nur kurz berührte Abschnitt über die Entstehungsweise der Denudationsflächen einer der interessantesten in dem grossen Kapitel, welches von dem Abbruch der Erdrinde handelt und es darf bei der schwachen Bearbeitung, welche dieses Feld bis jetzt noch gefunden hat, wohl darauf hingewiesen werden, wie ohne eine volle Würdigung dieser Verhältnisse ein richtiger Einblick in die geologischen Verhältnisse mancher Gegenden zur Unmöglichkeit wird. Zum Studium der Abwaschungserscheinungen möchte aber kein Gebiet günstigere Verhältnisse bieten, als gerade unser schwäbisches Stufenland, dessen regelmässige Lagerungsweise die Wirkungen der Denudation in den bekannten Formationstreppen so deutlich hervortreten lässt.

Wenn nun aber eine fortwährende Abwaschung der Schichten stattfindet, wenn ferner eine solche Abwaschung bestanden hat, so lange es Regen gibt, wenn hieraus ferner folgt, dass dieser Prozess im Verlaufe geologischer Zeiträume Schichtenentblössungen zu Werke gebracht haben muss, deren Dimensionen nicht unbemerkt bleiben können, so wird der erklärende Geognost

in jeder Gegend, mit deren geologischer Genesis er zu thun hat, sich zu fragen haben, welche Schichten er bei seiner Erklärungsweise in Bereitschaft habe, um sie der seit der Bildung des trockenen Landes statt gehabten Denudation zum Opfer zu bringen. Im vorliegenden Falle hat aber die Inselhypothese hiefür nichts reservirt. Ihr gemäss müsste der Regen seit der Emersion unseres Landes aus dem Meere spurlos über die Filder weggegangen sein, denn nach dieser Ansicht ist nichts oder wenigstens beinahe Nichts vom Filderboden weggekommen. Und doch haben allein während der Diluvialzeit die Cannstadter Quellen 70 Fuss hohe Bänke am Rande ihres Bassins aufgebaut, um nicht zu reden von den Ablagerungen der Kreide- und Tertiärzeit; und während dieser Perioden sollte auf den Fildern nicht auch etwas vom Schichtenbau abgebrochen worden sein?

Ausser ihrer allgemeinen Begründung, welche die Denudationshypothese hiemit abschliessen zu dürfen glaubt, liegt ihr aber noch die Beantwortung einiger speciellen Einwendungen ob, die gemacht worden sind.

Es ist besonders eingeworfen worden, dass sich nirgends mehr Reste oder Trümmer der früher vorhandenen Schichten finden, während doch namentlich die harten Arietenkalke so widerstandsfähige Gebilde seien, dass die Zerstörung so ausgedehnter Bänke wohl auch entsprechende Massen von Geschieben und Trümmern hätte zur Folge haben sollen.

Was zunächst die Bildung von grösseren Geschiebmassen anbelangt, so setzt diese grössere Fluthen voraus, deren Annahme die Denudationshypothese dahin gestellt sein lässt. Wenn nun auch solche wirklich stattgefunden haben, so waren die in Rede stehenden Schichten, mit Ausnahme der Arietenkalke nicht zur Geschiebebildung geeignet. Die härteren Bänke in diesem Thongebirge zerfallen im Wasser auf kürzestem Wege und was das Wasser nicht zerstört, das nimmt der Frost vollends in kurzer Zeit. Wir sehen deshalb aus diesem ganzen Schichtenkomplex auch keinen einzigen Baustein im Freien verwendet, und es bleiben nur die Arietenkalke übrig, welche in dem noch nicht nachgewiesenen Falle grösserer Fluthen etwa Anhäufungen

von Geschieben hätten bilden können. Wir haben aber oben gesehen, dass nichts leichter verschwindet als kohlensaurer Kalk, indem er von der Kohlensäure der vermoderuden Pflanzendecke aufgelöst wird. Es müssten deshalb die Kalkgeschiebe ebensogut, wie häufig die Arietenbänke selbst, auf diesem Wege verschwunden sein, wenn sie überhaupt je existirt haben.

Aber, wird eingeworfen, wenn auch nicht in der Form von Geschieben, so dürften sich doch noch da und dort kleine Reste der alten Liasdecke in anders geformten Trümmern erhalten haben und Herr Dr. Baur * begründet dieses Postulat durch die merkwürdigen Liasreste, welche er auf dem ausgedehnten Keupergebiete zwischen Böblingen, Rohr und Mussberg nachgewiesen hat. Er führt diese Stellen als Beweis dafür an, dass zwar allerdings jene waldigen Höhen des Stubensandsteins einst alle mit Lias bedeckt waren, dass aber solche frühere Bedeckungen nicht so gänzlich verschwinden können, ohne Reste ihrer Gesteine zurückzulassen.

Man könnte hierauf einfach erwiedern, dass, wenn ein bestimmter Zeitraum die Entfernung der gesammten ehemaligen Liasdecke mit alleiniger Ausnahme jener Reste bewerkstelligen konnte, nur ein längerer Zeitraum oder günstigere Umstände vorausgesetzt zu werden brauchen, um auch das Verschwinden solcher letzten Zeugen an andern Orten mit mathematischer Nothwendigkeit erfolgen zu lassen. Die von Herrn Baur aufgefundenen Liasreste gestatten jedoch noch eine andere direkte Beweisführung gegen das von ihm aufgestellte Postulat. Hiezu wird in erster Linie nöthig sein, die Thatsachen an der Hand genauer Beobachtungen festzustellen und zu untersuchen, an welche Bedingungen das Auftreten dieser merkwürdigen Nachzügler geknüpft ist, welche in der That von hohem Interesse für die geologischen Verhältnisse jener Gegend sind.

Was zunächst die Stelle am rothen Steigle betrifft, so liegt dort eine regelmässige Ablagerung zusammenhängender Bänke. Seitlich im Walde, am Fusswege über „den Plan“ lassen sich,

* l. c. S. 280.

soweit die Waldbedeckung eine Beobachtung erlaubt, in gleichem Niveau, horizontal neben einander gelegt von Ost nach West erkennen: zu unterst der Stubensandstein, dann die obersten Keupermergel, die Psilonotenkalke, mächtig entwickelte Thone, nach welchen der Malm sich einstellt und endlich noch blaue Kalke, wahrscheinlich aus dem Horizont des Riesenangulaten. Letztere Bank zeigt im Wege nach dem rothen Steigle sehr deutlich ein Einfallen von 20° nach S. 22 W. (h. $1^1/_2$); d. h. genau rechtwinklig auf die Thalmulde, welche neben dem Plan herauf sich gegen die alte Stuttgarter Strasse hin zieht. Verfolgt man die Ausdehnung dieser Liasablagerung weiter, so findet man sie in einem ununterbrochenen, durch viele alte Steinbrüche in den Angulatensandsteinen bezeichneten Zuge in einer Länge von 3600 und einer mittleren Breite von 700 Fuss bis an den Hügel, über welchen die alte Poststrasse von Böblingen herabzieht. Dort hindert die Waldbedeckung alle Gesteinsbeobachtung und nur an der untern Spitze dieses Hügels lässt sich eine sehr mächtige Lehmbildung erkennen. Die Bänke dieser Liasablagerung sind zwar stellenweise stark zerklüftet und wie wir gesehen haben, ziemlich geneigt, allein ihr Zusammenhang und ihre regelmässige Aufeinanderfolge ist überall noch vorhanden, sie bilden nicht einen Schutthaufen unordentlicher Trümmer, sondern einen regelmässig eingesunkenen, beim Sinken, wie dies so häufig an anderen Dislocationsspalten beobachtet werden kann, etwas gequetschten Schichtenkomplex. Geht man im Streichen dieses Liaszuges N. 75 W (h. 7) weiter, so gelangt man jenseits der alten Böblinger Poststrasse direkt in die Finstermünz, einen im Walde versteckten längst verlassenen Liasbruch. So weit eine Schichtenbeobachtung an den meist verstürzten Wänden noch möglich ist, so liegen die Schichten hier vollständig horizontal und zwar zu oberst die lichten Kalkmergelbänke des *Pentacr. tubere.* darunter die Monotisschiefer voll Seegras; etwa 15—20 Fuss tiefer sehen unter dem Haldenschutt abermals horizontal gelagerte blaue Thone hervor, unterteuft von einer Kalkbank mit Arcuaten und dem Malmpentacriniten; es dürfte die Riesenangulatenbank sein.

Die Bänke sind nicht zerrissen, sondern fest geschlossen und regelmässig gelagert. Ob hier noch tiefere Schichten als die Arietenkalke im Abbau begriffen waren, ist schwer zu bestimmen, *Am. angulatus* findet sich zwar häufig, aber immer in Geoden, vollgespickt mit Austernschalen. Modiola, geschwänzte, lobate und ovale Nuculen, gestreifte Terebrateln, Cucullaeen, Astarte pusilla, 2—3 kleine Gasteropoden und eine Unzahl kleiner unbestimmbarer Bivalven liegen in den Geoden eingewickelt bei einander und bis 1 Zoll grosse flache Pecten wittern aus den Thonen. Nach diesen Funden ist es sicher, dass wir uns in dem Horizonte befinden, den Quenstedt das Vaihinger Nest nennt und welcher die Region zwischen den ächten Arietenschichten und der Riesenangulatenbank einnimmt. Von Angulatensandsteinen sind nirgends Spuren zu treffen, diese finden sich erst im weiteren Streichen dieses schmalen Liaszuges. Zunächst der Finstermünz verbietet zwar das sumpfige mit jungen Tannen dicht bestockte Waldthal jede weitere Verfolgung der Schichten, aber man braucht nur immer im Streichen des bisherigen Liaszuges fortzugehen und man findet gleich vorne an der neuen Poststrasse nach Stuttgart, wo dieselbe den Wald betritt, liasische Thone durch den Strassenbau blossgelegt, welche sich in scharf markirtem Waldhügel bis an die Wiesenfläche des Eschenbrünnles erstrecken. Alte Steinbrüche am Waldrande lassen erkennen, dass hier die Angulatensandsteine und die darunter folgenden Schichten anstehen, welche alle horizontal gelagert überall den festen Zusammenhang einer regelmässig anstehenden Liasablagerung zeigen. Dieser letzte Punkt schneidet im Niveau der unteren Gypsmergel des Keupers ab und ist an beiden Seiten von Stubensandstein begleitet, welcher an einzelnen Stellen ein Einfallen gegen die Liaszunge hin erkennen lässt, anderwärts aber wieder horizontal zu liegen scheint.

Aus den mitgetheilten Thatsachen dürfte zur Genüge hervorgehen, dass man es bei diesem Liaszuge nicht mit einer Anhäufung von Trümmern oder Geschieben zu thun hat, welche durch Gewässer von verschiedenen Punkten hier zusammengetragen wären; ebensowenig mit verstürzten, zusammenhangslos

durcheinander geworfenen Gesteinstrümmern, sondern mit einer wohlgeordneten, beinahe noch überall regelmässig geschichteten Ablagerung, welche eigentlich nur an dem Niveau, in dem wir sie heute treffen, erkennen lässt, dass sie eine Dislocation von mehreren 100 Fuss erfahren hat. Abgerissen von der früheren normalen Liasbedeckung dieses ganzen Keupergebiets, welche jetzt bis auf diesen verstürzten Rest spurlos verschwunden ist, zeigt der letztere in einer Breite von 700 und einer Länge von 11,000 Fuss eine von Ost nach West sich immer tiefer neigende Einsenkung der Liasbänke, indem sie allmählig den Horizont sämmtlicher Keuperschichten vom Stubensandstein an bis zum Gypsmergel herab durchschneiden. Es ist hier wohl keine andere Erklärung möglich, als die vom Grafen Mandelsloh zur Erklärung der Bebenhauser Verhältnisse aufgestellte, dass nämlich die Liasschichten in eine schmal sich öffnende Spalte des Keupers einsanken und auf diese Weise ein Theil der alten Liasdecke in ein Niveau versetzt wurde, wo es länger als auf den Höhen den zerstörenden Einflüssen Widerstand leisten konnte.

Herr Dr. Baur hat noch eine zweite Parthie solcher Liasreste gefunden; dieselbe findet sich, ebenfalls in langer gerader Linie gereiht, in dem Sulzbachthale, welches die Stubensandsteinfläche von Schönaich von dem Liaszuge des Hohenwart bei Steinenbronn trennt. Auch in diesem Falle sind es nicht einzelne Gesteinsbrocken, welche sporadisch auf dem Stubensandgebiete herumliegen, sondern wohlerhaltene Schichtenkomplexe von regelmässig auf einander folgenden Bänken, die sich in einer Länge von 7000 Fuss in einzelnen Abtheilungen von Zeit zu Zeit vorfinden. Ob es ein zusammenhängender Zug oder nur einzelne grössere in dieser Reihe geordnete Liasparthieen sind, welche hier die rechte Seite des Sulzbachthales bilden, kann wegen der dichten Waldbedeckung nicht entschieden werden. Dass man es aber auch hier mit Resten zu thun hat, welche nur durch aussergewöhnliche Umstände der Abwaschung entgangen sein können, geht schon daraus hervor, dass es nicht allein feste Kalk- und Sandsteinbänke sind, welche sich hier noch wohlerhalten vorfinden, sondern dass die bei weitem grössere

Masse der erhaltenen Liasreste aus wohlgeschichteten bröckeligen Thonen dieser Formation besteht, welche unter gewöhnlichen Umständen längst hätten der Zerstörung anheim gefallen sein müssen. Dies zeigt sich besonders in dem Steinbruche, welcher am äussersten Punkte dieses Liaszuges am Fusswege von Schönaich nach Mussberg in den obersten Malmschichten angelegt ist. Diese haben hier noch ihren ganzen Kalkgehalt konservirt und bilden noch dunkelblaue Sandkalke, zum deutlichen Beweise, dass sie hier in einer Lage sich befinden, in welcher sie den zerstörenden Einflüssen der Atmosphärilien lange Zeit entzogen waren. Auf diesen Bänken folgen dann regelmässig mächtige Thone, welche wieder von Arietenkalken bis zu deren Belemnitenschichten und Tuberculatusbänken hin überlagert werden. Nimmt man zu all diesen Anzeichen noch in Rechnung, dass unser Liaszug einerseits parallel mit dem vorhin beschriebenen Zuge der Finstermünz läuft, andererseits in der Fortsetzung einer deutlichen Verwerfungsspalte liegt, welche durch das Dorf Steinenbronn zieht und oberhalb der Bachmühle (unterhalb Waldenbuch) in das Aichthal mündet, so ist auch hier kein Zweifel mehr, dass diese Liasreste in einer Verwerfungsspalte eingeklemmt sind, wo sie gegen die Abwaschung einen länger dauernden Schutz fanden.

Andere derartige Liasreste sind bis jetzt nicht bekannt, dürften aber auf dem von Spalten nach allen Seiten durchzogenen Gebiete zwischen Böblingen und Rohr sich wohl noch finden lassen. Man darf aber nach dem bis jetzt Bekannten schon heute die feste Ueberzeugung hegen, dass alle solche Reste, welche noch aufgefunden werden sollten, mit der Spaltenbildung zusammenhängen und niemals den Charakter von lose zerstreuten, durch Fluthen zusammen getragenen Gesteinsresten tragen werden. Es wäre sonst auch schwer zu begreifen, warum in andern Gebieten z. B. dem Schurwald oder dem Mainhardter Wald sich nicht ebenfalls solche Liasreste in ähnlicher Weise finden sollten. Dort aber kennt man bis jetzt keinen einzigen derartigen Punkt, wenigstens nicht, so weit jene Gegenden eine ungestörte Lagerungsweise zeigen und frei von allen Dislocations-

spalten sich erweisen. Erst da, wo der Schurwald bei dem Kloster Adelberg an die tiefe Verwerfung, welche den Hohenstaufenzug begleitet, herantritt, taucht auch die Erscheinung solcher Spalteneinklemmungen wieder auf, wovon die Gegend von Unterbergen, Adelberg, Zell und Rechberghausen mehrfache Beispiele liefert.

Aus der Untersuchung des Böblinger Waldgebietes geht also hervor, dass dasselbe früher mit Lias bedeckt war, während es auf den Höhen heute nur noch Keuper zeigt, dass sich ferner unter gewöhnlichen Umständen nirgends mehr Trümmerreste dieser Liasbänke nachweisen lassen und endlich, dass nur an solchen Stellen, wo Dislokationen der früheren Liasdecke stattgefunden haben, noch Reste derselben in einem Niveau gefunden werden, in welches sie erst nach ihrer Ablagerung gelangt waren. Daraus ergibt sich aber noch weiter, dass solche dislocirte Gebirgsstücke weit länger conservirt bleiben, als an ihrem ursprünglichen Lagerungsorte, und damit gelangen wir gerade zu demselben Endresultate, welches die Denudationshypothese auch bei den jüngeren Liasresten an den Dislocationsspalten der Filder und des Schurwalds gefunden hat. Die Verhältnisse des Böblinger Waldgebietes beweisen also nicht gegen, sondern für diese Erklärungsweise.

Hiemit dürfte auch die Denudationshypothese ihre Vertheidigung gegen die ihr entgegen gehaltenen Einwürfe beendigen und zum Schlusse derselben nur noch hervorheben, dass die Erklärung der beobachteten Thatsachen auf diesem Wege nicht nur weit einfacher, als auf dem der Inselhypothese sich gestaltet, sondern dass das Einzelne des Hergangs auch weit vollständiger und lückenfreier konstruirt werden kann. Die Schwierigkeiten der Erklärung treten mit der Annahme der allgemeinen Grundlage der Inselhypothese erst recht hervor, während die prinzipielle Annahme einer starken Denudation nur wenige untergeordnete Fragen offen lässt.

Uebrigens möge noch die Bemerkung eine Stelle finden, dass der im Vorhergehenden versuchte Beweis, die Zeit der Senkung eines Gebietes erst n a c h der Ablagerung der auf dem

Zeit ihres Daseyns so verwaltet worden war, keine Garantie für den Staat bilden könne, und das Volk, welches ihm auf Treu und Glauben ergeben und durch die künstlichen Manipulationen der Bank schon oft in Noth gerathen war, stimmte ihm bei, und verweigerte die Erneuerung des Freibrieses.

Wie der Dampf aus dem geöffneten Ventil des Kessels dringt, machten sich jetzt die durch den Druck des Centralinstitus bis dorthin niedergehaltenen Banken Luft. Papierausgabe folgte jetzt auf Papierausgabe; mehrere hundert Banken mit einem Kapital von mehr, als 150 Millionen traten auf einmal ins Leben; wer nur immer in Geschäften war, hatte offenen Kredit, die Banken und ihre Theilhaber selbst hatten offenen Kredit in England. Die Spekulationswuth kannte keine Grenzen mehr. Man importirte aus England und Frankreich auf Kredit, und da nicht genug Schiffe zur Transportation der Güter vorhanden, und in New-York und Philadelphia bereits alle Magazine voll waren, zog man endlich Wechsel bloß a conto der zu machenden oder zu verlangenden künftigen Waarensendungen von einem Platz auf den andern.

Inzwischen hatte die erloschene vereinigte Staaten-Bank bei dem Staate von Pennsylvanien ein neues Privilegium ausgewirkt, und zwar, aus Gründen, die der Leser leicht begreifen kann, unter ihrem alten Titel: „United states“ bank. Für dieses neue Privilegium zahlte die Bank dem Staate Pennsylvanien, in Form eines Bonus und mittelst Unterschriften auf Staatsunternehmungen, 5 Millionen Thaler, und wenn man den Regierungs-Journalen trauen darf, so sollen weitere 5 Millionen auf Bestechungen von Beamten, Repräsentanten und Senatoren verwendet worden seyn. Wenn wir nun gleich diesen Gerüchten keinen Glauben beimessen, und bei der ersten Angabe von 5 Millionen stehen bleiben, so müssen wir doch über eine Bank erstaunen, die den siebenten Theil ihres ganzen Kapitals der Regierung für ihr Privilegium abtreten konnte. Was für Geschäfte können das seyn, müssen wir fragen, deren Gewinn solche Auslagen deckt? Wer bezahlt diese Steuer von 5 Millionen, welche auf diese Art der Industrie und dem Handel, welche des Beistandes der Bank bedürfen, aufgelegt wird? * „Ich

* Die Bank hat diese 5 Mill. längst in Baumwollgeschäften verdient.

gesunkenen Theile vorkommenden Schichten zu statuiren, nicht allein für das hier im Einzelnen behandelte Gebiet gilt, sondern *caeteris paribus* für alle diejenigen Senkungsgebiete, deren Schichten keine Strandbildungen aufzuweisen vermögen. Es ist nicht eine lokale, sondern eine Prinzipienfrage der Geologie, welche hier zur Entscheidung vorliegt, und von dieser Entscheidung wird die genetische Erklärung einer Reihe von anderen Thatsachen abhängen, welche je nach der einen oder andern Anschauungsweise in sehr verschiedenem Sinne gedeutet werden müssten. So lässt sich z. B. ganz in derselben Weise, wie für die Filder, auch für das Rheinthal zwischen Schwarzwald und Vogesen der Nachweis führen, dass die Annahme einer Hebung dieser beiden Gebirge auf parallelen Spalten verlassen werden muss, dass vielmehr das Rheinthal zwischen den stehen gebliebenen Wänden dieser beiden Gebirge eingesunken ist, dass diese Einsenkung nach Ablagerung des ganzen Jura aber vor Ablagerung der Tertiärgebilde des Rheinthales geschah, und dass ferner die Höhen des Schwarzwaldes und der Vogesen ursprünglich alle Schichten der Trias und des Jura bis zum Hauptrogenstein hinauf getragen haben müssen. Alles das ergiebt sich mit logischer Nothwendigkeit aus der von allen Beobachtern übereinstimmend berichteten Thatsache, dass die im Rheinthal hüben und drüben angelagerten Gebilde der Trias und des Jura sich von den gleichnamigen Schichten des lothringer oder schwäbischen Beckens weder petrographisch noch paläontologisch in belangreicher Weise unterscheiden, keinen Falls aber den Charakter von Uferbildungen zeigen, den sie nach der obigen Anschauungsweise haben müssten. Der Strand-Charakter tritt dort erst in den Ablagerungen des Tertiärmeeres auf und zwar hier gleich zu unterst in kolossalen Geschiebebildungen sämmtlicher noch im Rheinthal vorhandener vortertiärer Gesteine. Erst das Tertiärmeer bildete demnach einen alsatischen Golf zwischen den Wänden der Vogesen und des Schwarzwaldes, nimmermehr aber die älteren Meere der Trias und des Jura, deren Spiegel vielmehr hoch über dem ungebrochenen Granitgewölbe dieses Gebietes lag.

Damit schliesse ich die Controverse über eine Frage, deren Lösung schon vor 27 Jahren auf dem hier verfochtenen Wege versucht worden war. Es ist das Verdienst des Grafen v. Mandelsloh, zuerst diesen Weg der Erklärung eingeschlagen zu haben, und wenn auch eine gültige Würdigung desselben lange Jahre verschoben werden konnte, so kann man doch jetzt, bei dem wachsenden Gewichte der sich sammelnden Thatsachen mit zuversichtlicher Ruhe abwarten, bis seine Richtigkeit vollends zu allgemeiner Anerkennung gelangt sein wird.

Die Lagerungsverhältnisse.

In den voranstehenden Erörterungen über die Entstehungsweise der Anomalien, welche sich in den Lagerungsverhältnissen des Gebietes zwischen Schönbuch und Schurwald zeigen, konnte eine Darstellung dieser Lagerungsweise selbst nur so weit Platz finden, als dies die Zwecke der Polemik nothwendig machten. Es wird daher zum Schlusse noch eine gedrängte geologische Skizze dieses Gebiets folgen müssen, um den Gegenstand der vorstehenden Untersuchung selbst mehr im Zusammenhange darzustellen. Dabei übergehe ich als in der Hauptsache hinlänglich bekannt, die Beschreibung der konstituirenden Formationsglieder und wende mich sogleich zu den Lagerungsverhältnissen derselben.

Am besten wird man sich den geologischen Bau der besprochenen Gegend versinnlichen, wenn man sich denselben in der Form einer dreistufigen Treppe vorstellt, deren einzelne Abstufungen oder Terrassen einander in der Richtung von SW—NO. folgen und deren höchste aus dem schmalen Zug des Kirnbergs, des Brombergs und des Stunkerts* bei Bebenhausen besteht,

* Bromberg wird in der Gegend allgemein der sowohl in der topographischen als auch in der vierblättrigen (Mittnacht'schen) Generalkarte von Württemberg als Eschach bezeichnete Bergzug genannt, und Stunkert heisse ich mit den Anwohnern und Forstmännern der Gegend die in der topogr. Karte von Württemberg (Blatt Böblingen) als Appelenshalde aufgeführte Hochfläche; der Name Appelenshalde wird nur

die zweite aber das zerrissene Plateau von Holzgerlingen-Walddorf-Steinenbronn und Weidach bildet und die dritte niederste Stufe die Filder mit ihrer Appendix der Esslinger Berge in sich begreift. Jenseits der Filder tritt dann wieder eine Stufe höher die Schurwaldfläche auf, welche als zweite Treppe mit dem Holzgerlinger Plateau korrespondirt. Ob auch auf dieser Seite des Senkungsfeldes hinter der Schurwaldterrasse eine dritte höchste Stufe sich nachweisen lasse, ist nach dem heutigen Stande der Untersuchungen in jener Gegend nicht mit Sicherheit zu bestimmen; bis jetzt sind keine Anhaltspunkte für eine solche Annahme gegeben, und es dürfte wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen sein, dass nach jener Seite hin keine dritte Stufe im steilen Abfall einer Verwerfungskluft ausgeprägt ist.

Jede der beiden unteren Terrassen wird nun gegen die anliegende höhere durch einen sehr markirten, meist geradlinigen Steilrand abgegrenzt, welcher die Verwerfungsspalte, d. h. die Abbruchslinie der Schichten bezeichnet, bis zu welcher hin die untere Stufe je um 150—300 Fuss hinabgesunken ist.

Was den Verlauf der sich auf diese Weise ergebenden drei Verwerfungsspalten anbelangt, so ist der Zug der östlichsten, der Schurwaldspalte, von Untertürkheim * hinter den Esslinger Bergen her bis Plochingen schon früher ** genau angegeben worden. Sie zieht in einer Länge von $1^3/_4$ geogr. Meilen

---

dem Abhang des Stunkerts gegen den Goldersbach hin ertheilt. Im Uebrigen sind die Ortsnamen, welche in dieser Darstellung gebraucht werden, alle den Blättern Böblingen und Kirchheim der topographischen Karte von Württemberg entnommen.

* Herr Dr. Baur zieht diese Spalte von Untertürkheim weiter nach Münster. Nach meinen Beobachtungen ist zwar eine Verwerfungslinie von der Station Zuffenhausen über die nördlichsten Häuser des Ortes weg bis in die Einbuchtung zwischen Schneckenberg und Steinhalde, Münster gegenüber, verfolgbar. Die Richtung dieser Spalte ist jedoch von der der Schurwaldspalte wesentlich verschieden, und ich ziehe vor, ehe erschöpfende Beobachtungen jene Verhältnisse aufgeklärt haben, die Schurwaldspalte und die Zuffenhausenspalte strenge zu trennen, und deshalb nur von einer Plochingen-Untertürkheimer Spalte zu reden.

** Württ. naturw. Jahresh. XI. pag. 24.

in beinahe ganz gerader Linie N. 52 W. (h. 8 1/2)* und ist bekanntlich von jüngeren Liasschichten, bei Kimmichsweiler selbst vom untersten braunen Jura, begleitet.

Die zweite Verwerfungslinie, **die Filderspalte**, ist erstmals in der Nähe des Katzenbacher Hofs nachweisbar und geht in gerader Linie etwa 3/8 Meilen lang N. 50 W. (h. 8 2/3) bis an die alte Böblinger Poststrasse, wo sie an der Stelle, an welcher sie von der Verlängerung des Nesenbachthals geschnitten wird, in bemerkenswerther Weise plötzlich ein seitwärts springendes Knie von etwa 1600 Fuss Länge bildet. Erst von hier an ist sie auch von jüngeren Juraschichten, zunächst von den Turnerithonen begleitet und verfolgt das vorige Streichen in schnurgerader Linie 1/2 geogr. Meile weit bis gegen Unter-Aichen hin, wo sie zum zweitenmale seitwärts abweicht, diesmal aber nur in einem weiten Bogen sich nach dem Fusse der Federlensmaad wendet und von da an in einer etwas undulirt erscheinenden Linie bis in das Rombachthal bei Bonlanden fortläuft. In diesem Thale selbst kann ihr weiterer Zug bis Aich nicht direkt beobachtet werden; dass aber die Bewegung noch hier durchlief, das zeigt das alsbaldige Wiederauftreten der Spalte auf der rechten Thalseite der Aiha, wo sie gleich in dem untern Bette des Baierbachs von Belemniten führenden Thonen begleitet ist, welche sich auch jenseits des Galgenbergrückens am Abhange gegen Neckarthailfingen hin unter mächtiger Lehmdecke und den Tuberculatusbänken aufgelagert einstellen. Auf ihrem Zuge über diesen Bergrücken schneidet sie die höhere Terrasse Schlaitdorf-Walddorf scharf gegen die tiefer liegende des Galgenbergs und Bauerwalds ab und weist dadurch die erstere unserer zweiten Plateaustufe, die letztere aber den Fildern zu.

Mit der Erreichung des Neckarthals stirbt jedoch die Verwerfung noch nicht ganz ab. Nachdem bei Neckarthailfingen die Tuberculatusbänke des Lias α die Spalte fortwährend bis ins Neckarthal hinab in geneigter Lage begleitet haben, wo sie

---

* Alle Kompassangaben sind auf den wahren Meridian reduzirt.

noch in der Thalsohle gebrochen wurden, steigen jenseits des Flusses die Angulatensandsteine wieder an der Thalwand hinauf und haben ganz unten, im Niveau des Stubensandsteins, wo der Thalabhang etwas zurückspringt, zu einem Steinbruch Veranlassung gegeben. Die Sprunghöhe der Verwerfung nimmt jedoch auf dieser Seite des Neckars schnell ab; denn zwischen Altdorf und dem Nettelbach liegen an der Fortsetzung der Spalte die Numismaliskalke schon in gleichem Niveau mit den Arietenschichten und an der Stelle, wo die Spalte die Eisenbahn kreuzt, ist nur noch eine wenige Fuss betragende Einsenkung der Amaltheenthone in eine flache Numismalismulde zu erkennen. Von hier an weist die seitherige Spaltenrichtung in das Thal des Authmuthbaches gegen Tischardt hin, wo sich übrigens nirgends eine Dislocation mehr zeigt, und also nur noch eine Spaltung des Schichtenzusammenhanges stattgefunden haben könnte.

Wer die Verfolgung dieser Spaltenrichtung auf die Spitze treiben will, dem bieten sich nicht ganz ungegründete Anhaltspunkte: zunächst in der Richtung der oberen Neuffener Thalrinne, welche wieder genau im Streichen der Spalte liegt; sodann aber namentlich in den weiten, ganz mit vulkanischem Tuff ausgefüllten Klüften des mittleren weissen Jura, welchen man auf der Strasse nach Grabenstetten ganz oben am Felsrande der Alb begegnet. Das Streichen dieser mehr als 50 Fuss weiten Klüfte stimmt mit dem der Filderspalte überein und das ebenso gerichtete Einfallen der weissen Deltabänke an dieser Stelle dürfte wohl auch nicht alleinige Folge der Unterwaschung am Steilrande sein, sondern eher einer durchziehenden Spalte zugeschrieben werden.

Allein wenn auch derartige Beziehungen für eine spätere Verknüpfung mit weiteren Indicien nicht aus dem Auge zu verlieren sind, so dürfte es doch jetzt schon, ehe eine grössere Reihe ergänzender Beobachtungen vorliegt, noch zu frühe sein, auf dieselben weitere Schlüsse gründen zu wollen und ich rechne deshalb als sicher nachgewiesen nur die Spaltenerstreckung vom Katzenbacher Hof an bis zur Eisenbahnlinie bei Grossbett-

lingen, wo die Verwerfung abstirbt, in einer Länge von 3¼ geogr. Meilen. Die Richtung der Spalte läuft im obern Viertheil bis an das Knie bei Unteraichen N. 50 W. (h. 8⅔), die unteren ¾ derselben weichen etwas von dieser Richtung gegen Nord ab und streichen N. 42 W. Dass auch diese Spalte von Rohr bis Plattenhardt und von Aich bis Neckarthailfingen von jüngeren Juraschichten begleitet wird, ist aus dem Vorhergehenden bekannt.

Die dritte Spalte endlich, die **Brombergspalte**, trennt die höchste Terrasse von der zweiten und ist zuerst am Kaiserbusch bei Ebningen erkenntlich. Von dort zieht sie ins Würmthal über die Hildrizhauser Mühle, am Fuss des Kirnbergs und Bromberg vorbei, schneidet den Bannwald und den Sauerschlatt zur zweiten Terrasse ab und erreicht am Fusse des Kohlhaus vorbei, über die nördliche Seite der Weibersteig ziehend das Seebachthal bei Bebenhausen, wo sie abzusterben scheint, oder vielmehr in ihrer dislocirenden Wirkung von einer Querspalte abgelöst wird, von welcher später die Rede sein soll. Das Streichen dieser in einer auffallend geraden Linie ziehenden Spalte ist N. 50 W. (h. 8⅔), ihre Länge beträgt auf der angegebenen Strecke 1¾ Meilen. Auch für die Fortsetzung dieser Spalte gegen das Neckarthal und weiterhin lassen sich passend auf einander laufende Bachrisse im Tiefenbach und längs des Echatzthales auffinden, ohne dass ich jedoch beim Mangel genauerer Untersuchungen eine solche hier behaupten möchte. Jedenfalls aber hätte in diesem weiteren Verlauf, wenn er sich bestätigen sollte, die verwerfende Eigenschaft der Spalte durchaus aufgehört, und nur von dieser handelt es sich in dieser Darstellung.

Eigenthümlicher Weise zeigt diese Spalte nirgends in ihrem Verlaufe jene jüngeren Liasgebilde, wie die beiden vorher beschriebenen, sei es nun, dass vielleicht noch wenige Reste unter dem weit verbreiteten Schwemmland, welches den Fuss der Spaltenwand deckt, versteckt liegen, oder dass sie wirklich ganz fehlen. Als jüngstes Liasglied treffen wir nur noch vom Schaichhof an bis in den Sauerschlatt die Oelschiefer und Tuberculatus-

schichten des Lias α, während jenseits des Schalchhofs sogar nur noch die Angulatensandsteine vorhanden sind. Offenbar hat auf dem höher gelegenen Plateau auch die Denudation stärker gewirkt als auf den tieferen Feldern.

Noch muss eine besondere Erscheinung erwähnt werden, welche mit dieser Spalte verknüpft ist. Der Abhang des stehen gebliebenen Gebirgstheils lässt nämlich längs des Kirnbergs und Bromberga bis zum kleinen Goldersbach hin beinahe nirgends den inneren Kern jenes Bergzuges in Aufschlüssen erkennen. Er ist vielmehr ganz überschüttet mit den Resten zerbrochener Bänke des Bonebedsandsteins und des Lias α. Am deutlichsten sieht man diese Erscheinung auf dem „Markwege" von Altdorf auf den Eselstritt. Den ganzen Berg hinauf liegen dort zerstreute Gesteinsbrocken von allen Schichten des Lias α bis zur Grösse von 1 c' in einem sandigen steinigen Lehmboden, der nirgends den unterliegenden Stubensandstein zu Tage treten lässt. Auch die Thone, welche in dem unteren Lias α dieser Gegend eine so hervorragende Rolle spielen, finden sich noch in grösseren unverwaschenen Massen, wie sich in den kürzlich ausgeworfenen Entwässerungsgräben der Waldungen deutlich erkennen lässt. Die Erscheinung ist schwierig zu erklären und wenn nicht die Inselhypothese aus andern Gründen unhaltbar wäre, so wäre hier der Ort, wo sie in einer Ueberlagerung des Lias über den Keuper die einfachste Lösung dieser Verhältnisse zu geben vermöchte. Soll man ein Herabrutschen dieser Theile in der Weise annehmen, dass bei der Bildung der Verwerfungsspalte die weichen und sehr mächtigen Angulatenthone des stehen gebliebenen Theils am Rande der Kluft nachsanken? dann könnte aber hier nicht wohl eine vertikal stehende Spalte angenommen werden, sondern eine schiefe Neigung derselben vorauszusetzen sein, auf deren Abhang die sinkenden Reste zurückblieben. Meine seitherigen Beobachtungen genügen hier nicht, um eine hinreichend begründete Erklärung daraus ableiten zu können; Hypothesen aber, welche nicht auf Beobachtungen fundirt werden können, helfen der Sache nichts.

Bei Betrachtung der beiden treppenartig eingesunkenen

Terrassen wirft sich alsbald die Frage auf, ob das Senkungsgebiet, welches in den bezeichneten Verwerfungsspalten seine scharf markirten Grenzen gegen Ost und West erhalten hat, auch gegen Nord und Süd in ähnlicher scharfer Weise abgeschnitten ist, und ob sich demnach die Ausdehnung des Senkungsfeldes als ein nach allen Seiten bestimmt abgeschlossenes Ganzes angeben lässt. Diese Frage muss verneint werden und zwar in positiver Weise, nicht als ob Beobachtungshindernisse den Nachweis jener Grenzen unmöglich machten, sondern es sind bestimmte Anhaltspunkte dafür vorhanden, dass solche scharfe Gränzen überhaupt nicht existiren. Es ist weder gegen Norden ein bestimmter Anfang der Einsenkung der Schichten vorhanden, noch lässt sich gegen Süden irgendwo ein Ende des gesunkenen Terrains auffinden, die Schichten des Senkungsfeldes beginnen vielmehr im Norden allmählig sich zu neigen und behalten dieses südöstliche Fallen fortwährend bei, bis endlich der ganze Jura an der Donaulinie plötzlich unter dem oberschwäbischen Tertiärgebilde verschwindet. Dies ist der allgemeine Charakter des Verlaufs unseres Senkungsgebiets von NW. — SO.; im Einzelnen der Art und Weise aber, wie dessen einfallende Schichten die Neckarlinie von Norden her erreichen, zeigen die beiden gesunkenen Terrassen ein sehr verschiedenes Verhalten.

Was zunächst das Verhalten der unteren Terrasse, der

Filder

betrifft, so ist ihr Gesammthabitus hinlänglich bekannt als der einer von NW. — SO. sanftgeneigten Fläche; die sinkende Schichtendecke dieses Gebietes hat jedoch neben dieser allgemeinen Neigung noch da und dort besondere, enger begrenzte Einbrüche erlitten, welche ihm den Charakter eines vielfach geknickten Schollenlandes verleihen, wie dies schon weiter oben bemerkt wurde. Auch diese über das gesammte Senkungsgebiet zerstreuten kleineren Störungen scheinen, wie z. B. die Arietenmulde des Hummelberges bei Plieningen und von Nellingen längs bestimmter Linien zu liegen, welche als wenig ausgesprochene Bruchspalten das Senkungsfeld durchziehen; als sicher bestimm-

bar kann aber bis heute nur eine einzige solche Linie gelten und es muss abgewartet werden, ob weitere Detailbeobachtungen auch für die übrigen Einbrüche einen solchen Zusammenhang längs gewisser Richtungslinien nachweisen lassen.

Jene bis jetzt allein bestimmbare Spalte tritt zuerst in der Gegend von Echterdingen auf, wo anfänglich ihre sichere Tracirung, ob gegen Leinfelden oder den Antenbrunnen hin, noch nicht gelungen ist. Von hier aus zieht sie südlich an Bernhausen vorbei, wo sie sich in der synklinen (d. h. von entgegengesetzten Seiten einander zufallenden) Schichtenneigung der Liasbänke auf beiden Seiten des Baches zum erstenmale deutlich bloslegt. Der weitere Verlauf führt zwischen Ober- und Untersielmingen hindurch, über den „Horb und das obere und untere Thal“ nach Unterensingen, wo sie an den nördlichsten Häusern des Orts das Neckarthal erreicht und eine der tiefsten Einsenkungen der Schichten unseres Landes in der grossen Mulde von Köngen veranlasst, in welcher der Neckar bekanntlich sein Bett in die Turnerithone, vielleicht sogar in den Lias γ eingraben konnte. Hier zeigt nun die Spalte auch das gewöhnliche Verhalten unserer Dislocationslinien, indem längs des liasgekrönten Keuperbergs von Unterensingen dieselbe bedeckt ist mit langhinziehenden jüngeren Liasgliedern des β und γ. Diese nahezu diagonal über die Filder laufende Dislocation, welche bei weitem die bedeutendste Störung ihres Schichtenbaues verursacht hat, schneidet jene S. westliche hochgelegene Ecke der Filder ab, auf welcher sich die Orte Obersielmingen, Harthausen und Wolfschlugen niedergelassen haben und gegen welche der gegen 150 Fuss tiefer liegende Theil von Köngen, Neuhausen, Untersielmingen in deutlicher Neigung einfällt. So kommt es, dass in einem von Bebenhausen nach Plochingen gezogenen Profile sogar vier scharf markirte Terrassen: die Hochfläche des Brombergs, das Walddorfer Plateau, die Filder des Galgenbergs und die Köngener Mulde von W. — O. hinter einander auftreten.

Wenn nun auch die am tiefsten gesunkenen Schichten der Köngener Mulde jenseits des Neckars gegen die Alb hin wieder etwas steigen, so ist dies doch nur auf einer kurzen Strecke

der Fall und man würde einen Fehler begehen, wenn man auch ausserhalb dieser engbegrenzten Einsenkung ein gleiches Steigen der Schichten gegen SO. annehmen wollte. Im Gegentheile zeigen die Schichten ausserhalb dieser Mulde auch jenseits des Neckars dasselbe gleichmäsaige Fallen gegen SO., das sie schon diesseits desselben von Vaihingen und Degerloch an angenommen haben. Es ist somit gegen SO. hin nirgends ein Ende der Schichtensenkung zu finden und es geht daraus wohl mit Sicherheit hervor, dass das ganze Gebiet vom Neckar bis zur parallelen Donau gleichzeitig mit den Fildern gegen SO. eingesunken ist; ein Schluss, der sich noch an vielen andern Stellen längs des Fusses der Alb, z. B. im Rammert- und im Schurwald unabweislich aufdrängt. Eben so wenig als sich gegen Süden ein Ende findet, eben so wenig ist auch gegen Norden ein bestimmter Anfang dieses Einsenkens der Schichten zu unterscheiden. Zwar liefert das Nesenbachthal in seinen Mineralwasserabsätzen die unverkennbarsten Spuren, dass es nicht ein blos zufälliges Erosionsthal ist, sondern entschiedener Spaltenbildung entstammt, so dass man sich dadurch versucht fühlen könnte, in der Nesenbachthalspalte das nördliche Ende des Senkungsgebietes finden zu wollen; allein die Schichten jenseits dieses Thales scheinen im Pfarrwald und bei der Solitüde immer noch ein Einfallen gegen SO. zu bewahren, so dass man immerhin wird annehmen dürfen, dass sich die letzten Einwirkungen der Verwerfung bis in jene Gegend erstrecken.

Die Schönbuchfilder.

Ein ähnliches Verhalten zeigt auch die höhere Terrasse, welche durchschnittlich 250 Fuss über der der Filder liegt. Dieselbe bildet, wie schon erwähnt, nicht eine so gleichförmige, zusammenhängende Fläche wie die tiefere Filderterrasse, sie ist vielmehr durch breite Thaleinschnitte in viele einzelne Stücke getrennt, deren Zusammengehörigkeit erst eine Vergleichung der Höhenlage und der Lagerungsweise der einzelnen Abschnitte deutlich nachweist. Offenbar ist die weit gediehene Zerstücke-

übergebe Ihnen hier einen Freibrief," redete Herr Niclas Biddle die Actionärs der neuen Bank an, „welcher der Bank größere Vortheile gewährt, als der früher von den Vereinigten Staaten ertheilte. Wir dürfen jetzt die Aktien anderer Banken käuflich an uns bringen." Und wirklich besitzt jetzt die vereinigte Staaten-Bank auf diese Art mehrere Banken in Georgien, Carolina und Lousiana, die ihr jetzt statt Branchen dienen und sehr wichtige Baumwollgeschäfte machen.

Endlich in den Jahren 1835 und 1836 fielen die Papiergeldfabrikanten und Spekulanten über die Staatsländereien her. Es bildeten sich zu deren Ankauf Körperschaften mit vereinigtem Fond, die dann in den Zeitungen die Städte, Dörfer, Marktflecken, Mühlen, Eisenhämmer, Brücken, Bergwerke, Eisenbahnen und Kanäle ausposaunen ließen, die sie auf den anzukaufenden oder angekauften Landstrecken errichten wollten, und so den Preis ihrer Actien hoben, die sie dann an unerfahrene, mit ihrem Spiel nicht vertraute Käufer, mit ungeheurem Gewinn, wieder abtraten, um unter einem neu aufgebrachten Namen dasselbe einträgliche Geschäft zu wiederholen. Die in diesen Jahren incorporirten Freibriefe von Ländereien-, Eisenbahn-, Kanal- und Baugesellschaften würden, wenn sie zu Stande gekommen wären, nicht weniger als 500 Mill. Thlr. Kapital in Anspruch genommen haben. Der Bauer verließ jetzt den Pflug, der Gewerbsmann seine Werkstätte und der Kaufmann sein Lager, um an diesem allgemeinen Hazardspiele Antheil zu nehmen. Wer konnte jetzt an Sparsamkeit denken, wo man, während man die Nachtmütze über den Kopf zog, arm oder reich werden konnte? — Es wußte kein Mensch mehr, wo er stand, und da man nicht mehr von seinen eigenen, sondern durch den Kredit von den Mitteln Anderer lebte, so war es natürlich einerlei, ob man sich einschränkte oder in seinen Ausgaben mit souveränen Fürsten Schritt hielt. Wer sich jetzt noch auf den Ertrag seiner Arbeit verließ, war ein Tropf, der keinen „spekulativen Sinn" hatte, der am Schmutz der Thürschwelle kleben blieb, und dies waren denn hauptsächlich die nach der Väter Sitte einfach und bescheiden lebenden ausgewanderten Deutschen.

Jetzt erkannte die Regierung ihren gewaltigen Mißgriff und suchte den von ihr zum Theil selbst angeregten Sturm durch das berüchtigte Münzcircular zu beschwören, wodurch die Bezahlung

lung dieser zweiten Terrasse nur eine Folge der hier weiter vorgeschrittenen Erosion, welche bei der höheren Lage dieser Fläche über der gemeinsamen Wasserrinne des gesammten Senkungsgebietes weit stärker wirken musste als auf dem 250 Fuss tiefer liegenden Filderplateau, indem der Fall der nagenden Gewässer ein weit höherer und dadurch zerstörenderer wurde. Erst wenn man sich die in den Keuper tief eingenagten Thalrinnen dieses Gebietes mit ihrem ehemaligen Schichtencomplex wieder ausgefüllt denkt, tritt der Zusammenhang der zerrissenen und abgetrennten Liaslappen deutlich als gemeinsames Plateau hervor. Die konstituirenden Theile desselben bilden zunächst den Zug der Federlensmaad über Weidach bis zum Uhlberg, sodann die Steinenbronner Liasinsel und das Walddorf-Pfrondorfer Plateau, welches durch den Eckberg und den Ochsenschachen mit den Liasflächen von Weil im Schönbuch bis zum Betzenberg ob Neuenhaus und von Holzgerlingen zusammenhängt, das in der weit vorgestreckten Baumgartenwand endlich wieder dem Steinenbronner Zuge und der Federlensmaad die Hand reicht.

Während das soeben umschriebene Gebiet etwa 5,3 Quadratmeilen enthält, misst die Oberfläche der untersten Terrasse, der Filder, nur unbedeutend weniger, und die Filderspalte trennt das gesammte Senkungsgebiet ziemlich genau in der Mitte in zwei gleiche Hälften.

So wie es die Gewinnung eines allgemeineren geologischen Ueberblickes über dieses stark zerrissene Gebiet sehr erleichtert, wenn man die ideelle Restauration desselben als Gesammtplateau vor Augen behält, ebenso möge es auch gestattet sein, zur Bequemlichkeit bei den nachstehenden Erörterungen dasselbe mit einem Collectivnamen zu bezeichnen und diese höhere Stufe der Filder die Schönbuchfilder zu benennen.

Das restaurirte Bild dieser Schönbuchfilder zeigt uns nun eine wellig bewegte Fläche, ähnlich wie die Filder, aber mit dem Unterschiede, dass in der Richtung und Aufeinanderfolge dieser Terrainwellen weit mehr Ordnung und Gesetzmässigkeit als auf der unteren Terrasse herrscht. Es ist eine Reihe lan-

ger, meist paralleler Wellen, welche von SW.—NO. streichend, in kurzen, oft nur 4000 Fuss betragenden Zwischenräumen hinter einander liegen und ihren Grund in einer entsprechenden Anzahl von Parallelspalten haben, welchen die Schichten abwechselnd zu- und wieder abfallen, so dass sie auf diese Weise eine Reihenfolge flacher Sättel und Mulden bilden. So wie die früher abgehandelten drei Verwerfungsspalten des Schurwalds, der Filder und des Brombergs Einem gemeinschaftlichen Systeme angehören, welches N. 50 W. (h. $8^3/_4$) streicht, so bilden auch diese Querspalten ein zusammengehöriges System, dessen Hauptstreichen zwischen N. 52—72 O. (h. $3^1/_2$—$4^3/_4$) variirt und welches das erstere nahezu rechtwinklig durchkreuzt.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, alle, auch die kaum merklichen Mulden- und Sattellinien zu bezeichnen, welche das Gebiet der Schönbuchfilder durchziehen. Eine vollständige Aufzählung der in diesem formenreichen Terrain erkennbaren Spalten würde überhaupt nur auf Grund wiederholter, ins Einzelnste des Schichtenbaues eingehender Untersuchungen möglich sein, wie sie mir nicht zur Seite stehen; für eine kurze Skizze dieses so interessanten Gebietes genügt indessen ein Hinweis auf die Hauptspalten, welche vorwiegend den inneren Bau und damit die äussere Oberfläche desselben bestimmen.

Da ist es nun zunächst die vom Kohlhau bei Bebenhausen über den Eckberg bei Dettenhausen und den Betzenberg bei Neuenhaus sich bis auf den grossen Uhlberg bei Bonlanden ziehende hochgelegene Sattellinie, welche durch eine Trennung der Schönbuchfilder in zwei deutlich geschiedene Theile den grössten Einfluss auf den geologischen Bau dieses Plateau's ausübt, indem von dieser Linie der höchsten Erhebung an die Schichten wie von einer Hauptrippe aus sowohl nach SO. als nach NW. flach abfallen. Die auf diese Weise sich bildenden beiden Theile des Gesammtplateau's, welche als die grossen Seitenflügel des Hauptsattels dieses Gebiets angesehen werden können, zeigen nun in ihrem weiteren Verhalten Eine wesentliche Verschiedenheit. Während der südliche Flügel in mehreren welligen Sätteln und Mulden sich gegen den Neckar hin tiefer

und tiefer senkt, bleibt das Niveau des nördlichen Flügels, wenn auch gegen die Mitte hin merklich eingesunken, und durch schwache Wellen öfters unterbrochen, doch im Wesentlichen sich gleich, ja es steigt sogar an seiner nördlichen Liasgrenze (am Hörnle und am Hohenwart) wieder bis auf das Niveau des Hauptsattels. Es ist dieses Verhalten nichts Anderes, als die Accomodation auch dieses gesunkenen Gebietstheils in seiner Weise an die allgemeine Regel, wonach der Schichtenbau des Landes im grossen Ganzen von NW.—SO. geneigt ist. Einige dieser kleineren Wellenbewegungen des benannten Gebietes wird man leicht auf der Strasse vom Schaichhof nach Holzgerlingen gewahr und dort gelangt man auch an die tiefste Mulde desselben, nämlich an die schon oben angeführte Querspalte, welche vom Brockenberg bei Holzgerlingen durch Altdorf an den Ursprung der Würm zieht und welche am Brockenberg neben der Strasse durch eine deutliche Stauung der Malmbänke charakterisirt wird, während sie am Fusse des Kirnbergs bei Hildrizhausen sogar als Verwerfungsspalte auftritt und dort die Turnerithone neben dem Stubensandstein erblicken lässt. Auch östlich auf der Steinenbronner Liasfläche lässt sich die Fortsetzung dieser tiefsten Einsenkung am südlichen Abhang des Hohenwarts als plötzliche Neigung der Schichten noch deutlich verfolgen und erst von dieser tiefsten Mulde des Holzgerlinger Plateau's an steigen die Schichten wieder gegen NW. empor, bis sie im Hörnle bei Mauren und im Hohenwart bei Steinenbronn sich wieder bis zur höchsten Höhenlage, welche das Plateau überhaupt erreicht, erhoben haben. Der letzten deutlichen Spalte dieses Quersystems begegnet man am nördlichen Fuss des Hörnle's, sie zieht als Einsenkung des Terrains längs dieses ganzen Liaszuges hin und erstreckt sich gegen Westen durch das Glemsbachthal und die Einschnitte der Ketterlenshalde bis an den Sulzberg an der Spitze des Kaiserbuschs, wo sie unfühlbar wird. Gegen Osten ist die Spalte in den dichten Waldungen schwer zu verfolgen, nur soviel ist sicher, dass sie am Fusse des Hohenwarts zwischen diesem und dem Schnellenhau nach Musberg durchläuft und etwas nördlich

von Leinfelden in das Filderplateau einmündet, wo sie nicht mehr erkennbar ist, aber wahrscheinlich im Erlenbrunnen weiter läuft bis sie das Körschthal westlich von Plieningen erreicht. Hier mag sie die schon oben angeführte Arietenmulde veranlassen, welche durch ein beckenförmiges Einsinken der beiden Thalseiten entstand und das letzte erkennbare Zeichen dieser Spalte bildet. Indessen bildet sie keineswegs die nördliche Grenze des Senkungsgebietes, diese scheint sich vielmehr bis in die Nähe von Böblingen zu erstrecken. Wenigstens fallen die oberhalb der Stadt noch in horizontalen Bänken abgebauten Schilfsandsteine so schnell nach S. 15 W. (h. 1.) ein, dass sie schon bei der Kleemeisterei unter der Thalsohle verschwinden, und es möchte beinahe den Anschein gewinnen, als ob bei der Terrasse der Schönbuchfilder die Erstreckung des Senkungsgebietes gegen Norden sich in bestimmterer Weise abgegrenzt habe, als dies in dem allmähligen Uebergang der Filderstufe, aus der geneigten in die horizontale Lagerung der Fall ist. Hierüber können nur eingehende Untersuchungen in dem Keupergebiet zwischen Böblingen und Leonberg Gewissheit verschaffen.

Dass ausser den angeführten Parallelspalten noch weitere, welche zu diesem Systeme gehören, unsere Hochfläche durchziehen, würde eine umfassende Untersuchung dieses für die Kenntniss der Bewegungen unserer Erdkruste so interessanten Gebietes mit Sicherheit ergeben. Ich mache hier nur noch auf Eine aufmerksam, deren genauere Untersuchung mir jedoch bis jetzt an zu wenigen Stellen möglich war, um mich mit aller Sicherheit über ihren Verlauf aussprechen zu können. Es ist dies die Spalte, welche am nordwestlichen Abfall des gegen die Weidacher Liasfläche eingesunkenen grossen Uhlbergs über den südlichsten Häusern von Plattenhardt beginnt, zwischen Bildhau und Bechtenrain an der Burkhardtsmühle vorbeizieht, die Bachrisse der Glashütte und des Hirschlandbaches bei Dettenhausen veranlasst, und die Hauptrippe der Schönbuchfilder zwischen Eckberg und Ochsenschachen gerade an der Stelle durchschneidet, welche die neue Tübinger Poststrasse als tiefste

Einsenkung des Bergrückens zu ihrem Uebergang sich ausgesucht hat.

Einige weitere Spalten, welche den nördlichen Theil der Hochfläche, aber in anderer Richtung durchziehen, werden am Schlusse dieses Abschnitts Erwähnung finden, dagegen wenden wir uns nun zu der Lagerungsweise des südlichen Theiles unserer Hochfläche, welcher aus dem grossen Liasplateau von Pfrondorf-Waldhausen besteht, dem sich gegen Westen noch die abgetrennten Parthieen des Bebenhausener Kirnbergs, sowie der Waldhauser und Hagellocher Liasflecke anschliessen.

Wie schon oben bemerkt, unterscheidet sich der zusammenhängende südliche Theil der Schönbuchfilder vom vielfach zerrissenen nördlichen hauptsächlich darin, dass er von dem Hauptsattel der Uhlberg-Kohlhau-Linie aus gegen den Neckar fortwährend tiefer einsinkt. Die Walddorfer Hochfläche bildet im grossen Ganzen eine von NW.—SO. geneigte Fläche, deren höchste Kante an ihrem nördlichen Ende liegt und die rechte Seite des Schaichthals bildet. Während im Norden ihre höchsten Punkte etwa 1560 Pariser Fuss über dem Meere liegen, senkt sie sich gegen Süden bis auf etwa 1250 Fuss, also um 260 bis 300 Fuss. Der Abfall dieser Liasfläche von NW.—SO. ist jedoch nicht durchweg ein gleichmässiger, stätiger, sondern er geschieht bald muldenförmig, bald in Absätzen, welche wie im nördlichen Theile der Schönbuchfilder in langen Linien das Plateau durchziehen und ihren Grund ebenfalls in den Spalten haben, welche den Schichtenbau dieses ganzen Gebietes durchsetzen. Am bequemsten bekommt man einen Einblick in diese vielfache Muldenbildung auf der alten Strasse von Dettenhausen nach Tübingen, wo sich auf einer Strecke von 1½ Stunden fünf Mulden hinter einander folgen, deren fortwährendes Auf- und ab auch endlich die Verlegung der Poststrasse in den geebneteren Thalweg zur Folge hatte. Auch auf diesem Theile des Plateau's ist es mir eben so wenig als auf dem nördlichen möglich, alle kleineren Einsenkungen zu verfolgen; es möge an der Bezeichnung der wichtigsten Spaltenlinien genügen, welche für den ganzen Charakter dieses Plateau's massgebend sind.

Die erste dieser Einsenkungslinien, welche die Nonnenhäulesspalte heissen mag, ist zuerst zwischen Wolfschlugen und Grötzingen fühlbar, wo sie durch einen Bachriss den Benzberg vom Filderplateau trennt und in gerader Richtung durch Aich zieht. Jenseits der Aiha ersteigt sie in deutlich auf einander laufenden Wasserrissen die Hochfläche von Schlaitdorf, in deren nördlicher Kante sie bis in den Meridian von Walddorf fortläuft, von wo an sie auch auf der nördlichen Seite noch von einem Streifen Lias, dem Fuchswasen und dem Erlenbusch begleitet wird. Dieser begleitende Liaszug ist aber nicht horizontal gelagert, sondern neigt sich in starkem Fallen gegen die Spalte, so dass an dem Ausstreichen desselben gegen das Schaichthal eine 70 Fuss tiefe Einsenkung zwischen der Häslacher Höhe und der letzten Ecke des Fuchswasens entsteht. Hier oben, hart am Eintritt der Spalte ins Plateau liegen auch gleich die ersten Steinbrüche in „verfaulten" Arietenkalken, welche bis an die Strasse von Walddorf nach Dettenhausen fortwährend anhalten. Westlich neben diesen letzteren Arietenbänken liegt nun, ziemlich parallel mit dem Strassenzug, ein schmaler Streifen Turnerithone, wie sich in den für eine Obstbaumanlage frisch geöffneten Baumlöchern dieses Frühjahr erkennen und an den häufigen *Terebr. Turneri* nachweisen liess. Dann folgt weiter westlich die von Herrn Dr. Baur aufgefundene Platte von Numismalismergeln. Hinter dieser, immer gegen Westen, liegen am Wege, der in das kleine Waldgebüsch des Nonnenhäules hinaufführt, gebleichte Thone mit *Am. amaltheus*, *Bel. paxillosus*, *clavatus* und verkiesten kleinen Gasteropoden, in den Thonen Nagelkalke und eine harte Steinbank voll Belemniten, Nuculen, Pecten und den schönsten basaltiformen Pentacriniten. Weiter aufwärts deckt die Ackererde den Schichtenbau, darin liegen aber vereinzelte Stücke der Stinksteinbänke des Lias ε und hin und wieder ein *Bel. digitalis*. Geht man auf diesem Wege vollends bis ans Ende des Gebüsches, so findet man da, wo der Fussweg von Walddorf her einmündet, unter herabgerutschtem Malmschutt versteckt, feinblättrige verwitterte Thone mit kleinen Geoden von Thoneisenstein. Ob ich gleich kein Petre-

fakt darin finden konnte, so nehme ich doch nach Lagerungsweise und petrographischem Charakter keinen Anstand, dieselben als Opalinusthone anzusehen, so dass hier in ununterbrochener Reihenfolge alle Glieder des Lias nebst der untersten Abtheilung des braunen Jura zu finden wären. Das Nonnenhäule weist also, wie schon früher Kimmichsweiler, darauf hin, dass zur Zeit der Senkung die Opalinusthone dieses Gebiets von der Denudation noch nicht weggewaschen waren, sondern dass sie mit den jüngeren Liasgebilden zusammen noch hergehoch die Schichten bedeckten, auf deren Oberfläche jetzt das Menschengeschlecht seine Werkstätte aufgeschlagen hat.

Dass an Verwerfungsspalten sich solche jüngere Juraglieder häufig erhalten haben, ist von den beiden Verwerfungsgrenzen der Filder, sowie von andern Dislocationsspalten hinlänglich bekannt; es darf also nicht wundern, wenn diese Regel hier ebenfalls eingehalten ist. Das Merkwürdige der Verhältnisse im Nonnenhäule ist nur das, dass diese Liasglieder nicht über einander, sondern neben einander zu liegen scheinen. Ob sie sich hiebei, wie wahrscheinlich, dachziegelförmig überdecken, oder ob die Unterlage der einzelnen Liasglieder immer direkt der Angulatensandstein bildet, darüber verhindert der dichte Wiesenteppich jede Beobachtung, und Schürfen allein könnte hierüber Gewissheit verschaffen. Man wird sich indessen an jener räthselhaften Stelle, besonders wenn man das hügelförmige Absetzen der geneigten Arietenkalke auf den Angulatenbänken in Rechnung zieht, kaum des Eindrucks erwehren können, dass hier Rutschungen mit im Spiele sind; allerdings keine Rutschungen, wie sie heut zu Tage an den entblössten Schichtenköpfen unserer Thäler durch Erosion eingeleitet werden, hiegegen spricht schon die horizontale Lagerung und der enggeschlossene Schichtenbau des Gammas und Deltas, sondern Rutschungen, welche bei der Senkungskatastrophe selbst stattfanden und von einer seitlichen Verschiebung der Schichten längs der Spalten begleitet gewesen sein müssen, vermöge deren sie zuletzt über einander wegglitten. Wie man sich einen solchen Hergang zu denken habe, das ist freilich vorläufig ein Räthsel, dessen Entzifferung

ohne die aufmerksamste Detailuntersuchung der ganzen Spaltenlänge nicht versucht werden kann.

Wenn mir, eine so eingehende Untersuchung vorzunehmen, auch nicht gestattet war, so muss ich doch zweier Beobachtungen hier Erwähnung thun, welche meines Erachtens gleichfalls auf eine seitliche Schichtenverschiebung längs der Spalte hinweisen. Dahin gehört zunächst der Fund paxilloser Belemniten

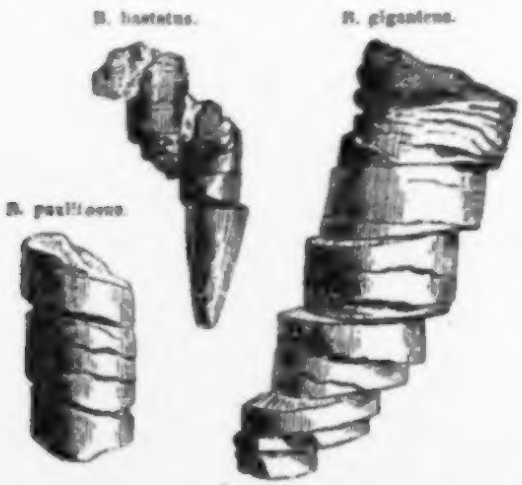

aus den Amaltheenthonen des Nonnenhäules, welche jene staffelförmige Verschiebung zeigen, wie sie wohl nur durch seitlichen, verschieden stark wirkenden Druck entstehen konnte. Das Vorkommen solcher verschobener Belemniten wird von mehreren Orten erwähnt, immer aber in Schichten, welche notorisch eine Störung erlitten haben. Am häufigsten und schönsten mögen sie wohl im Ries* auftreten, wo sie am äusseren Senkungswall des grossen Rieskessels eine gewöhnliche Erscheinung in allen Horizonten des braunen und weissen Juras bilden. Leider sind meine Exemplare nicht im Lager anstehend, sondern schon ausgewittert im Gebirgsschutt gefunden worden, so dass

* *Belemnites giganteus* und *hastatus* der Abbildung ist im Ries gefunden, *B. paxillosus* im Nonnenhäule.

über das Streichen der Treppenabsätze keine Beobachtung mehr gemacht werden konnte. Es ist daher auch nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Abtreppung nicht von oben nach unten, statt von der Seite her stattgefunden hat. Wenn nun aber auch diese Form eine Wirkung des Seitendrucks sein mag, so kann man doch immer noch Zweifel darüber hegen, ob derselbe nicht blosse Folge eines einfachen Herabrutschens der am Abhang liegenden Amaltheenthone ist, welcher mit der Senkungskatastrophe in gar keinem Zusammenhange mehr stand, sondern vielleicht in weit späterer Zeit stattgefunden hat. So unwahrscheinlich dies auch ist, und so sehr hiegegen das Auftreten dieser Belemnitenverwerfungen im Ries spricht, wo sie sich häufig im Lager, aber immer als seitlich verschobene beobachten lassen, so würde ich doch diesen Funden kein weiteres Gewicht beilegen, wenn nicht eine andere Erscheinung hinzuträte, welche ebenfalls für eine horizontale Verschiebung der Spaltenränder spricht.

Es ist dies das Vorkommen von Rutschflächen mit Spiegeln, das sich in den Stubensandsteinbrüchen zwischen Aich und der Schlaitdorfer Hochfläche beobachten lässt. Dort ist am bewaldeten Thalabhang eine etwa 400—500 Fuss breite Zone, gerade an der Stelle, welche in der Spaltenlinie liegt, die von einer Unzahl polirter Rutschflächen durchzogen ist. Die grosse Mehrheit derselben streicht parallel mit dem Spaltenzuge, während sich andere auch in anderer Richtung, besonders von N.—S. streichend, finden. Die Klüfte, auf denen diese Rutschflächen auftreten, stehen meist lothrecht, doch kommen auch bis zu 50° geneigt stehende vor; sämmtliche Rutschflächen aber, welche auf diesen verschiedenen Klüften vorkommen, sind nicht vertikal, wie man dies bei einer Senkung erwarten sollte, sondern nahezu horizontal mit einer geringen Neigung gegen Osten abwärts gestreift. Die Friktionsflächen sind glatt; bald mehr bald weniger striemig gefurcht und spiegeln oft mit lebhaftem Glanze, während sich häufig an dem Querschnitte der abgeschliffenen Quarzkörner erkennen lässt, dass hier eine wirkliche Reibung stattgefunden hat. Zwischen den beiden sich zuge-

kehrten Friktionsflächen hat sich bald ein dünner, oft durchsichtiger, oft opak abblätternder Kalkspathüberzug abgesetzt, bald fehlt eine solche Zwischenlage gänzlich. Bemerkenswerth ist ausserdem noch, dass eine sehr grosse Zahl solcher Friktionsklüfte parallel hinter einander liegen, so dass das Gestein an manchen Stellen in nur zolldicke vertikale Sandsteinplatten gespalten ist, welche auf beiden Seiten mit solchen Spiegeln versehen sind.

Das Vorkommen solcher horizontal gestreifter Rutschflächen ist schon an vielen andern Orten, namentlich auch in Erz- und Gesteinsgängen beobachtet werden,* wie sie z. B. bei dem Goldgange von La Gardette (Isère) über 400 Meter weit in Einer Richtung verfolgt worden sind. Auch bei uns kommen dergleichen Horizontalstreifen noch öfters vor, z. B. bei Bebenhausen im Bonebedsandstein, und bei der Kannstatter Ziegelhütte im Muschelkalk. Graff hat diese Erscheinung bei La Gardette durch eine um 90° erfolgte Umstürzung des ganzen betreffenden Gebirgstheils zu erklären versucht, was ich dahin gestellt lassen muss. Dass aber eine solche Erklärungsweise auf die Verhältnisse bei Aich nicht anwendbar ist, leuchtet bei der nahezu horizontalen Lagerung der Stubensandsteinbänke in die Augen.

Weit eher möchte ich diese Erscheinung mit der Veränderung in Zusammenhang bringen, welche die Rotationsgeschwindigkeit eines Punktes der Erdoberfläche erleidet, wenn er der Erdaxe genähert wird, wie dies im vorliegenden Falle beim Einsinken der Filder um mehrere hundert Fuss geschehen musste. So gering auch die ursprüngliche Differenz der Umfangsgeschwindigkeit des anfänglichen und des sekundären Lagerungspunktes immer sein mag und so viel auch von dieser geringen Differenz noch durch die Reibung der Kluftflächen beim Niedersinken absorbirt werden mag, so lässt sich doch annehmen, dass wenigstens in einzelnen Fällen die gesunkene Masse noch einen, wenn auch noch so unbedeutenden Ueberschuss ihrer ursprünglichen

* Naumann, Lehrbuch der Geognosie II. Aufl., p. 928.

der Staatsländereien in Geld und Silber angeordnet wurde. Früher schon hatte sie den neunmonatlichen Kredit, welchen die Kaufleute bei der Entrichtung der Eingangsgebühren genossen, aufgehoben, und hiedurch der zu großen Einfuhr englischer und französischer Waaren entgegen zu wirken gesucht. Aber diese Maßregel kam zu spät und beschleunigte nur die allgemeine Katastrophe. * Am 10. Mai stellten alle Banken von New-York zu gleicher Zeit ihre Baarzahlungen ein, und die andern Banken der Union, sobald sie hievon Nachricht erhielten, folgten gemeinschaftlich diesem Beispiel. Was seither vorgefallen, und wie die Regierung in ihrem Kampf um Unabhängigkeit von den Banken durch das Subtreasury-System von ihren Gegnern besiegt worden ist, ist unsern Lesern durch die Zeitungen bekannt. — Wir wollen hier nur noch zur leichteren Uebersicht einige Tabellen (aus den officiellen Angaben des Sekretärs der Schatzkammer entnommen) beifügen, um die successive Steigerung des Papiergelds in den Vereinigten Staaten unsern Lesern anschaulich zu machen. Es sollen diese auch zum Theil unser vorausgeschicktes Raisonnement bestätigen und eine Lehre enthalten, die bei der neuesten Richtung unserer Zeit vielleicht nicht ganz überflüssig ist.

* Daß sie diese Katastrophe nicht herbeigeführt, beweist schon der bei den diesfälligen Congreßverhandlungen ermittelte Umstand, daß zur Zeit, als die Banken ihre Baarzahlungen einstellten, nur etwas mehr als 4 Millionen Thaler in den Kassen der westlichen Depositenbanken, mit Einschluß des Staates Michigan, sich befanden, und in den südwestlichen Banken befanden sich kaum 12 Millionen Thaler in gemünztem Gelde.

grösseren Umfangsgeschwindigkeit behalten habe. Dieser kleine Rest einer Bewegung, welche an dem neuen Lagerungsorte als eine von West nach Ost schiebende Kraft sich äussern musste, genügt aber vollkommen, um jene horizontalen Rutschflächen zu veranlassen. Zieht man die kolossalen Massen in Betracht, welche die Träger jener so geringen Bewegung sind, so ergibt sich, dass, wenn der eine Faktor des zur Bildung solcher Rutschflächen nothwendigen Kraftmomentes auch noch so klein ist, der andere desto riesigere Dimensionen besitzt, und demnach das Produkt aus beiden immerhin noch ein sehr respektables sein kann. Jedenfalls mag es häufig noch zu der Wirkung hinreichen, dass die gesunkenen Massen noch einige Linien vorwärts, d. h. nach Osten geschoben werden, und diese kurze Bewegung würde bei dem kolossalen Druck, der auf den Bänken ruhte, genügen, nicht nur alle Spuren des seitherigen vertikalen (parabolischen) Senkungsweges durch die nachfolgenden Schliffrichtungen auszuwischen, sondern auch noch die Richtung der letzten Bewegung dem Gesteine bleibend aufzudrücken, welche offenbar nur eine der horizontalen sehr nahe kommende sein kann.

Ganz harmonisch würde sich nach dieser Anschauungsweise auch die Thatsache erklären, dass das Vorkommen der Schliffe nicht auf eine Einzige Kluftfläche, auf eine Einzige Linie beschränkt ist, sondern eine gegen 400 Fuss breite Zone einnimmt, innerhalb deren unzählige solcher Spiegelklüfte parallel hinter einander liegen. Der unmittelbar an die Verwerfungsspalte anstossende Theil der gesunkenen, nach Osten in Bewegung begriffenen Massen, müsste nämlich durch die Reibung an der Verwerfungskluft zuerst zur Ruhe gelangen, während der Rest der Masse durch das Beharrungsvermögen noch in Bewegung bliebe. Dadurch muss ein Abbruch zwischen dem zur Ruhe gelangten und dem sich noch bewegenden Theile erfolgen, dessen Kluft sich ebenfalls spiegelartig abschleift, durch diese Reibung einen weiteren Theil der bewegten Masse festbremst, der sich wieder mit Spiegeln bedeckt, und so fort so lange, als der Rest der Masse noch eine Bewegung hat. Die Breite der so ent-

standenen Schlifflächenzone ergibt also einen relativen Massstab für die Grösse des Bewegungsmomentes der gesunkenen Massen.

Die Stichhaltigkeit der gegebenen Erklärungsweise vorausgesetzt, würde aus dem zuletzt Ausgeführten noch weiter folgen, dass die Spalten des peripherischen Systems nicht alle gleichzeitig mit einander entstanden sein können, sondern dass wenigstens bei der Aihaspalte das auf der südlichen Seite derselben gelegene Gebiet zuerst einsank, und dann erst, als die nach Osten gerichtete Bewegung desselben aufgehört hatte, die nördliche Seite nachkam, wobei freilich der zwischen beiden Einsinkungen liegende Zeitraum möglicherweise nur wenige Minuten betragen haben konnte.

Ob diese Hypothese, deren Grundlage wesentlich eine mathematische ist, sich haltbar erweist, mögen Männer vom Fache entscheiden. Eine gründliche Behandlung dieser Frage, verbunden mit erschöpfender Untersuchung der wirklichen Verhältnisse verspricht lohnende Resultate noch über manche andere Seiten derselben, wenigstens erlaubt das reiche Gebiet dieser Spiegel bei Aich und Bebenhausen noch verschiedene Beobachtungen über Richtung und Neigung der Schliffe, welche dem geduldigen Sammler der einzelnen Thatsachen noch weitere Aufschlüsse über das Spiel der hiebei thätigen Kräfte versprechen. Möchten die Mathematiker die so viele interessante Seiten darbietende Frage der horizontalen Schlifflächen einer umfassenden Würdigung unterwerfen.

Wenden wir uns nach diesem Excurs über die Seitenverschiebung der Spaltenränder wieder ins Nonnenhäule zurück, um den weiteren Verlauf der Dislocationslinie zu verfolgen, so verbirgt uns gegen Westen hin der dichte Wiesenteppich zunächst jede Spur von Gebirgsschichten. Erst im nächsten Walde, in dem kurzen Bachriss, welcher von Norden her in den Heckenklingenbach führt, treten die Arcuatenkalke, welche sich auch im Heckenklingenbach selbst, steil einschiessend, finden, gegen die Spalte hin fallend auf. Ebenso begegnet man denselben wieder in der dreigabeligen Eichenfürstklinge (nicht zu verwechseln mit dem weiter westl. gelegenen Eichenfürstbach). Steigt man

im nördlichen Bachriss über die dortigen, verworren durch einander gerutschten, räthselhaft gelagerten Arietenbänke aufwärts, so hören dieselben, wenn wir in die kreuzende Richtung der Verwerfungsspalte eintreten, plötzlich auf, das seither steilwandige Bachbett zeigt mit einem Male eine kleine gegen Osten weisende Ausweitung, deren Wände nicht mehr von Liasschichten, sondern vom oberen Keupermergel gebildet werden, der nach wenigen Schritten in regelmässiger Weise unter dem Bonebedsandstein und dem ihm folgenden Angulatensandstein verschwindet. Hier ist also die Stelle, wo die Spalte durchläuft, wieder scharf bestimmbar und ergibt mit den Punkten der Fuchswasenecke und den Aicher Rutschflächen die Richtung derselben in deutlich ausgesprochener Weise. Diese Richtung weist nun auch über die etwas eingesunkene Liasfläche hinweg geraden Weges in die tiefe Mulde des Eichenfürstbaches, in dessen oberem Theile abermals die Arietenkalke auftreten, zum deutlichen Beweise, dass wir es in dieser Bachklinge nicht mit einem gewöhnlichen Erosionsthale, sondern mit einer Einsenkung der Schichten zu thun haben, welche erst die Bildung des Thales zur Folge hatte.

Die weitere Erstreckung der Spalte gegen Osten wird zweckmässiger weiter unten bei den Lagerungsverhältnissen von Bebenhausen zur Sprache kommen, weshalb wir uns vom Eichenfürstbach auf kürzestem Wege zur nächsten Parallelspalte begeben, welche wir auf der alten Tübinger Poststrasse nur 2000 Fuss weiter südlich auf dem Gipfel des Eichenfürsts treffen und die wir die Aihaspalte nennen können. Das Auftreten derselben an diesem Punkte ist bemerkenswerth, indem hier, oben auf der Angulatenplatte, mit einem Male der rothe Keupermergel auftritt, den wir in dem Wege, der in gerader Linie nach dem Einsiedel abzweigt, wenige Schritte von der Strasse entfernt, anstehend finden. Lässt man sich die Mühe nicht verdriessen, denselben im Walde zu verfolgen, so wird man von ihm längs eines zur Linken fortlaufenden Lias-Walls in die südlichste Gabel der Eichenfürstklinge und von dort in die Heckenklinge geleitet, während zur Rechten alsbald das Plateau des

Angulatensandsteins wieder auftritt. Man geht also dort auf einer Verwerfungsspalte von vielleicht nur 30 Fuss Sprunghöhe hin. Lässt man den westlichen Verlauf der Spalte vorläufig unberücksichtigt und folgt derselben gegen Osten, so ist sie zunächst im Heckenklingenbach deutlich an dem steilen, nahezu saigeren Einfallen der dortigen Arietenkalke, so wie an dem verrutschten Vorkommen von Raricostatenthonen und Numismaliskalken zu beobachten. Von hier ab auf langen Strecken nur noch an der muldenförmigen Einsenkung der Erdoberfläche, aber mit aller Entschiedenheit erkenntlich, zieht sie nördlich von Walddorf am Häslacher Wirthshaus über die Walddorf-Schlaitdorfer Strasse, durchschneidet sodann Schlaitdorf der Länge nach, wo sich in ihr wieder ein Rest von Arietenkalken erhalten hat, und veranlasst in deutlicher Trennung der Hochfläche in zwei Theile den Baiersbach, von dem aus sie bei Grötzingen in das Aihathal austritt. Sie bildet von hier an auf längerer Strecke dieses merkwürdige Paralleltal des Neckars, veranlasst bei der Ulrichshöhle das wild durch einander geworfene Steinmeer des Bonebedsandsteins, sowie die Rutschungen des obern Keupers oberhalb Oberensingen und schneidet den Zitzishauser Berg noch von den Fildern ab, ehe sie im Neckarthal und in der Köngener Mulde verschwindet. Möglicherweise lässt sich noch eine weitere Fortsetzung derselben nachweisen, wenigstens bieten die Verhältnisse bei der Kirchhofskapelle von Unterboihingen und besonders vom Lerchenberg bei Steinbach noch einige Anhaltspunkte für ihre Weitererstreckung.

Was nun den langen Streifen Landes, welcher zwischen den angeführten beiden Spalten liegt, anbelangt, so zeigen dessen Schichten von Schlaitdorf bis an die Walddorf-Dettenhauser Strasse hier ein beständiges Einfallen nach SO., das auch vielleicht noch auf der weiteren Strecke bis an die drei Eichenfürstklingen anhält, bei dem Mangel genügender Aufschlüsse auf letzterer Strecke aber durch Beobachtung nicht festgestellt werden kann. Um so mehr überrascht jenseits dieser Klingen das auf der ganzen Strecke bis zum Eichenfürst hinauf anhaltende Einfallen der Bänke in beinahe umgekehrter Richtung — NO.,

und dies um so mehr, als die Stelle, wo dieser Fallrichtungswechsel zum erstenmal beobachtet werden kann, von der abnormen Erscheinung begleitet ist, dass inmitten eines Bonebedsandsteinfeldes plötzlich stark zerklüftete und zerbrochene Arietenbänke in gerader Richtung von N.—S. über die drei Zweige der Eichenfürstklinge herüberliegen, wie wenn an der Stelle, wo sich die Ebenen der beiden Schichtenneigungen berühren, ein Querbruch des zwischen beiden Spalten laufenden Bandes stattgefunden und die Schichten in eine dort sich bildende Kluft tiefer eingesunken wären. Eine definitive Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung vermag ich jedoch aus dem heutigen Umfang meiner Beobachtungen keineswegs abzuleiten.

Während die so eben abgehandelten Dislocationslinien auf ihrem ganzen Zuge einander nahezu parallel bleiben, weicht eine dritte Spalte dieses Plateau's wesentlich von dieser Richtung ab. Es ist dies die muldenbildende Linie, welche im Neckarthal unterhalb Pfrondorf „im grossen Stück" beginnend, in der Viehhausklinge das Plateau von Einsiedel durchschneidet, über den Dürreberg, an Rübgarten, Dörnach und Altenrieth vorüber, unterhalb dieses Orts wieder in das Neckarthal einmündet und in diesem für weitere Beobachtung verschwindet. Die Richtung dieser Spalte streicht N. 52 O. (h. 3 1/2), divergirt also mit den beiden ersteren etwa um 20°. Was diese Linie besonders kennzeichnet, das ist, dass ihr Verlauf in anhaltend deutlicher Weise sich in der Terrainbildung ausspricht, obgleich nirgends in ihrem Zuge ein schroffes Abbrechen der Schichten, sondern nur ein muldenbildendes, synkline Einsinken derselben gegen die Spalte hin stattfindet, so dass letztere gleich von ihrem ersten Auftreten an, wo sie die unterste Spitze des Pfrondorfer Höhbergs in deutlicher Klingenbildung durchschneidet, bis an den Fuss von Altenrieth Schritt vor Schritt verfolgt werden kann. Von den in ihrem Verlaufe auftretenden Erscheinungen sei hier als die interessanteste eine eisenockerreiche Kalktuffablagerung auf dem Einsiedel erwähnt, welche sich gerade über die Spalte her abgesetzt hat und deren Kenntniss wir den darin nöthig erfundenen Drainageanlagen verdanken.

Auf vorstehende drei Hauptspalten des Walddorfer Plateau's folgen gegen den Neckar hin noch zwei weitere, aber weniger deutlich ausgesprochene Linien, längs deren gleichfalls eine fortlaufende Muldenform des Terrains beobachtet werden kann. Die Eine zieht von der Mündung der Echaz in den Neckar an die Mühle auf dem linken Neckarufer bei Neckartenzlingen, die Andere liegt in der Richtung von den untersten Häusern dieses Orts nach den nördlichsten Wohnungen von Pliezhausen. Beide Spalten sind nur hin und wieder deutlich markirt und verschwinden oft auf längere Strecken dem Auge. Bemerkenswerth an ihrer Richtung ist die sich fortwährend steigernde Divergenz mit den obersten Spalten dieses Gebietes bei Walddorf.

Die drei zuletzt aufgeführten Linien sind sämmtlich Muldenlinien, so dass immer zwischen je zwei derselben nothwendig noch eine Sattellinie existiren muss, welche jedoch nirgends in ausgesprochener Weise sich finden lässt, wie dies wohl aus dem Abwaschungsprocess der Höhen zum Voraus gefolgert werden kann.

Auf diese Weise überzieht sich nun das Plateau mit einer Reihe hinter einander liegender Sättel und Mulden in merkwürdiger Regelmässigkeit und wenn auch die Neigungswinkel dieser Dislocationen sehr flache sind, so ist darin doch eine so eigenthümliche Lagerungsform eines ganzen Plateaus gegeben, dass diese Erscheinung zu den bemerkenswerthesten Strukturen der Erdrinde in unserem Lande gezählt werden mag. Die plateaubildende Tafelform des schwäbischen Schichtenbaues zeigt darin deutliche Anklänge an die Kettenform und wie ein schwaches Miniaturbild gemahnen diese niederen Schichtenwellen an die mächtigen hintereinander liegenden Gewölbeketten des schweizer Jura, so dass man gerne mit dem Gedanken spielt, als ob ein schwacher Anfang oder ein letztes Ausklingen der mächtigen schweizer Bewegung hier auf den schwäbischen Hochebenen zu suchen sei. Ob in diesem Spiele der Phantasie ein keimfähiger Kern verborgen liege, das können nur fortgesetzte Lagerungsstudien in dem schwäbischen Stufenlande darthun, welches in der anhaltenden Gleichförmigkeit seiner einzelnen Formations-

glieder, sowie in dem Umstand, dass sein Boden zwar Bewegungen, aber keine solche von verwirrender Heftigkeit erlitten hat, Eigenschaften besitzt, welche es vor vielen andern Ländern geeignet macht, als dankbares Untersuchung-feld für die Bewegungsgesetze der Erdkruste zu dienen.

In der vorstehenden Darstellung des Walddorfer Plateaus sind die beiden nördlichsten Spalten desselben nur bis an den Kimbach verfolgt worden, es ist deshalb nachträglich ihre Erstreckung gegen West hier noch nachzuholen. Verlängert man zu diesem Behufe die Linie Schlaitdorf-Heckenklinge-Eichenfürst so gelangt man über die tiefste Einsenkung des zwischenliegenden langen Rückens in gerader Richtung in das Seebachthal nach

Bebenhausen,

dieser schon lange entdeckten, aber immer noch unentzifferten Hieroglyphe der Geologie.

Auch meine Untersuchung muss darauf verzichten, jene Verhältnisse in ihrem ganzen Umfang enträthseln zu können, dazu gehören ins kleinste Detail sich erstreckende, in dem ununterbrochenen Waldgebiete sehr zeitraubende Beobachtungen. Die nachstehende Darstellung versucht nur, das Wesentliche jener Verhältnisse zu beleuchten, und den Schlüssel aufzufinden, welcher zur Entzifferung der Hieroglyphe nöthig ist.

Die oben gezogene Verlängerungslinie schneidet am südöstlichen Anfange der Weibersteige ein, zieht am Abhange derselben hin, über die Kaltbuchlesklinge weg, und scheint, immer ihre Richtung in gerader Linie verfolgend, an den Thalassitenbänken des Jordanswaldes hinzulaufen, bis sie auf der Fläche der Fohlenweide sich verliert, nachdem sie, wie es scheint, zum letztenmale bei einer alten Wolfsgrube sich fühlbar gezeigt hat. Dass diese Verlängerung der Spalte aber nicht eine willkürliche, nur graphische ist, sondern in der Wirklichkeit besteht, das zeigen die Erscheinungen, welchen wir in dieser Linie begegnen.

Besonders ist es der Abhang der Weibersteig, welcher die Aufmerksamkeit des Geognosten fesselt. Derselbe besteht seiner ganzen Länge nach aus Liasablagerungen, welche in ihrer grossen

Masse der Region des *Am. angulatus* anzugehören scheinen, an manchen Stellen aber bis hinauf in die Region des *Pentacr. tuberculatus* reichen. Gewöhnlich wird dieser an den Abhang des Bergs angeklebte Liaszug als ein übergestürztes, durch Unterwaschung verrutschtes Trümmerfeld bezeichnet; die Erscheinung hat indessen auf mich einen andern Eindruck gemacht.

Die Entscheidung, ob eine Erscheinung als Verrutschung oder Verwerfung aufzufassen ist, bildet in manchen Fällen eine der schwierigsten Aufgaben der Untersuchung. So behutsam deshalb auch der Geognost darüber zu wachen hat, dass er Verrutschungen nicht leichthin für Verwerfungen erklärt, so sehr wird er sich auch vor dem umgekehrten Fehler zu hüten haben, die oft verwischten und versteckt liegenden Unterschiede beider Erscheinungen zu übersehen und eine Verrutschung der Oberfläche für den Typus auch des inneren Baues der fraglichen Ablagerung zu halten. Besonders wird er nicht aus dem Auge verlieren dürfen, dass in vielen Fällen notorische Verrutschungen von heute, ihre ursprüngliche Veranlassung in alten Verwerfungen finden, indem bei der Verwerfungskatastrophe nicht selten der Schichtenzusammenhang der gesunkenen Bänke etwas gelockert und der Erosion besonders günstige Angriffspunkte geschaffen wurden. So findet man z. B. am Abhang des Schurwalds oberhalb Plochingen, fortwährend in Bewegung befindliche Verrutschungen der oberen Keupermergel und der jüngeren Liasschichten, aber eine behutsame Würdigung sämmtlicher Verhältnisse lässt deutlich die Natur einer alten Verwerfung erkennen, deren dislocirte Massen sich durch heute noch ablösende Verrutschungen ins Gleichgewicht zu setzen suchen. Besonders leicht entstehen aber nachträgliche Verrutschungen an solchen Stellen von Verwerfungsspalten, wo diese durch querlaufende Bachrisse bloßgelegt wurden, wie dies z. B. bei der Weibersteig durch die Kaltbuchlesklinge und das obere Seebachthal geschieht. Es finden sich deshalb auch wohl ganz naturgemäss an jenen beiden Enden des Abhanges vorzugsweise Verrutschungen, während die Mitte desselben so wohl zusammenhängende und festgepackte Bänke zeigt, dass sie nimmermehr auf diesem gleichen

Wege an ihre jetzige Stelle gebracht sein können. Diesen Eindruck wird jeder gewinnen, welcher den an jenem Abhange angelegten Steinbruch besucht, und dabei die festgelagerten mächtigen Thonmassen dieser Liasablagerung berücksichtigt, welche als die weichsten und verschiebbarsten aller Niederschläge doch gewiss auch Einwirkungen der stattgehabten Verrutschung hätten erleiden müssen.

Hienach nehme ich keinen Anstand, die Liasablagerung am südöstlichen Abhang der Weibersteige als das Resultat einer Verwerfung anzusehen, welche mit der Entstehung der durchziehenden Spalte zusammenfällt. Und zwar scheint eine klaffende Spalte des Keupers dieses versunkene Liasstück in sich aufgenommen zu haben, wonach es zu jener dem Schönbuch eigenen Reihe von schmalen, zwischen Keuperwänden eingekeilten Liasstreifen gehören würde, von denen sich oben schon Beispiele in der Finstermünz und im Sulzbachthale gezeigt haben und wozu sich noch weitere gesellen werden.

Die Aihaspalte ist übrigens nicht die einzige, welche das Gebiet von Bebenhausen durchzieht. Auch die Nonnenhäulesspalte macht sich in den Lagerungsverhältnissen hier noch fühlbar. Geht man vom Wiedmann'schen Denkmal auf dem sanft ansteigenden Wege (dem Bretterzaunwege) nach dem Kohlhau, so folgen auf die am Denkmal lagernden Tuberculatusbänke längs des Weges dunkle Thone, wie es scheint Turnerithone, die sich sonst nirgends in der Umgegend wieder finden lassen. *) Darüber erscheinen, nur wenige Schritte anhaltend, die oberen Keupermergel, über welchen sodann den ganzen Berg hinauf vollends die Angulatensandsteine auftreten. Offenbar geht aus dieser Stufenfolge der Schichten hervor, dass zwischen jenen ersten Malmbänken und den vermuthlichen Turnerithonen eine Verwerfung durchzieht, welche den Keuper bloßgelegt hat.

---

* Am Fusse der Weibersteige liegt eine Ablagerung liasischer Thone, welche vielfach für Turnerischichten ausgegeben werden. Dieselben halten aber dünne sandige Schmitzen eingestreut, in welchen man nach kurzem Suchen einen *A. angulatus* entdeckt haben wird.

Verbindet man diese Stelle mit der Nonnenhäulesspalte, so führt die Linie durch fortgesetzt aufeinander passende Bachrisse genau in der Richtung dieser Hauptspalte weiter. Wie ihr fernerer Verlauf gegen Westen hin sich gestaltet, ist noch nicht untersucht; auf der Fohlenweide ist sie nirgends bemerkbar und ob sie die Trennung des Dickenbergs vom Stunkert verursacht, müssen erst weitere Beobachtungen nachweisen.

Aber auch mit dieser Spalte sind die Dislocationserscheinungen des reichlich damit versehenen Bebenhäuser Kessels noch nicht erschöpft. Längst bekannt sind die am Fuss des Jordansberges lagernden Numismaliskalke, sowie die gegenüber im Goldersbache liegenden Schichten des oberen Lias α; und hiezu hat in neuester Zeit Herr Dr. Baur noch den Nachweis von Arietenbänken und selbst Numismalisresten gefügt, welche in dem Bache zwischen der Gaishalde und dem Waldhauser Heuberg im Niveau des weissen Keupers auftreten. Der meist noch feste Zusammenhang dieser Bänke, sowie die Richtung ihres Streichens und ihrer Zerklüftung lassen mir keinen Zweifel übrig, dass man es auch bei diesen Anomalien mit Spalteneinklemmungen zu thun hat, und dass, wo etwa Verrutschungen vorkommen, dieselben sekundärer Natur sind. Nach dieser Anschauung ergeben sich als die Ursachen dieser Erscheinung zwei sich kreuzende Dislocationslinien, und zwar zieht die eine derselben zwischen der Rosenau und Hagelloch durch, verfolgt sodann die ganze Länge des Gaishaldenbachs und schneidet am Fusse des Jordansberges noch die dortigen Numismaliskalke von den durch die Aihaspalte schon abgetrennten oberen Keupermergeln ab. Mit dieser „Heubergspalte“ a kreuzt sich eine andere, die „Gaishaldenspalte“ b, welche nördlich von Hagelloch in dem Bachriss am Schweinhag beginnt, die Liasplatte dieses Dorfes durch eine den Keuper bloslegende Verwerfung vom höchsten Zug der Gaishalde trennt, neben

A. Anzahl der Banken in den Vereinigten Staaten zu verschiedenen Perioden mit ihrem Kapital. *

(Aus dem Bericht des Sekretärs der Schatzkammer vom 4. Januar 1837.)

Name des Staates.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.	Kapital in Dollars.	Zahl der Banken.		Kapital in Dollars.
	im Jahr 1790.		im Jahr 1811.		im Jahr 1830.		im December 1836.		
								Branchen.	
Maine	—	—	6	1,250,000	18	3,050,000	39	—	5,535,000
N. Hampshire	1	400,000	5	815,250	18	1,791,670	22	—	3 663 209†
Vermont . . .	—	—	—	—	10	430,635	20	—	2,200 000
Massachusetts	1	2,000,000	15	6,292,144	66	10 420,000	134	—	40,830,000
Rhode Island	1	400 000	12	1,917,000	47	6,118,397	64	—	9,100,581
Connecticut .	1	500 000	5	1,933 000	13	4,485,177	31	3	8,519,264†
New-York . .	2	1,260,000	6	7,983,760	37	10,093,353	95	2	37,303 460
Pennsylvania	1	2,000,000	4	6,152,180	33	14,610,333	50	—	59,658,482†
New-Jersey .	—	—	3	739,740	10	2,017,009	26	—	7,575,000
Delaware . . .	—	—	—	—	5	850,000	4	4	1,192,775†
Maryland . .	1	400,000	6	4,005,000	13	6 250,495	25	3	22,175,000
District of Columbia . . .	1	800 000	4	2,341,295	9	2,875,794	7	—	3,500,000
Virginia . . .	—	—	1	1,500 000	4	5.571,100	4	18	6,711,300†
N. Carolina .	—	—	3	1,376,660	3	2,195 000	3	4	2,600,000
S. Carolina .	1	675,000	4	3,475,000	5	4,631,000	8	2	10,356,318†
Georgia . . .	—	—	1	200,000	9	4,203,029	14	11	8,209,962†
Florida . . .	—	—	—	—	1	75,000	2	—	2,800,000
Alabama . . .	—	—	—	—	2	643,503	3	4	14,458,929
Louisiana . .	—	—	1	750,000	4	5,665,980	15	19	24 000 000
Mississippi . .	—	—	—	—	1	950 000	13	12	21,400 000
Tennessee . .	—	—	1	100,000	1	737,817	3	4	5,600 000
Kentucky . . .	—	—	1	240,000	—	—	4	10	9 246,640†
Arkansas . . .	—	—	—	—	—	—	2	—	3 500,000
Missouri . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Illinois . . .	—	—	—	—	—	—	2	6	2,800,000
Indiana . . .	—	—	—	—	—	—	1	10	1 900,000
Ohio	—	—	4	895,000	11	1,454,348	32	1	12,000,000
Michigan. . .	—	—	—	—	1	100,000	12	3	7,500,000
Wisconsin . .	—	—	—	—	—	—	1	—	100 000
Hiezu kommt noch die Ver. Staatenbank	1	10,000 000	1	10,000,000	1	35,000 000	—	—	—
Totalsumme .	13	18,985,000	89	58,610,601	330	145,192,304,677	446		378.481.168

B. Ausweis über die Lage, in welcher sich die Banken in den Vereinigten Staaten zu verschiedenen Perioden befanden.

(Ebenfalls aus obigem Brief des Sekretärs der Schatzkammer entnommen.)

Datum.	Zahl der Banken, welche ihre Rechnungen eingestellt.	Zahl der Banken, deren Schalter blos abgeschlossen.	Totalsumme der Banken.	Gemünztes baares Geld	Noten in Circulation	Depositen	Bankkapital.
Jan. 1. 1811	51	38	89	15 400,000	28,100 000	—	58,601,601
" 1815	120	88	208	17 000 000	45 000,000	—	82,259,580
" 1816	134	112	246	19,000,000	68 000 000	—	89 982 422
" 1820	113	95	308	19,820 240	44 863,241	35 930,470	137,110,611
" 1830	242	48	330	22,114,917	61 323,898	55,559 028	145,192,068
" 1834	406	100	506	—	94,839,570	75,666 986	200,005,944
" 1835	515	43	558	43,937 685	103,692,495	88,081,265	231,250,337
" 1836	559	8	557	40,019,594	140,301,038	115 104 440	251 875,290

* Wir haben die Details der Bank und der Joint Stock banks von England deßhalb nicht angeführt, weil dieselben leichter zu verschaffen und zum Theil in dem, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „Theoretisch-praktischen Comptoir-Handbuch nach Mac Culloch" enthalten sind.

† Die mit einem Kreuz bezeichneten Angaben hält der Sekretär der Schatzkammer zu gering und unvollständig.

letzterer her eine langgestreckte Liasmulde veranlasst und sich endlich am Abhang gegen den Goldersbach hin mit der Heubergspalte kreuzt. Oder vielmehr scheint sie längere Zeit im Bachbett hinab mit dieser vereint fortzulaufen (in der Gangsprache: sich mit ihr zu schaaren) und erst weiter unten sich wieder zu trennen und ihre erste Richtung fortzusetzen, wie dies bei sich kreuzenden Gängen so häufig beobachtet wird. Dieser untere Arm der Gaishaldenspalte würde sich dann als die Veranlassung der im Goldersbache liegenden Tuberculatusbänke ausweisen, und da sie genau parallel mit der Aihaspalte läuft, so ergäbe sich die Begrenzung des Bebenhauser Liaskessels durch die genannten zwei Parallelspalten und ihre Querverbindung, die Heubergspalte. Zieht man noch in Rechnung, dass nur 2000 Fuss hinter der Aihaspalte die Nonnenhäuleesspalte läuft, welche die Weibersteig gegen Norden abtrennt, sowie, dass sich die Hauptdislocationslinie des Gebiets, die Brombergspalte, bis an die östliche Spitze der Weibersteig fühlbar macht, so erscheint Bebenhausen als der Knotenpunkt von mindestens fünf Spalten, welche gerade um diesen Kessel herum alle von Verwerfungen begleitet sind, und die tiefe Versenkung des dortigen Lias, welche einen der tiefsten Liaspunkte des Landes bildet, wird nicht mehr Wunder nehmen. Auch Bebenhausen bietet somit einen Beleg für das noch öfter sich wiederholende Gesetz, dass auf der Kreuzungsstelle zweier oder mehrerer Spalten die Verwerfung immer ihr Maximum erreicht hat. Besonders deutlich tritt dieses Gesetz an den vier Kreuzungsstellen des radialen Spaltensystems mit dem peripherischen innerhalb unseres Gebiets auf. Diese vier Punkte, welche zugleich die vier tiefsten Einsenkungen der Gegend bezeichnen, sind: 1) Plochingen, wo die Angulatensandsteine das Neckarbett bilden, 2) Unterensingen, wo der Neckar die Turneritthone durchgegraben hat, 3) Neckarthailfingen mit den Tuberculatusbänken in der Thalsohle und endlich 4) das so eben beschriebene Bebenhausen mit seinem Liaskessel.

Zu einem klaren Einblick in die Lagerungsverhältnisse der Bebenhauser Umgebung gehört jedoch ausser der Kenntniss von der Richtung, Erstreckung und Wirkungsweise der durchziehenden

Spalten in erster Linie noch die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältniss die um Bebenhausen liegenden Linskuppen des Kohlhaus, des Kirnbergs und der Höhen von Hagelloch-Waldhausen zu den Terrassen des Brombergs und der Schönbuchfilder stehen. Eine Vergleichung der Schichtenniveaus ergibt nun mit Bestimmtheit, dass die genannten Höhen der Terrasse der Schönbuchfilder zugetheilt werden müssen. Diese Zuweisung involvirt aber zugleich die Nothwendigkeit einer Dislocationsspalte zwischen den genannten Bebenhauser Höhen und der Terrasse des Bromberg-Stunkerts. Wo ist nun diese Verwerfungslinie zu finden? Sollte sie das Goldersbachthal vom „grossen Brunnen“ bis zum Dikenberg herab bilden? Dafür spräche das gleichschenklige Dreieck, dessen Basis diese Linie bildet und dessen Spitze am östlichen Ende der Weihersteige in dem Kreuzungspunkt der beiden Hauptspalten des Gebiets liegt. Aber nur eine sorgfältige Untersuchung der Keuperschluchten des westlichen Schönbuchs vermag darüber sichere Antwort zu ertheilen. Die Wandungen des Arabachs und seiner Seitenklingen, des grossen und kleinen Goldersbaches und die Abhänge und Schluchten des grossen Brombergs bis zum Eselstritt versprechen nicht nur diese, sondern noch andere Fragen, deren Beantwortung noch aussteht, zu lösen. Denn in der bisherigen Darstellung sind nur die Hauptpunkte, welche für die Lagerungsverhältnisse dieser Gegend massgebend sind, zur Sprache gekommen; untergeordnete, wenn auch oft noch ganz räthselhafte Dinge, sind geflissentlich übergangen. Als Beispiel erwähne ich nur einer kleinen Ablagerung von Arietenkalken im Brühl in der nördlichen Ecke, welche der Kohlhau mit der Weihersteig bildet, tief unten im weissen Keuper. Solche Dinge können unmöglich mit einiger Zuversicht gedeutet werden, ehe gründliche Detailuntersuchungen des ganzen Gebietes vorhergegangen sind. Und da es sich hiebei um Spaltenrichtungen handelt, deren richtige Tracirung auf Messungen bestimmter Distanzen beruht, so wird bei einer geognostischen Aufnahme dieses dichten Waldgebietes, in dem alle andern Anhaltspunkte der Orientirung versagen, die Boussole und die Messstange des Geometers wohl ein ebenso

wichtiges Werkzeug als der Hammer des Geognosten abgeben. Auch kann diese Aufnahme nur an der Hand der Flurkarten geschehen, da der Maasstab der topographischen Blätter bei weitem zu klein ist, um die nöthigen Details noch in deutlicher Weise eintragen zu können. Ueberdies ist die Terrainzeichnung dieses Blattes in den Waldpartieen stellenweise ungenügend und es würde, ehe dasselbe einer geognostischen Darstellung zu Grunde gelegt werden könnte, eine beinahe unerlässliche Vorarbeit sein, die Topographie desselben einer Revision zu unterwerfen. Aus diesen Bemerkungen, welche mir die Würdigung der immensen Schwierigkeiten abnöthigt, welche einer zuverlässigen Untersuchung dieser weiten Forste entgegentreten, geht wohl klar hervor, dass, wenn nicht auf eine amtliche Aufnahme von Seite des Staats gewartet werden will, nur ein in der Gegend ansässiger Geognost vom Forstfache sich mit voller Zuversicht an die Lösung dieser Aufgabe wagen kann. Wie geeignet wäre es, wenn diese schon so lange auf ihre Enträthselung harrende Gegend, welche alle Mühen der Beobachtung durch die interessantesten Thatsachen zu lohnen im Stande ist, endlich ihren Commentator in ihrer eigenen Mitte finden würde.

Fassen wir die Störungen aller Art, welche das Senkungsgebiet zwischen Schurwald und den höchsten Schönbuchhöhen erfahren hat, übersichtlich zusammen, so begegnen wir vorwiegend zwei Systemen von Spalten, welche das Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung durchziehen und als Hauptelemente der Construction seinen inneren Bau bestimmen. Das eine dieser Systeme, wozu die drei Parallelspalten des Brombergs, der Filder und des Schurwalds gehören und welches man das Radialsystem nennen kann, streicht gleichmässig in N. 50 W. (h. 8⅔) und zeichnet sich in den genannten drei Repräsentanten durch den strengen Parallelismus ihrer Richtungen, vor Allem aber durch die Schroffheit seiner Dislocationen aus, welche nirgends ein bloses Zusammenneigen, d. h. ein blos muldenförmiges Einsinken der Spaltenränder zeigt, sondern immer bis zum gänzlichen Abbrechen der Schichten gesteigert ist, von denen die eine Seite neben der stehen gebliebenen Wand der andern in die Tiefe

hinabgesunken liegt. Das zweite hier auftretende System, welches das erstere kreuzt und das man das peripherische nennen kann, zeigt dagegen nicht allein einen weit grösseren Spielraum in der Richtung der einzelnen Spalten, indem dieselbe mit grosser Ungebundenheit zwischen N. 52—72 O. (h. 3½ 4¾) variirt, sondern auch vorwiegend die minder heftige und schroffe Dislocationsform der Sattel- und Muldenbildung. Ein schroffer Abbruch der Schichten, wie er die Regel des ersten Systemes bildet, scheint hier allein an solchen Stellen zur Ausbildung gelangt zu sein, wo sich beide Systeme kreuzen und sich also eine gesteigerte Energie der Dislocation wohl erklären lässt; im ganzen übrigen Verlauf dieser langgezogenen Linien ist überall nur die Kettenbildung als die mildere Form der unterirdischen Bewegung ausgeprägt zu finden.

Die Art und Weise, wie diese beiden Systeme bald einzeln, bald in Verbindung mit einander die äussere Oberfläche des Bodens, den Lauf der Gewässer, kurz die ganze Architektur dieses Gebietes bedingen, hier darzustellen, würde, so interessante Seiten auch diese Aufgabe bietet, doch zu weit führen. Nur so viel sei davon erwähnt, dass die Hauptwasserrinne des Vorlandes der Alb in ihrer Richtung wesentlich durch diese beiden Systeme bedingt ist, indem der Neckar von Sulz bis Plochingen mit kurzen Ausnahmen das peripherische System, von Plochingen bis Cannstatt im Wesentlichen das radiale zu verfolgen gezwungen ist.

Ausser den genannten zwei Systemen finden sich sodann noch einige andere Spaltenlinien, deren Verhältnisse schon oben im Einzelnen geschildert wurden und welche sich keinem dieser beiden Systeme einreihen lassen. Dahin gehört z. B. die Finstermünzspalte, welche sich noch am nördlichen Steilabfalle des Hohenwarts bis in das Reichenbachthal verfolgen lässt, so wie die Unterensinger Verwerfungsspalte, welche mit der ersteren nahezu parallel läuft und sich vielleicht bei weiteren Untersuchungen als Umsetzung der Spaltenrichtung des mittleren Neckars in diejenige des Filsthales ergibt. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch der Liaszug von Steinenbronn, welcher

in den verschiedensten Richtungen von einem reichen aber noch unentwirrten Netz von Dislocationen durchzogen ist, von denen die ausgesprochenste in merkwürdiger Weise parallel mit der Filderspalte läuft und sich dadurch dem Radialsysteme einreiht. Dieselbe zieht durch das Ort Steinenbronn, bildet die Mulde neben dem Steinenberg und Mühlberg (von Waldenbuch) und mündet bei der Bachmühle in das Aichthal ein. Sowohl von Osten als Westen neigen sich die Bänke in starkem Fallen gegen diese Muldenlinie, besonders steil vom hohen Steinenberg (südwestlich von Steinenbronn gelegen) herab, welcher in auffallender Weise die ganze Fläche der Schönbuchfilder überragt, ob er gleich nur noch den Bonebedsandstein auf seinem Scheitel trägt. Dieses überragende Niveau und die abgetrennte Lage des Bonebedsandsteinkopfes erheben diese Stelle zu einer besonderen Bedeutung, über welche mir aber der Umfang meiner Beobachtungen, mehr zu sagen, noch nicht erlaubt.

Hiemit schliesse ich die Darstellung der Lagerungsverhältnisse des Gebiets zwischen Schönbuch und Schurwald, das gewiss die wichtigsten Aufschlüsse über denjenigen Theil der Geologie gewährt, welcher sich mit der Reaction des Erdinnern gegen die feste Schichtendecke, sowie mit der Aufgabe beschäftigt, das heutige Relief der Erdoberfläche als das Produkt der beiden Faktoren, des inneren Schichtenbaues und der äussern Einwirkung der Atmosphärilien darauf zu konstruiren. Wie lückenhaft auch bis jetzt noch die Skizze ist, welche die bisherigen Untersuchungsresultate der Geologen von diesem Gebiete zu entwerfen gestatten, so mag doch das Gegebene hinreichend sein, die Bedeutung dieses Landstriches für die benannten allgemeinen Fragen der Wissenschaft hervorzuheben. Ebenso wird man daraus entnehmen können, dass dieses Gebiet noch bei weitem nicht erschöpft ist, sondern noch lange fortfahren kann, dem aufmerksamen Beobachter mit Thatsachen zu lohnen, welche die endliche Beantwortung der angeführten geologischen Probleme gestatten werden, für deren Erforschung dieses Gebiet eben so typische Vortheile zu besitzen scheint, wie sie unseren Trias- und Juraschichten für die stratogra-

phische Erkenntniss dieser Formationen längst zugestanden sind.

Allgemeine Ursache dieser Dislocationen.

An das geologische Bild dieser Gegend knüpft sich von selbst noch die Frage nach der gemeinschaftlichen Ursache aller dieser Störungen des ursprünglichen Schichtenbaues an.

Zu einer sicheren Beantwortung derselben gehört zwar nicht allein ein ums Vielfache erweitertes Beobachtungsfeld, sondern auch eine so erschöpfende Untersuchung desselben, dass man die gegründete Sicherheit haben kann, das ganze zur Beurtheilung der Frage erreichbare Material gesammelt vor sich zu sehen. Da aber in der gegenwärtigen Entwicklungsphase der geologischen Wissenschaften die besten und meisten Kräfte in die Dienste der paläontologischen Forschung gezogen werden, so möchte es noch lange anstehen, bis die verlangte Sammlung des Materials geschlossen und an die kritische Verwendung desselben zur Lösung des bezeichneten Problems geschritten werden kann. Da überdies wenigstens so viele Beobachtungen vorliegen, dass eine Verbindung derselben unter sich schon jetzt wenigstens zu einigen Schlüssen berechtigt, da ferner das Bedürfniss, sich die letzten Gründe solcher geologischen Phänomene auszudenken, unwillkürlich fortwirkt, unbekümmert darum, ob auch die Vorbedingung für die systematische Schlussfolgerung in einer vollständigen Sammlung der Thatsachen erfüllt ist oder nicht, so glaube ich diese Frage an diesem Orte nicht ganz umgehen zu dürfen, und lasse meine Ansicht hierüber, zwar im lebhaften Gefühle von der Lückenhaftigkeit der nöthigen Begründung, hier nach dem Stande der heutigen Beobachtungen kurz zusammengedrängt folgen.

Hiezu erscheint es aber nöthig, diejenigen hieher einschlagenden Thatsachen, welche in der voranstehenden Untersuchung nicht erwähnt werden konnten, weil sie sich ausserhalb des behandelten Gebietes vorfinden, vorher, wenn auch nur kurz und ohne den Nachweis von Einzelnheiten hier aufzuführen.

Dazu gehört zunächst die weitere Ausdehnung der oben unterschiedenen beiden Spaltensysteme gegen Westen und gegen Osten. Und zwar ist in erster Linie das höchst interessante Senkungsfeld aufzuführen, welches bei der geognostischen Aufnahme des Blattes Freudenstadt durch die Herren Finanzassessor Paulus und Dr. Baur im letzten Sommer in der Gegend von Dornstetten aufgefunden wurde. Es zieht, von zwei Spalten begrenzt, welche N. 50 W. (h. 8²/₃) streichen, also vollständig mit der Richtung unseres Radialsystems übereinstimmen, von Hallwangen über Schopfloch und Diessen ins Neckarthal, dessen Richtung von Dettingen bis Mühlheim durch diese Spalte bestimmt wird. Aber auch das peripherische System tritt dort deutlich in einer Reihe von Parallellinien auf, von denen die wichtigste diejenige ist, in welcher der Neckar bei Sulz sein Bett gewühlt hat und welche von Mühlheim an in gerader Richtung über Wiesenstetten, die Mineralquellen von Imnau und Niedernau läuft, von Kiebingen bis Lustnau wieder im Neckarthale hinzieht und dort beinahe in ganz gerader Linie in die oben beschriebene Dislocationsspalte des Einsiedels eintrifft. Eine kürzere Parallelspalte zeigt sich in der Gegend von Hechingen, von Bechtolsweiler über Bodelshausen nach Ofterdingen; und auch die divergirende Richtung der Spalten von Pliezhausen scheint sich über den Einschnitt von Altenburg nach Wankheim und an dem östlichen Abfall des Rammerts in der deutlichen Liaskante oberhalb Dusslingen bis gegen Bodelshausen hin fortzusetzen. Dazu verspricht das südwestlich zwischen Alb und Schwarzwald eingekeilte Gebiet von Nagold bis Donaueschingen noch die wichtigsten Aufklärungen in dieser Beziehung zu bringen, und ebenso muss eine Untersuchung der noch wenig erforschten Verwerfungen längs der Wutach Resultate zu Tage fördern, welche die richtige Beantwortung der vorliegenden Frage wesentlich fördern.

Wenden wir uns an die andere Seite des oben abgehandelten Senkungsfeldes, nach Plochingen, so finden wir auch hier eine Fortsetzung der Dislocationserscheinungen und zwar in öst-

licher Richtung. Eine, wenn auch nur an wenigen Punkten in voller Deutlichkeit erkennbare Verwerfungsspalte beginnt unterhalb der Plochinger Brücke, zieht in dem Bachriss nördlich von Siegenberg durch und trennt unterhalb Krapfenreuth die Turnerithone vom Malmplateau des Schurwalds ab. Von hier an bis zum Hohenstaufen ist es schwierig, diese dem peripherischen System zugehörige Dislocationslinie weiter zu verfolgen, indem sie in der Gegend von Unterwälden, Unterberken, Adelberg, Birenbach, von mehreren, kurz hinter einander folgenden Radialspalten durchkreuzt wird. Nur so viel ist sicher, dass sie am nördlichen Fusse des Hohenstaufens ihren Zug fortsetzt und in schnurgerader Linie am Steilabfalle der Alb hin sich bis an das Kocherthal verfolgen lässt. Dabei darf nicht unbemerkt bleiben, dass sowohl das peripherische als das Radialsystem auf diesem Gebiete ein etwas anderes Streichen als im Gebiete der Filder zeigt, indem die Richtung der peripherischen Filderspalten aus N. 65 O. (h. 4½) sich bei Plochingen in N. 75 O. (h. 5) umwandelt und ebenso die Radialrichtung sich von N. 52 W. (h. 8½) in N. 67 W. (h. 7½) umsetzt; mit andern Worten, beide Systeme nähern sich hier in ihrer Richtung einander und scheinen allmählig in ein einziges peripherisches System zu verschmelzen; wenigstens ist vom Hohenstaufen bis Aalen von radialen Verwerfungen nirgends mehr etwas zu finden.

Zugleich mit der Veränderung des Streichens der beiden Systeme schwächt sich auch der oben ausgesprochene charakteristische Unterschied derselben etwas ab, wonach das peripherische hauptsächlich muldenbildend, das radiale verwerfend auftrat, und es erscheinen im Gebiete von Plochingen bis Aalen beide Dislocationsformen an beiden Spaltenlinien, obgleich das Radialsystem immer noch vorwiegend Verwerfungen, das peripherische mehr Muldeneinsenkungen zeigt.

Die angeführte Thatsache, dass das peripherische Spaltensystem keineswegs eine konstante Richtung beibehält, sondern aus seinem Streichen bei Sulz in N. 65 O. (h. 4½) sich am mittleren Neckar bei Plochingen nach N. 82 O. (h. 5½) des Hohenstaufenzuges umsetzt, und auf diese Art einen weiten

Bogen beschreibt, tritt noch klarer hervor, wenn man, die wahrscheinlichen Ergebnisse der Detailuntersuchung antizipirend, die Wutachspalte in ihrem N. 37 O. (h. 2½) Streichen als südliche Verlängerung des peripherischen Systems ansieht, und dadurch den Uebergang zu den grossen Dislocationslinien des schweizer Juras gewinnt.

Vergleicht man mit diesem bogenförmigen Zuge der unterirdischen Bewegungen den Steilabfall des schwäbischen Jura, so zeigen sich beide Linien auffallend parallel und ebenso ist es mit der Grenzlinie unserer Alb an der Donauseite. Wenn auch die Richtung dieser letzteren Linie mehr nur das allgemeine Streichen jener Dislocationen theilt, so ist es darum doch nicht minder einleuchtend, dass diese drei Linien in einer gewissen ursächlichen Verbindung mit einander stehen müssen. Welche Bewandtniss es dabei mit der Bildung des Steilrandes habe, ist noch unerklärt, und mag noch lange ein geologisches Problem bleiben; dagegen ergeben sich für die Donaulinie so viele Anhaltspunkte, dass man nicht länger anstehen kann, sie für eine Verwerfung längs des Molassebeckens von Oberschwaben zu erklären. Die Beweise dafür können freilich, der Natur der Sache nach, weniger aus speciellen Nachweisungen an bestimmten Lokalitäten als aus der allgemeinen geologischen Gestaltung des Landes zwischen Jura und Alpen geschöpft werden; denn ausser dem hart am Jura 200 Meter tief in die Molasse eingetriebenen Bohrloch von Eglisau und einigen Punkten unterhalb Ulm und bei Wittislingen in Bayern kenne ich bis jetzt keine Stelle, welche ein Abbrechen der Schichten in sicherer Weise anzeigte; dagegen lässt eine zusammenfassende Betrachtung des peripherisch um die Alpen gelegten Gürtels des schweizerischen und deutschen Juras die hohe Wahrscheinlichkeit einer Dislocationslinie längs des den Alpen zugekehrten Randes aus mehrfachen Gründen hervortreten. Dass eine solche längs des eigentlichen Juragebirges von Chambéry bis zur Kette des Laegeren bei Baden läuft, geht aus den schroff unter das Molassegebiet einsinkenden Endschichten dieses Gebirgsrandes hervor. Weniger sicher lässt sich dies allerdings in dem tafelförmigen Weiterzuge

dieser Ablagerungen von Bruck an der Aare nach Schaffhausen und Schwaben nachweisen; allein die scharfe Linie, welche der Jurarand von hier bis Regensburg bildet, lässt sich wohl auf keine andere Weise als durch eine Versenkung des Jura erklären. Wer aber auch eine solche nicht zugeben mag, der wird doch nicht umhin können, aus der gürtelförmigen Lage, dem anhaltenden Einfallen gegen SO. und andern Anzeichen anzuerkennen, dass der süddeutsche Jura in wesentlicher Beziehung zu den Alpen steht. Alle diese Gründe bestärken mich in der Ansicht, auch das bogenförmige System unserer Dislocationsspalten für eine Einwirkung der Bildung der Alpenkette zu halten, etwa in der Weise, dass eine Bewegung des flüssigen Erdkernes gegen die Hebungslinie der alpinen Centralkette hin ein Nachsinken der peripherischen Umgebung bis in eine gewisse Entfernung zur Folge haben musste.

Sei dem aber wie ihm wolle, so ist jedenfalls so viel gewiss, dass es nicht die im Körper der Alb selbst in drei Gebieten, dem Höhgau, der Reutlingen-Kirchheimer-Gegend, und dem Ries auftretenden vulkanischen Eruptionen sind, welche als Ursache der Einsenkung angesehen werden können. Zwar lässt sich nicht verkennen, dass die Einsinkung des grossen Rieskessels nicht ohne Einfluss auf die Richtung mancher Dislocationslinien jener Gegend geblieben ist; so lässt sich z. B. das nach S. 70 O. gerichtete Streichen der Dislocationsspalte von Lauchheim über Aufhausen und Flochberg ins Egerthal nach Utzmemmingen vielleicht aus einer gegen das Centrum des Rieskessels gerichteten Abänderung der sonstigen Spaltenrichtung erklären; allein alle diese vulkanischen Erscheinungen, selbst die bedeutendsten unter ihnen, wie sie das Ries aufweist, zeigen einen so eng beschränkten Wirkungskreis, dass man die Einsenkung des ganzen Albkörpers unmöglich als eine Folge ihres Auftretens annehmen kann. Umgekehrt sprechen vielmehr alle Einzelnheiten dafür, das Hervortreten feuerflüssiger Gesteine im Albkörper als die Folge der durch andere Ursachen hervorgerufenen Spaltungen der festen Erdrinde zu betrachten, in welchen die flüssige Masse unter dem Drucke der aufliegenden Schichten

C. Verhältniß des Papiers zum baaren Gelde.
(Bericht des Sekretärs der Schatzkammer 6. December 1836.)

Datum.	Papiergeld in offener Cirkulation in Dollars.	Baares Geld in offener Cirkulation in Dollars	Baares Geld in den Banken vorräthig	Summe des baaren Geldes in der Union.
Oktober 1833	80,000,000	4,000,000	25,000,000	29,000,000
Januar 1834	76,000,000	12,000,000	27,000,000	39,000,000
" 1835	91,000,000	18,000,000	43,000,000	61,000,000
" 1836	103,000,000	23,000,000	40,000,000	63,000,000
Dec. 1836	140,000,000	28,000,000	45,000,000	73,000,000

Aus dieſen Tabellen iſt nicht nur die ſchnelle Vermehrung des Papiergeldes erſichtlich, ſondern auch hauptſächlich der von uns oben angeführte Umſtand, daß das Mißverhältniß der Bankgeſchäfte zum baaren Gelde nicht ſo ſehr in der Notenausgabe als im offenen Bankkredit und in den mit den Noten wetteifernden Bank- (Kaſſen-) anweiſungen zu ſuchen iſt. Es geht zwar aus Tabelle C hervor, daß die Papierausgabe vom Jahr 1833 zwanzigmal größer war, als die des Silbers, daß aber auch dieſes Verhältniß ſeit jenem Jahre fortwährend zu Gunſten des baaren Geldes ſich verbeſſert hat, bis endlich im Jahr 1836 kaum dreimal ſo viel Noten im Umlauf waren, als geprägte Münze. Es war zur ſelben Zeit, alſo gerade fünf Monate vor Einſtellung der Baarzahlungen (dem Falliment der Banken), auch das meiſte baare Geld in den Banken niedergelegt, und dennoch erfolgte die Kataſtrophe. Es läßt ſich dieſer Umſtand nur auf zweierlei Art erklären, erſtens dadurch, daß die Banken entweder gänzlich falſche Berichte abſtatteten, oder, daß zweitens der ertheilte Bankkredit und die von den Banken eingegangenen Verbindlichkeiten mehr als dreimal den Betrag ihrer disponiblen Fonds überſtiegen. Wenigſtens geht aus dem Geſtändniß der Bankdirektoren der Bank von England vor der geheimen Committee des Hauſes der Gemeinen kurz vor dem erneuerten Freibrief der Bank hervor, daß die Bank von England es ſich zum Grundſatz gemacht hatte, immer ein Drittheil des Betrages aller ihrer Noten und ſonſtigen Verbindlichkeiten in baarem Geld oder in Barren vorräthig zu haben, und daß dieſes Drittheil zum Behufe aller Geſchäfte hinreichend war. Amerikaniſche Finanzmänner hielten bei dem ausgedehnteren Kreditſyſtem der Freiſtaaten ein Fünftel jenes Betrags für hinlänglich, und doch fand es ſich ſpäter, daß ſelbſt dieſes Fünftel bei den beſten und vom Staate ſelbſt accreditirten Depoſitenbanken nicht vorhanden war. Als die Depoſitenbill im Jahr 1835 in den Senat kam, trug Herr John C. Calhoun

emporquoll. Es zeigt sich auch, mit geringen Ausnahmen im Ries, wo einige Ueberschiebungen kleineren Umfangs auf dem äusseren Senkungswall des grossen Kessels, z. B. Thalassiten- und Amalthеenschichten des Lias auf den Spongitenkalken des weissen Jura γ vorkommen, nirgends eine Erscheinung, welche in irgend einer Weise als Hebung gedeutet werden könnte, wie deren doch wohl sich zeigen müssten, wenn das Hervorbrechen der unterirdischen Massen die Ursache der Bewegung gewesen wäre. Dass übrigens das Hervortreten derselben mit der Entstehung unserer Senkung zusammenhängt, somit auch der Zeit nach zusammenfällt, soll nicht bestritten werden, und möchte auch daraus hervorgehen, dass die vulkanischen Gesteine häufig in Gangform als Ausfüllung von Spalten emporgequollen sind, welche z. B. am Jusiberg, am Hochbohl (Fuss der Teck) und am Bölle, südlich von Owen deutlich parallel mit dem peripherischen Spaltensystem streichen und sich dadurch als diesem zugehörig ergeben.

Ohne zunächst eine ursächliche Verbindung kombiniren zu wollen, kann ich doch nicht umhin, auch noch kurz darauf hinzuweisen, dass wenn man die Richtung unseres radialen Spaltensystems geradlinig verfolgt, man auf der gegenüberliegenden Abdachung der Alpen, am Abhange gegen die Poebene, direkt in die Euganeen und die im Vizentinischen von Verona bis an den Piave hinziehende einzige vulkanische Zone des Fusses der Alpen trifft, welche zugleich mit dem diesseitigen Gürtel der ähnlichen Gesteine in Schwaben auffallend parallel streicht.

Um es kurz zu wiederholen, so scheinen mir der Ansicht wohl einige Anhaltspunkte zur Seite zu stehen, dass die allgemeine Ursache der oben abgehandelten Störungen in der Hebung der Alpen zu suchen wäre, deren nachweisbar äussersten Reactionskreis die geschilderten Senkungsfelder bilden würden und zu deren integrirenden Erscheinungen auch das Emporsteigen vulkanischer Gesteine längs der äusseren Ränder des alpinen Reactionsgebietes gehörte. Nur die eingehendsten Detailuntersuchungen können über die Richtigkeit dieser Ansicht Gewissheit verschaffen.

Erklärung zu Tafel IV. u. V.

Der geognostischen Karte liegt die (sogenannte Mittnacht'sche) Generalkarte von Württemberg im Maassstabe von 1:200,000 zu Grunde, von welcher einen Ueberdruck zu nehmen, das k. statistisch-topographische Bureau mit dankenswerthester Bereitwilligkeit gestattet hat.

Die eingezeichneten schwarzen Linien bezeichnen die Richtung der Dislocationsspalten. Die eingeschriebenen Zahlen bezeichnen nachstehende Berge:

1. Dickenberg,
2. Aldinger Wald,
3. Galgenberg,
4. Uhlberg,
5. Federlensmad,
6. Baumgartenwaad,
7. Roth Steigle,
8. Eichenfürst,
9. Weihersteig,
10. Kirnberg b. Bebenhausen,
11. Kohlhau,
12. Stunkert,
13. Fuchswasen,
14. Kirnberg b. Hildrizhausen,
15. Kaisersbusch.

Von den Profilen liegt dem ersten der Maassstab von 1:200,000 für die Längendimensionen, von 1:40,000 für die Höhen zu Grunde. Die übrigen 4 Profile haben 1:20,000 für die Höhen und 1:50,000 für die Längen (Maassstab des topographischen Atlasses).

8. Systematische Zusammenstellung der bisher in Württemberg aufgefundenen Macrolepidopteren nebst Bemerkungen über deren Lebensweise.

Von

Adolph Keller, Part. in Reutlingen

und

Dr. Julius Hoffmann in Stuttgart.

Im April 1861.

Es ist zwar schon im Jahr 1850 in diesen Blättern (Jahrgang V. pag. 76) durch die Bemühungen des Herrn Dr. Otto E. J. Seyffer ein württemberg. Schmetterlingsverzeichniss unter Beihülfe der zu jener Zeit sammelnden Entomologen erschienen, es haben aber erstens vielfache Vergleichungen einige der damals aufgeführten Arten als falsch bezeichnet erkennen lassen, welche also zu streichen waren; zweitens und hauptsächlich sind in der Zwischenzeit durch den Eifer von neuen auf diesem Felde thätigen Kräften mehrere bisher in Württemberg unbemerkt gebliebene Arten aufgefunden worden; auch über manche der schon verzeichneten Arten sind in der Zwischenzeit einige interessante neue Beobachtungen gemacht worden. Eine neue Bearbeitung schien uns daher unumgänglich nothwendig zu sein.

Als leitendes System haben wir das von J. Boisduval* gewählt.

Um Tübingen wird leider nicht mehr gesammelt, dagegen

---

* Boisduval, genera et index methodicus Europaeorum Lepidopterorum. Paris 1840.

um so eifriger im Oberlande, wo es dem Fleiss des Herrn Pfarrer Hensler in Marbach (Oberamt Riedlingen) gelang, eine Reihe seltener, für Württemberg neuer Arten aufzufinden; auch in Marththal und Sulz, vor Allem aber in Stuttgart und Reutlingen wird Nichts vernachlässigt, um die genaue Kenntniss unserer württembergischen Fauna zu fördern, so dass wir schon jetzt auch eine Zusammenreihung der Microlepidopteren für die nächsten Jahre in Aussicht nehmen können.

Um recht sicher zu gehen, war es nöthig, eine Menge von Arten kommen zu lassen; — solche sind nach den besten Werken und nach der reichhaltigen Keller'schen Sammlung gewissenhaft bestimmt, so dass unsere Angaben auf volles Vertrauen Anspruch machen; eine ganz vollständige Uebersicht unserer württemb. Fauna wird freilich erst dann möglich sein, wenn alle Gegenden durchforscht sind; so dürften namentlich in den See- und Sumpfgegenden noch einige Arten von *Nonagria Tr.* und *Leucania Ochsenh.* vorkommen. Wir müssen uns daher vorbehalten, in einigen Jahren noch einen grösseren oder kleineren Nachtrag zu liefern.

In unserem Württemberg ist die Schmetterlingskunde bisher im Vergleich mit Oesterreich, Preussen, Bayern u. s. w. sehr vernachlässigt worden; und zwar haben dazu wohl verschiedene Gründe beigetragen; vor Allem sind die literarischen Hülfsmittel der Mehrzahl der Sammler ferne und unzugänglich; öffentliche Sammlungen sind nur in Stuttgart und Tübingen; so bleibt es bei manchem Dilettanten bei dem Anfang stehen und die Sammlungen der Knaben können kein bedeutendes Resultat liefern, wenn selbst mehr Beharrlichkeit vorhanden wäre. Wir stellen übrigens gerne unsere wohlgeordneten Sammlungen den Anfängern für Bestimmung zur Verfügung und erbieten uns, genau numerirte Sendungen möglichst genau zu bezeichnen.

Eine topographische Beschreibung Württembergs ist wohl überflüssig, da bei der kleinen Ausdehnung des ganzen Landes sich kaum mit Recht viele Arten auf ein engeres Gebiet beschränken lassen. Es dürfte genügen, im Folgenden die absolute Höhe einiger Hauptpunkte anzugeben:

Die Allgäuer Berge erheben sich bis zu 3456′ üb. d. Meeresfl.
Das Albgebirge erhebt sich bei St. Johann
bis auf . . . . . 2372′ „
Und bei dem grünen Felsen . . . 2488′ „
Reutlingen liegt etwa . . . . . 1199′ „
Stuttgart . . . . . 770′ „
Feuerbacher Haide . . . 1266′ „
Bopser, höchster Punkt . . 1489′ „
Tübingen etwa . . . . . 1100′ „
Spitzberg . . . . . 1444′ „
Schwärzloch . . . . . 1172′ „
Riedlingen nächst Marbach . . . . 1647′ „
Sulz . . . . . 1336′ „

Rhopalocera.

A. Succinctae.

I. Tribus Papilionides.

Papilio Latr. Ochsenh.

1. *Podalirius L.* Ueberall.
2. *Machaon L.* Ebenso.

Thais Fabr.

1. *Hypsipyle Fabr.* Soll vor Jahren bei Stuttgart und am Bodensee einzeln vorgekommen sein; ich erzog einst aus einer Anzahl von Puppen, welche ich aus Dalmatien mitgebracht hatte, gleichzeitig ganz hellgelbe und intensiv dunkelgelbe Falter. *K.*

Parnassius Latr.

1. *Apollo L.* Ueberall auf Felskuppen der Alb.
2. *Mnemosyne L.* Alb.

Anmerk. Bemerkungen, welche sich je auf eine specielle Beobachtung gründeten, haben wir stets mit den Anfangsbuchstaben unserer Namen bezeichnet, also Keller mit K., Hoffmann mit H.

Die Verfasser.

II. Tribus Pierides.

Pieris Boisd.

1. *Crataegi L.* Selten in Schaaren, schlupfen zuweilen mit fast farblosen Oberflügeln aus.

2. *Brassicae L.* Ueberall gemein.

3. *Rapae L.* Ebenso.

4. *Napi L.* Ebenso.

5. *Daplidice L.* Wurde vor vielen Jahren einzeln, ich glaube auf den Wiesen bei Berg und Wangen gefunden, ist jedoch seither in der Umgebung Stuttgarts nicht mehr gefunden worden. *H.* — Ist auch bei Tübingen. *K.*

Anthocharis Boisd.

1. *Cardamines L.* Ueberall häufig.

Leucophasia Steph.

1. *Sinapis L.* Die zeichnungslose Varietät *Erysimi Borkh.* fing ich schon bei Stuttgart. *H.*

Rhodocera Boisd.

1. *Rhamni L.* Ueberall gemein.

Colias Boisd.

1. *Edusa L.* In manchen Jahren gemein, in manchen geradezu selten.

Die *var. Helice H.* einmal von mir gefangen. *K.*

2. *Palaeno L.* Schwarzwald und Allgäu. —

In einem Sommer der 40er Jahre (wenn ich nicht irre 1846) flogen bei Stuttgart mehrere Ex., wovon sich eines, ein sehr grosses, schon etwas abgeflogenes ♂ noch heute in meiner Sammlung befindet. *H.*

3. *Phicomene Esp.* Auf den Allgäuer Bergen. *K.*

4. *Hyale L.* Häufig.

III. Tribus Lycaenides.

Thecla Fabr.

1. *Betulae L.* Ueberall.

2. *Pruni L.*

3. *Lynceus Fabr.* (*Ilicis Hübn.*) bei Reutlingen selten. *K.* Bei Stuttgart auf lichten Waldstellen Ende Juni, Anfangs Juli nicht selten. *H.*

4. *Spini Fabr.* Selten. (Stuttgart? *H.*)

5. *Quercus L.* Stellenweise, so auch bei Stuttgart, häufig. — Bei Reutlingen finde ich seit mehreren Jahren keine Raupe mehr. *K.*

6. *Rubi L.* Ueberall häufig.

Polyommatus Boisd.

1. *Ballus Fabr.* Bei Isny einst aufgefunden. *K.*

2. *Phlaeas L.* Ist seit Jahren bei Stuttgart nur spärlich zu finden. *H.*

3. *Virgaureae L.* Zur Zeit, wo die Mehrzahl der ♂ noch rein ist (Ende Juni bis Mitte Juli) findet man selten ein ♀. Letztere fliegen durchschnittlich 14 Tage später. *H.*

4. *Chryseis Fabr.* Im Allgemeinen selten; im Leonberger Wald (im Madenthale) bisweilen zahlreich. Die ♀ sind auch bei dieser Art seltener, als die ♂ und erscheinen etwas später, als letztere. *H.*

5. *Hiere Fabr.* (*Hippomoë Ochs.*) Tübingen, sehr selten.

6. *Xanthe Fabr.* (*Circe Illig.*) Stuttgart und Alb.

7. *Helle Fabr.* Tübingen, sehr selten.

Lycaena Boisd.

1. *Telicanus Herbst.* Von Herrn Pfarrer Hahn 1834 einmal an der Schötzach gefangen. *K.* Im Herbst 1859 beobachtete ich zuverlässig 1 Expl. in einem Garten des Stuttgarter Thales. Es setzte sich, nachdem ich ihm längere Zeit gefolgt war, auf eine halboffene Monatrose, wo ich die charakteristische Hinterseite seiner Flügel genau zu betrachten Musse hatte, entschlüpfte mir jedoch leider, als ich es mit dem Hut zu fangen versuchte. *H.*

2. *Amyntas Fabr.* und *var. polyperchon Ochsenh.* Spärlich, aber wohl überall; an einzelnen Flugplätzen häufiger.

3. *Hylas Fabr.* Ich erzog einst ein herrliches ♀ mit Rubi-Raupen, ohne auf die Raupe aufmerksam zu werden. *K.*

4. *Aegon Borkh.* Stellenweise, so z. B. bei Stuttgart, gemein.

5. *Argus L.* Von der vorigen Art bekanntlich nur durch den mangelnden Hornstachel am Ende der Vorderschienen sicher zu unterscheiden. Trotz eifrigen Suchens konnte ich *Argus* bei Stuttgart noch nicht auffinden. *H.*

6. *Cumedon Esp.* Reutlingen, Stuttgart, Marbach, auf einzelne Flugplätze beschränkt.

7. *Agestis Esp.* Ueberall; aber spärlich.

8. *Alexis Fabr.*

9. *Adonis Fabr.* Nicht häufig, auf einzelne Flugplätze beschränkt.

Variet. Ceronus Hübn. Reutlingen, selten.

10. *Dorylas Hübn.* Ein ♂ Exemplar fing ich bei Reutlingen; auch befand sich ein (? bei Sulz gefangenes) Ex. unter den Schmetterlingen, welche Herr Dr. Hartmann der Sammlung des Vereins für vaterländ. Naturkunde verehrte. (Herr Dr. Hartmann hat meines Wissens auch gekauft!) *K.*

11. *Corydon Fabr.* An sonnigen Orten, wo die Futterpflanze der Raupe (*Coronilla varia* und *minima*) zahlreich wächst, so hinter Ehningen und bei Stuttgart, gemein.

12. *Acis* Wien. Verz. Nicht sehr häufig.

13. *Alsus Fabr.* Stellenweise gemein.

14. *Damon Fabr.* Auf Bergwiesen (z. B. bei Degerloch).

15. *Argiolus L.* Stets spärlich.

16. *Cyllarus Fabr.* Ebenso.

17. *Alcon Fabr.* Tübingen, selten. Soll auch bei Stuttgart vorgekommen sein. Seit Jahren wurde er daselbst nicht gefunden.

18. *Euphemus Hübn.* Oberschwaben selten; soll ebenfalls früher bei Stuttgart gefunden worden sein.

19. *Erebus Fabr.* Oberschwaben selten; ein Ex. wurde vor Jahren von Herrn Goldarbeiter Maucher bei Stuttgart gefangen; seither wurde er jedoch bei Stuttgart nicht mehr beobachtet. *K.*

20. *Arion L.* Alb häufig, bei Stuttgart nur sehr selten; scheint mir überall Gebirge vorzuziehen; auch um Meran fing ich (am Josephsberg) eine herrliche Varietät in Mehrzahl. *K.*

IV. Tribus. Erycinides Boisd.

Nemeobius Steph. (*Lycaena* Tr.)

1. *Lucina L.* Ueberall häufig, namentlich an Waldsäumen, von Ende April bis Ende Mai.

B. Pendulae.

V. Tribus. Nymphalides.

Limenitis Boisd. (*Limenites* Ochs.)

1. *Sibylla Fabr.* Fliegt um Reutlingen meist an Waldwegen der Alb und fehlt in der Höhe und im Thal. *K.* — In den lichten Waldungen um Stuttgart nicht selten. *H.*

2. *Camilla Fabr.* Bei Stuttgart wohl nur bisweilen ein verirrtes Expl. *H.* — Auch bei Reutlingen seit einigen Jahren sehr selten und stets am und im Gebirge. *K.*

Nymphalis Boisd. (*Limenites* Ochs.)

1. *Populi L.* Nach Herrn Trinkers Angabe überwintert die Raupe in den Blüthenknospen der Zitterpappel; *var. Tremulae* Linné besitze ich sehr schön mit violetter Unterseite. *K.*

Ferner habe ich durch die Güte des um die Entomologie so verdienten Herrn Pfarrer Hensler in Marbach bei Riedlingen einen prächtigen Zwitter erhalten mit folgendem Bericht:

„Ich habe diesen Zwitter von *Limenitis Populi* im Juni 1858 von einer Excursion leer zurückkehrend, an der Puppenhülse frisch entwickelt, gefunden, und nur ersterer Umstand veranlasste mich, ihn mitzunehmen und zwar, weil er noch ganz weich war, ungetödtet; zu Hause erst bemerkte ich, dass die linke Seite männliche Flügel, die rechte weibliche in sehr augenfälliger Weise darstellte.“ — Nach genauer Beschauung und Untersuchung stellte sich heraus, dass er nicht nur auf den

Flügeln ganz entschieden oben und unten ein Zwitter (links ♂, rechts ♀) ist, und zwar die linke Seite mit den kürzeren Flügeln das Männchen, sondern dass der Leib links männliche, rechts weibliche Geschlechtsglieder weist, natürlich jede Seite nur hälftig. — Ich bezweifle sehr, dass die Zwitter von dieser Beschaffenheit fähig sind zur Fortpflanzung, obwohl dieses Exemplar in der Grösse durchaus nicht verkümmert erscheint. — Es wäre dies also der erste mir bekannte württ. Zwitter und wohl noch interessanter als *L. dispar*, da jene Art nach mehreren Autoren am häufigsten *Hermaphroditen* liefert, freilich bemerkenswerth wegen der Abweichung der gefiederten und borstigen Fühler; es würden vielleicht mehr Zwitter beobachtet, allein bei den Lepidopteren, die gleichfarbige Männchen und Weibchen besitzen, entgehen sie der Aufmerksamkeit, leicht namentlich im Freien, wie es ja auch im vorliegenden Falle beinahe gegangen wäre. *K.*

Argynnis, Ochs.

1. *Paphia L.*

2. *Aglaja L.* Eine eigenthümlich schöne Varietät mit grossen schwarzen und unten mit zusammengeflossenen Silberflecken aus der Ulmer Gegend befindet sich in meiner Sammlung. *K.*

3. *Adippe Fabr.*

4. *Niobe L.*

5. *Lathonia L.*

6. *Amathusia Fabr.* Selten um Stuttgart, Tübingen, Marbach. (Ich habe ihn nie bei Stuttgart gefunden. *H.*)

7. *Daphne Fabr.* Einmal an der Teck mit drei Flügeln, nun in der Sammlung des Herrn Trinker. *K.*

8. *Ino Esp.* Stuttgart und Tübingen, selten.

9. *Hecate Fabr.* Stuttgart und Oberland selten, (von mir bei Stuttgart nie gefunden. *H.*)

10. *Arsilache Hübn.* Auf den Bergen des Allgäu, auch Marbach. *H.*

11. *Pales Fabr.* Soll einmal bei Stuttgart gefunden wor-

darauf an, daß dem Sekretär der Schatzkammer nicht gestattet werde, irgend eine Bank als Staatsdepositenbank zu verwenden, welche nicht wenigstens einen Thaler baares Geld für fünf ihrer Noten und Depositen in ihren Gewölben liegen hätte. Dieser Antrag wurde an eine Committee gewiesen, welche berichtete, daß es besser sey, die Staatsgelder (welche bald in größeren, bald in kleineren Summen vorräthig seyen) gar nicht zu berücksichtigen, und bloß die Deckung von einem Fünftel der Noten und Privatdepositen zu verlangen. Allein auch dieser Vorschlag ging nicht durch, da die Staatsgelder bereits bei Banken niedergelegt waren, welche nicht einmal einen Thaler für zehn ihrer Noten und Depositen vorräthig hatten, und so wurde denn die Summe des baaren Geldes, welche jede vom Staate gebrauchte Bank vorräthig haben sollte, ganz allein der Discretion des Sekretärs der Schatzkammer überlassen.

Die Regierung war hier wieder gezwungen, die sogenannte mildere Praxis eintreten zu lassen, um nur überhaupt Depositenbanken zu haben, denn die Geldmacht, die einmal geschaffen war, ließ sich keine Gesetze vorschreiben und war überhaupt nur ein Alliirter des Staats, so lang der Staat ihren Weg ging.

Um einen leichten Ueberblick über die Lage der neunzig Depositenbanken zu gewähren, welche im Jahr 1837 fungirten, theilt der Sekretär der Schatzkammer in seinem Bericht („Condition of Deposite banks on or about June 15. 1837 in different sections of the Country") dieselben in sechs Klassen ein. Eine dieser Klassen, die von Alabama, Mississippi, Louisiana und Tennessee, hat nicht einen Thaler baares Geld für zwanzig ihrer Noten und Depositen vorräthig; die zweite Klasse, die Banken von New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Maryland enthaltend, hat nicht einen Thaler für 12½ ihrer Verbindlichkeiten; die dritte, von Virginien, Nord- und Süd-Carolina, mit Georgien, kaum einen Thaler für 6½, und die übrigen drei Klassen, die Banken der nördlichen, westlichen und nordöstlichen Staaten enthaltend, bringen dieses Verhältniß im Durchschnitt auf 1 zu 4½.* Dies war noch vor wenigen Monaten der Zustand des Kerns der Banken, desjenigen Theils derselben, welchen der Staat und das Publikum ihres größern Vertrauens würdigten.

* Zur Zeit dieses Calculs hatten die Franklinbank in Südboston, die Dry-Dock-Company in New-York und die Commonwealthbank in Boston, mit mehr als 2 Millionen anvertrauter Staatsgelder, noch nicht fallirt.

den sein. In Tyrol fand ich ihn nie unter etlichen tausend Fuss Höhe. *K.*

12. *Dia L.* Selten.

13. *Euphrosyne L.*

14. *Selene Fabr.* Ist seltener als *Euphrosyne* und fliegt etwas später. Anfangs Juni, zu welcher Zeit Euphrosyne, wenigstens das ♂, schon stark abgeflogen ist, fängt man noch ganz frische Exemplare von Selene. *H.*

15. *Aphirape Hübn.* Stuttgart und Marbach selten. — Im Madenthal (zwischen Leonberger und Gerlinger Wald) in manchen Jahren zahlreich, in andern sehr spärlich. *H.*

Melitaea Fabr.

1. *Maturna L.* Reutlingen, Tübingen eben nicht selten; einst fand ich eine Menge Raupen im Mai auf Eschentrieben. *K.* Bei Stuttgart selten; Leonberger Wald alljährlich (in der ersten Hälfte des Juni). *H.*

2. *Cynthia Fabr.* Soll einmal bei Stuttgart gefangen worden sein.

3. *Artemis Fabr.*

4. *Cinxia Fabr.* Stuttgart und Alb. — Ich erzog die an Waldrändern der Alb gesellig auf Ampfer lebende Raupe schon mehreremal; der Falter ist stets selten. *K.*

5. *Phoebe Fabr.* Bei Stuttgart äusserst selten. (?)

6. *Didyma Fabr.* Fand ich im Juni 1860, die Raupe gesellig an der Albhöhe auf Leinkraut, musste aber zu meinem Leidwesen die Erfahrung machen, dass die hungernden Raupen die Puppen anfrassen. *K.* Auch ich fand Ende Juni 1860 zum erstenmale bei Stuttgart zwei Raupen auf Leinkraut. *H.* — Bei Niedernau ist Didyma nach Herrn Waffenfabrikant Kohl in manchen Jahren sehr gemein.

7. *Dictynna Esp.*

8. *Parthenie Ochsenh.* und *Meyer-Dür.* (nicht *Parthenie Borkhausen, Herr. Sch., Speyer* etc., denn diese kommt in Württemberg wohl nicht vor) fehlt in Stuttgarts nächster Umgebung; auf einer nach Osten gelegenen blumenreichen Wiese in

der Nähe des „Schattens“ ist sie jedoch alljährlich gemein. Die Artberechtigung beider *Parthenie* wurde wiederholt in Zweifel gezogen, jedoch zeigt *Parthenie Ochsenh.*, abgesehen von der verschiedenen Zeichnung auffallende Unterschiede in der Lebensweise. Zur Zeit, wo die ersten *Athalia* fliegen, nämlich von Ende Mai bis ca. 10. Juni, fliegt noch keine *Parthenie*. Letztere erscheint erst Mitte, öfters erst Ende Juni; *Athalia* ist ausserordentlich verbreitet, und findet sich nicht nur auf sonnigen Waldwiesen, sondern auch auf jedem schattigen blumenreichen Waldweg, während *Parthenie* ausschliesslich an ersteren Localitäten vorkommt und sich selbst da auf besondere Stellen beschränkt. Wo *Parthenie* fliegt, wird daher gewöhnlich auch *Athalia* fliegen, aber nicht umgekehrt. *H.*

9. *Athalia Borkh.*

Vanessa Ochs.

1. *Prorsa L.* / *Levana L.* Selten; ich fand ein einzelnes Exemplar in Oberschwaben. Herr Freyer fand sie einmal häufig bei Ravensburg. *K.*

2. *Cardui L.* Die Raupe lebt meist auf Disteln, aber auch auf verschiedenen anderen Pflanzen, namentlich auch auf Malven. *K.* Cardui war seit 1857 in der Umgegend von Stuttgart äusserst selten. Mitte Mai 1860 erschienen plötzlich einzelne anscheinend überwinterte Exemplare (meist ♀), deren Zahl gegen Ende Mai immer grösser wurde, so dass der Schmetterling von da bis Mitte Juni auf allen Wald-Chausseen und Feldwegen höchst gemein war. Dieselbe Erscheinung wurde auch im badischen Elsass beobachtet, und ich möchte fast glauben, dass der Schmetterling in dem andauernd warmen Frühling 1860 in Masse aus einer anderen Gegend eingewandert war, eine Annahme, die in dem ungewöhnlich raschen Fluge und unsteten Temperament des Falters eine Stütze finden dürfte. *H.*

Soeben finde ich einige Notizen, welche die Annahme des Herrn Hoffmann bestätigen, nämlich in einer Abhandlung von Dr. Hagen über Schmetterlinge, welche während des Zuges

beobachtet wurden; es finden sich daselbst drei Fälle aufgeführt, welche sich auf *V. cardui* beziehen:

1) Prevost sah am 26. Oktober 1837 einen Zug von *V. cardui*, 10—15 Fuss breit, von Norden nach Süden ziehen. (in Genf?) L'institut 1837. p. 220.

2) Ghiliani sah am 26. April 1851 in Turin einen grossen Zug von *V. cardui* frisch angekommen. Ann. Soc. Ent. 1851. Bull. p. 55; Froriep, Notizen 1852. T. 3. p. 200).

3) Marcal des Serres spricht in seiner Schrift über Wanderungen der Insekten pag. 296 über Züge von *V. cardui, urticae, Sph. lineata, nerii* und *celerio*. *K.*

3. *Atalanta L.* (Bei Stuttgart entschieden seltener, als vor etwa 10 Jahren. *H.*).

4. *Jo L.*

5. *Antiopa L.*

6. *Urticae L.*

7. *Polychloros L.*

8. *Xanthomelas Esp.* Soll schon bei Stuttgart vorgekommen sein. Bei der grossen Aehnlichkeit mit *Polychloros* steht zu vermuthen, dass er öfters für diesen angesehen und deswegen nicht weiter beachtet wird.

9. *C. album.* Herr Trinker besitzt eine schöne dunkle Varietät mit zusammengeflossenen Flecken.

VI. Tribus Apaturides.

Apatura Ochsenh.

1. *Iris L.* Es lieferte mir eine an der Kopfspitze verletzte Raupe einen weiblichen Falter ohne Fühlhorn an der entsprechenden Stelle. *K.*

var. Jole Hübn. Es wurden schon mehrere Exemplare bei Stuttgart gefangen. *H.*

2. *Ilia Fabr.*

var. Clytie Hübn. Bei Stuttgart fast ebenso häufig als die Stammform. *H.*

VII. Tribus Satyrides.

Arge Esp. (*Hipparchia* Ochs.)

1. *Galathea L.*

Erebia Boisd. (*Hipparchia* Ochs.)

1. *Medusa Fabr.*
2. *Blandina Fabr.* (*Medea Hübn.*)
3. *Ligea L.* Alb, Reutlingen, Tübingen, soll auch schon bei Stuttgart gefangen worden sein.

Satyrus Boisd. (*Hipparchia* Ochs.)

1. *Phaedra L.* Tübingen, Stuttgart. *K.* (Ich fand *Phaedra* bis jetzt noch nicht bei Stuttgart. *H.*)
2. *Hermione L.* Tübingen selten. *K.*; bei Stuttgart früher gemein, ist in den letzten Jahren selten worden. *H.*
   var. Alcyone Hübn., ebenso. *H.*
3. *Circe Fabr.* (*Proserpina Hübn.*) Auf dem Schwarzwald selten. *K.*; bei Stuttgart (Hasenberg) vor ca. 10 Jahren noch alljährlich zu finden und selbst allen sammelnden Knaben unter dem Namen „Weisser Waldporteur" bekannt. Jetzt sehr selten. Seit langer Zeit erbeutete ich wieder das erste Exemplar (ein ungewöhnlich grosses ♀) am 17. Juli 1859 in der Nähe des „Schattens." *H.*
4. *Briseis L.* An Felsbergen, z. B. auf dem Engelberg bei Leonberg in manchen Jahren häufig.
5. *Semele L.*
6. *Eudora Fabr.* Bei Stuttgart selten (? *H.*)
7. *Janira Ochs.* Herr Präparator Bauer fand im Jahre 1850 ein ♂ dieser Art mit einem ♀ von *E. blandina* in Begattung. Die Exemplare befinden sich in der Sammlung des Vereins für vaterländ. Naturkunde.
8. *Tithonus L.*
9. *Maera L.* Häufig.
   var. Adraste Ochs. Bei Stuttgart selten.
10. *Megaera L.* Häufig.
11. *Aegeria L.* Gemein.

12. *Dejanira L.* Nicht überall.

Ich fand sie stets auf Waldwegen der Alb, im Thale niemals. *K.* Bei Stuttgart stellenweise häufig. *H.*

13. *Hyperanthus L.* Ueberall häufig.

Ab. Arete Müller. Reutlingen.

14. *Hero L.* Ist in Stuttgarts nächster Umgebung nahezu ausgerottet, im „Neuen Wald“ Ende Mai bis Mitte Juni häufig. *H.*

15. *Iphis Hübn.*

16. *Arcanius L.* (*Arcania Hübn.*)

17. *Davus.* L. Bei Marbach nicht sehr selten. *K.*

18. *Pamphilus L.*

C. Involutae.

VIII. Tribus Hesperidae.

Steropes Boisd. (*Hesperia* Ochs.)

1. *Paniscus Fabr.* Ueberall auf Waldwegen.

Hesperia Boisd.

1. *Linea Fabr.* Sehr häufig.

2. *Lineola Ochs.* Verbreitet. Ich traf *Lineola* bei Stuttgart nie im Wald, sondern auf trockenen Feldwegen, Mitte Juli, an Distelblüthen saugend. *H.*

3. *Sylvanus. Fabr.*

4. *Comma L.*

5. *Actaeon Esp.* Bei Reutlingen einmal gefangen. *K.*

Syrichtus Boisd. (*Hesperia* Ochs.)

1. *Altheae Hübn.* Bei Stuttgart, namentlich im „Neuen Wald“ auf blumigen Waldwegen nicht selten. *H.*

2. *Malvae Fabr.* (*Malvarum Ochs.*) Angeblich bei Stuttgart, ich fand ihn niemals und vermuthe eine Verwechslung mit der vorigen Art. *H.*

3. *Lavaterae Esp.* Wurde einmal auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart gefangen.

4. *Carthami Ochs.* Bei Tübingen selten; soll auch schon bei Stuttgart gefangen worden sein.

5. *Fritillum Hübn.* (Fand ich nicht bei Stuttgart. *H.*)

6. *Alveolus Hübn.* Häufig im Mai und Juni und Ende August.

7. *Eucrate Ochs.* hat Herr Pfarrer Heusler bei Marbach gefunden. *K.*

8. *Sao Hübn.* (*Sertorius Ochs.*) Selten. Reutlingen, Marbach.

Thanaos Boisd.

1. *Tages L.* Ueberall.

Heterocera.

IX. Tribus Sesiariae Boisd.

Thyris Illig.

1. *Fenestrina Fabr.* Ist in heissen Sommern auf der Achalm und den Albhöhen nicht gerade selten, sie fliegt auf der Landstrasse am Walde bei Genkingen und setzt sich sowohl auf feuchte Stellen am Boden, als auch auf die Blüthen von Veronica. *K.*

Sesia Lasp. Ochs.

1. *Tenthrediniformis Hübn.* Tübingen und Reutlingen.

2. *Tipuliformis L.*

3. *Nomadaeformis L.* Soll schon bei Stuttgart gefunden worden sein; bei Reutlingen einmal an einer Eiche im Juli; auch fand ich schon unter Eichenrinde die Larve. *K.*

4. *Formicaeformis L.* Stuttgart selten.

5. *Mutillaeformis L.* Stuttgart und Reutlingen selten. Ich fand sie einmal häufig auf Blüthen des Hartringels an Hecken. *K.*

6. *Culiciformis L.* Entwickelte sich einst auf meinem Speicher aus dürrem Holz in Mehrzahl; ich sah sie auch schon in der Sonnenhitze auf Pflaumenbäumen. *K.*

7. *Cynipiformis Hübn.* Stuttgart (?) und Ulm selten.

8. *Ichneumoniformis F.* Stuttgart, Reutlingen, Marchthal, selten.

9. *Hylaciformis L.* Selten; bei Stuttgart beobachtete ich sie Ende August 1860 um Himbeerbüsche schwärmend und auf deren Blättern sich sonnend, in ziemlicher Anzahl. *H.* Auf Himbeeren fand ihn auch Herr Pfarrer Hensler in Marbach. Ich fand Hylaciformis einmal auf Erlen. *K.*

10. *Spheciformis Hübn.* Tübingen, Marbach, selten.

11. *Rhingiaeformis Hübn.* Einmal in Marbach. *H.*

12. *Asiliformis Fabr.* Bei Sulz, selten; angeblich auch schon bei Stuttgart gefunden.

13. *Apiformis L.*

X. Tribus. Sphingides.

Macroglossa Ochs.

1. *Fusciformis L.* fliegt vor *Bombyliformis.* Zur Zeit, wo man von letzterer noch ganz reine Exempl. fängt, (Anfang bis Mitte Juni), ist *Fusciformis* bereits abgeflogen.

2. *Bombyliformis Ochs.*
   var. Milesiformis Dahl. Stuttgart, Marbach, selten.

3. *Stellatarum L.*

Pterogon Boisd.

1. *Oenotherae Esp.* Seit einigen Jahren sehr selten, bei Tübingen einst sehr häufig. *K.* Die Erscheinungszeit der Raupe scheint sehr von der Witterung abhängig zu sein; in warmen Sommern wird sie schon Ende Juni, in kühlen und feuchten (1860) erst Mitte August gefunden. Die Raupen wachsen sehr schnell und machen die Entwicklung vom Ei bis zur Verpuppung öfters in 14 Tagen durch. *H.*

Deilephila Ochs.

1. *Porcellus L.* Ueberall häufig.

2. *Elpenor L.* Ebenso.

3. *Celerio L.* Noch seltener, bisher nur um Stuttgart und Hohenheim gefunden.

4. *Nerii L.* In heissen Jahrgängen einzeln.

5. *Lineata Fabr.* Schon bei Stuttgart und Reutlingen ein-

zeln vorgekommen. *K.* Am 21. Mai 1860 verfolgte ich bei Stuttgart in der ersten Abenddämmerung (so dass ich mich nicht täuschen konnte!) ein Exemplar wohl fünf Minuten lang, welches an den Blüthen von Vicia sepium umherschwärmte. Zu langes Zaudern, aus Furcht, den seltenen Schwärmer durch einen Fehlschlag mit dem Netze zu verscheuchen, hatte zur Folge, dass er mir, plötzlich weit weg fliegend, gänzlich aus den Augen kam. *H.*

6. *Euphorbiae L.* Die Puppenruhe hat eine sehr variable Dauer, öfters von mehreren Jahren. Die weitaus grösste Anzahl von Faltern schlüpft Mitte Juli aus und entsteht aus Raupen, welche sich im September bis Spätherbst des vorigen Jahres verpuppten. Von denjenigen (wenig zahlreichen) Faltern, welche schon im Mai oder Juni ausschlüpfen, stammt in demselben Jahre eine zweite Generation, deren Raupen Ende Juni bis Mitte Juli gefunden werden und Ende Juli bis Ende August die Falter liefern. *H.*

7. *Galii Fabr.* Nicht häufig. Gewöhnliche Flugzeit: Juni. — 1859 fing ich noch am 7. September Abends ein ziemlich reines Exemplar. Sollte dies nicht einer zweiten Generation angehört haben? *H.* Die Raupe wurde schon an Reben gefunden und lieferte keine abweichenden Falter. *K.*

Sphinx Ochs.

1. *Pinastri L.* Ueberall in Nadelwaldungen.

2. *Ligustri L.* Die Varietät *Spiraeae Hübn.* habe ich aus einer ganz ähnlichen Raupe erzogen. *K.*

3. *Convolvuli L.* Die Raupe findet man in heissen Jahrgängen manchmal in Menge auf den Stoppeln, woselbst sie von der Ackerwinde lebt, und nach Abräumung neue Nahrung sucht. *K.*

Acherontia Ochs.

1. *Atropos L.* Hievon erhielt ich im Jahre 1860 die sehr seltene schwärzliche Spielart der Raupe, welche sich durch die 3 weissen Vorderringe mit braunschwarzer Zeichnung sehr schön

auszeichnet. Ich möchte wissen, wo der Schmetterling seine Eier absetzt, da doch meist zur Entwicklungszeit die vorzügliche Futterpflanze der Raupe, das Kartoffelkraut, abgeräumt ist und nur sehr wenige Puppen überwintern. *K. Atropos* war Ende August bis Mitte Septembers 1859 bei Stuttgart (und Ludwigsburg) ausnehmend häufig, ebenso im Jahre 1846. Weinjahre, d. h. Jahrgänge mit sehr heissen Sommern, scheinen daher der Entwicklung dieser Species besonders günstig zu sein. *H.*

Smerinthus Ochs.

1. *Tiliae L.* Wechselt wie *Triph. Fimbria* von schönem Grün bis zu dunklem Braun mit grösseren und kleineren Flecken, ohne dass ♂ oder ♀ eine vorgezeichnete Färbung oder Fleckenbildung hätte. *K.* Die braune Form — in manchen Gegenden selten — scheint bei Stuttgart häufiger zu sein, als die grüne, wenigstens erzog ich mehr Exemplare von der erstern, als von der letzteren Färbung. *H.*

2. *Ocellata L.* Wurde im Jahr 1859 durch Gymnasiast Hahn in Stuttgart in 2 Generationen beobachtet. Ein im Mai gefundenes begattetes Weibchen legte Eier. Die daraus entstandenen Raupen wurden gross gezogen und die gewonnenen Puppen lieferten im Sommer desselben Jahres mehrere Falter. Diese begatteten sich und aus den Eiern, welche ein Weibchen legte, wurden wiederum Raupen gezogen, welche sich im Herbste verpuppten und im Mai 1860 die Falter lieferten. Letztere waren der Mehrzahl nach unvollkommene kurzflügelige Falter, was jedoch wahrscheinlich der zu trocknen Aufbewahrung der Puppen zuzuschreiben ist. *H.*

3. *Populi L.* Ueberall häufig.

4. *Quercus Fabr.* Herr Seyffer klopfte im Jahr 1843 eine Raupe, kaum etliche Tage alt, von einem Eichenbusch, sie ging aber zu Grunde; übrigens fand ich auch schon junge *Sm. Populi* auf Eichenbüschen. *K.*

Obiger vereinzelnten Angabe fehlt meiner Ansicht nach jeder wissenschaftliche Werth, da 1) die junge Raupe von *Quercus* der von *Ocellata* und *Populi* sehr ähnlich ist, 2) das Vor-

kommen einer Raupe auf einer bestimmten Pflanze nicht genügen kann, um daraus eine Species als solche zu constatiren. Abgesehen davon, dass Herr Keller auch schon lichte Populi-Raupen auf Eichen antraf, dass auch ich schon die Puppe von Populi in reinem Eichenwald ausgrub, scheint mir bei obigem Falle die Wahrscheinlichkeit sehr nahe zu liegen, dass die junge Raupe durch irgend welchen Zufall von einer benachbarten Futterpflanze (Espe, Weide, Ulme, Linde, Birke oder *Rhamnus frangula*) entfernt worden war und sich auf einen Eichenbusch verirrt hatte. Dass sie zu Grunde ging, spricht für diese Annahme, da ihr vermuthlich das dargereichte Eichenlaub nicht zusagte. *H.*

XI. Tribus Zygaenides. Latr.

Zygaena Latr. Ochs.

1. *Minos W. V.* Verbreitet, bei Stuttgart an einigen Stellen alljährlich nicht selten.

2. *Scabiosae Hübn.* Ebenso. Bei Stuttgart häufig. Die Puppen werden Anfangs Juni besonders häufig an Buchenstämmen, in der Nähe von wenig begangenen Waldwegen gefunden. *H.*

3. *Achilleae Esp.* (Bei Stuttgart fand ich sie erst einmal. *H.*)

4. *Cynarae Esp.* Stuttgart selten. Flugzeit Mitte Juli.

5. *Meliloti Esp.* Bei Stuttgart häufig, Alb selten.

6. *Trifolii Esp.* Bei Niedernau von Herrn Kohl in Anzahl gefunden, bei Stuttgart habe ich sie noch nicht entdecken können. *H.*

7. *Loniceraе Esp.* Fast überall an blumigen Waldrändern, Flugzeit: Mitte Juli bis Anfang August.

8. *Filipendulae L.* Ueberall — von Mitte Juni bis August — die gemeinste Zygäne.

9. *Hippocrepidis Ochsenh.* Tübingen und Oberschwaben; fehlt bei Stuttgart.

10. *Peucedani Esp. Ochsenh.* Stuttgart. (Ich habe sie daselbst bis jetzt nicht gefunden. *H.*)

Laßt uns jetzt einen allgemeinen Blick auf das Syſtem werfen, welches beinahe gleichzeitig mit der Unabhängigkeits-Erklärung ſeinen Anfang nahm, ſeitdem aber wie ein reißender Strom Alles mit ſich fortgeriſſen und die ganze Kraft eines jungen, aufſtrebenden Volkes beinahe ausſchließlich auf materielle Thätigkeit beſchränkt hat. Daß das Bankweſen dem Handel und der Induſtrie Vortheile gewährt, daß es die Cirkulation des Geldes erleichtert, dem Verluſt der edeln Metalle durch Abnutzung, Veruntreuung oder Verfälſchung entgegen wirkt, durch die Erweiterung und weiſe Benützung des Kredits die Thätigkeit der arbeitenden Klaſſen vermehrt und hiedurch der Nationalinduſtrie einen höhern Aufſchwung gibt, läßt ſich nicht in Abrede ſtellen. Auch haben wir ſchon Eingangs einiger dieſer Vortheile gedacht, aber auch dort ſchon auf den Mißbrauch aufmerkſam gemacht, der von allen dieſen Dingen gemacht werden kann, und gegen welchen ſelbſt die oberſte Staatsgewalt das Publikum nicht ſchützen kann. Gewiß wäre ohne das Bank- und Kredit-Syſtem ein großer Theil der amerikaniſchen Niederlaſſungen noch nicht gegründet, gewiß wetteiferten die neuengländiſchen Baumwollfabriken noch nicht mit den brittiſchen, gewiß hätte ohne bedeutende Papierausgaben (die das Silber zur Ausfuhr übrig ließen) der amerikaniſche Chinahandel dem engliſchen weniger Eintrag gethan; allein es hätte ſich auch keine auf ſich ſelbſt gegründete, mit ausſchließlichen Rechten und Privilegien ausgeſtattete und die legislative Gewalt bereits beherrſchende Geldmacht gebildet, die nun nicht mehr auf ihre urſprüngliche Schranken zurückgewieſen werden kann, und als eine wichtige, von den Meiſten noch immer nicht genug gewürdigte Erſcheinung in der neueſten Geſchichte gelten muß. — Das ewige Ringen der Menſchheit gegen die Uebermacht einzelner Kaſten und Despoten hat ſich zu allen Zeiten verſchieden geſtaltet, je nach der Art der Herrſchaft, die ſie zu bezwingen hatte. Zuerſt bekämpfte das Volk die Theokratie, welche Geiſt und Körper zugleich in Banden ſchlug; ſpäter, bei fortgeſchrittener Civiliſation, die erblichen Vorrechte der Geburt und des Beſitzthums, und jetzt, wo es ſich kaum von ſeinen früheren Anſtrengungen erholt, ſoll es gegen die nach allen Seiten hin ſich concentrirende Geldmacht, die ich am liebſten die mobil gewordene Ariſtokratie nennen möchte, in die Schranken treten. Die Mehrzahl brauchte von jeher nur zu wiſſen, wo und auf welche Art ſie unterdrückt ward, um darauf hinzuarbeiten, das

11. *Onobrychis.* W. V. Auf Höhen; sie war einst (nebst *Zyg. fausta*) an der Albsteige sehr häufig, jedoch vermisse ich sie daselbst seit langer Zeit. *K.* Bei Stuttgart, in der Nähe von Degerloch in manchen Jahren häufig. *H.*

12. *Fausta L.* War einst auf der Alb häufig, ist aber nun seit Jahren verschwunden. *K.*

Noch muss ich einer Zygäne Erwähnung thun, welche ich trotz sorgfältiger Prüfung des gesammten wissensch. Materials (Hübner, Herrich-Schaeffer, v. Heinemann etc. etc.) nicht zu bestimmen vermag, die ich aber gleichwohl vorläufig nicht für eine neue Art, sondern für eine Varietät von *Trifolii* halten möchte. Im Gesammt-Habitus erinnert sie am meisten an *Lonicerae*, unterscheidet sich jedoch von dieser unter Anderem durch das Fehlen des sechsten Flecks, durch weit kürzere und plumpere Fühler und durch die bedeutend frühere Flugzeit. (Mitte Juni.) Die Diagnose stellt sich, wie folgt:

Länge des Vorderflügels von der Wurzel bis zur Spitze 6—7 Par. Lin. Fühler mässig lang (weit kürzer als bei *Lonicerae*), plump, mit kurzer, dicker, schwach zugespitzter Kolbe. Vorderflügel breit, mit gerundeter Spitze, dünn bestäubt, matt schwarzgrün, mit grünlichblauem oder violettem Schimmer. Die fünf Flecken frei, ohne Verbindung, blass carmoisinroth; der fünfte meist deutlich halbmondförmig, die convexe Seite wurzelwärts gerichtet; Hinterflügel blass carmoisinroth, mit breitem schwarzgrünem Saume. Fundort: eine feuchte Wiese im Madenthal bei Eltingen. Flugzeit: Mitte Juni.

Wenn diese Zygäne zu *Trifolii Esp.* zu ziehen ist, so wäre sie immerhin — wegen des blassen Roths und der isolirten rothen Flecke — als constante Localvarietät anzusehen. Die Exemplare von *Trifolii* jedoch, welche mir zum Vergleich vorliegen, unterstützen diese Annahme keineswegs und weichen sehr augenfällig von der oben beschriebenen Zygäne ab. *H.*

Procris Fabr. (*Atychia* Ochsenh.)

1. *Statices L.* Häufig.
2. *Globulariae Esp.* Häufig.

3. *Pruni Fabr.* Bei Stuttgart nicht selten; die Raupe wird Anfangs Juni an Waldrändern von Schlehen geklopft. *H.*

XII. Tribus Lithosides Boisd.

Euchelia Boisd.

1. *Jacobaeae L.* Ueberall.

Emydia Boisd.

1. *Cribrum L.* Sehr selten.

Ich habe noch kein württ. Exempl. gesehen, Hr. Prof. Hepp vermischte aus Versehen mit dieser Art *Tinea cribrella Hübn.*, was ihm auch Herr Freyer in seinem Werke (siehe Miscellen) nachwies. *K.*

2. *Grammica L.* Fand ich einst in Menge frisch entwickelt auf einer Anhöhe hinter dem Bräuhause in Zwiefalten. *K.*

Lithosia Boisd.

1. *Rubricollis L.* Spärlich; die Raupe, wie die der übrigen Lithosien auf Baumflechten lebend, wird im Herbst gefunden.

2. *Quadra Fabr.* Kam hier als Raupe an Buchenstämmen schon sehr häufig vor, oft 4—5 Ex. an einem Stamme; (in demselben Jahre auch *V. nigrum* an Eichenbüschen und *auriflua* ebendaselbst. *K.*)

Ist bei Stuttgart (z. B. an den mit Flechten stark bewachsenen Kastanienbäumen zunächst der Solitude), äusserst gemein, dann aber wieder jahrelang geradezu selten. *H.*

3. *Griseola Hübn.* Stuttgart, ziemlich selten.

4. *Complana L.* Häufig.

5. *Complanula Boisd.* (*Luridcola Tr.*) Stuttgart.

6. *Depressa Esp.* ♀ } Reutlingen, Stuttgart zieml. selten.
Helveola Ochsenh. ♂ }

7. *Luteola Hübn.* Angeblich bei Stuttgart, sehr selten.

8. *Aureola Hübn.* Verbreitet, bei Stuttgart nicht selten; der Schmetterling fällt Anfangs Mai beim Raupenklopfen öfters in den Schirm.

9. *Rosea Fabr.* Ziemlich spärlich.
10. *Mesomella L.* (*Eborina Hübn.*)

Setina Boisd. (*Lithosia* O.)

1. *Roscida Fabr.* Auf der Feuerbacher Haide bei Stuttgart, selten.
2. *Irrorea Hübn.* Verbreitet.

Nudia Boisd. (*Lithosia* O.)

1. *Ancilla L.* Selten. — Bei Stuttgart fand ich sie noch nicht. *H.* Herr Kohl erhielt sie bei Niedernau.

Nudaria Stephens. (*Lithosia* O.)

1. *Mundana L.* Stuttgart selten, auch auf der Alb; bei Niedernau nach Herrn Kohl häufig.

XIII. Tribus Chelonides Boisd.

Callimorpha Boisd. (*Euprepia* O.)

1. *Dominula L.* Ueberall in lichten Waldungen.
2. *Hera L.* Alb und Stuttgart.

Nemeophila Stephens (*Euprepia*. Ochs.)

1. *Russula L.* Häufig.
2. *Plantaginis L.* Ebenso.

var. Hospita (mit weissen Hinterflügeln) ist bei Stuttgart die häufigste Form; so auch im unteren Kocherthale und bei Reutlingen.

var. Matronalis (mit beinahe ganz schwarzen Hinterflügeln) ist bei Stuttgart selten; auf dem Schwarzwald dagegen gewöhnlich.

Chelonia Latr. (*Euprepia* O.)

1. *Aulica L.* Bei Freudenthal und Ulm einzeln. *K.*
2. *Matronula L.* Selten.
3. *Villica L.* Bei Wangen durch Herrn v. Wocher.
4. *Purpurea L.* Ist oft jahrelang sehr selten und tritt dann plötzlich wieder in grösserer Anzahl auf.

5. *Caja L.* In meiner Sammlung eine prachtvolle Varietät mit weissgelben, dunkelgefleckten Vorderflügeln, von einem Knaben erzogen. *K.*

6. *Hebe L.* Bei Wangen und Mergentheim. *K.*

Arctia Boisd. (*Eyprepia* O.)

1. *Fuliginosa L.* Ueberall.

2. *Luctifera Fabr.* Soll schon bei Stuttgart gefunden worden sein, jedoch selten.

3. *Lubricipeda Fabr.* Bisweilen häufig.

4. *Urticae Esp.* Reutlingen und Ludwigsburg. *K.*

5. *Menthastri Fabr.* Diese, sowie die vorige Art, früher bei Stuttgart häufig, kommt daselbst seit Jahren nur noch sehr spärlich vor. *H.*

6. *Mendica L.* Selten.

XIV. Tribus Liparides Boisd.

Liparis Ochsenh.

1. *Monacha L.* Manchmal verheerend, durchschnittlich aber ziemlich selten.

2. *Dispar L.* Nur im Unterlande häufig; bei Reutlingen fand ich in 22 Jahren nur zwei Raupen und auch diese verkümmerten. *K.* Herr Präparator Bauer fand ein ♂, welches auf einem Vorderflügel einen ziemlich grossen Fleck hatte, der die Zeichnung und Farbe des ♀ trug, eine Andeutung eines hermaphroditischen Zustandes. Professor Lichtenstein in Berlin erhielt, ebenfalls nach Herrn Bauers Mittheilung, aus dem dortigen Thiergarten Exemplare, die auf der einen Seite männliche, auf der andern weibliche Flügel und Fühler trugen. Sie sollen mit Hoden und Eierstöcken versehen, also ächte Hermaphroditen gewesen sein, wie denn überhaupt bei dieser Gattung Hermaphroditen noch verhältnissmässig am häufigsten vorkommen.

3. *Salicis L.* (Ist bei Stuttgart nicht häufig).

4. *Auriflua Fabr.* Fand ich einmal in Unzahl an Buchenstämmen *K.* Bei Stuttgart stets häufig. *H.*

5. *Chrysorrhoea L.* Schädlich in Obstgärten.

Orgya Boisd.

1. *V. nigrum Fabr.* Selten: die Ueberwinterung der Raupe ist höchst schwierig. *K.*

2. *Pudibunda L.* Gemein.

3. *Fascelina L.* Spärlich.

4. *Coryli L.* Nicht überall; bei Stuttgart selten.

5. *Gonostigma Fabr.* (Bei Stuttgart sehr selten. *H.*)

6. *Antiqua L.*

XV. Tribus Bombycini Boisd.

Bombyx Boisd.

1. *Neustria L.* Ueberall, bisweilen den Obstbäumen schädlich.

2. *Castrensis L.* Oberschwaben.

3. *Lanestris L.* Gewöhnlich.

4. *Everia Fabr.* Bei Stuttgart und Reutlingen, bei Stuttgart häufig.

5. *Catax L.* Von etwa 10 Puppen entwickelten sich mir einige Falter nach 1, 2, 3, 4—5 Jahren; einer erst nach 7 Jahren. *K.*

6. *Processionea L.* Die Raupe in manchen Jahren äusserst gemein und dient dann dem Kukuk fast zur ausschliesslichen Nahrung.

7. *Crataegi L.* Nicht häufig.

8. *Populi L.* Die Zucht der Raupe ist nicht ganz leicht. Viele gehen trotz sorgsamer Pflege zu Grunde. *H.*

9. *Dumeti L.* Stuttgart und Tübingen, selten. *K.* Bei Stuttgart wurde er seit vielen Jahren nicht mehr gefunden. Vor ca. 8 Jahren erhielt ich im Oktober ein ♂, welches, bei Tage matt umherfliegend, im Leonberger Walde gefangen wurde. *H.*

10. *Taraxaci Fabr.* Von mir auf der Alb und bei Gönningen am Rossberg zwei Raupen gefunden. *K.*

11. *Rubi L.* Ueberall häufig.
12. *Quercus L.* Ebenso.
13. *Trifolii Fabr.* Stets spärlich.
var. Medicaginis Hübn. Stuttgart selten.

Odonestis Germar.

1. *Potatoria L.* Obwohl der Name darauf hinweist, ist es doch wenig bekannt, dass die Raupe mit grosser Begierde Wasser trinkt.

Lasiocampa Latr.

1. *Pini L.* Im Allgemeinen nicht zahlreich. Auf dem Bopser bei Stuttgart werden die überwinterten Raupen im ersten Frühjahr öfters in Anzahl gefunden, wenn man die Moosschichte in den Kiefern-Waldungen aufdeckt. *H.*
2. *Pruni L.* Selten.
3. *Quercifolia L.* Ueberall ziemlich häufig.
var. Alnifolia Ochs. Stuttgart.
4. *Populifolia Fabr.* Ueberall selten; die Ueberwinterung der Raupe ist schwierig und wird auch im Freien oft nicht gut überstanden. *K.*; wurde meines Wissens bei Stuttgart noch nicht, bei Ulm dagegen mehrmals gefunden. *H.*
5. *Betulifolia Fabr.* Selten.
6. *Ilicifolia L.* Stuttgart, sehr selten.
7. *Lobulina Hübn.* Bei Marbach, aber selten. *K.*

XVI. Tribus Saturnides Boisd.

Saturnia Schrank.

1. *Carpini Borkh.* Herr Seyffer bemerkte, dass manchmal zwei Raupen ein gemeinschaftliches Gehäuse zur Verpuppung fertigen, welches dann zwei verschiedene Enden zum Ausschlüpfen hatte. — Viele Puppen von Carp. liefern bekanntlich die Falter erst nach zwei- und mehrjähriger Puppenruhe. Nach meiner Beobachtung sind diese Puppen grösstentheils weiblich (von zehn im Sommer 1858 gezüchteten Raupen schlüpften im

Frühjahr 1860 acht ♀ und zwei ♂ aus). Dieses Verhältniss könnte wohl den Zweck haben, die reichliche Vermehrung der Species zu sichern. *H.*

XVII. Tribus. Endromides Boisd.

Aglia Ochs.

1. *Tau L.* Die Witterung während der Flugzeit dieses Schmetterlings ist von bedeutendem Einfluss auf die Individuenzahl der nächsten Generation. Da das ♀ bis zur Begattung stets ruhig sitzt, und das ♂ nur bei Sonnenschein in den Stunden von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags umherschwärmt, so finden sich in Frühjahren mit anhaltend trübem, regnerischem Wetter nur wenige Paare zur Begattung. Im Jahre 1858 flog *A. Tau* äusserst zahlreich bei Stuttgart; im Frühjahr 1859 war zur Flugzeit (wenn die Apfelbäume blühen und das erste Buchengrün zum Vorschein kommt), fast immer trübes Wetter, und man sah nur sehr wenige schwärmende ♂. Die natürliche Folge hievon war, dass im Frühjahr 1860 *A. Tau* geradezu selten war. *H.*

Endromis Ochs.

1. *Versicolora L.* Ist wohl überall, aber selten; wo man Raupen findet, sind meist viele; ein ♂ fand ich einst an einem Hause sitzend. *K.* Bei Stuttgart war diese Art seit ca. 10 Jahren von verschiedenen Sammlern vergebens gesucht worden. Mitte Mai 1860 fand Gymnasist Hahn wieder eine Gesellschaft von 14 kaum den Eiern entschlüpften Räupchen an einer jungen Birke auf der Feuerbacher Haide. *H.*

XVIII. Tribus Zeuzerides Boisd.

Cossus Boisd.

1. *Ligniperda Fabr.* Die schädliche Raupe in Weiden- und Obstbaumstämmen häufig.

var. Terebra Fabr. Angeblich bei Stuttgart sehr selten.

Zeuzera Latr. (*Cossus* O.)

1. *Aesculi L.* Stets spärlich.
2. *Arundinis Hübn.* Fand Herr Seyffer einmal ganz abgeflogen bei Stuttgart.

Hepialus Fabr.

1. *Humuli L.* Fliegt manchmal in Oberschwaben Abends häufig umher. K
2. *Sylvinus L.* (Ist bei Stuttgart ziemlich selten. *H.*)
   var. Flina Esp. Stuttgart selten.
3. *Lupulinus L.* Häufig.
4. *Hectus L.* Ebenso.

XIX. Tribus Psychides Boisd.

Psyche Schranck.

(Die Psychiden sind in Württemberg noch gar wenig beobachtet worden, namentlich in den ersten Ständen; um Reutlingen kommt leider nur *pulla* vor, daher fehlt mir bei allem Eifer die Gelegenheit. *K.* Auch bei Stuttgart konnte ich bis jetzt nur *pulla Esp., nitidella Hübn. calvella O.* und *graminella W. V.* finden. *H. Villosella Ochs.* kommt bei Marbach vor).

1. *Pulla Esp.*
   var. Plumella Ochs. Stuttgart.
2. *Nitidella Hübn.* Stuttgart häufig.
3. *Bombycella Wien. Verz.* Marbach.
4. *Calvella Ochs.* Stuttgart, an Eichen.
5. *Nudella Ochs.* Stuttgart, selten.
6. *Muscella Fabr.* Ebenso.
7. *Villosella Ochs.* Marbach, selten.
8. *Graminella Wien. Verz.*

XX. Tribus. Cochliopodes Boisd.

Limacodes Latr.

1. *Testudo Godart.* In Laubwaldungen nicht selten.

2. *Asellus Fabr.* Marbach. *K.*

XXI. Drepanulides Boisd.

Cilix Leach.

1. *Spinula Hübn.*

Platypteryx Boisd.

1. *Lacertula Hübn.* Ziemlich selten.
2. *Sicula Hübn.* Stuttgart, Tübingen, selten.
3. *Falcula H.* Nicht selten.
4. *Hamula Esp.* Selten.
5. *Unguicula Hübn.* Die schwärmenden Männchen bisweilen Anfangs Mai in Buchenwaldungen sehr häufig.

XXII. Tribus Notodontides Boisd.

Dicranura Latr.

1. *Bicuspis Hübn.* Tübingen sehr selten; wird gar oft mit *bifida* verwechselt; so erhielt ich sogar von Berlin statt *bicuspis: bifida.* Jene zeichnet die weissere Farbe sehr aus, sowie die andere Stellung der Streifen, aber in Ermangelung einer guten Abbildung oder eines sicheren Exemplars bestimmt man gar leicht falsch; so bin ich noch sehr im Zweifel über das Tübinger Original, da mein Freund und ich damals bei der Bestimmung noch kein ächtes Exemplar von bicuspis kannten; inzwischen bekam ich eines von Leipzig. *K.*
2. *Bifida Hübn.*
3. *Furcula L.* Spärlich.
4. *Erminea Esp.* Sehr selten.
5. *Vinula L.* Auf dem Gebirge fand ich einst eine beinahe erwachsene Raupe mit dunklem Seitenstreif, der, wie bei *erminea* der weisse Seitenstreif, gegen die Bauchfüsse herablief. Ich habe sie in zwei Grössen abgebildet; leider ging die Puppe zu Grunde. Hätte sie vielleicht die *var. minax* geliefert? *K.*

Harpyia Ochs.

1. *Fagi L.* Bei Reutlingen und Stuttgart, aber stets selten. Die Raupen, im August und September auf Buchen, Haseln etc. zu finden, dürfen nicht in Mehrzahl beisammen erzogen werden, da sie sich gegenseitig verstümmeln.

2. *Milhauseri Fabr.* Selten; man nehme die eigenthümlich gestaltete Puppe ja nicht aus dem Gehäuse, denn dadurch sind mir schon zwei Ex. verunglückt. Puppengehäuse fand ich nicht selten am Fuss alter Eichen, aber immer aufgerissen und ausgefressen, wahrscheinlich von Spechten; sonst ist das geschlossene Gehäus wegen seiner Gleichförmigkeit mit der Eichenrinde sehr schwer bemerkbar. *K.* Seit vielen Jahren war *Milhauseri* bei Stuttgart nicht beobachtet worden. Am 25. Juli 1860 fand ich eine prachtvolle, völlig erwachsene Raupe an einem Eichenbusch in der Nähe des Pulverhäuschens. *H.* Auch Herr Pfarrer Hensler besitzt von 1860 eine Puppe. *K.*

Asteroscopus Boisd.

1. *Cassinia Fabr.* Nicht sehr selten.

2. *Nubeculosa Esp.* Stuttgart, Oberschwaben, selten. — Ich fand die Raupe bei Stuttgart an der Bothnanger Steige auf Schlehen, und erzog sie ohne Schwierigkeit. *K.*

Ptilodontis Steph.

1. *Palpina L.* Ziemlich Selten.

Notodonta Ochs.

1. *Camelina L.* Reutlingen, bei Stuttgart ziemlich selten.
2. *Cucullina* W. V. Stuttgart und Alb, selten.
3. *Carmelita Esp.* Stuttgart und Marbach, selten.
4. *Dictaea L.*
5. *Dictaeoides Esp.* Die Artverschiedenheit von *dictaea* und *dictaeoides* kann ich bis heute nicht anerkennen. Die trennenden Speciesmerkmale der Schmetterlinge sind gar zu geringfügig und schwankend. Ende Juni 1860 fand ich auf einer niederen Espe zwei Raupen, die eine grün mit gelbem Bauch-

verhaßte Joch abzuſchütteln. Sobald ihr aber dies gelungen, glaubte ſie ſich frei, ohne auch nur zu ahnen, daß derſelbe geſpenſtige Alp nun in einer andern Form auftreten und den Kampf von Neuem beginnen würde.

„Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.“

Dies iſt die Geſchichte aller Regierungs- und Staatsumwälzungen bis auf den jetzigen Tag. Doch folgte nach jeder derſelben ein erträglicher Zuſtand von Vielherrſchaft, und ſo glaubte man, das demokratiſche Princip, oder wenigſtens dasjenige, welches dafür galt, hätte dabei gewonnen. Auch braucht es immer eine gewiſſe Zeit, bis die verſchiedenen Intereſſen, welche dabei gemeinſchaftlich thätig geweſen, ſich wieder von einander abſondern und für ſich concentriren können, und es heißt dann dieſe Periode die der Freiheit. Die Amerikaner, welche, den Geiſt des Mittelalters beſchwörend, ſich von Fürſt und Kirche losgeriſſen und im Beſitze uneingeſchränkter Rechte ſich nun glücklich träumten, mußten, vom Schickſal dazu verdammt, ſelbſt das Gebäude ihrer Körperſchaften (deſſen Same ſchon die erſten Anſiedler nach der neuen Welt verpflanzt) aufführen, und ſo die Gleichheit zerſtören, welche jetzt vergebens in ihrer großen Staatsurkunde ſteht. — Es iſt ihnen aber nun deutlich geworden, daß ein einfacher „Miſter“ — nicht, wie Goethe glaubte, bloß ein Herr Baron — den Teufel ſpielen, und als der legitimſte Repräſentant aller erdenklichen hiſtoriſchen und perſönlichen Vorrechte gelten kann. Und es iſt dies ein Teufel, welcher allgegenwärtig iſt, der mit einem einzigen Federzug ſeine Macht von einer Welt in die andere ausſenden und die größten Staatsmaſchinen wie Drahtpuppen mit den Fingern lenken kann. Wo er nicht ſelbſt thätig iſt, wirkt er durch ſeine Agenten und Repräſentanten, die ſich regelmäßig auf allen Märkten, wo das Eigenthum der Menſchen ausgetauſcht wird, verſammeln, um den Armen ihren Lohn zuzumeſſen und den Reichthum ganzer Völker in der Taſche fortzutragen. Das ſind die Hamlet'ſchen Lumpenkönige, die, wie ihr Prototypus,

„Who from the shelf the precious diadem stole,
To put it in his pocket,“

durch die Vermählung des Gemeinſten mit der Macht, zur Regierung gelangen, um mit dem Schlamme der niedrigſten Genüſſe das tiefere, geiſtigere Leben zu vergiften.

streif, die andere leberbraun, welche offenbar Geschwister waren. Erstere passt vollkommen zu Ochsenheimers Beschreibung der dictaeoides-Raupe, letztere zu der Beschreibung der dictaea-Raupe; beide verpuppten sich am selben Tage und lieferten — ebenfalls beide — am 22. August 1860 zwei ächte *dictaea*. *H.* Auch ich kann unter grünen und braunen Raupen keinen festen Anhaltspunkt finden, nur glaube ich auf Pappeln noch nie *dictaeoides*, auf Birken nie *dictaea* gefunden zu haben. Beide Arten sind hier ziemlich selten. *K.*

6. *Dromedarius L.* Selten (wenigstens bei Stuttgart. *H.*)

7. *Tritophus Hübn.* Ziemlich selten.

8. *Ziczac L.*

9. *Torva Ochs.* Reutlingen und Stuttgart; scheint nicht immer so selten, denn im ersten Jahre meines Sammelns zog ich aus Raupen, die ich auf Weiden gesellig fand, statt des gehofften *ziczac* eine Menge *torva*, ohne viel Werth darauf zu legen; allein seither finde ich sie nur einzeln und zwar, wie mir scheint, vorzugsweise an Pappeln. *K.*

10. *Trepida Fabr. (Tremula* W. V.) Ziemlich selten.

11. *Melagona Borkh.* Marbach, selten. *K.* Bei Stuttgart und im Leonberger Wald finde ich fast alljährlich einige Ex. *H.*

12. *Velitaris Esp.* Selten.

13. *Bicolora Fabr.* Selten.

14. *Argentina Fabr.* Stuttgart; die Raupe nur auf niedern Eichenbüschen und daran zu entdecken, dass sie die Eichenblätter bis auf die Mittelrippe rein abnagt. *H.*

15. *Querna* Wien. Verz. Reutlingen, selten. *K.*

16. *Chaonia Hübn.* Nicht selten.

17. *Dodonaea* Wien. Verz. (Bei Stuttgart konnte ich sie noch nicht finden. *H.*)

18. *Plumigera Fabr.* Auf den Albhöhen manchmal dem Massholder schädlich. *K.*

Gluphisia Boisd. (*Notodonta* O.)

1. *Crenata Esp.* Wurde einmal bei Stuttgart gefunden und befindet sich in meiner Sammlung. *K.*

Diloba Boisd. (*Episema* O.)

1. *Coeruleocephala L.* Gemein; die Raupe bisweilen den Obstbäumen schädlich.

Pygaera Boisd. O.

1. *Bucephala L.* Häufig.

Clostera Hoffmannsegg. (*Pygaera* O.)

1. *Curtula L.* Verbreitet.
2. *Anachoreta Fabr.* Einzeln, nicht häufig.
3. *Reclusa Fabr.* Verbreitet.
4. *Anastomosis L.* Selten, (habe ich bei Stuttgart noch nicht gefunden. *H.*)

Noctuae.

XXIII. Tribus. Noctuobombycini Boisd.

Cymatophora, Treitsch.

1. *Bidens Fabr.* (*xanthoceros. H.*)
Die Mordraupe wird Anfangs Juni oft in Anzahl von Eichen geklopft.
2. *Octogesima Hübn.* Selten, bei Reutlingen nicht.
3. *Or Fabr.* Minder selten.
4. *Flavicornis L.*
Die Falter in den ersten Frühlingstagen öfters an Zäunen, noch häufiger unten an Birkenstämmen im Wald.
5. *Diluta Fabr.* Spärlich.
6. *Fluctuosa Hübn.* Marbach, selten.
7. *Bipuncta Borkh.*
Reutlingen und Marbach, selten; die Raupe auf Erlen.

Cleocaris. Boisd. (*Polia* u. *Cosmia* Ochs.)

1. *Viminalis Fabr.* (*Salicetі Borkh.*) Zuweilen findet man die Raupe häufig zwischen den Blättern der Wollweide.

2. *Oo L.* Ziemlich selten.

Plastenis Boisd. (*Cosmia* Ochs.)

1. *Subtusa Fabr.* } Verbreitet.
2. *Retusa L.* }

XXIV. Tribus Bombycoides Boisd.

Acronycta Ochs.

1. *Leporina L.* Selten.
   var. Bradyporina Hübn. Sehr selten.
2. *Aceris L.*
3. *Megacephala Fabr.*
4. *Alni L.* Reutlingen und Stuttgart, sehr selten. Ich fand vor einigen Jahren Mitte Juli, vom Baden heimkehrend, die junge Raupe am Stocke und nährte sie bis zur nächsten Häutung mit Erlen; sie frass aber nicht lustig, überspann immer den Sitzplatz mit weissen Fäden und ging zu Grunde. Ich durchforschte die ganze Gegend umsonst nach mehr Exemplaren. — Man fand sie auch schon auf Weiden, aber sehr selten. *K.*
5. *Ligustri Fabr.* Nicht sehr selten.
6. *Strigosa Fabr.* Einmal bei Tübingen und Marbach.
7. *Tridens Fabr.* Weitaus seltener als *psi*.
8. *Psi L.* Häufig.
9. *Cuspis Hübn.* Selten in Stuttgart und Reutlingen, auch vielleicht oft für die *Psi*-Raupe angesehen; doch kommt sie nur auf Erlen vor, sitzt daselbst ziemlich hoch auf der Oberseite der Blätter und so fest, dass sie nicht leicht zu klopfen ist. — Bei sehr geübtem Blicke wird man selten eine Raupe allein finden, doch scheint die Eule die Eier sehr zu zerstreuen, so dass einst ich und meine Frau an zwei verschiedenen Erlenparthien in einigen Tagen vielleicht ein Duzend zusammenbrachten. *K.*
10. *Menyanthidis Esp.* Stuttgart und Marbach, selten.
11. *Auricoma Fabr.*, } Verbreitet.
12. *Rumicis Linné.* }

13. *Euphorbiae Fabr.* Selten.
14. *Euphrasiae Borkh.* Selten.

Diphtera Ochs.

1. *Coenobita Esp.* In Marbach und Sulz selten.
2. *Ludifica L.* Oberschwaben.
3. *Orion Esp.* Manchmal nicht selten auf Eichen.

Bryophila Treitsch.

1. *Glandifera* W. V. Die Raupe dieser und der nachfolgenden Bryophila-Arten werden spät Abends, oder besser, in der Morgendämmerung an mit Steinflechten bewachsenen Mauern und Zäunen oft in Menge angetroffen. Bei Tage sind sie in einem Gespinnste verborgen, welches mit zernagten Flechtentheilchen bedeckt und schwer zu sehen ist. *H.*

2. *Perla Fabr.* Häufig.

3. *Algae Fabr.* (*Spoliatricula Hübn.*)

Die Raupe lebt an alten, reichlich mit Flechten bewachsenen Zäunen, bisweilen nicht selten, und bohrt sich zur Verwandlung bis zu 1 Zoll Tiefe in morsches Holz ein. Sie ist um Stuttgart manchmal nicht sehr selten. *H.*

4. *Fraudatricula Hübn.* Stuttgart, selten.

5. *Raptricula Hübn.*

Reutlingen selten; bei Stuttgart fand ich den frisch ausgekrochenen Falter Ende Juni 1858 in grosser Anzahl an einer Mauer. *H.*

XXV. Tribus Amphipyrides Boisd.

Gonoptera Latr. (*Calpe* Ochs.)

1. *Libatrix L.* Häufig.

Spintherops Boisd. (*Amphipyra* Tr.)

1. *Spectrum Fabr.* Nach Herrn v. Wochers Angabe in Oberschwaben; möglich ist es, dass diese Eule von so rapidem Fluge sich schon aus Istrien, wo sie sehr gemein ist, verflogen hat; — in Südtyrol wurde dieselbe auch schon einzeln bemerkt, um

Triest lebt die herrliche Raupe gesellig und entginge auch bei uns dem Sammler bei ihrer ansehnlichen Grösse nicht. *K.*

Amphipyra Ochs.

1. *Pyramidea L.* Gemein.
2. *Perflua Fabr.* In Oberschwaben selten.

Scotophila Hübn. (*Amphipyra* Tr.)

Tetra Fabr. wurde von mir als bei Sulz einmal vorgekommen, angegeben und dieser Irrthum ging in mehrere Werke über; — genaue Vergleichung mit einem seitdem mir aus Wien zugelangten wirklichen tetra-Expl. belehrten mich, dass es nur eine ölichte *tenebrosa* war. *K.*

1. *Tragopogonis L.* Gemein.

Mania Tr.

1. *Maura L.* Unter Brücken bisweilen in Anzahl.
2. *Typica L.* Nirgends häufig.

Rusina Steph. (*Agrotis* Tr.)

1. *Tenebrosa Hübn.* Selten.

XXVI. Tribus Noctuides.

Segetia Steph. (*Mythimna* Ochs.)

1. *Xanthographa Fabr.*

Stuttgart und Sulz, nicht selten. Man findet die Raupe im Frühjahr mit der Laterne. *H.*

Cerigo Steph. (*Mythimna* Tr.)

1. *Cytherea Fabr.* (*Texta Esp.*) Stuttgart und Tübingen, selten.

Triphaena Treitsch.

1. *Linogrisea Fabr.* Stuttgart, sehr selten.
2. *Janthina Fabr.* Reutlingen selten; Stuttgart?

3. *Fimbria L.*

Nicht gar selten, obwohl sehr verborgen. Die Raupe wird im ersten Frühjahr mit der Laterne oft zahlreich gefunden, namentlich auf keimenden Schlehenknospen; sie steigt Abends auch auf hohe Bäume, wie ich denn einmal mehrere Expl. von hohen Eschen stiess, die, auf harten Boden fallend, sofort aufplatzten. *H.*

4. *Orbona Fabr.* (*Comes Hübn.*) Selten.

5. *Pronuba L.*

var. Innuba Tr. Ich fand einst beim Umgraben eines Erdhügels eine Menge grauer *pronuba*- und grüner *innuba*-Raupen sammt Puppen untereinander. *K.*

Chersotis Boisd. (*Agrotis*, *Trachea* u. *Noctua* Tr.)

1. *Multangula Hübn.* Marchthal, von Herrn Pfarrer Hensler.

2. *Porphyrea Hübn.* Selten; die Raupe ist gar schwierig zu überwintern, mir glückte es noch nie. *K.*

3. *Plecta L.* Stuttgart und Reutlingen selten.

Noctua Treitsch. (*Noctua*, *Caradrina* u. *Orthosia* Tr.)

1. *C. nigrum L.*

2. *Tristigma O.* Reutlingen, Marbach, selten.

3. *Triangulum O.*

4. *Rhomboidea Esp.* Reutlingen, Stuttgart, Marchthal, selten.

5. *Depuncta L.* Selten, doch fand ich im Juni des Jahres 1846 gegen 18 Raupen auf Taubnesselblüthen Abends fressend, längs einer Kegelbahn. *K.*

6. *Bella, Borkh.* Marbach, sehr selten. *K.*

7. *Leucographa Hübn.* Reutlingen und Marbach, selten. *K.*; bei Stuttgart bisweilen Abends an Birnknospen nicht selten. *H.*

8. *Festiva* W. V. Selten.

9. *Dahlii Hübn.* Stuttgart, sehr selten.

10. *Brunnea Fabr.* Die Raupe manchmal im April auf Schlüsselblumen häufig. *K.*

11. *Candelisequa* W. V. Fand mein Freund Vöhringer in Sulz a./N. einmal. *K.*

12. *Glareosa Esp.* Stuttgart, einmal von mir aus der Raupe erzogen, welche ich mit Schlüsselblumenblättern fütterte. *H.*

13. *Baja Fabr.* Selten.

14. *Sigma* W. V. Reutlingen und Marbach, selten.

Spaelotis Boisd. (*Noctua, Trachea, Amphipyra* Ochs.)

1. *Augur Fabr.* Selten.

2. *Ravida Hübn.* Stuttgart, selten.

3. *Praecox L.* Stuttgart, selten.

4. *Lucipeta Fabr.* Im Jahr 1860 wurden in Stuttgart zwei Exemplare aufgefunden. *H.*

5. *Pyrophila Fabr.* Dizenbach und Stuttgart, selten.

Agrotis Ochs. (*Agrotis* u. *Xylina* Tr.)

1. *Suffusa Fabr.* Reutlingen, Tübingen, fliegt manchmal im Herbst auf Baumgütern, und verkriecht sich im Grase. *H.*

2. *Segetum* W. V.

Ueberall in vielen Abänderungen; die Raupe schadet namentlich in Blumengärten durch Abfressen der Wurzeln, wodurch die Pflanzen absterben. *K.*

3. *Exclamationis L.* Auch sehr häufig.

4. *Corticea* W. V. Reutlingen, Marchthal.

5. *Cinerea Borkh.* Reutlingen einmal, ebenso in Stuttgart.

6. *Tritici L.* Stuttgart, selten.

7. *Obelisca* W. V. Stuttgart.

8. *Aquilina* W. V. fand ich einmal in Reutlingen. *K.*
var. Ruris Hübn. Stuttgart, selten.

9. *Fumosa Fabr.* Ziemlich häufig.

10. *Putris L.* Fand ich einmal die Raupe zu Hunderten Sommers in Wassergräben an den am schattigen Abhang wuchernden Pflanzen, die sie ohne Unterschied verzehrte. *K.*

11. *Valligera Fabr.* besitzt Trinker mehrere Expl. aus der Stuttgarter Umgegend.

12. *Crassa Hübn.* Stuttgart, selten.

Heliophobus Boisd. (*Episema, Hadena* Tr.)

1. *Graminis L.* Marbach und Poppenweiler auf dem Lemberg.

2. *Popularis Fabr.* Herr Seyffer besass eine weissgraue Varietät.

XXVII. Tribus Hadenides.

Luperina Boisd. (*Hadena, Xylina, Apamea, Cleophana* u. *Mamestra* Auctt.)

1. *Leucophaea Borkh.* Ueberall gemein.

2. *Cespitis* W. V. Stuttgart, selten.

3. *Testacea* W. V. Selten.

4. *Infesta O.* Tübingen, selten.

5. *Abjecta Hübn.* (*Nigricans View.*) Einmal bei Ulm gefangen. *K.*

6. *Virens L.* Selten, manchmal auf Distelköpfen.

7. *Lateritia Esp.* Selten; bei Wildbad fand ich im Jahr 1844 mehrere Falter Anfangs Juli an Wegsteinen. *K.*

8. *Rurea Fabr.* Nicht häufig.

var. Combusta Hübn. sah ich schon bei Herrn Kohl in Stuttgart ein Exemplar. *K.*

9. *Scolopacina Hübn.* Marbach, Reutlingen, an Waldhöhen, wo die Raupe oft im Juni häufig an weichen Gräsern lebt; es gehen aber viele bei der Verwandlung zu Grund. *K.*

10. *Pinastri L.* Einmal von mir bei Wildbad gefunden, soll auch bei Stuttgart vorkommen. *K.*

11. *Hepatica* W. V. Marchthal.

12. *Lithoxylea* W. V. Ziemlich häufig an Zäunen.

13. *Polyodon L.* Häufig.

14. *Conspicillaris L.* Ziemlich häufig.

15. *Basilinea Fabr.* Fand ich einst im Herbst halberwachsen zu Hunderten in Maiskolben, wo sie bedeutenden Schaden anrichteten; sie frassen namentlich die halbreifen Körner an und füllten die Hülsen mit Unrath aus, manchmal staken 4—6 in einem Kolben. *K.*

16. *Gemina Tr.* Hier sah ich sie noch nicht, bei Tübingen selten. *K.*

var. Remissa Hübn. Marbach.

17. *Unanimis Hübn.* Schon einigemal bei Reutlingen. *K.*

18. *Didyma Borkh.* Vielfach variirend.

var. Secalina Hübn. Selten.

19. *Leucostigma Hübn.* Mir von Marbach zugesandt. *K.*

20. *Nictitans L.* Selten.

var. Fucosa Tr. Selten.

Apamea Tr.

1. *Strigilis L.*

var. Latruncula W. V.

2. *Furuncula Tr.* Stuttgart und Tübingen, selten.

3. *Duponchelii B.* / *Airae Frey.* Sah ich schon im Jahr 1854 bei Herrn Pfarrer Hensler in Marbach unter dem Namen *Non. despecta* ein Expl., auf Schilf gefunden, eingesteckt; sie wurde seither auch von Herrn Hoffmann bei Stuttgart aufgefunden. *K.*

Hadena. (Hadena, Mamestra, Cleophana u. *Xylina* Tr.)

1. *Persicariae L.*

var. Accipitrina Esp. Ulm, selten. *K.*

2. *Brassicae L.* Sehr gemein.

3. *Suasa* W. V. Fehlt in Reutlingen, soll bei Stuttgart vorkommen.

4. *Oleracea L.* Häufig.

5. *Pisi L.* Spärlich.

6. *Petrorhisa Borkh.* Stuttgart, an einzelnen Stellen häufig. Die Raupe auf Berberis. *H.*

7. *Chenopodii Fabr.* kam mir um Reutlingen noch nie unter die Augen. *K.*

8. *Dentina Esp.* Gemein. Ich kann nicht umhin, hier einer der *H. Dentina* sehr nahe stehenden, aber durch folgende Merkmale entschieden abweichenden Eule Erwähnung zu thun, welche Herr Pfarrer Hensler mir einsandte. Solche hat, obwohl als Fal-

ter gefangen, eine geringere Grösse, viel schmälere Flügel und führt um die Makeln eine weit dunklere Zeichnung ohne so viel weissliche Beimischung. Abbildung kann ich nirgends finden. *K.*

9. *Glauca Hübn.* sah ich ein Expl. bei Herrn Pfarrer Hensler in Marbach. *K.*

10. *Saponariae Esp.* Selten.

11. *Satura* W. V. Ich ernährte die Raupe mit Weidenblättern, sonst frisst sie gerne niedere Pflanzen aller Art. *H.*

12. *Adusta Esp.* Selten.

13. *Rectilinea Esp.* Erhielt ich schon von Marbach. *K.*

14. *Thalassina Borkh.* Nicht selten an Gartenzäunen, auch im Wald. *H.*

var. Achates Hübn. Bei Sulz.

15. *Genistae Borkh.* Gemein.

16. *Contigua Fabr.* Marbach, Reutlingen, nicht selten.

17. *Convergens Fabr.* Die Raupe wird bei Stuttgart Ende Mai alljährlich von Eichen geklopft, und scheint sonst in Württemberg noch unbeachtet. *H.*

18. *Protea Esp.* Reutlingen und Tübingen nicht selten. *K.*

Phlogophora Tr.

1. *Lucipara L.* Um Reutlingen manchmal auf Himbeeren häufig, sonst ziemlich selten in Württemberg. *K.*

2. *Scita Hübn.*

Ich fand einst auf der Alb an einer blühenden Linde zwei Schmetterlinge, einige Jahre nachher auf derselben Blüthe im Thale ebenfalls zwei Expl.; der Schmetterling war damals seit vielen Jahren nirgends mehr aufgefunden und der Insektenhändler Fehr, eigens hieher gereist, veranlasste mich zu eifriger Forschung nach der Raupe, ich hatte aber keinen Erfolg; seither erzog mein Freund Vöhringer in Sulz a./N. ein schönes Expl. aus einer unter *meticulosa*-Raupen gefundenen und unbeachteten Raupe. *K.*

3. *Meticulosa L.*

Wir wollen dieses traurige Bild nicht weiter verfolgen, sondern, wie wir uns zuerst vorgenommen, das System der Banken und des Papiergeldes vom staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus beurtheilen. — Der erste Erfahrungssatz, den wir dieser Beurtheilung zu Grunde legen müssen, ist dieser: Wo immer noch Papiergeld neben der Münze in Umlauf gesetzt worden ist, das heißt, in allen Ländern, in welchen eine wohlfeile und eine theure Währung zugleich existirten, hat die erstere die letztere zu verdrängen gesucht. Wir berufen uns hier auf die Geschichte des Papiergeldes in England, Rußland, Oesterreich, Dänemark u. s. w. Das System erweitert sich unter dem Einfluß seiner eigenen Gesetze, indem es die Preise in die Höhe treibt, und hiedurch immer wieder eine größere Ausbreitung des Papiergeldes nöthig macht, bis die Banken endlich zu bloßen Papiermaschinen werden, deren Noten nun nicht mehr in Silber oder Gold, oder doch nur unter gewissen günstigen Umständen einlösbar sind. Zwar giebt es ein Maximum des Verhältnisses des Papiergeldes zur Münze, über welches hinaus es der Bank oder den Banken eines mit fremden Reichen im Verkehr stehenden Landes schlechterdings unmöglich wird, ihre Papiere permanent in Umlauf zu erhalten; aber es hängt dieses Maximum von so vielen verschiedenen Umständen ab, daß es sich zu keiner Zeit mit Bestimmtheit angeben läßt, und es ist überdies noch möglich, bald mehr, bald weniger als dieses Quantum Noten auszugeben, und durch eine künstliche Contraction des Papiergeldes eine vorhergegangene zu große Ausdehnung wieder gut zu machen. Diese Expansionen und Contractionen sind in der That die einzigen natürlichen Regulatoren des Papiergeldes, und es beschreibt durch sie jede gemischte Währung (Gold und Papier) immer wieder folgenden Kreis: Die Banken, sobald ein Theil ihres Kapitals eingezahlt ist, fangen an, Noten auszugeben. Die, welche bei ihr Geld borgen, erhalten entweder Banknoten oder Münze. Da aber die Noten in baarem Gelde zahlbar sind, so versehen sie, wenigstens dort, wo sie ausgegeben werden, und in der Nachbarschaft, den Dienst des baaren Geldes und werden auch als solches angenommen. Jeder Mensch hascht nach Geld, weil er damit sich Alles verschaffen kann, was er wünscht oder nöthig hat. Wenn Papier ihn dasselbe Ziel seiner Wünsche erreichen läßt, wie Gold oder Silber, so ist es ihm auch eben so lieb als Gold oder Silber.

Aplecta Guenée. (*Polia* Treitsch.)

1. *Advena Fabr.* Im Allgemeinen selten, bei Stuttgart noch nicht beobachtet. *H.*

2. *Tincta Borkh.* Reutlingen und Marbach selten. Herr Pfarrer Hensler fand die junge Raupe an sonnigen Septembertagen an niederem Birkengesträuche; später lebt sie, wie die anderen Raupen dieses Genus sehr verborgen und frisst im Frühjahr niedere Pflanzen aller Art. Auch hier wurde der frisch entwickelte Falter an Birken gefunden. *K.*

3. *Nebulosa.* Naturf. Häufig.

4. *Occulta Ross.* Selten.

5. *Herbida Hübn.* Ueberall, um Reutlingen manchmal häufig, bei Stuttgart spärlich.

Agriopis Boisd. (*Miselia* Tr.)

1. *Aprilina L.* Nicht selten.

Miselia Tr.

1. *Oleagina Fabr.* Reutlingen noch nicht gefunden; Stuttgart, als Raupe oft häufig; allein der grössere Theil der Raupen geht zu Grund, namentlich, wie mir scheint, wenn man viele zusammensperrt. *H.*

2. *Oxyacanthae L.* Gemein.

3. *Culta Fabr.* Selten.

Dianthoecia Boisd. (*Polia*, *Hadena*, *Miselia* u. *Xanthia* Tr.)

1. *Conspersa* W. V. Selten um Stuttgart.

2. *Comta Fabr.* Nirgends selten, der Falter an Zäunen und Abends um Blumen schwärmend; die Raupe in Nelken.

3. *Filigramma Esp.* Erhielt ich einmal von Stuttgart, von Marbach mehrfach. *K.*

4. *Capsincola Esp.* Nirgends häufig.

5. *Cucubali* W. V. Ziemlich häufig.

6. *Carpophaga Borkh.* (*Perplexa H.*) manchmal häufig.

7. *Echii Borkh.* Marbach, einmal. *K.*

Polia Tr.

1. *Dysodea* W. V.

2. *Serena Fabr.* Manchmal nicht selten.

3. *Chi L.* Vom Juli bis September nicht selten und fast an jedem Bretterzaun zu finden; manche Jahre indessen selten.

4. *Platinea Tr.* Einmal von Vöhringer bei Sulz. *H.*

5. *Flavicincta Fabr.* (Bei Stuttgart von mir noch nicht gefunden. *H.*)

Thyatyra Ochs.

1. *Batis L.* Ueberall.

2. *Derasa L.* Die Raupe lebt manchmal im Juli nicht selten auf Himbeerstauden in schattigen Waldungen, ist aber schwer zu finden, da sie stets im umgebogenen Blatt eingesponnen ist. Einmal kam mir ein einzelner Falter schon im Herbst aus. *K.*

XXVIII. Tribus Leucanides.

Mythimna Tr.

1. *Turca L.* Marchthal, sehr selten.

Leucania Ochs.

1. *Conigera Fabr.* Selten.

2. *Albipuncta Fabr.* Stuttgart, selten. *H.* In Reutlingen und im Oberland noch nicht gefunden. *K.*

3. *Lithargyrea Esp.* Stuttgart und Tübingen, selten.

4. *Vitellina Hübn.* Marbach, selten. *K.*

5. *Musculosa Hübn.* } Einmal der Schmetterling bei Reut-
Flava Freyer } lingen und Sulz. *K.*

6. *Comma L.* Selten am untern Neckar, auch bei Marbach. *K.*

7. *L. album L.* Nicht selten in 2 Generationen, von denen die häufigere im Juni, die andere im September fliegt. *H.*

8. *Obsoleta Hübn.* Stuttgart, ziemlich selten.

9. *Impura Hübn.* Stuttgart, selten.
10. *Pallens L.* Selten.

Nonagria Tr.

1. *Extrema Hübn.* Stuttgart, sehr selten.
2. *Paludicola Hübn.* Oberschwaben.

XXIX. Tribus Caradrinides.

Caradrina Ochs.

1. *Trilinea* W. V. Bei Reutlingen manchmal häufig am Fusse der Eichen, Abends an den Blüthen der *Salvia pratensis* schwärmend. Wohl überall.
2. *Bilinea Hübn.* Stuttgart, selten.
3. *Plantaginis Hübn.* (*ambigua* W. V.) die Raupe manchmal im Juni unter Steinen. *K.*
4. *Taraxaci Hübn.* (*blanda* W. V.) Stuttgart und Tübingen.
5. *Alsines Bork.* Ebenso.
6. *Morpheus View.* Sehr selten, bei Reutlingen noch nicht gefunden. *K.*
7. *Cubicularis* W. V.

XXX. Tribus Orthosides.

Episema Ochs.

1. *Trimacula* W. V. Fand ich im October 1860 ein ♂ an einem Hause sitzend. *K.*

Orthosia Ochs. (*Orthosia, Caradrina* u. *Noctua.* Tr.)

1. *Gothica L.* Gemein.
2. *Litura L.* Nicht selten.
   var. Ornatrix Frey. Reutlingen, selten.
3. *Neglecta Hübn.* Stuttgart und Tübingen, selten.
4. *Coccimacula Fabr.* Stuttgart und Tübingen, selten.
5. *Gracilis Fabr.* Nicht selten. (Stuttgart?)
6. *Laevis Hübn.* Marchthal und Stuttgart, selten.
7. *Nitida Fabr.* Bei Stuttgart die Raupen im Frühjahr nicht selten auf Schlüsselblumen, auch schon bei Reutlingen, auf

Waldreben; jung ist dieselbe gewöhnlich grün und wird erst später röthlich.

8. *Pistacina Fabr.* Manchmal sehr gemein.

var. Lychnidis Hübn. Reutlingen.

9. *Rubricosa Fabr.* Selten, man findet den Schmetterling manchmal im ersten Frühling an Stämmen in Waldschlägen.

10. *Macilenta Fr.* Stuttgart und Marbach, selten.

11. *Munda Fabr.* Häufiger in Stuttgart und Reutlingen.

12. *Instabilis Fabr.* Gemein.

13. *Ypsilon* W. V. Die Raupe ist auf Pappeln und Weiden zwischen den Ritzen der Rinde gemein, aber nicht gar leicht zu erziehen.

14. *Lota L.* Stuttgart, selten.

15. *Opima Hübn.* Reutlingen 2mal erzogen, auch Marbach.

16. *Populeti Fabr.* Stuttgart, selten.

17. *Stabilis Hübn.* Gemein.

18. *Miniosa Fabr.* Manchmal häufig, öfters ganz fehlend, einst fand ich eine Menge Raupen zwischen Brombeerblätter eingesponnen; sonst in Eichenritzen. *K.*

19. *Ambigua Hübn.* (*Cruda*) W. V. Häufig.

Trachea Ochs.

1. *Piniperda Esp.* Bisweilen häufig.

Cosmia Ochs.

1. *Diffinis L.* Marchthal, Stuttgart.

2. *Affinis L.* Nach H. Seyffer um Stuttgart nicht selten, wir sahen aber noch keine.

3. *Pyralina* W. V. Bei Reutlingen ist die Raupe manchmal im Juni häufig auf Zwetschgenbäumen, sonst überall selten.

4. *Trapezina L.* Gemein.

5. *Fulvago* W. V.

Mesogona Boisd. (*Cosmia* Tr.)

1. *Acetosellae L.* Stuttgart, selten.

Gortyna Ochs.

1. *Cuprea* W. V. Reutlingen und Stuttgart, sehr selten.

2. *Flavago Esp.* Bei Tübingen bisweilen häufig, sonst wohl nur einzeln.

3. *Lunata Kinderm.* Diese Seltenheit wurde 1859 einmal von Herrn Staatsrath von Roser bei Stuttgart gefunden. *II.*

Xanthia Ochs.

1. *Ferruginea Hübn.* Nicht selten überwintert der Falter unter Laub und Moos.

2. *Rufina L.*

3. *Ambusta* W. V. Stuttgart selten.

4. *Aurago Fabr.* Einmal war der Schmetterling im Herbst in Reutlingen sehr häufig auf Buchen, sonst überall selten in Württemberg.

5. *Silago Hübn.* Selten.

6. *Cerago* W. V. Ziemlich selten.

var. Flavescens Borkh. Stuttgart, selten.

7. *Gilvago Fabr.*

var. Palleago Tr. Stuttgart und Reutlingen, selten.

8. *Citrago L.* Nicht selten.

Hoporina Boisd. (*Xanthia* Tr.)

1. *Croceago Fabr.* Ziemlich häufig.

Dasycampa Guenée (*Cerastis* Tr.)

1. *Rubiginea* W. V. Selten, bei Reutlingen noch nicht gefunden.

Cerastis Ochs.

1. *Vaccinii L.* Häufig, in manchfaltigen Abänderungen.

2. *Erythrocephala* W. V. Stuttgart, bisweilen im Frühjahr an zuckerschwitzenden Birnknospen nicht selten. *II.*

3. *Silene* W. V. Stuttgart und Tübingen, ziemlich spärlich.

4. *Satellitia L.* Häufig.

5. *Serotina Ochs.*

Sie ist überall, doch nur um Stuttgart zuweilen häufiger, wo sie am Waldsaum an Schlehenstauden im Juli zur Zeit der Erdbeerreife manchmal gefunden wurde; sie sitzt der Länge nach an den Stauden, ist aber oft von Ichneumonen bewohnt, — eine arge Mordraupe, deren Schuld die harmlose *Fr. fimbria*-Raupe in den ältern Beschreibungen büssen muss. Sie scheint auch wie alle dieses Geschlechts manchmal zu überwintern, denn ich fand einst an einer Schlehenstaude den etwas verblichenen Falter im Mai, — jedenfalls verweist sie ihre Lebensweise und die lange Zeit (ca. 6 Wochen), welche die Raupe in der Erde liegt, ehe sie zur Puppe wird, zu diesem Genus. *K.*

XXXI. Tribus Xylinides.

Xylina Tr.

1. *Vetusta Hübn.* Selten, die Raupe manchmal schwarzgrau.
2. *Exoleta L.*
3. *Conformis Fabr.* Manchmal nicht selten; überwinterte Schmetterlinge an Stämmchen und Zäunen.
4. *Rhizolitha Fabr.* Gemein.
5. *Petrificata Fabr.* Gemein, überwintert gleichfalls.
6. *Oculata Germ.* Angeblich bei Stuttgart häufig; ich habe sie nie gefunden. *H.*

Xylocampa Guenée (*Cleophana* Tr.)

1. *Ramosa Esp.* Herr Pfarrer Hensler in Marbach erzog sie mehrmals aus der auf *Lonicera xylosteum* tief unten am Grase von Mitte August bis Anfang September wohnenden Raupe. *K.*

Cloantha Boisd. (*Cleophana* Tr.)

1. *Perspicillaris L.* Nicht sehr selten.
2. *Radiosa Tr.* Auf der Alb von Herrn Prof. Hepp in einigen Expl. im Sonnenschein schwärmend gefangen, von mir seither vergeblich nach Raupe und Falter gefahndet. *K.*

Cleophana Boisd.

1. *Linariae Fabr.* Nicht selten.

Charielea Kirby (*Heliothis* Tr.)

1. *Delphinii L.* Wangen, auch seitdem von Herrn Pfarrer Hensler in Marbach aufgefunden, der die Raupe in vier Expl. an Feldrittersporn am Rand von einem Fruchtacker fand.

Cucullia Ochs.

1. *Gnaphalii Hübn.* Ich fand im August 1857 auf Goldruthe an der Albhöhe in Gesellschaft von *C. asteris*-Raupen fünf Raupen von verschiedener Grösse, die aber sämmtlich von Ichneumonen bewohnt waren; — Freyers Abbildung ist in der Form sehr verfehlt, an Färbung sehr kenntlich. *K.*

1858 fing ich den Falter in zwei Expl. bei Stuttgart; dieselben schwärmten an einem warmen Juni-Abend an den Blüthen von *Salvia pratensis.* *H.*

2. *Abrotani* W. V. Stuttgart; auch im Oberland.

3. *Absynthii L.* Ebendaselbst aber seltener.

4. *Umbratica L.* Häufig.

5. *Chamomillae* W. V. Von Herrn Pfarrer Hensler bei Marbach gefunden. *K*

6. *Lactucae Esp.* Nicht sehr selten.

7. *Lucifuga Esp.* Tübingen und Reutlingen.

Diese drei Arten sind noch nirgends richtig abgebildet, auch Herr Freyer wurde erst durch Herrn Dr. Speier zu einer Abänderung veranlasst; — Herrich-Schäffer stellt *Lactucae* als *Campanulae* dar; daher kommt es wohl, dass in allen mir bisher zugänglichen Sammlungen Württembergs noch Verwechslungen stattfinden; ich hatte alle drei Arten mehrfach erzogen, und liess mich dennoch durch Freyer und Herrich-Schäffer zu einer Umsteckung verleiten. — Um nun Gelegenheit zu diesfallsigen Berichtigungen zu bieten, nehme ich nach Herrn Freyer in der „Stettiner entom. Zeitung, Jahrgang 1859“ nun Veranlassung, diese Arten nach allen bekannten Werken einer genauen Prüfung in nachstehender Zusammenstellung zu unterziehen, was gewiss manchem Sammler erwünscht sein wird. *K.*

C. Umbratica
- Raupe
  - Rösel, 1. Th. XXV. Fig. 3. Raupe.
  - Hübner, Larv. Lepid. IV. Noct. II. Genuina V. 6. Fig. 1. c. d. (irrig als *lucifuga*).
- Falter
  - Rösel, 1. Th. XXV. Fig. 6.
  - Esper, IV. Taf. 137. Noct. 58. Fig. 1 ♂. „ 178. „ 93. „ 6 ♀.
  - Hübner, Noct. Taf. 54. Fig. 263 1. 264 ♂. (Fig. 264 irrig als *Lactucae*).
  - Freyer. Neuere Beiträge, Tab. 447 in allen Ständen, dann Tab. 431 ♀ (berichtigt).

C. Lactucae
- Rösel, 1. Th. Tab. XLII. Fig. 1—3. alle Stände.
- Esper, IV. Th. Tab. 137. Noct. 58. Fig. 4. 5 u. 6 in allen Ständen.
- Hübner, Larv. Lepid IV. Noct. II. Genuina V. b. c. Fig. 1. a. b. c.
- Freyer, Neuere Beiträge Tab. 502 in allen Ständen.

C. Lucifuga
- Raupe
  - Rösel, 1. Th. Tab. XXV. Fig. 1. 2. Raupe. III. Th. Tab. 71 Fig 10. junge Raupe.
  - Esper, IV. Th. Tab. 137. Noct. 58. Fig. 2. Raupe.
  - Hübner, Larv. Lep. IV. Noct. II. Genuina V. b. Fig. 1 a.
- Falter
  - Rösel, 1. Th. Tab. XXV. Fig 5.
  - Hübner, Noct. Tab. 54. Fig. 262.
  - Freyer, Neuere Beiträge Tab. 431, alle Stände, verbessert.

8. *Asteris Fabr.* Manchmal häufig, dann wieder sehr selten.

9. *Thapsiphaga Tr.* Tübingen selten, auch von Herrn Dr. Hartmann bei Sulz gefunden.

10. *Scrophulariae Ramb.* (*an species? H.*)

11. *Verbasci L.*

XXXII. Tribus Plusides.

Abrostola Ochs.

1. *Asclepiadis Fabr.* Einmal fand ich die Raupe auf der Achalm. *K.*
2. *Urticae Hübn.*
3. *Triplasia L.* } Verbreitet.

Chrysoptera Latr. (*Plusia* Ochs.)

1. *Moneta Fabr.* Nicht selten.

Plusia Ochs.

1. *Illustris Fabr.* War einmal in Tübingen im botanischen Garten nicht selten, auch bei Marchthal.
2. *Festucae L.* Stuttgart, Marbach, selten.
3. *Chrysitis L.*
4. *Orichalcea Fabr.* Bei Wangen, auch Marchthal.
5. *Bractea Fabr.* Selten, aber wohl überall.
6. *Jota B.* Selten.
   var. Percontationis Ochs. Reutlingen, Dizenbach, selten. *K.*
7. *Gamma B.* Sehr gemein.
8. *Interrogationis B.* Einst von mir auf dem Schwarzwald gefunden im Juli an einem Felsen ruhend. *K.*
9. *Divergens Fabr.* Einmal bei Ludwigsburg gesehen.

XXXIII. Tribus Heliothides.

Anarta Ochs.

1. *Myrtilli B.* Nirgends selten.
2. *Cordigera Thunb.* Oberschwaben selten.
3. *Arbuti Fabr.* (*Heliaca Hübn.*) Häufig.

Heliothis Ochs.

1. *Ononis Fabr.* Marbach und Stuttgart, sehr selten.
2. *Dipsacea B.* Ich besitze Expl. von Reutlingen und Sulz. *K.*

3. *Scutosa Fabr.* Bei Marbach durch Herrn Pfarrer Hensler gefunden. K.

4. *Peltigera* W. V. Nach Herrn Präparator Bauers Angabe in der Neckarstrasse in Stuttgart schon gefangen.

5. *Marginata Fabr.* Zuweilen ziemlich häufig.

XXXIV. Tribus Acontides.

Acontia Ochs.

1. *Solaris* W. V. Bei Stuttgart angeblich sehr selten, wurde seit vielen Jahren nicht mehr beobachtet.

2. *Luctuosa* W. V. Auf Aeckern und feuchten Wiesen nicht sehr selten.

XXXV. Tribus Catocalides.

Catephia Ochs.

1. *Leucomelas* W. V. Stuttgart und Mergentheim, selten.

2. *Alchymista Fabr.* Reutlingen nicht so selten, wie anderwärts.

Catocala Ochs.

1. *Fraxini L.* Selten, um Stuttgart und Tübingen an Tannenstämmen des Bopsers und Burgholzes manchmal recht häufig.

2. *Elocata Esp.* Nicht sehr häufig.

3. *Nupta L.* Gemein.

4. *Dilecta Hübn.* Stuttgart und Reutlingen, sehr selten.

5. *Sponsa L.* Manchmal häufig.

6. *Promissa Fabr.* Stets seltener.

7. *Electa Borkh.* Stuttgart und Tübingen.

8. *Agamos Hübn.* Soll einmal bei Stuttgart gefunden worden sein!

9. *Paranympha L.* Wurde bei Ludwigsburg schon häufig gezogen, sonst im Allgemeinen selten.

Ophiusa Ochs.

1. *Lunaris Fabr.* Selten, die Raupe auf jungen Eichen,

Hiedurch findet die Bank oder die Banken immer genug Leute, die ihnen alles baare Geld, was ſie übrig haben, und alle Noten, die ſie in Umlauf zu ſetzen für klug halten, abzuborgen bereit ſind. Die Ausgabe von Noten, verbunden mit dem früher in Umlauf geſetzten baaren Gelde, erhöht zuerſt den Preis eines Artikels, und dann des andern. Hiezu kommt noch der von der Bank oder den Banken ertheilte offene Kredit, welcher ebenfalls die Stelle des baaren Geldes vertritt, und wodurch der, welcher bei der Bank Geld deponirt und das dafür erhaltene Depoſiten-Certifikat in Händen hat, und zugleich derjenige, welcher das ſo deponirte Geld oder die hierauf geſußten Noten von der Bank geliehen bekommt, als Concurrenten auf dem Markt erſcheinen und den Preis der Waare hinauftreiben. Die Vermehrung des Kredits trägt daher eben ſo ſehr zur Erhöhung der Preiſe bei, als die Ausgabe von Banknoten, denn der Kredit iſt der große Nebenbuhler des Geldes, und iſt bei allen größeren Geſchäften noch thätiger als die baare Münze. Die, welche bei der Bank Kredit haben, und deßhalb reichlicher mit baarem Gelde oder Banknoten verſehen ſind als früher, können nun einen höhern Preis für gewiſſe Dinge zahlen als früher, oder ſich Dinge anſchaffen, wozu früher ihre Mittel nicht hinreichten. Der, welcher dem bei der Bank accreditirten Manne Waaren verkauft, die er nun ſchneller als ſonſt, und zu höheren Preiſen losſchlägt, kann ſich nun ebenfalls Genüſſe verſchaffen, welche ihm früher nicht zu Gebote ſtanden; ſo geht es einem Dritten, Vierten, Fünften, Sechsten u. ſ. w.; jeder theilt ſich in die Proſperität, die aus dem vermehrten Papierumlauf und dem Kredit entſpringt. Mit der vermehrten Thätigkeit ſteigt daher auch der Luxus. Zuerſt ſteigen die Preiſe der Kaufmannsgüter, welche mehr oder weniger vom Tageskurſe abhängen; aber endlich kommt die Reihe auch an die Grundſtücke, und zuletzt an den Lohn des Taglöhners. Auf dieſe Art ſteigt die Induſtrie in allen Zweigen; der Unternehmungsgeiſt erhält ſtets friſche Nahrung; Spekulationen aller Art werden zur Tagesordnung; der Privatkredit ſteigt aufs höchſte, und die Repräſentanten deſſelben (Wechſel, Schuldſcheine, Pfandbriefe u. ſ. w.) vervielfachen ſich von Tag zu Tage. Alles iſt lebendig und thätig in allen Zweigen der Geſchäfte, und es herrſcht unter den induſtriellen Klaſſen wie unter den reicheren Kapitaliſten eine allgemeine und ſteigende Proſperität. Nichts

bekommt aber gerne schwarze Brandflecken und geht sodann zu Grunde. *K.*

2. *Pastinum Tr.* Stuttgart, selten.

3. *Lusoria L.* Ebenso (?)

4. *Viciae Hübn.* Ueberall, ich erzog sie schon aus Eiern, die mir ein an der Nadel steckender Schmetterling lieferte. *K.*

5. *Craccae Fabr.* Stuttgart.

XXXVI. Tribus Noctuophalaenides.

Euclidia Ochs.

1. *Mi B.* Ueberall.

2. *Glyphica L.* Ueberall.

Brephos Ochs.

1. *Parthenias L.* Gemein.

2. *Notha H.* Seltener.

3. *Puella Esp.* Bei Stuttgart angeblich sehr selten; ich fing sie niemals. *H.*

Anthophila Boisd.

1. *Aenea* W. V. Ueberall.

2. *Argentula Borkh.* Stuttgart, selten.

Agrophila Boisd. (*Anthophila* u. *Erastria* Ochs.)

1. *Sulphurea Hübn.* Ueberall.

2. *Unca* W. V. Stuttgart, Marbach, selten.

Erastria Boisd. Ochs.

1. *Fuscula* W. V.

2. *Atratula Borkh.* Häufig in Laubwaldungen.

Geometrae.

Geometra Boisd. Tr.

1. *Papilionaria B.* Ueberall, aber selten.

Phorodesma Boisd. (*Geometra* Tr.)

1. *Bajularia Esp.* Stuttgart selten.

Hemithea Dup. (*Geometra* Tr.)

1. *Cythisaria* W. V. Nicht selten.
2. *Vernaria* W. V. Ueberall selten.
3. *Viridaria Hübn.* Nicht selten, im Frühjahr im Grase zwischen Waldungen. *K.*
4. *Aeruginaria* W. V. Nicht selten.
5. *Putataria L.* Stuttgart, selten.
6. *Aestivaria Esp.* Reutlingen, nicht selten; die Raupe auf Schlehen, der Schmetterling auf blühenden Lindenbäumen. *K.*
7. *Bupleuraria* W. V. Stuttgart, Tübingen, Marchthal, selten.

Metrocampa Latr. (*Elopia* Treitsch.)

1. *Fasciaria L.* Nicht selten in Nadelwäldern fliegend.
   var. Prasinaria Hübn.
2. *Margaritaria L.* Häufig.

Urapteryx Kirby (*Acaena* Tr.)

1. *Sambucaria B.*

Rumia Dup. (*Ennomos* Tr.)

1. *Crataegaria Hübn.* Nicht selten.

Ennomos Dup. Tr.

1. *Syringaria B.* Nicht selten.
2. *Dolabraria B.* Ebenso.
3. *Apiciaria* W. V. Ziemlich selten bei Weidenpflanzungen.
4. *Parallelaria* W. V. Tübingen, Stuttgart.
5. *Advenaria Esp.* Stuttgart, sehr selten.
6. *Lunaria* W. V. Meist ziemlich selten.
7. *Delunaria Hübn.* Selten.
8. *Illunaria* W. V. Nicht selten.
9. *Illustraria Hübn.* Hat gar schöne Abweichungen, doch ist meist die gleiche Brut ähnlich gefärbt, während dunkle Weiber helle Nachkommen, hellere umgekehrt liefern können. *K.*
10. *Angularia* W. V. Gemein.
    var. Carpinaria Hübn.

11. *Erosaria* W. V.
12. *Tiliaria Hübn.* Stuttgart selten.
13. *Alniaria L.*
14. *Dentaria Esp.* Marbach, Reutlingen, Stuttgart, aber selten.
15. *Prunaria L.*
var. Corylaria Esp. Selten.

Himera Dup. (*Crocallis* Tr.)

1. *Pennaria L.* Gemein.

Crocallis Tr.

1. *Elinguaria L.* Fand ich einst eine Reihe von Jahren auf demselben schattigen Fliederbusch mit *syringaria*-Raupen ziemlich häufig. *K.*

Aventia Dup. (*Ennomos* Tr.)

1. *Flexularia Hübn.* Reutlingen, Marbach, nicht selten. Stuttgart?

Macaria Curtis (*Ennomos* Tr.)

1. *Notataria Esp.* Selten.
2. *Alternaria Hübn.* Selten.
3. *Lituraria Hübn.* Ziemlich selten.
4. *Signaria Hübn.* Tübingen, Stuttgart, selten.

Halia Dup. (*Fidonia* Tr.)

1. *Wavaria L.* Häufig.

Aspilates Tr. (*Idaea*, *Aspilates* et *Ennomos* Tr.)

1. *Vibicaria B.* Ueberall, wo Besenpfrieme (*Spartium scop.*) wächst, auch hier schon an Brombeeren 1 Exemplar gefunden. *K.*
2. *Purpuraria* B. Gewiss überall selten; Reutlingen gar nicht. *K.*
3. *Adspersaria Borkh.* Auf Besenpfrieme, selten.
4. *Gilvaria* W. V. Sulz und Tübingen.

Ploseria (*Fidonia* Tr.)

1. *Diversaria Hübn.*

Wurde einst von meinem verstorbenen Freunde Hepp nicht selten im ersten Frühling im Buchenwalde nächst dem Waldhörnle bei Tübingen gefangen; ich bemühte mich schon einigemal umsonst dahin. *K.*

Stuttgart und Marbach selten.

Numeria Dup. (*Fidonia* Tr.)

1. *Pulveraria L.* Auf der Alb nicht selten, ich erzog sie schon einigemal. *K.*

2. *Capreolaria Fabr.* Stuttgart einzeln.

Fidonia Tr. (*Fidonia Zerene* Tr.)

1. *Plumaria* W. V. Tübingen und Stuttgart einzeln.

2. *Piniaria L.* Gemein.

3. *Melanaria L.* Ein Exemplar in Stuttgart, 1 Exemplar in Ludwigsburg.

4. *Atomaria L.* Gemein.

Eupisteria Boisd. (*Fidonia* Tr.)

1. *Cebraria Hübn.* Manchmal nicht selten.

Speranza Curtis (*Fidonia* Tr.)

1. *Conspicuaria Esp.* Im Schwarzwald nicht selten, im Juli an Wegsteinen und zwischen Besenpfriemen und Farrenkräutern. *K.*

2. *Roraria Esp.* (*Spartiaria* Tr.) Schwarzwald.

Anisopteryx Steph. (*Fidonia* Tr.)

1. *Aescularia* W. V. Nicht selten, schon im Februar und März am Fusse von Bäumen.

Hibernia Latr. (*Fidonia* Tr.)

1. *Aceraria* W. V. Ziemlich selten, doch fand ich einst

noch während des Frostes eine grosse Menge *Aceraria*, *Progemmaria* und *Aescularia* am Fusse alter freistehender Eichen, Weiber waren sehr selten zu bemerken. *K.*

2. *Rupicapraria* W. V. Nicht häufig, bei Stuttgart am wenigsten selten.

3. *Aurantiaria Esp.* Ueberall, doch nicht häufig.

4. *Progemmaria Hübn.* Nicht sehr selten.

5. *Defoliaria L.* Gemein, allein in einzelnen Jahren wiede sehr selten.

6. *Leucophaearia* W. V. Gemein.

7. *Bajaria Hübn.* Selten.

8. *Pilosaria* W. V. Nicht selten.

Nyssia Dup. (*Amphidasis* Tr.)

1. *Hispidaria* W. V. Reutlingen Ende März an Eichen, aber selten; ebenso bei Stuttgart und Ludwigsburg.

2. *Zonaria* W. V. Die Raupe ist wohl nirgends sehr selten, allein die Entwicklung scheint sehr misslich, so dass Duzende von Raupen dieser (und der folgenden) Art erzogen werden können, ohne einen Falter zu liefern. *K.*

3. *Pomonaria Esp.* Manchmal an Obstbäumen und Eichen sehr gemein. *K.* Bei Stuttgart nur einmal gefangen, allein wohl nur nicht beachtet, da er in Hohenheim gemein und die Raupe zuweilen schädlich ist.

Amphidasis Dup. Tr.

1. *Hirtaria L.* Häufig, namentlich im März an Häusern.

2. *Betularia L.*
3. *Prodromaria Fabr.* } Manchmal nicht selten.

Boarmia Tr.

1. *Repandaria* W. V. Häufig in einer Menge von Abänderungen.

2. *Roboraria* W. V. Selten.

3. *Consortaria Fabr.* Vorzugsweise in Obstgärten.

4. *Rhomboidaria* W. V. Ziemlich selten.

5. *Abietaria* W. V. Selten und fehlt an vielen Orten.

6. *Secundaria* W. V. Stuttgart, Marbach, Ludwigsburg, selten.

7. *Cinctaria* W. V. Häufig.

8. *Glabraria Hübn.* Marbach selten.

9. *Viduaria* W. V. Die Puppen fand ich schon am Fuss alter Eichen.

10. *Lichenaria* W. V. Nicht sehr selten.

Tephrosia Boisd. (*Boarmia* Tr.)

1. *Crepuscularia* W. V. Gemein.

2. *Consonaria Hübn.* Stuttgart, Sulz, Marbach, fliegt Abends nicht selten in der Nähe des Waldes an blühenden Stachelbeerbüschen. *H.*

3. *Extersaria Hübn.* Ziemlich selten an Eichen.

4. *Punctularia Hübn.* Häufig.

5. *Ambiguaria H. Sch.* Niedernau.

Elophos Boisd. (*Gnophos* Tr.)

1. *Dilucidaria* W. V. Auf der Alb selten.

2. *Obfuscaria Hübn.* Sehr selten.

Gnophos Tr.

1. *Furvaria Hübn.* Selten, mehr im Gebirge.

2. *Pullaria Hübn.* Von mir bei Wildbad gefunden. *K.*

3. *Obscuraria Hübn.* Einmal bei Reutlingen.

Mniophila Boisd. (*Boarmia* Tr.)

1. *Corticaria Hübn.* Stuttgart.

Boletobia Boisd. (*Gnophos* Tr).

1. *Carbonaria* W. V. Reutlingen, Cannstatt.

Eubolia Dup. (*Aspilates, Idaea, Cidaria & Larentia* Tr.)

1. *Arteziaria* W. V. Stuttgart selten.

2. *Palumbaria* W. V. Gemein.

3. *Mensuraria* W. V. Gemein.

4. *Moeniaria* W. V. Selten.

5. *Bipunctaria* W. V. Gemein.

6. *Vespertaria* (*ata L.*) Ueberall, doch selten.

7. *Scabraria Tr.* Bei St. Johann auf der Alb im Juli häufig im Buchenwalde, meist Männchen. *K.*

8. *Miaria* W. V. Nirgends häufig, doch überall.

9. *Ferrugaria* W. V. Häufig.

10. *Quadrifasciaria* W. V. Stuttgart, Marbach, Uracher Wasserfall, häufig.

11. *Ligustraria Tr.* Nicht selten.

Anaitis Dup.

(*Larentia & Aspilates* Tr.)

1. *Plagiaria* (*ata L.*) Gemein.

2. *Praeformaria* (*ata H.*) *Cassiata Tr.* Auf der Alb selten.

Larentia Tr. Dup.

Larentia & Acidalia Tr.

1. *Sabaudiaria* (*ata Dup.*) An Felsparthieen im Oberland.

2. *Dubitaria* (*ata L.*) Nicht häufig.

3. *Certaria* (*ata H.*) Häufig.

4. *Rhamnaria* (*ata Fabr.*) Nicht häufig.

5. *Vitalbaria* (*ata Tr.*) Die noch unbeschriebene Raupe fand Herr Prof. Hepp in Tübingen auf *Clematis erecta* und *viticella*. *K.*

6. *Vetularia* (*ata* W. V.) Nicht häufig.

7. *Undularia* (*ata L.*) Ebenso.

8. *Gemmaria* (*ata H.*) Besitze ich ein Exemplar aus der Stuttgarter Gegend. *K.*

9. *Fluviaria* (*ata Hübn.*) Reutlingen und Marbach im August auf Stoppeln. *K.*

10. *Bilinearia* (*ata L.*) Gemein.

11. *Ternaria* (*ata* W. V.) Marchthal, selten.

12. *Lignaria* (*ata H.*) Marbach, selten.

13. *Petraria Esp.* Stuttgart, selten.

14. *Lineolaria* (*ata* W. V.) Tübingen, Zwiefalten. *K.*

15. *Scripturaria* W. V. Lauterthal. *K.*

16. *Molluginaria* (*ata H.*) Alb, Marbach.

17. *Cyanaria* (*ata H.*) Heimensteiner Höhle im Juli, auch im Oberland. *K.*

18. *Psittacaria* (*ata Fabr.*) Gemein; im ersten Frühjahr erbeute ich stets mit der Laterne einige anscheinend nicht überwinterte Exemplare. *H.*

19. *Coraciaria* (*ata Hübn.*) (*an variet. praecedentis?*) Stuttgart, Suls.

20. *Dilutaria* (*ata* W. V.) Häufig.

21. *Brumaria Esp.* Nur zu häufig.

22. *Multistrigaria Haworth.* Stuttgart, selten. *H.*

Noch erwähne ich eines Spanners dieser Familie, der entweder eine Local-Varietät der L. *caesiata* W. V. oder eine eigene Art ist, eine etwas anders gestellte Binde, vorn etwas dunklere Flecken am Aussenrande und wenige scharfe Puncte vor der Franse hat; er kommt bei Marbach vor und ist nirgends abgebildet. *K.*

Lobophora Curtis (*Acidalia* Tr.)

1. *Appendicularia* (*sertata Hübn.*) Einmal im Herbst 1854 bei Reutlingen in drei Exemplaren. *K.*

2. *Polycommaria* (*ata Hübn.*) Reutlingen, Tübingen, Marbach selten.

3. *Lobularia* (*ata Hübn.*) Nicht häufig.

4. *Hexapteraria* (*ata Fabr.*) Häufig.

5. *Sexalaria* (*ata Tr.*) Stuttgart, Marbach, selten.

Eupithecia Curtis (*Larentia* Tr.)

1. *Modicaria* (*ata H.*) Bei Stuttgart von Herrn Kohl gefunden.

2. *Pimpinellaria* (*ata H.*) Tübingen.

3. *Oxydaria* (*ata Tr.*) Alb, manchmal auf Lindenbäumen. *K.*

4. *Succenturiaria* (*ata L.*) Marbach. *K.*

5. *Centaurearia* (*ata H.*)

6. *Exiguaria* (*ata H.*) Sehr selten.

7. *Innotaria* (*ata Borkh.*) Sehr selten.

8. *Hospitaria* (*ata Tr.*) Reutlingen und Marbach, selten.

9. *Consignaria* (*ata Borkh*). Sulz, Marbach, selten.
10. *Venosaria* (*ata Hübn.*) Reutlingen und Marbach, selten.
11. *Valerianaria* (*ata Hübn.*) Stuttgart, häufig.
12. *Indigaria* (*ata Hübn.*) Reutlingen, nicht sehr selten.
13. *Linariaria* (*ata Fabr.*) Tübingen, selten.
14. *Strobilaria* (*ata Borkh.*) Nicht selten.
15. *Rectangularia* (*ata Fabr.*) Häufig.
16. *Debiliaria* (*ata Hübn.*) Marbach, selten.
17. *Cydoniaria* (*ata Boisd.*) Selten.
18. *Inturbaria* (*ata Hübn.*) Stuttgart.
20. *Sobrinaria* (*ata Hübn.*) Reutlingen.

Cidaria Tr. (*Cidaria, Chesias, Zerene, Larentia & Acidalia* Tr.)

1. *Achatinaria* (*ata H.*) Reutlingen, Tübingen, Marbach.
2. *Popularia* (*ata L.*) Schwarzwald, häufig um Wildbad. *K.*
3. *Pyraliaria* (*ata* W. V.) Reutlingen, Stuttgart, selten.
4. *Chenopodiaria* (*ata L.*) Marbach, selten.
5. *Fulvaria* (*ata* W. V.) Nicht selten, wo wilde Rosen sind.
6. *Juniperaria* (*ata L.*) Ziemlich häufig.
7. *Variaria* (*ata* W. V.) Häufig.
   var. Obeliscata. H.
8. *Ruptaria* (*ata Hübn.*) Auf der Alb und bei Marbach auf Linden nicht selten. *K.*
9. *Firmaria* (*ata Hübn.*) Stuttgart, Marbach, selten.
10. *Sinuaria* (*ata* W. V.) Reutlingen, Tübingen, nicht selten.
11. *Rubidaria* (*ata* W. V.) Reutlingen, Sulz, selten.
12. *Badiaria* (*ata* W. V.) Nicht selten.
13. *Berberaria* (*ata* W. V.) Häufig.
14. *Derivaria* (*ata* W. V.) Häufig.
15. *Suffumaria* (*ata* W. V.) Reutlingen, Marbach, ziemlich selten.
16. *Ribesiaria* (*ata Boisd.*) (*prunata L.*) Häufig, um Stuttgart selten.
17. *Silacearia* (*ata* W. V.) Alb, selten.
18. *Balsamitaria Freyer.* Marbach und an den Uracher Fällen zwischen wilden Balsaminen, selten. *K.*

19. *Reticularia* (*ata Fabr.*) Alb, Marbach, an der gleichen Pflanze im Juli.

20. *Russaria* (*ata W. V.*) Manchmal häufig.

21. *Elutaria* (*ata Hübn.*) Meist nicht häufig.

22. *Impluviaria* (*ata Hübn.*) Alb, nicht so selten, Stuttgart?

23. *Propugnaria* (*ata Fabr.*) Tübingen, Ludwigsburg, selten.

24. *Viretaria* (*ata Hübn.*) Reutlingen, Marbach selten, an Nadelholz.

25. *Frustraria* (*ata Tr.*) Tübingen, sehr selten.

26. *Tophaceaaria* (*ata* W. V.) Sulz und Marbach selten, flog mir einmal ganz frisch entwickelt ins Zimmer. *K.*

27. *Picaria* (*ata Boisd.*) Spärlich bei Stuttgart.

28. *Aptaria* (*ata H.*) Alb und Oberschwaben, nicht häufig, manchmal ganz grünlich. *K.*

Melanippe Dup. (*Acidalia, Cidaria, Zerene* Tr.)

1. *Macularia L.* Gemein.

2. *Marginaria L.* Häufig.

3. *Hastaria* (*ata L.*) In Birkenschlägen im Mai nicht gerade selten.

4. *Tristaria* (*ata L.*) Häufig.

5. *Luctuaria* (*ata* W. V.) Marbach, selten.

6. *Turbaria Tr.* Stuttgart, sehr selten.

7. *Rivularia* (*ata* W. V.) Reutlingen an schattigen Waldstellen selten. *K.*

8. *Rivaria* (*ata Hübn.*) Alb, selten. *K.*

9. *Alchemillaria* (*ata L.*) Gemein.

Melanthia Boisd. (*Zerene, Acidalia, Cidaria* Tr.)

1. *Montanaria Tr.* Häufig, namentlich die Raupe im April auf Schlüsselblumen. *K.*

2. *Ocellaria* (*ata L.*) Nicht so selten.

3. *Fluctuaria* (*ata L.*) Sehr gemein.

4. *Caliaria* (*ata* W. V.) Selten.

5. *Blandiaria* (*ata* W. V.) Sehr selten.

wäre wünſchenswerther als dieſer Zuſtand, wenn er lange fortbeſtehen könnte. Dies iſt aber unmöglich, denn die Preiſe gehen nur ſo lange hinauf, als die Ausgabe des Papiergeldes ſteigt, und ſtehen endlich kurze Zeit, nachdem dieſe ihr Maximum erreicht hat, gänzlich ſtille. Jetzt haben die Preiſe der verſchiedenen Gegenſtände die Zeit, ſich mit einander auszugleichen, und die nächſte Erſcheinung iſt, daß ſie alle im Verhältniß zum vermehrten Geldumlauf gleich hoch ſtehen. Nun aber ſehen die Menſchen, daß ein Ding, welches früher mit einem Thaler bezahlt wurde, zwei koſtet, und daß dieſe zwei Thaler nicht leichter zu verdienen ſind, als früher der Eine. Der relative Werth der Arbeit, der Grundſtücke, der Waaren, iſt derſelbe wie vorher, nur der Geldpreis iſt geſtiegen, und es iſt kein Menſch reicher als zuvor.

Wenn das Papiergeld ſonſt keine nachtheiligen Folgen hätte, als die Proſperität eines Landes anſcheinlich zu vermehren, ſo könnte man daſſelbe noch hinnehmen. Aber ſelten gibt eine Bank lange Zeit Noten aus, ehe ſie dadurch den Preis des einen oder des andern Artikels über die Summe hinaustreibt, die dieſer in fremden Ländern mit Zuziehung der Einfuhrskoſten und des Eingangszolles koſtet. Das Papiergeld wirkt daher als eine Prämie auf die Einfuhr. Um dieſe zu verhindern, wird ein hoher Zolltarif nothwendig, weßwegen die Bankpartei in Amerika auch die des hohen Zolltarifs war; wie denn in allen Ländern, wo das Papiergeld einen forcirten Kurs hatte, ein mehr oder weniger allgemeines Prohibitivſyſtem der Bank ſehr zu Hülfe kam. Der fremde Kaufmann, welcher mit Papiergeld bezahlt wird, präſentirt daſſelbe zur Einlöſung bei der Bank, oder verlangt, wenn er nicht ſelbſt gegenwärtig iſt, daß ihm die Bilanz zu ſeinen Gunſten baar, oder mittelſt in baarem Geld zahlbarer Wechſel remittirt werde. Hiedurch kehrt das Papiergeld an die Bank zurück, und die Bank, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, iſt gezwungen, mit ihren Papierausgaben inne zu halten, und ihren Schuldnern die ihnen vorgeſchoſſenen Kapitalien aufzukünden. — Hierdurch wird die Quantität des cirkulirenden Geldes auf zweierlei Weiſe vermindert: „erſtens durch die Ausfuhr von Gold und Silber, und zweitens durch das Zurückziehen des Papiergeldes als Sicherheitsmaßregel für die Bank. Nun fallen die Preiſe eben ſo ſchnell als ſie früher geſtiegen. Der Kaufmann kann ſeine Waaren nur mit Verluſt verkaufen. Denen,

6. *Rubiginaria* (*ata* W. V.) Selten.

7. *Procellaria* (*ata* W. V.) Reutlingen, Sulz, Stuttgart.

8. *Adustaria* (*ata* W. V.) Nicht sehr selten.

9. *Albicillaria* (*ata L.*) Spärlich.

10. *Pulchraria Fuchs.* Einmal auf der Alb an einer Linde im Juli. *K.*

Zerene Dup.

1. *Grossularia* (*ata L.*)

2. *Ulmaria Hübn.* 1855 von mir in Mehrzahl auf der Alb in Waldungen erbeutet; sie hat, wie die vorstehende, einen Moschusgeruch; nachher fand Herr Bauer auch ein Exemplar bei Winnenthal. *K.*

Cabera Dup. (*Cabera, Fidonia & Zerene* Tr.)

1. *Taminaria Hübn.* Selten.

2. *Pusaria L.* Häufig.

3. *Exanthemaria Esp.* Häufig.

4. *Strigillaria Esp. Tr.* Selten; ich besitze ein Exemplar von Stuttgart. *K.*

5. *Cararia Hübn.* Neckargegend, sehr selten.

6. *Ononaria Borkh.* Stuttgart, sehr selten. (?)

Ephyra Dup. (*Cabera* Tr.)

1. *Pictaria Curtis.* Stuttgart und Marbach.

2. *Trilinearia Borkh.* Ziemlich häufig.

3. *Punctaria L.* Häufig.

4. *Poraria Tr.* Im Oberland noch nicht gefunden, sonst allerwärts.

5. *Pendularia L.* Nicht selten in jungen Birkenschlägen.

6. *Omicronaria* W. V. Nicht selten.

Acidalia, (*Idaea, Acidalia, Fidonia, Zerene & Cabera* Tr.)

1. *Temeraria Hübn.* Ziemlich selten.

2. *Ornataria Esp.* Nicht selten.

3. *Immutaria Hübn.* Sehr selten.
4. *Incanaria Hübn.* Häufig.
5. *Rusticaria Dup.* Stuttgart. (?)
6. *Scutularia Hübn.* Reutlingen und Sulz, selten.
7. *Bisetaria Dup.* Reutlingen, häufig.
8. *Auroraria Hübn.* Ulm, selten, Stuttgart.
9. *Aureolaria Fabr.* Stuttgart, sehr selten.
10. *Ochrearia Hübn.* Ueberall.
11. *Rufaria Hübn.* Seltener.
12. *Rubricaria Hübn.* Stuttgart, Marbach.
13. *Osseria Hübn.* Häufig.
14. *Lutearia Hübn.* Nicht so selten.
15. *Decoloraria (ata Hübn.)* Selten.
16. *Albularia (ata Fabr.)* Gemein.
17. *Sylvaria (ata W. V.)* Reutlingen, selten, an Erlenbüschen.
18. *Candidaria Hübn.* Sehr selten.
19. *Glarearia W. V.* Tübingen, Degerloch, an letztem Orte nicht selten. *K.*
20. *Immoraria Hübn.* Gemein.
21. *Sylvestraria Bkh.* Nicht selten.
22. *Remutaria Hübn.* Ueberall häufig, um Stuttgart selten.
23. *Suffusaria (ata Tr.)* Marbach, selten. *H.*
24. *Aversaria Hübn.* Häufig.
25. *Emarginaria Hübn.* Sehr selten.
26. *Mutataria Hübn.* Reutlingen selten.
27. *Prataria Boisd. (Strigilaria Hübn.)*

Timandra Dup. (*Ennomos* Tr.)

1. *Amataria B.* Stellenweise, manchmal häufig.

Strenia Dup. (*Fidonia* Tr.)

1. *Clathraria Hübn.* Häufig.

Siona Dup. (*Idaea Minoa* Tr.)

1. *Dealbaria Hübn.* Gemein. Die noch unbeschriebene

Raupe fand ich auf Plantago und beschrieb solche in dem Jahrgang 1855 der entomol. Zeitung in Stettin.

2. *Nivearia* W. V. Marbach und Weil im Dorf.

3. *Grisearia Hübn.* Weil im Dorf.

Sthamelia Boisd. (*Chesias* Tr.)

1. *Hippocastanaria Hübn.* Stuttgart, einmal gefunden.

Odezia Boisd. (*Minoa* Tr.)

1. *Chaerophyllaria L.* Schwarzwald, Tübingen, Reutlingen, sehr gemein. *K.*

Torula Boisd. (*Psodos* Tr.)

1 *Equestraria Esp.* (*Alpinata* W. V.) Algäuerberge.

Minoa Dup. Tr.

1. *Euphorbiaria Hübn.* Gemein.

Die Zahl der nunmehr in Württemberg aufgefundenen Arten beträgt:

Papilioniden	125	Arten	und	6	Varietäten.
Sphingiden	48	„	„	—	„
Bombyciden	123	„	„	4	„
Noctuiden	284	„	„	10	„
Platypteriden	6	„	„	—	„
Geometriden	238	„	„	4	„
	824	„	„	24	„

Gewiss eine schöne Zahl; das Albgebirge liefert namentlich manche Gattung, die man nur in den Alpen sucht.

Zum Schlusse führen wir noch die Namen der Sammler an, welche seither auf diesem Felde thätig waren, aber nicht mehr sammeln:

Herr Dr. Paulus in Ludwigsburg,

„ Dr. Cammerer in Stuttgart,

„ Gutekunst, Petrefakten-Händler in Ulm,

Herr Oberamtsarzt Dr. Hartmann, früher in Sulz,
„ Maucher, Goldarbeiter in Stuttgart.

Noch jetzt sammeln:

Herr Pfarrer Henaler in Marbach.
„ Dr. medic. Vöhringer in Sulz a. N.
„ Staatsrath von Roser.
„ Kohl, Waffenhändler.
„ Trinker, Goldarbeiter.
„ Dr. Med. Guckelberger.
„ Bauer, Präparator am königl. Naturalien-Kabinet.

} in Stuttgart.

„ Kaplan Huber in Marchthal.
„ Grieb, Naturalist in Ulm.

9. Die Schädel der Württemberg'schen Marderarten.

Von

Generalstabsarzt Dr. Klein.

Ein reiches Material in meiner eigenen Sammlung von Schädeln, in der des Königl. Naturalienkabinets und der K. polytechnischen Schule veranlassten mich, eine Vergleichung der Schädel der württemberg'schen Marderarten mit Hinzuziehen von einigen ausländischen Arten vorzunehmen, und da ich einige Beiträge zu den sorgfältigen Abhandlungen von A. Wagner (Supplement zu Schrebers Säugethiere), Blasius (Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands) und Dr. Hensel (Archiv für Naturgeschichte XIX. Jahrg. Bd. 1) geben zu können glaube, die Resultate meiner Untersuchungen in diesen Blättern niederzulegen.

Die Schädel der württ. Marderarten zeigten, mit Berücksichtigung der weiter unten näher beschriebenen Species, folgende allgemeine Merkmale, welche durch andere, mir nicht zu Gebote stehende Arten vielleicht Abänderungen erleiden würden.

Der Schädel ist in die Länge gezogen, flach-gewölbt, breit, hinter der Augenhöhle eingeschnürt; die Stirne ist nicht über den Schädel erhöht, das Hinterhaupt stark entwickelt, die Hinterhauptsschuppe steht senkrecht, das grosse Loch sieht nach hinten; die Hinterhauptsleiste ist stark und endet, indem sie sich zu beiden Seiten des Schädels fortsetzt, hinter dem äussern Gehörgang. Der Gesichtstheil ist bald mehr, bald weniger lang; der Zwischenkiefer hat eine schmale Seitenfläche, in deren Grube der untere Eckzahn liegt; der Jochfortsatz des Oberkiefers entspringt über dem hintern Ende des Zahnfortsatzes, über dem obern Reisszahn und Höckerzahn. Das Unteraugenhöhlenloch

ist einfach, nicht gross, von zwei Aesten des Jochfortsatzes gebildet; die Augenhöhlendecke fehlt, ist nur durch eine nach aussen gerichtete Wölbung des Jochfortsatzes des Stirnbeins angedeutet. Die Jochbogen sind auswärtsgebogen, stehen weit ab und divergiren nach hinten. Der Stirnfortsatz des Jochbeins ist sehr kurz. Der knöcherne Gaumen reicht weit hinter den Backzähnen rückwärts. Die Paukenknochen sind lang, gewölbt und convergiren nach vorn. Die Gelenksgrube für den Unterkiefer ist in die Quere gestellt, breit, hinten durch eine dachförmig überragende Leiste begränzt, welche besonders innen stark ist, eine schwächere vordere, deren äusserer Theil am meisten hervorragt, ist ihr gegenübergestellt. Die Unterkieferhälften verwachsen nicht; der Kronfortsatz überragt den Gelenkfortsatz weit.

Die Knochen des Schädels und Gesichts verknöchern sehr bald und sind so mit einander verbunden, dass die Nähte nicht mehr erkennbar sind; zuletzt verknöchern wohl die Nasenbeine unter sich.

$\frac{6}{6}$ einwurzelige Schneidezähne, von denen die mittlern die kleinsten, die äussern die grössten sind. Im Oberkiefer haben sie hinter der Schneide einen kleinen Ansatz, die äussern sind Eckzahn-ähnlich und durch eine Lücke von den Eckzähnen getrennt. Im Unterkiefer sind sie gekerbt und reihen sich unmittelbar den Eckzähnen an. Die zweiten sind an der Basis aus der Reihe nach hinten gerückt.

$\frac{1 . 1}{1 . 1}$ Eckzähne, welche lang, stark, conisch zugespitzt, leicht gekrümmt sind.

Dreierlei Backzähne, welche im Allgemeinen nach hinten mit der Mittellinie divergiren.

$\frac{3 . 3}{4 . 4}$ oder $\frac{2 . 2}{3 . 3}$ Lückenzähne.

Der erste, oben und unten, ist einwurzelig, kleiner als die folgenden.

Die Andern sind länger als breit, haben zwei Wurzeln,

nehmen nach hinten an Grösse etwas zu, sind von beiden Seiten stark zusammengedrückt und bestehen aus einer Spitze und vortretendem Zahnrand hinten, oder hinten und vornen.

$\frac{1 . 1}{1 . 1}$ Reisszähne.

Der obere Reisszahn ist lang, schmal, hat drei Wurzeln, eine mittlere starke Spitze mit vorderem kleinern, hintern grössern Ansatz und an der innern Seite des vordern Randes einen kleinen Höckeransatz.

Der untere Reisszahn hat zwei Wurzeln, ist länger als breit, die Schneide besteht aus zwei hinter einander liegenden Zacken, von denen die hintere höher ist, und einem platteren Ansatz hinten.

$\frac{1 . 1}{1 . 1}$ Höckerzähne.

Der obere ist quergestellt, breiter (perpendiculär auf die Achse des Kiefers) als lang, der innere Theil länger als der äussere. Der untere ist kleiner, rundlich.

Nach der Verschiedenheit der Zahl der Zähne theilt Blasius die deutschen Marderarten in zwei Gattungen, *Mustela Linn.* und *Foetorius* Keyserling und Blasius.

Mustela hat 38 Zähne, $\frac{3 . 3}{4 . 4}$ Lückenzähne. Der Gesichtstheil des Schädels ist verhältnissmässig länger als bei Foetorius und verhält sich vom vordern Rande der Nasenbeine bis zu einer Linie gemessen, welche beide Jochfortsätze der Stirnbeine mit einander verbindet, (der Lage der Siebplatte entsprechend) zur Länge des Schädels, d. h. bis zum hintern Ende der Mittelleiste wie 1 : 2,9—3. Die längsten Schädel im Verhältniss zum Gesichtstheil haben die eines Marders von Labrador, wie 3,3 : 1. Von den Schneidezähnen zum Jochfortsatz gemessen zum ganzen Schädel d. h. den Schädel ohne Unterkiefer auf eine horizontale Fläche gelegt, wie 1 : 2,41—2,64, bei den von Labrador selbst 2,65. — Der vorderste Theil der Schnauze vom vordern Ende der Nasenknochen bis zum vordern Zahnhöhlen-

rande des Zwischenkiefers ist länger als bei Foetorius, die vordere Nasenöffnung liegt schiefer.

Hinter den Jochfortsätzen der Stirnbeine verschmälert sich der Schädel und hat etwas weiter zurück eine stärkere Einschnürung, welche vor dem knöchernen Rande liegt, welcher in der Schädelhöhle die Siebbeingrube begränzt und die vordere Wand der Hirnhöhle bildet.

Der hintere Theil des Schädels ist höher, gewölbter. Der Schädelhöhlentheil geht von der mittleren Gräthe, mit starker Wölbung nach aussen, abwärts; die Einschnürung hinter den Jochfortsätzen ist kurz, der vordere Theil der seitlichen Schädelhöhlenwand ist gewölbt, so dass die Kronfortsätze des Unterkiefers schon dem auswärtsgewölbten Theil der Schädelhöhlenwand gegenüberstehen.

Die Mittelleiste, in welcher die halbcirkelförmigen Linien zusammenkommen, bildet hinter der Hinterhauptsleiste eine nach hinten hervorragende Ecke (mit Ausnahme von M. Zibellina), welche weiter zurückreicht als die Gelenksfortsätze des Hinterhauptbeins. Von dieser mittlern Ecke zieht sich auf der Hinterhauptsschuppe eine breite, hervorragende Wulst, durch den Wurm des kleinen Gehirns gebildet, zum Hinterhauptsloch.

Die Hinterhauptsleiste setzt sich an der Seite des Schädels fort und endet hinter dem äussern Gehörgang mit einem nach aussen gekehrten Fortsatz (ausser Zibellina).

Der Gelenktheil des Hinterhauptbeines bildet hinter dem Paukenknochen einen Fortsatz, process. paramastoid.* Bei dem Marder von Labrador ist derselbe nur klein, ebenso bei Zibellina.

Die zweiten Schneidezähne im Unterkiefer sind an der Basis stark zurückgestellt, stehen aber auch an der Schneide mit den Andern nicht ganz in gleicher Linie.

Der erste obere und untere Lückenzahn ist viel kleiner als die Andern, hat eine wenig nach vorne abgesetzte, schräg nach vorne gerichtete Spitze und wenig vorragenden Zahnrand.

---

* Nach Küstlin, Schädel der Wirbelthiere. P. 149.

Der zweite oben und unten hat die Spitze mehr nach vorne, der Zahnrand tritt hinten mehr hervor.

Beim dritten obern und untern steht die Spitze ziemlich in der Mitte, ein vorragender Zahnrand hinten und vorne; am untern ist die Spitze mehr nach vorne gerückt, die hintere schiefe Fläche ist länger.

Am vierten untern ragt der Zahnrand hinten und vorne hervor, die Spitze ist etwas vor der Mitte, auf der hinteren schiefen Fläche derselben ist zwischen Basis und Spitze eine leichte Einkerbung und unter dieser eine leichte Spitze, oder die schiefe Linie zeigt wenigstens eine leichte Krümmung nach hinten als Andeutung der Spitze.

Am untern Reisszahn besteht die Schneide aus zwei hintereinanderliegenden Zacken und einer kleinen dritten an der innern Seite und etwas hinter der zweiten. Der hintere Theil ist platt, auf ihn tritt der innere Theil des obern Höckerzahns.

Der obere Höckerzahn zeigt auf seinem äussern Theil 2—3 kleine Höcker, und einen kleinen Höcker auf dem vordern Theil der innern platten Fläche, die sehr verbreitert und nur ein halbmal weniger lang, als der ganze Zahn breit ist (mit Ausnahme des von Labrador).

Der untere Höckerzahn ist klein, rundlich, so lang als breit, hat drei kleine Höcker und ragt mit dem grössern Theil hinter dem obern Höckerzahn hervor.

Die zwei bei uns vorkommenden Species *M. martes* und *foina* Briss. sind sich sehr ähnlich und unterscheiden sich eigentlich im Allgemeinen nur dadurch, dass die Erstere eine gelbe, Foina eine weisse Kehle hat, um so interessanter sind die charakteristischen Unterschiede, welche der Schädel zeigt und welche das Erkennen der Species leicht machen.

Mustela martes Briss. Edelmarder.

Der Schädel ist sowohl in seinem Gesichts- als Schädelhöhlentheil verhältnissmässig länger als breit, der ganze Schädel erscheint so gestreckter, schlanker, als bei Foina. In einer horizontalen Linie gemessen von den Schneidezähnen bis zu einer

Linie, welche beide Jochfortsätze der Stirnbeine mit einander verbindet und bis zur hintern Ecke der mittlern Gräthe (den Schädel ohne Unterkiefer auf eine ebene Fläche gelegt) verhält sich der Gesichtstheil zur ganzen Schädellänge wie 1 : 2,4—2,48, er ist um 9—11 Mm. länger als die Breite von der Spitze eines Jochfortsatzes zum andern, und um 14—16 Mm. länger als die Breite zwischen den innern Rändern der Unteraugenhöhlenlöcher. Die grösste Breite des Schädelhöhlentheils (über dem äussern Gehörgang) verhält sich zu dessen Länge wie 1 : 1,4—1,48, zur ganzen Länge des Schädels wie 1 : 2,41—2,48. Ebenso ist die Entfernung der hintern Enden der Jochbogen eine geringere und verhält sich zur Länge des Schädels wie 1 : 1,7—1,8.

Hensel sagt, die Entfernung der Spitzen der obern Eckzähne sei um 2 Mm. kleiner als bei Foina.

Ich fand immer, dass die Eckzähne bei Martes von der Wurzel aus mehr gerade abwärts gehen, während sie bei Foina convergiren, so dass trotz des breitern Gesichtstheils des Letzteren doch die Entfernung der Spitzen eine geringere ist als bei Martes.

Die vordere Nasenöffnung ist höher als breit, nur kann ich sie nicht, wie Hensel, oval nennen im Gegensatz zu der herzförmigen von Foina, weil auch bei Jenem die Vereinigung der Nasenbeine vorgezogen ist und eine Zacke in die Oeffnung hereinbildet, so nur eine mehr in die Länge gezogene Herzform bildet. Die Entfernung des vordern Nasenbeinrandes vom vordern Alveolarrand ist grösser, die Nasenöffnung liegt so schiefer.

Die Länge des Unterkieferastes, von der Mitte des Gelenkskopfes an gemessen zum vordern Alveolarrande ist bei Aeltern ungefähr die doppelte des Abstandes der beiden untern Fortsätze von einander.

Die obern Lückenzähne stehen in gleicher Linie hinter einander, welche nach hinten mit der Mittellinie divergirt, also in der Richtung des Kieferrandes. — Der obere Reisszahn ist längs des Aussenrandes so lang als der Höckerzahn breit.

Der obere Höckerzahn wird gegen den Aussenrand hin ungleichmässig schmäler und abgerundet, sein innerer Theil ist

welche zur Zeit der größten Bank-Expanſion Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, im Verhältniß zur Quantität des damals cirkulirenden Geldes eingegangen, fehlt es nun bei dem verminderten Geldumlauf an den nöthigen Zahlungsmitteln. Waaren, Häuſer, Grundſtücke ꝛc., für die ſie Geld ſchuldig ſind, ſind zwar in ihrem Beſitz, können aber nicht zu ihrem Ankaufspreis losgeſchlagen werden. Nun kommt die Reihe an das Proteſtiren der fälligen Wechſel und an die Fallimente. Der Bankerott eines Kaufmanns zieht den des andern nach ſich, und ſo geht die Noth durch alle Klaſſen der Geſellſchaft. Viele verarmen und einige wenige kluge Spekulanten, die das Ungewitter kommen ſahen, oder durch ihre Verbindungen mit der Bank frühzeitig gewarnt wurden, füllen ſich die Taſchen mit dem Erwerb und der Sparſamkeit von Tauſenden.

Durch die Reduktion des Papiergeldes fallen endlich die Preiſe, ſo daß die Einfuhr fremder Waaren abnimmt und das Silber zurückkehrt. Dann nimmt auch wieder das Vertrauen in die Banken ſeinen Anfang, und es fangen dieſe von neuem an Noten auszugeben. Hierdurch gehen die Preiſe wieder hinauf, und die Induſtrie und der Spekulationsgeiſt werden neuerdings ſtimulirt. Es gehen aber die Preiſe ſpäter wieder hinab, und der momentanen und künſtlichen Proſperität folgt eine ſchwere und wahre Kalamität. „Das iſt der Cirkel," ſagte Herr Niclas Biddle, Präſident der vereinigten Staatenbank, „den eine gemiſchte Währung immer beſchreiben muß." Somit hat Malchus Recht, wenn er ſagt: daß das Papiergeld die Preiſe manchmal auf den höchſten Punkt hinaustreibt, um ſie dann wieder auf den tiefſten fallen zu laſſen.

Wir haben ſchon früher erwähnt, daß das Papiergeld die Preiſe aller Dinge nicht auf einmal hebt oder ſenkt, und daß das Brod und der Taglohn die letzten ſind, die durch die künſtliche Proſperität theurer werden. Hier müſſen wir noch hinzuſetzen, daß der Taglohn das erſte iſt, was bei Contraktionen des umlaufenden Geldes wieder zu ſinken anfängt. Dieſe gehen nämlich ſelten weit, ohne ein großes Etabliſſement zu Grunde zu richten, und die hierbei verwendeten Arbeiter zu nöthigen, anderswo ihr Unterkommen zu ſuchen. Die abgedankten Arbeiter concurriren dann im Preiſe mit den beſchäftigten, und ſo fällt ihr Lohn nicht bloß im Verhältniß zum verminderten Waarenpreis, ſondern auch zur vermehrten Concurrenz. — Der Taglöhner gewinnt alſo am wenigſten durch

sehr verbreitert (der Achse des Kiefers parallel) und verhält sich zur Breite des Zahns (perpendicular auf die Achse wie 1:1,4.

Der untere Höckerzahn ist so breit als der untere Reisszahn, was aber doch nicht ganz constant ist, bei dem Schädel eines weiblichen und eines grossen männlichen Marders ist der Höckerzahn um ein Ziemliches schmäler, wenn auch der Unterschied nicht so gross ist, als bei Foina.

Bei den untersuchten ältern Schädeln schwankt
Die Länge des ganzen Schädels zwischen 82—93 Mm.,
„ „ des Gesichtstheils zwischen 34—38.
„ Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern 20—22,
„ „ der Schneidezähne des Oberkiefers 8—9,
„ „ des Schädelhöhlentheils (über dem äusseren Gehörgang) $34^1/_2$— $36^1/_2$.
Die grösste Entfernung der Jochbogen $46-51^1/_2$.
Die Länge des Unterkieferastes 52—60.
Der Abstand der untern Fortsätze desselben $27^1/_2$—32 Mm.

Mustela foina Briss. Steinmarder.

Der Schädel ist in seinem Gesichtstheil und Schädelhöhlentheil kürzer und breiter als bei *Martes*; der ganze Schädel erscheint so kürzer, gedrungener, wie Blasius sagt. In gleicher Weise gemessen, verhält sich der Gesichtstheil zur Schädellänge wie 1 : 2,44—2,64, in Mittel wie 1 : 2,54; er ist nur 8, selbst nur $5^1/_2$ Mm. länger als die Breite von einem Jochfortsatze des Stirnbeins zum andern, um 10—12 Mm. länger als die Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern. Die grösste Breite des Schädelhöhlentheils verhält sich zu dessen Länge wie 1 : 1,3 bis 1,44, zur ganzen Länge des Schädels wie 1 : 2,05—2,37.

Die grösste Breite der Jochbogen soll nach Hensel bei *Foina* in der Mitte des Bogens und die Krümmung deshalb eine stärkere sein als bei *Martes*; ich fand immer die grösste Breite an dem hintern Ende der divergirenden Jochbogen, somit keine grössere Krümmung in der Mitte, aber die Entfernung der hintern Ende der Bogen bei gleich grossen und alten Schädeln

grösser als bei *Martes*, im Verhältniss zur Länge des Schädels wie 1 : 1,6—1,67.

Die vordere Nasenöffnung ist so hoch als breit, die Entfernung des vordern Nasenbeinrandes vom Alveolarrand ist geringer als bei Martes, die vordere Nasenöffnung steht deshalb senkrechter.

Der Unterkiefer ist im Verhältniss der geringeren Länge und grösseren Breite des Gesichtstheils kürzer und breiter, so dass bei Alten die Länge des Unterkieferastes nicht viel über anderthalbmal so lang ist, als der Abstand der beiden untern Fortsätze, sagt Blasius. Der Unterkiefer ist nicht, wie bei Martes, noch einmal so lang, aber doch meistens um ein ziemliches mehr als anderthalbmal der Abstand der Fortsätze. So ist bei einem ganz alten Weibchen der Unterkieferast 52 Mm. lang, der Abstand 31; bei einem alten Männchen die Länge des Unterkieferastes 57 Mm., der Abstand der untern Fortsätze 33. Da der Gelenkskopf nicht quer, sondern etwas schief von innen und vornen nach aussen und hinten steht, so ist das Maass von der Mitte des Gelenkskopfes genommen. Das Verhältniss der Länge zur Breite schwankt zwischen 1 : 1,53—1,66, im Mittel 1,6.

Die obern Lückenzähne stehen in der bei Weitem grössten Anzahl der untersuchten Schädel nicht in gleicher Linie hinter einander, sondern der zweite und dritte divergiren jeder für sich nach hinten in der Art, dass der hintere Rand des zweiten an der äusseren Seite des vordern Randes des dritten, der hintere Rand des dritten vor dem äussern Rande des Reisszahns steht. Die ersten Lückenzähne stehen mit der Mittellinie parallel.

Blasius führt als Unterschied an, dass der dritte obere Lückenzahn am Aussen- und Innenrande convex abgerundet sei, während derselbe bei Martes am Aussenrande concav, flach eingebuchtet erscheine. Bei den meisten Schädeln von Foina, welche ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, ist der Aussenrand concav eingebuchtet, wenn auch bei Einigen nur leicht, aber convex fand ich den Aussenrand nur ausnahmsweise und auch

dann nur sehr leicht, so dass es wohl nicht als Unterschied gelten kann.

Der obere Reisszahn ist an seinem äussern Rande länger als der Höckerzahn breit.

Der obere Höckerzahn ist an seinem Aussenrande eingebuchtet, in zwei Lappen getheilt, von denen der vordere grösser ist und mehr nach aussen steht, als der innere. Sein innerer Theil ist sehr verbreitert und verhält sich zur Breite des Zahns wie 1 : 1,6—1,5.

Der untere Höckerzahn ist viel schmäler als der Reisszahn; jedoch finden sich auch hier Ausnahmen, so ist bei einem männlichen Schädel derselbe kaum schmäler als der Reisszahn.

Die Länge des Schädels schwankt zwischen 79 und 90 Mm.
" " des Gesichtstheils zwischen 31—35½.
" Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern 21—23½.
" " der Schneidezähne 9—9¾.
" " des Schädelhöhlentheils über dem äussern Gehörgang 36—39.
Die Länge des Unterkieferastes 50—57½.
Der Abstand der untern Fortsätze desselben 30—37 Mm.

Als Altersverschiedenheit lässt sich anführen, dass die Jochfortsätze der Stirnbeine bei beiden Species immer weiter nach vorne rücken; bei Martes so, dass sie in der Mitte zwischen der Einschnürung des Schädels und der Anlagerung der Jochbeine am vordern Orbitalrand stehen; bei Foina nur so, dass sie wenig über ein Drittheil der Entfernung zwischen Einschnürung und Orbitalrand stehen.

Die beiden halbzirkelförmigen Linien, welche von den Jochfortsätzen der Stirnbeine ausgehen und über die Mitte des Schädels laufen, bilden bei beiden Species, jedoch früher bei Martes, einen Kamm, der fast bis zur Stirne geht, sagt Blasius. Früher glaubte man auch hier einen Unterschied zwischen beiden zu finden und führte an, dass bei Foina die Linien bis ans Hinterhaupt getrennt verlaufen, bei Martes sich zu einem Kiel verbinden. Hier scheint aber keine Gleichförmigkeit stattzufinden, oder die Verschiedenheit einen andern Grund zu haben. Bei

dem Schädel eines alten Weibchens von Martes sind beide Linien noch bis zum hintern Ende getrennt; bei einem Weibchen von Foina, das nach dem Verhältniss der Länge des Unterkiefers zu seiner Breite ebenfalls alt ist, sind die Linien bis kurz vor der hintern Ecke nicht vereinigt, bilden aber dann eine scharfe Gräthe. Selbst bei einem ganz alten Weibchen von Foina, dessen Zähne so abgenützt sind, dass die Reisszähne keine Spitzen mehr haben, die Eckzähne abgenützt sind, und von den Schneidezähnen im Unterkiefer nur vier vorhanden und selbst die Alveolen der zwei andern völlig verwachsen sind, vereinigen sich beide Linien erst am hintersten Theil zu einer Gräthe und bilden auf dem andern Schädeltheil nur eine nach vorne breitere, kaum erhabene Fläche.

Ob hier nicht eine Geschlechtsverschiedenheit stattfindet? Bei allen ältern männlichen Schädeln, welche ich untersucht habe, sind die Linien zu einer Gräthe vereinigt; bei den weiblichen Schädeln, wenigstens denen, deren Geschlecht ich genau kenne, sind die Linien nicht vereinigt, doch macht ein Schädel eines weiblichen Martes davon eine Ausnahme, bei welchem die Vereinigung hinter der Mitte des Schädels beginnt.

Nicht uninteressant dürfte vielleicht sein, hier eine Vergleichung mit Schädeln einer Marderart aus *Labrador* *, von wel-

---

* Dieser Marder scheint, soweit nach den mangelhaften Beschreibungen eine genaue Bestimmung möglich ist, *Mustela Huro* Fr. Cuv. (*M. leucopus* Kuhl?) zu sein und kommt als kanadischer Marder, amerikanischer Zobel (*american Sable*) im Handel vor. Nach dem Gebiss muss er von unserem Edelmarder getrennt werden, wenn auch sonst die Aehnlichkeit in Grösse und Färbung gross ist. — Das alte Thier im Sommerkleid und im Haarwechsel ist auf dem Scheitel und am Kinn dunkelbraun mit weisslichen Haarspitzen, an den Seiten des Kopfes hellbraun, innen und am Rande weislich, Kehle gelblich und weisslich gefleckt, Brust hellbraun mit weisslichen Stichelhaaren, Füsse und Schwanz dunkelbraun, der übrige Theil des Körpers hell- und dunkelbraun, stellenweise fast schwarz, durch hell- und dunkelbraune Stichelhaare melirt. — Das jüngere Thier, ebenfalls im Sommerkleid, ist gleichförmig dunkelröthlichbraun, an den Füssen dunkelbraun, sonst wie das Alte. Beide sind aus Labrador durch Herrn Dr. v. Barth dem k. Naturalienkabinet zum Geschenk gemacht. *Krauss.*

Stbl. Univers. Lips.

cher sich im königl. Naturalienkabinet zwei ausgestopfte, an Grösse und Färbung unserm Edelmarder ähnliche Thiere im Sommerkleide und drei vollkommene Schädel befinden, und mit dem Schädel einer *M. zibellina*, welchen das Kabinet im Jahr 1837 von der kaiserlichen Akademie in St. Petersburg erhielt, beizufügen.

Die Schädel der *Mustela* von Labrador unterscheiden sich in einigen Punkten wesentlich von dem unseres Martes.

Der Schädel ist gestreckt, aber mehr in seinem hintern Theil. Der Gesichtstheil ist im Verhältniss zum Schädel kürzer und verhält sich zu diesem wie 1 : 2,6—65, also wie bei Foina und selbst noch etwas kürzer. Die Jochfortsätze stehen mehr hervor, die Einschnürung hinter denselben ist viel tiefer und steht vom Jochfortsatz so weit ab, als dieser vom vordern Orbitalrand. Die Breite des Schädels über dem äussern Gehörgang verhält sich, wie bei *Martes*, zwischen 1 : 2,37—2,54, ebenso ist die Entfernung der Jochbogen von einander die gleiche. Die Mittelleiste auf dem Schädel bildet eine hintere Ecke als hintersten Theil des Schädels. Der Schnauzentheil ist noch mehr zugespitzt als bei Martes, die Entfernung der Unteraugenhöhlenlöcher beträgt, wie bei diesem, zwischen 21—23 Mm., aber die Breite der Schneidezähne nur 8—8½ (bei Martes 8½—9.)

Der Fortsatz, welchen der Gelenktheil des Hinterhauptbeins hinter dem Paukenknochen bildet, ist nur klein.

Die Länge des Unterkiefers im Verhältniss zum Abstand der untern Fortsätze steht zwischen der von Martes und Foina und verhält sich wie 1,75—1,9 : 1.

Die obern Schneidezähne sind etwas mehr nach vorne gerichtet, die äussern stärker als bei den beiden andern Species. Im Unterkiefer stehen die zweiten an der Basis und Schneide aus der Reihe zurück.

Die Lückenzähne des Oberkiefers stehen in einer Linie hinter einander in der Richtung des Kieferrandes; der dritte ist an seinem Aussenrande eingebuchtet.

Der obere Höckerzahn ist so breit als der Reisszahn lang, verschmälert sich nach aussen und ist an seinem Aussenrande

nicht eingebuchtet; der innere Theil ist aber viel kürzer als bei Martes, sehr wenig erweitert und unterscheidet sich dadurch sehr charakteristisch von demselben.

Der untere Höckerzahn ist etwas schmäler als der Reisszahn.
Die Länge des ganzen Schädels beträgt 90—91½ Mm.
„ „ des Gesichtstheils 34—34½.
„ Breite des Schädelhöhlentheils 36—38½.
„ Länge des Unterkieferastes 58—60.
„ Entfernung der untern Fortsätze desselben 31—34 Mm.

Wenn die vorige nordamerikanische Art offenbar in den meisten Merkmalen sich unserm Martes nähert, so steht dagegen der Schädel von *M. Zibellina L.* näher unserer Foina.

Er ist gestreckt, schmäler als bei Foina, der Gesichtstheil etwas länger, im Verhältniss zur Länge des Schädels wie 1 : 2,41. Die Breite der Jochfortsätze der Stirnbeine ist geringer, ebenso die Breite des Schädelhöhlentheils etwas kleiner und verhält sich zur Länge desselben wie 1 : 1,34, zur Länge des ganzen Schädels wie 1 : 2,29. Die Breite der beiden Jochbogen ist die gleiche. Die Einschnürung hinter den Jochfortsätzen ist stärker, und steht diesen fast um die Hälfte näher, als diese der Anlagerung der Jochbeine am vordern Augenhöhlenrande. Die Mittelleiste auf dem Schädel bildet an ihrem hintern Ende keine hervorragende Ecke, aber endet doch in einer nach hinten gerichteten Ausbuchtung der Hinterhauptsleiste. Die Hinterhauptsleiste setzt sich an der Seite des Schädels fort, bildet aber hinter dem äussern Gehörgang keinen Fortsatz. Die Gelenkstheile des Hinterhauptbeins treten hinter den Paukenknochen herunter, endigen aber nur mit einer Andeutung eines Fortsatzes.

Die vordere Nasenöffnung ist etwas höher als breit.

Die Entfernung der untern Fortsätze des Unterkiefers verhält sich zur Länge des Unterkieferastes wie 1 : 1,74.

Die äussern Schneidezähne des Oberkiefers sind am stärksten; im Unterkiefer stehen die zweiten an der Basis und der Schneide aus der Reihe zurück.

Der zweite und dritte obere Lückenzahn divergirt mit der

Mittellinie in derselben Weise wie bei *Foina*. Der erste steht mit ihr parallel.

Der dritte obere ist an seinem Aussenrande eingebuchtet. Der zweite untere convergirt nach hinten mit der Mittellinie.

Der obere Reisszahn ist an seinem Aussenrande etwas länger als der Höckerzahn breit.

Der obere Höckerzahn ist aussen eingebuchtet, der vordere grössere Lappen steht mehr nach aussen. Der innere Theil des Zahns ist sehr erweitert, viel länger als bei *Foina* und *Martes* und hat 7 Mm. bei einer Breite von $5^3/_4$, also wie 1 : 1,25.

Der untere Höckerzahn ist so breit als der Reisszahn.

Die Länge des Schädels beträgt 87 Mm.
" " des Gesichtstheils 36.
" Breite der Jochfortsätze $23^1/_2$.
" Entfernung beider Unteraugenhöhlenlöcher 22.
" Breite der Schneidezähne $8^1/_2$.
" " des Schädelhöhlentheils über dem äussern Gehörgang 38.
" grösste Entfernung der Jochbogen 49.
" Länge des Unterkieferastes $57^1/_2$.

Der Abstand der untern Fortsätze desselben 33 Mm.

Foctorius Keys. u. Blas.

Der Schädel ist etwas kurz, namentlich der Gesichtstheil kürzer als bei *Mustela*, und verhält sich zur Länge des ganzen Schädels wie 1 : 2,8 — 3, selbst mehr als 3. Der Nasenrücken ist stärker abwärts gekrümmt, so dass der flache Bogen des Schädels vorne schneller abwärts fällt. Die vordere Nasenöffnung steht senkrechter, die Entfernung des vorderen Nasenbeinrandes vom Alveolarrande ist kürzer. Der hintere Theil des Schädels ist flacher gewölbt. Die halbcirkelförmigen Linien vereinigen sich sehr bald mit einander, selbst bei jüngern Schädeln und bilden eine Leiste auf dem Schädel, welche aber am hintern Ende ohne eine hinten hervorragende Ecke zu bilden,

in der Hinterhauptsleiste endigt. Die Hinterhauptsleiste ist hervorragend, bildet aber gegen die Mitte hin einen mehr concaven Rand, in welchem die Mittelleiste endigt. Die Hinterhauptsschuppe ist von beiden Seiten flach convex, von oben nach unten concav mit nur leichter Erhabenheit in der Mitte und zieht sich gegen den obern Rand des Hinterhauptlochs mehr nach hinten, so dass derselbe mehr nach hinten hervorragt als die Hinterhauptsleiste; noch mehr nach hinten stehen die Gelenksfortsätze hervor, so dass sie bei horizontaler Lage des Schädels ohne Unterkiefer am meisten nach hinten hervorragen. Die Gelenktheile des Hinterhauptbeins bilden hinter den Paukenknochen keinen besondern Fortsatz.

Die Anzahl der Zähne ist 34, indem nur $\frac{2.2}{3.3}$ Lückenzähne vorhanden sind.

Die zweiten untern Schneidezähne sind an der Basis auffallend nach hinten gerückt und stehen auch an der Schneide zurück.

Der zweite Lückenzahn hat im Oberkiefer die Spitze in der Mitte, vorn und hinten einen Ansatz; im Unterkiefer steht die Spitze mehr nach vorne, der Zahnrand ragt hinten mehr hervor.

Der dritte untere ist höher, hat die Spitze ziemlich in der Mitte, einen Ansatz vorne und hinten. — Am obern Reisszahn ist der Ausschnitt zwischen dem vorderen Rande und dem inneren Höckeransatz tiefer.

Der untere Reisszahn hat an der Schneide zwei hinter einander liegende Zacken, aber die weitere Zacke an der innern Seite des zweiten fehlt; der hintere Theil des Zahnes besteht nur aus einem kleinen Höcker oder kleinen Zacken, auf den der mittlere eingeschnürte Theil des obern Höckerzahnes tritt.

Der obere Höckerzahn ist quer gestellt, breiter als lang, der äussere Zahnrand ist eingebuchtet und dadurch in einen grössern vordern und kleinern hintern Höcker getheilt. Der Höcker auf dem platten innern Theil steht mehr in der Mitte.

Der untere Höckerzahn ist klein, rundlich und hat einen kleinen Höcker in der Mitte.

Die Gattung Foetorius zerfällt in drei Gruppen: Iltisse, Wiesel und Sumpfottern, welche sich auch in der Schädelbildung von einander unterscheiden.

a) Iltisse.

Der Schädel ist kurz, an seinem hinteren Theile sehr breit, der Gesichtstheil kurz mit stark abwärts gebogenem Nasenrücken. Die Einschnürung des Schädels beginnt gleich hinter den Jochfortsätzen der Stirnbeine, zieht sich aber lang am Schädel hin, so dass eine sehr breite Verengerung zwischen den Fortsätzen und dem gewölbten Theil des Schädels gebildet wird, welche sich bis in die hintere Hälfte des Schädels erstreckt und den Siebbeinzellen und der Siebbeingrube entspricht, welche in der Schädelhöhle durch einen scharfen Knochenrand von der Hirnhöhle getrennt ist. Der Jochfortsatz des Stirnbeins liegt dem vordern Orbitalrande näher als dem hintern Ende der Einschnürung. Der Oberkieferrand ist hinter dem Eckzahne tief und plötzlich eingebuchtet, die tiefste Stelle entspricht dem ersten Lückenzahn und fällt vor den zweiten. Der erste Lückenzahn ist auffallend kleiner, als die andern. Die höhere Spitze des obern Reisszahnes liegt über der Mitte, oder wenigstens unmittelbar vor der Mitte des Zahns. Der obere Höckerzahn ist an seinem innern Theil wenig erweitert; der Zahn ungefähr zweimal so breit, als der innere Theil lang.

Foetorius putorius Keys. u. Blas. Iltis.

Der Schädel ist besonders bei Alten nicht flachbogig, sondern an seinem vordern Theil, dem Nasenrücken, von den Jochfortsätzen der Stirnbeine an stark abwärts gebogen, seine grösste Wölbung hat er hinter den Jochfortsätzen, senkt sich dann über dem hintern Theil der Einschnürung und hebt sich wieder in einem flachern Bogen über dem hintern Theil des Schädels, so dass die Stirn wenigstens so hoch steht, als der hintere Theil des Schädels und eine leichte Einbuchtung hinter der Mitte be-

steht. Das Schädeldach zieht sich von der Mitte, mit nur leichter Wölbung, abwärts nach den Seiten und unten mehr nach aussen, so dass der Schädel gegen die Basis hin viel breiter wird. Die grösste Breite des Schädels über dem äussern Gehörgang verhält sich zur ganzen Länge desselben wie 1:2,17 — 2,2, bei jungen 2,25. Die Einschnürung hinter den Jochfortsätzen ist lang; so weit die Siebbeinzellen und die Grube hinter der Siebbeinplatte reichen, fällt die seitliche Wand steil abwärts, die Kronfortsätze des Unterkiefers stehen in ihrer ganzen Breite dem eingeschnürten Theil gegenüber. Der hintere breite Theil ist daher kurz und erscheint um so breiter. Die halbcirkelförmigen Linien vereinigen sich selbst bei jungen Schädeln sehr bald und bilden bei ältern eine ziemlich starke Gräthe auf der Mitte des Schädels, welche bis fast zur Stirne reicht und in der Hinterhauptsleiste, ohne eine hintere Ecke zu bilden, endigt. Die Hinterhauptsleiste ragt sehr hervor und zieht sich nach vorne breiter werdend an der breiten untern Seite des Schädelhöhlentheils hin, wodurch der Schädel gegen seine Grundfläche hin noch breiter wird und endigt hinter dem äussern Gehörgang mit einem stumpfen Fortsatz. Die grösste Breite des Schädels von einer Ecke hinter dem äussern Gehörgang zum andern verhält sich zur Länge des Schädels wie 1:1,7 — 1,8. Das Hinterhauptsloch ist breiter als hoch, der obere Rand desselben vorgezogen.

Der Gesichtstheil ist breit, kurz, verhält sich zur Länge des Schädels wie 1:2,8 — 3. Der Nasenrücken ist stark abwärts gebogen, flach. Der vordere Rand der Nasenbeine steht nur sehr wenig vom Alveolarrande ab, die vordere Nasenöffnung ist deshalb ziemlich senkrecht gestellt.

Der Jochbogen ist stärker, als bei den Mustelen, auswärts gekrümmt, die grösste Breite desselben verhält sich zur Schädellänge wie 1:1,5 — 1,8. Der Stirnfortsatz der Jochbeine ragt mehr hervor.

Die Paukenknochen sind flacher, breit, nach vorne breiter als hinten. Die Flügelbeine enden hinten mit einer auswärts gekrümmten Spitze.

Die Länge des Unterkieferastes verhält sich zum Abstand der untern Fortsätze wie 1,24 — 1,34 : 1.

die Expanſion, und verliert am meiſten bei der Einziehung des Papiergeldes. Der Kaufmann, der ſeine Waare unter dem Einkaufspreis loszuſchlagen gezwungen iſt, verliert 10, 20, 30, 50 Prozent, oder er wartet zu und vermindert hierdurch zum Theil ſeinen Verluſt; der Taglöhner hingegen, welcher nichts als ſeine Arbeit auf den Markt bringt und ſie nicht abſetzt, muß ſein ganzes Kapital einbüßen.

Die Banken vermehren nicht den Staatsreichthum, ſie helfen denſelben bloß vertheilen, und hiebei kommen die gemeinen Arbeiter im Verhältniß zu den übrigen Ständen ſehr zu kurz. Der Taglöhner kann einmal nicht mehr arbeiten, als ein gewiſſes Maximum im Tage. Dieſes bleibt die Einheit des Verdienſtes, aus welcher erſt der Manufakturiſt und größere Fabrikant Zahlen bildet, die dann die potenzirenden Anſtalten der Banken und Großhändler multipliziren und dividiren. Es können nun dieſe Zahlen durch den Kredit der Fabrikanten und Kaufleute noch ſo hoch anſchwellen, das Verhältniß der Einheiten unter ſich bleibt doch unverändert, und es hängt die Größe der Zahlen ſogar von der Kleinheit der zum Maßſtab angenommenen Einheit ab. Ein Blick auf die arbeitenden Klaſſen Englands und auf die Bevölkerung der Fabrikſtaaten von Amerika wird die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigen. Während der größten Bankproſperität Englands konnten die gemeinen Arbeiter dennoch nicht mehr als von 12 bis 18 Pence täglich verdienen, und in Amerika erhielten die armen Irländer, die an den Eiſenbahnen und Kanälen arbeiteten, während der größten Expanſion des Papiergeldes und der hierdurch hervorgebrachten Theuerung, dennoch nur von 40 bis 50 Cents täglichen Lohn. — Der Arme wurde durch die allgemeine erkünſtelte Proſperität und die hohen Preiſe aller Luxusgegenſtände nur noch ärmer, der Reiche hingegen durch den Kredit noch reicher als zuvor.

Die Wirkung der Fluctuationen des Papiergeldes auf den Kaufmann haben wir bereits beſchrieben; doch haben wir dabei noch zu erinnern, daß der minder Vermögliche bei Einziehung des Papiergeldes immer mehr verliert, als der Reiche, welcher entweder ſelbſt bei der Bank intereſſirt iſt und auch in den ſchlimmſten Zeiten noch Kredit hat, oder zuwarten kann, bis die Geſchäfte eine andere Wendung nehmen. Es wirkt daher das Papiergeld auch in dieſer Beziehung nachtheiliger auf die kleinen als auf die großen Kapitaliſten,

Die äussern untern Schneidezähne sind an der Schneide breiter, im Querdurchschnitt aber nicht viel grösser als die zweiten.

Der erste obere Lückenzahn divergirt nach vorne nur wenig mit der Mittellinie, der zweite aber sehr stark nach hinten. Der erste untere divergirt stark nach vorne, der zweite nur wenig nach hinten. Der dritte untere ist fast so hoch als der Reisszahn.

Die hohe Spitze des obern Reisszahnes liegt etwas vor der Mitte, der hintere Theil desselben bildet mehr eine scharfe Kante. Die höhere Spitze des untern Reisszahnes ist etwas nach hinten gebogen.

Der obere Höckerzahn ist an seinem innern Theil etwas erweitert, aber bei den Exemplaren, welche ich untersuchen konnte, nicht $1^1/_2$ mal so breit als der äussere Theil; beide Theile sind durch eine Einbuchtung des vorderen, wo sie stärker ist, und hinteren Randes von einander geschieden. Der äussere Theil des Vorderrandes steht mehr nach vorne, als der innere, so dass beide, vom Gaumen aus gesehen, nicht in derselben Richtung liegen.

Die Länge des Schädels schwankt zwischen 62—71 Mm.

Die Länge des Gesichtstheils $21^1/_2$—25.

Die Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern 17—20.

Die Breite der Schneidezähne 6—$7^1/_2$.

Die Breite des Schädelhöhlentheils über dem äusseren Gehörgang 29—33.

Die Breite der untern Fläche des Schädels von einer Ecke hinter dem äussern Gehörgang zur andern 36—39.

Die Länge des Unterkieferastes 36—41.

Der Abstand der untern Fortsätze desselben $27^1/_2$—$32^1/_2$ Mm.

Von den in Deutschland vorkommenden Species gehören zu dieser Gruppe noch *Foet. furo* und *sarmaticus* Keys. und Blas., für deren Schädel Blasius folgende Charaktere angibt.

F. furo, Frettchen. Schädel kürzer, an Nase und zwischen den Augenhöhlen schmäler, am Jochbogen absolut breiter, im

Profil weniger gebogen, vorne an der Nase kaum abschüssig, an der Stirne flacher. Hinterhauptsloch ziemlich gleichmässig quer oval. Zähne gleich.

F. sarmaticus, gefleckter Iltis. Schädel besonders an der Nase kürzer und breiter. Der erste Lückenzahn etwas schwächer als bei *Putorius*. Der obere und untere Höckerzahn verhältnissmässig etwas stärker; der obere in der innern Hälfte kaum erweitert, vorne nicht eingebuchtet, fast sogar convex, am Aussenrand weit stärker als am Innenrande nach vorne vortretend.

b) Wiesel.

Der Schädel ist schlanker als der der Iltisse, weniger, namentlich hinten weniger verbreitert, im Ganzen flach gebogen, der Nasenrücken fällt stärker abwärts. Das Schädeldach geht an den Seiten mit starker Wölbung abwärts, verbreitert sich aber nicht nach unten. Die Verengerung der Stirnbeine beginnt gleich hinter ihren Jochfortsätzen, liegt so in der vorderen Hälfte des Schädels, ist schmal und gleich hinter ihr wölbt sich die Schädelwand wieder auswärts und vorwärts, so dass die Kronfortsätze des Unterkiefers schon wieder dem gewölbten Theil gegenüberstehen. Die Jochfortsätze der Stirnbeine liegen dem verengten Theil viel näher, als der vordern Naht der Jochbeine am Augenhöhlenrand. Die halbcirkelförmigen Linien verbinden sich bald zu einer Leiste, welche fast bis zur Mitte des Schädels vorwärts reicht und hinten in der Hinterhauptsleiste, ohne eine hintere Ecke zu bilden, endigt. Die Hinterhauptsleiste ist stark, gegen die Mitte leicht concav und zieht sich an der Seite des Schädels bis hinter den äussern Gehörgang, wo sie ohne einen besondern Fortsatz zu bilden endigt. Die Hinterhauptsschuppe ist von einer Seite zur andern leicht convex, ihr unterer Rand am Hinterhauptsloch vorgezogen und steht weiter nach hinten als die Hinterhauptsleiste. Noch mehr nach hinten ragen die Gelenksfortsätze, welche bei horizontaler Lage des Schädels ohne Unterkiefer den hintersten Theil bilden. — Der Rand des Oberkiefers verläuft an der Seite der Lückenzähne in einem flachen Bogen ohne starke Einbuchtung.

Der erste Lückenzahn ist auffallend kleiner als die andern.

Die Spitze des obern Reisszahnes liegt über der vordern Hälfte des Zahns.

Der obere Höckerzahn ist an seinem innern Theil nur wenig erweitert, ungefähr zweimal so breit, als der innere Theil lang.

Foetorius erminea Keys. u. Blas. Grosses Wiesel.

Der Schädel ist ziemlich schlank, flach gebogen, der Nasenrücken fällt stärker ab, und ist fast geradelinig. Der Gesichtstheil verhält sich zur Länge des Schädels wie 1 : 2,9—3. Der vordere Rand der Nasenbeine steht sehr wenig hinter dem Alveolarrand, die vordere Nasenöffnung ist nur wenig geneigt. Die Mittelleiste des Schädels ist nur wenig über diesen erhaben. Die Hinterhauptsleiste zieht sich als schmale, nach vorne breitere Linie an der Seite bis hinter den äussern Gehörgang, wo sie stumpf endet. Die grösste Breite des Schädels von den Enden dieser Leisten verhält sich zur Schädellänge wie 1 : 2,04—2,02; die grösste Breite des Schädelhöhlentheils über dem äussern Gehörgang zur ganzen Schädellänge wie 1 : 2,1—2,23. Das Hinterhauptsloch ist breiter als hoch, mit einem Ausschnitt am untern Rande. Die Paukenknochen sind ziemlich gewölbt, vorne so breit als hinten und reichen aussen bis an die Linie, welche sich bis hinter den äussern Gehörgang zieht. Die Flügelbeine enden mit kurzer, scharfer, nach hinten gerichteter Spitze. Der Jochbogen ist zart, stark aufwärts gewölbt, die Entfernung beider von einander verhält sich zur Länge des Schädels wie 1 : 1,74 bis 1,84. Der Stirnfortsatz des Jochbeins ist kaum angedeutet.

Die Entfernung der untern Fortsätze des Unterkiefers verhält sich zur Länge des Unterkieferastes wie 1 : 1,3—1,5.

Die äussern Schneidezähne des Unterkiefers sind an der Schneide breiter, aber im Querdurchschnitt wenig stärker als die zweiten. Die zweiten sind an der Basis stark, aber auch an der Schneide aus der Reihe zurückgestellt.

Der erste Lückenzahn des Oberkiefers divergirt mit der Mittellinie nach vorne nur wenig, der zweite stärker nach hinten,

der letztere hat die Spitze in der Mitte, vorne und hinten ragt der Zahnrand hervor.

Der erste untere divergirt ziemlich stark nach vorne; der zweite steht mit der Mittellinie parallel, sein vorderer Rand steht an der äussern Seite des hintern Randes des ersten, seine Spitze ist mehr nach vorne gestellt, der Zahnrand stärker hinten. Der dritte untere divergirt nach hinten, erreicht mit seiner Spitze, welche in der Mitte steht, die Höhe des Reisszahnes, der Zahnrand ragt hinten und vorne hervor.

Die Spitze des obern Reisszahns liegt vor der Mitte des Zahns, der hintere Theil desselben bildet eine scharfe Kante.

Der obere Höckerzahn ist fast quer gestellt, doch steht der äussere Rand etwas mehr nach vorne; er ist schmäler als der Reisszahn lang. Der Vorderrand ist in der Mitte leicht eingebuchtet, der innere Theil ist ziemlich stark erweitert, der äussere zweilappig, der vordere Lappen grösser als der hintere.

Der untere Höckerzahn ist sehr klein, rundlich.

Die Länge des Schädels wechselt zwischen 43—48 Mm.
" " des Gesichtstheils $15^1/_2$—$16^1/_2$.
" Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern 11—13.
" " der Schneidezähne 4—$4^3/_4$.
" " des Schädelhöhlentheils über dem äussern Gehörgang 20—$21^1/_2$.
" Länge des Unterkiefers 23—26.
Der Abstand der untern Fortsätze desselben 16—19 Mm.

Foetorius vulgaris Keys. u. Blas. Kleines Wiesel.

Der Schädel ist ziemlich schlank, am mittlern und hintern Theil sehr flach gebogen, der Nasenrücken dagegen abschüssig und flach gewölbt. Der Schädelhöhlentheil ist mehr als dreimal so lang, als der Gesichtstheil, erscheint, weil er sich unten weniger erweitert als beim *Iltis*, schmäler und bildet im Allgemeinen ein nach vorne schmäleres Oval. Die Mittelleiste reicht fast zur Mitte des Schädels, bleibt aber niedrig. Bei einem Schädel, welcher in horizontaler Ebene gemessen, 34 Mm. lang

ist, reicht noch eine doppelte Linie bis zum hintern Ende. Die Hinterhauptsleiste zieht sich als leichte Linie, welche nach vorne nicht breiter wird, an den Seiten hin bis hinter den äussern Gehörgang, ohne dadurch den Schädel gegen seine Grundfläche hin breiter zu machen, so dass selbst bei einem Schädel die Breite über dem äussern Gehörgang grösser ist, als von dem Ende der Linie zum andern. Im Allgemeinen verhält sich die Breite zur Länge des Schädels wie 1 : 2—2,3, bei einem jungen wie 1 : 3. Das Hinterhauptsloch ist mehr abgerundet.

Die Flügelbeine enden hinten mit kurzer scharfer Spitze. Die Paukenknochen sind gewölbt, hinten breiter als vorne und reichen sehr weit zurück. Bei dem grössten Schädel überwölbt der hinterste Theil, der sich wieder etwas zuspitzt, noch die Rinne zwischen ihnen und den Gelenksfortsätzen. Nach aussen reichen sie bis zur Linie, welche sich an den Gehörgang zieht.

Der vordere Rand der Nasenbeine endigt sehr nahe hinter dem Alveolarrand, die vordere Nasenöffnung steht fast senkrecht.

Die Jochbogen sind stark aufwärts gekrümmt; ihre Entfernung von einander verhält sich zur Schädellänge wie 1 : 1,75—1,9, bei einem Jungen selbst wie 1 : 2.

Der Abstand der untern Fortsätze des Unterkiefers verhält sich zur Länge des Kieferastes wie 1 : 1,1—1,4.

Der erste obere Lückenzahn steht mit der Mittellinie parallel. Der zweite obere divergirt nach hinten, sein hinterer Rand steht an der innern Seite des äussern Randes des Reisszahns; er hat die Spitze in der Mitte, der Zahnrand steht vorne und hinten hervor.

Der erste untere Lückenzahn divergirt nach vorne; der zweite nur wenig nach hinten, hat die Spitze nach vorne, der Zahnrand steht hinten mehr hervor; der dritte erreicht mit der Spitze, welche in der Mitte steht, fast die Höhe des Reisszahns.

Die Spitze des obern Reisszahns liegt über der vordern Hälfte des Zahns, der Rand hinter derselben ist sehr scharf und endigt hinten in eine kleine Spitze.

Der obere Höckerzahn ist schmäler als der Reisszahn lang, sein innerer Theil ist erweitert; der äussere Zahnrand einge-

buchtet, der vordere Höcker desselben, welcher grösser ist als der hintere, steht etwas mehr nach vorne, als der innere Zahnrand, bei Jüngern sogar stark nach vorne; der vordere Zahnrand ist concav.

Der untere Höckerzahn ist sehr klein.

Die Länge des Schädels beträgt 33—37 Mm.

„ „ des Gesichtstheils 10—11½.

„ Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern 8—9.

„ „ der Schneidezähne 3.

„ „ des Schädelhöhlentheils über dem äussern Gehörgang 15½—17.

„ Länge des Unterkieferastes 16—19.

Der Abstand der untern Fortsätze desselben 12—14 Mm.

c) Sumpfottern (Nörze nach Wagner)

kommen in Württemberg nicht vor, da aber die Vergleichung ihrer Schädel mit den zuvor beschriebenen Arten gerade von Interesse ist, und mir Gelegenheit gegeben war, einige Schädel zu untersuchen, so füge ich das Resultat der Beobachtungen hier bei.

Der obere Höckerzahn steht mit seinem innern Rand weiter nach vorne als mit dem äussern.

Die beiden hieher gehörigen Species:

Foetorius lutreola Keys. u. Blas., der Nörz und *Vison Briss.* sind nach der Annahme der meisten Schriftsteller wohl nur eine Species, auch die im hiesigen Naturalienkabinet befindlichen Exemplare sind gleich, mit Ausnahme der Grösse. *Lutreola* ist grösser, ebenso lässt sich auch an den Schädeln keinerlei Unterschied auffinden, als ebenfalls die Grösse; alle Schädel von *Vison* sind kleiner.

Der Schädel hat im Allgemeinen die Form und Grösse des Iltis, aber die grösste Erhebung des sehr flachen Bogens steht mehr nach hinten, hinter dem mittleren Theil des Schädelhöhlentheils; der Nasenrücken ist flach und nur leicht abwärts gekrümmt. Der Gesichtstheil ist schmäler und kürzer und verhält sich zur Länge des Schädels wie 1 : 3. Die Einschnürung beginnt hinter den Jochfortsätzen der Stirnbeine und ist ziemlich lang, doch nicht

so lang als beim Iltis, die grösste Verengerung steht den Jochfortsätzen näher, als diese dem vordern Orbitalrande und liegt etwas vor der Mitte des Schädels. Die Breite des Schädels über dem äussern Gehörgang verhält sich zur Länge wie 1 : 2,27 bis 2,32. Die halbcirkelförmigen Linien vereinigen sich bald hinter den Jochfortsätzen, bilden aber anfangs nur eine Linie und keine Gräthe, welche erst am hintern Ende des Schädels, wo dieser vor der Hinterhauptsleiste sich etwas senkt, sich erhebt und in dieser, ohne eine hintere Ecke zu bilden, endigt. Die Hinterhauptsleiste ragt stark hervor und zieht sich in einer nach vorne breiter werdenden Linie an der Seite hin bis hinter den äusseren Gehörgang, wo sie in einem nach aussen stehenden Fortsatz endet und dadurch die Basis des Schädels verbreitert, so dass diese der Hälfte der Länge gleichkommt.

Die Hinterhauptsschuppe ist von oben nach unten concav, von einer Seite zur andern convex, über sie ragt die Hinterhauptsleiste stark nach hinten hervor. Die Gelenksfortsätze stehen mit ihrem untern Rand weiter nach hinten, als die Leiste und der obere Rand des grossen Lochs. Das Hinterhauptsloch ist in die Quere breiter als hoch.

Die vordere Nasenöffnung steht ziemlich senkrecht. Der Rand des Oberkiefers ist am ersten Lückenzahn stark eingebuchtet.

Die Jochbogen sind aufwärts gekrümmt, die Entfernung ihrer hintern Enden von einander verhält sich zur Länge des Schädels wie 1 : 1,73—1,78.

Die Paukenknochen sind an ihrem innern Theil gewölbt, flachen sich nach aussen ab und reichen bis zur Linie an der Seite des Schädels. Hinter ihnen bilden die Gelenktheile des Hinterhauptbeins keinen eigentlichen Fortsatz, sie reichen aber mit ihrem absteigenden Theil bis zur Höhe der Paukenknochen oder enden selbst mit einer leichten stumpfen Hervorragung. Die Flügelbeine endigen hinten mit einer leicht nach aussen gekrümmten Spitze.

Der Abstand der untern Fortsätze des Unterkiefers verhält sich zur Länge des Unterkieferastes wie 1 : 1,34—1,38.

Die Schneidezähne sind, namentlich die oberen, kleiner als die des Iltis, die äussern im Oberkiefer sind grösser als die zweiten und mittlern.

Im Unterkiefer treten die zweiten an der Basis aus der Reihe zurück, „stehen aber an der Schneide in gleicher Linie mit den Andern," sagt Blasius und hebt dies als Unterschied der Sumpfottern vor allen andern Species heraus; ich hatte freilich nur Gelegenheit an sieben Schädeln zu untersuchen, allein nur bei einem einzigen von *Vison* standen die sechs Schneidezähne an der Schneide in gleicher Linie, bei den andern sechs von *Lutreola* und *Vison* standen die zweiten an der Schneide gegen die äussern und mittlern zurück aus der Reihe und nicht weniger als bei Putorius und Erminea.

Der erste Lückenzahn im Oberkiefer ist auffallend grösser als bei den andern Species und ähnlich dem zweiten der andern; die Spitze steht nach vorne, hinten ragt der Zahnrand mehr hervor als vorne; er divergirt etwas mit der Mittellinie nach hinten. Der zweite obere ist weniger als $^1/_2$mal grösser als der erste, divergirt stark nach hinten, sein vorderer Rand steht an der innern Seite des ersten, der hintere am äussern Rand des Reisszahns.

„Der erste untere ist auffallend klein und kegelförmig," sagt Blasius; ich fand denselben an allen Exemplaren ebenfalls grösser als bei den andern Species. Er hat eine abgestumpfte Spitze am vordern Ende, eine schief abgeschliffene Fläche nach hinten, längern hintern Zahnrand; convergirt etwas nach hinten. Der zweite untere steht ziemlich parallel mit der Mittellinie, sein vorderer Rand mehr an der äussern Seite des hintern Randes der ersten, sein hinterer Rand vor dem dritten. Der dritte untere hat fast die Höhe des Reisszahns, die Spitze steht in der Mitte.

Der obere Reisszahn hat hinter der Spitze eine ziemlich scharfe Kante, welche mit einer kleinen Spitze hinten endet.

Der untere Reisszahn ist an seinem hintern Theil stärker, von der zweiten Spitze zieht sich ein erhabener Rand an die innere Seite des hintern platten Theils.

Der obere Höckerzahn ist an seinem innern platten Theil

verhältnissmässig sehr erweitert und der vordere Rand desselben ragt viel mehr nach vorne gegen den innern Höcker des Reisszahns hervor, als der äussere Rand des Zahns, wodurch er sich von dem aller andern Species unterscheidet. Er ist nicht so breit als der Reisszahn lang, sein vorderer Rand ist stark eingebuchtet, er wird gegen den äussern Rand schmäler, der Aussenrand selbst ist eingebuchtet, in einen viel grösseren vordern und kleinen hintern Höcker getheilt, der vordere ist durch eine Längsfurche in zwei Höcker getheilt. Auf der Kaufläche des innern erweiterten Theils ist ein ziemlich starker, quergestellter Wulst.

Der untere Höckerzahn ist klein, rundlich und schmäler als der Reisszahn.

Die Länge des Schädels beträgt 65—66 Mm. bei Vison, 71 bei Lutreola.

Die Länge des Gesichtstheils 21½ bei Vison, 24 bei Lutreola.

Die Breite zwischen den Unteraugenhöhlenlöchern 16 bei Vison, 17½ bei Lutreola.

Die Breite der Schneidezähne 6 bei Vison, 6¾ bei Lutreol.

Die Breite des Schädels über dem äussern Gehörgang 28 bis 29 bei Vison, 31 bei Lutreola.

Die Länge des Unterkieferastes 39½ bei Vison, 42 bei Lutreola.

Der Abstand der untern Fortsätze desselben 28—29½ bei Vison, 31½ bei Lutreola.

Es wäre sehr erfreulich, wenn dieser Versuch einer vergleichenden Beschreibung Andere zu ähnlichen Untersuchungen anregen würde und mit grossem Danke würde anerkannt werden, wenn unsere Jäger und Jagdliebhaber die Schädel der geschossenen Thiere von allen Altersstufen, namentlich auch Jungen an den Verein einschicken würden, um weitere Untersuchungen möglich zu machen. Es bedürfte dabei nichts, als die von der Haut befreiten Schädel ohne weitere Zubereitung mit der einfachen Bemerkung des Geschlechts einzuliefern.

10. Beiträge zur württembergischen Flora.

Von

Dr. R. Finckh in Urach.

Aus dem Material, das mir seit meinem letzten Bericht* durch Vereinsmitglieder und andere Botaniker zugekommen ist, wähle ich Nachstehendes zur Aufnahme in diese Hefte aus, in der Ueberzeugung, dass diese Mittheilungen bei einer künftigen Umarbeitung unserer Flora mit Nutzen zu verwenden sein dürften.

Aus der Gegend des Anfangs der schwäbischen Alb bei Spaichingen übersandte Herr Oberamtsrichter Gmelin eine Anzahl Pflanzen, die er in der dortigen Gegend, welche wie es scheint bisher eine terra incognita war, gefunden hat. Darunter befinden sich u. A. *Anemone narcissiflora* L. und *Dentaria digitata* Lam. von einem Wald zwischen Hausen und Thalheim; *Aquilegia atrata* Koch; *Polygala chamaebuxus* L., *Lonicera alpigena* L., *Melittis grandiflora* S. vom Dreifaltigkeitsberg; *Daphne cneorum* L. vom Hausener Berg gegen Seitingen; *Comarum palustre* L., *Menyanthes trifoliata* L., *Sagina procumbens* L., *Pedicularis palustris* L., von einem Torfmoor bei Dürbheim; *Cypripedium calceolus* L. vom Heuberg bei Denkingen. Weitere Entdeckungen in der dortigen Gegend stehen in Aussicht; wie denn diese Gegend, die mit dem im mittleren Theil der schwäbischen Alb gelegenen Oberamt Urach auf der gleichen Gebirgsart liegt, doch wieder manches Eigenthümliche hat, indem, um nur ein Beispiel anzuführen, die hier

---

* Im Jahrgang XVI. S. 153 u. f. dieser Hefte.

das heißt, es begünstigt den Reichen und bringt den Armen in Nachtheil.

Auf die Manufakturen, wie sie jetzt betrieben werden, besonders auf die großen Leinwand-, Tuch- und Baumwollenfabriken wirkt das Papiergeld auf eine ganz eigenthümliche Weise. Jede Expansion des cirkulirenden Geldes und des Kredits steigert ihre Thätigkeit, und zwar nicht so sehr dadurch, daß sie selbst bei der Bank borgen, als vielmehr durch den Umstand, daß diejenigen, welche bei der Bank Kredit haben, mit ihren Erzeugnissen spekuliren können. — Der Fabrikant, der hierdurch sein Produkt zu einem etwas erhöhten Preis losschlägt, fühlt sich zu größerer Thätigkeit aufgemuntert, und vermehrt sein Erzeugniß. Da er in neuerer Zeit großentheils mit Maschinen arbeitet, so reicht eine kleine Vermehrung seines Kapitals und seiner Industrie hin, seine Produktion zu verdoppeln, oder zu verdreifachen; die Produktion derjenigen Artikel aber, die für sein Fabrikat ausgetauscht werden sollen, kann mit dieser Vermehrung nicht Schritt halten, und während er so in kurzer Zeit mehr Waare als Nachfrage verräthig hat, folgt eine Contraction des Papiergeldes, ein Fallen aller Preise, die ihm vollends den Markt verschließt. Hiervon liefert die Geschichte der englischen und amerikanischen Baumwoll- und Tuchfabriken auffallende Beispiele. Wir könnten, wenn uns der Raum gestattet wäre, die Daten dieser Krisen angeben, um zu zeigen, wie innig sie mit den Fluctuationen des Bankmediums zusammenhängen, ja wie es sogar in der Macht der Bank von England stand, die Thätigkeit der amerikanischen Banken krankhaft anzuregen und hierdurch eine Spekulationswuth in den Vereinsstaaten zu erzeugen, die sich endlich auch auf englische Fabrikate erstreckte und deren Preise auffallend steigen machte. Wir sind jedoch im Besitz derselben und können sie auf Verlangen zu jeder Zeit nachliefern. Hier sey nur im Vorbeigehen erinnert, daß gleich nach der letzten amerikanischen Katastrophe 30,000 Arbeiter in Leeds und Mancheſter brodlos wurden.

Auf die Agrikultur-Verhältnisse wirkt das Papiergeld langsamer als auf den Handel und die Fabriken; es entzieht aber dennoch oft dem Ackerbau die nöthigen Hände, indem sie solche auf Manufakturen oder andere Zweige der Landesindustrie verwendet, welche bei den gestiegenen Preisen einen höheren Gewinn versprechen. Dies

ganz fehlende *Specularia Speculum* D. C. dort ein häufiges Ackerunkraut ist.

In dem von Spaichingen aus nordöstlich sich fortsetzenden Theil der schwäbischen Alb fand Oskar von Kolb, Apotheker in Buchloe, der vom Bad Imnau aus Excursionen machte,* am Zellerhorn die *Pimpinella magna β) rosea* Koch (= *P. rubra* Hoppe), eine sehr schöne Alpenform der *P. magna* mit niedrigerem Stengel und rothen Blüthen, die ich am Sentis und Hohenkasten in einer Höhe von 5—6000 Fuss in Menge fand. Es ist dies ein weiterer Beitrag zu den Alpenpflanzen die in diesem Theil des schwäbischen Jura in letzter Zeit gefunden wurden. (S. diese Jahreshefte XIV. 10). Zwischen Stetten und Haigerloch fand derselbe *Podospermum calcitrapifolium* D. C., auf dem Hundsrücken *Orchis pallens* L., auf dem Dreifürstenstein *Platanthera chlorantha* Custer. (welche nach Herrn O.-J. Rath Steudel sich auch in den Waldungen um die Neckarburg bei Rottweil findet); auf dem Plateau des Zellerhorns *Hieracium obscurum* Rb., eine Var. des *H. praealtum*.

Bei Balingen fand Herr Revierförster von Entress *Diplotaxis muralis* D. C., *Chenopodium rubrum* L. und *Epilobium tetragonum* L.

Vom mittleren Theil der schwäbischen Alb ist folgendes anzuführen. Im Thal Zittelstatt, eine Stunde von Urach, fand Herr Professor Sigwart die schöne *Salvia sylvestris* L., welche zur Zeit der Herausgabe der württ. Flora im Jahr 1834 bei uns noch unbekannt war, seither aber an verschiedenen Orten z. B. bei Nürtingen, Hohenheim, Nagold, Ellwangen, Heidenheim u. a. O. gefunden worden ist. Die *Salvia verticillata* L., welche noch vor 20 Jahren in der Uracher Gegend unbekannt war, breitet sich hier, seitdem einige früher kahle Bergabhänge cultivirt werden, so aus, dass zur Zeit ihrer Blüthe oft grössere Strecken davon bläulichroth aussehen.

---

* Allg. Uebersicht der vegetativen Verhältnisse des Fürstenthums Hohenzollern und des angrenzenden Theils von Württemberg, im XI. Bericht des naturhistor. Vereins zu Augsburg. 1858.

Auf dem rauhesten Theil der Alb, bei Zainingen, fand ich voriges Jahr im Sommerfeld in Menge *Chaerophyllum bulbosum* L., das nach der Flora von Württemberg bei uns bisher blos „in feuchten Hecken und Gebüschen“ des Unterlands und an der Donau gefunden wurde. Diese der Schweiz fehlende Pflanze findet sich in vielen deutschen Lokalfloren als heerdenweise auftretendes Ackerunkraut. Ausserdem erwähne ich von Pflanzen, welche ich z. Theil schon früher hier fand, *Veronica Buxbaumii* Ten. in einer Hecke bei Urach; *Phleum Böhmeri* Wib. am Thiergartenberg bei Urach; *Calamagrostis sylvatica* D. C. hinter den Ruinen von Baldek (sie ist hier viel seltener als die um Urach an allen Bergen vorkommende *C. montana* Host.); *Andropogon Ischaemum* L. am Fussweg von Urach nach Neuffen; *Linum tenuifolium* L. bei Glems; *Poa sudetica* Hänke in verschiedenen Wäldern um Urach. Zwischen Hohen-Neuffen und Erkenbrechtsweiler fand Herr Oberförster von Hügel die *Ophrys apifera* Huds. an der Stelle, welche in der der Flora von Württemberg beigegebenen Karte als Fundort merkwürdiger Pflanzen eigens bezeichnet ist.

Im Gerölle der Iller bei Ulm fand Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier *Erigeron dröbachensis* Mill., eine schwachbehaarte, niedere Alpenform des *E. acris*, die zwischen diesem und dem kahlen oder wenig behaarten *E. alpinus* in der Mitte steht, und bis jetzt bei uns noch nicht gefunden wurde. Diese Pflanze geht aus den Alpen den Rhein hinab bis Mannheim und durch die Iller bis Ulm an die Donau, wo sie einige Meilen weiter stromabwärts von Ulm auf Kiesbetten zwischen den Weidenwäldern des Donaurieds bei Dillingen mit andern subalpinen Pflanzen wie z. B. *Juncus alpinus* und *atratus* vorkommt. * Sie findet sich auch im Gerölle der Isar bei München, wo sie, was bemerkenswerth erscheint, wie bei Ulm, um einige Wochen später als *E. acris* blüht. Auf dem Glacis des Alpecker Forts bei Ulm fand Hegelmaier das *Cirsium lanceolato-erio-*

* S. von Kolb, Flora des Donaurieds in der Gegend von Wertingen, im XII. Bericht des naturhist. Vereins in Augsburg 1859. S. 104.

phorum (*C. intermedium* Döll Flora von Baden II., 937) unter den Eltern.

Aus der Flora von Oberschwaben ist hier anzuführen: *Nymphaea alba β) minor* D. C. im Lindenweiher bei Essendorf und *Potamogeton compressus* L. im Schweigfurther Weiher bei Schussenried (Valet). Ferner *Evonymus latifolius Scop.* bei Wurzach (Gessler).

Die Flora des Neckarkreises betreffend, so wurde das Xanthium spinosum L., über dessen Vorkommen bei Calw Herr von Martens früher (Jahrg. X, 10) Mittheilung gemacht hat, im vorigen Jahr auch bei Böblingen am oberen See von Herrn Dr. Steudel, und von Herrn Ap. Dietrich bei Hegnach, O.A. Waiblingen, in einem Hopfengarten gefunden, der mit Abfällen von ungarischer Wolle gedüngt war, und zwar in Gesellschaft des *Xanthium strumarium*. Auf gleiche Weise hat sich diese Pflanze seit einigen Jahren in der Gegend von Breslau ausgebreitet. Sie soll auch bei Hohenheim seit neuerer Zeit nicht selten sich finden. Ob es dieser Pflanze gelingen wird, sich bei uns zu acclimatisiren und einzubürgern, muss die Zeit lehren. Bei der *Centaurea solstitialis* scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. (S. Jahreshefte V., S. 257).

Bei Heilbronn fand Hegelmaier die *Atriplex latifolia Wahlbg.* (= *A. patula* Sm.)

Im Jaxtkreis fand Herr Pfarrer Kemmler *Carex dioica* L. auf Sumpfboden einer Viehwaide bei Willa, O.A. Ellwangen; *Carex Hornschuchiana* Hp. auf einer Sumpfwiese bei U.-Sontheim; *Potamogeton acutifolius* L. im Haspelhäuser See, O.A. Gaildorf; *Salix rubra Huds.* an der Bühler bei O.-Sontheim; *Stachys arvensis* L. auf Aeckern bei Honhardt, O.A. Crailsheim; *Galeopsis pubescens* Bess. beim Hirschhof, O.A. Crailsheim, und auf Aeckern bei Westhausen, O.A. Ellwangen; *Linaria Elatine* Desf. auf Aeckern bei Mittelfischach; *Myosotis caespitosa* Schultz. am Fleckenbachweiher, O.A. Crailsheim; *Myosotis stricta* Link bei Geifertshofen; *Crepis succisaefolia* Tausch und *Cirsium decoloratum* Koch. auf einer Wiese bei Hausen, O.A. Hall;

Sempervivum soboliferum Sims. an einer Mauer bei U. Sontheim; *Galium rotundifolium* L. bei U. Sontheim; *Lepigonum rubrum* Wahlbg. und *Silene gallica* L. bei Geifertshofen; *Cardamine sylvatica* Link in einem lichten Wald bei Engelhofen, O.A. Gaildorf.

In der Gegend von Lorch fand Herr Apotheker Seeger *Carex ericetorum* P., *Galeopsis pubescens* B., *Potamogeton compressus* L.

Ausserdem erwähne ich zweier seltener von Herrn Finanzrath Zeller bestimmter Algen, wovon die eine, Psichohormium gracile Kütz., von mir in Wasserkufen auf der Bleiche der hiesigen Flachsspinnerei, die andere Coccochloris Pila Suhr, von Valet im Schweigfurther Weiher bei Schussenried gefunden wurde. In Rabenhorsts Kryptogamenflora von Deutschland wird von letzterer Alge nur ein einziger Standort angegeben, nämlich das Ufer der Eider, wo sie v. Suhr gefunden hat. Sie bildet rundliche, gallertartige Massen an Wasserpflanzen, oder frei schwimmend.

Im Juli 1858 stellte sich in Repsfeldern des k. Landgestüts bei St. Johann eine Krankheit ein, wobei sich im unteren Theil der Repsstengel ein Pilz in Form rundlicher schwarzer Körner von 2—3 Linien Durchmesser fand, nach Herrn von Martens Sclerotium varium Pers. oder *Sphaeria Brassicae* Hoffm. (Crypt. II., tab. 5, fig. 2). Herr Medicinal-Rath Hering fand in diesen kranken Repsstengeln eine weisse Milbe nebst einigen Mückenlarven. Die Samen waren sehr ölreich, aber in Bezug auf Quantität nicht sehr ausgebend. Die Repsfelder waren, wie dies gewöhnlich geschieht, stark gedüngt gewesen. Die Krankheit zeigte sich damals auch auf andern benachbarten Repsfeldern, hat sich jedoch seither nicht wiederholt.

April 1861.

11. Die Arten der Gattungen Eryma, Pseudastacus, Magila und Etallonia.

Von Professor Dr. Albert Oppel.

München, Mai 1861.

In dem Nachfolgenden habe ich versucht, einen kurzen Ueberblick über die Vertretung einiger Crustaceen-Gattungen in den jurassischen Bildungen zu geben. Eine dieser Gattungen (*Eryma*) zeichnet sich durch ihren grossen Artenreichthum aus. Die übrigen Gattungen, obschon seltener, besitzen doch so charakteristische Merkmale, dass sie gleichfalls hervorgehoben zu werden verdienen.

Eryma Meyer.

Die Zahl der constanten Charaktere, durch welche sich die der Juraformation angehörige, von Herm. v. Meyer aufgestellte Gattung *Eryma* von dem lebenden *Astacus* unterscheidet, ist so beträchtlich, dass ihre schon frühzeitig vorgenommene Abtrennung von *Astacus* sich als vollständig begründet erweist. Zwar wurde die Bezeichnung *Aura* von Münster ein Jahr zuvor gegeben, jedoch mit einer den eigentlichen Merkmalen gänzlich widersprechenden Beschreibung. Der Name *Aura* kann deshalb in Zukunft nicht in Gebrauch treten. Beseitigt erscheinen ferner die Bezeichnungen *Clytia* Meyer und *Pustulina* Quenst., da dieselben erst nach *Eryma* in der Literatur angeführt werden.

Enoploclytia M'Coy ist eine nahestehende Gattung der Kreideformation.

Die Zahl der mir bekannten Arten von Eryma, welche sich auf 26 belief, wurde in der letzten Zeit durch weitere zum Theil sehr charakteristische Species, welche H. Professor Etallon in Gray meist in den dortigen Juradistrikten auffand, noch erhöht. Ich erhielt von ihm Abbildungen und Gypsabgüsse seiner neuen Arten, unter welchen sich besonders zwei höchst bezeichnende Formen finden (*Eryma Babeani* Etall. und *Eryma Perroni* Etall.), deren Beschreibung in den Memoires de la Société d'agriculture, et sciences de la Haute-Saône wir demnächst entgegen sehen dürfen. Da mir H. Professor Etallon die nöthigen Notizen über das Lager und die Fundorte seiner neuen Arten mittheilte, so wird es mir möglich, dieselben in die nachfolgende Liste einzureihen.

Ich führe die einzelnen Spezies wieder ihrem Lager nach an, indem ich die neun neuen, von H. Etallon aufgefundenen Arten durch ein besonderes Zeichen + hervorhebe.

A. Aus dem Lias.

1) *Eryma numismalis* Opp. (*Gl. numismalis* Opp., der mittlere Lias Schwabens pag. 24). Mittlerer Lias, Zone des *Ammonites ibex*. Von Hinterweiler (Württemberg). Von H. Dr. Roman in Heilbronn mitgetheilt.

2) *Eryma propinqua* Opp. Cephalothorax, ähnlich dem der vorigen Species, ohne jedoch die deutlich ausgesprochene Granulation der Schale zu besitzen. Mittlerer Lias der Umgebungen von Metz (Moselle). Von H. Terquem in Metz mitgetheilt.

3) *Eryma amalthea* Quenst. sp. (*Glyphea amalthei* Quenst. württemb. naturw. Jahresh. 1850 pag. 196). Mittlerer Lias, Zone des *Ammonites margaritatus*. Von Weidach und vom Breitenbach bei Betzingen (Württemberg).

4) + *Eryma Lacdonensis* Etall. Mittlerer Lias von Lons-le-Saunier (Jura).

B. Aus dem Dogger.

5) *Eryma Aalensis* Quenst. sp. *Glyphea Aalensis* Quenst. Jura pag. 349. Unteroolith, Zone des *Ammonites Murchisonae* von Aalen (Württemberg).

6) *Eryma Württembergica* Opp. *Glyphea Bedelta*, pars, Quenst. Jura tab. 53, fig. 6. Unteroolith. Zone des *Ammonites Parkinsoni*. Heiningen (Württemberg).

7) *Eryma aspera* Opp. *Glyphea Bedelta*, pars, Quenst. Jura tab. 53, fig. 5. Unteroolith. Zone des *Ammonites Parkinsoni*. Umgebung von Balingen (Württemberg).

8) *Eryma elegans* Opp. Ein mit feinen Wärzchen sehr gleichmässig bedeckter Cephalothorax aus dem Unteroolith von Longwy (Moselle). Von H. Terquem in Metz mitgetheilt.

9) *Eryma compressa* Desl. sp. *Palinurus compressus* Desl. Soc. Linn. 1840 pag. 60. Aus der Bath-Gruppe von Ranville (Calvados).

10) *Eryma Greppini* Opp. Ein Cephalothorax und zwei zweifelsohne dazu gehörige Scheeren. Die Schale dieser Theile ist zum Theil granulirt, zum Theil von derberen Wärzchen bedeckt. Die Scheeren etwas schlanker als die von *Astacus fluviatilis*; der bewegliche Scheerenfinger erscheint seiner breiten Seite nach flach gedrückt. Aus der Bath-Gruppe von der Kette des Vellerat (Schweizer Jura). Von H. Dr. Greppin in Delémont mitgetheilt.

11) + *Eryma Girodi* Etall. Obere Lagen der Bath-Gruppe von St. Claude (Jura).

C. Aus dem oberen Jura.

12) *Eryma ornata* Quenst. sp. *Glyphea ornati*, pars, Quenst. Jura tab. 69, fig. 1 (non fig. 2. 5). Kelloway-Gruppe, Zone des *Ammonites anceps* von Gammelshausen bei Boll (Württemberg).

13) *Eryma Mandelslohi* Meyer sp. Kelloway-Gruppe, Zone des *Ammonites athleta*. Oeschingen, Dettingen (Württemberg).

14) *Eryma Callovіensis* Opp. *Glyphea ornati*, pars, Quenst. Jura tab. 69, fig. 2 (non fig. 1). Kelloway-Gruppe, Zone des *Ammonites athleta*. Pfullingen und Oeschingen (Württemberg). Herrn Dr. J. Hoffmann in Stuttgart verdanke ich ein vortrefflich erhaltenes Scheerenpaar dieser Species.

15) *Eryma Romani* Opp. Kleine, kaum zwei Zoll lange Species. Die Scheere des ersten Fusspaares trägt auf jeder ihrer beiden schmälern Seiten eine gekerbte Längskante. Kelloway-

Gruppe, Zone des *Ammonites athleta*. Schwäbische Alb. Von H. Dr. Roman in Heilbronn mitgetheilt.

16) + *Eryma squalida* Etall. Kelloway-Gruppe von Etrochez (Côte d'Or).

17) + *Eryma rugosa* Etall. Mit *Ter. impressa* und *Am. biarmatus*. Von Vaudioux (Jura).

18) *Eryma radiata* Opp. *Glyphea ventrosa* β, Quenst. Jura pag. 599. Oxford-Gruppe. Aus den Scyphienkalken des oberen Jura's, Umgebungen von Wasseralfingen und Aalen (Württemberg).

19) *Eryma ventrosa* Meyer sp. Oxford-Gruppe, Terrain à Chailles. Von Charriez, Calmoutiers und anderen Localitäten im Dep. der Haute-Saône. H. Prof. Etallon fand die Species in demselben Niveau auch zu Daix (Côte d'Or).

20) + *Eryma subventrosa* Etall. Oxford-Gruppe St. Claude (Jura).

21) + *Eryma Perroni* Etall. (*Enoploclytia* Etall.) Charakteristische Species mit starken Warzen und kurzen Scheeren, ähnlich der *Eryma minuta* Münst. Oxford-Gruppe. Terrain à Chailles. Frasne (Haute Saône).

22) *Eryma modestiformis* Schloth sp. (*Gl. laevigata* und *Gl. crassula* Münst.) Lithographischer Schiefer. Solenhofen (Bayern).

23) *Eryma leptodactylina* Germ. sp. Lithographischer Schiefer von Solenhofen und anderen Localitäten (Bayern). Nusplingen (Württemberg).

24) *Eryma Veltheimi* Münst. Lithogr. Schiefer von Eichstädt (Bayern).

25) *Eryma elongata* Münst. Lithogr. Schiefer von Solenhofen und Eichstädt (Bayern).

26) *Eryma major* Opp. Eine 21 Linien lange Scheere, deren Formverhältnisse mit denjenigen nahe übereinstimmen, welche die Scheere des ersten Fusspaares von *Eryma leptodactylina* besitzt, doch ist die Schale rauher, indem zahlreiche engstehende Wärzchen ihre Oberfläche bedecken. Lithograph.

Schiefer von Nusplingen (Württemberg). Von H. Professor Fraas in Stuttgart mitgetheilt.

27) *Eryma punctata* Opp. Kurze breite Scheere; ähnlich der folgenden Species, jedoch von dieser durch ihre Oberflächenbeschaffenheit abweichend, indem die Schale von *Eryma verrucosa* von Wärzchen bedeckt ist, während bei Eryma punctata vertiefte Punkte zwischen den ungleich feineren Erhöhungen vertheilt sind. Mit der vorigen Species.

28) *Eryma verrucosa* Münst. sp. Beitr. II., tab. 9, fig. 12. Lithogr. Schiefer, Eichstädt (Bayern).

29) *Eryma minuta* Schloth. sp. Münst. Beitr. II., tab. 9, fig. 8—10. Lithogr. Schiefer. Solenhofen, Eichstädt (Bayern).

30) *Eryma Fraasi* Opp. Grosse Species; ähnlich den vorhergehenden Arten *E. Perroni* und *E. minuta*. Starke Erhöhungen bedecken die kurzen und dicken Scheeren des ersten Fusspaares. Erreicht die doppelten Dimensionen von E. minuta. Von *E. Perroni* durch die Oberflächenbeschaffenheit des Cephalothorax verschieden. Lithogr. Schiefer von Nusplingen (Württemberg). Von H. Professor Fraas in Stuttgart mitgetheilt.

31) *Eryma Suevica* Quenst. sp. (*Pustulina Suevica* Quenst. Jura tab. 99, fig. 30). Lithogr. Schiefer von Nusplingen (Württemberg).

32) *Eryma fuciformis* Schloth sp. *Astacus spinimanus* Germ. (*Glyphea fuciformis* et *Gl. intermedia* Münst.) Lithogr. Schiefer von Solenhofen und anderen Localitäten (Bayern), von Nusplingen (Württemberg).

33) + *Eryma Babeani* Etall. Schmale Scheere mit äusserst langen Scheerenfingern. Kimmeridge-Gruppe von le Hâvre (Seine inférieure).

34) + *Eryma Thurmanni* Etall. Kimmeridge-Gruppe von Porrentruy (Schweizer Jura).

35) + *Eryma Thirriai* Etall. Kimmeridge-Gruppe von Arc-Gray (Haute-Saône).

Pseudastacus Opp. (*Bolina*, pars, Münst., non Mert.)

Steht unter den bekannten Gattungen jurassischer Crustaceen der lebenden Gattung Astacus am nächsten, doch sind bei Pseudastacus die äussern Antennen und ihre Stiele länger als bei Astacus. Während sich die Scheeren des ersten Fusspaares durch ihre schmale Form auszeichnen und die Handwurzel annähernd von gleicher Breite wie der Basaltheil der Scheeren ist, so besitzen dagegen die lebenden Arten von Astacus ungleich breitere Scheeren.

Ich war einige Zeit unschlüssig, ob ich die vorliegenden Exemplare nicht geradezu mit Astacus vereinigen sollte, da besonders auch die einzige über den Cephalothorax verlaufende Hauptfurche bei ersteren in derselben Weise vorhanden ist, wie bei *Astacus*. Doch wäre es immerhin etwas gewagt, die Identität beider Gattungen anzunehmen, um so mehr als die fossilen Exemplare einen etwas schlankeren Körperbau zu besitzen scheinen als die zu *Astacus* gehörigen Arten. Unter der Voraussetzung, dass sich später noch weitere Unterschiede ergeben, stelle ich vorläufig die beiden Species Astacus-ähnlicher Krebse der Juraformation als Repräsentanten einer besonderen Gattung *Pseudastacus* zusammen:

Oberer Jura:

1) *Pseudastacus pustulosus* Münst. sp. (*Bolina pustulosa* Münst.) Lithogr. Schiefer von Solenhofen und Eichstädt (Bayern).

2) *Pseudastacus Münsteri* Opp. Kleine Art, ausgezeichnet durch ihre dünnen und langen Scheeren. Die Schale der letztern trägt vereinzelte feine Wärzchen. Ein Exemplar aus dem lithogr. Schiefer von Solenhofen (Bayern).

Magila. (*Magila*, pars, Münst.)

Münster vereinigte unter der Bezeichnung *Magila* die Arten zweier sehr verschiedenartiger Gattungen. Ich behalte dieselbe hier bei, beschränke sie jedoch auf eine der von ihm beschriebenen Formen, indem ich den mit kurzen dicken Scheeren ver-

war namentlich in Amerika der Fall, als das ſchnelle Steigen der Baumwolle viele tauſend Morgen Landes, welche früher Getreide und Früchte trugen, in Baumwollenfelder umſchuf und die Sklavenarbeit an die Stelle der Thätigkeit der Weißen ſetzte. Ueberhaupt legen ſich bei ſolchen Gelegenheiten viele, früher thätig geweſene Menſchen auf eitle Spekulationen, durch die ſie ſchnell reich zu werden hoffen, wodurch die wahre Induſtrie und der Fleiß des Volkes immer mehr und mehr zurücktritt.

Einen bei weitem größeren Einfluß hat das Steigen und Fallen des Papiergeldes auf den Werth der Realitäten, obſchon dieſelben weniger als andere Gegenſtände von äußerlichen Einflüſſen abzuhängen ſcheinen. Zwei Urſachen ſind es, die den Spekulationen mit liegenden Gütern hauptſächlich günſtig ſind. Erſtens ſuchen die meiſten Menſchen in den Beſitz deſſen zu gelangen, was ihnen ein immerwährendes Einkommen ſichert, und zweitens iſt es Gebrauch, bei dem Ankauf von Grundſtücken nur einen kleinen Theil des Kaufſchillings baar auszuzahlen, den Reſt aber auf die Hypothek ſelbſt ſchreiben zu laſſen. Hierdurch wird der Beſitzer eines kleinen Kapitals anſcheinlich Eigenthümer eines bedeutenden Vermögens; ſein Kredit vermehrt ſich bei der Maſſe von Geſchäftsleuten, und er wird dadurch in den Stand geſetzt, noch größere Verbindlichkeiten einzugehen, als jene, wozu er ſich bereits verpflichtet hat. — Allein ſchon bei der nächſten Contraction des cirkulirenden Geldes iſt er nicht mehr im Stande, dieſen ſeinen Verpflichtungen nachzukommen, und es wird nun ſein Haus oder ſein Acker für weniger verkauft, als er noch darauf ſchuldig iſt.*

* In Philadelphia iſt es Gebrauch, bei dem Ankauf von Bauplätzen gar kein baares Geld zu bezahlen, ſondern ſich nur zu einem gewiſſen Grundzins (Ground rent) zu verſtehen, den man entweder bloß eine gewiſſe Anzahl von Jahren zu zahlen ſich verpflichtet, oder zu deſſen Bezahlung man ſich und ſeine Erben auf ewig verbindet. Nun iſt aber ſchon oft der Fall eingetreten, daß Handwerker, welche auf dieſe Art Bauplätze an ſich gebracht und darauf Häuſer aufgeführt hatten, mehr an Grundzins für den Platz bezahlten, als ſie ſelbſt für Wohnzins erhielten; und es wurde vor nicht langer Zeit ein Haus in der Marktſtraße (market street) für 5 Thaler verkauft, deſſen Bau allein 10,000 koſtete. Der Eigenthümer hatte den Bauplatz zur Zeit der größten Bankerpanſion an ſich gebracht, und ſich zur Bezahlung eines zu jener Zeit billigen Grundzinſes verpflichtet, der aber ſpäter, zur

sehenen, von Münster *Magila latimana* benannten Krebs als eigentlichen Repräsentanten der Gattung *Magila* von der zweiten Münster'schen Art abtrenne.

Wurde bisher nur in den lithogr. Schiefern des oberen Jura's in Bayern nachgewiesen.

1) *Magila latimana* Münst. Beitr. II., pag. 25, tab. 10, fig. 2. Solenhofen, Eichstädt (Bayern).

Etallonia Opp.

Die höchst eigenthümlich geformten Scheeren charakterisiren diese Gattung in sehr bestimmter Weise, indem der stark gekrümmte, bewegliche Finger nahezu die doppelte Länge des unbeweglichen Fingers erreicht. Letzterer endigt mit einer scharfen Spitze, dabei erhebt sich an seiner Basis ein starker Nebenzacken. Münster hat das Vorhandensein dieses zweiten Vorsprungs übersehen, obschon derselbe eine ziemlich beträchtliche Höhe erreicht. Da bisher keine ähnliche Form in jurassischen Ablagerungen gefunden wurde, so genügen vorläufig diese Angaben zur Bestimmung der Gattung *Etallonia*, um so mehr als die Münster'sche Figur die übrigen Verhältnisse veranschaulicht. Doch sind bei den vorhandenen Exemplaren hauptsächlich nur die Scheeren scharf abgedrückt, während von den meisten anderen Theilen nur unbestimmte Umrisse geblieben sind.

Ich habe diese Gattung nach meinem Freunde Hr. Professor Etallon benannt, durch dessen Arbeiten die Kenntniss fossiler Crustaceen schon so wesentlich vermehrt wurde.

1) *Etallonia longimana* Münst. sp. *Magila longimana* Münst. Beitr. II., tab. 10, fig. 3. Lithogr. Schiefer von Solenhofen und Eichstädt (Bayern). Sammlung des Hrn. Gerichtsarztes Redenbacher in Hof und paläontologische Sammlung in München.

Deroplia Genei Arragona.

Von

Adolph Keller in Reutlingen.

Diesen bisher aus Italien stammenden schönen Käfer habe ich schon zweimal in hiesiger Gegend aufgefunden; einmal an einer starken Eiche zwischen der Rinde während eines Gewitters, das anderemal Insekten in einen Schirm klopfend, von einem jungen Eichenbaum, wo er am Laube sass; es war beidemal im Monat Juli. Eichen sind nicht so nahe bei mir, dass ich häufig daran suchen könnte, auch erschwert die düstere bräunliche staubige Farbe des ohnedem nicht ansehnlichen Geschöpfes das Auffinden, wenn es sich in die Borke verkriecht. Der Käfer muss aber sehr selten sein, da ich ihn in einem Zeitraum von 12 Jahren nur zweimal erbeutete. Er wurde in Berlin bestimmt und ist in der Synopsis deutscher Käfer von Herrn Zebe nachzutragen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Bücher-Anzeigen.

Illustrazione della Mummia peruviana esistente nel civico museo di Milano dal Dottore Emilio Cornalia. Milano 1860. 11 Seiten gr. 4°. Besonderer Abdruck aus dem II. Bande der Verhandlungen des Lombardischen Instituts für Wissenschaft und Kunst.

Der mailändische Naturforscher A. Raimondi, gegenwärtig Professor in Lima, hat dem städtischen Museum seiner Vaterstadt unter andern peruanischen Gegenständen auch eine Mumie geschenkt, von welcher Dr. Cornalia in vorstehender Schrift eine treue Abbildung und Beschreibung liefert.

Der Verfasser erwähnt zuerst die natürlichen Mumien in Venzone (v. Martens, Italien III., 239), Palermo (daselbst 649), Monza (das. 124) und Bordeaux und geht dann, unter Beziehung auf Raimondi's Briefe, auf die peruanischen über.

Diese finde man in ganz Peru vom Meeresstrande bis zu einer Höhe von 14,000 Fuss über dem Meere, in Felsenklüften, unter den Ruinen alter Gebäude, und in besonderen bis 20 Meter hohen Grabhügeln, welche in vielen Beziehungen mit den von Squier und Davis beschriebenen des Mississippithals (Smithsonian Contributions I., 184. II., 1851) übereinstimmen, in grosser Anzahl, aber höchst selten gut erhalten; alle in zusammengezogener sitzender Stellung, das Gesicht in den Händen verbergend, bald nackt, bald mit Resten baumwollener Gewänder, oft in einem Sack, von einem weitmaschigen Netz überzogen, mit Stricken von Binsen umwunden und in der gezwungenen Stellung festgehalten.

Bei diesen Mumien finde man Thongefässe, bald roh, bald feiner, und wie die etruskischen oder egyptischen bemalt; Raimondi habe die

Farben, unter denen Blau fehle, untersucht und der Verfasser gibt die Stoffe an, aus welchen die der Thongefässe und die der gewobenen Zeuge bestehen. In diesen hermetisch verschlossenen Gefässen finde man noch flüssiges Maisbier, gekochte Meerschweinchen (*Caria Cutleri*), kleine Fische, Bohnen, Nüsse der Juglans nigra, Erderbsen (*Arachis hypogea*), am häufigsten ganze Maiskolben, daneben Säckchen mit einer Art Johannisbrod (*Prosopis dulcis*) und Blätter der Coca.

Bei der hier beschriebenen Mumie hätten sich auch Spindeln, gesponnene Baumwolle und aus Dornen verfertigte Nähnadeln gefunden, obschon es eine männliche Leiche sei, dem Stamme der Chinchas und den Zeiten der Incas angehörend.

Räthselhaft sei es, dass bei weiblichen Mumien so häufig kleine Kinder gefunden werden, auf 10 Weibermumien könne man 6–7 mit Kindern rechnen, was schon den Verdacht erregt habe, dass die hülflosen Geschöpfe mit der Mutter begraben worden seien, ihr für das andere Leben mitgegeben, wie die Nahrung.

Barredas Behauptung einer künstlichen Bereitung der peruanischen Mumien wird gründlich widerlegt. Bedingungen der Verwesung seien Luft, Wärme und Feuchtigkeit; fehle eines dieser drei Erfordernisse, so trete sie nicht ein, an der Küste regne es beinahe nie, die Trockenheit sei so gross, dass man bei Tarapaca aus Salz gebaute Häuser sehe, im Hochgebirge fehle die Wärme und die stark verdünnte Luft sei so trocken, dass eingelegte Pflanzen die Farben nicht ändern.

Am Schlusse liefert unser Verfasser noch für den Anatomen interessante Beobachtungen über überzählige Knochen am Schädel der Peruaner, erwähnt auch die vielbesprochenen, künstlich eingesetzten Augen der Mumien von Arica, von denen sich jedoch an der hier besprochenen keine Spur vorfinde.

Dies ein kurzer Auszug aus der klar und anziehend geschriebenen Abhandlung, welche noch manche weitere lehrreiche Thatsachen und Betrachtungen enthält.

v. M.

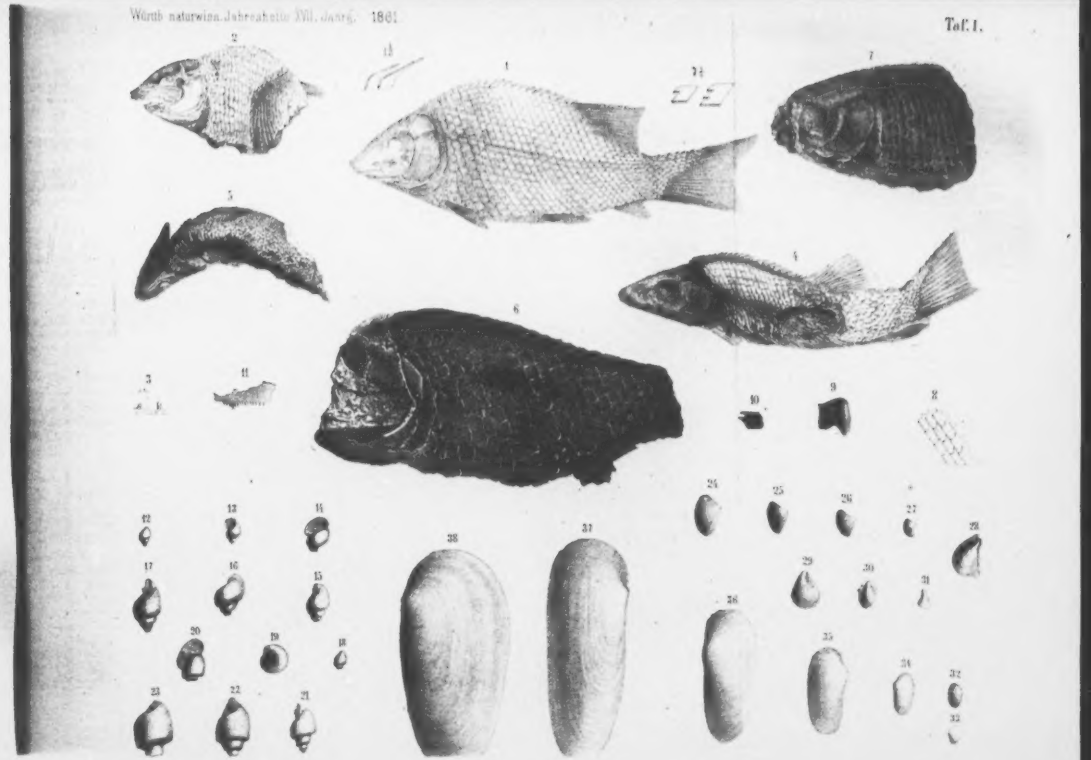
2
11
1
14
7
5
4
6
3
11
10
9
8
12
13
14
17
16
15
20
19
18
23
22
21
38
37
24
25
26
27
28
29
30
31
36
35
34
32
33

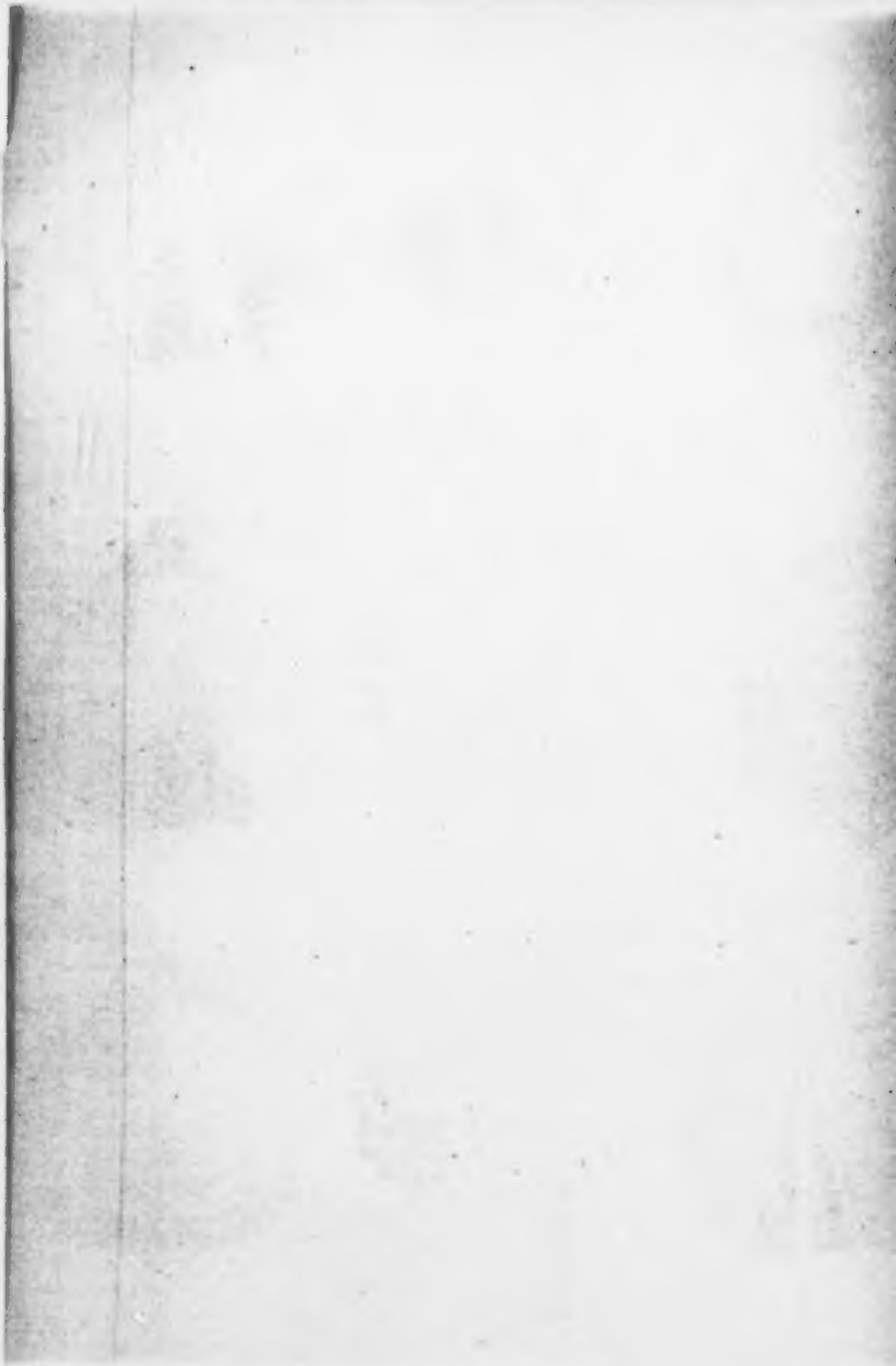

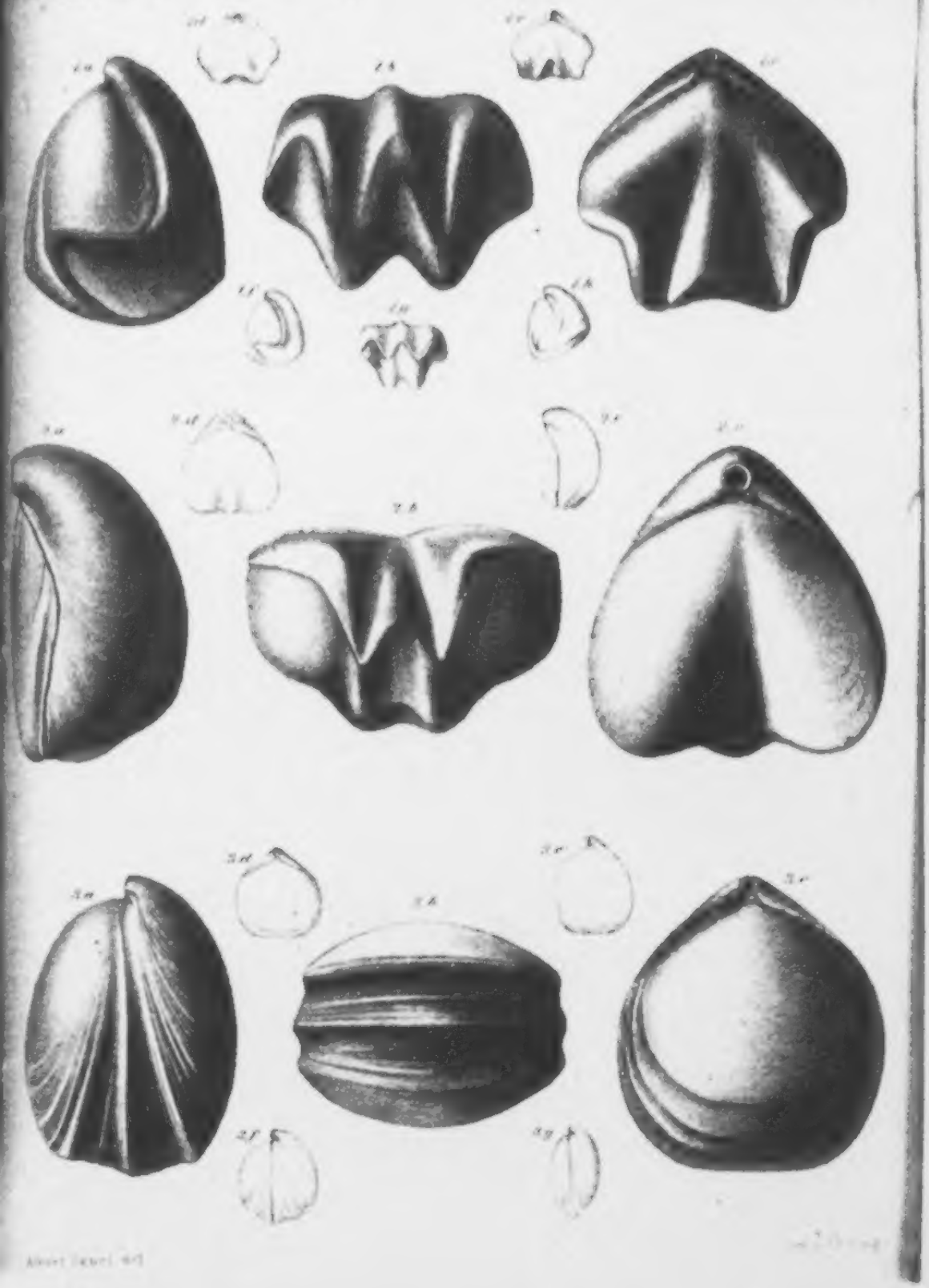

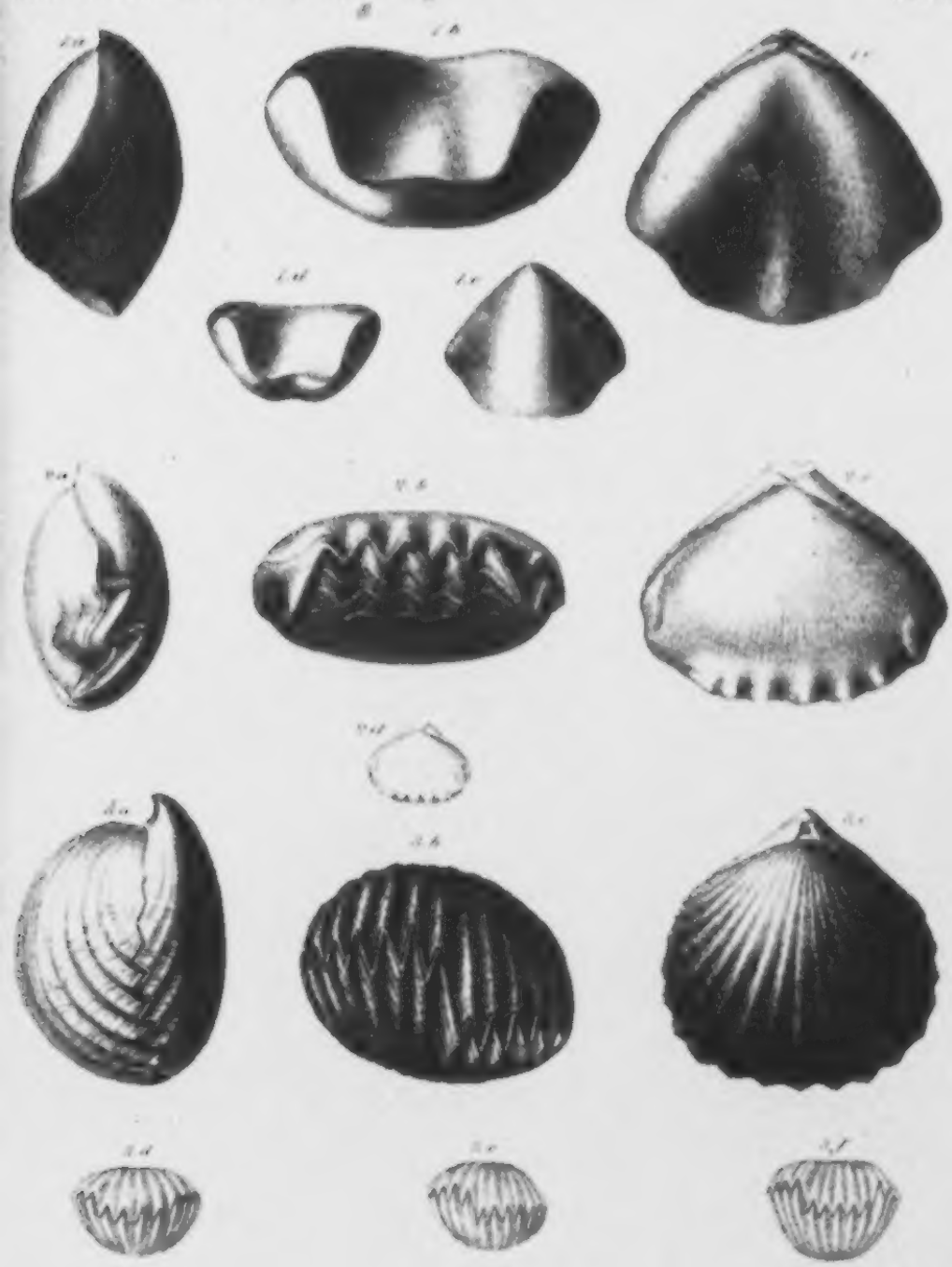

Faſſen wir alle ſchädlichen Wirkungen des Papiergeldes nochmals kurz zuſammen, ſo ergibt ſich, daß es

1) den Werth aller Gegenſtände veränderlich macht und hierdurch eine große Unſicherheit in alle Geſchäfte bringt;

2) die Preiſe aller Dinge und der Arbeit nicht in demſelben Maaß affizirt, und hierdurch die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Geſellſchaft weſentlich ändert;

3) dahin abzielt, den Reichen reicher, den Armen aber ärmer zu machen, und endlich

4) den Banken das Privilegium ertheilt, das Maaß der Valuten zu beſtimmen, wodurch es ihnen möglich wird, das Vermögen des Staates, wie das der Einzelnen, nach Belieben zu vergrößern oder zu verkleinern, je nachdem es ihnen gefällt, das Maaß alles Werthes, das Geld, durch zu große Ausgaben oder Einziehungen zu vermehren oder zu vermindern. *

Daß diejenigen, welche an der Spitze dieſer Inſtitute ſtehen, und die dort concentrirte Geldmacht leiten, eine Gewalt beſitzen, wie ſie ſelbſt den oberſten Staatsbehörden nicht verliehen, iſt nach dem Vorausgeſchickten wohl kaum zu bezweifeln. Ihr Einfluß erſtreckt ſich auf alle Klaſſen, vom Taglöhner aufwärts bis zum Kapitaliſten und Grundherren, und zuletzt auf den Staat ſelbſt. „Das Staatseinkommen iſt der Staat," ſagte einer der größten engliſchen Staatsmänner; „wer das Staatseinkommen regiert, regiert auch den Staat."

Um den Einfluß der Banken und des Papiers auf Handel und Gewerbe gehörig zu würdigen, wollen wir, dem Beiſpiele eines berühmten Staatswirthſchaftslehrers folgend, das im Staate cirkulirende Geld dem Kreislauf des Blutes im menſchlichen Körper vergleichen. Es bildet zwar nur einen kleinen Theil des ganzen

---

Zeit der größten Contraction des Papiergeldes den Betrag des Wohnzinſes um mehr als die Hälfte überſtieg.

Siehe Gouge's „American banking system."

* „This artificial and unnatural system," ſagt das Edinburgh-Review, „renders the measure of value of all the property in the impire dependent on the views and opinions, the whims and caprices, of a few favoured individuals. It is their fiat alone which makes one transaction good and another bad. They hold the scale of value, and change its gradnation as they judge proper."

Geognostische Karte der mittleren Neckargegend.

Württ. Naturwiss. Jahresh. XVII. Jahrg. 1861

Taf. IV

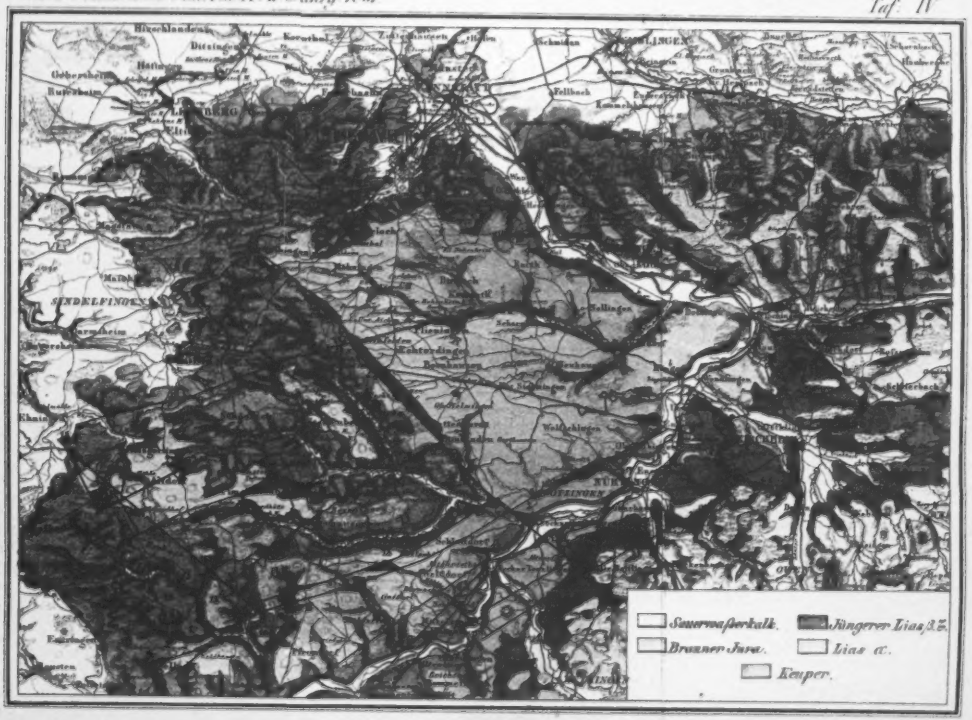

Buchenholz
Berg Monch
Gehlenbach
Brombergspalte
Schoch
Wiel
Stich
Steinenberg
Steinenbronn
Rickenbach
Wildach, Fildergrafte
Meere
Schönbuch
Schönburchfilder
Nonnenhörnles Spalte
Bodenmal
II
Jehn Spalte
Seebach
Schaich
Fuchsmuse
Kohlhau
Weihersteig
Kirnberg
Lindach
Kallen
Hildrizhausen
Würm
IV
Mühlhofer Bach
Eichbaum
Bonebedsandstein
und Lias α - ζ.

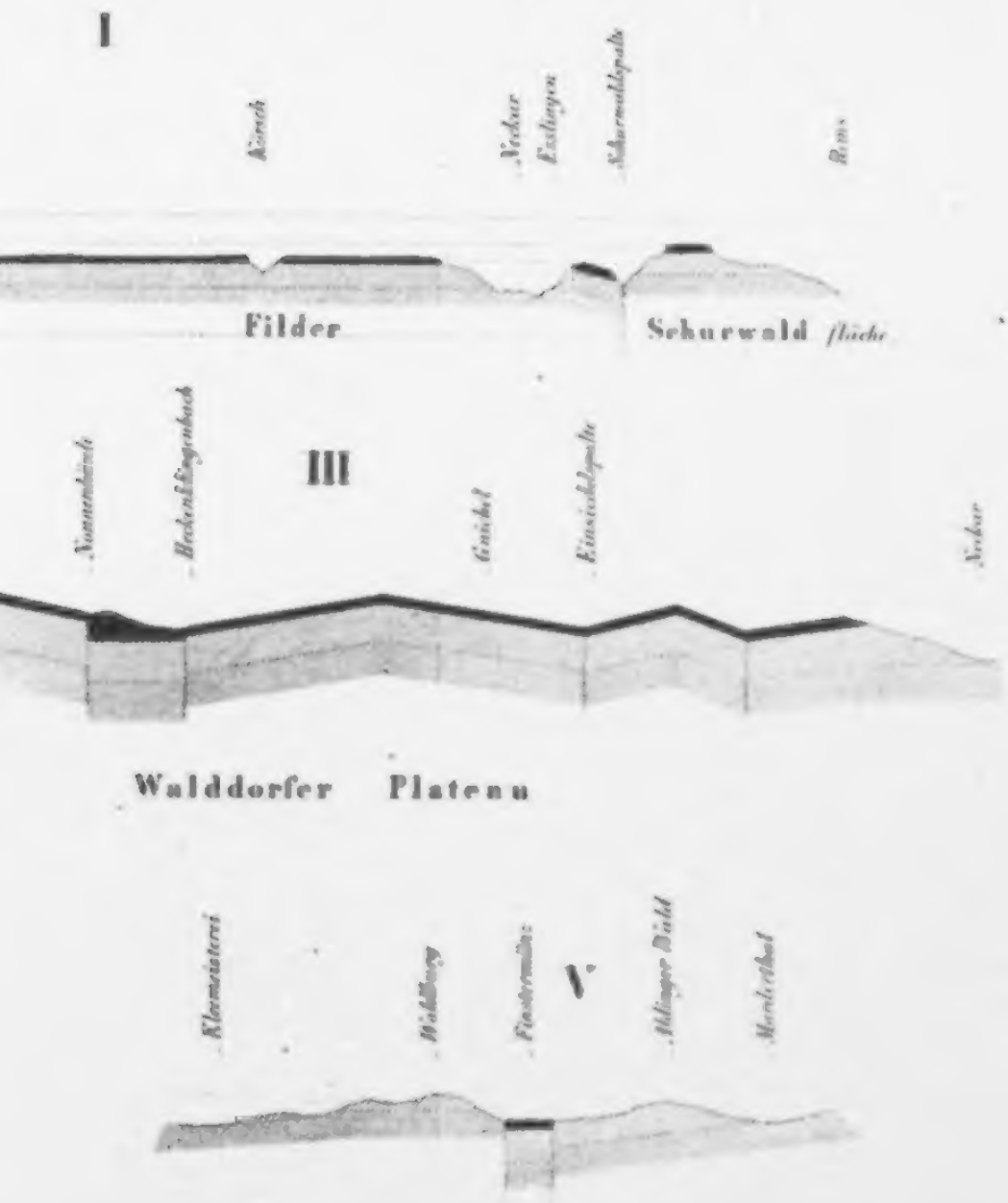
I
Filder
Schurwald
III
Walddorfer Platenu
V

Mittlerer Keuper.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission

Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **H. v. Fehling**, Prof. Dr. **O. Fraas**, Prof. Dr. **F. Krauss**, Dr. **W. Menzel** in Stuttgart.

ACHTZEHNTER JAHRGANG.

(Mit fünf Steintafeln.)

STUTTGART.

Verlag von Ebner & Seubert.

1862.

Druck von E. Grainer in Stuttgart.

Inhalt.

I. Angelegenheiten des Vereins. Seite

Bericht über die sechszehnte Generalversammlung in Stuttgart den 24. Juni 1861. Von Prof. Dr. Krauss. 1

Rechenschaftsbericht für 1860—61. Von Prof. Dr. Krauss. . 2

Zuwachs der Vereinssammlung 4

Zuwachs der Vereinsbibliothek 10

Rechnungsabschluss. Von Hospital-Verw. Seyffardt. . . . 16

Wahl der Beamten 19

Wahl des Versammlungsorts für 1862 20

Nekrolog des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg. Von Oberstudienrath Dr. v. Kurr 20

Nekrolog des Oberfinanzraths v. Nördlinger. Von Finanzrath Dr. Zeller 24

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Ueber einige für Württemberg neue Säugethiere und über die in Württemberg erlegte Gemse. Von Prof. Dr. Krauss . 32

Ueber einen weissen Dachs und andere Varietäten württemb. Säugethiere. Von Prof. Dr. Krauss 36

Ueber einen Rehbock mit monströsem Geweih. Von Prof. Dr. Krauss 43

Ueber Papagaien-Zucht in Württemberg. Von W. Neubert 49

Ueber das Gift des Erdsalamanders. Von Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach 132

2) Botanik.

Ueber das Wachsthum der Wellingtonia gigantea. Von Kunstgärtner A. Hvass 30

Ueber rankende Gewächse. Von Obermedicinalrath Dr. v. Jäger. 62

Die württemb. Oscillatorien. Von Finanzrath Dr. Zeller . . 71

Die Laubmoose Württembergs. Von Georg von Martens . 76

Seite

Beiträge zur württemb. Flora. Von Oberamtsarzt Dr. Finkh in Urach 189

Die Farben der Pflanzen. Von Georg von Martens. (Hiezu Farbentafel V.) 239

3) Mineralogie und Geognosie.

Ueber die geologischen Verhältnisse des Tunnels zwischen Heilbronn u. Weinsberg. Von Bauinspektor Binder . . 45

Ueber den Lehm. Von Prof. Dr. Fraas 59

Ueber die Verunreinigung der Kohlenstadelquelle zu Ulm und die Entfernung des Uebelstandes. Von Dr. Bruckmann 135

4) Palaeontologie.

Ueber ein Schädelstück eines Keupersauriers. Von Finanzrath Esser 47

Die tertiären Hirsche von Steinheim. Von Prof. Dr. Fraas. (Hiezu Taf. I und II) 113

Der Hohlenstein und der Höhlenbär. Von Prof. Dr. Fraas . 156

Die Streitberger Schwammlager und ihre Foraminiferen-Einschlüsse. Von Bergmeister Gümbel in München. (Hiezu Taf. III u. IV) 192

5) Physik und Chemie.

Ueber den sogenannten Muskelkalk zum Betelkauen. Von Oberstudienrath Dr. v. Kurr 80

Ueber die Erscheinungen der Spectral-Analyse. Von Prof. Dr. Zech 59

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die sechszehnte Generalversammlung den 24. Juni 1861 in Stuttgart.

Von Prof. Dr. Krauss.

Die Versammlung wurde wie bisher in den Sälen des Museums gehalten. Herr A. Hvass hatte die Gefälligkeit, daselbst eine kleine Ausstellung schöner und interessanter Gewächshauspflanzen in best kultivirten Exemplaren zu machen. Unter diesen sind hervorzuheben: *Araucaria Cunninghami glauca*, *Crescentia nobilis*, schöne Palmen, wie *Chamaedorea Ernesti Augusti*, *Trithrinax mauritiaeformis Martius*, prachtvolle Musaceen: *Musa glauca*, *M. zebrina*, ferner eine Sammlung brasilianischer Coniferen und mehrere seltene Farnkräuter.

Ausser dieser und andern Pflanzen waren einige seltene Säugethiere aus Württemberg aufgestellt, unter welchen insbesondere der im vorigen Jahr beim Schloss Wartstein, OA. Münsingen erlegte Gemsbock, ein Geschenk Sr. Majestät des Königs, unseres gnädigsten Protectors, ferner ein Rehbock mit abnormer Bildung des Geweihs, welchen Herr Oberförster Plochmann in Blaubeuren dem Verein geschenkt hat, und zwei weisse Spielarten vom Dachs, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zogen. Auch die Paläontologen hatten Gelegenheit, einige interessante Fossilien zu sehen; sehr merkwürdig waren die von Kriegsrath Kapff meisterhaft herausgemeiselten Schädelbruchstücke von Belodon Kapffii und Teratosaurus suevicus H. v. Meyer aus dem Stubensandstein.

Die Verhandlungen, wozu sich die Mitglieder aus allen Theilen des Landes zahlreich eingefunden hatten, begannen nach 9 Uhr.

Der Geschäftsführer, Oberstudienrath Dr. v. Kurr eröffnete die Versammlung und übernahm dann auf den allgemeinen Wunsch der Mitglieder das Amt des Vorsitzenden.

Der Vereinssecretär Prof. Dr. Krauss trug folgenden

Rechenschaftsbericht für das Jahr 1860—61

vor:

Meine Herren!

Von Ihrem Ausschuss habe ich den ehrenvollen Auftrag erhalten, über die Thätigkeit des Vereins im verflossenen Jahr Bericht zu erstatten.

Der Verein hat nun sein siebenzehntes Jahr zurückgelegt. Es gereicht mir zum Vergnügen den Mitgliedern mittheilen zu können, dass auch im abgelaufenen Jahr die Verhältnisse desselben in erfreulicher Weise vorwärts geschritten sind und dass die Theilnahme an unserem gemeinnützigen Institut fortwährend im Wachsen begriffen ist.

Die Jahreshefte konnten diessmal, obwohl die J. G. Sprandel'sche Buchdruckerei zur Herausgabe derselben nicht sehr fördernd mitwirkte, dennoch zu Anfang dieses Monats vollständig in die Hände der Mitglieder abgeliefert werden. Die darin enthaltenen Aufsätze behandeln fast ausschliesslich die vaterländische Naturgeschichte oder beziehen sich darauf. Sie liefern aufs Neue den Beweis, dass unser engeres Vaterland immer noch Stoff genug zur Bearbeitung der verschiedenen Zweige der Naturgeschichte darbietet. Ihr Ausschuss hat desshalb geglaubt, ein Circular an die württembergischen Naturforscher und insbesondere an diejenigen Mitglieder, welche sich mit einem Theil der speciellen Naturgeschichte beschäftigen, mit der Bitte ergehen lassen zu sollen, sie möchten die Resultate ihrer Beobachtungen und Untersuchungen in unseren Jahresheften niederlegen.

Die vaterländische Naturalien-Sammlung hat im vergangenen Jahr einen Zuwachs von 46 Säugethieren in 19 Arten, von 53 Vögeln in 37 Arten, von 2 Arten Reptilien, 3 Fischen,

Körpers, durchdringt aber die kleinsten Theile, und es ist seine ungehemmte Cirkulation zur gesunden Organisation derselben absolut nothwendig. Das cirkulirende Geld steht zu dem gesammten Vermögen aller Bürger und des Staates vielleicht in einem noch kleineren Verhältniß, als das Blut zu den festen Theilen des menschlichen Körpers. Doch ist es nicht so beständig und variirt wahrscheinlich von 1 zu 25 bis 1 zu 35. Wir wollen es zum Behuf des Beispiels wie 1 : 31 annehmen. Nehmen wir nun an, das ganze Staatsvermögen bestände in 31 Millionen, so würde nach unserer Voraussetzung eine Million als Geld im Lande cirkuliren. Wird nun diese Summe durch die Ausgabe von einer weiteren Million Papier verdoppelt, so verdoppelt sich auch nach den allgemeinen Gesetzen des Geldes der Preis der Waaren und Güter; vermindern aber die Banken durch künstliche Einziehung des Geldes diese Summe um eine halbe Million, so fallen die Preise um die Hälfte. Im ersten Falle steigt das Staatsvermögen auf 60 Millionen, im zweiten fällt es auf 15. — Laßt uns nun die vereinte Geldmacht in die Hände eines einzigen Menschen, oder in die einer kleinen Anzahl Individuen legen, und es wird ihnen bald möglich werden, durch das künstliche Steigern oder Vermindern der Preise, und durch den Ankauf von Gütern, wenn die Preise am niedrigsten, und den Verkauf derselben, wenn sie am höchsten sind, das ganze Vermögen der Bürger wie des Staates nach und nach an sich zu ziehen und das Staatseinkommen wie die Staatsausgaben zu beherrschen. Gewiß gab es nie eine Maschine, die das Wohl der Menge so sehr zum Spielwerk der Wenigen gemacht, als das Papiergeld, und diese Macht vermehrt sich im Verhältnisse, als das Papier, wie wir eben nachgewiesen haben, von der Münze unabhängig wird. Es bildet die Papiergeldcirkulation eine Art Lotterie, wo diejenigen, die bei den Banken sitzen, schon im Voraus die Treffer kennen, und wo das Volk beständig nur auf Nieten setzt. — Dieses Spiel macht alle Sparsamkeit unmöglich, verbannt den Fleiß und die Nüchternheit, ändert die Begriffe von Rechtlichkeit und Vertrauen, und giebt endlich den höchsten Seelenkräften der Menschen eine rein materielle Richtung.

„Das Gesetz der Nachfrage und des Vorraths," sagt Calhoun in seiner mehrmals angeführten Rede, „regiert die moralische und intellektuelle Welt, wie die industrielle und commercielle. Wenn

11 wirbellosen Thieren, 124 Arten Pflanzen und 217 Stück Bohrproben erhalten. Ich habe das Vergnügen, Ihnen auch diessmal wieder die Mittheilung machen zu können, dass die Vereinssammlung unter diesem Zuwachs mit einigen Thieren deren Vorkommen in der württembergischen Fauna bisher nicht bekannt war, ferner mit einigen seltenen Spielarten, welche auch für die allgemeine Naturgeschichte von Interesse sind, und mit 28 für Württemberg neuen Pflanzen bereichert worden ist. Das Nähere hierüber werden Sie in dem Verzeichniss über den Zuwachs der Vereinssammlung und heute noch in einem Vortrag über die zum Theil hier ausgestellten Gegenstände erfahren. Der Verein verdankt diese Beiträge den unverdrossenen und uneigennützigen Bemühungen mehrerer Mitglieder und Gönner, deren Namen in dem Jahresbericht und an den Gegenständen selbst aufgezeichnet sind, und welchen Ihr Ausschuss hiefür den Dank öffentlich auszudrücken sich gedrungen fühlt. Aus den öffentlichen Blättern werden Sie vernommen haben, dass die vaterländische Naturalien-Sammlung den Sommer über viermal wöchentlich des Nachmittags von 2—4 Uhr zur Besichtigung geöffnet ist.

Die Vereinsbibliothek hat sich durch Geschenke und durch den Austausch der Jahreshefte im verflossenen Jahr um 73 Bände und Jahresberichte und fast ebenso viele Hefte und Brochüren vermehrt; auch hat Ihr Ausschuss einen neuen Tausch mit

dem Verein für Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Kiel,

der k. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg und

der zoologischen Gesellschaft in Frankfurt a. M.

eingeleitet. Im Ganzen steht der Verein gegenwärtig mit 3 inländischen und 59 auswärtigen Instituten, Akademien und Gesellschaften in Verbindung. Die Bibliothek ist den Vereinsmitgliedern jeder Zeit zur Benützung zugänglich.

In den Winter-Versammlungen wurden wie bisher auch im verflossenen Winter die üblichen belehrenden Vorträge gehalten, und zwar für die Vereinsmitglieder von

Oberreallehrer Dr. Blum über die mechanische Wärmetheorie, für die Mitglieder mit ihren Frauen und Töchtern von

Prof. Dr. Fraas über das Mammuthfeld bei Cannstatt,
Prof. Dr. Köstlin über den Schlaf der Menschen und Thiere,
Dr. Zech über die Fixsternwelt.

Endlich bleibt mir noch die traurige Pflicht übrig, die Mitglieder aufzuzählen, welche der Verein im letzten Jahr durch den Tod verloren hat. Vor allen haben wir den Verlust des ersten Ehrenmitglieds des Vereins, des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg Hoheit tief zu beklagen. Ein Verlust, der für die Wissenschaft um so empfindlicher ist, als er mitten in der Thätigkeit im Ordnen der auf seinen vielen Reisen gesammelten Beobachtungen und naturhistorischen Sammlungen hinweggerafft wurde.

Die verstorbenen Mitglieder sind:

Mechanikus Seeger in Stuttgart,
Oberjägermeister v. Hiller in Gärtringen,
Apotheker Roser in Hall,
Revierförster Riegel in Adelmannsfelden,
Apotheker Hahn in Güglingen,
Prof. Dr. Schlossberger in Tübingen,
Oberfinanzrath v. Nördlinger in Stuttgart.

Ueber das letzgenannte Mitglied sowie über das erste Ehrenmitglied des Vereins, werden Sie heute noch beredte Worte der Erinnerung vernehmen. Der Nekrolog über Prof. Schlossberger wird später nachfolgen.

Die Vereins-Sammlung hat vom 24. Juni 1860 bis 1861 folgenden Zuwachs erhalten:

I. Säugethiere.

a) Als Geschenke:

Vespertilio mystacinus Leisler, Weibchen,
Mus Rattus L., in beiden Geschlechtern, alt und jung,
Mus decumanus L., altes Männchen,
von Herrn Schulmeister Ackermann in Sersheim;
Vesperugo discolor Keys. u. Blas., Männchen,
von Herrn Revierförster Stützenberger in Mochenthal;
Vespertilio Daubentonii Leisler, altes Männchen,

Vespertilio mystacinus Leisler, Männchen und Weibchen,
Vespertilio murinus Schreb., Männchen,
Plecotus auritus Keys. u. Blas., Männchen,
Sciurus vulgaris L., Männchen, graulichе Varietät,
von Herrn Kaufmann Hermann Reichert in Nagold;
Crocidura (Sorex Schreb.) Araneus Wagler,
von Herrn Oberförster Paulus in Zwiefalten;
Mus musculus L., Männchen, isabellgelbe Varietät,
von Herrn H. Plocquet;
Hypudæus terrestris L., Weibchen, weiss auf dem Kopf,
von Herrn Apotheker Mayer in Heilbronn;
Vespertilio mystacinus Leisler, Männchen und Weibchen,
von Herrn Forstwarts-Verweser Gawatz in Pflummern;
Vesperugo Nathusii Keys. u. Blas., Männchen und Weibchen,
Crocidura leucodon Wagler, Männchen und Weibchen,
Arvicola arvalis S. Longch., Männchen und Weibchen,
Mus sylvaticus L., Männchen und Weibchen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Meles Taxus Pall. jun., acht Monate altes Männchen von Eglosheim,
Meles Taxus Pall. var. alba., Männchen, weisse Varietät, bei Hessingen,
Talpa europaea L., altes Männchen und Junge, von Stuttgart,
Synotus Barbastellus Keys. u. Blas., Männchen von Sersheim,
Mustela Erminea L., im Uebergangskleid, von Sersheim,

II. Vögel.

a) Als Geschenke:

Pratincola (Saxicola Bechst.) rubetra Koch, junges und altes Weibchen,
Corvus Corone L., junges Männchen,
Sylvia hortensis Lath., altes Weibchen,
Sylvia cinerea Bechst., altes Männchen,
Sylvia Hypolais Lath., altes Männchen,
von Herrn Schulmeister Ackermann in Sersheim;
Garrulus glandarius Briss., junges Männchen,
von Herrn Seifensieder W. Gärttner in Sersheim;
Hypotriorchis subbuteo Boié, altes Männchen,
Bonasia sylvestris Brehm, altes Männchen,
von Herrn Dr. Emil Schüz in Calw;
Astur palumbarius Bechst., Weibchen im Jugendkleid,
von Herrn Revierförster Blattmacher in Steineck;

Pteroeyanea circia Bonap., altes Weibchen mit einem Jungen,
Syrnium Aluco Boié, dreiwöchige Junge,
Fulica atra L., einwöchige Junge,
Corvus monedula L., achttägige Nesthocker,
Picus major L., Nesthocker,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Marecca (Anas L.) Penelope Gould, Männchen und Weibchen,
Mergus albellus L., Weibchen,
Milvus regalis Briss., Junges,
von Herrn Revierförster Probst in Heiligkreuzthal;
Colymbus septentrionalis L., junges Weibchen,
von Herrn Schreiber in Ueberlingen;
Colymbus arcticus L., junges Weibchen,
Anser arvensis Brehm, alt,
Bovasia sylvestris Brehm., 1, 4 und 6 Tage alte Junge, (die Eier wurden durch Unterlegen einer Bruthenne ausgebrütet),
von Herrn Hermann Reichert in Nagold;
Dryocopus (Picus L.) martius Boié, altes Männchen,
von Herrn August Reichert in Nagold;
Otis tetrax L., altes Weibchen, am Böckinger See geschossen,
von Herrn Fabrikant Richard Schäuffelen in Heilbronn;
Anser arvensis Brehm, altes Männchen,
Podiceps cristatus Lath., junges Männchen,
Mergus merganser L., vier Junge mit der Alten,
von Herrn Fabrikant La Nicca in Langenargen;
Mergus merganser L., zweijähriges Männchen,
von Herrn Revierförster Gönner in Neufra,
Marecca (Anas L.) Penelope Gould, junges Männchen,
von Herrn Baron von Gültlingen;
Corvus frugilegus L., altes Weibchen,
Rudicilla tithys Brehm, altes Weibchen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Marecca (Anas L.) Penelope Gould, Männchen von Heiligkreuzthal,
Ardea cinerea L., junges Männchen aus Friedrichshafen,
Marecca Penelope Gould, altes Weibchen bei Riedlingen,
Clangula Glaucion Boié, altes Weibchen von Neufra,
Cygnus musicus Bechst., altes Männchen in Spaltbach, OA. Crailsheim,
Mergus serrator L., altes Weibchen von Friedrichshafen,
Ardea minuta L., altes Weibchen,
Athene noctua Gould, junges Männchen und Weibchen,

Erythacus rubecula Cur., alten Männchen,
Pyrrhula Rubicilla Pall., Männchen, sämmtlich von Sersheim.

III. Reptilien.

Als Geschenke:

Coronella laevis Laur., Weibchen mit Embryonen,
von Fabrikant Carl Deffner;
Bufo vulgaris Laur., Junge bei Beimerstetten,
von Prof. Dr. Krauss.

IV. Fische.

Als Geschenke:

Leuciscus rutilus Val., mittleren Alters, aus dem Neckar,
von Herrn Kaufmann Fr. Drautz in Heilbronn;
Eine Reihenfolge der mit Sachkenntniss und Pünktlichkeit gesammelten Jugendzustände unserer Bachforelle, vom eintägigen bis zu einem Jahre alten Jungen in 10 verschiedenen Altersstufen, theils aus dem Zuchtkasten, theils aus dem Albbach, ferner
Petromyzon fluviatilis L., aus dem Albbach,
von Herrn Dr. Kleinertz in Herrenalb.

V. Insekten.

Als Geschenke:

Larven von *Myrmeleon formicarium L.*, vom Wildbad,
von Herrn Apotheker Völter in Bönnigheim;
Sechs Species *Dytiscus* u. *Hydrophilus* aus Schussenried,
von Herrn Apotheker Valet daselbst;
Larve von *Cossus ligniperda Schaeff.*, aus Stuttgart,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VI. Annulaten.

Als Geschenk:

Tubifex rivulorum Lamk., aus Wassergräben,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried.

VII. Helminthen.

Als Geschenk:

Oxyuris vermicularis Rud., aus dem Mastdarm eines Knaben,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VIII. Mollusken.

Als Geschenk:

Pisidium fontinale Pfeiff., aus Sümpfen von Winnenden,
von Herrn Präparator Bauer.

IX. Gebirgsarten.

Als Geschenke:

50 Stücke Bohrproben von Bulbach,
48 Stücke Bohrproben von Teinach,
119 Stücke Bohrproben vom Elsenthal bei Stuttgart und von Berg,
von Herrn Oberfinanzrath v. Nördlinger.

X. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Vor zwei Jahren wurde ein Grundstück in der Nähe von Waiblingen mit Abfällen von ausländischer Wolle gedüngt, in demselben Jahre noch erschienen zwei Arten der Spitzklette, die gemeine, *Xanthium strumarium L.*, und die stachlige, *Xanthium spinosum L.*, auf demselben Grundstück und erhielten sich auch im folgenden Jahre, doch in geringerer Anzahl, ein merkwürdiges Beispiel der Verbreitung dieser im südlichen Europa häufigen einjährigen Gewächse, deren Früchte sich durch zahlreiche Hacken fest an die Wolle der vorbeigehenden Schafe hängen, daher die Pflanze in Italien den Namen *Strappa lana*, Wollrupfer, erhalten hat. Herr Apotheker Dieterich in Waiblingen hat die Güte gehabt, uns schöne Exemplare von beiden für das Vereinsherbar zu übersenden.

Von Herrn Oberamtsarzt Dr. R. Finckh in Urach erhielten wir sieben Arten, von denen drei uns noch fehlten, darunter *Carex binervis Smith*, von Herrn Apotheker Frickhinger in Nördlingen an trockenen

Rainen bei Thannhausen, Oberamts Ellwangen, entdeckt, dem südlichsten Standorte dieser Segge.

Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier theilte zwei von ihm bei Ulm aufgefundene für unsere Flora neue Pflanzen mit, *Erigeron droebachiense Müller*, eine der von der Iller herabgeführten Alpenpflanzen, und eine von ihm neuentdeckte Bastarddistel *Cirsium lanceolatum-eriophorum Hegelmaier*, das erste Beispiel einer Bastarderzeugung durch die wollköpfige Distel.

Herr Bergrathsregistrator Krauser gab uns *Melittis Melissophyllum L.* und *Centaurea maculosa Lam.*

Von Herrn Professor Dr. Krauss erhielten wir drei bei Stuttgart gefundene Pilze, wovon zwei, *Spumaria alba Dec.*, die wie ein Schaum Erdbeerstiele überzog, und *Hydnum spadiceum P.*, in Württemberg noch nicht beobachtet worden waren.

Herr Apotheker Valet in Schussenried erfreute uns durch Uebersendung von 43 Arten und Abarten, wovon 8 im Herbar fehlten und weitere 7 noch nicht als in Württemberg einheimisch bekannt waren. Die interessanteste unter den letzteren ist *Coccochloris Pila Suhr*, zuerst von dem dänischen Hauptmann v. Suhr in der Eider entdeckt, dann von Lenormand bei Vire in der Normandie, und jetzt von Valet im Schweigfurtweiher bei Schussenried, im November 1860 und weniger gut erhalten im März 1861 aufgefischt; es sind runde Kugeln von der Grösse einer Nuss bis zu der eines Apfels, in der Jugend angewachsen, später frei auf den Weilen tanzend, getrocknet bleibt wie bei *Hydrurus* nur 2 Procent der Masse als Bild der lebenden Pflanze auf dem Papier zurück. Aehnliche Kugeln, *Coccochloris stagnina Spr.*, sind in den Ebenen des nördlichen Europas nicht selten, aber nie südlicher, als bei Darmstadt im Springbrunnen des Hofgartens zu Bessungen gesehen worden, ein Versuch, sie von dort in einen ähnlichen Springbrunnen in Stuttgart zu versetzen, hatte keinen Erfolg.

Herr Finanzrath Zeller entdeckte diesen Frühling im oberen See des Schlossgartens in Stuttgart eine Alge aus der bei uns sparsam vertretenen Familie der *Desmidieen*, *Closterium lineatum Ehrenberg*, in zahlloser Menge und theilte sie uns mit, nebst einer in Gräben bei Canstatt entdeckten neuen *Diatomee*, *Surirella suevica Zeller*.

Bei weitem unsere meisten Pilze erscheinen mit den ersten Herbstnebeln und scheiden wieder bei dem ersten Frost, diese oft sehr kurze Frist und die Schwierigkeit ihrer Erhaltung sind Ursache, dass noch nicht der vierte Theil der in Württemberg wahrscheinlich vorkommenden bisher wirklich beobachtet worden ist, so hat der Custos des Vereinsherbars die Pilzzeit im Herbst 1860 vom 21. September bis 28. October benützt und in den Wäldern um Stuttgart 61 Pilzarten gesammelt, wovon 15 noch nicht als württembergisch bekannt waren und 14 weitere

dem Vereinsherbar noch fehlten. Auch lieferte ihm in diesem Herbst der vor dem Neckarthor aufgehäufte Schutt den nur in einzelnen Jahren mit langen Intervallen bei Stuttgart erscheinenden Stadtgänsefuss, *Chenopodium urbicum L.*, und der Garten eines Freundes als verhasstes Unkraut den Himmelthau, *Panicum sanguinale L.*, der den Slaven eine angenehme und nahrhafte Grütze liefert.

Das Vereinsherbar ist sonach seit dem letzten Rechenschaftsbericht um 124 Gewächse bereichert worden, wovon 54 in demselben noch fehlten und 28 neu für Württemberg sind.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) Durch Geschenke:

Ueber die Krystallformen des zweifach chromsauren Ammoniak-Queck-silberchlorids. Von Ritter v. Zepharovich. (Separatabdruck von den Wiener Sitzungsberichten). Wien 1860. 8°.
Geschenk vom Verfasser.

Address delivered at the Anniversary Meeting of the geological Society of London on the 17. Febr. 1860; etc. by J. Phillips President of the Society. London 1860. 8°. (Separatabdruck. Quat. Journ. Vol. XVI.)
Geschenk vom Verfasser.

Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Von Dr. H. G. Bronn. Bd. II. Lief. 9—13. 1860. 8°.
Vom Verleger zur Anzeige in den Jahresheften.

Die nutzbaren Mineralien Württembergs, zusammengestellt von Prof. Dr. O. Fraas. Stuttgart 1860. 8°.
Geschenk vom Verfasser.

Württembergische naturwissenschaftliche Jahreshefte. Jahrgang XVI. Heft 2, 3. 1860. 8°. Jahrgang XVII. Heft 2, 3. 1861. 8°.
Geschenk vom Verleger.

Observations on the Genus Unio etc. by Isaac Lea. With 25 Plates. Vol. VII. Philad. 1860. fol.
Geschenk vom Verfasser.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg. Bd. II. Nr. 2, 3.
Geschenk vom Verein.

Ueber die Krystallformen des essigsalpetersauren Strontian und des wein-

H. Crosse, Descriptions de Coquilles nouvelles (Extr. Journ. Conchyl.)
Geschenke vom Verfasser.

Zehnter Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover von Michaelis 1859 bis dahin 1860. Hannover 1860. 8°.
Geschenk von der Gesellschaft.

Zwanzigster Bericht über das Museum Francisco-Carolinum nebst 15. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob Enns. Linz 1860. 8°.
Geschenk von Carl Ehrlich.

Das Denkmal L. v. Buchs im oberösterreichischen Alpengebiete von Carl Ehrlich. 8°.
Geschenk des Verfassers.

Die Trinkwasser von Frankfurt a. M. in chemischer, physiologischer und hygieinischer Beziehung untersucht u. beleuchtet v. Dr. G. Kerner.
Geschenk von Apotheker Kerner.

Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft während der Vereinsjahre 1858—60. St. Gallen. 1860. 8°.
Geschenk von der Gesellschaft.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte, als Fortsetzung:

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. XI. Heft 3. 4. Bd. XII. Heft 1. 2. Berlin 1859—60. 8.

Neunter und zehnter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Werner-Vereins zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien im Vereinsjahr 1859 und 1860. Brünn 1860—61. 4°.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge. Jahrgang V. 1858—59. Chur 1860. 8°.

Verhandlungen der KK. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Jahrgang 1859. 1860. Bd. IX. X. Wien 1860. 8°.

The Quaterly Journal of the geological Society.
Vol. XVI. P. 2. 3. 4.
„ XVII. P. 1. Nro. 62—65. London 1860—61. 8°.

Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, uitgegeven door de natuurk. Vereeniging in Nederlandsch Indië onder Hoofdredaktie van Dr. P. Bleeker.
Deel XX. Vierde Serie Deel VI. Aflevering 1—6.
„ XXI. XXII. 5 „ „ I. II. „ 1. 2. Batavia 1859—60. 8°.

ein Staat ſo beſchaffen iſt, daß darin Nachfrage nach großen geiſtigen Eigenſchaften geſchieht, ſo werden auch dieſe gewiß entwickelt. Wenn Ehre und Belohnung denjenigen Beſchäftigungen zu Theil werden, die zu ihrem Gedeihen Intelligenz, Wiſſenſchaft, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit, Muth und Vaterlandsliebe erfordern, ſo kommen auch dieſe zum Vorſchein. Werden ſie hingegen auch Dingen zu Theil, die zu ihrer Entwickelung geringere Geiſteskräfte in Anſpruch nehmen, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß die größeren darüber ausſterben. Das Banksyſtem vertheilt die Würden und den Lohn der Menſchen in ſehr ungleichen Verhältniſſen an diejenigen Beſtrebungen, welche die Entwickelung höherer Geiſteskräfte am wenigſten begünſtigen, zum großen Nachtheil der edleren Wiſſenſchaften, der Literatur, Philoſophie und Staatsweisheit, wie der nützlichen Beſchäftigung des Gewerbsmannes, Fabrikanten und Ackerbauers. Mit dem ſteigenden Gewinn ihrer Geſchäfte und dem hiedurch vermehrten Einfluß, beherrſchen endlich die Banken das Eigenthum, die Ehre und die Macht der Geſellſchaft bis zur vollkommenen Ausſchließung und Herabwürdigung alles Nützlichen und Großen. Die heranwachſende Jugend fühlt ihren tödtenden Einfluß. Die Jugend, die auf unſeren Univerſitäten ſtudirt und den Pfad der Ehre und der Auszeichnung im Comptoir der Bank endigen ſieht, wird nicht mehr mit edlem Wetteifer den ſteilen Fels der Wiſſenſchaften hinanklimmen, wenn der höchſte Punkt, den ſie in der ſonſt einflußreichſten und ehrenvollſten unter allen erreichen können, ihnen höchſtens die Ausſicht auf die Anwaltſchaft einer Bank gewährt.“

Ehe wir dieſen Aufſatz ſchließen, müſſen wir noch der Banken als Körperſchaften mit ein Paar Worten gedenken. Gegen jede Art von Körperſchaft exiſtirt ſchon lange die Einwendung, daß die ihnen eingeräumte Gewalt entweder dem Volke oder der Regierung entzogen iſt, und daher nachtheilig auf den Staat wirkt. — Jeder Freibrief ertheilt der bezüglichen Geſellſchaft Rechte und Privilegien, die den Gliedern derſelben als Privatperſonen verweigert ſind, und es iſt daher dieſe Art Monopol in allen freien Ländern von jeher ſo verhaßt geweſen, daß die Regierungen, welche die bereits beſtehenden nicht mehr los werden konnten, ihre anſcheinende Ungerechtigkeit gegen das Publikum dadurch wieder gut zu machen ſuchten, daß ſie in der Ertheilung neuer Privilegien an

Bulletin de la Société géologique de France,
XVI. Feuill. 65—73.
2ème Série. Tome XVII. „ 21—52.
„ „ „ XVIII. „ 1—21. Paris 1859—1861. 8°.

Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux Arts de Belgique. 28e Année. 2e série. T. VII. VIII. 1859. Bruxelles. 8°.

Annuaire de l'Acad. Royale etc. de Belgique. 1860. 26e Année. Bruxelles 1860. 8°.

Rymbybel van Jacob van Maerlant, met Vorrede, Varianten van Hss., Aenteekeningen en Glossarium, ob Last van het Gouvernement en in Naem der k. Akademie van Wetenschappen, Lettern en fraeije Kunsten, voor de eerste mael uitgegeven door J. David. Deel I.—III. Brüssel 1858—59. 8°.

Der Naturen Bloeme van Jacob van Maerlant, met Inleiding, Varianten van Hss. etc. voor de eerste mael uitgegeven door J. H. Bormans. Deel I. Brüssel 1857. 8°.

9r, 10r und 19r über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1847. 48. 59. 4°.

8r Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1860. 8°.

13r Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. Veröffentlicht im Jahre 1860. 8°.

26r Jahresbericht des Mannheimer Vereines für Naturkunde. Mannheim 1860. 8°.

Annales des Sciences physiques et naturelles d'Agriculture et d'Industrie publiées par la Soc. impér. d'Agriculture etc. de Lyon. 3e sér. T. II. III. 1858—59. 8°.

Mèmoires de l'Académie impér. des sciences, belles-lettres et arts de Lyon. Classe des Sciences. T. VIII. IX.
„ „ Lettres. Nouv. sér. T. VII. Lyon 1858—59. 8°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, herausg. v. k. stat. topogr. Bureau. Jahrg. 1858. Heft 1. 2. 1860. 8°.

Mémoires de la Société Linnéenne de Normandie. Années 1856—59. Vol. XI. Paris 1860. 4°.

Mémoires de la Soc. imp. des sciences naturelles de Cherbourg. T. VI. VII. 1858. 59. Paris 1859—60. 8°.

37r Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Enthält Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im J. 1859. Breslau. 4°.

Smithsonian Contributions of Knowledge. Vol. XI. Washingt. 1860. fol.

Report of the Commissoner of Patents for the Year 1858. 59. Agriculture. Wash. 1859—60. 8°.

Chek Lists of the Shells of North America. Prepared for the Smithsonian Institution by J. Lea etc. Wash. 1860. 8°.

Instructions in referrence to collecting Nests und Eggs of N. american Birds. 1860. 8°.

Proceedings of the American Association for the Advancement of Science. XIII. Meeting. Aug. 1859. Cambridge 1860. 8°.

Boston Journal of natural history. Vol. V. Boston 1847.
„ VII, 1. „ 1859. 8°.

Proceedings of the Boston Society of nat. hist. Vol. VII. Bog. 13. 14. 15.

Proceedings of the Acad. of nat. Sciences of Philadelphia for 1859. p. 271—355. 1860. p. 1—96. Phil. 8°.

Jaarboek van de k. Akademie van Wetenschappen te Amsterdam voor 1859. 8°.

Verslagen en Mededeelingen der k. Akademie van Wetenschappen. Afdeel. Natuurkunde Deel X. Amsterd. 1860. 8°.

Catalogus van de Boekerij der k. Akad. v. Wetensch. te Amsterdam. Deel I. Stuck 2. Amsterd. 1860. 8°.

Verslag over den Paalworm, uitgegeven door de natuurk. Afdeeling der k. Akad. v. Wetensch. Amsterd. 1860. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. V. Heft 2—4. Halle 1860. 4°.

Jahrbuch der kk. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. XI, 1. 1860. Wien 1860. 8°.

Bulletin de la Soc. impér. des Naturalistes de Moscou. 1859, 2—4. 1860, 1. Moscou 1859—60. 8°.

Nouveaux Mémoires de la Soc. impér. des Natural. de Moscou. T. XI. XII. XIII. (= T. XVII. XVIII. XIX. de la Collection) Moscou 1859—60. 4°.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Bd. II. Heft 4. Basel 1860. 8°.

Annales de l'Observatoire physique central de Russie etc. par Kupfer. Année 1857. nr. 1. 2. St. Petersb. 1860. 4°.

Compte-Rendu annuel etc. par Kupfer. Année 1858. St. Petersburg 1860. 4°.

Recherches expérimentales sur l'elasticité des metaux faites à l'observatoire physique central de Russie par Kupfer. T. I. St. Petersb. 1860. 4°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. Band X. Görlitz 1860. 8.

Jahresberichte über die Fortschritte der Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Bericht über die Fortschritte der Chemie und verwandter Theile anderer Wissenschaften. Für 1859. Giessen 1860. 8°

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften. Math. naturwissensch. Klasse. Bd. 38—42. Wien 1859—60. 8°.

Mathematische, desgl. Physikalische Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Aus dem Jahre 1859. 4°.

Mémoires de la Société Royale des sciences de Liége. T. XV. Liége. 1860. 8°.

Bulletin de la Soc. d'hist. natur. du Depart. de la Moselle. Cah. 9. Metz 1860. 8°.

Verhandlungen des naturhist. Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. Jahrg. XVII. Heft 1. 2. Bonn 1860. 8°.

Würzburger naturwiss. Zeitschrift. Herausg. v. d. physik.-medicinischen Gesellschaft. Bd. I. Heft 2—4. Würzburg 1860. 8°.

Bulletin de la Société Vaudoise des sciences naturelles. T. VI. Nr. 47. Laus. 1860. 8°.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Jahrg. 14. Regensburg 1860. 8°.

Jahresbericht der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Hanau pro 1858—60. Hanau 1861. 8°.

Mémoires de la Société des sciences naturelles de Neuchatel. T. I. II. III. Neuch. 1835—46. 4°.

Monatsberichte der k. preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin. 1857. Jan. — Aug. 1860. Berlin 1861. 8°.

Register vom J. 1836—1858. Berlin 1860. 8°.

Uebersicht der Witterung im nördl. Deutschland nach den Beobachtungen des meteorologischen Instituts zu Berlin. Jahrg. 1859 u. 1860. 4°.

Bulletin de la Société Linnéenne de Normandie. Vol. V. Année 1859—60. Caen 1861.

Tübinger Universitätsschriften aus dem Jahre 1860. Tübingen 1861. 4°.

VII. Zuwachsverzeichniss der k. Univ. Bibliothek zu Tübingen 1859—60. 4°.

7 Medicinische Dissertationen 8° und 4°.

Die Metamorphose des Caryoborus (Bruchus) gonagra Fabr. mit Abb. von H. L. Eldtt. (Von der k. phys.-ökon. Gesellsch. in Königsberg dem Prof. Dr. Rathke zum 25jährigen Jubiläum gewidmet.) Königsberg 1860. 4°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tauschverkehr:

Mittheilungen des Vereins nördlich der Elbe zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Heft 1—4. Kiel 1857—60. 8°.

Schriften der k. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrg. I. Abth. 1. Königsberg 1860. 4°.

Der zoologische Garten. Organ für die zoologische Gesellschaft zu Frankfurt. Herausg. von Dr. D. F. Weinland. Jahrg. II. Nr. 1—6. 1861. 8°.

Hospitalverwalter Seyffardt übergab als Kassier des Vereins folgenden

Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1860—61

der in seiner Abwesenheit von Prof. Dr. Krauss vorgelesen wurde.

Meine Herren!

Nach der revidirten und abgehörten 17. Rechnung pro 1. July 1860—61 betragen

die Einnahmen

A. Reste.

1) Rechners Kassenbestand auf 30. Juni 1860	17 fl. 38 kr.	
2) Activ-Ausstände	2 fl. 42 kr.	
		20 fl. 20 kr.

B. Grundstock.

Heimbezahlte Kapitalien	1000 fl. — kr.

C. Laufendes.

1) Activ-Kapital-Zinse . . .	156 fl. 14 kr.	
2) Beiträge von den Mitgliedern	1066 fl. 30 kr.	
3) Staats-Beitrag	75 fl. — kr.	
4) Ausserordentl. Einnahmen .	46 fl. 32 kr.	
		1311 fl. 16 kr.

Haupt-Summe der Einnahmen — 2364 fl. 36 kr.

Ausgaben.

A. Reste.	— fl. — kr.
B. Grundstock.	
Kapitalien gegen Verzinsung hingeliehen . .	1109 fl. — kr.

C. Laufendes.

1) Für Vermehrung der Sammlungen	173 fl. 59 kr.	
2) Buchdrucker- und Buchbinderkosten	870 fl. 8 kr.	
3) für Mobilien	11 fl. 48 kr.	
4) für Schreibmaterialien, Kopialien, Porti etc.	42 fl. 31 kr.	
5) Bedienung, Reinigungskosten, Saalmiethe etc. . .	155 fl. 38 kr.	
6) Steuern etc.	11 fl. 26 kr.	
7) Ausserordentliche Ausgaben	3 fl. 20 kr.	
		1268 fl. 50 kr.

Haupt-Summe der Ausgaben —;· 2368 fl. 50 kr.

Werden von den Ausgaben im Betrage von	2368 fl. 50 kr.
die Einnahmen	2364 fl. 36 kr.

abgezogen, so erscheint am Schlusse des Rechnungsjahrs ein Guthaben des Rechners von 4 fl. 14 kr.

Vermögens-Berechnung.

Kapitalien	4036 fl. — kr.
Hievon ab Guthaben des Rechners	4 fl. 14 kr.
Rest, Vermögensstand auf 1. July 1861 . .	4031 fl. 46 kr.
Da derselbe vom 1. July 1860	3956 fl. 20 kr.

betrug, so stellt sich gegenüber dem Vorjahre eine

Vermögens-Zunahme

von —;· 75 fl. 26 kr.

heraus.

Nach der vorigen Rechnung war die Zahl der Mitglieder und Actien 388. Hiezu die neu eingetretenen Mitglieder, nämlich die Herren:

Professor Dr. Strecker von Tübingen,
Graf Otto v. Salm Hoogstraeten,
Oekonom Chr. Haidlen auf dem Schaichhof,
Revierförster Pfitzenmaier von Bebenhausen,
Forstassistent Prescher von Bebenhausen,
Apotheker Kerner in Besigheim,
Oberförster Paulus von Zwiefalten,
Revierförster Tritschler von Schussenried,
Binkhorst van den Binkhorst von Mastricht,
Chemiker Halbreiter von Heilbronn,
Director Fürer,
Collegienrath Dr. v. Buchholz,
Dr. Kleinertz von Herrenalb,
Director Leidenfrost,
Apotheker Sucro von Langenburg,
Georg Heinrich Schöttle,
Oberregierungsrath Bitzer,
Dr. Th. Günther,
Werkmeister Arnold,
Dr. Dulk,
Oberjustitzrath Köstlin,
Richard Schaeuffelen von Heilbronn,
Apotheker Walter,
Reallehrer Albert Fischer,
Salineninspector Schlönbach in Salzgitter,
van Carp aus Holland,
Apotheker Finckh,
Inspector Schübler von Esslingen.

Zusammen 28

— 416

Hievon ab die ausgetretenen Mitglieder, und zwar die Herren:
Oberförster v. Fromm von Esslingen,
Fabrikant Dr. Weidenbusch von Darmstadt,
Holzverwalter Walcher von Wolfegg,
Hofrath v. Saucerotte von Strasburg,
Flossinspector Kuttroff von Calmbach,

Freiherr Ferd. v. Hornstein von Weiterdingen,
Revierförster Jaeger von Lichtenstern,
Stadtbaumeister Fritz,
Repetent Wagner von Schönthal,
Posamentirer W. A. Brunnarius,
Apotheker Fr. Neidhardt,
Dr. Hallwachs, ... 12

die gestorbenen Mitglieder, nämlich die Herren:

Professor Hochstetter von Esslingen,
Kaufmann Weiler,
Mechanikus Seeger,
Professor Dr. Schlossberger von Tübingen,
Oberfinanzrath von Nördlinger,
Apotheker G. Roser von Hall,
Oberjägermeister v. Hiller von Gärtringen,
Apotheker Hahn v. Göglingen,
Revierförster Riegel von Adelmannsfelden, 9

21

über deren Abzug die Zahl der Mitglieder und Actien am Rechnungsschluss beträgt 395, somit Zunahme gegen fernd 7 Mitglieder und Actien.

Wahl der Beamten.

Der erste Vorstand, Professor Dr. v. Rapp in Tübingen, der zweite Vorstand, Oberstudienrath Dr. v. Kurr in Stuttgart, sowie die statutengemäss austretenden Ausschussmitglieder wurden durch Acclamation wieder gewählt.

Der Ausschuss besteht somit aus folgenden Mitgliedern:

Zurückgebliebene:

Oberreallehrer Dr. Blum in Stuttgart,
Finanzrath Eser in Stuttgart,
Professor Dr. Fleischer in Hohenheim,
Professor Dr. Fraas in Stuttgart,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger in Stuttgart,
Professor Dr. Köstlin in Stuttgart,

Oberstudienrath Dr. v. Kurr in Stuttgart,
Finanzrath Dr. Zeller in Stuttgart.

Wiedergewählte:

Professor Dr. v. Fehling,
Medicinalrath Dr. Hering,
Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Dr. W. Menzel,
Bergrath Dr. v. Schübler,
Hospitalverwalter Seyffardt, sämmtlich in Stuttgart.

Zu Ergänzungs-Mitgliedern des Ausschusses wurden in der Sitzung des Ausschusses vom 5. September gewählt:

Professor C. W. Baur,
Oberjustizrath Gmelin,
Chemiker Haas,
Chemiker Dr. Marx,
Dr. Paul Zech, sämmtlich in Stuttgart.

In eben derselben Sitzung des Ausschusses wurden die bisherigen Secretäre, Generalstabsarzt Dr. v. Klein und Professor Dr. Krauss, sowie der bisherige Kassier, Hospitalverwalter Seyffardt ersucht, ihre Aemter beizubehalten.

Die Versammlung schritt alsdann zur Wahl des Ortes für die nächste Generalversammlung. Es wurde Esslingen und Fabrikant Karl Deffner zum Geschäftsführer erwählt.

Nekrologe.

Nekrolog des Herzogs Paul Wilhelm Friedrich von Württemberg, vorgetragen von Oberstudienrath Dr. v. Kurr.

Ich erfülle heute eine ebenso schmerzliche als ehrenvolle Pflicht, wenn ich es versuche, ein gedrängtes Bild von dem Leben und Wirken eines Mannes zu entwerfen, dessen Namen seit dem Entstehen unseres Vereins unter der kleinen Zahl seiner Ehrenmitglieder geglänzt, wie er in der Reihe reisender Naturforscher von jeher eine ehrenvolle Stelle eingenommen hat. Wenn Fürsten Kunst und Wissenschaft fördern und beschützen, so hat es immer

die Mit- und Nachwelt mit gebührendem Dank erkannt, wenn sie aber selbstthätig sich dabei erweisen, ja Gut und Blut dafür einsetzen und den schönsten Theil ihres Lebens der Wissenschaft aufopfern, so verdient diess gewiss in noch höherem Grad unsere Anerkennung, denn dadurch wird die Wissenschaft nicht nur geehrt, sondern auch wesentlich erweitert und gefördert.

S. Hoh. Herzog Paul Wilhelm Friedrich von Württemberg war der zweite Sohn des verewigten Herzogs Eugen Friedrich Heinrich von Württemberg aus dessen dritter Ehe mit der verewigten Frau Herzogin Louise, gebornen Prinzessin von Stolberg-Godern und wurde geboren den 25. Juni 1797.

Er erhielt seine Erziehung in Stuttgart unter der Vorsorge des verewigten Königs Friederich, welcher es sich zur Pflicht machte, ihm die besten Lehrer zu verschaffen. Ausser den Sprachen zog ihn besonders der Unterricht des Professor Lebret, eines in der Schule Cuvier's, Jussieu's, Hauy's und Gay-Lussac's herangebildeten Mannes, an, welcher ihm eine gründliche Anleitung zum Studium der Naturwissenschaften gab und die Seele des Schülers für die Naturgeschichte insbesondere zu begeistern verstand. Schon im Mai 1806 ernannte ihn sein königlicher Oheim zum Hauptmann à la suite in seiner Garde. Ob und wie lange er in dem activen Dienst stand, wissen wir nicht. Am 20. Mai 1817 trat er, bereits zum Generalmajor befördert, aus und widmete sich von nun an ausschliesslich dem Studium der Naturgeschichte, so dass er schon im October 1822 seine erste Reise nach dem nördlichen Amerika antreten konnte; dieselbe dauerte bis Dezember 1824 und wurde in Begleitung eines der Jagd kundigen Dieners ausgeführt. Sie erstreckte sich über die Länder am Mississippi, Ohio und Missouri und wurde zu naturhistorischen und ethnographischen Beobachtungen aller Art, sowie zum Einsammeln von Mineralien, Pflanzen und Thieren aus allen Classen, besonders aber von Vögeln, verwendet, welche ihn immer ganz besonders anzogen. Die Ergebnisse dieser mit grossen Strapazen und mancherlei Fährlichkeiten verbundenen Reise wurden in einer Schrift: „Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24, Stuttgart Cotta 1835" niedergelegt, welche, in Form eines Tagebuchs abgefasst und von

einer schönen Karte begleitet, den Beweis liefert, dass der Reisende nicht nur zu beobachten und zu sammeln, sondern auch zu schildern verstand, und dass sein menschenfreundliches Betragen ihm überall Eingang und Anerkennung verschaffte. Am 17. April 1827 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie Dorothea Caroline von Thurn und Taxis, und erhielt das vormals deutschmeister'sche Schloss Mergentheim zur Residenz angewiesen, wo er hinlänglich Raum fand, seine ersammelten Naturalien aufzustellen und zu ordnen. Aus dieser Ehe ist ihm ein Sohn, Herzog Maximilian, geblieben, welcher den 3. September 1828 geboren wurde.

Im Jahre 1829 unternahm er seine zweite Reise nach Amerika und durchforschte bis 1832 die nördlichen Provinzen von Mexico, die angrenzenden Theile der Vereinigten Staaten und die noch wenig bekannten Inseln und Küsten des mexicanischen Meerbusens. Als im Jahre 1834 die deutschen Naturforscher und Aerzte in Stuttgart ihre Versammlung hielten und er selbst persönlich zu erscheinen verhindert war, wurde in seinem Auftrag ein Theil seiner Zeichnungen und Beobachtungen denselben vorgelegt, welche allgemeine Anerkennung fanden. Im September 1839 unternahm er eine Reise in die theilweise noch unerforschten Länder des obern Nil, indem er sich an eine militärische Expedition anschloss, welche der Vizekönig von Egypten, Mehemed Ali, unternehmen liess, von dessen Seite ihm auch die freundlichste Unterstützung zu Theil wurde. Dieselbe erstreckte sich über Oberegypten, Nubien und einen Theil von Fazogl, und bot dem erlauchten Reisenden vielfachen Stoff dar, geographische, physikalisch-meteorologische und naturhistorische Beobachtungen anzustellen und seine Sammlungen zu erweitern. Im August 1840 kehrte er vielfach befriedigt zurück und nun galt es die reichen Schätze näher zu untersuchen und zu ordnen. Dazwischen folgten kleinere Reisen nach Algerien, England, Frankreich und Oesterreich; auch nahmen ihn Arbeiten bei der Kammer der Standesherren, deren Mitglied er war, vielfach in Anspruch. Im Frühjahr 1849 wurde eine dritte Reise nach Nordamerika gemacht, welche sich bis zum Herbst 1856 verlängerte; er reiste über Bremen nach New-Orleans, Texas, Durango und Mazatlan, sodann über den Isthmus von Panama, durch-

jede Art von Applicanten ſo liberal als möglich verfuhren. Auf dieſe Art wurde zwar der Klage über Monopol theilweiſe abgeholfen, aber das Uebel der Korporationen ſelbſt auffallend vermehrt. — Die Neuhinzugekommenen concurrirten mit den alten und verminderten ihren Gewinn, und mit dieſem zugleich ihre Stabilität und die Fähigkeit der Privaten, gegen das wachſende Heer der größtentheils unverantwortlichen Bankgeſellſchaften anzukämpfen. — Dem Nationalreichthum ſind ſie eher ſchädlich als nützlich, denn da die Geſchäfte der Körperſchaften nicht von den Theilhabern ſelbſt, ſondern von hiezu angeſtellten und dabei nicht intereſſirten Beamten verwaltet werden, ſo kann man mit Sicherheit annehmen, daß dabei weniger gewonnen wird, als bei der Führung ähnlicher Geſchäfte von Privatperſonen. Erklärte doch ſchon Herr Jones Loyd vor der Committee des Unterhauſes über die Bankangelegenheiten, „er halte dafür, daß Banken mit vereinigtem Fond in Allem mangelhaft ſind, was zur Betreibung von Bankgeſchäften erforderlich iſt, mit Ausnahme der vermehrten Sicherheit.“* „Die Bankgeſchäfte“ fuhr er fort, „verlangen mehr, als jeder andere kaufmänniſche Betrieb, beſondere Perſonen, welche auf alle Details aufmerkſam ſind, und fortwährend, täglich, ſtündlich jedes vorkommende Geſchäft beachten. — Auch erfordern dieſelben ſchnelle Entſcheidung bei vorkommenden Anſtänden, in manchen Fällen eine Entſcheidung, welche keinen Verzug für nachherige Berathung mehr geſtattet; eben ſo verlangen ſie vollkommene Discretion hinſichtlich der beſondern Umſtände jedes einzelnen Falls. Da nun aber Banken mit vereinigtem Fond nothwendig ihre Geſchäfte durch Angeſtellte betreiben müſſen, und nicht durch einen Principal, ſo können ſie, vermöge der Beſchränkungen ihrer allgemeinen Vorſchrift, nicht mit ſo zarter Rückſicht auf den Unterſchied in Charakter und Zahlungsfähigkeit

* Weil in England, wie bereits mehrmals erwähnt, die Theilhaber dieſer Banken mit ihrem ganzen Vermögen für alle von dieſen eingegangenen Verbindlichkeiten gut ſtehen. In Amerika iſt der Fall umgekehrt. Dort haftet jeder Bankactionär für die Schulden des Inſtituts nur bis zum Betrag ſeiner Actien, während doch das ganze Vermögen eines Privatmanns für jede von ihm eingegangene Verpflichtung in Anſpruch genommen werden kann. Die Banken ſind daher dort noch weniger verantwortlich als einzelne Individuen.

kreuzte die östlichen und nördlichsten Theile der Vereinigten Staaten, die Felsengebirge, später auch Südcarolina, und wollte auch noch nach Australien abgehen, allein das Schiff, welches er zu diesem Behufe in New-York bestiegen hatte, musste in Brasilien landen, und er sah sich nun veranlasst, von Bahia aus Rio Janeiro, Montevideo und Uruguay zu besuchen. Als ihm hierauf von dem Befehlshaber der französischen Station im Laplata Gelegenheit geboten wurde, durch die Maghellanische Meerenge an die Westküste von Südamerika zu gelangen, benützte er dieselbe, um der Reihe nach Chile, Bolivia, Peru und Ecuador zu besuchen. Abermals durchzog er die Landenge von Panama, durchforschte das Ufergebiet der südlichen vereinigten Staaten, einen Theil von Canada und das Oregon-Gebiet, zuletzt noch Florida, bis er im Herbst 1856 glücklich und reichlich beladen mit Schätzen zurückkehrte. Sein Aufenthalt in Europa wurde theils in Bremen, theils zu Carlsruhe in Schlesien zugebracht und dann eine abermalige Reise nach dem untern Mississippi unternommen, um weitere Untersuchungen über das Delta anzustellen. Im Jahr 1858 sehen wir ihn im Begriff das Endziel seiner Wünsche, Australien zu besuchen, so dass er am 10. August 1858 von Melbourne aus berichten konnte, er sei nach einer glücklichen Fahrt von 94 Tagen glücklich in der Philippsbay auf Neuholland angekommen. Von hier aus gedachte er der Reihe nach Adelaide, New-Sidney, Neu-Seeland, Tasmanien, die Sundainseln, Ceylon und China zu besuchen und dann über Egypten zurückzukehren, was auch zu Anfang des Jahrs 1859 geschah. Nach seiner Rückkehr wurde eifrig an dem Ordnen seiner umfassenden Manuscripte und Sammlungen gearbeitet. Im November 1860 kehrte er aus Carlsruhe in Schlesien nach Mergentheim zurück, am 21. November erkrankte er und erlag am 25. desselben einer kurzen, aber schmerzlichen Krankheit, ohne die Freude erlebt zu haben, die Ergebnisse seiner vielfachen Mühen und Strapazen in gewünschter Ordnung aufgestellt zu sehen und zum Gemeingut der Wissenschaft gemacht zu haben. Seine Sammlungen erstrecken sich nicht nur auf geographische, ethnographische und antiquarische Gegenstände, sondern auch auf alle Zweige der Mineralogie, Geognosie, Botanik und Zoologie und bieten daher den

Besuchern des Schlosses Mergentheim, wo sie aufbewahrt sind, vielfaches Interesse dar. Seine hinterlassene Bibliothek und viele Mappen mit den werthvollsten Zeichnungen ausgestattet, sowie die zahlreichen Manuscripte des Verewigten verdienen sicher auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Hoffen wir, dass alle diese Schätze unserem engeren Vaterland erhalten werden!

Herzog Paul war ein stattlicher, eben so liebenswürdiger als vielseitig gebildeter und kenntnissreicher Mann, dessen Freundlichkeit und Wohlwollen nicht allein näherstehende Freunde und Bekannte, sondern auch Fremde und Nothleidende zu geniessen hatten. So traf er z. B. auf seiner letzten Reise über den Isthmus einen jungen Landsmann, welcher aus Californien zurückkehrend, nicht nur alle seine Habseligkeiten, sondern auch seine Gesundheit eingebüsst hatte. Kaum war der Herzog davon in Kenntniss gesetzt, so suchte er den Kranken auf, verschaffte demselben die nöthige Pflege und verliess ihn nicht eher, bis er ihn hergestellt sah und mit Mitteln für seine Weiterreise versehen hatte. Sein Name wird in den Jahrbüchern der Naturwissenschaften und der Länder- und Völkerkunde stets unvergessen bleiben.

Nekrolog des Oberfinanzraths v. Nördlinger, vorgetragen von Finanzrath Dr. Zeller.

Meine Herren! Bald ist ein Jahr vorüber seit aus unserer Mitte der Nestor dieses Vereins geschieden ist, ein Mann, der wie jener alte Grieche nicht bloss drei Menschenalter durchlebte, sondern auch bis tief in das dritte hinein eine körperliche und geistige Frische bewahrt hat, um die manche Jüngeren ihn beneiden mochten. Die eigenthümliche Art, wie sein Talent unter gedrückten äusseren Verhältnissen sich Bahn gebrochen und die vielseitige Thätigkeit, womit er viele Jahre lang in verschiedenen Berufszweigen gewirkt hat, werden es rechtfertigen, wenn ich mir erlaube, Ihnen aus seinem Lebenslauf nach den veröffentlichten Nekrologen und seinen von der Familie des Entschlafenen mir freundlich mitgetheilten eigenen Aufzeichnungen Einiges vorzutragen.

Am 28. September 1771 wurde dem Bortenmacher Christoph Friedrich Nördlinger in Pfullingen sein erstes Kind, Julius Simon,

geboren, mit dem er im folgenden Jahr, um besseren Fortkommens willen, nach Tübingen übersiedelte. Der Knabe, durch Fleiss und Talent ausgezeichnet, war in allen Klassen der lateinischen Schule, die er besuchte, fast immer der Erste und konnte als eine Seltenheit von sich rühmen, dass er ganze Jahreskurse ohne Anwendung des damals vorherrschenden hölzernen Zuchtmittels durchlaufen habe. Der dem hervorragenden Schüler sehr gewogene Rector Schmid suchte zu bewirken, dass sein Vater ihn studiren lasse; indessen hatte der Junge selbst keine Lust dazu, weil ihm bei den beschränkten Mitteln seiner Eltern nur das durch die unentgeltliche Verpflegung in den Seminarien erleichterte Studium der Theologie, das ihm nicht zusagte, in Aussicht stand. Er wurde nun im Alter von 14 Jahren als Bortenmacher-Lehrling bei seinem Vater eingeschrieben. Allein das Handwerk, obgleich er es mit Fleiss und Gründlichkeit erlernte, befriedigte ihn nicht. Er hatte besondere Anlage zum Zeichnen und zur Mathematik. In jenem bildete er sich weniger durch den dürftigen Unterricht, den er um 2 — 3 kr. für die Stunde erhielt, als durch gemeinschaftliche Uebung mit einigen strebsamen Freunden aus, zu denen gewöhnlich die Sonntags-Nachmittage verwendet wurden, während Vormittags anstrengende Spaziergänge den Grund zu der kräftigen Körperbeschaffenheit legten, durch welche der in den Knabenjahren eher schwächliche und viel von Kinderkrankheiten heimgesuchte Mann später sich auszeichnete. Mathematische Studien trieb Nördlinger theils in seiner Dachkammer bei Mondschein, theils während er am Stuhl arbeitete; denn er hatte sich angewöhnt, neben der Webarbeit Bücher zu lesen. Treulich stand ihm hiebei sein Freund Buzengeiger, nachher Professor der Mathematik in Freiburg, zur Seite. Der Hang zur Malerei veranlasste in Nördlinger den Wunsch, in die hohe Karlsschule aufgenommen zu werden; als er aber einst seinen Vater wie zufällig fragte, was wohl geschehen könnte, wenn ein junger Mensch persönlich den Herzog um Aufnahme bäte und ihm die Antwort wurde: „wenn er so gross wäre, wie du, könnte er wohl in die Legion (die damalige Leibgarde) gesteckt werden," vergingen ihm alle derartige Gedanken.

Vom 17. Jahr an wurde Nördlinger von seinem Vater von Zeit

zu Zeit auf Reisen geschickt, um Seidehandel zu treiben; im Jahr 1792 ging er als Geselle auf die Wanderschaft und arbeitete in Frankfurt, Mainz und Strassburg, wohin er, statt der Nationalkokarde ein Sträusschen von blauen, rothen und weissen Blumen am Hut, unangefochten kam. Als Anhänger der Grundsätze der französischen Revolution besuchte er in Strassburg Abends fleissig den Jakobinerklubb, zog auch für seinen Meister in dessen Nationalgardisten-Uniform auf die Wache. Aber bald empörte sich sein sittliches Gefühl und sein Verstand gegen die immer zügellosere Richtung der zur Herrschaft gelangten Jakobiner, und als nach der Absetzung des allgemein geachteten Maire Dieterich unwürdige Menschen in die Munizipalität gelangten, unter Anderen ein Schuster, über den ihm im Beiseyn von dessen Gesellen der Spott entfiel: „der Schusterkneipen werde sich schön neben der dreifarbigen Schärpe ausnehmen," fühlte er sich in Strassburg nicht mehr sicher und gelangte nicht ohne Gefahr, durch die Schweiz, 1793 wieder in die Heimath. Auf dieser Reise wurde ihm von einem Lieutenant, mit dem er zusammen reiste, und der seine durch den Zustand der Kasse begründete Vorliebe für frische Milch bemerkte, vergeblich zugeredet, Melker bei dessen Vater zu werden.

Durch Buzengeiger mit dem kirchenräthlichen Forstgeometer Zais bekannt gemacht, trat Nördlinger, der seine Lieblingsstudien, Zeichnen und Mathematik neben dem Handwerk nie vernachlässigt hatte, bald darauf bei diesem als Gehülfe ein, musste jedoch 1796 Soldat werden, wobei er aber auf Verwendung des Kirchenraths bedeutende Erleichterung im Dienst und endlich seinen Abschied erhielt. Von nun an arbeitete er 8 Jahre lang selbstständig und mit grossem Erfolg an der Vermessung und Kartirung der kirchenräthlichen Waldungen in verschiedenen Theilen des Landes, besonders in der Gegend von Heidenheim, wo er, längere Zeit in Königsbronn sich aufhaltend, sich mit den dortigen Hüttenwerken bekannt machte und daneben eifrig Mineralogie, Botanik, Entomologie und Chemie studirte. Durch eine für die Hüttenverwaltung gefertigte Arbeit über ein neues Cylindergebläse erregte er die Aufmerksamkeit des nachmaligen Ministers von Otto; eine Abhandlung über die Basaltfindlinge in der Gegend von Offenhausen veranlasste die na-

turforschende Gesellschaft in Schwaben, ihn zum correspondirenden Mitglied zu ernennen. Hauptsächlich aber bewirkten im Jahr 1804 eine nach der damals neuen Lehmann'schen Manier ausgeführte Terrainkarte der Gegend von Heidenheim, welche auf Befehl des Kurfürsten den Genieoffizieren zur Nachahmung zugestellt wurde und ein später in den Verhandlungen der Forstacademie zu Dreissigacker, welche den Verfasser zum Mitglied ernannte, gedruckter Aufsatz über Waldwerthsberechnung, dass ihm auf Antrag des Kirchenraths die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise auf Staatskosten gewährt wurden.

Auf dieser meistens zu Fuss und unter manchen Abenteuern und Entbehrungen ausgeführten Reise, welche vom August 1804 bis October 1806 dauerte, besuchte Nördlinger alle bedeutenderen Berg- und Hüttenwerke Deutschlands und Ungarns, hielt sich längere Zeit in den Forst-Instituten zu Tharand, Dreissigacker und Dillenburg, auch in Berlin und Göttingen auf, machte die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten der damaligen Zeit und wurde als ein Mann, dessen Arbeiten bereits Aufmersamkeit erregt hatten, überall mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die er in seiner Bescheidenheit kaum gehörig zu benutzen verstand. Zu schüchtern z. B. um Humboldts Einladung zu einem Abschiedsbesuch zu folgen, erfuhr er erst später, dass derselbe bereits eine Anzahl Empfehlungsbriefe, mit denen er ihn versehen wollte, geschrieben hatte. Desto eifriger benützte er seine Reise zu mineralogischen, chemischen und botanischen Studien, machte mit seiner grossen Rüstigkeit und Ausdauer Excursionen nach allen Richtungen und brachte werthvolle Sammlungen und Notizen aller Art zusammen, wovon einige an die Regierung eingesandte und mit Beifall aufgenommene Abhandlungen zeugen. Doch fehlte es auch nicht an anderen Genüssen; z. B. während eines mehrwöchigen Aufenthalts in Eisenstadt in Ungarn, wo Nördlinger die unter Haydns Direction stehende Kapelle des Fürsten Esterhazy bewunderte und mit dem Componisten Hummel gewöhnlich zusammen speiste. Während der Reise wurde er durch die Ernennung zum Professor der Kameralwissenschaften in Tübingen überrascht, welche aus Veranlassung eines Antrags des Kirchenraths auf weitere Reiseun-

terstützung am 6. August 1805 erfolgte. Bei der hohen Vorstellung, welche er als Autodidact sich von den wissenschaftlichen Erfordernissen zu einer solchen Stelle machte, glaubte er derselben nicht gewachsen zu sein, auch befürchtete er, sein früherer Beruf könnte seinem Wirken in Tübingen hinderlich sein und bat um Enthebung von der Professur, welcher anfangs abgewiesenen Bitte durch seine Ernennung zum Forst- und Bergrath den 17. März 1806 entsprochen wurde.

Im Jahr 1809, nach Ablehnung eines aus Eisenstadt erhaltenen Antrags in die Dienste des Fürsten Esterhazy zu treten, wurde er zum Oberöconomierath im landwirthschaftlichen Departement ernannt, behielt sich jedoch seine bisherige Stelle vor und wurde, nachdem er die Gestütswaiden zu Offenhausen und Marbach eingerichtet hatte, 1812 von der landwirthschaftlichen Stelle wieder enthoben. Während dieser drei Jahre war er gleichzeitig Oberöconomie-, Forst-, Berg-, Salinen- und Münzrath und hatte in fünf verschiedenen Collegien Dienste zu leisten. 1818 zum Oberfinanzrath ernannt, war er alleiniger Referent der Oberfinanzkammer in allen Forst-, Berg-, Hütten- und Salinen-Angelegenheiten und versah, nur in Forstsachen vom Jahr 1840 an durch einen zweiten Rath unterstützt, diese umfangreiche Stelle bis zu seinem 80. Jahre, indem er 1850 bei Auflösung der Oberfinanzkammer mit der Eigenschaft als Ehren-Vorsitzender der neu gebildeten Forstdirection in den Ruhestand trat. Doch nahm er auch nachher an den Sitzungen dieser Behörde sowohl, als auch der Centralstelle für die Landwirthschaft, deren Mitglied er seit 1847 war, häufig Theil und selbst, nachdem im Mai 1857 ein Schlaganfall seine Kräfte geschwächt hatte, erschien er noch von Zeit zu Zeit in den Sitzungen, bis zunehmende Altersschwäche ihm das Ausgehen verbot und er nach wiederholten apoplectischen Anfällen am 28. Juni 1860, fast 89 Jahre alt, sanft entschlief.

Von seiner vielseitigen Berufsthätigkeit sei es nur gestattet, die vielen durch ihn besorgten Waldankäufe, forstlichen Wirthschaftsplane, die Einrichtung der Scheiterholzflösserei auf dem Kocher, die nach seiner Anleitung ausgeführte Erbohrung des Steinsalzwerks Wilhelmsglück, Bohrungen in den Bädern zu Wildbad und Teinach,

die Einrichtung der Köhlereien im Ellwanger Forst, die im Sternenfelser Stubensandstein 1818 nicht ohne Erfolg vorgenommene Goldwascherei, anzuführen. Er bewirkte die Bildung einer Actiengesellschaft zur Bodenseedampfschifffahrt und besorgte 30 Jahre lang unentgeltlich alle technischen Geschäfte derselben; ihr 1824 in Betrieb gesetztes Dampfboot Wilhelm war das erste Dampfschiff in Deutschland. Er war Mitbegründer und bis zum Jahre 1840 Vorstand des hiesigen Kirchengesang-Vereins, Mitglied des Liederkranzes, des Kunstvereins, der Weinverbesserungsgesellschaft, des Griechenvereins etc. Auch unser Verein für vaterländische Naturkunde verdankt ihm, wenigstens indirect, die Auffindung mancher interessanter Pflanzen und Thiere, hauptsächlich aber die Aufbewahrung der Ergebnisse der unter seiner Leitung vorgenommenen Bohrungen, welche, nebst vielen interessanten naturwissenschaftlichen Notizen, von der Familie des Entschlafenen für unsere Sammlungen bestimmt sind.

Nördlinger erfreute sich nicht bloss einer guten Gesundheit, sondern er war auch gegen Strapazen ungewöhnlich abgehärtet. Noch im Alter von mehr als 70 Jahren konnte er Wochen und Monate lang Tag für Tag und bei jeder Witterung die anstrengendsten Märsche ausführen, angelaufene Flüsschen halbentkleidet überschreitend und zu jeder Jahreszeit bei offenem Fenster schlafend. Bei den Forstvisitationen hatte mancher jüngere Förster nicht über das persönlich humane Benehmen des bejahrten Visitators, wohl aber über das Maass von körperlicher Anstrengung und Enthaltsamkeit, das er bei seinen Begleitern in Anspruch nahm, zu klagen. Wie sein Körper, so war auch sein Charakter zäh und fest, unbeugsam an dem für richtig Erkannten festhaltend, rückhaltslos und scharf entgegenstehende Meinungen bekämpfend. Neue Projecte eignete er sich nur nach der sorgfältigsten Prüfung an. Grosse Sorge machte ihm die unter den jüngeren Forstmännern nach und nach zur Geltung gekommene Ansicht über die Zulässigkeit von stärkeren Holzfällungen und liberalerer Behandlung der Wald-Ausstockungs-Gesuche, der er mit Entschiedenheit entgegentrat. „Ich würde mich gerne in den Ruhestand zurückziehen," sagte er mir vor etwa 15 Jahren, „aber es ist mir um meine Bäume." „Auf vorübergehend

wohlfeilere Holzpreise," prophezeite er zu Anfang des letzten Jahrzehends, „werde eine um so grössere Theurung folgen," und diese Vorhersagung ist allerdings noch bei seinem Leben in Erfüllung gegangen.

Nördlinger war zweimal verheirathet. Aus der ersten Ehe überleben ihn eine verheirathete Tochter und drei Söhne, aus der zweiten eine Tochter. Die hervorragenden Eigenschaften des Vaters haben sich auf die Söhne gleichsam vertheilt, indem der Eine im Gebiet der bildenden Kunst, der Zweite im Forstfach, der Dritte als Eisenbahn-Techniker, dem Namen ihres Vaters Ehre machen.

Vorträge.

I. Kunstgärtner A. Hvass theilte seine Erfahrungen über das Wachsthum der *Wellingtonia gigantea* mit und zeigte an schönen Exemplaren, wie die aus Samen gezogenen Pflanzen einen stärkeren und regelmässigeren Wuchs haben, als die, welche durch Stecklinge vermehrt werden. Diese Pflanze verdient nach seiner Ueberzeugung die grösste Aufmerksamkeit von Seiten der Forstwirthschaft, da es ausser Zweifel sei, dass sie in unserm Klima im Freien ausdauere. Die Kultur ist äusserst einfach und ganz den übrigen Coniferen analog; nur ist zu bezweifeln, ob der Samen im Freien keimen wird. Allein selbst wenn die erste Anzucht in Frühbeeten geschehen müsste, wie diess bis heute der Fall war, so lohnt es doch, dieselbe im grösseren Massstabe vorzunehmen, weil für die Bestockung einer bedeutenden Fläche verhältnissmässig sehr wenige Pflanzen erforderlich sind und man so lange bis sie gehörig erstarkt den übrigen Raum für andere Kulturen benützen kann. Ausserdem wächst der Baum rascher als alle übrigen Coniferen und muss demzufolge auch bald einen Ertrag gewähren. — Er richtet die dringende Aufforderung an sämmtliche Förster des Landes, unverweilt diesen für die künftigen Generationen so nützlichen Baum in unsern Wäldern zu pflanzen.

II. Oberstudienrath Dr. v. Kurr sprach über den sogenannten Muschelkalk, welcher in Ostindien beim Betelkauen verwendet wird.

Bekanntlich ist in Indien der Gebrauch des Betels unter dem Volk so allgemein wie in manchen Gegenden Deutschlands derjenige des Tabaks, und zwar ist es das Kauen der Blätter vom *Piper Betle L.*, welches unter Zusatz von zerriebener Arekanuss und etwas Kalk allgemein getrieben wird. Die Betelblätter sind scharf und gewürzhaft und erregen beim Kauen eine vermehrte Speichel- und Schleimabsonderung im Munde, welche, wie es scheint, durch die eben erwähnten Zusätze gesteigert wird. Wie weit das Betelkauen erregend auf das Nervensystem und vielleicht schützend gegen nachtheilige klimatische Einflüsse wirke, und wie weit es Hunger und Durst stille oder sonst Befriedigung gewähre, vermag ich nicht anzugeben, es scheint aber hierin eine ähnliche Wirkung wie der Tabak zu äussern, und jedenfalls ist so viel gewiss, dass durch frühen und anhaltenden Gebrauch desselben die Zähne dermassen leiden, dass man häufig junge Männer von kaum 25 Jahren sehen kann, welche dadurch um alle Zähne gekommen sind. Dieser Uebelstand scheint hauptsächlich dem Zusatz des Kalkes zugeschrieben werden zu müssen, welcher wie Betel und Arekanuss sammt Reibapparat in besonderen oft zierlichen Büchsen in der Tasche getragen wird. Dieser Kalk (wovon ich hier ein Muster zur Einsicht vorlege) stellt ein schneeweisses Pulver dar, und hat einen alkalischen Geschmack. Nach der Angabe eines glaubwürdigen schon lange in Indien ansässigen Bekannten wird er aus einer Baumrinde durch Einäscherung gewonnen und sehr theuer verkauft. Die Rinde, wovon ich ebenfalls ein Stück vorlege, stammt vom Kalappenbaum *(Terminalia coriacea Migh.)* einem stattlichen, zu der Familie der *Combretaceen* gehörigen Baume, welcher in Ostindien häufig ist. Ich war begierig zu erfahren, ob es wahr sei, dass die Asche derselben wirklich so kalkreich sei, und äscherte daher ein Stück davon ein. Wirklich lieferten dieselben durchs Verbrennen eine schneeweisse kalkreiche Asche, welche mit dem aus Indien erhaltenen Kalkmehl äusserlich übereinstimmte. Sie ist besonders in der verhältnissmässig sehr dicken Bastschichte in solcher Menge enthalten, dass man nach dem Verbrennen ein förmliches Faserskelett erhält, das vor dem Löthrohr wie Kreide leuchtet und die vom Kalk bekannte Röthung der Flamme verursacht. Mit destillirtem Wasser

übergrossen löst sich etwas kohlensaures Kali daraus auf und die Lösung bläut das geröthete Lakmuspapier stark; der weisse Rückstand löst sich unter lebhaftem Aufbrausen völlig in verdünnter Salzsäure. Der weisse staubartige Kalk aus Ostindien dagegen gibt in reinen Wasser eine nur geringe Menge Kali ab, so dass es scheint, die Asche sei mit Wasser ausgelaugt worden ehe sie als Kalk in den Handel gebracht wurde. Ob nun das vorliegende Kalkmehl allein aus der angeführten Rinde stammt oder vielleicht mit gebranntem gewöhnlichem Kalk oder gebrannten Muschelschalen vermischt wird, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls scheint es mir der Beachtung werth zu sein, dass die Rinde des Kalappenbaums eine so erhebliche Menge kohlensauren Kalkes durch Einäscherung liefert.

III. Professor Dr. Krauss sprach über einige für Württemberg neue Säugethiere und über die in Württemberg erlegte Gemse.

Es ist eine der Aufgaben, die sich der Verein gestellt hat, zur Kenntniss der geographischen Verbreitung der Thiere genaue Verzeichnisse über die in Württemberg vorkommenden Arten zu geben. Schon in früheren Jahrgängen der Vereinsjahreshefte sind desshalb Verzeichnisse über die Arten einzelner Thierklassen bekannt gemacht worden. Indessen sind durch die dankenswerthen Bemühungen mehrerer Mitglieder und Freunde des Vereins wieder einige Säugethiere eingeschickt worden, welche bisher in der Zusammenstellung von Obermedizinalrath Dr. v. Jäger (Jahrg. I. p. 236) und in den Beiträgen zur Fauna Württembergs von Landbeck (Jahrgang IV. p. 88), Dr. A. Günther (Jahrg. IX. p. 221), Baron R. König-Warthausen (Jahrg. XII. p. 72) und von mir (Jahrg. XII. p. 117, XIV. p. 53, XV. p. 41) als in Württemberg vorkommend nicht angeführt worden sind.

Als einheimische Fledermäuse sind bis jetzt 8 Arten: *Rhinolophus hipposideros Herm., Rh. ferrum equinum Leach, Plecotus auritus Keys. et Blas., Synotus Barbastellus Keys. et Blas., Vesperugo Noctula K. et Bl., V. Pipistrellus K. et Bl., V. discolor K. et Bl.* und *Vespertilio murinus Schreb.*, angeführt worden. Hiezu kommen:

ihrer Geſchäftsfreunde geleitet werden; noch ſind ſie im Stande, die Hülfeleiſtung an Geſchäfte, die ſich in augenblicklicher Verlegenheit befinden, mit ſo ſorgfältiger Abwägung der günſtigen oder ungünſtigen Verhältniſſe jedes einzelnen Falls zu bemeſſen.“

Wodurch vertheilen aber, könnte man fragen, Körperſchaften dennoch ſo große Gewinnſte unter ihren Actionärs?

Wir wollen hier antworten

1) dadurch, daß es Individuen unterſagt iſt, dieſelben Geſchäfte zu betreiben;

2) dadurch, daß ſie von Pflichten und Verbindlichkeiten ausgenommen ſind, welchen Privatperſonen nachzukommen haben; und endlich

3) durch ihr größeres Kapital, womit ſie den Markt beherrſchen können. —

Aber mit allen dieſen Begünſtigungen ausgeſtattet, gelingt es ihnen doch ſelten, mit Privaten zu concurriren, bis ſie nicht durch ihr größeres Kapital, welches ihnen erlaubt, längere Zeit mit Verluſt zu arbeiten, letztere zu Grunde gerichtet und den Markt frei gemacht haben. Dies iſt die Urſache, warum in Amerika kein Privatbankier aufkommt, es ſey denn, daß er, wie Stephan Gerard in Philadelphia, eine Bank mit 5 bis 6 Millionen fondirt, die dann die andern Banken und die Geſchäftsleute zur Annahme ihrer Noten zwingen kann.*

Und welche Macht beſitzt die Regierung oder das Volk gegen dieſe vereinte Macht der Körperſchaften? Hierauf haben engliſche und amerikaniſche Staatsmänner, (in neueſter Zeit auch Michel Chevalier) geantwortet: durch die Gründung eines großen Centralinſtituts unter der Oberaufſicht der höchſten Staatsbehörde. Hierauf hat die Erfahrung bereits zweierlei erwidert. Erſtens iſt es durch die Geſchichte des Bankweſens in England und Amerika erwieſen, daß das Centralinſtitut nicht immer den Intereſſen der andern Banken

* Als die Noten der Gerardbank von den andern Banken in Philadelphia zurückgewieſen wurden, kaufte Gerard um viele hunderttauſend Thaler Noten der Philadelphiabanken auf, und präſentirte ſie an einem und demſelben Tag zur Einlöſung in Silber oder Gerardſchen Noten; dies Manövre machte ſeine Noten geſucht. —

Vesperugo Nathusii Keys. et Blas.

Blasius, Säugethiere Deutschlands pag. 58.

Diese Zwergfledermaus ist von der sehr verwandten *V. Pipistrellus* nur durch die Grösse und durch kleine Abweichungen in der Form der Zähne verschieden und desshalb bis jetzt übersehen worden. Ich habe sie in vorigem Herbst in Stuttgart gefangen.

Vespertilio mystacinus Leisler.

Blasius, l. c. pag. 96.

Die Bartfledermaus scheint bei uns nicht selten vorzukommen, denn ich habe sie im vorigen Jahre vom Mai bis September in mehreren Exemplaren von unseren für die Vermehrung der vaterländischen Sammlung sehr thätigen Vereinsmitgliedern Hermann Reichert aus Nagold, Schulmeister Ackermann aus Sersheim und von Forstwart Gawatz in Pfummern erhalten.

Vespertilio Daubentonii Leisler.

Blasius, l. c. pag. 96.

Von der seltenen Wasserfledermaus hat die Sammlung ein Männchen im Mai 1860 u. April 1861 ebenfalls durch Kaufmann Hermann Reichert aus Nagold erhalten.

Zu den früher verzeichneten den Insektenfressern angehörigen Spitzmäusen: *Crossopus (Sorex Pall.) fodiens Wglr und Sorex vulgaris L., (Araneus L.)* habe ich zwei weitere Arten hinzuzufügen:

Crocidura (Sorex Herm.) leucodon Wagler.

Blasius, l. c. pag. 140.

Die Feldspitzmaus ist durch die weissen Zähne und von der folgenden Art durch den sehr kleinen dritten einspitzigen Backenzahn des Oberkiefers leicht zu unterscheiden. Sie ist im Stuttgarter Thal häufig und von mir mehremal in Gärten gefangen worden. Schulmeister Ackermann hat im März auch ein Exemplar von Sersheim eingeschickt, das in einem Garten durch Abnagen der Nelken grossen Schaden verursacht hat. Die Spitzmaus soll die Blätter nicht angenagt, dagegen die ausserhalb

der Erde liegenden holzigen Ranken und Wurzeln verzehrt haben, was sich auch bei der Section bestätigt habe.

Crocidura (Sorex Schreb.) Araneus.

Blasius, l. c. pag. 144.

Die Hausspitzmaus, obwohl sicherlich ebenso verbreitet als die vorhergehende Art, habe ich aus Zwiefalten durch Oberförster Paulus und aus Nagold durch H. Reichert erhalten.

Unter den Spitzmäusen sind der Vereinssammlung am häufigsten die Wasserspitzmaus *(C. fodiens)* und die Feldspitzmaus *(C. leucodon)* eingeschickt worden; es ist zu erwarten, dass die weit verbreitete Zwergspitzmaus *(Sorex pygmaus Pallas)* auch noch bei uns aufgefunden werde.*

Diesen eben verzeichneten, nunmehr Württemberg als einheimisch angehörigen Säugethieren füge ich noch ein weiteres bei, das jedoch keinen Anspruch auf das Bürgerrecht in unserem engeren Vaterland machen kann. Ich meine nemlich die

Gemse

welche den 22. September 1859 bei dem alten Schloss Wartstein auf der Markung Erbstetten OA. Münsingen durch den Jagdpächter Stiehle in Erbstetten geschossen worden ist. Seine Majestät der König hat das frische Thier von Landjäger Reutter in Hayingen zum Geschenk erhalten und die Haut in die vaterländische Naturaliensammlung gestiftet.

In den alten würt. Chroniken ist nirgends eine Notiz zu finden, nach welcher jemals eine Gemse in Württemberg vorgekommen sein soll. Auch ist anzunehmen, dass dieser Gemsbock aus den bayerischen Alpen oder dem Voralberg auf irgend eine Weise verjagt wurde oder sich verirrt hat. Immerhin bleibt es auffallend, dass das Thier eine so weite Strecke durchlaufen und so lange in dieser Gegend sich aufhalten konnte, ohne erkannt und getödtet worden zu sein.

---

* Die verehrlichen Mitglieder des Vereins werden ersucht, ihre Aufmerksamkeit auch unsern kleinen Thieren, insbesondere den Fleder- und Spitzmäusen zuzuwenden und die Thiere sogleich nach dem Tode an mich zu schicken. Krauss.

Landjäger Reutter hat mir über ihren Aufenthalt bei uns mitgetheilt, dass die Gemse schon etwa ein Vierteljahr, ehe sie erlegt wurde, durch Jagdpächter Krauss in den Gemeindewaldungen Ehestetten im obern Lauterthal bemerkt, aber für einen jungen Hirsch gehalten worden sei. Ungefähr 14 Tage nachher sei sie auch durch Förster Federle in den Fürstenberg'schen Waldungen Reisach und 5—6 Wochen vor ihrem Tod dreimal durch Waldschütz Maier in den Freiherrn v. Späth'schen Waldungen in der Nähe von Anhausen und zu gleicher Zeit durch Hirtenknaben, die sie für ein schwarzes Schaaf hielten, auf den höchsten Felsen des Lauterthals gesehen worden. Stiehle, der sie für einen Bastard-Gaisbock gehalten hat, hat sie schon am 19. Sept. gesehen und längere Zeit auf sie gelauert.

Der Gemsbock, der 48 Pfd. gewogen hat, ist, nach den Hörnern zu schliessen, etwa 2 Jahre alt und im Sommerkleid mit Haaren im Uebergang ins Herbstkleid.

Die graue Rostfarbe des Leibes und der hell rostgelbliche Bauch der Gemsen im vollständigen Sommerkleid ist bei unserem Bock matt und abgeschossen. Der Fleck vor den Augen, zwischen den Nasenlöchern und der Oberlippe, sowie der Nasenrücken ist matt fahlgelblich. Die Stirne, Backen, Lippen und das Kinn sind gelblichweiss. Der Vorderhals, die Brust und die Vorderseite der Oberarme ist schwärzlich mit Braungrau gemischt. An der Seite des Leibs unmittelbar hinter den Vorderbeinen ist ein dreieckiger grauschwarzer Fleck. Am ganzen Thier ist nur die Stelle zwischen den Hinterbeinen und zwischen den Hoden und dem Schwanz weiss. Die Vorderbeine sind vorn braunschwarz, hinten mit fahlgelblichen Haarspitzen, die Hinterbeine vorn und hinten sowie über den Fersen braunschwarz, aussen auf dem Unterschenkel, sowie vorn und hinten am Mittelfuss mit fahlgelblichen Haarspitzen.

Länge des Kopfs von dem Rand der Oberlippe über den Nasenrücken bis zwischen die Hörner 18 C.M., Länge des Kopfes an der Seite, von der Nasenkuppe bis zur Mitte des Ohrs gemessen 20 C.M., Breite der Stirn, von dem innern Rand des einen Auges bis zum andern gemessen, 9 C.M., Höhe des Thieres an der Schulter 70 C.M., Höhe des Thieres am Kreuz 74 C.M.,

Länge des ganzen Thieres, von der Oberlippe über die Stirne und den Rücken bis zur Schwanzspitze 105 C.M.

IV. Prof. Dr. Krauss sprach ferner über einen:

weissen Dachs und andere Varietäten württembergischer Säugethiere.

Das Vorkommen der von dem gewöhnlichen Kleid abweichender Färbungen mancher Thiere bleibt immerhin eine noch nicht gehörig erklärte Erscheinung und ist für die Specialfauna eines Landes ebenso interessant als für die Naturgeschichte der Thiere im Allgemeinen. Aus diesen Gründen sind alle Varietäten unserer Thiere, ob sie sich nur auf einzelne Körpertheile beschränken oder über den ganzen Körper erstrecken, für die vaterländische Naturalien-Sammlung stets erwünscht, daher die Mitglieder und Gönner des Vereins wiederholt um gefällige Einsendung aller Farben-Abweichungen auch der der gemeinsten Thiere ersucht werden.

Schon im 12. Jahrgang unserer Vereinsschrift hat Freiherr R. König-Warthausen interessante Spielarten von Feldmäusen *(Arvicola arvensis S. Longch.)* und eine weissgraue Varietät eines Feldhasen bekannt gemacht, auch sind von mir im 14. und 15. Jahrgang mehrere Varietäten, unter anderm das seltene Vorkommen eines vollkommen weissen Steinmarders, Feldhasen und Eichhörnchens, beschrieben worden.

Es ist auffallend, dass der Sammlung von manchen württembergischen Thieren nicht selten Abweichungen in der Färbung eingeschickt werden und dass solche überhaupt auch in andern Ländern zuweilen vorkommen, wie z. B. die vom Maulwurf, Fuchs, Marder, Eichhörnchen, Hasen, Reh, von den Mäusen und Ratten, während Varietäten bei mehreren andern Thieren: den Fleder-, Spitz- und Haselmäusen, dem Igel, Dachs, Fischotter, Iltis, Wildschwein gar nicht oder höchst selten vorzukommen scheinen. Andere, bei uns regelmässig das Hermelin und zuweilen auch der Wiesel, wechseln mit der Jahreszeit ihre Farbe und legen im Winter ein weisses Kleid an.

Zu den seltensten Vorkommnissen gehört die

weisse Varietät vom Dachs.

Schreber führt im 3. Theil seiner Säugethiere an, dass 1724 in Sachsen ein weisser Dachs mit gelbröthlichen und dunkelkastanienfarbigen Flecken erlegt worden sei. Blasius gibt in seiner Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands keine Varietät vom Dachs an und kennt nach mündlichen Mittheilungen auch nicht eine solche.

Seltsamerweise wurden in Württemberg in einem Zeitraum von einem Jahr zwei weisse Dachse und zwar in ganz entgegengesetzten Theilen des Landes erlegt. Beide kamen leider erst, nachdem sie durch unkundige Hände als Schwarte zum Verkauf an den Kürschner abgezogen waren, zu unserer Kenntniss. Es war daher nicht mehr zu ermitteln, ob sie die rothen Augen der Kakerlaken hatten und welchem Alter sie angehörten.

Das eine Thier, wahrscheinlich ein Weibchen, wurde im Lembergwald bei Poppenweiler, OA. Ludwigsburg im Oktober 1859 geschossen und befindet sich durch die Bemühungen des Herrn Theodor Lindauer in der Sammlung des Vereins. Es ist weiss und an einigen Stellen ganz unsymetrisch graulich gefärbt, ähnlich, aber heller, wie an den Seiten des gewöhnlichen Dachs. Es hat zwischen den Augen und Ohren und zwar auf der linken Seite viel deutlicher als auf der rechten, einen graulichen Streifen, der das schwarze Band beim gewöhnlichen Dachs andeutet; hinter dem linken Ohr wird dieser Streifen fast Handbreit und reicht bis fast an die Schulter, hinter dem rechten Ohr verschmälert er sich ohne soweit rückwärts zu verlaufen. Die Ohren sind innwendig und an der Basis des Aussenrandes ebenfalls graulich gefärbt. Die grösste Ausdehnung erhält die graulicbe Färbung auf dem Rücken und zwar wiederum vorzugsweise auf der linken Seite. Sie beginnt oben hinter der linken Schulter mit einer Spitze, breitet sich nach hinten und links immer mehr aus und erstreckt sich bis zum Schwanz, linken Hintertheil und bis herab zum linken Fuss, der am Fersen einen grauen Flecken hat, der der dunkelste am ganzen übrigen Körper ist und an den schwarzen Fuss des gewöhnlichen Dachs erinnert. Auf der rechten Seite dagegen sind

nur am Kreuz und in der Nähe des Schwanzes einzelne dunklergefärbte Haare wahrzunehmen. Die beiden Vorderfüsse und der rechte Hinterfuss sind vollständig weiss. Der Schwanz ist etwas blasser als beim gewöhnlichen Dachs. Die Krallen sind weisslich.

Das andere Thier, ein altes Männchen, wurde im Herbst 1858 bei Hossingen, OA. Balingen geschossen und Herrn H. Ploucquet überbracht, der es später der Vereins-Sammlung zu überlassen so freundlich war. Es ist grösser und noch weisser als unser Exemplar und zeigt ebenfalls einige unsymetrische graulichе Flecken, aber sie sind noch heller als bei diesem, rundlich, fast gleich gross, von der Grösse einer Hand. Sie sind in der Weise vertheilt, dass je einer auf der rechten Schulter, mitten auf dem Rücken, oberhalb des linken Schenkels und vor dem Schwanz sich befindet. Ausserdem sind nur noch die Ohren inwendig und an der Basis des Aussenrandes einfärbig blassgraulich, an allen übrigen Theilen ist das Thier einfarbig weiss. Die Krallen sind weisslich.

Die graulichе Färbung, die übrigens bei beiden Thieren schwächer ist als beim gewöhnlichen Dachs, wird durch die Farbe der steiferen Haare hervorgebracht, die an der Spitze weiss, etwa fingerbreit unter dieser bräunlich oder graulich gefärbt und an ihrer Basis immer weiss sind. Aber bemerkenswerth ist es, dass gerade die reinschwarze Färbung des gewöhnlichen Dachs, am Kopf, Bauch, an der Brust und allen Füssen, von der weissen vollständiger verdrängt ist als die hellere, graumelirte auf dem Rücken, wo die Haare auch beim gewöhnlichen Dachs an der Basis weiss sind.

Ein ähnliches Verhältniss der Färbung habe ich auch an dem surinamischen Tayra *(Galictis barbara L.)* beobachtet, wovon Kappler ausser mehreren gewöhnlichen auch zwei Exemplare einer gelblichweissen Varietät geschickt hat. Hier hat gerade der Vorderkopf dieselbe hellbraune Farbe, also auch wieder den hellsten Theil der Färbung, wie beim gewöhnlichen Tayra beibehalten, während die übrigen Theile des Körpers und alle Füsse, die sonst dunkelschwarz, bei der Varietät rein einfärbig gelblichweiss gefärbt sind.

Graulichweisse Varietät vom Fuchs.

In der Sammlung von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg in Weikersheim befindet sich eine interessante Varietät eines Fuchses von gewöhnlicher Grösse, der im Januar 1859 bei Weikersheim geschossen wurde und etwa 2—3 Jahre alt, also nicht wegen hohen Alters grau gefärbt war.

Die Farbe des Körpers ist graulich weiss, und zeigt nur auf dem Rücken wegen der blassgelblichen Haarspitzen einen röthlichen Schimmer. Die Wollhaare sind bläulich grau. Zwischen der Nase und den Augen ist er graulich mit gelblichem Anflug, zwischen den kohlschwarzen Schnurrhaaren und dem Auge hat er einen schwärzlich grauen Fleck. Hinter den Ohren ist er schwarz und auf der Brust weiss wie der gewöhnliche Fuchs. Die schwarze Färbung der Füsse erstreckt sich etwas höher herauf als beim gewöhnlichen, und durch einige weisse Haarspitzen erscheint die Färbung wie melirt, was an den Hinterfüssen am deutlichsten ist. Am Schwanz sind die Haare oben röthlich grau mit schwarzen Spitzen.

Schwärzliche Varietäten vom Fuchs.

Solche Spielarten kommen häufiger vor als die graulichweisse. Die vaterländische Naturalien-Sammlung besitzt zwei Exemplare.

Ein schönes Männchen wurde von Seiner Kön. Hoheit dem Kronprinzen in dem Staatswald von Böblingen im Januar 1858 geschossen und von Seiner Hoheit dem Prinzen Hermann zu Sachsen Weimar dem Verein zum Geschenk gemacht.

Dieser Fuchs hat einen schwärzlichen Fleck zwischen dem Auge und den Bartborsten, ist am Kinn, an der Kehle, Brust und mit scharfer Abgränzung am Bauch mattschwarz und hat in der Mitte der Brust und zwischen den Hinterbeinen einen weissen Fleck. Der übrige Theil des Körpers ist graulich mit leichtem rothgelbem Anflug. Der Schwanz, an der Spitze weiss, und die Füsse, vorn schwarz, hinten rothgelb, sind wie beim gewöhnlichen Fuchs.

Ein altes Weibchen von Donzdorf, im Januar 1853 erlegt

und von dem verstorbenen Revierförster Häussler dem Verein geschenkt, hat eine ähnliche Färbung, aber es ist am übrigen Theil des Körpers mehr rothgelb und dadurch der Färbung des gemeinen Fuchsen ähnlicher.

Ein drittes Exemplar, das sich im K. Naturalien-Kabinet befindet und 1832 bei Feuerbach geschossen wurde, ist noch dunkler als die beiden oben beschriebenen. Der Fleck vor dem Auge, die Kehle und der Bauch sind braunschwarz, der übrige Theil des Kopfes und die Brust, die ebenfalls einen weissen Fleck hat, ist schwärzlich mit Weiss gemischt. Die Beine sind, was am auffallendsten ist, ganz schwarz, mit einzelnen rothbraunen und weisslichen Haarspitzen am obern Theil der Beine. Der übrige Theil des Körpers ist etwas dunkler gefärbt als beim gemeinen Fuchs.

Unter den meisten Nagethieren Württembergs sind Spielarten nicht selten. Eine grosse Farbenabweichung zeigt das

Eichhörnchen.

Die Vereins-Sammlung besitzt 6 schwarze Eichhörnchen, welche in den Monaten September bis März erlegt worden sind. Sie haben all rein schwarze Schwänze, dagegen am Körper bald eine ins Graue oder Braune übergehende schwarze Färbung mit weissem Bauch, bald haben sie zwischen dem weissen Bauch und der schwärzlichen Färbung des Körpers eine mehr oder weniger deutliche grau und braunroth gemischte Einfassung. Bei den graulichen Spielarten habe ich dieses rothe Saalband bis jetzt nicht gesehen.

Die halbgewachsenen Eichhörnchen haben schwarze Ohrenpinsel, einen dunkelbraunrothen Schwanz, weissen Bauch und sind am übrigen Theil des Körpers dunkelbraunroth, mit Grau gemischt.

Das Vorkommen eines rein weissen Eichhörnchens wurde schon im 15. Jahrgang pag. 44 angeführt.

Unter den Mäusen habe ich diessmal nur eine in Stuttgart gefangene Wanderratte, ein Geschenk von Herrn Ploucquet, zu erwähnen, welche an der Schnauze, den Füssen und dem Schwanz weiss, sonst aber wie die gewöhnliche gefärbt ist. Ferner hat Herr Apotheker Mayer in Heilbronn eine Scherrmaus

(Hypudaeus terrestris L.) dem Vereine geschenkt, welche auf dem Kopf einen weissen Fleck hat.

Auch die Hasen zeigen eine grosse Mannigfaltigkeit in der Färbung.

Weissgraue Varietät des Feldhasen.

Dieser Hase ist auf der Stirn und dem Rücken schwarz und weiss melirt, was ihm eine silbergraue Färbung gibt, die an den Seiten des Kopfs und Körpers sowie an der vordern und äussern Seite der Beine verblasst, manchmal einen röthlichbräunlichen Anflug erhält und an der Kehle und am Bauch in Weiss übergeht. Die Brust ist graulich weiss. Die Ohren sind weiss eingefasst, inwendig weisslich, am äussern Rand der innern Fläche und am innern der Aussenfläche ebenfalls schwarz und weiss melirt, an der Spitze schwarz. Der Schwanz ist wie beim gemeinen Hasen oben schwarz, unten weiss. Die Schnurrhaare sind weiss. Der Pelz ist folgendermassen beschaffen. Auf dem Rücken sind die Wollhaare an der Basis weiss atlasglänzend, an der Spitze schwarz, die Steifhaare schwarz, in der Nähe der Spitze blendend weiss geringelt; an den Seiten der Hinterbeine geht die schwarze Farbe der Woll- und Steifhaare in Grau über und der Grund der Wollhaare ist matt weiss. Am Hals, an den Seiten des Körpers und am Bauch sind die Haare an der Basis grau, an der Spitze bald weiss, bald ins Röthlichbräunliche oder Grauliche übergehend.

Dieser Hase, ein Männchen, wurde bei Ulm im Februar 1860 geschossen und befindet sich in der Vereinssammlung.

Ein anderes Männchen, das etwa um dieselbe Zeit bei Mössingen OA. Tübingen erlegt wurde und sich im zoologischen Museum von H. Ploucquet befindet, ist blasser als das obenbeschriebene und hat ausser einem Streifen über den Augen keinen röthlich bräunlichen Anflug.

Eine ähnliche aber noch hellere Spielart, ganz weiss an Kehle, Brust und Bauch, mit graulich weissen Füssen und braun und weissgefleckten Schnurrhaaren befindet sich im K. Naturalien-Kabinet und wurde 1824 in Württemberg geschossen.

Die Fusssohlen sind bei allen 3 Varietäten wie beim gemeinen Hasen schmutzig gelblichgrau. Von gleicher Farbe sind auch die

der ganz weissen Spielart, welche ich schon im 14. Jahrgang S. 53 angeführt habe und überall, selbst an der Spitze der Ohren weiss ist.

Merkwürdig ist eine weissgescheckte Hasenspielart aus Württemberg vom Jahr 1833, ebenfalls im K. Naturalienkabinet aufgestellt. Der Kopf ist mit Ausnahme eines weissen Flecks (Sterns) auf dem Scheitel sonst wie beim gemeinen Hasen. Die Oberseite des Körpers ist fahlgelblich grau, auf dem Rücken mit Weiss vermischt, die Brust, die Seiten des Körpers, der Bauch und die Vorderfüsse sind rein weiss, nur an der Schulter und am Vorderlauf der linken Seite sind einige röthlichgelbe Flecken. Die Hinterbeine sind weiss und fahlgelb gefleckt, die Zehen ganz weiss. Die Schnurrhaare weiss und dunkelbraun.

Ausser diesen ist im K. Nat.-Kabinet aus Württemberg ein Feldhase vom Jahr 1833, der einen weissen Streifen von dem Scheitel bis zur Nasenspitze hat, ferner eine leicht rothgelbe Spielart, weiss an der Kehle und am Bauch, bei welcher die dunkle oder schwarze Farbe des gemeinen Hasen gänzlich in Rothgelb umgewandelt ist und daher selbst die Unterhaare, der Fleck aussen an der Spitze der Ohren und die Oberseite des Schwanzes die rothgelbe Farbe haben.

Unter unsern wildlebenden Wiederkäuern kommen weisse Spielarten hin und wieder vor. Ein junger einfarbig schmutzig weisser

Rehbock

von 22 Pfund Schwere hat Herr Fr. Mauchert in den letzten Tagen Januars dieses Jahrs bei Eberstadt, OA. Weinsberg geschossen.

Das Thier hatte noch vollständig die zerbrechlichen Winterhaare. Es war aber merkwürdig, dass alle Haare auf der Oberseite des Thiers, wenn der Pelz auseinandergeblasen wurde, vollständig weiss, dagegen die auf der ganzen Unterseite, nemlich vorn am Hals, an der Brust, an den Seiten und unten am Bauch sowie an den Seiten der Beine mehr oder weniger rosenroth gefärbt waren. Betrachtete man nemlich ein einzelnes Haar unter der Lupe, so war es mit Ausnahme der schmutzigweissen Spitze

entgegenarbeitet. Um dies thun zu können, müßten die Intereſſen des Centralinſtituts denen der kleineren Banken entgegengeſetzt ſeyn. Dies iſt aber, wie bekannt, nur ſelten der Fall; wohl aber finden die kleineren Banken an der großen Bank einen mächtigen Alliirten, unter deſſen Schutz ſie blühen und heranwachſen, ſo wie es dem Centralinſtitut mit Hülfe der kleineren Banken leichter wird, nach und nach die ganze Geldmacht zu concentriren, und dadurch den Staat zu beherrſchen. Welche Macht ein ſo unterſtütztes Centralinſtitut gegen die Regierung in Händen hat, hat der Kampf der V. St.-Bank gegen die Verwaltung des Generals Jackſon dargethan; und doch haben wir dort die Ausnahme, nicht die Regel beobachtet. — Reichthum und Macht ſind einander nicht immer entgegen, ſondern fliegen einander in die Arme: mit den Worten eines amerikaniſchen Witzlings „Mann und Weib erſchuf ſie Gott.“* Wie hätte es um die Freiheit des amerikaniſchen Volkes ausgeſehen, wenn Jackſon die Anſichten der Bank getheilt und ſeine Macht und Popularität mit der der Bank vereinigt hätte?

Die zweite Erfahrung, die wir in Bezug auf das Bank- und Papierweſen in neueſter Zeit gemacht haben, bewies die Unmöglichkeit, durch das Centralinſtitut die Zettelausgabe der kleineren Banken zu reguliren. Wir wollen hier nicht bloß auf die Ereigniſſe in Amerika uns berufen, ſondern hauptſächlich auf die neueſten Begebenheiten in England. — Die Bank von England erhielt im Auguſt 1833 einen neuen Freibrief auf 10 Jahre. Vor Ertheilung deſſelben belief ſich ihr Kapital auf 14,553,000 Pfd. Strl. Dieſe ganze Summe hatte die Bank dem Staate geliehen. Ein Viertheil dieſer Schuld ſollte der Staat der Bank zurückbezahlen. Dies geſchah durch die Umſchreibung an die Bank von dieſem Betrag dreiprocentiger Staatsobligationen durch die Commiſſäre für die Reduktion der Staatsſchuld. Da aber keine Vertheilung dieſer Schuldverſchreibungen unter die Actionäre der Bank Statt fand, ſo kann man das Bankkapital noch immer praktiſch zu 14,553,000 Pfd. Sterling annehmen. Dieſes Kapital iſt gerade zweimal ſo groß, als das der Vereinigten-Staaten-Bank und um 25 Mill. Thaler größer als

* John Randolph, Senator von Virginien, pflegte zu ſagen: „Wealth and power rush to each others embrace. Man and woman created He them.“

seiner ganzen Länge nach durchscheinend und von schöner rosenrother Farbe, die aber wieder verschwand, sobald das ausgestopfte Thier völlig trocken war. Die Geweihe waren so klein, dass sie nicht über die Haare hinausragten.

Schliesslich habe ich noch den einzigen Insektenfresser zu erwähnen, der seine Farbe sehr oft zu wechseln scheint, nemlich den

Maulwurf.

Herrn Dr. Schüz in Calw verdanken wir vom Oktober 1859 zwei interessante Farben-Abweichungen, welche die im 14. Jahrgang p. 33 beschriebenen vervollständigen.

Beide sind Männchen aus einem Nest. Das eine ist silbergrau mit röthlichgelbem Untergrund und hat in der Schultergegend einen grossen Fleck, wo die Haare an der Spitze und am Grunde einfärbig grau sind. Das andere ist schmutzig röthlichgelb und von gleicher Färbung am Grunde der Haare, zeigt aber einige graue Fleken an der Schulter und am Kreuz, wo die Haare entweder ganz einfärbig grau oder an der Spitze grau und an der Basis schmutzig röthlichgelb sind; an der Seite des Kopfs und an der Kehle ist es rothgelb. Die graue Form schliesst sich an die von Hohenheim, die andere an die weissgelbliche von Degerloch und Schussenried an.

V. Prof. Dr. Krauss zeigte einen Rehbock mit monströsem Geweih vor.

Herr Oberförster Plochmann in Blaubeuren hat den 1. Juni 1860 einen Rehbock mit abnormem Geweih der Sammlung zum Geschenk überschickt und dazu bemerkt, dass er im Staatswald Siesserhalde, Reviers Bermaringen im O.A. Blaubeuren verendet gefunden wurde, und dass auf dem Platze, auf dem er lag, der Boden vom Laub ganz befreit und in einem Umkreis von der doppelten Grösse des Bocks ganz abgerutscht, bez. festgedrückt war.

Es ist wohl anzunehmen, dass der Bock durch den Druck des abnormen Geweihs auf das Gehirn zu Grunde gegangen ist, oder dass der zu Boden gefallene Bock wegen des Gewichts des

schweren Geweihs nicht mehr aufstehen konnte und verhungern musste. Auch beweist der Umstand, dass die Haare auf seiner ganzen linken Seite und auf der innern der rechten Beine beschädigt, an manchen Stellen gänzlich abgerieben waren, dass das Thier auf der linken Seite, auf die es umgefallen war, liegen bleiben und dass ein längerer Todeskampf Statt gefunden haben musste.

Der Bock, der zu den grossen und alten zu rechnen ist, hatte am Kopf, Hals, auf dem Rücken und der ganzen rechten Seite des Leibs, wo er unverletzt ist, fast vollständig noch seine Winterhaare, nur an wenigen kleinen Stellen brachen die rostrothen Sommerhaare durch. Im Fleisch war das Thier nicht gerade abgemagert.

Beide Geweihe sind mit zahlreichen häutigen Auswüchsen von ziemlich fester Consistenz überzogen, und durch diese zu einem nur an der Spitze in zwei Zapfen getheilten Klumpen von 26 C.M. Höhe und 15 C.M. Breite verwachsen. Die Auswüchse stellen längliche, rundliche Lappen und Knollen von ½—2 Zoll Grösse dar, die dicht und traubenförmig an einander gereiht sind und überall mit röthlichgrauen Haaren überzogen sind. Sie sind mit einer Art Stiel auf dem Geweih selbst angeheftet, und auf der vordern Seite des Klumpens kleiner, mehr zusammengedrängt, kürzer gestielt und gleichförmiger als auf der hintern Seite, wo einige sogar bis zwischen die Ohren herabhängen, jedoch bei weitem nicht in dem Maasse, als bei einer ähnlichen Abnormität des Rehbockes, die Osiander in seinen *Epigramata in diversas res musei sui anatomici*, Gött. 1814 auf Tafel 6 abgebildet hat und bei welchem sie über das Gesicht und am Halse herunterhängen.

Von welchem Gewicht und von welcher Grösse diese Abnormität ist, erhellt daraus, dass sie mit dem Schädel, nachdem die Kopfhaut, das Gehirn und alles Fleisch entfernt war, noch 9 Pfd. und 6 Loth gewogen hat. Zu ihrer Conservation wurde sie längere Zeit in eine Auflösung von arseniksaurem Natron gelegt und dann getrocknet.

Nach einer Mittheilung des Herrn Oberförsters Plochmann

waren die Hoden bei diesem Bock sehr klein und äusserlich kaum sichtbar. Aehnliche Beobachtungen haben auch Andere gemacht. Bei einem Rehbock mit einem viele zapfenförmige Auswüchse bildenden Geweih, welches im Mai 1809 dem K. Naturalien-Kabinet eingeliefert wurde, fand sich bei Eröffnung des Thiers sogar, dass der Hodensack sammt den Hoden fehlte und die Ruthe sehr dünn war. Man nimmt daher an, dass die Verkümmerung der Geschlechtstheile während der Neubildung des Geweihs die Ursache dieser luxurirenden Entwicklung des Geweihs sei.

Werden die häutigen und mit vielen Gefässen durchzogenen Knollen und Lappen durch Maceration entfernt, so erscheint das Geweih als eine gewissen Madreporen nicht unähnliche poröse Knochenmasse, die mit zahlreichen dicht aneinander gedrängten und verschiedenartig gestalteten Zacken und Verästelungen überzogen ist und ein grösseres Volumen zeigt, als das Geweih in seinem normalen Zustand haben würde. Die Nebensprossen sind entweder von der Hauptstange deutlich getrennt oder mit dieser zu einer knorrigen Masse verwachsen. In dem K. Naturalien-Kabinet befinden sich mehrere solcher Geweihe in macerirtem Zustande, von welchen das kleinste nur 4 C.M. hoch und ebenso dick ist und aus mehreren Zacken besteht. Das grösste Paar hat eine Stange von 4 C.M. Durchmesser an der Basis und eine Länge von 21 C.M. und zeigt an der rechten Stange 2, an der linken 3 Sprossen. Bei Andern sind die Stangen eines Paars unsymetrisch, bald ungleich in der Länge, bald nach verschiedenen Seiten gerichtet. Bei einem unsymetrischen Geweih, das wir der Güte des Hrn. Oberförster v. Schertel verdanken, sind die Stangen so stark in madreporenähnliche Masse umgewuchert, dass die Stange an der Basis 5, am Rosenstock sogar 8 C.M. Durchmesser hat.

VI. Bauinspector Binder aus Heilbronn sprach über die geologischen Verhältnisse des 3110 Fuss langen Tunnels, welcher gegenwärtig zwischen Heilbronn und Weinsberg durch die Gypsmergel des untern Keupers getrieben wird.

Die Gypsmergel zwischen der Lettenkohle und den Schilf-

sandsteinen liegend, sind überall wo sie auftreten als bunte, rothe, blaue, grüne mehr oder weniger feste, jedoch stets brüchige und schüttige Mergel bekannt, um so mehr als sie in Weingegenden zur Verbesserung des Bodens sehr gesucht und häufig aufgedeckt sind.

Solche Mergel stehen an dem Hügel, welcher mit dem Tunnel durchbrochen wird, in einer Mächtigkeit von ca. 400 Fuss an; zur sicheren Orientirung in ihnen dient auf der Heilbronner Seite eine Schichte aus mehreren Kalkbänken bestehend, welche sehr zahlreiche kleine Muscheln und häufig eingesprengten Bleiglanz enthält.

Es war nun in hohem Grade auffallend, dass beim Fortgang des Baues, im Innern des Berges ein ganz anderes Gestein angebrochen wurde, ein sehr fester schwarzer Thon, durchzogen von einzelnen Bänken derben, festen, grauen Gypses, der sich auch in Nestern, Klüften und Spalten findet. — Die angestellten Beobachtungen haben ergeben, dass dieser Zustand der Ablagerung zweifellos der normale ursprüngliche (wenigstens älteste) ist und dass derselbe je mehr gegen Tag ein um so mehr veränderter wird, offenbar nur durch den Einfluss des Wassers, welches theils durch Erosion theils durch chemische Kräfte wirkt. An den Stellen wo das Wasser anfängt einzubrechen, ist der Thon brüchiger und hat eine hellere grünlichschwarze Färbung, an manchen Orten auch eine intensiv dunkelrothe. Der Gyps in den Nestern und Klüften nimmt ebenfalls eine hellere, häufig rothe Färbung an und erhält ein krystallinisch faseriges Gefüge.

Je näher gegen Tag das Wasser mehr einwirkt, um so brüchiger und um so heller und bunter gefärbt wird der Thon; er erhält immer mehr das Ansehen der Mergel wie wir sie zu Tage kennen, und gleichzeitig wird auch der Gyps immer mehr zersetzt, so dass er am Ende nur noch als Pulver und Staub an den Mergeln haftet, und sehr häufig bis auf die kleinste Spur verschwindet.

Besonders auffallend ist es, dass im Innern die leitende Petrefaktenschichte aus einem Wechsel von Gyps- und Kalk-

bänken besteht und die verkalkten Muscheln im Gypse liegen. Auch in dieser Schichte wird der Gyps allmälig vom Wasser vollständig zersetzt und ausgewaschen, daher sie am Ausgehenden nur noch in einzelne Kalkbänke gespalten mit zwischenliegenden Petrefaktentrümmern auftritt.

Es war Anfangs schwierig den Zusammenhang der in verschiedenen Stadien der Umwandlung begriffenen Ablagerung zu erkennen, und zu seiner genauern Feststellung, sowie zu näherer Untersuchung der wirkenden Kräfte hat der Vortrag hauptsächlich den Zweck die Geologen auf diesen Aufschluss aufmerksam zu machen und sie zur Einsichtnahme einzuladen; freilich ist diese nur noch in beschränkter Weise und bis in die ersten Monate des Jahrs 1862 möglich.

Nach Vollendung des Tunnels werden die Verhältnisse vollständiger dargestellt werden können, und steht eine mit Profil-Zeichnungen erläuterte Abhandlung für die Jahreshefte in Aussicht. —

VII. Kriegsrath Kapff zeigte prachtvolle Schädelstücke von *Belodon Kapffi und Teratosaurus suevicus* H. v. Meyer aus dem Stubensandstein vor und wies auf die Zeitschrift „*Palaeontographica*“ hin, in welcher von H. v. Meyer diese beiden neuen Arten beschrieben und abgebildet worden sind.

VIII. Finanzrath Eser sprach über ein Schädelstück eines *Keupersauriers* von Aixheim.

Angeregt durch die ausgezeichneten Funde des Hrn. Kriegsraths Kapff in dem Stuttgarter Stubensandstein und in der Erwägung dass für die Erforschung dieses Gliedes der Keuperformation bis auf die letzten Jahre viel weniger geschehen ist, als es verdienen dürfte, beschloss ich mein Glück in der besagten Keuperschichte, jedoch gegen 30 Stunden von hier, bei Aixheim, OA. Spaichingen zu versuchen, wo ich schon früher einige Reptilreste gefunden hatte. Der Erfolg war ein über Erwartung günstiger, indem ich die dortigen Steinbrüche in lebhaftem Betriebe fand, und Herr Strassenbau-Inspector Calwer von Rottweil, dessen beständige Aufmerksamkeit auf diese Fundstätte gerichtet

ist, mir eben aufgefundene ansehnliche Theile eines Saurier-Schädels zu überlassen die Güte hatte.

Ich habe das Schädelfragment sogleich in Arbeit genommen, von dem Gestein befreit, und sammt den von mir früher an dem gleichen Fundorte gesammelten Gegenständen hier aufgestellt.

Von *Hebedon Kapffi* v. Meyer unterscheiden sich diese Reste durch charakteristische Eigenthümlichkeiten der Schädelbildung, welche sich besonders in der Stirnlinie durch delphinartiges rasches Abdachen von der Zone der Nasenöffnungen an gegen die Schnauze und durch glatte Bildung des Zwischenkiefers aussprechen, während die Kieferbildung von *Hebedon Kapffi* 4 bis 5 mal höher ist, als diejenige des von mir vorgelegten Exemplares.

Hinsichtlich des Vorkommens des Stubensandsteins in jener Gegend ist zu bemerken, dass derselbe, weil die mächtigen Lagen des Bau- oder Schilfsandsteins fehlen, statt wie in unserem Thale die Anhöhen zu krönen, an den tiefsten Stellen der Thalsohle des Prim-Flusses unter einer nur 3 bis 4 Fuss mächtigen Humusdecke auftritt, und zwar der obere Theil in dünnen, als Baumaterial unbrauchbaren Platten, die zur Bereitung des Stubensands benützt werden, während die untern Lagen einen geschätzten Baustein liefern. Beide Abtheilungen enthalten Fossile, die manchmal schon unmittelbar unter der Humusdecke gefunden werden. Dieselben beschränken sich auf Wirbelthierreste, da die Zwischenlagen von bunten Mergeln mit fossilen Mollusken nicht vorkommen. Wie aus Vorstehendem ersichtlich, fehlen hier auch die an andern Orten den grobkörnigen weissen Sandstein bedeckenden rothen Thone. Nicht minder vermisst man, dem Thalrande sich zuwendend, das Bone-Bed zwischen Keuper und Lias und selbst die Angulaten-Schichten des letztern; vielmehr findet man auf den nächsten Anhöhen gegen Osten schon die Arcuatenkalke entwickelt und durch Steinbrüche aufgeschlossen. Eine Stunde weiter, in nordöstlicher Richtung erscheinen sodann bei Frittlingen die bekannten Posidonienschiefer mit Ichthyosauren und Fischen am Fusse der aus braunem Jura bestehenden Gosheimer Höhe, welche von den weissen Kalken des Lembergs, dem westlichen Abhange des Oberhohenbergs überragt wird.

IX. W. Neubert in Stuttgart sprach über Papagaien-Zucht in Württemberg.

Als Freund hübscher Vögel zogen mich auch die lieblichen australischen Zebra-Papagaien (*Melopsittacus undulatus Gould*) ganz besonders an, ich begrüsste es desshalb auch mit Freuden, als die grössere Einfuhr dieser kleinen Antipoden nach Europa, den Anfangs ganz enormen Preis derselben (das erste Pärchen wurde mit Tausend Gulden bezahlt) so weit ermässigte, dass es Privatleute mit ihrer Kasse vereinbar finden konnten, sich ein Pärchen zu verschaffen. Meine vielfältigen, hauptsächlich der Pflanzen- und Garten-Wissenschaft gewiedmeten Reisen brachten mich schon öfters nach England, wo namentlich in London bedeutende Handelsgeschäfte mit fremden Thieren existiren, die ich jedesmal besuche. Bei dem bedeutendsten dieser Händler, einem Deutschen Namens Jamrach, fand ich im Jahre 1855 ausser allen möglichen grossen und kleinen Thieren, von der Maus bis zum Elephanten, unter Anderen auch die kaum glaubliche Anzahl von 1500, sage fünfzehnhundert Zebra-Papagaien in einer ganz schlechten Kammer beisammen herumfliegen.* Des ungeheuren Vorraths wegen war damals der Preis dieser Vögel ein ungewöhnlich billiger, der mich auch verleitete, vier Pärchen zu kaufen, deren zwei ich an einige Freunde abtrat, die beiden andern aber selbst behielt. Jedes Paar kam in einen besondern Käfig, welcher 4 Fuss lang und mit Nistkästchen versehen war, weil ich wusste, dass diese Vögel sehr gerne in hohle Räume schlüpfen. Im nächsten Jahre bekam eines der Männchen eine eigenthümliche Krankheit

* Jamrach's Etablissement erstreckt sich auf mehrere Häuser in drei verschiedenen Strassen, in deren einer sich ein hübscher Laden als Details-Verkaufslokal befindet, wo eine Auswahl seiner Vorräthe ausgestellt und Jedermann zugänglich ist, während er seine Vorräthe selbst in den andern Strasen in Häusern hat, wo er nur Leute, die er einmal genau kennt, hinführt. Zu solchen Bevorzugten zu gehören, ist ein wirklicher Genuss, denn was da manchmal zu sehen ist, kann man vielleicht in seinem Leben nie wieder zu sehen bekommen, wie dies bei dem einem Bienenschwarm ähnlichen Flug der 1500 Papagaien von Einer Sorte der Fall war.

am Schnabel. An der rechten Seite der Schnabelwurzel zeigte sich ein kleines Geschwürchen, welches zuletzt die harte Masse des Schnabels angriff. Ich reinigte dieses Geschwür öfters, allein es griff immer weiter um sich, bis der Unterschnabel zur einen Hälfte ganz verzehrt, und das Thierchen zuletzt ausser Stand war zu fressen, und so elend umkommen musste. Das zweite Männchen starb das Jahr nachher (1857). Nun liess ich die beiden Weibchen in eine Volière im warmen Gewächshause zu allerlei andern kleinen Vögeln, Paradiesfinken, Orangefinken, Bengalisten etc., wo sie sehr vergnügt zusammen lebten, und die Oberherrschaft über die andern Bewohner der Volière führten.

Im Winter von 1858 auf 59 machten sich die beiden Weibchen sehr viel in einem mit verschiedenen Abtheilungen und Schlupflöchern versehenen, in der Volière befindlichen Nistkästchen zu schaffen, und legten endlich Beide mehrere Eier, bei welchen sie sich zwar viel aufhielten, allein doch zu keinem rechten Brüten anschickten, gleichsam als hätten sie gewusst, dass das Bebrüten der unbefruchteten Eier umsonst wäre. Im Winter von 1859 auf 60 wiederholten sie das Gleiche. Die Vögel blieben nachher gesund und munter, ich nahm mir desshalb vor, bei erster Gelegenheit ein oder zwei Männchen dazu zu kaufen, um zu versuchen, ob die Thierchen nicht Junge hervorbrächten. Leider kam ich im Sommer 1860 in keine Seestadt, wo dergleichen Thiere zu kaufen sind, die beiden Weibchen waren also noch zu längerem Wittwenstand verdammt, da hörte ich ganz zufällig, dass ein Herr auf einem Landgute bei Durlach zwei Männchen habe, welche durch den Tod ihrer Weibchen gleichfalls im Wittwerstande waren. Ohne Zögern schrieb ich an diesen Herrn und fragte ihn unter Erwähnung meines Falles, ob er nicht zu einem Tausch oder Verkauf geneigt wäre, um beiden verwittweten Theilen wieder zu einer Ehe zu verhelfen. Die Antwort des Herrn bestand darin, dass er zwei Tage hernach (den 4. November 1860) mit dem Eilzug nach Stuttgart kam, eines seiner Männchen mitbrachte, und dagegen eines der Weibchen mit nach Hause nahm.

Das erste Begegnen dieser Thierchen war sehr interessant. Herr Balbach (so heisst jener Herr) sagte, da der Vogel auf der

Reise noch Nichts gefressen, so wäre es gut, ihn sogleich von dem Transportkäfig in die Volière zu thun, was alsbald ausgeführt wurde. Der Bräutigam blieb im ersten Augenblicke auf dem Boden sitzen, sah zu den beiden Weibchen empor, und gab einen ganz besonderen Laut von sich, welcher sogleich von dem einen Weibchen beantwortet wurde. Diese Unterredung wurde mehrere Male schnell hintereinander wiederholt und hiess vielleicht in der Papagai-Sprache so viel als „Hier bin ich, gefalle ich dir, willst du mich? — Von Herzen gern!" Das Uebereinkommen war schnell getroffen, das gesprächige Weibchen schoss im Nu herab zu dem Männchen, und nun erst ging das Willkomm mit endlosem Zwitschern und Küssen an. Endlich ging das fröhliche Brautpärchen in die Höhe, wurde aber dort von der vorher so friedlichen und anhänglichen Genossin auf das Unfreundlichste empfangen. Die vieljährige Freundin und Genossin im Wittwenstande wurde mit wahrer Wuth angefallen. Wie zänkische Weiber einander gerne am Zopf packen, so wurde auch hier der beglückten Braut der Schwanz ausgerauft. Das Männchen blieb unbelästigt, und mischte sich auch nicht in den Streit. War die Braut von dem Bräutigam entfernt, so war Friede, wagte sie sich aber wieder in seine Nähe, so ging der Krieg von Neuem los. Es schien mehr gesellschaftliche als geschlechtliche Eifersucht zu sein, welche das zweite Weibchen so in Harnisch brachte. Einige Zeit liess ich der Sache den Lauf, weil sie sehr interessant war, endlich aber musste durch Entfernung der Xantippe der Hausfriede hergestellt werden. Die Liebe der Neuvermählten war eine viel augenfälligere, als es in der ersten Ehe der Fall war, das Küssen, Schäkern und Plaudern wollte kein Ende nehmen, und zuletzt trat auch wirkliche geschlechtliche Zuthunlichkeit ein.

Frühere Beobachtungen hatten mich belehrt, dass diese Vögel weder Federn noch anderes Nistmaterial in ihrem Neste haben wollten, sondern, als in hohle Bäume nistend, nur feine weiche Holzspähne, welche sie in wildem Zustande durch Zernagen selbst bereiten, so stellte ich in das Nistkästchen ein halbkugelförmiges hölzernes Schüsselchen, wie man es häufig den Kanarienvögeln zum

Nisten gibt und füllte dasselbe halbvoll mit ganz feinen weichen Sägespähnen, gleichsam wahrem Holzmehl.

Dieses Nestchen wurde von dem Weibchen sogleich in Besitz genommen, seines Inhalts aber bis auf einen kleinen Rest entleert. Am 17. November wurde das erste Ei in das Nestchen gelegt. Nun ging das Weibchen nicht mehr zum Fressen, sondern liess sich vollständig von dem Männchen ätzen. Das erste Ei wurde gleich vom ersten Tage an bebrütet. Am 19. kam das zweite Ei und am 22. das Dritte. Das Männchen durfte sich dem Neste nicht nähern, sondern wurde hinausgezankt. In wenigen Tagen wusste sich das Männchen in das Verbot zu schicken, sass vergnügt vor dem Schlupfloch, und empfing das Weibchen mit allen möglichen Schmeicheleien, wenn es herauskam, um sich von ihm ätzen zu lassen. Das Excrementiren des Weibchens fand während des Brütens in der Regel nur Einmal des Tages, und zwar auch in bedeutender Masse auf Einmal statt.

Eine Erscheinung war mir sehr auffallend, die ich noch niemals bei andern Vögeln bemerkte, das Weibchen nämlich suchte die Eier stets auf der Spitze stehend zu erhalten, indem sie dieselben durch das Holzmehl zu stützen wusste. Die Eier lagen auch nicht gedrängt bei einander, sondern so weit von einander entfernt, dass keines das andere berührte.

Vom 12. December an bemerkte ich, dass das Weibchen die Eier öfters verliess und sich den ehelichen Liebkosungen des Männchens hingab, was mich auf die Vermuthung brachte, dass die Brut verloren sei, weshalb ich mir vornahm, die Eier zu untersuchen, allein das Weibchen überhob mich dieser Mühe, indem sie am 14. December alle drei Eier zu kleinen Stückchen zertrümmert hatte. Sie waren nicht befruchtet, und durch die Brutwärme vollständig ausgetrocknet.

Die eheliche Zärtlichkeit gab mir nun neue Hoffnung, und wirklich kam auch am 17. December ein neues Ei zum Vorschein, welches auch unter den schon erwähnten Umständen sogleich bebrütet wurde. Am 19. kam das zweite und am 22. das dritte Ei. Die Brut wurde so eifrig betrieben wie das Erstemal, und am

die, welche Michel Chevalier zur Regulirung der Finanzen und des Papiergeldes in der Union nöthig hielt. — Nun, was hat dieſe Bank gethan?

Am 28. Dec. 1833, wie wir bereits einmal erwähnt, hatte die Bank 10,200,000 Pf. Strl. in Gold und Silber in ihren Gewölben, oder ungefähr den dritten Theil ihrer circulirenden Noten und Depoſiten, eine Summe, die die Bankdirectoren zur Führung ihrer Geſchäfte hinlänglich erklärten (ſiehe die Ausſagen der Bankcommiſſäre vor der geheimen Committee im Hauſe der Gemeinen). Am 15. November 1836 hatte jedoch die Bank durch die zur Ausfuhr verlangten Summen nur noch 4,933,000 Pfd. Strl. vorräthig, oder weniger als ein Sechstel ihrer ausgegebenen Noten und Depoſiten. — Der Wechſelkurs war gegen England, und ihr baares Geld wurde daher fortwährend aus ihrer Kaſſe gezogen und in Zahlung remittirt. Jetzt blieb der Bank kein anderes Mittel, als alle ihre Kraft auf die Verminderung des Papiergeldes zu verwenden, um hiedurch den Kurs auf England zu heben. Sie gab daher für eine geraume Zeit weniger Banknoten aus, als ſonſt, in der Hoffnung, die Banken mit vereinigtem Fond zu zwingen, ein Gleiches zu thun. Allein im Verhältniß, als das Centralinſtitut ſeine Papierausgabe verminderte, und noch ſchneller, vermehrte ſich die Ausgabe der kleineren Banken. Die Preiſe ſtiegen fortwährend in die Höhe, und das baare Geld floß aus der Hauptbank zum Behufe der Ausfuhr. So war die Unfähigkeit der Bank von England, die Papierausgabe der kleineren Banken innerhalb ſolcher Gränzen zu erhalten, welche die Ausfuhr des Goldes und Silbers verhindern konnten, hinlänglich dargethan, und es ſind jetzt die erſten Staatsmänner Englands der Meinung, daß dieſes nur durch die Reſtriction der Notenausgabe auf eine einzige Bank unter der Oberaufſicht der Regierung bewerkſtelligt werden kann.*

Welche Gründe gegen ein ſo eingerichtetes Centralinſtitut obwalten, haben wir ſchon an mehreren Orten angeführt. Auch halten wir deſſen Einführung in einem monarchiſchen und ſelbſt conſtitutionellen Staate für leichter und zweckmäßiger, als in einer Republik. Das Volk iſt einmal gegen jedes Monopol und verträgt

* Siehe Mr. Buchanan's „Speech on the Bill imposing additional duties."

4. Januar, also nach 18 Tagen, fand ich ein Junges im Nest, den Tag darauf aber die beiden andern Eier zertrümmert und unbefruchtet, wie das Erstemal. Das Junge lebte nur drei Tage. Ohne Zweifel ist es Hungers gestorben, weil die Vögel bei Nacht nicht ätzen, und die Nächte in jener Jahreszeit gar so lang sind.

Die Liebesscenen wiederholten sich abermals, und siehe da, das Weibchen legte wieder an den nämlichen Monatstagen, am 17., 19. und 22. Januar drei Eier. Das Benehmen der beiden Vögel war während dieser dritten Brütezeit das ganz gleiche, wie die beiden Erstenmale. Am 5. Februar schlüpfte das erste, am 6. das zweite und am 7. das dritte Junge aus. Das erste Junge entwickelte sich auffallend schnell, so dass es schon eine verhältnissmässig bedeutende Grösse erreicht hatte, als das dritte Junge zur Welt kam, welches als das schwächliche Nestsitzerchen von den beiden grösseren Geschwistern am 10. zu Tod gedrückt wurde. Am 11. Morgens, als ich wie gewöhnlich sogleich nach dem Aufstehen nach den Thierchen sah, waren die beiden Jungen, obgleich noch blind, aus dem schüsselförmigen Nestchen herausgeklettert; jedes lag in einer andern Ecke des Kästchens, das Aelteste frisch und munter, das Jüngere aber todt unter der Mutter, welche dasselbe auf dem flachen Boden des Kästchens ganz breit gedrückt hatte. Nun nahm ich das Nestschüsselchen ganz heraus, und liess das überlebende Junge in dem etwa anderhalb Fuss langen horizontalen Kästchen frei sitzen, wo es sich in dem Holzmehl ganz gut zu befinden schien. Die Mutter war von da an nicht unausgesetzt bei dem Kinde, sondern ging oft heraus und unterhielt sich mit dem Männchen, welches, wie während der Brütezeit, das Weibchen ätzen musste, und dieses nachher, nachdem sich die von dem Männchen empfangene Speise in ihrem Kropfe in eine weiche breiartige Masse verwandelt hatte, das Junge.

Nachdem das Weibchen dreimal so drei Eier gelegt, und nun ein Junges aufzuziehen hatte, dachte ich an keine neue Brut mehr, allein da täuschte ich mich, denn es kamen jetzt sogar vier Eier, nämlich am 21., 23., 25. und 27. März. Das Weibchen fing sogleich wieder zu brüten an, allein bei Weitem nicht mit der festen Ausdauer, wie vordem, denn sie verliess die Eier sehr oft, theils um

sich vom Männchen ätzen zu lassen, theils um das Junge zu ätzen, theils aber auch ohne sichtbaren Grund, gleichsam nur um Promenade zu machen und mit Mann und Kind zu spielen. Wenn ich nach ihr im Neste sah, so sass sie niemals ganz über den Eiern, sondern lehnte sich gleichsam nur neben an dieselben an. Diess Benehmen liess mich keinen guten Erfolg erwarten, und doch kam am 11. und 12. April je ein Junges zur Welt. Am 13. zertrümmerte das Weibchen die beiden andern Eier, wie sie es früher schon mit den unbefruchteten gemacht hatte. Die Eier, sowie jetzt auch die Jungen, lagen ohne Nest nur auf dem mit bewusstem Holzmehl bedeckten Boden, wo sie umherzukriechen anfingen, ehe sie sehend waren, überhaupt zeigten sie recht bald eine weit grössere Fähigkeit, sich auf ebenem Boden zu bewegen, als diess bei diesen Klettervögeln zu vermuthen ist, denn sie lernten, lange ehe sie fliegen konnten, nicht nur gut gehen, sondern eigentlich springen wie junge Hühnchen. Bei dem Ausschlüpfen sind sie ganz nackt, und haben, wie die meisten jungen Vögel, einen grossen Kopf und grossen Bauch. Von den einzelnen kleineren Theilen ist besonders die Wachshaut über dem Schnabel, in welcher sich die ganz nach Oben gerichteten Nasslöcher befinden, auffallend gross, wie aufgeschwollen. Der Schnabel ist klein, und die obere Spitze noch nicht hackenförmig herabgebogen, wie es den Papagaien eigen ist. An den Füssen gehen drei Zehen nach Vornen und einer nach Hinten, wie bei andern Vögeln, erst wenn das Junge zu laufen anfängt, gewöhnt sich der nach Aussen stehende dritte Vorderzehe nach Hinten, zuerst ganz wacklich, wie lahm oder abgebrochen, zuletzt aber gekräftigt und die Fussbildung der Klettervögel, zwei Zehen nach Vornen und zwei nach Hinten, annehmend.

Am 10. Tage nach der Geburt bemerkte ich die ersten Federstoppeln an den Flügeln, am 11. an dem Schwanze, und von da an nach und nach am ganzen Leibe, am Kopfe anfangend, sich über den Rücken verbreitend, und zuletzt am Bauche.

Ganz feine zwitschernde Stimmen gaben die Jungen schon in den ersten Tagen von sich, namentlich wenn die entfernt gewesene Mutter wieder zu ihnen kam und zu essen gab; ein eigentliches Geschrei liess das erste am Leben gebliebene Junge erst am

17. Tage hören. Vom 8. Tage an waren die Augen geöffnet, die Jungen ziehen sich aber während der Ruhezeit stets in die hinterste dunkle Ecke des Kästchens zurück. Nachdem sie befiedert sind, aber noch nicht fliegen können, kommen sie viel an die Schlupföffnung des Kästchens, um der Mutter nach Nahrung zu rufen, welche jetzt von dem Männchen beim Aetzen der Jungen unterstützt wird, während es früher durch das Weibchen von den Jungen entfernt gehalten wird.

Ganz ausserordentlich merkwürdig war es, dass das Weibchen, welches das Männchen Anfangs mit grösstem Eifer von den Jungen entfernt hielt, dem erstgebornen Jungen den Zutritt zu seinen neuen Geschwistern erlaubte. Anfangs war es mir bange, der starke muthwillige ältere Bruder werde die so zarten kleinen Geschöpfchen zu Tode drücken, allein bald fand ich, dass er sie mit grösster Schonung behandelte, ja sogar ätzen half, sobald sie ein klein wenig gekräftigt waren. Jetzt noch, im Juli, da sämmtliche Junge schon ihr Jugendkleid ausgezogen haben, und nur mit Mühe von den Alten zu unterscheiden sind (d. h. nur von mir, denn Fremde finden gar keinen Unterschied zwischen den Jungen und Alten), findet stets ein Aetzen statt, was aber nicht ein Ernährungsbedürfniss, sondern reine Schmeichelei ist, welche auch bei den Alten vorkommt.

Mit 38 bis 39 Tagen kamen die Jungen aus dem Brütkästchen herausgeklettert, und liefen auf den Sitzstangen in der Volière ganz behend der Mutter nach; zwei Tage später flogen sie herum, kamen auf den Boden herab, spielten im Sande und im Futterkästchen und lernten nach einigen Tagen selbst fressen, ohne dass jedoch das Aetzen ganz aufgegeben wurde.

Das Futter dieser Vögel besteht aus Kanariensamen. Obst der verschiedensten Art, welches ihnen schon gereicht wurde, berühren sie nicht, dagegen aber sehr gerne gewöhnlichen Kopfsalat, der ihnen namentlich Sommers häufig gegeben wird. Für die kleinern Vögel, Bengalisten etc., welche in der Volière sind, ist weisse Hirse im Käfig, weil diese nichts Anderes fressen. Früher rührten die Papagaien die Hirse nicht an, seit aber einmal ein Junges auf der Welt war, fressen sie auch davon, und namentlich auch die

Jungen, sobald sie allein zu fressen anfangen, ohne Zweifel, weil sie diese leichter enthülsen können, als den Canariensamen.

Zum Brüten scheint keine besonders grosse Wärmeentwicklung nothwendig zu sein, denn das Weibchen hatte die Eier, wie schon erwähnt, stets etwas entfernt von einander auf der Spitze stehen, so dass sie dieselben nicht alle vollständig bedecken konnte, und das Bett war auch kein besonders warmes. Das Gewächshaus, in welchem die Voliére sich befindet, wird Winters nur auf 10 Grade R. geheitzt, sinkt aber des Nachts auf 7 bis 8 Grade, hie und da noch tiefer herab. Nachdem die Jungen ausgeschlüpft sind, setzt sich die Mutter nicht mehr dicht über dieselben, sondern mehr seitwärts, so dass sie nach einer Seite ganz unbedeckt sind. Zu verwundern ist, dass unter solchen Umständen die völlig nackten Dinger eine so bedeutende Eigenwärme entwickeln, die man mit der Hand ganz deutlich fühlt. Schon die sehr kurze Brützeit von 18 Tagen scheint auf eine bedeutende Eigenwärme der Jungen vom Embryo an hinzuweisen. Eben diese grosse Eigenwärme befördert ohne Zweifel die Verdauung sehr, woher auch das rasche Wachsthum und die schnelle Befiederung der Jungen. In der fünften Woche haben die Jungen gut die Hälfte der Grösse ihrer Eltern erreicht, und sind nach einem starken Vierteljahr von den Eltern kaum mehr zu unterscheiden. Das erste Jugendkleid ist nicht sehr von dem der Erwachsenen zu unterscheiden, das Grün des Unterleibes ist etwas matter, das Gelb um den Schnabel schmutzig und die eigenthümlichen kleinen runden schwarzen Punkte an der Kehle sind noch unausgebildet. Nach der ersten Mauser, welche mit einem Vierteljahr eintritt, sind alle Farben und Zeichnungen vollkommen.

Männchen und Weibchen dieser niedlichen Vogelgattung, welche kaum die Grösse eines Sperlings hat, sind vollständig gleich geformt, gefärbt und gezeichnet, mit Ausnahme der ziemlich hervortretenden Wachshaut am Grunde des Oberschnabels, in welcher sich die Naslöcher befinden. Diese Wachshaut ist bei den Jungen ganz blass blau, und erst nach langer Zeit, manchmal erst nach ein oder zwei Jahren verändert sich diese Farbe dahin, dass sie bei dem Männchen dunkler, bei dem Weibchen heller, meistens ganz weisslich wird. Wenn die Begattungszeit herannaht, so färbt sich

die weissliche Wachshaut des Weibchens schmutzig hellerdfarben, schwillt etwas auf und erhält eine rauhe Oberfläche, welche beinahe aussieht, wie eine abgetrocknete Eiterblatter. Bei dem Männchen konnte ich an der Färbung der Wachshaut während dieser Zeit keine Veränderung wahrnehmen.

Während meiner Abwesenheit um Mitte Juni legte das Weibchen abermals 2 Eier, bebrütete dieselben aber nicht, sondern biss in jedes derselben nach wenigen Tagen ein Loch und wollte sie zum Brutkästchen hinauswerfen, wesshalb ich sie hinwegnahm. Am 5. Juli lag wieder ein Ei zertrümmert in der Volière, ob vorher im Brutkästchen gelegt und hinausgeworfen, oder auf den Boden in der Volière gelegt, kann nicht ermittelt werden, weil es erst gesehen wurde, als es zertrümmert dalag.

Ausser diesen gelungenen Fällen des Brütens von Papagaien habe ich noch mehrere andere, jedoch sehr unglücklich endende erlebt. Mein sel. Vater hatte unter Anderen zwei australische Papagaien *(Trichoglossus multicolor)*, welche wegen verschiedener Grösse und Färbung allgemein für Männchen und Weibchen gehalten wurden. Man fand bei diesen Vögeln eines Morgens ein Ei im Käfig, wesshalb ihnen sogleich von allerlei weichem Material ein Nest gemacht und das Ei darein gelegt wurde, sie zerrisen aber das Nest und wälzten das Ei auf den flachen Boden. Nach diesem gab man ihnen eine Holzschachtel, in welche seitwärts eine Schlupföffnung gemacht wurde, brachte Nistmaterial und das Ei hinein. Sogleich bezogen sie die Schachtel, schafften aber alles Material heraus und liessen nur das Ei darin, bei welchem beide Vögel fortwährend blieben und nur selten sich zeigten. Im Verlauf weniger Zeit wurden mehrere Eier gelegt, auffallender Weise von verschiedener Grösse. Das Brüten wurde gemeinschaftlich fortgesetzt, beide Vögel aber starben auf der Brut, und bei der Section zeigte sich, dass es zwei Weibchen waren, welche beide Eier gelegt hatten.

Nicht selten kommt es vor, dass ehelos lebende Papagai-Weibchen Eier legen, ohne brüten zu wollen, manchmal aber brüten sie doch, sterben aber gewöhnlich auf der Brut. Dies beobachtete ich nicht nur bei mehreren Vögeln in meinem Besitz, sondern auch bei Bekannten. Ein Pärchen von den bekannten Inséparables

(*Psittacus pullarius*) begattete sich bei mir, das Weibchen legte 4 Eier und brütete. Das Männchen ätzte das Weibchen mit grossem Fleisse, starb aber, ehe die Brütezeit vorüber war, wie mir schien, an Entkräftung, weil die grosse Sorgfalt für sein Weibchen die eigene Ernährung zu sehr beeinträchtigte. Zwei Tage nah dem Männchen war auch das Weibchen todt auf den Eiern, welche bei der Untersuchung sich als befruchtet und halb ausgebrütet zeigten.

Ein sehr schöner *Lorius grandis* von den Südsee-Inseln, welcher in ehelosem Stande bei mir mehrere Jahre hinter einander Eier legte, und zuletzt auch brütete, starb auf der Brut. So kenne ich noch verschiedene Fälle, die allemal mit dem Tode endeten, und erst die genauen Beobachtungen bei meinen Zebra-Papagaien führten mich zu der Entdeckung, dass die Papagai-Weibchen, sobald sie auf der Brut sitzen, nicht mehr selbst fressen, sondern von dem Männchen geätzt werden, daher das Sterben aller in ehelosem Stande brütenden Weibchen, sowie auch derer, denen während des Brütens das Männchen stirbt oder sonst entzogen wird.

Aus diesen Beobachtungen kann man die Lehre ziehen, dass man ein Papagai-Männchen niemals von seinem Weibchen trennen soll, wenn dieses auf der Brut sitzt, und dass man bei ehelosen Weibchen das Brüten ganz verhüten muss, indem man ihnen die Eier hinwegnimmt, weil diese Thiere den natürlichen Instinkt haben, sich während des Brütgeschäfts von dem Männchen ernähren zu lassen und lieber auf den Eiern verhungern, als diese verlassen, um Nahrung zu holen.

Die Leichtigkeit, mit welcher in neuerer Zeit fremde Thiere durch das Verbindungsmittel des Dampfes nach Europa eingeführt werden, hat die Zahl der Einführungen sehr vermehrt und den Preis bedeutend vermindert, so dass man ohne Zweifel in kurzer Zeit verschiedene Fälle von Züchtung erleben wird, die Aufschlüsse über die Lebensweise dieser Fremdlinge geben werden.

X. Oberreallehrer Dr. Reuss in Ulm zeigte sehr schön getrochnete Pflanzenblätter vor, welche er durch Naturselbstdruck vervielfältigen lassen will.

XI. Dr. Zech sprach über die Erscheinungen der Spektralanalyse und zeigte dieselben an einem dazu aufgestellten Apparate. Es ist eine bekannte Thatsache, dass bestimmte Stoffe (im chemischen Sinn des Worts) Flammen bestimmte Farben mittheilen, wie Jedermann von Feuerwerken her weiss. Zu wissenschaftlichen Zwecken wurde diese Thatsache bei den Löthrohrversuchen benützt, indem man aus der Farbe der Flammen oder einer geschmolzenen Perle auf die darin enthaltenen Substanzen schloss. Mängel dieser Beobachtungsart sind, dass der Farbensinn viel häufiger als man glaubt unvollkommen entwickelt ist und dass beim Vorkommen mehrerer Substanzen zu gleicher Zeit eine schwer zu beurtheilende Mischfarbe entsteht. Frei von diesen Mängeln ist die neue Methode der Spektralanalyse von Bunsen und Kirchhoff: die zu untersuchende Substanz wird an einem Platindraht zu einer Perle geschmolzen und in der nichtleuchtenden Bunsen'schen Flamme verflüchtigt; die durch eine enge Spalte gehenden gefärbten Lichtstrahlen werden durch ein Prisma in ihre Bestandtheile zerlegt. Man hat so gefunden, zunächst von den Alkalien und Alkaloiden, dass dieselben bestimmte Spektra geben, die einander nicht stören und schon auftreten bei Quantitäten, welche auf anderem Wege nachzuweisen mit den gegenwärtigen Mitteln unmöglich ist. Bunsen hat vermittelst dieser Methode schon zwei neue chemische Elemente nachgewiesen und Kirchhoff hat gezeigt, dass man die Sonnenatmosphäre analysiren könne. Die Lithionflamme z. B. gibt im Spektrum eine glänzend rothe Linie, lässt man aber Sonnenstrahlen durch die Flamme hindurch, so wird auf dem Grunde des Sonnenspektrums jene Linie vollkommen dunkel und durchaus ähnlich den Fraunhoferschen Linien; Kirchhoff schliesst daraus, dass die Fraunhoferschen Linien erzeugt werden bei dem Durchgang des Sonnenlichts durch die mit verschiedenen Dämpfen geschwängerte Sonnenatmosphäre, und jede Substanz, welche eine helle Linie zeigt, wo das Sonnenspektrum eine dunkle hat, wird in der Sonnenatmosphäre enthalten sein.

XII. Professor Dr. Fraas sprach über den Lehm. Die grösste Schwierigkeit bei Fertigung von geognostischen Karten

bietet sicherlich die Darstellung der Schichtenbedeckung oder der Verwitterungsprodukte älteren Gebirges, welche letzteres der Untersuchung ganz oder theilweise entziehen. Bei Karten grösseren Massstabs freilich entgeht man dieser Schwierigkeit, indem hier mit kühnem Pinselstrich die Formationsgrenzen unter der Bodendecke gezogen werden können. Sobald aber ein Massstab wie der unseres topographischen Atlasses vorliegt, muss man sich auf jeglichem Terrain Rechenschaft geben, ob und wie weit die Schichtengrenzen eingetragen werden. Dass man die Ackerkrume und humösen Boden, dass man ferner die Schutthalten am Fuss der Berge nicht berücksichtigt, darüber ist wohl Alles einig, ebenso dass man alle Tertiärschichten, wenn sie auch nur wenige Fuss mächtig als Thonmergel, Sandmergel und Sande, z. B. am Südrand der Alb den Jura decken, berücksichtigt, darüber wird gleichfalls kein Zweifel sein. Zwischen beiden inne, d. h. zwischen den letzten Bildungen der Tertiärzeit und den Resten des modern zerstörten Gebirges liegt ein System von Schuttland, von Lehm, Löss, Lüxe etc. bald nur wenige Fuss, bald aber viele Klafter mächtig, das die Oberfläche namentlich der Ebenen bildet, oder in die Thäler hinabsteigt und den Geognosten zur Verzweiflung bringen kann, der den Formationsgrenzen nachgehen möchte. Solang man noch der Ansicht war, zwischen sogenanntem Diluvium und Alluvium trennen zu müssen, zeichnete man das erstere als eine Epoche bildend in der Entwickelung der Erdkruste noch ein, liess dagegen die Alluvionen als eine Bildung der Neuzeit fallen, allein immer mehr stellte sich die Unmöglichkeit heraus, Unterschiede zwischen beiden zu ziehen und heutzutage neigt sich offenbar die Mehrzahl der Geognosten der Anschauung zu, dass das sogenannte Diluvium keiner grossen Fluth zuzuschreiben sei, die Katastrophe bildend über die Erde kam, als vielmehr das Resultat einer ruhig aber lang wirkenden Zerstörung des älteren Gebirges wäre. In der That bestätigt sich diess auch durch jeden Tritt und Schritt der zum Behuf der geognostischen Landesaufnahme gemacht wird. Es ist rein unmöglich, Altersunterschiede aufzufinden, welche die schichtendeckenden Verwitterungsprodukte in ein System bringen könn-

ten. Von den kaum etwas verwaschenen Schichten an bis zum reinen Lehm, dem man seinen Ursprung lediglich nicht mehr ansieht, gibt es tausendfache Schattirungen und Mengungen, die alle zu berücksichtigen ein ebenso eitles Unternehmen wäre, als wollte man die Kieselsteine des Neckars nach ihren Formen classificiren. An der Winterhalde bei Canstatt, dem grossen Mammuthfeld vom Jahr 1860, lagen die Zähne und Knochen der Elephanten und Nashorne ebenso in dem reinen Keuperschutt als wie in dem bis zur letzten Verwitterung vollendeten Lehm, dessgleichen fanden sie sich ebenso in dem alluvialen Remssand von Schorndorf als wie in dem Albschutt von Amstetten. Consequenter Weise wäre hienach Bergschutt, Remssand u. dgl. als Mammuth führend mit besonderer Diluvialfarbe auf den Karten anzubringen, ein Verfahren dessen Unzulässigkeit Jedem einleuchten muss. Dazu kommt nun, dass von allen Seiten Europas Nachrichten einlaufen, die an der Fossilität der Mammuth und Nashorne, beziehungsweise deren hohem Alter stark zweifeln lassen. Anerkannte Autoritäten bestätigen aus England, Frankreich, Schweiz und Deutschland, dass an ursprünglichen Lagerstätten Mammuth mit dem Menschen zusammengefunden wurde, einige der schlagendsten Erfunde, die E. Lartet in Aurignac (haute Garonne) machte, hatte ich neulich selbst zu sehen Gelegenheit. Feuersteinwaffen, Menschenknochen, Mammuth und Nashornreste liegen in vollständigem gleichem Zustand der Zersetzung resp. Erhaltung beieinander in dem gleichen Lager, ja es tragen sogar einige der Knochen und Zähne unverkennbare Spuren der Bearbeitung durch jene Feuersteinmesser und Sägen an sich. Bekannter schon sind ferner die Untersuchungen, die im Spätsommer 1859 eine Gesellschaft englischer und französischer Geologen in St. Acheul, zwischen Amiens und Abbeville gemacht haben, über welche Lyell kurz berichtet, er erkenne in den dortigen Kiesbänken ein altes Lager menschlicher Ureinwohner, die in Gesellschaft des Mammuths den französischen Norden bewohnt haben. Aehnliches berichtet Studer von Bern und Andere. Ich führe hier diese Thatsachen nur an, nicht um ein höheres Alter des Menschen zu beweisen, sondern um auf

das offenbar jüngere Alter der vermeintlich diluvialen Thiere hinzuweisen. Hienach beweist der Fund von Mammuth, Rhinoceros, Auerochs, Riesenhirsch, Höhlenbär u. s. w. lediglich keine antediluviane Zeit, keine Epoche in der Bildung der Oberfläche, nichts das auf einer geognostischen Karte als gleichberechtigt mit Schichten eingetragen werden könnte. So fallen alle petrographischen und palaeontologischen Momente, die für eine Unterscheidung von Alluvial und Diluvial sprächen: vielmehr bleibt uns nach Bildung des letzten und jüngsten Tertiärs am Südrande der Alb nur Eine grosse Periode, die Periode der Neuzeit,. zu verzeichnen, die Zeit der Verwitterung der Steine, die sicherlich niemals eine andere war, als die heutzutage noch ist.

XIII. Ober-Med.-Rath Dr. G. v. Jäger theilte seine Beobachtungen über rankende Gewächse, namentlich über Epheu *(Hedera helix L.)* mit.

In einem früheren Vortrage * habe ich einige Beobachtungen über das Verhältniss der parasitischen Gewächse zu der Nährpflanze mitgetheilt, welchen die folgende Beobachtungen zur Ergänzung dienen mögen.

In einem nahezu 1 Morgen grossen Garten in der Nähe von Carlsruhe, der mit einer beiläufig 7′ hohen Mauer und auf der westlichen Seite von einem Hintergebäude des Hauses umschlossen ist, fand ich im Juni 1860 die westliche Wand des Hintergebäudes mit jungen Epheupflanzen bis zur Höhe von 10—12′ überzogen, welche sich dicht an dem ziemlich glatten Kalküberzug der Wand angelegt hatten, indess mehrere derselben in bedeutender Höhe sich nicht mehr zu halten vermochten, indem die grösser und schwerer gewordenen jungen Pflanzen mit ihren Wurzelansätzen nicht hinlänglich in den Kalküberzug der Wand eindringen konnten. Dagegen bot die nördliche Wand der den Garten umgebenden Mauer eine für die Epheupflanzen viel geeignetere Oberfläche zur Anheftung und zu leichterer Ernährung dar, und sie war auch

---

* XII. Jahrg. der naturw. Jahreshefte I. Heft p. 63 zum Theil übereinstimmend in der Bonplandia 1855. Nr. 4. pag. 50 abgedruckt.

lieber viele Tyrannen als einen. Je mehr sich ihre Zahl vervielfältigt, desto leichter wird es dem Einzelnen selbst, zur Herrschaft zu gelangen, desto mehr gewinnt daher das System an Popularität; dies beweist die ungeheure Ausdehnung des Bankwesens in England und Amerika gleich nach erfolgter Restriction des Monopols der Nationalbank. Wenn die Regierungen dieser Länder nur darauf ausgehen wollten, alle die vielen kleineren Banken zu vernichten, um ein großes Centralinstitut zu begründen, dessen Notenausgabe vom Staat abhängig wäre, so hätten sie dabei (wie jetzt Van Buren etwa) eine Opposition zu bekämpfen, deren Wirkungen vielleicht noch schlimmer wären, als das Uebel, welches man durch diese Maaßregel zu heilen hofft. — Und welche Macht würde nicht die Vereinigung der obersten Staatsgewalt mit der Bank und dem Kreditwesen dem Präsidenten einräumen? So lange derselbe bloß über das Staatseinkommen und die Staatsausgaben zu disponiren hat, ist seine Macht auf die durch die Legislatur vorgeschriebenen Abgaben beschränkt, mittelst der Bank aber geböte er über Handel, Gewerbe, Manufakturen, Ackerbau und selbst über den Taglohn. Er hätte dann, wie wir gezeigt haben, das Maaß der Valuten in Händen, das er ohne Zustimmung des Congresses, und ohne daß das Volk sogleich es gewahr würde, nach Belieben größer oder kleiner machen dürfte, um hiedurch die Einnahmen und Ausgaben nach Gutdünken zu vergrößern oder zu verringern. Und welche Mittel zur Belohnung oder zur Bestrafung Einzelner und ganzer Distrikte gäbe ihm nicht das Kreditsystem, dieser nie erschöpfte Born seiner Prärogative, an die Hand? Wer könnte ihn unter solchen Umständen noch verhindern, seinen Nachfolger zu ernennen?

So lange die Banken ihre Geschäfte mit einem soliden Münzkapital betreiben, sind sie unabhängig von den Regierungen. Der Einfluß der letzteren ist unter solchen Umständen nur sehr gering, und es existirt unter den Banktheilhabern nur wenig Neigung, sich mit den obersten Behörden zu Staatszwecken zu verbinden. Aber im Verhältniß, als durch die zu große Ausdehnung des Papiergeldes die solide Basis der Banken vermindert und hiedurch die Existenz derselben bedroht ist, werden sie furchtsam und erschrecken vor jeder Krisis, vor jeder politischen Veränderung im Staate, vor jedem Ministerwechsel, vor jedem neuen Gesetz, welches nur auf entfernteste Weise ihre Interessen berührt. — Nun folgen

gänzlich damit überwachsen, so dass der Epheu sich über den Rand der Mauer nach der südlichen Seite derselben zog. Die Aeste desselben hatten sich zum Theil der Aeste und des Stamms von 2 beiläufig $1\frac{1}{2}'$ von der nördlichen Wand der Mauer abstehenden Zwetschenbäumen von 5 bis 6″ Durchmesser bemächtigt, welche überdiess von dem am Boden wurzelnden Epheu aus mit einem dichten Filze unter sich verwachsener dünnerer und dickerer, zum Theil mehrere Jahre alter Epheuzweige überzogen waren. Dieser zu einem dichten Filz verwobene Ueberzug zeigte nach seiner Abnahme von dem ganz damit bedeckten Stamme des einen der Zwetschenbäume wohl eine Dicke von 6—7‴ und breitete sich dünner werdend über die Aeste des Baumes aus. Manche Zweige des Epheus gingen von den Bäumen zu der Mauer über, so wie umgekehrt von der Mauer aus zu einzelnen oberen Aesten der Bäume. Jene trugen noch einiges nicht gerade krank aussehendes Laub und einige Früchte. Von dem einen der beiden Zwetschenbäume und seinen Aesten wurde demnach die Epheuhülle entfernt, was ohne besondere Schwierigkeit geschah, indem die concave Fläche des Epheuüberzugs zwar rauh war, sowie auch, wenn gleich in geringerem Grade die sonst glatte Oberfläche der Rinde des Zwetschenstamms und seiner Aeste, aber es hiengen die dünneren Zweige des Epheuüberzugs der Rinde nicht fester an, noch waren sie mit ihr verwachsen. Es konnte indess nicht fehlen, dass bei einer so dichten Umhüllung des Stamms und der Aeste, die Vegetationsprocesse mehr oder weniger nothleiden und die Bäume früher oder später von den Aesten aus insbesondere zu Grunde gehen mussten. Wirklich ging der erste Baum trotz der Entfernung dieser Epheuumhüllung bis zum Herbste 1860 zu Grunde und auch an dem zweiten Baume ragten im Sommer 1861 nur noch dürre Zweige aus der unversehrten Epheuumhüllung seiner Krone hervor. Auf ähnliche Weise waren die Zweige mehrerer anderer Bäume und einige Reben desselben Gartens zu Grunde gegangen durch die dichte Umhüllung mit verschiedenen Flechten, namentlich *Parmelia parietina* und *P. pulverulenta*.

Die Flechten scheinen weniger als die an Bäumen fest-

sitzenden Schwämme *(Polyporus)* (vgl. die früher im ersten Hefte des XII. Jahrgangs angeführten Versuche) eine oberflächliche Veränderung oder Erkrankung der Rinde zu veranlassen. Werden nemlich die genannten Flechten mit einer dünnen Holzschichte abgeschnitten, und diese auf Wasser gelegt, so erlangen die Flechten nur langsam ein frischeres Ansehen, wie dies alsbald geschieht, wenn sie unmittelbar mit Wasser befeuchtet werden. Sie scheinen also mit den auf ihrer unteren Fläche befindlichen wurzelartigen Fortsätzen nur wenig in die Rinde einzudringen, indess die Schwämme allmählig nicht nur eine Erkrankung der Rinde, sondern auch des Bastes und Holzkörpers bewirken. Dagegen dringt die Mistel *(Viscum album)* zunächst auf den Holzkörper ein, und scheint von ihm aus vorzugsweise ernährt zu werden.

Der Hergang dabei ist schon von Malpighi* in dem Capitel *de Plantis, quae in aliis vegetant,* und von Schacht** nachgewiesen und durch Abbildungen erläutert worden. Davon unterscheidet sich der Hergang bei der Anheftung der Epheupflanzen wesentlich schon dadurch, dass der Mistel nur auf lebenden Pflanzen und nie auf Erde oder Steinen vorkommt, indess der Epheu ebensowohl an Mauern als an todten und lebenden Pflanzen wuchert. Er bedarf daher der lebenden Pflanze (des Baumes), auf der er sich befindet, jedenfalls in viel beschränkterem Maase als Nährpflanze und bedient sich derselben (des Baumes) hauptsächlich zur Anheftung, um ebenso wie an Mauern in die Höhe zu steigen. Zu weiterer Erläuterung davon mögen die folgenden Beobachtungen dienen, welche ich an zweien an einer östlichgelegenen Mauer eines Gartens in Tübingen als Spaliere gezogenen Apfelbäumen anzustellen Gelegenheit hatte. Der Stamm des einen wohl schon 40 bis 50 Jahre alten Baumes hatte zunächst der Wurzel einen Durchmesser von beiläufig 13″ und theilte sich auf der einen (linken) Seite in 3, auf der andern (rechten) Seite

---

* *Opera omnia Lugduni Batavorum 1687. pag. 140.*

** Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse. Berlin 1854. p. 170.

in 2 Hauptäste. Der unterste nahe am Boden (links) abgehende Ast hatte an seinem dicksten Theile einen Durchmesser von beiläufig 9″, der zweite nächst obere von 8″, der dritte etwas höhere von 6‴. Die östliche Seite des Stamms war bis zu dem dritten Seitenaste mit jungem Epheu überzogen, ebenso der hintere Theil der Seitenäste. Auf der rechten Seite fing der Epheu gleichfalls an auf dem hinteren Theil des beiläufig 7″ im Durchmesser haltenden Seitenastes sich auszubreiten. Der unterhalb desselben abgehende Ast von nur beiläufig 5″ Durchmesser war ohne Zweifel schon seit mehreren Jahren abgestorben, und von seiner Rinde völlig entblöst, und der nackte ganz glatte Holzkörper ohne alle Spur eines früher vorhandengewesenen Ueberzugs von Epheu, welcher, zu Folge der Stellung dieses Astes zunächst am Boden, zuerst auf diesen Ast von dem Boden und dem Hauptstamme aus sich ausgebreitet haben würde, wenn nicht die glatte und feste Beschaffenheit des Holzkörpers der Anheftung des Epheus ein entschiedenes Hinderniss entgegengesetzt hätte.* Es ist diess auch wohl aus der Beschaffenheit der Oberfläche der Epheuzweigchen erklärlich. Diese sind nemlich auf der oberen Fläche ziemlich glatt, auf der unteren Fläche dagegen etwas filzig; und ausserdem befindet sich in der Mitte der unteren Fläche ein gleichsam aufgerissener brauner Strich, der sich meist von einer Blattstelle zur andern der alternirenden Blätter ausdehnt. Aus dieser an dem oberen Theile des Zweigs anfänglich blos rauhen in die Länge ausgedehnten Stelle erheben sich bei weiterem Wachsthume zuerst kleine Fortsätze, welche mit weiterer Entwicklung des Zweiges sich zu einfachen dünnen Zapfen von brauner Farbe erheben, die in ihrer Verbindung einen Kamm mit enggestellten Zähnen darstellen. Mit dem weiteren Wachsthum des Zweigs und dem län-

* An einem in geringer Entfernung stehenden zweiten Apfelspalier, ging nur ein Ast auf jeder Seite von dem Stamme ab, auf welchem sich vom Boden aus Epheupflanzen gleichförmig bis an die Theilung des Stamms in die beiden Aeste und zum Theil auf diese selbst ausgebreitet hatten.

geren und engeren Anschlusse der untern Fläche desselben an eine Wand oder einen Baum — Stamm oder Zweig — nehmen diese zapfenförmige Fortsätze an Länge zu und theilen sich sofort wurzelförmig in mehrere Aeste, so wie sie z. B. auf der Oberfläche einer Mauer in den Ueberzug derselben etwas eindringen können, und sie entwickeln an mit etwas Erde bedeckten Stellen einer Mauer oder eines Baums allmählig eine Reihe in mehrere Aeste getheilter Wurzeln. Derselbe Vorgang findet sodann bei Seitenzweigen statt, welche sich aus den Knospen der Blattwinkel entwickeln, wenn dieselben auf einer Fläche hinlänglichen Raum finden sich auszubreiten. Ist dies nicht der Fall und entwickeln sich also die jüngeren Zweige übereinander mit zunehmendem Alter des Stamms oder Hauptastes der Epheupflanze, so verflechten sich ihre Wurzeln untereinander und es erscheinen Wurzelfortsätze nach allen Seiten. Einige ältere Aeste fand ich auch mit dünnen 1—2″ langen einfachen Wurzelfortsätzen ringsum besetzt, obnerachtet sie mit keiner Wand unmittelbar in Berührung waren. Am auffallendsten war dies an einem etwa 5‴ dicken Epheuast, welcher von einem Zwetschenbaume zu der Mauer eine Art Brücke bildete, gerade an diesem von unmittelbarer Anheftung freien Raum. Man könnte somit vermuthen, dass diese Wurzelfortsätze auch die Funktion von Luftwurzeln unter gewissen Umständen haben, wofür jedoch kein bestimmter Nachweiss gegeben werden kann. Inzwischen verändert sich die Function der Wurzelfortsätze des Epheus im Verlaufe ihrer Entwicklung. Sie dienen wenigstens Anfangs vorzugsweise zur Anheftung des von dem Boden aus genährten und sich erhebenden Stamms. Indem sie jedoch unter günstigen Umständen sich zu verästeten Wurzeln entwickeln, dienen sie unmittelbar auch zu Ernährung der Epheuzweige und sie fördern daher auch das Wachsthum der Epheupflanze in ihren höheren Theilen unabhängig von dem noch wahrscheinlich in der Regel fortdauernden Zusammenhang der Epheustämme mit der in der Erde befindlichen Wurzel und der fortdauernden Ernährung von der Wurzel aus. Indem sich aber die Epheuzweige vielfach unter sich verflechten, bildet sich selbst wieder ein Boden für

die Entwicklung der jüngeren Aeste und daher die Bildung eines dichten Filzes um die Gegenstände wie Bäume, welche sich nicht zur Ausbreitung des Epheus in der Fläche z. B. an einer Mauer eignen, sondern ihn gleichsam zu einem fortdauernden Wachsthum um einen cylindrischen Körper (Stamm oder Zweig) nöthigen. Darauf beruht ohne Zweifel zunächst die nachtheilige Wirkung des Epheus auf die Bäume, welche ihm zur Anheftung dienen, indem er vorzugsweise durch den engen Anschluss an ihre Rinde die Function derselben mehr oder weniger stört, auch ohne in sie einzudringen und ihr Gewebe zu verändern. Wäre dies der Fall, so würde der Epheu als eine zu einer vollkommenen Pflanze potenzirte Flechte erscheinen. *

---

* Dem äussern Ansehen nach verhält sich *Ficus repens* dem Epheu ähnlich in dem gleichförmigen Ueberziehen von Wänden. Die Oberfläche von *Ficus repens* ist jedoch beinahe glatt, aber an einzelnen Blattwinkeln entwickeln sich dünne Wurzeln, die sich zum Theil einfach oder nur mit einzelnen Abzweigungen 8 bis 10″ und darüber fortsetzen, und somit mehr zur Ernährung als zur unmittelbaren Anheftung der Pflanze zu dienen scheinen, welche theils durch kleine Häufchen warzenförmiger Erhöhungen, wie bei dem gemeinen Epheu, und die daraus sich entwickelnde kleine ästige Wurzeln vermittelt wird, indem zugleich die ziemlich feste Adhäsion der einzelnen Aeste der Pflanze an die, wenn auch ziemlich ebene, doch meist feuchte und damit mehr oder weniger weiche Oberfläche der Wände des Gewächshauses erleichtert wird, welche daher oft mit einer dichten Ausbreitung des *Ficus repens* bedeckt sind. Bei *Ficus barbata* ist die ganze Oberfläche dicht mit feinen Haaren bedeckt. An den Blattwinkeln findet man den bei dem Epheu beobachteten ähnliche Wurzelanfänge, welche sich bei Berührung mit einer weicheren Unterlage mehr entwickeln und verästeln, ohne gerade eine Adhäsion der ganzen Pflanze an die Oberfläche der Wand in dem von mir beobachteten Falle zu bewirken. Diese ist auch durch das grössere Volumen der Blätter und die festere Beschaffenheit des Stamms und der Zweige dieser Species eher erschwert, während die Dünnheit und Biegsamkeit der Aeste des *Ficus repens* dieses Verhältniss begünstigt.

Einen Gegensatz zu den eben angeführten Ficusarten bildet der gemeine Feigenbaum und der häufig im Zimmer gehaltene *Ficus elastica*, die beide frei (d. h. ohne natürliche Anheftung) in die Höhe wachsen oder ihre Aeste ausbreiten. Das Ansehen beider gleicht mehr einem Strauche als einem Baume und vielleicht würde *Ficus elastica* unter günstigen Umständen

Die *Bignonia radicans** entspricht in ihrer Entwicklung nur den zwei ersten Stadien der Entwicklung des Epheus. An ihren Blattwinkeln finden sich zwei bis drei Häufchen wurzelartiger Fortsätze, welche in der Regel blos zur Anheftung der Pflanze an Mauern oder Holzwänden dienen. Sie vermögen sich auch an ganz glatte Oberflächen von Holz festzusetzen, ohne je sich wurzelartig zu verästeln. Dies geschieht aber, wenn die angeführte Fortsätze zufällig auf die Fuge einer Mauer treffen, zwischen der sie sich dann wurzelartig verästelnd ausbreiten. Sie dienen also jetzt wesentlich mit zur Ernährung der Pflanze, für deren Anheftung sie als abortive Wurzeln allein bestimmt waren. Diese letztere Function spricht sich am reinsten in den Scheiben an der Spitze der Ranken der *Hedera (Vitis) quinquefolia* in Verbindung mit der Rankenbildung aus, wie sie auch Malpighi in der Abhandlung *de Capreolis et similibus Vinculis* l. c. p. 140 Fig. 104 darstellt. Es ist auffallend, dass aus den tellerförmigen Ausbreitungen, mittelst der sich diese Pflanze an verschiedene Körper sehr fest anklebt, doch so viel mir bekannt, nie sich Wurzeln entwickeln. Diese gegenseitige Verhältnisse von Pflanzen, auf welche schon Malpighi hingewiesen hat, verdienten allerdings eine ausführliche Untersuchung nach allgemeinen Gesichtspunkten, für welche v. Mohl** insbesondere die Grundlage geliefert hat und von welchen ich hier nur einige berühre. Die niedersten Stufen des Parasitismus bezeichnen gewissermasen die *Plantae simpliciter scandentes volubiles cirrhosae*, sofern sie sich blos einer andern Pflanze oder eines andern Gegenstandes bedienen, um einer Eigenthümlichkeit ihrer Vegetationsweise in Absicht auf Stand oder

---

Luftwurzeln treiben oder es würden wenigstens beide Arten von ihren Aesten aus Wurzeln treiben, wenn sie in Berührung mit einer für iese Entwicklung günstige Unterlage kommen.

* Ich bedaure bis jetzt in den Abhandlungen *Observations on Bignoniaceæ* von John Miers in den *Annals and Magaz. 1861* keine nähere Angaben über die Wurzeln dieser Pflanzen gefunden zu haben.

** In seiner gekrönten Preisschrift über das Winden und den Bau der Ranken und Schlingpflanzen. Tüb. 1827.

Stellung zu genügen, und daher auch mehrere Aeste derselben Pflanze sich um sich selbst wenden, um dadurch den erforderlichen Halt namentlich für das Wachsthum in die Höhe zu gewinnen. Es liegt darin häufig zugleich die erste Bedingung des Absterbens durch blosse Umschlingung oder Umhüllung einer Pflanze durch eine andere Pflanze, z. B. die gemeinen Winden *(Convolvulus)* auf blos mechanische Weise. In andern Fällen bedingt dieses (mechanische) Verhältniss die Störung der Function eines Organs ohne Alteration seiner Structur, wie wahrscheinlich bei dem Epheu, oder mit Veränderung des Gewebes eines oder mehrerer Organe, (Flechten, Schwämme, Mistel), oder die eine Pflanze dient dem Parasiten als Nährpflanze z. B. Cuscuta, ohne wesentliche Störung der Vegetation der Nährpflanze, die letztere ist sogar nothwendige Bedingung für die Entwicklung des Parasiten, wie der faulenden Wurzeln für manche Monotropaarten. Den von aussen eindringenden Parasiten stehen gewissermasen die durch Krankheit der Nährpflanze wie z. B. die Exantheme entstandene Parasiten entgegen, die erst in der Folge die Entstehung von Parasiten veranlassen. Es führt dies auf die Abtheilung der Parasiten in primitive und secundäre. Manche vegetabilische Parasiten (z. B. Schwämme) geben auch Veranlassung zu Entstehung thierischer Organismen, welche mehr oder weniger zugleich als Parasiten auf der Nährpflanze leben mit mehr oder weniger specifischem Gepräge. Sie machen den Uebergang zu den auf verschiedenen Stufen der Organisation stehenden parasitischen Thieren und die Malpighische Betrachtung der auf andern Pflanzen lebenden Gewächse würde sich zu einer Flora und Fauna auf lebenden Pflanzen erweitern, welche ebensowohl die Epiphyten als Entophyten und die Epizoen und Entozoen umfassen würde. Eine solche Flora und Fauna auf lebenden Pflanzen würde der Flora und Fauna auf lebenden Thieren zur Seite stehen und ebensowohl die verschiedene Arten der Parasiten, als die Arten der betreffenden Arten und Familien von Pflanzen zu bezeichnen haben, sowie die Bedingungen der Entstehung und die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Parasiten, ihre geographische Verbreitung, wobei wir auf die schon früher angeführte

Schrift von J. Leidy und andere dahinzielende specielle Untersuchungen hinweisen.

Um 1 Uhr gingen die Verhandlungen zu Ende.

Nach einem fröhlichen Male besuchten viele Mitglieder die vaterländische Naturalien-Sammlung, welche in dem Gebäude hinter der K. Thierarzneischule untergebracht ist. So erfreut die Mitglieder über die Ausdehnung und fortwährende Zunahme dieser Sammlung waren, ebensosehr mussten sie bedauern, dass eine für die Naturgeschichte Württembergs so wichtige Sammlung, welche eine grosse Anzahl kostbarer und seltener Naturalien enthält, in einem theils feuchten, theils unzureichenden Lokal aufbewahrt ist und, obgleich viermal wöchentlich geöffnet, wegen der zu grossen Entfernung von der Stadt nur wenig besucht wird.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Die württembergischen Oscillarien.

Von Finanzrath Dr. G. Zeller.

Unter den Süsswasseralgen zeichnet sich die Gattung *Oscillaria* sowohl durch weite Verbreitung, als auch durch schnelles Wachsthum besonders aus. In stehenden und fliessenden Gewässern treffen wir Oscillarien; überall, wo auch nur von Regenwasser sich kleine Pfützen bilden, bedecken sie in erstaunlich kurzer Zeit die Grundfläche mit ihren Geweben von einzeln oft dem blossen Auge gar nicht sichtbaren Fäden, um bei dem Eintrocknen des Wassers wieder zu verschwinden und höchstens eine schwärzliche, bläuliche oder grüne Färbung des Bodens als Spur ihres Daseyns zurück zu lassen. Ihr leichtes Fortkommen und schnelles Wachsthum, bei einzelnen Arten bis zu ½ Zoll in einer Stunde, gibt ihnen die merkwürdige Eigenschaft, wenn sie unter Wasser auf Papier gelegt werden, während des Eintrocknens ringsumher strahlenförmig sich zu verbreiten und auf dem Papier anwachsend schönere Präparate darzustellen, als man bei so zarten Fadenalgen durch Aufschwemmen erhalten könnte. Diese schöne, bei einzelnen Arten auch durch Farbe und Reichthum an Phykokyan ausgezeichnete Algengattung verdient daher die Aufmerksamkeit unserer Botaniker schon an sich; noch mehr aber, weil ohne Zweifel in den verschiedenen Theilen unseres Landes sich noch manche bis jetzt in Württemberg noch nicht aufgefundene Art derselben befindet und sich

hier noch ein grosses Feld für neue Entdeckungen darbietet. Denn während von etwa 60 bekannten Arten der Gattung *Oscillaria* ungefähr zwei Drittheile in Deutschland und der Schweiz gefunden worden sind und die Vermuthung nahe liegt, dass ein grosser Theil von diesen auch bei uns vorkomme, kennen wir bis jetzt aus Württemberg nur von wenigen Fundorten die nachstehenden sieben Arten, denen sich eine weitere unten zu Erwähnende anreiht.

1) *Oscillaria antliaria* Jürg. Kütz. Spec. Alg. N. 30. Wohl die Verbreiteste von Allen, kommt mit ihren Varietäten, *O. physodes* und *phormidioides* häufig an Stellen vor, welche von Zeit zu Zeit vom Regen feucht sind und dann wieder austrocknen, z. B. in Strassenkandeln, unter Dachtrauf, zwischen Strassenpflaster. Die Farbe ist bald mehr stahlblau, bald mehr spangrün, zuweilen fast grasgrün, zumal, wenn, wie in den Pfützen um Stuttgart häufig, zahllose Schaaren von *Euglena viridis* die Alge bewohnen und mit ihrem Grün bedecken.

2) *O. tenuis* Ag. Kütz. sp. Alg. N. 31. Kommt in verschiedenen Formen und Standorten vor. Von den bei Kützing aufgeführten Varietäten besitzen wir aus Württemberg Folgende.

a. *Viridis.* Vauch. Häufig in den Abflüssen des Canstatter Mineralwassers und in den Gräben zwischen Stuttgart und Canstatt.

b. *Sordida* Kütz. Scheint vorzugsweise Brunnentröge zu lieben. In Rabenhorsts Decaden befinden sich unter N. 136 Exemplare aus einem Brunnen in Neudamm; ich fand sie in dem Brunnen eines Gartens in Esslingen.

c. *Limicola* Kütz. Wächst zwischen Ravensburg und Niederbiegen in Wassergräben; wahrscheinlich auch anderwärts.

Ausserdem fand ich die Varietät

d. *formosa* Bory, im September 1859 bei Rippoldsau, sie kommt ohne Zweifel auch in Württemberg vor.

3) *O. limosa* Ag. Kütz. sp. Alg. N. 36. Wurde vor längerer Zeit von Herrn v. Martens bei Hall in dem von den Gradirhäusern abfliessenden Wasser gefunden; neuerdings fand Herr Pfarrer Kemmler in Wiesengräben bei Untersontheim die Varietät

Annäherungen. Die Banken ſuchen den Staat in ihr Intereſſe zu ziehen, um ihr Syſtem von dieſer Seite aus ſicher zu ſtellen, und die Regierungen übernehmen — was ſie immer mit väterlicher Sorgfalt zu thun Willens ſind — das Protektorat. — Iſt aber die exekutive Gewalt mit der des Geldes einmal vereinigt, dann iſt die Verfaſſung nur noch eine leere Formel: in abſoluten Staaten ſteht der Deſpotismus auf ehernen Säulen; in Republiken wird die Freiheit zu Grab getragen.

e. *Chalybea.* Zwar nicht in Württemberg, aber doch in der Nähe, in Donaueschingen, fand ich im September 1859 eine durch hell gelblich-braune Farbe vor allen anderen Oscillarien sich auszeichnende Form dieser Species, welche ich vorläufig zu der Varietät

f. *bicolor*, rechne, wiewohl das Aussehen des Gewebes bräunlich, nicht spangrün ist, wie Kützing bei dieser Varietät angibt.

4) *O. nigra* Vauch. Kütz. sp. Alg. N. 41. Wurde von Herrn v. Martens bei Stuttgart und von mir in der Blau bei Ulm gefunden.

5) *O. dubia* Kütz. sp. Alg. N. 48. Von Herrn Apotheker Valet aus dem Schweigfurter Weiher bei Schussenried, wo sie als dicke, dunkelgrüne, handgrosse Haut auf dem Wasser schwimmt, mitgetheilt.

6) *O. Frwelichii.* Kütz. Sp. Alg. N. 50. Scheint ziemlich verbreitet zu sein. Sie wurde von Herrn Pfarrer Kemmler bei Untersontheim gefunden; eine durch ihre grüne Farbe auffallende, in dem Schlossgarten zu Stuttgart vorkommende Varietät habe ich unter der Benennung *„var. viridis"* in Rabenhorsts Decaden N. 855 mitgetheilt.

7) *O. fenestralis* Kütz. Sp. Alg. N. 19. Von Herrn Pfarrer Kemmler an Fenstern seines Pfarrhauses gefunden, wird wohl auch an andern trüben, feuchten Fenstern vorkommen.

8) *Oscillaria pallida Zeller, nova species. O. strato pallide-virescente, bullosa; trichomatibus $^1/_{200}$''' crassis, continuis, rectis, punctis opacis impletis, demum obsolete articulatis, articulis diametro parum brevioribus, subtiliter punctatis, capitulis tumidulis, rotundatis, puncto hyalino notatis.*

Ich fand diese Alge zuerst im September 1859 in Weinberggräben am Fusse der Achalm und hielt sie für *O. physodes;* als ich sie jedoch im Juli dieses Jahrs wieder in einer Pfütze am Rechberg fand und genauer untersuchte, erkannte ich, dass sie mit *O. physodes*, welche um $^1/_3$ dickere Fäden und deutliche Gelenke hat, nicht zusammen geworfen werden kann und ebenso wenig mit einer anderen bekannten Art übereinstimmt, weshalb

ich es für nöthig halte, sie als eine besondere Species zu bezeichnen. Die Fäden erscheinen theils zart gegliedert, theils ungegliedert, mit dunklen Punkten und Luftbläschen, welch' Letztere zuweilen den ganzen Umfang der Röhre einnehmen und eine den Inhalt des Fadens unterbrechende durchsichtige Scheibe bilden, dicht gefüllt. Es scheint, dass die schwach sichtbaren Glieder sich erst im vorgerückteren Zustand der Pflanze bilden und die dunklen Punkte (Sporen?) an die Zwischenhäutchen sich anlegen. Wenigstens sehen die ungegliederten Fäden nicht so aus, wie wenn sie nach Kützings Vermuthung *(phycol. gener.* S. 181) durch Auflösung der Scheidewände aus gegliederten entstanden wären; vielmehr scheinen die Letzteren bei dieser Alge die älteren zu sein. Die Fäden sind gerade, oder sehr wenig gekrümmt, die Enden meistens ein wenig gedunsen. Die Glieder sind meistens etwas kürzer als der Durchmesser; seltener zwei bis dreimal kürzer. Es zeigen sich also dreierlei Formen beisammen:

a. ungegliederte,

b. regelmässig gegliederte,

c. unregelmässig gegliederte Fäden, wie sie die nachstehenden Figuren in 600facher Vergrösserung darstellen.

a

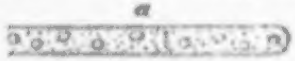

b

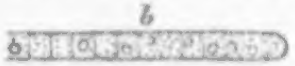

c

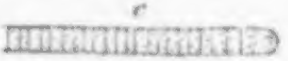

Diess ist Alles, was das *Herbarium* unseres Vereins an Oscillarien besitzt. Möge der kleine Anfang bald durch Beiträge aus verschiedenen Landestheilen, welche so leicht zu sammeln sind, erweitert werden!

Nachtrag.

Oscillaria Kützingiana Naeg. Kütz. sp. Alg. N. 10. Diese äusserst zarte Alge (Fäden $^1/_{1200}$''' dick) fand ich am 7. September

1861 auf einem von Mineralwasser überrieselten Stein eines Bassin im neuen Mineralbad zu Berg.

Ueber die Keimkraft der Oscillarien angestellte Versuche ergaben, dass eine am 16. August d. J. in Urach von Dr. Finckh eingelegte und völlig eingetrocknete *Oscillaria uncinata*, welche am 4. September, also nach 19 Tagen, in Wasser aufgeweicht wurde, zwar innerhalb der ersten zwölf Stunden noch kein Wachsthum zeigte, dann aber bis zum 7. September den ganzen Boden der Schüssel, soweit das Wasser reichte, auf etwa zwei Zoll im Umkreis, mit einem dünnen Gewebe von ausgewachsenen Fäden bedeckte. Kleine auf Glimmer und Papier mit destillirtem Wasser angesetzte Stückchen wuchsen binnen zwölf Stunden auf 1—2‴ Länge büschelförmig auf; dann schien ihr Wachsthum erschöpft zu sein. — Eine im Juli 1860 getrocknete *Oscillaria nigra* wuchs nach 14 Monaten, im September 1861 aufgeweicht, binnen einiger Tage noch bis zu 1‴ Fadenlänge aus.

2. Die Laubmoose Württembergs.

Von Georg v. Martens.

Nachdem ich schon vor einigen Jahren eine Uebersicht der blüthenlosen Gefässpflanzen Württembergs (Jahreshefte 1848, Seite 94 bis 106), dann der württembergischen Charen (Jahreshefte 1850, Seite 156 bis 164) geliefert habe, wurde ich von mehreren Seiten aufgefordert, mich einer ähnlichen Zusammenstellung der bis jetzt im Königreich Württemberg beobachteten Laubmoose zu unterziehen, wozu die vor Kurzem hier erschienene vortreffliche Synopsis des berühmten Bryologen Wilhelm Philipp Schimper *(Synopsis muscorum europaeorum, Stuttgartiae* 1860 8.) mich noch mehr ermuthigt hätte, wäre ich nicht durch dieselbe belehrt worden, dass unsere Moos-Florula unter manchen andern eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Schreckt diese Erfahrung indessen einerseits ab, so ermuntert sie doch andererseits durch die Aussicht auf zahlreiche neue Entdeckungen und ist vielleicht ein Sporn für einen unserer wackern Pflanzenforscher, sich vorzugsweise dieser Pflanzenklasse zuzuwenden, welche an Leichtigkeit der Einsammlung und Aufbewahrung alle andern übertrifft, während ihr Nachtheil, nur mit Hülfe des Mikroskops gehörig erkannt werden zu können, durch die Fortschritte der Optik und die in allen Zweigen der Naturforschung so beliebt gewordene Anwendung des Mikroskops gegen Linnés Zeiten bedeutend vermindert erscheint.

Indem ich nun diesem Verzeichnisse die erwähnte neueste und beste Schrift über die Laubmoose zum Grunde gelegt habe und solche, wie auch Schimpers grosses Prachtwerk *, jedem empfehle,

---

* Ph. Bruch, W. Th. Schimper et Th. Gümbel Bryologia europaea, seu genera Muscorum europaeorum monographice illustrata. Ed. W. Th. Schimper. VI Vol. 1836—1855. 4.

welcher sich speciell denselben widmen will, glaube ich zugleich denjenigen Freunden unserer Flora, welche sich auch mit den andern Kryptogamen-Klassen beschäftigen wollen, ohne in der Lage zu sein, die grossen Summen darauf zu verwenden, welche die Anschaffung der besondern Werke über jede einzelne Klasse erfordert, auf Dr. Ludwig Rabenhorsts Kryptogamen-Flora Deutschlands, Leipzig 1844 bis 1853, V Theile 8., als die neueste und beste die ganze Kryptogamie umfassende Schrift empfehlen zu müssen, welche auch die für Herbarien-Cataloge sehr bequeme Einrichtung fortlaufender Zahlen hat; ich habe daher jeder Art ihre Zahl in der Rabenhorstschen Flora beigefügt, endlich alle in unserer Vereinssammlung schon vorhandene Arten mit einem * bezeichnet, und bitte nun die vaterländischen Sammler und insbesondere die verehrten Mitglieder unseres Vereins um gefällige Mittheilung der sternlosen Arten.

Classis I. Musci.

Ordo I. Musci cleistocarpi.

Tribus I. Phascaceae.

Familia 1. Ephemereae.

Ephemerum serratum *Hampe.* Nackter Sand- und Lehmboden. Januar bis März. I. Stuttgart, Mohl. Tübingen, Schübler. II. Alpirspach, Köstlin. 6132.

* **Physcomitrella patens** *Schimper.* Feuchter Schlamm- und Thonboden, abgelassene Weiher. Herbst. I. Stuttgart, Mohl. Esslingen, Hochstetter. Ellwangen, Rathgeb. 6136.

— — g. **megapolitana** *Sch.* I. Ellwangen, Rathgeb. 6136b.

Familia 2. Phascaceae.

* **Sphaerangium muticum** *Sch.* Feuchter Lehm- und Sandboden, nicht häufig. März, April. I. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Frölich. 6122.

* **Phascum cuspidatum** *Schreber.* Häufig auf Lehm- und Sandboden. März, April. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler.

Backnang, W. Hartmann. Ellwangen, Frölich. IV. Riedlingen, Balluf. Saulgau, Wolfegg, Wangen, Jung. 6127.

— — d. **piliferum** *Schreb.* I. Stuttgart, im Schlossgarten, Mohl. Ellwangen auf Aecker, Frölich. Mergentheim, Bauer. IV. Saulgau am Hettenbühl, Jung. 6127 c.

Ph. bryoides *Dickson.* Auf feuchtem Lehm- und Sandboden. März. I. Hall, Rathgeb. 6131.

* **Ph. curvicollum** *Hedwig.* Auf grobem Sand und Schuttboden. März, April. I. Oberberken, Oberamts Schorndorf, Haist. 6129.

Tribus II. Bruchiaceae.

Familia 4. Pleuridieae.

Pleuridium nitidum *Sch.* Auf feuchtem Thonboden. Herbst. I. Ellwangen, Mohl. IV. In einem ausgetrockneten Weiher bei Hattenburg, Oberamts Biberach, Ducke. 6118.

* **Pl. subulatum** *Sch.* Häufig auf feuchtem Sandboden. Frühling. I. Wald bei Häslach und Degerloch, Closs. Wälder bei Gaildorf, Kemmler. Ausgetrocknete Weiher bei Ellwangen, Mohl, II. Alpirspach, Köstlin. 6116.

* **Pl. alternifolium** *Sch.* Auf feuchtem Thonboden. Juni. I. Winzenweiler, Oberamts Gaildorf, Kemmler. IV. Hochberger Wald bei Saulgau, Jung. 6117.

Ordo II. Musci stegocarpi.

Sectio I. Acrocarpi.

Tribus I. Weisiaceae.

Familia 7. Weisieae.

Systegium crispum *Sch.* Auf lehmigem Sandboden. Frühling. I. Ellwangen gegen die Eichkapelle, Frölich. II. Aecker bei Alpirspach, Köstlin. 6125.

* **Gymnostomum microstomum** *Hedw.* Feuchter Sand- und Lehmboden, an Waldrainen. Frühling. I. Stuttgart, Sontheimer.

Gebüsch bei Untersontheim, Kemmler. IV. Roth, Oberamts Leutkirch, Ducke. 6227.

* **G. calcareum** *Hornschuch.* An Mauern und Kalkfelsen. August, September. I. Sandsteinbruch bei Obersontheim, Kemmler. III. Urach am Wasserfall, Schimper. IV. Wolfegg bei der Herrenmühle, Ducke. 6224.

* **G. curvirostrum** *Hedw.* Am nassen Felsen. August, September. I. Mergentheim, selten, Bauer. III. Urach am Wasserfall, Schimper. 6226.

* **Weisia viridula** *Bridel.* Häufig an der Erde, an Rainen, Waldrändern. April, Mai. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Untersontheim, Kemmler. Ellwangen, Frölich. II. Auf Sandsteinfelsen im Nagoldthal, Valet. IX. Ueberall, Jung. 6232.

W. cirrhata *Hedw.* Auf Sandstein. Frühling. I. Bopser bei Stuttgart, Closs. Jagstzell, Frölich. IV. Roth, Ducke. 6235.

Familia 8. Dicraneae.

* **Cynodontium Bruntoni** *Sch.* Auf Granitfelsen. Sommer, selten. II. Schramberg, Köstlin. Im Murgthal, A. Braun. 6238.

C. virens *Sch.* Sommer. II. Auf Granitfelsen im Unterthal bei Reinerzau, Köstlin. 6257.

* **Dichodontium pellucidum** *Sch.* An feuchten Steinen, Bächen, Wasserfällen. Herbst bis Frühling. I. Stuttgart, Sontheimer. Vaihingen, Bilhuber. Am Eichenbach bei Schorndorf, Haist. Gerabronn, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. II. Im Glaswaldbach bei Alpirspach, Köstlin. III. An den Quellen des Kochers bei Unterkochen, Rathgeb. 6258.

* **Dicranella Schreberi** *Sch.* Auf feuchtem lehmigem Boden, selten. Herbst. I. Weiler, Oberamts Schorndorf, Haist. 6260.

D. squarrosa *Sch.* Auf felsigem Boden an Bächen. Nur selten im Herbst mit Früchten. II. Im Glaswald bei Alpirspach, Martens. 6259.

* **D. cerviculata** *Sch.* Auf Torfboden, oft die senkrechten Wände der Gräben überziehend. Sommer. IV. Im Ried bei Schussenried, Valet. 6265.

* **D. varia** *Sch.* Häufig auf feuchter Erde, Torf, an überschwemmt gewesenen Stellen. Herbst. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Mohl. II. Im Glaswald bei Alpirspach, Köstlin. IV. Riedlingen, Balluf. Roth, Ducke. Wolfegg, Wangen, Jung. 6263.

* **D. rufescens** *Sch.* Auf lehmigem Sandboden. Herbst. II. Im Schwarzwald, Valet. 6264.

* **D. curvata** *Sch.* An Hohlwegen, selten. Herbst bis Frühling. I. An einem Bache im Wald bei Hinter-Uhlberg, Oberamts Crailsheim, Kemmler. III. Am Hohenstaufen, Rathgeb. 6266b.

* **D. heteromalla** *Sch.* Auf Waldboden und Felsen häufig. März, April. I. Stuttgart, Martens. Lorch, Haist. Unter-Sontheim, Kemmler. Auf dem Schönenberg bei Ellwangen, Mohl. Mergentheim, Fuchs. II. Freudenstadt, Martens. Eiberg beim Wildbad, Emma Gärtner. IV. Roth, Ducke. Wolfegg, Wangen, Jung. 6267.

* **D. interrupta** *Sch.* I. Im Wald bei Kammerstatt, Oberamts Ellwangen, Kemmler. 6274.

* **Dicranum montanum** *Hedwig.* An Nadelholzstämmen. Sommer, selten. I. Stuttgart am südlichen Abhang des Hasenbergs, Martens. Ellwangen, Frölich. 6272.

D. longifolium *Ehrh.* An Felsen. Herbst. I. Im Wald bei Stuttgart, Mohl. Backnang, Wilhelm Hartmann. 6276.

* **D. scoparium** *Leyser.* Häufig in Wäldern auf der Erde, am Fusse der Bäume und an Steinen. Juli, August. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Calw, Schüz. Alpirspach, Köstlin. III. Urach am Thiergartenberg, Finckh. 6278.

D. Schraderi *Schwaegr.* Auf Torfboden, August, September. II. Wildbad im Torfmoor um den wilden See, Mohl. 6283.

D. spurium *Hedw.* Auf sandigen trockenen Stellen. Juni, Juli, selten. II. Kapfwald bei Alpirspach, Köstlin. 6284.

D. undulatum *Ehrh.* In Sümpfen und feuchten Wäldern. Juli, August. I. Stuttgart, Sontheimer. Tübingen, Schübler. Böblingen, Martens. Backnang, W. Hartmann. Galgenberg bei

Ellwangen, Mohl. II. Alpirspach, Köstlin. IV. Riedlingen, Balluf. 6285.

* **Dicranodontium longirostre** *Br. et Sch.* An nassen Felsen, Torfboden und vermodertem Holze. Herbst. I. Ellwangen am Galgenberg, Frölich. IV. Wolfegg, Jung. 6287.

* **Campylopus flexuosus** *Brid.* An der Erde und Felsen. Frühling. I. Im Wald bei Winzenweiler, Oberamts Gaildorf, Kemmler. Am Galgenberg bei Ellwangen, Rathgeb. II. Im Glaswald bei Alpirspach, Martens. IV. Saulgau, Leupolz, Oberamts Wangen, Jung. 6288.

Tribus III. Leucobryaceae.

Familia 9. Leucobryeae.

* **Leucobryum glaucum** *Sch.* In feuchten Wäldern. Februar, März. I. Stuttgart, häufig aber nie mit Früchten, Martens. Tübingen ebenso, Schübler. Ellwangen im Dürrenwald, Rathgeb. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach und Reinerzau mit Früchten, Köstlin. 6221.

Tribus IV. Fissidentaceae.

Familia 10. Fissidenteae.

* **Fissidens bryoides** *Hedw.* Auf Thonboden in feuchten Schluchten. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Backnang, W. Hartmann. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. II. Wildbad, Kerner. 6635.

* **F. incurvus** *Schwaegr.* Auf beschattetem Thonboden, selener. Februar, März. I. Im Wald bei Winzenweiler, Oberamts Gaildorf und Kottspiel, Oberamts Ellwangen, Kemmler. 6634.

* **F. osmundioides** *Hedw.* In Sümpfen und Torfmooren. Sommer. I. Ellwangen am Klapperschenkel, Rathgeb. II Alpirspach, Köstlin. 6636.

* **F. taxifolius** *Hedw.* Auf feuchtem Boden, an Mauern. Herbst. I. Stuttgart in der Sonnenbergklinge, Clos. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Im Wald bei Gerabronnhof, Um-

menhofen, Holenstein, Kemmler. Ellwangen am Klapperschenkel und auf dem Hornberg, Rathgeb. 6637.

F. adiantoides *Hedw.* An feuchten Stellen, Sümpfen, Torfmooren, auf der Erde, an Felsen, Mauern, Baumwurzeln. Winter. I. Stuttgart in der falschen Klinge und am Weg nach Sillenbuch, Martens. Esslingen, Hochstetter. Ellwangen, Rathgeb. II. Glaswald bei Alpirspach, Köstlin. IV. Riedlingen, Balluf. 6638.

* **Conomitrium Julianum** *Mont.* Bei uns immer nur an der innern häufig unter Wasser stehenden Wandseite der steinernen sowohl als eisernen laufenden Brunnen, die es zuweilen ganz überzieht. I. Ich fand es zuerst den 30. November 1827 in Stuttgart, wo es oft durch Reinigung, Versetzung oder Umbau der Brunnen vertilgt, immer wieder in andern zum Vorschein kommt, am 15. October 1847 trug es reichliche, sehr kurz gestielte Früchte, welche leicht abbrechen und oben im Wasser schwimmen. Später entdeckten es Noellner 1847 in Vaihingen, Haist 1850 in Schorndorf und Winterbach und den 27. Mai 1858 Zeller mit Früchten im Seminarbrunnen zu Nürtingen, so dass es nur deswegen wenig bekannt zu sein scheint, weil wenige Botaniker die Brunnenmoose beachten. Es lässt sich leicht in Aquarien erhalten, wo es den ganzen Sommer hindurch Früchte in Menge trägt. 6633.

Tribus V. Seligeriaceae.

Familia II. Seligeriaceae.

Seligeria pusilla *Br. et Sch.* An beschatteten Steinen. August, September. I. Stuttgart, Closs. Backnang und an Kalkfelsen bei Schönthal, W. Hartmann. Oberndorf in der Dinselklinge, Rathgeb. IV. Auf Sandstein am Hollbach bei Wolfegg, Ducke. 6216.

S. recurvata *Br. et Sch.* An Steinen, Mauern, Felsen. Februar, März. I. Im Wald bei Unter-Sontheim, Kemmler. Jagstzell, Oberamts Ellwangen, Rathgeb. III. Urach am Wasserfall, Schimper. IV. Wolfegg, Ducke. 6219.

Campylostelium saxicola *Br. et Sch.* An feuchten Felsen. Herbst. II. Sandsteinfelsen bei Reuthin, köstlin. 6290.

Ueber die

preußiſche Municipal-Verfaſſung.

Der preußiſchen Regierung iſt wiederholt der Vorwurf gemacht worden, daß ſie durch die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831 eine Tendenz zum Rückwärtsſchreiten bekundet habe. Ob diejenigen, die einen ſolchen Vorwurf ausgeſprochen, ſich die Mühe gegeben haben, dies Geſetz mit der ältern Städteordnung vom 19. November 1808 gehörig zu vergleichen, und ob ſie überhaupt diejenige Kenntniß, Erfahrung und Unbefangenheit beſitzen, welche zu einem begründeten Urtheile über einen ſo wichtigen Gegenſtand unerläßlich erforderlich ſind, laſſe ich zwar dahingeſtellt, muß es aber zunächſt bezweifeln, ſo lange ihr Ausſpruch ohne Gründe für ein bloßes Abſprechen gehalten werden darf. In der Erwartung, daß die Urheber jener Urtheile es noch für angemeſſen erachten werden, dieſelben näher zu begründen, und dadurch jenen Zweifel zu beſeitigen, will ich verſuchen, Ihnen diejenigen Gründe zu entwickeln, aus welchen ich gerade der entgegengeſetzten Anſicht bin, und glaube, daß die preußiſche Regierung mit jenem Geſetze nicht nur keinen Rückſchritt, ſondern vielmehr einen bedeutenden Vorſchritt zum Beſſern gethan habe.

Hier kommt es nun zuförderſt darauf an, ſich über das zu verſtändigen, was man unter Rückſchritt und Vorſchritt verſtehe. Die Redlichen unter den beiden entgegengeſetzten Parteien — und deren gibt es eine weit größere Anzahl, als ſie gegenſeitig ſich zugeſtehen — ſind darüber einverſtanden, daß das allgemeine

Familia 12. Brachyodonteae.

Brachyodus trichodes *Nees.* An Sandstein- und Granitfelsen. October. II. Reichenbach im obern Murgthal, A. Braun. Im Glaswald bei Alpirspach, Martens. 6245.

Familia 13. Blindieae.

Blindia acuta *Br. et Sch.* An nassen Felsen. Sommer. IV. Im Tobel rechts von der Strasse nach Dürren, Oberamts Leutkirch, im Wald, Jung. 6250.

Tribus VI. Pottiaceae.

Familia 14. Pottieae.

* **Pottia cavifolia** *Ehrh.* Auf den mit einer Lehmschicht bedeckten Garten- und Weinbergsmauern. Frühling. I. Stuttgart, Martens, Esslingen, Hochstetter, Schorndorf, Haist, Schönthal, Kemmler, Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. 6163.

— — g. **incana** *Sch.* I. Esslingen, Hochstetter. 6163 d.

* **P. truncata** *Br. et Sch.* Auf feuchtem Boden, Aecker, an Wassergräben, in abgelassenen Weihern, häufig. Frühling. I. Stuttgart, Martens, Tübingen, Schübler, Ellwangen, Mohl, Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner, Alpirspach, Köstlin. IV. Riedlingen, Ballut, Roth, Ducke, Wolfegg, Wangen, Jung. 6165.

* — — b. **major** *Sch.* I. Degerloch, Cless, Am Rothenberg, Hochstetter, Comburg bei Hall, Rathgeb. II. Alpirspach, Köstlin. 6166.

P. Heimii *Br. et Sch.* Am Ufer der Bäche. Mai, Juni. I. Ellwangen, Frölich. 6167.

Anacalypta Starkeana *Hoppe u. Hornsch.* Auf Mergelboden. Februar, März. I. Ellwangen, Frölich. 6168.

* **A. lanceolata** *Hedwig.* Häufig in Weinbergen und auf Aeckern. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler, Backnang, W. Hartmann. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Frölich. IV. Roth, Ducke. 6170.

* **Didymodon rubellus** *Br. et Sch.* An Felsen, Mauern und auf steinigem Boden. Herbst. I. Stuttgart, Southeimer. Schorndorf, Haist. Waldschlucht bei Kottspiel, Kemmler. III. Urach am obern Weg zum Wasserfall, Schimper. 6213.

* **D. luridus** *Hornsch.* Auf feuchtem Boden und verwittertem Sandstein. I. Schorndorf an einer Mauer und am Tannenwald, Haist. II. Teinach, Schüz. 6178.

* **Encladium verticillatum** *Br. et Sch.* Auf Kalktuff triefender Felsen. Sommer. I. Dörzbach, Frölich. III. Uracher Wasserfall, Hochstetter. IV. In einer Höll bei Wolfegg, Ducke. Wangen, Jung. 6242.

Familia 15 Distichieae.

* **Distichium capillaceum** *Br. et Sch.* An Felsen und Mauern. Sommer. III. Bisher nur an Kalkfelsen bei Heidenheim von Haist gefunden. 6219.

Familia 16. Ceratodonteae.

* **Ceratodon purpureus** *Brid.* Das häufigste unserer Laubmoose, in ausgehauenen Wäldern oft grosse Strecken purpurroth überziehend. April, Mai. I. Stuttgart, Closs. Böblingen, Martens. Winzenweiler, im Wald bei Kammerstatt, Oberamts Ellwangen, auf einer alten Kohlplatte, Kemmler. Mergentheim an Kalksteinen, Fuchs. II. Wildbad, Kerner. III. An alten Wänden der Schopflocher Torfgrube, Martens. Am Michelsberg bei Ulm, Martens. Urach am obern Weg zu dem Wasserfall, Finckh. IV. Ueberall, Jung. 6251.

Familia 17. Trichostomeae.

* **Leptotrichum tortile** *Hampe.* An Hohlwegen und Gräben. Winter. I. Ellwangen im schattigen Thale bei der Glasschleifmühle, Frölich. 6214.

* **L. homomallum** *Sch.* An Hohlwegen und Abstürzen. Herbst. I. Schorndorf, Haist. Im Wald bei Engelhofen, Oberamts Gaildorf, Kemmler. II. Am Wege von Freudenstadt nach Rippoldsau, Martens. Alpirspach am Abhange eines eingestürzten Grubenschachts, Köstlin. 6216.

L. pallidum *Hampe.* Auf nacktem Waldboden, Mai, Juni. I. Stuttgart selten, Southeimer, 6217.

* **L. glaucocaena** *Hampe.* An Mauern und Felsen. Sommer. I. Ellwangen, Frölich. 6218.

Trichostomum rigidulum *Smith.* An schattigen Felsen und Mauern. Frühling. I. Schorndorf, Haist. Ellwangen bei den Lautenhöfen, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. III. Urach an Tuffsteinen im unteren Thiergarten, Schimper. 6211.

* **Tr. tophaceum** *Brid.*, An nassen Tuffelsen. Winter. I. Tübingen, Mohl. Comburg bei Hall, Frölich. 6210.

* **Tr. crispulum** *Bruch.* Auf der Erde und an Felsen. Juni, Juli. I. Mergentheim in der Spalte einer Wellenkalkwand des Altenbergs am Wege nach Holzbronn, Fuchs.

* **Barbula aloides** *Br. et Sch.* An Weinbergsmauern und auf Lehmboden. Frühling. I. Esslingen, Hochstetter, Schorndorf, Haist. 6183.

* **B. unguiculata** *Hedw.* Häufig in Weinbergen und an alten Mauern. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Esslingen, Hochstetter. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Frölich. Mergentheim, Fuchs. Nagold, Zeller. Oberndorf, Rathgeb. II. Calw, Schüz. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. III. Hohen Urach, Finckh. IV. Riedlingen, Ralluf. Roth, Ducke. Wolfegg, Waldburg, Wangen, Jung. 6185.

* **B. fallax** *Hedw.* Auf festem Boden und Mauern häufig. Herbst und Winter. I. Stuttgart und Tübingen, Mohl. Schorndorf, Haist. Hohenstein, Tannenburg. Oberamts Ellwangen, Kemmler. Mergentheim, Bauer. Oberndorf, Rathgeb. II. Calw, Emma Gärtner. III. An den Quellen des Kochers bei Unter-Kochen, Rathgeb. IV. Roth, Ducke. 6188.

* **B. paludosa** *Schwaegr.* In Sümpfen. Herbst. I. Ellwangen, Rathgeb. 6186.

B. convoluta *Hedw.* An sonnigen Anhöhen. Mai, Juni. II. Alpirspach, Kostlin. III. Im Brühl bei Urach, Schimper. 6195.

* **B. tortuosa** *W. et Mohr.* An Felsen und auf steinigem Boden. Sommer. I. Im Bürgerwald bei Mergentheim, Fuchs. Horb, Rathgeb. III. Hohen-Urach und am unteren Weg zu dem Wasser-

fall, am Thiergartenberg, Schimper. Auf dem Plettenberg bei Schönberg, Oberamts Rottweil, Rathgeb. IV. Wolfegg, Prassberg, Oberamts Wangen, Jung. 6191.

* **B. muralis** *Timm.* Ueberall häufig an Mauern und auf Ziegeldächern, im Sonnenschein mit goldenem Glanze schimmernd. April, Mai. 6196.

* **B. subulata** *Brid.* In Wäldern auf der Erde und am Fusse der Bäume. April, Mai. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler, Kottspiel, Kemmler. Mergentheim, Bauer. II. Teinach, Schüz. Alpirspach, Köstlin. III. Urach am oberen Weg zu dem Wasserfall, Schimper. 6198.

B. latifolia *Br. et Sch.* An alten Baumstämmen, besonders Pappeln und Weiden. Frühling selten. IV. Wolfegg, Ducke. 6202.

* **B. ruralis** *Hedw.* An alten Bäumen, auf Stroh- und Ziegeldächern. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Vaihingen, Hilhuber. Mergentheim, Fuchs. Sulz, Rathgeb. II. Calw, Gukenberger. Christophsthal, Martens. Wildbad, Kerner. Alpirspach auf Feldmauern, Köstlin. IV. Auf der Waldburg, Jung. 6204.

Tribus VII. Grimmiareae.

Familia 18. Cinclidoteae.

Cinclidotus fontinaloides *Beauv.* An Holz und Steinen in Flüssen und Bächen. März, April, selten. I. Stuttgart im Flossgraben und am Neckarwehr bei dem Wasserhaus, Martens. 6192.

C. aquaticus *Br. et Sch.* An Steinen in reissenden Bergwassern. Frühling. III. Nur einmal in der Blau bei Blaubeuren mit *Hydrurus crystallophagus*, Winterlin. 6191.

Familia 19. Grimmieae.

* **Grimmia apocarpa** *Hedw.* An Felsen und Mauern, besonders der Weinberge, häufig. Februar, März. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler, Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. III. Urach, Einckh. IV. Riedlingen, Ballut. Wangen, Jung. 6207.

— — g. **rivularis** *Turner.* II. An Steinen im Glaswaldbach bei Alpirspach, Köstlin. 6297 e.

Gr. crinita *Hampe.* Am Mörtel trockener Mauern. Herbst. I. Esslingen, Hochstetter. III. Hohen-Urach rechts vom Eingang in den zweiten gewölbten Gang, Schimper. 6327.

* **Gr. pulvinata** *Smith.* Häufig an Felsen, Mauern und auf Ziegeldächern. April, Mai. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Gmelin. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. III. Ulm, Martens. IV. Riedlingen, Ballut.

Gr. ovata *W. et M.* Auf Felsen und Mauern. Sommer. II. Im Glaswald bei Alpirspach, Köstlin. 6320.

— — h. **affinis** *Sarauw.* II. Auf dem Tobel, Mohl. 6321.

* **Racomitrium aciculare** *Brid.* An oft benetzten Steinen. Frühling. II. Calw, Haist. Wildbad, Kerner. Im Vorbach bei Freudenstadt, Haist. Im Glaswaldbach bei Alpirspach, Köstlin. 6299.

* **R. heterostichum** *Brid.* An Felsen. Frühling. I. Stuttgart im Wald bei der Häslacher Sandgrube, Martens. Schorndorf, Haist. II. Wildbad, Kerner. Christophsthal und im Glaswald bei Alpirspach an Granit, Martens. 6303.

R. lanuginosum *Brid.* An Felsen. Frühling und Sommer nicht oft. II. Auf Sandstein der Hornisgründe, Martens. Auf dem Tobel, Mohl. Christophsthal, Martens. Auf Granit bei Röthenbach, Köstlin. 6305.

R. canescens *Brid.* Auf Sand- und Heideboden. Frühling selten. I. Stuttgart am Wald gegen den Pfaffensee, bei den Steinbrüchen der Feuerbacher Heide und im Burgholz bei Cannstatt, Martens. Tübingen, Schübler. Neuler, Oberamts Ellwangen, Rathgeb. II. Enzklösterle, Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. 6306.

— — g. **ericoides** *Brid.* II. Im Glaswald bei Alpirspach, Martens. 6306 e.

Familia 20. Hedwigieae.

* **Hedwigia ciliata** *Ehrhart.* An Sandsteinfelsen. Frühling. I. Stuttgart im Wald gegen Sillenbuch, Martens. Adelmannsfelden,

Oberamts Aalen, Rathgeb. II. Calw, Schüz. Wildbad, Kerner. Häufig bei Alpirspach, Köstlin. 6292.

Familia 21. Ptychomitrieae.

Coscinodon pulvinatus *Sprengel.* An Sandsteinfelsen. Frühling. I. Adelmannsfelden, Rathgeb. 6340.

Ptychomitrium polyphyllum *Br. et Sch.* An Granitfelsen. Winter. II. Alpirspach, Köstlin. 6341.

Familia 23. Orthotricheae.

* **Ulota Ludwigii** *Brid.* An Baumstämmen. Herbst. I. Stuttgart an Ahorn, Martens. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Mohl. Hausen, Oberamts Gaildorf, Kemmler. II. Alpirspach an Fichten, Köstlin. 6353.

* **Orthotrichum cupulatum** *Hoffm.* An Steinen. Mai, Juni. I. An der Bühler bei Eschenau, Oberamts Hall, Kemmler. IV. Roth, Ducke. 6348.

* **O. anomalum** *Hedw.* Häufig an Felsen, Steinen, Mauern und Dächern. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Fuchs. II. Wildbad, Kerner. Calw, Schüz. Alpirspach, Köstlin. III. Ulm an der Frauensteige, Martens. IV. Riedlingen, Ballaf. 6350.

* **O. obtusifolium** *Schrad.* An Baumstämmen. Mai. I. Schorndorf, Haist. Ellwangen an Pappeln, Frölich. 6354.

O. pumilum *Swartz.* An Baumstämmen. Mai, Juni. I. Stuttgart im Schlossgarten an Pappeln, Martens. Tübingen, Mohl. IV. Roth, Ducke. 6355.

O. affine *Schrad.* An Baumstämmen. Juni, Juli. I. Stuttgart und Esslingen an Pappeln, Martens. Schorndorf, Haist. Ellwangen an Linden, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. II. Calw, Schüz. IV. Roth, Ducke. 6360.

* **O. patens** *Brech.* An Baumstämmen. Mai. I. Esslingen, Martens. Schorndorf, Haist. 6359.

O. pallens *Brech.* An Bäumen. Mai, Juni. I. Stuttgart auf dem Hasenberg an Eichen, Martens. 6371.

* **O. stramineum** *Hornsch.* An Bäumen. Juni. I. Schorndorf, Haist. 6370.

*** O. diaphanum** *Schrad.* An Bäumen, April. I. Stuttgart im Schlossgarten an Pappeln, Mohl. Tübingen, Schübler. Lorch, Haist. 6373.

*** O. leiocarpum** *Hv.* An Baumstämmen. April, Mai. I. Stuttgart, Martens. Schorndorf an Fichten, Haist. II. Christophsthal an Fichten, Martens. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. IV. Ulm an den Pappeln der Schützen-Allee, Martens. Roth, Ducke. 6375.

Familia 24. Tetraphideae.

*** Tetraphis pellucida** *Hedw.* An feuchten Felsen, faulendem Holze, Torfboden. Frühling. I. Stuttgart selten, Sontheimer. II. Calw, W. Hartmann. Wildbad, Kerner. Alpirspach an alten Fichtenstumpen, Köstlin. IV. Saulgau, Wolfegg, Wangen, Jung. 6470.

Familia 25. Encalypteae.

*** Encalypta vulgaris** *Hedw.* Auf Mauern, an steilen Rainen. März, April. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler. Backnang, W. Hartmann. Schorndorf, Haist. Kapfenburg, Rathgeb. Ellwangen, Mohl. Mergentheim, Fuchs. II. Wildbad, Kerner. III. Auf dem Mösselberg bei Donndorf, Martens. Ulm, Leopold. IV. Riedlingen im alten Steinbruch, Ballut. Wolfegg, Leupolz. Eisenfurt, Oberamts Waldsee, Jung. 6333.

*** E. ciliata** *Hedw.* An Felsenritzen und alten Mauern. Sommer. I. Am Waldrand bei Markertshofen, Oberamts Crailsheim, Kemmler. Westerhofen, Oberamts Ellwangen, Frölich. IV. Wolfegg, Leupolz, Eisenfurt, Jung. 6335.

E. streptocarpa *Hedw.* An Felsen und Mauern. Sommer. III. Urach an Tuffelsen rechts vom Wasserfall, Schimper. IV. Banholz bei Wolfegg, Ducke. 6339.

Tribus VIII. Schistostegaceae.

Familia 26. Schistostegeae.

Schistostega osmundacea *Web. u. Mohr.* In feuchten Höhlen zu Anfang des Frühlings, bekannt durch den smaragdgrünen ins Goldene spielenden Schimmer ihres Prothalliums, welcher schon für

ein phosphoreszirendes Leuchten ausgegeben worden ist. II. Im Murgthal bei Schönmünzach, Kemmler. 6639.

Tribus IX. Splachnaceae.

Splachnum sphaericum *L. fil.* Auf altem Kuhmist. Sommer. II. Auf den Hornisgründen, Alexander Braun. 6159.

* **Spl. ampullaceum** *L.* In Torfsümpfen, auf altem Kuhmist. Sommer. I. Dietrichsweiler, Oberamts Ellwangen, Rathgeb. II. Am Rande des Torfmoors ober Reichenbach im Murgthale, A. Braun. IV. Sparsam im rothen Moos bei Isny, Martens. 6161.

Tribus X. Funariaceae.

Familia 30. Physcomitrieae.

Physcomitrium sphaericum *Brid.* Auf feuchtem Lehmboden. Herbst bis Frühling. I. Ellwangen, Mohl. IV. Saulgau, Wolfegg. Jung. 6140.

* **Ph. pyriforme** *Brid.* Auf feuchtem Lehmboden. Frühling. I. Backnang, W. Hartmann. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. IV. Ulm auf dem Ried, Guelin. Riedlingen, Ballnf. An der Schussen bei Schussenried, Valet. Saulgau, Wolfegg, Wangen, Jung. 6142.

Entosthodon fascicularis *Sch.* Am Saume der Wege und Gräben. Frühling. II. An feuchten Stellen des Herrgartens in Alpirspach, Koestlin. IV. Saulgau, Jung. 6141.

* **Funaria hygrometrica** *Hedw.* Auf der Erde und an alten Mauern, an den Wänden der Torfstiche und auf alten Kohlenplatten häufig. Sommer. I. Stuttgart und am Flossgraben bei Berg, Martens. Tübingen, Schübler. Im Wald bei Hausen an der Bühler, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. Nagold, Zeller. II. Teinach, Schüz. Alpirspach, Köstlin. III. Urach an Mauern, Finckh. Schopflocher Torfgrube, Martens. IV. Göggingen Ried bei Ulm, Martens. Riedlingen, Ballnf, Roth, Ducke. An allen Orten, Jung. 6148.

Tribus XI. Bryaceae.

Familia 32. Bryeae.

* **Leptobryum pyriforme** *Sch.* An schattigen Mauern, Felsen und auf sandigem Boden. April bis Juni. I. Esslingen, Hochstetter. Tübingen, Gmelin. Mergentheim, Bauer. Oberndorf in einer Tuffsteinhöhle, Rathgeb. II. Erschien 1844 plötzlich in Menge auf einer Gypshalde der Fabrik Oedenwald, Oberamts Frendenstadt, Noeliner. III. Urach am Wege auf den Schlossberg, Schimper. IV. Roth, Ducke. 6422.

Webera elongata *Schwaegr.* Auf Waldboden, an Hohlwegen. Herbst. I. Ellwangen, Mohl. 6412.

— — b. **macrocarpa** *Sch.* IV. Wolfegg, Ducke. 6412 b.

* **W. nutans** *Hedw.* Auf Sandsteinen und beschattetem Sandboden. Frühling. I. Stuttgart auf dem Roser und Hasenberg im Wald, Martens. IV. Im Eichert bei Riedlingen, Ralloff, Roth, Ducke. Im Ried bei Schussenried, Valet. Saulgau, Wolfegg, Jung. 6414.

* **W. cruda** *Sch.* in Felsenritzen. Juli, August. I. Stuttgart auf dem Hasenberg, Martens. Ellwangen in der Siechengasse, Rathgeb. IV. Roth, Ducke, Wolfegg, Jung. 6416.

W. annotina *Schwaegr.* Auf feuchtem sandigem Boden. Mai, Juni. I. Stuttgart, Uhus. III. Ulm an hohlen Baumwurzeln, Martens. IV. Roth, Ducke. 6418.

* **W. albicans** *Sch.* Auf feuchtem Kiesboden. Frühling. II. Calw an einem Bache im Thal gegen Bulach, Martens. III. Urach an dem Weg, der vom Bruhl an dem Wasserfall hinauf führt, Schimper. 6421.

* **Bryum pendulum** *Sch.* Sommer. I. Mergentheim an Weinbergmauern in der Arkau bei dem Bade, Fuchs. 6399.

Br. inclinatum *Br. et Sch.* An altem Gemäuer, auf Torfboden. Mai, Juni. IV. Saulgau, Jung. 6401.

* **Br. bimum** *Schreb.* Auf Sumpfwiesen. Sommer. I. In Wiesengräben bei Ober-Sontheim, Kemmler. 6426.

Br. alpinum *L.* Auf Felsen. Juni. II. An Granitfelsen bei Alpirsbach, selten. Köstlin. Im Murgthal. A. Braun. 6443.

* **Br. caespiticium** *L.* An Steinen, Mauern und auf der Erde. April, Mai, Juni. I. Stuttgart an Tuffsteineinfassungen der Gartenbeete, Martens. Vaihingen, Bilhuber. Tübingen, Schübler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim auf einer Gartenmauer, Fuchs. II. Teinach, Schüz. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. III. An der Geislinger Steige, Martens. Urach an Tuffsteinfelsen rechts vom Wasserfall, Finkh. Pfullingen, S. Kerner. IV. Roth, Ducke. Ueberall, Jung. 6436.

* **Br. argenteum** *L.* Auf Mauern, Ziegel- und Strohdächern, Kohlenplatten, nackter Erde. October bis Mai. I. Stuttgart in der Stadt, Martens, auf dem Hasenberg, Closs. Tübingen, Kielmayer. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Teinach, Schüz. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Koestlin. III. Urach an der Ulmer Steige. Finckh. Ulm, Martens. IV. Riedlingen, Ballof. Saulgau, Wangen, Wolfegg. Jung. 6445.

* **Br. capillare** *L.* Auf Mauern, Dächern, faulenden Baumstumpen. April — Juni. I. Stuttgart auf dem Bopser, Closs. Wald bei Häslach, Martens. Vaihingen, Bilhuber. Kottspiel, Kemmler. Schönau, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. II. Im Nagoldthal, Valet. Calw, Schüz. III. Urach an Tuffsteinfelsen rechts vom Wasserfall, Finkh. Im Tiefenthal bei Blaubeuren. Gmelin. IV. Saulgau. Jung. 6434.

Br. pallens *Sw.* An Quellen, nassen Felsen und Boden. I. Am Torfmoor bei Sindelfingen, Mohl. II. Am Rande des Torfmoors im Murgthal ober Reichenbach, A. Braun. III. Am Uracher Festungsberg und bei dem Wasserfall, Schimper. 6430.

Br. cyclophyllum *Br. et Sch.* Auf Sumpfboden. Mai, Juni. II. Am Rande des Torfmoors im Murgthal ober Reichenbach, A. Braun. 6433.

Br. turbinatum *Schwaegr.* An Quellen, Sümpfen, feuchten Felsen. Mai,Juni. I. Winzenweiler, Kemmler. Mergentheim am Weg nach Holzbronn an verwitterten Kalksteinwänden, Fuchs. II. Gumpelscheuer bei Enzklösterle, Emma Gärtner. 6431.

* **Br. roseum** *Schreb.* In schattigen Wäldern, am Boden und am Fusse der Bäume. October, November. I. Stuttgart bei Häslach, Closs, auf dem Bopser, Martens. II. Calw, Schüz. Alpirs-

Glück des Ganzen und, durch dieses bedingt, das Glück des Einzelnen das Ziel sey, welchem jede gute Staatsverwaltung zustreben müsse, und daß jeder Schritt, welcher den Staat diesem Ziele näher bringt, ein Vorschritt, jeder aber, welcher ihn davon entfernt, ein Rückschritt sey. Worin aber eben das Glück des Ganzen bestehe, und auf welchem Wege es zu begründen sey? dies ist die Frage, bei deren Beantwortung die Parteien sich gerade in entgegengesetzter Richtung von einander entfernen. Die Ultra-Partei zur Rechten ist der Meinung, daß nur in hartnäckiger Erhaltung des Bestehenden, nenne es sich materiellen oder politischen Besitz, Vorrecht oder Beschränkung, das wahre Glück des Staats zu finden sey, mögen auch die Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen es entstand und sich befestigte, längst verschwunden seyn. Sie nennt daher alle von der preußischen Regierung seit dem Jahr 1807 ausgeführten großartigen Maßregeln, durch welche der Staat im Innern ruhig und nach Außen mächtig ist, Rückschritte und würde die Wiedereinführung der Leibeigenschaft und anderer mittelalterlichen Zustände für den erfreulichsten Vorschritt halten. Die Ultra-Partei zur Linken dagegen findet das Glück des Ganzen in möglichst unbedingter Freiheit des Volkes und im möglichst größten Einflusse desselben auf die Leitung des Staats, über welchen, ihrer Ansicht nach, die Souverainität lediglich dem Volke zusteht. Jede Beschränkung dieser Freiheit und dieses Einflusses ist ihr daher ein Rückschritt, jede Erweiterung derselben ein Vorschritt, und das sicherste Mittel zur Erreichung des Zieles der Umsturz des Bestehenden. Bei consequenter Durchführung des Systems muß ihr jedes Gesetz, welches das Volk hindert, seinen Fürsten und seine Regierung beliebig fortzujagen, ein Rückschritt, jedes dagegen, welches das Volk der ursprünglichen Freiheit Aller, und folglich dem Kriege Aller gegen Alle, wieder näher bringt, ein Vorschritt seyn. Für den größten aller Vorschritte würde sie es halten müssen, wenn die ganze Staatsgesellschaft wieder zu dem Punkte zurückkehrte, von welchem alle Civilisation ausgegangen ist, da ja zu jener Zeit gewiß die Freiheit durch kein Gesetz beschränkt war.

Wir, unsererseits, erkennen das Glück des Staats in der möglichsten Harmonie zwischen den Staatseinrichtungen und dem intellectuellen sowohl, als materiellen Zustande des Volks — in der Eintracht seiner Elemente unter einander, welche nur dann besteht, wenn

pach, Koestlin. III. Urach am Thiergartenberg, Schimper. Ulm, Martens. Anhausen Oberamts Heidenheim, Kemmler. IV. Saulgau, Wangen, Jung. 6448.

* **Mnium cuspidatum** *Hedw.* An feuchten Waldstellen, hohlen Weiden. April, Mai. I. Stuttgart, Closs. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. II. Teinach, Schüz. III. Urach, Finckh. Ulm, Valet. IV. Saulgau, Wangen, Jung. 6461.

* **M. undulatum** *Hedw.* In Laubwaldungen und Obstgärten häufig. Mai, Juni selten. I. Stuttgart, Martens. Tübingen im Burgholz, Gmelin. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Alpirspach, Köstlin. IV. Wangen, Wolfegg, Jung. 6453.

* **M. rostratum** *Gmelin.* An schattigen Felsen und verfallenem Gemäuer. Frühling. I. Stuttgart und im Palm'schen Park bei Mühlhausen, Martens. Schorndorf, Haist. II. Teinach, Schüz. Alpirspach an der Klostermauer, Köstlin. 6460.

* **M. hornum** *L.* In schattigen Wäldern, an feuchten Felsen. April. I. Stuttgart in der Sonnenklinge, Closs. Ellwangen am Klapperschenkel, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. II. Alpirspach, Köstlin. IV. Saulgau, Wolfegg, Jung. 6454.

* **M. serratum** *Brid.* An Hohlwegen und steinigen, schattigen Abhängen. Frühling. I. Ellwangen, Rathgeb. III. Urach in der Nähe des Wasserfalls, Schimper. 6455.

* **M. stellare** *Timm.* An Hohlwegen und Gebüschen. Frühling. I. Im Wald bei Holenstein, Oberamts Ellwangen, Kemmler. IV. Saulgau, Wangen, Jung. 6464,

* **M. punctatum** *L.* An Quellen, feuchtem Gestein. November bis März. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Gmelin. Schorndorf, Haist. Winzenweiler, Kemmler. Mergentheim, Bauer. II. Alpirspach, Köstlin. IV. Torfmoor bei Moos am Bodensee, Martens. Schussenried, Valet. Saulgau, Wolfegg, Wangen, Jung. 6450.

Familia 33. Mecsiae.

Mecsia longiseta *Hedw.* Auf Torfmooren. Juni, Juli. I. Ellwangen bei Muggenthal, Rathgeb. 6394.

* **M. tristicha** *Br. et Sch.* In Torfmooren. Juni, Juli. IV. Im

Buchauer Ried, Valet. Im Torfmoor bei Moos zwischen Eriskirch und Langenargen, Martens. Bei Friedrichshafen, Jack. 6396.

Familia 34. Aulacomnieae.

* **Aulacomnium androgynum** *Schwaegr.* An Sandsteinfelsen und am Fusse alter Waldbäume, Juni, in Württemberg oft mit gestielten Brutknospenhäufchen, aber noch nicht mit Früchten gefunden. I. Stuttgart im Walde jenseits Häslach an der Wand einer Grube, Martens. Im Wald bei Markertshofen, Oberamts Crailsheim, Kemmler. Ellwangen am Hohlweg nach Hohlbach, Rathgeb. II. Im Glaswald bei Alpirspach in Höhlungen der Granitfelsen, Köstlin. 6467.

* **A. palustre** *Schwaegr.* Auf sumpfigen Wiesen und Waldstellen. Mai, Juni, selten. I. Stuttgart am Pfaffensee, Closs. Ellwangen am Rauſichtenbuck, Rathgeb. II. Wildbad am wilden See, Martens. Alpirspach am Reuthinberg, Köstlin. III. An der Torfgrube bei Schopfloch, Martens. 6466.

* — — d. **polycephalum** *Sch.* I. Im Stadtwald bei Frohnroth, Oberamts Ellwangen, Kemmler. 6466, d.

Familia 35. Bartramieae.

* **Bartramia pomiformis** *Hedw.* Im Wald auf der Erde und an Felsen. Mai, Juni. I. Stuttgart und Ellwangen, Rathgeb. Kottspiel und Hinter-Uhlberg, Kemmler. III. Urach auf dem Thiergartenberg, Schimper. IV. Wolfegg, Ducke. 6385.

* — — b. **crispa** *Sw.* Im Wald an feuchten schattigen Stellen vielhäutiger als die Hauptart. Mai, Juni. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Vaihingen, Bilhuber. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Calw, Schüz. Wildbad, Kerner. Alpirspach auf Granitfelsen des Reuthinberges, Köstlin. III. Urach bei Grafeneck, Guckenberger. Am Geiselstein bei Geislingen, Eduard Martens. IV. Roth, Ducke. 6386.

B. Halleriana *Hedw.* An feuchten Felsen. Sommer. II. Reinerzau an Granitfelsen des Unterthals, Köstlin. 6387.

B. Oederi *Sw.* An feuchten Felsen. Sommer. I. Ellwangen gegen Hohlbach, Rathgeb. IV. Wolfegg am Schlossberg, Jung. 6384.

Philonotis marchica *Sch.* Auf Sumpfboden, Mai, Juni. II. Am Rande des Torfmoors ober Reichenbach im Murgthal, A. Braun. 6389.

Ph. fontana *Brid.* An Quellen, Bächen, sumpfigen Abhängen. Mai, Juni. I. Buoch, Oberamts Waiblingen, W. Hartmann. Ellwangen am Wege nach Rothenbach, Rathgeb. Oerlach, Oberamts Backnang, im Wald bei der Glashütte, Zeller. II. Calw, Gukenberger. Alpirspach im Glaswald, Köstlin. IV. Wiblingen am Fischweiher, Martens. 6390.

Tribus XII. Polytrichaceae.

Familia 37. Polytricheae.

* **Atrichum undulatum** *Beauv.* In lichten Waldungen und Gebüschen häufig. November bis März. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. Nagold, Zeller. II. Teinach, Schüz. Alpirspach, Köstlin. III. Ulm Leopold. IV. Riedlingen im Lausholtzle, Balluf. 6473.

* **Pogonatum nanum** *Beauv.* Auf Sandboden, besonders in Nadelwäldern. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Backnang, W. Hartmann. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Mohl. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach am Fahrweg nach Reinerzau, Köstlin. IV. Neuthann bei Wolfegg. Jung. 6477.

* **P. aloides** *Brid.* Auf Sandboden, Haiden. Frühling. I. Stuttgart auf dem Hasenberg, Martens. und der Feuerbacher Haide, Mohl. Lorch, Haist. Engelhofen in der Nähe der Kohlstrasse und im Walde bei Hinter-Uhlberg, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Calw, Schüz. Wildbad, Kerner. Enzklösterle, Schübler. Glaswald bei Alpirspach, Köstlin. IV. Ziemlich allgemein, Jung. 6478.

* **P. urnigerum** *Sch.* In Wäldern, an Rainen und Hohlwegen. Frühling. I. Stuttgart bei den Steinbrüchen auf der Feuerbacher Haide, Mohl. Zwischen Schorndorf und Berken, Haist. Ellwangen, alter Weg nach Hall, Mohl. Kammerstatt, Kemmler. II. Wildbad,

Kerner. Im Glaswald bei Alpirspach häufig, Koestlin. IV. Wolfegg, Wangen, Jung. 6479.

Polytrichum gracile *Menzies*. Auf Torfboden. Mai. Juni. III. Schopflocher Torfgrube, Martens. 6483.

* **P. formosum** *Ecdw*. In Bergwaldungen. Juni, Juli. I. Stuttgart häufig im Häslacher Wald, Martens. Ellwangen, Rathgeb. IV. Saulgau. Jung. 6482.

* **P. piliferum** *Schreb*. Häufig an sandigen Stellen mit Haidekraut und Becherflechten. Januar bis Juni. I. Stuttgart gegen Degerloch und dem Pfaffensee. Martens. Tübingen, Schübler. Am Waldrand bei Hinter-Uhlberg, Kemmler. II. Calw, Emma Gärtner. Enzklösterle, Schübler. Alpirspach, Köstlin. IV. Wolfegg, Wangen, Jung. 6484.

P. juniperinum *Hedw*. Auf feuchtem Wald- und Haideboden. Juni, Juli. I. Unter-Sontheim, Kemmler. Ellwangen, Mohl. Nagold, Zeller. II. Am wilden See bei Wildbad, Martens. Enzklösterle, Schübler. Alpirspach, Köstlin. III. Schopflocher Torfgrube, Martens. IV. Biedlingen, Balluf, Saulgau, Wangen, Jung. 6485.

P. commune *L*. Häufig in feuchten Wäldern und am Saume der Torfmoore, oft weite Strecken überziehend; unser ansehnlichstes Moos, oft über einen Fuss hoch. Auf dem Schwarzwald, in Ellwangen und Laubach werden aus diesem Moose wohlfeile rothbraune Bürsten verfertigt, welche zur Reinigung der Stubenböden zu vielen tausenden im Werth von ohngefähr 75,000 Gulden jährlich weit versendet werden. Mai bis Juli. I. Stuttgart auf dem Bopser, Martens. Tübingen. Gmelin, im Wald gegen Kresbach, Martens. Vaihingen, Billnber. Winzenweiler am Haspelhäuser See, Oberamts Gaildorf, Kammerstatt, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. Enzklösterle, Schübler. Im Pfaffenwald bei Freudenstadt, Martens. Alpirspach, Köstlin. III. Hengen, Oberamts Urach, Finckh. Galgenberg bei Sanct Johann und am Rossberg, Simon Kerner. Gmünd, Werfer. Torfgruben bei Schwenningen, Sturm. Blaubeuren, Widenmann. Gross Jungfernhaar, im Eselsberg im Mayen, Leopold. *fl. Ulmensis*. IV. Wangen, Zengerle. Eisenharzer Wald bei Isny, Martens. Auf der Adelegg, Zeller. Ueberall, Jung. 6487.

Tribus XIII. Buxbaumiaceae.

Familia 38. Buxbaumieae.

* **Diphyscium foliosum** *Mohr.* Im Walde, an Hohlwegen. Sommer. I. Stuttgart im Lerchenrain, Closs, Bopser- und Degerlocher Wald, Martens. Schorndorf an der Strasse nach Berken, Haist. Unter-Sontheim, Kemmler. Ellwangen im Spitalholz, Rathgeb. II. Alpirspach an lichten Stellen des Romanshorner Waldes, Köstlin. IV. Wangen, Wolfegg, Jung. 6490.

* **Buxbaumia aphylla** *L.* An öden Heidestellen auf nackter schwarzer Erde einzeln zwischen *Cladonia coccifera*, schwer zu finden. Februar bis Juni. I. Stuttgart im Kräherwald und Degerlocher Wald, Martens. II. Alpirspach, Köstlin. III. Heidenheim auf den Allmanden von Mergelstetten, Haist. 6488.

Sectio II. Pleurocarpi.

Tribus I. Fontinalaceae.

Familia 39. Fontinaleae.

* **Fontinalis antipyretica** *L.* Häufig in Bächen, Flüssen und Seen unter Wasser an Steinen, Pfählen, Baumwurzeln, aber selten mit Früchten, weil sie solche nur entwickelt, wenn das Wasser abnehmend sie verlässt. Linné nannte sie gegenfeurig, weil man sie zur Löschung von Feuersbrünsten besonders wirksam glaubte. Sommer. I. Im Neckar bei Berg und Hofen, Martens. Im Pfaffensee, Closs. In der Weissach bei Backnang, W. Hartmann. Im See bei Oelbronn, Hiller. Mergentheim, Bauer. II. Alpirspach, Köstlin. III. In der Erms bei Urach, Finckh. Im Blautopf bei Blaubeuren, Eduard Martens. In der Fils in Gross-Süssen, Martens. IV. In der Donau bei Riedlingen, Balluf, und Ulm, Martens. Im Bleichergraben bei Ulm, Leopold. Im Schweigfurtweiher bei Schussenried Valet. In der Aach bei Isny, Martens. 6496.

* **F. squamosa** *L.* In Quellen, Bächen, Flüssen. Sommer. I. Mergentheim, Bauer. II. Freudenstadt in den hölzernen Wasserrinnen der Friedrichsthaler Schmelzhütte, die sie ganz dicht überzieht, Martens. 6499.

Tribus II. Neckeraceae.

Familia 43. Neckereae.

* **Neckera pennata** *Hedw.* An Baumstämmen. März, April. I. Ellwangen an Buchen, Mohl. Oberndorf, Köstlin. IV. Saulgau, Wolfegg, Wangen, Jung. 6629.

* **N. crispa** *Hedw.* An Baumstämmen, vorzüglich Buchen, seltener an Kalkfelsen, ein schönes, über spannelanges glänzendgrünes Moos. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Ellwangen, Rathgeb. Oberndorf, Rathgeb. II. Wildbad am Weg zur Grünhütte, Martens. Alpirspach, Köstlin. III. Blaubeuren an Felsen des Tiefenthals, Martens. Heidenheim an Felsen, Haist. IV. Wangen, Jung. 6631.

* **N. complanata** *Br. et Sch.* An Waldbäumen. Frühling. I. Tübingen, Schübler. Vaihingen, Bilhuber. Unter-Sontheim an Buchen, Kemmler. Mergentheim, Bauer. II. Teinach, Emma Gärtner. Wildbad, Kerner. Alpirspach an Hagebuchen, Köstlin. IV. Riedlingen. Balluf. 6511.

* **Homalia trichomanoides** *Sch.* An Baumstämmen, seltener an Steinen. Frühling. I. Stuttgart im Wald bei Häslach, Martens. Tübingen, Gmelin. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim selten, Bauer. III. Ulm im Oerlinger Holz, Martens. IV. Roth, Ducke. Riedlingen, Balluf. 6512.

Familia 44. Leucodonteae.

* **Leucodon sciuroides** *Schwaegr.* An alten Obst- und Waldbäumen ziemlich häufig, seltener an Weinbergsmauern, selten mit Früchten zu Anfang des Frühlings. I. Stuttgart, Martens. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Teinach, E. Gärtner. Alpirspach, Köstlin. IV. Ulm, Martens. 6628.

* **Antitrichia curtipendula** *Brid.* An Waldbäumen, seltener an Steinen. April. I. Stuttgart in der falschen Klinge, Closs. Tübingen, Schübler. Unter-Sontheim an Buchen, Kemmler. Mergentheim am Fusse der Eichen, Fuchs. II. Alpirspach im Glaswald an den Aesten der Fichten und auf Granitfelsen, Köstlin. 6510.

Tribus III. Hookeriaceae.

Familia 46. Hookerieae.

***Pterygophyllum lucens** *Brid.* An Gebirgsquellen, selten im Spätherbst mit Früchten. I. Ellwangen im Klapperschenkel, Rathgeb. II. Wildbad, Kerner. Im Glaswald bei Alpirspach, Köstlin. 6523.

Tribus IV. Leskeaceae.

Familia 47. Leskeae.

Leskea polycarpa *Ehrh.* An Baumstämmen und Stumpen. I. Tübingen, Schübler. 6516.

Anomodon longifolius *Hartm.* An Baumwurzeln und Steinen. November bis März. III. Urach unmittelbar über dem Wasserfall, Schimper. 6522.

***A. attenuatus** *Hartm.* An Baumwurzeln und Hohlwegen. Herbst. I. Stuttgart im Wald gegen Sillenbuch, Martens. Tübingen, Schübler. Mergentheim, Fuchs. III. Hohen-Urach und über dem Wasserfall, Schimper, 6520.

***A. viticulosus** *Hook.* In Wäldern an Baumstämmen und Steinen häufig, oft an den zu Markt gebrachten Buchenscheitern. Frühling. I. Stuttgart in der Vogelklinge, Closs, am Bopser, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. Nagold, Zeller. III. Hohen-Urach, Finckh. Reutlinger Alp und Ulm, Martens. 6509.

Familia 49. Thuidieae.

***Thuidium tamariscinum** *Br. et Sch.* In Wäldern auf der Erde und an Stämmen, doch selten mit Früchten. November bis März. Eines der passendsten Moose zu aufgeklebten Landschaften und Arabesken. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Gmelin. Schorndorf und Lorch, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner Teinach, Emma Gärtner. III. Urach am Thiergartenberg, Finckh. Farn-Moos, in Wäldern ob Ueberlingen, Leopold. Ulm im Oerlinger Holz, Martens. IV. Roth, Ducke. Wolfegg, Wangen, Jung. 6534.

Th. delicatulum *Br. et Sch.* In schattigen Hainen und auf feuchten Wiesen. Mai, Juni, selten. III. Urach im Walde an der Hochwiese an Steinen, kurz ehe der Weg anfängt, der in das Brühl hinabführt, Schimper. 6533.

* **Th. abietinum** *Br. et Sch.* In trockenen, sandigen Heiden und Nadelwäldern häufig. Mai, Juni, in Württemberg noch nicht mit Früchten gefunden. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Nagold, Zeller. II. Wildbad, Kerner. III. Hohen-Urach, Finckh. Ulm, Martens. IV. An allen Orten, Jung. 6530.

Tribus V. Fabroniaceae.

Familia 50. Fabronieae.

* **Anacamptodon splachnoides** *Brid.* An mit Wasser gefüllten Asthöhlungen alter Buchen und auf Baumstumpen. Mai, Juni. I. Stuttgart, Mohl. Welzheim, Rathgeb. Unter-Sontheim, Kemmler. Ellwangen auf Fichtenstumpen, Frölich. II. Calw, Mohl. 6503.

Tribus VI. Hypnaceae.

Familia 52. Pterogonieae.

Pterigynandrum filiforme *Hedw.* An Baumstämmen und beschatteten Steinen. Mai, Juni. II. Auf den Hornisgründen, Seubert. 6508.

Familia 53. Cylindrotheceae.

Platygyrium repens *Br. et Sch.* An Baumstämmen, besonders Kiefern und Birken, seltener an Steinen. Frühling. I. Ellwangen, Mohl. 6505.

* **Climacium dendroides** *W. et M.* Auf feuchten Wiesen und Rainen, am Fusse alter Mauern, nur selten im Herbst mit Früchten, eines unserer schönsten Moose. I. Stuttgart bei dem Pfaffensee, Closs, und am Wege nach Sillenbuch, Mohl. Schorndorf, Haist. Am Zaisersweiher See bei Maulbronn, Martens. Im Muggenthal bei Ellwangen unter Erlen, Mohl. Mergentheim im Hofgarten, Rathgeb. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. IV. Riedlingen im Laushölzle, Balluf. Saulgau, Wangen, Wolfegg, Jung. 6524.

Familia 54. Pylaisieae.

* **Pylaisia polyantha** *Sch.* An Feldbäumen, Zäunen, seltener an Steinen. Herbst, Winter. I. Stuttgart an alten Weiden, Martens. Backnang, W. Hartmann. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim im Hofgarten an Linden, Fuchs. III. Ulm im Oerlinger Holz, Martens. IV. Roth, Ducke. 6514.

Familia 55. Hypneae.

* **Isothecium myurum** *Brid.* In Wäldern, an Baumwurzeln und Steinen. Februar, März. I. Stuttgart auf dem Hasenberg, Martens. Schorndorf, Haist. IV. Roth, Ducke. An allen Orten. Jung. 6601.

* **Homalothecium sericeum** *Br. et Sch.* An Laubholzstämmen in Feld und Wald, an Ruinen und Feldsteinen. Spätherbst. I. Stuttgart an Weiden, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Frölich. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. III. Ulm, Martens. IV. Riedlingen, Balluf. Roth, Ducke. Saulgau, Wangen, Wolfegg, Jung. 6513.

* **Camptothecium lutescens** *Br. et Sch.* Häufig an der Schattenseite der Weinbergsmauern und am Waldrande. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen an Felsen bei Neuler, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. IV. Roth, Ducke. Saulgau, Wolfegg, Jung. 6617.

* **C. nitens** *Br. et Sch.* Auf sumpfigen Wiesen. Sommer. I. Ellwangen bei Muggenthal, Mohl. II. Teinach, Emma Gärtner. 6619.

* **Brachythecium salebrosum** *Br. et Sch.* Auf Waldboden, an Steinen und Wurzeln alter Bäume, besonders Weiden. Herbst. I. Stuttgart und Tübingen, Martens. Schorndorf, Haist. Neuler, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. III. Urach am Fahrweg auf den Schlossberg, Schimper. Ulm, Martens. 6615.

Br. albicans *Br. et Sch.* An begrasten trockenen Abhängen, Waldwegen. Februar, März. IV. Saulgau, Jung. 6609.

* **Br. velutinum** *Br. et Sch.* Auf Waldboden, an Baumwurzeln, Steinen und Mauern. Frühling. I. Kottspiel, Kemmler.

Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim an feuchten Baumstumpen, Fuchs. IV. Riedlingen, Balluf. An vielen Orten, Jung. 6624.

* — — g. **intricatum** *Sch.* I. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. 6624c.

Br. Starkii *Br. et Sch.* Auf Waldboden, an Steinen und Baumstumpen. Frühling. IV. Wangen, Wolfegg, Jung. 6625.

* **Br. Rutabulum** *Br. et Sch.* Häufig im Schatten an Steinen, Baumwurzeln, feuchter Erde in zahlreichen Formen. November bis März. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. Nagold, Zeller. II. Wildbad, Kerner. Teinach, Emma Gärtner. III. Ulm, Martens. IV. Riedlingen, Balluf. Roth, Ducke. Saulgau, Wangen, Jung. 6626.

Br. rivulare *Br. et Sch.* Im Wald an Quellen, bespülten Felsen und Gemäuern. Herbst. III. Urach unter dem Wasserfall, Schimper. 6627.

Br. populeum *Br. et Sch.* An Baumstämmen. Herbst bis Frühling. I. Stuttgart, Southeimer. 6610.

Eurhynchium myosuroides *Sch.* In Bergwäldern auf der Erde, an Felsen und Baumwurzeln. Herbst. II. Wildbad, Kerner. Alpirspach, Köstlin. 6602.

* **E. striatum** *Sch.* In Wäldern auf der Erde und an Steinen. Frühling. I. Schorndorf, Haist. Winzenweiler, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Alpirspach im Glaswald, Köstlin. IV. Roth, Ducke. Wangen, Wolfegg, Jung. 6567.

* **E. piliferum** *Sch.* Auf Grasboden selten. Frühling. I. Bei Winterbach, Oberamts Schorndorf, Haist.

E. praelongum *Sch.* Auf der Erde, an faulendem Holze, in schattigen Hainen und Gärten. Winter. I. Mergentheim, Bauer. III. Urach am obern Weg zum Wasserfall in der Gegend des *Aconitum Lycoctonum*, Schimper. 6575.

Rhynchostegium confertum *Br. et Sch.* An beschatteten Steinen und Mauern. Februar bis April. I. Ellwangen, Rathgeb. 6591.

* **Rh. murale** *Br. et Sch.* An schattigen Weinbergs- und Gartenmauern. Frühling. I. Stuttgart, Martens. Tübingen, Schüb-

jedes derſelben ſich frei entwickeln kann, ohne von dem andern darin geſtört zu werden oder es ſelbſt zu ſtören, daher in bebeſtimmten geſetzlichen Schranken, welche der Einzelne gegen den Einzelnen ſowohl als gegen den Staat unbeſtraft nicht überſchreiten darf. Da aber nach dem von der Vorſehung angeordneten Entwickelungsprozeſſe das Menſchengeſchlecht von einem Zuſtande zum andern in ununterbrochener Bewegung übergehen ſoll, ſo iſt es die Aufgabe jeder Regierung, welche jene Harmonie erhalten will, mit ſcharfem Blicke und nie aufhörender Wachſamkeit jenem Entwickelungsprozeſſe zu folgen, und nach den Reſultaten deſſelben die Schranken zu beſtimmen, welche, zu Erhaltung der allgemeinen, nur in der Ordnung gedeihenden Freiheit, der Freiheit des Einzelnen geſetzt werden müſſen. Zur rechten Zeit und im richtigen Maaße verfügt, kann daher eine Verengerung, wie eine Erweiterung dieſer Schranken ein höchſt wichtiger Vorſchritt ſeyn.

Jeder, welcher die preußiſche Geſetzſammlung vom Jahr 1807 an mit Aufmerkſamkeit und mit der Fähigkeit, ihren großen Sinn aufzufaſſen, durchlieſt, wird erkennen, daß die preußiſche Regierung dieſen ihren Beruf mit klarem Blick erkennt, und mit großer Kraft verfolgt hat. Die Geſchichte wird den jetzigen König nicht nur den gerechten und milden Regenten, ſondern auch den großen Geſetzgebern beigeſellen, welche dem von der Vorſehung ihnen angewieſenen hohen Berufe, die Entwicklung des Volkes zu fördern, mit Kraft, Weisheit und Gewiſſenhaftigkeit genügt haben.

Unter den Geſetzen, durch welche Preußen ſich die Kraft verſchaffte, nach einem ungeheuren Umſturze zu neuer und größerer Macht zu erſtehen, nimmt die Städteordnung vom 19. November 1808 einen ſehr ehrenvollen Platz ein. Man hatte in früherer Zeit die Gemeinden nicht als moraliſche Perſonen, nicht als Individuen, welche auch ihren Theil an der allgemeinen geſetzlichen Freiheit in Anſpruch zu nehmen haben, ſondern als Vereine zu beſſerer Einrichtung der Verwaltung betrachtet, von welchen man mit größerer Bequemlichkeit als von den Einzelnen die Erfüllung gewiſſer Pflichten und die Tragung gewiſſer Laſten fordern könne. Dieſe Vereine wurden daher auch, wie andere Verwaltungs-Inſtitutionen, lediglich nach der Convenienz der Regierung behandelt. Von irgend einer ſelbſtſtändigen freien Bewegung derſelben, auch in ihren beſondern Angelegenheiten, war nicht die Rede; die vom

ler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Alpirspach, Köstlin. 6584.

* **Rh. rusciforme** *Br. et Sch.* An Steinen und Holz unter Wasser, Brunnen und Mühlrädern. October bis April, selten. I. Stuttgart in der Stadt, in den Wasserfällen bei Häslach und im Neckar bei Berg, Martens. Sulz im Neckar, Martens. Schorndorf und Adelberg in Brunnen, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Calw in einem Brunnen, E. Gärtner. Wildbad, Kerner. Im Bache des Glaswaldes, Köstlin. III. Im Thierbach bei Geislingen, Eduard Martens. In der Blau bei Blaubeuren, Martens. In den Quellen des Kochers, Frölich. IV. In der Argen bei Isny, Martens. 6583.

* **Thamnium alopecurum** *Br. et Sch.* An Felsen in feuchten Waldschluchten. Herbst bis Frühling. I. Stuttgart im Wald bei Böhmisreute, Closs. Ramsbach, Oberamts Hall, Haist. Ellwangen, Rathgeb. II. Alpirspach, Köstlin. 6535.

* **Plagiothecium silesiacum** *Sch.* An faulenden Baumstämmen, daher bei uns selten. Sommer. I. Ellwangen, Rathgeb. II. Im Nagoldthal, Valet. III. Urach am Fahrweg zum Schlossberg. 6553.

Pl. sylvaticum *Sch.* In Wäldern auf der Erde und an nassen Felsen. Sommer. II. Alpirspach, Schramberg, Köstlin. IV. Wangen, Wolfegg, Jung. 6581.

Pl. undulatum *Sch.* Auf feuchtem Waldboden. Sommer. II. Wildbad im Wald am Weg zur Grünhütte, Martens. Alpirspach im Reuthinwald, Köstlin. 6582.

* **Amblystegium subtile** *Sch.* An Baumstämmen. August. I. Mergentheim an Linden im Hofgarten, Fuchs. III. Urach an Buchen am untern Weg zu dem Wasserfall, Schimper. 6517.

* **A. serpens** *Sch.* An Bäumen, Steinen, faulem Holze häufig und vielgestaltig. Frühling, Sommer. I. Stuttgart, S. Kerner. Tübingen, Gmelin. Schorndorf, Haist. Schwabsberg, Oberamts Ellwangen, an einem in einem Teich liegenden Brunnenteichel, Kemmler. Meckelbach, Oberamts Hall, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, J. Kerner. Teinach, E. Gärtner. III. Urach am Thiergartenberg, Finckh. IV. Ulm im Gehölz an der Iller, Martens. Roth, Ducke. An allen Orten, Jung. 6604.

* **A. irriguum** g. **fallax** *Sch.* Im Wasser an Felsen und Mauern. Mai. I. Ellwangen, Rathgeb. III. Im Egerursprung bei Aufhausen, Oberamts Neresheim, Kemmler. 6606.

* **A. riparium** *Sch.* Auf morschem Holz im Wasser, an Weiden und hölzernen Wasserleitungen. Juni. I. Stuttgart im Flossgraben bei Berg, Martens. Tübingen, Schübler. Eschenau und in der Roth bei Kammerstadt, Kemmler. Ellwangen, Frölich. IV. Roth, Ducke. 6607.

Hypnum Halleri *L. fil.* An Kalkfelsen. Frühling, Sommer. III. Im Filsthal, Ducke. 6571.

* **H. chrysophyllum** *Brid.* An feuchten Kalkfelsen, seltener auf der Erde. Sommer. I. Stuttgart im Wald bei Häslach, Martens. Mergentheim, Fuchs. III. Urach, Schimper. 6569.

* **H. stellatum** *Schreb.* Auf Sumpfwiesen. Sommer. I. Stuttgart in der Klinge bei Böhmisreute, Martens. Kottspiel, Kemmler. Schönthal, W. Hartmann. 6570.

* **H. aduncum** *L.* In Sümpfen. Juni selten. I. Stuttgart in Lachen am Kräherwald, Martens. Schorndorf, Haist. IV. Roth, Ducke. 6537.

H. uncinatum *Hedw.* In sumpfigem Wasser. Frühling. I. Esslingen, Hochstetter. II. Im Wald bei Christophsthal, Martens. 6558.

H. commutatum *Hedw.* An Quellen, Bächen und Gräben. Frühling. I. Stuttgart am Bach in der Klinge bei Böhmisreute, Martens. Tübingen im Wankheimer Thal, Gmelin. Esslingen, Hochstetter. Mergentheim, Bauer. III. Urach unter dem Wasserfall, Schimper. 6563.

* **H. filicinum** *L.* An feuchten und nassen Stellen an Steinen, Mauern und Holz. Frühling. I. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer.

* **H. rugosum** *L.* Zwischen den Weinbergen, an Waldrändern, an sonnigen trockenen Stellen, daher bei uns noch nie mit Früchten gefunden, die im Juli reifen sollen. I. Stuttgart gegen Gaisburg und auf dem Hasenberg, Martens. Tübingen, Schübler. Unter-Sontheim und Markertshofen, Kemmler. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. III. Urach am Schlossberg, Schim-

per. Ulm, Blaubeuren auf den Felsen des Tiefenthals, Martens. Kloster Anhausen, Kemmler. 6540.

* **H. cupressiforme** *L.* Sehr häufig auf der Erde, am Fusse der Waldbäume, an Steinen und Mauern, an trockenen und feuchten Stellen, Anfänger durch die mannigfaltigsten Formen so häufig täuschend, wie *Carex glauca Scop.* Februar bis April. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler. Unter-Sontheim und Engelhofen an Nadelholzstumpen, Kemmler. Mergentheim, Fuchs. II. Teinach, E. Gärtner. Wildbad, Kerner. III. Ulm im Oerlinger Holz, Martens. IV. Roth, Ducke. Ueberall, Jung. 6545.

* — — e. **filiforme** *Brid.* An Nadelholzstämmen bei dem Haspelhäuser See, Oberamts Gaildorf, Kemmler. 6545 d.

* **H. molluscum** *Hedw.* Häufig im Wald an Steinen und Baumwurzeln, doch selten im Frühling und Sommer mit Früchten. I. Stuttgart auch auf den Dächern, Martens. Tübingen, Gmelin. Unter-Sontheim, Kottspiel, Kemmler. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Fuchs. II. Am wilden See, Schübler. Alpirspach im Glaswald an Granitfelsen, Köstlin. III. Urach am Thiergartenberg, Finckh. Heidenheim, Haist. IV. An allen Orten, Jung. 6561.

* **H. Crista castrensis** *L.* Auf der Erde, vorzüglich in Nadelwäldern, gesellig, aber nicht häufig. Herbst. Unser zierlichstes Moos, trefflich zu aufgeklebten Mooslandschaften. I. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Mohl. Mergentheim, Bauer. Nagold, Zeller. II. Calw, Kurr. Wildbad, Kerner. III. Urach am oberen Weg zum Wasserfall, Schimper. IV. Roth, Ducke. Riedlingen im Eichert, Balluf. 6560.

* **H. palustre** *Hedw.* An Steinen und Holz in Bergbächen. Sommer. I. Ellwangen, Fröhlich. III. Urach unter dem Wasserfall, Schimper. 6542.

* **H. cordifolium** *Hedw.* Auf Sumpfwiesen, in Wiesengräben. Mai, Juni. I. Baknang, W. Hartmann. Ellwangen bei Muggenthal, Mohl. 6597.

* **H. cuspidatum** *L.* Sehr häufig auf sumpfigen Wiesen, aber selten im Sommer mit Früchten. I. Stuttgart im Schlossgarten und über einen Fuss lang in einer Wassergrube bei Degerloch, Martens. Tübingen, Schübler. Mergentheim, Bauer. II. Tei-

nach, E. Gärtner. Wildbad, Kerner. Röthenberg im Kessler-Moor, Köstlin. IV. Ulm, Martens. Roth, Ducke. 6598.

* **H. Schreberi** *Willd.* Auf Heiden und in Wäldern. Herbst. I. Stuttgart auf dem Hasenberg, Martens. Baknang, W. Hartmann Mergentheim im Bürgerwald, Fuchs. II. Wildbad, Kerner. 6596.

* **H. purum** *L.* Nicht selten in lichten Laubwaldungen am Fusse der Bäume und auf der Erde, aber nur selten im Frühling mit Früchten. I. Stuttgart, Martens. Vaihingen, Bilhuber. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Kottspiel, Kemmler. Mergentheim, Bauer. II. Wildbad, Kerner. 6595.

H. stramineum *Dickson.* Selten auf Sumpf- und Torfwiesen. Frühling. I. Im Muggenthal bei Ellwangen, Frölich. 6599.

* **H. scorpioides** *L.* In Torfsümpfen. Frühling, Sommer. I. Schorndorf, Haist. II. Kesslermoor bei Röthenberg, Köstlin, 6541.

* **Hylocomium splendens** *Sch.* Häufig in schattigen Wäldern auf der Erde. Frühling. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Ellwangen, Rathgeb. Mergentheim, Bauer. II. Calw, Schüz. III. Urach, Finckh. Ulm, Leopold. IV. Am Bodensee, Fuchs. An allen Orten, Jung. 6536.

* **H. brevirostre** *Sch.* An Felsen und Baumwurzeln. Frühling. I. Im Wald bei Winzenweiler, Oberamts Gaildorf, Kemmler. 6566.

* **H. squarrosum** *Sch.* An schattigen Grasplätzen, in Wäldern. Herbst, selten. I. Stuttgart in feuchten Klingen, Martens. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Kottspiel, Kemmler. Mergentheim, Bauer. IV. Roth, Ducke. Saulgau, Jung. 6564.

* **H. triquetrum** *Sch.* In Wäldern auf der Erde. Frühling. Unser häufigstes und grösstes Waldmoos, daher vorzugsweise zu Kränzen, zur Ausschmückung von Gartenhütten und zur Verpackung von Pflanzen benützt. I. Stuttgart, Closs. Tübingen, Schübler. Schorndorf, Haist. Mergentheim, Bauer. II. Calw, Schüz. Wildbad, Kerner. III. Urach, Finckh. Ulm, Martens. IV. Roth, Ducke. Riedlingen, Balluf. An allen Orten, Jung. 6565.

* **H. loreum** *Sch.* In feuchten Bergwaldungen. Winter,

Frühling. I. Ellwangen, Rathgeb. II. Wildbad, Plieninger. III. Urach am Thiergartenberg, Finckh. Am Plattenberg bei Dotternhausen, Rathgeb. 6568.

Classis II. Sphagna.

* **Sphagnum acutifolium** *Ehrh.* In feuchten Wäldern und Heiden, an Gebirgsquellen, bildet in allen Hochmooren den Grund des weichen, mit *Andromeda polifolia*, *Vaccinium Oxycoccos* und *Drosera rotundifolia* durchwirkten Teppichs und mit ihnen absterbend den Torf, fehlt aber in den niederen Torfgründen und Riedern an den Flüssen, nicht, wie schon angegeben wurde, wegen des Kalk- und Gypsgehaltes des Wassers, sondern weil es längst durch Ueberschwemmungen, die es mit Sand und Schlamm bedeckten, erstickt und Boden für ganz andere Pflanzen geschaffen worden ist. Juni, Juli. I. Stuttgart in einer kleinen Torfpfütze im Wald über Wangen, Martens, und in einem Graben des Waldes hinter Böhmisreute, Hermann Nördlinger. Tübingen am Birkensee am Eselstritt, Schübler. Kottspiel, Holenstein, Winzenweiler, Gerabronnhof, Kemmler. Ellwangen am Griesweiher bei Neuler, Frölich, und am Schönbergerhof, Rathgeb. Mergentheim im Bühl bei Garrenberg, Bauer. Schwenningen, Sturm. II. Calw, Schüz. In Menge am wilden See, Martens. Simmersfeld, Mohl. Alpirspach, Köstlin. III. Schopflocher Torfgrube, Martens. IV. Riedlingen, Balluf. Wurzach, Schübler. Im oberen Wald bei Vogt, Jung. Isny im rothen und eisenharzer Moos, Martens. 6111.

Sph. fimbriatum *Wils.* In Torfsümpfen. Sommer. II. Im Murgthal, Schimper.

* **Sph. cuspidatum** *Ehrh.* In Torfsümpfen. Sommer. I. Bei Lorch, Haist. In Nadelwaldungen um Ellwangen, Kemmler. II. Am wilden See, Mohl. 6110.

— — d. **plumosum** *Sch.* Untergetaucht. IV. Riedlingen im Wald bei Dürmentingen, Balluf. 6112.

* **Sph. squarrosum** *Pers.* An kalten Gebirgsquellen, selten in Torfmooren. August. I. Im Wald bei Kottspiel, am Haspelhäuser See, bei Gerabronn, Oberamts Ellwangen und dem Vorhardsweiler Hof, Oberamts Aalen, Kemmler. Ellwangen am Gries-

weiher, Frölich. II. Am wilden See, Schübler. Im Glaswald bei Alpirspach, Köstlin. 6108.

* **Sph. rigidum** b. **compactum** *Sch.* Auf trockneren Torfgründen. Juli. I. Im Wald bei Kammerstadt, Oberamts Ellwangen, Kemmler. II. Auf den Hornisgründen, A. Braun. 6113.

* **Sph. subsecundum** *Nees et Hornsch.* In Gräben torfiger Wiesen. Juni, Juli. I. Im Wald bei Sulzbach, Oberamts Baknang, Martens. Am Haspelhäuser See, Oberamts Gaildorf, bei Kammerstadt, Hinter-Uhlberg, Oberamts Crailsheim, Kemmler. 6114.

* — — b. **contortum** *Schultz.* I. Im Wald bei Gerabronn, Oberamts Ellwangen, Kemmler.

* **Sph. cymbifolium** *Ehrh.* Auf nassem Wald- und Heideboden, in Torfmooren den Saum bildend. I. Stuttgart im Walde zwischen Degerloch und Häslach, Mohl, und bei der Solitude, Closs. Tübingen am Birkensee, Schübler. Im Wald bei Kammerstadt, am Haspelhäuser See, bei Hinter-Uhlberg und Gerabronn, Kemmler. Ellwangen in der braunen Hardt und bei Dornholzweiler, Rathgeb. II. Am wilden See, Martens. Alpirspach, Köstlin. III. Schopflocher Torfgrube, Martens. IV. Riedlingen, Balluf. Isny im rothen und eisenharzer Moos, Martens. 6107.

Wie vielerlei Laubmoose die ganze Erde nähre, ist eine Frage, welche sich nicht einmal annähernd beantworten lässt, da einerseits die Laubmoose, wie viele Kryptogamen, grosse Verbreitungsbezirke haben, mehrere Arten, welche überall auftreten, dann in den am wenigsten erforschten, also die meisten neuen Arten versprechenden Tropenländern diese Feuchtigkeit und Kälte liebende Pflanzenklasse hinter der kräftigeren Entwicklung höherer Klassen zurücktreten muss, andererseits der Hauptsitz der Moose, die Alpenregion, ausser Europa noch sehr wenig durchforscht ist und sich auch nicht voraussehen lässt, wie weit das Trennen der Gattungen und Arten nach den kleinsten und unerheblichsten Unterschieden, die Aufstellung neuer Arten durch blosse Spaltung längst bekannter, noch getrieben werden wird.

Steudels im Jahr 1824 erschienener Nomenclator zählt mit Einschluss mancher zweifelhaften 1264 Arten auf, seit jener Zeit sind viele neue entdeckt und beschrieben worden, aber niemand hat es mehr versucht, eine Aufzählung Aller zu geben, und so dürfte die von Schimper prophezeite Zeit noch in weiter Ferne liegen, wo die Zahl der genau bekannten Arten von Laubmoosen die aller Pflanzen zu Linnés Zeiten, 8000, übersteigen wird.

Am meisten ist natürlich in Europa geleistet worden und hier finden wir in Schimpers trefflicher Synopsis den heutigen Stand unserer bryologischen Kenntnisse für diese Begrenzung auf 147 Gattungen mit 708 Arten festgestellt, weit über die Hälfte der von Steudel für die ganze Erde angegebenen.

Dieses europäische Moosgebiet theilt Schimper in drei Floren. Die **südliche Moosflora** vom sechs und dreissigsten Breitengrade, Malta und Gibraltar, bis zum sechs und vierzigsten am südlichen Saume der Alpen, also der *Flora mediterranea* entsprechend, zählt auf eilf Breitengrade 400 Arten. Die **mittlere Moosflora** vom sieben und vierzigsten Breitengrade, der Wasserscheide der Alpen, bis zum vier und sechszigsten, Archangel und Lapplands Südgrenze, zählt auf achtzehn Breitengrade 598 Arten, die **nordische Moosflora** vom fünf und sechszigsten Breitengrade, Island und Lappland, bis zum Pol hat auf sechs und zwanzig Breitengrade 470 Arten.

Erwägt man nun, dass das Gebiet der mittleren Flora bei weitem das grösste ist, indem von dem der nordischen mehr als die Hälfte mit Eis bedeckt und noch unbetreten ist, im übrigen Theile aber das Land nur eine geringe Fläche, das Meer die grössere, einnimmt, dass diese mittlere Flora die grösste Mannigfaltigkeit der Standorte hat, in den Hochalpen gewissermassen in die nordische übergreift, die günstigste Mitte zwischen der heissen Dürre südlicher Sommer und der trockenen Kälte nordischer Winter hält, und dass sie endlich die Wohnsitze der eifrigsten und tüchtigsten Bryologen der Vergangenheit wie der Gegenwart umfasst, so muss der geringe Unterschied dieser Zahlen auffallen; da man ferner in ganz Europa 708 Arten kennt, in der mittleren Flora aber 598, so besitzen die beiden andern Floren miteinander nur 110 ihnen eigen-

thümliche Moose (Schimper nennt 46 für die nördliche, 33 für die südliche).

Unser Württemberg dehnt sich von 47° 35' bis 49° 35' 30" der Breite aus, gehört somit zu dem südlichsten Theile der mittleren Flora; der Höhe nach umfasst es einen Theil der Schimperschen Getreideregion mit 425 pariser Fuss über dem Meere an dem Wasserspiegel des Neckars bei dessen Uebertritt in das Grossherzogthum Baden, bis 1500 Fuss, und dessen ganze Bergregion mit seinen höchsten Punkten, dem Dreimarkstein auf den Hornisgründen im Schwarzwald, 3550 pariser Fuss, und dem schwarzen Grat der Adelegg am Saume der Algäuer Alpen im Oberamt Wangen, 3420 p. Fuss.

Dagegen fehlen uns ausser dem untersten Theil der Getreideregion auch Schimpers subalpine, alpine und überalpine Region und mit diesen alle hochnordischen Moose.

Bis heute sind in diesem Gebiete 228 Arten von Laubmoosen gefunden worden, wovon sich zwar nur 164 in der Sammlung des Vereins für Naturkunde befinden, jedoch beinahe alle in der ebenfalls von mir angelegten der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg.

Die Vertheilung dieser Laubmoose nach den Hauptformationen ist sehr ungleich; das mit I. bezeichnete Unterland, das grösste Gebiet mit dem grössten Wechsel der Formationen, vorherrschend Keuper- und Muschelkalk, wo Obermedicinalrath von Frölich, Professor von Mohl, Dr. Bauer, Apotheker Rathgeb und Pfarrer Kemmler sammelten, zählt 170 Arten, drei Viertheile der Gesammtzahl; der den Laubmoosen besonders günstige, an Feuchtigkeit und Schatten reiche, mit II. bezeichnete Schwarzwald, bunter Sandstein und Granit, hat 113 Moosarten, oder die Hälfte der ganzen Zahl, vorzüglich durch die vieljährigen Bemühungen des verstorbenen Dr. Köstlin in Alpirspach, dann durch den Umstand, dass der schroffe Gegensatz dieses Gebirgs in seinem Reichthum an Kryptogamen bei grosser Armuth an Phänogamen den dasselbe besuchenden oder bewohnenden Botaniker auf die ersteren verweist.

Dass Oberschwaben, das weite, aber einförmige, mit IV.

bezeichnete Gebiet der Molasse, 96 Arten zählt, verdanken wir theils seinem Zusammenhang mit den Voralpen, theils den gefälligen Mittheilungen der Herren Apotheker Balluf in Riedlingen und Ducke in Wolfegg, so wie einem älteren, mit Sachkenntniss verfassten, aber leider nicht von Original-Exemplaren begleiteten Verzeichnisse der Moose seiner Umgegend des Reallehrers Jung in Wangen.

Am schlechtesten kommt unsere schöne, romantische Alp weg, wir kennen von diesem, mit III. bezeichnetem Gebiete des Jurakalks nur 73 Arten, kaum ein Drittheil der Gesammtzahl und verdanken auch diese Zahl vorzüglich einem Besuche Schimpers in Urach; zum Trost für die wackern Botaniker, welche in diesem Gebiete wohnen, vor Allen ihres würdigen Seniors, Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach, müssen wir jedoch bemerken, dass Schimper den Jurakalk für den ungünstigsten Boden für seine Lieblinge erklärt, und dass sich hier sehr schön derselbe Gegensatz, wie auf dem Schwarzwald, herausstellt, Mangel an Moosen, weil Reichthum an Phänogamen, wie dort Mangel an Phänogamen, weil Ueberfluss an Moosen, ein Wink dafür, dass mit dem Vorrücken gegen den Aequator, mit dem Herabsteigen von den Alpenhöhen, die Laubmoos-Bevölkerung abnehmen muss.

Ein Blick in die meisterhafte *Synopsis muscorum* wird uns indessen belehren, wie weit wir noch vom Ziele sind, wie vieles noch zu leisten ist.

Vergleichen wir nämlich unsere Moosflora mit dem in der Einleitung zu erwähnter *Synopsis* Seite LXXV bis LXXXIV angeführten des mitteleuropäischen Gebiets, so finden wir schon in Dr. von Klinggräffs Flora von Königsberg trotz der Einförmigkeit dieses Gebiets nur 18 Arten weniger (210), in der eben so einförmigen, aber ausgedehnteren Flora der Niederlande von Dozy und Molkenbör bereits 24 Arten mehr (252), endlich in der Flora von Schlesien nach Milde und Plukar über ein Drittheil mehr (350).

Dieselbe Zahl von 350 Arten gibt Schimper nur für die Getreideregion des Rheinthals von Basel bis Mainz an, freilich das am meisten von ihm selbst und den ausgezeichneten Bryologen

Bruch und Gümbel mit dem grössten Eifer und unermüdlicher Beharrlichkeit durchforschte Gebiet; Professor Seubert führt für das ganze Grossherzogthum Baden 360 Arten auf*, und diese Zahl werden wir wohl als das in Württemberg zu erstrebende Maximum annehmen können, eben so für den schwäbischen Jura insbesondere die von Friedrich Arnold im fränkischen Jura gefundenen 160 Arten, da selbst in dem hoch in die Alpenregion emporsteigenden Kalkgebirge des Algäus nur 190 Arten gefunden wurden **.

---

* Zusammenstellung der bis jetzt im Grossherzogthum Baden beobachteten Laubmoose von Professor Dr. Moriz Seubert in Karlsruhe, in den Berichten über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. 1861. 8. Band II. Heft 3 Seite 262 bis 311.

** Die Laubmoose des Algäus, nach den hinterlassenen Manuscripten Otto Sendtners und den Beobachtungen mehrerer seiner Freunde zusammengestellt von G. Gerber, im vierzehnten Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg. 1861. 8. Seite 42 bis 55.

Bibl. Univers. Lips.

Staate eingesetzten Obrigkeiten verwalteten nach bestimmten Vorschriften der Kriegs- und Domänenkammern, welche durch Commissarios loci die Städte beaufsichtigten. Ohne Erlaubniß der Behörden war es den Magistraten nicht erlaubt, einen Brunnen graben, ein baufälliges Haus wieder herstellen oder sonst irgend eine noch so nothwendige Vorkehrung auf Kosten der Kämmerei treffen zu lassen. Von einer kräftigen Einwirkung freierwählter Gemeinde-Vertreter wußte man nichts. Ja, nicht einmal das Eigenthums-Recht der Gemeinden an ihrem besondern Vermögen wurde beachtet, und die Beispiele waren nicht selten, daß die Ueberschüsse der einen Kommun zum Besten der andern verwandt und die Städte zur Abtretung sowohl als zur Erwerbung von Grundstücken ohne Weiteres gezwungen wurden, wenn man es für Staatszwecke als nothwendig ansah.

Aus diesem Zustande völliger Willenlosigkeit wurden nun die Gemeinden durch die Städteordnung vom 19. Novbr. 1808 in den Zustand der größten Selbstständigkeit und Freiheit, nicht durch einen allmähligen Uebergang, sondern durch einen Sprung versetzt, welchen man in gewöhnlicher Zeit als höchst unvorsichtig zu tadeln berechtigt seyn würde, und welcher noch jetzt von Vielen, die mit dem Worte Fortschritt den ersten der oben angedeuteten Begriffe verbinden, auf das Bitterste getadelt wird. Daß aber dieser Vorwurf, eben so wie der, welcher der agrarischen, gewerblichen und andern Gesetzgebung gemacht wird, ein völlig ungegründeter sey, hat der Erfolg auf das Glänzendste bewiesen. Die preußische Regierung, aufgeweckt durch ein ungeheures Unglück und mit klarem Blick um sich schauend, erkannte, in welchen Gegenständen und wie weit sie hinter der Zeit und den durch solche erzeugten materiellen und intellectuellen Bedürfnissen des Volks zurückgeblieben sey, und eilte ihr nachzukommen. Das Volk und dessen Bildung und Treue wohl kennend und wissend, was sie wagen könne und was nicht, wagte sie zu springen, da sie gehend nur in sehr später Zeit zu dem Punkte gelangt seyn würde, auf welchem sie die verlorene Macht des äußern Umfangs durch Verstärkung ihrer innern Kraft zu ersetzen hoffen durfte. Und wohl ihr, daß sie eilte und wagte! Nur sechs Jahre, von 1807 — 1813, waren ihr gegeben, als der Moment eintrat, in welchem es darauf ankam, sich vom Falle wieder zu erheben. Mit welchem Erfolg dies

3. Die tertiären Hirsche von Steinheim.

Von Dr. Oscar Fraas in Stuttgart.

Mit Taf. I. & II.

Die grosse Zersplitterung der tertiären Hirscharten — Giebel zählt in seiner Fauna der Vorwelt schon mehr als 60 Species auf — hat ihren Grund vielfach in der mangelhaften Erhaltungsweise der zu Grunde liegenden Funde, in welchen der Palaeontologe nur vereinzelte und zerstückelte Reste erhielt, weit aus ungenügend, um mit Sicherheit darauf Arten zu bauen. Der Fund eines in seiner Weise so vollständigen Hirsches, wie der auf Taf. I. abgebildete, ist ein seltenes Ereigniss: erfreulich genug, sofern es ein Bild des ganzen Thieres bietet, unter welchem die länger schon gekannten Zähne, Kopf und Fusstheile vereinigt sind. Immerhin bilden aber auch die in nachstehender Abhandlung veröffentlichten Funde nur Beiträge, keineswegs erschöpfendes Material zur Kenntniss des so weit verbreiteten Tertiär-Hirsches, den wir vorläufig mit dem Namen: *Cervus furcatus* bezeichnen. Die auf Taf. I. & II. abgebildeten Stücke stammen sämmtlich aus dem Tertiär von Steinheim, das seit den ältesten Zeiten schon bekannt eine richtige Deutung dennoch sehr schwer zulässt. Eines scheint mir in Betreff der Lokalität klar zu sein, dass die sog. Steinheimer Tertiär-Mulde nicht als eine für sich bestehende locale Ablagerung in der Tertiärzeit anzusehen ist, sondern als Rest einer weithin verbreiteten Formation, die mit den Bildungen im Ries ebenso als mit denen von Ulm zusammenhing und einzig nur darum uns erhalten blieb, weil vor der Denudationsperiode, in welcher die übrige Tertiärbedeckung der Alb weggewaschen wurde, jener Tertiärfleck in Folge einer

grösseren Trichterbildung im Massenkalk des Juras eingesunken war. Ich glaube nicht, dass bei näherer Untersuchung der dortigen Gegend eine Anschauung zulässig ist, wie sie z. B. **Jäger** (fossile Säugethiere von Württemberg pag. 61) äussert, der sich das Becken von Steinheim als von Jura-Kalk-Ufern umflossenen See denkt, welcher die zahlreichen Fische und Muscheln beherbergt, und in welchen der Giessbach aus dem Windthal und andere Zuflüsse die Reste von Säugethieren theilweis erst später einschwemmte. Abgesehen von den Lagerungs-Verhältnissen, welche nirgends horizontale Schichtung, sondern überall geneigte und verstürzte Tertiärbänke erblicken lassen, abgesehen von dem Gürtel jurassischen Schuttes — nicht abgerundeten Geschiebes, sondern eckigen, scharfkantigen Schuttes, der zwischen den Tertiärbänken und dem Jura liegt, ist es kaum denkbar, wie in dem kleinen, kaum ¼ Quadratmeile grossen See, eine so massenhafte Bildung von Organismen hätte vor sich gehen sollen, dass die Schichten, welche das Becken füllen, rein nur aus Schnecken und Fischen und ihren Trümmern bestehen, ausser zahlreichen Säugethieren, Schildkröten und Vögeln, deren Reste vom Ufer aus in den See geschwemmt worden wären. Wenn auch *Valvata multiformis*, die auf der Steinheimer Alb als Feg-Sand gebraucht wird, eben nur auf Steinheim beschränkt erscheint und weder im Ries noch in Ulm sich bis jetzt gefunden hat, so ist doch das locale Vorkommen einer Species etwas so Gewöhnliches, dass es als Beweis für die locale Bildung des ganzen Beckens nimmermehr gelten darf. Die meisten andern Arten finden in dem Tertiär von Ulm, Mainz, Auvergne und dem Süden von Frankreich ihres gleichen wieder. Demnach wird wohl Niemand mehr daran zweifeln, dass unser Steinheimer Tertiär ein Glied und Ueberrest einer weit verbreiteten Formation sei, welche jedenfalls in die Zeit der zweiten Tertiärperiode, in die Lebensepoche des *Palaeotherium* von Orleans (*Anchitherium aurelianense*), des Nashorns ohne Horn (*Aceratherium incisivum*) und anderer fällt. Eine genauere Parallele zu ziehen, hat ihre grosse Schwierigkeiten und wird zur Zeit, ehe wir weitere Anhaltspunkte gefunden haben, nahezu unmöglich sein.

Der Erste, der tertiärer Wiederkäuer überhaupt Erwähnung thut, ist Cuvier im Art. VI. seiner fossilen Hirsche. Geweihstücke und Zähne einer neuen Hirschart, an Grösse dem Reh vollständig gleich waren ihm aus dem Steinbruch von Montabusard, dép. du Loiret, in Gemeinschaft mit Resten von Lophiodon und Mastodon mitgetheilt worden. Drei hintere Unterkieferzähne glichen so sehr dem Reh, dass selbst das geübteste Auge sie nicht zu trennen vermochte. Dagegen liessen die Zähne des Oberkiefers und die Geweihstücke starke Unterschiede beobachten. Erstere zeigten an den 3 hinteren Backenzähnen starke Hügel auf der Aussenseite des Zahnes vor jedem Halbcylinder und einen Halskragen auf der Innenseite an der Basis der Krone. Insbesondere aber fielen die 2 vorderen Backenzähne auf, die einfach sind, schneidend und 3lobig und der zweite gleichfalls mit einem Halskragen versehen, während die 3 ersten Backenzähne der sonst bekannten lebenden Hirscharten aus 2 einfachen Halbmonden, der eine vor dem andern, bestehen. Die Gabelung des (sehr fragmentarischen) Geweihstücks erinnert am meisten an den Hirsch von Timor, *Cervus Peronii*. So mangelhaft das Material war, das Cuvier vorlag, so sah er doch an Geweih und Zähnen schon den Unterschied zwischen dem fossilen Hirsch und dem Reh, verzichtete jedoch auf einen Speciesnamen und nannte ihn schlechtweg den „Hirsch von Montabusard." Lartet hat geglaubt, den Namen *Dicrocerus crassus* und neuerdings den Gray'schen Namen *Hyaemoschus* auf Cuviers Hirsch anwenden zu sollen. Dagegen konnte ich an den Cuvier'schen Originalstücken, die ich unlängst im jardin des plantes mir ansah, einen merklichen Unterschied zwischen dieser und unserer Steinheimer Art nicht herausfinden.

Weiter beschrieb Geoffroy St. Hilaire 1833 aus der Auvergne 2 Wiederkäuerformen mit langen, oberen Eckzähnen unter dem neuen Namen *Dremotherium*, das Geschlecht soll zur Familie Moschus gehören und die Lücke ausfüllen zwischen *Moschus* und *Tragulus*. Geweihe beobachtete man nicht.

Zur gleichen Zeit fand Mandelsloh zum ersten Mal unsere Wiederkäuer von Steinheim, gleichfalls 2 Grössen, deren

er in seinen geognostischen Profilen der schwäbischen Alb 1834 pag. 6 als *Cervus elaphus* und *capreolus* Erwähnung thut. Im Jahr darauf 1835 wurden die damals bekannten Reste sofort von Jäger (foss. Säugethiere Würtembergs) pag. 61 ff. beschrieben.

Es stunden Jäger 11 Stück Knochen und Zähne von der kleinen und 21 Stücke von der grossen Art zu Gebot; unglücklicher Weise waren es solche Skelettheile, an welchen keine oder nur unbedeutende Abweichungen von lebenden Arten beobachtet werden konnten, wesshalb er auch keinen Anstand nahm, die kleine Art mit unserem Reh, die grosse mit dem gemeinen Hirsch zu vergleichen, die Identität jedoch immerhin als zweifelhaft gelten zu lassen. Abgebildet wurden auf Taf. 3. ein phalanx Fig. 1—3, radius Fig. 4, astragalus Fig. 5—8, 2 metatarsus Fig. 9, 11, scaphoi-cuboideum Fig. 10, tibia Fig. 13—15, femur Fig. 16, humerus Fig. 17, 2 vordere obere Backzähne T. 9. Fig. 7, 8 und ein Halswirbel Fig. 9.

Mit Ausnahme des metatarsus findet Jäger keinerlei Abweichung von *Cervus capreolus*. An dem Mittelfussknochen fällt ihm jedoch die innere tiefe Rinne auf, welche beim Reh kaum angedeutet, nur bei *C. virginianus* ähnlich stark ausgedrückt ist.

Von der 2ten Hirschart, welche ungefähr die Grösse des gewöhnlichen Hirsches hatte, sind auf Taf. IX. abgebildet ein 3. und 4. unterer Backenzahn Fig. 10—13, 3 Stücke von Wirbeln, ein condylus femoris, ein Bruchstück von scapula und humerus, 5 Carpalknochen und Phalangen: unter welchem os hamantum am meisten von dem des lebenden Hirsches abweicht. Die Abweichung war nicht erheblich genug, um den lebenden Hirsch vom Steinheimer zu trennen, andererseits gaben auch die aufgefundenen Reste keinen bestimmten Beweis ab für die Uebereinstimmung beider.

Zehn Jahre später nahm die Anschauung unserer Wiederkäuer eine bestimmtere Richtung, indem im 1. Band unserer Jahreshefte Taf. I. pag. 152 Graf Mandelsloh einen Unterkiefer mit vollständiger Zahnreihe von der kleinen Art abbildete. Er wird dort ohne Beschreibung und nähere Motivirung *Palaeomeryx Scheuchzeri* H. v. M. genannt. Der Name wurde vom Autor des

Geschlechts und der Art selbst gegeben und auf dessen Autorität hin wurden seither die in Steinheim und Ulm gefundenen Reste kleinerer und grösserer Wiederkäuer *Palaeomeryx* genannt, um so mehr als H. v. Meyer durch Aufstellung von 8 Arten dafür gesorgt hatte, dass verschiedene Grössen und mehr oder minder erhebliche Abweichungen der Stücke unter einander mit Namen benannt werden konnten.

Im Jahr 1833 hatte nämlich H. v. Meyer unter den fossilen Knochen und Zähnen von Georgensgmünd in Bayern (*Museum Senkenbergianum* Suppl. zu Band I. 1834) Wiederkäuerreste als offenbar generisch von den bekannten lebenden verschieden beschrieben und den Namen *Palaeomeryx* gegeben. *Pal. Bojani* nennt er das grössere, *Pal. Kaupii* das kleinere Thier, welchem die Zähne und Kieferreste auf Taf. IX. und X. Fig. 75—80 zugehören. Die Basis der Zähne ist breit, die äusseren Halbmonde der Unterkieferzähne sind spitzwinkliger, die 2 inneren Hauptspitzen höher als bei lebenden Formen, die inneren Nebenspitzen deutlich konisch, die Länge des lezten Backenzahns von *P. Kaupii* beträgt 0,023, die Breite 0,013, von *Bojani* 0,029 und 0,013. Der vorletzte Backenzahn des *Kaupii* misst 0,017 und 0,013, des *Bojani* 0,019 und 0,014. Aehnlich verhalten sich die oberen Backenzähne, die Halbmonde an der Innenseite sind spitzer gekrümmt, die Nebenspitzen an der Aussenseite auffallend stark und konisch, worin der fossile einige entfernte Aehnlichkeit mit Moschus zeigt.

Um dieselbe Zeit hatte Kaup in Eppelsheim ein neues Wiederkäuer-Geschlecht mit 7 Zähnen (?) im Unterkiefer entdeckt, das er *Dorcatherium* nannte, dessen Zähne um ein Dritttheil kleiner als die des *Pal. Kaupii* sind, dessgleichen fand Kaup einen *Cervus nanus*, dessen Zähne mit lebenden Wiederkäuern stimmten, während die von *Dorcatherium* durch den Mangel der konischen Nebenspitzen und die ganze Struktur der Zähne sich ebenso von den lebenden Formen als von *Palaeomeryx* unterscheiden.

Ausserdem hatte Schinz in der Braunkohle von Käpfnach 2 Wiederkäuerformen gefunden, die eine grössere vom Edelhirsch kaum zu unterscheiden, die andere der *Antilope dorcas* ähnlich.

Alle diese Funde bestunden in mangelhaften Stücken, über die

Hauptfrage bei Bestimmung der Wiederkäuer, ob das Thier Geweih oder Hörner oder keines von beiden trug, konnte nichts gesagt werden, vom Gebiss fanden sich nur einzelne Zähne, keine Zahnreihen, so dass z. B. die Eckzähne des Thieres, welche den Namen *Dremotherium* veranlassten und bei *Palaeomeryx* gleichfalls vorhanden sind, an letzterem nicht gekannt waren. Dessgleichen fand zwar Kaup im Eppelsheimer Sande einzelne Geweihgabeln auf langem Rosenstock, denen er verschiedene Namen gab, aber in Verbindung mit Schädeln oder ganzen Skeletten konnten sie nicht gesetzt werden.

Während dieser Zeit hatte der berühmte Hügel von Sansan dép. du Gers, der ein wahres zoologisches Museum aus der Tertiärzeit der Miocene bildet, auch eine Reihe Wiederkäuer zu Tage gefördert, mit einfachen Geweihgabeln auf langem Rosenstock, mit und ohne gebogene Eckzähne, von verschiedenen Grössen, die E. Lartet *Dicrocerus* nennt und davon 1851 3 Arten publicirte: *D. elegans, crassus, magnus.* Laut mündlicher Mittheilung soll die 2te Spezies zu *Hyaemoschus* Gray gestellt, die 3te mit *Palaeomeryx Bojani* v. Meyer vereinigt werden. Die Vergleichung der kleinen Steinheimer Art mit *Dicrocerus elegans* von Sansan aber zeigte eine auffallende Uebereinstimmung, die an einer Reihe von Gebissen und einzelnen Knochen durchgeführt wurde und auf welche wir bei der Beschreibung des Thieres zurückkommen werden.

Die letzte mir bekannte Abhandlung verdanken wir Herrn Reinhold Hensel in Berlin, (Zeitschrift der deutsch-geologischen Gesellschaft XI. B. 2. Heft). Er hatte das Glück aus dem Tertiär von Kieferstädel in Oberschlesien ein Geweihstück und einen gebogenen Eckzahn von unserem Wiederkäuer zu erhalten; beide sind eben die wichtigsten Merkmale zur Bestimmung und wissenschaftlichen Stellung des Thieres und veranlassten den Namen *Prox furcatus.* Er machte insbesondere, und dies mit vollem Recht, auf die 3 ersten Backenzähne im Unterkiefer der Wiederkäuer aufmerksam, welche bei Bestimmung der Arten in Betracht zu ziehen sind und verglich die Zähne von *Dicrocerus elegans* mit lebenden Formen, namentlich mit den lebenden Muntjacs, auf welche die Aehnlichkeit der Geweihe hinweist.

Endlich hat A. v. Nordmann in seiner Palaeontologie Südrusslands* 2 Zähne eines „*Palaeomeryx*“ abgebildet aus dem Steppen-Kalk von Odessa und erwähnt eines Geweih-Fragments eben daher, die jedoch zu mangelhaft erhalten und beschrieben worden sind, als dass sie verglichen werden könnten. Es ist mehr das geognostische Moment von Interesse, indem die genannten Reste zugleich mit *Lutra*, *Delphinus*, *Trionyx*, Vögeln und Fischknochen in einem Schnecken-Conglomerat sich finden.

Die zahlreichen Erfunde an Wiederkäuer-Resten aus Steinheim haben doch entschieden nicht mehr als 2 Arten uns kennen gelehrt eine kleine Art (*Cervus furcatus*) und eine mehr als noch einmal so grosse (*Cervus pseudoelaphus*). Von ersterer Art liegen mehr Reste vor als von der grösseren. — Es stimmt dieses Verhältniss des Vorkommens mit dem an den verschiedensten Localitäten überein, überall, wo gehörig gesammelt wurde, sind es hauptsächlich 2 Formen, die immer und immer wieder begegnen, die Hirschform und die Rehform. Fangen wir mit letzterer an.

A. Die kleinere Art.

1. Grössenverhältniss. Taf. I.

Die Gesammtlänge des Thieres von der Schnautze bis zum Kreuzbein mag nahezu 1 Meter betragen haben; eine genaue Messung ist wegen der Verschiebung der Knochen im Gestein nicht möglich. Dazu kommt die Schwanzlänge mit gegen 0,15. Die Höhe des Thieres oder die Gesammtlänge von Hand, Vorderarm, Oberarm und Schulterblatt 0,68. Diese Grössen-Verhältnisse stimmen mit denen eines virginischen Hirsches auffallend überein, mit dem überhaupt auch noch in anderer Beziehung auffallende Aehnlichkeit sich herausstellen wird. Die Länge des Schädels 0,2.

2. Das Geweih. Taf. II. Fig. 2. und 10.

Ein einfach gegabeltes Geweih sitzt auf einer rings mit Perlen besetzten Rose, getragen von einem langen, runden Rosenstock. Die obere Gabel des Geweihs (Augensprosse) ist namhaft kleiner

* Helsingfors 1858. Pag. 249.

und schwächer, als die untere Gabel (Stange). Beide sind stark gefurcht und laufen die Furchen zwischen den Perlen der Rose aus. Die Perlen sind auf der Innenseite der Rose ausgebildeter, als auf der Aussenseite. Der Rosenstock zeigt nur schwache Furchen, beziehungsweise Spuren von Gefäss-Eindrücken, und war wie bei dem lebenden Muntjac genau in der Ebene des Vorderhauptes nach hinten gerichtet. In Fig. 2. ist das vollständigste der bisher in Steinheim gefundenen Geweihstücke abgebildet. Am Rosenstock hängt noch ein Stück Hirnschale und ein Theil der Augenhöhle. Die Länge des Rosenstocks von der Augenhöhle bis zum unteren Rand der Rose beträgt 0,105. Der Rosenstock, nach aussen schwach convex, ist in der Mitte rund, am Oberende unter der Rose oval, an seiner Basis verliert sich die Rundung und treten Kanten hervor, unter denen die stärkste oben über die Augenhöhlen hinläuft. Die Rose steigt etwas schräge von vorne nach hinten und von innen nach aussen auf, dass somit ihre Ebene nicht senkrecht zur Axe des Rosenstocks liegt. Ihre Form ist oval, die beiden Durchmesser 0,05 und 0,035. Auf 3 Seiten, vorne, innen und hinten sind ausgezeichnete Perlen, während auf der Aussenseite mehr nur ein schärferer Rand der Rose zu beobachten ist. 30 Millimeter (bei andern Exemplaren auch 35 und 40) über der Rose gabelt sich ein stark gefurchtes Geweih in 2 ungleiche Theile in ein kurzes inneres, schwach nach hinten gebogenes Stück und ein längeres, deutlich nach innen gekrümmtes. Betrachtet man das hintere, längere Stück als Stange, so ist das kurze, vordere die Augensprosse.

Fig. 10. ist ein kleineres Geweih von einem jüngeren Thiere abgebildet. Es hat durch Verwitterung wohl schon vor der Einhüllung in die Schichte stark Noth gelitten, doch lassen sich die Grössen-Verhältnisse des Stocks, der Rose und der Gabel beobachten, ebenso hängt auch an diesem Stück noch ein Fetzen Hirnschale, wodurch die Stellung des Geweihs klar wird. Weitere Bruchstücke unserer Sammlung zeigen die gleichen Verhältnisse und lassen an einem derselben die Beobachtung machen, dass die Rose nicht abgebrochen, sondern abgeworfen wurde, eine Beobachtung, die auch Lartet bei *Dicrocerus* bestätigt.

Vergleichen wir damit andere Geweih-Formen, die hieher gehören, so finden wir zunächst das schlesische Geweih des *Prox furcatus* Hensel (Jahrb. d. d. G. G. XI. Taf. X. 1 und 2) durchaus übereinstimmend. Nur in Einem kann ich nicht mit Hensel übereinstimmen, wenn er pag. 264 über die Stellung des Geweihs sagt, die Ebene der Rose sei bei gewöhnlicher Haltung des Kopfes ungefähr horizontal gewesen. Wenn ich unsere Steinheimer Geweihe mit ihren über zollbreiten Stücken der Stirnschale an meinen Muntjacschädel halte, so kann ich bei der Lage der Augenhöhle, der Stirn und der Kronennaht für *Cervus furcatus* durchaus keine andere Stellung des Geweihs annehmen, als es beim lebenden Muntjac der Fall ist. Von einer auch nur annähernd horizontalen Stellung der Rose kann kaum die Rede sein, es würde diese bei unsern Exemplaren eine steile Stellung der Stirne voraussetzen, die mit den übrigen Verhältnissen im Widerspruch wäre. Dagegen bin ich mit Hensel ganz einverstanden, wenn die Stücke von Sansan (*Dicrocerus elegans* Lartet) als specifisch verschieden angesehen werden. Es liegen vor mir 3 Stücke von dort mit kurzem starken Rosenstock von nur 0,06 Länge, nicht rund in der Mitte, sondern oval. Anhängende Schädelstücke von Stirnbein lassen, wie Hensel bemerkt, eine steilere Stellung des Geweihs als bei Muntjac vermuthen, ob sie jedoch so steil war, als beim Reh möchte ich, wenn ich Schädel von lebenden daneben halte, wohl bezweifeln. Die Rose misst entsprechend von vorne nach hinten 0,055, von innen nach aussen 0,03.

Perlen sind nur wenige auf der Innenseite, wodurch die Rose bei weitem nicht den ausgesprochenen Kranz bildet, wie bei *Cervus furcatus*. Die Gabelung ist nicht so ungleich, vielmehr sind die 2 Zinken an ihrer Basis nur wenig verschieden, der Raum zwischen beiden an der Basis ist breit. In die Aechtheit der Spitze auf Taf. X. 3. setze ich mit Hensel gerechte Zweifel. Ich besitze zwar kein ganz vollständiges Geweih von Sansan, doch finde ich eine abgebrochene Geweihspitze sehr spitz und glatt auslaufen. — Bei aller Verschiedenheit der Geweihe von Sansan einerseits und Steinheim-Kieferstädel andererseits ist doch die typische Uebereinstimmung der Formen höchst erfreu-

lich; hier wie dort tragen die am häufigsten vorkommenden Wiederkäuer einfache Geweihgabeln auf einem verlängerten Rosenstock wie es heutzutage nur von dem subgenus *Cervulus* Bl. oder *Stylocerus* H. Smith oder *Prox* Ogilby bekannt ist. Die Kaup'schen Arten *C. anocerus* und *dicranocerus* von Eppelsheim beruhen, wie Hensel zeigt, auf zu mangelhaften Belegstücken, doch zeigen auch sie den Typus einer einfachen Geweihgabel auf einem langen Rosenstock.

3. Die Zähne. Zahnsystem $\frac{0.1.6.}{4.0.6.}$

6 Backenzähne, 1 Eckzahn im Oberkiefer. Auf was Cuvier am Hirsch von Montabusard schon aufmerksam macht, als Unterscheidungsmerkmal von lebenden Arten, was H. v. Meyer an dem *Palaeomeryx Bojani* und *Kaupii* von Georgensgmünd auszeichnet, sind die starken Schmelzfalten an der Aussenseite der 3 hinteren Backenzähne. Cuvier nennt es „des points plus grosses à la face externe, en avant de chaque demicylindre", Meyer bezeichnet sie als starke conische Nebenspitzen. Der Schmelz der Halbcylinder faltet sich auf der Aussenseite dermassen, dass die Schmelzfalten bei jüngeren Thieren selbstständige Nebenspitzen bilden, die erst bei voranschreitender Abkauung in Gebrauch kommen und mit der übrigen Zahnfläche sich in Verbindung setzen. Dies ist bei *Cervus furcatus*, wie auch bei *Bicrocerus elegans* ausserordentlich karakteristisch und trennt die fossile Form von den lebenden. Meyer vergleicht dies annähernd mit Moschus, mehr noch als bei Moschus finde ich jedoch bei *Cervus muntjac* die Falten entwickelt, jedoch lange nicht in dem Masse als bei *C. furcatus*. Auf der Innenseite zeigen die Zähne einen Kragen von Schmelzwarzen, den ich jedoch ähnlich auch bei lebenden beobachte, am stärksten ist dieser Halskragen an den Zähnen von Sansan ausgebildet, die ich Herrn Lartet verdanke.

Die vordere Hälfte der Backenzähne zeigt ähnliche Eigenthümlichkeiten, namentlich die 2 ersten Zähne, auf die Cuvier schon hinweist. Die zwei hinteren Zähne sind durchweg tiefer als breit*,

* Unter der Breite des Zahns verstehe ich die Richtung von vorne nach hinten, unter der Tiefe die Richtung von aussen nach innen.

geschehen, und wie die Weisheit und der Heldenmuth des Königs, und die in allen Klassen des Volks neuerwachte Kraft und seine beispiellose Hingebung und Treue diesen Erfolg herbeigeführt haben, ist den Zeitgenossen noch bekannt. Nur derjenige, welcher die Geschichte und tägliche Erfahrung ganz unbewußt an sich hat vorübergehen lassen, und der nicht einmal die menschliche Natur in ihrer Allgemeinheit kennt, wird zweifeln können, ob denn auch wirklich jene durch die Gesetzgebung bewirkte innere Entwickelung diese Treue und Hingebung hervorgerufen habe. Mit solchem ist weiter nicht zu reden.

Wie aber die meisten der in jener Periode entstandenen Gesetze selbst denjenigen, welche die Trefflichkeit ihrer Tendenz mit Bewunderung anerkennen, die Spuren des Dranges und der Eile, mit welcher sie entstanden, in vielen Einzelnheiten zeigen werden, so wird auch kein Unbefangener die alte Städteordnung davon freisprechen. Wie auch hätte unter jenen Umständen die möglichste legislatorische Vollkommenheit erreicht werden können? Kein Staats-Ministerium und kein Staatsrath war vorhanden, um erst durch sorgfältige Prüfung eines solchen Entwurfs, und durch schriftliche Niederlegung aller dagegen zu machenden Erinnerungen, so wie durch genaue Erwägung derselben in nach einander folgender zwei und dreifacher Berathung, einem so tiefeingreifenden und umfangreichen Gesetze, im Ganzen wie in den Einzelnheiten, die höchste Rundung und Bündigkeit, und allen Bestimmungen nach vielseitiger Betrachtung die größtmögliche Zweckmäßigkeit zu geben. Ja, was noch mehr ist, diejenigen Männer, welchen die Ausarbeitung aufgetragen worden war, konnten noch keine auf praktische Erfahrung begründete bestimmte Ansicht von den Wirkungen haben, die eine, für jene Zeit beispiellos-freisinnige Municipal-Verfassung haben würde, und mußten nur ihrem durch allgemeine Reflexionen bestimmten Takte folgen. Zur höchsten Ehre gereicht es ihnen, daß dennoch dies Gesetz im Allgemeinen den trefflichsten Erfolg gehabt hat. Zwar fehlt es nicht an solchen, welche einzelne Beispiele verunglückter Bürgermeisterwahlen, ärgerlicher Streitigkeiten zwischen den Magistraten und Stadtverordneten und zwischen den letztern unter sich, nicht minder andere Uebelstände anzuführen wissen, und um dieser willen das ganze Gesetz als höchst verwerflich darstellen. Solchen Kritikern ist zu rathen, daß sie sich in

die 2 vorderen sind umgekehrt breiter als tief, ihre einfache, schneidende, 3lappige Form war es, die Cuvier schon als Unterschied von bekannten, lebenden Wiederkäuern bezeichnete. Der 3te Backenzahn besteht aus 2 einfachen Halbmonden, der eine hinter dem andern.

Die Eckzähne betreffend, hat unser *Cervus furcatus* 2 ausgesprochene Alveolen am vordern Ende des maxillare, aus welchen die Zähne allerdings ausgefallen sind. Dagegen finden sie sich wohl vereinzelt. Aus dem Ulmer Landschneckenkalk besitzen wir lange, gekrümmte Eckzähne mit schneidender Schärfe. Namentlich besitzt Hr. Finanzrath Esor ein Exemplar von 0,035 Länge und am breitetesten Theil von 0,009 Breite, gekrümmt wie ein Muntjac-Zahn und auf der Innenseite messerscharf.

An *Dorcatherium* beschrieb Kaup schon längst Eckzähne, die weit aus dem Kiefer ragten. Sollte — was ich nicht zu entscheiden vermag aber mit andern vermuthe — dieses Thier doch blos 6 Backzähne haben und die Beobachtung eines 7ten Zahns etwa auf unregelmässigem Zahnwechsel oder auf Zählung eines stehengebliebenen Milchzahns oder dergleichen beruhen, so wird wohl dereinst auch *Dorcatherium* zur Gruppe unserer Wiederkäuer fallen und schliesslich die Hirsche mit den Gabel-Geweihen sich vereinigen lassen. Auffallend ist, dass Lartet aufs Bestimmteste versichert, niemals Eckzähne bei *Dicrocerus elegans* gefunden zu haben, dagegen legt er solche der anderen Spezies von Sansan bei, die er früher *Dicrocerus crassus* jetzt nach Gray *Hyaemoschus crassus* nennt. Diese Zähne sind die gleichen, wie sie bei uns sich finden: gekrümmt, sehr flach und nach hinten schneidend. Ueber den Taf. II. Fig. 3 abgebildeten Eckzahn der grösseren Art siehe unten pag. 129.

6 Backenzähne, 4 Schneidezähne im Unterkiefer. Hensel hat in seiner Abhandlung über den fossilen Muntjac aus Schlesien, die so viele schätzenswerthe Notizen enthält, bei der Untersuchung der Wiederkäuer auf die 3 ersten unteren Backenzähne aufmerksam gemacht, in deren Beschaffenheit die wesentlichen Arten-Unterschiede begründet seien. Wenn auch wegen der verschiedenen Stadien der Abnutzung es häufig sehr schwer

fällt, sich das richtige Bild von dem eben in Frage stehenden Zahn zu machen und die Form der Loben bei ein und derselben Art mit der Altersverschiedenheit wechselt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass unter allen Zähnen des Ober- und Unterkiefers die 3 ersten unteren Backenzähne bei der Artenbestimmung die wichtigsten sind. Zu dem Ende habe ich im Anschluss an die von Hensel auf Taf. XI. loc. cit. abgebildeten Zähne in Fig. 13 und 14 die Zähne von *Cervus mexicanus* und *Moschus moschiferus*, die Hensel nicht beobachten konnte, zur Vergleichung abgebildet, desgleichen ein von Hrn. Lartet erhaltenes Stück *Dicrocerus elegans* von Sansan in Fig. 12., da die Abbildung Hensels auf Taf. XI., 9. undeutlich und unvollständig ist.

Am Kieferstück eines jungen, im Zahnwechsel nahezu begriffenen Individuums lassen sich Fig. 15. die Milchzähne beobachten neben den theilweise schon herausgetretenen bleibenden Zahnkronen. Der 1te und 2te Milchzahn unterscheidet sich im Wesentlichen von dem 1ten und 2ten bleibenden Backenzahn nicht. Jene sind nur um etwas kleiner und schmäler als diese, hier wie dort bleibt der Hauptkarakter: einfache, dreispitzige Zähne. Dagegen ist der dritte Milchbackenzahn ein durchaus anderer, als der 3te permanente, er ist aus zweimal drei Spitzen zusammengesetzt und sieht so dem letzten (6ten) permanenten Backenzahn ähnlich, mit dem einzigen Unterschied, dass am 6ten Backenzahn die 2 hinteren Spitzen die kleineren sind, an dem letzten Milchbackzahn dagegen die vorderen. Dadurch wird eine Vermittlung zwischen den Milchzähnen und den 3 allmählich herauswachsenden hinteren Backenzähnen hergestellt und beim Zahnwechsel brechen hinter den Milchzähnen nacheinander hervor: Backenzahn 4. 5. 6. 1. 2. 3. Der 3te permanente Backenzahn ist der letzte, an Fig. 15. ist die Krone noch ganz zart, der Schmelz papierdünn, während 2 und 1 bereits fertig in der Zahnhöhle sitzen und der erste Backenzahn den ersten Milchzahn bereits in die Höhe zu schieben im Begriff steht.

Der letzterscheinende 3te permanente Backenzahn ist es nun vor allen, der bei verschiedenen Arten Eigenthümlichkeiten zeigt. Seine Stellung zwischen den bei allen Arten verschiedenen vorde-

ren und hinteren Backenzähnen lassen ihn bald den Typus der vorderen tragen (*C. muntjac*), bald den der hinteren (*C. virginianus*). *C. furcatus* gehört zur ersteren Gruppe: hier zeigt der 3te Backenzahn durch alle Stufen der Abnutzung den Karakter des 2. und 1. Backenzahns, d. h. er ist und bleibt einfach an seiner Basis 3spitzig im frischen Zustand, die 3 Spitzen schlagen nach innen Falten, die im frischen Zustand als isolirte Nebenspitzen, bei vorschreitender Abnutzung aber in Verbindung mit jenen mehr und mehr heraustreten, breiter und damit einfacher werden. Taf. II. Fig. 9. gehört zu dem auf Taf. I. abgebildeten schon sehr alten Individuum. Die Zahnreihe in Fig. 11., einem jüngeren Thiere angehörig zeigt den Verlauf der von den 3 Spitzen des Zahns nach innen abzweigenden Falten sehr deutlich. *Dicrocerus* von Sansan ist vollständig vom gleichen Zahnbau, eine kleine Abweichung nur in der Grösse, die bei jedem Zahn etwa 1 MM. beträgt, um den *Dicrocerus* grösser ist als *C. furcatus*.

Werfen wir einen kurzen Seitenblick auf lebende Formen, so lassen sich die Cariacus-Arten *C. virginianus* und *C. mexicanus* (Fig. 13.) an Zahn 1 und 2 von *C. furcatus* keine Abweichung beobachten, es sind einfache, blobige Zähne, vom äusseren höheren Zahnrand aus gehen nach innen Falten, die sich jedoch noch nicht isoliren, wie solches am 3ten Zahn der Fall wird. Dadurch verliert der 3te Backenzahn die Einfachheit der ersten und zweiten, die isolirten inneren Schmelzfalten machen ihn bei vorschreitender Abnutzung immer mehr zu einem deutlich doppelten Zahn, wie es die Zähne 4—6 sind. — Noch faltenreicher als Cariacus ist Moschus. Ein Blick auf Fig. 14 *Moschus moschiferus* Linné (aus Sibirien) lehrt die Abweichung von *C. furcatus* ebenso als von *Cariacus*. Schon die hintere Hälfte des 2ten Backzahns wird doppelt, beim dritten vollens sind ganz bestimmt innere und äussere Schmelzbügel getrennt. Es kann also in dieser Hinsicht schon von einer Verwandtschaft der Typen keine Rede sein, worauf auch schon Quenstedt (Jahresheft VI. pag. 179) aufmerksam machte.

Eine Vergleichung mit *C. muntjac* von Tenasserim hat Hensel angestellt. Der Schädel unserer Sammlung gehört einem

jungen Individuum mit Milchzähnen an und eignet sich somit zu einer Vergleichung nicht. Hensel sagt vom 3ten Backenzahn, er könne gewissermassen nur als grössere Ausbildung des zweiten angesehen werden, während dieser wiederum in demselben Verhältniss zum ersten steht. Nach der Abbildung auf Taf. XI. 8. isoliren sich schon ziemlich stark die inneren Zahnhügel von dem äusseren Schmelzblech, so dass ein Verfliessen der Falten erst bei weiterer Abnutzung stattfinden wird. Eine gewisse Aehnlichkeit mit *C. furcatus* ebenso, als mit *Dicrocerus* lässt sich daher aus dem Gesagten gar nicht läugnen.

Ueber die übrigen Backenzähne ist wenig mehr zu sagen: Schmelzhöcker auf der Aussenseite des Zahns, je zwischen zwei Halbmonden, kommen trotz ihrer Lage an der Basis des Zahns bald zur Anhauung wie Fig. 11. zeigt. In ihrem sonstigen Bau stimmen die aller Wiederkäuer mit einander überein. Die Länge der vollständigen Reihe der 6 Backzähne misst bei:

C. furcatus	0,070
Dicrocerus	0,078
C. virginianus,	0,075
C. mexicanus	0,077
Moschus	0,045
Montjac	0,065

Schliesslich ein Blick auf die Zahnlücke und die Schneidezähne. Erstere misst 0,015, also zwei Drittheile der Backenzahnreihe. Aehnlich bei dem virginischen und mexikanischen Hirsch. Das starke Foramen unter dem ersten Backenzahn an Fig. 9. scheint individuell zu sein. Die Schneidezähne sind ganz von der Grösse und Gestalt des virginischen Hirsches, der erste ist breit und stark, die 3 anderen schmal und schlank.

4. Rumpf und Extremitäten.

Rumpf und Extremitäten des auf Taf. I. abgebildeten *C. furcatus* bedürfen kaum einer eingehenden Beschreibung. Die Lage von Kopf und Wirbelsäule, deren Krümmung, sowie die Biegung der Kniee ist die eines gefallenen Thieres. Der Cadaver lag auf der rechten Seite, so dass linker Vorder- und Hinter-

fuss oben zu liegen kamen. Vom rechten Vorderfuss sieht man die scapula, über welcher die darauf liegende Wirbelsäule weggebrochen ist, Bruchstücke und Eindrücke des Oberarms sind noch sichtbar, das Uebrige versteckt sich in dem Gestein, ebenso ist der ganze rechte Hinterfuss und ein Theil des Beckens der Beobachtung entzogen. Die 6 ersten Halswirbel liegen klar und gut erhalten vor, dagegen haben Rücken-, Lenden- und Schwanz-Wirbel sehr Noth gelitten, Wirbel-Körper wie Fortsätze sind abgeschiefert und ein wahres noli me tangere. Besser sind die Extremitäten erhalten. Die Länge der einzelnen Knochen differirt kaum um einige Millimeter von den Knochen des *C. virginianus*, die Knochen selbst zeigen nichts Auffälliges. Im Allgemeinen sind sie noch schlanker und feiner als beim virginischen Hirsch, sowohl die Handwurzelknochen als der Mittelhandknochen. Ulna und radius sind fest mit einander verwachsen. An den Condylen des *metacarpus* sitzen noch zierliche Sesam-Beine (Taf. II. Fig. 17.). Unter allen Knochen sind die Sprungbeine die häufigsten; ausser dem vollständig erhaltenen Hinterfuss liegen 22 Stück *astragalus* von Steinheim vor mir, sämmtlich an Grösse und Gestalt sich gleich, d. h. um nicht mehr als einige Millimeter von einander abweichend. Fig. 16. ist der linke *astragalus* unseres vollständigen Thieres von der Vorderseite aufgenommen, er misst 0,050 in der Länge, 0,020 über die Rolle zum scapheideum. Die Sprungbeine des *Dicrocerus elegans* von Sansan, die mir zu Gebot stehen, sind um 2—3 Mm. stärker. Auf die starke Rinne am metatarsus, die bei *C. virginianus* schon vorhanden, bei *C. furcatus* noch ausgeprägter ist, hat schon Jäger l. c. pag. 62 aufmerksam gemacht. Fig. 17. zeigt noch die zierlichen Nebenzehen am *metatarsus*, ganz auf die gleiche Weise wie sie unser Skelett vom virginischen Hirsche hat. Auch die Zehen und Fussknochen zeigen keinerlei Abweichung.

Schliesslich die Frage nach der Nomenclatur! Wir haben den Gattungsnamen *Cervus* gewählt, gegen den keinerlei Einwendung erhoben werden kann. Verlangte man die Nennung einer Untergenus, so könnte man ohne allen Anstand *Cervulus III.* setzen. Die Diagnose stimmt, so weit überhaupt bei Fossilen,

die nur Skelett-Reste aufzuweisen im Stande sind, es stimmen kann. „Cornua parva simplicia, aut propugnaculo brevissimo instructa, cerasphoriis longis imposita, dentes laniarii in utroque sexu, marium exserti etc.“ Ogilby's Prox und H. Smith's Styloceros sind spätere Namen für das gleiche Untergenus. Sollte ein neuer Genusname gegeben werden, so wäre *Dremotherium* Geoffroy St. Hilaire der älteste und dem H. v. Meyer'schen *Palaeomeryx* vorzuziehen. Es ist aber aus dem Vorstehenden wohl Jedem einleuchtend, dass unter ein so weit umfassendes Genus wie *Cervus*, in das zwei so verschiedene Thiere wie Rennthier und Muntjac fallen, mit gleichem, ja noch mit mehr Recht, der Hirsch von Steinheim gezählt werden darf.

Unter den Species-Namen ist Hensels Name: *furcatus* der beste. Um Priorität kann es sich bei der Mangelhaftigkeit der bisherigen Erfunde und der Beschreibung nicht handeln. Synonyme wage ich nicht zu geben. Sehr wahrscheinlich ist es jedoch, dass Cuviers Hirsch von Montabusard, Kaup's *Dorcatherium Naui*, v. Meyer's *Palaeomeryx Scheuchzeri*, Lartets *Dicrocerus crassus* oder *Hyaemoschus*, Hensels *Prox furcatus* theilweise ein und dasselbe bezeichnen wollen.

B. Die grössere Art.

Ausser *Cervus furcatus* bietet das Tertiär von Steinheim noch einen 2ten Hirsch, mehr als noch einmal so gross, denn jener, nach den bisher gefundenen Resten in Bildung des Zahnsystems mit *furcatus* übereinstimmend, sonst aber wegen mangelhafter Erfunde zur Beschreibung wenig geeignet. Das Vollständigste was wir von diesem grossen Hirsch besitzen ist der in Taf. II. Fig. 1. abgebildete linke Unterkiefer mit tadelloser Zahnreihe. Alle Verhältnisse des *C. furcatus*, die Faltung der Schmelzbleche, die Isolirung der Schmelzhöcker und die ganze Art der Abnutzung sind bei dieser Art stark und um das Doppelte vergrössert wiedergegeben. Namentlich zeigt der 3te Backenzahn auf den, wie wir oben sahen, am meisten Gewicht zu legen ist, denselben einfachen Karakter und dieselbe Art der Faltung, wie der 2te und 1te Zahn, anschliessend an das Verhalten bei

C. furcatus. Die 6 Zähne messen hier 0,146, bei *C. furcatus* 0,070. Die Ansicht von oben Fig. 7. lässt an diesen 3 zusammengehörigen Zähnen die Art der Faltung vortrefflich sehen. An Grösse übertrifft dieser Hirsch den Edelhirsch noch namhaft, denn die Zahnreihe des letzteren misst nur 0,120, ebenso ist er um ein Namhaftes grösser als *Palaeom. Bojani* H. v. Meyer von Georgensgmünd, dessen letzter Zahn 0,023 misst, während der entsprechende Steinheimer 0,037 beträgt.

Ob der Fig. 3 abgebildete Eckzahn, der lose gefunden wurde und beim Ausgraben sehr Noth litt, wirklich zu diesem grossen Hirsche gehört, ist nicht sicher. Diese Art dünnen, feinen Schmelzes, diese flache gedrückte Form lassen den Zahn kaum einem andern Thiere zuschreiben. Wie es mit dem Geweih steht, darüber haben wir leider keinerlei Anhaltspunkt. Da können nur weitere Erfunde das Richtige lehren! Eben so können die Schneidezähne Fig. 4. 5. 6. kaum einem andern Thiere angehören. Gleichfalls entspricht der *astragalus* Fig. 8, der 7 Centimeter misst, ebenso der Grösse des Unterkiefers, als der *astragalus* Fig. 16 dem Unterkiefer des *C. furcatus*.

Der Blick auf die Literatur hat uns gezeigt, dass die grosse Art Hirsche, welche an vielen verschiedenen Orten zugleich mit *C. furcatus* gefunden wird, von vielen Autoren mit *C. elaphus* verglichen worden ist. Davon ist nun natürlich keine Rede, ebensowenig passt aber auch eine der sonst beschriebenen Grössen und nennen wir es vorläufig *C. pseudoelaphus*.

Anhangsweise erwähnen wir noch der zu den grössten Seltenheiten gehörigen Carnivoren. Das unter Fig. 18, a. b. abgebildete Kieferstück mit 3 Zähnen ist der einzige Rest eines Fleischfressers, der mir seit 6 Jahren begegnet ist. Bei Vergleichung mit lebenden Formen bietet die krallenlose Fischotter des Caplandes *Lutra inunguis Cuv.* am meisten Anhaltspunkte. An dem Stück ist sichtbar 1) die Alveole zu einem starken Eckzahn, welche bis zum 3ten Lückenzahn zurückgreift, und den ersten vollständig verdrängt hat, dass nur noch dessen verwachsene Alveole sichtbar ist; 2) Lückenzähne: der erste verkümmerte augenscheinlich neben

dem Eckzahn, der 2te misst an der Basis 0,007, der 3te 0,009, die schlanken, etwas rückwärts gebogenen Spitzen sind an der Basis von einem sehr ausgesprochenen Halskragen eingefasst. Mit Lutra verglichen stimmt die schlanke Form mehr mit *L. vulgaris* als mit *L. inunguis*, die Zähne übertreffen aber jene wie diese Species an Grösse; 3) der Fleischzahn besteht aus 3 Stücken, aus der 2spitzigen Aussenseite des Zahns und dem innern Ansatz. Letzterer ist nur mit der vorderen Zahnspitze verwachsen, während die hintere isolirt bleibt. Dieses ist mehr Mephitis Charakter als Lutra eigen, an welch letzterer der innere Ansatz sich an die ganz breite Seite des Fleischzahns anschliesst. 4) Vom Kauzahn ist nur eine Spur der Alveolen noch vorhanden. Aus diesem Stück kann begreiflich nicht viel gemacht werden. Ich führe es indess als *Palaeomephitis Jaegeri* an, indem Jäger in seinen Säugethieren II., pag. 78, Taf. X, 7. 8 das Geschlecht auf Grund eines Schädelstückes aufgestellt hat. Unsere Zähne setzen eine grössere Art, als *Palaeomephitis Steinheimensis* war, voraus, was eine Vergleichung von Schädel und Zahnreihe der Lutra lehrt. Hr. Finanzrath Eser besitzt noch ein spitzes, schlankes Schneidezähnchen, das wohl keinem andern Thiere angehörte und nach Form und Grösse passt.

Endlich zeigt Fig. 19 den Unterkiefer einer Maus, die den Resten nach zu urtheilen, nicht selten war. Wenigstens liegen 4 Unterkiefer mit vollständiger Zahnreihe vor. Es stecken in demselben ausser dem Schneidezahn 4 Backenzähne, die aus einzelnen Schmelzpfeilern zusammengesetzt sind, von welchen nur der erste vordere Backzahn eine complicirte wellige Faltung zeigt, die übrigen comprimirte rhombische Falten zeigen. An lebende Formen gehalten stehen sie den Chinchillen Südamerika's am nächsten. Aehnliche Formen beschreibt Gervais aus den Süsswassermergeln von Issoire als *Archaeomys Laurillardi*. Vielleicht gehört der Abdruck eines Schneidezahns, den Jäger einem *Palaeotragus Steinheimensis* zuschreibt, unserer Art an. Um mehr darüber sagen zu können, haben wir auch hier noch bessere Funde abzuwarten.

Ausser den genannten Säugethierresten warten noch 2 Formen von *Rhinoceros* oder *Aceratherium*, von denen das eine entschieden *Rh. incisivus* ist, das andere *minutus Cuv.* oder *Steinheimensis* Jaeger einer näheren Untersuchung, die jedoch vor der Hand wegen mangelhaften Materials unmöglich ist.

Erklärung der Tafeln.

Taf. I. *Cervus furcatus.* $^1/_3$ der natürlichen Grösse. Das Thier liegt auf der rechten Seite, weshalb nur die linken Extremitäten sichtbar sind.

Taf. II. Fig. 1. *Cervus pseudoelaphus* linker Unterkiefer mit vollständiger Zahnreihe.

„ 2. *C. furcatus*, linker Geweih.

„ 3. *C. pseudoelaphus*, zweifelhafter Eckzahn.

„ 4—6. derselbe, Schneidezähne.

„ 7. Ders., die 3 ersten Backenzähne von oben.

„ 8. Ders., linker *astragalus*.

„ 9. *C. furcatus*, vollst. Unterkiefer des Taf. I. abgebildeten Individuums.

„ 10. Ders., Geweih eines jüngeren Thiers.

„ 11. Ders., Zahnreihe im Unterkiefer von einem jüngeren Thier.

„ 12. *Dicrocerus elegans* von Sansan, 3 ersten unteren Backenzähne.

„ 13. *Cervus mexicanus*, dieselben.

„ 14. *Moschus moschiferus*, dieselben.

„ 15. *C. furcatus*, Milchzahnreihe.

„ 16. Ders., linker *astragalus*.

„ 17. Ders., *metatarsus*, Unterende mit den rudimentären Nebenzehen.

„ 18. a. b. *Palaeomephitis Jaegeri*, obere Backenzähne.

„ 19. *Archaeomys Steinheimensis*, Unterkiefer.

---

4. Ueber das Gift des Erd-Salamanders.

Von Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach.

Der gefleckte Erdsalamander oder Regenmolch *(Salamandra maculosa Laur.)* wurde im Alterthum, z. B. von Plinius, für ausserordentlich giftig gehalten, während die Neueren ihm giftige Eigenschaften ganz oder beinahe ganz absprechen. So heisst es in dem Verzeichniss der Reptilien Württembergs im Jahrgang 1847 dieser Jahreshefte, S. 203, der Salamander sei ein harmloses, weder giftiges noch sonst schädliches Thier. Andere Schriftsteller der neueren Zeit gestehen dem Milchsaft aus der *Parotis* und den Hautdrüsen des Salamanders giftige Wirkungen zu, wenigstens in Beziehung auf Eidechsen, kleinere Vögel, Mäuse u. s. w. Nach neueren Untersuchungen der Franzosen Gratiolet und Cloez (Comptes rendus hebd. de l'Acad. de sc. tom. XXXIV, p. 729) reagirt jener Saft sauer, schmeckt widrig bitter, wirkt aber örtlich nicht scharf reizend, wie Manche annehmen. Sie vergleichen die Wirkung dieses Saftes mit schwachem Schlangengift und fanden, dass dieser Saft, directer ins Blut gelangt, kleinere Vögel, Eidechsen, Mäuse u. s. w. unter Convulsionen tödte. Dass aber dieser Saft auch grösseren Thieren tödtlich sein kann, beweist nachstehender Fall.

Im Mai v. J., an einem warmen Abend, traf eine Viertelstunde von Urach ein hellbrauner, kräftiger, 10jähriger Pensherhund auf einen etwa 6 Zoll langen Regenmolch, bellte ihn zuerst an, biss ihn dann in den Kopf und nahm ihn ins Maul. Auf Geheiss seines Herrn liess er den Molch wieder fahren, packte ihn aber aufs Neue und so einigemal. Hiebei wurde der Molch über und über weiss von ausgeschwitztem Schaum, der auch dem

andern Ländern, in welchen minder freiſinnige Municipal-Verfaſſungen beſtehen, genau umſehen mögen, und ſie werden Uebelſtänden von ganz anderer Art in größerer Zahl und von größerer Wichtigkeit begegnen, welche ſie, wenn ihre Vorurtheile überhaupt heilbar ſind, gewiß davon heilen werden. Im Ganzen aber wird Jeder, der ſich im weiteren Kreiſe umgeſehen hat, und den öffentlich bekannt gemachten Nachrichten gefolgt iſt, bei unbefangener Beurtheilung der obigen Anſicht über den Erfolg des Geſetzes beiſtimmen. Die Städte ſelbſt ehren und lieben, ohne Ausnahme, noch heut, nach Verlauf von dreißig Jahren, die Städteordnung als das köſtlichſte Geſchenk ihres Königs. An vielen Orten wird der 19te November, der Geburtstag des Geſetzes, mit immer gleichmäßiger Wärme und Theilnahme gefeiert. Dies allein iſt ſchon ein ausreichender Beweis für deſſen innere Güte, da noch nie ein ſchlechtes Geſetz dreißig Jahre lang von den Betheiligten für ein gutes gehalten worden iſt. Der Haushalt der Städte iſt geordnet, die aus dem Kriege herübergekommenen ungeheuren Schulden ſind in vielen Städten ganz bezahlt, in andern bedeutend vermindert. Der Kredit der Communen iſt meiſt ſo ſicher begründet, daß viele derſelben den Gläubigern haben die Wahl ſtellen können, entweder ihr Kapital zurückzunehmen, oder ſich mit geringern Zinſen zu begnügen. In der Verbeſſerung des Unterrichtsweſens wetteifern die Gemeinden mit den vorgeſetzten Regierungen, und ſcheuen zu Erreichung dieſes wichtigen Zweckes keine Opfer. Einige wenige der größten Städte abgerechnet, hat der Staat den von den Gemeinden gewählten Magiſtraten auch die Beſorgung der Regierungs-Angelegenheiten in unterſter Inſtanz, namentlich auch die Verwaltung der Polizei anvertraut. Und nirgends iſt wohl die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit in der ſeit Einführung des Geſetzes vergangenen verhängnißvollen Zeit weniger geſtört worden, als in Preußen.

Bei ſo günſtigem Erfolge, welchem nur verhältnißmäßig ſehr geringe Ausnahmen entgegenſtehen, iſt die Frage ſehr natürlich: warum nun überhaupt ein neues Geſetz, eine revidirte Städteordnung, nothwendig geweſen ſey?

Wir müſſen Jedem, der mit dem innern Gange der preußiſchen Verwaltung nicht durch fortgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die äußeren Erſcheinungen ſehr vertraut worden iſt, dieſe Frage um ſo

Hund am Maul hängen blieb. Nachdem der Hund den Molch das letztemal gepackt hatte, lief er noch eine kleine Strecke mit seinem Herrn fort und fing dann an, mit den Kinnladen Bewegungen zu machen, wie wenn er etwas Widriges aus dem Maul entfernen wollte; bald darauf taumelte er wie berauscht, wankte auf den Füssen, und während er die genannten Kaubewegungen fortsetzte, erfolgte ein heftiges Erbrechen einer weissen, schaumigen Flüssigkeit. Darauf fing er an mit den Füssen zu scharren, schien nicht mehr recht zu sehen, legte sich auf den Rücken und bekam heftige clonische Krämpfe, wobei die Augäpfel weit hervorgetrieben wurden und worauf der Tod eintrat, nachdem die ganze Scene kaum eine halbe Stunde gedauert hatte.

Bei der 14 Stunden nachher vorgenommenen Section war der Leichnam im Zustand der Erstarrung, ohne alle Fäulnissspuren. Die Schleimhaut des Mauls, der Zunge, der Nase zeigte nichts abnormes; sie war blass, doch nicht weiss, nirgends entzündet, erweicht oder abgelöst. Eine Verletzung an diesen Theilen war nicht wahrzunehmen. Die Lungen waren normal, auf der Schnittfläche hellroth, ohne Inhalt. Die rechte Herzhälfte enthielt weiche, schwarze Blutgerinsel; die Consistenz des Herzens war normal. Die grossen Venen in der Brusthöhle enthielten schwarzes, dünnflüssiges Blut. Der rechte Leberlappen war abnorm fest (der Hund hatte ein Jahr vorher eine Leberkrankheit gehabt); die Gallenblase war voll; der Magen halb voll von Wasser und Speiseresten; die Schleimhaut des Magens war blass, nur gegen den Pylorus hin waren einige kleine Stellen über den Wandungen der Blutgefässe des Magens unabwaschbar geröthet; die Schleimhaut des Dünndarms war blass, die Harnblase zusammengezogen. Sonst nichts abnormes.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der Hund, der zuvor ganz munter und gesund gewesen war und nach so kurzer Zeit verendete, durch den Salamander seinen Tod gefunden hat und es beweist dieser Fall, dass der weisse Schaum, den die Salamander in gereiztem Zustand aus ihren Hautdrüsen ausschwitzen, ein wirkliches Gift ist, nicht bloss, wie Oken u. A. glauben, eine scharfe, aber sonst ungiftige Flüssigkeit, die höch-

stens eine Darmentzündung bewirken könne; eine Ansicht, die durch obigen Fall widerlegt wird, sofern der Tod des Hunds ausserordentlich bald erfolgte und die Schleimhäute des Munds, des Magens und Darms unversehrt gefunden wurden.

Die kleinen rothen Stellen an der Magenschleimhaut in der Nähe des Pylorus können, da der Magen halb voll von Flüssigkeit war, nicht durch jenen Milchsaft verursacht worden sein. Der Saft wirkte also hier nicht als ein blosses Acre, sondern als wahres Gift, das durch die Schnelligkeit und Art seiner Wirkung den Cyanverbindungen und den Strychneen ähnlich ist, welche vorzugsweise auf die vorderen Bündel des Rückenmarks wirken und daher Krämpfe und Lähmungen hervorbringen.

Mit dem Secret der Salamander stimmt das der Kröten überein und es ergiesst sich dasselbe hier wie dort nicht bloss aus den Hautdrüsen, sondern auch aus der Ohrspeicheldrüse (Parotis), von welcher bei jenen Thieren kein Kanal in die Mundhöhle, sondern zahlreiche feine Oeffnungen durch die Haut nach aussen gehen.

5. Ueber die bedeutende Verunreinigung der städtischen Kohlenstadelquelle zu Ulm und die Entfernung des Uebelstandes.

Vom Ingenieur und Geologen Dr. Bruckmann in Stuttgart.

Die Stadtgemeinde Ulm beabsichtigt seit einigen Jahren eine Restaurirung, resp. Umgestaltung ihrer Brunnenwerke nach besserem und einfacherem Systeme vorzunehmen und hat zu diesem Zwecke schon mehrere Gutachten von in- und ausländischen Ingenieuren, in neuester Zeit auch von mir eingefordert. Meine Aufgabe bestand hauptsächlich darin, Vorschläge für Gewinnung weiteren reinen und gesunden Trinkwassers zu machen, damit man nicht mehr in den Fall komme, das Quellwasser der Brunnenwerke zu gewissen Zeiten mit Blauwasser (Stadtgrabenwasser, Wasser des Flusses „Blau") vermischen zu müssen und ich habe nach vorgenommener geognostisch-hydrographischer Untersuchung der dortigen Gegend meine Vorschläge in einer ausführlichen Relation vom 30. Dec. 1858 niedergelegt, Das Wesentlichste derselben ist in Nro. 17 der Schwäbischen Kronik vom 21. Januar 1859 in Kürze, aber richtig aufgefasst, publicirt worden, und ich verweise auf diese Darstellung, um zeitraubenden Schilderungen zu entgehen.

Das Quellwasser der Ulmer Brunnenwerke hat seinen Sitz im Diluvium (Sand, Kies, Gerölle), welches auf Krebsscherenkalk (weissem Jura *z* Quenstedt) abgelagert ist, worunter der Korallenkalk (weisse Jura *s*) folgt. Die Quellen der Anhöhen in der nächsten Umgegend Ulms: Braunland, Alber, Albecker Steige, Michelsberg (Ruhethalrevier) und Kuhberg, entspringen

aus miocenen Süsswassermergeln nebst Kalkbänken, die den Krebsscherenkalk überlagern — einer Formation, welche, wie die Lettenkohle zwischen Keuper und Muschelkalk, und das Diluvium mancher Thalgründe, zu den quellenreichsten des ganzen Königreiches gehört *.

Vor allen Dingen und ehe an die projectirte Umgestaltung der Brunnenwerke geschritten werden wollte und konnte, lag die Absicht zu Grunde, sich des benöthigten Quantums guten Quellwassers zu vergewissern, wozu ich die erforderlichen Vorschläge und Berechnungen in meiner Relation vom 30. December 1858 aufgestellt hatte, und es wurden zur Erreichung dieses Zweckes bereits einleitende Schritte gethan. Da theilte mir am 21. Oct. 1860 Stadtbaumeister Schmid von Ulm, während ich noch in Heilbronn mit Vollendung eines artesischen Brunnens beschäftigt war **, aus Auftrag der städtischen Collegien mit, dass auf ganz unerwartete Weise die Kohlenstadelquelle seit kurzem durch seitliche Einbrüche auf sehr bedenkliche Weise verunreiniget worden sei, indem er mir gleichzeitig ein Fläschchen voll von diesem Wasser einhändigte, welches eine trübe, schmutzige Farbe und einen ekelhaften Geruch hatte. — Ein sehr fatales Intermezzo für die bevorstehende Restaurirung der Brunnenwerke!

Ehe ich mich über die Frage, wie dem grossen Uebelstande abzuhelfen sei, aussprechen konnte, — die Kohlenstadelquelle speist nämlich mehrere öffentliche laufende Brunnen und liefert etlichen

---

* S. meine Schrift: „Die denkwürdigen artesischen Brunnen zu Oberdischingen in Württemberg, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Beziehung. Mit einer Steintafel. Heilbronn am Neckar. J. D. Classische Buchhandlung. 1836."

** S. Seite 57—58 meiner Schrift: „Die neuesten artesischen Brunnen in der Gustav Schäuffelen'schen Papierfabrik zu Heilbronn, die alten Bohrbrunnen und der Kirchbrunnen dieser Stadt; die neue Brunnenstube zu Bönnigheim und ein Beitrag zur Kenntniss der Letttenkohlenformation des Württembergischen Unterlandes, nebst Schilderung des wieder erschlossenen Murenbrunnens über dem Hauensteintunnel. Mit einer lith. Tafel. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Buchdruckerei. 1861."

Bierbrauereien das Wasser — hielt ich zuvörderst eine chemische Untersuchung des Wassers für absolut nothwendig, wandte mich zu diesem Behufe an meinen Freund, Chemiker Ignaz Halbreiter, und es haben sich folgende Resultate ergeben:

I. Das abfiltrirte Wasser unterscheidet sich von anderen guten Brunnenwassern nur dadurch, dass es Ammoniaksalze und harnsaure Salze aufgelöst enthält. Das Wasser aus dem mir überreichten Fläschchen zeigte eine saure Reaction, welche sich aber nach kurzem Stehen an der Luft in eine schwach alkalische umwandelte, wie diess besonders beim Harn der Fall ist, — ein Beweis, dass stickstoffhaltige organische Substanzen mit dem Wasser in Berührung kommen. Andere Verunreinigungen durch Metalle etc. waren nicht nachzuweisen, bei längerem Stehen und höherer Temperatur bildeten sich jedoch Spuren von Schwefelwasserstoff und Schwefelwasserstoffammon, welch' beide Gase hauptsächlich den übeln Geruch des Wassers bedingen und eingeathmet, höchst nachtheilig für die Gesundheit sind, indem sie zersetzend auf das Blut einwirken. Ammoniaksalze zersetzen ferner das Bier und bringen es zum Umschlagen.

II. Der auf dem Filter befindliche Rückstand wurde mit dem Mikroskope geprüft. Er wurde zusammengesetzt gefunden aus Pflanzen niederer Art, nämlich Algen, und Theilen thierischer Excremente von Pflanzenfressern, wie es scheint vorherrschend von Menschen und Pferden. Die fraglichen Algen entstehen in dem unreinen verdorbenen Wasser, sind also im vorliegenden Falle als eine secundäre Bildung anzusehen.

Diese beiden Untersuchungen zeigten deutlich, dass die Verunreinigung der Kohlenstadelquelle bewirkt wird durch den Einfluss aus nicht wasserdichten Abtrittgruben, Güllenlöchern von Ställen, oder Dunglegen, oder durch ein in der Nähe befindliches Wasser, in welches anhaltend unreine Flüssigkeiten geschüttet werden. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass das unreine Wasser aus einem Sumpfe kommt, weil wegen Mangels an Stickstoff sich keine Ammoniaksalze bilden könnten, vorausgesetzt, dass nicht Unreinigkeiten, z. B. Urin und thierische Abfälle continuirlich und in Menge hineingeführt würden.

Diess mein erster Blick in die Katastrophe, so weit er, vom Schauplatze derselben entfernt, in sie geworfen werden konnte. Vom Stadtschultheissenamte dringend aufgefordert, begab ich mich, sobald ich konnte, nach Ulm, um den Sachverhalt an Ort und Stelle zu prüfen und Vorkehrungen zur Abhülfe des eingetretenen Uebelstandes zu treffen, denn die städtischen Collegien und speciell deren Vorstand, Stadtschultheiss Schuster nahmen es sich sehr zu Herzen, dem grossen Missstande mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln zu begegnen und die seit langer Zeit in Anwendung befindliche, werthvolle und reichhaltige Kohlenstadelquelle guten Wassers, wenn nur immer möglich, auch für die Zukunft zu retten, d. h. zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Güte zurückzuführen.

Anfangs November 1860 in Ulm eingetroffen (früher dahin zu reisen war mir wegen meiner laufenden Geschäfte in Heilbronn leider unmöglich), erfuhr ich, dass sich bereits auch die Apotheker Dr. Gustav Leube und J. G. Kissling mit Untersuchung des verdorbenen Wassers der Kohlenstadelquelle beschäftiget hatten. Sie sind, nach ihrem Berichte vom 16. Nov. desselben Jahres, im Wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen gelangt, wie die vorgeschilderten. Kissling hatte schon eine Partie des fraglichen schlechten Wassers nebst Algen an Professor Dr. Hugo von Mohl in Tübingen geschickt, welcher ihm darüber am 21. October 1860 folgende interessante Worte zugehen liess:

„Ich habe die Substanzen, welche in dem mir übergebenen Wasser aus den Ulmer Brunnenleitungen enthalten waren, mikroskopisch untersucht. Die Hauptsache besteht aus *Leptomitus lacteus Ag. (Conferva lactea Roth).* Diese Pflanze wird zwar unter den Algen aufgeführt, ist aber wohl gewiss keine solche, sondern besteht sicher aus Schimmelfäden, die sich im Wasser, als einem ihnen nicht zusagenden Medium, auf anomale Weise entwickeln und nicht zur Fructification gelangen. Aehnliche Pflanzen, die ebenfalls zu *Leptomitus*-Arten erhoben wurden, bilden sich nicht selten in den Apotheken in verdorbenen destillirten

Wassern u. s. w., kurz, wo organische Substanzen im Wasser in Zersetzung übergehen."

„In diesen *Leptomitaceen* des Ulmer Wassers fanden sich nun nebenbei Unreinigkeiten aller Art: Fäden von Baumwolle, Flachs, Wolle, Infusorien aller Art in Menge, *Diatomeen*, wie sie in sumpfigen Gruben vorkommen."

„Das Wasser ist also in hohem Grade unrein, mit faulenden organischen Substanzen gemengt, stammt wahrscheinlich zum Theile aus Sumpfgruben. Eine solche ekelhafte und abscheuliche Unreinlichkeit ist mir noch nie in einem Brunnenwasser vorgekommen. Sie ist nur aus der Annahme zu erklären, dass die Ulmer Wasserleitung an grossen Gebrechen leidet und gegen das Eindringen von schlechtem Wasser nicht geschützt ist."

Das Quellwasser des Kohlenstadels wird, wie das der übrigen öffentlichen Brunnen, mittels eines Saug- und Druckwerkes gehoben und so in den betreffenden Wasserleitungsröhren den Brunnen zugeführt. Dr. Gustav Leube hat theils vor meinem Eintreffen in Ulm, theils während meines dortigen Aufenthaltes das verdorbene Kohlenstadelwasser, wie auch das Wasser einiger nachbarlichen Pumpbrunnen (Militärspital und Spediteur Kielmann etc.) mehrfach untersucht und ich habe u. a. nachstehende Notiz, d. d. Ulm, 16. November 1860, von ihm in Händen:

„Am 17. October 1860 wurden mir zwei Bouteillen Wassers vom Kohlenstadelbrunnenwerke zur chemischen Untersuchung übergeben, da am Kessel und in den Röhren sich kryptogamische Gebilde gezeigt hatten *(Leptomitus lacteus* oder *Corferva lactea)*. Es war die Untersuchung eine nur qualitative, da es sich nur darum gehandelt hatte, ob überhaupt fremde Bestandtheile im Wasser enthalten sind. Es fand sich eine nicht unbeträchtliche Menge thierischer Substanzen."

Ferner händigte er mir folgende Zusammenstellung seiner Analysen ein:

1860.		Vorkommen des Wassers.	Bestandtheile in 1 Schoppen Wasser in Granen.		
Monat.	Tag.		Thierische Substanz.	Mineralische Substanz.	Summe.
Octbr.	26.	No. 1. Aus der unteren Quelle des Kohlenstadelbrunnenwerkes	1/2	3	3 1/2
"	"	No. 2. Vom Cylinder des Kohlenstadels .	5 1/4	3	8 1/4
"	"	No. 3. Vom Kessel des Kohlenstadels . .	6 1/2	4	10 1/2
"	"	No. 4. Vom Hahnen am Graben	4	3	7
"	"	No. 5. Von der breiten Stiege	3	3 1/2	6 1/2
"	"	No. 6. Aus der untern Quelle im Kohlenstadel	3/4	3 1/2	4 1/4
Novbr.	8.	No. 1. Quelle im Kohlenstadel bei Zufluss von Blauwasser	1	3 2/3	4 2/3
"	"	No. 2. Desgleichen, eine andere Stelle .	1/2	3	3 1/2
"	12.	Quelle vom Kohlenstadel bei grossem Zufluss von Blauwasser	2/3	1 1/3	2 1/3
"	"	Wasser des Pumpbrunnens im Militärspitale	1/2	3	3 1/2
"	"	Desgleichen bei Spediteur Kielmann's Haus	1/3	4 1/2	4 2/3
"	"	Blauwasser vor der Falle am Kohlenstadelbrunnenwerke	1/3	1 2/3	1 3/4
		Ausser der kleinen Menge thierischer Stoffe kein Salpeter, nichts Metallisches etc. Die Verdünnung der organischen Stoffe = 53,760 fach.			
"	14.	Wasser aus einem 16' tiefen Schachte, welcher durch Dr. Bruckmann, dem Kohlenstadelwerke gegenüber, am linken Ufer des Stadtgrabens im Kiese abgeteuft worden ist	1/3	2 1/3	3

Da es nach meinen sämmtlichen Forschungen und Nachweisungen ausser allen Zweifel gesetzt war, dass die Verunreinigung der Kohlenstadelquelle nur durch Einflüsse aus Abtrittgruben (Cloaken), Güllenlöchern und Dunggruben herbeigeführt wurde, so ist es wesentlich, zu bemerken, dass zu Ulm, wie in einigen anderen Orten Oberschwabens seit langer Zeit der Gebrauch besteht, die Abtrittgruben — oft weit und tief — als Senkgruben meist mit Trockengemäuer zu behandeln, und mit keinem wasserdichten Boden zu versehen; ja, die Sohle dieser Gruben, welche wie die Pumpbrunnen der Stadt sämmtlich im Diluvium (Sand und Kiese) angelegt sind, hat gar keinen künstlichen Boden, sondern besteht fast durchgängig nur aus dem dort abgelagerten Sande und Kiese, der in grössere Tiefe niedersetzt und dem Fluidum (Urin) das Niedersinken gestattet, insofern nicht die nach unten abgelagerten festeren Substanzen (Excremente), welche sich mit der Zeit in eine Art Moder umwandeln, bei ihrer allmähligen Anhäufung den flüssigeren einen Damm entgegensetzen. Es gehen oft viele Jahre dahin, bis solche Abtrittgruben gereiniget, d. h. von ihrem Inhalte befreit werden, und der Bildung solcher natürlicher Dämme ist es allein zuzuschreiben, dass nicht schon früher eine Verunreinigung der öffentlichen Brunnenquellen überhaupt und eine sehr merkbare Infection aller Pumpbrunnen in der Stadt erfolgte.

Nun zur weiteren Schilderung meiner Detailerhebungen an Ort und Stelle, wobei ich rein Technisches möglichst umgehe, als nicht für die Hefte des Vereines sich eignend.

Am 8. November 1860, nachdem das Wasser im Quellenschachte des Kohlenstadelwerkes durch angestrengtes Auspumpen tief genug niedergehalten war, untersuchte ich denselben in Gegenwart des Stadtschultheissen Schuster und Stadtbaumeisters Schmid, und fand, dass das schmutzige Wasser tief unten an zwei Stellen aus Sand und Kies von einer Schachtseite her lebhaft einströmte. Warum aber gerade jetzt dieser fatale Einbruch und früher nie? Diese Frage beantworte ich wie folgt:

Im Laufe der Zeit entstand in Folge der nicht wasserhältigen Abtrittgruben im engen Sinne des Wortes „Senkgruben“ eine

Schwängerung der die Kohlenstadelquelle umgebenden Kiesmasse mit unreinen Stoffen bis auf eine gewisse Tiefe hinab, wohl zuerst veranlasst durch einige ungewöhnlich tiefe Gruben in diesem Reviere, und hierzu gesellte sich der sehr bemerkenswerthe Umstand, dass der Wasserspiegel der fraglichen Quellenregion seit kurzem so hoch angestiegen war, wie in vielen Jahren nicht, wodurch das Wasser Gelegenheit fand, die von Unrath erfüllte Terrainmasse zu erweichen, zu bespülen und von einigen nachbarlichen Senkgruben aus zum Einbruche nach der Brunnenstube (Quellenschacht) zu bringen. Nach meiner Messung am 17. November 1860 betrug die Wasserhöhe in letzterer 6' 5" 5"', während sie sich in trockenen Jahrgängen nur auf 2', in mittleren aber höchstens auf 3 bis 3½' gestaltet; der städtische Brunnenmeister erinnerte sich, noch nie einen so hohen Wasserstand wahrgenommen zu haben wie damals; — ich finde letzteren durch den sehr regnerischen Sommer des Jahres 1860 bedingt, welcher eine wesentliche Vermehrung des Diluvialwassers überhaupt creirte und dadurch die successive Ansteigung des Wasserspiegels der allgemeinen Quellenregion ins Leben rief.

Die Algen *(Leptomitus lacteus)* bildeten sich namentlich oben im Kessel des Brunnenhauses und in einer provisorisch zum Abflusse des verdorbenen Wassers nach aussen gerichteten hölzernen Rinne aus, ihre Vermehrung ging ins Ungeheure und sie gaben zu vorübergehender Verstopfung der Teichel Veranlassung. Sie setzten sich schleimartig an, erreichten höchstens die Grösse eines Taubeneies bis kleinen Kinderballes, zeigten im frischen Zustande eine weissliche ins bräunlichgraue spielende Farbe, an ihren Anwachsstellen aber eine rostgelbe bis rosröthliche und sahen wie Wurzelknollen, blasenähnlich aufgetrieben aus. Nach einigen Tagen lösten sie sich von selbst ab, wurden aber stets wieder durch Nachwuchs massenhaft erneuert, und, der Luft ausgesetzt, schrumpften sie bald ein, während sie durch Ofenwärme getrocknet (wozu jeweils ein Paar Tage erforderlich waren) zu Papierdünne zusammenfielen und dann eine grünlichgelbbraune Farbe annahmen unter Entwickelung und Beibehaltung eines sehr ekelhaften Geruches. Eine Platte voll dieser Algen, welche ich im

mehr verzeihen, als hinreichend bekannt iſt, daß viele Lücken des alten Geſetzes durch beſondere Verordnungen ergänzt und durch die verſtändige und wohlwollende Praxis der Behörden nach und nach auch viele durch die Unbeſtimmtheit einzelner Stellen verurſachte Zweifel beſeitigt waren. Höchſt wahrſcheinlich würde daher die Regierung gar nicht daran gedacht haben, ein neues Geſetz zu publiciren, wenn ſich's bloß um diejenigen Städte gehandelt hätte, in welchen die alte Städteordnung bereits eingeführt war. Dies wäre hinreichend dadurch bewieſen, daß in Gemäßheit der durch die Geſetzſammlung bekannt gemachten Verordnung vom 17. März 1831, wegen Einführung der neuen Städteordnung, die alten Städte ſich noch ungeſtört im Beſitze des alten ihnen bekannten und lieben Geſetzes befinden, ja daß dieſes alte Geſetz durch die Verordnungen vom 13. und 26. April 1831 auch den erſt im Jahr 1814 neu und wieder erworbenen Städten von Weſtpreußen und der Oberlauſitz verliehen worden iſt, weil die Abgeordneten derſelben, geleitet von dem Wunſche, mit den andern Städten der Provinzen Schleſien und Preußen eine gleiche Verfaſſung zu haben, darum gebeten hatten. Schon hierdurch wird der ungegründete Vorwurf, daß die preußiſche Regierung mit der revidirten Städteordnung einen Rückſchritt beabſichtigt habe, hinreichend widerlegt. Der Grund aber, aus welchem dennoch die preußiſche Regierung das neue Geſetz erließ, iſt nicht ſchwer zu erkennen. Daß die alte Städteordnung in Form und Inhalt manche Spuren der Eile trägt, iſt oben zugeſtanden. Was die Form anlangt, ſo iſt ihr der Vorwurf einer zu großen Ausführlichkeit zu machen, indem ſie in 208 zum großen Theile ſehr langen Paragraphen weniger eigentliche geſetzliche Beſtimmungen enthält, als die revidirte Städteordnung in 139. Schon dieſe Ausführlichkeit erſchwert die Auffaſſung. Noch mehr mußte dieſe erſchwert werden, wenn zugleich alle königlichen Verordnungen, durch welche frühere Lücken legislatoriſch ausgefüllt worden, ſo wie die miniſteriellen Verfügungen, durch welche die Praxis ſich geordnet hatte, hätten publizirt und an den geeigneten Stellen eingeſchoben werden ſollen. Dieſe Bedenken kamen zwar nicht da, wo man ſeit einer langen Reihe von Jahren ſich mit dem Geſetz vertraut gemacht, wohl aber da in Betrachtung, wo daſſelbe erſt publizirt und aufgefaßt werden ſollte. Da dies Geſetz, wenn nicht große Verwirrungen entſtehen ſollen,

November 1860 in Ulm trocknete und in einer Schachtel aufbewahrte, verräth diesen eigentlichen Abtrittgeruch bis zur Stunde (Februar 1862) noch. Ich liess einmal zur Zeit meines Aufenthaltes in Ulm, (November und Dezember 1860) auf dem Münsterplatze den Hahnen eines Theilkastens der Wasserleitung herausnehmen, um die Röhren auszuspülen und ein Bild über die Ansammlung der Algen zu bekommen: in wenigen Minuten wurden Tausende derselben mit Ungestüm im Geleite des trüben mit grosser Geschwindigkeit herströmenden Wassers ausgestossen unter Verbreitung eines rostgelblichen bis roströthlichen Scheines und eines widerlichen Geruches. Derselbe Geruch trat Einem jeweils entgegen, sobald man das Kesselhaus des Brunnenwerkes betrat.

Nun war die Hauptaufgabe diese, die grosse Calamität zu heben. Weil die missliche Katastrophe in die Zeit des Bierbrauens fiel (Monat November) und das Quellwasser der Kohlenstadelbrunnenstube durch Ammoniaksalze etc. notorisch so sehr verdorben war, dass es ohne Gefahr, Schaden zu bereiten, zum Bierbrauen nicht verwendet werden konnte, so habe ich in der Stadtrathsitzung vom 13. November 1860, in welcher ich über den Stand der Dinge vorläufig mündlichen Bericht erstattete, vorgeschlagen, als eine provisorische Anstalt einstweilen und so lange nur filtrirtes Blauwasser in das Brunnenwerk und dadurch in die betreffenden Teichellagen und Brunnen strömen zu lassen, bis dem besagten Uebelstande abgeholfen sein wird. Mein Antrag wurde einstimmig angenommen, der zu diesem Zwecke erforderliche grosse, wasserhältige Dielenkasten noch an demselben Tage bestellt und gegen Ende des Novembers eingesetzt. Gleichzeitig ist die Vorrichtung getroffen worden, zu jeder beliebigen Zeit auch das inficirte Quellwasser, nach Abstellung des Blauwassers wieder einlassen zu können, um in gewissen Intervallen zu erforschen, in wie weit sich ersteres nach und nach gebessert haben wird. Erfreulicher Weise hatte eine Analyse des Dr. Gustav Leube gezeigt, dass das nur einigermassen filtrirte Blauwasser, dessen Einfrieren im Winter durch gewisse Vorkehrungen verhindert wurde, trinkbar und zu allen technischen Verwendungen

namentlich auch zum Bierbrauen tauglich ist. Man begnügte sich also vorderhand mit diesem durch die Noth gebotenen Provisorium.

Wegen Neutralisirung des Uebelstandes tauchte u. a. das Project auf, die Quellschachtwand, in welcher das schlechte Wasser ausbricht, zu verdämmen oder zu bétoniren: allein diesem Plane trat ich mit aller Entschiedenheit entgegen, weil ich einsah, dass in Folge eines solchen Verschlusses das Wasser nur von einer anderen Schachtseite aus im Sande und Kiese sich einen Ausbruch suchen und einen solchen in der lockeren Diluvialmasse mit Sicherheit finden würde. Hätte man aber sämmtliche Schachtwände bétoniren oder cementiren wollen, so würde sich der Wasserausbruch ebenso sicher auf die kiesige Schachtsohle concentrirt haben, und ein wasserdichter Verschluss auch noch von dieser, wäre gleich der Erstellung eines trockenen Schachtes — ohne Wasser — gewesen.

Nachdem von Realisirung des genannten Projectes Umgang genommen worden, richtete ich mein Augenmerk vornehmlich auf möglichste Entfernung des Grundübels, indem ich dafür zu sorgen mich bestrebte, dass die Einbrüche des schlechten Wassers allmählig und für immer verschwinden.

Diess konnte nach dem was ich seither zur Kenntniss des Lesers gebracht, nur durch sorgfältige Bétonirung (wasserdichte Herstellung) derjenigen Gruben geschehen, welche einen Theil ihres Unheil-stiftenden Inhaltes nach der Kohlenstadelquelle sandten. Die schwierigste und practisch wichtigste Aufgabe war es nun, möglichst genau die Stellen ausfindig zu machen, von welchen aus das verderbliche Fluidum in die Brunnenstube geführt wird und ich habe diesem Gegenstande meine volle Thätigkeit gewidmet. Ich gelangte nach allen vorhandenen Indicien zunächst zu der Ueberzeugung, dass die das Quellwasser verunreinigenden thierischen Stoffe aus keiner grossen Entfernung in die Brunnenstube gelangen konnten, denn würden sie einen langen Weg nach letzterer zurückzulegen haben, so hätten sie aus dem Sande und Kiese, den sie durchflossen, in ungleich mehr geläutertem Zustande zum Vorscheine kommen müssen, weil solche Terrainmassen be-

kanntlich die besten Filtrirmaterialien für das Wasser überhaupt und die Quellen des Diluviums desshalb meist von vorzüglicher Güte sind.*

In Folge der Parallele, welche ich zwischen der Lage des Brunnenwerkes, der Umgebung desselben und den Einbruchstellen des schlechten Wassers gezogen, habe ich in meinem dem Stadtrathe am 3. Dezember 1860 überreichten Berichte über den Einbruch des unreinen Wassers nebst Vorschlägen zur Abhülfe des Uebelstandes, vorerst siebzehn Stellen (Abtrittgruben etc.) als die Unheil-schwangeren detaillirt geschildert und ihre solide Bétonirung beantragt, zu deren Ausführung man mit Leube'schem Cement schritt.

Der Erfolg dieser technischen Operationen war, wie wir bald sehen werden, ein guter, obgleich noch nicht sämmtliche von mir angegebenen (17) Stellen in Angriff genommen waren, denn man stiess auf practische Schwierigkeiten, nemlich auf Oppositionen einiger Grundeigenthümer, deren nähere Erörterung nicht hierher gehört.

Meine bald gewonnene Ansicht, dass die Hauptinfection der Kohlenstadelquelle von der Stadtseite her (rechtes Ufer des Stadtgrabens) erfolgte, obgleich einige Abtrittgruben im Reviere des linken Stadtgrabenufers unweit des Kohlenstadels (Militärspital und Spediteur Kielmann) auch etwas verdächtig erschienen, hat sich durch eine Schachtabteufung bestätigt, welche ich bewerkstelligen liess. Diese Grube, 16′ lang, 6′ weit und 16′ tief, durch welche auch ein allgemeines Bild über die Ausdehnung der vor sich gegangenen Verunreinigung der diluvialen Kiesmasse geliefert wurde, die das Kohlenstadelwerk zunächst umgibt, liess ich in der Richtung zwischen letzterem und dem Militärspitale, hart am linken Ufer des Stadtgrabens öffnen. In

*) S. z. B. Seite 31 meiner Schrift: „Der wasserreiche artesische Brunnen im alpininischen Diluvium des oberschwäbischen Hochlandes zu Isny etc. Nebst einem Beitrage zur Kenntniss der Diluvialgeröllo der Bodenseegegend. Mit einer lith. Gebirgsdurchschnittszeichnung. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung und Buchdruckerei. 1851."

der genannten Tiefe von 16′ und als noch für Einsetzung einer Pumpe ein 2′ tiefes Kesselloch ausgeräumt war, stiess man im reinen sandigen Kiese auf die Quellenregion des Diluviums und gewahrte deutlich, dass das stark andringende Wasser, welches am 14. November 1860 mit viereckigen Kastenpumpen nur auf 0,85′ gewältiget werden konnte, von unten — der Sohle der Grube — nachstieg, und von der Hügelseite aus (Promenadeweg, Richtung gegen das Militärspital und Spediteur Kielmann's Haus) sichtbarlich nichts einfloss. Die Analyse dieses Wassers ergab nach der weiter vornen gegebenen Dr. G. Leube'schen Zusammenstellung (16. November) ½ Gran thierischer (organischer) Substanzen in 1 Schoppen Wassers, wobei aber bemerkt werden muss, dass damals auch Blauwasser in die Kohlenstadelbrunenstube eingelassen worden ist.

Um nun zu ermitteln, ob diese dem Quellwasser der neuen Grube mitgetheilten thierischen Stoffe vom Militärspitale her oder von der Kohlenstadelquelle selbst eindringen, liess ich am 17. November 1860 von Abends 9 Uhr bis den 18. November Mittags 12 Uhr das Blauwasser abstellen und das Brunnenwerk gänzlich ruhen, damit die verunreinigte Kohlenstadelquelle Zeit und Gelegenheit finde, sich im Sande und Kiese ungehindert und ohne Beimischung von Blauwasser ausbreiten zu können, und Dr. Leube's Analyse des jetzt (am 18. Nov. Vormittags) aus der Grube geschöpften Wassers zeigte in dieser kurzen Zeit in einem Schoppen $^1/_{10}$ Gran thierischer Substanzen mehr als am 14. November.

Das Quellwasser der neuen Grube, welches am 18. November 8,74′ unter dem Spiegel der hart vorbeifliessenden Blau stand, mit ihr also entfernt nicht communicirte, hatte bei einer äusseren Lufttemperatur von + 3½° Réaumur, zur Zeit des Auspumpens + $7^1/_4$°, während das nahe und 8,74′ höher stehende Blauwasser des Stadtgrabens nur + 6° und die Kohlenstadelquelle selbst + $6^1/_2$° zeigte, auch ergab ein Nivellement, dass der Spiegel der letzteren nur 0,18′ höher stand als der Wasserspiegel in der Grube; — hätte man aber das Brunnenwerk noch länger stille stehen lassen und das Blauwasser gleichfalls länger abstellen

können, so würden sich sicher bei der so geringen Höhedifferenz von nur 0,18′ die beiden Wasserspiegel der Grube und der Brunnenstube in Ein Niveau gestellt haben, und man darf sonach von beiden sagen, dass sie gleich tief unter der Blau liegen und beide Wasser auf keinerlei Weise mit ihr in Verbindung stehen.

Die etwas geringere Temperatur der Kohlenstadelquelle im Gegensatze zu derjenigen des Quellwassers der Grube erklärt sich einfach aus der vorangegangenen Abkühlung der ersteren durch eingeflossenes Blauwasser.

Durch diese Untersuchungen war es ausser allen Zweifel gestellt, dass kein Blauwasser in die neu geöffnete Grube und in die Brunnenstube des Kohlenstadelwerkes eindrang, dass die Quellwasser der beiden letzteren mit einander in einer sich langsam äussernden Communication stehen, dass die chemisch nachgewiesene grössere Verunreinigung des Quellwassers der Grube der Hauptsache nach nur durch die verdorbene Kohlenstadelquelle selbst erfolgen konnte, welche ihr unreines Wasser in der Kiesmasse schon ziemlich weit ringsumher verbreitete und dass man endlich den Hauptsitz des Uebels am rechten Ufer des Stadtgrabens, nämlich auf der Stadtseite zu suchen hatte, obwohl ich eine, wenn auch geringe schädliche Influenz vom linken Ufergebiete her nicht ganz in Abrede stellen mochte.

Schenken wir jetzt dem Stadium der Besserung des Kohlenstadelquellwassers unsere Aufmerksamkeit.

Als ich in Folge eines Rufes des Directoriums der Schweizerischen Centralbahn gerade damit beschäftigt war, die Quellenverhältnisse des Hauensteintunnels zu erforschen und darüber zu berichten (S. Seite 65—83 meiner schon citirten Schrift: „Die neuesten artesischen Brunnen in der Gustav Schäuffelen'schen Papierfabrik zu Heilbronn etc. etc.“), erhielt ich vom Stadtschultheissenamte Ulm unterm 28. März 1861 eine Nachricht über die eingetretene Besserung des Quellwassers im Kohlenstadelwerke und folgende Zusammenstellung einiger neueren Analysen des Dr. Gustav Leube:

In einem Schoppen Wasser:

Zeit.	Feste Bestandtheile.	Organische thierische	Mineralische Substanzen.	Bemerkungen.
	Gran.	Gran.	Gran.	
am 8. Januar 1861	1,66	0,21	1,45	Mit Blauwasser vermischt
am 21. „ „	1,87	0,41	1,46	Ohne Blauwasser.
am 8. Februar „	1,87	0,22	1,65	dito.
am 12. März „	2,20	0,44	1,76	dito im Kasten.
„ „ „ „	2,00	0,30	1,70	An der Stelle geschöpft, wo das schlechte Wasser eindrang.

Diese willkommenen Ergebnisse veranlassten die städtischen Behörden, von Anlegung einer Wasserleitung vom Michelsberge her (Revier des Ruhethales, wovon ich in meiner Relation vom 30. Dec. 1858 u. a. für gewisse Eventualitäten gesprochen) einstweilen um so mehr Umgang zu nehmen, als gegründete Hoffnung auf weitere Besserung des Kohlenstadelquellwassers vorhanden ist und als der Ankauf von irdenen Teicheln, denen ich in gewissen Fällen, namentlich wenn sie keinen sehr starken Wasserdruck auszuhalten haben, vor allen anderen den Vorzug einräume,* vom Ruhethal bis zur Stadt nach einer Berechnung des Stadtbaumeisters Schmid allein auf 10500 fl. zu stehen käme, und endlich, als man die Wassermenge der Ruhethalquelle (wegen seiner Güte bekannt) als eine ungenügende erkennen wollte. Nachdem ich aus einem Berichte des Stadtbauamtes, d. d. Ulm 21. März 1861, ersehen hatte, dass die von mir beantragte Bétonirung derjenigen Stellen, die ich in Folge der herrschenden Situation in eine verderbliche Communication mit der Kohlenstadelquelle brin-

* S. Seite 148—149 meiner Schrift: „Wegweiser durch den Berg- und Brunnenbohrwald etc. etc." Darmstadt 1852. Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

gen musste, immer noch nicht vollständig realisirt worden ist, gab ich, vom Hauensteine zurückgekehrt, dem Stadtschultheissenamte Ulm auf seine Nachricht vom 28. März 1861, von Stuttgart aus am 6. Mai c. a. folgende Rückäusserung:

I. „Um über das Wasserquantum der Ruhethalquelle ein richtiges Bild zu erhalten, müsste eine genaue Messung des ersteren vorgenommen werden, damit man erfahre, wie viel Kubikfuss pro Stunde oder in 24 Stunden dermalen (bei nicht hoch gelegtem Ausgusse) ausfliessen. Die dortige Gebirgsformation sowohl (miocene Süsswassermergel), als die Configuration des Terraines berechtigen zu der Hoffnung, dass durch zweckmässig geleitete Nachgrabungen eine grössere Wassermenge erschlossen werden werde, wie ich in meinem Gutachten vor zwei Jahren (30. Dezember 1858) angedeutet habe."

Ich füge hier bei, dass ich in derselben Relation, auf meine Localuntersuchungen gestützt, die Unmöglichkeit des Gelingens artesischer Brunnen in Ulm, ausgesprochen hatte.

II. „Nach dem Berichte des Stadtbaumeisters Schmid vom 21. März 1861 sind die von mir in meinem neueren Gutachten (3. Dezember 1860) vorgeschlagenen Ausführungen noch nicht ganz in solcher Ausdehnung vorgenommen worden, um annehmen zu können, dass die Verunreinigung der Kohlenstadelquelle in Bälde gänzlich beseitigt werden werde, obgleich bereits eine Besserung dieses Quellwassers eingetreten ist. — Bei der vorhandenen Sachlage wäre mein Rath:

Man fahre in der von mir angegebenen Weise mit weiterer Consolidirung von Abtrittgruben etc. fort und warte vorerst die Resultate, resp. die Einwirkung auf die Kohlenstadelquelle ab. — Im Nothfalle steht das letzte Mittel: Erschliessung weiteren Quellwassers im Ruhethalreviere, immer noch zu Gebot."

Man kann aus diesen Worten entnehmen, wie viel mir an der Erhaltung der Kohlenstadelquelle gelegen ist; in die Verhältnisse des öffentlichen Brunnenwesens der Stadt Ulm eingeweiht, ist mir genau bekannt, dass der Verlust dieser Quelle ein sehr fühlbarer, drückender, ja ein recht schmerzlicher und

fataler wäre: sie könnte allerdings mit grossen Kosten durch Zuleitung guten Quellwassers von aussen (zunächst vom Ruhethalreviere her) ersetzt werden, allein ohne die grösste Noth soll man nie Quellwasser auf Umwegen nach dem Orte seiner Bestimmung bringen, wenigstens habe ich in meiner dreissigjährigen Praxis stets den Grundsatz festgehalten, Trinkwasser nie unnöthig spazieren zu führen, denn sonst wird, abgesehen von den ersten Baukosten, durch eine solche Procedur der bestehenden Generation wie allen künftigen eine permanente Unterhaltungslast einer langen Wasserleitung aufgebürdet. Zudem ist Ulm eine Festung geworden — ein Grund mehr, die Ausführung nach aussen greifender Wasserleitungen, wenn immer möglich zu vermeiden, damit durch Feindeshand das Trinkwasser, wenn auch nur zum Theile, nicht abgeschnitten werden kann.

Sehr wünschenswerth und von den besten practischen Erfolgen begleitet, müsste die Creirung einer Verordnung erscheinen, in Folge deren jede Abtrittsenkgrube, jedes Gülleloch, jede Dungstätte u. s. w. der Stadt in eine wasserdichte Grube oder Cisterne umzugestalten wäre; durch ein solches Vorgehen würden auch alle anderen Brunnenwerke sowie die Pumpbrunnen Ulms, die Diluvialwasser mögen im Laufe der Zeit von neuem ansteigen wie sie wollen, gegen Infection für immer geschützt. Durch die Drainirung der Excremente und des Urines nach der Donau mittelst Canalisirung, entzöge man viel Dünger landwirthschaftlichen Zwecken, überhaupt würden sich der Durchführung eines solchen Systemes noch andere Bedenken und Schwierigkeiten entgegenstellen. — Sind die fraglichen Gruben einmal alle restaurirt, d. h. ganz wasserdicht hergestellt, so würden die betreffenden Eigenthümer von selbst dazu kommen, den Inhalt derselben in ziemlich regelmässigen Intervallen ausräumen zu lassen und sicherlich vorziehen, ihn in seiner vollen Masse auf nutzbringende Weise der Landwirthschaft zu übergeben, statt denselben zum grossen Nachtheile des öffentlichen Brunnenwesens und der Sanitätsverhältnisse, theilweise vom Boden (Sand und Kies) absorbiren und die dichteren Substanzen,

durch Auslaugung des Ammoniakes, in einen weniger werthvollen Moder sich umwandeln zu lassen.

Man beherzige ja diese wohlgemeinte Andeutung, um nicht am Ende noch die Wiederholung einer analogen schlimmen Katastrophe zu erleben, welche die Kohlenstadelquelle betroffen.

Andere hydraulische Angelegenheiten führten mich in Folge einer Einladung der K. Württemb. Genie-Direction im Januar 1862 wieder nach Ulm, bei welcher Gelegenheit ich mich natürlich auch nach dem Schicksale der Kohlenstadelquelle erkundigte, über welche ich seit neun Monaten nichts mehr gehört hatte. Man war gerade damit beschäftiget, dem Kohlenstadelwerke gegenüber am linken Ufer des Stadtgrabens einen Hülfsschacht auf Quellwasser abzuteufen, um die Kohlenstadelquelle bei eintretendem Wassermangel nicht mehr mit Blauwasser vermischen zu müssen, welche Schachtabsenkung ich schon in meiner Relation vom 30. December 1858 besprochen hatte. Das Stadtschultheissenamt veranlasste mich, diesen Schacht zu inspiciren und über den Erfund zu berichten: ersteres geschah am 20. Januar 1862, letzteres von Stuttgart aus am 28. desselben Monates.

Eine Nachricht über diese Schachtabteufung, die von recht guten Folgen begleitet zu werden verspricht, gehört eigentlich nicht in den Bereich meiner gegenwärtigen Betrachtungen, allein es versteht sich von selbst, dass ich die mir gebotene günstige Gelegenheit benützte, das ganze Kohlenstadelbrunnenwerk von unten, seinem Saug- und Druckwerke an, bis ins Kesselhaus hinauf zu visitiren: als ich letzteres am 20. Januar d. J. in Begleitung des Stadtbaumeisters Schmid betrat, kam mir trotz dem voll ausströmenden Wasser kein widerlicher Geruch mehr entgegen (allerdings war gerade auch eingelassenes Blauwasser mit dem Quellwasser vermischt), das in den Kessel fliessende Wasser war rein und klar, und hatte einen guten milden Geschmack, die ehedem in Unzahl aufgetretenen, knollig oder schwammartig aufgetriebenen Algen waren verschwunden und nur an einigen Stellen des Kessels entdeckte ich einen schleimartigen Ueberzug, der an die frühere Entwickelung dieser Algen er-

innerte; kurz, ich war freudig ergriffen, denn eine neue Besserung des Quellwassers war in die Augen springend.

Nachdem ich nun die neuesten Brunnenacten durchging, fand ich die Richtigkeit meiner gemachten Wahrnehmungen bestätiget; — um mich kurz zu fassen: das inficirte Quellwasser des Kohlenstadelwerkes hatte sich in so weit gebessert, dass es wenigstens für die Gesundheit unschädlich und wieder geniessbar geworden ist.

Kreismedicinalrath Dr. Leube zu Ulm sagt hinsichtlich dieses Gegenstandes in seiner Aeusserung vom 2. December 1861 u. a. folgendes:

„Nach der Untersuchung vom 2. November (1861) erscheint gegen die früheren Untersuchungen und insbesondere gegen die letzte vom 25. October der Gehalt des Wassers allerdings etwas besser; es fanden sich 0,11 Gran weniger organische Materie und 0,29 Gran weniger unorganische Bestandtheile (Salze). — Ueber den Kohlensäuregehalt ist nichts Näheres gesagt, als dass er normal war; die Temperatur zeigte sich bei gleicher äusserer Temperatur von 10° R. ½ Grad kühler, d. h. sie hatte statt 9°, wie am 25. Oct. 8½°. — Gross ist freilich hienach die Besserung des Zustandes nicht; man kann zwar das Wasser nach dem physikatamtlichen Gutachten ohne Nachtheil für die Gesundheit trinken, allein 0,28 Gran organischer Bestandtheile in einem Schoppen Wasser, von denen nicht gesagt ist, ob sie thierischen oder vegetabilischen Ursprungs sind, gehören nicht in ein reines Quellwasser" u. s. w.

Ich enthalte mich, auf das Weitere was diese Aeusserung enthält, einzugehen, weil ich es nicht in allen Theilen mit meinen an Ort und Stelle gewonnenen Resultaten in Einklang zu bringen vermag; — meine Ueberzeugung über die Grundursache der Verunreinigung der Kohlenstadelquelle und die zur Beseitigung des Uebelstandes anzuwendenden Mittel sind in den gegenwärtigen Blättern geschildert.

Die Bestandtheile des Kohlenstadelquellwassers zeigen zuweilen ein variables Verhalten; es lässt sich manchmal mit Appetit, hin und wieder mit einiger Unlust trinken und nach den Be-

für jeden Bürger leicht übersehbar und verständlich seyn muß, so konnte es nicht anders als zweckmäßig erscheinen, es in einer ganz neuen, in sich zusammenhängenden Form erscheinen zu lassen. Die Regierung würde sich aber den Vorwurf, nicht vorschreiten zu wollen, mit Recht zugezogen haben, wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht auch dasjenige, was sie nach einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung im Inhalte als mangelhaft erkannt hatte, zu verlassen gesucht hätte. So ist, wenn wir nach dem, was öffentlich bekannt ist, und aus sehr klar hervortretenden Erscheinungen auf die Absichten der Regierung schließen dürfen, die revidirte Städteordnung entstanden. Sie ist, auf Antrag der Repräsentanten der nachbenannten Landestheile, bis jetzt in allen Städten der Provinz Sachsen und der Niederlausitz und in den einigermaßen bedeutenden Städten der Provinzen Westphalen und Posen eingeführt. Die Regierung findet hierdurch Gelegenheit, die Wirkungen des einen und andern Gesetzes zu beobachten, und mit voller Sicherheit ihre Entschließung über die Frage vorzubereiten: Ob künftig ein und dasselbe Municipal-Gesetz in allen Städten der Monarchie einzuführen? oder ob es zulässig sey, nach dem Wunsche der Einwohner, eine Verschiedenheit in der Gesetzgebung zu gestatten?

Es kommt nun, um den Vorwurf, welcher Veranlassung zu dieser Mittheilung gegeben, näher zu beleuchten, darauf an, dasjenige, wodurch beide Gesetze sich wesentlich unterscheiden, zu betrachten und hiernach Jeden zu dem eigenen Urtheile darüber zu befähigen, ob die preußische Gesetzgebung durch die revidirte Städteordnung einen Vor- oder einen Rückschritt gethan habe?

Im Voraus muß nun hier bemerkt werden, daß beide Gesetze ihrer Hauptrichtung nach ganz gleich sind, und auf gleicher Basis beruhen. Die Grundzüge beider sind folgende: Jede Stadt wählt völlig frei eine Anzahl Repräsentanten, deren Versammlung die Mitglieder des Magistrats erwählt. Diese letzteren werden von der Regierung bestätigt, die zwar berechtigt ist, die Bestätigung zu versagen, nicht aber einer Person ihrer eigenen Wahl das Amt zu verleihen. Nur vorübergehend darf sie für die commissarische Verwaltung einer unbesetzten Stelle sorgen. Die Magistrate als ausführende Behörden verwalten nicht nur das Communal-Vermögen und die sonstigen Angelegenheiten des Haushalts, sondern auch in unterster Instanz die Polizei.

obachtungen des Stadtbaumeisters Schmid, die er mir kürzlich mündlich mittheilte, steht die vorübergehende Besserung und Verschlimmerung des Wassers im Quellenraume des Kohlenstadels gegenwärtig mit der Ausräumung und Füllung einer zur Zeit noch nicht corrigirten Abtrittgrube (der Stelle Num. 17 meines Berichtes vom 3. Dezember 1860) in wahrnehmbarem Zusammenhange. Ich habe der Sache Erwähnung gethan in meinem neuesten Gutachten vom 28. Januar 1862: „die Gewinnung weiteren Trinkwassers für das Kohlenstadelwerk mittels Abteufung eines Schachtes am linken Ufer des Stadtgrabens betreffend," weil das Schicksal dieses Schachtes strenge genommen organisch mit dem der Kohlenstadelquelle zusammenhängt — einige Worte über denselben:

Das wichtigste vorläufige Ergebniss dieses 31′ langen und 14′ breiten Hülfsschachtes, welcher am 20. Jan. 1862 eine Tiefe von 14′ 3″ 2‴ erreicht hatte mit einer Quellwasserhöhe von 2′ 2″ 5‴, ist, dass der Spiegel des in ihm angehauenen Wassers 12′ unter dem der vorbeifliessenden Blau (Stadtgraben) stand. Der zwischen dem Schachte und dem Stadtgrabenufer stehen gebliebene Terrainklotz ist 10′ stark und bildet erfreulicher Weise einen wasserdichten Damm, welcher die Vermischung des Blauwassers mit dem im Diluvium bereits erschlossenen Quellwasser verhindert; letzteres ist klar, dem Geschmacke nach mild und gut, dringt von der Sohle senkrecht aufwärts empor und wird in grösserer Tiefe auch noch weitere und bedeutendere Zuflüsse erhalten, der Quellwasserzunahme in anderen Diluvialgebilden analog. Temperaturmessungen des Schacht- und Blauwassers nahm ich, um Täuschungen zu entgehen, keine vor, weil die Schachtpumpen gerade nicht in Activität gesetzt werden konnten und die Lufttemperatur (ungefähr 10° Kälte) auf das im offenen Schachte ruhig stehende Quellwasser influirte. — Dass diese beiden Wasser (das des Hülfsschachtes und der Blau) nicht mit einander communiciren, wird auch durch die grosse Differenz der Höhenlage ihres Wasserspiegels (12′) vollkommen bestätigt: die Befürchtung, man sei auf Blauwasser gestossen, oder selbiges influenzire auf den Schacht, entbehrt also jeglichen Grundes; dass übrigens das neue Quellschachtwasser in einer wenn auch nur

langsam sich äussernden Communication mit dem der Kohlenstadelquelle stehen wird, ist in dem dortigen Diluvialterraine unbedingt anzunehmen, jeden Falles muss aber in Folge der Situation beider Punkte oder der Entfernung derselben von einander, das Quellwasser des Schachtes besser als das gegenwärtige des Kohlenstadels sein. Analysen werden s. Z. das Nähere besagen.

Die geringe Menge organischer (thierischer) Stoffe, welche das Kohlenstadelquellwasser jetzt noch enthält, mögen daher rühren, dass der stark inficirte Terrainstock noch nicht lange genug durch die Thätigkeit der Pumpen im Brunnenwerke ausgelaugt worden, oder auch, dass die in meinem Berichte vom 3. December 1860 beantragte Abhülfe „wasserdichte Bétonirung verschiedener Gruben" immer noch nicht in der gehörigen Ausdehnung durchgeführt worden ist.

Der letztere Umstand, ich möchte sagen „Uebelstand" hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, denn es ist und bleibt beobachtete Thatsache, die nie und nimmer in Abrede gestellt werden kann, dass das verdorbene Quellwasser des Kohlenstadelwerkes von der Zeit an nach und nach besser geworden ist, in welcher mehrere von mir beantragte Abtrittsenkgruben etc. wasserdicht hergestellt worden sind; — wäre nach diesem Systeme auf die in meinem Berichte vom 3. December 1860 bezeichnete Weise bis zu Ende fortgefahren worden, so hätte das fragliche Quellwasser höchst wahrscheinlich bereits seine ursprüngliche Güte wieder vollständig erlangt.

Von meinem Standpunkte ausgegangen bin ich also noch nicht ganz zufrieden gestellt; hoffen und wünschen wir aber, dass es den fortgesetzten Bemühungen der städtischen Behörden gelinge, die noch im Wege stehenden, zwar wilerlichen, keineswegs aber unüberwindlichen practischen Hemmnisse vollends zu beseitigen, und dass ich bald in den Fall kommen möge, verkündigen zu können:

„Das Verhalten der Kohlenstadelquelle lässt nichts mehr zu wünschen übrig; sie ist ganz zu ihrer ursprünglichen Güte und Reinheit zurückgekehrt, und die Anlegung einer kostspieligen Wasserleitung vom Michelsberge nach der Stadt ist dadurch überflüssig geworden."

Wenn Professor Dr. Hugo von Mohl zu Tübingen, in seinem Schreiben an Apotheker J. G. Kissling (21. October 1860) u. a. sagt, „Eine solche ekelhafte und abscheuliche Unreinlichkeit ist mir noch nie in einem Brunnenwasser vorgekommen," so möchte ich, da ich schon so manche Quellenläufe, Brunnenstuben und Wasserleitungen im In- und Auslande zu untersuchen und zu corrigiren hatte, wohl noch weiter gehen und behaupten, dass eine so kolossale Verunreinigung eines Quellwassers nebst der organisch damit zusammenhängenden Bildung von Algen in Unzahl, wie es bei der Kohlenstadelquelle in Ulm der Fall war, — in den Annalen des Brunnenwesens von ganz Deutschland, ja vielleicht von ganz Europa nicht zu finden sein wird, und wohl einzig in ihrer Art dasteht!

6. Der Hohlenstein und der Höhlenbär.

Von Dr. Oscar Fraas in Stuttgart.

Das Flüsschen Lone oder auch Londel auf der Höhe der Ulmer Alb gehört zu den seltenen Flüssen, die mitten in ihrem Lauf in zerklüftete Gebirge verschwinden, um nach einigen Stunden unterirdischen Laufes wieder hervorzuquellen. Der Fluss entspringt 1726 P.F. über dem Meer im Dorfe Urspring aus einem 15′ tiefen Kessel, ein frisches, herrliches Albwasser mit Forellen, das ringsum saftige Wiesen schafft, eine wahre Oase in dem dürren Felsenland. Doch nicht lange währt die Freude. Schon nach 2stündigem Laufe unterhalb Breitingen, wo der Londel die letzte Mühle treibt, wird er von 1000 zu 1000 Fuss schwächer und kleiner und verschwindet endlich ganz. Sein Thalbett freilich hört nicht auf, aber mit Ausnahme der Schneewasserzeit und lange währender Regenfälle lauft kein Tropfen darin. 4 Stunden lang geht man durch das romantische Trockenthal mit seinem Felsen-Gehäng und Buchenrand, das nur bei Nerstetten und Setzingen im Gebiet der Platten-Kalke sich etwas verflacht. Verfolgt man das Thal in seinen vielfachen Windungen, so wird man bei Dorf Lonthal plötzlich wieder von Wasser überrascht: jede Felsspalte wird hier zur Quelle und mit dem sog. Hürbel (bei Hürben entspringend) vereinigt mündet unterhalb Burgberg schliesslich wieder ein recht anständiger Fluss in die Brenz. Auf unterirdischen Wegen, denen freilich kein Mensch zu folgen vermag, fliesst der Londel dahin, das ganze weisse Jura-Gebirge ist dort wie unter der Erde so auch am Tage zerklüftet. Erdfälle, Trichter, Höhlen in historischer und vorhistorischer Zeit gebildet bezeichnen die Gegend. Zwi-

schen Aselfingen und Bissingen, auf ersterer Markung tritt ein massiger Marmorfels 50′ hoch, über 100′ breit in das Lonethal herein, es ist der Hohlenstein. Eine hoch gesprengte Grotte, der Stadel genannt, fällt alsbald in die Augen, sie ist geräumig, um über 100 Menschen zu fassen und war offenbar in früherer Zeit verschanzt. Eine 4′ hohe Brustwehr-Mauer schützt den Eingang; sie soll römischen Ursprungs sein. Wohl möglich, denn ein kleines Versuchsloch in dem schwarzen, humusreichen Boden der Grotte brachte alsbald etrurische Scherben von *terra sigillata* zu Tag. Im Hintergrunde des Stadels führt ein schmaler Schlupf noch tief in den Fels hinein. Ist man eine kleine Strecke gekrochen, so kann man bald wieder auf die Beine stehen, allmählich aber wird die Höhlung zur engen Gebirgsspalte, eine vortreffliche Bergfeste für Reinecke Fuchs und Grimmbart den Dachs. Westlich von der Grotte, nur wenige Schritte vom Eingang 1643′ ü. d. M. ist eine zweite niedrige Oeffnung vom Waldgebüsch fast zugedeckt, sie führt 120 Fuss lang durch einen ähnlichen schmalen Gang, in dem man nur gebückt vorwärts kommt. Da erweitert sich auf einmal der Gang zu einer 30′ hohen Halle, 40′ im Durchmesser, hinter ihr folgt eine zweite noch breitere und weitere und am Ende eine dritte sehr weite aber niedrige, von welcher noch verschiedene Gänge und Klüfte in das Innere abzweigen, durch die sich ein Mann jedoch nicht mehr winden kann. Jagdhunde schlupfen noch tief in den Berg, dass man sie kaum mehr bellen hört, viele fanden schon ihren Tod in den Labyrinthen. Der Boden der im Ganzen 250′ langen Höhle besteht aus fettem gelbem Lehm, kalkfrei, unlöslich in Säure, demselben Lehm, der in der Gegend das Jura-Gebirge deckt, vermengt mit eckigen vom Wasser durchaus nicht geschobenen Kalkbruchstücken in der verschiedensten Grösse. Der Lehm ist augenscheinlich vom Wasser, das stets vom Dach der Höhle herabträufelt, hereingewaschen, die Kalkbruchstücke von der Grösse einiger Linien an bis zu Felsblöcken von 100 Centnern und darüber sind ebenso augenscheinlich vom Hangenden losgebrochen und gleichen vollständig dem Schutt, der am Fuss aller Jura-Felsen sich anlagert. Diese Höhle nun war — nach

den Resultaten mehrwöchentlicher sorgfältiger Ausgrabungen — zu verschiedenen Zeiten, und zwar in geschichtlicher wie in vorgeschichtlicher Zeit, die Zufluchtstätte von Menschen und Thieren: Die Reste der Ersteren liegen in dem obersten Fuss Lehm, die der Letzteren in den unteren 6—15 Fussen. In der ersten Halle, die zugleich das tiefste Niveau einnimmt, lagen die Reste dieser alten Höhlenbewohner so zahlreich, dass jeder Hieb Knochen, Zähne und Scherben hervorbrachte. In den ersten Tagen der Ausgrabungen war die Erscheinung sehr bedenklich, dass Thonscherben rohen Fabrikates und Kohlenreste mit Zähnen und Knochen von Höhlenbär ganz entschieden nebeneinander lagen: es war keinerlei Täuschung möglich, denn in der ganzen ersten Halle zog sich ein schwarzes Kohlenband 1—4 Zoll mächtig durch den Lehm; es war die Zeit, da Menschen in der Höhle ihre Zufluchtstätte fanden. Ueber dem Kohlenband mit seinen Gefäss-Scherben und Kunstprodukten lagen durchschnittlich 8 Zoll Lehm, ganz derselbe Lehm wie unter der Kohle, voll Knochen und Zähnen von Höhlenbär. Bald aber klärte sich die Erscheinung auf: der Boden der Höhle ist durchwühlt von Fuchs und Dachs und wenn auch von Menschen Hand der Boden noch unberührt da lag, die Wühlarbeiten der Vierfüssler waren so energisch, dass auf ihre Rechnung allein die 8 Zoll Lehm über der Kohlplatte zu schreiben sind. Bald zeigte sich auch, dass in diesem oberen Lehm zwar Zähne, Wirbel, Phalangen, Fusswurzel-Knochen, überhaupt nur kleinere Knochen und Knochenstücke lagen, Stücke aber von grösserer Dimension und Schwere, wie Schädel, Schenkel-, Armknochen u. s. w. nicht gefunden wurden. Hienach sonderten sich bald die Reste der Kohlplatte als aus historischer Zeit stammend von denen der untern Lehme, welche dem Alter des Mammuth und Höhlenbären angehören. Der historischen Reste soll hier nur kurz Erwähnung geschehen, ihr Alter von Sachkennern bestimmt, bürgt vollends dafür, dass an ein Zusammenleben von Mensch und Bär in diesem Falle nicht gedacht werden darf. Gleich am Eingang in die erste Halle, dem Eintretenden zur rechten Hand, war augenscheinlich die Feuerstelle der Menschen, hier war die Kohlenschichte im Lehm am stärk-

sten und viele hundert Scherben von Schüsseln, Häfen und Tellern lagen in der Asche zugleich mit angebrannten oder frischen Knochen von Hirsch, Schwein, Schaf u. s. w. Von einer Zusammenfügung der mehr oder minder rohen Scherben war keine Rede mehr, in der Regel sind sie auch so klein zerschlagen, dass selbst die Form und Umrisse des Gefässes nicht mehr erkannt werden konnten. Am Eingang zur Höhle lagen sie am häufigsten, doch zerstreuten sie sich von der Kohlplatte über die ganze Halle und fanden sich mit ihnen noch Steinbeile aus Serpentin, Bronce-Stücke, durchbohrte Pferdezähne als Amulett getragen, Knochen und Geweih-Stücke von Hirsch, die roh verarbeitet scheinbar zu Handgriffen oder Aehnlichem gedient haben mochten. Der ausgezeichnete Kenner altgermanischer Kunst-Gegenstände, H. Lindenschmidt in Mainz gab sein lichtvolles Gutachten über die Menschenreste des Hohlensteins dahin ab, dass die Gefässscherben aus verschiedenen Jahrhunderten stammen, jedoch selbst die ältesten aus keiner früheren Zeit, als dem ersten Jahrhundert vor Christus. Diese ältesten sind Fragmente grosser Töpfe mit starker Wandung, von cylindrischer Gestalt. Die Thonmasse sieht kaum gebrannt aus und ist stark mit Quarzsand und Bohnerzkörnern gemengt; diese Mengung hat ihren Grund einerseits in dem Umstand, dass der unvermengte feinere Thon schon beim Formen, das aus der Hand geschah, leichter reisst, andrerseits, dass mangelhaft gebrannte Gefässe, wie z. B. alle altgermanische Grab-Urnen geeigneter werden, den Wechsel von Erhitzung und Abkühlung bei einem durch Luftzug bewegten Feuer auf offenem Felde leichter zu überdauern. Der Oberrand der Gefässe ist nur wenig überworfen, entweder in sehr stumpfem Winkel oder in leichter Biegung, nicht weit unter dem Rand lauft eine Art Ornamentik in Gestalt eines umgelegten Strickes oder mit kreisförmigen, durch Eindrücke der Fingerspitzen hervorgebrachten Einkerbungen. — Jünger ist die zweite Art von Scherben, die bereits eine weiter vorgeschrittene Behandlung des Thones zeigt und ein Streben nach Verzierung mittelst paralleler Streifung, die bei den grössern urnenartigen Gefässen am Halse, bei den Schüsseln und Tellern an den innern

Seite des breiten Randes angebracht ist. Ihre Färbung durch Gelb, Roth und Schwarz, letzteres durch Graphit, ist unverkennbar. Theilweise besteht hier noch die Mischung mit Quarzsand, theilweise ist der Thon schon sorgfältig gereinigt und eine geschmackvollere Ausführung bemerkbar. — Die dritte Art Scherben umfasst Gefässe von unzweifelhaft römischer Technik vor der Mitte des 4ten Jahrhunderts n. Chr. Sie stimmen vollständigst mit anderem römischen Fabrikate, das z. B. in Bonn, Mainz, Trier, Cöln gefunden wird. „Es fallen demnach" — meint Lindenschmidt — „Die Gefäss-Scherben des Hohlensteins in „den Zeitrahmen vom 1sten Jahrhundert vor bis zum 4ten Jahrhundert nach Christi Geburt. Selbst die ältesten der ersten „Art sind besser gebrannt, als es bei den Gefässen der „Steinperiode" der Fall ist, besonders fehlen auch die kleinen Tassen „und Becher, wie man sie aus den alten Grabhügeln kennt. Das „höchste Alter der Hohlenstein-Reste dürfte etwa mit dem der „Schweizer Pfahlbauten zusammengestellt werden. Nun gleichen „aber die Kulturzustände auch der ältesten Pfahlbauten vollkommen denjenigen, welche die Römer zuerst bei den deutschen „Stämmen fanden und durch die Kunst des Webens, Strickeflechtens, des Waizen- und Obstbaues, vorgeschrittene Töpferei, „Bohrung der Steinäxte u. s. w. bezeichnet werden. Der Fund „von Steinäxten im Hohlenstein steht mit solcher Altersbestimmung durchaus nicht im Widerspruch. Die beliebte Zeitstellung „dieser als Waffe und Werkzeug gleichmässig benützten Geräthe „in eine Frühzeit von mehr als einem Jahrtausend vor Christus „ist um so weniger hier gestattet, als die sorgfältige Bearbeitung, „der schöne Schliff, die ganze Form mit den Steinbeilen stimmt, „welche z. B. in Mainz in römischen Cisternen gefunden wurden, „die ihre Zerstörung nach Erstürmung des Lagers durch die „Germanen fanden. Das Steinbeil reiht sich an die mit Horn „geschärften Lanzenspitzen, deren Plinius erwähnt, an die brand„harten Speere und andere alterthümliche oder naturzuständliche „Waffen der historischen Zeit. — Die durchbohrten Pferdezähne „sind Reste eines freilich barbarischen Halsschmucks, vielleicht „als Amulett getragen. Bärenzähne zwischen Bernsteinperlen

„finden sich z. B. noch in fränkischen Gräbern. Die Fibula von „Bronce ist entschieden römisches Fabrikat, und aus dem Alter „der Urnenscherben Nr. II. Als Ornamentik ist auf derselben „der Zickzack zu bemerken, der am ehesten auf spätrömische „Zeit hinweist. — Solche Auseinandersetzungen des sachkundigen Archäologen unterdrückten vollends jeden Gedanken, als lägen im Hohlenstein Reste von Ureinwohnern, die etwa noch im Kampf gelegen hätten mit dem vorhistorischen Höhlenbären: zudem zeigte schliesslich weder der Menschenschädel, der in der Kohlplatte lag, noch die Knochen und Zähne von Hirsch, Schwein, Pferd, Ochse, Schaf, Ziege, Reh u. s. w. irgend eine Abweichung von den lebenden Arten.

Der Höhlenbär. *Ursus Spelæus Blb.*

Erst unter der Kohlplatte mit den Menschen-Resten lagen die massenhaften Anhäufungen von Knochen, die zu 98 Procentm dem Bären angehören. Es überstieg ihre Menge an einigen Stellen in der That alle Begriffe, jeder Hieb traf auf Knochen, die grösstentheils wohl erhalten, theilweise wie frisch macerirt aus dem feuchten, fetten Lehm sich herausschälten. Ueber 7000 Stück Knochen wurden des Transports nach Stuttgart für würdig erachtet, über 3000 mögen bei der Grabarbeit zerschlagen oder als mangelhaft nicht mitgenommen worden sein, so dass zum Mindesten 10,000 Stücke gefördert wurden. Diese Knochen alle lagen in den 2 vorderen Hallen, welche jedoch nur auf 6' ausgegraben werden konnten. Der Lehm ist zwar viel mächtiger, ein Versuchsloch in Gemeinschaft mit einem Fuchsrohr zeigte gegen 15' Fuss Lehm; ohne grossen Kostenaufwand war es aber nicht möglich tiefer zu gehen, zumal bald auch ein Zustand der Sättigung eintrat, da eben immer und immer nur Bären-Reste zum Vorschein kamen. Höchstens traf man ausser ihnen noch Spuren ihrer Mahlzeiten in Gestalt von angenagten oder zerbrochenen Knochen von Pferd, Elenthier, Hirsch, Ochse, Elephant. Sämmtliche Knochen lagen zerstreut im Lehm, kein Wirbel neben Wirbel, oder Wadenbein neben Schienbein, alles lose für sich, ohne jegliche Spur von Zusammenhang. Vom Leim

des Knochens ist nur wenig verloren gegangen, wenn das sp. Gewicht eines frischen Knochens 1,69 beträgt, so ist das der Hohlenstein Knochen 1,65. Ihr frisches Aussehen, ihre ausgezeichnete Erhaltung berechtigt zu der Annahme, dass sie nie am Tage gelegen und etwa erst in Folge irgend eines Ereignisses in die Höhle geführt worden wären. Vielmehr kann man sich, je länger man den Knochenlagern nachgeht, um so weniger dem Eindruck entziehen, dass die Bären in der Höhle fielen und faulten. Die Kadaver blieben liegen bis die Bänder sich lösten, worauf die Knochen von den lebenden Bären verschleppt, zerstreut oder in den immer feuchten Boden getreten wurden, der namentlich bei Regenwetter durch Verwaschung des zu Tage liegenden Lehmes einst wie jetzt noch in der Höhle sich bildete und die auf der Oberfläche liegenden Gegenstände nach und nach einhüllte. Die Zahl der Individuen auch nur zu schätzen, ist kaum möglich. Viele hundert gaben jedenfalls ihre Knochen her nur für unsere Ausgrabungen. 40 Schädel und 70 Schädel-Stücke weisen auf 110 Individuen, 375 Unterkiefer-Hälften auf mindestens 186 hin. Nun passen aber die Unterkiefer-Hälften weder unter sich zusammen, noch zu den Oberkiefern und Schädeln, so dass man wohl 400 Individuen nur aus den Kopfstücken erhält. 90 Atlase, 80 Epistropheus, 200 Halswirbel u. s. w. passen gleichfalls weder unter sich, noch zu den Condylen des Hinterhaupts, dass auch aus diesen wieder ein neuer Zuwachs zu der Gesammtzahl der Individuen erwächst u. s. w. Alle Altersstufen sind vertreten vom zartesten Fötal-Knochen an bis zur Altersdegeneration, vom Milchzahn bis zu den Zähnen, die bis zur Wurzel abgekaut sind, ebenso die Geschlechter, endlich Krankheiten und Wunden, dass eine vollständige Monographie des Höhlenbären auf Grund des ausgegrabenen Knochen-Materials geliefert werden kann. In Nachfolgendem möchte ich zu den vielen schätzenswerthen Arbeiten, die schon über den Höhlenbären erschienen sind, einige sicherlich nicht uninteressante Beiträge aus dem Hohlenstein liefern.

In den Haushalts-Angelegenheiten sind sie in der Regel an die Beschlüsse der Stadtverordneten gebunden und ihrer fortwährenden Controle unterworfen; in Polizei-Angelegenheiten, in Militär-Aushebungs-, Steuer-Veranlagungs- und anderen Geschäften dieser Art sind sie Beamte der Regierung und daher den Befehlen derselben untergeben. Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung bilden zwei von einander abgesonderte Kollegien. Die letztere versammelt sich unter dem Vorsitze ihres selbst gewählten Vorstehers, ohne erst einer Berufung von Seiten des Magistrats zu bedürfen. Sind beide städtische Körperschaften einig, so führen sie, mit wenigen Ausnahmen, die Verwaltung der städtischen Haushalts-Angelegenheiten selbstständig, ohne zu den einzelnen Maaßregeln die Genehmigung der Regierung einzuholen. Der letztern liegt hauptsächlich die Pflicht ob, darüber zu wachen, daß das Gesetz vollzogen werde und über die wegen Gesetzesverletzung eingegangenen Beschwerden zu entscheiden. In privatrechtlichen Angelegenheiten genießen die Städte ganz die Rechte der Einzelnen, sind darin von den Aussprüchen der Verwaltungs-Behörden unabhängig und nur den Erkenntnissen der Justiz-Behörden unterworfen.

Wenn ein Minister des von republikanischen Institutionen umgebenen französischen Juli-Thrones diese Grundzüge liest, und sie mit den Vorschriften der französischen Municipal-Gesetze vom 21. März 1831 und 18. Juli 1837 vergleicht, so wird er vor der Liberalität derselben zurückschaudern und glauben, daß sich damit gar nicht verwalten lasse, und daß in den Gemeinden Alles bunt durcheinander gehen müsse. Wenn er aber sogar hört, daß diese Liberalität unsern Liberalen noch nicht liberal genug sey, und daß man bei einer solchen Municipal-Verfassung der preußischen Regierung noch Rückschritte vorwirft, so wird er besorgen, daß die Ereignisse, durch welche Frankreich im Jahre 1789 und den folgenden umgestürzt wurde, bei uns in Preußen sehr nahe bevorstehen, und wird erwägen, welche Maaßregeln Frankreich im Falle einer deutschen Revolution zu nehmen haben werde. Doch er möge ruhig seyn. Das befürchtete Ereigniß wird nicht eintreten, weil die Regierung die Staats-Einrichtungen mit dem intellectuellen und materiellen Zustande des Volks freiwillig und ungezwungen in Einklang gebracht hat, und ohne je Rückschritte zu thun, darin zu erhalten fortwährend bemüht ist. Auch meinen unsere Liberalen

I. Knochen des Kopfes.

Die nachstehenden Messungen werden zeigen, welche Grösse der Höhlenbär erreichte, eine Grösse, welche weder die in Franken, noch in Belgien und Frankreich, noch im Süd-Russland gefundenen Stücke aufzuweisen im Stand sind. Schmerlings grösster Schädel misst 468 Mm., Nordmann's 488, aus dem Hohlenstein übersteigen mehrere dieses Mass, wenn auch die durchschnittliche Grösse nur 475 beträgt. So wenig irgend ein Zweifel an der Species „*Ursus spelæus*“ bei Verarbeitung des colossalen Materials aus dem Hohlenstein auftauchte, so sicher gehören alle dort gefundenen Stücke eben auch nur zu dieser Species. Von anderen Arten wie *priscus*, *arctoides*, *Pitorrii* wenn sie wirklich als vollwichtige Species sich herausstellen sollten, ist im Hohlenstein keine Spur zu finden. Die Verschiedenheit der Masse, sowie die Verschiedenheit der Stärke der Hauer dürften entschieden in Alters- und Geschlechts-Unterschieden ihren Grund finden. In der nachfolgenden Tabelle habe ich die Grössen-Verhältnisse des *U. Ferox*, die Nordmann in seiner Monographie des Höhlenbären pag. 6. mittheilt und die des *U. arctos*, nach dem eines ausgewachsenen Individuums zur Vergleichung aufgenommen.

1) *Der Schädel.* Was vor Allem an dem ausgewachsenen Schädel in die Augen fällt, ist die hohe Stirne und die weite Schläfengrube. Die entsprechende Muskel-Fülle des *musculus temporalis* erforderte eine reichliche Versorgung mit Blutgefässen, daher die starken Gefässöffnungen im Keilbein und die Knochenwülste am Jochbein. Vergleicht man mit dem ausgewachsenen Schädel den eines jungen noch im Zahnwechsel begriffenen Thieres, so fällt es in der That schwer, auch nur annähernde Aehnlichkeit in beiden zu erkennen. Bei der geringen Grösse,*)

---

* Note. Im December 1861 brachte die Bärin in Werner's zoologischem Garten 2 Junge zur Welt, von denen Eines vollkommen ausge-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21376 / 052

Vergleichende Maasse von Bärenschädeln in Mm.

Länge des Schädels.	Breite des Schädels über den Jochbögen.	Höhe des Schädels.	Länge der Schnauze bis zur vordern Augenhöhle.	Höhe der Schnauze.	Breite der Hinterhauptsgelenkfläche.	Durchmesser des Hinterhauptsloches.	Breite zwischen den Gehör-Oeffnungen.	Abstand beider Augenhöhlen.	Abstand der zwei ersten Backenzähne.	Abstand der zwei letzten Backenzähne.	Abstand der zwei Hauer.	Abstand zwischen dem Hauer & einem Backenzahn.	Länge des letzten Backenzahns.	Länge der Backenzahnreihe.	
412	264	112	166	92	0	35	152	89	82	98	0	40	0	78	*Ursus ferox* von Afognak. [1
335	170	130	120	90	60	26	126	72	60	80	60	25	32	70	*Ursus arctos.* [2
460	285	190	175	130	84	35	185	110	100	110	100	50	45	95	*Ursus spelæus* aus der Slouper Höhle. [3
435	230	155	170	105	78	36	150	80	88	108	0	0	42	88	„ aus der Erpfinger Höhle. [4
360	0	125	145	100	0	0	0	65	85	100	84	0	48	95	„ aus der Gailenreuter Höhle. [5
488	274?	170	181	95	0	41	155	110	97	125	0	44	0	103	„ von Nerubaj bei Odessa. [6
220?	135	90	0	55	0	0	90	55	0	0	0	0	0	0	„ aus dem Hohlenstein, 1. sehr jung.
330?	180	120	0	0	80	40	130	80	0	0	0	0	0	0	2. jung.
475	300	188	180	120	105	42	175	105	100	110	92	55	50	100	3. ausgewachsen.
495	270	194	195	125	92	40	175	97	96	110	95	55	46	95	4. schlanke Form.
479	315	190	190	120	105	42	180	100	104	118	104	58	42	92	5. breite Form.
496	0	198	184	0	90	40	174	115	107	124	0	0	50	101	6. alt.
484	310	193	198	136	100	42	175	100	101	119	98	65	46	97	7. alt.
450	290	180	170	120	96	42	180	100	105	115	100	55	45	100	8. sehr alt.
470	262	192	185	125	95	41	180	0	103	113	96	52	0	101	9. sehr alt.
480	330	200	165	110	100	38	185	116	110	132	0	0	45	95	10. ältester.
475	290	192	182	122	195	40	174	101	104	115	98	57	46	104	Durchschnittszahl aus 20 Individuen.

Noten. 1) Nach A. v. Nordmann, Palaeontol. Südrusslands I. pag. 6.

2) Nach einem im K. Naturalien-Cabinet befindlichen Skelet aus der Menagerie 1818.

3) Nach einem im Besitz des K. Naturalien-Cabinets befindlichen vollständigen Schädel.

4) Nach einem gleichfalls im Besitz des K. Nat.-Cabinets befindlichen Schädel eines ausgewachsenen, aber noch jüngeren Thiers, an welchem die Kronnaht noch nicht verwachsen ist.

5) Nach einem im gleichen Besitz befindlichen Schädel eines jüngeren Thiers, das die Hauer noch nicht vollständig geschoben hat.

6) Nach A. v. Nordmann.

welche die jungen Bären überhaupt zeigen, fällt der Alters-Unterschied auch bei *U. arctos* sehr auf, jedoch nicht in dem Maasse wie bei *spelaeus*. Es gewährt daher grosses Vergnügen, die Altersstufen auch an den einzelnen Knochentheilen des Schädels zu verfolgen, wie sich gewisse Verhältnisse in der ersten Jugend schon bestimmt ausprägen.

Vom Stirnbein besitzen wir einige Duzend ganz junger Individuen, das kleinste von 60 Mm. Länge hat die Grösse, die sich an dem 3½ monatlichen Bären-Skelett von Werner beobachten lässt: an diesem ist bereits die *protuberantia marginis supraorbitalis* sehr stark entwickelt, welche dem ausgewachsenen Höhlenbärenschädel eine so eigenthümliche Physionomie verleiht. Die Hirnhöhle ist bei unserm Schädel Nr. 1 bereits nahezu so gross, als bei einem der ausgewachsenen oder alten Individuen, wie Gyps-Ausgüsse der Hirnhöhlen von Nr. 1. und Nr. 6. beweisen, deren grosses Gehirn zwischen 102 und 105 Mm. misst, und doch ist diess Verhältniss der Schädellänge wie 2 : 5. (s. Tabelle) Mit dem Wachsthum der Thiere wachsen nemlich am Stirnbein nur noch die *sinus frontales*. Am kleinsten Stirnbein, dessen Wandung erst einige Millimeter misst, zählt man bereits 5—7 längs sich zur Nase ziehende Höhlen, die mit dem Wachsthum des Schädels immer grösser, geräumiger und blasiger werden, sich schliesslich vielfach theilen und verästeln und den Raum ausfüllen zwischen der Hirnhöhle und der Nase. An alten Exemplaren, an denen weder Kronennaht noch Pfeilnaht mehr zu sehen ist, kann man folgende Maasse beobachten: von der *crista sagittalis* zur *basis ossis sphenoidei* 140 Mm., der Raum für das Gehirn beträgt 70 Mm., 10 Mm. ist das Keilbein dick, fallen die übrigen 60 Mm. auf den *sinus parietalis*, während der davor liegende *sinus frontalis* über dem Kolben des Siebbeins gemessen

---

bildet war und 1 Tag lebte. Es misst 175 Mm. von der Schnauze zum Schwanz. Von den Zähnen ist keine Spur vorhanden. Ein 3½ Monate älterer Bär aus der Nähe von Petersburg 520 Mm. bei einer Höhe von 240 Millimetern.

100 Mm. Durchmesser zeigt. Ganz ähnlich ist es mit dem Wachsthum des Scheitelbeins. Vor dem Verwachsen der Pfeilnaht zeigt der Knochen eine Dicke von 10 Mm., mit ihrem Verwachsen schwillt der *sinus* um das 6fache seines Volums an, bildet sich spongiöse Knochen-Masse und die hohe, scharfe *crista sagittalis*, welche den Schädel des Höhlenbären vor lebenden Arten auszeichnet.

Das Hinterhauptsbein. An jungen Schädeln ist weder der *pars basilaris* noch die *squama occipitis* mit den *condyli* verwachsen. Es besteht vielmehr das Hinterhauptsbein aus den genannten 3 besonderen Theilen, die leicht auseinanderbrechen. Bald jedoch verwachsen diese Nähte spurlos und bildet sich auf dem Basilartheil eine *protuberantia pharyngea*, auf dem Schuppentheil eine scharfe *crista nuchae* aus, die beide am braunen Bären vermisst werden, während am Eisbären wenigstens letztere beobachtet werden kann. Im Gelenktheil liegen die 2 Canäle in das kleine Gehirn (das *foram. jugulare* und *condyloideum*) ganz auf dieselbe Weise wie bei den lebenden Bären. Dagegen bildet sich am Basilartheil zum Felsenbein je ein *protuberantia jugularis* aus, welche bedeutend über dieses hinabragt. Es scheint diess dem *U. spelaeus* eigenthümlich zu sein; bei den Schädeln lebender Arten ist es nicht der Fall, hier überragt vielmehr das Felsenbein die Protuberanz des Grundbeins. Die Breite des Grundbeins über den Condylen verändert sich mit dem Alter nur wenig, desgleichen der Durchmesser des Hinterhauptslochs, wie unsere tabellarische Uebersicht zeigt. Es hängt diess mit dem geringen Wachsthum des ganzen Gehirns zusammen, wie wir beim *os frontale* und *parietale* gesehen haben.

Das Keilbein zeigt keine nennenswerthen Eigenthümlichkeiten. An geöffneten Schädeln sieht man den Verlauf der 5 hintereinander liegenden *foramina* in der Gehirn-Höhle. Das vorderste kleinste an das Stirnbein stossende *foramen* dient zu Gefäss-Verbindungen und mündet neben den 2 Lappen des grossen Gehirns, hinter ihm kommt das *foramen opticum*, dann *foramen rotundum* und *ovale*.

Ueber den *olfactorius* und *opticus* kann kein Zweifel sein.

Das dritte *foramen* muss verbunden mit der *fissura orbitalis superior* als *f. rotundum* angesehen werden zur Durchlassung des 3ten und 4ten, des ersten und zweiten Astes vom 5ten und endlich des 6ten Nerven. Das vierte *foramen* wäre *ovale* für den dritten Ast des 5ten, *maxillaris inferior*. Das fünfte diente für Gefässe und den *nervus vidianus*. Auf dem Grund des Keilbeins vorne liegt endlich ein entwickeltes *foramen vomerobasilare* und nach hinten der *canalis caroticus* und die *tuba Eustachii*. Auffallend stark entwickelt findet sich wieder das Schläfenbein. Der Grund hievon sind abermals die *sinus temporales*. Durchsägt man alte Schädel, so trifft man hier ebenso grosse Höhlen und Blasen wie in der Stirn-Höhle, nach aussen folgt spongiöse Knochen-Masse, immer dichter werdend und härter, bis sie in der Gelenk-Grube vollkommen fest und glatt geworden ist. Die furchtbare Stärke des *processus zygomaticus*, der Gelenk-Grube und des Gelenk-Hügels verlangt weiter einen starken *processus mastoideus*, welche mit einander dem Bärenschädel von unten angesehen den imposanten Ausdruck verleihen. Zwischen dem Zitzenfortsatz und dem Gelenkbein liegt der äussere Gehörgang, der 16 Mm. hoch, von ovaler Gestalt beginnt, 50 Mm. weit in dem Tympanbein sich hinzieht und dabei auf 8 Mm. sich verengt. Ein sehr regelmässiges Oval mit dem Tympanring mündet in die grosse Paukenhöhle, die in 3 Kammern getheilt ist, in der innern mündet die *tuba Eustachii*, in die äussere der *facialis*, von den Wänden der Paukenhöhle hängen tropfsteinartig Knochenzäpfchen einige Mm. lang herab. In ausgezeichneter Weise liessen sich an einigen Exemplaren die Gehör-Knochen prepariren und finden sich noch in ihrer Lage Hammer, Ambos, Steigbügel. Der erstere *(malleus)* ist 10 Mm. lang, der Handgriff misst 5, rechtwinklig zum Handgriff ein feiner *proc. Folianus*, am Kopf eine grosse Gelenkgrube für den Ambos *(incus)*. Dieser ist eigenthümlich gebaut, 5 Mm. lang, einer Keule zu vergleichen, der Körper sitzt mit seinem Kopf in der Gelenk-Grube des Hammers mit demselben ein Knie bildend; am Ende des grossen Fortsatzes, der breit und dünn wird, ist der überaus zierliche, 3 Mm. lange, 1 Mm. breite Steigbügel *(stapes)* angebracht. Er sitzt in der

fenestra ovalis, da sein Durchmesser grösser ist, als der Eingang zur *fenestra*, so kann er nicht in die Paukenhöhle herausfallen. Um ihn zu erhalten, muss der Vorhof aufgesägt werden. Die Ineinanderfügung der 3 *ossicula* liegt vollkommen klar vor Augen: der am Trommelfell befestigte Handgriff setzt mittelst des knieförmigen Doppel-Hebels den in der *fenestra* angebrachten Steigbügel in Bewegung, durch welchen die Schallwellen in das Innere des Ohrs hindurchgehen. Vom *vestibulum* aus führt ein seitlicher Gang zur Schnecke und *fenestra rotunda*. Gerade aus durch's Fenster hindurch sieht man die äusserst zarte und feine Oeffnung des ersten halbcirkelförmigen Canals, unter rechten Winkeln liegen die 2 andern zu dem ersten, also dass die Canäle nach den 3 Dimensionen des Raums den äusserst harten Knochen durchziehen. Die Kanäle sind so eng und schmal, dass es kaum gelingt, eine Borste durchzuzwängen, und man ihren Verlauf nur durch mühsames Auffeilen verfolgen kann.

Das Siebbein des Höhlenbären ist nicht weniger eigenthümlich. Es bildet — von innen gesehen, 2 Kolben, in welchen die 2 Lappen des grossen Gehirns liegen und die Reihe von Riechnerven durch die *foramina cribrosa* in Empfang nehmen. Von aussen gesehen ist das Bein ein regelmässiges Kreuz. Eine Knochenwandung bildet nach oben die Scheidewand der Stirn-Höhle, nach unten eine Gräthe gegen den *vomer*, die 2 Queerbalken sind die Basis für die zahlreichen, faltigen Knochenzellen, die in der Nasenmuschel immer dünner und blasiger werden.

Ueber die Gesichts-Knochen lässt sich nicht viel sagen. Die Eigenthümlichkeit des Höhlenbärenschädels wird hauptsächlich im Stirn- und Schläfenbein zu suchen sein.

2) Die Zähne des Oberkiefers. So gründlich und vielfach schon das Zahnsystem des Höhlenbären beschrieben worden ist, so reich und einladend ist doch das Hohlenstein-Material, wornach hier eine kurze Zusammenstellung gegeben werde.

a) Die 6 Schneidezähne. Der 1te ist dreispitzig, viereckig an der Basis, die äussere Spitze überragt um das doppelte die beiden inneren, von welchen wiederum der vordere Hügel höher und stärker ist als der hintere. Er wird vom 1ten und

2ten Schneidezahn des Unterkiefers angekaut. — Der 2te gleicht dem 1ten vollständig, nur ist er stärker, und die 2 inneren Hügel sind wenig an Höhe und Stärke verschieden. Wird vom 2ten und 3ten untern Schneidezahn angekaut. — Der 3te ist einspitzig, die Spitze nach aussen und nach unten gebogen, gleichfalls viereckig an der Basis. Statt der inneren Hügel trägt er einen wulstigen Schmelzrand, die Wurzel hat auf der Vorderseite eine Rinne. Diese 3 Zähne stehen in Einer Linie nebeneinander, 1 und 2 vor dem *foramen incisivum*, 3 nimmt so viel Platz ein, als 1 und 2 miteinander. Bei alten Individuen fallen die Zähne leicht aus und gehört es wirklich zu den grössten Seltenheiten, die Schneidezähne noch im Kiefer steckend anzutreffen.

b) Die 2 Eckzähne oder Hauer überragen mit ihrer 35—40 Mm. langen Krone die übrige Zahnreihe. Mit der Wurzel werden sie 120 Mm. lang, am dicksten Theil 40 breit. Die convexe Seite der Wurzel ist nach innen, die concave nach aussen gerichtet. An der Krone ist das kleine von den Schmelz-Kanten eingefasste Feld nach innen gestellt. Die Ankauung greift den Zahn auf der Vorderseite der Krone an durch die Hinterseite des untern Eckzahns. Selten und erst bei sehr starker Abnutzung nimmt der 3te untere Schneidezahn an einer seitlichen Ankauung an der Basis der Krone noch Theil. — Neben dieser Form starker, kräftiger Eckzähne finden sich Individuen mit nur 96 Mm. langen und 22—25 breiten Zähnen. Es sind die schlankere Formen, der Zahn erscheint spitziger, die Zahnmasse härter und fester, indem sie weniger Brüche und Abnutzung zeigen als die der dicken Form.

c) 6 Backenzähne. Der 1te misst 20 Mm. in der Länge, 16 in der Breite, (der grösste 22 und 19), ist zweiwurzlig und dreispitzig. Der vordere von der ersten Wurzel getragene Höcker ist der grösste, die hintere breitere Wurzel trägt 2 kleinere Höcker, unter denen wiederum der innere kleiner und niederer ist als der äussere. An der Basis des letzteren heftet sich ein Schmelzrand an, der wohl auch noch zu einem weiteren Höcker sich ausbildet. Man nimmt mit Recht an, dass in diesen Formen der Höcker ein Hauptmoment zur Unterscheidung der Arten liege.

Dem Eisbären z. B. fehlt er durchaus. — Der 2te, 27 lang, 20 breit, (der grösste 30 und 23), ist dreiwurzlig, eine breite Wurzel nach innen, 2 lange schmälere aussen, an der hinteren äusseren Wurzel wuchert gerne noch eine 4te Wurzel aus. An der Aussenseite sitzen auf den 2 Wurzeln 2 Haupthöcker mit 2 Nebenhöckern. Bedeutend niederer zieht sich auf der Innen-Seite eine Reihe von 3 und 4 Höckern hin. — Der 3te 46 lang, 23 breit, (der längste 50), ist von der Zusammensetzung und Beschaffenheit des 2ten Backenzahns mit einem hintern Ansatz von Schmelzwarzen, die unregelmässig zu einzelnen Höckern ansteigen. Zu 2 breiten Hauptwurzeln kommt eine noch breitere dritte, manchmal eine vierte, zwischen denen bei alten Exemplaren noch einzelne Nebenwurzeln sich einschieben. — Der Zahnwechsel im Oberkiefer ging gleichen Schritts mit dem im Unterkiefer vor sich, wenigstens zeigt ein Stück Oberkiefer den 2ten Backenzahn bereits ausgebildet und ausgewachsen, während der 3te noch in der *pulpa* sitzt, der 1ste aber nur einige Millimeter mit seiner höchsten Spitze herausschaut. Der Eckzahn ist an diesem Stück noch ganz versteckt im Kiefer. Zugleich sieht man noch die Alveolen des Milchlückenzahns und Milchbeckzahns.

3) Der Unterkiefer. Es liegen gegen 400 Unterkiefer vor, von fötalen oder kaum geborenen Individuen an bis zu uralten, die nur noch abgenützte Zahnstummel im Kiefer zeigen. Anschliessend an die Messungen Nordmann's (a. a. Ort p. 11) folgen hier gleichfalls übersichtliche Maasse von 12 Individuen, die je nach Alter und Form verschieden sind. Ebenso, ja mehr noch als an den Schädeln treten an den Unterkiefern 2 Formen hervor, eine starkknochige mit dicken, massigen Eckzähnen und breiten Backenzähnen und eine schlanke Form mit spitzen, schärferen Zähnen.

Nach der Analogie der lebenden Bären wird man wohl nicht irren, die grosse und breite Schädelform mit den starken Hauern den männlichen Individuen zuzuschreiben, während die schlanke Form mit den spitzen, härteren Zähnen dem weiblichen Geschlecht eigenthümlich wäre.

Vergleichende Maasse von Unterkiefern des *U. spelæus*.

Vom äusseren Rand des Gelenkkopfs zum Vorderrand des Eckzahns.	Vom äusseren Rand des Gelenkkopfs zum Hinterrand des letzten Backenzahns.	Kieferhöhe am Hinterrand des letzten Backenzahns.	Kieferhöhe am Vorderrand des ersten Backenzahns.	Länge der Backenzahnreihe.	Abstand des Eckzahns vom ersten Backenzahne.	Axenlänge des Gelenkkopfes.	
90	—	20	—	52	—	—	Junges Individuum mit Milchzähnen.
150	30	30	35	75	—	—	Junges Individ. mit ausbrechendem 2ten Backenzahn.
190	45	30	45	95	25	30	Junges Individ. mit ausbrechendem 1ten Backenzahn.
215	50	40	50	110	27	40	Junges Individ. mit ausbrechendem letzten Backenzahn.
230	70	52	55	100	40	—	Junges Individuum mit vollendetem Zahnwechsel.
320	125	80	62	105	68	65?	Ausgewachsenes Individ. mit starken Zähnen.
280	110	70	60	90	60	—	Dessgl. mit schlanken Eckzähnen.
310	120	80	75	110	50	75	Dessgl. mit starken Eckzähnen.
290	110	70	65	102	60	65	Altes Individ. mit schlanken Eckzähnen.
350	145	88	78	108	70	80	Dessgl. mit starken Eckzähnen.
355	152	92	80	110	75	100	Sehr altes Individuum.
355	155	85	72	115	70	—	Dessgl.

a) Die 6 Schneidezähne des Unterkiefers kamen zwar einigemale noch in den Alveolen steckend vor, etwas häufiger als die oberen, was seinen Grund wohl darin haben mag, dass ihre Wurzel von gedrückterer Form leichter in der Alveole haftete, als die cylindrischen Wurzeln der oberen Schneidezähne. Fast alle aber gehören alten Thieren an und sind die Zahnkronen auf eine Weise abgenützt, dass man von der ursprünglichen Form wenig mehr sieht. Frisch ist der erste Schneidezahn einspitzig, mit kleinem seitlichen Höcker, am 2ten wächst

es in der Regel so böse nicht, und sind keineswegs geneigt, Barrikaden zu errichten. Sie reden nur zuweilen etwas zu laut von Dingen, die sie nicht verstehen, oder doch nicht hinreichend überlegt haben, und nehmen Vernunft an, wenn man vernünftig mit ihnen redet. Wir hoffen daher, indem wir im Folgenden die hauptsächlichen Verschiedenheiten zwischen der alten und revidirten Städteordnung besprechen, sie selbst zu überzeugen, daß die Regierung durch die Publikation der letzteren keinen Rückschritt gethan habe. Hier kommt in Betrachtung:

1) Das Statut. Die alte Städteordnung giebt §. 49 dem Statute bloß die Bestimmung, Privilegien und Concessionen und früher bereits abgefaßte Beschlüsse und sonstige Verfassungen, in so weit sie den Bestimmungen des Gesetzes nicht widersprechen, in das Statut aufzunehmen. Bei näherer Prüfung der Sache weiß man nun allerdings nicht, was in das Statut kommen soll, da nach der jetzigen Gesetzgebung von Privilegien nicht weiter viel die Rede seyn kann, und sonst alle Einzelnheiten im Gesetze sehr detaillirt bestimmt sind. Daher soll auch in keiner einzigen Stadt der alten Monarchie ein Statut zu Stande gekommen seyn.

Die revidirte Städteordnung dagegen schreibt hinsichtlich mehrerer Gegenstände, z. B. der Zahl der Stadtverordneten, der Befähigung zur Stimmfähigkeit und Wählbarkeit ꝛc. nur gewisse Gränzen vor, unter und über welche nicht hinausgegangen werden darf. Innerhalb dieser Grenzen läßt sie den Gemeinden freie Bewegung, ordnet aber an, daß zu Vermeidung aller Zweifel die genauere Bestimmung durch das Statut erfolgen müsse, welches von der Staatsbehörde zu bestätigen ist und nur unter Genehmigung derselben wieder abgeändert werden kann. Hiemit ist also die Freiheit der Bürgerschaften, ihre innere Einrichtung ganz nach den individuellen Bedürfnissen des Orts zu treffen, vermehrt worden. Man hat aber auch an die Möglichkeit gedacht, daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse die eine oder andere Bestimmung des Gesetzes irgendwo nicht wohl ausführbar seyn, daß z. B. die Zahl der befähigten Bürger eines Orts nicht groß genug seyn könne, um zwei bürgerschaftliche Kollegien, den Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung mit der vorgeschriebenen Anzahl von Mitgliedern und mit Rücksicht auf den nothwendigen

der Höcker an, dass man den Zahn auch zweispitzig nennen könnte, der 3te wird geradezu dreispitzig, indem seitlich der grossen mittleren Spitze 2 Nebenspitzen erwachsen. Die Wurzel ist bei allen eine viel gedrücktere, denn im Oberkiefer. Eigenthümlich ist, dass die Alveolen nicht in Einer Reihe stehen, sondern die des 2ten Schneidezahns hinter den des ersten und 3ten zu stehen kommt.

b) Die 2 Eckzähne oder Hauer weisen gleichfalls auf 2 Formen hin. Der grösste Hauer ist 125 Mm. lang, am Bogen gemessen 150, dick 40. Er bildet eine doppelte Kurve, indem die Wurzel sich von unten nach oben krümmt, die Krone von aussen nach innen. An der Art der Abnützung vermag man sie sogleich von den Eckzähnen des Oberkiefers zu unterscheiden, indem ihre Aussenseite von dem oberen Eckzahn angeschliffen wird, während ihre Innenseite mit dem 3ten obern Schneidezahn in Reibung tritt. — Die kleine Form wird 95 Mm. lang, 25 dick. Auch diese Zähne erscheinen härter und massiver, als die starken Zähne, indem sie im Allgemeinen weniger angeschliffen sind. Eigenthümliche Ankauungen lassen sich an denselben dann und wann beobachten, kreisförmige Kauflächen an der äusseren Basis der Krone, die nur durch die Einwirkung der oberen Schneidezähne erklärt werden können.

c) Unter den 8 Backenzähnen legt man auf den ersten das meiste Gewicht zur Unterscheidung des Höhlenbären von jeder anderen Art. Er hat auf der Vorderseite aussen eine starke, scharfe Spitze, während gegenüber auf der Innenseite 2 kleinere Doppel-Hügel sitzen. Der 4te Hügel ist auf der hintern Aussenseite. Letzterer verschwindet wohl auch ganz. Charakteristisch bleibt immer der starke vordere Hügel: statt der inneren, vorderen Doppel-Hügel sieht man einigemal nur Einen Hügel, der aber gleichfalls viel kleiner bleibt, als der vordere äussere. Vergleicht man diesen Zahn mit dem entsprechenden ersten oberen, so ist er der umgekehrte obere. Er ist zweiwurzlig, wie auch der 2te Backenzahn. Die vordere Wurzel trägt 2 äussere Höcker und 3 innere Schmelzwarzen, die hintere Wurzel einen äusseren Haupt-Höcker und 2 innere kleinere. Der gleichfalls zweiwurz-

lige dritte Backenzahn zeigt im Grunde keine besonders hervorspringende Höcker mehr, er ist vielmehr aus einer Menge kleinerer Schmelzwarzen zusammengesetzt, die mehr oder minder sich zu Spitzen gestalten. Im Durchschnitt ist er 30 Mm. lang und 20 breit. Der 4te Backenzahn, ursprünglich auch zweiwurzlig, bekommt im Alter eine starke verwachsene Wurzel und gleicht im Bau vollständig dem 3ten. Durchschnittlich misst er 28 und 20 Mm.

Noch bleibt übrig über die

Milchzähne, den Zahnwechsel und die Lückenzähne Einiges zu sagen. So reich auch das vorhandene Material an Kiefern, so selten fanden wir Stücke, in welchen die Milchzähne nicht ausgefallen gewesen wären. Doch ist jedenfalls genug Anhaltspunkt an den Alveolen vorhanden, um Milchzahngebiss und Zahnwechsel zu erkennen. An einigen Duzend Unterkiefern sieht man die Alveolen des Milchzahngebisses, nehmlich 3 Alveolen für die Schneidezähne, 1 für den Eckzahn, 2 bis 3 für Lückenzähne und 3 für den 3wurzligen Milchbackenzahn. Die Milchschneidezähne und Lückenzähne fand ich nicht. Dagegen ist mehrmals der Milcheckzahn zu treffen, 25 Mm. lang, stark gebogen, sieht etwa einem Fuchszahn gleich, der Milchbackenzahn ist nur Einmal vorhanden und ganz eigenthümlich. Er ist ein vielhöckeriger Zahn, an welchem 6 Spitzen gezählt werden können, 3 vordere, 3 hintere, unter welchen je die innere Spitze die Hauptspitze bildet und die 2 aussen gelegenen überragt, die 3 vorderen Höcker sind durchweg grösser und höher als die hinteren. An jenem Stücke ist der Milcheckzahn durchgebrochen und seiner Farbe nach und seiner Glättung zu urtheilen bereits im Gebrauch, während der Backenzahn noch halb versteckt im Kiefer steckt und nur die vordere Hauptspitze herausstreckt. Hart hinter dem Milchbackenzahn ist eine länglichte Spalte im Kiefer, durch die man an den meisten Exemplaren den erstmals ausbrechenden permanenten 2ten Backenzahn in der *pulpa* liegen sieht. Dieser ist der erste permanente Zahn, der überhaupt erscheint und in Benutzung tritt, nach ihm bricht der 3te Backenzahn aus, hierauf der erste, der an die Stelle des Milchbackenzahns zu stehen

kommt. In 4ter Linie kommen der Eckzahn und der letzte Backenzahn, und zuletzt die Schneidezähne. An dem jungen $3^1/_2$ monatl. Bären aus Werner's zoologischem Garten ist das Milchgebiss vollständig vorhanden, nehmlich 3 Schneidezähne, der erste ist aber nicht stärker als eine gewöhnliche Stecknadel, 1 Eckzahn, auf der einen Seite 2, auf der andern 3 Lückenzähne und der mehrspitzige Backenzahn. Die Kieferstücke des Hohlensteins von muthmasslich ähnlichem Alter weichen somit von der Zahnungsweise des braunen Bären nicht ab. — Was schliesslich die Lückenzähne anbelangt, so gilt vollständig was v. Nordmann auf Grund der umsichtigsten Prüfung ausspricht, auch für die Bären des Hohlensteins: Es ist ihr Auftreten ein durchaus unregelmässiges, zufälliges, und kann nicht als specifisches Merkmal angesehen worden, wie Gervais möchte. Es lassen sich an mehreren ausgewachsenen, selbst alten Unter- wie Oberkiefern einzelstehende einwurzlige, stiftförmige Zähnchen oder ihre Alveolarlöcher beobachten, wobei jedoch Niemand in den Sinn kommen wird, bei der Zufälligkeit ihres Auftretens an den sonst ganz übereinstimmenden Schädeln irgend Werth auf sie zu legen.

Es bleibt von den Knochen des Kopfes nur noch übrig, einige Worte über das Zungenbein zu sagen. Anschliessend an 2 vollständige noch durch ihre Bände zusammenhängenden Apparate junger Bären lassen sich die mehrfach gefundenen einzelnen Beine deuten. Das Zungenbein besteht aus 9 Knochen, 4 paarigen und einem unpaarigen, der unpaarige (*basis*) verbindet als queerliegend die Bänder, welche das 3te und 4te Paar zusammenhalten. Das erste Paar am *processus mastoideus* befestigt bilden 2 flache nach innen gebogene Knochen, die scharfe Seite ist nach innen und aussen gekehrt. Das nächste Paar, länger als das erste, hat den Knochen nach aussen gebogen und sind die scharfen Seiten nach oben und unten gewendet. Die Bänder, welche das 3te kürzeste Knochenpaar an das 2te heften, machen nunmehr ein Knie und schlagen somit das dritte Paar zurück, seine Stellung ist wie die des 2ten Paars. Die queerliegende Basis liegt wieder flach auf, während das letzte 4te Paar *(cornua posteriora)* an Form, Stellung und Grösse dem 2ten Paar nahe treten. Am

kenntlichsten sind unter den vorderen Hörnern die Knochen des ersten Paars, von diesen fanden sich mehrere vor in einer Länge von 70—80 Mm.; andere verdicken sich keulenförmig an ihrem Ende. Der Basal-Knochen des Zungenbeins oder das kurze 3te Paar wurde beim Ausgraben wohl übersehen: wenigstens fand sich kein Stück von ihnen.

II. Die Knochen des Stammes.

Von ihnen liegen mehrere Tausend Stücke vor. Wenn auch ihre Zurechtelegung gerade zu der angenehmsten Arbeit nicht gehörte, so fanden sich doch bald an den Wirbeln gewisse Eigenthümlichkeiten, dass man mit steigendem Interesse sie verglich und ihnen ihre Stellung in der Wirbel-Säule anwies. Nur die Rippen sind von indifferentem Werth. Die Maasse der Wirbel stimmen vollständig zu den bei den Schädeln gemachten Erfahrungen, dass die grössten bis jetzt bekannten Dimensionen von Höhlenbären im Hohlenstein zu treffen sind. Wir gehen sie in Kürze durch.

1) Die Halswirbel. v. Nordmann hatte bislang den grössten *atlas* beschrieben von 234 Mm., unser grösster misst um 8 Millimeter weiter. Er ist 242 breit, 85 lang im Körper, die vordere Oeffnung zum *occiput* misst 100, die hintere zum *epistropheus* 92. Andere Exemplare von 230 Breite, messen 95 und 85. Die kleinsten von 180 Breite 84 und 75. Die Flügel des Wirbels sind vollständig abgerundet, ohne irgend eine Protuberanz, ebenso die Gelenkfläche zum *epistropheus* ohne Spur der flügelförmigen Verlängerung, welche die Skelette des braunen Bären zeigen. Die *arteria vertebralis* tritt aus dem Gehirn durch ein Foramen an den obern Bögen in einen *sinus*, von dem aus sie den Bogen nach unten durchbricht, um jedoch alsbald von der Unterseite weg am Körper des Atlas sich nach hinten zu wenden und bei dem 2ten Wirbel an der Basis der oberen Bögen zwischen diesen und dem Queerfortsatz hindurch zu gehen. Am *epistropheus* bildet der obere Bogen ein förmliches Dach mit spitzem First, das sich über der Markröhre wölbt. Der Wirbel-Körper articulirt mit dem *atlas* in einer grossen gewölbten Fläche unter dem *processus odontoideus*. Die Queerfortsätze ragen nach hinten

und schlägt sich deren Ende etwas herauf, wodurch sie ein gedoppeltes Aussehen bekommen. Die Fläche zum 3ten Wirbel ist schwach concav. Die übrigen 5 Halswirbel haben unter sich grosse Aehnlichkeit; ein wenig Uebung, die einzelnen der Reihe nach zu sortiren, lässt bald die Merkmale erkennen, welche jeden an seinen Ort stellen. Als kurzes Resultat kann aufgestellt werden: 1) Die Dornfortsätze werden von Wirbel 3 zu 7 immer höher, so zwar, dass der *processus spinosus* der dritten kaum 20 Mm. unter dem Dach des *epistropheus* hervor sich erhebt, während der 7te bis zu 60 Mm. hoch wird. 2) Die Gelenkfortsätze haben auf ihrer oberen Fläche eine Knochenprotuberanz, die von Wirbel 3 zu 7 stetig abnimmt und am 7ten ganz verschwindet. 3) Die Queerfortsätze, welche die *arteriae vertebralis* an ihrer Basis durchlassen, werden vom *epistropheus* an stärker und gabeliger, so zwar, dass die untere Gabel mehr nach hinten greift, als die vordere. 4) Das *foramen arteria vertebralis* wird von 2—7 immer grösser und weiter. 5) Die Wirbel-Körper nehmen an Stärke zu, die am Grund der Körper angedeutete V förmige Knochenleiste verschwindet gegen Wirbel 7 mehr und mehr.

2) Die 14 Brustwirbel. Der erste vermittelt nach seiner ganzen Form Hals- und Brustwirbel. Die vorderen Gelenkfortsätze stehen noch weit auseinander, um mit denen des letzten Halswirbels zu articuliren, die hinteren rücken näher zusammen. Die Gabeläste der Queerfortsätze einigen sich wieder zu Einem Körper, tragen jedoch kein *tuberculum* der Rippe, dagegen nimmt der Wirbelkörper in einem Ausschnitt am hintern Ende bereits das *capitulum* der ersten Rippe auf. Ein vollständiger Dornfortsatz misst schon 75 Mm. Ein Stück liegt vor, an welchem die Vertebral-Arterie noch den Queerfortsatz durchbricht, wie an den Halswirbeln.

Der Körper des 2ten Brustwirbels ist weniger breit, als der des ersten, der Dornfortsatz misst 120 Mm. Man kennt auch diesen Wirbel noch leicht daran, dass die beiden Queerfortsätze nur vorne mit den Gelenkfortsätzen des 1sten Wirbels articuliren, die hinteren Gelenkflächen dagegen am Bogentheil unter der Basis der Dornfortsätze angebracht sind. Von jezt an sind die

Querfortsätze als Träger des *tuberculum costae* anzusehen. Die Körper der Wirbel werden immer kräftiger und haben je vorne und hinten unter dem Querfortsatz einen Gelenk-Ausschnitt, mit Ausnahme des 13ten Wirbels, der den Ausschnitt für die Aufnahme des Rippen-Kopfes nur vorne hat. Die Querfortsätze legen sich mehr und mehr in die Höhe und wird der Dornfortsatz stärker, aber auch liegender. Die Gelenkflächen sind vollständig an der Basis der Dornfortsätze und schiebt sich bei der immer schieferen Lage die Vorder-Basis des Dornfortsatzes unter das Hintertheil des vorangehenden hinunter. Der 14te Brustwirbel kann bereits als erster Lendenwirbel gelten. Er trägt zwar noch auf einer grossen die Hälfte des Körpers einnehmenden Gelenkfläche eine Rippe, darum fehlt ein Querfortsatz, dagegen bilden sich ausgezeichnete Gelenkfortsätze, die ein Ausrenken der Wirbel nahezu unmöglich machen. Seitlich sitzt nur noch ein kurzer schiefer Fortsatz, ebenso ist der Dornfortsatz kurz und stark. Die Körper der 6 Lendenwirbel werden zunehmend kräftiger und breiter und ebendamit die Querfortsätze, die von der Basis der Bögen ausgehen, länger und breiter. Die schiefen Fortsätze haben sich wieder zu vertikal gestellten Gelenkfortsätzen ausgebildet. Im Kreuzbein zählen wir gleichfalls 6 verwachsene Wirbel mit 5 Paaren *foramina sacralia*, zwischen dem 1sten und 2ten Wirbel sitzt noch ein kurzer Dornfortsatz, der allmälig verschwindet und schliesslich nur noch durch eine schwache Knochenleiste angedeutet ist. Die Angaben der Autoren über die Zahl der Kreuzwirbel bei *U. arctos* ist verschieden: Daubenton zählt 5, Blainville 6, Cuvier 7, Delbos 7. Die von letzterem bei Sentheim gefundenen Kreuzbeine stimmen mit den unsrigen. Specifisch wird sein, dass von den 6 Kreuzwirbeln 3 mit dem Darmbein verwachsen sind, am lebenden Bären nur 2. Ueber die wenigen Schwanzwirbel ist nichts zu sagen, ebenso wenig über die Rippen. Letztere haften mit Ausnahme der letzten 14ten mit 2 Flächen an den Wirbelkörpern. Nur die letzte stummelartige Rippe sitzt einfach mit grossem Gelenkkopf im Körper des 21. Wirbels. Die einzelnen Glieder des Brustbeins haben sich in grosser Anzahl gefunden, besonders häufig das

grosse *manubrium sterni*. Ein Knochen sei hier noch erwähnt, der bisher immerhin etwas selten war, das *os penis*, von dem über 30 Stücke ausgegraben wurden. Alle diese Ruthenknochen sind sehr ausgeprägt und übereinstimmend in ihrer Form. Der kleinste Knochen ist 155, der grösste 232 Mm. lang, Höhe 10 und 22, Dicke 5 und 15 an den Extremen. An der Basis des Knochens bemerkt man einen ausgesprochenen Muskel-Ansatz, der zu beiden Seiten ziemlich nach vorne greift. Der Knochen ist schwach vorwärts gekrümmt und flach bis zum Vorder-Ende, das unter dem *penis* stack. Auf der Rückenseite des Knochens ziehen von dem Vorderende zur Basis 2 markirte Seitenfurchen hin, wodurch der Querschnitt des Knochens in der Mitte vollkommen 3eckig wird. Ganz verschieden ist der Ruthenknochen des braunen Bären, den wir erst kürzlich an einem ½jährigen Individuum zu untersuchen Gelegenheit hatten.

III. Die Knochen der Extremitäten.

A. Vorderfuss. Unter allen Knochen haben die Schulterblätter *(scapula)* am meisten Noth gelitten, deren über 100 vorliegen. Der dünne Knochen ist in den meisten Fällen gebrochen, die Ränder sind unvollkommen. Namentlich sind die Knochen junger Thiere alle defekt, je älter, desto fester wurde die Knochensubstanz der *scapula*. Bei einem der grössten Exemplare sind die Maasse: Länge der *spina* und des *acromion* 385. Breite an der Gelenkfläche und dem Rabenschnabel 100. Abstand des *acromion* vom Unterrand der Gelenkfläche 98. Höchste Breite der *scapula* 290. Der Vorderrand des Schulterblattes ist nicht gerade, wie bei dem braunen Bären, sondern merklich abgerundet, worin ein Hauptunterschied des Höhlenbären liegt, auf den namentlich v. Nordmann aufmerksam macht. Der gewaltigste Knochen am ganzen Bären-Skelett ist der Oberarm-Knochen *(humerus)*, von dem 150 Stücke ausgegraben wurden. Schon die Knochen der kleinsten und jüngsten Thiere, die nur fingerlang sind, zeichnen sich durch relative Stärke aus. Die grössten Exemplare werden 460 Mm. lang, die kleinere Form misst 430. Die Breite am *capitulum* ist entsprechend 110 und 85, am Unterende

145 u. 130. Der Durchmesser des Knochens in der Mitte 70 u. 60. Ellenbogen (*ulna*) wurden 130 gefunden. Die grössten messen 400 Mm., das durchschnittliche Längenmaass ist 380. An einzelnen Stücken fällt eine Stärke des Knochens über dem Unterende auf, die bei gewöhnlicher Länge von 30 zu 45 schwankt. Es wiederholt sich die so oft schon berührte Differenz zwischen schlanken und starkknochigen Thieren, die ohne Zweifel in sexuellen Verhältnissen begründet ist. Von Spaichen (*radius*) ist eine ähnliche Zahl vorhanden, wie von Ellenbogen. Die mittlere Länge beträgt 330 Mm., die Stärke am Unterende 85. Der grösste *radius* misst 340 bei nur 85 Breite. Letzteres Maass schwankt am meisten, sofern Individuen von nur 330 Mm. Länge eine bedeutendere Stärke zeigen, indem sie 90 Mm. Durchmesser erhalten. Der Kopf des *radius* zeigt auf seiner Innenseite die halbzirkelförmige, convexe Fläche, welche in die Concavität der *ulna* passt. Das Bein ist bis zu der Hälfte seiner Länge voll Tuberositäten zur Insertion von Muskeln und Bändern. Von der untern kreisförmigen Gelenkfläche zur *ulna* springt noch ein Dorn hervor.

Unter den Carpal-Knochen ist der grösste: 1) Das *scaphoideum* 65 Mm. lang, 60 breit. An der Aussenseite, welche den starken hinteren Knorren trägt, articuliren nach unten *multangulum majus et minus*, in der vertieften Mitte das *capitatum*, an der Innenseite hinten *triquetrum*, vorne *hamatum*. Die grosse obere convexe Fläche, welche mit dem *radius* articulirt, bot Spielraum genug zur Drehung. 2) Das *triquetrum* ist in der Mitte gemessen 40 Mm. lang und breit; vorne trägt es die *ulna* und hinten das *pisiforme* und wird getragen vom *hamatum*. Auf der Innenseite nimmt es noch an der Articulation des Daumens Theil, auf der Aussenseite stösst es mit einer kleinen Fläche an das *scaphoideum*. 3) *Os pisiforme* sitzt auf der Hinterseite des *triquetrum* fest und hilft in seiner halbmondförmigen Pfanne die *ulna* tragen. Seine Stellung und Form macht es dem *calcaneus* sehr ähnlich, wie denn der ganze Bau von Hand und Fuss viel Gemeinsames haben. 4) *Os capitatum* ist 38 lang, 32 hoch, 23 breit. Mit seinem oberen, hinteren Gelenkkopf fest in das

scaphoideum eingefügt, articuliren mit ihm die 3 mittleren Finger, der mittlere ganz, die seitlichen theilweise. 5) *Os hamatum* 40 Mm. breit, 35 hoch, trägt den 5ten Finger ganz und den 4ten theilweise. 6) *Os multangulum* entging leidiger Weise der Aufmerksamkeit beim Ausgraben und kann nichts darüber gesagt werden, so wenig als über die Sesambeine, die nicht wohl unterzubringen sind. Dagegen sind die *metacarpen* aufs beste und zahlreichste erhalten. Der Daumen durchschnittlich 65—66 lang, oben 28 breit, 23—28 dick. Ein starker seitlicher Höcker verdickt das Obertheil des Fingers, zum Ansatz an das *os majus* dient eine einfache, schwach gekrümmte Fläche. Eine Ansatzfläche zum Zeigefinger ist kaum angedeutet und stunden beide Finger nur am obersten Rand mit einander in Berührung. Die Aehnlichkeit des Daumens mit dem grossen Zehen ist der Art, dass sie leicht zu verwechseln sind. Nur an der Dicke und Grösse, nicht aber an der Form und den Gelenkflächen kann das Glied vom entsprechenden am Fusse unterschieden werden. Der 2te Finger, 80—82 lang, oben 22 breit, 31 dick, hat auf der Daumen-Seite vorne eine kleine abgerundete Ansatzfläche, zum Mittelfinger eine grosse gebrochne, seitliche Fläche, während der Oberrand und eine kleine hintere Fläche sich an das *os capitatum* anschliesst. Der Mittelfinger ist 86 lang, 24 breit, 34 dick, articulirt auf einer schiefen Fläche mit dem *multangulum*. Der 4te Finger, 95 lang, 25 breit, 35 dick, hat eine länglichte, concave Ansatzfläche zum *hamatum*, an der auch das *capitatum* hinten noch einen kleinen Antheil hat. Auf beiden Seiten sind in der Nähe der *Epiphyse* starke Gruben für Muskel-Insertion. Der 5te Finger, 87 lang, 35 breit, 36 dick, ist der stärkste Finger der Hand, voll Gruben für Muskel-Insertion. Zum 4ten Finger weisen 2 dreieckige Haftflächen, eine grosse von hinten nach vorne herabgreifende für das *hamatum* und eine kleine obere für *triquetrum*. Hinten beobachtet man eine deutliche Fläche für ein Sesambein. Ueber die Phalangen kann nichts Erhebliches bemerkt werden.

B) Hinterfuss. Es hat, wie es scheint, noch Niemand so vollständige Becken zur Untersuchung gehabt, als solche aus

dem Hohlenstein vor uns liegen, sonst hätten die vielen gründlichen und scharfsichtigen Arbeiten, die über den Höhlenbären existiren, auf die grossen Unterschiede aufmerksam gemacht, die zwischen dem Becken des *Ursus arctos* und *spelæus* existiren: 1) Beim Kreuzbein sahen wir schon, dass bei *arctos* 2 Kreuzwirbel, bei *spelæus* 3 mit dem Darmbein verwachsen, worauf Delbos aufmerksam macht. 2) Das ganze Becken ist bei *U. arctos* breiter als lang, bei *U. spelæus* umgekehrt, länger als breit. Bei dem Skelett unseres ausgewachsenen *U. arctos* ist das Maass vom Vorderrand des *ilium* zum *tuber ischii* 280, während der Abstand der Aussenränder beider Darmbeine 300 beträgt, ein kleineres Skelett eines jungen Bären weist 200 Länge bei 210 Breite auf. Ganz anders bei *U. spelæus.* Ein vollständig erhaltenes Becken eines grossen Exemplars ist 440 lang, gleichfalls gemessen vom Vorderrand des Darmbeins zum Sitzknorren, während der Abstand der beiden Darmbeine 380 beträgt, ein kleineres Exemplar misst 420 Länge, 350 Breite. 3) Hiemit hängt das Grössen-Verhältniss von Darmbein und Sitzbein zusammen, bei *U. spelæus* ist es 21 : 18 (von den Rändern zur Mitte der Pfanne gemessen), bei *U. arctos* 17 : 9. Hienach war bei dem Höhlenbären das Sitzbein, beim braunen Bären das Darmbein ausgebildeter. Der Durchmesser des Beckens über der Pfanne beträgt bei unserem *U. arctos* 130, bei denen des Hohlensteins 190, bei dem grössten Exemplar 200, was abermals auf eine verhältnissmässig grössere Breite des *arctos*-Beckens hinweist. Der Durchmesser der Pfanne ist beim *U. spelæus* 65—70, die *apertura pelvis* ist 110 hoch, 95 breit und bestätigt dieses Verhältniss nur, was auch vom Braunen gilt, dass ihm Schwangerschaften und Geburten bei den geringen Dimensionen der Jungen wenig zu schaffen machten. Das Schenkelbein *(femur)*, von dem wir gegen 200 Stücke besitzen, ist etwas länger als das Oberarmbein, aber um vieles schlanker und dünner, trotzdem macht es noch gehörig den Eindruck von Stärke und Kraft. Das gewöhnliche Maass ist 460 Mm. Länge, unser grösstes Stück misst 490. Breite des Unter-Endes zur *tibia* 115, des Ober-Endes zwischen *trochanter* und *caput femoris* 125. Durchmesser des *caput* 65. Von derselben

Wechsel zu blicken; daß die Requisiten des äußern, zu Stimm- und Wahlfähigkeit erforderlichen Wohlstandes noch für manchen Ort zu hoch gestellt seyn möchten. Deshalb hat die revidirte Städteordnung auch gestattet, Abweichungen vom Gesetze, sofern dergleichen nach der Eigenthümlichkeit einzelner Städte nöthig befunden werden, in das Statut aufzunehmen. Dergleichen Abweichungen bedürfen aber landesherrlicher Genehmigung. Da nun solche nur auf Antrag der Gemeinden selbst statt finden, so ist auch hierdurch die Freiheit der Städte erweitert worden.

2) Die Klassifikation der Städte. Die alte Städteordnung stellt drei Klassen von Städten auf. Je nachdem ihre Bevölkerung über oder unter 3500 oder 10,000 Seelen beträgt, gehören sie zu den kleinen, mittlern oder großen. Nach diesem Unterschiede ist auch die Zahl der Stadtverordneten und der Magistrats-Mitglieder normirt. Bei strenger Ausführung des Gesetzes müßte in einer Stadt, welche sich zeither, weil ihre Bevölkerung nur 3499 Seelen betrug, mit 24 Stadtverordneten begnügt hatte, weil in der Nacht vor dem Wahltage ein Kind geboren worden, die Zahl der Vertreter auf 36 erhöht, auch der Magistrat um einige Mitglieder verstärkt werden. Der Unterschied ist folglich nicht praktisch und daher in der Praxis nicht festgehalten worden. Die Wichtigkeit einer Stadt und die Nothwendigkeit eines mehr oder minder zahlreichen Verwaltungs-Personals ist minder durch die Zahl der Einwohner, als durch den Umstand des Handels und Gewerbes, des Gemeinde-Vermögens und der zu erfüllenden Verpflichtungen, der der Stadt eigenthümlichen Stiftungen ꝛc. bedingt, daher im Voraus die Zahl der nothwendigen Verwaltungsbeamten und Vertreter nicht bestimmt werden kann. Dies berücksichtigend, hat die revidirte Städteordnung den Städten Freiheit gelassen, innerhalb der Zahlen 9 und 60 die Anzahl ihrer Vertreter zu bestimmen, auch hinsichtlich des Magistrats nur festgesetzt, daß er außer dem Bürgermeister wenigstens drei Mitglieder, besoldete oder unbesoldete, haben müsse, um ein Kollegium zu bilden. Auch hierdurch ist die Freiheit der Städte, ihre innern Einrichtungen ganz nach ihrer Eigenthümlichkeit zu treffen, vermehrt worden.

3) Das Bürgerrecht. Nach der alten Städteordnung besteht das Bürgerrecht in der Befugniß, städtische Gewerbe zu betreiben und Grundstücke im Stadtbezirke zu besitzen. Hiernach

Grösse sind die Schenkelbeine, die Cuvier und Schmerling kennen, die Odessabären Nordmann's sind etwas kürzer (Nordmann p. 83). Die *femur* von Sentheim messen nach Delbos bei einer oberen Breite von 110, einer unteren von 90 Mm. Solche Grössen gehören im Hohlenstein zu den kleinsten Formen. Das Verhältniss von *femur* und *humerus* ist bei dem pyrenäischen Bären nach Delbos wie 31 : 26, beim russischen Bären nach unsern Skeletten 35 : 31, beim Höhlenbären des Hohlensteins dürfte als durchschnittlich gelten 46 : 44. Vom Schienbein *(tibia)* liegen gegen 150 Stücke vor, die kleinsten messen 300, die grössten 326 Mm., an dem Ober-Ende 105 und 120, am Unter-Ende 80 und 95. Seltener sind die Wadenbeine *(fibula)* gefunden worden, offenbar weil sie als dünne, schlanke Knochen leicht zerbrochen und übersehen wurden. Doch liegen gegen 80 Stücke vor. Die durchschnittliche Länge beträgt 276 Mm,, das längste 282, das kürzeste 260. Der Durchmesser am Ober-Ende 37—39, am Unter-Ende 31—33, in der Mitte 17—18. Die *fibula* von Nerubaj messen durchschnittlich 247. Was Nordmann über diese sagt, gilt auch von den unsrigen, mit *U. arctos* verglichen ist das Wadenbein des *U. spelæus* viel dicker, gekrümmter und zum Unter-Ende gewundener. Unter den *Tarsus*-Knochen ist das Fersenbein das grösste, es ist 116 Mm. lang und 88 breit. Das *sustentaculum calcanei* misst 35. Der *astragalus* ist 75 breit über der Rolle gemessen, über dem *caput tali* 62. Am *scaphoideum* ist bei Einem Exemplar hinter der *tuberositas* eine Gelenkfläche für ein Sesambein zu beobachten, welches das *sustentaculum calcanei* mit dem *scaphoideum* verband. Das *cuboideum* ist ein wahres Würfelbein, das 43 und 40 Mm. misst. Es ist nur durch die *Metatarsal*-Gelenkfläche schief abgestutzt. Nach Nordmann soll hinter dem *sulcus* ein grosses Sesambein den Höcker des Würfelbeins mit dem kleinen Zehen verbinden. Eine Fläche beobachtet man an unsern Stücken nicht. Die *cuneiforme*-Beine wurden sehr selten gefunden. Das 2te *cuneiforme* ist etwas breiter, als das von Nerubaj, das Nordmann beschreibt. Unter den *Metatarsen* ist der des grossen Zehens der kürzeste. Er misst 55 Mm. Mit seiner gekrümmten Fläche articulirt er zu *cuneiforme primum.*

Der äussere Höcker hat hinten eine etwas undeutliche Gelenkfläche für ein Sesambein. Am dicken Ober-Ende ist er 24 Mm. breit. Eine seitliche Gelenkfläche zum 2ten Zehen ist gar nicht zu sehen, und steht so der grosse Zehen noch mehr als der Daumen von den übrigen Zehen ab. Der 2te Zehen ist 72 lang, nur 15 breit, dagegen an der oberen Gelenkfläche 30 Mm. breit, von vorne nach hinten gemessen. Diese obere Gelenkfläche ist eine doppelte, die eine Hälfte weist zu *cuneiforme secundum*, die andere zum 3ten *metatarsus*, mit dem der zweite enge verbunden ist. Der dritte Zehen ist 75 Mm. lang, 20 und 32 breit. Eine grosse schief nach aussen führende Fläche schliesst an *cuneiforme tertium* an, mit einer schmalen Fläche berührt er den 2ten, und mit 2 durch eine Ligament-Grube getrennten Flächen den 4ten Zehen. Der 4te Zehen ist 90 Mm. lang, 24 und 34 breit. Die obere Fläche stösst an das *cuboideum*, 2 Flächen, eine grössere convexe und eine kleinere concave, an den 3ten Zehen; auf der Seite des letzten Zehen ist eine tiefliegende Grube angebracht, in welcher eine grosse länglichte Gelenkfläche liegt, nach hinten eine kleinere höher liegende. An dem hintern Höcker sieht man eine deutliche Reibung durch ein Sesambein. Der fünfte Zehen ist der längste, 96 Mm. lang, 35 und 32 breit. Der Grube im 4ten Finger entsprechend articulirten hier 2 Flächen, ein länglichter schief stehender Höcker und eine kleine runde Fläche. Die Ansatzfläche am *cuboideum* ist klein, schliesslich erbreitert sich der Kopf stark nach aussen, wodurch diess Glied vor allen kenntlich wird. Die Gesammtbreite der *metatarsal*-Glieder ist 114 Mm. Die Ansatzfläche von 3, 4, 5 liegt in Einer Linie, der 2te überragt wegen des zurücktretenden *cuneiforme secundum* diese Linie um einige Millimeter und seitlich von ihm schliesst sich ohne Zusammenhang die grosse Zehe an. Ueber den 1sten und 2ten Phalangen, sowie über das Nagelglied ist nichts Besonderes zu sagen.* Unter den Sesambeinen des Hinterfusses fand sich

* Vergleicht man den ganzen Fuss des Höhlenbären mit dem des Braunen, so findet man eine verhältnissmässig viel grössere Breite als Länge. Es gilt dasselbe wohl auch von der Hand, aber verhältnissmässig ist es beim Fuss noch mehr der Fall.

das grosse Sesambein der Kniescheibe sehr häufig. Das grösste misst 80 Mm. in der Länge, 52 in der Breite und 35 in der Dicke. In ihrem je nach dem nach rechts und links gezogenen Oval gleicht sie dem Sesambein des lebenden Bären.

Aus den mehreren Tausend Bärenknochen des Hohlensteins, welche, wie oben bemerkt, so frisch und gesund sind, dass sie ohne Schwierigkeit gebohrt und mittelst Drähten an einander gefügt werden können, wurden die am besten zusammenpassenden Knochen ausgesucht und Ein Individium zusammengesetzt, das, wenn auch nicht tadellos vollständig, doch ein leidliches Ganzes vorstellt. Als Gesammtlänge des Thiers ergab sich 2,491 Meter oder 8'7"5"' württb. Maass, denkt man sich dazu Zwischen-Knorpel, Muskeln, Haut und Pelz, so erhalten wir reichlich 10 württb. Fuss lange Individuen. Als Höhe des Vorderfusses ergiebt sich von der Basis des *pisiforme* zum Oberrand der *scapula* 1,01. Darüber reichen noch handhoch die Dornfortsätze der Brustwirbel hinaus, so dass wir reichlich 4 württb. Fuss Höhe erhalten und mit Muskel und Pelz eine Höhe von 4½ Fuss zwischen den Schulterblättern anzunehmen berechtigt sind. Die Gesammtlänge unseres ausgewachsenen russischen Bären-Skeletts beträgt nur 1,680, d. h. zwei Dritttheile des Höhlenbären, seine Höhe 0,800.

Schliesslich noch einige Worte über kranke und verletzte Knochen. Es ist wohl selbstverständlich, dass unter einer so grossen Anzahl von Knochen eine Reihe Abnormitäten, Altersdegenerationen und dgl. sich finden. Von solchen sei nicht die Rede, nur von einigen Fällen, die sozusagen ein palaeochirurgisches Interesse haben. Zu diesem Ende führe ich das Gutachten eines befreundeten Arztes, des Herrn Dr. Hölder, hier an, der die Gefälligkeit hatte, von seinem Standpunkt aus das Material der kranken und missbildeten Knochen durchzugehen.

A. Krankheiten. 1) Stück des rechten Oberkiefers. Am fehlenden 2ten Backenzahn war eine ächte Zahnfistel, in Folge der der Alveolarfortsatz eine in die Mundhöhle führende und eine 2te grössere mit der Nasenhöhle in Verbindung stehende Kloake zeigt. Die Zahnhöhle ist durch *caries* erweitert und der ganze Knochen in weiterer Umgebung porös *(osteoporosis)*. 2) Schä-

delstück. Am rechten Jochbein ist eine hühnereigrosse Knochengeschwulst, am Unterrand des Jochbeins beginnend und auf den *proc. zygomaticus* übergreifend. Wie der Durchschnitt beweist, ist es kein *callus*, die Hülle bildet vielmehr eine sklerosirte Schale und ein aus feinmaschigem, spongiösem Gewebe bestehendes Centrum. In der Umgebung der Geschwulst ist der Knochen porös, die Gefässfurchen auf der Oberfläche tiefer und entwickelter, und einzelne zarte Osteophyten vorhanden. Alle Theile der Knochenneubildung sind vollkommen organisirt und mit dem übrigen Knochen verschmolzen, nirgends eine Spur von Necrose oder Caries. 3) Das Zehen-Ende eines *metatarsus*-Knochens, kariös, mit reichlicher, weit poröser Osteophytenbildung und zerstörter Gelenkfläche. 4) An einer Reihe von Wirbeln, namentlich dem ersten Brustwirbel, beobachtet man reichliche Osteophytenbildung, einfach die Folgen von Knochenablagerung am Ansatze der Wirbelbänder im hohen Alter; ebenso vielfach an Kiefern Resorbtion des Knochens aus demselben Grund.

B. Verletzungen. 1) Ein sehr schöner mit nur geringer Verschiebung und Verkürzung geheilter Schiefbruch einer falschen Rippe. Der *callus* ist beinahe ganz glatt und vollkommen zurückgebildet. Er bestand viele Jahre vor dem Tod des Bären. 2) Rippenbruch so ziemlich in der Mitte der Rippe: das hintere Bruchstück nach aussen und oben verschoben. Der Bruch ist ziemlich senkrecht, aber zackig; der *callus* ist noch sehr uneben porös, bestand höchstens einige Jahre vor dem Tod. 3) Bruch der *fibula* in ihrem oberen Drittheil unter der Gelenks-Verbindung mit der *tibia*, der *callus* unregelmässig mit einem grossen Loch für den Durchgang von Gefässen und Nerven. Derselbe ist sehr alt. 4) Ein ähnlicher *fibula*-Bruch. Der *callus* ist neueren Datums, noch uneben und porös, die Verschiebung ist in beiden Fällen unbedeutend. 5) Nicht consolidirter Querbruch des *radius* in der Nähe des Handgelenkes. *Caries* mit Osteophytenbildung an beiden Bruch-Enden, die Markhöhle geöffnet und die spongiöse Substanz gleichfalls kariös. Im Leben entsprach demselben bedeutende Anschwellung des Gelenks und Fistelöffnungen. Der Bruch war wahrscheinlich von Anfang an mit einer Wunde verbunden. 6) Split-

terbruch des *humerus*, bei welchem gleichfalls kein *callus* sich bildete, wahrscheinlich weil auch hier gleichzeitig mit dem Bruch eine äussere Wunde vorhanden war. Die Bruchstücke sind kariös mit dicken Schichten warziger Osteophyten auch in der Markhöhle bedeckt. An dem obersten Bruchstück ist die Fläche eines falschen Gelenkes sichtbar. Der zum Theil enormen Mächtigkeit der Osteophyten nach, bestand der Eiterungsprocess wohl sehr lange und wird wohl jedenfalls den Tod des Alten herbeigeführt haben durch Erschöpfung der Kräfte in Folge der Schmerzen und der profusen Eiterung, sowie durch die Unmöglichkeit auf Raub auszugehen.

Das Gesagte genüge! Es lässt uns einen Blick werfen auf die Kämpfe des Bären, um seine Existenz zu einer Zeit, da er noch im Paradiese lebte, denn sein Erbfeind, der Mensch, existirte noch nicht an der Lone. Wer dem Höhlenbären aller Wahrscheinlichkeit nach am meisten Rippen einschlug und Knochen zerschmetterte, war das Pferd. Mit den Bärenknochen kamen Pferdsknochen am häufigsten vor, auf 98% Bärenknochen kommt 1% *Equus*, von welchem Zähne, Kieferstücke, Fusswurzelknochen und Phalangen vorliegen. Diese Reste zeigen durchaus nichts Eigenthümliches, daran sie von lebenden Pferden unterschieden werden könnten, und tragen theilweise noch deutliche Spuren, wie die Zähne der Bären an ihnen gearbeitet hatten. Es kann fast keinem Zweifel unterliegen, dass wir in den Pferdsresten die Reste der Raubzüge des Bären haben. Nicht anders kann man auch die vielen Geweihstücke von *Cervus alces* ansehen, dessgleichen Fussknochen und Unterkieferstücke von *Cervus*, die nicht mehr näher zu bestimmen sind, ebenso Kieferstücke und Fussknochen von Ochs, Ziege und Schaf. Den grössten Werth für die Beurtheilung der geologischen Zeit hat offenbar die ausgegrabene linke *tibia* von *Elephas*, die zwar stark mitgenommen ist, die *Epiphyse* verloren hat, aber zweifellos einem Mammuth angehörte. Das fragliche Schienbein ist zwar kaum etwas grösser, als an unserem Skelett des indischen Elephanten; es war demnach wohl kein altes Thier, an das der Bär sich wagte und dessen zerfleischten Reste schliesslich zum Hohlenstein hereingezerrt worden sind.

Mammuthe ähnlicher Grösse, ja selbst noch kleinere fanden sich auch zu Canstadt bei der letztmaligen Ausgrabung in der Winterhalde zusammen mit Unterkiefern und Zähnen von *Ursus spelæus*, nur war dies Verhältniss des Vorkommens das umgekehrte, dort kam 1 Bär auf 100 Mammuthe, hier ein Mammuth auf 100 Bären.

Unter solchen Umständen wird es gerechtfertigt sein, dem Hohlenstein den Namen einer ausschliesslichen Bärenhöhle zu geben, als Jahrhunderte, besser vielleicht Jahrtausende langer Behausung des *Ursus spelæus*. Darauf weist die Glättung und Polirung der Felsenwände hin, einmal da wo am Eingang zur ersten Halle der Schlupf sich verengte und ferner rings an den Wänden der Hallen 1 bis 2 Fuss über dem jetzigen Boden der Höhle. Vom Dach der Höhle hängen nur an wenigen besonders feuchten Orten Tropfsteine nieder, sonst findet keine Auskleidung der Höhle mit Kalksinter und Tropfstein statt; wo der weisse Jura als das Muttergestein der Höhle am Dach oder an den Wänden untersucht wird, zeigt er die bekannte Erosions-Erscheinung dieses Gesteins, es ist durchnagt und zerfressen, wie z. B. Marmor von Salzsäure angegriffen wird. 2 Fuss über dem Boden aber werden die Wände glatt, und wo in der Tiefe der Lehm von der Felswand abgegraben wird, zeigt sich constant diese Glättung. Bei genauer Untersuchung ist es jedoch weniger eine Polirung des Jurafelsen, dass etwa dessen Unebenheiten abgeschliffen wären auf Eine Fläche: vielmehr findet eine Ausfüllung der kleinen Unebenheiten mit papierdicken gelblichen Schalen statt, die kein kohlensaurer Kalk sind, vielmehr als fest aufgetragene, eingeriebene Lehmschichten betrachtet werden müssen, als eine Arbeit des Bären, der seinen schmutzigen Pelz an den Wänden rieb.

Die Resultate der Ausgrabungen im Hohlenstein und der Untersuchung der Knochen lassen sich in wenigen Sätzen kurz zusammenstellen.

1) Vom 1. Jahrhundert vor Christus bis zum 4. Jahrhundert nach Christus war der Hohlenstein mehrmals von Menschen bewohnt, beziehungsweise als Zufluchts-Stätte in Kriegszeiten benützt.

2) Die Menschen- und Bären-Reste haben wohl den Ort, nicht aber die Zeit mit einander gemein.

3) Die Bären-Reste gehören sämmtlich nur Einer Art an, dem *Ursus spelæus* Bl.

4) *Ursus spelæus* kann mit lebenden Arten nicht zusammengestellt werden, denn die beobachteten Unterschiede in der Zahl der Zähne, Gestalt des 1sten und 3ten Backenzahns, Form des *frontale*, *temporale*, *occiput*, Zahl der Kreuzbein-Wirbel, Gestalt des Beckens, Stellung des Daumens, Breite des Fusses u. s. w. müssen als wesentlich und spezifisch angesehen werden.

5) Die Bären bewohnten lange Zeiten hindurch ausschliesslich den Hohlenstein.

6) Die Thiere, auf die sie Jagd machten, waren: Mammuth, Pferd, Ochse, Elenn, Hirsch, Schaf.

Beiträge zur württembergischen Flora.

Von Dr. R. Finckh in Urach.

Seit meinem letzten Bericht im XVII. Jahrgang, S. 350 u. ff. dieser Hefte sind folgende neue Pflanzen und Standorte zu meiner Kenntniss gelangt.

Auf der Alp, und zwar auf dem Hundsrücken, O.A. Balingen fand zu Anfang Juli vor. J. Herr *Pharmaceut* Harz eine nicht nur für die württembergische, sondern für die deutsche Flora neue Pflanze, den *Orobus alpestris W. K.* unter Buchen mit *Thesium montanum*. Diese dem *Orobus albus L.* ziemlich ähnliche Pflanze kommt sonst in Ungarn und Kroatien vor. Es ist zu wünschen, dass heuer vollständigere, namentlich Fruchtexemplare eingesendet werden, um die Diagnose dieser, übrigens wie es scheint richtig bestimmten Pflanze ausser allen Zweifel zu setzen. Da ich sie weder im Herbar besitze, noch das Kupferwerk von Waldstein und Kitaibel *(Plantae rar. Hungariae)* mir zu Gebot steht, so überlasse ich es unserem verehrten Herrn von Martens, sich bei Gelegenheit weiter über diesen Fund zu äussern.

An Muschelkalkfelsen bei Aistaig O.A. Sulz fand Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier die *Crepis foetida L.*, welche, wie das bei Wasseralfingen vorkommende *Atriplex latifolium* Wahlbg., von den Verfassern der württ. Flora zu den Pflanzen gerechnet wurde, die blos in den tieferen Gegenden des Landes vorkommen sollen.

Auf Schutt am Weg von Ebingen nach Biz fand im August vor. J. Herr Revierförster von Entress das *Xanthium spinosum*, das damals auch von Herrn O.-J.-Rath Gmelin, und zwar

neben *X. strumarium* auf mit Wollabfall gedüngtem Land am Bothnanger Weg bei Stuttgart gefunden wurde.

Auf einer sumpfigen Wiese bei Sanct Johann fand ich im vor. J. *Galium uliginosum L.* und auf Hohen-Urach eine armblüthige Varietät des *Hieracium umbellatum* mit unten ästigem Stengel und sternförmig behaarten Blüthenstielen und Hüllblättchen.

Herr Forstassistent Schiler fand im Staatswald Hochwald bei Altensteig *Corallorhiza innata R. Br.;* im Staatswald Schanzhard bei Spielberg O.A. Nagold *Listera cordata R. Br.;* am Katzenkopf *Mulgedium alpinum D. C.*

Die Flora des Unterlands betreffend, so fand Herr Oberjustizrath W. Gmelin *Plantago arenaria W. K.* in einem Weinbergsweg des Bopser bei Stuttgart; *Cerastium brachypetalum Desp.* am Hasenberg; *Montia minor Gm.* auf feuchten Aeckern bei der Solitude; *Atriplex latifolium* Wahlbg. bei Stuttgart und bei Maulbronn; *Heleocharis ovata Br.* und Juncus *obtusiflorus Ehrh.* bei Maulbronn; *Poa fertilis Host.* an der Tauber bei Mergentheim.

Am Sulzerrain bei Cannstatt fand Herr Revierförster von Entress *Potentilla cinerea Chaix.*, und in Weinbergen bei Stuttgart fand Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier die *Crepis pulchra L.*

Aus der Flora des Jaxtkreises trage ich hier nach als Zusatz zu meinem Bericht im V. Jahrgang dieser Hefte: *Oenanthe fistulosa L.* bei der Aumühle O.A. Ellwangen und *Asperugo procumbens L.* an Kalkfelsen bei Hofen O.A. Neresheim (Frickhinger).

Ich führe hier noch eine Mittheilung des Herrn O.-J.-Raths Gmelin an, wornach bei Criesbach im Kocherthal eine ganz gesunde *Tilia parvifolia Ehrh.* sich findet, deren Stamm mindestens 30′ im Umfang hat. Sonst pflegt die *T. grandifolia* solche Giganten hervorzubringen.

In Oberschwaben fand Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier, und zwar im Gehölz der Iller bei Wiblingen die *Angelica montana* Schleicher, die Koch in seiner Synopsis als eigene Art aufführt, die jedoch nur eine Varietät von *A. sylvestris* ist mit herablaufenden Fiederblättchen.

Von Kryptogamen fand ich in hiesiger Gegend die *Ulothrix valida Naeg.*, eine sehr hübsche und seltene Faden-Alge mit *Cladophora insignis Kütz.* und *Ulothrix inaequalis Kütz.* in dem Springbrunnen eines Gartens bei Urach, der aus der Erms sein Wasser erhält; ferner *Tetraspora natans Kütz.* im Bassin bei Güterstein und *Oscillaria limosa β) uncinata Kütz.* im Schwimmbassin bei Urach. Die *Tetraspora natans* wurde seither auch von Herrn Apotheker Valet bei Schussenried gefunden. Derselbe fand in Wassergräben am Lindenweiher bei Unter-Essendorf die *Euactis chrysocoma* Kütz.

Von Moosen fand Herr Dr. Hegelmaier bei Rottweil *Distichium capillaceum* Br. & S.; *Gümbelia crinita Hampe* bei Tuttlingen und *Gümbelia orbicularis* H. bei Ulm.

April 1862.

muß also Jeder, der ein Gewerbe anfangen oder ein Grundstück erwerben will, vorher das Bürgerrecht gewinnen. Mit dieser Erwerbung ist aber, nach alter Gewohnheit, eine mehr oder minder bedeutende, hin und wieder bis zu dreißig Thalern ansteigende Abgabe verbunden, welche einem jungen Bürger, dessen Geldkräfte schon durch die zur Niederlassung und zum Gewerbsbetriebe erforderlichen Anschaffungen aufgewandten Kosten erschöpft sind, zur ungelegensten Zeit kommt, und Manchen an der Niederlassung selbst hindert. Der Tagelöhner einer kleinen Stadt, in welcher eine niedrige, aus Holz und Lehm erbaute Hütte in der Vorstadt oft für einen geringen Preis zu haben ist, wäre durch seine Ersparniß in den Stand gesetzt, vermittelst des Ankaufs einer solchen sich selbst und seiner Familie ein bleibendes Unterkommen zu verschaffen, und in dem damit verbundenen kleinen Garten seine Kartoffeln zu erbauen. Aber er muß es unterlassen, so sehr auch der Erwerb seine Existenz sicherer und behaglicher machen würde, weil er neben den Kosten der Erwerbung nicht auch noch die für das Bürgerrecht aufbringen kann.

Die revidirte Städteordnung hat, um diese Nachtheile zu beseitigen, den Anfang des Gewerbes und die Erwerbung eines Grundstücks von der Gewinnung des Bürgerrechts unabhängig gemacht. Weil aber, der altdeutschen Einrichtung gemäß, nur Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt Theil zu nehmen haben, hat sie diejenigen, deren Gewerbe nach der Abschätzung ihrer Mitbürger zu ihrer selbstständigen Erhaltung einen ausreichenden Ertrag gewährt, so wie diejenigen, welche ein nicht ganz unbedeutendes Grundstück erworben haben, verpflichtet, nachträglich Bürger zu werden. Den Betrag innerhalb der festgesetzten Grenzen zu bestimmen, hat sie ebenfalls den Stadtgemeinden überlassen.

4) Stimmfähigkeit und Wählbarkeit. Man hat in allen Staaten, in welchen den Communen in irgend einer Beziehung ein Wahlrecht, und den Gewählten eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten zusteht, dafür gesorgt, daß die Armen von Stimm- und Wahlfähigkeit möglichst ausgeschlossen seyen. Das französische Municipal-Gesetz vom 21. März 1831 gesteht nur den meistbesteuerten Bürgern das Wahlrecht zu, und ernennt, ohne Rücksicht auf Steuer-Entrichtung, die in den Gemeinden sich aufhaltenden Beamten und Gelehrten zu Wählern, nicht nur um

8. Die Streitberger Schwammlager und ihre Foraminiferen-Einschlüsse.

Von Bergmeister Gümbel in München.

Mit Taf. III. und IV.

Seit der interessanten Entdeckung zahlreicher Foraminiferen-Arten im Lias der Umgegend von Metz durch Terquem* und in gleichalterigen Schichten von Göttingen durch Bornemann** war es wohl nicht länger mehr zweifelhaft, dass auch in den mächtigen Meeresablagerungen der oberen jurassischen Formationen Foraminiferen in zahlreicheren Arten, als sie bis dahin bekannt waren, nicht fehlen könnten, und dass die Lücke sicher verschwinden werde, welche bisher in unserer Kenntniss dieser microscopischen Thierformen aus Schichtengliedern mitten zwischen foraminiferenreichen Gebilden (Lias und Kreidegestein) unausgefüllt geblieben waren.

Nach d'Orbigny's Prodrome waren diesem 1850 im Ganzen aus den oberen jurassischen Formationen (Dogger und Jura im engeren Sinne) 18 Arten und mit Weglassung zweifelhafter Genera nur 15 Arten bekannt. Davon treffen nur 4 resp. 3 auf die eigentlichen Juraschichten und in diesen blos auf das d'Orbigny'sche Corallien.

Davon scheint d'Orbigny 1825 zuerst aus dem Grossoolith von Ranville mehrere Arten beobachtet zu haben, denen sich 1839 einige von J. A. Roemer entdeckte Formen aus den Schichten

---

* Terquem: recherches sur les foraminif. du lias, mémoire de l'acad. impér. de Metz 1858 und 2te Abth. 1862.

** Bornemann: Lias von Göttingen; Inaugural-Abh. Berlin 1854.

des *Ammonites Murchisonae* von Wrisbergholzen zugesellten. 1843 bis 1847 vervollständigte d'Orbigny die Reihe der Dogger Foraminiferenspecies durch neue Arten von Ranville und aus den obern Bathschichten von Aisne.

Noch 1846 lässt es d'Orbigny unentschieden, ob er die Armuth der obersten Juraschichten an Foraminiferen dem Umstande zuschreiben soll, dass solche Thierformen zu jener Zeit nicht existirt, oder dass sie bei Umbildung der Niederschläge in festes Gestein zerstört wurden.*

Diese Kenntniss oberjurassischer Arten scheint sich bis 1854 nicht erweitert zu haben, weil Reuss** sich auf Erwähnung der d'Orbigny'schen Juraarten beschränkt, ohne neuere Funde auch nur anzudeuten, indem er bemerkt: „Die äusserst geringe Anzahl von Foraminiferenarten im Jura, einer Formation, die den daran so reichen Kreidegebilden im Alter unmittelbar vorangeht und sich einer so bedeutenden Verbreitung erfreut, wäre gewiss auffallend, wenn sie nicht wenigstens zum Theil in der grossen Seltenheit weicher, schlemmbarer Gesteine ihre natürliche Erklärung fände und durch künftige, sorgfältigere Forschung ohne Zweifel noch eine wesentliche Bereicherung erfahren würde."

Bronn gibt in seinen Entwicklungsgesetzen der org. Welt, welche auf die Erfahrungen bis zum Jahre 1850 sich stützen, in den jurassischen Schichten 15 Genera mit 34 Species von Polythalämien an, erwähnt weiter noch das Vorkommen zahlreicher Arten in dem mittleren Jura von Moskau.

Jones und Parker kennen 1860 bereits sehr zahlreiche Foraminiferspecies aus Oxord- und Kimmeridge-Mergel. Sie nennen darunter: Nodosarinen, Nubecularien, Trochaminen, Orthocerina, Polymorphinen und die Rotalia elegans, Bulimina und Textularia. Es ist nicht weiter bekannt, welche und wie viele Species in den englischen Juragebilden bisher gefunden wurden.

Soweit scheinen im Allgemeinen unsere Kenntnisse der oberen jurassischen Foraminiferen zu reichen.

---

* Foraminif. von Wien p. XXVII.

** Jahresbericht der Wetterau. Gesellsch. Hanau 1854 p. 74.

Was nun insbesondere die Juraschichten oberhalb der Stufe des *Ammonites macrocephalus, anceps* und *Athleta* (Kellowaystufe) insbesondere im schwäbisch-fränkischen Bezirke anbelangt, so ist in dieser Hinsicht Weniges in Bezug auf Foraminiferencinschlüsse weiter zu unserer Kenntniss gelangt. Selbst Quenstedt beschränkt sich in seinem Jura (1858 p. 671) da, wo er von den kleinen Sachen aus den Schwammschichten des weissen γ spricht, auf die Bemerkung: „selbst Foraminiferen glaubt man zu sehen."

Mein längerer unfreiwilliger Aufenthalt in dem Curorte Streitberg, jenem durch v. Münsters Aufsammlungen und Goldfuss Beschreibung so berühmt gewordenen Petrefactenfundorte, während des Sommers 1861 gab mir Veranlassung, die erwähnten v. Münster' Fundpunkte näher zu untersuchen. Hierbei war ich so glücklich, durch Schlämmen des die zahlreichen feinen Versteinerungen umschliessenden Mergels an Ort und Stelle zahlreiche Foraminiferen zu entdecken, deren Artenreichthum schon jetzt geeignet erscheint, die Aufmerksamkeit der Geognosten welche sich mit dem Studium der jurassischen Formationen in schwäbisch-fränkischem Bezirke befassen, auf diesen Gegenstand hinzulenken. Hierbei glaubte ich zugleich passende Veranlassung zu finden, über die geognostische Stellung der durch v. Münster und Goldfuss so bekannt gewordenen Streitberger Schichten, meine Beobachtungen mitzutheilen.

Die Schichten, in welchen bei Streitberg Foraminiferen vorkommen, bestehen aus einem grünlichgrauen krümmeligen Mergel, in dem bald mehr, bald weniger häufig Knollen von Kalk und Kalkmergel, oft die Schwämme und sonstigen org. Einschlüsse inkrustirend, eingestreut lagern, oder auch, wie meistentheils in den oberen Schichtenpartheien, zu geschlossenen Bänken mit zwischeneingeschlossenen Lagen weichen Mergels sich vereinigen.

Diese Schichtenstreifen knolligen Kalks bilden erst Bänke von 3—5' Mächtigkeit und schliessen fast gleichmächtige Mergelstreifen zwischen sich ein, werden jedoch nach oben immer mächtiger und gehen bei fast gänzlichem Verschwinden des Mergels zuletzt in mächtige Felsmassen über, welche hohe steile Wände bilden. Auch

in diesen Lagen ist die oolithische Struktur immer noch vorherrschend.

Als die unmittelbare Unterlage unter den grünlichgrauen Mergeln zeigt sich ein fahlgelblich grauer Thon mit grünen, nicht runden, sondern eckigen Körnchen und ein gelbweisser, oft mit röthlichgefärbten grösseren oolith-artigen Partieen ausgezeichneter Kalk, ebenfalls voll grüner Körnchen. Hier kommen fast ausschliesslich *Ammoniten* (*biplex*, *Lamberti*, *biarmatus*) und *Belemniten* vor, deren Oberfläche häufig mit einer grünlichen Substanz von talkähnlichem Aussehen überzogen sind. Auch fehlen rundliche Knollen von schwarzen Steinmergeln nicht, die aber auch noch tiefer nieder gehen und hier mit *Belemnites hastatus* (in Unzahl) in einem unverwittert tiefschwarzgefärbten Mergelthon liegen. Es sind diess die Grenzschichten zwischen braunem und weissem Jura, welche Quenstedt in seinem Jura den grünen Oolith der Lambertiregion (p. 518 u. 568) nennt und auch Oppel (Juraform. p. 521 u. 619) erwähnt. Ich selbst habe diese höchst characteristische, wenn auch nur gering mächtige Grenzschichte der weissen Kalke mit Glaucomitkörnchen und Ammonites biarmatus durch ganz Franken vom Hesselberg bis Regensburg verfolgen und nachweisen können.

Bei Streitberg steht diese Schicht im tiefen Grabenbache oberhalb der Mühle und unterhalb des Grabenschusters in einem Erdrutsch und östlich vom Reitzensteinhause auf der Viehweide unmittelbar oberhalb der Muggendorfer Strasse an. Unterhalb der Muschelquelle wurde sie am oberen Ende der Wiese aufgeschürft. Sie bildet der Lage nach, wie auch gemäss der Beschaffenheit, das unmittelbare Liegende der Schlammmergel, da in deren untersten Schichten noch grüne Körnchen eingesprengt sich finden. Diesen nach entspricht die Stellung der Schwammmergel dem Niveau des schwäbischen α. Das unterliegt keinem Zweifel, wenn man nur nach der Lagerung sein Urtheil fällt. Untersucht man aber die zahlreichen org. Einflüsse dieser Schwammmergel, so stimmt Alles so genau mit den feineren Sachen, die Quenstedt von gewissen Puncten des weissen γ anführt (Taf. 79, 80 u. 81), dass man an eine Identität der Schich-

tencomplexe von Streitberg in solchen Schwammmergeln mit jenen von der Lochen bei Balingen, von der Steige bei Weissenstein, an der Randenstrasse, am Böllart bei Zillhausen, von Gosheim und insbesondere auch von Birmensdorf in der Schweiz kaum zu zweifeln ist. Quenstedt stellt die meisten dieser Fundstellen mit Streitberg selbst auf den Horizont seines weissen γ (J. p. 602). Dem widerspricht die Lagerung entschieden. Liegt ja doch bei Streitberg das γ in ganz anderer mehr kalkigen Form auf weit höherem Horizonte. Wir hätten mithin einen jener Ausnahmsfälle vor uns, wo Lagerung und organische Einschlüsse nicht in Uebereinstimmung ständen!

Ein Blick auf die Tafeln, auf welchen die schwäbischen Sachen aus α und γ abgebildet sind, lehrt die nahe Verwandtschaft mancher Lagen beider Gebilde. Sie wird vermehrt durch das Vorkommen zahlreicher org. Ueberreste in den fränkischen Schwammmergeln, die sonst in den tiefsten Regionen des weissen Jura vorzukommen pflegen, so dass auch paläontologisch eine Annäherung der Schwammmergelfauna von Streitberg an das schwäbische α sich zu erkennen gibt. Genaue Untersuchungen haben diese Verhältnisse vollständig aufgehellt und eine Thatsache festgestellt, von der ich glaube, dass sie des allgemeinen Interesses werth sei.

Verfolgt man nämlich die Schammmergel von einem Punkte ihrer vollständigen Entwicklung an in ihrem Fortstreichen, so stösst man bald an Stellen, wo diese besondere Art von Mergelbildung ziemlich plötzlich aufhört und auf gleichem Horizonte Gesteine Platz greifen, welche durch den Mangel knolliger Struktur, durch ihre vollkommene Schichtung und ihre vorherrschend kalkige Beschaffenheit von der Natur der Schwammmergel abweichen. So sehen wir genau auf ein und demselben Horizonte über dem weissen Glaukonitkalk einerseits Schwammmergel, anderseits wohlgeschichtete graue Mergelkalke. Beide müssen, da von Abrutschungen etc. hier keine Rede sein kann, gleich alterige Gebilde sein, Entwicklungsformen desselben Niveau's, nur unter verschiedenen äussern Bedingungen entstanden. Es entsprechen sich aber nicht nur solche Bildungen an ganz benachbarten Orten von gleichem Niveau wie Grabenbach und die N. Fellern-

dorfer Leithen, sondern man kann ihr Nebeneinanderstellung und Uebergang im horizontalen Sinne auch an unmittelbar nebeneinander liegenden Punkten überblicken, wie am Reitzensteinhause gegen die rothe Leithe.

Die Schwammmergel von Streitberg sind demnach nur eine lokale Facies der Schichten vom Niveau der grauen wohlgeschichteten Kalkmergel, und es treten auf diese Weise zwei vielfach verschiedene, obwohl gleichalterige Faunen unmittelbar neben einander auf, welche im Fall sie an von einander entfernten Orten beobachtet würden, als über einander geordnet und ungleichalterig gelten würden. Diese Thatsache, welche sich in Franken öfters wieder findet, mag manche bisher unklare Schichtenverhältnisse, wo Lage und Fauna nicht in Einklang zu stehen schienen, aufhellen. Dass Aehnliches auch im schwäbischen Jura vorkomme, deutet auch Quenstedt dadurch an, dass er wiederholt von einem tieferen Herabgreifen einer Schichte in das Niveau einer andern spricht. Namentlich glaubt man in Schwaben annehmen zu sollen, dass die als γ Stufe angesprochene Schwammschicht einiger früher bezeichneter Orte unregelmässig im Horizonte von α oder β gelagert erscheine. Diese Abnormität hielt man für eine Folge von Abrutschungen der ursprünglich höher liegenden Schichten γ bis zum Niveau von α—β; sie ist aber in der That nur Folge einer Faciesbildung.

Eine ähnliche Verschiedenheit in der Entwicklung gleichalteriger Ablagerung hat Fraas* für die jüngsten Glieder der deutsch-französischen Jura's durch Nachweisung dreier gleichzeitig neben einander auftauchenden Faunen — Corallen-, Mollusken- und Vertebraten-Facies constatirt. Ein ähnliches Verhalten zeigen nun in tieferen Schichten die Streitbergermergel als Schwammfacies und die grauen wohlgeschichteten Kalkmergel als Mollusken-Facies.

Das Niveau aber, auf dem beide stehen, ist jenes unmittelbar über der glaukonitischen Kalkbank mit *Ammonites biarmatus*, d. h. derjenigen von $\dot{\alpha}$, oder vom oberen α mit Einschluss der tie-

---

* Jahrb. für Min. etc. von Leonh. und Bronn 1850 p. 171. 299.

feren Lagen von β. Für die Schwammmergel ist diess zwar paläontologisch schwer nachweisbar, weil ihre Fauna eine ganz eigenthümliche ist, welche in anderen bisher als α erkannten Lagen wenig Analogien darbietet. Doch fehlen Anklänge nicht. Wir erinnern nur an die kleinen verkiesten rostfarbigen Ammoniten, an *Asterias impressae*, *Belemnites pressulus* u. A. m. Auch die grauen Merkelkalke sind nicht genau dasselbe, was die schwäbischen Impressa-Thone; aber offenbar ihre Stellvertreter. Dann fehlt auch die ächte *Terebratula impressa* im Norden (am Hesselberge fand ich sie noch normal), so sind doch dieselben rostfarbigen Ammoniten da und der *Fucoides Hechingensis*. Dass die Schichten in Franken mehr kalkig als thonig sind, bewirkt eben die Eigenthümlichkeit ihrer vom schwäbischen etwas abweichenden Fauna.

Aber wenn man auch ganz absieht, von organischen Einschlüssen spricht die unmittelbare Auflagerung der Schwammschichten auf den weissen Glaukonitkalkschichten mit *Amm. biplex biarmatus, cordatus, Lamberti* neben *Belemnites hastatus*, ja sogar der deutliche Uebergang beider Schichten in einander klar und bestimmt für die Schichtenstellung der Schwammmergel im tiefsten Niveau des weissen Jura. Es wäre daher nicht nöthig, noch weiter zu bemerken, dass das normale γ Schwaben's, wie es im Schauergraben deutlich und in fortlaufend unmittelbar zu überblickenden Entblössungen sichtbar ist, viel höher und durch später zu beschreibende massige Kalke getrennt, in Form bröcklicher und hornsteinreicher Kalke auftritt. Dagegen ist eben so bestimmt zu erkennen, dass die von den bezeichneten Schlammmergeln umschlossenen org. Reste nicht rein den Charakter besitzen, wie ihn sonst das wohlgeschichtete α Schwabens beansprucht, viel mehr Formen auftauchen, die einem, nach schwäbischen Mustern zu sprechen, viel höheren Horizonte eigenthümlich zu sein pflegen. Diese Beobachtung verliert jedoch sofort den Schein einer besonders auffallenden Thatsache, wenn man sich erinnert, dass alle die unterschiedenen unteren Glieder des weissen Jura einer einzigen eng verbundenen Stufe angehören, deren Fauna in andern Provinzen des anglo-francogermanischen Jurareichs wenig

Differenzen bieten. Dass diese Differenz in Schwaben und Franken stellenweise stärker hervortritt, rührt zum Theil von dem Umstande her, dass hier die tieferen Schichten (α—β) meist in Form wohlgeschichteter Kalke und Kalkmergel ausgebildet sind, während die γ entsprechenden Lagen meist in der Entwicklungsweise der Schwamm-Korallenschichten vorkommen, mithin zu der Verschiedenheit, wie sie das ungleiche Niveau mit sich bringt, sich hier noch die Verschiedenheit gesellt, wie sie die abweichende Facies bewirkt. Wo dagegen, wie bei Streitberg und an verwandten Stellen, gleich vom tiefsten Gliede (α) an die Schwammentwicklungsweise anfängt und durch die ganzen Schichtenreihen bis über γ hinauf reicht, da müssen die Differenzen der Fauna geringer sein. Merkwürdig und höchst denkwürdig bleibt jedoch für die Streitberger Gegend die unmittelbare Nebeneinanderstellung der beiden Facies auf einem so kleinen Raume, welche auf eine Entfernung von Streitberg bis Muggendorf die beiden Facies dreimal neben einander auftauchen lässt.

Das Interesse, welche diese Verhältnisse an sich beanspruchen dürfen, dann aber die grosse Unsicherheit, welche bezüglich der von Goldfuss aus der Streitberger Gegend beschriebenen, organischen Resten, bezüglich der genauern Bezeichnung der Schichte, aus der sie stammen, herrscht, lassen es gerechtfertigt erscheinen, hier noch einige weiteren Bemerkungen beizusetzen, da ich Gelegenheit nahm, besonders in Bezug auf genaue Ermittlung des Horizontes, in welchen die Goldfuss-Münster'schen Species vorkommen, die Streitberger Gegend zu untersuchen.

Das Wiesenthal schneidet bei seiner Ausmündung in die fränkische Keuperfläche bei Forchheim noch tief in die bunten Mergel des obersten Trias ein. Oberhalb Reut und Wiesenthau beginnen die Liasschichten sich über den als Baustein häufig gewonnenen obersten Keupersandstein in wenig mächtiger, höchst kümmerlicher Entwicklung zu lagern. Bei Kirchehrenbach und Unter-Weilersbach tauchen die obersten Schichten des Keupers unter die Thalsohle unter, ihnen folgt schon unterhalb Pretzfeld der Lias, so dass bereits an der Strasse vor Pretzfeld kleine Mergelgruben in an Versteinerungen reichen Opalinusthon des

Dogger's — Münster'schen Fundstelle — eingegraben sind. Von da an nehmen bis Streitberg die tieferen Theile der Thalgehänge den Eisensandstein des Doggers, die höheren Theile und die Bergfläche wie schon von Högelstein und der Ehrenbürg an, Jurakalk ein. Zwischen beiden, greifen die theils kalkigen, theils mergeligen eisenoolitische Gesteine des obern Doggers meist nicht über 10 Fuss mächtig, Platz. Im Dorfe Streitberg und gegenüber oberhalb N. Fellerndorf reicht der Eisensandstein noch über 50′ hoch an dem Gehänge hinauf. Hier zieht quer zum Hauptthale von Westen her der Grabenbach oder Schauergraben im Dorfe Streitberg herab, ihm gegenüber erhebt sich die N. Fellerndorfer Leithe; erstere erschliesst im sog. Schauerloch die reichste Fundstelle der ersten tiefsten Schwammmergel, während an der N. Fellerndorfer Leithe in gleichem Niveau die wohlgeschichteten grauen Mergelkalke in einen künstlich ausgeführten Schurfgraben unmittelbar über den Ornatenthonen und der glaukonitischen Kalkbank blossgelegt wurden. Im Schauerloch ist diese Grenze nicht so scharf aufgeschlossen; doch stehen im Graben an der Mühle die schwarzen Ornatenthone an, höher bei dem Grabenschuster, die glaukonitischen Kalke und 2—3′ höher hinauf die Schwammmergel. Noch weit interressanter sind die wenn auch spärlichen Aufschlüsse an der Muggendorfer Strasse zwischen dem Reitzensteinhause und unter der rothen Leithe. Hier sind kleine Gruben in verschiedenem Niveau angelegt; in den untersten stehen die gelblich verwitterten Mergeln mit schwarzen Steinmergelkugeln und übergehend in weisse Kalke mit Glauconitkörnchen und voll *Amm. biarmatus biplex*, und *Belemnites bastatus* an. Darüber folgt nun gegen das Reitzensteinhaus und die Muschelquelle zu unmittelbar die Schwammfacies des Schauerlochs, gegen die rothe Leithe dagegen eben so unmittelbar graue mergelige Kalke und zahlreiche schieferige Mergelzwischenlagen, wie sie bei N. Fellerndorf gefunden werden, und zwar sowohl topisch wie geognostisch in gleichem Horizonte mit den Schlammmergeln. Wie in dieser unteren Schichtenreihe, so geht nun auch höher die Verschiedenheit der Entwicklung nach den beiden Facies weiter fort.

Für beide soll ein vollständiges Profil mit den organischen Einschlüssen, die ich fand, aufgezeichet werden.

A) Schwammfacies

Das Profil ist genommen aus dem Einschnitte des Schauergrabens aufwärts bis zur Leinleitener Höhe.

A [1]) Streitberger Schammschichten bestehend aus graugrünlich gefärbten Mergeln mit knolligen oolitischen Kalklagern, welche sich gegen oben verstärken und ganze Schichtenbänke bilden; 36′ mächtig; die Fauna der tiefern und höhern Schichten ist nicht verschieden. Doch sollen die bei dem Reitzensteinhause ausschliesslich in den tiefsten Lagen unmittelbar über dem Glauconitkalke gefundenen Reste vorerst isolirt aufgezählt werden. Diese sind:

Ammonites biplex, A. convolutus, A. lingulatus, A. canaliculatus, A. serratus; Belemnites hastatus, B. pressulus; Ostrea gregaria, Pecten cornutus, P. subpunctatus, P. textorius albus; Aucella impressae; Nucula spec.; Terebratula bisuffarcinata, T. senticosa alba, T. trilobaides, T. loricata, T. nucleata, coarctata alba; T. cf. impressa, T. gutta, T. orpis, Cidaris coronata, C. filograna; Dysaster granulatus, Echinus nodulosus, Eugeniacrinites Hoferi, E. caryophyll. Sphaerites tabulatus; Pentacrinus subteres; Ceriopora striata; Cellepora orbiculata; Tetrapora suevica;* Schwämme spärlich, Foraminiferen reichlich. Im Schauerloch sammelte ich selbst folgende Species aus den tiefsten Lagen; *Ammonites biplex, convolutus, complanatus, dentatus, Eugeni d'Orb., falcula, flexuosus, lingulatus, Reineckianus* und *serratus; Aptychus* Gruppen des *lamellosus* und *laevis; Belemnites pressulus, hastatus, cf. excentralis*; *Ostrea gregaria, Spondylus tenuistriatus, Cucullaea concinna, Astarte spec.; Pecten subtextorius* Mü., *subpunctatus; Posidonomia cf. ornatae, Isoarca texata; Aucella impressae; Nucula spec.,*

---

* Die Quenstedt'schen und Goldfuss'schen Bezeichnungen sind meist, um Missdeutungen zu vermeiden, unverändert gelassen worden; um die Münster'sche Funde besonders kenntlich zu machen, dieselben mit durchschossener Cursivschrift gedruckt.

eine größere Intelligenz in die Wahlverſammlung zu bringen, ſondern augenſcheinlich auch, um der Regierung einen Einfluß auf die Wahlen zu ſichern. Welche Anſprüche man in England hinſichtlich des Wohlſtandes derjenigen aufſtellt, welche an den Municipalwahlen Theil nehmen ſollen, iſt aus den öffentlichen Verhandlungen bekannt; und dieſe Anſprüche ſind durch die Natur der Sache ſehr wohl begründet. Der Mangel iſt ein ſchlechter Pädagog, wenn es auf intellectuelle und moraliſche Ausbildung ankommt, und erzieht diejenigen, auf welche er ſeinen Einfluß ausübt, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, zum rohen und ſittenloſen Pöbel, welcher beim Umſturze nur zu gewinnen hat, welchem man daher die Erhaltung und weitere Ausbildung des Beſtehenden vernünftigerweiſe nicht anvertrauen kann. Und wenn dieſe Klaſſe auch wirklich geiſtig und ſittlich zur Theilnahme geeigenſchaftet wäre — wie ſoll derjenige, der, wenn er heut nicht arbeitet, morgen ſich ſelbſt und die Seinigen nicht ſättigen kann, ſeine Zeit zu halben und ganzen Tagen darauf verwenden, in den Wahlverſammlungen, und, wenn er auch wählbar iſt, in der Verſammlung der Stadtverordneten zu erſcheinen? Man wird daher in allen Fällen bei den Wählern und Wählbaren einen gewiſſen Grad des Wohlſtandes vorausſetzen müſſen, wenn man nicht ſehr unerwünſchte Reſultate herbeiführen will.

Hieran hat man in Preußen bei Entwerfung der alten Städteordnung zu wenig gedacht, was ſich nicht nur aus dem Drange und der Eile, mit welcher die Geſetzgebung ſeiner Zeit vorſchreiten mußte, ſondern auch aus dem Zwecke, das ganze Volk zu erheben und in dieſer Erhebung dem Staate neue Kraft zu verſchaffen, hinreichend erläutert. Nach dieſem Geſetze iſt jeder Grundbeſitzer ohne Ausnahme ſtimmfähig und wählbar, wenn er auch nur eine jener verfallenen Lehmhütten beſitzt, die in kleinen Städten oft für wenige Thaler zu erlangen ſind. Unangeſeſſene Bürger haben daſſelbe Recht, wenn ſie in Städten bis zu 10,000 Einwohnern ein Einkommen von 150 Thlr., in größern von 200 Thlr. beziehen, womit in den größten eine Taglöhnerfamilie eben auskommen kann.

Alle unangenehmen Erſcheinungen, welche im Verfolg des Geſetzes im Einzelnen hervorgetreten ſind und den Gegnern deſſelben Veranlaſſung gegeben haben, die ganze Inſtitution für verwerflich zu erklären, haben ihren Grund in der zu weiten Ausdehnung des

Trochus cinctus; Thecidea antiqua, Crania bipartita, porosa; Terebratula bisuffarcinata typisch, dann eine grosse *insignis* ähnliche Form, *T. nucleata, gutta, orbis, aff. lagenalis, pectunculus, Kurri, loricata, senticosa alba, Rhynchonella lacunosa* fast typische Form, mit einem langen Schnabel und dichotomen Rippen, *R. triloboides, aff. Qu.* Jur t. 74 Fig. 15 und t. 78. f. 32; *Serpula planorbiformis, cingulata, spiralis, gordialis, capitata, limata, spirolinites, Deshayesi, subrugosa; Cidaris coronatus, cucumis, propinqua, filograna, spinosa; Diadema subangulare; Eugeniacrinites nutans, caryophyllatus, cidaris, Hoferi; Solenocrinites scrobiculatus, Pentacrinus subteres, cingulatus; Asterias impressae, Sphærites punctatus, tabulatus; Krabben* Q. Jur. t. 81 f. 40—42; *Cellepora orbiculata, Ceriopora clavata, striata favosa, Alecto dichotoma, Tetrapora suevica; Conodictyum striatum; Scyphia articulata, bipartita, calopora, cylindrica, Manon, obliqua, pertusa, radiciformis, reticulata, rugosa; Tragos patella, pezizoides; Manon impressum; Cnemidium striatopunctatum, rimulatum.* Dazu kommen die später beschriebenen Foraminiferen und eine Glyphea.

A 2) Unmittelbar über den weichen Schwammschichten liegen knollig flasrige, bröckliche, lichtgrauliche, gelbe, deutlich oolitische Kalke in dünnen Bänken mehrfach auf einander. Hier fanden sich: *Ammonites flexuosus, striolaris, bimammatus, anceps albus, lingulatus, ling. canalis, Aptychus lamellosus, Isoarca texata, Modiola tenuistriata, Terebratula bisuffarcinata, loricata; Rhynchonella lacunosa* (ganz typisch) *Cidaris remus; Scyphia parallela.* Mächtigkeit 4½—6'.

A 3) Massiger, dichter, lichtgelblich, weisser, oolitischer Kalk, wechselnd in stärkeren Bänken mit mergeligen, knollig bröcklichen minder mächtigen Bänken im Ganzen 50' mächtig. Ich fand hier besonders häufig *Am. flexuosus*, ferner *polyplocus, striolaris, anceps albus, canaliculatus falcula; serratus, lingulatus, canalis, dentatus; Belemnites hastatus, Lima ovatissima, Monotis lacunosa, Terebratula nucleata, loricata, bissuff., reticulata; Rhynchonella lacunosa* (typisch) *Ceriopora clavata* mit zahlreichen Crinoideen-Stielen, Spongiten und Stylolithen. Hornstein Partieen beginnen sich zu zeigen.

A⁴) Sehr dichter, feiner lichtgelblich weisser sehr deutlich oolitischer Kalk mit vielen an den Wänden ausgewittert vorstehenden verkieselten Petref[illegible] namentlich Crinoideen. Dieser nur im Grossen geschichtete [illegible]k bildet eine Wand von 15' Höhe. Die Ausbeute an Versteinerunge[illegible]ist wegen Härte des Gesteins gering: *Ammonites polyplocus, planulatus parabolis, complanatus, Witteanus, flexuosus, virgulatus, lingulatus canalis, canaliculatus, inflatus, involutus, Belemnites hastatus, Inoceramus cor, Ostrea Roemeri, Modiola tenuistriata, Plagiostoma* Q. J. t. 74 Fig. 14; *Pecten cornutus, Nerita jurensis, Terebratula bisuffarcinata,* kleine aff. *orbis, Rhynchonella lacunosa, var dichotoma, Cidaris filograna,* zahlreiche Spongiten.

A⁵) Dichte, weissliche Kalke, z. Th. oolitisch, in dünnen, wellig unebenen Bänken, geschichtete Kalk voll Hornsteinknollen mit Rhynchonella lacunosa und Terebratula bisuff. in grosser Menge, ausser diesen *T. nucleata* (typisch) *Ammonites polyplocus, striolaris, lingulatus, dentatus, serratus. Belemnites hastatus, Pecten subarmatus, Pholadomya clathrata, Eugeniacrinites cidaris, Tragospatella.* Mächtigkeit 17'.

A⁶) 3' mächtige Dolomitschicht mit weissen Hornsteinknollen voll *Rhynchonella lacunosa.*

A⁷) Bröcklich brechender, dünnbankiger Kalk, meist deutlich oolitisch und voll Hornsteinknöllchen, oft in dolomitisches Gestein übergehend oder mit Dolomitzwischenlagen versehen — 25' M., voll *Rhynchonella lacunosa* ohne *Ammoniten.*

A⁸) Amberger Schichten, oberes Schwammlager; sehr dichter, weisslicher Kalk von grünlichen Thongallen durchflasert und in unebene Schichten getheilt, so dass durch Auswitterung des Thons häufig der Kalk in grossen Thierknochen ähnliche Stücke zerfällt; der Kalk ist häufig fein oolitisch, enthält Schwefelkiespünktchen und sehr viele grosse Hornsteinknollen, welche beim Auswittern wie die ebenfalls verkieselten organischen Einschlüsse ockergelb gefärbt erscheinen. Häufig geht das Gestein nach oben in Dolomit über und stellenweise nimmt Dolomit von den tieferen Lagern noch oben fortsetzend, die ganze Stufenreihe A⁶, A⁷ und A⁸ ununterbrochen ein. Ausgewitterte Hornsteinversteinerungen von ockeriger Farbe finden sich häufig, besonders auf der Fläche

der Leinleitener Höhe, bei Wartleiten und Engelhardsberg und zwar: *Ammonites* höchst selten (Amm: *triforcatus*, *Flexuaten* Spuren) *Belemnites hastatus; Ostrea rastellaris* Mü. (non Q.), *O. nodulosa, O. Roemeri; Monotis subsimilis = M. lacunosa; Pecten subspinosus, subdentatus* P. velatus albus, P. aff: *ambiguo; Lima tegulata; Inoceramus laevigatus; Terebratula bisuffarc:* (typisch) dieselbe sehr gross *insignis*-artig, dann *lagenalis*-ähnlich; *indendata; T. nucleata: T. substriata, S. loricata, pectunculoides; Rhynchonella triloboides* (*pisum* Mü. non Sow.) *R. lacunosa* (typisch); r. *dichotoma*, var. *difformis*, var. *inconstans* in allen Uebergängen zur Normalform; *Echinus sulcatus, E. granulosus; Cidaris coronata, C. elegans, C. propinqua; C. maxima, C. marginata, C. nobilis; Diadema subangulare; Dysaster carinatus, Galerites depressus; Apiocrinus rosaceus, Pentacrinus pentagonalis, Sphaerites scutatus; Ceriopora radiciformis, angolosa; Siphonia pyriformis, Cnemidium striatopunctatum, intermedium, C. lamellosum; C. rimulosum; Achilleum cheirotomum; Manon impressum; Tragos patella; Scyphia articulata, S. caliopora, S. costata, S. cylindrica, S. dictyota, S. elegans; S. millepunctata, S. pertusa, S. psylopora; S. texturata.* Ferner: *Serpula delphinula, intercepta.* Im Dolomite, welcher wie z. B. von Müllerberg bis zum Guckbühel diese Region vertritt, sind nicht selten Versteinerungen in grösster Häufigkeit eingeschlossen, besonders: *Terebratula bisuffarcinata, T. nucleata, T. loricata, Rhynchonella lacunosa* (typisch) und *difformis; Pecten textorius albus, P. velatus albus.* Die Blöcke an der Strasse zunächst unterhalb Muggendorf, ja selbst noch die Spitze des Guckbühel bezeugen diesen Reichthum.

Höhere Stufen kommen im ganzen Norden der fränkischen Alp nicht vor.

Wenden wir uns nun zur Facies der wohlgeschichteten Kalke, so bemerken wir vorerst, dass nur für die tieferen Schichtenreihen (B ^{1} und B ^{2}) in dieser Beziehung eine Differenz hervortritt, die oberen aber (A ^{5} — A ^{8}) überall in ganz gleicher Weise entwickelt sind, mögen die tieferen Lagen der Schwamm-

facies oder der Facies wohlgeschichteter Kalke angehören. Die Schichten über der glaukonithaltigen weissen Kalkbank, wo sie nicht als Schwammfacies auftreten, sondern von wohlgeschichteter Mergel und Kalke dargestellt werden, lassen sich in 3 sehr leicht erkennbaren Stufen scheiden:

B 1) **untere graue Mergelkalke und Schiefermergel mit rostfarbigen Ammoniten**; sie folgen unmittelbar über jener glaukonitischen Kalklage, so dass selbst in einzelnen Fällen der grüne glaukonit-artige Anflug oder Ueberzug in diese Lagen mit übergeht. Namentlich ist es der *Fucoides Hectingenis*, der häufig vorkommend grünen Ueberzug aufweist. Obwohl nun hier, wie im ganzen N. Franken die typische *Terebratula impressa* fehlt, so glaube ich gleichwohl, dass die tiefste thonig-mergelige Lage diese grauen Mergelkalke mindestens den Horizont der Impressaschicht vertrete. Dies wird durch den Umstand sehr wahrscheinlich gemacht, dass darin, wie im ächten Impressathon, sehr zahlreiche, rostfarbige, meist kleine und wenig gut erhaltene *hecticus-*, *flexuosus-* und *complanatus*-ähnliche *Ammoniten* vorkommen. Indessen gehen diese tiefsten Mergel so ohne irgend feste Grenze in die höheren grauen Mergelkalke über, dass man kaum beide sicher auseinander halten kann. Auch beim Sammeln konnte ich die org. Einschlüsse nicht sicher trennen und führe zusammen an, was ich aus den grauen circa 60′ mächtigen Schichten erbeutete: *Ammonites biplex, A. canaliculatus, A. complanatus, A. lingulatus, A. flexuosus-A. virgulatus, A. striolaris, A. bimammatus, A. anceps albus, polyplocus; Aptychi laeves et lamellosi; Belemnites hastatus, Nautilus aganiticus; Ostrea Roemeri, Pecten cornutus, Muricida alba; Terebratula aff. impressae, T. cf. nucleata; Dysaster granulatus.*

B 2) **Weisser Werkbankkalk**, wegen seines lagerhaften Bruchs, seiner ansehnlich dicken, für Mauerwerk trefflich passenden, bankartigen Schichtung und rechtwinkeligen Zerklüftung als Baustein häufig ausgebeutet und in zahlreichen Steinbrüchen aufgeschlossen, wegen seiner grösseren Härte auch zur Strassenbeschotterung vielfach benützt, bildet über dem grauen Mergelkalke eine 30—50′ mächtige, wegen geringer Verwitterbarkeit an den Gehängen oft als steile Felswand vorstehende,

weithin erkennbare Stufe. Nach oben geht er in dünnbankig geschichtetes Gestein mit Zwischenlagen von feinblätterigem Mergel über. Darin kommen vor: *Ammonites lingulatus, A. flexuosus,* (häufig), *A. virgulatus, A. striolaris, A polyplocus, A. trifurcatus, A. inflatus binodosus, A. inflatus macrocephalus, A. Witteanus; Belemnites hastatus; Ostrea Roemeri, O. aff. Exogyra subplicata, Pholadomya clathrata* (häufig); *Pecten cornutus, P. cardinatus, P. cf. demissus, P. pseudoparadoxus* (*aff. P. paradoxus,* doch nur ½ so gross, die 10 Radial streifen, als schmale Leisten vorstehend) *P. vellatus albus, Plicatula subserrata, Astarte Q. I. t. 73 f. 55; Inoceramus laevigatus, Terebratula coaretata alba; T. striocincta, Dysaster granulosus.* Es ist dies die Region von β und vielleicht von noch etwas höheren Schichten.

B [3]) Grauer Mergelkalk und schiefriger Mergel unten oft in klotzigen Knollen brechend, die in schalig muscheligen Stücken zerfallen, nach oben mehr plattig geschichtet und bedeckt von plattigen, dichten, weissen oolitischen Kalken mit weissen Hornsteinknöllchen. Hier sind die *Ammoniten* in grösster Häufigkeit: *A. polyplocus, A. polygyratus, A. striolaris, A. inflatus, A. corona, A. n. sp. aff. crista galli, A. bidentosus, A. perarmatus A. lingulatus, A. anceps albus, A. Witteanus, A. pictus; Belemnites hastatus, B. aff. pressulus; Aptychi laevi et lamellosi; Ostrea Roemeri; Opis cardissoides* (½ so gross); *Monotis subsimilis; Pecten cornutus, Astarte aff. Q. I. t. 73 f. 56; Aff. Q. I. t. 73 f. 55; Nucula mit Schloss aff. Q. I. t. 73 f. 50; Terebratula nucleata; T. subtriata.*

Diese drei petrographisch so deutlich unterscheidbaren Stufen der wohlgeschichteten Kalke sind fast durch ganz Franken zu beobachten. Sie scheinen, wenn auch nicht absolut genau, den 3 Stufen α, β und γ Quenstedts zu entsprechen, und werden in der Schwammfacies durch die mergelreiche nicht weiter bestimmt trennbare Glieder A [1]) bis A [3]) ersetzt, wie der Augenschein an der rothen Leithe bei Streitberg auf's bestimmteste lehrt. Beide Partieen liegen im gleichen Niveau und gehen, was noch mehr sagen will, in einander über. Das gleiche Niveau ist nämlich trügerisch; nicht selten sind ganze Partieen aus höherer Lage herabgerutscht und liegen nur scheinbar und sekundär mit wirk-

lich älteren Schichten in gleichem Niveau. Nicht selten aber nehmen die vollständig regelmässig geschichteten Gesteine da, wo sie in die Schlammfacies übergehen, eine Art Unregelmässigkeit an, schwellen auf, biegen sich wellig auf und steigen so in ein höheres Niveau aufwärts. Ein Blick von der Höhe des Schlosses Neideck auf die gegenüber liegenden Thalgehänge vom Hammerstein bis zum Müllerberg zeigt diese Verhältnisse auf's Schönste. Dadurch drängt sich unwillkürlich der Gedanke vor, dass die Schwammschichten Korallenriff ähnliche Züge innerhalb der Juraschichten bilden, zwischen denen die wohlgeschichteten Particen sich ausbreiten. An der Grenze, längs welcher beide Facies sich aneinander schliessen, zeigt sich kein allmähliger Uebergang der Schichten beider Facies, sondern gleichsam schief unter 25—30° die wohlgeschichteten Lagen abschneidend, greifen an ihrer Stelle die Schwammmergel Platz und schwellen zu wallartigen Massen an, welche gleichwohl ihre Schichtungsabsonderung deutlich beibehalten.

Obwohl nun dieses Verhältniss und dasjenige der Abrutschungen an vielen Stellen das Erkennen in gleichem Niveau gelagerter und gleichaltriger Schichtenglieder erschwert, so ist doch bei Streitberg das Verhalten der einzelnen Schichten und die Entblössungen zu klar, als dass Zweifel über die Gleichaltrigkeit der Schichten A [1]), A [4—5], mit B. [1]), B [2]) und B [3]) obwalten könnte. Als durch Abrutschen verschobene Particen erachte ich aber auch hier die Schichtencomplex von Schloss Streitberg selbst und Particen vor dem Dorfe daselbst. Wenn solche Abrutschungen vorkommen, so dürfte das nicht das geringste Gewicht in die Waagschale dafür einlegen, dass auch die unteren Schwammlagen müssen in das Niveau der Kalke α und β herabgerutscht sein; ihre Stellung nebeneinander ist vielmehr für eine genetische und primitive zu halten.

Ueberblickt man nun schliesslich noch die Fauna der in den tieferen Regionen des Jura entwickelter Schichtenreihen, so tritt uns, wenn man jedesmal die beiden Facies einer Stufe zusammenberücksichtigt, eine so geringe Differenz entgegen, dass sich auf diese eine vielfache Gliederung nicht bauen lässt. Die Unter-

scheidung von 6 Stufen nach petrographischen Momenten ist hier in Franken leicht und praktisch nützlich, sie kann in grosser Beständigkeit durch den ganzen bayerischen Antheil der Juragebilde nördlich von der Donau immer wieder erkannt werden, aber paläontologisch lässt sie sich nicht immer durchführen; daher behält diese Eintheilung nur lokalen Werth, aber dieser ist ihr sicher.

1) Als erste und älteste Stufe beobachtet man constant den durch schwarze Steinmergelkugeln und gelblich weisse Kalke mit Glauconitkörnchen ausgezeichneten wenig mächtigen Kalkmergelstreifen, der durch die ganze württembergische und bayerische Alp fortzieht. Hier sind *Ammonites Lamberti* und *biarmatus* charakteristisch; erstere endet, *A. biplex* beginnt. Sie ist paläontologisch, wie petrographisch gleich sicher festgestellt.

Die darüber folgenden 3 Stufen sind in den Facies der wohlgeschichteten Kalke nur petrographisch, nicht aber paläontologisch scharf zu scheiden; in ihrer Schwammfacies gelingt es auch petrographisch nicht so bestimmt zu trennen. Die Fauna ist ohnehin fast ganz dieselbe. In gleichem Bildungsniveau liegen hier:

Facies der wohlgeschichten Kalke.	Schwammfacies.
2) B^1) Untere graue Kalke und Mergel mit *Terbratula impressa* oder Verwandten und rostigen kleinen Ammoniten.	A^1) / A^2) unter grauen mergeligen Schwammschichten.
3) B^2) Weisse Werksteinkalkbänke mit zahlreichen *Planulaten*.	A^3) Massiger Spongiten Kalk.
4) B^3) Oberer grauer Mergelkalk — — mit *Ammonites perarmatus, planulatus* in Menge	A^4) und vielleicht von A^5) dichter Kalk in hohen Wänden anstehend.
5) A^6) u. A^7) Für beide Facies gleiche [illegible]lich brechende, dünnbankige, oft dolomitische Kalke.	
6) A^8) Dichte, weisse hornsteinreiche [illegible]nkalke oder Dolomit — Amberger Schichten —	

Fast höher in mehr nach Süden und Südost gelegenen Landestheilen folgen dann die plumpen Felsenkalke und die Solenhofer Platten mit den oberen Kalken der Korallenfauna (*Diceras-Schichten* und *Plattenkalke*). In der ganzen Reihe 2—6 tritt kein bedeutender Unterschied der Fauna hervor, so dass sie zusammen ein Glied des *Oxfordjura* ausmachen. Die einzelnen Stufen geben zwar bei Streitberg auch paläontologisch schwach auseinander, aber die beobachteten Charaktere haben sich bis jetzt nur von dieser beschränkten Lokalität festgestellt und lassen erst allgemeinere Schlüsse zu, wenn gleiche Beobachtungen bestätigend auch an andern Punkten angestellt worden sind. Auffallend bleibt das Fehlen oder die grosse Seltenheit von *Ammoniten* in dem oberen Schwammkalke, wogegen für die Schichte B [3]) *A. perarmatus* bezeichnend und für die tiefste Lage von B [4]) *Terebratula impressa* doch zunächst stehende Formen charakteristisch sind.

Die oberen Kalkbildungen kann ich trotz ihrer grossen Hornsteinknollen nicht für Schichten vom Niveau des schwäbischen *ε*, halten. Es fehlen nicht nur selbst die geringsten Spuren von Sternkorallen, dann die *Rhynchochella trilobata* und ächte *inconstans*, sondern es kommen auch ganz typisch gebildete *Rh. lacunosa* und *Terebratula bisuffarcinata* noch in grösster Häufigkeit vor. Die mit *Rh. lacunosa* vorkommende ungleichseitig entwikelte Terebratel ist die *difformis* und leicht von der *inconstans* des plumpen Felsenkalkes zu unterscheiden, deren Vorläufer sie allerdings sein mag. Dem entsprechend gehört die Hauptmasse des fränkischen Dolomits nicht der Region des schwäbischen *ε* an, sondern vertritt, wie der häufige Einschluss der typischen *Rh. lacunosa* und *T. bisuff.* lehrt, zum grössten Theil im nördlichen Franken und bei Streitberg zumal die Stufe der oberen Schwammkalke, der Amberger Hornsteinkalke.

Wie schon erwähnt, finden sich Foraminiferen vorherrschend in den tiefsten Schwammlagen A [1]), obwohl in allen anderen Schichtenstufen Spuren und Querschnitte beobachtet wurden; aber isoliren lassen sich diese meist gar nicht. Diese Foraminiferen führende Schwammmergel lieferten allein unser Material.

Nach Feststellung des Horizontes, auf welchem bei Streitberg die Foraminiferen sich finden (A ^{1}) und welcher den unteren Schichten der Oxfordstufe entspricht, erübrigt noch Einiges über die Natur der hier aufgeschlossenen Rhyzopodenarten im Allgemeinen zu sagen.

Auch bei den Juraformen fällt vor Allem der Umstand auf, dass, ähnlich wie beim Lias, fast nur solche Genera vorkommen, welche auch in jüngeren Formationen und grösstentheils lebend zu beobachten sind. Eigenthümliche Geschlechter sind höchst spärlich vorhanden, ja selbst besonders ausgezeichnete Arten gehören zu den seltenen Erscheinungen.

Die bei Streitberg gefundenen Species gehören 16 Genera an, wenn man die unsicher ermittelten und zweifelhaften nicht mitzählt; mit letzteren sind es ungefähr 20 Genera; sie vertheilen sich in folgender Weise auf die verschiedenen Gruppen, wobei, um die Vergleichung mit früheren Arbeiten zu erleichtern, die d'Orbigny'sche Eintheilung beizubehalten für zweckmässig gefunden wurde.

I. *Monostegia* mit dem Genus	*Lagena*	in 3	Arten
II. *Stichostegia* mit den Genera	*Nodosaria*	4	„
	Dentalina	2	„
	Vaginulina	1	„
	Frondicularia	1	„
	Marginulina	5	„
III. *Helicostegia*	*Cristellaria*	6	„
	Robulina	1	„
	Nonionina	2	„
	Spirillina	2	„
	Rotalina	2	„
	Polystomella (?)	1	„
	Spiralina (?)	1	„
IV. *Enallostegia*	*Roualina*	1	„
	Textilaria	2	„
	Guttulina	2	„
V. *Agathistegia*	(?) *Biloculina*	1	„
		— : 37	Arten.

zweifelhaft	*Siderolina*	in 1	Art
	Bulimina	1	„
	Globulina	1	„
	(?)	1	„

Zusammen oder im Ganzen 41 Arten.

Die Foraminiferenfauna der Streitberger Schwammschichten zeichnet sich diesem nach durch das Vorherrschen der Stichostegier in zahlreichen Arten besonders aus, nächst diesen ragt das Genus Cristellaria unter den Helicostegier vor den andern hervor. Bemerkenswerth ist die Armuth an Enallostegier und Agathistegier. Durch alle diese Verhältnisse schliesst sich diese oberjurassische Fauna aufs engste an die liasische an, welche einen ganz ähnlichen Charakter aufweist. Auch die einzelnen Species haben ihre nächsten Verwandten unter Formen des Lias und Doggers.

Was den Erhaltungszustand der Foraminiferen in den Schwammmergeln anbelangt, so ist derselbe keineswegs sehr vollkommen. Die Oberfläche ist sehr häufig wie zerfressen oder ausgenagt, oft wie durch Verwitterung rauh oder auch incrustirt; namentlich ist es schwierig, bei einzelnen Fällen die Form der Oeffnung zu bestimmen.

Neben der Fülle kleiner, meist erst mit Hülfe der Loupe deutlicher erkennbarer org. Einschlüsse, welche die Foraminiferen begleiten, ist der Mangel an Ostrakopoden auffallend, während äusserst kleine Crinoideen, insbesondere Stacheln von Cidarisarten, die fast nicht grösser als Foraminiferen selbst sind, die zierlichen Diadema subangulare und Echinus nodulosus, ferner das schöne Conodictyum mit zahlreichen Formen von Bryozoen, endlich ganz kleine Brachiopoden und Serpulen leicht auf bestimmte Thierformen sich beziehen lassen, findet man unter dem Mikroscope noch eine Menge von Fragmenten, welche meist haarähnlich, oft auch crenulirt, oft wie Belemniten gestalten, bald sternartig verbunden, bald unförmig und wie Körner der Oolithe gebildet, eine sichere Deutung schwierig machen. Diess ist noch ein weites Feld der Forschung.

Doch nicht bloss die Juraschichten (im Gegensatz zu Dogger und Lias speciell aufgefasst) beherbergen in Franken Foramini-

Stimmrechts und der Wählbarkeit. In manchen kleinern Städten, in welchen die Bürger der geringsten Klasse die Mehrzahl bilden, haben sie auch das Uebergewicht in solchem Grade gewonnen, daß die Wohlhabendern und Gebildetern sich nicht nur von den Wahlversammlungen, sondern auch von der Theilnahme an dem Kollegio der Stadtverordneten möglichst zurückziehen. Die Vertretung der Städte ist dann allerdings Personen anvertraut, die dazu wenig geeignet sind, und da diese auch den Magistrat wählen, so ist leicht zu ermessen, daß auch das den Regierungen verliehene Recht, die Bestätigung zu versagen, nicht immer ausreicht, um die Bildung und Erhaltung einer ihrem Berufe entsprechenden Verwaltungsbehörde zu sichern.

Wenn dieses Grundfehlers der alten Städteordnung ungeachtet das Gesetz im Allgemeinen die erwünschtesten Folgen gehabt hat, und die widerwärtigen sich nur verhältnißmäßig selten gezeigt haben, so spricht dies gleichmäßig für den richtigen und gesunden Sinn des Volkes und für die zweckmäßige Leitung von Seiten der Staatsbehörden. Dennoch aber würde es der Gesetzgebung nicht zu verzeihen gewesen seyn, wenn sie bei einer neuen Bearbeitung des Gesetzes nicht jenen Hauptfehler zu vermeiden gesucht hätte. Die revidirte Städteordnung legt daher die Stimmfähigkeit nur denjenigen bei, welche ein Grundstück von wenigstens 300 Thalern an Werth besitzen oder ein Gewerbe betreiben, welches einen Reinertrag von wenigstens 200 Thlr. gewährt. Sie gestattet aber den Städten, durch das Statut diese geringsten Sätze bis zu 2000 Thaler Grundwerth und zu 600 Thlr. Gewerbeertrag zu erhöhen, wenn sie glauben, auch mit diesen höhern Ansprüchen noch eine ausreichende Anzahl von Wählern zu finden. Für die Wählbarkeit ist zwar hinsichtlich der Unangesessenen der obige Reinertrag des Gewerbes beibehalten, der geringste Grundwerth dagegen auf 1000 Thaler festgesetzt, und den Städten ebenfalls eine bedeutende Erhöhung der Sätze vorbehalten worden.

Hierdurch ist nun ein großer Vorschritt zu Herstellung einer bessern Ordnung in der städtischen Verwaltung geschehen, welcher sich nicht nur in umsichtigerer Besorgung der Geschäfte der Stadtverordneten, sondern auch in bessern Wahlen der Magistratsmitglieder äußert. Auch kommen in den Städten, in welchen die revidirte Städteordnung gilt — und deren sind bis jetzt ungefähr

feren. Nach meiner Entdeckung derselben in den Streitberger Schwammmergeln glückte es mir bei fortgesetzten Untersuchungen bald in fast jeder auflockerbaren mergeligen Schichtencomplexe der jurassischen Formationen (Lias, Dogger und Jura zusammengefasst) mindestens Spuren davon nachzuweisen.

Als die tiefste Schicht, in der ich sie auffinden konnte, darf der oft mergelige Kalk mit grossen wasserhellen Quarzkörnchen gelten, welcher die *Gryphæa obliqua* (bei Amberg die Form der *G. gigas*) umschliesst und auf der Grenze zwischen unterem und mittlerem Lias steht. Diese Schicht führt in den am Fusse des Hesselbergs durch viele Steinbrüche aufgeschlossenen Lagen: *Nodosaria Simoniana* d'Orb. *N. nitida* Terq., *Frondicularia nitida Terq. F. aff: Terquemi* d'Orb., *Dentalina Terquemi* d'Orb., *D. matutina* d'Orb., *Marginulina fabacea* Terq. *Cristellaria matutina* d'Orb. *C. prima* d'Orb. *C. Terquemi* d'Orb. *C. incisa* Terq. und *Robulina metensis* Terq. Auch in der Gesteinsmasse, welche die grosse *Gryphæa* von Amberg (Paulersdorf) ausfüllen, fand ich einige dieser Arten, aber meist sehr zerfressen. Seltener sind die Foraminiferen in dem den *Ammonites costatus* umhüllenden Thon. Vom Drimeusel bei Kloster Berg stammenden Massen lieferten mir wenigstens eine Art, die *Cristellaria rustica* d'Orb.

Relativ am häufigsten fand ich jurassische Foraminiferen ausser Streitberg in einem weichen, etwas schwierig schlämmbaren Mergel voll der kleinen Crinoideen, Bryozoen etc., wie sie Quenstedt aus seinem γ abbildet, an dem Wege von Gerhausen zu Dr. Leube's Cementbruch bei Blaubeuren. Nodosarien, Cristellarien, Marginulinen konnte ich reichlich in dem kleinen Stückchen beobachten, das ich von jener Stelle mitnahm. Die Schicht liegt tief unter dem Cementkalke und noch etwas im Liegenden eines weissen, oolithischen, fast schiefrigen Kalksteins, in welchem an dem bezeichneten Fahrwege ein Steinbruch betrieben wird und gehört wahrscheinlich den jüngsten Schichten der Oxfordstufe an. Da ich derzeit zu geringes Material von dieser Stelle besitze, habe ich einstweilen die hier vorkommenden Foraminiferen unberücksichtigt gelassen, hoffe aber später in die Lage zu kommen, auch diese zu untersuchen.

Beschreibung der Arten.

I. Spirillina.

Bei Streitberg finden sich 2 sehr nahe verwandte Formen, welche einestheils sich an die *Operculina cretacea* Reuss und das Genus *Spirillina*, anderentheils an (?) *Cyclolina impressa* Egger von Passau und der liasischen *Involutina* Terquem's anschliessen; aber wegen ihrer, wenn auch nun sehr wenig ungleichseitigen Gestalt, und wegen einer halbrunden (statt dreieckigen) Mündung weder zum Genus *Operculina*, noch wegen der nicht cyclischen, sondern spiralen Windungen zum Genus *Cyclolina* zu gehören scheinen. Es sind flache scheibenförmige Gehäuse mit sehr schmalen, zahlreichen, rundlichen Windungen, welche Planorbis-artig spiral dicht neben einander gerollt liegen, dass eine kaum bemerkbare Furche die einzelnen sämmtlich sichtbaren Windungen trennt. Nach Oben schliessen die Windungen zu einer fast ebenen Fläche zusammen, nach Unten sind dieselben gegen die Mitte flach vertieft. Das Ende ist senkrecht zur spiralen Röhre abgesetzt und auf dieser Endfläche scheint dicht an der folgenden Windung eine fast kreisförmige Mündung zu liegen. Kammerwände konnten trotz der Durchsichtigkeit des Gehäuses und trotz Anschleifens sowie Anätzens mittelst Säuren keine wahrgenommen werden. Die Schale ist kalkig und porös. Diese Hauptmerkmale scheinen sich bei *Operculina cretacea* und *Cyclolina impressa* gleichfalls vorzufinden und es dürften diese 4 Arten der Familie der Spirillideen nahe zusammengehören, denen sich dem Aeussern nach noch Terquems *Involutina* anreiht.

Herr Professor Reuss, welchem ich Exemplare vorlegte, hatte die Güte, mir brieflich seine Ansicht dahin auszusprechen, dass diese Juraforaminiferen ohne Zweifel Arten der Gattung *Spirillina* sind, wie auch Egger's *Cyclolina impressa* zu Spirillina gehöre.

1) Spirillina polygyrata n. sp.

mit Taf. VI. Fig. 11a, 11b u. 11c.

Gehäuse mit schmalen, nach dem Mittelpunkt immer schmäler werdenden, durch schräge Ausbauchungen und Buchtungen unregelmässig dicken Windungen, welche in ihrer Mitte meist durch Gesteinssubstanz erfüllt, an den sich berührenden Wänden durchscheinend werden; gegen das Centrum ist der ganze Körper pellucid; im Ganzen sind 10—12 Windungen zu unterscheiden, die 3 äusseren sind im Innern ununterbrochen ausgefüllt. Das Uebrige wie bei dem Genus angegeben.

Durchmesser: 1 Mm.,

Höhe der äussersten Windung: 0,12.

An einem Exemplar wurde deutlich wahrgenommen, dass die senkrecht stehende Endfläche aus der Windungsebene herausgetreten ist; doch scheint diess nicht bei allen der Fall zu sein. Die Porosität des Gehäuses stellt Fig. 11c dar.

Fundort: Eine der häufigsten Arten in den Schwammschichten bei Streitberg.

2) Spirillina tenuissima n. sp.

Taf. IV. Fig. 12a und 12b.

Gehäuse ähnlich wie bei der vorigen Art, doch viel kleiner, mit noch schmäleren, und dabei zahlreicheren Windungen, welche beiderseits gegen die Mitte zu flach sich einsenken; im Centrum selbst bemerkt man keine Windungen mehr, es scheint daselbst eine verhältnissmässig grosse Anfangszelle zu liegen. Der Körper ist mehr ganz pellucid, aber trotzdem von Kammerwänden keine Spur zu sehen.

Durchmesser: $\frac{1}{3}$ Mm.,

Höhe der äussersten Windung: 0,07 Mm.

Fundort: Häufig mit voriger um Streitberg.

II. Lagena Walk.

3) Lagena franconica n. sp.

Taf. III. Fig. 1a und b.

Das spindelförmige Gehäuse verjüngt sich nach unten allmählig und endigt in eine Spitze; nach oben läuft dasselbe min-

der rasch abnehmend zu einem schmalen kurzen Halse zu, der auf seinem wenig erweiterten Ende eine runde Oeffnung trägt; die Schalenoberfläche ist glatt, nach oben mit 6 nur schwach angedeuteten Längslinien versehen, welche, wie es scheint, die Kanten von Flächen vorstellen; die letzteren scheinen das nach oben ins 6flächige übergehende Gehäuse zu begrenzen.

Grösste Länge: $\frac{1}{2}$ Mm.,

Grösster Durchmesser: $\frac{1}{4}$ Mm.

Diese Art ist mit *Oolina acicularis* Terq. verwandt, unterscheidet sich jedoch durch kürzeren, dünneren Hals, stärkere Zuspitzung nach unten und nähert sich dadurch mehr der *O. clavata* d'Orb.

Fundort: Sehr selten Grabenbach bei Streitberg.

4) Lagena compressula n. sp.

Taf. III. Fig. 2a, 2b und 2c.

Das Gehäuse ist dick, linsenförmig und wird längs des seitlichen Randes von einem rings um bis zum Halse verlaufenden leistenähnlichen Wulste umsäumt, der ununterbrochen über das untere Ende fortlauft; gegen oben an dem zu einem kurzen Halse ausgezogenen, die runde Oeffnung tragenden Ende verschwächt sich das Gehäuse zu einem wenig erhabenen Hofe um den Hals; die Oberfläche ist ohne sonstige Verzierung.

Grösste Länge: 1 Mm.,

Grösste Dicke: $\frac{1}{2}$ Mm.

Diese Art steht in nächster Nähe der lebenden *Oolina compressa* d'Orb., unterscheidet sich jedoch sehr bestimmt durch schwächere Wülste an dem Seitenrande, grössere Dicke bei regelmässigerer Rundung und durch einen längeren, viel dünneren Hals.

Fundort: Sehr selten Mergelgrube in der Nähe des Reitzensteinhauses in Streitberg.

5) Lagena (?) Steitbergensis n. sp.

Taf. III. Fig. 3a und 3b.

Gehäuse kugelig, nach unten mit einer kurzen scharfen Spitze, in welche die Kugel rasch zulaufend endigt; nach Oben sitzt

eine kurze fast cylinderische Spitze etwas excentrisch auf dem kugelförmigen Gehäuse gerade auf, ohne dass letzteres von der regelmässigen Form abweichend gegen diese Spitze merklich zuläuft; die Oberfläche ist ohne Verzierung.

Grösste Länge 0,62 Mm.

Grösste Dicke 0,56 Mm.

Obwohl der ganze Habitus gut zu Genus *Lagena* passt, so glaubte ich doch, da mir nur ein Exemplar dieser Art zu Gesichte kam, desshalb die Zuzählung zu dieser Gattung vorläufig noch fraglich zu lassen, weil die als oberes Ende angenommene Spitze etwas excentrisch und schief aufgesetzt ist, so dass die Möglichkeit vorliegt, nur die letzte, untere Kammer des Gehäuses einer *Dentalina*, ähnlich wie bei *D. guttifera*, *D. simplex* etc. etc. vor sich zu haben. Zu Gunsten der Zurechnung zu *Lagena* spricht dagegen die Grösse des Gehäuses, die für das Endstück einer *Dentalina* eine ungewöhnliche wäre.

Fundort: Sehr selten bei dem Reitzensteinhause.

III. Nodosaria Lamk.

6) Nodosaria nitidula n. sp.

Taf. III. Fig. 4a, 4b; 5a, 5b; 6a und 6b.

Gehäuse puppenförmig, mit sechs durch ziemlich tiefe Einschnürungen abgegrenzten, kugelig gewölbten Kammern, die nach unten rasch an Grösse abnehmen; die unterste letzte Kammer ist kugelig, so gross als die vorhergehende, oder doch nicht im Verhältniss zu der Verjüngung der übrigen Kammern verkleinert; die oberste Kammer endigt in einer derben, fast cylinderischen Spitze, welche die runde Oeffnung trägt; die Oberfläche ist glatt, fast glänzend.

Länge 0,62—0,77 Mm.

Dicke der ersten obersten Kammer 0,20—0,27 Mm.

Diese Art unterscheidet sich von der sehr verwandten liasischen *N. nitida* Terq. durch minder tiefe Einschnürungen zwischen den Kammern, durch etwas mehr länglich runde Form der Kammern und eine im Allgemeinen etwas schlankere Gestalt.

Besonders ausgezeichnet ist die Form, welche auf Taf. III. Fig. 5a, 5b dargestellt ist, und als Var. *subelongata* ausgeschieden werden könnte. Sämmtliche Kammern sind mehr in die Länge gezogen und die Zuspitzung, welche die Oeffnung trägt, ist länger und schmäler. Uebergänge scheinen sie mit der Stammform zu verbinden.

Fundort: Sehr häufig im Grabenbache, unter der Muschelquelle und am Reitzensteinhause in Streitberg.

7) Nodosaria Münsterana n. sp.

Taf. III. Fig. 7a u. 7b; 8a u. 8b.

Gehäuse puppenförmig, in die Länge gezogen mit zahlreichen kugelig gewölbten Kammern, welche mit breiter Basis sich an einander reihen und durch tiefeinschneidende Nähte im Uebrigen getrennt werden. Die Kammern vergrössern sich nach oben stetig und langsam, die unterste letzte ist abgerundet, ohne Spitz; die Oberfläche ist von 16 schmalen, hohen Längsleisten verziert, welche durch die Einschnürungen fortziehen. An einem 2ten Exemplar finden sich nur an der grösseren Kammer 16 Längsrippchen, an den folgenden kleineren dagegen nur 8; auch ist hier die grösste Kammer etwas mehr länglich rund. Die Zwischenräume zwischen den Längsrippchen sind breiter als letztere, etwas rauh.

Grösste Länge: 1,00—1,12 Mm.

Dicke der grössten Kammer 0,25—0,37 Mm.

Diese Art hat die grösste Aehnlichkeit mit der liasischen *N. prima* d'Orb. aus der Gruppe der *N. badenensis* d'Orb.; unterscheidet sich jedoch von ersteren durch stärkere Einschnürungen, mehr länglich runde Form der einzelnen Kammern und durch breitere Zwischenräume zwischen den schmäleren Rippchen.

Fundort: Selten im Grabenbache.

8) Nodosaria jurassica n. sp.

Taf. III. Fig. 9a u. 9b.

Das fast stabförmige, abgesetzt gegliederte Gehäuse besteht aus langen, wenig ausgebauchten, an den Nähten durch deutliche aber nicht tiefe Einschnitte getrennte Kammern, welche alle fast

gleich lang und gleich dick sind. Die Oberfläche ist mit 10 schmalen Längsrippchen verziert, welche in der untersten Kammer zu ein spitzer Ende zusammen laufen.

Länge des 3kammerigen Fragmentes: 1,12 Mm.

Grösste Dicke: 0,21 Mm.

Diese Species besitzt einige Aehnlichkeit mit der *N. sexcostata* Terq. des Lias, unterscheidet sich leicht von dieser Art durch die fast gleich dicken, an Länge fast ganz gleichen Kammern, wodurch die Form einer Walze bedingt ist und durch die zahlreicheren Längsrippchen. Das vorliegende 3kammerige Bruchstück deutet auf eine sehr bedeutende Grösse dieser Art.

Fundort: Selten im Grabenbache bei Streitberg.

9) **Nodosaria corallina** n. sp.

Taf. III. Fig. 10a u. 10b.

Gehäuse fast walzenförmig, nur schwach und allmählig nach unten an Dicke abnehmend, an den Kammernähten schwach eingeschnitten und abgegliedert; die in der Mitte nur wenig ausgebauchten Kammern besitzen fast gleiche Länge, die letzte, unterste ist durch eine Wulst an der Naht und eine kugelige Abrundung ausgezeichnet; die Oberfläche trägt 8 schmale Längsrippchen, welche auf der untersten Kammer nur angedeutet sind.

Länge: 1,12 Mm.

Grösste Dicke oben: 0,25 Mm.

Die grösste Verwandtschaft mit dieser Art zeigt die liasische *N. Simoniana* d'Orb., welch letztere jedoch nur 6 Längsrippchen trägt, mehr kugelig ausgebauchte Kammern besitzt und sich stärker verjüngt.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

III. **Dentalina** d'Orb.

10) **Dentalina Goldfussana** n. sp.

Taf. III. Fig. 11a u. 11b.

Gehäuse puppenförmig, gekrümmt, glatt; die kugelig ausgebauchten Kammern sind durch tiefe Einschnürungen abgegliedert und nehmen nach unten rasch an Dicke ab; die oberste letzte ist etwas eiförmig, die unterste letzte kugelig, ohne (?) Spitze.

Länge: 1.19 Mm.

Grösste Dicke der obersten Kammer: 0,27 Mm.

Auch für diese Art finden wir die nächste Verwandtschaft bei der *D. simplex* Terq. des Lias. Das Verhältniss geringerer Länge in Verbindung mit rascher Abnahme der weit beträchtlich-dickeren Kammern dürfte für die Juraart ausreichen, sie von der Liasspecies zu unterscheiden. Uebrigens ist erstere auch viel stärker gekrümmt.

11) Dentalina raphanistriformis n. sp.

Taf. III. Fig. 12a. u. 12b.

Gehäuse puppenförmig, unregelmässig gebogen, ungleich abgesetzt gegliedert; die Kammern sind schwach gewölbt, durch seichte Einschnürungen abgegrenzt, sehr ungleich dick und lang; die letzte unterste endigt in einer kurzen Spitze. 16 Längsrippchen bedecken die Oberfläche und laufen ohne Unterbrechung durch die seichten Einschnürungen hindurch; sie sind etwa so breit, als ihre Zwischenräume.

Länge des Exemplars: 1.28 Mm.

Grösste Dicke der obersten Kammer: 0,34 Mm.

„ „ „ untersten Kammer: 0,27 Mm.

D. ornata Terq. aus dem Lias von Metz hat einige Aehnlichkeit mit der als neu aufgestellten Art des Jura. Seichtere Einschnürungen zwischen den Kammern, stärkere Biegung des Gehäuses und die in eine Spitze endigende, unterste Kammer unterscheidet die letztere von der Liasart.

Fundort: Sehr selten im Grabenbache bei Streitberg.

V. Frondicularia. Defrance.

12) Frondicularia franconica n. sp.

Taf. III. Fig. 13a, 13b u. 13c.

Gehäuse flach, zusammengedrückt, fast gleich dick, im Umrisse birnförmig, nach oben zu einem kurzen Halse zulaufend, nach unten in einer etwas verdickten Kammer endigend; Kammern zahlreich, die Nähte kaum sichtbar; die Oberfläche scheint etwas rauh, ist wenigstens nicht glänzend glatt.

Grösste Länge: 1,12 Mm.
Grösste Breite: 0,44 Mm.
Grösste Dicke: 0,15 Mm.

Diese Art steht in der Nachbarschaft der liasischen *F. nitita* Terq., unterscheidet sich aber von dieser und allen ähnlichen Formen der Kreide durch ihre Umrisse und fast ebenen Seitenflächen, welche gegen die Mitte hin sogar etwas vertieft erscheinen; der Rand ist schwach gewölbt und abgerundet.

Fundort: Selten im Grabenbache bei Streitberg.

VI. Vaginulina d'Orp.

13) Vaginulina jurensis n. sp.

Taf. III. Fig. 14a, 14b und 14c.

Gehäuse länglich, spindelförmig, etwas einseitig schief gebogen, nach beiden Enden langsam zulaufend, im Querschnitt länglich oval; die Mündung liegt ausser der Mitte der obersten Kammer und ist sehr klein, rund. Die 5—6 Kammern sind durch zur Achse schief gestellte, nicht über die Oberfläche vorragende Scheidewände und kaum bemerkbaren Einschnürungen des Gehäuses getrennt; die Oberfläche ist glatt und glänzend.

Länge: 1.02 Mm.
Grösste Dicke: 0,17 Mm.

Diese Art hat einige Aehnlichkeit mit der liasischen *Dentalina vetusta* d'Orb; scheint mir aber zu *Vaginulina* gestellt werden zu müssen. Die spindelförmige, etwas breit gedrückte Form und das fast gänzliche Fehlen von Einschnürungen lassen diese Species leicht und sicher erkennen. Bei dem in Fig. 14c abgebildeten Exemplare scheint das obere Ende abgebrochen.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

VII. Marginulina d'Orb.

14) Marginulina irregularis n. sp.

Taf. III. Fig. 15a, 15b. 17 u. 18.

Gehäuse unregelmässig, walzenförmig, glatt oder durch knotige Erhöhungen und seichte Vertiefungen puppenförmig, nach

unten mit einem verdickten Knopfe seitlich gekrümmt, nach oben in einen kurzen nach hinten stehenden Hals zulaufend, im Querschnitte etwas elliptisch. Die Kammern sind nicht deutlich erkennbar, jedoch durch mehr oder weniger deutliches Ausbauchen des Gehäuses angedeutet.

Länge des Normalexemplars Fig. 15: 0,88 Mm.
Dicke: 0,20 Mm.

Hier sind einige sehr häufig bei Streitberg vorkommende Formen unter einem gemeinsamen Namen vereinigt, deren Zusammengehörigkeit ich zwar nicht verbürgen kann, welche aber zugleich durch Uebergänge und Zwischenformen so eng verbunden sind, dass ich eine bestimmte Grenze der Abscheidung nicht erkennen konnte; wie denn überhaupt der Umstand, dass der Körper nicht durchscheinend ist, die Genauigkeit der Bestimmung schwierig macht. Die Oberfläche ist wie incrustirt und rauh, durch die an vielen Exemplaren bemerkbaren knolligen Erhöhungen noch besonders unregelmässig gestaltet. An einem Exemplar, das in Fig. 18 abgebildet ist, zeigt sich sogar eine knieförmige Krümmung. Trotz dieser Besonderheit und einer über das gewöhnliche Maas weit hinaus reichende Grösse dieses Individuums konnte dasselbe doch nicht specifisch von der Normalform abgetrennt werden; da es durch die Zwischenformen F. 16 und F. 17 mit demselben eng verbunden ist.

Fundort: Grabenbach, Muschelquelle und Reitzensteinhaus bei Streitberg.

15) Marginulina Beierana n. sp.

Taf. III. Fig. 20a und 20b.

Gehäuse in die Länge ausgedehnt, schmal zusammengedrückt, nach oben gerade, nach unten seitlich gekrümmt, fast gleich breit, nach Oben nur um Weniges breiter, glatt, mit 10—12 schiefstehenden Kammern ohne Einschnürungen. Die Seitenflächen sind nur wenig gewölbt, fast eben, so dass im Querschnitte sie fast als gerade Linien erscheinen.

Länge 1,10 Mm.
Grösste Breite oben: 0,34, unten: 0,29 Mm.

220 — weit weniger Streitigkeiten der Stadtverordneten unter sich und mit den Magistraten vor, als man unter dem Einflusse der alten bemerkt hat. Diese Streitigkeiten sind übrigens leichter zu schlichten, da das neue Gesetz weit bestimmtere Vorschriften über den Wirkungskreis der beiden städtischen Behörden enthält, als das alte, hiernach also auch jede derselben mit größerer Sicherheit in ihre gesetzlichen Schranken zurückzuweisen ist.

Uebrigens wird man aus den oben angegebenen Sätzen erkennen, daß es durchaus nicht die Absicht der Regierung gewesen seyn kann, eine neue städtische Aristokratie zu bilden, da noch jetzt jeder Bürger, welcher eine nur einigermaßen selbstständige Stellung in seiner Gemeinde hat, an den städtischen Ehrenrechten Theil nimmt.

Daß die Regierung sich nach beiden Städteordnungen alles Einflusses auf die Wahlen begeben hat und solche auch nicht indirekt auszuüben sucht, ist für die Selbstständigkeit der Stadtgemeinden von großer Bedeutung.

5) Verhältniß zwischen der Repräsentation und der Verwaltung. Die alte Städteordnung führt eine Menge von Fällen auf, in welchen der Magistrat die Stadtverordneten mit ihrer Erklärung hören muß, und verordnet, daß er deren Erinnerungen nicht unbeachtet lassen, vielmehr genau berücksichtigen müsse. Hinsichtlich der Gemeindeausgaben — mit alleinigem Ausschlusse der Polizeiausgaben, welche die Staatsbehörde feststellt — legt sie den Stadtverordneten die Befugniß bei, die Nothwendigkeit derselben zu prüfen und lediglich die Bedarfssumme zu bestimmen. Dabei unterläßt aber das Gesetz, das sich in eine weitläuftige Kasuistik einläßt, allgemeine Kategorien zu bestimmen, unter welche sich alle einzelne Fälle bringen lassen, und bleibt daher, ungeachtet aller Ausführlichkeit, unvollständig, weil sich unmöglich alle einzelnen Fälle im Voraus bezeichnen lassen, und das Leben viel reicher ist, als die reichste Phantasie und der größte Scharfsinn eines Gesetzgebers und seiner Räthe. Was geschehen soll, wenn die Erinnerungen der Stadtverordneten gänzlich unpraktisch und unausführbar sind, ist nicht bestimmt, eben so wenig, wie der Magistrat sich zu benehmen hat, wenn die Stadtverordneten, welchen lediglich die Prüfung und Bestimmung des Geldbedürfnisses zugestanden ist, sich weigern, die unerläßlich nothwendigen Mittel zu Erfüllung einer unzweifelhaften Verbindlichkeit nicht polizeilicher Art, zu Bezahlung

Diese Art besitzt eine Aehnlichkeit mit *Cristellaria antiquata* d'Orb. des Lias, ist jedoch viel stärker zusammengedrückt, daher viel flächer, kürzer und am untern Ende nur seitlich gekrümmt, nicht eingerollt, wesshalb diese Form zu *Marginulina* gestellt werden musste.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

16) **Marginulina jurassica** n. sp.

Taf. III. Fig. 21a u. 21b.

und var. substriata

Taf. III. Fig. 22.

Gehäuse kurz, breit, stark zusammengedrückt, Seitenflächen nur schwach gewölbt, nach unten verschmälert, in einer etwas verdickten, seitlich gebogenen Anfangskammer endigend; Querschnitt länglich elliptisch; Kammern wenig zahlreich, sehr schief gestellt, Oberfläche glatt oder bei der Varietät *substriata* mit ganz schwachen Längsstreifchen verziert.

Länge: 0,90 Mm.
Grösste Breite: 0,37 Mm.
Dicke: 0,15 Mm.

Hiermit ist die liasische M. *Terquemi* d'Orb. zu vergleichen, welche jedoch nicht flach gedrückt ist und deutliche Einschnürungen an den Kammernähten zeigt, während bei der Juraform solche Einschnürungen nicht bemerkbar sind. Die als Var. *substriata* hierhergezogene Form scheint trotz einer grösseren Breite und gedrungener Gestalt kaum von der Normalform getrennt werden zu können, weil bei der Zartheit der Streifen diese selbst leicht unsichtbar werden, die Dimensionen gewiss grösseren Schwankungen unterworfen sind und andere Momente der Unterscheidung nicht vorliegen.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

17) **Marginulina serratocostata** n. sp.

Taf. III. Fig. 23a und 23b.

Gehäuse in die Länge gestreckt, dreiseitig, nach unten stark verjüngt und in einer seitlichen Krümmung endigend; die nach vorn

gerichtete Fläche mit 3 dornig gezackten Längsrippchen und die dornartigen Zacken unter sich verbindenden Querleistchen verziert, zwischen diesen Hervorragungen vertieft, die spitzwinklig nach hinten zusammenstossenden Seitenflächen schwach gewölbt mit 3—4 schwachen Längsstreifchen bedeckt, welche von den Andeutungen der Kammernähte in schiefer Richtung durchkreuzt werden. Die sehr zahlreichen Kammern sind zur Achse schief gestellt; die obere Endfläche gewölbt.

Länge: 1¾ Mm.
Grösste Breite: 0,33 Mm.
Grösste Dicke: 0,30 Mm.

Diese unter allen Formen jurassischer Foraminiferen die eigenthümlichste und ausgezeichnetste hat nur in der liasischen *M. spinata* Terq. eine aber sehr entfernte Verwandte.

Fundort: Mergelgrube am Reitzensteinhaus bei Streitberg.

18) Marginulina flabellata n. sp.

Taf. III. Fig. 24a, 24b. u. 24c.

Gehäuse sehr flach, glatt gedrückt, breit nach unten rasch sich verschmälernd in eine kugelige Erdkammer verlaufend; die breiten Seitenflächen etwas gewölbt, wellig uneben, nach vorn und hinten mit einer abgerundeten Kante zusammenstossend, von fächerförmig aus einander laufenden Längsrippchen verziert, der vordere Rand ist an den Kammernähten schwach vertieft, daher grob gekerbt; weniger deutlich ist diess am hinteren Rande der Fall. Die zahlreichen schief verlaufenden Kammern sind nur undeutlich kenntlich; die Endfläche ist gewölbt und trägt nach hinten eine kurze Spitze mit der runden, von kurzen radialen Streifchen umgebenen Oeffnung.

Länge: 1,64 Mm.
Breite: 0,56 Mm.
Dicke: 0,19 Mm.

Auch diese Form ist einzig in ihrer Art, nähert sich jedoch wieder mehr denen des Lias: *M. undulata* und *Metensis* Terq. Zu ihrer Unterscheidung bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung.

Fundort: Sehr selten im Grabenbache bei Streitberg.

VIII. Cristellaria Lamarck.

19) Cristellaria jurassica n. sp.

Taf. III. Fig. 25a, 25b u. 25c.

Gehäuse breit, sehr flach gedrückt, nach unten rasch und stark verschmälert, kurz eingerollt; Seitenflächen fast eben, schwach gewölbt, Rücken und Bauch schmal abgerundet, ohne Einkerbungen an den Nähten; Kammern zahlreich sehr schief gestellt nach oben sehr erweitert; Oberfläche glatt, matt.

Länge: 1,12.

Grösste Breite: 0,54.

Dicke: 0,25.

Aehnliche Formen finden sich in mehreren Formationen: *C. simplex* d'Orb. *C. intermedia* Rss. unter dem liasischen C. *matutina* d'Orb. Die Juraart unterscheidet sich von diesen durch ihre zusammengedrückte Form und die deutliche Abgrenzung des kleinen eingerollten Theiles.

Fundort: Nicht selten im Grabenbache bei Streitberg.

20) Cristellaria spongiphila n. sp.

Taf. III. Fig. 26.

Gehäuse in die Länge gestreckt, flachgedrückt, nach oben fast gerade, wenig erweitert, nach unten kurz eingerollt, an den Kammernähten schwach eingekerbt; Seitenflächen etwas gewölbt, Rücken- und Bauchrand abgerundet; Kammern nicht sehr zahlreich, schief gestellt; Oberfläche glatt.

Länge: 0,69.

Breite: 0,29.

Dicke: 0,12.

Diese Art, welche mit der vorigen sehr nahe verwandt ist, bleibt viel kleiner und zeichnet sich besonders durch die fast gleiche Breite des oben gerade gestreckten Theiles, so wie durch eine geringere Anzahl wenig schief gestellter Kammern so sehr vor jener aus, dass ich nicht wagen konnte, sie damit zu vereinigen.

Fundort: Häufig im Grabenbache, an der Muschelquelle und am Keitzensteinhause bei Streitberg.

21) Cristellaria franconica n. sp.

Taf. III. Fig. 27a, 27b u. 27c.

Gehäuse länglich, von der Seite schwach zusammengedrückt, so dass der Querschnitt länglich elliptisch erscheint, die Seiten sind gewölbt, wie der vordere und hintere Rand; das nach unten rasch verschmälerte Gehäuse ist stark eingerollt; doch reichen die eingerollten Kammern nicht bis zur halben Höhe des ganzen Gehäuses, aber über den halben vorderen Rand; die Kammern sind nicht sehr zahlreich, dabei sehr schief gestellt und an ihren Nähten oberflächlich schwach, aber merklich vertieft, so dass auf dem hintern Rande flache Einschnürungen sich bemerkbar machen. Die Oberfläche ist glatt.

Länge: 1,06 Mm.
Breite: 0,62 Mm.
Dicke: 0,44 Mm.

C. prima d'Orb aus dem Lias von Metz steht der oben genannten Art nahe; die letztere lässt jedoch wegen grösserer Dicke geringerer Einrollung und Fehlen der Kieles eine Verwechslung mit jener nicht wohl zu.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

22) Cristellaria triquetra n. sp.

Taf. III. Fig. 28a, 28b u. 28c.

Gehäuse in die Länge gestreckt, dreiseitig, nach unten schwach verjüngt und eingerollt, nach oben fast gerade, die Seitenflächen wenig gewölbt, nach hinten in einer gekielten Kante zusammenlaufend, nach vorn mit abgerundeten Kanten an die schwach concave, vordere Seite stossend, der eingerollte Theil reicht nur bis über das untere Drittel der vorderen Seite hinauf; die obere Endfläche ist stark gewölbt, von einem wulstigen Rand umgrenzt, der nach vorn sich convex ausbiegt. Die Nähte der schiefstehenden Kammern ragen um ein Weniges (vielleicht in Folge einer Abwitterung?) über die Oberfläche, welche etwas rauh erscheint, vor.

Länge: 1,12 Mm.
Dicke: 0,56 Mm.
Breite: 0,62 Mm.

Diese sehr ausgezeichnete Species schliesst sich zunächst an *C. arcuata* d'Orb. von Wien und Passau, ohne jedoch mehr, als eine entfernte Aehnlichkeit damit zu besitzen. Nach den angegebenen Merkmalen ist diese Art leicht zu erkennen.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg, selten.

23) Cristellaria alata n. sp.

Taf. IV. Fig. 1a u. 1b.

Gehäuse flach, zusammengedrückt, breit mit schmalem abgeplattetem Rücken, welcher von fast ganz flachen, breiten Seitenflächen beiderseits durch eine kielartige Leiste abgegrenzt wird; die Einrollung ist sehr stark, so dass sie bis zu der weit herabreichenden Endfläche emporreicht; die Kammern sind stark gekrümmt, an ihren bogenförmigen Nähten ist die Oberfläche vertieft, zwischen ihnen gewölbt, rauh oder mit kleinen Höckerchen besetzt; die schmale hohe Endfläche ist gegen den Rand von einer Leiste begrenzt, flach oder etwas vertieft.

Länge: 1,00 Mm.
Breite: 0,63 Mm.
Dicke: 0,19 Mm.

Diese ganz flache, durch ihren schmalen, glatten, gekielten Rücken ausgezeichnete Form gehört wegen der in einer ausgezogenen Spitze befindlichen runden Mündung zum Genus *Cristellaria;* ob die vertieften Nahtränder an der Oberfläche nur einfach rauh, oder vielleicht durchlöchert sind, konnte nicht deutlich erkannt werden, wie überhaupt die Oberflächenverzierung selten gut erhalten scheint.

Fundort: Selten im Grabenbache bei Streitberg.

24) Cristellaria Quenstedti n. sp.

Taf. IV. Fig. 2a u. 2b.

Gehäuse scheibenförmig, rundlich, etwas zusammengedrückt, gegen die Mitte schwach vertieft, stark eingerollt, deutlich gekielt; die Nahtränder der stark gebogenen Kammern stehen über den gewölbten Seitenflächen leistenartig vor und verlaufen aus der etwas vertieften Mitte mit einer nach vorn convexen, grossen Biegung gegen den Kiel, wo sie sich nach vorn concav umbiegen

und an den Kiel anschliessen; die Oberfläche ist glatt, matt; die breite, berandete Endfläche hochgewölbt.

Grösste Höhe: 1,45 Mm.
„ Breite: 1,06 Mm.
„ Dicke: 0,56 Mm.

Diese stattliche Art hat unter den Liasarten von Metz keinen Repräsentanten; sie zeichnet sich in gleicher Weise durch Grösse und Verzierung der Oberfläche vor den übrigen verwandten Formen aus.

Fundort: Selten Mergelgrube am Reitzensteinhause bei Streitberg.

XI. Robulina, d'Orbigny.

25) Robulina jurassofranconica n. sp.

Taf. IV. Fig. 3a u. 3b.

Gehäuse scheibenförmig, rundlich, hoch gewölbt, eingerollt, mit einer Nabelschwiele in der Mitte, stark gekielt; an den Nahträndern schwach vertieft; Oberfläche rauh, d. h. zwischen glatten glänzenden Stellen, feinkörnig, matt schimmernd. Mündung dreieckig, am obern Ende der gewölbten, breiten Endfläche.

Länge: 1,62 Mm.
Breite: 1,11 Mm.
Dicke: 0,87 Mm.

Diese grosse Art scheint einigen Veränderungen unterworfen zu sein, indem sich Exemplare, vorzüglich grössere, fanden, bei denen der Kiel weniger deutlich bemerkbar war, bei anderen, namentlich kleineren Individuen, stand die Nabelschwiele weiter vor und sie besassen zugleich auch eine glatte, glänzende Oberfläche, die wie durch Abreibung, nur stellenweise rauh erschien. *R. clypeiformis* d'Orb. ist eine verwandte, doch viel glättere Form.

Fundort: Nicht selten im Grabenbache bei Streitberg.

X. Guttulina d'Orbigny.

26) Guttulina strumosa n. sp.

Taf. IV. Fig. 13a, 13b, 14a u. 14b.

Gehäuse birnförmig, oval, nach oben zugespitzt in einen die runde Mündung tragenden Hals verlängert, flach zusammenge-

drückt, nach unten in einen kropfartig erweiterten, abgerundeten, etwas seitlich gerückten Ende auslaufend, mit 4 Kammern, welche länglich convex durch seichte Einbuchtungen getrennt, schräg an einander gereiht sind. Die Oberfläche ist glatt.

Länge: 0,62—0,75 Mm.
Breite: 0,22—0,31 Mm.
Dicke: 0,12—0,17 Mm.

Es sind hier zwei Formen, welche in ihren Extremen ziemlich auffallende Unterschiede zeigen, vereinigt, weil Uebergänge zwischen beiden vorkommen. Die kleinere Form zeichnet sich durch ihre mehr grade Gestalt und den kurzen Hals, die grössere, durch die einseitige Entwicklung das seitliche Vortreten des kugeligen unteren Endes und den langen Hals aus. Einige Aehnlichkeit zeigte *G. austriaca* d'Orb.

Fundort: Ziemlich häufig im Grabenbache bei Streitberg.

27) **Guttulina jurassica** n. sp.
Taf. IV. Fig. 15a u. 15b.

Gehäuse spindelförmig, oval, wenig zusammengedrückt, nach oben und unten spitz zulaufend, mit 4 convexen, dicht an einander schliessenden, schräggestellten Kammern. Die Oberfläche ist glatt, fast ohne Vertiefungen zwischen den Kammern.

Länge: 1 Mm.
Breite: ½ Mm.
Dicke: 0,34 Mm.

Diese mit der vorigen Art verwandte Form unterscheidet sich, abgesehen von ihrer beträchtlicheren Grösse, durch ihre ziemlich gleiche Zuspitzung nach beiden Enden und grösserer Abrundung der Kammern.

Fundort: Selten in der Mergelgrube am Reitzensteinhause bei Streitberg.

XI. Textilaria, Defrance.

28) **Textilaria jurassica** n. sp.
Taf. IV. Fig. 17a u. 17b.

Gehäuse keilförmig, langgestreckt, plattgedrückt, aus zahlreichen schiefgestellten keilförmig in einander greifenden Kammern

bestehend, welche wenig gewölbt und an den Wänden nur schwach eingetieft sind; Oberfläche glatt, die schmalen Seitenränder abgerundet, nicht gekielt.

Länge: 1,06 Mm.
Grösste Breite: 0,37 Mm.
Dicke: 0,12 Mm.

T. lævigata d'Orb. hat Aehnlichkeit mit dieser Art, welche sich durch ihre glatte Form und die Abrundung an den schmalen häufig kielartig zugeschärften Randseiten kenntlich macht. Die Dicke nimmt nach Unten etwas ab, die Anfangszelle ist kugelig etwas dicker, als die nächsten Kammern.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

29) **Textilaria franconica** n. sp.

Taf. IV. Fig. 18a u. 18b.

Gehäuse keilförmig, geradegestreckt, flachgedrückt mit zahlreichen, gewölbten, an den Nähten schwachvertieften schiefgestellten, keilförmig in einander greifenden Kammern, die schmalen Randseiten abgerundet, durch die Vertiefungen der Kammernähte gekerbt; Oberfläche glatt.

Länge: 0,81 Mm.
Grösste Breite: 0,31 Mm.
Dicke: 0,19 Mm.

Diese mit der vorigen sehr verwandte Art unterscheidet sich von dieser durch ihre verhältnissmässig kürzere, dicker gedrungenere Form, durch höhere Wölbung der Kammern und tiefere Vertiefungen an den Nähten; die Kammern selbst sind im Umrisse mehr kugelig, die Anfangskammern gross und dick.

Fundort: Mergelgrube am Reitzensteinhause bei Streitberg.

XII. **Rotalina**, d'Orbigny.

30) **Rotalina franconica** n. sp.

Taf. IV. Fig. 9a u. 9b.

Gehäuse scheibenförmig, ungleichseitig, rundlich, gekielt, nach oben conisch zulaufend zu einer grossen Nabelschwiele, nach unten convex gewölbt, gegen die Mitte vertieft, Windungen hoch mit

zahlreichen Kammern, deren Wände über die Oberfläche leistenartig vorstehen; die Oberfläche ist glatt, glänzend, mit rauhen Erhöhungen.

Durchmesser: 1,06 Mm.

Höhe: 0,44 Mm.

Diese Art, welche in die Gruppe der *R. Partschiana* d'Orb. gehört, ist in dem vorliegenden Exemplare an der Mündung zusammengebrochen und undeutlich.

Fundort: Grabenbach bei Streitberg.

31) **Rotalina turbinella** n. sp.

Taf. IV. Fig. 10a u. 10b.

Gehäuse flach, conisch, im Umriss rundlich, unten flach, nicht vertieft nach oben conisch zulaufend, in der Mitte mit einer kleinen, glatten Nabelschwiele versehen; Windungen nicht sehr zahlreich mit nicht deutlich erkennbaren Kammern; Oberfläche körnig rauh.

Durchmesser: $\frac{1}{2}$ Mm.

Höhe: 0,19 Mm.

Diese kleine, häufig vorkommende Art, lässt sich sogleich an ihrer geringen Grösse, rauhen Oberfläche, und ebenen unteren Fläche leicht und sicher erkennen.

Fundort: Häufig im Grabenbache, an der Muschelquelle und am Reitzensteinhause bei Streitberg.

XIII. **Rosalina**, d'Orbigny.

32) **Rosalina aspera** n. sp.

Taf IV. Fig. 8a u. 8b.

Gehäuse flach, scheibenförmig, zusammengedrückt rundlich, unten nach der Mitte zu stark vertieft, oben flachconisch zulaufend; Windungen spiral eingerollt, nicht hoch, am Rücken abgerundet, mit zahlreichen engen Kammern, deren Wände schwach durchscheinen; Oberfläche rauh, feinkörnig.

Grösster Durchmesser: 1,10.

Grösste Höhe: 0,56.

Diese Art hat einige Aehnlichkeit mit *Rosalina dubia* d'Orb. von Wien. Die schmalen Windungen, die durch keine Einschnitte von einander getrennt sind, die fast nicht bemerkbare Einschnürungen an den Kammerwänden, lassen die jurassische Art leicht erkennen.

Fundort: Sehr selten im Grabenbach bei Streitberg.

XIV. Polystomella, Lamarck.

33) Polystomella (?) polypora n. sp.

Taf. IV. Fig. 6a u. 6b.

Gehäuse länglichrund, stark zusammengedrückt, flach, eingerollt, die Seitenflächen wenig gewölbt, der Rücken gerundet; Kammern zahlreich, ihre Wände bogenförmig gekrümmt, über die Oberfläche vorstehend und von grösseren Poren dicht besetzt; die Oberfläche zwischen den Rippchen ist körnig, porös (?); die Endfläche berandet, mit Poren dicht besetzt, nach oben in eine Art Spitze zulaufend; grössere Mündung nicht deutlich wahrnehmbar.

Länge: 1,31 Mm.
Breite: 0,81 Mm.
Dicke: 0,29 Mm.

Das Genus dieser ausgezeichnet verzierten Art konnte wegen Gesteinsausfüllung nicht sicher festgestellt werden. Während die ganze, in die Länge gedehnte, flache Form, das Vorhandensein einer Spitze, ähnlich wie bei *Cristellaria*, eine Zugehörigkeit zu diesem Genus in der Nähe der hier beschriebenen *Cristellaria alata* vermuthen lässt, ohne dass jedoch die runde Oeffnung in dieser Spitze erkannt werden konnte, sprechen andere Merkmale, namentlich das Vorhandensein einer Mündung ähnlichen Vertiefung am unteren Ende der Mündungsfläche für das Genus *Nonionina*. Das mit grösster Wahrscheinlichkeit anzunehmende Vorhandensein mehrfacher Mündungen entscheidet endlich zu Gunsten von *Polystomella*.

Fundort: Sehr selten im Grabenbache bei Streitberg.

Daran reiht sich als von zweifelhafter Genus vielleicht zu *Spirulina* gehörig:

einer Schuld, zu Erfüllung eines Contracts, zu Verpflegung ihrer Armen, zu Einrichtung der erforderlichen Schulen, zur Herstellung des dem Einsturze nahen Rathhauses ꝛc. zu bewilligen. Sie unterscheidet nirgends klar und scharf die doppelte Eigenschaft des Magistrats als Verwalter der städtischen Gemeindeangelegenheiten und als einziges Organ der Staatsgewalt, durch welches diese ihre Verwaltungsgesetze in den Städten zur Ausführung bringen läßt.

Durch diese Unbestimmtheiten sind hin und wieder die Stadtverordneten-Versammlungen in kleinen Städten zu dem Glauben verleitet worden, daß sie allein die gebietenden Herren seyen, welchen durch Versagung oder Gewährung des Geldes das Mittel zu Gebote stehe, Alles ohne Ausnahme in der Stadt lediglich nach ihrem Gutdünken zu leiten, und welche nur in Polizeisachen den Magistrat als befehlende Obrigkeit anzuerkennen haben. Die Magistrate ihrerseits haben wohl gefühlt, daß hiermit ihre Stellung sich nicht vereinigen lasse, haben daher ihre Befugnisse hin und wieder faktisch zu erweitern gesucht, und nun ihrerseits wieder in dasjenige eingegriffen, was den Vertretern der Gemeinde unzweifelhaft zusteht. Und eben hieraus sind bei der geringen Bildung vieler Stadtverordneten-Versammlungen im Einzelnen die ärgerlichsten Reibungen entstanden.

Obwohl nun besonnene Consequenz in der obersten Leitung, unterstützt von derjenigen Gewalt, welche die Natur der Sache nach und nach auf alle Dinge ausübt, diese Lücken zum Theil durch nachträgliche Verordnungen, zum Theil durch die Praxis ausgefüllt, und das Unbestimmte bestimmt hat, würde die preußische Regierung sich doch verdiente Vorwürfe zugezogen haben, wenn sie ein Gesetz mit diesen nur durch die Erfahrung einer Reihe von Jahren unschädlich gemachten Mängeln in einer großen Anzahl von Städten neu eingeführt hätte, in der Hoffnung, daß auch hier die Zeit und die Natur der Sache allmählig ihre Wirkungen äußern würden. Sie hat daher, um gleich anfangs eine bessere Wirkung des Gesetzes sicher zu stellen, dasjenige darin festgesetzt, was eine dreiundzwanzigjährige Erfahrung als nothwendig gezeigt hatte. Deßhalb hat sie dem Vertreter der Stadt, in der Regel, eine entscheidende Stimme in denjenigen Angelegenheiten eingeräumt, in welchen bei Anordnung des innern Haushalts, wie dem Einzelnen so auch der Gemeinde, eine freie Bewegung und die Ausbildung

34) Spiralina (?) Streitbergensis n. sp.

Taf. IV. Fig. 7a u. 7b.

Gehäuse in die Länge ausgedehnt, oben fast gleich breit, zusammengedrückt, nach unten bis zur Hälfte des vorderen Randes eingerollt und mit einer Nabelschwiele versehen; der Rücken ist abgerundet, ungekielt, die vordere Randfläche neben den 2 seitlichen rinnenartigen Depressionen in der Mitte leistenartig erhöht, Kammern zahlreich, schief gestellt, ihre Wände nicht vorstehend; die Oberfläche matt, die Endfläche schwach concav, neben der leistenartigen Randwulst mit Poren (?) besetzt.

Länge: 1,30 Mm.

Breite: 0,44—0,50 Mm.

Der allgemeine Habitus erinnert sehr an *Cristellaria*, wozu auch eine spitzenartige Erhöhung der obersten Kammer übereinstimmen würde. Da sich jedoch auf der Endfläche mehrfache Oeffnungen (Mündungen?) vorfinden, so konnte denn doch eine Zurechnung zu diesem Genus nicht gewagt werden. Erst das Auffinden mehrerer und vollständiger erhaltener Exemplare wird über die generische Stellung klaren Aufschluss bringen.

Fundort: Sehr selten im Grabenbache bei Streitberg.

XV. Nonionina, d'Orbigny.

35) Nonionina macromphalus n. sp.

Taf. IV. Fig. 4a u. 4b.

Gehäuse dick, scheibenförmig, rundlich, eingerollt, in der Mitte mit einer abgegrenzt vorstehenden Nabelschwiele versehen, scharf gekielt; Oberfläche glatt, glänzend, an den Nahträndern etwas eingesenkt.

Länge: 0,85 Mm.

Breite: 0,69 Mm.

Dicke: 0,48 Mm.

Das Genus *Nonionina* ist aus den Lias noch nicht bekannt, die nächsten Formen sind tertiäre, aber auch unter diesen fehlen sehr ähnliche.

Fundort: Selten im Grabenbache bei Streitberg.

36) **Nonionina Fraasana** n. sp.

Taf. IV. Fig. 5a u. 5b.

Gehäuse länglich rund, stark eingewickelt, gegen die Mitte abgerundet, vertieft, mit breitem, vollständig abgerundetem Rücken, ungekielt, durch die etwas über die Oberfläche vorstehenden Kammerwände im Umriss treppenförmig eckig; Kammern zahlreich, ihre Wände fast ganz radial gestellt, unmerklich ausgebogen; die Oberfläche hinter denselben schwach eingeschnürt, glatt, doch nicht glänzend, sondern matt schimmernd.

Länge: 0,88 Mm.
Breite: 0,69 Mm.
Dicke: 0,40 Mm.

Diese bei Streitberg nicht seltene Art ist meist nur dürftig erhalten, so dass die rundliche Mündung auf der Endfläche nicht absolut sicher erkannt werden konnte. Es wäre daher wohl möglich, dass sie zu einem andern Genus gehört. Uebrigens sind die angeführten Merkmale so eigenthümlich, dass die Species sicher daraus zu erkennen ist.

Fundort: Nicht selten bei Streitberg.

XVI. Biloculina, d'Orbigny.

37) **Biloculina applanata** n. sp.

Taf. IV. Fig. 16a, 16b u. 16c.

Gehäuse linsenförmig kreisrund, einerseits flach, andernseits gewölbt, an den Seitenrändern mit einem wulstigen Saume versehen; Oberfläche rauh, wie gerissen; Mündung auf einer vorstehenden Verlängerung des Gehäuses, schmal, spaltenförmig.

Länge: 0,75 Mm.
Breite: 0,50 Mm.
Dicke: 0,21 Mm.

Diese etwas fremdartige Form glaubte ich am besten in diesem Genus unterzubringen, obgleich die Undeutlichkeit der Mündungsbeschaffenheit keine volle Sicherheit gewährt, dass diese Auffassung die richtige sei.

Unter den *Biloculinen* kommen ähnliche Formen vor; doch ist an der jurassischen Art die einseitig flache Beschaffenheit,

die Verlängerung zu einem die Mündung tragenden Halse und die Abrundung des wulstigen Randes (statt einer scharfen Kante) auffallend. Leider fand sich bis jetzt nur ein Exemplar dieser Art.

Fundort: Mergelgrube am Reitzensteinhause bei Streitberg.

Damit schliesst die Reihe der den Foraminiferen mit Sicherheit zuzuzählenden, bestimmbaren Formen aus den Schwammschichten bei Streitberg. Es muss aber bemerkt werden, dass damit keineswegs die ganze Fülle der Arten erschöpft ist, welche sich daselbst finden, vielmehr kamen mir noch so viele meist nur in kleinen Fragmenten erhaltene oder undeutlichere Reste vor, dass die Fauna sicher noch eine namhafte Bereicherung in dieser Richtung erwarten lässt. Einige der minder deutlichen Formen, welche mit Sicherheit den Foraminiferen nicht zuzuweisen waren, kommen so häufig vor und scheinen so charakteristisch für diese Schwammmergel, dass sie hier in einem Anhange einer kurzen Erwähnung wohl werth erscheinen.

Es sei hier noch ausdrücklich bemerkt, dass das bei Streitberg in den Formaniferen-Schwammmergeln entdeckte Conodictyum striatum Mü., welches neuerdings fragweise von Reuss der Familie der *Ammodiscineen* angeschlossen wurde, nach meinen wiederholten Untersuchungen nicht zu den Formaniferen gestellt werden kann. Der kreiselförmige Körper ist im Innern ganz von Gestein ausgefüllt, ohne Spur einer Kammerung, und allseitig von einer dünnen Kalkkruste umschlossen, welche netzartig, wie bei Bryozoen, gestaltet ist. Diese Kruste ist zusammengesetzt aus eng an einander schliessenden 6seitigen Zellen, welche in ihrer Mitte eine weite Mündung zeigen. Zumeist ist diese Mündung von Gestein ausgefüllt und nicht sichtbar und tritt erst nach Auswitterung des Mergels hervor. Ob an dem unteren stielartigen Ende eine Oeffnung sich vorfindet, konnte nicht constatirt werden.

Zweifelhafte Foraminiferen-ähnliche Thierreste.

1) Siderolina-ähnliche Formen. (Taf. IV. Fig. 19) bestehen aus 4 gleich langen nach aussen stumpf zulaufenden, gegen die Mitte sich zu einem breiten Körper vereinigenden Aesten, welche in ihrer Mitte einen leistenartigen Vorsprung tragen; das Centrum der Vereinigung nimmt eine nabelschwieleähnliche, rundliche Erhöhung ein, um welche die Astleisten sich vereinigend eine Art Hof bilden; die Oberfläche ist sonst glatt; Mündung konnte keine beobachtet werden; beide Seiten sind gleich; Durchmesser: 1 Mm.

Diese mit *Siderolina* grosse Aehnlichkeit zeigende, weisse opake Sternchen kommen bei Streitberg häufig vor, zugleich mit ähnlichen, aber sehr unregelmässig gestalteten kreuzförmigen Körperchen, welche eher für Accessorien von Schwämmen etc. als für selbsständige Gehäuse zu halten sind. Uebergänge zwischen solchen kreuzförmigen Gestalten in die oben beschriebenen Formen machen es zweifelhaft, ob auch diese für mehr, als für Sternhaare anzusehen sind.

2) Bulimina-ähnliche Körperchen (Taf. IV. Fig. 20) von puppenähnlicher Gestalt, bestehen ganz aus Gesteinssubstanz und lassen weder Kammern, noch eine Oeffnung erkennen. Doch kehren diese Formen in dieser ganz bestimmten Gestaltung zu häufig wieder, um in ihnen eine blosse Vereinigung kleiner, oolitischer Klümpchen annehmen zu können. Häufig bei Streitberg.

3) Globulina-artige Formen haben die Gestalt einer Flasche und lassen weder Kammern, noch Mündung erkennen. Ihre Oberfläche besteht aus einer krumösen Masse, welche, wie durch Sprünge, in eine Menge kleiner, rauher Wärzchen zertheilt ist. (Taf. IV. Fig. 21.) Sie finden sich im Grabenbache bei Streitberg.

4) Grosse, länglich runde bis eiförmige Körperchen, gehören zu den häufigsten Begleitern der Foraminiferen von Streitberg. Sie erinnern zunächst an Oolithkörner; der Mangel jeder Spur einer schaligen Struktur und ihre bemessene Grösse widersprechen dieser Zuweisung, wogegen der Mangel von erkennbaren Kammern und einer Mündung nicht erlaubt, sie den Foraminiferen anzuschliessen. Der steinige Körper ist oberflächlich rauh oder matt

und durch kleine Erhöhungen und Vertiefungen wellig knollig, wie gewisse Sorten länglich runder Kartoffeln. Zuweilen glaubt man eine Mündung zu sehen (Taf. IV. Fig. 22), doch ist diese sehr unbestimmt. Auch bei einem angeschliffenen Exemplare konnte ich keine Kammerwände wahrnehmen.

Erklärung der Abbildungen.

Sämmtliche Figuren sind gleichförmig im 20fachen (linear) der natürlichen Grösse gezeichnet.

Tafel III.

Figur 1 a. Lagena franconica, Seitenansicht.
„ 1 b. „ „ von oben gesehen.
„ 2 a. Lagena compressula, Seitenansicht.
„ 2 b. „ „ von oben gesehen.
„ 2 c. „ „ von unten gesehen.
„ 3 a. Lagena (?) Streitbergensis, Seitenansicht.
„ 3 b. „ „ von oben gesehen.
„ 4, 5 und 6. Nodosaria nitidula.
„ 4 a, 5 a und 6 a. Seitenansicht verschiedener Formen.
„ 4 b, 5 b und 6 b, dieselben von oben gesehen.
„ 7 a und 8 a. Nodosaria Münsterana, Seitenansicht.
„ 7 b und 8 b. „ „ von oben gesehen.
„ 9 a. Nodosaria jurassica, Seitenansicht.
„ 9 b. „ „ von oben gesehen.
„ 10 a. Nodosaria corallina, Seitenansicht.
„ 10 b. „ „ von oben gesehen.
„ 11 a. Dentalina Goldfussana, Seitenansicht.
„ 11 b. „ „ von oben gesehen.
„ 12 a. Dentalina raphanistriformis, Seitenansicht.
„ 12 b. „ „ von oben gesehen.
„ 13 a. Frondicularia franconica, Seitenansicht.
„ 13 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 13 c. „ „ von oben gesehen.
„ 14 a. Vaginulina jurensis, Seitenansicht.
„ 14 b. „ „ von oben gesehen.
„ 14 c. „ „ besondere Form.
„ 15 a, 16, 17, 18. Marginulina irregularis, Seitenansicht.
„ 19. „ „ Fig. 15 a von oben gesehen.

Figur 20 a. Marginulina Beierana, Seitenansicht.
„ 20 b. „ „ von oben gesehen.
„ 21 a. Marginulina jurassica, Seitenansicht.
„ 21 b. „ „ von oben gesehen.
„ 22. „ „ var. substriata.
„ 23 a. Marginulina serratocostata, Seitenansicht.
„ 23 b. „ „ Frontansicht.
„ 24 a. Marginulina flabellata, Seitenansicht.
„ 24 b. „ „ von vorn gesehen,
„ 24 c. „ „ von oben gesehen.
„ 25 a. Cristellaria jurassica, Seitenansicht.
„ 25 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 25 c. „ „ von oben gesehen.
„ 26. Cristellaria spongiphila, Seitenansicht.
„ 27 a. Cristellaria, franconica, Seitenansicht.
„ 27 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 27 c. „ „ von oben gesehen.
„ 28 a. Cristellaria triquetra, Seitenansicht.
„ 28 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 28 c. „ „ von oben gesehen.

Tafel IV.

Figur 1 a. Cristellaria alata, Seitenansicht.
„ 1 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 2 a. Cristellaria Quenstedti. Seitenansicht.
„ 2 b. „ „ Frontansicht.
„ 3 a. Robulina jurassofranconica, Seitenansicht.
„ 3 b. „ „ „ Frontansicht.
„ 4 a. Nonionina macromphalus, Seitenansicht.
„ 4 b. „ „ Frontansicht.
„ 5 a. Noninonina Fraasana, Seitenansicht.
„ 5 b. „ „ Frontansicht.
„ 6 a. Polystomella (?) polypora, Seitenansicht.
„ 6 b. „ „ Frontansicht.
„ 7 a. Spiralina (?) Streitbergensis, Seitenansicht.
„ 7 b. „ „ Frontansicht.
„ 8 a. Rosalina aspera, Seitenansicht.
„ 8 b. „ „ Frontansicht.
„ 9 a. Rotalina franconica, Seitenansicht.
„ 9 b. „ „ Frontansicht.
„ 10 a. Rotalina turbinella, Seitenansicht.
„ 10 b. „ „ Frontansicht.
„ 11 a. Spirillina polygyrata, Seitenansicht.
„ 11 b. „ „ Frontansicht.
„ 11 c. „ „ stark vergrösertes Stück d. Oberfläche.

Figur 12 a. Spirillina tenuissima, Seitenansicht.
„ 12 b. „ „ Frontansicht.
„ 13 a, 14a. Guttulina strumosa Seitenansicht.
„ 13 b, 14 b. „ „ von oben gesehen.
„ 15 a. Guttulina jurassica, Seitenansicht.
„ 15 b. „ „ von oben gesehen.
„ 16 a. Biloculina applanata, von vorn gesehen.
„ 16 b. „ „ von hinten gesehen.
„ 16 c. „ „ von oben gesehen.
„ 17 a. Textilaria jurassica, Seitenansicht.
„ 17 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 18 a. Textilaria franconica, Seitenansicht.
„ 18 b. „ „ von vorn gesehen.
„ 19. Siderolina-ähnliche Körperchen.
„ 20. Bulimina-ähnliche Körperchen.
„ 21. Globulina-ähnliche Körperchen.
„ 22. Oolith-artige Körperchen.

9. Die Farben der Pflanzen.

Von Georg von Martens.

Mit Tafel V.

I. Der Regenbogen.

Siehe den Regenbogen an, und lobe den, der ihn gemacht hat; denn er hat sehr schöne Farben.

Sirach Cap. 43, V. 12.

Wenn auf einer Seite des Himmels Regen fällt, während auf der gegenüberstehenden Seite die Sonne scheint, so erblickt man, der Sonne den Rücken zuwendend, im grauen Regenschleier einen bunten Bogen. Die auf die kugelförmigen Wassertropfen treffenden Sonnenstrahlen werden auf der vorderen Wand des Tropfens bei ihrem Eintreten aus der dünneren Luft in das dichtere Wasser abwärts gebrochen, von der hinteren Wand des Tropfens theilweise auf die vordere wie von einem Spiegel zurückgeworfen und hier bei ihrem Austreten aus dem dichteren Wasser in die dünnere Luft aufwärts gebrochen.

Während dieses doppelten Durchgangs durch die Wassertropfen wird der weisse Strahl in farbige Strahlen von verschiedener Brechbarkeit zerlegt, der am schwächsten gebrochene, rothe Strahl gelangt unter einem Winkel von 40°2′ in das Auge des Beobachters, der am stärksten gebrochene, violette Strahl unter einem Winkel von 42°17′, wodurch der Bogen eine Breite von 2°15′ erhält.

So bestimmen die Stellen der Sonne, des Tropfens und des Beobachters die der Farbe, jeder Zuschauer sieht den Bogen an einer andern Stelle, jeder Tropfen spiegelt nur eine Farbe auf

einmal, aber fallend schnell nach einander alle, so rasch von seinen Nachfolgern ersetzt, dass der in raschem Wechsel begriffene Bogen, wie das Bild der Sonne in schnell fliessendem Wasser, als ruhend erscheint.

Diese Ruhe ist jedoch noch in einer weiteren Beziehung nur scheinbar. der Regenbogen hält gleichen Schritt mit der Sonne, aber in entgegengesetzter Richtung, wie das Gegengewicht an dem Zeiger einer Thurmuhr; der Morgenregenbogen senkt sich daher und rückt dabei von Süden nach Norden, der Abendregenbogen steigt und rückt von Norden nach Süden, zusammen mit einer Geschwindigkeit von 15 Minuten eines Grades auf eine Minute Zeit.

Der Mittelpunkt des Kreises, wovon der Bogen ein Abschnitt ist, befindet sich der Sonne gegenüber an der Stelle, wohin der Schatten des Kopfes des Beobachters fällt, d. h. in der Verlängerung einer von der Sonne durch seinen Kopf gezogenen Linie, da also die Sonne nothwendig über dem Horizont stehen muss, um einen Regenbogen zu bilden, so fällt er mit gleicher Nothwendigkeit immer unter den Horizont; der Regenbogen übersteigt daher selbst im günstigsten Falle des Sonnenuntergangs im Meere nicht die Hälfte des Kreises und wird um so flacher, je höher die Sonne steht, da seine Höhe schneller abnimmt, als seine Breite; dieses verleiht ihm eine grosse architektonische Schönheit der Form, lebhaft an unsere schönsten Brückenwölbungen erinnernd.

Erreicht die Höhe der Sonne über dem Horizont 42°, so fällt der ganze Kreis unter den Horizont und damit die Möglichkeit weg, dass ein Regenbogen erscheine.

Je stärker es regnet, je reiner der Sonnenschein ist und je dunkler der Hintergrund, desto lebhafter und schöner ist der Regenbogen, in grösster Vollkommenheit erscheint er mit einem Nebenregenbogen: dieser entsteht über dem Hauptbogen durch eine ähnliche Strahlenbrechung, aber so, dass ein auf die untere Oberfläche der Wasserkugel treffender Strahl gebrochen wird, während es bei dem Hauptbogen ein die obere Oberfläche derselben treffender ist, und dass die Strahlen erst nach einer doppelten Zurückwerfung an der hinteren Wand des Tropfens sechsmal schwächer als am Hauptbogen und in umgekehrter Ordnung

unter einem Winkel von 50°44′ bis 54°24′ in das Auge gelangen, er ist daher 3°40′ breit, also um 1°25′ mehr als ein Drittheil, breiter als der Hauptbogen.

Der 8°27′ betragende Zwischenraum zwischen beiden Bogen erscheint dunkler als der übrige Himmel, der Kugelabschnitt zwischen dem Hauptbogen und dem Horizont heller, weil die oberhalb des Hauptbogens fallenden Tropfen uns nur von ihrer Vorderseite zurückgeworfene Strahlen zusenden, die unterhalb derselben fallenden aber auch von ihrer hinteren Wand.

Eine Folge davon ist es, dass die äussere Seite des Hauptregenbogens schärfer begrenzt ist, als die innere, dagegen bei dem Nebenregenbogen die innere schärfer als die äussere.

Zuweilen sieht man am inneren oder unteren Rande des Hauptbogens noch eine mehrfache Wiederholung der Farben in schmäleren Bändern, doch nur am obersten oder mittelsten Theil desselben.

Bei beschränkterem Regenfall und theilweisem Hervortreten des blauen Himmels ersheint nur ein Theil des Bogens, eine Wassergalle; man sieht daher auch selten einen vollständigen Regenbogen auf einmal erscheinen, noch seltener auf einmal verschwinden, auch ist er gewöhnlich von ungleicher Stärke an verschiedenen Stellen, von rechts gegen links oder umgekehrt beginnend, zunehmend, abnehmend, verschwindend.

Sehr selten sind Regenbogen in der Abend- oder Morgenröthe, mit stark vorherrschendem Roth und ohne Blau; ich habe in meinem langen Leben keinen in der Abendröthe, nur zwei in der Morgenröthe gesehen.

Ebenso habe ich nur einmal einen Mondregenbogen gesehen, da hier zu den übrigen Bedingungen noch die eines starken Mondscheins, also um die Zeit des Vollmondes herum, hinzukommt.

In unserer gemässigten Zone treten die Bedingungen des Regenbogens am häufigsten im Sommer bei Gewittern ein und zwar nie vor, immer nach dem Gewitter; diese Beobachtung ist sehr alt: Gleichwie der Regenbogen stehet in den Wolken, wenn es geregnet hat, sagt schon Hesekiel c. 1, v. 28; sie hat die Den-

des Verhältnisses nach Willkür gestattet werden kann. In solchen Geschäften, bei welchen es auf Erfüllung von Verpflichtungen gegen den Staat oder gegen Einzelne ankommt, kann nach der Natur der Sache nicht der Verpflichtete entscheiden, ob er die Verpflichtung erfüllen wolle oder nicht. Jedenfalls aber hat er über die Mittel zur Erfüllung mitzusprechen, daher denn auch die Stadtverordneten in solchen Fällen ihr Gutachten abzugeben haben. Aber auch in Angelegenheiten, in welchen die Stadtverordneten in der Regel zu entscheiden haben, kann der Fall eintreten, daß sie aus Irrthum und falscher Ansicht, oder wegen des Privatinteresses einflußreicher Mitglieder etwas verlangen, was mit dem Gemeinwohle nicht vereinbar, oder etwas verweigern, was für das Gemeinwohl unerläßlich nothwendig ist. In diesem Falle muß der Magistrat sich an die Regierung wenden, welche zuvörderst eine Vereinigung zwischen beiden städtischen Behörden zu versuchen hat. Ist eine solche nicht möglich, so hat die Regierung, wenn die Sachverhältnisse zweifelhaft sind, einen Commissär an Ort und Stelle zu senden, durch diesen beide Theile über ihre Gründe und Gegengründe vernehmen, auch andere achtbare Einwohner befragen zu lassen, und erst dann, nach vollständiger Aufklärung aller Umstände zu entscheiden.

Jeder, welcher mit Unbefangenheit und Sachkenntniß die Sache zu beurtheilen vermag, wird erkennen, daß hier durch die revidirte Städteordnung ein höchst wichtiger Vorschritt zum Bessern geschehen ist.

6) Beschränkte Autonomie der Städte. In der städtischen Verwaltung kommen nicht selten Fälle vor, in welchen das Interesse der gegenwärtigen Mitglieder mit dem der künftigen Generation und mit dem dauernden Wohle der Gemeinde, für welches der Staat sorgen muß, im geraden Widerspruche steht. Kommt irgend ein ungewöhnliches Bedürfniß vor, das aus den gewöhnlichen Einkünften nicht bestritten werden kann, muß ein neues Haus gebaut, ein bedeutender Uferbau vollführt, muß in Kriegszeiten für die Verpflegung freundlicher oder feindlicher Heere, für ihre Hospitäler u. s. w. gesorgt werden, dann sind die gegenwärtigen Mitglieder fast immer geneigt, ihre eigene Last möglichst zu erleichtern und sie auf die Zukunft zu wälzen. Wenn irgend Kredit zu erlangen ist, so wird unter guten oder schlechten Bedingungen

tung des Regenbogens als Zeichen, dass keine Sündfluth mehr kommen solle, veranlasst (1 Buch Moses c. 9, v. 12—15); der Grund davon ist, dass die Sommer- und Herbstgewitter Nachmittags von Westen heraufziehen, also vor ihrem Ausbruch die Sonne verdecken, welche erst hervortreten kann, wenn sie schon vorübergezogen sind und in Osten den dunkeln Hintergrund bilden.

Im Frühling hat man zwar bis zur Sonnenwende zuweilen verkehrte Gewitter, welche von der Ostseite kommen, diese treten aber in den Morgenstunden ein und verhalten sich also zur Sonne gleich den andern.

Gegen den Winter wird die Erscheinung immer seltener, bis sie ganz wegfällt, eben so gegen die Pole, während sie gegen den Aequator an Glanz und Häufigkeit zunimmt, innerhalb der Wendekreise ihr Maximum erreicht, obgleich der Stand der Sonne ihr innerhalb der Polarkreise, wo er nie 42° erreicht, am günstigsten wäre, innerhalb der Wendekreise dagegen, wo er 90° erreicht, über die Hälfte des Tages hindurch den Regenbogen unmöglich macht, aber die Gewitter sind in den Tropenländern stets Nachmittagsgewitter, sie haben einen um so rascheren Verlauf um so grössere und häufigere Regentropfen, je höher die Temperatur ist, und liefern gegen die Pole bei niedriger Temperatur wegen allgemeiner Verbreitung der Wolken und Kleinheit der Wassertropfen keine Regenbogen mehr, schon lange ehe solche unter O. sinkend dieselben ganz unmöglich macht.

Es wäre interessant, die Grenze des Regenbogens nach Klima und Jahreszeit zu bestimmen, allein so weit hat es die Meteorologie noch nicht gebracht.

Die Sprachen der germanischen Stämme bezeichnen die schöne Erscheinung mit dem prosaischen, nüchternen Namen Regenbogen, holländisch *Regenboog*, englisch *Rainbow*, bei den romanischen Stämmen hört man im Volke von Venedig bis Lissabon ganz gleichlautend den poetischen *Arco celeste*, französisch *Arc-en-ciel*, himmlischer Bogen, wahrscheinlich schon uritalienisch, während die Dichter den mythologischen, griechischen Namen *Iris*, *Iride* anwenden. In Toskana hört man ihn auch *Arco baleno*, Blitzbogen, nennen, ein Name, der die Erscheinung an Gewitter

knüpft, und in Portugal hat man neben dem vorherrschenden *Arco celeste* der Römer auch den germanischen Regenbogen, *Arco chuvoso* und den sich an Zaubersagen knüpfenden *Arco da velha*, Bogen des alten Weibes.

II. Das Prisma.

Ganz nach denselben Gesetzen und unter denselben Bedingungen, wie bei Gewitterregen, erscheinen grössere oder kleinere Bruchstücke eines Regenbogens an Wasserfällen, Springbrunnen, Mühlrädern. In dem beim Rudern aufspritzenden Wasser beobachtete sie schon Aristoteles, was damals, als alle grossen Schiffe Galeeren waren, viel häufiger und besser geschehen konnte, als später; jetzt kann man dieses Farbenspiel wieder häufig an den Rädern der Dampfboote beobachten.

An diese irdischen Farbenbogen schliesst sich die ebenfalls durch Reflexion entstehende Erscheinung des Irisirens an, ein liebliches Spiel der sich bei jeder Bewegung des irisirenden Körpers oder des Beobachters ändernden Regenbogenfarben; man sieht sie an den Federn mehrerer Vögel, dem Pfau, dem Halse der wilden und der diesen ähnlich gefärbten zahmen Tauben, beschränkter an den Flügeln der darnach benannten Schmetterlinge, an den Flügeldecken einiger Käfer, an den silbernen Schuppen vieler Fische, besonders schön an vielen Schalthieren, der inneren und der von der Oberhaut entblössten äusseren Fläche der Kreiselschnecken *(Trochus)*, Mondschnecken *(Turbo)*, Meerohren *(Haliotis)* und Perlenmuscheln *(Meleagrina)*, dem Labradorstein, Chalcedon, verwitterndem Glase, Seifenblasen, aber nie an Pflanzen.

Dass eckige Glasstücke das Farbenspiel der Iris auch am durchgehenden Licht hervorbringen, erwähnt schon Seneca und wendet diese Beobachtung zur Erklärung des Regenbogens an *(Quaest. nat. Liber I, cap. 7)*; diess führte zum bunten Luxus der gläsernen Kronleuchter, wurde aber noch durch das blitzende Farbenspiel geschliffener Diamanten übertroffen, welche davon den Namen Brillanten erhielten.

Vitellio, der im 13ten Jahrhundert lebte, erwähnt in seiner Optik, dass ein mit Wasser gefülltes Glas im Sonnenschein ein Farbenbild auf den Boden werfe.

So gelangte man zur Hervorbringung eines Farbenbildes, welches die Farben des Regenbogens in gleicher Ordnung enthält, vermittelst eines dreiseitig geschliffenen Glases, Prisma genannt. Francesco Maria Grimaldi, der im Jahr 1663 starb, war der erste, welchem die längliche Gestalt dieses Farbenbildes auffiel und der daraus den Schluss zog, dass bei der Brechung die beiden Seiten des Lichtstrahls aus einander giengen.

Im Jahr 1666 verfinsterte Isak Newton ein von der Sonne beschienenes Zimmer durch genau schliessende Läden, nur ein Laden hatte eine kleine, runde Oeffnung, durch diese fiel das Sonnenlicht auf einen weissen Papierbogen als kreisrundes Sonnenbild. Nun hielt er ein Prisma so vor die Oeffnung, dass die eine Kante, die Brechungskante genannt, nach unten gekehrt war. Jetzt erschien das Sonnenbild nicht an der früheren Stelle, sondern über derselben, nicht kreisrund, sondern fünf Mal länger als breit und nicht weiss, sondern regenbogenfarbig. Hierauf fing er das ganze Farbenbild durch ein Brennglas auf und erhielt so ein dem früheren gleiches, rundes, weisses Sonnenbild an der früheren Stelle.

Aus diesen Versuchen schloss Newton, dass das weisse Licht kein einfaches, sondern ein aus einer unzählbaren Menge farbiger Strahlen zusammengesetztes Licht sei. Mit einander vereint machten diese Strahlen das weisse Licht aus, da sie aber eine verschiedene Brechbarkeit hätten, so entfernten sie sich durch die Brechung in dem Prisma von einander und bildeten so das Spectrum genannte Farbenbild.

In dieser ebenso zahlreichen, als wegen der unmerklichen Uebergänge schwer zu unterscheidenden Farbenreihe nahm Newton sieben einfache oder Grundfarben an, nach der steigenden Brechbarkeit von unten nach oben gezählt: Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Violett.

Diese 7 Farben haben weder eine gleiche Breite, noch eine gleiche Lebhaftigkeit. Theilt man das Farbenbild nach seiner

Länge in 360 Grade oder Theile, so kommen davon auf Roth 45, Orange 27, Gelb 48, Grün 60, Hellblau 60, Dunkelblau 40, Violett 80, hiebei steigt die Lebhaftigkeit oder Stärke des farbigen Lichtes von Roth an, erreicht in Gelb und Grün ihr Maximum und nimmt von da an eben so gleichförmig wieder ab.

Man kann dieselbe Schrift, von dem gelben oder grünen Lichte erhellt, in einer grösseren Entfernung lesen, als von dem rothen oder violetten beleuchtet.

III. Die Farbentafel.

Lange vor Newton zählte auch Franz Maurolycus von Messina im Regenbogen sieben Farben, diess mochte Newton wohl unbekannt geblieben sein, indessen scheint es doch, dass er diese Zahl nicht erfunden, sondern sich einem alten Volksglauben angeschlossen habe. Die urälteste auf die Mondsviertel gegründete Zeiteintheilung erhob die Zahl sieben zu einer Wichtigkeit, welche ihre Uebertragung auf die heterogensten Dinge veranlasste. So finden wir in der heiligen Schrift sieben Schöpfungstage, Kains Tod soll siebenfach gerochen werden, Lamech sieben und siebzig Mal, in Egypten folgen 7 Theurungsjahre auf 7 fruchtbare, 7 Lampen brennen in der Stiftshütte, in der Offenbarung Johannis 7 Sterne und 7 Leuchter der 7 Gemeinden, ein Buch mit 7 Siegeln, 7 Engel mit 7 Posaunen, 7 andere mit den 7 letzten Plagen und 7 goldenen Schalen, bei den Griechen 7 Wunderwerke und 7 Weise, und so sollte auch der himmlische Bogen 7 Farben haben.

Allein schon Aristoteles zählte am Regenbogen nur 3 deutliche Hauptfarben, ebenso Tobias Mayer in Göttingen. Diese drei einfachen Grundfarben sind Roth, Gelb und Blau, jede derselben vermischt sich mit ihren beiden Nachbarn, an Stärke abnehmend, je näher sie ihnen kommt; so bilden sich, wo zwei angrenzende Farben sich auf halbem Wege zu einander das Gleichgewicht halten, drei secundäre Farben: Orange, Grün und Violett, zwischen diesen secundären Mittelfarben und den Hauptfarben tertiäre Mittelfarben und so in's Unendliche fort.

In von Middendorffs trefflicher Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens, St. Petersburg 1848—1851, II Bände 4.,

äussert der Bearbeiter der Meergewächse, Dr. F. J. Ruprecht, den Wunsch nach einer vollständigen Farbentafel, auf die man sich bei Angabe der Farben, für welche die Sprache oft kein Wort hat, beziehen könnte, ein Wunsch, dem die bisherigen Tafeln, z. B. Mirbels und Willdenows, nicht genügend entsprechen und dem ich mit der anliegenden Tafel entgegenzukommen hoffe.

Auf dieser Tafel wird eine kreisrunde Scheibe durch Radien in 24 keilförmige Abschnitte getheilt, welche die Farben des Regenbogens und Spectrums in ihrer Reihenfolge bis zur vierten Abstufung darstellen. Der Mittelpunkt des Kreises, den man mit ⊙ bezeichnen kann, ist der Abwesenheit alles Lichts, schwarz, gewidmet, der Rand oder die Peripherie, mit ○ zu bezeichnen, der Anwesenheit des vollen Lichtes, weiss. Zwischen beiden bilden 9 concentrische Kreise in jedem Fache 8, die Intensität der Farbe angebende, mit a bis h bezeichnete Vierecke, 8 Farbentöne des Uebergangs von der Nähe der schwarzen zu der der weissen Farbe gebend, so erhält man 192 Farben, die ganz kurz durch Angabe der Zahl und des Buchstabens, z. B. rosenroth 24 f, himmelblau 17 e, bezeichnet werden.

Diese Farben sind indessen, wie die des Regenbogens, sämmtlich, so weit sie nicht einfach sind, binär, es fehlt also die grössere Zahl der aus allen drei Grundfarben zusammengesetzten ternären Farben, die aber, wie Misstöne in der Musik, trüb und düster sind, *lividus, luridus, squalidus*, und leichter entbehrt werden können, und ebenso eine Abstufung des reinen Schwarz durch Dunkelgrau und Hellgrau bis zu Weiss.

Ich hatte schon lange meine Farbentafel durch meine Tochter Luise ausführen lassen, ein Exemplar derselben meinem Sohn Eduard auf seine Reise nach Ostasien mitgegeben, auch diese Tafel in der Vorrede zu meinem Bohnenbuch beschrieben, als ich von meinem verehrten Freunde Dr. Schnitzlein, Professor der Botanik in Erlangen, des geistreichen Lecoq pflanzengeographische Studien erhielt und zu meiner Ueberraschung des berühmten Chevreul Plan einer ähnlichen Farbentafel darin fand.

Chevreul nimmt dieselben drei Grundfarben Roth, Gelb und Blau und dieselben drei secundäre Farben Orange, Grün und

Violett an, dann Uebergänge dritter, vierter Stufe u. s. w. Die von mir mit Zahlen bezeichneten Farben nennt er Abstufungen *(Nuances)*, die von mir mit Buchstaben bezeichneten Grade der Intensität Töne *(Tons)*, eine ganze Reihe solcher Töne in einer Abstufung eine Tonleiter *(Gamme)*. Jede Farbentonleiter besteht aus einer Normalfarbe, die sich in einer Richtung durch Zusätze von Schwarz verdunkelt, in der entgegengesetzten durch Zusätze von Weiss erhellt, bis sie diese beiden Farben erreicht.

Soweit stimmen wir vollkommen mit einander überein, statt aber dass mir bei Entwerfung meiner Tafeln das Bild einer Windrose oder eines Schiffskompasses vorschwebte, soll die seinige die Nachahmung einer Erdkarte, eines Planiglobs sein. Schwarz und Weiss wären die beiden Pole, im Aequator oder richtiger in der Ekliptik lägen die Normalfarben, die sich mit allmähliger Verengerung ihres Feldes einerseits verdunkelnd dem schwarzen, andererseits erblassend dem weissen Pol nähern würden; die Bezeichnung der Stufe geschähe durch den Längengrad, die des Tons durch den Breitengrad, da aber die Eintheilung mit 360 Graden zu schwierig und überflüssig sei, so genüge es an Feldern von 10 Graden Länge und Breite, so dass jede Hemisphäre 18 Abstufungen und in jeder Abstufung 18 Töne hätte, eine Hemisphäre wäre den binären Farben gewidmet, die andere den ternären. Durch Wendekreise und Polarkreise könnte man grössere Abtheilungen der Töne bezeichnen.

Ob eine solche Farbentafel auch wirklich ausgeführt worden ist, wird nicht gesagt, es scheint bei dem Vorschlag geblieben zu sein; mir scheinen nach den von mir gemachten Erfahrungen und angestellten Versuchen 18 Abstufungen zu wenig und 18 Töne zu viel zu sein, auch scheint es mir passender, die Verdunkelung durch Verengerung, das Lichterwerden durch Erweiterung der Felder zu bezeichnen.

Ich habe versucht, den vorhandenen Farbenbenennungen durch meine Tafel einen festen Sinn zu geben, den sie bisher nicht hatten, wie man aus den Beispielen mancher Blumen sehen kann, welche bei gleichen von der Farbe entlehnten Beinamen abweichende Farben haben; indessen ist es mir nicht gelungen, für jeden Farben-

ten einen passenden Namen zu finden oder zu erfinden, und so sind in der Nomenklatur einige Lücken stehen geblieben.

Die Farben sind nach Analogie des Schiff-kompasses:

1. **Roth.**
2. 7/8 Roth, 1/8 Gelb. Roth-Orange-Roth.
3. 3/4 Roth, 1/4 Gelb. Orange-Roth.
4. 5/8 Roth, 3/8 Gelb. Orange-Orange-Roth.
5. 1/2 Roth. 1/2 Gelb. **Orange.**
6. 5/8 Gelb. 3/8 Roth. Orange-Orange-Gelb.
7. 3/4 Gelb. 1/4 Roth. Orange-Gelb.
8. 7/8 Gelb. 1/8 Roth. Gelb-Orange-Gelb.
9. **Gelb.**
10. 7/8 Gelb, 1/8 Blau. Gelb-Grün-Gelb.
11. 3/4 Gelb, 1/4 Blau. Grün-Gelb.
12. 5/8 Gelb, 3/8 Blau. Grün-Grün-Gelb.
13. 1/2 Gelb, 1/2 Blau. **Grün.**
14. 5/8 Blau, 3/8 Gelb. Grün-Grün-Blau.
15. 3/4 Blau, 1/4 Gelb. Grün-Blau.
16. 7/8 Blau, 1/8 Gelb. Blau-Grün-Blau.
17. **Blau.**
18. 7/8 Blau, 1/8 Roth. Blau-Violett-Blau.
19. 3/4 Blau, 1/4 Roth. Violett-Blau.
20. 5/8 Blau, 3/8 Roth. Violett-Violett-Blau.
21. 1/2 Blau, 1/2 Roth. **Violett.**
22. 5/8 Roth, 3/8 Blau. Violett-Violett-Roth.
23. 3/4 Roth, 1/4 Blau. Violett-Roth.
24. 7/8 Roth, 1/8 Blau. Roth-Violett-Roth.

Bestimmung der lateinischen und deutschen Farbennamen nach der Tafel:

⊙ Ater. Kohlschwarz, Pechschwarz.
1, a. Atrorubens. Schwarzroth, Tiefroth.
b. Ruberrimus. Hochroth.
c. Cinnabarinus. Zinnoberroth.
d. Corallinus. Corallenroth.
e. Ruber. Roth.
f. Rubellus. Hellroth.
g. Rubens. Röthlich.
h. Alborubescens. Röthlichweiss.

2, a. Rubiaceus. Krapproth.
b. Obscure coccineus. Dunkel-Scharlachroth.
c. Coccineus. Scharlachroth.
d. Balaustinus. Granatblüthe.
e. Aurorcus. Morgenroth.
f. Carneus. Incarnat.
g. Pallide carneus. Hellincarnat.
h. Rutilans. Blassröthlich.
3, a. Obscure rubens. Indisch-Roth.
b. Candens. Glühendroth.
c. Igneus. Feuerroth.
d. Flammeus. Flammroth.
e. Lateritius. Ziegelroth.
f. Rubescente helvolus. Gelbröthlich.
g. Pallens. Bleich.
h. Pallidus. Blass.
4, a. Hepaticus. Leberfarbig.
b. Cuprinus. Kupferroth.
c. Rufus. Fuchsroth.
d. Testaceus. Topfroth.
e. Pallide testaceus. Hell-Topfroth.
f. Helvolus. Rothgelblich.
g. Rufescens. Hellfuchsröthlich.
h. Alborufescens. Fuchsröthlichweiss.
5, a. Brunneus. Rothbraun.
b. Miniatus. Mennigroth.
c. Aurantiacus. Orange, Pomeranzengelb.
d. Flavescente-rufus. Rothgelb.
e. Pallide aurantiacus. Hellorange.
f. Carneo-lutescens. Gelblich-incarnat.
g. Flavescente-rubens. Orangeröthlich.
h. Alutaceus. Rothgelblichweiss.
6, a. Badius. Kastanienbraun.
b. Ferrugineus, Rubiginosus. Rostgelb.
c. Croceus. Safrangelb.
d. Fulvus. Fahl.
e. Aureo-rubescens. Messinggelb.
f. Rubescente luteus. Röthlichgelb.
g. Rubescente-ochroleucus. Blassröthlichgelb.
h. Fulvescens. Fahlgelblichweiss.

7, a. Cinnamomeus. Zimmetfarbig.
b. Spadiceus. Braungelb.
c. Ochraceus. Ockergelb. (Siena Erde.)
d. Vitellinus. Dottergelb.
e. Aureus. Goldgelb.
f. Rubescente-flavus. Hellröthlichgelb.
g. Isabellinus. Isabellfarbig.
h. Eburneus. Elfenbeinfarbig.
8, a. Fuscus. Braun.
b. Fuscescens. Hellbraun.
c. Fuscoluteus. Bräunlichgelb.
d. Intensive luteus. Indisch Gelb.
e. Luteo-aureus. Dunkelgoldgelb.
f. Gilvus. Fahlgelb.
g. Ochroleucus. Blassgelblich.
h. Obsolete ochroleucus. Gelblichweiss.
9, a. Olivaceo-fuscus. Olivenbraun.
b. Argillaceus. Thonfarbig.
c. Corneus. Hornfarbig.
d. Luteus. Dunkelgelb.
e. Flavus. Gelb.
f. Citrinus. Citronengelb.
g. Sulfureus. Schwefelgelb.
h. Cereus. Wachsgelb.
10, a. Olivaceus. Olivengrün.
b. Pallide olivaceus. Hellolivengrün.
c. Luteoviridis. Dunkelgelbgrün.
d. Flavovirens. Apfelgrün.
e. Flavicante-virens. Gelbgrünlich.*)
11, b. Vernalis. Frühlingsgrün.
d. Flavescente-viridis. Gelblichgrün.
e. Prasinus. Lauchgrün.
f. Pallide prasinus. Hell-Lauchgrün.
g. Dilute prasinus. Verwaschen-Lauchgrün.
h. Prasino-albus. Lauchgrünlich weiss.
12, a. Aestivalis. Sommergrün.
c. Herbaceus. Grasgrün.

*) Für die Farbentöne 10, f bis h und die in den folgenden Stufen ausgelassenen Buchstaben fehlen mir passende Namen.

13, a. Atrovirens. Schwarzgrün.
b. Obscure viridis. Dunkelgrün.
c. Viridis. Grün.
d. Virens. Hellgrün.
e. Dilute-viridis. Verwaschengrün.
f. Chrysoprasinus. Chrysoprasfarbig.
g. Virescens. Grünlich.
h. Albovirescens. Grünlichweiss.
14, b. Smaragdinus. Smaragdgrün.
f. Berylliuus. Beryllgrün.
15, d. Caerulescente-viridis. Bläulichgrün.
e. Aeruginosus. Kupfergrün.
g. Viridi-caesius. Graugrünlich.
16, a. Caerulescente-niger. Schwarzblau.
b. Chalybeus. Stahlblau.
c. Virescente-caeruleus. Grünlichblau.
f. Glaucus. Wasserblau.
g. Glaucescens. Wasserbläulich.
h. Alboglaucescens. Hellwasserbläulich.
17, a. Atro-coeruleus. Tiefblau.
b. Azureus. Azurblau.
c. Ultramarinus. Ultramarinblau.
d. Coeruleus. Blau.
e. Coelestis. Himmelblau.
f. Caesius. Hellblau.
g. Caerulescens. Bläulich.
h. Lacteus. Milchweiss.
18, a. Cyanomelas. Schwärzlichblau.
b. Lapis Lazuli. Königsblau, Victoriablau.
h. Argenteus. Silberfarbig.
19, a. Indigoticus. Indigoblau.
b. Violaceo-coeruleus. Violettblau.
c. Cyaneus. Kornblumenblau.
d. Obscure-lilacinus. Dunkel Lilafarbig.
e. Lilacinus. Lilafarbig.
f. Pallide-lilacinus, Hell Lilafarbig.
h. Obsolete lilacinus. Lilafarbig weiss.
20, d. Coeruleo-rufescens. Röthlichblau.
21, a. Obscure violaceus. Dunkelviolett.

geborgt. Das Geld, das man nicht durch eigene Anstrengung beschafft hat, und auch nicht selbst wieder zu bezahlen gedenkt, ist in größern Summen vorhanden, mit welchen man dann auch, wenn nicht immer verschwenderisch, doch auch sehr selten so sparsam wirthschaftet, als man gewirthschaftet haben würde, wenn man den Bedarf sogleich durch Beiträge hätte aufbringen und weiter nachzahlen müssen, dafern mit dem Aufgebrachten nicht auszureichen gewesen wäre. Hierdurch und durch den Verlust für Provisionen und andere bei Geldoperationen entstehende Ausgaben, so wie durch die bei allmähliger Tilgung viele Jahre lang fortlaufenden Zinsen wird oft das Sechs- und Achtfache dessen gebraucht, was man gebraucht haben würde, wenn man sich entschlossen hätte, den Bedarf durch eine einmalige Anstrengung aller Mitglieder zu decken. Sie würde im Augenblicke schwer geworden, im nächsten Jahre aber vergessen gewesen seyn, während die Folgen der Anleihen noch auf Menschenalter hinaus auf Kindern und Enkeln lasten.

Ganz ähnliche Nachtheile treten ein, wenn die Gemeinde ihre Grundstücke und ihr anderes werthvolles Eigenthum veräußert, um dem Bedürfnisse des Augenblicks abzuhelfen, und so dasjenige, was von den Vätern zur bleibenden Erhaltung des Gemeinwesens gestiftet ward, zur Erleichterung der jetzigen Mitglieder verschleudert.

Von manchen Gemeindegrundstücken, deren Nutzungen den Bürgern überwiesen sind, ist es zweifelhaft, ob sie wirklich Eigenthum der Gemeinden, oder der Nutznießer sind. In letzterem Falle gestattet die preußische Gesetzgebung deren Theilung. Sind nun die städtischen Behörden berechtigt, ohne höhere Autorisation sich über die Theilung zu vergleichen, so werden dieselben, da die Mitglieder der Behörden meist zu den Theilnahme-Berechtigten gehören, fast immer geneigt seyn, das Eigenthum der Gemeinde als gemeinsames Eigenthum zu betrachten, und dadurch der Korporation die Hülfsmittel zu entziehen, die sie bei einem künftigen Bedürfnisse benutzen könnte.

Alle diese höchst wichtigen Rücksichten hat die alte Städteordnung völlig unbeachtet gelassen. Wenn die Stadtverordneten einverstanden sind, ist der Magistrat befugt, beliebige Anleihen zu machen und alles Kommunal-Eigenthum in öffentlicher Versteigerung zu verkaufen oder an die jetzigen Nutznießer zu vertheilen. Manche Stadt, die noch gegenwärtig, nach einem mehr als zwanzigjährigen

21, b. Violaceus. Violett.
c. Janthinus. Hellviolett.
h. Violaceo-albus. Weissviolett.
22, a. Caeruleo purpureus. Bläulich purpurroth.
b. Violaceo-purpureus. Purpurröthlich-violett.
c. Amethystinus. Amethystfarbig.
f. Pallide-amethystinus. Hell Amethystfarbig.
23, a. Xerampelinus. Dunkelpurpurroth.
b. Purpureus, Puniceus. Purpurroth.
c. Amarantinus. Amarantroth.
d. Malinus. Apfelblüthroth.
e. Persicinus. Pfirsichblüthfarbig.
f. Pallide purpureus. Hellpurpurroth.
g. Purpurascens. Purpurröthlich.
h. Purpurascente-albus. Purpurröthlich weiss.
24, a. Sanguineus. Blutroth.
b. Carmosinus. Karminroth.
c. Pallide-carmosinus. Hellkarminroth.
e. Obscure-roseus. Dunkelrosenroth.
f. Roseus. Rosenroth.
g. Pallide-roseus. Hell Rosenroth.
h. Roseo-albus. Rosenröthlichweiss.
○ Albus. Candidus. Niveus. Weiss.

Von der Tafel ausgeschlossene Farben.

1) Der Uebergang von Schwarz in Weiss.

◉ b. Niger. Negerfarbig.
c. Schistaceus. Schieferfarbig.
d. Murinus. Mausfarbig.
e. Griseus. Grau.
f. Cinereus. Aschgrau.
g. Incanus. Hellgrau.
h. Albidus. Weisslich.

2) Aus allen drei Grundfarben zusammengesetzte Farben.

Aeneus. Erzfarbig.
Cervinus. Hirschbraun.
Fuligineus. Russfarbig.
Fumosus. Rauchfarbig.
Leucophaeus. Hellbraun.
Lividus. Livid. Todtenfarbig.

Lutidus. Lederfarbig.
Pullus. Dunkelbraungrau.
Squalidus. Schmutzigbraun.
Tabacinus. Tabakfarbig.
Umbrinus. Umberbraun.

Das Farbenspiel in der Pflanzenwelt.

I. Die Wurzel.

Jede Gefässpflanze hat eine indifferente Stelle, eine Scheibe oder einen idealen Querschnitt, von welchem an die sich entwickelten Theile ein entgegengesetztes Streben zeigen, die unteren nach unten centripetal, dem Mittelpunkte der Erde zu, in der Richtung der Schwerkraft, die oberen centrifugal, der Sonne zu, in der Richtung der Schwungkraft. Mit der Benennung eines negativen und eines positiven Pols hat man diese Erscheinung bezeichnet, keineswegs erklärt. Mir scheint dieses Streben ein praktisches zu sein, die Pflanze strebt, sich durch die Wurzel Wohnung und Nahrung zu erringen, einen festen, sichern Halt und hinreichende Feuchtigkeit, beides findet sie unter der Oberfläche der Erde und opfert für ihren untern Theil den Genuss des Lichtes, zum Theil auch der Wärme, dafür auf.

Je weicher, wärmer, trockener der Boden ist, je gerader und tiefer dringt die Wurzel senkrecht in denselben hinab, so bei Sandpflanzen, *Echinophora*, *Daucus*, *Apocynum venetum*, bei vielen Doldengewächsen, deren senkrechte Wurzel dem senkrechten Stengel entspricht.

Wo aber die Pflanze das Gesuchte nicht in der Tiefe findet, auf Hindernisse stösst, nehmen ihre Wurzeln eine andere Richtung an, so *Linaria Cymbalaria* Mill, *Ceterach officinarum* Sw., *Asplenium trichomanoides* und *Ruta muraria* L., an senkrechten Mauern wachsend, eine völlig wagerechte; auf dem Bopser bei Stuttgart steht ein Forchenwald auf einer Bank von Keupersandstein, die Wurzeln erreichten bald dieselbe und sahen sich

genöthigt, eine horizontale Richtung anzunehmen, der Regen hat im Laufe der Jahre die schwache Schicht von Pflanzenerde und verwittertem Sande weggespült, und die Wurzeln liegen vielfach verschlungen und gebogen zu Tage; im Eisenharzer-Wald in Oberschwaben traf ich einen Fichtenwald auf Torfboden; obschon der Torf die senkrechte Richtung der Wurzeln mechanisch nicht verhindert hat, drangen die Wurzeln der Fichten doch nicht in denselben ein, sondern breiteten sich wagerecht in der oberen schwachen Schichte von Pflanzenerde aus, dem Bedürfniss der Nahrung den der Festigkeit aufopfernd, wie einige vom Sturm umgerissene Bäume bewiesen.

In der höhern Alpenregion und in den Polarländern findet man die höchste Temperatur, das Maximum der Wärme da, wo der Boden die Sonnenstrahlen auffängt, ein paar Zoll über und unter der Erdoberfläche; hier ist das Bedürfniss der Wärme das vorherrschende, denn was hilft das Wasser, wenn es gefroren ist; Wurzeln und Stengel ziehen daher die wagerechte Stellung der senkrechten vor und wachsen parallel statt in entgegengesetzter Richtung, so auffallend bei *Arctostaphylos alpina* Spr., *Azalea procumbens* L., *Empetrum nigrum* L., *Salix Myrsinites*, *reticulata*, *retusa*, *herbacea* L.

An steilen Ufern gepflanzte Weiden und Pappeln senden gerne ihre Wurzeln wagerecht ins Wasser hinaus, selbst das Licht nicht scheuend, welches sie röthlich färbt.

Indem nämlich die Wurzeln auf Licht verzichten, verzichten sie auch auf Farbe; in der ersten Jugend glasartig farblos, zeigen sie später nur eine bleiche Mischung von Gelb, Schwarz und Roth, aber ohne eine Spur von Blau, eine unendliche Tonfolge einer trüben, braunen Färbung von braun f bis h, selten an der Oberhaut der dunkleren Hälfte der Farbentöne angehörend, wie bei der hienach benannten Schwarzwurzel (*Scorzonera hispanica* L.) der schwarzen Nieswurz (*Helleborus niger* L.), dem Winterrettig (*Raphanus sativus* α *niger* Dec.) und manchen andern nie rein schwarzen, sondern nur tief dunkelbraunen, dennoch auffallenden Wurzeln.

Anders gefärbte Wurzeln sind seltene Ausnahmen, oft Culturprodukte; am häufigsten findet man noch die der braunen nächst verwandte gelbe Farbe, doch selten rein, gewöhnlich mit einem kleinen Zusatz von Roth, so bei dem Sauerdorn (*Berberis vulgaris* L.) 9 f, dem Maulbeerbaum (*Morus alba* L.) 8 f, den zahlreichen gelben Thalictrum-Arten, der gelben Rübe (*Daucus Carota* L.), deren verschiedene Spielarten von Blassgelb 8 f, durch dunkelgelb 8 d bis in Orange 5 c und 4 c übergehen, während die vergebens angepriesene Riesenmöhre und die wilde Stammart weissliche Wurzeln haben, die *Curcuma longa* L., von den Franzosen Safran de terre genannt 7 e, der *Costus arabicus* L. 7 f, der Rhabarber und mehrere andere Rheumarten, wie einige Rumexarten 6 e, die Runkelrübe (*Beta altissima* Beckmann) schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Surrogat des Zuckerrohrs empfohlen, 5 c, d.

Näher an Roth stehen die Wurzeln der *Asperula tinctoria* und *cynanchica* L. 4 d, der berühmten, das türkische Garn und die Knochen der sie fressenden Thiere färbenden Färberröthe, 2 b, und der ihr ähnlichen wilden Färberröthe (*Rubia peregrina* L.) 2 d, auch einiger andern Rubiaceen.

Seltener findet man an Wurzeln die rothe Farbe mit einem kleinen Zusatze von Blau, also der janthinischen Farbenreihe angehörend, so bei der rothen Rübe 23 b, dem rothen Monatrettig 23 b—e, theilweise an der Runkelrübe 23 c und d, am obern Ende der weissen Rübe 23 e, bei *Anchusa tinctoria* L. und *Lithospermum tinctorium* L. 22 a und selbst bei unserem Ackersteinsamen (*Lithospermum arvense* L.) 22 b.

Bei den von mir beobachteten Pflanzenwurzeln ist sonach 22, Violett-Violett-Roth $^5/_6$ Roth und $^1/_6$ Blau die äusserste Grenze der farbigen gegen Blau, 21 Violett bis 17 Blau fehlen gänzlich, und Grün kommt nur abnorm an obersten Theile einzelner Wurzeln vor, welche aus der Erde hervorstehend, mit der Stellung des Stengels auch eine Annäherung an seine Farbe erhalten. Aus demselben Grunde sind die Wurzeln der Mistel (*Viscum* und *Loranthus*) grün, weil sie im Lichte keimen und

im Fortgang ihres Wachsthums mehr von den späteren Holzschichten überwachsen werden, als tief in den Ast eindringen.

Die bei den Pflanzenwurzeln ausser den höchst entschieden vorherrschenden Farben Weiss und Braun noch vereinzelt vorkommenden beschränken sich sonach auf 2 bis 9 und 22 bis 23, noch nicht die Hälfte der 24 Farben der Tafel.

II. Der Stengel.

Die Stengel und Stämme der Pflanzen und ihre Verzweigungen haben in der Jugend die Farben der Blätter, bei den einjährigen Gewächsen, welche ihr Leben auf die Dauer von 6 bis 8 Monate beschränkend in kälteren Gegenden dem Froste des Winters, in wärmeren der Trockenheit des Sommers entgehen, also immer, eben so bei den zweijährigen, wie Disteln, Wollenblumen, vielen Doldengewächsen, Kohl, Rüben u. s. w., welche zweijährige Wurzeln, aber nur einjährige Stengel haben und den mit der Abnahme der Temperatur an Zahl zunehmenden perennirenden Pflanzen, welche zwar mehrere oft viele Jahre lebende Wurzeln, aber auch nur einjährige Stengel haben und sich so unter der Erde und der schützenden Schneedecke der Strenge polarer und alpinischer Winter entziehen.

Im Alter zeigen dagegen die Stengel und Stämme der Pflanzen die Farben der Wurzeln, grau oder braun in allen Abstufungen, oft mit vorherrschender gelber oder rother Farbe, so orange bei *Crataegus Oxyacantha* L., *Fraxinus aurea* Wild., roth bei *Cornus sanguinea* und *alba* L., beinahe violett 22 a, bei *Angelica sylvestris* L. bis violettblau bei mehreren Eryngium-Arten, beinahe schwarz wie Ebenholz bei *Datura fastuosa* L.

Auch der an den Früchten häufigere bläulich graue, staubartige Duft tritt schon am Stengel einzelner Gewächse auf, so besonders schön am Wunderbaum (*Ricinus*) und an der *Angelica*, nie aber rein binär und häufig durch den Einfluss des Lichtes dunkler, so dass die Farben der Wurzeln in die oberen Töne e bis h, die der Stämme und Aeste in die unteren a bis d fallen und man diese Farben denen der Säugethiere vergleichen könnte, die der Stämme denen des dem Lichte zugekehrten Rückens,

die der Wurzeln denen des davon abgewendeten Bauches. Wurzelfarbig sind die Stengel und Stämme der von den Polen gegen den Aequator an Zahl der Arten wie der Individuen absolut wie relativ zunehmenden über dem Boden ausdauernden Gewächse.

Bunte Stämme, wie am gestreiften Ahorn, oder Stengel, wie am *Conium maculatum L.* und einigen andern Doldenpflanzen, sind seltene Ausnahmen.

Von den merkwürdigen Schmarozerpflanzen, welche ihren Nahrungssaft schon verarbeitet aus andern Pflanzen saugen, theilen die auf den Zweigen der Bäume zwischen den Blättern wachsenden die grüne Farbe der letzteren, so viele tropische Orchideen und Tillandsien, in Europa die Misteln; den Parasiten der Wurzeln aber fehlt mit den Spaltöffnungen und dem Athmungsprozess auch die Fähigkeit, Chlorophyll zu bilden und somit die grüne Farbe, ihre Stengel sind, sich an die Wurzelfarbe anschliessend, um so farbloser, bleicher, weiss oder röthlichgelb, je schattiger und lichtärmer ihr Standort ist, bei stärkerem Lichte, wie die Stämme, braun oder trübroth; die Blätter, ihres wichtigen Dienstes bei andern Gewächsen enthoben, verkümmern zu unscheinbaren, stiellosen Schuppen und theilen wie die Deckblätter und Kelche, wo letztere vorkommen, die Farbe des Stengels.

Wir haben in Württemberg sechszehn in vier Familien vertheilte Pflanzen dieser Lebensart, die bleichste ist die in schattigen Wäldern auf den Wurzeln der Buchen tief im modernden Laub und Moos vergraben lebende Schuppenwurz (*Lathraea squamaria L.*), lebend beinahe rein weiss, getrocknet aber schwarz. An sie schliesst sich der ebenfalls im Waldschatten auf den Wurzeln der Buchen und Kiefern wachsende Baumsauger (*Monotropa Hypopitys L.*) an, die ganze Pflanze sammt der Blume bleichröthlichgelb, 5 g.

Die verhasste Flachsseide, auch Teufelszwirn genannt (*Cuscuta europaea L., C. Epithymum L.* und *C. Epilinum Weihe*), besonders dem Leine und der Lucerne schädlich, ist nach Umständen weiss, z. B. in dichten Leinfeldern, oder purpurröthlich, 23 e.

Aehnlich verhält es sich mit unsern schmarozenden Orchideen, die Korallenwurzel (*Corallorhiza innata R. Br.*) ist die bleichste,

11 g, dann folgt das seltene, auf faulendem Holz wachsende *Epipogium Gmelini Rich.* 6 g. und das blassbräunliche Vogelnest (*Neottia Nidus avis Rich.*).

Die dunkelsten, rothbraunen Farben, doch auch stets ohne Spur von grün, zeigen die zahlreichen Gewächse der Erbsenwürgerfamilie (*Orobancheae*), weil sie, meist auf niedrigen Pflanzen schmarozend, von allen am meisten Licht empfangen, auch erhalten sie sich im Herbar am Besten.

In den Urwäldern der heissen Zone erreicht auch diese Pflanzenform, wie viele andere, ihre höchste Entwicklung, sich den Pilzen nähernd, eben so lichtscheu, so rasch sich entwickelnd und verwesend, eben so bleich und grünscheu. Endlicher hat die beiden hieher gehörigen Familien, *Balanophoren* und *Rafflesiaceen*, mit den subtropischen *Cytineen* unter dem Namen *Rhizantheae*, Wurzelblumen, vereinigt und tiefer als die Gräser unter die *Acrobrya* gestellt, oft ohne Stengel, oder wenn einer auftritt, mit sehr unvollkommenen Gefässen, die zu Schuppen verkümmerten Blätter ganz ohne solche, aus blossen Zellen zusammengesetzt, wie bei den Cryptogamen.

Die berühmtesten dieser Schmarozer sind die *Rafflesien* auf den Sundainseln: *Rafflesia Horsfieldi R. Brown* erscheint auf Java im dichten Urwalde auf den Wurzeln der Lianen, *Cissus*, zuerst wie ein trüb blauröthlicher Kohlkopf, dann sich öffnend als Blume von drei Fuss Durchmesser, in Farbe und Geruch verwesendem Fleische gleichend, wie die kapische *Stapelia hirsuta*, und so wie diese eine Menge Fliegen anlockend, welche ihre Befruchtung fördern, während die eigene Brut als Opfer ihres Irrthums umkommt.

III. Die Knospen.

Die Knospen der Bäume sind anfangs, wenn sie sich im August bilden, hellbraun, werden aber mit dem Abfallen der Blätter immer dunkler, a der Farben zwischen Roth und Gelb, gewöhnlich noch dunkler, bei den Eschen völlig schwarz, was von der Kälte veranlasst Wärme gibt: diese Farbe zeigt sich aber nur an den frei der unmittelbaren Einwirkung des Lichts und der Kälte ausgesetzten Theilen der Schuppen; die bedeckten

Theile strecken sich im Frühling hellgrün oder geröthet, wie bei der Hainbuche, hervor, sehr schön kann man diese Zweifarbigkeit an den grossen, sich öffnenden Knospen der Rosskastanien sehen. Die innern Schuppen gehen in abfallende Deckblätter über, so bei *Carpinus*, *Fagus*, oder in Blätter, wie bei *Lonicera*. *Cornus* hat durch ungeschützte Blattembryonen gebildete Knospen, und auch an den Endknospen der Esche sah ich solche Blattembryonen, kammartig zusammengelegt, eben so schwarz, wie die Schuppen der Seitenknospen.

IV. Die Blätter.

1) Frühlingstracht.

Dem Lichte vollständig entzogen, im geschlossenen Keime, im Samen unter dem Boden, in den Köpfen unseres Kohls und Salats, in den gebundenen Endivienbüscheln, in den keimenden Spargeln, an den Trieben der in dunkeln Kellern aufbewahrten Gemüsen sind Stengel und Blätter farblos, dann weiss, dann mit fortschreitender Entwicklung dem Lichte zustrebend gelb, wenige Stunden Sonnenlicht aber genügen, die blaue Farbe hervorzurufen, welche, indem sie sich mit der gelben verbindet, beide grün färbt; so fand ich an einer Lauchpflanze (*Allium Porrum L.*), die ich im Januar untersuchte, die Wurzel, Zwiebel und den untersten Theil der sich als Scheiden umschliessenden Blätter rein weiss, weiter nach oben giengen die verhüllten Blätter die Stufen der rein gelben Farbe 9 von h durch g bis zu f, Citronengelb, durch, dann sich öffnend und dem Lichte zugewendet schnell ergrünend durch 11 e prasinus, lauchgrün, in 12 e, 12 d und endlich 13 c. rein Grün, über. Ebenso war Selleri im Keller 9 f, wurde bald 10 d e und im Freien endlich 11 a bis 12 a. Dieselbe Erscheinung zeigt sich im Frühling, die an das Licht tretenden Blätter sind nicht nur heller, sondern auch gelber als später: die beständigste Pflanzenfarbe, Gelb, tritt zuerst schon in der Knospe auf, die flüchtigste, Blau, gesellt sich um so reichlicher zur gelben, je längeren und wärmeren Sonnenschein das Blatt erhält, so fiel die Farbe der Blätter von dreizehn am 28. März 1862 verglichenen Pflanzen bei sieben auf 11 b, einer auf 11 e und fünf auf

12 b bis d, kein Blatt hatte ein reines Grün, 13, keines den tiefsten Ton a seiner Stufe erreicht. Gegen den Sommer findet bei den einzelnen Blättern zugleich mit dem dunkler werden ein Fortrücken von Gelb gegen Blau statt; so fand ich bei dem Masholder *(Acer campestre L.)* die eben geöffneten Blätter 10 c, entwickeltere 11 b, vollendete 12 a, die Hainbuche zeigte die Uebergänge 10 a, 11 b, 12 a, 13 a, der Geisfuss *(Aegopodium Podagraria L.)* 10 c, dann 11 b, zuletzt 13 b. Birnbaumblätter gehen von 11 b bis 14 a. Eschenlaub von 11 a bis 13 a. Espenlaub von 11 b bis 13 a, Buchenlaub von 11 c bis 13 a, die Rothtanne von 11 e bis 12 a. Die Silbertanne von 11 e bis 13 a, die untere Seite von 11 e bis 14 g. Andere, wie es scheint, vorzüglich Monokotyledoneen, schreiten nur in einer Stufe vom Hellen zum Dunkeln fort, ohne das Verhältniss der gelben zur blauen Farbe zu ändern; so fand ich die Blätter der Gartenhyacinthe innerhalb der Zwiebel weiss, nach oben zu unmerklich, aber schnell in dem Masse, als sie auseinander giengen, die ganze Tonleiter von 11 h bis 11 a durchlaufend, ohne durch hinzukommendes Blau in 12 überzugehen. Ebenso fand ich die Blätter der gelbrothen Eintagsblume (*Hemerocallis fulva L.*) den 25. März 11 e, im August 11 a.

Diese Farbenreihen kann man an denselben Zweigen gleichzeitig wahrnehmen, so lange sich dieselben fortentwickeln, besonders schön an der Rebe, zugleich kann man an den Blättern den Wechsel längerer Epochen heiterer und trüber, bewölkter Tage bemerken, da die im Sonnenschein gedunkelten ihre Farbe unverändert beibehalten haben, während diejenigen, welche sich in den nachfolgenden trüben Tagen entwickelten, noch bleich geblieben sind. Dieser Unterschied zwischen dem Grün der jüngsten und dem der älteren Blätter einer und derselben Pflanze ist in der heissen Zone eben so auffallend, so fand mein Sohn in Singapur an demselben Strauch die Blätter der frischen Sprosse 10 d und selbst 10 e, der älteren Zweige 11 a.

Tritt im Frühling und Vorsommer rauhe, kalte Witterung ein, so röthen sich die jungen empfindlichen Blätter, da aber die rothe Farbe, 1 b, die grüne nicht verdrängt, sondern sich nur ihr zu-

gesellt, so entsteht dadurch eine ternäre Farbe, ein trübes Braunroth, am tiefsten am Rande und an der Spitze des Blattes, meistens beschränkt auf das Parenchym, so dass häufig die Gefässbündel (Blattnerven) grün bleiben, und bei der Farbentwicklung des Blattes allmählig wieder verschwindend.

So sah ich bei der Sommereiche die Frühlingsfarbe 11 c durch 2 b getrübt, bei der Zimmtrose 11 c durch 24 b, bei der canadischen Himbeere 11 a durch 1 a, bei *Spiraea chamaedryfolia L.* 11 a durch 24 b, bei dem Sauerdorn *(Berberis vulgaris L.)* 11 a durch 2 b, ein ähnliches Erröthen zeigten die Espe und die Hainbuche. Den 3. Mai gesäte *Lychnis Haageana* und *Lupinus Hartwegii* giengen grün auf und blieben es längere Zeit, als aber anfangs Juni nach starken Hagel-Gewittern die Temperatur schnell von 22° auf 12° sank, trat Roth zum Grün, und Cotyledonen, Blattstiele und untere Blattfläche färbten sich braunroth.

Dieselbe Erscheinung tritt häufig bei Pflanzen ein, welche aus den Gewächshäusern in die freie Luft versetzt werden, so fand ich bei *Begonia nitida α alba Ait.* die jungen Blätter 12 b mit purpurnem Anflug, die erwachsenen 12 a ohne Roth. Bei manchen Pflanzen tritt die dunkelrothe oder braune Farbe der noch unentwickelten Blätter regelmässig ein, so bei einer darnach benannten Taubnessel (*Lamium purpureum L.*), bei *Ampelopsis hederacea Dec.*, einigen amerikanischen Ahornarten, besonders *Acer laciniatum Duroi*, bei *Glechoma hederacea L.*, *Euphorbia sylvatica Jacq.*, *Erythronium Dens canis L.*, *Scilla bifolia L.*, *Gagea lutea R. et. S.*, bei der Monatrose, der Stechpalme, dem Nussbaum und vorzüglich auffallend, gleichsam die dunkelrothe Blume im Voraus ankündigend, 24 b durch 13 c getrübt, bei den frühe und kräftig dem Boden entsteigenden Gichtrosen *(Pæonia officinalis L.)*.

Diese Jugendröthe tritt im ganzen Gebiet der Vegetation von den Polen bis zur Linie ein, dass sie mit der Kälte zunimmt, liegt in der Natur der Sache, aber auch innerhalb der Tropen begegnet man ihr. Seitdem ich hier darauf achte, schrieb mir mein Sohn den 6. März aus Bukit Tima auf Singapur, 1° N. Br., finde ich viele Kräuter und Sträucher, deren jüngste Blätter roth

Frieden, unter der Bürde schwerer Kriegsschulden seufzt, hat Ursache, es auf das bitterste zu beklagen, daß das Gesetz die Freiheit der Städte in diesen Beziehungen nicht beschränkt hat.

Die preußische Regierung würde sehr zu tadeln gewesen seyn, wenn sie nach den dringenden Veranlassungen, die eine so lange Erfahrung ihr darbot, auch bei dem neuen Gesetze diesen wichtigen Gegenstand unbeachtet gelassen hätte. Sie hat daher nur ihre Pflicht, für das dauernde Wohl zu sorgen, erfüllt, indem sie in der revidirten Städteordnung die Veräußerung von städtischen Grundstücken und Realberechtigungen, die Vertheilung derselben unter die Nutznießer und deren Verwandlung in Privat-Eigenthum, die Contrahirung von Anleihen, und den Verkauf wissenschaftlicher und Kunst-Sammlungen oder Archive, von der Zustimmung beider Stadtbehörden und der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht hat. Nur völlig verblendete Befangenheit, welche durch keine Erfahrung heilbar ist, kann den hierdurch geschehenen großen Vorschritt zum Bessern verkennen.

7) Dauer der Dienstzeit bei Magistrats-Personen. Bei Abfassung der alten Städteordnung war man von der Voraussetzung ausgegangen, daß der durch die neue Institution erweckte Gemeinsinn jeden Einzelnen zu jedem Opfer, und so auch jeden gebildeten Bürger geneigt machen werde, die städtischen Magistrats-Aemter ohne alle Rücksicht auf Vortheil, lediglich um der Ehre willen anzunehmen; deshalb verordnet sie, daß die Bürgermeister-Stellen nur auf sechs Jahre, ohne allen Anspruch auf Pension bei der Entlassung, verliehen werden, den Magistraten auch eine überwiegende Anzahl unbesoldeter Mitglieder beitreten solle. Hinsichtlich der letzteren, deren Geschäfte in der Regel von geringem Umfange sind, und neben dem bürgerlichen Berufe sehr wohl besorgt werden können, hat den Gesetzgeber sein edles Vertrauen auch nicht getäuscht. Wir finden in vielen Städten Männer, welche es sich zur Ehre rechnen, viele Jahre unbesoldete Rathsherren zu seyn, und, erfüllt von Eifer für ihren Beruf, diesem große Opfer an Zeit, Kraft und Geld mit der edelsten Bereitwilligkeit darbringen. Ganz anders stellt sich aber das Verhältniß des Bürgermeisters. Die Geschäfte desselben sind so beschwerlich und zahlreich, daß er seinem Amte, wenn er es mit Erfolg verwalten will, sich gänzlich hingeben muß, und neben demselben einem bürgerlichen Geschäfte

sind, sei es auf beiden, sei es nur auf der unteren Seite, ersteres meist bei hellerem Roth, etwa 23 d, letzteres bei dunklem Amarantroth, 23 a bis b, das Roth ist aber immer durch Beimischung von Grün getrübt, selbst ein Farn (*Blechnum*) ist darunter und zwar unter den beiderseits rothen. Da es jetzt hier viel regnet und die Temperatur nicht besonders drückend heiss ist, so würde dieses der Annahme nicht widersprechen, dass die rothe Farbe der jungen Blätter Folge niedrigerer Temperatur sei.

2) Sommertracht.

Bei einer Vergleichung der Sommertracht der Pflanzenwelt mit meiner Farbentafel fiel mir zuerst auf, dass die Farben der Blätter denen der Tafel an Schönheit und Lebhaftigkeit um eben so viel nachstehen, als die der Blumen sie übertreffen, es zeigt sich bei allen eine matte Trübung, welche auf eine ternäre Farbenverbindung hinweist, das Chlorophyll der inneren Zellen wird durch farbigen Zellensaft, durch die oberste chlorophyllleere Zellenschicht und durch Duft, Flaum oder Haare bald stärker, bald schwächer getrübt.

Sodann fand ich das Grün der Pflanzen mit dem der Tafel verglichen sehr einförmig, die Tafel hat zwischen Gelb und Blau sieben Farbenstufen, jede mit 8 Farbentönen, zusammen 56 Farben; bei der Untersuchung der Sommerfarbe von 640 Pflanzenarten aus den verschiedensten Familien hatten

10 a. — — — — — — —	2.	
10 b bis h. keine.		
11 a. — — — — —	129	182.
11 b. — — — — —	44	
11 c. — — — — —	6	
11 d. — — — — —	3	
11 e bis h. keine.		
12 a. — — — — —	173	287.
12 b. — — — — —	90	
12 c. — — — — —	23	
12 d. — — — — —	1	
12 e bis h. keine.		

13 a.	—	—	—	—	—	49	
13 b.	—	—	—	—	—	36	
13 c.	—	—	—	—	—	9	107.
13 d.	—	—	—	—	—	8	
13 e.	—	—	—	—	—	3	
13 f.	—	—	—	—	—	2	
13 g und h keine.							
14 a.	—	—	—	—	—	14	
14 b.	—	—	—	—	—	6	
14 c.	—	—	—	—	—	12	
14 d.	—	—	—	—	—	1	40.
14 e.	—	—	—	—	—	5	
14 f.	—	—	—	—	—	1	
14 g.	—	—	—	—	—	1	
14 h keine.							
15 a.	—	—	—	—	—	1	
15 b.	—	—	—	—	—	4	
15 c.	—	—	—	—	—	2	
15 d.	—	—	—	—	—	9	22.
15 e.	—	—	—	—	—	2	
15 f.	—	—	—	—	—	1	
15 g.	—	—	—	—	—	3	
15 h. keine.							
16 a bis h keine.							

Es sind also von den 56 Farben der Tafel in diesen 640 Pflanzenarten nur 29 vertreten.

Gelbgrüngelb mit $^7/_8$ Gelb sind nur zwei Pflanzen, aber Grüngelb mit $^3/_4$ Gelb schon 182, und auf Grüngrüngelb mit $^5/_8$ Gelb fällt die höchste Zahl mit 287, so dass diese zwei Stufen schon über zwei Drittheile der Gesammtzahl enthalten. Grün mit Gelb und Blau im Gleichgewicht hat mit 107 Arten noch den sechsten Theil der Gesammtzahl, aber mit dem Uebergewicht der blauen Farbe sinkt die Zahl schnell herab, Grüngrünblau mit $^3/_8$ Gelb hat nur 40 Arten, Grünblau mit $^1/_4$ Gelb nur 22, und Blaugrünblau mit $^1/_8$ Gelb fehlt gänzlich. Es fällt sonach nicht einmal der zehnte Theil der beobachteten Pflanzen auf die drei Stufen mit überwiegendem Blau, im vollständig ausgebildeten Chlorophyll der Sommertracht überwiegt in der grossen Mehrzahl der Fälle

die gelbe Grundfarbe das hinzugetretene Blau, wenn auch nicht so stark, wie in dem unausgebildeten der Frühlingstracht.

Zugleich zeigt sich eine bedeutende Intensität der Farbe, ein dunkler werden als Hauptzug der Sommertracht, Folge der Einwirkung des Sonnenlichts, welches alles Lebende färbt, alles Todte bleicht; von den 640 Pflanzen fallen nicht weniger als 548 auf die zwei tiefsten Töne a und b, 74 auf die zwei anderen der dunkleren Hälfte der Töne c und d, und nur 18 auf die lichtere Hälfte der Tonleiter e bis h. Hiebei kommt noch in Erwägung, dass selbst in diesen seltenen Fällen der Grund der helleren, meistens zugleich blaueren Farbe nicht im Chlorophyll liegt, sondern in einem milchweissen oder lichtgrauen Dufte, wie bei dem echten Rohr (*Arundo Donax L.*), der grauen Segge (*Carex glauca Scop.*), der grauen Calandrinie (*Calandrinia glauca Schrad.*), dem Kohl, dem Meerkohl (*Crambe maritima L.*), dem Gartenmohn und vielen Aloen, Cactus, Sedum und andern Fettpflanzen, oder in einer weissen oder grauen Behaarung, welche das Chlorophyll des Zellgewebes nur wenig durchschimmern lässt, wie bei der Wollenblume (*Verbascum Tapsus L.*), der *Salvia aethiops L.*, der *Salvia argentea L.*, einigen Potentillen und Gnaphalien, der Artischoke und als zusammentreffende Extreme bei vielen Alpen- und Meerstrandpflanzen, z. B. *Senecio incanus L.*, *Artemisia glacialis L.* und *maritima L.*, *A. coerulescens L.* und *Cineraria maritima L.* Auch der schöne, sammtartige, blaugraue Schimmer des Blaublattes (*Cyanophyllum speciosum* und *magnificum*) entsteht durch die Behaarung der an sich grünen Blätter.

Dieses lichte Graugrün auf die Alpen- und Meerstrandregion, Sandwüsten und tropische Felsenberge beschränkend, kann man im Grossen für den Eindruck der Gesammtvegetation nur drei Farbentöne annehmen:

1) Das Grasgrün der Saaten und Wiesen, grüngrüngelb, um 12 c, im lichtarmen Norden vorherrschend, vielgerühmt im nebelreichen Albion, an welches sich in Mitteleuropa das Grün der ausserhalb ihres natürlichen Verbreitungsbezirks unmalerischen Rebe anschliesst.

2) Das Dunkelgrün der Laubwälder, grüngrünblau, um 14 a, im August culminirend, wenn nach vollendetem Wachsthum der diessjährigen Blätter sich die Knospen der nächstkünftigen zu bilden beginnen. Die verschiedenen Baumarten zeigen hier sehr geringe Abweichungen, oft genaue Uebereinstimmung, so dass man sie aus der Ferne wohl nach ihren Umrissen, nicht leicht aber nach ihrer Farbe unterscheiden kann; endlich

3) Das Schwarzgrün der immergrünen Bäume und Sträucher, in den Tropenländern vorherrschend, in Südeuropa durch immergrüne Eichen (*Quercus Ilex L.* und *Suber L.*), durch Lorbeerbäume, *Viburnum Tinus L.*, *Pistacia Lentiscus L.*, Cypressen, Pinien und mehrere andere Zapfenbäume, im übrigen Europa beinahe nur durch die Nadelwälder vertreten, welche die treffenden Benennungen des Schwarzwaldes, des Harzes, Schwarzenberg, *Montenegro*, *Tschernagora* veranlasst haben.

Trotz dieser Eintönigkeit der grossen Massen herrscht auch in der Sommertracht der Pflanzenwelt ausser diesen Gegensätzen noch, wie bei dem einfarbigen Himmel und Meer, eine unendliche Mannigfaltigkeit durch den Lichtwechsel der Tageszeiten, die berühmte, unerschöpfliche und fast unerreichbare Stimmung der Landschaft. Bei Nacht sind alle Bäume, wie nach dem Sprüchwort alle Kühe, schwarz, aber schon der Mond bringt silberschimmernde Partien in die schwarze Masse, bei anbrechendem Tage ist die Landschaft einfarbig, aber unaussprechlich schön ist das Farbenspiel der Morgenröthe und der ihr entsprechenden Abendröthe mit seinen Uebergängen von weiss durch gelb in roth, als würde sie durch eine ganze Reihe gefärbter Gläser angeschaut, Lieblingsstimmungen der Maler, leider so flüchtig und so sparsam vorkommend, dass sie nur von sehr begabten Künstlern in völliger Treue festgehalten werden können, während andere bald zurückbleibend, bald übertreibend ein Phantasiegebilde statt der Wahrheit geben.

Einen andern Wechsel der Stimmung bewirkt die Witterung; bei niederem Barometerstande, bedecktem Himmel und durchsichtiger Luft die grösste Eintönigkeit, während bei hohem Barometerstande und heiterem Himmel ein leichter Duft die Abstufungen

des Vor-, Mittel- und Hintergrundes stark hervorhebt, der Nähe ein dunkleres Grün gibt, die Ferne mit dem lichten Blau der Meerstrandpflanzen umhüllt.

Andere Farbenabstufungen bildet der Regen, andere der Wechsel vorüberziehender, nur einzelne Stellen beschattender Wolken, ein schönes Farbenspiel bringen die Strömungen der Luft durch Umkehrung der Blätter an den sich neigenden Halmen und Zweigen hervor. die untere Blattfläche ist, weil vom Lichte abgewendet, wie die untere Seite der Thiere, bleicher als die obere, wechselt sie nun mit dieser im Spiel des Windes ab, so zeigen wallende Saatfelder ganz den Farbenwechsel der Meereswellen, ebenso die Bäume, besonders schön die Weiden, am schönsten die Silberpappel.

Das Hinzutreten der blauen Farbe zu der ursprünglichen gelben, die Verwandlung des Xantophylls der Chemiker in ihr Chlorophyll, hält gleichen Schritt mit dem Athmungsprozesse des Blattes, der Aushauchung des Sauerstoffes durch die obere Blattfläche im Sonnenlichte; diese Fläche wird um so tiefer grün, je länger und stärker die Sonne sie bescheint. So ist Sonnenschein dringendes Bedürfniss der Blätter, und es ist wunderbar, welche Anstrengungen die Pflanzen machen, um mit möglichst vielen Blättern das Sonnenlicht zu geniessen: am Rande eines Waldes, vor Allem am östlichen und südlichen, treiben alle Bäume ihre stärksten, längsten Zweige und Aeste nach aussen; wird eine Strasse durch einen Wald gebahnt, so beeilen sich die stehen gebliebenen Bäume, sie zu überwölben, mit ihren Aesten die von den gefallenen hinterlassene Lücke wieder auszufüllen; je dichter die Pflanzen stehen, im Druck nennen es die Forstmänner, je mehr streben sie nach oben, entwickeln kräftig ihren Gipfel, während die unteren, des Sonnenlichts ganz beraubten Aeste absterben, wie man am schönsten an den stets beschattenden Nadelhölzern und in den Urwäldern der heissen Zone sieht. Wie so die ganzen Pflanzen in die Wette einander auszuweichen, das Sonnenlicht zu gewinnen streben, ebenso die Blätter der einzelnen Pflanzen, sie stellen sich stets so, dass möglichst viele von der Sonne beschienen werden, die unteren die von den oberen gelassenen Lücken

ausfüllen, kein Sonnenstrahl verloren gehe. Die Zweige, welche, so lange sie grün sind, das gleiche Bedürfniss haben, unterstützen dieses Streben; der Winkel, den sie mit dem Stamme machen, steht im Verhältniss zu der Grösse und Zahl der bald spiral, bald kreuzständig entgegengesetzt, bald im Kreise gestellten Blätter, und tritt einmal der Fall ein, dass der Zweig, unfähig die Last der Blätter und Früchte zu tragen, sich zur Erde neigt, so helfen sich die Blätter durch Verdrehung des Stiels, um am Zweige eine verkehrte Stellung einzunehmen, die Unterseite des Blattes der Spitze des Zweiges zugewendet.

Hängende Zweige sind indessen in der freien Natur eine seltene Erscheinung, in Europa fast nur an der Birke und der Rothtanne, seltener an der Weisstanne, in Amerika an *Schinus Molle L.* und *Amyris polygama Cavanilles*, in Australien an den blattlosen *Casuarinen*. Häufiger sind sie ein Kunstprodukt der Gärtner, wie die unnatürliche Hangesche, deren steife, zähe Zweige nicht einmal durch ihr Gewicht herabgezogen werden, ja selbst unsere viel besprochene Trauerweide (*Salix babylonica L.*) dürfte ein solches, wahrscheinlich in China zu Stande gekommenes Kunstprodukt sein; sie war den Alten unbekannt, Linné hat sie zwar für den in der Bibel, Psalm 137 Vers 2 erwähnten und von Rauwolf Seite 182 beschriebenen und Nro. 160 abgebildeten Garb gehalten, allein der angeführte Psalm sagt von dieser Weide nichts, als dass sie am Wasser wachse, was bei vielen Weiden der Fall ist, und dass die Juden ihre Harfen daran hingen, wozu die Trauerweide am wenigsten passt; nach Rauwolf sind ihre Zweige stärker als die der deutschen Weiden, die Blätter zwei Finger breit, was wieder nicht passt, und das auffallendste Hauptkennzeichen der Trauerweide, die hängenden Zweige, erwähnt keine der beiden Stellen. Nach *Sprengel hist. rei herbariæ I., pag. 270* wäre sie der Garb des Avicenna, allein dieser sagt von solchem gar nichts, als dass dessen Rinde, Blätter, Blumen als Arznei angewendet und seine der besten Sorten Borax darauf gesammelt werde, was Alles nicht auf die Trauerweide passt.

Gegenwärtig ist die Trauerweide über die ganze gemässigte Zone von Asien, Europa und Amerika, von Japan bis zum Missisippi

verbreitet, allein nirgends wild, der Umstand, dass es überall nur weibliche Bäume sind, lässt vermuthen, dass sie nur die unermessliche Vermehrung eines einzigen Baumes durch Stecklinge sind, und der Mangel an Samen, durch welche der Baum zu seiner Stammart zurückgeführt werden könnte, schneidet jede Möglichkeit einer Widerlegung oder Bestätigung jener Vermuthung ab.

Ob die Cypressen mit hängenden Zweigen (*Cupressus pendula Thunb.* aus Japan und *C. glauca Lam.* aus Goa) naturwüchsig oder Kunsterzeugnisse sind, getraue ich mir nicht zu entscheiden.

3) Herbsttracht.

Hat die Pflanze ihren Lebenslauf von der Keimung bis zur Reifung der Frucht, bei den Bäumen vom Aufbrechen der Knospe bis zur Ausbildung der nächstjährigen, vollendet, so beginnt das Athmen der Blätter abzunehmen, und mit der Abnahme der Sauerstoffaushauchung hält das Abnehmen der Grünen Farbe gleichen Schritt; hat erstere ganz aufgehört, so ist auch die letztere ganz verschwunden, die Blätter kehren, die ältesten zuerst, zur gelben Farbe der Kindheit zurück, der Wind, der ihr ganzes Leben hindurch bald sanft, bald unsanft, mit ihnen gespielt hat, löst sie fortspielend von den schwankenden Zweigen ab und legt sie in's Grab.

Diese gelbe Farbe ist aber selten rein, unter 126 von mir beobachteten Fällen zeigten nur in 15 die Blätter ein reines Gelb, 9 b bis g, drei ein mittleres Gelbgrüngelb, 10 c und e; während sich nehmlich die in den inneren Zellen enthaltenen Chlorophyllkörner wieder in Xanthophyllkörner umwandeln, nimmt der wasserhelle Zellsaft eine rothe Farbe an, und da beide Farben neben einander auftreten, so entsteht oft an einem und demselben Blatte, immer im Gesammteindruck der Herbstlandschaft, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Farben, welche sich im auffallendsten Gegensatze zu der Einförmigkeit des sommerlichen Grüns der Fülle der Farbenabstufungen der Blumenblätter anschliesst.

Ich beobachtete in 108 Fällen 43 Farbenstufen und Töne, am häufigsten, in 12 Fällen, ein mittleres Orangegelb 7 e, in 10 Fällen ein mittleres Gelborangegelb 8 d. Die äussersten

Grenzen dieses dreizehn Stufen umfassenden Farbenspiels waren ein mittleres Gelbgrüngelb, 10 e bei der schwarzen Maulbeere und bei *Cydonia japonica Pers.* und Violettviolettroth bei der Gichtrose, 22, a, und dem Wasserholder (*Viburnum Opulus L.*) 22 c, es beginnt also die Reihe dicht an der Grenze des Blattgrüns, ohne je auch nur den halben Weg von Roth zu Blau in der violetten Farbe zu erreichen.

Dafür, dass diese rothe Färbung durch starkes Licht bei niedriger Temperatur entstehe, habe ich entscheidende Beweise erhalten. Die gelbe Farbe der sterbenden Blätter tritt um so reiner und lichter auf, je tiefer im Waldschatten der Strauch steht oder je mehr diese Blätter von den andern desselben Baumes beschattet und verdunkelt werden. Die oben als die äusserste Grenze gegen Grün erwähnten Blätter der schwarzen Maulbeere und der japanischen Quitte waren ganz vom Sonnenlicht abgeschnitten, an einem grossen, von kleineren Obstbäumen umgebenen Birnbaum färbten sich alle Blätter der unteren viel im Schatten stehenden Zweige lebhaft gelborangegelb 8 e, die der oberen im vollen Sonnenschein stehenden dunkel violettroth 23 a; an dem amerikanischen Epheu (*Ampelopsis hederacea Dec.*) an der Mittagsseite einer Gartenlaube hatte sich ein Blatt dicht über das andere gelegt, das ganze obere Blatt und die hervorschauenden Theile des unteren hatten im Herbst die gewöhnliche tiefe Karminfarbe 24 a b, dieses beliebten Strauches angenommen, als ich aber das obere wegnahm, zeigte das untere, so weit es bedeckt gewesen war, eine scharf begrenzte lichtgelbe Farbe 8 f.

Dieses bunte, schöne Farbenspiel der Herbstblätter tritt am lebhaftesten im wärmeren Theile der gemässigten Zone auf, z. B. im südlichen Europa, wo die Holzpflanzen mit abfallenden Blättern im Mittelpunkt ihres Verbreitungskreises ungestört ihren jährlichen Lebenslauf vollenden können. Dem Wendekreise nähert sich dieser Trachtenwechsel um so mehr, je continentaler oder ostküstiger die Temperaturen sind. So schildert Fortune*) die

*) Robert Fortune's Wanderungen in China während der Jahre 1843 bis 1845, nebst dessen Reisen in die Theegegenden Chinas und Indiens 1848 bis 1851, aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Leipzig 1854. 8°.

Herbsttracht auf Kintang (der Silberinsel) an Chinas Ostküste unter 30° nördlicher Breite mit folgenden Worten: Ein ruhiges und schönes Thal lag zu meinen Füssen, hie und da sah man eine kleine Bauernhütte, und das ganze Thal war auf allen Seiten von reich mit Sträuchern und Bäumen bekleideten Hügeln umschlossen. Es war ein schöner Herbsttag und viele Blätter waren schon roth und gelb gefärbt, die des Talgbaums (*Stillingia sebifera Michx.*) und eines Ahorns hatten eine leuchtende blutrothe Farbe angenommen, andere waren beinahe weiss, und der Abstand zwischen diesen Farben und dem dunkeln Nadelholze machte einen höchst eigenthümlichen Eindruck, während Büsche von schönem Bambus und der Sing, eine Fächerpalme (*Chamærops excelsa Thunb.*, die nördlichste Palme in Ostasien wie *Chamærops humilis L.* in Europa) der Landschaft einen tropischen Charakter gaben.

Je weiter man dagegen nach Norden geht, je grösser wird die Zahl der Pflanzen, die sich der Polargrenze ihrer Verbreitung nähernd oder künstlich über dieselbe noch hinaus versetzt, mitten in ihrem Sommerleben vom Herbstfroste überrascht, eines gewaltsamen Todes sterben. So sah ich bei Trient Ende Octobers die Abhänge der Berge vom dichten Gebüsch des Perükenbaumes (*Rhus Cotinus L.*) glühend roth gefärbt, in Stuttgarts Gärten aber fielen die von den Octoberfrösten getödteten Blätter in voller grüner Sommertracht ab. Auch die Thränenweide und der Flieder (*Syringa vulgaris L.*) erinnern durch ihren Uebergang zum Tode ohne vorgängiges Erbleichen an ihre Herkunft aus wärmerer Heimath, und wie viele unserer Gartengewächse fallen im Herbste bald früher, bald später, ohne Farbenwechsel dem Froste zum Raub, wie die Sonne an trüben Tagen ohne Abendroth von uns scheidet.

Innerhalb der Wendekreise fällt mit unsern Jahreszeiten auch die deutliche Trennung einer Frühlings-, Sommer- und Herbsttracht der Pflanzenwelt weg, an die Stelle des Wechsels der gemässigten Zonen tritt dort der einfachere der nassen und trockenen Jahreszeit; erstere mit der Sonne im Zenith, dennoch durch die ungeheure Wassermasse tropischer Regen, welche die Temperatur der oberen Atmosphäre der unteren zuführen, weniger heiss,

wird der Sommer genannt, weil die Zeit der raschesten Entwicklung der üppigen Vegetation, letztere der Winter, weil der Wassermangel ähnlich dem Froste wirkt, es ist für die organische Natur gleich schlimm, wenn das Wasser als Wasser fehlt, ob es zu Dampf verflüchtigt oder ob es zu Eis erstarrt sei.

Mein Sohn Eduard schildert mir in seinen Briefen aus Ostindien einen solchen tropischen Winter. Es ist gegenwärtig (19. Januar) hier in Siam, etwa 13° Nordbreite, Winter; ein frisch angekommener Europäer wird es freilich nicht einsehen, wenn ihn die Hitze schon um 9 Uhr Morgens nach Hause treibt, wenn er den Staub der Strassen, das Grün der Wälder, die Menge reifer Orangen, Bananen und Cocosnüsse sieht, Schlangen und Eidechsen im Hause umherlaufen und er im Kalender eine Mitteltemperatur von 20° R. für diesen Monat findet; aber bald fällt ihm eine Reihe grosser Bäume auf (*Plumieria acuminata Aiton*) voll weisser Blüthen an den Spitzen der glatten dichotomischen Aeste, ohne alle grüne Blätter oder mit solchen, die eben gelb 11 b aus den Knospen hervorbrechen, er denkt an unsere Obstbäume und glaubt sich im Frühling: dann sieht er die erbleichenden, oft schön gelben g e Blätter der durstenden Bananen, einzelne rothe Blätter an andern Bäumen und denkt: es ist Herbst. Die Knospen sind auch hier gelb, die sich entwickelnden Blätter gehen durch Aufnahme von Blau stufenweise von 11 b und 12 b in das tiefe satte Grün 13 a der gleichzeitig vorhandenen, im Ton der Landschaft vorherrschenden alten über, diese wieder nicht gleichzeitig, sondern nach und nach einzeln in unsere Herbsttracht, so dass alle drei Trachten an den meisten Bäumen gleichzeitig vorhanden sind. Gelb gewordene Blätter habe ich an *Musa paradisiaca L.*, *Carica Papaya L.*, einigen Bambusarten und einigen andern Bäumen bemerkt, rothe und zwar schön vermillion nur an Einem Baume mit grossen, etwas wolligen Blättern, an diesem aber sehr häufig; abgefallen findet man dann auf dem Boden vielerlei Abstufungen von Roth 1 b zum gewöhnlichen Hellbraun des verwelkten Laubes, so reichen sich Frühling und Herbst hier die Hand.

nicht die erforderliche Zeit und Aufmerksamkeit widmen kann. Deswegen ist dazu ein Geschäftsmann nöthig, der jenes Amt als seinen hauptsächlichen Lebensberuf betrachtet und behandelt. Dieser will aber auch, wie billig, seiner Thätigkeit seinen eigenen und den Unterhalt seiner Familie verdanken, und verlangt Sicherheit für seine Stellung, damit er nicht nach sechs Jahren, dafern die wandelbare Volksgunst sich etwa, wenn auch nur in vorübergehender, unverschuldeter Verstimmung, von ihm abgewandt haben sollte, ohne alle weitere Unterstützung derjenigen Stelle wieder entzogen werde, welcher er jeden andern Beruf zum Opfer gebracht hatte. Diese Umstände haben die erwünschte Besetzung der Stellen in den kleineren Städten meist sehr schwierig gemacht und von der Bewerbung um solche alle diejenigen zurückgeschreckt, welche auf einem sicherern Lebenswege ein ehrenvolles Ziel zu erreichen hoffen durften. Auch die Ansprüche der Regierung haben sich beim Mangel tüchtiger Kandidaten oft sehr ermäßigen müssen, und so sind an manchen Orten wohl Personen zu diesen Stellen gelangt, welche besser davon entfernt geblieben wären. Diese pflegen denn, wenn die Zeit der neuen Wahl herannaht, den Stadtverordneten und den einflußreichen Bürgern auf alle Weise zu schmeicheln und Alles zu vermeiden, wodurch sie irgend anstoßen und beleidigen könnten. Von unparteiisch strenger Polizei-Verwaltung ist dann meist in einer solchen Stadt die Rede nicht, wenigstens nicht, wenn das Interesse eines Bürgers in Frage kommt, dessen Stimme dem Bürgermeister bei der künftigen Wahl von Wichtigkeit ist. Dieser mag denn, wenn er ein Gastwirth ist, unbesorgt verbotene Spiele und anderes Ungebührniß in seinem Hause treiben; wenn er ein Ackerbürger ist, ruhig den ungeheuern Düngerhaufen auf der Straße vor seiner Thür liegen und durch ihn die Luft verpesten und den Weg verengern lassen, er wird ganz sicher seyn können, nicht gestraft zu werden. Und wenn etwa die Regierung von dieser Verwaltung nähere Kunde erhält, und die Bestätigung der neuen Wahl versagen will, so wird dann die halbe Stadt bei ihr und bei den höhern Behörden einkommen, und dieselben mit Bitten um die Bestätigung des allgeliebten, vortrefflichen Bürgermeisters bestürmen. Die Rücksicht, daß dieser Beamte, welcher um der Stelle willen jeden andern Beruf aufgegeben, bei seiner Entlassung ohne Pension mit den Seinigen in die größte Noth gerathen würde,

Von Bukit Tima, dem Aequator näher, schreibt er: Blätter, die erst mit dem Alter roth werden, finde ich hier nicht viele, doch einige, namentlich die grossen Blätter der *Terminalia Catappa L.*, dann einer *Melastoma*. Die Farbe ist eine andere, als die der jungen rothen Blätter, mehr scharlachroth. 1 b, 2 c, 3 d.

Diese Gleichzeitigkeit der verschiedenen Trachten kann man auch bei uns an tropischen und subtropischen Pflanzen in Gewächshäusern beobachten, besonders an solchen, welche im Sommer in's Freie gestellt werden. So fand ich den 8. Juli 1861 an einer jungen *cacia Alophantha Willd.* aus Neuholland den Stamm trüb braunroth 23 a, das noch geschlossene Blatt 6 c, ein junges schon offenes Blatt gelbgrün 12 c mit purpurnem 23 b Saume an der untern Seite der Blättchen, während ihre obere, im Schlaf geschlossene und geschützte Fläche ganz grün war. Aeltere Blätter befanden sich in voller Sommertracht, lebhaft grün 13 c, das unterste, absterbende Blatt endlich war röthlich-gelb 8 c mit tiefrothem Saume 1 a.

Die Herbsttracht der Blätter erhält sich im Freien nur so lange, als noch etwas Leben in ihnen ist, ganz todt verfallen sie der allgemeinen braunen Farbe der Pflanzenleichen, im Trockenen erbleichend, in der Nässe verdunkelt bis zum Schwarzbraun des Humus; schnell für das Herbar getrocknet erhält sich aber die rothe und noch mehr die gelbe Farbe dieser Herbsttracht viel besser, als das leicht in Braun, zuweilen, wie bei den darnach benannten *Cytisus nigricans L.* und *Orobus niger L.*, auch bei vielen *Rhinanthaceen* selbst in Schwarz übergehende Grün der Frühlings- und Sommertracht.

4) Wintertracht.

Unser berühmter von Mohl hat auf einen periodischen, mit jedem Winter bei ausdauernden Blättern sich wiederholenden Farbenwechsel aufmerksam gemacht, indem sich die gelbliche Wintertracht solcher Blätter mit kommendem Frühling wieder in die sommerliche grüne Farbe umwandle, und nachgewiesen, dass hiebei das Chlorophyll selbst seine sattgrüne Farbe einbüsse und eine gelbliche annehme.

Der ausgezeichnete Handelsgärtner Hvass in Stuttgart versicherte mich ebenfalls, dass die im Winter braunen Nadeln der Coniferen im Sommer wieder grün werden.

Mein Freund von Kurr hatte die Güte, mich am 23. Febr. 1861 nach einem strengen Winter, in welchem wir eine Kälte von mehr als 20° R. unter Null überstanden hatten, in den Garten des Herrn Gutsbesitzers Klein einzuführen; den 31. Juli desselben Jahres wiederholten wir diesen Besuch, und ich erhielt mit Hinzufügung der in andern Gärten und im Walde gemachten Aufzeichnungen folgende Ergebnisse:

Farbe immergrüner Blätter im

	Sommer.		Winter.	
	Neue.	Alte.	Geschützte.	Blosgestellte
Abies excelsa Dec.	11 c.	12 a.	11 a.	12 a.
— pectinata Dec.	11 c.	13 a.		
Buxus sempervirens L.	12 b.	12 a.		1 a.
Calluna vulgaris Salisb.		12 b.	12 b.	2 a.
Cryptomeria japonica Don	11 d.	12 b.		4 a.
Ilex Aquifolium L.		13 b.	13 b.	1 a bis 2 a.
Juniperus communis L.		15 c.	8 c.	2 a.
— Sabina L.		13 a.		1 a.
— virginiana L.	13 d.	14 b.		1 a. b. c.
Mahonia Aquifolium Nutall.	11 c.	11 a. b.		⊙ c.
Pinus austriaca Trattinik	13 c.	13 a.		
— balsamea L.	11 c.	13 a. b.	13 a. b.	13 a. b.
— canadensis Aiton.		12 c.	3 b.	8 b.
— coerulea Loddiges		14 c.		
— Pinea L.	15 d.	14 b.		
— Pinsapo Steudel.		13 a.	13 c.	3 b.
— Pumilio Haenke.	12 b.	12 a.	12 a.	12 c.
— Sabiniana Douglas		15 d.		
— Strobus L.	11 b. c.	12 a. b.	10 c.	10 a.
— sylvestris L.		13 c.		
Taxus baccata L.		13 a. 14 a.	14 a.	7 a.
Thuja aurea Hort.	11 a.	11 b.	12 b.	1 a.
— compacta Hort.	11 a.	13 a.		1 a.
— occidentalis L.	12 b.	12 a.	10 a.	2 a.
— orientalis L.				1 a.
— Warcana Hort.		13 a.		2 a.
Wellingtonia gigantea Hort.		12 b.		

Es hatten sich nehmlich im Winter die Blätter an einer und derselben Pflanze sehr verschieden gefärbt, die innersten, am meisten durch die äussern bedeckten und geschützten hatten ihre Sommerfarbe wenig oder gar nicht verändert, die äussern aber sich um so mehr durch Verlust von Blau und Hinzutritt von Roth geröthet und gebräunt, je mehr sie dem Sonnenlicht, der Kälte, dem Thau und Reif ausgesetzt waren und je wärmer die natürliche Heimath der Pflanze war.

Dieses Braunwerden der Nadelwaldungen und der Heiden gibt im Norden, noch erhöht durch den Gegensatz des Schnees, der Landschaft im Winter die ernste, dunkle Stimmung, welche in südlicheren Gegenden die trockene Hitze des Spätsommers bewirkt.

Dass diese Farbenveränderungen lediglich in der Temperatur ihren Grund haben, die Folge trockener Kälte bei starkem Lichte, bei uns der Ostwinde sind, beweist der Umstand, dass die *Araucarien* und *Cupressus pendula Thunb.* im Winter im Gewächshause lebhaft grün 12 c waren, im Mai aber in's Freie gestellt sich rötheten und so die umgekehrte Erscheinung durch die gleiche Ursache hervorgebracht wurde.

Im Allgemeinen waren stark geröthete Nadeln verloren und fielen im Frühling ab oder vertrockneten, schwach gebräunte aber wurden im Sommer wieder grün.

Wie oft sich dieser Wechsel wiederhole, darüber sind mir keine Beobachtungen bekannt geworden, ich selbst fand an der Kiefer oder Forche, die Zwischenräume des Stammes zwischen den Astkreisen als Jahre gezählt, 4—5jährige Nadeln, aber keine älteren.

5) Farbige und bunte Blätter.

Wir haben gesehen, dass die Blätter in der Kindheit und im Alter gelb und roth sind, auch haben kränkelnde oder, wie die Gärtner sagen, zurückgehende Pflanzen oft die Bleichsucht und gehen vor der Zeit von grün in gelb zurück, aber in voller Kraft und Gesundheit, in der Sommertracht, sind die Blätter weitaus überwiegend grün. Indessen fehlt es in der freien Natur

nicht an zahlreichen Fällen andersfarbiger Blätter, und die unermüdlich nach Neuigkeiten und Sonderbarkeiten strebenden Handelsgärtner haben von uralten Zeiten bis auf heute, von Jeddo und Peking bis Paris und London ihre ganze Kunst aufgeboten, um die Pflanzenliebhaber mit nicht grünen oder buntblätterigen Pflanzen zu versehen. Allein das Blau lässt sich von einem gesunden Blatte nicht leicht verdrängen, das Gelb gar nicht, es gibt daher keine weissen und keine blauen Blätter, sehr wenig gelbe. Nur die rothe Farbe entschliesst sich leicht zu bleiben, ohne jedoch die beiden andern verdrängen zu können, daher sie während der Sommertracht trüb und dunkel bleibt, nur dann in ihrer ganzen Schönheit auftretend, wenn das Blau noch nicht erschienen oder schon wieder verschwunden ist.

Kunstprodukte dieser Art sehen wir häufig in unsern Gärten, so die Blutbuche, deren jüngste Blätter im Sonnenschein das schönste Karmin 24 a durchschimmern lassen, während die älteren an der oberen Fläche beinahe schwarz, an der unteren beinahe violett 22 a gefärbt sind, der rothe Wunderbaum (*Ricinus sanguineus Hort.*), die indische Melisse (*Perilla ocymoides* L.) 22 a, das rothe Basilienkraut 22 a, die rothe Gartenmelde 23 b, der rothe Gänsefuss (*Chenopodium atriplicis* L.) 23 b, mehrere Amarante (*Amarantus sanguineus* L., *caudatus* L., *hypochondriacus* L., *melancholicus* L., *atropurpureus Roxb.*, *cruentus* L., *purpurascens Otto* 23 a), neuere Spielarten der Cardinalsblume (*Lobelia fulgens Willd.*) und des Blumenrohrs (*Canna coccinea Ait.*), die rothe Rübe, deren purpurne Blätter 23 a später durch grün getrübt beinahe schwarz erscheinen und der rothe Kohl; merkwürdig ist es an den beiden letzten Pflanzen, dass während die blaue Farbe streng überall fehlt, wo das Licht fehlt, die purpurne sich auch in der Finsterniss entwickelt, so in der Wurzel der rothen Rübe. Bei dem rothen Kohl sind die äussersten freien Blätter durch grün und durch einen grauen Duft getrübt, die des geschlossenen Kopfes aber noch lebhafter und schöner purpurroth 22 b, als die Farbentafel, die innersten eng zusammengepressten, nie dem Lichte zugänglich gewesenen Blätter sind die schönsten, am lebhaftesten gefärbten, doch nur in den äussersten

Zellenschichten beider Oberflächen, macht man einen Durchschnitt, so zeigt sich das Innere des Stengels, der Blattnerven und selbst des Zellgewebes ganz weiss, ohne eine Spur von störendem Gelb oder Grün.

Eine andere Spielart des Kohls fand ich weisslichgelb 9 h, nur die Rippe und Nerve purpurroth 22 e, die innersten gelber, 8 f. Eben so hat man Spielarten des kraussen Winterkohls, woran nur der krausse Rand grün ist, die innere Fläche rosenroth oder gelblichweiss.

Von wildwachsenden Pflanzen mit ganz rothen Blättern habe ich nur den Drachenblutbaum in Gewächshäusern gesehen, *Dracaena ferrea* L. 23 a, *Dracaena terminalis* L. 23 b; auch könnte man die zahlreichen *Orobanchen* hieher rechnen, deren zu Schuppen verkümmerte Blätter wie der Stengel und die Kelche rothbraun sind.

Dagegen gibt es viele Pflanzen, bei denen sich die bleiche untere Blattfläche röthet, während die obere grün ist, so sehr schön bei vielen Begonien, z. B. *B. oregana Hort.*, kommend oben 10 b, unten 1 b, erwachsen oben 12 a bis 13 b, unten 23 b bis 24 b, bei allen Cyclamenarten, z. B. *C. europæum* L. oben 14 a mit hellen Flecken 14 d, unten 22 b, bei *Calandrinia glauca Schrader* oben 14 c, unten 23 c, bei *Anemone Hepatica* L., *Tradescantia discolor Herit.*

Oefters wird die obere grüne Fläche der Blätter durch an einzelnen Stellen auftretendes Rothbraun gefleckt, so bei *Arum maculatum* L., *Erythronium Dens canis* L., *Orchis maculata* L., *Phyteuma spicatum* L., *Ranunculus acris* L., *Ajuga reptans* L., *Sanseviera guineensis Willd.*, *Oxalis maculata Desf.*, *fuscata Jacq.*, *punctata.* L., *tetraphylla Cav.*, *Medicago maculata Willd.*, *Hypochæris maculata* L. Bei *Pelargonium zonale* L. und einigen andern hat der rothbraune Flecken die Gestalt eines Gürtels oder Halbkreise, bei *Trifolium pictum Savi* die eines Pfeils, bei *Polygonum Persicaria* L., *lapathifolium* L., *tenuiflorum Spr.* die eines Halbmondes, bei *Coleus Blumei* Bentham und *Coleus Verschaffelti Hort.* aus Java die eines Dreieckes. Bei allen diesen Pflanzen sind die Flecken an jungen Blättern am dunkelsten, aber nicht sehr beständig,

treten zuweilen gar nicht auf und verschwinden oft auf den erwachsenen Blättern.

Ein reines Gelb 9 ist mir bei normalen Blättern nie vorgekommen, sie fallen immer der rothen oder der blauen Farbe zu, am nächsten kommt ihm eine ziemlich unbeständige Spielart des Riesenkürbisses *(Cucurbita maxima Duchesne)*, an welcher Stengel, Blätter und unreife Früchte lebhaft gelb-orange-gelb 8 e gefärbt sind.

Nicht häufig, weil leicht ausartend und durch Verschwinden der rothen, der gelben oder dieser beiden Farben zum normalen Grün zurückkehrend, aber doch wohl bekannt ist das Tausendschön oder die Papageifeder, dessen Blätter der Quere nach scharf abgetrennt, gegen den Stiel tiefroth 1 a, in der Mitte licht orangegelb 7 f, gegen die Spitze grasgrün 12 c sind. Es scheint eine sehr alte Erfindung der Chinesen und von China schon frühe über Ostindien und Arabien nach Europa gekommen zu sein, Sprengels Annahme, dass es die *Gromphena alternis viridibus roseisque per caulem foliis* des *Plinius hist. nat.* Lib. 26, cap. 7 sei, ist zwar unsicher, sicher dagegen, dass es die Gelisia der im Jahr 1180 verstorbenen Aebtissin von Bingen, Hildegard (Physica 2, 153) sei, das grün, roth und gelbe Kraut führt nämlich in Spanien den Namen *Celosia*, Eifersucht, *Fleur de Jalousie* in Frankreich, welchen Linné durch Verwechslung auf den ächten Amarant (*Celosia cristata* L.) übergetragen hat, der getrocknet seine Gestalt und Farbe behält, während er unpassend das vergängliche Tausendschön *Amarantus tricolor*, den dreifarbigen Unverwelklichen, genannt hat.

Blätter mit helleren Flecken kommen an wilden Gewächsen noch häufiger vor, als solche mit dunkleren Flecken, meistens sind aber die Flecken nur lichter gefärbte Stellen in gleicher Farbenstufe, so bei *Ranunculus repens* L. 12 a mit 12 b gefleckt, bei dem Wiesenklee 12 a mit 12 c, *Trifolium repens* L. 11 a mit 11 g, mehreren andern Kleearten, dem Gartenmohn, der Wachsblume *(Cerinthe minor* L. und *alpina Kit)* 13 c mit 13 f, der italienischen Katzenminze *(Nepeta italica* L.*)*, einer Taubnessel, *Lamium maculatum* L., 11 a mit 11 h Flecken; auch diese

Flecken sind an den jüngsten, den Frühlingsblättern am deutlichsten und verschwinden oft gegen den Sommer.

Beständiger sind die lichten Flecken mehrerer Aloën, z. B. bei *Aloë acinacifolia Jacq.* 13 c, die Flecken 13 g, dann die Warzen, bei *Aloë Radula Jacq.* 15 h auf dunklem 15 b Grunde, ebenso bei A. margaritifera Aiton und *A subfasciata Salm Dyck.*

Auch die Blätter sind beständiger, auf welchen die lichten Flecken netzartig den Blattrippen folgen, wie bei *Arum italicum* L., *Saxifraga sarmentosa* L., einigen Abarten des Kürbisses, *Cucurbita polymorpha Duchesne* 13 a und f, *Carduus leucographus* L., der in Roms Campagna häufigen, in deutschen Gärten leicht verwildernden Mariendistel (*Carduus marianus* L.), deren milchweisse Flecken 13 g auf 12 c eine alte Volkssage der von Maria auf der Flucht nach Egypten verschütteten Milch zuschreibt.

Es ist der Kunst der Gärtner gelungen, bei einer grossen Zahl von Pflanzen Spielarten mit Gelb bis elfenbeinfarbig 9 h gefleckten oder am Rande eingefassten Blättern, wie sie im wilden Zustande oft im Herbst oder an kränkelnden Pflanzen einzeln vorkommen*), hervorzubringen, doch können diese panaschirten Pflanzen nicht durch Aussaat, nur durch Wurzeltheilung, Ableger, Stecklinge oder Propfen vermehrt werden, kommen also nur bei ausdauernden, am schönsten bei immer grünen Gewächsen vor. Eine in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde, Jahrgang 1854, S. 30 angegebene Ausnahme, dass sich eine Rosskastanie mit panaschirten Blättern auch durch Aussaat erhalten habe, bedarf noch sehr der Bestätigung.

Beispiele solcher künstlich hervorgebrachten Pflanzen mit hellgefleckten Blättern sind unter den Dicotyledoneen:

Acer Negundo L. 12 b mit 10 g.
Aesculus Hippocastanum L. 12 a mit 8 c.
Aphelandra Leopoldii Hort.
Aucuba japonica L. 12 b mit 8 g.
Bæhmeria argentea Hort.

---

*) Weinmann hat in seiner *Phytantoza-Iconographica* 14 dieser Pflanzen abgebildet.

Buxus sempervirens L. 12 a mit 7 f oder mit 9 h gefleckt oder umsäumt.
Coronilla valentina L. 13 d mit 9 f.
Evonymus japonicus L.
Fagus sylvatica L. 13 a mit 9 e.
Hedera Helix L. 13 a mit 9 f oder 9 h.
Hydrangea japonica Siebold.
Ilex Aquifolium L. 13 b und 9 f.
Ligustrum vulgare L. 13 a und 8 g.
Lonicera Caprifolium L. 13 c und 9 f.
Myrtus communis L. 14 e mit 8 g oder mit 9 h.
Pelargonium marginatum Willd. 11 a, *margine* 10 g.
Rhamnus Alaternus L. 13 a mit 8 e oder 9 h umsäumt.
Salvia officinalis L. 15 b mit 10 e oder 9 f oder 9 g umsäumt.
Sambucus nigra L. 12 a mit 10 h.
Semperrivum arboreum L. 12 d mit 23 g umsäumt, das sich am Rande zu 23 e verdunkelt.
Thymus Serpyllum L. 12 b mit 8 e.
„ *vulgaris* L. 13 d mit 9 e.
Vinca major L. 12 a und 10 f.
„ *rosea* L. 12 a und 12 h.
Witheringia pogonandra Hort.

Bei den Monocotyledoneen reihen sich in Folge ihres Baues mit meist geringer Breite und parallelen Nerven die lichten Flecken wie die Blattpilze zu schmalen langen Bändern, so besonders schön bei dem allgemein beliebten und verbreiteten Bandgras (*Phalaris arundinacea β picta* L.) 12 a bis 13 b, gebändert mit 8 g bis 9 h und in Südeuropa bei dem noch schöneren Bandrohr (*Arundo Donax* L.) 14 e und 8 h; da die Monocotyledoneen keine abgegliederten Stiele und aus diesem Grunde keine abfallenden Blätter haben, so laufen die Bänder bei diesen Gräsern ununterbrochen an der Blattscheide bis zum Knoten herab, bei einer gebänderten, der Blüthe nahen *Agave americana* L. im botanischen Garten zu Neapel sah ich die Bänder 8 g auf 15 b ununterbrochen am Stamm herablaufen, bis sie auf ein anderes Blatt trafen.

Ebenso verhält es sich mit den gebänderten Blättern bei dem goldgestreiften Blumenrohr, *Canna aureovittata Loddiges*, der Kaiserkrone *(Fritillaria imperialis* L.*)*, der Maiblume 11 a mit 10 g und der 12 a mit 12 h gestreiften *Plectogyne variegata Hort.* Eine Schwertlilie fand ich 13 c mit 11 h gebändert und gesäumt, bei der *Tradescantia vittata Hort.*, einer panaschirten Spielart der *Tr. discolor Heritier*, ist die Unterseite der Blätter schön purpurroth mit durchscheinenden hellen Längsstreifen. Die Blätter der *Yucca rufocincta Haworth* sind dreifarbig gebändert, in der Mitte grasgrün 12 c, zu beiden Seiten weissgrün 12 h und am Rande lichtkarmin 24 c umsäumt.

Diese lichten Flecken und Bänder dürften Stellen des Blattes sein, an welchen das Chlorophyll in den Zellen sparsam vorhanden ist, ganz weisse, also chlorophyllleere Blätter hat man aber nicht zu Stande gebracht, die sogenannten weissen Abarten der Gartenmelde *(Atriplex hortensis* L. *β alba)* 11 c und des Mangolds *(Beta vulgaris β alba Bauhin)* sind nur heller grün, wie *Atriplex alba Scopoli*, *Tilia alba Michaux*, *Abies alba Poiret*, *Basella alba* L. und manche andere.

Nach Courtin (Gartenzeitung I, 90) ist die Panaschirung beständig, wenn sie sich gleichmässig am Rande der Blätter zeigt, veränderlich aber, wenn sie nur als zerstreute Flecken erscheint, wovon nur *Aucuba japonica* L. eine Ausnahme mache, deren unregelmässig gefleckte Blätter doch nie ganz grün sind. Mit andern Worten dürfte man dieses Gesetz dahin ausdrücken, dass die Flecken und Streifen der Blätter um so unbeständiger sind, je unregelmässiger sie auftreten.

V. Die Nebenblätter.

Die Nebenblätter *(stipulae)*, welche bei einer grossen Zahl dicotyledonischer Familien vorkommen, bei den monocotyledonischen aber fehlen und eben so häufig durch Blattscheiden ersetzt werden, haben die Bestimmung, die Blätter in ihrer frühesten Jugend zu beschützen, gehen daher denselben in der Entwicklung voraus und entwickeln sich nicht weiter oder fallen ab, sobald

das Hauptblatt herangewachsen ist, in der Farbe unterscheiden sie sich nicht von den Blättern, höchstens sind die schuppenförmigen bleicher, von der Farbe des Blattstiels.

VI. Die Deckblätter.

Die Deckblätter (*bracteae*) sind im Fortschreiten der Pflanzenmetamorphose vereinfachte und verkleinerte Blätter, welche die noch schlummernden Blüthen auf gleiche Weise schützen, wie die Schuppen die Knospen und die Nebenblätter die Blätter, sich also auch ebenso vor den Blüthen entwickeln und stehen bleiben oder abfallen, wenn die Reihe der Entwicklung an die Blumen kommt. Bei den Monocotyledoneen treten sie häufig als Scheiden *(spathae)* auf, so bei allen Palmen und vielen Liliaceen.

Ihre Farbe ist gewöhnlich die der Blätter, dasselbe Grün, und wenn die Blätterfarbe durch roth getrübt ist, dasselbe Roth, so bei *Perilla ocymoides* L. Die Farbe der künftigen Blume kündigt sich aber häufig im Voraus an, oft schon am Stengel, wie bei den Kartoffeln, Dahlien, Fuchsien, Heliotropien, der dunkelrothen Cardinalsblume (*Lobelia fulgens Willd.*) und dem dunkelrothen Blumenrohr (*Canna coccinea Ait.*), weniger an den Blättern, denen grün zu sein Bedürfniss ist, stärker aber an den Deckblättern, welche den Blumen viel näher stehen. Die Deckblätter sind daher bleicher als die Blätter, wenn die Blumen bleich sind; so an den Linden die Blätter 11 a, das Deckblatt 11 f, die Blumenblätter 7 g; bei der Wiesendistel (*Cirsium oleraceum Scop.*) die Deckblätter 10 f, die Blumenblätter 5 g; bei einer *Dahlia* fand ich die äussersten zurückgeschlagenen Blätter der Blüthenhülle dunkelgrün wie die Blätter, 13 a, die inneren angedrückten hellgelb-grüngelb 10 d, die Blumenblätter hellrosenfarbig 23 g, am Grunde gelb 9 c. Ebenso sind die Blüthenscheiden der hellblumigen Monocotyledoneen häufig bleich, *Allium*, *Narcissus*, oder vertrocknend und farblos, *Iris pallida Lam.*, bei *Arum maculatum* und *italicum* L. hellgrün-grüngelb 12 g, bei *Calla aethiopica* und *palustris* L. schneeweiss.

kann bei einer milden und humanen Regierung nicht ganz ohne Einfluß auf die zu fassende Entschließung bleiben.

Um diese Uebelstände zu beseitigen und gleichwohl durch Besetzung der Stelle auf Lebenszeit bei einem immer möglichen Mißgriffe die Verwaltung nicht auf ein Menschenalter hinaus in einen verwahrlosten Zustand zu bringen, hat die revidirte Städteordnung die Besetzung der Bürgermeister- und der besoldeten Rathsherrn-Stellen überhaupt auf 12 Jahre angeordnet, und bestimmt, daß nach Ablauf dieser Zeit der Beamte, möge er nun nicht wieder gewählt, oder nicht wieder bestätigt, oder dienstunfähig werden, die Hälfte seiner Besoldung als Pension erhalten sollte.

Hierdurch werden tüchtigere Geschäftsmänner zur Bewerbung um diese Stellen angereizt. Die Stadtverordneten sowohl als die Regierungen sind aufgefordert, bei der Wahl sowohl, als bei der Bestätigung vorsichtiger zu seyn. Ein Wechsel aus bloßer Laune der Stadtverordneten, oder weil der Bürgermeister eines ihrer einflußreichen Mitglieder in Polizei-Strafe genommen hatte, wird schwieriger durch die Rücksicht, daß die Stadtkasse neben der Besoldung des neuen Bürgermeisters die Pension des abgehenden übernehmen müßte. Der letztere, welcher sich durch die ihm gebührende Pension wenigstens gegen den drückendsten Mangel gesichert weiß, fühlt sich den Bürgerschaften gegenüber selbstständiger. Auch hat er zu bedenken, daß, wenn er durch unzulässige Gefälligkeiten sich die neue Wahl sichern wollte, die Regierung ihm die Bestätigung versagen könne, ohne durch Rücksichten des Mitleids abgehalten zu werden, da sie seinen nothdürftigen Unterhalt durch die Pension gesichert weiß.

Diese praktischen Gründe werden es hoffentlich Jedem einleuchtend machen, daß auch hinsichtlich dieses Punktes durch die revidirte Städteordnung ein großer Vorschritt zum Bessern geschehen sey.

8) **Verwaltungsrechte der Grundherren.** Dies ist derjenige Punkt, welcher von den beiden entgegengesetzten Parteien der neuen Städteordnung gleich heftige Vorwürfe zugezogen hat. Die Adelspartei, welche jedes Recht des Adels als ein noli me tangere betrachtet, und verlangt, daß es erhalten werden müsse, möge es auch mit dem jetzigen Zustande der Gesellschaft durchaus unvereinbar seyn, daß die allgemeine Entwickelung sich nach solchen

Stehen die Blumen in der blaurothen Reihe, so sind häufig auch die Deckblätter geröthet, wie bei den Taubnesseln, der *Stachys alpina L.*, *Ajuga reptans* und *genevensis* L., *Origanum vulgare* L. 22 b, *Salvia sylvestris* L. 22 c, *Monarda*, *Thymus* und vielen anderen Pflanzen der Labiatenfamilie, in welcher sowohl Deckblätter als blaurothe Blumen vorherrschen, bei den *Astrantien*.

Ist die Blüthe gelb, so gehen oft auch die Deckblätter in diese Farbe über, so bei *Chrysosplenium* stufenweise von dem tiefen Grüngrüngelb 12 b der Wurzelblätter bis in das reine Gelb 9 c der Blumenblätter, bei *Bupleurum protractum Link*, einigen Wolfsmilcharten, *Euphorbia Cyparissias* L., *verrucosa Lam.*, *palustris* L., mehreren *Compositen* mit vertrocknender Blüthenhülle, wie *Gnaphalium Stoechas* L., *angustifolium Lam.* und *splendidum Thunb.* 8 e, *Gnaphalium orientale* L., *arenarium* L. und *siculum Spr.* 9 f.

Zuweilen tritt die reinste Farbe der Blumenkrone verfrüht schon in den Deckblättern auf, so erscheinen an der westindischen *Aphelandra cristata R. Br.* Deckblätter, Blumenstiele, Kelch und Krone vom reinsten Gelb 9 e, an der Brasilianischen *Salvia splendens Ker* dieselben Theile vom schönsten Scharlachroth 2 c.

Weicht die Farbe des gefärbten Deckblattes von der der Blume ab, so ist ersteres röther, so bei unserem die Kornfelder schmückenden Kuhweizen (*Melampyrum arvense* L.) die Blumenkronen violett-violett-roth 22 b und gelb 9 f, die Deckblätter ganz von ersterer Farbe 22 c, bei dem Muskatellerkraut (*Salvia Sclarea* L.) die Blumen milchweiss 17 g, die Deckblätter licht rosenroth 24 g. Bei heterochromen Compositen vertreten oft die inneren Blätter der trockenen Blüthenhülle die strahlenden Randblüthen, so sind bei *Ammobium alatum R. Br.* die Blüthenhülle weiss, die Blüthen 9 e, bei *Helichrysum fulgidum Willd.* erstere weiss-gelb 9 e, 8 d e, orange 5 c, orangeroth 3 b bis purpurroth 23 a, während die Blüthen hellgelb 9 f bleiben, weil die Kunst der Gärtner sich lediglich mit der Hülle, nicht mit den unscheinbaren Blüthen beschäftigt hat, ebenso bei den Strohblumen (*Xeranthemum annuum* L.), die man in Gärten mit weisser und purpurröthlicher 23 c,

22 e f bis carminrother 24 b Blüthenhülle bei blassgelblichen Blüthen antrifft.

Als seltener Fall treten über den normalen Deckblättern der Blumen an der Spitze des Stengels noch einige Paare blüthenloser, grösserer, lebhaft gefärbter Deckblätter auf, welche gleichsam die unscheinbaren Blumen vertreten, dieses ist bei *Melampyrum nemorosum* L. der Fall, mit kleinen lichtgelben 9 f Blumen und licht-violett-violett-blauem 20 f Schopfe, noch schöner bei *Salvia Horminum* L. mit violetten 21 b u. g Blumen, hier ist der Schopf gewöhnlich violettroth 23 e, bei einer selteneren Spielart dunkelviolett 21 a und getrocknet dunkelviolett-blau 19 a, der äussersten Grenze der Deckblätterfarbe von Roth gegen Blau, welches ganz fehlt, da selbst die schönen Farben der Zweige und Doldenhüllen einiger Mannstreu-Arten nicht über Violett-violett-blau, *Eryngium amethystinum* L., *planum* L. und *creticum* Lam. 20 c, und Violettblau, *Eryngium maritimum* L. 19 g, *triquetrum Vahl* 19 e, hinausgehen.

Die Deckblätter der Gräser (*glumae*) haben häufig, wie die andern Theile der Pflanze, auf der Sonnenseite einen violetten Anflug, um so lebhafter, je kälter der Standort, so in der Alpenregion und in Grönland, die der Cyperaceen sind häufig gelbbraun oder rothbraun, wie bei den meisten Cyperusarten, wovon mehrere davon den Namen führen, *C. adustus Presl, aurantiacus H. et B., aureus Tenore, auricomus Sieber, badius Desf., castaneus Willd., chrysomelinus Link, cinnamomeus Retz, croceus Vahl, cruentus Rottboell, cupreus Presl, ferrugineus Poir., flavescens* L., *flavicomus Michx., flavidus Retz, flavissimus Schrad., flavus Presl, fulvus R. Br., fuscescens Willd., haematodes End., ochraceus Vahl, olivaceus Vahl, purpurascens Vahl, rubicundus Vahl, rufus H. B., sanguineus Balbis*, bei vielen Scirpus- und Schoenusarten.

Andere sind beinahe schwarz oder völlig geschwärzt, wie bei *Cyperus fuscus* L., *atropurpureus* P., *ater Vahl, niger R. et P., melanocephalus R. Br., melanostachys H. et B., ustulatus Rich., Schoenus nigricans* L. und in der Alpenregion *Carex atrata* L., *aterrima Hoppe, atrofusca Steven, nigra Torrey, nigricans Meyer*, während es in Grönland wohl braune, aber keine schwarze Ried-

gräser gibt, weil das Licht nicht hinreichend intensiv dazu ist. Diese Verdunklung der Farbe, in kalten Regionen auch an den Insekten, Käfern, Schmetterlingen häufig, begünstigt die Erwärmung durch das Sonnenlicht. Andere sind beinahe weiss, wie bei *Cyperus albus Presl, albidus Retz, albostriatus Schrad., canus Presl, leucocephalus Retz, leucostachys Willd., margaritaceus Vahl, niveus Retz, pallescens Desf., pallidus Nees, schoenus albus* L., *Carex baldensis* L., *alba Scop.*

Bei vielen Riedgräsern hat das grüne Deckblatt zwei braune oder schwarze Striche.

Die Binsen *(Juncaceae)* verhalten sich ganz wie die *Cyperaceen*, man hat auch einen *Juncus castaneus Smith, fuscoater Schreb., atratus* Lam., *melananthus Rchb., melanocephalus Frivaldsky*, eine *Luzula spadicea Dec., albida Dec., nivea Desv.*

Auf ähnliche Weise sind die Deckblätter der kätzchentragenden Pflanzen (*Amentaceae*) häufig braun, um so dunkler, je näher der Schneeregion.

Merkwürdig ist die Familie der Zapfenträger (*Coniferae*) nebst vielen anderen Eigenthümlichkeiten auch dadurch, dass bei ihr die Deckblätter zur Frucht werden, entweder kapselartig vertrocknend und die grüne Farbe in die des Todes, braun, verwandelnd, wie bei den Tannen, Fichten, Föhren, Pinien, Zirbelnüssen, Araucarien, Cypressen und Lebensbäumen, oder selbst zu einer Beere zusammenwachsend und deren Farben annehmend, roth 1 e bei dem Eibenbaum (*Taxus baccata* L.), dunkelroth mit bläulichem Dufte bei *Juniperus macrocarpa Sibth., Oxycedrus* L., *phoenicea* L., schwarz mit gleichem Dufte bei unserem Wachholder, dem virginischen Wachholder und dem Sewenbaum (*I. Sabina* L.).

VII. Der Kelch.

Der Kelch (*calyx*) ist der Abschluss des Zweiges oder Stengels und der Anfang der Blume, einer Endknospe, welche statt weiterer Knospen die Keime getrennter Individuen entwickelt und so das Wachsthum des alten beschliesst. Er hat daher, wie die Deckblätter, in der Regel die Farbe der Blätter, vor-

herrschend grün, häufig mehr oder weniger geröthet und zwar stärker als dieselben, weil das Grün leichter zurücktritt, namentlich gerade an seiner, dem Lichte durch die anderen Blüthentheile entzogenen oberen Seite, so bei allen Pflanzen mit rothen Blättern, bei mehreren Amaranten 23 a, dem Hahnenkamm 23 a b, 24 a, dem Kugelamarant (*Gomphrena globosa* L.) 22 b, den rothblühenden Sileneen, z. B. *Dianthus carthusianorum* L. 23 d, *Lychnis diurna Sibth.* 23 b, während er bei der nahe verwandten L. *vespertina Sibth.* grün bleibt, *Lychnis Flos Cuculi* L. 23 a, L. *Viscaria* L. 23 c, *Saponaria ocymoides* L. 23 c, bei vielen Labiaten, z. B. *Origanum vulgare* L. 22 b, *Thymus Serpyllum* L. 22 e, dann bei *Dictamnus Fraxinella* Lam. 23 a, *Epilobium angustifolium* L. 22 b, bei der Pfirsche, der Aprikose 23 e, dem Granatapfel 3 d, der klebrigen Robinie 2 b.

Wie bei den Deckblättern, so verursacht auch an den Kelchspelzen der Gräser die Kälte eine violette Färbung; so stark in Grönland, wo *Calamagrostis purpurascens R. Br.*, *Dupontia psilosantha Rupr.*, *Poa cenisia All.*, *Agrostis rubra* L., *Glyceria vaginata Lange*, *Festuca ovina* L., *Triticum violaceum Hornemann* 21 c und 22 c angeflogen sind.

Auch in anderen Farben schliesst sich der Kelch gern an die Farbe der Krone an, so sind bei *Lopezia miniata Dec.* beide rein roth 1 e, bei *Lopezia coronata* der Kelch 1 c, die Krone carminroth 24 b bis f, bei *Echeveria secunda Bot. Reg.* aus Mexico der Kelch 2 c, die Krone äusserlich ebenso, innen gelborange-gelb 8 e, bei den Gartenvarietäten des Vanillenkrauts (*Heliotropium peruvianum* L.) der Kelch um so dunkler, je dunkler die Krone, an der *Etoile de Nancy* bis 20 a; bei dem Lavendel ist die Krone 20 d, der Kelch, weil durch grün getrübt, 20 c, bei *Calamintha alpina* Lam. ebenso: blüht dagegen die Pflanze gelb, so ist der Kelch oft heller als die Krone, so bei dem Sauerdorn (*Berberis vulgaris* L.), ersterer 9 f, letztere 9 e, bei *Rhinanthus major Ehrh.* der Kelch 11 f, die Krone 9 e, bei *Anthyllis Vulneraria* L. der Kelch 9 b, die Krone 9 e, dieses Wundkraut erhält in den Alpen oft eine rothe Farbe 24 b, (A. V. *β rubriflora Dec.*) und dann ist auch der Kelch roth.

Ungewöhnlich gefärbte Kelche sind die weissen der *Celosia argentea* L., der Christwurz (*Helleborus niger* L.), der *Hydrangea arborescens* L., der Schneeballen (*Viburnum Opulus* L.). Die Kelche der Hortensia sind anfangs hellgrünlich 11 f, dann heller 11 g, endlich rosenroth 24 f bis e. Man hat sich sehr bemüht, durch künstliche Erden blaue Hortensien zu erhalten, aber es höchstens bis auf Violettblau 19 d gebracht.

Der Kelch der durch ihre zierlichen hängenden Blumen so beliebt gewordenen südamerikanischen Fuchsien ist schön karminroth 24 b, die Krone dunkelviolett 21 a, Staubfäden und Griffel wieder von der Farbe des Kelchs; die Kunstgärtner haben sich viele Mühe gegeben, andere Farben zu erhalten, aber mit geringem Erfolg, indem man kaum um 2 Stufen gegen gelb vorrückte durch 1 c bis 2 d, dagegen gar nicht gegen blau, die Krone brachte man von 21 a bis auf 2 d und erzielte so statt eines stärkeren Gegensatzes oft völlige Uebereinstimmung ihrer Farbe mit derjenigen der übrigen Blumentheile.

Etwas besseren Erfolg hatte das Bestreben, weisse Fuchsien zu erlangen, zwar blieb die Krone dunkel, kam nicht über den Farbenton d in 2 hinaus, aber den Kelch erhielt man durch alle Töne bis weiss, nur an der Aussenseite etwas grünlich.

Den Hahnenkamm hat man nicht weiter gebracht, als von karminroth 24 a bis eine Stufe über orange hinaus 6 b, c, d.

Die artenreiche, meerliebende Gattung *Statice* hat trockene, gelblich-weisse Kelche und schön violettblaue Kronen, bei einer Art aber, der mittelländischen *Statice sinuata* L. kehrt sich dieses Verhältniss um, der ansehnliche Kelch ist lebhaft violett-violettblau 20 d, die Krone gelblich-weiss 9 h.

Bei den einquirligen Dicotyledoneen (*Monochlamideæ*) fehlt die Krone, die Metamorphose der Blätter springt vom Kelch unmittelbar auf die Staubgefässe über, häufig bleibt dann der Kelch grün, *Urticeæ*, *Chenopodeæ*, mehrere Amaranten und Ampfer, oft aber sucht er die Lücke dadurch auszufüllen, dass er sich mehr oder weniger vollkommen kronenartig verdünnt und färbt, am häufigsten roth, wie bei den Sauerampfern, bei *Polygonum Persicaria* L. 23 c d, *orientale* L. 23 c, *amphibium* L. und *Bistorta* L.

23 c, *Hydropiper* L. *minus Huds.* und *mite Schrank* 23 f, *viriparum* L. und *Fagopyrum* L. 24 f, *Daphne Cneorum* L. 23 d, *D. Mezereum* L. 22 b, *Sanguisorba officinalis* L. 22 a, *Empetrum nigrum* L. 22 c, *Anemone pavonina* und *stellata Lam.* 24 b, *hepatica* L. 22 c, *japonica Hort.* 22 d, seltener violett, *Anemone Pulsatilla* L. 21 b, *coronaria* L. 21 d, *hepatica* L. 29 c, bei welcher 3 Deckblätter den Kelch, 5 Kelchblätter die Krone vollständig vertreten, welche nur in den gefüllten Gartenspielarten durch rückschreitende Metamorphose der Staubgefässe gleichfarbig auftritt, die Leberblume ist zugleich die äusserste Grenze des Roth gegen das fehlende Blau, zuweilen weiss, *Polygonum aviculare* L., *Thesium*, *Anemone nemorosa* L., *narcissiflora* L., *sylvestris* L., selten gelb, *Aristolochia Clematitis* L. 8 f, *Anemone ranunculoides* L. 8 c, *Caltha palustris* L. 8 c.

Aber auch da, wo sich eine Krone vollständig entwickelt, schliesst sich ihr oft der Kelch in Gestalt und Färbung so innig an, dass er selbst von vielen Botanikern nicht von ihr unterschieden wird, nur an dem etwas derberen Bau und der Lage als unterer wechselständiger Quirl noch erkennbar ist. Dieses ist besonders häufig bei den Monocotyledoneen der Fall, bei denen als der niedriger stehenden Klasse eine entschiedene Trennung des Kelchs von der Krone lange nicht so häufig wie bei den Dicotyledoneen vorhanden ist. Zuweilen bleibt dieser kronenartige Kelch noch an der untern oder äussern Seite seiner 3 Blätter der Länge nach in der Mitte grün, so bei der wilden Tulpe, (*Tulipa sylvestris* L.) 11 d, bei *Gethyllis*, *Hypoxis*, den vielen Arten der gelben und weissen Vogelmilch, *Gagea* 12 c und *Ornithogalum* 13 d, welche geschlossen grün, der Sonne geöffnet goldgelb oder silberweiss schimmern, wie das liebliche *Ornithogalum umbellatum* L., von den Engländern der Stern von Betlehem, von den Franzosen, weil sich spät der Sonne öffnend, die Dame der elften Stunde genannt, der gemeinen Zwiebel, 15 c, und mehreren andern Alliumarten.

Bei den durch keine Scheiden in ihrer Kindheit geschützten Tulpen haben die 3 Kelchblätter in der Blumenknospe völlig die Farbe der Stengelblätter, 13 c, zuweilen bleibt eines dieser

3 Kelchblätter bei raschem Wachsthum an dem Stengel zurück, bleibt der Länge nach zur Hälfte grün und nimmt auf der andern Hälfte die bunten Farben der andern 5 Blumenblätter an; man erhält dann durch diese Missbildung eine höchst klare Anschauung der Metamorphose der Stengelblätter in Kelch- und Blumenblätter, indem das Blatt auf halbem Wege stehen bleibt.

Zuweilen nehmen die Kelchblätter mit abweichender Richtung auch abweichende Farbenstufen und Töne an, wie bei den Schwertlilien (*Iris*), meist aber werden sie den Kronenblättern völlig gleichfarbig, so bei dem Sturmhut (*Aconitum*), vielen Rittersporen (*Delphinium*), bei *Trollius*, *Clematis*, *Atragene*, *Nuphar*, der ganzen Familie der *Liliaceen*, *Amaryllideen*, *Asparageen* und *Colchicaceen*.

Eine einzeln stehende, aber dieser allgemeinen nahe verwandte Erscheinung kann man oft in Gärten an Schlüsselblumen sehen, der Kelch verwandelt sich in eine Krone, die eigentliche Krone lässt sich dadurch in ihrer Entwicklung nicht stören, und so entstehen zwei Kronen gleich zwei in einander gesteckten Trichtern, ich beobachtete diese Erscheinung nur an rother *Primula elatior Jacq.* 3 b und 23 c.

Bei den nicht durch Deckblätter geschützten *Papaveraceen* besorgt ein meist den Blättern gleichfarbiger, wohl schliessender Kelch diesen Schutz, fällt aber ab, sobald die Krone erwacht und sich ihrer Wiege entwindet, die Blume scheint dann nie einen Kelch gehabt zu haben.

Je mehr dagegen das Deckblatt diesen Schutz übernommen hat, je weniger betheiligt sich der Kelch daran, er bleibt während der Blüthezeit in der Entwicklung zurück, um sich später als Hülle oder Schale der Frucht zu entwickeln, *Umbelliferae*, *Dipsaceae*, *Compositae*, *Evonymus*, *Physalis*, *Nicandra*, oft besorgt er beides zugleich, der obere, die Krone schützende Theil verwelkt dann mit ihr, der untere bildet sich, Grösse und Farbe verändernd, zur Schale der Frucht aus, *Cucurbitaceae*, *Pomaceae*, *Rosa*.

VIII. Die Krone.

Das Blattgrün hat sich in der fortschreitenden Metamorphose der Pflanze von den Blättern durch die Deckblätter bis zum Kelche fortgesetzt, hier aber abgeschlossen, um nur zuletzt noch einmal in der unreifen Frucht wieder aufzutreten, mit ihm endigt auch die davon untrennbare Aushauchung von Sauerstoff.

Es tritt nun die Blumenkrone (*corolla*) als zweiter Quirl (*verticillus*) der Blumen auf, welche den Sauerstoff einsaugt und Kohlensäure aushaucht, der Grund, warum Blumen in geschlossenen Räumen der Gesundheit nachtheilig sind. Da der Krone die Chlorophyllkörner fehlen, so liegt der Sitz ihrer Farben allein im Zellensaft, die grosse Durchsichtigkeit der ausserordentlich zarten Zellenwandungen lässt diese Farben ungetrübt in ihrer höchsten Vollkommenheit durchschimmern, so dass nur ein Theil davon, Gelb, Orange, Karminroth, Blau, in der Farbentafel erreicht werden konnte, ein anderer Theil, besonders die blaurothen Stufen 20 bis 23 unerreichbar geblieben ist, während umgekehrt die Farben der andern Pflanzentheile gewöhnlich von den entsprechenden der Tafel an Glanz und Lebhaftigkeit übertroffen werden. So tritt die Krone, stets in der Kindheit durch Deckblätter, Kelch oder beide zugleich geschützt, schnell entwickelt, zart und leicht in blendender Schönheit als höchster Schmuck der Pflanze, als ihr Hochzeitkleid auf, aber flüchtig und durch ihre Vergänglichkeit eben so berühmt, wie durch ihren Glanz und Wohlgeruch*); die Eintagsschöne (*Hemerocallis*), welche ihren Namen von dieser Vergänglichkeit erhielt, theilt solche mit vielen, besonders tropischen Blumen; so öffnet sich die prächtige Blume des westindischen *Cereus grandiflorus Miller* nach Sonnenuntergang, um sich vor Sonnenaufgang auf immer zu schliessen, die peruanische Wunderblume (*Mirabilis Ialapa* L.) hält es bei hoher Temperatur eben so, was ihr die Namen *Belle de nuit*, *Don Diego de noche*, *Fior di notte*, *Boas noytes* (gute Nacht) verschafft hat, welche aus gleichem Grunde zum Theil auch einer Winde, *Ipomoea Bona*

*) *Flores vero odoresque in diem gignit magna admonitione hominum quae spectatissime floreant, cellerime marcescere.* Plin. hist. nat. XXI. 1.

nox L. gegeben werden. Die tropische Stundenblume (*Hibiscus mutabilis* L.) geht Morgens weiss auf, ist Mittags rosenfarbig, Abends purpurroth und den andern Morgen verwelkt. Unsere Leinfelder prangen an heitern Sommermorgen mit vielen tausend blauen Blüthen, deren Blätter Abends auf dem Boden liegen. Ungemein kurz ist die Dauer der zahlreichen bunten *Irideen*, welche die weiten Gefilde des südlichsten Afrikas zwischen den Winterregen und der Sommerdürre auf kurze Zeit schmücken, und mehrere haben von dieser Flüchtigkeit den Beinamen erhalten, so *Moraea fugax Jacq.*, *Viesseuria fugax Delaroche*, *Iris fugax Pers.*, deren Blumen nur eine Dauer von drei Stunden haben.

Derbe Blumenkronen sind grosse Seltenheiten, so die fleischigen der *Stapelien*, der Wachsblume (*Hoya carnosa R. Br.*) und einiger andern *Asclepiadeen*, die kleinen der gelben Seerosen (*Nuphar*), die steifen der *Xilopien*, häufiger sind unanschnliche, verkümmerte, *Cardamine impatiens* L., *Lepidium ruderale* L., *Cerastium brachypetalum Desportes*, oft fehlen sie ganz und werden durch den Kelch ersetzt und vertreten.

Im Sonnenschein sind die Farben der Blumen glühender, die der blaurothen Reihe, z. B. der durchscheinenden Glockenblumen (*Campanula pyramidalis* L., *rotundifolia L.*, *pusilla Haenke*) röther, manche Maler stellen daher die Blumen, welche sie malen wollen, in die Sonne.

1) Farbenverhältnisse der Blumenkronen in Württembergs freier und Garten-Flora.

Um die Gesetze der Farbenvertheilung in den Blumen zu erforschen, habe ich die Farben der in Württemberg wild wachsenden Pflanzen aufgezeichnet; unsere Flora umfasst 1341 Pflanzenarten, wovon aber 364 ohne Blumenkrone blühen, es bleiben sonach 977 Arten, die in den Bereich dieser Untersuchungen fallen, da ich jedoch bei diesen die bunten, gefleckten, zweifarbigen, wie viele *Corymbiferen*, bei jeder ihrer Farben aufgezeichnet habe und ebenso die Farbenvarietäten, z. B. bei *Polygala vul-*

garis L. blau, roth und weiss, so ist die Zahl der Farben dadurch auf 1088 gestiegen.

Sodann habe ich zur Vergleichung und Gegenprobe die Farben von 1200 in Gemüs- und Blumengärten, kalten und warmen Gewächshäusern gezogenen Pflanzen verzeichnet; hier übersteigt die Farbenzahl noch weit mehr die der Arten und beträgt 2159, theils weil man unter diesen aus allen Welttheilen vorzugsweise ihrer Schönheit wegen eingeführten Blumen mehr bunte, wie *Convolvulus tricolor* L., *Gilia tricolor Lodd.*, Schwertlilien und Gladiolen findet, theils und vorzüglich aber in Folge des Bestrebens der Handelsgärtner, neue Farben zu erzielen und in Umlauf zu bringen.

So gelangte ich zu folgenden Ergebnissen:

Die gelbe Farbe, von allen die leuchtendste, tritt als Grundton der ganzen Pflanzenwelt in der Blumenkrone sehr häufig auf, meist ganz rein oder nur um eine Stufe der Nachbarfarbe genähert, grössere Annäherungen sind seltener, sie zeigt, seitdem sie mit dem Zurückbleiben des Chlorophylls sich von der blauen getrennt hat, nicht die mindeste Neigung, sich mit derselben zu verbinden, und es ist ein Hauptcharakter der Blumenkrone, dass sie höchst selten grün ist.

Während unter den 977 Blumen der württembergischen Flora die rein gelbe Farbe in 253 auftritt, hat schon Gelbgrüngelb mit $^1/_8$ Blau nur 20 aufzuzählen, und von diesen haben nur die Spitzen der 3 Kronenblätter der Frühlingsglocke, welche, indem sie ihr Weiss an die 3 Kelchblätter mittheilten, deren Grün abgenommen haben, eine etwas tiefere Farbe, 10 d, die anderen bilden eine Reihe von bleichen, unscheinbaren Blumen, wie die Einbeere (*Paris quadrifolia* L.) 10 e, *Astragalus glycyphyllus* L. 10 f, der Wau und die gelbe Reseda 10 g, *Trifolium ochroleucum* L. 10 g, der Epheu 10 g, *Pyrola chlorantha Sw.* 10 g, das Beinholz (*Lonicera Xylosteum* L.) 10 h, vier *Orchideen* 10 h.

In der folgenden Stufe, Grüngelb, sinkt die Zahl schon auf 15 herab. Grüngelb blühen unsere Niesswurzarten, *Helleborus viridis* und *foetidus* L. 11 b, drei *Convallarien* 11 d, die seltene *Adoxa moschatellina* L. 11 e, fünf Orchideen 11 g, die Zaunrübe

Rechten richten und, wenn sie durch solche gehindert werde, stehen bleiben müsse, tadelt die Regierung bitter, daß sie auch hier wieder dem Zeitgeiste nachgegeben und nicht lieber erwartet habe, bis ihre Rechte durch Gewalt über den Haufen geworfen werden. Die sogenannte Volkspartei dagegen ist empört darüber, daß man dem Adel durch das Gesetz ganz unzulässige Concessionen gemacht habe. Diese letztere Partei will zwar jedes Recht geachtet wissen, wenn ein Bürger sich in dessen Besitze befindet; der Adel aber steht für sie außer dem Gesetze, und nicht nur die Regierung, sondern jeder Einzelne kann ihm nehmen, wozu eben ein Gelüst verspürt wird, ohne damit irgend ein Unrecht zu begehen. Der Rittergutsbesitzer hat zwar die Steuerfreiheit seines Grundstücks unter dem Schutze des Gesetzes mit gekauft und das Kaufgeld nach dem Werthe dieser Freiheit höher gestellt, weil er bei Berechnung der Einnahmen und Ausgaben die Steuern nicht mit zu veranschlagen, und vom Ertrage in Abzug zu bringen hatte; aber man nehme ihm diese Freiheit und mit ihr den fünften oder sechsten Theil seines Vermögens, man richte ihn damit völlig zu Grunde — die sogenannte Volkspartei wird dennoch erkennen, daß der Staat nicht die geringste Ungerechtigkeit begangen und nur seine Schuldigkeit gethan habe.

Bei so großer Unvernunft von beiden Seiten ist es vielleicht der größte Beweis für die Güte des Gesetzes, daß von beiden Endpunkten her gleich heftig darauf geschmäht wird. Mit den Vernünftigen, mögen sie auch mehr oder weniger sich zu dieser oder jener Seite hinneigen — und diese bilden glücklicherweise in Preußen und in ganz Deutschland die überwiegende Mehrheit — wird es leicht seyn, über diesen Gegenstand, der in der Bewegung der Zeit von hoher Wichtigkeit ist, sich zu verständigen.

Nach der Gesetzgebung jedes wohleingerichteten Staats hat die Regierung das Recht, jedes Privat-Eigenthum, welches zu Beförderung des öffentlichen Wohls verwandt oder weggeräumt werden muß, dem Eigenthümer auch wider seinen Willen zu entziehen. Keine Kunststraße, keine Eisenbahn, kein Kanal würde gebaut, keine noch so nothwendige städtische Straße, welche durch ein Haus gesperrt wird, eröffnet werden können, wenn dieser Grundsatz nicht bestünde und die Abtretung bloß vom Willen oder vom Eigensinn des Besitzers abhängig wäre. Wenn aber das

11 g. der Kreuzdorn 11 g, *Ribes alpinum* L. 11 g, der Spindelbaum 11½h.

Grüngrungelb finden wir nur noch bei 4 Blumen, an der lebhaft violetten Krone des *Solanum Dulcamara* L. an der Basis jedes Abschnittes zwei schön grüne. 12 b, durch einen weissen Saum von der violetten Farbe getrennte Flecken, die Kronenblätter der zierlichen Schneetropfen haben an der Spitze einen grünen Flecken. 12 c. *Veratrum album* L. blüht 12 f, *Streptopus amplexifolius Dec.* 12 g.

Hier schliesst sich in der württembergischen Flora die Annäherung der gelben, stets das Uebergewicht behauptenden Farbe gegen die blaue ab, ein reines Grün und der dreistufige Uebergang von Grün zu Blau fehlen gänzlich.

Die rothe Farbe sondert sich in den Blumenkronen nicht so schroff, wie die blaue, von der gelben ab, die Zahl der gelben Blumen, welche in der achten Stufe durch ⅛ roth eine wärmere Farbe angenommen haben, 57, beträgt beinahe das dreifache der grünlichen der zehenten Stufe, 17 haben ¼ roth, 4 ⅜ roth, und 12 stellen sich in Orange zwischen beiden Hauptfarben in die Mitte; ½ roth haben, doch nur theilweise, 5 Blumen, *Hypericum pulchrum* L. und *Pedicularis Sceptrum Carolinum* L. 4 c, *Geum rivale* L., *Orobanche rubens Wallroth* und *Orobanche minor Sutton* 4 f. Drei andere *Orobanchen* und die schöne *Adonis aestivalis* L., ein Schmuck unserer Getreidefelder, haben ¾ roth, und 7, darunter die hübsche *Anagallis arvensis* L., ⅞ roth, es tritt sonach in dieser Flora die gelbe Farbe in 253 Blumen rein auf, in 106 in Verbindung mit roth, in 39 in Verbindung mit blau, im Ganzen also in 398 Blumen oder ⅔ der Gesammtzahl.

Die gelben Blumen gehören überwiegend den helleren Tönen an, das Braun der tiefsten meidend und sich in den leuchtenden mittleren Normaltönen e und f am Besten gefallend. Von den erwähnten 253 Blumen fallen nur 19 auf d, eine auf c, keine auf a und b, dagegen 175 auf e, 52 auf f, 5 auf g und 9 auf h, von den 106 der rothgelben Stufen fallen 88 auf die vier lichteren Töne, nur 18 auf die 4 dunkleren und von den 41 der grüngelben Stufen 31 auf die 4 lichteren, 10 auf die 4 dunkleren Stufen.

Bei den 1200 verglichenen Culturgewächsen treten einige Abweichungen von diesen Ergebnissen der freien Flora eines gemässigten Himmelsstrichs auf, es macht sich der Einfluss tropischer und subtropischer Floren geltend und mehr noch das Streben der Kunst- und Handelsgärtner nach Prachtblumen, blendenden und ungewöhnlichen Farben und Abbeugungen von dem gewöhnlichen Gange der Natur.

Die gelbe Farbe tritt hier mächtiger auf, in 656 Blumen, etwas über die Hälfte der Gesammtzahl, aber von diesen blühen nur 237, also wenig über ein Drittheil, rein gelb, weil die gelbe Farbe in Europa nicht, wie in China, die Lieblingsfarbe ist.

Noch weniger beliebt ist die grüne Farbe in den Blumen, doch duldet man sie an vielen Pflanzen, welche nicht der Blume wegen cultivirt werden, so an mehreren Bäumen, dem Perückenbaum (*Rhus Cotinus* L.) 10 c, dem Tulpenbaum 10 f, *Acer laciniatum Duroi* 10 f, *Acer Negundo* B. 10 g, *Sophor japonica* L., welche in Stuttgart die Winterkälte aushält, aber keine Früchte ansetzt, was sie in Rom thut, 10 h. *Rhus Toxicodendron* L. und *typhinum* L. 11 f, *Ampelopsis hederacea Dec.* 11 f, *Acer tataricum* L. und *Gleditschia triacanthos* L. 12 f, bei einigen zu ökonomischen Zwecken gebauten Gewächsen, wie ein paar Tabaksarten (*Nicotiana rustica* und *paniculata* L.) 10 f, Petersilien 10 h, Stachelbeere 11 c, Zwetschge 11 g, Rebe 12 f, so dass sich im Ganzen unter jenen 1200 Pflanzen 50 auf die Stufen 10 bis 14 fallende befinden, der 24. Theil, bei der Flora Württembergs nur der 25.

Sehr auffallend ist dagegen die Vermehrung der Blumen der rothgelben Reihe in den Gärten, da Orange und Scharlachroth zu den beliebtesten Farben gehören, die aus allen Welttheilen herbei zu holen und mit der grössten Geduld und Ausdauer künstlich hervorzubringen gestrebt wird.

Wer kennt nicht die Ringelblume (*Calendula arvensis* L.) 6 b c, mit welcher der Italiener seine Todten schmückt, die peruanische Kapuzinerkresse (*Tropaeolum majus* L.) 5 a bis c, die Feuerlilie 5 b, den Saflor 5 b, wie glänzen die Farben von *Phlomis Leonurus* L. 5 c, *Gesneria bulbosa* L. 5 c, *Aquilegia cana-*

densis L. 5 c. *Asclepias curassavica* L. 5 c, *Papaver orientale* L. 4 b, *Hemerocallis fulva* L. 4 d. *Pelargonium inquinans* L. 3 c bis 2 c. *Canna indica* L. 2 c, *Salvia splendens Ker* 2 c, *Emilia sonchifolia Dec.* 2 c und *Ipomoea coccinea* L. 2 d.

So ist es gekommen, dass ich in der Gartenflora im Gegensatz zur wilden nicht weniger als 369 Blumen erhalten habe, welche der rothgelben Reihe 2 bis 8 angehören, mehr als die Hälfte der ganzen gelben Farbe.

Die gleiche Erscheinung zeigt sich in der Intensität der Farbe, von den 237 rein gelben Blumen fällt keine auf a bis c, 8 fallen auf d, 154 auf e, 47 auf f, 21 auf g und 7 auf h.

Ebenso fallen von den 50 Blumen der grüngelben Stufen nur 3 auf die 4 dunkleren Töne, 47 auf die 4 helleren, selbst die grünen Farben einiger nach denselben als einem auffallenden Kennzeichen benannten Blumen, der *Aquilegia viridiflora Pallas, Correa viridis Fischer, Hoya viridiflora R. Br., Gonolobus viridiflorus Nutall, Solanum viridiflorum Ruiz et Pavon, Erica viridiflora Andrew, Erica virescens Link, Ixia viridiflora Lam.* fallen alle in die helleren Töne der überwiegend gelben Stufen 10 bis 12.

Nicht so in der gelbrothen Reihe, zwar folgt die gelbe Farbe in 8 demselben Gesetze, indem von 131 Blumen nur 29 auf die 4 dunkleren, 102 auf die 4 helleren Töne fallen, allein schon in der folgenden Stufe 7 bei ein Viertheil Roth theilen sich die 46 Blumen in zwei gleiche Hälften, und von 6 an tritt ein Uebergewicht der dunklen Töne immer stärker auf, bis in 2 mit sieben Achtel Roth 51 Blumen auf a bis d, nur 5 auf e bis h kommen, die tiefen Töne die hohen um das zehnfache übertreffen.

Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit der gelben Farbe, dass sie bei bunten Blumen immer die innerste, tiefste, dem grünen Kelche am nächsten stehende Stelle einnimmt, so bei der dreifarbigen Winde, der Ackerwinde, bei allen Vergissmeinnichtarten, den Löwenmäulern, bei *Euphrasia officinalis* L., *Linum catharticum L., Rosa Thea Hort., Ormenis bicolor Cassini, Chrysanthemum tricolor Andr., Nierembergia gracilis Hooker*, den Schlüsselblumen, Aurikeln, *Narcissus poëticus* L., *Gladiolus psittacinus Lindley, Tigridia pavonia Pers., Erythronium Dens canis* L.; die Ta-

zette 8 e, *Nectarium* 8 d, ändert ab mit weissen Blumenblättern, der innere Becher bleibt aber dunkelgelb 8 d oder wird höchstens um einen Ton heller, 8 e, auf weiss hat man ihn nicht bringen können; bei den *Corymbiferen* mögen die zungenförmigen Strahlenblüthen jede beliebige Farbe haben, blau wie bei Aster, roth wie bei *Senecio elegans* L., *Erigeron*, weiss wie bei *Bellis*, *Chrysanthemum*, *Matricaria*, *Anthemis*, stets sind die röhrenförmigen Scheibenblüthen gelb, beinahe immer rein gelb 9 e, in den seltenen Fällen einer dunkleren Färbung braun oder dunkelorange, wie bei *Sonvitalia procumbens Lam.* 5 a, bei *Gazania*, *Rudbeckia purpurea* L., einigen Astern, getrübt, aber nie ganz der gelben Reihe entfremdet, ebenso bei den Randblumen der *Calliopsis bicolor Rchb.* 8 e, am Grunde 4 a, der *Gaillardia aristata Pursh* 8 e, am Grunde 3 b.

Die gelbe Farbe der Blumen ist die dauerhafteste und erhält sich in Herbarien von allen am Besten, nur wenige haben die sonderbare Eigenheit, bei zu langsamem Trocknen oder in feuchten Herbarien grün zu werden, so die Blumen des Schotenklee's (*Lotus corniculatus* L.), der *Chlorocrepis staticifolia Griesebach*, des *Arnopogon Dalechampii* L., der Gattung *Tolpis*, die gelben Schlüsselblumen.

Bei verwelkenden Blumen steigt die gelbe Farbe gewöhnlich zu einem tieferen Ton derselben Stufe herab oder macht einige Schritte gegen Roth, wie bei *Gaura mutabilis Cav.*, welche hievon den Beinamen erhielt, bei mehreren Nachtkerzen (*Oenothera suaveolens* L., *biennis* L. *etc.*) aufgehend 9 e, welkend 3 c; bei einigen Kleearten gehen die Blüthen schön goldgelb auf, vertrocknen dann ohne einzuschrumpfen, nehmen aber eine dunkelbraune Farbe an, so geht *Trifolium agrarium* L. von 9 d in 7 c über, *Trifolium badium Schreber* von 8 e in Zimmtbraun 7 a, *Trifolium spadiceum* L. von 9 e in ein tiefes Schwarzbraun; bei *Aster mutabilis* L. ist die Scheibe aufgehend 9 e, welkend 3 a, die weissen Blumenblätter der Rosskastanie haben in der Jugend am Grunde gelbe Flecken 8 e, welche alternd in karminroth 24 b übergehen, was den grossen Blüthensträussen, in welchen sich die Blumen nicht gleichzeitig öffnen, ein buntes Aussehen gibt;

bei den *Lantanen* rückt die anfangs am Saume der Krone auftretende rothe Farbe gegen den Schlund vor, bis sie die gelbe ganz verdrängt, *Lantana Camara* L. ist in der Knospe hellroth 1 c, offen gelb 9 c mit rothgelbem Schlunde 7 c, alternd karminroth 24 c mit orangerothem Schlunde 3 b, was sie, da ihre Blumen ebenfalls nicht gleichzeitig aufgehen, auch vielfarbig macht; nach Lecoq sind die Blumenblätter des dem Alpenmohn verwandten pyrenäischen *Stylophorum cambricum Spr.*, so lange sie noch im Kelche eingeschlossen sind, orange, offen vom reinsten Gelb; legt man aber die Pflanze ein, so sind die getrockneten Blumen wieder rothgelb.

Nur in seltenen Fällen bleicht die gelbe Krone alternd in Weiss aus, so bei den kleinen Blüthen des *Alyssum calycinum* L., bei *Kerria japonica Dec.*, der *Duc van Thol* Tulpe und der gelben Hyacinthe.

Der geistreiche *Decandolle* nahm, auf die Trennung der in den Ernährungsorganen vereinigten zwei Grundfarben in den Reproduktionsorganen anspielend, in den Blumen zwei Farbenreihen an, welche er die xanthische und die kyanische nannte; allein mit diesem Gegensatze finden wir einen zweiten innig vereinigt, den zuerst von *Arago* klar erkannten und ausgesprochenen der sich ergänzenden, das heisst zur Herstellung des weissen Lichts nöthigen Farben.

Da nämlich die Farbentafel nicht zwei, sondern drei Hauptfarben hat, so tritt der merkwürdige Umstand ein, dass der eine Hauptfarbe bezeichnende Radius des Kreises, 1, 9, 17, zum Durchmesser der Scheibe verlängert, nicht auf eine andere Hauptfarbe, sondern auf die beiden andern im Gleichgewichte trifft, Roth auf Grün, Gelb auf Violett, Blau auf Orange; nehmen wir also Gelb als Grundton der Pflanzenfarben an, so tritt in den Blumen an die Stelle eines Gegensatzes von Gelb und Blau der vollständige von Gelb und Violett; die der xanthischen gegenüber stehende Reihe muss also nicht als die kyanische, sondern als die janthinische bezeichnet werden.

Ich zähle zu der xanthischen Farbenreihe alle Stufen der Farbentafel, welche noch etwas Gelb, wenn auch nur ein Achtel,

enthalten, also 15 Stufen, 2 bis 16. So bleiben für die ganz gelbfreie janthinische Reihe nur 9 Stufen, von 17 rein blau bis 1 rein roth, übrig, dennoch überwiegt die Zahl der in dieser Reihe blühenden Arten die der xanthischen, in der Flora von Württemberg stehen den 398 Blumen der zweiten bis sechszehenten Stufe 435 der siebenzehenten bis ersten gegenüber, in der Gartenflora den 656 der ersteren 1149 der letzteren, der Grund davon ist, dass hier, wie im Lomberspiel, zwei gegen einen stehen; wollte man die Hauptfarben nach ihrem Ueberwiegen so theilen, dass jede 8 Stufen erhielte, Gelb die Hälfte von 5 bis zur Hälfte von 13, Blau von der Hälfte von 13 bis zur Hälfte von 21 und Roth von da bis zur Hälfte von 5, so träte die Ueberlegenheit der gelben Farbe trotz ihrer engeren Begrenzung jedem der beiden andern gegenüber in der württembergischen Flora wieder hervor, wir erhielten eine xanthische Reihe von 376 Arten, eine erythrinische von 322½ und eine kyanische von 134½ Arten.

Die blaue Farbe spielt hiernach im bunten Farbenspiel der Blumen die kleinste Rolle, und dieses erklärt wieder, warum in der janthinischen Reihe die meisten Blumen nicht violett, sondern purpurroth, näher bei Roth blühen, die Verbündeten treten so auf, dass in 261 Arten die rothe Farbe überwiegt, in 69 beide sich das Gleichgewicht halten und nur in 92 die blaue Farbe vorherrscht.

Etwas anders würde sich bei dieser Vertheilung die Gartenflora verhalten, 497½ Arten der xanthischen Reihe, 1028½ der erythrinischen und 269 der kyanischen, hier spielt also die xanthische Reihe eine kleinere Rolle, die kyanische ist zwar wieder die kleinste, übersteigt aber doch die Hälfte der gelben, die sie dort weit nicht erreicht; am auffallendsten ist die Menge der rothen Blumen, anderthalb mal so viel, als gelbe und blaue zusammengenommen, was wieder auf wärmere Himmelsstriche Auswahl der Sammler und Liebhaberei der Blumenfreunde beruht, die rothe Farbe ist als die glänzendste und lebhafteste bei weitem den meisten Menschen die angenehmste, die rothe Blume die schönste, so die Rose, von welcher der Name der Farbe stammt. Die rothen Blumen haben, wie Lecoq treffend bemerkt,

vor den andern allen den Vortheil voraus, beinahe immer das Grün der andern Pflanzentheile als Unterlage zu haben, welches als Ergänzungsfarbe durch den Gegensatz ihre Farbe lebhafter hervorhebt, als wo dieser volle Accord fehlt.

Als weitere Folgen des Gegensatzes der beiden Ergänzungsfarben gegen die Hauptgrundfarbe tritt die auffallend geringe Zahl der rein roth oder blau blühenden Pflanzen, besonders in gemässigten und kalten Himmelsstrichen auf; wir finden in unserer Flora nur vier ganz rein roth blühende Pflanzen, alle vier nicht ursprünglich einheimisch, sondern mit dem Getreide aus Asien eingeführt, *Adonis flammea Jacq.* und die Klatschrose oder Ackerschnalle 1 b, dann *Papaver Argemone* und *dubium* L. 1 d. Die Zahl der rein blauen Blumen ist, wenn auch doppelt so gross, doch sehr gering und fällt überdem noch meist auf die lichteren Töne, am lebhaftesten 17 d blüht die mehr als Gartenflüchtling zu betrachtende Sternhyacinthe *(Scilla amoena* L.); unsere vier Vergissmeinnichtarten blühen hellblau 17 e, noch heller 17 f *Echinospermum Lappula Lehm.* und *Globularia vulgaris* L., endlich der Schwarzkümmel (*Nigella arvensis* L.) 17 g; alle andern blauen Blumen, unsere Gentianen, Ehrenpreisarten, Kornblumen, Cichorien, Glockenblumen, Wiesensalbei, Singrün, Natternkopf u. s. w. sind nicht ganz frei von Roth und fallen in die Stufen 18 bis 20.

In der Gartenflora tritt der vorhin erwähnte Umstand ein, dass ein reines Roth als Lieblingsfarbe stark, durch 84 Arten, vertreten ist, freilich immer noch wenig über den dritten Theil der rein gelben, indessen befinden sich viele theils natürliche, theils künstlich hervorgebrachte, sehr häufige und verbreitete Blumen darunter, welche sämmtlich den alten Griechen und Römern unbekannt waren; zu der in der Blüthezeit der italienischen Republiken aufgekommenen Gartennelke, der wie diese ebenfalls aus der Flora der Mittelmeerländer stammenden *Sulla* (*Hedysarum coronarium* L.) und der im sechszehenten Jahrhundert aus dem Orient eingeführten Tulpe (*Tulipa sylvestris* L.) lieferte Ostindien durch die Portugiesen die Balsamine und das Blumenrohr (*Canna coccinea Aiton*), durch die Britten die *Potentilla atrosanguinea* und *formosa Don*, erstere als Kinder des Tieflandes

vom leichtesten Froste getödtet, letztere als vom Himalaja herabgestiegen unserem Winterfroste trotzend, aus Japan erhielten unsere Gärten die frühblühende japanische Quitte, unsere Gewächshäuser die schon in Genua im Freien gedeihenden Camellien, von der Südspitze von Afrika ihre zahlreichen, nun durch Kunst zahllosen Pelargonien, die meisten rein rothen Blumen aber lieferte das wärmere Amerika, so die prächtigen Dahlien, Fuchsien und Verbenen, die Kardinalsblumen (*Lobelia cardinalis* L. und *fulgens Willd.*), den Scharlachsalbei (*Salvia coccinea* L. und *Pseudococcinea Jacq.*), den vierblättrigen Sauerklee, den Korallenbaum (*Erythrina Corallodendron* und *Crista galli* L.), die schönste aller Cactusblumen (*Cereus speciosissimus Dec.*), die kletternde Trompetenblume (*Bignonia radicans* L.) und den grossblumigen Portulak.

In der rein blauen Stufe dagegen herrscht in der Gartenflora eine eben so grosse Armuth, wie in der wilden, ich fand unter 1200 Arten nur 7, den chinesischen Rittersporn 17 b, die japanische Commeline und eine Farbenvarietät der Akelei 17 c, *Scilla amoena* L. 17 d, *Scilla italica* L. und ein *Lithospermum* 17 e und Gretchen im Busch (*Nigella damascena* L.) 17 f. Zwar fehlt es unsern Gärten so wenig, als unseren Wiesen und Wäldern, an blauen Blumen, allein mit einem Zusatz von roth, so sind *Borago officinalis* L., mehrere Ritterspornе, der Rosmarin, der Hyssop, das *Echium fastuosum Jacq.*, die Purpurwinde, die blauen Seerosen (*Nymphaea coerulea Sav.* und *cyanea Roxb.*), das Gartenvergissmeinnicht (*Omphalodes verna Moench*), einige Salbeiarten, besonders die prächtige mexikanische *Salvia patens* L., *Symphytum asperrimum* und *Centaurea depressa* Bieb. aus dem Kaukasus, *Clitoria ternatea* L., *Pontederia azurea Sw.*, *Plumbago coerulea* H. et B. prächtig blau, aber nicht Kobaltblau 17, sondern Ultramarinblau 18.

Die blaue Farbe nimmt als die lichtbedürftigste im Gegensatz zur gelben immer den obersten oder äussersten Theil der Blumen ein und geht oft nach Innen zu in weiss über, so bei *Lobelia Erinus* L., *Browallia elata* L., *Borago officinalis* L., *Convolvulus tricolor* L., *Omphalodes verna Moench*, *Nemophila insignis Benth.*

Ein weiterer Gegensatz der janthinischen Reihe zur xanthischen ist das viel häufigere Auftreten der tieferen Farbentöne in der ersteren: während in der gelben Farbe der 5te Ton e als die Normalfarbe erscheint, welche am häufigsten vorkommt, tritt in der blauen und rothen Farbe schon der zweite Ton b als solche auf, wir zählen in Württembergs Flora in den 4 dunkleren Tönen der janthinischen Farbenreihe 300, in den 4 helleren 220 Arten, in der Gartenflora in ersteren 702, in letzteren 147.

Dass bei eingelegten Pflanzen die blaurothen Farben sich nicht so gut erhalten, wie die gelben, hat seinen Grund darin, dass es gemischte, flüchtigere Farben sind, am schlimmsten ist der Sammler mit den überwiegend blauen Blumen daran; gelingt es ihm auch, durch möglichst rasches Trocknen zwischen erwärmtem, täglich zweimal gewechseltem Fliesspapier Gentianen, Glockenblumen oder Kornblumen in ihrer ganzen Schönheit zu erhalten, wie dieses bei dem grossen Meister in der Einlegekunst, Hoppe in Regensburg, der Fall war, so bleichen sie doch im wohlverwahrten Fascikel allmählig aus und haben häufig im zweiten oder dritten Jahr ihre ursprüngliche Farbe ganz eingebüsst: nur der Rittersporn macht eine rühmliche Ausnahme und behält auch flüchtig eingelegt sein prächtiges Violett 21 b c fast unverändert bei.

Aufblühend schreiten die Knospen der janthinischen Reihe häufig, durch Desoxydation, wie nicht ohne Widerspruch angenommen wird, von roth gegen blau vor, besonders auffallend in der an blauen Blumen reichen Familie der Borragineen, Linné's Asperifolien, so bei *Symphytum asperrimum Bieb.* von 24 c auf 18 c, bei *Borago officinalis* L. von 23 f auf 18 c, ebenso bei *Lithospermum purpureo-coeruleum* L., bei *Myosotis palustris With.* von 23 f auf 17 c, *Myosotis versicolor P.* von 7 f auf 19 d, bei *Echium vulgare* L. von 23 e auf 23 c, *Anchusa officinalis* L. von 23 c auf 21 b, *Pulmonaria virginica* L. von 22 d auf 19 c. Auch die Purpurwinde ist in der Knospe 23 c, geöffnet 18 c. *Verbena officinalis* von 24 c auf 22 c bis f, *Vicia Cracca* L. von 22 c auf 21 b; auch bei mehreren Arten der Gattung *Campanula* tritt die blaue Farbe später zur rothen.

Bei dem Verblühen nehmen auch die Blumen dieser Reihe gleichsam trauernd dunklere Töne an und schreiten dabei öfters von roth gegen blau vor, wenn auch nicht so stark wie bei dem Aufblühen, so *Aesculus Pavia* L. von 24 d auf 22 b, *Malva mauritiana* L. von 23 a und d auf 21 a und c, *Petunia violacea Hooker* von 21 g auf 19 d und eine Spielart derselben von 23 a auf 20 b, *Rosa Lord Raglan Hort.* von 23 b auf 22 b, *Rubus odoratus* L. von 23 c auf 22 c, ebenso *Swainsonia purpurea Hort.*

Ein reines Schwarz, die Verneinung aller Farbe, mit all seinen Tönen durch dunkelgrau und hellgrau kommt an den Blumenkronen nie vor, alle Versuche der Kunstgärtner und Blumenliebhaber, es zu erhalten, sind vergeblich gewesen, sie sprechen zwar wohl von schwarzen Rosen, Nelken, Dahlien, Herbstrosen, haben es aber, wie der flüchtigste Blick zeigt, nur dahin gebracht, die ursprüngliche rothe oder purpurne Farbe dieser Blumen durch ihre Verdunkelung der schwarzen möglichst zu nähern, oft noch über den tiefsten Ton a hinaus, während die überwiegend blauen Stufen der janthinischen Reihe und die der ganzen xanthischen Reihe nicht die geringste Neigung zu einer solchen Verdunkelung zeigen, wenn gleich die blaue Farbe nach Göthe der schwarzen am nächsten verwandt sein soll.

Ein solches dunkles Purpurroth oder Violett sind auch genau, besonders gegen das Licht betrachtet, die Flecken, Striche und Zeichnungen an der chinesischen Nelke, am Grunde der *Gilia tricolor Benth.* und des *Gossypium puniceum Jacq.*, am Schlunde der *Viola tricolor* L. und an den beiden oberen Blättern mehrerer *Pelargonien*, endlich alle die Blumen, welche wegen der auffallenden Tiefe ihrer Farbe den Beinamen der schwarzen erhalten haben, wie *Pelargonium melananthos Jacq.*, *Erica nigrita* L., *Empetrum nigrum* L., *Satyrium nigrum* L., *Veratrum nigrum* L., *Nigrina viscosa* L., *Hyoscyamus niger* L., tief violett geadert, ist so wenig schwarz, als *Hyoscyamus albus* L. weiss; freilich getrocknet, besonders langsam getrocknet, werden diese Blumen zuweilen wirklich schwarz, daher manche von ihnen nach dergleichen Exemplaren benannt worden sein mögen, wie *Orobus niger* L. und *Cytisus nigricans* L. nach ihren

Eigenthum irgend einen materiellen Werth hat, so muß der Staat dafür vollständige Entschädigung leisten. Eine weise und wohlwollende Regierung, welche bedenkt, daß die unfreiwillige Aufgebung eines gewohnten und werthen Besitzes immer eine Widerwärtigkeit ist, wird auch dafür sorgen, daß die Entschädigung reichlich und mit Großmuth abgemessen werde.

Demselben Grundsatze ist jedes einer materiellen Schätzung fähige Adelsrecht unterworfen. Wenn der Zustand der Gesellschaft es verlangt, daß Frohnden, Servituten und Lehnrechte aufgehoben und zeitliche Nutzungsrechte der Bauern in erbliche verwandelt, daß die Rittergüter, gleich allem andern Eigenthume, besteuert werden, so muß auch der Adel, wie jeder andere Stand, sich gefallen lassen, gegen Entschädigung sein Eigenthum und seine Rechte dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen.

Wie aber, wenn das Recht durchaus keiner Schätzung nach Geldwerth fähig ist? Dann wird die Regierung, so lange es mit dem Wohle des Staats irgend verträglich ist, es bestehen lassen; sie wird dann, wenn es in der zeitherigen Form nicht ferner ohne allgemeinen Nachtheil ausgeübt werden kann, das Recht erhalten, aber die Form dem Staatswohle anpassen; sie wird aber, wenn es in keiner Form mehr bestehen kann, es gänzlich aufheben, und zwar ohne Entschädigung, weil kein Schaden nachgewiesen werden kann. Denn wenn das Recht irgend eines Standes sich mit der allgemeinen Entwickelung nicht mehr verträgt, wenn es ihr unerträgliche Schranken entgegensetzt, so würde es in kurzer Zeit mit Gewalt beseitigt worden seyn. Dem Berechtigten widerfährt daher durch die Aufhebung kein Nachtheil, wenn die Regierung die Wegräumung einer mißgestalteten Ruine anordnet, welche jedem Vorübergehenden, und dem Eigenthümer selbst, auf den Kopf zu fallen droht. Wie auch sollte für solche Rechte eine Entschädigung auszumitteln seyn? Der polnische Edelmann hat in der ehemaligen Republik Polen ganz unzweifelhaft das auf langverjährtem Besitze begründete Recht gehabt, seinen Bauer eigenhändig zu züchtigen. Jetzt darf er ihn, auch aus der gerechtesten Ursache, nicht mehr beliebig durchprügeln. Was soll ihm wohl zur Entschädigung für dieses verlorne Recht bezahlt werden? Man gehe nur, die Verhältnisse des Adels zu seinen Bauern betrachtend, drei bis vier Jahrhunderte in die Geschichte zurück, und man wird finden, wie

schwarz werdenden Blättern. Am reinsten scheint die schwarze Farbe, wie schon Pythagoras annahm, in den Flecken der weissen Blume der Ackerbohnen (*Vicia Faba* L.) aufzutreten, allein auch hier beweist die rothblühende Spielart dieser Bohne, dass man nur ein verdunkeltes Purpurroth vor sich habe.

An diese angeblich schwarzen Blumen reihen sich einige wenige an, in welchen ein schwaches Gelb mit dunklem Purpur oder Violett vermischt, nicht stark genug, den vollen Accord der weissen Farbe zu bewirken, einen trüben Misston hervorbringt. Hieher gehören unsere zwei berüchtigsten Giftpflanzen, das Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger* L.) und die Tollkirsche (*Atropa Belladonna* L.), ersteres mit trübviolettem Netze 22 a auf trübrothgelblichem Grunde 6 f, letztere düster braunroth 23 a, Dr. Schüz in Calw entdeckte aber in einem Fichtenwalde eine Tollkirschenstaude mit lauter trübgelblichen Blumen 4 f, die sich auch in der zweiten Generation im botanischen Garten zu München im vollen Sonnenschein unverändert erhielten, hier hatte sich das bleiche Gelb behauptet, während von den beiden dunklen Farben kaum eine Spur zurückblieb. Aehnliche trübdunkle ternäre Farben zeigen *Geranium phaeum* L., *Comarum palustre* L. und mehrere unserer *Orchideen*, *Ophrys muscifera, aranifera* und *apifera Hudson, Ophrys arachnites Reichard* und *Cypripedium Calceolus* L. Unter unsern Gartenblumen finden wir ähnliche Missfarben an manchen Aurikeln, dem Gewürzstrauch (*Calycanthus floridus* L.), der *Aucuba japonica* L., der *Tolpis barbata Gaertn.*, dem Jakobsklee (*Lotus jacobaeus* L.) und mehreren *Asclepiadeen*, so an den capischen *Stapelien*, der *Periploca graeca* L., der ostindischen *Ceropegia juncea Roxb.*, dem karolinischen *Gonolobus macrophyllus Michaux*, besonders aber an einigen Schwertlilien, (*Iris sambucina* L. und *lurida Aiton*), denen man den Kampf zwischen violett und gelb ansieht, und vor Allem der prächtigen Wittwe im Trauerflor, *Lirio franciscano* der Spanier *(Iris susiana* L.): durch Kunst hat man wider Willen solche schwankende Farben durch die Versuche hervorgebracht, in den Blumen die gelbe Farbe durch die blaurothe zu verdrängen, so bei der schmalblätterigen Schwertlilie (*Iris Xiphium* L.), den *Pensées* (*Viola tricolor* L.) und den Aurikeln; endlich verbinden drei in unsern Gärten selten gewor-

dene Blumen mit der sonderbaren Eigenschaft, im Sonnenlicht geruchlos, bei Nacht einen starken Wohlgeruch zu verbreiten, trübe ternäre Farben, welche durch ihren Namen angedeutet werden, die Nachtviole (*Hesperis tristis* L.) hat trüb grüngelbliche 11 g, schwärzlich 23 a geaderte Blumen, ähnliche Farben zeigt die Nachtlevkoje (*Mathiola tristis Dec.*), das Nachtgeranium (*Pelargonium triste* L.), eine schwärzliche 23 a Palmenzeichnung auf leichenfarbigem Grunde.

Weiss, die Vereinigung aller Farben, die volle Zurückstrahlung des begierig gesuchten Lichtes, an sich nur Ein Ton, verbindet sich in allen Stufen mit allen andern Farben und schliesst, unmittelbar an h grenzend, wie schwarz an a, die Leiter ihrer Töne ab. Ich fand ein reines Weiss in der württembergischen Flora an 255, in der Gartenflora an 337 Blumen, in beiden also an nicht viel weniger als einem Drittheil der Gesammtzahl.

2) Farbenänderungen der Blumenkronen.

Im freien Naturzustande hat jede Blume ihre bestimmte feste Farbe, und Ausnahmen von dieser Regel bleiben immer seltene isolirte Erscheinungen.

Am seltensten ändern Blumen der xanthischen Reihe ihre Farbe, die Flora von Württemberg liefert zwei Beispiele davon, welche jedoch von den jetzigen Botanikern verneint werden, indem sie die Linne'sche Art in zwei besondere spalten, so die violettblaue *Anagallis coerulea Schreb.* 19 b von der normalen rothorangerothen *Anagallis arvensis* L. 2 d, das violett-violettrothe *Symphytum patens Sibth.* 22 c von dem normalen weissgelben *Symphytum officinale* L. 9 g. Bei dem Schotenklee (*Lotus corniculatus* L.) und dem Wundkraut (*Anthyllis Vulneraria* L.) tritt oft bei starkem Lichte und geringer Wärme an der normal gelben Blume ein scharlachrother Anflug auf.

Die gelbe *Medicago falcata* L. erzeugt zuweilen mit dem violetten Luzernerklee die sonderbarsten Uebergänge durch grün in violett, eine ganze Farbenreihe, welche man unter dem Namen *Medicago media P.*, richtiger *M. hybrida Gaudin*, zusammengefasst hat; sie lauft ganz parallel mit dem Uebergang der schmalen Blätter der *M. falcata* L. in die breiten der *M. sativa* L.

In andern Fällen beschränkt sich die Aenderung auf ein blosses bleicher werden, so geht in den Kornfeldern oft die feuerrothe *Adonis aestivalis* L. 3 d in ein blasses Orangegelb 7 f über, *Impatiens Noli tangere* L. von 8 e in 8 f, *Verbascum Lychnitis* L. von 9 f in 9 h, *Melilotus officinalis* L. von 9 e in weiss, die sogenannte *M. Petitpierreana Willd.*

Bei den Gartenblumen finden wir Uebergänge von gelb in roth, meist mit gleichzeitiger Verdunkelung, bei *Tulipa sylvestris* L. von 8 f in 1 b, bei *Tulipa suaveolens Roth* von 9 e in 2 b, bei *Tulipa Gesneriana* L. von 9 e in 2 a, bei den Aurikeln von 8 f in 3 a, *Primula elatior Jacq.* 9 f bis 3 b, *Primula officinalis* L. 8 e bis 2 a, *Ranunculus asiaticus* L. 8 e bis 2 b, bei den peruanischen *Calceolarien* von 9 e bis 2 a, bei *Calliopsis bicolor Rchb.* von 8 e in 4 a, bei dem Goldlack von 8 d in 3 a, bei der Kapuzinerkresse von 5 a und c bis 9 a und bei der gelben Rose in der Spielart *Rosa bicolor* L. von 9 e ohne Uebergänge auf 3 b.

Uebergriffe der xanthischen Reihe in die janthinische sind seltener, sie finden Statt bei *Calceolaria* von 9 e bis 22 a, bei *Primula elatior Jacq.* von 9 f bis 22 c, bei den Aurikeln von 8 f bis 20 c, bei der Gartenranunkel von 8 e bis 22 b, bei *Tulipa Gesneriana* L. von 9 e bis 21 c, bei *Tulipa sylvestris* L. von 8 f bis 22 a, bei *Primula acaulis Jacq.* von 9 g bis 21 d.

Lichter werden kommt hier nicht oft vor, doch geht die Ringelblume von 6 b bis 9 c, 8 f und 5 g, die Sonnenblume von 8 e in 9 f, *Tagetes erecta* L. von 7 d in 8 f und 9 f, *Tagetes patula* L. von 3 durch 4 b, 5 a b, 6 a b, 7 c d bis 8 d e, die Granatblüthe von 2 d ohne Uebergänge auf 8 e, die Kaiserkrone von 4 c auf 9 e und 4 h, das Malteserkreuz *(Lychnis chalcedonica* L.*)* von 2 b auf 2 f, *Calceolaria* von 9 e bis 9 h.

Noch seltener ist der Uebergang einer Blume der xanthischen Reihe in weiss; in der Flora von Württemberg kommt er gar nicht vor, in den Gärten bei der Feuerbohne von 3 d durch 2 c und f in der zweifarbigen zu weiss in der weissen Spielart, bei *Chrysanthemum coronarium* L. von 9 e, bei der Tazette von 8 e,

bei *Primula elatior Jacq.*, bei *Primula acaulis Jacq.*, bei den Tulpen und nach Weinmann auch bei der Gartenranunkel und der Aurikel.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Familie der Corymbiferen ist das häufige Vorhandensein von zweierlei ganz verschieden gestalteten und gefärbten Blumen in einem Blumenkopf, die inneren sind kleiner, röhrenförmig, gelb, die Randblumen dagegen zungenförmig und von allen Farben; indem man nun bei den unrichtig gefüllt genannten Gartenblumen die kleinen Röhrenblumen in grosse Zungenblumen verwandelt, nehmen erstere mit der Gestalt auch die Farbe der letzteren an, roth z. B. bei *Senecio elegans* L., *Chrysanthemum indicum* L., *Bellis perennis* L., weiss bei *Matricaria Parthenium* L., *Anthemis nobilis* L., *Achillea Ptarmica* L. und selbst blau oder richtiger violett 20 f bei *Aster chinensis* L., während sonst die Farbenänderungen der xanthischen Reihe in die janthinische nie weiter hereinreichen, als höchstens um drei Stufen, bis 22 violett-violettroth.

In der janthinischen Farbenreihe kommen auch Uebergänge von einer Farbe in die andere bei der freien Pflanzenwelt nicht oft vor, so bei *Polygala vulgaris* L. von violett-violettblau 20 c in violett-violettroth 22 c, bei der Sternhyacintho *(Scilla bifolia* L.) von violettblau 19 b in lichtrosa 23 h, bei der Ackerscabiose von violett 21 e in 21 c d, 20 e bis 22 f, bei *Scabiosa columbaria* L. von 20 d im Spätherbst erröthend in 21 c d oder erbleichend in 20 e bis f, seltener bei *Succisa pratensis Mœnch* von 21 c in 23 c, bei dem Vergissmeinnicht von 17 c in rosa 23 f, bei dem Wiesensalbei von violett 21 b c in violett-violettblau 20 b d oder violettroth 23 c, bei *Ajuga reptans* L. von 19 c in 24 e oder g, so dass die Farbenänderung in der Regel von blau in roth geht.

Ziemlich häufig, doch in geringer Zahl von Exemplaren, findet man in der freien Natur den Albinismus, das Uebersprungen einer Blume von ihrer normalen Farbe in weiss, meist bei zu sehr beschatteten oder kränklichen Pflanzen, zuweilen mit Uebergangstönen, häufiger aber ohne solche, so bleibt bei *Polygala vulgaris* L. zuerst die blaue Farbe aus, dann auch die rothe, das Heidekraut bleicht von 22 d durch e bis h endlich in o aus, *Ajuga*

reptans L. 19 c wird lebhaft roth 23 e, dann bleichroth 23 g, endlich weiss, ebenso der Wiesensalbei; im Ganzen hat man schon 47 unserer württembergischen rothblauen Blumen weiss angetroffen und zwar von der Stufe

17	blau	1
18	blau-violettblau	3
19	violettblau	3
20	violett-violettblau	2
21	violett	12
22	violett-violettroth	18
23	violettroth	7
24	roth-violettroth	1,

so dass es scheinen könnte, dass die violetten und purpurnen Blumen am meisten dem Albinismus ausgesetzt seien; dem ist aber nicht so, die Vertheilung ist sehr unregelmässig und das regelmässige Zu- und Abnehmen in vorstehender Uebersicht mehr Folge der Zu- und Abnahme der in den einzelnen Farben blühenden Arten, es bilden nehmlich die zuweilen weissblühenden Gewächse in der Stufe

17 den achten Theil der Gesammtzahl, in
18 den fünften, in
19 den neunten, in
20 nur den fünfundzwanzigsten, dagegen in
21 den fünften, in
22 den sechsten, in
23 den fünfzehnten und in
24 nur den dreiundvierzigsten Theil derselben.

Bei weitem häufiger als im freien Zustande ändern die Blumen der janthinischen Reihe ihre Farbe unter der Hand der Kunstgärtner, welche hier ihren weitesten Spielraum gefunden haben: zwar ist mir von einer Versetzung einer rein blauen Blume der Stufe 17 in eine andere Stufe nichts bekannt geworden, dagegen ist es häufig gelungen, Blumen der drei folgenden Stufen nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch dadurch von blau in roth zu verwandeln, dass bei dem Erbleichen in weiss die blaue Farbe als die flüchtigste bälder ausbleibt als die rothe; so gehen

in der Stufe 18 Hyacinthen und Hyssop bis in hellkarmin 24 c bis f über, in der neunzehnten *Ipomæa purpurea* L. bis 23 c, *Centaurea Cyanus* L. bis 24 c bis h, in der zwanzigsten *Anemone hepatica* L. von 20 c durch 22 c bis 22 g, *Aquilegia vulgaris* L. von 20 b bis 22 b bis f, der Rittersporn *(Delphinium Consolida* L.) von 20 b bis 24 c und da, wo viele Cichorie gebaut wird, auch diese von 20 c bis 24 d.

Dasselbe ist der Fall bei einigen sehr häufigen violetten Blumen, *Aster chinensis* L. 21 b bis 24 c bis g, *Delphinium Ajacis* L. 21 b bis 23 d bis f, und *Papaver somniferum* L. 21 c bis 1 b bis d, die viel bearbeiteten *Pensées* aber hat man in dieser Richtung nicht weiter treiben können als von 21 a bis zu 22 a bis g.

In der violett-violettrothen Stufe hat man die beliebten Balsaminen, in Venedig schöne Männer genannt, von 22 c durch 23 und 24 bis 1 b d gebracht, die noch beliebteren Levkojen aber nur um eine Stufe von 22 a und b bis 23 b bis c, ebenso die chinesische Schlüsselblume von 22 d auf 23 f, *Senecio cruentus Dec.* von 22 d bis 24 c und *Petunia violacea Hooker* von 22 c auf 23 a bis h; in violettroth finden wir noch die Bartnelke, welche von 23 c bis 24 a bis c geht.

Rückwärts, durch Verlust von roth gegen blau, gehen von den drei Stufen, in welchen die blaue Farbe schon die überwiegende ist, nur zwei in der letzten dieser Stufen 20 stehende Blumen, *Aquilegia vulgaris* L. von 20 b auf 17 c und *Delphinium Consolida* L. von 20 d auf 19 g; von den violetten Blumen geht *Aster chinensis* L. von 21 b auf 20 f g, *Delphinium Ajacis* L. von 21 b auf 20 d bis g und *Viola tricolor* L. von 21 a auf 20 a bis d.

In der nächsten Stufe geht die Sommerlevkoje von 22 b auf 21 d bis f, *Malcolmia maritima Br.* von 22 d auf 21 d bis h, *Petunia violacea Hook.* von 22 c auf 20 c und *Senecio cruentus Dec.* von 22 d bis auf 18 c d.

In der Purpurstufe finden wir die Vexirnelke *(Agrostemma coronaria* L.) von 23 c auf 20 g zurückgehend, die Herbstrose von 23 c auf 21 a bis f, die Löwenmäuler von 23 c auf 22 c d,

die Dahlien von 23 b auf 22 a bis h, die Bartnelke von 23 c auf 22 a bis e, *Paeonia Moutan Sims* von 23 b auf 21 f, *Fritillaria Meleagris* L. von 23 b und e auf 22 c und h, endlich Pelargonien von 23 e auf 22 a bis e.

In der karminrothen Stufe geht *Azalea indica* L. von 24 c auf 22 c zurück, *Dianthus chinensis* L. von 24 a auf 22 a bis f, *Phlox Drummondi Hooker* von 24 b auf 21 f. *Portulaca grandiflora Hook.* von 24 b auf 23 b c und *Rosa indica* L. von 24 f auf 23 a b.

Von rein rothen Blumen geht *Camellia japonica* L. von 1 c bis 24 b c d, die in Süddeutschland sehr selten gewordene schöne Gartenanemone von 1 b bis 21 c f, die Gartennelke von 1 a bis 22 a bis g und die diesen weit nachstehende, dennoch zur Modeblume gewordene *Verbena chamaedryfolia Juss.* von 1 c bis auf 20 d.

Zu diesen 19 Fällen einer von blau gegen roth vorschreitenden Blume und 25 einer von roth gegen blau schreitenden kommen noch 17 Fälle, wo Blumen der janthinischen Reihe die Grenze derselben überschreitend sich der gelben Farbe nähern oder dieselbe sogar erreichen. Von blauviolettblau 18 d hat man die Hyacinthe bis auf blass orange 5 g gebracht, die Fuchsien von dunkelviolett 21 a auf scharlachroth 2 d, den chinesischen Aster auf 9 f und h, doch stehen diese drei Fälle sehr isolirt da, in den übrigen sind es überwiegend rothe Blumen der drei äussersten Stufen 23, 24 und 1, die Herbstrose von 23 c bis 7 f, *Chrysanthemum indicum* L., etwas aus der Mode gekommen, von 23 b bis 9 e, die Dahlien von 23 b bis 9 e, die Schweizerhose von 23 b bis 8 d, die Modepelargonien von 23 e nur auf 2 b und *Zinnia elegans Jacq.* von 23 e bis 8 e.

Aus der Karminstufe ist *Azalea indica* L. von 24 c bis auf 8 f gekommen, *Portulaca grandiflora Hook.* von 24 b bis 9 e und f, die bengalische oder Monatrose (*Rosa indica* L.) von 24 f bis 9 e f h; endlich sind unter den reinrothen Blumen die Klatschrose von 1 b auf 4 c, das Scharlachgeranium von 1 d auf 3 c, die Gartenanemone von 1 b auf 9 e, die Gartennelke von 1 a auf 9 g und *Verbena chamaedryfolia Juss.* von 1 c auf 2 c gebracht worden.

Weit besser, als die Hinüberleitung in eine andere Stufe, ist die Veränderung des Farbentons, ein dunkler oder heller werden desselben gelungen, die Verdunkelung bei den Herbstrosen c auf a, Gartenanemonen b auf a, Löwenmäulern c auf b, *Aquilegia vulgaris* L. b auf a, *Aster chinensis* L. b auf a, Dahlien b auf a, *Paeonia Moutan Sims* b auf beinahe schwarz, Bartnelken c auf a, Hyacinthen d auf a, Balsaminen c auf a, *Petunia violacea Hook.* c auf a, *Phlox Drummondi Hook.* b auf a, *Vinca minor* L. d auf a, *Senecio cruentus Dec.* d auf b, *Verbena chamaedryfolia Juss.* c auf a, und selbst bei Normaltönen der lichteren Hälfte bei dem Gartenmohn, den Pelargonien und *Zinnia elegans Jacq.* von e auf a der bengalischen Rose und den Aurikeln von f auf a.

Bei weitem häufiger als die Verdunkelung kommt das lichter werden bis zum reinsten weiss vor, bald schrittweise, wie bei Rosen, Dahlien, Nelken, Levkojen, Verbenen, *Paeonia Moutan Sims*, bald als plötzlicher Sprung ohne vermittelnde Uebergänge, wie bei der dreifarbigen Winde, den Glockenblumen, dem Lavendel, *Polemonium coeruleum* L., *Syringa vulgaris* L., *Galega officinalis* L., *Tradescantia virginica* L., *Agrostemma coronaria* L., *Dictamnus Fraxinella* P., *Hibiscus syriacus* L., *Iris germanica* L., *Lavatera trimestris* L., *Hedysarum coronarium* L., *Lunaria annua* L., dem Oleander und manchen andern.

Sehr auffallend ist es, dass während ich in der xanthischen Reihe 9, in der janthinischen 77 bis in weiss übergehende Blumen gefunden habe, die von Natur weissen Blumen so ganz und gar keine Neigung zeigen, eine andere Farbe anzunehmen, so geht in unserer Flora keine Alsinee, kein *Anthericum*, *Arabis*, *Thlaspi*, *Lepidium*, *Capsella*, *Prunus*, *Fragaria*, *Daucus*, *Pimpinella* u. s. w. je in eine andere Farbe über, nur bei wenigen Arten erscheint die Blume bei niederer Temperatur hell purpurroth 23 gefärbt, so bei *Chaerophyllum hirsutum* L., *Heracleum Sphondylium* L., *Achillea Millefolium* L. oder an der unteren Fläche der Blumenblätter gegen die Spitze, d. h. so weit sie aus der Knospe schutzlos hervorstanden, purpurroth angeflogen, wie bei *Staphylea pinnata* L., *Anemone nemorosa* L., der Apfelblüthe und den den Frühling verkündigenden Erstlingen der lieblichen

Blume, welche in den romanischen Sprachen *Marguerite*, *Margherita*, *Margarita* (Perle), in Krain *Marietizza* (Mariechen), in Deutschland allzuprosaisch Gänseblume genannt wird.

Dieser Gänseblume haben sich die Gärtner angenommen, sie haben ihre Scheibenblüthen in Zungenblüthen verwandelt und sie dahin gebracht, alle Töne ihres natürlichen Anflugs 23 a bis h anzunehmen, in eine andere Stufe hat sie sich aber nicht hinüberziehen lassen, und drei weitere weisse Blumen, die zu färben es gelungen ist, sind merkwürdigerweise in die gleiche Stufe gekommen, der rothblühende Weissdorn 23 e, das Basilicum, welchem bei dem schwarzroth färben der Stengel und Blätter die Röthe, wenn auch lichter 23 d, bis in die Krone drang, und die Maiblume 23 f.

Fassen wir das Ergebniss der angeführten Thatsachen zusammen, so erhalten wir für die Farbenmetamorphose der Blumen folgende Regeln:

1) Weisse Blumen lassen sich nicht verändern, von diesem Gesetze fand ich unter 337 Gartenblumen nur drei Ausnahmen, nicht einmal ein Procent.

2) Mit den gelben Blumen ist auch nicht viel anzufangen, die ganze xanthische Reihe hält an ihren Normalstufen fest, unter den von mir aufgezeichneten 656 Gartenblumen dieser Reihe fand ich, wenn man die Metamorphose der gelben Scheibenblüthen der Corymbiferen in anders gestaltete und gefärbte Randblüthen ausser Berechnung lässt, nur 18 Blumen, kaum drei Procent, welche in andere Stufen übergehen, darunter zweistufige 6, drei-, vier-, fünf-, sechs-, acht- und zehenstufige je eine, zwölfstufige 3, dreizehenstufige 2 und als höchste Zahl die Aurikel mit sechszehen Stufen, 1 bis 9 und 20 bis 24 und als Versuche, die blaue Farbe von der andern Seite zu erreichen, 11 b und 15 b. Die Aurikel, ursprünglich Alpenpflanze, früher noch beliebter und häufiger als gegenwärtig, hat überhaupt die äussersten Grenzen der Farbenänderungen einer Blume erreicht, nur fünf grüne und drei blaue Stufen blieben der ursprünglich gelben Blume unerreichbar.

3) Am ehesten gehen noch gelbe Blumen in rothe über, von jenen 18 nehmlich 15, dagegen in violett nur 2, in violett-violettblau nur die erwähnte Aurikel, in noch blauere Stufen gar keine.

4) In der janthinischen Reihe ist das Verhältniss der veränderlichen Blumen zu den unveränderlichen den ersteren günstiger, ich fand unter 1149 Gartenblumen dieser Reihe 44, beinahe vier Procent, veränderlich, darunter zweistufige 12, drei- und vierstufige je 6, fünfstufige 2, sechsstufige 7, siebenstufige 2, acht-, neun- und zehenstufige je eine, elfstufige 2, zwölfstufige 3 und dreizehenstufige eine.

5) Von den Farben dieser Reihe erwiedern die röthen die freundnachbarliche Zuneigung der gelben, vierzehen kommen ihnen bis in die xanthische Reihe entgegen, darunter drei bis gelborange-gelb 8, sechs bis rein gelb 9.

6) Bei den violetten und blauen Blumen ist es dagegen nie gelungen, eine einzige bis zu einem ordentlichen Gelb zu bringen, von dem näheren Weg durch grün konnte gar keine Rede sein, und auf dem langen durch roth brachte man die Fuchsien nur auf scharlachroth, den chinesischen Aster als Erinnerung an die ursprüngliche Farbe seiner Scheibenblüthen auf ein bleiches Gelb 9 f bis h, endlich die Hyacinthe als die einzige von einer überwiegend blauen Stufe bis in die Nähe von gelb gebrachte Blume auf ein sehr bleiches und flüchtiges Orange 5 g und h.

7) Die überwiegend rothen Blumen der janthinischen Reihe haben gar keine Neigung, in überwiegend blaue überzugehen, von 29 Arten sind nur 3 um eine Stufe über violett hinaus auf 20 gekommen, und *Senecio cruentus Dec.* (die Cinerarien der Gärtner) steht als einziges Beispiel da, dass eine zwar dicht an violett grenzende rothe Blume bis auf die an reines Blau grenzende Ultramarinstufe gebracht worden ist; man hat, durch dieses ausserordentliche Ereigniss ermuthigt, in England einen hohen Preis auf die Erzeugung einer blauen Dahlie gesetzt, doch bis jetzt ohne Erfolg, und die Angabe der Chinesen, dass sie *Paeonia Moutan Sims* auf blau und auf gelb gebracht hätten, hat sich als unwahr erwiesen.

8) Keine rein blaue Blume hat sich jemals geröthet, dagegen

viele Rechte theils durch die Gesetzgebung, theils durch Gewalt aufgehoben, theils von selbst erloschen sind, weil der Zustand der Gesellschaft ihre fernere Ausübung unmöglich machte. Was man von dem mit adelichen Gütern früher verbunden gewesenen jure primae noctis erzählt, wollen wir dabei gerne für eine Fabel halten.

Daß die preußische Regierung obigen Grundsätzen gehuldigt habe, wird Jeder erkennen, der ihre Gesetzgebung mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sie ist ihr auch in beiden Städteordnungen treu geblieben.

Als die vom 19. Nov. 1808 erlassen wurde, besaßen die Grundherren in denjenigen Städten, die zu ihren Dominien gehörten, verschiedenartige, durch Gewohnheit, Rezesse oder Judicate geordnete, zum Theil hochbedeutende Verwaltungs-Befugnisse. Sie erwählten die Bürgermeister und andere Magistrats-Mitglieder, wohl auch die Vertreter der Gemeinde; nur mit ihrer Bewilligung durfte über der Gemeinde-Vermögen verfügt werden; ihrer Durchsicht wurden die Gemeinde-Rechnungen unterworfen, und sie entschieden über die Richtigkeit derselben; keine Vorkehrung in den Städten, von welcher Art sie auch seyn mochte, durfte ohne ihre Zustimmung getroffen werden. Es ergiebt sich von selbst, daß diese Rechte mit dem System der Städteordnung gänzlich unvereinbar waren, und daß auch die Gesetzgebung, sollten nicht die Bürger der mittelbaren Städte gegen die der unmittelbaren auf die verletzendste Weise zurückgesetzt werden, zwischen beiden keinen Unterschied machen konnte. Bei der Eile, mit welcher die Regierung damals nach ihrem Ziele vorschritt und nach ihrer Lage vorschreiten mußte, konnte nicht daran gedacht werden, ob es nicht möglich sey, einen gemäßigten, unschädlichen, in manchen Fällen selbst nützlichen Einfluß der Grundherren auf die Verwaltung ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Grundsätze der Städteordnung beizubehalten, und so dem Rechte derselben die möglichste Schonung angedeihen zu lassen. Diese Rechte wurden durch das Gesetz unbedingt und ohne alle Ausnahme aufgehoben, und die Mediatstädte den Immediatstädten in allen Beziehungen gleichgestellt.

Hätte nun die Regierung im Jahr 1831 den mittelbaren Städten, in welchen früher die alte Städteordnung eingeführt worden, die gänzliche Freiheit vom gutsherrlichen Einflusse, welche

zeigen sich die 9 vorwiegend blauen veränderlichen Blumen der Stufen 18 bis 20 geneigter, in überwiegend rothe überzugehen, als diese in jene, drei erreichen violett-violett-roth, eine purpurroth und die übrigen 5 sogar karminroth mit nur 1/6 blau, zu reinem Roth gelangt jedoch auch von diesen keine. Mit andern Worten, in der blaurothen Farbenreihe gelingt leicht eine Steigerung der rothen Farbe, fast nie eine der blauen, der isolirtesten aller Blumenfarben.

9) Am leichtesten und häufigsten kommt die Veränderung des Tons der Farbe vor, besonders das durch geringere Stärke des Lichts bedingte Erbleichen derselben, ich beobachtete an den 1200 Arten von Gartenblumen eine solche Veränderung, bald mit Uebergängen, bald sprungweise, bei 101 Arten, also etwas über 8 Procent.

3) Panaschirte Blumen.

Ist einmal eine farbige Blume in die Reihe der weissen übergetreten, so theilt sie mit diesen die Abneigung gegen die Annahme anderer Farben, eine schrittweise Rückkehr zur Normalfarbe von Ton zu Ton findet nicht Statt, dagegen kann eine andere merkwürdige Erscheinung eintreten; die Panaschirung der Blüthen, sagt der erfahrene Stuttgarter Kunstgärtner Albert Courtin in der dort erscheinenden Gartenzeitung (Band I von 1857, S. 15), ist das theilweise Zurückgehen einer hellfarbigen Varietät auf die Grundfarbe der Species, von welcher sie ursprünglich abstammte, und zeigt sich bei der ersten Generation nur schwach, bei den darauf folgenden aber viel deutlicher und in breiteren, dunkleren Streifen. Lecoq bestätigt unbewusst diesen Gesetz, wenn er (Seite 341) sagt, dass die Belle de nuit lange nur rothe oder gelbe Blumen gehabt habe und die panaschirten erst später erzielt worden seien, wann sagt er freilich nicht, und Weinmann hat schon im Jahr 1742 gute Abbildungen davon geliefert. Auch die Dahlien haben nach Lecoq lange der Panaschirung widerstanden.

Diese Blumen, welche man gesprenkelte oder gestreifte nennen könnte, zeichnen sich durch einen hellen, weissen, gelben

oder lichtrothen Grund aus, auf welchem statt einer allgemeinen Farbenänderung nur einzelne scharf begrenzte kürzere oder längere dunkle Streifen auftreten, an denen man keine andere Regelmässigkeit wahrnimmt, als dass sie alle der Länge der freien oder verwachsenen Blumenblätter nach in der Richtung der Blattnerven vom Mittelpunkt der Blume ausstrahlen, ohne die mindeste Biegung zu machen, wohl aber mit Zunahme der Breite in ihrem Fortschreiten gegen den Rand der Blume; zunehmend fliessen diese Keile oft zusammen, und zuweilen findet man einzelne Blumen, welche in der Längenrichtung genau zur Hälfte hell, zur andern Hälfte dunkel gefärbt sind; solche Blumen fand ich bei den Schweizerhosen, dem Rittersporn und der Nelke, einmal auch als gewaltigeren Sprung bei *Iris florentina* L., deren weisse Blume zur Hälfte zur Stammart *Iris germanica* L. zurückgekehrt war, von jedem der drei Kreise, den 3 herabgebogenen Kelchblättern, den 3 aufrechten Kronenblättern und den 3 Abschnitten der Narbe fielen je anderthalb auf jede Farbe, einander deckend, so dass eine haarscharf gezogene Linie die Blume senkrecht in zwei gleiche Hälften theilte, deren eine blau-violett-blau, die andere milchweiss war; alle andern Blumen dieser Pflanze waren weiss und lieferten den Beweis, dass es sich hier um eine Rückkehr zur ursprünglichen Farbe handelte *).

Gestreifte oder panaschirte Blumenkronen beobachtete ich theils selbst, theils fand ich sie in Weinmanns Blumenwerk **) bei folgenden Blumen:

I. In der janthinischen Reihe.

1) Bei normal rothen Blumen:

Dianthus Caryophyllus L. in grosser Mannigfaltigkeit, der Grund weiss oder hell 9, 8, 24, 23, 22, die Streifen dunkel 3, 1, 24, 23, 22.

Anemone coronaria L. Grund weiss oder licht 9, 8, 5, 1,

---

*) Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1858. S. 366 bis 369.

**) Johann Wilhelm Weinmann *Phytanthoza iconographica*, Regensburg 1737 bis 1745. IV Bände. Fol.

23, Streifen umgekehrt, unten zusammenfliessend, nach oben getheilt und zugespitzt, tief 1, 24 oder 23.

Papaver Rhoeas L. ○ mit 1 b.

Camellia japonica L. ○ mit 1 c.

2) Bei überwiegend rothen Blumen:

Paeonia officinalis L. 24 f mit 24 b.

Pelargonium l'Avenir Dubus ○ mit 24 b und d.

Azalea indica L. ○ mit 1 b.

Mirabilis Jalapa L. ○ mit 23 b oder 8 d mit 24 b, nach Lecoq höchst selten auch ○ mit 8 d.

Dahlia variabilis Willd. 9 e oder f mit 23 b.

Antirrhinum majus L. ○ mit 23 c.

Rosa gallica L. 23 f oder g mit 23 d.

Zinnia elegans Jacq. 8 h mit 23 c.

Matthiola incana R. Br. ○ mit 22 c oder 23 c.

Hesperis matronalis L. ○ mit 22 d.

Petunia violacea Hook ○ mit 22 c.

Impatiens Balsamina L. ○ mit 22 c oder 23 c oder 1 b.

Amygdalus Persica L. Fortune's gefüllte Pfirschenblüthe aus China ○ mit 23 f.

3) Bei violetten Blumen:

Viola odorata L. ○ mit 21 b.

Viola tricolor L. 9 e oder f mit 21 b.

Aster chinensis L. ○ mit 21 b oder 23 b.

4) Bei überwiegend blauen Blumen:

Aquilegia vulgaris L. ○ mit 20 b oder 22 b.

Delphinium Consolida L. ○ oder 22 f mit 20 b.

Convolvulus tricolor L. erst seit 1861, ○ mit 19 a.

Ipomaea purpurea L. seit 1859, ○ mit 19 b.

II. In der xanthischen Reihe.

Tulipa Gesneriana L. ○ oder 9 e oder 9 f mit 8, 6, 3, 2, 24, 23, 22, 21 oder ternärem Braun.

Tulipa suaveolens Roth 9 e mit 2 b.

Tulipa sylvestris L. 8 f oder 9 e mit 7, 6, 4, 3, 2, 1, 24, 23, 22.

Ranunculus asiaticus L. ○ oder 8 e mit 24 a b oder c.
Tagetes patula L. 8 d mit 5 a oder 4 b.
Primula Auricula L. ○ mit 24 e oder 8 e mit 2 c.

Die Panaschirung tritt sonach bei rein oder doch überwiegend rothen Blumen häufiger auf, als bei allen andern zusammen genommen, von 30 Fällen gehören 17 hieher, bei violetten Blumen kommen drei, bei überwiegend blauen vier Fälle vor, bei rein blauen keiner.

Sodann ist es auffallend, dass von diesen 30 gestreiften Blumen 27 den Dicotyledoneen angehören, den Monocotyledoneen nur die Tulpen, welche etwas abnorm mehr geflammt als gestreift sind.

In den alten griechischen und römischen Schriftstellern habe ich keine sichere Spur dieser buntgestreiften Blumen finden können, die Alten scheinen keine grossen Blumenkünstler gewesen zu sein, von obigen 29 Blumen, bei welchen eine Panaschirung vorkommt, waren ihnen nur 8 bekannt, und auch von diesen mag kaum die Hälfte in den Gärten gezogen, von den Blumenhändlerinnen zu Kränzen geflochten worden sein, sie legten auf den Geruch der Blumen einen grösseren Werth, als auf die Farbe, daher Rosen, Lilien, Levkojen und Goldlack ihre Lieblingsblumen waren, *paucissima nostri genera coronamentorum inter hortensia novere, ac pene violas rosasque tantum. Plinius hist. nat. Liber 21. cap. 3.*

Dass indessen die Cultur panaschirter Blumen alt ist, beweist schon ihre französische, von unsern deutschen Gärtnern und Blumenliebhabern angenommene Benennung *fleurs panachées*, gefederbuschte Blumen, von Panache, Federbusch, eine Vergleichung derselben mit den bunten Federbüschen auf den Helmen der Ritter.

Mehrere dieser gestreiften Blumen sind seit Jahrhunderten bekannt und stammen aus der Zeit, wo die Blumencultur vom Morgenland und von dem Vaterlande der ältesten botanischen Gärten, Italien, welches vielleicht selbst die Anregung dazu von den Saracenen erhielt, aus verbreitet wurde, so die Nelken, Anemonen, Ranunkeln, Rittersporne, Tulpen.

Als später die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft ihren Antrieb von Nord-Europa erhielten, nahm der Geschmack an schönen Farben ab, man sieht jetzt mehr auf Grösse und Bau der Blume als auf die Farbe, hat die gestreiften Balsaminen theilweise durch die minder schönen, mit bleichen runden Flecken auf rothem Grunde verdrängt, zahlreiche Verbenen, Fuchsien und Pensées mit minder schönen Farben, als der ursprünglichen, erzeugt und hält es, nur auf Neuigkeiten bedacht, für Gewinn, die purpurne Dahlie, die hellrothe chinesische Schlüsselblume und die ultramarinblaue *Lobelia Erinus* in weisse verwandelt zu haben; so führt der ausgezeichnete Kunstgärtner Adolph Hvass in Stuttgart in seinem Pflanzenverzeichnisse von 1857 nicht weniger als 174 mit eigenen Namen bezeichnete Pelargonien auf, deren unendliche Mannigfaltigkeit in Bau, Grösse und Farbe sich innerhalb der engen Grenzen von fünf Farbenstufen, 22 bis 2 bewegt, sich von der ursprünglichen Farbe nach jeder Seite kaum um zwei Stufen entfernt.

4) Normal bunte Blumen.

Der chinesische Aster und die Sammtblume, bei welchen die helle Farbe immer die Mitte, die dunkle den Rand jeder zungenförmigen Blüthe einnimmt, bilden den Uebergang von den panaschirten Blumen zu den regelmässig gezeichneten, bei welchen alle Blumen einer Pflanze genau die gleiche Zeichnung haben und deren die Kunst auch einige zu Stande gebracht hat, so *Phlox Radezkii* und eine Verbene mit schmalem weissem Bande auf jedem Abschnitte, den weissumsäumten Feldmohn und einige *Pensées* und Dahlien, und diese bilden wieder den Uebergang zu den ursprünglich bunten Blumen, mit dunklen Flecken an der Basis jeden Blattes, wie bei *Hibiscus syriacus* L., *H. Trionum* L., dem Baumwollenstrauch, vielen Papaveraceen und einigen *Cistus*; bunt getüpfelt oder gefleckt, wie viele *Saxifragen*, *Dianthus superbus*, *barbatus*, *Armeria* und *chinensis* L., *Bignonia Catalpa* L., die Rosskastanie, *Campanula punctata Lam.*, *Gentiana punctata* L., *Digitalis purpurea* L., die *Calceolarien*, sehr viele *Orchideen*, *Lilium Martagon* L. und L. *tigrinum Gawl.*, *Tigridia pavonia* P.,

Pardanthus chinensis Ker; der Länge nach gestreift wie einige *Malven* und *Geranien*, *Oxalis Acetosella* L.; seltener der Quere nach wie *Stapelia variegata* L. und *St. europaea Guss.*; anastomosirend geadert wie *Vicia sylvatica* L., *Dictamnus Fraxinella Lam.*, *Hyoscyamus niger* L., *Abutilon striatum Herit.*, *Momordica Elaterium* L., *Iris susiana* und *variegata* L.; oder endlich mit regelmässiger dunklerer oder hellerer Zeichnung, wie bei vielen Pelargonien, manchen Rhododendron, am häufigsten an Blumen aus den von Linné in der Classe *Didynamia* zusammengefassten Familien.

Unter starker Vergrösserung, dem Sonnen- oder Lampenmikroskop, erblickt man diese Zeichnungen wunderschön als regelmässige Anordnung gleicher Zellen, gefüllt mit verschieden gefärbtem Safte.

Lecoq macht (S. 402) darauf aufmerksam, dass in manchen Fällen die zweite Farbe der zweifarbigen Blumen die Ergänzung der Farbentrias ist, und führt als Beispiele *Tigridia coelestis Hort.*, *Gilia tricolor Benth.*, *Corydalis nobilis* P., *Iris persica* L., *Strelitzia reginae Ait.* und *Linaria alpina Miller* an, doch sind solche Fälle nicht häufig, in den meisten treten nur mehr als ein Farbenton, nicht mehr als eine Farbenstufe auf.

Die Farbe der normal bunten Blumen steht in enger Beziehung zu der Gestalt derselben, mögen die Kronenblätter frei *(Corolla polypetala)* oder mit einander verwachsen *(Corolla monopetala)* sein, stets haben sie, wenn sie gleichgestaltet sind, auch gleiche Farben, *Cruciferæ*, *Rosaceæ*, *Malvaceæ*, *Borragineæ*, *Primulaceæ*. Sind dagegen die Kronenblätter einander nicht gleichgestaltet, so sind sie auch nicht gleich gefärbt, *Papilionaceæ*, *Violariæ*, *Pelargonium*, *Rhododendron*, *Labiatæ*, *Personatæ*, *Scrophularineæ*, *Orchideæ*.

Linné hat für die ersteren den schon früher üblichen Namen regelmässige Blumen, für die letzteren den der unregelmässigen Blumen beibehalten, ich möchte sie lieber gleichblättrige *(flores isopetali)* und ungleichblättrige *(flores heteropetali)* nennen, denn regelmässig sind alle gebaut, der ganze Unterschied besteht darin, dass bei den gleichblättrigen so viele durch ihren Mittel-

punkt gezogene gerade Linien, als die Blume Blätter hat, dieselbe in zwei gleiche sich symmetrisch entsprechende Hälften theilen, bei dem Spindelbaum z. B. 4, bei der Nelke und der Aurikel 5, bei Tulpen und Hyacinthen 6, bei den ungleichblättrigen, z. B. den *pensées*, dem Löwenmaul, aber nur eine einzige Linie; erstere entsprechen hierin gerade den untersten Thierklassen, Radiarien und Zoophyten, die in einen Kreis gestellten Blätter bilden einen Stern, daher Anspielungen darauf in den Namen *Stellaria* L., *Stellanthe Benth.*, *Asterias Rencalm*, *Asteranemia Rchb.*, *Asteranthos Desf.* und manchen andern, letztere den höheren Thierklassen, der strengen Symmetrie der Schmetterlingsflügel, dem Bau der Wirbelthiere, daher Anspielungen auf diese Thierklassen in den Bezeichnungen als *Papilionaceæ*, *Personatæ*, *Galeopsis* L., *Ornithidium Salisb.*, *Ornithocephalus Hooker*, *Orchis militaris* L., *Orchis Simia Lam.*, *Ophrys Scolopax Cav.*, *Ophrys anthropophora* L. und die vielen nach Insekten benannten.

Die Blumen der in unsern Gärten gezogenen Gewächse zeigen nur da mannigfaltige Farbenänderungen, wo diese der Zweck des Anbaues sind; baut man eine Pflanze der Wurzel, Blätter oder Frucht wegen, so variirt nur der bezweckte Theil derselben, und die Blume erhält sich bei allen Spielarten unverändert, so bei dem Kohl, dem Rettig, den gelben Rüben, allen Obstarten; kaum dass sich hie und da eine Spielart schon in der Farbe ihrer Blumen leise andeutet, so bei Aepfeln durch grössere oder geringere Röthe, bei weissen, rothen und blauen Kartoffeln, bei den Gartenbohnen schwarz durch lichtviolett, roth durch blassrosa, gelb gar nicht, da alle gelben Bohnen so weiss wie die weissen blühen.

5) Farbenverhältnisse der Blumenkrone in andern Floren.

Nachdem ich die Gesetze der Farbenvertheilung in den Blumen an denen unserer freien und Gartenflora zu erforschen versucht hatte, gieng ich zu ähnlichen Nachforschungen und Vergleichungen in andere Floren über, welche hinreichend von den

ersteren verschieden wären, um nicht blos als Echo, sondern als Probe für diese Gesetze zu dienen.

Ich wählte drei kältere, der Alpen, von Grönland und von Spitzbergen, dann als wärmere und eigenthümlichste die Strand- und Küstenflora Europas; für die Alpen- und Strandflora hatte ich schon viele eigene Beobachtungen, ich ergänzte sie durch Aufzeichnungen nach guten Abbildungen, vorzüglich der *Flora Danica*, *Jacquins* Prachtwerken *Flora Austriaca* und *Hortus Vindobonensis* und *Sturms* Deutschlands Flora; Grönlands Blumen konnte ich ganz nach den meisterhaften Abbildungen der *Flora Danica* bestimmen, für Spitzbergen freilich musste ich mich begnügen, die wenigen Arten dieser Flora nach alpinen und grönländischen Exemplaren zu bestimmen. So gelangte ich zu folgenden Ergebnissen.

1. Flora der Alpenregion.

Die Alpenregion unserer Alpenkette, 45 bis 47 ° Breite und von 6000 p. Fuss über der Meeresfläche aufwärts, bietet den Pflanzen einen kurzen, durch Nebel, Regen und Schnee oft gestörten Sommer, viele nasse, wenige windstille, licht- und wärmereiche Tage, endlich einen langen, strengen Winter, aber in diesem Schutz zum Winterschlafe durch eine reichliche Schneedecke.

Die mittlere Temperatur der sechs Herbst- und Wintermonate fällt auf diesen Höhen überall unter den Gefrierpunkt, im Frühling übersteigt sie solchen nur am geschützten Posthause des an seltenen Gewächsen so reichen Mont Cenis, 45° 14′ Br. 6000 p. F. Höhe, mit + 4,67°. Die für die Flora entscheidende mittlere Temperatur des Juni bis August beträgt auf dem Mont Cenis + 11,13°, so ziemlich die höchste der ganzen Alpenregion, denn am Hospiz des Sct. Gotthard, 46° 32′ Br. 6650 p. F. über das Meer, beträgt sie schon nur + 5,67°, am Hospiz des Sct. Bernhard, 45° 50′ Br. 7670 p. F. Höhe, + 4,90° und auf dem Faulhorn, 46° 40′ Br. 8250′ Höhe, + 2'67° R.

Ueberfluss an Wasser und doch Mangel an Wasserpflanzen wegen dessen niedriger Temperatur und wenig Sonnenschein hat

die Alpenregion mit der Polarregion gemein, aber der höhere Stand der Sonne und die viel geringere Dichtigkeit der Atmosphäre bedingen eine weit grössere Stärke des Lichts und diese intensivere Farben der Pflanzentheile.

Grössere Blumen als das Tiefland besitzt die Alpenflora nicht, sondern nur verkürzte Gewächse mit gleich grossen Blumen, daher die Täuschung, wie bei Zwergen, denen man grosse Köpfe zuschreibt, weil man diese nicht mit denen erwachsener Männer, sondern mit den Köpfen gleich grosser Kinder vergleicht.

Mein Verzeichniss der in der Alpenregion lebenden Phänogamen enthält 400 Arten von Dicotyledoneen und 81 von Monocotyledoneen, zusammen 481, von den Dicotyledoneen haben nur 19 *Apetalae* und *Amentaceæ*, also der einundzwanzigste Theil oder 5 Procent keine Blumenkrone, von den Monocotyledoneen dagegen 74 *Glumaceæ* oder 91 Procent, und auch bei den 7 übrigen kommen nur corallenartige Blumenhüllen ohne deutliche Scheidung des Kelchs von der Krone vor.

Nach Abzug dieser 93 kronenlosen Blüthen bleiben 388, und zählt man 61 derselben, welche mit zwei Farben blühen, jeder dieser Farbe zu, also doppelt, so erhält man 449 Arten.

Von diesen 449 Arten blühen 115, also 25 Procent oder ein Viertheil weiss.

Gehen wir die übrigen 334 nach der Farbentafel durch, so finden wir zwei rein rothe Blumen 1, *Pedicularis acaulis Scop.* und *atrorubens Schl.*

Tief orangeroth 5, eine ganz isolirte Erscheinung in Floren kalter Länder, blüht ein schönes Habichtskraut (*Hieracium aurantiacum* L.), drei andere Blumen, *Valeriana celtica* L., *Cirsium spinosissimum Scop.* und *Phaca frigida* L. zählen zwar auch zur fünften Stufe, aber nur zu deren bleichen Tönen, und zu orange-orange-gelb 6 kann man *Sedum atratum* L., *Androsace carnea* L. und die Punkte auf den gelben Blumenblättern der häufigen *Saxifraga aizoides* L. zählen. So haben wir für die ersten sechs Stufen nur 9 Blumen, aber so wie wir uns der gelben nähern, ändert sich schnell das Verhältniss, 10 Blumen halten schon in der siebenten Stufe die Mitte zwischen orange und gelb, 27 nähern

sich auf der achten nur um einen Schritt der rothen, und 108 blühen rein gelb, beinahe eben so viele, als rein weiss, vorzüglich Rosaceen, Corymbiferen und Cichoraceen.

Mit diesem Culminationspunkte bricht aber die selbstständige gelbe Blumenfarbe ab, der Verbindung mit blau noch abgeneigter, als der mit roth. Schon den nächsten Schritt 10 deuten nur zwei bleiche Blumen leise an, *Heracleum sibiricum* L. und *Chamaeorchis alpina* Rich., beide wenig verbreitet, 11 fehlt, 12 g blüht *Zahlbruknera paradoxa* Rchb., 13 g *Sempervivum Braunii* Funk und *S. Wulfeni* Hoppe, 14, 15 und 16 sind gar nicht vertreten.

Ein Hauptzug in dem Charakter der Alpenflora ist ihr Reichthum an blauen Blumen, 13 Pflanzenarten blühen rein blau, 14 blau-violett-blau, 12 violett-blau und 19 violett-violett-blau, so dass 58 Blumen, das ist 13 Procent, auf die Farbenstufe rein blau bis an die Grenze von violett fallen; es sind vorzüglich die Familien der Veilchen, Schmetterlingsblumen, Glockenblumen, Gentianen und Borragineen, welche mit oft weit verbreiteten und gesellig in grosser Anzahl auftretenden Arten diesen Reichthum an blauen Blumen bewirken.

Violett blühen 26 Arten, violett-violett-roth 23, violettroth oder purpurfarbig 55, und roth-violett-roth oder karminroth 14, so dass 92 Arten zwischen violett und roth stehen.

Es tritt als Hauptergebniss die entschiedene Selbstständigkeit der gelben Farbe hervor, 108 rein gelbe Blumen gegen 44 mit einem Zusatze von roth und 4 mit einem Zusatze von blau, und als schroffer Gegensatz die enge Verwandtschaft der beiden andern Grundfarben, rein roth nur 2, rein blau 13, aber zwischen blau und roth 163 oder etwas über 36 Procent.

Forscht man aber nach dem Umfange jeder der drei Grundfarben in ihrer Verschmelzung mit ihren beiden Nachbarn, so stellt sich ein anderes Verhältniss heraus, gelb finden wir in den Farbenstufen 2 bis 16 bei 157 Arten, blau in 10 bis 24 bei 181 und roth in 1 bis 8 und 18 bis 24 bei 209 Arten, also gelb bei 35 Procent, blau bei 40 Procent und roth bei 47 Procent der farbig blühenden Alpenpflanzen.

sie seit 23 Jahren genossen hatten, wieder genommen, so würde man ihr mit Recht einen Rückschritt vorwerfen können. Allein alle Mediatstädte, in welchen die alte Städteordnung eingeführt war, befinden sich noch jetzt in dem Besitze derselben, folglich hinsichtlich ihrer Verwaltung von ihren Grundherren völlig unabhängig. Es kommt daher nur darauf an, ob die Mediatstädte in den neuen Provinzen sich über einen Rückschritt zu beklagen haben? Bei der revidirten Städteordnung, durch welche die Verhältnisse derselben geordnet wurden, kam in Betrachtung, daß durch die neue Begrenzung des preußischen Gebiets mehrere vormals reichsunmittelbare Länder mit dem Staate vereinigt worden waren, deren Besitzer nach den eingegangenen Verträgen auf gewisse Verwaltungsrechte unzweifelhaften Anspruch hatten. Was man diesen zugestand, konnte man den andern Grundherren der Mediatstädte, die sich im Besitze ganz gleicher Befugnisse, wie die oben angegebenen, befanden, nicht füglich versagen. Auch war bei der Gesetzgebung vom Jahr 1831 mindere Eile, als bei der von 1808, nöthig. Man konnte ruhig und von allen Seiten erwägen, ob es nicht möglich sey, dem Einflusse der Grundherren auf die Verwaltung der Mediatstädte eine Form zu geben, welche sich mit der selbstständigen Freiheit der Bürgerschaften vertrage, und den Besitzern den unschädlichen Theil ihrer vorherigen Befugnisse auch ferner sichere. Diese Aufgabe, bei welcher es zugleich darauf ankam, zu beweisen, daß die preußische Regierung jedes, auch einer materiellen Schätzung nicht fähige Recht, so lange es irgend möglich sey, schone, ist durch den zehnten Titel der revidirten Städteordnung gelöst worden. Das Gesetz ist in allen mittelbaren Städten eingeführt, die dadurch in den Besitz der Selbstständigkeit, gleich allen übrigen Städten, gelangt sind. Nur an denjenigen Rechten, welche der Staat sich selbst vorbehalten hat, ist den Grundherren eine Theilnahme zugestanden worden, indem sie die Bürgermeister und andern Magistratsmitglieder, welche die Commun wählt, zu bestätigen, bei einigen der Entscheidung der Regierung vorbehaltenen Angelegenheiten ihr Gutachten abzugeben, und die Polizei zu verwalten haben — alles dies aber in der Voraussetzung, daß sie früher im Besitze dieser oder ähnlicher Rechte waren, und die damit verbundenen Verpflichtungen gegen die Städte auch ferner erfüllen. Den polnischen Grundherren, welche schon durch die

Es wird nehmlich hier z. B. eine Blume, deren Farbe 24 aus $^7/_8$ roth und $^1/_8$ blau gemischt ist, beiden Farben gleich zugezählt, und da gelb sich am wenigsten mit den Nachbarfarben mischt, bleibt es in der Zahl zurück; berechnet man aber die Farben nach Quotienten, so dass z. B. von 8 Arten obiger Farbenstufe 24, sieben der rothen, eine der blauen Farbe zugezählt werden, so stellt sich das wirkliche Verhältniss wieder heraus, die Zahl der blauen Farbe ist dann $81^7/_8$, der rothen $104^3/_4$, der gelben $144^7/_8$.

Die Intensität der Farben betreffend, finden wir auf dem tiefsten Tone a 12 Arten, auf b 24, also doppelt so viele, auf c 52 als nochmalige Verdoppelung, dann in d mit 43 eine kleine Abnahme, in e aber mit 105 die dritte Verdoppelung, f hat 59 Arten, wenig über die Hälfte von e, g mit 27 kaum die Hälfte von f und h mit 12 kaum die Hälfte von g.

Zu den vier tiefsten Tönen a bis d gehören 131 Arten, zu den vier helleren e bis h 203, zieht man aber von den letzteren e als die besonders in den gelben Blumen vorherrschende Normalfarbe mit 105 ab, so bleiben für die Töne f bis h nur 98 Arten, bedeutend weniger, als für die vier tiefsten Töne, etwas über 29 Procent aller farbigen Blumen, während bei den 3 folgenden Floren die drei hellsten Töne die vier dunkelsten übersteigen und bei der Meerstrandflora gegen 37 Procent, bei der von Grönland 41 Procent und bei der von Spitzbergen beinahe 57 Procent aller farbigen Blumen umfasst.

Auch in der Mannigfaltigkeit der Farben übertrifft die Alpenflora diese drei aus dem natürlichen Grunde, dass sie viel reicher an Arten ist, von den 26 Farben unserer Tafel sind hier 19 vorhanden, von den 194 Tönen 77.

2. Flora von Grönland.

Grönlands Südspitze liegt unter 59° 40′ nördlicher Breite, gegen den Pol ist Kane bis 81° vorgedrungen, ohne das nördlichste Ende der Insel oder die Eisgrenze ihrer Flora zu erreichen.

Die mittlere Temperatur des Frühlings und Herbstes ist in Godhaab, 64° 10′ Br., unter dem Gefrierpunkt, in Lichtenau,

60° 35′ Br., erreicht sie nicht 1° R., so bleiben der Vegetation nur die drei Sommermonate, deren mittlere Wärme kaum in Godhaab 4°, in Lichtenau 5° erreicht.

Die Flora beschränkt sich, wie Grönlands Fauna, auf die Küsten bis höchstens zehen Meilen landeinwärts, denn ein ungeheurer Gletscher bedeckt das ganze völlig unzugängliche Inland.

Man hat bis jetzt an diesen Küsten 329 Phänogamen gefunden, von welchen 137, also 42 Procent oder über zwei Fünftheile ohne Blumenkrone blühen (*Apetalae*, *Amentaceae* und *Glumaceae*).

Von den übrigen 192 blühen 69, also beinahe 36 Procent oder über ein Drittheil rein weiss.

Gehen wir die 123 oder die 4 zweifarbigen doppelt zählend die 127 farbigen Blumen nach der Farbentafel durch, so finden wir keine rein roth 1., ein Uebergang zu orange 5 fehlt, wie diese warme Farbe selbst, erst jenseits derselben findet man in *Plantago maritima* L. eine leise Andeutung der sechsten Stufe, von hier an steigt aber rasch die Häufigkeit der Farbe, wir begegnen 3 orangegelb, dann 6 gelb-orange-gelb blühenden Pflanzen und gelangen zu 51 rein gelben Blumen.

Zwischen gelb und blau treffen wir auf die grösste Kluft, schon die nächste Stufe 10 gelb-grün-gelb ist nur durch vier Arten vertreten, *Potentilla pulchella* R. Brown, *Pyrola chlorantha* Sw. und zwei Orchideen, *Gymnadenia albida* R. Br. und *Platanthera hyperborea* Lindley; zwei andere Mitglieder dieser sonderbaren Familie, *Platanthera Königii* Retz und *Corallorhiza innata* R. Br., gehen noch einen Schritt weiter zu 11 grüngelb, aber selbst diese geringe Annäherung an grün findet ihre Erklärung darin, dass bei den Orchideen die Krone zugleich den Kelch vertritt.

Die fünf Stufen 12 bis 16 fehlen, und rein blau sind nur zwei Blumen, die kleine *Gentiana nivalis* L. und die bleiche *Draba lactea Adams*.

Nun nehmen die Farben mit Schwankungen gegen roth zu, drei Arten, *Gentiana serrata* Gunner, *Veronica alpina* L. und *Pinguicula vulgaris* L. sind blau-violett-blau, eine, *Pleurogyne*

rotata Griesebach, ist violettblau, die violett-violett-blaue Farbe schmückt 5 Arten, die violette deren 9, die violett-violett-rothe 6, und violettroth erreicht mit 22 Arten die höchste Zahl, denn roth-violett-roth blühen nur noch 12 Arten.

So tritt auch in dieser Flora als Hauptergebniss die Selbstständigkeit der gelben Grundfarbe hervor, 51 rein gelbe Blumen gegen 11 mit roth und 5 mit blau gemischte, und als Gegensatz die innige Schwesterschaft der beiden andern, keine Blume rein roth, nur zwei rein blau, aber 58, deren Farbe eine Mischung von blau und roth ist.

Zählt man jede Blume der Grundfarbe zu, die in ihrer Mischung, wenn auch in noch so geringem Grade, vorkommt, also die meisten bei zwei Grundfarben, so stellen sich die Farben beinahe gleich, roth bei 58 Arten, blau bei 66, gelb bei 67; um die wirkliche Ungleichheit hervortreten zu lassen, muss man daher die Quotienten berechnen, dann erhält man für blau $23^1/_4$, für roth $38^7/_9$, für gelb $64^1/_3$, also für gelb mehr als für blau und roth zusammen.

Forschen wir nach der Intensität der Farben, so finden wir in a 2 Arten, in b 4, in c 11, in d 12, in e 46, in f 37, in g 10 und in h 5, also von der Grenze der schwarzen Farbe an ein Steigen bis e, das als die Normalfarbe betrachtet werden kann, dann ein Sinken bis an die Grenze von weiss.

Zugleich zeigt sich ein Ueberwiegen der hellen über die dunkeln Farben, auf die vier tiefsten Töne fallen 27 Arten, auf die vier hohen 98, und wenn man auch e abzieht, bleiben immer noch für die drei hellsten Töne 52 Arten, doppelt so viel, als die vier tiefsten haben.

Ein Versuch, Grönland durch den Polarkreis in Nord- und Süd-Grönland abzutheilen, lieferte für die Farbenverhältnisse keine erhebliche Verschiedenheit, da auch Südgrönland, von Inlandeis und Treibeis rings umgeben, ganz der arktischen Flora angehört.

3. Flora von Spitzbergen.

Spitzbergen liegt unter 75 bis 81° nördlicher Breite, die mittlere Temperatur der drei Sommermonate beträgt wenig über

1° R., die der andern neun Monate bleibt tief unter dem Gefrierpunkt.

Von dieser nördlichsten Flora der Erde kennt man 74 Phänogamen, und von diesen haben 22, also 30 Procent, keine Blumenkrone.

Eben so viele blühen rein weiss, obschon keine im Schatten wachsen, denn an die Stelle des Waldschattens treten hier die langen Schatten der Berge wegen des niederen Standes der Sonne und die vorherrschende Trübung der Luft durch Wolken und Nebel.

So bleiben nur 30 farbig blühende Arten, und gehen wir diese nach der Farbentafel durch, so fehlen rein rothe bis orangegelbe Blumen 1 bis 7 gänzlich.

Dagegen bilden rein gelbe Blumen 9, wenn wir den 14 ganz gelben noch *Erigeron uniflorum* L. wegen seiner Scheibenblüthen hinzufügen, die Hälfte aller farbigen.

Drei weitere Arten, *Ranunculus nivalis* L., *Potentilla emarginata* Pursh und *Saxifraga flagellaris* Willd., nähern sich durch etwas wärmere Farbe in 8 nur um einen Schritt der rothen, und *Potentilla pulchella* R. Br. scheint sich mit 10 c eben so viel der grünen Farbe zu nähern.

Es bilden sonach die gelben Blumen 60 Procent oder drei Fünftheile aller farbigen Blumen von Spitzbergen.

Nun folgt die grosse Kluft der grünen Farben, aber auch die blauen fehlen, wir finden eine Lücke von 11 grüngelb bis 20 violett-violett-blau.

Auf der violetten Stufe finden wir nur die Wiesenkresse (*Cardamine pratensis* L.); die Rauschbeere vertritt die violett-violett-rothe Stufe, die Farbe von 6 Arten ist violettroth, und 4 Arten blühen roth-violettroth.

So gehören die Blumen der sieben zwischen blau und roth stehenden Farben sämmtlich der überwiegend rothen Hälfte dieser Stufen an und bilden mit einander 40 Procent oder zwei Fünftheile aller farbigen Blumen von Spitzbergen.

Wir haben auch hier, wie in Grönland, ein bedeutendes Uebergewicht der gelben Farbe über die beiden andern, sowohl

in Bezug auf Häufigkeit, als auf Reinheit, denn blau und roth kommen nicht nur rein gar nicht vor, sondern es fehlen auch ihre Uebergangsfarben zu gelb, orange und grün.

Eine Zusammenstellung der drei Grundfarben nach ihrem ganzen Umfange liefert in Spitzbergen abweichend von den andern Floren das natürliche Verhältniss, blau ist mit 12 Arten die seltenste Farbe, roth tritt in 14 auf, gelb in 18, und die Berechnung nach Quotienten lässt das gleiche Ergebniss nur schärfer hervortreten, blau $2^{7}/_{8}$, roth $8^{3}/_{4}$, gelb $18^{1}/_{2}$.

Die Intensität der Farben betreffend, finden wir auch hier ein Steigen bis zur Normalfarbe, dann ein Sinken bis in die Nähe von weiss, aber mit der grösseren Nähe des Pols blassere Farben, a und b fehlen gänzlich, der dritte Ton ist nur durch zwei Arten vertreten, *Saxifraga oppositifolia* L. 22 c und *Pedicularis hirsuta* L. 24 c; d fehlt wieder, e hat 11 Arten, f 10, g 5 und h 2.

Es sind also die 2 dunkelsten purpurroth, von den 11 normalfarbigen 10 gelb, von dem Tone f 6, also über die Hälfte, wogegen in g und h nur je eine Art der gelben Farbe angehört.

Den 4 dunkelsten Tönen gehören nur 2 Arten an, den 4 andern 28 und auch nach Abzug der Normalfarbe noch 17, also den drei hellsten Tönen mehr als acht Mal so viele, als den vier dunkelsten.

Von den 26 Farben der Tafel kommen an den Blumen von Spitzbergen 8 vor, nur halb so viele als in Grönland, von den 194 Farbentönen 16, nur ein Drittheil der in Grönland gefundenen.

4. Europäische Meerstrandflora.

In der mir näher bekannten europäischen Pflanzenwelt bildet die Küsten- und Strandflora den stärksten Gegensatz zur Flora der Alpenregion und zu den dieser verwandten polaren Floren.

Ich habe daher eine Zusammenstellung der maritimen Phänogamen von Dänemark, Deutschland und Italien zur Untersuchung ihrer Farbenverhältnisse versucht und folgendes Ergebniss erhalten.

Die zwar sehr eigenthümliche, aber doch arme und monotone Flora der im Bereich des Salzwassers liegenden Ufer jener Länder zählt nur 217 Arten von Phänogamen, 143 mehr als die von Spitzbergen, aber 112 weniger als die von Grönland.

Von diesen 34 Familien angehörenden, salzliebenden Pflanzen blühen 87, also 40 Procent oder zwei Fünftheile, ohne Blumenkrone *(Apetalae* und *Glumaceae)*.

Von den andern 130 blühen 25, also etwas über 19 Procent oder beinahe ein Fünftheil weiss.

Zählt man von den übrigen 105 Arten vier mit zweifarbigen Blumen (*Aster Tripolium* L., *Tripleurospermum maritimum Schultz*, *Stachys maritima* L. und *Teucrium Polium* L.) zu beiden Farben, so erhält man 109 farbig blühende Salzpflanzen.

Von diesen blühen nur die sehr unscheinbare *Euphorbia Peplis* L. hellroth 1 f, *Scabiosa rutaefolia Vahl* hell incarnat 3 g, aber vier rothgelblichweiss 5 h, es zeigt sich also schon ein Anfang der in der Tropenflora culminirenden rothgelben Blumenfarben.

Die gelbe Farbe tritt eben so häufig als rein auf, vorherrschend in den Papilionaceen und Compositen, dann in einzelnen Arten aus Familien, welche gewöhnlich andere Farben zeigen, so in den Papaveraceen mit *Glaucium luteum Scop.*, in den Lineen mit *Linum maritimum* L., in den Convolvulaceen mit *Cressa cretica* L., in den Gentianeen mit *Erythraea maritima Tenore*; ich zählte 28 Arten, welche rein gelb blühen, 12, die nur einen Schritt gegen roth machen und eine mit einem Schritte gegen blau, die unscheinbare *Artemisia variabilis Tenore*, zusammen 41 Arten, beinahe 38 Procent oder über ein Drittheil aller farbigen.

Wie immer und überall fehlen auch hier den Blumenkronen die grünen Farben der Blätter und Kelche, von den sechs Stufen 11 bis 16 ist eine einzige, 12 grüngrüngelb, bei zwei Blumen leicht angedeutet, *Silene Mandralisci Parlatore* 12 g und *Crithmum maritimum* L. 12 h.

Eine andere häufige Doldenpflanze, die Seemannstreue (*Eryngium maritimum* L.), hat rein bläuliche Blüthen 17 g.

Den drei Stufen zwischen blau und violett gehören 16 Arten an, und 8 blühen violett, eine ungewöhnlich starke Zahl, bewirkt durch die mit 20 Arten auftretende Gattung der Meernelken *(Statice)*.

Zwischen violett und roth fallen 35 Arten.

Wir haben also auch hier das gleiche Ergebniss, wie in den andern Floren, doch weniger entschieden, 21 rein gelbe Blumen gegen 17 sich zu roth und 3 sich zu blau neigende, und als Gegensatz nur eine rein rothe und eine rein blaue gegen 59 Uebergänge von blau in roth. Der ganzen janthinischen Reihe von 17 bis 1 gehören 61 Arten an, das ist 56 Procent, die Blumen dieser Reihe überwiegen die der xanthischen 2 bis 16 und verhalten sich zu ihnen wie 61 zu 41 oder drei Fünftheile zu zwei Fünftheilen.

Zählt man jede Blume der Grundfarbe zu, die in ihrer Mischung noch vorkommt, wenn auch nur zu $^1/_8$, so kommt gelb bei 48 Arten vor, blau bei 63, roth bei 77. Berechnet man aber jede Farbe nur nach ihren Quotienten, so erhält man die Zahlen $27^3/_4$ für blau, $40^3/_8$ für roth und $42^7/_8$ für gelb, blau bleibt bedeutend in der Minderzahl, aber gelb hat nur ein geringes Uebergewicht über roth.

Diese Verhältnisszahlen mit denen der Flora von Grönland verglichen zeigen

1) eine beinahe gleiche Zahl von Blüthen ohne Blumenkrone, indem die zahlreichen Chenopodeen der Strandflora den zahlreichen Riedgräsern des Nordens das Gleichgewicht halten, dagegen
2) beinahe nur halb so viele weisse Blumen,
3) weniger gelbe,
4) etwas mehr rothe und
5) beinahe doppelt so viele blaue.

Forschen wir auch hier nach der Tiefe der Farben, so finden wir in a 2 Arten, in b 8, in c 11, in d 13, in e 35, in f 15, in g 15, in h 10, also ein Steigen bis zum Normalton, dann ein langsames Sinken; die Farben sind lebhafter, als in den Polarfloren, das Ueberwiegen der bleichen Farben über die tiefen

ist zwar auch vorhanden, aber in geringerem Grade, den vier tiefsten Tönen gehören 34 Arten an, den vier hohen 75, und wenn man e als Normalfarbe abzieht, bleiben nur noch 40, also für die drei hellsten Töne nur ein Siebentel mehr, als für die vier dunkelsten.

Die Mannigfaltigkeit der Farben ist nicht so gross als man glauben sollte, durch ein sonderbares Zusammentreffen stimmen die Zahlen der in dieser Flora an den Blüthen vorkommenden Farben der Tafel genau mit denen der grönländischen überein, 16 Farbenstufen mit 43 Farbentönen, hierin liegt nur in so fern eine grössere Mannigfaltigkeit, als diese gleichen Zahlen bei einer geringeren Zahl von Pflanzenarten vorliegen, in Grönland bei 192, hier bei 130 Arten.

6) Vertheilung der Farben der Blumenkrone nach den Jahreszeiten.

Nach Linné*) blühen die Pflanzen im Frühling vorzugsweise weiss, im Sommer roth, im Herbst gelb; ich habe nun die Jahreszeiten nach Dove so getheilt, dass die Monate März bis Mai den Frühling, Juni bis August den Sommer, September bis November den Herbst bilden und erhielt nun in der Flora von Württemberg 438 Frühlingsblumen, 1033 Sommerblumen und 288 Herbstblumen.

Die Zahlen fielen darum so gross aus, weil ich mehrfarbige Blumen in jeder ihrer Farben aufnahm und Blumen, welche in mehr als einer Jahreszeit blühen, in jeder derselben; so haben von den 438 Frühlingsblumen nur 134 am ersten Juni schon vollständig abgeblüht, und von den 288 Herbstblumen beginnen sogar nur 6, die Zeitlose und der Epheu, welche die Samen erst im folgenden Frühling reifen, und vier Gentianen, erst nach dem 31. August zu blühen, weitaus die meisten sind Nachblumen des Sommers, besonders auf den Wiesen, wo die durch die

*) *Caroli Linnaei Philosophia botanica. Editio 4ta studio Curtii Sprengel. Halae ad Salam 1809. 8°.*

Sense verstümmelten Pflanzen ihr Aeusserstes thun, um wie die Vögel, denen die Eier geraubt wurden, eine zweite Brut zu Stande zu bringen, freilich meist vergebens, da die zweite Blüthe der Oehmdernte zum Opfer fällt, wie die erste, wenn sie sich nicht sehr beeilte, der Heuernte.

Es blühen nun

I. im Frühling:

1, rein roth 1 = $^1/_{439}$
2 bis 4, überwiegend roth gegen gelb 5 = $^1/_{88}$
5, orange 3 = $^1/_{146}$
6 bis 12, überwiegend oder rein gelb 142 = $^1/_3$
17, rein blau 6 = $^1/_{62}$
18 bis 20, überwiegend blau 56 = $^1/_8$
21, violett 29 = $^1/_{15}$
22 bis 24, überwiegend roth gegen blau 88 = $^1/_5$
0, weiss 108 = $^1/_4$

II. im Sommer:

1, rein roth 5 = $^1/_{207}$
2 bis 4, überwiegend roth gegen gelb 15 = $^1/_{29}$
5, orange 11 = $^1/_{54}$
6 bis 12, überwiegend oder rein gelb 340 = $^1/_3$
17, rein blau 8 = $^1/_{129}$
18 bis 20, überwiegend blau 79 = $^1/_{12}$
21, violett 68 = $^1/_{15}$
22 bis 24, überwiegend roth gegen blau 298 = $^1/_3$
0, weiss 209 = $^1/_5$

III. im Herbst:

1, rein roth keine
2 bis 4, überwiegend roth gegen gelb 2 = $^1/_{144}$
5, orange 2 = $^1/_{144}$
6 bis 12, überwiegend oder rein gelb 100 = $^1/_3$
17, rein blau 3 = $^1/_{96}$
18 bis 20, überwiegend blau 20 = $^1/_{14}$
21, violett 21 = $^1/_{14}$
22 bis 24, überwiegend roth gegen blau 99 = $^1/_3$
0, weiss 41 = $^1/_2$

oder die Farbentafel nach den drei Grundfarben abgetheilt:

I. im Frühling:

von der Hälfte von 5 bis zur Hälfte von 13 gelb 143 = 1/3

von der Hälfte von 13 bis zur Hälfte von 21 blau 76 = 1/8

von der Hälfte von 21 bis zur Hälfte von 5 roth 112 = 1/4

weiss 108 = 1/4

II. Im Sommer eben so

gelb 345 = 1/3

blau 121 = 1/8

roth 357 = 1/3

weiss 209 = 1/5

III. im Herbst:

gelb 101 etwas über 1/3

blau 33 = 1/9

roth 112, über 1/3

weiss 41 = 1/7.

Hiernach ist es richtig, dass die weissen Blumen im Frühling am häufigsten sind, wenn gleich nur der vierte Theil aller Frühlingsblumen, da im Sommer nur der fünfte, im Herbst nur der siebente Theil weiss blüht; dieses Verhältniss scheint mit der Temperatur im Zusammenhang zu stehen, so dass eine Jahreszeit um so mehr weisse Blumen hat, je niedriger ihre Temperatur ist, denn die mittlere Temperatur von Stuttgart ist im Frühling 7,57 R., im Sommer 14,38, im Herbst 7,86, wobei freilich die Störung eintritt, dass der Sommer noch viele Frühlingsblumen, der Herbst aber noch weit mehr Sommerblumen und desswegen die geringste Zahl von weissen hat.

Dagegen hat der Sommer zwar etwas mehr rothe Blumen, als der Frühling, aber nicht ganz so viele als der Herbst, und was die gelben Blumen betrifft, so bilden solche in jeder der drei Jahreszeiten den dritten Theil der blühenden Gesammtzahl.

Die relative Zahl der blauen Blumen ist im Frühling am grössten, ein Sechstel, und nimmt wie die weisse mit dem Fortgang des Jahres ab, ein Achtel im Sommer, ein Neuntel im Herbst.

Warschauer Regierung ihre Verwaltungs-Befugnisse verloren hatten, sind daher auch durch die revidirte Städteordnung keine verliehen worden. Der in den andern Provinzen den Grundherren vorbehaltene Einfluß kann durchaus kein bedenklicher werden, da ihre Entscheidungen, wenn dagegen Beschwerde geführt wird, der Beurtheilung der höheren Behörden unterliegen, und wir bis jetzt noch keine Klage darüber vernommen haben, daß in Preußen deswegen, weil der eine Theil ein hochgeborner Graf, der andere ein schlichter Bürger ist, der Gerechtigkeit Eintrag geschehen sey. Jedes Polizei-Strafresolut wird von den grundherrlichen Behörden unter Vorbehalt des Rekurses ertheilt, und darf vor Ablauf der Rekursfrist nicht vollzogen werden, so daß auch in dieser Beziehung für die bürgerliche Freiheit der Einwohner und ihre Sicherheit gegen gutsherrliche Willkür nicht das geringste zu besorgen ist. Man wird hieraus erkennen, daß, wenn auch die preußische Regierung mit der revidirten Städteordnung in dieser Beziehung minder eilig und minder weit, als mit der alten vorgeschritten ist, und die möglichste Schonung für gesetzliche Rechte bewiesen hat, doch von einem Rückschritt nicht die Rede seyn kann. Vielmehr erkennen alle Mediatstädte, wenn sie ihren Zustand nach Einführung der revidirten Städteordnung mit dem vorigen vergleichen, darin einen sehr wesentlichen Vorschritt.

Und so wird wohl Jeder, welcher mit Preußen und folglich auch mit Deutschland es wohl und redlich meint, sich über die jetzige Tendenz der preußischen Regierung beruhigen können. So lange dieselbe mehr als einer Million waffengeübter, in Regimenter eingetheilter und an militärische Einrichtungen gewöhnter, rüstiger Männer gegenüber ein sehr mäßiges stehendes Heer unterhält, dessen Krieger auf kurze Zeit aus dem Volke genommen werden, um ins Volk zurückzukehren — so lange sie durch ein über alle Klassen sich erstreckendes Unterrichtssystem dafür sorgt, daß jeder dem Staat Angehörende sich zu denken gewöhne, und daß dadurch die öffentliche Meinung zu einer immer weiter verbreiteten und immer fester begründeten, öffentlichen Macht werde — so lange sie hierdurch und durch Anlegung von Kunststraßen und Kanälen, durch Zollvereine und Handelsverträge, duch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen beweist, daß sie nicht bloß den Verkehr mit Waaren, sondern auch den Flug der Gedanken fördern, und sich leitend an

7) Vertheilung der Farben der Blumenkrone in den Familien der Pflanzen.

Für die Vertheilung der Farben der Blumen in den Pflanzenfamilien habe ich kein anderes Gesetz entdecken können, als das sich von selbst verstehende, dass eine Farbe in einer um so grösseren Zahl von Familien auftritt, je häufiger sie überhaupt vorkommt.

Ich habe zur Bestimmung dieser Farben, da grün 13 fehlt, eben so schwarz, die andern Stufen der Tafel in sechs Farben abgetheilt,

1) rein oder überwiegend gelb 6 bis 12,
2) gelb und roth im Gleichgewicht, orange 5,
3) rein oder überwiegend roth 1 bis 4 und 22 bis 24,
4) roth und blau im Gleichgewicht, violett 21,
5) rein oder überwiegend blau 14 bis 20 und
6) weiss 0.

Die Flora von Württemberg umfasst 111 Familien, von welchen 27 keine Blumenkrone haben, also 84 hieher gehören.

Gelbe Blumen findet man in 52 dieser 84 Familien, und unter diesen 52 Familien befinden sich 9, in welchen die gelben Blumen die Hälfte der Gesammtzahl übersteigen, die also vorwiegend gelb blühen, darunter 5 mit mehr als 10 Arten in jeder, die Ranunculaceen mit 45 Arten, wovon 23 gelb blühen, die Corymbiferen mit 52 gelben unter 63, die Cichoraceen mit 49 gelben und nur 4 anders gefärbten, die Rhinanthaceen mit 10 gelben unter 16 und die Primulaceen mit 10 unter 15 Arten.

Bei zwei grossen Familien kommt die Zahl der gelben Blumen der Hälfte der Gesammtzahl nahe, bei den Cruciferen 30 unter 63 und bei den Papilionaceen 31 von 70; dass in elf Familien ausschliesslich nur gelbe Blumen vorkommen, wie bei den Berberideen, den Hypericineen, den Balsamineen, fällt wie bei den folgenden Farben weniger in's Gewicht, weil es lauter Familien sind, welche nur wenige Vertreter, oft nur einen, in dieser Flora haben.

Die rothen Blumen schliessen sich, in 51 Familien auftretend, dicht an die gelben an; unter diesen 51 Familien befinden

sich 11, in welchen mehr als die Hälfte der Arten roth blühen, darunter die Sileneen mit 19 von 25 Arten, die Onagrarien mit 11 von 15, die Cynarocephalen mit 24 von 30 und die Labiaten mit 28 von 53. In zwei monocotyledonischen Familien kommt die Zahl der rothblühenden Arten der Hälfte der Gesammtzahl nahe, bei den Orchideen mit 20 unter 45, bei den Liliaceen mit 10 unter 23; endlich haben 9 Familien, darunter die Malvaceen, die Lythrarieen, die Tamariscineen und die Ericineen, in unserer Flora nur rothe Blumen.

Weiss ist die dritte Farbe, welche in Württemberg bei mehr als der Hälfte der 84 Familien vorkommt, man findet sie in 46. Mehr als die Hälfte der Arten blüht in sechs dieser Familien weiss, am auffallendsten bei den Alsineen, von denen 26 schneeweiss und nur zwei der kleineren, *Lepigonum medium* und *rubrum* Wahlenb., hell purpurroth 23 g und e blühen, dann in der grossen Familie der Umbelliferen 47 unter 54 und bei den Stellaten 11 unter 18. Nicht viel unter der Hälfte beträgt die Zahl der weissblühenden Cruciferen, 27 von 63, und 9 Familien haben nur weisse Blumen, darunter die Amygdaleen, die Pomaceen, die Oleaceen, die Corneen und die Amaryllideen.

Blau ist die einzige Hauptfarbe, welche in weniger als der Hälfte der hier in Frage stehenden Familien vorkommt, von den 84 haben nur 22, also wenig über den vierten Theil, blaue Blumen, in vier blüht mehr als die Hälfte der Arten blau, bei den Polygaleen 4 von 5, bei den Gentianeen 7 von 13, bei den Borragineen 15 von 23 und bei den Antirrhineen, vorzüglich durch die Gattung Veronica, 17 von 33; die drei Familien, welche wild nur blau blühen, sind die Apocyneen mit *Vinca minor* L., die Polemoniaceen mit *Polemonium coeruleum* L. und die Globularien mit *Globularia vulgaris* L., drei wenig verbreitete, cultivirt leicht in weiss übergehende Pflanzen.

Von den zwei vorkommenden Mittelfarben findet man Violett in 17 Familien, darunter die der Farbe den Namen gebenden Violarieen mit 8 unter 13 Arten, die Campanulaceen mit 12 unter 18.

Orange kommt am wenigsten vor, nur in 10 Familien, meist bleich, wie in *Monotropa Hipopitys* L. 5 g, welche die einzige ausschliesslich in dieser Farbe blühende Familie bildet.

Die Farben sind in den 84 Familien der württembergischen Flora so vertheilt, dass die Zahl der Familien in dem Grade zunimmt, in welchem die der Farben abnimmt, wobei freilich die an Farben ärmsten Familien auch die ärmsten an Arten sind. Alle sechs Farben kommen nur in zwei Familien vor, den Corymbiferen und den Labiaten, in beiden sind auch zweifarbige Blumen häufig, sieben Familien blühen in fünf Farben, zehen in vier, dreizehn in drei, neunzehen in zwei und drei und dreissig nur in einer Farbe.

Oft tritt eine Farbe ganz isolirt und fremdartig in einer Familie auf, so unter den wesentlich gelben Cichoraceen die rothe *Prenanthes purpurea* L. 23 d, die blaue *Lactuca perennis* L. 19 d, die der Familie den Namen gebende Cichorie 19 d, *Mulgedium alpinum* Lessing 18 d, das schöne violette *Tragopogon porrifolium* L. 21 d, dagegen unter den rothen Cynarocephalen die ihnen den Namen gebende Artischoke blau 18 d, der Saflor orange 5 b, die Gattung *Scolymus* lebhaft gelb 8 e und in der grossen Gattung *Centaurea* neben den vorherrschenden purpurrothen Arten die blauen Kornblumen 19 e, *C. montana* L. 20 b, *C. depressa* Bieberst. 18 e, die goldgelben C. solstitialis L., C. melitensis L., C. benedicta L.

Unter den Labiaten zeichnen sich die Arten der Salbeigattung durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben eben so sehr aus, wie durch die Schönheit derselben, schon unter den einheimischen finden wir *Salvia pratensis* L. blau 20 c, *S. verticillata* L. roth 22 d und die bleiche, weil im Waldschatten lebende *S. glutinosa* L. schwefelgelb 9 f, unter den tropischen unserer Gärten aber neben der ultramarinblauen *S. patens* Cav. 18 b, der hellblauen *S. Sclarea* L. 19 g und der violetten *S. officinalis* L. 21 c und *S. Horminum* L. 21 b die karminrothe *S. dulcis* Hort. 24 b und die scharlachrothen *S. cardinalis* H. et B. 2 c, *S. coccinea* L. 1 b und *S. splendens* Ker 2 c.

Württ. Landesbibl. Stgt.

Lecoq macht auf das häufige Auftreten gelber Blumen mitten unter blauen aufmerksam, so *Aconitum Lycoctonum* und *A. Anthora* L., *Linum maritimum* und *L. flavum* L., *Viola biflora* L., *Lupinus luteus* L., *Gentiana lutea* L., *Campanula aurea* L. fil., *Cyanella lutea* L., gelbe und blaue Schwertlilien, ähnliche Fälle unter den Borragineen und der erwähnte umgekehrte bei den Cichoraceen; aber auch in den sonst rothblühenden Gattungen treten solche einzelne gelbblühende Arten auf, wenn auch weder absolut noch weniger relativ so häufig, so *Rosa Eglanteria* L. und *sulfurea* Ait., *Saponaria lutea* L., *Euphrasia lutea* L., *Papaver nudicaule* L., die Opuntien unter den Cacteen, und umgekehrt *Potentilla formosa* und *atrosanguinea* Don.

Fremdartige Seltenheiten sind eine von Lecoq erwähnte himmelblaue *Meconopsis* aus dem Himalaya unter den Papaveraceen, die neuholländische *Trachymene cyanea* Cunningham 20 e unter den Umbelliferen.

Die meisten Arten der Gattung *Ranunculus* blühen lebhaft gelb, die im Wasser und in der Alpenregion lebenden aber weiss, unsere Nymphäaceen sind weiss oder gelb, die tropischen auch roth und blau.

8) Verhältniss der Farbe zum Geruch der Blumen.

Der Geruch der Blumen ist noch weit mehr als ihre Farbe von der Temperatur abhängig, mit welcher, vorausgesetzt dass es an Feuchtigkeit nicht fehlt, die Lebensthätigkeit der Pflanzen steigt und fällt; die späten Herbstblumen der Monatrosen und Reseda in unsern Gärten lassen den Wohlgeruch der sommerlichen kaum ahnen, dieselben Blumen riechen im südlichen Europa viel stärker als im nördlichen, so konnte ich in Albano den Wohlgeruch der *Petunia violacea Hook.*, in Mira den der von Sphinx Convolvuli umschwärmten *Mirabilis Jalapa* L. auf mehrere Schritte Entfernung wahrnehmen, in Stuttgart kaum auf einige Spannen; indessen besteht keine Grenze zwischen riechenden und geruchlosen Blumen, eine Menge verbreitet unter günstigen Umständen einen Geruch, hinreichend, um Insekten zur Förderung ihrer Befruchtung anzulocken, aber zu schwach, um von dem

Menschen beachtet zu werden; ich habe daher meine Untersuchungen auf die, wie die Farben, oft ganz vereinzelt mitten in einer Familie oder Gattung geruchloser auftretenden starkriechenden Blumen beschränkt, besonders solche, welche vorzüglich ihres Geruchs wegen in Gärten gezogen werden, wie die Reseda, oder zu Markt gebracht, wie die Veilchen und Maiblumen, freilich sind mir viele starkriechende Blumen der Tropenländer der Farbe und dem Geruch nach unbekannt geblieben, und selbstverständlich wurden alle diejenigen Pflanzen ausgeschlossen, bei welchen nicht die Blumen, sondern die Blätter und andere grüne Theile stark riechen, wie die Pelargonien, *Dictamnus, Calendula, Tagetes, Balsamita* und sehr viele Labiaten. So habe ich ein Verzeichniss von hundert und elf Arten zusammengebracht, von welchen 31 der Flora von Württemberg angehören, die meisten einen angenehmen und nur zehen einen unangenehmen Geruch verbreiten.

Unter den weissen Blumen findet man die meisten wohlriechenden, 35, ein Drittheil der Gesammtzahl, darunter sehr ausgezeichnete und beliebte, die schon von Salomo gerühmte weisse Lilie, während ihre farbigen Schwestern geruchlos sind, die Tuberose, die Pomeranze, die Myrte, drei echte und zwei unechte Jasmine, die Gardenien, den *Cereus grandiflorus* Mill., die weisse Narcisse, die ungemein lieblich riechende kleine Blüthe des Oelbaums und unter unsern einheimischen den gefeierten Waldmeister, die Maiblume, den Holder, die schattenliebenden *Pyrola uniflora* L. und *Platanthera bifolia* Rich. und die Nachtblumen der *Lychnis vespertina* Sibth., deren purpurrothe Schwester *Lychnis sylvestris* Scop. geruchlos ist.

Zu den übelriechenden weissen Blumen kann man die Schlehe, die den Spaziergänger in Stuttgarts Schlossgarten belästigende Traubenkirsche und den gern am Wege blühenden Attich rechnen.

Den weissen Blumen kommen die rothen am nächsten, mit 30 Arten, etwas über den vierten Theil der Gesammtzahl, darunter die beliebte Gartennelke, die Federnelke und die Pfingstnelke, die Rosen, Sommer- und Winter-Levkojen, der Oleander

(*Nerium odorum* Ait.), die orientalische Seidenrose (*Beacia Julibrissin* Willd.) und der Gewürzstrauch (*Calycanthus floridus* L.), unter den wildwachsenden der Seidelbast, zwei Nelken, *Dianthus superbus* L. und *caesius* Smith, das Chocoladkraut (*Plantago media* L.), die Weinrose (*Rosa rubiginosa* L.), die Mairose (*Rosa cinnamomea* L.), die nächtliche *Silene noctiflora* L. und eine Orchidee, *Gymnadenia odoratissima* Rich.; zwei andere Orchideen, *Nigritella angustifolia* Rich. und *suaveolens* Koch, berühmt in der Schweiz als Brentle, im Zillerthal als Braunellen, zeichnen sich unter den Alpenpflanzen durch ihren durchdringenden Vanillengeruch noch mehr aus, als durch ihre an schwarz grenzende Purpurfarbe.

Als übelriechende rothe Blume haben Römer und Schultes eine Tulpe, *Tulipa maleolens*, bezeichnet, deren schwacher Mehlgeruch diesen Namen nicht verdient.

Den dritten Rang unter den starkriechenden Blumen nehmen die gelben ein, 21 Arten; hier finden wir den so allgemein verbreiteten Goldlack, die *Oenothera suaveolens* Desf., *Jasminum odoratissimum* L., *Ribes aureum* L., die Theerose, das in weiss und roth hinüberschwankende Geisblatt, *Tulipa suaveolens* Roth, *Narcissus Jonquilla, odorus* und *Tazzetta* L., die grünliche *Ptelea trifoliata* L. und den Mangel an Schönheit gleich der Reseda reichlich durch herrlichen Geruch ersetzend die gelbgrüne Blüthe der Rebe; unter den einheimischen gehören die Schlüsselblume, die Linden und als einzige Wasserpflanze mit wohlriechenden Blumen die gelbe Seerose hieher.

Uebelriechend kann man die gelben Blumentrauben des Sauerdorns (*Berberis vulgaris* L.) nennen.

Violett fand ich nur 9 wohlriechende Blumen, das Vanillenkraut (*Heliotropium peruvianum* L.) als die einzige starkriechende Boraginee, die seltene *Datura fastuosa* L., *Petunia violacea* Hook., jetzt eine Modepflanze, *Syringa chinensis* Willd., die auch rosa und weiss blühende spanische Wicke (*Lathyrus odoratus* L.), die ebenfalls vielfarbige Hyacinthe, *Hyptis suaveolens* Poit. und unter den einheimischen das Veilchen und die bleichere, aber ebenso angenehm riechende *Viola mirabilis* L.

Auffallend wenig wohlriechende und keine übelriechende Blume hat der vorwiegend blaue Theil der janthinischen Reihe; ich fand nur 4 hieher gehörige Blumen, die Hyacinthe, die Traubenhyacinthe (*Muscari racemosum* Mill.), die Aprikosenblume (*Iris graminea* L.) und den Flieder (*Syringa vulgaris* L.).

Orange fand ich nur eine in Deutschland fast unbekannte, hieher gehörige Blume, welche, weil sie zuerst im Jahr 1611 in dem farnesischen Garten in Rom gezogen wurde, den Namen *Acacia Farnesiana* Willd. führt, ihre sehr angenehm riechenden Blumen werden zwischen die Wäsche gelegt und von den Spaniern Aromo genannt.

Sechs Arten starkriechender Blumen haben ternäre, in der Farbentafel nirgends hinpassende Blumen, zwei derselben, die Nachtviole (*Hesperis tristis* L.) und das Nachtgeranium, Geranio notturno der Italiener (*Pelargonium triste* Cav.), sind bei Tag geruchlos und verbreiten bei Nacht wie die Belle de nuit einen äusserst angenehmen, die Dämmerungsfalter anlockenden Geruch; zwei andere haben einen widrigen, eckelhaften Geruch, die hohe *Ailanthus glandulosa* Desf. und die *Stapelia hirsuta* L., deren Farbe und Aasgeruch die Fliegen verführt, ihre Eier darauf zu legen; die übrigen sind *Muscari moschatum* Desf. mit Bisamgeruch und *Iris sambucina* L. mit dem Geruch der Holderblumen.

Endlich gibt es noch vier sehr übelriechende Blumen ohne Krone, die essbare Kastanie, die nur durch die Hoffnung auf die süsse Frucht den widrigen Geruch, den sie weit herum verbreitet, erträglich macht, und der dieses Trostes mangelnde Stinkbaum (*Sterculia foetida* L.), dann *Arum Dracunculus* L. und *A. crinitum* Ait., welche beide wie jene capische Stapelie durch Farbe und Geruch verwesenden Fleisches den zudringlichen Aasfliegen verderblich werden.

IX. Staubfäden, Staubbeutel, Blumenstaub.

Ist die Blumenkrone noch so lebhaft gefärbt, so bleibt doch der unterste, nicht an das Licht gelangende Theil derselben im Kelche farblos, glasartig oder kaum weislich getrübt, Nelken,

Schlüsselblumen, Rochea; aus demselben Grunde sind die Staubfäden (*filamenta*), welche einen oder mehrere Kreise innerhalb der Krone bilden, farblos, so lange oder so weit sie durch ihre Umhüllungen dem Lichte unzugänglich bleiben.

Treten aber die Staubfäden durch ungewöhnliche Verlängerung über die ihre Basis verhüllende Krone heraus, so färben sie sich bald gleich der Krone, wie bei *Schotia latifolia* Jacq., *Veronica Fortieri* Hort., bald davon abweichend, wie bei *Fuchsia coccinea* L., wo sie die Farbe des Kelchs wiederholen, bei *Metrosideros albiflora* Gaertn. und *Echium vulgare* L., bald harmonisch mit dem gelben Blumenstaub, wie bei vielen Acacien, besonders den neuholländischen 9 e, *Thalictrum flavum* L. 9 e, *Nierembergia gracilis* Hook. 9 g, *Echeveria secunda* Bot. Reg. 9 g, *Acacia Farneziana* Willd. 8 d, *Clematis integrifolia* L. 7 g, *Verbascum floccosum* Willd. 6 e, *Mesembryanthemum aureum* L. fil. 5 f, bald in der Ergänzungsfarbe zu demselben, wie bei dem nach seinen schönen Staubfäden benannten *Callistemon speciosum* Dec. 24 b, eben so schön karminroth bei den meisten Fuchsien, deren hängende Blumen in ihrer regenreichen Heimath, den Cordilleren von Mexiko bis zum Feuerland und den Falklandsinseln, die Staubkolben vor Regen schützen, ohne ihnen die Sonne zu nehmen, purpurroth bei *Portulaca grandiflora* Hook. 23 b, *Hibiscus Trionum* L. 22 a, *Verbascum phoeniceum* L. 22 c, *Plantago media* L. 22 e, *Thalictrum atropurpureum* Jacq. 22 h; violett bei *Veronica Fortieri* Hort. 21 b ist die äusserste Grenze gegen blau, welche die Staubfäden erreichen, denn selbst bei unserem violettblauen Natterkopf (*Echium vulgare* L.) bleiben sie der Purpurfarbe 23 e treu, welche die Krone vor dem Aufblühen zeigte.

Unter allen Theilen der Pflanze haben die Staubbeutel (*antherae*) das dringendste Bedürfniss nach Sonnenlicht, um vertrocknend aufzuspringen und den durch seine ölige Beschaffenheit vor zu starker Vertrocknung geschützten Blumenstaub auszustreuen; dieses Bedürfniss zu befriedigen steigt die Blume auch der entschiedensten Wasserpflanze über den Wasserspiegel empor, wendet sich jede aufgehend der Sonne zu, schliesst sich oder senkt sich bei Nebel, Thau oder Regen, *Gentiana*, *Portulaca*, *Erythraea*,

Ornithogalum, *Tulipa*; nur wenige machen eine Ausnahme, so die Pflanzen ohne trockenen Blumenstaub, Asclepiadeen, Orchideen, die nicht grünen Schmarotzer, *Lathraea*, *Monotropa*, *Orobanche*, *Cytinus*, *Rafflesia*, einige andere schattenliebende Gattungen, *Cyclamen*, *Asarum*, *Aristolochia*, und die vor Oeffnung der Krone sich im Verborgenen befruchtenden Campanulaceen.

Diese so nothwendige Erwärmung und Trocknung wird häufig durch die dunkle Farbe der Staubbeutel im Gegensatze zu der bleichen der sie tragenden Fäden befördert, und häufig ist daher der Staubbeutel der am dunkelsten gefärbte Theil der Blume, so vom tiefsten Purpurroth, beinahe schwarz, bei *Arbutus Unedo* und *Uva ursi* L., *Erica carnea* L., *multiflora* L. und vielen andern Heidekräutern, *Borago officinalis* L., *Anchusa officinalis* L., *Papaver Rhoeas* L., *Veratrum nigrum* L., etwas weniger dunkel bei *Astrantia major* L. 23 c, dem Buchweizen, dessen weisser Blüthe die purpurnen Staubbeutel einen rothen Schimmer verleihen, dem Teufelsabbiss 23 c, der rothen Hyacinthe 22 b, *Lychnis grandiflora* Jacq. 22 c und vielen Disteln 22 c bis e.

Dunkelviolett 21 a sind die Staubbeutel der *Petunia violacea* Hook., des Augentrostes gleich der Linienzeichnung an der weissen Blumenkrone, des Faulbaums, der *Justicia paniculata* Vahl, der *Bignonia capensis* Thunb., des *Muscari moschatum* Desf. und vieler Tulpen, etwas heller 21 c die von *Carduus nutans* L., eine Stufe weiter gegen blau, bis 20 b, gehen die Staubbeutel der blauen Hyacinthen und der *Nardosmia fragrans* Rchb.; bei der dreifarbigen Winde entsprechen die Staubfäden der weissen Mitte der Blume, die Staubbeutel 19 a dem Saume derselben, diejenigen der Kugeldistel sind 18 c, rein blaue 17 Staubbeutel habe ich aber nie gesehen, und die etwas unbestimmt als blau angegebenen von *Phacelia*, *Nemophila*, *Gilia* und *Hydrolea* dürften kaum violettblau überschreiten.

Verlassen wir die janthinische Reihe und schreiten in der xanthischen von roth gegen gelb, so werden die in der Farbe mit dem entgegenkommenden Blumenstaub übereinstimmenden Staubbeutel immer häufiger und überwiegen weit diejenigen, welche seiner Farbe als Ergänzungsfarben gegenüber stehen; die

Staubbeutel von *Lilium chalcedonicum* und *pomponium* L. haben die Farbe der Blume 3 b, die der Reseda gehen eine Stufe weiter 4 c; die Staubbeutel von *Galanthus nivalis* L. fand ich 6 d, von *Solanum Pseudocapsicum* L. und *Amorpha fruticosa* L. 7 d, bei den meisten Pflanzen sind sie rein gelb, grüne und weisse gibt es nicht.

Der Blumenstaub (*pollen*) ist der einzige Theil der Pflanze, welcher beinahe bei allen Gewächsen gelb ist, in der ungeheuren Mehrzahl rein gelb 9 d bis f oder eine Stufe gegen roth 8 d bis f, grössere Entfernungen von diesen Farben sind seltene Ausnahmen, ich beobachtete in vielen Jahren nur folgende: heller 9 g bei *Echeveria secunda* Bot. Reg. und den Fuchsien, beinahe weiss 9 h bei der Ulme, bei *Convolvulus tricolor* L., *Nardosmia fragrans* Rchb., dem Majoran und *Canna indica* L.; orangegelb ist der Blumenstaub bei der Platterbse (*Lathyrus sativus* L.) 7 e, eine Stufe röther bei dem Türkenbund (*Lilium Martagon* L.) 6 b und der Schafgarbe 6 c, ebenso bei mehreren Arten der Gattung *Verbascum*, bei *Colutea arborescens* und *orientalis* L., *Hibiscus Trionum* L., *Anthericum Liliago* und *ramosum* L.; der Blumenstaub von *Lilium lancifolium* Thunb., *chalcedonicum* und *pomponium* L. ist völlig orange 5 b, bei der Rosskastanie 4 c, bei *Aloë barbadensis* Miller 3 f, bei den Erythrinen 11 f, bei *Malva mauritiana* L. 22 h; bei den Tulpen mit schwarzvioletten Staubbeuteln fand ich auch den Blumenstaub von gleicher Farbe, *Petunia violacea* Hook. hat schön blauviolettblauen Blumenstaub 18 d.

X. Die Frucht.

1) Farbige Griffel und Narben.

Der Stempel (*pistillum*), durch seinen Namen an die Apotheker als Förderer der Pflanzenkunde erinnernd, ist der innerste Kreis oder Wirtel, die letzte Metamorphose der Blätter, von allen am meisten geschützt und verhüllt, daher am seltensten gefärbt; indessen fehlt es nicht ganz an Beispielen farbiger Griffel und Narben, das bekannteste ist der durch seinen arabischen Namen an die Saracenen erinnernde Safran 6 c, die einzige Pflanze,

die Spitze der großen Bewegung der Zeit stellen wolle — so lange mögen die Freunde Preußens die Besorgniß, seine Feinde die Hoffnung aufgeben, daß es sich zu Rückschritten erniedrigen und dadurch von dem hohen Standpunkte herabsteigen werde, welchen es durch die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms III. nicht nur im europäischen Staatensystem, sondern auch in der Geschichte der Menschheit und ihrer Civilisation eingenommen hat.

deren Griffel einen brauchbaren Farbestoff liefert, auch die Griffel der andern Crocusarten haben bald wie er im Gegensatz zur Krone, bald wie bei *Crocus luteus* Lam. in Uebereinstimmung mit derselben eine rothgelbe Farbe.

Lebhaft orange 5 b fand ich den Griffel von *Echinocactus corynodes* Hort. berol., scharlachroth 2 c den der Granatblüthe und mehrerer Cannaarten, bei *Fuchsia* und *Metrosideros* hat der Griffel genau die schöne Karminfarbe 24 b der Staubfäden, karminroth sind auch die kleinen Narben der Haselstaude und die grösseren des Wunderbaums als Ergänzungsfarben zu den gelben Staubbeuteln, bei *Hibiscus Trionum* L. sind Griffel und Narbe dunkelviolett 22 a, bei *Veronica Fortieri* Hort. etwas lichter 22 b, bei *Bignonia capensis* Thunb. 21 a, *Petunia violacea* Hook. hat eine tiefgrüne Narbe 12 a.

Bei den so mannigfaltigen blauen, violetten und gelben, nie rothen Schwertlilien hat der dreitheilige Griffel mit der Gestalt auch die Farbe der Blumenblätter angenommen, den aufrechten der Krone gleich oder doch nahe stehend; so fand ich ihn gelb bei *Iris sambucina* L. 9 c, *Pseudacorus* L. und *variegata* L. 9 e, *squalens* L. 9 f, violett bei *Iris spuria* L. 21 d und *sibirica* L. 20 c, weiss bei *Iris plicata* Lam.

2) Der Fruchtknoten.

Zeigen auch zuweilen Griffel und Narben bunte schöne Farben, so ist dieses doch nie bei dem Fruchtknoten (*germen*) der Fall, dieser ist ohne Ausnahme bleich, wie die Blätter anfangs gelblich, später durch Aufnahme von blau grün. Indessen zeigt sich bei völliger Gleichheit der eine Sauerstoffaushauchung anzeigenden Farbe doch der merkwürdige Unterschied, dass die unreifen Früchte das Licht eben so eifrig fliehen, als die Blätter dasselbe suchen, wohl weil erstere zu ihrer Entwicklung das Wasser dringender bedürfen; nebenbei wird noch der weitere Zweck erreicht, die künftige Brut durch Verborgenheit, wie durch Farbe, Geruchlosigkeit und sauren, herben Geschmack den Nachstellungen der Thiere und Menschen möglichst zu entziehen.

Es ist bewunderungswürdig, durch wie mannigfaltige und oft sinnreiche Mittel dieser Zweck, möglichst viel Licht für die Blume, möglichst wenig Licht für die junge Frucht, erreicht wird.

Am einfachsten sehen wir bei den meisten unserer Wald- und Obstbäume, den Buchen und Eichen, Weiden und Erlen, wie bei den Pfirschen und Kirschen, Aepfel und Birnen, die Blüthe den Blättern zuvorkommen und die ganze Fülle der Frühlingssonne geniessen: während dann die Blüthen ihr kurzes Dasein beschliessen, treten die Blätter hervor und verdecken die ihnen gleich gefärbten Früchte. Aehnliches geschieht bei niederen Gewächsen, an welchen Blätter und Zweige sich verlängernd die Frucht überwachsen, wie bei den Veilchen, dem Ehrenpreis, den Schlüsselblumen.

Die Zeitlose schmückt noch im späten Herbst unsere feuchten Wiesen mit ihren schönen nackten Blumen, die Frucht bleibt den Winter über sicher verborgen tief im Boden zurück, aus welchem sie erst im folgenden Sommer von den Blättern umhüllt hervorkommt.

Bei *Stellaria* und vielen andern Alsineen, bei *Talinum*, *Calandrinia*, *Echeveria*, *Pachyphytum* bildet der Blumenstengel einen Bogen, die Knospen befinden sich an demselben in einer Reihe über einander, die sich öffnende stets aufrecht im Scheitel des Bogens die Sonne anschauend, ist sie verblüht, so senkt sich ihr Stiel abwärts, so dass die Spitze der durch den Kelch bedeckten Kapsel wieder nach unten steht, der Stengel richtet sich auf bis zur nächsten der schlummernd herabhängenden Knospen, die nun erwacht und sich aufrichtet, um nach kurzer Freude das Loos der Vorgängerin zu theilen und ihre Stelle einer jüngeren Schwester zu überlassen; die Vergissmeinnichtarten, Heliotropien und andere Asperifolien gehen einen Schritt weiter und bilden statt des einfachen Bogens eine in sich eingerollte Spirale.

Berühmt wie der ausgezeichnete Arzt, dessen Andenken sie erhält, ist die *Vallisneria* durch die schraubenförmige Verkürzung ihres schlanken Blumenstiels, wodurch die Blume von dem Wasserspiegel, wo sie an einem heitern Vormittag im Sonnenschein Besuche empfieng, wieder in die dunkle Tiefe hinabgezogen und

unter den bandförmigen Blättern verborgen wird, aber dieses Untersinken theilen die Früchte aller Wasserpflanzen mit ihr, die einen zurückgedrängt von den fortwachsenden Zweigen, wie bei *Trapa natans* L., *Potamogeton*, *Ranunculus aquatilis* L., andere durch Entweichung der sie tragenden Luft, wie bei den Utricularien, und wieder andere durch Zunahme ihrer Schwere, wie bei den Seerosen.

Die herabziehende Schraube der *Vallisneria* steht auch nicht vereinzelt da, alle Arten der schönen Gattung *Cyclamen* ziehen so die heranwachsende Frucht dicht an die Erde herab.

Sonderbarer noch sind einige Pflanzen, welche, nachdem sie im Sonnenschein geblüht haben, die Frucht in die Erde hinabbohren und begraben, so *Trifolium subterraneum* L., *Morisia hypogaea* Gay und zwei in den Tropenländern sehr beliebte Hülsenfrüchte, die Erdnuss, Pistache de terre (*Arachis hypogaea* L.) und die Bohrblume, Haricot de terre (Glycine subterranea L.), welche wie die Kartoffeln ausgegraben werden.

3) Saftige Früchte.

Die Frucht der Pflanze reift auf zweierlei Weise, entweder wasserreicher, saftiger werdend, oder vertrocknend.

Früchte, welche reifend wasserreicher werden, sind dadurch in den Stand gesetzt, auch nach dem Tode der Pflanze, welche sie entwickelt hat, ja selbst getrennt von derselben ihr Leben noch einige Zeit fortzusetzen, so am längsten die Aepfel, deren Lebenszähigkeit ihren Hauptwerth als Winterobst bildet; ich habe oft auf dem Markte neben neuen Aepfeln vorjährige gesehen, und Sicklers zwei Jahre dauernde Reinette, welche erst gegen Pfingsten ihre völlige Reife erreicht, hält sich selbst länger als zwei volle Jahre. Einige Monate lang halten sich auch mehrere Winterbirnen, die Trauben und die Wintermelone. So bieten diese Früchte Menschen und Thieren eine willkommene gesunde Nahrung und diese dienen wieder der Pflanze, indem sie einen Theil ihrer Samen unverdaut dem Boden zurückgeben.

Die reifen Früchte stimmen höchst selten in der Farbe mit der vorangegangenen Blume überein; kaum ist der Schnee ver-

schwunden, so bedecken sich in unserer gemässigten Zone Bäume und Sträucher mit Millionen schneeweisser Blumen, im Walde leuchten die Blüthen der Erdbeeren, Brombeeren und Maiblumen, am Waldsaume schimmern die Schlehen und der Weissdorn, an den Landstrassen und um die Dörfer die Kirschen-, Pflaumen-, Birn- und Aepfelbäume, aber diese letzteren allein erinnern durch einen leichten rothen Anflug an eine der mannigfaltigen Farben, welche im Herbst die nie weissen Kinder dieser immer weissen Blumen schmücken werden.

Eben so wenig stimmt die Farbe der Blüthen südlicherer Obstbäume mit der ihrer Früchte überein, der herrlichen Blüthe der Mandelbäume folgen unscheinbare grüne Früchte und umgekehrt auf die unanschnliche Blüthe der Rebe die prächtigen Trauben, auf die weissen Blümchen der Oelbäume schwarze Oliven; bei den berühmten Agrumi ist die Blüthe weiss, die Frucht orange oder gelb, bei den beliebten Pomi d'oro die Blüthe gelb, die Frucht scharlachroth; ähnlich verhält es sich bei dem spanischen Pfeffer, den Nachtschatten, den Mispeln, Quitten, den Gattungen *Sorbus*, *Lonicera*, *Bryonia* und der ganzen Familie der Asparageen, nur die Pfirschen, einige Kürbisse, Gurken, Melonen und Rosen zeigen in Blume und Frucht ähnliche Farben.

Ganz anders ist das Verhältniss der Farbe saftiger Früchte zu derjenigen der Blätter, es theilen sich nehmlich die Früchte in zwei Unterabtheilungen, je nachdem sich bei der Blume der Fruchtknoten ausserhalb, unter derselben (*flores superi*), oder innerhalb, über derselben (*flores inferi*) befindet. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass im ersteren Falle der den Blättern nahe verwandte Kelch die Oberfläche der Frucht bildet, in dem letzteren aber eine Schale oder Haut, welche einem noch innerhalb der Blumenblätter und Staubfäden liegenden innersten Kreise angehört.

I. Unterblumige Früchte.

Die unterblumigen saftigen Früchte entwickeln genau die Farben, in welchen die Blätter zur Zeit der Herbsttracht glänzen, Gelb und Roth mit allen Zwischenstufen zwischen diesen beiden

Grundfarben. Ich habe die Farben von 385 unterblumigen Früchten theils nach dem Leben, theils nach guten Abbildungen verglichen und an 96 ein reines Gelb gefunden, so an *Crataegus flava* Ait., den Melonen, mehreren Kürbissen, an *Sorbus domestica* L., den Quitten, 37 Birnen- und 53 Apfelsorten.

Wenige mehr, 99, waren grünlichgelb 10 bis 12, die blaue Farbe hatte die Frucht nicht ganz verlassen, doch überwog die gelbe entschieden, so bei der Schlangengurke 10 e, einem Kürbiss 10 f, den Bananen 10 d, *Sicyos angulata* L. 10 d, einer Feige 10 b, *Adoxa Moschatellina* L. 11 c, Stachelbeeren 11 c, der Cantalupmelone 12 h mit 12 a gefleckt, dem Flaschenkürbisse 12 g h, den Bändern einiger Kürbisse 12 a b, der welschen Nuss 12 b, deren fleischige Hülle absterbend schwarz wird, wie das abgefallene Laub der Birnbäume, endlich 55 Birnen und 27 Aepfel.

Eine rein grüne Farbe fand ich nur an 5 Cucurbitaceen und 4 Birnsorten, erstere sind *Trichosanthes colubrina* Jacq., der birnförmige Kürbiss weisslich grün mit dunkelgrünen Bändern, welche jedoch zuletzt in röthlichgelb 8 e übergehen, *Cucurbita variegata* Steudel 13 h mit 13 b gefleckt, *Cucurbita Melopepo* L. und die in Süd-Europa so beliebte Wassermelone, eine wunderschöne, mehrere Pfund schwere Frucht, die Schale dunkelgrün, nach Innen ein ungeniessbares weisses Fleisch, dann aber ein wohlschmeckendes blutrothes 24 b, um so saftiger und süsser, je näher an den schwarzen Samen.

Beinahe eben so oft, wie durch blau gedämpft, findet man bei den unterblumigen Früchten die gelbe Farbe durch roth gehoben, ich zählte 95 Früchte der Farbenstufen 6 bis 8, darunter *Cucumis pictus* Jacq. 7 d mit dunklen Flecken, den Warzenkürbis 6 c bis 7 b, den Pomeranzenkürbis 6 c, den gemeinen Kürbis 6 c bis 8 e, den Sternkürbis 8 f und den Centnerkürbis (*Cucurbita maxima Duchesne*), die grösste Frucht im ganzen Pflanzenreich, bis 120 Pfund schwer, 8 d, die Beeren des *Loranthus europaeus* L. 7 f, die bräunlichen Mispeln und Elsenbeeren (*Sorbus torminalis* Cr.), 40 Birnen und 38 Aepfel.

Orange ist auch bei den Früchten eine gegen den Aequator zunehmende Farbe, warm wie die Luft, wo „im dunkeln Laub

die Goldorangen glühen." Hieher gehören die berühmte Ananasfrucht 5 b, die Zucca santa (*Cucurbita urnigera* Schrad.), die Gurke und der Balsamapfel (*Momordica Balsamina* L.) sämmtlich 5 c, ein nordamerikanischer Weissdorn (*Crataegus parvifolia* Ait.), 7 Birnen und 6 Aepfel, zusammen 19 Früchte.

Bei den Licht suchenden Blumen nimmt, wie wir gesehen haben, gegen die Pole mit der Stärke des Lichtes auch die Intensität der rothen Farbe ab, bei den lichtscheuen Früchten findet das Gegentheil statt, das Licht färbt sie, wie die Blätter, um so reiner und tiefer roth, je niedriger die Temperatur ist; in Süd-Europa treten nicht rothe Südfrüchte an die Stelle der dort seltenen oder ganz fehlenden, meist rothen nordischen Beeren, ich sah in ganz Italien nur einmal auf dem Markte in Modena Stachelbeeren und zwar nur grüne, in Venedig sind die Johannisbeeren erst durch die Oesterreicher so bekannt geworden, dass man sie seit einigen Jahren auch bei den Obstverkäufern findet, Birnen und Aepfel sind in Italien viel häufiger einfarbig gelb oder grünlich ohne rothe Backen, als in Deutschland, so der Pero naranzin 9 f, der häufige Pero spada 11 e, die beliebten Peri brutti e buoni, in Toscana Pera bugiarda, lügende Birnen, genannt, weil sie noch unreif scheinen, wann sie schon völlig reif sind, 12 d, ebenso der Pomo di San Piero, dall' oglio, di ferro und manche andere.

Auch nördlich der Alpen sind die im Herbst reifenden Kernobstsorten häufiger und stärker geröthet, als die noch im vollen Sommer, im Juli und anfangs August zur Reife gelangenden, wie die Johannisbirnen 7 f, Margarethenbirnen 9 f, Schnabelbirnen 10 e, Wachsbirnen 11 d und Magdalenenbirnen 11 e, der Johannisapfel 12 g und der Jakobsapfel 10 e.

Von 139 unterblumigen gelblich rothen Früchten kann man nur drei Kürbisse, welche 2 f, 3 d und 4 b gefärbt sind, und etwa noch den Azerolapfel 2 c zu den südlichen Früchten zählen, die andern sind sämmtlich Mittel- oder Nordeuropäisch und Nordamerikanisch, so die rothen Stachelbeeren und die grosse Moosbeere (*Vaccinium macrocarpum* Ait.) 2 a, *Cornus Suecica* L. und *Crataegus coccinea* L. 2 b, *Cornus florida* L., *Rosa rubiginosa* L.

und *R. collina* Jacq. 2 c, der Traubenholunder und die Vogelbeere 3 c, der Sanddorn (*Hippophaë rhamnoides* L.) und der feurige Busch (*Crataegus pyracantha* L.) 4 c, endlich 58 Birnen und 62 Aepfel.

Unter den 71 rein rothen hieher gehörigen Früchten ist die kirschenähnliche Frucht des Kaffees 1 b die einzige warmer Himmelsstriche; zu den andern gehören *Bryonia dioica* Jacq., *Cornus canadensis* L., fünf Weissdorne, fünf Loniceren und fünf Rosen, Johannisbeeren und Stachelbeeren, *Ribes alpinum* L., *Viburnum Opulus* L., *Sorbus domestica* L. und *S. Aria* Cr., *Pyrus arbutifolia* und *baccata* L., *Pyrus Bollwyleriana* Dec., 22 Birnen und 20 Aepfel.

Roth mit einem kleineren Zusatz von blau fand ich 59 Früchte, die Dürrlitzen (*Cornus mascula* L.), die Preiselbeeren und die Frucht der *Rosa Eglanteria* L. karminroth 24 a, die Moosbeere (*Vaccinium Oxycoccos* L.), eine Feige, die indische Feige (*Opuntia minima* Dec.) und die olivenförmigen Früchte der Tupelobäume in Nordamerika (*Nyssa integrifolia* und *denticulata* Ait.) 23 a, dann drei Birnen und 48 Aepfel.

Violette und blaue unterblumige Früchte gibt es nicht, wie es keine violette oder blaue Herbstblätter gibt, *Lonicera coerulea* L., deren Frucht als violettblau abgebildet wird, dürfte diese Farbe, wie die Heidelbeere und die Sumpfbeere (*Vaccinium uliginosum* L.) einem bläulichweissen, abstreifbaren Anflug von Wachs verdanken; die Sprützgurke (*Momordica Elaterium* L.) 14 b und drei Birnen 14 c gehen nur eine Stufe über grün gegen blau hinaus.

Zwar scheinen die vom Kelch bekleideten Früchte darin von den Herbstblättern abzuweichen, dass sie zuweilen schwarz sind, dass aber diese schwarze Farbe nur ein sehr dunkles Purpurroth sei, wie es auch an Herbstblättern vorkommt, dafür sprechen manche Umstände, die schwarzen Früchte gehören oft zu Gattungen, deren andere nahe verwandte Arten rothe Früchte haben, so bei *Juniperus*, *Rosa*, *Vaccinium*, *Sambucus*, *Viburnum*, sie gehen stets reifend schrittweise von grün durch roth in schwarz über, indem die rothe Farbe mit dem Verschwinden der blauen zuerst in lichten Tönen auftritt und allmählig dunkler wird; roth

bleibt auch das Innere, Fleisch und Saft der Frucht, und selbst die Haut oder Schale erscheint abgezogen und gegen das Licht gehalten purpurroth.

Ich zählte unter den beobachteten Früchten dieser Abtheilung 28 schwarze, die meisten der gemässigten und kalten Zone angehörend, wie die Felsenbirnen (*Aronia rotundifolia* und *Botriapium* P.), *Cotoneaster vulgaris* Lindl., *Bryonia alba* L., *Cornus sanguinea* L., *Juniperus communis* L., *nana* Willd., *virginiana* und *Sabina* L., *Lonicera nigra* L., *Ribes nigrum* und *aureum* L., *Rosa pimpinellifolia* L., *Sambucus nigra* und *Ebulus* L., *Viburnum Lantana* L., *Vaccinium Myrtillus* und *uliginosum* L.

Zu den schwarzen Früchten wärmerer Himmelsstriche gehören die stille Myrte, die schwarzen Feigen, *Viburnum Tinus* L. und *Putoria calabrica* P.

Während so die bei den Blumen beinahe unerhörte schwarze Farbe bei den Früchten öfters auftritt, gehört die dort so häufige weisse Farbe hier zu den grössten Seltenheiten, schneeweiss wie eine Lilie oder eine Alsinee ist keine Frucht. Die Mistelbeeren sind gelblich weiss 9 h, *Cornus alba* L., *Benincasa cerifera* Savi und *Symphoricarpos vulgaris* Mx. haben milchweisse Früchte 15 h bis 17 h, eben so die weissen Spielarten der Heidelbeere und der Myrte, während die in der Flora danica abgebildete weisse Spielart der hochnordischen Preiselbeere röthlich weiss 24 h ist.

2) Ueberblumige Früchte.

Wie unter den im Bereiche meiner Beobachtung gelegenen unterblumigen Früchten die Pomaceen, Birnen, Aepfel, Quitten, Mispeln, Weissdorn, *Sorbus*, *Aronia*, *Cotoneaster*, *Photinia*, zusammen von 383 Früchten 258, beinahe drei Viertheile, die Mehrzahl bilden, so unter den überblumigen die Amygdaleen, Mandeln, Pfirschen, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, zusammen von 326 Früchten 191, mehr als die Hälfte, verschieden von jenen durch dünnere, glattere Schale oder Haut (nur die Mandeln und Pfirschen machen in letzterer Beziehung eine Ausnahme), stets einfächerig und meist auch durch Fehlschlagen eines Eychens einsamig, mit weicherem Fleische und härterer Samenhülle, daher im Gegensatze zum Kernobst Steinobst genannt.

Statt des vertrockneten Theils des Kelches, welchen das Steinobst schon in frühester Kindheit ganz abstreift, zeigt hier die dem Stiel entgegengesetzte Stelle der meist runden Frucht nur die kaum sichtbare Narbe des abgefallenen Griffels als kleinen Punkt.

In den Farben zeigt sich gleich bei gelb die Unabhängigkeit dieser in der Jugend bleicheren, weil mehr geschützten Früchte von den Farben der Blätter, nur 29 sind rein gelb und zwar meist südliche, die berühmte Citrone, im Auslande mehr gesucht und geschätzt als in der Heimath, wo sie fast nur zu Limonade und Sorbetti verwendet und die bittere Schale weggeworfen wird, drei holzige Nachtschatten (*Solanum pyracanthos* Jacq., *marginatum* und *sodomaeum* L.), zwei Alraune (*Mandragora vernalis* und *autumnalis Bertoloni*), die nordamerikanische *Arbutus xanthocarpa Wangenheim*, 10 Pfirschen, 7 Pflaumen und 5 Kirschen.

Noch schwächer tritt die grünlichgelbe Farbe auf, nur in 25 Obstarten, der weissen Monaterdbeere 10 g, fünf Pfirschen und eben so vielen Pflaumen, darunter die beliebte Reine Claude, so dass sie noch viel seltener wäre, hätte nicht die mehr noch als wegen ihrer süssen nahrhaften Frucht, wegen des daraus bereiteten berauschenden Saftes berühmte und beliebte Rebe, bis an die äussersten Grenzen der Möglichkeit ihres Anbaus verpflanzt, in den kälteren Ländern nur nothdürftig reifend die dunkle Purpurfarbe verloren und dafür in 14 Spielarten ein bleiches grünlichgelb 10 b bis 12 f angenommen.

Noch seltener sind überblumige Früchte rein grün, ich fand nur drei, ein Drittheil der unterblumigen, die unbenützte Frucht der Kartoffeln, die Mandel und die Zwergmandel.

Eben so kommen die bei den Herbstblättern so häufigen röthlichgelben Farben 6 bis 8 bei den unterblumigen Früchten drei Mal häufiger vor, als bei den überblumigen, wo ich 38 fand, meist subtropische und tropische, wie die gelbe Spielart des spanischen Pfeffers 8 c, *Lycium afrum* L. 8 c, *Diospyros Lotus* und *virginiana* L. 6 d, den echten Lotus der Lotophagen (*Zizyphus Lotus* Willd.) 6 c, *Passiflora ciliata* Ait. 6 c, der Papayabaum mit melonenförmigen und der mit birnförmigen Früchten

(*Carica Papaya* und *Posoposa* L.), 2 Erdbeeren, 2 Aprikosen, 4 Kirschen, 6 Pfirschen und 9 Pflaumen.

Was das Temperaturbedürfniss der Früchte hier schon anzeigte, bestätigt sich in den rein orangefarbigen, dass nehmlich rothgelb bei den Früchten wie bei den Blumen eine gegen den Aequator zunehmende Farbe sei; wir finden in dieser Farbenstufe zuerst durch das Uebergewicht des Wärmebedürfnisses über die Verwandtschaft zu den Blättern mehr überblumige als unterblumige Früchte, 27 gegen 19, vor Allen die auch im Auslande mehr als in der Heimath gerühmte Frucht, welche der Farbe den Namen gibt, dann drei Passionsblumen (*Passiflora coerulea* L., *laurifolia* L. und *rubricaulis* Jacq.), *Capsicum frutescens* Willd., *Physalis viscosa* L., *Solanum Balbisii Dunal*, die Frucht des Papiermaulbeerbaums, die gelbe Himbeere, 3 Pfirschen, 2 Kirschen, 5 Aprikosen und 8 Pflaumen.

Gelblichroth 2 bis 4, meist lebhaft scharlachroth, fand ich in dieser Abtheilung 82 Früchte, bedeutend weniger als in der ersten, was blos von der grossen Zahl rothbackiger Birnen und Aepfel herrührt, welche in den wenigen schwächer gerötheten Pfirschen und Aprikosen kein hinreichendes Gegengewicht haben, denn von andern Früchten, als Gartenobst, gehören 38 hieher, doppelt so viel, als zu den unterblumigen, darunter 13 nordische, wie die Bärentraube 2 c, der gemeine und der Alpen-Seidelbast 2 b, der Bittersüss 2 b, die Himbeere 2 b, die Maltbeere (*Rubus Chamaemorus* L.) 3 d, die Judenkirsche 3 b, die deutsche Aronswurzel 4 c, der Spargel, die Maiblume, das Zweiblatt (*Majanthemum bifolium Dec.*) und der Drehfuss (*Streptopus amplexifolius* Dec.) sämmtlich 8 c.

Von den südlichen hieher gehörigen 25 Früchten sind viele nahe Verwandte der nordischen, so der Erdbeerbaum 2 c, *Daphne Gnidium* L., *collina* Willd. und *glandulosa* Spr., sämmtlich 2 b, sechs Nachtschatten, darunter die Pomi d'oro 3 c und die Korallenkirsche 2 d, *Physalis flexuosa* und *somnifera* L. 4 c, die welsche Aronswurzel, sehr häufig in den pontinischen Sümpfen, 4 c, *Asparagus albus* L., *scaber* und *tenuifolius* R. et S. und der Mäusedorn,

Der Arzt und die Euthanasie.

Von einem Arzte.

Das Wachen bedingt den Schlaf; das Leben erheischt den Tod; nach ewigen Gesetzen geht das materielle Substrat eines jeden Geschöpfes wieder in das allgemeine Meer der Welten zurück, aus dem es für eine kurze Spanne Zeit als Individuum herausgerissen wurde. Seine Existenz vor der Zeit dieses individuellen Zustandes ist unbekannt; noch nie kam uns Kunde von dem fernen Ufer des Jenseits, wenn auch Vernunftreligion und Offenbarung den völligen Untergang des einmal Existirenden verneinen. Und dennoch wird das Leben, dieser vorübergehende Zustand, geliebt; an seiner Erhaltung, an seiner Verlängerung liegt den Menschen in den allermeisten Fällen Alles: sey es noch so klein, so unterdrückt, von körperlichen und geistigen Schmerzen gepeinigt, sey der Geist, das Göttliche im Menschen, noch so unentwickelt — das bloße Leben, das nackte Daseyn, die süße Gewohnheit der Existenz, sie ist das Höchste, was der Mensch hier besitzt; Alles Andere ist ihm Nebensache, nur Bedingung zu diesem oder jenem Genusse, und tausend unsichtbare Fäden knüpfen ihn an die sichtbare Welt, die mit einer andern zu vertauschen oft ein so fürchterlicher Gedanke ist. Das Unabwendbare muß aber ertragen werden, und wer nicht würdig zu sterben weiß, wer nicht in allen Begegnissen das Walten einer höheren Hand erkennt, ist auch nicht würdig geboren zu seyn. Aber außer dem schreckenden Glauben an ein Fortbestehen und an eine

welcher in Südeuropa die Maus von dem hängenden Brodkorb abhält, sämmtlich 3 b.

Von andern Südgewächsen gehören hieher die Brustbeere (*Zizyphus vulgaris* Willd.), welche unreif lichtgrün 13 f, sich nicht gleichförmig, sondern durch scharf begrenzte, allmählig zusammenfliessende braunrothe Flecken färbt, bis sie endlich thig werdend mit der Säure auch jede Spur von grün verliert und eine schöne Scharlachfarbe 3 c annehmend abfällt, *Lycium europaeum* L. 2 b und *barbarum* L. 3 b, die schönen, in Süditalien wohl gedeihenden peruanischen *Schinus Molle* und *Areira* L. 3 c, die Fächerpalme 4 a und die tropische *Carica citriformis* Jacq. 3 d.

Die hieher zu rechnenden Obstsorten sind 2 Erdbeeren, 2 Trauben, 3 Pflaumen, 8 Pfirschen, 13 Aprikosen und 16 Kirschen.

Rein rothe überblumige Früchte zählte ich 57, den Sauerdorn 1 b c, die ihm verwandte schöne *Nandina domestica* Thunb. 1 b, den Erdbeerspinat 1 a bis d, *Ilex Aquifolium* und *Cassine* L., *vomitoria* Ait. und *chinensis* Sims, den hochnordischen *Rubus arcticus* L., *Rubus saxatilis* L., *Rhamnus Alaternus* L. und *persicifolius* Moris, *Capsicum annuum* L., *chinense* Jacq., *cerasiforme* und *frutescens* Willd., *Passiflora edulis* Sims und *gracilis* Jacq. und *Ardisia crenulata* Ventenat aus den Antillen, dann eine Pfirsche, eine Aprikose, 2 Trauben, 5 Erdbeeren, 14 Pflaumen und 14 Kirschen.

Die Zahl der überblumigen zwischen roth und violett fallenden Früchte ist 76, sie übertrifft also die der unterblumigen beinahe um ein Drittheil, es sind lauter essbare, *Capsicum violaceum* H. et B., *Empetrum rubrum* Vahl, die canadische Himbeere 24 b, die rothe Maulbeere 23 a, die Mangostanen (*Garcinia Mangostana* und *celebica* L.) 22 a, die türkische Kirsche (*Prunus cerasifera* Ehrh.) 24 a b, eine Erdbeere, eine Aprikose, 6 Trauben, 20 Pfirschen, 20 Kirschen und 24 Pflaumen.

Die in der ersten Abtheilung völlig fehlende violette Farbe tritt in der zweiten an sieben ebenfalls sämmtlich essbaren Früchten auf, besonders schön und lebhaft an der in Südeuropa oft zu Markt gebrachten Melanzane (*Solanum Melongena* L.), an 2 Trauben und an 4 Pflaumen.

Auf die drei Stufen zwischen blau und violett fallen nur zwei unbedeutende ausländische Früchte, *Passiflora suberosa* L. und die jetzt in unsern Gärten häufige nordamerikanische *Mahonia Aquifolium* Nuttal, deren Frucht 20 b in den Ergänzungsfarben zur gelben Blüthe reift.

Rein blaue und zwischen blau und grün fallende Früchte fand ich auch unter den überblumigen nicht, dagegen tritt hier häufiger und stärker, als bei den unterblumigen, der dort erwähnte zarte, bei jeder Berührung verschwindende milchfarbige Duft auf, ein lockerer Ueberzug von Wachs, welcher die Frucht wie die Stengel vieler Pflanzen vor Nässe schützt, wie das Fett die Federn der Wasservögel. Dieser Duft verleiht der Frucht je nach ihrer Grundfarbe einen hellen, aber glanzlosen Schimmer, so dass schwarzrothe und dunkelviolette Früchte eine bläuliche Färbung erhalten.

Wie dort die Aepfel und Kürbisse, so und noch viel entschiedener zeigen hier Pflaumen und Trauben eine solche Bestaubung, während man dort an den Birnen, hier an den Pfirschen und Kirschen keine Spur davon bemerkt.

Diese flüchtige, durch den Duft erzeugte Farbe fand ich bei den sogenannten weissen Trauben 10 f und g, 13 g, 14 g, bei den schwarzen 17 f und g, 18 e f g, 19 d und f, 20 c, 22 c und g, bei hellen Pflaumen 8 h, 13 f, 14 f und h, bei den dunklen 16 c, 18 c d e und h, besonders häufig 19 c d und e, dann 20 e g und h, 21 f.

Schwarze Früchte sind unter den überblumigen beinahe vier Mal häufiger als unter den unterblumigen, sind aber auch hier nur über a noch hinaus gehende purpurne und häufig Gattungsgenossen der rothen, wie bei *Rubus*, *Daphne*, *Asparagus* und *Convallaria*. Ich zählte 79 aus den verschiedensten Familien, darunter giftige, wie die berüchtigte *Atropa Belladonna* L., *Actaea spicata* L., *Paris quadrifolia* L. und die minder gefährlichen schwarzen Nachtschatten (*Solanum nigrum* L., *bonbense* und *cestrifolium* Jacq.), ungeniessbare wie der Epheu, die *Ampelopsis hederacea* Dec., *Ligustrum vulgare* L., *Phytolacca decandra* L., *Prunus Padus* und *Mahaleb* L., sechs Schwarzdornarten, vier südliche

Spargeln und drei Convallarien, endlich viele essbare meist süsse, *Arctostaphylos alpina* Spr., drei *Celtis*, die schwarze Maulbeere, die Olive, die verdächtige aber in Südeuropa häufig genossene Kirschlorbeere, die Schlehen, Brombeeren, 9 Pflaumen, 11 Kirschen, 15 Trauben und die kaum hieher zu rechnenden schwarzen Pfirschen und Aprikosen.

Um so seltener sind auch in dieser Abtheilung weisse Früchte, ich fand nur drei, sämmtlich essbar, die honigsüsse weisse Maulbeere, die Eierpflanze, welche nur eine leichte Spielart der Melanzane ist, und die Camarinhas der Portugiesen (*Empetrum album* L.).

Als allgemeines Resultat ergibt sich ein grösseres Wärmebedürfniss für die überblumigen, als für die unterblumigen Früchte oder vielmehr ein Ueberwiegen der ersteren in wärmeren, der letzteren in kälteren Zonen, dann ein Uebergewicht der überblumigen in Orange, Purpur, Violett und Schwarz, während in den andern Stufen die unterblumigen die Mehrzahl bilden.

Rechnet man die weissen Früchte zur xanthischen Reihe, die schwarzen zur janthinischen, so ergeben sich für die erstere 469 unterblumige und 160 überblumige Früchte, für die letztere 207 unterblumige und 221 überblumige; die vom Kelch bekleideten Früchte schliessen sich durch ihr starkes Uebergewicht in der xanthischen Reihe an die Herbstblätter an, bei welchen ich auch 99 der xanthischen und nur 27 der janthinischen Farbenreihe angehörende fand.

3. Panaschirte Früchte.

Die Panaschirung kommt auch bei den Früchten, wie bei den Blumen vor, doch weit seltener, übrigens ebenso immer als Kunsterzeugniss an Culturgewächsen; so sind einige Kürbisse, besonders der kleine birnförmige der Länge nach grün 13 c und grünlich weiss 13 h gestreift, die Melonenbirne oder Schweizerbergamotte gelb 9 f, roth 2 c und grün 12 c. Am häufigsten kommen gestreifte Aepfel vor, so in Württemberg die beliebten Luiken, die rothe 9 g mit 24 b und c gestreift, die weisse Luike 9 h mit 24 a bis e.

Die sonderbare Erscheinung, dass eine Frucht der Farbe nach aus zwei verschiedenen Hälften zusammengesetzt scheint,

beobachtete ich drei Mal, zwei Mal war es ein Apfel, dessen eine Hälfte der Länge nach scharf begrenzt karminroth 24 a war, die andere Hälfte lichtgelb 9 g mit 24 c gestreift, das dritte Mal eine Weinbeere, an welcher eben so scharf begrenzt die eine Hälfte den weissen Trauben, die andere den schwarzen angehörte, natürlich sind es wie bei den Blumen ganz vereinzelte Fälle, welche sich nicht vermehren lassen, da sie sich nicht an der ganzen Pflanze wiederholen.

Noch zufälliger sind die scharfrandigen gelben Flecken; welche dadurch entstehen, dass eine Spinne oder eine Raupe ein Blatt an der Sonnenseite eines Apfels befestigt und dadurch auf der zugedeckten Stelle die Röthung verhindert; man ist hiedurch auf eine Spielerei geleitet worden, welche darin besteht, dass man Silhouetten, Namenszüge oder andere Figuren aus Papier ausschneidet und an der Sonnenseite der Borsdorfer oder ähnlicher Aepfel aufklebt, ehe sie sich röthen.

4. Farbenverhältnisse der saftigen Früchte in einigen Floren.

Eine Vergleichung der bei den Blumen untersuchten vier Floren ergab wegen der geringen Zahl ihrer saftigen Früchte ein sehr dürftiges Ergebniss.

Die Alpenflora hat unter 481 Pflanzen nur eine einzige beerentragende, *Arctostaphylos alpina* Spr. und diese ist schwarz.

Mit der Flora von Spitzbergen verhält es sich eben so, ihre einzige beerentragende unter 74 Pflanzen, die Rauschbeere, ist ebenfalls schwarz.

Nur Grönland hat unter 329 Pflanzen doch elf, welche zum Theil häufig gesammelte und genossene Beeren liefern. Von diesen ist eine rein roth, *Rubus saxatilis* L. 1 b, fünf sind gelblich roth. *Rubus Chamaemorus* L. 3 d, *Sorbus americana* Pursh 3 c, *Cornus suecica* L. 2 b, *Arctostaphylos Uva Ursi* Spr. 2 c und *Streptopus amplexifolius* Dec. 3 c, und zwei sind purpurroth, *Vaccinium Vitis idaea* L. 24 a und *V. Oxycoccos* L. 22 a. Endlich sind drei schwarz, *Vaccinium uliginosum* L., *Empetrum nigrum* L. und *Juniperus nana* Willd. Die Preiselbeere und die Rausch-

beere kommen auch zuweilen sehr bleich, doch nicht ganz weiss vor.

Wie in diesen drei Floren die Kälte, so ist in der Strandflora die Trockenheit, der Mangel an süssem Wasser, den saftigen Früchten ungünstig; sie enthält unter 217 Pflanzen nur vier, welche kleine unbenützte Beeren tragen, alle einer Gattung angehörend, zwei scharlachroth 3 b, *Asparagus scaber* R. et S. und *albus* L. und zwei schwarz, *Asparagus aphyllus* und *horridus* L.; orange, gelbe, grüne und violette Früchte fehlen in allen diesen Floren, sie umfassen nur 6 Farbenstufen zwischen 22 und 3 nebst schwarz.

5) Trockene Früchte.

Den saftigen Früchten stehen die trockenen gegenüber, bei welchen mit dem Entweichen der blauen Farbe auch das Wasser entweicht; die Frucht, welche die Samen ernährt und ausgebildet hat, vertrocknet, sobald die Samen ihrer nicht mehr bedürfen, und vertauscht sterbend die Sommertracht der Blätter mit der braunen Winterfarbe des abgefallenen Laubes. Eine solche Leichenfarbe tritt bei den Früchten der grossen Mehrzahl der Pflanzen ein, bei den grössten Familien, allen Cruciferen, Cyperaceen, Gräsern, den meisten Umbelliferen, Compositen, und den schönsten Blumen der Malvaceen, Scytamineen, Amaryllideen, Irideen, Liliaceen, unsern Camellien, Azaleen, Rhododendron, Nelken.

Zuweilen geht die grüne Farbe der unreifen Frucht nicht so schnell in die braune der vertrockneten über, es liegt zwischen beiden ein der Herbsttracht der Blätter entsprechender Zwischenzustand, in welchem die Frucht, wie der Himmel an einem schönen Abend, gelb und roth erscheint; so bei *Ricinus africanus* Mill. rein roth 1 c, der aufgeblasene Kelch von *Physalis Alkekengi* L. verändert das frühere Grün in Scharlachroth 3 c, der Kelch des Spindelbaumes in licht Karminroth 24 c und der der *Sanguisorba officinalis* L. behält sein dunkles Schwarzroth 22 a; besonders häufig tritt ein solcher Uebergang bei den Hülsenfrüchten ein, so färben sich die Hülsen des Zuckerschotenbaums (*Gleditschia triacanthos* L.) dunkelpurpurroth wie seine Stacheln, sehr schön die

Hülsen mancher Gartenbohnen, lichtgelb bei *Phaseolus compressus xanthocarpus* 9 g, *Ph. gonospermus purpureus* 8 g, *Ph. ellipticus saccharatus* 7 g, hellorange bei *Ph. compressus candidus* 6 e, gelb mit rothen Flammen bei *Ph. sphaericus purpureovariegatus* 9 g mit 1 b, *Ph. sphaericus haematocarpus* 8 e mit 1 b, *Ph. oblongus Sargentone* 8 f mit 1 b, *Ph. Pardus carneus* 9 e mit 2 a, die Hülsen einiger schwarzen Bohnen gehen durch purpurviolett 22 b bis d reifend völlig in schwarz über.

Diese farbenwechselnden Früchte bilden den Uebergang von den saftigen zu den trockenen.

Die vielsamigen trockenen Früchte leisten sterbend und selbst nach dem Tode den Samen einen Dienst, indem sie sich mechanisch öffnen und sie ausstreuen, letzteres zuweilen plötzlich mit elastischer Gewalt, wie *Phaseolus*, *Viola*, *Euphorbia*, vor allen der westindische Streubüchsenbaum (*Hura crepitans* L.), dessen Kapsel der Sonnenhitze ausgesetzt mit einem, einem Pistolenschuss gleichenden Knall in zwölf Stücke zerplatzt.

Einige lösen sich jedoch vertrocknend in so viele Theile auf, als sie Samen enthalten, und diese Theile fallen mit dem darin eingeschlossenen Samen ab, so die Gliederhülsen (*lomenta*) von *Scorpiurus*, *Coronilla*, *Hippocrepis*, *Hedysarum*, die Diachaenen der Doldengewächse, die Flügelfrucht der Ahorne, sie bilden den Uebergang zu den einsamigen Früchten, welche jede ihren Samen eng umfassend, ihn in's Grab als Sarg begleiten und erst bei seiner Auferstehung verlassen.

Diese einsamigen Früchte wurden, wenn sie klein waren, bis nach Linne's Zeiten für Samen gehalten und werden es noch von der grossen Mehrzahl der Menschen, ja es kostete selbst unter den Pflanzenforschern einen langen Kampf, heftige Angriffe auf den Glauben an nackte Samen, bis sich die Ansicht geltend machte, dass solche auf wenige Familien, *Zamiae*, *Coniferae*, beschränkt seien. Man erfand nun für diese Nichtsamen, da die alten Fruchtnamen nicht auf sie passen wollten, mehrere Namen: Schliessfrucht (*Achenium*) für *Rosaceae*, *Compositae*, *Labiatae*, einen Theil der *Ranunculaceae*, Nüsschen (*Nucula*) für *Asperifoliae*, *Najadeae*,

Schlauchfrucht (*Utriculus*) für *Dipsaceae*, *Lemnaceae*, Hautfrucht (*Caryopsis*) für *Glumaceae*.

Indessen hindert dieses nicht, dass auch der gelehrteste Botaniker mit dem Landwirth und dem Gärtner von den Samen des Lattichs, der Petersilie, des Majorans spricht, wie man vom Aufgang und Untergang der Sonne spricht, ohne an die schweren Kämpfe zu denken, die es gekostet hat, bis man die Achsendrehung der Erde zur allgemeinen Anerkennung brachte.

Die Farbe dieser trockenen Hülsen, Schoten, Capseln, Nüsse u. s. w. ist bei der grossen Mehrzahl braun durch alle Töne, ein verdunkeltes, durch schwarz und roth getrübtes gelb, so dunkelbraun bei dem Johannisbrod, den meisten Compositen, Umbelliferen und Labiaten, schwarzbraun bei der Röhrencassie, dem Majoran, dem Buchweizen und andern Polygonumarten.

Nach braun ist schwarz die häufigste Farbe dieser Früchte, so bei dem Körbel, der *Ferula*, dem Basilicum, dem Salbei, *Mirabilis Jalapa* L., *Andryala*, *Bidens*, *Cineraria*, *Tagetes*; unter den Boragineen zeichnen sich die Vergissmeinnichtarten durch lebhaften Glanz bei vollkommener Schwärze aus, in der Gattung Chenopodium fand ich alle Früchte schwarz, aber die von *Ch. album*, *maritimum*, *Quinoa* und *urbicum* L. glänzend, die von *Ch. glaucum* und *Scoparia* L. und *olidum* Lam. ohne Glanz.

Weisse trockene Früchte fand ich bei *Acroclinium roseum* Hort., *Carthamus tinctorius* L. Lieblingsfutter der Papageien, *Lithospermum officinale* L., dem Reis und dem nordamerikanischen Wasserhaber (*Zizania palustris* L.).

Die zweifarbigen trockenen Früchte zeigen meistens nur verschiedene Töne der gleichen Stufe, so viele dunkelbraune Früchte der Umbelliferen mit hellbraunen Rippen; die Birkenfrucht ist 7 a mit 5 f Flügel, die der Casuarinen schwarz mit 5 f Flügel, bei der Cichorie ist die bleiche Frucht 5 h, schwärzlich gesprenkelt, bei der Artischoke hellgrau und lebhaft schwarz gefleckt, bei *Mirabilis longiflora* L. 6 c mit schwarzen Flecken.

Zu den zweifarbigen Früchten kann man auch die mit einer trockenen Krone (*pappus*) versehenen zählen. Diese Haarkrone ist am häufigsten rein weiss, wie bei den Wollgräsern (*Eriopho-*

rum), dem Federgras (*Stipa pennata* L.), den Gattungen *Chondrilla*, *Prenanthes*, *Lactuca*, *Picridium*, *Crepis*, *Senecio*; bei den Compositen, bei welchen die Haarkrone am häufigsten vorkommt, ist sie auch häufig blass gefärbt, so unterscheidet sich die Gattung *Hieracium* durch ihre gelblich graue Krone 7 g von *Crepis*; *Helichrysum fulgidum* Willd. hat bei goldgelber Blüthenhülle auch eine gelbe Haarkrone 8 c, ist aber die Blüthenhülle weiss, so ist es auch die Haarkrone. Die Haarkrone von *Baccharis iraefolia* L. fand ich 3 f, von *Erigeron acris* und *alpinus* L. 5 f, die dunkelsten, jedoch vielleicht erst im Herbar so geworden, fand ich bei drei von dem Vorgebirg der guten Hoffnung erhaltenen Compositen, bei *Inula pinifolia* L. und *Pteronia membranacea* Thunb. 4 c und bei *Pteronia viscosa* Thunb. 3 c; noch dunklere Haare findet man wohl an andern Pflanzentheilen, z. B. an der Blüthenhülle einiger Hieracien, an dem Stengel des *Dictamnus*, aber nie an der Frucht.

Farbenspielarten kommen bei den trockenen Früchten im wilden Zustande gar nicht, in Gärten selten vor, so hat die Sonnenblume (*Helianthus annuus* L.) bald schwarze, bald graue, bald grau und weiss gestreifte Achenien, bei dem Kopfsalat unterscheiden die Gärtner schwarz Korn, gelb Korn 7 a und weiss Korn hellgrau.

Die Getreidearten sind jede in ihrer Farbe fest und einander in der Farbe noch ähnlicher, als in der Gestalt, Weizen und Dinkel 3 f bis 4 f, Einkorn 3 f, Gerste und Haber 4 g, Hirse 7 c, Kolbenhirse (*Panicum italicum* L.) 7 c; man spricht zwar von schwarzer Gerste, weissem und schwarzem Haber, blassgelber, blutrother, grauer und schwarzer Hirse, rother Kolbenhirse (*Panicum erythrospermum* Hornemann), allein es sind allemal nicht die Früchte selbst, sondern die solche verhüllende Spelzen, welche diese Farben mehr oder weniger deutlich annehmen, wie bei dem Reis, dessen rothgelbe Spelzen 4 f bei einer Spielart ziegelroth 3 e sind, ohne dass der Reis selbst darum weniger weiss ist.

Fast eben so verhält es sich mit der in warmen Ländern ihrer Fruchtbarkeit und der Leichtigkeit ihres Anbaues wegen

trotz ihrer geringen Güte weit verbreiteten, nördlich der Alpen aber nicht zu völliger Reife gelangenden Mohrhirse; ich fand bei *Sorghum vulgare* Pers. das Korn 6 a, die Spelzen 6 c, bei *S. saccharatum* P., neuerlich mit Uebertreibung als Futterkraut und Zuckerrohr empfohlen, das Korn ebenfalls 6 a, die Spelzen aber 1 a, bei *S. nigrum* Link das Korn wieder 6 a und nur die Spelzen glänzend schwarz; *S. caffrorum* Arduino, einst als Zuckerrohr empfohlen, hat allein ein helleres Korn 5 d bei weissgelblichen Spelzen 5 h.

Von dieser Einförmigkeit der Farbe bei den Halmfrüchten, wie von der in denselben vorherrschenden Unscheinbarkeit macht Eine Pflanze eine auffallende Ausnahme.

Der Mais ist die beste und reichste Gabe, welche die alte Welt von der neuen empfangen hat, so allgemein als solche anerkannt, dass er jetzt in allen fünf Welttheilen überall gebaut wird, wo ihm nicht das Klima eine Grenze setzt, vom Aequator bis zum 44. bis 51. Grad der Breite, das heisst so weit gegen die Pole, als die Rebe, gegen den Aequator weiter als diese.

Als uralte Culturpflanze mythischen Ursprungs hat der Mais mancherlei Spielarten, man unterscheidet der Grösse nach den tropischen (*Zea Mays exaltata* Kunth) bis achtzehn Fuss hoch, stark behaart, dessen Anbau in Europa vergeblich versucht worden ist; den gewöhnlichen (*Zea Mays communis* Kunth) in Südeuropa bis zwölf, in Deutschland nicht über sechs Fuss hoch; den Dreimonats Mais (*Zea Mays praecox Pers.*) in Italien Cinquantino genannt, weil er 50 Tage nach dem gewöhnlichen unmittelbar nach der Weizenernte gesäet wird, nicht leicht über vier Fuss hoch; endlich den Zwergmais oder Hühnermais (*Zea Mays pumila* Martens) nur einen bis zwei Fuss hoch mit sehr kleinen Körnern.

Nach der Zahl der Körnerreihen an einem Kolben gibt es 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20 und 22 zeiligen Mais, ungleiche Zahlen kommen nicht vor, weil die Zeilen paarweise stehen, so dass die Körner zweier Zeilen immer unter sich gleich, mit den angrenzenden aber wechselständig laufen.

Von sechszeiligem Mais, welchen man für die Urform zu halten geneigt wäre, sah ich nur ein Mal zwei Kolben, der achtzeilige ist bei weitem der häufigste, viel häufiger als alle andern zusammengenommen, weil er der ergiebigste ist, mit den längsten Kolben und grössten Körnern; so wie eine Maispflanze mehr Zeilen hat, bleiben sowohl die Körner, als auch die Kolben, ja alle übrigen Theile der Pflanze bis auf die Haare hinaus kleiner; über 12 Zeilen, der Verdoppelung von 6, hinaus werden die Zeilen weniger beständig, von den ausgesäeten Körnern eines Kolbens kann man dann Kolben mit 14 bis 18 oder 18 bis 22 Zeilen erhalten.

Die Farbe betreffend, die uns hier zunächst angeht, so ist die Normal- oder ursprüngliche Farbe der Maiskörner röthlich gelb, bei dem tropischen Mais 7 g, bei dem gemeinen achtzeiligen 6 c, bei 14zeiligem fand ich sie 6 b und d, bei 22zeiligem 7 d.

Die durch Cultur entstandenen Farben sind:

1) Weisser Mais 7 h, im nördlichen Tirol häufig gebaut, in Italien, wo man einen Werth auf die gelbe Farbe des Mehls legt, beinahe unbekannt.

2) Dunkelroth 2 a und noch dunkler, beliebt, wo man die Maiskolben an die äussere Wand der Häuser befestigt, um damit auf dem hellen Grunde den Namenszug und andere Mosaikfiguren zu bilden.

3) Bläulichgrau.

4) Bunter Mais, jedes einzelne Korn einfarbig, aber ganz regellos einige Körner weisslich 7 h, andere gelb 8 c, violett 21 c, bläulich grau.

5) Geflammter oder panaschirter Mais, die Körner gelb 6 c mit rothen 4 b Flammen oder Bändern, diese Bänder beginnen alle an dem Punkte, wo der Griffel sass, und werden nach unten keilförmig breiter, ohne Symmetrie; einzelne Körner sind nur zur Hälfte gestreift, zur Hälfte einfarbig gelb, keines ganz ohne Streifen.

Kolben, welche zugleich ganz rothe, ganz graue und gestreifte Körner gehabt hätten, habe ich nie gesehen, ich vermuthe daher, dass die bunten ihre Entstehung der Befruchtung einzelner Kör-

höhere Entwickelung des menschlichen Geistes ist es wohl besonders die Furcht vor dem Akte des Ueberganges aus dieser Welt, die Trennung von unsern wahrhaften und zweideutigen Freuden, welche Vielen jeden Genuß des Lebens während ihres ganzen Daseyns verbittert, wo bei Manchen die Wiederkehr des Wiegenfestes nur als mahnender Todesbote erscheint, wo ihnen der kommende Festtag nur Sterbeglocke ertönen läßt, wo sie gern ihr eigenes Alter vergessen möchten und so krankhaft, kindisch, lächerlich erscheinen. Der Mensch will nicht allein leben, er will auch nicht sterben; er hat beide Wünsche, wenn auch der eine den andern in sich schließt. Der Tod erscheint ihm nicht als ein Genius mit der verlöschenden Fackel, sondern als winkendes Gerippe. So ist es oft, so ist es leider meistens; oft ist es aber besser, und zuweilen ist es sogar so, wie es seyn soll.

Diese Liebe zum Leben und diese Furcht vor dem Tode, welche die Natur in den Menschen legte, suchten Mittel zur Erlangung des Zweckes; man forschte nach Gegenständen, deren Gebrauch eine irdische Unsterblichkeit gewähren sollte; man glaubte dergleichen gefunden zu haben, sie wenigstens menschlicher Leichtgläubigkeit aufschwatzen zu können, sogar noch zu Zeiten, in denen die Naturwissenschaft weit genug war, um das Verkehrte solcher Bestrebungen anzuerkennen. Da aber praktisch und theoretisch bewiesen wurde, daß die Natur diese Anstrengungen nur verspottete, — und die Nothwendigkeit des Todes erkannten schon die unsterblichen Geister des grauesten Alterthums — da begann der Kampf der Geister gegen die dem Leben Gefahr drohenden Potenzen; das Leben zu erhalten, Gefahren abzuwenden, eingetretene unschädlich zu machen, den Uebergang vom Leben zum Tode, wenn er unvermeidlich war, zu erleichtern — das machten sich Sterbliche zur Aufgabe, wie sie keine Wissenschaft, keine Kunst größer und edler gesehen. Als der Irrglaube irdischer Ewigkeit begraben wurde, da wurde die Heilkunst geboren, und trotz mancher scheinbaren Rückschritte, trotz nicht seltner lethargischer Ruhe, wie herrliche Schritte vorwärts hat sie gethan, wie erfreuliche Blüthen und Früchte hat sie getragen, wie waren die Rückschritte nur da, um größere, unerreichbar scheinende Strecken vorwärts zu schreiten, und wie die scheinbare Lethargie nur eine Ruhe war, um desto rüstiger zu kämpfen und Ungeahntes zu erringen, so erschien jede crasse Methode nur, um

ner durch den Samenstaub verschiedenfarbiger Nachbarn verdanken, so dass je die gelben, rothen, grauen Körner einen andern Vater hätten, diese wären sonach von der Normalfarbe sich entfernende, die geflammten dagegen zur Normalfarbe zurückkehrende Kolben, wie die panaschirten Blumen.

XI. Der Samen.

Weit mehr, als die Fortdauer des vergänglichen Einzelnen, ist in der Natur die Fortdauer der Gattung gesichert, durch unermessliche Verschwendung der Keime, durch die mannigfaltigsten Mittel zu ihrer Verbreitung, Flügel, Federn, Fallschirme, Haken, elastisch schnellende Früchte, anlockende nahrhafte Früchte mit in harter Schale wohlgeschützten, schwer verdaulichen oder durch Bitterkeit abstossenden Samen, durch vielfältige Verhüllungen. Man sollte aus letzterem Grunde glauben, dass die Samen eben so bleich und farblos sein müssten, wie die Wurzeln, sie sind es auch im unreifen Zustande und bleiben es nicht nur in ihren inneren Theilen, dem Keime mit seinen Cotyledonen, dem weissen Stärkmehl, sondern auch in den übrigen Theilen, wo die Frucht den einzelnen Samen fest umhüllt und sich erst bei der Keimung von ihm trennt, aber für Samen, die bestimmt sind, nackt in den Boden zu sinken, in welchem sie zu einem neuen Leben erwachen sollen, wäre durch eine helle Farbe schlecht gesorgt, ihre Schale (*testa*) hat in der Regel mehr oder minder die Farbe des Bodens, der sie umgibt, vom dunkelsten Schwarzbraun der nassen Pflanzenerde, des eisenhaltigen Schlammes stehender Gewässer, durch das Rothbraun des von Eisenoxyd durchdrungenen Lehms bis zum Hellgrau des trockenen Sandbodens.

Ein ternäres Braun in allen Tönen ist daher, wie bei den todten trockenen Früchten, so auch bei den schlafenden Samen die häufigste Farbe. Sie fallen in die Stufen 1 bis 9, roth bis gelb, immer durch einen Zusatz von schwarz getrübt und daher nie mit einer dieser binären Farben genau übereinstimmend.

Ich habe die Samen von 689 Pflanzenarten und Spielarten untersucht und darunter 153 gefunden, welche eine dunkelgelb-

braune Farbe 6 a bis 10 a und dunkler haben, beinahe ein Viertheil der ganzen Zahl.

Hieher gehören viele Papilionaceen, wie die Erdnuss (*Arachis hypogaea* L.) 6 a, die schöne *Acacia Julibrissin* Scop., *Biserrula Pelecinus* L., *Cytisus argenteus* L., *Phaca alpina* Willd., *Spartium scoparium* L., sämmtlich 7 a, *Astragalus glycyphyllus*, *hamosus* und *Onobrychis* L. 8 a, sehr viele Cruciferen, die Mandel, Pfirschen-, Kirschen- und Pflaumenkerne sämmtlich 8 a, *Annona muricata* L. 9 a, die essbaren Samen der *Bertholletia excelsa* H. et B. 7 a, die dunkelbraunen Rosenkranzkugeln der *Canna indica* L., die essbaren Kastanien 6 a, die Bucheckern, der Stern-Anis 6 a, die Samen des Lorbeerbaums, der *Lecythis Ollaria* L., der Leinsamen 7 a, die Muskatnüsse, die gewürzhaften Kerne der *Ocotea Pichurim* H. et B., der Tabaksamen 7 a wie der Schnupftabak, also Samen gleich dürrem Laub, die Apfel- und Quittenkerne 6 a bis 8 a, Traubenkerne bei völliger Reife 8 a, die ein treffliches Oel liefernden Samen der Linden.

Weniger zahlreich sind die dunkelbraunen Samen, in welchen die rothe Farbe die gelbe überwiegt, 1 a bis 5 a und dunkler, ich fand deren 66, darunter die Rosskastanie 3 a, den Kohl, die weissen Rüben, den Reps, die Samen des Johannisbrodes 4 a, *Oxalis stricta* L. 3 a, *Hibiscus Trionum* L., *Lathyrus latifolius* und *sylvestris* L., mehrere Winden, Silenen, Birnkerne, sämmtlich 2 a.

Aehnlich verhält es sich mit den hellbraunen Samen in den Tönen b bis d, ich fand 37 überwiegend gelbe und 21 überwiegend rothe Samen; unter den ersteren die Coloquintenkerne und die der *Gleditschia triacanthos* L. und *sinensis* Lam. 8 b, Wallnusskerne 7 c, Wachholderkerne, Dattelkerne, Pignolen, Zirbelnusskerne, sämmtlich 7 b, unter den letzteren mehrere Kleearten, *Trichosanthes colubrina* Jacq. 4 c, Tulpensamen 4 d, *Draba verna* L. 3 d, *Erodium graiinum* Herit. 1 b.

So fand ich im Ganzen unter 689 Samenarten 277 braune, nicht viel weniger als die Hälfte.

Nach den erdfarbigen Samen sind die schwarzen die häufigsten, ich fand 124 vollkommen schwarze und 48 graue, zusammen 172 oder den vierten Theil der Gesammtzahl.

Mit diesen schwarzen Samen verhält es sich ziemlich wie mit den schwarzen Blumen, sie sind halbreif sehr häufig roth, purpurfarbig, bei den Gichtrosen so schön karminroth wie die Blume, zuweilen, wie bei den Gartenbohnen, selbst violett und greifen so in die janthinische Farbenreihe hinüber, ohne jedoch je die Stufen zu erreichen, in welchen die blaue Farbe überwiegt, erst trocken nehmen sie mit völliger Reife auch eine völlig schwarze Farbe an.

Einige dieser schwarzen Samen sind ohne Glanz, matt glatt, wie die Samen der Wassermelone, der *Cucurbita variegata* Steudel, der *Luffa Jacquini* Schrad., die Tonkabohne (*Baryosma Tongo* Gaertn.), welche wie der Bisamkäfer (*Cerambyx moschatus* L.) in die Dosen gelegt wird, um dem Schnupftabak ihren Wohlgeruch mitzutheilen, *Acacia lophantha* Willd., alle Samen der Gattungen *Allium*, *Asphodelus*, *Anthericum*, *Cereus*, *Chlora*, *Commelina*, *Datura*, *Delphinium*, *Dianthus*, die Kicherlinge (*Cicer arietinum* L.), die schwarzen Spielarten der Linsen, Ackerbohnen und Dolichosbohnen, die Samen der Raute, der Purpurwinde und des Kuhweizens, der seinen antiken Namen *Melampyrum* von ihrer Farbe erhalten hat.

Andere Samen sind fein gekörnt oder chagrinirt, wodurch sie, besonders wenn sie mehr in's Graue fallen, kleinen Erdklümpchen täuschend ähnlich sind, so bei *Silene*, *Agrostemma*, *Saponaria*, *Calandrinia*, *Montia*.

Endlich zeichnen sich die schwarzen glatten Samen häufiger als andere durch einen lebhaften glasartigen Glanz aus, so die der Gattungen *Amarantus*, *Aquilegia*, *Celosia*, *Dictamnus*, *Paeonia*, bei *Arenaria peploides* und *trinervia* L., *Moehringia muscosa* L., während die grauen wie die braunen in der Regel ohne Glanz sind; isolirte Erscheinungen sind *Thlaspi arvense* L., die einzige mir vorgekommene Pflanze, deren Samen zugleich gekörnt sind und glänzen, dann *Euphorbia platyphyllos* L. und *Portulaca grandiflora* Cambessedes, eine Zierde unserer Blumengärten, deren Samen mit der Farbe des Bleis auch dessen lebhaften metallischen Glanz erhalten.

Weiss habe ich nur die Samen von *Cucurbita Melopepo* L.,

Stillingia sebifera Mich., *Symphoricarpos* racemosa Mich. und mehrerer Bohnensorten gefunden, dagegen gibt es mehrere Samen, deren Farben auf die drei hellsten Töne der xanthischen Reihe fallen und die daher im gemeinen Leben weiss genannt werden, in diesem Sinne ausgedehnt habe ich die Samen von 95 Pflanzen weiss gefunden, darunter die Feigbohne (*Lupinus albus* L.) 2 g, die Erve und die Kneifelerbse 3 f, die Feld- und Brockelerbsen 3 g, die Samen der *Adansonia*, von *Cucumis prophetarum* L., *Opuntia minima* Dec. 4 f, *Galanthus nivalis* L. 4 g, Melonenkerne, die häufig als Thee benützten Kerne der *Rosa canina* L. 5 f, die Samen der Feigen und des weissen Mohns 5 g, die Kerne der Citronen und Pomeranzen, der gemeinen und Flaschenkürbisse, der Gurken, der Goldäpfel und des spanischen Pfeffers.

Zu diesen helleren Samen gehören theilweise auch die Kaffeebohnen, welche ganz frisch bläulichgrün 14 g, mit dem Verluste der Keimkraft in's Bräunliche oder Graue übergehen. Ein albernes Vorurtheil bestimmt viele Käufer, auf schöne Farbe einen Werth zu legen und grünliche Bohnen den andern vorzuziehen, während die Kaffeebohne um so besser ist, je älter sie ist. Dieses Vorurtheil hat noch die schlimme Folge, dass der Kaffee oft, wie der grüne Thee, mit der Gesundheit keineswegs zuträglichen Stoffen künstlich gefärbt wird, um Käufer anzulocken.

In Stuttgart hat man jetzt sechs Kaffeesorten, drei bräunliche und drei grünlichgraue, deren Farbenunterschied Folge der Art, sie auf trockenem oder nassem Weg von ihrer Umhüllung zu befreien, sein wird; von den bräunlichen ist der berühmte Stammvater aller übrigen, der Mocca-Kaffee mit den kleinsten Bohnen der dunkelste, trüb 4 e, dann folgt brauner Java 4 g und als der hellste gelber Java 6 g; zwischen den grünlichgrauen ist der Unterschied geringer, der dunkelste ist der Ceylon Kaffee ⊙ d, dann folgt Surinam ⊙ e und als der hellste blauer Java ⊙ f, der den Beinamen blau so wenig verdient, als die blauen Katzen.

Dem grossen Reichthum an Samen der xanthischen Reihe steht eine grosse Armuth an Samen der janthinischen gegenüber; hier, im Abschluss des alten und Anfang des neuen Pflanzenlebens

tritt die blaue Farbe am stärksten zurück, ein blaues Samenkorn ist mir nie vorgekommen, kaum dass sich an *Euphorbia Pinea* und *Peplis* L. und drei Gartenbohnen, *Phaseolus Pardus lacteus* Martens, *Ph. ellipticus Bocconi* M. und *Ph. ellipticus fasciatus* M. 17 h die weisse Farbe der blauen nähert; in welche Stufe die Bohnen des *Cyanospermum tomentosum* Wight et Arnott gehören, ist mir nicht bekannt, rein blau werden sie wohl nicht sein.

Grün sind wohl viele unreife Samen, äusserst wenige aber bei vollendeter Reife, die rein grüne Stufe 13 fand ich nie, ein trübes grüngrünblau 14 c ist die Farbe der Samen des in den Tropenländern beliebten Gombo (*Hibiscus esculentus* L.), grüngrüngelb fand ich nur drei gebaute Samen, die Knight Marron Erbse 12 e, die Klunkererbse 12 f und die Laoner Dattelbohne 12 g, *Phaseolus Mungo* L., im innern Afrika häufig gebaut und in Italien nicht unbekannt, ist dunkel gelbgrüngelb 10 a.

Lebhafte Farben sind an Samen noch seltener, als trübe an Blumen, die Samenhaut (*arillus*) der *Iris foetidissima* L. ist korallenroth 1 c, die des Spindelbaums lebhaft pomeranzengelb 5 c; trüb purpurroth sind die Samen der Rauschbeere, der Pistacie und des Terpentinbaums.

Auch bunte Samen sind selten, die Samen der Levkojen und des *Lepigonum marginatum* Koch 7 a mit hellem Rande, der Myrte glänzend schwarzbraun, 5 h eingefasst, des Wunderbaums (*Ricinus*) 2 g mit 2 a marmorirt, von *Euphorbia dendroides* L. 5 h, grau marmorirt, einer Spielart der Wassermelone (*Cucurbita Citrullus β saccharina* Martens) 4 f mit schwarzen Punkten; die drei in einer dreifächerigen Blase eingeschlossenen kugelrunden Samen des *Cardiospermum Halicacabum* L. Pois de merveille, Paternostri di San Domenico, und der 17 andern Arten dieser Gattung sind kohlschwarz mit einem weissen Flecken von regelmässig herzförmiger Gestalt.

Die grosse Familie der Hülsenfrüchte, von Endlicher mit Recht als die oberste des Pflanzenreichs aufgeführt, mit vielen Bäumen, windenden und rankenden Gattungen, gegliederten, gedreiten oder gefiederten Blättern (man musste bis nach Neuholland gehen, um einfachblättrige Leguminosen zu entdecken), mit

dem deutlichsten Schlaf, der berühmten Reizbarkeit der Sinnpflanzen, schönen bunten Blumen, hat wahrscheinlich auch mehr lebhaft gefärbte und bunte Samen, als alle andern Familien mit einander.

Dunkel bis lebhaft scharlachroth 2 a bis b sind die Samen der ostindischen *Adenanthera pavonina* L., purpurroth die zu Hals- und Armbändern verwendeten von *Dolichos Faba nigrita* Forsk., hellroth 2 e die schmackhaften von *Dolichos sinensis* L., trüb violett 21 b die des Wiesenklees und der *Anagyris foetida* L.

Bunte Samen haben Pflanzen dieser Familie schon in der deutschen Flora, so *Ervum hirsutum* L. 10 e schwarz punktirt, *Lathyrus Aphaca* L. 10 e schwarz punktirt mit lebhaftem Glanze, die Felderbse 10 f dunkel punktirt, die Zuckererbsen und mehrere Wicken.

In Südeuropa kommen manche weitere hinzu, wie *Bonjeanea hirsuta* Rchb. 9 b mit schwarzen Flecken, drei Platterbsen und drei Wolfsbohnen, unter den Culturgewächsen zwei gefährliche Platterbsen, *Lathyrus Cicera* L. aschgrau mit rostgelben Flecken und *L. sativus* L. 8 f braun gefleckt, dann die niedlichen, wohlschmeckenden Fasioletti dall' occhio (Dolichos melanophthalmos Dec.) hell incarnat 3 g mit schwarzem Auge, und die verschiedenen Spielarten der im Orient zu Lauben benützten egyptischen Bohne (Lablab vulgaris Savi) schwarz, kaffeebraun oder röthlichgelb 6 g, alle mit einem symmetrischen weissen Halbmond.

Schönere bunte Leguminosensamen treten innerhalb der Wendekreise auf, so *Aeschinomene aspera* L. braun mit schwarzen Punkten, *Glycine caribaea* Jacq. lebhaft glänzend grau und schwarz marmorirt, die Taubenerbse, Pois de Congo (*Cytisus Cajan* L.) in Afrika von Kairo bis zum Cap, in Ost- und Westindien häufig gebaut, röthlichgelb 6 g mit dunkleren Flecken 6 c, die Bohnen der Korallenbäume (*Erythrina*) feuerroth 3 c mit symmetrischen, fest begrenzten schwarzen Flecken und die eben so gefärbten kleineren Rosenkranz-Erbsen (*Abrus precatorius* L.), welche beide gegen die Sitte vieler Hülsenfrüchte alternd ihre Farbe nicht ver-

ändern, daher sie in Menge zu Hals- und Armbändern, Rosenkränzen und andern Schmuckarbeiten verwendet werden.

Im ganzen Pflanzenreich gibt es kein Gewächs, dessen Samen die bunte Mannigfaltigkeit, den üppigen Farbenreichthum der weit verbreiteten Gartenbohne erreichte, wir finden unter ihren hundert und zwanzig Spielarten sieben schwarze, drei graue, zwölf braune, drei hellbraune, neun und zwanzig helle oder ganz weisse, neunzehn lebhaft gefärbte, darunter violette, purpurrothe, pomeranzengelbe, dottergelbe, goldgelbe, schwefelgelbe, endlich nicht weniger als acht und sechszig bunte, darunter die gebänderten Zebrabohnen, die gefleckten Pantherbohnen, die gezeichneten Adlerbohnen, einige, die halb weiss, halb purpurroth oder dunkelgelb sind, helle mit dunklen Flecken und dunkle mit hellen Flecken, endlich dreifarbige; da es sich aber nur von übergehenden Spielarten handelt, so hat keine dieser bunten Bohnen die fest begrenzte unveränderliche Zeichnung des *Lablab*, des *Abrus* oder der *Erythrina*.

Der grösste Theil dieser Farben ist bei halbreifen Bohnen noch viel schöner und lebhafter, geht aber leider absterbend, das heisst wann die Bohne die Fähigkeit zu keimen verliert, in ein dunkles trübes Braun über, was mich hauptsächlich zur Herausgabe meines Bohnenbuchs bestimmte, um diese Farbenmannigfaltigkeit durch Abbildungen festzuhalten, da es nicht durch Samensammlungen geschehen kann. Die Zahl der Farbenstufen beläuft sich bei den Gartenbohnen auf zwanzig, die der Farbentöne auf acht und vierzig.

Auf ähnliche Weise, wenn auch in weit geringerem Grade, wechseln die Farben der Feuerbohnen, des *Phaseolus inamoenus* L., des *Phaseolus lunatus* L. und einiger andern in warmen Ländern der Samen wegen gebauten Bohnen.

Die Farben der Kryptogamen.

I. Die Farne.

Bei allen von mir gesehenen Farnen (*Filices*) fand ich die Wurzel dunkel, schwarz, grau oder schwärzlich braun, nur die schwimmenden der *Salvinia natans* All. bilden als blass eine Ausnahme.

Wurzelstock, Stamm, Schuppen, Haare und Frucht sind meist gelbbraun 7 a, oft dunkler, selten heller, wie die Frucht von *Polypodium aureum* L. 7 b, von *Pteris crispa* und *cretica* L. und *Lindsaya falcata* Dryander 8 b. Zuweilen ist der Wurzelstock dunkelrothbraun, so bei *Acrostichum plumosum* Fée 2 a.

Diese tief rothbraune Farbe zieht sich oft an den Stiel hinauf, welcher dann so schwarz wie Ebenholz ist, so bei *Adiantum Capillus Veneris* L., hienach benannt, da man billig der Venus als Griechin glänzend schwarzes Haar zuschrieb, bei *Gymnogramme Calomelanos* Kaulfuss, *Lomaria Spicant* Desv., *Pteris atropurpurea* L., *allosora* Link und *Calomelanos* Sw., *Asplenium marinum* Dec., *monanthos*, *Trichomanes* und *Adiantum nigrum* L., *Asplenium ebeneum* und *melanocaulon* Willd., *Aspl. furcatum* Thunb. und *Aspl. heterochroum* Kunze.

Bei *Asplenium viride* L. beschränkt sich die rothbraune Färbung auf den untersten Theil des Stiels und geht, ehe die Fiederblättchen beginnen, in hellgrün über, bei andern Farnen sind nur der Wurzelstock und dessen Behaarung dunkelbraun, wie bei dem Adlerfarn, dessen gegliederte Haare von Lyngbye und Agardh als *Mycinema pteridis* zu den Algen gezogen wurden, wie von andern die ähnliche Behaarung des einst berühmten *Polypodium Baromez* L. und anderer Farne, in neuerer Zeit als blutstillend empfohlen, als *Conferva aureofulva* Kg. 9 a bis kaffeebraun.

Das Laub (*Frons*) der Farne mit Einschluss der Schachtelhalme, Wasserfarne und Bärlappen ist ohne Ausnahme sehr einförmig grün, beschränkt auf die tiefsten Töne a bis c der Stufen 11 bis 13, *Polystichum Filix mas* Roth z. B. rollt sich 11 b aus der Knospe auf und verdunkelt im Sommer zu 12 a.

Es beschränken sich demnach die Farben dieser blüthenlosen Gewächse auf wenige Stufen der xanthischen Reihe, nur als seltene Ausnahme tritt hie und da eine andere Farbe auf, so sind die Stengel des schönen *Equisetum Telmateja* Ehrh. so weiss wie Elfenbein, die Scheiden von *Equisetum hyemale* L. weiss mit schwarzem Rande; mein Sohn Eduard sah im Innern von Sumatra das jüngste Laub einiger Farne und Lycopodiaceen rosenroth mit Stich in Grün; bei *Notochlaena nivea* Desv. und *N. hypoleuca* Kunze hat das Laub auf der untern Seite einen weissen Ueberzug, bei *Gymnogramme chrysophylla* Kaulf. einen goldgelben 8 e. Gelb sind auch die Früchte der Mondraute und schwefelgelb, beinahe weiss 9 g bis h, das Bärlappenmehl. *Lycopodium haematodes* Kunze aus Südamerika erhielt seinen Namen von der blutrothen Farbe seines glatten Stengels und *Lycopodium caesium* Hort. Bonn. von einem leichten bläulichen Schimmer seines grünen 14 d Laubes, die schwarzen Früchte der *Onoclea sensibilis* L. haben einen violetten Schimmer, die blaue Farbe fehlt gänzlich in der ganzen Klasse.

II. Die Armleuchtergewächse.

Die kleine Klasse der Armleuchtergewächse (*Characeæ*) ist noch ärmer an Farben, als die der Farne, sie zeigt uns deren nur drei, die Wurzeln sind farblos, Stengel und Laub grün, lebhaft bei den glänzenden Nitellen, matt weil getrübt durch einen Niederschlag von kohlensaurem Kalk bei den Charen; die künstlich gebaute Frucht ist bei allen schwärzlich grau, die den Antheridien der Moose analogen Kügelchen sind lebhaft cinnoberroth 1 e.

III. Die Moose.

Die Moose (*Musci*) bilden die dritte Klasse der Kryptogamen, deren Farben sich auf die xanthische Reihe, grün, gelb und braun beschränken, doch hier mit etwas mehr Mannigfaltigkeit, als in den beiden vorhergehenden.

Die ästigen gegliederten Fäden (*Cotyledonidia*), welche die Stelle der Samenblätter vertreten und die Entwicklung keimen-

der Laubmoose beginnen, sind bald grasgrün, wie bei *Phascum* und bei *Polytrichum aloides* L., bald olivenbraun wie bei *Orthotrichum*, bald dunkelbraun wie bei *Funaria*.

Das Laub der Lebermoose wie das der Laubmoose spielt in den unteren Tönen der Stufen 11 bis 13, selten heller, wohl aber oft durch seidenartigen Glanz, wie bei *Leskea sericea* Hedw., *Hypnum velutinum* L., *splendens* Hedw., *nitens* Schreb., bei *Schistostega osmundacea* Weber, in lichtere Töne und gelbere Stufen hinüberschimmernd und dadurch eine in Alpenlandschaften sehr wirkungsvolle Mannigfaltigkeit der Farben bewirkend. Nur bei wenigen Moosen nimmt das helle Laub, wenn durch Trockenheit ein Stillstand in ihrem Wachsthum eintritt, eine blassere Farbe an, so bei den darnach benannten *Riccia glauca* L., *Bryum argenteum* L., *Trichostomum glaucescens* Hedw. und *Leucobryum vulgare* Hampe 14 f und bei der ganzen Gattung *Sphagnum* 12 e.

Bei vielen Laubmoosen geht die Mittelrippe des Blattes über dasselbe als weissliches oder silberfarbiges Haar hinaus, wodurch der ganze Rasen hellgrau erscheint, so bei der häufigen *Barbula muralis* Timm, bei *Racomitrium canescens* Bridel, *Grimmia affinis* Hornsch., *leucophaea* Grev., *crinita* Brid. und *pulvinata* Hooker und bei manchen andern Laubmoosen.

Dunkler belaubte Moose werden dagegen durch Trockenheit schwarzgrün, so besonders in den Gattungen *Orthotrichum* und *Polytrichum*. Die dunkelsten Laubmoose findet man in den Alpen, wo starkes Licht und niedere Temperatur auch andere Gewächse und selbst Insekten schwärzen, hieher gehören *Weissia crispula* var. *atrata* Nees, *Racomitrium aciculare* Brid., *Grimmia atrata* Mielichhofer, *Hypnum atrovirens* Smith.

Ein in Süd-Europa in schnell fliessenden Bächen häufiges, oft ihren Grund ganz überziehendes Laubmoos, *Cinclidotus aquaticus* Br. et Sch., sieht untergetaucht völlig schwarz aus, ebenso unsere *Fontinalis antipyretica* und *squamosa* L., das Laub der an Baumstämmen in Wäldern häufigen *Frullania dilatata* und *tamarisci* Raddi ist jung dunkelgrün 13 a, alt schwarzbraun, dasjenige der *Jungermannia rubella* Nees rothbraun, bei *Sphagnum*

die Wahrheit deſto leuchtender erſcheinen zu laſſen. Als nun die Kunſt erzogen und gebildeter wurde, da vermählte ſie ſich mit der Wiſſenſchaft, und beide im Verein mögen ſich ſtolz jedem andern Zweige menſchlicher Erkenntniß an die Spitze ſtellen. Namentlich möge das unſer wiſſenſchaftliches Jahrhundert thun, aber dabei demüthig bedenken, daß auch ſein Wiſſen nur Stückwerk, daß ſeine Bildung noch ſehr vereinzelt ſey. Mag aber auch dieſes und jedes kommende Jahrhundert nie aus den Augen verlieren, daß es eben nur dem Vereine von Wiſſenſchaft und Kunſt gelingt, das Herrlichſte zu leiſten, und daß ihre glückliche Frucht die Heilkunde iſt.

Der Heilkunde unermeßliches Reich iſt nun aber der ganze Menſch; ihre Sorge ſoll ſich nicht auf einzelne Gefahren beſchränken, in denen der Kranke ihrer bedarf; ſie muß nicht ihre Rechte wahren in beſonderen Lebensaltern; ſie ſorgt vielmehr für den Menſchen von dem früheſten Entſtehen an, wenn ſeine künftige ſelbſtſtändige Exiſtenz noch ungewiß iſt, durch alle Lebensſtufen hindurch, bis er der Erde wiedergegeben iſt, die ſeiner bedarf; ſie ſorgt nicht für ſeine Verdauung, für ſeinen Appetit, für ſeine Hautausdünſtung, ſondern für den Menſchen in ſeiner Einheit und Totalität.

Aber in größerem oder geringerem Maaße erfüllt die Heilkunde ihre Pflicht durch ihre Repräſentanten. Familien haben ihren Hausarzt, der mit ihnen alt und grau wird, der ihnen an das Herz wächst, der Wiege und Sarg bei ihnen kennen lernt, der ſie ſchützt und ſchirmt und ſich ihren Freund nennt. Er ordnet die geiſtige und leibliche Stimmung der Frau, wenn ſie den Keim eines neuen Menſchen unter ihrem Herzen trägt; er hat oft nöthig, bei der Geburt ſeine künſtliche Hülfe zu leiſten, um dem neuen Ankömmling ſeinen Eintritt in die Welt möglich zu machen; er leitet das Kind mit glücklicher Hand durch alle Gefahren der Jugend, verhindert böſe Einflüſſe; er iſt Arzt des Leibes und der Seele wohl durch faſt zwei Generationen hindurch, er heilt und ſieht — ſterben. Aufgefordert, oder um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, engagirt — das Publikum ſpricht ſogar vom Gebrauche eines Arztes — thut er ſeine Pflicht, ſo lange er helfen kann; iſt aber in dem Zweikampfe zwiſchen Leben und Tod, in dem der Arzt ſecundirt, der dunklere Bruder Sieger, dann

findet man oft das Laub durch Austrocknen des Torfmoors geröthet 23 e.

Die Fruchtstiele und die Büchsen der Laubmoose sind in der Jugend grün wie das Laub, nehmen aber bälder oder später eine gelbe, gelbbraune oder rothbraune Farbe an, welche sich an der Basis des Stiels am frühesten und dunkelsten zeigt und fortschreitend zur Büchse hinaufrückt; so schimmert *Barbula muralis* Timm an feuchten Garten- und Weinbergsmauern zur Zeit der Fruchtentwicklung in der Morgensonne mit dem schönsten Goldglanz, *Ceratodon purpureus* Brid. an lichten Waldstellen glänzend purpurroth 24 b. Hiebei ist immer die Büchse dunkler als der Stiel, die abfallende Haube aber heller als beide, bleich gelblich oder bräunlich; die Sporen sind endlich nach Gattung und Art grünlich gelb, blass gelblich, gelb oder bräunlich.

Die meist Schatten und Feuchtigkeit liebenden Moose sind vorzugsweise Bewohner kälterer Länder, in den Wäldern ersetzen sie den Kompass, indem sie sich an der Nordseite der Baumstämme ansiedeln, nur wenn diese schief stehen, ziehen sie, wie an den Aesten, ohne Rücksicht auf die Himmelsgegend die obere dem Regen ausgesetzte Seite der trockeneren nach unten gekehrten vor. Die zwei schönsten Moose sind hochnordisch, die grosse Frucht von *Splachnum rubrum* L. ist prächtig karminroth 24 b, die von *Splachnum luteum* L. lebhaft citronengelb 9 f.

Die von mir an Moosen beobachteten Farben umfassen die Stufen 1 bis 14, dann 23 und 24, die blauen und violetten 15 bis 22 fehlen gänzlich, ein Alpenmoos, *Catoscopium nigritum* Brid., erhielt seinen Namen von seiner glänzend schwarzen Büchse; zu weiss lassen sich nur nothdürftig die Haarspitzen der Blätter mehrerer Moose und die Zähne der Büchse von *Leucodon sciuroides* Schwaegr. ziehen.

Diesen drei an Farben armen Kryptogamen-Klassen, Farne, Armleuchtergewächse und Moose, stehen drei farbenreiche gegenüber, die Flechten, die Algen und die Pilze.

IV. Die Flechten.

Alle Pflanzen wachsen nur so lange, als sie Wasser haben, fehlt solches, weil es sich zu Eis crystallisirt hat, so können sie nur durch den Winterschlaf dem Tode entgehen, ebenso durch den Sommerschlaf, wenn das Wasser in Dampf verwandelt sie verlässt.

Die Flechten (*Lichenes*) können unter allen Gewächsen die Entziehung des Wassers auf beiderlei Art am besten ertragen, so ist ihnen kein Ort zu kalt, Agassiz traf sie in den Alpen noch auf dem Gipfel der Jungfrau, 12,860 p. F. über dem Meere an und auch gegen die Pole gehen sie weiter, als jede andere Pflanze; ebenso findet ihre Fähigkeit, Trockenheit und Hitze zu ertragen, gegen den Aequator keine Grenze und macht es ihnen möglich, auf Baumrinde, Steinen, selbst Eisen, z. B. auf dem sonnigen Geländer der Brücke von Canstatt, zu gedeihen, an Stellen, wo sie nur so lange wachen und wachsen, als Regen, Nebel oder Thau sie benetzt. Dass sie dennoch Standorte mit reichlicher Feuchtigkeit vorziehen, ist sehr natürlich, ins Wasser steigen sie zwar nicht hinab, *Endocarpon fluviatile* Dec. und *Collema fluviatile* Schaerer an Steinen in seichten Bächen können kaum als Ausnahme gelten, aber ihre Grösse, Häufigkeit und Fruchtbarkeit steigt mit der Höhe des Standorts, mit der Rauheit des Klimas und dürfte in der Alpenregion und der Nähe der Polarkreise den höchsten Grad erreichen.

Das Laub (*Thallus*) der meisten Flechten hat, so lange es nass ist, eine hellgrüne oder graulichgrüne, bei einigen, wie *Gyrophora*, *Collema*, dunkel oder bouteillengrüne Farbe, weil dann die obersten Zellenschichten das Chlorophyll der inneren durchscheinen lassen, im trockenen Zustande werden aber helle Flechten heller, oft ganz oder beinahe weiss, dunkle dunkler, oft ganz oder beinahe schwarz, so sind bei *Parmelia parietina* Ach., wenn sie nass ist, Laub und Frucht gelblichgrün 11 d, im trockenen Zustande ersteres citronengelb 9 f bis gelbgrünlich 10 e, letztere dunkelgelb 9 d, bei *Parmelia stellaris* Ach. nass das Laub 14 e, die Brutzellen (*Soredia*) 12 d, trocken ersteres wasserblän-

lich 16 g, letztere beryllgrün 14 f, bei *Lecanora subfusca* Ach. nass das Laub graugrünlich 15 f, die Frucht dunkel olivengrün 10 a, trocken ersteres hell wasserbläulich 16 h, letztere kaffeebraun bis schwarzbraun, bei *Peltigera* das Laub nass schön grasgrün, trocken heller oder dunkler grau.

Die untere Fläche des Laubes ist bald heller als die obere, wie bei *Peltigera venosa* Hoffm., *Solorina crocea* und *saccata* Ach., bald dunkler, wie bei *Parmelia pertusa* Sch., *ceratophylla* Wallr., *sinuosa* Ach., *Cetraria glauca* Ach., die Frucht ist in der Regel dunkler, tiefer gefärbt als das Laub, selten von gleicher Farbe, nie heller.

Ich habe, um eine Uebersicht der Farbenmannigfaltigkeit der Flechten zu erhalten, die Farben der Flechten zusammengestellt, welche in der Flora danica abgebildet sind, diesem mit seltener Beharrlichkeit durch beinahe hundert Jahre, von 1761 bis 1853, mit immer steigender Schönheit und Genauigkeit fortgesetzten Prachtwerke, einem Ehrendenkmal der Könige von Dänemark; es sind 216 Arten, darunter viele norwegische, isländische und grönländische.

Unter diesen 216 Flechten haben 7 schwarzes oder graues Laub, 24 schwarze Früchte und bei 33 ist beides schwarz oder grau, diese Farbe findet man also beinahe bei einem Drittheil dieser Flechten, vorzugsweise bei hochnordischen und alpinen, wie *Nephroma arcticum* Fr., *Lecidea arctica* Sommerf. und *geographica* Sch., mehreren Gyrophoren, allen Calicien und Opegraphen, vielen Urceolarien und Collemen.

Nach der schwarzen Farbe ist braun, meist mit einem Zusatz von grau, die häufigste Farbe, sie kommt 61 mal vor, so bei dem isländischen Moos, allen nicht ganz schwarzen Gyrophoren, der Frucht vieler Parmelien und Cladonien und aller Peltigeren und Cetrarien.

Die dritte Farbe ist grün 11 bis 15 am trockenen Laube von 47 Flechten, vorzüglich den ästigen Baumflechten, Usneen, Ramalinen, Physcien, Sticten, dann den meisten Cladonien, die Frucht ist trocken nie grün; eine Untersuchung der Flechten im nassen Zustande würde natürlich ein ganz anderes Ergebniss

liefern und die grüne Farbe zur vorherrschenden erheben, man sieht und malt jedoch die Flechten bei weitem seltener in diesem Zustande.

Die Grundfarbe des Pflanzenreichs, gelb 7 bis 10, zeigen 29 dieser Flechten, darunter die schöne in der Waldregion der Alpen oft an den Lärchenstämmen wachsende *Cornicularia vulpina* Sch. 9 e, die Alpenflechten *Cetraria juniperina* Ach. 8 e, *C. cucullata* Ach. 9 g, *C. nivalis* Ach. 10 g und *Cornicularia ochroleuca* Ach. 10 g, die bis in die Schneeregion steigende *Lecidea geographica* Sch., welche die dunklen nackten Felsen des Gotthards schön citronengelb übertüncht, und zwei unserer häufigsten Flechten, *Lecanora parietina* Ach. an Bäumen und Bretterzäunen und *Lecanora murorum* Ach. an Mauern und Dächern, beide im Schatten bleicher, an sonnigen Stellen lebhafter gelb; die letztere, meist vermengt mit der milchweissen *Lecanora muralis* Sch. die Dachziegel bunt bemalend, ist ein sicherer Maasstab für die Regenmenge eines Ortes, ich vermisste sie auf den Dächern von Modena und Ancona, fand dagegen die Dächer von l'Ariccia im Albanergebirg so vollständig damit überzogen, dass solche von ferne aus lauter gelben Ziegeln zu bestehen schienen, und schloss daraus, dass es in l'Ariccia weit häufiger regnen müsse, als in Modena und Ancona, was auch der Fall sein wird, da l'Ariccia sich an der Westseite des Appennins in einer Höhe von 1306 p. F. über dem Meere befindet, die beiden andern Städte aber an dessen Nord- und Ostseite wenige Fuss über dem Meere liegen.

Roth, 1 bis 4, zeigen 23 dänische Flechten, darunter bei 4 nur das Laub, *Coniocarpon cinnabarinum* Dec. 1 e, *Lecidea decipiens* Ach. 3 d, *L. squalida* Ach. 2 e und *L. globifera* Ach. 2 f, diese drei mit schwarzen Schüsseln, bei drei Laub und Frucht, bei der Stürme liebenden *Lecanora ventosa* Ach. Laub 3 g, Frucht 3 e, bei *L. miniata* Ach. beides 3 d und bei *L. haematomma* Ach. Laub 4 h, Frucht 1 e; bei allen andern ist nur die Frucht roth, oft sehr lebhaft, wie bei *Cladonia coccifera* Baumg. und einigen andern Becherflechten schön siegellackroth 4 e, bei *Parmelia rubina* Ach. rubinroth 3 e.

Die weisse Farbe kommt theils ganz rein, theils als hellster Ton h anderer Farben auch bei 23 dieser Flechten vor, aber in scharfem Gegensatze zur rothen nur am Laube, während die Frucht oft kohlschwarz ist, so bei *Lecidea alba* Schl., *candida* Ach. und *atroalba* Ach., bei *Urceolaria calcarea* und *scruposa* Ach., bei *Verrucaria glabrata* Ach.

Unter den 14 orangefarbigen Flechten zeichnet sich die auf Granit der Alpen und Pyrenäen, in Lappland und Grönland vorkommende *Solorina crocea* Ach. durch ihr Laub aus, dessen obere Fläche dunkelgrün, die untere lebhaft orange 5 c ist, dann das hochnordische *Nephroma arcticum* Sch. durch auffallend grosse orangefarbige Früchte 5 c auf grünem Laube 13 b.

Rein blau ist keine Flechte, aber 8 der Flora danica sind doch bläulich, so *Cetraria glauca* Ach. oben 18 g, unten schwarz, *Parmelia caesia* und *stellaris* Ach. Laub 16 g, Früchte 18 a, *Lecidea albocoerulescens* Ach. Laub 18 f, Früchte schwarz. Schaerer bildet zwar sein *Collema atrocoeruleum* wasserblau 16 d ab, beschreibt es aber als plumbeo-rufescens, am blauesten fand ich noch unter allen Flechten *Collema azureum* Ach. aus Südamerika, welches nass wirklich wasserblau 16 c ist.

Zu den Purpurstufen 22 bis 24 kann man nur die Frucht von vier der in der Flora danica abgebildeten Flechten zählen, sämmtlich sehr licht auf weissem Laube, *Baeomyces roseus* Ach. pfirschenblüthfarbig 23 c, *Arthonia impolita* Sch. und *Lecanora tartarea* Ach. um einen Ton heller 23 f, endlich *Lecanora rubra* Ach. hellamethystfarbig 22 g.

Violett fehlt gänzlich.

V. Die Algen.

Die Algen (*Algae*) sind in scharfem Gegensatze zu den andern Kryptogamen weitaus zum grössten Theile Bewohner des Meeres, weniger der süssen Gewässer, am wenigsten und nur mit Arten der niedersten Gattungen des Landes, wie mehrere Arten der Gattungen *Protococcus*, *Glaeocapsa*, *Palmogloea*, *Phormidium*, *Chthonoblastus*, *Symploca*, *Scytonema*, *Sirosiphon*, *Prasiola*,

Vaucheria, die an der Nordseite der Bäume und Mauern häufige *Botrydina vulgaris* Brebisson, *Palmella cruenta* Ag. am Fusse der Mauern, das auf Sandwegen nach längerem Regen erscheinende *Nostoc commune* V., *Botrydium argillaceum* Wallr., *Ulothrix radicans* Kg., alle nur an nassen oder wenigstens feuchten schattigen Stellen, manche wohl nur gerade durch Mangel an Wasser in ihrer Entwicklung gehemmte Anfänge anderer Algen oder andern Klassen zuzuweisen, wie *Stigonema* und *Lichina* den Flechten, *Cryptococcus*, *Ulvina*, *Hygrocrocis*, *Chroolepus* den Pilzen.

Die Farbe ist bei den Algen in ihrer Mannigfaltigkeit so beständig, dass sie schon längst bei der Bildung der Gattungen und Familien berücksichtigt wurde. William Harvey, einer unserer berühmtesten und geistreichsten Algologen, welcher in allen fünf Welttheilen Algen beobachtet und gesammelt hat, theilt nach der Farbe die ganze Klasse in drei grosse Ordnungen: die Schwarzsamigen (*Melanospermeae*), die Rothsamigen (*Rhodospermeae*) und die Grünsamigen (*Chlorospermeae*); zwar ist hiebei die Farbe der Sporen zu Grunde gelegt, diese unterscheidet sich aber von der Farbe der übrigen Theile der Alge nur durch einen tieferen Ton der gleichen Stufe.

Die Schwarzsamigen sind die eigentlichen Tange, die grössten und ausgebildetsten Formen der Klasse, merkwürdig dadurch, dass sie vom Aequator gegen die Pole an Grösse, von den Polen gegen den Aequator an Vollkommenheit der Bildung durch Trennung von Stengel, Blatt und Frucht zunehmen, es herrschen innerhalb der Wendekreise die Sargasseen vor, selten über zwei Fuss lang, aber die einzigen Algen mit achselständigen Zweigen und Früchten, wie bei den Phänogamen, in den gemässigten Zonen die unvollkommeneren Cystosireen, deren grösste Länge ich an *Cystosira abrotanifolia* Ag. von Neapel 2 Fuss 9 Zoll fand, im hohen Norden rohe Fucusarten, Desmarestien und Chordarien, 12 Fuss lange Himanthalien, über 24 Fuss lange Laminarien und die riesige, nach Heinrich Mertens bis über 300 Fuss lange *Nereocystis*; dieser entsprechend gegen den Südpol die früher übertreibend bis zu 1500 Fuss und selbst noch von Humboldt zu 800 Fuss lang angegebene *Macrocystis*, die *Ecklonia*

buccinalis Hornem., deren Stamm Bory 45 Fuss Länge gibt, die ästigen bis 30 Fuss langen Lessonien und Durvilleen.

Bei allen diesen Meertangen wird die grüne Farbe der Chlorophyllkörner durch einen mehr oder weniger braunen Zellensaft olivengrün 10 a und b getrübt, im Trocknen bleicht die grüne Farbe aus und die braune dunkelt, so dass sie dunkelbraun bis kohlschwarz werden, wie man sie in allen Herbarien findet.

Von den kleineren Gattungen dieser Ordnung sind einige grüner, so *Desmarestia viridis* Lx., *Chorda lomentaria* Lgb., einige Dictyoten und Punctarien, völlig grün 13 a und b nur mehrere Arten der Gattung *Ectocarpus*, kleine, zarte, fadendünne Gewächse, welche in geringer Tiefe leben und sich bis in die Flussmündungen ziehen, *Ectocarpus fluviatilis* nach Kützing in den Timavo, *E. amphibius* Harvey nach Hooper bei Newyork in den Hudson.

Die rothsamigen Algen sind eben so entschiedene Bewohner des salzigen Wassers, als die schwarzsamigen, die in süssem fliessendem Wasser früher nur in der Nähe des Meeres, nun aber von einem unserer trefflichsten Pflanzenforscher, Pfarrer Kemmler zu Untersontheim, auch in Württemberg entdeckte *Hildenbrandtia rosea* β *fluviatilis* Breb. ist bis jetzt die einzige sichere Ausnahme, da Leprieurs Angabe von Florideen in Brunnen Guiana's noch sehr zu bezweifeln ist.

Diese Algen zeichnen sich durch ihre Zartheit und Schönheit aus, überschreiten nur selten in wenigen Arten, wie *Sphaerococcus confervoides* β *procerrimus* Turner und *Gelidium corneum* β *sesquipedale* Clemente, die Länge von zwölf Zoll und haben eine hellere oder tiefere Purpurfarbe, welche im Leben durch einen kleinen Zusatz von grün der Chlorophyllkörner getrübt ist, trocknet man sie aber im Finstern, so verschwindet die grüne Trübung und die rothe Farbe tritt lebhafter hervor, z. B. wunderschön 23 c bis 24 d bei *Trichothamnion coccineum* Kg., *Plocamium coccineum* Lgb., *Delesseria sanguinea* Lx. Die dunkelsten, tief violetten oder schwarzrothen Rhodospermeen, wie *Rhodomela*, *Rytiphlaea*, *Polysiphonia*, *Bostrychia*, trocknen noch dunkler bis völlig

schwarz, wie die Melanospermeen; die kalkhaltigen Corallineen sind dagegen hell rosenroth und behalten getrocknet diese Farbe, auch zählt Harvey zu dieser Ordnung die bleichgrünen 13 g bis h Liagoren, welche auf dem Meeresgrunde zwischen den dunkleren anderen Seegewächsen silberweiss hervorschimmern.

Im Gegensatz gegen die schwarzsamigen sind die rothsamigen Algen gegen das Licht sehr empfindlich und bleichen ungemein leicht aus, sie sind daher lichtscheu, gehen im Wasser am tiefsten hinab und lieben durch überhängende Felsen oder grössere Meergewächse beschattete Stellen, in eigentliche Höhlen gehen sie aber doch nicht hinein, ich fand in der blauen Grotte auf Capri wohl Madreporen, aber keine Algen, und in der Donnergrotte bei Pausilipo nur *Gelidium corneum* Lx. nahe an ihrer Mündung.

Laurencia obtusa Lx., welche ich bei Venedig im Innern der Pfahlgruppen des Hafens schön purpurroth gefunden hatte, fand ich bei Neapel an untiefen offenen Stellen gelblich, daher Bertoloni sie *Fucus luteus* genannt hat, ebenso fand ich *Hypnea muciformis* Lx. und *Ceramium rubrum* Ag. als wohlgeschützte Parasiten anderer Algen purpurroth, an nackten, vom Meer nur wenig bedeckten Felsen hellgrün, gelblich bis weiss, obschon noch lebend und wachsend. Bekannt ist das ehemals häufiger vom Kap der guten Hoffnung gebrachte und von Esper treu abgebildete *Gelidium cartilagineum* Lx., an einem Exemplar sieht man dunkelrothe Stellen, andere scharlachroth, orange, gelb, kupfergrün bis beinahe weiss; es sind am Strande im Auswurf des Meeres aufgelesene Exemplare, welche mit andern Sachen vermengt und theilweise von ihnen bedeckt ungleich ausgebleicht sind, und dunkelroth allein ist ihre ursprüngliche Farbe; man kann solche bunte Rhodospermeen auch aus schon getrockneten Exemplaren leicht künstlich darstellen, wenn man einzelne Stellen derselben mittelst eines Pinsels mit einer bald stärkeren, bald schwächeren Auflösung von Chlorkalk in destillirtem oder Regenwasser bestreicht, im gesunden Zustande sind jedoch alle Algen einfarbig. *Nitophyllum versicolor* Griffiths hat seinen Namen nur davon erhalten, dass es in süsses Wasser gelegt seine Purpurfarbe in Orange verändert, dieses geschieht aber, wie ich selbst in Neapel

an *Aglaophyllum ocellatum* Endl., an Griffithsien und Polysiphonien beobachtete, durch Endosmose, das eindringende süsse Wasser sprengt die Zellen, welche platzend ihren purpurnen Inhalt theilweise ausstossen, das Wasser färben, selber aber blasser werden; ungemein reich an solchem Purpursaft ist *Rytiphlaea tinctoria* Ag., womit die Cretenser ihre Kleider färbten, die Römerinnen sich schminkten.

Die dritte Ordnung der Algen, die Grünsamigen, liebt das Licht und geht daher im Meere am wenigsten tief hinab; die meisten hieher gehörigen Algen sind schön grasgrün 12 b bis e, so *Ulva*, *Codium*, *Bryopsis*, *Valonia*, *Udotea*, *Halimeda*; die als auf Sandboden lebend ganz einzig dastehenden Caulerpeen haben bei lebhaft grünem Laube weisse Wurzeln, andere sind hellgrünlich, wie *Acetabularia*, *Penicillus*, keine reine Meergattung hat eine andere Farbe, denn die von Harvey bei den Ulven gelassene *Porphyra* hat Kützing mit vollem Recht zu den Rhodospermeen versetzt, mit denen sie nicht nur die Farbe, sondern auch das schnelle und vollständige scheinbare Wiederaufleben im Wasser gemein hat, während alle Ulvaceen sich nur sehr unvollkommen und nicht viel besser, als trockene Salat- oder Spinatblätter, aufweichen lassen.

Am Strande bleichen die Chlorospermeen durch gelb in weiss aus, doch nicht so bald, wie die Rhodospermeen, im Herbar erhalten sie sich fast unverändert.

Der Hauptunterschied zwischen dieser Ordnung und den beiden vorhergehenden besteht darin, dass die grünsamigen Algen aus dem Meere durch Brackwasser in süsses Wasser übergehen, so dass alle Süsswasseralgen mit höchst wenigen, kaum erwähnungswerthen Ausnahmen ihr angehören, und mit diesem Uebergang ist zugleich eine bedeutende Mannigfaltigkeit der Farben verbunden.

Letzteres ist gleich bei der überwiegend marinen Gattung *Bangia* der Fall, von dieser führt Kützing 18 Arten auf, darunter 4 der Flüsse: *Bangia coccinea*, *coccineo-purpurea*, *roseopurpurea* und *atropurpurea*, die andern 14 im Meere lebenden Arten sind ebenfalls von dunkel- bis rosenroth mit wenigen Abweichungen,

welche Folge des Ausbleichens zu sein scheinen, wie bei *Bangia lutea* J. Ag., *aurantia* Kg., *pallida* Kg. und *versicolor* Kg., welche als braun, violett und purpur mit grün gefleckt beschrieben wird.

Das der Gattung *Phormidium* verwandte *Trichodesmium erythraeum*, von Ehrenberg im December 1823 im Hafen von el Tor am Fusse des Sinai entdeckt, von Dupont auf einer Strecke von 256 Seemeilen von Kosseir bis el Tor beobachtet, färbt das Meer so roth, dass Montagne den uralten Namen des rothen Meers davon herleitet.

Stets grün, doch in verschiedenen Stufen und Tönen, sind drei andere dem Meere und süssen Wasser gemeinschaftliche grosse Gattungen: *Enteromorpha*, *Cladophora* und *Vaucheria*.

Unter den ausschliessend im süssen Wasser lebenden Familien sind die Hydrodyctien und Desmidieen schön grün, ebenso die meisten Zygnemaceen, bei denen jedoch *Staurospermum* und *Zygogonium* auch schwärzlich violette Arten haben; diesen letzteren ähnliche Farben haben die Lemanien, *Thorea* ist lebend dunkelgrün, geht aber trocknend in schwarzviolett bis in das schönste Veilchenblau 21 b über, und *Batrachospermum* wechselt vom schönsten Kupfergrün bis stahlblau und purpurroth; die Oscillarineen und Nostochineen sind ebenfalls bald licht blaugrün 14 f, bald olivengrün, bald stahlblau und scheinen oft völlig schwarz, z. B. *Oscillaria nigra* V.; von den 5 Arten der Gattung *Campsopogon* ist *C. aeruginosus* Kg. kupfergrün, die andern sind stahlblau 16 a und b, stahlblau ist auch die Mehrzahl der 12 Arten der Gattung *Chantransia*, aber *Ch. violacea* Kg. violett 21 a, *Ch. coccinea* Kg. dunkelroth und *Ch. investiens* Lenorman rosenroth 24 f; stahlblau oder wasserblau 16 a bis c ist auch die Farbe der Süsswasseralgen, welche man als blau bezeichnet hat, wie *Nostoc coeruleum* Lgb., *Chroolepus coeruleum* Naegeli, *Sphaerozyga cyanea* Kg.

Am mannigfaltigsten ist die Farbe der Landalgen, wenn gleich auch hier die grüne vorherrscht, oft lebhaft und schön, wie bei den 10 Ulothrixarten und 4 Schizogonien, welche auf dem Lande leben, und den 12 Prasiolen, von welchen *Prasiola crispa* Ag. in Dänemark und Schweden selbst die Strohdächer der Bauernhäuser besetzt; andere sind schwarzgrün, wie das be-

glauben die Aerzte leider zu oft ſich ihrer Pflicht entbunden; bei dem ſchwerſten Schritte, den der Menſch zu thun hat, wird ihm dann die ärztliche Hülfe und Liebe entzogen. Es iſt wohl ſelten Gefühlloſigkeit, was dazu führt, denn bei jedem Todeskampfe hat ſelbſt der Kälteſte Gefühl; es iſt vielmehr das Bewußtſeyn von Ohnmacht, welches drückt, die Erkenntniß der Hülfloſigkeit, welche ſtatt des Beiſtandes dem Sterbenden Verlaſſenheit bringt. Oft aber iſt es eine geiſtige Müdigkeit, die den Arzt dann erlahmen läßt, wenn nach ſeiner Ueberzeugung ſeine Wiſſenſchaft ihr Ende erreicht; denn ſeine Kunſt iſt unendlich. Sey aber die Quelle, welche ſie wolle, ſo iſt dieſes Verfahren ein Unrecht. Curiren heißt nicht heilen, und wo nicht geheilt werden kann, da iſt zu lindern, aufzurichten, zu tröſten. Bis zum Gange nach dem Grabe gehört die Sorge für den Menſchen dem Arzte an; das Herz des Sterbenden ſehnt ſich mehr nach dem Arzte, als das des Erkrankenden.

Sollten dieſe Verlangen übertriebene, fromme Wünſche ſeyn? Es ſcheint ſo; der größte Theil der Erdbewohner wird krank und ſtirbt ohne Arzt; Armuth, Sorgloſigkeit, Entfernung von ärztlichen Wohnſitzen, Aberglaube, Homöopathie, Mangel an Heilperſonal überhaupt und viele andere Gründe bringen es dahin. Wie ſoll der Arzt den Tod erleichtern, wo er nicht einmal gegen den Tod kämpfen durfte? Auf der andern Seite: von der verhältnißmäßig geringeren Perſonenzahl, die überhaupt des Arztes Hülfe in Anſpruch nimmt, ſind wieder die meiſten ſolche, welche ihn nur in Fällen der Noth rufen, die ihn gar nicht mehr kennen, wenn er bezahlt iſt, oder die ſich an einen andern wenden, wenn er nicht bezahlt iſt, oder die denſelben nach Jahren wieder ſuchen, wo frühere Verhältniſſe ſchon lange vergeſſen ſind.

Das iſt wahr, aber dieſe Wahrheit iſt traurig. Es lohnte ſich wohl der Mühe, in civiliſirten Staaten von oben herab ſtatiſtiſche Berechnungen anſtellen zu laſſen über die Mortalitäts-Verhältniſſe der Perſonen, welche mit, und ſolcher, welche ohne ärztliche Hülfe geſtorben ſind; nichts würde directer gegen das alberne Aſtergeklatſche wirken, welches noch oft gehört wird und gehört wurde, ſeitdem Hippokrates Licht werden ließ.

Sind aber die oben ausgeſprochenen nur darum fromme Wünſche, weil ſie nicht überall ins Leben treten können? Gewiß

kannte *Nostoc commune* V., *Symploca lucifuga* Breb., *Protococcus atrovirens* Kg., oder ganz schwarz wie *Chroolepus ebeneum* Ag., *Gloeocapsa coracina* und *atrata* Kg., *Polycoccus punctiformis* Kg.

Stahlblau 16 a sind mehrere ausserhalb des Wassers wachsende Oscillarien und Phormidien. *Symploca muralis* Kg. und *cyanea* Meneghini, *Protococcus coeruleus* Kg., violett 21 a bis c *Gloeocapsa violacea* Kg. und *janthina* Naegeli.

Unter den purpurrothen Landalgen ist *Palmella cruenta* Ag. die häufigste, man sieht sie fast das ganze Jahr in den Strassen am Fusse der Mauern, vergossenem Blute ähnlich, meist in Gesellschaft des schwärzlichen *Phormidium vulgare* Kg.: berühmt ist der vielbesprochene rothe Schnee (*Protococcus nivalis* Ag.), durch dessen Entdeckung der unergiebigen ersten Polarreise des Capitäns Ross ein höherer Werth beigelegt werden wollte, obgleich Saussure schon lange vorher auf ihn aufmerksam gemacht hatte; hieher gehören ferner *Protococcus pluvialis* Flotow und *roseus* Men., *Gloeocapsa sanguinea*, *sanguinolenta*, *hämatodes*, *purpurea* und *rosea* Kg.

Zwischen roth und gelb finden wir den *Protococcus miniatus* und *cinnamomeus* Kg., *Pr. Clementii* Men., besonders aber eine vielleicht besser mit andern Linneischen Byssusarten zu den Pilzen zu stellende Gruppe von schimmelartigen Gewächsen, welche lebend dunkelrothgelb 3 c, noch so sorgfältig und schnell getrocknet doch nach dem Tode ihre Farbe in ein blasses Grünlichgrau verändern: hieher gehören der berühmte Veilchenstein (*Chroolepus Jolithus* Ag.), von Haller zu den Flechten, von Nees zu den Pilzen gestellt, auf Granit wachsend, angefeuchtet einen Veilchengeruch verbreitend, das viel häufigere, ebenso gefärbte *Chroolepus aureum* Kg. an feuchten schattigen Felsen und Weinbergsmauern, das zarte *Chroolepus cobaltigineum* Kg., welches auf unserer württembergischen Alp, z. B. in den Ruinen von Hohen-Gerhausen und an der Uracher Steige, dem weissen Jurakalk eine flüchtige Porphyrfarbe verleiht, und einige andere auf Baumrinde wachsenden *Chroolepus*, wahrscheinlich auch *Bulbotrichia peruana* Kg.

Rein gelb 9 e ist keine Alge, das zweifelhafte *Chroolepus flavum* Kg. an den Zweigen und Blättern der Bäume in Peru und

Chile so wenig als *Palmella flava* und *Stypopodium flavum* Kg. dagegen haben mehrere Landalgen eine bald mehr bald weniger derjenigen der Seetange sich nähernde braune Farbe, so *Protococcus Orsinii, macrococcus, cinnamomeus, aureoviridis, aurantiofuscus* und *fusco-ater* Kg., *Glococapsa mellea* und *fulva* Kg; gelbbraun 7 a ist auch lebend das Heer der kieselgepanzerten Diatomeen, an der Grenze des Pflanzen- und Thierreichs, seit Anfang dieses Jahrhunderts von einem halben Dutzend Arten auf mehr als tausend gestiegen.

Endlich ist noch das Schillern einiger Algen zu erwähnen, Bory hat eine Rhodospermeen-Gattung darnach *Iridaea* benannt, von welcher einige Arten, wie *I. Augustinae* und *I. micans Bory*, unter Wasser in den schönsten Regenbogenfarben schillern sollen; nach Harvey schillert *Halerica ericoides* Kg. im Meere glänzend in grün und blau, auch *Chondrus crispus* Lgb. irisire zuweilen, und am Cap sah er an lebenden *Champia compressa* Harv. und *Chylocladia iridescens* Harv. lebhafte Regenbogenfarben, Miss Hutchins sah *Cladophora Hutchsiae* Kg. im Meer bläulich und weiss schimmern, und ich erkannte im Golf von Neapel *Zonaria pavonia* Ag. noch in einer Tiefe von zwei Klaftern an einem milchweissen Schimmer, welcher verschwand, so wie ich sie aus dem Wasser an die Luft brachte.

Als Hauptergebniss der Untersuchung der Algenfarben dürfte sich herausstellen:

1) Alle Algen sind im normalen gesunden Zustande einfarbig, selbst die Bänder der Zonarien sind keine Farbenänderung des Laubes, sondern Sporenreihen.

2) Die häufigsten Farben sind grün, olivenfarbig und purpurroth.

3) Violett, orange und schwarz kommen selten vor.

4) Die drei reinen Grundfarben, Stufe 1, 9 und 17, so wie weiss fehlen gänzlich.

VI. Die Pilze.

Den vorstehenden Kryptogamen-Classen steht eine sechste und letzte gegenüber, von allen die grösste; Rabenhorst führt in

seiner Kryptogamenflora Deutschlands 6742 Arten auf, und von diesen stehen 4079 in der Classe der Pilze (*Fungi*), 2663 in den fünf andern zusammengenommen. Dagegen steht diese letzte Classe an Grösse der einzelnen Arten allen andern nach, von der einfachen mikroskopischen Zelle erhebt sich die Mehrzahl der Pilze nicht bis zu der Höhe eines Zolls, wenige zu der einer Spanne, höchst selten einzelne Exemplare der allergrössten Arten, wie eines *Agaricus procerus* Scopoli oder eines *Polyporus frondosus* Fries, bis zu der eines Fusses: nur an Masse und Gewicht übertreffen mehrere Pilze alle Moose und Flechten.

Den Algen am meisten, doch nur in den untersten Bildungen, verwandt unterscheiden sich die Pilze darin wesentlich von ihnen, dass sie nie im Wasser, selten auf Steinen wachsen; zu den Pilzen gehört zwar die Mehrzahl der von Kützing als Mycophyceae unter die Algen versetzten Bildungen, allein diese schimmelartigen, meist farblosen, auf andern Organismen oder in künstlichen Flüssigkeiten, wie in Biasolettos Apotheke auftretenden Wesen sind meist nur unvollkommene Anfänge von Pilzen, Reihen oder Netze von Zellen (*Hyphasma*, *Mycelium*), welche den Cotyledonidien der Moose (*Protonema*) entsprechend die Stelle der Samenblätter einnehmen und untergetaucht gar nicht zur Entwicklung gelangen, wenige schwimmend, die meisten erst bei Verdunstung der zu reichlichen Flüssigkeit, denn bei aller Wasserscheu lieben die Pilze die Feuchtigkeit, welche kaum die holzigen Polyporen auf einige Zeit entbehren können.

Ebenso sind die Pilze lichtscheu, ohne das Licht ganz entbehren zu können, in ganz finstern Kellern und an den Stützbalken in Bergwerken findet man da, wo das Licht ganz fehlt, wie im Wasser, nur meist farblose, nicht zur Entwicklung gelangende Vorbildungen, wovon die Wetterzotten (*Byssus subterranea* Scopoli) das schönste Beispiel sind, grosse an dem Holze in den Stollen hängende, baumwollenähnliche Flocken, welche zu Wasser zerfliessen, wenn man sie pflücken will; nur wenige, wie die Trüffel, gedeihen in völliger Finsterniss.

Fast durchgehends Parasiten auf kranken, sterbenden oder verwesenden Pflanzen, selbst Laubmoosen und andern Pilzen,

manche sogar auf thierischen Stoffen, erscheinen die Pilze an dumpfen feuchten Orten, am häufigsten im Herbste bei abnehmender Wärme und zunehmender Feuchtigkeit in Wäldern, gespensterartig über Nacht auftretend und eben so schnell wieder verschwindend, von echt germanischen Völkerstämmen wie die Würmer und Schlangen ohne Unterschied als eckelhaft und giftig gehasst und gemieden, von vielen andern theilweisse als unschuldig und nahrhaft begierig aufgesucht und genossen.

Den Pilzen fehlt, wie den untersten Algen, das Chlorophyll der andern Gewächse, der berühmte Botaniker Reichenbach bezeichnete sie daher als grünlose Pflanzen (*Achlorophyta*), indessen fehlt ihnen bei der grossen Mannigfaltigkeit ihrer Farben auch die grüne nicht ganz.

Wie bei den Flechten, habe ich auch bei den Pilzen die Farben der in der Flora danica abgebildeten 753 Pilze zusammengestellt, im Ganzen auch nach Abzug einiger Wiederholungen und unklarer ternärer Farben, da viele davon zwei Farben zeigen, also doppelt zählen, 793.

Die bei diesen Pilzen am häufigsten auftretende Farbe ist die ihrer Standorte, der Baumrinde, des abgefallenen Laubes und der Walderde. 188 Arten sind braun in allen Tönen, von dem dunklen Kastanienbraun der Morcheln, des *Hydnum imbricatum* L. und des *Boletus castaneus* Bulliard bis zu dem lichten Hellbraun des *Agaricus clypeolarius* Bull., des *Cantharellus lutescens* Fr. und des *Polyporus frondosus* Fr.; diese Zahl wäre noch grösser, wenn man die Gattungen *Taphrina*, *Erineum* und *Phyllerium* hinzufügte, diese gehören aber, wie Fée nachgewiesen hat, nicht zu den Pilzen, es sind durch Insekten veranlasste Auswüchse, wie die Galläpfel, der Bedeguar und die Weidenrose.

Auch schwarz sind viele Pilze, so der Brand im Getreide, die *Bulgaria inquinans* Fr., *Helvella atra* Koenig, *Geoglossum glabrum* P., *Hypoxylon polymorphum* Link, viele Sphärien und Hysterien, bis hellgrau wie *Arcyria* cinerea P., *Polyporus caesius* Fr., *Reticularia plumbea* Fr., im Ganzen 126 Arten.

Von schwarz gelangen wir durch die grauen Töne zur weissen Farbe, welche wir bei 112 dieser 793 Pilze antreffen, Beispiele

sind der echte Champignon (*Agaricus campestris* L.), der Pfefferschwamm (*A. piperatus* L.), der kolbenförmige *A. conatus* Müller, der schöne *A. eburneus* Bull., *Sphaeria nivea* Hoffm., *Peziza alba* Fr., *nivea* Fr. und *virginea* Batsch.

Gelb fand ich 101 Pilze, darunter mehrere schön und lebhaft, so eine Spielart des *Agaricus conicus* Scop. 9 f, *A. luteonitens* Fr. 7 f, *A. citrinellus* P. 9 f, *A. aureus* Bull. 7 c, *Boletus luteus* L. 8 a, Stiel und Löcher 8 d, *Polyporus sulfureus* Fr. 8 f, *Peziza sulfurata* Fr. 9 f, *citrina* Batsch 8 c, *chrysocoma* Bull. 8 d.

Orange sind 90 dieser Pilze, besonders schön *Agaricus puniceus* Fr. 5 b, *A. torminosus* Schaeffer 5 c, *A. deliciosus* L. mit einer der von *Chelidonium majus* L. gleichenden Milch, *Hydnum aurantiacum* Horn., *Thelephora pruni* Schum., *Clavaria abietina* P., *Cribraria aurantiaca* Schrad. und *Ozonium auricomum* Lk. sämmtlich 5 c, *Peziza lutea* Schum. 5 d und der häufige *Cantharellus cibarius* Fr. 5 f, Unterseite 5 e.

Roth fand ich in der Flora danica 99 Pilze, darunter *Arcyria punicea* P. 1 b, *Peziza scutellata* L. und *rutilans* Fr. 1 c, *Tubercularia vulgaris* Tode 1 e, *Agaricus coccineus* Wulf. 2 b, Blätter 2 c, *Peziza humosa* Fr. und *Sphaeria coccinea* P. 2 c, *Fistulina hepatica* Bull. 3 b, *Agaricus miniatus* Fr. und *Peziza aurantia* P. beide 3 c, *Agaricus magnificus* Fr. 4 a, Blätter 2 g, *Polyporus lucidus* Fr. 4 c, der berüchtigte Fliegenschwamm 4 c mit weissen Flecken und Blättern und *Agaricus crocatus* Schrad. 4 d. Südlichere rothe Pilze sind der schöne *Polyporus cinnabarinus* Fr. 4 d mit helleren Zonen 4 g, Löcher 3 c, den ich auch aus Brasilien sah und von Sidney in Neuholland erhielt, dann der berühmte Kaiserling (*Agaricus caesareus* Scopoli), im südlichen Europa sehr beliebt, dem Fliegenschwamm nahe verwandt, er gleicht in der Kindheit in der weissen Hülle ganz eingeschlossen einem Hühnerei, sprengt dann diese Hülle mit dem glühendrothen Hut, breitet solchen schirmförmig aus und entwickelt die citronengelben Blätter der Unterseite. Er ist der Boletus, mit welchem Kaiser Klaudius vergiftet wurde, ob absichtlich, ob durch Verwechslung mit dem Fliegenschwamm oder weil er zu alt war, ist ungewiss, er wird nehmlich, wie es bei allen Pilzen sehr

rathsam ist, nur ganz jung gegessen, ehe er dem Ei ganz entschlüpft, so habe ich selbst ihn in Venedig ohne Nachtheil genossen. Der sonderbare flüchtige Gitterschwamm (*Clathrus cancellatus* L.) ist wie der Kaiserling in der Kindheit ein weisses Ei, aus welchem ein scharlachrothes Gitterwerk hervorbricht, in Württemberg wurde dieser merkwürdige Pilz nur einmal aber in Mehrzahl gefunden, im September 1851 in der Wilhelma bei Canstatt auf Grasboden im Freien unter Mimosen, welche mit den Kübeln eingegraben worden waren.

Blau oder nahezu blau 16 bis 19 fand ich 23 Pilze, aber nur einen davon, *Hydnum suaveolens* ,3 *coeruleum* Fr. 18 c, lebhaft gefärbt, alle andern kommen in die drei hellsten Töne, wie *Agaricus pratensis coerulescens* Fr. und *Peziza Schumacheri coerulescens* Fr. 19 f, *Agaricus stylobates* P. und der gemeine Schimmel (*Penicillium glaucum* Lk.) 19 g, *Cantharellus retirugus* Fr. 18 g, *Physarum hyalinum* P. und *utriculare* Fr. 17 g, *Coremium glaucum* Fr. 19 h, *Physarum caesium* Fr. 18 h und *Botrytis cinerea* P. 17 h.

Mehr dunkelgefärbte haben die 21 grünen Pilze, nehmlich 12, darunter *Phallus impudicus* L. weiss mit dunkelgrünem Hut 13 a, *Trichoderma viride* P. 13 b, *Geoglossum viride* P. 13 d, *Botrytis aeruginosa* Schum. 14 d, *Agaricus aeruginosus* Curtis und *Peziza aeruginosa* P. 14 e.

Purpurroth sind 22 der dänischen Pilze, darunter *Peziza purpurea* Fr. 24 a, die häufige *Russula emetica* Fr. 24 b, Stiel und Blätter weiss, *Agaricus roseilus* Fr. 24 e, *A laccatus* Scop. bald nur die Blätter, bald ganz 22 c, *Thelephora purpurea* Schum. Unterseite 22 c und *Clavaria purpurea* Müller 22 f.

Die seltenste Farbe der Pilze ist violett, nur bei 11, wie *Hydnum Auriscalpium* L. 21 a, die Blätter von *Agaricus nudus* Bull. und *Candollianus* Fr. 21 d, *A. Schumacheri* Fr. ganz 21 d, *A. violaceus* Scholl 20 c.

Nach dieser Uebersicht, von welcher auf andere Zählungen gegründete wahrscheinlich nicht erheblich abweichen werden, kommt schwarz mit seinen Tönen bis weiss bei 238 der 793 Fälle vor, roth und gelb ohne blau bei 478, blau allein oder mit roth

oder mit gelb nur bei 77, ähnlich wie bei den Flechten, bei welchen schwarz und weiss in 87, roth und gelb ohne blau in 127 und blau mit andern Farben nur in 59 Fällen vorkommt, letzteres wegen des noch vorhandenen Chlorophylls etwas häufiger als bei den Pilzen, bei denen die blaue Farbe im ganzen Pflanzenreich die kleinste Rolle spielt.

Die Pilze bleichen nicht aus, sondern werden alternd dunkler, so ist bei den höheren der Anfang, das Hyphasma, weiss, der Stiel gewöhnlich schon weniger, der Hut noch dunkler, die Sporen am dunkelsten, die auf Dung wachsenden Pilze mögen jung noch so hellfarbig sein, so werden sie im Alter schwarz. *Agaricus comatus* Müller steigt blendend weiss aus dem Gras auf, wird bald rosenfarbig und zerfliesst endlich zu einer Dintenähnlichen Flüssigkeit, *Lycogala Epidendron* Fr. ist jung hellroth 2 f, älter dunkelroth 2 d, zuletzt grauviolett. Noch so sorgfältig getrocknet trüben und verdunkeln sich immer die Farben dieses vergänglichen, lebend und todt mehr als jedes andere Gewächs der Zerstörung durch Insektenlarven ausgesetzten Geschlechts.

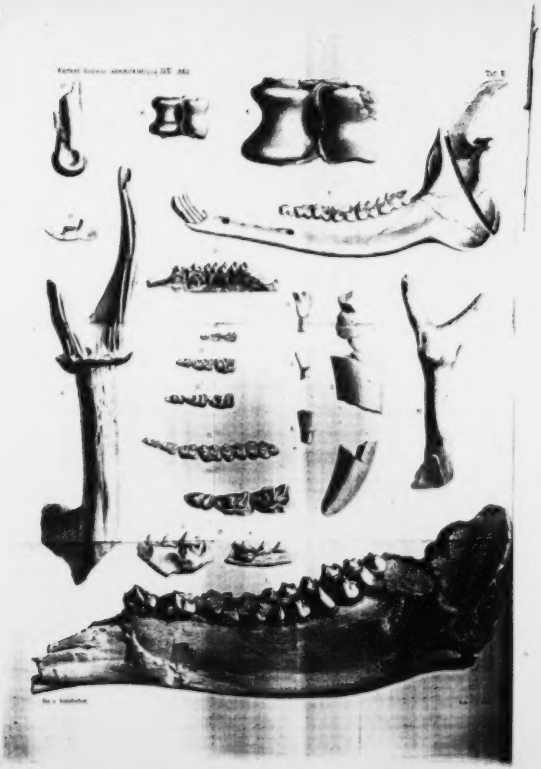

nicht! Sie werden um so mehr, um so schöner in Erfüllung gehen, je mehr der Arzt das Publikum erzieht und — sich selbst. Die ärztliche Erziehung des Publikums geschieht aber überall durch Zwang zum Vertrauen, und zu diesem wird es gezwungen durch den innern geistigen Werth des Arztes, dem es sein Leben, also die einzige Bedingung zu Allem im Leben, anvertraut. Dieser geistige innere Werth ist aber nicht zu erkennen an einem redenden, zudringlichen, mit einem Worte gemachten Wesen, an irgend einer Art, wenn auch noch so gut gespielter oder erlernter Koketterie; es ist vielmehr kein bestimmtes Wesen, keine ausgesprochene Form, sondern das Abbild, der unbewußte und unabsichtliche Stempel der Geistesform, der erkannt wird von Jedem, der sich ihm nähert. Das ist das Zeichen seiner Aechtheit, daß er sich von jedem gemachten Wesen, das um so grinsender wird, je größer die Gefahr, in der es auftritt, so specifisch unterscheidet.

Aber abgesehen davon, daß der Arzt verhältnißmäßig in den seltensten Fällen einen Kranken durch sein ganzes Leben behandelt, daß er nicht so häufig, als es für die Menschheit wünschenswerth wäre, die letzten Stunden und Tage bis zum Tode wirklich erleichtern kann, giebt es noch genug Gelegenheiten, in denen er diese schöne, aber schwere Pflicht zum großen Vortheil des Opfers und seiner Umgebungen erfüllen könnte. Hier wuchere er mit dem Pfunde, das ihm anvertraut ist, hier wirke er in jeder Rücksicht, nicht allein, indem er die körperlichen Leiden beschwichtigt, sondern, und ganz besonders, indem er den Geist beruhigt.

„Um den Menschen ins Leben hineinzuhelfen, dazu giebt es eine eigene Kunst, die Hebammenkunst; aber dafür, daß man erträglich wieder hinauskomme, ist fast nichts gethan.“ So sprach Reil; es hat seit seinem Heimgange an gutem Willen nicht gefehlt; es ist in mancher Beziehung seitdem besser geworden; aber er würde wahrscheinlich noch heute dieselbe Sprache führen.

Man hat hie und da Schulen errichtet, um gute und geübte Krankenwärter heranzuziehen; die Angelegenheit war lange gewünscht und angeregt; es wäre höchst erfreulich, wenn sie allgemeiner würde. Aber der Krankenwärter nutzt nur in der Hand des Arztes; ohne Controle, ohne genaue Anweisung wird er schädlich; er ist nur gewissermaßen das gute oder schlechte Werkzeug, dessen sich der Arzt mit Vortheil oder Nachtheil zu bedienen hat.

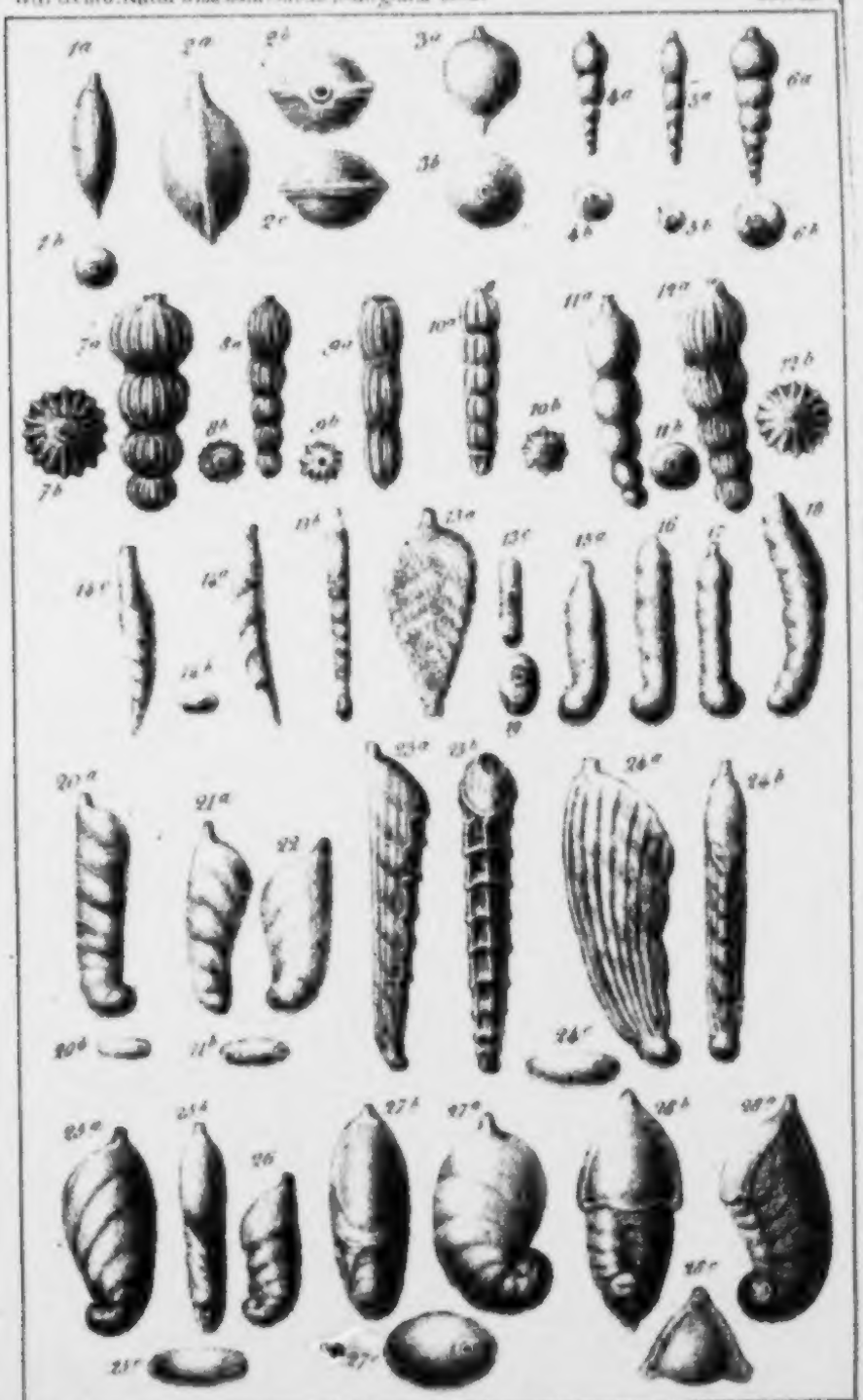

C. W. Gumbel delin.

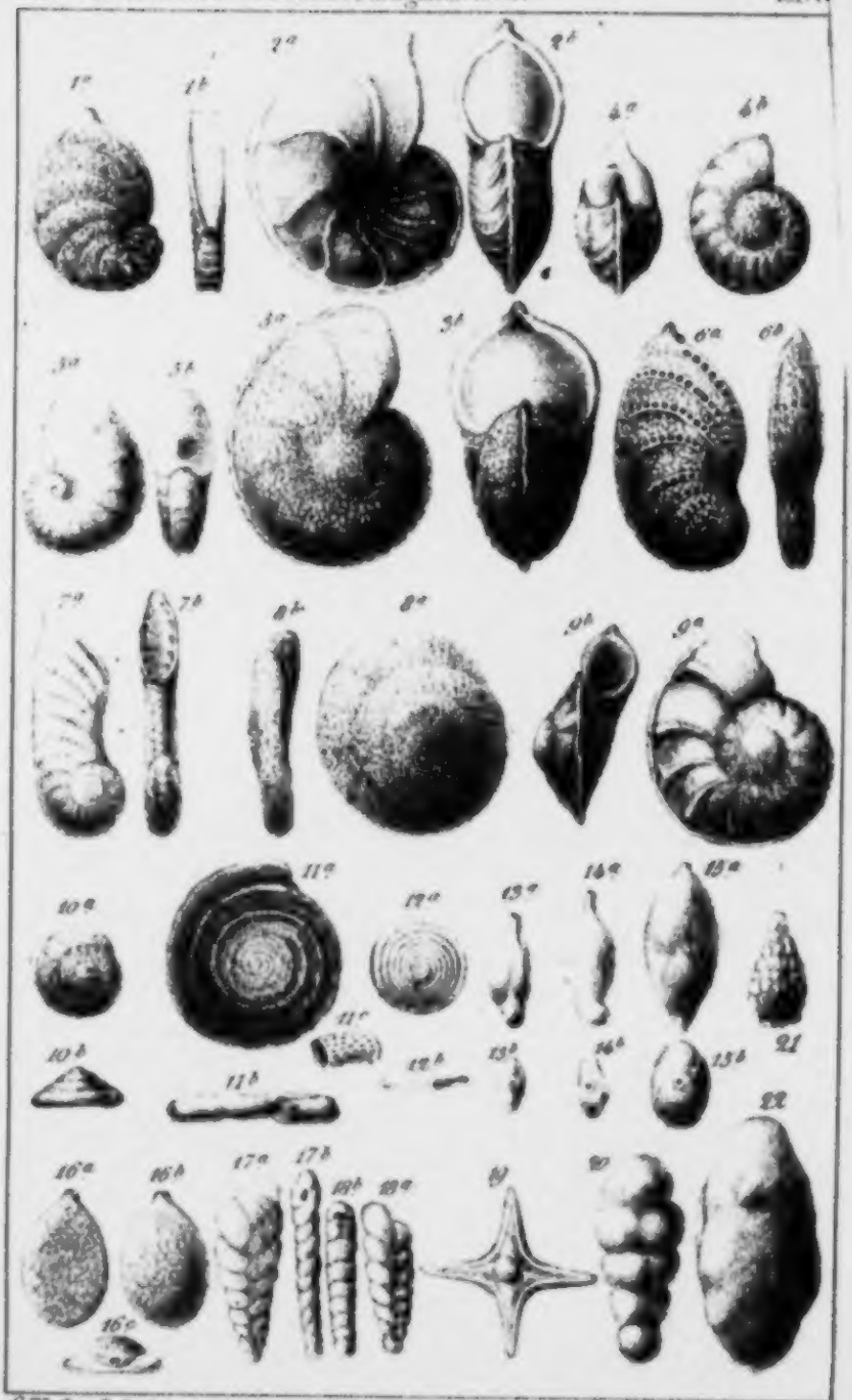

C.W. Gumbel. delin.

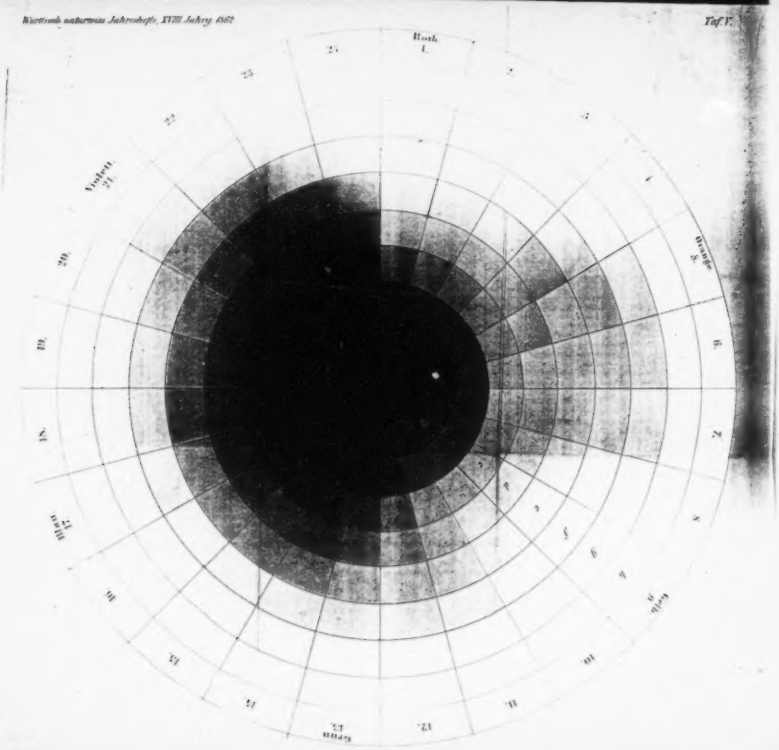
Mond.
I.
Venus
II.
Merkur
III.
Mars
IV.
Jupiter
V.
Saturn
VI.

JAHRESHEFTE

des

Vereins für vaterländische Naturkunde

in

WÜRTTEMBERG.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission

Prof. Dr. **M. v. Mohl** in Tübingen; Prof. Dr. **H. v. Fehling**, Prof. Dr. **O. Fraas**, Prof. Dr. **F. Krauss**, Dr. **W. Menzel** in Stuttgart.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

NEUNZEHNTER JAHRGANG.

(Mit 1 Steintafel.)

STUTTGART.

Verlag von Ebner & Seubert.

1863.

497

Druck von E. Greiner in Stuttgart.

Inhalt.

I. Angelegenheiten des Vereins. Seite

Bericht über die siebenzehnte General-Versammlung den 24. Juni 1862 in Esslingen. Von Prof. Dr. Krauss 1
Rechenschaftsbericht von demselben 8
Zuwachs der Vereins-Sammlung 7
Zuwachs der Vereins-Bibliothek 16
Rechnungsabschluss. Von Hospital-Verw. Seyffardt . . . 22
Wahl der Beamten und des Versammlungsortes für 1864 . . 25
Nekrolog auf Prof. Dr. Schlossberger von Prof. Dr. Reusch . 26
Nekrolog auf Staatsrath von Roser von O.-Med.-Rath Dr. v. Jäger 31
Nekrolog auf Bergrath v. Schübler von Dr. v. Kurr . . . 40

II. Aufsätze und Vorträge.

1) Zoologie und Anatomie.

Ueber die Begattung und Zucht einiger Schmetterlinge. Von Juwelier Trinker 42
Ueber Grundeln (Cobitis fossilis und taenia L.) Von Prof. Dr. Veesenmeyer 52
Ueber Abramis Leuckartii Heck. und Petromyzon marinus L. Von Prof. Dr. Krauss 54
Ueber das Zahlenverhältniss der Fischarten im Neckar. Von Prof. Dr. Krauss 56
Beiträge zur Osteologie der Crocodilschädel. Von Dr. v. Klein 70
Zur Organisation des indischen Crocodils. Von Dr. G. v. Jäger (Hiezu Taf. I, Fig. 5) 101

2) Botanik.

Der Schlaf der Anthemis cotula L. Von Dr. G. v. Martens 47

3) Mineralogie und Geognosie.

Der Ausbruch des Vesuvs im Dezember 1861. Von Dr. v. Kurr 45
Der vermeintliche frühere See des Neckarthals bei Canstatt. Von Carl Deffner 60

Seite

Das Schillern des Adulars und Labradors. Von Prof. Dr. Reusch 64

Der Jura in Franken, Schwaben, und der Schweiz, verglichen nach seinen paläontologisch bestimmbaren Horizonten. Von W. Waagen in München 117

4) Petrefaktenkunde.

Semionotus Bergeri Ag. Von Apotheker Völter 57

Ueber Trigonia costata Park. Von Prof. Dr. Fraas 58

III. Kleinere Mittheilungen.

Zur Flora von Württemberg. Von Dr. v. Kurr 108

Vorkommen des Distelfalters. Von Dr. Veesenmeyer . . 109

Abnormitäten bei Ammoniten. Von Dr. Fraas (Hiezu Taf. I, Fig. 1—4) 111

Die Katze als Amme anderer Säugethiere. Von Prof. Dr. Krauss 113

Bücheranzeigen 110

Preisaufgaben . . . . . 115 u. 351

Man hat ferner die Euthanasie zu einem eigenen Kapitel der Therapie erhoben; man hat mehr als früher die Kunst, sterben zu lassen, wissenschaftlich behandelt, und es hat sich daraus mehr als ein praktischer Nutzen herausgestellt.

Die Sorge des Arztes für die Euthanasie beginnt mit dem Zeitpunkte, wo derselbe einsieht, daß er eine Krankheit nicht mehr besiegen kann, sondern daß der Tod ihr Ende seyn wird. Es giebt eine Euthanasie des Körpers und uneigentlich eine Euthanasie des Geistes. Die höchste Pflicht ist auch hier, so lange als irgend möglich das Leben zu erhalten, um Minuten zu geizen. Für abscheulich muß ein für alle Male, selbst in den entschiedensten Fällen nothwendig erfolgenden Todes, selbst bei den gräßlichsten Qualen der Kranken und Sterbenden, der hie und da angeregte Wunsch gelten, daß es dem Arzte gestattet seyn möge, das Leben auch nur um einen Augenblick zu verkürzen. Die leichteste Sache wäre es, aber auch das inhumanste Benehmen, und jedem Verbrechen wäre Thür und Thor geöffnet. Schwer ist es freilich, auszuharren bis ans Ende.

Der Kranke sehe den Arzt nicht unthätig; er sehe ihn ernster als gewöhnlich, damit, wenn er will, ihm das Bedenkliche, nicht das Hoffnungslose seiner Lage klar werde, was der Fall seyn würde, wenn er sähe, daß die thätige Hülfe und Sorge nachläßt. Frische und gute Luft im Krankenzimmer, große Reinlichkeit in der unmittelbaren Umgebung des Kranken, eine zweckmäßige Lage, die sich nach dem jedesmaligen Leiden richtet, ist durchaus nöthig. Das Bett ist des Kranken Welt; es ist Sache des Arztes, daß diese Welt dem Leidenden so behaglich als möglich sey; die angstvolle Unbehaglichkeit des Sterbenden kommt aber immer wieder, und es ist ihr stets nachzugeben. Nicht immer ist es erleichternd, im Bett zu sterben; ein Lehnstuhl, von dem aus Friedrich der Sonne näher kam, wurde von ihm vorgezogen; kleine Gänge durch das Zimmer, wenn sie noch thunlich, werden erquicken. Es giebt noch keine Methode zu sterben, jeder stirbt originell, sagt Jean Paul. Der Schlaf ist immer erwünscht und darf durch nichts gestört werden.

Neben den Speisen und Getränken müssen alle Medikamente, welche gereicht werden, die Sorge zum Zwecke haben, das Leben möglichst zu verlängern und die Qualen des Leidens zu mildern; keines dieser Mittel darf Schmerz erregen, denn dessen Folgen sind

I. Angelegenheiten des Vereins.

Bericht über die siebenzehnte General-Versammlung den 24. Juni 1862 in Esslingen.

Von Prof. Dr. Krauss.

An der General-Versammlung, welche in dem von der Museums-Gesellschaft gütigst überlassenen Saale gehalten wurde, nahmen über 40 Vereins-Mitglieder aus allen Theilen des Landes und mehrere Bewohner der Stadt Theil. Auf den Tischen waren interessante paläontologische, botanische und zoologische Gegenstände aufgestellt.

Um 10 Uhr eröffnete der Geschäftsführer, Fabrikant Carl Deffner aus Esslingen die Verhandlungen mit folgender Ansprache:

Hochverehrteste Herren!

Sie haben in der letzten General-Versammlung unseres Vereins die hiesige Stadt zum diessjährigen Vereinigungs-Orte bestimmt und mir als Geschäftsführer die Vorbereitung unserer heutigen Versammlung aufgetragen.

Als solcher heisse ich Sie in unserer Stadt und in diesen Räumen, welche die Museums-Gesellschaft bereitwillig zu unserer Verfügung gestellt hat, auf das Freundlichste willkommen.

Wenn schon das letztemal, als Esslingen die Ehre hatte, die General-Versammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg in seinen Mauern zu empfangen, im Jahre 1854, der damalige Geschäftsführer O.-A.-Arzt Dr. Steudel zu bedauern hatte, dass weder unsere Gegend besondere naturhistorische Eigen-

thümlichkeiten darbiete, noch unsere Stadt ausgezeichnete Sammlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften besitze, so kann ich diese Klage heute nur wiederholen, ja dieser Mangel hat sich seit jener Zeit eher noch vermehrt als vermindert. Nach dem Tode der beiden naturforschenden Nestoren unserer Stadt, des O.-A.-Arzts Dr. Steudel und des Professors Hochstetter sind auch deren reiche botanische Sammlungen von hier fortgezogen und nur von bescheidenem Umfange ist das Wenige, was jüngere Freunde der Natur bis jetzt hier zusammengetragen haben.

Für das Studium des Thierreichs behelfen wir uns in Ermanglung eines zoologischen Gartens mit Aquarien; die Botanik ist seit dem Verluste jener beiden Forscher verwaist, und unsere geologischen Sammlungen, für welche die reiche Fauna der Grenzschichten zwischen Keuper und Lias in unserer Gegend allein eine günstigere Gelegenheit gewährt, bieten doch nichts, was nicht unsere Stuttgarter Freunde durch ihre in alter Väter Sitte fortgesetzten Einfälle in's Esslinger Gebiet schöner und reicher als wir selbst gewonnen hätten. — Wenn Ihnen sonach unsere Stadt nur wenig gesammeltes Material für die Beobachtung der 3 Naturreiche zu bieten vermag, so wird dagegen ein anderer Zweig der Naturwissenschaften hier um so umfangreicher und eifriger getrieben. Unsere Werkstätten zeigen die vielfachste Anwendung der chemischen und physikalischen Gesetze und die Mechanik potenzirt ohne Ermüdung die Zahl der in unseren Fabriken beschäftigten Menschenhände durch einen noch fortwährend steigenden Exponenten. Fürchten Sie dabei nicht, weil die Wissenschaft hier mehr nur im groben Gewande der helfenden Dienerin sich zeigt, sie möchte desshalb in ihrer abstrakten Gestalt keine Verehrung und ihre Jünger nicht die verdiente Hochachtung finden; als schwaches Zeichen hiefür möge Ihnen der freundliche Empfang dienen, den ich Ihnen, hochverehrte Herrn, in den heute sämmtlich für Sie geöffneten Werkstätten unserer Stadt versprechen darf, wenn Sie nach dem Schlusse unserer Verhandlungen Ihre Muse zu einem Besuche derselben zu verwenden geneigt sein sollten.

Zum Vorsitzenden der Versammlung wurde der erste Vor-

stand des Vereins, Prof. Dr. v. Rapp aus Tübingen unter allseitiger Zustimmung gewählt.

Der Vereins-Secretär Prof. Dr. Krauss trug folgenden

Rechenschafts-Bericht für das Jahr 1861—62

vor:

Meine Herren!

Das abgelaufene achtzehnte Vereinsjahr, über das ich Ihnen im Auftrag Ihres Ausschusses zu berichten die Ehre habe, kann wie die letztverflossenen ebenfalls als ein für die Zwecke und Bestrebungen des Vereins in jeder Hinsicht günstiges bezeichnet werden.

Vor Allem habe ich den Vertrag zu erwähnen, welchen der Ausschuss mit den Erben des verstorbenen Staatsraths v. Roser wegen der von demselben hinterlassenen Sammlung von Insekten und entomologischen Büchern abgeschlossen hat. Er lautet wie folgt:

Die Erben des Herrn Staatsraths von Roser haben die Geneigtheit ausgesprochen, dessen Sammlung von Insekten und entomologischen Büchern nebst Zugehör *) dem Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg, welchem der Verewigte von dessen Gründung an seine rege Theilnahme zugewendet hatte, einstweilen zur Benützung und unter Umständen als Geschenk eigenthümlich zu überlassen.

Der Verewigte hat unter'm 23. Sept. 1859 verordnet:

> Es solle seine Insekten-Sammlung, wie auch seine Insekten-Bücher aufbewahrt werden, bis es sich zeige, ob keiner seiner Enkel ein Interesse für dieses Fach habe; sei dieses nicht der Fall, so wolle er weiter nichts vorschreiben.

Zur Ausführung dieser Verordnung haben die Roser'schen

---

*) Die Insekten-Sammlung ist in 8 polirten Kästen, jeder mit 2 verschliessbaren Thüren und 42 Schubladen, die 291 Nummern enthaltende Bibliothek in einem zweithürigen polirten Kasten aufbewahrt. Ueber erstere ist kein, über letztere aber ein Verzeichniss vorhanden.

Kr.

Erben laut der von Herrn Pfarrer Roser dem Vereins-Ausschuss zugegangenen Mittheilung dd. 13. Februar l. J. beschlossen, gedachte Sammlungen dem Vereine jetzt schon zur Benützung zu übergeben, übrigens unter der Bedingung:

dass dieselben einem Enkel des Herrn Staatsraths v. Roser, der nach dem Urtheil des Familienraths (bestehend aus den Herren: Pfarrer Roser, Professor Dr. Roser, Kaufmann Conradi und Kaufmann Eisenlohr) das erforderliche wissenschaftliche Interesse für die Insektenwelt innerhalb der nächsten 10 Jahre deutlich beurkunde, wieder zurückzustellen seien; dass aber, wenn dieser Fall nicht eintrete, nach Ablauf der genannten Frist Alles volles Eigenthum des Vereins werde.

Der Vereins-Ausschuss, in dankbarer Anerkennung des in diesem Anerbieten für die Vereins-Zwecke ausgesprochenen Wohlwollens, ertheilt hiemit dem Herrn Prof. Dr. Krauss die Vollmacht, die gedachten Sammlungen nebst Zugehör zu übernehmen, und für deren Uebernahme im Namen des Vereins zu bescheinigen.

Zugleich macht sich der Ausschuss im Namen des Vereins verbindlich, die übergebenen Sammlungen nebst Zugehör als ein ungetrenntes Ganzes zehn Jahre lang, bis zum 1. März 1872, aufzubewahren und auf deren Conservirung die nämliche Sorgfalt, wie auf das Vereins-Eigenthum, zu verwenden; auch dieselben an denjenigen Enkel des Herrn Staatsraths von Roser zurückzustellen, welcher innerhalb dieses Zeitraums von dem Familienrathe nach den oben aufgenommenen Voraussetzungen als zur Uebernahme befähigt dem Vereins-Ausschuss bezeichnet werden wird.

Falls vor dem 1. März 1872 eine derartige Mittheilung des Familienrathes an den Vereins-Ausschuss nicht erfolgt, so verbleiben die übergebenen Sammlungen nebst Zubehör im Eigenthum des Vereins, welcher bei ihrer Aufstellung und Benützung für die Vereins-Zwecke sich zur Pflicht machen wird, die Leistungen des Verewigten im Fache der Entomologie bei den Freunden der Wissenschaft in rühmlichem und ehrendem Andenken zu erhalten. Insbesondere wird sich der Verein angelegen sein lassen,

dem Wunsche der Schenker zu entsprechen, wonach, so viel es thunlich ist, diejenigen kleinen und unscheinbaren Insekten-Familien, welchen der Verstorbene seine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet hat, als Roser'sche Sammlung beisammen gelassen werden möchten.

Dagegen werden, der Bestimmung der Schenker gemäss, die in der Sammlung befindlichen ausländischen Insekten ausgeschieden und an das k. Naturalien-Kabinet abgegeben werden.

Vorstehendes beurkundet auf den Grund des in der heutigen Sitzung des Ausschusses einstimmig gefassten Beschlusses

im Namen desselben
der zweite Vorstand:
Dr. Kurr,
der Sekretär:
Dr. F. Krauss.

Stuttgart den 20. Februar 1862.

Mit Obigem erklärt sich einverstanden und bescheint für den Empfang einer gleichlautenden Ausfertigung im Namen sämmtlicher Erben des Staatsraths von Roser

der älteste Sohn
Pfarrer Roser.

Stuttgart den 11. März 1862.

Da nach den Aeusserungen der Erben des Verstorbenen keiner der Enkel bis daher Interesse an der Entomologie gezeigt hat, so dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Sammlungen seiner Zeit nach den Bestimmungen des Vertrags in das Eigenthum des Vereins übergehen, jedenfalls aber ist es für denselben von grossem Werth, die an württembergischen, insbesondere an kleinen und schwierig zu bestimmenden Arten überaus reiche Insekten-Sammlung und eine aus fast 300 Bänden bestehende entomologische Bibliothek vorderhand benützen zu können.

Ferner haben die Söhne des verstorbenen Oberfinanzraths v. Nördlinger als Geschenk aus dessen Nachlass die Akten über verschiedene Bohrprofile übergeben, unter welchen ein Plan der Bohrlöcher in Wildbad von wissenschaftlichem, das Projekt

des grossen Neckar-Stollens von Tenzlingen nach Stuttgart von historischem Werth ist.

Die vaterländische Naturalien-Sammlung hat, wie Sie aus nachfolgendem Verzeichniss ersehen werden, einen Zuwachs von 23 Säugethieren, 34 Vögeln, 16 Reptilien, 63 Fischen, über 1200 wirbellosen Thieren, 564 Arten Pflanzen und 50 Versteinerungen erhalten. Unter diesen ist ein 260 Pfund schwerer Keuler aus den Wäldern bei Nassach, Forst Backnang, eine ungewöhnlich grosse, über 14 Pfund schwere Wildkatze vom Stromberg, die äusserst seltene Zwerg-Scharbe *(Carbo pygmaeus* Temm.), ein für das Neckar-Gebiet neuer Fisch (*Abramis Leuckartii* Heck.) und als Geschenk aus den Sammlungen der Söhne des Staatsraths v. Roser etwa 700 Arten Käfer und 480 Schmetterlinge hervorzuheben.

Auch die Vereins-Bibliothek hat durch Austausch der Jahreshefte und durch Geschenke wieder einen umfassenden Zuwachs erhalten; er besteht im verflossenen Vereinsjahr aus 110 Bänden und Jahres-Berichten und vielen Brochüren und Dissertationen. Der Ausschuss ist in einen neuen Tausch mit der *Pollichia*, einem naturwissenschaftlichen Verein der Rheinpfalz und mit der *zoological Society* in London eingetreten.

Die Jahreshefte konnten heuer vor Abfluss des Vereins-Jahrs den Mitgliedern nicht vollständig übergeben werden, die Redaktions-Commission hofft aber den Druck des Doppelheftes und die dazu gehörigen, zum Theil schwierig ausführbaren Tafeln noch in diesem Sommer vollenden zu können. Den Druck der Vereinshefte hat von diesem Jahrgang an die E. Greiner'sche Buchdruckerei übernommen.

Zu korrespondirenden Mitgliedern wurden
Professor Dr. Giebel in Halle a. S. und
John Gould in London
ernannt.

Die ebenso lehrreichen als anziehenden Vorträge, die in den verflossenen Winter-Monaten von den Vereins-Mitgliedern und

deren Frauen und Töchtern stets zahlreich besucht worden sind, hatten folgende Herren zu halten die Güte:

Prof. Dr. Paul Zech, über die Kometen,

Dr. Marx, über die Steinkohlen und ihre Verarbeitung,

Prof. Dr. Köstlin, über die Einheit des Menschengeschlechts,

Dr. Berlin, über den Bau und die Leistungen des menschlichen Auges,

Prof. Dr. Fraas, über die alten Höhlen-Bewohner Schwabens.

Noch bleibt die traurige Pflicht übrig, die Mitglieder aufzuzählen, deren Hinscheiden der Verein im vergangenen Jahr zu bedauern hatte. Es sind:

Partikulier Weber,

Obermedicinal-Rath Dr. Hermann Jäger,

General-Major v. Martens,

Oekonom Wilhelm Raht,

OA.-Arzt Dr. v. Dihlmann in Friedrichshafen, welcher durch seine langjährigen meteorologischen Beobachtungen sich viele Verdienste erworben hat,

Stadtschultheiss v. Gutbrod, welcher für den Verein von seiner Gründung an stets ein reges Interesse gezeigt hat,

Staatsrath v. Roser,

Bergrath v. Schübler.

Ueber die beiden letzten Mitglieder, sowie über den im vorigen Jahr verstorbenen Prof. Dr. Schlossberger werden die Nekrologe heute noch vorgetragen werden.

Die Vereins-Sammlung hat vom 24. Juni 1861 bis 1862 folgenden Zuwachs erhalten:

I. Säugethiere.

a) Als Geschenke:

Vespertilio mystacinus Leisler, Weibchen mit 5 Jungen,
Arvicola glareolus Sund., Weibchen, in einer Wohnstube gefangen,
Sorex vulgaris L., Weibchen und junges Männchen,
von Herrn Schulmeister Ackermann in Sersheim;
Mus musculus L., isabellgelbe Varietät,
von Herrn Bauinspektor Klemm;

Arvicola arvalis S. Longch., Weibchen, isabellgelbe Varietät,
von Herrn C. Finck in Reutlingen;
Sorex Araneus Schreb., Männchen und Weibchen,
Arvicola arvalis S. Longch., Weibchen,
Arvicola amphibius K. Bl., Männchen und Weibchen,
Vespertilio murinus Schreb., Männchen und Weibchen,
von Herrn Kaufmann H. Reichert in Nagold;
Myoxus Glis L., Weibchen aus dem Hohlenstein bei Stetten,
von Herrn Prof. Dr. Fraas;
Sciurus vulgaris L., junges Männchen, schwarze Varietät,
Arvicola amphibius Keys. u. Blas., altes Weibchen,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Lepus timidus L., gefleckte Varietät,
von Freiherr v. Gemmingen in Babstadt;
Talpa europaea L., halbgewachsene Thiere,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Cervus Elaphus L., alte Hirschkuh, 200 Pfd. schwer, aus dem Leonberger Stadtwald,
Sus Scrofa L. *ferus*, etwa 6jähriger Keuler von 260 Pfd. Gewicht, in den Waldungen bei Nassach, O.-A. Backnang geschossen,
Felis catus L. *ferus*, sehr grosses Männchen, das über 14 Pfd. wog, aus dem Stromberg,
Mus Rattus L., altes Weibchen von Sersheim.

II. Vögel.

a) Als Geschenke:

Emberiza citrinella L., vier 8tägige Junge,
Corvus Corone L., Junge von verschiedenem Alter,
von Herrn Apotheker Valet in Schussenried;
Carbo (Haliaeus Ill.) pygmaeus Temm., altes Männchen, auf dem abgelassenen Weiher bei Wurzach, O.-A. Leutkirch, gefangen,
Podiceps cristatus Lath., junges Männchen,
von Herrn Revierförster Imhof in Wolfegg;
Podiceps minor Lath., altes Männchen im Sommerkleid, mit einem Jungen,
von Herrn Revierförster Tritschler in Schussenried;
Merqus merganser L., Junge verschiedenen Alters,
Sterna Hirundo L., altes Männchen,
Larus ridibundus L., im Jugendkleid,

Ardea cinerea L., junges Weibchen,
von Herrn Fabrikant La Nicca in Langenargen;
Gallinula chloropus L., drei junge Männchen verschiedenen Alters,
Sterna Hirundo L., junges Weibchen,
von Herrn Revierförster Probst in Heiligkreuzthal;
Ardea stellaris L., altes Männchen,
von Herrn Oberförster Probst in Weingarten;
Otus vulgaris Flemm., Varietät,
Larus canus L., Weibchen, im ersten Winterkleid,
Podiceps cristatus Lath., altes Weibchen,
von Herrn Kaufmann Herm. Reichert in Nagold;
Astur palumbarius Bechst., altes Weibchen,
von Herrn Schullehrer Koch in Sondernach;
Sitta europaea L., jung,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

b) Durch Kauf:

Rallus porzana L., junges Männchen,
Podiceps minor L., ein Tag alt, von Sersheim.

III. Reptilien.

Als Geschenke:

Pelias berus Merr. *var. (Vipera prester* L.), altes Männchen,
Pelias berus Merr., einen Tag alte Junge von gewöhnlicher Färbung, aber von der schwarzen Kreuzotter geboren,
Anguis fragilis L., 14 Tage alte Junge,
von Herrn Schullehrer Koch in Sondernach;
Lacerta stirpium Daud., Junge von der Alp bei Stetten,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Triton alpestris Laur., 7—8jähriges Männchen und Weibchen, ferner Eier und 11 verschiedene Altersstufen vom 7. Tage bis zum 1. Jahr alte Junge, in einem Aquarium gezogen,
von Herrn Med.-Rath Dr. v. Seeger in Ludwigsburg.

IV. Fische.

Als Geschenke:

Alburnus dolabratus Hol. *(Abramis dobuloides* Günth.), aus dem Neckar,
von Herrn Prof. Dr. v. Rapp in Tübingen;
Ammocoetes branchialis Cuv.,
Solea Ausonii Val.,

Thymallus vexillifer Ag.,
Squalius Dobula Heck., aus der Nagold und Waldach,
von Herrn Kaufmann Heinr. Reichert in Nagold;
Cottus gobio L.,
Gobio vulgaris Cuv.,
Alburnus bipunctatus H. u. Kn.,
Phoxinus laevis Ag.,
Telestes Agassizii Heck.,
Cobitis barbatula L., aus der Nagold,
von Herrn Prof. Dr. Krauss;
Petromyzon fluviatilis L., sehr gross, Männchen und Weibchen,
Telestes Agassizii Heck.,
Acerina vulgaris Cuv., Weibchen,
Alburnus dolobratus Hol.,
Abramis Leuckarti Heck. *(Abramidopsis* v. Siebold),
Chondrostoma Nasus Ag., Junge,
Perca fluviatilis L., Junge,
Scardinius erythrophthalmus Bonn., Junge, aus dem Neckar,
Petromyzon marinus, L., Meer-Neunauge, ein schönes $2^1/_2$' langes Exemplar,
von Herrn Kaufmann Fr. Drautz in Heilbronn;
Perca fluviatilis L.,
Tinca vulgaris Cuv.,
Barbus fluviatilis Ag.,
Leuciscus rutilus Val.,
Squalius dobula Heck.,
Chondrostoma Nasus Ag.,
Squalius lepusculus Heck., alle aus der Tauber,
von Herrn Apotheker Wrede in Mergentheim.

V. Crustaceen.

Als Geschenke:

Astacus saxatilis Koch, aus der Waldach,
von Herrn Herm. Reichert in Nagold;
Argulus foliaceus Jur., als Schmarotzer auf Forellen,
von Herrn Prof. Dr. Krauss.

VI. Mollusken.

Als Geschenk:

Helix pomatia L. *sinistrorsa*,
von Herrn Kaufmann Widmann.

nicht zu berechnen. Ihre Wahl ist wichtig; die Arzneimittellehre giebt hier deutliche Vorschriften; sie sollen die Angst beschwichtigen, die Qualen lindern, den Uebergang zum Tode erleichtern: es sind hauptsächlich die Narcotica in ihren verschiedenen Eigenschaften für bestimmte Fälle passend; sie liefern vom ganzen Arzneischatz den beruhigendsten Trost.

So wie nun alle diese Mittel den Zweck der Linderung und Erquickung haben, so ist es auf der andern Seite des Arztes Pflicht, schmerzhafte und gewagte Eingriffe in das schwindende Leben zu unterlassen und zu verhindern. Hier kann der Arzt durch dreistes und darum verkehrtes Handeln einen sanften Tod, den er bewirken sollte, in einen höchst qualvollen verwandeln und das sanfte Hinüberschlummern zu einem Schmerzensschrei umschaffen.

Abgesehen von der Art der Krankheit, die zum Tode führt, hat der Arzt auch noch die Art des Todes in seinem Beistande zu berücksichtigen. Es giebt der Todesarten so viele, als der Todesfälle; aber man hat sie doch in Klassen gebracht, weil man die Regeln der Euthanasie von allen Seiten her wissenschaftlich zu betrachten strebte. Bei dem s. g. natürlichen Tode, dem so seltenen normalen, bei dem das Oel auf der Lampe des Lebens langsam erlischt, ist er in der Regel leicht, wenn er von den Greisen auch meistens gefürchtet wird. Der Arzt ist hier mehr Zuschauer als Helfer. Bei dem gewaltsamen Tode, sey er freiwillig oder unfreiwillig, kann auch, mit Ausnahme einer schonenden Behandlung der Leiche, von der eigentlichen Euthanasie nicht die Rede seyn. Bei dem Tode endlich durch Krankheiten kann sie nur in Anwendung kommen, wenn diese von einiger Dauer sind und nicht, wie Schlagflüsse oder einige Nervenaffectionen, ohne Vorboten und überraschend, dem Leben plötzlich ein Ende machen. Hier nun treten alle die Forderungen ein, welche das schwindende Menschenleben mit Recht an den Arzt macht; hier soll er das Beispiel der Ausdauer geben, bei Leiden, die, unheilbar, den erlösenden Tod doch nur in weiter Ferne erblicken lassen; er soll die oft gleichgültigen Angehörigen oder fremde Umgebungen erregen, er soll zeigen, wie in ekelhaften Krankheiten der Ekel zu überwinden ist; er hat das Geschlecht, das Alter, das Temperament zu berücksichtigen, die äußern Verhältnisse des Kranken, seinen Stand, seine Bildung, seine Gewohnheiten, — mit einem Worte, den ganzen innern und

VII. Insekten.

Als Geschenke:

Etwa 700 Arten *Coleopteren* und 480 St. *Lepidopteren*, welche aus den Sammlungen der Söhne des Staatsraths v. Roser ausgewählt wurden, von den Erben des Staatsraths v. Roser;

42 *Coleopteren*, worunter sich mehrere seltene Arten befinden, von Herrn Präceptor Kolb.

VIII. Petrefacten.

Als Geschenke:

50 Stücke in 10 Spec. Mollusken aus dem Hauptmuschelkalk von Schwieberdingen, mit grosser Sorgfalt und Sachkenntniss gesammelt durch Herrn Institutslehrer Lörcher in Ludwigsburg;

Gypsabguss von *Gyrodus umbilicus* Ag., von Herrn Generalstabsarzt Dr. v. Klein.

IX. Pflanzen.

(Zusammengestellt von G. v. Martens.)

Das verflossene Jahr ist eines der ergiebigsten für die botanischen Sammlungen des Vereins gewesen, es zeigte sich indessen natürlich im Ergebniss ein grosser Unterschied zwischen den Gefässpflanzen, deren Zahl ziemlich erschöpft ist, und den Zellenpflanzen oder Acotyledoneen, welche den wenigen sich damit beschäftigenden Pflanzenforschern noch reiche Ernten versprechen.

Von ersteren, den Phänogamen und Farnen, erhielten wir von unserem unermüdeten vieljährigen Mitgliede, Herrn Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach, 19 Arten, wovon 10 für das Vereinsherbar neu sind, eine davon auch für die Flora, eine von Herrn Regimentsarzt Dr. Hegelmaier an der Iller bei Wiblingen entdeckte *Angelica montana* Schleicher.

Herr Georg Gessler, Apotheker in Wurzach, beschenkte uns mit 43 schön eingelegten Oberschwaben, da aber Wurzachs durch das Hereinragen der subalpinen Flora wichtige Umgebungen bereits von Herrn Valet gründlich durchsucht worden sind, so befand sich nur eine für unsere Flora neue Pflanze darunter, der schöne, von der Iller herabgeführte *Potamogeton nitens* Baumg.

Von Werth ist die Beobachtung des Herrn Gessler, dass sowohl von *Nymphaea* als von *Nuphar* eine grosse und eine viel kleinere Form in der Ach bei gleicher Tiefe des Wassers unter einander vorkommen, daher er beide für gute Arten zu halten geneigt ist; die von ihm eingesandten

lebenden Exemplare wurden von Herrn Oberstudienrath v. Kurr und mir genau untersucht, die kleine *Nymphaea* ist *N. alba β minor*. Dec., die aber so gut wie *Utricularia minor* L. und die nordamerikanische *Nymphaea minor* Dec. als selbstständige Art angenommen werden könnte, das kleine *Nuphar* ist *N. pumilum* Smith, welches früher nach von Valet getrocknet eingesandten Exemplaren für *N. Spennerianum* Gaudin gehalten worden war.

Unter 32 Pflanzen, welche Herr Oberjustizrath Wilhelm Gmelin in Stuttgart uns mitzutheilen die Güte hatte, befindet sich eine ebenfalls für Württemberg neue, welche Herr Rentamtmann Rösler in Mergentheim entdeckt hat; schon seit einigen Jahren beobachtete Herr Rösler eine an einer einzigen Stelle im schattigen Gebüsche am Ufer der Tauber stehende Unbekannte, bis er endlich am 28. April des diesjährigen ungewöhnlich blüthenreichen Frühlings das Vergnügen hatte, sie in der Blüthe anzutreffen; es ist die *Asperula taurina* L., eine subalpine kalkholde Pflanze, welche in der ganzen Alpenkette von Piemont und Savoyen bis Croatien und in den Appenninen der Riviera di Levante, am Monte Cerro und auf dem Aspromonte in Calabrien vorkommt; ausserhalb dieses Gebietes wurde sie nur noch nach Babington in England in den Grafschaften Leicester und Westmoreland und nach Watson im südöstlichen Schottland, jedesmal nur an einer einzigen Stelle gefunden; ein solcher verlorener Vorposten unbekannter Herkunft, eine solche räthselhafte Erscheinung muss auch die Mergentheimerin sein, und zwar erst seit neuerer Zeit, da die Flora jener Gegend lange und eifrig von vorzüglichen Botanikern, einem Bauer, Fuchs und Rhodius durchforscht worden ist, ohne eine Spur dieser sehr in die Augen fallenden Pflanze zu entdecken.

Unter 5 selteneren, von Herrn Pharmaceuten Harz in Haigerloch eingesandten Pflanzen befindet sich ein violettblau blühender, dem *O. albus* L. nahe verwandter *Orobus*, in welchem Einsender den *O. alpestris* Kit. vermuthete, eine Vergleichung mit der Abbildung und Beschreibung dieses letzteren in Waldstein und Kitaibels Prachtwerk auf der hiesigen K. Privatbibliothek gab jedoch hierüber in so weit keine volle Gewissheit, als *O. alpestris* einen schwächern, oft liegenden Stengel und kürzere, dagegen doppelt so breite Blättchen und Nebenblätter (stipulae) hat. Die Pflanze wurde bei Onstmettingen, O.-A. Balingen, auf Jurakalk, aber nur in wenigen Exemplaren, entdeckt und wäre für ganz Deutschland neu.

Herr Regimentsarzt Dr. Hegelmaier erkannte in einem in kleinen stehenden Gewässern bei Ulm häufigen Wasserhahnenfuss den *Ranunculus pseudofluitans* Tausch und theilte uns solchen als neu für unsere Flora mit.

Herr Pfarrer Kemmler in Unter-Sontheim, O.-A. Hall, übersandte uns als interessanten Beitrag zur Kenntniss der Flora seiner Gegend 73 Phänogamen, Herr E. Lechler, Assistent der Chemie in Hohenheim, deren 36, 4 Herr Pharmaceut Leudner und Herr Dr. G. Veesen-

meyer in Ulm ein vor mehreren Jahren bei Ober-Thalfingen gefundenes Exemplar von *Ornithopus perpusillus* L., jetzt dort ausgegangen.

Im Ganzen erhielten wir 218 Arten, darunter 34 dem Vereinsherbar fehlende und unter diesen 4 neue Entdeckungen für Württembergs Flora.

Der Verein hat von Anfang an die mannigfachen Missbildungen der Pflanzen, Hybridität, Albinismus, Zwergformen, wie sie so häufig das Getreide durch Ueberwachsen der ihm den Boden streitig machenden Unkräuter bewirkt, Störungen der normalen Metamorphose, wie bei gefüllten und sprossenden Blumen, besonders aber die durch Insektenlarven veranlassten Auswüchse aller Art, Bedeguare, Weidenröschen, Galläpfel, berücksichtigt und in seine Sammlungen eingereiht, doch bis jetzt nur so, dass jeder gesund entwickelten Pflanze die gestörten und erkrankten Exemplare, welche sich für das Herbar eigneten, beigelegt wurden. Herr Finanzrath Gustav Zeller hat aber nun durch gütige Mittheilung einer Reihe von 63 abnormen Pflanzenbildungen den Grund zu einer besondern pathologischen Abtheilung des Vereinsherbars gelegt, welche als Material zu pflanzen-physiologischen Studien eifrig fortgesetzt werden soll.

Für die Sammlung grösserer holziger Exemplare solcher Pflanzen lieferte Herr Professor Dr. Krauss zwei Stämme von *Cornus mascula* L., welche ohne künstliche Beihülfe an zwei Stellen mit einander verwachsen sind, sodann Herr Revierförster Gottschick zu Bettenreute, Forstamts Weingarten, einen merkwürdigen Rindenauswuchs: an dem Stamm einer jungen Buche bildete sich $7^1/_2$ Fuss über dem Boden an einer Stelle, wo entweder eine Knospe unterdrückt wurde oder sonst eine Verletzung stattfand, eine Gruppe von 41 Kegeln, welche die grösste Aehnlichkeit mit dem Stamme von *Taxus elephantipes* haben; sie umfassen halbkugelförmig die Hälfte des Umkreises des Stammes, welcher unter dem Auswuchs in jeder Richtung einen Durchmesser von $9^1/_2$ Centimeter und eine dicke Anschwellung hat, über demselben aber ungleiche Durchmesser, der grösste $9^1/_2$, der kleinste 8 Centimeter; die Kegel sind meist achtkantig, und der Quere nach, d. h. ihrer Basis parallel, gefurcht, als eben so viele Schichten einer durch Risse getrennten Rinde; viele dieser Kegel sind verletzt und zeigen im Innern eine unregelmässig löcherige, schwammige Beschaffenheit, die unverletzten endigen mit dem Fragment der obersten ältesten Rindenschichte ohne Spur eines Zweiges oder einer Knospe.

Was die Kryptogamen betrifft, so hat die Bekanntmachung des Verzeichnisses der Laubmoose Württembergs in unsern Jahresheften (XVIII. Jahrg. S. 76—112) den günstigsten Erfolg gehabt; Herr Apotheker Ducke in Wolfegg übersendete uns gleich darauf eine Reihe von 114 Laubmoosen Oberschwabens, meist aus seiner nächsten Umgebung, sie traf glücklicherweise kurz vor der Ankunft des Herrn Philipp Schimper hier ein und dieser berühmte Bryologe hat die Güte gehabt, die Bestimmungen dieser Moose zu revidiren, so dass letztere nun den

grossen Werth von Original-Exemplaren aus seiner Hand erhalten haben; es befinden sich darunter 27 in unserem Herbar fehlende Arten und Varietäten, wovon nicht weniger als 14 für Württemberg neu sind, nämlich:

Campylopus torfaceus Br. et Sch.,
Barbula revoluta Schwaegr.,
Grimmia Hartmanni Schimper.,
Racomitrium microcarpum Brid.,
Ulota crispa Sch.,
Bryum bimum β *cuspidatum* Dr. et Sch.,
Bryum pallescens Schleicher,
Bryum Pseudotriquetrum Schwaegr.,
Brachythecium plumosum Sch.,
Eurhynchium strigosum Sch.,
Plagiothecium denticulatum Sch.,
Amblystegium irriguum Sch.,
Hypnum incurvatum Schrader.

und

Hypnum Sommerfeltii Myr.

Herr Dr. Hegelmaier lieferte 16 interessante Laubmoose in schönen Exemplaren, die Hälfte derselben ist neu für das Herbar, unter diesen folgende 5 auch für die heimische Flora:

Dicranella subulata Sch., vom Schwarzwald bei Freudenstadt,
Barbula ambigua Br. et Sch., und
Gümbelia orbicularis Hampe, von der Alp bei Ulm,
Weisia microstoma C. Müller, und
Hypnum lycoperdoides Schwaegr., vom Donauthal bei Ulm.

Unter 15 von Herrn Pfarrer Kemmler erhaltenen Laubmoosen befinden sich folgende 5 für Württemberg neue Unterländer:

Dicranum flagellare Hedwig.,
Leptotrichum flexicaule Sch.,
Bryum erythrocarpum Schwaegr.,
Philonotis calcarea Br. et Sch.

und

Hypnum gigan.teum Sch.

Bei dieser Sendung befindet sich auch *Hypnum Halleri* L. fil., im August 1861 bei Hürben, O.-A. Heidenheim, auf Jurakalksteinen am Saume des Waldes gefunden; hiedurch bleibt dieses Moos der Alp erhalten, während der Fund desselben im Filsthal durch Ducke (Jahreshefte XVIII S. 104) ein Mißverständniss war, da Herr Ducke es nicht in unserem Filsthale, sondern in dem gleichnamigen Thale der oberhalb Füssen in den Lech mündenden Vils an der Grenze von Tirol gefunden hatte.

Von Herrn Dr. Emil Schüz in Calw erhielten wir 56 Laubmooscarten, theils von ihm selbst in seiner Umgegend gesammelt, theils von

Herrn Apotheker C. Keppler in Liebenzell, Herrn Seminaristen Eberhard Müller in Urach und aus dem Herbar des verstorbenen Professors Hochstetter in Esslingen; unter den Calwern ist *Bryum atropurpureum* W. et M. für uns neu, unter den Hochstetter'schen befanden sich Exemplare von *Hypnum catenulatum* Bridel, bei welchen ein Zettel von Schübler's Hand, „October 1833, Dettinger Rossberg," als Zeit und Ort des Fundes angab, 11 Monate vor dem Tode dieses um unsere Flora hochverdienten liebenswürdigen Naturforschers; nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Dr. Finckh sollen inzwischen eingetretene grosse Culturveränderungen wenig Hoffnung übrig lassen, dieses Moos daselbst wieder aufzufinden.

Herr Pfarrer Kemmler, einer unserer trefflichsten Pflanzenkenner, widmet sich mit grossem Eifer und Erfolg der Erforschung der Flechten und hat in diesem Jahre unsere Sammlung mit 34 Lichenenarten bereichert, wovon 21 noch nicht in Württemberg gefunden worden waren, die wir jedoch übergehen, da wir die Hoffnung haben, von ihm selbst in nicht zu ferner Zeit eine Uebersicht der Flechten Württembergs für unsere Jahreshefte zu erhalten.

Herr Apotheker Valet in Schussenried lieferte *Pulveraria latebrarum* Acharius, welche die von Schärer bezweifelte Ansicht des berühmten Fries, dass dieses mehlähnliche Wesen der aufgelöste Thallus einer Cladonia sei, durch deutliche Uebergänge vollkommen bestätigt, man sieht an einer Reihe von Exemplaren das allmälige Verbleichen und Zerfallen des Cladonien-Laubs, bis zuletzt nur ein weisses Pulver übrig bleibt.

Unter 6 von Herrn Pfarrer Kemmler mitgetheilten Algen befindet sich ein Exemplar der von ihm im Mai 1859 in einem Waldbach bei Gerabronn, O.-A. Ellwangen, entdeckten *Hildenbrandtia rosea β fluviatilis* Kg., merkwürdig als die einzige europäische Floridee des süssen Wassers; das aus Keupersandstein bestehende Gerölle stellenweise dicht und fest angewachsen mehr übermalend als überwachsend, hat diese Alge für ein unbewaffnetes Auge die grösste Aehnlichkeit mit *Palmella cruenta* Ag., gleicht wie diese vergossenem Blute und unterscheidet sich nur dadurch von ihr, dass sie unter Wasser lebt und grössere Festigkeit hat; sie wäre ein nicht nur für Württemberg, sondern auch für ganz Deutschland neuer Fund, hätte sie nicht Hilse ein Jahr früher bei Strehlen in Schlesien ebenfalls auf Sandstein in einem Bergloch entdeckt (Rabenhorst, die Algen Europa's, Nro. 720), indessen bleibt ihr hiesiger Standort wie derjenige der ebenfalls von Herrn Kemmler aufgefundenen *Enteromorpha intestinalis* Lk. der am weitesten vom Meer entfernte, in gerader Linie 60 deutsche Meilen von Venedig, wo *Hildenbrandtia rosea* häufig an den Murazzi vorkommt.

Herr Apotheker Valet lieferte 8 Algen der Umgebungen von Schussenried, von denen 6 im Herbar noch nicht vorhanden waren, darunter

4 Spielarten des eben so schönen, als vielgestaltigen *Batrachospermum moniliforme* Roth, der schönsten Alge Württembergs.

Herr Finanzrath Gustav Zeller, unser bester Algolog, bereicherte uns mit 56 Algenarten, von welchen 45 für die Sammlung und darunter 34 selbst für die vaterländische Flora neu sind, darunter *Gongrosira Zelleri* Rabenhorst und *Spirogyra Braunii β tenuior* Zeller.

Die unermesslich grosse und mannigfaltige Klasse der Pilze hat wegen der kurzen Lebensdauer ihrer meisten Gattungen und der grossen Schwierigkeiten der Aufbewahrung, bei vielen nur in Weingeist und auch so nur mit Aufopferung der Farbe, wie überall, so auch in Württemberg, nicht so viele Freunde unter den Botanikern, wie unter den Feinschmeckern; noch ist unter uns kein Tode, Batarra oder Secretan aufgetreten, welcher diese Klasse zum Hauptgegenstand seiner Forschungen gemacht hätte, und so erhielten wir auch in diesem Jahre von den 4079 in Rabenhorst's Kryptogamenflora Deutschlands aufgeführten Pilzen nur 15.

Herr Michael Bader, Traiteur in Stuttgart, brachte uns den 10. Oct. v. J. einen riesigen, im Heslacher Walde gefundenen, mehrere Pfund schweren Eichhasen *(Polyporus frondosus* Fries*)*, allein der Versuch, ihn zu trocknen, mislang.

Herr Professor Dr. Krauss fand an einem Apfelbaum in seinem Garten das zierliche, bei uns zu den Seltenheiten gehörende *Schizophyllum commune* Fries.

Unter der reichen Kemmler'schen Sendung befinden sich auch 13 Pilze, von welchen 10 neu für das Herbar sind, und von diesen auch die Hälfte für Württemberg, nämlich:

Sphaeria rubiginosa Persoon.,
Sclerotium muscorum P.,
Diderma ochraceum Hoffm.,
Hydnum gelatinosum Scopoli
, und
Hydnum coralloides Scopoli.

Als Gesammtresultat ergibt sich für das Vereinsherbar ein Zuwachs von 581 Gewächsen, wovon 166 in demselben noch fehlten, worunter 73 für Württemberg neu entdeckt sind.

Die Vereinsbibliothek hat folgenden Zuwachs erhalten:

a) Durch Geschenke:

Die neuesten artesischen Brunnen in der G. Schäuffelen'schen Papierfabrik zu Heilbronn, die alten Bohrbrunnen und der Kirchbrunnen dieser Stadt, die neue Brunnenstube zu Bönnigheim und ein Beitrag zur Kenntniss der Lettenkohlen-Formation des württ. Vaterlands, nebst Schilderung des wieder erschlossenen Muschelbrunnens über dem

Hauenstein-Tunnel von Dr. Bruckmann. Mit 1 lithogr. Tafel. Stuttgart 1861.

Geschenk vom Verfasser.

Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Von Dr. G. H. Bronn. Bd. III. Heft 1—17.

Von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung zur Anzeige.

Jahresbericht über die Thätigkeit des Vereins für Naturkunde in Kassel vom Mai 1857 bis April 1860. 12 Hefte. 8° und 4°.

Geschenk des Vereins.

Monographie der Petrefacten der Aachener Kreideformation. Von Dr J. Müller. Suppl. zu Abth. 1 u. 2. Aachen 1859. 4°.

Observations on the Genus Unio, together with descriptions of new species, their soft parts and embryonic forms in the family Unionidae. By Isaac Lea. With 16 plates. Vol. VIII. Part 1. Phil. 1861. 4°.

Geschenk des Verfassers.

Observations on the discovery in various localities of the remains of human art mixed with the bones of extinct races of animals. By Ch. Babbage. Lond. 1859.

Geschenk des Verfassers.

Sketch of the Geology of the country about the head-waters of the Missouri and Yellow Stone Rivers. By Dr. Hayden. 1861.

Geschenk des Verfassers.

Om Siphonodentalium vitreum, en ny slaegt og art af Dentaliernes Familie, af Dr. M. Sars. Christ. 1861. 4°.

Jagttagelser over den postpliocene eller Glaciale Formation i en del af det sydlige Norge. Af M. Sars og Th. Kjerulf. 1860. 4°.

Om Cirklers Beroring. Af M. Guldberg. 1861. 4°.

Om Kometbanernes indbyrdes belliggenhed. Af H. Mohn. 1861. 4°.

Bidrag til Kundskaben om Middelhavets Littoral-Fauna, Reiseberaerkninger fra Italien. Af M. Sars. II. 8°.

Om nordmaendenes Landhusholdning i Oldtiden. Af F. Ch. Schübeler. 1861. 8°.

Mouad, det k. norske Frederiks Universitets Stiftelse. 1861. 8°.

Geschenke von der k. norwegischen Universität zu Christiania.

Vierter Jahresbericht des naturhistorischen Vereins in Passau für 1860. Passau 1861. 8°.

Geschenk vom Verein.

Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft während des Vereinsjahrs 1860—61. St. Gallen 1861. 8°.

Vom Verein.

Zweiter Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde über seine Thätigkeit von 1860—61. Offenbach 1861. 8°.

Vom Verein.

Dritter Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera. 1860. 4°.

Von Dr. Mirus.

Beiträge zur Osteologie der Nagethiere von C. G. Giebel. Berlin 1857. 4°.

Die Silurische Fauna des Unterharzes nach C. Bischoff's Sammlung von C. Giebel. Berlin 1858. 4°.

Ueber einige Arten aus der natürlichen Pflanzenfamilie der Potameen. Von Dr. Th. Irmisch. Berlin 1858. 4°.

Die Dipteren-Fauna Süd-Afrika's von Dr. H. Löw. I. Abth. Berl. 1860. 4°.

Beiträge zur näheren Kenntniss der Sächsisch-Thüringischen Braunkohlenflora von O. Heer, nebst einem Anhang über einige Tertiärpflanzen von Andrä. Berlin 1861. 4°.

Geschenke von Prof. Dr. Giebel in Halle.

Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg. Bd. II, 5. 1861. 8°.

Vom Verein.

La Géologie antique et les fragments du Clazoménien. Mémoire prés. a la 28. session du congrès scientif. de France. Par J. Schvarcz. Pesth 1861. 4°.

Von Dr. Nittinger.

b) Durch Austausch unserer Jahreshefte,

als Fortsetzung:

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Heft 14, 15. Wiesbaden 1859—60. 8°.

Das Festland Australien. Geographische, naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Skizze von Fr. Odernheimer. Beilage zu den Jahrbüchern Heft 15. Wiesbaden 1861. 8°.

Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift. Herausgegeben von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft. Bd. II. Heft 1, 2, 3. Würzburg 1861. 8°.

Bulletins de l'academie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Tom. IX—XII. 1860—61. 2. Serie. Bruxelles 8°.

Annuaire de l'academie royale etc. 1861—62. 27., 28. année. Bruxelles 1861—62. 8°.

Glossarium op Maerlants Rymbybel. Vervolg en Slot van het derde deel door J. David. Brussel 1861. 8°.

Alexander Geesten van Jacob van Maerlant. Brussel 1860. 8°.

27. Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1861. 8°.

Schriften der k. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg.

I. Jahrg. Abth. 2.

II. " " 1. Königsberg 1861. 4°.

Mémoires de l'Académie impériale des sciences, belles-lettres et arts de Lyon.

Cl. des scienc. T. X. 1860.

Cl. des lettres. Nouv. Série. T. VIII. IX. 1859—61, 8°.

Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie de Lyon. T. II—VI. 1839—43.

2. Série. T. I, 2, 3. VII, 2. 1849—55.

3. „ T. IV. 1860. 8°.

Mémoires de l'Acad. impér. des sciences, arts et belles-lettres de Dijon. 2. Série. T. VIII. Année 1860. Dijon 1861. 8°.

Bulletin de la Société géologique de France.

2. Série. XVIII, 22—43.

„ „ XIX, 1—12. 1861. 8°.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.

Bd. XII, 3, 4.

„ XIII, 1, 2, 3. Berlin 1860—61. 8°.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1860, 2, 4. Moscou. 8°.

Nouveaux Mémoires de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XIII. formant le T. XIX. de la collection. Livr. II. Moscou 1861. 4°.

14. Bericht des naturhistorischen Vereins in Augsburg im Jahr 1861. 8°.

Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.

Bd. V, 3, 4

„ VI, 1. 1860—61. 4°.

Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte etc., herausgegeben von dem k. statistisch-topographischen Bureau. Jahrg. 1859. Heft 1, 2. Stuttg. 1861. 8°.

Berichte über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. Bd. II, 3, 4. 1861—62. 8°.

Quaterly Journal of the geological Society of London. Vol. XVII, 2, 3, 4. = Nr. 66, 67, 68. 1861. 8°.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. VI, 2, 3, 4. Danzig 1861—62. 4°.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein für Sachsen und Thüringen in Halle. Jahrg. 1860. Bd. XV, XVI. Berlin 1860. 8°.

Denkschriften der k. bayrischen botanischen Gesellschaft zu Regensburg. Bd. VI, 2. 1861. 4°.

33. Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländ. Cultur.

Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahr 1860. Breslau. 4°.

Abtheilung für Naturwissenschaften und Medicin. 1861. Heft 1, 2. Breslau.

Philosophisch-historische Abtheilung. 1851. Heft 1. Berlin. 8°.

Abhandlungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg. Bd. IV, 1, 2. Hamburg 1858—60. 4°.

Bulletin de la Société Vaudoise des sciences naturelles.
T. VII. Nr. 48. Laus. 1861. 8°.
Bulletin Nr. 13. 1846.

Physikalische und mathematische Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahr 1860. Berlin 1861. 4°.

Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Jahrg. IV. 1860. Wien. 8°.

Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Jahrgang III, 3, 4. IV, 1—4. V, 1—4. 1858—60. 8°.

Smithsonian Contributions of Knowledge. Vol. XII. Washingt. 1860. 4°.

Manual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures and condition of the Institution for 1859. Washingt. 1860. 8°.

Classification of the Coleoptera of North America, prepared for the Smithsonian Institution by John Leconte. Part I. Washingt. 1861. 8°.

Annual Report of Lieut. Colonel Graham on the Improvement of the Harbors of Lakes Michigan, St. Clair, Erie, Ontario and Champlain for 1860. Washingt. 1860. 8°.

Second Report of the Geological Reconnaissance of the southern and middle Counties of Arkansas, made during 1859—60 by D. D. Owen. Philad. 1860. 8°.

Second and third Report of the Geological Survey in Kentucky, made during the years 1856—57. By D. D. Owen. 2 voll. 1857. 8° with maps and illustrations.

Proceedings of the American Association for the advancement of science. XIV. meeting, held at Newport 1860. Cambridge 1861. 8°.

Transactions of the Academy of Science of St. Louis. Vol. I, Nr. 4. St. Louis 1860. 8°.

Proceedings of the Boston Society of natural History. Vol. VII, Bogen 16—28 nebst Titelblatt. Vol. VIII, Bogen 1—4. 1860—61. 8°.

Proceedings of the Academy of natural Sciences of Philadelphia
for 1860, pag. 97—578,
„ 1861, „ 1—96.

Annals of the Lyceum of natural history of New-York. Vol. VII, Nr. 4—9. 1860. 8°.

Annales de l'Observatoire physique central de Russie etc. par Kupfer. Année 1858, Nr. 1. 2. 1861. 4°.

Compte-rendu annuel etc. par Kupfer. Année 1859, 1861. Peterb. 1861. 4°.

äußern Menschen; denn bei dem Tode tritt oft alles das am schärfsten hervor, was vielleicht das ganze Leben hindurch sorgsam verborgen wurde.

Allen den hier genannten innern und äußern Erfordernissen kann der Arzt entsprechen, weil er gelernt hat, was diese verlangen. Thut er es aber auch überall? Die Erfahrung giebt die Antwort; die innere Stimme eines Jeden giebt sie noch sicherer. Und doch ist alles das Genannte nur das, was sich lernen läßt. Das Beste läßt sich aber nicht erlernen: der Tact, die Gesinnung; der kälteste Arzt wird mit größter Umsicht und Ruhe Krankheiten behandeln; aber um einen Sterbenden zu behandeln, dazu gehört mehr als ärztliche Kenntniß und Erfahrung: ein durch Wärme des Herzens geleiteter Verstand.

Selbst mit diesen Eigenschaften versehen, wird der Arzt seinen Zweck häufig nicht erreichen: Volkssitten, Religionsgebräuche machen es ihm unmöglich. Peter Frank hat eine ganze Zahl von Scheußlichkeiten gesammelt, die halb dem Morde, halb der empörendsten Barbarei ähnlich sehen: so das Entziehen des Kopfkissens bei schwerem oder verlängertem Todeskampfe, das Legen der Sterbenden auf einen Strohsack oder das Leichenbrett oder den kalten Fußboden, und zwar sogar auf das Gesicht mit verbundenem Munde. Hier treibt die scheußliche, nicht unterrichtete Corporation der Todtenfrauen ihr kaltes Geschäft. Der Arzt wird nicht gefragt, ist die Antwort; aber daß er nicht gefragt wird, ist seine Schuld. Der Einzelne in einem einzelnen Falle kann nur für diesen Abhülfe leisten und bessere Behandlung einleiten, aber das Corps der Aerzte, die schönste Republik im Staate, könnte mächtiger wirken; daß aber der esprit dem corps fehlt, davon trifft jeden Einzelnen die schwere Verantwortung. Das Publikum hat eine unüberwindliche Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; durch die eben genannten Scheußlichkeiten mag mancher Mord über und unter der Erde begangen seyn.

Schwieriger noch, und auch für die meisten einzelnen Fälle unmöglich, möchten viele der quälenden religiösen Vorurtheile und Mißbräuche abzustellen seyn. Die jüdischen Gebräuche bei Krankheiten, dem Tode und der Beerdigung ihrer Glaubensgenossen, namentlich die Abwesenheit aller Blutsverwandten bei Sterbenden, das schnelle augenblickliche Vorbereiten zur Beerdigung, die ängstliche

Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften:
Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse.
Bd. 42. Nr. 28, 29.
„ 43, Abth. 1, Heft 1—5.
„ „ „ 2, „ 1—5.
„ 44 „ 1, „ 1—3.
„ „ „ 2, „ 1—3. Wien 1861. 8°.

Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt.
1859. X. Jahrg. Nr. 4.
1860. XI. „ Nr. 2.
1861 u. 1862. XII. „ Nr. 1. Wien. 8°.

Der zoologische Garten. Organ für die zoologische Gesellschaft in Frankfurt. Jahrg. II. Nr. 7—13. 8°.

Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Bericht über die Fortschritte der Chemie und verwandter Theile anderer Wissenschaften. Für 1860. Giessen 1861. 8°.

Bijdragen tot de Dierkundé. Uitgegeven door het k. zool. Genotschap Natura artis Magistra te Amsterdam. 8. Aflev. 1859. Fol.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Band III, Heft 1, 2. Basel 1861. 8°.

Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indie, uitgegeven door de natuurk. Vereeniging in Nederl. Indie.
Deel XXII. 5. serie Deel II. Aflev. 3—6.
„ XXIII. „ „ „ III. „ 1—3.
Batav. 1860—61. 8°.

Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. Bd. II. Nürnberg 1861. 8°.

Tübinger Universitätsschriften aus dem Jahr 1861. Tüb. 1861. 4°.

Systematisch-alphabetischer Hauptkatalog der K. Universitätsbibliothek zu Tübingen 1861. 4°.

5 medicinische Dissertationen von 1861 in 8° und
71 ältere medicinische Dissertationen in 8°.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens. 18. Jahrgang. 1. und 2. Hälfte. Bonn 1861. 8°.

Clavis Dilleniana ad hortum Elthamensem, v. Klinsmann. Danzig 1856. 4°.

Verhandelingen der k. Akademie van Wetenschappen. Deel IX. Amsterdam 1861. 4°.

Verslagen en Mededeelingen der k. Akademie van Wetenschappen. Afdeeling Natuurkunde. Deel XI, XII. Amsterd. 1861. 8°.

Jaarboek van de k. Akademie van Wetenschappen, gevestig te Amsterdam voor 1860. 8.

Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. XV. Jahrg. 1861. 8°.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 15. Jahr. 1861. 8°.

Mémoires de la Soc. roy. des sciences de Liége. T. XVI. Liége 1861. 8°.

Monatsberichte der k. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1861, 1. und 2. Hälfte. Berlin 1862. 8°.

Bulletin de la Soc. Linnéenne de Normandie. Vol. VI. Année 1860 bis 1861. Caen 1862. 8°.

Mémoires de la Soc. Linnéenne de Normandie. Années 1860—1861. Vol. XII. Paris 1862. 4°.

Die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien. Von Dr. M. Hörnes. Bd. II, Nr. 3, 4. Wien. Fol.

Jahresbericht der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau, über das Gesellschaftsjahr von August 1860 bis ebendahin 1861. Hanau 1862. 8°.

c) Durch erst in diesem Jahre eingeleiteten Tausch-Verkehr:

Transactions of the zoological Society of London. Vol. I—VI. 1835 bis 1861. 4°.

Proceedings of the scientific Meetings of the zoological Society of London. 1861. Part 1, 2. 8°.

1.—17. Jahresbericht der Pollichia, eines naturwissenschaftlichen Vereins der Rheinpfalz. 1843—61. 8°.

Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1861—62.

Meine Herren!

Der Kassen-Bericht, welchen ich Ihnen vorzutragen die Ehre habe, umfasst den Zeitraum vom 1. Juli 1861—62. Nach der revidirten und abgehörten 18. Rechnung betragen nämlich

die Einnahmen:

A. Reste: 0.

B. Grundstock.

Heimbezahlte Kapitalien . . . . . 200 fl. — kr.

C. Laufendes.

1) Activ-Kapital-Zinse . . 149 fl. 39 kr.

2) Beiträge von den Mitgliedern . . . . . 1,071 fl. 54 kr.

3) Staats-Beitrag . . . . 75 fl. — kr.

4) Ausserordentliche Einnahmen	41 fl. 8 kr.	
		1,337 fl. 41 kr.

Haupt-Summe der Einnahmen
—:· 1,337 fl. 41 kr.

Ausgaben:

A. Reste.

Guthaben des Rechners auf 30. Juni 1861 .	4 fl. 14 kr.

B. Grundstock.

Kapitalien gegen Verzinsung hingeliehen. .	800 fl. — kr.

C. Laufendes.

1) für Vermehrung der Sammlungen	198 fl. 8 kr.	
2) Buchdrucker- und Buchbinder-Kosten	274 fl. 25 kr.	
3) für Mobilien	1 fl. 51 kr.	
4) für Schreibmaterialien, Kopialien, Porti etc. . . .	64 fl. 2 kr.	
5) Bedienung, Reinigungskosten, Saalmiethe etc. .	185 fl. 48 kr.	
6) Steuern etc.	10 fl. 57 kr.	
		735 fl. 11 kr.

Haupt-Summe der Ausgaben
—·: 1,539 fl. 25 kr.

Werden von den Ausgaben im Betrag von .	1539 fl. 25 kr.
die Einnahmen.	1537 fl. 41 kr.

abgezogen, so erscheint am Schlusse des Rechnungs-Jahrs ein Guthaben des Rechners von . . . . . 1 fl. 44 kr.

Vermögens-Berechnung.

Kapitalien	4636 fl. — kr.
hievon ab Guthaben des Rechners. . . .	1 fl. 44 kr.
Rest-Vermögensstand auf 1. Juli 1862 . .	4,634 fl. 16 kr.
Da derselbe am 1. Juli 1861	4,031 fl. 46 kr.

betrug, so stellt sich gegenüber dem Vorjahre eine

Vermögens-Zunahme

von . . . . . 602 fl. 30 kr.

heraus, welch' bedeutende Zunahme hauptsächlich daher kommt, dass vom XVIII. Jahrgang des Vereins die Hefte 2. und 3. bis jetzt nicht erschienen sind, somit hiefür nichts verausgabt werden konnte.

Nach der vorigen Rechnung war die Zahl der Mitglieder und Actien, hiezu die neu eingetretenen Mitglieder, nämlich 395, die Herren

Apotheker Markraff in Waiblingen,
Obertribunalrath v. Faber,
Dr. Berlin,
Oberförster v. Fromm in Esslingen,
Obersteuerrath Lempp,
Professor Dr. Wilhelm in Liebward-Tetschen,
Kaufmann Eisenlohr,
Oekonom Wilhelm Goëriz,
Major v. Schwarz,
Kaufmann Carl Ostertag,
Oberregierungsrath v. Wiedenmann,
Buchhändler Wörlitz,
Apotheker Louis Wrede in Mergentheim,
Kaufmann C. F. Decker,
Hofdomänenrath v. Schmidt,
Staatsrath Dr. v. Duvernoy,
Baurath Beck,
Obertribunalrath v. Sternenfels,
Theodor Eulenstein,

Zusammen 19
— :· 414

Hievon ab die ausgetretenen Mitglieder, und zwar die Herren:

Medicinalrath Dr. v. Gross in Ludwigsburg,
Revierförster Graf v. Adelmann in Rottenburg,
Dr. Brachmann,
Stadtarzt Dr. Müller in Leutkirch,
Finanz-Assessor Kübler,

Hauptzollamts-Controleur Fuchs in Heilbronn,
Apotheker Palm in Schorndorf,
Dr. Theodor Günther, 8

die gestorbenen Mitglieder, nämlich die Herren:
Particulier Weber,
Stadtschultheiss v. Gutbrod,
Staatsrath v. Roser,
Oberamtsarzt Dr. Dihlmann in Friedrichshafen,
Obermedicinalrath Dr. Jäger, jr.,
General v. Martens,
Hospitalarat Dr. Sicherer in Heilbronn,
Oekonom Wilhelm Raht,
Emil Münzing in Heilbronn, 9.

17,

über deren Abzug die Zahl der Mitglieder und Actien am Rechnungs-Schluss beträgt

—:· 397.

somit Zunahme gegen fernd

—:· 2 Mitglieder und Aktien.

Wahl der Beamten.

Nach den §§. 12 und 13 der Vereins-Statuten hat die General-Versammlung die Wahl der beiden Vorstände und derjenigen Hälfte des Ausschusses, welche in diesem Jahr auszutreten hat, vorzunehmen. Durch Acclamation wurden erwählt:

als erster Vorstand: Professor Dr. W. v. Rapp,
als zweiter Vorstand: Oberstudienrath Dr. v. Kurr,
in den Ausschuss: Professor Dr. Blum,
Finanzrath Eser,
Professor Dr. Fraas,
Oberjustizrath Gmelin,
Obermedicinalrath Dr. v. Jäger,
Professor Dr. O. Köstlin,
Oberstudienrath Dr. v. Kurr,
Finanzrath Dr. Zeller,

sämmtlich in Stuttgart.

Im Ausschuss bleiben zurück:

Professor Dr. v. Fehling,
Obermedicinalrath Dr. Hering,
Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
Kanzleirath v. Martens,
Dr. W. Menzel,
Hospitalverwalter Seyffardt,
Professor Dr. Zech, sämmtlich in Stuttgart.

Zur Verstärkung des Ausschusses wurden in der Sitzung des Ausschusses vom 5. Dezember nach §. 14 der Statuten gewählt:

Professor C. W. Baur,
Chemiker Haas,
Professor Dr. Marx,
Apotheker Reihlen,
Hofdomänenrath v. Schmidt, sämmtlich in Stuttgart.

In derselben Ausschuss-Sitzung wurden unter Dankes-Bezeugung für ihre bisherige Mühewaltung wieder erwählt:

als Sekretär: Generalstabsarzt Dr. v. Klein,
Professor Dr. Krauss,
als Kassier: Hospitalverwalter Seyffardt.

Für den nächsten Ort der General-Versammlung wurde Stuttgart und zum Geschäftsführer Oberstudienrath Dr. v. Kurr gewählt.

Nekrologe.

Nekrolog des Professors Dr. Schlossberger in Tübingen, vorgetragen von Professor Dr. Reusch in Tübingen.

Julius Eugen Schlossberger, Dr. der Medicin und Chirurgie, ordentlicher Professor der Chemie an der Universität Tübingen, ist geboren am 31. Mai 1819 zu Stuttgart, wo sein Vater Oberrevisor, später Oberrechnungsrath war. Als Knabe zeichnete er sich durch Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit grosser Lernbegierde aus, was den Eltern, die nicht eben in glänzenden Umständen sich befanden, seine Erziehung sehr erleichterte. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen wandte sich seine Neigung und

sein Studium schon frühe den Natur-Wissenschaften zu; daneben aber zeigte sich bei ihm auch von Jugend auf eine beinah schwärmerische Liebe für alles Schöne und sittlich Erhabene. Von Natur war er ein treuherziges Gemüth, das von Jedermann nur das Beste dachte und von den mancherlei Enttäuschungen, die das Leben mit sich bringt, noch keine Ahnung hatte.

So ausgerüstet trat er, nachdem er 10 Jahre lang das Stuttgarter Gymnasium besucht hatte, als hoffnungsvoller Jüngling in's Leben hinaus. Unter seinen Lehrern nannte er mit besonderer Vorliebe stets den verdienten Bergrath Degen; dieser hatte ihn zuerst in die Chemie eingeführt, ihm das Verständniss ihrer Elemente erschlossen und ihm ebendamit Liebe zu dieser Wissenschaft eingeflösst. Dadurch wurde aber auch die Wahl des künftigen Berufs bestimmt. Schlossberger trat zuerst in eine Apotheke in Stuttgart, wo er aber blos ein Jahr blieb. Ehe er die Universität bezog, vervollkommnete er sich in seiner Wissenschaft durch den Besuch des chemischen Laboratoriums der polytechnischen Schule, wo er auch im Jahre 1835 den chemischen Preis erhielt. Auf der Hochschule hielt er sich fern von geräuschvoller Gesellschaft, widmete sich mit dem angestrengtesten Fleisse dem Studium der Medicin, errang im Jahr 1838 einen academischen Preis und erhielt sowohl bei der ersten als bei der zweiten Prüfung die nur von Wenigen erreichte Note I. a. Zwischen beiden Prüfungen war er Assistenzarzt am Katharinenspital (1841) und darauf Begleiter eines Grafen auf dessen Reise nach Süd-Frankreich. Durch seine Excellenz den Herrn Staatsrath von Ludwig war er demselben als Leibarzt empfohlen worden.

Nach der zweiten Prüfung setzte er seine chemischen Studien im Ausland fort, nämlich in Paris, Wien, Berlin, Utrecht und zuletzt in Giessen. Sein berühmter Lehrer Liebig hatte sein Talent und sein gründliches Wissen wohl erkannt und der Lehrer wurde und blieb sein Freund und Gönner. Liebig war es auch, der ihm (1845) durch seine Empfehlung die Stelle eines ersten Assistenten am Laboratorium zu Edinburg verschaffte, durch Schlossberger wurden bei dieser Gelegenheit viele der Entdeckungen und neuen Methoden seines Lehrers den Engländern bekannt; in Edinburg

erhielt er auch den ehrenvollen Ruf an die Universität des Vaterlandes. Im Jahre 1847 trat er als ausserordentlicher Professor der Chemie in die Reihe der academischen Lehrer und hier begann er eine Laufbahn, die das glänzendste Zeugniss seines unermüdlichen Fleisses und einer fruchtbringenden Thätigkeit ablegt. In den 26 Semestern, während deren ihm zu wirken vergönnt war, hat er mehr gethan, als was ihm amtlich auferlegt war, denn er hielt in jedem Semester, statt einer, drei Vorlesungen, meistens unorganische Chemie, organische Chemie und ein Practicum; ausserdem hat er aber auch abwechselnd physiologische, landwirthschaftliche Chemie und Pharmakognosie vorgetragen. Stets erfreute er sich eines zahlreichen Zuhörerkreises, namentlich war sein Practicum, trotz der Unvollkommenheit der Einrichtungen, öfters so gefüllt, dass er nicht alle Lernbegierigen aufnehmen konnte. Während sein College Chr. Gmelin durch grosse Klarheit und Durchsichtigkeit im Vortrage die Zuhörer anzog, rühmten Schlossberger's Schüler namentlich den reichen Schatz des Wissens, den er so sicher im Gedächtniss hatte und der bei dem unendlichen Reichthum des Details der Chemie auch wirklich etwas Ausserordentliches war. Ihm lagen aber auch seine Schüler vor Allem am Herzen und er war jedem strebsamen Jüngling mit Liebe zugethan. Er hat es oft ausgesprochen, dass der Umgang mit der Jugend ihn so manches Herbe, das während seiner academischen Thätigkeit an ihm nagte, vergessen liess.

Wenn schon diese seine Wirksamkeit als Lehrer die Zeit und die Kraft eines Mannes genügend in Anspruch nehmen konnte, so ist es beinahe unglaublich, dass er daneben noch eine so grosse literarische Thätigkeit entfalten konnte. Das erste was von ihm gedruckt erschien, war seine Preisschrift über das Fleisch verschiedener Thiere, wozu sein Lehrer Chr. Gmelin eine sehr anerkennende Vorrede geschrieben hat. Im Jahr 1847 erschien seine Schrift über die Brod-Surrogate. Was aber seinen Namen am Weitesten, sogar über die Grenzen Deutschlands hinaus, bekannt gemacht hat, ist sein Lehrbuch der organischen Chemie, dessen erste Auflage 1850 erschien, das bis zu seinem Tode fünf Auflagen erlebt hat und dessen sechste Auflage nach

seinem Tode erscheint. Das Verdienstliche dieser Schrift besteht darin, dass er zuerst das zerstreute reiche Material wohl gesichtet, übersichtlich und klar zusammengestellt und in ein wohlgeordnetes Ganzes verarbeitet hat. Während er in diesem Werke vorzugsweise die Arbeiten Anderer dargestellt hat, so sind dagegen die Resultate seiner eigenen Forschungen in einem zweiten grösseren, leider unvollendeten Werke, in seiner vergleichenden Thier-Chemie enthalten, einem Werke, das bei seinem Erscheinen einzig in seiner Art war und von den ersten Autoritäten in diesem Fache rühmend erwähnt worden ist. Weiter sind zu nennen viele Original-Abhandlungen, die er in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht hat: in Liebig's Annalen, Müller's Archiv, Beneke's Archiv, im württemb. Correspondenz-Blatt, im Hohenheimer Wochenblatt und namentlich auch in den Jahres-Heften unseres Vereins, dessen Mitglied er seit 1845 war. Die Jahres-Hefte enthalten von ihm Abhandlungen über Faserstoff, Hexenringe, Caseïn, Vivianit im Organismus, Kupfer in Oelkuchen, sowie Vorträge über Arsenik im Canstadter Mineralwasser-Schlamm und über das Wurst-Gift.

Ueber diesem reichen gelehrten Schaffen wurden gleichwohl die Pflichten, die er als Mitglied der Familie und der Gesellschaft hatte, nicht vergessen. Im Jahre 1848 verehelichte er sich mit Maria geb. Renz aus Stuttgart. Von den 7 Kindern, die sie ihm während einer zwölfjährigen glücklichen Ehe schenkte, sind noch vier am Leben. Die Zeit, die er ausserhalb des Familienkreises und der wissenschaftlichen Beschäftigung den Freunden widmen konnte, war ihm karg zugemessen. Er hatte stets die Gewohnheit, sich Abends bald niederzulegen, dass er in den Frühstunden, wo Alles um ihn her noch still im Schlafe lag, ungestört ein paar Stunden arbeiten konnte; und diess hat er Sommers wie Winters so getrieben, so lange es ihm die Gesundheit gestattete. Allein der Keim des Todes lag schon lange in ihm, ehe es seine Angehörigen wussten, vielleicht ehe er selbst sich davon überzeugt hatte. Wenigstens scheint er erst in den letzten Jahren seines Lebens sich ernster um sein Brustleiden bekümmert zu haben. Ein tiefer Seelenschmerz darüber, dass trotz all

seiner erfolgreichen Thätigkeit, trotz aller Anerkennungen von Seiten seiner Fachgenossen im Auslande, doch das engere Vaterland ihm die Erhebung zum Ordinarius so lange versagte, mag die Krankheit beschleunigt haben. Im Frühjahr 1860 hatte er dieses Ziel erreicht, aber eben jetzt nahm die Krankheit auf einmal einen überraschend schnellen Verlauf, und nachdem er am 8. Juli noch sich vorgenommen hatte, am 22. Juli seine Vorlesungen wieder zu beginnen, entriss ihn der Tod schon am 9. Juli 1860 dem lieben Familienkreise und der Wissenschaft.

Die Genugthuung ist ihm geworden, dass ihn die gelehrte Welt nach Gebühr geehrt hat. Sein Lehrer Liebig hatte ihn im Jahr 1856 zugleich mit Strecker für Freiburg vorgeschlagen; die k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, die *royal society* zu Edinburg, die Leopold-Carolina-Akademie, die *société médicale* zu Brüssel, die physikalische Gesellschaft zu Frankfurt, der ärztliche Verein zu Paris, die Apotheker-Vereine Nord- und Süd-Deutschlands, die pharmaceutische Gesellschaft zu Newyork u. Andere haben ihn zum Ehrenmitgliede ernannt, und noch an seinem Todestage kam die Nachricht, dass er zum Professor der Chemie nach Wien berufen werden sollte.

Wenn er gleichwohl das bittere Bewusstsein mit in's Grab genommen hat, dass Württemberg ihm zu lange nicht gewährt hat, was er verdiente, so liegt die Schuld davon wenigstens nicht an Einzelnen, die ihm übel gewollt hätten, sondern vorzugsweise an äusseren Verhältnissen der Universität, vielleicht auch an seiner eigenen Individualität. Grosse und geniale Entdeckungen knüpfen sich nicht an seinen Namen, aber dazu war er angethan, im Detail seiner Wissenschaft auf's Erspriesslichste zu wirken; er war ein Mann, wie ihn die Chemie in ihrem gegenwärtigen Studium gerade brauchte; darum haben ihn auch die Eingeweihten nach Gebühr zu schätzen gewusst. Durch seinen Hingang ist uns eine Seele ohne Falsch, und ein treuer Arbeiter im Dienste der Wissenschaft genommen worden.

Sorge für das ungesetzlich frühe Einscharren der Leichen sind zum Theil höchst wahrscheinlich nicht eigentliche Religionsgesetze, sondern nur rabbinische Deutungen, auf jeden Fall aber schändliche Aeußerlichkeiten, die der jüdische Gesetzgeber bei unsern Einrichtungen, in unserm Klima und in unserer Zeit nicht geduldet haben würde. Eine große Summe der nachtheiligsten Einwirkungen, die jedem Unbefangenen leicht klar wird, ist die nothwendige Folge des eigensinnigen Befolgens dieser Vorschriften, gegen welche der Arzt in der Regel vergeblich kämpft.

Nicht selten vertragen sich auch die christlichen Sterbeceremonien schlecht mit der Euthanasie; auch dies hat Frank klar und lebhaft auszusprechen gewagt, zu seiner Zeit und in seinen Verhältnissen ein Beweis herrlichen Muthes.

Es ist also für den Arzt fast überall ein schweres, fast unerreichbares Geschäft, für die Euthanasie seines Kranken zu sorgen: er bedarf mehr, als das ist, was er lernen kann; er hat häufig mit tief gewurzelten Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen, und für das, was er nicht lernen kann, sondern was aus ihm kommen muß, wenn er seinen Zweck erreichen soll, giebt es kein Recept. Hat er aber die dazu erforderlichen Eigenschaften, um sich selbst auf alle die tausend Fragen richtige Antwort zu geben, an die der sterbende Mensch in seinen Leiden so stumm und so dringend mahnt, dann ist er sehr begünstigt; denn er hat mehr gethan als seine Pflicht, und kann sich selbst genügt haben.

Wie soll sich der Arzt benehmen in Bezug auf die Hoffnung, die er dem Kranken, der dem Tode geweiht ist, hinsichtlich seiner Wiedergenesung erregt? Wie verträgt sich bei bevorstehenden Todesfällen von Personen, die ihren Umgebungen auch äußerlich und politisch wichtig sind, die Rücksicht, ohne Ahnung des Todes sie hinüberschlummern zu lassen, mit den vielleicht wichtigen Folgen des unbestellten Hauses? Was soll geschehen, um das letzte Gebet, das heiß ersehnte Bekenntniß, das kaum mehr vernehmbare, von den Lippen des Sterbenden zu empfangen? Hat der Sterbende, wenn er auch mehr als dem Namen nach Christ ist, gerade das Bedürfniß, jetzt mehr als früher, dem Diener der Kirche sein Innerstes anzuvertrauen? Ist ihm seine Erscheinung wahrer Trost und Beruhigung, oder ist ihm der Geistliche ein grausamer Bußprediger, der — bei Sterbenden gewiß ohne alle Frucht — den schweren

Nekrolog des Staatsraths v. Roser in Stuttgart, vorgelesen in Abwesenheit des Verfassers, Obermedicinalrath Dr. v. Jäger, durch Prof. Dr. Fraas.

Indem ich nach Ihrem Wunsche dem am 27. December 1861 verstorbenen Staatsrath v. Roser, der unserem Vereine seit seiner Entstehung im Jahr 1845 angehörte, Worte der Erinnerung widme, tritt mir zunächst das Bild eines Mannes vor die Seele, mit welchem mich von dem ersten Jünglings-Alter an die Neigung zur Natur und treue Freundschaft verband.

Roser war den 20. März 1787 in Vaihingen an der Enz geboren *), wo sein Vater damals Oberamtmann war. Nicht lange nach der Geburt dieses Sohnes übernahm der Vater dieselbe Stelle in Winnenden, die er 20 Jahre lang bekleidete. Roser sah daher Winnenden als seine eigentliche Heimath an. Nach dem frühen Verluste seiner Mutter, einer Tochter des längstverstorbenen Geh. Raths v. Kauffmann in Stuttgart, erhielt Roser seine Erziehung zuerst bei Präceptor Breitschwert in Ludwigsburg, später nach seinem Uebertritt in das Gymnasium zu Stuttgart als Kostschüler in dem Hause des von allen seinen Schülern hochgeschätzten damaligen Professors Roth. Im Jahr 1804 bezog Roser die Universität Tübingen, wo er gerne das Studium der Medicin ergriffen hätte, aber nach dem Willen seines Vaters dem Studium der Rechtswissenschaft sich widmen sollte. Es geschah diess auch mit solchem Erfolge, dass R. schon nach kaum dreijährigem Aufenthalt auf der Universität 20½ Jahre alt das Advokaten-Examen in Stuttgart rühmlich bestehen konnte. —

Unter den damaligen politischen Verhältnissen war es von Wichtigkeit für den Geschäftsmann, die gesetzlichen Bestimmungen des französischen Rechts auch in ihrer praktischen Anwendung kennen zu lernen. Zur Erreichung dieses Zwecks konnte am ehesten ein Aufenthalt in Paris dienen, von welchem R. zugleich eine Befriedigung für seine Lieblings-Neigung in der Benützung der betreffenden Anstalten und Lehrcurse sich versprach. Nach einem Aufenthalt von beiläufig einem Jahre reiste er durch

*) Vergl. den in der Schwäb. Chronik vom 16. März 1862 enthaltenen von W. R. verfassten Nekrolog.

das südliche Frankreich nach Italien bis Neapel, um den Ausbruch des Vesuvs zu sehen und die Natur-Produkte des Meers und die Kunstmerkwürdigkeiten Rom's kennen zu lernen. Ehe er jedoch diesen Zweck, wie er wünschte, erreichen konnte, traf ihn ein königlicher Befehl zur Heimkehr, dem er unbedingt Folge zu leisten hatte.

Das erste Geschäft, das R. nach seiner Rückkehr zu besorgen hatte, war die Aufarbeitung der Retardate in der Registratur des Oberamts zu Herrenberg, welches sein Vater kürzlich übernommen hatte. Nach Beendigung dieses Geschäfts erhielt R., der jetzt wieder zur freieren und einträglicheren Advokaten-Praxis übergehen wollte, den Befehl zur Uebernahme einer provisorischen Sekretärstelle bei dem neuerrichteten Conferenz-Ministerium. Im Jahr 1815 wurde er General-Sekretär des Armee-Ministeriums, 1816 Sekretär bei der Verfassungs-Commission mit dem Titel als Ober-Regierungsrath. Im Jahr 1819 wurde er als Legationsrath in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versetzt, und rückte 1824 zum Geheimen Legationsrath vor. — Diese Stellung brachte Roser'n das unerquickliche Amt eines Censors, zu dessen Bezeichnung die launigte Ueberschrift über die Instruktion für die Censoren dienen mag: „Streichet, auf dass ihr nicht gestrichen werdet". Auf der andern Seite gewährten manche diesem Ministerium zustehende Geschäfte, wie die Verträge mit auswärtigen Staaten, der Zollverein, die Beförderung der Angelegenheiten von Privaten im Auslande, namentlich der vielen in Amerika lebenden Württemberger, unserem Freunde auch manchen Genuss und dankbare Anerkennung. Im Jahr 1845 erhielt er nebenbei die Direction des Haus- und Staatsarchivs. Im Jahr 1848 musste er die Leitung des auswärtigen Ministeriums übernehmen, welcher er 1849 wieder enthoben wurde. Im Jahr 1851 wurde ihm die Direction des Lehenraths übertragen, welche Stelle er auch beibehielt, nachdem er 1856 auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt worden war, jedoch als Ehrenmitglied des Ministeriums mit dem Range als Staatsrath noch an den Geschäften desselben berathenden Antheil nahm.

Als besondere Auszeichnungen erhielt Roser 1827 von Sr. Majestät dem Könige mit besonderer Anerkennung seiner Mit-

wirkung bei den Verhandlungen mit Rom das Ritterkreuz und 1841 das Commenthurkreuz des Ordens der Württembergischen Krone, in den folgenden Jahren kamen hiezu das Commenthurkreuz des Zähringer Löwenordens, sowie des Hessischen Ludwigsordens und das Verdienstkreuz des Hohenzollern'schen Hausordens. — Wenn die ungesuchte Erhebung Roser's sogar bis zur höchsten Stufe im Staatsdienste als Zeichen von Anerkennung seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit und Ausdauer in Besorgung der ihm übertragenen Geschäfte, sowie seiner Gewissenhaftigkeit und der Ehrenhaftigkeit seines Charakters angesehen werden muss, so lässt sich wohl mit Grund annehmen, dass, wenn er mit diesen Eigenschaften der von ihm selbst aus Neigung gewählten Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zumal in einem darauf gegründeten Beruf hätte folgen dürfen, er Ausgezeichnetes geleistet haben würde. Auch wäre er dazu körperlich und geistig von Natur vollkommen befähigt gewesen. Er besass eine kräftige Gesundheit, die so wünschenswerthe Schärfe der Sinne, Ausdauer bei körperlichen Anstrengungen und die Kunst, auch unter Entbehrungen sich den heiteren Muth und den ihm eigenthümlichen Humor frisch zu erhalten. Es mag dieser vorzugsweise hervorgetreten sein, wenn R. während der Ferien in Winnenden frei seiner Neigung folgen und durch Feld und Wald auch mit der Flinte auf dem Rücken streifen konnte. Dabei bekam wohl die Beschäftigung mit Pflanzen und Thieren schon eine wissenschaftliche Richtung durch den häufigen Umgang mit dem damaligen Oberamtsarzt Dr. Christmann in Winnenden, der, obgleich vorzugsweise der Botanik ergeben (er war Verfasser mehrerer Artikel in der Onomatologia botanica), doch ein genauer Beobachter von Naturgegenständen überhaupt war. Noch mehr fühlte sich R. zu dem geistreichen und gründlichen Botaniker*) und Entomologen**), dem in dem benachbarten Backnang als Oberamtsarzt angestellten

*) Er hatte unter Anderem grossentheils den Text zu Kerner's *Hortus semperirens* bearbeitet.

**) Dafür sind zunächst als Belege anzuführen die von Dr. W. F. G. Behn, Professor in Kiel, 1845 herausgegebenen Briefe G. Cuvier's an C. H. Pfaff.

Dr. Hartmann hingezogen. Derselbe war in der Hohen Carlsschule Mitschüler mit G. Cuvier, C. Pfaff u. Kielmeyer, zugleich Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins, welchen die genannten Jünglinge in Verbindung mit einigen andern in der Academie gestiftet hatten. Hartmann theilte dem sofort als Hofmeister an die Seeküste von Frankreich abgegangenen Cuvier nicht nur Pflanzen und Insekten in gegenseitigem Austausch mit, sondern hat auch eine eigene Arbeit über Stuttgarter Conchylien geliefert.*) Durch diesen Verkehr mit Hartmann war R. für den Uebergang zu den höheren wissenschaftlichen Naturanschauungen vorbereitet, welche er in Tübingen aus dem Munde Kielmeyer's vernehmen durfte. Die Vorträge Kielmeyer's über allgemeine Chemie und Zoologie, welche R. besuchte, bildeten nicht selten den Gegenstand der Unterhaltung in einer aus Juristen und Medicinern gemischten Gesellschaft, von welchen ich hier nur Ludw. Uhland, Carl Maier, Just. Kerner, Heinr. Köstlin, Jos. Reuss anführe, da sie auch später mit R. in Verbindung blieben. Nachdem R. das juridische Examen hinter sich hatte, wählte er einen längeren Aufenthalt in Paris, nicht bloss um den Code Napoleon und seine Anwendung zu studiren, sondern hauptsächlich um daselbst die Vorlesungen Cuviers, an den er von Hartmann und Kielmeyer empfohlen war, zu hören u. mit Duméril, Latreille, Audouin, Guerin-Mineville in nähere Verbindung zu treten. Die reichen Sammlungen des Jardin des plantes und mehrerer Privaten wurden besonders den studirenden Deutschen mit grosser Liberalität geöffnet. Unter letzteren befanden sich damals Dr. Spix, der sich auf seine brasilianische Reise vorbereitete. Von grossem Vortheil war Rosern und seinen sich damals in Paris aufhaltenden Freunden Reuss und Jäger die Bekanntschaft mit Dr. Schweigger, der schon seit 3 Jahren mit ärztlicher Praxis und naturhistorischen Untersuchungen**) im Jardin des plantes

---

*) Notice historique sur les ouvrages et la vie de Mr. le Baron Cuvier par G. L. Duvernoy, Paris 1838. Pag. 120.

**) Vorzugsweise mit Bestimmung der Schildkröten, welche der „*Prodomus Monographiae Cheloniorum*" enthält, dem später die Untersuchungen über Corallen und den Bernstein, welche in der Schrift „Be-

sich beschäftigte. Er war zum Professor der Botanik in Königsberg bestimmt, fand aber leider seinen Tod durch Mörderhand in Sibilien. Von Paris reiste R. durch das südliche Frankreich nach Italien, vielfach mit Vermehrung seiner Sammlung von Pflanzen und Insekten beschäftigt, sowie mit der Beobachtung der Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten Roms und Neapels. Allein wie ich schon oben bemerkte, wurden diese Beschäftigungen unerwartet durch den Befehl zur Heimkehr unterbrochen und an ihre Stelle trat die Clausur in der Schreibstube zu Herrenberg. Um so willkommener war unserem Freunde die Gesellschaft des damals in Herrenberg sich aufhaltenden sehr ehrenwerthen Dr. Steinbuch, dessen naturhistorische Untersuchungen*) auch auswärts Anerkennung gefunden hatten.

Mit dem Jahr 1812 kehrte R. für immer nach Stuttgart zurück. Er fand hier sein grosselterliches (das v. Kauffmann'sche) Haus und viele Verwandte, sowie einen Kreis der früheren Universitätsfreunde und war bald auch glücklicher Bräutigam von Louise Vischer, Tochter des damals schon längst verstorbenen Kaufmann Vischer in Calw. Sie hatte an Hofrath Pistorius**) einen zweiten Vater gefunden, und nicht minder schön als ihre vortreffliche Mutter***) beglückte sie durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Gemüths ihre Familie und Alle, die ihr näher standen.

Der reiche Herbst von 1811 lud zu geselliger Vereinigung einer Gesellschaft von Freunden wenigstens an einem Abende der Woche zur Erholung von der Berufsarbeit ein. R. fehlte dabei nur selten und trug wesentlich zur Erheiterung bei, bis im Laufe eines mehr als 50jährigen Bestehens dieser Gesellschaft im natürlichen Verlauf der Dinge auch dieser Kreis sich mehr und mehr

---

obachtungen auf natur-historischen Reisen. Berlin 1819" bekannt gemacht sind, folgten.

*) Dissert. de Taenia hydatigena. Erlangen 1801. Ansichten neuer Beobachtungen für die Naturkunde. Fürth 1802.

**) Früher Erzieher der königl. Prinzen.

***) Welcher Rückert's „Sonette, Rosen auf das Grab einer edlen Frau," Juli 1816, gewidmet sind.

lichtete und durch R.'s Scheiden die letzte sehr fühlbare Lücke im Jahr 1861 entstand. In anderer Weise hatte der russische Feldzug manche Opfer aus der Reihe der Freunde, zumal früherer Studiengenossen gefordert, aber um so mehr hatte der Wiederhall der Völkerschlacht bei Leipzig die allgemeine Begeisterung geweckt, da die Feuer auf unsern Bergen nicht nur den Männern, sondern auch den Familien eine glücklichere Zukunft für sich und ihre Nachkommen verkündeten. R. konnte nun mit froherem Muthe im Jahr 1814 seine Hochzeit feiern. Nicht lange nachher wurde L. Uhland sein Schwager und beide lebten mehrere Jahre unter einem Dache. In den folgenden Jahren legte R. seine amtliche Stellung neben vielen Geschäften zugleich strenges Stillschweigen über politische Verhältnisse auf; aber manchmal schwebte über seinem Gesicht ein leichtes Lächeln, wenn Einzelne sich mit der Phantasie zu tief in die Geheimnisse der Cabinette verirrten. R. übte gewissermassen diese Verschwiegenheit auch gegen sich selbst, wenn er die neu angekommenen Kistchen mit Insekten oft erst nach einigen Wochen öffnete, um nicht in seinen Berufsgeschäften durch die Befriedigung der Lieblingsneigung gestört zu werden. Diese Eigenschaft der Selbstverläugnung war durch seine Erziehung ausser dem elterlichen Hause und durch seine Laufbahn überhaupt geübt worden, und sie verband sich mit der auch ausser dem Berufe gefälligen Discretion gegen andere.

Ein amtlicher Auftrag führte R. in einem der nächsten Jahre nach Ellwangen, wo er mit Dr. Fröhlich, der als Leibarzt und Medicinalrath in der für Neu-Württemberg bestehenden Regierung fungirte, in nähere Berührung kam. Fröhlich hatte sich durch die auch dem Decandolle'schen Werke einverleibte Monographie der Hieracien (einer Pflanzenfamilie der Compositae) einen grossen Ruf als Botaniker, durch seine Monographie der Schmetterlingsfamilie der Tortrices und andere kleinere Arbeiten und seine grosse, an neuen Arten reiche Insektensammlung einen nicht minder bedeutenden Ruf als Entomolog erworben. Es war damit ein vielfacher Verkehr zwischen R. und Fröhlich eingeleitet; allein bedauerlicherweise hatte Fröhlich seine neuen oder nur mit *nobis* bezeichneten Arten nur theilweise bekannt gemacht, manche der-

selben waren auch wohl schon wieder zerstört, ehe sie genauer mit den inzwischen gemachten Entdeckungen anderer Entomologen verglichen werden konnten, zumal wenn die betreffenden Etiketten und Verzeichnisse nicht deutlich geschrieben waren und sich nicht genau entsprachen. In beiderlei Beziehung hatte R.'s Sammlung einen grossen Vorzug vor mancher andern. Dieselbe enthielt zwar im Einklange mit seinem eigenen schon frühe gefassten Plane und mit dem von Seiten der landwirthschaftlichen Centralstelle gegen ihn geäusserten Wunsche, vorzugsweise inländische Insekten; allein es reizte ihn doch, den Reichthum südafrikanischer Insekten, welche Baron v. Ludwig, den er als ehemaligen Mitschüler in Ludwigsburg erkannte, sowie die von unserem Collegen Krauss von Natal mitgebrachten seltenen oder neu entdeckten Insekten nebst einigen andern aussereuropäischen in seine Sammlung aufzunehmen, zumal da er ihre systematische Bestimmung grossentheils übernommen hatte. Sie gaben ihm jedoch keine Veranlassung zu wissenschaftlichen Bekanntmachungen, wozu ihm die Zeit mangelte. Dagegen bearbeitete er für die Beschreibung von Stuttgart, welche zu Ehren der im September 1834 erwarteten Naturforscher Deutschlands herausgegeben werden sollte, nicht nur pag. 58 einzelne Notizen über die Insektenfauna der Umgebung von Stuttgart, sondern auch ein besonderes Verzeichniss der in Württemberg vorkommenden zweiflügligen Insekten (erstes Jahr des Correspondenzblattes des landwirthschaftlichen Vereins). Diesem folgte im Jahr 1840 ein erster Nachtrag, indess der Jahrgang von 1838 ein vollständiges Verzeichniss der in Württemberg vorkommenden Käfer enthält, und sofort eine mehr kritische Abhandlung über die Naturgeschichte der Gattung *Xylophagus Meigen* (Holzfliege) und eine Notiz über eine im Fleische der Kirschen vorkommende Insektenlarve folgte, welche sich als die Larve einer Bohrfliege, der *Trypeta signata Meig.* erwies. Die von R. ausserdem besuchten Naturforscherversammlungen in München, Heidelberg, Stuttgert, Freiburg, Mainz, Prag, Aachen, Tübingen brachten ihn in unmittelbaren Verkehr mit vielen Entomologen Deutschlands und auch zum Theil des fernen Auslands, der vielfach schriftlich und durch Austausch von Doubletten fortgesetzt wurde. Ich bedaure

von jenen Entomologen nur die mir selbst persönlich bekannten v. Heyden, Herrich Schäfer, v. Silbermann, Sturm nennen zu können, da die Correspondenz R.'s sich nicht in seiner Verlassenschaft vorfand.

Seine genaue wissenschaftliche Kenntniss, sowie seine Bescheidenheit und Gefälligkeit erweckte ihm überall Freunde, die ihn zugleich gerne als Autorität in entomologischen Fragen anerkannten, da er sich meist auch auf eigene Erfahrungen und Beobachtungen stützte. Die einfache, oft mit Humor gewürzte Mittheilung gereichte ihm selbst zum Vergnügen, insbesondere die Erinnerung an die unbefangenen Beobachtungen, die er als Knabe in der Ferienzeit zu Winnenden machte. Er war daher immer in unserem Montagskränzchen sehr willkommen, wie er auch den Besuch desselben selten versäumte, bis sein körperliches Befinden ihm das Ausgehen Abends nicht mehr gestattete.

War unser Freund nicht nur wegen seiner günstigen äusseren und amtlichen Verhältnisse neben der Befriedigung einer innerhalb gewisser Grenzen gestatteten Lieblingsneigung, sondern auch wegen seiner Familienverhältnisse und durch die bei 6 Kindern gelungene Erziehung und ihre vollkommen befriedigende Stellung glücklich zu preisen, — so ging doch auch der Schmerz des Lebens nicht an ihm vorüber. Die im Jahr 1814 eingegangene Ehe wurde 2 Jahre nach der silbernen Hochzeit durch den Tod der geliebten Gattin (am 1. August 1841) getrennt. Von 7 Kindern starb ein Knabe wenige Tage nach der Geburt. Im Jahr 1852 verlor R. seine jüngste Tochter, die als glückliche Familienmutter in seinem Hause gewohnt und dem Vater den Verlust der Gattin möglichst erleichtert hatte. Im Jahr 1860 starb sein dritter Sohn, Apotheker in Hall, im Hause des Vaters. Sehr empfindlich war für R. der Tod von zwei im Hause lebenden Enkeln, von welchen der ältere von 7 Jahren schon sehr lebhaftes Interesse für die Insekten zeigte, welche der Grossvater von seinen täglichen Spaziergängen als Beute mitbrachte und häufig zur Beobachtung einige Zeit in seinem Zimmer erhielt. Allein bald wurden diese Spaziergänge mehr und mehr beschränkt oder mussten durch Spazierfahrten ersetzt werden, auf welchen ihn eine edle liebende

Tochter begleitete, nachdem eine Beschädigung der Hand längere Zeit ihm das Ausgehen verbot. Im Dezember 1858 befiel ihn ein leichter Schlaganfall, der sich im Sommer 1861 wiederholte. Beide Anfälle machten ihm keine grosse Schrecken, auch hatte seine geistige Thätigkeit dadurch nicht gelitten, er besorgte trotz des beschwerlichen Unterleibsleidens, das sich jetzt entwickelte, den von ihm noch beibehaltenen Theil seiner amtlichen Geschäfte bis zum letzten Tage seines Lebens; allein seine Lieblingsneigung wurde nur noch einmal lebhaft durch eine ihm noch unbekannte Fliege erregt, die unerwartet in sein Zimmer geflogen kam. Seiner Sammlung hatte er seit dem schmerzlichen Verlust jenes Enkels gewissermassen Lebewohl gesagt. Es tauchte nur noch jezuweilen der Wunsch auf, dass einer seiner Enkel den von ihm gepflegten Studien und Sammlungen sich widmen möchte. Seine Familie hat diesen Wunsch auf eine Weise zu ehren gesucht, worüber Ihnen Herr Collega Krauss berichten wird, der die sehr dankenswerthe Mühe übernommen hat, für die Erhaltung und Benützung der Sammlungen und der Bibliothek Rosers zu sorgen.

Mir bleibt nur noch übrig, ein paar Worte über ein Manuscript zu sagen, das R. in zwei Quartbänden hinterlassen hat. Nach der Vorrede zu demselben hatte er schon in der Schule den Plan gefasst, eine Naturgeschichte des Vaterlands zu schreiben. Wirklich hatte er in jenem Manuscript nach vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen über Anordnung speciell der Zoologie in dem ersten Bande von beiläufig 360 Seiten einen grossen Theil der inländischen Säugethiere abgehandelt. Dabei schien er jedoch, wenn er gleich der Cuvier'schen Anordnung den Vorzug gibt, mehr dem ökonomischen Werthe der verschiedenen Thiere Rechnung getragen zu haben, indem er Pferde und zahme und wilde Wiederkäuer vorangestellt und mit den Fledermäusen geschlossen hatte. Der zweite Band enthält auf beiläufig 600 Seiten die Naturgeschichte der inländischen Vögel, jedoch fehlen mehrere grosse Familien, wie die der Schwimmvögel und der hühnerartigen Vögel mit Ausnahme der Tauben. Am vollständigsten scheint die Familie der Raubvögel und der *Passeres* vertreten, die auch schon dem Knaben häufiger Veranlassung zu eigenen Beobachtungen

gegeben haben mochte. Ausserdem sind vorzüglich die Auszüge und Citationen aus andern Schriftstellern, z. B. Buffon, von Werth, namentlich für eine umfassende Bearbeitung einer vaterländischen Naturgeschichte und der Fauna von Württemberg insbesondere. Für diese ist ein reiches Material in Schriften vorhanden und wird bald ebenso auch, wie wir hoffen, in den Sammlungen vorhanden sein, welche der Aufsicht unseres Vereins anvertraut sind, der jetzt dieses Ziel mit Liebe und Ausdauer verfolgen kann, und mit dem Wahlspruch

„Vis unita fortior"

unter dem Schutze seines königlichen Protectors verfolgen wird.

Nekrolog des Bergraths v. Schübler, vorgetragen durch Oberstudienrath Dr. v. Kurr.

Unter der Zahl der im abgelaufenen Vereinsjahr aus unserer Mitte geschiedenen Mitglieder unserer Gesellschaft steht ein Mann, dessen freundliche Erscheinung Allen, die ihn näher kannten, stets in frischem Andenken bleiben wird, ein Mann, dessen Name bei allen Freunden der Naturwissenschaften, und insbesondere der vaterländischen Naturkunde, von jeher einen guten Klang hatte.

Valentin v. Schübler wurde den 11. Septbr. 1794 zu Heilbronn geboren, wo sein Vater, Christian Lud. Schübler, damals Bürgermeister war. Seine Mutter war eine geborene Merz, Tochter des Kaufmanns Merz, des Chefs des Handlungshauses G. F. Rund daselbst. Auch der Gross- und Urgrossvater hatten städtische Aemter in dieser Reichsstadt bekleidet, und letzterer war aus Strassburg ausgewandert, weil er die unter Ludwig XIV. durch Verrath geschehene Einverleibung seiner Vaterstadt in den Besitz von Frankreich und den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen konnte. Hier fand derselbe nicht nur Schutz, sondern auch eine neue Heimath, und bald hatte er unter den schwierigsten Verhältnissen sich zum ersten Bürgermeister der Reichsstadt emporgeschwungen.

In Heilbronn besuchte Val. Schübler unter der Leitung seines vielseitig gebildeten und unterrichteten Vaters und angespornt durch den Fleiss und die wissenschaftliche Strebsamkeit seines

Kampf noch erschwert? Wer soll bei dem Tode seyn? Wer kann mehr dem Tode den Stachel nehmen, als das Auge der Liebe? Aber hat gerade die Liebe der Eltern, der Gatten, der Kinder Kraft genug, den lauten Schmerz zu unterdrücken, und nur in stiller innerer und äußerer Sorge die letzten Dienste zu erweisen? Sie muß diese Kraft haben und sie hat sie, denn die wahre Liebe ist stark. Den Angehörigen zur Seite steht der Arzt, der, wenn er seine richtige Stellung einnimmt, der Freund seiner Kranken ist, und den Freund verläßt man im Sterben nicht, mag er wissen, daß der Augenblick gekommen, von dem an seine geistige Entwickelung an einem andern Orte weiter geht, oder mag er die letzten Qualen für eine Krisis halten, die ihn der lange ersehnten Genesung zuführt. Der Arzt mit den Angehörigen zugleich kann und soll die letzten, nicht mehr deutlichen Wünsche errathen; er soll, wo der Tod bewußt eintritt, trösten und beruhigen; er kann bezeugen, da er der erfahrenere und ruhigere ist, daß der Todeskampf in der Regel viel leichter ist, als die schon überstandenen Vorbereitungen dazu, und durch seine thätige Sorge allein wird er schon zur geistigen Beruhigung beitragen. Kleinliche Sorgen quälen den Sterbenden, traurig ist es zu sagen: hieher gehört namentlich das sogenannte anständige Begräbniß. Es sind auch ernsthafte, wahre Sorgen, die den Stachel des Todes schärfen, wenn eine Mutter sich von einem Häufchen unerzogener Kinder trennt, oder wenn der Ernährer von denen scheiden soll, die seine Stütze noch lange bedurft hätten. Aber der wahre Arzt kann auch hier viel thun, doch nur dann, wenn er von der Religion wirklich durchdrungen ist und selbst weiß, daß den Menschen nichts zufällig trifft. Wie oft soll der Arzt kommen? Wie lange soll er bleiben? Wie hat er zu dem Einfachen, dem Armen zu sprechen und zu handeln, wie zu dem Verwöhnten, dem Reichen, wie zu dem Gebildeten und dem Erzogenen? Es gibt, wie gesagt, für des Arztes Benehmen bei Sterbenden, für seine Haltung, für seine Thätigkeit kein Recept; er folgt seinem Genius, der, wenn er seine Stimme hört, ihn zum Rechten leiten wird; aber er bedenke, daß der Tod fast immer, wenn er mit Bewußtseyn eintritt, etwas Herbes hat, daß selbst das kindliche Alter hievon nicht ausgeschlossen ist.

Erleichtert wird die Pflicht für den Arzt und geringer die Gefahr, unrichtig zu handeln und zu sprechen, weil in so vielen

älteren Bruders, des 1834 in Tübingen verstorbenen Professors Gustav Schübler, das Gymnasium, und als sein Vater in Folge der Einverleibung Heilbronns in den Württembergischen Staatsverband (1802) als Oberregierungsrath nach Ellwangen versetzt worden war, zog er mit ihm dahin und besuchte das dortige Gymnasium, später 1806 auch das zu Stuttgart, wohin sein Vater als Studienrath versetzt worden war, wo er auch 1821 verstarb; die Mutter war schon vorlängst verstorben und von 5 Kindern, 3 Söhnen und 2 Töchtern, war Valentin der jüngste Sohn.

Die Fortschritte, welche er in seinen Gymnasialstudien, in den alten Sprachen und in der Mathematik machte, veranlassten den Vater, denselben zum Universitätsstudium zu bestimmen; allein die vielen Kriege jener Zeit und die Schwierigkeiten, welche damals der Erlaubniss zum Besuch der Universität entgegengesetzt wurden, bestimmten ihn — um einer unfreiwilligen Einreihung in das Militär zu entgehen, — sich zur Aufnahme unter das Württ. Artilleriekorps zu melden, welchem Gesuch auch alsbald entsprochen wurde, indem er als Cadett der reitenden Gardebatterie in Ludwigsburg zugetheilt wurde. Als Offizier rückte er mit dem Armeekorps aus, welches bei dem Feldzug von 1813 gegen Frankreich zur Einschliessung von Strassburg aufgestellt wurde.

Nach hergestelltem Frieden wurde er auf halben Sold gesetzt, erhielt die Erlaubniss, seine Studien fortzusetzen, bezog daher die Universität Tübingen, wo er, um sich mit Erfolg dem Berg- und Hüttenfach widmen zu können, sich hauptsächlich auf Mathematik, Physik, Chemie und Mineralogie legte. Nachher studirte er in Freiberg unter Herder, Lampadius, Breithaupt und andern berühmten Männern die speciellen Fächer des Berg- und Hüttenwesens mit ausgezeichnetem Erfolg und bereiste zu seiner weitern Ausbildung die verschiedenen Bergwerke Norddeutschlands.

Bald nach seiner Zurückkunft wurde er im Jahr 1822 als Assessor bei dem K. Bergraths-Collegium angestellt, etwas später mit der Leitung des Münzwesens betraut und 1832 zum wirklichen Bergrath ernannt. Bei der Bekleidung dieses Amtes erwarb er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten in solchem Grade,

dass er beauftragt wurde, Reisen nach Frankreich und England zu machen, um die Verhältnisse des Berg- und Münzwesens dieser Länder näher kennen zu lernen und für Württemberg nutzbar zu machen, auch wurde ihm die Vertretung unseres Vaterlandes bei dem deutschen Münzcongress in München übertragen, worauf er von Seiner Majestät dem König von Württemberg den Kronorden, von dem König von Bayern den Orden des heil. Michael erhielt.

Obgleich Schübler durch sein Amt, das er mit der gewissenhaftesten Treue und Gründlichkeit verwaltete und wobei ihm das Referat über das Salinenwesen des Königreichs speciell zugetheilt war, sehr in Anspruch genommen wurde, so blieb er dennoch durch angestrengte Lectüre stets mit den Fortschritten der Naturwissenschaften, des Berg-, Hütten- und Münzwesens auf dem Laufenden und insbesondere benützte er in den letzten 10 Jahren die wenige freie Zeit, welche ihm übrig blieb, um genaue Untersuchungen über das Verhältniss des Metallgeldes zu Werthpapieren, zum Kapital und dem Volksvermögen überhaupt anzustellen, deren Resultate er theils in der Deutschen Vierteljahrsschrift, theils in besondern Schriften niederlegte.

Die erste Abhandlung „Ueber die Schwankungen in den Preisen der edlen Metalle und der Werthpapiere" erschien in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1852, erstes Heft. In derselben sucht er gegen die allgemein herrschende Befürchtung darzuthun, dass die Entwerthung der edlen Metalle und namentlich des Goldes durch die Zuflüsse aus Californien und Russland nicht so geschwind zu erwarten stehe, auch machte er Vorschläge gegen die Schwankungen des Goldwerthes und zur Durchführung einer deutschen Münzverfassung.

In einer zweiten Abhandlung vom Jahr 1854 über die deutsche Münzeinigung sucht er namentlich zu beweisen, dass durch Vermehrung des Papiergeldes die Circulationsmittel nicht vermehrt, wohl aber das Metallgeld aus der Circulation verdrängt werde, und fügt Vorschläge über eine deutsche Münzeinigung zum Schutz der Metallwährung hinzu.

In einer dritten Schrift „Metall und Papier. Stuttgart bei Paul Neff 1854. 209 S. 8°." gibt er eine umfassende Belehrung

über das Geld und zur Orientirung über die Verhältnisse der damaligen Geldkrisis.

In einem vierten, „Geld und Getreide. 8°. 167 S.“ behandelt er die Lösung der Geldfrage an der Hand der Erfahrung, der Wissenschaft und der Gesetzgebung mit besonderer Beziehung zum Ackerbau.

Eine fünfte Schrift, „Metall- oder Zettelbank. 8°. 58 S.“ behandelt der Reihe nach die Lehre vom Geldwechsel, der Girobank, dem Contocurrent, der Discontobank, des Börsenverkehrs, der Handelskrisis, die allgemeinen Grundsätze über Bankverwaltung, die Banken von London, Wien und Paris und die Verwaltungsgrundsätze für eine württembergische Bank.

In einer sechsten Abhandlung „Ueber die Freiheit des Bodens“ in der deutschen Vierteljahrsschrift 1857, 4. Heft, 49 S., sucht er den Beweis zu liefern, wie nur durch Freiheit des Bodens und freie Theilbarkeit der Güter der Landbau den erwünschten Erfolg liefern könne.

Eine siebente Schrift, „Geld und Kapital, Stuttgart bei Paul Neff, 1859. 8°. 60 S.“ ertheilt Vorschläge zu Einigung der Besitzenden und der Regierungen gegen die Einflüsse der Börsen.

Die achte und letzte Schrift, „Die Lehre vom Wechselkurs, Stuttgart bei Paul Neff, 1862. 8°.“ ist eine Uebersetzung der „Theory of the foreigns Exchanges, 1861“ mit Anwendung auf die deutsch-österreichischen Geldverhältnisse, und zugleich Ergänzung der dritten, vierten und siebenten Schrift.

Diese Schriften sind Beweise eines vielumfassenden Fleisses und Wissens, wie einer seltenen Tiefe und Originalität, und haben eine noch nicht genug erkannte praktische Bedeutung für die grossen volkswirthschaftlichen und staatsökonomischen Fragen, welche die Gegenwart bewegen.

Aber auch im Gebiete der Naturwissenschaften war der vielbeschäftigte Mann nicht unthätig; unserem Verein gehörte er vom Anfang, seit einer Reihe von Jahren auch als Ausschussmitglied an und in unsern wöchentlichen Abendversammlungen fehlte er selten, auch hat er in unsere Jahreshefte mehrere Aufsätze geliefert, z. B. über Gasausströmungen, welche sich in dem Schacht

bei Haigerloch gezeigt haben*) und über die Ergebnisse der Bohrarbeiten auf Steinkohlen in Württemberg.**)

Schübler verheirathete sich im Jahr 1828 mit Charlotte Keller, Tochter des † Stadtschreibers Keller in Göppingen, aus welcher glücklichen Ehe 5 Kinder, 1 Sohn und 4 Töchter, vorhanden sind, verlor aber diese seine Gattin bald nach ihrem letzten Wochenbett im Jahr 1846. Im Sommer 1848 führte er seinen Kindern eine zweite Mutter zu in der Person der Thekla Walther, Tochter des † Medicinaldirectors v. Walther in Stuttgart, welche ihm mit treuer Sorgfalt nicht nur die Kinder erziehen half, sondern auch das Leben zu verschönern bemüht war. Mit ihr trauern 5 Kinder, 1 Schwiegersohn und 2 Enkel um den Dahingeschiedenen.

Sch. war ein kräftiger untersetzter Mann von gesundem Aussehen und freundlicher Miene, worin sich ein fester Charakter, ein gutes Gewissen und eine heitere, freie Weltanschauung abspiegelte. Biederkeit, Wohlwollen, Vaterlandsliebe und Milde bildeten die Grundzüge seines Wesens; dienstfertig und treu nicht nur gegen Freunde, sondern gegen Jeden, der ihm näher kam, konnte er dennoch seine Ueberzeugung bis aufs äusserste vertheidigen, ohne Jemand wehe zu thun, während er Beleidigungen und Zurücksetzung ohne Widerrede ertrug und mit Milde beurtheilte; denn es war nichts Arges in seinem Herzen.

Von Jugend auf an Thätigkeit und Mässigkeit gewöhnt, hatte er sich, eine einzige schwere Krankheit ausgenommen, stets einer guten Gesundheit zu erfreuen, nur kamen zuweilen leichte Anfälle von Gesichtsrothlauf, die aber eben so schnell wieder verschwanden, auch suchte er durch häufige Bewegung im Freien und grössere Fussreisen seine Gesundheit zu stählen und zu erhalten. Am 15. Mai d. J. in der Mittagsstunde befiel ihn ein leichtes Unwohlsein mit Kopfweh und Schwindel, das er in gewohnter Weise durch einen Gang ins Freie zu bewältigen suchte, jedoch kam keine Erleichterung, vielmehr steigerten sich die Zu-

---

*) Jahrgang 1857, pag. 44.
**) „ 1860, „ 44.

falle und nach wenigen Stunden schloss er die Augen, ohne die Schrecken des Todes empfunden zu haben. Ein Nervenschlag entzog ihn den Seinigen und kein Leidenszug entstellte die milden, wohlwollenden Züge des Entschlafenen. Sein Andenken bleibe im Segen!

Vorträge.

1. Oberstudienrath Dr. v. Kurr sprach über den letzten Ausbruch des Vesuv im December 1861.

Ohne Zweifel haben die Meisten von Ihnen die Nachrichten von diesem Ausbruch aus den öffentlichen Blättern vernommen und nicht ohne Theilnahme von der Zerstörung des Städtchens Torre del Greco gehört, welches dicht am Strand des schönen Golfs von Neapel gelegen und auf einen alten Lavastrom von 1794 erbaut, dadurch in Trümmer zerfiel. Der glückliche Zufall, dass ein mir befreundeter Landsmann, welcher in Neapel wohnt und für Naturwissenschaften ein reges Interesse hat, mir von Anfang bis zu Ende der Eruption die amtlichen Berichte des Hrn. Prof. Palmieri mittheilte, welcher auf dem am Fuss des Bergkegels gelegenen Observatorium beständig Beobachtungen macht, setzt mich in den Stand, genauere Mittheilungen über diesen Ausbruch zu machen und Ihnen Proben von der vulkanischen Asche vorzulegen, welche am 21. und 29. December auf den Dächern des etwa 2 Stunden entfernten Neapel gesammelt wurde.

Besagtes Observatorium ist eigens von der Regierung erbaut und mit Instrumenten ausgestattet, um alle vulkanischen, elektrischen und magnetischen Erscheinungen bequem beobachten und verzeichnen zu können, auch hat Herr Palmieri seine Wohnung daselbst aufgeschlagen.

Am 7. December 1861 waren die Nadeln des Lamont'schen Apparats in ungewöhnlicher Bewegung, und am 8. registrirte der Sismograph ein beständiges Erzittern des Bodens mit fortwährenden bald wellenförmigen, bald erschütternden Stössen, wovon einige in Neapel verspürt wurden.

Den 8. Dec. von 12—2½ Uhr erfolgten mehrere Stösse und um 3 Uhr eröffnete sich eine lange Spalte am Fuss des Kegels,

welche sich bis Torre del Greco herabzog und ein fürchterlich grossartiges Schauspiel darbot, denn eine Reihe von Feuersäulen, welche glühende Asche und Lavastücke auswarfen, erstreckte sich, von Blitzen begleitet, die Berggehänge herab und bot einen grossartigen Anblick dar. Aus dem Krater des Kegels erhob sich eine majestätische schwarze Rauchwolke und wurde von dem Wind gegen dem Meer herabgetrieben; aus ihrer Mitte fuhren zahlreiche Blitze wie römische Lichter in die Höhe und nach allen Seiten. Ein Lavastrom brach in der Richtung gegen Torre del Greco hervor und ergoss sich unter donnerartigem Geräusch bis in die Nähe der Stadt. Der Krater entsprach einer seitlichen Spalte, welche in dem Lavastrom von 1794 entstanden war und die Lava floss von Schlacken bedeckt ziemlich schnell abwärts; sie enthielt viele Augite, aber keine Leucite. Um 12¼ Uhr erfolgte ein neuer Stoss.

Am 9. Dec. warf der Krater von 1855 Rauch, Asche und glühende Steine aus.

Den 10. Dec. erfolgten nach vorangegangener kurzer Ruhe zwei leichte Stösse und der Hauptkrater warf wieder Asche aus. Es zeigten sich längs der Spalte häufige Mofetten, Hervorströmen von Kohlensäure, bis zum Meer hinab und selbst aus dem Meere sah man Kohlensäure hervorsprudeln. Die Lava von 1794, worauf Torre del Greco erbaut war, erhob sich um 3¼ Fuss und wurde verschiedentlich verschoben, so dass viele Häuser einstürzten und die meisten dem Einsturz nahe kamen und unbewohnbar wurden, daher die Einwohner eilig die Flucht ergriffen. Oberhalb der Stadt hatten sich 11 Spalten und Schlünde gebildet, wovon einzelne 70—80 Fuss tief und 100 Fuss breit waren, und aus denselben entwickelten sich häufig schwefelsaure und kohlensaure Gase in solcher Menge, dass es gefährlich war, sich denselben zu nähern, auch starben viele Fische in dem benachbarten Meer. Am Rand der Spalten hatten sich Schwefelkrystalle, Eisenglanz und Eisenchlorid angesetzt.

Den 17. Dec. zeigte sich der Sismograph wieder unruhig und es erfolgten neue Ausbrüche von Asche und Lavabrocken.

Am 20., 21. und 23. Dec. erfolgten neue Aschenauswürfe, so

dass die Asche bis nach Neapel geführt wurde. Auch in der Nacht vom 28.—29. Dec. fiel Asche 1 Linie hoch auf die Dächer von Neapel, und die Aschenauswürfe dauerten noch, von häufigen Detonationen begleitet, bis zum 3. Januar 1862 fort. Am Strand wurden warme Quellen von 35° Cels. und häufige Mofetten beobachtet, wovon sogar einzelne Menschen ums Leben kamen; der fallende Regen spülte die Asche theilweise abwärts und bildete Alluvionen, wie sie bei Pompeji und Herkulanum liegen. Die Erschütterungen hörten auf.

Die am 23. und 29. Dec. auf den Dächern von Neapel gesammelte Asche ist schwärzlichgrau, wie fein zerriebene Lava und wird theilweise vom Magnet gezogen.

Im Platindraht in die reine Gasflamme gebracht, zeigt die Asche deutliche Natron-, aber keine Kali-Reaction, sintert in der blossen Flamme etwas zusammen, ohne zu schmelzen; schmilzt dagegen, mit dem Löthrohr angeblasen, ziemlich leicht (4—4½) zu schwarzer Kugel. Ein Thonerdegehalt lässt sich wegen der dunkeln Farbe der Schlacke mittelst Cobaltsolution nicht mit Bestimmtheit nachweisen.

Beim Auflösen in Borax ist keine Entwicklung von Wasserblasen zu bemerken, dagegen deutliche, wenn auch nicht sehr starke Eisen-Reaction.

In Wasser gelöst zeigt die Asche eine deutlich alkalische Reaction. Nach dem Kochen und Abfiltriren erhält man ein Filtrat, das durch Zusatz von Säure keine Kieselerde ausscheidet und nach dem Abdampfen einen geringen Rückstand hinterlässt.

Wird die Asche selbst mit Säure versetzt, so tritt schwaches Aufbrausen ein, und auf Silber erhält man schwache Schwefelreaction. Nach dem Kochen und Abfiltriren erhält man ein Filtrat, das nach dem Abdampfen einen etwas bedeutenderen Rückstand liefert.

II. Kanzleirath v. Martens theilte seine Wahrnehmungen über den Schlaf der *Anthemis Cotula* L. mit.

Ich hatte den 12. März d. J. Blumen in einen Topf vor meinem Fenster gesäet, die Samen gingen nicht auf, statt ihrer aber ein paar Unkräuter, die mir eben so viel Freude machten.

Das eine war der gemeine Hühnerdarm, *Stellaria media* Smith, er zeigte mir sehr schön, wie die Blume die Sonne sucht, sich so öffnet, dass sie, ungehindert durch die Blätter, möglichst viel Sonnenlicht unter dem günstigsten Winkel erhält, die Frucht dagegen lichtscheu, Sicherheit und Feuchtigkeit suchend, dadurch, dass der aufrechte Stiel sich umbiegt und senkrecht herabhängt, sich unter die Blätter verbirgt. Erst wenn die Zeit der Reife naht, richtet sich der Fruchtstiel wieder auf, die Frucht trocknet im Sonnenschein aus, springt auf und streut den schwarzen Samen aus, der sich wieder in den Boden verbirgt, um keimend noch einmal ans Licht zu treten.

Das zweite Unkraut war die falsche Chamille, *Anthemis Cotula* L., Unkraut verdirbt nicht, und so entwickelte sich auch meine *Anthemis* auf das Schönste und Ende Mai's erschienen die Blumenköpfe, an diesen waren Anfangs die zungenförmigen Strahlenblüthen der Quere nach wie Cigarren aufgerollt und standen aufrecht, als sie sich aufrollten, nahmen sie eine wagrechte Stellung an, wie wir sie so häufig bei den *Corymbiferen* sehen; so blieb es einige Tage, bis ich zu meiner Ueberraschung bemerkte, dass sie sich, Anfangs wenig, dann immer stärker Abends abwärts bogen und Morgens wieder zur horizontalen Richtung erhoben, dieses Einschlafen, wobei sich die Randblüthen dicht an den Stiel anlegen, erfolgt bei Sonnenschein wie bei Regenwetter regelmässig, so dass die Strahlenblüthen um 6 Uhr an dem Stiel anliegen, um 7 Uhr senkrecht abstehen, um 8 Uhr schief abstehen und endlich gegen 9 Uhr die wachende Stellung erreichen. Abends fand ich sie, schon um 5 Uhr schief, um 6 Uhr angelegt, nur in den letzten kältesten Tagen verspätete sich das Erwachen um eine halbe Stunde.

Ich zählte die Randblüthen vieler Blumen und fand immer deren 13.

Bekanntlich öffnen und schliessen sich viele Blumen zu bestimmten Stunden, und Linné hat darauf den Plan einer Blumenuhr gegründet, wozu die Cicheraceen die meisten Zeiger liefern, aber viele öffnen sich nur einmal, wie *Hemerocallis*, alle schliessen sich nach oben, von einem Schlafe durch Herabhängen fand ich

nirgends eine Beobachtung aufgezeichnet, es kann natürlich nur bei Blumen mit sehr kurzschuppiger Blüthenhülle stattfinden, fehlt daher bei den *Cichoraceen*, scheint aber bei vielen *Corymbiferen Anthemis, Chrysanthemum corymbosum* stattzufinden.

Merkwürdig ist die lange Dauer dieser Blumen, die älteste meiner *Anthemis*-Blumen ist schon über 15 Mal eingeschlafen und erwacht.

An vorstehende Mittheilung knüpften andere Mitglieder ähnliche Beobachtungen an, die sie an den Deckblättern von *Nicotiana rustica* gemacht haben, sowie an den Blumen der Cichorie und weissen Seerose, deren Aufgehen in der Frühe einen heitern Tag verkündigt.

III. Juwelier Trinker in Stuttgart sprach über die Begattung und Zucht einiger Schmetterlinge Folgendes:

Nach meiner Wahrnehmung gehen die *Sphinx* und *Smerinthus* vor Mitternacht der Nahrung und erst nach Mitternacht der Begattung nach.

Ich überzeugte mich mehrmals dadurch, dass ich ein Weibchen von *Smerinthus ocellata* L. mit einem wollenen Faden um den Körper befestigt ans offene Fenster hing, sogleich kamen mehrere Männchen, begrüssten das Weibchen und flogen wieder fort. Zu gleicher Zeit hing ich auch ein Weibchen von *Sphinx Ligustri* L. im Garten auf und sah ebenfalls, wie die Männchen kamen, nach kurzer Begrüssung wieder weiter flogen und dann an den Blumen Nahrung suchten. Da ich jedoch Männchen fangen wollte und nicht im Garten und Zimmer zugleich sein konnte, so nahm ich das Liguster-Weibchen wieder ab und ging in mein Zimmer. Gegen 1 Uhr aber stürmten die Männchen heran, jeder wollte der Glückliche sein, und ich hatte zu thun genug, die Männchen alle wegzufangen. Oft musste ich das Fenster schliessen und das Weibchen für einen Augenblick hereinnehmen, denn es flogen 3—4 Männchen im Zimmer herum. Auf diese Art hatte ich nach einer Stunde 24 Stück Männchen von *Smerinthus ocellata* gefangen. Ich liess dann das Weibchen am offenen Fenster hängen und fand des Morgens ein Männchen in

der Begattung mit dem Weibchen und ein anderes Männchen als Gesellschafter daneben sitzen. Auf dieselbe Weise machte ich es in der folgenden Nacht mit *Sphinx Ligustri* L., von dem ich ebenfalls in einer Stunde 15 Männchen fing und die Nachkommenschaft aufzog. Es ist wirklich eine lustige Jagd im Zimmer, das Licht muss aber in den Hintergrund des Zimmers gestellt werden und maskirt sein, denn die Schwärmer scheuen das Licht. Ich hatte im Jahr 1846 in 12 Abenden 160 *Sphinx Convolvuli* L. und 5 *Deilephila Celerio* L. auf *Mirabilis Jalappa* im Garten von Handelsgärtner Wagner gefangen. Ich nahm hiezu kleine Wachskerzchen mit und beleuchtete den ganzen Garten, die Schmetterlinge flogen aber rasch vorüber und hielten sich nicht auf. Ich blies dann die Lichtchen aus und hatte einen ergiebigen Fang.

In diesem Jahre machte ich die Bemerkung, dass es auch Ausnahmen gibt. Ich hing nämlich ein Ocellata-Weibchen, dessen Flügel verstümmelt waren, Abends 9 Uhr auf ähnliche Art ans Fenster und verliess auf eine Stunde meine Wohnung. Um 10 Uhr war es schon mit einem Männchen in Begattung und ein zweites hatte sich ebenfalls an das Weibchen angeklammert, welches ich mit Gewalt losreissen musste. Den andern Tag, Vormittags 11 Uhr, nahm ich das in der Begattung befindliche Paar vom Fenster herein ins Zimmer, das Männchen verliess hierauf das Weibchen, um $^3/_4$ auf 12 Uhr legte das Weibchen die ersten Eier und war, was aussergewöhnlich langsam ging, noch am zweiten Tag damit beschäftigt. Von den zuerst gelegten Eiern schlüpfte schon nach $4^1/_2$ Stunden ein Räupchen aus, welches, nachdem es die Hälfte der Eierschaale verzehrt hatte, sogleich von seinem eigentlichen Futter, den Blättern von *Salix vitellina*, frass. Es war schon in 4 Tagen 1 Zoll lang und vollkommen gesund, ging aber in der dritten Häutung zu Grunde, das Weibchen hatte bei 80 Eier gelegt, die aber nicht alle ausschlüpften, weil sie nicht alle befruchtet zu sein schienen.

Der Todtenkopfschwärmer (*Acherontia Atropos* L.) kann nach meiner Erfahrung nicht viel Eier absetzen, weil die Eier eine andere Beschaffenheit haben, als bei den übrigen Schwärmern. Als ich im September in der Allee den jugendlichen Tur-

Fällen der Tod unbewußt erscheint. Aber auch der unbewußte Sterbende hat Rechte an seinen Arzt und seine Umgebungen. Alle die kleinen körperlichen Erleichterungen und Hülfsmittel, welche dem mit Bewußtseyn Heimgehenden wohlthätig sind, dürfen auch hier nicht fehlen und die lauten Klagen bei einem schon halbgebrochenen Auge müssen verstummen: es ist dies eine Pflicht der Schonung, der Liebe. In der Bewußtlosigkeit, sie sey scheinbar oder wirklich, erhalten oft noch lange die Sinnesorgane ihre eigenthümliche Thätigkeit. Wie schrecklich, wenn das letzte, was das Ohr vernimmt, laute, vielleicht sogar egoistische Klagen sind um den sonst geliebten Todten? Man hat hie und da gewünscht, Sterbende unter Musik hinüberschlummern zu lassen, weil man weiß oder annimmt, daß der Sinn des Gehörs am längsten empfänglich bleibt; aber eine ernste Stille, die etwas Heiliges hat, paßt wohl mehr; — sie befördere der Arzt.

Der Athem stockt, das Auge ist gebrochen, der Puls hat aufgehört zu schlagen; der Arzt hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand, im Handeln und Unterlassen, um den schweren Kampf zu erleichtern; er hat die Angehörigen zu gleichem Beistande ermahnt und sie unterwiesen. Wie geht es nun zu unmittelbar nach dem Hinscheiden einer vielleicht für viele Köpfe hochwichtigen Person? Der offene Mund wird zusammengeknetet, das trübe Auge verschlossen. Dutzendweise fast kommen Handwerker, um ihre Dienste dringend und mit unzarter Sorge anzubieten; die Kirche verlangt unter verschiedenen Formen ihre Abgaben, die erweichten Gemüther lassen die verschiedenartigsten Betrügereien geduldig zu, um der gräßlichen Geschäfte bald überhoben zu seyn. Der warme Körper wird — denn die Angehörigen ziehen sich alsbald zurück — von den kalten Händen der Leichenwäscherin sogleich aus dem warmen Bette genommen, um nicht zu sagen geschleift; in kalter Zugluft liegt er da auf Stroh; er wird gereinigt, zum Sarge geputzt, in diesen gelegt, oft ohne daß ein Verwandter die Leiche noch einmal zu sehen wünscht; sie wird begraben: daß dies anständig geschehe, ist eine Hauptsorge, und dieser Anstand ist es, dieser eitle und unglückselige Anstand, welcher die Herzensnoth bei Unbemittelten oft durch die Geldnoth verdrängt. Nur in Ausnahmsfällen bekümmert sich der Arzt noch um die Leiche, dann besonders, wenn ihm die Section gestattet wird, die ihm aus Dankbarkeit schon nie

nern zusah, flog dicht vor meinem Gesicht ein Todtenkopfweibchen vorüber, das an den Stamm einer Silberpappel anprallte und zur Erde fiel. Es verhielt sich die ganze Nacht ruhig, des Morgens sah ich aber, dass es den Hinterleib zusammenzog und wieder langsam ausstreckte, und diese Bewegung so lange fortsetzte, bis ein Ei zum Vorschein kam, welches oval und haarig war und die Grösse einer mittleren Bohne hatte. Als ich dieses Ei mit einem scharfen Federmesser sorgfältig öffnete, fand ich eine weisslich grüne Raupe, Kopf und After zusammenhaltend. Ich liess das Weibchen noch den ganzen Tag leben, es legte aber kein weiteres Ei, fand auch keines mehr im Körper, als ich diesen nachher öffnete.

Die Atropos-Eier werden meistens auf Kartoffelfelder, seltener auf Jasmin oder Bocksdorn (*Lycium barbarum*) abgesetzt. Die Raupen, die erst nach einem Jahr ausgewachsen sind und desshalb tief in der Erde überwintern, variiren in der Farbe sehr, während der Schmetterling keinen Unterschied in Farbe und Zeichnung zeigt.

Auch zur Verpuppung, die in etwa 3 Wochen vollendet ist, geht die Raupe sehr tief in die Erde und macht sich eine sehr schöne, hohe und glatte Kammer. Bei der Zucht müssen daher die Puppen frei auf Erde gelegt, aber in dieser Kammer aufbewahrt werden, weil sie leicht vertrocknen.

Die Raupe von *Limenites Populi* L. überwintert in einer kleinen Hülse, welche aus einem zusammengezogenen Blatt gebildet und mit feinem grauem Faden übersponnen ist, an den äussern Zweigen der Zitterpappel (*Populus tremula*), aber nicht in den Blüthenknospen, wie früher (Jahresh. XVII. p. 269) angegeben ist. Diese Hülse ist auf der einen Seite offen, so dass die Raupe den After zu der nach unten gekehrten Oeffnung herausstreckt, und auf Spaziergängen im Winter, wenn kein Schnee die Zweige bedeckt, leicht zu finden. Ich verfolgte einmal im Bopserwald ein Weibchen und sah, wie es von Strauch zu Strauch fliegend ein blassgrünes Ei unter ein Blatt legte. Ich merkte mir genau die Stellen und fand auch richtig im November die Hülsen, welche ich im Frühjahr holte und aus welchen ich Prachtexemplare erzog.

Die Raupe von *Apatura Iris* L. erzog ich im Winter im Zimmer, es gab aber nur kleine Exemplare von Schillerfaltern.

Euprepia Urticae ist zwar gewöhnlich, es macht mir aber Vergnügen, auch solche Arten näher zu beobachten. Ich fand schon mehrmals Pärchen in der Begattung, die ich mitnahm. Nach vollendeter Begattung, die von der Nacht bis zum Nachmittag dauerte, legte das Weibchen wohl über 200 Eier. Die Raupen schlüpften in 8 Tagen aus und frassen dann fast Alles, was man ihnen gab; ich fütterte sie aber mit Brombeerblättern (*Rubus fruticosus vulgaris* und *corylifolius*), was ich gerade fand, sie waren dabei munter und gesund, wuchsen aber langsam.

Alle Arten *Bombyx* legen viele Eier. Ich hatte z. B. auf meinem Schmetterlingskasten zwei Weibchen von *Euprepia Caja* schon einen Tag an der Nadel stecken, die mir aus der Puppe ausgeschlüpft sind. Am andern Morgen war jedes Weibchen von einem Männchen besucht, jedes Weibchen legte einen Haufen von blassgrünen Eiern, die fast alle ausschlüpften. Ich fütterte die Raupen mit Brennnesseln, womit sie schnell heranwuchsen. Unter den ausgeschlüpften Schmetterlingen erhielt ich mitunter schöne dunkle Varietäten.

IV. Prof. Dr. Veesenmeyer sprach über die in einem Fischglas ausgestellten lebenden Grundeln (*Cobitis fossilis* und *taenia* L.).

Die lebenden Fische, welche ich Ihnen hier vorzuzeigen die Ehre habe, sind mir von unserem werthen Vereinsmitgliede, Apotheker Heinrich Kissling in Ulm, als ein Geschenk für unsere Sammlungen mitgegeben worden. Derselbe hat alle eigenhändig in den Teichen und Gräben des sog. Göcklinger Rieds gefangen, oberhalb der Einmündung der Iller in die Donau, aber auf dem linken Ufer der letzteren. Es sind zwei Arten des interessanten Genus *Cobitis*, welches einerseits durch den zahnlosen Mund, durch die Bezahnung der Schlundkieferknochen, durch Zahl und Anordnung der Flossen an die Cyprinoiden sich anschliesst, andererseits durch anatomische Merkmale den Siluroiden nahe steht, so dass man für dasselbe neuerdings eine besondere Familie, die der Akanthopsiden aufgestellt hat. Von den drei Arten dieses Ge-

schlechts, welche überhaupt in Deutschland gefunden werden, ist im Flussgebiet des Neckars und seiner Seitenflüsse bis jetzt nur eine bekannt, die als leckere Speise nicht selten auch in Esslingen, Nellingen aus dem Kerschbach u. s. f. auf den Tisch kommende *Cobitis barbatula* L., bei uns Grundel, norddeutsch Schmerle genannt. Bei Ulm, überhaupt im Donaugebiet, kommen alle drei vor; die beiden im Unterlande unbekannten sehen Sie hier vor sich.

Die kleinere, mit einer Reihe schöner schwarzer Flecken längs der Seitenlinie geschmückte ist *Cobitis taenia* L., die Steingrundel. Sie wird höchstens $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die grösseren, mit schwarzen oder dunkelbraunen und gelben Bändern der Länge nach und einem leuchtend orangegelben Bauch versehenen Exemplare sind *Cobitis fossilis*, bei uns Moorgrundel, oft fälschlich Meergrundel, schriftdeutsch Schlammpeitzger oder Schlammbeisser genannt. Der Anblick der lebenden Fische ist wohl auch darum von Werth, weil ihre hübsche Färbung vom Weingeist bedeutend ausgebleicht wird. Mit einer systematischen Beschreibung dieser Fische will ich Sie nicht ermüden: einige nicht eigentlich zoologische Bemerkungen werden Sie mir aber wohl noch erlauben.

Cobitis fossilis gehört unter die Thiere, welche als Wetterpropheten gelten. Man hält diese Grundel auch bei uns zuweilen in einem Wasserglase, mit einem Boden von weicher Erde oder Schlamm; wenn sie an die Oberfläche kommt und durch ihre lebhaften schlängelnden Bewegungen das Wasser trübt, soll schlechtes Wetter eintreten. Ich habe heute früh meine Gefangenen mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet. Sie waren ausserordentlich unruhig. Ob aber hieran nicht vielleicht eine andere Unbehaglichkeit Schuld war, als ein hoffentlich irriges Vorgefühl schlechter Witterung, wage ich nicht zu entscheiden. *)

Ferner hat *Cobitis fossilis* und ebenso, nur schwächer, ihre

*) In der That haben sie sich alle drei als schlechte Wetterpropheten gezeigt; der Himmel war auch der diesjährigen Versammlung so günstig wie früher; der 24. Juni war der erste schöne Tag nach einer langen Reihe Regentage.

kleineren Gattungsverwandten *taenia* und *barbatula*, eine Art von Stimme, wie diess von dem vorhin besprochenen Todenkopfschmetterling bekanntlich ebenfalls gesagt wurde. Ausserhalb des Wassers, namentlich wenn man sie ergreift, geben sie öfters mehrmals hinter einander einen leise quakenden, andere sagen leise knurrenden Laut von sich. (Die auf den Tisch herausgeholten Grundeln liessen dies Geräusch deutlich hören.) Durch die aus der Schwimmblase ausgepresste Luft kann dieser Laut nicht wohl hervorgebracht werden, wie Bloch beim Knurrhahn, *Cottus Scorpius* L. vermuthet; denn bei den Cobitiden ist dieses Organ in einer merkwürdigen knöchernen Kapsel eingeschlossen, könnte also durch ihren feinen Ausführungsgang nicht entleert werden, ohne dass ein luftleerer Raum zwischen der knöchernen Hülle und der Membran der Schwimmblase entstände. Wahrscheinlich ist es verschluckte Luft, die der Fisch durch den Schlund wieder entlässt, eine Art von Rülpsen. Der Name Schlammpeitzger, Pitzker, hängt wahrscheinlich damit zusammen: in den slavischen Sprachen heisst nämlich dieser Fisch ähnlich, Piskor im böhmischen, Piskar polnisch und russisch; d. h. Pieper oder Quäker, von piscat, piepen, wie junge Vögel, Mäuse u. dgl., auch übertragen von zimpferlichen Mädchen gebraucht. Das deutsche Pitzker hat keine germanische Etymologie, und Schlammbeisser ist vielleicht nur ein Versuch, eine solche zu gewinnen.

Es knüpfte sich hieran ein Austausch weiterer Bemerkungen über den Zusammenhang von Thiernamen in verschiedenen Sprachen überhaupt; die Frage nach dem Larvenzustande von Petromyzonarten, wofür man *Ammocoetes branchialis* angesehen wissen wollte, blieb unerledigt; zureichende Gründe und Beobachtungen scheinen jedenfalls zu fehlen.

V. Prof. Dr. Krauss sprach über eine für das Neckargebiet neue Brachsen-Art (*Abramis Leuckartii* Heckel) und über eine bei Heilbronn gefangene Meer-Pricke (*Petromyzon marinus* L.), von welchen er schöne Exemplare vorzeigte.

Nach Heckel und Kner (Süsswasserfische der österreich. Monarchie, 1858) kommt dieser kleine Brachsen nur in schnell-

fliessenden Stellen der Donau unterhalb Wien und in Bächen bei Kronstadt in Siebenbürgen, aber immer als Seltenheit unter dem Namen Pleinzer und Spitzpleinzer vor und sollte desshalb dem engern Donaugebiet angehören. Im vorigen Jahr erhielt ich durch die Güte des Herrn Professor Dr. v. Siebold in München diesen Fisch aus der Donau bei Donauwörth mit der Aufforderung, nachzuforschen, ob er nicht auch im Neckar vorkomme. Er meinte, weil er einem andern brachsenartigen Fisch (*Blicca argyroleuca* Heck.) auf den ersten Blick sehr ähnlich sehe, so könnte er bisher in andern Stromgebieten übersehen worden sein. Die Vermuthung dieses ausgezeichneten Kenners unserer Süsswasserfische hat sich auch wirklich bestätigt, denn ich fand noch in demselben Jahr bei einer grossartigen Fischerei in Heilbronn, allerdings unter Hunderttausenden anderer kleiner Fische, nur 10 Exemplare dieser Art. Inzwischen hat v. Siebold nach einer neueren Mittheilung diesen Fisch, den er für einen Bastard hält, aus allen Theilen Deutschlands zur Vergleichung erhalten.

Dieser Pleinzer, dessen Beschreibung in Heckel und Kner nachgesehen werden kann, lässt sich von der bei uns im Bodensee, Neckar und in der Donau hin und wieder vorkommenden *Blicca argyroleuca* Heckel (*Cyprinus Blicca* Gm.) durch die einfache Reihe seiner Schlundzähne und durch die Zahl der Flossenstrahlen leicht unterscheiden, indem *Abramis Leuckartii* 13 Rücken- und 18—20 Afterstrahlen, *Blicca* dagegen von ersteren 11, von letzteren 23—25 hat. Die grössten Exemplare aus dem Neckar bei Heilbronn sind 5 C. M. hoch und 18 C. M. lang.

Die Meer-Pricke (grosses Neunauge) wurde im Neckar unterhalb des Wöhrds bei Heilbronn gefangen und ist 3 Fuss lang. Dieser schöne, auf hellem Grunde schwarzbraun gefleckte Fisch ist schon früher hin und wieder im untern Neckar und sogar in der Enz gefangen worden. In den letzten Jahren wurde er jedoch von den Fischern nicht bemerkt, obgleich der Fang auf die der Familie der Häringe angehörigen Maifische (*Clupea Alosa*) eifrig betrieben worden ist, welche jedes Frühjahr von dem Meere in die Flüsse aufwärts bis nach Heilbronn in manchen Jahren zahlreich, in andern selten steigen und mit welchen die

Meerpricken wahrscheinlich angesaugt heraufgeschleppt werden. Endlich im Juni d. J. gelang es, zwei Pricken zu fangen, von welchen die grössere als Leckerbissen für ein Gastmahl zubereitet wurde, wegen ihres Thrangeschmacks und ihrer Zähigkeit aber nicht genossen werden konnte; die kleinere wurde einige Tage später von Kaufmann Fr. Drautz, dem der Verein schon viele und werthvolle Beiträge verdankt, gefangen und der Sammlung zum Geschenk gemacht. Drautz behauptete, dass der lebende Fisch aus seinem oben zwischen den Augen liegenden unpaaren Nasenloch Wasser über eine Hand hoch ausgespritzt habe.

VI. Derselbe theilte hierauf seine Beobachtungen über das Zahlenverhältniss der im Neckar vorkommenden verschiedenen Fischarten mit, welche er bei einer grossartigen, im grossen Hafenbassin in Heilbronn durch Kaufmann Fr. Drautz im Dezember v. J. veranstalteten Fischerei machte.

Der Fischhändler Hirschel in Heidelberg hatte einen Vorrath kleiner Fische zum Futter für sein grosses Forellenbassin im dortigen Wolfsbrunnen nöthig und kam mit 3 zum Transport lebendiger Fische eingerichteten Booten und der nöthigen Mannschaft nach Heilbronn, nachdem er sich zuvor überzeugt hatte, dass die kleinen Fische sich in grosser Anzahl in diesen ruhigen Zufluchtsort zum Ueberwintern zurückgezogen hatten. Der Ausgang des Bassins in den Kanal wurde durch ein Netz abgeschlossen und des Morgens an dem entgegengesetzten Ende der Zug mit einem grossen engmaschigen Netz begonnen. Schon des Mittags waren die Fischer an dem andern Ufer angelangt und hatten das Netz in einen engen Halbkreis zusammengezogen, in welchem die Fische in einer so grossen, alle Erwartung übertreffenden Anzahl eingeschlossen waren, dass Fisch an Fisch gedrängt war und das Wasser wie lebendig zu sein schien. Die Fische wurden nun in Körben herausgeschöpft und mir zur Durchsicht übergeben, ehe sie in das mit Wasser angefüllte Transportboot geworfen wurden. Obgleich nach getroffener Uebereinkunft die Jungen aller einigermassen geschätzten Fischarten, wie Barsche, Barben, Schuppfische, Rothaugen, wieder in Freiheit gesetzt wurden, so ergab sich doch,

dass, die grösseren nicht gerechnet, etwa 65 Centner kleiner Fische bis zur Länge von einem halben Fuss gefangen wurden, die der Zahl nach auf mindestens eine halbe Million anzuschlagen sind.

Nach einer Schätzung über das Verhältniss, in welchem die kleinen Fische zu den verschiedenen Arten wenigstens im Hafenbassin zu dieser Jahreszeit vorhanden waren, ist anzunehmen, dass die bei weitem am häufigsten, etwa $^{12}/_{16}$, die Silberlinge (*Alburnus lucidus* Ag.) waren, dann kamen der Zahl nach zuerst die Breitblecke (*Alburnus bipunctatus* H. und Kn.), hierauf Hopferle (*Squalius lepusculus* H.), Rothaugen (*Leuciscus rutilus* Val.) und zuletzt Schuppfische (*Squalius dobula* H.), welche zusammen $^{3}/_{16}$ ausmachten, und etwa $^{1}/_{16}$ ist auf die Grässlinge (*Gobio vulgaris* Cuv.), Nasen (Weissfische) (*Chondrostoma nasus* Ag.), Bitterlinge (*Rhodeus amarus* Ag.), Barben (*Barbus fluviatilis* Ag.) und Barsche (*Perca fluviatilis* L.) zu rechnen. In wenigen Exemplaren war eine Art Rothaugen (*Scardinius erythrophthalmus* Bon.), in 10 Stücken die für das Neckargebiet neue Brachsenart (*Abramis Leuckartii* Heck.) und nur in 5 Stücken der Günther'sche Silberling (*Alburnus dolabratus* Hol.) vorhanden.

Obigem kann ich nach den neuesten Mittheilungen von Kaufmann Fr. Drautz hinzufügen, dass im Februar 1863 das obere Bassin (der alte Wilhelmskanal) auf die gleiche Weise ausgefischt wurde und ausser 2 grossen Karpfen und Schuppfischen etwa 10 Centner kleiner Fische und zwar lauter Silberlinge (*Alburnus lucidus* Ag.) gefangen wurden, während das grosse Hafenbassin wahrscheinlich in Folge der Baggerarbeiten diessmal gar keinen Ertrag lieferte.

VII. Apotheker Völter von Bönnigheim legte der Versammlung ein ausgezeichnetes Exemplar eines fossilen Keuperfisches vor, das er dem Verein zum Geschenk macht. Es ist der ächte *Semionotus Bergeri* Ag. aus dem mittleren weissen Keupersandstein von Hohenhaslach am Stromberg. Das Exemplar ist 0,25 Meter lang und 0,06 hoch. Hohe spitze Dornen, 20—22 an der Zahl, die auf der Rückenschuppe aufsitzen, fallen sogleich in

das Auge. Glatte, ganzrandige, rhombische und rhomboidische Schuppen bilden einen prachtvollen, glänzenden Torso. Rücken- und Afterflosse zeichnen sich durch besondere Grösse aus. Zum Unterschied von *Semionotus Kapffii* und *elongatus* von Stuttgart (s. Jahresh. 1861, 1. Heft, pag. 81 ff.) sind die Flossen mit starken 2—5 Mm. langen Schindeln besetzt: in jeder Flosse zählt man 10—12 Flossenstrahlen. Die Zahl der Schuppenreihen beträgt über 40, in jeder Schuppenreihe zählt man 12—20 Schuppen. Wie ein Faden zieht sich in der Mitte des Fisches ein Schleimkanal hin, der aus halbmondförmigen Oeffnungen in den betreffenden Schuppen gespeist wird. Die Knochen des Kopfes sind weniger gut erhalten, doch lassen sich einige Zähne des Unterkiefers beobachten.

VIII. Professor Dr. Fraas hatte eine Reihe sehr vollständiger *Trigonia costata* aus dem braunen und weissen Jura aufgestellt. Es bildet diese Gruppe, so weit man sie zur Zeit kennt, ein mit dem braunen Jura beginnendes und mit dem Ende der Weiss-Jura-Zeit abgeschlossenes Ganzes, denn die Trigonien des Muschelkalkes zeigen, wenn auch ihre Form theilweise den Costaten ähnlich wird, an dem Schlusse so wesentliche Verschiedenheiten, dass sie einem andern Genus: *Myophoria* zuzutheilen sind. Der Lias weist überhaupt keine Trigonien auf, erst mit dem Beginn des braunen Jura stellen sie sich ein. Die älteste *Tr. costata* ist aus dem Alpha von Gundershofen, von Agassiz (Trig. 2, 21) *similis* genannt. Durch die Gefälligkeit des Herrn Engelhardt in Niederbronn ist das Naturalienkabinet in den Besitz eines der Agassiz'schen Original-Exemplare gekommen. Wenn *Tr. similis* auch stärkere Knoten an den Radialrippen der Area zeigt, so begründet dieser Umstand noch keinen specifischen Unterschied, da die Erscheinung der gröberen Knoten an einzelnen Individuen derselben Art aus verschiedenen Schichten wiederholt auftritt. Dieselbe Ansicht spricht in Betreff der zweiten *Tr. costata* aus Beta vom Teufelsloch Professor Quenstedt aus. Sie trägt den gleichen Charakter wie *Tr. similis* aus Alpha und die kleine *Tr. Zwingeri*, die neuerdings beim Hauensteintunnel so

zierlich gefunden wurde. Aus Gamma findet sich die *Tr. costata* bei Gingen, Staufeneck u. s. w. mit *Amm. Sowerbyi*, desgleichen besitzen wir sie aus Lothringen und der Normandie. An den schwäbischen Exemplaren sind die concentrischen Rippen weit gestellt und sehr wenig erhaben. An einem Exemplar aus dem calcaire à polypiers von Metz drängen sich bereits die Rippen; bei den normännischen Exemplaren häufen sich dieselben dergestalt, dass man bei gleich grossen Individuen aus Schwaben und aus Bayeux an ersteren 15—18, an letzteren 30 Rippen und darüber zählen mag; ausserdem zieren die französischen Stücke schärfer eingeschnittene Radialrippen. Im Delta Schwabens scheint das reichste Leben der Costaten zu herrschen, hier lagern die unten abgerundeten Exemplare, welche den englischen Originalstücken am nächsten kommen. Und doch erkennt ein geübtes Auge leicht Exemplare (wie die von Yeovil aus dem inferior oolite) an groben Wülsten auf der Area, während schwäbische Stücke eine feine, gitterförmige Zeichnung erkennen lassen. Im Epsilon begegnen wir innerhalb Schwabens schon zwei Formen, der einen aus den milden Thonen mit *A. Parkinsoni*, der andern aus den *Marrocephalus*-Ooliten. Bei der ersten Form entfernen sich die concentrischen Rippen am weitesten von der Areal-Kante, weshalb selbst Quenstedt, der sich doch nur schwer zu neuen Arten versteht, ihr den Namen *interlaevigata* (Jura 67, 7, pag. 503) gibt. Je mehr wir jedoch Exemplare namentlich von den Lochen und von Ehningen durch die Rührigkeit der Petrefactengräber zu Handen bekommen, desto mehr verschwindet auch dieses Merkmal des breiten glatten Raums auf der rechten Valve als ein specifisches. Im Bathonien Frankreichs und Englands setzt sich die Form mit den gedrängteren concentrischen Rippen fort, wie unsere Exemplare von Luc und Michinghampton beweisen. Im Zeta des braunen Jura's wird in Schwaben die Trigonia plötzlich sehr selten. Wir besitzen nur Ein Stück aus den Ornatenthonen von Lautlingen, dagegen ist in den Oxfordschichten Frankreichs noch ein reges Leben, wie die Stücke aus Dives und Trouville zeigen. Im schwäbischen Jura liefert die Sternkorallenbank Nattheims die letzte Costate (Qu. pag. 759, tab. 93, 4), während in der Schweiz

im Chaille und den Korallen-Ooliten von Blauen mit Agassiz's *Tr. monilifera* und *Meriani* der Typus sich noch in seiner vollen Entwicklung zeigt. — Die ganze Reihenfolge der Costaten aus verschiedenen Schichten und Ländern soll zeigen, wie eigentlich specifische Unterschiede sicher nicht vorhanden sind, dass aber eben so sicher die geographischen und geognostischen Merkmale, an denen sich die Individuen immerhin erkennen lassen, ein hohes Interesse bieten.

IX. Fabrikant Carl Deffner von Esslingen sprach über den vermeintlichen früheren See des Neckarthales bei Cannstatt.

Der grosse Sauerwasserkessel, der sich einerseits von Untertürkheim, andererseits von Münster über Cannstatt, das Nesenbachthal hinauf bis in die Mitte der Stadt Stuttgart (Kanzleistrasse) in seinen Ablagerungen von Kalktuffen, Sanden und Thonen verfolgen lässt, hat von jeher die Aufmerksamkeit unserer einheimischen Geologen auf sich gezogen und über seine Entstehung oder wenigstens dessen früheren Zustand verschiedene Ansichten hervorgerufen. Als die meist verbreitete kann wohl diejenige gelten, welche meines Wissens zuerst von unserem Georg Jäger aufgestellt, später auch von Andern, z. B. von Dr. Rampold in diesen Heften*) ausgeführt wurde und welche uns das poetische Bild eines Sees vor Augen führt, der einst das Neckarthal von Cannstatt gegen Plochingen hin, wohl mit einem Seitenarme gegen Stuttgart bedeckte, und dessen Ufer von den Heerden unserer vorweltlichen Rhinocerosse und Elephanten bevölkert waren.

Bekanntlich haben sich die Nymphen der krystallenen Mineralquellen schon längst aus dem Thale des nicht in gleicher krystalischer Reinheit dahin fliessenden Nesenbachs zurückgezogen. Ihre Quellen, welche, nach den mächtigen Ablagerungen von Kalktuffen zu schliessen, einst reichlich im Stuttgarter Thale gesprudelt haben, sind versiegt und beschränken sich heut zu Tage auf den weiten Kessel zwischen dem Sulzerrain von Cannstatt, der Wil-

*) W. N. Jahreshefte II. S. 188.

verweigert werden sollte; außerdem sieht er den Leichnam, wenn es verlangt wird.

So ist es leider, und die ganze Unsitte dieser Verfahrungsart besteht nur aus barbarischen Zügen; alle Saiten dieses Spiels geben nur Mißtöne; sie dürfen hier nicht berührt werden, wo nur von der Leiche die Rede seyn kann. Die beaufsichtigende Sorge gehört nur dem Arzte an; an ihm wäre es, hier besonders kräftig einzuschreiten.

Welches sind die Zeichen des wirklichen Todes? Mit andern Worten: wann hat der Mensch aufgehört Mensch zu seyn, und wann ist sein Körper mit vollkommener Gewißheit als Leiche zu betrachten? Jeder Arzt kennt die Unsicherheit der gewöhnlich angegebenen Todeszeichen; jeder Laie hat eine sich mehrende Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; kein Arzt behauptet heute mehr, daß der wahre Tod eintritt mit dem letzten Seufzer; er kann noch weniger behaupten, daß immer und überall alle selbstbewußte Empfindung aufgehört habe, mit der Fähigkeit sie zu äußern. Der Glaube, die wissenschaftliche Ueberzeugung kann hier nicht genügen. Die Hülflosigkeit des Neugebornen drängt Jeden zu der aufopferndsten Sorge, durch eine ganze, oft Jahre einnehmende Krankheit fehlt es nicht leicht an erfreulichen Beweisen zartester Pflege, diese hört nur oft leider mit der schwindenden Hoffnung zur Genesung auf; mit dem eintretenden Tode, nicht mit dem vollendeten ist aber alle Sorgfalt, alle Pflege zu Ende; der Egoismus tritt an die Stelle der Selbstentäußerung, die bis zum letzten Athemzuge verhaltenen Wehklagen machen sich Raum, die vernachlässigte Selbstpflege beginnt, während die natürliche Wärme des Gestorbenen noch nicht entwichen ist.

Der letzte Athemzug ist nur das Signal des näher gerückten Todes, mit ihm ist er nicht vollendet; wenn der entzündete Magen brandig geworden, so tritt auch der allgemeine, unvermeidliche Tod ein, aber er ist noch nicht vollendet; das Aufhören der Athmungsbewegungen bringt ihn näher seiner Vollendung; erst mit dem völligen Aufhören der lebendigen Reaction, erst mit dem Beginnen der chemisch-physikalischen Gesetze, die sich im faulenden Körper geltend machen, ist derselbe wirklich todt und reif, der Mutter Erde wiedergegeben zu werden. Unter so barbarischer Behandlung von Körpern, wie wir sie häufig unter Augen haben,

helma und den Bädern von Berg. Hier fliessen sie noch heute in so reicher Fülle, dass die Wassermasse, welche sie täglich ans Licht fördern, auf 43,200 württ. Eimer geschätzt wird. *)

Als gleichfalls bekannt darf vorausgesetzt werden, dass der Cannstatter Sauerwasserkessel gegen Norden und Osten von den hochaufgethürmten Bänken des oberen Muschelkalks begrenzt wird, gegen Süden aber in das ebenso breite Neckarthal übergeht, welches von Untertürkheim bis Plochingen in die weichen Keupergebilde eingegraben ist, sowie dass das heutige Mineralwasserbecken in weitem zweitheiligem Bogen von den früheren Kalkablagerungen dieser Quellen ummauert ist, welche nur bei Münster dem Neckar einen Durchgang gestatten. Die mächtigsten dieser Tuffkalke erheben sich auf beiden Seiten desselben, am Sulzerrain und bei Münster, in Felswänden bis gegen 70′ über den Neckarspiegel.

An diese Niveaudifferenz der Sohle des Neckarthals und der höchst gelegenen Kalktuffbänke, welche sich nur aus stehendem oder wenigstens langsam fliessendem Mineralwasser abgesetzt haben können, wird nun die Folge geknüpft, dass die Oberfläche der einst das Cannstatter Becken durchfliessenden oder bedeckenden Gewässer in der Höhe dieser Tuffbänke lag, und desshalb das anstossende Neckarthal einen See von jener Höhenlage gebildet haben müsse. Zur Unterstützung dieser Ansicht wird dann noch auf die in der Gegend von Esslingen mehrfach auftretenden Ablagerungen von Neckargeschieben hingewiesen, welche in einem Niveau liegen, das dem der Cannstatter Tuffkalke theils gleich ist, theils dasselbe noch überragt, **) und welche die Höhe bezeichnen sollen, bis zu welcher jener See bei Esslingen gestaut war.

Ich vermag jedoch nicht, die Richtigkeit dieser Schlussfolge zuzugeben.

Aus dem jetzigen Niveau der Sauerwasserkalke und Neckargeschiebe folgt allerdings unzweifelhaft, dass die Mineralwasser

---

*) Seyffer, W. N. Jahreshefte I. S. 200.
**) Rampold, W. N. Jahreshefte II. S. 189.

einst auf jener Höhe gestanden haben mussten und dass der Neckar in der Höhenlage jener Geschiebe, deren höchstes Lager ich bis jetzt am Zollberg beiläufig 200′ über der Esslinger Thalsohle aufgefunden habe, geflossen sei, aber gar nicht folgt daraus, was zu einem See unumgänglich erforderlich wäre, dass das Neckarthal damals schon bis zu einer bedeutenderen Tiefe unter jene Lager ausgefressen war, durch deren Ausfüllung das fliessende Wasser allein die Form eines Sees anzunehmen im Stande gewesen wäre.

Eine solche tiefere Aushöhlung des Neckarthales hätte durch die gewöhnliche Erosion des Flusses nicht stattfinden können, da erfahrungsgemäss von Plochingen bis Untertürkheim die festen Keuperschichten niemals tiefer als 15′ unter seine Oberfläche sich finden. Dadurch zeigt sich, dass das Thal eine durch Erosion der Keuperschichten entstandenes ist. Bestätigt wird diess und negirt wird die Mitwirkung von Hebungen oder Dislocationen der beiden Thalwände durch die ungestörte Lagerungsweise der Schichten in der Thalsohle und an beiden Thalwänden und durch die genaue Correspondenz der gleichnamigen Keuperbänke am rechten und linken Thalabhang. Es bringt aber die Natur der Sache mit sich, dass die Erosion die Thalsohle ihrer ganzen Länge nach **gleichmässig** zu vertiefen sucht und dass die Tiefe, bis zu welcher sie eine Thalsohle ausfrisst, immer abhängig bleibt von der Höhenlage des letzten Abflusspunktes des betreffenden Wasserlaufes. Da nun im vorliegenden Falle dieser Abflusspunkt des Cannstatter Beckens, die Muschelkalkbänke von Münster, 150′ höher liegen als die Keuperschichten der heutigen Neckarthalsohle bei Untertürkheim, so ist auch nirgends eine Möglichkeit vorhanden, eine tiefere Auswaschung des im Keuper liegenden Theiles des Neckarthales gegen den im Muschelkalk liegenden anzunehmen, mit andern Worten: die Auswaschung erfolgte in beiden Formationen gleichmässig, gerade wie diess heute der Fall ist.

Und gerade wie diess heute der Fall ist, so musste auch damals das Neckarthal ein durch einen Fluss bewässertes, stets breiter und tiefer sich einfressendes Flussthal bilden, dafür sprechen noch besonders jene oben angeführten Bänke von Neckar-

geschieben in beträchtlicher Höhe über der jetzigen Thalsohle. Denn da die Steine nicht schwimmen, so hätten sie nicht an der Oberfläche, nicht am Rande des Sees, sondern im tiefsten Grunde desselben, ihn von oben her allmälig ausfüllend ablagern müssen, wie diess an dem im Jahr 1836 nieder gelegten Lungernsee, Canton Unterwalden, so instruktiv beobachtet werden kann. Die Annahme eines Sees bedingt also zu gleicher Zeit eine Ausfüllung der ganzen Thalsohle bis nahe zur Höhe der jetzigen Tuffbänke bei Münster mit Neckargeschieben, in welchen alsdann nach Abfluss des Sees der Neckar sein Bett niederzutreiben gehabt hätte.

Von einer solchen Geschiebenausfüllung des Thals sind aber in der untern Hälfte desselben nirgends Zeichen vorhanden und die wenigen Stellen bei Esslingen scheinen weit mehr alte Uferreste des fliessenden Neckars von einer Zeit her zu sein, als das Flussbett und die noch unangegriffene Keuperausfüllung des jetzigen Thales noch in jener Höhe lagen.

Nur in dem einzigen, aber mehr als unwahrscheinlichen Falle wäre die Annahme eines Sees gerechtfertigt, dass der Fluss bei der Erosion seines Bettes in die früheren Seeablagerungen heute mit seiner Arbeit so weit gekommen wäre, dass er jene ganze Ausfüllungsmasse wieder fortgeführt und auch die kleinste Spur derselben, die Esslinger Reste ausgenommen, wieder vertilgt hätte. Ein solches spurloses Verschwinden einer Thalausfüllung, die bei Untertürkheim ½ Stunde breit und 70—80′ tief gewesen wäre, spricht aber schon an und für sich gegen diese Annahme, welche überdiess aus den oben gegen die Möglichkeit eines Sees ausgeführten Gründen unstatthaft erscheint.

Was das Neckarthal betrifft, so glaube ich vielmehr, dass dasselbe von jeher seine heutige Natur eines allmälig sich in die Schichten eingrabenden und erweiternden Flussthales gezeigt hat, dessen Niveau allmälig niederging in demselben Verhältniss, als die Muschelkalkschichten von Münster niederer gelegt wurden.

Damit soll allerdings die Möglichkeit, sogar die hohe Wahrscheinlichkeit eines Sees zwischen Untertürkheim und Münster nicht geläugnet werden.

Die Profile der Cannstatter Bohrlöcher zeigen uns bis 115′ unter dem jetzigen Neckarspiegel noch Neckargeschiebe unter entschiedenen Sauerwasserbildungen, so dass an der Hand der in historischer Zeit stattgefundenen Einsenkungen nicht zu zweifeln ist, dass grosse Theile des Beckens von Zeit zu Zeit einbrachen und naturgemäss bald einen grösseren, bald einen kleineren See bilden mussten, bis er durch die vom Neckar beigeführten Geschiebe wieder ausgefüllt wurde und nur ein reiches Sumpfland mit Morästen und Torfbildungen hinterliess. Jene höchst gelegenen Tuffkalke des Salzerrains und bei Münster würden in Verbindung mit den Tuffen des Stuttgarter Thals nach dieser Ansicht das Niveau des ersten Auftretens der Quellen andeuten und als Massstab für die Zeit jenes ersten Auftretens, d. h. für das Alter der Cannstatter Quellen, hätten wir eine Erosion der Keuperschichten im Neckarthal von beiläufig 70′.

X. Prof. Dr. Reusch aus Tübingen sprach über den Schiller des Adulars und des Labradors.

Das Mineral, welches die Erscheinung des Schillerns in besonders hohem Grade zeigt, ist der Labrador. Lässt man Licht auf eine geschliffene oder natürliche Fläche desselben fallen, so erleidet dasselbe einmal an der Oberfläche eine gewöhnliche Zurückwerfung, dann aber sieht man nach einer Richtung, welche oft sehr bedeutend abweicht von der Richtung des gespiegelten Lichts, einen farbigen Lichtschein, der nach keiner andern Richtung sich zeigt und seinen eigenthümlichen Reiz eben dem Umstande verdankt, dass das Auge nicht durch oberflächlich gespiegeltes Licht genirt wird. Aendert man die Richtung des einfallenden Lichts gegen den Krystall, oder die Lage der schillernden Krystallfläche gegen das einfallende Licht, so ändert sich auch im Allgemeinen die Richtung des Schillers nach Gesetzen, die bis jetzt nicht formulirt worden waren und zu deren Erforschung auch der Labrador theils vermöge seiner unregelmässigen, überdiess nicht genau bekannten Krystallgestalt, theils wegen Mangels an Homogenität nicht das geeignete Material war.

Der Erste, der die Erscheinung des Schillerns zum Gegenstand

ernstlicher Betrachtung gemacht hat, ist meines Wissens der Marburger Mineraloge J. F. Ch. Hessel in Kastner's Archiv 1827 und Poggendorff's Annalen, Band 79. Die näheren Umstände dieser Erscheinung hat Hessel richtig erkannt und durch artige Versuche an verschiedenen schillernden Krystallen erläutert. Namentlich hat er eine Eigenthümlichkeit schillernder Krystalle nachgewiesen, die in Folgendem besteht: Angenommen man habe zwischen einer Lichtquelle und dem Auge eine Krystallfläche so aufgestellt, dass sie den Schiller zeigt, so wird dieselbe den Schiller nahezu unverändert zeigen, wenn man den Krystall um eine Achse dreht, welche den Winkel der Linien halbirt, welche man von Lichtquelle und Auge nach dem Krystall gezogen denkt. Hessel scheint zu glauben, dass unter den angegebenen Umständen die Schillerrichtung ganz unveränderlich sei; ich habe mich aber durch genauere Beobachtungen überzeugt, dass dem nicht so ist, sowie dass diese Eigenschaft eine einfache Consequenz der Annahme ist, dass überhaupt der Schiller herrühre von einem die ganze Masse in unendlicher Feinheit durchziehenden System von inneren Durchgängen, denen in jedem Krystall eine besondere Orientirung entspricht, eine Annahme, die auch Hessel andeutet, ohne jedoch ihre Consequenzen weiter zu verfolgen.

Eine grosse Anzahl von Messungen hat der schwedische Mineraloge Nordenskjöld am Labrador angestellt. Nach meinem Dafürhalten ist aber das von ihm über den Schiller aufgestellte, aus mangelhaften Beobachtungen abgeleitete Gesetz nicht stichhaltig und der von ihm versuchte Beweis, dass das Farbenspiel nur an der Oberfläche entstehe, verfehlt.

Als ich die Untersuchungen des Schillers aufnahm, hatte ich keine Kenntniss der Arbeiten Hessel's und Nordenskjölds, und glaube nicht diess bedauern zu müssen, indem weder das nur näherungsweise richtige Gesetz Hessel, noch das falsche von Nordenskjöld als Ausgangspunkt einer Untersuchung hätte von Nutzen sein können. Instinctmässig griff ich zu einem Mineral, welches zwar den Schiller nicht mit der Farbenpracht des Labradors zeigt, dafür aber den Vortheil bietet, crystallographisch scharf bestimmt und homogen zu sein, nämlich zum schillernden

Adular vom Zillerthal oder vom St. Gotthardt, oder am besten von Ceylon.

Eine erste Beobachtung, die mich in der oben schon angedeuteten Annahme innerer Durchgänge bestärkt hat, besteht darin, dass, wenn man das Auge der schillernden Fläche möglichst nähert, man in der Richtung des Schillers ein mehr oder weniger verwaschenes, nebelhaftes Bild der Lichtquelle (des Fensters oder einer Lichtflamme) sieht. Im Ceyloner Mondstein findet man das einer Lichtflamme entsprechende sehr helle Nebelbild noch mit farbigen Ringen umsäumt, eine Beugungserscheinung, welche auf ziemlich gleiche Ausdehnung der sehr kleinen inneren Absonderungen hindeutet. Die Abweichung der Schillerrichtung von der Richtung des gespiegelten Lichts ist hiebei eine Folge davon, dass die inneren Durchgänge einen gewissen Winkel mit der Oberfläche bilden, so dass das Schillerlicht erst nach zwei Brechungen und einer Reflexion an den inneren geneigten Durchgängen wieder nach Aussen kommt.

Es musste hiernach möglich sein, jeden schillernden Krystall so anzuschleifen, dass die Richtung des Schillers mit der Richtung des gespiegelten Lichts, oder das Nebelbild mit dem Spiegelbild zusammenfällt, in dem Falle nämlich, wo die Schlifffläche den inneren Durchgängen selbst parallel ist. Durch Schliffe am Adular und Labrador, in denen ich durch anderweitige Beobachtungen die Lage der Durchgänge bestimmt hatte, habe ich mich von der Richtigkeit dieser Vermuthung überzeugt. Auf solchen Schliffen vermischt sich aber das Reflex- und Schillerlicht und der Zauber der Erscheinung verschwindet ganz.

Wenn schon durch die zwei oben aufgeführten Momente die Hypothese von den inneren Durchgängen als ziemlich gut begründet erschien, so habe ich es doch für nöthig gehalten, diese Hypothese genauer zu prüfen. Zu diesem Zwecke wurden vorerst die theoretischen Consequenzen dieser Hypothese festgestellt und diese mit einer grossen Anzahl von Messungen verglichen. Zu dieser Vergleichung von Theorie und Erfahrung eignete sich nun der Adular in sehr viel höherem Grade als der Labrador, dessen Nebelbild eine viel geringere Schärfe besitzt. Mit aller

Bestimmtheit kann ich nun versichern, dass die obige Hypothese in allen Fällen Stich gehalten hat und dass die zwischen Rechnung und Beobachtung übrig bleibenden kleinen Differenzen sich genügend aus der Unmöglichkeit einer ganz scharfen Fixirung des Nebelbilds erklären.

Es lässt sich erwarten, dass die inneren Durchgänge einer wirklichen oder krystallographisch möglichen Fläche parallel gehen. Der Bestimmung ihrer Lage habe ich viele Zeit und besondere Sorgfalt gewidmet. Beim Labrador habe ich trotz der Liberalität, mit der mir das Material von meinem Collegen v. Quenstedt und von Oberstudienrath v. Kurr zur Disposition gestellt wurde, doch nur wenige und dann nur kleine Stücke von gehöriger Gleichartigkeit gefunden, an denen Messungen gemacht werden konnten. Dagegen war der Adular um so dankbarer und ich will im Nachfolgenden versuchen, kurz über die von mir gefundenen Resultate zu berichten. Zu diesem Zwecke ist es aber nöthig, auf die krystallographischen Verhältnisse des Kalifeldspaths etwas einzugehen. Als Grundform mag eine rhombische Säule gelten, auf deren stumpfer Kante der Hauptblätterbruch *P* als schiefe Endfläche gerade aufgesetzt ist. Die scharfen Kanten der Säule werden durch den zweiten auf *P* senkrechten Blätterbruch *M* abgestumpft, und ebenso die stumpfen Kanten durch eine Fläche *K*, und die letztere ist es, welche den Schiller deutlich zeigt. Legt man nämlich den Krystall vor einem Fenster so, das *K* horizontal, *M* rechts und links liegt und zugleich das dem Beobachter zugewandte *P* nach vorn ansteigt, so sieht man den Schiller auf *K* bei vertikalem Daraufsehen. Die inneren Durchgänge fallen dann nach vorn ab und bilden mit *K* einen Winkel von 11 Graden. Die so bestimmte Fläche fügt sich leicht in das Krystallsystem des Feldspaths und möge mit *δ* bezeichnet werden, weil sie wahrscheinlich einem gleichnamigen dritten Blätterbruch des Feldspaths entspricht, der, wie ich später von meinem Collegen v. Quenstedt erfahren habe, am Murchisonit beobachtet worden ist.

Von besonderem Interesse war mir aber die Beobachtung, dass alle Ceyloner Mondsteine, die ich untersucht habe, auf *M*

eine Streifung parallel der Fläche *δ* zeigten und dass man daher einen Mondstein nur nach jener Streifung senkrecht zu *M* zu durchschneiden und zu poliren braucht, um sofort das Nebelbild in der Richtung des Spiegelbilds zu haben. Ein Mondstein, den ich vor Kurzem von Herrn Maskelyne, Custos der Mineralien im britischen Museum, erhalten habe, zeigte überdiess eine Fläche *s*, die mit *M* und *δ* in einer Zone lag, so dass derselbe einen säulenförmigen Habitus nach *M* und *s* annahm.

Ausser den bisher besprochenen mehr katoptrischen Schillererscheinungen zeigt der Adular noch Lichteffecte im durchgelassenen Lichte. Der kleinste Splitter nach *P* oder *M* erscheint bei passender Stellung gegen das Auge von innerem Lichte durchgossen. Bei gehöriger Annäherung an das Auge sieht man in der Richtung des dioptrischen Schillers auch dioptrische Nebelbilder und bei Stücken von gehöriger Dicke rechts und links von einer Lichtflamme Beugungsspectra, wie sie von feinen Gittern hervorgebracht werden. Es zeigte sich, dass auch diese zum Theil sehr schönen Erscheinungen eine Wirkung derselben inneren Durchgänge sind, welche den katoptrischen Schiller hervorbringen.

Aus dem Ganzen meiner Untersuchungen möchte ich schliessen, dass in Krystallen unter Umständen ein innerer Blätterbruch von ausserordentlicher, mit dem Mikroskope wohl nicht leicht erkennbarer Feinheit angedeutet sein kann. Die einzelnen Elemente des Blätterbruchs sind, wie ich aus den Beugungserscheinungen schliessen möchte, discrete, äusserst kleine, aber nach gewissen Richtungen höchst regelmässig angeordnete Absonderungen. Die beim katoptrischen Schiller auftretenden Farben wären dann Farben dünner Plättchen, wobei entweder die Dicke der Hohlräume, oder, was mir wahrscheinlicher vorkommt, die Dicke der zwischen zwei parallelen Hohlräumen enthaltenen Krystallschichte die Art und Ordnung der Farbe bestimmen würde.

Schon Hessel vermuthete, dass auch der so räthselhafte Dichroismus mit dem Schillern zusammenhänge; auch ich glaube daran, bin aber der Ansicht, dass zur Entscheidung dieser Frage ein genaueres Studium der dichroitischen Krystalle vorhergehen muss. Auch die von Haidinger mit so vielem Erfolg studirten

Schillererscheinungen am Muraxid und an vielen Platinsalzen hängen wohl mit solchen inneren Durchgängen zusammen, aber es handelt sich darum, dieselben direct nachzuweisen, und das ist bis jetzt nicht geschehen, sofern man sich bis jetzt damit begnügte, die Erscheinungen an den natürlichen Krystallflächen zu studiren. Die Krystalle müssen aber zum Behuf solcher Untersuchungen nach verschiedenen Richtungen geschnitten und einer optischen Anatomie unterworfen werden; dazu aber gehört Muse und reiches Material. Ein solches Studium wird uns aber, in Verbindung mit dem, was Polarisation und Doppelbrechung an die Hand gibt, nach und nach einen tieferen Einblick in den inneren wunderbaren Bau der Krystalle verschaffen, als diess die Krystallographie allein vermag.

In Beziehung auf eine weitere Ausführung des oben Vorgetragenen verweise ich auf eine Abhandlung in Poggendorf's Annalen, von welchen der Band 116, pag. 392 den Anfang enthält. Die Fortsetzungen werden sich der Reihe nach mit dem Adular, dem Labrador und vielleicht einigen andern schillernden Krystallen beschäftigen.

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Beiträge zur Osteologie der Crocodilschädel.

Von Dr. Klein.

Durch die Güte des Herrn Professor Krauss wurde mir die so seltene Gelegenheit, den Schädel eines jungen Crocodils, *Jacare nigra* Gray, auseinander legen und die einzelnen Knochen und deren Zusammensetzung einer genauern Untersuchung unterwerfen zu können und Aufklärung über die Bildung der Schädelhöhle, des innern Ohrs, des Keilbeins, der Schläfenflügel u. s. w. zu erhalten, über Theile, welche an der äussern Oberfläche des Schädels gar nicht sichtbar sind. Hiedurch veranlasst, habe ich die im Königlichen Naturaliencabinet befindlichen Crocodilschädel mit einander verglichen und glaube wenigstens einige Beiträge zur Osteologie dieser Thiere liefern zu können, wobei ich bemerke, dass ich die frühern Untersuchungen, ausser der Zusammenstellung von Stannius in seinem Handbuch der Zootomie, Berlin 1856, p. 54, nicht damit verglichen habe.

Die Benennung der einzelnen Genera und Species ist nach der Synopsis of the Species of Crocodiles von Gray in den Annals and Magazin of nat. hist., October und November 1862 gegeben, in welcher die bisherige Trennung in:

Crocodile, bei welchen der 1. untere Zahn in ein Loch des Zwischenkieferknochens, der 4. untere in einen Ausschnitt der obern Kinnlade tritt,

Alligatore, bei denen der 1. und 4. untere Zahn in eine Grube der Oberkinnlade tritt,

mag mancher Scheintodte gemordet seyn, und doch findet sich mehr als ein Beispiel, daß die Lebenskraft durch eine Wiederauferstehung die Behandlungsweise überwand.

Hier mehr als in tausend andern Verlegenheiten und nicht zu billigenden Verfahrungsweisen kann der Arzt viel thun; giebt er das wünschenswerthe Beispiel fortgesetzter Sorgfalt, ordnet er das fortgesetzte Liegen des Körpers in dem warmen Bette, in dem warmen Zimmer an, giebt er zu erkennen, daß kein Mensch wisse, wie weit bei aller äußern Empfindungslosigkeit das Bewußtseyn noch vorhanden sey, so wird es wenig Menschen geben, die seinen Lehren nicht in blindester Unterwürfigkeit folgten; das eine Beispiel wird gut zurückwirken und die ungeziemende Behandlung unserer Todten wird eine bessere werden; denn erst mit dem unzweifelhaften Tode des Menschen hört die Sorge des Arztes für die Euthanasie auf.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Erfüllung dieser Wünsche manche erhebliche Rücksichten entgegenstehen; aber sie sind nicht unüberwindlich. Die meisten Familien sind in ihren wohnlichen Räumen beengt; es ist für die Lebenden kaum Platz, die Kranken — selbst die Aermsten haben leider Scheu vor öffentlichen Heilanstalten — werden kümmerlich untergebracht, vor Todten, sogar vor den Leichen der im Leben Geliebtesten, haben die meisten Furcht; ob dem aber abzuhelfen, durch die namentlich jetzt wieder so in Anregung gekommenen Leichenhäuser, würde unsere Betrachtungen zu weit führen.

Die Aerzte haben es lange versäumt, sich die diätetische Herrschaft über ihre Kranken zu erhalten; die Erfindung der Homöopathie hat sie dafür bestraft, und wenn diese auch durch den gesunden Menschenverstand über kurz oder lang wieder verdrängt seyn wird, so kann es doch für eine große Spanne Zeit nicht gelingen, dem ärztlichen Stande den Grad von blindem Vertrauen, von hingebender Zuversicht wieder zu erringen, in dem sich unsere Vorfahren, Leidende und Heilende, so wohl befanden. Es bedarf einer geringeren Kraft, sich im Besitz zu erhalten, als Verlornes wiederzugewinnen; die Zeit der absoluten Monarchie, deren der Arzt so sehr bedarf, um in ihrem ganzen Umfange die edelste aller Künste zu treiben, ist vorüber durch unsere eigene Schuld.

Gaviale, bei welchen der 1. und 4. untere Zahn in einen Ausschnitt der Oberkinnlade sich legt,

beibehalten ist. Von den Gavials fehlt in jener Synopsis bis jetzt die weitere Beschreibung; bei den andern Unterabtheilungen ist, abgesehen von den zoologischen Unterschieden, welche nicht hieher gehören, ein besonderes Gewicht auf die Länge und Form des Zwischenkiefers und die Art seiner Verbindung mit dem Oberkieferknochen gelegt.

Die von mir untersuchten Exemplare sind von Crocodilen:

Oopholis porosus Gray (*Crocodilus biporcatus* Cuv., *Cr. biporc. raninus* Müller und Schlegel) aus Java, von welchem 8 grosse Exemplare und 1 junges, 84 Mm. langes, vorhanden sind.

Bombifrons trigonops Gray (*Cr. bombifrons*, *Trigonops palustris* Gr., *Cr. marginatus* Falcon.) aus Trichoor in Ostindien, ein grosses Exemplar.

Crocodilus vulgaris Gray (*niloticus* Cuv.), von dem 2 grosse und 2 kleine, 60 und 75 Mm. lange, da sind.

Von Alligators:

Jacare nigra Gray (*Alligator sclerops* Cuv., *Caiman niger* Spix) von Surinam, ein altes und ein junges, das auseinander gelegte Exemplar.

Von Gavials:

Rhamphostoma gangeticum Wagl., ein sehr junges 81 Mm. langes.

Rhamph. Schlegeli (*Crocodilus Schlegeli* Müller und Schlegel), ein grosses von Java.

Die Beschreibung der an der äussern Schädelfläche nicht sichtbaren Knochentheile ist nach dem auseinandergelegten *Jacare nigra* gegeben und wenn in der Zusammenstellung von eigentlichen Crocodilen, von *Oopholis*, *Bombifrons*, *Jacare* die Rede ist, so sind natürlich immer nur die angegebenen Species gemeint und nur der Kürze und Wiederholung wegen die Namen der Species weggelassen.

Der Schädel der genannten eigentlichen Crocodile ist verlängert, im Allgemeinen dreieckig, mit schmaler Basis und langen

gewölbten Seitenrändern, an den Seiten abfallend, die Spitze abgerundet; am seitlichen Rande vor der Mitte eine Einkerbung und vor dieser eine Krümmung nach aussen, welche dem stärksten, 5. Zahn des Oberkieferknochens entspricht; zwischen Ober- und Zwischenkiefer eine tiefere Ausbuchtung, in welcher der 4. untere Zahn liegt. Der Schädel ist verhältnissmässig schlank bei *Crocod. vulgaris*, etwas breiter bei *Oopholis*, breit bei *Bombifrons*. Die Oberfläche des Schädels ist hinten ziemlich platt, nach vorne bei *Oopholis* und *Croc. vulgaris* etwas zusammengedrückt, namentlich hinter dem Zwischenkiefer; bei *Bombifrons* gewölbt. Zwischen den Augenhöhlen bildet er bei *Oopholis* und *Cr. vulgaris* eine seichte, bei *Bombifrons* tiefe Rinne. Die zu den Schläfengruben führenden rundlichen Löcher sind gross, zwischen beiden eine ziemlich breite Brücke bei *Oopholis*, eine schmale bei *Cr. vulgaris*, sehr schmale und rinnenförmige bei *Bombifrons*.

Bei *Jacare* ist der Schädel verlängert, ziemlich gleichförmig schmäler nach vorne, die Einkerbung hinter dem 4. oberen Zahn ist seicht, der Ausschnitt zwischen Ober- und Zwischenkiefer fehlt ganz; die Verbreiterung des Oberkiefers, hier am 4. Zahn, nur leicht. Die Oberfläche ist hinten platt, vorne gewölbt, an den Seiten abfallend. Zwischen den hier kleinen, länglichen, zur Schläfengrube führenden Löchern ist eine breite platte Brücke; die Augenhöhlen sind sehr gross, zwischen ihrem hintern Theil die Brücke platt, nach vorne rinnenförmig, die Rinne selbst zieht sich nach vorne zugespitzt zwischen den auf den vordern Stirnbeinen liegenden knöchernen Bogen durch. Die äusseren Ränder dieser Bogen setzen sich als starke breite Wulste auf dem Thränen- und Oberkieferbein vorwärts fort, die innern verlieren sich als leichtere Leisten auf dem obern Theil der Nasenbeine; die zwischen den einzelnen Bogen liegende Grube wird nach vorne an der Seite der Nasenbeine seichter.

Bei *Rhamph. Schlegeli* bildet der Schädel ein Dreieck mit breiter Basis und fast geraden Seitenflächen, welche bis vor die Augenhöhlen gleichförmig convergiren; von hier aus verschmälert er sich sehr schnell, zieht sich schnabelförmig lang nach vorne und hat eine Einkerbung an der Verbindung des Zwischenkiefers

mit dem Oberkieferknochen, in welche sich der 4. untere Zahn legt und eine zweite stärkere Ausbuchtung hinter dem vordersten Zahn, in welche der 1. untere tritt. Die zur Schläfengrube führenden Löcher sind gross, rund, die Brücke zwischen beiden ist sehr schmal; der Schädel ist an diesem hintern Theil platt, zwischen den Augenhöhlen leicht concav.

Das Exemplar von *Rhamph. gangeticum* ist sehr jung, weshalb die Gestalt des Schädels nicht bestimmt werden kann. Bei diesem ist der Schädel am höchsten am hintern Theil der Augenhöhlen, bildet kein Dreieck, sondern ist durch die breit nach aussen gelegten Jochbeine bis zum vordern Theil der Augenhöhlen fast gleich breit, wird dann schnell schmäler und bleibt gleichförmig schmal bis an das vordere lange Ende. Die Einkerbung für den 4. untern Zahn ist noch nicht bemerkbar, dagegen die Ausbuchtung für den 1. untern sehr stark. Zwischen den rundlichen Löchern auf dem hintern Theil der obern Fläche ist der Schädel platt, die Brücke breit, zwischen den Augenhöhlen sehr schmal.

Beschreibung der einzelnen Schädelknochen.

Das Stirnbein, os frontale, zerfällt in 5 von einander getrennte, durch Nähte vereinigte Knochen, das frontale medium, 2 frontalia anteriora und posteriora.

Frontale medium ist eine unpaare Knochenplatte, auch bei den jungen Exemplaren ohne Spur von Trennung, welche die Mitte zwischen beiden Augenhöhlen einnimmt und diese am innern Rande etwas deckt, nach vorne verschmälert reicht sie vor die Augenhöhlen und legt sich mit einer vordern Spitze zwischen beide Nasenbeine. Mit dem verschmälerten Theil verbindet sich auf jeder Seite durch eine Naht das Frontale anterius, hinter diesem wird die Platte breiter, bildet die innern Orbitalränder und legt sich hinter diesen mit fast querer Naht, oder leicht nach hinten convexem Rande an das Parietale an; bei *Rhamphostoma Schlegeli* und dem jungen *gangeticum* reicht es weit zurück bis zu dem umgeschlagenen Rande der zur Schläfengrube führenden rundlichen Löcher. Die obere Fläche ist wie die aller Knochen

der Schädeldecke und des Gesichts mit vielen Gruben und Hervorragungen versehen. Hinten legt sich der äussere Rand an das Frontale posterius.

In der Mitte der untern Fläche laufen 2 starke Leisten der Länge nach, welche nach hinten divergiren und auf dem vordern Rande der vordern Schläfenflügel aufliegen; in der Rinne zwischen beiden liegen die Geruchsnerven.

Das Frontale anterius besteht aus einer obern Platte, deren langer innerer Rand am zugespitzten Theil des Frontale medium und vorne am äussern Rande des Nasale liegt. Das vordere Ende ist bei *Jacare* abgerundet, bei den andern zugespitzt und liegt zwischen Nasale und Lacrymale, an welches der äussere Rand stosst. Hinten legt es sich schmal an das Frontale medium an. Der äussere Rand sieht frei gegen die Augenhöhle und ist bei *Oopholis* und *Bombifrons* aufwärts gebogen, sehr stark aufgebogen bei *Jacare*. Auf der äussern Fläche ist der Verbindungslinie zwischen den vordern Rändern der Augenhöhlen entsprechend, bei *Jacare* eine bogenförmige Leiste, mit nach unten gerichteter Concavität, der äussere Schenkel setzt sich in eine starke Leiste auf dem Lacrymale, der innere in einer leichten Leiste auf dem Nasale fort. Zwischen beide Bogen tritt die Spitze des Frontale medium.

Von der untern Fläche des innern Rands geht bei den eigentlichen Crocodilen ein dicker Stiel, bei *Jacare* eine nach vorne concave Platte, bei *Rhamph. gangeticum* und *Schlegeli* eine oben breite Platte, die nach unten in einen stielförmigen Fortsatz übergeht, nach unten und gegen die Mittellinie und setzt sich auf dem Palatinum und vordern Ende des Pterygoideum fest. Von der Mitte dieses Fortsatzes geht ein Vorsprung nach innen, welcher mit dem der andern Seite zusammentrifft.

Dieser senkrechte Theil bildet mit den untern Leisten des Frontale medium und dem obern Rand des Palatinum und Pterygoideum eine hohe Oeffnung, welche durch den Querfortsatz in eine obere weitere und untere schmalere getheilt wird; durch die obere rundliche Oeffnung tritt der Geruchsnerve, in der untern spaltenförmigen liegt die Knorpelplatte, welche, vom Keilbein-

schnabel ausgehend, die Orbitalscheidewand bildet. — Siebbein und eine knöcherne Scheidewand fehlen ganz, das Frontale anterius übernimmt seine Stelle.

An dem vordern Theil des äussern Rands dieses Frontale anterius sitzt ein kleiner schuppenförmiger Knochen, welcher die Augenhöhle vorne und innen etwas deckt, hinten frei ist. Die Knochenschuppe ist nur durch die Haut festgehalten und geht desshalb bei der Maceration verloren, ist aber an dem einen Exemplar von *Crocod. vulgaris*, an welchem die Haut nicht völlig entfernt ist, auf beiden Seiten erhalten. Sie deckt die hintere Oeffnung des canalis lacrymalis und liegt am Orbitalrand des Frontale anterius, dessen hinteres Ende sie aber nicht erreicht; auf der obern Fläche trennt sie eine Rinne vom Frontale anterius.

Bei den andern Schädeln ist die Anlagerungsfläche am Frontale anterius und Lacrymale deutlich sichtbar, nur ist sie bei *Oopholis* und *Bombifrons* in grösserer Ausdehnung am Lacrymale. Bei dem auseinander gelegten Schädel von *Jacare* sind beide Knochen vorhanden.

Der Knochen ist wohl als ein Supraorbitale zu betrachten, welches aber mehr nach vorne gerückt ist.

Das Frontale posterius besteht aus einer obern dicken Platte, welche eine freie Fläche nach oben kehrt und einem dicken Stiel, welcher von der untern Fläche derselben entspringt und nach unten und aussen zum Zygomaticum und Transversum geht, von welchen ein von beiden gebildeter Fortsatz ihm entgegenkommt. Die Platte legt sich an den äussern Rand des Frontale medium und Parietale, wo diese in einer Naht zusammentreffen. Der vordere Rand der Platte und eine kleine Fläche an der vordern Seite des Stiels bilden die hintere Wand der Augenhöhle und so die hintere Begrenzung, eine hintere Orbitalspitze, die bei den Säugethieren vom Frontale gebildet wird. An der innern Seite des Stiels ist auf der untern Fläche der Platte eine kleine Vertiefung, in welche die kopfförmige Erhabenheit des vordern Temporalflügels tritt.

Der hintere Rand der Platte stosst an das vordere Ende der Schläfenschuppe und von der untern Fläche geht bei den beiden

Rhamphostomen ein stumpfer Fortsatz nach hinten, welcher sich an das Quadratum anlegt und noch die Spitze des Quadratojugale berührt; bei *Jacare* ist es eine kurze Spitze, die sich an die genannten Knochen legt; bei den eigentlichen Crocodilen tritt das vordere Ende der Squama temporalis zwischen Frontale posterius und Quadratum.

Zwischen der Anlagerung an das Parietale und Squama temporalis schlägt sich der innere Rand um und bildet einen Theil der äussern Wand des rundlichen Lochs, das von dem Schädeldach zur Schläfengrube führt. Das Loch ist nur von der Haut bedeckt und an seinen Wandungen inserirt der Musculus temporalis, welcher es ganz ausfüllt.

Der vordere platte oder abgerundete Rand des Stiels begrenzt hinten die Augenhöhle, der hintere scharfe Rand sieht frei gegen die Schläfengrube.

Das Scheitelbein, Parietale, ist auch bei jungen Exemplaren unpaar, stosst mit dem vordern Rand an das Frontale medium, mit den seitlichen abgestumpften Winkeln an das Frontale posterius und bildet bei den eigentlichen Crocodilen und Rhamphostomen eine Art dreieckiger Fläche, deren seitliche Ränder nach hinten convergiren, sich nach unten umschlagen und in eine glatte Fläche übergehen, welche halbzirkelförmig gebogen mit nach aussen gerichteter Concavität die innere Wand des rundlichen Lochs bilden. Die untere Fläche des umgeschlagenen Theils stosst im Loch selbst auf die Ala temporalis anterior und posterior und das Quadratum. Das hintere Ende der Platte zieht sich zwischen den rundlichen Löchern durch als breite Brücke bei *Oopholis*, als schmaler Streifen bei *Crocod. vulgaris*, sehr schmalem (viel schmäler als bei dem viel kleinern Schädel des Vorigen) rinnenförmigem, mit stark aufgebogenen Rändern bei *Bombifrons;* wird hinter denselben breiter und legt sich zwischen den beiden Squamae temporales bis an den hintern Rand des Schädels, nur in der Mitte ragt bei *Oopholis* und *Crocod. vulgaris* ein kleiner Theil der Squama occipitalis herein, während es bei *Bombifrons* den ganzen hinteren Rand für sich bildet und mit einer kleinen

Fläche zu beiden Seiten der Zacke der Squama occipitalis selbst auf die hintere Fläche des Schädels sich erstreckt.

Die untere Fläche der Platte liegt vorne über den Alae temporales anteriores, sieht dann frei mit einer concaven Fläche in die sehr kleine Hirnhöhle herein und bedeckt mit ihrem hintern Theil die Squama occipitalis.

Bei *Jacare* ist das Parietale eine viereckige Platte, die sich vorne nach den Seiten etwas verbreitert, dann mit nur leicht concavem Rand, der steil abfällt, zwischen den sehr kleinen länglichen Löchern durchzieht und sich hinter diesen breit auf die Squama occipitalis legt, welche es bei dem Jungen bis an den hintern Rand deckt, während beim Alten die Squama occipitalis bis nahe hinter die Löcher zwischen den Squamae temporales hereintritt und der hintere Rand des Parietale gleich hinter den Löchern mit convexem Rande aufhört.

Bei dem jungen *Rhamph. gangeticum* ist das Parietale eine viereckige Platte, die mit gerader Naht an das Frontale medium stosst, breit die rundlichen, hier mehr länglichen Löcher von einander trennt und bis an den hintern Rand des Schädels reicht, in dessen Mitte eine kleine Zacke der Squama occipitalis hereintritt.

Bei *Rhamph. Schlegeli* ist die vordere dreieckige Fläche klein, eine schmale Brücke zieht sich zwischen den grossen rundlichen Löchern durch, dann erstreckt sich das Parietale, die Squama occipitalis völlig deckend, bis an den hintern Rand des Schädels.

Das Hinterhauptsbein, Occipitale, zerfällt in das Basilare, die beiden Occipitalia lateralia und die Squama occipitalis.

Das Basilare sieht senkrecht nach hinten und bildet oben den einfachen rundlichen Gelenkskopf, welcher nach hinten vorgezogen ist, und den untern Rand des senkrecht nach hinten sehenden Hinterhauptlochs. Unter dem Gelenkskopf ist eine schmale dicke Platte, die hinter dem Keilbeinkörper liegt, auf ihrem untern Theil öffnet sich der einfache Kanal beider Eustachschen Röhren, welchen sie mit dem Keilbeinkörper bildet. Bei *Bombifrons* liegt die Oeffnung in letzterem.

Der obere Theil des seitlichen Rands legt sich an die untersten

Spitzen der Occipitalia lateralia. Auf dem untern Theil der hintern Fläche ist eine mittlere Gräthe.

Die obere Fläche ist concav und bildet den hintersten Theil der Hirnhöhle.

Die Platte selbst enthält eine Höhle, welche mit der Trommelhöhle in Verbindung steht.

Die Occipitalia lateralia bestehen aus zwei flügelförmig nach aussen ausgezogenen Platten, welche sich in der Mittellinie mit einander verbinden, den seitlichen und obern Rand des Hinterhauptlochs bilden und mit dem untersten innern Theil an die Basis des Gelenkkopfs sich anlegen.

Auf dem obern Rand liegt in der Mitte die Squama occipitalis, welche so ganz von der Bildung des Hinterhauptlochs ausgeschlossen ist. An der Seite dieser liegen die untern Flächen der nach hinten und aussen ausgezogenen Enden der Squamae temporales. Die untere Fläche liegt auf dem Quadratum. Von der Vereinigung des untern Rands mit dem innern geht ein Fortsatz zwischen Basilare und Corpus Sphenoidei nach unten. Der innere Rand verbindet sich oben mit dem der andern Seite, unten ist er ausgeschnitten und umgibt die eine Seite des Hinterhauptlochs. Die innere angrenzende Fläche ist concav und bildet mit dem Basilare den hintern Theil des Bodens der Hirnhöhle. Auf dieser Fläche ragt eine halbkugelige Erhabenheit, welche das innere Ohr begrenzt, in die Höhle herein.

Die vordere Fläche sieht gegen die Ala temporalis posterior, bildet die hintere Wand der Trommelhöhle und enthält einen halbzirkelförmigen Bogengang und die Fenestra ovalis, welche sie mit der Ala temporalis posterior bildet.

Die Squama occipitalis sieht mit einer kleinen dreieckigen Fläche, welche mit nach oben gerichteter Basis über den vereinigten Occipitalia lateralia zwischen den Squamae temporales liegt, nach hinten und hat an jeder Seite des obern Randes eine halbkugelige Erhabenheit, über welcher ein Kanal zum rundlichen Loch führt. Die obere Fläche ist grösstentheils bedeckt vom Parietale und ist bei *Rhamph. Schlegeli* auf dem Schädeldach gar nicht sichtbar; ebenso bei *Bombifrons*, bei welchem die hintere

Fläche der Squama nur aus einer zwischen den knopfförmigen Erhabenheiten liegenden Zacke besteht, welche auf beiden Seiten noch vom Parietale umfasst wird. Bei *Oopholis*, *Crocod. vulgaris* und *Rhamph. gangeticum* greift von der Mitte der hintern Fläche ein kleiner Fortsatz auf die obere Fläche in das Parietale herein; auch bei den jungen Exemplaren von *Crocod. vulgaris* und *Rhamph. gangeticum* ist diess schon sichtbar, während bei dem von *Oopholis* der obere Rand der Squama fast quer aufhört. Bei *Jacare* dagegen reicht eine breite Fläche derselben bis fast an die Löcher und füllt den Raum zwischen den Squamae temporales. Der vorerwähnte von der hintern Schädelfläche zu den rundlichen Löchern führende Kanal wird vom Parietale, bei *Jacare* von der Squama temporalis überbrückt.

Die untere Fläche ist concav und deckt den hintern Theil der Hirnhöhle, am seitlichen Rand ist eine halbkugelige Erhabenheit, welche das innere Ohr nach innen und oben schliesst. An der äussern Seite derselben liegt ein Bogengang und die Schnecke.

Beide Platten der Squama sind durch eine Höhle von einander getrennt, welche mit der Trommelhöhle zusammenhängt.

Das Schläfenbein, Temporale, besteht aus 3 abgesonderten Knochen, der Squama temporalis, dem Quadratum oder processus articularis und dem Quadratojugale oder processus zygomaticus.

Die Squama temporalis nimmt an der Bildung der Schädelhöhle keinen Antheil und ist nur auf der äussern Fläche einzelner Schädelknochen aufgelagert. Sie besteht aus einer dreiseitigen, horizontal liegenden Platte, welche einen freien nach hinten und aussen ausgezogenen Winkel hat. Der innere Winkel ist breit und stosst bei den eigentlichen Crocodilen und Rhamphostomen an das Parietale, bei *Jacare* an die Squama occipitalis. Der vordere Winkel verbindet sich mit der Platte und dem Stiel des Frontale posterius und liegt auf dem vordersten Theil des Quadratum. Der innere Rand der Platte zwischen dem vordern und innern Winkel begrenzt das rundliche Loch, schlägt sich um und bildet die äussere Wand dieses Lochs, die untere Fläche dieses umgeschlagenen Theils liegt auf dem Quadratum. Bei *Jacare* wird nur der vordere Theil des innern Rands zur Bildung des

kleinen rundlichen Lochs verwendet, der andere Theil legt sich an Parietale und Squama occipitalis. Vom hintern Rand des rundlichen Lochs, wo der innere Winkel der Squama an Parietale stosst, geht ein Kanal durch einen Ausschnitt, welchen dieselbe mit dem Quadratum und Squama occipitalis bildet, an die hintere Seite des Schädels.

Der hintere Rand geht in eine absteigende Platte über, welche sich auf das äussere Ende des Occipitale laterale legt. Der äussere Theil dieser Platte schlägt sich nach aussen um und bildet eine rinnenförmige Seitenfläche, deren untere Wand sich breit auf das Occipitale laterale und den anliegenden Theil des Quadratum legt. Die untere Fläche der Platte bildet die Decke über dem Eingang zur Trommelhöhle, welchen sie dachförmig überlagert.

Das Quadratum ist eine lange schmale Platte, welche von der Squama auswärts und nach hinten geht und an ihrem Ende die Gelenksfläche für den Unterkiefer trägt. Die Platte ist vorne breiter als hinten an der Gelenksfläche und hat die vordere Fläche nach unten gerichtet; ihr innerer Rand ist nach unten ausgezogen und stosst von hinten nach vorne an den Keilbeinkörper, das Pterygoideum, den hintern und vordern Schläfenflügel, zwischen beiden letzteren an das Foramen ovale. Am vordern Ende geht sie in eine senkrechte nach vorne gerichtete Fläche über, welche innen an den vordern Schläfenflügel, oben an die untere Fläche der Schläfenschuppe grenzt, den untern Theil der äussern Wand des rundlichen Lochs bildet und sich zwischen Parietale und Schläfenschuppe in den Kanal hineinzieht, welcher von jenem Loch nach hinten führt.

Die hintere Fläche sieht nach oben, ist leicht convex, hat vorne am innern Rand einen weiten Ausschnitt, welcher zur Trommelhöhle führt; eine nach oben stehende Spitze theilt den Ausschnitt in zwei Theile, die Ränder des Ausschnitts nähern sich einander wieder und werden durch die Schläfenschuppe, welche sich vor und hinter dem Ausschnitt an das Quadratum anlegt, bedeckt. Hinter dem Ausschnitt legt sich das hintere Ende der Schläfenschuppe und das Occipitale laterale auf das

Die Macht, das Ansehen, der Glaube an den ärztlichen Stand wird noch geringer werden, wenn seine Priester fortfahren, nur der Krankheit, nicht dem Kranken ihr Interesse zu schenken, wenn das wissenschaftliche Streben allein von dem Faktor des Verstandes ausgeht, wenn das Herz schweigt und nur der Kopf spricht; es werden dann die unseligen Verhältnisse immer tiefer Wurzel schlagen, nach denen der Arzt nur in der Noth gesucht wird, dagegen überflüssig erscheint, wenn die Noth vorüber; sey es, daß er geholfen oder daß er den Ausspruch thut: er könne nicht helfen. Er hat dann, einem Handwerker gleich, der dem Genesenden ein neues Kleid arbeitet oder dem Gestorbenen seinen Sarg verschafft, gegen Bezahlung gethan, was zu thun ihm aufgetragen wurde. Er that seine Pflicht und kann auf seinen pflichtmäßigen Lohn Anspruch machen. Es ist aber gerade der schönste Vorzug unseres göttlichen Berufes, daß die selbstauferlegten Pflichten unendlich viel größer sind, als die, welche das Gesetz uns vorschreiben kann; und wenn so selten und schwer dem Arzte eine verkehrte oder vernachlässigte Pflichterfüllung nachgewiesen werden kann, wenn also die Wissenschaft und Kunst größtentheils über dem Handgreiflichen menschlicher Normen steht, so fühlt sich der edle Heilkünstler doppelt angetrieben, mehr zu thun, als seine Pflicht ihm vorschrieb: ganz, mit Kopf und Herz seinem Kranken anzugehören, wie dieser ihm zugehört. Ueber dem Gesetze, welches in einem Staate der Herrscher repräsentirt, hat sich dieser ein höheres Recht vorbehalten, das Recht der Gnade, und über den Pflichten, welche den Aerzten das Gesetz vorschreibt, haben sie noch eine höhere, deren Gesetzgeber sie selbst sind — es ist die Liebe in einer Wissenschaft, welche den Nebenmenschen zum Gegenstande hat und sich dadurch von jedem andern Zweige der Naturwissenschaft unterscheidet. Die Erfüllung der Liebespflichten wird aber belohnt durch Bewußtseyn; sie kommt dem Arzte, dem Kranken, ja sie kommt der Stellung des gesammten ärztlichen Standes zu Gute.

Quadratum, welches hinter dieser Anlagerung noch eine freie Fläche nach oben und hinten bietet und in der Gelenksfläche endigt.

Der untere, eigentlich äussere Rand legt sich am hintern Ende des Frontale posterius an einen besondern Knochen, der sich zwischen Quadratum und Zygomaticum hereinlegt, somit das Schläfenbein mit dem Jochbein verbindet, und einen losgerissenen processus zygomaticus darstellt, das Quadrato-jugale. Diese Knochenplatte ist länglich, vorne sehr schmal zugespitzt und legt sich an das Quadratum; bei *Jacare* und *Rhamph. Schlegeli* erreicht es den hintern Fortsatz des Frontale posterius; mit dem hintern dickern Theil endet es an der äusseren Seite des Gelenkendes des Quadratum. Der äussere Rand sieht mit dem vordern Theil frei gegen die Schläfengrube, der grössere hintere Theil desselben liegt der ganzen Länge nach am hintern Theil des innern Randes des Zygomaticum. Bei *Rhamph. Schlegeli* geht am vordern Theil des äussern Randes ein spitziger Fortsatz in das Loch der Schläfengrube, welches zwischen dem Frontale posterius und Zygomaticum offen bleibt, herein. Bei *Crocod. vulgaris* ist dieser Fortsatz nur angedeutet, kurz bei *Bombifrons*, stärker bei *Oopholis* und fehlt bei *Jacare* ganz.

Das Keilbein, Sphenoideum, besteht aus dem Körper, den Schläfenflügeln, Alae temporales, welche in einen vordern und hintern zerfallen, wie bei den Vögeln, und, den Typus der Säugethiere beibehaltend, den zur Gaumengruppe gehörigen Flügelbeinen, Pterygoidea mit den Transversa.

Von Orbitalflügeln fand sich auch an den Jungen, bei welchen die Membran, welche die Hirnkapsel zwischen den Alae temporales anteriores schliesst, erhalten ist, keine Spur, und ebensowenig von ihrem Knochenstiel.

Der Keilbeinkörper, Corpus ossis sphenoidei, ist eine dreiseitige Pyramide, deren Basis nach oben gegen die Schädelhöhle gerichtet ist. Die hintere Fläche bildet einen zackigen Ausschnitt, der ganz vom Basilare ausgefüllt wird, die zwei seitlichen Flächen convergiren nach vorne und kommen in dem kurzen, von beiden Seiten zusammengedrückten Schnabelfortsatz zusammen, dessen unterer Rand frei über den vereinigten Flügelbeinen liegt. Der

untere Theil der seitlichen Flächen wird von den aufsteigenden Fortsätzen der Pterygoiden umfasst, auf deren Mitte, in welcher beide Platten der Pterygoidea vereinigt sind, der untere Rand des Keilbeinkörpers, in welchem die Seitenflächen zusammenkommen, aufliegt. — Die obere Fläche ist leicht concav und bildet einen Theil der Schädelhöhle, welche nach hinten von der obern Fläche des Basilare fortgesetzt wird. Am vordern Rand dieser Fläche ist der Eingang zur Sattelgrube (in welcher die Hypophysis cerebri liegt), welcher vom vordern Schläfenflügel begrenzt wird. Die Grube selbst vertieft sich nach hinten und hat die obere Fläche des Keilbeinkörpers zu ihrer Decke; feine Knochen-Lamellen, welche von seiner untern Seite ausgehen und sich convergirend an den Schnabelfortsatz anlegen, bilden die seitlichen Wandungen der Grube. Von dem Grunde der Grube gehen zwei Kanäle durch den Keilbeinkörper, dann bedeckt von den hintern Schläfenflügeln in die Höhe und öffnen sich am Boden der Trommelhöhle.

An der äusseren Oberfläche ist vom Keilbeinkörper nur wenig sichtbar; der unterste Theil der zwischen Basilare und dem hintern Theil des Pterygoideum nach unten sieht und die Oeffnung eines Kanals enthält, welcher durch den Körper geht und sich an der äussern Seite des Foramen ovale über dem aufsteigenden Ast des Pterygoideum öffnet, zugleich aber mit dem Basilare die gemeinschaftliche Oeffnung beider Eustach'schen Röhren bildet. Dann eine kleine Fläche an der Seite des Schädels zwischen dem untern Ende des Quadratum, über dem hintersten Theil des Pterygoideum, vor dem Basilare, hinter und unter dem Foramen ovale; bei *Oopholis* etwas breiter, bei *Rhampk. Schlegeli* viel breiter als bei den andern.

Der vordere Schläfenflügel, Ala temporalis anterior, entspringt am vordern Theil des seitlichen Randes des Körpers, unmittelbar hinter dem Eingang zur Sattelgrube mit ziemlich dickem Stiel, schief aufgesetzt und wölbt sich dann nach aussen und oben, indem er sich zugleich nach vorne und einwärts plattenförmig ausbreitet. Der hintere Rand ist gleich an seinem Anfang leicht ausgeschnitten und bildet mit dem hinter ihm liegenden hintern Schläfenflügel des Foramen ovale, durch welches der

dritte Ast des Nervus trigeminus tritt. Ueber diesem hat der hintere Rand eine platte viereckige Fläche zur Anlagerung des hintern Flügels.

Der innere Rand der nach innen sich wölbenden plattenförmigen Ausbreitung trifft über dem vordern Ende des Schnabelfortsatzes mit dem der andern Seite zusammen und verbindet sich mit demselben und dem Schnabel, oder liegt wenigstens sehr nahe über demselben. Hinter dieser Vereinigung ist der vordere Eingang zur Sattelgrube. Zwischen diesen innern Rändern und dem obern Rand der die Grube seitlich begrenzenden Knochenplättchen bleibt über dem Schnabel eine längliche Oeffnung, welche zur Schläfengrube führt.

Ueber der Vereinigung beider innern Ränder ist an diesen ein Ausschnitt, welcher mit dem der andern Seite ein rundliches Loch zum Durchtritt der Sehnerven bildet. Ueber diesem treten die innern Ränder zusammen, um nochmals auseinander zu treten und die Riechnerven durchzulassen.

Der obere Rand dieses vordern Flügels ist lang und geht gekrümmt von hinten nach aussen und wieder einwärts; die Krümmung nach aussen wird durch einen knopfförmigen Fortsatz begrenzt, hinter welchem derselbe den innern Rand des runden von oben zur Schläfengrube führenden Lochs bildet und sich an das Parietale anlegt; der Knopf tritt in die Grube auf der untern Fläche des Frontale posterius. Der vordere einwärts gekrümmte Theil liegt unter den Leisten des Frontale medium und Parietale. Der obere Ausschnitt des innern Randes bildet mit diesen Leisten den Kanal für die Riechnerven.

Die obere Fläche beider vordern Schläfenflügel bildet so die vordere und die seitlichen Wände der Schädelhöhle und zeigt drei Oeffnungen in der Mittellinie, die obere für die Nervi olfactorii, die zweite für die Nervi optici, die dritte ist der Eingang zur Sattelgrube.

Der hintere Schläfenflügel, Ala temporalis posterior, sitzt unmittelbar hinter dem vordern Flügel auf der Seitenfläche des Keilbeinkörpers, dessen seitlicher Rand sich hinten etwas aufwärts krümmt und mit einer kleinen Fläche an dem vordern

Rand des Occipitale laterale. An der äussern Fläche des Schädels kommt nichts von demselben zu Tage, als der hintere Rand des Foramen ovale. Er tritt vor dem Occipitale laterale senkrecht hinter dem vordern Flügel in die Höhe und legt sich an die untere Fläche der Squama occipitalis und Parietale an. Sein vorderer Rand hat gleich über seinem Ursprung, mit dem er an den vordern Flügel grenzt, einen Ausschnitt, der mit dem vordern Flügel das Foramen ovale bildet, über diesem legt er sich an die platte Fläche des vordern Flügels, so dass er für sich den obern Rand des Lochs bildet und beide Flügel mit einander, ohne dass der Körper des Keilbeins Theil nimmt, das ganze Loch. Er hilft die Seitenwand der Schädelhöhle bilden und hat über und etwas hinter dem Foramen ovale eine nach innen convexe rundliche Platte, welche das innere Ohr begrenzt, unter derselben ist die Communication des Ohrs mit der Hirnhöhle; über derselben enthält er einen Bogengang.

Der hintere Rand verbindet sich in senkrechter Naht mit dem Occipitale laterale. Die äussere Fläche liegt theils am Quadratum, theils sieht sie gegen die Trommelhöhle.

Das Flügelbein, Pterygoideum, besteht aus einer viereckigen concaven Platte, deren äusserer Rand sich nach oben wölbt und wulstig endet, unter und vor diesem legt sich das Transversum an; der innere Rand wölbt sich ebenfalls nach oben und endet in einem längeren Fortsatz, welcher sich an der Seite des Keilbeinkörpers bis zum Abgang der Schläfenflügel anlegt. Der hintere Rand ist frei.

Auf der untern Fläche trifft in der vordern Hälfte die Platte mit der der andern Seite in einer Mittelnäht zusammen, hinter welcher auf jeder Seite die hintere Nasenöffnung mündet. — Der vordere Rand bildet eine Naht zur Anlagerung des Palatinum. Auf diesen vordern nach oben sich wölbenden Rand legt sich neben der Mittellinie eine lang gezogene Rinne, deren Concavität nach unten gerichtet ist, die hinten breiter, vorne zugespitzt ist; der innere Seitenrand derselben legt sich fest an die der andern Seite und bildet mit derselben eine vollkommene Scheidewand, welche sich über der Platte rückwärts zieht und bis ans hintere

Ende der Choannen reicht. Die untere Fläche des äussern und innern Rands der Rinne legt sich auf das Palatinum, so dass ein Doppelkanal gebildet wird. Auf der obern Fläche liegen die innern Wandungen beider Rinnen hinten an einander, treten aber nach vorne, eine schmale obere Mittelrinne bildend, aus einander, in welcher der vom Keilbeinschnabel ausgehende lange Knorpel liegt, welcher die Scheidewand der Augenhöhlen bildet. Hinter diesen rinnenartigen Fortsetzungen, deren Anlagerung am vordern Rand durch eine seichte Vertiefung angezeigt ist, sind beide Pterygoidealplatten fest mit einander verbunden und bilden eine zackige Fläche zwischen den aufsteigenden Fortsätzen zur Anlagerung des Keilbeinkörpers. Der hintere Rand dieser Mitte ist ausgeschnitten und bildet mit diesem Ausschnitt die hintere Grenze der Choannen.

Bei den eigentlichen Crocodilen und *Rhamph. Schlegeli* reicht die untere Fläche des Keilbeinkörpers bis nahe an den untern Rand des Pterygoideum, vor ihm liegen unmittelbar die Choannen; bei *Jacare* dagegen sieht das hintere Ende des Pterygoideum mit ziemlich langer Fläche frei nach hinten unter dem Keilbeinkörper, so dass die Platten und die Choannen viel tiefer liegen als das untere Ende des Keilbeinkörpers und Basilare.

Das Transversum schiebt sich zwischen das Pterygoideum, Zygomaticum und Oberkiefer herein, bildet eine breite gebogene Platte, welche sich mit ihrem untern Theil schief unter das äussere Ende des Pterygoideum legt, deren oberer Theil zwei ausgezogene Winkel hat, von denen der vordere, allmählig sich zuspitzend, sich mit der innern Fläche des Oberkiefers, der hintere mit dem Zygomaticum verbindet. Vom obern Rand geht ein Fortsatz ab, welcher mit einem ähnlichen Fortsatz des Zygomaticum sich an den Stiel des Frontale posterius anlegt. Der obere Theil des äussern Rands sieht frei nach hinten, der vordere frei nach vorne und innen und begrenzt das Loch, welches zwischen ihm, dem Oberkiefer und Gaumenbein offen bleibt.

Die Platte ist als ein vom Pterygoideum losgerissener Fortsatz zu betrachten.

Knochen des Gesichts.

Der Zwischenkiefer, Intermaxillare, ist ein paariger Knochen und wird auch bei alten Schädeln aus zwei durch eine Naht mit einander vereinigten Knochen gebildet. Er besteht aus einer untern, der Gaumenplatte, welche in der Mittellinie mit der der andern Seite, am hintern Rand mit der Maxilla superior verbunden ist.

Bei *Oopholis* und *Crocod. vulgaris* ist diese Platte nach hinten verlängert, reicht ungefähr bis zum zweiten Zahn der Maxilla superior, ihre Seitenränder convergiren nach hinten und ziehen sich so schief nach hinten, dass die Platte nicht die Breite der Gaumenfläche einnimmt, sondern an den Seiten von den vordern Ecken der Maxilla superior überragt wird. Der hintere Rand ist abgestumpft und an der Naht mit der Maxilla quer oder ausgebuchtet, so dass die mittlern abgerundeten Spitzen der Maxillae superiores zwischen beide Intermaxillaria hereintreten.

Bei *Bombifrons* ist der fast halbcirkelförmige Zwischenkiefer hinter seinem letzten Zahn gerade abgeschnitten, kurz, die Naht geht quer von einer Seite zur andern, die Mittelnaht ist kurz die Gaumenfläche des Zwischenkiefers hört vor dem ersten Zahn der Maxilla superior quer abgeschnitten auf.

Bei *Jacare* hört der breite Zwischenkiefer gleich hinter der Anlagerung an den Alveolarfortsatz der Maxilla superior mit starker Ausbuchtung in der Mitte auf, in die Concavität treten die Gaumenplatten der Pflugschaarbeine. Bei dem jungen Exemplar fehlt jede Spur dieser Platten, der Zwischenkiefer hört mit leichter Concavität in der Mitte auf und die stumpfen Enden der Maxillae superiores treten in die Ausbuchtung, der übrige Theil des hintern Rands ist eine Strecke weit unter dem Oberkieferknochen herübergelegt.

Bei *Rhamph. gangeticum* ziehen sich die Ränder der Platte convergirend nach hinten und enden ungefähr am 6. Zahn der Maxilla superior mit scharfer Spitze zwischen den letzteren.

Bei *Rhamph. Schlegeli* ist die Gaumenplatte schmal, die Ränder des einzelnen Intermaxillare convergiren nach hinten, reichen

bis zum 2.—3. Zahn der Maxilla superior, wo sie mit zackiger Spitze aufhören, während die vordern Enden jedes Maxillarknochens sich mit sehr schmaler Spitze zwischen die innern Ränder hereinlegen und breiter die äussern Ränder begrenzen, so dass die Gaumenfläche zwischen den zwei vordern Zähnen der Maxillae superiores aussen von zwei Fortsätzen der Maxillae superiores, dann den beiden hintern Spitzen der Intermaxillaria und in der Mitte von zwei schmalen langen Zacken der Maxillae superiores gebildet wird.

Gegen das vordere Ende der Mittelnaht ist am innern Rand ein Ausschnitt, welcher mit dem der andern Seite das Foramen incisivum bildet. Dasselbe ist bei *Crocod. vulgaris* und *Bombifrons* rundlich, bei *Oopholis* nach hinten verlängert, bei *Jacare* länglich und nach vorne verlängert; bei *Rhamph. Schlegeli* ist dasselbe länglich, nach hinten breiter und wird an diesem breiteren Theil durch eine vom Zwischenkiefer hereinragende Zacke in zwei Theile getheilt; bei den Vorgenannten ist keine Spur einer Trennung vorhanden.

Vor diesem Loch, etwas entfernter von der Mittellinie, ist bei den eigentlichen Crocodilen an der äussern Seite des vordersten Zahns ein Loch, in welches der erste Zahn des Unterkiefers tritt; bei *Jacare* statt des Lochs eine Grube. Bei den *Rhamphostomen* ist am äussern Rand des Intermaxillare zwischen dem ersten und zweiten Zahn ein Ausschnitt für den ersten untern Zahn.

Am äussern Rand schlägt sich die Platte nach oben um, bildet den vordern Theil der Gesichtsfläche und hinter einer Mittelnaht, welche den vorne abgerundeten Theil mit dem der andern Seite verbindet, durch einen rundlichen Ausschnitt die vordere Nasenöffnung. Der vordere Rand derselben zeigt keine Andeutung eines Fortsatzes bei *Crocod. vulgaris*, nur schwache bei *Oopholis;* eine kleine Zacke geht als Andeutung einer Trennung bei *Bombifrons* rückwärts in die Oeffnung. Bei *Jacare*, alt und jung, und den *Rhamphostomen* findet sich hier kein Fortsatz.

Die Intermaxillaria erreichen bei den eigentlichen Crocodilen und bei *Jacare* mit dem hintern Rande des Ausschnitts die Mittellinie nicht, mit einer scharfen Zacke bei den Crocodilen, mit

stumpfer bei *Jacare* schieben sich die Nasalia zwischen ihnen in die Nasenöffnung herein und schliessen den hintern Rand.

Die aufsteigenden Aeste gehen allmählig sich zuspitzend zwischen Nasale und Maxilla superior bis zum 2.—3. Zahn der letztern rückwärts.

Bei den *Rhamphostomen* umgeben die Intermaxillaria für sich auch den hintern Rand der Nasenöffnung, legen sich auch hinter derselben an einander und bilden die ganze Breite der Oberkinnlade, die Seitenränder ziehen sich dann bei *Ramph. gangeticum* allmählig convergirend zwischen beiden Maxillae superiores nach hinten und enden zugespitzt zwischen denselben ungefähr am 6. Zahn. Bei *Rhamph. Schlegeli* verschmälern sie sich allmählig zwischen beiden Maxillae superiores bis zu deren drittem Zahn, dann gehen sie als schmale Zacken bis zum fünften Zahn, wo sie, die hier eintretenden Nasalia umfassend, enden.

Bei beiden *Rhamphostomen* geht vom untern Theil des die Nasenöffnung hinten umgebenden Theils der Intermaxillaria eine scharfe Zacke herein, welche bei dem jungen *Gangeticum* bis über die Mitte der Nasenöffnung nach vorne reicht.

Jedes Intermaxillare enthält vier, bei *Jacare*, jung und alt, fünf Zähne.

Die untere und obere Platte bilden hinter der Nasenöffnung die eine Hälfte des hier einfachen Nasenkanals.

Am hintern Ende des äussern Rands, hinter dem vierten Zahn ist bei den eigentlichen Crocodilen ein starker Ausschnitt, der vor demselben liegende Theil ist abgerundet, am Ausschnitt eine Art von Einschnürung, wo die Verbindung mit der Maxilla superior zu Stande kommt, in diese legt sich der vierte grössere Zahn des Unterkiefers. Bei den *Rhamphostomen* ist an dieser Verbindungsstelle ein ähnlicher, aber seichterer Ausschnitt. Bei *Jacare* fehlt derselbe ganz.

Der paarige Oberkieferknochen, Maxilla superior, besteht aus einer untern, der Gaumenplatte, deren Breite und Länge sich nach der des Schädels richtet, am breitesten bei *Jacare*, am schmälsten und längsten bei den *Rhamphostomen*, welche in der Mittellinie sich mit der der andern Seite, vorne mit dem Inter-

maxillare, in einer Naht verbindet. Der hintere Theil des innern Rands ist ausgeschnitten, tief ausgeschnitten bei *Oopholis*, *Crocod. vulgaris*, *Jacare* und *Rhamph. gangeticum*, weniger bei *Bombifrons*, sehr kurz bei *Rhamph. Schlegeli*, und nimmt das Palatinum auf. Der hintere Rand ist concav, frei, sein innerer Winkel ist kurz und legt sich an die äussere Seite des Palatinum, bei *Bombifrons* und *Jacare* lang und erstreckt sich weit am Palatinum rückwärts. Der äussere Winkel ist lang ausgezogen und setzt sich, allmählig sich verschmälernd, an der äussern Seite des Transversum fort.

Am äussern Rand geht diese Platte in die obere über, welche, die Gesichtsfläche bildend, sich einwärts wölbt und gegen die Mittellinie hin sich vorne an das Intermaxillare, dann Nasale hinten an das Lacrymale anlegt und mit dem hintern Rand, allmählig schmäler, an den äussern Rand des Zygomaticum bis zum Transversum tritt. Nur bei *Rhamph. gangeticum* treten die beiden innern Ränder hinter dem Zwischenkiefer mit einander in unmittelbare Berührung und bleiben in der Mittellinie mit einander vereinigt bis hinter die Mitte zwischen vorderer Nasenöffnung und Augenhöhlen, wo die Spitzen der kurzen Nasalia zwischen sie treten.

Beide Platten bilden mit ihrer innern Fläche durch eine rinnenförmige Aushöhlung die eine Hälfte des hier einfachen Nasenkanals. An der äussern Seite des Nasenkanals geht, durch eine Scheidewand von ihm getrennt, ein engerer Kanal vorwärts, in welchem Nerven und Gefässe verlaufen und sich im Zwischenkiefer fortsetzen; die hintere Oeffnung desselben wird vom Lacrymale, Zygomaticum und Maxilla superior begrenzt.

Die Anzahl der Zähne des Oberkiefers ist sehr verschieden; hinter den meisten Alveolen sind bei *Oopholis*, *Crocod. vulgaris* und *Rhamph. Schlegeli* Gruben für die untern Zähne, bei *Bombifrons* sind nur einzelne am vordern Theil, bei *Jacare* sind die Gruben an der innern Seite der Alveolen.

Die Nasenbeine, Nasalia, sind sehr lang, nur bei *Rhamph. gangeticum* kurz, wo sie nicht bis zur Mitte zwischen den Augenhöhlen und vorderer Nasenöffnung reichen; breit bei *Jdcare*, setzen

die Gesichtsfläche des Frontale medium, dessen vorderes Ende sie mit zwei Zacken umfassen, fort und erstrecken sich zwischen den Frontalia anteriora, Lacrymalia und Maxillae superiores zwischen den aufsteigenden Aesten der Intermaxillaria (mit Ausnahme der *Rhamphostomen*) durch die Rinne, welche diese offen lassen, etwas in die vordere Nasenöffnung herein, wo sie mit scharfer, bei *Jacare* dicker Spitze enden. Bei *Rhamph. Schlegeli* enden sie in der Gegend des 5. vordern Zahns der Maxilla superior, wo sie von den hintern Zacken der Intermaxillaria umfasst werden. Bei *Rhamph. gangeticum* reichen sie nicht bis zur Mitte der Schnauze und enden zwischen den an einander tretenden Oberkieferknochen.

Die Thränenbeine, Lacrymalia, platte, dreieckige Knochen, grösser als die Frontalia anteriora, treten mit länglicher, nach vorne zugespitzter Gesichtsfläche jederseits zwischen das Frontale anterius und Nasale, welche nach innen liegen, das Zygomaticum und Maxilla superior, die an ihrem äussern Rande liegen, herein; bei *Jacare* greift die Maxilla superior mit starker Spitze auch zwischen zwei Zacken des untern Rands ein. Die Basis des Knochens ist ausgeschweift und bildet den vordern Rand der Augenhöhle, an ihr liegt das beim Frontale anterius erwähnte Supraorbitale.

Bei *Rhamph. Schlegeli* ist der äussere Winkel, welcher am Zygomaticum rückwärts tritt, viel länger, bei den andern kaum länger als der innere, welcher am Frontale anterius anliegt.

Das Foramen lacrymale ist am Orbitalrand, der Kanal reicht bis ans vordere Ende des Knochens und öffnet sich dort in die Nasenhöhle.

Auf der Gesichtsfläche ist bei *Crocod. vulgaris* ein leichter Wulst, dem canalis lacrymalis entsprechend; bei *Oopholis* und *Bombifrons* ist die Wulst stärker und länger und setzt den umgeschlagenen Rand des Frontale anterius fort; bei *Jacare* ist die Wulst sehr stark und setzt den äussern Winkel des zwischen den Augenhöhlenrändern liegenden knöchernen Bogens fort.

An der Seite des Schädels liegen:

Die Jochbeine, Zygomatica, welche die Augenhöhlen und

Die Findelhäuser und die Waisenhäuser.

Es ist seit einigen Jahren des Redens viel von der immer merklicheren Ausgleichung der alten Stammverschiedenheiten der europäischen Völker. Nicht nur hoffen Manche, die Zeit des ewigen Friedens und der allgemeinen Verbrüderung unter den unabhängigen Staaten rücke näher und näher; sondern noch zahlreicher sind Diejenigen, welche wenigstens der Ansicht sind, daß die Bildung der verschiedenen Stämme und die von ihr ausgehenden socialen Gestaltungen beständig gleichartiger und sich gegenseitig durchdringender werden.

Wir wollen ununtersucht lassen, ob eine solche Gleichförmigkeit sehr ersprießlich, sehr interessant und lebensfrisch wäre. Es mag dahin gestellt bleiben, ob nicht die folgerichtige und durch Fremdartiges nicht gestörte Entwicklung der von der Natur gegebenen verschiedenen nationellen Anlagen des Geistes, des Gemüths und der Einbildungskraft die Civilisation jedes einzelnen Volkes intensiv und extensiv zu steigern mehr geeignet ist, als eine Beimischung von fremdartigen Zusätzen, welche, von dem mütterlichen Stamme getrennt, leicht absterben oder wenigstens fruchtelos bleiben können, während sie doch ihrerseits einen natürlichen Schoß abtreiben und ersticken. Diese Fragen sind ohne Zweifel an sich wichtig; allein wir glauben, daß ihre Erörterung keinen praktischen Nutzen hätte; denn uns däucht die Wahrscheinlichkeit jener Verschmelzung und Gleichförmigkeit der Bildung aller europäischen Stämme sehr gering und entfernt, um nicht zu sagen lediglich nicht vorhanden.

Schläfengruben nach aussen begrenzen. Es sind lange, schmale, von beiden Seiten zusammengedrückte, oben und unten freie Platten, welche sich mit etwas zugespitztem vordern Theil zwischen das Lacrymale und die Maxilla superior legen; hinter dem erstern ist der obere Rand frei bis zum Quadratojugale, an welches sich der hintere Theil, schief abgeschnitten, anlegt und an dessen äusserer Seite fast bis zur Gelenksfläche des Quadratum reicht. Hinter der Maxilla superior liegt der untere Rand zuerst auf dem Transversum und ist dann frei bis an das hintere Ende am Quadratojugale.

Von der innern, gegen die Schläfengrube sehenden Fläche geht ungefähr in der Mitte ein Fortsatz ab, welcher mit einem ähnlichen des Transversum verbunden, sich an den Stiel des Frontale posterius legt.

Die Verbindung der obern Kinnlade mit der Schädelbasis bilden die Pterygoidea mit den Transversa, welche beim Sphenoideum beschrieben wurden, und die Palatina.

Die Gaumenbeine, Palatina, sind schmale Knochenplatten, welche in der Mittellinie durch eine lange Naht mit einander verbunden sind und sich vorne zwischen die Oberkieferknochen hereinschieben und zwar bei *Oopholis* und *Crocod. vulgaris* mit langer, aber schmaler, das grosse Loch am hintern Rand der Maxilla superior weit überragender, vorne abgerundeter Fläche; bei *Bombifrons* überragt der vorne abgerundete Rand kaum das grosse Loch. Bei *Jacare* werden die Platten nach vorne breiter und legen sich breit, abgerundet in den tiefen, weiten Ausschnitt der Gaumenfläche des Oberkiefers herein. Bei *Rhamph. gangeticum* überragen die allmählig sich verschmälernden und vorne in einer Spitze endenden Palatina weit das grosse Loch; bei *Rhamph. Schlegeli* enden sie mit einer kurzen Spitze, welche kaum über das Loch hereinragt.

Ein Fortsatz, der vom äussern Rand abgeht, legt sich über den innern Winkel des Oberkiefers herüber.

Die Palatina werden bei *Oopholis* und *Bombifrons* nach hinten breiter und der hintere Rand bildet bei *Oopholis* an der Naht mit den Pterygoidealplatten einen sehr stumpfen, nach hinten

offenen Winkel, oder ist fast gerade; bei *Bombifrons* ist der hintere Rand jedes Gaumenbeins abgerundet und wird vom vordern Ende der Pterygoidealplatte umfasst.

Bei *Crocod. vulgaris* bleiben sie gleichförmig schmal, der hintere Rand ist leicht ausgebuchtet, der äussere Winkel reicht weiter zurück, die Pterygoidealplatten treten mit stumpfer Spitze zwischen die Palatina.

Bei *Jacare* sind sie am schmalsten, so lange die Ränder frei sind; der hintere Rand ist stark ausgeschnitten und die seitlichen Ränder ziehen sich stark gekrümmt nach aussen und legen sich mit den ausgezogenen Winkeln an dem ganzen vordern Rand der Pterygoidealplatten an und reichen fast an das Transversum.

Bei *Rhamph. gangeticum* ist der hintere Rand der gleichförmig schmalen Palatina concav. Bei *Rhamph. Schlegeli* bleiben sie ebenfalls gleich schmal und legen sich mit leicht concavem hintern Rand in sehr stark zackiger Naht an die Pterygoidea an.

Der äussere Rand ist abgerundet und sieht frei in die grosse längliche Oeffnung, welche von ihm nach innen, von der Maxilla superior und Transversum nach aussen und von letzterem und Pterygoideum nach hinten begrenzt und vorne von dem Ausschnitt am hintern Rand der Maxilla superior geschlossen wird.

Die obere Fläche ist der Länge nach ausgehöhlt und setzt den Nasenkanal hinter den Oberkieferknochen fort. Der innere Rand erhebt sich zu einer niedern Leiste, welche sich mit der höhern des rinnenförmigen Theils des Pterygoideum verbindet und die Scheidewand zwischen beiden Nasenkanälen bildet. Der äussere Rand bildet eine höhere Leiste, welche sich an die äussere Wand der Rinne des Pterygoideum anlegt und den Nasenkanal nach aussen schliesst.

Hinter der Mitte des äussern Rands erhebt sich ein Fortsatz, der sich mit einem Fortsatz des Pterygoideum verbunden an den Stiel des Frontale anterius anlegt.

Vom Pflugscharbein, Vomer, sagt Stannius l. c.: „Die Umschliessung der Nasengänge geschieht durch paarige Ossa vomeris," und in der Anmerkung: „Diese paarigen Ossa vomeris treten bei den meisten Crocodilen auswendig nicht zu Tage.

Alligator Sclerops (*Jacare nigra*) ist das einzige Crocodil, bei welchem an der hintern Grenze des Foramen incisivum, eingekeilt zwischen den Vordertheilen der Gaumenplatten der Oberkieferknochen, Gaumentheile der paarigen Ossa vomeris zu Tage treten. Jeder Gaumentheil ist fortgesetzt in ein zeltähnliches Knochenblatt, das ein Dach der unten von der vordern Hälfte des Os palatinum begrenzten Strecke des Nasengangs bildet."

Bei dem alten Exemplar von *Jacare nigra* sind die Gaumenplatten als plattes Knochenpaar, welches nach hinten sich zuspitzt, in einem Ausschnitt, welchen die Intermaxillaria und Maxillae superiores an ihrer Anlagerung an einander in der Mitte bilden, gelagert. Auf der obern auf der Nasenkanalfläche sichtbaren Seite erhebt sich von dem innern Rand eine Leiste, die parallel mit der der andern Seite sich rückwärts zieht und so eine Scheidewand im Nasengang bildet, sich zeltartig ausbreitet und mit diesen breiten, den Kanal dachförmig überlagernden Flächen an das Palatinum anlagert. Beide Leisten lassen eine Mittelrinne zwischen sich, in welcher der die Augenhöhlenscheidewand bildende Knorpel vorwärts tritt. Die Pflugscharbeine selbst enden hinten, indem sie sich zwischen die vordern Spitzen des rinnenförmigen Theils des Pterygoideum und Palatinum legen.

Um so auffallender ist aber, dass an dem auseinandergelegten Schädel von *Jacare nigra* keine Spur von den Gaumenplatten vorhanden war, noch fand sich ein abgesondertes Septum, wie Stannius weiter sagt: „Bei andern Crocodilen bilden die auswendig nicht zu Tag tretenden paarigen Ossa vomeris als dünne Platten das Septum narium der eigentlichen Nasenhöhle, so weit sie von den Palatina umschlossen ist." Die vordern Enden der Maxillae superiores sind schuppenförmig über die hintern der Intermaxillaria gelegt, die stumpfen innern Winkel der Maxillae greifen in eine leichte Ausbuchtung des Zwischenkiefers, alle vier Ränder greifen vollkommen in einander, der innere Rand der Maxillae superiores ist verdickt und der ganze Durchmesser liegt vollkommen an dem der andern Seite, so dass auch nicht der geringste Raum für einen andern Knochen da wäre. Ebenso entschieden bildet aber auch der rinnenförmige Theil des Pterygoi-

deum, wie in der Beschreibung desselben erwähnt, mit den Leisten auf der obern Fläche der Palatina die Scheidewand des Kanals, so weit die letztern reichen.

Bei den andern Schädeln liegen zwischen den Stielen der Frontalia anteriora die Spitzen der Pterygoidea, welche sich, an den Palatina angelegt, nach vorwärts erstrecken und die Decke des Kanals bilden. Ob das Septum von einem abgesonderten Knochen gebildet wird, war natürlich nicht zu ermitteln.

Bei dem untersuchten Exemplar von *Rhamph. Schlegeli* liegen zwischen den vorderen Enden der Palatina und den hintern der Maxillae superiores, der Mittellinie entlang, zwei längliche schmale Knochenpaare hinter einander, deren Mittelränder je mit einander verbunden sind, die hintern Spitzen der vordern Paare umfassen die vordern der hintern; die äussern Ränder stossen an die Palatina und Maxillae superiores.

Ob diese Knochen constant sind, ob sie mit einem Vomer in irgend einer Verbindung stehen, ob überhaupt ein Vomer vorhanden ist, lässt sich nicht entscheiden.

Der Nasenkanal hat als Decke die Intermaxillaria, Nasalia, Maxillae superiores, dann Vomer (?), die Rinnen der Pterygoidea. Den Boden bilden die Intermaxillaria, Maxillae superiores, Vomer bei *Jacare*, Palatina und Pterygoidea.

Der hintere Theil des Kanals ist hinter den Frontalia posteriora, wo er von den Palatina und Pterygoidealplatten gebildet wird, bei *Rhamph. Schlegeli* aufgetrieben und noch stärker bei *Oopholis*.

Die vordere Nasenöffnung bilden bei den *Rhamphostomen* die Intermaxillaria für sich, bei den andern diese und die Spitzen der Nasalia.

Die hintern Nasenöffnungen, Choannae, werden vollständig von den Pterygoidea umgeben, der Kanal reicht vom vordern bis zum hintern Ende des Schädels.

Die Andeutungen einer Scheidewand der vordern Nasenöffnung sind beim Intermaxillare angegeben; so weit die Maxillae superiores den Kanal umgeben, bleibt derselbe einfach, mit Ausnahme einer leichten Erhabenheit auf dem Oberkiefer, dann bilden, bei *Jacare* wenigstens, die paarigen Vomer ein Septum, welches

bei Affen durch eine hohe Leiste auf der obern Fläche der Palatina und Pterygoidea fortgesetzt wird, welche den Kanal in zwei völlig abgesonderte Kanäle theilt.

An den Choannen ist bei *Ophidis* und *Crocod. vulgaris* eine stärkere Leiste an der obern, eine leichte an der untern Wand, die Scheidewand unvollkommen; bei *Bombifrons* erreichen sich beide Grathen fast; bei *Jacare* ist die Scheidewand vollkommen, bei den *Rhamphostomen* ist keine Scheidewand vorhanden und nur an der untern Wand eine Andeutung durch eine leichte Leiste gegeben.

Mit der Augenhöhle hängt die Nasenhöhle durch eine weite Oeffnung zusammen, welche zwischen dem senkrechten Fortsatze des Frontale anterius, der Maxilla superior, dem Palatinum und Pterygoideum liegt und oben durch das Lacrymale begrenzt wird.

Die Augenhöhle, welche bei *Jacare* am grössten ist, wird von hinten nach innen und vorne vom Frontale posterius, medium, anterius, Lacrymale und Supraorbitale begrenzt, den äussern Rand bildet das Lacrymale und Zygomaticum; ausser dem starken Orbitalrand dieser Knochen kehren die Platte des Frontale posterius und des Frontale medium eine breite Fläche nach unten, bei den *Rhamphostomen* auch das Zygomaticum. Dennoch bleibt die dadurch gebildete Wand eine sehr schmale. Die hintere Grenze bildet nach aussen der nach unten und aussen, bei *Jacare* mehr nach aussen, gehende Stiel des Frontale posterius, welcher der hintern Orbitalspitze entspricht.

Die knöcherne Scheidewand zwischen beiden Augenhöhlen fehlt und ist nur durch die nach unten sehenden Leisten des Frontale medium angedeutet. Als hintere Wand kann nach innen der vordere Schläfenflügel gelten, dessen Fläche nach vorne und unten gekehrt ist. Ebenso fehlt eigentlich der Boden, denn der Augenhöhle entspricht gerade nach unten das an der äussern Seite des Palatinum liegende grosse Loch, nur nach innen bildet das Palatinum und die Spitze des Pterygoideum und nach hinten und aussen das Transversum eine Art von Boden.

Das Gehörorgan ist auf einzelne Knochen vertheilt, ein eigentliches Os petrosum fehlt. Die Trommelhöhle ist eine völlig

von Knochen umgebene Höhle, deren vordere Wand vom Quadratum und dem hintern Schläfenflügel, deren hintere Wand vom Quadratum und Occipitale laterale gebildet wird. Der Eingang zu derselben ist nach aussen gerichtet, weit und wird vom Quadratum gebildet, von der Schläfenschuppe überlagert, an welch beiden Knochen sich das Trommelfell ansetzt. Die Trommelhöhle breitet sich in den Sinus aus, welche in der Hinterhauptschuppe, den Occipitalia lateralia, und im Parietale sich finden.

Das eiförmige Fenster, durch welches die Höhle mit dem innern Ohr in Verbindung seht, auf welchem die Scheibe des Gehörknochen (ein langer dünner Stiel mit einer rundlichen Scheibe am innern Ende) aufsitzt, liegt viel tiefer, getrennt von ihr durch eine nach oben und innen gerichtete Fläche des Quadratum, wird durch das Occipitale laterale und hintern Schläfenflügel gebildet.

Das innere Ohr ist durch ein völliges Aneinanderliegen der dasselbe umgebenden Knochen von der Schädelhöhle getrennt, in welche eine starke Hervorragung hereinragt, welche aus 3 halbkugeligen Erhabenheiten besteht, an denen jeder der umgebenden Knochen Theil nimmt. Die obere wird gebildet von der Squama occipitalis, die vordere vom hintern Schläfenflügel, die hintere vom Occipitale laterale; unter beiden letztern sind die mit der Schädelhöhle communicirenden Oeffnungen. Die vordere Hervorragung liegt hinter und etwas über dem Foramen ovale.

Das Labyrinth ist auf dieselben drei Knochen vertheilt. Die drei erwähnten Erhabenheiten umschliessen eine Höhle, welche gegen die Trommelhöhle hin nach aussen durch Fenestra ovalis und die an dessen unterer Seite in dem Occipitale laterale liegende Fenestra rotunda begrenzt wird; letztere führt in eine schlauchförmige Fortsetzung, der Schnecke, welche sich in dem hintern Schläfenflügel vorwärts erstreckt. Die halbcirkelförmigen Kanäle liegen über der Fenestra ovalis; der eine Kanal beginnt mit der Grube im hintern Schläfenflügel, geht in diesem nach oben und in der Squama occipitalis rückwärts und abwärts und öffnet sich in der von dieser gebildeten Grube. Der zweite geht von dieser auswärts in der Schuppe in das Occipitale laterale und öffnet sich

auf dessen Grube. Der dritte geht von dieser aus in der Wand über der Fenestra ovalis vorwärts und öffnet sich nach innen in die Grube des hintern Schläfenflügels.

Die Schläfengrube ist von zwei Bogen überwölbt, der innere wird vom Frontale posterius und Squama temporalis, der äussere durch Maxilla superior und Zygomaticum gebildet; beide Bogen sind hinten durch eine Brücke vereinigt, welche vom Quadratum und Quadratojugale zusammengesetzt wird. Nach vorne wird die Grube begrenzt durch den Stiel des Frontale posterius.

Zu ihr führt ein rundliches Loch, welches auf dem Schädeldach neben der Mittellinie hinter der Augenhöhle liegt; den obern Rand desselben bildet das Parietale, Frontale posterius und Squama temporalis, an den innern glatten Wandungen nimmt aber auch noch der vordere Schläfenflügel und Quadratum Antheil. Es ist am grössten beim *Rhamph. Schlegeli*, am kleinsten und länglich bei *Jacare*. In das Loch mündet ein Kanal, der sich zwischen dem Quadratum, Squama temporalis und occipitalis nach hinten zieht und über den knopfförmigen Erhabenheiten der letztern auf der hintern Fläche des Schädels öffnet. Das Loch selbst mündet über dem Foramen ovale in die Schläfengrube, für welche nur der Raum übrig bleibt, der von der vordern Fläche des Quadratum, der äussern des vordern Schläfenflügels und der obern Fläche des Pterygoideum umgeben wird, welchen nach aussen das Zygomaticum und Quadratojugale und nach aussen und vorne der Stiel des Frontale posterius begrenzt. Nach vorne gegen die Augenhöhle und nach hinten öffnet sich die Grube frei.

Zwischen dem hintern Rand des Stiels des Frontale posterius und dem vorderen Ende des Quadratojugale, begrenzt nach aussen durch das Zygomaticum, bleibt eine dreieckige Oeffnung, die nach aussen führt. In der Schläfengrube liegen die Kaumuskeln, das rundliche Loch füllt der Musculus temporalis aus.

Der Unterkiefer, Maxilla inferior, zerfällt in einen vordern Theil, pars dentalis, welcher allein Zähne trägt, einen hintern, pars posterior, und ein inneres Stück, pars complementaris interna s. opercularis, welches sich an die innere Seite der beiden andern Theile anlegt, bei den Crocodilen und *Jacare* aber, bei

welchen sich beide vordere Hälften erst ganz vorne am 4. Zahn verbinden, die Mittellinie nicht erreicht. Bei den *Rhamphostomen* dagegen verbinden sich beide Unterkieferhälften schon weit hinten, bei *Rhamph. gangeticum* am 4. hintern, der Unterkiefer hatte 26 Zähne, bei *Schlegeli* am 6. hintern, der Unterkiefer hatte 20 Zähne, unter einem spitzigen Winkel und bleiben bis zur Spitze verbunden; die pars opercularis liegt an der innern Seite des freien Theils, verbindet sich an der Vereinigung beider Hälften mit der der andern Seite und erstreckt sich längs der Mittellinie mit scharfer Spitze bei *Gangeticum* bis zum 12., bei *Schlegeli* 10. Zahn zwischen den zahntragenden Theilen.

Bei den Crocodilen und *Rhamphostomen* ist am äussern Rand der pars dentalis ein leichter Ausschnitt für den stärksten obern Zahn, den 4. der Maxilla superior bei den Crocodilen, den 5. bei den *Rhamphostomen*.

Die pars posterior besteht aus vier Stücken: der pars angularis, welche den untern Rand, den hintern Bogen und mit der supraangularis und articularis den hintern lang ausgezogenen, hinter der Gelenkfläche liegenden Winkel bildet. Der pars supraangularis, welche über dem Winkelstück liegt, an der äussern Seite der Gelenksfläche vorwärts tretend den obern Rand bildet und zwischen dem Operculare und Dentale bis zur letzten Alveole sich erstreckt. Bei *Rhamph. Schlegeli* geht ein Fortsatz desselben an der äussern Seite des Operculare bis zur 3. Alveole. Der pars articularis, welche die Gelenkfläche bildet und an der innern Seite der supraangularis bis auf die angularis tritt.

Vor dieser ist im Unterkiefer eine grosse Höhle, deren äussere Wand mit einem grossen Loch durchbrochen ist, welche nach vorne in den Kanal des Unterkiefers sich fortsetzt.

Das vierte Stück, pars complementaris s. vaginalis, bedeckt die hintere Oeffnung dieses Kanals, in dem die Nerven und Gefässe verlaufen, und liegt vom obern Rand als halbmondförmig gebogene Knochenplatte hinter der pars opercularis herunter auf den vordern Theil der pars angularis; entsprechend dem processus coronoideus, welcher aber fehlt.

* * *

Unter den untersuchten Schädeln von Crocodilen zeigen nach dem vorerwähnten osteologischen Verhalten *Oopholis porosus* und *Crocodilus vulgaris* eine auffallende Aehnlichkeit, während die zoologischen Charaktere nach Gray und das Vaterland derselben ganz verschieden sind. Die wenigen Unterschiede, welche ich auffinden konnte, sind: die breite Brücke zwischen den rundlichen Löchern auf dem Schädeldache bei *Oopholis*, während sie schmal ist bei *Crocod. vulgaris*. Das Breiterwerden der Palatina nach hinten und die fast gerade Naht, welche dieselben mit den Pterygoiden verbindet, bei *Oopholis*; während der hintere Rand der gleich schmal bleibenden Palatina bei *Crocod. vulgaris* ausgebuchtet ist; und das starke Aufgetriebensein des hintern Theils des Nasenkanals, soweit dieser von den Palatina und Pterygoidea gebildet ist, bei *Oopholis*, was bei *Crocod. vulgaris* fehlt. Die Form der Intermaxillaria und die Sutura praemaxillaris, d. h. die Naht zwischen den Oberkieferknochen und dem Zwischenkiefer, auf welches Gray in seiner Eintheilung ebenfalls Gewicht legt, sind bei Beiden gleich.

Bombifrons dagegen unterscheidet sich, wie aus der Beschreibung hervorgeht, auffallend von den beiden Andern.

Von Alligatoren ist leider nur die eine Species vorhanden, somit jede Vergleichung unmöglich.

Die beiden *Rhamphostomen* unterscheiden sich sehr charakteristisch durch das Verhalten der beiden Maxillae superiores, welche bei *Gangeticum* hinter den aufsteigenden Aesten des Zwischenkiefers in der Mittellinie zusammenstossen und erst hinten die kurzen Nasalia zwischen sich treten lassen; während bei *Schlegeli* die langen Nasalia zwischen die aufsteigenden Aeste der Intermaxillaria treten und die Maxillae superiores von einander trennen.

Noch sei mir erlaubt, einer eigenen Asymmetrie zu erwähnen, welche sich bei einem der alten Schädel von *Oopholis porosus* fand.

Die Maxilla superior der linken Seite besteht aus zwei durch eine Naht mit einander verbundenen Knochen; die Naht beginnt an der Stelle, an welcher das Lacrymale sich anlegt, zieht sich dann hinter dem 7. Zahn des Oberkieferknochens auswärts und setzt sich auf der Gaumenfläche nahe vor der An-

lagerung des Palatinum bis zur Mittellinie fort. Zwischen der Maxilla superior, dem Lacrymale und Nasale dieser linken Seite ist ein kleiner Schaltknochen, mit den genannten durch Nähte verbunden. Das linke Nasale ist ziemlich kürzer, als das rechte, sowohl nach oben, wo es das Frontale medium nicht erreicht und an das Frontale anterius stosst, als nach vorne, wo es weit hinter der Nasenöffnung an die Spitze des linken Intermaxillare stosst. Der Unterkiefer ist so nach links gedreht, dass der erste Zahn der rechten Seite durch das Loch im linken Intermaxillare tritt und der erste linke Zahn an der äussern Seite des linken Intermaxillare frei nach oben steht.

Im Gegentheile, je genauer wir das Leben der verschiedenen Völker Europens in seinen wesentlichen Organen und Aeußerungen uns klar zu vergegenwärtigen suchen, desto häufiger wiederholt sich uns die Erfahrung, daß ganze Systeme von geselligen Einrichtungen bei den verschiedenen Stämmen durch und durch abweichend und nicht selten geradezu widersprechend geordnet sind. Wir erinnern hier nur Beispielsweise an die so verschiedene Erziehung beider Geschlechter und aller Stände in Deutschland, Frankreich und England, an die Stellung der Frauen zum Leben und zur Gesellschaft, an die Verhältnisse des Adels, an die tägliche Lebensweise u. s. w. Daß nun aber dieses einerseits die Folge einer tiefliegenden und wesentlichen Discrepanz in Grundansichten ist, andererseits aber die Verschiedenheiten der Nationalitäten immer unterhält und selbst noch weiter entwickelt, bedarf wohl keines Beweises. Wer aber wähnen möchte, daß diese Einrichtungen mit der etwa eintretenden weiteren Verbreitung derselben Umgangssitten, oder mit der gegenseitigen Bekanntschaft mit der Literatur sich ebenfalls ausgleichen werden, dürfte sich sehr irren. Selbst die Gleichheit der politischen Formen bleibt auf der Oberfläche, und anstatt tiefer in die Nationalität einzuwirken, wird vielmehr sie von ihr allmählig gefärbt und theilweise zersetzt.

Diese Verschiedenheiten sind oft um so wunderbarer, als sie uns bei Gegenständen aufstoßen, welche eine abweichende Ansicht uns, den in der gewohnten Einrichtung Befangenen, gar nicht zuzulassen scheinen, so daß nichts geeigneter ist, eine bescheidene Ansicht von der menschlichen Weisheit beizubringen, als solche Untersuchungen. Natürlich ist dies um so auffallender, wenn eine Einrichtung große und fühlbare Folgen nach sich zieht, welche sehr geeignet wären, zu tiefen Betrachtungen des ganzen Systemes und seiner Grundidee und in Folge derselben etwa zu wesentlichen Reformen aufzufordern.

Zu diesen ganz abweichend von den gebildetsten europäischen Völkern getroffenen und lange Zeit hartnäckig in dieser Verschiedenheit erhaltenen Einrichtungen, über welche anscheinend keine Divergenz der Meinung möglich seyn sollte, gehört auch die Fürsorge für hülflose Kinder. Daß eine Hülfe hier nöthig sey, daß sie von allen Theilen der Armenunterstützung der unabweisbarste, durch göttliche und menschliche Gesetze am unbedingtesten gebotene sey,

2. Einige Bemerkungen über die Organisation des indischen Crocodils (*Gavialis gangeticus*).

Von Dr. Georg Jäger.

(Hiezu Taf. I, Fig. 5.)

Durch Herrn Dr. v. Barth in Calw erhielt das Königliche Naturalienkabinet wie so manche andere werthvolle Geschenke, so auch vor ein paar Jahren ein prachtvolles, über 15 Fuss langes Exemplar des Gavials vom Ganges, das ich mit A bezeichne, nebst einem kleineren, 4' 8" Württ. Dec. M. langen Exemplar B. Jenes kam unmittelbar aus Indien mit Baumwolle ausgestopft in einer mit Weissblech ausgeschlagenen Kiste an, nur wenig an dem Ende des Schwanzes beschädigt. Das letztere B aber völlig unversehrt, zum Theil, wie es schien, mit Sand ausgefüllt.

Das Exemplar A gab sich alsbald als das eines erwachsenen männlichen Thiers durch die blasenförmige Erhöhung an der Spitze des Oberkiefers zu erkennen, welche dem kleineren Exemplar fehlt. Diese Erhöhung scheint schon von Aelian als Eigenthümlichkeit des indischen Crocodils erkannt worden zu sein, welcher er eine ähnliche der Hornschlange (*Cerastes*) an die Seite stellt,*) scheint aber später nicht beachtet worden zu sein, indem selbst in drei unter dem Präsidium von Wilh. v. Rapp in Tübingen erschienenen Dissertationen**) dieser Eigenthümlichkeit

*) Es kann sich dies jedoch nur auf das Vorhandensein einer oder mehrerer Erhöhungen auf dem Kopfe beziehen, wie sie bei der in Bengalen einheimischen *Dipsas trigonatus* sich finden, welche Schlange vielleicht von Aelian bezeichnet werden wollte.

**) Bengel, Osteologie des indischen Crocodils, 1834. — Baur, de Mammalibus mergentibus, 1832. — Eleßeser, de Differentiis sexualibus mammalium praeter organa generationis, 1830.

nicht unter Bezugnahme von Analogien aus verschiedenen Thierklassen erwähnt ist. Sie wurde unsers Wissens zuerst von Geoffroy St. Hilaire*) genauer untersucht, dem Häute und Skelette mehrerer Exemplare, namentlich von zwei 16' langen männlichen zu Gebot standen, welche der leider im besten Alter verstorbene Duvancel aus Indien mitgebracht hatte.

Während bei den weiblichen Thieren nur einfach von den an der Spitze der Schnauze befindlichen Nasenöffnungen an rückwärts ein Kanal zu den Luft aufnehmenden Höhlungen des Schädels (cavités cranio-respiratoires) führt, wird neben mehrerer Erweiterung dieser Einrichtung bei den männlichen Thieren die Athmungsfunction oder ihr Dienst wesentlich vervollständigt durch das an der Spitze der Schnauze befindliche blasenförmige Organ. Es wird nämlich dem (männlichen) Thiere**) dadurch möglich, nicht nur eine grosse Menge von Luft aufzunehmen, sondern auch mittelst der genannten klappenartigen Blase zurückzuhalten. Indem in der Mitte der Scheidewand der Blase durch eine Oeffnung die Communication von einem Nasenkanal zum andern vermittelt wird, kann die einmal aufgenommene Luft wiederholt in die Lungen gelangen und muss erst nach einiger Zeit wieder durch frische Luft erneuert werden, nachdem ihre chemische Beschaffenheit so weit sich verändert hat, dass sie für die Erhaltung ihrer vitalen Function nicht mehr tauglich ist.***) Der männliche Gavial vermag daher länger unter dem Wasser zu bleiben, als das weibliche Thier und übertrifft somit dadurch das letztere als Raubthier, für dessen Lebensweise die Fähigkeit, längere Zeit unter dem Wasser bleiben zu können, von wesentlichem Vortheil ist, sofern das drängende Bedürfniss, wenigstens die Spitze der Schnauze über das Wasser zu Aufnahme frischer Luft empor zu heben, später eintritt und dem Gavial daher länger die anhaltende

---

*) Mémoires du Museum d'histoire naturelle Tom. XII. 1804 pag. 91.

**) Vergl. Geoffroy St. Hilaire l. c. pag. 111. Usages des bourses nasales des Gavials males.

***) Vergl. darüber: Versuche von Austin Flix über den Sitz des Athmungsbedürfnisses in dem American Journal Oct. 1861. Schmidt, Jahrb. 1863, pag. 156.

Verfolgung seines Raubs gestattet. Dass diess die vorzugsweise Bestimmung der genannten Blase sei, wird auch durch die Analogie einer ähnlichen Einrichtung bei dem Klappermützen-Seehund (*Phoca cristata* Fabricius, *Cystophora borealis* Nilson) wahrscheinlich zu Folge der anatomischen Untersuchung, welche W. v. Rapp mitgetheilt und durch eine Abbildung erläutert hat.*) Dieser Beutel ist ebenfalls wie bei dem männlichen Gavial durch eine Fortsetzung der Scheidewand der Nasenkanäle in zwei seitliche Abtheilungen getheilt. Rapp stellt daher auch l. c. pag. 240 die entsprechenden Organe des Gangescrocodils und des Klappermützen-Seehunds in Parallele, die auch noch in so fern zutrifft, als bei den weiblichen und jungen Thieren beider Gattungen die fragliche Einrichtung nur rudimentär ist, indess die Fähigkeit, unter das Wasser zu tauchen, bei Crocodilen und Seehunden überhaupt durch die Verschliessbarkeit der Nasenöffnungen mittelst einer Klappeneinrichtung begünstigt ist. — Die Fähigkeit, längere Zeit unter dem Wasser zu bleiben, wird dagegen durch die Theilung des grösseren Theils der Luftröhre selbst durch eine Scheidewand der von mir an der capischen Fettgans (*Aptenodytes demersa*) gemachten Entdeckung zu Folge bewirkt, welche Meckel sofort durch die auf meinen Wunsch unternommene Untersuchung von drei Fettgänsen und einer *Procellaria glaciales* vollkommen bestätigt fand, ohne dass jedoch bis jetzt bei andern durch ihre Fähigkeit, unterzutauchen, bekannten Vögeln bei ältern Schriftstellern, namentlich Pallas (in seiner Zoographia rossoasiatica oder in den Spicilegiis u. s. w.) darüber ein Aufschluss zu finden wäre, der auch in Beziehung auf eine etwaige Verschiedenheit dieser Einrichtung bei beiden Geschlechtern fehlt. Bei den Schildkröten steigert sich die Theilung der Luftröhre auch wohl zu einer Trennung in theilweise gesonderte Luftröhren für jede Lunge und daher das Vermögen der Wasserschildkröten, lange unter dem Wasser zu bleiben, indem sie dieselbe Luft wiederholt vermöge eines Schlingactes benützen, der

*) Archiv für Anatomie und Physiologie von Meckel, Jahrg. 1829, pag. 236.

**) Archiv für Anatomie und Physiologie, Jahrg. 1832, p[illegible].

theilweise auch das wiederholte Athmen derselben Luft bei höheren Thieren zu bedingen scheint.

2) Eine zweite Eigenthümlichkeit zeigt der Gavial gegenüber von andern Crocodilen in dem Verhältnisse der Längenzunahme des Kopfs und namentlich der Kiefer und der Gesammtlänge des Körpers im Verlaufe der Entwicklung. Wie denn die Grösse der Crocodile überhaupt bei ihrem Austritt aus dem Ei verhältnissweise viel geringer ist, als die Grösse, welche sie nach vollendetem Wachsthum oder mit dem Alter erreichen, so ist insbesondere der Kopf kürzer und seine Länge nimmt im Verlaufe der Entwicklung verhältnissweise mehr zu, als die Länge des übrigen Körpers. Dieser Regel scheint sich auch der dem indischen Gavial der Form nach näher stehende *Crocodilus gavialis Schlegeli* von Borneo *) anzuschliessen, indess bei dem indischen Gavial die Länge des Kopfs und der Kiefer insbesondere nicht in entsprechendem Verhältnisse zuzunehmen scheint, während dagegen die Breite der Kiefer mit dem Gesammtwachsthum verhältnissweise mehr zunimmt. Diese von den Verfassern der Erpetologie générale Tom. III. pag. 136 angeführte Bemerkung findet sich bei den Exemplaren A und B des Königl. Naturalienkabinets vollkommen bestätigt. Zu diesen kommt noch ein drittes Exemplar C, das noch nicht lange das Ei verlassen zu haben scheint, Durch zufällige Beschädigung hat es beiläufig die hintere Hälfte des Schwanzes verloren, so dass es also nur ungefähr für die folgenden vergleichenden Messungen benützt werden kann. Wird die ganze Länge des Körpers bei A und B mit a, die Länge des Kopfs von der Spitze der Schnauze bei A, B (und C) bis zu dem erhabenen Querrande mit b bezeichnet, so ist das Verhältniss von a zu b bei dem Exemplar

A = 1580‴ : 257‴ Württ. Dec.-Maas = 6,11 : 1.

B = 480 : 101 = 4,75 : 1.

Diess stimmt beinahe vollkommen mit der Angabe der Erpetologie l. c. überein; bei einer Länge des ganzen Körpers, nämlich von 5 Metern und 40 Cent.-M. verhielt sich a : b = 6 : 1;

*) Verhandelingen over de natulike Geschiedenis 1840, Tab. 1, 2, 3.

bei einem nur 50 Cent.-M. langen Exemplar verhielt sich a:b = 4,5:1, was sich also dem oben angegebenen Verhältniss von a:b bei dem Exemplar B mehr nähert, als das Verhälsniss a:b bei A. Dagegen bemerkt Dumeril l. c., dass bei dem 50 Cent.-M. langen Exemplar der Schädel hinter den Augenhöhlen nur um $\frac{1}{5}$ breiter als lang sei. Bei einem 2 Meter 50 Cent.-M. langen Exemplar war die beinahe rechtwinklichte ebene Fläche des Schädels beinahe noch einmal so breit als lang. Bei den Exemplaren A und B verhielt sich die grösste Breite der Schnauze ungefähr in der Mitte der Unterfläche des Unterkiefers gemessen zu der Länge des letzteren

bei A = 83‴ : 257 = 1 : 7,78,
bei B = 8‴ : 101 = 1 : 12,8.

Es ist somit deutlich, dass bei dem Gavial die Breite des Kiefers wenigstens bei dem männlichen Thiere in dem angegebenen Verhältnisse gegenüber der Länge zunimmt, das allerdings durch Vergleichung mit jungen und weiblichen Thieren noch genauer zu bestimmen wäre. Jedenfalls ist jedoch anzunehmen, dass das Verhältniss der Breite der Kiefer bei beiden Geschlechtern im Verhältniss zu der Gesammtlänge des Körpers und der Länge der Kiefer mit dem Wachsthum des Körpers zunehme, indem es wohl der Lebensweise des Thiers als Raubthier weniger entsprechen würde, wenn die ohnehin langen Kiefer mit dem Wachsthum des Körpers noch mehr verhältnissweise an Länge zunehmen und dadurch an Kraft verlieren würden, statt dass sie bei geringerer Zunahme an Länge und verhältnissweise grösserer Zunahme an Breite eher an Kraft gewinnen. Damit tritt also der Gavial wieder mehr in Absicht auf Form in die Reihe der übrigen Crocodile, bei welchen das entgegengesetzte Verhältniss der Entwicklung der Kiefer in Absicht auf Länge und Breite der Kiefer mit der Entwicklung eintritt.

3) Die Schuppen oder Schilder, aus welchen der Panzer der Crocodile besteht, sind bekanntlich in quergehende Reihen oder Bänder geordnet, deren Zahl bei den verschiedenen Arten verschieden ist. Diese unterscheidet ausserdem hauptsächlich die Verschiedenheit einzelner Nackenschilder in Absicht auf Zahl und

Form, so dass sie zu Bezeichnung der einzelnen Arten benützt werden, was jedoch einiger individuellen Verschiedenheit unterworfen ist.*) Weniger scheint dies in Beziehung der Schuppen der unteren Fläche des Körpers und der Glieder der Fall zu sein, wohl aber bedingt oder fordert ihre Function Modificationen in Absicht auf Grösse und Form, welche daher in der ursprünglichen Bildung begründet sind und nur durch den Gebrauch der Theile selbst mehr ausgebildet werden mögen. Im Allgemeinen lassen sich diese Modificationen auf die rhombische Form (Taf. I, Fig. 5) als Grundform zurückführen. Sie nähert sich jedoch auf der Unterfläche des Körpers im Allgemeinen einer mehr parallelipedischen Form, jedoch mit Verschiedenheit der Länge und Breite der Seiten, indem jene bei den Schuppen des Halses (g), des Bauchs (f) und dem Anfange des Schwanzes (e) ungefähr in dem Verhältniss von 1, 2, 3 verschieden ist. In der Mehrzahl derselben nähern sich die Winkel, unter welchen die Seitenränder mit einander verbunden sind, einem rechten. Dagegen zeigen die Schilder auf der äusseren (b) und zum Theil auf der inneren Seite der Füsse (a) eine sehr ausgesprochene Rhombenform mit mehr oder weniger Neigung der Ränder und zum Theil fast Gleichheit der 4 spitzigen Winkel. Diese Form rundet sich in verschiedenem Grade ab, namentlich in den Gelenken der Füsse und es stellt daher Fig. 5, c eine Gruppe solcher Abänderungen von der rhomboidalen zur runden Form dar. Diese zeigen auch die Schilder in der Nähe des Afters. Die Zähne des Schwanzes weichen dagegen nicht bloss durch ihre aufrechte Stellung, sondern auch durch die mehr gebogene Form ihres Randes ab, wie diess aus Fig. 4 erhellt, welche dem gleichen Exemplar entnommen ist. Da die noch weiche Beschaffenheit des Panzers die Darstellung der Verbindung der zahnförmigen Schuppe mit der fast parallelipedischen Seitenschilde des Schwanzes gestattete. Die gleichförmige Bedeckung der abgerundeten Oberfläche des Körpers und der Glieder macht jedoch nicht bloss eine einfache Veränderung der Winkel des einzelnen

*) Vergl. darüber die Erpetologie generale und in Beziehung auf den Gavial insbesondere Tom. III. pag. 138 und 139.

Schildes nöthig, sondern auch Theilung einzelner oder Verbindung mehrerer unter einander durch mehrkantige, drei-, fünf- oder auch sechseckige Zwischenschilder, wovon Fig. 5, d ein Beispiel gibt, damit die Verbindung der einzelnen Schilder und die gleichförmige Bedeckung der Oberfläche des Körpers ohne Zwang erreicht wird. Diess ist nicht minder deutlich bei vielen andern Reptilien und Fischen, bei welchen jedoch meist die einfache rhomboidale Form der Schilder oder Schuppen vorherrscht. Diess ist am auffallendsten bei dem im Nil einheimischen *Polypterus bischir*,*) dessen Körper mit einem zusammenhängenden knöchernen Panzer von rhomboidalen Schuppen bedeckt ist, sowie in vielen andern Fällen, z. B. den Waben der Bienen, dem electrischen Organ der Rochen, welche ich zum Theil pag. 65 der Schrift über die regelmässigen Formen der Gebirgsarten angeführt habe, und welche die Anwendbarkeit der rhombischen Form vermöge der Veränderlichkeit der Winkel in allen Fällen deutlich zu machen geeignet sein wird, in welchen eine gleichförmige Bedeckung einer gewölbten Fläche erfordert wird und somit einen handgreiflichen Beleg für den schon von Aristoteles ausgesprochenen Satz liefert, dass Gott Alles nach Maas und Zahl geordnet habe.

*) Annales du Mus. d'hist. nat. Tom. I. pag. 57 mit 1 Abbildung.

Erklärung der Tafel.

Fig. 5. a Innere Seite des Hinterfusses.
b Aeussere Seite des Hinterfusses.
c Gruppe von Schuppen zwischen den Vorderfüssen.
d Erste einfache vom Schwanz.
e, f, g Parallelipedische Schuppen von der Unterfläche des Halses, Bauchs und Schwanzes.

III. Kleinere Mittheilungen.

Zur Flora von Württemberg.

Von Oberstudienrath Dr. Kurr.

Herr Oberamtsarzt Dr. Finkh in Urach hat in einigen Jahrgängen unserer Vereinshefte (1860 Seite 153 und 1861 Seite 350) mehrere sehr dankenswerthe Beiträge zu unserer einheimischen Flora geliefert, welche den Beweis liefern, wie durch anhaltendes fleissiges Sammeln und Beobachten immer noch erfreuliche Resultate und Berichtigungen derselben erzielt werden können, und wie namentlich die Zahl der Standorte in den verschiedenen Gegenden des Landes, in mancher Beziehung eben so wichtig als die Entdeckung neuer Arten oder Varietäten, täglich an Ausdehnung gewinnt.

Wenn nun Herr Dr. Finkh in den Jahresheften 1860 Seite 155 sagt, dass die in den Oberamtsbeschreibungen des Landes aufgeführten Pflanzen ohne Stimmung der Gewährsmänner angegeben werden, so muss ich dagegen bemerken, dass ich, seit 1844 als Mitglied des K. statistisch-topographischen Büreaus, seit einer Reihe von Jahren hauptsächlich mit dem naturhistorischen Theil der Oberamtsbeschreibungen betraut, mich stets bemüht habe, mich womöglich durch Augenschein von dem Vorkommen seltener Pflanzen zu überzeugen, und dass in der Regel am Schlusse jeder Beschreibung oder in einer Note angegeben ist, was der Verfasser dieser Artikel ist oder von wem die Mittheilungen herrühren. Dieses Letztere gilt namentlich von dem durch Herrn Finkh hervorgehobenen Bezirk Aalen, wo es bei Aufzählung der Pflanzen Seite 36 in der unten stehenden Note heisst: „Diesen Mittheilungen liegt einer von dem ausgezeichneten vaterländischen Botaniker, Buchhalter C. A. Rösler entworfenen Floren des Bezirks zu Grunde."

Ich kann hinzufügen, dass ich mehrere der dort angeführten seltenen Pflanzen von dem angegebenen Standort in Händen habe, z. B. *Orobanche rubens Wallr. Lepidium Draba L. Asperula tinctoria L.*, welch Letztere für Württemberg ganz neu ist. Diese verdanke ich der Güte des Herrn Pharmazeuten Lendner, welcher früher mit Herrn Rösler in der Umgegend von Aalen gehandelt hat, und ich werde sie in seinem Namen dem Vereinsherbarium übergeben:

Gnaphalium margaritaceum L. hat Herr Major von Stapf an der Donau (Siehe Lechlers Supplement zur Flora von Württemberg. S. 58)

gesammelt, auch führt sie schon Koch in seiner *Synopsis flora germanica*, als in Oberbayern und Württemberg wachsend, an. *Lonicera Periclymenum L.* habe ich selbst bei Zavelstein, schon früher bei Tübingen, Stuttgart und Neuenbürg gefunden. Da dieselbe immer an Waldrändern, fern von Gärten wächst, auch bei uns nirgends in Gärten angepflanzt wird, so ist an ihrem wirklichen Vorkommen im wilden Zustand nicht zu zweifeln.

Stenactis bellidiflora B. Br. wurde von Valet am Nagoldufer bei Unterreichenbach, von mir selbst schon früher in der Nähe von Calw gefunden.

Vorkommen des Distelfalters.

Als ich die mit interessanten Bemerkungen reich versehene Zusammenstellung der vaterländischen Schmetterlinge im vorigen Jahreshefte durchlas, und bei *Vanessa Cardui* die Beobachtung verzeichnet fand, dass dieser Schmetterling im Mai 1860 bis Mitte Juni ausserordentlich häufig beobachtet wurde, erinnerte ich mich sogleich, in der Petersburger Nordischen Biene N. 166 vom 26. Juli 1860. Seite 682 gelesen zu haben, dass ganze Züge des gleichen Falters in der Umgegend von Odessa gesehen worden waren.

Ich erlaube mir, den Artikel in wörtlicher Uebersetzung hier folgen zu lassen.

„*Belles dames* in Odessa. Ausser der Wanderheuschrecke zeigte sich in der Umgegend von Odessa eine unermessliche Menge einer andern durchaus unschädlichen Insectenart. Es waren diess Schmetterlinge, zu der Abtheilung der Tagfalter gehörig, französisch *belles dames* genannt, *Papilio cardui L.* Sie flogen in ganzen Schaaren und in solchen Massen, dass sie, wie man von den Heuschrecken zu sagen pflegt, die Sonne verfinsterten. Die Raupe dieser Schmetterlinge lebt auf einem in der Umgegend von Odessa ausserordentlich verbreiteten Unkraut, dem Flockenkraut und den Distelarten."

Im vorangehenden Artikel ist von den Heuschreckenzügen die Rede, welche im Juni in Bessarabien einfielen: der eine bedeckte einen Raum von 60 Werst in die Länge und 20 Werst in die Breite. — Da die vorliegende Nachricht aber die Distelfalterschwärme gleich von vorne herein mit den Wanderheuschrecken in Verbindung gesetzt ist, darf man wohl annehmen, dass die Beobachtung auch in den Juni fällt. Was aber das massenhafte Erscheinen dieses Schmetterlings in so verschiedenen und entlegenen Gegenden veranlasste, darüber enthalte ich mich aller Erklärungsversuche.

Dr. G. Vossenmeyer.

Die einheitliche Ursache aller Kräfteerscheinungen im Universum. Von W. Pössnecker. Bei Gummi. München 1863.

Der Verfasser macht in diesem Schriftchen den Versuch, alle Kräfteerscheinungen im Universum auf die allgemeine Anziehungskraft zurückzuführen; wir sagen „Versuch", der Titel scheint uns viel zu viel zu versprechen, da jeder Physiker sich gestehen muss, dass ein Zurückführen aller Erscheinungen auf eine einheitliche Ursache eine Aufgabe ist, von deren Lösung wir noch weit entfernt sind. Uebersehen wir in kurzem den Inhalt der Schrift, so ergibt sich, dass es dem Verfasser nur darum zu thun ist, zu sagen, wie er sich die Zurückführung auf die allgemeine Anziehung denke, nicht aber darum, Beweise für die Richtigkeit seiner Anschauung beizubringen. Am ausführlichsten behandelt der Verfasser die Lehre vom Licht und mit Recht, da die Theorie des Lichts am weitesten gefördert ist. Es wird ausgeführt, dass jede Lichtquelle Atome an sich reisse und durch Herbeiziehung von Atomen aus dem Auge das Gefühl des Lichts hervorbringe. Man sieht, der Verfasser huldigt der Emissionstheorie, nur mit umgekehrter Bewegung der Atome: bei der Emissionstheorie wird der Lichtstoff ausgesendet, hier stürzt er sich in die Lichtquelle. Gegenüber der Schwierigkeit der Erklärung der Interferenzerscheinungen, über welche die Emissionstheorie nicht hinauskommt, hilft sich der Verfasser dadurch, dass er die Richtigkeit des Parallelogramms der Kräfte bei Atomen nicht anerkennt. Ein genaueres Eingehen auf Einzelheiten, um die neue Theorie gegenüber der Wellentheorie zu rechtfertigen, kann man natürlich von dem kleinen Werke nicht erwarten; wenn aber der Verfasser sagt, der Grund der Lichterscheinungen liege nun nach seiner Darstellung „klar und einfach" dar, während „die Wellentheorie in einen gelehrten Nimbus eingehüllt werde, den selbst der Kenner nicht ohne Scheu anzutasten wage," so gestehen wir gerne zu, dass der Verfasser mit seiner Erklärung schnell fertig ist, aber nicht, dass dabei die Einsicht in die Thatsachen gewinne. Bei den übrigen Gebieten der Physik, Wärme, Elektricität etc. wird weniger klar, wie sich der Verfasser dieselben aus der allgemeinen Anziehung ableitet; an der Hand von Worten, wie „Spannungen, Spannungszutheilungen", deren scharfer, bestimmter Sinn nicht festgestellt ist, werden eine Reihe physikalischer Erscheinungen beschrieben. Wir bedauern mit dem Verfasser, dass eine „weitere Ausdehnung seiner Forschungen und ein tieferes Eindringen" ihm nicht gegönnt ist, es hätte ihn dies zur Ueberzeugung führen können, dass die Gesetze der Naturerscheinungen nicht mit blosen Worten, sondern nur durch Zahl und Mass sich feststellen lassen.

P. Zech.

zieht Niemand in Zweifel: allein über die Art und Weise der zweckmäßigsten Einrichtung bestehen zwei wesentlich verschiedene Ansichten, welchen in ziemlich scharf abgeschnittenen Hälften den Staaten Europas zufallen. Von den Einen wird nämlich das System der Findelhäuser unterhalten, während von den Andern die Waisenhäuser oder vielmehr die erst nach vorgängiger Untersuchung geleisteten Unterstützungen als die allein passende Maßregel gepriesen werden. Und zwar ist es merkwürdig, daß sich die romanischen Völkerschaften durchgängig für die erstere Ansicht ausgesprochen haben, während die germanischen im Wesentlichen die zweite befolgen, was denn auch zu der, wegen Deutschlands freilich nicht ganz richtigen, Bezeichnung des „katholischen“ und des „protestantischen“ Systems der Kinderversorgung Anlaß gegeben hat. * — Falls aber Jemand, welcher diesem Gegenstande noch keine nähere Betrachtung widmete, ein nur geringes Gewicht auf diesen Unterschied legen möchte, so gedenken wir ihn von einem schweren Irrthume zurückzubringen, und ihm zu zeigen, daß diese geringfügig scheinende Verschiedenheit von den wichtigsten Folgen für die Sittlichkeit und für den Volkswohlstand ist.

Die Materie ist allerdings schon früher nicht selten besprochen worden; auch hat sich theils in Folge dieser Erörterungen, theils aus Anhänglichkeit an das einmal Bestehende wohl so ziemlich allgemein in Deutschland eine Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit des in den germanischen Staaten befolgten Systems gebildet. Allein es sind in der allerneuesten Zeit in Frankreich sehr umfassende

* Beide Eintheilungen sind allerdings nicht scharf richtig. Auf der einen Seite nämlich hat das germanische Oesterreich wenigstens in seinen großen deutschen Hauptstädten Findelhäuser, und schließt sich somit an das romanische System an. Auf der andern Seite bekennen sich zu der angeblich katholischen Einrichtung die sämmtlichen rein deutschen katholischen Staaten keineswegs. Da nun die letztere Ausnahme nicht nur die umfangreichere, sondern auch die bezeichnendere ist, da ferner das zwar ganz katholische, allein aus romanischen und germanischen Elementen gemischte Belgien auch in Beziehung auf die fraglichen Systeme gemischt erscheint: so scheint der Grund der Abweichung richtiger in der Stamm- als in der Confessions-Verschiedenheit zu liegen. Das slawische Rußland bleibt ganz außer Berechnung, da es ohne entschiedene Ansicht Fragmente von beiden Systemen in verschiedenen Oertlichkeiten unterhält.

Abnormitäten bei Ammoniten.

(Hiezu Taf. 1, Fig. 1—4.)

Eine der merkwürdigsten Abnormitäten von Ammoniten verdankt unsere Sammlung der Freundlichkeit des Herrn Inspectors Calwer in Rotweil. *Ammonites convolutus* Schl. aus dem Ornatenthon von Lautlingen (T. 1. Fig. 1.) hatte sich bis zur Vollendung der 4. Windung regelmässig entwickelt, von Zeit zu Zeit sich geschnürt, wie dieser Ammonit es liebt, als offenbar eine Verletzung der Schale an dem Rücken des Thiers eintrat, des dadurch am regelmässigen Weiterbau der Luftkammer gehindert wurde. Eine Erbreiterung der Ammonitenröhre, ein Verschwinden der Rippen und die Bildung eines scharfen Kiels in der Medianlinie der Röhre sind die nächste Folge bei der nun eintretenden Ausheilung der Wunde. Derlei Vernarbungen von Schalenverletzungen lassen sich an einer Reihe von Ammoniten beobachten, hatten aber sonst eine Veränderung des inneren Organismus im Thiere nicht zu Folge. Zieten's *Ammonites paradoxus* (Ziet. Taf. XI. fig. 6) zeigt z. B. in dieser Hinsicht vollkommene Regelmässigkeit, indem der Rückenlobus trotz der auffallenden Verrückung des Kiels exakt die Medianlinie der Ammonitenröhre einhält. Die innere Anordnung der Loben ist somit durch die Verzerrung der äusseren Schale lediglich nicht berührt. Dasselbe beobachte ich an einem ganz ähnlich verwundeten *Ammonites amaltheus* unserer Sammlung und ist sicher auch an dem Original von d'Orbigny auf Pl. 68, fig. 6—8 zu sehen. Die Loben bleiben symetrisch, Rückenlobus mit dem Sipho in der Mitte, nur die äussere Schale wird unsymmetrisch. Desgleichen besitzen wir 3 Stücke *Ammonites rotiformis*, wo von der Stelle der Verwundung an die Rippen verschwinden und fortan die Schale glatt bleibt, 1 *Ammonites radians* ähnlich missbildet und den Fig. 3 abgebildeten *Ammonites caprinus* von Laufen. Letzteres Stück erhielt eine Wunde in der Gegend des ersten Seitenloben, die Schale glättete sich und bildete sich beim Fortwachsen ein glatter Streifen auf der Seite aus, gegen den sich die Rippen sämmtlich zurückschlagen. Die Symmetrie des Loben ist aber in keiner Weise gestört. Aus dem weissen Jura zeigen 2 *Ammonites biplex* Sow. und 1 *Ammonites polyplocus* Rein. ähnliche Erscheinungen. — Ganz anders gestaltete sich nun der oben berührte *Ammonites convolutus*. Er war augenscheinlich gerade in der Medianlinie verletzt und trat an ihm auch eine Störung des Lobenbaues ein. Sipho und Rückenlobus verlassen nämlich die Medianlinie, wodurch ein unsymmetrischer Lobenbau entsteht, während der äussere Schalenbau symmetrisch vorwärts geht. Ein scharfer Kiel, bei *Ammonites convolutus* noch nie gesehen, läuft jetzt auf der Mitte des Rückens hin und schneidet den breit gezerrten linken Rückensattel, während der Rücken-

lobus ganz nach rechts geschoben ist. Halbirt man nun die Ammonitenröhre nach dem median liegenden Kiel, so fällt auf die rechte Hälfte ein Stück linken Rückensattels, der ganze Rückenlobus, der rechte Rückensattel und die linken Seitenloben und Sättel, während auf der linken Hälfte der übrige linke Rückensattel und die linken Seitenloben und Sättel Platz greifen. So wuchs der Ammonit fort bis zum letzten Drittheil der letzten Windung. Hier bildeten sich zum Schluss der Abnormität noch 2 starke paarige Hörner aus, ähnlich wie man sie manchmal bei *Ammonites parabolis* Qu. beobachtet. Vor beiden Hörnern endlich erhebt sich auch noch der Kiel zu einen hervorspringendenen Kamm, an welche sich zulezt eine ganz normale und gesunde Wohnkammer anschliesst, die den Ammoniten vollendet. Es liefert somit unser Exemplar das Beispiel eines durchaus in seinem Aeussern symmetrisch bleibenden Ammoniten bei einer Asymmetrie der Loben-Kammern.

Eine weitere Art von Abnormität ist, wenn die Ammonitenröhre die Windungsebene verlässt, in der sie sich aufrollt und nach rechts oder links sich dreht in der Weise der Turriliten. Streng genommen hätte d'Orbigny Recht, solche Individuen, die ihrem Gattungsbegriff in der Art untreu werden, ganz aus dem Genus der Ammoniten zu streichen und zu Turrilites zu verweisen (Pal. franc. Cephal. jurass. pag. 172). Bedenkt man jedoch, dass unter Tausenden von Individuen immer nur Wenige es sind, die allein nur durch das Verlassen der Spiralebene von andern ihres Geschlechts sich unterscheiden, in allen übrigen Merkmalen aber ihnen gleich bleiben, so ist es sicherlich besser gethan, diese Wenigen als Abnormitäten anzusehen; um so mehr, als in der Windung nach Rechts oder Links durchaus keine Gesetzmässigkeit herrscht. D'Orbigny sagt zwar von seinem *Turrilites Boblayi*, er habe sechs rechtsgewundene Exemplare vor Augen: eigenthümlicher Zufall! Unter 10 Exemplaren der gleichen Art, die unserer Sammlung zu Gebot stehen, befinden sich 3 rechtgewundene und 7 linksgewundene. Der innere Grund dieses rechts oder links Drehens liegt in der einseitigen Entwicklung des rechten oder linken Seitenloben. Die Anlage hiezu ist schon in der frühsten Jugend vorhanden, indem nur liniengrosse Röhren bereits sich winden und mit dem Alter immer mehr die Ebene verlassen. Zieht man von der Mitte des Rückenlobus zur Mitte des Bauchlobus eine gerade (Fig. 3 und 4) so theilt diese die Mundöffnung stets in zwei ungleiche Hälften; in der Richtung der entwickelteren Hälfte geschah die Drehung. Fig. 3 zeigt einen ausgewachsenen, mit vollkommener Mundöffnung versehenen *Ammonites miserabilis* Qu. aus den Tuberculatusbänken von Börtlingen, den ich Hrn. Binder von Heilbronn verdanke. Er ist in Folge einseitiger Lobenentwicklung so sehr aus seiner Windungsebene nach rechts gedreht, dass die Siphonallinie des zweiten Umgangs vom äusseren Umgang gar nicht mehr umfasst wird, vielmehr frei und offen daliegt. — Unter 4 excentrischen *Amm. oxynotus* Qu. besitzen wir 3 links und 1 rechtsgewun-

denen, unter 10 *Amm. bifer* Qu. 7 linke, 3 rechte, 1 *Amm. triplicatus* Qu. und 1 *Amm. ornatus* Schl. ist links gewunden, ebenso 1 *Amm. pictus* Schl. und 1 *Amm. polyplocus* Rein. Ueber *Amm. ornatus* Schl. von Laufen (Fig. 4) möge noch beigefügt werden, dass an der einseitigen Lobenentwicklung eine äusserliche Verlegung Theil haben kann, indem von der sonst doppelten Stachelreihe, die sich bei normalen Individuen über den Rücken zieht nur eine einfache und zwar die linke Reihe beobachtet werden kann.

Aus dem Mitgetheilten erhellt einerseits wie unabhängig die Lobenbildung des Ammoniten von der Bildung, resp. Missbildung der äussern Schale ist, anderseits aber wie bei einer Missbildung der Loben die ganze Röhre unsymmetrisch wird. Unter 25 vorliegenden abnormen Exemplaren bietet der Calwer'sche A. convolutus das einzige Beispiel von nur einer theilweisen Asymmetrie oder der vollständigen Ausheilung einer das Individium während der Bildung eines ganzen Umgangs entstellenden Wunde.

Keineswegs aber beschränken sich derartige Abnormitäten nur auf einzelne Formationsglieder. Wir besitzen sie zur Zeit aus 7 Etagen des Juras, während sie 1842 in Frankreich durch den Herrn Kapitän von Valdan nur aus dem untern Lias von St. Amand bekannt waren und der Verfasser der Paléontologie française sie deshalb noch als unvollkommene Geschöpfe in Contact mit der Trias bringt, die während der Juraperiode verschwanden, um erst in der Kreidezeit unter einem neuen Subgenus wieder aufzutreten. Es erhellt daraus schliesslich, wie gefährlich es ist, aus vereinzelten Beobachtungen alsbald ein „Résumé géologique" zu ziehen.

Dr. Oscar Fraas.

Die Katze als Amme anderer Säugethiere.

Von Prof. Dr. Krauss.

Im Februar 1861 kaufte Herr Hofkürschner Haag in Stuttgart den Balg eines weiblichen Steinmarders und zugleich zwei lebendige acht Tage alte Junge, welche der Verkäufer mit der Mutter gefangen hatte. Aus Mitleid für die niedlichen jungen Thierchen legte er sie seiner Katze, welche ein nur 10 Tage altes Junges hatte, zum Säugen an. Die Katze nahm die jungen Steinmarder sogleich an und säugte sie mit ihrem eigenen Jungen 6 Tage lang, wobei sie zusehends gediehen. Auf Zureden von Herrn G. Werner übergab er sie mit allen Jungen in dessen zoologischen Garten, der alten Katze behagte aber diese Veränderung nicht und ging trotz ihrer Jungen durch, wodurch diese sammt den Mardern zu Grunde gingen.

Einen andern Fall hatte Herr Carl Wünsch in Esslingen mir mit-

zutheilen die Güte, der zugleich auch wegen der Zucht von jungen Fischottern von Interesse ist. Am 1. Juli 1861 wurde gegenüber des C. Deffner'schen Wohnhauses der Bau eines Fischotters entdeckt, weil der Fabrikkanal abgelassen und dadurch der Wasserstand um 4 Fuss niedriger wurde. Das Weibchen flüchtete sich in das Badhäuschen nahe am Deffner'schen Hause und baute auf einer Quadermauer, die etwa einen halben Fuss über den Wasserspiegel ragte, neben einander drei Nester aus Gras und Wasserpflanzen, und legte in eines derselben ihre drei Jungen hinein. Diese wurden aber erst entdeckt, als die Mutter von dem Neste verjagt wieder zurückkehren wollte und getödtet wurde. Die Jungen waren 6—8 Tage alt, noch völlig blind und sehr unbehülflich. Herr Wünsch nahm sie zu sich in seine Stube und nährte sie zwei Tage lang, mit warmer Kuhmilch, die er sie aus einem Glas mit einem Gummischlauche saugen liess, wobei sie sichtlich gediehen. Da aber die jungen Fischotterchen sich durch ihren Urin nass machten und froren, so fürchtete er, sie werden ihm zu Grunde gehen, selbst wenn er sie mit einem kleinen Federkissen zugedeckt hielt, denn so bald dieses weggeschoben wurde, pfiffen sie jämmerlich und krochen von einander weg, während sie gut zugedeckt friedlich neben einander und zusammengerollt schliefen. Damit die Jungen immer trocken geleckt werden, übergab er sie einer Katze, die drei 4—5 Wochen alte Junge hatte. Die alte Katze beroch die Fischotter zuerst neugierig und fing dann bald darauf an, eines nach dem andern sorgfältig trocken zu lecken, bis sie wieder schön glänzten. Die jungen Thierchen äusserten dieses längere Zeit entbehrte Wohlbehagen durch lustiges Herumkriechen an der Katze, bis sie die Zitzen fanden, und fingen an ungestüm zu saugen. Die Katze liess die jungen Otter nicht nur gewähren, sondern leckte sie fortwährend, wobei sie zufrieden schnurrte, ohne sich um ihre eigenen Jungen zu bekümmern, die gleich Anfangs entfernt wurden. Leider mussten aber zwei der jungen Katzen auf Verlangen des Besitzers später wieder der alten Katze zurückgegeben werden, wodurch die viel jüngeren Otter in Nachtheil kamen und schon nach drei Tagen zu kümmern anfingen. Herr Wünsch griff also wieder zu seiner ersten Ernährungsweise mit dem Sauglas*) und trocknete sie, sobald sie sich nass gemacht hatten, mit Waizenkleie ab, wobei sie fortwährend gediehen. Nach 14 Tagen wurden ihnen, weil sie immer noch blind waren, durch einen Arzt die Augenlider geöffnet. Nach 6 Wochen wollte er einen Versuch machen und den jungen Fischottern ihre natürliche Nahrung geben. Er zerstampfte desshalb kleine Fischchen zu Brei, setzte Milch hinzu und gab ihnen die Flüssigkeit zu saufen. Die Jungen bekamen aber bald darauf Abweichen und Krämpfe, woran das

*) Auf ähnliche Weise wurde nach Dr. L. Brehm (Gartenlaube Nr. 11, 1861) ein junger Fischotter aufgezogen, der grosse Anhänglichkeit an seine Besitzerin zeigte und gan. zahm wurde.

kleinste nach drei Tagen verendete. Die zwei andern, ein Männchen und ein Weibchen, erholten sich aber wieder durch eine Mischung von Milch und Kindlesbrei. Nach 8 Wochen konnten sie immer noch nicht selbst die Nahrung zu sich nehmen, wenn sie bei einander lagen, so saugten sie beständig an einander und zwar immer an einer bestimmten Stelle, das eine am Hals, das andere am Bauch seines Geschwisters. Sie spielten lustig, wobei das Weibchen flinker und munterer sich zeigte, als das Männchen, einmal aber packte das stärkere Männchen das Weibchen so fest, dass es nach jämmerlichem Pfeifen in wenigen Augenblicken todt war. Nach 10 Wochen konnte endlich das noch übrig gebliebene Männchen allein fressen, zuerst Kindlesbrei und dann auch Wecken, welche in Milch eingeweicht wurden. Nach und nach lernte es auch kleine Fische fressen, was ihm so sehr zusagte, dass es später im Alter von 9 Monaten im Stande war, täglich einige Pfund Fische aufzuzehren. Es ist sehr zahm, läuft seinem Herrn unter dem Namen Nelson wie ein Hund überall nach und spielt mit einem kleinen Rattenfänger, der sein täglicher Spielkamerad ist, auf die possierlichste Weise, aber ins tiefe Wasser geht es durchaus nicht, obwohl es ganz seichtes Wasser nicht fürchtet.

Aus vorstehendem Fall ist es nun sicher, dass die Fischottern auch im Sommer Junge werfen, was Blasius (Säugethiere Deutschlands S. 241) zu bezweifeln scheint. Ohne allen Zweifel werfen sie zu allen Jahreszeiten, denn es wurden in Esslingen in der Mitte Decembers 1851 zwei Junge gefangen, welche noch blind kaum einige Tage alt waren, und zwei andere am 24. Januar 1852 bei Lauffen a. N. im Alter von etwa 5—6 Wochen.

Preis-Aufgabe.

Die Königl. Centralstelle für Landwirthschaft hat unterm 24. März nachfolgende Preis-Aufgabe gestellt:

Seit dem Erscheinen der längstvergriffenen Schrift „natürliche Geographie von Württemberg, von Pfarrer Schwarz in Botenheim im Jahr 1832“ ist keine ähnliche Arbeit mehr über die geognostischen Verhältnisse Württembergs der Oeffentlichkeit übergeben worden, während die Bedeutung dieser Lehre namentlich auch für den Landwirth mit den reissenden Fortschritten seines Faches wächst und bald die Zeit kommen dürfte, wo das Bedürfniss näherer Bekanntschaft mit den geognostischen Lagerungen und Schichten und den aus ihrer Verwitterung entstehenden Bodenarten auch für bäuerliche Kreise zur Geltung gelangen wird. Deshalb hat sich der Unterricht in der Gebirgskunde längst an unseren Ackerbauschulen eingebürgert, er sollte aber auch an den landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen nicht fremd bleiben, jedenfalls sollten die be-

treffenden Lehrer sich mit der Geognosie in so weit bekannt machen, um den Schülern über die für sie interessanten und beachtenswerthen Lagerungs- und Bodenverhältnisse ihrer Ortsmarkung und deren Umgegend nähere praktische Unterweisung ertheilen zu können.

Zur Pflege der Geognosie in der angedeuteten Richtung erscheint ein gediegenes gemeinfassliches und zugleich den landwirthschaftlichen Standpunkt entschieden festhaltendes Lehrbuch als ein wirkliches Bedürfniss, und glauben wir für Gewinnung eines solchen dadurch wirken zu sollen, dass dessen Abfassung zum Gegenstand einer Preisaufgabe von uns gemacht werde. Die Schrift soll in gedrängter Kürze und einfacher, klarer, allgemein verständlicher Darstellung nicht nur die verschiedenen Formationen und Schichten und die jeder derselben eigenthümlichen nutzbaren Fossile und Bodenarten nach der Reihenfolge und mit Beziehung auf ihr Vorkommen in den verschiedenen Landesgegenden beschreiben, sondern auch die für den Landwirth interessanten Nachweise damit verbinden, wie die Vegetation, die einzelnen landwirthschaftlichen Nutzpflanzen und die verschiedenen im Lande heimischen Wirthschaftssysteme zu obigen Formationen sich verhalten, damit auf diese Weise der bedeutende Einfluss sich näher kennzeichne, den die geognostischen Verhältnisse einer Gegend auf deren landwirthschaftlichen Betrieb äussern.

Wir glauben, dass eine solche Schrift bei gelungener Durchführung nicht nur für den Stand der Landwirthe im Allgemeinen viel Belehrendes bieten, sondern dass sie besonders auch unserer landwirthschaftlichen Fortbildungssache ein neues, förderliches Element zuführen werde; wir können daher nur aufrichtig wünschen, dass sich für die Bearbeitung eine Feder finden möge, welche der Bedeutung der Aufgabe ganz gewachsen ist.

Der Umfang der Schrift darf 5 bis 6 Druckbogen nicht überschreiten, wobei die Wahl leicht lesbarer Lettern vorausgesetzt wird. Die zu leistende Prämie ist auf 150 fl. festgesetzt. Die Preisschriften mit Motto und versiegelten Namen sind bis zum 1. Mai 1864 an die Kön. Centralstelle für die Landwirthschaft einzusenden, welche die Prüfung und Beurtheilung der Arbeiten veranstalten, je nach dem Ergebniss den Preis zuerkennen, sich sofort wegen der von ihr einzuleitenden Herausgabe und weiteren Verbreitung der gekrönten Preisschrift mit dem Verfasser besonders ins Benehmen setzen und ihm das erzielte Honorar zuweisen wird.

Fig. 3.

Fig. 5.

3. Der Jura in Franken, Schwaben und der Schweiz, verglichen nach seinen palaeontologisch bestimmbaren Horizonten.

Von W. Waagen in München.

Gekrönte Preisschrift der philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

Vorwort.

Es war im Sommer des Jahres 1862, als ich zu dem Entschlusse kam, die Juragegenden der Schweiz während einiger Monate zu bereisen, um die in dem Oppel'schen Werke „die Juraformationen Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands" noch etwas fühlbare Lücke wo möglich auszufüllen, und die Einreihung der jurassischen Ablagerungen der Schweiz in das von Oppel gegebene Schema definitiv festzustellen.

Obwohl nun dieser mir gewählte Stoff für eine Erstlingsarbeit schon sehr schwierig und umfangreich erscheinen mochte, so bestimmte mich doch, ermuthigt durch vielfaches Zusprechen einiger der ersten Grössen unserer Wissenschaft, eine im gleichen Sommer gegebene Preisaufgabe der philosophischen Facultät der hiesigen Universität, die Grenzen meiner Arbeit noch viel weiter zu stecken, und die gesammten Flötzgebirge Frankens, Schwabens und der Schweiz in das Bereich meiner Betrachtung zu ziehen. So gross nun auch die Aufgabe war, einen so ungeheuern Stoff in Zeit von einem Winter zu bewältigen, so gelang mir diess doch, und ich hatte die Freude, im Monate Mai des Jahres 1863 der philosophischen Fakultät eine Arbeit vorzu-

legen, welche mit einer besondern Belobung als preiswürdig anerkannt wurde.

Dennoch fühle ich nur zu wohl, wie manche Schwächen sich noch darin vorfinden, theils in Folge von etwas mangelhafter Benützung der Literatur, theils auch, weil ich bei der Kürze der mir zugetheilten Zeit und bei dem ursprünglichen Plane der Arbeit, manche der Schichten, welche zur Behandlung kamen, in der Natur nur sehr flüchtig gesehen habe. Diesen Fehler nun hatte in Sonderheit die Trias aufzuweisen, wo ich desshalb auch nur wenig Neues zu geben im Stande war, sondern mich hauptsächlich auf die genaue und kritische Zusammenstellung der schon früher vorhandenen Schriften beschränken musste. Es ist aber eben doch nichts anderes geworden, als eine ziemlich trockene Compilation, der das innere Leben der Autopsie gänzlich abgeht. Aus diesem Grunde ziehe ich es denn auch vor, das Publikum nicht weiter damit zu belästigen, sondern diesen Theil ungedruckt zu lassen. Kreide und Tertiär-Bildungen sollen das gleiche Schicksal erfahren: ich verspare mir die Publikation dieser Dinge lieber, bis ich auch wirklich etwas Gutes hierin zu leisten im Stande sein werde.

So soll sich also dieses mein erstes Werkchen auf den Jura beschränken, er allein bietet schon so ausserordentlich viel des Neuen und Interessanten, dass ich froh bin, wenn ich ihn auch nur für den Augenblick einigermassen erschöpfend zu behandeln vermochte. Doch die Wissenschaft schreitet schnell, und man darf alle Kraft aufbieten, mit ihr gleichen Schritt zu halten. Es war mir desshalb auch sehr unlieb, dass sich der Druck dieser meiner Arbeit so lange verzögerte, wenn ich auch gleich bemüht war, Alles, was unterdessen Beachtenswerthes erschien, sogleich nachzutragen, aber Aufnahmen in der Gegend von Bamberg, welche ich im Auftrage der geognostischen Untersuchungskommission für das Königreich ausführte, hinderten mich, die Vorbereitungen für den Druck zu treffen.

Das Material zu vorliegender Schrift habe ich beinahe durchgängig auf meinen verschiedenen Reisen in allen dreien der zu betrachtenden Landestheile selbst gesammelt, wie auch die eigene

Arbeiten über die Findelhäuſer und ihre Einrichtungen unternommen worden,* bei welchen ſich in wichtigen Punkten ganz neue Ergebniſſe herausgeſtellt haben, welche manchen, früher auf guten Glauben allgemein als Wahrheit angenommenen, Satz ſehr zu erſchüttern vermögen. Außerdem haben ſich die Grundlagen und die Folgen der beiden entgegengeſetzten Syſteme durch Erfahrung und Nachdenken weit ſchärfer als früher herausgeſtellt. Deßhalb, und namentlich aus dem letztern Geſichtspunkte, dürfte es wohl paſſend ſeyn, auch an dieſer Stelle die verſchiedenen Fragen und ihre Antworten kurz vorzuführen und deren Bedeutung für das Leben, namentlich des deutſchen Volkes, genauer zu beſtimmen.

Das Verhalten der Geſetze zu hülfloſen Kindern iſt bekanntlich in Deutſchland und in den übrigen germaniſchen Landen im Weſentlichen Folgendes: die Verpflichtung zu Erhaltung und Erziehung der Kinder liegt vor Allem den Eltern ob. Von derſelben ſind ſelbſt die unehelichen Eltern nicht befreit. Deßhalb wird, wenn irgend möglich, der uneheliche Vater obrigkeitlich ausfindig gemacht und zur Leiſtung einer verhältnißmäßigen Zahlung angehalten; jedenfalls bleibt die Mutter dazu verbunden. Sollten die Eltern völlig außer Stand oder nicht mehr vorhanden ſeyn, ſo

---

* Die bedeutendſten von dieſen neueſten franzöſiſchen Schriften ſind:
Recherches administratives, statistiques et morales sur les enfans trouvés, les enfans naturels et les orphelins en France et dans plusieurs autres pays de l'Europe. Par l'abbé A. H. Gaillard. Paris et Poitiers, 1837, XII u. 408 S. 8.
Histoire statistique et morale des enfans trouvés, suivi de cent tableaux. Par J. F. Terme et J. B. Monfalcon. Paris et Lyon. II u. 508 S. gr. 8.
Des hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France. Par E. B. Remacle. Paris et Strasb., X und 405 S. 8. ſammt einem Atlas ſtatiſtiſcher Tabellen.
Einige kleinere Schriften haben wir uns zu unſerem Bedauern nicht zu verſchaffen vermocht, was wir namentlich bedauern hinſichtlich des vom Präfecten Grafen Bondy herausgegebenen Mémoire sur la nécessité de réviser la législation actuelle concernant les enfans trouvés. (Auxerre, 1833.) Einige andere Schriften ſcheinen noch gar nicht erſchienen zu ſeyn, ſo: Carron duVillars, Recherches sur les enfans trouvés, und beſonders des ruſſiſchen Staatsrath von Guroff längſt verſprochenes großes Werk über die Findelhäuſer von ganz Europa.

Anschauung der meisten der im Texte citirten Lokalitäten mir in Beurtheilung der darüber aufgestellten Ansichten eine grössere Sicherheit verlieh.

Doch nicht mir allein habe ich die glückliche Lösung zu verdanken, sondern auch die Meisten der schweizer Geognosten: Mayer, Heer und Stutz in Zürich, Cartier in Oberbuchsiten, Lang in Solothurn, Merian und Müller in Basel, Gréppin und Bonanomie in Delémont, Desor in Neuchâtel, Jaquard in Locle haben das Ihrige durch ihre freundlichen und zuvorkommenden Mittheilungen dazu beigetragen. Ganz besonders aber muss ich noch die ausserordentliche Zuvorkommenheit meiner Freunde A. Gressly und C. Mösch hervorheben. Ihrer Einladung folgend durchzog ich mit ihnen und in Gesellschaft meines lieben Reisegefährten Dr. U. Schlönbach während mehr denn fünf Wochen die Berge des solothurner, berner und neuchâteller Jura, wobei uns namentlich Herr A. Gressly durch seine genaue Kenntniss der Lokalitäten von ausserordentlichem Nutzen war. Hier in München hat mir Herr Bergrath Gümbel und H. Hofrath Dr. v. Fischer durch genauere Angaben über die fränkischen Sedimentär-Schichten wichtige Dienste geleistet. Herr Dr. Schrüfer in Rattelsdorf klärte mich auch in Betreff einiger Verhältnisse im Jura der Gegend um Bamberg freundlichst auf. Ihnen allen spreche ich hiermit meinen verbindlichsten und herzlichsten Dank aus.

Nicht will ich indess meine Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben, ohne mit den wärmsten Gefühlen des Dankes auch meines verehrten Lehrers Herrn Prof. Dr. A. Oppel zu erwähnen. Seine sichere Führung allein bewirkte es, dass ich je dahin kam, Resultate wie die vorliegenden zu erzielen.

Gerade an der Münchener Universität dürfte es aber auch einem Lehrer besonders leicht werden, seine Schüler auf dem Wege der Wissenschaft raschen Schrittes zu führen, denn kaum wird anderwärts von Staats wegen so trefflich für die wissenschafttichen Anstalten gesorgt sein, als gerade hier, wo unter der Munificenz Seiner Majestät unseres hochverehrten Königs Maximilian des Zweiten München zu einer wahren Pflanz-

schule der Wissenschaft herangeblüht ist. Denn nicht nur dass durch die aus allen deutschen Gauen berufenen hervorragendsten Lehrer dem jungen strebsamen Manne die günstigste Gelegenheit geboten ist, sich mit den Anfangsgründen einer Wissenschaft vertraut zu machen, sondern es ist hier auch möglich schnell zu einem gewissen Grade von wissenschaftlicher Selbstständigkeit zu gelangen, indem die auf die liberalste Weise Jedermann zugänglich gemachten Sammlungen, sowie die in seltener Vollständigkeit vorhandenen Bibliotheken einerseits zu eigenen Arbeiten auffordern, andernseits bei denselben die erforderlichen Hilfsmittel an die Hand geben.

So lege ich denn nun diese meine Erstlingsarbeit der Gelehrtenwelt vor, dabei auf das milde Urtheil meiner Fachgenossen bauend. Ich bestrebte mich bei Bearbeitung meines Stoffes die möglichste Schärfe in Darstellung der Parallelen zu beobachten: da wo diese Schärfe nicht eingehalten werden konnte, bietet sich noch ein weites Feld für eingehendere Forschungen. Meinen Untersuchungen habe ich hauptsächlich die von Oppel gegebene Eintheilung zu Grunde gelegt, wenn auch gleich dieselbe nicht immer ganz unverändert beibehalten werden konnte. So musste im untern und mittlern Lias eine Vereinfachung, im oberen Jura dagegen, besonders in der Oxfordgruppe, eine noch weiter gehende Zerlegung der von Oppel aufgestellten Zonen vorgenommen werden. Für die Kimmeridge-Gruppe sind die Eintheilungen von Thurmann, Etallon, Marcou oder Contejean zwar minutiöser als die Oppel'sche, doch tragen dieselben mehr lokalen Charakter an sich, weshalb ich lieber die letztere beibehielt. Auch die, welche Credner kürzlich gegeben hat, scheint sich nicht weit über hannöverisches Gebiet hinaus verfolgen zu lassen, wozu indess sehr viel die mangelhafte Kenntniss der in diesen hohen Juraschichten vorkommenden Species beitragen mag. Denn so viele Arten auch bis jetzt daraus in der Literatur angeführt, und auch neuerlich wieder von Etallon und Thurmann beschrieben wurden, so scheint die Zahl derselben zu einer genauen Unterscheidung der Schichten doch noch nicht auszureichen.

Die Literatur über die einzelnen der zu betrachtenden Landestheile ist nicht gerade gering zu nennen, winzig aber ist die Zahl der Werke, welche eine Vergleichung der Bildungen in den drei Ländern versuchten; denn wenn auch Thurmann und Gressly in den Synonymiken der von ihnen unterschiedenen Schichten die Bildungen anderer Länder mit anführen, so geben sie dadurch doch nichts weiter als höchst unsichere Andeutungen, welchem Niveau die schweizer Ablagerungen ungefähr angehören möchten. Quenstedt in seinem Flötzgebirge (1843) ist der Erste, welcher sich in genauere Erörterungen einlässt, und hier viele ausgezeichnete Notizen mittheilt. Seinem System schloss sich Dr. Rominger in seinem Aufsatze „Vergleich des schweizer Jura mit der württembergischen Alb" (Bronns Jahrb. 1846) aufs Engste an, indem er die Quenstedt'sche Buchstabeneintheilung auch für den Canton Basel nachzuweisen bemüht war. Einen bedeutenden Schritt weiter kam Fraas in seiner im Jahre 1849 in den Württemberger Jahresheften veröffentlichten Abhandlung „Versuch einer Vergleichung des schwäbischen Jura mit dem französischen und englischen", und man findet darin sehr schätzenswerthe Anhaltspunkte, doch gab erst Oppel in der zweiten Abtheilung seines Werkes „Die Juraformation Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschlands" 1857 eine eingehendere Vergleichung. Es war ja aber auch erst er, welcher durch seine nach paläontologischen Merkmalen aufgestellten, auf das bestimmteste definirten Unterabtheilungen eine genaue Parallelisirung für grössere Distrikte durchzuführen ermöglichte. Wenn nun gleich seitdem Quenstedt in seinem Jura wieder manche beachtenswerthen Andeutungen gibt, so ist in den vergleichenden Uebersichten die Schweiz doch sehr flüchtig behandelt. Alle diese, wenn auch noch so trefflichen Arbeiten lassen noch manche fühlbare Lücke, und hier das Fehlende zu ergänzen, das Unklare aufzuhellen, soll die Aufgabe dieses Werkchens sein; wie und ob ich dieselbe aber gelöst habe, mögen die folgenden Blätter zeigen.

München im November 1863.

W. Waagen.

Einleitung.

Der Jurazug, welcher durch alle drei in Betracht kommenden Landestheile entlang sich erstreckt, tritt aus SW streichend aus den Dép. Jura und Doubs in die Cantone Waadt und Neuchâtel ein, hier indess noch sehr häufig von Kreidebildungen bedeckt. Von da aus setzt er als Kettengebirge in ungefähr nordöstlicher Richtung durch die Cantone Bern, Solothurn, Basel und Aargau fort, zieht sich in Plateau-Gebirge übergehend durch den Canton Schaffhausen, durch das südliche Ende von Baden, durch Schwaben und Franken bis in die Gegend von Coburg hin, bis hier endlich auch die noch in einzelnen Fetzen auftretende Decke von unterem Liassandstein verschwindet, und allenthalben die Gebilde der Trias Platz greifen. Zu beiden Seiten dieses langen aber im Verhältniss ziemlich schmalen Jurabandes haben sich theils jüngere Bildungen angelagert, theils treten auch die ältern Formationen zu Tage, wie es eben die orographischen Verhältnisse mit sich bringen; doch erlangen diese Glieder in der Reihe der Formationen in dem zu betrachtenden Gebiete nie die Bedeutung wie der Jura sie hat; theils wegen der Armuth an organischen Resten, welche hier herrscht, wie in den Schichten der Trias, theils wegen der geringen geographischen Verbreitung, wie Kreide und Tertiärbildungen.

Es ist ein einziges Meeresbecken, welches alle die im Gebiete dieses Jurazuges auftretenden, und hier das Urgebirge bedeckenden Formationen abgelagert hat, ähnlich dem jetzigen Mittelmeere, von diesem aber getrennt durch eine Reihe kleiner Inselchen, welche wohl in damaliger Zeit die Centralgebirgsstöcke der Alpen der gegenwärtigen Periode dargestellt haben mögen. Freilich konnte man dieses Meeresbecken in den frühesten Perioden kaum als für sich bestehend betrachten, denn Böhmen, der Schwarzwald und die Vogesen ragten damals nur als sehr

kleine Eilande aus einem weltumfassenden Ocean hervor, und so sind es denn auch nur einige Stellen an den Rändern jener Urgebirgsfestländer, welche die Spuren jener längst vergangenen Perioden der Erdbildung zu Tage treten lassen. Erst mit dem Beginne der Trias rücken die nördlichen und nordwestlichen Ufer des Beckens meinem Betrachtungsgebiete nach und nach näher, dasselbe so erst allmählig völlig abschliessend, und so ist denn auch der Bunte Sandstein das erste Gebilde, welches durch den ganzen helvetisch-allemannisch-fränkischen Meerbusen sich in beinahe ununterbrochener Linie hinzieht. Er ist in dem ganzen Gebiete höchst gleichförmig entwickelt, wenn auch hie und da die Farbe und der Gehalt an Bittererde in den höheren Schichten etwas wechseln mögen. Nicht viel anders ist es auch mit dem Muschelkalke beschaffen, wo sich auch die vier Hauptabtheilungen: Wellendolomit, Wellenkalk, Salzgebirge und Hauptmuschelkalk beinahe allenthalben mit ziemlicher Leichtigkeit wieder finden lassen. Besonders wichtig erscheint diese Abtheilung der Trias durch ihre Salzlager, welche sowohl in Schwaben als auch in der Schweiz mit grossem Erfolge ausgebeutet werden. Ich will hier nur im Vorbeigehen bemerken, dass die Salzlager der schweizer Salinen (Rheinfelden, Ryburg und Schweizer Hall) etwas höher zu liegen scheinen als die, welche die Salinen Schwabens versorgen. Theilt man nämlich das Salzgebirge in eine obere und in eine untere Anhydritgruppe, so liegen die Salzflötze, welche in der Schweiz ausgebeutet werden, in der oberen, die des schwäbischen Salzgebirges aber in der unteren Abtheilung.

Besass der Bunte Sandstein noch verhältnissmässig eine nur geringe Verbreitung, indem er sich nur an dem äussersten Ostrand des Beckens bei Kronach etc. zeigte, durch Mittelfranken in der Gegend von Aschaffenburg nach dem östlichen Rande des Schwarzwaldes herunter zog, und endlich noch den Nordrand der Cantone Aargau und Basel berührte, so nimmt der Muschelkalk nicht nur schon grosse Flächengebiete in Ober- und Unterfranken, in Schwaben und dem Plateaulande der nördlichen Schweiz ein, sondern es ist auch zugleich das tiefste Gebilde, welches in den gehobenen Ketten des Jura zu Tage tritt. Da

wo die Gewölbe des Hauptrogensteines geborsten sind und sich weit geöffnet haben, hebt sich der Hauptmuschelkalk, umgeben von der Lias- und Keuper-Combe entweder in einem Kegel, oder ist es eine Längsspalte als langgezogenes zackiges Felsriff heraus. Zu beiden Seiten schliesst sich, wie erwähnt, der Keuper ängstlich an, hier nur schwer unter dem mit gesellig lebenden Pflanzen dicht überzogenen Boden zu beobachten. Vermöge der leichten Verwitterbarkeit seiner Gesteine trägt er auch nur passiv, dadurch, dass er kleine Längsthälchen bildet, zum Relief jenes Landes, welches Zeuge so ungeheurer Revolutionen in der Entwicklungsgeschichte der Erde geworden ist, bei. Grössere Bedeutung erlangt dieses Gebilde im Hügelland, wo es sich sowohl in Schwaben, als auch im Gebiete des Mains und der Rednitz über ausgedehnte Flächen verbreitet. Es ist für den Forscher eine der interessantesten Formationen, nicht allein wegen des geheimnissvollen Dunkels, welches noch theilweise über der Entstehungsart der Mittelregionen derselben schwebt, sondern auch wegen der merkwürdigen Formen höher organisirter Wesen, welche in neuerer Zeit in immer vollständigeren Resten und immer grösserem Formenreichthum nach und nach zu Tage gefördert werden. Obere und untere Grenze der Formation, Lettenkohle und Contorta-Schichten, lassen über die Art und Weise ihrer Entstehung keinen Zweifel übrig, es sind marine Bildungen.

Contorta-Schichten! da sind wir denn wieder angelangt bei jenem Zankapfel der neueren Geologie. Die Frage, ob man hier besser schreibe: unterster Lias, Infraliasique, Oberkeuper, oder oberster Keuper, hier noch einmal zu erörtern, darauf will ich mich nicht einlassen, ich folge der Ansicht der Geognosten des südwestlichen Deutschlands, indem ich diese für die allein richtige halte, und lasse mit diesen Schichten die grosse Formation des Keupers abschliessen. Es wird glaube ich nicht überflüssig sein, wenn ich diese Zone etwas ausführlicher behandle und mir so eine Grundlage schaffe für die weiteren Erörterungen.

Schichten der **Avicula contorta.**

Die oberste Schichte des Keupers, das Bone-Bed, ist bis jetzt aus einem verhältnissmässig nur kleinen Bezirke der Schweiz bekannt geworden, desto verbreiteter tritt sie dagegen in den nordöstlich gelegenen Theilen des Gebietes auf. Franken ist es hauptsächlich, wo die Bone-Bed-Schichten zu grosser Entwickelung gelangten, wenngleich ihre Einschlüsse nur vegetabilischer Natur sind. Wer kennte aber nicht die herrlichen Reste von der Thota und von Veitlahn, welche der dortige Bone-Bed-Sandstein liefert? Stengel und Blätter, Früchte ja sogar Blüthen wurden von dem in Mulden des umgebenden Sandsteins abgelagerten feinen Thon trefflich erhalten. Der Sandstein ist zwar die Hauptmasse der ganzen Bildung, doch ist er, obgleich durch zahlreiche Steinbrüche aufgeschlossen, so zu sagen leer an organischen Resten, ein Zahn von *Saurichthys longidens* war Alles was Gümbel bei Strullendorf in den obersten Lagen dieses Gebildes auffinden konnte. Nur die innersten Theile des fränkischen Busens besitzen indess diese Pflanzenablagerungen, die dem Meere anvertrauten Pflanzentheile scheinen hier durch Meerströmungen zusammengeschwemmt und in dieser Masse in die Thonschichten eingebettet worden zu sein. Auffallend ist indess dabei, dass jede Oase d. h. jede muldenörfmig in die Sandsteine eingeschlossene Thoneinlagerung, ein Genus besitzt, welches in besonderer Häufigkeit daselbst vertreten ist, wie schon Prof. Braun nachweist. Ein vollständiges Verzeichniss der in diesem Niveau vorkommenden Pflanzenspecies zu geben wäre zu weitläufig. Von Thierresten fanden sich nur erst einige Bruch-Stücke von den Flügeldecken eines Käfers, Insektenlarven und endlich ein *Limulus*, welche indess zu schlecht erhalten sind, um Artenbestimmungen zuzulassen. Je mehr man sich der weiten Oeffnung des fränkischen Busens nähert, desto unsicherer wird die untere Grenze des Bone-Beds. Der Sandstein ist zwar noch vorhanden, die Thoneinlagerungen fehlen indess, und die Sandsteine gehen so allmählig in die bunten Mergel des Keupers über, dass man kaum weiss, wo man die Grenze setzen soll.

Thierische Reste fehlen ihnen noch gänzlich. Erst das vielgesegnete Schwaben hat auch hier die normale Entwicklung aufzuweisen. Hier erst führt diese Schicht mit Recht ihren Namen, indem ein wahres Haufwerk von Knochentrümmern, Koprolithen, Fischschuppen und Zähnen von Fischen und Sauriern stellenweise auftritt, so besonders ist bei Tübingen ein Hauptfundort dafür. Indess schon weiter östlich, bei Esslingen und Nürtingen stellen sich Petrefakten in Menge ein, wenn auch nur kleine Zweischaler und einige Gasteropoden. Doch sind gerade diese vom grössten geognostischen Interesse, da dieselben nicht nur in der normannisch-burgundischen Meeresprovinz eine grosse Verbreitung besitzen, sondern auch noch für die alpinen Bildungen zu wahren Leitmuscheln geworden sind. Ich besitze aus diesen Schichten theils von Nürtingen theils von Esslingen folgende Species: *Natica rhaetica* Winkl., *Natica alpina* Merian., *Acteonina sp.*, *Anatina praecursor* Quenst., *Schizodus cloacinus* Quenst., *Myophoria Emmerichi* Winkl., *Cardium cloacinum* Quenst., *Cardium Rhaeticum* Merian., *Mytilus minutus* Goldf., *Lima praecursor* Quenst., *Avicula contorta* Portl., *Gervillia praecursor* Quenst., *Pecten Valoniensis* Defr., *Anomia sp.*

Es ist ein ausserordentlich harter, gelber, kieselreicher Sandstein, in welchem die Petrefakten enthalten sind. In den untern Theilen der Bänke fehlen die Muscheln noch gänzlich, nur finden sich hie und da Kohlenbrocken eingebacken. Erst in den obern Partien liegt dieses Haufwerk von Muscheln, wohl noch etwas höher die eigentliche Knochenschicht.

In dem Gebiete des Schweizer Jura ist es einzig der Ct. Basel, welcher diese Schicht in schöner Entwicklung aufzuweisen hat, obwohl auch vielleicht noch aus dem Ct. Schaffhausen derartige Bildungen sich nachweisen liessen, wenn man allenfalls nachgraben würde, indem hier die Grenze zwischen Keuper und Lias nirgends deutlich aufgeschlossen ist. Der Canton Basel besitzt indess diese Schichten in ganz typischer Entwicklung und zwar nicht nur im Plateaugebiet, sondern auch in den Ketten hat sie Herr Rathsherr P. Merian bei Beinwyl in der Centralkette, bei Kilchzimmer und Schwengi bei Langen-

bruck in der Kette von Mümmliswyl nachgewiesen. Das verbreitetste Glied ist der gelbliche Sandstein, während die eigentliche Knochenschicht bisher nur von wenigen Punkten bekannt geworden ist. Doch findet sich dann an den wenigen Stellen der ganze Reichthum an Knochenfragmenten, an Zähnen und Flossenstacheln, Fischschuppen und Koprolithen wieder, welcher das Bone-Bed anderer Gegenden auszeichnet. Der Sandstein ist indessen im Vergleich mit den entsprechenden schwäbischen Bildungen arm zu nennen, doch stimmen die wenigen Reste, welche sich in demselben finden, vollkommen mit den schwäbischen Vorkommnissen überein. In dem Baseler Museum sah ich aus diesen Schichten: *Anatina praecursor* Quenst. von Niederschönthal, *Schizodus cloacinus* Quenst. von Wartenberg bei Muttenz, *Myophoria Emmerichi* Winkl. von Wartenberg bei Muttenz.

Ausserdem gehört ja auch noch jenes riesige Reptil, *Gresslyosaurus ingens* M. hieher.

Es wäre wohl möglich, dass sich diese Schichten der *Avicula contorta* auch noch weiter nach Westen durch die Ct. Solothurn und Bern verfolgen liessen, wie ja ganz sicher ein Theil des Grès infraliasique von Gressly diesen Schichten zuzutheilen ist. Es scheint indess in diesen Gegenden eine ausserordentliche Armuth, ja vielleicht ein gänzlicher Mangel an organischen Einschlüssen zu obwalten, denn ich sah in der ganzen so umfassenden Gressly'schen Sammlung, welche ich genau zu studiren Gelegenheit hatte, ausser einigen aus dem Canton Basel stammenden Stücken, keine einzige dem Bone-Bed angehörige Species.

Die Basis, welche die Contorta-Schichten für den Jura bilden, wäre nun eigentlich gar nicht schlecht zu nennen, denn für weitaus den grössten Theil des zu betrachtenden Gebietes lassen sich dieselben doch mit aller Schärfe nachweisen, und man sollte glauben es müsste sich darauf auch recht schön weiter bauen lassen; doch damit hat es seine Schwierigkeiten, wie sich sogleich im unteren Lias zeigen wird. Nichtsdestoweniger beschleicht aber den Forscher doch ein wohlthuendes Gefühl, wenn er die Sand-

und Mergel-Wüsten der Trias, unter denen ihm nur einige Schichten des Muschelkalkes und der Lettenkohle als freundliche Oasen entgegen winkten, nun hinter sich hat, und hereintritt in das Bereich der mit den Resten organischen Lebens so reich ausgestatteten jurassischen Ablagerungen. Es hat etwas Erhabenes jene Zeugen so längst vergangener Zeiten zu durchforschen, Zeugen, welche uns von Dingen berichten, die kein menschliches Auge je geschaut. Sie aber entrollen uns die Bilder, sie versetzen uns an die alte Grenze eines Oceans, welcher all jenen Organismen zur Wohnstätte diente, wo rauschend die langgezogenen Wellen des Meeres hinrollten über die sandigen Ufer, wo Wälder zierlich verästelten Nadelholzes sich die Küste entlang zogen, malerisch wechselnd mit Gruppen palmartiger Cycadeen. Das Land muss sich damals zur Liaszeit, wie auch vielleicht noch durch den ganzen Dogger*) im Grossen und Ganzen nur sehr langsam gegen das Meer zu gesenkt haben, und es waren wohl grosse Strecken des zur Zeit der Ebbe trockenliegenden Landes mit krautartigen Schachtelhalmen und Röhricht dicht bewachsen, ein Tummelplatz für die Teleosauren und Pterodactylen des Lias. Man findet nämlich im Lias und Dogger nur sehr wenige Schichten, welche den Charakter eigentlicher und unmittelbarer Uferbildungen an sich trügen, diese scheinen zu wenig mächtig, und so im Laufe der späteren Revolutionen wieder zerstört und weggeschwemmt worden zu sein: die Hauptmasse der Bildungen aber, deren Studium uns gegönnt ist, deutet gemäss der Gesammtheit der eingeschlossenen Fauna auf eine wohl ziemlich ferne vom Lande, jedoch nicht in bedeutender Tiefe vor sich gegangene Bildung, was natürlich eine sich sehr langsam verflachende Küste voraussetzen müsste.

Erst mit dem Malm**) tritt entschieden eine andere Küstenbildung auf, und auch hier erst mit der Ablagerung mächtigerer Kalkmassen. Folgen wir dem Meere, wie es sich im Laufe der Zeiten zurückgezogen hat, nicht durch gewaltige Naturrevolutio-

*) „Dogger" gleichbedeutend mit braunem Jura.

**) „Malm" gleichbedeutend mit weissem Jura. A. d. Red.

geht die Ernährungspflicht auf einige andere nahe Verwandte über, welche ebenfalls, wo es erforderlich ist, durch obrigkeitliche Bemühungen aufgefunden und angehalten werden. Will sich ein zum Unterhalt Verpflichteter durch Tödtung des Kindes von der Last befreien, so ist er des Mordes anzuklagen, und wäre es die uneheliche Mutter selbst. Erst in neuerer Zeit tritt wohl, wenn nicht etwa das Verbrechen durch besondere Grausamkeit gesteigert wurde, in so ferne eine Begnadigung der unnatürlichen Mutter ein, als die Todesstrafe in langjähriges Gefängniß verwandelt wird. Selbst das bloße Verlassen eines hülflosen Kindes ist für ein schweres Verbrechen erklärt, und es bleibt kein den Gerichten und der Polizei zu Gebote stehendes Mittel unversucht, um den Urheber der That zu erkunden.

Nach der Pflicht der Verwandten tritt die Verbindlichkeit zu einer öffentlichen Unterstützung ein. Zunächst pflegt diese der Gemeinde auferlegt zu seyn; ausnahmsweise jedoch nimmt auch wohl der Gesammtstaat bei Einzelnen die Verpflegung auf sich. Unter allen Umständen wird aber diese subsidiarische Hülfe erst dann thätig, wenn amtlich ausgemacht ist, daß die näher Verpflichteten nicht aufgefunden werden können oder zur Leistung völlig außer Stand sind. Höchstens mag, wo für das Leben des Kindes Gefahr auf dem Verzuge wäre, vorläufig und unter Vorbehalt späterer Rückansprüche die Obrigkeit helfend auftreten; und von selbst versteht sich, daß, wo freiwillige Wohlthätigkeit sich eines Hülflosen auf genügende Weise erbarmt, weder ein Zwang gegen Nichtwillige, wenn schon nahe Verwandte, eintritt, noch gar die öffentliche Unterstützung Platz greift. In allen diesen Beziehungen aber macht es keinen rechtlichen Unterschied, ob ein Kind erst kürzlich geboren oder schon mehr herangewachsen ist, ob es von den Eltern bereits eine Zeitlang anerkannt und ernährt wurde, oder nicht; nur ist natürlich die Form des Beistandes eine verschiedene, falls Dritte zu der Leistung desselben genöthigt sind. Hat die Gemeinde oder der Staat für ganz junge Kinder zu sorgen, so muß er für ihre Unterkunft bei Pflegemüttern sorgen, da eine öffentliche Anstalt die für solches Alter unerläßliche individuelle Pflege nicht gewähren kann. Ist eine zu diesem Auftrage fähige Verwandte, selbst die Mutter, vorhanden, so wird in der Regel diese gewählt, da man bei ihr auf besondern Eifer hoffen kann, die Unmöglichkeit aber durch den

den aus seinem alten Bette verdrängt, sondern durch das langsam fortschreitende Emportauchen des Festlandes. Ein anderes Bild ist es, welches sich uns hier zeigt, treten wir hinaus an das Ufer. Ein frischer Wind weht uns entgegen, in langen Reihen kommen die Wellen herangezogen aus der hohen See, und tosend brechen sie sich an der felsigen Küste. Doch nur stellenweise ist dies der Fall, an andern Orten sehen wir dafür schon weit weit draussen weisse Flecke auftauchen mitten in den grünen Gewässern. Schäumend spritzt der Gischt dort empor, und wenn die Brandung in unserer Nähe schweigt, hört mans dumpf von dort herüber brausen. Es sind dort Korallenriffe, welche in weitem Halbkreis in mehreren Reihen das Festland umziehen; hie und da ist auch noch eine flache Insel hinausgeschoben als Vorposten in die tosenden Fluthen, zwischen und hinter diesen Wellenbrechern aber dem Lande zu breitet sich spiegelglatt die dunkelgrüne Fluth aus, kaum leicht gekräuselt vom darüberstreichenden Winde. Ein Fluss ergiesst hier seine Wasser. Seine Ufer sind dicht bewachsen mit Wäldern von Zamien und Cycadeen, zwischen deren zierlichen Blättern Libellen hin und her gaukeln. Leicht beschwingte Pterodactylen ziehen in langen Linien durch die Luft und selbst höchst abenteuerlich gestaltete Vögel lassen sich blicken. Verschwunden ist die „Grabesstille, nur unterbrochen vom Plätschern des Regens und dem Heulen des Windes in den blätterlosen Bäumen", welche die Melancholie der früheren Perioden bedingte.

So ungefähr mag sich der Charakter der Landschaft im Verlaufe der grossen Periode des Jura nach und nach verändert haben, bis endlich Alles Festland wurde, und die Periode jener grossen Süsswasserbildung, welche in England, wie im südöstlichen Frankreich und der Schweiz ihre Spuren zurückgelassen hat, eintrat. Um aber das landschaftliche Bild, welches der Seele vorschwebt, endlich zu einiger Klarheit zu bringen, muss man sehr viele Thatsachen zusammen stellen, und der Weg ist mühsam, auf welchem man zuletzt zu diesem anscheinend so kleinen Resultate gelangt. Dennoch ist auch dieses, als Nebenresultat unserer geologischen Forschungen immerhin hübsch und anzie-

hend, und es macht Vergnügen im Geiste jene Welt vor sich erstehen zu sehen, welche lange vor Erscheinen des Menschengeschlechtes schon vorübergegangen war. Doch um in dieser Beziehung in den Schichten Aufschluss zu finden, müssen viele günstige Umstände zusammenkommen und desshalb sind es auch nur immer einzelne Schichten und einzelne Lokalitäten, welche uns einen, wenn auch noch so bescheidenen Blick in die Landschaft der Urwelt thun lassen. Die Fauna der niederen Meeresorganismen aber und ihre geognostische Bedeutung lässt sich beinahe an jeder Schicht des Jura leicht studiren, wenn nur zwei Bedingungen gegeben sind, gute Aufschlüsse, und klare Aufeinanderfolge der Schichten, diese beiden aber hängen hauptsächlich ab von der orographischen Beschaffenheit des Landes, in dem wir unsere Forschungen anstellen.

In Hinsicht auf diese beiden Faktoren nun sind die einzelnen Theile des in Betracht zu ziehenden Gebietes sehr verschieden gestaltet, und sie zerfallen eigentlich durchweg in zwei Systeme, in das System des Plateaugebirges mit nahezu horizontal gelagerten Schichten, und in das System des gehobenen Kettengebirges. Ersterem gehört der Jura Frankens, Schwabens, des südlichen Theiles von Baden und des Canton Schaffhausen an, letzterem aber der ganze übrige Jura der Schweiz. Das Plateaugebirge steigt überall in theils mehr theils weniger deutlichen Terassen an, deren oberste Decke am Rande des Höhenzuges fast überall die Zone des *A. tenuilobatus* bildet, auf welche die höheren Schichten nur mehr in einzelnen zerstreuten Kuppen aufgesetzt sind. Erst weiter zurück gegen das Innere des Plateaus bilden auch die höheren Juraschichten zusammenhängende Massen und stellen so die höchste und letzte Terrasse dar. Nur die Gegenden, wo die oberen Juraschichten in grösseren Massen auftreten, wie im südlichen Franken und bei Ulm machen hievon eine Ausnahme. Die wohlgeschichteten Kalke, welche indess auch noch grossentheils in die oben erwähnte Zone fallen, bilden den Steilrand. Auf die folgende Terrasse hat sich der braune Jura gelagert und sie schliesst meist der Sandstein des *Amm. Murchisonae* in steilem Absturz. Der Lias endlich zieht sich in

gebildet durch das Terrain à chailles und die Schichten mit Diceras arietina, von welchem wir endlich in das Thal, welches durch die Verwitterung und Wegschwemmung der Astarte-Mergel entstanden ist, hinabsehen, uns gegenüber aber ragt in kühnen Wänden der Calcaire astartien in die Bläue des Himmels. Und so bilden auch noch alle höher folgenden leicht verwitterbaren Schichten Längsthälchen (Comben), die zu beiden Seiten von den Rücken, welche die festeren der Verwitterung widerstehenden Gesteine (Crêts) ausmachen, eingefasst werden. Eine solche Wanderung, wie ich sie eben vorgeführt, ist freilich leichter im Geiste als in der Wirklichkeit zu unternehmen, indem die Abstürze, welche die Schichtenköpfe der festen Gesteinsmassen gegen das Thal zu bilden, meist so steil sind, dass es auch dem kühnsten Gebirgssteiger unmöglich wäre dieselben zu erklimmen. Diese Längsthälchen sind meist sehr wasserarm, indem die athmosphärischen Niederschläge bei der starken Neigung der Schichten sehr leicht auf grosse Tiefen ins Erdinnere eindringen. Den Hauptweg für den Verlauf der Gewässer bilden die meist sehr tief eingerissenen Quecrthäler (Clusen oder Ruz), welche die Gebirgsketten in transversaler Richtung durchschneiden.

Diese Darstellung der gehobenen Ketten im Schweizer Jura ist freilich sehr rudimentär, und kaum genügend eine klare Vorstellung von den dort herrschenden Verhälltnissen zu geben. Dennoch muss ich mich aber darauf beschränken, da weder Raum noch Zeit es erlauben, die Sache ausführlicher zu behandeln. Ich will also hiemit die Einleitung beschliessen und übergehen zur Darstellung der Schichtenfolge, zunächst beginnend mit der Liasformation.

Lias-Formation.

I. Unterer Lias.

Der untere Lias ist leider gleich in seinen untersten Bänken in den meisten der zu betrachtenden Gegenden recht verkümmert. Um daher ein vollständiges Bild der ganzen Gruppe zu erhalten und dieses der Vergleichung zu Grunde legen zu können, müssen wir uns nach Schwaben wenden. Hier folgt über dem Bone-Bed

Zone des *Amm. raricostatus.*	Geoden.
	Thone mit zerstreut liegenden *A. raricostatus.*
	3′ *A. raricostatus* u. s. w.
	3′ Thone.
	4″ Steinbank mit *Pent. scalaris.*
Zone des *A. oxynotus.*	8′ leere Thone.
	4″ *A. oxynotus.*
	3″ *A. bifer.*
	7′ Thone.
Zone des *A. obtusus.*	12″ Pholadomienbank.
	85′ Thone mit Nagelkalk durchzogen.
Zone des *P. tuberculat.*	3′ Pentacrinitenkalke.
Zone des *A. Bucklandi.*	6—18″ Bänke thonigen Kalksteins (Schneckenfels).
	Thone mit *Gryph. arcuata.*

Tabellarische Uebersicht Nr. I. Lias-Formation.

Zu Seite 191.

		Franken.		Schwaben.	Schweiz.					
		nord-westlicher.	süd-westlicher.		Canton Schaffhausen.	Canton Aargau.	Canton Basel.	Canton Solothurn.	Canton Bern.	Canton Neuchâtel.
Oberer Lias.	Zone des Amm. jurensis.	Graue, schiefrige Thone mit *A. jurensis, Asterias, radians, costula*; *Bel. tricanaliculatus, paxillosus, pyramidalis*, in Franken.	Graue, gelblich verwitternde, schiefrige Thone mit: *Amm. jurensis, margaritatus, radians, Asterias, radians, costula*; *Bel. tricanaliculatus, Teuthrei, paxillosus, pyramidalis, tr. pernasti., Pentacr. jurensis*; *Nuc. jurensis, Pentacr. jurensis.*	Graue Thone mit einigen Steinmergelbänken: *Bel. irregularis, Bel. trigonellus, B. pyramidalis, B. longicanalensis, B. ovalis, B. paxillosus, Amm. jurensis, A. margaritatus, A. Trautscholdi, A. radians, A. Thouarsensis, A. Asterias, A. heterophyllus*; ferner Terebrat. *jurensis, Rhynch. jurensis, Pentacr. jurensis.*	1) Graue solche Mergel (Asteriens mergel Stutz) mit: *Bel. tricanaliculatus, Serpulites, Serrimarginatus, pyramidalis, longicanalensis, paxillosus, Amm. radians, Asterias, lineatus, Knorri, Rhynch. jurensis, Pentacr. jurensis.* 2) Harte graue Steinmergel *A. jurensis, margaritatus, radians, Thouarsensis.*	Graue spröde Thonmergel nach oben mit einzelnen eingelagerten harten Mergelbänken: *Bel. irregularis, B. tricanaliculatus, B. ovalis, B. paxillosus, Amm. jurensis, A. margaritatus, radians, Thouarsensis, complan., Asterias, Rhynch. jurensis, Pentacr. jurensis.*	Graue Thonmergel mit *Bel. irregularis, B. tricanaliculatus, B. ovalis, B. paxillosus, Amm. jurensis, A. radians.*	**Hauptsteinbruch:** Marnes à spharit. Dec. 6) Grossly. Graue, thonige Bänke od. schwarze Mergel wechseln mit dünnen, mächtige Mergel geth. verwitternd, harte Kalkbänke mit Steinmergelknollen halb eingeschlossen: *Amm. radians, Thouarsensis.* 2) Marnes à Belemnites D. et G. (pars?)	Graue, thonige Mergel reichen in Cornol u. Lenden (Canton Bern) bis Asseli. *Bel. parvus A. Aalensis.*	Dunkelgraue mudige Mergel mit eingelagerten Kalksteinen, knolligen Bänken (Val de Marnes b. A. Oppaliau G. et D.) pars. Petrefacten schlen von hier: *Amm. radians, Aalensis, Thouarsensis.*
	Zone der Posidonomya Bronnii.	Posidonienschiefer: dunkle, bituminöse Schiefer v. Stinkkalinen durchzogen: *Bel. irregularis, acuarius, A. heterophyllus, communis, crenatus, heterophyllus, communis, Posid. Bronni, Inoceram. dubius.*	Posidonienschiefer: dunkle, mergelige, bituminöse Schiefer v. Stinkkalinen durchzogen: *Bel. irregularis, acuarius, Amm. communis, Posid. Bronni, Inoceram. dubius.*	Posidonienschiefer: dunkle bituminöse, schwer verwitternde Schiefer, mit einzelnen Stinkkalkbänken, in Franken, theils in fein verkitteten Gesteine, theils in fein verkalkten Zustande enthaltend: *Bel. irregularis, Bel. acuarius, Amm. communis* etc. *Posid. Bronni, Inoceram. dubius.*	Dunkle, bituminöse, schwer verwitternde Schiefer mit einzelnen Stinkkalkbänken: *Bel. irregularis, Amm. communis, Posid. Bronni, Inoceram. dubius.*	Dunkle, bläulich oder graulich-schwarz gefärbte Mergelschiefer in verschiedenen Höhen von Kalkbänken durchzogen: *Bel. irregularis, acuarius, Amm. communis, crenatus, serpentinus, Posid. Bronni.*	Dunkel gefärbte Schiefer mit Stinkkalken: *Bel. acuarius, Amm. communis, Inoceram. dubius, Posid. Bronni.*	Schiefer bituminöse & Posidonien D. et G. (pro parte) (fehlen). Dunkle bituminöse Mergelschiefer mit *Pos. Bronni.*	Dunkle, bituminöse Mergelschiefer mit einzelnen festeren Bänken *Pos. Bronni.*	Schwarzgraue, wellig geschichtete Schiefermergel mit *Amm. serpentinus, Pos. Bronni, Inoc. dubius, Pect. incrustatus* (Couche à Posidonies D. et G.)
Mittlerer Lias.	Zone des Amm. spinatus.	Alaun-schiefer stellenweise mit Conglomeraten, blaue schiefrige Thone: *A. spin. Bel. paxillosus, Pleurot. ornatus, anglica*; Tr. *glaber, subnodosi*; Turbo *gregarius*; Lyon *ovatus*; Inoc. *substriatus, lucidus, complanatus, Rhynch. tetrahedra, acuta, tetraedra, Pent. basaltiformis* etc.	Graue, auch sandige Kalke mit Conglomeraten, blaue schiefrige Thone: *A. spin. Bel. paxillosus, A. spinatus, Pleurot. ornatus, anglica*; Tr. *glaber, subnodosi*; Turbo *gregarius, Pleur. ornatus*; Lyon *ovatus*; Inoc. *substriatus, lucidus, complanatus, Rhynch. tetrahedra, acuta, tetraedra, Pent. basaltiformis* etc.	Graue, auch sandige Kalke mit Mergelschiefern: *Bel. paxillosus, A. spinatus, Amm. spinat. var. gibbosus*; Turbo *elegans, Pleur. ornatus*; Lyon *ovatus*; Inoc. *substriatus, Lima lineata, Pect. aequivalvis, Plicatula spinosa, Ter. Mentzel, Rh. tetrahedra, acuta* u. a. m.	Helle Steinmergelbänke 6—8″ mit Thonen: *Amm. spinatus, Bel. crenatus, Inoceramus laevigatus*; *Lima Hermanni, Pecten aequivalvis, Rhynch. quadriplicata*; Terebr. *punctata, subsella, subdigona* etc.	Bei Aeschfingen und Reggingen: Graue, wenig sehr harte Kalkmergelbänke *Amm. spinatus.*	Graublaue, homogene, sehr harte Kalkbänke: *A. spinatus, Pleurot. Anglica, ornatus, Pecten aequivalvis, Rhynch. tetraedra, acuminata.*	Graue Kalke mit *A. spinatus, Pleurot. ornatus, Lyon. ovatus, Ter. castrensis.*	Couche de marnes à spirites, feinsel mêlés des marnes à Posidonies. Petrefacten? Manuel de calcaire marneux.		Blaugraue, sandige Kalkmergel-Bänke mit *Amm. serpentinus, fimbriatus, Pleurot. spinosus.* Petrefakten verkalkt. (Couche à Gryph. Cymbium D. et G. pars.)
	Zone d. A. margaritatus.	Graue, schiefrige Thone mit: *Amm. margaritatus.*	Graublaue schiefrige Thone mit Kreide.	Blaue Thone mit Gruben v. Steinmergel-Bänken: *A. marg. ceter, Bel. paxillosus, Amm. margaritatus.* Ob marg. hell.	Bläugraue Thone mit Steinmergelbänken: *A. margaritatus, Pleurot. spinosus.*	Graublaue, harte Kalke: *A. ceter, margaritatus.* Hellblaue od. rauchgraue Thone: *A. margar., Bel. subclavatus, compressus.*	Dunkle Mergel *A. margaritatus, Bel. paxillosus.*			
	Zone d. Ammonites Davoei.	**Schicht mit A. Davoi** Dunkelgraue Mergel mit einzelnen Steinbänken: *Amm. Davoi, ceter, cornut, Gryph. obliqua, Ter. numismalis.* **Schicht mit A. Valdani** Blaue Kalkmergel *A. Valdani, ceter, Bel. clavatus, elongatus, Rh. variabile, simplex.*	Graue, gelblich verwitternde Mergel: *Bel. clavatus, ceter, Gryphaea gigas.* Helle Kalke mit vielen eingemengten Quarzkörnern: *Bel. elongatus Rh. simplex, variabilis, Ter. numismalis, cornuta.*	Steinmergelbänke mit Mänlichen Thonen, Petrefacten verkalkt: *A. Davoi, angulatus, Valdani, Henleyi, Inoc. ventricosus, Pect. subrapillatus.* Heiligrose Steinmergelbänke mit Thonen, Petrefacten verkleint.	*A. Davoi, Bimammatus, Valdani, ceter, Gryphaea gigas, Inoc. ventricosus, Pect. subrapillatus.* *A. ibex, Bimammatus, Valdani, ceter, Gryphaea gigas, Ter. cornuta, Belem. acuarius.*	Wechsel von dunklen schiefrigen Mergeln mit festeren Kalkmergelbänken: *A. Davoi, capricornus, Bel. elongatus, clavatus, Pect. aequivalvis, Gryph. obliqua, Ter. cornuta, variabilis, Pect. priscus, Gryph. obliqua.*	Rank harter Mergelkalkbänken *A. Davoi, fimbriatus.* Heiligrose brückeische Thonkalke mit: *A. centaurus, Henleyi, Ter. numismalis, Belemn. clavatus, Gryph. obliqua.*	Schwarze Kalk Müller, Helle Kalkbänke mit: *A. Davoi, fimbriatus Henleyi, capricornus, Gryph. cymbium, Ter. numismalis, Sp. rostrata, Rh. variabilis.*	Plaisirons lance calcaires avec Gryph. Cymbium et comm. Ammonites. Calc. à Belemnites d. a. l. Bch (Bassely 1862. 6)	Graue, wellige Kalkmergel von Petrefaktenbänken durchzogen (Couche à Gryph. Cymbium D. et G. pars) *A. Davoi, Henleyi, ventricosus, Gryph. Cymbium, Pect. priscus, Ter. numismalis, Rhynch. capricornis, variabilis, Pent. rubangularis, punctiferus.*
	Zone des Amm. capricornus.	**Oberer terotrinerungslose Schieferthon. Schrifter.**	?	Dunkle Thone mit einzelnen Steinmergel-Bänken.	*A. capricorn., Asterias, lineatus, Myt. minax, Pholadomya ventricosa, Rh. capricornus.* *A. oblitus, Bisulcatus, Valdani, ceter, Gryphaea gigas, Cymbium, Rh. tetricosus, Pholadomya Protei, Cucullaea, Isocardia.*	Schwarze Thone ohne Petrefacten?	Ausgezeichnete eisenschüssiger Thonkalk, grau mit bräunlich, knollenförmig im, wechsel. Capricornierschiefer Münch mit *A. variocostatus, capricornus, planicostatus, Spinax, Bel. acuarius, Rhynch. quadriplicata.* (Ammonites varicosus.)	Vorhanden.		Un marnière de marne schisteuse à sphérolites conformant un grand nombre de Myacites.		Heiligrauer, welcher Thon *Amm. variocostatus.*
	Zone der Terebratula numismalis.	**Aristenschicht** Dunkle Kalkmergel mit vielen Quenstedten *A. Bel. acuarius, Asterias Amm. Gryph. arcuata.* Unterer terotrinerungslose Schieferthon.	In der Gegend von Gundelsheim nach Querfurt eine viele Quart. kömer enthaltende Kalkbank mit arieten Ammoniten.	Dunkelgraufarbte, feinblättr. bituminöse Schiefer mit einzelnen blauen Kalkbänken (Schichten), *Asterias, lineatus, A. Bucklandi, geometricus, Bel. acuarius, Gryphaea arcuata, Pecten aequivalvis, Pect. laevis, Avicul. decussata, Pect. subcancellatus.* Kalkbänke mit Thonen, enthaltlosen *A. Bucklandi, bisulcatus, rotiformis* Steinmergelbänke, Cymbrium, Gryphaea arcuata, Cucullaea.	Die beiden Zonen noch nicht unterschieden? Gryphitenkalk mit *A. Bucklandi, Bel. acuarius, Gryphaea arcuata, Rh. tetricosus.*	Gb. Blaue d. Aristenkalk Münch. Blaue, gelb verwitternde, thonige Mergel mit *Bel. acuarius, A. geometricus, A. rotiformis subdiscus, crassus, Lima gigantea, Gryph. arcuata, Pect. laevis, Cucullaea.* Gel. Blaue d. Aristenkalk Münch mit *A. Bucklandi, Gryph. Cucullaea, Gryph. arcuata, Rhynch.*	Gryphitenkalk Müller, Gb. Blaue, harte Kalkbänke mit: *Amm. Knorri, Cymbrium, Bucklandi, Gryph. arcuata, Pect. laevis.*	Calcaires à gryphées arquées Grossly. Bräunlich oder blaue thonige harte Kalkbänke mit: *A. Bucklandi, lineatus, Cumbrensis, Ter. bisuffarcinata, Knorri, Bel. acuarius, Gryphaea arcuata, Pect. laevis, Lima gigantea.*	Calcaires à gryphées arquées Thurmann. Blaue, thonige Kalkbänke mit: *A. Bucklandi, lineatus, Cumbrensis, Ter. bisuffarcinata, Knorri, Bel. acuarius, Gryphaea arcuata, Pect. laevis, Lima gigantea.*	Horte, blaugraue Kalkbänke (Couche à Gryph. Maccullochi Bor. et G.) mit *Bel. gingil. elegans, Amm. variocostis, Pecten Hehli, Ter. lineolatus, Pect. laevissimus.*
	Zone der Gryphaea arcuata.	Grauer schiefr Thon u. Sandsteinen u. der Cardinienbank *A. cog. Card. lunris, Pinna, nexuriformis, Lima signat. Turbo Dunkeri Chem. Zon. cancrina, Chem. Zenkeri, Inoc. Asterias bambiensis.*	Cardinienbank harte, zellige, kieselige Sandsteinbank mit: *Card. lunris, Pinna cancrina, Chem. Zenkeri.*	Noch nicht aufgefunden.	Noch nicht aufgefunden.	Noch nicht aufgefunden.	Insektenmergel Rorr. Schwarzgraue, schieferige, harte bröckelige Mergel mit vielen weissen Glimmerblättchen mit *A. angulat. planicostatus, longicostatus, Inocer. Woltzeanus, Dunkeri, Herrli.* Pflanzen, Insekten, Fische.	An der Grenze des Canton Basel u. Aargau: Cardinienbank, dunkelbraune sandige Kalkb. *A. angul. Card. concin. cruciatum, Pinna Hartmanni.* Petrefactenleer? Pflanzen? In den nördl. Theilen des Cantons noch im Gryphitenkalk enthalten. Fehlt?	Fehlt?		Kennt noch nicht aufgeschlossen.

*) Diese so wie die folgenden Bezeichnungen von A. Oppel, welche uns dem Jahre 1856 stammen, sind einem Manuscripte dieses Forschers entnommen.

Zone des *A. angulatus.*	5″ Kalkstein (Kupferfels).
	10″ dunkle Thone.
	6—18″ schwarze Kalksteinbank.
	12—24″ Schieferthone.
	4—6′ Sandsteine.
	6′ 3 Kalksteinbänke wechselnd mit 6—9″ mächtigen dunkeln Schiefern.
Zone des *A. planorbis.*	12″ schwarzer, spathiger Kalkstein.
	Bonebed *)

So nun zeigt sich im Allgemeinen die Beschaffenheit des untern Lias in Schwaben. Freilich wechselt auch hier, wie ja überall die Zusammensetzung und Entwicklung der Schichten auf kurze Entfernungen ausserordentlich. So zählt zum Beispiel das *Planorbis-Bett*, da wo es am besten entwickelt ist, 3 Kalkbänke mit thonigen Zwischenlagern, die oft 4 Fuss Mächtigkeit erreichen. In der Zone des *Pent. tuberculatus* entwickeln sich ziemlich mächtige dunkle bituminöse Schiefer, welche dann die mit den Vorkommnissen von Lime Regis übereinstimmenden Saurier einschliessen. So trostlos es aber um die Einreihung solcher nur beschränkter auftretender Schichtencomplexe stehen würde, wenn man nur auf die Gesteinsbeschaffenheit angewiesen wäre, so leicht erscheint es mit Hülfe der organischen Einschlüsse, solchen Bildungen die richtige Stelle anzuweisen.

Von Schwaben aus sowohl nach Nord-Osten als auch nach Süd-Westen vorschreitend, begegnet uns nirgends wieder die typische Entwicklung des untern Lias, wie wir sie in dem ebengenannten Lande getroffen haben. Besonders sind es die untersten Bänke, welche beinahe durchgängig verkümmert erscheinen.

In Franken, und zwar scheint das durch ganz Franken der Fall zu sein, hat man gleich bis jetzt die Zone des *Amm. planorbis* noch durchaus nicht auffinden können, man müsste

*) Oppel, Juraform. §. 13. Prof. Nr. 7.

denn, was auch Gümbel*) schon ausgesprochen hat, die unmittelbar über dem Bone-Bed-Sandsteine lagernden 2—10′ mächtigen, meist dunkelgrauen, grosse Geoden einschliessenden Schiefermergel, in denen übrigens Petrefakten gänzlich fehlen, als Aequivalent dieser Schichten betrachten.

In dem **südwestlichen** Theile, wo noch kein sicheres Aequivalent des Bone-Beds ermittelt wurde, lagert die Cardinienbank unmittelbar auf dunkelgrauen Mergeln, welche Schwefelkiesknollen enthalten, an denen sich zwar Spuren von organischen Resten wahrnehmen lassen, doch sind dieselben immer so von Schwefelkies verunstaltet und überwachsen, dass an eine Bestimmung gar nicht zu denken ist. Im **nordöstlichen** Franken ist es der Bone-Bed-Sandstein, welcher das Liegende der Cardinienbank bildet. Diese Cardinienbank ist ein von Sandsteinbänken durchsetztes sandigthoniges Gebilde, welches sich durch seine Einschlüsse an Petrefakten als der Stellvertreter der Schichten des *A. angulatus* ausweist. Es macht sich auch hier in Bezug auf die Entwicklung in den verschiedenen Gegenden Frankens ein starker Wechsel bemerklich. Um dies recht deutlich hervortreten zu lassen, will ich 2 Profile, das eine von der Gegend des Hahnenkammes (Mittelfranken), das andere aus der Gegend von Bamberg (Oberfranken) neben einander hersetzen.

Profil aus einem Steinbruch bei Dittenheim (Mttlfr.).

Zone des *A. angulatus*.	Weissliche Thone bis 2′ mächtig.
	Cardinienbank 6—10″.
	Dunkelgraue Mergel mit Schwefelkiesknollen und undeutlichen Resten niederer Thiere, nach unten in bunte Mergel übergehend.

Profil aus einem Steinbruch bei Hohengüssbach (Obfr.).

Zone des *A. angulatus* 20′.	Graue schiefrige Letten 12′.
	2 schwache Sandsteinlagen mit *Cardin. laevis* durch eine dünne Lettenschicht getrennt.
	Graue schiefrige Letten 6′.
	Bonebed-Sandstein **).

*) Gümbel in Bronns Jahrbuch 1856 pag. 550.

**) Schrüfer, Juraform. pag. 11.

Aus den Angulatusschichten des Hahnenkammes liegen in der Sammlung des H. Hofrath v. Fischer hier, welcher so freundlich war, mir die in seiner Sammlung befindlichen Stücke zur Benützung zu überlassen, folgende Species: *Cardinia concinna* Ag., *Chemn. Zenkeni* d'Orb, *Turritella Dunkeri* Terq.

Freilich mangelt *A. angulatus* selbst, doch sind ja auch die übrigen hier angeführten Species für seine Zone bezeichnend. Von Lokalitäten Oberfrankens führt H. Dr. Schäufer *A. angulatus*, wenn auch nur als Seltenheit an. Ausserdem *Chemn. Zenkeni* d'Orb., *Cardin. laevis* Goldf. *sp.*, *Turrit. Dunkeri* Terq., *Cardium Philippianum* Dunk., *Pl. rotelaeformis* Dunk., *Tancr. securiformis* Dunk., *Unicard. cardioides* d'Orb., *Astarte sp.*, *Pleurom. Dunkeri* Terq., *Cardin. concinna* Agass., *Avic. Dunkeri* Terq. *Myt. productus* Terq., *Lima gigantea* Sow., *Lima pectinoides* Sow., *Pect. Hehlii* d'Orb., *Ostr. sublamellosa* Dunk., *Aster. lumbricalis* Gdf.

Die Cardinienbank ist für die Gegend am Hahnenkamm wohl der einzige Repräsentant des untern Lias, denn die Decke des Profils von Dittenheim bildet ein heller Kalk mit Quarzkörnern, welcher gemäss der Versteinerungen, die er in sich birgt, entschieden dem mittlern Lias angehört. Ob nun dieses Mangeln eines Schichtencomplexes, welcher in dem so naheliegenden Schwaben eine so grosse Mächtigkeit erlangt hat, ein ursprüngliches ist, d. h. ob sich hier zur Zeit der Bildung der Arietenkalke und Turnerithone ein kleines Festland befand, oder ob, was wahrscheinlicher ist, diese Lücke rein lokaler Natur und durch spätere Ausschwemmungen entstanden ist, konnte ich bei der Kürze der mir zur Untersuchung dieser Gegenden übrigen Zeit nicht ermitteln. Dennoch ist diese Verkümmerung des unteren Lias in Mittelfranken keine ganz aussergewöhnliche Thatsache, denn in der Umgegend von Weiboldshausen, etwa 1½ Stunden nordöstlich von Weissenburg, wo diese Schichten vielfach aufgeschossen sind, beobachtet man in mehreren Steinbrüchen folgendes Profil:

Wahrscheinlich *Zone des A. ibex.*	8′ Kalk mit vielen eingestreuten Quarzkörnchen: *Bel. elongatus, clavatus, Gryph. gigas, Pecten, Spiriferina* etc.
	4—8′ Rothe oft weissscheckige Mergel.
Keuper.	Weisser mittelkörniger Sandstein, ähnlich dem Stubensandstein, bei 20′ tief aufgeschlossen. Ohne Versteinerungen.

Dass die beiden unteren Schichten dieses Profils dem Keuper angehören, darf man, glaube ich, mit ziemlicher Sicherheit annehmen, denn dass die Arieten-Schichten und die darüberliegenden sog. Turneri-Thone durch dieselben vertreten würden, ist doch wohl kaum zu denken, da nicht nur bunt gefärbte Mergel dem Lias durchaus fremd sind, sondern auch das ganze Gebilde für untern Liassandstein viel zu mächtig ist, indem ich keinen Punkt in Franken kenne, wo die Arietensandsteine 10′ überschritten. Auch ist es mir noch nicht vorgekommen, dass die Sandsteine des Lias nicht von Eisenocher stark gelb gefärbt gewesen wären.

Quenstedt gibt den Erfund arieter Ammoniten aus der Umgegend von Gunzenhausen aus einer viele Quarzkörner enthaltenden Kalkbank an.*)

Weiter gegen N. O. in der Gegend von Erlangen zeigt sich die Arietenschicht, man kann diese Bänke wohl nicht anders deuten, als ein nur aus einigen dünnen Lagen eines sehr grobkörnigen rostgelben Sandsteines bestehendes Gebilde, von dem uns Dr. Schrüfer folgendes Profil gibt:

	2½′ weisser, weicher Sandstein, mit Lagen des Sandsteines C.
C.	3½′ gelber, eisenschüssiger, sehr grobkörniger Sandstein.
B.	2′ schieferiger, thonigglimmeriger Abraum des Sandsteines A.
A.	Weisser Sandstein in mächtigen Bänken, nicht ganz aufgeschlossen **).

*) Quenstedt, Jura pag. 65.

**) Schrüfer, Juraform pag. 17. Auch Pfaff: Beitr. zur Kenntniss

öffentlichen Beitrag weggeräumt ist. Etwas erwachsene Schützlinge dagegen mögen gemeinschaftlich in Waisenanstalten erzogen werden; nicht selten wird aber auch bei ihnen das System fortgesetzt, sie zutrauenswürdigen Pflegeeltern zu übergeben. Jede Art von öffentlicher Unterstützung müßte aber in dem Augenblick aufhören, in welcher der Obrigkeit bekannt würde, daß die zunächst verpflichteten Verwandten in eine zur Leistung ihrer Verbindlichkeit genügende Lage gekommen seyen.

Ganz anders in Frankreich und bei den übrigen romanischen Völkern. Hier wird eine sittliche und religiöse Verpflichtung, sich von Staatswegen der gegen jede Gewaltthat und Vernachlässigung völlig schutzlosen Kinder anzunehmen, vorausgestellt. Alle andern Rücksichten und Verpflichtungen stehen dieser nach. Nun fürchtet man aber hauptsächlich von zwei Seiten Gefahren für die Kinder. Einmal besorgt man, daß uneheliche Mütter zur Versteckung der Schande und des materiellen Nachtheiles ihres Fehltrittes, oder aus Scheu vor der Last der Ernährung ihrem Neugebornen selbst den Tod geben möchten. Dann aber blickt man mit Sorge auf das Schicksal so vieler, ehelichen sowohl als unehelichen Kinder hin, welchen die Armuth, Nachlässigkeit und Schlechtigkeit der Eltern nur ein Verkommen im Schmutz und in der Vernachlässigung, einen frühen Tod nach leidenvollem und eckelhaftem Daseyn verheißen. Da man nun durch direktes Einwirken des Staats in beiden Fällen nicht glaubt die Gefahr entfernen zu können, indem die Kindsmörderin der Nachforschung und der Strafe sich werde zu entziehen hoffen, ein polizeilicher Zwang zu Reinlichkeit und liebevoller Mutterpflege an sich ein Unding sey: so erscheint es als das einzige Rettungsmittel, wenn zahlreiche öffentliche Anstalten ohne Schwierigkeit, selbst mit Gestattung tiefen Geheimnisses, jedes ihnen dargebotene Kind aufnehmen, an der Stelle der Eltern möglichst sorgfältig pflegen und bis zu seiner eigenen Erwerbsfähigkeit erziehen. Für die einmal Aufgenommenen sucht man die natürlichen Eltern keineswegs durch obrigkeitliche Schritte aufzusuchen, um sie etwa denselben zurückzugeben, sondern sie werden von der Anstalt unweigerlich erzogen, falls nicht ausdrückliche und freiwillige Rückforderungen von Verwandten, welche ihr Verhältniß zu beweisen vermögen, angestellt werden. Zu diesem Behufe werden die etwaigen Erkennungszeichen eines jeden Kindes sorgfältig aufbewahrt.—

Erst in der Gegend von Bamberg aber tritt sie in der für Franken typischen Entwicklung auf. Es liegt hier z. B. bei Bodelstedt über den Angulaten-Schichten eine Folge dunklen, versteinerungsleeren Schieferthones, welcher von einer c. 1' mächtigen dunkeln, weissgefleckten Steinmergelbank bedeckt wird. Darüber lagern 9' dunkle quarzreiche Kalkmergel mit arieten Ammoniten, ausserdem mit *Bel. acutus* Miller und *Gryph. arcuata* Lamk.

Den Schluss des Profiles und zugleich des ganzen untern Lias macht ein dunkler versteinerungsleerer Schieferthon, welcher wohl vielleicht das Aequivalent der schwäbischen Turnerithone darstellen könnte, was ja auch schon Prof. Pfaff angenommen hat.*) Doch nicht durchgängig scheint eine solche Petrefaktenarmuth in diesen Schichten in Franken zu herrschen, es müssen auch günstigere Punkte sich auffinden lassen, denn Gümbel**) führt aus diesen grauen Mergeln mit oft gnodenartig abgesonderten festeren Bänken *Amm. oxynotus* Quenst., *Amm. Brooki* Sow., *Amm. planicosta* Sow. zwar als Seltenheit, *Gryphaea obliqua* Gdf., *Rhynch. plicatissima* Quenst. dagegen als ziemlich häufig vorkommend an.

Indess mag doch aus dem Gesagten erhellen, wie verkümmert der untere Lias in Franken auftritt, so dass sich von all den Unterabtheilungen, in welche der untere Lias Schwabens zerfällt, nur die Zone des *A. angulatus* mit voller Sicherheit nachweisen lässt; denn das Auftreten von Petrefakten in den Zonen des A. obtusus, A. oxynotus und A. raricostatus ist doch immerhin ein so beschränktes, dass man wohl kaum je da-

---

des fränkischen Jura gibt zwei ausführliche Profile von Burgthann und von Reuth, welche beide die Grenzschichten zwischen Keuper und Lias darstellen. Wie es indess scheint, lässt der Verfasser den Lias erst mit dieser Schicht beginnen, und rechnet feinkörnige Sandsteine, welche wohl den im nordöstlichen Franken *A. angulatus* in sich schliessenden Sandsteinschichten gleichzustellen sein möchten, noch herab in den Keuper.

*) Pfaff, Beitr. zur Kenntniss des fränkischen Jura, Bronns Jahrb. 1857.

**) Gümbel, Lias und oberer Keuper im nordöstlichen Franken, briefliche Mittheilung an Bronn, Jahrbuch 1858 pag. 550 u. ff.

hin kommen wird, das Vorhandensein der einzelnen Zonen zu constatiren, und dieselben von den nachbarlich liegenden abzutrennen. Was die Arietenschicht betrifft, so scheint sie mit grosser Wahrscheinlichkeit, da die Ammoniten wegen schlechter Erhaltung unbestimmbar sind, durch das Vorhandensein von *Bel. acutus* sich als den Schichten des *A. geometricus* angehörig auszuweisen. Hiermit können wir also die Betrachtung des untern Lias in Franken schliessen, und, uns weit nach Süd-Westen wendend, die Berge des Schweizer-Jura betreten.

Mit der Entwicklung des untern Lias sieht es hier wohl etwas besser als in Franken, indess noch immer schlecht genug aus. So weiss ich z. B. gleich nicht, wo hier die Zone des *A. planorbis* geblieben ist. In den sonderbaren Insektenmergeln der Schambelen bei Müllingen kommt zwar *A. longipontinus* und *planorbis* vor, doch ist dies auch beinahe die einzige Lokalität der Schweiz, von welcher er mit Recht citirt wird. An den Stellen, wo die Schichten des untern Lias theils am besten bekannt, theils auch am vollständigsten entwickelt sind, d. i. in den nördlichen und nordwestlichen Theilen des Cantons Aargau folgt über einer Masse schwarzen, petrefaktenleeren oder hie und da auch pflanzenführenden Mergels, des sogenannten Insektenmergels:

Zone des *Pent. tub.*	6′ mehrere blaugraue, ziemlich harte Kalkbänke. Oben *Bel. acutus, A. geometricus, Gryph. obliqua, Pent. tuberculatus* *).
Zone des *A. Buckl.*	Unten: *A. Bucklandi, Conybeari, Kridion, Gryph. arcuata.*
Zone des *A. angul.*	Dunkelblaue sandige Kalkbank. *A. angulatus, Cardin. concinna, crassiuscula.*
	1—3′ Pentacrinitenlager, Breccie von Pentacrinitenstielgliedern, *Pent. cf. angulatus.*
Zone des *A. planorbis.*	Insektenmergel.

*) Eben erhalte ich eine kleine Arbeit von H. U. Schlcenbach, meinem Reisegefährten in der Schweiz, zugesandt: Die Schichtenfolge des

Das Profil ist von Gipf im Frickthale an der N. W. Grenze des Cantons Aargau gegen den Canton Basel genommen. Auch im Canton Basel kommen die Schichten des *A. planorbis* vor, wie aus mehreren Exemplaren dieses Ammoniten hervorgeht, welche in der Baseler Sammlung liegen.*)

Ehe ich indess auf die genauere Besprechung der höhern Zonen eingehe, ist es doch nöthig, noch einige Zeit bei den sogenannten Insektenmergeln zu verweilen. Die typische Lokalität für dieselben sind die sogenannten Schambelen in der Nähe von Müllingen an der Reuss. Es sind diess ziemlich grosse, zwischen den Dolomit des Keupers und die Arietenkalke eingearbeitete Gruben, in welchen der Mergel zur Düngung der Felder gewonnen wird. Zwei von diesen Gruben befinden sich in den Insektenmergeln, die eine oberhalb der Strasse, die andere unterhalb derselben, dicht an den Ufern der Reuss, und die letztere ist es, welche die vielen, meist so wohl erhaltenen Versteinerungen geliefert hat. Leider wird diese Grube, da in den oberen Bauen der Abraum zu gross wird, mit dem Schutte dieser wieder zugefüllt werden, so dass dadurch die reiche Fundstätte für diese Schichten vernichtet wird. Das Gestein ist ein dunkelgefärbter, kurzbrüchiger, sehr leicht zu einem Brei verwitternder Mergelschiefer, von Glimmerblättchen dicht durchzogen, mit oft liniendicken Ausscheidungen von Schwefelkies. Er lagert in den Schambelen auf den gelbsandigen Dolomiten des Keupers, anderorts theils auf den bunten Keupermergeln (Gipf) theils auf den kieseligen Dolomiten des obern Keupers, theils auch auf Bonebedsandsteinen, doch sind sie dann, es findet diess immer nur an der Nordwestgrenze des Cantons Aargau statt, meistens ganz leer an Petrefakten.

---

untern und mittlern Lias in Norddeutschland, Bronns Jahrb. 1863 pag. 162. Er spricht sich darin dahin aus, dass diese Schichten einer in Norddeutschland wohl unterscheidbaren „Zone des Amm. geometricus" angehörten, also ein tieferes Niveau als die Zone des Pent. tuberculatus einnähmen.

*) Fraas, Versuch einer Vergleichung des schwäbischen Jura mit dem französischen und englischen. Württemb. Jahresh. 1850 pag. 10.

Es war zuerst Herr Prof. O. Heer, welcher auf die in den Schambelen vorkommenden so häufigen Insekten, Krebse, Fische, etc. aufmerksam wurde, und in einem öffentlichen academischen Vortrag 1852 auf dieselben hinwies *). Die Zusammensetzung der Gesammtfauna scheint auf einen aus salzigem Wasser nicht sehr weit vom Ufer abgesetzten Niederschlag hinzudeuten. Von Seethieren kennt man aus dieser Bildung *A. longipontinus* Oppel mit Sicherheit; ob das was man als A. angulatus und planorbis bestimmt hat, wirklich diesen Thieren angehört habe, scheint noch zweifelhaft.**) Pelecypoden sind wenige bekannt. Das einzige, was man allenfalls mit einem Namen belegen kann, ist *Inoceramus Weismanni* Oppel. Sonst finden sich noch einige andere kleine Bivalven, wahrscheinlich Leden oder Nuculen. *Diademopsis Heeri* Merian sp. liegt in einer Häufigkeit und Schönheit der Erhaltung dabei, dass man seine Freude daran haben muss.

Krebse wurden bis jetzt vier Arten unterschieden: *Eryon Escheri* Opp., *Pennaeus liasicus* Opp., *Glyphaea Heeri* Opp. und *Gl. major* Opp. Das häufigste Vorkommen indess bleiben immer die Insekten, besonders Flügeldecken, ganze Exemplare gehören dagegen schon mehr zu den Seltenheiten. Schon 1852 war Heer in den Stand gesetzt nicht weniger als 70 Arten aus 30 Gattungen nachzuweisen, von denen 5 (Arten) mit im englischen Lias vorkommenden übereinstimmen sollen. Die *Coleopteren* sind am zahlreichsten sowohl an Arten als auch an Individuen vertreten und unter ihnen zeichnen sich wieder besonders die *Holzkäfer* namentlich *Buprestiden* durch Häufigkeit aus, auch die *Schwimmkäfer* sind nicht gerade selten. Von *Orthopteren* sind die *Heuschrecken* die häufigsten, von *Neuropteren* die *Termiten*. Auch Pflanzen finden sich in ziemlicher Anzahl in diesem Mergel eingebettet, und oft sind sie es fast allein, welche die Einschlüsse dieser Schicht ausmachen, z. B. bei Gansingen und auf Killholz. Heer bestimmte

*) Zwei geolog. Vortr., geh. im März 1852 von O. Heer u. A. Escher v. d. Linth. Zürich 1852, in Commission bei S. Höhr.

**) Vgl. Oppel: Palaeontol. Mittheilungen pag. 130.

aus ihnen *Pteroph. acutifolium* Kurr., *Camptopteris sp.*, *Laccopteris sp.*, *Bambusium liasinum* Heer.

Zu dieser Flora sind nun durch die ununterbrochen fortgesetzten Studien Heers noch eine ganze Anzahl von Arten und Gattungen gekommen, aus welchen, sowie auch aus dem häufigen Vorkommen der Buprestiden und Süsswasserinsekten, sich auf ein nahe gelegenes, von Flüssen und Quellen durchzogenes mit tropischem Klima begabtes Festland schliessen lässt.

So sonderbar die Ausbildung dieses untersten Gliedes des Lias aber ist, so beschränkt ist sie auch: über die Grenzen des Cantons Aargau hinaus ist sie noch nicht bekannt geworden.

Von der grössten Verbreitung ist dagegen die nun folgende Abtheilung, der Arietenkalk. Es sind indess trotzdem nur wenige Stellen, wo er recht schön entwickelt auftritt, vielleicht mag diess aber auch davon herrühren, dass er nur an so wenigen Stellen einer genauen Untersuchung unterworfen wurde. Mir war es gegönnt, bei Gipf im Frickthale (Canton Aargau) das schon oben angegebene Profil aufzunehmen, welches sich so wohl gliedern lässt. Diess ist nicht der Fall bei den Arietenkalken der Schambelen, wo sich nur unmittelbar über den Insekten Mergeln eine Bank mit sehr grossen Arieten, bedeckt von mehreren Bänken, welche Pent. tuberculatus und Belemiten enthalten, unterscheiden lassen.

Die Zone des *Amm. angulatus* muss also als aus dem Pentakrinitenlager und der Cardinienbank zusammengesetzt betrachtet werden. Das Pentakrinitenlager ist eine nur aus den Stielgliedern des *Pent. angulatus* bestehende, oft Meter-dicke Bank, über die sich sonst wenig sagen lässt. Die Stielglieder sind beinahe ohne bemerkliches kalkiges Bindemittel zusammengebacken, und so gleicht diese Schicht in mancher Beziehung sehr einem Enkrinitenlager des Muschelkalkes. Herr Mösch hat sie bis jetzt nur in den nordwestlichen Theilen des Cantons Aargau aufgefunden, so dass ihre Verbreitung ziemlich beschränkt erscheint, und weder H. Dr. Müller noch Gressly und Thurmann erwähnen ein ähnliches Gebilde. Schon etwas grösser ist der Bezirk, in welchem die Cardinienbank nachgewiesen werden kann.

Im Canton Aargau, bei Gipf etc. besteht sie aus einer dunkelblauen sehr harten sandigen Kalkbank, welche bei der Verwitterung rostfarben und bröckelnd wird, und ein wahres Heer von Cardinien, einzelnen Exemplaren von Limen und *Amm. angulatus* einschliesst. Ich sah in der Sammlung von H. C. Mösch in Zürich aus dieser Schicht: *Amm. angulatus Schloth., Cardin. concinna Ag., Cardin. crassiucula Ag., Pinna Hartmanni Ziet., Lima gigantea Sow.*

Eine weitere, von den oben genannten Plätzen des Aargau sehr entfernte Lokalität, wo ich diese Schicht sah, ist in der Nähe von Solothurn: bei Günsberg.*) Freilich kann man hier lange nach dieser Fülle von Versteinerungen suchen, wie sie die gleiche Schicht vom Aargau bietet, doch wird sie sowohl durch ihr Lager, als auch durch ihre organischen Einschlüsse in dieses Niveau verwiesen. Es ist eine blaugraue, durch Verwitterung gelb werdende Sandsteinbank, Grès à Cardinia Gressly, (in einem erst zu veröffentlichenden Berichte an die schweizer geolog. Commission) welche auf einer wenig mächtigen Schicht Dolomites, unter dem sogleich bunte Keupermergel in einer Mächtigkeit von 120′ folgen, lagert. Bedeckt wird diese Cardinenbank vom eigentlichen Calcaire à Gryphées (Gressly) oder dem Arietenkalke, der hier bei 14′ mächtig ist. Die Einschlüsse von Petrefakten in dieser Schicht beschränken sich auf schlecht erhaltene Steinkerne von Gasteropeden und Cardinien.

Weiter kennt man nichts von den untersten Bänken des Arietenkalkes in der Schweiz, während der nun folgende eigentliche Arietenkalk allenthalben hervortritt und durch seine, wenn auch nicht mächtigen, doch sehr schwer verwitternden Bänke auch das Seinige zum Relief des Landes beiträgt. Es sind 4—8, 1—2 Fuss mächtige Lagen eines blaugrauen, ausserordentlich

---

*) Einer freundlichen Mittheilung von H. A. Gressly verdanke ich auch eine Notiz von dem Vorkommen dieser Schicht bei Olten (Trimbach), von welcher Lokalität er in seiner Sammlung *Amm. angulatus, Cardin. concinna* und *Lima gigantea* besitzt. In einer noch etwas tiefer liegenden Schicht soll hier auch *A. planorbis* vorkommen.

harten, gelb verwitternden kalkigsandigen Gesteines, sehr spröde und von splitterigem Bruch. Ich sah ihn am Randen bei Beggingen, verfolgte ihn durch den Canton Aargau (Gipf, Ittenthal), Basel, Solothurn, Bern und Neuchâtel, und konnte auch an einigen Stellen, wo ich Zeit und Gelegenheit hatte ihn näher zu untersuchen, beobachten, dass sich sehr wohl paläontologisch eine untere Partie, Zone des *A. Bucklandi*, von einer obern, Zone des *Pent. tuberculatus*, abtrennen lasse. Im Canton Aargau allein ist er genauer studiert durch H. C. Mösch, welcher überhaupt für die Untersuchung seines Cantons ausserordentlich thätig ist. Ich sah in seiner Sammlung, theils auch im Museum in Zürich aus der Zone des *A. Bucklandi* zum Theil sehr schöne Exemplare von *Amm. Bucklandi* Sow., *Amm. Conybeari* Sow., *Amm. bisulcatus* Brug., *Amm. Kridion* Zieten.

Diese Fossile stammen theils aus dem Frickthale, *A. Bucklandi* kommt auch in den Arietenkalken der Schambelen vor." Das Hauptunterscheidungsmerkmal, das uns bei der Trennung der beiden in Rede stehenden Zonen zu Hülfe kommt, ist das Vorhandensein oder der Mangel des *Bel. acutus*. Diess war es auch, was mich bei Gipf sowohl, als auch in den Schambelen eine Trennung leicht bewerkstelligen liess. Die Zone des *Pent. tuberculatus* ist viel reicher an kleineren Sachen als die des *A. Bucklandi*, und desshalb auch viel bekannter, da diese Dinger viel leichter aus dem Gestein herauszubringen sind als jene meist sehr grossen Ammoniten. Es scheinen überall, wo Arietenkalke auftreten, auch die beiden Zonen entwickelt zu sein, denn es führt sowohl Dr. Müller im Canton Basel die Fossile beider Zonen an, als auch fand ich im Ct. Solothurn (Günsberg) und Bern (zwischen Cornol und Les Rangiers) Bruchstücke von *A. bisulcatus*, welche aus dem dort etwas leichter verwitterbaren Gestein herausgefallen waren.

Die Zone des *Pent. tuberculatus* hatte ich an sehr vielen Stellen zu beobachten Gelegenheit, vom Randen bis zum Tunnel des Loges, Canton Neuchâtel. Ueberall ist sie sehr reich an Fossilen, besonders *Gryphaea arcuata* und *obliqua* liegen oft wirklich zu Hunderten darin. Das Gestein bleibt sich durch das

ganze Gebiet so ziemlich gleich und ist von dem der *Bucklandi-schichten* durchaus nicht zu unterscheiden. Wenn einzelne herausgefallene Blöcke sehr lange dem Froste ausgesetzt waren, wittern die Fossile sehr schön heraus und man erhält dann von einer solchen Lokalität eine sehr reiche Ausbeute. So traf ich es bei Gipf im Frickthale, Canton Aargau, wo eine halbe Stunde Sammelns mir folgende Ausbeute lieferte:

Bel. acutus Miller, *Amm. geometricus* Oppel, *Cardinia subelliptica* d'Orb., *Card. crassissima* Sow. *sp.*, *Card. hybrida* Sow. *sp.*, *Card. sp. ind.*, *Astarte sp. nov.*, *Panopaea striatula* Ag. *sp.*, *Mytilus cf. decoratus* Gdf., *Pecten Hehlii* d'Orb., *Pecten textorius* Schloth., *Lima gigantea* Sow., *Gryphaea obliqua* Goldf., *Terebrat. arietis* Oppel., *Rhynch. Deffneri* Oppel, *Spiriferina pinguis* Ziet. *sp.*, *Pentacrinus tuberculatus* Miller.

Auch die Arietenkalke der Schambelen sind ziemlich reich, doch sind die Sachen schwerer herauszubekommen, da das Gestein meistens ziemlich frischen Anbruch hat. Ich bekam indess doch auch von dieser Lokalität einige hübsche Species. Es sind:

Bel. acutus Miller, *Amm. Birchi* Sow., *Lima pectinoides* Sow., *Gryph. obliqua* Gdf., *Terebr. Cor.* Lamk., *Terebr. arietis* Oppel, *Rhynch. Deffneri* Oppel, *Pentacr. tuberculatus* Miller. Unter diesen ist besonders *Ter. Cor* Lamk. durch Häufigkeit sehr bemerkenswerth.

Ungefähr dieselben dieser Zone angehörigen Fossile führt Herr Dr. Müller*) aus dem Arietenkalke des Cantons Basel an. Im Canton Solothurn brachten die Arbeiten im Hauensteintunnel Vieles dieser Zone zu Tage und ich sah in der Sammlung des H. Gressly in Solothurn sowohl als auch in Neuenburg die meisten der bezeichneten Fossile, besonders *Pent. tuberculatus*, theils aus dem Hauensteintunnel, theils von Günsberg bei Solothurn. Im Canton Bern hatte ich selbst Gelegenheit in der Nähe von Cornol am Mont terrible, aus dem anstehenden Gesteine *Bel. acutus*, *Gryph. obliqua* und einen *Spirifer* herauszuschlagen. Da im Canton

*) Dr. A. Müller: Geognostische Skizze des Cantons Basel, Neuenburg 1862.

Neuchâtel der Lias nur durch die Arbeiten am Tunnel des Loges bekannt geworden ist, so blieb mir nichts anderes übrig, als aus den theils von mir auf den Schutthalden des Schachtes Nro. 5 aufgelesenen, theils in der Gresslyschen Sammlung aufbewahrten Stücken das Vorhandensein der Zone des *Pent. tuberculatus* in den Arietenkalken des Canton Neuchâtel zu constatiren. Es fanden sich darunter: *Bel. acutus* Mill., *Gryph obliqua* Gdf., *Pentacr. tuberculatus* Mill.

Nachdem wir nun so die untern Partien des untern Lias der Schweiz entlang verfolgten, ist es nöthig auch etwas bei der oberen Abtheilung, den Turnerithonen, zu verweilen. Vor Allem muss ich hier bemerken, dass dieses eines der am wenigsten gekannten Glieder des schweizer Lias ist, da es sich wegen der leichten Verwitterbarkeit seiner Gesteine immer unter einer dichten Vegetationsdecke verbirgt. An den wenigen Stellen, von welchen es bis jetzt durch die sorgfältigen Untersuchungen des H. C. Mösch näher bekannt wurde, ist seine Mächtigkeit aber so gering, sie übersteigt nie 3 Fuss, dass vor der Hand an eine Sonderung der einzelnen Zonen wohl nicht zu denken ist. Im Canton Schaffhausen ist dieses Gebilde zwar etwas mächtiger, bei 10′, doch sind dort die Petrefakten darin so selten, dass nicht einmal H. Stutz, welcher die Aufnahme der geognostischen Karte für diesen Canton übernommen hat, und schon seit Jahren in diesen Gegenden sammelt, ein einziges Stück in seiner Sammlung besitzt. Es sind hier, wie in Schwaben, dunkle zum Theil sandige Thone. Sie lagern ganz regelmässig auf den Arietenkalken, und werden von Mergelkalken mit A. Jamesoni bedeckt, so dass man sie wohl mit ziemlicher Sicherheit als den Stellvertreter der schwäbischen Turnerithone betrachten kann. Im Canton Aargau stellen sich indess plötzlich Versteinerungen in ziemlicher Anzahl ein und zwar sind die Ammoniten verkiest, beinahe ganz wie in Schwaben. Das Gestein ist hier ein ziemlich weicher eisenschüssiger Thonkalk von grüner oder brauner Farbe, welcher zu einem vollständigen Brei zerwittert. Es sind in dem in Rede stehenden Cantone nur einige Lokalitäten des Frickthales, wo man diese Schicht an Wänden anstehend

findet, und die dann die dieser Bank eigenthümlichen Petrefakten gesondert liefern. Auch in den Schambelen kann ein Glücklicher hie und da ein Stück auflesen. Die Petrefakten, welche Mösch in seiner Sammlung besass und die sich jetzt im Museum in Zürich finden, sind folgende: *Bel. acutus* Miller, *Amm. oxynotus* Quenst., *Amm. planicosta* Sow., *Amm. ziphus* Quenst., *Amm. laevigatus* Sow., *Amm. raricostatus* Zieten und noch einige andere, welche ich aus dem Gedächtnisse nicht zu bestimmen wagte. Ausserdem: *Rhynchon. ranina* Suess., *Rynchon. plicatissima* Quenst. *sp.*, *Pentacr. scalaris* Gdf.

In diesen Schichten in den Schambelen fand ich *Amm. bifer* Quenst. in einem ziemlich schönen und deutlichen Exemplare.

Herr Dr. Müller scheint für den Canton Basel diese Schicht noch zum Arietenkalk zu ziehen, denn er führt unter den Fossilen dieser Schichten auch diejenigen der Turnerithone an wie *A. obtusus, Brooki, stellaris, bifer* etc. *Amm. obtusus* ist aus dem Canton Aargau noch nicht bekannt geworden, hier ist *A. planicosta* leitend. Dr. Rominger*) erwähnt schon A. obtusus von Pratteln (Canton Basel), und Fraas**) sagt auch, dass Turnerithone dort aufgeschlossen seien.

Auch Gressly und Desor***) stellen Schichten, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit die Stelle der Turnerithone vertreten, zum Complexe der Arietenkalke. Es folgen nämlich im Hauensteintunnel über diesen letztgenannten Schichten ein System von sandigen Mergeln, mit Knollen verhärteten Kalkmergels, welche viele Myarier beherbergen. Freilich fehlen bezeichnende Petrefakten gänzlich, so dass ich diese Parallelisirung nur mit grossem Misstrauen andeute, die Lagerung möchte indess eine Gleichstellung befürworten.

Im Canton Neuchâtel sind die Turnerithone vorhanden,

---

*) Rominger: Vergleich des schweizer Jura mit der württembergischen Alp, Brenns Jahrbuch 1846.

**) Fraas, Württemb. Jahreshefte 1850 pag. 10.

***) Desor et Gressly, Etudes géologiques sur le Jura neuchâtelois. Mém. de la Soc. des Sciences nat. de Neuchâtel, tome IV. 1859. pag. 111.

Bei ſolcher leichten und völlig unbedenklichen Gelegenheit, ſich der Laſt und der Verantwortlichkeit zu entledigen, hofft man, werde keine Mutter ihr Kind im Elend verkümmern laſſen, oder gar mörderiſche Hand an daſſelbe legen. Daher werden denn an allen Mittelpunkten einer armen Bevölkerung Findelhäuſer errichtet, ſey es abgeſondert und nur zu dieſem Zwecke, ſey es verbunden mit Hoſpitälern, Gebärhäuſern u. ſ. w. Allerdings wird durch ſolche Aufnahme kleiner Kinder die Möglichkeit nicht weggeräumt, daß der Tod oder die Flucht der Eltern auch ſchon etwas herangewachſene Familien jeder Pflege und Lebensmöglichkeit beraube; es iſt ſomit neben den Findelkindern im engeren Sinne auch noch für Waiſen und Verlaſſene zu ſorgen: allein natürlich treten ſolche Fälle viel ſeltener ein, da die Mehrzahl der zu ſolchem Schickſale möglicherweiſe Beſtimmten ſchon von Anfang an den Findelhäuſern übergeben worden ſind. Es bleibt ſomit das Findelhaus der Haupttypus der Kinderverſorgung bei den romaniſchen Stämmen. Ihnen iſt St. Vincent von Paula der Heros des mitleidigen Chriſtenthums, während dem germaniſchen Nachbar das Beiſpiel von Hermann Franke vorleuchtet.

Welches von dieſen beiden Syſtemen verdient nun den Vorzug? Sind wir in Deutſchland auf dem rechten Wege, wenn wir vor Allem die Erfüllung der natürlichen Pflichten zu erzwingen ſuchen, und nur bei thatſächlicher Unmöglichkeit der Geſellſchaft eine geſetzliche Verbindlichkeit auflegen? Und wäre dieſe Anſicht im Grundſatze richtig, ſind nicht vielleicht ſolche nachtheilige Nebenfolgen mit ihr verbunden, daß eine Abweichung oder gänzliche Verlaſſung gerechtfertigt iſt?

Es iſt ſchwerlich eine Selbſttäuſchung, wenn uns ſowohl nach dem erſten Gefühle, als bei reiflichem Nachdenken der richtigere und ſittlichere Grundgedanke der zu ſeyn ſcheint, daß vor Allem, und nach göttlichen ſo wie nach menſchlichen Geſetzen die Eltern für den Unterhalt ihrer Kinder zu ſorgen haben, die bürgerliche Geſellſchaft aber nur ſchuldig ſey, im äußerſten Nothfalle einzutreten, und zwar auch dann keineswegs zunächſt aus Rückſicht auf die Eltern, welche ſich durch Erzeugung von Kindern, denen ſie nicht einmal die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe verſchaffen können, eines ſtrafbaren Leichtſinns und einer groben Unſittlichkeit ſchuldig gemacht haben, ſomit ſelbſt zuſehen mögen, wie ſie ſich durch doppelte

wie aus einem Exemplare des *A. raricostatus* erhellt, welches ich an den Schutthalden des Schachtes Nro. 5 am Tunnel des Loges auflas. Es stammt dieses Stück aus einem hellgrauen, weichen, thonigen Mergel. Das Stück selbst ist verkalkt. Welchen der von Desor und Gressly aufgestellten Schichtengruppen*) dieses Gestein nun angehöre, vermag ich nicht zu entscheiden.

Aus den wenigen Bruchstücken nun, welche ich über die Entwicklung des untern Lias in der Schweiz hier zu geben vermochte, mag vielleicht ersichtlich sein, dass, wenn erst das Studium dieser Gegenden noch weiter wird vorgeschritten sein, man noch in den Stand gesetzt werden wird, hier wie in Schwaben sämmtliche paläntologisch bestimmbaren Zonen aufs schärfste zu unterscheiden.

II. Der mittlere Lias.

Der mittlere Lias bildet meistens einen Complex von Mergeln, welche nur von einzelnen festeren Bänken durchzogen werden. Es ist daher begreiflich, wenn auch er, bei meistens ziemlich geringer Mächtigkeit, beinahe immer von einer dichten Vegetationsdecke überzogen und so nur sehr schwierig zu studiren, besonders in den westlichen Theilen des zu behandelnden Gebietes nur in sehr allgemeinen Umrissen bekannt ist. Ich will indess versuchen, so weit die Forschungen bis jetzt vorgeschritten sind, die Sache darzustellen. Als Massstab kann uns wieder nur Schwaben dienen, da hier allein alle Schichten nebst den ihnen eigenthümlichen Einschlüssen an organischen Resten so genau gekannt sind, dass das Profil zum Zwecke der Vergleichung benützt werden kann. Der mittlere Lias setzt sich in Schwaben folgendermassen zusammen:

---

*) Desor et Gressly, Etudes géologiques sur le Jura neuchâtelois. Mém. de la Soc. des Sciences nat. de Neuchâtel, tome IV. 1859. pag. 151 et 152.

Zone des *Amm. spinatus.*		6—8′ helle Steinmergelbänke mit Thonen. *A. spinatus, Bel. crassus Ziet., breviformis, Lima Hermanni, Spirifer rostratus, Rhynch. quinqueplicata, Ter. punctata, subovoides, subdigona.*
Zone des *Amm. margaritatus.*	Obere Region.	45′ blaue Thone mit Geoden, Schwefelkiesknollen und vereinzelten Steinmergelbänken. *Amm. margaritatus, Zetes, Bel. paxillosus, compressus, lagenaeformis, Chemn. undulata, Turbo paludinaeformis, Leda acuminata, Pentacr. laevis.*
	Untere Region.	10′ bläuliche Thone mit Steinmergeln. *Amm. margaritatus, globosus, fimbriatus, Normannianus, Bel. umbilicatus, elongatus, longissimus.*
Zone des *Amm. Davöi.*		10′ 5—6 Steinmergelbänke, wechselnd mit bläulichen Thonen, Muscheln verkalkt. *Amm. Davöi, capricornus (fimbriatus, Henleyi). Bel. umbilicatus, Inoc. ventricosus, Pent. subangularis.*
Zone des *Amm. ibex.*	15—18′ hellgraue Steinmergelbänke mit Thonen wechsellagernd. Petrefakten verkiest.	*Amm. ibex, Maugenesti, bifidus, Centaurus, Actaeon, Ter. numismalis, Rhynch. rimosa.*
		Amm. Jamesoni, Masseanus, Taylori, pettos, Lynx, Pentacr. basaltiformis.
Zone des *Amm. Jamesoni.*		2′ graue Mergel mit *Amm. armatus.*
		1′ harte Steinmergelbank mit Kalkspathlamellen durchzogen.
		3′ bröcklige graue Kalkbank, gefüllt mit *Gryph. obliqua, Rhynch. tetraedra* Quenst., *Pholadom. decorata, Spirifer Münsteri* *).

Von diesen Schichten sind es besonders die beiden untern Zonen, welche in Bezug auf ihre Abtrennung grosse Schwierigkeiten bereiten. In Schwaben freilich ist es leicht, sie zu unterscheiden, da hier die herrlichsten Aufschlüsse, verbunden mit einem ungeheuren Petrefaktenreichthum das Studium dieser Schichten erleichtern. Anders verhält es sich in Franken,

*) Oppel, Juraform §. 19. Prof. Nro. 10 und §. 23. Prof. Nro. 11.

anders in der Schweiz, wo man dem mit gesellig lebenden Pflanzen dicht überzogenen Boden jeden Erfund mit Mühe abzuringen genöthigt ist.

Uns zunächst nach Franken wendend, sehen wir sogleich ganz andere Verhältnisse, als das vorstehende Profil sie aufweist, auftreten. Der obere versteinerungsleere Schieferthon hat wie es scheint nicht nur die obern Partien des untern Lias, sondern auch noch die untersten Glieder des mittlern Lias in seine alles Leben verscheuchenden Schichten aufgenommen. Die erste Bank, welche wieder Reste organischen Seins in sich schliesst, ist eine 2—3 Fuss mächtige hell gefärbte Kalksteinbank. Petrefakten treten hier sogleich wieder in Menge auf, und besonders zeichnet sich unter diesen die grosse *Gryph. gigas* Schloth. aus, die lange Zeit nur aus Franken und hier nur von einer einzigen Lokalität, Amberg, bekannt war. Die mit ihr vorkommenden Ammoniten aber scheinen auf die Zone des *A. ibex* hinzudeuten. Nur aus der Gegend von Amberg kennt man Spuren der Zone des *A. Jamesoni*, indem nämlich Fraas*) *A. natrix* aus dieser Gegend anführt. Doch hat auch Gümbel**), im Widerspruch mit Schrüfer aus dem nordöstlichen Franken *Amm. natrix* und *Maugenesti* citirt. Die hauptsächlichsten Fossile, welche Dr. Schrüfer nennt, sind: *Bel. elongatus* Miller, *Bel. clavatus* Schloth., *Amm. ibex* Quenst., *Amm. binotatus* Oppel***) *Valdani* Schrüfer, *Pholadom. decorata* Hartm., *Pecten priscus* Schloth., *Pecten liasianus* Nyst,†) *Plicat. spinosa* Sow., *Gryph. gigas* Schloth., *Gryph. obliqua* Gdf., *Ter. numismalis* Lam., *Rhynchon. rimosa* v. Buch, *Rhynchon. variabilis* Schloth., *Spirif. verrucosus* v. Buch, *Pentacr. basaltiformis* Mill., *Pentacr. subangularis* Mill.††)

In dieser Form, wie eben angegeben wurde, ist diese Schicht

---

*) Fraas, Bronns Jahrbuch 1850.

**) Gümbel, Bronns Jahrbuch 1858 pag. 550.

***) Oppel, paläontologische Mittheilungen pag. 139.

†) cf. Schrüfer, Jurnform pag. 22 Anm. 1.

††) ibid. Anm. 2.

aber nur im östlichen und nordöstlichen Franken zu finden. Schon bei Neumarkt hat sie sich sowohl in Bezug auf Gesteinsbeschaffenheit als auch auf Mächtigkeit merklich geändert. Bei dem Dorfe Mittelricht bei Neumarkt sind mehrere kleine Steinbrüche in ihr angebracht, deren Profil folgendes ist:

Dünne Lage harter Platten.

3′ graugelbe Mergel mit zahlreichen Exemplaren von *Bel. elongatus.*

Dunkle Kalkmergel mit vielen eingesprengten Quarzkörnern.

Die unterste Schicht war nicht in ihrer ganzen Mächtigkeit aufgeschlossen. Sie enthielt folgende Arten: *Amm. fimbriatus* Sow., *Bel. elongatus* Mill., *Bel. clavatus* Schloth., *Pect. priscus* Schloth., *Pect. textorius* Schloth., *Plicat. sarcinula* Gdf., *Gryph. gigas* Schloth. in Menge, *Ter. Waterhousi* Dav., *Spirif. verrucosus* v. Buch.

Noch etwas anders zeigt sich diese Schicht am äussersten südwestlichen Ende von Franken, am Hahnenkamm. Es lässt sich hier auch ein oberes, aus gelbgrauen Mergeln gebildetes, und ein unteres kalkiges Glied unterscheiden. Dieser Kalk ist von gelblich weisser Farbe und enthält sehr viele Quarzkörner eingemengt, welche oft so sehr überhand nehmen, dass das kalkige Bindemittel beinahe gänzlich verschwindet. Die einzelnen Quarzkörnchen sind meist abgerundet, wie Rollgeschiebe; es finden sich indess auch häufig welche darunter, vollkommen auskrystallisirt, ein hexagonales Prisma mit Zuspitzungspyramiden an beiden Enden. Die Kürze der Zeit, welche mir leider nur zur Untersuchung dieser Schichten gegönnt war, liess mich keine wahren Leitmuscheln auffinden. Ich kann hier nur anführen, dass ich in der obern mergeligen Partie *Gryph. gigas* und *Bel. elongatus*, unten in den Kalken aber eine Schaar von Brachiopoden, welche dem mittleren Lias eigenthümlich sind, sammelte. Das Liegende dieser Schicht bilden weissliche Thone, welche auf

der Cardinienbank lagern. Diese Kalke des mittleren Lias sind auch in der Gegend von Weissenburg sehr deutlich entwickelt, und durch Steinbrüche an sehr vielen Punkten aufgeschlossen. Eine Trennung der Zonen lässt sich auch hier nicht vornehmen, doch scheint Alles, was man bis jetzt daraus kennt, auf die Zone des *A. ibex* hinzudeuten. Bei dem Dorfe Höttingen, wo ein grosser Steinbruch auf oberem Keupersandstein betrieben auch diese Schichten im Abraum blossgelegt hat, findet sich zu unterst in diesen grauen Kalken, welche hier auf Keuperletten ruhen, eine mehrere Zoll starke ocherige Lage, die grosse Ammoniten, wahrscheinlich *A. lynx* und *Bel. elongatus* einschliesst.

Bei der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit konnte ich die Davöibank hier nicht nachweisen. Im nordöstlichen Franken dagegen findet sich über den Mergelkalken oder Kalkmergeln, wie eben das Gestein in seinem Fortstreichen sich ändert, eine Folge graugelber schieferiger Mergel, in welche sich harte Steinmergelbänke, namentlich an der Oberregion einlagern. Sie erreichen eine Mächtigkeit von mehr als 30'. Als leitend für diese Schichten sind nur die Ammoniten zu betrachten, da alles Uebrige aus der „Schicht mit *A. Vaaldani*" (Schrüfer) hier herauf fortsetzt. Die diesen Mergeln ausschliesslich eigenthümlichen Arten sind: *Nautilus intermedius* Sow., *Amm. Davöi* Sow., *Amm. capricornus* Schloth.

Wie aus dem eben Angeführten hervorgeht, sind die Zonen des *Amm. ibex* und *Davöi* im nordöstlichen Franken deutlich entwickelt, wenn auch die Gesteinsbeschaffenheit der untern von beiden von der in Schwaben allgemeinen bedeutend abweicht.

Der Uebergang von der eben besprochenen Gruppe zu der nun folgenden der Amaltheenthone wird vermittelt durch 2 Steinmergelbänke von je 1', die übrigens schon *A. margaritatus* und zwar schon in gigantischen Verhältnissen enthalten. Die unmittelbar darüber lagernden, eigentlichen Amaltheenthone sind dunkle, schieferige Thone von gelben Geoden durchschwärmt. Sie finden sich durch ganz Franken von der gleichen mineralogischen Beschaffenheit, Fossile gehören indess überall zu den Seltenheiten. Nicht einmal Belemniten sind häufig, und kommen

welche vor, so sind sie so erbärmlich klein, dass man gerechten Anstand nimmt, sie mit *Bel. paxillosus* zu vereinigen. Ausserdem sind es nur noch Bruchstücke von *Amm. margaritatus* und *Plicat. spinosa*, welche zu finden man allenfalls so glücklich sein kann. Diese Thone werden gegen 50′ mächtig.

Von weit grösserer Bedeutung für Franken sind die nun folgenden Schichten des *Amm. spinatus*. Ihre Schichtenfolge stellt sich nach Theodori folgendermassen dar. (Nordöstl. Franken.)

Oberer Alaunschiefer; wie der untere, nur weniger Alaun- und eisenhaltig. Ohne Versteinerung.

Paxillosen-Knollenlager, Schwefels. Thonerde mit kohlens. Kalk, mit sehr vielem Schwefelkies, Thongallen etc. Voll von *Bel. paxillosus*.

Unterer Alaunschiefer. Aehnlich dem Costaten-Thonschiefer, aber bei weitem mehr alaunhaltig. Ohne Versteinerung.

Costatenknollenlager. Ganz dicht an einander gehäufte harte Mergelsphäroide von 1—3″ Durchmesser. *Amm. costatus* kommt fast ausschliesslich hier vor.

Costaten-Thonschiefer. Dunkle schieferige Thone, manchmal sehr hart und schwefelkiesreich. Lager all der bekannten schönen Versteinerungen.

Ueber die Gesteinsbeschaffenheit lässt sich weiter wenig mehr sagen, eben so wäre es, wie mir scheint, weitläufig, lange Petrefaktenregister dieser unter allen fränkischen am besten gekannten Schichte zu geben, da solche ja schon durch andere Arbeiten besonders durch die des H. Dr. Schrüfer zur Genüge bekannt geworden sind. Als besonders interessant will ich nur das Vorkommen von *Rhynch. acuta* Sow. sp. und *Rh. serrata* Sow. sp. theils vom Keilberg bei Regensburg, aus dessen den mittlern Lias dort vertretenden Eisenerzen erstere ja schon Quenstedt*) citirt, theils aus den ächten „Costaten-Thonschiefern“ von Neu-

*) Quenstedt, Handb. 1852 pag. 452 tab. 36. fig. 15.

markt am Donau-Main-Kanal.*) — Das vorstehende Profil, das aus der Gegend von Banz genommen ist, gilt indess nicht für ganz Franken. Im südwestlichen Theile gegen die schwäbische Grenze hin, ist die Schichtenfolge wieder eine ganz andere. Sie wird etwas einfacher, wodurch indess der Petrefaktenreichthum durchaus nicht beeinträchtigt wird. Im Gegentheile treten hier die Gegensätze zwischen fränkischer und schwäbischer Costatenschicht wo möglich noch schärfer zu Tage, indem der ganze Typus der Entwicklung diese Schichten den Niederschlägen gleichen Alters von Gundershofen (Dép. Bas Rhin) ausserordentlich ähnlich macht.

Das Profil der Costatenschichten ist bei Sammenheim in der Nähe des Hahnenkammes (südwestliches Franken) folgendes:

4—6′ dunkelgraue, sandige, nicht sehr harte Mergelbänke, Hauptlager der Petrefakten.

20—30′ dunkle, bläulichschwarze Schiefermergel, *Amm. spinatus* in Knollen ausserordentlich harten blaugrauen Mergels sehr häufig enthaltend.

Amaltheenthone, Petrefaktenarmuth.

Die Hauptmasse der Versteinerungen, welche häufig bisher aus Deutschland noch nicht gekannte Arten darstellen, findet sich oben in den festern-sandigen Mergelbänken. Die Knollen enthalten wohl auch noch einzelne schöne Sachen, besonders kleinere Gasteropoden, welche nicht selten mit Schale erhalten sind, doch gehört immer ein gewisses Glück dazu, hier etwas Schönes zu finden. Die Arten, welche ich an der angegebenen Lokalität theils selbst sammelte, theils auch der Freundlichkeit des H. Hofrathes v. Fischer hier verdanke, welcher mir die in seiner Sammlung befindlichen Stücke zur Benützung überliess, sind folgende: *Bel. crassus* Ziet., *Bel. breviformis* Ziet., *Amm. spinatus* Brug., *Amm. spinatus var. gibbosa* Köchlin-Schlumb. **)

*) cf. Schrüfer, Juraform pag. 29 und 30.

**) Köchlin-Schlumberger, Bull. Soc. géol. France 1855 pag. 118. tab. II.

(*A. amaltheus gibbosus* Schloth.), *Turbo elegans* Münst., *Pleurotomaria expansa* Sow. sp., *Pleurotomaria cf. zonata* Gdf. *), *Pleurotomaria cf. subdecorata* Münst. **) *Pholadomya* sp., *Lyonsia unioides* Röm. sp., *Leda cf. acuminata* Gdf. sp., *Leda complanata* Gdf. sp., *Cypricardia* sp., *Venus angulata* Gdf., *Cardium sp. nov.*, *Lima Hermanni* Zieten, *Lima sp. nov.*, *Lima sp. nov.*, *Pecten æquivalvis* Sow., *Pecten liasinus* Nyst., *Pecten priscus* Schloth., *Pecten cf. tumidus* Ziet., *Plicatula spinosa* Sow., *Plicatula cf. laevigata* d'Orb.***) *Terebrat. Moorei* Dav., *Rhynchon. serrata* Sow. sp., *Rhynchon. acuta* Sow. sp., *Rhynchon. amalthea* Quenst. sp., *Pentacrinus lævis (?)* Mill., *Eryma* sp.

Die Petrefakten sind entweder ganz verkiest oder doch mit einem Kiesharnisch bekleidet, d. h. der Schwefelkies findet sich als eine sehr dünne Schicht dicht unter der Schale und kommt nur zum Vorschein, wenn diese weggebrochen ist. Sie sind sämmtlich sehr ausgebildet und von bedeutender Grösse. *Pecten æquivalvis* erreicht 0,100 m. Durchmesser und in dem Verhältniss erscheinen alle Uebrigen.

Das Vorhandensein einer der *Plicat. lævigata* so sehr ähnlichen Muschel und zwar in ziemlicher Häufigkeit, das Vorkommen der bisher nur aus England in dieser Grösse und Entwicklung gekannten *Ter. Moorei*, (es finden sich in der Fischerschen Sammlung 6 Exemplare von derselben), das häufige Auftreten der *Rhynch. acuta*, (ich schlug aus wenigen Blöcken des Gesteines gewiss 10 Exemplare heraus), die in ihrer ausgeprägtesten Form auftretende *Rhynch. serrata*, abgesehen von all den eigenthümlichen Gasteropoden und Lamellibranchiern, welche sich hier finden: lassen diese Bildung als eine in Deutschland wohl einzig in ihrer Art vorkommende erscheinen, und nur die

*) Goldfuss, Petref. Germ. pag. 75 tab. 186, fig. 2.

**) ibid. pag. 71. tab. 185. fig. 3.

***) Die Plicatula, welche hier vorkommt, erreicht zwar nicht ganz die Grösse der französischen Exemplare, wird indess auch ziemlich gross und gleicht sonst so sehr der in Rede stehenden Species, dass doch einige Wahrscheinlichkeitsgründe für die Identität sprechen.

Faunen französischer oder englischer Lokalitäten geben in ihrer Gesammtheit ein ähnliches eigenthümliches Bild. Von all den oben angeführten Arten hat die Lokalität vom Hahnenkamm nur folgende mit den Fundstätten des N.O. Frankens gemein, nämlich: *A. spinatus* Brüg., *Pleurot. expansa* Sow., *Lyonsia unioides* Röm. sp., *Leda acuminata* Gdf., *Leda complanata* Gdf., *Pect. æquivalvis* Sow., *Pect. liasianus* Nyst., *Plicat. spinosa* Sow., *Rhynch. amalthea* Quenst., *Rhynch. serrata* Sow., *Rhynch. acuta* Sow., *Eryma sp.*

Mit schwäbischen Bildungen verglichen, reducirt sich diese Specieszahl noch um vier. Es mangelt hier nämlich auch noch *Rhynch. serrata* und *acuta*, *Lyonsia unioides* und *Eryma sp.* Merkwürdig ist dabei, dass bis so nahe an die schwäbische Grenze, bis an den Nipf bei Bopfingen ist vielleicht 6 Stunden hinüber, diese Brachiopoden, welche hier wie in England und Frankreich die Zone des *A. spinatus* charakterisiren, in solcher Häufigkeit vorkommen, während sie in Schwaben spurlos verschwunden sind. Was der Grund dieser sonderbaren Vertheilung der Species sein mag, wer kann es sagen!

So wieder an der Grenze Schwabens angelangt, wenden wir uns nach der Schweiz. Es ist zunächst die Uebergangsregion des schwäbischen in den schweizer Jura bei Aselfingen und Beggingen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der mittlere Lias besteht hier aus einer Folge dunkler, bläulich-schwarzer, schüttiger Mergel, hie und da etwas sandig, von einzelnen Steinmergelbänken durchzogen. In der Liasschlucht bei Aselfingen (Grossherzogthum Baden) fanden wir ganz regelmäsig zu unterst *A. Jamesoni*, in der Mitte *A. fimbriatus* und *Davöi*, etwas höher *A. margaritatus* und endlich in einer Steinmergelbank dicht unter den Posidonienschiefern *A. spinatus* in einigen Exemplaren: Aus den Schichten des *A. ibex* konnten wir kein bezeichnendes Fossil auffinden. Die Mächtigkeit des ganzen mittleren Lias mag hier vielleicht 30—40 Fuss betragen. Bei Fützen am Randen haben die Numismalismergel wieder ihre gewöhnliche schmutzig weisslich-gelbe Farbe. *Plicatula spinosa* und Belemnitenbruchstücke finden sich zu Hunderten darin, auch

führte mir das Glück einige ausgezeichnete Exemplare von *Amm. capricornus* in die Hände. Dieselben Verhältnisse treffen wir auch bei Beggingen, Canton Schaffhausen, *Amm. capricornus* sammelte ich hier aus einigen etwas härteren, indess noch immer ziemlich leicht verwitternden Bänken in dem obern Theile der Numismalenmergel. Die darüber folgende Zone des *Amm. margaritatus* aber wird an den beiden zuletzt genannten Lokalitäten durch dunkle blau-graue Thone von 15—20 Fuss Mächtigkeit gebildet, in denen indess Petrefakten zu den Seltenheiten gehören. Herr Stutz in Zürich besitzt in seiner Sammlung Exemplare der leitenden Species theils von Beggingen, theils auch aus der Gegend von Schleitheim, wo sich, seiner freundlichen Mittheilung zu Folge, diese Schichten ganz ähnlich verhalten sollen. Mit grosser Schärfe aber lassen sich die aus Schwaben hier herüber fortsetzenden Costatenkalke durch den ganzen Canton Schaffhausen verfolgen. Sie bestehen aus einigen Bänken harter grauer mergeliger Kalke, in denen sich *Amm. spinatus* nebst einigen weniger häufigen Brachiopoden-Species gar nicht sehr selten findet.

Im Aargau lässt sich die Trennung der einzelnen Zonen schon eher etwas genauer durchführen, als ich dies bei dem nur sehr flüchtigen Besuche des Canton Schaffhausen hier auszuführen im Stande war. Vor Allem ist das Davöibett sehr bestimmt, schon durch seine verschiedene petrographische Beschaffenheit, es ist eine Lage sehr harter Mergelknollen, von den darunter liegenden Mergeln abgetrennt. Letztere sind einige graue, gelblich anwitternde und vom Frost in Gries zerfallende Mergelbänke mit einer ausserordentlichen Menge von Petrefakten, namentlich Belemniten, erfüllt. Aus ihnen kennt man der Zone des *Amm. Jamesoni* angehörend: *Amm. Jamesoni* Sow., *Amm. brevispina* Sow., *Bel. elongatus* Mill., *Bel. clavatus* Schloth.

Von der vorhergehenden petrographisch nicht zu unterscheiden ist die Zone des *Amm. ibex*. Aus ihr stammen: *Amm. Centaurus* d'Orb., *Amm. Henleyi* Sow., *Arca Münsteri* Ziet. *sp.*, *Pleurot. expansa* Sow. *sp.*

Anſtrengung aus der Noth helfen, ſondern aus Rückſicht auf die armen, ſchutzloſen und an ihrem Daſeyn unſchuldigen Geſchöpfe. Wer iſt denn dieſe bürgerliche Geſellſchaft, auf deren nebelnden Namen und große Kaſſe die Schulden der Einzelnen ſo bereitwillig gewälzt werden ſollen? Beſteht nicht auch ſie bloß aus Einzelnen, welche ſomit neben der Erfüllung ihrer eigenen Verbindlichkeiten auch noch die muthwillig eingegangenen oder betrügeriſch unerfüllten Pflichten Anderer übernehmen ſollen? Und finden wir nicht, wenn wir in unſerem Falle näher treten, unter den zur Tragung fremder Laſt unterſuchungslos Verurtheilten Viele, welche nur mit der äußerſten Anſtrengung den Pflichten gegen ihre eigene Familie nachzukommen vermögen, und vielleicht dieſer entziehen müſſen, was ſie den Kindern Anderer zu geben ohne Noth gezwungen werden? Sind nicht ferner unter ihnen Manche, welche einen eigenen Herd zu gründen unterlaſſen oder wenigſtens unbehaglich lange verſchieben, weil ſie erſt, wie es ihre Pflicht iſt, verſichert ſeyn wollen, ob ſie ihre Kinder zu erziehen im Stande ſeyn werden, und welche jetzt die Baſtarde Anderer füttern ſollen? Davon gar nicht zu reden, daß es doch eine ſchreiende Inconſequenz iſt, wenn der Staat ohne alle Unterſuchung über Nothwendigkeit und Verbindlichkeit, bloß weil ein Unbekannter es thatſächlich verlangt, eine in ihrer Geſammtheit leicht in die Millionen ſteigende Laſt über ſich nimmt, während er ſonſt, und zwar löblicherweiſe, die ſtrengſten Beweiſe der Rechtmäßigkeit jeder Forderung an die öffentlichen Kaſſen verlangt, ehe er ſie anerkennt und berichtigen läßt; und daß es die gedankenloſeſte Unbilligkeit gegen die Steuerpflichtigen verräth, wenn, wie hier bei minder ſorgfältigen Anſtalten häufig geſchieht, gerade diejenigen Perſonen, welche aus eigenen Mitteln eine Laſt tragen ſollten und auch könnten, durch ſchlau berechnete Anerbieten und durch Beſtechungen eine Bezahlung aus den öffentlichen Kaſſen für Uebernahme eben dieſer Laſt zu erhalten wiſſen. Auch iſt einleuchtend, daß, wenn zwar die Anſichten über die größere oder unbedeutendere Sündhaftigkeit unehelichen Geſchlechtsgenuſſes kaum je in völlige Uebereinſtimmung gebracht werden mögen, doch jedenfalls es nicht Sache des Staates iſt, durch Wegräumung der natürlichen Nachtheile ſolcher Handlungsweiſe ſie in ein künſtlich günſtiges Verhältniß zu bringen, und ſomit die Unſittlichkeit zu begünſtigen, anſtatt der entgegengeſetzten Aufgabe zu genügen.

Ausser diesem führt Mösch*) noch 41 weitere Species aus den Numismalismergeln des Cantons Aargau an. Darunter befinden sich: *Pentacr. punctiferus* Quenst., *Ter. numismalis* Lam., *Rhynch. rimosa* v. Buch., *Spirif. Münsteri* Dav., *Gryph. obliqua* Goldf., *Gryph. gigas* Goldf., *Pect. priscus* Schloth., *Pect. aequivalvis* Sow., *Pect. textorius* Quenst., *Limea acuticosta* Gdf., *Pholad. decorata* Hartm., *Panop. elongata* Röm.

Die Zone des *Amm. Davöi* besteht, wie schon oben bemerkt wurde, aus einer Lage sehr harter knolliger Mergel, welche oft in einzelne in weicheren Mergel eingebettete Knollen aufgelöst ist. Sie sind von grauer Farbe mit weissen steinmarkähnlichen Flecken. Für diese Schicht leitende Petrefakten sind: *Amm. Davöi* Sow., *Amm. fimbriatus* Sow.

Auch *Amm. capricornus* Schlotheim, der im Museum in Zürich liegt, mag hier sein Lager haben. —

Aus allen übrigen Theilen der Schweiz kennt man wohl aus allen Zonen der Numismalismergel Fossile, doch wurden erstere noch nirgends scharf im Einzelnen unterschieden. H. Dr. Müller scheint im Canton Basel mehr nur die obern harten Bänke, die *Davöi*-Schichten zu kennen, denn er führt in den Petrefaktenregistern seines „Belemnitenkalkes" nur für diese Zone bezeichnende Fossile an: *Amm. Davöi* Sow., *Amm. fimbriatus* Sow., *Amm. Henleyi* Sow., *Amm. capricornus* Schloth.

Dr. Rominger **) dagegen erwähnt *A. natrix* in seinem Aufsatze über den schweizer Jura aus einem hellgefärbten Kalke, in dem die Petrefakten theils verkalkt, theils verkiest vorkommen sollen.

Im Canton Solothurn werden die Numismalenmergel gebildet durch einige Bänke mergeligen Kalkes. So im Hauensteintunnel, woher Gressly *Gryphaea obliqua* und *Bel. elongatus* Mill. besitzt. Ebenso treten sie bei Günsberg in der Nähe von Solothurn auf, auch hier durch das häufige Vorkommen von *Bel. elongatus* ausgezeichnet. Im Canton Neu-

*) Mösch, das Flötzgebirge im Ct. Aargau pag. 28.

**) Dr. Rominger Bronns Jahrb. 1846 pag. 293.

châtel scheinen die Numismalismergel sehr entwickelt oder doch wenigstens sehr reich an Petrefakten. Bei den Bauten des Tunnel des Loges, der einzigen Lokalität, wo man in diesen westlichen Gegenden der Schweiz noch die Entwicklung des Lias beobachten kann, wurden sie, wie ja auch noch einige der tiefern Schichten, wie wir gesehen haben, in ihrer ganzen Mächtigkeit durchsetzt. Es sind dunkle schwarzgraue sandige Mergel mit einzelnen eingelagerten härteren Bänken. Sie wurden von Desor und Gressly *) mit den Schichten des *Amm. margaritatus* vereinigt und das ganze in den untern Lias gestellt. Ich sammelte an den Liasschutthalden des Tunnels: *Amm. Davöi* Sow., *Amm. Henleyi* Sow., *Amm. pettos* Quenst., *Amm. brevispina* Sow., *Pecten priscus* Schloth., *Terebr. numismalis* Lam., *Rhynch. rimosa* v. Buch., *Rhynch. variabilis* Schloth. *sp.*, *Pentacr. subangularis* Miller, *Pentacr. punctiferus* Quenst.

Als Beweis für die Ansicht, dass der Lias in demselben Verhältnisse gegen Westen an Schönheit der Entwicklung und Reichthum der Gliederung abnehme, als der obere Jura wachse und an Mächtigkeit zunehme, wurde auch angeführt, dass zum Beispiel die Schichten des *Amm. margaritatus* im Canton Neuchâtel gänzlich fehlten, während sie am *Mont Terrible* noch beobachtet worden seien. Das scheint mir aber nicht der Fall zu sein, denn ich fand *A. margaritatus* in zwei unzweifelhaften Bruchstücken an der schon mehr erwähnten Lokalität (Tunnel des Loges). Ihrer Erhaltung nach müssen sie aus einem Gesteine, sehr ähnlich dem der Numismalismergel, stammen. Wie mächtig nun aber die Schicht, welche diese Ammoniten in sich schloss, sein mag, lässt sich natürlich nicht angeben. Die Petrefakten all dieser eben besprochenen Schichten sind in verkalktem Zustande, nur *Amm. brevispina* zeigt einen schwachen Schwefelkiesharnisch. In den übrigen Cantonen ist von den Amaltheenthonen noch wenig bekannt geworden. Aus dem Canton Bern kennt man sie durch H. J. Thurmann. Es sind dort dunkle fette Thone mit *A. margaritatus*. Im Hauen-

*) Desor et Gressly, Etudes géol. etc. pag. 110.

steintunnel *) folgt über den Mergeln mit *Gryph. Cymbium* ein Complex von mergeligen Kalken, denen Mergel mit Schwefelkies aufgelagert sind; Petrefakten sind aus diesen Schichten nicht bekannt.

Am meisten durchforscht ist in dieser Beziehung wieder der Canton Aargau. Das Profil der Amaltheenthone ist:

	Posidonienschiefer.
Amaltheenthone. Schichten der *A. margaritatus* und *A. costatus.*	Harte graublaue, homogene Kalkbänke 3—5'.
	Hellblaue oder rauchgraue Thone 10—15'.
	Schichten des *Amm. Davöi.*

Es ist merkwürdig, hier die Bildung den Schichten gleichen Alters in Franken so ähnlich zu treffen; denn die Thone führen allein und ziemlich spärlich *Amm. margaritatus* Mtf. und Belemniten. Erst mit den darüber folgenden Kalken beginnt der Petrefaktenreichthum, nur schade, dass sich die Sachen so schwer aus den sehr harten Kalken herauslösen. Die unteren Bänke dieser Kalke können vielleicht noch den oberen Margaritatusschichten entsprechen, doch möchte ich das nicht mit Sicherheit behaupten, den Mösch versichert, dass *A. spinatus* Brug. sogleich mit den Kalken beginne, obgleich auch *A. margaritatus* in ziemlicher Häufigkeit hier herauf fortsetze. Dieses Zusammenkommen von *A. margaritatus* und *spinatus* wird von verschiedenen Seiten auch aus Franken angegeben. Schon Quenstedt erzählt **), dass er am Donaumainkanal diese beiden Ammoniten zusammengefunden habe, und Schrüfer ***) bestätigt diese Angabe, zu dem erstern noch weitere Erfunde von *A. margaritatus* in den Costatenschichten von Trimäusel bei Banz und von Rasch hinzufügend. Und so ist denn auch in der Schweiz das Zusammmenvorkommen dieser beiden Species mit ziemlicher Sicher-

*) Desor et Gressly, Etudes géol. etc. pag. 109.

**) Quenstedt, Jura pag. 166.

***) Schrüfer, Juraform pag. 29.

heit dargethan. Dennoch wird die Zone des *Amm. spinatus* mit aller Entschiedenheit festzuhalten seiu, denn er findet sich weder in Franken noch in Schwaben, noch in der Schweiz in andern Schichten als in den obern Regionen des Quenstedt'schen Lias δ und mit dem ersten Auftreten dieses Ammoniten ist auch die Grenze dieser Zone nach unten gezogen. Mösch führt ein langes Register von Petrefakten aus diesen Schichten an, scheidet indess die aus den Mergeln stammenden, nicht von der den Kalkbänken angehörenden. Auch mir war es nicht möglich, die Petrefakten mit Sicherheit auseinander zu halten, besonders bei den zu einer scharfen Sonderung so wenig geeigneten Aufschlüssen, aus denen meine in diesen Schichten gesammelten Petrefakten stammen. Den wenigen Worten, welche Mösch über die Vertheilung der Arten hinzufügt, zu entnehmen, scheinen indess alle von ihm angeführten Species, ausgenommen *Amm. margaritatus* Mtf. zum Theil, *Bel. paxillosus* Schloth., *breviformis* Zieten, *lagenaeformis* Zieten, von mir selbst in den Mergeln gesammelt, *Bel. umbilicatus* Blainv., *compressus* Stahl., *clavatus* Schloth. aus den Kalken zu stammen, daher mit *A. spinatus* vorzukommen. Als die wichtigsten will ich anführen: *Amm. margaritatus* Mtf., *spinatus* Brug., *Pleurot. expansa* Sow., *anglica* u. s. w., im Ganzen sind es 24 Species. *Amm. spinatus* ist darunter weitaus die häufigste und für den Aargau eine wahre Leitmuschel. —

III. Der obere Lias.

Der obere Lias ist das von der ganzen Liasformation am leichtesten erkennbare Glied. Es besteht durch das ganze zu betrachtende Gebiet nach unten aus dunkelblauschwarzen, bituminösen, ziemlich schwer verwitternden Schiefern, nach oben aus licht gelbgrauen Mergeln. Obwohl dieser Schichtencomplex in Franken ebenso ausgebildet und vielleicht auch beinahe ebenso erforscht ist als in Schwaben, will ich doch der Gleichheit halber meinem Plane getreu bleiben und das Profil Schwabens voranstellen. Es ist die Umgegend von Boll und Holzmaden, wo es sich folgendermassen darstellt:

Zone des *Amm. jurensis.*

8—10′, 2—3 hellgraue Steinmergelbänke mit Thonen. *Bel. exilis, tricanaliculatus, longisulcatus, pyramidalis, parvus, Naut. toarcensis, Amm. depressus, radians, costula, undulatus, Aalensis, Thoarsensis, comptus, Comensis, variabilis, insignis, Eseri, serrodens, jurensis, Trautscholdi, hircinus, Turb. Sedgewickii, Pleurot. intermedia, Pos. orbicularis, Lima Galathea, Pentacr. jurensis.*

8′ Verwitterbarer Schiefer, an manchen Orten durch sogenannten Leberboden ersetzt. *Bel. irregularis, tripartitus, Amm. Walcotti, Pect. incrustatus, A. fibulatus, Bel. papillatus, incurvatus, Bel. acuarius, Amm. serpentinus, falcifer, A. concavus, heterophyllus, cornucopiae, anguinus, annulatus, communis Holandrei, Braunianus, crassus, fibulatus, subarmatus.*

2″ Bank mit *Monot. substriata.*

2″ Schiefer: Saurier, Fische. *Bel. acuarius, Natica pelops, Solemya Voltzii.*

Zone der *Posydonomya Bronni.*

5″ Schiefer: *Teleosaurus, Ptychol. Bollensis, Dorygnath. Banthensis, Avicula substriata, Gervillia Eseri, Inoceramus undulatus, dubius, Posidonomya Bronni, radiata, Pecten. incrustatus, Discina papyracea, Acrosal. crinifera, Pentacr. Bollensis, fasciculosus, Quenstedti.*

1′ thonige, hellgraue Schiefer.

8″ oberer Stinkstein.

1′ Schiefer mit Fischen.

2—4″ harte Platten.

2′ blättrige leichtverwitterbare Schiefer.

8″ unter[illegible]stein mit Fischresten.

5′ blättrig[illegible]fer mit Geoden *Leptolepis.*

8″ Fleins: *Pent. Bollensis*, Saurier.

2″ Hainzen, Schwefelkiesnester.

Zone der *Posidonomya Bronni.*	2′ blaugraue Thone, Algen, *Spirifer*, *Bel. papillatus.*	
	3—5″ schwarzer Tafelkalkstein, Saurier, Sepien.	
	1½′ Algenschichte, *Acrosal. crinifera.*	
	Zone des *A. spinatus.*	

Der obere Lias in Franken lässt nicht sehr viel zu bemerken übrig. Er ist so ziemlich nach demselben Typus gebildet wie der schwäbische. Zunächst sind die Posidonienschiefer sehr entwickelt, und es lassen sich sogar die einzelnen Unterabtheilungen, welche man in Schwaben in diesen Schichten machte, mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Die unterste freilich, die sogenannten Seegrasschiefer, scheinen in Franken zu fehlen, sie wurden wenigstens weder im nordöstlichen noch im südwestlichen Theile dieses Gebietes beobachtet, und Dr. Schrüfer konnte an verschiedenen Profilen das Mangeln dieser Schicht mit aller Bestimmtheit nachweisen. Einen eigenthümlichen Charakter der fränkischen Posidonienschiefer bilden die in allen Höhen in grosser Häufigkeit auftretenden, indess nie sehr mächtigen Lagen von Stinksteinen. In Beziehung auf diesen Complex von Schiefern können die Angaben Theodori's so ziemlich bis ins Detail benützt werden, da zahlreiche Nachgrabungen in der Gegend um Banz ihn denselben sehr genau kennen lernen liessen. Zu unterst lagern graue, von häufigen Stinksteinbänken durchsetzte Mergel, die sog. „Brandschiefer" Theodoris; sie bilden das ausschliessliche Lager von *Eryon Hartmanni.* Die mittlere Region bilden weiche gelblichgraue schieferige Mergel erfüllt mit einer zahllosen Menge von Schuppenbruchstücken. Hier ausschliesslich findet sich *Bel. acuarius.* Als besonders interessant sind in dieser Region noch auszuzeichnen die Beinbreccie (Theod.) und die Saurierschicht (Theod.)*) wegen ihres Reichthums an Wirbelthierresten. Diese eben beschriebenen Schichten würden den in Schwaben zwischen den Seegrasschiefern und der Schicht mit *Monotis substriata* eingeschlossenen Lagen entsprechen. Die

*) cf. Schrüfer, Juraform pag. 34.

letztgenannte Bank mit *Av. substriata* bildet in Schwaben wie in Franken einen festen Horizont, über dem sich hier wie dort der sogenannte Leberboden ausscheidet. In Franken wird er durch dunkle, bituminöse, lederartige Mergelschiefer gebildet, welche durch das häufige Vorkommen von *Pect. incrustatus* und *Bel. irregularis* charakterisirt sind. Alle diese Unterabtheilungen, welche man indessen in den Posidonienschiefern zu machen bemüht war, tragen mehr den lokalen Charakter, denn keine derselben lässt sich auf grössere Strecken, nicht einmal bis an die Schweiz verfolgen. Petrefakten führt Hr. Dr. Schrüfer aus diesen Schichten ein langes Register an, von dem ich nur die Ammoniten hierher setzen will. Sehr viele dieser Species fand ich auch in den Schichten gleichen Alters am Hahnenkamm in Mittelfranken. Es sind

Amm. communis Sow., *crassus* Phill., *anguinus* Rein., *subarmatus* Young and B., *Desplacei* d'Orb., *mucronatus* d'Orb., *serpentinus* Rein., *concavus* Sow., *cornucopiae* Yg. and B., *heterophyllus* Sow.

Anführen will ich auch noch *Goniomya rhombifera* Gdf. sp., welche in Schwaben zu fehlen scheint, in Franken aber in ziemlicher Häufigkeit vorkommt.

Die Zone der *Amm. jurensis* hat einen von den gleichen schwäbischen Bildungen etwas verschiedenen Typus. Es tritt nämlich im N.O. Franken über den Schichten der *Pos. Bronni* eine nur wenige Fuss mächtige Schicht dunkeln schiefrigen Thones auf, welche an einigen Stellen schwefelkiesreiche Mergelsphäroide in sich schliesst. Die Petrefakten sind, im Gegensatz zu den schwäbischen rohen Kieskernen sehr schön und rein verkiest. Doch tritt in den nördlichsten Theilen ebenso wie in den südwestlichen wieder die Verkalkung ein, so dass die eigenthümliche Entwicklung, die für den Sammler so herrliche Ausbeute liefert, ziemlich lokaler Natur zu sein scheint. Der Hauptfundort für die verkiesten Petrefakten ist die Gegend um Rasch, indess sah ich sie auch noch an vielen anderen Punkten der Gegend um Bamberg, doch werden dieselben immer sehr bald wieder von der kalkigen Facies verdrängt. *Amm. jurensis* ist als Kies-

kern selten, dagegen *A. Aalensis* und *radians* vorherrschend. Aus dem nordöstlichen Franken führt Schrüfer an:

Bel. irregularis Schloth., *tripartitus* Schloth., *pyramidalis* Münst., *tricanaliculatus* Zieten., *Amm. jurensis* Ziet., *radians* Rein. sp., *Thouarsensis* d'Orb., *costula* Rein. sp., *Aalensis* Ziet., *comptus* Rein. sp., *hircinus* Schloth., *Nucula jurensis* Quenst., *Rhynchon. jurensis* Quenst. sp., *Pentacr. jurensis* Quenst.

Im südwestlichen Franken sind die Jurensismergel ganz nach schwäbischem Typus gebildet. Unten einige Steinmergelbänke mit grossen Exemplaren von *Amm. jurensis* Ziet., *radians* Rein. sp., *Thouarsensis* d'Orb., oben weiche, gelblich graue Mergel (Aalensismergel) mit *Bel. exilis* d'Orb., *parvus* Quenst, *Amm. Aalensis* Ziet., *hircinus* Schloth.

Man kann das Lager dieser Mergel auf den Posidonienschiefern sehr schön mitten im Dorfe Sammenheim in der Nähe des Hahnenkammes beobachten. Aufschlüsse finden sich auch sonst noch in der Nähe dieses Dorfes. —

In der Schweiz sind es hauptsächlich die Posidonienschiefer, welche das Auffinden des obern Lias erleichtern. Wenn sie auch von Ackererde und Vegetation bedeckt sind, reisst doch der Pflug immer Stückchen derselben herauf, wodurch ihr Vorhandensein verrathen wird. Freilich muss man sich hüten, dabei nicht die zur Düngung der Felder herbeigeführten weicheren Partien dieser Schiefer für heraufgeackert zu halten. Der aus der Verwitterung der Posidonienschiefer entstehende Boden ist dunkel schwärzlich grau mit vielen eingemischten Schieferbruchstücken. Schon vermöge ihrer petregraphischen Beschaffenheit sind die Schiefer überall leicht zu erkennen, fallen auch, da sie meist ziemlich schwer verwittern und desshalb bei einer einigermassen günstigen Beschaffenheit des Terrains gerne Wände bilden, unter allen Gliedern des Lias am meisten in die Augen. Man kennt sie desshalb auch von einer Menge von Lokalitäten aus der ganzen Schweiz. Unterabtheilungen wurden in den Posidonienschiefern der Schweiz bis jetzt noch keine gemacht, man war bisher froh in ihnen einen festen Anhaltspunkt zur Orientirung im Lias zu haben. Ich sah diese Schichten im Canton Schaffhausen

bei Beggingen und Schleitheim, im Canton Aargau in der Betzenau an der Aare, bei Gipf, Frick und Ittenthal, im Canton Solothurn bei Trimbach und Günsberg, im Canton Bern bei Cornol, im Canton Neuchâtel am Schacht Nr. 5 am Tunnel des Loges. Überall ist das Gestein ein bald mehr bald weniger harter und der Witterung widerstehender Mergelschiefer, in verschiedenen Höhen von Stinksteinbänken durchzogen. Petrefakten konnte ich wenige in ihnen finden, ausgenommen *Posidonia Bronni* und *Inoceramus dubius*, welche beiden Species beinahe sämmtliche der eben angeführten Lokalitäten aufzuweisen haben. Um indess zu zeigen, dass die Posidonienschiefer der Schweiz denselben Petrefaktenreichthum in sich bergen, wie die gleichen Schichten in Schwaben, will ich das Mösch'sche Petrefaktenregister, rektificirt nach den in Zürich liegenden Exemplaren, hieher setzen.

Chondrites Bollensis Ziet., *Diademopsis crinifera* Des., *Posid. Bronni* Voltz., *Avicula Sinemuriensis* d'Orb., *Discina papyracea* Münst. sp., *Amm. serpentinus* Rein. sp., *bifrons* Brug., *subplanatus* Oppel., *crassus* Phill., *communis* Sow., *Bel. acuarius* Schloth., *irregularis* Schloth., *tripartitus* Schloth., *Aptych. sanguinolarius*, *Lythensis falcati*, *serpentini*, *Leptolepis Bronni* Ag., *Lepidot. Elvensis* Blainv., *Ichthyosauren*, *Sepien*.

Eine merkwürdige Thatsache ist das Vorkommen von *Plicat.*, *spinosa* und zerdrückten Rhynchonellen zusammen mit *Pos. Bronni* in den untersten Bänken der Posidonienschiefer von Gipf, wo ich sie selbst unmittelbar über den dortigen Costatenkalken herausnahm. Leider sind mir auf dem Transport hieher sämmtliche Stücke zu Grunde gegangen, da Gestein und Petrefakten ausserordentlich morsch sind.

Die Zone des *Amm. jurensis* lässt sich, wie die Posidonienschiefer beinahe an all den Lokalitäten, wo die Aufschlüsse nur einigermassen günstig sind, nachweisen. Sie sind bald nach fränkischem, bald nach schwäbischem Typus gebildet, d. h. die Petrefakten zeigen sich bald als grössere Steinkerne verkalkt, bald in kleinern schön verkiesten Stücken.

Am reichsten, wohl auch am besten aufgeschlossen sind diese

Schichten bei Schleitheim im Canton Schaffhausen. Hier finden sich unten einige festere Mergelbänke mit vielen grossen verkalkten Stücken von Ammoniten aus der Familie des *Amm. radians, insignis* darf natürlich auch nicht fehlen, eben so wenig grosse Lobenstücke von *Amm. jurensis.* Oben liegen hell gelblichgraue Mergel mit einer Fülle von Petrefakten. Ein noch nicht sehr lange aufgeworfener Graben am sogenannten Judenkirchhofe bei Schleitheim hat dieselben auf ungefähr hundert Schritt Länge entblösst. Ich sammelte hier:

Bel. tricanaliculatus Ziet., *brevisulcatus* Quenst., *pyramidalis* Münst., *longisulcatus* Voltz, *parvus* Quenst., *exilis* d'Orb., *Amm. radians* Rein. sp., *comptus* Rein. sp., *costula* Rein. sp., *Aalensis* Ziet., *hircinus* Schloth., *Escri* Oppel, *Trochus sp. nov., Turbo sp.* Quenst. Jura tab. 41. fig. 10., *Rhynch. jurensis* Quenst. Jura tab. 41. fig. 33. non 34, 35. *Pentacr. jurensis* Quenst.

Im Aargau kann man zwar auf den auf Lias liegenden Feldern überall Petrefakten der Jurensisschicht auflesen, wird aber nirgends ein Profil dieser Zone auffinden können. Nach Mösch, welcher an einigen Stellen Profile graben liess, bestehen diese Schichten aus grauen spröden Thonmergeln, bei 4 m mächtig, von Schnüren festeren Kalkes durchzogen. Sie liegen unmittelbar auf Posidonienschiefern. Nach oben scheidet sich eine Lage grauer, kopfgrosser Mergelknollen mit Windungsbruchstücken von *A. jurensis, radians* und *Thouarsensis* aus. Verkiesung, welche bei Schleitheim gänzlich fehlt, tritt hier sehr vereinzelt auf. Von Petrefakten sammelte ich theils selbst, theils sah ich in der Mösch'schen Sammlung liegen:

Belemn. tricanaliculatus Ziet., *longisulcatus* Voltz, *brevisulcatus* Quenst., *parvus* Quenst., *Amm. jurensis* Ziet., *insignis* Schübl., *radians* Rein. sp., *Thouarsensis* d'Orb., *comptus* Rein. sp., *costula* Rein. sp., *Aalensis* Ziet., *Nautilus Toarcensis* d'Orb., *Pentacrinus jurensis* Quenst.

Im Canton Basel kommen sie auch vor, wie aus den Petrefaktenregistern, welche Dr. Müller gibt, hervorgeht. Die Gesteinsbeschaffenheit scheint mit der im Canton Aargau übereinzustimmen. Hier ist die westlichste Grenze des Verbreitungs-

Wenn dem aber so ist, so darf offenbar nur dann von diesem Grundsatze abgewichen werden, wenn derselbe trotz seiner allgemeinen Richtigkeit mit sehr bedeutenden unentfernbaren Nachtheilen verbunden ist. Daß sich solche vorfinden, wird denn nun aber allerdings von den Anhängern des romanischen Princips behauptet. Untersuchen wir also, mit welchem Rechte.

Vor Allem wird dem germanischen Systeme die Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die Nothwendigkeit, häufiger Kindsmorde vorgeworfen. Man beruft sich hierbei theils auf die Erfahrungen dieser und jener Zeiten und Länder, theils wird der Causalzusammenhang apriorisch bewiesen durch die Entwicklung der Hülflosigkeit einer unehelichen Mutter und der Möglichkeit, der Geschlechtsunehre durch Beseitigung des Kindes zu entgehen. Nichts scheint auch auf den ersten Blick richtiger zu seyn, als der auf solche Weise begründete Vorwurf. Wie ist es möglich, zu denken, daß eine Mutter ruchlos genug seyn könnte, ihrem eigenen Kinde den Tod zu geben, wenn sie sich der Verlegenheit und Schande seines Daseyns auf die leichte Weise entziehen kann, daß sie es unentdeckt und ohne alle künftigen Beschwerden einer sorgsamen öffentlichen Verpflegung übergiebt? Wie kann man glauben, daß nicht die Furcht vor einer harten, vielleicht bis zur Hinrichtung steigenden Strafe die etwa noch übrig bleibenden Schwierigkeiten, namentlich die Verheimlichung von dem Augenblicke der Geburt bis zur Abgabe an das Findelhaus, in den Hintergrund drängen werde? Eben weil dieses so glaublich, so nothwendig erscheint, weil auf der andern Seite die Gründe so bedeutend sind, welche eine uneheliche Mutter zur Ermordung ihres Kindes drängen können, hat auch wirklich früher Niemand an der Wahrheit des Vorwurfes gezweifelt, welcher gegenüber von dem romanischen System dem germanischen gemacht wurde. Man hat, bei vielleicht sonstigem Tadel der Findelhäuser, ihnen wenigstens das Lob einer unbedingten Sicherungsmaaßregel gegen Kindermord bereitwillig eingeräumt. Und je nachdem Einer geneigt war, die Vernichtung so schuldloser und wehrloser Geschöpfe in rein menschlichem Sinne sehr hoch anzuschlagen, mochte er alle Folgen der unbedingten öffentlichen Unterstützung als ein weit geringeres Uebel ansehen, die Verweigerung derselben als eine auf die bürgerliche Gesellschaft zu wälzende Blutschuld betrachten. — Allein ist die Thatsache auch wirklich wahr,

bezirkes von *A. jurensis* für die Schweiz, auf welche schon Fraas*) hinweist, denn in den westlicher gelegenen Cantonen ist derselbe bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Am Hauenstein folgen über den Posidonienschiefern die von Gressly und Desor Marnes à spherites genannten sandigen Mergel, die viele ziemlich grosse Mergelknollen einschliessen. Sie sind von dunkelgrauer bis schwarzer Farbe und Petrefakten in ihnen sehr selten. In der Gressly'schen Sammlung sah ich ein aus ihnen stammendes Bruchstück von *Amm. Thouarsensis.*

Für den Canton Bern glaube ich, wenn auch mit einigem Zweifel, graue mergelige Thone hieher nehmen zu dürfen, welche ich an der Strasse von Cornol nach Les Rangiers, gerade oberhalb Asuel aufgeschlossen fand. Die ganze Ausbeute, welche sie mir lieferten, war ein kleiner Belemnit, den ich mit *Bel. parvus* Quenst. vereinigen zu dürfen glaubte und Bruchstücke eines sehr kleinen Ammoniten, der wohl ein junges Individuum von *A. Aalensis* Ziet. darstellen dürfte. Etwa 100' höher, da hier die Schichtenfolge wegen Ueberstürzung eine verkehrte ist, strecken Arietenkalke ihre Köpfe hervor.

Die Arbeiten im Tunnel des Loges brachten auch über diese Schichten im Canton Neuchâtel Aufschluss. Es sind hier dunkelgraue rauhsandige Mergel mit einzelnen festeren Bänken. Sie schliessen sich so enge an die Opalinusthone an, dass sie von Gressly und Desor mit denselben vereinigt wurden. Die Ammoniten sind sehr schön verkiest und in Menge vorhanden; sämmtliche gehören indess zur Familie des *Amm. radians*, *Amm. jurensis* oder *Amm. insignis* ist dort nicht gefunden worden. Ich sammelte dort *Amm. radians*, *Aalensis* und *Thouarsensis*.

Aus dem, wie wir soeben die Liasformation an uns vorüberziehen sahen, ist ersichtlich, dass die Bildungen der Schweiz von den entsprechenden schwäbischen Schichten nicht gerade sonderlich verschieden zu nennen sind. Der ganze Unterschied beruht auf Gesteinsbeschaffenheit, Mächtigkeit der Entwicklung und Erhaltung der Petrefakten. Sogar in den einzelnen Schichtengrup-

*) Fraas, Württemb. Jahreshefte 1850 pag. 20.

pen, wie in den Arietenkalken, den Turnerithonen und Numismalismergeln finden wir hier wie dort durch gleiche Gesteinsbeschaffenheit die einzelnen Schichten verschmolzen, so dass hier nur die Lagerung der Petrefakten zur Abtrennung der einzelnen Zonen benützt werden kann. Die Verschiedenheiten, welche sich vorfinden, können also nur durch kleinere partielle Strömungen im Liasmeer bedingt sein, durch welche an verschiedene Orte des Ufers verschiedenes zur Bildung der Schichten verbrauchtes Material in unterschiedlichen Mengen geführt wurde. Die Gesammtfauna jeder Schicht ist indess noch zu wenig gekannt, um hier jetzt schon überblicken zu können, ob auf so kurze Erstreckung, wie die Entfernung des fränkischen, schwäbischen und schweizer Jura, sich zur Zeit der Lias-Niederschläge schon Unterschiede in der geographischen Vertheilung der Arten und Gattungen, und in Bezug auf ihre Zusammenstellung, hervorgerufen durch verschiedene Beschaffenheit des Meeresbodens etc., wahrnehmen lasse. Ebensowenig lässt es sich mit Bestimmtheit sagen, in welchen Tiefen die Ablagerung der dem helvetisch-allemannisch-fränkischen Jura-Becken angehörigen Liasschichten entstanden sein möge, das häufige Vorkommen von Ammoniten, dabei das Gemisch von den Schalen von Pelecypoden mit Brachiopodenresten, dürften indess allenfalls auf eine in subpelagischen Meeresregionen stattgefundene Ablagerung schliessen lassen. Aber nicht nur am östlichen, nördlichen und westlichen Rand des Beckens scheinen sich die Fluthen des Liasmeeres an den Küsten der Festländer gebrochen zu haben, sondern auch südlich vom schweizer Jura muss Land, wenn auch nicht in grosser Ausdehnung, vorhanden gewesen sein: die sogenannten Insektenmergel der Schambelen liefern hiefür den deutlichsten Beweis. Dass sich in höhern Liasschichten, über den Zonen des *A. angulatus* und *planorbis*, keine auf nahegelegenes Festland deutende Fossile finden, scheint vielleicht weniger für ein Verschwinden desselben, als vielmehr nur dafür zu sprechen, dass jener Fluss, welcher all die Pflanzen und Insektenreste ins Meer führte, in spätern Perioden an einer andern Stelle des Ufers seine Wasser ergoss.

In Franken ist es nur der untere und der obere Theil des mittlern Lias, welche einige Verschiedenheit zeigen im Vergleich mit schwäbischen Bildungen, doch wird sich auch hier durch fortgesetzte Forschung noch manches aufklären lassen. Freilich sind Schichten wie der „versteinerungsleere Schieferthon" für den Forscher ein höchst unerquickliches Gebiet.

Dogger-Formation.

(Brauner Jura α—δ und ε zum Theil.)

Auch die untern Schichten des Dogger zeigen sich in der Schweiz von den gleichen Schichten in Schwaben und Franken nicht gerade sehr erheblich verschieden. Erst mit der Zone des *A. Parkinsoni* tritt für die Schweiz eine höchst merkwürdige Scheidung von den nordöstlich gelegenen Meerestheilen ein, so dass von hier aufwärts die Schichten hier im Allgemeinen einen von den Bildungen gleichen Alters im fränkisch-schwäbischen Becken ziemlich abweichenden Typus zeigen. Im Speciellen indess lassen sich die Zonen mit ziemlicher Schärfe überall wiedererkennen, wenn sie auch oft unter noch so veränderter Form auftreten. Den genaueren Nachweis wird das Folgende liefern.

I. Unter-Oolith.

In Deutschland wird allgemein die Grenze des Lias über der Zone des *Amm. jurensis* und unter der Zone des *A. Torulosus* durchzogen, und Herr Prof. Oppel hat diese Ansicht auch des Weiteren begründet. *) Obgleich nun die Schweizer lieber den mittleren Jura mit ihrem sogenannten Marly-Sandstone begonnen haben möchten, so werde ich doch dem Systeme der Deutschen folgen, da ich dieses für das richtige halte.

Die Gesteinsbeschaffenheit besonders der untern Schichten des Unteroolithe ist durch das ganze zu betrachtende Gebiet im Allgemeinen so ziemlich gleich, wenn sich auch lokal eine unendliche Mannigfaltigkeit hierin zeigt. Zu unterst finden sich

---

*) Oppel, Juraform §. 42. pag. 291. ff.

Tabellarische Uebersicht Nr. II. Dogger-Formation.

Zu Seite 171.

Zone des Ammonites sauzeanus.	Franken. nord-westliches.	Franken. süd-westliches.	Schwaben.	Schweiz. Canton Schaffhausen.	Canton Aargau.	Canton Basel.	Canton Solothurn.	Canton Bern.	Canton Neuchâtel.
Zone des Ammonites sauzeanus.	Gegend von Bayreuth Oolithische Kalke mit *A. aspidoides*.	Gegend von Thalmässing und Kelheim u. H. Oolithische Kalke mit *A. aspidoides*, *Morrisi*, *arbustigerus*.	Bei Boptingen u. Wasseralingen 2—4' theils oolithische, theils mergel. Kalke. Bei Ehningen, Oeschingen u. Balingen dunkle fette Thone. Petrefakten: *B. canaliculatus*, *Buchi*, *A. aspidoid.*, *A. Murchisonae*, *arbustigerus*, *variegatus*, *arbustigerus*, *subarticulatus*, *Rhaeid.* *acuticostatus*, *Lede laevigata*, *Knorria varabilis*, *Astraea Zieteni*, *Trig. Kurri*, *inter-laevigata*, *Cardium citrinoides*, *Pect. Banchardi*, *Plicatula flabellata*, *Gervillia tortuosa*, *Ostrea obscura*, *Bentleyi*, *digitata*, *Fleischeri*, *Rhynch. variana*, *Wortheri*, *spinosa*.	Am Randen: 1) Kalkmergel m. grauen hellen Oolithkörnern: *Ter. lagenalis*. 2) Harte graue Kalk. m. Verkiesung. v. grauem Sandmerg. *A. arbustigerus*? *Phol. sp.*, *Bl. ver-tebralis*. 3) Dentalienthone. Ihre graue Th. mit verkiest Petrefakt. *B. Wittewieri*, *canalic. A. aspid.*, *fenestratus*, *Murchisonae*, *Knorria*, *Sowerbi*, *Ammon. Lucinus*, *Pect. Knorri*, *Rhynch. spinosa*.	1) Rinne od. Mergrave Mrg. grau, mit rothstreif. mergelig. Verwitterungsrinde, an einem Orte gemeinen hydraul. roth gefärb. Kalk. Petrefakten: *B. Wittenbergeusis*? *A. arbustigerus*, *Murchisonae*, *Ammon. variens*, *Phaeton*, *Leguevieli*. *Trochi*. *Labadyi*, *Turbo subplicatulus*, *Chem.* *Nucleus Pterocer. Mycrus*, *Ped. textor*, *carol.*, *Lima Heli-cina*, *cantat. tiet. acumin.* *Fer.*, *Fleischeri*, *Collyr. rugosa*, *cadis tet.* 2) Thoncolonerogenkalk. *Ter. Fleischeri*, *Collyr. rugosa*, *Hagdi*, *Hybocrinus gibberul.*, *Clid. conici etc.*	1) Blaugraue od. heil graue Mergelk. v. fein. Korn *A. arbustigerus*? *Lucina jurens*, *Gressly*, *Cucullaea texata*, *Phaladum. Buccinoides*, *Astarte Knorri*, *Rhynch. variana*, *spinosa*. 2) Bleicolorenmergel. Hellst. od. braune, die weilen auch rothe rauhe körnige Mergelk. mit *Helmi. depressa*. *Clypeus Hugii*, *Hybocrinus gibberul.*, *Clid. conici etc.*	1) Gelblich-graue oder auch v. Eisenoxydhydrat roth gefärbte rauhe sandige Mergelkalke: *A. arbustigerus*, *Wirtembergicus*, *Panopaea simistra*, *Lima cf. ovalis*, *Unicardium Morchi*, *Phalad. delicatulus*, *Lima Heberlei*, *Clid. conici*, *delicatulus*, *Trig. interlaevigatus*, *Unicardium cor*, *Pect. textor*, *Cucullaea cor*, *Pect. crassitest.*, *Ostr. Knorri*, *Rh. spinosa*, *varians*, *Badensis*, *Rh. lacunosa*, *depressa*.	1) Dalle nacrée. Dünne Kalkplatten beiache aus feinschaliger Breccie v. Muschelschalenstücken. *Pterocera* v. *Knorria*? *Knorria Basileensis*, *Wirtembergica*, *Echinodermenreste*. 2) Mergel aus sandigen Schalenbruchstücken bestehend. 3) Calcaire roux subleux. Dünne v. Eisenoxyd hellrothe Kalke und Mergel: *A. aspidoides*, *Fleischeri*, *delicatulus*, *Trig. interlaevigatus*, *Unicardium cor*, *Trig. tenuicostatus*, *Ostr. Knorri*, *Rh. spinosa*, *varians*, *Badensis*, *Rh. lacunosa*, *depressa*.	1) **Dalle nacrée** *D.* et *G.* Muschelbreccie. Kalk bei schiesst, aus *A. Lebenresten* nahe aus etwa einer Breccie v. Muschelbruchschalen besteht. *A. aspidoid.*, *arbustigerus*, *Murchisi*? *Knorrae Basileensis*, *Wirtembergica*, *Pterocera aurelion. Arie. echin.*, *Lima Heberl.*, *Ped. cingens*, *Ostr. Knorri*, *Clid. ring.*, *amalis*, *Hel. depr.*, *Cidar. lampadi*. 2) **Marnes à Discoïdes** et **Marn. Vesulienne** *D.* et *G.* Mergel v. mergelig. Kalk beisch. einzeln. Petrefakten bes. *Discoïdea* d'Orb.
Zone des Ammonites Parkinsoni.	Schichten mit *Bel. giganteus*: Dunkel graue Kalkmergel, oft oolithisch: *A. Parkinsoni* oben, *Humphriesianus* unten, — *Bel. giganteus*, *Pect. variocist.*, *Lima pectiniformis*, *Lyonn.*, *gregaria*, *Trig. costata*, *Spis sulcata*, *Gerv. Marchi*, *Ter. perspecta*, *Rhynch. acuticostata*, *Pect. cristopalli.*	Graue mergelige, ziemlich weiche Kalke mit vielen eingemengten Eisenoolith-Körnchen: *A. Parkinsonae*, *Neuf. lineata*, *Ter. undulogyra*, *Wirtembergica*, *sphaeroidalis*, *globata*, *carinata*, *Rhynch. angulata*, *acuticosta*, *Spirifera rostr.*	1) Graue Thone mit Kalkknollen, Petrefakten meist verkiest: *A. Parkinsonae*, *Zigno*, *Neuf. fenuis*, *polymorphus*, *subtilinus*. 2) Oolithe: 1 Grauer, mittelgroßer Kalke mit vielen eingemengten Eisenoolith-Körnchen, stellenweise aber auch durch Thone vertreten. *A. subtenuicostus*, *Garantianus*, *Parkinsonae*, *Wirtembergicus*, *Zigno*, *Zaugi*, *acuminatus*; *Lede acuticostata*, *Terebr. perovalis*, *Rhynch. acuticostata*, *angulata*.	Graugelbe sandig oolithische Kalke mit *Bel. giganteus* und *A. Parkinsoni*.	1) Ober. Hauptrogenstein: Hell ziemlich feste, sehr feinkörnige Oolithe mit *Terebratula* u. *Cid. Schaufhäusi*. 2) Mittl. Hauptrogenstein: Graue, sehr feste, fast zusammenhängende. Oolithe von gelb. Farbe: *Clypeus Hugii*, *Nucleol. Granopez*, *A. Ter. globata*, *sphaeroidalis*, *Wirtembergica*. 3) Unt. Hauptrogenstein: Sehr mächtige, gelbl. und verbrannte, feinkörn. u. fest: *A. Parkinsonae*, *Wirtembergicus*, *Lima duplicat.* *Pect. Saturnus*, *Ostr. arcuata*, *Marshi*.	**Hauptrogenstein.** Ist in seinem Zusammensetzung wie im Aargau zu verstehen. Von Petrefakten wurden angeführt: *Ter. lagenalis*, *Lima subcostata* *Mer.*, *Ammon. Mer.*, *Inoc. Andreae*, *Cid. conici*, *Terebr. intermedia* (?) *Planorbis*, *clausopota*, *Trig. Meriani* (?) *geographica*? *Patella politissima* *Mer.* *Serpula convoluta*, *Ostrea acuminata*.	1) Ober. Hauptrogenstein: a) dünne Platten von feinoolithischer Struktur, b) groboolithische Bank mit glatten Austern, c) massig geschichtete Bänke weiss, feinkörnigen Oolith. *Ostrea*, *Cidaris Schaufhäusi*. 2) Mittl. Hauptrogenstein: Homogenmergel mit gelben, grobolithis. Bänken: *Ostrea*, *Cidaris*. 3) Unt. Hauptrogenstein: Braunkalk, auch rand. Kalkmergel mit Austern Bänken: *A. Parkinsonae*, *Ammon. subbeaus.*	1) Grosse Oolithe Thurm. Sehr hell gefärbt, rauh, oft kreidig aussehende Kalk, auch oben mit dünnen gelben mergelig. Zwischenlagen. *Ammon. Terebr.*, globe *Ter.*, *Rhynch. angulata*. 2) Marnes à coraux actuel. Thurm. Gelbl. grauer, knolliger Mergel m. einzelnen festeren Bänk.: *Cucl. cornucopiae*, *Hemicidaris gibbosa*. 3) Oolithe subcompacte Thurm. Sehr feinkörniger, hell grauröthl. Oolithe in massigen Bänken: Petrefakten sumeroel. selten.	1) Grande Oolite ou Oolite Bathonienne, Der, et Gr. Bestand: sich in seinen Hauptschichtgen von Ebenocher ge. Grobe Kalke mit mergeligen Zwischenlagen: *A. Terebr.* *Phol. sp.*, *Ostrea sp.*, *Clypeus planitia*, *Bel. sp.* Grobe Oolithe. 2) **Marnes à coraux actuel** des Thurm. Weiss- bis gelbkörnige Oolithe. 3) **Oolithe subcompacte** ou **Oolithe à entroq.** (Lédonien) *D.* et *Gr.* Oben braune Oolithe, in der Mitte weisse Oolithe, unten Mergel.
Zone des Humphriesianus.	Oolithische Kalkbänke in sandigen gelben Mergel verwittert: *Bel. giganteus*, *A. Humphriesianus*, *Brunkneridgi*, *Phaladum*, *Herculis*, *Lyonia gregaria*, *Trig. striata*, *costata*, *Ostrea Marshi*, *Ter. perspecta*, *Ostrea Knorri*, *Cidaris Anglo-Suevica*.	In Spuren vorhanden: *A. Brodei.*	Dunkle Thone mit Kalkknollen: *Bel. giganteus*, *canaliculatus*, *A. Humphriesianus*, *Brunkneridgi*, *Sowerbi*, *subcostatus*, *Phaladum*, *Trochus monilitorus*, *Phaladum*, *subgen. Herculis*, *Lyonia gregaria*, *Trig. striata*, *costata*, *Pinna cuneata*, *Myt. cuneatus*, *Ar. Münsteri*, *Pect. subtextor.*, *Ostr. obscura*, *Ostr. falcatulates*, *Ter. Waltoni*, *Ang. Sowerbi*, *Rhynch. acuticosta*, *angulata*.	Grauer sandige Oolithe bei der Verwitterung gelbbraun werdend: *A. Humphriesianus*, *Brunkneridgi*, *Sowerbi*, *subcostatus*, *Phaladum*, *Herculis*, *Lyonia gregaria*, *Trig. striata*, *costata*, *Pinna cuneata*, *Myt. cuneatus*, *Ar. Münsteri*, *Pect. subtextor.*, *Ostr. obscura*, *Ostr. falcatulates*, *Ter. Waltoni*, *Ang. Sowerbi*, *Rhynch. acuticosta*, *angulata*.	Dunkle, bräunlich schwarze Eisenoolithe: *A. Humphriesianus*, *Brunkneridgi*, *Sowerbi*, *subcostatus*, *Phaladum*, *Herculis*, *Lyonia gregaria*, *Trig. striata*, *costata*, *Pinna cuneata*, *Myt. cuneatus*, *Ar. Münsteri*, *Pect. subtextor.*, *Ostr. obscura*, *Ostr. falcatulates*, *Ter. Waltoni*, *Ang. Sowerbi*, *Rhynch. acuticosta*, *angulata*.	In südöstlichen Theile Graue, sandige Kalkmergelbänke: *A. Humphriesianus*, *Brunkneridgi*, *Sowerbi*, *subcostatus*, *Phaladum*, *Herculis*, *Lyonia gregaria*, *Trig. striata*, *costata*, *Pinna cuneata*, *Myt. cuneatus*, *Ar. Münsteri*, *Pect. subtextor.*, *Ostr. obscura*, *Ostr. falcatulates*, *Ter. Waltoni*, *Ang. Sowerbi*, *Rhynch. acuticosta*, *angulata*.	Bräunliche, rauhe sandige thonige Kalke, nach oben thonreicher, wulstschichtig, das Lager *A. Blagdeni*, *Sowerbi* ob. rund. graue, braune Eisenoolithe: *A. Humphriesianus*, *Brunkneridgi*, *Sowerbi*, *subcostatus*, *Phaladum*, *Herculis*, *Lyonia gregaria*, *Trig. striata*, *costata*, *Pinna cuneata*, *Myt. cuneatus*, *Ar. Münsteri*, *Pect. subtextor.*, *Ostr. obscura*, *Ostr. falcatulates*, *Ter. Waltoni*, *Ang. Sowerbi*, *Rhynch. acuticosta*, *angulata*.	Bräunlich braune, schief stehende sandigkalkige Bänke *A. Humphriesianus*, *A. Blagdeni*, *Sowerbi*. Dunkelbraune, feinsandige Oolithe *A. Humphriesianus*, *Lima pectiniformis*, *Ostrea falcatulates*.	**Oolite ferrugineuse** Thurmann. Grane, mergelige Kalke mit vielen kleinen Eisenoolith Körnchen. Von Petrefakten ist mir nichts Bestimmbares bekannt. Diesen Schichten bekannt.	**Macrystandstone et Oolite ferrugineuse Des.** et **Gr.** 1) Wechsel von Mergeln und Eisenoolithen. 2) Mergelige Sandsteine mit oder glimmerreich.
Zone des Ammonites Murchisonae.	Ober. Thone und dünne Sandsteinlagen, dann die mächtige Thonsteinbank, mit mächtiger bis grosse Sandsteine. **Versteinerungsmasse.** *B. Gelbe*, weiche Sandsteine: *A. Murchisonae* mit unzähligen kleinen Turbo *subplicatulus*, *Ast.* *Astraea*, *Trig. tuberculatus*, *Pect. textor*, *striata*, *Ostr. subtortuosa*, nicht so mächtig als das *grand*, *Arie. elegans*, *Inoc. Cuvieri*, *Ostr. sub-*, nicht so reich- *Knorri*, *Pect. pumilus*, *Ammon. Parkinsoni*, *Rh. spinosa*, *Ostr. Knorri*.	Obere Thonsteinschichten, welche indem sie ganzen südwestlichen Theile des Kantons, Jura bilden. Die Sandsteinbänke, welche mit den sie umgebenden Thonschichten wechsellagern, sind in mächtige ein Riesen- u. Zwergwuchs abgehaut: *A. Murchisonae*.	Helle, harte Sandsteine mit einzelnen Thonschichten, welche indem ganzen südwestlichen Theile des Kantons, Jura bilden. Die Sandsteinbänke, welche mit den sie umgebenden Thonschichten wechsellagern, sind in mächtige ein Riesen- u. Zwergwuchs abgehaut: *A. Murchisonae*, *Humfresia*, *Leda Deshayesiana*, *Trig. tricincta*, *Inoc. cuneiformis*, *Astarte subtetragona*, *Pect. pumilus*, *Ammon. Parkinsoni*, *Rh. spinosa*, *Ostr. Knorri*.	Blaugraue, gelbverwitternde sandige Kalkbänke: *A. Murchisonae*, *Humfresia*, *Leda Deshayesiana*, *Trig. tricincta*, *Inoc. cuneiformis*, *Astarte subtetragona*, *Pect. pumilus*, *Ammon. Parkinsoni*, *Rh. spinosa*, *Ostr. Knorri*.	Graue od. braune sandige Kalkbänke mit vielen Eisenoolithkörnchen: *A. Murchisonae*, *Humfresia*, *Leda Deshayesiana*, *Trig. tricincta*, *Inoc. cuneiformis*, *Astarte subtetragona*, *Pect. pumilus*, *discoformis*.	Graue, schieferige, oft sandige Thone mit oder ohnen festeren Bänken. Lager v. Thonsteinkalk mit *A. Murchisonae*, *A. Humfresia*, *Arie. elegans*, *Pecten pumilus*, *discoformis*. Ostrea calceola.	**Fehlt.**	Rostbraune, nicht sehr harte, sandige Mergel-kalke: *Pecten pumilus*.	Blaue, sandige, dann gelbliche Mergel mit einzelnen Exemplaren von *Amm. Murchisonae* und *Pecten pumilus*.
Zone des Ammonites opalinus.	Schieferige oft glimmerreiche Thone, arm an Versteinerungen: *A. opalinus*.	Gegend v. Weissenburg Dunkle Thone mit sandigen Lagen u. Schwefelkies-Concretionen: *Bel. sp.*, *Trigonia navis*, *Leda sp.*, *Dentalium sp.*	Dunkle, glimmerreiche Thone: *A. opalinus*, *Murchisonae*, *Humfresia*, *Leda Deshayesiana*, *Trig. tricincta*, *Inoc. cuneiformis*, *Astarte subtetragona*, *Pect. pumilus*, *discoformis*, *Ammon. Parkinsoni*, *Rh. spinosa*, *Ostr. Knorri*.	Dunkle, glimmerreiche Thone.	Dunkle oft sandige Thone, Petrefakten noch nicht zusammengefunden.	Dunkelgraue, glimmerreiche Thone.	**Im Kanzenkirn:** Dunkelgraue, sandige Mergelschiefer, ohne bestimmte Grenze in die Schicht mit *A. Sowerbyi* übergehend: *A. opalinus*, *Phalod. sp.*, *Trig. costellata*, *rimella*, *Gryphaea virgula*, *Inoc. polyplocus*.	Dunkel blaugraue glimmerreiche Thone, bei der Verwitterung gelb aulen werdend, mit Thoneisennieren.	Dunkelgraue Thone mit sehr verkiesten, theils verkalkten Exemplaren von *Amm. opalinus*, selten *Turbo subplicatus*, *Nucula Hammeri*.
Zone des Lias.	Dunkle schiefe Thone mit *B. radiosus*, *Quenstedti*, *Bel. radiosus*, *Gues. A. opalinus*, *torulosus*, *Cardita Escheri*, *A. torulosus*, *opalinus*, *Alaria subpunctata*, *Nucula Hammeri*, *Leda rostralis*, *Astarte*, *Ast. Fuller* subtetragona.	Schwarzgraue fette Thone mit *B. radiosus*, *Quenstedti*, *Bel. radiosus*, *Gues. A. opalinus*, *torulosus*, *Cardita Escheri*, *A. torulosus*, *opalinus*, *Alaria subpunctata*, *Nucula Hammeri*, *Leda rostralis*, *Astarte*, *Ast. Fuller* subtetragona.	Dunkle, schwarze Thone mit Kalkknollen: *Turbo perspectivus*, *Gues. A. opalinus*, *torulosus*, *Cardita Escheri*, *A. torulosus*, *opalinus*, *Alaria subpunctata*, *Nucula Hammeri*, *Leda rostralis*, *Ter. Hammeri*, *Ast. Voltzi*, *Trig. pulchella* Pus *Bucci*.		Dunkelgraue, dünnschiefrige fette Thone: *A. opalinus*.			

dunkle Thone, dann folgen Sandsteine, dann Oolithe, welche bis an die Bathgruppe fortsetzen.

Das Profil des Unteroolithes für Schwaben stellt sich folgender Massen dar:

Zone der *Terebrat. lagenalis.*

Zone des *Amm. Parkinsoni.*

30' Graue Thone mit Kalkmergeln, an der Basis bisweilen eine Oolithenbank. *Amm. Deslongchampsi, polymorphus, sulcatus, Neufensis, zigzag, oolithicus.*

Graue mergelige Kalke mit vielen Eisenoolithkörnern. *Bel. Würtembergicus, Amm. subfurcatus, Garantianus, Parkinsoni, Ancyl. annulatus, Leda caudata, Terebrat. carinata, Meriani, globata, Würtembergica, Rhynch. angulata, acuticosta, Pecten saturnus* etc.

Zone des *Amm. Humphriesianus.*

50' Dunkle Thone mit Kalkbänken. *Amm. Humphriesianus, Braikenridgi, Blagdeni, subcoronatus, Romani, Bayleanus, Troch. monilitectus, Pholadom. silicula, Heraultí, Lyons. gregaria, Trig. signata, costata, Myt. cuneatus, Avic. Münsteri, Pect. ambiguus, Hinn. abjectus, Ostrea flabelloides, Terebrat. Waltoni, Rhabdocid. Anglo-Suevica.*

Zone des *Amm. Sauzei.*

Harte blaue Kalkbänke mit *Amm. Sauzei, Brocchi, Brogniarti, Gervilli.*

Zone des *Amm. Sowerbyi.*

Blaugraue sehr harte, gelbverwitternde Kalke von undeutlich sandig-oolithischer Struktur, mit ziemlich mächtigen Mergelzwischenlagen. *Amm. Sowerbyi, jugosus, Bel. Gingensis, Phaladom. fidicula, Lima alticosta, Gryph. calceola,* unzählige *Bryozoen* und *Korallen.*

Zone des *Amm. Murchisonae.*

Röthliche mergelige Kalke, Grundmasse beinahe ganz von Muschelresten verdrängt. *Amm. Murchisonae, Staufensis, Leda Deslongchampsi, Nuc. Aalensis, Tancredia Lycetti, Rollei, Astarte Aalensis, Trig. tuberculata, Area Lycetti, Avic. elegans, Anom. Kurri.*

Unreiner, dichter Thoneisenstein oder stark eisenschüssiger Sandstein. *Pecten pumilus, Inoceramus amygdaloides.*

Harte gelbe Sandsteine, sehr mächtig. *Ostrea calceola, Pflanzenreste.*

Sandsteinlagen und Thone mit Brauneisennieren. *Falcifere Ammoniten.*

Zone der *Trig. navis.*	Dunkle gegen oben sandig werdende und glimmerreiche Thone mit Geoden und Brauneisennieren. Mächtigkeit verschieden, kann aber bis 300′ steigen.	*Amm. opalinus; Bel. Rhenanus, subclaratus; Trochus duplicatus; Goniom. Knorri; Lyon. abducta; Leda Delila: Nucula Hammeri; Astarte subtetragona: Trig. navis, similis; Pronoe trigonellaris; Lucina plana; Cardium truncatum; Pinna Faberi; Inocer. rostratus; Gerv. Hartmanni.*
Zone der *A. torulosus.*		*Amm. torulosus: Bel. subclaratus, Neumarktensis, Quenstedti; Turbo capitaneus, subduplicatus; Alaria subpunctata; Pteroc. minuta; Cerith. armatum; Leda rostralis: Nuc. Hausmanni; Astarte Voltzi; Arcaliasiana; Posidonyma Suessi.*
	Zone des *Amm. Jurensis.*	

Es ist wohl zu bemerken, dass dieses Profil hauptsächlich nur als ideales seine Geltung hat: lokal stellen sich unzählige kleine Abweichungen in Beziehung auf Gesteinsbeschaffenheit wie auf Mächtigkeit ein, doch sind wesentliche Facies-Aenderungen hierin nicht zu beobachten. Am wenigsten leiden Opalinusthon und Murchisonae-Sandstein unter lokalen Einflüssen, wenn sich auch die einzelnen Bänke, welche an einzelnen Punkten unterschieden wurden, nicht überall mit der gleichen Schärfe wieder erkennen lassen. Anders ist es schon mit der nächstfolgenden Schicht, der Zone des *A. Sowerbyi.* — Der Name wurde 1862 von Oppel*) gegeben, doch war Quenstedt**) der Erste, welcher darauf aufmerksam machte, dass *A. Sowerbyi* ein selbständiges Lager in seinem braunen γ, und zwar immer unter den blauen Kalken mit *A. Sauzei*, einnehme. Er behandelt diese Schicht in seinem Jura eingehender, und ich entnehme daraus Folgendes: Der südwestlichste Punkt, von welchem er diese Schichten erwähnt, ist Streichen. Hier schliessen sich über den Sandsteinen mit *A. Murchisonae* bei 100′ mächtige sandig glimmerige Thone mit einzelnen festeren Bänken an: *Bel. Gingensis* Oppel.

*) Oppel, Paläont. Mitth. pag. 128.

**) Quenstedt, Jura pag. 365—370.

und *Amm. Sowerbyi* Mill. sind in ihrem Zusammenvorkommen die Hauptleitmuscheln. Ausserdem finden sich viele Terebrateln, Austern, Myaciten, Trigonien, und *Gryphaea lobata* Quenst. An der Katzensteige bei Gosheim treten diese Gebilde als Eisenoolithe ähnlich denen der Humphriesianus-Schicht auf, während sie sich bei Jungingen wieder als sandigthonige Lager zeigen. Die Mächtigkeit ist hier schon bis auf 30—40' herabgesunken; erst die Unterregion beherbergt *A. Sowerbyi*. Er liegt auf einer harten Bank, welche dann weiter nach Osten zum sogenannten Pektinitenkalk wird, so genannt wegen der Unzahl von *Pecten pumilus* Lamk., welcher beinahe die ganze Schicht zusammensetzt. Dieser Kalk findet sich bei Aalen ungefähr in der Mitte eines Systems von schwarzen, glimmerig sandigen Thonen, und bildet hier die Basis jener Knollenlager, welche bei Gingen einen so ausgezeichneten Petrefaktenreichthum in sich schliessen. Die Thone unter dieser festen Bank können auch ganz fehlen, so dass dieselbe dann unmittelbar auf den Murchisonae-Sandsteinen ruht. Die Gesammtfauna der Schichten ist ausserordentlich reich, doch haben die wenigsten dieser Species bis jetzt Namen erhalten. Das was bis jetzt beschrieben wurde, sind ungefähr folgende Arten:

Bel. Trautscholdi Opp., *Gingensis* Opp., *infracanaliculatus* Quenst., *praecursor* Mayer., *Amm. Sowerbyi* Miller., *jugosus* Sow., *Pholadomya fidicula* Sow., *Plagiostoma sulcatum Gingense* Quenst., (*Lima alticosta* ? Dew. et Chap.), *Pecten demissus Gingensis* Quenst., *tuberculosus Gingensis* Quenst., *Anomia Gingensis* Quenst., *Gryphaea calceola* Quenst., welch letztere Species ich in vielen Exemplaren aus dem Knollenlager von Gingen erhalten habe.

Die höher folgenden Schichten lassen wenig mehr zu erwähnen übrig. Die Zone des *A. Sauzei* ist überall durch harte blaue Kalke, die des *A. Humphriesianus* durch dunkle Thone, welche nach oben in harte Kalke übergehen, vertreten: nur die östlichsten Theile von Schwaben, die Gegend von Aalen und Bopfingen macht hievon eine Ausnahme, indem nämlich hier *Amm. Humphriesianus* in einem Oolith ähnlich dem des *A. Parkinsoni* liegt. Grössere Veränderungen zeigen die Parkinson-Schichten, und

in diesen am meisten die Bifurcaten-Bank, welche bei Ehningen plötzlich in Thone mit verkiesten Petrefakten übergeht. Doch ist diese Art des Auftretens sehr beschränkt, und man kennt sie nur aus der eben genannten Gegend. Besonders schön sind die Oolithe in der Gegend von Boll, bei Gammelshausen entwickelt, und ich sammelte aus diesen Schichten dort theils selbst, theils erhielt ich durch Kauf: *Amm. subfurcatus* Zieten., *Garantianus* d'Orb., *bifurcatus* Quenst., Ziet. (?), *Parkinsoni* Sow., *Defrancei* d'Orb., *cf. Deslongchampsi* d'Orb., *Ancyloceras annulatum* Desh. sp., *Panopaea Zieteni* d'Orb., *Mytilus cuneatus* Sow. sp., *Pecten. Saturnus* d'Orb., *Terebrat. globata* Sow., *carinata* Lam., *Meriani* Oppel., *Rhynchon. acuticosta* Ziet., *angulata* Sow. sp., *Stuifensis* Opp., *spinosa* Schloth. sp.

Ueber diesen Oolithen schliessen sich in dem grössten Theil von Schwaben Thone an, welche indess ihre Hauptentwicklung in den südwestlichen Theilen Schwabens finden, während sie gegen NO immer mehr an ihrer Mächtigkeit verlieren, bis sie bei Wasseralfingen gänzlich verschwunden sind. Der nordöstlichste Punkt, von welchem mir ihr Auftreten durch viele Petrefakten, welche ich daher erhalten habe, bekannt ist, ist Herzogenau bei Boll. Ich besitze von dieser Lokalität in schön verkiesten Exemplaren: *Amm. zigzag* d'Orb.; *Deslongchampsi* d'Orb., *polymorphus* d'Orb., *sulcatus* Hehl *)., *Garantianus* d'Orb., *cf. Cadomensis* d'Orb., *cf. subfurcatus* Ziet., ausserdem noch viele kleine Leden, Arcaceen, Kieskerne von Gasteropoden etc.

---

*) *Amm. sulcatus* Hehl, Zieten Verst. Würtemb. pag. 6 tab. V. *f.* 3 ist eine dem *A. polymorphus* d'Orb. ter. jur. tab. 124 f. 1—4 ziemlich nahestehende Form, unterscheidet sich indess von dem letzteren leicht durch die geringere Grösse und den viel weiteren Nabel. Derselbe beträgt hier ungefähr die Hälfte des Gesammtdurchmessers, während er bei *A. polymorphus* bei gleich grossen Individuen kaum den vierten Theil desselben ausmacht. Ausserdem ist der Kranz von schwachen Knötchen, welche den Nabel umgeben und von denen die Rippen unregelmässig ausstrahlen, bei *A. polymorphus* kaum angedeutet, während sie bei der Hehl'schen Species ziemlich kräftig hervortreten, zugleich ist an letzterer die Rückenfurche sehr kräftig und tief, und die Rippen setzen stark dagegen ab, während die-

Die Gebilde des Unteroolithes in Franken gleichen im Ganzen den schwäbischen Bildungen sehr, wenn man auch gleich mit den Untersuchungen dort noch nicht so weit gekommen ist, jede Zone für sich abzutrennen. Zunächst sind die sogenannten Opalinusthone durch ganz Franken in ungeheurer Mächtigkeit entwickelt, und in ihnen ist es hauptsächlich die Zone des *Amm. torulosus*, welche einen grossen Petrefaktenreichthum in sich schliesst. Diese Schicht ist in der Umgebung des Hahnenkammes an mehreren Punkten sehr schön aufgeschlossen, und so sammelte ich zum Beispiel gleich an der Hauptstrasse, welche das Dorf Sammenheim durchzieht: *Bel. subclavatus* Voltz; *Quenstedti* Oppel, *Amm. torulosus* Schübl., *opalinus* Mandelsloh, *Nucula Hausmanni* Roem., *Astarte subtetragona* Gdf.

Ausser diesen führt aber Dr. Schrüfer aus den Torulosus-Schichten des nordöstlichen Franken noch folgende Arten an: *Cerith. armatum* Gdf., *Turbo subduplicatus* d'Orb., *capitaneus* Münst., *Ataria subpunctata* Münst. sp., *Leda rostralis* Lamk. sp., *Astarte Voltzi* Hön., *integra* Münst.

---

selbe bei *A. polymorphus* nur wie ein flaches Band über den Rücken verläuft. Ich gebe hier noch die Maasse einiger Individuen:

		Gesammt-Durchmesser.	Durchmesser des Nabels.	Höhe der Mundöffnung v. Rücken d. vorhergehend. Windung.	Höhe der Mundöffnung von der Nath.	Dicke der letzten Windung an der Mundöffnung.			Gesammt-Durchmesser.	Durchmesser des Nabels.	Höhe der Mundöffnung v. Rücken d. vorhergehend. Windung.	Höhe der Mundöffnung von der Nath.	Dicke der letzten Windung an der Mundöffnung.
		MM.	MM.	MM.	MM.	MM.			MM.	MM.	MM.	MM.	MM.
Amm. sulcatus.	I	30	15	10			*A. polymorphus.*	I	39	8	10	19	18
	II	27	14,5	9,5	10	10		II	20	7	5	9	10
	III	20,5	10	5	8	9		III	20	7	5	10	12
	IV	18,5	9	5	7	8,5		IV	15	5	4	7	9

Nr. I und II von *A. sulcatus* nebst noch einem in meinem Besitze befindlichen Exemplare haben, I vollständig, die andern theilweise, die Wohnkammer erhalten, welche bei I mit 22 MM. Durchm. beginnt und am Ende Spuren von Ohren zeigt, bei den beiden andern aber schon bei 20 MM. ihren Anfang nimmt. Bronn, Ind. pal. p. 38, hält *A. sulcatus* für einen *A. concolutus* mit ausgefallenem Siphe.

weil sie wahrscheinlich ist? So viel ist wohl unbestreitbar, daß die Erzählung von häufigen Kindsmorden in fernen, vielleicht barbarischen Ländern oder frühern Zeitaltern noch nichts beweisen. Es kann diese Häufigkeit möglicherweise aus Ursachen herrühren, welche mit der Beschwerlichkeit der Ernährung eines unehelichen Kindes und der Schande seiner Erzeugung nichts zu thun haben, somit auch durch die Eröffnung der Möglichkeit einer heimlichen und beständigen Entfernung solcher Kinder lediglich nicht zu heben sind. Die Ursache kann thierische Rohheit seyn, oder bis zum Wahnsinn gesteigerter Haß gegen den treulosen Vater, oder mörderische Barmherzigkeit, welche dem Kinde die Qualen der Dürftigkeit, Mühseligkeit und Unterdrückung eines niedern und mißhandelten Standes ersparen will. Selbst religiöser Fanatismus kann der Mutter die Hand führen. Und von mehr als einer Gesellschaft oder Kaste wissen wir, daß sie ihre Kinder sämmtlich oder theilweise aus falschem Ehrgefühle oder sonst einer tief eingewurzelten Verkehrtheit mordet. Der Beweis für die Förderung der Kindsmorde durch das germanische System und umgekehrt also für die Verhinderung derselben durch das romanische wird offenbar nur geführt, wenn eine Vergleichung der im Wesentlichen unter denselben Gesittigungsbedingungen stehenden Völker beider Arten in Zahlen nachweist, daß in derselben Zeit die erstern viele, die letztern wenige Kindsmorde zu beklagen haben. Ein solche Vergleichung war früher allerdings nicht wohl möglich, weil es an den nothwendigen zuverlässigen Angaben fehlte; allein die in der jüngsten Zeit von manchen Staaten gegebenen Criminal-Statistiken machen jetzt einen Versuch möglich.

Nach den von dem französischen Justiz-Ministerium jährlich bekannt gemachten Nachrichten war die Zahl der in Frankreich während der zehn Jahre 1826—1835 bei den Gerichten anhängig gemachten Anklagen wegen Kindsmordes 984, somit jährlich 98. Angenommen, daß die Bevölkerung des Landes im Mittel während dieser Zeit sich auf 32 Millionen belief*, so ist das Verhältniß der Kindsmorde zu der Bevölkerung, wie 1 : 326,530.

In Irland, welches wenigstens in den großen Städten Findelhäuser hat, namentlich in Dublin ein sehr großes, stieg die

* Bei der Zählung von 1831 waren 32,569,223 Menschen (documens statistique sur la France, publ. par le Ministre du Commerce, S. 22.

Höher hinauf werden die Thone beinahe ganz petrefaktenleer: höchstens kann man hier und da ein Exemplar von *Amm. opalinus* finden. *Trig. navis* ist bis in die neueste Zeit aus Franken noch in keinem Exemplare bekannt gewesen, doch entdeckte Herr Prof. Oppel, wie er mir freundlichst mittheilte, vergangenen Herbst in der Gegend von Weissenburg, etwa eine Viertelstunde von dieser Stadt selbst entfernt in den allerobersten Lagen der Opalinusthone ein höchst charakteristisches Exemplar dieser Species, was keine Zweifel über die Deutung zulässt, so dass also *Trig. navis* wenigstens für Mittelfranken nachgewiesen wäre. — Erwähnenswerth ist auch noch ein Ammonit, welcher, höchst wahrscheinlich aus diesen Schichten vom Hahnenkamm in Mittelfranken stammend in der Sammlung des H. Hofrathes v. Fischer hier liegt und zur Familie der Lineaten gehört. Ich habe ihn in der Tabelle als *Amm. penicillatus* (?) Quenst. citirt, zweifle aber selbst sehr an dieser Identificirung, es lässt sich bei so grosser Verschiedenheit der Erhaltung, und bei der nur sehr ungenügenden Abbildung in Quenstedts Jura*) nichts Endgültiges hierüber entscheiden. Das fränkische Exemplar besitzt einen halben Fuss ungefähr im Durchmesser und ist mit merkwürdig dicker brauner Schale bedeckt; ganz derselbe Ammonit mit ganz gleicher Erhaltung befindet sich in der Münster'schen Sammlung hier von Mistelgau bei Bayreuth; die schwäbische Species aber zeigt einen Durchmesser von $1^3/_4$', ist ohne Schale und zusammengedrückt und als hauptsächlich charakteristisch werden die Loben hervorgehoben, welche natürlich bei den fränkischen Stücken gänzlich bedeckt sind.

Der Uebergang von den Opalinusthonen zu den Murchisonaeschichten wird hier in Franken auf ganz ähnliche Weise wie in Schwaben vermittelt. Die Thone werden immer sandiger, bis sich endlich in sehr mächtigen Bänken der sogenannte Personatensandstein erhebt. Darüber folgen Eisenerze bald mehr bald weniger mächtig und an vielen Orten abgebaut. In ihren obern Theilen enthalten letztere die sogenannte Muschelbank, eine sehr harte blaue

*) Quenstedt, Der Jura pag. 307. Tab. 43, f. 32—33.

Kalkbank, erfüllt von einem wahren Haufwerk von Muschelschalen, welche indess so fest mit dem Gesteine verwachsen sind, dass an ein Herausschlagen nicht zu denken ist. Diese Bank scheint am Hahnenkamm zu fehlen, ich hatte wenigstens keine Gelegenheit, sie zu beobachten. Bis in die Gegend von Erlangen reicht sie noch herab, wie aus den Mittheilungen, welche Pfaff*) hierüber macht, hervorgeht. Ueber dieser Muschelbank folgen noch einige Fuss grauer oder röthlicher Thone, welche einzelne dünne thonige Sandsteinplatten eingelagert enthalten. Petrefakten sind im Ganzen in dieser Region des Unteroolithe selten, und kommen welche vor, sind sie immer nur als Steinkerne erhalten, nur die Muschelbank kann, wenn man verwitterte Blöcke trifft, schönere Exemplare liefern. Dr. Schrüfer führt an: *Bel. spinatus* Quenst., *Amm. Murchisonae* Sow., *Turbo paludinarius* Münst., *Panop. Aalensis* Quenst. sp., *Tancr. donaciformis* Lyc., *Astart. Aalensis* Opp., *Trig. tuberculata* Agass., *striata* Sow., *Card. substriatulum* d'Orb., *Avic. elegans* Münst., *Gerv. gracilis* Münst., *subtortuosa* Opp., *Inoceram. amygdaloides* Gdf., *Mytilus gregarius* Gdf., *Pect. personatus* Ziet. *(pumilus* Lamk.).

Vom Hahnenkamm in Mittelfranken besitze ich: *Amm. Murchisonae* Sow., *Trig. striata* Sow., *Avic. elegans* Münst., *Pecten pumilus* Lamk., *Ostrea calceola* Zieten. — Weiter lässt sich über diese Schichten nicht viel bemerken.

Von grösserem Interesse wäre es, die beiden nun folgenden Zonen mit Sicherheit in Franken nachweisen zu können, doch wird es dazu noch vieler weiterer und mit grösserer Musse angestellter Untersuchungen bedürfen, um darüber ganz ins Reine zu kommen. H. Dr. Schrüfer beschreibt die Schicht, in welcher er bei Friesen (nordöstliches Franken) *Amm. Sowerbyi* fand als eine Schicht blauer Kalkmergel, welche oft oolithisch wird und bei der Verwitterung gelb und braun anläuft. Aus gleichem oder ganz ähnlichem Gestein scheinen zwei Exemplare von *Amm. Brocchi* vom Hahnenkamme zu stammen, welche H. Hofrath v. Fischer hier in seiner Sammlung bewahrt.

*) Uebersicht der geognostischen Verhältnisse um Erlangen, pag. 15—16.

Es schliessen sich nun weiter die Oolithe, deren Grundfarbe auf frischem Bruch dunkel schwarzgrau, deren Oolithkörner dunkel schwarzbraun erscheinen, unzählige Petrefakten beherbergend, an; sie werden von Dr. Schrüfer*) zusammengefasst unter dem Namen „Schichten mit *Belemnites giganteus*". Es liegen in dieser Schicht, welche besonders im nordöstlichen Franken ziemlich verkümmert auftritt, die Petrefakten der Zonen des *Amm. Humphiriensianus* und *A. Parkinsoni* beisammen, und zwar scheinen sie dort so gemengt zu sein, dass der genannte Autor nicht im Stande war, beide Horizonte zu sondern. Ganz derselbe Typus scheint auch noch in der Gegend von Erlangen zu herrschen, nur dass hier zu allem Ueberfluss auch noch Petrefaktenarmuth dazu kommt, in dem Pfaff *Bel. giganteus* als sehr selten, *Ostrea Marshi* aber nur von einer einzigen Lokalität citirt. Auch in der Gegend von Weissenburg, Mittelfranken, hält es noch sehr schwer, diese Oolithlagen in die einzelnen in sie eingeschlossenen Zonen zu zerfällen, und es ist nöthig, dass man besonders günstige Punkte aufsuche, um diess bewerkstelligen zu können. Ein solcher findet sich in der Nähe des Sommerkellers, welcher am Wege von Weissenburg nach der Wülzburg liegt. Hier hat ein Kanal, welcher angelegt wurde, um das Wasser über dem Keller zu entfernen, die Giganteus-Oolithe angeschnitten, drang aber nicht tiefer ein, sondern berührte nur die obersten Bänke derselben. So scheint es wenigstens, denn was man hier findet, gehört der Zone des *Amm. Parkinsoni* an. Ich will nur die Cephalopoden und Brachiopoden hier anführen: *Bel. giganteus* Schloth., *Bel. canaliculatus* Schloth., *Amm. Parkinsoni* Sow., *Amm. Martinsi* d'Orb., *Amm. Deslongchampsi* Defr., *Terebratula sphaeroidalis* Sow., *Terebratula Meriani* Oppel.

An anderen Punkten gestalten sich die Verhältnisse wieder weniger günstig, und man muss sich mit den Sachen begnügen, welche in buntem Durcheinander aus den verwitternden Schichten herausrollen. Man liest sie eben dann nur zusammen, ohne dass indess die Aufschlüsse zu einer Sonderung der Zonen genügten.

---

*) Schrüfer, Juraform in Franken pag. 56.

Solchen Lokalitäten begegnet man häufig in der Umgegend von Weissenburg, wie überhaupt in Franken, und was man da im Vorbeigehen finden kann, ist ungefähr Folgendes, ausser den schon oben angeführten Arten: *Panopaea jurassi* Agass. *sp.*, *Pholadom. Heraulti* Agass., *Lyonsia gregaria* Roem. sp., *Thracia lata* Gdf. sp., *Trigonia costata* Park., *Lima pectiniformis* Schloth. sp., *Lima duplicata* Sow., sp., *Perna isognomonoides* Stahl. sp., *Pecten Saturnus* d'Orb., *Ostrea explanata* Gdf., *Terebrat. perovalis* Sow., *globata* Sow., *carinata* Lank., *Rhynchonella angulata* Sow. sp., und noch viele weniger häufige Gasteropoden, Pelecypoden und Brachiopoden. Sehr oft mengen sich aber unter diese Sachen auch noch die Vorkommnisse des Cornbrash und der Zone des A. macrocephalus.

Anders verhält sich die Sache dagegen am südwestlichsten Ende von Franken am Hahnenkamm. Dort konnte ich eine Sonderung der Zonen sehr wohl durchführen, wenn gleich auch hier die Gesteinsbeschaffenheit beider Schichten durchaus keine Unterschiede erkennen lässt. Es beträgt die Mächtigkeit dieser Oolithe kaum 20 Fuss, doch fand ich am sogenannten gelben Gebirg, einem Nebenzuge des Hahnenkammms, jede dieser beiden Zonen gesondert für sich sehr schön aufgeschlossen. *Bel. giganteus* freilich findet sich so gut oben als unten. Die Zone des *Amm. Parkinsoni* zeigte sich nicht ganz so reich als die darunterliegende, doch sammelte ich aus ihr: *Bel. giganteus* Schloth., *Amm. Parkinsoni* Sow., *Naut. lineatus* Sow., *Terebr. omalogastyr* Hehl., *sphaeroidalis* Sow., *Würtembergica* Oppel, *globata* Sow., *carinata* Lamk., *Rhynch. angulata* Sow., *acuticosta* Hehl., *Stuifensis* Oppel. Der Aufschluss der Humphriesianus-Schicht liegt einige Schritte davon entfernt und etwas tiefer, das Gestein scheint allenfalls der Verwitterung etwas leichter zugänglich als das der darüberliegenden Zone, denn es ist tief hinein zu einem gelben, sandigen Mergel verwittert. Ich sammelte an dieser Stelle *Bel. giganteus* Schloth., *Amm. Humphriesianus* Sow., *Amm. Braikenridgi* Sow., *Pholadomya Heraulti* Agass., *Lyons. gregaria* Röm., *Ostrea flabelloides* Lamk., *Rhynch. spinosa* Schloth. sp., *Rhabdocid. Anglo-Suevica* Oppel.

Was nun die Entwicklung des Unteroolithes in der Schweiz betrifft, so werden wir im Verlaufe der Darstellung sehen, welch gewaltige Massen von beinahe jeden organischen Einschlusses entbehrendem Gestein sich im obern Theile der Gruppe in diesen Gegenden ablagerte, während die untern Partien noch grosse Uebereinstimmung mit den gleichen fränkischen und schwäbischen Bildungen zeigen. Sogleich die Zone des *Amm. torulosus* ist durch die ganze Schweiz überaus schön und deutlich entwickelt, wenn gleich Exemplare des Ammoniten selbst zu den Seltenheiten gehören. Die Schichten sind meist ziemlich petrefaktenreich, doch sind viele von den darin vorkommenden Species neu und bieten daher wenig Anhaltspunkte zur Vergleichung. Oppel führt aus einer Lettengrube zwischen Aarau und Baden *Amm. torulosus* Schübl., *Amm. opalinus* Mandelsloh., *Pos. Suessi* Opp. an.

Die obere Region der Opalinusthone, die Zone der *Trig. navis* *) ist hier wie in Franken so zu sagen leer an organischen Ueberresten. An ihrem Vorhandensein ist indess nicht zu zweifeln, denn es lässt sich wie in Schwaben so zu sagen die Hand auf die Grenze der beiden untern Zonen des Unteroolithes legen, wenn man nämlich auch, wie es in Württemberg geschehen ist, die Pentacriniten-Platte als Grenze annimmt. Diese letztgenannte, kaum 2'' dicke Schicht habe ich an mehreren Lokalitäten des Aargau getroffen, so im Frickthale und besonders schön in der Betzenau, eine Stelle

*) *Trigonia navis* wird bis jetzt, ein einziges Mal aus der Schweiz erwähnt, und zwar von Leopold v. Buch, Jura in Deutschland pag. 99, demzufolge sie bei Günsberg in der Nähe von Solothurn vorkommen soll. Diesem glaube ich aber mit Entschiedenheit widersprechen zu dürfen, indem in der Sammlung in Solothurn zwar *Trigonia navis* liegt, welche ihrer Erhaltung zufolge aber von Gundershofen (Bas Rhin) stammen muss. Ausserdem ist aber auch der Aufschluss der Opalinusthone bei Günsberg so schlecht, die Gesammtmächtigkeit übersteigt hier kaum 10', es war nicht einmal ein Bruchstück von *Bel. brevis* aufzufinden, so dass auch aus diesen Gründen das Vorkommen von *Trig. navis* an dieser Lokalität als sehr unwahrscheinlich sich darstellt.

am Ufer der Aare, etwa eine Stunde unterhalb Brugg. Sie hat genau das Ansehen der württembergischen Vorkommnisse, und ein Stück davon unter schwäbische Exemplare geworfen, würde schwerlich mehr herauszufinden sein. Die Gesteinsbeschaffenheit bleibt sich durch die ganze Schweiz so ziemlich gleich. Es sind immer fette, bläulich schwarze Thone, welche bei der Verwitterung bald mehr bald weniger gelb und weiss beschlagen, was wohl von dem vielen Schwefelkies herrühren mag, den sie in feinerertheiltem Zustande enthalten. Ich sammelte aus ihnen im Aargau, theils an einigen Lokalitäten des Frickthales, theils in der Betzenau: *Amm. opalinus* Rein. sp., *Lima* 2 neue Species, *Astarte cf. subelongata* d'Orb., *Panopaea sp. nov.*, *Cardium sp. nov.*, *Pent. Würtembergicus* Oppel. Ausserdem in den Schambelen *Amm. torulosus* Schübl.

In den Ketten sind diese Thone meist sehr verdrückt und dann die Petrefakten noch viel seltener und schwerer aufzufinden, als es sonst der Fall wäre; auch sind nur wenige Stellen, wo durch kleine Erdschlüpfe diese Schichten zum Vorschein kommen, da sonst eine üppige Vegetation auf diesen Thonen wuchert, indess trifft man doch Aufschlüsse, wenn auch keine Petrefakten in den meisten Clusen, so in der von Ballstall, bei Günsberg (Canton Solothurn) etc. Auch aus der Umgebung des St. Lorenzbades bei Aarau führt sie Oppel an. Im Canton Bern sah ich sie aufgeschlossen an der Strasse zwischen Cornol und Les Rangiers. Im Canton Neuchâtel gehen auch diese Gesteine noch nirgends deutlich zu Tage aus, nur der Tunnel des Loges brachte über sie Aufschluss, indem er sie in ziemlicher Länge durchsetzte. Auf den Schutthalden des Schachtes Nr. 5 sammelte ich: *Amm. opalinus* Rein. sp., *Turbo subduplicatus* d'Orb., *Alaria subpunctata* Münst. sp., *Nucula Hausmanni* Roem., sämmtlich Arten der Zone des *Amm. torulosus*. Auch in der Gressly'schen Sammlung in Neuchâtel findet sich keine, der Zone der *Trig. navis* angehörige Species, so dass auch hier letztere Schicht leer von Petrefakten zu sein scheint.

Die Opalinusthone werden nach oben immer glimmerreicher und sandiger. Erst stellen sich an einigen Stellen immer häufiger

werdende Thoneisenstein-Geoden ein, dann dünne Lagen von Sandstein, welche all jene sonderbaren Gebilde tragen, die theils Focoiden ähnlich, theils auch wie Zöpfe gestaltet, den Paläontologen noch in vieler Beziehung ein Räthsel sind. Im Canton Basel scheinen schon die untern sandigen Thone mit Eisensteinnieren das Hauptlager des *Amm. Murchisonae* zu bilden und im Canton Solothurn liegt selbst schon *Amm. Sowerbyi* in ähnlichen Schichten. Im Allgemeinen aber folgen nun feste Sandsteine, meist sehr arm an Petrefakten. *Amm. Murchisonae* und als Seltenheit *Amm. Staufensis* sind wohl die einzigen bezeichnenden Sachen. Ausserdem liegen noch vom Canton Aargau stammend in der Züricher Sammlung: *Bel. spinatus* Quenst., *Trig. striata* Sow., *Inoc. amygdaloides* Gdf., *Astarte elegans* Sow., *Pecten pumilus* Lamk.

Recht deutlich habe ich diese Zone weder im Aargau noch sonst in der Schweiz, entwickelt gesehen, doch liegen auch in der Gressly'schen Sammlung von Sommerau in Canton Basel für diese Schicht sehr charakteristische Sachen: *Amm. Murchisonae* Sow., *Amm. Staufensis* Oppel., *Bel. spinatus* Quenst.

In der Betzenau, in den Schambelen, am Frikberg etc. ist es hauptsächlich *Pecten pumilus*, der sich beinahe ausschliesslich hier vorfindet; doch kann man dieses Petrefakt nicht als leitend für die Zone des *Amm. Murchisonae* betrachten, da es ganz ebenso auch in der Zone des *Amm. Sowerbyi* auftritt. Es ist desshalb wohl mehr als wahrscheinlich, dass die grössere Zahl der in der Literatur als Murchisonae-Schichten angeführten Gesteine den Sowerbyi-Schichten zuzuzählen seien, da diese wie ich im Folgenden zeigen werde, in der Schweiz viel deutlicher und reicher an Arten vorhanden sind, als die unmittelbar darunterliegende Zone.

Der Canton Schaffhausen hat noch ganz typische, wenn auch nicht sehr mächtige (sie erreichen höchstens 6—8') Murchisonaeschichten. Es sind dies einige Bänke eines blaugrauen, sandigen, undeutlich oolithischen gelb verwitternden Kalkes, von der Sowerbyibank durch einige Fuss dunklen raussandigen Thones

geschieden. Alle die Sachen, welche in Schwaben ersteren Horizont charakterisiren, liegen darin haufenweise beisammen. Sie ziehen von Aselfingen an der Wutach (Grossh. Baden) herüber und man kann sie an Stellen im Canton, wo brauner Jura ansteht, deren freilich nicht so sehr viele sind, mit ziemlicher Leichtigkeit auffinden. Ich sammelte daraus: *Amm. Murchisonae* Sow., *Amm. Staufensis* Oppel., *Leda Deslongchampsi* Oppel., *Trig. striata* Sow., *Avic. elegans* Münst., *Inoceram. amygdaloides* Gdf., *Pect. pumilus* Lamk., *Pect. disciformis* Schübl., *Anomia Kurri* Oppel.

Die deutliche Entwicklung dieser Schichten scheint dem Südfusse des Schwarzwaldes zu folgen, denn auch im nördlichen Theile des Cantons Aargau treten an einigen Stellen ganz typische Murchisonae-Schichten auf, so bei Kreisacker, woher auch der schon oben erwähnte *Amm. Staufensis* bekannt ist. So erreichen sie denn auch den Canton Basel, hier oft durch grossen Petrefakten-Reichthum ausgezeichnet. Anders verhält es sich schon in den südlichen Theilen beider Cantone: Alles was man meist hier in diesen Schichten trifft, ist *Pect. pumilus. Bel. Gingensis* tritt häufig schon damit auf, so dass die Zone des *Amm. Murchisonae* zum mindesten sehr verkümmert erscheint. Aehnlich treffen wir es auch weiter westwärts in der Kette des Hauenstein und Weissenstein (Canton Solothurn). Im Hauensteintunnel fand man zufolge einer freundlichen Mittheilung des H. A. Gressly einen Complex von grauen sandigen Mergeln, welche nach unten zu *Amm. opalinus*, *Trig. similis* und *costellata* enthielten, nach oben zu aber fand sich schon *Amm. Sowerbyi* in dem ganz gleichen Gesteine, das höchstens etwas sandiger als die tiefern Partien zu nennen ist. H. Gressly hatte die Freundlichkeit, mir ein aus dem Tunnel stammendes sehr charakteristisches Exemplar dieser Species mitzutheilen. Was nun die Zone des *Amm. Murchisonae* betrifft, so könnte sie wohl in den wenigen Mergellagern, welche zwischen *Amm. opalinus* und *Amm. Sowerbyi* eingeschlossen sind, stecken, dagegen scheint aber das Profil von Günsberg bei Solothurn zu sprechen, indem hier unmittelbar über den Opalinus-

thonen einige Bänke eines stark rothgefärbten Eisenoolithes sich durch ihre organischen Einschlüsse als der Zone des *Amm. Sowerbyi* angehörig ausweisen.

Im Canton Bern bei Cornol am Mont Terrible, sowie zwischen Cornol und Les Rangiers oberhalb Asuel sah ich ein rothes, sandiges, sehr stark eisenschüssiges Gestein, welches *Pecten pumilus* enthielt. Welcher von den beiden verwandten Zonen dasselbe aber nun angehöre, vermag ich nicht zu entscheiden.

Für den Canton Neuchâtel müssen wir wieder den Tunnel des Loges zu Rathe ziehen, da allein durch ihn man diese Schichten kennen gelernt hat. Es ist hier immer noch dieselbe Folge von grauen sandigen Mergeln, welche schon den obersten Lias und die Opalinus-Thone zusammensetzten, und die Petrefakten in so schön verkiestem Zustande enthalten. *Amm. Murchisonae* ist in dieser Art des Vorkommens sehr schwer von den ihm nahestehenden Formen des obern Lias zu unterscheiden, und es bedarf einer sehr genauen Vergleichung um die Species mit Sicherheit erkennen zu können. Diese Mergel setzen sich noch eine Strecke weit nach oben fort, gehen dann in mergelige oft sehr glimmerreiche Sandsteine über, welche nach oben festere Mergelbänke ausscheiden. Diese werden häufiger, verdrängen nach und nach die Sandsteine und nehmen dafür Lagen von Eisenoolith auf, die dann bis an die untere Grenze des sog. Hauptrogensteines reichen. Ganz ähnlich verhält sich auch die Schichtenfolge im Canton Bern, wo sich über den Sandsteinen mit *Pect. pumilus* auch mergelige Oolithe ausscheiden. So mächtig diese Schichten auch oft werden können, so kenne ich doch nichts recht bezeichnendes aus ihnen. Belemnitenbruchstücke und falcifere Ammoniten, welche einem *Amm. Murchisonae* oft täuschend ähnlich sehen, sind die einzigen Fossile, welche man einigermassen häufig darin findet. Diese scheinbare Armuth an Petrefakten mag aber auch wohl davon mit herrühren, dass die schweizer Geognosten sich im Allgemeinen sehr wenig um diese Schichten kümmern, indem der obere Jura sie viel mehr interessirt.

Anders verhält es sich im Canton Solothurn. Hier folgt,

wie ich schon oben erwähnte, über den Thonen des *Amm. opalinus* bei Günsberg ein grau-blauer, ausserordentlich harter Mergelkalk, welcher bei der Verwitterung dunkelroth wird und undeutlich oolithische Struktur annimmt. Seine organischen Einschlüsse kennzeichnen ihn als der Zone des *Amm. Sowerbyi* angehörig. Freilich ist noch keine der sich darin findenden Species benannt oder beschrieben, doch besitze ich sie sämmtlich aus den gleichen schwäbischen Schichten. Es ist ein *Trochus*, eine *Astarte*, eine *Terebratula* und eine *Rhynchonella*, welche ich alle eben so aus den Sowerbyi-Schichten von Gingen bei Göppingen in Württemberg besitze.

Auch im Canton Basel, welchen selbst zu besuchen ich leider keine Zeit mehr hatte, und dessen geologische Beschaffenheit ich nur den in der Sammlung in Basel befindlichen Stücken entnehmen musste, scheint diese Zone sehr schön entwickelt zu sein, besonders muss die von Dr. Rominger für Murchisonae-Schichten citirte Lokalität bei den Wangenhöfen für den Sammler eine reiche Ausbeute liefern.

Der Canton Aargau besitzt an vielen Stellen Aufschlüsse dieser Schicht, so im Fricktbale, in der Betzenau, in den Schambelen etc. Ausgezeichnet ist besonders letztere Lokalität durch grossen Petrefakten-Reichthum und unter diesen verdienen wieder die Gesteropoden grössere Beachtung, da sie sehr reich an Gattungen und Arten vorkommen. Die Sachen, welche ich dort sammelte, sind beinahe sämmtlich neu, ich besitze indess beinahe jede Species auch aus Schwaben und es ist desshalb kaum noch zu zweifeln an der Zugehörigkeit der Sandsteine in den Schambelen zur Zone des *Amm. Sowerbyi*. Die Species, welche sich annähernd bestimmen liessen sind: *Bel. Gingensis* Oppel., *Amm. cf. jugosus* Sow., *Turbo Bathis* d'Orb., *Pleurot. Agathis*, Deslongch., *Astarte elegans?* Sow., *Lima cf. pectiniformis*.

Auch die Betzenau zeigt diese Schichten sehr schön aufgeschlossen. Es ist hier ein nicht sehr harter, grünlich grauer, sandiger Kalkmergel, während es in den Schambelen ausserordentlich harte, gelb verwitternde mergelige Sandsteine sind. Von erstgenannter Lokalität besitze ich ausser vielen noch nicht

Anzahl der Kindsmorde von 1826—1832 auf 175, also jährlich auf 25. Nimmt man die Bevölkerung im Durchschnitte auf 7,500,000 an (1830 war sie 7,767,000), so ergiebt sich ein Verhältniß von 1 : 300,000.

In England dagegen, welches schon lange keine Findelhäuser mehr hat, betrug die Zahl der gerichtlichen Anklagen während der Jahre 1810—1833, also in 24 Jahren, 339, oder im jährlichen Durchschnitt 14. Da nun die durchschnittliche Bevölkerung von England und Wales nach den drei Zählungen von 1810, 1820 und 1830 sich auf 12,012,275 beläuft, so ist das Verhältniß der Kindsmorde wie 1 : 856,581.

In Württemberg ist nach den amtlichen Nachrichten in Memminger's Jahrbüchern die Zahl der zur gerichtlichen Erledigung gekommenen Fälle von Kindsmord außerordentlich verschieden. Während in den Jahren 1834—1836 nur je 4 abzurügen waren, kamen in den vorangehenden 18 Monaten deren 20 zur Untersuchung, und im J. 1829—1830 wurden gar 31 erledigt. Da lediglich keine Veränderung in der einschlagenden Gesetzgebung oder sonst in irgend einem wesentlichen Theile des Volkszustandes eingetreten ist, so ist dieses Schwanken unerklärlich, und es muß jeden Falles eine längere Erfahrung zur Feststellung eines bestimmten Resultates erwartet werden. Sollte die jetzige kleine Zahl die Normalgröße seyn, so würde sich ein Verhältniß von 1 : 400,000 ergeben.

In Baden kamen in den Jahren von 1830—1834 jährlich 5 bis 6 Kindsmorde zur gerichtlichen Behandlung, so daß ein Verhältniß von etwa 1 : 230,000 dadurch sich ergiebt.

Sind nun wohl auch diese Angaben nicht zahlreich, noch der Zeit nach umfassend genug, um schon aus ihnen eine bestimmte Zahlenformel ableiten zu können, so ergiebt sich doch wenigstens mit Gewißheit daraus die Thatsache, daß die Abwesenheit der Findelhäuser keineswegs die Kindsmorde auf eine fühlbare Weise steigert. Man ist aber um so mehr berechtigt, diesen wichtigen Satz für bewiesen anzunehmen, als derselbe noch durch zwei auffallende specielle Thatsachen bestätigt ward. Die erste ergab sich in Frankreich. Als nämlich in den Jahren 1834 und 1835 in 24 verschiedenen Departements ein Theil der zur Annahme von Findelkindern bestimmten Einrichtungen (tours) aus Sparsamkeit und versuchsweise aufgehoben wurde, und nun mit Recht eine solche

benannten Sachen: *Amm. Sowerbyi* Miller., *Amm. jugosus* Sow., *Pect. pumilus* Lamk.

Und so zieht sich denn diese Schicht weiter nach dem Canton Schaffhausen, wo ich auch manches schöne Stück daraus sammelte. Am Randen bei Beggingen traf ich sie als eine Schicht dunkel schwarzgrauen Kalkmerkels, welchem oft Eisenoolithkörner beigemischt sind. Ausser einigen, wie es scheint noch nicht beschriebenen Species sammelte ich dort: *Bel. Gingensis* Oppel., *Astarte excavata?* Sow., *Gryphaea calceola* Quenst.

Es ist merkwürdig, dass es sich nun doch herauszustellen scheint, dass letztgenannte Species, gegen deren Einreihung in die Zone des *Amm. Sauzei**) Quenstedt**) mit solcher Entschiedenheit aufgetreten ist, einem höheren Horizonte als der Zone des *Amm. Murchisonae*, wenn auch vielleicht nicht ausschliesslich so doch in vielen Fällen anzugehören scheint, denn ich besitze nicht nur das einzige von einer schweizer Lokalität stammende Exemplar, sondern ausser dem noch mindestens 10 Stücke, welche an der für Sowerbyischichten typischen Lokalität d. i. in den Knollenlagern der Steinbrüche von Gingen gefunden worden sind. Da nun Herr Prof. Oppel im Jahre 1856 die Zone des *Amm. Sowerbyi* und des *Amm. Sauzei* noch unter der Benennung: „Zone des *Amm. Sauzei*" vereinigte, so zeigt es sich nun, dass genannter Autor hier dennoch das Richtige getroffen hatte und besagtes Petrefakt wirklich in die Zone des *Amm. Sauzei*, wie er sie damals fasste, gehört.

Die Zone des *Amm. Sauzei* ist in der Schweiz ziemlich schwierig nachzuweisen. Die Gesteine werden über den harten Sandkalken mit *Amm. Sowerbyi* weicher und somit verwitterbarer, Petrefakten sind äusserst selten, Rasen bedeckt die Gehänge und so kommt es, dass ich an einer Lokalität im Aargau und zwar von der schon mehrerwähnten Betzenau an der Aare diese Schichten mit Bestimmtheit nachzuweisen im Stande bin. Es ist hier

---

*) Oppel, Juraform §. 53, Nr. 205.

**) Quenstedt, der Jura pag. 557.

ein grauer sandiger Mergelkalk ganz ähnlich dem der Sowerbyi-Schichten, darüber folgen dann weiche graue Mergel, welche schon *Bel. giganteus* enthalten. Die bezeichnenden Fossile dieser Schicht beschränken sich auf zwei Ammoniten-Species nämlich: *Amm. Brocchi* Sow., *Amm. Gervilli* Sow. sonst finden sich noch einige namenlose Myarier und andere seltenere Zweischaler darin. Auch im Canton Basel ist die Zone vorhanden, wie aus mehreren in der Sammlung in Basel befindlichen Stücken von *Amm. Sauzei* und *A. Brogniarti* hervorgeht. Leider kennt man das Lager derselben nicht genau. Wahrscheinlich sind es einige sehr harte blaue Kalkbänke, welche Herr Dr. Müller*) für das Aequivalent des Quenstedt'schen Braunen Jura γ hält. Bei Günsberg (Solothurn) folgen über den Sowerbyi-Schichten einige Bänke eines knolligen Kalkes, dann noch eine Fucoidenbank, endlich wieder knollige Kalkbänke: Petrefakten waren darin nicht weiter zu entdecken.

Von viel grösserer Verbreitung und auch leichter aufzufinden sind die Schichten des *Amm. Humphriesianus*. Sie sind meist ziemlich mächtig entwickelt und es scheint, als liesse sich mit der Zeit hier noch eine Abtrennung in 2 Horizonte bewerkstelligen, indem ich nämlich an vielen Stellen der Schweiz die Beobachtung zu machen Gelegenheit hatte, dass *Amm. Blagdeni* hier ein gesondertes Lager einnimmt, indem mit seinem Auftreten meist sogar die Gesteinsbeschaffenheit wechselt. Zuerst fiel es mir auf bei Aselfingen, wo unten Humphriesianus-Schichten mit *Amm. Humphriesianus*, *Pect. Saturnus* und einer grossen gelappten *Gryphaea* anstanden. Es waren dunkle Eisenoolithe von sehr grobem Korn, welche diese Species enthielten. Darüber folgten sehr feinkörnige Oolithe, welche zu einem rostfarbigen feinsandigen Mergel verwittern; diese nun bildeten erst das Lager von *Amm. Blagdeni* Sow. mit ihm zusammen fanden sich: *Terebratula globata* Sow., *Rynch. quadriplicata* Ziet. Das Exemplar, welches ich von dieser Rynchonella besitze ist sehr gross und

*) Dr. Alb. Müller, geognostische Skizze des Canton Basel 1862, pag. 14.

deutlich. Ich hatte Gelegenheit es mit Zietens Originalexemplar, welches im Besitze des Herrn Prof. Oppel sich befindet und gleichfalls aus der Gegend des Randen stammt, zu vergleichen. Es stimmt bis auf eine gewisse Grössedifferenz so genau mit dem Exemplare Zietens überein, dass ich an der Identität nicht zweifle.

Diese Schichten weiter nach Westen verfolgend, treffen wir wieder sehr schöne Aufschlüsse an der sog. Betzenau im Canton Aargau. Ueber den grauen sandigen Mergeln mit *Bel. giganteus* folgen hier dunkelbraune, sehr grobkörnige Eisenoolithe, ausserordentlich reich an Petrefakten, unter denen sich besonders zahlreiche Exemplare des leitenden Ammoniten auszeichnen. Ich sammelte dort: *Bel. giganteus* Schloth., *Amm. Humphriesianus* Sow., *Braikenridgi* Sow., *subradiatus* Sow., *Panop. Jurassi* Agass sp., *Pholadom. fidicula* Sow., *Lyonsia gregaria* Röm. sp., *Trigonia costata* Park., *Avicula Münsteri* Bronn., *Lima semicircularis* Münst., *Lima pectiniformis* Schloth. sp., *Mytilus cuneatus* Sow. sp., *Pect. Saturnus* d'Orb., *Ostrea flabelloides* Lamk., *Terebrat. perovalis* Sow., *Rynchon. Stuifensis* Opp., *spinosa* Schloth., *Rhabdocid. Anglo-Suevica* Opp., *Pentacrinus Stuifensis* Opp.

Unter diesen Fossilen ist besonders bemerkenswerth *Amm. subradiatus*. Ich habe das aus der Schweiz mitgebrachte Stück aufs Genaueste mit englischen Exemplaren verglichen und mich von der Zugehörigkeit desselben zu der obenerwähnten Species aufs allerbestimmteste überzeugt. Es wäre demnach *Amm. subradiatus* eine der Zone des *Amm. Humphriesianus* angehörige Art, und die kleineren verkiesten Exemplare aus den schwäbischen Parkinsoni-Schichten, welche Oppel als möglicher Weise zu dieser Species gehörig bezeichnet, würden für sich eine besondere Art ausmachen. Ueber das Lager des schweizer Exemplars kann kein Zweifel obwalten, da ich es aus der Schicht selbst herausnahm. —

Höher steigend wird das Gestein sandiger, die Oolithkörner verlieren sich nach und nach und man tritt so in die Region des *Amm. Blagdeni*, welche freilich ziemlich arm an Fossilen erscheint, Bruchstücke des leitenden Ammoniten nebst den

dürftigen Ueberresten eines canaliculaten Belemniten war alles, was ich hier fand, doch dürften mit etwas mehr Musse angestellte Untersuchungen wohl eine reichere Ausbeute liefern.

In gleicher petrographischer Beschaffenheit setzen diese Schichten des *Amm. Humphriesianus* und *Blagdeni* fort durch das Frickthal in den Canton Basel, wo sie besonders reich bei Katzlach und Läufelfingen aufzutreten scheinen. Ein ausgezeichnetes Profil findet sich auf dem Weg von Günsberg nach den Balmbergen (Solothurn); über den obern knolligen Kalkbänken folgen dunkelbraune Eisenoolithe, ganz gleich denen an der Betzenau im Canton Aargau, welche indess nicht so reich an organischen Einschlüssen erscheinen, als die letzterer Lokalität. Wir sammelten indess doch hier: *Amm. Humphriesianus* Sow., *Amm. Braikenridgi* Sow., *Lima pectiniformis* Schloth sp., *Ostrea flabelloides* Lamk. .

Diese dunklen Eisenoolithe geben nach oben in einen sehr feinkörnigen, hellrostfarbenen, sandigen Oolith über, der auch hier das Lager von *Amm. Blagdeni* bildet. Es herrscht indess in diesen Schichten im Uebrigen grosse Petrefaktenarmuth. Während die grobkörnigen Eisenoolithe mit *Amm. Humphriesianus* hier nur eine Mächtigkeit von vielleicht 6′ erreichen, steigt die Mächtigkeit der dünngeschichteten sandigen Oolithe bis auf 85′. Folgt man der Bachrunse, welche das eben geschilderte Profil blossgelegt hat noch eine kleine Strecke immer auf den Oolithen des *Amm. Blagdeni* fortschreitend, so erhebt sich plötzlich in einer Wand von mehreren hundert Fuss der Hauptoolith*), dessen

*) So ungerne ich es thue, so bin ich dennoch genöthigt, diesen Namen, welcher schon zu so vielen Missverständnissen Veranlassung gegeben hat, beizubehalten und zu gebrauchen, indem ich keinen andern finden kann, welcher passender diese, für die Schweiz eigenthümlichen Facies der Parkinsoni-Schichten bezeichnen könnte, indem hier dieser Oolith wirklich zum Hauptoolith wird, die Bergesformen bestimmend. Dabei möchte ich mich aber feierlichst verwahren, dass man nicht etwa durch den Namen verleitet, diesen Hauptoolith mit dem englischen Grossoolith verwechsle, indem dieser einer total anderen Stufe angehört.

massiv geschichtete hellgelben Bänke gegen die darunter liegenden und beinahe schieferig erscheinenden rothen Oolithe scharf abschneiden. Der Bach kommt hier brausend aus dem sich öffnenden Felsenthore hervor, welches den Eingang zu einer Schlucht, man könnte sie beinahe Klamme nennen, bildet. Man ist froh, wenn man das Bachrinnsal verlassen hat, da in schwindelnder Höhe schon von ihrer Umgebung gänzlich losgelöste Felsbrocken hängen, deren Niederstürzen man durch das Geräusch jedes Hammerschlages zu veranlassen glaubt. Bei dem mühsamen Hinaufklettern an den Wänden des Bachthales erreicht man erst in einer Höhe von etwa 190', sich immer an den 6—10' mächtigen Bänken des untern Hauptrogensteins emporarbeitend, den theilweise in den Felsen gesprengten, an einer Seite scharf in die Tiefe abfallenden Weg.

Der Hauptoolith zeigt durch die ganze Schweiz eine ziemlich gleichförmige Zusammensetzung. Man kann aller Orten eine untere, eine mittlere und eine obere Abtheilung mit Leichtigkeit unterscheiden. Die untere Abtheilung besteht gewöhnlich aus hellen, feinkörnigen, massiv geschichteten Oolithen, die indess auch öfter in ganz homogene feste, ziemlich splitterig brechende Kalke übergehen. Nur der Canton Neuchâtel macht davon eine Ausnahme, indem hier sich an der Basis Mergel zeigen, denen helle schieferige Oolithe folgen, deren Dach durch braune massiger geschichtete Oolithe gebildet wird. Petrefakten finden sich in dieser Region ausserordentlich selten, obwohl die Gesteine aller Orten zu Bausteinen gebrochen werden. Hie und da ein schlechtes Bruchstück von *Amm. Parkinsoni*, ein oder der andere Fischzahn oder vereinzelte Exemplare von *Ostrea acuminata* ist Alles, was man daraus erhalten kann.

Darüber nun wird das Gesteine weicher, bleibt indess immer noch oolithisch. Es verwittert zu einem weichen hellgrauen Mergel, in dem sich indess immer wieder einzelne Bänke finden, welche der Verwitterung länger widerstehen und dann ihre Köpfe weit herausstrecken. Andere Lagen werden wieder sehr groboolithisch, so dass die einzelnen Körner die Grösse eines Hirsekornes weit überschreiten. Bei der Verwitterung zerfallen diese

Lagen in einen sehr groben Sand, der dann aus lauter gesonderten Oolithkörnchen besteht. Diess ist die einzige Schicht, aus der bis 500′ mächtigen Bildung, welche Petrefakten in einiger Häufigkeit enthält. Es sind diess indess meistens Seeigel und lauter Species, welche zur Feststellung des Platzes, den der Hauptoolith in der Reihe der Schichten einnehmen soll, wenig brauchbar sind. Für die Mergel des mittleren Hauptrogensteins ist *Homomya gibbosa* leitend. Sie findet sich überall in der Schweiz und geht selbst bis nach Frankreich hinüber, wie uns eine Arbeit von H. Martin belehrt*). *Amm. Parkinsoni* liegt ebenfalls hier.

Es folgen nun wieder festere, helle Oolithe nicht so mächtig als die unteren (bei Günsberg sind es ungefähr 45′), indess auch nicht reicher an Petrefakten. An sie schliessen sich dünngeschichtete, meist von Eisenocher roth gefärbte, sandige Mergelkalke an, welche nach der Versicherung mehrerer schweizer Geologen das Hauptlager des *Amm. Parkinsoni* bilden sollen, ich fand ihn aber hier auch nicht häufiger als in den tieferen Lagen.

Dieses also ist so im Allgemeinen die Schichtenfolge des Hauptoolithes. Wir wollen nur noch kurz einige Lokalitäten und Profile specieller betrachten. Wenn nun zunächst die Verbreitung dieses so merkwürdigen Gliedes der Schichtenreihe des schweizer Jua ins Auge fassen, so ergibt sich, dass westlich von einer Linie, die wir von der südöstlichen Ecke des hercynischen Festlandes gegen Brugg im Canton Aargau gezogen denken, die Schichten des Hauptoolithes in einige hundert Fuss hohen Mauern plötzlich aufsteigen, während östlich von dieser in süd-südwestlicher Richtung verlaufenden Linie kaum eine Spur dieser Bildung aufzufinden ist.

Noch in der Betzenau folgt über den Schichten mit *Amm. Blagdeni* eine dünne Lage eines, beinahe ausschliesslich aus den

---

*) Martin 1862. Notice sur quelq. foss. nouv. ou peu connues dans le Bath du Dep. Côte d'Or.

Schalen der *Avic. tegulata* bestehenden Gesteines*). Diese dünne Schicht gleicht durch die grosse Zahl der hier zusammengehäuften Individuen sehr der sog. Monotisplatte mit *Avic. substriata* in dem obern Lias Frankens und Schwabens. Die Grundmasse des Gesteines ist ein grauer sandiger Kalkmergel mit eingestreuten hellern Oolithkörnern. Mösch hält diese Schicht für das Aequivalent des Hauptrogensteines, der dann hier bis auf Zolldicke zusammengeschrumpft wäre. Ueber dieser Lage mit *Avicula tegulata* folgt dann eine ganz regelmässig entwickelte Zone des *Amm. Parkinsoni*. Das Gestein ist das gleiche wie bei der unmittelbar darunterliegenden Schicht. Ich sammelte dort: *Amm. Parkinsoni* Sow., *Terebr. globata* Sow., *Rynch. angulata* Sow. sp. Die Decke dieser Schicht bildet ein typisch ausgebildetes Cornbrash.

Nicht so in dem etwa 4—5 Stunden entfernten Frickthale. Hier sieht man über der Schicht mit *Amm. Blagdeni* in dicken Bänken ein, dem, welcher den Schweizer Jura zum erstenmale besucht, völlig fremdes Schichtensystem bis zu einer Mächtigkeit von über 300′ ansteigen. Es ist diess der hier plötzlich auftretende Hauptrogenstein. Die Schichtenfolge ist ganz die, welche ich schon oben angegeben habe: unten mächtige hellgelbe Oolithe, in der Mitte Mergel mit Bänken jenes groben Oolithes. Von organischen Einschlüssen ist aus beiden Schichten anzuführen: *Amm. Parkinsoni* Sow., *Avicula tegulata* Gdf., *Lima duplicata* Gd., *Pect. Saturnus* d'Orb., *Ostrea cf. costata* Sow., *flabelloides* Lamk., *acuminata* Sow., *Terebrat. emarginata* Sow., *globata* Sow., *sphaeroidalis* Sow., *cf. ornithocephala* Sow., *Clypeus patella* Agass., *Nucleolites Renggeri* Desor. Es scheint als fehlte *Homomya gibbosa* in Aargau.

Der obere Hauptrogenstein beginnt wieder mit festeren Oolithbänken, die sich durch das nicht seltene Auftreten mehrerer

---

*) Ich führe den Namen *Avic. tegulata* Gdf. wieder ein, da die süddeutsche Species sich von *Avic. echinata* nicht nur durch die weniger hervortretenden Stacheln, die verschiedene Grösse und die nicht so ausgesprochene Rippung wohl unterscheiden lässt, sondern auch einer andern Schichte als *Av. echinata* Sow., nämlich dem Unteroolith, angehört.

Korallenspecies charakterisiren. Hier ist auch das Lager des *Cid. Schmidlini* Des., der einen ziemlich guten Horizont abgibt. Den Schluss macht der sog. Thoneisenrogenkalk (Mösch) über dessen Stellung ich nicht recht sicher bin. Es findet sich darin noch *Terebrat. sphaeroidalis* Sow. und *globata* Sow., dabei liegt aber schon eine Form, die der *Terebrat. Fleischeri* Oppel ausserordentlich ähnlich sieht. Auch *Amm. Parkinsoni* Sow. kommt noch hie und da hier vor, so dass diese Schicht am Ende wohl besser in der Zone des *Amm. Parkinsoni*, als, wie es in der Tabelle geschehen ist, in der Bathgruppe stehen möchte.

Ein ganz ähnliches Profil zeigt der Schynberg bei Ittenthal, die Gisulafluh, der Zeiher Hombergetc.

Weiter nach Westen ist es das Profil von Günsberg bei Solothurn, welches besondere Aufmerksamkeit verdient. Es weicht zwar im Allgemeinen nicht besonders von dem des Frickthales ab, doch finden sich in der mittleren und obern Partie allerlei kleine Eigenthümlichkeiten. Ueber den untern hellen Oolithen, welche ich schon oben erwähnte, folgen die sog. Homomyen-Mergel, sehr reich an Individuen der *Homomya gibbosa* Agass., mit ihr finden sich noch einige andere unbestimmte Zweischaler. Von *Amm. Parkinsoni* Sow. fanden wir hier 2 Exemplare. Diese Mergel erreichen etwa 40′ Mächtigkeit und sind in verschiedenen Höhen von festeren Bänken durchzogen. Die grobkörnigen Oolithe mit *Clyp. patella* Agass. fehlen hier. — Sehr schön dagegen ist die Schicht mit *Cid. Schmidlini* entwickelt. Es ist eine nur etwa 3—4″ mächtige Mergellage, welche in die compakteren Bänke des nun folgenden oberen Hauptoolithes eingeschlossen ist. Ueber diesen Bänken liegt eine etwas gröbere oolithische Schicht, auf welcher glatte Austern festgewachsen sitzen. Die Oolithe werden nun nach oben immer dünner geschichtet bis sie endlich in die grauen schieferigen Kalke des unteren Cornbrash übergehen.

Die untere und mittlere Partie des Hauptrogensteines bleibt sich von hier aus durch den ganzen Canton Solothurn und Bern so ziemlich gleich, nur die obere Abtheilung zeigt einige Abweichungen. So findet sich besonders bei Cornol im obern

Hauptrogenstein nicht sehr hoch über den Korallenschichten eine Brachiopodenlage, wo *Rynchon. angulata* zu tausenden und aber tausenden zusammenliegt. Nur ist dort leider das Profil wegen vielfacher Ueberstürzungen nicht recht klar. In ungefähr gleichem oder etwas tieferem Niveau als *Rhynch. angulata* fand ich an derselben Lokalität: *Hinnites abjectus* Morr., *Pecten cf. Dewalquei* Oppel, *Clypeus cf. sinuatus* Leske, *Pseudodiadema homostigma* Ag. sp.

Klarer und von grösserer Wichtigkeit ist das Profil an der Strasse zwischen Delémont und Movelier, wo auch Prof. Oppel sein Exemplar von *Amm. Parkinsoni* fand. Es sind 3 Bänke, welche *Nerinea Bruckneri* in Menge enthalten, aus welcher von diesen dreien aber jenes Exemplar stamme, ist schwer zu ermitteln. Das Profil stellt sich folgendermassen dar:

Cornbrash.

10′ Gelblicher Kalk an seiner Oberfläche von Pholaden zerfressen, mit aufsitzenden Austern.
1) *Pecten Bouchardi* (?), *Nerinea Bruckneri.*

1½′ 2) Rothgelbe Mergel: *Montlivaltia sp., Dysast. ringens.*

4′ 3) Weisser Kalk ohne Petrefakten.

3′ 4) Gelber oolithischer Kalk mit *Nerinea Bruckneri.*

15′ 5) Gelber theilweise oolithischer Kalk, an seiner Oberfläche von Pholaden zerfressen, unten in dünnschieferige Platten übergehend, oben von wenig mächtigen grauen Mergeln bedeckt: *Nerinea Bruckneri.*

5′ 6) Gelbe blaugefleckte oolithische Mergelkalke.

8′ 7) Graue Mergel, sehr reich an Petrefakten. *Amm. Parkinsoni, Pholadom. oblita, Homom. gibbosa, Pct. cf. vagans, Lima pectiniformis, Ostrea flabelloides, Terbrat. globata, Rhynchon. angulata, Stomech. serratus, Hemidiad. Luciensis, Pseudodiad. homostigma, Acrosal. spinosa, Echinus. Goldfussi.*

25' 8) Gelbe blaugefleckte Kalke mit Fucoiden.

Marnes à *Ostrea acuminata.*
Mittlerer Hauptrogenstein.

Aus diesem Profil ist ersichtlich, wie schwierig es ist, hier die Grenze zwischen dem Unteroolith und der Bathgruppe festzustellen, doch scheint mir mit einiger Wahrscheinlichkeit der Unteroolith mit jener Schicht zu schliessen, welche ich im Profil als die erste oben angegeben habe.

Das weitaus häufigste Vorkommen der Schicht Nr. 7 ist *Terebr. globata*, nächst dieser ist es *Rynch. angulata*, welche die grösste Zahl von Individuen aufzuweisen hat. Die übrigen Species treten dagegen so sehr in den Hintergrund, dass die Fauna durchaus eine Brachiopodenfauna zu nennen ist*).

Eine ähnliche Brachiopodenfauna findet sich auch im obern Hauptrogenstein des Canton Neuchâtel, es sind indess lauter nur lokal vorkommende Species, welche theils von Herrn P. Merian benannt wurden, theils auch noch ganz ohne Namen sind.

Ueber dieser Brachiopodenschicht liegen im Canton Neuchâtel graue Mergel. Sie enthalten an Petrefakten: *Bel. giganteus* Schloth., *Amm. Parkinsoni* Sow., ausserdem sah ich noch in der Gressly'schen Sammlung aus diesen Schichten eine *Pholadomya* und eine *Ceromya* liegen.

Nachdem nun so die Thatsachen, wie ich sie fand, dargelegt wurden, bleibt mir noch übrig, etwas über die Stellung dieses eigenthümlichen Gebildes, des Hauptoolithes, hinzuzufügen.

Suchen wir zuerst die Aequivalente dieser Schichten in Schwaben festzustellen, alsdann erst können wir auf die Ansichten einiger schweizer und französischer Geologen näher eingehen.

*) Herr Dr. Greppin in Delémont bewahrt auch noch eine gefaltete *Terebratel (nicht Rhynchonella)*, welche wohl *Ter. plicata* oder eine ähnliche Form, wie sie im *Fimbria Marl* vorkommen, sein könnte. Das vorstehende ausführliche Profil, sowie die Petrefaktenregister verdanke ich grössten Theils der Güte dieses für die Erforschung der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Delémont so verdienten Mannes.

Veränderung des gewohnten Zuſtandes eine bedeutende Vermehrung der Kindsmorde befürchten ließ, trat vielmehr das Gegentheil ein. Es nahm nämlich in dreizehn dieſer Departements die Zahl der Kindsmorde ſogar ab, in einem blieb ſie gleich, und nur in neun derſelben nahm ſie zu. Daß aber dieſes Ergebniß nicht etwa von allgemeinen Urſachen herrührte, beweist der Umſtand, daß in derſelben Zeit in den 54 übrigen Departements, welche keine Veränderung in den beſtehenden Einrichtungen eintreten ließen, die Zahl der Kindsmorde im Ganzen bedeutend im Steigen war. Während nämlich in 25 derſelben eine Verminderung im Verhältniß von 18,5 zu 100 eintrat, ſtieg in den 29 andern die Zahl um 40,5 vom Hundert. Die zweite Thatſache liefert Belgien. Von deſſen Provinzen haben 5 Findelanſtalten, 4 andere dagegen beſitzen keine. Nach den Gerichtsliſten von 1826 — 1829 war nun das Verhältniß der Kindsmorde zur Bevölkerung in den erſtern wie 1 zu 109,942, in den zweiten dagegen nur wie 1: 136,662. — Der Hauptvorwurf, welcher der germaniſchen Einrichtung gemacht wird, erſcheint ſomit als völlig unbegründet, und nichts iſt unrichtiger, als die Annahme, daß die Tauſende von Findlingen, welche in die Anſtalten der romaniſchen Länder aufgenommen werden, der Ermordung durch die Hand der eigenen Mutter verfallen ſeyn würden. Selbſt Vertheidiger der Findelhäuſer, wie z. B. die HH. Terme und Monfalcon, geben dieſes unumwunden zu, ja ſie gehen — übrigens wohl ohne zureichende Begründung — ſo weit, anzunehmen, daß in den Ländern des romaniſchen Syſtemes ſogar eine größere Anzahl von Kindsmorden vorfalle.

Noch weniger kann es einem Anſtande unterliegen, die Behauptung zurückzuweiſen, daß wenigſtens zahlloſen Ausſetzungen von Kindern durch das Beſtehen der Findelhäuſer vorgebeugt werde. Hier braucht es nicht vieler Worte, noch ſtatiſtiſcher Nachweiſungen. Wir berufen uns lediglich auf die notoriſche Thatſache, daß in den germaniſchen Ländern dergleichen Ausſetzungen unendlich ſelten vorkommen. Es können Jahre vergehen, ehe man in den bevölkertſten Bezirken, ſelbſt in großen Städten, nur ein einziges Mal von einem ſolchen Falle hört, und das große Aufſehen, welches es immer macht, die angeſtrengten Bemühungen der Polizei, welche alsbald eintreten, zum Behufe der Entdeckung des Thäters, beweiſen am deutlichſten, wie wenig man durch die Häufigkeit der

Der Lagerung zufolge werden wir zunächst auf die Parkinsonischichten verwiesen. Von einer Uebereinstimmung der Gesteinsbeschaffenheit kann natürlich hier keine Rede mehr sein, bei solcher Veränderung in Beziehung auf die Mächtigkeit der Entwicklung. Wir müssen uns also hier ausschliesslich an die Fossile halten. Betrachten wir die vorhergehenden Petrefaktenregister, so fällt gleich in jedem derselben das Vorhandensein von *Amm. Parkinsoni* auf. Dieses Fossil gehört zwar immerhin zu den Seltenheiten, doch findet man es ab und zu immer wieder in einzelnen Exemplaren und zwar ist es nicht an eine Schicht gebunden, sondern man trifft es so gut in der untersten als in der obersten Schicht des Hauptoolithes an, und desshalb glaube ich auch, dass erst mit dem Verschwinden dieser Art die Gruppe des Hauptoolithes zu schliessen sei. Viel häufiger sind 2 andere Species, für die Zone des ebengenannten Ammoniten ebenso bezeichnend als dieser selbst, nämlich *Terebr. globata* und *Rynch. angulata.* Sie erfüllen in der obern Abtheilung des Hauptrogensteines eine Schicht, welche an sehr vielen Orten zu Tage tritt, in vielen tausend Exemplaren, wobei indess nach den verschiedenen Lokalitäten immer die eine der beiden Arten vorherrscht, während die andere zurücktritt. Dazu kommen nun noch mehrere andere Molluskenarten, besonders im untern Hauptrogenstein, wie *Ter. emarginata* und *sphaeroidalis*, *Lima duplicata* und sogar noch *Bel. giganteus*, letzterer obendrein noch den obersten Schichten des Hauptoolithes angehörig, welche die Zugehörigkeit dieser Bildungen zur Zone des *A. Parkinsoni* wohl ausser allen Zweifel setzen würden, kämen nicht zugleich damit immer wieder Sachen vor, welche man sonst in der Bathgruppe zu finden gewohnt ist. Es sind diess zwar nicht sehr bezeichnende Formen, wie eine *Terebratula*, welche ich als *cf. ornithocephala* bestimmte, ein *Pecten*, von *Pect. vagans* vor der Hand noch nicht zu unterscheiden, auch eine dem *Pect. Bouchardi* nahe stehenden Muschel, doch können sie dem Beobachter immer wieder einige Verlegenheiten bereiten. Am auffallendsten ist das Auftreten von *Hemidiad. Luciensis* und *Acrosal. spinosa* in Gesellschaft des *Amm. Parkinsoni*, da diese beiden Species doch sonst mit *Ter. digona* das gleiche Lager zu

theilen pflegen. Das ist nun ein Stein des Anstosses, über den sich schwer hinauskommen lässt. Man kann nur von der fortschreitenden Kenntniss der Species hoffen, dass es dereinst möglich werden wird, diese so tief liegenden Vorkommnisse von den höhern als besondere Arten abzutrennen. Die Zugehörigkeit des Hauptoolithes zur Zone des *Amm. Parkinsoni* dürfte indess, glaube ich, dennoch keinem Zweifel unterworfen sein, wegen des von allen möglichen Arten der Schweiz bekannt gewordenen Auftretens der Hauptleitmuscheln dieser Zone.

Obgleich mir das ziemlich klar scheint, so möchte doch auch manche Stimme gegen eine solche Ansicht laut werden, denn man gibt gewöhnlich nicht gerne so alt eingebürgerte Meinungen, wie die ist, dass wenigstens ein Theil des Hauptrogensteines zur Bathgruppe gehöre, wieder auf, denn schon Fromherz und Thurmann, Marcou und Steuder haben diese Ansicht begründet und weiter ausgeführt. Es mag indess auch eine gewisse Pietät, vielleicht auch ein gewisser Stolz auf so schöne Namen, wie Forest marble, Bradfordclay, Great Oolite, Stonesfield states, Fullersearth sein, welcher eine Abschaffung derselben verhinderte, und wesshalb man dann auf verschiedene Mittel sinnt, die alten Begriffe von der Sache nicht ganz über Bord werfen zu müssen. Hier nun befindet man sich in dem misslichen Fall, dass die Einschlüsse an Resten organischer Wesen auf Parkinsonischichten, die Arbeiten von Marcou und Martin über die Dép. Jura, Doubs und Côte d'Or aber auf die Bathgruppe verweisen, und man muss nun entweder eine Ansicht für die wahre, und die andere für die falsche halten, oder um beide zu vereinigen, den grössten Theil Unteroolith in die Bathgruppe versetzen.*) Um nun diesen und ähnlichen Ansichten gleich von vorne herein zu begegnen, ist es nöthig, bei den Aufsätzen von Marcou und Martin etwas zu verweilen.

Die Untersuchungen Herrn J. Marcou's sind mit grosser

*) Was diess Letztere betrifft, möchte ich nur bemerken, dass, wenn man überhaupt noch von Unteroolith sprechen will, man vor allen Dingen die Parkinsoni-Schichten darunter begreifen müsse, da der von William Smith gegebene Namen sich hauptsächlich auf diese Schichten bezieht.

Schärfe und Sorgfalt angestellt, und doch scheint er sich in mancher Beziehung geirrt zu haben. Er benützt zur Vergleichung mit englischen Bildungen ein Profil, welches Herr Edward Hull*) von Leckhampton Hill bei Cheltenham (Gloucestershire) gibt und parellisirt:

	Cheltenham.		Dep. Jura u. Doubs.
	Cornbrash	4′	..? Calcaires de Palente.
	Forestmarble	40′	Groupe du départ.
Great Oolite.	Upper zone	20′	du Doubs.
	Lower zone or Stonsfield slates	9′	Couches Nr. 13—15.
	Fullers earth.	40′	
Inferior Oolite. Oolitic freestone.	Ragstone	38′	
	Upper freestone	34′	Groupe du départ.
	Oolite marl	7′	du Jura.
	Lower freestone	147′	Couches Nr. 9—12.
	Pea grite	38′	Fer de la Rochepourrie.

Die zwischen Fer de la Rochepourrie und Calcaires de Palente eingeschlossenen Schichten entsprechen mit vieler Wahrscheinlichkeit dem schweizer Hauptrogenstein, wie es ja auch schon Studer**) ausspricht und sind: N. 10 Calcaires de la Rochepourrie, N. 11 Roche de Coraux du fort St. André, N. 12 Marnes de Plasne, N. 13 Calcaire de la porte de Tarrangnoz und N. 14 Calcaires de la Citadelle***). Davon würden 10 und 11 den unteren, 12 den mittleren, 13 und 14 den oberen Hauptrogenstein darstellen †).

Von diesen Schichten nun sind es nur 2, welche Versteine-

*) Edward Hull: Geologie of the Country around Cheltenham, Mem. Geol. Survey of Great Britain 1857.

**) Studer, Geologie der Schweiz II. Bd. pag. 244, 246, 247.

***) Jules Marcou: Lettres sur les Roches de Jura 1856, pag. 30—33.

†) Oppel in der seiner „Juraformation" beigegebenen tabellarischen Uebersicht stellt diese Schichten, ohne scharf zu parellelisiren, ungefähr gleich seinen Zonen des *A. Murchisonae* bis *Terebr. lagenalis* inclusive.

rungen in solch wohlerhaltenem Zustande einschliessen, dass man die Species an ihnen mit Sicherheit zu erkennen im Stande ist, und diese beiden stellt Marcou selbst noch in den Unteroolith, es sind diess Nr. 11 und 12, erst mit Nr. 13 beginnt er die Bathgruppe. Nun besitze ich aber aus diesen Schichten der Schweiz (ebenfalls über den *Homomya gibbosa* führenden Mergeln) von mehreren Lokalitäten nicht nur *Amm. Parkinsoni*, sondern auch *Ter. globata* und *Rhynch. angulata*, so dass man wohl jene petrefaktenarmen Schichten der Dép. Jura und Doubs, gestützt auf solche Analogien mit schweizer Bildungen, noch in den Unteroolith zu versetzen berechtigt ist. Die Tabelle würde aber dann folgende Gestalt erhalten:

	Cheltenham.	Schweiz.	Dép. Jura u. Doubs.
Bath group.	Cornbrash . 4′	Zone der *Ter. lagenalis:* Discoideenmergel, Marnes à Discoidees, Dalle nacrée etc. 83′.	! Calcaires de Palente
	Forestmarble 40′		? 18′
	Great oolite 29′		?
	Fullers earth 40′		?
Inferior Oolite.	Ragstone . 38′	Hauptrogenstein 250—300′	Couches Nr. 10—14 du Profil de M. Marcou. 183′
	Oolitic freestone 188′		
	Pea grit . 38′	Schicht d. *A. Humphriesianus* und tiefer.	! Fer de la Roche-pourrie.

Obgleich es auf den ersten Anblick durchaus nicht angezeigt erscheinen möchte, eine in so eigenthümlicher Facies entwickelte Schichtenfolge, wie Gloucestershire sie aufweist, über deren sichere Stellung man in England selbst noch nicht ganz im Klaren ist, zu gebrauchen, wenn es sich darum handelt, in einem entfernter gelegenen Lande die Zugehörigkeit gewisser Schichtencomplexe zur einen oder zu der andern Gruppe darzuthun, so drängt sich beim Durchblättern der Arbeit Hull's über die Ablagerungen der Umgegend von Cheltenham doch unwillkürlich der Gedanke auf, ob nicht Marcou gerade darin ein sehr feines Gefühl für das Herausfinden verwandter Ablagerungen verrathe, dass er die Gebilde dieser Gegenden seiner Vergleichung zu Grunde gelegt; denn

es kann nicht geleugnet werden, dass man oft staunt, welch überraschenden Anklängen an die Entwicklung der Zone des *Amm. Parkinsoni* in der Schweiz man hier begegnet, und man möchte sich da wirklich verleiten lassen, den Ragstone und Oolitic freestone von Hull für das englische Aequivalent des schweizer Hauptrogensteines zu erklären. — Indess es ist eine gefährliche Sache um solch weitgehende Parallelisirungsversuche, denn man verliert sich hier ganz in das Reich der Vermuthungen. Als solche Vermuthung möchte ich denn auch obiges Schema betrachtet wissen: endgültige Entscheidung über diesen Gegenstand kann nur eine eingehende Untersuchung an den englischen Lokalitäten bringen. Das aber möchte ich mit aller Entschiedenheit festgehalten wissen, dass der Hauptrogenstein und mit ihm die Schichten Nr. 10—14 von Marcou's Profil in den Unteroolith zu rechnen seien, ohne dabei gerade auf die Bildungen von Leckhampton-Hill weiter Rücksicht zu nehmen.

Was die Arbeit des Hrn. Martin*) über das Bathonien der Cote d'Ore betrifft, so ist sie zwar auch mit grossem Fleisse ausgeführt, doch lässt sie weniger Schlüsse zu. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, dass die ganze Schichtengruppe, welche allenfalls das Aequivalent des Hauptrogensteines der Schweiz sein könnte, der Bathgruppe angehöre und sucht nun durch das Vorhandensein einiger weniger Brachiopodenspecies die einzelnen Etagen zu begründen und zu parallelisiren. Um die ganze übrige Fauna, die nach seiner Angabe sehr reich ist, kümmert er sich gar nicht und gibt keine einzige Bestimmung. Ebensowenig sucht er das Niveau der über oder unter seiner Schichtenreihe lagernden Schichten genau festzustellen, so dass man gar keine Anhaltspunkte hat.

Aus dem Obigen mag also erhellen, dass, obgleich die angeführten Arbeiten mit grosser Sorgfalt ausgeführt sind, dieselben dennoch bei der Entscheidung der Frage über die Stellung des Hauptrogensteins nicht allzusehr ins Gewicht fallen können, da in ihnen den stratigraphischen Verhältnissen zu grosse Bedeutung beigelegt wird,

*) Martin, sur le Bathonien dans le Dép. Cote d'Ore Bull. soc. geolog. de France 1861. pag. 640.

während die paläontologischen Thatsachen zu wenig Berücksichtigung finden.

So ist denn die Gruppe des Unteroolithes an unsern Augen vorübergezogen, in ihrem untern Theile noch durch das ganze Gebiet ganz regelmässig gebildet, in ihrer obern Abtheilung aber im Gebiete der Schweiz plötzlich Veränderungen zeigend, dass man vermuthen möchte, hier mit einem Male in eine andere Meeresprovinz getreten zu sein. Diese veränderte Facies scheint aber nur partiell wirkenden und theilweise zufälligen Ursachen ihre Entstehung zu verdanken. Von allen Gründen, welche man dafür annehmen könnte, liegt es am nächsten, diese ungeheure Mächtigkeit der Parkinsoni-Schichten in der Schweiz als durch grosse, von Norden kommende, die Küste von England und das Centralplateau von Frankreich berührende, hier sich umwendende und nun nach Osten ziehende Meeresströmungen hervorgebracht, zu betrachten, welche durch einen von den südöstlichen Ausläufern des Schwarzwaldes gegen Süden ausgesandten unterseeischen Granitdamm bewogen, den mitgeführten Schlamm fallen zu lassen, endlich mit sehr verminderter Geschwindigkeit sich weiter nach Nordosten in das fränkisch-schwäbische Becken fortsetzten.

II. Bath-Gruppe.

Für diese Gruppe ist es sehr schwer, ein genügendes Profil vorauszuschicken. In Schwaben kann man einen Typus dafür wohl nicht auffinden, wie verkümmert hier diese Schichten sind, ist zur Genüge bekannt. In Franken scheinen sie noch viel weniger entwickelt und auch selbst in der Schweiz sind sie nicht vollständig: die untere Abtheilung, die Schichten der *Terebrat. digona*, scheint durch das ganze südwestliche Deutschland und die Schweiz zu fehlen; man hat wenigstens bis jetzt noch keine sichere Aequivalente dafür auffinden können. Es handelt sich also hier nur um die Darstellung der einzigen Zone, der Zone des *Amm. aspidoides* oder der *Terebratula lagenalis*.

Sehen wir uns zuerst in Franken nach den Aequivalenten dieser Zone um, so zeigt sich, dass man dieselbe von diesen Gegenden erst in den allerundeutlichsten Spuren kennt. Besonders

das nordöstliche Franken ist in Bezug auf diese Gruppe des Jura sehr stiefmütterlich von der Natur behandelt und alles was man davon weiss, beschränkt sich auf wenige Exemplare von ein Paar Ammonitenspecies, welche theils schon in älteren Erfunden bestehen, aber bisher unbeachtet lagen, theils auch erst durch neuere Forschungen ans Tageslicht gebracht wurden. So kenne ich ein aus der Gegend von Bayreuth stammendes und in der dortigen Kreissammlung aufbewahrtes Exemplar von *Amm. aspidoides*, welches schon Hr. Graf Münster unter der Hand gehabt und mit der Etiquette *Amm. canaliculatus var.* versehen hat. Es steckt ebenfalls in einem mit vielen Eisenoolithkörnern gemengten Kalkmergel. *Rhynch. varians*, diese Hauptleitmuschel des Cornbrash für das südwestliche Deutschland, welche sich, wo dasselbe als Oolith entwickelt ist, gewöhnlich zu Tausenden darin findet, wurde bisher nur in vereinzelten Exemplaren angeführt. Indess theilte mir Herr Dr. Schrüfer, dieser so thätige Forscher im Jura Frankens, vergangenen Herbst mit, dass er in neuerer Zeit in der Umgegend von Schlesslitz und auch sonst an vielen Lokalitäten im Jura in den von ihm sog. Giganteus-Oolithen eine handhohe Schicht dunkelbraunen oolithischen Kalkmergels aufgefunden habe, welche obengenannte Species zu Hunderten einschliesst. Hierin ist also wohl das Aequivalent des Cornbrash für das nordöstliche Franken zu suchen.

Ausgebildeter findet man diese Schichten schon in den südwestlichen Gegenden des fränkischen Gebietes, wo sich dieselben bereits sehr dem Typus, welcher in Schwaben am Nipf bei Bopfingen etc. der herrschende ist, nähern. Schöne Profile bietet besonders der Höhenzug, an dessen Fusse Thalmässing liegt. Prof. Oppel führt schon *A. aspidoides* daher an, und *Amm. Morrisi* Opp. liegt von dem gleichen Fundort stammend in der paläontologischen Sammlung des Staates hier. Aber noch viele andere Sachen findet man an den dortigen Aufschlüssen, worunter besonders Brachiopoden, wie: *Rhynch. varians* Schloth. sp., *spinosa* Schloth. sp., *Trebrat. Fleischeri* Oppel, welche oft förmliche Breccien bilden, so dass diese Bank eigentlich den Namen einer Brachiopoden-Schicht verdient. Die-

selbe schliesst auch hie und da Ammoniten ein, so den schon oben erwähnten *Amm. aspidoides* Opp. und *Amm. Würtembergicus* Opp.

Weiter nach Südwesten uns wendend, erreichen wir endlich wieder den Hahnenkamm, welcher in dieser Abtheilung des braunen Jura von den gleichen Bildungen in Schwaben kaum mehr abweicht. *Amm. aspidoides* wird dort durch die Häufigkeit seines Vorkommens zur wahren Leitmuschel. Bruchstücke dieser Species kann man an einigen Lokalitäten der Umgegend von Heidenheim leicht selbst finden, gute Exemplare aber erhält man von Herrn Steiger Unger in Heidenheim, welcher schon einige Male sehr schöne Stücke von *Amm. aspidoides* Opp., sowie auch *Würtembergicus* Opp. und *arbustigerus* d'Orb. an mich sowohl wie auch an Herrn Hofrath v. Fischer hieher schickte.

Schwaben weist, wie bei den Parkinsoni-Schichten so auch hier zweierlei Typen auf, nämlich einen, nach welchem dieselben als Thonablagerungen, einen andern, nach welchem sie als Oolithe auftreten: dieser ist in dem nordöstlichen Theile bis in die Gegend von Boll der herrschende, jener aber verbreitet sich über das ganze übrige Gebiet des schwäbischen Jura bis nach Baden hinein fortsetzend. Bei dieser Verschiedenheit der Entwicklungsform einer und derselben Abtheilung des Jura ist es sehr interessant, die grossen Differenzen, welche ihre Faunen aufweisen, zu beobachten, denn es ist nicht leicht eine andere Schicht so sehr geeignet, darauf hinzuweisen, in welchem Grade die Faunen mit dem Materiale, aus welchem die Ablagerungen bestehen, sich ändern und gewissermasen davon abhängen. Zweierlei ist indess hierbei zu erwägen, nämlich, ob die verschiedene Gesteinsbeschaffenheit und damit die Abweichungen in der Fauna als das Resultat von Niederschlägen verschiedener Tiefen, oder als in gleichen Tiefen abgelagert und nur einem Wechsel in horizontaler Erstreckung, vielleicht bedingt durch verschiedene Beschaffenheit der Küsten, unterworfen, zu betrachten sei. Für den ersteren Fall hat man schon angefangen an den lebenden Conchylien eine gewisse Gesetzmässigkeit in ihrer Vertheilung nach den Tiefen aufzufinden, welche begründet ist in der Organisation des die Muschel bewohnenden Thieres, während sich für das Letztere

gar keine bestimmten Regeln angeben lassen, indem hier das Auftreten oder Fehlen gewisser Arten zu sehr von äusseren Umständen abhängt. Dennoch unterscheiden sich auch in der jetzigen Weltperiode die Faunen schlammiger Küsten von denen jener Küstenstriche, welche hauptsächlich einen sandigen Boden besitzen.

Fassen wir zuerst die Oolithe, welche als eine unmittelbare Fortsetzung jener des Hahnenkammes zu betrachten sind, ins Auge. Die Fauna ist sehr reichhaltig, die Fossile meistens prächtig mit Schale erhalten, in sehr grossen Exemplaren im Gesteine liegend. Was man bis jetzt mit Sicherheit daraus kennt ist Folgendes:

Bel. canaliculatus Schlot., *Beyrichi* Opp., *Amm. aspidoides* Opp., *Würtembergicus* Opp., *Moorei* Opp., *subcontractus* Morr. et Lyc., *Pholadom. acuticosta* Sow., *Goniomya proboscidea* Agass., *Cardium citrinoideum* Phill., *Arca sublaevigata* d'Orb., *Mytilus imbricatus* Sow. sp., *Pecten Bouchardi* Opp., *Plicatula fistulosa* Morr et Lyc., *Anomya jurensis* Bronn., *Terebr. Mandelslohi* Opp., *obovata* Sow., *diptycha* Opp., *Fleischeri* Opp., *Bentleyi* Morr., *Rhynch. varians* Schloth. sp., *spinosa* Schloth. sp., *Holectypus depressus* Leske sp., *Collyrites ringens* Desmoul.

Ziemlich verändert erscheint diese Liste, wenn wir die Arten, welche die Thone beherbergen, zusammenstellen. Die geographische Verbreitung dieser Thonbildung habe ich schon oben berührt, und will hier nur noch, was vielleicht weniger bekannt sein wird, erwähnen, dass diese Ablagerung in nordöstlicher Richtung die Gegend von Boll noch berührt und bis gegen Wispoldingen hinzieht, während bei Wasseralfingen dieselbe schon gänzlich verschwunden ist, und durch die oben besprochenen Oolithe ersetzt wird. Eine Lokalität, gar nicht sehr weit von Boll entfernt, Herzogenau, lieferte mir viele Arten. Ich will dieselben nicht gesondert anführen, sondern nur in der Gesammtliste mit einem * bezeichnen.

Die Fauna der Thone ist aber folgende: *Bel. canaliculatus* Schloth., * *Beyrichi* Opp., * *Amm. aspidoides* Opp, * *Würtembergicus* Opp., * *cf. biflexuosus* d'Orb., *ferrugineus* Opp., *aurigerus* Opp., *arbustigerus* d'Orb., *subcontractus* Morr. et Lyc., * *Leda lacryma*

Morr et Lyc., *mucronata* Sow. sp., * *Nucula variabilis* Sow., *suevica* Opp., *Trig. Kurri* Opp., *interlaevigata* Quenst., *Lucina Lycetti* Opp., * *Arca sublaevigata* Hartm. sp., * *texturata* Münst., *Ostrea costata* Sow., * *Knorri* Ziet., * *Rhynch. varians* Schloth. sp.

Letztere Muschel bildet in der Oberregion dieser Schichten meist Lagen, in denen sie zu Tausenden vorkommt. Ausser den oben angeführten, mag freilich noch manche weitere Art in den Thonen begraben liegen: die häufigsten und bezeichnendsten sind aber doch jedenfalls in vorstehendem Verzeichnisse enthalten. Verglichen mit den in den Oolithen liegenden Arten, zeigt sich, dass nur die Cephalopoden eine grössere Uebereinstimmung aufweisen; am meisten verschieden erscheinen die Pelecypoden, indem hier beide Listen nur eine einzige Species, *Arca sublaevigata* gemein haben.

Welches nun aber der Grund dieser Unterschiede in den Faunen beider Bildungen sei, und welcher von den beiden oben erwähnten Fällen hier in Anwendung komme, ist bei dem jetzigen Stande der Forschungen kaum zu entscheiden, indem in den vorhistorischen Bildungen, besonders in denen älterer Perioden, sehr häufig die Arten der verschiedensten Standorte in eine Schicht zusammengewürfelt erscheinen. Dass man es in unserem Falle aber nicht mit einem Anschwemmungsprodukt zu thun habe, sondern dass die Thiere, deren Reste in diesen Schichten auf uns gelangten, auch da gelebt haben müssen, wo sie später begraben wurden, beweisen zur Genüge die stets duplikaten Schalen der Brachiopoden und Pelecypoden, welche die Straten bevölkern. Von so verschiedener Constitution nun aber auch die Bewohner jener Gehäuse gewesen sein mögen, die Resultirende aller Folgerungen, welche sich aus den Arten ziehen lassen, verweist doch nicht allein hier, sondern überhaupt in den meisten Fällen, nur die Sandsteinbildungen machen im Allgemeinen hievon eine Ausnahme, auf eine, mindestens in der Tiefe der Korallinenregion vor sich gegangenen Bildung. Ob nun über der einen der in Schwaben herrschenden Entwicklungsarten der Bathgruppe eine etwas grössere oder etwas geringere Wassersäule geruht habe als über der andern, das zu entscheiden, ist, wie schon oben

Handlung abgestumpft ist. Das berühmte Beispiel von Mainz beweist am deutlichsten, wie wenig eine Folge des Mangels von Findelhäusern eine große Anzahl von Aussetzungen ist. In dieser, bei ihrer großen Besatzung und dem lebhaften Verkehre mit vielfacher geschlechtlicher Verdorbenheit heimgesuchten Stadt fanden in den Jahren 1799—1811 nur 30 Kinderaussetzungen statt. Von der Errichtung eines Findelhauses im J. 1811 an wurden demselben in 40 Monaten 516 Kinder übergeben. Die Wiederaufhebung der Anstalt hatte in den nächsten 9 Jahren nur 7 Aussetzungen zur Folge! Ein ganz ähnliches Ergebniß hatte auch die Errichtung und die Wiederaufhebung des Findelhaussystems in Genf.

Wir begnügen uns aber nicht mit der bloßen negativen Zurückweisung eines ungegründeten Vorwurfes, sondern wir wagen sogar die, freilich nur auf allgemeine Beobachtung und individuellen Eindruck, nicht aber auf genaue statistische Nachweisungen gegründete, Behauptung, daß Kindes-Aussetzungen weit häufiger in den mit Findelhäusern versehenen Ländern vorkommen, als da, wo deren keine bestehen. Ein zureichender Grund scheint auch nahe genug zu liegen. Wo der Staat nicht selbst durch Eröffnung eigener Anstalten zur Weggabe der Kinder auffordert, sondern vielmehr deren Erziehung den Eltern als unbedingte Pflicht anmuthet, kommen die letztern schon selbst viel weniger auf den Gedanken einer Entledigung ihrer Last. Außerdem ist die Gefahr der Entdeckung viel zu groß, da kein Findelhaus als der Aufenthalt eines vermißten Kindes, nach welchem die Behörden Nachfrage halten, angegeben werden kann. Die Einwendung aber, daß eine einfache, das Leben des Kindes jedenfalls bedrohende Aussetzung unmöglich da erwartet werden könne, wo die Ueberlieferung an eine öffentliche Anstalt fast eben so leicht, für die Mutter aber doch so viel beruhigender sey, wird dadurch beseitigt, daß die systematisch gepflegte Gewissenlosigkeit und Unnatur am Ende selbst die kleine Mühe eines Ganges zum Findelhause scheut. Mag es somit seyn, daß in gewissen Zeiten und Ländern, welche keine Findelhäuser hatten, Aussetzungen von Kindern in schaudererregendem Maaße vorkommen, so folgt daraus noch keineswegs, daß überall, wo keine Findelhäuser sind, dieses Verbrechen sich zeigen muß, noch auch, daß zur Wegräumung jenes örtlichen oder zeitlichen Uebelstandes die Errichtung von Findelhäusern das geeignete oder gar das einzige Mittel ist.

erwähnt, vor der Hand noch nicht möglich, uns genügt die Thatsache, dass mit der veränderten Gesteinsbeschaffenheit auch die Fauna sich ändert, immerhin ein Fingerzeig, dass eingehendere Forschungen wahrscheinlich hier noch schöne Resultate in Bezug auf Tieferegionen, Verbreitung der Meeresorganismen, Küstenbeschaffenheit u. s. w. erzielen lassen.

Dass aber von allen Thierklassen nur die Cephalopoden diese grosse Uebereinstimmung zeigen, wie wir sie in der Liste beider Gebilde beobachten, lässt andererseits auch das wieder im klarsten Lichte erscheinen, wie ausserordentlich gross die Bedeutung dieser Thiere ist, indem sie sozusagen allein als Leitmuscheln dienen können, welche von keiner Veränderung in der Facies oder anderen mehr zufälligen Umständen abhängen. Denn sie durchschifften als freie Schwimmer das weite Meer, und so konnte nach ihrem Tode die Schale, füllte sie sich mit Wasser, in Tiefseebildungen gelangen, oder war das nicht der Fall, so wurde sie ans Ufer geworfen und gerieth hier in Schlammbildungen, auf Korallenriffe u. s. w., auf diese Weise unter allen Umständen die untrüglichste Leitversteinerung abgebend.

Aus diesen Gründen aber möchte ich es auch für das Cornbrash lieber vorziehen, den von Oppel*) neuerlich vorgeschlagenen Namen „Zone des *Amm. aspidoides*“ zu gebrauchen, als den in vielen Fällen nicht so bezeichnenden „Zone der *Ter. lagenalis*.“

Von Schwaben uns südwestwärts wendend ist es zuerst der Randen, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Am sog. Buchberg, einem nordwestlichen Ausläufer des obengenannten Höhenzuges finden wir an einem Erdrutsche die Cornbrashthone sehr schön aufgeschlossen. Es sind dunkelblaugraue fette Thone mit verkiesten Petrefakten. Ich sammelte daraus: *Belemn. canaliculatus* Schloth., *Amm. aspidoides* Opp., *fraudator cf.* Mayer (Manuscr.), *novellus* Mayer., *Nucula suevica* Opp., *Lucina Lycetti* Opp., *Arca sublaevigata* Hartm. sp., *Avicula costata* Sow., *Ostrea Knorri* Ziet., *Rhynch. varians* Schloth. sp. Diese Thone mögen hier eine Mächtigkeit von ungefähr

*) Oppel: Paläontologische Mittheilungen pag. 146.

40′ besitzen, unter denselben folgen die sandig oolithischen Parkinsoni-Schichten, welche hier leider beinahe ganz zugestürzt waren. Darüber zeigen sich 4—5 Bänke eines harten, grauen Kalkes, zwischen welche dünne Lagen eines grauen Sandmergels eingeschlossen sind. Sie enthielten: *Amm. arbustigerus* d'Orb., *Pholadom. acuticosta* Sow., *Rhynchon. varians* Schloth. sp.

Diese Kalke werden bedeckt von einer Schicht grauen sandigen Mergels, welcher grosse hellgelbe Oolithkörner in ziemlicher Menge enthält. Hier ist eigentlich erst das Lager von *Terebrat. lagenalis*, hier liegt sie in Menge. Die Mächtigkeit jener Kalke sowie dieser Oolithe zusammengenommen, beträgt ungefähr 6′. Ueber diesen Oolithen nun lagern endlich die dunkelrothen Eisenoolithe der Macrocephalus-Schicht.

Von einer andern Lokalität am Randen, in der Nähe von Beggingen erhielt ich aus den Schichten der *Terebr. lagenalis*: *Terebr. lagenalis* Schloth., *subbuculenta* Dew., *Bentleyi* Morr., *Fleischeri* Opp., *Mandelslohi* Opp.

Der Randen scheint die letzte Lokalität zu sein, wo noch Dentalienthone auftreten, von hier aus weiter nach Westen habe ich sie nie wieder beobachtet.

An der Betzenau (Ct. Aargau) folgt über den hier noch ganz regelmässig entwickelten Parkinsoni-Schichten ein Cornbrash, welches aus einem bei der Verwitterung weich werdenden eisenschüssigen Mergel besteht und *Rhynch. varians* in Massen, dabei aber auch *Terebrat. Fleischeri* Opp. und *Holectypus depressus* Leske sp. enthält.

Die ausgezeichnetste Lokalität für Cornbrash, welche ich in der ganzen Schweiz getroffen habe, ist der sog. Kornberg bei Frick im Ct. Aargau. Das Gestein ist ein blauer oder blaugrauer, roth verwitternder, sandiger, rauher Mergelkalk mit zollstarken mergeligen Zwischenlagern. Ich sammelte dort auf den Feldern: *Amm. arbustigerus* d'Orb., *cf. Morrisi* Opp., *biflexuosus* d'Orb., *aspidoides* Opp., *Chemnitzia Niortensis* d'Orb., *Phasianella Leymeriei* d'Arch., *Purpurina serrata* Quenst. sp., *Turbo delphinuloides* d'Arch. sp., *Davousti* d'Orb., *Trochus Labadyei* d'Arch., *spiratus* d'Arch., *Pterocera Myurus* d'Orb., *Pholadomya texta* Ag., *ovulum* Ag., *Cypricardia*

rostrata Sow., *Trigonia costata* Park., *angulata* Sow., *Astarte Zieteni* Opp., *Isocardia minima* Sow., *Mytilus imbricatus* Sow., *Lima duplicata* Münst., *helvetica* Opp., *Limea duplicata* Münst., *Vicula costata* Sow., *Ostrea flabelloides?* Lamk., *Terebrat. Fleischeri* Opp., *Rhynchon. varians* Schloth. sp., *spinosa* Schloth. sp., *Holectypus depressus* Leske sp., *Hyboclypus gibberulus* Ag., *Clypeopygus Hugii* Ag., *Pygurus Michelini* Cotto., *Collyrites ringens* Desmoul., *analis* Desmoul., *Pseudodiadema cf. homostigma* Ag., *Acrosalenia granulata* Merian., *Pentacrinus Nicoleti* Sow., *Montlivaltia* sp., *Macandrina* sp.

Man kann aus diesem Petrefactenverzeichnisse auf den Reichthum jener Fundstätte schliessen, indem ich nicht mehr als einen Nachmittag darauf verwenden konnte, dort zu sammeln. Sehr schön sind die Gasteropoden, welche ich von dort besitze, nur schade, dass sich die wenigsten der Species bestimmen liessen. Es ist merkwürdig, dass die Gasteropodenfaunen des Cornbrash, von denen jetzt doch schon 3 oder 4 bekannt, meist so lokaler Natur sind, dass kaum eine der benannten Species an mehreren Lokalitäten zugleich vorkommt. Es wunderte mich deshalb beinahe, dass doch so viele Arten, wie ich sie eben anführte, sich mit so grosser Sicherheit mit den französischen Vorkommnissen identificiren liessen.

Von hier weiter gegen Westen lassen sich im Cornbrash gewöhnlich 2 Abtheilungen unterscheiden, eine obere, kalkige und härtere, das was im Ct. Bern und Neuchâtel gewöhnlich Dalle nacrée heisst, und eine untere mergelige und weichere, gewöhnlich Discoideenmergel oder Marnes à Discoidées oder auch in seinen etwas härteren Abänderungen Calcaire roux sableux genannt. Der Name Discoideenmergel ist von dem häufigen Vorkommen von *Holectypus* (früher *Discoidea*) *depressus* hergenommen. Paläontologisch lassen sich die beiden Abtheilungen durchaus nicht trennen, denn was man unten findet, findet man auch oben; nur oben etwas seltener und in schlechterem Erhaltungszustande.

Von den Schichten des Cornbrash im Canton Basel gibt Hr. Dr. Müller in den Berichten der Baseler naturforschenden

Gesellschaft*) eine sehr brauchbare Beschreibung. Auch dort finden sich oben blaugraue oder hellgelbe Mergelkalke von feinem Korn mit *Amm. arbustigerus* d'Orb., *Lucina jurensis* d'Orb., *Gresslya lunulata* Ag., *Pholadom. buccardium* Ag., *Ostrea Knorri* Ziet., *Rhynch. varians* Schloth. sp., *spinosa* Schloth. sp. Daruntor liegen Mergel, gelb oder braun, rauh sandig, welche die Seeigel einschliessen, von denen angeführt werden: *Holectypus depressus* Leske sp., *Clypeopygus Hugii* Ag., *Hyboclypus gibberulus* Ag. etc.

Am Profil von Günsberg (Ct. Solothurn) folgt über dem dünngeschichteten oberen Hauptrogenstein ein ungefähr 37' mächtiger Complex von beinahe schieferigem, hellgrauem, sehr viel Thon enthaltendem Kalk. Fossile sind in ihm nicht häufig, doch fanden wir: *Collyr. ringens* Desmoul. und *Pecten Bouchardi* Oppel. Es ist dies auch eine jener Schichten, von welchen man nicht weiss, ob man sie noch dem Hauptoolith, oder schon dem Cornbrash zutheilen soll. Erst über diesen liegen ganz unzweifelhafte Cornbrash-Schichten mit *Terebrat. Fleischeri* Oppel, *subbucculenta* Dew. Dann noch etwas höher: *Amm. arbustigerus* d'Orb., *Würtembergicus* Opp., *Panop. sinistra* Ag. sp., *Pholadom. deltoidea* Sow. sp., *Lima cf. ovalis* Sow. sp., *Helvetica* Opp., *Ostrea Marshi* Sow., *Collyr. analis* Desm., *Holectypus depressus* Leske sp.

Auf der Strecke zwischen Frick und Solothurn hatte ich noch an einigen Stellen Gelegenheit, diese Schichten zu beobachten und aus ihnen zu sammeln, so am Buchsiberg bei Oberbuchsiten (Ct. Solothurn) und bei Birmensdorf (Ct. Aargau), von welch letzterer Lokalität ich nur das Vorkommen von *Amm. aspidoides* Opp. und *Rhynch. Morieri* Dav. erwähnen will. Das Gestein ist dort abweichend von allen übrigen Lokalitäten ausserordentlich eisenschüssig und eigenthümlich zerfressen. Auch die Fauna trägt einen eigenthümlichen Charakter an sich und zeichnet sich hauptsächlich durch das häufige Vorkommen grosser Arcaceen aus. Alle höheren Schichten bis zur Oxford-Gruppe fehlen hier.

---

*) Dr. Alb. Müller, Geognost. Beob. über das mittlere Baselgebiet, Verhandl. der naturf. Ges. in Basel 1857, pag. 452 u. f.

Im Canton Bern sammelte ich aus diesen Schichten sowohl bei Cornol als auch an der Strasse zwischen Délémont und Movelier, sowie zwischen letzterem Ort und Ederschwyler (oder Endroveiller). Bei Movelier sind es hellgelbe, weiche Mergel, in welche diese Unzahl von Fossilien eingebettet sind. Ich will nur ein Verzeichniss der von mir an einer Stelle, nämlich in der Fortsetzung des von mir schon beim obern Hauptrogenstein gegebenen Profiles gesammelten Species geben. Es sind: *Pholadom. texta* Agass., *deltoidea* Sow. sp., *Trig. interlaevigata* Quenst. *Unicardium varicosum* Sow. sp., *Pecten vagans* Sow., *annulatus* Sow., *Ostrea Knorri* Piet., *Rhynch. spinosa* Schloth. sp., *varians* Schloth. sp., *Badensis* Opp., *Holectypus depressus* Leske sp.

Der Name Calcaire roux sableux ist nur auf einzelne in die oft rothen Mergel eingelagerte Bänke anwendbar, welche hart, oft krystallinisch und rauhsandig anzufühlen sind, die Fossile liegen beinahe ausschliesslich in den Mergeln.

Die Dalle nacrée tritt wohl auch schon weiter ostwärts als z. B. schon am Hauenstein (Ct. Solothurn) auf, doch ist sie hier nirgends recht deutlich schieferig. Auf den Absonderungsflächen zeigen sich zwar auch hier schon die unzähligen Bryozoentrümmer, welche für diese Ablagerungen so charakteristisch sind, doch sind es im Canton Solothurn erst sehr vereinzelte Stellen, von welchen man diese Gebilde in ihrer charakteristischen Form kennen gelernt hat. Selbst im Canton Bern aber habe ich dieselben nicht so schön und regelmässig ausgebildet gesehen, als ich sie weiter westwärts im Ct. Neuchâtel auftreten sah. Sie gewinnen hier immer mehr an Mächtigkeit und verdrängen an einigen Plätzen des Cantons die Mergel oder auch den Calcaire roux sableux ganz, doch nehmen dann auch sie einige Mergellagen zwischen sich, welche die Petrefakten besser erhalten haben, als es die dünnschieferigen Kalkplatten zu bewirken vermochten. In den Dép. Jura und Doubs sind sie es allein, nach Marcou, welche das Cornbrash zusammensetzen, es sind die Calcaires de Palente.

Am schönsten und mächtigsten sah ich sie bei Pouillerel in der Nähe von La Chaux-de-Fonds Ct. de Neuchâtel.

Es sind hier 30—40′ mächtige Lager, welche ganz von kaum zolldicken Kalkplatten gebildet werden. Die frischausgebrochenen zeigen unebene knollige Flächen und scheinen sehr grob oolithisch zu sein, erst wenn sie zu verwittern anfangen, zeigt es sich, dass all jene Unebenheiten von organischen Resten herrühren, deren Kalkhülle durch die Einwirkung der Atmosphärilien weggenommen wurde. Trotz dieser ungeheuren Masse von Thierüberresten, welche in diesen Schiefern begraben liegen, sind es indess doch nur einige Formen, welche die ganze Masse zusammensetzen. Am zahlreichsten sind dabei Bryozoen und Korallen vertreten. *Crinoideen* und *Asteriden* nehmen auch an der Bildung dieses Gesteins nicht unbedeutenden Antheil; als Seltenheit aber kommen vor Ammoniten und Brachiopoden. Nur wo eingelagerte Mergel die Schiefer unterbrechen, wird der Formenreichthum grösser. Diese Mergeleinlagerungen treten indess immer nur gegen die untere Region der Schiefer hin auf, und man kann sie am Ende eben so gut schon zu den Marnes à Discoidées ou Marnes Vesuliennes (Desor et Gressly) als zur Dalle nacrée rechnen. Sie fehlen nun freilich an einigen Stellen ganz, wie z. β. bei Pouillerel und ebenso bei Brot dessous im Val Travers (Ct. Neuchâtel), indess scheint diess mehr lokal zu sein, denn ungefähr eine Viertelstunde von letzterer Lokalität unten im Thal, bei Noiraigue, treten diese Mergel mit einem ungeheuern Petrefaktenreichthum wieder auf. Es liegen von dieser Fundstätte in der Gressly'schen Sammlung: *Amm. discus* Sow., *aspidoides* Opp., *arbustigerus* d'Orb., *Morrissi* Opp., *Nerinea Bruckneri*, *Pholadom. ovulum* Ag., *Goniomya proboscidea* Ag., *Avicula echinata* Sow., *Lima Helvetica* Opp., *Pect. vagans* Sow., *Ostrea Knorri* Ziet., *Terebrat. Fleischeri* Opp., *Collyr. ringens* Desmoul., *analis* Desmoul., *Holectypus depressus* Leske sp., *Cidaris longicollis*. Desor.

Die meisten dieser Species finden sich, wenn auch selten, flachgedrückt, ebenso in den Dalles nacrées. Eigenthümlich ist letzteren nur *Pentacr. Nicoleti* Des. nebst den Bryozoen, von denen ich nach den Bestimmungen H. E. Desors anführe: *Ceriopora globosa* Mich., *Heteropora ramosa* Mich., *fistulina* Mich., *Aulopora compressa* Gdf. sp., *Alecto dichotoma* Lamk.

Was H. Desor und Gressly als *Amm. Parkinsoni* aus den Mergeln der Dalle nacrée anführen, ist höchst wahrscheinlich *Amm. Würtembergicus* Opp., während der Desor'sche *Amm. Würtembergicus* einer neuen ausserordentlich grossen Species angehört, von welcher ich auch ein Exemplar im Cornbrash der Betzenau und von Birmensdorf, beides im Canton Aargau, sammelte. Zu bemerken ist noch, dass die *Marnes Vesuliennes* von Desor und Gressly nicht gleichbedeutend sind mit dem im J. 1846 von M. J. Marcou für eine Schicht des *Jura Salinois* gebrauchten Namen, indem dieser die Mergel des mittlern Hauptrogensteins bezeichnet.

Malm-Formation.

Brauner Jura ε zum Theil und ζ, Weisser Jura α—ζ.)

Je höher man in der Reihe der jurasischen Ablagerungen steigt, desto grösser werden die Schwierigkeiten, die einzelnen Schichten zu erkennen, zu sondern und erst vollends zu parallelisiren. Musste ich schon im mittleren Jura manche Streitfrage berühren, und, so ungerne ich es that, gegen manche schon seit lange geltende Ansicht mit aller Entschiedenheit auftreten, so ist nun erst im obern Jura der Controversen kein Ende mehr, denn wie sich die Schwierigkeiten mehren, so mehren sich auch die Verschiedenheiten der Ansichten, und es gibt kaum eine Gruppe im oberen Jura, wohin nicht schon einzelne der in Frage stehenden Schichten successive wären untergebracht worden.

Dasjenige aber, was beim Studium des oberen Jura diese beinahe unübersteiglichen Hindernisse bereitete, war in erster Linie die ungenügende Kenntniss der Arten, indem bis jetzt kaum die Hälfte der unterscheidbaren Species wirklich definirt waren, dann aber auch die zu geringe Beachtung der von A. Gressly zuerst angeregten Unterscheidung der Facies, welche, freilich von ihrem Entdecker selbst nicht ganz richtig angewendet, doch allein bei einer Bearbeitung der oberen Juraschichten uns sicher leiten kann.

Ersterem Uebelstande gründlich abzuhelfen, ist jetzt Oppel eifrig bemüht, und gibt so, durch Aufstellung von etwa 80 neuen Arten dem Forscher das einzig zweckdienliche Mittel an die Hand, die Schichten unter den verschiedensten Verhältnissen, unter denen sie nur immer auftreten mögen, wieder zu erkennen.

Dennoch war es immer noch nicht leicht, wenngleich doch viel leichter als früher, sich durch die unzähligen Schwierigkeiten, welche sich im Anfange, ehe man sich nur einigermassen orientirt

hatte, hindernd entgegen stellten, durchzuwinden; denn ein einziger Blick auf die beigefügte tabellarische Uebersicht wird genügen, um eine Vorstellung zu geben von den ausserordentlichen Differenzirungen und Veränderungen, welche sich bei dieser Abtheilung des Jura in den verschiedenen Theilen der zu betrachtenden Länder in Hinsicht auf die Facies eingestellt haben, so dass man wirklich in sehr vielen Fällen das Aequivalent einer Schicht in einer so gänzlich verschieden aussehenden, selbst oft mit beinahe gänzlich veränderter Fauna auftretenden Bildung nicht suchen möchte.

Freilich treten solche Verhältnisse nicht plötzlich ein, denn ihre Wurzel liegt schon ziemlich tief, und die ersten Anfänge dazu finden sich schon im Unteroolith, in Gegenden, welche hier nicht in Betracht kommen, vielleicht sogar im Lias, doch zeigen sich die Umstände, welche solche Veränderungen bedingen und herbeiführen konnten, hier nur ganz sporadisch, und sind so untergeordneter Natur, dass sie keinen wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung der Facies erlangten. Der Hauptgrund dieser Veränderungen nämlich, wie der Oberé Jura sie in der Horizontalerstreckung seiner Schichten zeigt, mag wohl in dem nun bald massenhaft sich einstellenden Emporwuchern von Korallriffen zu suchen sein, deren einige vereinzelnte auch schon aus dem Hauptrogensteine der Schweizer bekannt sind.

Solche Korallriffe deuten wohl immer auf Tiefseebildungen, doch nicht sie allein hatten sich zur Zeit der Malm-Formation dieser Meeresregionen bemächtigt: ungeheure Felder von Amorphozoen haben sich daneben ausgebildet, anderen oft sehr verschiedenartig gestalteten Organismen zur Wohnstätte dienend. An gewissen Stellen aber gehen oft diese beiden ebengenannten Entwicklungsarten plötzlich in die Facies der Küstenzone mit ihren Schlammablagerungen über: eine Lagerstätte unzähliger Myarier. Mit dieser Eintheilung in Korallen-, Amorphozoen- und Myarier-Facies ist es indess nicht so genau zu nehmen, und es soll damit hauptsächlich nur bezeichnet sein, dass die Schichten im Ganzen unter dreierlei Formen auftreten, welche man ungefähr mit diesen Namen belegen könnte. Doch gibt es viele Gebilde in der Reihe

Tabellarische Uebersicht Nr. III. Malm-Formation.

Zu Seite 514.

		Franken.		Schwaben.		Schweiz.				
		nord-östlicher.	süd-westlicher.		Canton Schaffhaus.	Canton Aargau.	Canton Basel.	Canton Solothurn.	Cantons Bern.	Cantone Neuchâtel.
Pterocerkalk-Schichten		Fehlt.	Fehlt.	Fehlt.	Nicht beobachtet.	Fehlt.	Scheint zu fehlen.	Bisher nicht nachweislich.	Black slaty brittelschen Mittheilung Prof. Studer's von ihm in der Nähe von Biel beobachtet.	Dunkle blaue u. gelblich graue Mergel- u. Kalkschiefer u. thonig, dunkle mehr oder weniger mächtige Bänke, die sich durch Pterocerasreichthum auszeichnen. Terrain Dubinien (Dec. et Gressly). Marne de Villers (Renevier: M. 15).
	Kimmeridge-Gruppe.								Die dolomitischen Kalke von Günsle-Gemse reichen vielleicht auch noch hier herauf.	Blaue, gelbe, graue, weiße, dichte, dolomitische Kalke, welchen Dolomite Jaloux der Steinbrecher bei Neuchâtel. M. 150?
		An der Donau bei Regensburg, Kelheim etc. in den obersten Lagen der Diceras-Kalke Pterocera Oceani aufgefunden.		In der Umgegend von Ulm bei Einsingen, Söflingen, Heiligen weiter schiefrige Kalke mit Exogyra virgula, Cnuss granulata, Pterocera Oceani etc. u. s. w. Weisser Jura ζ Quenst. z. Th.					Ob Oyonnehen c. Longueux (Woodgrenze) graue oder gelbe mergelige Schiefer mit 100' mächtigen Kieselkalken.	Dolith. Kalke: Oeuvre-dove, vielle Creuil. auth.; Spirigerium Thurm. Shill — Oeth. weich. Merg (Carte Geol.) Base virgulien. Thurm. Shill Heliopolite mergelige Schiefer von Alle Hyperirgulien Thurm. Shill Hohe und schwierig ch. e. aut fossil Kalk Stotzenmühlen, Zone circumdatus Hyp. trembien Thurm. Shill. In all Schicht. vielel Petref. M. 5—200'
			Kalkplatten von Einsingen etc.					Scheint zu fehlen.	Kette des Weissenstein. Hell röthlich weiss, sehr feinkörn. feste Kalke, in dem durch die Verwitte. rung stark ausgefressen, voll. den grosse Höhlen zu stehen. (Weg von Solothurn nach St. Verene.	Helle compakte mergel. Kalke mit schönen Mergelschneiden. Heiligenlie feinkörn. Ool. in mächt. Bänken, die Hauptmasse d. Zone. Auch weiche Merg. (Marne calcaire) sehr reich an Petrefakten führend: graue zuckige Bänke mit Gasteropoden.
		a) Oberste kieselige Scyphienkalke des ganzen fränkischen Jurazuges. b) Kieseldolomite v. Amberg und Regelsbardenberg.	Gegen d. Donau hin e. Scyphosph. Schief. v. Solnhof, Keh., Eich stätt etc. A. eiserensis, Schiffenreuth d. Ulmg. c) Kieselkalk v. Keh., Regensb etc. Dolomite d. Gegend von Weissenburg u. Thalmässing.	a) Kreideroheren-Kalkpf. v. Wumping b) Scyphosph. Schief. v. Weisser Jura ζ Quenst. z. Th. Kornlinning v. Neith., v. Oeling. Thal Ulm, v. Sirching, Nailheim b. Neum. etc. Grosse Petrefakt., Dolomit, rothe Schiefer. Kelh. u. Marmor; Weisser Jura ζ Quenst. z. Th. c) Oberste kieselige Scyphienkalke d. südwestlichen Schwaben (Weisser Jura ζ Quenst. pars).		Fehlt.	Scheint zu fehlen.	Bure u. d. Westgrenze Kette Bisenzien-Weissenstein Schichten wie im Jura, so dass d. primär Theil d. Kieselkalkabhänge v. Müller der Gegend von Balsthal.	Weisse grobkörn. Oolithen-Schichten wie im Jura, auch in kreidigen dichten Kalke überhaupt, von Bl. Solothurn bis Balsthal in den nördlichen Theilen d. Cantons d. Entwickelung wie im Canton Bern.	Weisse kreidige Kalke, theils dichte theils oolithisch, viele Nerineen, Natheil. Calcaire à Hérissées Thurm. Weisse, weiche, sehr grobkörn. Oolithe mit einer Unzahl ebenfalls sehr grosser Korallenstämme; Oolite corallienne Thurm. Badensern-Bank: Weisser kreidiger Kalkbank mit vielen Madreporenresten. — Weisse Mergelkalke
		a) Scyphien Facies. Rupp. Scyphienkalk u. Kieselconcretionsstein. A. tenuistriatus. b) Cephalopod. Facies. Cephalopod. Facies. Theils feste gelbe Kalke, theils graue weiche Merg. A. tenuistriatus.	a) Scyphien Facies. Rupp. Scyphienk. Reuppier Scyphienk. Solnhofer Kalk, Eich stätt etc. b) Cephalopod. Facies. Theils feste gelbe Kalke, theils graue weiche Merg. A. tenuistriatus.	a) Scyphien-Facies. Rupp. Scyphienk. reich an Versteiner. (Weisser Jura γ Th.) b) Cephalopoden Facies. Graue schiefrige Kalke. Weisser Jura γ Quenstedt z. Th.	Werkenstein.	Reppien-Scyphienkalke mit Kieselgrotzen v. buntfarbigen Thon; sehr reich an Petrefakten. Region der A. inflatus Risch 1856 (Badener Schichten Mösch 1860).		Westlichster Ausläufer d. Badener Schichten-Kalke: Schlossmarth zuweil Olten: Scyphienkalke mit A. polyplocus, Alterensis etc.	Grenzlich weisse mergel. Kalke, auch in Riesel imprägnirt, sehr verbreitet. Viele Arten aus dem Terrain à chailles hier herauf fortsetzend. Cale. coralline altieure dat. habit.	Grenzlich weisse mergel. Kalke, auch in Riesel imprägnirt, sehr verbreitet. Viele Arten aus dem Terrain à chailles hier herauf fortsetzend. Cale. coralline altieure dat. habit.
		b) Scyphien Facies. Graue merg. Scyphien-Kalke u. Merg. mit vielen Petrefakten. Scyphienkalke v. Streitberg etc.	Cephalopod. Facies. Helle feste, ziemlich reichkörnige Kalke, theils auch dünne der über liegenden Schicht. In Steinbrüchen sehr beobbt.	b) Cephalopoden Facies. Graue oder gelbe weißkörnichtere mergelige Kalke mit dünnen Mergelzwischenlagen. Weisser Jura β Quenstedt z. Th.	Graue schiefr. schichtete mer gelige Kalke.	Scyphien-Facies noch nicht bekannt geworden.			In der Gegend von Olten: Kette des Weissenstein. Mergel- u. Mergelkalkschichten, oft sehr reich an Exemplaren. Grenzlerie-Schichten vorherrschend. Weisser Kalk Quenstedt. Grenzlerie-Schichten Mösch 1856. Grenzlerie-Mergel. Mösch 1856 S. Th.	Dunkel grauschwarze stinkender Mergel reich an Petrefakten, sehr graue Mergelkalke über. Grenzlerie-Schichten vorherrschend. Petrefakten verkieselt. Bildet die ebenen Abtheilung des Terrain à chailles der schweizer. Geologen.
		a) Cephalopoden Facies. Graue weiche oolithi sche Merg. v. Sussen mit Petrefakten verkiest. Petrefakt. verkalkt. Graue Bänke eines harten Kalkes mit grünen gelben Körnern und reichlichem Gehalte an Ostrithacoden.	Cephalopod. Facies. Graue weiche Mergel mit Petrefakten Bänken durchzogen. Petrefakten verkiest. Im Allgemeinen Gelbe harte Kalkbänke mit grünen gelben Körnern und reichlichem Gehalte an Ostrithacoden.	Cephalopoden Facies. Graue weiche Mergel von Petrefakten Bänken durchzogen. Petrefakten verkiest: Impressathone, Weisser Jura ζ Quenstedt z. Th. Graue mergelige Kalke, bei der Verwitterung gelb anlaufend.	Graue weiche Mergel mit festen Bänken. Fe rasphien. Facies. Graue merg. Scyphienkalke mit phienschichten u. grossen Petrefaktenschichten.	Cephalopoden Facies. Graue weiche Mergel von Petrefakten Bänken durchzogen. Petrefakten verkiest: Impressathone, Weisser Jura ζ Quenstedt z. Th. Graue mergelige Kalke, bei der Verwitterung gelb anlaufend.				Oolithmergelschichte mergelige Kalke mit Petrefakten. Terrain à chailles.	Oolithmergelschichte mergelige Kalke mit Petrefakten. Terrain à chailles.
		Thonige Schiefer mit Kalkbänken. Thalheim grauer Thon m. einzelnen sehr harten Kalkbänken. Ornatenthone.	Wie im nordöstlichen Franken.	Thone und Kalke. Ornatenthone.				Dunkelgraue Mergelthone mit vielen Petrefakten. Ornatenthone.	Dunkelgraue Mergelthone mit vielen Petrefakten. Ornatenthone.	Dunkelgraue Mergelthone mit vielen Petrefakten. Ornatenthone.
		Dunkle schiefr. Th. m. vielen Kalkbänken. Dunkle schiefrige Th. m. einzel. Petrefakt. reichen Kalkbänken. Petrefakten verkiest.	Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest. A. cordatus, Gnens.	Dunkle Thone mit verkiesten Petrefakten.				Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.	Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.	Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.
		Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.	Dunkelschiefrige Thone mit vielen Kalkbänken. Petrefakten verkiest.					Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.	Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.	Dunkle schiefrige Thone mit Kalkbänken. Petrefakten verkiest.

Eine ſtrenge Polizei und Rechtspflege, verbunden mit einer vernünftigen allgemeinen Armenfürſorge und möglichſter Förderung der ſittlichen und geiſtigen Erziehung der Maſſe des Volkes ſind unzweifelhaft richtigere und kräftigere Mittel.

Wenn es ferner als weſentlicher Nachtheil des germaniſchen Syſtems getadelt wird, daß bei demſelben die Kinder der Armen großer Vernachläſſigung, und in Folge derſelben theils einer unverhältnißmäßigen Sterblichkeit, theils einem leicht möglichen ſittlichen Untergange ausgeſetzt bleiben: ſo iſt zwar allerdings an ſich ſowohl die bedeutend größere Sterblichkeit der Kinder der ärmern Klaſſen nur allzu richtig, als die, in ungünſtigen Umſtänden ſo leicht ſich entwickelnde, ſittliche und rechtliche Verdorbenheit vieler aus ihrer Mitte unwiderſprechlich; und es wäre ein höchſt wichtiges Moment zur Entſcheidung des Streites, wenn die Findelhäuſer wirklich den phyſiſchen oder den moraliſchen Tod von den Kindern der Armuth abzuhalten im Stande wären. Allein iſt dem auch wirklich ſo? Leider nein; vielmehr iſt gerade das Gegentheil die Wahrheit.

Vorerſt iſt wohl die Bemerkung an der Stelle, daß ein grober Irrthum bei gewiſſen eifrigen Vertheidigern der Findelhäuſer obwaltet, wenn dieſe bei dem germaniſchen Syſtem eine völlige Ueberlaſſung hülfloſer Kinder an die zufällige Wohlthätigkeit der Einzelnen annehmen. Die wirklich Hülfsbedürftigen werden auch hier unterſtützt, ſogar auf öffentliche Koſten; nur wird erſt die Bedürftigkeit unterſucht, und nicht Unterſtützung blind hingeworfen. Von Hungern und zu Grunde gehen laſſen iſt ſomit nicht entfernt die Rede, wie dieſes auch der tägliche Anblick unſerer Länder beweiſt. Der wirkliche Unterſchied beſteht nur darin, daß bei dem germaniſchen Syſtem gar viele Kinder in der Verpflegung ihrer Eltern oder ſonſtigen Verwandten bleiben, welche die Findelhäuſer ohne weiteres unter die öffentlichen Pfleglinge aufgenommen hätten. Nun mag allerdings, in der Regel wenigſtens, kein großer Wohlſtand in jenen Familien ſeyn; allein eigentliche Dürftigkeit herrſcht auch nicht, ſonſt würde ja Unterſtützung gewährt.

Betrachten wir nun auf dieſe Weiſe ins rechte Licht geſetzt den Vorwurf der Vernachläſſigung der Kinder, und zwar zuerſt die angebliche *größere Sterblichkeit* derſelben. Hier kann gar kein Zweifel über die völlige Grundloſigkeit des Tadels ſeyn.

der oberjurassischen Ablagerungen, welche sich z. B. als Tiefseebildungen ausweisen, dennoch aber weder Korallen noch Amorphozoen in sich einschliessen, während sie dagegen namentlich vielen Cephalopoden zur Lagerstätte dienen. Sie sind dann wohlgeschichtet wie die Gebilde der Myarier-Facies, während, wo Korallen, besonders aber Amorphozoen vorherrschen, die Schichtung unregelmässig wird, so dass man dieselbe oft auf grosse Strecken nur schwer zu beobachten im Stande ist. Die geringste Flächenausdehnung weist die Myarier-Facies auf, und es scheint dieselbe beinahe nur auf eine Untiefe, welche sich ungefähr von Schaffhausen bis gegen Olten hingezogen haben mag, beschränkt gewesen zu sein: von den beiden anderen aber erstreckte sich die Korallenfacies hauptsächlich über das nordwestlich von dieser Untiefe gelegene Gebiet, das Südufer der Vogesenhalbinsel umgürtend, die Facies der Amorphozoen aber zog sich nordöstlich der Aargauer Bivalven-Bank durch Schwaben bis nach Franken hin. Es erleidet indess diese allgemeine Regel in Bezug auf einzelne Schichten bedeutende Ausnahmen.

Diese Veränderungen, welche ich eben besprochen, betreffen aber zumeist nur die mittleren und oberen Schichten der Malmformation, die drei unteren Zonen, welche im südwestlichen Deutschland und auch in der Schweiz meist noch zum mittleren Jura gerechnet werden, zeigen, so sehr man auch oft hier um die Einreihung der ihnen angehörenden Gebirgsglieder in Verlegenheit ist, doch dieselben in geringerem Grade. Am einförmigsten und übereinstimmendsten in dem ganzen zu betrachtenden Territorium ist die Zone des *Amm. macrocephalus* entwickelt, grössere Schwierigkeiten bereiten schon die Zonen des *Amm. anceps* und *athleta*, und mit der Oxford-Gruppe stellen sich alle soeben geschilderten Verhältnisse ein.

Ich wende mich nun zur Darstellung der

I. Kelloway-Gruppe

zunächst, indem ich mich hier noch durchaus an die von Oppel in seiner Juraformation gegebene Eintheilung halte, beginnend mit der

1. Zone des *Amm. macrocephalus.*

Die Gesteine, welche diese Zone zusammensetzen, sind meist mehr oder weniger dunkel gefärbte Kalke, in welchen sich Brauneisenstein in Form von Oolithkörnern ausgeschieden hat. Diese Ausscheidungen sind theils reichlicher, theils weniger reich, doch häufen sich dieselben an manchen Lokalitäten so sehr an, dass das Erz bergmännisch gewonnen und ausgebeutet wird. Eine Ausnahme von dieser Regel macht sogleich das nordöstliche Franken. Ueber den Oolithen mit *Amm. aspidoides* schliessen sich dort graue, schieferige, ziemlich fette Thone an, welche viele Schwefelkieskonkretionen enthalten. Ihre geographische Verbreitung ist hauptsächlich nach Dr. Schrüfer auf das Gebiet zwischen Pegnitz und Main beschränkt; was von da weiter gegen Nordwesten liegt, zeigt die normale Entwicklung, nämlich oolithische, mergelige Kalke. In den Thonen nun, welche meist eine Mächtigkeit von 20 Fussen nicht übersteigen, liegen die Sachen in prachtvoll verkiesten Exemplaren eingebettet. Es sind indess meist nur Ammoniten; Bivalven und besonders Brachiopoden kommen nur äusserst selten darin vor. Die Ammoniten aber, welche man hier findet, gehören auch nicht ausschliesslich der Zone des *Amm. macrocephalus* an, sondern man sammelt mit den Arten dieser Schicht auch immer wieder einzelne, welche sonst die Zone des *A. anceps* bezeichnen, wodurch es an den meisten Lokalitäten sehr schwierig, ja sogar beinahe unmöglich wird, beide Zonen auseinander zu halten. Die Arten der Macrocephalus-Schicht sind indess doch immer weitaus die vorherrschenden, so dass man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, dass die Hauptmasse der Thone, welche diese beiden genannten Schichten vertreten, der Zone des *Amm. macrocephalus* zuzurechnen sei, während die Arten der Ornaten-Schichten vielleicht auf ein ganz dünnes Lager dicht unter der Zone des *A. biarmatus* beschränkt sind und darin auch nur spärlich vorkommen. Diess ist die herrschende Gestaltung der Dinge an der nach W. gewendeten Abdachung des Jura. Etwas anders erscheinen dieselben, einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Schrüfer zu folge, an der östlichen Abdachung des Jura-Zuges in der Gegend von

Bayreuth, indem dem Mengenverhältnisse nach hier gerade das Umgekehrte stattfindet als in der Bamberger Gegend z. B. bei Uetzing oder Langheim. Es treten nämlich hier die Macrocephalen und ihre Begleiter sehr zurück gegen die Arten der Ornatenthone, so dass man unter einer ganzen Schüssel voll hier gesammelter Ammoniten, wie man sie so von den Kindern kauft, nur wenige der Zone des *Amm. macrocephalus* angehörige Species finden wird.

Was nun im Specielleren die Fauna der fränkischen Macrocephalus-Schichten betrifft, so kann ich auch keine anderen Arten anführen, als schon Dr. Schrüfer gefunden hat, muss aber bemerken, dass das folgende Verzeichniss nur die Arten der W. Abdachung des Jura betrifft. Von den an der östlichen Abdachung vorkommenden Sachen kann ich leider nichts Näheres angeben, ausser etwa ein verkalktes Exemplar von *A. Gowerianus* aus der Gegend von Thurnau, welches in der Münster'schen Sammlung hier liegt, so dass es scheint, als würden dort stellenweise diese Schichten durch Kalke vertreten. Von Uetzing und Langheim (W. Abhang) kennt man folgende Species: *Bel. subhastatus* Ziet., *Amm. macrocephalus* Schloth., *tumidus* Rein. sp., *Calloviensis* Sow., *Rehmanni* Opp., *funatus* Opp., *Kænighi* Sow., *hecticus* Rein sp., *cf. fuscus* Quenst.

Wie schon oben bemerkt, erstreckt sich diese thonige Entwicklung nur bis an die Pegnitz und so treten denn auch schon bei Altdorf die Oolithe auf, wenn auch die Thone, hier indess leer an Petrefakten, noch nicht ganz verschwunden sind. Sehr petrefaktenreich werden die Oolithe weiter nach Süd-Westen, und erlangen so hier schon ganz den schwäbischen Typus. In ihrer Lagerung sind sie immer scharf von den darunter liegenden Schichten mit *Bel. giganteus*, meist sogar durch eine dünne Thonschicht geschieden. Sehr lehrreich ist hier ein Profil bei Geyern nicht weit von Weissenburg, wo diese Schichten ebenfalls ziemlich reich an den Resten organischer Wesen auftreten, und man kann dort in kurzer Zeit einige recht bezeichnende Sachen, wie *Bel. subhastatus* Ziet., *Amm. macrocephalus* Schloth., *funatus* Opp., auflesen. Auch am Hahnenkamm gestalten sich diese

Schichten sehr günstig, und ein eifriger Sammler würde die Lokalitäten dieses Höhenzuges wohl eben so lohnend finden als die am Nipf bei Bopfingen. Ich selbst erhielt einige ausgezeichnete Stücke daher, nämlich: *Amm. macrocephalus* Schloth., *tumidus* Rein sp., *microstoma* d'Orb., *funatus* Opp.

So treten wir denn nun wieder ein in Schwaben, in jenes so viel durchforschte und mit so herrlichen Aufschlüssen ausgestatteto Land. Die Schicht mit *Amm. macrocephalus* ist hier eine von jenen Ablagerungen, welche in ihrem Verlaufe längs den Rändern der Alp in Bezug auf ihre Gesteinsbeschaffenheit kaum einige nennenswerthe Veränderungen erleidet. Ueberall, seien die unterlagernden Schichten thonig oder oolithisch, trifft man sie als einige Bänke, welche, innen blaugrau, aussen durch die Verwitterung dunkelbraun gefärbt, aus mit Eisenoolithkörnern dicht gespickten mergeligen Kalken bestehen. Nur in seltenen Fällen sieht man unregelmässige, geodenartig abgesonderte Lager ihre Stelle vertreten. Gegen die Donau nehmen sie sehr an Mächtigkeit zu, und werden stockweise ausserordentlich reich an Brauneisenerz, welches dann bergmännisch gewonnen und auf den fürstlich fürstenbergischen Hütten verarbeitet wird. Die bekannte Fauna dieser Schichten ist in Schwaben ausserordentlich reich, theils weil so viele Leute sich hier eifrig aufs Sammeln legen, theils auch weil durch die Bergwerke eine Unzahl von Sachen zu Tage gefördert werden. Oppel führt aus diesem eine Mächtigkeit von 3—5 Fussen nur selten übersteigenden Gebilde 27 Arten an; das was Quenstedt daraus citirt, übersteigt diese Zahl noch bei weitem. Es wird nicht nöthig sein, ein Verzeichniss der Arten hier noch einmal zu geben, da ja dieselben aus den beiden oben genannten Werken wohl hinlänglich bekannt sein werden.

In gleicher Gesteinsbeschaffenheit setzen dann diese Schichten auch durch die südöstliche Ecke von Baden, wo sie Quenstedt besonders reich an organischen Einschlüssen zwischen Achdorf und Blumberg erwähnt, was auch ich bestätigt gefunden habe, nach dem Randen fort. Hier verdient besonders eine Lokalität an der Landstrasse zwischen Zollhaus und Fützen genannt zu werden, sowohl wegen der Bequemlichkeit,

mit welcher man dort sammeln kann, als auch wegen des Reichthums an Individuen, besonders von *A. funatus*, wenn auch weniger an Arten. Ich erhielt dort in kurzer Zeit: *Bel. subhastatus* Ziet., *Amm. macrocephalus* Schloth., *Herveyi* Sow., *funatus* Oppel, *Rehmanni* Oppel, *bullatus* d'Orb., *Rhynch. phaseolina* Eug. Deslongch.

Es ist nun zunächst der Canton Aargau, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Hier zeigen diese Schichten ein ziemlich verändertes Aussehen: sie sind bis zu einer Mächtigkeit von 30 Fussen angewachsen, das Gestein ist ein gelber, rauh sandiger, oft etwas dolomitischer Kalk, welcher an einigen Lokalitäten in sehr ausgedehnten Brüchen zu Bausteinen gewonnen wird. Die Petrefakten kommen in diesem so mächtigen Schichtensystem durchaus nicht sehr häufig vor, und wenn man auch etwas findet, so ist es nicht gut erhalten und löst sich schwer aus dem Gestein. Einige bessere Fundorte bietet das Frickthal in der Umgebung von Bötzen und Hornussen, doch ist die Artenzahl immer ziemlich gering; was man einigermassen häufiger findet, ist *Amm. macrocephalus* und *funatus*. Ich sammelte an den angegebenen Stellen: *Bel. subhastatus* Ziet., *Amm. macrocephalus* Schloth., *Herveyi* Sow., *tumidus* Rein. sp., *calvus* Sow., *hecticus* Rein. sp., *cf. anceps* Rein., *Terebrat. subcanaliculata* Opp.

Weiter nach Westen nimmt die Mächtigkeit dieser Schichten sehr rasch wieder ab, in demselben Verhältniss wächst aber auch ihr Eisengehalt, so dass sie im Canton Basel so eisenschüssig sind, dass sie von Herrn Dr. Müller mit den dunkelrothgefärbten Eisenoolithen der Ornatenschichten zusammengeworfen werden.

Diese Art der Entwicklung dauert indess ebenfalls wieder nicht sehr lange an, denn bei Günsberg in der Nähe von Solothurn erheben sich diese Schichten schon wieder zu einer Mächtigkeit von 28'. Es sind hier graurothe eisenschüssige Kalkmergel in dickeren und dünneren Bänken, hie und da ein Oolithkorn enthaltend, welche diese Schichten darstellen. Petrefakten sind nicht gerade sehr häufig darin, dennoch fanden wir einige sehr bezeichnende Arten, wie: *Amm. macrocephalus* Schloth.,

Herveyi Sow., *funatus* Opp., *Ancyloceras calloviensis* Morr., *Terebrat. pala* Buch. *)

Im Canton Bern sah ich diese Schicht bei Movelier, woher sie auch Oppel anführt. Es ist hier ein roth gefärbter, schwach oolithischer, etwas sandiger mergeliger Kalk mit den für diese Zone bezeichnenden Sachen.

Die Macrocephalus-Schichten des Canton Neuenburg bestehen aus einem höchstens 6—8′ mächtigen, gelben, sandigen, sehr harten Kalk, in dem Fossile zu den Seltenheiten gehören. Desor und Gressly rechnen denselben daher auch noch zum Cornbrash, und führen seine Einflüsse in diesen Schichten auf. Ich sah diese Kalke in einem Steinbruch bei Pouillerel in der Nähe von La-Chaux-de-Fonds und im Val Travers, kann aber von Petrefakten nur das anführen, was ich daraus in der Gressly'schen Sammlung liegen sah, nämlich: *Amm. macrocephalus* Schloth., *tumidus* Rein. sp., *funatus* Opp.

2. Zonen des *Amm. anceps* und *A. athleta.*

Welch ausgezeichnet deutliche und leicht unterscheidbare Zone die Schicht mit *Amm. macrocephalus* in dem ganzen betrachteten Gebiete darstellt, mag aus dem vorigen Abschnitt genugsam erhellen. Nicht so ist es mit den oberen Kelloway-Schichten; sie machen manche Schwierigkeiten in der Darstellung, theils weil ihre Gesteinsbeschaffenheit, die Deutlichkeit der Entwicklung und die Art und Weise ihres Auftretens überhaupt so sehr wechselt, besonders aber desshalb, weil sie von der überlagernden Zone in vielen Fällen so ausserordentlich schwer abzutrennen sind.

Der Grund, warum ich hier beide Zonen zusammen in einem Abschnitt behandle, liegt darin, dass dieselben an vielen Lokalitäten, besonders der Schweiz, sich wegen zu geringer Entwicklung ihrer Gesteine, wirklich nicht scharf von einander trennen lassen. Desshalb möchte ich aber durchaus noch nicht beide zusammenwerfen, denn wo es die Mächtigkeit nur einigermassen erlaubt,

*) Oppel, Ueber die weissen und rothen Kalke von Vils, Württ. Jahresh. Separatabdr. p. 34.

sondern sich die organischen Einschlüsse scharf nach den beiden Zonen, und es wird dann nie beobachtet werden, dass auch nur eine der Arten der unteren Zone oben läge oder umgekehrt.

Etwas allgemein Gültiges über die Gesteinsbeschaffenheit lässt sich hier gar nicht angeben, denn bald sind es Thone mit verkiesten Petrefakten, bald stecken die verkalkten Versteinerungen in harten in dunkle Thone eingebetteten Mergelknollen, bald sind es stark eisenschüssige harte Kalkmergel oder Lager eines sehr eisenreichen Oolithes, ja selbst graue harte Kalke, welche diese Schichten darstellen.

Wie eigenthümlich sich diese Schichten in Beziehung auf die Vertheilung der Reste organischer Wesen in Franken verhalten, habe ich schon bei der Betrachtung der Zone des *A. macrocephalus* kurz erwähnt. Wir haben nämlich gesehen, dass die gleiche Thonablagerung, welche die Macrocephalen eingebettet enthält, in ihrer Fortsetzung nach oben auch noch das Lager jener Arten, welche den beiden eben in Rede stehenden Zonen angehören, einschliesst, dass aber, sei es weil die Schichten hier verkümmert, oder nur arm an Fossilen, dort entwickelter oder nur mit einer grösseren Zahl wohlerhaltener Thierreste ausgestattet, der Westabhang des Jurazuges die Species der Ornatenthone ziemlich selten aufweist, während am Ostabhang diese weitaus die vorherrschenden sind. Da man nun meist genöthigt ist, sich mit den Sachen, welche, sei es durch den Pflug oder durch Regengüsse etc. zu Tage gefördert werden, zu begnügen, so ist es wohl natürlich, dass es unter solchen Umständen äusserst schwer hält, die Sachen, welche die Ornatenthone liefern, von denen der Macrocephalus-Schichten gesondert zu erhalten. Nur sehr wenige Lokalitäten gestalten sich in dieser Beziehung günstiger, doch hat Dr. Schrüfer solche aufgefunden; er citirt von Trockau: *Amm. anceps* Rein. sp., *coronatus* Brug. *(anceps ornati* Quenst.), *ornatus* Schloth., *Castor* Rein. sp., *Pollux* Rein. sp., *pustulatus* Rein. sp., *parallelus* Rein. sp., *lunula* Ziet., *tortisulcatus* d'Orb., *refractus* Rein. sp.

Amm. Jason Rein. sp. sammelte ich bei Uetzing in sehr vielen Exemplaren. In der Bayreuther Gegend scheint auch

Amm. polygonius Ziet. nicht selten zu sein, denn die Münstersche Sammlung besitzt eine ganze Anzahl daher.

Auffallend ist der beinahe gänzliche Mangel von Arten aus der Zone des *A. athleta*: ausser *A. ornatus* und *A. coronatus* kenne ich keine einzige diesen Schichten sicher angehörende Species.

Im südwestlichen Franken sind all die schönverkiesten Sachen, welche eine Zierde aller Lokalitäten der Gegend von Bayreuth und Bamberg bis gegen Erlangen bildeten, beinahe gänzlich verschwunden. Die Thone sind äusserst arm an Versteinerungen geworden, und findet man ja etwas, so sind es Bruchstücke von *Bel. Calloviensis* oder in einem besonderen Glücksfall ein in eine harte graue Grode eingebackener *Amm. Jason* oder *anceps*. Vom Hahnenkamm kann man durch Herrn Steiger Unger noch hie und da ein besseres Stück erhalten. Schwefelkies tritt nur ausserordentlich selten auf: Ich kenne von den genannten Lokalitäten kein einziges verkiestes Petrefakt, nur in Knollen ist derselbe hie und da ausgeschieden. Ganz die gleiche Entwicklung zeigen diese Schichten auch noch in den aller östlichsten Distrikten Schwabens, in der Gegend von Wasseralfingen, wo sich auch die Fossile der Ornathenthone in graue Groden eingeschlossen zeigen.

Die typische Entwicklung der Ornatenthone für Schwaben aber ist ein dunkler fetter Thon, welcher die Petrefakten in ausgezeichnet schöner Verkiesung enthält, wie kaum eine andere Ablagerung in der ganzen Schichtenfolge des schwäbischen Jura. In der Gegend von Boll sind diese Schichten schon in ihrer vollen Pracht entwickelt und es ist bei Gammelshausen hauptsächlich die Zone des *Amm. anceps*, welche durch des Petrefaktengräbers Hildebrand Bemühungen so herrliche Stücke liefert; bei Herzogenau aber wäscht der Regen die Arten der Zone des *A. athleta* aus den verwitternden Straten. Von ersterer Lokalität besitze ich: *Bel. Calloviensis* Opp., *Amm. anceps* Rein. sp., *Jason* Rein. sp., *polygonius* Ziet., *pustulatus* Rein. sp., *refractus* Rein. sp., *parallelus* Rein. sp., *lunula* Ziet., *punctatus* Stahl, *curvicosta* Opp.*), *Baculites acuarius* Quenst., *Ischyrodon* sp.

*) Das grösste Exemplar, welches ich von dieser Species erhalten habe, hat einen Durchmesser von 69 MM., und ist bis ans Ende ge-

Die Zone des *Amm. athleta* ist bei Gammelshausen in ihrer gewöhnlichen Entwicklung schlechterdings nicht aufzufinden. Dieselbe scheint hier schon sehr verkümmert und durch ein Lager harter Mergelknollen dargestellt, da ich von dort sowohl *Amm. athleta* als auch *A. Suevicus* in einem darauf hindeutenden Erhaltungszustand besitze.

Ganz normal erscheint diese Zone indess bei Herzogenau. Die Sachen sehen, da sie ausgewittert und nicht gegraben sind, braun und etwas zerfressen aus, und sind so leicht von den von Gammelshausen stammenden Stücken zu unterscheiden. Alles, was ich von dort besitze, gehört in die Zone des *A. athleta*, aus der Zone des *A. anceps* ist keine einzige Art darunter. Die in meiner Sammlung liegenden Species sind folgende: *Amm. ornatus* Schloth., *athleta* Phill., *annularis* Rein. sp., *Suevicus* Opp., *denticulatus* Ziet., *Duncani* Sow., *bicostatus* Stahl, *Baugieri* d'Orb., *Brighti* Pratt., *sulciferus* Opp., *Orion* Opp., *dorsocavatus* Quenst.*), *anceps ornati* Quenst.**), *audax* Opp.

Von hier aus weiter nach Südwesten stellen hauptsächlich die Schichten mit *A. athleta* die Ornatenthone dar; die Zone des *Amm. anceps* ist entweder nicht gut entwickelt oder schlecht aufgeschlossen: dunkle Thone mit verkiesten Petrefakten setzen überall, bis an den Randen diese Schichtengruppe zusammen. Doch wenn man nach kurzer Unterbrechung im Frickthale (Canton Aargau) diese Schichten wieder trifft, so erkennt man kaum seine alten Bekannten wieder in ihnen, denn die ganze Abtheilung wird durch ein Paar Fuss Eisenoolith dargestellt, in dem die verkalkten Fossile liegen.

---

kammert. Dem letzten Umgange fehlen indess die gebogenen Rippen gänzlich. Die Rippen der Seiten verlaufen an demselben regelmässig bis gegen den Rücken, über welchen sie aber nur ganz schwach angedeutet hinweggehen.

*) Ich besitze von dieser eigenthümlichen und seltenen Species ein recht schönes und deutliches Stück, welches 15 MM. im Durchmesser erreicht.

**) Es scheint mir besser, hier den Quenstedtschen Namen zu gebrauchen, da ich die Identität dieser kleinen schwäbischen Vorkommnisse mit *A. coronatus* Brug. noch nicht für ausgemacht halte.

Diese Eisenoolithe bilden den Typus für die Entwicklung der Ornaten-Schichten in der Schweiz. Die Grundmasse des Gesteins ist ein hochgelber oder rother, sehr eisenschüssiger, ausserordentlich thonreicher Steinmergel, welcher indess so dicht mit Eisenoolithkörnchen gespickt erscheint, dass man ihn kaum zu beobachten im Stande ist. Der Eisenreichthum hat schon zu manchen industriellen Unternehmungen Anlass gegeben, wie z. B. gleich im Frickthale diese Lager abgebaut wurden, doch hat der Mangel an Brennmaterial in jenen Gegenden denselben immer bald wieder Einhalt gethan.

Uns zunächst nach dem Canton Aargau wendend, sind es die Fundorte des eben genannten Thales, welche zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Im Allgemeinen ist der Reichthum an eingeschlossenen Thierresten nicht gerade sehr ausgezeichnet zu nennen, doch aber begegnet man einzelnen sehr günstigen Lokalitäten. Die Sonderung beider Zonen ist, da beide eine durchaus gleiche Gesteinsbeschaffenheit zeigen, nur da auszuführen, wo die Schichten etwas mächtiger entwickelt erscheinen, doch bleibt es auch dann eine ziemlich schwierige Sache, und es muss dann mehr Zeit zum Sammeln in diesen Schichten zu Gebote stehen, als mir zu verwenden gegönnt war. Dass indess beide Zonen aufs Deutlichste vertreten sind, geht aus der folgenden Liste hervor. Ich sammelte nämlich aus den Ornaten-Oolithen theils von Bötzen, theils von Uecken im Frickthal folgende Arten: *Bel. Calloviensis* Opp., *Amm. anceps* Rein. sp., *punctatus* Stahl, *lunula* Ziet., *Jason* Rein. sp., *Pollux* Rein. sp., *curvicosta* Opp.; *Amm. athleta* Phill., *ornatus* Schloth., *annularis* Rein. sp., *Orion* Opp., *Fraasi* Opp., *denticulatus* Ziet., *Terebrat. Sandbergeri* Desl., *Mespilocrinus* sp.

So abweichend nun diese Schichten des *A. ornatus* in ihrer Gesteinsbeschaffenheit von den Ablagerungen gleichen Alters in Schwaben gebildet erscheinen, so übereinstimmend und ähnlich bleiben sich dieselben in ihrem weiteren Verlaufe nach Westen, namentlich in den Vorderketten des Jura (Kette des Weissenstein und Hauenstein). Ueberall findet man sie hier als sehr dunkel gefärbte Eisenoolithe, von meist ziemlich geringer

Wenige Thatſachen ſind beſſer bewieſen, als die ganz ungewöhnlich große Sterblichkeit der Findlinge. Sind auch allerdings in Folge zweckmäßiger Behandlung, namentlich der möglichſt baldigen Entfernung der Kinder zu Pflegmüttern auf dem Lande, die früher ſchaudererregenden Todtenliſten etwas kleiner geworden, ſo iſt doch auch noch in der neueſten Zeit die Zahl der Todesfälle groß genug. In Madrid ſtarben im erſten Jahre von 100 Findlingen 67, ebenſo viele in Neapel, in Wien 92, in Brüſſel 56, in Paris 72, in ganz Frankreich 60. Von 19,420 im Laufe von zwanzig Jahren in Dublin aufgenommenen waren nur noch 2000 am Leben, in Moskau von 37,600 nur 7000, in Petersburg von den in den J. 1832—1835 aufgenommen 25,624 Kindern ſtarben in den Jahren der Aufnahme 12,290, ſomit von 112 je 55, und von etwa 18,000 Pfleglingen jeden Alters bis zum 20ſten Jahre ſtarben 4563 in dem einzigen Jahre 1836. Bedenkt man nun, daß nach den neueſten und zuverläſſigſten Beobachtungen, z. B. von Caspar, Quetelet u. ſ. w., die allgemeine Sterblichkeit der Kinder im erſten Lebensjahre ſich etwa auf 25 vom Hundert beläuft, auf dem Lande auch wohl kaum 20 erreicht, ſo ergiebt ſich hieraus die ungeheure Sterblichkeit der Findelkinder, und die Unrichtigkeit der Behauptung, daß die Findelhäuſer den Kindern der Armen zur Lebensrettung dienen. Sie ſind im Gegentheile deren gefährlichſte Feinde. Und wie wäre es auch anders möglich? Der Transport der Neugebornen zu der Anſtalt, vielleicht manche Meilen weit bei ungünſtiger Witterung; der Mangel an Einzeln-Pflege im Hauſe; die häufig in ſolchem herrſchenden anſteckenden Krankheiten; die Reiſe zur Amme, und noch ſo mancher weitere, ſelbſt bei der beſten Einrichtung unvermeidliche, Uebelſtand ſind eben ſo viele Todes-Urſachen. Nun denke man ſich aber nur Eine ſchlecht gewählte Maaßregel, Nachläſſigkeit oder üblen Willen in nur einem dieſer Stadien: was müſſen die Folgen hiervon ſeyn?

Schwieriger freilich iſt es, in Zahlen den Beweis zu liefern, daß auch die ſittliche Verwahrloſung der in ihren Familien auferzogenen Kinder eine geringere iſt, als die der Findelkinder; allein nicht nur laſſen ſich allgemeine Gründe anführen, welche kaum weniger als eine moraliſche Nothwendigkeit dieſer Thatſache bilden, ſondern es ſind auch einzelne poſitive Belege vorhanden. Was vorerſt die allgemeinen Gründe betrifft, ſo braucht man ſich nur

Consitenz. Nur schade, dass hier meistens die untersten Schichten des Oxford so innig damit verbunden sind, dass man die gesammelten Arten kaum zu trennen im Stande ist, und so bin ich eben genöthigt, die Sachen wie ich sie sammelte anzuführen. In Bezug auf das Lager lässt sich allein bemerken, dass die Gasteropoden meist die höchsten Regionen der Oolithe einnehmen. Ich sah diese Oolithe in der Kette des Weissenstein und Hauenstein bei Oberbuchsiten und Günsberg, und erhielt von diesen Stellen: *Amm. anceps* Rein. sp., *punctatus* Stahl, *lunula* Ziet.; *Amm. athleta* Phill., *annularis* Rein. sp., *Chemnitzia Bellona* d'Orb., *Pleurotomaria Nesea* d'Orb., *Pterocera cf. Athulia* d'Orb., *Hinnites cf. Paniscus* d'Orb., *Terebrat. dorsoplicata* Desl., *Sandbergeri* Desl., *Rhabdocidaris remus* Desor.

Die Lokalität bei Günsberg (Balmberge) ist schon seit lange berühmt, Dr. Rominger sammelte schon dort, Fraas erwähnt sie, und Quenstedt beschreibt einen *A. convolutus interruptus* daher, ebenso den *Aptychus* von *Amm. hecticus (lunula?)**) Auch der südöstliche Theil des Canton Basel weist diese Schichten als Eisenoolithe auf, und Dr. Müller erwähnt eine ziemliche Anzahl von Arten daraus, wirft aber die Macrocephalus-Schichten mit ihnen zusammen.

Im Canton Neuchâtel ziehen sich diese Oolithe des oberen Kelloway wieder weiter gegen das Innere der Ketten des Juragebirges, wo sie dann wohl selten mächtig, indess sehr reich an organischen Einschlüssen auftreten. Sie lagern auch hier ganz regelmässig auf den gelben sandigen Macrocephalus-Schichten. Vor den Bildungen des Canton Basel und Solothurn aber zeichnen sie sich namentlich dadurch aus, dass hier eine Vermischung der Arten der beiden in Rede stehenden Zonen mit jener der Zone des *Amm. biarmatus* nicht stattfinden kann, indem diese letztgenannten Schichten sich hier petrographisch scharf von den Oolithen abtrennen, da dieselben als dunkle Thone mit verkiesten Petrefakten sich zeigen. Gressly und Desor erwähnen die Ablagerungen mit *Amm. ornatus* von ziemlich vielen

---

*) Quenst., Cephalop. p. 170 und 119.

Punkten, ich selbst aber hatte nur bei Pouillerel in der Nähe von La-Chaux-de-Fonds Gelegenheit, dieselben zu beobachten. Wenn man nämlich bei dem Dorfe Pouillerel die Brüche, in denen die sog. Dalle nacrée, welche hier sehr dünn geschichtet auftritt, als Dachschiefer gewonnen wird, durchschritten hat, so findet man in dem letzten derselben, welcher indess schon verlassen ist, im Hangenden der Schiefer die Macrocephalus-Schichten, bedeckt von den Ornaten-Oolithen anstehend. An einigen Stellen des Bruches ist es leicht, Stücke der 2 Fuss kaum übersteigenden Schicht herauszuarbeiten, welche beim Zerklopfen eine reiche Ausbeute, besonders an Seeigeln liefern. Ich erhielt dort nach kurzem Sammeln: *Bel. Calloviensis* Opp,, *Amm. anceps* Rein sp., *punctatus* Stahl, *lunula* Ziet.; *Amm. athleta* Phill., *annularis* Rein sp., *ornatus* Schloth., *denticulatus* Ziet., *Lima sp. nov.?*, *Terebrat. Sandbergeri* Desl., *dorsoplicata* Desl., *Holectypus Ormoianus* Cot., *Müllericrinus* sp.

Eine Ausnahme von diesen eben dargestellten Entwicklungsarten des oberen Kelloway macht nun allein der nördliche Theil des Canton Bern in der Gegend von Delémont. Sind in allen übrigen Gegenden des schweizer Jura die Zonen des *Amm. anceps* und *athleta* durch gleiche Gesteinsbeschaffenheit und geringe Mächtigkeit so innig verbunden, dass eine Trennung beider kaum möglich erscheint, so sondern sie sich hier aufs bestimmteste, indem die untere, die Zone des *A. anceps* durch graue harte Kalke mit sparsamen Oolithkörnern, die darüber lagernde, die Zone des *A. athleta*, aber durch gelbgraue schieferige Thone, in denen die Petrefakten zusammengedrückt liegen, vertreten ist. Es hält indess ziemlich schwer, diese Schichten zu beobachten, und ich kenne nur eine einzige Lokalität, wo diess möglich ist; an allen anderen Stellen aber, wo man die Grenzschichten zwischen Oxford und Kelloway zu finden hofft, sind dieselben durch die massenhaft heruntergeschwemmten weichen Oxfordmergel verdeckt.

Wenn man von dem N.W. von Delémont gelegenen Orte Movelier die Landstrasse nach Ederschwyler (Undervelier) verfolgt, so sieht man erst links oben an der Strasse die Oxford-

Mergel ziemlich reich an organischen Einschlüssen anstehen. Darunter folgen, wie erstere gleichfalls sehr steil einfallend, gelblichgraue oolithische Mergelthone, sehr versteckt unter den vorhergehenden und schon grossentheils mit Gras überwachsen, die tieferfolgenden Schichten sind sämmtlich von der Vegetationsdecke überzogen. Um nun eine Fortsetzung des Profils aufzufinden, ist es nothwendig, die Strasse zu verlassen und das ziemlich hohe und steile Gehänge, welches sich rechts von der Strasse gegen den Bach hinabzieht, hinunterzuklettern. Unten angekommen, wird man endlich im Bett des Baches eine sehr harte, graue, hie und da ein Oolithkorn enthaltende Kalkbank finden: sie bildet das Lager des *Amm. anceps*. Fossile gehören in den beiden letztgenannten Schichten zu den Seltenheiten, und ich kann nichts weiter anführen, als was schon H. Dr. Oppel daraus mitgebracht hat, nämlich aus den oolithischen Thonen: *Amm. athleta* Phill., *Duncani* Sow., *Lamberti* Sow.; aus der Kalkbank dagegen: *Bel. Callovienis* Opp., *Amm. anceps* Rein. sp.

Aus dem was ich bis jetzt angeführt habe, mag zur Genüge hervorgehen, dass sich auch die beiden oberen Zonen der Kelloway-Gruppe beinahe überall, hier leichter, dort etwas weniger leicht, mit grosser Schärfe nachweisen lassen, und dass dieselben so eine sichere Grundlage bieten zum Aufbau der Oxford-Gruppe.

II. Oxford-Gruppe.

In der Einleitung zum oberen Jura habe ich schon einige Andeutungen gegeben, welches die Schwierigkeiten sind, die sich gerade bei Bearbeitung dieser Abtheilung bieten. Gerade wegen dieser Schwierigkeiten aber wird es nicht überflüssig erscheinen, wenn, ehe ich näher eingehe auf die von mir befolgte Eintheilung der Gruppe, ich die verschiedenen Typen der Entwicklung in den einzelnen in Betracht zu ziehenden Gegenden durch übersichtliche Profile darstelle.

Uns zunächst nach Franken wendend, so ist es vor Allem der berühmte Staffelberg bei Staffelstein, auf welchen ich die Aufmerksamkeit lenken möchte. Ich hatte Gelegenheit, diesen

Berg bei meinen für die Königl. Geognostische Untersuchungs-Commission im vergangenen Herbste gemachten Aufnahmen genau zu studiren und folgendes Profil zu entwerfen:

Staffelberg, Abfall gegen das Mainthal.

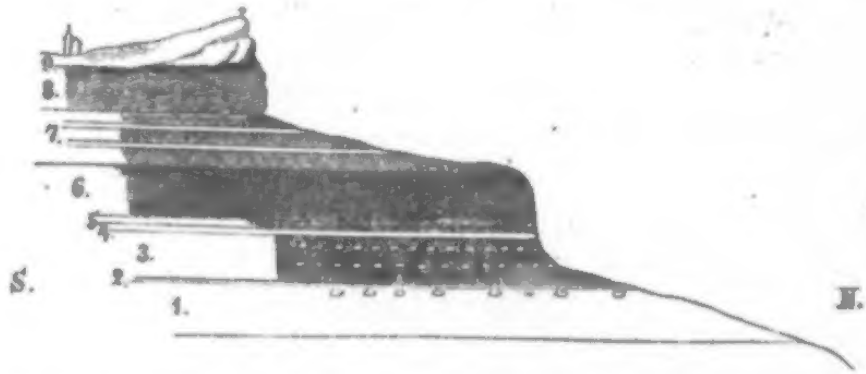

1) Ornatenthone, nach oben Geodenlage mit *A. Arduennensis.*
2) Glauconitische Kalkbank.
3) Gelblichgraue oolithische weiche Kalkmergel mit festeren, knolligen Bänken; *Amm. callicerus, semiplanus, Aarolicus, canaliculatus.*
4) Feste knollige Kalkbank mit *Amm. Marantianus.*
5) wie 3, aber ohne Versteinerungen.
6) Wohlgeschichtete Kalke (Werkbank-Kalk Gümbel), *Amm. Fialar.*
7) Graue weiche Mergel mit festeren Bänken und Schwefelkies-Ausscheidungen: riesige Planulaten, *Amm. tenuilobatus, iphicerus, dentatus.*
8) Unregelmässig geschichtete, massige, plumpe Kalke mit Kieselausscheidungen: viel *Scyphia, Ter. bisuffarcinata, Rhynch. lacunosa, Amm. tenuilobatus, acanthicus.*
9) Graulichgelber Dolomit, zuckerkörnig, ohne Kiesel: *Ter. bisuffarcinata, Rhynch. lacunosa.*

Die Fortsetzung dieses Profils nach unten bildet der braune Jura mit seinen Eisenoolithen, seinen Eisensandsteinen, bis endlich am Fusse des Berges die untere Grenze der Opalinusthone sich unter den Ablagerungen des Diluviums verbirgt.

Die Kalke Nr. 6, welche den Steilabfall bilden, sind sehr häufig durch darin angelegte Brüche aufgeschlossen. Sie sehen den Quenstedt'schen Betakalken ausserordentlich ähnlich und scheinen auch der Lagerung zufolge die Stelle derselben zu vertreten. Den Schluss des Profils machen, wie wir sehen, Dolomite, welche sich indess von den darunter liegenden Scyphien-Schichten Bezugs ihrer Fauna in nichts unterscheiden; die hier vorkommende *Rh. lacunosa* (vollkommene Steinkerne) ist in ihrer Form noch eben so typisch als die tiefer liegenden.

Weiter nach Süden ebenfalls an der Westabdachung des Jurazuges zeigt sich ein anderes, höchst instruktives Profil, auf welches zuerst Dr. Schrüfer*) aufmerksam gemacht hat, und über das ich demselben auch noch manche schätzenswerthe Privatnotiz verdanke. Verfolgt man nämlich von dem etwa 6 Stunden N.O. von Bamberg gelegenen Städtchen Schesslitz die Strasse, welche von hier nach Bayreuth führt, so bietet sich längs der Steigung, welche dieselbe hinter dem Dorfe Würgau erfährt, eines der schönsten Profile, das man nur finden kann. Die Strasse zieht sich erst über die hier mehr als 40 Fuss mächtigen Lager von Kalktuff hinan, bis man endlich schon in ziemlicher Höhe schwarze, bei der Verwitterung gelbwerdende Thone anstehend findet, die sich durch ziemlich sparsame Bruchstücke von *Bel. Calloviensis* als Stellvertreter der Ornatenthone ausweisen. Die Schichten fallen etwas gegen den Berg zu ein, was besonders bei den höher folgenden Schichten, wo die Aufeinanderfolge nicht mehr ganz so klar, sehr zu beachten ist. Die Region der röthlichgrauen Kalke mit zerstreuten, pulverförmigen, grünen Oolithkörnchen ist hier nicht deutlich anstehend, man findet nur hie und da die Knollen des Gesteins vom Wasser ausgewaschen. Darüber legen sich an:

1) Graue, krümmelige, undeutlich oolithische, weiche Mergel mit einzelnen *Scyphien*. Sie steigen theilweise frei, theilweise von Schutt bedeckt bis zu einer Mächtigkeit von 25—30

*) Schrüfer: Die Lacunosa-Schichten von Würgau, Jahresber. der Bamberger naturf. Ges. 1863, und auch schon: Jura (1861) p. 69.

Fussen an. Ihnen folgen, rechts von der Strasse anstehend, auch von Dr. Schrüfer erwähnt

2) einige Bänke wohlgeschichteten mergeligen Kalkes 7—10′ mächtig. Die Kalke sind nicht sehr hart, meist undeutlich oolithisch, sehr arm an Fossilen.

3) Weiche, sehr thonige Scyphien-Lage 15—20′ mit ziemlich vielen Petrefacten: *Rhynchonella lacunosa* tritt zum erstenmale auf, ebenso *Ter. bisuffarcinata*, *Amm. Aarolicus* Opp., *Lochensis* Opp., *microdamus* Opp. nicht selten ausserdem noch viele Brachiopoden, Echinodermen, Bryozoen und Amorphozoen.

4) Massige, deutlich geschichtete sehr harte und homogene Kalke mit Ausscheidungen von Kiesel in Butzen und Knollen mehr als 30′ mächtig, in einem Steinbruche zu Strassenmaterial ausgebeutet. Petrefakten verkieselt: *Rhynchonella lacunosa*, *Terebr. bisuffarcinata*, Echinodermen, Scyphien.

5) Die mergeligen Zwischenlagen, welche sich zwischen den Bänken der vorhergehenden Kalke befanden, werden nach und nach mächtiger, bis endlich die Decke der Kalke eine 6—8′ mächtige Lage röthlich, grünlich oder gelblich bunten, weichen Mergels bildet, welche das Hauptlager für die Petrefakten ausmacht, indem dieselben hier am häufigsten vorkommen. Ich will nur anführen: *Amm. platynotus* Rein. sp., *stephanoides* Opp., *alternans* Buch., *trachinotus* Opp., *Altenensis* d'Orb.

6) Graue, weiche, wohlgeschichtete Mergel, regelmässig mit festeren Bänken wechselnd ungefähr 15′. Sie stimmen petrographisch genau mit Schicht Nr. 7 des vorhergehenden Profils und schliessen wie diese riesige Planulaten in Menge ein. *Amm. polyplocus*.

Bis hieher waren alle Entblössungen, ausgenommen Schicht Nr. 2, an der linken Seite der Strasse. Von da an wird aber die Aufeinanderfolge der Schichten etwas undeutlicher, indem die unmittelbare Ueberlagerung nur mehr selten beobachtet werden kann, und nur einzelne Steinbrüche, welche sich rechts unten von der Strasse finden, deren Gesteine aber wegen der Neigung der

Schichten als die vorigen überlagernd angesehen werden müssen, bieten bessere Aufschlüsse. Es folgen also auf diese Weise:

7) Dunkel blaugraue oolithische, sehr harte Kalke, regelmässig geschichtet in dicken Bänken. Sie verwittern gelb und werden dann etwas weicher, so dass sich einzelne Versteinerungen, wie *Amm. dentatus* herausschälen lassen.

8) Gelbe weiche Mergellage, 4—5′ mächtig, mit sparsamen Petrefakten. Sie überlagert die vorhergehenden unmittelbar, und steht auch an der Strasse hoch über Schicht Nr. 6 an. Sie enthält *Amm. dentatus, tenuilobatus, Rhynch. lacunosa* und viele andere. Den Schluss des ganzen Profils machen endlich

9) Hellgefärbte, wohlgeschichtete, ziemlich massige Felsenkalke mit sehr bedeutenden Ausscheidungen von Kiesel. In ihnen ist der letzte Steinbruch angelegt.

Erst weiter gegen das Innere des Plateaus treten dann die Dolomite in grösseren Stöcken und Kuppen auf.

Eine ähnliche Schichtenfolge zeigt sich noch an vielen Stellen der Umgegend von Schesslitz, doch sind dann meist die Schichten Nr. 7 und 9 durch weichere Gesteine ersetzt, so dass der Steilrand des Plateaus durch die Felsmassen gebildet wird, welche ich im Profile mit Nr. 4 bezeichnete. An den eigenthümlich zerrissenen Formen, welche die steilen Abstürze bilden, erkennt man diese Schichten schon von weitem als Scyphien-Kalke und unterscheidet sie leicht von den in regelmässigen Wänden ansteigenden, wohlgeschichteten Kalken Nr. 6 des Profiles vom Staffelberg.

Mit zwei weiteren höchst interessanten Profilen hat uns Herr Bergrath Gümbel in seinem Aufsatze: „Die Streitberger Schwammlager und ihre Foraminiferen-Einschlüsse“*) bekannt gemacht. Dieselben finden sich in den Umgebungen des Bades Streitberg und sind interessant wegen der geringen Entfernung, in welcher sie von einander auftreten. Betrachten wir zuerst die rechte Thalseite, so finden sich an verschiedenen Entblösungen:

1) Ornatenthone: dunkle, fette Schieferthone mit *Bel. Calloviensis*, nach oben Geodenlage mit *A. Lamberti* und *biarmatus*.

*) Württemb. naturw. Jahresb. 1862, pag. 192.

2) Röthlichgraue, harte, knollige Kalke mit grünen Oolithkörnern, *Amm. hispidus.*

3) Meist von Schutt bedeckt und beinahe durchgängig nur durch Schurfe deutlich zu erkennen: Graue, weiche Mergel, nach unten noch Körnchen grünen Ooolithes enthaltend: *Amm. hispidus, Oegir.*

4) (A^1 Gümb.) Grünlichgraue, krümmelige Mergel mit festeren knolligen Bänken: *Amm. Arolicus* Opp., *semifalcatus* Opp., *microdomus* Opp., *alternans* Buch., *Bel. pressulus* Quenst. Viele Brachiopoden, Echinodermen, Bryozoen, Foraminiferen, Amorphozoen.

5) Spongiten-Kalke in ziemlich dicken Bänken mit dünneren, weicheren Zwischenlagen. Ausser den in der vorhergehenden Schicht angeführten Sachen: *Amm. Lochensis* Opp., *Hauffianus* Opp., *Pichleri* Opp., *tricristatus* Opp., *bimammatus* Quenst., *Bel. unicanaliculatus* Ziet.

6) Wohlgeschichtete feste Kalke in regelmässigen Bänken (obere Abtheilung des Werkbankkalkes, Gümb.). *Amm. polyplocus* Rein. sp.

7) Graue weiche Schiefermergel mit festeren Bänken: *Amm. polyplocus* Rein. sp., *tenuilobatus* Opp., *acanthicus* Opp., *involutus* Quenst. etc.

Die beiden letztgenannten Schichten zeigen dieselbe Eigenthümlichkeit, wie die obersten Lagen des Profiles von Würgau, indem sie nämlich im Schauergraben mit anderen Gesteinen auftreten als an anderen nahe gelegenen Lokalitäten. An der ebengenannten Stelle wird nämlich Schicht Nr. 6 dargestellt durch massige 50′ mächtige Scyphienkalke, Nr. 7 aber durch hellgefärbte, wohlgeschichtete Kalke mit Kieselausscheidungen.

Etwas anders erscheint die Schichtenfolge an dem Gehänge, welches die linke Thalwand bildet. Am Plateausteilrand sind hier die ruppigen, plumpen Scyphienkalke ganz verschwunden, dafür erhebt sich in einer steilen Wand eine Reihe wohlgeschichteter Kalke, deren Fuss meist mit einer Schutthalde umgeben ist. Wo aber Entblösungen sind, zeigt sich folgende Schichtenfolge:

1) Ornathenthone.

2) Röthlichgraue Kalke mit grünen Oolithkörnern, gleich der Schicht Nr. 2 des vorhergehenden Profils.

3) Graue weiche Schiefermergel mit undeutlichen verrosteten Kieskernen kleiner Ammoniten: *Amm nudisipho?* Opp.

4) Graue Mergelkalke, etwas fester als die darunter liegenden Mergel, in regelmässige Bänke geschichtet: *Amm. binammatus* Quenst., *semifalcatus* Opp., *Arolicus* Opp., *microdonus* Opp,, *Bel. unicanaliculatus* Ziet. etc.

5) Weisser Werkbankkalk: Weisse, harte, homogene, schwer verwitternde Kalke, von splittrigem bis flachmuscheligem Bruch; oft in 30—50′ hohen Wänden anstehend: *Amm. trachinotus?* Opp., *Altenensis* d'Orb., *iphicerus* Opp., *polyplocus* Rein. sp., *Pholadom. acuminata.*

6) Grauer Mergelkalk und schiefriger Mergel in regelmässigen Lagen wechselnd, die festen Schichten indess doch untergeordnet, sparsame Schwefelkies-Ausscheidungen: Riesige Planulaten und Inflaten, *Amm. tenuilobatus* Opp., *Gümbeli* Opp., *acanthicus* Opp., *stephanoides* Opp., *polyplocus* Rein. sp., *Avicula similis* Gdf. sp., *Ostrea Roemeri* Quenst. Diese Schicht entspricht genau der Schicht Nr. 7 des vorhergehenden Profiles und ist eigentlich nur die horizontale Fortsetzung derselben, denn sie weicht auch in petrographischer Beziehung nicht davon ab.

Was nun von Schichten höher folgt, ist beiden Profilen, dem vorhergehenden wie dem eben in Rede stehenden gemeinschaftlich, doch sind die Gebilde nicht mehr sehr mannigfaltig, massige Scyphien-Kalke und Dolomite sind das einzige, was die Schichtenreihe nach oben fortsetzt.

Um nun noch einen weiteren Typus, welcher ebenfalls in Franken sehr verbreitet, aber bis jetzt aus diesen Gegenden noch wenig bekannt ist, zu berühren, will ich noch ein Profil aus der Gegend von Weissenburg anführen. Die Schichtenreihe, wie man sie an mehreren Profilen in der Gegend von Thalmässing (Waitzenhofen, Reinwatzhofen etc.) und Weissenburg (Haard, Sachselberg, Wülzburg etc.) beobachten kann, ist im Allgemeinen folgende:

1) Ornatenthone: *Bel. Calloviensis.*
2) Lage harter grauer Mergelknollen mit *Amm. perarmatus* Sow., *plicatilis* Sow., *Bel. hastatus* Blainv.
3) Graue thonige Kalkbänke 2—3′, Fossile verkalkt: *Amm. Oegir* Opp., *plicatilis* Sow., *Martelli* Opp., *Bel. hastatus* Blainv.
4) Graue, weiche Thone mit nur sparsamen festeren Bänken. Petrefakten verkiest: *Amm. Arolicus* Opp., *alternans* Buch., *plicatilis* Sow., *Bel. pressulus* Quenst., *unicanaliculatus* Ziet., *Ter. impressa* Buch.
5) Hellgefärbte, feste Kalke, oft durch Steinbrüche aufgeschlossen (Oberhochstadt bei Weissenburg), durch zwischen die Bänke aufgenommene Thon-Schichten allmählig in die darunter liegenden Impressa-Thone übergehend: *Amm. semifalcatus* Opp., *flexuosus* Münst., *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Aptych. lamellosus.*
6) Hellgefärbte, meist gelbliche, sehr feste Kalke, von feinem Korn und flachmuscheligem Bruch, den vorhergehenden sehr ähnlich und von ihnen sogar häufig petrographisch gar nicht zu unterscheiden, jedoch eine gänzlich verschiedene Fauna einschliessend, nämlich: *Amm. nimbatus* Opp., *modestiformis* Opp., *canaliferus* Opp., *Gümbeli* Opp., *bidentosus* Opp., *tenuilobatus* Opp., *Frotho* Opp., *dentatus* Rein. sp., *alternans* Buch., *gracilis* Ziet., *litocerus* Opp., *Wenzeli* Opp., *Strombecki* Opp., *comptus* Opp., *microplus* Opp., *Altenensis* d'Orb., *circumspinosus* Opp., *liparus* Opp., *iphicerus* Opp., *acanthicus* Opp., *involutus* Quenst., *Frischlini* Opp., *Galar* Opp., *platynotus* Rein. sp., *striolaris* Rein. sp., *lepidulus* Opp., *stephanoides* Opp., *thermarum* Opp., *polyplocus* Rein, sp., *Bel. unicanaliculatus* Ziet.*), *Pholadomya clathrata* Münst., *Aricula similis* Gdf. sp.
7) Scyphienkalk und Dolomit.

Betreten wir wieder schwäbisches Gebiet, so ist es vor Allem das ausgezeichnete Profil der Geisslinger Steige, welches vielfachen Aufschluss gewährt. Ich will indess hier nur auf

*) Diese aufgezählten Arten liegen in der hiesigen paläontologischen Sammlung, und werden auch von Prof. Oppel, Paläontol. Mittheil. II. Bd. pag. 188 von Thalmässing angeführt.

die Lage eines Findlings deutlich zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß kaum ein Verhältniß des menschlichen Lebens so ungeeignet ist, von Vergehen abzuhalten und zum Guten den Willen zu stärken, als eben die Laufbahn des Findlings und seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Von seiner zartesten Kindheit an ist er Miethlingen überantwortet, bei welchen nur selten die natürliche Gutmüthigkeit und das höhere Pflichtgefühl über die Rohheit der Sitten und der Gesinnung so weit obwalten wird, um ihn vor gänzlicher Vernachlässigung und selbst vor positiven Mißhandlungen zu schützen. Erziehen solche Menschen ihre eigenen Kinder oft elend genug, was ist von ihnen zu erwarten für einen Fremden, der nur in so fern ein Interesse für sie hat, als er für das geringe Kostgeld wenig ißt und geringe geistige und körperliche Mühe macht? Dazu nehme man die wohl in der Regel eintretende erbitternde Verhöhnung der Familien- und Schutzlosen durch ihre Gespielen und alle ihre Umgebung. So frühe als möglich aus der öffentlichen Verpflegung entlassen und ohne einen weitern Anspruch an dieselbe, welcher die bisherige Last nur zu lange schon währte, nur selten von den bisherigen Pflegeeltern in ihre Familien aufgenommen, stehen die Unglücklichen in der Welt, ohne irgend eine theilnehmende Seele, ohne Scheu, durch ihre Fehler Eltern, Geschwister, Verwandte zu betrüben, oder einen ehrenwerthen Namen zu beflecken, ohne irgend eine Unterstützung in Verlegenheit und Noth, ohne einen Heller Vermögen. Wer wird läugnen wollen, daß unter diesen Umständen ein Abweichen von dem rechten Wege wahrscheinlich, daß selbst ein völliges Versinken nur allzusehr motivirt ist, und daß selbst die gewöhnlichste Erziehung der Kinder armer Familien immer noch weit mehr Elemente eines rechtlichen und sittlichen Gedeihens enthält? — Dem entsprechen denn aber auch die Thatsachen, so weit sie uns bekannt sind. Daß die große Menge der in den Findelhäusern gewesenen Mädchen ein höchst ausschweifendes Leben führe, bestätigt Parent-Duchatelet. Eben so ist bekannt, daß unter den Landstreichern und gewerbmäßigen Dieben viele Findlinge sind; in Belgien waren unter 16,878 Gefangenen in den Centralgefängnissen nicht weniger als 594 Findlinge.

Am wenigsten endlich ist der Vorwurf gerecht, welchen die Anhänger der Findelhäuser in dem Bewußtseyn der unerschwinglichen

dasselbe aufmerksam machen, ohne es einer genaueren Besprechung zu unterwerfen, indem ich weiter unten wieder darauf zurückkommen werde. An anderen Punkten der Gegend um Boll stellt sich die Schichtenfolge wohl sehr ähnlich, doch in manchen kleinen Partieen etwas abweichend dar, und ich will, um diess zu zeigen, hier ein Profil des Berges, welcher sich unmittelbar hinter Boll und Gammelshausen erhebt, nämlich des Kornberges folgen lassen. Die Ornatenthone sind hier nur an wenigen Stellen deutlich aufgeschlossen, die darüberfolgende Geodenlage aber lieferte mir ein recht gutes Exemplar von *Amm. Lamberti* Sow. Daran schliessen sich an:

1) Impressa-Thone, graue, mergelige Schieferthone mit sparsamen festeren Bänken. Bei der Verwitterung laufen sie gelb an. Sie schliessen viele Schwefelkies-Concretionen ein, und die Petrefakten sind ebenfalls verkiest. Ich sammelte: *Amm. Arolicus* Opp., *alternans* Buch., *callicerus* Opp., *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Ter. impressa* Buch.
2) Die festeren Bänke vermehren sich nach oben sehr, die weichen Lagen beinahe ganz verdrängend. Sie bestehen aus nicht sehr hartem, splittrig brechendem, grauem, thonigem Kalk, und laufen bei der Verwitterung ebenfalls gelb an. Verkiesung verschwindet ganz und die Fauna wird eine andere: *Amm. Marantianus* d'Orb., *bimammatus* Quenst., *Bel. unicanaliculatus* Ziet. Nr. 1 und 2 zusammengenommen erreichen hier ungefähr eine Mächtigkeit von 60—80 Fussen.
3) Gelbgraue, weiche Mergel, mit ziemlich engstehenden festeren Bänken und Ausscheidungen von Schwefelkies: *Amm. polyplocus* Rein. sp., *acanthicus* Opp., *tenuilobatus* Opp., *Pholad. clathrata* Münst., *Isoarca transversa* Münst., *Terebrat. sp.* (Quenst. Jura t. 79, fig. 14—16) verkalkt in den festeren Bänken; Brut von planulaten Ammoniten, Seeigel und Terebrateln verkiest in den weichen Schichten.
4) Massige Scyphien-Kalke mit unzähligen Exemplaren von *Rhynch. lacunosa* Schloth. und *Terebr. bisuffarcinata* Schl.

Sehr lieb wäre es mir gewesen, wenn ich nun auch noch ein Profil der Balinger Gegend, wo die viel bestrittenen

Scyphien-Schichten an den Lochen und am Hörnle besonders in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Geognosten auf sich zogen, hätte geben können, doch ist mir diess leider versagt, und ich kann hier nur zufolge einiger mir gemachten Mittheilungen angeben, wie sich im Allgemeinen dort die Schichtenfolge darstellt.

Ueber den Ornatenthonen schliesst sich 1) dort ganz regelmässig das Geodenlager, in dunkle mit *Bel. hastatus* angefüllte Thone eingebettet, an, welches *Amm. Lamberti* beherbergt. Es wird bedeckt 2) von einigen grauen, splittrig brechenden Kalkbänken, dem Lager von *Amm. transversarius* Quenst., *Arolicus* Opp., *canaliculatus* Buch., *stenorhynchus* Opp. u. s. w. Diese Bänke sind sehr häufig verdeckt vom Schutte der abgewitterten Impressathone, 3) welche unmittelbar darüber folgen. Dieselben Versteinerungen, welche verkalkt in den ebengenannten festen Bänken sich finden, kehren verkiest hier wieder, nur *A. transversarius* wurde bis jetzt noch nicht aufgefunden, während *Ter. impressa* den tieferen Schichten fehlt. Am Hörnle lagern nun über diesen Impressathonen 4a., Scyphien-Schichten, in denen sich *Amm. bimammatus* in Gesellschaft von *Amm. Lochensis, semifalcatus, microdomus, tricristatus* etc., vielen Brachiopoden, Echinodermen und Amorphozoen findet. Am Hundsrück bei Streichen aber liegen über den Impressathonen 4b., wohlgeschichtete Kalkbänke, in denen *Amm. Marantianus* und *trimarginatus* die Hauptleitmuscheln bilden. Ueber beiden Arten der Entwicklung, sowohl wie sie uns am Hörnle, als auch wie sie uns am Hundsrück entgegen tritt, schliessen sich wohlgeschichtete Kalke an, welche endlich in die Mergel und die massigen Scyphienfelsen übergehen, welche dem *Amm. tenuilobatus* und seinen Begleitern zur Lagerstätte dienen.

Obwohl nun Baden streng genommen, nicht mehr in das Bereich meiner Betrachtung fällt, so will ich dennoch nicht anstehen, ein Profil, welches ich am Buchberg bei Achdorf aufzunehmen Gelegenheit hatte, und welches wenigstens die Grenzschichten zwischen Oxford- und Kelloway-Gruppe durchschneidet, hier anzuführen. Das Profil liegt an einer steilen Halde blos, an welcher man sich oft nur mit Gefahr hinaufarbeiten kann. Mit

dem Sammeln ist es bei der oft sehr unbequemen Stellung, welche man annehmen muss, um sich nur fest zu halten, freilich etwas schlecht bestellt, dennoch kann man manches Hübsche auflesen, was ausgewittert und dann an den etwas feuchten Thonschichten kleben geblieben ist.

Nachdem man also die obere Abtheilung der Opalinusthone, die Murchisonae-Schichten und so den ganzen Dogger, die Bathgruppe mit inbegriffen, überstiegen hat, gelangt man endlich schon in beträchtlicher Höhe an die Zone des *Amm. macrocephalus.* Diese wird bedeckt von einem dunkeln sehr eisenschüssigen Thon, welcher einzelne Oolithkörner in sich birgt. Von Petrefakten war nichts weiter aufzutreiben als ein Bruchstück von *Bel. calloviensis.* Wie hier die Lambertiregion beschaffen sei, konnte ich nicht sehen. Es scheinen sich unmittelbar über jenen eisenschüssigen Thonen weisse, theils auch grünliche mergelige Schichten anzuschliessen. Diese enthalten eine Unzahl von Petrefakten, unter denen sich namentlich viele Scyphien auszeichnen, ausserdem sammelte ich *Amm. Arolicus* Opp., *Bachianus* Opp., *Erato* d'Orb,, *alternans* Buch., *Rhynch. lacunosa* Schloth., *Ter. nucleata* Schloth., *Birmensdorfensis* Escher, und vieles Andere. Diese Schicht erreicht nur eine Mächtigkeit von 2—3′ und geht dann in ausserordentlich mächtige, weiche, grünlichgraue Mergel mit verkiesten Petrefakten über: *Ter. impressa* kommt hier vor, gehört aber zu den Seltenheiten; ausserdem findet sich: *Amm. Arolicus* Opp., *alternans* Buch., *plicatilis* Sow. In der Oberregion der Mergel stellen sich immer häufiger feste Bänke ein, welche endlich die Mergel ganz verdrängen und dann in einer hohen steilen Mauer aufsteigen. Ueber die Fauna dieser Schichten weiss ich nichts zu sagen, da es mir nicht möglich war, an dieselben vorzudringen.

So gelangen wir denn endlich wieder in das Gebiet der Schweiz, und zwar an das Profil jenes Berges, welcher durch die ausgezeichneten Untersuchungen des Herrn C. Mösch eine Bedeutung erlangt hat, wie keine zweite Lokalität in dem ganzen hier in Betracht kommenden Gebiet. Es ist der Geissberg an der Aar bei Brugg im Canton Aargau, auf welchen ich zunächst die Aufmerksamkeit lenken möchte.

Geissberg (Canton Aargau), Westabfall.

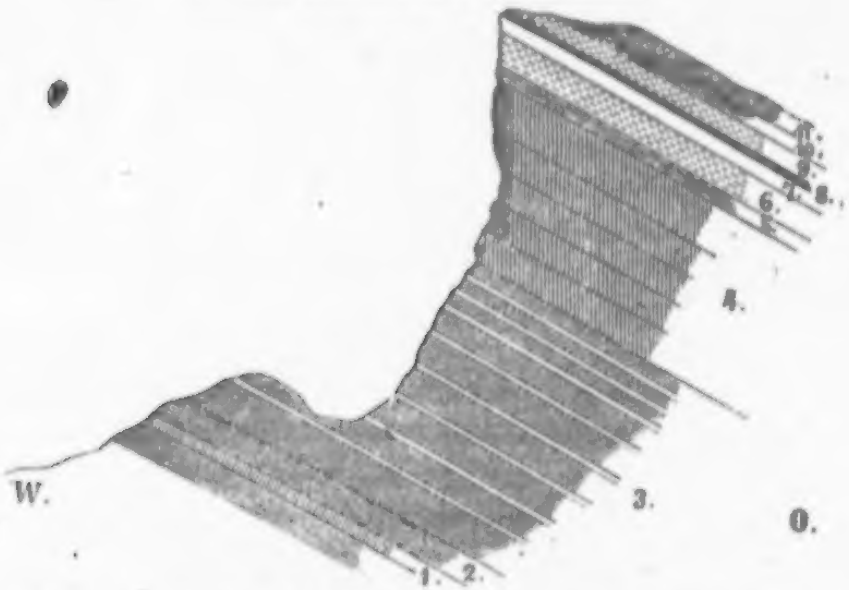

Die unterste Schicht, welche hier nur an einzelnen Stellen mehr deutlich auftritt, sind 1) dunkle Eisenoolithe, welche in ihrer Oberregion *Amm. Lamberti* beherbergen. Darüber folgt, ebenfalls nicht häufig deutlich aufgeschlossen, die sogenannte Birmensdorfer Schicht, welche den *Amm. Arolicus*, *callicerus*, *Bachianus* etc. zur Lagerstätte dient. Erst die sogenannten

3) Effinger Schichten sind es, welche in einer Mächtigkeit von 300′ an dem Gehänge des Berges emporsteigen. Es ist ein ewiger Wechsel von festeren und weicheren Bänken eines grauen mergeligen Gesteines, in dem sich Schwefelkies ausgeschieden hat, und so wurden auch die Petrefacten in verkiestem Zustand erhalten. Die Sachen sind sehr selten darin, doch findet man bisweilen *Ter. impressa*, *Amm. alternans*, *Arolicus*, *callicerus* in kleinen verkiesten Exemplaren, daneben verkalkte *Ter. bisuffarcinata*, *Dysaster granulosus* etc. Diese Schichten werden bedeckt von den

4) Geissbergschichten, gelben thonigen Kalken in ziemlich dicken Bänken, zu Bausteinen verwendbar, und desshalb häufig in Steinbrüchen ausgebeutet. Mächtigkeit 100—110′. Die in diese Kalke eingeschlossene Fauna besteht beinahe

ausschliesslich aus Pelecypoden, denen sich einige Gasteropoden beigesellen. Ich will nur nennen: *Panop. variana* Ag. sp., *Pholadom. concinna* Sow., *parcicosta* Ag., *Goniom. inflata* Ag., *Perna complanata* d'Orb., *Gryphaea controversa* Röm. etc. Darauf liegen die

5) Crenularis-Schichten, buntfarbige, oolithische Kalke, in ihrer Oberregion ein Scyphienlager enthaltend. Unter den Fossilen besonders Planulaten häufig, ausserdem *Amm. semifalcatus* Opp., *bimammatus* Quenst., *Streichensis* Opp., *Ter. cf. Baugieri* d'Orb., *Pholadom. tumida* Ag., *parcicosta* Ag., *Pecten Verdati* Thurm., *Hemicid. crenularis* Ag., *Stomechinus lineatus* Gdf. sp., *Diplopodia Anonii* Ag., *Cidaris florigemma* Phill. etc. Die Mächtigkeit dieser Schichten beträgt nicht mehr als 12 bis 15'. Die Decke dieses so ausserordentlich wichtigen Gebildes stellen nun folgende Schichten dar:

6) Caprimontana-Schichten (Mösch). Meist gelbe feste Kalke mit starken thonigen Zwischenlagen, gegen 20' mächtig: *Rhabdocid. caprimontana* Des., *Collyr. brevis*, *Ter. cf. Baugieri* d'Orb., *Pent. subteres.*

7) Weisse Kalke: Thonfreie Kalkbänke, durch Verwitterung in kreideweisse Brocken zerfallend: *Amm. lingulatus, Pleurotom. suprajurensis* und mehrere Pelecypoden. Mächtigkeit 10—12'.

8) Knollenschicht: Lage graulicher und grünlicher in Mergel eingebetteter Knollen, einzelne Scyphien einschliessend, am Geissberg meist nur 1' mächtig. *Cidaris Suevica* Quenst., *Ter. substriata, bisuffarcinata, loricata, cf. trigonella, Ceriopora angulosa.*

9) Letzi-Schichten: Glasig-spröde, beinahe thonfreie Kalke von flach muschligem Bruch, an den Rändern etwas durchscheinend, 32' mächtig: *Pent. subteres, Amm. lingulatus* etc.

Es schliessen sich hieran nun noch 2 Schichten an, welche zwar auch am Geissberg noch recht schön und deutlich entwickelt erscheinen, für welche indess diese Lokalität doch nicht als typisch betrachtet werden kann. Da es aber hier doch vor der Hand hauptsächlich auf die Schichtenfolge ankommt, will ich das Profil vom Geissberg fortsetzen und weiter anführen:

10) Badener Schichten: Scyphienkalke, buntfarbig, sehr thonig, vom gewöhnlichen ruppigen Aussehen der genannten Entwicklungsform. Stellenweise gegen 45' mächtig, jedoch nur in einzelnen Lagen reich an organischen Resten. Aus dem in Rede stehenden Profil besitze ich: *Amm. tenuilobatus, dentatus, acanthicus, stephanoides, Bel. unicanaliculatus, Ter. bisuffarcinata, nucleata, Rhynch. lacunosa, Megerlea pectunculus, Cid. coronata, Holectyp. Mandelslohi, Dysast. carinatus, Eugeniacr. Hoferi, Sphaerites scutatus* etc. Ueber einige nun folgende Bänke kann man wegen Mangels an Petrefakten und schlechter Aufschlüsse im Zweifel sein, bis mit dem Auftreten der

11) Cidariten-Schichten jeder Zweifel schwindet. Es sind diess aschgraue, kieselreiche, knollige Kalke, welche viele Scyphien einschliessen. Unter den übrigen Fossilien herrschen Echinodermen weit vor, von denen ich hier nur *Rhabdocid. princeps, Cidaris nobilis, Hemipedina Nattheimensis* anführen will. Ausserdem findet man *Ter. insignis, Rhynch. inconstans, Apiocrinus Milleri, rosaceus* u. s. w.

Diese eben dargestellte Schichtenfolge ist indess nicht allein am Geissberg zu finden, sondern durch den ganzen Aargau die herrschende. Schon wieder anders aber stellt sich uns ein Profil in der Nähe von Solothurn dar, welches, soweit unsere Kenntniss der Schichten bis jetzt reicht, ebenfalls die ganze Oxford-Gruppe zu durchschneiden scheint. Es ist nämlich das herrliche Profil von Günsberg, welches ich hier im Auge habe, und das ich im Vorhergehenden schon so oft zu erwähnen veranlasst war. Man kann hier nämlich sehr leicht über den Macrocephalus-Schichten folgende Schichtenreihe beobachten.

1) Eisenoolithe mit *Amm. Lamberti* und *Athleta.*
2) Ruppige Scyphienkalke 20' mit *Amm. Arolicus, canaliculatus, callicerus, Ter. bisuffarcinata, Rhynch. sparsicosta.*
3) Ziemlich dünn geschichtete, schwach dolomitische graue Mergel 100': Planulate Ammoniten, *Cid. coronata, Collyrites carinatus.*
4) Compakte graue Mergel mit in Knollen abgesondorten Kalk-

Stierenberg (Canton Solothurn) bei Günsberg.

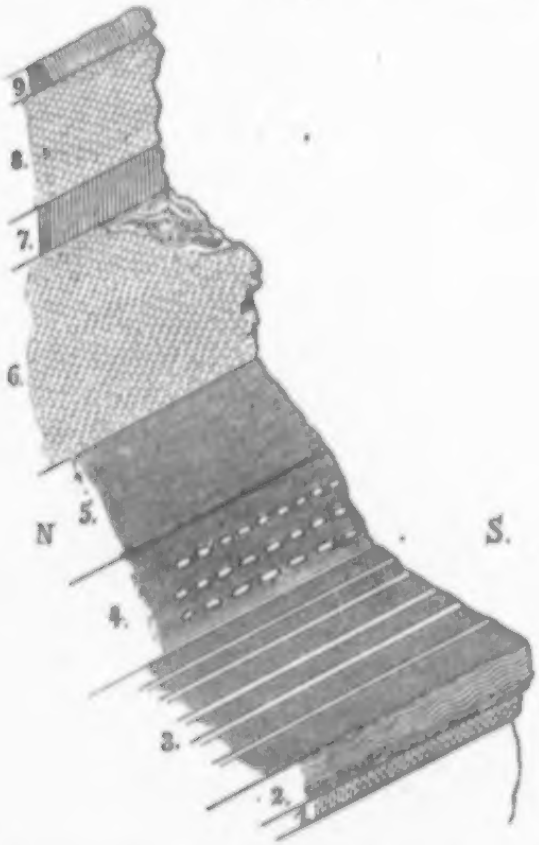

lagern 100′: *Pholadom. parcicosta, exaltata, similis, Panop. varians.*

5) Undeutlich oolith. Mergel, } 100′: *Cidaris florigemma, Hemicid. crenularis, Glyptic. hieroglyphicus Agaricien, Astreen, Anthophylleen.*
6) Graue mergelige Kalke }

7) Bläulich-grauer Kalk 17′.

8) Weisse, undeutlich oolithische Kalke mit Nerineen.

Aehnlich wie dieses Profil, jedoch in manchen Theilen nicht unwesentlich davon abweichend, zeigt sich die Schichtenfolge am Fringeli, jenem weltberühmten Fundorte für die Echinodermen und Radiaten des Terrain à chailles. Es bildet dies Profil den Typus für die die Vogesen-Halbinsel umsäumenden Bildungen, während die Ablagerungen in den Vorderketten sich

mehr dem Typus des Günsberger Profiles nähern. Der Durchschnitt des Fringeli ist aber folgender:*)

Fringeli (Canton Bern).

Thal von Bärschwyl. Thal von Delémont.

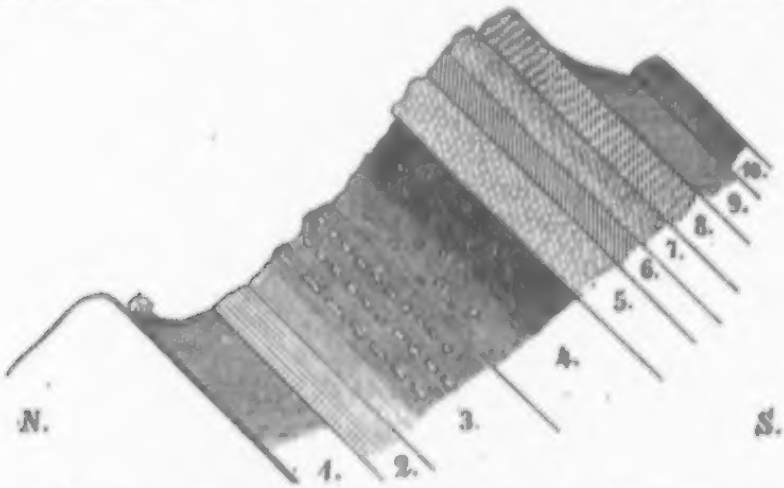

1) Oxford-Mergel: graue, weiche Mergel mit verkiesten Petrefakten: *Amm. Eugeni, Ter. impressa* etc.
2) Grauer thoniger Schieferkalk mit Mergeln: Grosse Exemplare von *Amm. plicatilis, cordatus, cf. pevarmatus. cf. Arolicus, Christolii.*
3) Graue Kalkmergelbänke, schiefrig, bröckelnd, mit grossen reihenweise liegenden Sphäriten (Kalkkonkretionen). Marnes à sphaerites Thurm.: *Panop. varians, Pholadom. tumida, parcicosta, exaltata, Pygaster sp., Collyrites bicordata.*
4) Graue sandige Mergel mit „chailles," Petrefakten verkieselt: *Cid. florigemma, Millericrinus Greppini* etc., Korallen; zu unterst Hauptlager des *Glypticus hieroglyphicus.*
5) Grauer groboolithischer Mergelkalk: Echiniden, Crinoideen, Korallen wie in der unterlagernden Schicht.
6) Kieseliger Korallenkalk, unterste Schicht des Corallien der Schweizer.

*) Mehrere sehr instruktive Querdurchschnitte durch die ganze Kette des Mont Terrible gibt schon Gressly: Jura Soleurois tab. 5, ebenso ein specielleres Profil des Fringeli tab. 11. Ueberhaupt sind die Profile auf tab. 11 von hohem Interesse.

7) Madreporen-Kalk.
8) Nerineen-Kalk.
9) Astarte-Mergel: *Hemicid. strammonium*, *Phasian. striata.*
10) Astarte-Kalk.

Diese Art der Entwicklung ist im Ganzen in dem von mir zu behandelnden Gebiet nicht besonders verbreitet, wie wir weiter unten sehen werden, während uns im Canton Neuchâtel bei La-Chaux-de-Fonds wie im Val Travers die Bildungen wieder mehr an schon Bekanntes erinnern. In dem schon erwähnten Steinbruche von Pouillerel bei La-Chaux-de-Fonds stellen sich über den früher geschilderten Eisenoolithen mit *Amm. ornatus* und *athleta* (1) dunkle etwas mergelige Thone (2) ein, in denen *Bel. hastatus* Blainv. in Menge liegt. Kleine verkieste Exemplare von *A. Lamberti*, *Eugeni* und *plicatilis* gehören dagegen zu den Seltenheiten. Diese Thone werden bedeckt (3) von einem gegen 6' mächtigen Scyphien-Lager, in dem *Pent. subteres* das häufigste Petrefact bildet; ausserdem kann man auch noch *Amm. Arolicus* und *Erato* finden, nebst einer Unzahl von Brachiopoden, und den auch anderwärts in den Scyphienkalken häufigen kleinen Sachen. Dieses Profil endet hier, im Val Travers aber schliessen sich über den Scyphien-Schichten mit *A. Arolicus* und *Erato* etc. (4) ausserordentlich mächtige, schwach dolomitische Kalkmergel an, welche in grosser Ausdehnung gewonnen und zu hydraulischem Kalk verarbeitet werden. Von Petrefakten sind sehr vereinzelnte und schlecht erhaltene Exemplare von planulaten Ammoniten das Einzige, was man hier sammeln kann.

Darüber folgen (5) ungefähr 36 Fuss ziemlich gutgeschichtete, felsige Kalke von grauer oder bräunlicher Farbe, aus denen sich die Fossile nur äusserst schwer herausschälen. *Cidaris florigemma* kommt in Gesellschaft einer nicht näher bestimmten *Diceras* hier vor, doch ist überhaupt die Fauna dieses ganzen Gebildes sehr arm zu nennen. Es wird unmittelbar von Astarte-Kalken überlagert, ist also der einzige Repräsentant des oberen Oxford.

Damit will ich nun die Reihe der Profile beschliessen, indem ich glaube, dass aus diesem Wenigen schon genugsam erhellen wird, wie wechselvoll, wie interessant aus diesem Grunde aber

auch die Oxford-Gruppe dem Forscher sich darstellt. Aus dem Gebiete der Scyphien treten wir nach und nach in das der Pelecypoden, von hier allmählig ins Reich der Korallen, bis auch das im Canton Neuchâtel die Grenze seiner höchsten Blüthe, die Ufer der Vogesen-Halbinsel, überschritten hat.

Bei all diesem Wechsel in der Gestaltung, dieser Mannigfaltigkeit in der Form aber lassen sich dennoch feste Anhaltspunkte finden, unverrückbare Horizonte feststellen, welche dann, hat man sie einmal richtig erfasst, plötzlich eine grosse Klarheit in das scheinbar undringliche Gewirre der Thatsachen bringen. Allein mittels der Einschlüsse an organischen Resten erscheint diess indess möglich, und zwar sind es aus diesen auch wieder hauptsächlich die Cephalopoden, welche bestimmtere Anhaltspunkte bieten. Ich will daher in der nachfolgenden Tabelle versuchen, alle diejenigen Schichten der eben durchgegangenen Profile, in welchen die gleichen oder wenigstens einige gleiche Arten sich finden, zu einander in Beziehung zu bringen.

Unkosten dieser Anstalten unserem Systeme zu machen lieben, nämlich daß wir uns durch Berufung auf die Nothwendigkeit einer verständigen Armenpflege, der Pflicht, für die nothleidenden Brüder zu sorgen, namentlich den unschuldigen Kindern ihr hartes Loos zu versüßen, zu einem bedeutenden Theile gleisnerisch zu entziehen wissen. Nichts ist ferner von unserm Sinne und von den besten Beweisen desselben, unsern Handlungen. Hier spricht allzulaut der in den germanischen (nicht auch in den romanischen) Ländern fast allgemein durchgeführte Grundsatz, daß jede Gemeinde für ihre Armen zu sorgen hat; es sprechen die zahlreichen Waisenhäuser, die bedeutenden Summen, welche nach gepflogener Untersuchung des eigenen Unvermögens für die Erhaltung armer Kinder gegeben werden. Besonders aber dürfen wir uns auf jene zahlreichen Anstalten und Vereine zur Erziehung verwahrloster Kinder berufen, welche lediglich durch die eben so umfangreiche als richtig überlegende Wohlthätigkeit von Privatpersonen gestiftet, mit frommem, aufopferndem Sinne unterhalten werden, und welche — wie namentlich die württembergischen Anstalten dieser Art — selbst die anerkennende Aufmerksamkeit unserer überrheinischen Nachbarn auf sich gezogen haben. Nein, nicht um einer Pflicht sich zu entziehen, legen die germanischen Völker keine Findelhäuser an, sondern weil sie in blinder und sogar entsittlichender Geldverschwendung keine richtige und bewußte Pflichterfüllung finden. Sie sind der Ansicht, daß zwar wohl die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte thue, daß aber wohl diese selbst es wissen müsse.

Hiermit dürfte wohl der Beweis geliefert seyn, daß die dem germanischen Systeme gemachten Vorwürfe theils thatsächlich nicht begründet sind, theils sogar das romanische System in einem noch höheren Grade treffen. Ein Grund also, von dem richtigen Principe abzuweichen, ist an und für sich nicht vorhanden. Allein jede Lust dazu muß bis auf die letzte Spur verschwinden, wenn man diejenigen üblen Folgen ins Auge faßt, welche das romanische System zum wahren Fluche für die von ihm angesteckten Länder machten, trotz aller National-Vorurtheile doch am Ende durch ihr unabweisbares Daseyn die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, und immer mehr und mehr die denkenden Köpfe gegen dasselbe vereinigen. Es sind aber diese Nachtheile theils sittlicher, theils wirthschaftlicher Art.

Zusammenstellung der im Vorhergehenden beschriebenen Profile der Oxford-Gruppe in Franken, Schwaben und der Schweiz.

Staffelberg. pag. 229.	Würgau. pag. 230.	Streitberg. a) pag. 232.	Streitberg. b) pag. 234.	Thalmässing. pag. 235.	Beller Gegend. pag. 236.	Ballinger Gegend. pag. 237.	Geissberg. pag. 239.	Gänsberg. pag. 241.	Fringeli. pag. 243.	Pouillerel & Val-Travers pag. 244.	Abtheilungen.
Schicht Nr. 8. Nr. 7. Nr. 6.	Schicht Nr. 8. Nr. 7. Nr. 6. Nr. 5. Nr. 4.	Schicht Nr. 7. Nr. 6.	Schicht Nr. 6. Nr. 5.	Schicht Nr. 6.	Schicht Nr. 4. Nr. 3.	Schicht Nr. 7. Nr. 6. Nr. 5.	Schicht Nr. 10.	Schicht Nr. 7.?	Schicht Nr. 6.??	Schicht Nr. 5.	Zone des *Amm. torulicostatus, Aptenensis, polyplocus* etc.
							Nr. 6, 7, 8, 9.				
Nr. 5. Nr. 4.	Nr. 3.	Nr. 5. Nr. 4.	Nr. 4.	Nr. 5.	Nr. 2.	Nr. 4a. 4b.	Nr. 5.	Nr. 6. Nr. 5.	Nr. 5. Nr. 4.		Zone des *Amm. hirsutocostatus, Martelli* [illegible] *evoluta* u. Gld. *florigemma.*
							Nr. 4.	Nr. 4.	Nr. 3.		
Nr. 3. Nr. 2.	Nr. 2. Nr. 1.	Nr. 3. Nr. 2.	Nr. 3. Nr. 2.	Nr. 4. Nr. 3.	Nr. 1.	Nr. 3. Nr. 2.	Nr. 3. Nr. 2.	Nr. 3. Nr. 2.	Nr. 2.?	Nr. 4. Nr. 3.	Zone des *Amm. transversarius, callicerus, Ongiri* etc.
Nr. 1. Geodenlage.	?	Nr. 1. Geodenlage.	Nr. 1. Geodenlage.	Nr. 2.	Geodenlage mit *A. Lamberti* u. *biarmatus.*	Nr. 1.	Nr. 1. z. Th.	Nr. 1. z. Th.	Nr. 1.	Nr. 2.	Zone des *Amm. biarmatus.*
Nr. 1. Ornatenthone.	Ornatenthone.	Nr. 1. Ornatenthone.	Nr. 1. Ornatenthone.	Nr. 1.	Ornatenthone.	Ornatenthone.				Nr. 1.	*Ornatenthone.*

So haben wir denn also in der Oxford-Gruppe vier Unterabtheilungen oder Zonen erhalten, nämlich:

die Zone des *Amm. tenuilobatus*,
" " " *Amm. bimammatus* und *Cidaris florigemma*,
" " " *Amm. transversarius*, endlich
" " " *Amm. biarmatus*.

Diese vier Namen hat Oppel gegeben und zwar die der drei oberen Zonen erst neuerlich im II. Bande seiner paläontologischen Mittheilungen, die unterste aber hatte ihren Namen schon in der „Juraformation" erhalten, schloss aber damals noch zugleich die Impressathone in sich, welche jetzt davon abgetrennt und mit der höheren Zone vereinigt sind.

Dass die Oxfordgruppe wohl in mehr als in zwei Abtheilungen zu zertrennen sei, wurde schon länger erkannt; es fehlte aber bei allen Versuchen, welche in der Art auch angestellt werden mochten, immer an den geeigneten paläontologischen Anhaltspunkten. Am meisten Erfolg bei ihren Bemühungen hatten noch die schweizer Geologen, wenn auch gleich jener ausgezeichnete Forscher C. Mösch, welcher schon im Jahre 1856*) die Sache vollständig richtig erkannt hatte, und demzufolge auch sehr lebhaft gegen die in Schwaben gebräuchliche Eintheilung des oberen Jura agitirte, bis in die neueste Zeit mit seinen Ansichten vereinzelt dastand. Er war es, welcher zuerst auf zwei weit über einander liegende Scyphien-Schichten aufmerksam machte, und so nachwies, dass Scyphien-Lager nicht allein in einer oder zwei Abtheilungen des Oxfords, sondern in den aller verschiedensten Schichten auftreten können. Er hat in neuerer Zeit die Stellvertreter des Terrain à chailles im Aargau nachgewiesen, und mag vielleicht auch in manchen anderen Punkten seines kürzlich veröffentlichten kleinen Aufsatzes**), welche uns bis jetzt etwas parodox erscheinen, mit seinem eigenthümlichen Takt die geognostischen Parallelen herauszufinden, dennoch nahezu das Richtige

*) Die Flötzgebirge im Canton Aargau.

**) Vorläufiger Bericht über die Ergebnisse der im Sommer 1862 ausgeführten Untersuchungen im weissen Jura der Cantone Solothurn und Bern (Verh. d. schweiz. naturf. Ges. zu Luzern) 1863.

getroffen haben, wenn auch gleich die Ansichten, wie er sie aufstellt, bis jetzt noch nicht bewiesen werden können. Das Verdienst gebührt ihm aber unstreitig, dass er die ganze neue Eintheilung der Oxfordgruppe, wie sie jetzt eben dargelegt wurde, hervorgerufen und angebahnt hat.

Ich will nun noch rasch jede einzelne Zone in ihrem Verlaufe durch das hier in Betracht kommende Gebiet verfolgen, um dann um so leichter die Eigenthümlichkeiten, welche in diesem oder jenem Territorium die herrschenden sind, klar hervorheben zu können. Ich beginne also mit der

1. Zone des *Amm. biarmatus*.

Die Zone des *Amm. biarmatus* erreicht in dem ganzen zu betrachtenden Gebiete nirgends eine besondere Mächtigkeit. Wo sie am ausgezeichnetsten entwickelt auftritt, schwellen ihre Schichten höchstens bis auf 20′ an, und zeigen auch dann noch, wie an weniger günstigen Lokalitäten eine grosse Einförmigkeit in den zusammensetzenden Gesteinen. Es sind immer dunkle fette Schieferthone, welche ihre Einschlüsse an organischen Resten bald verkalkt in feste Mergelknollen gebacken, bald schön verkiest uns überliefern.

Wohl am meisten verkümmert sind diese Schichten in Franken, wo nur ein ganz besonderer Glücksfall dem Sammler einen oder den anderen von den Atmosphärilien aus den verwitternden Schichten ausgewaschenen Mergelknollen in die Hände führt, welcher dann erst noch unter zehn Fällen neunmal die Hoffnung täuscht, indem in der sehr harten compacten Mergelmasse keine Spur einer Versteinerung zu entdecken ist. Es müssen hier die Knollen nur sehr zerstreut in der aller obersten Lage der Ornatenthone, dicht unter einer sehr constant anhaltenden, festen, glauconitischen Kalkbank, welche indess schon der nächst höheren Zone angehörig sich ausweist, enthalten sein. Gümbel hatte bei seinen vielen Kreuz- und Querzügen in Franken öfter Gelegenheit, diese Schichten zu beobachten, und citirt daraus *A. Lamberti* Sow. und *biarmatus* Ziet.*) mir war es

*) Gümbel: Die Streitberger Schwammlager: Württemb. naturw. Jahresh. 1862, pag. 195.

indess nur ein einziges Mal beschieden, einen, einen Ammoniten in sich schliessenden Mergelknollen aufzufinden. Es war diess am Staffelberg bei Staffelstein in Oberfranken, und der Ammonit stellte sich als zu *A. Arduennensis* d'Orb. gehörig dar. Dass die Zone des *A. biarmatus* im nordöstlichen Franken, i. e. in der Gegend von Bamberg u. s. w. vorhanden, und zwar durch ein, dicht unter der für den fränkischen Jura so charakteristischen glaukonitischen Kalkbank befindliches Geodenlager vertreten ist, mag indess durch das Angeführte mit ziemlicher Sicherheit erhellen.

Die gleiche Art der Entwicklung weist nun die ganze nach W. und von der Biegung bei Neumarkt an nach N.W. gewendete Abdachung des Franken-Jura auf. In der Gegend von Thalmässing finden wir wieder das gleiche Geodenlager, nur schon etwas besser entwickelt, welches hier wie dort das Lager für die der Zone des *A. biarmatus* eigenthümlichen Fossile bildet. *Amm. perarmatus* Sow., *plicatilis* und *Bel. hastatus* habe ich schon in dem Profil pag. 235 angeführt.

Etwas anders stellen sich diese Ablagerungen am Ostrand des jurasischen Höhenzuges, in der Gegend von Regensburg etc. dar', indem hier nämlich ziemlich petrefaktenreiche Eisencolithe die Stelle der Thone mit Geoden eingenommen haben. Ich sah von dort *Amm. perarmatus* und *plicatilis* in einem derartigen Gesteine.

Wenden wir uns zunächst nach Schwaben, so sehen wir hier diese Schicht schon sehr deutlich und bestimmt auftreten, während in verhältnissmässig schon sehr nahe gelegenen Gegenden, am Hahnenkamm oder Hesselberg, dieselbe noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen ist. Es mag diess freilich sehr viel mit davon herrühren, dass hier auch die ganzen Ornatenthone sehr verkümmert, und in solche Geodenlagen aufgegangen sind, so dass eine einzelne Zone hier sehr schwer aufzufinden oder gar auszubeuten ist. In Schwaben selbst ist wohl auch erst die Balinger Gegend als recht typisch für diese Schichten zu betrachten, denn so reich die Fauna derselben auch schon bei Boll und Aalen auftritt, so sondern sie sich hier doch nicht so

scharf von den unterliegenden Ornatenthonen, wie z. B. an der Lautlinger Steige, woher sie Fraas*) beschreibt. Was ich aus der Beller Gegend aus diesen Schichten besitze, ist Folgendes: *Bel. hastatus* Blainv., *Amm. Lamberti* Sow., *Mariae* d'Orb., *Sutherlandiae* Murch., *Arduennensis* d'Orb., *Eugenii* d'Orb., *biarmatus* Ziet., *perarmatus* Sow.

An der Lautlinger Steige folgt nach Fraas über den Ornatenthonen mit verkiesten *A. ornatus* und *Lamberti* 15′ Thon ohne Petrefakten. Hat man diese überschritten, färben sich die Thone dunkler von eingeschlossener kohliger Substanz, zugleich tritt ein dem *Pent. pentagonalis* Gdf. sehr nahestehender Pentakrinit in Menge auf, und etwas höher stellt sich *Bel. hastatus* in ausserordentlicher Häufigkeit ein. Mit ihm erscheinen Ammoniten, theils in harte Mergelknollen eingeschlossen, theils frei verkalkt, unter denen sich besonders *A. biarmatus* und die dicke Varietät von *A. Lamberti* nebst einem Ammoniten aus der Familie der Canaliculaten auszeichnen. *Amm. cordatus* erscheint hier zum ersten Mal.

Um die Fauna dieser Schichten, welche bis jetzt überhaupt aus Schwaben bekannt geworden ist, noch einigermassen zu vervollständigen, will ich das, wass Oppel ausser den schon vorher genannten Arten anführt, hiehersetzen. Es sind: *Amm. oculatus* Phill., *Henrici* d'Orb., *plicatilis* Sow., *Constanti* d'Orb.

An den meisten Stellen, wo die Ornatenthone als Eisenoolithe entwickelt sind, haben wir auch das in Rede stehende Gebilde, aufs innigste mit den unterlagernden Schichten verbunden mit der gleichen Gesteinsbeschaffenheit auftretend, zu suchen. Am Randen ist das Lager des *A. biarmatus* noch nicht nachgewiesen, im Canton Aargau dagegen kann man diesen Horizont, wenn gleich auch *A. biarmatus* ziemlich selten ist, auf das bestimmteste bezeichnen. Besonders sind einige Lokalitäten des Frickthales dazu sehr geeignet, und *A. Lamberti* und *cordatus* erscheinen dort in solcher Häufigkeit, dass man sie dutzendweis von den Kindern kaufen kann. Am Anstehenden unterscheiden

*) Geognostische Horizonte im weissen Jura. Württemb. naturw. Jahresh. 1858, pag. 96.

sich diese Schichten von den darunterliegenden Ornatenoolithen durch ihre gelbe statt rothe Färbung, den geringeren Eisengehalt, grössere Festigkeit des Gesteins und sparsamere Oolithkörner. Ich sammelte daraus bei Bötzen und Uecken: *Amm. cordatus* Sow., *Lamberti* Sow., *plicatilis* Sow., *cf. Henrici* d'Orb., *perarmatus* Sow., *Turbo Meriani* Gdf., *sp. nov.*, *Pleurotomaria cf. tornata* Phill. sp., *Neritopsis* sp., *Nucula elliptica* Phill. sp.

Ob andere Sachen, wie *Mespilocrinites*, *Seeigel* etc., welche ich ausser dem Angeführten noch aus diesen Oolithen erhielt, hieher oder in die tieferen Zonen gehören, kann ich nicht mit Sicherheit angeben.

Wie schwierig die Abtrennung dieser Zone den *A. biarmatus* von den Schichten des *A. ornatus* im Canton Solothurn zu bewerkstelligen sei, habe ich schon bei Besprechung der Kelloway-Gruppe erwähnt, und ich kann daher hier darüber weggehen. Zum Beweise indess, dass auch hier diese Zone vertreten sei, mag ein *A. perarmatus* dienen, den ich bei Günsberg aus dem Gesteine herausschlug.

Ganz anders wird die Gesteinsbeschaffenheit, wenn wir uns dem Südende der Vogesen-Halbinsel nähern. Die Eisenoolithe sind hier gänzlich verschwunden, die Ornaten-Schichten werden durch graue Thone und Kalke gebildet, wie wir gesehen haben, darüber aber folgen bis zu einer Mächtigkeit von 20′ sehr dunkle, schüttige, weiche Thone, in denen die Fossile in prachtvoll verkiestem Zustande liegen. Sehr auffällig ist dieser Wechsel der die Schichten constituirenden Gesteine im Canton Basel, da hier beide Arten der Entwicklung auf ein verhältnissmässig kleines Territorium zusammengedrängt sind. Die ganzen östlichen und südlichen Theile des Cantons weisen Eisenoolithe, die westlichen und nordwestlichen aber Mergel in diesen Regionen auf. Genauer gefasst herrscht die oolithische Facis in all den Gegenden, welche östlich von der von Solothurn durch die Clause von Ballstall über Langenbrück, Höllstein, Liestal etc. nach Basel führenden Strasse gelegen sind, und im Süden in den Ketten des Weissenstein, von Mämmliswyl und Passwang, doch ist es bei der letztgenannten schon etwas

schwankend; in allen von den ebenbezeichneten, aber nach West oder Nordwest gelegenen Regionen sind die Thone an die Stelle der obersten Oolithlagen getreten.

Diese Thone sind meist sehr reich an organischen Resten, wenn auch die Aufschlüsse hie und da etwas zu wünschen übrig lassen. Seit lange ist aber schon die Oxford-Combe in der Nähe von Châtillon bei Delémont berühmt, indem schon Thurmann*) die von ihm abgebildeten Stücke zum grössten Theile daher erhalten hatte, und Oppel durch seinen Besuch diese Lokalität von neuem in Erinnerung brachte. Die Aufschlüsse sind hier aber auch wirklich prachtvoll zu nennen, und man kann hier in kurzer Zeit die wichtigsten Arten zusammen bekommen. Meine Ausbeute war Folgendes: *Amm. Eugeni* d'Orb., *Arduennensis* d'Orb., *Lamberti* Sow., *Renggeri* Opp., *Mariae* d'Orb., *oculatus* Phill., *plicatilis* Sow., *Greppini* K. Mayer (manuscr.), *cf. denticulatus* Ziet., *Cerithium Bennoti* Thurm. sp., *Trochus Ebersteini* Thurm. sp., *Phasianella Hoferi* Thurm. sp., *Pterocera Garcini* Thurm. sp., *Gagnebini* Thurm. sp., *Trochus Bourgeti* Thurm. sp., *Terebrat. impressa* Bronn., *Pentacr. pentagonalis* Gdf., *Turbinolia Delmontana* Thurm., *Anthophyllum Erguelense* Thurm. Um die Liste zu ergänzen, will ich noch weiter anführen: *Amm. Sutherlandiae* Murch., *Henrici* d'Orb., *tortisulcatus* d'Orb., *tatricus* Pusch., *biarmatus* Ziet., *perarmatus* Sow.

Amm. cordatus Sow., welcher auch citirt wird, gehört zu den allergrössten Seltenheiten, und beginnt, wie in Schwaben so auch hier, erst in ganz vereinzelnten Exemplaren. Herr Dr. Greppin theilte mir freundlichst mit, dass er aus der Gegend von Delémont kein einziges den Oxfordmergeln entstammendes Stück kenne, Dr. Müller in Basel dagegen benachrichtigte mich, dass in der dortigen Sammlung gegen 10 verkieste Individuen von *A. cordatus* aus den Oxfordmergeln der an den Canton Basel grenzenden Gegenden der Cantone Bern und Solothurn lägen.

Eine andere gleichfalls recht günstige Lokalität der Um-

*) Thurmann: Abraham Gagnebin (Appendix) Porrentuy 1851.

gebungen von Delémont ist bei Moveller, von welcher ich ungefähr die gleichen Arten in beinahe gleicher Anzahl erhielt, wie bei Châtillon.

Weit interessanter als der obengenannte ist dagegen ein Punkt in der Nähe von La-Chaux-de-Fonds (Ct. Neuchâtel). Man beobachtet hier nämlich in einem Steinbruche bei Pouillerel (siehe Profil pag. 244) die Oxfordmergel mit verkiesten Petrefakten combinirt, einerseits mit den Eisenoolithen der Ornatenschichten, andrerseits mit den Scyphien-Schichten aus der Zone des *Amm. transversarius*. An organischen Einschlüssen sind die Oxfordmergel dieser Lokalität eigentlich arm zu nennen, ausser einigen kleinen Kieskernen von *A. Lamberti* und *plicatilis* nebst einigen prachtvollen Exemplaren von *Bel. hastatus* war nichts hier aufzufinden.

Fassen wir nun noch einmal den ganzen Verlauf der Zone des *A. biarmatus* ins Auge, so ergibt sich, dass diese Abtheilung in den östlichsten Distrikten meines Betrachtungsgebietes erst in den kümmerlichsten Spuren sich zeigt, dass sie, je weiter wir nach Westen vorschreiten, an Deutlichkeit der Entwicklung gewinnt, bis sie im Canton Aargau und Solothurn wieder stellenweise mit den tiefer liegenden Schichten so zu sagen zusammen fliesst. Rasch erhält sie aber wieder ihre Selbstständigkeit, wird bedeutend mächtiger und setzt so, schon längst unter dem Namen *Marnes oxfordiennais* bekannt, durch die Cantone Bern und Neuchâtel nach dem französischen Jura weiter fort.

Ebenso constant in ihrem Verlaufe, wenn auch hie und da etwas schwieriger zu erkennen, ist die nun folgende

2. Zone des *Amm. transversarius*.

Die Zone des *A. transversarius* ist überall, wo sie deutlich auftritt, aus zwei Gliedern zusammengesetzt, welche sich indess in Bezug auf bezeichnende Fossilreste nur wenig verschieden verhalten. Das untere von beiden, meist mehr kalkiger Natur, durch mehr oder weniger feste Gesteine dargestellt, tritt sehr häufig in felsiger Form, ruppige Felsmassen bildend, auf, das obere aber, durchgängig aus ziemlich weichen Mergelschichten be-

stehend, zeigt zu der eben bezeichnenden Eigenschaft weniger Anlage.

Was nun zunächst das nordöstliche Franken betrifft, so sind beide Glieder hier zwar vorhanden, doch dass sie gut entwickelt wären, kann man nicht sagen. Die Ornatenthone bedeckend lassen sich sehr constant einige Bänke eines sehr harten, marmorartigen, oft sehr schön röthlich oder wachsgelb gefärbten Kalkes beobachten, welcher, indess auch oft ziemlich mergelig werdend, knollig verwittert, und dann sehr deutlich kleine, grüne, wahrscheinlich glaukonitische, pulverförmige Körner hervortreten lässt, welche auf frischen Bruch wohl auch sehr leicht gesehen werden können, doch erst bei der Verwitterung dem Gesteine mehr das Aussehen eines grünen Oolithes verleihen, wie Gümbel es bezeichnete. Gümbel vereinigte diese Kalke noch mit dem unmittelbar darunter befindlichen Geodenlager, doch verweisen neuere Erfunde an Ammoniten die ersteren in die nächst höhere Zone. Fossile sind in dieser Schicht nur sehr selten und um so schwieriger aufzufinden, als sich nur an verhältnissmässig wenigen Stellen die orographischen Verhältnisse so günstig gestalten, dass dieselbe auf grössere Strecken anstehend erscheint; in den meisten Fällen ist sie von ungeheuren Schuttmassen bedeckt.

Die Oberregion der Zone wird durch weiche, meist oolithische Mergel mit knolligen festeren Bänken dargestellt. In den weichen Schichten kommen Schwefelkiesausscheidungen und undeutliche Kieskerne von Ammoniten und Brachiopoden vor, doch liefern nur die festeren Bänke bestimmbare Exemplare. *Ter. impressa*, welche hier eigentlich ihr Lager haben sollte, wurde bis jetzt in diesem Theile von Franken nicht aufgefunden. Sie wird vertreten durch eine weit kleiner bleibende, ihr indess ziemlich nahe stehende Form.

Diess ist es nun, was sich allenfalls Allgemeines über diese Schichten im nordöstlichen Franken sagen lässt. Es stellt das die Entwicklung dar, welche wir in dem auf pag. 229 gegebenen Durchschnitt des Staffelberges auftreten sehen, und welche in diesem Theile von Franken die allgemein herrschende ist. Die Seltenheit wohl bestimmbarer Ammoniten macht es mir

leider nicht möglich, mehr Arten als ich schon in dem Profile angegeben habe, anzuführen, nämlich: *Amm. calliceras* Opp., *semiplanus* Opp., *Arolicus* Opp., *canaliculatus* Buch.

Im Würgauer Profil sind die unteren Kalkbänke verdeckt, die Mergel aber sind zwar aufgeschlossen, doch fehlen hier die festeren Bänke beinahe ganz, so dass ich auch gar keine bestimmbare Art daraus auftreiben konnte. Die ersten Scyphien beginnen hier in grossen aber sehr vereinzelten Exemplaren: die thonige Beschaffenheit des Meeresbodens scheint ihrer Existenz nicht günstig gewesen zu sein.

Eine ganz ähnliche Entwicklung zeigen diese Schichten auch noch in der Streitberger Gegend, die charakteristischen Kalke mit grünen Oolithkörnern unten, die weichen oolithischen Mergel oben. Auch hier ist die Fauna noch sehr arm: *Amm. hispidus* aus den Kalken, *Amm. hispidus* und *Oegir* aus den untersten Lagen der Mergel ist Alles was ich anzuführen vermag. Beide Thalseiten bei Streitberg stimmen in diesen tiefen Schichten noch vollständig überein, wenngleich nur wenige Stellen dieselben in guten Aufschlüssen zeigen, denn es erreichen die Schuttmassen, welche im Laufe der Zeiten durch die Verwitterung von den steil ansteigenden höheren Schichten sich loslösten, hier eine Höhe, welche auch noch die obere Grenze dieser Ablagerungen erreichte. Schurfe indess, welche H. Dr. Schrüfer hier ausführen liess, haben die Schichtenfolge ausser allen Zweifel gesetzt. Hoffentlich wird auch der genannte rege Forscher im Gebiete des fränkischen Jura nicht mehr lange auf die Veröffentlichung der Resultate seiner Untersuchungen in dieser Gegend warten lassen.

Der Typus der Entwicklung beginnt sich, allmählig dem in Schwaben herrschenden zu nähern, wenn wir nach Süd und Süd-Westen vorschreiten, und haben wir erst die Biegung des Jurarandes bei Altdorf hinter uns, treten allmählig ganz typisch entwickelte Impressathone uns entgegen. Die Gegend von Thalmässing weist dieselben schon in der schönsten Ausbildung auf, und von hier aus setzen sie dann ununterbrochen bis nach Schwaben fort. Auch in diesen südwestlichen Theilen Frankens bilden die unteren, harten knolligen Kalkbänke mit grünen, pulver-

In ſittlicher Beziehung haben wir uns übrigens vor Allem zu hüten vor einem ungerechten Vorwurfe. Es iſt nämlich ohne Zweifel wohl Jeder geneigt, einen ungünſtigen Einfluß der Findelhäuſer auf die Geſchlechtsverhältniſſe anzunehmen. Weit wenigere Rückſichten, denkt man nämlich, ſprechen in einem Lande für die Enthaltſamkeit beſonders des weiblichen Geſchlechtes, wo der Staat ſelbſt den größten Theil der materiellen Folgen der Ausſchweifungen abnimmt und ſomit außerehelichen Genuß und namentlich Concubinat erleichtert. Hier täuſcht man ſich aber doch, und es verhält ſich, wie anderer Seits mit der vermuthlichen Vermehrung der Kindsmorde bei dem germaniſchen Syſteme. Das Wahrſcheinliche iſt nicht die Wahrheit. Genaue ſtatiſtiſche Unterſuchungen zeigen, daß die Zahl der unehelichen Geburten keineswegs in den Ländern des romaniſchen Syſtems größer iſt, als in den Ländern ohne Findelhäuſer. Während nämlich z. B. in Frankreich auf 100 Geborene nur 7,5, in Portugal 10, in Neapel und Sicilien 4,4 Uneheliche kommen, beträgt die Zahl in Preußen 7,4, in Hannover 8,4, in Schweden 7,4, in Württemberg und Sachſen über 13, im Großherzogthum Heſſen 17,5, in Baiern gar 20. Auch mag hier die Erfahrung angeführt werden, daß in Frankreich diejenigen Departements, welche die meiſten Anſtalten zur unbemerkten Aufnahme von Findelkindern (tours) haben, keineswegs diejenigen ſind, welche die meiſten unehelichen Geburten zählen, und umgekehrt. Daß die Findelhäuſer ganz ohne Einwirkung ſeyen, iſt nun zwar allerdings auch bei dieſen geringeren Zahlen nicht anzunehmen; allein es iſt klar, daß andere weit wichtigere Urſachen auf die geſchlechtlichen Verhältniſſe der Völker viel bedeutender einwirken, und daß ſomit die Findelhäuſer jedenfalls nur eine untergeordnete Stellung in dieſer Beziehung einnehmen. — Dagegen aber iſt eine andere ſehr wichtige ſittliche Folge nicht zu läugnen, nämlich die durch dieſe Anſtalten veranlaßte Auflöſung der Familienbande. Es war immer bekannt, iſt aber erſt durch die neuen Erforſchungen der Zahlenverhältniſſe noch genauer erkundet worden, daß keineswegs bloß uneheliche Kinder den Findelhäuſern übergeben werden, ſondern vielmehr ein bedeutender Theil der Findlinge aus geſetzlichen Ehen ſtammt. Nach den Berechnungen der Adminiſtration der Pariſer Hoſpitäler ergiebt ſich nämlich für die Jahre 1804 bis 1833 ein Durchſchnitt von 8 ehelichen Kindern unter je 100

förmigen Oolithkörnern einen Horizont, welcher als sehr willkommener Anhaltspunkt dient. Ueberall wo man die untere Grenze der Impressathone berührt, findet man Stücke des Gesteines, wenn auch Petrefakten hier wie im nordöstlichen Franken zu den Seltenheiten gehören. Dennoch gestalten sich manche Lokalitäten günstiger und Oppel*) citirt von Oberhochstadt bei Weissenburg: *Amm. Oegir* Opp., *plicatilis* Sow., *Martelli* Opp., *Bel. hastatus* Blainv.

Letztere Species setzt zwar aus der Zone des *A. biarmatus* noch bis in diese Kalke herauf fort, stirbt aber hier aus, ohne die eigentlichen Impressathone zu erreichen.

Diese selbst bilden von nun an petrographisch die Hauptmasse der Zone des *A. transversarius*, während die wenigen unterlagernden Kalkbänke doch immer die meisten paläontologischen Anhaltspunkte gewähren, denn die kleinen verrosteten Kieskerne, welche die Impressathone auch an den günstigsten Lokalitäten nur bieten können, lassen meist keine so sichere Bestimmung zu, als die grossen verkalkten Exemplare der tieferen Schichten.

Die Impressathone sind in der Gegend von Weissenburg an vielen Stellen ganz gut aufgeschlossen, so zwischen Thalmässing und Waizenhofen, zwischen Geyern und Kaltenbach, und namentlich bei Oberhochstatt und Weissenburg selbst. Von Cephalopoden kann man ausser *Amm. alternans, plicatilis, Arolicus, Bel. pressulus* und *unicanaliculatus* nicht viel finden. *Ter. impressa* ist nicht sehr selten, häufig *Ast. jurensis*, kleine Nuculen, Kieskerne von Gasteropoden etc. Diese Schichten ziehen sich nun gegen Westen weiter dem Hahnenkamme zu, treten am Hesselberg sehr schön auf und erreichen, von ihrem ersten Auftreten bei Thalmässing fortwährend an Mächtigkeit zunehmend, endlich schwäbisches Gebiet.

In ihrer Gesteinsbeschaffenheit bleiben sie sich in ihrem ganzen Verlaufe durch Franken wie durch Schwaben ausserordentlich gleich. Es sind hier wie dort graue, erst gelblich anlaufende, dann weiss verwitternde, ziemlich thonige Mergel, von

*) Oppel: Paläontol. Mittheil. II. Bd., p. 174.

einzelnen festeren Bänken in verschiedenen Höhen durchzogen. Diese sind unten sparsamer; nach oben immer zahlreicher werdend, verdrängen sie die weichen Schichten endlich ganz, und wo diess Statt findet, beginnt gewöhnlich die nächst höhere Zone.

Leider kann ich für die Boller Gegend, welche nun zunächst unser Interesse in Anspruch nehmen wird, nicht angeben, was aus den unteren festen Kalken geworden ist. Dass sie vorhanden sein werden, glaube ich sicher, doch habe ich sie bei meinem Besuche der dortigen Lokalitäten übersehen. Ich muss mich daher sogleich zu den Impressathonen wenden, und die Fauna, wie ich sie theils selbst sammelte, theils auch durch Ankauf erhielt, anführen. Bei Reichenbach im Thäle, wo gerade diese Schichten so herrlich aufgeschlossen sind, sind es hauptsächlich die Mittel- und ein Theil der Oberregion der Thone, welche die Fossile in solchen Massen liefern. Ich besitze von dieser Lokalität: *Amm. Arolicus* Opp., *alternans* Buch., *crenatus* Brug., *subclausus* Opp., *callicerus* Opp., *semiplanus* Opp., *Erato* d'Orb., *Manfredi* Opp., *tortisulcatus* d'Orb., *canaliculatus* Buch., *hispidus* Opp., *Oegir* Opp., *cf. perarmatus* Sow., *Chapuisi* Opp., *plicatilis* Sow., *Bel. pressulus* Quenst., *unicanaliculatus* Ziet., *Argovianus* K. Meyer.

Ich habe es freilich nur dem ungeheuern Material, welches in meiner Sammlung liegt, zu verdanken, so viele Arten in sicher bestimmbaren, meist sogar ziemlich grossen Exemplaren herausgefunden zu haben. Das Heer von Planulaten, welches ausserdem noch die Impressathone bevölkert, musste dabei unberücksichtigt bleiben, da bis jetzt noch keine Mittel zur Hand sind, die Planulaten des obern Jura nur einigermassen sicher zu bestimmen. Aus der Schaar der Gasteropoden und Pelecypoden will ich nur einiges herausgreifen, da es ohnehin etwas misslich ist, Namen für diese Sachen zu finden, da in den meisten Fällen dafür noch gar keine solche existiren, und es auch wirklich der Mühe nicht werth ist, diese meist hübsch undeutlichen Kieskerne zu benennen. Mit den Gasteropoden kann man schon gar nicht fertig werden, denn der Formenreichthum ist ausserordentlich gross, und man müsste eine Menge Arten unterscheiden, um nur das Charakteristische festzustellen. Quenstedt theilt die Hauptmasse in 2 Gruppen und stellt die

eine zu *Muricida semicarinata*, die andere zu *Rostellaria bicarinata*. Nur ein Trochus wird neu benannt: *Trochus impressae* Quenst. Von den Lamellibranchiern sind hauptsächlich hervorzuheben: *Plicatula impressae* Quenst., *Aucella impressae* Quenst., *Isocardia impressae*, das was sonst noch von Nuculen, Arcaceen Astarten etc. vorkommt, ist man froh, nicht namentlich anführen zu müssen. Die Classe der Brachiopoden vertreten *Ter. impressa* Bronn. und *Rhynch. spinulosa* Opp., *Asterias jurensis (impressae* Quenst.), *Dysaster granulosus*, *Sphaerites punctatus*, *Apiocrinus (Millericinus?) impressae*, *Pentacr. subteres* verdienen ausserdem noch erwähnt zu werden.

Die Mächtigkeit dieser Thone wechselt zwar bedeutend, hält sich aber doch meistens zwischen 100 und 200′. Sie setzen ununterbrochen durch ganz Schwaben fort, für den Sammler sich bald mehr, bald weniger günstig erweisend. Erst in der Balinger Gegend aber wurden bis jetzt die unteren Lagen, 40—50′ graue Kalkbänke mit helleren thonigen Schichten wechsellagernd, durch Oppel mit Sicherheit nachgewiesen, indem zugleich aus den Kalken die Cephalopoden-Arten angeführt werden, welche für diese Regionen bezeichnend sind. Der genannte Autor citirt aus den Profilen von Lautlingen und Wannenthal: *Amm. Arolicus* Opp., *stenorhynchus* Opp., *subclausus* Opp., *hispidus* Opp., *canaliculatus* Buch., *plicatilis* Sow., *Bel. hastatus* Blainv. Die thonigen Zwischenlagen enthalten die gleichen Arten aber in verkiestem Zustand. Erst darüber beginnt *Ter. impressa* nebst den anderen oben besprochenen Sachen.

Von hier an lassen sich die Kalke mit grosser Schärfe, immer in ziemlicher Mächtigkeit auftretend, nach Westen verfolgen, doch ändern sie, sowie sie in badisches Gebiet eintreten, sehr ihre Facies. Wie aus dem Seite 238 gegebenen Durchschnitte hervorgeht, schliessen sich am Buchberg bei Achdorf über den sehr eisenschüssigen Ornatenthonen ruppige Kalke in einigen Bänken an, welche ausserordentlich viele Reste organischer Wesen beherbergen. Es sind mit einem Worte Scyphienkalke, welche wir hier in diesem, wie es scheinen sollte, abnormen Niveau antreffen, und mit den Scyphien stellen sich auch alle jene kleinen zierlichen

Sächelchen ein, welche zwar dem Sammler sehr viele Freude machen, die aber zur Bestimmung des Schichten-Niveaus, in dem sie sich finden, sehr wenig taugen, wie sich im Verlaufe meiner Darstellung hinlänglich zeigen wird.. Die Cephalopoden sind hier allein noch massgebend, nur einzelne andere Sachen gruppiren sich noch um dieselben, doch bietet die Gesammtheit zur Begründung einer Schichteneintheilung immer hinreichende Anhaltspunkte, Die Entblösung am Buchberg lieferte mir folgende Arten: *Amm. Bachianus* Opp., *Arolicus* Opp., *alternans* Buch., *Erato* d'Orb., *Nucula Dewalquei* Opp., *Terebr. bisuffarcinata* Schloth., *Birmensdorfensis* Esch., *nucleata* Schloth., *Rhynch. sparsicosta* Opp., *Eugeniacr. Hoferi* Münst., *Pentacr. subteres* Gdf. Die Impressathone sind über dieser nur 2—3' betragenden Schicht hier noch in grosser Mächtigkeit vertreten. Freilich gehört *Ter. impressa* selbst in ihnen zu den grossen Seltenheiten, kleine Exemplare von *Amm. plicatilis*, *Arolicus* und *alternans* kann man dagegen schon eher finden.

Noch ergiebiger als diese Rutsche am Buchberg ist aber eine andere kleine Stelle am Randen in der Nähe von Achdorf, wo die Scyphien-Schichten nicht grösser als ein Tisch aufgeschlossen sind. Ich sammelte dort in sehr kurzer Zeit: *Amm. plicatilis* Sow., *Arolicus* Opp., *stenorhynchus* Opp,, *Bachianus* Opp., *crenatus* Brug., *alternans* Buch., *canaliculatus* Buch., *Nucula Dewalquei* Opp., *Terebratula bisuffarcinata* Schloth., *Birmensdorfensis* Escher, *orbis* Quenst., *nucleata* Schloth., *Rhynch. sparsicosta* Opp., *striocincta* Quenst. sp., *Terebratella loricata* Schloth. sp., *Magnosia decorata* Ag, sp., *Eugeniacrinus cidaris* Quenst,, *Hoferi* Quenst., *coronatus* Quenst., Viele *Scyphien.*

Man sieht aus diesem Verzeichnisse, wie ergibig diese Schichten sich dem Sammler erweisen, wie reich und mannigfaltig die Fauna ist. Wer hätte aber je vermuthet, dass die Impressathone darüber liegen! Verweisen denn nicht fast alle die eben angeführten Sachen auf Weissen Jura Gamma? Freilich thun sie das — wenn man eben alle die Schichten für Gamma nimmt, worin diese Sachen liegen. Dass die Kalke, welche am Buchberg und Randen die aufgezählten Arten enthalten, unter den Impressathonen sich befinden, unterliegt gar keinem Zweifel, denn hier

wie dort ist es ein ausgezeichnetes Profil, in welchem dieselben anstehen, und hier wie dort wurde in den die Kalke bedeckenden weichen Mergelschichten *Ter. impressa* schon nachgewiesen. Ausserdem stimmen ja auch die Ammoniten genau mit solchen, welche wir in den in der Unterregion der Impressathone vorhandenen Kalkbänken Frankens und Schwabens kennen gelernt haben.

Am Randen finden sich indess nur erst die Anfänge dieser Entwicklung der Unterregion der Zone des *A. transversarius* zu Scyphien-Kalken, denn erst im Canton Aargau erreicht diese Facies ihre typische Ausbildung. Hier ist es nun namentlich Birmensdorf, was schon seit lange die Aufmerksamkeit auf sich zog und Veranlassung gegeben hat, diese Schichten mit einem eigenenen Namen „Birmensdorfer Schichten" zu belegen. Mösch nannte dieselben im Jahre 1856 Lacunosa Schichten, und wies sie schon damals als durch den ganzen Canton Aargau verbreitet nach, zeigte, dass sie stets von grauen weichen Mergeln bedeckt werden, welche *Ter. impressa* enthalten, dass endlich in weit höherem Niveau noch einmal Scyphienkalke auftreten, welche er mit dem Quenstedt'schen Weissen Gamma parallelisirte. Es ist merkwürdig, dass bei der Klarheit, mit welcher Mösch schon damals die Sache darlegte, es dennoch volle 8 Jahre bedurfte, bis man auch ausserhalb der Schweiz dahin kam, sich von der Richtigkeit dieser Verhältnisse zu überzeugen, und dieselben auch in ausseraargauischen Bildungen nachzuweisen versuchte.

Freilich fehlte es bis jetzt vollständig an Ausdrücken, um sich bei Bezeichnung dieser Schichten, so wie man sich nur einigermassen von der typischen Lokalität entfernte, verständlich zu machen; denn was von den in diesen Lagen vorkommenden Petrefakten benannt war, gehörte nicht ausschliesslich diesen Regionen an, das aber, was ausschliesslich diesen Regionen auch in anderen Gegenden, wo Scyphien-Facies nicht vorhanden, angehörte, hatte keinen Namen, und so erscheint es dann erklärlich, dass es erst dadurch, dass Oppel alle die hier vorkommenden Ammoniten unterschied und mit Namen belegte, möglich wurde, diese Schichten auf grössere Strecken zu verfolgen.

Für die Umgegend von Baden hat indess schon Mousson*) drei übereinanderliegende Scyphien-Ablagerungen beobachtet, von denen er die unterste als direkt über dem Oolith sich findend angibt. Er bezeichnet als typisch für diese Schicht ebenfalls die Weinberge bei Birmensdorf, und verfolgte sie genau durch die ganze Lägernkette.

Von diesem nun schon durch viele Jahre bekannten, abgesammelten, und doch immer wieder sehr ergiebigen Fundorte, stammen sehr viele der Originale zu Oppels „Jurasischen Cephalopoden." Ich selbst habe auch einige Zeit damit zugebracht, die Weinberge bei Birmensdorf zu durchstöbern, und meine Ausbeute, im Verhältnisse zu der Anzahl der Arten, welche die Fundstelle zufolge der in Zürich befindlichen Sammlungen bietet, freilich sehr gering, war folgende: *Amm. Arolicus* Opp., *trimarginatus* Opp., *stenorhynchus* Opp., *subclausus* Opp., *Erato* d'Orb., *Bachianus* Opp., *callicerus* Opp., *crenatus* Brug., *Oegir* Opp., *canaliculatus* Buch., *tortisulcatus* d'Orb., *alternans* Buch., *cf. Martelli* Opp., *plicatilis* Sow., *Bel. Argovianus* K. Mayer, *Ter. bisuffarcinata* Schloth., *Birmensdorfensis* Escher, *gutta* Quenst., *nucleata* Schloth., *Rhynch. sparsicosta* Opp., *striocincta* Quenst., *Terebratella loricata* Schloth., *Megerlea pectunculus* Schloth sp., *Cidaris coronata* Münst., *propinqua* Gdf., *laeviuscula* Ag., *filograna* Ag., *Pseudodiadema Langi* Des., *Eugeniacr. nutans* Gdf., *cariophyllatus* Gdf., *coronatus* Quenst., *Pentacr. subteres* Gdf.

Die Schicht, welche alle diese Sachen liefert, ist nicht besonders mächtig, doch dadurch, dass gerade auf der Schichtfläche derselben die Weinberge angelegt sind, wird dieser Fundort zum ergiebigsten im ganzen Aargau. Erst die darauf folgenden Mergel, welche, von festeren Bänken durchzogen, wohl nahezu eine Mächtigkeit von 100′ erreichen mögen, bilden die Hauptmasse der Zone. Sie sind speciell an dem Punkte, den wir jetzt im Auge haben, von geringerem Interesse, indem Petrefakten so zu sagen, gänzlich in ihnen fehlen, doch ist diess nur lokal, und

*) Mousson: Geologische Skizze der Umgebungen von Baden. Zürich 1840.

an anderen Stellen gestalten sich die Verhältnisse in dieser Beziehung günstiger. Die Lagerung der Zone des *A. transversarius* ist gerade bei Birmensdorf eine abnorme, so dass man also diese Lokalität nicht wohl als eigentlich typisch betrachten kann. Es folgen hier die Scyphien-Schichten der in Rede stehenden Zone unmittelbar auf die eisenschüssigen sandigen Kalke der Bathgruppe, demzufolge die ganze Kelloway-Gruppe hier fehlt.

Die Scyphienschichten lassen sich sehr leicht an allen Lokalitäten des Canton Aargau, wo die Grenze zwischen Kelloway und Oxford entblöst ist, auffinden, und zeigen sich meist sehr petrefaktenreich, wenn auch die Aufschlüsse wegen der geringen Mächtigkeit der Ablagerung meist ziemlich unbedeutend sind. Die weichen Mergelmassen aber (Effingerschichten von Mösch genannt) steigen bis zu 300′ an, und sind, wenn auch nur wenig darin zu finder ist, fast durchgängig prächtig aufgeschlossen.

Eine der ausgezeichnetsten Stellen, um die Schichtenfolge von den sog. Geissbergschichten bis zum Lias hinab beobachten zu können, ist das Frickthal im Canton Aargau. Wenn man die Strasse, welche von Brugg an der Aare nach Basel führt, in dieser Richtung verfolgt, ist, indem man vom Bötzberg gegen das Thal hinabsteigt, das erste jurasische Gestein, welches man anstehend findet, die sog. Geissbergschicht. Sie wird unterteuft von den Effinger Schichten, die hier in ausserordentlicher Entwicklung auftreten. Die Schichten fallen alle schwach nach S.O., so dass man, auch schon im Thal fortschreitend, nach und nach immer tiefere Schichten anstehend findet. In der Umgebung von Effingen, dem ersten Dorfe, welches unten im Thale liegt, sowie auch bei Bötzen und Elfingen sind einige Punkte, wo diese Schichten kleine verkieste Petrefakten in ziemlicher Menge liefern. Ich sammelte am sog. Tellenmättli in der Nähe von Bötzen: *Bel. pressulus* Quenst,, *unicanaliculatus* Ziet., *Amm. Arolicus* Opp., *plicatilis* Sow., *alternans* Buch,, *Turbinolia delmontana* Thurm., *Pentacr. subteres* Gdf. und viele kleine Gasteropoden-Kieskerne. *Ter. impressa* wurde von Mösch schon zu wiederholten Malen hier aufgefunden, und sogar schon Quenstedt*)

*) Quenstedt: Flötzgeb. pag. 496.

berichtet von im Frickthale vorkommenden Exemplaren dieser Species.

In den Umgebungen des gleichen Ortes stehen auch die tieferen Scyphienlagen an vielen Stellen sehr schön an, auch bringen die Kinder sehr Vieles daraus zum Verkauf, so dass man in kurzer Zeit eine ziemliche Anzahl der bezeichnendsten Arten zusammen bringen kann. Was ich erhielt, ist Folgendes: *Bel. Argovianus* K. Mayer, *Amm. Arolicus* Opp., *stenorhynchus* Opp., *Bachianus* Opp., *Anar* Opp., *subclausus* Opp., *canaliculatus* Buch., *plicatilis* Sow., *cf. Martelli* Opp., *Lima cf. ovatissima* Quenst. sp., *Pecten sp. (textorius* Quenst.), *Terebrat. Birmensdorfensis* Escher, *Rhynch. sparsicosta* Opp., *Cidaris propinqua* Gdf., *cucumis* Quenst., *Pentacr. subteres* Gdf., *Eugeniacr. cariophyllatus* Gdf.

Im Canton Basel scheint sich bis jetzt die Sache so herauszustellen, dass, wo die Schichten des *A. biarmatus* als Eisenoolithe auftreten, die Zone des *A. transversarius* auch mit Scyphienbildungen beginnt, wo aber die Mergel mit verkiesten Petrefakten Platz greifen, da sind diese Schichten in einer andern Facies, welche ich erst weiter unten zu besprechen Gelegenheit haben werde, entwickelt. Die Scyphienlager der Transversarius-Schichten finden sich also, wie im östlichen und südöstlichen Theile des Canton Basel, so auch in den Vorderketten des Jura, den Ketten des Weissenstein etc.

So erreichen wir denn den Canton Solothurn. Hier kann man allerorten die in Rede stehenden Schichten mit Leichtigkeit auffinden, und einige Lokalitäten bieten sogar einen solchen Reichthum an jenen feinen Sächelchen, wie nur die besten Fundorte in den schwäbischen Scyphienkalken. Es ist besonders der Buchsiberg bei Oberbuchsiten, welchen ich hier im Auge habe, und welcher durch die verdienstvolle Arbeit von Herrn Pfarrer Cartier*) schon seit länger wegen seines Petrefaktenreichthums bekannt ist. Dieser sehr tüchtige Geognost und eifrige Sammler, der mit grosser Zuvorkommenheit dem Fremden seine

*) Cartier: Der obere Jura zu Oberbuchsiten. Verhandl. d. Baseler naturf. Gesellschaft, 1861, p. 48.

schöne Sammlung zeigt, ihn an die Fundorte selbst hinführt, und überdem noch gerne von seinen Sachen mittheilt, betrachtete diese Schichten als die Aequivalente des W. J. γ. von Quenstedt. Auch Oppel vereinigte dieselben mit den schwäbischen Scyphien-Kalken, verführt durch die vielen Sachem, welche sie mit den in Schwaben vorkommenden wirklich gemein haben. Dass dem nicht so sei, bewiesen nicht allein die Ammonitenarten, welche ich von dort mitbrachte, sondern auch die Lagerung, welche hier freilich zufolge der etwas verwickelten Construktion des Berges, der aus zwei in einander geschobenen Gewölben bestehend, gedacht werden muss, nicht leicht zu beobachten ist. Ein Durchschnitt des Buchsiberges von Oberbuchsiten nach Langenbruck, welchen ich am 7. August 1862 in Gesellschaft der Herrn Gressly, Mösch und Schlönbach aufzunehmen Gelegenheit hatte, setzte indess die Lagerung ausser allen Zweifel. Meine Ausbeute nun war folgende: *Amm. Arolicus* Opp., *canaliculatus* Buch., *callicerus* Opp., *Bachianus* Opp., *plicatilis* Sow., *Isoarca transversa* Münst., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Ostrea rastellaris* Münst., *Terebr. bisuffarcinata* Schloth., *orbis* Quenst., *Rhynch. sparsicosta* Opp., *striocincta* Quenst., *Megerllea pectunculus* Schloth. sp., *Crania aspera* Gdf., *porosa* Gdf., *Thecidea antiqua* Münst., *Ceriopora radiciformis* Gdf., *compacta* Quenst., *crispa* Gdf., *Cellepora orbiculata* Gdf., *Alecto dichotoma* Gdf., *Cidaris coronata* Gdf., *filograna* Agass., *Eugeniacr. cariophyllatus* Gdlf., *compressus* Gdf., *Pentacrinus subteres* Gdf., *cf. cingulatus* Gdf., *Scyphia callopora* Gdf., *polyommata* Gdf., *pertualosa* Gdf., *propinqua* Münst., *milleporacea* Gdf., *Spongites Lochensis* Quenst.

Was Cartier daraus citirt, ist freilich noch weit mehr, doch will ich nur das anführen, was ich selbst mitgebracht und selbst bestimmt habe.

Ueber diesen Scyphienlagern folgen am Buchsiberg weiche zu einem Brei verwitternde Mergel mit verkiestem Petrefakten, welche ziemlich selten sind. In der Sammlung des H. Cartier befinden sich indess doch sehr bezeichnende Sachen aus denselben, wie *Bel. pressulus* Quenst., *Amm. Arolicus* Opp., *alternans* Buch., *plicatilis* Sow., *Ter. impressa* Bronn. Diese Mergel setzen

sich noch weiter nach oben fort, und gehen allmählig in die nächst höhere Schichtenabtheilung über.

Auch bei Günsberg in der Nähe von Solothurn liegen, wie wir schon pag. 242 gesehen haben, über den Eisenoolithen des oberen Kelloway sehr ausgezeichnete Scyphienkalke, welche aber ausser vielen Scyphien nicht bedeutende Mengen von Thierresten einschliessen. Das Glück führte mir jedoch Exemplare von *Amm. Arolicus, canaliculatus* und *callicerus* in die Hände, welche über das Niveau, welche diese Schichten einnehmen, jeden Zweifel schwinden lassen. Die darüber lagernden sehr mächtigen Mergelschichten lieferten mir indess nichts, als einige schlechte Steinkerne von planulaten Ammoniten nebst *Collyrites carinatus* und Stacheln von *Cidaris coronata*.

Die gleiche Facies wie jene, in der die Zone des *A. transversarius* an allen Punkten der Schweiz, welche wir bis jetzt behandelten, entwickelt ist, tritt uns nun mehr im Canton Neuchâtel entgegen, von hieraus dann in die Dép. Doubs und Jura, woher sie Marcou*) ausführlicher beschreibt, und selbst bis ins Dép. Côte d'Or, wie aus der sehr interessanten Arbeit von J. Beaudouin**) hervorgeht, fortsetzend. Nur die oberen Mergelschichten werden immer weniger mächtig, so dass sie schon im Dép. Jura so zu sagen verschwunden zu sein scheinen. Im Canton Neuchâtel sind sie dagegen, wenn auch sehr arm an Petrefakten, doch deutlich entwickelt und erreichen hier sogar noch eine nicht unbedeutende Mächtigkeit. Desor und Gressly geben 180' (wohl etwas zu viel) dafür an. Die Scyphienlagen sind indess ergiebiger an Fossilen, und ich sammelte sowohl bei La-Chaux-de-Fonds als auch im Val Travers bei Noiraigue eine Masse der bezeichnendsten Sachen. Nur Cephalopoden sind leider etwas selten. Was ich von der zuletzt bezeichneten Lokalität mitbrachte, ist Folgendes: *Amm. Arolicus* Opp., *canaliculatus* Buch., *plicatilis* Sow., *Nucula Dewalquei* Opp., *Spondylus pyg-*

*) Marcou: Recherches sur le Jura Salinois 1846—49 und Lettres sur les roches du Jura 1857.

**) Beaudouin: Sur le terrain Kelloway-oxfordien du Châtillonais, Bull. Soc. geol. de France, 18 Sept. 1851, pag. 583.

Findlingen (im Jahr 1832 ſtieg die Zahl auf 14); in Poitiers beträgt der Durchſchnitt für die Jahre 1806—1836 11 von 100; in Parthenay betrug in den Jahren 1830—1835 die Zahl 5 von 100; an zwei andern Orten 9 und 12. An manchen Orten geht ſogar die Unnatur ſo weit, daß mehr eheliche als uneheliche Kinder den Findelhäuſern übergeben werden. Namentlich iſt dies der Fall in gewiſſen Fabrikorten. Und zwar verſichern ſehr wohl unterrichtete Männer, daß die Eltern ſolcher Kinder keineswegs immer zu den ärmſten gehören. Einzelne ſchaudererregende Beiſpiele von Rohheit und Gewiſſenloſigkeit werden uns in dieſer Beziehung erzählt. Mag nun allerdings auch ein Theil dieſer den Findelhäuſern übergebenen ehelichen Kinder ſpäter von den Eltern wieder zurückgefordert und dadurch wenigſtens das Unrecht in etwas wieder gut gemacht werden, ſo iſt dies doch, wie Zahlen beweiſen, weit nicht bei allen der Fall. * Nun aber läßt ſich doch nicht eine größere Depravation, ein empörenderes Mißachten aller ſittlichen Pflichten denken, als eine ſolche Ueberlaſſung der ehelichen Kinder an ein Findelhaus. Um ſich die Mühe und die Koſten der Erziehung zu erſparen, ſetzen dieſe gewiſſenloſen Eltern ihre Kinder nicht nur einer bedeutenden, wenigſtens um das doppelte ſtärkeren, Todesgefahr aus, ſondern ſie überantworten ſie den ſo leicht möglichen Mißhandlungen von Miethlingen, einer wahrſcheinlich ſchlechten Erziehung, einer völlig hülfloſen und unbewachten Jugend, ſomit der offenbarſten Gefahr ſittlichen Unterganges; ſie berauben ſie jedes Anſpruches auf Verwandtenliebe, jeder Möglichkeit einer Erbſchaft, ja ſelbſt ihres Namens. Und hierzu gibt der Staat Gelegenheit, bringt ſchwere Opfer! Ein ſchlechtes Entſchuldigungsmittel aber iſt es, wenn man berechnet, daß z. B. in Frankreich dieſe in die Findelhäuſer geworfenen ehelichen Kinder nur etwa den hundertſten Theil der geſammten ehelichen Geburten ausmachen.

---

* In ganz Frankreich wurde in den Jahren 1824—1833 etwa der zehnte Findling von den Eltern oder dritten Perſonen wieder abgefordert; in Paris rechnet man jedoch im Durchſchnitte nur auf die Abforderung des hundertſten; in Belgien iſt es der achtundzwanzigſte. Dabei iſt überdies wohl zu bemerken, daß unter den abgeforderten eben ſo gut uneheliche als eheliche ſind, ſo daß ſich die Zahl der wieder zurückgeforderten ehelichen Kinder auf ein Minimum beſchränkt.

maeus Quenst., *Hinnites velatus* Gdf. sp., *Pecten subpunctatus* Münst., *cardinatus* Quenst., *Terebrat. bisuffarcinata* Schloth. *orbis* Quenst., *gutta* Quenst., *Kurri* Opp., *Rhynch. sparsicosta* Opp., *striocincta* Quenst. sp., *Crania aspera* Gdf., *Ceriopora clavata* Gdf., *Cidaris coronata* Gdf., *filograna* Agass., *Eugeniacr. nutans* Gdf., *cariophyllatus* Gdf., *Pentacr. subteres* Gdf., *cingulatus* Gdf., *Tetracrinus moniliformis* Münst., *Scyphia reticulata* Gdf., *propinqua* Gdf., *obliqua* Gdf., *Manon* Münst., *parallela* Gdf., *rugosa* Gdf., *Tragos patella* Gdf.

Es ist nun nur noch übrig, jene Entwicklungsart, welche in den nordwestlichen Theilen der Schweiz, das Südufer der Vogesenhalbinsel umgebend, die herrschende ist, näher zu betrachten. Ich sagte schon oben, dass die Zone des *A. transversarius* im Canton Basel nach zweierlei Typen entwickelt sei, und zwar, dass da, wo die Zone des *A. biarmatus* durch Eisenoolithe vertreten, Scyhienkalke unmittelbar an dieselben sich anschlössen, dass aber da, wo Oxford-Mergel aufträten, eine andere Facies sich geltend mache, und diese wollen wir nun näher ins Auge fassen. Das Profil des Fringeli auf Seite 243 stellt dieselbe als Schicht Nr. II. dar. Ich muss gestehen, dass ich in diese Parallelisirung kein sehr grosses Vertrauen setze, und damit eigentlich nur andeuten will, in welche Region die Zone des *A. transversarius* in jenen Gegenden, wo die ganze Oxfordgruppe nach einem so sehr abweichenden Typus entwickelt ist, nothwendiger Weise fallen müsse, da die Stellung der über Schicht Nr. 2 gelagerten Schichten auf das bestimmteste angegeben werden kann. Dennoch lassen sich auch einige, wenn auch nur schwache palaeontologische Anhaltspunkte finden.

Man kann nämlich im sog. Terrain à chailles, von dem die Schicht Nr. 2 einen Theil ausmacht, überall, wo man es im Canton Bern oder Basel nur immer antreffen mag, leicht 3 Abtheilungen unterscheiden. Die unterste, nicht sehr mächtig, unmittelbar auf den Oxfordmergeln ruhend, besteht aus sehr wohlgeschichteten, oft schieferigen mergeligen Kalken, dunkelgrau und nicht sehr fest, welche sich jedoch im Ganzen in festere und weichere Lager scheiden. Man findet hier beinahe ausschliesslich

Cephalopoden, unter denen *Amm. cordatus* Sow. und *Amm. Delmontanus* Opp. die Hauptrolle spielen. Alle anderen Formen sind im Verhältniss zu diesen selten zu nennen, dennoch verdanke ich der Güte des H. Dr. Greppin in Delémont einige Stücke, welche für die Parallelisirung dieser Schichten von Wichtigkeit sind. Das eine ist ein Ammonit, welchen ich von *A. Arolicus* Opp. wirklich kaum zu trennen wage, so ähnlich sieht derselbe der Oppelschen Species. Ein etwas stärkeres Hervortreten des mittleren Kieles vor den beiden seitlichen Kanten ist alles, was ihn von derselben unterscheidet. Der andere ist ein Ammonit, der auch bei Birmensdorf vorkommt, jedoch dort ausserordentlich selten ist, und dem *Amm. microdomus* Opp. ziemlich nahe steht, sich indess doch davon deutlich unterscheidet; ein Name fehlt ihm noch. Ausserdem finden sich in diesen Schichten sehr grosse Planulaten, welche vielleicht dem *A. Martelli* Opp. zugetheilt werden müssen. *Amm. plicatilis* Sow. ist sehr häufig. Als Seltenheiten kommen vor: *Amm. cf. perarmatus* Sow. und *Amm. Christolii* Beaudouin.

Die Decke dieser Schichten bilden die sog. Geissbergschichten, welche in der Schweiz einen besonderen für sich abgeschlossenen Horizont darstellen.

An eine Sonderung der Zone des *A. transversarius* in eine kalkige und eine mergelige Region ist natürlich hier nicht zu denken, man muss froh sein, dieselbe nur in Bausch und Bogen annähernd nachweisen zu können.

Damit, scheint es mir, kann ich die Zone des *A. transversarius* beschliessen und übergehen zu den

Geissberg-Schichten.

Es ist diess ein Lokalname, und nur ein solcher kann auch in Anwendung kommen bei der rein lokal schweizerischen Bildung, welche ich jetzt mit einigen Zügen zu charakterisiren gedenke.

Es war im Jahre 1856, als Mösch einen Schichtencomplex, meist aus sehr mächtigen Kalkablagerungen zusammengesetzt, beschrieb, welcher vordem zu grossen Verwirrungen Anlass gegeben hatte. Es herrschte nämlich, seit Gressly in seinen „Obser-

vations géologiques sur le Jura Soleurois" diese Ansicht angedeutet hatte, die Meinung, als gehöre der grösste Theil der oberjurasischen Ablagerungen im Canton Aargau der Kimmeridge-Gruppe an, und vertrete hier die im Berner Jura so ausgezeichnet entwickelten Astarte-Kalke, oder die Schichten der *Pteroceras Oceani.* Diess wurde noch unterstützt durch die im Jahre 1851 erschienene Geologie der Schweiz von Studer, in welcher die gleiche Ansicht vertreten wird. Mösch nun war der Erste, welcher nachwies, dass dieser für Kimméridien angesehene Schichtenkomplex unmittelbar auf Impressathonen ruhe, also wohl ein tieferes Niveau einnehmen müsste, als die bisherige Annahme ihm zutheilte. Er fasst ein seiner damaligen Abhandlung Alles, was zwischen den sog. Effinger und der als Region des *Amm. inflatus* bezeichneten Zone des *Amm. tenuilobatus* an Schichten eingeschlossen war unter dem Namen Geissbergschichten zusammen, und charakterisirte dieselben durch eine grosse Anzahl von Arten, namentlich von Myariern, unter denen er indess doch noch gar manche Kimmeridge-Species zu erkennen glaubte. Seine fortgesetzten Studien aber führten ihn endlich zu dem Resultate, dass er diesen, damals so weit gefassten Begriff auf einige an der Basis des ganzen Schichtencomplexes gelegene Kalkablagerungen beschränkte, während er Alles was höher lag in fünf weitere Abtheilungen brachte, dieselben mit besonderen Namen belegend. So haben wir also nach der neuen Fassung von unten nach oben

Geissberg-Schichten
Crenularis-Schichten
Caprimontana-Schichten
Weisse Kalke
Knollen-Schicht
Letzi-Schichten

Die Geissberg-Schichten im engeren Sinne sind es, welche ich hier darzustellen versuchen will.*)

*) Obwohl ich mit einer derartigen Anwendung eines schon für eine ganze Schichtengruppe verbrauchten Namens besonders bei Lokalnamen auf eine Unterabtheilung derselben nicht einverstanden sein kann, so will ich hier doch keinen neuen Namen schaffen, da diess nur von einem ein-

Aus Franken und Schwaben ist noch keine Spur dieser Bildung bekannt geworden. Erst im Canton Aargau tritt sie uns entgegen und zwar hier sogleich mit einer Mächtigkeit von 100—110 Fussen. Wer sollte es nun für möglich halten, dass solch ein Gebilde plötzlich aus der Schichtenreihe verschwinden könne? und doch war es bis jetzt noch nicht möglich, auch schon in den badischen Juradistrikten auch nur Spuren davon nachzuweisen. Am Geissberg sind es gelbe massige Kalke, in dicke Bänke geschichtet und zu Hausteinen ausgebrochen, welche die Schichten darstellen. Fossile sind in ihnen ziemlich häufig, doch sind es fast ausschliesslich Pelecypoden, welche hier die Straten bevölkern. Das häufigste von Allen ist wohl *Gryphaea controversa* Roem *(Ostrea caprina* Aut. helv.). Auch *Panopaea varians* ist beinahe überall zu finden; ausserdem: *Pholadom. concinna* Sow., *parcicosta, tumida, Goniomya inflata, Thracia tenera, Pecten lens, Perna complanata* etc.*)

Der Bötzberg im Frickthal weist diese Schichten weniger gut entwickelt auf, doch kann man auch hier manches Schöne sammeln. Am petrefaktenreichsten traf ich dieselben in einem Steinbruch dicht neben dem Bahnhof in Olten, wo man die Sachen nur zusammen zu suchen braucht. Es ist auch hier derselbe charakteristische gelbe ziemlich thonhaltige Kalk, welcher auch am Geissberg diese Schichten zusammen setzt. Ich sammelte hier: *Panopaea varians* Ag. sp., *Pholadomya concinna* Sow., *Go-*

---

heimischen Forscher, welcher genau mit den Lokalitäten vertraut ist, geschehen kann. Marcou (Lettres sur les roches du Jura p. 126, wo er ein solches Verfahren sehr an Vic. d'Archiac tadelt) und ebenso J. Hull sprechen sich in dieser Richtung sehr entschieden aus. Letzterer sagt in seiner Geology of the country around Cheltenham pag. 53 in Bezug auf die beiden Unterabtheilungen (Lowerzone und Opperzone) seines Great Oolite: „These two zones might be termed „Stones field-Slate" and „Great Oolite"; but the former is objectionable, as it would be a misnomer if applied to the whole district; and the latter is inconvenient as it applies to a part's name, which properly belongs to the whole."

*) Ein ausführlicheres Petrefakten-Verzeichniss findet sich in Mösch: Flötzgeb. im Ct. Aargau pag. 59—62, worin indess auch die Arten der oben angeführten höheren Schichten enthalten sind.

niomya inflata Ag., *sulcata* Ag., *Cardium lobatum* Phill., *Pinna lanceolata* Sow., *Perna complanata* d'Orb., *Pecten lens* Sow., *biplex* Sow., *subfibrosus* d'Orb., *Gryphaea controversa* Roem.

Schon hier in der Gegend von Olten fängt indess die Gesteinsbeschaffenheit an, nach den Lokalitäten bedeutend zu wechseln, und zwar in dem Grade, dass man ohne die Einschlüsse an Thierresten zu Hülfe zu nehmen, die Schichten nicht mehr zu erkennen im Stande sein würde. Am sog. Bitterle, einer Brauerei am Wege zwischen Olten und Trimbach wird die Unterregion dieser Schichten dargestellt durch blaugraue, schwefelkiesreiche Mergel, in denen *Gryphaea controversa* sehr sparsam sich einstellt. Die gleiche Gesteinsbeschaffenheit zeigen die Geissbergschichten bei Oberbuchsiten, wo sie dadurch beinahe unmerklich in die Impressathone übergehen. Aber auch noch die oberen Bänke haben ihre gelbe Farbe und ihre Festigkeit beinahe gänzlich verloren, und so ist von dem früheren Aussehen nichts übrig geblieben. Die Fossilreste bleiben indess durchaus die gleichen, wie in den gelben Kalken des Aargau, nur dass sie hier etwas spärlicher auftreten. Was ich aus diesen Schichten hier erhielt, ist Folgendes: *Panopaea varians* Ag. sp., *Pholadomya parcicosta* Ag., *Thracia tenera* Ag. sp. (non *Th. depressa* d'Orb.), *Exogyra reniformis* Roem.

Die eben angeführte Entwicklungsart behalten diese Schichten von hier weiter gegen Westen bei. Ueberall finden wir nun in der Region der Geissbergschichten graue schieferige Mergel, welche von festeren Bänken, oder von Lagern grosser harter Geoden (*Sphérites* Thurm.) unterbrochen werden. Die nächste Stelle, wo ich dieselben wieder zu beobachten Gelegenheit hatte, ist bei Günsberg, wo sie die Schicht Nr. 4 des Profils auf pag. 241 darstellen. Sie sind dort ausserordentlich mächtig, gegen 100′, indess nicht reich an Fossilen. Meine Ausbeute war: *Panopaea varians* Ag. sp., *Pholadomya similis* Ag., *parcicosta* Ag., *exaltata* Ag., *ampla* Ag.

In dieser Entwicklungsart nun bildet sie den Theil des wegen seines Petrefaktenreichthums so berühmten Terrain à chailles, welchen Thurmann unter der Bezeichnung Marnes à sphé-

rites ausgeschieden hat. Ueberall, wo das Terrain à chailles nur einigermassen entwickelt ist, findet sich diese Abtheilung, die Ueberreste von Pelecypoden, namentlich *Pholadomyen* meist in grosser Anzahl einschliessend. Der westliche Theil des Canton Basel wie der Canton Bern zeigen diese Schichten in gleichguter Ausbildung, und *Panopaea varians* wie auch *Pholadomya parcicosta* sind Dinge, die hier wahrhaft leitend werden. Im Profil des Fringeli ist es die Schicht Nr. 3, welche dieses Gebilde darstellt. Hier sowie bei Wahlen unweit Laufen im Birsthale sammelte ich eine Reihe bezeichnender Sachen, unter denen ich besonders hervorheben will: *Panopaea varians* Ag. sp., *Pholadomya tumida* Ag., *parcicosta* Ag., *exaltata* Ag., *ampla* Ag., *Collyrites bicordata* Leske sp., *Pygaster sp.* Seeigel kommen nur in der Facies dieser Schichten vor, welche dem Terrain à chailles angehört; im Aargau wurde noch nie etwas derartiges aufgefunden.

Weiter nach Westen konnte ich diese Gebilde nicht mehr verfolgen, als bis in die Gegend von Delémont. Im Canton Neuchâtel folgen unmittelbar über den schwach dolomitischen Mergeln der sog. Effinger Schichten die Schichten des *Cid. florigemma.* So lokal die Geissbergschichten auch auftreten, so bilden sie doch für die Gegenden, wo sie vorkommen, einen sehr wichtigen Anhaltspunkt für die Einreihung der über- oder unterlagernden Schichten, da sie aus der Myarier- und Amorphozoen-Facies des Aargau mit grosser Bestimmtheit fortsetzen in jene Gegenden, wo die darüber liegenden Gebilde all die Korallen und die in ihrer Gesellschaft auftretenden eigenthümlichen Thierformen beherbergen, welche jenen von dem im südwestlichen Deutschland und dem Canton Aargau herrschenden so sehr abweichenden Typus dieser Ablagerungen bedingen.

In den Gegenden, wo die Geissbergschichten fehlen, bilden die Impressathone oder die Effingerschichten der Schweizer die Basis für die nächst höhere Zone, die Zone des *Amm. bimammatus* und *Cidaris florigemma.*

3. Zone des *Amm. bimammatus* und *Cid. florigemma.*

Allgemeines lässt sich hier nur sehr wenig vorausschicken, indem sich in dieser Zone nach jeder Richtung ein solcher Wechsel geltend macht, dass selbst auf einem verhältnissmässig sehr kleinen Gebiete eine gegebene allgemeine Schilderung nur auf wenige Stellen desselben passen würde. Allenfalls lässt sich bemerken, dass, während in der vorhergehenden Zone die Mergel bezugs ihrer Masse weitaus das Uebergewicht hatten über die kalkigen Schichten, hier Kalke und Mergel sich so ziemlich das Gleichgewicht halten, was auch noch annähernd in der Zone des *A. tenuilobatus* stattfindet, bis endlich mit Beginn der Kimmeridge-Gruppe die Kalke die Hauptmasse der Gesteine ausmachen. Wir haben hier bald ruppige Scyphienkalke, bald wohlgeschichtete Bänke, bald korallenreiche Thonniederschläge vor uns, die Mächtigkeit steigt bald auf 60—100 Fuss, bald ist es aber auch nur eine Schicht von 10—13′ und noch weniger, welche die Ablagerung vertritt, so dass sich in diesem wechselvollen Bild kein sicherer Anhaltspunkt finden liesse, wäre nicht Eines fest und unverrücklich, die Einschlüsse an Resten organischer Wesen. Zwei Klassen der niederen Thiere sind es hauptsächlich, welche uns hier leiten: Echinodermen und Cephalophoren, und unter letzteren besonders die Cephalopoden, deren charakteristische Formen das Erkennen einer Schicht wesentlich erleichtern. Die Ersteren übernehmen namentlich in der Westschweiz die Rolle von Leitfossilen, während Letztere uns im südwestlichen Deutschland und den östlichen Theilen der Schweiz Aufschluss über das Alter der Schichten gewähren.

Im Jura des nordöstlichen Frankens sind es meist nur einige Bänke eines grauen etwas thonhaltigen Kalkes, welche oft undeutlich oolithisch erscheinen. Fossile sind keineswegs häufig darin, und es ist ein Glücksfall, wenn man ein oder das andere deutliche Stück erhält. Ueberall, wo diese wohlgeschichteten Kalke die herrschende Entwicklungsart sind, zeigen sich fast ausschliesslich Cephalopoden in dieselben eingeschlossen, was sonst noch vorkommt, sind wenig charakteristische Nuculen, Limen, und in

Sonderheit ein Pecten, welcher indess wegen seiner charakteristischen Gestalt und Häufigkeit seines Vorkommens wohl verdient, beachtet zu werden; ich meine den *Pecten Pseudoparadoxus*, wie ihn Gümbel genannt hat. Vom Staffelberg habe ich schon in dem Profil pag. 229 *Amm. Marantianus* d'Orb. angeführt. Unter den anderen von mir dort gesammelten, weniger gut erhaltenen Stücken glaubte ich auch noch *Amm. microdomus* Opp. und *Amm. Lochensis* Opp. zu erkennen. Die gleichen wohlgeschichteten Kalke setzen noch als Werkbankkalk (Gümbel) eine Strecke weit nach oben fort, gehören indess in ihrer Oberregion der nächst höheren Zone an. So lange man am Nordende des fränkischen Busens seine Forschungen anstellt, wird man nicht leicht eine andere Gestaltung der Dinge antreffen, als die eben geschilderte. Wie man sich aber vom Rande entfernt, mehr gegen das Innere des Busens vordringend, verändert sich plötzlich das Aussehen des Gebildes; die regelmässige Schichtung verschwindet, die Kalke bilden ruppige Felsmassen, welche in malerisch zerfressenen Wänden ins Thal abstürzen. Doch nur an wenigen Stellen wird die Mächtigkeit dieser Schichten so gross, dass sie eigentliche Wände bilden, meist sind ihre Gesteine weicher und übersteigen 15—20′ nicht, so dass sie sich dann gerne unter dem Schutt der höheren Ablagerungen verbergen. Unter ähnlichen Verhältnissen erscheint uns die Zone bei Würgau. Ziemlich weiche, nicht sehr mächtige Scyphien-Schichten, grossentheils von Schutt bedeckt, stellen hier die Zone dar, doch lässt sich immerhin eine ganze Anzahl bezeichnender Arten hier auflesen. Es ist die Schicht Nr. 3 des Würgauer Profiles, welche mir ungefähr folgende Arten lieferte: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. Arolicus* Opp., *bimammatus* Quenst.*), *microdomus* Opp., *Lochensis* Opp., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Ter. bisuffarcinata* Quenst., *Rhynch. lacunosa* Schloth. sp., *Cidaris coronata* Gdf., *filograna* Ag., *Pentacr. subteres* Gdf., *Ceriopora clavata* Gdf., *radiciformis* Gdf., *Cnemidium rotula* Gdf.

*) Diese Art wurde nicht von mir selbst, sondern von H. Dr. Schrüfer aufgefunden.

Ob die Schicht Nr. 4 hieher oder zur folgenden Zone gehöre, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben.

Man sieht indess aus dem vorhergehenden Verzeichnisse, dass sich zugleich mit den *Scyphien* auch wieder viele jener feinen Sachen, welche schon in der Zone des *A. transversarius* heimisch waren, einstellen, dass mithin die Mehrzahl dessen, was man bisher als für den mittleren weissen Jura charakteristisch bezeichnete, für gar keine Schichte bezeichnend ist, und dass, wenn man sich auf diese Sachen verliess, man sehr leicht irre geführt werden musste. Einzig die Cephalopoden halten hier noch Stand, und sie allein können in diesen Regionen über das Alter einer zweifelhaften Bildung sichern Aufschluss geben.

Von hier aus nach Süden fortschreitend, sind diese Ablagerungen hauptsächlich als Schwammschichten vertreten, und nur ein besonders günstiger Zufall bewirkte es, dass bei Streitberg sowohl die wohlgeschichtete als auch die Schwammfacies an so nahe gelegenen Punkten einander gegenüber anstehen. Der ausgezeichnete Aufsatz von Gümbel: „Die Streitberger Schwammlager und ihre Foraminiferen-Einschlüsse“ gibt genaue Auskunft über die dort herrschenden Verhältnisse, zugleich auch sehr genaue Petrefaktenverzeichnisse jeder einzelnen Schicht bietend. Die weichen Mergel (A¹ Gümbel, Schicht Nr. 4 des Profils auf Seite 233) bilden das Hauptlager für die feinen kleinen Sachen, denen schon Münster so grosse Aufmerksamkeit schenkte, während dagegen erst die darüber folgenden festeren Schwammkalke (A² Gümb. Schicht Nr. 5 des Profils) die Ammoniten in grösserer Anzahl enthalten. Was Oppel*) daraus anführt, ist Folgendes: *Amm. cf. Arolicus* Opp., *semifalcatus* Opp., *microdomus* Opp., *alternans* Buch., *Lochensis* Opp., *Hauffianus* Opp., *Pichleri* Opp., *tricristatus* Opp., *binammatus* Quenst., *Bel. unicanaliculatus* Ziet. Um die Fauna zu vervollständigen, will ich noch einiges aus den von Gümbel gegebenen Listen nennen, als: *Pecten subpunctatus* Münst., *Ostrea gregaria* Gdf., *Isoarca texata* Münst., *Terebr. bisuffarcinata* Schloth., *nucleata* Schloth., *gutta* Quenst., *orbis* Quenst.,

*) Oppel: Palaeontol. Mittheil. Bd. II, p. 178.

Kurri Opp., *Terebratella loricata* Schloth, sp., *Megerlea pectunculus* Schloth. sp., *Rhynchon. lacunosa* Schloth. sp., *triloboides* Quenst., *Crania bipartita* Münst., *? porosa* Gdf., *Thecidea antiqua* Münst., *Cellepora orbiculata* Gdf., *Ceriopora clavata* Gdf., *striata* Gdf., *Alecto dichotoma* Gdf., *Cidaris coronata* Gdf., *cucumis* Quenst., *propinqua* Gdf., *filograna* Ag., *Eugeniacr. nutans* Gdf., *cariophyllatus* Gdf., *cidaris* Quenst., *Hoferi* Gdf., *Pentacr. subteres* Gdf.

Man kann aus diesem Verzeichnisse, welches noch bei weitem nicht die ganze Fauna enthält, schon ungefähr auf den Reichthum dieser Schichten schliessen. Nur schade, dass beinahe all diese schönen Sachen zur Schichtenbestimmung nicht wohl benützt werden können.

In der wohlgeschichteten Facies, deren Verlaufen in die Schwammfacies man an einigen Stellen recht schön beobachten kann, fällt das Ueberflüssige weg, nur die Leitmuscheln bleiben, so dass es auch hier viel leichter wird, die Zone zu erkennen und abzugrenzen. Die Schicht B^1 von Gümbel zerfällt in 2 Abtheilungen, von denen die untere (weiche Mergel mit verkiesten Petrefakten) der Zone des *Amm. transversarius*, die obere aber, graue Mergelkalke, welche die Fossile in verkalktem Zustande einschliessen, der in Rede stehenden Zone angehört (Schicht Nr. 4 des Profils auf Seite 234). Alle die Brachiopoden, Bryozoen und Echinodermen der vorigen Liste sind hier verschwunden, und so bleiben in der Hauptsache nur mehr die Cephalopoden mit einigen unbedeutenden Pelecypoden gemengt übrig. Ich kann davon anführen: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. bimammatus* Quenst., *semifalcatus* Opp., *cf. Arolicus* Opp., *microdomus* Opp., *cf. tricristatus* Opp., *Nautilus aganiticus* Schloth.

In der Gegend um Streitberg hat die Schwammfacies dieser Schichten für Franken den Gipfelpunkt ihrer Entwicklung erreicht; sie wird nach und nach seltener, bis in der Gegend um Weissenburg und Thalmässing keine Spur mehr davon zu entdecken ist. Hier folgen über den Impressathonen harte hellgelbe Kalke Bank auf Bank in bedeutender Mächtigkeit, deren untere Hälfte der Zone des *Amm. bimammatus* angehört. Diese Kalke sind sehr häufig durch Steinbrüche aufgeschlossen, welche

Ist dieses Verhältniß nicht bedeutend genug? Und würde Jemand wagen, von irgend einer andern Unordnung im Staate, z. B. von einer Räuberbande, entschuldigend anzuführen, sie verschlinge jährlich nur ja den hundertsten Theil der Bevölkerung? Nach den Bestimmungen des deutschen Bundes wird etwa jährlich der fünfhundertste Theil der Bevölkerung zu den Waffen gerufen. Wenn nun diese Ausgehobenen alljährlich sammt und sonders physisch und sittlich zu Grunde gingen, würde sicher dies Niemand gleichgültig finden; in den Findelhäusern aber ist das Verhältniß der ehelichen Kinder zur Gesammtbevölkerung sogar noch ein fünfmal stärkeres. Wir sind aber berechtigt, diese höchst üble Folge des romanischen Systems als eine mit demselben wesentlich verbundene zu betrachten, weil offenbar das einzige denkbare Mittel gegen die Ueberlieferung ehelicher Kinder eine der Aufnahme vorangehende Untersuchung aller Verhältnisse wäre, diese aber der ganzen Idee der Findelhäuser so zuwider ist, daß sie vielmehr ein völliges Aufgeben derselben und ein Uebertreten zum germanischen Systeme genannt werden müßte. — Wäre gegen die Findelhäuser nichts einzuwenden, als nur diese Gelegenheit zur Aufgebung ehelicher Kinder, sie müßten schon als eine verderbliche Anstalt verlassen werden.

Hierzu kommen aber noch die wirklich ungeheuren wirthschaftlichen Opfer, welche diese blinde und ununterschiedene Unterstützung verlassener Kinder dem öffentlichen Wesen verursacht. Nicht nur ist die Zahl der Findelkinder an sich schon sehr groß, sondern, was noch schlimmer ist, sie wächst überall und stetig in solchen Verhältnissen, daß die Kosten unerschwinglich zu werden drohen. Die Belästigung ist so groß, daß selbst in solchen Ländern, welche aus National-Vorurtheil und National-Eitelkeit für das System der Findelhäuser sehr eingenommen waren, eine ernstliche Reaction eingetreten ist, und man sich um Hülfe gegen das vorhandene und noch mehr gegen das künftige noch größere Uebel umzusehen begonnen hat. Ist man doch für Mißstände, welche den Geldpunkt betreffen, sehr empfindlich, und bei ihnen von der Nothwendigkeit einer schnellen Abhülfe früher überzeugt, als bei bloß sittlichen Uebeln. Dies ist namentlich in Frankreich der Fall, wo theils die Beschlüsse und Klagen sehr vieler Departementalräthe, theils die Preisfragen mehrerer Provinzial-Akademien (in Bourg

besonders bei Oberhochstadt sich in sehr grosser Ausdehnung finden, und von welchen viele, was besonders für den Geognosten sehr günstig ist, nur jene Lagen, welche der in Rede stehenden Zone angehören, in Angriff genommen haben. *Amm. bimammatus* selbst ist hier zwar noch nicht nachgewiesen, doch sprechen die ziemlich häufig vorkommenden Exemplare von *Amm. semifalcatus* und *A. flexuosus* auf das bestimmteste und entschiedenste für dieses Niveau. Die Hauptmasse der Versteinerungen bilden Planulaten und *Bel. unicanaliculatus*; der der Familie der Flexuosen angehörige *Aptychus lamellosus* ist auch nicht selten, ebenso eine kleine Terebratel, welche bis jetzt noch keinen Namen erhalten hat.

Ob nun noch weiter nach Westen die wohlgeschichtete Facies andauert oder ob sich wieder Scyphienschichten einstellen, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben, doch sind wenigstens am Hahnenkamm Andeutungen für Letzteres vorhanden, indem ich von Herrn Steiger Unger in Heidenheim aus einem Steinbruche bei Spielberg einige kleine Exemplare von *A. Hauffianus* Opp. und *A. atavus* Opp. zusammen mit *A. Arolicus, Rhynch. lacunosa, Ter. bisuffarcinata*, vielen *Scyphien* und andern kleinen Sachen erhielt. Bald muss sich aber wieder die wohlgeschichtete Facies einstellen, denn hat man bei Ulm die Alb überschritten, und steigt nun gegen Geisslingen in das herrliche Filsthal nieder, so sind es überall wohlgeschichtete Kalke, welche den Steilrand der Berge bilden.

Zunächst im Binderschen Profile*) glaube ich, soweit ich diese Gegend kenne, die wohlgeschichteten Kalke, welche zwischen den Telegraphenstangen Nr. 2136 und Nr. 2143 durchbrochen wurden, für die Zone des *Amm. bimammatus* in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn gleich die Fossile, welche daraus angeführt werden, gar keinen sicheren Schluss zulassen. Es sind nämlich Bruchstücke von Planulaten und *Bel. hastatus (= unicanaliculatus)*, ausserdem *Amm. lingulatus* Quenst., *Terebr. Baugieri* d'Orb., *Asterias jurensis* Gdf. In dem von mir Seite 236 gegebenen Durch-

*) Geognostisches Profil des Eisenbahn-Einschnitts von Geisslingen nach Amstetten: Württemb. Naturw. Jahresh. 1858, p. 79, tab. I.

schnitt des Kornberges bei Boll sind es Schichten von der gleichen mineralogischen Beschaffenheit, graue, thonige Kalke mit weichen Zwischenlagen, welche die Zone darstellen. Die verkalkten Fossile sind in diesen Schichten gelb rostig überlaufen, was vielleicht von einem ehemaligen Schwefelkies-Ueberzug herrühren mag. Aber auch das Gestein selbst läuft bei der Verwitterung gelb an, was auf Eisengehalt, sei nun dasselbe als Eisenoxydul oder Schwefeleisen vorhanden, hindeutet. Was ich aus diesen Schichten besitze, ist nicht viel, indem die uncharakteristischen Planulaten und Lingulaten gar nicht in Anschlag zu bringen sind; deutliche Exemplare von *Amm. bimammatus* Quenst. und *Amm. Marantianus* d'Orb. setzen indess das Niveau, welches diese Thonkalke einnehmen, ausser allen Zweifel.

Dass die Zone wenigstens einen Theil der Quenstedtschen Betakalke ausmachen, kann man, glaube ich, demzufolge kaum mehr bezweifeln. Man wird demnach eben auch an anderen Lokalitäten Schwabens, deren Studium mir leider versagt war, die wohlgeschichtete Facies dieser Schichten wohl ohne grosse Mühe in der unteren Hälfte der wohlgeschichteten Kalke auffinden können, wenn auch *Amm. bimammatus* nur seltener vorkommt. Desto häufiger findet sich aber in den Kalkbänken *Amm. Marantianus (canaliculatus albus* Quenst. Jura tab. 74 fig. 5) und in seiner Gesellschaft *Amm. Hauffianus, Streichensis* etc., wie einige Profile der für die Schichten des *Amm. bimammatus* so ausserordentlich instruktiven Balinger Gegend lehren.

In der Umgegend von Balingen sind diese Schichten wieder wie bei Streitberg in Franken an ziemlich nachbarlich gelegenen Punkten nach den beiden verschiedenen Typen entwickelt, dem Typus der Schwammablagerungen und dem der wohlgeschichteten Kalke, nur dass man sich hier über das Niveau, welches diese Schichten einnehmen, viel leichter klar wird, als bei Streitberg, indem hier die deutlich ausgebildeten Impressathone einen leichten und sicheren Anhaltspunkt gewähren. Oppel*) sagt betreffs der Ueberlagerung: „In der Gegend von Balingen

*) Oppel: Paläontol. Mitth. Bd. II, p. 176.

gehen die ziemlich mächtigen thonigen Lagen mit *Ter. impressa* und zahlreichen anderen verkiesten Versteinerungen gegen oben ganz allmählig in die kalkigeren spongitenreichen Lochen-Schichten über. Es ist an manchen Stellen kaum möglich, die Einschlüsse beider Horizonte genauer zu sondern. Die verkalkten Reste aus der Zone des *Amm. bimammatus* wittern herab und finden sich an den schrägen Wänden (am N.-Abhang zwischen den Lochen und am Hörnle bei Laufen, ferner am Fusse des Böllartfelsens bei Balingen) in gleichem Niveau mit den kleinen verkiesten Vorkommnissen des Impressathones." Hier ist es also überall die Schwammfacies, welche unmittelbar über den Impressathonen folgt, und besonders an den Lochen schon seit Menschenaltern jene Massen feiner, zierlicher Sachen liefert, welche den Ruhm dieser Lokalität begründeten. Die Fauna, welche sich hier findet, ist nun annähernd folgende: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. cf. Arolicus* Opp., *semifalcatus* Opp., *microdomus* Opp., *alternans* Buch., *Lochensis* Opp., *? Hauffianus* Opp., *flexuosus* Münst., *Pichleri* Opp., *tricristatus* Opp., *? Edwardsianus* d'Orb., *clambus* Opp., *Eucyphus* Opp., *hypselus* Opp., *bimammatus* Quenst., Viele *Planulaten*, *Trochus speciosus* Gdf., *Pleurotomaria bijuga* Quenst., *Neritopsis cf. jurensis* Röm., *Rostellaria cf. caudata* Röm., *Isoarca Lochensis* Quenst., *Pecten subpunctatus* Münst., *Ostrea rastellaris* Münst., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Terebrat. bisuffarcinata* Schloth., *subcanalis* Münst., *Kurri* Opp., *nucleata* Schloth., *gutta* Quenst., *orbis* Quenst., *Rhynchon. lacunosa* Schloth. sp., *triloboides* Quenst., *strioplicata* Quenst. sp., *Terebratella loricata* Schloth. sp., *Megerlea pectunculus* Schloth. sp., *Crania sp. nov.*, *Ceriopora radiciformis* Gdf., *striata* Gdf., *clavata* Gdf., *compacta* Quenst., *Cellepora orbiculata* Gdf., *Alecto dichotoma* Gdf., *Conodictyum striatum* Gdf., *Cidaris coronata* Gdf., *spinosa* Ag., *histricoides* Quenst. (= *C. aspera* Ag.), *filograna* Ag., *cylindrica* Quenst., *cucumis* Quenst., *propinqua* Gdf., *Rhabdocidaris Remus* Des., *prismatica* Des., *Diplopodia subangularis* Gdf. sp., *Pseudodiadema breviceps* Quenst. sp., *Magnosia decorata* Ag. sp., *Dysaster granulosus* Gdf., *Asterias jurensis* Gdf., *Sphaerites punctatus* Gdf., *tabulatus* Gdf., *Eugeniacr. cariophyllatus* Gdf., *nutans* Gdf., *cidaris*

Quenst., *compressus* Gdf., *Hoferi* Gdf., *Cnemidium rotula* Gdf., *Manon marginatum* Gdf., *Spongites Lochensis* Quenst., *Problematicum* Quenst. Jura t. 81, fig. 8.

Obwohl ich nun in vorstehendem Verzeichnisse mehr als 60 Arten, allein von dem Fundorte „der Lochen" stammend, genannt habe, so ist damit doch nur eine Andeutung jenes ausserordentlichen Artenreichthumes, welcher sowohl hier als auch an anderen Lokalitäten (z. B. Böllart) in diesen Schichten herrscht, gegeben, denn die Fauna zu erforschen, würde ein eigenes Studium erfordern. Vom Böllart will ich nur noch als aus den gleichen Lagen stammend *Polycidaris multiceps* Quenst. sp. wegen der ausserordentlichen Seltenheit dieser merkwürdigen Cidariten-Gattung anführen.

Anders als an den Lochen oder am Böllart verhält sich die Sache am Hundsrück bei Streichen. Die Impressathone werden gegen oben immer häufiger von festen Bänken durchsetzt, welche zuletzt kaum mehr ganz dünne Lagen weichen Mergels zwischen sich lassen. Keine Spur von Schwämmen ist bemerkbar, aber auch der Reichthum an Thierresten ist beinahe verschwunden. Cephalopoden sind es fast ausschliesslich, welche hier die in grosser Regelmässigkeit auf einander folgenden Kalkbänke bevölkern und selbst diese scheinen etwas anderer Art, als jene der Schwammschichten. Was hier die Kalke einschliessen, ist Folgendes: *Amm. trimarginatus* Opp., *Marantianus* d'Orb., *Bauhini* Opp., *tortisulcatus* d'Orb., *Hauffianus* Opp., *atavus* Opp., *Streichensis* Opp., *Tiziani* Opp.

Würde nicht ein oder die andere von diesen Arten sich schon an vielen Lokalitäten mit solchen der Schwammschichten vergesellschaftet gefunden haben, so wüsste man wirklich nicht wohin mit Schichten, deren Fossile sich so abweichend verhalten. So aber wird man wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man die Ablagerungen von Streichen etwa an die Basis, die von den Lochen in die Mittel- und Ober-Region der Zone des *Amm. bimammatus* versetzt.

Obwohl nun über den weiteren westlichen Verlauf der Zone durch Schwaben wie durch den südlichen Theil von Baden

keine genaueren Nachrichten vorhanden sind, so geht doch aus dem, was man überhaupt von dem oberen Jura dieser Gegenden weiss, mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass sowohl im oberen Donauthal wie auch am Randen diese Zone vorhanden ist, hier in wohlgeschichteten Kalken, dort in massigen, zerfressenen Scyphienschichten auftretend.

Die erste sichere Kunde von diesen Schichten stammt wieder aus der Schweiz, und zwar vom Geissberg im Canton Aargau, wo dieselben erst neuerlich durch Herrn C. Mösch in seinem jüngst veröffentlichten Aufsatze nachgewiesen wurden. Wir finden nämlich in dem Profile des Geissbergs über den oben beschriebenen Geissbergschichten, Nr. 5 als Crenularis-Schichten bezeichnet, eine Ablagerung, welche sich zu folge der in sie eingeschlossenen Thierreste als der Stellvertreter der Zone des *Amm. bimammatus* erweist. Es ist annähernd die Scyphienfacies, in welchen diese Zone hier auftritt, wenn auch die Scyphien hier bei weitem nicht so häufig als an schwäbischen Lokalitäten und zumeist nur auf eine Lage beschränkt vorkommen. Es fehlen indess hier auch alle die feinen Sachen, welche diese Schichten in Schwaben so sehr auszeichnen, an ihre Stelle sind Echinodermen getreten, so dass der eigentliche Charakter der Scyhienfacies schon etwas verwischt erscheint. *Amm. bimammatus* Quenst., *Amm. semifalcatus* Opp. und *Amm. Streichensis* Opp. kommen vor, und ein Exemplar eines inflaten Ammoniten, welches von Mösch in diesen Schichten aufgefunden wurde, möchte wohl dem *Amm. atavus* Opp. zuzutheilen sein, doch wird die Hauptmasse der hier vorkommenden Ammoniten durch die formenreiche Familie der Planulaten gebildet. Die Pelecypoden sind durch einige Pholadomyen, wie sie auch im Terrain à chailles vorkommen, *Phol. tumida, parcicosta* und *Pecten Verdati* Thurm. vertreten. von Brachiopoden ist *Ter. cf. Baugieri* nennenswerth. Die Echinodermen sind indess nach den Cephalopoden die wichtigsten Vorkommnisse, und für Vergleiche mit westlicher gelegenen Lokalitäten selbst von grösserer Bedeutung als die Ammoniten. Was davon am Geissberg vorkommt, ist ungefähr Folgendes: *Cidaris florigemma* Phill., *cervicalis* Ag., *Hemicidaris crenularis*

Lamk. sp., *Stomechinus lineatus* Gdf. sp., *Diplopodia Anonii* Des., *Collyrites pinguis* Des. sp., *Holectypus Argoviensis* Des.

Ein ausgezeichneter Aufschluss findet sich in einem Steinbruche bei Lauffohr an der Aare, etwa 1½ Stunde von Brugg entfernt. Wenngleich die Mächtigkeit dieser Schichten hier 3 Fuss kaum übersteigen wird, kann man doch selbst ganz gute Sachen dort sammeln, indem die Crenularis-Schichten gerade den Abraum der brauchbaren Bänke bilden. Obwohl mir die Zeit, welche ich diesem Steinbruche widmen konnte, nur sehr kurz zugemessen war, so erhielt ich doch folgende Arten: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. semifalcatus* Opp., *sp. cf. Achilles* d'Orb., *Panopaea varians* Ag. sp., *Pholadomya parcicosta* Ag., *Goniomya inflata* Ag., *litterata* Ag., *Pecten Verdati* Thurm., *Terebrat. cf. Baugieri* d'Orb., *Holectypus Argoviensis* Des., *Hemicidaris crenularis* Lamk. sp. (Stacheln).

Durch den ganzen Canton Aargau hat Mösch diese Schichten mit der grössten Schärfe verfolgt und dargethan, dass dieselben fast überall, wo keine sog. Oxfordmergel sich finden, d. h. also auch im östlichen und südlichen Theile des Canton Basel (Neuenburg kommt dabei nicht in Betracht) diese Gebilde in der gleichen Facies wie am Geissberg auftreten, nur dass sie, je weiter man nach Westen vorschreitet, an Mächtigkeit bedeutend zunehmen. Sie schwellen nach und nach zu ziemlich mächtigen Ablagerungen eines gelben, marmorartigen, oft Kieselausscheidungen einschliessenden Kalkes an, der wegen seiner Festigkeit gerne zu Bausteinen ausgebrochen wird. In dieser Form treffen wir denn auch die Crenularis-Schichten bei Olten, am Ostende des Canton Solothurn, so bei Ober-Gösgen, wo zum erstenmale *Glypticus hieroglyphicus* mit *Cidaris florigemma* und *cervicalis* vergesellschaftet, in dem viel Kiesel enthaltenden Kalke auftritt, während ein Steinbruch neben der Schlossruine in Niedergösgen diese Schichten noch ganz in der im Aargau herrschenden thonig-oolithischen Gesteinsbeschaffenheit enblöst hat.*) In der Umgegend von Olten selbst kann man die Schich-

*) Mösch: Untersuchungen im weissen Jura der Cantone Solothurn und Bern. Verh. d. Schweizer naturf. Ges. in Luzern 1863.

ten an vielen Stellen anstehend finden, und manche dieser Lokalitäten sind auch sehr ergiebig an ganz wohlerhaltenen Fossilen, welche, da sie meist verkieselt sind, sehr schön aus den sonst festen Kalken herauswittern. Mir lieferten die jeweiligen Aufschlüsse folgende Arten: *Perna complanata* d'Orb., *Mytilus subpectinatus* d'Orb., *Pecten vimineus* Sow., *inaequicostatus* Phill., *Ostrea gregaria* Sow., *Terebrat. cf. Baugieri* d'Orb., *Terebratulina substriata* Schloth. sp., *Rhynchon. sp. nov.*, *Cidaris florigemma* Phill., *Hemicidaris crenularis* Lamk. sp., *Glypticus hieroglyphicus* Gdf. sp., *Millericrinus Milleri* Gdf. sp.

Wo das Gestein besonders kieselreich erscheint, zeigen sich auch schon einzelne *Astraeen*. Die Cephalopoden sind schon mit der mächtigeren Entwicklung der Kalke so zu sagen gänzlich verschwunden, und auch die Pelecypoden beginnen von hier an immer seltener vorzukommen. Bald fängt indess auch wieder die kalkige Gesteinsbeschaffenheit an, schwankend zu werden. Bei Wangen und Egerkingen, westlich von Olten, sind es noch sehr mächtige, gelbe Kalke, in denen man überall Stacheln von *Cid. florigemma* und *crenularius* nebst vielen Pelecypoden und Brachiopoden (*Ter. Delmontana* Opp. zeigt sich hier zum ersten male), daneben aber auch ziemlich häufig *Astraeen* finden kann, steigt man aber bei Oberbuchsiten den Mühlbachtobel hinauf, so sind die Kalke da beinahe plötzlich verschwunden. Grünlichgraue Mergel mit einzelnen festeren Lagen bilden hier die Stufe und nur ganz oben zeigen sich noch einige Bänke eines gelben kieselhaltigen Kalkes. Fossile sind im Allgemeinen sehr selten, und meine Erfunde beschränkten sich auf einige Stacheln von *Hemicid. crenularis*, ein Exemplar von *Panopaea varians* und *Glypticus hieroglyphicus*, welche sämmtlich aus den Kalken stammen. In den Mergeln aber liegen stellenweise viele kleine Sachen, *Astarten*, kleine Gasteropoden, *Pentacrinus sp.*, *Asterias sp.* etc., welche indess nicht naher bestimmbar erscheinen. Die Kalke treten, je weiter wir nach Westen vorrücken, immer mehr in den Hintergrund, während graue sandige Mergel die Hauptmasse der Crenularisschichten ausmachen. Kommen je noch kalkige Lagen vor, so haben sie ihre gelbe Farbe eingebüsst und erscheinen in dem-

selben Grau wie die sie umgebenden Mergel. Freilich ist es schwierig, von Oberbuchsiten weiter nach Westen die Uebergänge genau zu verfolgen, indem kein guter Aufschluss mehr vorhanden ist bis nach Solothurn, wo das schon mehr erwähnte Profil von Günsberg nach den Balmbergen auch diese Schichten in wahrer Pracht zu Tage treten lässt.

Bei Günsberg sehen wir nämlich über den oben beschriebenen grauen Mergeln der Geissberg-Schichten Mergelmassen sich erheben, die von den tieferen Schichten sich dadurch unterscheiden, dass sie undeutlich oolithisch erscheinen. Sie werden bedeckt von grauen, sehr zerfressenen, mergeligen Kalken, die aber in Bezug auf die in sie eingeschlossene Fauna von den vorhergehenden nicht abweichen. Die Fauna beider Ablagerungen ist sehr reich zu nennen, doch besteht die Hauptmasse der Arten aus Korallen. Da die Literatur über die Korallen sehr zerstreut ist, und namentlich die von Etallon aufgestellten Arten bis jetzt nur in Beschreibungen existiren, so würden bei noch so grosser Mühe doch keine sicheren Bestimmungen erzielt werden, wesshalb ich mich derselben lieber ganz enthalte, und nur das, was von sonstigen Thierresten hier vorkommt, aufzählen. Ich fand nämlich bei Günsberg: *Turbo aff. Meriani* Gdf., *Pholadomya similis* Ag., *Plicatula tubifera* Lamk., *Ostrea gregaria* Sow., *Terebr. Delmontana* Opp., *Rhynch. Thurmanni* Merian., *Cid. florigemma* Phill., *aspera* Ag., *Stomechinus lineatus* Gdf. sp., *Glypticus hieroglyphicus* Gdf. sp.

Die Vorkommnisse sind beinahe sämmtlich verkieselt. Dass diese Ablagerungen schon vollkommen dem Terrain à chailles der Nordschweiz entsprechen, kann, glaube ich, kaum bezweifelt werden, denn sämmtliche angeführte Arten kommen auch im Terrain à chailles der Gegend von Delémont vor.

So haben wir denn nun jene Facies dieser Schichten erreicht, welche, mindestens eben so berühmt in ihrer Art, als die Ablagerungen an der Lochen, auch schon seit Jahren die ungetheilte Aufmerksamkeit der Geognosten auf sich gezogen hatten. Schon seit lange vermuthete man, die Aequivalente dieses Gebildes in den Scyphienkalken suchen zu müssen, doch da man

letztere Stufe immer als ein ungegliedertes Ganze betrachtete, konnte man damit nicht recht ins Klare kommen. Doch dadurch, dass Mösch im Aargau die Crenularis-Schichten nachgewiesen, legte er den ersten Grund zur Einreihung des Terrain à chailles in die Reihe der süddeutschen Formationsglieder. Sicher konnte die Stellung des Gebildes aber erst ermittelt werden, nachdem durch Oppel die drei neuen Zonen mit Bestimmtheit festgestellt waren.

Das Terrain à chailles verbreitet sich über den ganzen westlichen Theil des schweizer Jura. Soll man die Grenze angeben, wo einerseits die kieselig mergelige, andrerseits die kalkige Entwicklung der Schichten des *Hemicid. crenularis* Platz gegriffen hat, so würde dieselbe so ziemlich mit dem Meridian von Basel zusammenfallen, so dass östlich desselben die Crenularis-Schichten, westlich aber das Terrain à chailles zu suchen wäre. Dass dieselbe indess nicht ganz ohne Kurve dem Meridian nachziehe, lässt sich wohl denken; so wird sie im Canton Basel selbst denselben etwas nach Osten überschreiten, im Canton Solothurn sich etwas von ihm zurückziehen, doch sind das immerhin unbedeutende Abweichungen. Die Hauptentwicklung des Terrain à chailles fällt indess in jene Gegenden, deren Gewässer zur Zeit der Bildung dieser Ablagerungen die Ufer der Vogesenhalbinsel bespühlten.

Das Fringeli, jener weltberühmte Fundort für verkieselte Seeigel und Crinoideen, liegt gerade mitten in diesem Paradiese der Sternkorallen. Die Schichtenfolge habe ich schon oben pag. 243 angegeben, und ich habe hier nur noch einiges über das Vorkommen der Fossilreste nachzutragen. Es sind also die Schichten Nr. 4 und 5, welche das Lager der Korallen und Echinodermen, nebenbei aber auch einer Masse anderer, zum Theil sehr hübscher und interessanter Thierreste bilden. Die Vorkommnisse sind sämmtlich verkieselt, so dass man dieselben durch Säure meist prachtvoll zu entblössen im Stande ist. Die Ausbeute, welche ich von dieser Lokalität mitbrachte, ist: *Isoarca sp.*, *Lima laeviuscula* Sow. sp., *Perten Verdati* Thurm., *lens* Sow., *vimineus* Sow., *Ostrea gregaria* Sow., *Terebr. Delmontana* Opp., *Rhynch. Thurmanni* Mer., *Orbicula* sp., *Thecidea* sp., *Ceriopora* sp.,

Cid. florigemma Phill., *aspera* Ag. (Stacheln von *C. Parandieri*), *oculata* Ag., *laeviuscula* Ag., *Hemicid. crenularis* Lamk. sp., *Diplopodia subangularis* Gdf. sp., *Glypticus hieroglyphicus* Gdf. sp., *Stomechinus lineatus* Gdf. sp., *Pygaster dilatatus* Des., *Millerier. Milleri* d'Orb., *echinatus* d'Orb., *Cnemidium rotula* Aut. helv., *Scyphia amicorum* Thurm.

Ausser den eben genannten Echiniden führt Desor in seiner Synopsis noch folgende Arten von Fringeli an: *Cid. Parandieri* Ag., *cervicalis* Ag., *spinosa* Ag., *Hemicid. undulata* Ag., *Pseudodiadema placenta* Ag., *Pedina sublaevis* Ag., *Stomechinus perlatus* Desm. sp., *serialis* Ag., *Pygaster tenuis* Ag., *Collyrites bicordata* Leske sp.

Das Terrain à chailles ist indess nicht allein am Fringeli schön aufgeschlossen, sondern auch noch an vielen anderen Punkten der Gegend um Delémont. Nennenswerth ist in dieser Beziehung auch noch die Strasse, welche von Movelier nach Ederschwyler führt, ebenso eine Stelle nahe hinter den letzten Häusern von Delémont, wo sich die Schichten zwar in abnormer Lagerung, indess sehr reich an den Resten organischer Wesen vorfinden. Letztere Lokalität, welche sich besonders durch ausgezeichnet vollständige Verkieselung der hier vorkommenden Thierreste auszeichnet, lieferte mir folgende Sachen: *Lima rigida* Sow., *Plicatula tubifera* Lamk., *Ostrea gregaria* Sow., *Vermetus* sp., *Terebr. Delmontana* Opp., *Rhynch. Thurmanni* Mer., *pulchella* Thurm., *Cid. florigemma* Phill., *cucumifera* Ag., *aspera* Ag., *Hemicid. crenularis* Lamk. sp., *Millericrinus Duboisianus* d'Orb., *Münsterianus* d'Orb., *regularis* d'Orb., *ornatus* d'Orb., *aculeatus* d'Orb., *calcar* d'Orb., *horridus* d'Orb., *echinatus* d'Orb., *Milleri* Gdf. sp.

Von Movelier, wo die Aufschlüsse längs der Strasse denen vom Fringeli wenig an Grossartigkeit nachgeben, muss ich noch einiges, was mir an den bis jetzt betrachteten Lokalitäten nicht begegnete, nachtragen, nämlich einen *Turbo*, eine *Natica*, *Nerinea* und eine *Pterocera*, lauter noch noch nicht benannte Arten, dann *Apiocrinus Murchisonianus* riesige Stiele, *Collyrites pinguis* Des., *Collyrites bicorata* Leske sp., *Pentacrinus* sp. und *Asterias* sp.

Macon und Nismes) und der Gesellschaft für wohlthätige Anstalten in Paris das Gefühl der Noth bezeugen, sogar schon mehrerlei bedeutende und weitgreifende Maaßregeln der Verwaltung den festen Entschluß Hülfe zu schaffen beweisen. Es ist der Mühe werth, diese Thatsachen und Plane etwas näher zu betrachten, da sie viel zur festen und richtigen Ansicht in der Sache beitragen; denn wenn schon aus Mangel an näheren Nachrichten nicht auch von allen übrigen Ländern des romanischen Systems ähnliche Erfahrungen nachgewiesen werden können, so darf doch, weil dieselben Ursachen im Wesentlichen dieselben Folgen überall haben müssen, ein allgemeiner Schluß aus den französischen Zuständen mit Recht gemacht werden.

Was vorerst die steigende Zahl der Pfleglinge betrifft, so berechnete man, daß im Jahr 1784 etwa 40,000 Findelkinder in Frankreich waren; im Jahr 1798 waren sie auf 51,000 gestiegen; im Jahr 1818 waren ihrer 98,100, im Jahr 1833 berechnet man sie auf 119,930. Die genauen Nachweisungen einzelner Findelhäuser zeigen dieselbe, zum Theile selbst eine noch weit größere Vermehrung. Im Jahr 1670 kamen in Paris nur 312 Aufnahmen vor; 1680 waren ihrer schon 890; 1730 stiegen sie auf 2401; 1790 auf 5700; 1829 auf 7850; 1833 wenigstens auf 8136. Im Hospital von Lyon betrug die Zahl der aufgenommenen Kinder im Jahr 1700 nur 582; im Jahr 1760 schon 863; 1780 waren 1535; 1820 aber 1681, und im Jahr 1836 gar 1865. In beiden Fällen schwankte die Zahl zuweilen, namentlich kamen sehr viel weniger Aufnahmen während der Revolution vor; hauptsächlich wohl wegen der damaligen Zerrüttung der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und der daraus folgenden schauderhaft schlechten Verpflegung der Kinder; allein wenn die künftige Vermehrung den wesentlichen Gang des bisherigen Zuwachses einhält, — und es ist kein Grund vorhanden hieran zu zweifeln, wenn das System aufrecht erhalten wird, — so würde Frankreich in 25 Jahren etwa 250,000 Findlinge zu verpflegen haben. Daß aber diese Vermehrung nicht aus rein örtlichen und nationellen Ursachen herrührt, sondern aus der Einrichtung selbst, beweist das Beispiel von Belgien. In den Jahren 1815—1822 stieg auch hier die Mittelzahl der in die Findelhäuser aufgenommenen Kinder von 10,953 auf 12,700, und zwar war im letzten Jahre nicht einmal die höchste

Die grössten mir bekannten Stacheln von *Cid. florigemma* stammen von einer Lokalität bei Wahlen in der Nähe von Laufen im Birsthale (Canton Bern). Es ist dort überhaupt gut zu sammeln, da die Stelle sehr reichhaltig ist. Meine Erfunde sind: *Lima rigida* Sow., *Pecten Verdati* Thurm., *Ostrea gregaria* Sow., *Terebr. Delmontana* Opp., *Rhynch. Thurmanni* Mer., *Rh. pulchella* Thurm., *Rh. senticosa* Schloth., *Turbo* sp., *Natica* sp., *Nerinea* sp., *Cid. florigemma* Phill., *aspera* Ag., *cervicalis* Ag., *Millericr. Greppini* Opp., *tuberculatus* d'Orb., *Milleri* Gdf. sp., *echinatus* d'Orb, *Apiocrinus cf. Roissianus* d'Orb.

Aus den wenigen Daten, welche ich hier zu geben im Stande war, mag zur Genüge erhellen, wie ausserordentlich übereinstimmend das Terrain à chailles in der ganzen Nordwest-Schweiz entwickelt ist. Ueberall kehren in grauen Mergeln dieselben Thierformen in verkieseltem Zustande wieder, und hauptsächlich sind es Echinodermen, welche die Fauna darstellen. Nicht so verhält sich die Sache in den mehr westlichen Gegenden des Jura im Canton Neuenburg. Hier sind diese Schichten sehr verkümmert, und von den höherliegenden Schichten der *Diceras arietina* (man wird wenigstens die obere Abtheilung des ganzen Schichtencomplexes nur als Aequivalente dieser Zone in Anspruch nehmen können) förmlich verschmelzen. Graue nicht sehr harte Kalke, in denen die Versteinerungen meist in verkieseltem Zustande auftreten, stellen die ganze Abtheilung dar. Ihre Mächtigkeit übersteigt nie 36 Fuss, wesshalb diese Schichten, da wohlerhaltene Versteinerungen in ihnen zu den Seltenheiten gehören, bei der ungeheuren Mächtigkeit des unmittelbar darüber ansteigenden Astartien, leicht übersehen werden. Erwähnen muss ich noch, dass unmittelbar unter diesen Kalken, welche *Cid. florigemma* und *Hemicid. crenularis* beherbergen, eine Scyphienlage sich findet, aus welcher ich indess nichts kenne, als Schwämme und *Meg. pectunculus*. Wie sich nun diese Scyphienschicht zur Zone des Amm. bimammatus verhalte, vermag ich leider nicht anzugeben. Die darüber folgende Kalkablagerung scheint indess unzweifelhaft wenigstens zum Theile dem sog. Terrain à chailles des Canton Bern zu entsprechen, indem nämlich Desor und

Gressly daraus anführen: *Cidaris Blumenbachi* Gdf., *(florigemma* Phill.) *Cidaris Parandieri* Ag., *Cidaris cervicalis* Ag., *Hemicidaris crenularis* Lamk. sp.

Aus den übrigen Sachen, welche genannt werden, und die noch allenfalls in diese Zone gehören könnten, lässt sich kein rechter Schluss ziehen. Die Hauptmasse der Vorkommnisse deutet auf die Zone der Diceras arietina, wesshalb ich auch die hier in Rede stehenden Ablagerungen erst bei der Besprechung der Zone der Diceras arietina etwas eingehender zu behandeln gedenke.

So ist denn auch die Zone des Amm. bimammatus und die entsprechenden Schichten an unserem Blicke vorübergezogen, und ich hoffe, dass meine Darstellung einigermassen ein Bild von den ungeheuren Veränderungen, welche sich gerade in dieser Region des Jura im horizontalen Verlaufe der Ablagerungen geltend gemacht hat, gegeben habe. Noch ist nicht Alles klar, und mancher Studien wird es noch bedürfen, eine besonders in den westlich vom Canton Bern gelegenen Distrikten das Dunkel, welches noch über den hier herrschenden Verhältnissen schwebt, zu erhellen. Ich muss es Anderen überlassen, hier die Forschungen weiter fortzusetzen, denn meine Zeit erlaubte es nicht, noch einmal diese Gegenden zu besuchen. Wie Vieles aber hier sowie auch im Jura des Canton Bern noch unklar, und genauerer Untersuchungen bedürftig erscheint, werde ich erst im Verlaufe meiner Darstellung noch näher zu bezeichnen im Stande sein.

Zunächst muss ich auf einige Schichten, welche, wie es bis jetzt scheint, eine ausschliesslich Aargauische Lokalbildung darstellen, aufmerksam machen. Es sind die Schichten Nr. 6, 7, 8 und 9 des Profiles von Geissberg, nämlich:

Caprimontana-Schichten, Weisse Kalke, Knollen-Schicht, Letzi-Schichten.

Obwohl Mösch diese Schichten dem Corallien und Kimméridien der schweizer Geologen gleichstellen zu müssen glaubt, und auch manche Gründe dafür beibringt, so kann ich in dieser Beziehung doch nicht mit ihm übereinstimmen, sondern betrachte vielmehr die ganze gegen 60′ mächtige Schichtengruppe als mit

grosser Wahrscheinlichkeit noch zur Zone des *Amm. bimammatus*, i. e. zur Oxfordgruppe gehörig.

Diese hier zu behandelnde Schichtengruppe ist im ganzen Canton Aargau überall nachweisbar, doch muss man schon so grosse Uebung im Erkennen der Unterabtheilungen besitzen, wie Mösch, um sie auch überall auffinden zu können. Gegen 30' mächtige Kalkablagerungen, unten gelblich, nach oben kreideweiss werdend, beginnen die Gruppe. In der unteren gelblichen Region (Caprimontana-Schichten-Mösch) findet sich namentlich *Rhabdocit. caprimontana*, *Collyr. brevis*, *Pentacr. subteres*, *Ter. cf. Baugieri*, *Rhynch. senticosa;* die Oberregion (Weisse Kalke Mösch) ist dagegen ausgezeichnet durch lingulate Ammoniten, *Pleurotomaria Münsteri*, *suprajurensis*, *Pholadom. cor.*, *decemcostata*, *Pleuromya donacina* (?)*)

Von grösserer Wichtigkeit als die vorhergehende scheint mir die nun folgende Knollenschicht, eine Scyphienlage von 1—3' Mächtigkeit. Die Einschlüsse an organischen Resten verweisen beinahe durchgängig diese Schicht in die Zone des *Amm. bimammatus*; es sind nämlich *Cidaris Suevica* Quenst., *Pecten sp.* (*textorius albus* Quenst.) *Terebr. bisuffarcinata*, *cf. Baugieri*, *Rhynchon. senticosa*, *Terebratulina substriata*, *Terebratella loricata*, *trigonella* (?) *Cerioporа angulosa*, *Scyphia intermedia* etc. Beinahe alle hier genannten Sachen finden wir schon in irgend einem der vorhergehenden Verzeichnisse erwähnt, so dass die Thierreste dieser Schicht, wobei namentlich *Cidaris Suevica* sehr ins Gewicht fallen dürfte, entschieden für die Einreihung derselben in die Zone des *Amm. bimammatus* sprechen.

Es schliessen sich endlich noch die Letzischichten an, welche die lithographischen Steine, die am Bötzberg bei Brugg gebrochen werden, liefern. Die Fauna, welche sie einschliessen, besteht meist aus Pelecypoden, welche von Mösch sämmtlich mit Arten der Kimmeridge-Gruppe indentificirt werden. Ich möchte eine Uebereinstimmung dieser Sachen mit jenen von Le Banné

*) Exemplare, welche ich aus den weissen Kalken von Wangen besitze, scheinen mir nicht vollkommen mit dieser Agassiz'schen Species übereinzustimmen.

bei Bruntrut sehr bezweifeln, denn würde auch, was allerdings sehr Vieles für sich hat, die Kimmeridgen-Gruppe mit den Schichten des *Amm. tenuilobatus*, welche unmittelbar über den Letzi-Schichten folgen, zu beginnen sein, so würde doch jedenfalls die Zone des *Amm. tenuilobatus* die Basis der Gruppe bilden. Da nun aber die Schichten von Le Banné mindestens in die Mitte, wenn nicht in die Oberregion des Kimméridien gehören, so wäre es doch sehr auffallend, wenn einzelne hier vorkommende Arten schon in der Oxfordgruppe auftreten würden.

Hiemit scheint es mir, kann ich die Betrachtung dieser Schichten beschliessen und übergehen zur Zone des *Amm. tenuilobatus*.

4. Zone des *Amm. tenuilobatus*.

Diese Zone ist eine der best charakterisirten, und am wenigsten schwierig zu erkennenden Ablagerungen in den ganzen östlich gelegenen Theilen unseres Betrachtungsgebietes. Nicht so leicht ist dieselbe schon im Canton Aargau aufzufinden, und im grössten Theile des Canton Solothurn weiss ich dieselbe nicht mehr nachzuweisen. Es erscheint dies allerdings etwas sonderbar, und die Vermuthung liegt nahe, dass die Schicht zwar vorhanden sei, jedoch in sehr veränderter Facies auftrete, so dass es schwer werde, dieselbe wieder zu erkennen. Dies ist nun allerdings möglich und sogar wahrscheinlich, doch hat man dafür bis jetzt noch nicht die geringsten paläontologischen Anhaltspunkte, und die Veränderungen, wenn solche anzunehmen sind, müssen so durchgreifender Natur sein, dass auch keine einzige der in Franken und Schwaben, ja selbst noch im Canton Aargau für diese Schichten charakteristischen Arten bis in die westlichen und nordwestlichen Partien des schweizer Jura fortsetzt. Zwei Bildungen aber mit gänzlich verschiedenen Faunen, deren Berührungsgrenzen, an denen sich die Arten mischen, noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen sind, als äquivalent zu erkennen, dazu fehlen vorderhand der Wissenschaft noch die Mittel, indem sich aus der Lagerungsfolge allein durchaus kein sicherer Schluss ziehen lässt. Ich muss also, so lange nicht das Gegentheil bewiesen werden kann, annehmen, dass die Zone des *Amm.*

tenuilobatus sich gegen Westen nach und nach so zu sagen auskeile, während die über dem Terrain à chailles folgenden Korallenablagerungen bis jetzt allein fast als Aquivalent der Schichten der *Diceras arietina* oder des Nattheimer Coralrag bezeichnet werden können, und für diese Ansicht wenigstens einige paläontologische Thatsachen sprechen, wie ich später darzuthun Gelegenheit haben werde.

Die Zone des *Amm. tenuilobatus* tritt im nordöstlichen Franken meist als eine ausserordentlich mächtige Bildung auf, die sich gewöhnlich aus zwei grösseren Terrassen, einer tieferen mergeligen, und einer höheren kalkigen aufbaut. In den Mergeln sind es zumeist Cephalopoden, untermischt mit wenigen sehr vereinzelten Echinodermen und Brachiopoden, welche die Fauna zusammensetzen, sowie sich indess massigere Kalkfelsen einstellen, finden sich auch eine Menge von Scyphien, Brachiopoden, Bryozoen und verschiedenartige Echinodermen, welche alsdann die Schichten bevölkern. Die Kalkfelsen können indess in ganz verschiedenen Höhen beginnen, und selbst ununterbrochen aus der Zone des *Amm. bimammatus* fortsetzen, womit meist zugleich auch die Amorphozoen dieselbe vertikale Verbreitung gewinnen, ebenso können aber auch die Mergel bis zu bedeutender Höhe ansteigen, die Kalke fast ganz verdrängend. Die Kalke der Oberregion werden auch stellenweise durch Dolomite ersetzt, welche dann auch in jeder beliebigen Höhe ihren Anfang nehmen können. Gewöhnlich aber werden nur die allerobersten Lagen der Zone durch Dolomite vertreten, noch häufiger stellen sich die Dolomite erst in solcher Höhe ein, dass ihre untere Grenze schon über die Zone des *Amm. tenuilobatus* hinausfällt.

Die normale Entwicklung ist durch das Profil des Staffelberges, welches ich auf Seite 229 gegeben habe, dargestellt. Die Schichten 6, 7, 8 und 9 setzen die Zone zusammen, doch ist die Fauna von Nr. 6 noch sehr wenig gekannt. Die Unterregion dieses Complexes von wohlgeschichteten Kalken, welche Gümbel Werkbankkalk genannt hat, ist weniger fest und ziemlich thonig, weshalb auch alle in den Kalken angelegte Steinbrüche sich immer nur auf die obere festere und deshalb brauchbarere Region

beschränken. Das Studium der tieferen Lage ist deshalb sehr schwierig, und ich kann nicht mit Schärfe angeben, wo hier die Grenze zwischen den beiden aneinander angrenzenden Zone durchgehe. Dass aber die obere Hälfte, der eigentliche zu technischen Zwecken ausgebeutete Werkbankkalk der Zone des *Amm. tenuilobatus* angehöre, beweist *Amm. Fialar.* Opp., welchen ich hier in einem Steinbruch sehr häufig fand. Die darüberfolgenden Mergel sind sehr mächtig (30—50') und von theils häufigeren, theils sparsameren festen Bänken durchzogen, welche das Lager der Fossile bilden. In den Mergeln selbst sind die Vorkommnisse sehr selten und theilweise verkiest, *Collyriten* und einzelne Exemplare von *Pholadomya acuminata* Hartm. kommen auch in verkalktem Zustande hier vor. Die Kieskerne sind sehr klein und roh, und nur an sehr wenigen Lokalitäten so gut erhalten, dass sie bestimmbar erscheinen. Dr. Schrüfer glaubt diese Mergel dem „Weissen Beta" ungefähr gleichstellen zu müssen, und erwähnt darin namentlich eine Terebratel, welche der *Ter. impressa* sehr ähnlich sehe und in grosser Menge hier vorkomme. Ich fand diese kleinen Brachiopoden ebenfalls sehr häufig überall in diesen Schichten in ganz Franken wie auch in Schwaben, namentlich in der Boller Gegend, woher ich sie nach Hunderten besitze. Sie stimmt in ihrer Form genau mit der in Quenstedts Jura tab. 79. fig. 14 gegebenen, ist indess sicher nicht eine junge Ter. nucleata, sondern eine besondere für sich bestehende Species. Die Hauptmasse der übrigen Fauna wird von Cephalopoden dargestellt, welche Thierklasse namentlich durch zahllose meist riesige Planuaten vertreten erscheint. *Amm. tenuilobatus* ist in ziemlicher Häufigkeit vorhanden, von den Inflaten sind es namentlich *Amm. iphicerus* Opp., *Amm. acanthicus* Opp. und *Amm. Altenensis* d'Orb., welche man öfter antrifft, *Amm. Uhlandi* Opp. ist auch keineswegs selten, doch gehört derselbe den höchsten Regionen der Mergel, welche nur an wenigen Stellen noch als solche auftreten, sonst schon meist durch Scyphienkalke ersetzt werden, an.

So wie nun Scyphien, zugleich mit mächtigen Kalkmassen sich zeigen, stellt sich auch wieder *Ter. bisuffarcinata, Rhynchon.*

lacunosa u. s. w. ein, wie wir es schon in den beiden vorhergehenden Zonen zu beobachten Gelegenheit hatten. Die Scyphienkalke des Staffelberges sind arm an organischen Einschlüssen, doch zeigen sich die wenigen Reste, welche vorkommen, meist in verkieseltem Zustande. Ausser den beiden angeführten Brachiopoden fand ich nur noch ein Exemplar von *Amm. acanthicus* und ebenso von *Amm. tenuilobatus*. Auch aus dem Dolomite war nichts weiter aufzutreiben als Steinkerne von *Ter. bisuffarcinata* und *Rhyn. lacunosa*.

Desto entwickelter und petrefaktenreicher erscheinen die Scyphienkalke der in Rede stehenden Zone am Würgauer Berg. Die Werkbankkalke, welche hier durch die Schicht Nr. 4 des Profiles dargestellt werden, sind schon in Scyphienfacies entwickelt, welche demnach aus der unmittelbar darunterliegenden Zone des *Amm. bimammatus* hier herauf fortsetzt, doch wurden in diesen massigen Kalken, welche sehr reich an Kiesel sind, bis jetzt noch keine Ammoniten aufgefunden, *Ter. bisuffarcinata*, *Rhynchonella lacunosa*, Stacheln von *Cid. coronata* und undeutliche Reste anderer Echinodermen, war nebst vielen Scyphien alles, was ich daraus erhielt. Erst die darüber folgende weiche mergelige Scyphienlage (Schicht Nr. 5) wimmelt von allen möglichen Resten niederer Thiere, was indess auch zum grossen Theile durch die Gesteinsbeschaffenheit bedingt sein mag, indem aus den unterlagernden harten Kalken sich nichts ordentlich herauslöst. Was ich sammelte, ist ungefähr folgendes: *Amm. platynotus* Rein. sp., *stephanoides* Opp., *iphicerus* Opp., *Altenensis* d'Orb., *falcula* Quenst., *trachinotus* Opp., *alternans* Buch., *Pect. subpunctatus* Münst., *Ostrea rastellaris* Münst., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Ter. bisuffarcinata* Schloth., *nucleata* Schloth., *orbis* Quenst., *gutta* Quenst., *subcanalis* Münst., *Terebratulina substriata* Schloth. sp., *Terebratella loricata* Schloth. sp., *Megerlea pectunculus* Schloth. sp., *Rhynch. lacunosa* Schloth. sp., *striocincta* Quenst. sp., *triloboides* Quenst. sp., *Ceriopora radiciformis* Gdf., *clavata* Gdf., *compacta* Quenst., *Cidaris coronata* Gdf., *Eugeniacr. cariophyllatus* Gdf., *Pentacr. subteres* Gdf., *cingulatus* Gdf., *Cnemidium rotula* Gdf., *Problematicum* Quenst. Jura t. 81, fig. 8.

Was ich anzuführen vermochte, ist nur ein kleiner Theil der hier vorkommenden Arten, denn eine solche Fülle von Resten niederer Thiere, wie sie hier liegt, weisen auch nur die besten schwäbischen Lokalitäten, wie z. B. der Bosler bei Boll, auf. Alle in dem Profile höher folgenden Schichten sind im Vergleiche mit der eben besprochenen arm zu nennen. Es schliessen sich nämlich über diesen bunten, weichmergeligen Scyphien-Schichten graue, wohlgeschichtete Schiefermergel an, in denen sich ziemlich viele festere Bänke ausscheiden. Sie stimmen sowohl in ihrer Gesteinsbeschaffenheit, als auch in ihren organischen Einschlüssen genau mit der Schicht Nr. 7 des Staffelberg-Profiles überein, und liefern hier die gleichen riesigen Planulaten, welche dort schon unsere Aufmerksamkeit erregten. Leider ist der Aufschluss dieser Schichten zu gering, als dass man Vieles daraus erhalten könnte, denn wenn auch gerade die Planulaten nicht selten sind, so sind ihre Formen doch meist so wenig bezeichnend, dass man nicht viel damit anfangen kann. Nur *Amm. polyplocus* Rein. sp. bietet hier einige Anhaltspunkte, ebenso ein kolossaler Planulat von mehr als $1\frac{1}{2}'$ Durchmesser, welcher wohl zu *Amm. bipedalis* Quenst. gestellt werden dürfte, auch die kleine schon obenerwähnte Terebratel fehlt hier nicht. Bald werden die Mergel indess wieder verdrängt durch mächtige, ziemlich dunkel blaugraue, oolithische Kalke, welche stellenweisse ziemlich kieselhaltig erscheinen. Von Petrefakten ist aus dem sehr harten Gestein beinahe nichts herauszubekommen. *Amm. dentatus*, welcher zum erstenmale im ganzen Profile hier auftritt, liegt indess in ziemlicher Menge darin. Erst die darüberfolgenden gelbgrauen Mergel liefern wieder eine etwas reichlichere Ausbeute, worunter sich namentlich *Amm. dentatus* Rein. sp., *Amm. temilobatus*, *Rhynchon. lacunosa (var. dichotoma)* und *Cid. coronata* auszeichnen. Scyphien fehlen hier sowie in der vorhergehenden Schicht nicht. Den Schluss machen massige Kalke mit grossen Hornsteinknauern. Wie ungeheuer mannigfaltig sich die Schichtenreihe in dieser einzigen Zone stellenweise darstellen kann, ist aus diesem, sowie aus dem von Gümbel in seinem Aufsatze über Streitberg gegebenen Profile des Schauergrabens bei Streitberg wohl hinlänglich er-

sichtlich, doch sind solche vielgliederige Reihen von Ablagerungen eine Ausnahme von der Regel, indem sich die Schichtenfolge gewöhnlich entweder so gestaltet, wie das Profil des Staffelberges sie darstellt, oder auch heben die massigen Scyphienkalke mit der Zone des *Amm. bimammatus* an, und setzen, in malerischen Felspartien sich zerspaltend, ohne Unterbrechung bis an die Dolomitkuppen, welche den Berg krönen, fort. In solchen Fällen ist dann die Grenze zwischen beiden Zonen ausserordentlich schwer zu ziehen, indem die Masse der kleinen zierlichen Sachen sich so gut unten wie oben wiederfindet, und hauptsächlich nur die damit vergesellschafteten Cephalopodenarten bei der Altersbestimmung der Ablagerungen einen Ausschlag geben können. Dass sich an Profilen, wo sich die Zone des *Amm. tenuilobatus* so vielgliederig darstellt, wie bei Würgau oder Streitberg, noch einzelne Unterabtheilungen, vielleicht sogar noch sehr bestimmte Horizonte werden feststellen lassen, ist sehr wahrscheinlich, doch bedarf es dazu eingehenderer und länger fortgesetzter Studien, als ich zu machen Gelegenheit hatte.

Bei Streitberg setzt sich, wie aus den beiden Profilen Seite 232 und 234 hervorgeht, die Zone regelmässig unten aus festen Kalken, oben aus den weicheren Mergeln mit festeren Bänken zusammen, wie wir es schon am Staffelberge beobachteten. Es sind dies die Schichten B^2 und B^3 des Gümbelschen Aufsatzes, die Lagen Nr. 6 und 7 meines Profiles von der rechten, Nr. 5 und 6 von der linken Thalseite. Im Schauergraben dagegen schliessen sich über den Scyphienschichten aus der Zone des *Amm. bimammatus* massige Scyphienkalke an, gegen 50′ mächtig. (A^3 Gümbel.) Ich kann daraus anführen: *Amm. falcula, A. alternans, A. dentatus, A. stephanoides, A. striolaris, A. polyplocus, Avicula similis, Ter. nucleata, bisuffarcinata, Kurri, Terebratella loricata, Ceriopora clavata.* Nach oben wird dieser Kalk fester, in immer dickere Bänke geschichtet, enthält viele Hornsteinausscheidungen, nimmt deutlich oolithische Struktur an, und bildet in dieser Form nochmals eine Wand von 15′ Höhe (A^4 Gümbel). Die Einschlüsse an Petrefakten sind ungefähr die gleichen wie die der vorhergehenden Abtheilung, nur dass die-

selben hier in verkieseltem Zustande erhalten sind, einzig *Amm. tenuilobatus* und *Rh. lacunosa, var. dichotoma* möchte ich hier erwähnen. Es folgen dichte weisse Kalke, in dünnen unebenen Bänken voll von Hornsteinknollen, das Hauptlager von *Rh. lacunosa* und *Ter. bisuffarcinata*. Alles, was sonst noch hier vorkommt, findet sich auch schon tiefer. Ein 3′ mächtiges Dolomitlager, welches noch von bröcklichem Kalk mit Dolomitzwischenlagen bedeckt wird, schliesst die Zone ab, denn A^8 des Gümbelschen Profiles möchte ich schon der Kimmeridgegruppe zutheilen.

Von Streitberg weiter nach Südwesten, scheint die im nordöstlichen Franken vorzüglich herrschende Entwicklung der Zone des *Amm. tenuilobatus* in mächtigen hellgrauen Schiefermergeln mit Schwefelkiesausscheidung nach und nach im Abnehmen begriffen zu sein, denn so viel sich aus dem Pfaff'schen Aufsatze*) entnehmen lässt, müssen dieselben schon in der Gegend von Erlangen sozusagen verschwunden sein. Noch viel mehr ist dies der Fall bei Thalmässing und Weissenburg, wo die Zone beinahe ausschliesslich aus wohlgeschichteten harten Kalken besteht. Die Cephalopoden-Fauna dieser Kalke habe ich schon Seite 235 ausführlicher angegeben, und vermag auch hier nichts Weiteres beizufügen. Was ausser den Cephalopoden noch vorkommt ist nicht viel, und beschränkt sich hauptsächlich auf undeutliche Steinkerne von Gasteropoden und einige wenige Bivalven, einige noch nicht näher bestimmte Seeigel-Arten, namentlich ein Pygaster sind nicht gerade selten, nur ist der Erhaltungszustand in dem harten Stein leider ein sehr schlechter.

So setzt dann in gleicher Gesteinsbeschaffenheit die Zone weiter nach Westen fort, wo sie noch am Hahnenkamm und Hesselberg recht gut entwickelt auftritt. Die Mergel habe ich auch am Hahnenkamm nicht wieder beobachtet; dagegen treten hier sehr ausgezeichnete Scyphienkalke in dieser Region auf, und dieselben bieten stellenweise sehr schöne und reiche Aufschlüsse dar. Ich sammelte hier an einer Lokalität nicht weit

*) Pfaff: Uebersicht der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Erlangen.

Zahl, da im Jahr 1820 ihrer sogar 13,366 waren. Die Vertheidiger der Findelhäuser, namentlich der Abbé Gaillard, haben gegen diese Zahlenerhöhung anzuführen gesucht, daß auch die Bevölkerung sehr gestiegen sey, und somit das Verhältniß der Findelkinder zu der Gesammtzahl des Volkes jetzt ein kleineres sey, als die nackte Zahl, verglichen mit früheren Zahlen, darstelle. Diese Bemerkung ist allerdings richtig, allein sie reicht doch weit nicht aus, um den Unterschied zu entfernen. Wenn man z. B. bei Anfang der Revolution die Bevölkerung von Frankreich auf etwa 24 Millionen schätzte, sie aber in der hier besprochenen Periode um 8 Millionen zugenommen hat, so sollte offenbar im Jahr 1833 die Gesammtzahl der Findelkinder nur etwas über 53,000, nicht aber 120,000 betragen. Der Grund muß somit anderswo liegen, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht namentlich zwei Umstände wesentlich mitgewirkt haben. Einmal darf wohl angenommen werden, daß je länger eine öffentliche Anstalt besteht, welche den Eltern ihre Kinder abzunehmen sich anbietet, und je länger dieselbe in weiten Kreisen wirklich benützt wird, desto mehr auch immer die natürliche Scheu vor der unsittlichen Handlung der Verlassung des eigenen Kindes abnimmt. So etwas wirkt in geometrischer Progression. Zweitens aber trägt gewiß die bedeutende Verbesserung der Verpflegung der Findelkinder, namentlich die jetzt bei weitem größere Lebenswahrscheinlichkeit derselben, zur häufigeren Benützung der Anstalt bei. Gar manche Mutter, welche ihr Kind einem fast sicheren Tode nicht bloßgegeben hätte, wagt jetzt eine Entäußerung desselben, da doch einige Glücksfälle für dasselbe bestehen. Bewahre uns der Himmel, daß wir deshalb gegen diese Verbesserung sprechen; allein daß die Folgen derselben auf eine falsche Grundlage des ganzen Systems hinweisen, mag doch immerhin bemerkt werden.

Natürlich nahmen dann auch die Kosten der Verpflegung in demselben Verhältnisse zu. Bei der Gründung des ersten Findelhauses in Frankreich rechnete man auf eine jährliche Ausgabe von 40,000 Fr.; bald aber stieg dieselbe weit über alle Voranschläge hinaus, und als der Staat, durch diese Noth veranlaßt, die Beitragspflicht regelmäßig vertheilte, der Gesammtheit, den Departements und den Gemeinden ihren Theiler zuschrieb, so wurde aus übel ärger, eben wegen der Sicherung der Unterhaltungsmöglichkeit.

von Heidenheim: *Amm. tenuilobatus* Opp., *Amm. stephanoides* Opp., *Pecten subpunctatus* Münst., *Ostrea rastellaris* Münst., *Terebratula bisuffarcinata* Schloth., *Ter. gutta* Quenst., *Ter. orbis* Quenst., *Rhynch. lacunosa* Schloth. sp., *Terebratulina substriata* Schloth. sp., *Crania aspera* Gdf., *Ceriopora radiciformis* Gdf., *Cnemidium rotula* Gdf.

Auch von Wasseralfingen citirt Oppel die Zone, wo sie besonders an dem auf den Braunenberg führenden Wege in einem schönen Profile entblösst sein soll. Besonders die Unterregione mit *Amm. platynotus* und *Amm. falcula* ist durch einen Steinbruch hier sehr gut aufgeschlossen.*)

Ausgezeichnet ist die in Rede stehende Ablagerung in der Gegend von Boll entwickelt, und H. Binder hat hier zugleich ein Profil geliefert, welches uns auch über die Art und Weise der Gliederung dieser Zone aufs Genaueste aufklärt.**) Die vortreffliche Arbeit Binders steht leider nur vereinzelt, und es wäre sehr zu wünschen, dass noch an recht vielen Stellen der schwäbischen Alp ähnliche Aufnahmen stattfinden möchten, in dem nur durch solche sorgsam angefertigte Profile mit kritischen Verzeichnissen genau bestimmter Petrefakten versehen, ein Licht über die obere Grenze der Zone des *Amm. tenuilobatus*, welche noch sehr unsicher erscheint, als auch über die darüberfolgenden Schichten zu verbreiten möglich sein dürfte.

In dem Binder'schen Profile scheint die ganze Abtheilung III. und die unteren Partien von IV. bis dahin, wo Binder die Grenze zwischen mittlerem und oberem weissem Jura durchzieht, der Zone anzugehören. Die tiefste Ablagerung, welche ich der Zone des *Amm. tenuilobatus* beizählen möchte, sind Scyphienkalke, die sowohl zufolge ihrer Lagerung, als auch ihrer organischen Einschlüsse wohl so ziemlich der Schicht Nr. 5 des Profiles von Würgau in der Gegend von Bamberg entsprechen möchten. H. Binder führt nämlich daraus unter anderem an: *Amm. polyplocus* Rein. sp., *Amm. Reineckianus* Quenst. (= *platynotus* Rein.),

*) Oppel: Paläontol. Mitth. Bd. II. p. 183.

**) Binder: Geognostisches Profil des Eisenbahneinschnitts von Geisslingen nach Amstetten. Württemb. naturw. Jahresh. 1858 p. 79.

Amm. alternans Buch., *Amm. involutus* Quenst., *Terebrat. bisuffarcinata* Schl., *Ter. nucleata* Schl., *Ter. Kurri* Opp., *Rhynchon. lacunosa* Schl. sp., *Rh. senticosa* Schl. sp., *Terebratella loricata* Schl. sp., *Mergerlea pectunculus* Schl. sp. u. s. w. Es fehlen also hier wie dort in diesen Schichten *Amm. tenuilobatus* selbst und *Amm. dentatus*,*) welche beide erst in den darüberfolgenden Mergelmassen beginnen, während *Amm. platynotus* hier in Masse liegt, und nur in seltenen Fällen höher zu steigen scheint. Es mag sich so mit der Zeit vielleicht noch ein ganz hübscher Horizont durch *Amm. platynotus* bezeichnet herausstellen.

Ueber diesen Scyphienkalken schliessen sich jene wohlgeschichteten Mergelmassen, welche den Impressathonen so ähnlich sehen, und die wir schon am Staffelberg in ausgezeichneter Entwicklung kennen lernten, an, hier wie dort die Lagerstätte riesiger Ammoniten aus der Familie der Planulaten bildend. *Amm. bipedalis* Quenst. kommt hier vor, ebenso ein Heer anderer Ammoniten, unter denen ich nur *Amm. dentatus* Rein. sp. und *Amm. tenuilobatus* Opp. erwähnen will. *Nautilus aganiticus* und *Terebratulina substriata* treten nach Binder hier zum erstenmale auf. Die Mächtigkeit dieser Mergel wird auf 180—200′ Fuss angegeben. Dass der über diesen Mergeln weiter folgende blaugraue homogene Kalk mit Neigung zu oolithischer Struktur noch zur Zone des *Amm. tenuilobatus* zu rechnen sei, scheint sehr wahrscheinlich, ob aber diese Schicht nun abschliesse, ob die Kalke mit Thonlagen, oder vielleicht sogar noch die weiter sich anschliessenden, wohlgeschichteten, blaugrauen harten Kalke der Zone beizuzählen seien, vermag ich nicht anzugeben, soviel aber scheint gewiss, dass die Prosopon-Schicht jedenfalls einem höheren Niveau als dem der Zone des *Amm. tenuilobatus* angehöre.

An anderen Punkten der Umgegend von Boll ist die Schichtenfolge beinahe die gleiche, nur dass die Scyphienkalke unter

*) Dr. Schrüfer sagt in seiner Arbeit „die Lacunosa-Schichten von Würgau“ Betreffs der hauptsächlich von ihm ausgebeuteten Schicht Nr. 5 pag. 6: „Auffallend ist es, dass ich, obwohl ich mein besonderes Augenmerk darauf richtete, den in Schwaben so verbreiteten A. dentatus, der doch auch bei Streitberg vorkommt, nicht finden konnte.“

den Mergeln meistens fehlen. Es wird dann die ganze Zone zusammengesetzt aus den wohlgeschichteten, grünlichgrauen weichen Mergeln, welche festere Bänke, das Haupt-Lager der Ammoniten einschliessen; an sie reihen sich nach oben Scyphienkalke, meist sehr arm an Fossilen, an. An einigen Stellen, wie am Bosler, wird die Zone hauptsächlich durch Scyphienkalke vertreten, welche dann eine ungeheure Menge von Resten niederer Thiere beherbergen. Die wohlgeschichtete Facies ist namentlich reich an Cephalopoden, denen sich einige Pelecypoden beimischen, während mit den Scyphien sich zugleich eine Unmasse von Brachiopoden und Echinodermen einstellen.

Was ich aus den wohlgeschichteten Partien der Zone, der Cephalopoden-Facies, wie man es nennen könnte, von der Boller Gegend besitze, ist Folgendes: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. nimbatus* Opp., *modestiformis* Opp., *canaliferus* Opp., *Gümbeli* Opp., *Weinlandi* Opp., *tenuilobatus* Opp., *Frotho* Opp., *dentatus* Rein. sp., *alternans* Buch., *Fialar* Opp., *litocerus* Opp., *Wenzeli* Opp., *Strombecki* Opp., *falcula* Quenst., *trachinotus* Opp., *Holbeini* Opp., *Altenensis* d'Orb., *circumspinosus* Quenst., *liparus* Opp., *iphicerus* Opp., *acanthicus* Opp., *Uhlandi* Opp, *involutus* Quenst., *Güntheri* Opp., *Frischlini* Opp., *Galar* Opp., *platynotus* Rein. sp., *striolaris* Quenst., *desmonotus* Opp., *stephanoides* Opp., *Achilles* d'Orb., *polyplocus* Rein. sp.; *Aptychus laevis*, *lamellosus*, *Pleurotomaria suprajurensis* ? Röm., *clathrata* Gdf.; *Turbo sublineatus* Gdf., *Pholadomya acuminata* Hartm., *Nuc. Dewalquei* Opp., *Cardium cf. semiglabrum* Mnst., *Isoarca transversa* Mnst, *Mytilus tenuistriatus* Gdf., *Lima ovatissima* Quenst., *substriata* Mnst., *Streitbergensis* d'Orb., *Pinna radiata* Mnst., *Pecten subpunctatus* Gdf., *Hinnites velatus* Gdf. sp., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Ostrea Roemeri* Quenst., *Terebratula sp. nov.* (Quenst. Jura t. 79 fig. 14.), *Terebratulina substriata* Schloth. sp., *Onychites rostratus* Quenst., *Cidaris coronata* Gdf., *Collyrites carinatus* Lamk. sp., *Dysaster granulosus* Desmoul., *Asterias jurensis* Gdf.

In der Scyphienfacies dagegen, welche wohl am Bosler die schönste Entwicklung in der ganzen Umgegend gefunden haben mag, treten die Ammoniten mehr zurück gegen die Echinodermen,

und die Pelecypoden sind nur durch einige wenige Arten vertreten, welche meist auch in der wohlgeschichteten Facies vorkommen. Meine Sammlung hat vom Bosler aufzuweisen: *Amm. falcula* Quenst., *alternans* Buch., *dentatus* Rein. sp., *tenuilobatus* Opp., *platynotus* Rein. sp., *Galar* Opp., *cf. acanthicus* Opp. (jung.), *Altenensis* d'Orb., *trachinotus* Opp.; *Pleurotomaria suprajurensis* Röm., *Nucula Dewalquei* Opp., *Cardium cf. semiglabrum* Mnst., *Hinnites velatus* Gdf. sp., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Lima notata* Gdf., *Isoarca transversa* Mnst., *Pecten subpunctatus* Mnst., *Terebratula bisuffarcinata* Schl., *nucleata* Schl., *orbis* Quenst., *gutta* Quenst., *subcanalis* Mnst., *Kurri* Opp., *Terebratulina substriata* Schl. sp., *Terebratella loricata* Schl. sp., *Megerlea pectunculus* Schl. sp., *Rhynchon. sparsicosta* Opp., *lacunosa* Schl. sp., *lacunosa var. dichotoma, triloboides* Quenst. sp., *strioplicata* Quenst. sp., *striocincta* Quenst. sp., *Ceriopora radiciformis* Gdf., *compacta* Quenst., *cf. angulosa* Gdf., *clavata* Gdf., *striata* Gdf., *Cidaris coronata* Gdf., *filograna* Ag., *aspera* Ag., *propinqua* Mnst., *Rhabdocidaris nobilis* Gdf. sp., *Pseudodiadema sp.*, *Holectypus Mandelslohi* Des., *Collyrites carinatus* Lamk. sp., *capistratus* Gdf. sp., *Dysaster granulosus* Desm., *Eugeniacrinus cidaris* Quenst., *cariophyllatus* Gdf., *compressus* Gdf., *nutans* Gdf., *Hoferi* Gdf., *Pentacrinus cingulatus* Gdf., *subteres* Gdf., *Sphaerites punctatus* Gdf., *cf. scutatus* Gdf. (Platten und Stacheln), *tabulatus* Gdf., *Asterias jurensis* Gdf., *Problematicum* (Quenst. Jura t. 81, fig. 8), *Cnemidium rotula* Gdf., *Spongites cf. perforatus* Quenst. — *Sphenodus longidens* Quenst. (Ag.?), *Prosopon rostratum* H. v. M., *Serpula trochleata* Gdf., *tetragona* Gdf.

In dem ganzen weiteren Verlaufe dieser Schichten durch das Gebiet der schwäbischen Alb stellen sich dieselben immer unter der einen oder der anderen der beiden eben geschilderten Formen dar, und es wird wahrhaftig schwer, anzugeben, welche von beiden die häufiger auftretende sei.

Die Aptychus-Thone, wie Fraas*) die thonige Entwicklung dieser Schichten genannt hat, beschränken sich nach ihm hauptsächlich auf das Centrum der Alb zwischen Plettenberg und

*) Fraas: Geognostische Horizonte im weissen Jura, Württemb. naturw. Jahresh. 1858. p. 97.

Stufen, während am Rande des Höhenzuges durch Verstürzungen mannigfacher Art dieselben weniger deutlich aufzufinden seien. Es geht daraus hervor, dass man die Scyphitenkalke, welche an diesen Lokalitäten die Stelle der Thone vertreten, und welche man eigentlich stratigraphisch als die horizontale Fortsetzung der wohlgeschichteten Ablagerung ansehen musste, da es sich mit dem herrschenden System nicht anders in Einklang bringen liess, als in abnormer Lagerung befindlich betrachtete, und so wurde denn auch nie mit Bestimmheit ausgesprochen, dass wohlgeschichtete Bildungen in ihrer horizontalen Fortsetzung durch massive Schwammfelsen ersetzt werden könnten.

In der Balinger Gegend sind namentlich am sogenannten Hörnle, einem in der Nähe von Laufen gelegenen Albvorsprung, zwei übereinander befindliche Scyphienhorizonte sehr deutlich zu beobachten. Der untere ist durch die Ammoniteen, welche hier vorkommen, sehr leicht der Zone des *Amm. bimammatus* einzureihen, der obere aber kennzeichnet sich durch die Erfunde an Resten der gleichen Thierklasse als in die Zone des *Amm. tenuilobatus* gehörig. Oppel,*) welcher meines Wissens zuerst auf diese Schichtenfolge am Hörnle hingewiesen hat, fand in der Zone des *Amm. tenuilobatus* an dieser Lokalität: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. Frotho* Opp., *A. dentatus* Rein. sp., *A. Strombecki* Opp., *Altenensis* d'Orb., *acanthicus* Opp., *involutus* Quenst., *stephanoides* Opp., *striolaris* Quenst., *polyplocus* Rein. sp., *Aptychus cf. latus*, *Avicula similis* Gdf. sp., *Terebr. nucleata* Schloth., *Rhynch. lacunosa* Schloth. sp.

Ueber die Entwicklung der Zone des *Amm. tenuilobatus* im Gebiete des Badischen Jura, sowie des Randem, vermag ich nichts Näheres anzugeben; dass dieselbe übrigens auch hier überall vorhanden ist, geht aus dem, was Oppel hierüber erwähnt, hervor.

Mit am wichtigsten erscheint das Auftreten der Zone im Canton Aargau: dadurch, dass diese Bildung hier in Combination mit vielen Schichten, welche wir aus dem südwestlichen

*) Oppel: Palaeontol. Mitth. Bd. II. p. 185.

Deutschland noch nicht kennen, welche aber, wie Mösch neuerlich wahrscheinlich zu machen suchte, in der Westschweiz vielleicht ihre Vertreter haben, das Verhältniss, in dem die in Rede stehende Zone zu den Ablagerungen jener Gegenden, und mit diesen zu den Gebilden der Gegend von Kimmeridge und Oxford steht, einige Aufklärung erlangen könnte. Ich kann hier indess nichts weiter als andeuten, was zunächst die Aufgabe der Forschungen in dieser Richtung sein müsse. Bedeutende, und durch lange Zeit fortgesetzte, genau nach Schichten angestellte Aufsammlungen von Petrefakten vermögen allein uns in den Stand zu setzen, sichere, und auf bezeichnende Formen der organischen Welt gegründete Parellelisirungs-Versuche zu unternehmen.

Die Zone des *Amm. tenuilobatus* tritt im Canton Aargau an sehr vielen Stellen zu Tage, doch überall in der Form von Scyphienschichten, die wohlgeschichtete Facies ist aus der Schweiz noch nicht bekannt geworden. Der ausgezeichnetste und bequemste Punkt zum Sammeln bleibt immer die östliche Mündung des Tunnels bei Baden, indess sind auch andere Fundorte, so namentlich eine Stelle bei der Burg Besserstein an einem Ostausläufer des Geissbergs, nicht zu verachten. Von letztgenannter Lokalität besitze ich: *Bel. unicanaliculatus* Ziet., *Amm. tenuilobatus* Opp., *dentatus* Rein. sp., *iphicerus* Opp., *stephanoides* Opp., *polyplocus* Rein. sp., *Aptychus laevis et lamellosus*, *Isocardia sp.*, *Cardium cf. semiglabrum* Mnst., *Isoarca transversa* Mnst., *Terebratula bisuffarcinata* Schl., *orbis* Quenst., *nucleata* Schl., *Megerlea pectunculus* Schl. sp., *Terebratulina substriata* Schloth. sp., *Rhynchonella lacunosa* Schl. sp., *striocincta* Quenst., *Cidaris coronata* Gdf., *Holectypus Mandelslohi* Des., *Collyrites carinatus* Lamk. sp., *Pentacr. subteres* Gdf., *Eugeniacr. Hoferi* Gdf., *Sphaerites scutatus* Gdf., *Apiocrinus* sp.

Was ich an der Tunnel-Wand bei Baden sammelte, ist beinahe das Gleiche, nur finden sich darunter noch einige Arten, welche in obigem Verzeichnisse nicht enthalten sind, nämlich: *Amm. alternans* Buch., *thermarum* Opp., *Altenensis* d'Orb., *trachinotus* Opp., *Spondylus pygmaeus* Quenst., *Pecten cf. subspinosus* Gdf., *Ostrea rastellaris* Mnst., *Terebr. gutta* Quenst., *Rhynchon. sparsi-*

costa Opp., *Cidaris filograna* Ag., *Rhabdocid. nobilis* Gdf. sp., *Millericrinus echinatus*, *Rhynch. triloboides*, *Pecten subarticulatus* und *Pholadomya acuminata* sind ausserdem noch zu erwähnen. Diese beiden Listen sind indess bei weitem nicht als eine Aufzeichnung der ganzen Fauna dieser Schichten zu betrachten, denn ausser der Unzahl jener kleinen Crinoideen und der Reste anderer Echinodermen kommen noch eine ganze Menge Cephalopodenarten vor, welche für die Parallelen mit den Bildungen des südwestlichen Deutschlands von solcher Wichtigkeit sind, dass ich dieselben hier nicht übergehan kann. Die in den sog. Badenerschichten (Zone des *A. tenuilobatus*) des Canton Aargau bis jetzt aufgefundenen Cephalopoden-Species sind ausser den schon genannten: *Amm. nimbatus* Opp., *canaliferus* Opp., *Gümbeli* Opp., *bidentosus* Opp., *Weinlandi* Opp., *Frotho* Opp., *Kapffi* Opp., *Fialar* Opp., *Strombecki* Opp., *circumspinosus* Quenst., *liparus* Opp., *acanthicus* Opp., *Uhlandi* Opp., *involutus* Quenst., *trimerus* Opp., *Galar* Opp., *platynotus* Rein. sp., *striolaris* Quenst., *Möschi* Opp., *lepidulus* Opp., *Balderus* Opp., *Lothari* Opp.

Um diese artenreiche Liste zusammen zu bekommen, mussten freilich sämmtliche Lokalitäten, welche im Canton Aargau die Zone aufzuweisen haben, das ihrige beitragen, und nur der grossen Güte des Herrn Mösch, welcher das ganze in seiner Sammlung befindliche Material hieher schickte, ist es zu verdanken, dass ein so ausführliches Verzeichniss gegeben werden konnte.

Ueberall, wo die Schichten auftreten, ist es ein nicht sehr harter Thonkalk, von den vielen in ihm eingeschlossenen Amorphozoenresten knollig erscheinend. Die an Petrefakten reichsten Lager enthalten noch mehr Thon als das umgebende Gestein, und erscheinen sehr bunt, roth, grün, gelb, violet und in allen möglichen Zwischenfarben. Diese bunte Färbung der Lagerstätte hat auch die Einschlüsse mit ergriffen, und so sehen alle die in diesen Schichten vorkommenden Fossile sehr charakteristisch aus, so dass man dieselben nicht leicht mit den Vorkommnissen anderer Bildungen verwechselt. Nur die Petrefakten der etwas tiefer liegenden Knollenschicht (Mösch) haben im Aussehen einige Aehnlichkeit damit.

Aber die Lokalitäten, an welchen diese Schichten in der Schweiz nachweisbar vorhanden sind, sind sehr wenige: westlich vom Canton Aargau wurde die Zone des *Amm. tenuilobatus* erst in den alleröstlichsten Bezirken des Canton Solothurn bis in die Nähe von Schönwerth, einer Eisenbahnstation vor Olten, beobachtet, was aber noch weiter nach Westen diese Zone vertrete, ist noch nicht festgestellt. In dem Profile von Günsberg, sowie in dem des Fringeli folgen über den Schichten des Terrain à chailles, welches, wie wir gesehen haben, der vorhergehenden Zone beizuzählen ist, hellgefärbte, meist weisse, ziemlich thonige Kalke, welche viele Korallen beherbergen, und desshalb von den schweizerischen Geognosten Corallien genannt werden. Wenn mann also nicht annehmen will, dass sich ein Schichtenkomplex, welcher im südwestlichen Deutschland eine so grosse Bedeutung, wie auch so ansehnliche Entwicklung besitzt, als gerade die Zone des *A. tenuilobatus*, nach Westen vollständig auskeile, so muss man die Stellvertreter derselben hier suchen. Nun bemüht sich aber Mösch in seinem neuesten Schriftchen nachzuweisen, dass schon die, weit unter den Badener Schichten befindlichen sog. Weissen Kalke die Aequivalente des Corallien der Westschweiz bildeten, doch kann ich darin mit den ausgezeichneten Forscher des Aargau durchaus nicht übereinstimmen; denn nicht allein, dass sich zur Begründung dieser Ansicht bis jetzt noch gar keine positiven paläontologischen Anhaltspunkte angeben lassen, sondern im Gegentheil stimmen beinahe sämmtliche Arten der fossilen Mollusken, welche das sog. Corallien bevölkern, und die auch zugleich aus ausserschweizerischen Bildungen bekannt sind, allein mit solchen überein, welche im südwestlichen Deutschland sich über der Zone des *Amm. tenuilobatus* finden. Freilich sind diese Arten nicht sehr viele, und es bleibt immer noch übrig, anzunehmen, dass diese hier auch schon früher beginnen könnten, als in der Schichtenreihe des südwestlichen Deutschlands, bis das jedoch bewiesen ist, bleibe ich auf der Ansicht stehen, dass der grössere Theil des Corallien der Schweizer Geognosten der Zone der *Diceras arietina* zuzutheilen sei. Demzufolge aber könnten, wenn überhaupt ein solches vor-

handen, nur die alleruntersten Bänke des Corallien das Aquivalent der Zone des *A. tenuilobatus* darstellen, doch kann ich dafür keine weiteren Beweise anführen. Auffallen muss es, dass im Canton Aargau plötzlich in diesen Schichten Arten auftreten, welche aus dem ganzen südwestlichen Deutschland daraus nicht bekannt sind, die indess einen Uebergang zur Corallienfacies darstellen könnten, wie 2 Arten von *Apiocrinus* und *Millericrinus cf. echinatus*.

Im Canton Neuchâtel ist man nun erst vollends um die Aequivalente der Zone in Verlegenheit, indem hier Terrain à chailles und Corallien so dicht aufeinander sitzen, dass Desor und Gressly den ganzen Schichtencomplex unter der Bezeichnung Corallien zusammenfassen.

So ist denn die Oxfordgruppe an unsern Blicken vorübergezogen und es wird nicht überflüssig sein, die gewonnenen Resultate in Kürze noch einmal zusammenzufassen, und die Folgerungen, welche sich daraus ergeben, zu berühren. Ich will diesen Erörterungen indess einen neuen Abschnitt widmen.

Schluss der Oxfordgruppe, Zusammenstellungen.

Ich habe schon in der Einleitung zur Oxfordgruppe bemerkt, dass man das ganze hier in Betracht zu ziehende Gebiet ungefähr in drei Regionen, gemäss dem Auftreten gewisser Thierreste, theilen könne, nämlich in das Gebiet der Amorphozoen, der Myarier und der Corallen; das erstere müsse man im südwestlichen Deutschland, das zweite im Canton Aargau, das letzte in den westlich vom ebengenannten Canton gelegenen Gegenden suchen. Welche Veränderungen der Facies innerhalb dieser drei Distrikte vor sich gehen, haben wir im Verlaufe der Darstellung gesehen, hier aber möchte ich nur übersichtlich hervorheben, auf welche Schichten sich diese Veränderungen erstrecken, und in wie weit die Faunen davon ergriffen werden, wie sich gewisse Thierformen an gewisse Faciesverhältnisse binden etc.

Um diese Verhältnisse möglichst klar hervortreten zu lassen, scheint es mir am zweckdienlichsten, kleine Uebersichtstabellen beizufügen, doch möchte ich noch einige Bemerkungen voraus-

schicken. So scheint es vor Allem nöthig, sich bei der Betrachtung der Oxfordgruppe an den Gedanken zu gewöhnen, dass gewisse Arten durchaus an keine bestimmte Schicht gebunden sind, sondern, die tiefste Zone ausgenommen, durch die ganze Gruppe hindurch fortsetzen, also eine sehr grosse vertikale Verbreitung gewinnen können, sobald die zu ihrer Existenz nöthigen Bedingungen vorhanden sind, dass diese Bedingungen und mit ihnen die ebenbezeichneten Arten in jeder beliebigen Schicht der Oxfordgruppe auftreten oder verschwinden können, dass dagegen viele Arten unter allen möglichen Bedingungen auf das bestimmteste ihr Lager einhalten, und so mit grosser Sicherheit zur Fixirung der Unterabtheilungen der Gruppe benützt werden können. Es wird somit zunächst darauf ankommen, jene Arten kenntlich zu machen, welche für die Altersbestimmung der Ablagerungen tauglich sind, vor jenen, welche dazu nicht gebraucht werden können, und es wird sich auch dies sehr leicht in einer Tabelle darstellen lassen.

Hier will ich zunächst jene Regionen ins Auge fassen, in denen die Amorphozoen zu grösserer Entwicklung gelangten, also das südwestliche Deutschland und den Canton Aargau, wo die Facies dieser Thiere (Scyphienfacies) einerseits mit der Cephalopodenfacies, andererseits mit der Myarier-Facies combinirt erscheint. Erst der Zusammenhalt der Entwicklungsformen in den beiden genannten Gegenden kann uns ein klares Bild von der vertikalen Verbreitung der Arten gewähren.

Nach und nach beliefen sich die Gesammtkosten für Frankreich auf mehr als 10 Millionen Franken jährlich (1824 auf 9,800,212; 1832 auf 10,258,800), und in den Jahren 1824 bis 1833 wurden 97,775,613 Franken ausgegeben, von welchen die Findelhäuser aus eigenem Vermögen etwa 11½ Millionen, die vom Staate angewiesenen Mittel (Strafen u. s. w.) 2 Millionen, die Gemeinden 21½ Millionen, die Departements aber gegen 60 Millionen bezahlten. Das Departement der Rhone, mit Lyon, hat jährlich etwa 700,000 Franken (1824 noch 560,040, 1832 aber 708,041) zu diesem Zwecke auszugeben; in Paris steigt es jährlich über 1,600,000 Franken. Und zwar ist diese Vermehrung eingetreten, obgleich die Verpflegung des einzelnen Kindes jetzt nicht unbedeutend wohlfeiler bestritten wird, so z. B. in Lyon im J. 1833 mit 66 Fr. 87 Cent. jährlich, während 1826 noch 83 Fr. 46 Cent. bezahlt wurden; in Paris aber 1824 noch 119 Fr. 82 Cent., im J. 1833 nur 104 Fr. 45 Cent. nöthig waren. — Die Folgen dieser schweren und immer steigenden Last sind aber, daß die Departements für den Volksunterricht das Genügende nicht zu thun vermögen, daß sie die Straßen, die öffentlichen Denkmale nicht unterhalten, für Förderung des Ackerbaues nichts thun können, oder daß sie die Steuerpflichtigen mit Zusatz-Centimen zu erdrücken genöthigt sind.

Kein Wunder, daß man sich nach Hülfe umsieht. Leider sind die bisher gewählten Mittel kaum von der Art, daß sie einen wesentlichen Einfluß ausüben können, da sie den Grundfehler des ganzen Systemes unangetastet lassen. Sie bestehen nämlich einmal in der Verminderung der Zahl der Aufnahme-Cylinder (tours), und zweitens in der Versetzung der Findlinge in entferntere Gegenden. Durch die erstere Maaßregel soll natürlich die Gelegenheit zur Uebergabe von Findlingen erschwert werden, indem jetzt eine entferntere Reise nothwendig wird. Die andere Einrichtung dagegen hat zum Zwecke, die verschiedenen Machinationen abzuschneiden, durch welche die Mütter von Findelkindern es dahin zu bringen wußten, daß gerade ihnen ihre eigenen Kinder wieder in die Kost gegeben wurden. Es soll ihnen selbst die Leichtigkeit einer unmittelbaren Beobachtung derselben entzogen werden, wodurch man nicht nur eine Verminderung der Zahl der Aussetzungen, sondern selbst die Zurücknahme manches Findlings durch seine Eltern zu

Die Oxford-Gruppe im Canton Aargau, in Rücksicht auf die Verbindung der Organismen nach Facies-Unterschieden.

Die Oxford-Gruppe in Franken und Schwaben in Rücksicht auf die Verbindung der Organismen nach Facies-Unterschieden.

Cephalopoden-Facies.

Scyphien-Facies.

Zone des *A. transversarius*.

Birmensdorfer Schichten. (M.)

Ziemlich weiche Mergel mit: *Bel. Argov., pressul.*, *A. Arolic., atacticus, cymodoce, cymatic., bipeid., tenuiserratus, crenatus, lophotus, Erato, Manfredi, tortisulc., Anar, Gesneri, callicer., Backian., semiplan., Gmelini, Oegir, Rotari, Meriani, transvers., Chapuisi, Collini, Hiemeri, Schilli, plicatil., Martelli; Nuc. Dewalquei; Lima ovatus.*; *Him. velat.*; *Pect. subquinct., cardin., sp. (testor. Quenst.)*; *Tor. Birmensdorf., Kurri*; *Terebrat. loric.*; *Crania aspera porosa*; *Thecid. antiq.*; *Cariop. radicif., comp., crispa, clavata*; *Collap. orbicul.*; *Alecto dichot.*; *Cid. propinqua, lineisse., lævig., cucum.*; *Rhabdoc. Remus*; *Pseudodiad. Langi*; *Magnos. decor.*; *Diplopod. subangul.*; *Eug. cid., coron., mutans, cariophyll., compressus*; *Tur. monilifarmis.*

Bel. unicanalicul.; *A. altern.*; *Phol. clathrata*; *Isocrc. transv.*; *Spond. pygmæus*; *Ostr. rastellar.*; *Ter. bimf. arcia., orbis, gutta, nucleata*; *Meg. pectuncul.*; *R. sparsicosta*; *strioc.*; *Cid. coronata, flagrans*; *Eug. Hoferi*; *Pent. subteres, cingulat.*	*Bel. unicanaliculat.*; *A. alterna.*; *Phalad. acuminata*; *Isocare. tener.*; *Spond. pygmæus*; *Ostr. rastell.*; *Ter. bimf., orbis, nucleata*; *M. pectuncul.*; *R. sparsicosta*; *strioc.*; *Cid. coronata, flagrans*; *Eug. Hoferi*; *Pent. subteres, cingulat.*

Zone des *A. tenuilobatus*.

Effinger Sch. (M.)

Wohlgeschichtete graue Mergel mit meist verkiesten Petrefakten: *Ter. impressa*; *Plicat. impressa*; *Rost. bicarinata Ausc.*, *Gervillaria annulata* für diese Schichten eigenthümlich.

Bel. pressul., *A. Alternans, Oegir, Arolicus, ermat.*, *Pent. subter. Ast. jurensis* setzen aus der nächst tieferen Schicht hier herauf fort.

Zone des *A. bimammatus*.

Geissberg-Sch. (M.)

Gelbe massige ziemlich thonreiche Kalke: *Phasianella caprina, Patella latissima, Pholadom. similis, exaltata, concinna, ampla; Goniomya sulcata, Thracia tenera; Cardium lobatum; Purna complanata; Pecten lipleæ, Gryphæa cantonensis.*

Cremularis-Sch. (M.)

Buntfarbige oolithische Kalke mit: *Amm. bimammat., semifalcatus, Braicliensis*; *Pecten Verdati*; *Hemicid. cranular.*; *Stomechinus lineatus*; *Diplopod. Anonis*; *Collyr. pinguis*; *Holectyp. Argoviensis.*

Nach oben Scyphienlager ohne besondere Fauna.

Zone des *A. tenuilobatus*.

Capri-Sch.

Gelbe Kalke mit Thonzwischenlagen: *Rhabdocid. caprimontana. Collyr. brevis, Pentacr. subteres, Rh. semicosa.*

Weiss Kalke. (M.)

Hellgefärbte, kreidig verwitternde Kalke: *Fleurot. Münsteri, suprajurensis*; *Arca texata*; *Pholadom. cor, decemcostata*; *Pleurom. cf. donacina*; *Gervillia sp. dir.*

Knoll-S. (M.)

Graue u. grüne Kalke mit; *Cid. Suev., Ter. bimf.arc., Ter. subtr., Terebratella loricata, Rhynch. senticosa, Cariop. cf. angulosa.*

Letzi-S. (M.)

Wohlgeschichtete gelbe Kalke, zu lithographischen Steinen verwendbar. *Pleurom. donacina?, Corimya Studeri? Arcomya helvetica?, Trig. cf. Suevica, Pentacr. subteres.*

Myarier-Facies.

Scyphien-Facies.

Badener Schichten (M.)

Knollige Kalke mit bunten Mergeln: *A. nimbat., cranulifer., Glümbeli, bidentos., Weinlandi, temulob., Frotho, dentat., Kapfi, Fialar, Strombecki, trachinot., Altenens., circumspin., bipar. iphicer., acanitic., Uhlandi, tuvobat., trimarus., Valar, platycef., striolar., Manchi, lepidul., Balderus, stephanoid., thermar., polyploc., Lothari*; *Pect. subspinos., Rh. lacunosa*; *Ter. substriata*; *Rhabd. nobil.*; *Hol. Mandelsloh*i; *Coll. carinat.*; *Sphaer. cf. scutat.*; *Apiocr. sp.*; *Mill. cf. echinat.* *Pent. subtar., cingulat.*

Zone des *A. transversarius*.

Zone des *Amm. transversarius*.

Zone des *A. biarmat.*

Z. d. *A. biarmat.*

Eisenerze mit *Amm. biarmatus, Lamberti* und *cordatus.*

Nur in der Cephalopoden-Facies vorhanden.

Nur in der Cephalopoden-Facies vorhanden.

Zone des *Amm. transversarius*.

Graue Schieferthone mit sehr festen, oft gukaolithischen Knollenlagen, Petrefakten verkalkt: *A. Lamberti, cordatus, Gigas, Martelli, Solothurnici, Arduennens. Cancrin, Gigas, Bonnardi, Solothurnici, Arduennens. Cancrin, Gigas, Bonnardi, Solothurnici, Arduennens. Pictet. cf. cerrat.*; *Pleurom. sp. Pent. pentagon.*

Zone des *Amm. bimammatus*.

Wohlgeschichtete Kalkbänke und weichere Mergel mit: *Amm. bimammatus, Marantianus, semifalcatus, Haugianus, transversarius, surrensteinens. Buchi, torquatus, Arolicus, Strombecki, Trimori, Pectes pseudoperdonosus, Pecten, Limæ sp. nov.*

Zone des *Amm. tenuilobatus*.

Graue, weiche Mergel, nach unten mit festeren Bänken. Petrefakten verkiest, in den tieferen Bänken verkalkt: *A. tenuilobatus, trapiti, cathedr., orolani, Blanken; A. wunderi, tenuilobat., Frotho, dentatus, Glümbeli, Weinlandi, tenuilobat., Frotho, dentatus, Fialar, Strombecki, trachinot., Altenens., circumspin., bipar. iphicer., acanitic., Uhlandi, tuvobat., trimarus., Holbeinis, compsus, Altenens., circumspin., Uhlandi, tuvobat., Glümbeli, Weinlandi, tenuilobat., Frotho, dentatus, Fialar, Strombecki, trachinot., Altenens., bipar. iphicer., acanitic., Uhlandi, tuvobat., Glümbeli, Weinlandi, tenuilobat., Frotho, dentatus, Fialar, Strombecki, trachinot., Altenens., circumspin

Die beiden vorstehenden tabellarischen Uebersichten habe ich hauptsächlich auf Grund meiner eigenen Aufsammlungen zusammengestellt. Ist dadurch nun auch vielleicht das Lager des betreffenden Stückes festgestellt, so mag sich aber in Bezug auf Vollständigkeit der gegebenen Petrefaktenverzeichnisse mancher bedeutende Mangel eingeschlichen haben, welcher zwar durch einige Exkursionen ziemlich annähernd gehoben werden könnte, den aber ich zu vermeiden doch nicht im Stande war, da weder meine Zeit reichte, die Lokalitäten noch einmal zu besuchen, noch auch die Literatur in dieser Beziehung in ausgedehnterem Maase benutzt werden konnte, da bisher innerhalb der Schwammschichten nur in sehr seltenen Fällen auf das Lager der Sachen Rücksicht genommen wurde. Wenn ich also dennoch wage, einige der in der Scyphienfacies vorkommenden Echinodermen und Brachiopodenreste als auf eine Zone allein beschränkt zu bezeichnen, so kann dieses nur in sofern von Werth sein, als es die Grenze angibt, bis wie weit meine Forschungen reichten. Dass die allernächste Zeit schon viel genauere Angaben bringen könne, bin ich fest überzeugt, und freue mich sehr darauf, die Sache festgestellt zu sehen.

Ehe ich Zusammenstellungen Bezugs der vertikalen Verbreitung der Arten innerhalb der drei oberen Zonen der Oxfordgruppe mache, möchte ich indess noch auf einige sehr interessante Verhältnisse des Aargauer Jura die Aufmerksamkeit lenken. Hier haben wir nämlich la région de chariage, wie Gressly es nennen würde, der Uebergang von der Myarier- zur Korallenfacies einerseits, von der Myarier- zur Amorphozoenfacies andererseits. Die Amorphozoenfacies wird eine Zeit lang unterbrochen, um jenen Uebergangsformen Platz zu machen, welche, vielgestaltig in ihrer vertikalen Entwicklung, die Verbindung der Zone des *A. bimammatus* des südwestlichen Deutschlands mit dem Terrain à chailles der westlichen Schweiz vermitteln. Die Amorphozoenfacies tritt, je weiter gegen Westen wir vorschreiten, um so mehr nach und nach zurück, bis sie in den Cantonen Solothurn und Neuchâtel nur mehr auf die Zone des *A. transversarius* beschränkt erscheint. Betrachtet man nun aber

die Vertheilung der Facies im Canton Aargau für sich, ohne auf die umliegenden Gegenden Rücksicht zu nehmen, so sind es höchst eigenthümliche Erscheinungen, welche sich hier bemerklich machen. Die Zone des *A. transversarius* ist als Scyphienschicht entwickelt, und es treten hier eine Menge von Echinodermen und Brachiopoden, Bryozoen und Amorphozoen auf, welche mit Beginn der mächtigen Thonablagerungen der Effinger-Schichten, oder wenn man lieber will Impressa-Thone, wieder verschwinden. Es schliessen sich nun all die anderen schon öfter genannten Gebilde zusammen zu einer Mächtigkeit von nahezu 550′ ansteigend, an, und alle zeigen ihre eigenthümliche Fauna theils aus Echiniden, theils aus Myariern bestehend, doch sind einzelne Scyphienlager von untergeordneter Bedeutung vorhanden, in deren oberem uns plötzlich nach langer Unterbrechung wieder eine Art, welche wir schon aus den Transversarius-Schichten kennen *(Terebratella loricata)*, begegnet. Unser Erstaunen steigert sich aber bis zum höchsten Grad, wenn wir, in das Bereich der sog. Badenerschichten getreten, zugleich mit dem massenhaften Auftreten von Schwämmen nicht nur eine, sondern eine ganze Reihe von Arten auffinden, welche auch die 550′ tiefer gelegenen Birmensdorfer Schichten bevölkern. Wie ist aber das zu erklären? Offenbar nur so: Als sich die Schichten des *A. transversarius* bildeten, war der Boden des Meeres der gehärtete thonige Kalk der Ornatenoolithe. Das Meer selbst setzte damals nur wenig Thon, mehr Kalk ab, und so wurden die Schichten nicht sehr mächtig aber sehr kalkreich. Diese Verhältnisse scheinen den Brachiopoden, Echinodermen und Amorphozoen der Birmensdorfer Schichten sehr behagt zu haben, denn sie vermehrten sich ins Unglaubliche. Doch das blieb nicht immer so. In andern Theilen des Meeres mögen grosse Veränderungen vor sich gegangen sein, vielleicht brach auch ein grosser Süsswasserbehälter gegen das Meer hin durch, und so wurden ungeheure Massen von Schlamm in jenen Gegenden des Meeres zusammen geschwemmt, die Fauna wurde davon bedeckt und musste im Schlamme ersticken. Dennoch mögen sich einige Sprösslinge gerettet haben, sie wanderten aus, siedelten sich

anderwärts an, und so sehen wir denn im südwestlichen Deutschland einen grossen Theil der Fauna der Zone des *Amm. transversarius*, in der nächst höheren Zone des *A. bimammatus* mit neuen Arten vergesellschaftet, auftreten, nachdem diese Fauna hier in den tieferen thonigen Schichten vollständig gemangelt hatte. Der Wandergeist dieser Thiere war indess nicht gross, was ihnen schon zufolge ihrer körperlichen Constitution nicht gerade übelgenommen werden kann, und sie bequemten sich nur im äussersten Falle der Noth zum Auszug. Die ungünstigen Verhältnisse im Canton Aargau dauerten nicht sehr lang, denn schon in den Geissbergschichten nahmen die Niederschläge wieder mehr kalkige Natur an, dennoch aber kehrten die Vertriebenen nicht wieder zurück, da im südwestlichen Deutschland die Umstände ihnen günstig geblieben waren; dagegen hat schon die Myarier-Fauna der Westschweiz Besitz von dem Gebiete im Aargau genommen, und die derartigen Faunen behaupteten diese Distrikte bis zu dem Zeitalter der Badener Schichten, wenn sie auch nicht noch weiter nach Osten vorzudringen im Stande waren. Da gab es wieder einmal grosse Revolutionen im südwestlichen Deutschland; mächtige Mergelmassen lagerten sich über die Kalkbildungen her, und nöthigten die Amorphozoen und ihre Begleiter, sich weiter gegen das Innere des Meeres zurück zu ziehen, und diese Ungunst der Verhältnisse bewog auch wieder einen Theil der Bewohner, sich nach mehr begünstigten Standorten umzusehen, und so erreichten sie denn, nach Südwesten vordringend, wieder ihr schon früher innegehabtes Gebiet im Canton Aargau. Es erscheint indess hier die Fauna viel ärmer an Echinodermen, Bryozoen, Brachiopoden, als in den gleichen Schichten des südwestlichen Deutschlands, und so liegt die Annahme nahe, dass, nachdem die Lebensdauer der einzelnen Arten schon so ausserordentlich lange, durch 2 Perioden, gewährt hatte, viele von denselben nicht mehr die Kraft in sich besassen, sich über grössere Gebiete zu verbreiten, und so sterben denn auch jene Species, welche wir noch in den Tenuilobatus-Schichten des Aargau beobachteten, schon an der Westgrenze dieses Cantons

aus, so dass sich vor der Hand die Gebilde dieser Zone gar nicht weiter nach Westen verfolgen lassen.

Aus dem Ganzen geht also hervor, dass Arten, in Folge besonders günstiger Umstände im Stande sind, ein oder die andere Umwälzung in der Geschichte der Erde zu überleben, dadurch, dass sie sich aus Gegenden, in welche eingetretener Verhältnisse halber die Bedingungen für ihre Existenz nicht mehr vorhanden sind, zurückzuziehen vermögen, um sich, gestalten sich diese Bedingungen wieder besser, oder werden sie aus späteren Wohnsitzen wieder vertrieben, in jüngeren Perioden in ihrem früheren Verbreitungsbezirk wieder anzusiedeln. Das ist nun, wie mir scheint, ungefähr die Lehre von den Colonien, wie sie Barrande aufgestellt hat, jedoch kehrt, soweit meine Beobachtungen reichen, nie die ganze Fauna in den höheren Schichten wieder, sondern nur eine ganz bestimmte Reihe von Arten, welche dann, vergesellschaftet mit vielen neuen Species, die weder in tieferen noch in höheren Schichten sich wieder vorfinden, die Gesammt-Fauna jener Ablagerungen ausmachen. Welches diese in mehreren Schichten zugleich vorkommenden Thierreste seien, wird die folgende Tabelle zeigen. Die Arten der Zone des *A. biarmatus* sind dabei nicht berücksichtigt, da dieselben so wenig Uebergänge nach den höheren Schichten zeigen, dass es überflüssig erscheint, dieselben hier aufzuzählen. Die einzige *Terebratula impressa* kommt in den Zonen des *A. biarmatus* und *A. transversarius* zugleich vor.

Die Verbreitung der Arten innerhalb der Zone des *A. transversarius*, *A. bimammatus* und *A. tenuilobatus* ist also folgende:

	Z. d. A. transversarius.		Z. d. A. bimammatus.		Z. d. A. tanuilobatus.	
	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.
Belemnites unicanaliculatus Ziet.	†	†	†	†	†	†
„ Argovianus C. Mayer	†	†	—	—	—	—
„ pressulus Quenst.	†	—	—	—	—	—
„ hastatus Blainv.	†	—	—	—	—	—
Amm. Arolicus Oppel	†	†	—	†?	—	—
„ stenorhynchus Opp.	—	†	†	—	—	—
„ trimarginatus Opp.	†	†	—	—	—	—
„ subclausus Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Bruckneri Opp.	†	†	—	—	—	—
„ canaliculatus Buch.	†	†	—	—	—	—
„ hispidus Opp.	†	†	—	†	†	†
„ alternans Buch.	—	†	—	—	—	—
„ tenuiserratus Opp.	†	†	—	—	—	—
„ crenatus Brug.	†	†	—	—	—	—
„ lophotus Opp.	†	†	—	—	—	—
„ Erato d'Orb.	†	†	—	—	—	—
„ Manfredi Opp.	†	†	†	—	—	—
„ tortisulcatus d'Orb.	—	†	—	—	—	—
„ Anar Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Gesneri Opp.	†	†	—	—	—	—
„ callicerus Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Bachianus Opp.	†	†	—	—	—	—
„ semiplanus Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Gmelini Opp.	†	†	—	—	—	—
„ Oegir Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Retari Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Meriani Opp.	†	†	—	—	—	—
„ transversarius Quenst.	†	†	—	—	—	—
„ Chapuisi Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Collini Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Hiemeri Opp.	—	†	—	—	—	—
„ Schilli Opp.	†	†	—	—	—	—
„ plicatilis Sow.	—	†	—	—	—	—
„ Martelli Opp.	—	—	†	†	—	—
„ semifalcatus Opp.	—	—	—	†	—	—
„ microdomus Opp.	—	—	—	†	—	—
„ Lochensis Opp.	—	—	—	†	—	—
„ flexuosus Münst.	—	—	†	†	—	—
„ Hauffianus Opp.	—	—	—	†	—	—
„ Pichleri Opp.	—	—	—	†	—	—
„ tricristatus Opp.	—	—	—	†	—	—
„ clambus Opp.	—	—	—	†	—	—
„ eucyphus Opp.	—	—	—	†	—	—

	Z. d. A. transversarius.		Z. d. A. bimammatus.		Z. d. A. tenuilobatus.	
	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.
Amm. hypselus Opp.	—	—	—	†	—	—
„ bimammatus Opp.	—	—	†	†	—	—
„ Marantianus d'Orb	—	—	†	—	—	—
„ Bauhini Opp.	—	—	†	—	—	—
„ atavus Opp.	—	—	†	—	—	—
„ Streichensis Opp.	—	—	†	—	—	—
„ Tiziani Opp.	—	—	†	—	—	—
„ falcula Quenst.	—	—	—	—	†	†
„ nimbatus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ modestiformis Opp.	—	—	—	—	†	—
„ canaliferus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ Gümbeli Opp.	—	—	—	—	†	†
„ bidentosus Quenst.	—	—	—	—	†	†
„ Weinlandi Opp.	—	—	—	—	†	†
„ tenuilobatus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ Frotho Opp.	—	—	—	—	†	†
„ dentatus Rein.	—	—	—	—	†	†
„ gracilis Ziet.	—	—	—	—	†	—
„ Kapffi Opp.	—	—	—	—	—	†
„ Fialar Opp.	—	—	—	—	†	†
„ litoceras Opp.	—	—	—	—	†	—
„ Wenzeli Opp.	—	—	—	—	†	—
„ Strombecki Opp.	—	—	—	—	†	†
„ trachinotus Opp.	—	—	—	—	†	—
„ compsus Opp.	—	—	—	—	†	—
„ Holbeini Opp.	—	—	—	—	†	—
„ microplus Opp.	—	—	—	—	†	—
„ Altenensis d'Orb.	—	—	—	—	†	†
„ circumspinosus Quenst.	—	—	—	—	†	†
„ liparus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ iphiceras Opp.	—	—	—	—	†	†
„ acanthicus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ Uhlandi Opp.	—	—	—	—	†	†
„ Frischlini Opp.	—	—	—	—	†	—
„ Güntheri Opp.	—	—	—	—	†	—
„ involutus Quenst.	—	—	—	—	†	†
„ trimerus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ Galar Opp.	—	—	—	—	†	†
„ platynotus Rein.	—	—	—	—	†	†
„ striolaris Rein.	—	—	—	—	†	†
„ Möschi Opp.	—	—	—	—	†	†
„ lepidulus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ desmonotus Opp.	—	—	—	—	†	—

	Z. d. A. transversarius.		Z. d. A. bimammatus.		Z. d. A. tenuilobatus.	
	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.
Amm. Balderus Opp.	—	—	—	—	†	†
„ stephanoides Opp.	—	—	—	—	†	†
„ thermarum Opp.	—	—	—	—	†	†
„ polyplocus Reiu.	—	—	—	—	†	†
„ Lothari Opp.	—	—	—	—	†	†
„ Achilles d'Orb.	—	—	—	—	†	—
Aptychus laevis	—	—	—	—	†	†
„ lamellosus	†	†	†	†	†	†
Neritopsis jurensis Quenst. (Roem?)	—	—	—	†	—	—
Trochus speciosus Quenst.	—	—	—	†	—	—
„ impressae Quenst.	†	—	—	—	—	—
Turbo sublineatus Gdf.	—	—	—	—	†	—
Pleurotomaria bijuga Quenst.	—	—	—	†	—	—
„ suprajurensis Auct.	—	—	—	—	†	†
„ clathrata Gdf.	—	—	—	—	†	—
Muricida semicarinata Quenst.	†	—	—	—	—	—
Rostellaria caudata Quenst. (Roem?)	—	—	—	†	—	—
„ bicarinata Quenst.	†	—	—	—	—	—
Pholadomya acuminata Hartm.	—	†	?	?	†	†
Cardium semiglabrum Münst.	—	—	—	—	†	†
Isocardia impressae Quenst.	†	—	—	—	—	—
Nucula Dewalquei Opp.	?	†	†	†	†	†
„ ?Menkei sp. Roem.	—	—	—	—	†	†
Isocarca transversa Münst.	—	†	—	†	†	†
„ Lochensis Quenst.	—	—	—	†	—	—
„ texata Münst.	—	—	—	†	—	—
Pinna radiata Münst.	—	—	—	—	†	—
Mytilus tenuistriatus Gdf.	—	—	†	—	†	—
Lima ovatissima Quenst.	—	—	†	—	†	—
„ notata Gdf.	—	—	—	—	—	†
„ substriata Münst.	—	—	—	—	†	—
„ Streitbergensis d'Orb.	—	—	—	—	†	—
Aucella impressae Quenst.	†	—	—	—	—	—
Pecten subspinosus Münst.	—	—	—	—	—	†
„ subpunctatus Gdf.	—	†	—	†	†	†
„ cardinatus Quenst.	—	†	—	?	—	—
„ sp. c. textorius albus Quenst.	—	†	—	—	—	†
Hinnites velatus Gdf. sp.	—	†	—	†	†	†
Spondylus pygmaeus Quenst.	—	†	—	†	†	†
Plicatula impressae Quenst.	†	—	—	—	—	—
„ sp.	—	—	—	—	†	—
Ostrea rastellaris Münst.	—	†	—	†	—	†
„ Roemeri Quenst.	—	—	—	—	†	—

	Z. d. A. transversarius.		Z. d. A. binammatus.		Z. d. A. tenuilobatus.	
	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.
Terebratula bisuffarcinata Schloth.	—	†	—	†	—	†
„ nucleata Schl.	—	†	—	†	—	†
„ sp. (nucleata juv. Quenst.)	—	—	?	—	†	—
„ impressa Bronn.	†	—	—	—	—	—
„ Birmensdorfensis Escher	—	†	—	—	—	—
„ orbis Quenst.	—	†	—	†	—	†
„ gutta Quenst.	—	†	—	†	—	†
„ Kurri Opp.	—	†	—	†	—	†
„ subcanalis Münst.	—	—	—	†	—	†
Terebratella loricata Schl. sp.	—	†	—	†	—	†
Terebratulina substriata Schl. sp.	—	—	†	†	†	†
Megerlea pectunculus Schl. sp.	—	†	—	†	—	†
Rhynchonella lacunosa Schl. sp.	—	—	—	†	—	†
„ lacunosa var. dichotoma	—	—	—	—	—	†
„ sparsicosta Opp.	—	†	—	†	—	†
„ striocincta Quenst. sp.	—	†	—	†	—	†
„ strioplicata Quenst. sp.	—	—	—	†	—	†
„ triloboides Quenst. sp.	—	—	—	†	—	†
„ spinulosa Quenst. sp.	†	—	—	—	—	—
Crania aspera Gdf.	—	†	—	†	—	—
„ bipartita Gdf.	—	—	—	†	—	—
„ ? porosa Gdf.	—	†	—	†	—	—
Thecidea antiqua Gdf.	—	†	—	†	—	—
Ceriopora radiciformis Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ compacta Quenst.	—	†	—	†	—	†
„ striata Gdf.	—	—	—	†	—	†
„ clavata Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ crispa Gdf.	—	†	—	†	—	—
„ cf. anguiosa Gdf.	—	—	—	—	—	†
Cellepora orbiculata Gdf.	—	†	—	†	—	?
Alecto dichotoma Gdf.	—	†	—	†	—	?
Conodictyum striatum Quenst.	—	—	—	†	—	—
Cidaris coronata Gdf.	—	†	—	†	†	†
„ propinqua Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ filograna Agass.	—	†	—	†	—	†
„ cucumis Quenst.	—	†	—	†	—	—
„ aspera Agass.	—	—	—	†	—	†
„ spinosa Agass.	—	—	—	†	—	—
„ cylindrica Quenst.	—	—	—	†	—	—
„ laeviuscula Agass.	—	†	—	—	—	—
„ laevigata Desor.	—	†	—	—	—	—
„ Suevica Quenst.	—	—	—	†	—	—
Rhabdocidaris Remus Desor.	—	†	†	†	—	—

	Z. d. A. transversarius.		Z. d. A. bimammatus.		Z. d. A. tenuilobatus.	
	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden-Facies.	Scyphien-Facies.	Cephalopoden Facies.	Scyphien-Facies.
Rhabdocidaris prismatica Desor.	—	—	—	†	—	—
„ nobilis Gdf. sp.	—	—	—	—	†	†
Polycidaris multicepa Quenst. sp.	—	—	—	†	—	—
Diplopodia subangularis Gdf. sp.	—	†	—	†	—	—
Pseudodiadema Langi Desor.	—	†	—	—	—	—
„ brevicepa Quenst. sp.	—	—	—	†	—	—
Magnosia decorata Agass. sp.	—	†	—	†	—	—
Holectypus Mandelslohi Desor.	—	—	—	—	—	†
Dysaster granulosus Münst. sp.	†	†	?	†	†	†
Collyrites carinatus Leske sp.	†	†	?	†	†	†
„ capistratus Gdf. sp.	—	?	—	—	†	†
Asterias jurensis Gdf.	†	†	†	†	†	†
Sphaerites punctatus Gdf. sp.	†	†	—	†	†	†
„ tabulatus Gdf. sp.	—	—	—	†	—	†
„ cf. scutatus Gdf. sp.	—	—	—	—	—	†
Eugeniacrinus caryophyllatus Gdf.	—	†	—	†	†	†
„ cidaris Quenst.	—	†	—	†	—	†
„ Hoferi Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ nutans Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ coronatus Quenst.	—	†	—	†	—	—
„ compressus Gdf.	—	†	—	†	—	†
Tetracrinus moniliformis Münst.	—	†	—	†	—	†
Apiocrinus impressus Quenst.	†	—	—	—	—	—
„ sp.	—	—	—	—	—	†
Millericrinus cf. echinatus	—	—	—	—	—	†
Pentacrinus subteres Gdf.	†	†	†	†	†	†
„ cingulatus Gdf.	—	†	—	†	—	†
Cnemidium rotula Gdf.	—	—	—	†	—	†
Spongites cf. perforatus Quenst.	—	—	—	—	—	†
Serpula tetragona Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ cingulata Gdf.	—	†	—	†	—	†
„ trochleata Gdf.	—	—	—	—	—	†
Prosopon rostratum Meyer	—	—	—	—	—	†
Sphenodus longidens Ag.	†	—	—	—	†	†

Wir haben also dieser Uebersicht zu Folge als charakteristisch für die Zone des *Amm. transversarius* und nur auf sie beschränkt ohne Rücksicht auf die Facies zu betrachten: *Bel. Argovianus, pressulus, Amm. transversarius, stenorhynchus, trimarginatus, subclausus, Bruckneri, canaliculatus, hispidus, tenuiserratus, crenatus,*

bewerkſtelligen hofft. Unzweifelhaft ſind beide Mittel nicht ganz wirkungslos geblieben, und namentlich hat eine ſtrenge Durchführung der letztern Maaßregel in manchen Departements eine bedeutende Anzahl von Rücknahmen veranlaßt. Allein es fällt in die Augen, daß Beides doch nur Palliative ſind, und zwar begleitet von übeln Nebenwirkungen. Die bloße Verminderung der Zahl der Aufnahme-Cylinder verhindert bei entſchiedenem Willen die Ausſetzung des Kindes keineswegs, ſondern nöthigt nur zu weiteren Reiſen mit dem zu verlaſſenden Kinde. Hierunter hat aber nur das letztere zu leiden, und nicht ſelten wird es bei ſchlechtem Wetter und bei Kälte die Maaßregel mit dem Leben zahlen müſſen. Davon nicht zu reden, daß es doch eine offenbare Inconſequenz iſt, die Pflicht des Staates zur unbedingten und ununterſuchten Aufnahme auszuſprechen und im Grundſatze aufrecht zu erhalten, die Möglichkeit der Ausübung aber mechaniſch zu vermindern; ferner, daß eine Ungleichheit unter den Bewohnern verſchiedener Oertlichkeiten eingeführt wird, welche doch alle gleiche Anſprüche an die öffentlichen Anſtalten haben, indem alle gleichmäßig zu ihrer Erhaltung beitragen müſſen. Die Verpflanzung der Zindlinge in entferntere Gegenden aber hielt eines Theiles diejenigen, welche ſich um das Schickſal ihrer Kinder nicht weiter bekümmern wollen und können, nicht von der Uebergabe derſelben an die öffentliche Verpflegung ab; anderer Seits verletzt ſie das Gefühl als eine Grauſamkeit. Es iſt hart für die Eltern und für die Kinder, durch eine ſolche Berechnung getrennt zu werden, und es gereicht Niemand zum Vortheile, wenn einer Mutter die Pflege ihres Kindes entzogen und daſſelbe einer Fremden übertragen wird. Hier zeigt ſich der Fehler der Grundlage. Man nehme keine Kinder in öffentliche Verpflegung, wenn es nicht nöthig iſt; wenn aber einmal die Noth dazu zwingt, ſo iſt es doch natürlicher und menſchlicher, daß die Mutter mit der Erziehung beauftragt wird, als ein Miethling.

Offenbar bleibt kein anderes Mittel übrig, als das Verlaſſen des ganzen Syſtems. Will und kann ein Staat die Laſt nicht mehr tragen, welche er ſich durch die Aufſtellung des Grundſatzes zugezogen hat, es ſey ohne Unterſuchung jedes verlaſſene Kind auf öffentliche Koſten zu erziehen, ſo wage er es offen zu geſtehen, daß dieſer Gedanke an ſich falſch, daß er in ſeinen Folgen unerträglich ſey. Er gebe das ganze Syſtem auf, ſchließe alle Findelhäuſer

lophotus, Erato, Manfredi, Anar, Gesneri, callicerus, Bachianus, semiplanus, Gmelini, Oegir, Rotari, Meriani, Chapuisi, Collini, Hiemeri, Schilli, Martelli; Trochus impressæ; Muricida semicarinata Quenst.; *Rost. bicarinata* Quenst.; *Isocardia impressæ; Aucella impressæ; ? Pecten cardinatus, ? sp. (textoris* Quenst.); *Plicatula impressæ; Terebratula impressa, Birmensdorfensis*; *Rhynch. spinulosa; Gidaris laeviuscula, laevigata; Pseudodiad. Langi; Apiocrinus impressae.* Zusammen 43 Arten.

Auf die Zone des *Amm. bimammatus* beschränkt und für dieselbe charakteristisch erscheinen, jene Arten ausgenommen, welche sich im Terrain à chailles finden: *Amm. semifalcatus, microdomus, Lochensis, flexuosus, Hauffianus, Pichleri, tricristatus, clambus, Eucyphus, hypselus, bimammatus, Marantianus, Bauhini, atavus, Streichensis, Tiziani; Neritopsis jurensis* Quenst. (Röm. ?): *Trochus speciosus*; *Pleurotomaria bijuga*; *Rostellaria caudata* Quenst. (Röm.?); *Isoarca Lochensis, texata; Crania bipartita; Conodictyum striatum; Cidaris spinosa, cylindrica, Suevica; Rhabdocid. prismatia; Polycid. multiceps; Pseudodiad. breviceps.* Zusammen 30 Arten.

Die Zone des *Amm. tenuilobatus* erscheint durch folgende Arten charakterisirt: *Amm. falcula, nimbatus, modestiformis, canaliferus, Gümbeli, bidentosus, Weinlandi, tenuilobatus, Frotho, dentatus, gracilis, Kapffi, Fialar, litocerus, Wenzeli, Strombecki, trachinotus, comptus, Holbeini, microplus, Altenensis, circumspinosus, liparus, iphicerus, acanthicus, Uhlandi, Frischlini, Güntheri, involutus, trimerus, Galar, platynotus, striolaris, Möschi, lepidulus, desmonotus, Balderus, stephanoides, thermarum, polyplocus, Lothari, Achilles; Turbo sublineatus; Pleurotomaria suprajurensis, clathrata; Cardium semiglabrum; Nucula* sp. *Menkei; ? Pinna radiata; Lima notata, substriata, Streitbergensis; Pecten subspinosus; Plicatula* sp.; *Ostrea Rœmeri; Terebrat.* sp. *(nucleata juvenis* Quenst.); *Rhynch. lacunosa var. dichotoma; Ceriop. cf. angulosa; Rhabdocid. nobilis; Holectyp. Mandelslohi*; *Sphaerites cf. scutatus; Apiocrinus* sp.; *Millericrinus cf. echinatus; Spongites cf. perforatus; Serpula trochleata; Prosopon rostratum.* Zusammen 65 Arten.

Die Zonen des *Amm. transversarius* und *Amm. bimammatus* haben gemein: *Amm. Arolicus, trimarginatus, tortisulcatus;*

Crania aspera, porosa; Thecid. antiqua; Ceriopora crispa; Cellep. orbiculata; Alecto dichotoma; Cidaris cucumis; Rhabdocid. Remus; Diplopod. subangularis; Magnos. decorata; Tetracr. moniliformis; Eugeniacr. coronatus.

Die Zonen des *Amm. bimammatus* und *Amm. tenuilobatus* haben gemein: *Lima ovatissima; Myt. tenuistriatus; Terebrat. subcanalis; Terebratulina substriata; Rhynchon. lacunosa, strioplicata, triloboides; Ceriopora striata; Cidaris aspera; Collyr. capistratus, Sphaerites tabulatus; Cnemidium rotula.*

Durch alle drei Zonen setzen fort: *Bel. unicanaliculatus; Amm. alternans; Pholadomya acuminata; Nucula Dewalquei, Isoarca transversa; Pecten subpunctatus; Hinnites velatus; Spondylus pygmaeus; Ostrea rastellaris; Terebrat. bisuffarcinata, nucleata, orbis, gutta, Kurri; Terebratella loricata; Megerlea pectunculus; Rhynch. sparsicosta; striocincta; Ceriopora radiciformis, compacta, clavata; Cidaris coronata, propinqua, filograna; Dysaster granulosus; Collyrites carinatus; Sphaerites punctatus; Eugeniacr. cariophyllatus, cidaris, Hoferi, nutans, compressus; Pentacr. subteres, cingulatus; Serpula tetragona, cingulata; Sphenodus longidens.*

Bei Betrachtung der obigen übersichtlichen Zusammenstellungen fällt es sogleich auf, dass beinahe alle Arten, welche ein bestimmtes Lager nicht einhalten, der Scyphien-Facies angehören, und es ist aus diesem Grunde auch leicht erklärlich, wie man so lange die Unterabtheilungen, welche innerhalb der Scyphien-Facies gemacht werden können, ganz übersehen hat. So hat denn auch Quenstedt dieselben nicht in Acht genommen, und so kommt es, dass die von ihm gegebene Eintheilung des weissen Jura, welche er in seinem Werke „Die Flözgebirge Württembergs," zuerst begründet und mit wahrer Meisterschaft durchgeführt hat, jetzt nicht wohl mehr brauchbar erscheint, indem sein β und sein γ so vielfach über einander herab- und hinaufgreifen, so sehr in einander verlaufen, dass man jedes als gesondert für sich bestehend nicht betrachten kann.

Alles, was ich bis jetzt erwähnte, bezog sich nur auf jene Gegenden, in welchen die Scyphienbildungen neben einer anderen Facies, sei es Myarier- oder Cephalopoden-Facies, die Hauptrolle

spielten. Konsequenter Weise sollte ich nun auch von den Korallendistrikten noch ähnliche Zusammenstellungen geben, wie ich dies eben für das südwestliche Deutschland und den Canton Aargau bewerkstelligt habe, doch sind die Verhältnisse hier so einfach, dass diess durchaus nicht nöthig erscheint, sondern ein Blick auf die am Schlusse beigefügte grössere tabellarische Uebersicht wird genügen, um Alles klar zu machen. Nur über einen Punkt möchte ich noch einige Worte erwähnen, nämlich über das Verhältniss, in welchem die Myarierfacies zur Korallenfacies steht. Wir haben gesehen, dass die Zone des *Amm. bimammatus* im Aargau die ersten Spuren eines Ueberganges zum Terrain à chailles zeigt. Diese Verwandtschaft spricht sich immer deutlicher aus, je weiter wir uns nach Westen begeben, bis wir endlich auf typisch entwickeltes Terrain à chailles stossen. Die Arten nun, welche die Geissberg- und Crenularis-Schichten mit den entsprechenden Bildungen der Westschweiz gemein haben, sind folgende: *Panopaea varians* Ag. sp., *Pholadomya parvicosta* Ag., *similis* Ag., *tumida* Ag.; *Goniomya inflata* Ag., *litterata* Ag.; *Thracia pinguis* Ag. sp.; *Pecten Verdati* Thurm., *vimineus* Sow.; *inaequicostatus* Phill.; *Ostrea gregaria* Sow.; *Terebrat. Delmontana* Opp.; *Cidaris cervicalis* Ag., *florigemma* Phill.; *Hemicid. crenularis* Lamk. sp., *intermedia* Forb.; *Diplopod. Anonii* Des.; *Glypticus hieroglyphicus* Gdf. sp., *affinis* Ag.; *Stomechinus lineatus* Gdf. sp., *perlatus* Desm.; *Dysaster granulosus var.*; *Collyrites pinguis* Des.; *Echinobrissus Icaunensis* Cot.

Eine Anzahl von Arten, welche immerhin hinreichend ist, die Identität dieser Schichten mit dem Terrain à chailles ausser Zweifel zu setzen.

Zum Schlusse mag es auch noch am Platze erscheinen, über die Stellung der Zone des *A. tenuilobatus* im Systeme einige Worte hinzuzufügen. Prof. Oppel befürwortet es nämlich im zweiten Bande seiner paläontologischen Mittheilungen sehr, mit dieser Zone die Kimmeridge Gruppe beginnen zu lassen, und auch ich kann nicht leugnen, dass ich dieser Ansicht durchaus nicht abgeneigt bin, indem die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe dafür zu sprechen scheinen. Es ist hier eben ein Fall, wo man sehr

gut von der Wahrheit einer Ansicht überzeugt sein kann, ohne dass man dieselbe aber gerade auch anderen annehmbar darzustellen im Stande wäre, denn alle Gründe, welche man dafür vorbringen kann, sind eben nur Wahrscheinlichkeitsgründe. Am meisten unterstützt wird die in Rede stehende Meinung durch die Lagerung der Zone. Wir haben im Verlauf der Darstellung gesehen, dass die Zone des A. bimammatus gleich der Zone des Cid. florigemma zu setzen sei, wenn auch gleich letzt besagtes Petrefakt, wie ich weiter zu zeigen Gelegenheit haben werde, nicht allein auf das Terrain à chailles beschränkt erscheint, sondern auch noch, freilich etwas seltener werdend, in die Schichten der Diceras arietina hinauf fortsetzt. Nun bezeichnet aber Cid. florigemma in England wenigstens einen ganz bestimmten Horizont, welcher dort durch den Oxford-Oolith und das Calareus Grit dargestellt wird. Die unmittelbare Decke dieser Ablagerungen ist der Kimmeridge-Thon, welcher sich von hier aus in ungeheurer Mächtigkeit erhebt. Da nun aber im südwestlichen Deutschland die Zone des A. tenuilobatus folgt, so bleiben nur zwei Fälle anzunehmen übrig, nämlich entweder vertritt die Zone des A. tenuilobatus die unteren Lagen des Kimmeridge-Thones, oder es fehlt diese Zone in England ganz, und es schliessen sich dort über den Schichten des Cid. florigemma sogleich die höheren Lagen an, was dann stratigraphisch weder gegen, noch für die Einreihung der Zone des A. tenuilobatus in die Kimmeridgegruppe sprechen würde; doch müsste in diesem Falle aus paläontologischen Gründen, wegen der vielen aus den tieferen Schichten hier herauf fortsetzenden Arten, der Zone ihre Stelle in der Oxford-Gruppe angewiesen werden. Paläontologisch lässt sich die Stellung der Zone in die Kimmeridge-Gruppe durchaus nicht beweisen, denn keine einzige aus diesen Schichten stammende Art ist auch aus England bekannt. Dass sich indess doch diese Verhältnisse durch genauere Studien in England aufklären lassen würden, bin ich fest überzeugt, denn bis jetzt kennt man ja von der Fauna besonders der tiefsten Lagen des Kimmeridgen-Thones noch verhältnissmässig sehr wenig, da diese Schichten in England noch nie mit der gehörigen Sorgfalt ausgebeutet wurden.

Ich will also, bis kräftigere Beweise beigebracht werden können, die Zone des A. tenuilobatus bei der Oxfordgruppe belassen.

Hiemit will ich die Betrachtung der Oxfordgruppe schliessen, und übergehen zur Schilderung der letzten Gruppe der marinen jurasischen Niederschläge zur Kimmeridge-Gruppe.

III. Kimmeridge-Gruppe.

Die Schwierigkeiten, von welchen ich schon in der Einleitung zur Malmformation sagte, dass sie sich mehrten, je höher man in der Reihe der jurasischen Ablagerungen steige, erreichen in den unteren Regionen dieser Gruppe ihren Kulminationspunkt. Es ist kaum möglich, im Voraus zu bezeichnen, welche Verhältnisse in dem Meere der damaligen Zeit mögen geherrscht haben, um eine solche Mannigfaltigkeit sowohl in Bezug auf Faciesunterschiede, als auch in Bezug auf Vertheilung der animalischen Wesen zu bedingen. Die Korallen hatten in dieser Zeit ihre höchste Blüthe erreicht, und mögen etwa dadurch, dass sie den Fluthen Dämme entgegensetzten, die Herstellung vieler kleiner mehr oder weniger vor der Gewalt der Wellen geschützter Bassins bewirkt, und so hauptsächlich dazu beigetragen haben, dass sich die Lebensbedingungen der niederen Organismen möglichst vielgestaltig auszubilden im Stande waren. Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, hier eine weiter ins Detail eingehende Gliederung festzustellen, und der zufolge auszusprechen, in wieferne sich die verschiedenen Facies-Entwicklungen ersetzen oder vertreten können, sondern man vermochte nur grössere Gruppen zu unterscheiden, bei deren Abtrennung man ziemlich willkürlichen Prinzipien zu folgen gezwungen ist. Ich halte drei Abtheilungen fest, nämlich:

Zone des *Diceras arietinum* und *A. steraspis*.
„ der *Astarte supracorallina*.
„ des *Pteroceras Oceani*.

Ob ich nun gerade recht thue, diesen Abtheilungen den Namen von Zonen beizulegen, scheint mir nicht ganz sicher, denn ich glaube, es werden innerhalb dieser Zonen noch gar manche

weitere Zonen verborgen stecken, dennoch habe ich die Autorität Oppels für mich, welcher in seiner Juraformation die Namen dieser „Zonen" angegeben hat.

Sollte ich nun die Gebirgsglieder, welche ich den einzelnen hier in Betracht kommenden Zonen zuzutheilen gesonnen bin, näher bezeichnen, so stellt sich heraus, dass ich im südwestlichen Deutschland alles dasjenige, was die Zone des *Pteroceras Oceani* unterlagert, der Zone des *Amm. steraspis* und des *Diceras arietinum* einzuverleiben genöthigt bin, indem das, was man anderwärts Astartien genannt hat, hier kaum in Spuren angedeutet zu sein scheint. Demnach fallen in diese Abtheilung die Dolomite und obersten kieseligen Scyphienkalke des nordöstlichen Frankens, die Kieseldolomite von Amberg und Engelhardsberg, die Diceraten-Kalke von Kelheim etc., die lithographischen Schiefer von Solnhofen, Kelheim u. s. w., die Dolomite, Marmore und plumpen Felsenkalke Schwabens, die Korallen-Schichten von Nattheim und Sirchingen, die Schiefer von Nusplingen, die Cidariten-Schichten des Canton Aargau und endlich das Corallien der Schweizer Geognosten, welches in den Cantonen Solothurn, Bern und Neuchâtel das Liegende der Astarten-Schichten bildet. Die Zone der *Astarte supracorallina* ist nur in den westlichen Theilen der Schweiz deutlich entwickelt, und hat hier von den einheimischen Geologen den Namen Astartien erhalten, welche Stufe meist ziemlich mächtig und aus den verschiedenartigsten Gesteinen zusammengesetzt erscheint. Die Zone des *Pteroceras Oceani* dagegen ist nicht nur aus der Westschweiz, sondern auch aus einigen Theilen des südwestlichen Deutschlands, wenn auch hier nur sehr kümmerlich ausgebildet bekannt, doch herrscht hier das eigenthümliche Verhältniss, dass die Schichten, in denen die Leitversteinerung sich findet, von den tieferliegenden kaum abgetrennt werden können, indem eine grosse Zahl der schon tiefer, schon in der Zone von *Diceras arietinum* vorkommenden Arten, auch in Gesellschaft der *Pteroceras Oceani* wieder auftreten. Dagegen zeigen aber alle Lokalitäten, sei es nun in der Schweiz, oder

in Frankreich, oder in Norddeutschland, wo die Zone des der *Pteroceras Oceani* in deutlicher Entwicklung vorhanden ist, nur ein und dieselbe Facies, die Schlammfacies mit vielen Myariern, während in derselben die Cephalopoden, wie auch die meisten anderen Gruppen der Weichthiere fehlen, oder doch sehr in den Hintergrund treten. Liegt nun nicht die Vermuthung nahe, dass man überhaupt nur an jenen Orten, wo Schlammfacies auftritt, die Zone mit Sicherheit erkannte, an anderen Lokalitäten aber, wo diese Facies nicht ausgebildet war, die Schichten gleichen Alters, als einer anderen Zeit angehörig betrachtete, und dieselben, sei es nun in die Zone des *Diceras arietinum* oder der *Astarte supracorallina* einreihte, dass somit das gleiche Missverständniss auch hier obwalte, welches so lange verhinderte, einen sicheren Einblick in die Schichtenfolge der Oxfordgruppe zu erlangen? Es ist sehr wohl denkbar, dass die Korallenbildungen der Kimmeridge-Gruppe eben so, wie die Scyphien-Ablagerungen der Oxford-Gruppe nicht einem und demselben geognostischen Horizonte angehören, dass sich hier wie dort gewisse Arten von Pelecypoden, Brachiopoden und Radiaten an die Facies binden, und zugleich mit ihr in verschiedenen Höhen der Gruppe ihre Lagerstätte haben können, und dass vielleicht aus diesem Grunde gerade jene Thierreste, nach welchen man die einzelnen Abtheilungen benennt, am wenigsten Aufschluss über das Alter der Schichten gewähren können (das wenigstens, was man *Diceras arietina* nennt, habe ich in dieser Beziehung in starkem Verdacht). Die Cephalopoden sind es allein, auf welche man sich nach den Analogien der Oxfordgruppe noch mit Sicherheit verlassen kann, doch herrscht gerade an Resten dieser Thierklasse in der Kimmeridge-Gruppe eine ausserordentliche Armuth, so dass es wohl noch sehr langwieriger und sehr detaillirter Lokalstudien bedürfen wird, bis eine genügende Eintheilung der Kimmeridge-Gruppe aufgestellt werden kann.

Ich wollte hier die Bedenken, welche der jetzt gebräuchlichen Eintheilung der Kimmeridge-Gruppe entgegengestellt werden können, nur andeuten, ohne dass ich indess vor der Hand etwas besseres dafür zu geben im Stande wäre: die Kürze der mir zuge-

messenen Zeit und die Schwierigkeit der Untersuchung mögen mich hierin einigermassen entschuldigen.

Der Autorität Naumanns folgend, beginne ich die Kimmeridge-Gruppe mit der Zone des *Amm. steraspis* oder des *Diceras arietinum*.

1) Zone des *A. steraspis* und des *Diceras arietinum*.

Da ich also genöthigt bin, um einige Klarheit in die sonst endlose Verwirrung bringen zu können, alle die schon oben genannten Ablagerungen in dieser Zone zusammenzufassen, so wird es nothwendig, auch hier grosse Faciesverschiedenheiten anzunehmen. Es zeigen nämlich all diese Schichten, bei nur wenigen ihnen gemeinsamen Arten, solche Differenzen in Bezug sowohl auf petrographische als auch paläontologische Verhältnisse, dass, wurden wirklich all diese Niederschläge zu gleicher Zeit gebildet, die Umstände, unter denen diese Bildung vor sich gegangen sein mag, höchst mannigfaltiger Art sein müssen.

Zwei Arten der Entwicklung anzunehmen genügt hier nicht, sondern ich muss die Zahl mindestens verdoppeln, so dass ich also vier verschiedene Facies erhalte, für deren Gleichzeitigkeit bis jetzt doch manche Gründe zu sprechen scheinen. Sollte ich diese einzelnen Bildungsformen mit Namen belegen, so möchte ich dieselben als

a) Scyphienfacies,
b) Facies des Nattheimer Korallrags,
c) „ der Schichten mit *Diceras arietinum* und
d) „ des lithographischen Schiefers

bezeichnen.

Die Gesteine, welche der Scyphienfacies zufallen, sind hauptsächlich die kieseligen Scyphienschichten des nordöstlichen Frankens, die Kieseldolomite von Amberg und Engelhardsberg und die Cidaritenschichten des Canton Aargau. Für die Gleichzeitigkeit dieser Gebilde sprechen in Sonderheit die in sie eingeschlossenen Echinodermen, welche hinwiederum grossentheils mit denen von Nattheim übereinstimmen, während die Cephalopoden, die in den Cidaritenschichten aufgefunden wurden,

durch *Amm. steraspis* einen Anknüpfungspunkt an die Cephalopodenfauna des lithographischen Schiefers bieten.

Die Fauna der nächstfolgenden Facies des Nattheimer Coralrags schliesst sich ziemlich eng an die der eben erwähnten Ablagerungen an, wenngleich viele Arten auftreten, die aus der Scyphienfacies noch nicht bekannt, dagegen mehr in der Facies mit *Diceras arietinum* heimisch zu sein scheinen. Lassen sich nun auch so einige paläontologische Beweisgründe für das gleiche Alter der Nattheimer Schichten und der Schichten mit Diceras arietinum beibringen, so ist dies durchaus nicht der Fall bei den lithographischen Schiefern. Hier ist man bei einem Versuche des Nachweises der Gleichzeitigkeit*) beider Bildungen rein auf stratigraphische Verhältnisse angewiesen.

Wenn Quenstedt behauptet, dass die Schiefer des weissen Juras an den meisten Lokalitäten Schwabens über den Korallen-Schichten lägen, so mag das seine vollkommene Richtigkeit haben, doch ist dabei sehr zu beachten, dass diese plattigen Kalke Schwabens nicht sämmtlich einem und demselben Niveau, d. i. dem der Solenhofer Schiefer, angehören, sondern auch noch viel höheren Horizonten bis hinauf zur Zone der *Pteroceras Oceani* entsprechen, dass dagegen an der einzigen Lokalität, für welche mit aller Sicherheit die Identität dieses Schiefers mit den lithographischen Steinen Frankens nachgewiesen ist, bei Nusplingen das Lagerungsverhältniss sich, wie Quenstedt will, abnorm gestaltet, d. h. dass sich hier die Schiefer in ihrem horizontalen Fortstreichen unmittelbar an die Korallenfelsen des weissen Jura (Nattheimerschichten) anlegen, weshalb die dortigen Brüche schon vor längerer Zeit als unbrauchbar aufgegeben werden mussten.**) Zu bemerken ist noch, dass eine solche Lagerung in Schwaben keineswegs zu den Seltenheiten gehört.***) Freilich wird auch

*) Der Ausdruck Gleichzeitigkeit mag hier freilich vielleicht nicht ganz am rechten Platze erscheinen, und um Missverständnisse zu vermeiden, muss ich bemerken, dass derselbe hier nur soviel als „zur gleichen paläontologischen Periode gehörig" bedeuten soll.

**) Quenstedt: Jura pag. 797.

***) Ibid. pag. 791.

hinwiederum angegeben, dass die Platten von Einsingen bei Ulm, welche *Pteroceras Oceani* enthalten, unter den die Aequivalente der lithographischen Schiefer darstellenden, mit Wirbelthierresten erfüllten Schiefern lägen, doch muss hier nothwendig ein Irrthum obwalten, da das ja allen Analogien widerstreiten würde.

Dass die Facies mit *Diceras arietinum* und die der lithographischen Schiefer einander vertreten, wurde nicht nur schon von Fraas und Naumann ganz bestimmt ausgesprochen, sondern es lehrt diess auch der Augenschein, indem man in den Steinbrüchen in der Umgegend von Kelheim (Franken) oft das ziemlich rasche Uebergehen einer der beiden Facies in die andere deutlich beobachten kann. Die so regelmässige Schichtung, welche in den Schiefern herrscht, wird plötzlich undeutlich, und es stellen sich dann in geringer Entfernung die plumpen Felsmassen der Diceraten-Schichten ein.

Ich will nun noch jede einzelne der verschiedenen Facies kurz näher betrachten und beginne mit der

a) Scyphien-Facies.

Obwohl diese Facies eine grosse Verbreitung in Franken, höchst wahrscheinlich aber auch in Schwaben besitzt, weiss man doch im Ganzen sehr wenig davon. Der Grund hievon liegt in der Schwierigkeit des Studiums dieser Schichten, indem ihre untere Grenze so undeutlich ausgeprägt ist, und so allmählig in die darunterliegende Zone des *A. tenuilobatus* verschwimmt, dass ein nicht sehr geübter Sammler Alles, was er hier findet, mit den Vorkommnissen der tieferen Schichten zusammenwirft, besonders da Sachen, welche sicher leiten könnten, zu den Seltenheiten gehören, das, was häufiger vorkommt, aber auch zugleich in der darunter liegenden Zone sich findet, nämlich *Rhynch. lacunosa* und *Ter. bisuffarcinata*. Es möchte demzufolge überhaupt nicht angezeigt erscheinen, diese Schichten in die Kimmeridge-Gruppe herauf zu ziehen, statt dieselben mit der Zone des *A. tenuilobatus* zu vereinigen, doch wird die von mir diesen Schichten angewiesene Stelle gerechtfertigt durch Analogien, welche sie sowohl mit den Schichten von Nattheim als auch mit schweizer Bildungen

für immer, und ertheile dagegen den zur Armenpflege bestimmten Behörden die nöthigen Anweisungen, in welchen Fällen sie hülflosen Kindern eine Unterstützung angedeihen lassen können. Natürlich alles dieses unter der Voraussetzung, daß die Gesetzgebung das Aussetzen eines Kindes für ein Verbrechen erkläre und mit strenger Strafe belege. — Es ist kaum begreiflich, wie solche Männer, welche die ganze Last und die fernere Unerträglichkeit des romanischen Systems einsehen und beklagen, doch am Ende, wenn von Abhülfemitteln die Rede ist, sich im Widerspruche gegen alle ihre Vordersätze sperren können, den einzig möglichen Weg einzuschlagen, wie namentlich die HH. Terme und Monfalcon nach ihrer ganzen klaren Darlegung der Geschichte und der Statistik dieser Frage die Meinung hegen können, als sey das romanische Princip in der Hauptsache beizubehalten, und nur anstatt der Aufnahme durch die Dreh-Cylinder eine Annahme durch eine Behörde anzuordnen. Dies ist ja der geradeste Widerspruch, welcher sich denken läßt.

Doch überlassen wir unsern Nachbarn, sich aus der Verlegenheit zu helfen. Es fehlt ihnen ja sonst nicht an der praktischen Anstelligkeit, und sie sind am Ende auch nicht der Art, daß sie fort und fort eine unerschwingliche Last tragen, bloß weil einmal die Einrichtung dazu gemacht ist. Sie haben das Beispiel der germanischen Staaten vor sich, namentlich den Vorgang von England, welches sich nach langen vergeblichen Versuchen und, nachdem es ebenfalls das Uebel immer schlimmer werden sah, kurzweg entschloß, die ganze Einrichtung der Findelhäuser aufzugeben, und welches sich, trotz seiner unermeßlichen Hauptstadt und der zu dieser Größe in Verhältniß stehenden Maaße von Elend und Unsittlichkeit, bei diesem Entschlusse sehr gut befindet. Sie können sich auf Rußland stützen, welches außer seinen, französischen Mustern nachgebildeten, Findelhäusern in den beiden Hauptstädten seit 1808 keine neuen duldet. Und widerstrebt es der gallischen Eitelkeit, offen einzugestehen, daß das Gefühl und der Verstand der germanischen Völker von jeher eine einfach richtigere Ansicht von einem bestimmten Gesellschafts-Verhältnisse hatte, so wird sich, wie schon in manchem andern Falle, eine verschiedene Form, wenigstens eine eigenthümlich lautende Formel, finden lassen, welche die Veränderung nicht als eine Nachahmung, das Wiederaufgeben nicht als

bieten. Fragen wir nun aber, was eigentlich die für diese Facies bezeichnenden Fossile seien, so zeigt sich, dass wir hier hauptsächlich auf einige Echinodermen und Brachiopoden angewiesen sind.

Die Scyphienkalke, welche im nordöstlichen Franken diese Schichten theilweise darstellen und mit dem Dolomit die höchsten Kuppen des Juraplateaus bilden, sehr häufig aber auch schon durchweg durch Dolomit vertreten werden, sind sehr harte, splitterig brechende, auf frischem Bruche schön röthlich und gelblich gefleckte, marmorartige Kalke, in denen die Fossile immer in verkieseltem Zustande erhalten sind; doch ist diess keine diesen Kalken ausschliesslich eigenthümliche Eigenschaft, indem Verkieselung auch schon viel tiefer vorkommt. Die Fauna ist reich, doch arm an bezeichnenden Sachen. Von Cephalopoden finden sich ziemlich häufig Bruchstücke von hastaten Belemniten und grosse, schlecht erhaltene Exemplare von inflaten Ammoniten, welche mit *A. acanthicus* Opp. viele Aehnlichkeit haben. Sonst kann ich anführen: *Rhynch. lacunosa* Schloth. sp., *cf. inconstans* Sow. sp., *Terebrat. biauritcinata* Schloth., *pentagonalis* Quenst., *Kurri* Opp., *Terebratulina substriata* Schloth. sp., *Terebratella loricata* Schloth. sp., *Megerlea pectunculus* Schloth. sp., *pectunculoides* Schloth. sp., *Rhabdoc. princeps* Des., *nobilis* Gdf. sp., *trilatera* Quenst. sp., *Cidaris coronata* Gdf., *elegans* Münst., *Hemicid. conoideus* Quenst. sp., *Diplop. subangularis* Gdf. sp., *Glypticus sulcatus* Gdf. sp., Viele *Scyphien*.

Eine ganz ähnliche Fauna beherbergen die Kieseldolomite, welche sich von den beschriebenen Scyphienkalken eigentlich in nichts unterscheiden als in der Gesteinsbeschaffenheit. Die Dolomite, welche die Fossile einschliessen, zerfallen bei der Verwitterung in kleinbröckligen Grus, zuletzt in Sand und lassen die schön verkieselten Sachen in ausgezeichnetem Erhaltungszustande zurück. Ein schon seit lange berühmter Fundort für diese verkieselten Vorkommnisse des Dolomites ist der Engelhardsberg in der Nähe von Muggendorf (Franken). Es scheint mir nicht überflüssig, wenn ich das, was Dr. Schrüfer[*]) sam-

[*]) Schrüfer: Juraform. in Franken, p. 73.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21377 / 053

melte, hier noch einmal anführe. Es sind folgende Arten: *Bel.* sp., *Pecten subspinosus* Gdf., *Ostrea gregaria* (?) Sow., *Terebrat. bisuffarcinata* Schl., *pentagonalis* Quenst., *indentata* Buch., *senticosa* Schl., *reticulata* Schl., *Terebratulina substriata* Schl. sp., *Terebratella loricata* Schl. sp., *Megerl. pectunculus* Schl. sp., *Rhynch. inconstans* Sow. sp., *lacunosa* Schl. sp., *strioplicata* Quenst. sp., *Cidaris elegans* Münst., *coronata* Gdf., *Diplopod. subangularis* Gdf. sp., *Glypticus sulcatus* Gdf. sp., *Hypodiadema calvum* Quenst. sp., *Apiocriniten*-Stiele, *Pentacr. Sigmaringensis* Quenst. Ungefähr die gleichen Sachen kann man auch bei Amberg finden.

In Schwaben wurde die Scyphienfacies bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen, ich möchte indess doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass sie auch dort entwickelt sei, wenn auch vielleicht die Korallenfacies, in der Form wie sie in der Umgegend von Nattheim uns entgegentritt, die Hauptmasse des Flächengebietes auf dem so hohe Juraschichten noch verkommen eingenommen haben mag. So viel man aus Quenstedts Flötzgebirge entnehmen kann, fehlt die Korallenfacies jenen Theilen der Alp, welche gegen den Rhein zu gelegen sind. Ob aber nun die Scyphienkalke mit Kieselausscheidungen, welche Quenstedt aus diesen Gegenden anführt, wirklich sich als Stellvertreter der Nattheimer Korallenschichten darstellen, kann nicht genau ersehen werden.

Mit Bestimmtheit kenne ich die Facies der Amorphozoen erst aus der Schweiz wieder, wo zuerst Mösch auf dieselbe aufmerksam gemacht hat, zugleich darauf hinweisend, dass diese Schichten mit vieler Wahrscheinlichkeit den Korallenablagerungen von Nattheim entsprächen. Es ist diess die höchste Abtheilung der ganzen Aargauer Schichtenfolge, und erhielt von Mösch den Namen Cidariten-Schichten, weil ihre schön verkieselten Seeigelreste dem Lägernberge bei Baden im Canton Aargau den Ruf, welchen derselbe schon seit lange geniesst, erworben haben. Die Fauna ist im Allgemeinen nicht sehr reich zu nennen, denn ausser einigen Arten von Seeigeln und vielen Schwämmen ist die Specieszahl nicht bedeutend. Was Mösch daraus anführt, ist Folgendes: *Cidaris coronata* Gdf., *elegans* Mnst.,

propinqua Gdf., *Rhabdocid. nobilis* Gdf. sp., *princeps* Des., *Hemipedina Nattheimensis* Quenst. sp., *Apiocr. Milleri* Gdf., *rosaceus* Schl. sp., *Sphaerites scutatus* Gdf. sp., *Terebrat. insignis* Ziet., *Terebratulina substriata* Schl. sp., *Rhynch. inconstans* Sow., *Spondylus aculeiferus* Quenst., *Gryphaea alligata* Quenst.; ausserdem werden von ihm noch einige Ammoniten citirt, welche Oppel als *Amm. mutabilis* Sow., *Eudoxus* d'Orb., *steraspis* Opp. bestimmt hat. Dass Schichten, in denen diese Arten vorkommen, der Kimmeridgegruppe angehören, ist wohl nicht zu bezweifeln. Kaum mit minderer Bestimmtheit aber weisen auch die oben angeführten Thierreste darauf hin, dass die Cidaritenschichten ein Aequivalent des Nattheimer Coralrags darstellen, was von grosser Wichtigkeit ist.

Dieser Facies am nächsten steht die Facies des Nattheimer Coralrags, während, wollten wir die Scyphienfacies direkt mit den Ablagerungen mit Diceras arietinum vergleichen, wir wohl wenig Anhaltspunkte finden würden.

b) Facies des Nattheimer Coralrags.

Diese Facies ist nur auf den schwäbischen und auf jenes Stück des fränkischen Jura beschränkt, welches, in dem nordöstlichen Theile der bayrischen Provinz Schwaben und Neuburg gelegen, sich bei Nördlingen unmittelbar an den schwäbischen Jura anschliesst. Wie in Franken, so treten auch hier die Dolomite in diesem Niveau häufiger auf, und diese sind, nur eine untergeordnetere Bedeutung als in Franken erlangend, dem zuckerkörnigen Kalk, den plumpen Felsenkalken und dem Marmor der schwäbischen Alb nebengelagert. Die Gesteine sind alle sehr hart, und es wäre kaum möglich, aus diesen Schichten nur einigermassen wohlerhaltene Fossilreste zu bekommen, wenn nicht die Natur selbst die Sachen für uns herausgearbeitet hätte. Es scheinen nämlich die Gewässer der Tertiärzeit, welche während der Dauer der Oligocänperiode auf dem Plateau des fränkischen und namentlich des schwäbischen Jura die Bohnerze absetzten, ausserordentlich reich an Kohlensäure gewesen zu sein, und so wurden durch einen sehr umfassenden Auflösungsprocess von dem umgebenden Gesteine befreit, die ver-

kieselten Reste animalischer Wesen, welche den Schichten der Etage ε von Quenstedt entstammten, in ausgezeichnetem Erhaltungszustande zugleich mit den obligocänen Säugethierresten in die Bohnerze und die damit vorkommenden Boluslager eingebettet. Dass indess bei einer solchen Art und Weise des Vorkommens das ursprüngliche Lager der Sachen nicht mit allzugrosser Genauigkeit angegeben werden kann, lässt sich wohl denken.

Die Fauna, welche auf solche Weise bis jetzt aus den Bohnerz-Ablagerungen der Umgegend von Nattheim bekannt geworden ist, ist ausserordentlich reich, dennoch sind es aber nur wenige Species, welche sich über die Entwicklung dieser Facies hinaus verfolgen liessen. Leider reichte meine Zeit nicht mehr, um ein kritisches Verzeichniss sämmtlicher bis jetzt aus diesen Ablagerungen bekannt gewordener Arten hier geben zu können, und so muss ich mich auf wenige, ziemlich dürftige Angaben beschränken.

Die Fundorte für die Sachen des Nattheimer Coralrags in Schwaben sind hauptsächlich Nattheim selbst, dann aber auch das Oerlinger Thal bei Ulm, Sirchingen, Nollhaus bei Sigmaringen u. s. w. Die Fauna stellt, wie schon erwähnt, ein Mittelglied dar zwischen der Scyphienfacies und der Facies mit Diceras arietinum, indem diese Facies sowohl mit der einen als mit der anderen der beiden letztgenannten einige Arten gemein hat. Aus den Verzeichnissen, welche ich schon bei Betrachtung der Scyphienfacies gegeben habe, kann ich als auch bei Nattheim vorkommend angeben: *Pecten subspinosus* Gdf., *Gryphaea alligata* Quenst., *Spondylus aculeiferus* Quenst., *Terebratula insignis* Ziet., *pentagonalis* Quenst., *Terebratulina substriata* Schl. sp., *Terebratella loricata* Schl. sp., *Megerl. pectunculus* Schl. sp., *pectunculoides* Schl. sp., *Rhynch. inconstans* Sow. sp., *strioplicata* Quenst. sp., *Cidaris elegans* Münst., *coronata* Gdf., *propinqua* Gdf., *Rhabd. nobilis* Gdf. sp., *trilatera* Quenst. sp., *Hemicid. conoidea* Quenst. sp., *Hemiped. Nattheimensis* Quenst. sp., *Diplopod. subangularis* Gdf. sp., *Glypt. sulcatus* Gdf. sp., *Hypodiad. calvum* Quenst. sp., *Pentacr. Sigmaringensis* Quenst., *Apiocr. rosaceus* Schl. sp., *Milleri* Gdf., *Sphaerites scutatus* Gdf. sp.

Immerhin eine ziemliche Anzahl von Arten. Nicht ganz die gleiche Zahl ist es, welche in dieser Facies und der Facies mit *Diceras arietinum* zugleich gefunden wird. Oppel hat dieselben zusammengestellt, indem er zugleich zum erstenmale darauf hinwies, dass die Nattheimer Schichten mit vieler Wahrscheinlichkeit die Stellvertreter der Diceraten-Kalke für Schwaben sein könnten. Als beiden gemeinsam führt er an: *Nerinea Mandelslohi* Bronn., *depressa* Voltz, *Neritopsis decussata* Münst. sp., *cancellata* Stahl sp., *Trochus angulatoplicatus* Münst., *Turbo subfunatus* Gdf. sp., *tegulatus* Münst., *globatus* d'Orb., *Ditremaria quinquecincta* Ziet. sp., *Pleurotomaria monilifer* Ziet., *Opis cardissoides* Gdf. sp., *Goldfussiana* d'Orb., *Arca trisulcata* Münst., *Mytilus furcatus* Münst., *Lima Münsteriana* d'Orb., *Pecten articulatus* Gdf., *Megerlea pectunculus* Schloth. sp.

Von diesen Arten kommen einige in den fränkischen, die Mehrzahl aber in den Diceraten-Schichten von Frankreich und der Schweiz vor.

Aus den Diceraten-Schichten von Kelheim und Regensburg (Bayern) führt Münster zehn Arten an, welche nach ihm diesen Ablagerungen und den Schichten von Nattheim gemeinschaftlich angehören sollen.

So bildet denn die Facies des Nattheimer Coral-Rags ein sehr willkommenes Bindeglied, welches uns hinüberleitet auf die dritte Facies, die

c) Facies mit *Diceras arietinum*.

Diese Facies besitzt eine ausserordentlich grosse Verbreitung in dem ganzen Gebiete des Jura, welches sich zwischen dem Centralplateau von Frankreich, der Vogesenhalbinsel und von hier sich nach Ost und Nordosten fortsetzend bis in den fränkischen Busen erstreckt. Ueberall trägt die Fauna den Charakter der Korallenfacies an sich, jedoch mit einem anderen typischen Gepräge als die Korallenablagerungen von Nattheim, indem der allgemeine Habitus der Facies mit *Diceras arietinum* doch sehr häufig auch nebenbei noch an die Facies der Austernbänke erinnert. Alle paläontologischen Daten weisen indess auf eine in ziemlich ruhigem Meere und in nicht allzugrosser Tiefe

vor sich gegangenen Bildung hin, nur an einigen Lokalitäten der Schweiz lassen die sehr stark abgerollten Korallentrümmer auf eine lebhafte Brandung schliessen.

Wenden wir uns zuerst nach Franken, so treten uns diese Schichten erst im äussersten Süden des fränkischen Jura, in der Nähe der Donau entgegen. Das Gebiet, in welchem sie auftreten, gehört zwar wohl zum fränkischen Busen des Jurameeres, liegt indess nur zum kleineren Theile im politisch abgegrenzten Franken, sondern bildet einen Theil der Provinz Oberpfalz und Regensburg. Das Gestein ist hier überall ein weisser, meist zuckerkörniger plumper Felsenkalk, welcher die Fossile in verkalktem Zustande enthält. Hauptfundorte für die Vorkommnisse dieser Bildungen sind Kelheim und Regensburg, welche schon durch Münster ausgebeutet wurden. Münster*) citirt 100 Arten daher, von denen er indess nur 10 als mit solchen von Nattheim identisch angibt. Es wäre wohl von wenig Interesse, wollte ich all die Münsterschen Bezeichnungen hier noch einmal anführen; ich beschränke mich daher auf die wenigen gemachten Angaben, besonders da ich keine Gelegenheit hatte, diese Gebilde selbst in der Natur ordentlich zu studiren.

Aus Schwaben kennt man die eigentlichen Diceraten-Schichten noch nicht mit Bestimmtheit. Eine einzige Andeutung hat Hr. Prof. Fraas in den Württemberg. Jahresheften von 1857 bekannt gemacht. Sie besteht in einer kieselhaltigen Oolithbank, welche, bei Oberstotzingen aufgefunden, *Diceras Lucii* enthält, und von Plattenkalken sowohl unterteuft als auch unterlagert wird. Ein eigenthümliches Verhältniss! Sollte hierin vielleicht eine Andeutung in Bezug auf die Unterscheidung der oberen und unteren Region der Plattenkalke liegen?

In der Schweiz muss man schon ziemlich weit nach Westen gehen, bis man diese Schichten antrifft. Nur die Cantone Basel (westlicher Theil) Solothurn und Bern haben dieselben aufzuweisen, im Canton Neuchâtel dagegen kennt man sie noch nicht mit Sicherheit. Im Canton Solothurn haben sie die rechte

*) Münster: Beiträge I. 1843, pag. 114—117.

typische Entwicklung im Allgemeinen noch nicht erreicht, sondern treten, wo sie überhaupt wiederzuerkennen sind, in höchst eigenthümlicher Form auf, so in der Nähe von Solothurn selbst, in der Cluse von St. Verena. Es sind dort weisse, ziemlich feinkörnige Oolithe, theilweise in kreidige Kalke übergehend, und dann vereinzelt eingestreute nussgrosse Oolithkörner, denen meist ein Korallenbruchstück zu Grunde liegt, enthaltend. Die Fauna selbst hat wenig mit den anderen Lokalitäten gemein, auch ist es selten, dass man ausser Korallen ein gut erhaltenes Stück findet. Ich kann nur anführen *Diceras Sct. Verenae* und *Nerinea Defrancii*. *Diceras Sct. Verenae* soll nach einer freundlichen Mittheilung des Hrn. Rathsh. P. Merian mit *Diceras Münsteri* Gdf. identisch sein (meine Stücke reichten nicht hin, diess zu entscheiden), und sich bei Nautua (Ain.) in Gesellschaft von *Diceras arietina* finden.

Prachtvoll dagegen sind diese Schichten entwickelt im Canton Bern, freilich mit etwas eigenthümlichen Faunen, doch gibt die immer in ziemlicher Häufigkeit auftretende Leitmuschel einen sichern Anhaltspunkt. Ich sammelte aus diesen Schichten bei La Caquerelle östlich von St. Ursanne und bei Laufen im Birsthale. Es lassen sich petrographisch 2 Abtheilungen unterscheiden, der sog. Calcaire à Nerinées oben und Corallienblanc ou Oolithe Corallienne unten. Die Einschlüsse beider sind so ziemlich übereinstimmend, nur dass oben die Nerineen an Zahl vorherrschen, unten die Korallen und Zweischaler.

Der Calcaire à Nerinées ist ein weisser, kreidiger Kalk in ziemlich dicke Bänke geschichtet, theilweise schwach oolithisch. Die Petrefakten sind nicht gut herauszubekommen und desshalb brachte ich auch sehr wenig daraus mit.

Desto leichter sind die Sachen aus dem Oolith zu erhalten. Das Gestein ist ein kreideweisser, sehr grobkörniger weicher Oolith, dessen Körner oft nur durch eine weiche, sinterartige Kalkspathmasse lose zusammen gehalten werden. Einen grossen Antheil an der Bildung dieses Oolithes nimmt eine Anzahl abgerollter Korallentrümmer, welche, in eine Rinde weisser Kalkmasse eingewickelt, grossen Oolithkörnern gleichen. Ich sammelte aus

diesen Schichten bei Caquerelle (Canton Bern): *Nerinea Defrancii* d'Orb., *Mandelslohi* Bronn., *Calypso* d'Orb., *Turbo subfunatus* Gdf. sp., *Pileolus sp.*, *Pterocera polypoda* Buv., *Mytilus triqueter* Buv., *Diceras arietina* Lamk. sp., *Amomia foliacea* Etal., *Terebratula cf. Parrandieri* Etal.

Anders gestaltet sich die Fauna wieder bei Zwingen unweit Laufen im Birsthal (Ostgrenze des Canton Bern), indem hier die Bivalven ziemlich reich an Species auftreten. Ich sammelte dort: *Chemnitzia Caecilia* d'Orb., *Nerinea Roemeri* Phil., *Defrancii* d'Orb., *Mandelslohi* Bronn., *Trochus angulatoplicatus* Münst., *Lucina cf. Rupellensis* d'Orb., *cf. Delia* d'Orb., *Astarte pseudolevis* d'Orb., *robusta* Etal., *Opis semilunulata* Etal, *Arca Laufonensis* Etal., *bipartita* Röm., *Lima Meriani* Etal., *Trigonia Meriani* Ag., *Gervillia sulcata* Etal., *Pecten qualicosta* Etal., *inaequiplicatus subarticulatus* d'Orb., *solidus* Röm., *Diceras arietinum* Lamk. sp.

Im Canton Neuchâtel sind diese Schichten, wie ich schon früher erwähnte, sehr innig mit den darunterliegenden Schichten der Zone des *Cid. florigemma* verschmolzen. Desor und Gressly fassen beide Zonen unter dem Namen Corallien zusammen und führen nur wenige Arten daraus an. Man lernte diese Schichten zuerst kennen im Val Travers, wo die Strassen, welche vom Grunde des Thales gegen Brot, Rosières und Longeaigue hinaufführen, schöne Profile entblösst haben. Am ausgezeichnetsten aber wurden sie aufgedeckt bei den Durchstichen in der Combe de St. Sulpice an der Bahnstrecke, welche von Neuchâtel nach Pontarlier führt. Das Schichtensystem erreicht eine Mächtigkeit von 30—40 Fuss und ist aus dunkelgrauen oder braunen, sehr festen Kalken zusammengesetzt. Die Fossile, welche Desor und Gressly anführen, und welche allenfalls auf ein Niveau gleich dem der Zone des *Diceras arietinum* hindeuten könnten, sind folgende: *Millericr. rosaceus* Gdf. sp., *Terebratula insignis* Ziet., *Rhynch. inconstans* Sow., *Terebratella lvricata* Schl. sp., *trigonella* Schl. sp., *Pecten subspinosus* Gdf., *articulatus* Mnst., *Diceras sp. ind.* Die übrigen Vorkommnisse verweisen auf die Zone des *Cid. florigemma.*

d. Facies des lithographischen Schiefers.

Sie ist zunächst nach der oben beschriebenen die verbreitetste, petrographisch sehr leicht überall wieder zu erkennen und für die Industrie von der grössten Wichtigkeit. Sie beginnt bei Kelheim an der Donau, setzt von hier über Eichstädt, Solenhofen, Pappenheim gegen Schwaben hin fort, tritt dort wieder an vielen Punkten auf, um endlich am Randen, woher sie Quenstedt (Flötzgeb.) noch von Thengen bei Fützen erwähnt, in den letzten schwachen Rudimenten zu erscheinen. Von hier weiter nach Westen ist sie nirgends beobachtet worden; erst von Cirin (Dép. Aix) wurde sie wieder bekannt, und merkwürdig ist, dass sie auch hier wieder in Gesellschaft der in prachtvoller Entwicklung auftretenden Diceraten-Schichten sich befindet.

Von dem Verhalten dieser Schiefer zu den Diceraten-Schichten in Franken habe ich schon oben gesprochen, es bleibt mir nur noch Einiges über ihre Lagerung in Schwaben hinzuzufügen. Ich will hier die Worte des H. Prof. Quenstedt selbst anführen. Er sagt*): „Das Lagerungsverhältniss der thonigplattigen Kalke gegen die plumpen Felsen ε ist sehr eigenthümlich. Zwar werden die älteren an vielen Stellen von den jüngeren bedeckt, doch findet oftmals auch das Umgekehrte statt: die älteren plumpen Felsen ragen hoch wie altes Mauerwerk über die horizontalen wasserhaltigen und fruchtbaren Schichten empor, ja auf dem Heuberge kommt es einem vor, als wäre die plumpe Felsenmasse ε in lauter kleine Seebecken zerschnitten gewesen, auf deren Grunde sich der bituminöse Kalk ζ abgelagert hätte."

Diese eigenthümliche Weise des Vorkommens scheint sehr dafür zu sprechen, dass die Schiefer in einem ziemlich tiefen, ruhigen Meere, ziemlich fern vom Ufer, zwischen den zu hohen Riffen anwachsenden Korallen-Colonien abgelagert wurden. Die organischen Reste, welche ursprünglich dem Lande angehörend, sei es durch Ströme oder auch direkt, durch Hineinfallen organischer

*) Quenstedt: Jura p. 79.

einen Rückſchritt erſcheinen läßt. Den Proletariern aber muß eine gewiſſenhafte Unterſuchung der einzelnen Nothfälle und eine zureichende Unterſtützung bei wirklicher Noth die Ueberzeugung beibringen, daß nicht auf eine Verkürzung ihrer Anſprüche an die Geſellſchaft, ſondern im Gegentheile auf eine Erleichterung der öffentlichen Laſten und auf eine Unterſtützung da, wo ſie wirklich Noth thut, abgeſehen wird.

Uns aber iſt es geſtattet, mit dem Gefühle der Selbſtzufriedenheit auf unſere Zuſtände in dieſer Beziehung hinzublicken. Wir unterſtützen die Armuth, wo ſie ſich wirklich findet; wir ſuchen namentlich der hülfloſen Kindheit ihr hartes Loos nach Möglichkeit zu erleichtern, indem wir für die erſten Jahre der Mutterliebe die Mittel zur Pflege reichen, zu einer beſſern Erziehung in den folgenden Jahren ſo viel als möglich die Gelegenheit in öffentlichen Waiſenhäuſern oder in den vielen durch Privatwohlthätigkeit geſchaffenen Rettungsanſtalten anweiſen. Es iſt ſomit unſer Beſtreben, diejenigen, welche die Ungunſt des Schickſals und namentlich der Mangel einer genügenden häuslichen Bildung in die Gefahr völligen Untergangs geſetzt hat, zu nützlichen und zufriedenen Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft zu bilden. Dagegen dulden wir nicht, daß Rohheit und gemeine Selbſtſucht die Erfüllung ihrer Pflichten auf Andere abwälzen; und wir glauben nicht, daß die erſte Forderung einer Unterſtützung, namentlich wenn ſie in der Form einer brutalen Selbſthülfe auftritt, auch wirklich ein Recht gebe, ehe die nähere Unterſuchung die Nothwendigkeit erkundet hat; und wir weigern uns, ſolche Einrichtungen zu treffen, welche, die tiefſte Entſittlichung zur Folge habend, der bürgerlichen Geſellſchaft eine Horde iſolirt ſtehender, nicht ſelten mit der Verzweiflung ringender Parias zuziehen. Allerdings bleibt bei uns auch hier die That noch vielfach hinter dem Willen, die Ausführung hinter der Theorie zurück; allein wir dürfen ohne eitles Selbſtlob ſagen, daß Vieles geſchieht, und wir können mit Grund hoffen, daß das beſtehende Syſtem immer mehr ausgebildet und vervollkommnet werden wird. Nichts wäre daher verkehrter, als wenn wir auch in dieſer Sache unſerer Nachahmungsluſt den Zügel ſchießen und in verächtlicher Verehrung des Fremden, bloß weil es fremd iſt, uns hinreißen laſſen würden, Einrichtungen bei uns einzuführen, welche anderwärts bereits zur größten Laſt geworden ſind und welcher

Körper dem Meere zugeführt werden, müssen, um erhalten werden zu können, tief nach dem Innern der betreffenden Busen geführt werden: gerathen sie ans Ufer, wo der Wellenschlag, vor dem ja nur die Tiefe schützt, oder die Atmosphärilien auf sie wirken können, gehen sie sicher zu Grunde.

Die Fauna dieser Schichten ist hinlänglich bekannt. Sie ist so reichhaltig, dass es eines eigenen Studiums beinahe bedürfte, um sie einigermassen vollständig zusammen zu stellen: Reptilien, Fische, Krebse, Insekten, nackte und beschalte Cephalopoden, Echinodermen etc., Alles in buntem Durcheinander. Auffallend ist es dabei, dass Gasteropoden und Acephalen in den ächten lithographischen Schiefern von Franken beinahe gänzlich mangeln: das was aus Schwaben von diesen beiden Klassen in diesen Schichten angegeben wird, gehört meist höheren Horizonten an. Diess Mangeln bietet aber andrerseits einen biologischen Anhaltspunkt, die Schiefer als Tiefenbildungen zu betrachten.

Die Ammoniten der lithographischen Schiefer Frankens hat kürzlich Oppel einer eingehenderen Untersuchung unterworfen, in Folge deren er nachstehende Arten zu unterscheiden vermochte: *Amm. steraspis* Opp., *lithographicus* Opp., *Haeberleini* Opp., *Thoro* Opp., *Bous* Opp., *euglyptus* Opp., *hybonotus* Opp., *Antharis* Opp., *latus* Opp., *Pipini* Opp., *Aporus* Opp., *hoplisus* Opp., *Ulmensis* Opp.

Fassen wir nun die Gesammtdaten der Facies- und Lagerungsverhältnisse zusammen, so zeigt sich, dass die Facies des lithographischen Schiefers und die der Korallenablagerungen in gegenseitiger Abhänglichkeit erscheinen. Wo die Zone des *A. steraspis* durch Scyphienkalke vertreten ist, zeigt sich keine Spur von jener wohlgeschichteten Kalkmasse, die in den Korallendistrikten die Zwischenräume zwischen den einzelnen Riffen einnimmt Nach der gewöhnlichen Auffassung betrachtet man freilich die Korallenschichten als eine, den Schiefern vorhergegangene Bildung, was auch vielleicht theilweise der Fall sein mag, dennoch aber glaube ich, dass auch dann noch, als schon die Ablagerung der Schiefer begonnen hatte, die Korallenthiere an ihren Stöcken werden fortgebaut haben. So sehen wir die Ko-

rallenfelsen riffartig in hohen Kuppen emporragen, während der Schiefer diese Riffe umgebend, erst im Grunde des Hochthales sich findet. „In vielen der Nebenthäler (bei Heidenheim), sagt Quenstedt, sieht man die Kalkschiefer einfallen und mantelförmig an den Bergen bis fast zum Gipfel sich hinaufziehen.“ An den Abhängen der Kuppen ist die Mächtigkeit der Schiefer nie bedeutend, doch steigt sie im Grunde der Thäler auf 30—60 Fuss. Da also die lithographischen Schiefer immer in Begleitung von Korallenablagerungen sich finden, so wird man sehr natürlich auf die Vermuthung geleitet, dass eben die Korallen es seien, welche die Bildung der Schiefer begünstigten, und zwar geschah dies höchst wahrscheinlich dadurch, dass sie, Riffe bildend, den Wogen des Meeres Dämme entgegenstellten, und so äusserst ruhige Meeresbecken abgrenzten, in denen die Ablagerung so wohlgeschichteter Kalkmassen ermöglicht wurde.

Mit dieser Zone des *A. steraspis* und des *Diceras arietinum* schliesst in dem grösseren Theile des zu betrachtenden Gebietes die Reihe der Juraschichten ab. Auf ihnen zeigen sich nur mehr die Gebilde der Tertiärformation, meistens in der Form von Bohnerzen auftretend. Nur in der Schweiz und in einem sehr kleinen Theile des südwestlichen Deutschlands setzt die Kette der Juraschichten noch höher fort, und es folgt hier die

2) Zone der *Astarte supracorallina*.

Nachweisbar ist diese Zone nur in der Schweiz, von den schwäbischen und fränkischen Lokalitäten kann man nur vermuthen, dass sie vorhanden sei, da ja die folgende Zone noch eine recht deutliche Entwicklung erlangt hat.

Die Arbeiten Thurmanns, Contejeans und Etallons haben jetzt die Zahl der dieser Zone ausschliesslich eigenthümlichen Arten so sehr vermehrt, dass die Selbständigkeit dieser Schichten als gesonderter Horizont doch bedeutend wahrscheinlicher geworden ist.

Das erste Auftreten so hoher Schichten, welches ich zu beobachten Gelegenheit hatte, war im Canton Solothurn bei dieser Stadt selbst, wo sie zwischen den sog. Schildkrötenkalken, welche der Zone der *Pteroceras Oceani* angehören, und den Schichten

mit *Diceras St. Verenae* als hellgelbe, splitterigbrechende Kalke von sehr schönem, feinem und gleichmässigem Korn, beinahe ähnlich den lithographischen Steinen, eingeschlossen sind. Ihre Mächtigkeit ist ziemlich beträchtlich. Sie stehen in sehr dicken Bänken an, welche indess im Grossen eine sehr ungleiche Dichtigkeit zu besitzen scheinen, da sich überall, wo die Atmosphärilien auf sie einwirken können, grosse Höhlen in ihnen bilden. Petrefakten sind in ihnen noch nicht aufgefunden worden, so dass diese Kalke also nur durch die Lagerungsverhältnisse in diese Zone verwiesen werden.

Gegliederter und zugleich reich an organischen Ueberresten treten diese Schichten aller Orten im Canton Bern auf, auch im Canton Neuchâtel erscheinen sie sehr entwickelt, und sind hier die an organischen Resten reichste Bildung der ganzen Kimmeridge-Gruppe.

Es lassen sich überall leicht drei Abtheilungen unterscheiden, eine untere mergelige, die eigentlichen Astarte-Mergel enthaltend, und sehr viele Petrefakten führend, eine mittlere, fein oolithische, nicht besonders reich an organischen Einschlüssen, und eine obere, aus compakten Kalken mit mergeligen Zwischenlagern bestehende Abtheilung. Von der letzten erscheint es nicht ganz sicher, ob sie nicht schon in die Zone der *Pteroceras Oceani* gestellt werden müsse. Im Canton Neuchâtel schiebt sich zwischen die mittlere und obere Abtheilung noch eine Folge von Mergeln, die oberen Astartemergel, ein; in ihnen sind indess Petrefakten weitaus seltener, als in den unteren.

Die untere Stufe, die Marnes Astartiennes Thurm., sah ich an vielen Stellen, so bei Soyhière, nördlich von Delémont, am Col des Roches bei Locle, oberhalb Noraigue im Val Travers, letztere beide Lokalitäten befinden sich im Canton Neuchâtel, erstere im Canton Bern. An der Basis der Mergel finden sich einige festere Bänke aus grünlichem oder hellgelblichem compaktem Kalk, welche meist Gasteropoden in grosser Anzahl enthalten. Die organischen Einschlüsse dieser eben erwähnten Lokalitäten stimmen so sehr überein, dass ich dieselben wohl zusammen werfen kann. Es sind: *Phasianella*

striata Sow., *Natica grandis* Münst., *turbiniformis* Röm., *Pterocera anatipes* Cont., *Lucina substriata* Röm., *Hinnites sp.*, *Pecten astartinus* Etall., *Beaumontanus* Buv., *Exogyra nana* Sow. sp., *Terebr. humeralis* Röm., *Gesneri* Etall., *Rhynch. semiconstans* Etall., *Hemidiadema strammonium* Ag. sp., *Comatula Gresslyi* Etall., *Apiocrin. Meriani* Des.

Die mittlere Abtheilung ist wohl auch nicht arm an Petrefakten, doch ist das Gestein meist so hart, dass die Sachen nicht herauszubekommen sind. An einer einzigen Stelle, hinter der Glashütte bei Laufen im Birsthale (Ostgrenze des Canton Bern) gelang es mir, einige Arten daraus zu erhalten. Die meisten stimmen zwar mit den tieferen Vorkommnissen überein, doch befinden sich auch einige dieser Stufe eigenthümliche Arten, besonders an Seeigeln, darunter. Ich sammelte dort: *Natica grandis* Münst., *Ceromya orbicularis* Röm. sp., *Astarte supracorallina* d'Orb., *Mytilus cf. perplicatus* Etall., *subpectinatus* d'Orb., *Pecten Beaumontanus* Buv., *Terebrat. humeralis* Röm., *Gesneri* Etall., *Holectypus infatus* Ag. sp., *Pygaster cf. Gresslyi* Des., *Nucleolites major* Ag. sp.

Die obere Abtheilung ist meist arm an Petrefakten. Ich sah sie an allen oben erwähnten Lokalitäten, ausserdem noch in einem Steinbruche an der sog. Faubourg von Delémont (Ct. Bern) und zwischen Courgenais und Porrentruy (Ct. Bern) ausserordentlich schön entwickelt. Petrefakten gehören indess in diesen Schichten immer zu den Seltenheiten, nur *Apiocrinus Meriani* und Stacheln von *Hemicid. Thurmanni*, welche indess nach Etallon nicht zu dieser Species, sondern zu *Pseudosalenia aspera* Ag. sp. gehören sollen, finden sich einigermassen häufig. Als Seltenheit kommt auch der Leib von *Hemicid. Mitra* und *Thurmanni* vor, welche beide Species auch die Schildkrötenkalke von Solothurn in grosser Menge bevölkern, und so bilden diese Kalke des Epiastartien von Thurmann den Uebergang zu der

3. Zone des *Pterocera Oceani*.

Diese Zone ist unstreitig im Ct. Bern am schönsten in der Schweiz entwickelt, denn Lokalitäten wie Le Banné oder La

vielle route oder Courgenais kann man nicht leicht wieder finden.

Man unterscheidet in den Umgebungen von Porrentruy in dieser Zone 6 Abtheilungen, nämlich:

6. Epivirgulien,
5. Zone Virgulienne,
4. Hypovirgulien,
3. Epistrombien,
2. Zone Strombienne,
1. Hypostrombien.*)

von denen jede durch besondere organische Einschlüsse ausgezeichnet sein soll. Ich kann darüber nicht urtheilen, indem ich zu wenig Zeit hatte, um die Schichten so speciell studiren zu können.

Die Etage Strombienne mit ihren Unterabtheilungen ist es eigentlich, welche *Pteroceras (Strombus) Oceani* in grösserer Häufigkeit enthält, nach oben in der Etage Virgulienne wird sie seltener. Die Hauptschicht bleibt immer die Zone Strombienne. Es ist eine Folge von gelben, theils sandigen Mergeln, welche zu förmlichem Brei zerwittern, wodurch die Fossile dann in Masse, aber immer als Steinkerne herausfallen. Bedeckt und unterlagert werden dieselben von Bänken kompakten Kalkes: Epistrombien und Hypostrombien. Es war mir gegönnt, in diesen Schichten an den oben angegebenen Lokalitäten einen Nachmittag lang zu sammeln, und hatte, da ich mehr fortzuschaffen nicht mehr im Stande war, folgende Ausbeute: *Pterocera Thirriai*

---

*) Thurmann gab diese Einleitung in seinem neunten Briefe über den Jura, welcher auch in Bronns Jahrbuch 1854 theilweise abgedruckt wurde. Die ganze Folge von Briefen erschien ursprünglich in den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern, und enthält vieles Interessante, so z. B. einen Bericht über den Bohrversuch auf Steinsalz in der Nähe von Cornol am Mont-Terrible, über die Arten des Genus Diceras u. s. w. Weniger bekannt wird vielleicht ein Oeuvre posthume von Thurmann, herausgegeben vom Institut Genevois, Section des sciences, betitelt Essai d'Orographie Jurassique, sein, was indess für unsere Zwecke nicht sehr viel Beachtenswerthes enthält. Interessant ist das Verzeichniss der bis zum Jahre 1855 über den schweizer Jura erschienenen Abhandlungen, welches, wenn auch nicht Alles, was darüber erschienen ist, so doch die älteren Publikaten in grosser Vollständigkeit aufzählt.

Copt., *Ponti* Del., *Rostellaria Gaulardea* Buv., *Natica semigibosa* Etall., *vicinalis* Thurm., *pugillum* Thurm., *hemisphaerica* Röm., *Panopaea tellina* Ag., *Pholadomya Protei A.* Brogn. sp., *myacina* Ag., *neglecta* Thurm., *scalpellus* Thurm., *orbiculata* Röm., *multicostata* Ag., *hortulana* Ag. sp., *Mactromya rugosa* Ag., *Thracia incerta* Thurm. sp., *Ceromya excentrica* Ag., *orbicularis* Röm., *Anatina subrugosa* d'Orb., *Nucula Menkei* Röm., *Mactra ovata* d'Orb., *Zwingeri* Thurm., *Cyprina parvula* Röm. sp., *cornuta* Sow., *Cypricardia helvetica* Ag. sp., *Trigonia suprajurensis* Ag., *concinna* Röm., *Lucina Elsyauliae* Thurm., *Cardium pseudo-axinus* Thurm., *Banneianum* Thurm., *axino-elongatum* Thurm., *axino-obliquum* Th., *Pinna Banneiana* Thurm., *Mytilus subaequiplicatus* Gdf., *perplicatus* Etall., *jurensis* Mer., *Avicula modiolaris* Münst., *Gervillia tetragona* Röm., *Perna plana* Thurm., *Pinigena Saussuri* Destr. sp, *Pecten cf. Benedicti* Cont., *suprajurensis* Buv., *Ostrea semisolitaria* Etall., *Exogyra spiralis* Gdf., *Terebratula suprajurensis* Thurm., *Pseudosalenia aspera* Ag., *Apiocrinus Meriani* Des.

Dieses Verzeichniss mag eine schwache Vorstellung von der ungeheuren Masse von organischen Einschlüssen, welche die Umgebung Porrentruys in diesen Schichten darbietet, erwecken. Noch grösser als der Artenreichthum ist aber der Reichthum an Individuen, obwohl die aufgezählten Species kaum die Hälfte dessen sind, was Etallon in seiner Lethaea Bruntrutana anführt. Höchst auffallend ist dabei, dass hier *Pteroc. Oceani* nur ganz ausserordentlich selten vorkommt, während *Pteroc. Thirriai* in grosser Menge auftritt, bei Solothurn aber ist *Pterocera Oceani* sehr gemein. Pteroc. Thirriai ist dagegen meines Wissens noch in keinem einzigen Exemplare dort gefunden worden.

Ehe ich nun auf die übrige Fauna, welche diese sogen. Schildkrötenkalke, die in der Nähe von Solothurn in so vielen Steinbrüchen aufgeschlossen sind und ausgebeutet werden, in sich schliessen, näher eingehe, ist es nöthig, Einiges über die Gesteinsbeschaffenheit vorauszuschicken.*)

*) Ueber das Profil dieser Schildkrötenkalke gibt Hugi in einem Briefe, der von Greenly in Bronns Jahrbuch 1836 veröffentlicht wurde, sehr genaue Auskunft; nur ist natürlich die Angabe von Paläotherien in

Die Schichten der *Pterocera Oceani* bestehen hier zu unterst aus sandigen schieferigen Mergeln, darüber folgen die eigentlichen Werkkalkbänke, welche in ungeheuren Steinbrüchen zu technischen Zwecken ausgebeutet werden. Sie bestehen beinahe aus einem Conglomerat von Nerineenüberresten, sind wie die Mergel von grünlich grauer Farbe und nehmen eine sehr schöne Politur an; in ihnen liegen all die schönen Reptil- und Fischreste. Ueber diesen Werkbänken folgen wieder sehr sandige schiefrige Mergel, ebenfalls grünlichgrau gefärbt, welche dem Sammler eigentlich erst eine Ausbeute liefern. Hier liegen die Nerineen zu Hunderten, ausserdem noch eine Menge anderer Sachen. Die Werkkalkbänke sind wohl eben so reich, doch ist wegen der Härte des Gesteines nichts heraus zu bekommen, die Mergel dagegen verwittern zu einem sehr weichen Sandsteine, aus dem man die Fossile dann nur herauszunehmen braucht. Ich sammelte dort: *Natica vicinalis* Thurm., *cochlita* Thurm., *Nerinea Gosae* Röm., *depressa* Volt., *Pterocera Oceani* Al. Brogn., *Mactra ovata* d'Orb., *Mytilus subaequiplicatus* Gdf., *Exogyra spiralis* Gdf., *Terebratula suprajurensis* Thurm., *Hemicidaris mitra* Ag., *Thurmanni* Ag., *Pseudodiadema planissimum* Ag. sp.

Ueber diesen Mergeln folgen dann noch einige festere Bänke, bis sich die Schiefer des Virgulien anschliessen. Der ganze Complex gehört aber so innig zusammen, dass sich von drei

---

diesen Kalken irrig. Der Aufsatz Gresslys: „Geognostische Bemerkungen über den Jura der nordwestlichen Schweiz, besonders des Cantons Solothurn und der Grenz-Partien der Cantone Bern, Aargau und Basel," in dem dieser Brief angeführt wird, enthält die erste Anlage jener Faciestheorie, welche der berühmte Verfasser später in seinem Jura Soleurois des weiteren ausführte. Es finden sich aber ausserdem auch noch viele andere, sehr schätzenswerthe Angaben darin; so spricht er sich schon damals für die Ansicht aus, dass die Sphäriten-Mergel des Terrain à chailles wenigstens theilweise dem Lettstein Renggers (Rengger, über den Umfang der Juraformation Mém. de la soc. helv. vol. I. 1829 und Beiträge zur Geognosie vol. I. Stuttg. 1824.), welcher gleich den Effinger Schichten Möschs zu setzen ist, entsprechen möchten, wodurch dem Terrain à chailles so ziemlich die richtige Stelle angewiesen wurde.

Stufen, wie sie im Canton Bern unterschieden werden, hier wohl schwerlich sprechen lässt.

Ausser diesen eben angegebenen niederen Organismen, Leitmuscheln für die Zone der *Pterocera Oceani*, findet sich hier auch noch eine ganze Fauna von höheren Classen angehörigen Thieren. Besonders ausgezeichnet sind die Panzer von Schildkröten, welche wirklich in grosser Menge hier vorkommen, und ich glaube, dass dieselben nicht nur mehreren Arten, sondern auch verschiedenen Gattungen angehören. Nächst diesen sind es die Gebisse von den *Pycnodonten* verwandten Fischen, welche unser Interesse erregen. Sie gehören beinahe durchgängig den Gattungen *Mesodon* oder *Microdon* an, doch schien es mir, als würde noch eine oder die andere neue Gattung sich dabei finden. Das Vorkommen der einzelnen Zähne von *Machimosaurus Hugii* ist schon länger bekannt.

Ebensowenig wie in den Schildkrötenkalken von Solothurn lassen sich im Canton Neuchâtel die drei Abtheilungen des Strombien auffinden oder erkennen, ausserdem kommt hier aber noch dazu, dass das Gestein meist sehr hart ist, und so die Fossile nur mit grossem Aufwand von Mühe und Zeit gesammelt werden können. Dennoch hat Gressly eine ganze Anzahl der bezeichnendsten Arten zusammengebracht. Die Zone wird hier dargestellt durch eine Folge von gelben bald mehr bald weniger mergeligen, beinahe aber immer ziemlich festen Kalken; die weichen Marnes Kimméridiennes von Thurmann sind hier ganz verschwunden. Es folgen noch einige hellgefärbte Kalkbänke mit mergeligen Zwischenlagern; Petrefakten fehlen hier ganz. Diese werden bedeckt von den sog. Nerineenkalken, welche schon die Aufmerksamkeit Leopold v. Buchs*) erregten, und von Studer**) ins sog. Corallien versetzt wurden.

*) Ein Auszug aus dem in der Bibliothek in Neuchâtel liegenden handschriftlichen Aufsatz Leopold von Buchs findet sich im „Helvetischen Almanach“ für 1818, wo derselbe in eine statistische Uebersicht des Canton Neuchâtel eingefügt ist. Es ist diesem Auszug auch eine kleine Kupfertafel beigegeben, einen Durchschnitt vom Schloss von Neuchâtel durch den Chaumont nach dem Val de Ruz darstellend, welcher von grossem Interesse ist.

**) Studer, Geologie der Schweiz II. p.

So massenhaft die Nerineen hier in einzelnen Bänken vorkommen, so hält es doch ungeheuer schwer, bestimmbare Exemplare zu erhalten; in der ganzen Gressly'schen Sammlung befindet sich kein einziges. Ich bin zweifelhaft, ob diese Schichten nicht schon einen Theil der Calcaires de Salins von Marcou ausmachen; da hier die Mergel fehlen, ist diess schwer zu bestimmen. Die folgenden Schichten aber, hellgelbe weiche Dolomite, gehören ganz sicher hieher. Sie werden in vielen Steinbrüchen ausgebeutet, und daher kommt es auch, dass man, obgleich sonst Fossile zu den Seltenheiten gehören, ausgezeichnete Fisch- und Schildkrötenreste aus ihnen kennt. Pictet und Jaquard machten eine grosse Anzahl solcher Reste bekannt, besonders Gebisse von Fischen aus der Familie der Pycnodonten, doch werden sie hier noch alle bei dem alten Genus *Pycnodus* Agass. untergebracht, während kein einziger von ihnen ein ächter Pycnodus ist, sondern dieselben vielmehr den von Prof. A. Wagner aufgestellten Gattungen *Mesodon* und *Microdon* beizuzählen sind. Die letzte Schicht endlich unter den Purbeck-Schichten sind löcherige, grünliche Dolomite.

Die Schichten von den hellgefärbten Kalkbänken bis hier herauf betrachten Desor und Gressly als die Aequivalente der Etage Virgulienne von Thurmann.

Typisch ist diese Etage aber nur im Ct. Bern entwickelt. Hier zeigt sich über den die Mergel mit *Pteroceras Oceani* bedeckenden Kalken eine Folge von Schiefern, welche von grünlich weissen Mergeln überlagert werden. Die Schiefer sind ausserordentlich schön aufgeschlossen bei dem Dorfe Alle ungefähr zwei Stunden von Porrentruy. Die Lagerung konnte ich hier nicht beobachten, und ich reihe sie nur auf die Autorität Gresslys an dieser Stelle ein, da mich derselbe versicherte, dass sie die tiefste Schicht der Etage Virgulienne darstellen. Ich sammelte an der eben erwähnten Lokalität aus diesen Schichten: *Amm. sp. nov.*, *Pholadom. multicostata* Ag., *truncata* Ag., *Thracia incerta* Gdf. sp., *Anatina insignis* Cont., *Mactromya rugosa* Röm. sp., *Trigonia Contejeani* Etall., *Lucina Elsgaudiae* Thurm., *Nucula*

Menkei Röm., *Gervillia tetragona* Röm., *Pecten Delessei* Etall., *Exogyra virgula* Sow.

Darüber folgen die sog. Marnes Virguliennes. Es sind wenig mächtige, graulich weisse Mergel, welche ich in der Nähe von Courtedoux westlich von Porrentruy, während Alle ONO. von letzterem Orte liegt, sah. Die organischen Einschlüsse sind von denen der darunter liegenden Schicht nur wenig verschieden. Ich sammelte: *Pholadom. donacina* Gdf., *Mactromya rugosa* Röm. sp., *Trigonia suprajurensis* Ag., *Arca sublata* d'Orb., *Exogyra virgula* Sow., *spiralis* Gdf., *Terebratula suprajurensis* Th.

Die letzte Schicht endlich, welche mir im Ct. Bern zu Gesicht kam, ist ein rein weisser, löchriger, hie und da etwas dolomitischer Kalk. Man findet ihn aufgeschlossen, wenn man das Dorf Courtedoux durchschreitet und jenseits den Berg ersteigt. Er enthält eine Masse von Korallen, aber alle nur als Steinkerne, d. h. im Abdruck. Ausserdem fand ich: *Mactromya rugosa* Röm. sp., *Trigonia muricata* Röm., *Cardium eduliforme* Röm., *Lima virgulina* Thurm., *Pect. Monsbeliardensis, Pect. aff. globoso* Quenst., *Diceras suprajurensis* Thurm., *Terebratula suprajurensis* Thurm., *Rhynch. pullirostris* Et., *Hypodiadema Gresslyi* Et.

Diese Schichten mögen auch schon zum Theil dem Calcaire de Salins von Marcou entsprechen, da die Mergel unter denselben lagern.

Im Ct. Solothurn ist die Etage Virgulienne in der Kette des Weissenstein, westlich von Solothurn bei Greenchen und Lengnau von den Hrn. Gressly und Lang erst vergangenes Jahr in Form von mächtigen Lagern gelber schöngeschichteter Schiefer aufgefunden worden. Wie mir Freund Gressly brieflich mittheilte, findet sich *Exogyra virgula* sehr häufig darin, andere Sachen gehören indess zu den Seltenheiten. Nach ihm lassen sich diese Schichten noch bis Biel verfolgen, wo sich dann auch noch die Dolomite, die dunkel schwarzgrauen Mergel des Purbeck und endlich die untersten Schichten der Kreide einstellen. Zu bemerken sind noch die wunderschönen Wellenschläge, welche beinahe auf jeder dieser Schieferplatten zu sehen sind.

wieder los zu ſeyn das Beſtreben der Einſichtsvollſten unter den Ausländern iſt. Laſſe man ſich doch durch das Schaumgold einer falſchen Menſchenliebe nicht täuſchen, ſie führt nur zu übertünchten Gräbern, und zwar dieſes Wort in dem buchſtäblichſten Sinne genommen. Wir ſind in dieſer Angelegenheit die Beſſeren und die Verſtändigeren; wir dürfen alſo wohl auch den Muth haben, uns dieſes zu geſtehen und dabei zu verharren.

R. Mohl.

Nachdem ich nun so die obersten Juraschichten der Schweiz behandelt habe, bleibt nur noch einiges über die Schichten gleichen Alters in Schwaben, in der Umgegend von Ulm zu sagen übrig. Das Gestein ist ein mergeliger Kalkschiefer, welcher an vielen Punkten zur Bereitung von hydraulischem Kalk ausgebrochen wird. Hier ist die Ueberlagerung über die Korallriffe, welche denen von Nattheim entsprechen, ausser allem Zweifel; es finden sich in den untern Theilen der Schiefer noch kieselige Parthien und Korallen eingesprengt. Diess scheint auch der Grund zu sein, wesshalb Quenstedt dieselben in ein tieferes Niveau versetzte als die Aequivalente der Schiefer von Solenhofen; eine wirkliche Ueberlagerung durch die letztgenannten Gesteine wird wohl nirgends existiren. Von den organischen Einschlüssen gibt uns Oppel ein sehr ausführliches Verzeichniss; die benannten Species sind folgende: *Bel. semisulcatus* Münst., *A. cf. bispinosus* Ziet., *cf. lingulatus solenoides* Quenst., *Ulmensis* Opp., *Pteroc. Oceani* Brogn., *bicarinata* Münst., *Panopaea cf. tellina* Ag., *Pholadom. donacina* Ag., *acuminata* Hartm., *Cardium orthogonale* Buv., *Trigonia Voltzi* Ag., *Astarte supracorallina* d'Orb., *Venus Suevica* Gdf., *Pinna granulata* Sow., *Gervil'ia? tetragona* Röm., *Pecten subarmatus* Münst., *subtextorius* Münst., *Eseri* Opp., *cingulatus* Gdf. (non Phill.), *Exog. virgula* Sow., *Terebr. humeralis* Röm., *Lingula cf. ovalis* Sow.

Ausser diesen finden sich hier noch eine ganze Menge Arten, welche Quenstedt in seinem Jura benannt hat, besonders Gasteropoden. Da diese aber zur Vergleichung der Schichten wenig wichtig sind, als rein lokale Vorkommnisse, kann ich sie füglich weglassen. Dass aber Schichten, in denen obige Sachen liegen, der Kimmeridge-Gruppe angehören und zwar den Zonen der *Astarte supracorallina* und der *Pterocera Oceani* entsprechen müssen, scheint mir ausser allem Zweifel zu sein. So wäre denn endlich auch noch durch die Lagerung unter den Schichten der *Astarte supracorallina* die gleichzeitige Bildung der ächten *Diceraten*-Schichten und der Schichten des Nattheimer Coralrags angedeutet.

Hiemit nun, scheint es mir, kann ich die Betrachtung der marinen Bildungen des Jura abschliessen. Es folgen zwar in

Franken über den lithographischen Schiefern noch einige Kalkbänke, doch ist über sie noch zu wenig bekannt, als dass ich über das Niveau, welches sie einnehmen, etwas zu sagen im Stande wäre. Ob die Calcaires de Salins von Marcou und mit diesen die obersten Dolomite des Canton Neuchâtel, die Zone der *Trigonia gibbosa* vertreten, will ich unentschieden lassen. Oppel scheint zwar dieser Ansicht nicht abgeneigt, und Marcou führt auch aus den untersten Bänken dieser Bildung die *Trigonia gibbosa* an, doch werden sich im Uebrigen, glaube ich, wenig paläontologische Anhaltspunkte finden.

Es bleibt mir nun nur noch übrig, einige Worte über die sog. Marnes de Villars, welche ich, H. Renevier*) folgend, für das Aequivalent der

Purbeck-Schichten

halte, hinzuzufügen.

Das Gestein ist ein grünlich, bläulich oder schwärzlich grauer Kalkmergel, in dem übrigens Versteinerungen meist zu den Seltenheiten gehören. Er verwittert zu einem thonigen Brei, nur nach oben scheidet sich eine härtere Bank aus, welche ein wahres Bonebed von Fischresten enthält. Die Fossile der Mergel sind meist ausserordentlich klein, aber verkiest. Sie gehören beinahe durchgängig Gattungen an, welche jetzt das süsse oder Brackwasser bewohnen, doch finden sich darunter auch entschiedene Meeresspecies. Herr Jaquard in Locle besitzt sogar einzelne, und zwar für die Thierklasse, der sie angehören, sehr grosse Foraminiferen. Der ergiebigste Fundort für die Vorkommnisse dieser Schicht ist immer Villars-le-Lac auf französischem Gebiet, indess doch dicht an der schweizer Grenze am Ufer des Bassin du Doubs gelegen. Von dieser Lokalität haben diese Mergel auch durch Renevier den Namen Marnes de Villars erhalten.

Das,, was von Thierresten häufiger vorkommt, gehört meist den Gattungen *Planorbis*, *Lymaeus*, *Physa*, *Cyrena*, *Corbula* etc.

*) Renevier: Note sur les fossiles d'eau douce inférieurs au terrain crétacé dans le Jura. Bull. de la Soc. vaudoise des sc. nat. Vol. V. Nr. 41. 1. Avril 1857 p. 269.

an, doch sind bis jetzt nur 3 Species, für welche man Namen aufgefunden hat. Es sind diess: *Planorbis Loryi* Coquand, *Physa Bristovi* Forbes, *Corbula alata* Sow.

Von *Physa wealdina*, welche ebenfalls Coquand*) benannt hat, scheint es zweifelhaft, ob sie nicht etwa zu *Physa Bristovi* gehöre, da der genannte Autor die Werke der Engländer gar nicht gekannt zu haben scheint. Ausser diesen ist aber das häufigste Fossil Sporenkörner einer *Chara* mit ihrer eigenthümlichen schönen Zeichnung. Sie liegen in manchen Schichten in ungeheurer Menge beisammen, so dass die einzelnen Mergelplättchen ganz davon übersäht sind.**)

Nach oben scheidet sich eine härtere Bank aus, welche, wie mir Gressly mittheilte, an vielen Stellen des Canton Neuchâtel zu Tage tritt und ganz gefüllt ist mit Fischresten, besonders Schuppen, während Zähne und Knochen zu den Seltenheiten gehören. Es besteht diese Schicht übrigens ebenfalls aus einem schwärzlichgrauen harten Mergel, der aber mit glänzend braunen Fischschuppen förmlich gespickt erscheint.

---

*) Coquand: Déscription de quelque espèses nouvelles de coquilles fossiles, découverts dans la chaine du Jura, Mém. de la Soc. d'Em. du dép. du Doubs. Vol. VIII. 1856.

**) Es ist mir sehr lieb, hier noch Einiges, was, seit ich vorliegende Zusammenstellungen gemacht, über diese Bildungen veröffentlicht wurde, nachtragen zu können. So ist in Sonderheit eine briefliche Mittheilung von Prof. Sandberger an Prof. Geinitz (Bronns Jahrb. 1863, 7. H. p. 814) von grossem Interesse, indem derselbe unter dem ihm von H. E. Desor zugesandten Materiale viele Arten mit solchen des englischen Purbeck zu identificiren im Stande war. Es werden angeführt: *Chara purbeckensis* Forb., *Gerillia arenaria* Röm., *Corbula alata* Sow., *Turritella minuta* Koch u. Dunk., *Modiola lithodomus* Koch u. Dunk., *Physa Bristovi* Forb., *Plaudina elongata* Sow., *Neritina valdensis* Röm. Heer in seiner „Urwelt der Schweiz," deren spätes Erscheinen mir leider nicht mehr gestattete, dieses ausgezeichnete Werk umfassender zu benützen, benennt die bei Villars vorkommende *Chara* neu, als *Chara Jaquardi* Heer. Aus der Gesammtfauna glaubt Sandberger mit aller Sicherheit den Schluss ziehen zu können, dass die Süss- und Brackwasser-Bildungen der schweizerisch-französischen Grenzdistrikten das Aequivalent des englischen und norddeutschen Purbeck darstellen.

Die Mächtigkeit der Süsswasser-Schichten ist im Canton Neuchâtel wohl nie mehr als 4—6 m. Sie treten überall unmittelbar unter den untersten Bänken des Neocomien auf, oft von den herabgerutschten Mergeln dieser Formation gänzlich verdeckt. Ich sah sie bei Le Chânet im Thale des Seyon, dann im Val. Travers oberhalb Naraigue. Wie mir Gressly kürzlich mittheilte, hat er dieselben nun auch in der Nähe von Biel, die obersten Juradolomite überlagernd, jedoch leer an organischen Einschlüssen aufgefunden. Bemerkenswerth ist noch, dass sie beinahe überall, wo sie auftreten, gegen die unterliegenden marinen Schichten, wie es scheint, diskordant gelagert sind, was jedoch bei einer Folge von Süsswasser über Meeresschichten sehr erklärlich ist, und wohl kaum wie Marcou*) will, als ein Beweis für die Zugehörigkeit dieser Schichten zur Kreideformation betrachtet werden kann. Indess stellen Desor und Gressly eine solche Discordanz entschieden in Abrede. Ihre Worte sind: Nos propres observations nous ont conduit à ce resultat qu'il n'existe chez nous aucune véritable discordance de stratifikation depuis le lias jusqu'a à la fin de l'époque crétacée.**)

Weiter nach Westen gegen die Ufer des Doubs hin, nehmen diese Schichten sehr an Entwicklung zu, wesshalb Desor und Gressly für dieselben auch den Namen Terrain Dubisien vorschlugen. Dieses Gebiet fällt indess schon ausser den Kreis meiner Betrachtungen.

So kann ich denn nun den Jura abschliessen. Die Natur hat hier die Grenze gezogen, und bekundet durch die ausgedehnte Süsswasserformation, welche sich über ganz Mitteleuropa erstreckt, welch ungeheure Veränderungen in der Vertheilung von Land und Meer, welch enorme Revolutionen zur Zeit des Ueberganges jener beiden grossen Schöpfungsperioden, des Ueberganges der Periode

*) Marcou: Sur le Néocomien dans le Jura, Zurich 1858. In diesem Aufsatz gibt Marcou sehr viele ausgezeichnete Notizen über die in Rede stehende Schicht.

**) Desor et Gressly: Etudes geol. sur le Jura Neuchâtelois, Mem. Soc. des sc. nat. de Neuch. tome IV. 1859, pag. 41.

des Jura in die der Kreide, stattgehabt haben müssen: grosse Festländer tauchten auf, um nach verhältnissmässig kurzer Zeit wieder zu verschwinden, und den marinen Ablagerungen der unteren Kreide Platz zu machen. Die Gesammtmächtigkeit der Süsswassergebilde der Schweiz beträgt nicht mehr als 12—18′, und bereits in deren Dach bildet eine wenige Zoll mächtige bonebedartige mit Fischschuppen erfüllte Schicht den Vorläufer mächtiger mariner Niederschläge, welche unmittelbar darüber folgen. Die unterste Abtheilung der Kreide zeigt im Allgemeinen in der in sie eingeschlossenen Fauna einen ganz ähnlichen Habitus wie die Schichten des Lias, nur dass die Seeigel eine grössere Rolle spielen, was eine Annäherung an die jetzt herrschende Gestaltung der Dinge bekundet. Korallriffe wie schlammige Uferbildungen sind gänzlich verschwunden und wir haben wieder Bildungen vor uns, welche wohl in nicht allzu beträchtlicher Tiefe, jedoch ziemlich fern vom Ufer entstanden sein mögen, und so werden wir darauf hingeleitet, eine Umgestaltung der Dinge anzunehmen, welche ähnliche Verhältnisse herbeiführte, wie sie zu Anfang der Periode des Jura die herrschenden gewesen sein müssen.

Die Neocom- und Kreidebildungen noch näher zu betrachten liegt nicht mehr im Plane der Arbeit, und so glaube ich, wenn ich hiemit die Abhandlung schliesse, meiner Aufgabe wenigstens in so ferne genügt zu haben, als ich auch das, was der Titel besagt, des genaueren und sorgfältigeren durchgegangen und dargestellt habe. Ob ich dadurch einen der Wissenschaft nützlichen Beitrag zur näheren Kenntniss der Schichtenfolge des Jura in dem behandelten Gebiete geliefert habe, weiss ich nicht; das aber weiss ich nur zu gut, dass eine milde Beurtheilung erforderlich sein wird, um all die vielen und grossen Mängel, welche die Arbeit noch an sich trägt, nicht allzu strenge zu rügen. Würde die Zeit nicht so drängen, hätte sich wohl noch Manches verbessern lassen, doch einmal muss man mit seiner ersten Arbeit fertig werden.

III. Kleinere Mittheilungen.

Preisfrage der physikalisch-mathematischen Klasse der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1866.

Bekannt gemacht in der öffentlichen Sitzung am Leibnizischen Jahrestage, den 2. Juli 1863.

Aus dem von Cothenius gestifteten Legate für Preisfragen über Gegenstände der Haushaltung, des Ackerbaues und der Gartenkunst.

Unter den unorganischen Stoffen, welche die Vegetabilien dem Boden, auf dem sie wachsen, entnehmen, ist die Kieselsäure ein sehr wichtiger. Sie macht den Hauptbestandtheil in manchen Theilen von Culturpflanzen aus, wie in den Stengeln der Getreidearten. Es ist daher von grosser Bedeutung, dass die Kieselsäure den Pflanzen so dargeboten wird, dass sie dieselbe leicht aufnehmen und assimiliren können.

Wir können die Kieselsäure in zwei Modificationen, die sich wesentlich durch specifisches Gewicht und chemische Eigenschaften unterscheiden. In der Natur findet sich vorzugsweise nur die eine Modification derselben, die krystallinische, welche sehr schwer durch Reagentien angegriffen wird, und eine grössere Dichtigkeit besitzt, als die zweite Modification, die amorphe Kieselsäure, die weit weniger den Einwirkungen der Reagentien widersteht. Diese Modification findet sich indessen nur ausnahmsweise in der Natur.

Man hat bei der Bereitung der künstlichen Düngerarten die Kieselsäure zu wenig berücksichtigt; es scheint aber der Akademie von Wichtigkeit zu sein, diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Sie wünscht daher eine umfassende Arbeit über den Einfluss der beiden Modificationen der Kieselsäure auf die Vegetabilien. Die Arbeit muss eine Reihe von vergleichenden Versuchen umfassen über das Wachsen gewisser Vegetabilien, namentlich der zu ihrer Existenz viel Kieselsäure bedürftigen Getreidearten, in einem Boden von bestimmter Zusammensetzung, der ausser den andern zur Nahrung der Pflanzen nothwendigen

Bestandtheilen bestimmte Mengen von der einen oder der andern der beiden Modificationen der Kieselsäure enthält. Man kann zu den Versuchen einerseits sich eines reinen Sandes bedienen, der von fremden Bestandtheilen durch Säuren vollkommen gereinigt, und dann fein pulverisirt worden ist, oder des fein zertheilten Feuersteins, andrerseits vielleicht der gut gereinigten Infusorienerde aus der Lüneburger Heide, die leichter in grosser Menge zu erhalten sein könnte, als die auf chemischem Wege dargestellte Kieselsäure. Die Akademie wünscht ferner, dass ausser den beiden Modificationen der Kieselsäure einige von den sehr verbreiteten Silicaten im fein gepulverten Zustande angewendet werden, namentlich Feldspath und feldspathartige Mineralien, so wie Thonarten.

Die Arbeit kann in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache abgefasst werden.

Die ausschliessende Frist für die Einsendung der dieser Aufgabe gewidmeten Schriften ist der 1. März 1866. Jede Bewerbungsschrift ist mit einem Motto zu versehen und dieses auf dem Aeussern des versiegelten Zettels, welcher den Namen des Verfassers enthält, zu wiederholen. Die Ertheilung des Preises von 100 Ducaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Leibnizischen Jahrestage im Monat Juli des Jahres 1866.

Ausgegeben im Juni 1864.

Christliche

Symbolik.

Von

Wolfgang Menzel.

1008

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1885

Erster Theil.

Asth. 507 I :1

REGENSBURG.

Verlag von G. Joseph Manz.

1854.

Die Statistik der Kultur

im

Geiste und nach den Forderungen

des

neuesten Völkerlebens.

„Unser Wissen ist Stückwerk," sagte der Apostel Paulus, und wieder sind achtzehn Jahrhunderte verflossen, die den Spruch des Weisen beglaubigt haben. Von der steigenden Welle gehoben, glaubt der Mensch, der stolze Schwimmer im Zeitenstrome, Vergangenheit und Zukunft mit freierem Blicke zu umfassen, und hinabgeschleudert, sieht er sich von neuem Dunkel umgeben. Aber ihm schwindet nicht die Zuversicht, daß ihn die nächste Woge zu lichteren Räumen hebt; nicht der Glaube an die Wahrheit, die ihn frei machen wird, und nicht das Gefühl der wachsenden Kraft im Ringen nach der Wahrheit. Der schaffende Menschengeist treibt auch im Organismus der Wissenschaften stets frische Zweige hervor und hofft von diesen die Frucht der Erkenntniß zu brechen, die ihm die anderen Zweige nur verheißen, aber nicht zur Reife gebracht haben. Eine solche junge Wissenschaft, in aufsteigender Bewegung, in raschem Wachsthum begriffen, ist die Statistik. Sie hatte einen dürftigen, kümmerlichen Anfang und wurde von Vielen fast verächtlich bei Seite gestoßen; weil sie zwar zahlreiche Körner in ihrem Dienste hatte, die ihr den leblosen Stoff zusammenführen, aber wenige Baumeister, die ihn zum Ganzen gefügt und gegliedert

Vorwort.

Das vorliegende Werk ist zum Handgebrauch, zum Nachschlagen und leichten Auffinden bestimmt, deshalb alphabetisch geordnet. Es unterscheidet sich von den bisher vorhandenen Ikonologien durch bei weitem grössere Vollständigkeit, indem es sich nicht darauf beschränkt, conventionelle Attribute der Heiligen aufzuzeichnen, sondern den tiefern Grund und innern Zusammenhang in der gesammten christlichen Bildersprache nachweist. Es erläutert alle Sinnbilder in der heiligen Schrift, im Dogma und Cultus, in der Legende, in der Baukunst, Sculptur, Malerei und Poesie der Kirche.

Die Kenntniss dieser Dinge ist so sehr verdunkelt, dass selbst viele fromme Priester die alten Bilder in ihren eigenen Kirchen nicht mehr verstehen, und dass gerade die schönsten und geistreichsten Abhandlungen und Homilien der Kirchenväter und Mystiker, welche bildliche Auslegungen enthalten und Hauptquelle der kirchlichen Symbolik sind, zu

den vergessensten Dingen im ganzen Bereiche des menschlichen Wissens gehören.

Der verewigte Görres sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte der Mystik Seite XIII: „Ich wollte eine Sache wieder zur Sprache bringen, die man seit geraumer Zeit selbst in der katholischen Welt auf sich hat beruhen lassen; weil das wegwerfende Gerede von der Gegenseite, selbst auf die Einsichtigeren, nicht ohne Wirkung geblieben. Viele haben damit angefangen, auch ihrerseits scheu vor ihr, wie vor etwas Gespenstischem, zurückzutreten, und die Erscheinung so lange von sich abzuhalten, bis sie durch langes Ignoriren ihnen zuletzt gar verkommen, und nun eine schimpfliche Unwissenheit das frühere geflissentliche Uebersehen schwer gestraft.“ Allein er drückt die Hoffnung aus, jene alten heiligen Gebiete würden alle, wie das einst verlorene „Atlantis“, von neuen Columben wieder aufgefunden werden, da sie alle noch vorhanden sind und fest stehen und nichts darin geändert noch verloren, sondern nur vergessen und unbeachtet geblieben ist. „Eine Entdeckung wird die andere rufen, wie bei den Seefahrten, unbekannte Welttheile entlang, ein Vorgebirg dem andern gewinkt; am Ende wird eine ganze bedeckte, längst bekannte, aber ignorirte, neue Welt gewonnen seyn.“ Das gilt nun auch von der Symbolik, die auf's Innigste mit der altkirchlichen Mystik verwandt und aus ihr emanirt ist.

Das Bild ist heilig, wie das Wort. Der Heiland selbst sprach in Bildern. Das Bild ist mächtig wie

das Wort, dem Volke vielfach eindringlicher als das Wort. Die Welt war frömmer, so lange noch die christliche Symbolik ihr geläufig, Laien wie Priestern innig vertraut war, so lange noch Jedermann die Bilder verstand, mit denen Kunst die Kirchen schmückte, und in der Natur selbst noch eine reichere Bilderbibel fand. Die Welt war frömmer, als man noch wusste, welche kirchliche Symbolik sich an jede Jahreszeit, ja an jeden Tag im Jahre und an den Namen seines Patrons knüpfte, als man noch in den Naturerscheinungen jeder Jahreszeit und selbst in Thieren, Pflanzen und Gesteinen das Symbolische erkannte, die Signatur des Heiligen in aller Creatur.

Nur zu lange ist diese Erkenntniss geschwächt und fast ganz verloren. Schon seit vielen Menschenaltern hat die sogenannte classische Bildung das Christliche in den Gesinnungen und Gedanken wie im äussern Leben zurückgedrängt und so sehr das Heidnische gepflegt, dass die meisten unter unsern Gelehrten und Dichtern die Tiefe des Christenthums so wenig mehr ahnen, als einst Lucian sie noch nicht ahnte. Die Kirche sah sich theils ihrer alten Bilder beraubt, theils musste sie in ihren geweihten Räumen selbst die Erinnerungen und Zeichen jenes Heidenthums und unter christlichen Namen antike Gestalten aufnehmen. Es wurde zur Gewohnheit, auch bei Kirchenbildern nur an die Meisterschaft des Pinsels und die geistreiche Manier zu denken, nicht mehr an den Inhalt. Die ganze neuere Kunstkritik und Kunstgeschichte ist in dieser Richtung ausge-

bildet worden. Nach der Kirche, ihrem Gesetz, ihrer Symbolik, nach der ursprünglichen und einzigen Bestimmung der Kirchenbilder für die Andacht fragt Niemand mehr. Die heiligsten Bilder mit holländischen Viehstücken vermischt in Galerien zu sehen, wundert Niemand mehr, und eben so wenig befremdet es, dass umgekehrt in den Kirchen selbst durch unheilig aufgefasste Bilder weltlicher Augenlust gefröhnt wird.

Alles Kirchliche in der Kunst liegt im Symbol und dieses selbst wurzelt in den tiefsten Mysterien der Kirche. Nur die Kirche allein hat das Recht, zu bestimmen, wie in ihrem Bereiche gebaut, gemeisselt, gemalt und gesungen werden soll, denn die Kunst muss hier überall der kirchlichen Grundidee dienen; nichts darf hier der Willkühr oder Mode überlassen bleiben. Aber das haben selbst katholische Geistliche vergessen. Herr von Wessenberg sagt in seinen „christlichen Bildern“ II. 464: „Die Sinnbilder des Christenthums werden weniger durch gewisse Ab- und Kennzeichen, als durch Seelencharakteristik kennbar gemacht.“ Er billigt daher, dass man die altkirchliche Typik aufgegeben und der Willkühr der Künstler überlassen hat, wie sie die heiligen Ideen, Personen und Scenen darstellen wollen. Aber jene uralten Ab- und Kennzeichen sind das Alphabet der kirchlichen Bildersprache, und wer sie nicht mehr anwendet, noch versteht, der fällt unwillkührlich in die unkirchliche und heidnische Bildnerei. Auch jene „Seelencharakteristik“ darf von den Künstlern immer nur innerhalb der strengen

Gesetzmässigkeit in der kirchlichen Grundidee und Symbolik, nie ohne Rücksicht auf die kirchliche Wahrheit und Treue, nie ohne strenges Einhalten der Heiligkeit, die in der Bestimmung der Bilder liegt, nie ohne Wahrung der kirchlichen Autorität versucht werden. Es versteht sich von selbst, dass der heiligen, durch und durch lebenvollen und geistreichen, von Gott gegründeten, im göttlichen Geist fortwirkenden Kirche nicht mit steifen, handwerksmässigen und seelenloser Bildwerken gedient seyn kann, in denen alte Typen zwar erhalten, aber erstorben sind, wie dies im Orient der Fall ist. Der Kunst muss ihre edle Freiheit bleiben, aber sofern sie die Kunst der heiligen Kirche und selber geheiligt werden will, muss sie in freier Liebe jenen Gehorsam sich aneignen, ohne den sich Niemand dem Herrn der Kirche naht. Was dabei herauskommt, wenn die Künstler, sich in diesen Beziehungen emancipirend, nur ihrer Gewinnsucht und Eitelkeit, nur dem weltlichen Geschmack oder der Mode huldigend, Kirchenbilder malen, hat die kokette Sentimentalität, das affectirte Pathos, die Sinnenbestechung und Effectmacherei in jener freigegebenen „Seelencharakteristik“ leider zur Schau gelegt.

Die Künstler tragen weniger Schuld, als sie zu bedauern sind, in einer Zeit gelebt zu haben, in welcher der bessere Geist aus der Kirche gewichen war. Ihre Bilder, so wie die modernen unheiligen Tempelbauten, sind nicht die Ursache, nur die Folge der allgemeinen Paganisirung der gebildeten Welt. Darum haben auch einzelne fromme Künstler gegen

die allgemeine antikirchliche Strömung wenig auszurichten vermocht. Erst muss die Kirche wieder innerlich erbaut seyn, ehe sie sich auch äusserlich im reinen bräutlichen Schmucke der Kunst zeigen kann. Aber es regt und bewegt sich überall, wie eine Auferstehung der Kirche. Auf dem Felde der Wissenschaft wird die kirchenfeindliche Usurpation Jahr um Jahr siegreicher zurückgeschlagen. Das Volksleben selbst durchdringt wieder mehr christlicher Geist, und es ist nicht mehr möglich, die Frage zu unterdrücken, ob nicht dem Bilde neben dem Worte wieder sein altes Recht gebühre? Nicht nur in Deutschland, auch in dem noch weit verweltlichteren Frankreich bricht allmählig eine tiefe Sehnsucht der Kirchlichgesinnten auch nach kirchlicher echter und gerechter Kunst hervor. Zwar ist die Kirche äusserlich verarmt, aber ihr Geist ist reich und mächtig, und je lebendiger er erwacht, um so gewisser wird er auch fromme Künstler erwecken. Die Kirche fehlt der Kunst, die Kunst fehlt der Kirche. Zwischen beiden bestehen tief geheime Bande, die in ihrem beiderseitigen Wesen liegen und nicht auf immer zerrissen werden können.

Die Frage hat aber auch eine wissenschaftliche, eine theologische Seite. Die Symbolik ist nicht blos Spiegel, sie ist auch Quelle des Dogmas, denn die heiligsten Mysterien sind im Worte offenbart, welches zugleich Bild ist. Die Offenbarung im Bilde enthält den ganzen Schatz der Lehre, wie die im Worte, auch da, wo sie auseinandertretend einander nur spiegeln. Nicht ungestraft trennt man das Wort

vom Bilde, um das letztere auszuschliessen oder nur zu vernachlässigen. Wenn auch ein in der christlichen Idee tief wurzelndes Urbild durch Häresie verzerrt oder innerhalb der Kirche selbst zeitweise durch Aberglauben oder künstlerische Misshandlung entweiht wurde, so konnte das an seiner ewigen Gültigkeit doch nichts ändern. Es kam nur darauf an, das Gebiet der Symbolik rein zu erhalten, nicht es zu verlassen. Wenn andrerseits Kleingläubigkeit und missverstandener Eifer, unberechtigten Forderungen der Ungläubigen nachgebend, die Idee, ausgedrückt im Symbol, wie eine gemeine Thatsache der Natur oder der Profangeschichte durch sogenannte natürliche Erklärungen und aktenmässige Beweise rechtfertigen zu müssen meinte und damit in's Gedränge kam, so ändert das eben so wenig an der ewigen Gültigkeit des Symbols. Es kam nur darauf an, das Symbol als solches zu erkennen.

Eine so klare und scharfe Erkenntniss der echten christlichen Symbolik als eines grossen architektonisch gegliederten Systems besassen die Kirchenväter, die Mystiker des Mittelalters, die Schöpfer des Cultus, des christlichen Kalenders und sämmtlicher kirchlichen Künste. Nur in dieser Erkenntniss ist die Kirche äusserlich wie innerlich ausgebaut worden. Nur in ihr kann sie erhalten oder, wo sie in Verfall ist, wieder erbaut werden. Unter den schweren Verhängnissen aber, die über die Kirche gekommen sind, ist es dahin gediehen, dass die von den Gläubigen selbst nur zu sehr vergessene Symbolik gleichsam eine Beute und ein Tummelplatz für die Feinde

Christi geworden ist, indem sie jedes christliche Symbol auf irgend ein heidnisches zurückzuführen und alles specifisch Christliche in blossen Dunst und Wiederschein des Heidenthums aufzulösen trachten. Die blosse Möglichkeit eines solchen Versuchs beweist, wie sehr die alte Erkenntniss in unserer Generation verdunkelt ist. Sonst hätten die modernen Symboliker doch erröthen müssen, den Zeitgenossen zuzutrauen, dieselben würden, wenn auch ein ähnlicher Stein dem gothischen Dom eingefügt ist, wie den Tempeln zu Athen und Memphis, den ganz verschiedenen Geist und Styl, in welchem sie gebaut sind, nicht zu unterscheiden wissen, oder die Taube vom Jordan nicht von der im Myrthenhain zu Paphos? Wieder andere Gelehrte haben das christliche Symbol nur in seinen Karikirungen im Talmud und Koran und bei den Sekten aufzusuchen und zu erörtern geliebt. Aber bleibt denn das edle Menschenantlitz weniger ideal, weil es auch zum Affen verzerrt werden kann?

Die Symbolik ist Offenbarung Gottes im Bilde und Andacht der Menschen im Bilde, dort in aller Weise klar und sicher, unumstösslich, unwandelbar, imperatorisch wie eine höhere Mathematik, hier dem Wechsel der Zeiten und des menschlichen Geschmackes unterworfen, in Zeiten der Gottesfurcht und Gottesminne von rührender Einfachheit, Wahrheit und Schönheit, in Zeiten des Zweifels, der Eitelkeit und Neuerungssucht dagegen abirrend von der Wahrheit, überkünstlich, zweideutig und mannigfachen Häresien dienstbar. Von oben her ist das

Kreuz auf das Erdenrund gepflanzt worden und von unten her haben sich die Blumen der kirchlichen Poesie um seinen Fuss gerankt, aber auch Unkraut und schlangenbergende Dornen.

Ich zeige an den geeigneten Orten, wie des reinen christlichen Symbols Maass und Gerechtigkeit sich von den willkührlichen Uebertreibungen und Ungeheuerlichkeiten der Gnosis und anderer Sekten, sowie des Talmud und Koran unterscheidet, und wie noch hin und wieder spät im Abendlande heidnische Symbole durch die Legende in den christlichen Bildercyclus aufgenommen werden konnten, immer unter der Bedingung einer neuen und höhern Weihe; oder wie eigenthümliche Naturerscheinungen, Kräuter, Bäume, Thiere, welche die christlichen Bekehrer im Norden vorfanden, sich zu guten Sinnbildern im christlichen Sinne geeignet haben und so genommen worden sind, eben so unbefangen, wie andere dem Süden eigenthümliche im Orient. Aber ich enthalte mich, jenen ganzen Wust von talmudistischen, gnostischen, manichäischen, muhamedanischen Fabeln auszukramen, die des Lesers Aufmerksamkeit nur ablenken würden von dem heiligen Kreise echtchristlicher Symbolik. Die falsche Gelehrsamkeit, die sich in diesen Enthüllungen gefällt, führt von Bayle an nicht in die Kirche, sondern aus ihr heraus, und die pseudochristlichen Phantasmata, die sie an die Wand malt, können ein gläubiges Gemüth nur beunruhigen, wie jene, die den heiligen Antonius, als er vor dem einfachen Kreuz auf rauhem Stein kniete, zu stören trachteten.

hätten. Nur auf das Materiellste im Völkerleben, auf das derb Handgreifliche gerichtet, hat sie mit leeren Formeln, mit todten Ziffern und Zahlen, mit unersprießlichem und trockenem Tabellenwesen begonnen. Sie hatte einen Körper, in dem sich noch keine Seele offenbarte. So gehört auch das neugeborne Kind nur der Körperwelt an und wird noch kaum das Interesse Anderer erwecken, als Derjenigen, die es erzeugt haben, die es nähren und pflegen. Aber die Theilnahme erweitert sich, wenn in den ausdrucksvoller werdenden Gesichtszügen der reifende Geist sich verkündigt. Diese Bildungsstufe hat jetzt die Statistik beschritten. Ihre Physiognomie, vom Charakter der neueren Zeit ausgeprägt, hat sich belebt; sie verspricht eine Zukunft und wenn sie noch die Mängel der Jugend hat, so hat sie doch auch ihre Reize. Was sich von ihr erwarten läßt, welche Aussichten sie öffnet, welche Stellung im Gebiete der Wissenschaften sie behauptet, welche Aufgaben im Interessen des neueren Völkerlebens ihr vorliegen, darauf soll im Folgenden kurz hingewiesen werden.

Die Statistik beschäftigt sich mit der Betrachtung von Staatskräften, die zu einer bestimmten Zeit innerhalb bestimmter politischer Grenzen vorhanden sind; mögen diese nun die Gesammtheit aller Staaten oder einzelne Staaten, oder besondere Bestandtheile derselben nach ihrer politischen Gliederung in Gemeinden, Provinzen u. s. w. umfassen. Alles, was Veränderungen hervorbringt, heißt uns Kraft, und Staatskräfte sind diejenigen, die der politischen Vereinigung einer Mehrheit von Menschen zum Staate, oder im Staate angehören. Aus ihrer Wirkung müssen wir sie erkennen. Die Wirkung der Staatskräfte zu einer bestimmten Zeit ist der Zustand, den sie hervorgebracht haben. Die Betrachtung desselben, um hiernach die Summe vorhandener Staatskräfte kennen zu lernen, ist also ein Theil der Aufgabe der Statistik. Allein sie ist nur ein Theil ihrer Aufgabe. Dadurch allein, daß wir die zu einer gewissen Zeit und in gewissem Umfange vorliegende Wirkung der Staatskräfte ins Auge fassen, erfahren wir noch nichts über die eigentliche Bedeutung derselben; denn wir wissen dann noch nicht, wie sie früher gewirkt haben und — um was es hauptsächlich gilt — welcher weiteren Veränderungen im Zustande der Staaten wir uns gewärtigen müssen. Um uns über ihre Bedeutung klar zu werden, müssen wir frühere mit späteren Wirkungen,

Nachdem sich nun so viel Schutt vor der Kirchenthüre gehäuft hat, ist es keine kleine Arbeit, damit aufzuräumen. Das möge die Mängel meines Buches entschuldigen, welches ich gleichwohl mit dem Bewusstseyn vollende, dass es den rechten Weg gefunden und gebahnt hat. Obgleich es aus langjährigem Fleiss in Erforschung unzähliger Schriftquellen und in der Vergleichung unzähliger Kirchenbilder hervorgewachsen ist, blieb ihm doch im Einzelnen gar Manches noch unbekannt, unzugänglich, unverstanden. Aber es war auch nicht auf formelle Vollendung berechnet, es legt vielmehr das grösste Gewicht auf das Kriterium des Echtchristlichen, d. h. auf den innern und nothwendigen Zusammenhang aller Symbole mit der Grundidee der Kirche. Es beschäftigt sich mit den bunten Bildern der Kirche nur, um auf der Leiter des symbolischen Farbenspectrums in unwandelbar gerader Richtung das centrale Urlicht zu suchen. Es krittelt und nagt nicht an den Einzelnheiten herum, wie die bekannte Ratte am Pentagramm, sondern es begreift die Solidarität der gesammten christlichen Symbolik als Ausdruck der Einen und untheilbaren Idee der Kirche.

A

A

Erster Buchstabe in allen Sprachen, Zeichen des Anfangs. Das lange Ω im griechischen Alphabet, als letzter Buchstabe Zeichen des Endes. Ich bin das A und das O, spricht der Herr. Jesaias 41, 4. 44, 6. Offenb. Johannis 1, 8. Jenes *A* und Ω findet sich oft auf alten Kirchenbildern am Haupt oder im Nimbus Gottes des Vaters, auch neben der Chiffre Christi. — An das Sprichwort: „Wer A sagt, muss auch B sagen," knüpft sich eine schöne Legende der beiden apokryphischen Evangelien *infantiae Christi* 49 und *St. Thomae* 7. Das Christkind sollte in der Schule das ABC lernen, blieb aber gleich beim A stehen und erläuterte die tiefe Bedeutung dieses ersten Lautes mit solcher Weisheit und so unerschöpflicher Gedankenfülle, dass der Lehrer erschrack und gar nicht bis zum B kommen konnte.

Aaron,

der Urpriester, wie sein Bruder Moses der Urprophet. Im Charakter Aarons treten neben der auf ihm ruhenden göttlichen Weihe und neben manchen heiligen Eigenschaften auch

unheilige Schwächen hervor. Aaron ist daher Urbild des gesammten Priesterthums in seiner schlimmen, wie guten Seite. Wie er sich gelegentlich dem Volk accommodirte, ihm sogar das goldne Kalb machte, wie er so nichts für sich war ohne seinen grossen Bruder, den Propheten, und wie er sich doch auch wieder gegen diesen auflehnte; so hat das kastenmässige Priesterthum der weltlichen Macht und dem Volke sich nur zu oft zu accommodiren gestrebt. Das Grossartige, Ursprüngliche unergründlich Geniale in den Büchern Mosis ist die göttliche Weisheit und Langmuth, die der Menschen Schwäche, Thorheit und Bosheit durch und durch kennt, aber in der schlimmsten Zeit tiefer sittlicher Versunkenheit dennoch auch unwürdigen Priestern die Weihe nicht entzieht, nur um die Tradition auf bessere Geschlechter fortzupflanzen. Unter den Juden in der Wüste sollte der die Hohepriesterwürde erhalten, dessen dürrer Stab blühen würde; alle Stäbe blieben dürr, nur Aarons Stab blühte. 4. Buch Mosis 17. — Aaron ist demnach Prototyp des Priesterthums und trägt die bischöfliche Mitra. Sofern aber der blühende Stab ein Sinnbild der Jungfräulichkeit wurde, bezog man ihn in Aarons Hand auch vorzugsweise auf die Ehelosigkeit der Priester. Dasselbe Wunder des blühenden Stabes wiederholte sich an Joseph, Mariens Gatten, weshalb der blühende Stab auch ein Sinnbild der Jungfräulichkeit Mariä ist. Daher der Vers aus dem handschriftlichen *speculum humanae salvationis*, mitgetheilt von *Didron, manuel* p. 100:

Virga Aaron protulit fructum sine plantatione,
Maria genuit filium sine virili conjunctione.
Virga florens Aaron dignum sacerdotium monstravit,
Maria pariens nobis magnum sacerdotem paravit.

Rupertus Tuit. 194, vergleicht Moses und Aaron mit dem Kaiser und dem Papst.

Aaronswurzel,

lat. *Arum*, in einem einzigen Scheideblatt eine dunkelviolette Kolbe, um deren Fuss die männlichen und weiblichen Befruch-

tungsorgane und die Nektarien dergestalt in drei Ringen liegen, dass sie mit ihren grossen und kleinen Warzen und Haaren den Weintrauben, Aehren und dem Gras ähnlich sehen. Das Kraut wächst im Mai in den Wäldern, und das Volk glaubt, an der gesunden Fülle oder dem krankhaften Zustande jener drei Ringe zu erkennen, ob es im laufenden Jahre viel oder wenig Heu, Getreide und Wein geben werde. Deshalb heisst es auch in Bayern Zeigkraut. Panzer, Beitrag zur deutschen Myth. 248. In Schwaben hörte ich von dem verstorbenen Professor Albert Schott die schöne Volkssage, die ihm ein altes Bauernweib erzählt hatte: Als Josua und Caleb in's gelobte Land geschickt wurden, nahmen sie Aarons Stab mit und trugen an ihm die grosse Weintraube und die andern Früchte jenes Landes zurück. Nachdem sie dieselben abgeladen, steckten sie den Stab in die Erde, und wo er gesteckt hatte, wuchs nachher die Aaronswurzel, an welcher bis auf den heutigen Tag ein Abbild jenes Früchtesegens zu finden ist, den Josua und Caleb aus dem gelobten Lande brachten.

Aas,

Sinnbild der Fleischlichkeit. Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler, d. h. wo es etwas zu geniessen, zu rauben oder zu beerben gibt, ist Jeder bei der Hand. — Von allem fleischlichen Leben bleibt nur Aas übrig, während die Seele sich mit einem reinern Leibe umkleidet. Daher wird der Rabe, der aus Noah's Arche fliegt und nicht wiederkommt, weil er sich mit dem Aase der herumschwimmenden todten Thiere labt, von *Rupertus Tuit.* 44, sinnig mit dem Judenthum verglichen, das am alten und am fleischlichen Gesetze hängt, im Gegensatze gegen die Taube des Christenthums. — Aas ist das Wesen dessen, von dem die Wollust nur der verlockende und trügliche Schein ist. Auf dem Blocksberge merken die Hexen erst ganz zuletzt, dass die köstlichen Speisen, von denen sie zu essen gewähnt, nur Aas gewesen. In vielen Sagen werden liederliche Offiziere oder Studenten, die von einer dämonischen

Dame in ein herrliches Schloss gelockt worden sind und in allen Genüssen geschwelgt haben, plötzlich auf den Schindanger versetzt und liegen im Morgengrauen neben dem Aas eines Pferdes.

Abel,

der erste Fromme auf Erden, der nicht sündigte wie sein Vater Adam, keine Kinder hinterliess und von seinem bösen Bruder Kain erschlagen wurde, gilt ebendeshalb als Prototyp aller Priester, Heiligen und Martyrer. In einem altdeutschen Schauspiel ist er der Erste, den Christus aus der Vorhölle erlöst und dem er den Adam nur folgen lässt. Mone, Schauspiele des Mittelalters, II. 10. Auf einem altdeutschen Bilde, im Besitze des Ephorus Hassler in Ulm, erlöst Christus aus der Vorhölle zuerst Adam und Eva, Abel aber, welcher zunächst seinen Eltern folgt, trägt die Tonsur.

Abel contrastirt als der Erstgeborene mit Lucifer, als dem Erstgeschaffenen. Wie dieser, sich Gott entgegensetzend, böse wurde; so muss Abel, wieder dem sündigen Vater entgegengesetzt, fromm und gut werden. Insofern ist Abel auch das Vorbild Christi, der erste Tod Vorbild des grössten Todes. *Rupertus Tuitensis* 38.

Abel contrastirt mit seinem Bruder Kain als das gute Princip in der Menschheit, gegenüber dem bösen. Zugleich vertritt er den Hirtenstand, Kain den Stand der Ackerbauer. Beide zündeten Gott Opferfeuer an, Abels Rauch stieg gerade empor, der Kains blieb unten und wurde zerstreut. So werden die Brüder meist auf Bildern dargestellt. Auch ist das Lamm Abels Attribut. Er trägt es als Hirt im Arme, mit Anspielung auf das Opferlamm und Christus, den guten Hirten. Vgl. das Titelkupfer zu *Didron, annales* VIII, eine Kupferplatte aus dem 12ten Jahrhundert.

Abendmahl.

Vermittelst der Transsubstantiation (Wesenverwandlung, Wesenübertragung) wird das Brodt und der Wein im heiligen

Abendmahle zum wirklichen Leibe und Blute des Heilands, gemäss den Worten, mit denen er selbst beim Austheilen des Brodtes und Weines am ersten Abendmahle zur wiederholten Feier desselben aufforderte: „Dieses ist mein Leib, für euch gebrochen, und mein Blut, für euch vergossen.“ Vgl. Joh. 6, 54. 56: „Wer mein Fleisch isst etc., wird das ewige Leben haben, der bleibt in mir und ich in ihm.“ Abweichend ist die jetzt von der reformirten Kirche vertretene Ansicht, wonach Brodt und Wein den Leib und das Blut nur bedeuten, nur ein Gleichniss davon seyn sollen. Luther suchte zu vermitteln, indem er die Transsubstantiation gelten liess, jedoch nur in dem Momente des Genusses selbst. Die katholische Kirche nimmt die nicht den Sinnen erkennbare wirkliche Verwandlung von dem Augenblicke an, in welchem der Priester Brodt und Wein consecrirt hat.

In der an das heilige Abendmahl geknüpften Symbolik nimmt daher der Opfertod Christi am Kreuze die erste Stelle ein, sowohl für die Katholiken, Griechen und Lutheraner, die im Abendmahle eine beständige Wiederholung des Opfers selbst, als für die Reformirten, welche darin nur eine Vergleichung und Erinnerung erkennen. Das Opfer wird von Christo für die Menschen und durch Christum von den Menschen, für die er eintritt, Gott dargebracht, um der ewigen Gerechtigkeit zu genügen. Es ist aber zugleich eine immerwährend neue Opferung des Heilands. „Seine immerwährende Herablassung zu unserer Dürftigkeit in der Eucharistie bildet einen grossen Opferakt.“ Möhler, Symb. 2te Aufl. 280. „Als der am Kreuze sich Opfernde ist Christus uns noch fremd, im Cultus aber unser Eigenthum, unser Opfer.“ Ders. 281. Schon der heilige Augustinus bemerkte, ein heidnischer Götze verlange Opfer, der Gott der Christen bringe sie. Es bedarf nur, dass der Mensch, indem er Gottes Opfer annimmt, ihm hinwiederum seine Seele zum Opfer darbringe.

Die Vervielfältigung des Leibes Christi, damit unzählbare Menschen von ihm geniessen können, ist nur mystisch zu erklären. Schon Justinus und Irenäus erkannten in dem

sich im Abendmahle dahingebenden, von Allen genossenen und doch nie verzehrten Leibe und Blute den Logos. Das Essen des Leibes und Trinken des Blutes bezeichnet nur das Eingehen der innigsten Gemeinschaft, geistig durch den Logos, aber zugleich auch leiblich, weil es nicht blos einer für Alle gleichförmigen Belehrung für den Geist, sondern einer durch und durchgreifenden leibhaftigen Einigkeit bedarf. Daher der von Irenäus festgestellte Glaube, die Auferstehung des Fleisches hänge ab vom Genusse des Abendmahls, das Fleisch werde erst unsterblich durch die Gemeinschaft mit dem unsterblichen Gott. Vgl. Schröckh, Kirchengeschichte III. 222. In gleichem Sinne heisst es in dem Auto: „Der Sünde Zauberei" von Calderon: Jede irdische Speise ist nur Schein und Trug, die einzige wirkliche Speise ist die Hostie. Schon im ersten Briefe an die Korinther (10, 17.) heisst es: „Denn Ein Brodt ist's, so sind wir viele Ein Leib, dieweil wir alle Eines Brodtes theilhaftig sind."

Das Essen im Abendmahle ist der nothwendige Gegensatz gegen das Essen beim Sündenfalle. Adam ass, was teuflisch inficirt war durch die Schlange, die Sünde, den Teufel selbst; im Abendmahle isst man das göttlich Inficirte, den Gott selbst. Hierin liegt das entscheidende Moment der christlichen Abendmahlssymbolik, und nicht in der Vergleichung mit dem cerealischen Todtencult der alten Heiden. Persephone wird begraben, damit sie als Saat wieder emporwachse, die alle Menschen nährt. Das ist ein schönes heidnisches Sinnbild, welches aber nichts mit dem christlichen Abendmahle zu schaffen hat, weil ihm der Begriff der Gottmittheilung und der Gegenwirkung gegen das Reich des Teufels gänzlich abgeht.

Wie nun aber in dem sündigen Adam die Menschheit auseinanderfiel und vom Ebenbilde Gottes, welches sie seyn sollte, durch Entartung immer mehr sich entfernte, so wurde sie durch Christus, wie gereinigt und geläutert, so auch wieder vereinigt. Die aus Adam hervorgegangene Vielheit der Generationen, Verschiedenheit der Racen etc. folgt dem centrifugalen Principe der Sünde; hätte Adam nicht gesündigt, so

würde er das vollkommene Eine Ebenbild Gottes geblieben seyn. Diese Einheit nun, das Verschmelzen aller gläubigen Christen gleichsam wieder zu Einer Person mit Christo, wird durch den Genuss des Leibes und Blutes im heiligen Abendmahle erzielt, wie vorher die Zertheilung aus dem verbotenen Genusse des Apfels hervorgegangen war. Vgl. Dorner, Person Christi S. 59. 79. Baur, Dreieinigkeit II. 324.

Natürlicherweise musste das Abendmahl das Hauptsakrament der Kirche werden, der Centralpunkt des Gottesdienstes. Auch in allen andern Sakramenten wird der zu Christo bekehrten Menschheit sein Geist und seine Kraft mitgetheilt, die innigste Vereinigung mit ihm geht der Mensch aber im Sakrament des Altars ein. Darin vornehmlich offenbart sich die ewige Gegenwart Christi, der uns nicht ein vergangener, historisch dagewesener, sondern ein unvergänglicher, noch gegenwärtiger, ewig lebendiger ist. Christus nimmt noch immer gegenwärtig in seine Gemeinschaft auf durch das Sakrament der Taufe; er vergibt noch immer den Reuigen im Sakramente der Busse; er theilt noch immer den Heranwachsenden seinen Geist mit im Sakramente der Confirmation; er weiht noch immer im Sakramente der Ehe den Bund zwischen Menschen ein, damit sie nicht wie die Thiere leben, sondern sich als in der Gemeinschaft Christi ansehen und dem Himmel neue Bürger erziehen; er tröstet die Sterbenden im Sakramente der letzten Oelung; er setzt im Sakramente der Priesterweihe sich selber die Organe ein, durch die seine nie ermüdende Thätigkeit wirkt. Dies ist nach katholischer Lehre die Harmonie der Sakramente, die siebenfache Ausstrahlung der Einen wirkenden Kraft. Möhler, Symb. 2te Aufl. 273.

Wie das Abendmahl das Hauptsakrament der Kirche war, dessen Geniessung das ewige Leben verhiess, und zugleich dem Einzelnen das volle Bürgerrecht in der christlichen Gemeinde sicherte, so war auch der Ausschluss davon, *excommunicatio*, die Hauptstrafe, welche die Gemeinde oder ihre Vorsteher über unwürdige Glieder verhängen konnten. Am höchsten aber war der unwürdige Genuss dieses heiligsten

Sakramentes selbst verpönt. Wer das Abendmahl unwürdig geniesst, isst es sich zum Gericht. In einem alten Evangelienbuch der Stuttgarter Bibliothek (Bibl. Nr. 28.) sitzt auf dem Bissen, welchen Judas aus Christi Hand selbst am Abendmahle empfängt, ein kleines schwarzes Teufelchen.

Auch in der Wahl der Zeit für die vornehmste Abendmahlsfeier im Jahre drückte man die Segnung aus, die der irdischen Natur durch Mittheilung der himmlischen geworden war. Die Hauptfeier des Abendmahls blieb immer Ostern, die Zeit, in welcher der Heiland selbst das Abendmahl eingesetzt, also der grüne Donnerstag, als der Abend vor dem Charfreitage, an dem er den Opfertod für die Menschheit gelitten hatte. Diese Zeit fällt aber genau mit der ältern heidnischen Frühlingsfeier zusammen, in welcher die Auferstehung der Natur aus dem winterlichen Tode gefeiert wurde. Begreiflicherweise musste nun Manches von der Symbolik jenes alten Naturfestes auf das christliche Osterfest übertragen werden, so weit es eben die Idee der Auferstehung vom Tode oder der Befruchtung der todten Erde durch Keime des Himmels und durch die Einwirkung eines segnenden Sonnenlichts ausdrückte. Unbeschadet des viel tiefern christlichen Sinnes konnten bezeichnende und edle Sinnbilder der heidnischen Feier beibehalten werden, und es ist dabei auch nicht entfernt an ein verstecktes Heidenthum im Christenthum zu denken, wie die modernen Feinde Christi so gern voraussetzen. Wenn man die Auferstehung der Natur aus dem Grabe des Winters, die Ausstrahlung des Lichts aus der steigenden Sonne nach der langen Winternacht zum Sinnbilde des Segens wählte, der den sündigen Menschen durch Mittheilung der himmlischen Seelennahrung und des himmlischen Lichts geworden war, so konnte man in der That kein natürlicheres und passenderes Sinnbild wählen; aber nur eine völlig unverständige oder böswillige Auslegung kann vorgeben, man hätte in Christo immer noch den alten Sonnengott verehrt, der als Dionysos, Osiris, Adonis etc. im Herbste stirbt und im Frühjahr wieder aufersteht. Das Himmelszeichen des Widders, in das Ostern

fällt, musste eben so natürlich auf das Osterlamm der Juden bezogen werden, während man unter dem Sinnbilde des Lammes, das die Siegesfahne trägt, doch etwas ganz anderes verstand, als was die Heiden unter dem Sinnbilde des Frühlingswidders verstanden hatten. Die den altjüdischen Schaubrodten verwandten ungesäuerten und hostienförmigen Darunsbrödtchen und der Homsaft der alten Perser, die schon Justinus Martyr mit dem Abendmahle der Christen verglich, gehören einem andern Ideenkreise an.

Wie die Jahreszeit, so ist auch die Tageszeit symbolisch. Obgleich das Abendmahl ursprünglich am Abende eingesetzt wurde, so liess man es doch in ältern Zeiten (wie noch jetzt in Syrien geschieht) erst nach einem vorbereitenden Gottesdienste am Sonnabend, der sich am Sonntagmorgen fortsetzte, und das Leiden und Sterben des Heilandes gleichsam dramatisch vor der Gemeinde vorüberführte, genau in der zwölften Stunde Sonntag Mittag den Gläubigen austheilen, damit die innige Vereinbarung des Geschöpfes mit dem Schöpfer mit dem Culminationspunkte der Sonne zusammenfalle und darin ihren symbolischen Ausdruck finde. Alt, Theater und Kirche S. 338. Damit hängt überhaupt die Sonntagsfeier genau zusammen. Der Sonntagsgottesdienst ist ursprünglich nichts anderes, als Abendmahlsfeier, Messe, eine symbolische Handlung, die das Erlösungswerk beständig vergegenwärtigt und die Frucht desselben der Gemeinde im heiligen Sakramente geniessen lässt. Von der reichen Symbolik der Messe glaube ich in einem besondern Artikel handeln zu müssen, und gebe hier nur die Hauptunterschiede der christlichen Kirchen im Gebrauche des Sakraments.

Vorbereitung zum Genusse des Abendmahls ist die Beichte. Bei der Feier selbst werden in der katholischen und zum Theil auch noch in der lutherischen Kirche auf dem Altare Lichter angezündet, um an die abendliche Zeit der ersten Feier zu erinnern. In den frühern Zeiten begann die Feier mit der Darbringung von Opfern, die auf den Altar gelegt wurden (Augusti, Denkw. VIII. 243.). Früher gab der Priester auch

ältere mit jüngeren Zuſtänden vergleichen, um hiernach die Geſetze ihrer Wirkſamkeit kennen zu lernen. Giebt es doch überhaupt im Völkerleben nichts Bleibendes, als das Geſetz ſeiner Bewegung, dieſes einzig Weſentliche in dem Status, den die Statiſtik zu ſchildern hat. Die bloße Summirung der in dieſem oder jenem Momente vorhandenen Wirkungen der Staatskräfte und das Wiſſen dieſer Summe, die mit jedem folgenden Momente ſich verändert, iſt nur ein unfruchtbares Nichtwiſſen, wenn wir nicht zugleich den Gang der Veränderung begreifen. Wohl hat man ſchon lange die Darſtellung des poſitiven Rechts im Staate als eine der Aufgaben der Statiſtik erkannt; aber noch viel zu wenig hat man hervorgehoben, daß die Erfaſſung des Naturgeſetzes in der Entwicklung der geſellſchaftlichen Zuſtände, wovon das poſitive Geſetz nur als ein veränderlicher, mehr oder minder unvollſtändiger Ausdruck erſcheint, ihr höheres Ziel iſt. Nur im Fortſchritte zu dieſem Ziele wird ſie zur wahren Wiſſenſchaft und kann ſie eben dadurch praktiſche Wichtigkeit gewinnen. Wir mögen dann aus Dem, was da war und da iſt, auf Das ſchließen, was kommen kann und kommen wird; wir lernen zugleich unſere beſondere Stellung im Verhältniſſe zur Geſammtentwicklung begreifen und mögen hiernach ermeſſen, wie wir von unſerem individuellen Standpunkte aus, im Intereſſe der Geſammtheit, in dieſe Entwicklung eingreifen dürfen und ſollen. Und ſo beſtimmt ſich denn der Begriff der Statiſtik, als eine Darſtellung der zu einem beſtimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewiſſen Umfangs vorhandenen Staatskräfte und der Geſetze ihrer Wirkſamkeit, in der Art, daß bei dieſer Darſtellung das weſentlich Gleichartige nach allgemeinen Geſichtspunkten zuſammengefaßt wird. Auch dieſes Letztere, das Zuſammenfaſſen des Gleichartigen, gehört mit in den Begriff der Statiſtik, da hierdurch das Weſentliche ihrer Darſtellungsweiſe und das Unterſcheidende von andern, ſie begrenzenden Wiſſenſchaften hervorgehoben wird.

Hieraus ergeben ſich nun einfach und natürlich verſchiedene Eintheilungen unſerer Wiſſenſchaft. Nach dem bloß formalen Eintheilungsgrunde der Zeit und des Raums, mag man auch in der Statiſtik, wie in der Geſchichte, eine alte, mittlere und neue unterſcheiden; oder eine allgemeine und beſondere, inſofern die letztere nur einen einzelnen Staat im Gegenſatze mit allen Staaten, oder

Jedem, dem er das Abendmahl ertheilte, den Friedenskuss. In der katholischen Kirche ist die Consecration der Hostie und des Weins, wodurch die Transsubstantiation bewirkt wird, von der Bekreuzigung begleitet. In der unirten preussischen Kirche blieb die Bekreuzigung, die Reformirten lassen sie ganz weg. Dann folgt in der katholischen Kirche die Erhebung und Anbetung des bereits verwandelten Heiligthums (*elevatio* und *adoratio*), wobei ein Glöckchen erklingt und alle Gläubigen auf die Knice fallen. Diese Anbetung verwerfen die Protestanten, weil Luther die Verwandlung nur im Genusse selbst anerkennt, nicht vorher und nachher. Nach allgemeinem Gebrauche empfängt das männliche Geschlecht das Sakrament zuerst, das weibliche erst nachher; weshalb auch bei den hauptsächlich in Spanien üblichen Prozessionen, bei denen das Sakrament herumgetragen wird, die Männer vor, die Frauen hinter der Hostie gehen. Man empfängt das Sakrament knieend oder auch stehend, worin der Gebrauch wechselt. Das Brodt war ursprünglich einfaches Brodt, doch kam man überein, dass es Waizenbrodt und immer weiss seyn müsse. Das farbige und andere Getreidearten wurden davon ausgeschlossen. Die griechische Kirche behielt gemeines gesäuertes Brodt, die römische wählte ungesäuertes, weil Christus selbst nach altjüdischem Gebrauche ungesäuertes ausgetheilt haben musste. Die Griechen wollten aber so wenig als möglich mit den Juden gemein haben. Anfangs brach man das Brodt, und zwar in drei Theile, in deren Mitte man den Kelch stellte. Die Reformirten, die das gemeine Brodt wieder einführten, brachen es auch wieder. Die Katholiken behielten, als sie das Brodt in die kleine Form der Hostie verwandelt hatten, das Brechen derselben bei. Luther dagegen behielt zwar die Hostie, brach sie aber nicht mehr. — Der Wein wurde nach orientalischer Sitte immer mit Wasser gemischt; nur die Armenier und später auch Luther verwarfen das Wasser und nahmen reinen Wein. Die griechische Kirche dachte bei der Vermischung des Weins mit dem Wasser an die des Heilands mit der Gemeinde, und sah in den drei Bestandtheilen des Sakraments die Dreieinigkeit wie-

derholt. In derselben Kirche wird das Brodt in den Wein getaucht, nachdem man denselben mit warmem Wasser vermischt hat, und in einem Löffel gereicht, worüber Luther in den Tischreden spottete. Der Wein musste roth seyn, um dem Blute zu gleichen. Nur die mailändische Kirche zog den weissen, als den reinern, vor (weil der lombardische rothe Wein schwarz wie Dinte ist). Den Protestanten kam es nicht auf die Farbe an. Karl der Grosse verbot im *capitulare de villis* das Keltern mit den Füssen, weil der Wein zum Abendmahle gebraucht werde.

Dass in der katholischen Kirche den Laien der Kelch mit dem Genusse des Blutes entzogen und den Priestern vorbehalten wurde, hängt mit der Einführung der priesterlichen Ehelosigkeit zusammen. Wer durch den Kelch in den Blutadel Christi aufgenommen war, musste jeder irdischen Blutsverwandtschaft entsagen. Bei der Austheilung des Weins an das ganze Volk kam man überdies leicht in die Gefahr, kostbare Tropfen zu verschütten und dadurch zu entweihen. Uebrigens gehört die Entziehung des Laienkelchs nur der Disciplin und nicht dem Dogma an.

Die exaltirte Phantasie und das sophistische Raffinement der christlichen Sekten führte zu den abscheulichsten Formen der Abendmahlsfeier. Während die Aquarii, Ketzer des 3ten Jahrhunderts, ihren nüchternen Verstand dadurch beurkunden wollten, dass sie Wasser anstatt Wein in den Kelch füllten (*Irenaeus, haeres.* V. 1. 3.), und die Hydrotheitae dies thaten, weil sie das Wasser für die Gottheit hielten und sich durch diese Wasserkur mit ihr vereinigen wollten (*Augustin. haer.* 75. Binterim, Denkw. IV. 2. 63.), liessen dagegen die gnostischen Ophiten die Oblation von der Schlange belecken, die sie als ein Symbol der göttlichen Kraft verehrten. Die Montanisten feierten mit dem Abendmahle zugleich die Wahl ihres Oberpriesters auf eine entsetzliche Weise. Sie zerstachen nämlich ein einjähriges Kind mit Nadeln und mengten das ausfliessende Blut mit Asche, woraus sie das heilige Brodt backen. Starb das Kind, so verehrte man es als Martyrer; blieb es am Leben,

so wurde es der Oberpriester der Sekte. Die Katharisten und Euchiten gingen in ihren Ausschweifungen noch weiter. Görres, Mystik III. S. 40. Eben so die Valentinianer. *Epiphanius, haeres.* 26. und *Irenaeus, haeres.* I. 24. — Augustinus, *haeres.* 48, gedenkt der Artotyroiten (von ἄρτος und τύρος), die im Abendmahle Brodt und Käse genossen (als edelste Extrakte und Sinnbilder des Pflanzen- und Thierreichs). Die Jakobiten im Orient gebrauchen im Abendmahle Salz und Oel, ebenfalls als edelste Extrakte der Natur. Salz mit Brodt und Wein ohne Oel gebrauchen die Mingrelier nach Chardin, Reise I. 319.

Als freche Parodien des heiligen Abendmahls kommen in den Hexenprozessen häufig die Teufelsmessen vor. Auf dem Hexensabbath liest der Teufel Messe und erhält eine kohlschwarze Hostie (Görres, Mystik IV. 2. 284.), oder theilt eckelerregende Dinge statt Brod und Wein aus. Soldan, Hexenwesen S. 225. — In der französischen Revolution wurde in den entweihten Kirchen das Abendmahl in Branntwein, den man in den Kelch schüttete, und in Würsten, die man auf die Patenen legte, ausgetheilt. Leo, Weltgeschichte V. 113.

In den Legenden begegnen uns eine Menge von Abendmahlswundern, die grossentheils auch auf den Kirchenbildern dargestellt sind. Die wichtigsten betreffen den Beweis der Transsubstantiation. Zweifler erblicken in der gebrochenen Hostie wirkliches Fleisch und Blut oder das Christkind, im vergossenen Abendmahlswein wirkliches Blut. Vgl. die Artikel Blut, Hostie. Ungewöhnliche Darstellungen des Abendmahls auf Kirchenbildern sind folgende. Christus selbst theilt das Abendmahl seinem Bruder Jakob (Kunstbl. 1838, S. 52.), ein andermal der heiligen Veronika aus. *Acta SS.* I. 925. Engel reichten das Abendmahl dem heiligen Bonaventura, Marcus Eremita, Paschalis, Secundus, der heiligen Agnes von Montepulciano und Eudoxia; Tauben dem heiligen Albert von Ogna und der heiligen Ida von Löwen. — Die heilige Aleydis schmeckte das Sakrament als eine unaussprechliche Süssigkeit. Görres, Mystik II. 88. Viele Heilige genossen gar keine irdische Speise, sondern nur das Sakrament. So Angela von Foligno, Co-

lumba von Rieti, Dominica vom Paradiese, Katharina von Siena, Lidwina etc. Der heilige Lucian theilte das heilige Abendmahl seinen Mitgefangenen im Kerker auf seiner Brust aus, weil er keinen würdigeren Altar dazu fand. Als die Türken Constantinopel einnahmen, verschwand der in der Sophienkirche eben Messe lesende Priester mit dem heiligen Sakrament in die Mauer und soll erst wiederkehren, wenn die Türken vertrieben seyn werden. Hahn-Hahn, oriental. Briefe I. 218.

Als Gleichniss und alttestamentalisches Vorbild des heiligen Abendmahls gilt der Mannaregen und die Oeffnung der Quelle aus dem Felsen durch Moses in der Wüste. Ferner der Bienenstock im Löwenrachen aus der Geschichte des Simson. Boschius, der ihn in seine Sinnbilder aufgenommen, gibt die Inschrift dazu: *Morte unius tot millia vivunt.* Man hat auch das Hohelied hieher bezogen und in der Confirmation die Mannbarerklärung der Seele, im Sakrament des Altars die Hochzeit der Seele mit Christo erkannt. In diesem Sinne ist der Maler Eberhard noch weiter gegangen, und hat als Pendant zum Abendmahle die Heimsuchung gemalt, was so viel sagen will als: Christus soll im Abendmahle in uns gezeugt werden und wachsen. Kunstbl. 1838. Nr. 23.

Aus dem alten Testamente hat man ferner die Garben, welche Joseph im Traume gesehen, und die grosse Weintraube, welche Josua und Caleb aus dem gelobten Lande brachten, auf das Abendmahl bezogen. Vgl. Journal von und für Deutschland I. 432. Aehren und Trauben kommen in diesem Sinne schon auf den ältesten christlichen Gräbern in den römischen Katakomben vor. Vgl. Piper, Myth. I. 213. Aehren und Trauben von Engeln gebracht in S. Silvester, auf Monte Cavallo in Rom, desgleichen in Sevilla, in der Nicolaikirche in Leipzig etc. Fiorillo IV. 152. Besonders oft wurden Aehren und Trauben auf Monstranzen und bei den Ceremonien des Frohnleichnamsfestes angebracht. Auf einem alten Holzschnitt zu Polydorus Virgilius, Augsburg 1537. S. 3, steht Christus zwischen einem Kornfeld und einem Weinberge. Auf einem Bilde von Correggio steht das Christkind zwischen

Joseph, der Palmfrüchte bricht, und Maria, die Wasser schöpft. F. Schlegel, Werke VI. 31. Dahin gehört das schöne Gedicht von Calderon: *Auto sacramental de las plantas.* Die Pflanzen streiten um den Vorzug; da kommt die fremde Ceder und bringt das Kreuz als das kostbarste Gut; aber der neidische Dornstrauch schleicht sich hervor und zerkratzt das Kreuz. Aus diesem aber fliesst Blut, und die Aehren und der Weinstock eilen herbei, es aufzufangen. Das Kreuz strebt in die Luft empor und Aehre und Weinstock erhalten den Preis als die edelsten unter allen Pflanzen, weil sie die meiste Demuth geübt.

Sofern Christus mit einem Fische verglichen wurde (s. Fisch), und in der Fasten Fische statt Fleisch gegessen werden, nannte Julius Africanus Christum einen Fisch, von dessen Fleisch die ganze Christenheit während ihrer irdischen Fastenzeit, d. h. lebenslang, speise. In ähnlichem Sinne nennt man das Abendmahl Wegzehrung für Pilger, d. h. für Pilger, die durch die Erde zum Himmel wallen, z. B. in einer schönen Hymne des Thomas Aquinas. Königsfeld, lat. Hymnen 148. Daselbst heisst das Sakrament auch Speise der Engel. Jakob Böhme in seiner Aurora 6, 20, und Abendmahl 3, 2, sagt dagegen nur, wie Gott des Vaters Leib Wohnung der Engel, so sey des Sohnes Leib Wohnung der Menschen. In der heiligen Schrift selbst ist von einem „Abendmahle des grossen Gottes" die Rede, zu welchem der Engel in der Sonne die Seligen einladet. Offenb. Joh. 19, 17. Dieses Abendmahl der Seligen in der Sonne scheint in Beziehung zu stehen zu dem Hochzeitsmahle aller Bräute Christi im Himmel.

In Bezug auf das Blut hat man die altgermanische Blutbruderschaft (geschlossen durch Mischung und gemeinschaftliches Trinken des eignen Blutes) auf das christliche Sakrament angewendet, und das letztere Blut des neuen Bundes genannt, kraft der im Abendmahle bewirkten Blutvermischung. Der heilige Bernhard aber nahm eine ebenfalls der deutschen Sitte entlehnte Belehnung der Christen mit dem Leibe und Blute ihres Herrn an, wodurch sie Vasallen des Himmels werden. Schröckh, Kirchengesch. 28, 53.

Die heilige Hildegard sah in einer Vision das Sakrament des Altars personificirt in einer schönen Frau, die sich mit Christo am Kreuze vermählt, umgeben von Engeln und fünf Klassen von Menschen, die das Abendmahl empfangen, von den reinsten und engelähnlichen herab bis zu den unreinsten, in denen die Physiognomie des Teufels und die Verwesung des Todes ausgedrückt ist.

Das einfachste Symbol für das Abendmahl ist der Kelch, über dem die Hostie schwebt. Mit zwei Fackeln verbunden, war es das Zeichen der Tempelherren.

Abendroth,

Sinnbild des Martyrerblutes. Darauf bezieht sich die *missa in aurora* in der Weihnachtsfeier, so wie auch die unmittelbare Verbindung des ersten Martyrers Stephanus (26. Dezember) mit dem Christtage und mit dem Jahresschlusse. Die Abendröthe des Jahres verkündet im Martyrerblut den künftigen Aufgang und Sieg der christlichen Sonne. Daher auch im Evangelium des zweiten Weihnachtstages (Matth. 23, 35.) die Hinweisung auf alle Martyrer von Abel an. Auch der Tag der unschuldigen Kinder (28. Dezember) gehört hieher und die Symbolik, die in jenen Kindern gleich vom Sturm gebrochene Rosen und in dem Blut der Martyrer überhaupt blühende Rosen sah, so wie hinwiederum die Vergleichung aller Martyrer mit Jungfrauen, wegen ihrer jungfräulichen Seelen. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 111 f.

Abendstern

ist, als der Stern, der immer nur tief am Himmel steht, wenn die Sonne eben untergegangen ist, und dessen Sichtbarwerden das Hereinbrechen der Nacht verkündet, in der christlichen Symbolik ausschliesslich das Sinnbild des Lucifer, welcher als der erstgeschaffene Engel Gott selber gleich seyn wollte, und zur Strafe aus dem Himmel gestossen wurde. Vgl. Gfrörer,

Jahrhundert des Heils I. 392. Darauf bezieht sich auch der Ausruf: „Wie bist du vom Himmel gefallen, schöner Morgenstern!“ Jesaias 14, 12.

In der muhamedanischen Legende wird der Abendstern mit dem Morgensterne identificirt, und während er als Führer der Sterne dem Abende angehört, werden ihm doch auch die Tugenden des Morgensterns zugeschrieben. Anahid, heisst es, war eine Perserin von so grosser Schönheit, dass zwei Engel, Aroth und Maroth, sich in sie verliebten und an sie das geheime Wort verriethen, durch das sie bisher immer den Rückweg von der Erde zum Himmel fanden. Sobald sie es aber verrathen hatten, vergassen sie es selbst und mussten auf der Erde bleiben, während die sterbliche Anahid zum Himmel aufstieg und der Abendstern wurde, als welcher sie mit der Lyra den Reigen der Sterne führt. Olearius, pers. Reise, 577. Wiener Jahrb. 1818. I. 99. v. Hammer, schöne Redekünste Persiens, 24. Dessen Rosenöl I. 4. — Im Namen Anahid klingt Henoch an, der lebendig gen Himmel fuhr und als aufgehender Morgenstern einen Gegensatz gegen den fallenden Abendstern Lucifer gebildet zu haben scheint.

In der spätern christlichen Vorstellungsweise steht dem Lucifer stets die Jungfrau Maria als der Morgenstern gegenüber.

Abraham

hat auf Kirchenbildern als Stammvater der Juden die Gestalt eines kräftigen ältern Mannes, noch nicht greisenhaft, starkbärtig, unterscheidet sich aber von gleichfalls ältern und bärtigen Propheten und Aposteln dadurch, dass er in seinen Mienen weder den feurigen Geist eines Moses, noch die Heiligkeit eines Jakobus oder Paulus zeigt, sondern gemein menschlich erscheint, indem ihn auch die heilige Schrift als einen durchaus natürlichen Menschen, ja specifisch ordinären Juden schildert, dessen einzige Tugend Gottesfurcht war, und der überall nichts aus sich, Alles nur um dieser Gottesfurcht willen durch göttlichen Segen war. Im jüdischen Talmud,

wie in den muhamedanischen Legenden ist er idealisirt und ist hier die schöne Naturwahrheit seiner biblischen Charakterschilderung verlassen. — Unter den Bildwerken an der goldnen Pforte zu Freiberg in Sachsen kommt Abraham mit einem sprossenden Stabe in der Hand vor, als ein Sinnbild seiner reichen Nachkommenschaft. In ihm wurzelt der Stammbaum des jüdischen Volkes, daher sich vornehmlich die Baumsymbolik an Abraham knüpft. So die Talmudfabel von einem Baume, den Adam pflanzte, und dem er die Gabe mittheilte, immer nur Juden Schatten zu geben, aber die Zweige zurückzuziehen, sobald ein Heide oder Ungläubiger nahte (Eisenmenger, entdecktes Judenthum, I. 422.), und die christliche Fabel von der Cypresse, Fichte und Ceder, die Abraham gepflanzt haben soll und die zu einem Baume zusammenwuchsen, aus dem das Kreuz Christi gezimmert wurde. *Gretser, de cruce.*

Wie das Volk Gottes aus Abraham abstammt, so soll es auch zuletzt wieder in seinem Schoosse versammelt werden. Daher die Redensarten: in Abrahams Schooss kommen, so selig wie in Abrahams Schooss etc. Lucas 16, 23. Ein colossaler Abraham mit den Seligen im Schoosse kommt vor in den Strassburger Miniaturen des Herrad von Landsberg und auf der Kaiserdalmatika im Schatze des Vatican; Waagen, Kunst in Deutschland, II. 364; Kunstblatt, 1844. S. 111. Ein kleiner mit drei Seelen auf dem schönen Grabdenkmal einer Mutter mit ihren zwei Töchtern zu Chalons an der Marne. *Didron, annales* III. 283.

In Weils biblischen Legenden (S. 97) begegnet uns die seltsame Sage, wonach Abraham der erste Mensch gewesen seyn soll, welcher graues Haar bekam. Als man nämlich spottete, Isaak sey nicht der echte Sohn des alten Abraham, wurde Isaak durch Gott dem Abraham so ähnlich, dass man beide nicht mehr unterscheiden konnte, weshalb Gott dem Alten das Haar bleichte.

Das Opfer Abrahams hat mehrfache tiefe Bedeutung. Indem Abraham seinen einzigen Sohn Isaak auf Gottes Befehl zu opfern bereit war, spiegelt er vorbildlich die Opferung des

Sohnes Gottes selber ab; daher die Opferung so oft auf altchristlichen Sarkophagen abgebildet wurde (*Arrighi* I. 305, 309, 317, 425 f.), um die Hoffnung auszudrücken, der Verstorbene sey durch Christum erlöst. Das Hauptgewicht aber liegt auf dem Gehorsam. Abraham wird zum Vorbild desselben für alle Menschen. Zugleich lernen wir daraus, dass es mit Glauben allein nicht gethan ist, sondern dass der wahrhaft gottesfürchtige Mensch auch zu Werken bereit seyn muss. — Isaak trägt seinem Vater selbst das Holz nach, auf dem er geopfert werden soll. Das ist Vorbild der Kreuztragung.

Der Besuch der drei Engel bei Abraham gilt als Vorbild der Verkündigung; der Besuch des Abraham bei Melchisedek als Vorbild für Kaiser- und Papstthum.

Acht.

Diese Zahl war schon den Heiden heilig, als die erste cubische Zahl, gleichsam als das in sich ruhende Grundfeste, die geeinte Ordnung, also auch die Weltordnung überhaupt bezeichnend. Dann auch als die höhere Einheit der sieben vorangegangenen Zahlen (die Erde mit den sieben Planeten). So nahmen auch die christlichen Gnostiker eine heilige Uracht (πρώτη ὀγδοάς) als Mutter der sieben höchsten Weltkräfte an. Vgl. Neander, gnostische Systeme 234. — Acht Seelen waren in der Arche Noä und achtfach ist nach späterer christlicher Vorstellung die Seligkeit.

Wenn die ältesten byzantinischen Taufsteine, Tribunen, Baptisterien, Thürme, Kapellen und ganze Kirchen achtseitig waren, so kann man an eine gnostische Symbolik denken, die Vieles aus der heidnischen Mystik in's Christenthum hinübernahm, oder an die achteckigen Thürme der alten Gallier. Vgl. Wiener Jahrbücher VI. 160. und Büsching, wöchentl. Nachrichten III. 225. 287. Wahrscheinlicher ist aber, dass das Achteck nur die Kreuzform umschliesst, und eigentlich als ein Kreis aufzufassen ist, sofern das Kreuz im Kreise die Herrschaft des Christenthums in der Welt bezeichnet . Das grösste

Octogon dieser Art war die berühmte, später zerstörte Kirche zu Antiochia. Dieselbe Form hat die berühmte Kirche S. Vitale zu Ravenna und hatte auch die von Karl dem Grossen gebaute Kirche in Aachen. In der Mitte des Octogons war des Kaisers Grab. — Aus der byzantinischen Baukunst nahm die muhamedanische hauptsächlich hohe achteckige Thürme auf, die im Orient häufig und in grosser Zierlichkeit vorkommen; die gothische aber nahm das Octogon zunächst nur für den Chor auf. Die oft vorkommenden fünfseitigen Chornischen, z. B. an der Frauenkirche in Trier (auch an dem im Titurel beschriebenen Graaltempel), bilden nur fünf Seiten des Achtecks, indem drei nach vorn offen sind. Ferner legt die gothische Baukunst das Achteck der Säule oder dem Pfeiler zu Grunde, wenn auch in noch so vielfacher Versetzung. Heideloff, Bauhütte S. 15. Ueberhaupt wurde der sogenannte Achtort, ein aus zwei übereck gestellten Vierecken gebildetes Achteck, die Grundform, aus der die gothische Baukunst viele Constructionen in unendlicher Abwechslung entwickelt hat. — Derselben Symbolik gehört der auf alten Bildern immer achteckig gebildete Stern an, der den drei Weisen aus Morgenland leuchtet. Auch das Kreuz der Maltheserritter hat acht Spitzen. Vgl. von der Hagen, Reise II. 211.

Acker,

Sinnbild 1) des Sündenfalls. Adam lebte vorher im Paradiese, nachher musste er im Schweisse seines Angesichts das harte Feld bestellen. Abel bewahrte die paradiesische Seite seines Vaters als Hirt, Kain als Ackerbauer nahm die böse Natur an. Nach Gen. 3, 17. wurde der Acker um Adams willen verflucht, weil er ohne Arbeit keine Frucht mehr gab. 2) des Weibes. Schon die Bibel vergleicht die Frauen mit fruchttragenden Aeckern. In den Traumbüchern bedeutet einen Acker sehen eine Frau bekommen. 3) der Seele, ebenfalls nach der Bibelsprache, sofern sie den Samen des göttlichen Wortes in sich aufnimmt und Früchte tragen lässt im Gegensatze gegen den

auch nur einen politischen Bestandtheil eines besondern Staats zum Gegenstande hat. Aber auch in sich selbst sind die im Staate wirkenden Kräfte verschieden, je nachdem sie vorzugsweise dem Gebiete der materiellen, der intellektuellen oder sittlichen Kultur angehören; und innerhalb eines jeden dieser größeren Gebiete menschlicher Thätigkeit lassen sich noch weiter, nach vielfachen Richtungen hin, besondere Unterarten erkennen, in gleicher Weise, wie man am menschlichen Körper und im menschlichen Leben besondere Glieder und besondere Funktionen unterscheidet. Hiernach kann noch in einem andern Sinne von einer allgemeinen und einer besonderen Statistik die Rede seyn, je nachdem alle Staatskräfte oder nur gewisse Arten ins Auge gefaßt werden. Und darum kann sie in formaler Beziehung eine allgemeine, in materieller eine besondere seyn. So läßt sich z. B. von einer allgemeinen Statistik eines einzelnen Staats, oder selbst eines einzelnen Staatstheils sprechen, wenn die gesammten Kräfte innerhalb des einen oder anderen Umfanges geschildert werden; oder von einer allgemeinen Statistik des Handels, wenn sie sich zwar auf die Darstellung der commerciellen Kräfte, als einer besonderen Art beschränkt, aber in dieser Beziehung ihre Betrachtung auf alle Staaten ausdehnt. Ganz so umfaßt auch das weite Gebiet der Universalgeschichte eine Menge Geschichten, die bald als allgemeine, bald als besondere bezeichnet werden, je nach dem Standpunkte, von dem man gerade ausgeht.

Noch schärfer tritt der eigenthümliche Bereich der Statistik und der wissenschaftliche Charakter ihrer Thätigkeit hervor, wenn wir sie im Verhältnisse zu den sie begrenzenden Wissenschaften, namentlich zur Geschichte, zur politischen Geographie und zur Politik betrachten. Die Geschichte schildert den Verlauf des Völkerlebens, also die Entwickelung von Kräften während eines gewissen Zeitraums. Die Statistik stellt ihre Größe und Wirksamkeit in einem gewissen Zeitpunkte dar. Jene lehrt uns also ein Werden und diese ein Gewordenes kennen, oder einen besondern Zustand im Wechsel der Zustände. Hierbei ist jedoch nie außer Acht zu lassen, daß der Zustand eines Staats nicht bloß in seiner äußerlichen Erscheinung besteht, sondern auch in den Kräften, wovon diese eine Wirkung ist, und in den Gesetzen ihrer Wirksamkeit. Dieses Verhältniß wurde schon von Schlözer sinnreich bezeichnet mit den

steinigen Boden oder verfluchten Acker, der ihn nicht aufnimmt. 4) der Wiedergeburt. In diesem Sinne heissen die Kirchhöfe Gottesäcker. Die Todten harren unter der Erde ihrer Auferstehung, wie die Saat. 1 Korinth. 15, 42.

Nach zwei berühmten biblischen Gleichnissen fällt 1) der Same des Wortes Gottes theils auf guten, theils auf steinigen und unfruchtbaren Boden, und säet 2) wie der Herr Weizen säet, der Teufel Unkraut. Matth. 13, 4. 25. Luk. 8, 11. Ein schönes Volkslied von Christo, als dem himmlischen Ackersmann, zum Trost des deutschen Bauersmanns im Paderborner Liederbuch Nr. 20.

Adam.

Der ersterschaffene Mensch erscheint in der Genesis als das Ebenbild Gottes, bestimmt zu ewigem Leben ohne Schmerz und Sorge. Auch die ihn umgebende paradiesische Natur war in tiefem Frieden, noch kein Thier feindete das andere an. Erst als Adam sündigte, verlor er das Paradies und fiel der Sorge, dem Schmerz, dem Tode anheim, so wie auch die Harmonie und der Friede in der äussern Natur aufhörten. Doch wurde ihm und seinen Nachkommen die Erlösung verheissen. Sie empfingen zuerst das Gesetz als Schranke und Regulator ihres freien Willens und endlich die Gnade durch die Niederkunft des Herrn. — Demgemäss hat die kirchliche Tradition und Lehre in Adam vor dem Falle den wahren natürlichen, mit sich selbst und der ihn umgebenden Natur in vollkommener Harmonie befindlichen Menschen erkannt, seinen Zustand nach dem Falle aber (der uns jetzt als der gewohnte und somit scheinbar natürliche erscheint) als einen Fall in die Unnatur bezeichnet.

Abweichend von der Kirche, stellten die jüdischen Kabbalisten und christlichen Gnostiker den idealisirten Adam über die Schranken des Menschlichen hinaus, und machten ihn zum Träger pantheistischer Begriffe im sogenannten Adam-Kadmon, während umgekehrt Luther den Adam nach dem Falle zu tief herabwürdigte, ihn zu einem durch und durch verdorbenen

Menschen machte, und ihm sogar den freien Willen zur Besserung absprach, alles Heil für ihn und seine Nachkommen der von aussen kommenden Gnade allein anheimstellend. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts schwächte wieder den Begriff der Erbsünde, und stellte den Menschen als solchen wieder so hoch, dass nur noch Schwächen an ihm haften. Endlich leugneten die Naturforscher, dass es überhaupt ein erstes Menschenpaar gegeben habe, und nahmen deren so viel an, als es Menschenracen gibt.

Auf den ältesten Kirchenbildern sind Adam und Eva vor dem Falle noch insofern als Ebenbilder Gottes idealisirt, als sie (die nicht geboren, sondern geschaffen wurden) keinen Nabel haben und auch geschlechtslos erscheinen. *Didron, manuel p.* 78. Das Letztere scheint gerechtfertigt, sofern Jehovah der Eva erst nach dem Falle Kinder verhiess, und sofern Adam und Eva vor dem Falle zu einem ewigen Leben berufen waren. Die Geburt der Nachkommen und der Tod der Eltern setzen einander voraus. Im Paradiese war indess schon vorher den Thieren Fortpflanzung geboten.

Adams Erschaffung aus dem Erdenkloss ist nur selten und nur von naiven Anfängern in der Kunst gemalt worden. Gewöhnlich zeigen ihn die Kirchenbilder schon fertig. Michel Angelo hat in einem berühmten Bilde der sixtinischen Kapelle in Rom den Augenblick gewählt, in welchem der eben fertig gewordene Adam nur noch mit der Fingerspitze die Fingerspitze Gottes berührt, so dass alles grobe Formen aus Lehm vermieden und die Schöpfung nur wie eine elektrische Berührung erscheint.

Auf Bildern des Sündenfalls steht der Baum mit dem Apfel in der Mitte, um ihn windet sich die Schlange, Adam steht zur Rechten, Eva zur Linken; umher Thiere des Paradieses, die häufig von den Künstlern im symbolischen Sinne ausgewählt sind. Vgl. Heller, A. Dürer II. 2. 342. Gewöhnlich finden sich eitle, schlaue und lüsterne Thiere (Pfau, Papagei, Fuchs, Katze, Tiger etc.) auf Eva's Seite; gutmüthige, dumme Thiere (Ochs, Kameel etc.) auf Adams Seite.

Gar seltsam ist eine plastische Darstellung des Sündenfalls in der alten Templerkirche zu Schöngrabern in Oesterreich. Der Baum spaltet sich hier, so wie er aus der Erde kommt, in zwei Stämme; Adam, an dessen Schulter sich ein Hund lehnt, ist ityphallisch, und statt der Schlange ist nur ein unförmliches Zerrbild mit grossem grinsenden Kopfe zugegen. Dieses Bild eröffnet eine Reihe anderer, in denen dieselben Figuren wiederkehren, und die den Kampf des guten und bösen Princips im Menschen auszudrücken scheinen. Doch sind die Allegorien dunkel und die Bilder selbst zum Theil durch Alter und Beschädigung undeutlich. Beschreibung der Gotteshäuser in Oesterreich und Bayern, 1821. II. 121.

Ein ityphallischer Adam kehrt öfter in den Bildern des Sündenfalls wieder, die in den Vorhallen der Kirchen gemalt wurden.

Die Vertreibung Adams und Eva's aus dem Paradiese wurde ehmals mit den Büssern in den Kirchen wiederholt. Am Aschermittwoch zogen die Büsser barfuss im Sack in die Kirche, wurden hier mit Asche bestreut und über ihnen gebetet; dann aber wurden sie mit der Kreuzfahne aus der Kirche gejagt und erst am Gründonnerstag wieder eingelassen. Jamin, Gesch. der Kirchenfeste S. 101.

Zu Halberstadt war es ehmals Brauch, einen mit Lumpen bedeckten Mann, der sein Haupt verhüllt hatte, unter dem Namen Adam von Fastnacht bis Gründonnerstag im Namen der ganzen Stadt Busse thun, unstet umherirren, nur vom Almosen leben und endlich absolviren zu lassen. Flögel, Gesch. des Groteskkomischen 178.

Adam nach dem Falle als Vorbild der Büssenden. Die gemeinste Vorstellung ist Adam mit der Harke den Acker bauend, Eva spinnend. Im Halberstädter Dom hat der Tod Adam und Eva an einer Kette und der Teufel geigt dazu. Fiorillo II. 159. Tod und Teufel befinden sich auch hinter Adam auf einem Bilde in der Nürnberger Morizkapelle. Kugler, Gesch. der Malerei II. 136. — Nach einer alten Legende sollten Adam und Eva jedes abgesondert vierzig Tage lang

im Flusse Jordan Busse thun und, wenn sie das aushielten, wieder in's Paradies zurückkehren. Adam hielt treulich aus, aber Eva liess sich durch den Teufel in Engelsgestalt bereden, zu früh hinauszugehen, so dass sie abermals durch ihren Vorwitz das Heil verscherzte. Chronik des Rudolf von Hohenems.

Adam-Kadmon ist die Bezeichnung für den mit Christo identificirten Adam. Diese Vorstellung ist pantheistisch, ursprünglich indisch, dann in die sogenannte kabbalistische Weisheit der Juden eingedrungen und endlich auch von häretischen Christen adoptirt. Wie nach indischer Lehre in der Urzeit Brahma mit der Maja (seiner Einbildungskraft) die Welt zeugte, so ging nach der jüdischen Kabbala aus Gott unmittelbar Adam-Kadmon als Mannweib hervor, theilte sich aber in den männlichen Logos (Christus) und in die weibliche Sophia (Weisheit, heiliger Geist). Ferner gingen aus ihm hervor die zehn Sephiroth, welche Erzengel und höchste Weltkräfte, aber auch die Zonen des Raumes und insofern nur Glieder seines, des Adam-Kadmon, eignen Leibes sind, denn er ist die Einheit alles Geschaffenen, die Welt selbst. Gfrörer, Jahrhundert des Heils I. 332; dessen Kirchengesch. I. 121. v. Meyer, das Buch Jezirah 1830; dessen Blätter für höhere Wahrheit IV.

Noch phantastischer fassten die Manichäer das Bild auf. Mani lehrte, als Gott die Sonne erschaffen habe, um überall in der Welt himmlisches Licht und Segen zu verbreiten und die höllische Macht zu besiegen, seyen die Teufel in Zorn und Bitterkeit ergrimmt, und Saklas, der Oberste der Teufel, habe die Kinder aller andern Teufel gefressen, um sich mit ihren sämmtlichen Kräften zu stärken, und dann mit der Teufelin Nebrod ein Kind gezeugt, das alles Feuer der Hölle in sich vereinigen, zugleich aber auch alle noch in den Teufeln, als gefallenen Engeln vorhandene Keime des Lichts wie in einem Kerker in sich fassen sollte, um sie jeder sympathetischen Berührung mit dem himmlischen Lichte zu entziehen, ein aus der Tiefe geschöpftes Gegenbild der aus der Höhe geschöpften Sonne. Und dieses Teufelskind war der erste Mensch, Adam. Doch Gott sah vom Himmel herab und er-

kannte in dieser Zeugung des Teufels, durch welche die in den gefallenen Engeln zerstreuten Lichtkeime alle in ein neues Wesen hinübergeführt wurden, ein Mittel, eben diese Keime der Dämonenwelt zu entziehen und zum verwandten Lichte des Himmels zurückzuführen. Er wollte also nicht dulden, dass diese Keime künftig im Menschen wie in einem Kerker verschlossen würden, sondern ihnen einen Weg zum Himmel offen halten. Darum nahm er selbst auf magische Weise Theil an der Zeugung Adams und fügte, dass die Nebrod im Momente der Empfängniss in die Sonne sehen und in derselben das reine Urbild der menschlichen Gattung, die strahlende Schönheit Jesu Christi erblicken musste. Sein Abbild ging nun in ihr Kind über und Adam trug, obgleich von teuflischem Samen erzeugt, die Signatur des Gottmenschen, und das menschliche Geschlecht wurde dadurch fähig, sich über die teuflische Welt zu erheben und die in ihm aus der Hölle geretteten Lichtkeime zum Himmel zurückzuführen. Dies kann der Mensch aber nur, lehrte Mani, wenn er aller Sinnlichkeit gänzlich entsagt, daher auch die Fortpflanzung hemmt und das ganze in Sünde erzeugte Geschlecht möglichst bald aussterben macht.

Eine andere christliche Sekte, die der Gnostiker, die sich wieder in mehrere Sekten theilte, versenkte sich in nicht minder staunenswürdige Phantasien.

Die Valentinianer lehrten: Gott schuf dreissig Aeonen oder Urgeister, je einen männlichen und einen weiblichen. Aber nur der erste männliche Aeon, Nus, hatte volle Einsicht in die ewigen Dinge. Darüber wurde der letzte weibliche Aeon, Sophia, neidig, trennte sich von den andern, suchte in der Finsterniss ausserhalb des Himmels unruhig umher und gebar die Achamoth, welches eben der in ihr wohnende Geist der Unruhe und Finsterniss selbst war. Dieses dunkle Wesen trachtete nach dem Lichte und Gott schuf ein neues vollkommen reines Lichtwesen, Christus, der sich der Achamoth erbarmte und mit ihr den Demiurg, den Schöpfer der irdischen Natur, erzeugte. Dieser schuf in seiner neuen Welt auch

den Adam, aber weder Schöpfer noch Geschöpf waren so vollkommen, dass sie nicht abermals der Nachhülfe bedurft hätten, die ihnen durch die zweite Erscheinung Christi als Jesus auf Erden wurde.

Die Ophiten lehrten: Gott Vater und der heilige Geist (als Göttin) zeugten einen Sohn und eine Tochter, Christum und die Sophia-Achamoth. Die letztere verirrte sich aus dem Himmel, indem sie nach Unabhängigkeit trachtete, und gebar den Jaldabaoth oder Demiurg, schämte sich aber nachher, wollte zum Himmel zurück, konnte nicht mehr und blieb als Aether zwischen Himmel und Erde in der Mitte. Unterdess erschuf der Demiurg den Menschen Adam nach seinem Bilde. Die Sophia aber erbarmte sich Adams und gab ihm ohne ihres Sohnes Wissen etwas von ihrer himmlischen Lichtnatur. Dadurch erhob sich Adam über den Demiurg. Dieser aber ergrimmte, dass das Geschöpf mehr seyn sollte als der Schöpfer, blickte in die Tiefe der Finsterniss unter der Erde, spiegelte seinen Zorn und Hass darin ab, und dieses Bild des Hasses wurde ein selbstständiges Wesen, Satan. Der Teufel rieth nun dem Demiurg, was er zu thun habe, damit Adam dem Einfluss der Sophia entzogen werde. Sie schufen die Eva, hielten sie ihm als lockendes Bild vor und sperrten sie zusammen in's Paradies ein. Aber Sophia schickte die Schlange (ein heilbringendes, daher von den Ophiten als Symbol des guten Geistes verehrtes Wesen), welche die ersten Menschen lehrte, vom Baume der Erkenntniss zu essen. Dadurch wurden sie abermals des himmlischen Lichts theilhaftig, aber vom zornigen Demiurg aus dem Paradiese verstossen, und mit des Satans Hülfe in so viel Trübsal und neue Verlockung gestürzt, dass nur die Wiederkunft Christi auf die Erde sie wieder erlösen konnte. Neander, gnost. Systeme S. 262.

Unter den abweichenden Lehren anderer Gnostiker zeichnet sich noch eine durch eine eigenthümliche Vorstellung aus (Neander S. 216): Gott schuf zwei Söhne, den Demiurg, der die irdische Welt formte, und den Adam, der das Werk seines Bruders durchforschen wollte, in der Natur aber wie

in einem Spiegel sein eigenes Bild erblickte, und sich (gleich dem Narcissus) so sehr darein verliebte, dass er ganz in dasselbe überging, und sein himmlisches Wesen mit dem irdischen vertauschte.

Die idealistische Auffassung, die in Christo einseitig die göttliche Natur hervorzuheben liebte, fiel nicht selten in die pantheistische Erklärung zurück. Der Satz: „Das Wort ist Fleisch geworden," wurde nicht blos auf die Menschwerdung des Logos gedeutet, sondern man rechtfertigte auch damit die Identificirung der ganzen Schöpfung und sichtbaren Welt mit Gott dem Sohne, indem man sagte, aus Gott dem Vater sey ausgegangen der Sohn, ursprünglich nur als Wort, das aber zu Fleisch, d. h. zu Materie, zur sicht- und greifbaren Welt geworden sey. Um sich den Ausgang der Schöpfung aus Gott und die Rückkehr in ihn zu erklären, meinte Scotus Erigena, die ursprüngliche Einheit im Schöpfer sey durch Adams, des ersten Geschöpfes, Sünde zur Vielheit entartet, und Christus habe kommen müssen, um den Adam, wie er vor der Sünde war, herzustellen, und dadurch auch die Vielheit wieder zur Einheit zurückzuführen. Baur, Dreieinigkeit II. 324. Auch schon Johannes Damascenus, *de fide orthod.* III. 18. 241, behauptete, Christus habe als das Urbild Gottes das in Adam entstellte Ebenbild desselben erlösen müssen, und in diesem Sinne sey Christus nicht ein besonderes menschliches Individuum gewesen, sondern habe das Wesen der ganzen Menschheit an sich genommen, wie auch schon in Adam die ganze Menschheit concentrirt gewesen sey. Vgl. Dorner, die Person Christi S. 115.

Adam als Mikrokosmus, als kürzester Auszug der sichtbaren Natur, folgt aus obigen pantheistischen Vorstellungen. In der Kabbala erscheinen die Zonen des Raums als Glieder des Adam-Kadmon. So dachten die Inder sich die Welt als den Gliedercomplex des Brahma; so die Skandinavier als den auseinander gefallenen Riesen Ymer. Die Herleitung des Staubes oder Thons, aus dem Adam geformt wurde, aus allen Elementen, als ein Auszug der ganzen Natur und Mikrokosmus

(ganz so wie in der indischen Lehre) kommt auch in der deutschen Volkssage öfter vor. Nach einer altfriesischen Sage nahm Gott zu den Knochen, aus denen er den Adam machte, Steine, zum Fleische Erde, zum Blut Wasser, zum Herzen Wind (!), zum Hirn Gewölk, zum Schweisse Thau, zum Haare Gras, zum Auge die Sonne. Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum 1841. I. S. 1. Vgl. Richthofen, altfriesische Rechtsquellen 211. Grimm, deutsche Mythologie (2te Ausg.) S. 531, wo aus einem altenglischen Rituale dasselbe beigebracht wird. Die Zusammensetzung Adams aus acht Theilen der Natur kommt auch in einer Pariser Handschrift vor. *Paulin, mss. fr.* 4. 207.

Insbesondere werden alle Menschenracen von Adam hergeleitet, mit Bezugnahme auf seine mikrokosmische Bedeutung. So soll nach der muhamedanischen Auffassung (bei Herbelot) der Todesengel Azrael den Staub geliefert haben, aus dem Gott den Adam formte, und dieser Staub war aus den vier Weltgegenden und hatte viererlei Farben, welche in die Menschenracen übergingen. Die Juden aber fabelten, Adam habe in allen sieben Zonen der Erde Kinder gezeugt und in jeder eine andere Menschenrace, nicht zu vergessen auch die Riesen, Zwerge und Dämonen. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 459.

Ziemlich beliebt war auch die Vorstellung, nach welcher die Racen, oder alle die verschiedenen Stände der Menschen, ihren Ursprung einer mütterlichen Scham und Eitelkeit der Eva verdanken sollen. Als Gott sie einmal besuchte, schämte sie sich, schon so viele Kinder zu haben, und versteckte die hässlichen. Nun begabte Gott die schönen, die er sah, und für die versteckten blieb nichts übrig, als die schwarze Farbe des dunklen Volkes und die Armuth oder das Verbrechen, die sich verbergen müssen. Hans Sachs, Werke 1560. II. 4. 83. Grimm, Hausmärchen, 5te Aufl. Nr. 180. Eine isländische Sage in Keightley, Feen I. 263. — Auch diejenigen Neger, die schon mit dem Islam und der Bibel bekannt sind, glauben noch an die doppelte Entstehung der weissen und schwarzen

Race, und fabeln, Hauve (Eva) habe zu viele und darunter dunklergefärbte Kinder geboren, was ihr Gott vorgeworfen; darauf habe sie sich aber dennoch vom Manne nicht enthalten können, sondern abermals und wiederum dunklere Kinder geboren, und dieselben aus Scham vor Gott in einen Ofen verborgen, in diesem aber seyen sie vollends ganz schwarz geworden und geblieben. Pallme, Kordofan S. 1114.

Adams kirchlich anerkannte Beziehungen auf Christus haben eine reiche Symbolik hervorgerufen. Mit Adam kam die Sünde und der Tod in die Welt, Christus brachte von beiden die Heilung. In Adam sterben, in Christo leben wir alle, 1. Korinth. 15, 22. In diesem Sinne gilt der Kirche Christus als der „neue Adam", der wieder in's Paradies zurückführt, aus dem der erste herausgeführt hat. Daher auch in jedem Menschen wieder der Gegensatz des alten Adam (des sündigen Fleisches) und des neuen in Christo wiedergebornen Menschen. Uebrigens wird in der echten christlichen Symbolik Adam mit Christo immer contrastirt und nur in den Häresien identificirt.

Sehr alt und von den Kirchenvätern selbst, namentlich vom heiligen Hieronymus, beglaubigt ist die Sage, dass Adam auf Golgatha begraben wurde, da wo Christus den Tod litt. Ueber die mehrern Gräber, die dem Adam zugewiesen werden, vgl. Paullini, erbaul. Lust S. 1008. Die Muhamedaner glauben, Sems Sohn Melchisedek habe Adams Leiche mit in die Arche Noä genommen und später auf Golgatha begraben. *Herbelot, bibl. Orient, s. v. Code.* Hier habe man später noch den Schädel Adams gefunden, daher den Ort Schädelstätte genannt. In der Pariser Bibliothek befindet sich ein Manuscript, welches ein Gespräch Christi mit dem Todtenschädel des Adam enthält. *Herbelot, s. v. Cranion.* Es ist wunderbar, sagt auch Epiphanius im Panarion 46, dass Christus grade an derselben Stelle gekreuzigt wurde, an der Adam begraben worden ist, und dass Christi Blut auf das Grab des ersten Menschen floss, um sowohl ihm als seiner ganzen Nachkommenschaft die Hoffnung des ewigen Lebens zu erwirken. Aehnlich drückt sich der heilige Ambrosius *ad Luc.* 23. aus.

Daher auch der Glaube, hier auf Golgatha sey der Mittelpunkt der Erde. Auf alten Bildern fängt zuweilen Adam das aus der Seitenwunde des Gekreuzigten spritzende Blut auf. Waagen, Kunst in Deutschland I. 56. Rathgeber, Gothaer Mus. 130. Alt, Heiligenbilder S. 128. Als der Heiland sterbend das Haupt neigte, fiel sein letzter Blick auf den Todtenschädel Adams, ein im Judas des P. Abraham a St. Clara (I. 455. und II. 145.) schön ausgeführter Gedanke. Auf einem Glasfenster der Kathedrale zu Beauvais steht, durch Christi Blut geweckt, der unter dem Kreuze begrabene Adam auf und bewundert anbetend den eben verscheidenden Heiland. *Didron, manuel* p. 197.

Zu Valencia befindet sich ein wunderbares Bild der Kreuzigung von einem unbekannten spanischen Meister. Unterhalb des Golgatha mit seinen drei Kreuzen sitzt die heilige Jungfrau, das Schwert im Herzen, einsam da und hält mit der Rechten auf ihrem Schoosse einen Todtenschädel, unendlichen Schmerz im Gesichte. Es ist Nacht, nur von ferne dämmert Morgenroth. Kunstblatt 1823. S. 35. Der Berichterstatter sagt kein Wort über den Schädel, der hier höchst übel angebracht scheint, da die göttliche Mutter nicht um irgend einen fremden Schädel trauern oder in allgemeine Todesbetrachtungen beim Anblicke eines Schädels versinken kann, sondern nur ihres Sohnes gedenkt. Allein der Schädel auf dem Schoosse Marias erhält eine ganz andere Bedeutung, wenn man annimmt, wie es auch nicht anders angenommen werden kann, es sey der Schädel Adams. Maria scheint ihn zu ihrem Troste aufgenommen zu haben, wenn ihr gleich das Wehe, welches sie, um Adams Schuld zu sühnen, leiden muss, wie ein Schwert durch die Seele geht.

In Calderons Auto: „Der Maler seiner Schande," malt Gott den Menschen als sein Ebenbild. Der Teufel aber nimmt sich vor, dieses Bild so zu verunreinigen, dass Gott nur seine eigene Schande gemalt haben soll. Es gelingt, und der Teufel ist im Begriffe, den Menschen aus der Welt hinweg in seine Hölle abzuführen. Da klagt die Welt bitterlich, dass sie den

Worten: „Die Geſchichte iſt eine fortlaufende Statiſtik und die Statiſtik eine ſtillſtehende Geſchichte.“ Nur iſt zu bemerken, daß uns die Geſchichte auch mit Individuen, die bedeutend in den Gang der Ereigniſſe eingreifen, bekannt macht; daß man aber wenigſtens den Namen „Statiſtik“ nirgends anwendet, wo es ſich nur um individuelle Kräfte und Wirkungen handelt. * Dies hat Schlözer ſelbſt an anderem Orte hervorgehoben, indem er die in Vereinigung wirkenden Kräfte, vires unitae, als ihren Gegenſtand bezeichnet. — In ihrer weiteſten Ausdehnung nach Zeit und Inhalt wird die Geſchichte zur Univerſalgeſchichte, oder zur allgemeinen Kulturgeſchichte; ſo wie die Statiſtik zur allgemeinen Statiſtik der Kultur wird. Jede echte Univerſalgeſchichte, auch wenn ſie nur Thatſachen ſchildert, ohne beſondere Betrachtungen einzuweben, iſt zugleich Philoſophie der Geſchichte; denn die Einſicht in die Verkettung von Urſachen und Wirkungen muß ihr vorausgegangen, die Darſtellung ſelbſt muß ein Reſultat dieſer Einſicht ſeyn. Ganz daſſelbe gilt von der allgemeinen Statiſtik der Kultur, die im gleichen Sinne eine Philoſophie des Daſeyns im Völkerleben, wie die Univerſalgeſchichte eine Philoſophie ſeines Werdens iſt.

Auch die politiſche Geographie hat es, wie die Statiſtik, mit der Schilderung der zu einer beſtimmten Zeit vorhandenen Zuſtände und Kräfte der Staaten zu thun. Allein ſie betrachtet ihre Vertheilung im Raume und ſchildert alſo das Beſondere im Staate, wo ſie es antrifft. Die Statiſtik faßt hingegen die vertheilten Staatskräfte zuſammen und ſtellt ſie in idealer Einheit

* Wie das Weſen der ganzen Menſchheit im Individuum, im Mikrokosmus, zur concreten Erſcheinung kommt, ſo fällt auch mit der Geſchichte des Individuums, oder der Biographie, das zuſammen, was man als individuelle Geographie und als individuelle Statiſtik bezeichnen könnte. Wenn es der Biograph übernimmt, etwa die Größe und Geſtalt ſeines Helden und vielleicht den räumlichen Umfang ſeiner Beſitzungen zu ſchildern, ſo thut er in Beziehung auf das Individuum, was der Topograph und Geograph in Beziehung auf einzelne Orte, oder Provinzen, oder Staaten thut; und wenn er uns einen Begriff von ſeiner Körperſtärke, ſeiner Geiſteskraft und ſeinem Charakter zu einer gewiſſen Epoche gibt, ſo iſt dies nichts Anderes, als eine Anwendung der Statiſtik auf das Individuum, eine Individualiſirung dieſer Wiſſenſchaft. Die Sache bleibt alſo dieſelbe, obgleich der Name verſchwindet.

Menschen verlieren soll, und bittet den Maler, ihr ein Bild des Menschen zu malen, mit dem sie sich in ihrer Einsamkeit trösten könne. Da kommt Gott als Maler und malt Christum am Kreuz und versetzt sich selber in dieses Bild, und besiegt vom Kreuz aus den Teufel, dass er niedergeschmettert daliegt, während der Mensch erlöst wird. Derselbe schöne Gedanke erscheint wieder anders gewendet in desselben Dichters Auto: „*La vida es suenno*“ (das Leben ist ein Traum), aber nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Drama desselben Dichters. Satan und der Schatten (Symbol der Sünde) verschwören sich gegen den ersten Menschen, verlocken ihn, die verbotene Frucht zu essen, und wollen ihn dann im Schlaf ermorden. Aber die ewige Weisheit rettet ihn, indem sie selbst seine Gestalt annimmt. Satan und Schatten binden nun die Schlafende und schlagen sie an's Kreuz, wo sie verscheidet. Aber im Augenblicke ihres Todes bebt die Erde, Satan und Schatten sinken todt zu den Füssen des Kreuzes hin. Der Mensch erwacht, und die Weisheit, wiederauflebend, löst sich vom Kreuze, und enthüllt dem Menschen die Gnadenmittel der Zukunft.

Eine sonderbare Darstellung zeigt sich auf einem altchristlichen Sarkophage der Paulskirche in Rom. Hier steht eine langbekleidete weibliche Gestalt mit Aehren in der Rechten und einem Böckchen in der Linken zwischen Adam und Eva. Auf drei andern Sarkophagen zu St. Sebastian in Rom ist es eine männliche Gestalt. Man hat die Aehren auf den Ackerbau, das Böckchen auf das Spinnen bezogen, zu welchen Geschäften unser erstes Elternpaar verurtheilt worden sey. Piper I. 353. Vgl. *Didron, ic.* 100. Doch scheint mir eine mystische Beziehung auf das Abendmahl (Brodt des Lebens und Blut des Lammes) darin zu liegen.

Alt ist die freilich nur im apokryphischen Evangelium Nicodemi beglaubigte Vorstellung von der Erlösung Adams und Eva's und aller alten Patriarchen durch Christus aus der Vorhölle, worin sie bis zu seiner Erscheinung auf Erden hatten warten müssen. Aber die Kirche und namentlich die kirch-

liche Kunst haben häufig diese Vorstellung adoptirt. Vgl. Augusti, Denkw. II. 168. Auf Raphaels berühmten Tapeten sucht sich Eva vor dem Glanze zu verbergen, der vom Heiland ausstrahlt. In A. Dürers grosser Passion trägt Adam, indem er aus der Vorhölle scheidet, allen andern Patriarchen das Kreuz voran.

Oefters auch kniet Adam vor dem Kreuze. Waagen, Kunst in Deutschland I. 56. Rathgeber, Gothaer Mus. 132. 172. Adam und Eva knieend vor einem ganz aus Blumen gebildeten Kreuze zu Monza. Millin, Lombardei I. 603. Beide knieen vor dem Kreuze auch in den Miniaturen des Herrad von Landsberg.

Der Sündenfall findet sich öfter als kleines Wandbild auf Bildern der Verkündigung, um anzuzeigen, auf was sich die Geburt des Erlösers beziehen soll. Auf einem Bilde des Königs René, auf dem ein Engel dem Moses im feurigen Busch die heilige Jungfrau mit dem Kinde zeigt, trägt der Engel den Sündenfall in einer kleinen Camee als Agraffe des Mantels. v. Quandt, Reise in's mittägl. Frankreich S. 401. Wegen des Heils, das aus dem Erlösungswerke hervorgeht, wurde sogar der Sündenfall selbst, ohne den es keine Erlösung gegeben hätte, gepriesen. Sogar St. Augustinus brauchte den Ausdruck: *Felix culpa!* und Notker sang in einem Hymnus: *O culpa nimium beata!* Königsfeld, lat. Hymnen S. 94. — Auf Bildern des Weltgerichts stehen Adam und Eva zur Rechten Maria's allen andern Seligen voran.

Adler.

Dieser Vogel fliegt am höchsten, scheint unmittelbar aus dem Aether zu kommen, hat die schärfsten Augen, ist der stärkste unter den Vögeln, daher ein Sinnbild der Allmacht und Allwissenheit, überhaupt des göttlichen Geistes. Im 2. B. Mos. 19, 4. spricht der Herr: „Ihr habt gesehen, wie Ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und habe euch zu Mir gebracht.“ Vgl. 5. B. Mos. 32, 11. Bei Ezechiel 17.

bricht der Adler den höchsten dürren Zweig von der Ceder vom Libanon ab und pflanzt ihn auf den Berg Israel, dass alle Vögel unter ihm wohnen mögen; während umgekehrt ein Weinstock unter den günstigsten Umständen verdorrt, „auf dass alle Bäume erfahren, dass Ich der Herr den grünen Baum ausgedorrt und den dürren grün gemacht habe.“ Ezechiel (10.) erblickt in einem Traumgesicht Gott von vier mystischen Thieren getragen (Adler, Löwe, Stier und Mensch). Der heilige Hieronymus bezog diese Sinnbilder auf Christus, und sah im Menschen dessen Geburt, im Stier dessen Opfertod (entsprechend dem Mithrasopfer), im Löwen dessen Auferstehung und im Adler dessen Himmelfahrt. Mehr davon im Artikel Cherubim. Die Vorstellung ist wohl aus den altpersischen und altägyptischen Flügelgestalten entlehnt, immer aber handelt es sich um Sinnbilder der göttlichen Urkräfte. Sofern die vier Thiere auch mit den Evangelien, als Offenbarungen Gottes, verglichen wurden, wurde der Adler Sinnbild des Johannes-Evangeliums und Attribut des Apostels Johannes. Auf alten Miniaturen (christl. Kunstsymbolik, Frankfurt 1839. S. 3. *Twining, Symb. pl.* 52.) kommt das Attribut seltsam nach ägyptischer Weise mit der Person verschmolzen vor, und man sieht den heiligen Johannes mit Adlerkopf, Adlerfüssen und Adlerflügeln, und da ihm der heilige Geist in Gestalt einer Taube an's Ohr fliegt, kann der Adler auch hier nicht den heiligen Geist, sondern vielmehr nur die Macht und Thatkraft Gottes bedeuten. Im Mailänder Dom (Millin I. 78.) und auf Pariser Miniaturen (Waagen 380.) hält der Adler dem heiligen Johannes das Pintenfass. Giulio Romano malte den Johannes im Pallast Giustiniani schwebend auf dem Adler. Auf einem alten Bilde aus Schwäbisch Hall hackt der Adler neben dem federschneidenden Johannes einem Raben (dem Bösen) die Augen aus. Auch der heilige Augustinus hat zuweilen als Attribut den Adler bei sich, in demselben Sinne. Ebenso der heilige Ambrosius (Waagen, Paris 421.).

Sofern der Adler als wiederaufsteigend zum hohen Himmel, seiner Heimath, gedacht wurde, erscheint er als Sinnbild

der Verjüngung und Wiedergeburt. Im Psalm 103, 5. heisst es: „Lobe den Herrn, der deine Seele fröhlich macht und du wieder jung wirst, wie ein Adler.“ Bei Jesaias 40, 31: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“ Dass der altgewordene Adler den zusammengewachsenen Schnabel an einem Felsen wieder abwetzt und in einem Jungbrunnen sich verjüngt, erzählt der *physiologus* 6. des heiligen Epiphanius, desgleichen *phys. Syrus ed. Tychsen* 14, der deutsche Physiol. in Graffs Diutiska III. 35. und in Hoffmanns Fundgrube I. 33., Vincenz von Beauvais, Conrad von Megenberg und fast alle Physiologen des Mittelalters, eben so der Titurel (übers. von San Marte 269.). Als Symbol der Auferstehung Christi kommt der Adler auf einem Bilde in der Kathedrale von Lyon höchst eigenthümlich vor. Der junge Adler nämlich fliegt einer Sonne entgegen, in deren drei Hauptstrahlen drei alte Adler sitzen, welche die Dreieinigkeit bedeuten. *Twining, symbols pl.* 23.

Ein uraltes heidnisches Sinnbild, der gegen die Schlange kämpfende Adler (das Licht von oben, das gegen die Nacht von unten kämpft), wurde auch in's Christenthum aufgenommen. Der heilige Ambrosius (II. *de Salomone* 2.) vergleicht Christum, der seine Kirche gegen den Teufel schützt, mit einem Adler, der sein Nest gegen die Schlange vertheidigt. (Doch wird der Adler als Raubthier auch mehrmals in der Bibel selbst mit dem Teufel verglichen. Die Stellen sind gesammelt bei *Aldrovandi, ornithol.* I. 65.) Nach der Offenb. Joh. 12, 14. bekommt die Tochter Zion, nachdem ihr neugebornes Kind vor dem Drachen von Gott gerettet ist, selber Adlerflügel, um sich aufzuschwingen. In Bezug darauf malte Rubens die Jungfrau Maria mit Adlerflügeln, wie sie mit ihrem Kinde gen Himmel aufschwebt und zugleich der Schlange den Kopf zertritt (in der Münchner Pinakothek).

Eines der erhabensten Bilder ist das in Dante's Paradies 18, 9, wo die Seelen der Seligen im Fluge sich zusammenschaaren und am Himmel die Figur eines ungeheuren Adlers

bilden, sie alle durchdrungen vom göttlichen Geist, dessen Sinnbild im Adler darstellend. Im Titurel heisst es, auf jedem Kreuze des grossen Graalstempels habe ein goldner Adler gesessen, hier ebenfalls ein Sinnbild der Kraft Gottes in der Höhe.

In der Legende kehrt der Adler oft wieder als Sinnbild göttlichen Schutzes. Ein Adler brachte dem heiligen Vitus, als er noch ein Knabe war, in der Wüste zu essen. Eben so speiste er den heiligen Corbinianus. Dem heiligen Cuthbert brachte er einen Fisch. — Die Mutter des heiligen Ethelwald träumte, als sie mit ihm schwanger ging, ein goldner Adler fliege aus ihrem Munde. Ein Adler flog beständig über dem heiligen Medardus und heiligen Bertulf, und schützte sie mit seinen Flügeln vor dem Regen. Ein Adler hielt einen seiner Flügel über den schlafenden heiligen Servatinus und schützte ihn vor der Sonne, indem er ihm mit dem andern Luft zufächelte. Eben so die heiligen Lutwinus und Sabinus.

Ein Adler wachte bei der Leiche der heiligen Prisca, der heiligen Martina, des heiligen Florus, des heiligen Benedikt, des heiligen Stanislaus, und nahm von der Leiche des heiligen Severianus einen Blumenkranz, den er auf den Berg trug, wo die Leiche sollte begraben werden.

Der sogenannte Adlerfarren (*pteris aquilina,* Oken, Naturgesch. III. 1. 329.), auch Jesus-Christ-Wurzel genannt, hat eine Wurzel, welche, wenn man sie von einander schneidet, die Gestalt eines doppelten Adlers oder)((Jesus Christus) zeigt.

Advent.

Der erste Adventssonntag folgt dem letzten Sonntage nach Trinitatis am Schlusse des November im Beginne der strengen Winterzeit, und heisst *dominica principalis,* weil mit ihm überhaupt das Kirchenjahr anfängt. Mit ihm beginnt die Vorfeier der noch zukünftigen und erst am Christtage erfüllten Ankunft (*adventus*) des Herrn. Das kirchliche Winterhalbjahr vom ersten Advent bis Ostern stellt aber überhaupt

die Zeit der Vorbereitung und des Kampfes, das kirchliche Sommerhalbjahr von Ostern ab dagegen die Zeit der Erfüllung und des Sieges dar. Wie das Jahr erst im Schatten, dann im Lichte steht, so die Kirche erst in der Trübsal, dann in der Wonne. Im Winter wird Gott zum Menschen erniedrigt, im Sommer der Mensch zu Gott erhoben. In der griechischen Kirche begann die Adventszeit mit strengem vierzigtägigen Fasten, das von der römischen Kirche aufgegeben wurde. Doch hat sich in den wilden und grobsinnlichen Martinsgelagen auch im Abendlande die Erinnerung an den letzten Tag im Kirchenjahre erhalten, an dem man sich vordem gütlich zu thun pflegte, ehe man die lange Fasten antrat.

Das Evangelium des ersten Sonntags im Advent (in der evangelischen Kirche) ist das vom Einzuge des Heilands in Jerusalem. Der Heiland zog aber in diese Stadt ein, nachdem er ihre baldige Zerstörung vorausgesagt hatte. Sein Einzug ist daher mystisch gedeutet worden auf die Incarnation oder Menschwerdung Gottes überhaupt, auf das Eingehen des ewigen Geistes in's vergängliche Fleisch. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 83. Das entspricht der Bedeutung der Winterhälfte des Kirchenjahrs. Aber die subjektive Auffassung, die nur an die Ankunft Christi im menschlichen Herzen und an dessen Kämpfe bis zum Durchbruch der Gnade denkt, die überhaupt alle Beziehungen auf die Offenbarung Gottes in der Natur, der gesammten Menschheit und Weltgeschichte bei Seite lässt und lediglich Christum in das Ich des einzelnen Christen bannt, scheint mir hier so wenig als überhaupt zulässig. Der einzelne Mensch soll sich nicht anmassen, Gott in sich allein verschlingen zu wollen.

Aehre

und Weintraube sind Sinnbilder des Leibes und Blutes im heiligen Abendmahle, und kommen daher oft als Dekorationen auf Bildern, Altären, Gefässen etc. vor, die sich auf das Sakrament beziehen. In Calderons Auto: „Der Waldesdemuth

Krone“ streiten die Bäume, Sträuche und Kräuter, wem unter ihnen die Krone gebühre, zuletzt aber wird sie den „Demüthigsten“ zuerkannt, der Aehre und dem Weinstocke.

Aehren und ein Lamm sind Attribute, die erstern des Adam, das andere der Eva. Auf einem altchristlichen Sarkophage bei *Aringhi* I. 227. *Bottari* I. *tav.* 15. hat Adam neben sich ein Aehrenbündel, Eva ein Lamm. Das erstere bedeutet den Ackerbau, das letztere die Viehzucht; das erstere deutet auf die Arbeit der Männer, das letztere auf das Wollespinnen der Weiber; das erstere kann aber auch auf die Menschheit und das letztere auf das Lamm Gottes bezogen werden. Vgl. Bunsen, Beschr. Roms II. 365. Nach einer schönen muhamedanischen Legende fiel das Getreide mit Adam aus dem Paradiese herab, war in diesem einst sehr gross gewesen, wurde aber im Falle so klein, wie es noch jetzt ist, damit der Mensch Mühe habe, es zu bauen.

Aehren sind auch Sinnbilder der Aerndte. So in Pharao's Traum, wo sieben Aehren, wie sieben Kühe die Jahrgänge und ihre Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit bedeuten.

Im Sternbild der Jungfrau heisst ein Stern erster Grösse *spica*, die Aehre. Man denkt sich, die Jungfrau trage die Aehre in der Hand, weil die Aerndte beginnt, wenn die Sonne in's Zeichen der Jungfrau tritt. Aber die Aehre am Himmel scheint noch mehr zu bedeuten, nämlich das von der Erde verschwundene goldene Zeitalter, in dem gleichsam ewig geärndtet wurde, ohne dass man zu säen die Mühe hatte. Die Jungfrau führt den Namen Dike (Nacht) oder Asträa (die Sternenjungfrau), die im ehernen Zeitalter der Erde entfloh und zum Himmel zurückkehrte. *Hygin, astron.* II. 25. Eratosthenes 9. Auch nach der mosaischen Ueberlieferung war der Ertrag des mühsamen Ackerbaues nur ein schwacher Ersatz für die Früchte, die der erste Mensch einst im Paradiese umsonst genossen hatte. Die Aehre am Himmel in der Hand der jungfräulichen Gerechtigkeit ist daher eine ewige Erinnerung oder Mahnung an das verlorne Paradies und an den Fluch der Arbeit.

In Frankreich wird eine *Notre dame de trois épis* verehrt. Wie die heilige Jungfrau mit drei Aehren in der Hand einem Landmanne erscheint, zeigt ein Bild (Huber, Kupferst. VII. 79.). Die Legende ist mir nicht bekannt. In Deutschland hat St. Walburgis neben einem Oelfläschchen drei Aehren zum Attribut, offenbar als Patronin der Feldfrucht, wobei nicht zu vergessen ist, dass an ihrem Tage (1. Mai) die Saaten und die Vegetation überhaupt ihr höchstes Wachsthum beginnen.

Aerndte,

Sinnbild der Strafe. Wenn der Sünde Saat reif ist, wird sie abgemäht und gedroschen. Jesaias 18, 5. Jeremias 51, 33. In der Offenbarung Johannis 14, 14. erscheint auf einer Wolke der Aerndteengel mit goldener Krone, die Sichel in der Hand, die er auf die Erde wirft und alles Getreide mäht, und ein anderer Engel, der eine zweite Sichel auf die Weinberge wirft und alle Trauben mäht und in die Kelter wirft, dass das Blut davonfliesst. Das Vorbild dazu findet sich schon im Propheten Joel 3, 18. Das bedeutet das letzte Hinmorden der sündigen Völker vor dem Weltende. Der Strafe dienen hier dieselben Sinnbilder (Aehre und Weinstock), die anderseits den heiligsten Opfertod bezeichnen.

Aeonen,

von *αἰὼν*, Zeit. Aeonen waren bei den Gnostikern Genien oder Engel der Zeit, als von Gott ausgegangene Urkräfte zunächst den Cherubim als Engeln der Bewegung und des Lebens verwandt, daher auch gleich diesen geflügelt und mit dem Stier- oder Menschenkopf begabt. Der Stier bedeutet überall die Lebenskraft, das zeugende Princip. Der stierköpfige Aeon hat aber, was ihn wesentlich vom Cherubim unterscheidet, einen Schlangenleib, oder ist, wenn er eine Menschengestalt darstellt, wenigstens von einer Schlange umwunden. Wiener Jahrb. I. 114. Bunsen, Beschr. von

Rom III. 2. 487. III. 3. 176. Die Schlange ist Sinnbild der leise fortkriechenden Zeit und wegen ihrer Krümmungen insbesondere des Sonnenlaufs im Zodiakus.

Die christliche Kirche hat diese besondern Zeitengel nicht anerkannt. Die Aeonen wurden nämlich in der Gnosis als zeitbewegende Kräfte zu Lenkern des Weltschicksals in einer so pantheistischen Anschauungsweise gemacht, dass dadurch die von der Kirche festgehaltene Lehre von der Erlösung, als dem Centrum der Weltgeschichte, gänzlich umgestossen oder beseitigt erschien. Unter Andern lehrte bereits der Gnostiker Marcus, was viel später Hegel wiederholt hat, dass Gott sich erst in dem Menschen seiner selbst bewusst werde. Gott, sagt Marcus, ist ein unverständlicher Satz, jeder Aeon nur ein einzelnes Wort davon, und alle müssen erst durchgesprochen seyn, ehe sich das Ganze selbst begreift. Die ursprünglich nur himmlisch gesprochenen Worte müssen, um verständlich zu werden, irdisch reproducirt werden in den Planeten, als den körperlich gewordenen Aeonen, die zugleich die Harmonie der Zeit wie des Raumes bilden. Neander, gnostische Systeme S. 177.

Nicht als Planeten, aber als Zeichen im Thierkreise (durch welchen die Sonne ihren ewigen Weg nimmt) erscheinen die Aeonen in der Lehre der Manichäer. Wenn diese Sekte nicht Schlimmeres ersonnen hätte, so wäre ihre Dichtung von den zwölf Zeitengeln, von denen einer nach dem andern je nach Ablauf einer grossen Weltperiode Gott dem Herrn einen Blumenkranz als Sinnbild des vollendeten Cyclus aufsetzt, eine sehr unschuldige. Baur, manich. Religionssystem V. 18.

Der in der Stuttgarter Handschrift des *chron. Zwifaltense* vorkommende Aeon mit drei Köpfen, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten, ist nicht als ein kirchliches, sondern als ein ganz allgemeines Symbol zu betrachten.

Affe,

Sinnbild des Teufels. *„Diu affinne habet des tiuvels pilide“* heisst es in einem altd. Thierbuch in Graffs Diutiska III. 27. In einem Miniaturbilde des 15ten Jahrhunderts bei *Agincourt, sc. pl.* 79. sitzt ein hämischer Affe einem unschuldigen Kinde gegenüber, greift es mit einer Hand und reicht ihm mit der andern einen Apfel. Das sichtbar verlegene Kind sucht sich von dem Affen loszumachen, scheint aber nicht Kraft und festen Willen genug zu besitzen. In seiner Hand hält es eine Traube. Das ist ein Sinnbild des Sündenfalles; der Affe bedeutet die Schlange im Paradiese und den Teufel, das Kind Adam und Eva, die Traube aber weist sinnig auf die künftige Erlösung hin, denn sie bezeichnet das Blut Christi. — Vom Affen sind viele Züge auf den Teufel übertragen worden. Der als Einsiedler in der Wüste von den Teufeln geäffte heilige Antonius ist das christliche Gegenbild zum antiken Mythus von dem durch die Kerkopen geäfften schlafenden Herakles. Das höhnische Nachäffen und die Unverschämtheit der Geberden, des Stehlens und Beschmutzens, sind das eigentlich Teuflische in der Affennatur. — Nach dem jüdischen Talmud wurde Gott Vater, als er am sechsten Tage noch Menschen machte, vom Sabbathe überrascht, konnte nun die angefangenen Menschen nicht mehr vollenden, und so wurden Affen daraus. Nach dem muhamedanischen Koran (Sure Kuh) fluchte König David den Juden, die am Sabbathe fischten, und verwandelte sie in Affen. — Einen artigen Schwank vom Ursprung der Affen erzählt Hans Sachs IV. 3. 70. Christus und Petrus kehrten bei einem Schmiede ein. Da kam ein alter Bettler daher und Petrus bat den Herrn, sich desselben zu erbarmen. Christus setzte den schwachen Greis mitten in's Feuer, liess es anblasen und bewirkte, dass er im Feuer, in dem es ihm ganz wohl behagte, wieder jung wurde. Als darauf ein altes Weib mit dem Verjüngten sprach und sich erzählen liess, wie Alles zugegangen sey,

dar. So berichtet z. B. die Geographie von den verschiedenen Unternehmungen der Industrie, indem sie der Fabriken u. dgl. bei den Orten erwähnt, wo sie im Gange sind; während die Statistik die im Staate zerstreuten industriellen Kräfte unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten vereinigt. Da hiernach beide Wissenschaften ihren Stoff gemeinschaftlich haben und nur nach dem Zwecke und der hiervon abhängigen Behandlungsweise sich unterscheiden, so müssen zahlreiche Thatsachen zugleich da und dort Erwähnung finden. So wird uns z. B. die Statistik die Größe eines Staats in einer Summe von Quadratmeilen ausdrücken und hiermit ein Moment bezeichnen, wonach die Staatskraft mit bemessen werden muß. Weil aber die Bedeutung desselben zugleich durch die klimatischen Verhältnisse bedingt ist, wird sie zugleich auf die geographische Lage des Landes hinweisen, und es kann hierbei von keinem Eingriffe in das Wissenschaftliche der Geographie die Rede seyn, da sie ihrem Zwecke völlig treu bleibt. Eben so wird uns die Statistik, wie die politische Geographie, die Größe der Bevölkerung der verschiedenen Staaten kennen lernen und zwar jene wieder zu dem Zwecke, um ein Moment der Staatskraft hervorzuheben; diese aber um die Vertheilung der Bevölkerung im Raume, wonach jedem besonderen Staate ein gewisser Theil der Gesammtbevölkerung der Erde zukommt, anschaulich zu machen. Allein weiter, als dieselben Mittel den verschiedenen Zwecken dienen, haben die Behandlungsweisen beider Wissenschaften nichts miteinander gemein. Bei der Gemeinschaftlichkeit ihres Stoffs hat man jedoch ihre Grenzen nicht selten verwirrt, und besonders häufig hat sich die Geographie durch Eingriffe in das Gebiet der Statistik zu bereichern gesucht.

Endlich grenzt auch die Politik nahe an die Statistik. Indem uns aber die letztere mit dem Bestand der Staatskräfte zu einer gewissen Zeit bekannt macht, hat sie — streng genommen — immer einen Moment der Vergangenheit im Auge; denn erst muß etwas gegeben seyn, ehe sich das Vorhandene betrachten und darstellen läßt. Die Politik dagegen, in ihrem eigentlichen Sinne als Staatskunst, soll die Zwecke des öffentlichen Lebens und die wirksamsten Mittel zur Erreichung derselben kennen lernen. Sie lehrt also, wie man lenkend und leitend, fördernd oder hemmend, in die Entwicklung des öffentlichen Lebens eingreifen soll, und ist darum wesentlich auf die Zukunft des Völkerlebens gerichtet.

juckte es auch sie, wieder jung zu werden. Aber der Herr und Petrus waren nicht mehr da, und als der Schmied sie in's Feuer setzte, heulte sie vor Schmerz, wälzte sich wieder heraus und stürzte sich in den Löschtrog. Als sie nun so schwarz-und verschrumpft dalag, kamen des Schmieds Frau und ihre Schnur, beide hochschwanger, entsetzten sich und gebaren vor Schrecken — zwei Aefflein, von denen seitdem alle übrigen Affen abstammen.

St. Agnes,

eine schöne und vornehme Römerin, die unter Diocletian gemartert und enthauptet wurde, weil sie sich für Christi Braut erklärte und jeden irdischen Freier verschmähte. Man brachte sie vor ihrer Hinrichtung unter andern in ein Bordell, wo sie entkleidet den Lüsten frecher Jünglinge preisgegeben werden sollte, aber plötzlich wuchs ihr Haar so lang, dass sie ganz damit bedeckt war *Acta SS.* zum 21. Januar. Entsprechend ihrem Namen (*agnus*, Lamm) und ihrer heiligen Unschuld ist das Lamm ihr Attribut, und werden ihr zu Ehren bei ihrer Kirche in Rom immer zwei Lämmer unterhalten, aus deren feiner weisser Wolle das vom Papste ertheilte erzbischöfliche Pallium gewoben wird. Auf Kirchenbildern hat sie oft das Lamm neben sich. Margaretha van Eyck malte die Heilige auf grüner Wiese wandelnd, als Jungfrau aber gleichsam das weidende Lamm andeutend. Dieses schöne Bild besitzt jetzt ein Herr Anders in London. In einem altdeutschen Hochzeitliede wird sie als Braut des Lammes besungen. Rousseau, Purpurviolen I. 19. Nach einer Legende des Hermann von Fritzlar in Pfeiffers deutschen Mystikern I. 69. führt der Papst einen in sündigen Lüsten erglühten Mönch zum Bilde der heiligen Agnes, dessen blosser Anblick ihn für immer mit reinster Keuschheit erfüllt. Die Heilige ist demnach das Vorbild aller Gottesbräute, das Sinnbild der fleckenlosen Unschuld, die Patronin der Keuschheit.

Agnus dei

(Lamm Gottes), Sinnbild der Welterlösung. Das Lamm mit der Siegesfahne steht in einem Kreise, der die Welt bedeutet. Einen solchen Kreis hält eine Statue Johannes des Täufers aus dem 13ten Jahrhundert zu Chartres in der Hand, desgleichen ein Miniaturbild aus dem 14ten Jahrhundert. *Didron, icon. chrét.* 328. Der Täufer war Verkündiger des Messias. Später wurde *agnus dei* ausschliesslicher Name der runden weissen Wachsscheiben, auf denen das Lamm abgeprägt ist, und die, vom Papste geweiht, auf die Altäre gelegt und den Gläubigen zum Kusse gereicht oder Kindern zum Schutze gegen Bezauberung angehängt werden. Rippell, Alterth. d. Cerem. 530.

Sollte wohl der Aberglaube, man sehe am Johannistage in der Sonne ein Lämmchen (Wolf, Beitrag zur d. Myth. I. 191.), auf einer alten Legende beruhen und vielleicht ersten Anlass zur Verfertigung der *agnus dei* gegeben haben?

Ahasver,

der berühmte „ewige Jude", der noch jetzt umwandeln soll. Die älteste Kunde von ihm gibt Matthäus Paris in der *hist. Anglica ad annos* 1228 und 1252, nennt ihn aber *Cartophilus*. Dieser sey des Pilatus Thürsteher gewesen, und habe dem Heilande auf seinem schweren Gange nach Golgatha spöttisch auf die Achsel geklopft und zugerufen: Geh schneller! worauf der Heiland zu ihm geredet habe: Ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde. Seitdem nun habe der Jude nicht sterben können, irre unstät durch die Welt und warte auf den jüngsten Tag, an dem Christus als Richter über die Lebendigen und Todten wiederkommen wird. Dieselbe Sage wiederholt Monskes in der flandrischen Reimchronik V. 25, 525. Im Jahre 1547 gab Dudulaus zu Hamburg eine newe Zeitung vom Juden Ahasverus heraus,

worin es heisst, derselbe sey zu Danzig erschienen, als ein langer, uralter, sehr schlecht gekleideter Mann, mit Trauern und Seufzen, und habe gesagt, er sey ein Schuster zu Jerusalem gewesen. Seitdem will man denselben ewigen Juden auch an andern Orten gesehen haben, zum Theil unter andern Namen, z. B. Gregorius und Buttadaeus. Vgl. Grässe, Sage vom ewigen Juden, 1844. Görres, Volksbücher S. 201. v. Döbeneck, Volksglaube II. 121. Paullini, zeitverkürzende Lust, S. 596. Sepp, Leben Jesu V. 115. Schudt, jüd. Merkw. V. 14. Zu den Disputationen, die bei Grässe angeführt sind, gehört noch eine von Pommer 1689. Nach Wolfs niederl. Sagen S. 625 wurde der ewige Jude unter dem Namen Isaac Laquedem im Jahre 1640 in Brüssel gesehen. Nach Mitternacht (*diss. in Joh.* 21, 19.) sah man ihn zu Naumburg unter der Predigt in der Kirche ruhelos hin- und herlaufen.

Die Vorstellung eines sterblichen Wesens, das doch nicht sterben kann, ist uralt. Bei den Indern überlebt die Krähe Kagbossum, bei den Persern der Vogel Simurgh, bei den Muhamedanern der aus Noah's Arche entflogene Rabe alle Geschlechter der Menschen und Thiere. *Rupertus Tuit.* 44. vergleicht den Raben der Arche, der nicht wiederkommt, weil er im Aase der untergegangenen Zeit schwelgt, mit dem Judenthum, die Taube, die den Oelzweig aus dem Garten der neuen Erde bringt, mit dem Christenthum. Die Juden selbst kennen schon einen vorchristlichen ewigen Juden, den sogenannten Sameri, welcher das goldene Kalb verfertigte und deshalb, von Moses verflucht, nicht sterben kann. Grässe, ewiger Jude 23. Weil, bibl. Leg. 172. Unter Sameri aber ist Samaria zu verstehen, das heidnisch gesinnte Judenthum im Gegensatz gegen den reinen Mosaismus.

Ganz auf dieselbe Weise verhält sich nun auch Ahasver zu Christus, als Vertreter des alten verstockten Judenthums im Gegensatz gegen das Christenthum. Der ewige Jude ist das Judenthum selbst. Das Herumirren aber bezieht sich auf die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung Jerusalems.

Prudentius apoth. 4. *adv. Jud.* drückt den Gedanken am klarsten aus:

Exiliis vagus huc illuc fluitantibus errat
Judaeus, postquam patriae de sede revulsus
Supplicium pro caede luit, Christique negati
Sanguine respersus commissa piacula solvit.

Auch schon in den Propheten ist den Juden dieses Zerstreutwerden und Umherirren als Strafe geweissagt. Im Ahasver aber wird das ganze Volk personifizirt. Die Legende von Ahasver, die sich erst im Abendlande und unter den Völkern germanischer Abstammung ausbildete, legt das Hauptgewicht auf das „Sterbenwollen und nicht können". Sie stellt den Juden dar als Einen, dem das Leben tief verhasst ist, als den alternden Pilger, dem das Leben zur unerträglichsten Last geworden und der doch nirgends dessen Ziel und Ende findet. Diese Legende wird erst dann richtig verstanden, wenn man sie mit der gleichfalls im deutschen Abendlande entsprungenen Legende von Faust vergleicht. Beide Legenden wurzeln in einer tiefen Würdigung des Christenthums gegenüber einerseits dem Juden-, anderseits dem Heidenthum. Ahasver flieht das Leben und sucht sich von dessen Qual loszureissen, aber vergebens. Faust sucht die Lust des Augenblicks zu verewigen, eben so vergebens. Dort geht das alte Judenthum immer noch wie ein Gespenst durch die christliche Welt; hier steigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und lügt Leben und Schönheit der griechischen Helena, erkünstelt blühende Natur durch höllischen Zaubers ärgste Unnatur. Es ist der Tod und der Teufel, jener in der Gestalt des Judenthums, dieser in Gestalt des Heidenthums, die sich in das Reich Christi eindrängen.

Die Notiz aus Matthäus Paris beweist, dass sich die Legende vom ewigen Juden schon im frühen Mittelalter ausgebildet haben muss. Sie erscheint ausgeführt und niedergelegt in deutschen, englischen, französischen, dänischen und holländischen Volksbüchern. Vgl. Grässe S. 37. und das von Auerbacher 1837 in München herausgegebene Volksbüchlein.

Als Volkssage lebt die Legende noch in den deutschen Alpen. Der ewige Jude soll einmal über das Mattenhorn in Wallis gekommen seyn in einer Zeit, in der die Alpen noch bis zum Gipfel grün, fruchtbar und bewohnt waren, und er soll gesagt haben, er werde noch zweimal denselben Weg kommen, das drittemal aber werde die ganze Gegend verödet und mit Eis bedeckt seyn. Grimm, deutsche Sagen Nr. 343. Vgl. Weber, Tirol III. 381. Vogt, Im Gebirg und auf den Gletschern S. 41.

Eine beträchtliche Menge neuer Dichter hat den ewigen Juden in Romanzen, Romanen und Trauerspielen bearbeitet, aber durchgängig im Widerspruch mit der ursprünglichen Legende und in einer entschieden antichristlichen Tendenz. Sie machen nämlich einen edeln Unglücklichen, einen ungerecht Verfolgten, einen Träger des beliebten Weltschmerzes, eine Personification der unterdrückten Revolution aus ihm, und lassen ihn mit heldenmässigen Phrasen der tief verhassten göttlichen und menschlichen Autorität trotzen und der Menschheit die endliche Emancipation verkünden. In Auerbachs „Spinoza“ erscheint der ewige Jude diesem Philosophen in dem Augenblicke, in welchem ihn die Juden, seine alten Glaubensgenossen, ausgestossen haben und auch die Geliebte ihn verrathen hat. Tröstend verkündet ihm Ahasver, er habe die alten Glaubensbande seines Volkes gesprengt und sey der wahre jüdische Messias. — Noch unsinniger ist die tiefsinnige alte Sage missdeutet in „dem neuen Ahasver“ von Ludwig Köhler 1841. Hier heisst es, Ahasver soll nicht eher sterben, bis die Freiheit auf Erden herrschen werde. Nun herrscht aber leider das Christenthum, bei dem keine Freiheit möglich ist, und der wahre jüdische Messias, Börne, „der Heiland der Freiheit,“ musste sterben. Auf seinem Grabe in Paris jammert der ewige Jude, der nicht sterben kann, dass jener sterben musste, und dass die Unfreiheit ihn überlebt. Wüthender Christenhass glüht durch das ganze Gedicht, das zu den kläglichsten Ausgeburten des franzosentollen und jüdelnden Jungdeutschlands gehört. Wie viel

der unermessliche Ruhm des *juif errant* von Eugene Sue seiner antikirchlichen Tendenz verdankte, ist bekannt. Ein anderer Franzose, Edgar Quinet, schrieb ebenfalls ein Gedicht „Ahasver", worin er diesen Gegenstand so grossartig als möglich aufzufassen bemüht war und es auch an pathetischen Worten und kühnen Bildern nirgends fehlen liess. Aber sein Ahasver wird zuletzt von Christus begnadigt und rüstet sich, anstatt als todtmüder Pilger endlich auszuruhen, zu neuen Reisen durch die Himmel. Mehrere deutsche Dichter, wie Schubart, A. Schreiber, liessen den ewigen Juden selig sterben. Julius Mosen bringt ihn auch noch einmal mit Christus zusammen und lässt den Letztern nur sagen: „Zwischen uns beiden wird einst das allerletzte Weltgericht entscheiden," als ob der Jude Recht haben könnte, und Christus nicht selbst der ewige Richter wäre. Der Däne Andersen lässt seinen Ahasver nicht klagen, noch zürnen, sondern sich freuen, dass er immerfort leben und die Fortschritte des menschlichen Denkens verfolgen kann, wodurch er zum absoluten Wissen zu gelangen hofft. — Diese kleine Uebersicht mag zeigen, in welche ungeheure sittliche Verirrung und ästhetische Abgeschmacktheit die moderne Poesie gerathen ist, indem sie sich vom heiligen Boden der kirchlichen Tradition losriss.

Allerseelen.

Am 2. November feiert die Kirche den Tag aller Seelen als Erinnerung an alle Verstorbenen, zunächst der zuletzt Verstorbenen, und die Hinterbliebenen gehen an diesem Tage auf den Kirchhof, um an den Gräbern ihrer Geliebten für ihrer Seelen Heil zu beten und ihre Gräber zu schmücken. Im südlichen Deutschland werden auch Lichter an den Gräbern angezündet; in Tirol ein Umzug mit brennenden Kerzen gehalten. Weber, Passeir 170. In der Bretagne hält man einen Umzug mit Fackeln und giesst Milch auf die Gräber. Hier zündet man auch Feuer auf dem Herde an, um die Seelen der verstorbenen Familienglieder zu wärmen, wenn

sie zum Besuch kommen. Keller, Bretagn. Volkslieder S. 263. Vgl. auch *Bosquet, la Normandie* p. 276. In der Dauphiné setzt man den herumirrenden Seelen an diesem Tage Speisen hin. *Michelet, hist. de France* II. 235. Desgleichen in Esthland. Grimm, d. Myth. Anhang vom Aberglauben CXXII. Eine stellvertretende Speisung der Armen in der Wurmlinger Kapelle hoch auf dem Berge beschreibt Crusius in den *annal. suev.* III. 2. 17. Es knüpft sich sehr viel Aberglauben an diesen Tag, stammend aus dem Heidenthum. Der christliche Allerseelentag wurde erst spät gestiftet durch den berühmten Abt Odilo von Clugny. *Sigebertus Gemblac. ad ann.* 998. In die Feier wurde nun Vieles aufgenommen, was früher bei dem heidnischen Todtenfest im Herbst, bei der Feier der absterbenden Natur gäng und gäbe gewesen war. Die Heiden hatten namentlich geglaubt, an diesem Tage zögen die Seelen sämmtlicher Todten des letzten Jahres vorüber, daher man sie begrüssen und bewirthen müsse.

Die grossartigste Feier des Allerseelentages begeht man in der Kirche *S. Maria della morte* in Rom. Die Kirche wird schwarz und phantastisch mit Todtenornamenten herausgeputzt, schwarze verhüllte Büssende stellen eine wirkliche Leiche auf einer Bahre aus und Weihwasser wird auf einen Todtenkopf gesprengt. Morgenblatt 1816, Nr. 43.

Dem Tage Allerseelen geht das Fest Allerheiligen (1. November) vorher und folgt der Tag des heiligen Hubertus (3. November), des grossen Jägers, wobei an eine Vergleichung alles irdischen Lebens mit einer Jagd gedacht werden kann, so dass diese drei Tage als ein grosses Todtenfest erscheinen.

Aloë,

weil sie nur Einmal (in hundert Jahren) blüht, Sinnbild der heiligen Jungfrau. Gottfried von Strassburg, Lobgesang auf Maria, Strophe 19. in Haupts Zeitschr. IV. 520. Entsprechend der Löwin, die nach altem Glauben nur Ein Junges bekommt.

Altar.

Nach dem strengsten christlichen Begriffe ist der Altar nur da, wo ein Opfer gebracht wird und wo das Kreuz steht, denn das Sakrament des Altars ist eine Wiederholung des Opfertodes am Kreuze, und auch alle Gebete am Altare sind nur zu dem gerichtet, der am Kreuze hängt, und weil er durch den Kreuzestod unser Erlöser ist. Also kein Altar ohne Kreuz und auch kein Kreuz, ohne dass es den Ort, wo es steht, zum Altare machte.

Der christliche Altar ist aber zweitens der Tisch des Abendmahls. Insofern gehören zu ihm die Altardecke als Tischtuch, das Brodt und der Wein, und zur Aufbewahrung, Reinhaltung und Austheilung derselben die erforderlichen Schreine, Gefässe, Deckel und Tüchlein. Das weisse Altartuch, welches immer von Leinwand und dreifach übereinander gelegt seyn muss, ist ein Sinnbild der Grableinwand, in welche der Leichnam des Heilands gewickelt wurde. Lucä 23, 53. Bei den Altardecken, Baldachinen ist Gebrauch in der Kirche, die Farben zu ändern. Bei den Festen der Martyrer ist das Altartuch roth, am Charfreitag und bei jedem Todtenamt schwarz, im Frühling eine Zeitlang grün, im Herbst eine Zeitlang violett. Vergl. Alt, christl. Cultus S. 101. Das sogenannte Sakramenthäuschen oder Sanctuarium (*ciborium, turris*) mit dem heiligen Leibe und Blute wurde in ältern Zeiten oft als eine goldene oder silberne Taube geformt, später aber als Kasten und Thurm. In den gothischen Kirchen wurde das thurmartige, oft höchst zierlich gearbeitete Sakramenthäuschen mit den darin aufbewahrten Hostien neben den Altar gestellt, und auf dem Altare blieb nur das Tabernakel mit den heiligen Gefässen, Monstranz und Kelch. Man bedeckt dasselbe mit einem kostbaren Mantel. Von der Monstranz mit dem Brodte oder der Hostie und von dem Kelch mit dem Weine werde ich in besondern Artikeln handeln. Zur Austheilung gehört noch der Hostien-

teller und das Tuch dazu (*corporale*), der Weinkrug, aus dem der Wein in den Kelch gegossen wird, mit dem Kelchtüchlein. Daneben steht auch noch die Büchse (*pixis*), in welcher das heilige Sakrament vom Altar hinweg zu Kranken getragen wird.

Auf den Altar gehören Lichter, weil es sich von einem Mahle am Abend handelt, und weil zugleich durch sieben Lichter, im Sinne des siebenarmigen Leuchters im Tempel zu Jerusalem, die Erleuchtung von oben, die sieben Gaben des heiligen Geistes bezeichnet werden. Man zündet aber auch dreizehn Lichter an nach der Zahl der zwölf Apostel, die mit dem Herrn vereint das erste Abendmahl feierten. Alle Lichter werden angezündet an der vor dem Altare brennenden ewigen Lampe, die nur in der Osternacht gelöscht und neu angezündet werden darf. Ferner gehört auf den Altar das im Wort offenbarte Licht oder das Evangelienbuch und zum Gebrauch des Priesters das Messbuch.

Zum Altardienst gehört auch das Weihrauchgefäss, zum Verbreiten des Wohlgeruchs beim Gottesdienst. Das hat nach christlichem Begriff nur den Zweck, die Luft um den heiligen Altar zu reinigen und eine Atmosphäre zu verbreiten, in welcher der gegenwärtige Gott von nichts Unreinem berührt wird, ist aber zugleich noch eine Erinnerung an das alte Rauchopfer der Juden.

In den katholischen Kirchen wird im Altare eine Reliquie aufbewahrt, wo möglich von dem Patron derselben Kirche. Das ziemt sich insofern, als für einen so verehrten Gegenstand kein heiligerer Platz in der Kirche ist, als eben der Altar. Doch wird damit auch eine Erinnerung an die Martyrer verbunden, deren Gräber die ersten Christen namentlich in den römischen Katakomben als Altäre benützten. Zuletzt aber verbindet sich noch damit die Idee eines Grabcultus, der dem Heiland selber dargebracht wird. Das heilige Grab in Jerusalem ist der Hauptaltar für die gesammte Christenheit, und durch die Reliquien seiner Jünger und Getreuen wird die Heiligkeit jenes allerheiligsten Altars gleichsam stufenweise auf die übrigen Altäre ausgedehnt.

Die Sehnsucht der Kreuzzüge, das noch heute fortdauernde Pilgern nach dem heiligen Grabe und das Zurückbringen unzähliger Reliquien von dort hängt genau mit der Bereicherung der abendländischen Altäre zusammen.

In katholischen Kirchen liegt in der Mitte der Altarplatte ein geweihter Stein, bedeutend den Felsen Petri, auf dem die Kirche gegründet ist.

Ueber dem Altare steht der Idee nach im Allerheiligsten der Kirche immer das Kreuz, dessen Stelle aber durch die Monstranz mit dem heiligen Leibe vertreten wird. Das Altarbild ist erst aus der Verzierung des Kreuzes oder der Monstranz entstanden, und erst später von dieser Bedingung freier geworden. Das Crucifix erweiterte sich zu ganzen Gruppen von Schnitzwerk aus der heiligen Geschichte oder von allegorischer Art. Die gemalten Bilder fanden sich ursprünglich nur auf den innern Seiten der Thüren, mit denen das Sakramentshäuschen geschlossen war, und erst wenn man dieses aufschloss, zeigten sich die Bilder und in der Mitte die Monstranz. Später wurden diese bemalten Sakramentshäuschen zu grossen und hohen Altarschreinen, welche einen ganzen Cyclus von Bildern umschlossen, zuweilen mehrere Stockwerke bildeten und mit reichem Schnitzwerk baldachinartig überhängt waren. Den Untersatz des Schreins unmittelbar über dem Altare bildete die verkürzte *predella*, gleichfalls bemalt. Die zweiflüglichen Schreine hiessen Diptycha, die dreiflüglichen Triptycha. So wurde in Deutschland meist die alte Mitte von den Seiten überflügelt, in Spanien dagegen breitete sich die Monstranz in der Mitte in colossaler Grösse aus und bildete über den Altären Sonnen von weitestem Umfang, oder Kelche und Thore des Lichts, strahlend von Juwelen.

Indem man das Bild unter einen Baldachin stellte, nahm derselbe den Charakter eines Thrones an, zu dessen Füssen man huldigte und Opfer brachte. Dem entsprechen die Blumengefässe und das Opferbecken auf dem Altare, das Bildchen zum Küssen (*osculatorium*), so wie die zur Schau ausgestellten anderweitigen Opfergaben und die Symbole der Kirchen-

Wie scharf sich nun die Grenzen der genannten Wissenschaften ziehen lassen, so stehen sie doch als zunächst sich berührende Glieder im Gesammtorganismus der Wissenschaften in dem innigsten Zusammenhange, also daß sie sich gegenseitig als Hülfswissenschaft dienen, und daß zu weiterer Entwicklung die Eine von der Anderen geistigen Nahrungsstoff empfängt. So reicht die Geschichte, mit ihrer Schilderung des Werdens im Völkerleben, der Statistik ihren Stoff, damit diese das zu einer bestimmten Zeit Gewordene darstellend zusammenfasse und geistig durchdringe; während die Statistik, die Gesetze der Wirksamkeit der Staatskräfte entwickelnd, auch der Geschichte der ferneren Entwicklung zur Basis und zur Erklärung dient. Namentlich läßt sich voraussehen, daß die weitere Ausbildung der allgemeinen Statistik der Kultur den förderlichsten Einfluß auf die gleichfalls noch so junge Philosophie der Geschichte der Menschheit äußern wird. Wie wenig hatte sich doch noch diese letztere mit den Gesetzen des körperlichen Wachsthums der Völker, mit den Veränderungen in der Organisation der Arbeit und so manchem Anderen befaßt! Erst mußte die Statistik entstehen und als besondere Wissenschaft sich abgliedern, um auf manches Hochwichtige, was früher unbeachtet blieb, aufmerksam zu machen. So viel kommt darauf an, wieder einmal von einem neuen Gesichtspunkte aus in das reiche Menschenleben hineinzuschauen! In einem ähnlichen Verhältnisse stehen Statistik und Geographie, von welchen diese, die räumliche Vertheilung der Staatskräfte beschreibend, der ersteren ihren Stoff darbietet, damit sie das Gleichartige unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten vereinige; während die Statistik, die Staatskräfte in dieser Vereinigung darstellend, der Geographie Veranlassung gibt, daraus das örtlich Besondere herauszugreifen. Endlich wird durch die Lehren der Politik von den Staatszwecken die Statistik darauf angewiesen, die Bedeutung und Wirksamkeit der Staatskräfte mit Rücksicht auf diese Zwecke ins Auge zu fassen. Und wie jeder künftige Zustand an einen frühern sich anschließt, so muß dagegen jede besonnene Politik, in allen ihren besonderen Richtungen auf Gesetzgebung, politische Oekonomie, Finanzen, Polizei, Militärwesen u. s. w. auf die statistische Kentniß vorhandener Zustände sich gründen. *

* Eine besondere Hülfswissenschaft, sowohl der Politik als der Statistik, ist die politische Arithmetik, als der Inbegriff der Regeln,

gewalt, besonders die mit Edelsteinen geschmückte Bischofsmütze. Ferner die dem Altare angehängten Votivbilder.

Dem Begriffe des Thrones entsprechen auch die Altarstufen, auf denen man dem Herrn naht. Hugo de St. Victor verglich sie mit den Tugenden, durch deren Uebung man sich Gott nähere.

Je nach Trauer- und Freudenzeiten werden die Altäre schwarz oder roth bekleidet, während die gemeine Farbe des Altartuchs die weisse ist. In der Buss- und Fastenzeit werden die Altäre zugedeckt, in der Freudenzeit der hohen Feste prangen sie in Purpur, um den Triumph des Himmelskönigs zu bezeichnen. Vollkommen entkleidet, zum Zeichen der tiefsten Trauer, wird der Altar am Gründonnerstagsabend, vorbereitend den Charfreitag. Eben so werden in der Charwoche die Altarlichter nacheinander ausgelöscht. Im Gegensatze gegen diese tiefe Trauer werden aber an Ostern auch neben dem übrigen Glanze und Schmuck des Altars auf demselben noch Fahnen entfaltet, zur Erinnerung der Siegesfahne, die Christus bei seiner Auferstehung trug (Augusti, Denkwürdigkeiten II. 11.). Wo mehrere Altarflügel vorhanden waren, wurden bald diese, bald jene Bilder derselben hervorgekehrt, die heiteren bei frohen, die traurigen bei Trauerfesten. Kunstblatt 1831. Nr. 47. Alte kirchliche Regel war aber, man solle nie einen Altar entblössen, um den andern zu bedecken.

In Bezug auf die äussere Umgebung des Altars gilt vor Allem, dass er orientirt seyn muss, d. h. er muss am Ostende der Kirche stehen, weil alles Licht von Morgen kommt. Das Chor oder Ostende der ältesten christlichen oder byzantinischen Kirche schloss in einem reinen Halbzirkel ab, der eine Nische bildend den Altar einschloss. Die spätere mittelalterliche oder deutsche, sogenannte gothische Baukunst bildete den Chor dreiseitig und lehnte den Altar an die mittlere oder Endseite. Aus drei Seiten wurden, wie die Kirchen sich erweiterten oder die Baukunst zu luxuriren anfing, auch mehr Seiten, z. B. sieben Seiten eines Zehnecks.

Auch rückte der Altar später von der Wand mehr in den Brennpunkt des Chores und stand von allen Seiten ganz frei da, wie in der grossen Peterskirche zu Rom. Desgleichen entstanden neben dem Hauptaltar, d. i. Hoch- oder Fronaltar, im Chor noch mehrere kleinere Altäre in den Nischen der Seitenschiffe, gleichsam Kapellen oder kleine Kirchen in der grossen.

In der griechischen Kirche wird das Altarbild Ikonostasis genannt. Diese ist indess vom Altare selbst getrennt, steht vor demselben und bildet die breite, quer durch die ganze Kirche laufende Wand, welche dem gemeinen Volke den Anblick des Altars entzieht, und den Chor der Kirche von der Gemeinde trennt. Es ist die gleichsam selbständig gewordene Vorderseite des Altars; der Grund ist vergoldet, die Bilder auf demselben sind steif und stereotyp, die Madonna, Christus und die Heiligen als Patrone der betreffenden Kirchen. In den katholischen Kirchen wird der ganze Chor durch ein Gitter vom Schiffe der Kirche getrennt und den Priestern vorbehalten.

Nach *Durandus, rat. offic.* I. 7. ist der Altar ein Bild dessen selbst, der an ihm verehrt wird. Wie Christus menschliche Natur annahm, die von Erde ist, so soll der Altar von Erde aufgeführt werden. Wie Christus getauft wurde mit Wasser und mit Blut, so soll der Altar mit Wasser und Wein gewaschen werden. Wie Christus mit Dornen gekrönt wurde, so soll man den Altar mit Zweigen ausschmücken etc.

Auch im Sakramente des Altars, wenn der Priester Messe liest, wird das Leiden Christi symbolisch dargestellt. Alle Bewegungen und Handlungen des Priesters wiederholen den Gang des Heilands zum Oelberg und auf Golgatha. Vergl. Messe. In den ersten Zeiten des Christenthums stand der Priester hinter dem Altare und kehrte der Gemeinde das Gesicht zu. Später musste er vor dem Altare stehen, das Gesicht nach Osten gewendet, daher der Gemeinde den Rücken kehrend. Von der heiligen Nonna meldet die Legende

(*acta SS.* I. 23.), dass sie dem Altare nie den Rücken gewendet habe.

Früher waren alle christlichen Altäre Asyle, wohin Verbrecher flüchten konnten, ein Gebrauch, der noch früher auch schon in den Heidentempeln eingeführt war. Da, wo Gott weilte, sollte keine irdische Gewalt eindringen dürfen.

Umgestürzte Altäre (der Heiden) sind Attribut des heiligen Alexander und heiligen Victorinus.

Alter.

Gott ist das älteste Wesen und hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, folglich ist die Kunst berechtigt, ihn als Menschen und zwar als ehrwürdigen Greis darzustellen. Doch steht das Menschliche auch in seiner edelsten Erscheinung immer noch zu tief und bleibt zu eng, um die Macht und Fülle der Gottheit auszudrücken.

Alt ist das Judenthum im Vergleich mit dem Christenthum. Daher der alte Simeon und die alte Anna, die im zarten Christkind dessen Mission ahneten, in ihrem hohen Alter einen eben solchen Contrast zu seiner Kindheit bilden, wie die heiligen drei Könige in ihrer tiefen Weisheit und in ihrem Reichthum zu dem armen Kinde in der Krippe neben Ochs und Esel. Sinnig hat die Kirche das Evangelium von Simeon und Anna (Lukas 2, 33.) an den letzten Sonntag des Jahres vertheilt, gleichsam an das höchste Greisenalter des Jahres. Derselben Symbolik entspricht die Zusammenstellung der „unschuldigen Kindlein“ am 3. Januar mit dem uralten Methusalem am 4. im Kalender.

Amazonen,

kriegerische Frauen. Als solche erscheinen auf allegorischen Bildern öfter die christlichen Tugenden im Kampfe mit den gleichfalls amazonenhaft streitenden Lastern. So in der Strassburger Handschrift des Herrad von Landsberg. Die Tugenden

haben hier durchgehends Schwerter, die Laster Lanzen. Schon im 4ten Jahrhundert schrieb Aurelius Prudentius eine Psychomachia, worin der Kampf der jungfräulichen Tugenden mit den Lastern völlig als Amazonenschlacht geschildert wird.

Die Jungfrau Maria selbst erscheint als Schutzpatronin zuweilen bewaffnet und sogar zu Ross, z. B. in einer Schlacht gegen die Sarazenen in Sicilien. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 512.

Montevilla's fabelhafte Reisen enthalten eine merkwürdige Notiz über das Land Amason (Amazonien) hinter Chaldäa. Als die Männer dieses Landes in einem auswärtigen Kriege unterlegen waren, stellte sich die Königin an die Spitze der Weiber, liess die noch übrigen Männer vollends todtschlagen und führte einen reinen Frauenstaat ein, der sich durch Heldenthaten und Eroberungen sehr berühmt machte. Diese Königin wird regieren bis an's Ende der Welt und die erste seyn, die, wenn der Antichrist kommt, dessen Predigten hören und für ihn streiten wird. Die leibhaftige *femme libre*, die das Antichristenthum in Frankreich suchte.

Ambos,

Attribut des heiligen Ritters Adrian, dem unter Kaiser Maximian die Hand auf einem Ambos abgehauen wurde (8. Sept.).

Ameise,

Sinnbild des Fleisses. Sprüche Salom. 6, 6. 30, 25. Geyler von Kaisersberg schrieb ein Buch von der Emeis, worin er die Schwäche, Demuth, Dienstfertigkeit, Rührigkeit und Einigkeit der Ameisen mit den Tugenden der Christen vergleicht. Geistvoll ist besonders S. 61 der Gedanke: Bist du kein Falke, um zum Himmel zu fliegen, so wandle doch langsam deinen Weg dahin, wie die Ameise. Auch der berühmte *Formicarius* des Joh. Nider enthält eine Ameisenmoral als Muster für die menschliche. Der altdeutsche

Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I. 21. vergleicht die fünf klugen Jungfrauen, im Gegensatze gegen die fünf thörichten, mit Ameisen. Als der heilige Auxibius einmal als junger Schüler unter einem Baume schlief, setzten sich Ameisen im Kranz um sein Haupt, vorbildend nicht blos die Tonsur, sondern auch den Eifer und die tiefe Weisheit des künftigen Heiligen. *Acta SS.* 19. Februar.

Eine Sure des Koran führt den Titel: „Die Ameise.“ Unter andern wird im Koran Gottes Allmacht anschaulich gemacht an der Ameise, die Gott auch dann noch sieht, wenn sie, die selbst schwarze, auf einem schwarzen Steine in der schwärzesten Nacht sitzt. König Salomon hat viel mit den Ameisen zu thun. Sie halfen ihm nach muhamedanischer Legende die Stadt Tadmor bauen. Asiat. Rosengebüsch I. 189. Als Muster eines wohlgeordneten Staates erscheint der Ameisenstaat in Weils biblischen Legenden der Muhamedaner S. 238. Hier sind die Ameisen alle so gross wie Wölfe und haben eine Königin, welche Salomon auf einer seiner Reisen antrifft, und die ihn durch ihre grosse Bescheidenheit bei trefflicher Regierung so sehr beschämt, dass er erkennt, sein eigenes Reich sey weniger gut bestellt, wie das der Ameisen, obgleich er als der weiseste aller Könige gilt.

Ein merkwürdiges, bisher noch nie beachtetes Sinnbild ist der Ameisenlöwe, nicht das bekannte Thierchen dieses Namens, sondern der rein symbolische Myrmikoleon, dessen der *physiologus Syrus, ed. Tychsen* 12. gedenkt. Das ist ein vom Löwen mit der Ameise erzeugtes Thier, vorn Löwe, hinten Ameise. Der Löwe bedeutet die höchste Kraft der Sonne im Sommer (im Zeichen des Löwen), die Ameise dagegen wegen ihrer Farbe die Nacht und wegen ihrer unterirdischen Arbeit den Winter. Die wunderliche Composition des Ameisenlöwen scheint nun die Zeit zu bedeuten, in welcher sich Sommer und Winter unmittelbar berühren, d. h. die Tag- und Nachtgleiche im Herbste. Die Ameisen erscheinen auch bei Plinius, Naturg. XI. 30. und Joh. Lydus, *de mens. ed. Röther* 102. als Dienerinnen der Mond- und

Nachtgöttin, indem sie während des Neumonds feiern und nicht arbeiten. Wenn nach Porphyrius, *de antro nymph.* 16 flgd. und Macrobius, *somn. Scip.* I. 12. alle Geburt der Dinge durch Sündenfall und Herabsinken aus dem Himmel in der Sommersonnwende und umgekehrt alle Wiedergeburt und Rückkehr zum Himmel in der Wintersonnwende erfolgte, so scheinen die Ameisen Sinnbilder der zur irdischen Arbeit und Plage verurtheilten, dagegen die Bienen Sinnbilder der zum Himmel heimkehrenden Seelen gewesen zu seyn, jene zur Nacht des Winters tendirend, diese zum Lichte des Frühlings. — Ich gehe auf diese ältere heidnische Symbolik hier nur deshalb ein, weil sie sich in einer christlichen erhalten hat. Zu Bologna steht eine Kirche auf dem *monte delle formiche* (Ameisenberge). Jährlich am 8. September, als am Geburtstage der Madonna, sollen sich auf dem Altare derselben eine Menge geflügelter Ameisen einfinden und todt darauf liegen bleiben. Sie werden von den Mönchen als ein Mittel gegen den Hautwurm (das Ameisenübel, *male di formica*) verkauft. Keysslers Reise S. 964. An demselben Tage, aber nur alle sieben Jahre, versammeln sich die Ameisen in der Bergkirche Unserer Lieben Frau zu Worresch in Krain. Hormayr, Taschenb. 1834, S. 263. Kaltenbäk, Mariensagen S. 234. Jährlich zu Igg in Krain. Valvasor, Ehre des Erzh. Krain. II. 751. Da nun der Tag Mariä Geburt dem Herbstäquinoctium sehr nahe fällt, so scheint dieses Fest eine ältere heidnische Feier verdrängt und im christlichen Sinn veredelt zu haben, eine Feier, in welcher es sich von dem Hinabsteigen des sommerlichen Lichtreichs und vom Aufsteigen des winterlichen Nachtreichs handelte. Die Jungfrau Maria musste als ein Nacht- und Winterwesen gedacht werden, sofern ihr Sohn Christus mit der in der Wintermitte gebornen Sonne verglichen werden sollte. — Die Erscheinung der Ameisen an Mariä Geburt könnte auch noch eine andere Beziehung zulassen, wenn man erwägt, dass nach einer sehr alten indischen Vorstellungsweise die Ameise unter allen erschaffenen Thieren das letzte gewesen

seyn soll. Oupnekhart I. 121. Görres, asiat. Mythengeschichte I. 91.

Amethyst.

Wie der poetische Sinn des frommen Mittelalters nicht leicht etwas Schönes in der Natur beachtete, ohne es auf Unsere Liebe Frau zu beziehen, so wurde auch der prächtige Amethyst in einem eigenen Gedichte von Conrad von Megenberg als *Lapis praegnans* auf sie bezogen; das Gedicht ist aber verloren. Mone, Anzeiger VIII. 283. Im Titurel III. 23. heisst es, die Violfarbe dieses Steins heile vom Siechthum. Im altdeutschen Museum II. 71. wird ein alter Aberglaube erwähnt, wonach der Stein von Frauen am Ringe getragen wurde, weil ihm die Gabe innewohnen sollte, ihnen der Männer Liebe zu erhalten. Man bezog der Farbe wegen wohl Manches auf den Stein, was ursprünglich vom Veilchen galt. — Der heilige Isidorus verglich den Amethyst mit der heiligen Dreieinigkeit, weil er dreierlei Farben in sich vereine, die des Purpurs (Gott der Vater als König und Herr der Welt), des Veilchens (Gott der Sohn in seiner demüthigen Herablassung zum Menschen) und der Rose (der heilige Geist als der Geist der Liebe). *Picinelli, mundus symb.* p. 684.

Amor.

Die ersten Christen in Rom benützten häufig altbekannte heidnische Gestalten, um sie auf eine durchaus unschuldige und naive Art in einem neuen und rein christlichen Sinne zu brauchen. So auch den kleinen Liebesgott. Altchristliche Bildwerke, auf denen er sich findet, s. bei *d'Agincourt, sculpt. tab.* IX. *fig.* 1. 2. 5. Erst später sah man das Unziemliche solcher christlicher Nutzanwendungen heidnischer Bilder ein. Daher auf einem Bilde der altgriechischen Kirche Amor als Jüngling mit verbundenen Augen mit dem Pfeile gegen einen Mönch zielt und auf einem Drachen stehend durch die Beischrift ausdrücklich als leidenschaftliche Gier,

mithin wie die andern Gestalten, die den Mönch quälen und versuchen, als böser Dämon aufgefasst wird. *Didron, manuel* p. 402. Auch der lat. Dichter Ausonius hat, indem er seinen „gekreuzigten Amor" dichtete, das Dämonische, Schädliche, Teuflische in ihm hervorgehoben (wofür er ihn eben an's Kreuz schlagen lässt), und die christliche Vorstellungsweise dürfte dabei wohl nicht ohne Einfluss auf ihn geblieben seyn. Giotto malte zu Assisi den Amor mit Bocksfüssen, wie er von der Busse weggegeisselt wird. Auf einem Bilde im vormaligen Mainzer Schloss Gaibach wurde Amor vom Teufel geholt. Blainville, Reise I. 197. Caravaggio malte die irdische und himmlische Liebe, beide als Eroten, den einen mit Geierflügeln, dämonisch wild, frech und alle Symbole der Macht, der Ehre, Kunst und Wissenschaft mit Füssen tretend, den andern mit Flammenschwert und Adlerflügeln. Kugler, Berliner Kunstkammer I. 137.

Zur Zeit der Renaissance kam mit vielem andern Heidnischen auch Amor wieder in die Kirche. Italienische Maler fingen an, in ihre Engel die kokette Schalkhaftigkeit des heidnischen Amors zu legen, worin französische Maler noch weiter gingen. Auf vielen Bildern der heiligen Theresia liegt die schöne Heilige in einer Ohnmacht des Entzückens da, während ein Engel lächelnd mit dem Pfeile nach ihr zielt, ein völlig heidnischer Amor. Auch das Christkind wurde nicht selten wie ein Amor aufgefasst.

Ernster und reiner erscheint die Vergleichung des Heilands mit Amor im Verhältniss zur Psyche. Schon der Heide Apulejus fasste die Psyche als menschliche Seele auf, die durch die Liebe (Amor) geläutert und nach harten Prüfungen belohnt wird. Das liess sich unbedenklich auf das Verhältniss der Seele zu Christus anwenden. Daher man die mit Schmetterlingsflügeln geschmückte Psyche neben Amor auch schon auf altchristlichen Sarkophagen findet, z. B. im Museum des Lateran in Rom (Kunstblatt 1844. S. 330.) und in der Peterskirche. Bunsen, Beschr. Roms II. 1. 192. Vgl. Piper, Myth. I. 214 f. Amor und Psyche küssen sich auf

einem christlichen Sarkophag bei *d'Agincourt sculpt.* IV. 3. — Auch in einem Auto des Calderon ist Christus Amor, die menschliche Seele Psyche. Das ganze Mährchen des Apulejus wird hier allegorisch genommen. Der Psyche ältere Schwestern sind Heidenthum und Judenthum, ihr Vater ist die Welt. Durch diesen und der Schwester Kind wird sie verstossen. Amor-Christus findet sie unsichtbar. Aber aus böser Neugier will sie nicht allein an ihn glauben, sondern ihn auch schauen, und fällt dadurch in die Sünde, die sie schwer büsst, bis ihre Reue und die ewige Liebe sie erlösen. Calderons geistl. Schausp. von Eichendorff II. 201. Ein ähnliches Auto schrieb auch Valdivieso. v. Schack, dramat. Lit. d. Span. II. 499. Sehr poetisch behandeln denselben Gegenstand *Herm. Hugonis pia desideria, Antv.* 1624. Als hier Psyche mit der Lampe den Geliebten sucht, findet sie ihn nicht, denn er liegt an einer andern Stelle — auf dem Kreuze (p. 209.). Diesen Gedanken wiederholt ein Lied des alten Rudolstädter Gesangbuchs. Vgl. Kunstbl. 1822. S. 415. Das Werk des Hugo (eines Jesuiten) ist in lateinischen Distichen geschrieben und voll zarter Gedanken. Eben so die *Amorum emblemata* des Otto Vaenius.

Amsel,

singt in den Gebüschen mit tiefen angenehmen Tönen und lebt immer einsam. Daher ihr lateinischer Name *merula* von *mera,* die Einsame (hebräisch *chamsa*, die Verborgene), womit auch wohl der deutsche Name zusammenstimmt. Wegen ihrer Trauerfarbe und wegen ihres einsamen Waldlebens verglich man sie mit den frommen Einsiedlern oder dachte sie in Verbindung mit denselben. Daher die Legende vom heiligen Keiwing, welchem, als er gleich indischen Büssern die Hände unaufhörlich zum Gebete emporhielt, ohne sie sinken zu lassen, eine Amsel ihre Eier in die Hände legte und darauf brütete. *Giraldi, topogr. Hiberniae c.* 28. Daher auch das schöne Gleichniss in Albertini, Weltschauplatz 1617.

S. 493: Wie die Amseln in der Waldeinsamkeit lieblich singen und Gott loben, wenn sie aber von den Menschen eingefangen und üppig gefüttert werden, die schlechten Melodien erlernen, welche ihnen diese vorpfeifen, also verdirbt auch der Fromme, der in Einsamkeit Gott gedient hat, wenn er den Verlockungen der Weltkinder unterliegt.

In einem sogenannten Albertus Magnus, Nürnberg 1755. S. 186, heisst es: Wenn man Federn aus dem rechten Flügel einer Amsel mit einem noch ungebrauchten rothen Faden umbindet, so kann Niemand im Hause schlafen, und wenn man ein Amselherz unter den Kopf eines Schlafenden legt, so muss er Alles beichten, was er weiss. Sollte hier wieder an eine Beziehung der Amsel auf die Geistlichen, als die Beichtväter, gedacht werden müssen?

Mit diesen Beziehungen der Amsel auf den geistlichen Stand (wobei man zunächst wohl an ihre schwarze Farbe dachte) hängt auch ein Elsässer Volksliedchen zusammen (in Stöbers Volksbüchlein S. 28.). Wenn ein Kind irgendwo herabspringen will, spricht es:

Do steh i uff der Kanzel
Unn breddi wie e-a- Amsel:
Do kummt e Bue
Unn nimmt merr d'Schuch,
Do kummt e Maidel
Unn nimmt merr d'Kabb,
Do fall i vun der Kanzel erab.

Die Goldamsel (Pirole) heisst Petervogel (französisch *pierrot*), weil er immer Peter ruft. Auch soll er von der Luft leben. Conrad von Megenberg, Buch der Natur s. v.

St. Andreas,

der zuerst berufene Apostel, vorher schon ein Schüler Johannes des Täufers. Doch stehen ihm im Range Petrus und Paulus voran. Er wird bei *Durandus, rat. offic.* VII. 38. geschildert: *Niger colore, barba prolixa, staturae mediocris.*

Auch der Begriff jeder besondern Wissenschaft hat eine besondere Geschichte seiner Entwicklung, und gewöhnlich muß erst längere Zeit verflossen seyn, ehe man sich des vollen Umfangs und der ganzen Bedeutung der einzelnen Doctrinen, so wie ihrer unterscheidenden Merkmale, deutlicher bewußt wird. Die Statistik insbesondere, welche die Resultate der Kulturgeschichte für einen bestimmten Zeitpunkt schildert, indem sie geistig festhält, was im Wechsel des Völkerlebens geblieben und was bleibend ist, gehört zu den Erfahrungswissenschaften im engeren und eigentlichen Sinn. Darum hat auch ihre Bildungsgeschichte, so wie die statistische Literatur, ihren besonderen Charakter stets von den eigenthümlich vorherrschenden Richtungen und Bestrebungen der verschiedenen Zeiten empfangen müssen.

In Griechenland war noch die Stadt der Staat, und jedem freien Bürger lag im engen Rahmen ein deutlich anschauliches Bild der Staatskräfte vor Augen. Weil also das Bedürfniß, das ja auch der Erzeuger der Wissenschaften ist, weniger dringend war, mochte schon darum eine Statistik, als besondere Wissenschaft, keine Ausbildung erhalten, und so finden wir denn bei den griechischen Schriftstellern nur zerstreute und gelegentliche statistische Andeutungen und Notizen. Aehnlich war es im römischen Reiche. Wie weit die römische Herrschaft sich ausdehnte, so blieb doch die Hauptstadt, später die beiden Hauptstädte, in weit höherem Grade der Hauptsitz der Macht, als selbst in denjenigen neuern Staaten der Fall ist, wo die Centralisation der Gewalt auf die höchste Spitze getrieben wurde Auch die allgemeinen Kulturverhältnisse mußten eine genauere Kenntnißnahme von dem Zustande der Staatskräfte erschweren, da vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Literatur und der geistige Verkehr nur geringeren Umfang gewinnen konnten, und da gerade die Statistik nur durch vielseitige Beobachtungen und Erfahrungen, und durch geistiges Zusammenwirken Mehrerer gefördert werden mag. Endlich kam hierzu die einseitig

---

wonach aus ausgemachten, in Zahlen ausdrückbaren Verhältnissen des öffentlichen Lebens, andere und noch unbekannte Verhältnisse durch Berechnung ermittelt werden. Sie dient der Politik immer nur als Wahrscheinlichkeitsrechnung, der Statistik aber auch zur Bemessung der Wirksamkeit der Staatskräfte. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen.

Den Martyrertod erlitt er durch Kreuzigung an einem schief gestellten, nach ihm Andreaskreuz genannten Holze X, welches daher sein Attribut ist. Auch wird er oft gemalt, wie er vor diesem Kreuze anbetend kniet, weil er nach der Legende sich freute, auf gleiche Art wie der Heiland zu sterben. Abdias, Apostelgesch. III. 40. 41. — Nach der *legenda aurea* 2. umgab den Heiligen vor dem Tode ein himmlischer Glanz, der erst mit seinem Leben abnahm und verschwand.

Mit dem Andreastage (30. November) beginnt die Adventzeit, der die Osterzeit gegenübersteht, beide ein Halbjahr des Kirchenjahres beginnend. Wenn nun in der ersten Jahreshälfte Alles vorbereitet wird, das Kreuz aufzurichten, das in der andern fest gegründet steht, so konnte das schiefe Kreuz des Apostels das Werdende bedeuten, wie das gerade das Seyn. Am Schlusse des Kirchenjahres ist das Evangelium des 27. Sonntags nach Trinitatis in der lutherischen Kirche die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen, die in der hereinbrechenden Winternacht mit ihren Lampen gehen und auf den (im ersten Advent verkündeten) Bräutigam harren sollen. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 383. Dadurch wird erklärt, warum der heilige Andreas im Volksglauben der alten Jungfern Patron geworden ist, die ihn am Abend seines Kalendertages um einen Mann bitten. Da in seinem Namen der Begriff des Mannes (ἀνήρ) liegt, und wahrscheinlich in dieselbe Zeit des Winteranfangs vielerlei heidnischer Aberglaube fiel, so lässt sich begreifen, wie die sinnige Beziehung des Heiligen auf die zehn Jungfrauen des Evangeliums eine so weltliche und gemeine Anwendung finden konnte. In der Legende wird nur zart darauf angespielt. Die heilige Therese nämlich, die einst, als Gattin des Franz Velasquez, den heiligen Andreas dringend um Kinder angefleht hatte, aber von ihm auf ein Feld mit schneeweissen Blumen gewiesen ward, Sinnbilder der Nonnen oder geistlichen Töchter, die sie haben sollte, erbaute sofort das berühmte Nonnenkloster Alba de Tormes. Silbert, Legenden II. 233.

Die Stadt Andreasberg im Harz hat ihren Namen von der andreaskreuzförmigen Cristallisation der dort gebrochenen Erze. Diese Form entspricht auch dem sechseckigen Sterne der Schneeflocken, wobei zu erwägen ist, dass mit dem Andreastage die Schneezeit beginnt, nach dem Bauernspruch: André bringt Schnee.

Angel.

Wenn in der christlichen Symbolik unter Fischen Seelen verstanden werden, so lässt man sie doch gewöhnlich nicht angeln, sondern im Netze fangen. Daher Petri Fischzug auf Bekehrung gedeutet wird, der Papst den Fischerring trägt, Christus selbst von Menschenfischerei spricht. Nur selten wird auch die Angel in dieser Symbolik angewendet. So in dem Traume eines Bischofs im *spec. exempl. purgat.* 8. Geyler von Kaisersberg, Brösamlein II. 77. Silbert, Legenden I. 323. Derselbe sieht, wie ein Knabe angelt und ein schönes Frauenbild aus dem Wasser emporzieht. In derselben Woche noch sieht er wachend denselben Knaben wieder, auf dem Grabe seiner Mutter betend, und erkennt, dass die schöne Frau im Traumbilde die gerettete Seele dieser Mutter gewesen sey. — Lukas der Jüngere, ein heiliger Hirt des 10ten Jahrhunderts, wurde auf seinem einsamen Berge vom Teufel durch schöne Weiber versucht. Da kam einst, als er schlief, ein Engel, senkte eine Angel in seinen Mund hinab und zog mittelst derselben den bösen Lusttrieb aus seinen Eingeweiden für immer heraus. *Acta SS.* 7. Februar. In der berühmten Handschrift des Herrad von Landsberg zu Strassburg kommt ein Bild vor, auf welchem Christus am Kreuze als Angel von Gott dem Vater in den Rachen Leviathans geworfen wird. Herrad, herausg. von Engelhardt S. 35. *Didron, icon.* 357. Auf christlichen Denkmalen ist ein Angler immer Symbol des Heilands. Beschreibung von Rom II. 367.

Anker,

Sinnbild der Hoffnung. Hebräerbrief 6, 19. *Chrysostomus, homil.* 20. *ad populum.* Um so mehr, als das Schiff, welches der Anker in den Stürmen fest hält, überhaupt ein Sinnbild der Kirche ist. Der Griff des Ankers wird als Kreuz geformt. Auf dem Titelkupfer zu Laurentii „mirantisches Flötlein" hängt Christus am Anker, statt am Kreuze. Auch der heilige Placidus wurde an einem Anker gekreuzigt; der heilige Clemens, erster Bischof von Rom, mit einem Anker am Halse in's Meer versenkt. An dem Jahrestage soll jährlich das Meer von der Stelle, wo er ertrank, weichen und das Volk auf dem trocknen Meeresboden die Andacht feiern. Ein Kind, das einmal dort zurückblieb, wurde am nächsten Jahrestage lebend wiedergefunden. — Anker, als Sinnbild der Hoffnung im Tode, kommen auf christlichen Gräbern in den römischen Katakomben häufig vor. Münter, christl. Sinnbilder I. 28. Ein Anker hängt vom Kreuze herab bei *Aringhi, Roma sult.* I. 381. Fische neben dem Anker bei *Bottari, Roma sotter.* III. 18. — Weil der heilige Nicolaus Patron der Schiffe ist, hat er den Anker zum Attribut. Eben so Unsere Liebe Frau von der Hoffnung zu Valence an der Rhone.

St. Anna,

Mutter der heiligen Jungfrau Maria. In der heiligen Schrift ist weder sie noch ihr Gatte Joachim genannt; ihre Namen erwähnt zuerst Epiphanius, und die Legende hat ihr Leben poetisch ausgeschmückt. Im apokryphischen Vorevangelium Jakobi heisst es, sie habe ihr gebenedeites Kind auf wunderbare Weise durch einen Kuss empfangen, den ihr Joachim gab, als sie beide im Gebete vor der goldnen Pforte von Jerusalem einander gegenüber knieten. So ist das heilige Elternpaar der Jungfrau oft in Kirchen gemalt worden. Pedro de Xaxis malte sie so im Kreuzgange von S. Geronimo in

Granada, lässt aber zugleich aus beider Brust Zweige sprossen, die sich oben in eine Lilie vereinigen (Sinnbild der heiligen Jungfrau). Cook, Skizzen S. 468. Auf einem Stich von Salimbene blicken beide durch Rosenzweige in den Himmel, wo die heilige Jungfrau thront. Zu Annaberg im Erzgebirge wachsen beide aus Blumenkelchen hervor, und über ihnen schweben Maria und Joseph, die das Christkind anbeten.

Anna wird auf Kirchenbildern immer mit grünem Mantel gemalt, weil sie die Hoffnung der Welt in sich trug, und Grün die Farbe der Hoffnung ist. Ihr Unterkleid ist roth, als Farbe der Liebe. In der Bretagne ist Anna deshalb auch Patronin des grünen Grases, und die Landleute bitten sie um eine reiche Heuärndte. Ausland 1840. S. 283.

Anna ist auch Patronin der Geburten. In dieser Eigenschaft wird sie sehr oft in Kirchen dargestellt, wie sie Marien auf dem Schoosse oder auf den Armen trägt, die dann wieder das Christkind trägt. Eine solche Gruppe heisst italienisch *Mettertia*, altdeutsch Selbdritt. Eine zu Würzburg wurde von Frauen in Kindesnöthen angerufen. Blainville, Reise I. 179. Ein Stich von Niklas Mair vom Jahre 1499 stellt dieselbe Gruppe dar, und unten steht: „Bild d. Ann Selb Trit.“ Fiorillo, Gesch. d. Künste in Deutschland I. 210. Waagen, Deutschland I. 35. 233. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 177. Viele Beispiele sind bei Heinecken, neue Nachrichten von Künstlern I. 316. nachzusehen.

Anna ist endlich Patronin der Bergwerke. Ueberall in erzreichen, namentlich aber silberreichen Gebirgen findet man St. Annenkirchen und Kapellen, oder sind ganze Städte nach ihr benannt, z. B. Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Maria wird mit dem Mond und dem Silber, Christus mit der Sonne und dem Golde verglichen. Anna ist demnach gleichsam Mutter des Silbers, d. h. das Silberbergwerk selbst.

Eine Tradition lässt die heilige Anna nach Joachims Tode noch zwei Männer heirathen, und macht sie zur Mutter der sogenannten drei Marien. Die erste, Joachims Tochter,

ist die Jungfrau Maria; die zweite, des Kleophas Tochter, ist Mutter der Apostel Simon und Juda, Jacobus *minor* und Barnabas; die dritte, des Saloman Tochter, Mutter des Jacobus *major* und des Evangelisten Johannes. *Durandi, rat. off.* VII. 10. *Molani, hist. imag.* 319. Die Symbolik dieser drei Männer und noch manches Andere in den Legenden und Bergmannssagen von der heiligen Anna scheint aus heidnischen Erinnerungen entlehnt zu seyn, wovon ich in einem Werke über deutsche Sagen handeln werde.

Zum Hohne haben die Spötter des 18ten Jahrhunderts die heilige Anna die Grossmutter Gottes genannt (Nicolai, Reise, Beilage zum 7. Bande). Dagegen bewährt sich ihr grossmütterlicher Charakter angemessen in der Legende, in welcher sie betrübten Wittwen Trost bringt. Auch rühmt die Legende von ihr, dass sie nach dem bethlehemitischen Kindermord die kleinen Leichen betrauert und beerdigt habe.

Antichrist,

oder Widerchrist, der falsche Prophet, der sich in den letzten Zeiten gegen Christum erheben und sich für den wahren Gott ausgeben wird, um zum Letztenmale und mit dem fruchtbarsten Erfolge die Völker zu verführen. In der Offenbarung Johannis 11, 7 f. ist er als das Thier aus dem Abgrund bezeichnet; 19, 20. 20, 10. begleitet ihn der falsche Prophet, der zur Anbetung des Thieres verführt. Im 2. Briefe an die Thessalonier 2, 4. gibt er sich selber für Gott aus. Vgl. auch Matth. 24, 5. 1. Joh. 2, 18. 4, 3. 2. Joh. 7.

Sein eigentliches Vorbild ist Lucifer. Wie dieser erstgeschaffene, aber gefallene Engel Gott dem Vater, so steht der Antichrist Gott dem Sohne gegenüber, jener als Pseudo-Gott, dieser als Pseudo-Messias; jener am Anfang, dieser am Ausgang der Dinge. Nach der Offenb. Joh. 11, 7 f. werden zwei Zeugen von ihm überwunden, die nicht genannt sind, unter denen die Ausleger aber Elias und Henoch verstehen. Darin liegt viel Sinn; denn diese beiden waren es,

die lebendig zum Himmel fuhren, eine Auszeichnung, die für Menschen zu hoch gegriffen erscheint und einen Ersatz erfordert in dem letzten Kampf und Leiden unter der Gewalt des Antichrist. Zuletzt wird er nach der Offenb. Joh. 20, 2. von einem Engel (Michael) tausend Jahre lang gebunden und nach 20, 10. in das ewige Feuer geworfen. Er ist also wohl mit Lucifer dem Wesen nach identisch. Es ist dieselbe Hoffahrt und Lügenhaftigkeit des Teufels, die sich im Antichrist dem Sohne, wie in Lucifer dem Vater entgegensetzt.

Der Begriff liegt so tief im Christenthum, dass man nicht zur Vorstellung eines jüdischen Antimessias zu greifen braucht. Auch Bileam, als Widersacher des Moses, ist nur ein dunkles Vorbild des Antichrist, wenn gleich man vielen Scharfsinn aufgewendet hat, die Zahl des Thieres (666) nach der Offenb. Joh. 13, 18. auf ihn zu deuten. Vgl. Züllich, Offenb. Joh. II. 247. Der talmudistischen Fabel vom Armillus lässt sich ein gewisser Tiefsinn nicht absprechen. In den letzten Zeiten, heisst es, wird zu Rom eine weibliche Statue von weissem Marmor stehen, so schön, dass alle Bösen sich in sie verlieben und Buhlerei an ihr versuchen werden. (Ihr Name soll Armillas seyn.) Da wird sie schwanger werden und einen gewaltigen Sohn gebären, genannt Armillus, ein Ungeheuer, zwölf Ellen lang und zwölf breit, mit goldenem Haar und feuerrothen Augen (das eine klein, das andere gross), ein Ohr verstopft, um es denen darzubieten, die Gutes reden, das andere offen, um es darzureichen, wenn Böses geredet wird; sein Leib mit doppelter Wirbelsäule, seine Arme so lang, dass sie bis auf die Füsse reichen (nach Andern soll ein Arm kurz, der andere lang seyn); die Fusssohlen aber grün. Dieses Ungeheuer wird alle Welt verführen und verlocken, das Reich der Bösen befestigen und den Messias bekämpfen; aber zuletzt wird Gott Schwefel vom Himmel regnen lassen und ihn mit all seinen Schaaren zu Asche verbrennen. Eisenmenger, entdecktes Judenthum II. 705 f. Vgl. Gfrörer, Kirchengesch. I. 145. Die gewaltige Marmorstatue scheint mir ein Sinnbild des verführerischen Sinnen-

zaubers zu seyn, den das antike Heidenthum über die Welt ausübte und seit der Wiederaufnahme classischer Studien auf's Neue ausübt, als der alt- wie neutestamentalischen Gottesfurcht gefährlichster Feind.

Ueber die Auffassung des Antichrist im Mittelalter vgl. Grässe, Literärgeschichte II. 1. 149 f. und Grimm, deutsche Mythol. 771. Wenn die Deutschen ihren altheidnischen Surtur, der am Ende der Zeiten mit dem feurigen Heere vom Himmel kommen soll, auf den Antichrist bezogen haben, so ist dies nur insofern möglich gewesen, als die Neubekehrten auch in dem guten Wesen des Heidenthums etwas Teuflisches sahen; denn ursprünglich im Heidenthum selbst hatte Surtur nur das Amt eines himmlischen Rächers, und gleicht vielmehr dem Engel Michael, als dem Widerchrist. — In dem altdeutschen Gedicht bei Haupt, Zeitschr. VI. 372. wird der Antichrist vom Feinde (Teufel) mit einem Weibe übernatürlich gezeugt zu Babylon, im Centro der widerchristlichen Welt, geboren wie Christus zu Bethlehem, gibt sich dann selbst für Christus aus und wird von den Juden für ihren längst erwarteten Messias gehalten etc. Nach dem altdeutschen Renner 5100 wird der Antichrist alle Schätze heben, die bisher unbekannt in der Erde verborgen waren, und damit seine Getreuen bezahlen.

In dem altfranzösischen Gedicht des *Huon de Meri* aus dem 13ten Jahrhundert: *Le tournoiement* (Turnier) *de l'Antichriste* (vgl. *hist. lit. de la France* XVIII. 801.) erscheint der Antichrist als ein mächtiger Fürst, der in seinem Heeresgefolge nicht nur alle heidnischen Götter, sondern auch alle personificirten Laster hat. Auf der andern Seite streitet Christus, dem alle Tugenden die Heeresfolge leisten. Aber der Kampf ist schwierig; der Antichrist erringt bedeutende Vortheile; namentlich unterliegt *la virginité*, die für Christum streitende Amazone, dem Angriffe der Venus und des Amor. Doch zuletzt legt sich Gott selbst in's Mittel und lässt den Antichrist durch den Erzengel Michael fesseln. Das ist das alte Vorbild zu Parnys berüchtigter *Guerre des dieux*.

Die Muhamedaner nennen den Antichrist Dedschal. Vgl. v. Hammer, Rosenöl I. 305. Er soll in Chorasan aufstehen, nur vierzig Tage regieren, aber in dieser kurzen Zeit die ganze Welt verheeren, ausser Mekka und Medina. Dazu werden ihm zwei Flüsse dienen, einer von Feuer und einer von Wasser, die aber, seinem Lügengeist gemäss, das Gegentheil von dem scheinen, was sie sind, nämlich das Feuer Wasser und das Wasser Feuer. Christus wird ihn im Zweikampfe erlegen.

St. Antonius der Grosse,

ägyptischer Einsiedler im Anfange des 4ten Jahrhunderts, der zweite nächst dem heiligen Paulus und ein Hauptstifter des Einsiedler- und Klosterlebens. Nach der Legende des Hermann von Fritslar (deutsche Mystiker von Pfeiffer I. 60.) war er von königlichem Geschlecht; als er aber einmal in der Bibel las: „Willst du vollkommen werden, so verkaufe Alles und gib es den Armen," folgte er diesem Rath und ging nackt in die Wüste. Er ist besonders berühmt geworden durch die Anfechtungen, die er von dem Teufel erfuhr. Sie sind mit reicher Phantasie ausgemalt in seiner Legende in den *Actis SS.* unterm 17. Januar. Da kommen die Teufel zu ihm in allen möglichen Gestalten, als Thiere, Ungeheuer, Frazzen, zu Fuss und zu Ross und zu Wagen, erfüllen weit umher die Luft, schreien in allen erdenklichen Misstönen und verbreiten greulichen Gestank. Ihr Hauptzweck ist, bald ihn nur zu necken und zu verhöhnen, bald ihn durch Truggestalten, namentlich köstliche Mahlzeiten und schöne Weiber, zu verlocken. Da er aber standhaft bleibt und im Gebet und Psalmiren verharrt, äffen sie ihn nach, ein tausendstimmiges Echo wiederholt höhnend seine Gesänge. Bald nisten sie sich wie das kleinste Ungeziefer bei ihm ein, bald schrecken sie ihn durch ungeheure Grösse. Ein Teufel wächst bis an den Himmel empor. Seit einigen Jahrhunderten haben die Maler diese Versuchungen des heiligen Antonius oft dargestellt; aber sie lassen meist darin das Komische vorherrschen

und gefallen sich nur in der Erfindung toller Frazzen. Die Legende selbst ist reicher.

Ganz eigenthümlich fasste der Maler Brune die Versuchung auf (Kunstausstellung in Paris von 1834. Kunstbl. 1834. S. 211.). Statt der hässlichen Teufel drängt sich hier nur eine überaus fröhliche Gesellschaft in die Zelle des Heiligen, und Alles lächelt ihn mit zauberischer, ganz unbefangener Naturlust an. Ein schelmischer Knabe bietet ihm mit vollen Händen Gold, ein Zitherspieler und eine muthwillige Bachantin locken ihn zum Tanz, ein in trunkener Seligkeit lächelnder Jüngling bietet ihm den vollen Becher; ein wahrer Engel endlich von Mädchenunschuld und Mädchennaivetät schmiegt sich an ihn und enthüllt ihm den höchsten Zauber der Natur, ohne dass irgend etwas Dämonisches, Arglistiges hindurchblickt, überall nur das Verführerische allein ohne das Böse.

In der Symbolik dieser Legende liegt ein tiefer Ernst, und es gehört die ganze moderne Verweltlichung dazu, um ihn verkennen zu machen und dem Gegenstande eine ausschliesslich komische Wendung zu geben. Jeder Fromme muss an sich selbst mehr oder weniger die Legende wiederholen. Aeusserst eigenthümlich ist eine Versuchung des heiligen Antonius von Schongauer in Colmar. Hier verzerren sich nun die Bäume und Felsen der Einöde selbst in gespenstische Formen, und es ist nicht auf Verführung, sondern auf ein Aengstigen oder Wahnsinnigmachen des Heiligen abgesehen. Es ist die Bedrängung eines melancholischen, nicht mehr die Verlockung eines sanguinischen Gefühls.

Antoniusfeuer hiess im 12ten Jahrhundert eine Pest, gegen die sich die nach St. Didier la Mothe im Bisthum Vienne gebrachten Reliquien des Heiligen wirksam erwiesen. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 298. Regis, Rabelais II. 66. — Das Antoniuskreuz ist ein ┬, die Form des Stabes, den der Heilige zu tragen pflegte. Helyot, Mönchsorden II. 132. — Attribute des Heiligen sind ferner ein schönes, jedoch gehörntes Weib, Personification der teuflischen Verlockung, und ein Schwein, welches ursprünglich ohne Zweifel auch nichts

anderes, als den Teufel (die personificirte Fressgier) bezeichnet hat. *Molani, hist. imag.* 255. Inzwischen wurden die Mönche Vorbilder guter Haus- und Landwirthschaft und erhielten später die Mönche des Ordens vom heiligen Antonius insbesondere das Vorrecht, Schweine zu mästen, und pflegten ihre Ankunft in einem Dorfe mit einem Glöckchen anzukündigen, welches jenen ältern Attributen beigesellt worden ist. Der Heilige gilt überhaupt als Patron der Hausthiere, und an seinem Gedächtnisstage (17. Januar) werden in Rom alle Hausthiere vom Priester in der Antoniuskirche geweiht. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 298. Berckenmeyer, cur. Antiquar. I. 398. van der Recke, Tagebuch II. 245. Ueber die Klosterschweine s. Blunt, Ursprung der Ceremonien 184. Gmeiner, Regensb. Chronik IV. 23. 54. 89. 90. 112. Schmeller, bayer. Wörterbuch I. 86. Auch diese Schweine hat man ohne Grund in's Lächerliche gezogen, da sie nur die gute Oekonomie in den Klöstern des Mittelalters bezeichnen.

Apfel.

Wegen seiner anlockenden Farbe und Süssigkeit ist der Apfel das Sinnbild aller sinnlichen Reizung und Sünde. Der erste Sündenfall im Paradiese, durch den die Erbsünde des ganzen menschlichen Geschlechts bedingt ist, war der Genuss des Apfels vom verbotenen Baume. Daher das lateinische Wortspiel *malum* der Apfel und *malum* das Böse. Das Gefährliche des Apfels wird auf Bildwerken gewöhnlich durch die Schlange angezeigt, die sich am Baume emporringelt. Bei einer Prozession in Heidelberg trug Adam einen Todtenkopf, der den Apfel im Munde hatte. Journal von und für Deutschland I. 431. Ein Apfel in der Hand des Todes (eines Gerippes) kommt öfter auf spätern Jesuitenbildern vor.

Häufig hat die Schlange selbst den Apfel im Munde. So schon auf einem altchristlichen Grabgemälde bei *Bottari* II. *tav.* 80. und später oft, namentlich tritt die heilige Jungfrau auf vielen Bildern die Schlange, die den Apfel im Maule

vorherrschende Richtung der Römer auf Krieg und Unterdrückung. So hatte man wohl frühe schon einen Census, also regelmäßige Volkszählungen, um die Masse der Streitbaren und Steuerbaren kennen zu lernen; allein man kam zu keiner allseitigen Ermittlung und Erwägung der Staatskräfte, wie wir sie von unserm jetzigen Standpunkte aus verlangen. Zwar gab es wenigstens seit Cäsar, vielleicht schon früher, eine Art Staatszeitung, die acta diurna oder urbana, die an die Stelle der vom Pontifex maximus verfaßten annales maximi getreten waren. In keinem Falle waren jedoch diese acta urbana ein bedeutendes Magazin für die Statistik des römischen Reichs, da es sogar höchst zweifelhaft ist, ob sie nur vollständige Listen über Geburten, Todesfälle und Ehen innerhalb der Stadt Rom enthielten.

Der römischen Universalherrschaft folgte die Barbarei und Anarchie der Völkerwanderung; das Reich Karls des Großen mit seinen Ansprüchen auf neue Weltherrschaft und der allmählige Wachsthum einer besondern geistlichen Gewalt; der Verfall des großen Frankenreichs und der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Gewalt; die fortschreitende Zersplitterung dieser letzteren, und die Ausbildung des Feudalwesens und der Vielherrschaft. Bei solcher Gährung und solchem Schwanken der politischen Verhältnisse wäre die Bearbeitung einer Statistik unmöglich gewesen, selbst wenn die Aufforderung und die geistigen Mittel zu dieser Bearbeitung im Bildungsgrade jener Zeit gelegen hätten. Die Auflösung weltlicher Gewalt hatte zu einer neuen Anarchie und im Faustrechte des Mittelalters zu einem Kampfe Aller gegen Jeden geführt. Aber jede Anarchie muß endlich aus sich selbst das Bedürfniß einer neuen Einheit und Ordnung gebären. Dieses Bedürfniß machte auch jetzt sich geltend. Und wie so oft im Völkerleben den großen Ereignissen, als Vorläufer und als Mittel derselben, wichtige Erfindungen und Entdeckungen vorangehen, so geschah es damals. Die Presse diente der Reformation zum mächtigen Hebel, welcher die zur Geistestyrannei gewordene Glaubensherrschaft aus ihren Wurzeln riß, und die Dämme stürzte, die den Strom der geistigen Bewegung in unabänderlich einseitige Richtung bannen sollten. Und wie fortan die Erkenntniß in vielfachen Verzweigungen, langsam aber unaufhaltsam, über größere Massen sich ergoß: so hatte das Schießpulver, die Burgen der Ritter zersprengend, der Entstehung

hält und dadurch den Sündenfall bezeichnet, von welchem durch den Sohn der Jungfrau erlöst wird.

Den vorstehenden Kehlkopf nennt das Volk Adamsapfel, und glaubt, es sey die Erinnerung an das Apfelstück, das dem Adam in der Kehle stecken geblieben, als er sein Vergehen inne wurde. — Auf der Insel Ceylon, wo nach muhamedanischer Legende Adam, aus dem Paradiese herabgefallen, zuerst sich niederliess, heisst ein Baum Evaapfelbaum (*dichotoma*), weil seine an Fäden herabhängenden Früchte einem angebissenen Apfel gleichen. Conrad von Megenberg erwähnt sie schon in seinem Buch der Natur. In den heissen Südländern wurde von Muhamedanern auch die Feige und die Pisangfrucht für den verbotenen Apfel angesehen. In Frankreich die Orange, in der Picardie sogar der Kirschbaum, *Didron*, *manuel* p. 80.

Einige Uebereinstimmung mit der mosaischen Urkunde zeigt der altpersische Zendavesta, nach welchem die ersten Menschen Meschia und Meschiane unter dem Lebensbaume Hom verbotene Frucht essen, von der Schlange Ahriman (dem bösen Princip) dazu verlockt. Dagegen ist die Tendenz des griechischen Hesperidenmythos, den man auch herbeigezogen hat, eine ganz andere. Herakles, indem er die Aepfel der Hesperiden raubt, begeht keine Sünde. Avalon, die Apfelinsel, das Paradies der keltischen Völker, entspricht wenigstens im Allgemeinen der Symbolik, welche das Paradies mit köstlichen Früchten erfüllt. Ein Baum mit Aepfeln und singenden Vögeln ist im Mittelalter immer das einfachste Sinnbild des Paradieses oder Himmels, und die Vögel bedeuten die Seligen.

Sofern Christus auf Adam bezogen wurde, als der neue Adam, der wiedergeborene, von Sünden freigewordene Mensch, bezog man auch das Kreuz auf den Apfelbaum, eine Symbolik, die ich später *sub voce* näher erörtern werde. Ein sinniger Gebrauch aber verlangte bei der Feier der Geburt Christi die Wiederkehr des Apfelbaums als Sinnbild des durch ihn wiedereroberten Paradieses. Das ist der Sinn

des Weihnachtsbaumes mit seinen schimmernden Aepfeln und des Gebrauchs, an diesem Tage den Kindern Aepfel mit Vergoldungen, eingesteckten Geldstücken etc. zu schenken. Damit hängt auch der schöne Volksglaube zusammen, wonach in der Mitternachtstunde der Christnacht alle Aepfelbäume blühen und Früchte tragen, alles Wasser Wein werden soll. Von einem berühmten Baume bei Tribur wurden die in jeder Christnacht dort gereiften Aepfel dem Landgrafen von Hessen gebracht. Happel, *relat. cur.* I. 60. Mone, Anz. VIII. 180. Zwei ähnliche Bäume standen im Stift Würzburg. Pauli, Schimpf und Ernst 1535, Nr. 533. Happel, *relat. cur.* I. 223. Einer bei Gera. Berckenmeier, cur. Antiquar. I. 513. 554. 627. Am Neckar bei Rotenburg wurden in der Christnacht Aepfel in Menge gesehen. E. Maier, schwäb. Sagen Nr. 256.

Der Wiedergewinn des verlorenen Paradieses ist auch gemeint, wenn an Mariä Himmelfahrt ehemals eine grosse Obstweihe stattfand und man den Kindern Aepfel schenkte, auf denen künstliche Vögel sassen. v. Hormayr, Taschenbuch 1835, S. 262. — Derselben Symbolik gehören die Aepfel und Rosen an, welche die heilige Dorothea, nachdem sie den Martyrertod erlitten, ihrem ungläubigen Bräutigam aus dem Paradiese zusandte, um ihn zu überzeugen, dass sie jetzt bei ihrem himmlischen Bräutigam in dessen Garten sey. — In den Apokryphen umgibt die Kindheit Jesu auch auf Erden noch immer ein Paradies, als ob das himmlische Element ihn noch nicht entlassen wolle. Daher so oft in Schilderungen der Flucht nach Aegypten oder der Ruhe in Aegypten das Christkind mit Aepfeln spielt, Bäume ihre Aeste freiwillig zu ihm niederbeugen, damit es die Frucht bequem ergreifen könne, der heilige Joseph ihm Aepfel pflückt, oder die heilige Mutter oder Engel ihm Aepfel darreichen. — Diesem idyllischen Kreise gehören auch Darstellungen an, in denen menschliche Kinder sich in Unschuld dem paradiesischen Daseyn nahen. Der heilige Hermann Joseph reichte als Kind einem Bilde der Maria einen Apfel

dar, den sie auch annahm. Inzwischen scheint mir doch, wenn das Christkind selbst der Mutter einen Apfel darreicht, wie auf ihrem Gnadenbilde zu Mariazell in Steyermark, das Idyllische in eine tiefere Symbolik überzugehen. Eva reicht dem Adam im Apfel das Zeichen der Verschuldung, dafür reicht Christus der heiligen Jungfrau wieder im Apfel das Zeichen der Erlösung.

Wie aus demselben Apfel, aus dem die Sünde kam, auch die Erlösung hervorgeht, davon gibt es eine phantastische Sage, von Frhrn. von Lassberg (im Anhang zum Graven Fritz von Zolre) mitgetheilt. Gott, heisst es, warf den Apfelbaum aus dem Paradiese, Abraham aber fand ihn und seine Tochter ass von den Früchten, wurde schwanger und sollte verbrannt werden, blieb aber im Feuer unversehrt und gebar den Phanuel, der sofort aus seinem Schenkel (wie Zeus den Bacchus) die Anna, Mutter der Madonna, gebar.

In einem altdeutschen Calendarium zu München hält Christus, den ein Regenbogen umgibt, mit der Linken den Ast eines Apfelbaumes und mit der Rechten die Weltkugel. Kugler, Gesch. der Malerei II. 9. Dieser schönen Contrastirung des Apfels mit der Weltkugel steht in einer Sage von Alexander dem Grossen eine Vereinbarung beider im Reichsapfel, dem Sinnbild der höchsten irdischen Macht, zur Seite. Alexander der Grosse liess sich aus dem Gold aller von ihm eroberten Länder einen Apfel verfertigen und trug ihn als Reichsapfel. Später kam dieser Apfel an die Könige von Arabien; als aber einer derselben, Melchior, unter den heiligen drei Königen sich befand und jenen Apfel dem neugebornen Heiland als Liebesgabe darreichte, und das Christkindlein den Apfel berührte, siehe da zerfiel er in Asche, denn das vergängliche Reich dieser Welt musste dem unvergänglichen weichen. *F. Fabri, evagatorium* I. 448., wo durch einen ärgerlichen Druckfehler *pannum* statt *pomum* steht. — Auch am todten Meere sollen zur Erinnerung an das hier untergegangene Sodom die sogenannten Sodomsäpfel wachsen, aussen schön, innen voll Asche. Pococke I. 56. Nachdem man sie lange

vergebens gesucht, hat Curzon, Besuch der Klöster in der Levante S. 117, am todten Meere eine Pflaumengattung gefunden, die inwendig voll Staub ist.

Im Hohenliede 2. 3. wird der Bräutigam mit einem Apfelbaum verglichen. Das bezeichnet die Fülle des gesunden Lebens und erinnert zugleich, dass der Brautstand gewissermassen eine Rückkehr in's Paradies ist.

Drei goldene Aepfel sind Attribut des heiligen Nicolaus, weil er sie in ein Haus warf zum Geschenke für arme Mädchen. Sie werden auch oft als drei Brodte aufgefasst. Auf diesen Heiligen sind viele heidnische Erinnerungen übertragen, wovon vielleicht auch diese eine ist.

Ein Apfel ist Attribut des heiligen Sabas, weil derselbe einmal trotz bitteren Hungers den ihn heftig reizenden Apfel als Bild der Sünde von sich warf.

In Russland dürfen keine Aepfel verkauft werden, sie seyen denn vorher kirchlich geweiht worden. Buddeus, Halbrussisches I. 55. Man glaubt also, es stecke noch immer etwas Dämonisches in den Aepfeln, das erst gebannt werden müsse.

Goldene Aepfel in silberner Schale, d. h. ein Wort geredet zu seiner Zeit. Sprichw. Sal. 25, 11.

Apostel,

als Begleiter des Heilands in allen Situationen, welche die Evangelien und die Apostelgeschichte schildern, und in zahllosen allegorischen Darstellungen der christlichen Kunst, so wie als Schutzpatrone der Kirchen, Länder, Städte, Genossenschaften etc. Sie erscheinen durchgängig als ältere Männer, nur Johannes allein ist jugendlich zart. Auf den altdeutschen Bildern haben sie mehr das einfache Gepräge der Fischer und Handwerker, wie sie in den Evangelien vorkommen; in der italienischen Kunst sind sie mehr idealisirt und mit prophetischer Würde und Hoheit ausgestattet. Man malt sie in der Regel barfuss, nicht nur um ihren niederen Stand anzu-

deuten, sondern auch um sie mit Moses zu vergleichen, der seine Schuhe vor dem feurigen Busch, in der unmittelbaren Gottesnähe ausziehen musste. Dass die Apostel Sandalen getragen, ist deutlich Markus 6, 9. gesagt. Vgl. Apostelgesch. 12, 8. Sie tragen das lange Unterkleid (*tunica*) und den Mantel von verschiedenen Farben. In der Liebfrauenkirche zu Halberstadt haben sie alle weisse Kleider mit verschiedenfarbigen Mänteln. Auf ältern Bildern trägt jeder eine Papierrolle, auf spätern ein gebundenes Buch. Daneben hat jeder noch sein besonderes Attribut, meist sein Marterinstrument.

Die Reihenfolge der Apostel ist in den Evangelien selbst verschieden angegeben. Vgl. Matth. 10, 2 f. Mark. 3, 16 f. Luk. 6, 14 f. Apostelgesch. 1, 13 f. Doch steht hier überall Petrus voran und Paulus ist noch nicht genannt, der später unmittelbar neben Petrus als der Zweite in der Reihe erscheint. Matthäus und Lukas geben dem Andreas die zweite Stelle, Markus dem Evangelisten Johannes. Die Folge der andern weicht wenig ab und ist minder wesentlich. Molanus, *hist. imag.* 162 f., bemerkt, sie seyen alle heilig und alle von Christo berufen worden, es sey also ein eitler und unnützer Streit, wem von ihnen der Rang vor dem andern gebühre?

Die älteste Rangordnung auf abendländischen Kirchenbildern ist übrigens: 1) Petrus, 2) Paulus, 3) Andreas, 4) Jakob *major*, 5) Johannes, 6) Thomas, 7) Jakob *minor*, 8) Philipp, 9) Bartholomäus, 10) Matthäus, 11) Simon, 12) Thaddäus. Judas Ischarioth ist hier weggelassen, weil Paulus eingeschoben ist. Markus, Lukas, Mathias treten erst ergänzend ein. Desgleichen Barnabas, der als Gefährte des Paulus auch blos als Jünger zählt. In der griechischen Kirche stehen ebenfalls Petrus und Paulus voran; unmittelbar auf sie folgen (was wohl sehr schicklich ist) die vier Evangelisten und dann erst Andreas, Simon, Jakob, Bartholomäus, Thomas und Philipp. Curzon, Besuche in den Klöstern der Levante S. 11.

1) Petrus hat eine gedrungene Gestalt, ein breites Gesicht, dessen Mienen seinen Feuereifer ausdrücken, und krauses

Haar, ist aber vorn kahl. Zuweilen erscheint er herkulisch, da Simson sein alttestamentalisches Vorbild ist und da er der Fels (*petra*) ist, der die Kirche trägt. Er führt zwei grosse Schlüssel (des Himmels und der Hölle), früher nur einen, zuweilen auch drei (für Himmel, Erde und Hölle). Er steht dem Paulus zur Rechten, früher stand er ihm zur Linken. In seiner Beziehung zu Paulus, der das griechische Christenthum ausdrücken soll, bezeichnet er das Judenchristenthum.

2) Paulus wird mit langwallendem Haar und langem Barte, feurigen Augen und mit Mienen voll Hoheit und Weisheit gemalt. Auf den ältesten Bildern trägt er nur ein Buch, die Lehre bezeichnend; später gab man ihm ein Schwert, als Marterwerkzeug und Sinnbild der Geistesmacht; zuweilen auch zwei Schwerter, um die doppelte Gewalt der Kirche auszudrücken, wie in den beiden Schlüsseln Petri.

3) Andreas trägt das schräge Kreuz, an dem er gekreuzigt wurde, ist klein und schwächlich.

4) Jakobus *major*, der älteste unter den Aposteln, wird als ein ehrwürdiger uralter Greis gemalt, mit Hut, Stab und Kürbisflasche als ein Pilger, wegen seiner Wanderungen als Bekehrer. Er, der älteste, und Johannes, der jüngste Apostel, sind Brüder.

5) Johannes ist ein langhaariger, sehr sanfter, aber zugleich geistvoller Jüngling, mit einem Buche (seinem Evangelium), zuweilen noch mit der Feder in der Hand, oder mit einem Kelche, aus dem eine Schlange hervorkommt (ein wahrscheinlich aus dem ältern Heidenthum entlehntes Sinnbild, das als Attribut der Hygieia die Heilkraft bezeichnete). Neben ihm der Adler, der die Kraft Gottes bedeutet.

6) Thomas, der Zweifler, trägt als Handwerkszeug und zugleich als Sinnbild seines messenden Geistes ein Winkelmaass, zuweilen auch einen Spiess.

7) Jakobus *minor* hat als erster Bischof von Jerusalem eine Bischofsmütze auf und eine Keule in der Hand, weil er mit einer solchen als Martyrer erschlagen wurde. Ihm ist gewöhnlich

8) Philippus mit einem Kreuzstab als Pilger, oder auch mit einem Buche und einer Geissel als kräftiger Bekehrer zugesellt, und Beide haben ihr gemeinsames Fest am 1. Mai.

9) Bartholomäus trägt das Messer, womit er geschunden wurde, und wird auch zuweilen hautlos als ein anatomisches Studium dargestellt.

10) Matthäus hat einen Beutel, weil er früher ein Zöllner war, eine Lanze oder ein Beil als Marterwerkzeug, und einen (meist geflügelten) Menschen, der ihm als Evangelisten zugesellt ist. Er führt aber auch (wie Thomas) das Winkelmaass. Alt, Heiligenbilder S. 98, glaubt, dies sey nur Verwechslung mit dem ähnlich geformten Beile.

11) Simon mit der Säge, durch die er als Martyrer zersägt wurde, und

12) Judas Thaddäus mit der Keule, durch die er fiel, sind als Brüder gewöhnlich mit einander gepaart, und haben auch ihr gemeinsames Fest am 28. Oktober.

Markus hat als Evangelist ein Buch und den geflügelten Löwen zum Attribut.

Lukas hat als Evangelist ein Buch und den Ochsen zum Attribut. Zuweilen erscheint er auch als Maler mit Pinsel und Palette.

Mathias trägt ein Beil oder eine Lanze.

Barnabas trägt einen Stein (weil er gesteinigt wurde).

Judas Ischarioth endlich wird rothhaarig und mit dem Beutel in der Hand gemalt, in dem er die dreissig Silberlinge empfing, um die er den Herrn verrieth.

Die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses sind unter sie vertheilt und auf Bildern in den Unterschriften angegeben:

Petrus: *Credo in Deum, patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae.*

Andreas: *et in Jesum Christum, filium ejus unicum, Dominum nostrum.*

Jakobus Zebedäi: *Qui conceptus est de spiritu sancto, natus ex Maria virgine.*

Johannes: *passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus.*

Thomas: *descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis.*

Jakobus Alphäi: *Ascendit ad coelos, sedet ad dexteram Dei patris omnipotentis.*

Philippus: *Inde venturus est judicare vivos et mortuos.*

Bartholomäus: *Credo in spiritum sanctum.*

Matthäus: *sanctam ecclesiam catholicam, sanctorum communionem.*

Simon: *remissionem peccatorum.*

Judas Thaddäus: *Carnis resurrectionem.*

Mathias: *et vitam aeternam.*

Häufig werden die zwölf Apostel den zwölf Propheten des alten Testamentes gegenübergestellt, so im Ulmer Münster (in den berühmten Chorstühlen), zu Schneeberg, Waagen, Künstler in Deutschland I, 78. Nach Matth. 18, 28. sollen die Apostel einst auf zwölf Stühlen sitzen und über die Geschlechter Israels richten. Matthäus liebte, den Judaismus möglichst mit dem Christianismus zu verbinden. Die Heidenchristen bemühten sich mehr, die Apostel den alten Monatsgöttern zu substituiren. Wie Christus, die geistige Sonne, im Wintersolstitio geboren wurde, so folgen ihm die Apostel, jeder einem Monat vorstehend, durch den Lauf des Jahres. Im Januar waltet Paulus (10. Jan.), der das neue Licht des Glaubens zuerst den Heiden brachte; im Februar (dem Fischmonat) der Seelenfischer Petrus (22. Febr.); im März Mathias (24. Febr.), der eingeschobene Apostel, dem der eingeschobene Schalttag am letzten Februar entspricht; im April Philippus (1. Mai), der den Mohren taufte, was der Begrünung der vorher schwarzen Frühlingserde durch den Frühlingsregen entspricht; im Mai Jakobus *minor* (1. Mai), der erste Bischof, der die neue Ordnung der christlichen Gemeinde bezeichnet, entsprechend dem im Mai vollendeten neuen Naturleben; im Juni Barnabas (11. Juni), den das Volk zu Lystra für den Jupiter hielt,

indem es ihm Rinder und Kränze zum Opfer brachte und der somit den vollendeten Sieg des Christenthums über das Heidenthum bezeichnet, wie im Juni die Sonne in der Natur den Höhepunkt ihrer Macht und Wirksamkeit erreicht hat; im Juli Jakobus *major* (25. Juli), der älteste unter den Aposteln, der zugleich vorzugsweise der Pilger ist und Martyrertod und Grab im entlegensten Westen findet, entsprechend der Sonne, die im Juli ihren absteigenden Lauf in die Nacht des Winters beginnt; im August Bartholomäus (24. Aug.), der lebendig geschunden wurde, was dem Abmähen der Saaten von der Erde entspricht; im September Matthäus (21. Sept.), welcher das Winkelmaass zum Attribut hat, entsprechend dem Himmelszeichen der Waage in der Tag- und Nachtgleiche; im Oktober Simon (28. Sept.), welcher zersägt wurde, bei welcher Marter sich nach seiner Legende der Tag verdunkelte, was dem Schlusse des Kirchenjahres in diesem Monat und der zunehmenden Finsterniss des Winters entspricht; im November Andreas (10. Nov.), der nach der Legende am Kreuz von einem Lichtglanze umflossen war, der mit seinem Leben abnahm und verschwand, entsprechend dem Immerkürzerwerden der Novembertage; im Dezember endlich Thomas (29. Dez.), der Zweifler, der, im Finstern tappend, nicht glauben will, bis er sieht, was auf die dunkelste Jahreszeit am Jahresschluss bezogen wird.

In einer alten Reliefplatte in der Berliner Kunstkammer (Kugler I. 15.) sind die zwölf Apostel mit den zwölf Thierzeichen unmittelbar verbunden. Ebenso auf einem Reliquienkasten in Bamberg, in einem alten Psalterium zu Stuttgart etc. Vgl. Piper, Myth. II. 292. Auf dem Stadthause zu Padua sind die Apostel im Thierkreise so angebracht, dass in jedem Monat die Strahlen der aufgehenden Sonne wieder auf einen andern fallen. Zu Komburg bei Schwäbisch Hall sind sie auf zwölf Laternen rings um einen grossen radförmigen Kronleuchter gemalt. — Die Vergleichung der Zeiten im Thierkreise mit den Aposteln in Schillers *coelum stellatum christ.* von 1627 ist durchaus willkührlich, versetzt Petrus in den

März, Andreas in den April etc. und kann hier nicht in Betracht kommen.

Auf ältern christlichen Bildwerken sind die Apostel zuweilen als zwölf Tauben, Schaafe oder Böcke dargestellt. Vgl. Piper, Myth. I. 214. 216. Unter den Tauben sind Gaben des heiligen Geistes, unter den Schaafen die Heerde des guten Hirten Christus, und unter den Böcken göttliche Kräfte zu verstehen.

Eigenthümlich ist die Sage von zwölf armen Brüdern, die von ihrer frommen Mutter in die Welt hinaus geschickt wurden, ihr Brodt zu suchen, und die einer nach dem andern im Walde verhungerten, aber von einem Engel in zwölf Wiegen gelegt wurden, in denen sie 300 Jahre lang schliefen, bis zu der Nacht, in der Christus geboren ward. Da erwachten sie und wurden seine Apostel. Grimm, Märchen, Kinderlegenden N. 2.

Ara coeli.

Die Sibylle von Tibur, Albunea, veranlasste die Gründung der *ara coeli* in Rom.

Ehe ihre Sage sich ausbildete, galt eine andere ältere. Nach Suidas, *s. v.* Augustus, nach Nicephorus, Kirchengesch. I. 17., Malala, Chron. S. 298., Cedrenus, *hist. comp.* p. 182., und der ältesten Quelle, wahrscheinlich aus dem 8ten Jahrh., Timotheus (*Hodii proleg. in Malal. p. XLIX. ed. Bonn.*, vgl. Piper, Mythol. I. 481.), frug Kaiser Augustus die Pythia, wer nach ihm herrschen werde? Sie aber antwortete, er solle schweigend sich entfernen, da ein hebräisches Kind, welches über die unsterblichen Götter herrsche, ihr vom Sitz des Orakels zu weichen und in die Unterwelt zu verschwinden gebiete.

Die neue Sage kommt erst im 12ten Jahrhundert bei Gottfried von Viterbo, 15, vor, ferner bei Martinus Polonus (im Anfang) und in der *aurea legenda*. Sie lautet: Augustus habe die Sibylle von Tibur kommen lassen, um sie über den

größerer und kräftigerer Staaten Bahn gebrochen. Darum konnte endlich aus den bürgerlichen und religiösen Kriegen mit dem westphälischen Frieden ein bestimmter ausgebildetes europäisches Staatensystem hervorgehen, das sich in unseren Tagen zu einem europäisch-amerikanischen erweiterte und das unter manchen Schwankungen, die aber gerade in der neuesten Zeit heftiger geworden sind und weitere Veränderungen voraussehen lassen, noch jetzt fortdauert.

Von da an erhielt die Statistik einige Ausbildung. Schon früher war indessen von Seiten derjenigen Völker, die einen besonders lebhaften Verkehr trieben, namentlich von Venetianern und Niederländern, mancher Stoff überliefert und dieser auch wohl in annähernd wissenschaftlicher Form bearbeitet worden. * Besonderes Verdienst um diese wissenschaftliche Behandlung erwarben sich in Deutschland, von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an, der berühmte Hermann Konring und seine Nachfolger. ** Immer blieb jedoch die Statistik noch mit andern Wissenschaften, namentlich mit Staatsrecht und Geschichte, vermischt, ohne als besondere Doctrin unterschieden zu werden. Dies geschah erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch G. Achenwall, der ihr auch zuerst den in alle Hauptsprachen Europas übergegangenen Namen gab. In der Geschichte jeder speciellen Wissenschaft ist diese Lösung des Bandes, womit sie früher mit andern Wissenschaften zusammenhing und ihre Taufe mit einem besonderen Namen, ein wichtiger Moment. Es ist das Zeichen ihrer Individualisirung, die Bedingung ihres eigenthümlich selbstständigen Eingreifens in den fortlaufenden geistigen Schöpfungsprozeß. Mit großem Eifer und wachsendem Erfolge setzte Achenwalls berühmter Schüler und Nachfolger, A. L. von Schlözer, die von Jenem bezeichnete Bahn fort. Noch jetzt, da wir auf ein reicheres Feld wissenschaftlicher Leistungen zurückblicken, muß man es bedauern, daß seine „Theorie der Statistik“ unvollendet geblieben ist. Gleichzeitig

---

* Marco Polo's Reisen in das innere Asien zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Später unter den Italienern Sansovino, Botero; unter den Franzosen d'Avity; unter den Holländern De Luca, Everhard Otto u. A.

** Oldenburger, Bose, von Zech unter dem Namen von Frankenberg ꝛc.

Antrag des Senats, ihm göttliche Ehre zu erweisen, zu befragen; sie aber habe geantwortet: Vom Himmel wird der König kommen, der es in Ewigkeit seyn wird. Darauf habe der Himmel sich aufgethan und eine wunderschöne Jungfrau mit einem Kind auf dem Arme sey, auf einem Altar stehend, sichtbar geworden. Da betete Augustus die Erscheinung an und errichtete dem neuen Gott einen Altar, da, wo jetzt die Kirche *ara coeli* steht. Diese Kirche wurde im 14ten Jahrhundert erneuert und ein prachtvoller Dom über das hier aufbewahrte alte Madonnenbild gebaut, weil es zur Zeit der grossen Pest sich besonders wunderthätig erwies. Die Kosten wurden allein von den Beiträgen dankbarer Genesener bestritten. Im Schatz der Kirche befindet sich ein mit Diamanten geschmücktes Christkind, welches jährlich einmal dem Bilde der Mutter in den Schooss gelegt wird, wobei in früheren Zeiten Ochsen, Esel, Schaafe, Ziegen, Vögel etc. schreien mussten, zur Erinnerung an die Geburt des Herrn. Norder, das antike Rom S. 29. Bunsen, Beschreibung von Rom III. 1. 348. 666.

In der Reihe der übrigen Sibyllen trägt die tiburtinische als unterscheidendes Attribut einen Stern auf der Hand (den Stern der Weisen, mit Beziehung auf die Geburt Christi). Die Vision des August wird mit der Anbetung der heiligen drei Könige zusammengestellt, als Huldigung des Abendlandes neben der des Morgenlandes.

Arche,

der Kasten, in welchem Noah auf Gottes Geheiss von allen Thieren je ein Paar versammelte, um damit sicher durch die Sündfluth zu schwimmen und die neue Erde nach der Fluth wieder mit Thieren zu erfüllen. Die dem Heidenthume zugeneigten und rationalistischen Erklärer haben von jeher gern die Arche als Sinnbild der Welt *in nuce* aufgefasst und viel Witz daran geübt. Grossen Werth legte man darauf, dass schon in der indischen Mythologie ein Schiff *Argha* vorkommt als

Sinnbild der gesammten Natur, sofern das Schiff selbst das weibliche, der Mast aber das männliche Princip bezeichnen soll, v. Bohlen, das alte Indien I. 209. 273, wie man denn auch das griechische Schiff Argo (auf dem die berühmte Argonautenfahrt geschah) hieher bezog. Ferner haben Juden und Muhamedaner mit viel Phantasie und Witz aus der Arche Noä allerlei Eigenthümlichkeiten der künftigen Menschen und Thiere hergeleitet. So z. B. erklärt der Talmud die schwarze Farbe der Mohren aus einem Frevel Chams in der Arche. Noah hatte während der heiligen Nothzeit in der Arche allen Geschöpfen verboten, sich zu paaren. Sein eigner Sohn Cham aber gab das böse Beispiel, und zur Strafe wurden alle seine Nachkommen schwarz. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 448. Vgl. Olearius, pers. Reise S. 570. Hammer, Rosenöl I. 33.

Allein mit diesen frivolen Gedankenspielen hat die christliche Symbolik nichts zu schaffen. Ihr gilt die Arche Noä ausschliesslich als Vorbild des Schiffes der Kirche. Wie während der Sündfluth kein Mensch gerettet werden konnte, ausser in der Arche, so ist auch innerhalb der sündenvollen Welt *extra ecclesiam nulla salus.* Die Vergleichung kommt schon vor im ersten Briefe Petri 3, 20. und wird von fast allen Kirchenvätern wiederholt. Wie sie weiter ausgebildet worden ist, s. später im Artikel Schiff.

Dem Begriffe nach ganz das Nämliche ist die Arche des neuen Bundes, die dann sichtbar wird, wenn der Tempel Gottes unter Ungewittern sich öffnet. Offenb. Johannis 12. 19. Das christliche Gegenbild zur jüdischen Bundeslade im alten Testament.

Aber auch die Jungfrau Maria wird, weil sie den höchsten Gott in sich beschlossen, mit der Arche des neuen Bundes verglichen. *Didron, manuel* p. 99. Marianischer Liederschatz. Augsb. 1841. S. 282.

Noah in einem kleinen Kasten, die Arme der Taube entgegenstreckend, kommt öfters auf altchristlichen Sarkophagen vor, Aringhi I. 331. 333. 551, als Sinnbild des im

Grabe verschlossenen Menschen, welcher der Seligkeit entgegenharrt. Wenn Noah unter den Patriarchen vorkommt, wird er durch das Attribut der Arche unterschieden, die er auf dem Arme, einmal sogar auf dem Kopfe trägt. *Didron, man.* p. 125. Die Taube auf der Arche allein sitzend auf einem Grabdenkmal bei Bottari III. 79. Auf einem andern sind an der Arche, aus der Noah im Priestergewande der Taube harrt, drei Löwenköpfe angebracht, so dass er zugleich Daniel in der Löwengrube bedeutet. Daniel unter den Löwen kommt sonst gewöhnlich in den altchristlichen Katakomben-Gräbern nur neben Noah vor. Aber auch David trägt eine kleine Arche (weil er die Bundeslade zurückbrachte nnd weil aus seinem Stamme Maria, die Arche des neuen Bundes, hervorging), wenn er unter den Propheten vorkommt, welche auf den Messias hingewiesen haben. *Didron, annales* IV. 67.

Arm,

Sinnbild der göttlichen Allmacht und des göttlichen Zornes. „Der Herr reckt seinen Arm aus mit zornigem Dräuen." Jesaias 30, 30. Zur Bezeichnung des göttlichen Wohlwollens, Schaffens und Gebens genügt die Hand. Die Hand mit ihrer Berührung zeigt die Erfüllung, die unmittelbare Verbindung an, der Arm in seiner Richtung bezeichnet noch eine Trennung, einen blossen Zug aus der sichtbaren Welt zur unsichtbaren. So die im Gebet erhobenen Arme.

Hur und Aaron mussten dem Moses die Arme emporhalten helfen, als er so lange betete, bis die Amalekiter besiegt waren. 2. Mos. 17, 11. Wenn in Legenden einer christlichen Heiligen, z. B. der heiligen Notburga, der heiligen Alena, von ihrem bösen Vater oder Liebhaber, der sie dem Frieden ihres frommen Asyls entreissen will, der Arm ausgerissen wird, ohne dass es dem Frevler gelungen, sich der von Gott beschirmten Heiligen selbst zu bemächtigen, so wird damit ausgedrückt, dass der gottergebene Christ freiwillig das Band zerreisst, welches ihn an die Sinnenwelt knüpft. Wenn

umgekehrt in den bekannten Legenden vom Veitstanze die vom Teufel verführten Tänzer den heiligen Sonntag schänden und unter der Predigt tanzen und ein ganzes Jahr lang forttanzen müssen, und der Magd, die ein Priester gutmüthig herausziehen will, der Arm ausgerissen wird, so bezeichnet auch das nur das Losreissen des im Sinnenzauber verlorenen Menschen von allem Göttlichen. Ueber die Notburga ist das Beste gesammelt in Jägers Neckarreise. Der Arm der heiligen Alena wird heute noch als Reliquie zu Voorst in Brabant aufbewahrt. Das Armausreissen einer St. Veitstänzerin durch den Priester steht in *Corneri chron. ad annum* 1011.

Der Arm des heiligen Oswald ist als Reliquie unversehrt erhalten, und konnte nie verwesen, weil er damit den Armen so viel Gutes gethan. *Higden, chron.* V. bei *Gale, script.* 231. — Die Nachkommen des Malchus, der dem Heiland einen Backenstreich gab, sollen alle zu kurze Arme haben. Pater Abraham, Judas der Erzschelm I. 343.

Armuth,

mit Frömmigkeit verbunden, steht in der Bibel öfter dem mit Gottlosigkeit verbundenen Reichthum gegenüber. So in der Geschichte vom armen Lazarus bei Lukas 16. Der reiche Schwelger in der Hölle fleht den Armen, der einst vor seiner Thüre um Brosamen bettelte, um einen einzigen Tropfen Labung an. Die Armuth macht fromm, weil Unglück bessert, und weil sie Mitleiden erweckt. Daher das Gelübde der Armuth als Hauptmittel gegen alle weltlichen Begierden, und die Pflicht der Barmherzigkeit als eine der Haupttugenden des Christen. Die Geschichte des armen Lazarus wurde vormals in den Vorhallen der Kirchen abgebildet, da, wo die Kirchgänger den zu diesem Zwecke vor den Kirchthüren versammelten Armen Almosen zu geben pflegten. — Schöner Trost des Armen bei Tobias 4, 22: „Sage nur nichts, mein Sohn, wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.“

Christus selbst wählt seine Apostel unter den Armen. Auf ihn bezieht sich der Psalm 72, 13: „Er wird gnädig seyn den Geringen und Armen.“ „Selig sind, die da geistlich arm sind,“ spricht Christus (Matth. 5, 3.), indem er alle Armen, Elenden und Leidenden der Welt zu sich ruft und darunter nicht blos die körperlich Leidenden verstehen will, sondern auch die Einfältigen, das gemeine Volk. Die personificirte Armuth ist Ruth, aus deren Nachkommenschaft Christus hervorgeht. Siehe den Artikel Ruth. Auf sie bezieht sich Jer. 35, wo aus der Wüste leiblicher Armuth das Paradies geistigen Reichthums wächst. Die Armuth wurde ferner personificirt als die Braut des heiligen Franciscus, der den ersten Bettelorden stiftete. Das Gelübde der Armuth hielt Niemand so streng, wie der heilige Franciscus, daher die Legende, Christus selbst habe ihm die Armuth als Braut zugeführt. Berühmtes Bild von Giotto zu Assisi. Die Armuth hat hier ein weisses, aber zerrissenes Gewand an, böse Buben verspotten sie und werfen ihr Dornen zwischen die Füsse, ein kleiner Hund bellt sie an. Kunstbl. 1821. S. 176.

Als Heilige, die den Armen Gaben spenden, kommen auf Kirchenbildern hauptsächlich vor: die heilige Elisabeth, die heilige Cäcilia, die ihre kostbaren Gewande den Armen austheilte (berühmtes Bild von Domenichino), der heilige Laurentius, der die Schätze des Bisthums den Armen vertheilte, ehe Kaiser Decius sie nehmen konnte.

Asche,

Sinnbild der Busse. Im Heidenthum verbrannte man die Leichen, die Asche war also an den Cultus der Todten geknüpft. Noch jetzt bestreuen die indischen Büsser ihr Haupt beständig mit Asche von verbrannten Leichen, um des Todes und der Vernichtung alles Irdischen zu gedenken. (de la Valle IV. 26.) Die alten Römer warfen bei dem grossen Reinigungsfeste im Februar Asche hinter sich in's Wasser zu Ehren des Februus, des etrurischen Pluto, und der abge-

schiedenen Seelen. Vgl. Ovids *fasti* IV. 639. Virgil, *eclog.* VIII. 101. *Arnobius adv. gentes* IX. 2. Aehnlicher Gebrauch der Asche bei den Persern. Zendavesta von Kleuker III. 216. Bei den Juden galt hauptsächlich die Asche der rothen Kuh als sündenaustilgendes Reinigungsmittel. Rosenmüller, Morgenland II. 200.

Bei den Juden diente die Asche auch zur Erinnerung an den Tempelbrand. Namentlich den Bräuten wurde in diesem Sinne bei der Hochzeit Asche auf den Kopf gestreut. Das sollte aber nur bedeuten, der Tempel werde sich wieder erheben, wie der Vogel Phönix aus seiner Asche. Ueberhaupt ist die Asche als der „organische Staub" das Material der Wiedergeburt. Ihr müsst zu Staub werden, ist der erste, aber ihr werdet aus dem Staub wieder auferstehen, der zweite Gedanke. Vgl. über den Aschencultus im alten Testament *Durandus, rat. offic.* VI. 28, 18.

Die Bedeutung der Asche bei den Christen erklärt sich am besten aus dem alten Kirchenliede:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Darum war es auch bei den Christen Sitte, in Sack und Asche zu büssen, wie bei den Juden, Jonas 3, 6. Am sogenannten Aschermittwoch werden die Palmen, die man am vorjährigen Palmsonntag gebraucht, verbrannt und wird die Asche den Priestern auf das Haupt gestreut mit den Worten: Gedenket, dass ihr Asche seyd. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 226.*)

*) Zum Zeichen der Busse wird Sterbenden Asche auf's Haupt gestreut. Binterim, Denkw. VI. 2. 99.

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Asche grau;
O schnöder Lebenskreis,
Wie bist du schlau,
Uns zu betrügen!
Mit Farben, hell und bunt,
Mit weiss und roth,
Deckst du des Moders Grund;
Dann kommt der Tod
Und straft dich Lügen.

Annette von Droste-Hülshoff.

Bei der Einweihung einer jeden neuen Kirche wird die ganze Kirche mit Asche bestreut, und der Bischof schreibt das ganze Alphabet hinein, weil Christus das A und das O ist, die ganze irdische Welt aber, in die er sein Wesen niedergelassen, ausser ihm nur Staub und Asche ist. Vgl. Boisseree, Beschreibung des Kölner Doms S. 17.

Der heilige Franciscus warf Asche in seine Speise. Der heilige Gerlach vermischte sein Brodt stets mit Asche. *Acta SS.* I. 308. So auch der heilige Richarius, die heilige Paula, die spanische Nonne Maria de Corona.

Als die heilige Engratia mit gemeinen Verbrechern verbrannt wurde, blieb ihre Asche schneeweiss und unterschied sich dadurch von der schwarzen Asche der andern.

Am todten Meere, in dem Sodom und Gomorrha untergingen, sollen die sogenannten Sodomsäpfel wachsen, auswendig schön roth, inwendig voll Asche. Ganz ähnliche Früchte lassen auch die Mongolen in ihrer Hölle wachsen. Bergmann, Streifereien III. 57.

Unter dem Namen des Eschengrüdel, d. h. eines immer in der Asche und im Schmutz lebenden, mit den rohesten Arbeiten für Andere beschäftigten Knechtes, charakterisirt Geyler den wahren Christen, der sich in diesem Leben demüthig für Andere aufopfert und aller Weltlust entsagt. Brösamlein II. 79.

Auferstehung.

Unbeirrt durch den falschen Idealismus der heidnischen Philosophie und der Häresien, die eine Präexistenz der Seelen und eine rein geistige Fortdauer derselben annahmen, oder die Seele nach dem Tode in neue und fremde Körper wandeln liessen, hielt die Kirche an dem Beispiel des leiblich auferstandenen Heilandes fest, und verhiess allen Menschen, dass sie, die nur einmal geboren und wenn auch unsterblich, doch immer die gleichen seyen, im Fleische auferstehen würden, mit dem alten, nur verklärten Leibe. 1. Kor. 15, 42. 52.

Dieselbe Lehre war aber auch schon in Sprüchen des alten Testaments begründet, Jesaias 26, 19. Daniel 12, 2. Hosea 6, 2. Und der Prophet Ezechiel 37. sah in einer grossartigen Vision die allgemeine Auferstehung der Todten vorher. Ein grosses Rauschen geschah, alle Gebeine bewegten sich und schlossen sich dem Leibe wieder an, umkleideten sich mit Adern und Fleisch, mit Haut und Haar und empfingen den Lebensodem wieder. Die Juden, immer rationalistisch und egoistisch zugleich, suchten sich die Wiederherstellung des in Staub zerfallenen Leibes zu erklären durch die Voraussetzung, von jedem Todten bleibe ein kleines Knöchlein (Lus genannt) unverweslich und behalte die Reproductionskraft des Ganzen in sich; glaubten aber noch ferner, ihr auserwähltes Volk sey berufen, im Thale Josaphat wiederzuerwachen, weshalb im Mittelalter reiche Juden ihre Leichen dahin bringen liessen. Welcher Jude ausserhalb dieses heiligen Kirchhofs begraben wird, muss sich unter der Erde durchwühlen, bis er dahin gelangt. Eisenmenger, entd. Judenth. II. 890 f. Dem Christen genügt die Gewissheit, dass er überall, wo er auch sterbe und begraben werde, in Gottes Hand sey und seiner Verheissung gemäss vom Tode zum Leben auferstehen werde mit dem alten, jedoch verklärten Leibe. Die Verklärung aber ist bedingt durch die Taufe und bestärkt durch das Abendmahl. Hieher ist die oben im Artikel Abendmahl erwähnte Lehre von der Unsterblichmachung des Fleisches durch die Gemeinschaft mit dem Leibe und Blute des Herrn zu beziehen. Zu Sinnbildern dieser Unverweslichkeit machte man den Pfau, weil sein Fleisch für unverweslich gehalten wurde, und den Salamander, weil er im Feuer leben soll. Die letztere Vergleichung bezog sich hauptsächlich auf die Lehre vom Fegfeuer und von der Hölle. *Augustinus, de civit. dei* 21. Daher das öftere Vorkommen des Pfauen auf den altchristlichen Gräbern in den römischen Katakomben.

Die christliche Voraussetzung ist ferner, dass alle Todten erst künftig gemeinsam erwachen und auferstehen werden,

wenn das Ende der irdischen Dinge gekommen ist, kein Mensch mehr lebt und der Tag des Gerichtes heranbricht, an welchem ausgeschieden werden die, welche zur ewigen Verdammniss, und die, welche zur ewigen Seligkeit berufen sind. Die Natur selbst feiert jährlich ein Auferstehungsfest im Frühling, welches daher der kirchlichen Osterfeier zur sinnbildlichen Unterlage dient. Sehr schön heisst es in einer Hymne des Fortunatus: „Siehe, der Frühling bezeugt, dass der Herr wiederkehrt mit seinen Gaben. Nur Ihm, dem Herrn, schmückt sich der Wald und die Au mit neuem Grün.“ Fortlage, christl. Gesänge S. 137. Und in einer Hymne des Adam von St. Victor: „Und es aufersteht die Flur mit dem auferstandenen Herrn,“ wobei der Frühling das wiederkehrende Paradies vorbedeutet. Daselbst 139. Eben so in der schönen Hymne: *Plaudite coeli.* Königsfeld, latein. Hymnen S. 226.

Im ganzen Ostercultus macht sich diese Wechselbeziehung geltend. Das Osterwasser, die Osterlichter, Ostereier etc. sind Sinnbilder, die aus dem neu erwachten Naturleben, aus den vom Eise befreiten Flüssen, aus dem heller gewordenen Tage, aus den neuen Zeugungen im Pflanzen- und Thierleben entlehnt sind. Vor Allem wichtig ist aber das Sinnbild der Sonne. Der Aufgang der Ostersonne bezeichnete das Auferstehen Christi aus dem Grabe, daher man noch in sehr später Zeit, ja in einigen Gegenden noch jetzt in der Osternacht auf die Berge geht, um den Sonnenaufgang am Ostermorgen zu sehen, wobei es alter Volksglaube ist, die Ostersonne hüpfe dreimal vor Freuden über die Auferstehung des Heilands auf. Hieher gehört auch die Osterhymne des Ambrosius: *Aurora coelum purpurat* (vgl. Königsfeld, latein. Hymnen S. 16 u. 18), und die Bekleidung des auferstehenden Heilands mit einem morgenrothen Gewande auf einem venetianischen Miniaturbild. Kunstblatt 1823, S. 54. Diese Farbe wiederholt sich auch auf neueren Bildern. Vgl. Wessenberg, christl. Bilder II. 211. Das Wichtigste aber ist, dass die Feier des christlichen Sonntags überhaupt nur aus dem

Ostercultus stammt, nur eine wöchentliche Wiederholung desselben ist, weil Christus an einem Sonntage auferstanden ist. Nur deshalb musste Ostern auch ein bewegliches Fest werden, weil die Kirche nicht davon abgehen kann, das jährliche Auferstehungsfest an einem Sonntage zu feiern. Vgl. den Artikel Ostern.

Alttestamentalisches Vorbild der Auferstehung der Menschen überhaupt ist das Herausgehen Noah's aus der Arche, die schon erwähnte Vision Ezechiels, entsprechend der Schilderung des letzten Gerichts in der Offenbarung Johannis. Vorbild der Auferstehung des Heilands insbesondere ist das Aufbrechen des Löwenrachen durch Simson, die Rettung des Propheten Jonas aus dem Fische, in dem er drei Tage gefangen lag, wie Christus drei Tage lang im Grabe. Auch die Erweckung des Lazarus gilt als ein Bild der Auferstehung überhaupt.

Das grosse Auferstehungsfest des Christen ist Ostern. Der Siegesfreude des Ostermorgens geht aber die Klage des Charfreitags vorher. In der Zeit, in welcher Christus im Grabe weilte, tritt er in nächste Beziehung zum Tode wie zur Hölle. Daher die schon im Artikel Adam berührte Vorstellung von der Erlösung der Patriarchen aus der Vorhölle. Aber noch wichtiger als diese zarte Rücksicht auf die Urväter muss der Sieg über Tod und Hölle überhaupt erscheinen.

Die Auferstehung wurde im christlichen Mittelalter sehr häufig als geistliches Schauspiel in Verbindung mit den Passionsspielen zur Osterzeit in den Kirchen oder auf freien Plätzen dargestellt. Die geistvollste Dichtung dieser Art ist eine niederdeutsche, im zweiten Bande der Schauspiele des Mittelalters von Mone abgedruckt. Der ohnmächtige und misshandelte Christus steht hier allein der gesammten Macht und List der Erde und Hölle gegenüber, um endlich über beide zu triumphiren, den sündigen Menschen gnädig zu verzeihen, die Mächte der Hölle aber zu fesseln. Dieser schöne Gedanke ist auf's Feinste durchgeführt. Roher ist die Auffassung in einem andern, etwas spätern Stück derselben

mit Schlözer und nach ihm erschienen dann in allen europäischen Staaten eine Menge statistischer Werke in mannichfachen Formen der Darstellung.

Fassen wir nun den allgemeinen Charakter dieser statistischen Literatur bis zum Ende des französischen Kaiserreichs, womit das Ende der ersten Periode der Geschichte der Statistik zusammenfällt, näher ins Auge, so bemerken wir eine fast ausschließende Richtung auf die materiellen Staatskräfte. Hierin trug die Wissenschaft das nothwendige Gepräge der Zeit, der sie angehörte. Nach dem neuen Kriegssysteme seit der allgemeinen Anwendung des Pulvers, suchte man die Macht der Staaten mehr und mehr in geübten und stets zahlreicher werdenden Söldnerheeren. Diese wurden zugleich für die Machthaber das Werkzeug zur größeren Ausdehnung ihrer Gewalt im Innern der Staaten. So bildete sich im größeren Theile des europäischen Staatensystems die unumschränktere, monarchische Herrschaft aus, und die politischen Rechte des Volks, selbst der besonders privilegirten Stände, verschwanden. So weit wurde diese Politik der individuellen Willkür auf die Spitze getrieben, daß ein Louis XIV., der hervortretendste Repräsentant des neuen Systems, erklären konnte: „L'état c'est moi.“ Dieselbe Willkür, die im Innern der Staaten waltete, hatte ihnen ihre Grenzen angewiesen. Ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Völker nach Abstammung und Sprache und den freilich noch schlummernden Geist der Nationen, wurden Staaten und Staatensysteme zum Theil aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt. In das zum großen Theile von Willkür und Zufall erzeugte Staatengemenge suchte man durch Aufstellung eines Systems des politischen Gleichgewichts Einheit und Ordnung zu bringen. Da man aber kein naturgemäßes politisches Gleichgewicht anerkannte, wie es aus der politischen Gliederung nach Nationen hervorgehen würde, so konnte man den Maaßstab eines bloß mechanischen Gleichgewichts nur in äußerlichen und materiellen Verhältnissen suchen. Das Gewicht, womit jeder besondere Staat in dieses System eingriff, wurde also in der Ländermasse und in den Militärgrenzen gefunden; sodann in der Masse der Bevölkerung, die den Stoff für Aufstellung und Ergänzung größerer oder kleinerer Heere darbot, und in den finanziellen Staatskräften, welche die Mittel ihrer Unterhaltung lieferten.

Sammlung, so wie in einem altfranzösischen bei Jobinal II. Der Kampf des Heilands mit Tod und Teufel in der Unterwelt unmittelbar vor seiner Auferstehung ist auch in einem merkwürdigen alten Kupferstich ausgedrückt, auf welchem er aus Gerippen und Ungeheuern emporsteigt. Rathgeber, Gothaer Mus. 172.

Zur Symbolik der Auferstehung des Heilands gehört die Siegesfahne. Gewöhnlich trägt er auf Bildern, indem er aus dem aufgebrochenen Grabe herausschwebt, die Siegesfahne in der Hand. Ferner das Anzünden der Lichter in den vorher dunklen Kirchen und deren plötzliche Erhellung; der Blumenschmuck der in den Kirchen der Feier wegen angebrachten heiligen Gräber, das Osterei als Sinnbild des Grabes (s. den Artikel Ei), endlich verschiedene Weihen, die gerade am Ostermorgen vorgenommen wurden, weil man die Kraft der Erneuerung und Wiedergeburt gleichsam vom heiligen Grabe und von der Stunde der Auferstehung ausströmen lassen wollte auf Alles, dessen Erneuerung den Menschen von Werth ist.

Man ist nicht befugt, hierin etwas spezifisch Heidnisches zu sehen. Allerdings wurden auch schon in heidnischer Zeit im Frühlingsäquinoctium Wasser, Licht, Felder etc. geweiht im Namen der in der neuerstarkten Sonne wohnenden Gottheit, und feierte man überhaupt ein grosses Frühlings- oder Auferstehungsfest der Saaten. Was war natürlicher, als dass man die christliche Osterfeier an jene ältere heidnische anschloss, aber nur im Namen des Einen Gottes und nicht mehr in Bezug auf die grüne Saat des Feldes, sondern auf die Saat der Seelen, die da auferstehen sollen zum ewigen Leben?

Didron macht in seinem *manuel* p. 200. darauf aufmerksam, dass auf Bildern der Auferstehung Christi bis zum 13ten Jahrhundert die Wächter stets fest schlafend, von jenem Jahrhundert ab dagegen im Erwachen begriffen dargestellt werden, worin er einen Beweis erkennt, dass früher der Glaube unbedingter und naiver war, und dass sich in den seit dem 13ten Jahrhundert geöffneten Augen der römischen

Grabwächter das Bedürfniss, Zweifel zu überwinden, aussprechе.

Zur Symbolik der allgemeinen Auferstehung gehört vor Allem die Posaune des Weltgerichts, deren Schall die Todten wecken soll. In einer Hymne des Prudentius weckt Christus als Hahn die Schläfer auf, in einer andern als aufgehende Sonne. Vgl. Schrökh, Kirchengesch. VII. 104. An die Posaune knüpft sich die Vorstellung des Schreckens derer, die sich vor der Verdammung fürchten; an die aufgehende Frühlingssonne aber die Wonne der Erlösten und Seligen. Diese Wonne durchdringt auch die meisten kirchlichen Osterlieder, das freudige *plaudite coeli, — pone luctum, Magdalena* — Christ ist erstanden (dessen älteste Form in Uhlands Volksliedern S. 831.).

Grossartig ist das Bild der Offenbarung Johannis 20, 13: „Und das Meer gab alle seine Todten heraus“ und die Erde die ihrigen. In Stehlings jüngstem Gericht S. 104. sehen die zuletzt Gestorbenen staunend die uralten Völker aus ihren Gräbern steigen. Die massenhafte Bewegung entspricht hier allein der Grösse des Moments. Wenn Peter von Cortona im römischen Pallast Colonna die separate Auferstehung einer einzigen Familie malte, zu der sich Christus herbeibemüht, so ist das eine kleinliche Auffassung. Eben so misslungen war der Versuch des englischen Malers Blake, die Wiedervereinigung der Seele mit dem Körper zu malen. — Auf dem berühmten Auferstehungsbild Orcagna's in Florenz und auch sonst öfter findet sich die falsche Vorstellung von Engeln, die den guten Menschen aus den Gräbern helfen, und von Teufeln, welche die bösen mit Gewalt aus der Erde zerren. Das ist voreilig. Der Mensch wird den Dämonen erst nach dem Gerichte überliefert. Auf einem griechischen Kirchenbilde bei *Didron, man.* p. 271. kommen auch in Menge wilde Thiere des Landes und Ungeheuer des Meeres vor, welche gliedweise die Menschen, die sie einst gefressen hatten, zum Behufe der Auferstehung wieder im Rachen herbeitragen.

Auge,

Sinnbild des göttlichen Schauens, der Allwissenheit. „Wer das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“ Psalm 94, 9. Ein Auge im Sonnennimbus bedeutet Gott; ein Auge in der Hand Gottes Weisheit, wirksam in seiner Allmacht; ein Auge im Dreieck die Sophia in der Dreieinigkeit. Ein Auge im Herzen die Liebe Gottes. Drei Augen erklärte Hugo de St. Victor für die dreifache Richtung der Seele in's Sinnliche, Verständige und Göttliche. Vgl. Görres, Gesch. der Mystik I. 300. Abgeschmackt erscheint die Vergleichung der Dreieinigkeit mit dem Stern, der Pupille und dem Weissen im Auge in dem Gedicht von der Königin Anchroja; dagegen vergleicht Jakob Böhme in den vierzig Fragen I. 102. 202. eben so geistreich als originell die zehn in und mit einander wirkenden Weltkräfte mit zehn zwiebelartig in einander liegenden Augen, von denen eins durch das andere hindurchblickt, jede durch die andere sich verstärkend. Mises in seiner vergleichenden Anatomie der Engel will, die Engel sollten nichts anderes, als nur Augen seyn. Sieben Augen Gottes kommen vor beim Propheten Zacharias 4, 10., übereinstimmend mit dem siebenarmigen Leuchter, d. h. Gott wirkend in sieben Kräften. Von den Flammen und Fackeln in Gottes Augen s. Offenb. Joh. 1, 14. 19, 12.

Vielaugig erscheinen die Cherubim. Ezechiel 10, 12. Apokalypse 4, 6. 8. Auch sie bezeichnen Urkräfte der Gottheit, wirkend in der Natur. Auf altdeutschen Bildern haben sie oft Flügel aus Pfauenfedern mit deren natürlichen Augen. Auch der Todesengel bei den Juden wurde als vielaugig gedacht, weil er die Todten aus allen Himmelsgegenden zusammenholen muss. Sein Leib und seine Flügel sind voll Augen. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 873. Oder er hat drei Gesichter und sieht mit sechs Augen nach allen Richtungen. Weil, biblische Legenden 275.

Das Auge ist auch Sinnbild der Seele. Darum heisst

es Matth. 6, 22. und Luk. 11, 34: „Das Auge ist des Leibes Licht; wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht seyn.“

Die sittliche Allgewalt des göttlichen Blickes ist am schönsten ausgedrückt in der Legende von der heiligen Margaretha von Cortona. In Weltlust befangen, sah sie einmal vor einem Crucifix, wie der Heiland vom Kreuze herab sie durchdringend ansah, und von Stund an erkannte sie ihre Sünden, warf allen ihren Schmuck von sich und that Busse in der ärmsten Gestalt. — So liest man in Kerners Seherin von Prevost von einem alten Manne, Namens Boley in Berg bei Stuttgart, zu dem einmal ein Bauernweib eintrat, ihn fragend, ob er nicht etwas kaufen wolle? Er antwortete nichts, sah sie aber so fest an, dass sie zitterte und ohne irgend eine Aufforderung sich als Kindsmörderin bekannte. — Die schrecklichste Gewalt dieser Art wird der Blick des Weltrichters üben, wenn am allgemeinen Auferstehungstage die Seelen zu Gericht kommen werden. Davon singt die Kirchenhymne *Jucundantur et lactantur*, Vers 7:

Tunc, qui eum pupugerunt, cernent omnes impii
Throno igneo subnixum specie terribili,
Rogant montes, orant colles, postulantes obrui.

Dass aus den Augen sichtbare Lichtstrahlen wie aus der Sonne hervorgebrochen, kommt öfter in Mythen und Legenden vor. Moses wird herkömmlich mit zwei solchen Strahlen gemalt, die aus seinen Augen aufschiessen und die man daher seine Hörner genannt hat. 2. Mos. 34, 29 u. 35. Auch Christus und Gott der Vater kommen auf alten Bildern häufig mit solchen Augenstrahlen vor. Statt des Lichtstrahls geht nach einer apokalyptischen Vorstellung auch ein Schwert aus dem Auge Christi, als des ewigen Richters, hervor. Jane Leade sah das Auge Gottes Flammen auswerfen, die nach allen Seiten einen Regenbogen bildeten und in unzähligen Sternen sich verloren. Ida von Löwen warf nach der Legende, wenn sie das Abendmahl empfing, einen Strahl aus den Augen, der hell wie Sonnenschein leuchtete. Angela

von Foligno erschreckte schon in ihrer Jugend ihre Gespielinnen durch die Flammen ihres Auges. Der heilige Ludovicus schlug noch hundert Jahre nach seinem Tode die Augen auf, die nicht verwesen konnten, weil er nie damit gesündigt hatte.

Ausgestochene Augen bezeichnen den zugleich gekreuzigten St. Capitoleon in der griechischen Kirche. *Didron, man* p. 387. Seine zwei ausgestochenen Augen trägt der heilige Trophymus vor sich. Seine zwei durch Gebet geheilten gleichfalls der heilige Goericus.

Zwei Augen auf einem Buch sind das Attribut der heiligen Ottilie, die, blind geboren, durch die Taufe sehend wurde; zwei Augen auf einer Schüssel das Attribut der heiligen Lucia, die sich ihre schönen Augen ausriss und sie ihrem Liebhaber zuschickte, damit er habe, was ihn so sehr reize. — Die heilige Brigida bot Gott eines ihrer Glieder dar und er nahm ihr ein Auge. Einer wollte den heiligen Medardus verspotten und stellte sich einäugig, aber das zugedrückte Auge erblindete wirklich. — Der heilige Hyacinthus verschaffte einmal durch sein Gebet zwei blindgebornen Zwillingsbrüdern in Polen Augen von Engeln, und seitdem sollen alle ihre Nachkommen des Geschlechts Vitoslawski wunderschöne Augen haben. Steill, Ephemeriden des Dominicanerordens, zum 16. August. St. Epiphanius lebte als Einsiedler; da überfielen ihn die Heiden und ein Einäugiger unter ihnen wollte ihn eben umbringen, als er plötzlich auf beiden Augen sehen konnte und erschrocken das Schwert fallen liess. 12. Mai.

Der Sonntag *Oculi* führt diesen Namen wegen Psalm 25, 15: „Meine Augen sehen stets zu dem Herrn". *Oculus canonicus* heisst das linke Auge, weil während des Canons der Messe das Messbuch zur Linken des Priesters ist und er also vorzugsweise das linke Auge braucht.

Aussatz,

Sinnbild des äussersten menschlichen Elends, welches zur Prüfung oder Strafe dient. Schon Hiobs Gottvertrauen wurde durch diese ekelhafte Krankheit geprüft. Um's Jahr 1300 wurde der Tertiarier Bartholus aussätzig, aber, obwohl selbst des Trostes bedürfend, vielmehr durch seine Predigten ein Trost Anderer. Görres, Gesch. der Mystik II. 43. Der griechische Dichter Philo besang das geduldige Leiden und Sterben eines aussätzigen Mönches. Christi Beispiel nachahmend, der Aussätzige durch Berührung heilte, Matth. 8, 1. Mark. 1, 40. Luk. 17, 11., küssten die heilige Agatha, Albert, Franciscus, Martin, Odilo, Romanus, desgleichen die heilige Coleta, Michelina einen Aussätzigen. Durch die Taufe heilte einen der heilige Eleutherius. Einen noch dazu bösen und undankbaren Kranken dieser Art pflegte der heilige Eulogius fünfzig Jahre lang. Silbert, Legenden I. 60. Als der heilige Otto von Bamberg von einem polnischen Fürsten einen kostbaren Pelz bekam, hing er ihn sogleich einem Aussätzigen um. Die heilige Elisabeth wusch eigenhändig einen; berühmtes Bild von Murillo. Je widriger und unausstehlicher Anblick und Geruch der Kranken ist, um so mehr bewährt die Seele ihre Kraft, indem sie diesen Ekel überwindet. Ada von Belomeir in den Niederlanden legte einmal aus Mitleid einen Aussätzigen in ihr Ehebett; als aber ihr Mann dazu kam, war der Kranke verschwunden und das Bett voller Rosen. *Thomas Cantiprat. de apibus*, Wolf, niederländische Sagen Nr. 301. Dasselbe wird von Papst Leo IX. berichtet. Schrökh, Kirchengesch. 22, 351.

Der heilige Macharius bekam von einer reichen Jungfrau Geld, um ihr Juwelen zu kaufen, brachte das Geld aber in ein Spital und zeigte nachher der Jungfrau die buntfarbigen Wunden und Beulen der Aussätzigen: „das seyen die Hyacinthen und Smaragden, die er ihr gekauft habe.“ Silbert, Legenden II, 409.

Durch Glauben wurde Naëman vom Aussatz frei, derselbe Aussatz aber fiel auf Gehasi, als dieser im Namen des Propheten Elisa, jedoch ohne dessen Wissen, von Naëman für die Heilung Geld verlangte und erhielt. 2 Könige 5. Zur Strafe wurde Tallan aussätzig, der die heilige Hildegard verleumdet hatte, und sie selbst war es, die ihn heilte. Doch erscheint die Krankheit als Strafe häufiger in jüdischen und muhamedanischen Legenden, als in christlichen. Die Juden leiten sie vom Teufel her, Eisenmenger II. 425. Ebenso die Perser, vgl. Herodot I. 138. Zendavesta von Kleuker II. 325. Im christlichen Sprachgebrauch gilt Aussatz für Sünde überhaupt; durch die Sünde ist die ganze Welt gleichsam aussätzig geworden und wird nur durch Christi Opferblut wieder rein gewaschen. Damit hängt die Symbolik des im Blut des Lammes reingewaschenen weissen Kleides der Gerechtfertigten und Seligen zusammen. Davon abgeleitet sind auch die schönen deutschen Volkssagen vom Blut unschuldiger Kinder, durch welches der Aussatz geheilt werden kann. Engelhardt, im gleichnamigen Gedicht des Conrad von Würzburg, opfert seine eignen Kinder, um seinen aussätzigen Freund durch deren Blut zu heilen. Dasselbe wiederholt sich in der Sage von Amicus und Amelius. Im armen Heinrich des Hartmann von Aue opfert sich ein zwölfjähriges Mädchen, um einen kranken Ritter durch ihr Blut zu heilen. An dieser rührenden Treue, die keineswegs ausserhalb der Grenzen des natürlich Möglichen liegt, haben die Modernen, z. B. Ellissen in seiner Polyglotte I. 218, gar grosses Aergerniss genommen.

Azaziel,

ein Engel, zu denen gehörig, die sich durch die Schönheit, welche aus den Töchtern der erstgeschaffenen Menschen leuchtete, verführen liessen, den Himmel zu verlassen und sich mit jenen auf Erden zu vermischen. Aus dieser Verbindung ging ein Riesengeschlecht hervor, 300 Ellen hoch, weil die menschliche Bildung der Mütter durch die dämonischen Kräfte der

Väter in's Colossale verzerrt werden musste. Aber auch die geistige Bildung wuchs den Bastarden in demselben Maasse, und Azaziel namentlich war es, der die jungen Riesen in der Magie und allen übermenschlichen Zauberkünsten unterwies. Damit aber überschritten die Riesen das dem Menschen gesetzte natürliche Maass des Leibes und Geistes; die Erde wurde ihnen zu klein, sie mussten die Menschen selber fressen, um noch ihren Hunger stillen zu können, und Gott sah sich genöthigt, sie zu vertilgen. Nach dem apokryphischen Buch Henoch, Kap. 8. Azaziel ist die Personification des geistigen Uebermaasses und kann insofern auch als der herrschende Dämon unsers Zeitalters betrachtet werden. Kap. 10, Vers 12 des Buches Henoch heisst es: Die ganze Erde ist verdorben durch die Wirkungen von Azaziels Lehre. Vgl. den Artikel Lamech.

B

Babylon

bildet als Sitz der Weltlichkeit, der weltlichen Macht, der zahlreichsten Bevölkerung, des Reichthums, der Ueppigkeit und Sünde in der heiligen Schrift den Gegensatz zu Jerusalem, als dem Sitz des kleinen, aber auserwählten Volkes und der wahren Gottesverehrung.

Der babylonische Thurmbau wurde von der ersten grossen Menschenvereinigung zu einem Volke unternommen, um „sich einen Namen zu machen", d. h. wohl zugleich aus eigner Kraft und Gott zum Trotz sich eine feste und hohe Schutzwehr gegen jede etwa wiederkehrende Sündfluth zu errichten, also in weltlicher und gottloser Gesinnung. Sind aber der Menschen noch so viele und sie sind weltlich, gottlos, mithin egoistisch, so vermögen sie nichts Festes und Dauerndes zu bauen, noch zur Einheit zu gelangen, sondern schliessen sich wechselseitig aus, verwirren einander, unterliegen dem centrifugalen Principe. Daher die den babylonischen Thurm bauen wollten, einander nicht mehr verstanden, in verschiedenen Sprachen redeten und sich über die ganze Erde zerstreuten, um einander fremd und feind zu werden. Diesem

Vorgang, mit dem die Völkergeschichte nach Noah beginnt, steht nun die Wiedervereinigung aller Frommen und Gerechten am Weltende in dem ewigen und unzerstörlichen Gottesbau des neuen Jerusalems entgegen. Die Frommen, vom centripetalen Princip beseelt, erkennen und einigen sich in dem Einen wahren Glauben, und Gott selbst baut ihnen die neue feste Burg. Was insbesondere die Verwirrung und Trennung der Sprache betrifft, so steht dem alttestamentarischen Thurmbau im neuen Testament die Ausgiessung des heiligen Geistes zu Pfingsten gegenüber, durch welche die Jünger Jesu plötzlich befähigt wurden, alle Sprachen zu reden und zu verstehen. Deshalb kommen auch auf ältern byzantinischen Bildern des Thurmbaues, wie auf den Pfingstbildern Flammenzungen und Lichtstrahlen vor, die vom Himmel fallen; nur dass sie auf den Thurm in divergirenden Richtungen fallen und die Theilung und Zerstreuung der Sprachen bezeugen, während sie auf den Pfingstbildern sich senkrecht auf die Häupter der begeisterten Jünger senken. *Didron, man.* p. 206. Kaulbach hat in seinem grossen Thurmbilde in den von einander scheidenden Gruppen die Prototypen der welthistorisch wichtigsten Völker, eine kleine Weltgeschichte *in nuce* gegeben. In der That geht die Weltgeschichte vom Thurmbau, wie die Naturgeschichte von der Arche Noah's aus. — Mit der heiligen Schrift stimmen im Wesentlichen die alten Traditionen von den Giganten überein, die im Kampf mit dem Gott Saturn den Thurm zu Babel gebaut haben sollen, um den Himmel zu stürmen. Moses, von Chorene, *annal.* I, 8. 9. *Eusebius, praep. ev.* 9, 14. 18. *Origenes, contra Cels.* 4. p. 174. Vgl. Gesenius in Ersch und Grubers Encycl. s. v. Babylon.

Sofern der hohe babylonische Thurm gebaut wurde, um den Menschen zum Schutz zu dienen, wenn eine neue Sündfluth käme, wird er zuweilen dem Ararat, auf dem Noah's Arche sich niederliess, gegenübergestellt, z. B. auf dem Titelkupfer der *histoire du diable,* Amst. 1720. Es ist der Gegensatz

Dieſe praktiſch vorherrſchende Richtung hatte die Statiſtik weſentlich auf die Beachtung der materiellen Staatskräfte beſchränken müſſen. Selbſt in dieſer Beziehung wurde weniger die materielle Kraft im Staate, oder die materielle Volkskraft in Anſchlag gebracht, als nur derjenige Theil der Volkskraft, der gerade der Regierung für das zu Gebot ſtand, was ſie als Staatszweck anerkannte, oder gelten laſſen wollte. Aber bei dem vorherrſchenden Princip der individuellen Willkür mußten dieſe Regierungszwecke mit den Bedürfniſſen und Intereſſen der Maſſen in immer ſchärferen Widerſpruch treten. Die franzöſiſche Revolution brach aus. Napoleon bemeiſterte ſich der Fülle von Kräften, die ſie in allen Tiefen aufgeregt hatte. Allein dem Urſprunge untreu, dem er ſeine Größe verdankte, verletzte er, ſo weit ſein Schwert reichte, die tiefſten Gefühle, die heiligſten Sympathien der Völker. Die gekränkten Nationen ermannten ſich und der Völkergeiſt, der ihn auf den Gipfel geboben, ſtürzte ihn vom Gipfel herab.

Eine Zeit des Friedens, die ruhigen Betrachtungen der Wiſſenſchaft begünſtigend, folgte nach langen Stürmen. Aber auch die neue Ordnung der Dinge entſprach nicht aller Orten den Anſprüchen und Intereſſen der Völker. Deſſen ein Zeugniß war die Julirevolution und die Ereigniſſe, die ſich daran anknüpften. Wie man übrigens den bisherigen Erfolg des noch hin- und herſchwankenden Kampfes anſehen und welchen Ausgang man ihm prophezeien mag: ſo hatte doch während verhängnißvoller Jahrzehnte der Geiſt und Charakter der Völker ein zu augenfälliges Gewicht in die Wagſchaale des Schickſals der Völker geworfen, um noch ferner, wie ſeither, überſehen zu werden. Und wie hiernach die Geſchichte eine höhere Bedeutung gewinnt, indem ſie immer mehr zur eigentlichen Kulturgeſchichte ſich ausbildet: ſo ſehen wir auch in der Behandlung der Statiſtik alle Thatſachen und Verhältniſſe genauer beachten, die in irgend einer Weiſe über die intellektuellen und ſittlichen Zuſtände Aufſchluß geben können.

Noch in anderer Weiſe haben die neueren Veränderungen auf die Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft eingewirkt. Aus dem Parteienkampfe ſind in einem großen Theile des monarchiſchen Europa ſogenannte gemiſchte Verfaſſungen hervorgegangen. Ob man nun dieſen einen bleibenden Werth zuſchreibe, oder ſie für bald überſchrittene Uebergangsſtufen halte, immer war es eine Folge derſelben,

von Unglaube und Glaube, von menschlicher Hoffahrt und göttlicher Gnade.

In der babylonischen Hure, wie sie die Offenb. Johannis 17 schildert, ist insbesondere die Weltlust, der Welt Verführung personificirt. Die grosse Babel, „die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden," sitzt auf dem rothen, siebenfach gehörnten Thiere, selber roth gekleidet und mit Gold gestickt, und trägt in der Hand den Taumelbecher der Lust. Das Thier bedeutet das weltliche Reich, die sieben Hörner seine Macht, denn Horn ist der Stärke Sinnbild. Dieser Hure gegenüber steht in der Offenb. Johannis 12. das Weib, welches mit der Sonne umkleidet ist und auf dem Monde steht, und deren in Angst gebornes Kind vom Drachen vergebens verfolgt wird, weil Gott selbst es rettet. Das ist die Mutter des Erlösers. Das Sinnbild der Hure wird von Jesaias 23, 15 auch auf die reiche Handelsstadt Tyrus, von Nahum 3, 4 auf die grosse Stadt Ninive angewandt.

Den von den Propheten und Heiligen ausgesprochenen und in Erfüllung gegangenen Fluch über Babylon, welches gänzlich zerstört und zur Wüste gemacht werden soll, enthalten Jeremias 50, 51 und die Offenb. Johannis 18.

Bad,

Sinnbild der Reinigung, des Abwaschens aller Sünden oder Krankheiten. Die Taufe der ersten Christen war ein förmliches Bad, Untertauchen des ganzen Leibes; was die Wiedertäufer wieder eingeführt haben. Allein es entsprach der christlichen Keuschheit nicht, sich entblösst darzustellen, daher die Benetzung des Kopfes mit geweihtem Taufwasser genügend erfunden wurde. Die ältern Oster- und Johannisbäder gehören, obgleich sie bis in die christliche Zeit fortdauerten und eine christliche Deutung erhielten, ursprünglich doch nur dem Heidenthume an. Daher schon Augustinus, *opp.* V. 903, dagegen eiferte. Im Osterbade reinigte und verjüngte sich der Heide, wie die Natur im Frühling. Im

Johannisbade legte er im Bade gleichsam seine Sünden ab, weil um diese Zeit die Sonne von ihrem hohen Stande herabsinkt und in die Zeit der Busse eintritt. Die beste christliche Deutung dieses Bussbades ist in der schönen Legende vom „König im Bade“ enthalten. Nach den *gestis Romanorum*, cap. 59, sass einmal der römische Kaiser Jovianus im Bade, dachte, wie reich und mächtig er sey, und überhob sich in Stolz. Da wurden ihm aber die Kleider gestohlen und seine Gestalt durch Gott völlig verändert, so dass ihn seine eignen Leute nicht wiedererkannten, sondern als einen nackten alten Bettler davonjagten. Erst als er Busse gethan, ward er in den vorigen Stand wieder eingesetzt. In andern Legenden des Mittelalters wird er auch Damianus genannt. Die morgenländischen Legenden erzählen das Nämliche vom König Salomon.

Nicht kirchlich wie die Taufe, aber üblich war vor der Hochzeitsfeier ehemals das Brautbad. Vgl. Schmellers Bayr. Wörterbuch I, 154. Auch ein Reinigungsbad bei Todesfällen, das sogenannte Seelenbad oder die Todtentaufe, indem man an einigen Orten ein Gefäss mit Wasser vor die Leiche stellt, worin die abgeschiedene Seele sich baden soll. Damit darf man aber andere sogenannte Seelenbäder nicht verwechseln, die blos öffentliche Bäder sind, in denen Arme unentgeltlich baden können, und die Seelenbäder nur deswegen heissen, weil sie von Verstorbenen gestiftet sind. Vgl. Schmeller III, 226.

Dazu kommen nun noch besondere Prüfungsbäder. Das berühmte Hexenbad. Man warf der Hexerei verdächtige Weiber in's Wasser; wenn sie nicht untersanken, so war es gewiss, dass der Teufel ihnen beistehe. Vgl. Soldan, Hexenwesen S. 279. Im alten Gedichte von Wigamur kommt ein Bad vor, worin sich ein Stein befindet, der sich dunkel färbt, so wie ein Unkeuscher hineinsteigt. Die Ritter des Bathordens in England mussten vor ihrer Einweihung ein feierliches Bad nehmen. St. Pelagie, Ritterwesen II. im Anhang.

In der Bibel stehen sich zwei berühmte Frauenbäder

gegenüber, das der Bathseba, aus dem die Sünde entspringt, und das der Susanna, in dem sich die Tugend bewährt.

Von Constantin dem Grossen sagt die Legende, er habe sich in frischem Menschenblut gebadet, um eine Krankheit los zu werden, aber vergebens, bis er, durch eine Vision bewogen, das Bad der Taufe brauchte. Beschreibung von Rom III, 1. 538. — Von der heiligen Katharina von Genua sagt die Legende, sie sey so in Gottes Liebe entbrannt gewesen, dass, wenn sie nur den Fuss in's Bad setzte, das Wasser siedete. — Die heilige Cäcilia wurde im heissen Bade erstickt. Bei der Christenverfolgung in Japan stürzte man die Christen zu Hunderten in ein von Natur siedend heisses Wasser. Kämpfer, Japan I. 122.

Der heilige Patrik in Irland überfiel die beiden heidnischen Prinzessinnen Ethura und Fethlimia im Bade, bekehrte sie und taufte sie gleich in demselben Wasser, die irdische Reinigung in eine himmlische verwandelnd. Th. Moore, Geschichte von Irland I. 260. Der heilige Jakob von Nisibi wurde, als er sittsam und mit niedergeschlagenen Augen an einem Flusse, worin Mädchen badeten, vorbeiging, von diesen verhöhnt; auf sein Gebet aber wurden sie in hässliche alte Weiber mit grauen Haaren verwandelt.

Bär.

In der Bibel und christlichen Legende erscheint der Bär gutmüthig und dienstbar. Bekannt ist die Geschichte des Propheten Elisa, den wegen seiner Kahlheit böse Kinder verspotteten, worauf zwei Bären hervorkamen und die Kinder frassen. 2. Könige 2, 24.

Als Retter tritt der Bär ferner auf in der Legende des heiligen Cerbonius, der im Amphitheater einem Bären vorgeworfen, aber von ihm geliebkost wurde; der heiligen Euphemia, der es ebenso erging; der heiligen Ceroyra, die von einem Neger geschändet werden sollte, aber von einem Bären gerettet wurde. Ebenso der heiligen Columba.

Auch wilde Bären wurden von Heiligen leicht durch ein Wort gezähmt. Am Berühmtesten ist desfalls der Bär des heiligen Gallus. Der Heilige zog ihm einen Dorn aus dem Fusse und dafür zum Dank blieb der Bär bei ihm als sein Diener. Eben so diente ein Bär den heiligen Columban, Maximinus, Magnus, Remedius. Einer hütete dem heiligen Florentius die Schafe. Einen, der dem heiligen Frinnius seinen Ochsen gefressen, zwang dieser, statt des Ochsen nun selbst seinen Wagen zu ziehen. Aehnliches trug sich mit dem Pfluge des Jakob von Tarantaise zu. Eben so geschah St. Donatus und St. Basolus. Der heilige Corbinianus zwang einen Bären, der seinen Esel gefressen, selber das Gepäck zu tragen. Eben so der heilige Nicephorus, Humbert. Dem heiligen Gerius bot sich, als er nach Rom reiste, in den Alpen eine Bärin zum Wegweiser an (zum 25. Mai). Alle diese Bären sind ein Sinnbild des rohen heidnischen Volkes, welches von den christlichen Bekehrern allmählig gezähmt wurde. Vgl. Damberger, Mittelalter II. 497.

Der Bär hat aber auch teuflische Bedeutung, als grimmiges Raubthier. Unter den Thiergestalten, die man dem Teufel gibt, kommt öfters auch der Bär vor. So beim jüngsten Gericht, *Didron*, *man.* 271, als Plagegeist des Hiob in Miniaturen des Klosters Herzogenburg, die Primisser in Hormayrs Taschenbuch, 37r Jahrg. 306 beschrieb. Auch ist es ausser dem Löwen ein Bär, den David überwindet (1 Samuel 17, 34), und beide haben hier dämonische Bedeutung. Dieser Sieg Davids wurde früher oft dargestellt, z. B. auf den Chorstühlen zu Amiens, in Pariser Miniaturen. Piper, Myth. I. 401. Waagen, Paris 219. Auf einem Bischofstab, *Mém. de la soc. des ant. de l' Ouest* 1842, p. 181. In einem Elfenbeinschnitzwerk, abgebildet auf Taf. 10 der Millin'schen Reise durch's südliche Frankreich. In der Vision Daniels 7, 5 bedeutet der Bär das Perserreich, wie der Löwe das babylonische Reich, beide wieder im bösen Sinne. Auch in der Legende kommen Löwen und Bären vereint vor, indem ihnen St. Euphemia vorgeworfen, aber von den wilden Thieren geschont wird.

Balken.

„Du tadelst den Splitter im Auge des Andern und siehst den Balken in deinem eignen nicht," ist zuweilen so gemalt worden, dass wirklich der Balken im Auge des Tadlers steckt. — Ein grosser und schwerer Balken ist Attribut der Königin von Saba (z. B. auf den Ulmer Chorstühlen), nämlich der Kreuzesstamm, s. Kreuz. Ein Balken ist auch Attribut des heiligen Pardulf, weil er, als beim Kirchenbau ein Balken zu kurz war, durch blosses Gebet bewirkte, dass derselbe die gehörige Länge erhielt. Man benützte nachher dieses heilige Holz, weil Späne davon vom Fieber und Zahnweh heilten. 6. October. Dasselbe Wunder wird auch vom heiligen Aemilianus berichtet.

Balsam,

ein wohlriechendes Baumharz, welches dem arabischen Balsambaum entfliesst und welches man schon im hohen Alterthum theils zur Heilung von Wunden, theils zum Einbalsamiren der Leichen, theils zu Wohlgerüchen gebrauchte. Tacitus (*hist.* V. 6.) erwähnt einer seltsamen Vorstellung des Alterthums, wonach der Balsambaum, wenn man ihn mit Eisen angreifen wolle, sich verschliesse und wie Demant verhärte, während er sich mit einem Steine leicht aufweichen lasse. Soll damit vielleicht gemeint seyn, der wohlthätige Baum wolle gebeten, nicht gezwungen seyn? Das apokryphische Evangelium *infantiae Christi* 24 lässt die Balsamstaude aus dem Schweisse wachsen, der dem Christkind auf der Flucht nach Aegypten entträufelt. Nach Conrad von Megenberg *sub voce* wächst der Balsam an einer Quelle im Feld Engadi, worin die heilige Jungfrau das Christkind wusch, und dessen Wasser davon einen solchen Wohlgeruch angenommen habe, dass er sich den umwachsenden Bäumen mittheile. Sehr schön sagt er vom Balsambaum, sofern aus seinem ausfliessenden Safte der heilende Stoff entfliesst: er lasse sich

verwunden, um Anderer Wunden zu heilen. Ueber die älteren Vorstellungen vom Balsam s. noch Paullini kur. Cabinet, 827 und *Happel, relat. cur.* III. 682. In dem nämlichen Sinne wird der Balsam, den Maria Magdalena über das Haupt des Heilandes ausschüttet, indem sie das Salbgefäss im Liebeseifer zerbricht, mit dem Blut aller Martyrer verglichen.

Band.

In der kunstreichen Bänderverschlingung, die häufig in Kirchen als Ornament angebracht ist, scheint nicht blos ein Reiz für das Auge, sondern auch Symbolik zu liegen. Die dreifache Verschlingung deutet auf die heilige Dreieinigkeit, die zweifache auf den alten und neuen Bund. Das Letztere in den Kirchen von Herrenalp, Pforzheim etc. Vgl. Merz im Kunstblatt 1845, S. 375.

St. Barbara.

Diese berühmte Heilige, die in unzählbaren Kirchenbildern vorkommt, erscheint sehr häufig*) mit der heiligen

*) Vorzugsweise auf altdeutschen Bildern. In der Münchener Pinakothek nach dem Catalog von 1839 dreimal, auf einem Bild aus der niederländischen Schule S. 160, auf einem von Messis S. 170, von Cocxin S. 182. Auf einem Bilde von Memling im Johannishospital zu Brügge. Im Berliner Museum auf einem Bilde aus der alten Cöllner Schule, Nr. 180 des Catalogs von 1830. So stellte sie auch Dürer zusammen. Heller II. 1. 115 und 144. In der Sammlung des Prok. Abel in Stuttgart sind sie gleichfalls gepaart in zwei zusammengehörenden Bildern der altdeutschen Schule. So kommen sie auch vor in Stichen von Martin Zagel und Bolswert. Huber, Kupferst. I. 105. V. 292. Doch hat sie auch Tintoretto auf einem Bilde in Dresden nebeneinandergestellt. Nach *Bagatta, admiranda* II. 1. 3. 26 pflegte der Prämonstratenser Wilhelm die Maria stets von der heiligen Katharina und Barbara begleitet in täglichen Visionen zu erblicken.

Katharina von Alexandrien gepaart unmittelbar neben der Jungfrau Maria, gleichsam als deren vertraute Dienerinnen. Diese Zusammenstellung ist symbolisch. Katharina war eine geistreiche und sehr gelehrte Dame, die sich zum Christenthum bekehrte und die christliche Wahrheit mit hoher Beredsamkeit gegen fünfzig Philosophen vertheidigte. Barbara dagegen war eine einfache, anspruchslose Jungfrau, die in geheimnissvoller Sehnsucht der Seele ahnete, was ihr später als christliche Lehre bekannt wurde. Wie also Katharina den Kopf bezeichnet, so Barbara das Herz; jene die Macht des Geistes, diese die Tiefe des Gemüths, wie sich dieselben zur Kirche verhalten, welche die heilige Jungfrau als die in ihrer Mitte thronende Herrin darstellt.

Die heilige Barbara war in Nikomedia in Kleinasien von vornehmen Eltern geboren. Einst betrachtete sie die Sterne und wurde von tiefer Sehnsucht ergriffen, zu wissen, was sie seyen und wer sie gemacht habe? Was man ihr vom heidnischen Standpunkte aus über ihre Bedeutung sagte, genügte ihr nicht. Sie betete nun demüthig für sich zum unbekannten Urheber der Gestirne, als der heilige Origenes in ihre Nähe kam und sie im Christenthum unterrichtete. Ihr Vater Dioskoros aber sperrte sie, um sie vor Verführung zu schützen, in einen Thurm ein. In diesen liess sie drei Fenster brechen zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit und drückte mit dem blossen Finger vier Kreuze in den harten Stein. Auch zerschlug sie alle Götzen ihres Vaters. Da erzürnte dieser und verfolgte sie mit dem Schwerte. Sie floh. Ein Felsen nahm sie auf. Doch fand er sie wieder und schleppte sie bei den Haaren zum Richter, selber sie als Christin anklagend. Darauf wurde sie auf's Grässlichste gepeinigt, um ihrem Glauben zu entsagen. Man zerschlug sie an allen Gliedern, brannte sie, zerriss ihr Fleisch, schnitt ihr die Brüste ab etc. Zuletzt enthauptete sie ihr wüthender Vater mit eigener Hand. Aber ein Blitz aus heiterm Himmel erschlug ihn. 4. Dezember.

Die Kirchenmalerei hat der heiligen Barbara zum Attribut

den Kelch mit darüber schwebender Hostie gegeben, genau dasselbe Symbol, woran überhaupt der Glaube (*fides*) kenntlich ist. Sie selbst wird mithin zu einer Personification des Glaubens. So fasste sie auch Raphael in seinem berühmten Bilde der *Madonna di S. Sisto* auf. Hier kniet zur Rechten der glaubensstarke greise Papst, zur Linken die glaubensstarke Barbara, der Glaube in männlicher und weiblicher Potenz. — Anderweitige Attribute der Heiligen sind die Palme des Martyrerthums und der Thurm mit den drei Fenstern. Auf alten Bildern und Stichen haben sich die Künstler zuweilen seltsame Abweichungen erlaubt, den Kelch in eines der Fenster gestellt, ja sogar der Heiligen ihren Thurm als Kopfputz aufgesetzt (Borckens bei Huber VI. 97.), gemäss der im 15ten Jahrhundert modischen thurmhohen Hauben der Damen. Uebrigens wird die Heilige als Prinzessin gewöhnlich mit einer Krone und wegen ihres sanften Charakters mit holdseligen Zügen, ein wenig lächelnd dargestellt.

Diese Taubensanftheit ist es auch, weshalb man sie zur Schutzpatronin gegen die Gewitter erkoren hat. Im Toben der Gewitter erschöpft gleichsam der Böse seine Wuth, muss aber dem sanften Glauben weichen. Daher ruft man die Heilige in schweren Ungewittern an, und sind viele Glocken, die man gegen die Gewitter läutet, auf ihren Namen getauft. Als das Schiesspulver erfunden war, wählte man auf sinnige Weise gerade wieder diese milde Heilige zur Schutzpatronin der Artillerie, nicht etwa, damit sie die Feigheit vor der Wirkung des feindlichen Geschützes bewahre, sondern damit sie wache, dass der Glaube siege. Indem man die schrecklichste der Waffen ihr weihte, gelobte man sich auch, nur einen heiligen Gebrauch davon zu machen zur Ehre Gottes. Darum war ihr Bild ehemals auf allen katholischen Arsenalen aufgerichtet und heisst noch jetzt auf französischen Schiffen die Pulverkammer *St. Barbe*. Bei der tapfern Vertheidigung von Gerona bildeten die spanischen Frauen und Jungfrauen der Stadt noch im Jahre 1809 sogenannte Compagnien der

heiligen Barbara, um die Männer beim Kampfe gegen die Franzosen zu unterstützen. Seebach, Feldzüge S. 343.

Barfuss,

Sinnbild der Demuth und Selbsterniedrigung. Moses zog vor dem feurigen Busch, aus dem Gott zu ihm sprach, die Schuhe aus. Trauernde gingen barfuss, 2. Samuel. 15, 30. Ezechiel 24, 17. 23. Gefangenen zog man die Schuhe aus, Jesaias 20, 2. Desgleichen Sklaven, 2. Chron. 28, 17. Vgl. Rosenmüller, Morgenland I. 261, wo der gleiche Gebrauch auch bei andern alten Völkern nachgewiesen ist. Der Heiland selbst, seine Mutter, die Apostel werden barfuss abgebildet. Den Aposteln befahl der Heiland selbst, keine Schuhe zu tragen, Matth. 10, 9. Luk. 10, 4. Um die allmählig aus der Klosterwelt verschwundene Demuth herzustellen, entstanden im 12ten Jahrhundert die Barfüsserorden. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien, ging, wenn auch im fürstlichen Putz, doch immer barfuss, und als ihr Gemahl sie nöthigte, Schuhe zu tragen, trug sie dieselben nur in der Hand. Der heilige Gerlach stand barfuss im Schnee, der von der Hitze seiner Andacht schmolz. *Acta SS.* Januar I. 311. St. Landrada, die Tochter eines fränkischen Majordomus, wollte nicht heirathen, widmete sich der strengsten Busse, fastete etc. Als sie einst bei hartem Winter barfuss und im Hemde durch eine wüste Haide ging, öffnete sich über ihr der Himmel und ein Kreuz sank vor ihr nieder, wobei eine Stimme rief: Dies Kreuz schickt dir dein Bräutigam Jesus. An selbiger Stelle baute sie ein Kloster. 21. Juli.

Barmherzigkeit,

clementia, zu unterscheiden von *charitas* (der mehr mütterlichen und brüderlichen Liebe zu Gleichstehenden), die im Erbarmen thätige Liebe gegen Fremde und niedriger Stehende. Carlo Maratti malte sie auf einem Regenbogen thronend

und von den christlichen Tugenden begleitet. Rubens malte sie auf einem von Löwen gezogenen Wagen, indem sie viele Kinder an sich drückt. Vorn am Wagen aber brachte er einen Pelikan an, der seine Jungen mit dem eignen Blute tränkt. Vgl. Morgenblatt 1818, Nr. 153. Besser thun die Maler, wenn sie den Heiland selber darstellen, umringt von Kranken, Gefangenen, Leidenden aller Art, die er tröstet nach dem Worte: „Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd.“ Oder die heilige Jungfrau, die selbst für die Schuldigsten noch bei Christo fürbittet und allgemein als „Mutter der Barmherzigkeit“ verehrt wird.

Am häufigsten wird auf Kirchenbildern die Barmherzigkeit durch den barmherzigen Samariter bezeichnet, welcher dem Verwundeten hilft, während der stolze Pharisäer mit leidslos vorbeigeht.

Die Kirche unterscheidet sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit: Fremde beherbergen, Gefangene trösten, Durstige tränken, Hungrige speisen, Nackte kleiden, Kranke besuchen und Todte begraben. Sie sind oft in Kirchen in einer zusammenhängenden Bilderreihe gemalt und durch Beispiele anschaulich gemacht worden.

Bart.

Von jeher galt im Morgenlande der Bart als Zierde des Mannes, als Zeichen der Würde. So fasst ihn auch noch die christliche Kunst des Abendlandes auf und verleiht Gott dem Vater einen ehrwürdigen Bart, dem Heiland aber einen jugendlichen, welcher das schöne Oval seines Gesichts sanft umfliesst und sich nur nach unten ein wenig verlängert, aber weder spitzig noch ein Doppelbart seyn darf, sondern eine natürlich schöne Mitte hält. Auch alle Patriarchen, Propheten und Apostel tragen Bärte, wenige, meist die jüngsten, wie Daniel, Joseph, Johannes, ausgenommen. Moses zeichnet sich durch den Doppelbart aus, entsprechend seinen sogenannten Hörnern (den Flammen seines Auges) und den

daß in den neu entſtandenen Verſammlungen der Abgeordneten und durch den Einfluß dieſes Inſtituts, der eigentliche Beſtand der Staatskräfte im größeren Umfange, als zuvor, an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen wurde. So wurde der Statiſtik ein reicherer Stoff dargeboten, deſſen ſie ſich um ſo lieber bemächtigte, als überhaupt bei den Völkern der Wunſch der Selbſterkenntniß lebhafter erwacht war. Schon früher waren mehrere Regierungen darauf bedacht, durch Gründung ſtatiſtiſcher Bureaus für Einſammlung und ſyſtematiſche Darſtellung ſtatiſtiſcher Nachrichten ſorgen zu laſſen. Dies geſchah zuerſt in Schweden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; * dann auch, namentlich auf Schlözers Anregung, in andern Staaten. Beſonders in den letzten Jahrzehnten hat ſich ihre Zahl ſehr vermehrt; ihr Wirkungskreis iſt erweitert und ihre innere Einrichtung verbeſſert worden. ** Mehr oder minder unabhängig von dem, was von Seiten der Regierungen geſchah, gewann der überhaupt ſo mächtig gewordene Aſſociationsgeiſt auch für die Statiſtik eine ſteigende Bedeutung. Man verdankt ihm die Gründung zahlreicher Vereine, deren Mitglieder entweder der weiteren Ausbildung der Wiſſenſchaft überhaupt eine gemeinſchaftliche Thätigkeit widmen, oder welche in dem beſonderen Staate, dem ſie angehören, die Thatſachen des öffentlichen Lebens zu ſammeln, zu ordnen und zu erwägen bemüht ſind. *** Schon in der erſten Periode der Statiſtik ſind ſolche Vereine entſtanden, † aber ihre größere Vermehrung, weitere Ausdehnung und umfaſſendere Thätigkeit gehört gleichfalls den letzten Jahrzehnten an. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſie mehr und mehr unter ſich in Verbindung treten; daß ſie über gemeinſchaftliche Plane und Geſichtspunkte, wonach die Thatſachen der einzelnen Länder und Landestheile zu ſammeln und zu ordnen ſind, ſich verſtändigen mögen. Erſt

---

* Durch Errichtung einer ſ. g. Tabellencommiſſion.

** Beſondere Auszeichnung verdient das ſtatiſtiſche Bureau in Berlin unter Hoffmann's Leitung.

*** Zu den Vereinen der erſteren Art gehört der 1829 von Moreau de Jonnés zu Paris geſtiftete; zu denen der andern Art der zweckmäßig organiſirte Verein für das Königreich Sachſen, ſeit 1831 in Thätigkeit.

† Wie z. B. zur Bearbeitung der von John Sinclair herausgegebenen Statiſtik von Schottland.

beiden Gesetzestafeln, die er trägt. Abraham wird mit einem etwas struppigen Bart gebildet. So trägt auch dem fliessenden Christusbart entgegengesetzt Johannes der Täufer einen etwas wildgekräuselten Bart; so wieder dem wallenden Bart des Apostels Paulus gegenüber Petrus keinen oder einen nur kurzgekräuselten. Judas trägt einen spitzen und rothen Bart. Auf altdeutschen Bildern findet sich zuweilen Adam mit einem ungeheuern, den ganzen Leib bedeckenden Barte und Eva gleichfalls mit fabelhaftem Haarwuchs.

In der griechischen Kirche ist der morgenländische Bart von allen Priestern beibehalten, in der römischen nur von Mönchen.

Als Jungfrau trägt einen langen Bart die heilige Paula, welcher derselbe zum Schutze wuchs, als sie um Jesu willen die Freier floh, die sie zur Ehe begehrten. *Acta SS.* 20. Febr. Eben so die heilige Galla. Von der gleichfalls und aus demselben Grunde bärtig gewordenen und überdies wegen ihrem standhaften Christenglauben gekreuzigten heiligen Liberata, Wilgefortis oder Kümmerniss gibt es eine Menge sehr eigenthümlicher, örtlich vielfach abweichender Legenden, von denen ich manches einer ältern heidnischen Vorstellung entnommen glaube.

St. Bartholomäus,

der Apostel, soll nach der Legende ein Sohn des ägyptischen Königs Ptolemäus gewesen seyn, weshalb er auch einen Purpurmantel trug. Da sagte ihm der Heiland einmal, als er die eitle Zier nicht ablegen wollte, voraus, er werde einmal seine eigne Haut als blutigen Mantel umlegen. Nach des Heilands Tode soll Bartholomäus tief nach Indien gekommen seyn und dort das Evangelium gepredigt haben. Am Hofe eines Königs in Indien zwang er den Teufel selbst, öffentlich zu erscheinen, Christum zu bekennen und dem Könige alles das zu bestätigen, was ihm der Apostel bereits von der Lehre des Heils verkündigt hatte. Zuletzt erlitt er

aber den Martyrertod in Armenien und wurde, wie ihm der Heiland verkündet, lebendig geschunden. Daher ist ein Messer sein Attribut und wird er oft ohne Haut dargestellt, wobei Maler und Bildhauer ihr Studium der Anatomie zur Schau legen. Seine berühmteste geschundene Statue steht, von Agratis Meisterhand gefertigt (mit der lächerlich stolzen Inschrift: *Non me Praxiteles sed Marcus pinxit Agrates*), hinter dem grossen Altar im Mailänder Dom. Das berühmteste Bild von ihm befindet sich in der sixtinischen Kapelle im Weltgericht des Michel Angelo. Hier hält er geschunden seine eigene Haut im Arme und weist sie als Zeichen seiner Glaubenstreue vor. Man hat ihn in dieser Beziehung den christlichen Marsyas genannt, sofern er für die bildende Kunst im christlichen Gebiet dieselbe Gelegenheit für anatomische Studien darbietet, wie der von Apoll geschundene Satyr Marsyas im antiken. In andern, freundlichern Gemälden führt er nur das Messer, aber die Haut ist nicht von ihm abgesondert.

Abdias in seiner Apostelgeschichte VIII. 2. beschreibt den Apostel als einen schwarz- und krausköpfigen Mann im weissen Gewande mit Purpurstreifen, lässt ihn aber nicht geschunden, sondern enthauptet werden. Nach der römischen Legende dagegen schwamm der geschundene Leichnam, als er in's Meer geworfen worden, bis nach Rom, wo er bestattet wurde. Nach Sigebertus erschien der Apostel einem Mönche, um ihm zu sagen, er solle seinen Leichnam suchen und nach Benevent bringen. Der Mönch erkannte den Leichnam unter vielen andern, die von den Sarazenen aus ihren Gräbern ausgewühlt waren, bei Nacht an dem die Gebeine umgebenden Glanzlicht.

Die Kirche St. Barthélemy in Paris war vor der Revolution schon berühmt wegen ihrer zahlreichen heiligen Leiber und geschmückten Reliquien. Nachher aber wurde das *Théatre de la cité* und zuletzt ein Ballsaal, *le Prado*, daraus gemacht, der berühmt ist durch die unheiligen Leiber der Pariser Hetären.

Spagnoletto, der Schlächter unter den Malern, der die grässlichsten Martern und Zerfleischungen darzustellen liebte, wollte doch damit keineswegs den Glauben ehren, um dessentwillen die Martyrer so bittern Tod erlitten. In seinem noch zu Madrid befindlichen Bilde des heiligen Bartholomäus liegt zu den Füssen des geschundenen und grässlich verzerrten Martyrers die Statue eines ausserordentlich schönen Apollo, der in seiner heitern Stirn den Gedanken Schillers zu hegen scheint: Wie viel schöner war doch die Welt, als die „Götter Griechenlands“ noch regierten! Vgl. Kunstblatt 1837, S. 288. Der Apostel ist hier durch die Apollostatue ausdrücklich als christlicher Marsyas bezeichnet, und man könnte voraussetzen, Spagnoletto habe an den Sieg des christlichen Martyriums über die heidnische Götterwelt gedacht, allein die satyrische Auffassung scheint mir dem Künstler näher gelegen zu haben.

Der Apostel Bartholomäus gilt vorzugsweise als *advocatus* der Sünder. Schrökh, Kirchengeschichte 28. 206. Der unter allen Martyrern das Grausamste und Schmerzlichste erlitten, übt die erhabenste Grossmuth, indem er vor allen für die Sünder bittet.

Da übrigens der Kalendertag des heiligen Bartholomäus (24. August) mit dem 14ten Sonntag nach Trinitatis, als dem „Sonntag der Dankbarkeit“, dem grossen Dankfest nach der vollendeten Aerndte, zusammenfällt, haben Einige unziemlich die abgezogene Haut des Heiligen zum Sinnbild des abgeschnittenen Getreides, welches der Erde durch die Sichel gleichsam abgezogen werde, machen wollen.

Bau,

vgl. Babylon. Der Bau der Arche Noah vereint, der Bau des babylonischen Thurms zerstreut. So stehen sich auch wieder der Bau des Tempels und dessen Zerstörung entgegen.

Den Erbauern kommt als Attribut ein kleines Modell des Baus zu. So trägt auf Gemälden der Patriarchen Noah

eine kleine Arche auf dem Kopfe, Salomon einen kleinen Tempel im Arme. Ein Bauwesen im Hintergrunde ist das Kennzeichen des Zacharias. Auch die Stifter von Kirchen und Klöstern tragen das kleine Modell auf dem Arme.

Ein schönes Sinnbild der bauenden und doch zugleich streitenden Kirche ist der Bau des neuen Tempels von Jerusalem, bei dem ein Theil der gläubigen Juden beschäftigt war, indess der andere die Feinde abwehrte. Nehemia 4, 16.

In vielen Legenden hängt die Stätte, wo eine Kirche gebaut werden soll, nicht von der Wahl der Menschen ab, sondern Gott gibt ein Zeichen, wo man bauen soll. Die Leiche des Heiligen, die von Rindern gefahren wird, steht vor dem Orte still und lässt sich nicht mehr fortbewegen. Ein Hirsch oder anderes Thier bezeichnet die Stätte. Tauben tragen die Späne der Zimmerleute von dem schon gewählten Ort an einen andern weg. Eine fromme Fürstin verliert ihren Schleier und baut eine Kirche, wo sie ihn wiederfindet etc. Die Sammlungen deutscher Volkssagen sind voll von solchen Traditionen.

Im Mittelalter sühnten Verbrecher öfters ihre Schuld durch Uebernahme gemeinnütziger Bauten. So baute einer die Wasserleitung zu Blankenburg. Thüringen und der Harz II. 70. Vgl. auch Afzelius, schwedische Volkssagen III. 198.

Der Apostel Thomas bekam vom König Gundaphorus Geld, um einen Pallast zu bauen, schenkte es aber den Armen, um ihm einen Pallast im Himmel zu bauen. *Acta S. Thomae.* — Als Karl der Grosse starb, wollten die Teufel seine Seele fortführen, der heilige Jakob legte aber so viel Steine auf die Wagschale seiner guten Handlungen, dass es den Teufeln zu schwer wurde. Das waren die Bausteine der von ihm gegründeten Kirchen. Turpin.

Baum,

Sinnbild des Lebens und des Todes, je nachdem er gesund und kräftig oder krank und dürr ist. Der Gerechte gleicht

einem fruchtbaren Baume. Psalm 1, 3. 92, 13. Christus verflucht den unfruchtbaren Baum. Schon im Paradiese standen sich in diesem Sinne der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniss gegenüber. Durch die Erkenntniss kam Sünde und Tod in die Welt. 1. B. Mos. 2, 9. Adam ass von dem Baume der Erkenntniss den verbotenen Apfel. So lockend dieser war, verbarg er doch in sich den Tod. Daher die Giftschlange, die um den Baum sich windet, daher auch die Versuche in späterer Zeit, den Apfelbaum im Paradiese als ein Todtengerippe darzustellen, z. B. auf einem Stiche von Beham. Der Baum des Lebens ist dem Menschen seit Adams Fall entzogen, ebend. 3, 22. Dagegen wird er die Seligen dereinst mit seinen Früchten erquicken, wenn sie das Paradies wiedergewonnen haben. Offenb. Joh. 2, 7. 22, 2.

Im Mittelalter suchte man die beiden Bäume welthistorisch zu reproduciren und aus einander entstehen zu lassen. Wie Adam die durch Sünde verdunkelte, Christus die gereinigte Menschheit bedeutete, so sollte aus dem Baume der Erkenntniss zuletzt der Baum des Lebens werden, indem aus ihm das Kreuz gezimmert wurde. Adam nahm einen Kern des Apfels mit aus dem Paradiese und behielt ihn im Munde, als er starb. Aus seinem Grabe wuchs der Stamm des Kreuzes. *Cornelius a Lapide in Genes.* II. 9. Vgl. Hofmann, Apokr. 430. In demselben Sinne malte man früher häufig das Kreuz grün als lebendigen Baum. Hauptsächlich aber ist es der Christ- oder Weihnachtsbaum, mit Aepfeln behangen und Lichtern besteckt, der am Geburtsfeste des Heilands als Lebensbaum ausdrücklich dem Apfelbaume des Erkenntnisses wie Erlösung dem Sündenfalle entgegengesetzt wird; womit der Glaube zusammenhängt, dass in der Christnacht die Bäume blühen.

Die Gattung des Erkenntnissbaumes wird verschieden aufgefasst. Juden und Muhamedaner verstehen darunter einen Weinstock, die griechische Kirche einen Feigenbaum, erst die römische nahm den Apfel an. Vgl. v. Bohlen, Genesis 38. Im Orient dachte man auch an die Pisang. Der Sinn bleibt

überall derselbe, welche süsse Frucht man auch vorzog, immer blieb sie nur Sinnbild der Verlockung. — Auf einem Bilde von Vasari sind die Patriarchen des alten Testaments an den Baum der Erkenntniss angekettet und Maria bittet für sie. Huber, Kupferst. VII. 64.

Der Baum der Sünde und des Todes wurde in christlicher Symbolik auch zum Weltbaum, zum Sinnbild des ganzen Menschenlebens.

Nach dem altdeutschen Gedicht Barlaam und Josaphat von Rudolf von Montfort und in den *gestis Romanorum* Nr. 168. macht Barlaam vom menschlichen Leben folgendes Bild. Ein Mensch fürchtet sich vor einem Einhorn und fällt in einen Abgrund. Da hält er sich an einem Baume, zu dessen Füssen aber lauert in einem Brunnen ein Drache mit offnem Rachen auf ihn, eine weisse und schwarze Maus benagen des Baumes Wurzel, dass er wankt, und vier Vipern verpesten die Luft mit ihrem Athem. Aber oben aus dem Baume floss Honig, von dem er so viel genoss, dass er alle Gefahr über der Süssigkeit vergass, dann aber in den Rachen des Drachen hinabstürzte. Wiener Jahrbücher VI. 174. Vgl. Grimm, altd. Wälder I. 77. Das Einhorn ist der Tod, der Abgrund die Welt, der Baum das Leben, die Mäuse sind Tag und Nacht, die Vipern sind die Elemente, der Honig ist die Verlockung dieser Welt, der Rachen unten die Hölle. — Im Kloster Lorch in Schwaben befand sich ehemals ein Bild, auf dem der Baum mit den Mäusen ebenfalls abgebildet war, und zwar ganz so, wie das Bild in Barlaam angegeben ist, mit dem Einhorn (auf dem der Tod mit gespanntem Bogen reitet), mit dem Drachen, den Vipern, dem Honig. Crusius, schwäb. Chronik III. 12. 35. Dasselbe Bild in einer andern altdeutschen Fassung bei Lassberg, Liedersaal I. 252.

Das Wahrzeichen der Stadt Lübeck sind die beiden an der Wurzel eines Baumes nagenden Mäuse, abgebildet links von der grossen Uhr an der Marienkirche. Es soll einmal ein falscher Prophet der Stadt den Untergang gedroht und gesagt haben, wenn es nicht wahr sey, so solle dieser Baum

noch in derselben Nacht verdorren. Der Baum aber verdorrte wirklich und man fand an der Wurzel zwei Mäuse nagen. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 221.

Auf einem alten Bild in Marburg ist das Menschenleben durch einen Baum symbolisirt, der von aussen grüne Zweige mit lustig singenden Vögeln trägt, in dessen hohlem Innern aber Schweine hausen.

Ein Baum der Sünde und des Todes ist auch jene herrliche Ceder, mit der Ezechiel 31, 6 das Reich Assur vergleicht, denn bei aller Pracht und Stärke birgt sie den Tod in sich. — Wieder in anderem Sinne ist der von Christus verfluchte Feigenbaum aufzufassen, denn er bedeutet die ursprünglich von Gott zum Guten geschaffene Kraft, die sich dem guten Berufe versagt und mit den Mitteln zum Guten Uebles thut.

Man hat viel Gelehrsamkeit zur Schau getragen, um den Sündenbaum der Genesis aus den Bäumen herzuleiten, die in vielen heidnischen Mythen vorkommen, an deren Wurzeln eine Schlange nagt, oder deren Früchte von einem Drachen gehütet werden. Vgl. v. Bohlen, Genesis 38. Piper, Myth. I. 66. Aber jene Mythen haben fast durchaus einen andern Sinn und gehören um so weniger hierher, als sie den Unterschied zwischen dem Baume der Erkenntniss und des Lebens nicht kennen, der in der christlichen Symbolik die Hauptsache ist.

Adam und Eva wurden aus dem Paradiese gejagt, damit sie nicht auch vom Baume des Lebens ässen, nachdem sie vom Baume der Erkenntniss gegessen hatten, 1. Mos. 3, 22, denn alsdann wäre die Sünde in der Welt verewigt worden. Die Früchte des Lebensbaumes reifen nur den Seligen und Reinen. Offenb. Joh. 2, 7. Darum prangt er im künftigen Paradiese, welches der Christ erst wiedererwerben muss, im neuen Jerusalem am Strome des lebendigen Wassers mit zwölferlei Früchten. Offenb. Joh. 22, 2. Eine Hymne des Fortunatus bezeichnet den fruchtbarsten Baum als das Kreuz, das den Heiland trägt, und eine andere des heiligen Cyprian gibt ihm

die Apostel als zwölf Aeste, welche die ganze Welt überschatten. Fortlage S. 108. 116. Tundal in seiner berühmten Vision erblickte diesen Baum im Paradiese mit verschiedenfarbigen Blättern und Früchten schattend über wunderbaren Blumenbeeten und Elfenbeinzellen, worin Mönche und Nonnen Gott lobsingen. Kopisch zu Dante S. 473. — Der Lebensbaum steht auf einem altchristlichen Grabbilde bei *Bottari, Roma sotter.* II. *tav.* 125 als Oelbaum, eine Taube auf seinen Zweigen, zwischen dem guten Hirten und der Maria. Die letztere hebt nach dem ältesten Typus beide Arme in die Höhe und trägt einen Schleier, zu ihren Füssen blühen drei Lilien, wovon eine noch in der Knospe. Das ist auf andern altchristlichen Bildern, *Bottari*, I. *tav.* 48, *Aringhi* I. 389, Sinnbild des Frühlings, mithin soll dem Begrabenen der künftige Frühling im Himmel vorbedeutet werden. Wie viel schöner ist diese Grabmalerei, als so manche auf unsern modernen Kirchhöfen!

Man findet den Baum des Lebens auch als Stammbaum Christi. Namentlich in gemalten Glasfenstern der Kirchen sieht man häufig aus dem unten liegenden Jesse (Isai, Vater des Königs David) einen Stammbaum sich erheben, der in den verschiedenen Stockwerken des Fensters die Geschichte von David bis Christus nach einander entwickelt. Vgl. über diesen Baum des Jesse *Didron, manuel* p. 151, wo viele schöne Bäume dieser Art in französischen Bildwerken verzeichnet werden. Der Baum ist öfters ein Weinstock und wächst aus Jesse's Brust oder Mund. Eine prachtvolle Skulptur in der Kathedrale zu Beauvais, die auf jedem Zweige Könige und Propheten trug, wurde in der Revolution der Statuen beraubt, der schöne Baum selbst aber steht noch. Vgl. auch Kunstblatt 1847, Nr. 13.

Nach manichäischer Lehre war Christus selbst der Baum des Lebens, unter dem Namen *Jesus patibilis.* Vgl. *Augustinus, contra Faustum* XX. 2. Baur, manich. Rel. S. 71. Mani nämlich lehrte, die in der Finsterniss gelegenen Lichtkeime würden nur in den Pflanzen wieder frei; Christus aber, als

Seele des gesammten Lichts, feiere seine immerwährende Auferstehung aus dem Grabe in dem Emporwachsen der Pflanzen aus der Erde. *Christum quotidie nasci, quotidie mori. Evorius, de fide* I. 36. *Omnes arbores crucem esse dicitis. Aug. cont. Faust.* XXI. 9. Daher assen die Manichäer nur Pflanzenstoffe, um den Lichtkeim in sich aufzunehmen. Vgl. auch Jakob Böhmes Aurora 24, 7. Die beste und erlaubteste christliche Anwendung von diesem heidnischen Gedanken macht der Volksglaube, demzufolge am Sebastianstage (20. Januar) aller vorher starrer Saft wieder in den Bäumen emporsteige. An diesem Tage soll der Heilige, an einen Baum gebunden, verblutet seyn und sein Blut soll den Saft erwärmt haben oder selber ihm zum Safte geworden seyn, anzudeuten, dass ohne das Blut (des Heilandes und der Martyrer) der Lebensbaum der Kirche nicht hätte wachsen können, und zur Mahnung, dass wir an jedem Jahresanfang, wenn der Saft wieder in die Bäume tritt, um uns den irdischen Frühling zu bringen, jenes Erlösungswerkes eingedenk seyn sollen, das uns den himmlischen bringt. Sehr merkwürdig ist in einem Bamberger Evangelienbuch der Münchener Bibliothek ein Bild Christi, wie er auf dem Baume des Lebens sitzt, sich mit der Hand an einem Ast desselben und mit der andern eine Weltkugel hält. E. Förster, deutsche Kunst I. 71.

Man findet auch den Lebens- und Todesbaum verschmolzen. So in einem von Furtmayr gemalten Missale (Förster, d. K. II. 259), wo derselbe Baum zugleich Aepfel und Hostien trägt. Ein anderer in einer Skulptur der Kathedrale zu Trier trägt Knospen, aus deren auseinandertretenden Hülsen rechts Engelsköpfe, links Todtenköpfe hervorwachsen. *Didron, annales* XII. p. 168.

Der dürre Baum oder Stab, der plötzlich wieder grünt und blüht, ist das Sinnbild des Ueberganges aus dem Tode in's Leben, daher auch an den Weihnachtscultus geknüpft. Sehr weit verbreitet war in Deutschland der Aberglaube, dass in der Mitternachtsstunde der Christnacht die Apfelbäume blühen und Früchte tragen, dann aber wieder dürr

dastehen. Dürre Bäume, an die Heilige gebunden und gemartert wurden, schlugen grün aus und blühten. So nach der Legende des heiligen Aemilian, Basiliscus, Coloman, Eutropius, Pantaleon. Mitten im Schnee des Winters grünen und blühen Bäume, zwischen die eine Hostie geworfen wurde etc. Vgl. *Bagatta, admir.* VI. 1.

Bäume neigen sich ehrfurchtsvoll und anbetend vor der Madonna, nur ein einziger Baum war zu stolz dazu, die Espe, deshalb muss sie nun zur Strafe beständig zittern. Auf der Flucht nach Aegypten reichten die Bäume von selbst ihre Aeste hinab, damit das Christkind die Früchte pflücken konnte. Damals öffnete sich auch einmal ein Baum, nahm die ganze heilige Familie, als sie verfolgt wurde, in sich auf und schloss sich hinter ihr, um sich wieder zu öffnen, als die Gefahr vorüber war. Wiederum neigten sich alle Bäume vor der Madonna, als sie gen Himmel fuhr, und noch einmal, als die Engel ihr kleines Haus nach Loretto brachten. Sehr oft erschien ein wunderthätiges Madonnenbild auf Bäumen, oder innerhalb eines Baumes, daher die vielen Namen Unserer Lieben Frau zur Eiche, zur Linde etc. Nicht selten findet sich neben den auf Bäumen erhöhten, meist wunderthätigen Marienbildern in der Nähe des Baumes auch eine Heilquelle. Sinnig war der Gedanke eines Künstlers, die Monstranz als einen Baum, den Baum des ewigen Lebens zu formen. Swedenborg sah in einer Vision die Kirche auf den Zweigen eines Baumes erbaut.

Die Baumwunder wiederholen sich bei vielen einzelnen Heiligen. Der heilige Martinus hielt einen fallenden Baum durch sein Gebet auf. Der heilige Thomas zog einen Baum mit seinem Gürtel von der Stelle. Der Baum, unter dem die heilige Gudula gesessen, lief von selbst zu ihrem Grabe und blieb über demselben stehen. Die heilige Edigna, der heilige Bavo und Gerlach lebten in einem hohlen Baume. Vor der heiligen Rosa von Lima neigten sich alle Bäume, wenn sie den Psalm sang: *Benedicite universa germinantia in terra.* Vgl. Görres, Gesch. der Mystik II. 221. Als die

dadurch wird es möglich, das Einzelne zu anschaulichen Totalbildern zusammenzufügen und der allgemeinen vergleichenden Statistik der Kultur einen reicheren und leichter übersehbaren Stoff an die Hand zu geben.

Der größere Eifer, womit man die Statistik erfaßte, der größere Werth, den man ihr beimaß, riefen von Seiten Einzelner eine Opposition hervor. In diesem Sinne trat besonders Lüder auf.* Er konnte jedoch nur auf einzelne Mängel und zeitweise Gebrechen dieser Wissenschaft hinweisen, und selbst durch seine Opposition trug er dazu bei, daß nun in Deutschland eine um so größere Zahl von Werken erschien, worin man die Theorie der Statistik weiter auszubilden und fester zu begründen suchte.** Auch nach allen andern Richtungen und in den verschiedensten Formen, in umfassenden Stoffsammlungen, in Handbüchern und Lehrbüchern, in lexikalischer Bearbeitung ꝛc., gewann jetzt bei allen europäischen Nationen die statistische Literatur einen Wachsthum, wie in demselben Verhältnisse kaum ein anderer Zweig der Literatur. Obgleich noch im Anfange ihrer zweiten Periode die meisten Werke vorzugsweise auf die Betrachtung der materiellen Staatskräfte gerichtet blieben, machte sich doch schon in der Art und Weise ihrer Auffassung ein tieferes Eingehen in den Grund der Erscheinungen bemerkbar. Wichtig ist in dieser Beziehung der Weg, den Ch. Dupin in der Darstellung der materiell producirenden Kräfte Großbritanniens und Frankreichs einschlug. Während man früher nur die Resultate der Produktion, die Summe der landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnisse miteinander zu vergleichen pflegte, suchte er das Verhältniß dieser Kräfte selbst zu einer mehr unmittelbaren Anschauung zu bringen, indem er die Menschenkraft des vollen Mannesalters als Einheit annahm und darin auch die der Produktion dienenden Kräfte

* „Kritik der Statistik und Politik“, „Kritische Geschichte der Statistik“, 1812 und 1817.

** Wie von Kloß, Mone, C. A. Fischer, Hogel, Holzgethan ꝛc. So sehr auch bei andern Völkern die Zahl der statistischen Werke im Ganzen sich vermehrte, so ist es doch charakteristisch, daß die Ausbildung der Theorie der Wissenschaft wieder hauptsächlich den Deutschen angehört. Sonstwo geschah in dieser Hinsicht nicht viel, das Wichtigste durch Melch. Gioja, den Gründer der neuern Statistik der Italiener, in der „Filosofia statistica.“

Prinzessin Juana von Portugal als fromme Nonne zu Aveiro starb, fielen alle Blätter von den Bäumen des Gartens. *Acta SS.* zum 12. Mai.

Der heilige Aidanus, in seiner irischen Landessprache Maedogh genannt, ruhte einst mit seinem Jugendfreunde, dem heiligen Laserianus, unter zwei Bäumen, da frugen sie Gott, ob sie beisammen bleiben oder sich trennen sollten, um an verschiedenen Orten zu wirken. Siehe, da trennten sich die Bäume und liefen einer nach Norden, der andere nach Süden, worauf die Freunde sich umarmten und den Bäumen folgten. *Acta SS.* 31. Januar. St. Johann von Paranense, Abt eines Klosters bei Spoleto, sehr fromm und wunderthätig, wurde einst von Jägern mitten im Winter unter einem blühenden Baume schlafend gefunden. Im 6ten Jahrhundert. 19. März.

In den Legenden werden sehr oft die Heiligen an Bäume gebunden und todt gemartert: der heilige Sebastian und der heilige Eduard durch Pfeile, die heilige Afra durch Verbrennung, der heilige Pantaleon durch Annagelung. Die heilige Corona und die heilige Photis wurden zwischen zwei Bäumen zerrissen; die heilige Zoë an den Haaren aufgehenkt, die heilige Theodula an einem Baum gekreuzigt. An einen Baum gehenkt, strahlte die Leiche des heiligen Arnulfus von Licht, wurde die heilige Hildegunde von einem Engel losgebunden und wieder lebendig gemacht. An einen Baum gebunden, blieb der heilige Januarius sicher unter den ihn feindlich umgebenden wilden Thieren.

Begräbniss.

Um dem Heiland zu gleichen, soll jeder Christ begraben werden und in der Erde der Auferstehung des Fleisches harren. Die Erde des Kirchhofs wird dazu vom Priester geweiht, und im Mittelalter liess man überdies an mehreren Orten mit grossen Kosten Erde aus dem heiligen Lande bringen, um die Kirchhöfe damit zu füllen. So das *campo*

santo zu Pisa. Vgl. Förster, Italien S. 500. Auch der Kirchhof zu Sedlitz in Böhmen.

Das weisse Leichentuch ist Sinnbild der weissen Kleider der Gerechten, die in den Himmel kommen sollen. Das Kreuz auf dem Sarge und Grabe ist das Erlösungszeichen. Die brennenden Kerzen sollen die Ampeln der fünf klugen Jungfrauen bedeuten; die Seele soll ihrem Bräutigam Christus wie eine Braut mit der Ampel entgegengehen. Das Weihwasser, womit die Leiche bespritzt wird, bedeutet das Blut Christi. Vgl. *Durandi, rat.* VII. 35 f. Rippel. Altherthumb aller Cäremonien S. 545 f. Binterim, Denkw. VI. 3. 387 f. Durandus gibt dem Todten noch eine Kohle mit (so unvergänglich soll der Leib unter der Erde dauern) und pflanzt auf das Grab Epheu (der nie welkt). Die Cypresse sieht er jedoch nur als Zeichen des Todes an, weil sie, einmal abgeschnitten, nie wieder ausschlägt.

Nicht in der Erde begraben zu werden, gilt bei Christen wie bei Juden für ein Unglück und für eine Unehre. Nach einer jüdischen Fabel soll Adam durch einen Raben, der einen todten Raben begrub, belehrt worden seyn, auch Abel zu begraben. *Fabricii, codex pseudepigr. vet. Test.* II. 47. Tendlau, jüd. Sagen 179. Das Buch Tobias beginnt damit, dass dieser fromme Mann (wie die Antigone des Sophokles) gegen das königliche Verbot die Erschlagenen begräbt. Wie es scheint, wurde ihm gerade wegen dieser frommen Pflichterfüllung gegen die Todten, nachdem ihn der Herr in der Geduld und im Glauben geprüft, noch ein so schönes Leben und Familienglück auf Erden zu Theil.

Wenn Heiligen das christliche Begräbniss versagt war, wurde es ihnen nach der Legende häufig durch ein Wunder gewährt. So wurde die heilige Katharina von Alexandrien, als sie gestorben war, von Engeln durch die Luft bis zum höchsten Gipfel des Berges Sinai getragen und dort beerdigt. *Acta SS.* 25. Nov. Pococke I. 229. *Gervas. Tilb.* III. 33. Alle Jahre sollen noch Tauben und Raben kommen und ihr Grab mit grünen Zweigen schmücken. Montevilla 48. — Die heilige

Einsiedlerin Sophronia wurde, als sie einsam gestorben war, von Vögeln mit Blumen bedeckt. Zwei Löwen begruben den heiligen Einsiedler Paulus in der Wüste, Engel den heiligen Secundus.

Gleichwohl legte der Heiland selbst keinen Werth auf das Begräbniss des Leibes, sondern nur auf die Heiligung der Seele, damit sie zum Himmel gelange, wobei sich von selbst versteht, dass sie den verklärten Leib nachzieht, sey er auch verbrannt, von Thieren gefressen etc. Daher sagte Jesus zu einem seiner Jünger, der ihm erst nachfolgen wollte, nachdem er seinen Vater begraben haben würde: „Folge du mir und lass die Todten ihre Todten begraben.“ Matth. 8, 22.

Behemoth,

das Nilpferd, Hiob 40, 15, von den Juden als ein schrecklicher Dämon gedacht. Eisenmenger, entd. Judenth. I. 402. *Bocharti, hieroz.* III. 705 f. Auf einem ital. Miniaturbild werden Behemoth, Leviathan und der Drache von drei Engeln besiegt. *Didron, icon. chrét.* p. 540; sie sollen hier wohl eine höllische Dreieinigkeit darstellen.

Beil,

Sinnbild der Zerstörung. „Der Herr haut Israel ab mit Ast und Stumpf, an Einem Tag.“ Jesaias 9, 14. „Welcher Baum nicht gute Früchte bringt, an den wird die Axt gelegt.“ Matth. 3, 10. Ein Beil ist Attribut Josephs, des Zimmermanns; auch des Täufers Johannes nach Matth. 3, 10 (die Axt ist schon an die Wurzel gelegt). Die Apostel Matthäus und Mathias führen es, weil sie damit enthauptet wurden. Desgleichen der heilige Rufus, der heilige Hermenegild und viele Andere. Ein Beil im Kopfe bezeichnet den heiligen Josaphat. Der heilige Wolfgang führt ein Beil als Zimmerer der Kirchen, und weil er sein Beil einmal weit wegwarf und da, wo er es wiederfand, eine Kirche baute.

Christus selbst führt ein Beil, weil er einmal ein verdorbenes Kloster umhauen wollte, aber durch Fürbitte des heiligen Herrmann Joseph daran gehindert wurde. — Der Prophet Elisa bewirkte, dass ein Beil, das sich vom Stiel abgelöst hatte und in den Jordan gefallen war, sich von selbst wieder erhob und an den Stiel fügte. 2. Könige 6, 5. Dasselbe wird auch vom heiligen Benedict, Bercarius, Leufridus, Suibertus, Angelus etc. erzählt. *Bagatta, admir.* V. 2.

Belial,

der Teufel, der 2. Kor. 6, 15 mit dem Heilande contrastirt, der aber im System der Kabbala den Gegensatz zum Adam-Kadmon bildete, in dem Sinne, wie bei den Persern Ahriman und Ormuzd sich entgegengesetzt sind. Adam-Kadmon nämlich ist das ersterschaffene reine Licht gewesen, der Prototyp der guten Geister, aus dem alle anderen emaniren; Belial aber ist der Erste der bösen Geister und kämpft mit jenem, bis er auf immer überwunden und die von ihm verunreinigte und gestörte Welt wieder gereinigt und in Harmonie gebracht wird.

Berge.

„Ehe denn die Berge waren, war ich, spricht der Herr. Wie erhaben und festgegründet sie erscheinen, sie zerflossen vor Gott, wenn er will.“ Jesaias 64, 1. „Sie schmelzen wie Wachs vor ihm,“ Psalm 97, 5. „Sie beben vor ihm,“ Nahum 1, 5. „Gott wird sie zerdreschen,“ Jesaias 41, 15. „Sie werden alle fallen und weichen, nur Gottes Gnade nicht.“ Jesaias 54, 10.

Gleichwohl ist die Erde der Fussschemmel Gottes, und über alle Berge erhaben wird in den letzten Zeiten Gottes Tempel auf dem höchsten Berge stehen. Micha 4, 1. Jesaias 2, 2. „Der Berg Gottes ist ein fruchtbarer Berg, ein gross und fruchtbar Gebirge. Was hüpfet ihr grossen Gebirge? Gott hat Lust, auf diesem Berge zu wohnen, und der Herr bleibet auch immer daselbst.“ Psalm 68, 16. Darauf bezieht

sich die Fabel des Talmud vom Wettstreit der Berge und vom Siege des Sinai. Eisenmenger, entd. Judenth. I. 418, II. 246. 847. — Auch Dante versetzt das Paradies auf den höchsten Berg, der gleichsam alles Heilige der biblischen Berge in sich vereinigt. Vgl. Kopisch zu Dante S. 491.

Vorzugsweise heilige Berge sind in der Bibel der Ararat, auf den nach der Sündfluth die Arche Noah's zuerst sich niederliess; Horeb, auf dem Gott im feurigen Busch dem Moses erschien; Sinai, auf dem Gott Moses das Gesetz gab; Nebo, auf den Moses starb; Zion, auf dem David seine Burg baute; Moria, auf dem Salomon den Tempel baute; Thabor, auf dem Christi Verklärung stattfand; Golgatha, auf dem er starb; der Oelberg, auf dem er oft verweilte und zuletzt gen Himmel fuhr. — Als vorzugsweise heilig, beständiger Sitz Gottes und Mittelpunkt der Welt galt den Juden erst der Sinai, später der Berg Zion. Vgl. Gesenius zum Jesaias III. 316. Der Berg Karmel erscheint im alten Testament geheiligt durch den Propheten Elias, der hier weilte und für den ersten Einsiedler gilt.

Im Abendlande wurden viele Kirchen auf Bergen erbaut, theils im Andenken an die heiligen Berge des Morgenlandes, theils um alte Stätten heidnischer Verehrung christlich zu läutern und zu weihen. Vorherrschend war der Gedanke, dass sich die Engel auf den steilsten Bergsitzen niederlassen, die dem Himmel am nächsten sind, mit Bezug auf den Propheten Nahum 2, 1: „Auf den Bergen kommen Füsse eines guten Boten" — und der darunter liegende Abgrund erinnerte an den Sieg des Erzengels Michael über den Satan, den er in den Abgrund stürzt. Daher die zahlreichen Michelsberge und Michelskapellen auf Bergen; der vornehmste dieser Engelsberge ist aber das Vorgebirge Gargano in Apulien. — In einem altdeutschen Kirchenliede heisst die heilige Jungfrau als Königin des Himmels „der himmlischen Bergen Begierd". Marian. Liederschatz, Augsb. 1841, S. 25.

Als feindlicher Gegensatz zum Berge des Tempels (Moria) erhebt sich der Berg Garizim mit dem Tempel des falschen

Cultus der Samariter, ein sehr altes Sinnbild aller späteren Häresien.

Die Stadt auf sieben Hügeln, die in späterer Zeit das heilige Rom bedeutete, war ursprünglich durch den siebenköpfigen Drachen versinnlicht und bedeutete Zions Feindin, das übermächtige und ruchlose Babel, aber auch Jerusalem selbst in seinem Abfall und Götzenthum. Vgl. Züllich, Offenbarung Joh. II. 255.

„Der Glaube kann Berge versetzen.“ 1. Korinth. 13, 2. Spöttisch forderte einst der letzte Chalif von Bagdad, Mostasem Billah, die Christen auf, diesen Spruch wahr zu machen, und drohte ihnen mit dem Tode oder mit der Beschneidung, wenn ihr Gebet nicht stark genug seyn sollte, wirklich einen Berg, den er ihnen zeigte, zu versetzen. Da betete ein frommer christlicher Handwerker und — der Berg setzte sich in Bewegung. Marco Polo von Bürk S. 80. Gregor Thaumaturgus soll ebenfalls einen Berg versetzt haben. Von Muhamed dagegen erzählt man, als er einmal einem Berg befahl, zu ihm zu kommen, und der Berg nicht kam, habe er sich geschwind besonnen und sey selbst zu dem Berge gegangen. Vom heiligen Wolfgang sagt die Legende, er habe einen fallenden Berg blos mit der Hand aufgehalten.

Bergwerk.

Die Bergleute haben verschiedene Schutzpatrone, namentlich die heilige Anna, weil das Bergwerk gleichsam die Mutter des Silbers ist, das Silber aber die Jungfrau Maria bedeutet, wie Christus selbst das Gold. In Tirol, namentlich zu Schwatz, ist der Prophet Daniel Schutzpatron des Gewerkes, weil die tiefe Löwengrube an einen Schacht erinnert. Ausserdem steht auch noch die heilige Barbara dem Bergwerke, wie der Artillerie und allen Feuerarbeiten vor, weil ihr grausamer Vater vom Blitz erschlagen wurde. Dagegen ist der heilige Paphnutius, welcher selbst mit ausgestochenen Augen und durchschnittenen Kniekehlen in einem Bergwerk arbeiten

musste, Schutzheiliger aller armen Gefangenen, die zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt werden.

Beschneidung.

Dieses Kennzeichen sollte das Volk Gottes von seinem Stammvater Abraham an von allen anderen Völkern unterscheiden und hatte ausser einem Sanitätszweck die Bedeutung einer Reinigung, die alte Sünde der Heiden wurde damit sinnbildlich ausgeschnitten. Das Fest der Beschneidung Jesu ist daher auch auf den Neujahrstag verlegt worden, an welchem gleichsam das alte Jahr abgeschnitten wird. Im Mittelalter feierte man an diesem Tage Narrenfeste in der Kirche, die zum Theil eine Erinnerung an die Saturnalien der Alten enthalten mögen, zum Theil aber wohl auch eine ironische Beziehung zum Judenthum ausdrücken; denn kein aus dem Judenthum in's Christenthum aufgenommenes Fest ist so specifisch jüdisch, wie das der Beschneidung. Vgl. über die Narrenfeste Flögel, Gesch. des Grotesk-Komischen S. 163. Alt, Theater und Kirche S. 416 f. — Christus fasste die Beschneidung nur als Vorbild der Taufe und geistig auf, als Beseitigung alles Unreinen im Herzen. Die Beschneidung nützt nichts, nur der Glaube. Galat. 5, 6.

Besen,

Sinnbild des göttlichen Zornes, gleich der Ruthe. Der Besen des Verderbens. Jes. 14, 23.

Bethel

(*Beth-el*, Haus Gottes), der Stein, den Jakob als Altar aufrichtete. 1. Mosis 28, 18. Vgl. 31, 13. 35, 14. 1. Könige 14, 23. Für das Christenthum ohne Bedeutung, da nicht der Stein und das auf ihm zu entzündende Feuer, sondern ein ganz anderes und viel höheres Opfer Hauptsache beim Altar ist. Dagegen

steht der jüdische Altar- und Opferstein in genauerem Zusammenhange mit den heiligen Steinen der älteren heidnischen Religionen, und zwar in besonderer Beziehung auf das Feuer. Bätilen waren theils die Steine, auf denen man Feuer entzündete im alten Parsencultus, im Vestacultus etc., nachahmend den Feuerstein, aus dem Feuer geschlagen wurde; theils Meteorsteine, die umgekehrt das Produkt eines Feuerprozesses sind. Vgl. Nöggerath, Entstehung der Erde 1847, S. 23. Creuzer, Symbolik, 3te Aufl. I. 272. Rosenmüller, Morgenland I. 89. Böttiger, Kunstmythol. II. 15.

Bethlehem

liegt in einer fruchtbaren Gegend und hiess zuerst Ephrata (Fruchtbarkeit); das gleichnamige Weib des Kaleb, der die grosse Weintraube aus dem gelobten Lande mitbrachte (s. Aaronswurzel), soll den Ort gegründet haben. Ihr Enkel Bethlehem gab ihm den zweiten Namen, welcher Brodthaus bedeutet. Nachher wurde Rachel hier begraben und David geboren; endlich gebar hier die heilige Jungfrau den Heiland. Der Name Ephrata erscheint mithin vorbedeutend, denn welcher Ort konnte fruchtbarer seyn, als der, wo Christus geboren wurde? Eben so weist das Brodthaus auf den Leib des Herrn als das Brodt des Lebens hin. Die Weissagung von Bethlehem beim Propheten Micha 5, 1.

Beutel,

Attribut des Judas Ischarioth, aber auch des Apostels Matthäus, weil er früher ein Zöllner war; auch mehrerer Heiligen, weil sie den Armen Geld gaben, namentlich des Johannes Elemosinarius, des heiligen Nicolaus, Thomas von Villanuova. Auch des ungarischen Heiligen Benedek. Derselbe lebte als Einsiedler, besass aber einen Wunschseckel, in den er nur greifen durfte, um Geld darin zu finden, das er häufig den Armen austheilte. Da kamen einst Räuber, schlugen ihn

halb todt und nahmen ihm den Seckel, konnten aber trotz aller Versuche kein Geld darin finden. Da wurde der Beutel in einem Wirthshause erkannt; sie wurden festgenommen und bestraft, der Seckel aber dem wiederhergestellten Heiligen überbracht, der ‚sogleich wieder Geld daraus nahm. Vgl. Klänge aus Ungarn 1.

Bettlade.

Der vom Heiland geheilte, froh seine Bettlade auf dem Rücken forttragende Gichtbrüchige (Lukas 5, 25) ist öfters auf altchristlichen Sarkophagen abgebildet als Vorbild des durch den Heiland von aller irdischen Gebrechlichkeit erlösten Verstorbenen. *Aringhi* I. 315. 323.

Bienen,

uraltes Sinnbild einer frommen und einigen Gemeinde, daher der heilige Ambrosius die Kirche mit einem Bienenkorbe verglich und den Christen mit einer dem Stocke stets treuen und fleissig darin arbeitenden Biene, die den bösen Rauch der Hoffahrt, Schmeichelei etc. hasse und, die Blumen prüfend, von allen nur das Beste, den Honig, behalte. Später hat diese Vergleichung Thomas von Cantiprat in einem eignen Buche ausgeführt und alle Tugenden des Christen in der Biene wiedererkannt. Pater Abraham a St. Clara aber vergleicht in seinem Judas IV. 14 ausschliesslich das Klosterleben mit dem Bienenstocke, weil die Bienen jungfräulich leben. — Dagegen schrieb Marnix (übersetzt von Fischart) im 16ten Jahrhunderte einen „römischen Bienenkorb“ als Satyre auf die römische Kirche, und Mandeville 1729 eine „Fabel von den Bienen“, so antichristlich, dass sein Buch in London vom Henker verbrannt wurde.

Die Alten glaubten, die Bienen seyen aus dem Aas eines Stieres entstanden. Man verglich (sehr unziemlich) Christum mit dem Opferstier und mit den Bienen die Christen. — Die

Biene ist ein kleines Vöglein und gibt doch die süsseste Frucht, sagt Sirach 10, 3. Das ist ein schönes Lob derer, die arm und ruhmlos und doch tugendhaft sind.

Die Biene ist ferner ein Sinnbild der höchsten Reinheit. Im Liede von der Königin Anchroja wird die unbefleckte Empfängniss mit der Blume verglichen, aus welcher die Biene Honig nimmt, ohne sie zu verletzen. Daher auch Honig und Wachs so vielfach ehemals zu frommen Zwecken gebraucht wurden. Wachs behielt seine Bedeutung hauptsächlich in den Kerzen, denn nur Wachskerzen werden kirchlich geweiht. In Bezug auf die Kerzen, die man bei Begräbnissen trägt, sagt ein vlämisches Volkslied (Gent, bei van Pämel Nr. 5.) sehr schön:

T' is een angenaeme beeste,
die getrouw is aen den mensch,
verdrieft van ons de helsche gesten,
as het gaet ten laesten end.

Von dieser Sympathie zeugt auch der Aberglaube, nach welchem man den Bienenstöcken in Frankreich den Tod ihres Herrn ansagen und ein schwarzes Tuch über sie hängen muss. *Mémoires de l'acad. celt.* IV. 430. In den Pyrenäen, Ausland 1840. Nr. 43. In Deutschland, Haupt, Zeitschrift III. 366. In der Schweiz, Toblers Appenzeller Sprachschatz 284. Vgl. Scheitlin, Thierseelenkunde I. 272. Museum des Wundervollen I. 200.

Ein Bienenschwarm bedeutete in der heidnischen Symbolik eine Colonie. In diesem Sinne nennt ein altkatholischer Hymnus den Zug der Seligen, die von der Erde zum Himmel auffliegen, einen Bienenschwarm, im sichern Fluge süss beladen mit ihren Tugenden. Fortlage, christl. Gesänge S. 126. Der fromme Priester Gottfried sah einmal unter einer Brombeerstaude Bienen beschäftigt, einen zierlichen Altar von Wachs zu formen, baute daher an dieser Stelle ein Kirchlein. Darauf sah er im Traume einen langen Zug von weissen, mit Blumen geschmückten Jungfrauen kommen, und nicht lange nachher wurden wirklich Gebeine von Jungfrauen aus

der Thierwelt, so wie der leblosen Natur, ausdrückte. So wurde man darauf hingewiesen, die Vertheilung der verschiedenen Arten produzirender Kräfte, das wichtigste Moment in der Organisation der Arbeit, schärfer ins Auge zu fassen. Mit viel größerer Sorgfalt, als von Dupin selbst, wurde sodann derselbe Weg von deutschen Statistikern eingeschlagen; wie von Egen in seiner Schätzung der produktiven Kräfte und der Dichtigkeit derselben in Großbritannien, Frankreich und Preußen.

Unter dem Einflusse aller schon bezeichneten Ursachen mußte aber auch unsere Wissenschaft wenigstens nach und nach von der einseitigen und ausschließenden Betrachtung der materiellen Kultur abgelenkt und ihr Gesichtskreis auf die intellektuellen und sittlichen Zustände ausgedehnt werden. Zum Beweise dafür mag man sich erinnern, wie gerade erst in der neuesten Zeit die für die Erkenntniß der sittlichen Zustände so wichtige Criminalstatistik wenigstens in mehreren Staaten unsers Welttheils, wie in Frankreich, Würtemberg, Baden, einigen Cantonen der Schweiz und neuerdings in Großbritannien eine umsichtigere und vielseitigere Bearbeitung fand; wie das Unterrichtswesen der verschiedenen Nationen in viel größerem Umfange, als früher, ein Gegenstand der Statistik geworden ist; wie der Geist und Charakter der Literatur in ihren Haupterscheinungen, besonders die so einflußreiche und für die Würdigung der intellektuellen und politischen Verhältnisse so bedeutende periodische Presse, zu vielfachen Betrachtungen und Zusammenstellungen Anlaß gaben. Auch die Masse der Literaturen und ihr Wachsthum nicht bloß im Ganzen, sondern auch in ihren besonderen Verzweigungen, wurde ins Auge gefaßt ꝛc. *

Noch in anderer Beziehung führte die eigenthümliche Entwickelung des Völkerlebens zu einer ihr entsprechenden Behandlung der Statistik. Ein großes Schicksal, dem auch nicht eine einzige Nation sich entziehen konnte, hat seit der französischen Umwälzung über Europa gewaltet, und mehr, als je zuvor, sind die Wünsche

* Für Deutschland gab darin W. Menzel durch seine Uebersichten, wie er sie früher in seinem Literaturblatt mittheilte, eine besondere Anregung. Man verfolgte später dieselbe Richtung, theils in besonderen Werken, theils in verschiedenen Zeitschriften, wie in der Berliner lit. Zeitung, in dem Börsenblatte des deutschen Buchhandels u. a.

dem Gefolge der heiligen Ursula hiehergebracht, und das Kirchlein wuchs zu dem grossen und berühmten Kloster Altenberg. Von Stramberg, Rhein. Antiquarius II. 3. 781. — Ein Sinnbild der seligen Seele im Himmel scheint auch die Biene zu sein, die auf einem altchristlichen Grabdenkmale von einem Genius in einer Hand gehalten wird, während er im andern Arm einen Pfau (Sinnbild der Unverweslichkeit) hält. Bottari, die Vignette zur Vorrede.

Im Sinne der zartesten Unschuld und Reinheit bilden in mehrfach sich wiederholenden Legenden Bienen um eine weggeworfene Hostie eine zierliche Monstranz von Wachs. Zur Beschämung und Verdammung des ruchlosen Menschen, der das Sakrament des Altars missbraucht und die Hostie wegschleudert, dienen die frommen Thiere dem Heiligthum. *Thomas Cantiprat. de proprietate apium* II. 40. Silberts Legenden I. 296. Auch vom berühmten Balde besungen. In der Kirche des heiligen Antonius von Padua zu Rom ist abgebildet, wie dieser Heilige einmal den Bienen befahl, um eine in den Kelch geworfene Hostie eine Monstranz von Wachs zu formen. Eine Frau, welche die Hostie frevelnd in ihren Bienenstock that, damit die Bienen besser gedeihen möchten, sah erschrocken, wie sie eine Monstranz darum von Wachs formten. *Caesar. Heisterb. hist. mem.* IX. *de eucharistia cap.* 8. Nach der Legende der heiligen Bonizella formten ihr die Bienen, als sie einsam gestorben war, einen schönen Wachskelch in die todte jungfräuliche Hand. *Acta SS.* zum 6. März. Eigenthümlich ist das Symbol einer zwischen drei Aehren gefallenen Hostie, um welche die Bienen die Monstranz bildeten. Stöber, Elsäss. Sagenbuch S. 86. — Im Herrnhuter Gesangbuch wird öfters die Seitenwunde des Heilands mit einer Rose und der in Liebe und Andacht in die Wunde sich versenkende Christ mit der Biene verglichen, die in jener Rose den Honig sucht.

Bienen kommen in Legenden als treue Begleiter von Heiligen vor. Sie folgten dem heiligen Modomoc, als er Irland verliess. *Acta SS.* zum 13. Februar. Auch dem

heiligen David, *Acta SS.* zum 1. März. Sie setzten sich im Kranz um das Haupt des heiligen Maurontus, als Vorbild der Tonsur, denn er wurde Mönch, *Acta SS.* zum 5. Februar. Sie vertrieben die Feinde der heiligen Gobinate, *Acta SS.* zum 11. Februar. Eben so vom Kloster des heiligen Serenicus, *Acta SS.* zum 7. März.

Ein Bienenkorb ist Sinnbild des heiligen Chrysostomus, Ambrosius und Bernhard von Clairvaux (des sogenannten *doctor mellifluus*), weil ihre Beredsamkeit süss wie Honig war. Aus gleichem Grunde setzten sich Bienen auf den Mund der neugebornen heiligen Ambrosius, Isidorus, Dominicus und der heiligen Rita. *Bagatta, admir.* VII. 1. In römischen Kirchen kommen oft Bienen vor nur als Wappenthiere des Hauses Barberini. So umschwärmen sie die christlichen Tugenden in einem grossen Plafonds des Pietro von Cortona im Pallast Barberini. Auch die Kirche der Sapienza hat die Bienengestalt zum Grundriss, dem barberinischen Papst Urban VIII. zu Ehren.

Binse,

Sinnbild der geduldigen und treuen Ausdauer. Dante muss sich im Fegfeuer damit gürten. Die abgerissenen wachsen sogleich wieder nach. Keimen sie auch tief im Sumpfe, sie streben an's Licht. Dem Sturme geben sie nach durch sanftes Beugen, und richten sich dann wieder frei empor, ohne Stütze, ohne Nebenzweig. Dante's Fegfeuer I. 102. Vgl. die Uebersetzung von Kopisch S. 139. 142. Die Binse stellt also in der Vegetation dar, was der Magnet in der Steinwelt, den unverrückbaren Zug zu Gott, das nie ermüdende Hinstreben trotz aller Hemmungen. — Die Binse hat gewöhnlich eine welke Spitze. Das soll daher kommen, weil Gott einmal mit ihr der Blindschleiche die Augen ausgestochen hat. Stöber, Elsäss. Sagenbuch 325. Darin liegt wohl eine heidnische Erinnerung.

Bischof,

(*Ἐπίσκοπος*, Aufseher), der Vorsteher mehrerer christlichen Gemeinden. Er wird zunächst als Hirt gedacht, der die Heerde hütet. Darum führt er den Bischofsstab als Hirtenstab, nach dem Vorgang Aarons, den der blühende Stab als Hohenpriester bezeichnet. 4. Mos. 17. Der heilige Antoninus sagt (III. 20. 2.), der Stab solle unten spitz seyn, um die Trägen zu stacheln, mitten gerade, um die Schwachen zu regieren, oben krumm, um die Verirrten zu sammeln. Vgl. Binterim, Denkw. I. 2. 340. Einer der kunstreichsten Bischofsstäbe ist der des heiligen Otto von Bamberg. Die Krümmung wird von einer Schlange gebildet, auf deren Kopf die mitten in der Krümmung stehende Madonna tritt. Waagen, Kunstw. in Deutschland I. 85. Die griechische Kirche hat indess nicht krumme, sondern gerade Stäbe. Die Krümmung am obern Ende blieb im Abendlande aber das charakteristische Merkmal der Bischofsstäbe; weshalb man die Kreuzstäbe, welche die Bischöfe ebenfalls zuweilen trugen oder sich vorantragen liessen, nicht damit verwechseln darf. Das bischöfliche Kreuz kommt in den mannigfaltigsten Grössen vor, es wird klein am Halse oder auf der Brust getragen; es ist auf den Handschuhen und Schuhen gestickt; es wird als grosser Kreuzstab dem Bischofe bei Prozessionen vorangetragen, und es steht endlich auf der Spitze der bischöflichen Kirchen, die man vorzugsweise Dome nennt. Der Erzbischof hat zum Unterschied an seinem Kreuze zwei Querbalken, der Papst drei. Ferner zeichnet den Bischof seine Mütze aus, die bekannte Mitra, die im Profil zwei Hörner bildet, und wahrscheinlich dem ältern jüdischen Cultus entlehnt ist, und von der zwei breite Bänder auf die Achseln fallen. Doch kommt auch eine einfache runde und ungetheilte Mitra vor. (Binterim a. a. O. S. 354.) Weiter das weisse Kleid und der (jetzt nur noch erzbischöfliche) Bischofsmantel (Pallium), der anfangs lang war, nach und nach aber immer mehr verkürzt und

zur blossen Zierrath wurde, indem der Papst sich das Recht vorbehielt, ihn jedem Bischofe zu verleihen, und ohne diese päpstliche Mantelverleihung kein Bischof mehr anerkannt wurde. Sodann die weissen Handschuhe und Schuhe (ehemals Sandalen) und später die violetten Strümpfe. Endlich empfing jeder Bischof bei seiner Weihung einen Ring und ein Evangelienbuch. Rippelt im „Alterthumb der Cäremonien" S. 270 bemerkt: der Bischofsstab bedeute die Ruthe Aarons, des Prototyps aller Bischöfe; die Mütze bedeute die beiden Hörner Mosis und die beiden Testamente; das weisse Kleid bedeute die Reinheit des Herzens; das Kreuz auf den Schuhen bedeute den emsigen Fleiss des um seine Heerde bemühten Hirten; der Ring endlich bedeute die Vermählung der Kirche mit Christo durch den Bischof.

Blatt.

Ein ganz aus Blättern zusammengenähtes Kleid bezeichnet die heiligen Einsiedler Paulus und Onufrius. — Unter den Ornamenten der Baukunst nimmt das Blattwerk eine ansehnliche Stelle ein, und ist häufig symbolisch. Das Drei- oder Kleeblatt weist auf die heilige Dreieinigkeit, das Vierblatt auf das Kreuz, die vier Evangelien, Cardinaltugenden, das Siebenblatt auf die Gaben des heiligen Geistes etc. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 551. Doch wird die Blattzahl auch häufig durch die Grundzahl des ganzen Kirchenbaues im Chorschluss oder durch das örtliche Bedürfniss der Ausfüllung, die Enge des Spitzbogens, die Weite des Rosettenraums etc. bedingt. Aber gerade diese räumlichen Bedingungen gestatten eine neue Symbolik. So nimmt das im Spitzbogen der Fenster und Thüren krummgebogene Blatt die Herzform, das vom Mittelpunkt der Fensterrosetten an sich gleich einem Nelkenblatt ausbreitende Blatt die Form der Nägel Christi, das oben und unten zusammengedrückte, in der Mitte breitere Blatt die Form des Fisches oder der Mandel an, die auch als Glorie den Leib Christi und der heiligen Jungfrau umgibt

und gewöhnlich in Kunstbüchern *mandorla* genannt wird ⬯. Das gekrümmte Blatt an der Spitze der Thurmkreuze bildet den symbolischen sogenannten Frauenschuh etc. Vgl. die betreffenden Artikel.

Auch die Verschlingungen des Blätterwerkes dürften häufig symbolisch aufzufassen seyn, gleich den Verschlingungen einfacherer Bänder, die den alten und neuen Bund bedeuten, wobei noch besondere Beziehung auf die Früchte, Trauben, Vögel etc., die sich zuweilen in dem Blätterwerk verbergen, zu nehmen ist.

Blau,

Farbe des Himmels, daher auch Sinnbild des Himmlischen. Auf ältern christlichen Bildern in Miniaturen, Mosaiken etc. hat Christus ein himmelblaues Oberkleid (Toga) über dem purpurfarbenen Unterkleid (Tunica). Eben so die heilige Jungfrau. Waagen, Paris S. 203. 229. Umgekehrt in blauer Tunica und rother Toga kommt Gott der Vater vor, ebend. S. 248. Eben so auch die heilige Jungfrau, ebend. S. 277. Die rothe Farbe bedeutet theils das Feuer des Geistes, theils den königlichen Purpur, theils die Liebe und das Blut des Opfertodes. Blau bedeutet, indem es das himmlische Element darstellt, zugleich dessen Dauer, Stetigkeit, Treue. Das blaue Himmelszelt ist der endlose blaue Mantel, den die Himmelskönigin über die Gläubigen, ja selbst über die Sünder schützend und mütterlich ausbreitet. Vgl. den Artikel Mantel. In einem altdeutschen Kirchenliede (Marian. Liederschatz, Augsb. 1841. S. 339.) kommt der Jungfrau Maria ausser roth und blau noch die weisse Farbe zu, als himmlische Tricolore. Gewöhnlich fasst man ihr blaues Mantelgewand als Himmel, ihr rothes Unterkleid als Morgenröthe auf, aus der die Sonne Christus hervorgeht. Ganz blau, mit dunkelblauem Unterkleid und hellblauem Mantel erscheint Gott der Vater auf einem niederländischen Miniaturbild des 15ten Jahrhunderts. Waagen, Paris 355.

Auch der blaue Saphir, auf den der thronende Gott seine Füsse stützt, Ezechiel 1, 26, bedeutet das Blau des Himmels. Da der Saphir nur in sehr kleinen Steinchen vorkommt, ersetzte man ihn im Kirchenschmuck durch den in grossen Platten vorkommenden *lapis lazuli* oder Lasurstein, dessen tiefes Blau zugleich goldene Flämmchen zeigt, die mit den Sternen am Himmel verglichen werden konnten. Solche Lasurplatten brauchte man nur zu Altären und Thronen in den christlichen Kirchen, wie sie als Sinnbilder des gestirnten Himmels auch schon in indischen Tempeln gefunden wurden. Vgl. Ritter, Vorhalle 133. Beckmann, Gesch. der Erfindungen III. 184. Das grösste bis jetzt bekannte Stück Lasurstein bildet eine Himmelskugel in einer Marmorgruppe der Dreieinigkeit am Grabe des heiligen Ignatius zu Rom. Bunsen, Beschr. von Rom III. 3. 504.

Blind.

Die ganze Menschheit war geistig blind, oder in tiefer Nacht befangen, ehe ihr die Sonne Christus aufging. Deshalb ist die Wintersonnwende, die jährlich die Geburt des neuen Lichts in der dunkelsten Winternacht erneuert, ein Sinnbild der Erleuchtung der alten Welt durch das Christenthum. Christus heilt die ganze Menschheit von der alten Blindheit. Daher ist der Tag des Apostels Thomas der kürzeste im Jahre (21. Dezember), und gilt dieser Apostel als der, welcher, dem Heiland am nächsten stehend, gleichwohl am längsten an seiner Mission zweifelte, weshalb Christus die tiefbedeutsamen Worte zu ihm sprach: „Selig, die da nicht sehen und dennoch glauben.“ Joh. 20, 29. Derselben Symbolik gehört die Feier der heiligen Lucia (13. Dezember) an, die freiwillig ihre Augen ausriss, um derentwillen sie von ihrem Liebhaber verfolgt worden war, und leibliche Blindheit wählte, um geistig desto heller zu sehen. „Die Blinden werden sehen, wie die Sehenden nicht sehen.“ Jesaias 29, 18. „Wäret ihr blind, hättet ihr keine Sünde, da ihr aber sprecht: wir sehen!

bleibt eure Sünde.“ Joh. 9, 41. In diesem Sinne ist auch zu verstehen, dass kein Blinder den Andern führen kann, es fallen denn beide in die Grube, Matth. 15, 14. Nur Einer heilt von Blindheit, von dem schon der alte Prophet sagt: „Ich will die Blinden führen.“ Jesaias 42, 16.

Die Blindheit wird auch speziell vom Judenthum verstanden. In alten christlichen Bildern, besonders Miniaturen, kehrt oft ein Weib wieder, welches blind ist oder die Augen verbunden hat, und dessen Stab, Lanze oder Scepter zerbrochen ist. Das stellt die Synagoge oder das Judenthum vor im Gegensatz gegen die triumphirende christliche Kirche. Vgl. Waagen, Paris 345. Herrad von Landsberg von Engelhardt S. 40. Die Blindheit ist aber in viel weiterem Sinne auch Sinnbild des ganzen Erdenlebens, denn das wahre Schauen wird uns erst im Himmel beschieden. Daher die Heilung des Blinden durch Christus eine häufig sich wiederholende Darstellung auf den altchristlichen Gräbern in den Katakomben.

Die Blinden, welche Christus heilt, sind nur Vorbild der geistig Blinden, denen er das Licht gebracht. Die heilige Ottilie war von Geburt an blind, wurde aber sehend durch die Taufe, und das geistige Licht gab ihr zugleich das leibliche. St. Quintinus, Bekehrer von Amiens, wurde daselbst im Jahre 302 als Martyrer enthauptet. Fünfundfünfzig Jahre später wurden seine in der Somme unverwest erhaltenen Gebeine der blinden Eusebia von einem Engel gezeigt, die durch ihren Anblick wieder sehend wurde. Also fand eine Blinde, was kein Sehender bemerkt. *Sigeb. Gembl. ad annum* 964, 31. Okt. — Ein böhmisches Mädchen, blind und ohne Hände, wiegte unwissend das Christkind, das ihr die heilige Jungfrau brachte, wurde dadurch sehend und bekam auch die Hände wieder. Ida von Düringsfeld, böhmische Rosen S. 187. — Dass Blinde durch Heilige oder durch Berührung ihrer Reliquien geheilt werden, wiederholt sich unzähligemal.

Oft wählen Heilige eine freiwillige äussere Blindheit, weil sie zufrieden sind mit dem innern Geisteslichte. Die

heilige Lucia ist Patronin der Blinden, wie schon gesagt ist. Die heilige Taria war blind, wurde von der heiligen Brigitta sehend gemacht, bat aber, wieder blind werden zu dürfen, um die Sünden der Welt nicht zu sehen, und Brigitta erfüllte ihre Bitte. Surius zum 1. Februar. St. Aquilinus war Bischof von Evreux und so demüthig, dass er, um sich nie durch einen Blick zu versündigen, Gott bat, ihn lieber blind zu machen. Er wurde nun wirklich blind, hielt aber die herrlichsten Predigten, besser, als ob er sie hätte aufschreiben und studiren können. Er wird am 20. Oktober verehrt. — St. Lukas Casalius, ein sicilianischer Abt des 8ten Jahrhunderts, war blind. Seine Mönche führten ihn einst in eine Felskluft und machten ihm weiss, er stünde vor einer zahlreichen Gemeinde. Er predigte nun, aber als er fertig war, riefen alle Steine umher: Amen. Da fielen die Mönche erschrocken ihm zu Füssen und flehten ihn um Vergebung. 2. März. Dasselbe wird vom heiligen Beda von Rovigo berichtet, zum 10. April. — St. Sabinus, ein frommer Bischof, war vor Alter blind geworden, als sein Archidiakon ihn vergiften lassen wollte, um selber Bischof zu werden. Aber der Blinde segnete den Kelch und trank ohne Schaden, während in demselben Augenblicke der weit entfernte Archidiakon alle Wirkungen des Giftes fühlte und starb. *S. Gregorii dialog.* III. 5. Die selige Jungfrau Margarita von Ravenna war blind, fand aber den Weg in die Kirche immer ohne Führer, und obgleich sie selber nichts sah, strahlte doch ihr Antlitz Andern wie von Licht. Sie starb am 23. Januar 1505. Die blinden Nonnen Luitgarde und Sibylla zu Pavia wurden jene vom Heiland, diese vom Christkind besucht. Steill, Ephemeriden, zum 19. März. In Turin ist ein wunderthätiges Muttergottesbild, das kein Sehender bemerkt hatte, von einem Blinden gefunden worden. Gumppenberg, mar. Atlas I. 120.

Blindheit als Strafe: Der Zauberer Elymas, Apostelg. 13. Saul, der drei Tage lang geblendet bleibt, ehe er als Paulus unter die Apostel tritt. Theodokles, der erblindet, als er heilige

Gegenstände auf der Schaubühne profanirte. Gfrörer, Kirchengeschichte I. 244. Franciscus de Grotti, der als Spieler einmal seine eignen Augen einsetzte und verlor, sogleich erblindete, aber durch Bekehrung wieder sehend und ein Heiliger wurde. Asklepiades, römischer Präfekt unter Antonin, liess die christliche Jungfrau Veneranda, weil sie den Glauben nicht abschwören wollte, in Pech sieden. Da spritzte ihm selbst ein Tröpflein in's Auge und er erblindete unter den furchtbarsten Schmerzen. Die Heilige aber erbarmte sich seiner, betete und heilte ihn. Silbert, Legenden I. 130. St. Andromarus bewirkte, dass ein Meineidiger, den man auf sein Grab führte, sogleich blind wurde und in drei Tagen starb. So soll es Allen ergehen, die einen falschen Eid geschworen und die man daher zur Probe auf sein Grab führt. Paulli, Schimpf und Ernst Nr. 460. Zum Heiligenberg am Bodensee brachte Emericus Geschenke der heiligen Helena, ein Stück des heiligen Kreuzes und andere Reliquien von Jesu Tode. Eine fromme Frau, die heilige Clareta, aus jener Gegend pilgerte nach Rom, da sagte ihr der Papst, es thäte eher Noth, dass er zum Heiligenberg pilgere. So wurde offenbar, welche Gnadenschätze der Berg besitze, und alles Volk wallfahrtete dahin und brachte reiche Opfer. Amelang und Gilg, zwei mächtige Herren in der Nähe, beneideten den Berg und wollten seine Schätze plündern. Als sie aber heranzogen, wurden sie blind allesammt und nur durch Bekehrung von Seite der heiligen Clareta gerettet. Lirers Chronik, 14. — Bonifacius, Apostel der Russen, angeblich ein Verwandter Kaiser Otto's III., ging nach Russland, um die Wilden daselbst zu bekehren, wurde aber von des Königs Bruder ergriffen und sollte hingerichtet werden. Da erblindete das ganze Volk und wurde nicht eher wieder sehend, als bis Alle gelobt hatten, sich taufen zu lassen. Das soll im Jahre 1008 geschehen seyn, in welchem aber Russland schon von Constantinopel aus bekehrt war. Die Kirche gedenkt seiner am 19. Juni. Als die heilige Epistene nackt gemartert wurde, erblindeten 53 Menschen, welche

zusahen. Surius zum 5. November. Als die Normannen die Abtei des heiligen Omer in den Niederlanden belagerten, machte er sie alle durch sein Gebet blind. Berkenmeyer, kur. Antiquit. I. 228. Zu Heiligenbrunn in Preussen wollte ein roher Gesell nicht glauben, dass die heilige Quelle daselbst Blinde heile, und liess zum Spass sein blindes Ross daraus saufen. Da wurde das Ross sehend, er aber blind. Die Quelle selbst verlor seitdem ihre Kraft. Karl, Danziger Sagen II. 9. Noch viel dergleichen Beispiele s. in den Registern zu den *Actis SS.* unter der Rubrik *coecus* und *coecitas*.

Ein angesehener, aber sehr lüderlicher Mann wurde durch die Syphilis blind und war in Verzweiflung, bis ihm einmal träumte, eine Buhldirne hänge sich in seine Arme, und um sie los zu werden, stelle er sich blind, und sogleich fühlte er sich wieder frei von ihr und daheim. Da erkannte er, die Dirne bedeute die Sünde dieser Welt, von der er durch seine Blindheit frei werden solle, und von Stund an ertrug er sein Unglück mit Demuth und Freude. Magikon von J. Kerner I. 93.

In einer modernen Legende von Herder kommen drei Blinde zu einem Heiligen und bitten um Hülfe. Der Eine ist blind geworden, weil er immer in die Sonne gesehen hat, um zu prüfen, ob sein Auge den steten Glanz ertrüge. Der Andere, weil er aus seinen Augen die Lichtkraft selbst hat herauspressen wollen. Der Dritte, weil ihm ein Todter, den er hatte berauben wollen, die Augen eingedrückt hatte. Der Heilige erlöst jene Beiden, dieser Dritte aber soll ewig blind bleiben. Die Anwendung auf die Kirchenparteien und Bibelkritiken liegt nahe.

Blitz.

In der jüdischen und christlichen Symbolik bedeutet der Blitz gewöhnlich den Schrecken, der von Gott ausgeht, sey es, dass er sich nur in seiner Majestät offenbart, wie auf dem Sinai, oder den sündigen Völkern zürnt. Aus der Bundeslade schlugen Blitze und tödteten die Philister. Blitz-

und Bestrebungen, die Freuden und Leiden der Völker gemeinsam geworden. Die größere Mischung der Bewohner unsers Welttheils in Folge der erschütternden und bewegenden Ereignisse der neuesten Zeit, die größere Lebhaftigkeit des geistigen, so wie die weitere Ausdehnung des sächlichen Verkehrs, zum Theil durch tief eingreifende Erfindungen vermittelt — dies Alles muß einen festeren organischen Zusammenhang des Völkerlebens hervorbilden und die innigere Verbindung aller seiner Theile und Glieder bestimmter hervortreten lassen. So ist nun mehr und mehr anerkannt worden, daß jede besondere Nation erst im Verhältnisse und Zusammenhange mit allen andern sich betrachten müsse, um zur Selbstkenntniß zu kommen, und so hat man der vergleichenden Statistik eine größere Sorgfalt zugewendet. Ohnehin hat es ja diese Wissenschaft mit Staatskräften zu thun und die Begriffe von Stärke und Schwäche sind Verhältnißbegriffe, so daß schon darum ein Volk nur im Hinblicke auf die andern Glieder der Völkerkette seine volle Bedeutung zu würdigen vermag. Diese Vergleichungen lassen sich anstellen, indem entweder nach jeder Richtung die Kräfte und Leistungen aller oder mehrerer Staaten gegen einander gehalten werden; oder indem man die Entwickelung der Volkskräfte in besonderer Beziehung und nach bestimmter Richtung hin durch alle oder mehrere Staaten verfolgt. An Werken der einen und anderen Art ist die neuere Statistik schon ziemlich reich. So hatte — um auf dem Gebiete der deutschen Literatur zu bleiben — Malchus in seiner Statistik und Staatenkunde nach umfassenderen Gesichtspunkten besonders die materiellen Kräfte der europäischen Staaten nach ihrem relativen Bestande in helleres Licht gestellt, aber doch noch der intellektuellen und sittlichen Kultur ein verhältnißmäßig allzu enges Feld eingeräumt. Das noch nicht vollendete Werk von Schubert* enthält zwar eine Reihe von Statistiken der einzelnen europäischen Staaten, ohne die massenhaften Erscheinungen des Völkerlebens innerhalb der weiteren Grenzen der großen Staatengebiete und Kulturgebiete zusammenzufassen. Da jedoch durchweg ein wohlgedachtes System der Behandlung zu Grunde liegt, so wird schon hierdurch die Zusammenstellung des Gleichartigen und Unterscheidenden auch über weitere Räume hinaus wesentlich erleichtert.

* In Königsberg.

artig erscheint auch das feurige Schwert, mit dem der Engel unsere sündigen Eltern aus dem Paradiese trieb, und das Schwert, das Christus im apokalyptischen Bilde im Munde führt. Das Schwert, welches Gott am jüngsten Tage zücken wird, und das durch den ganzen Himmel fahren soll, wird ein ungeheurer Blitz seyn. Matth. 24, 27. In Brüssel sieht man ein berühmtes Bild von Rubens, auf dem Christus mit dem Blitze in der Hand wie ein zürnender Jupiter durch die Wolken schreitet und die Madonna ihn fürbittend zurückzuhalten sucht.

Der Apostel Paulus, wie auch der heilige Norbert wurden durch Blitze bekehrt, welche ihnen Gottes allmächtige Gegenwart kund gaben.

Rettende Blitze: Als Elias zum Himmel fleht, entzündet ein Blitz das Opfer auf seinem Altare. Die *legio fulminatrix* fleht durch ihr Gebet Regen vom Himmel für Mark Aurels verdurstendes Heer, und zugleich Blitze gegen den Feind. Der heilige Donatus, der dabei war, und dessen Reliquien noch zu Münster-Eifel aufbewahrt sind, wird daselbst als Schutzheiliger gegen das Einschlagen des Blitzes angerufen. — Ein Engel wendete den Blitz ab, der den heiligen Hugo treffen sollte. Dem heiligen Bertulphus leuchtete bei seinem nächtlichen Lesen ein stehender Blitz, 5. Februar. Vgl. die Artikel Barbara und Gewitter.

Blumen,

Schmuck der Unschuld. Die Blumen, mit denen man Altäre, Heiligenbilder, Kirchen und Wege bei hohen Festen schmückt, sollen nichts anderes bezeichnen, als die Seelen der Gläubigen, die sich gleichsam bräutlich schmücken, um den König der Ehren zu empfangen. Wie die Blume ihre Schönheit, die sie von der Sonne empfangen hat, dankbar und demüthig der Sonne zuwendet, so die Seele in Bezug auf Gott. Sofern aber Kindern, Jungfrauen und Engeln die Unschuld am meisten zukommt, ist ihnen auch in Bildwerken der Schmuck der Blumen am natürlichsten und eignen sie sich am besten, das Opfer der

Blumen den höchsten Personen der Gottheit darzubringen. In einem Hymnus des heiligen Casimir auf die heilige Jungfrau heisst es: *Moles tanquam flores exornant ecclesiam.* Zahuesnig, Kirchenges. I. 164. Die Blumen selbst vertreten oft auf Bildern die Stelle der Engel. Ich sah in Genua ein Bild Gott des Vaters ganz in Blumen, wie anderwärts unter kindlichen Engeln. Die grossen Rosenkränze, die häufig die höchsten Personen der Gottheit oder die heilige Jungfrau umgeben, entsprechen gleichfalls den anderwärts sie umringenden Engelchören. Durandus, *ration.* VI. 47, 5, bezeichnet die Blumen, die man dem Heiland bei seinem Einzug in Jerusalem streute, als *virtutes,* die Palmen aber als Siegeszeichen. Indess herrscht der Begriff der specifisch jungfräulichen Tugend in den Blumen immer vor. Nicht Apostel und Helden, immer nur fromme Jungfrauen werden mit der Blumenkrone geschmückt. So die heilige Martina, in deren Kranz jede Blume eine Tugend bedeutet. Ihre altd. Legende in Graffs Diutiska II. 124.

Nach der Legende wurde, als die heilige Jungfrau Maria gestorben war, am dritten Tage ihr Leichnam nicht mehr im Grabe gefunden, sondern war auferstanden und gen Himmel gefahren, im Sarge aber wuchsen Blumen zum Beweise des Wunders und zugleich ihrer Jungfräulichkeit. Das Fest der Himmelfahrt Mariä (15. August) ist zugleich das der Kräuterweihe, ein grosses Blumenfest. Vgl. den Art. Himmelfahrt. — Eine Menge Blumennamen beziehen sich auf die Maria und werden wegen ihrer zarten Form und Farbe mit den Kleidungsstücken derselben verglichen. So der Marienhandschuh (*cyclamen*), der Frauenschuh oder das Marienpantoffelchen (*cypripedium calceolus*), Grimm, d. Myth. 1145; Liebfrauenmantel (*alchemilla vulgaris*), Tobler, Appenzeller Sprachschatz 204; Marienflachs (Löwenmaul), Marienweiss (*gentiana nivalis*), Olafsen, Reise nach Island I. 229; Marienbettstroh (Hartheu), Bock, Kräuterbuch 57; Frauenhaar, Mariengras (*capillus veneris*), Grimm, d. Myth. 280; Mariendistel mit weissen Flecken, auf die Tropfen von Mariens Milch sollen gefallen seyn,

v. Martens, Italien II. 237. Von der Heckenrose glaubt man, sie rieche so gut, weil einmal Maria ihren Schleier darauf gelegt habe. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 275. — Auf einem französischen Miniaturbild bei *Didron, annales* I. 214, wächst Maria mit dem Kinde in einer flammenden Glorie aus einer Blume hervor. Auch A. Dürer bildete in einer Randzeichnung die von einem Engel gekrönte Maria auf einer Blume stehend. Heller II. 2. 883. Ueberhaupt heisst die heilige Jungfrau in Kirchenliedern öfter *flos florum*. Marian. Liederschatz, Augsburg 1841, S. 267. Der alte spanische Dichter Gonzalo Berceo vergleicht die Namen und Tugenden der heiligen Jungfrau mit den unzähligen Blumen der weitesten Au. Clarus, span. Lit. I. 256. Auch schon in Konrads von Würzburg goldner Schmiede 188 heisst es von der Maria:

Du bist ein lebendes Paradis
viel maniger edelen Bluomen.

Blumen charakterisiren insbesondere die Jungfräulichkeit. Als Anthäna, eine irische Prinzessin, schwanger war, zeigte ihr ein Engel einen Schleier, auf dem alle Blumen des ganzen Weltalls gestickt waren. Nach diesem Traumgesicht gebar sie den heiligen Columban. Kohl, Reise in Irland II. 218. Als die heilige Sophronia einsam gestorben war, kamen Vögel herbei und begruben ihre Leiche unter einer Fülle von Blumen. St. Fina, eine italienische Heilige, war so ascetisch und zugleich krank, dass sie von dem harten Brette, auf dem sie lag, nicht mehr aufstehen wollte und konnte, und dass ihr faulender Leib an das Brett festklebte, während ihr zugleich Mäuse ganze Löcher in den Leib frassen. Als sie aber starb, verwandelte sich der Gestank in den köstlichsten Wohlgeruch und überall sprossten aus dem faulen Brette die schönsten Blumen hervor und bildeten ihrer Leiche ein Bett. *Acta SS.* 14. März. In dem berühmten lat. Hymnus: *Tandem audite me, Sionis filiae*, der ausser einigen Liedern des heiligen Franciscus wohl das glühendste Liebeslied der Kirche ist, wünscht die vor Sehnsucht sterbende Seele auf einem Scheiterhaufen, der aus nichts als duftenden Blumen besteht, zu

sterben, um als Phönix wieder aufzuleben. In diesem Feuertode, den süssesten Duft der Blumen athmend, fühlt sie von der höchsten Lust und dem tiefsten Schmerz zugleich sich erfüllt, daher die Frage: *An amor dolor sit, an dolor amor sit? utrumque nescio.*

Eine wunderbar phantastische, doch unleugbar schöne Traumvorstellung der träumerischen Manichäer erkannte in dem zarten Duft der Blumen den Hauch aus dem Paradiese, ja den Athem des Heilandes selbst. Die Manichäer nämlich glauben, die in der Finsterniss der Erde gefangenen Lichtkeime vermöchten nur in den Pflanzen emporzuwachsen und *Jesus patibilis*, die Seele des Lichts, leide am Holz innerhalb der Bäume und feiere seine Auferstehung durch die Blüthen und Früchte, daher die Manichäer auch, um sich Christum anzueignen, nur Pflanzennahrung zu sich nahmen. *Augustinus, de morib. Manich. c.* 16.

Blut,

Sinnbild des Lebens und der Seele. 3. Mos. 17, 14. 5. Mos. 12, 23. Die Juden durften kein Blut essen, weil sie sonst die Seele gegessen hätten. Wer Blut vergiesst, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Blut steigt zum Himmel. Der persönliche Lebensgeist klagt im Blut den Mörder an. Vgl. Herder zur Theologie I. 219. v. Bohlen, Genesis 97. *Josephus, arch.* I. 3, 8. Das Baarrecht des Mittelalters beruht auf diesem Glauben. Man führte den des Mordes Verdächtigen zur Leiche und wenn deren Blut von Neuem floss, sah man es als Beweis an.

Daher ist das Blutopfer das Edelste. Daher vergiesst der menschgewordene Gott selber sein Blut für die Sünde der Menschen. Und daraus folgt wieder die Heiligkeit des Blutbundes. Der Genuss des Blutes im Abendmahlswein schliesst einen Blutbund, das Eingehen einer Blutverwandtschaft in sich, die eine Gemeinschaft der Seelen ist. Die Bluttaufe der Martyrer oder der Blutzeugen ist eine

Nachahmung des göttlichen Opfertodes, in dem Sinne, wie die Helden und Getreuen ihrem Führer in den Tod folgen, zugleich aber auch eine Aufnahme in den höhern Blutadel der Heiligen. — Diese Symbolik wiederholt sich auch auf der Nachtseite des teuflischen Cultus. Wie der Blutbund mit Gott durch das vergossene Blut der Martyrer und durch den Genuss des allerheiligsten Opferblutes geschlossen wird, so geht auch der Gottlose den Bund mit dem Teufel nur ein, wenn er sich demselben mit seinem Blute, d. h. mit seiner Seele, verschreibt.

Vom Blute Christi zuerst. Sein Hauptsinnbild ist der Wein, sodann der seine Jungen mit eignem Blut tränkende Pelikan. Vom Blut und nicht blos vom Purpur der königlichen Würde ist auch die rothe Farbe am Gewande des Heilandes herzuleiten. Indem aber Roth die Farbe der Liebe ist, drückt es zugleich die Liebe aus, die Gott den Menschen bewies, indem er sich für sie opferte. — Zum Beweise, dass im Abendmahl der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi empfangen werde, und zweitens auch zum Beweise, dass die Laien in der Hostie zugleich Leib und Blut des Heilandes genössen und des Kelches nicht bedürften, bluteten nach den Legenden häufig die Hostien in der Hand solcher Heiligen und Priester, die gewürdigt wurden, die Zweifler durch das Wunder zu bekehren. Vgl. den Art. Hostie. — An vielen Orten wird „heiliges Blut“ Christi als Reliquie aufbewahrt. Zu Willisau bei Luzern fiel es vom Himmel, als ein Spieler, der Alles verloren hatte, den Dolch gen Himmel schleuderte, um Gott zu treffen. *Murner*, *Helvetia sancta* p. 342. Zu Waldthürn in Franken fielen durch Ungeschick des Priesters beim Abendmahle Tropfen Wein auf das Corporale und sogleich zeigten sich auf demselben das Christusbild und umher noch eilf Christusköpfe, nach der Zahl der Tropfen. Man wallfahrtet dahin, und rothe Seide, womit man das Corporale berührt hat, wird weit und breit als Heilmittel gegen Blutkrankheiten gebraucht. Journal von und für Deutschland I. 338. Das heilige Blut in Weingarten

am Bodensee soll durch den Römer Longinus, der den Heiland in die Seite stach, aber bekehrt und ein Heiliger wurde, nach Deutschland gebracht worden seyn. Es wird je zu Himmelfahrt feierlich um die Felder getragen, um denselben Segen zu bringen, wobei der Blutträger auf einem weissen Rosse reitet und von oft mehr als tausend bewaffneten Reitern begleitet wird. Oberamtsbeschreibung von Ravensburg S. 139. v. Tettnang S. 133. E. Meier, schwäb. Sagen S. 400. — Blut des Heilandes wird auch in Mantua bewahrt, wohin es gleichfalls Longinus gebracht haben soll. Millin, Lombardei II. 461. Desgleichen vormals zu Wilsnack in der Mark (Ludeci, Geschichte des heiligen Blutes 586; Palacki, böhm. Geschichte III. 216). Ein Tropfen soll im Handschuh des Nicodemus nach Rupella gekommen seyn. Auch Heiligenblut unter dem Berge Glockner hat den Namen vom Blut des Heilandes, welches der heilige Briccinus dahin gebracht haben soll. Schaubach, Alpen V. 45.

Der dunkle Fleck auf dem Blatte des *polygonum persicaria* wird vom Blute Christi hergeleitet. Regensburger Flora 1835, I. 272.

Nach 1. Joh. 1, 7, Ebr. 9, 14 und der Offenb. Joh. 7, 14 werden die Gerechten ihre Kleider weiss waschen im Blute des Lammes. Dieses Bild und das der Seitenwunde des Heilandes spielt eine grosse Rolle im Gesangbuch der Herrnhuter. Die fromme Poesie spielt hier etwas zu viel mit dem Blutsymbol und gefällt sich, gleichsam in Blut zu baden.

Auch am Blute der Heiligen geschahen viele Wunder. In Neapel dient das Blut des heiligen Januarius als Orakel; wenn es in der Hand des Priesters flüssig wird, zeigt es der Stadt Glück an. Daselbst befindet sich auch Blut Johannes des Täufers, welches flüssig werden soll, wenn es seiner Rippe nahe gebracht wird. Mayer, Neapel II. 857. Der heilige Cletus warf einem tyrannischen Fürsten vor, er sauge dem Volke das Blut aus, und brach zum Beweis ein Geldstück entzwei, aus dem Blut floss. Der heilige Spensippus wurde in seinem eignen Blute getauft. *Acta SS.* 17. Januar. Als

der heilige Polycarpus lebendig verbrannt werden sollte, löschte das Feuer von seinem Blute aus.

Ein Priester verrieth das Beichtgeheimniss, brachte dadurch den beichtenden Mörder auf's Blutgerüst, glitt aber selber im Blute desselben aus und brach den Hals.

Der Blutzauber ist meist ein Blutopfer, in edler Hingebung dargebracht, z. B. um unheilbare Kranke damit zu heilen. Vgl. den Art. Aussatz. Aber auch ein Opfer fremden Blutes zu ruchlosen Zwecken. So glaubte man im Mittelalter, die Juden schlachteten Christenkinder, um mit dem unschuldigen Blute derselben Zauberei zu treiben. Constantin der Grosse soll im Blute junger Kinder gebadet haben, um sich vom Aussatz zu reinigen, aber erst durch die Taufe geheilt worden seyn. Bunsen, Beschreibung von Rom III. 1. 538. Hieher gehört mancherlei Aberglaube, der auch schon im heidnischen Alterthum geübt wurde, z. B. die Anwendung des Blutes bei Liebeszauberei, beim Giessen von Freikugeln etc.

Bock.

Der Bock gilt als unrein gegenüber dem reinen Lamme. Räudige Böcke werden als Sünder den frommen Schafen entgegengesetzt. Der zweite Sonntag nach Ostern heisst der Bocksonntag, weil jetzt erst die verspäteten räudigen Böcke (die störrigen Sünder) ihre Beichte verrichten, die sie schon zu Ostern hätten ablegen sollen. Haltaus, Jahrzeitbuch 244.

Die Juden übertrugen, nachdem sie gebeichtet hatten, alle ihre Sünden auf einen Bock, der deshalb Sündenbock hiess und in die Wüste gejagt wurde, wodurch sie selbst sich von jeder Strafe befreiten, während den armen Bock die Teufel in der Wüste zerreissen konnten. 3. Mos. 16, 22. Vgl. dazu *Bochart*, *hierozoicon* I. 650. Eisenmenger, entd. Judenth. II. 154. Man hat darin ein Vorbild des Lammes gesehen, das der Welt Sünde trägt. Die heidnischen Bocksopfer hatten einen andern Sinn, indem hier der Bock wegen seiner Zotten Schnee und Eiszapfen des Winters, wegen

seiner Fruchtbarkeit die saaterwärmende Kraft in der winterlichen Erde und wegen seiner Hörner als Zeichen des Steinbocks am Himmel die wiederaufsteigende Bewegung der Sonne nach der Wintersonnwende bedeutete. Aber auch diese Symbolik wurde auf Christum bezogen. In einem alten Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I. 30. wird der Heiland selbst mit dem Zeichen des Steinbocks am Himmel verglichen, in das seine Geburt fällt. Damit hängt auch die Sage zusammen, dass Schiffer auf dem Meere in dem Augenblick, in welchem Christus geboren wurde, hätten rufen hören: „Pan ist gestorben!“ Vgl. Plutarch, vom Verfall der Orakel 17. Der bocksfüssige Pan war eine Personification des Winters, und sein Tod kündigte die Ankunft des Frühlings an. Andererseits wurde auch wieder unter dem Böcklein, welches Abraham stellvertretend für seinen Sohn Isaak opferte, ein Vorbild des Oster- und geopferten Gotteslammes gesehen. Daher findet sich auf den ältesten christlichen Gräbern oft ein Bock oder Widder anstatt des Gotteslammes. Vgl. Bellermann, Katakomben von Neapel *tab.* 3. 4. 6. *Bosio* p. 249. Wenn aber auf solchen Grabbildern der gute Hirt statt des Lammes einen Bock trägt, so entspricht das vollkommen dem Begriff des verlorenen Schafes, welches der gute Hirt aufsucht; denn das verlorene Schaf bedeutet einen in Sünde Gefallenen, und Sünder werden als Böcke von den Gerechten, als den Schafen, unterschieden.

Beim Propheten Daniel 8, 5. ist der Bock ein Sinnbild des macedonischen Reiches wegen der Stärke seiner Hörner und vielleicht auch wegen des kühnen Aufsteigens.

Nach der spätern christlichen Vorstellungsweise, gestützt auf 3. Buch Mos. 17, 7 und Jesaias 13, 21, kommt die Bocksform wesentlich dem Teufel zu und bildet die Grundlage seiner ganzen Gestaltung. Ein wie ein Mensch aufrecht gehender Bock ist das Urbild des Teufels; alles von andern Thieren entlehnte Hässliche und Karikirte ist nur Zusatz. Der alt-ägyptische Teufel (Typhon) war mehr amphibialisch, die indischen Rakschasas haben mehr Vogelformen. Dass der

Christ gerade im Bock den Teufel sah, hat wohl seinen Grund in dem tiefen Abscheu des christlichen Gemüthes vor dem sinnlich Gemeinen.

Bogen,

Sinnbild des Krieges, der weltlichen Macht. „Ich will ihren Bogen zerbrechen, spricht der Herr.“ Jeremias 49, 35. Zacharias 9, 10.

Bohnen,

Attribut der heiligen Sängerin Maria, welche, nachdem sie viel geliebt und sich bekehrt, mit einem Krug voll vom heiligen Wasser Siloe und mit wenigen Bohnen in die tiefste Einsamkeit ging und daselbst lange Jahre verweilte, ohne dass ihr Wasser und ihre Bohnen jemals abnahmen. Surius zum 20. Sept.

Braut.

In der Offenbarung Johannis 19, 9, ferner 21, 2. 9, wird die Tochter Zion, d. i. die Kirche, Braut des Lammes, d. i. des Sohnes Gottes, genannt. Vorbilder dazu schon im alten Testament bei den Propheten Jesaias 54, 1, Ezechiel 16, 8, Hosea 2, hauptsächlich aber das Hohelied. Hieher gehören insbesondere auch die fünf klugen Jungfrauen im Evangelium, die mit gefüllten Lampen wachen und des Bräutigams harren, während die fünf thörichten ihre Lampen ausgehen lassen und im Finstern die Thür nicht finden. Man kann unter ihnen nicht blos einzelne Seelen, sondern ganze Gemeinden verstehen.

Die Kirchenväter vergleichen die Kirche als Braut Christi mit der Eva. Wie nämlich diese als Rippe aus Adams Seite, so sey die Kirche aus der Seitenwunde Christi am Kreuze hervorgetreten, um ihn als Braut zu lieben. *Augustinus, enarr.* zum 40sten Psalm §. 10. und *Tertullian, de anima* c. 43.

Am reichsten erscheint das Bild der Braut bei Ezechiel 16. ausgeführt, wo aber auch die untreue Braut der schrecklichste Vorwurf und Fluch trifft. Das Gegenbild dazu ist die wunderbar phantastische Vorstellung der Manichäer, der zufolge die Gläubigen sich auf Erden aller ehelichen Gemeinschaft und der Fortpflanzung enthalten sollen, um durch einen allgemeinen keuschen Selbstmord der Menschheit das Weltende zu beschleunigen, an welchem dann die erlöste Weltseele (Sophia-Achamoth), d. i. wieder die personificirte Gemeinde oder Kirche, endlich als Braut Christi die Hochzeit im Himmel feiern werde. Vgl. Baur, manich. Rel. 315. In gewissem Sinne ist auf ähnliche Weise die gesammte Gemeinde der Seligen, die erlöste Menschheit, in der Jungfrau Maria repräsentirt, als dem menschlichen und zugleich passiven Elemente, welches die Gottheit in sich aufnimmt.

Aber nicht blos die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, ist Braut Christi, sondern auch jede einzelne Seele hat sich in dieses Verhältniss zu setzen. Auch die männliche Seele nimmt den bräutlichen Charakter in dieser Beziehung an, vgl. einen Gesang des heiligen Franciscus bei Ozanam, die Franciscanerdichter S. 79. Insgemein sind es jedoch Jungfrauen, die sich Christo als Bräute widmen nach dem Vorbild der heiligen Syncletica, die zuerst den irdischen Bräutigam um des himmlischen willen verschmähte. Am berühmtesten wurde als Braut Christi Katharina von Siena, die auch unzähligemal in dem Moment gemalt wurde, in welchem ihr Christus den Brautring an den Finger steckt. Vergl. den Art. Katharina. Auch Rosa von Lima und Osanna empfingen den Ring von Christo. Desgleichen Johanna a Cruce, Katharina Riccia, Lucia, Maria Villana, Prudentiana, Stephana, Theresia, Ursula Bonicasa. Vgl. P. Abraham, Judas III. 138. Mit der blinden Liutgarde, auch mit Stephana Quinzani, tauschte einmal Christus das Herz. Ida von Löwen wurde von ihm aus der Hostie heraus gegrüsst. In einem dem heiligen Gregor zugeschriebenen Hymnus: *Jesu corona virginum* (*Fabricii* thes. 802) tritt der Bräutigam Jesus in einem Garten

Geistvolle Andeutungen und Skizzen zu einer allgemeinen Statistik der Kultur hatte sodann Schön in seiner „Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation“ gegeben. Unter den vergleichenden Statistiken der andern Art verdient die der Bewegung der Bevölkerung von Bickes, wenn man auch nicht allen von ihm gezogenen Folgerungen beipflichten mag, doch eine besondere Auszeichnung nicht bloß wegen des Fleißes und der mühsamen Sorgfalt, womit sie bearbeitet ist, sondern besonders auch darum, weil er diese Bewegung nicht als isolirte Erscheinung, sondern im Zusammenhange mit dem ganzen Charakter des Völkerlebens aufgefaßt hatte. Auf eine würdige Weise schloß sich daran später das Werk von Casper über die mittlere Lebensdauer ꝛc.

Jede Aufgabe, die man sich gestellt und mit deren Lösung man sich beschäftigte, ließ jedoch im Felde der Wissenschaft immer neue, noch völlig unerforschte Gebietstheile gewahren. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Umfang und die Beschaffenheit des Stoffs, den uns die Quellen zuführen, seiner Darstellung bestimmte Schranken setzen. Aus den Staaten auf niederer Kulturstufe, wo noch das Bedürfniß der Selbsterkenntniß nicht erwacht ist, und darum auch in genauerer Betrachtung und Vergleichung der Zustände keine Befriedigung sucht, können ohnehin der Statistik nur sehr dürftige Nachrichten zukommen. Ueber diese Länder und Völker wird sie nur einzelne Winke geben und nur auf einen Theil der Staaten des europäisch-amerikanischen Staatensystems etwas näher eingehen können. Selbst für diese darf man lange keine erschöpfende Darstellung in Anspruch nehmen; denn noch giebt es unendlich viel zu sammeln, zweckmäßig zu ordnen und zu verbinden, ehe es zur umfassenden Beleuchtung und Erwägung kommen kann. Aber doch ist selbst das übersehbar vorliegende Material noch lange nicht in dem Maaße, wie es sollte, geistig durchdrungen und beherrscht. Es fehlt hier noch am rechten Muthe des Glaubens, der auch in der Wissenschaft die Berge versetzt, die sich ihren Fortschritten entgegenthürmen. Mögen andere Wissenschaften der Hypothesen zu viele haben, die Statistik hat noch deren zu wenige. Auch im Reiche der Wahrheit muß man wagen, um geistig zu gewinnen; und wie sich Cuvier aus den Bruchstücken einiger Knochen die Thiere der Urwelt construirte, so sollte man das noch unvollständige Gerippe der Thatsachen des Völkerlebens mit Leib und Seele

voll Lilien unter die jungfräulichen Bräute, die vor ihm lobsingen. Als Braut Christi schickte die heilige Dorothea ihrem irdischen Bräutigam Aepfel und Rosen aus dem Paradiese zu. Die armenische Nonne Ripsime, welche die frevelhafte Liebe des Königs Tiridates zurückstiess, wurde auf seinen Befehl gemartert und lebendig secirt; auf einmal aber erblickte sie der König daneben stehen in prachtvollem Brautschmuck und alle ihre Wunden flimmerten daran als Edelsteine, Armbänder, Halsketten. Zu ihrer Seite stand Christus, der sie in den Himmel einführte. Der Tyrann aber wurde wahnsinnig und in ein Schwein verwandelt, bis der heilige Gregorius ihn erlöste. Surius zum 30. Sept. — Sehr schön ist das alte Volkslied von des Sultans Töchterlein, die, an ihrem Hochzeitstage im Garten verirrt, in's Paradies kommt und hier einen andern Bräutigam in dem ihr bisher ganz unbekannten Christus findet. Als sie nach einer Stunde heimkehrt, ist auf Erden Alles verändert und sind Jahrhunderte vergangen. Niemand kennt mehr die alterthümlich gekleidete Braut.

Im fürstlich Wallerstein'schen Schlosse Meiingen befindet sich ein Codex des Hohenliedes mit Miniaturen, worin auf merkwürdige Weise auch der Bräutigam als ein Mädchen und die ganze feurige Scenerie nur als innige keusche Schwesterliebe aufgefasst ist. Vgl. Kunstblatt 1847, Nr. 13. und E. Förster, deutsche Kunst II. 256.

Als Schutzpatron der Bräute ist ausgezeichnet Ambrosius von Siena, der selige Dominicaner, der sich, obgleich Cölibatär, doch zum Eheprocurator machte, indem er unablässig für das Glück der Brautleute betete. Alle Verlobten strömten ihm zu, alle Liebenden suchten durch seine Fürsprache die Erlaubniss zur Ehe zu erlangen, und noch auf seinem Grabe pflegten Verlobte eine Wachskerze zu opfern. Er starb 1287.

Brodt,

als Lebensmittel sinnbildlich auch das Mittel zum ewigen Leben. Wer den Leib Christi im Brodte geniesst, wird mit

ihm des ewigen Lebens theilhaftig. „Ich bin das Brodt des Lebens," sagt er Joh. 6, 35. Die ganze Christenheit wird 1. Kor. 10, 17. mit einem Brodte verglichen, weil die Eines Brodtes theilhaftig geworden, auch nur Ein Leib seyen. Das Brodt ist der verklärte ewige Leib, sofern das Mähen, Dreschen und Backen des Kornes die irdische Qual und den Tod bezeichnen, aus dem das selige Leben im neuen Leibe hervorgeht. Dem entspricht das Abschneiden und Keltern der Traube, bevor sie zum Weine des Abendmahls wird.

Die Schaubrodte der Juden waren zwölf ungesäuerte „Brodte des Angesichts", d. h. aus dem reinsten Mehl bereitete und mit Weihrauch bestreute, auf einem heiligen Tisch zur Anschauung Gottes gebrachte Opfer, an denen er, als an dem reinsten irdischen Stoffe, Wohlgefallen haben sollte. Bähr, Symbolik des mosaischen Cultus I. 425 f. Menschen durften sie nicht essen, aber David ass sie (das christliche Abendmahl vorbildend) aus Hunger. 1. Sam. 21, 6. Auf sie wird das Brodt bezogen, womit nach dem 1. Buch Mos. 14, 18. der Priester Melchisedek den siegreichen Abraham bewirthete, als Vorbild des heiligen Abendmahls. Vorbilder desselben sind auch die zwanzig Brodte, womit der Prophet Elisa hundert Mann speiste, 2. Kön. 4, 43; die fünf Brodte und zwei Fische, womit Christus 5000 Mann speiste, Lucas 9, 14; die sieben Brodte, womit er 4000 speiste, Matth. 15, 36. Diese Speisung ist daher schon auf altchristlichen Gräbern in den römischen Katakomben abgebildet und gewöhnlich durch drei kleine Körbe bezeichnet, vor denen Christus steht. Daneben wird insgemein die Verwandlung des Wassers in Wein zu Kana ganz entsprechend durch drei Krüge ausgedrückt. Der altdeutsche Mystiker Bruder Albrecht verglich die fünf Brodte mit Gehorsam, Gebet, Concentrirung der Gedanken, Versenken in Gott und Seligkeit. Haupt, Zeitschr. VIII. 236.

Eine seltsame Symbolik hat sich (nach Berckenmeyers kuriosem Antiquarius I. 22.) in Coimbra in Portugal erhalten. Dort wird nämlich zum Andenken an die drei Männer im feurigen Ofen jährlich ein riesenhaftes Brodt gebacken, von

dem sich Jedermann ein Stückchen aufbewahrt als Heiligthum und um sich immer daran zu erinnern, dass die Seele des Christen im Feuer geläutert werden müsse.

Als Sinnbild einer höhern Weihe des Lebens diente das Brodt auch bei der Feier der Geburt, der Hochzeit und des Todes, bei Einweihung eines neuen Hauses, bei Krönungen etc. Ueberall, wo ein neuer wichtiger Abschnitt des Lebens begann, sollte er durch eine Brodtweihe eingesegnet werden. Brodt dem Kinde bei der Taufe mitgegeben, soll es vor Armuth bewahren. Prätorius, Glückstopf 190. Derselbe berichtet, Bräute hätten beim Gange zur Kirche Brodt ausstreuen müssen. Auch hob man vom Hochzeitsmahl Brodt auf und glaubte, so lange es dauere, so lange werde auch dem vermählten Paare nie das Brodt mangeln. Aus demselben Grunde wird in der Wallachei bei Hochzeiten ungeheuer viel Brodt gebacken und verschwenderisch auf dem Wege ausgeworfen. Die Kassuben backen bei der Hochzeit nur ein Brodt und heben es dann ihr Lebenlang auf. In Budissin schenkt die Braut dem Ersten, der ihr begegnet, ein Brodt. Anton, „die Slaven“ S. 128. Bei den Kroaten heisst dieses Hochzeitsbrodt *Pogadscham.* Das. II. 78. In den Pyrenäen wird bei Taufen ein weisses, bei Begräbnissen ein schwarzes Brodt mit in die Kirche genommen. Ausland 1838, Nr. 319. In ein neues Haus soll man Brodt und Salz tragen. Prätorius, a. a. O. 411. Bei der Krönung Ferdinands III. wurden zwei Brodte, ein vergoldetes und ein versilbertes, dem Könige vorangetragen. Berckenmeyer, kur. Antiqu. I. 741.

Derselben Symbolik gehört das Brodtorakel und der Brodtzauber an. Zu dem Gottesgerichte im Mittelalter gehörten die zwölf runden Gerstenbrodte, nebst zwölf Käsen, die man am Altar weihte und von denen dann der Angeklagte essen musste. War er schuldig, so blieb ihm der Bissen in der Kehle stecken. Binterim, Denkw. V. 3. 83. In der Bretagne sucht man Leichen unter dem Wasser, indem man auf demselben Brodt mit einem brennenden Lichte schwimmen lässt. Wo es still steht, da liegt die Leiche. Blätter für

lit. Unterhaltung 1837, S. 892. Daselbst wird erwähnt, man werfe Brodt auf's Wasser und nenne Namen; bei wessen Namen es untersinkt, der habe gethan, wessen man ihn beschuldigt. Brodt schützt auch gegen die Dämonen, weshalb man es beim Schätzegraben bei sich tragen soll. Prätorius a. a. O. 142. Hieher gehört auch mannigfacher Missbrauch, der mit der Hostie getrieben wurde.

Brodt ist auch ein Sinnbild der Wohlthätigkeit, daher Attribut der Heiligen, die es den Armen reichen. Drei Brodte sind z. B. Attribut des heiligen Nicolaus. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Wirf dein Brodt in's Wasser, wenn es der Fisch nicht weiss, weiss es doch Gott.“ Derselbe Sinn im Prediger Salomonis 11, 1.

Ein Brodt mit einem Wasserkruge ist Attribut des Propheten Abdias. 1. Könige 18, 4. Dem Elias brachte ein Rabe das Brodt in der Wüste. Der heilige Einsiedler Albert empfing von der Jungfrau Maria ein Stückchen Brodt, welches sich nie verminderte. Bovius, marian. Wunderschatz IV. 28. Der heilige Richard speiste 3000 Personen mit einem Brodte. Diese wunderbaren Speisungen in Hungersnöthen wiederholen sich oft in Legenden. Sie sind gesammelt bei *Bagatta, admir.* IV. 1.

Brücke.

Das Bild einer Brücke, über welche die Todten gehen müssen und von der sie in den höllischen Abgrund hinunterfallen, wenn sie nicht fromm gelebt haben, ist heidnisch (die Brücke Tschinevad im altpers. Zendavesta). Doch ist sie in die christliche Vision des Tundal aufgenommen. Nach persischem Glauben begegnet dem todten Sünder auf der Brücke eine gespenstische Gestalt, aus allen den Sünden zusammengesetzt, die er auf Erden begangen hat, und stürzt ihn hinab. Der scheintodte Tundal, dem während seines vermeinten Todesschlafes ein Blick in die Hölle vergönnt war, erblickte daselbst unter andern Einen, der einmal eine Kuh geraubt hatte und dieselbe Kuh nun über die schmale, mit Messern

und Stacheln besetzte Brücke führen sollte, und einen Andern, der ihm mit einem vormals gleichfalls gestohlenen schweren Sack Korn entgegenkam, also dass Beide einander nicht ausweichen konnten und mit ihrer Last in tödtlicher Angst schwebten, in den Abgrund unter ihren Füssen hinabzustürzen. Görres, Gesch. d. Mystik III. 100. Eine Brücke, die sich für den Gerechten erweitert, für den Sünder verengt, sah auch Albericus in seiner Vision. Vgl. Ozanam, Dante. Münster 1844, S. 305.

Im altwendischen und altdeutschen Glauben galt jede Brücke als eine Concession des Flussgottes, des im Wasser herrschenden Nixen, dem man daher nach heidnischer Sitte ein Opfer schuldig war. Auch hütete man sich, wenn man sich einer Schuld bewusst war, über die Brücke zu gehen, weil dann der Nix Gewalt über den Menschen bekam. In der christlichen Zeit wurden aus demselben Grunde die Brücken geweiht und mit Kreuzen oder einem schützenden Heiligenbilde versehen, um den jetzt als Teufel gedachten Dämon des wilden Wasserelements im Zaume zu halten. Auch gehörte der Bau einer nützlichen Brücke vorzugsweise zu den guten Werken, und Sünder, die sich Gnade von Gott erkaufen wollten, oder Verwandte, deren Angehörige wegen schwerer Schuld hingerichtet worden waren, bauten zur Sühne Brücken.

Benedikt von Avignon, ein armer Hirtenknabe, hörte im Jahre 1177, als er seine Heerde auf den Bergen bei Avignon weidete, während einer Sonnenfinsterniss die Stimme des Heilands, der ihm befahl, bei jener Stadt eine Brücke über die Rhone zu bauen. Gehorsam ging der Knabe zur Stadt, konnte aber nicht über den Fluss. Einen Juden, der Fährmann war, bat er, ihn um der Liebe Mariä willen überzuführen. Dieser aber sagte: „Ich habe lieber drei Pfennige, als die Liebe deiner Maria.“ Da gab ihm der Knabe die einzigen drei Pfennige, die er hatte, fuhr über und schrie mit heller Stimme durch die Strassen von Avignon: „Der Herr hat mich gesandt, um eine Brücke über die Rhone zu bauen.“

Man brachte ihn vor den Richter, der ihn für wahnsinnig hielt und ihm spöttisch einen ungeheuren Stein, den hundert Männer nicht fortbewegen konnten, zum Brückenbau schenkte, wenn er ihn tragen könne. Der Knabe aber nahm den Stein, als ob es ein leichter Kiesel wäre, und trug ihn in den Fluss. Dieses Wunder verschaffte ihm Glauben. Alles steuerte bei und half am Brückenbau. Eine blinde Frau machte der Heilige auf der Brücke sehend; sie musste aber ein ganzes Jahr mit bauen helfen, denn so wie sie sich von der Brücke entfernte, wurde sie wieder blind. Nach sieben Jahren vollendete der heilige Jüngling die Brücke, starb selig und liess sich im dritten Pfeiler derselben begraben. Ueber seinem Grabe baute man eine schöne Kapelle. Die Kirche verehrt ihn am 14. April. Nach ihm bildete sich ein eigner Orden für Brückenbau in der Provence, die *frères pontifes*. Vgl. Helyot II. 335.

Seit dem 15ten Jahrhundert aber wird als der eigentliche Brückenheilige Johann von Nepomuk verehrt, den König Wenzel zu Prag in der Moldau ertränken liess, weil er das geistliche Beichtgeheimniss gewahrt und dem König nicht hatte verrathen wollen, was ihm die Königin gebeichtet hatte. Seine Statue steht in Böhmen und im ganzen östlichen Deutschland auf fast allen Brücken als deren Schutzwächter. Sein Haupt aber trägt einen Sternenkranz, was in einem lat. Hymnus lieblich gedeutet ist. Als der Heilige in der Nacht ertränkt worden und Alles still umher war, spiegelten sich die Sterne im Moldaufluss und hielten ihm die Parentation. Doch sollen die Sterne wie um seinen Leichnam, so auch schon um sein kindliches Haupt, als er geboren wurde, einen Kranz gebildet haben. Zabuesnig, kathol. Kirchengesänge I. 90.

Brunnen.

Ich unterscheide den gegrabenen Brunnen von der natürlichen Quelle. Der verschlossene Brunnen ist im Hohenliede 4, 13. ein Sinnbild der Jungfräulichkeit, welches auch öfter auf die Jungfrau Maria angewendet worden ist. Von dem

Brunnen zu Bethlehem, aus welchem Maria getrunken, heisst es bei Gregor von Tours, der Stern der Magier lasse sich noch immer darin sehen, aber nur reine jungfräuliche Augen könnten ihn erblicken. Das Gegenbild zum Sterne der Magier im Brunnen der Jungfräulichkeit zu Bethlehem ist nach der Offenbarung Johannis 9, 1. der Stern, der den Brunnen des Abgrunds öffnet und das Verderben über die Welt kommen lässt.

Der Brunnen ist Sinnbild der Taufe, als Brunnen des Lebens, der Wiedergeburt, vgl. Waagen, Paris S. 237 f. Er kommt auf Miniaturen vor, umgeben von den vier Evangelisten. Ein Brunnen aller Güte heisst die heilige Jungfrau. Vergl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 123. — Dem viergetheilten Fluss im Paradiese entspricht der lebendige Wasserbrunnen im neuen Jerusalem, zu welchem das Lamm leiten soll. Offenb. Joh. 7, 17. Das ist der wahre christliche „Jungbrunnen", in welchem der Mensch wiedergeboren wird. Ein Gegenbild dazu ist in der Vision des Ritters Owein (der in der Höhle des heiligen Patrik in Irland die Hölle sah) der Brunnen der Tiefe, in welchen alle Verdammten fallen und aus welchem sie nachher, in Feuergewänder eingehüllt, wieder ausgespien werden. Ozanam, Dante S. 303. Das Weissglühen in diesem Feuerschlunde karikirt die Bekleidung mit weissen Gewanden im Himmel.

In den Brunnen gestürzt werden, hat, seit Joseph von seinen Brüdern in einen geworfen wurde, die Bedeutung der Erniedrigung, um erhöht zu werden. So war diese Todesart für den heiligen Gereon die Stufe zur Canonisation. Johannes *in puteo* wählte sogar seine Wohnung in der Tiefe eines alten Brunnens, wo ihn der Teufel vielfach versuchte. Als er aber starb, wuchs aus dem Brunnen eine Palme voll von Früchten. *Acta SS.* 30. März. — Ein trockener Brunnen füllte sich mit Wasser, als man das Bild des heiligen Theodosius von Antiochia hineinhing. *Acta SS.* I. 679. Der Brunnen, in welchen man den heiligen Evasius stürzte, wurde zum Heilbrunnen. Millin, Reise in Savoien II. 313.

Brust.

Auf einem altdeutschen Bilde*) aus der Ulmer Schule (die überhaupt viele bisher unbekannte Symbolik bewahrt) erblickt man Gott den Vater als Kaiser thronend, über ihm den heiligen Geist als Taube, vor ihm Gott den Sohn, dem der Vater den Kelch der irdischen Trübsal reicht, indem er ihn zu seiner Mission einweiht. Unten aber kniet die Jungfrau Maria und entblösst die Brust, um das Kind vom Himmel daran zu empfangen. Das Gegenbild dazu stellt die sterbende Maria dar, deren Seele in kleiner Kindsgestalt von Christo in die Arme genommen wird. Das will sagen: wie sie ihn als Kind auf Erden aufnahm, so nimmt er sie nun wieder als Kind im Himmel auf. Noch ein anderes, eben so sinniges Gegenbild findet sich mehrfach auf Darstellungen des Weltgerichts. Indem hier Maria ihren Sohn als strengen Richter um Gnade für die Sünder bittet, entblösst sie vor ihm die Brust, als wollte sie sagen: An diese habe ich dich gelegt nach deiner irdischen Geburt, vergönne nun auch den Menschen die Wiedergeburt und dass ich ihnen gleiche Pflege im ewigen Leben angedeihen lasse. *Molanus, hist. imag.* p. 438. Ein solches Bild in Hamburg beschreibt Fiorillo II. 103.

Von dieser zarten Symbolik ist man später in widrige und unziemliche Vorstellungen abgewichen. Auf einem Kirchenbilde in Brixen presst die heilige Jungfrau Maria Milch aus der Brust und spritzt sie in eine Schale, in die auch das Blut aus des Heilands Seitenwunde fliesst. Bilder dieser Art erwähnt schon *Molanus, hist. imag.* 115. Auf dem Titelkupfer zu Steills (sonst sehr schätzbaren) Ephemeriden des Dominicanerordens ist die heilige Jungfrau eine Brunnenstatue

*) Aus Unter-Limburg bei Schwäbisch-Hall, wo ich es im Jahre 1843 mit dem Gesicht gegen die Wand gerichtet entdeckte, gegenwärtig in der Sammlung des Württemb. Alterthumsvereins in Stuttgart.

und spritzt aus beiden Brüsten ein ganzes Bassin voll Milch, aus welchem Kaiser Leopold mit der dicken Lippe nebst Familie zu trinken kommen, während Türken und Heiden davonfliehen. Noch unschicklicher und in christlichen Kirchen durchaus nicht zu dulden sind die Nachahmungen der heidnischen *charita romana* in den Darstellungen, wie der heilige Dominicus, der heilige Bernhard von Clairvaux oder Alanus *a rupe* an der Brust der heiligen Jungfrau trinken. Auch St. Fulbert von Chartres wurde, als er schwer erkrankte, dadurch geheilt, dass ihm die Mutter Gottes selber die Brust reichte und von ihrer Milch einflösste. *Raubeck, calendarium Benedictinum,* 10. April, besungen in Emmerans Glorie der Jungfrau S. 100. Eben so unschicklich ist das latein. Gedicht des Pontanus auf die *sacra ubera,* als der Inbegriff von aller Welt Süssigkeit. Vgl. v. Buchers Werke II. 479. Auch die Sympathien der Gertrud von Osten, Lidwina von Schiedam etc., in deren jungfräulichem Busen sich alle Milchprozesse der heiligen Jungfrau wiederholt haben sollen (*Acta SS.* Januar I. 350.), sind eher anstössig, als dass sie zur Verherrlichung der Jungfrau etwas beitrügen.

Als Patronin der Ammen gilt übrigens in der Bretagne St. Enora, die, obgleich jungfräuliche Einsiedlerin, aus Mitleid einmal ein armes Kind säugte. Keller, Bretagn. Volkslieder 213. Wenn anderwärts die heilige Tryphäna Patronin der Ammen ist, weil aus ihrem Grabe milchgebendes Wasser floss, nachdem sie von einem Stier niedergestossen worden war (*Acta SS.* zum 31. Januar), so könnte der Stier und die Milchquelle wohl auf heidnische Symbolik zurückweisen.

Abgeschnittene Brüste sind das Attribut der heiligen Agatha, desgleichen der heiligen Basilissa und Anastasia (*Acta SS.* April II. 372.), weil sie ihnen im Martyrium mit Zangen ausgerissen wurden. Die Brüste der heiligen Agatha werden an ihrem Feste zu Catanea in Sicilien feierlich in Prozession herumgetragen. Der Engländer Blunt in seiner Schrift über den Ursprung der Reliquien macht darauf aufmerksam, dass schon vor zweitausend Jahren an demselben

Ort in Sicilien beim grossen Jahresfest der heidnischen *bona dea* zwei kolossale Brüste als Symbole des mütterlichen Natursegens herumgetragen worden seyen, und findet auch im griechischen Namen der Agathe (die gute) jene *bona dea* wieder. Damit stimmt auch das Fest der heiligen Agueda in Zamarramala bei Segovia in Spanien überein, welches nur von verheiratheten Frauen begangen werden darf, die mit Nadelstichen jeden Mann forttreiben. Ausland 1840. Nr. 293. Die heilige Agatha wird vorzugsweise in Brustkrankheiten als Schutzpatronin angerufen.

Buch.

Das Buch der Bücher, Ehrenbezeichnung der heiligen Schrift. Das Buch mit sieben Siegeln in der Offenbarung Johannis 5, 1, dessen Siegel vom Lamme gelöst werden, ist kein anderes, als das Buch des Gerichts, welches nach derselben Offenbarung 20, 12. beim jüngsten Gerichte aufgeschlagen wird und worin alle Handlungen und Gedanken der Menschen aufgezeichnet stehen, nach denen sie gerichtet werden. Vgl. Psalm 139, 16. Die Oeffnung der sieben Siegel durch das Lamm bedeutet nur, dass nunmehr die Zeit des Gerichts gekommen ist. In derselben Offenbarung 10, 10. muss der Seher Johannes ein Büchlein verzehren, das ihm der Engel reicht und das ihm honigsüss mundet, dann aber sehr bitter schmeckt. Dieses Büchlein bedeutet die Botschaft von der Erlösung, die freudige Hoffnung und tiefe Trauer erweckt.

Bücherrollen (gebundene Bücher kamen erst im Mittelalter auf) sind auf Kirchenbildern das Attribut der Propheten, Evangelisten, Sibyllen, Kirchenväter und derjenigen Heiligen, von denen berühmte Schriften erhalten sind. Gebundene Bücher in der viereckigen Form dürfen nur bei Aposteln und jüngern Kirchenvätern und Heiligen vorkommen. Ein mit dem Schwert durchstochenes Buch ist Attribut des heiligen Bonifacius, dem die Heiden seine Bibel durchstachen, ohne ein Wort darin zu verletzen. Ein Buch im Nimbus ist Attribut des heiligen Liborius.

auszufüllen wagen. Hat man es doch hier, wie dort, mit gesetzmäßigen, organischen Gebilden zu thun! Weitere Erfahrungen und Beobachtungen, wofür ein desto größerer Eifer sich zeigen würde, würden dann ergänzen und berichtigen. Es ist ferner sehr erklärlich, daß die statistischen Forschungen und Mittheilungen stets durch die besonderen Interessen der einen oder andern Zeit, des einen oder andern Staats Richtung und Maaß erhalten. Darum bietet sich bald in dieser, bald in jener Beziehung mehr oder weniger Stoff dar, darum ist häufig da noch Fluth, wenn dort schon wieder Ebbe eingetreten ist. Allein schon der Umstand, daß bald diese, bald jene Quellen der Statistik mehr oder minder reichlich fließen, bereichert unsere Kenntniß, indem er auf das hinweist, was mit größerem oder geringerem Anspruche auf Bedeutung und Geltung im Verlaufe der Ereignisse hervortritt. Mit um so größerer Zuversicht darf die allgemeine Statistik schon auf ihrer jetzigen Bildungsstufe sich vermessen, auch in die innere Werkstätte des schaffenden Geistes zu blicken, der den gegenwärtigen Zustand der Staaten gebildet hat und den künftigen bilden wird. Und so mögen denn hier noch einige Winke gegeben werden über die Art und Weise, wie dies geschehen kann, einige Lücken angedeutet, deren Ausfüllung in einem unmittelbar praktischen Interesse besonders Noth thut, einige Gesetze des Völkerlebens bezeichnet, die man als entdeckt ansehen darf, oder auf deren baldige nähere Ermittlung doch schon der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft hinweist. Für die Ausführung und nähere Bestätigung von Einzelnem, was hauptsächlich wichtig, wird sich später in einigen besondern Artikeln Gelegenheit geben.

Nach dem doppelten Gesichtspunkte, daß eine allgemeine Statistik der neuesten Kultur theils über den gesammten Kulturstand sich ausdehnen, theils den Bestand der Staatskräfte überallhin vergleichend erwägen müsse, bestimmt sich das System der Behandlung. Die weitere Gliederung desselben hängt zunächst von der Gliederung des Völkerlebens selbst ab, das auf der jetzigen Stufe seiner Entwicklung zur Anschauung gebracht werden soll. In Asien treten uns drei Hauptgruppen von Staaten entgegen: diejenigen der ostasiatischen Völker, die hauptsächlich dem mongolischen Stamme * angehören,

* Wie viel sich vom Standpunkte der neueren Physiologie und Psychologie des Völkerlebens gegen die bisherige Eintheilung der

Die heilige Magdalena liest gewöhnlich in einem Buch. Der heilige Nicolaus hält ein Buch, auf dem drei goldene Aepfel oder Brödtchen liegen, der heilige Ulrich ein Buch, auf dem ein Fisch liegt.

Ausnahmsweise hatte sowohl die Maria als Johannes der Täufer, zur Seite Gottes stehend, auf dem berühmten Genter Altare des Johann van Eyk jedes ein Buch in der Hand; das Buch der Maria bedeutet ohne Zweifel das neue Testament, das des Täufers das alte. Ein Buch hat die Maria gewöhnlich auch auf Bildern der Verkündigung vor sich, indem der Engel sie beim Gebete überrascht. Bilder, auf denen Anna die Maria, oder Maria das Christkind lesen lehrt, gehören eher dem Genre als der Kirche an.

Durandus, *rat. offic.* 1. 3. 12, macht die Bemerkung, ein verschlossenes Buch sollen die Maler nur Gott dem Vater in die Hand geben, dem Sohne aber, den Evangelisten etc. immer ein offenes.

Büchse.

Die Arzneibüchse ist Attribut der heiligen Brüder Cosmas und Damianus, weil sie Aerzte waren. Sie sind Patrone des Hauses Medicis, daher oft gemalt. — Die Balsambüchse ist Attribut der heiligen Magdalena, auch der drei Marien, die zum Grabe des Heilands gehen, seinen Leichnam zu salben.

Burg,

Sinnbild des Festen, Schützenden, Unbezwinglichen. „Gott ist meine Burg," Psalm 144, 2. Der christliche Glaube schützt gegen die Dämonen gleich Mauern und Thürmen. *Chrysostomus, imperf. hominum* 40.

Busch,

der brennende, aus welchem Jehovah zu Moses auf dem Berge Horeb redete (2. B. Mos. 3, 2.), wird häufig als Sinnbild der unbefleckten Empfängniss gebraucht, weil er, obgleich

ganz in Flammen stehend, unverletzt blieb. Im Mittelalter malte man daher geradezu die heilige Jungfrau selber in die Flammen des Busches, während Moses davor kniet. *Didron, manuel* p. 94. *icon.* p. 179. v. Quandt, Reise in's südliche Frankreich 241. 400. Auch kommt unter den Propheten, wenn sie auf Kirchenbildern der heiligen Jungfrau ihre Huldigung darbringen, indem jeder irgend ein auf sie bezügliches Sinnbild trägt, Moses mit dem brennenden Busch im Arme vor. Ebend. p. 290. Bei Chalons sahen einmal die Hirten auf dem Felde einen Dornbusch wunderbar erglänzen und fanden darin ein Muttergottesbild mit dem Jesuskinde. Da knieten nicht nur die Hirten, sondern auch die Schafe anbetend vor ihm nieder, und man baute hier die berühmte schöne Kirche *Notre dame de l'épine.* Ebend. p. 95. König Réné malte zu Aix den Busch als ein Gebüsch von weissen Rosen in rothen Flammen und mitten darin die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Kunstblatt 1843, Nr. 57.

Busse.

Ihre Attribute sind Einsamkeit, Fasten, rauhe Kleidung, reuige Contemplation und Gebet, schwere Arbeit. Schon die Juden büssten in einem Sack, indem sie sich mit Asche bestreuten. Die gewöhnliche Kirchenbusse im Mittelalter war, im Hemd mit einer brennenden Kerze vor der Kirchthüre zu stehen. Auch bediente man sich der Geissel, um das eigne Fleisch zu züchtigen, welche Selbstpeinigung im 14ten Jahrhundert bei den sogenannten Geisslern zu so fanatischer Wuth und rigoristischer Unduldsamkeit gegen Andere ausartete, dass die Kirche mit einem Verbot einschritt. Auch hat die christliche Kirche, wenn sie gleich die Tödtung des Fleisches billigte, doch nie so ausschweifende und unnatürliche Selbstquälereien, wie sie z. B. in Indien vorkommen, vorgeschrieben. — Attribut der contemplativen Busse ist gewöhnlich der Todtenkopf, entsprechend der Asche. Man soll dabei an die Vergänglichkeit alles Irdischen denken. — Die

dürre Weinrebe ist Symbol der Busse geworden, weil sie im ersten Frühjahr weint. Der Sinn ist: aus den Thränen der Reue geht die Frucht der Besserung hervor. Diese Frucht ist die Hauptsache. Wie schon die Propheten, namentlich Jesaias, die Besserung in guten Werken, im Erfüllen der Gebote Gottes, im Gutesthun etc. erkannten, so schärft dasselbe auch Christus ein.

C

St. Cäcilia,

vorzugsweise die christliche Muse, die Patronin der Musik. Die Tochter eines vornehmen Römers, war sie heimlich Christin geworden, und ihre jungfräulich reine Seele stand in so wunderbarer Gemeinschaft mit dem Himmel, dass sie nicht nur zum öftern den Gesang der Engel mit den leiblichen Ohren* vernahm, sondern auch mit leiblichen Augen beständig ihren Schutzengel um sich sah und mit ihm verkehrte. Als ihr Vater sie dem jungen Valerianus verlobte, bekannte sie diesem, in welcher himmlischen Gesellschaft sie lebe und warnte ihn, sie niemals zu berühren, weil ihn sonst ihr Engel verderben würde. Valerianus wollte es nicht glauben, als er sie aber einmal im Gebet überraschte, wurde sein Auge aufgethan und er erkannte neben ihr den Engel. Da bekehrte er sich selbst zum Christenthum und der Engel segnete nun ihre Verbindung und setzte der Jungfrau einen Brautkranz von Lilien, dem Jüngling einen von Rosen auf, nicht für die Hochzeit, sondern für den blutigen Tod. Denn bald darauf wurden sie als Christen enthauptet. Surius zum 22. November. Auch lang nach ihrem Tode wirkte sie noch

Wunder. Heinrich von Kleist (Werke III. 243.) erzählt von ihr, als zur Zeit des Bildersturms in Aachen eine frevelhafte Rotte in ein Nonnenkloster eindrang, sangen die Nonnen, denen anstatt der schwererkrankten Orgelspielerin die heilige Cäcilia selber vorspielte, so himmlisch schön, dass die Rotte verstummte, sich bekehrte und von Stund an nichts mehr that, als Gott lobsingen. Nach einer von August Stöber im Morgenblatt 1831, Nr. 305. mitgetheilten Sage soll ein stummes Kind, dessen Mutter die heilige Cäcilia um Erbarmen für dasselbe anflehte, ein grosser Sänger geworden seyn. Fast alle Musikvereine, auch protestantische, haben die Heilige zu ihrer Schutzpatronin gewählt und ihr Bild in ihre Fahnen gemalt. Die an ihrem Tage zu London gefeierten Musikfeste haben zahllose Lieder zu ihrem Lobe veranlasst.

Auf Kirchenbildern erscheint sie theils dem Gesang der Engel horchend, theils selber singend, oder die Orgel spielend, oder mit einer kleinen Orgel in der Hand, oder auch die Geige spielend, desgleichen die Harfe. Lukas von Leyden gab ihr ausser der Orgel zum Attribut noch die Palme des Martyrerthums und das Lamm der Unschuld (vormals in der Boisserée'schen Sammlung). Auf dem berühmten Bilde Raphaels zu Bologna trägt die Heilige nur eine kleine, ihr entsinkende Orgel in der Hand und horcht, der eignen Musik vergessend, nach oben auf den Gesang der Engel, in Begeisterung verloren. Neben ihr steht der Apostel Paulus in gewaltiger Kraft da mit dem Schwerte, die Macht der Töne bezeichnend, die siegreich das Gemeine überwindet; ferner Magdalena in strahlender Schönheit und seligem Frieden den Zauber der Harmonie bezeichnend und zugleich die Läuterung der Seele durch das heilige Bad der Töne. Das ganze Bild soll das innerste Wesen der Musik und namentlich ihre Bestimmung, den Menschen zu heiligen und zum Himmel zu erheben, ausdrücken. Es ist so voll Schönheit, dass man sagt, als es Francesco Francia, der damals auch seine Cäcilia in Bologna malte, von Raphael zugesendet erhielt, er seinen Pinsel weggeworfen habe und in Schwermuth gestorben sey.

Vasari II. 2. 343. — Merkwürdig ist ein schönes Bild der heiligen Cäcilia, welches Ludwig Scherer 1823 malte, und an der nach Friedrich Schlegels (Werke VI. 239.) Erklärung Alles von den goldenen Armbändern bis zu den schwarzen Bändern der Sandalen hinab symbolische Bedeutung hat. Es scheint mir doch gar zu viel hineingetragen, so dass Einen die allzu künstliche Erklärung beinahe ängstigt. Der Künstler selbst hat auch wohl zu viel andeuten wollen, indem er z. B. den Wiederschein eines Regenbogens auf die Orgel dergestalt fallen lässt, dass die sieben Töne der Musik durch die sieben Strahlen des Farbenspectrums versinnlicht werden.

Calvarienberg.

Calvaria oder Golgatha hiess der Berg, auf dessen Höhe die Schädelstätte bei Jerusalem sich befand, wo Christus gekreuzigt wurde. Die fromme Andacht der Christen nannte darnach eine grosse Menge Berge, zu denen man Wallfahrten machte, um oben das Andenken des Kreuzestodes in Bussgebeten zu feiern. Auf dem Wege zum Gipfel bringt man die Stationen an, kleine Kapellen oder Kreuze mit Bildern, welche den Todesgang Jesu unter der Last des Kreuzes darstellen. Bei jeder Station halten die Pilger an und beten. Diese sieben Stationen sind genau nach Schritten ausgemessen und jede ist durch etwas Besonderes charakterisirt: 1. Christus begegnet seiner in Ohnmacht hinsinkenden Mutter; 2. Simon hilft dem Heiland, der unter der Last des Holzes erliegt, dasselbe tragen; 3. Christus spricht: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder;“ 4. Christus drückt sein blutendes Haupt in das Schweisstuch der Veronika; 5. Christus wird von den Schergen hart geschlagen; 6. Christus in Ohnmacht; 7. Klage der Madonna um den hingesunkenen Sohn. Aus diesen sieben Stationen hat man aber auch vierzehn gemacht. Die sieben ergänzenden, die zu den vorigen hinzukommen, sind: 1) Christus vor Pilatus; 2) die Aufnahme des Kreuzes; 3) das erste Nieder-

sinken; 4) und 5) wie oben 1. 2.; 6) das zweite Umsinken; 7) wie oben 3.; 8) das dritte Umsinken; 9) und 10) wie oben 4. 5.; 11) die Annagelung an's Kreuz; 12) die Kreuzerhöhung; 13) die Kreuzabnahme; 14) die Grablegung. Auf jeder dieser vierzehn Stationen der *via crucis* werden in Italien kurze Lieder von hoher Schönheit und in den lieblichsten Melodien gesungen, wovon man die beste Beschreibung in Hengstenbergs Evangel. Kirchenzeitung 1827, Nr. 40 ff. findet. Das erste dieser Liedchen lautet:

Mit blutendem Herzen
Will, Herr, ich nun gehen,
Die Bahnen der Wehen,
Die du betratest etc.

Cana,

kleines Städtchen in Galiläa, wo die berühmte Hochzeit gefeiert wurde, bei welcher Christus das Wasser in Wein verwandelte, als die armen Brautleute keinen Wein mehr hatten. Es war dies sein erstes Wunder. Daher der Glaube, dass Christus, so oft in der Christnacht sein Geburtsfest gefeiert wird, auch dieses Wunder wiederholt und eine Stunde lang nach Mitternacht alles Wasser in Wein verwandelt ist. Grimm, deutsche Mythologie 551. Wie sich das Wasser zum Wein verhält, so die Taufe als erste Reinigung des Gefässes zum Weine des Abendmahls, als der Füllung des gereinigten Gefässes mit heiligem Geiste. Das erste Wunder Christi musste daher zu seinem höchsten, dem blutigen Mittlertode am Kreuze, in sinnbildlicher Verbindung stehen. Der Wein, den er den Gästen zu Cana vorsetzte, vorbedeutet das Blut des Lebens, durch das er die ganze Welt erlöste. Daher ist dieses Wunder schon auf den ältesten christlichen Grabdenkmalen in den Katakomben dargestellt, und die drei Weingefässe correspondiren gewöhnlich mit den drei Brodtkörben, welche die Speisung der Fünftausend bedeuten. Vgl. die Bilder bei Aringhi, Bottari etc., wo sich diese Symbolik stets wiederholt.

Im Evangelium Johannis 2, 4. ist Jesus ungehalten darüber, dass die Mutter ihn gleichsam zu dem Wunder zwingen will. Der Zweck ist nicht würdig genug, das Wunder an sich kleinlich. Erst indem der höhere Sinn hineingelegt wird, verdient es vollbracht zu werden.

Bis zur Niederträchtigkeit gemein ist die rationalistische Auslegung (unter andern im Leben Jesu von Paulus), wonach das ganze Wunder darauf hinauslaufen soll, dass Christus heimlich die Diener in's Wirthshaus geschickt und Wein habe holen lassen. — Nach Olshausen II. 76. schrieb Johannes das Capitel gegen die sogenannten Johannesjünger, die sich übertriebener Ascese hingaben, und wollte sie dadurch erinnern, dass Christus selbst unschuldiger Weltlust nicht abgeneigt gewesen sey, sondern auf einer Hochzeit mit Wein getrunken habe. Auch diese Erklärung verstösst gegen den tiefen Sinn der Handlung.

Nach einer unbeglaubigten und unpassenden Legende war das Paar, das zu Cana Hochzeit machte, Johannes der Evangelist selbst und die schöne Maria Magdalena; betroffen aber durch das Wunder der Weinverwandlung, gelobten sie ein keusches Leben. Nach Ludolf Saxo in Borbergs Apokr. I. 585.

Eine ziemlich unschuldige Spielerei sind die Bilder der Hochzeit zu Cana, auf denen berühmte Personen der spätern Zeit als Gäste portraitirt erscheinen, z. B. das grosse Bild des Paolo Veronese zu Paris, auf dem die Braut das Portrait der habsburgischen Eleonora, Gemahlin Königs Franz I. ist, der als Bräutigam neben ihr sitzt. Daneben die spanische Maria (Königin von England) und Sultan Soliman II. An einem Nebentisch, Befehle gebend, Kaiser Karl V. (Bruder Eleonora's). Der Maler selbst und andere berühmte Maler der Zeit, z. B. Titian, sind in der Musikbande portraitirt. Viel unschicklicher sind die Späße, die gelegentlich auf solchen Bildern angebracht wurden, z. B. der Schinken unter den aufgesetzten Speisen. Vgl. Kolloff, Paris 36.

Caritas,

(die Liebe), Schwester der Fides (Glaube) und Spes (Hoffnung), Tochter der Sophia (Weisheit). Eine Familie von christlichen Heiligen, die gemeinsam enthauptet wurden, *Acta SS.* 1. August, von der christlichen Kunst jedoch immer allegorisch aufgefasst als eine Dreieinigkeit christlicher Urtugenden, die sich passiv und von unten her im menschlichen Gebiete verhalten wie drei Blumen, die der active Strahl der dreieinigen Sonne von oben öffnet. Wie unter der Hoffnung nur die auf Christum zu verstehen ist, so auch unter der Liebe nur die zu ihm, gemäss dem Glauben an ihn. Als zum Himmel strebende Liebe erreicht die Caritas unter allen Wesen, die auf der Himmelsleiter emporsteigen, das hohe Ziel zuerst oder allein in der Handschrift des Herrad von Landsberg zu Strassburg.

Inzwischen haben sie neuere Künstler meist nur als irdische Liebe aufgefasst, und um alles Unedle von ihr zu entfernen, hauptsächlich als Mutterliebe, daher sie ihr ein Kind in die Arme legen oder sie mehrere Kinder liebkosen lassen. Auch wird sie gewöhnlich mit Rosen geschmückt. Auf dem berühmten Bilde von Hess sitzen die drei Schwestern unter einem Baume, Caritas hat die Rose, Fides die Lilie, Spes das Veilchen (das erste Blümchen im Frühling) zum Attribut.

Der Carneol

heisst auch der Stephansstein, weil er früher weiss gewesen und erst durch das Blut des heiligen Stephan bei dessen Steinigung roth gefärbt worden seyn soll.

Ceder.

Aus den berühmten colossalen Cedern des Gebirges Libanon liess König Salomon den Tempel zu Jerusalem bauen.

Cedernholz soll er namentlich zur Decke, dagegen Cypressenholz zum Fussboden genommen haben, weil die Ceder dem Himmel nahe auf den höchsten Bergen wächst, die Cypresse aber auf Gräbern als Sinnbild des Todes. Bei Ezechiel 17, 22. wird das oberste Reis der Cedern von Libanon durch einen Adler abgebrochen und auf den Berg Israel getragen, wo es zum grossen fruchttragenden Baume wächst, vorbedeutend den Messias. Dasselbe Bild braucht Rabbi Jedaja Badrasch von der Ceder, die, vom Sturmwind getragen und unter Dornen gefallen, doch zu hohen Ehren kommt, indem die Bundeslade aus ihr gezimmert wird, „gross im Falle, noch grösser im Aufstehen.“ Vgl. Morgenblatt 1812, Nr. 92. Im Herrnhuter Gesangbuch 1741, S. 479 wird Christus die Ceder genannt, aus der die Kirche gezimmert sey. — Bei Ezechiel 31. ist jedoch die Ceder auch Sinnbild der Hoffahrt, die übermüthig emporstrebt. Das Reich Assyrien wird mit einer Ceder auf Libanon verglichen, die auf Gottes Geheiss zerbrochen wird. Mit der stolzen Ceder contrastirt dann das kleine, unscheinbare, aber heilbringende Kräutlein Ysop, z. B. bei Bernhard von Clairvaux, s. Fortlage, christl. Gesänge S. 51.

Cerberus,

der dreiköpfige Höllenhund der Alten, findet sich zuweilen auch in christlichen Darstellungen der Hölle, z. B. bei Dante, und erscheint als teuflisches Gegenbild gegen die heilige Dreieinigkeit.

Cham,

der dritte Sohn Noahs, der seines Vaters spottete und dafür den Fluch empfing. Vgl. auch den Artikel Arche. Er vertritt bei der zweiten Generation, die mit Noah beginnt, ganz die nämliche Stelle, wie bei der ersten mit Adam beginnenden Generation der böse Kain. — Originell ist die Dichtung des Talmud, nach welcher er die Zauberei, deren geheime Zeichen, auf Felsen geschrieben, sich in der Sündfluth erhielten, in

und bei welchen die Buddhalehre in ihren verschiedenen Verzweigungen vorherrscht; sodann die Staaten des kaukasischen Stammes in den beiden Hauptverzweigungen der Hindus mit ihrer Bramareligion, und der Völker des mohammedanischen Staatengebiets. Die Staaten des malayischen Stammes lassen sich nach dem politisch-religiösen Charakter ihrer Institutionen als Pertinenzien der beiden andern Gebiete betrachten, von welchen das islamitische die Herrschaft der ihm eigenthümlich angehörenden Kultur auch über einen kleinen Theil des südöstlichen Europa und einen großen Theil des Ostens und Nordens von Afrika ausdehnt. Auch für Europa bietet sich eine dreitheilige Gliederung nach den Staaten des slawischen, romanischen und germanischen Völkergebiets, als die natürlichste und einfachste dar. Daran knüpfen sich zweckmäßig die Verzweigungen europäischer Herrschaft in allen andern Welttheilen. In Amerika überwiegen das germanische und romanische Element, während das slawische in den russischen Kolonien, das äthiopische und gemischt mulattische in Haity, statistisch von untergeordneter Bedeutung sind. Zwar hat in dieser neuen Welt die Durchmischung mit dem indianischen und äthiopischen Stamme zu eigenthümlichen Schattirungen geführt. Wie aber das aktive Princip des Völkerlebens der europäischen Einwanderung angehört, so wird diese auch in künftigen Geschlechtern das wesentlich Bestimmende bleiben. Selbst die allmälige Verschmelzung oder Vernichtung der auf dem Boden Amerikas noch so schroff sich berührenden nationalen Gegensätze wird den des germanischen und romanischen Elements, wenn auch im Vergleich mit Europa eigenthümlich modificirt, noch entschiedener hervortreten lassen. Australien endlich wird vorzugsweise dem germanischen Elemente zufallen, mit einem schwachen Gegensatze des romanischen in den wenigen spanischen Besitzungen. Ueberhaupt dürften alle Völker und Völkerstämme, die noch zur Zeit nicht in die bezeichneten Staatengebiete fallen, doch früher oder später in den Kreis des europäisch-amerikanischen Völkerlebens gezogen werden, und nur über einen

---

Menschengeschlechts in fünf Hauptstämme einwenden läßt, so kann sie doch immer noch der allgemeinen Statistik der Kultur für ihre größeren massenhaften Unterscheidungen als Anhaltspunkt und zur kürzeren Bezeichnung der Grenzen ihrer Hauptgebiete dienen.

seinem Geschlechte fortgepflanzt haben soll. Ein bloses Wortspiel macht ihn auch zum Erfinder der Chemie (Chemie von Cham). *Fabricii codex pseudepigr.* p. 297. 301. Man hat ihn sogar mit Jupiter Ammon in Verbindung bringen wollen. *Bayle s. v.* Das Letztere hätte nur insofern Sinn, als man allerdings allgemein annimmt, die Nachkommen Chams seyen nach Afrika gezogen und die Neger geworden, die dem Fluche Gottes gemäss die gebornen Sklaven der edleren Racen sind. Ammon aber ist der bekannte Hauptgott am Nil. Vgl. Buttmann, Mythologus I. 222. Cham bedeutet die Hitze des Südens. Die Neger gehen nackt, weil Cham über seines Vaters Blösse spottete. Sie sind zur Sklaverei verdammt, weil Gott die ganze Nachkommenschaft Chams zum Dienst verdammte. 1. B. Mos. 9, 25.

Unter den beiden andern Brüdern ist Sem, der älteste, Erbe aller Tugenden Noahs und der frommen Sethiten, daher man ihn für den Stammvater der edlen weissen kaukasischen Menschenrace hält. Sein Name soll Hochland bedeuten. Henke, neues Magazin IV. 558. v. Bohlen, Genesis 113. Japhet heisst „die Ausbreitung“ und soll Stammvater der mongolischen Race seyn, der in den weiten Steppen des Nordens ausgebreiteten Nomaden.

Man hat aus den Namen der Kinder Sems, Chams und Japhets, wie sie im 10. Cap. des 1. B. Mos. vorkommen, die Namen der berühmtesten alten Völker hergeleitet, doch nicht immer mit Sicherheit.

Charfreitag,

der jährlich gefeierte Todestag des Heilands, so genannt von *χάρις*, Gnade, oder von *carus*, lieb, theuer, oder von *caro*, Fleisch, oder von *quadragesima* (Name der Charwoche) und *carema*, daraus zusammengezogen, die vierzigtägige Fasten. Vgl. Binterim, Denkw. V. 1. 179. Man hat auch an das deutsche Wort *kar* (büssen, strafen) gedacht; und an das griechische *παρασκευή*, das Luther mit Rüsttag übersetzt, und

das Andere mit Garotag übersetzten (zusammenhängend mit gar, fertig). In Rippells Alterthumb der Cäremonien S. 70 wird *char* von *carruca*, einem Wagen hergeleitet, mit dem man durch die Gassen fuhr, um die Christen zusammenzurufen, ehe die Glocken erfunden waren. — Sonstige Namen: der Bluttag, Martertag, Kreuztag, der gute Freitag (wegen der durch Christi Tod bewirkten Erlösung), der stille Freitag, wegen der stillen Feier des Tages.

Man feiert den Tag in der katholischen Welt durch die strengste Fasten und durch Bussübungen. Kein Instrument darf gehört werden, keine Glocke tönen, keine Orgel. Nur die menschliche Stimme darf in der Kirche Klagelieder singen. Auch alle Lichter werden ausgelöscht, selbst die ewigen Lampen. Aller und jeder Schmuck verschwindet aus den Kirchen und von den Altären. In der Peterskirche bleibt bei tiefster Stille und Dunkelheit nur ein grosses in Lichtern flammendes Kreuz hoch in der Luft sichtbar. v. Martens Ital. II. 571. Man löscht von dreizehn Lichtern gewöhnlich eines nach dem andern aus, stellt aber das letzte hinter den Altar, um anzuzeigen, wie Christus von allen zwölf Aposteln verlassen wurde. Rippell, Alterth. 72.

Eine der schönsten Charfreitagsitten ist in der katholischen Kirche das Gebet für alle Heiden, Juden, Ketzer, Schismatiker, Sünder und Feinde des Kreuzes.

Cherubim,

Engel der Allmacht, Urkräfte, durch welche Gott im Raume wirkt. Ein Cherub mit flammendem Schwert hütet nach 1. B. Mos. 2, 24. das Paradies, nachdem Gott den Adam aus demselben vertrieben hat, und hindert ihn, zum Baume des Lebens zu gelangen. Zwei Cherubim mit ausgebreiteten Flügeln waren auf der Bundeslade angebracht, einander gegenüber, und zwischen oder über ihnen dachte man sich den unsichtbaren Jehovah, dessen Gebote der Hohepriester vernahm. 2. B. Mos. 25, 20. 37, 9. 1. Sam. 4, 4.

Psalm 80, 2. Oefters heisst es aber auch, Jehovah fuhr oder flog auf dem Cherub (wie sonst auf Adlersflügeln des Geistes). Jes. 37, 16. 2. Sam. 22, 11. Psalm 18, 11, wo es ausdrücklich heisst: „Er fuhr auf dem Cherub und schwebte auf den Fittigen des Windes," so dass der Sinn kein anderer seyn kann, als: er bewegte sich kraft seines Geistes durch den Raum. In allen diesen Bibelstellen ist von der eigentlichen Gestalt der Cherubim nicht die Rede, ausser dass ihnen Flügel und eine Hand zukommen. Wir müssen sie als Menschen mit Flügeln denken.

Bei Ezechiel 10. sind es vier Cherubim, die den Thron Gottes tragen, der aber zugleich als in der Luft daherrollender Wagen aufgefasst wird, weshalb jedem der vier Cherubim ein nach allen Seiten bewegliches Rad beigesellt wird. Es sind hier beide Bilder offenbar ineinander gedacht, so dass sie sich wechselseitig decken, der Thron mit den Cherubim und der Wagen mit den Rädern. Beide sind identisch. Ezechiel aber gibt jedem der vier Cherubim vier Gesichter, eines Cherubs, Menschen, Löwen und Adlers, und bezeichnet die Räder als ringsum voller Augen. Was das Cherubsgesicht sey, erhellt aus Ezechiel 1, 7, wo allen Cherubim Rinderfüsse zugeschrieben werden, und aus der Offenbarung Johannis 4, 7, wo die vier Gesichter wiederkehren, anstatt des Cherubsgesichts aber das Kalbs- oder Rindergesicht genannt wird neben dem Menschen-, Löwen- und Adlergesicht. Es kann mithin kein Zweifel seyn, dass den Cherubim Ezechiels die Stiergestalt vorzugsweise zukommt. Der Stier aber hatte bei den Juden eine gute Bedeutung, weil er den Ackerbau fördert, und wegen seiner Stärke, konnte mithin recht wohl eine dem höchsten Gott dienende, im Raume wirkende Kraft bedeuten, und ohne Anstand in die jüdische, wie christliche Vorstellungsweise aufgenommen werden, wenn sie auch Ezechiel ursprünglich von ägyptischen oder altpersischen Flügelgestalten entlehnt haben sollte. Ritter, Erdkunde VIII. 947. Schnaase, Gesch. der bildenden Künste I. 252. — Löwe und Adler sind Könige der Quadrupeden

und Vögel, mithin gleich dem Stier Sinnbilder der Kraft; die Flügel und Räder Sinnbilder der schnellkräftigsten Bewegung, die vielen Augen Sinnbilder der göttlichen Allwissenheit neben der Allmacht. Auf seinem Thronwagen von den Cherubim getragen, ist Gott aufgefasst als der im ganzen sichtbaren Weltraum nach allen Seiten Hinwirkende, überall Gegenwärtige.

In der Offenbarung Johannis 4. werden die vier Cherubim Thiere genannt und hat jeder nur einen Kopf, aber jeder einen andern; auch werden hier jedem sechs Flügel zugeschrieben, ein Attribut, das sonst nur die Seraphim auszeichnet, mit denen sie also hier identificirt zu werden scheinen. Die Bedeutung bleibt dieselbe. Das Doppelbild des Cherubim mit vier Köpfen, der zugleich Seraphim ist mit sechs Flügeln, kommt auch auf byzantinischen Miniaturen vor. *Didron, icon.* p. 464.

Im 5ten Jahrhundert begann man, die vier Thiere auf die vier Evangelisten zu beziehen und denselben als Attribut beizulegen, sofern die „gute Botschaft" des neuen Bundes die ganze Welt nach allen Richtungen durchdringen und erfüllen sollte. Vgl. den Art. Evangelisten. Im alten Testament und auch noch in der Offenbarung Johannis standen die Cherubim ausschliesslich in Beziehung zu Gott dem Vater. Der heilige Hieronymus bezog sie nun auch auf Gott den Sohn, indem er sagte: *Christus est homo nascendo, vitulus moriendo, leo resurgendo, aquila ascendendo.* Vgl. *Didron, manuel* p. 307.

Die Cherubim mit je einem Menschen- und Löwenkopf am idealen Tempel des Ezechiel 41, 18. haben keine andere Symbolik, sondern bezeichnen gleichfalls nur die von Gott ausgehenden Kräfte.

Auf einem alten Bilde bei *Agincourt, sculpt. tav.* 12. *fig.* 16. steht die Mutter Gottes zwischen zwei Cherubim, deren Räder ein seltsames Geflecht darstellen. Es wäre nicht unmöglich, dass manche ähnliche Geflechte in der christlichen Ornamentik ursprünglich aus solchen Vorstellungen von den Che-

rubinsrädern hervorgegangen sein könnten. In einem alten Psalterium der öffentl. Bibliothek in Stuttgart (Bibl.-Nr. 23.) sind die Cherubim mehrmals (p. 20^b, 96) als ein aus vier Flügeln zusammengesetztes Kreuz gebildet, in dessen Mitte nur ein Menschenkopf, unter dessen beiden wagrechten Flügeln ein Paar Hände und unter dessen unterster Flügelspitze noch ein Paar Füsse hervortreten.

St. Christoph.

Christophoros heisst wörtlich der Christträger. Nach der Legende ist der Heilige ein heidnischer Riese gewesen, der durch die Welt zog, Einen zu suchen, welcher stärker sey als er. Nachdem er lange vergeblich gesucht, ergab er sich dem Teufel; als er aber einmal sah, wie dieser einem Kreuz auswich, merkte er, der Mann des Kreuzes müsse noch stärker seyn als der Teufel, hörte von Christus und suchte ihn auf, erfuhr aber von einem Einsiedler, das beste Mittel, denselben zu finden, sey: gute Werke zu thun. Nun entschloss sich Christoph, an einem breiten und tiefen Flusse sich niederzulassen, um arme Wanderer hinüberzutragen, weil er so gross war, dass er über das Wasser hervorragte. Da rief ihn auch einmal ein Kind, er solle es hinübertragen. Aber das Kind war so schwer, dass Christoph sagte: „Mir ist, als läge die Welt auf mir!“ „Mehr als die Welt,“ sprach das Kind, „denn du trägst Den, der Himmel und Erde geschaffen hat.“ Es war das Christkind, welches den von der Schwere niedergedrückten Kopf des Riesen im Wasser taufte. *Acta SS.* zum 25. Juli. Strassburger Legendenbuch vom Jahre 1517. Altd. Gedicht in Mones Anzeiger 1839, S. 590. — Man hat den Heiligen von dem ägyptischen Anubis, der das Sonnenkind Horus durch den Nil trägt, hergeleitet, und auf griechischen Bildern kommt Christoph auch noch mit dem Hundskopf des Anubis vor, *Didron, man.* p. 325; allein der Sinn der Legende ist rein christlich und unendlich tiefer, als der Sinn der Anubismythe.

Im „grossen Christoph“, wie das Volk ihn nennt, ist das Volk selbst personificirt, die rohe, aber gutartige Masse, die für Bekehrung empfänglich ist, und der dann auch eine grosse Gewalt inwohnt zum Schutz der einmal von ihr anerkannten Kirche. Deshalb pflegte man vormals das Bild des grossen Christoph vor die Thür der Kirche zu stellen. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 139. Man findet es auch nicht selten unter den Kanzeln und Sakramentshäuschen als starken Träger, jedoch nicht wie die Karyatiden und wie den Atlas der Alten gedrückt, sondern frei hervortretend.

Die Teufel, die auf einem Bild in Erfurt im Wasser auftauchen und gegen den grossen Christoph anstürmen, scheinen überflüssig, tragen wenigstens nichts bei, um dem tiefen und schönen Sinn der Legende noch etwas Besseres hinzuzufügen. Vgl. Fiorillo I. 490.

Christus.

Sowohl die vornehmsten Acte im Leben des Heilandes, als seine Symbole sind in besonderen Artikeln in weitester peripherischer Ausbreitung behandelt. Ich fasse hier nur das Centrale in seiner Persönlichkeit auf.

Wie in ihm die göttliche und menschliche Natur innig vereinigt und doch unterscheidbar sind, so tritt uns auch schon in den ältesten Bildnissen von ihm ein Gegensatz von göttlicher Hoheit und von menschlichen Leiden entgegen. Dieser Gegensatz geht sodann durch alle Darstellungen der spätern Zeit, so dass man überall die Salvatorbilder als die des göttlichen Herrn, des tröstenden, erlösenden, thronenden und richtenden, von den Vesperbildern, als Bildern des leidenden und sterbenden Menschensohnes, unterscheidet.

Alle Salvatorbilder haben ihren Ursprung in dem Bildniss, welches König Abgarus von Edessa von Christo entwerfen liess, nachdem er durch denselben von einer schweren Krankheit geheilt worden war. Der Maler wurde durch einen Glanz geblendet, da soll nach der Legende Gott selbst das

Bild vollendet, oder Christus einen Schleier über sein Gesicht gedeckt und es auf denselben abgedrückt haben. Nach Eusebius, Evagrius, Joh. Damascenus etc. in *Majoli, de defensione imaginum, Romae* 1585. Hoffmann, Apokryphen S. 292 f. W. Grimm, die Sage vom Ursprung der Christusbilder, Berlin 1843, S. 26 f. Dieses Abgarusbild enthält den ältesten griechischen Typus der Christusbilder, und zwar herrscht darin die göttliche Natur vor. Der Kopf ist schön, ruhig, heiter, voll Hoheit. Das schlanke Oval der Wangen umfasst ein schmaler schwarzer Bart, der sich unter dem Kinne spaltet; das Kopfhaar ist gescheitelt, der Mund fein, die Augen voll Glanz und Geist. Das ist bis auf den heutigen Tag der Typus aller griechischen Christusbilder, und auch das Abendland hat denselben angenommen. Die Beschreibung der Person Christi in dem angeblichen Briefe des Lentulus an den Senat (aus dem 3ten Jahrhunderte, aber erst im 11ten bekannt geworden) stimmt ganz damit überein. Vgl. Kugler, Gesch. d. Mal. I. 14. — Die heitere göttliche Natur tritt auch in den Christusbildern hervor, die sich in den römischen Katakomben aus den ersten Jahrhunderten erhalten haben. In den ältesten Bildern dieser Art erscheint Christus noch nach antiker Darstellungsweise wie ein junger Apollo oder Merkur, z. B. als guter Hirt; erst in den etwas spätern nimmt er den Typus der bärtigen Abgarusbilder an. Vgl. Schnaase, Gesch. d. Kunst III. 176. Waagen, Paris 196. *Didron, icon.* p. 53. 54. 100. 244. 262. Dies ist sehr natürlich. Ehe man in Rom ein echtes beglaubigtes Bild des Heilands hatte, sahen sich die Maler auf die conventionelle Manier der ältern heidnischen Kunst beschränkt. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 101 f. Immer aber herrschte auch in jenen aus der antiken Kunst geborgten Formen der Charakter des Salvatorbildes, die göttliche Hoheit und Heiterkeit vor, und wo Christus nicht mehr jung, sondern schon bärtig dargestellt wird, findet sich auch alsbald jener Typus der Abgarusbilder ein (*Aringhi* I. 379. 561. *Bottari tav.* 70), der sich hauptsächlich in den

Mosaikbildern der ältesten Kirchen ernst und in grossartiger Ruhe ausbildete. Kugler, Gesch. d. Malerei I. 17.

Den mehr menschlichen und leidenden Charakter tragen die Vesperbilder, welche sich sämmtlich auf das Schweisstuch der heiligen Veronica zurückführen lassen. Nach der Legende lieh diese Heilige dem Heiland bei der Kreuztragung ihr Tuch, um sich den Schweiss abzutrocknen, und der blutige Schweiss drückte sein Bildniss auf dem Tuche ab. Einige glauben, Veronica sey das fromme Weib gewesen, welches Christus früher vom Blutfluss geheilt hatte. Man findet alle Quellen dieser Legende beisammen in Grimms Abhandlung. Die Hauptsache bleibt, dass diese Veronicabilder erst der römischen, wie die Abgarusbilder der älteren griechischen Kirche angehören, und dass sie den Accent auf die menschliche und leidende Natur des Erlösers legen, während jene älteren Bilder mehr die göttliche Hoheit hervorheben. Der Gegensatz erhält seine genügende Erklärung, wenn man an die pantheistischen Ausschweifungen der griechischen Gnostiker denkt, die Christum in einen Aeon, Engel, reinen Geist oder in die Weltseele auflösten und ihm nichts Menschliches mehr liessen; wogegen die römische Kirche die menschliche Natur Christi nicht fest genug vertheidigen konnte. Hienach muss auch der sonst befremdlich scheinende Streit beurtheilt werden, der sich darüber erhob, ob Christus im Leben schön oder hässlich gewesen sey? Justinus, Tertullianus, Basilius, Clemens von Alexandrien, Cyrillus erklärten sich für die Hässlichkeit; Origenes, Hieronymus, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Joh. Damascenus für die Schönheit. Vgl. Wessenberg, christl. Bilder I. 259 f. Die Erstern beriefen sich hauptsächlich auf Jesaias 52, 14, die Letztern auf Psalm 45, 3. Die Erstern, sofern sie die menschliche Natur in Christo aus guten Gründen vertheidigten, gingen nur zu weit, indem sie dieselbe in's Hässliche karikiren zu müssen glaubten. Die Neutralen halfen sich dadurch, dass sie menschliche Darstellungen des Heilandes ganz vermieden und dafür Symbole, das Lamm, das Kreuz etc., setzten. Aber die Kirche gab einen weisen

Entscheid auf der Synode zu Constantinopel im Jahre 692, wonach die nicht menschlichen Darstellungen verworfen, eine menschliche ausdrücklich verlangt und die schöne typische der Abgarusbilder festgestellt wurde. *Didron, man.* p. 163. — Da nahmen sogar die Veronicabilder den schönen und heiteren Typus an. Aber auch die ältere deutsche und italienische Malerei hielt diesen Typus fest. Jedoch kam das Hässliche unter dem Vorwand des Natürlichen und Schmerzhaften in der abendländischen Kunst wieder auf und wurde sogar, wenigstens in den Crucifixen, in den letzten Jahrhunderten vorherrschend. In diesen neuern Zeiten hatte man keinen Grund mehr, die menschliche Seite des Mittlers gnostischen Häresien gegenüber zur Geltung zu bringen; es handelte sich daher nur von einem verwerflichen Naturalismus, in welchen die Kunst fiel, nachdem ihr das heilige Ideal abhanden gekommen war. In diesen Naturalismus versteckte sich viel Rohheit, ja sogar Grausamkeit. Man muss zweifeln, ob immer allein tiefes Schmerzgefühl und Mitleid, ob nicht auch oft eine unwillkürliche Henkerslust den Malern die Hand geführt hat, wenn sie den Heiland bluttriefend, in abschreckender Hässlichkeit malten, um den Sieg des Fleisches über den Geist im Schmerze zu beurkunden, den andere in Marien- und Magdalenenbildern vielmehr in einem koketten Ausdruck suchten. Damit soll indess der wahren Heiligkeit des Schmerzes in den bessern, namentlich spanischen Bildern des *ecce homo* oder des sterbenden Heilands nicht zu nahe getreten werden. Beschämend aber ist es für unsere Zeit, dass, während es jetzt gerade darauf ankäme, dem extremen Naturalismus in der Kunst, wie dem Rationalismus, der an Christo nichts Göttliches mehr anerkennt, Christusbilder von hoher Idealität entgegenzusetzen, es den Malern an Geist, d. h. an Glauben, dazu bis jetzt noch zu gebrechen scheint. Denn die berühmtesten Christusbilder der Neuzeit kommen den älteren an Heiligkeit nicht gleich, wenn man auch Ausdruck und selbst Schönheit keineswegs in ihnen vermisst.

Die Künstler suchen ihr Verdienst theils in der Anatomie

und im Athletischen, in einer Nachahmung des Antiken, nach dem Vorgang Michel Angelo's. Dieser berühmte Maler und Bildhauer formte die in der römischen Kirche Maria sopra Minerva stehende Statue des Erlösers als christlichen Herkules mit kräftigster Musculatur. Aber dieses Extrem der Körperstärke ziemt dem Heiland eben so wenig, als das andere Extrem der ausgehungerten Magerkeit, der ausgehöhlte Bauch, die zählbaren Rippen so vieler Crucifixe. Die Künstler suchen andererseits ihr Verdienst im Ausdruck der Seelenschönheit, der zartesten Milde. Aber sie fallen damit nur zu oft in eine sentimentale Schwächlichkeit, und weil man die Absicht merkt, erscheinen solche Christusbilder sogar in widerlicher Koketterie. Hierin sind die neuern französischen Maler am weitesten gegangen, von denen sich einige sogar bemüht haben, die jüdische Nationalphysiognomie im Heiland in einer Weise modern veredelt auszudrücken, wie ein eleganter Judenjüngling in einem Pariser Salon voll Selbstgenügsamkeit blinzelt.

Den deutschen Künstlern ist es gelungen, wenigstens viel von der deutschen Ehrlichkeit in ihre Christusbilder hineinzutragen, wenn auch der genialere Ausdruck göttlicher Hoheit meist ganz fehlt und auch hin und wieder Koketterie sich einmischt. Am meisten Anerkennung verdienen die Spanier, weil es ihren Künstlern immer sichtbar heiliger Ernst war und man ihnen ansieht, ihr Glaube war auch da stark, wo ihre Hand schwach war. Es ist merkwürdig, dass diese spanischen Künstler mehr die Schönheit der Seele als die des Körpers aussuchen und oft die letztere zu sehr vernachlässigen, was bei den Italienern umgekehrt der Fall ist.

Ein Hauptfehler, den sich selbst sehr fromme Künstler haben zu Schulden kommen lassen, ist das Verlassen des alten ehrwürdigen Typus, um einen Heiland nach eigner Phantasie oder gar ein Portrait darzustellen. Der altgriechische Typus der Abgarus- und Veronicabilder ist der historisch echte und zugleich der am meisten der Würde des Gegenstandes entsprechende, den die Künstler nicht zu ändern,

Theil von Afrika möchte sich die durch Entstehung des Islams hervorgerufene Bewegung mit ihrem kulturgeschichtlichen Einflusse noch eine Zeitlang fortsetzen. Alle diese Völker auf niedriger Kulturstufe können in einer Statistik der Kultur, der sie nur wenig Stoff darbieten, höchstens beiläufig berücksichtigt werden. Selbst über die drei Hauptgruppen der asiatischen Staaten sind die Nachrichten ziemlich dürftig. Aber immer wird man den allgemeinen Charakter der Kultur in Asien, wie es doch meistens geschieht, nicht außer Acht lassen dürfen, da erst im Rückblicke darauf die verschiedenen Bildungsstufen der europäisch-amerikanischen Völker in jeder Beziehung deutlicher hervortreten. Diese quantitative Eintheilung ist doch dadurch zugleich eine qualitative, daß in den verschiedenen Staatengruppen zugleich verschiedene Bildungsstufen deutlich bemerkbar sich darstellen. Einen weiteren Eintheilungsgrund, der sich mit dem nach dem äußeren Umfange dieser Staatengruppen kombiniren muß, geben die Hauptzweige der Kultur selbst, als materielle, intellektuelle und sittliche Kultur, an die Hand. Nach diesem Gehalt des Völkerlebens in der Form der Staaten, bedingen sich aber auch die maaßgebenden Formen selbst, und damit der Geist und Charakter der Verfassungen, Gesetzgebungen und Verwaltungen, welche die Statistik als einen Gesammtausdruck der Volksbildung auffassen soll, und nur auf diese Weise in ihrem vollen Sinne auffassen kann. Nur muß dabei niemals übersehen werden, wie Alles, was im Organismus des Völkerlebens als Wirkung hervortritt, auch wieder als Ursache erscheint.

Land und Volk, das letztere zunächst nur als ein Theil der Körperwelt betrachtet, bilden den Stoff der Staatenkörper. Was nun in der Statistik der materiellen Kultur zunächst den Einfluß der geographischen Lage, des physischen Klimas und überhaupt der physischen Beschaffenheit des Landes auf die Bevölkerung betrifft, so erscheint diese allerdings in mancher Beziehung als eigenthümliches Landesprodukt. Von jedem Volke läßt sich sagen, daß es einen besonderen Bodengeschmack annimmt und annehmen muß. Allein das, was ein Volk ist, hängt doch lange nicht bloß von diesen äußeren Natureinflüssen ab; sondern mehr noch von der Eigenthümlichkeit des Stamms und von der Lebensweise, worin es gerade jetzt seine Naturanlagen entwickelt. Sein eigenthümlich

nur in seiner vollen Schönheit auszuführen haben. Dieser Typus ist allein fähig, in Harmonie zu bringen, was jede andere Darstellungsweise nur einseitig herausgreift, die wunderbaren Gegensätze, die in Christo vereinbart sind: Gottheit und Menschheit, Allmacht und Demuth, höchste Weisheit und kindliche Einfalt, der Held und das Opfer, der Richter und der Gerichtete.

Heilige Ruhe bleibt immer der Hauptausdruck für Christusbilder. Diese schliesst sowohl den übertriebenen Ausdruck körperlichen Schmerzes, als leidenschaftlicher Erzürnung aus: desgleichen auch jede gewaltsame Bewegung oder unnatürliche Krümmung, Verdrehung und Verkürzung des Leibes, worin sich die Maler in Bildern der Kreuzabnahme und Grablegung so sehr gefallen haben. Es ziemt sich nirgends, mit dem höchsten Gegenstand der Anbetung solche künstlerische Spielerei zu treiben. Hierin hat die griechische Kunst weit mehr frommen Tact bewiesen, als die abendländische. Doch hat sie in sklavischem Einhalten des Typus die herkömmlichen Züge desselben geist-, ja leblos wiederholt, bis zur Hässlichkeit.

Sehr achtbar erscheint die tiefsinnige Bemühung der altniederländischen Malerschule, die Ruhe der Christusköpfe nach dem alten Typus von den Augen aus zu beleben und in diese letztern eine wunderbare Gluth der Seele zu legen.

Das Haar des Heilands ist dunkel, jedoch nicht schwarz, mehr dunkelbraun. Auf Miniaturen des 9ten Jahrhunderts ist es ausnahmsweise röthlich. Waagen, Paris 245. Es ist lang, fällt bis auf die Achseln herab, aber schlicht ohne zu viel Gelock. Dagegen erscheint es an Danneckers berühmtem Christus zu glatt und gelockt. Der Bart ist kurz und ein wenig gespalten. Der Nimbus ist verschiedenartig, ursprünglich das Kreuz im Kreise, welches allen drei Personen der Gottheit zukommt, häufig aber so gestellt, dass etwa nur der Kreis oder nur das Kreuz übrig bleibt; von letzterem treten meist nur drei Arme hervor als Strahlenbüschel über Stirne und Schläfen. Vgl. den Art. Nimbus.

Der Leib des Heilands war von mittlerer Grösse. Künstler sollen ihn nie weder zu gedrungen (wie Michel Angelo), noch zu hoch und schlank (wie Dannecker) darstellen. Nach der Kreuzigung und auch nach der Auferstehung, selbst noch im Himmel sind Hände und Füsse des Heilands durch die Wundmale bezeichnet. Ueber das Unziemliche der nackten Christusbilder vgl. den Art. Crucifix.

Die Kleidung Christi auf Kirchenbildern besteht aus der Tunica, d. h. dem ungenähten Rock (dem ich einen besondern Artikel widmen werde) als Unterkleid, darüber häufig noch einer Toga (Ueberwurfmantel). Die Tunica ist gewöhnlich purpurn, weil sie den König bezeichnen soll; mit Beziehung auf das Morgenroth des neuen Lebens, sofern das Kleid der Maria gewöhnlich das Blau des Himmels ist, aus dem jener Morgen hervorgeht. Die Toga Christi ist aus demselben Grunde ebenfalls blau, vgl. Waagen, Paris 204; selten grün, z. B. in einer Transfiguration, das. 206. Vgl. Waagen, Künstler in Deutschland I. 104. 107. Blau und roth in violett gemischt ist die Farbe des Kleides Christi in einem alten Breviarium. Rathgeber, Annalen 63. In den *Ecce homo*-Bildern ist Christus nackt und nur mit dem Purpurmantel bekleidet. Am Kreuze war er früher bekleidet, erst später nackt bis auf die Leibbinde. Vgl. den Art. Crucifix. Nach der Auferstehung ist er wieder nackt und nur mit dem prachtvollen Königsmantel bedeckt. Der heiligen Magdalena erscheint er ausnahmsweise als Gärtner in grünem Kleide und mit einem Hute. — Die Füsse des Heilands sind gewöhnlich unbeschuht oder tragen nur Sandalen nach Matth. 3, 11, Joh. 1, 27.

Als Kind kann Christus jenen alten Typus nicht ausdrücken, die Künstler hatten daher immer in dieser Beziehung freiere Wahl. Jedoch suchten die griechischen das allzu gemein Menschliche und Kindische zu vermeiden und stellten das Kind auf dem Schoosse der Mutter thronend als *salvator mundi* mit segnender Rechten und der Weltkugel in der Linken dar. Die italienischen Künstler aber trachteten, auch

wenn sie das Christkind nur wie ein anderes Kind in gleichgültiger Handlung darstellten, doch in sein Gesicht einen genialen Ausdruck zu legen, einen die Jahre des Kindesalters weit überschreitenden Geist. Bei Raphael ist dieser Ausdruck nicht immer heilig genug und kann man zweifeln, ob aus dem Kinde ein Christus oder Napoleon werden soll.

Vom Verhältniss Gott des Sohnes zu Gott dem Vater und dem Geiste wird im Art. Dreieinigkeit besonders zu handeln seyn. In Bezug auf das Verhältniss zum Vater allein ist zu bemerken, dass die Kirche gegenüber den Häresien eben so fest und bestimmt hier gegen die Arianer die Gleichheit, wie dort gegen Manichäer und Gnostiker die Verschiedenheit beider vertheidigen musste. „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, Dasselbige war im Anfang bei Gott und alle Dinge sind durch Dasselbige gemacht.“ Joh. 1, 1. Epheser 3, 9. „Ehe denn Abraham war, war ich.“ Joh. 8, 58. 17, 5. „Niemand kennt den Sohn, als nur der Vater, und Niemand den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ Matth. 11, 27. In diesem Sinne werden auf Dreieinigkeitsbildern der Vater und Sohn häufig vollkommen gleich dargestellt, bald beide in der ältern Gestalt des Vaters, bald beide in der jüngern des Sohnes. In diesem Sinne darf auch einmal Christus dem Samuel erscheinen, denn von Ewigkeit her, wie der Vater, wirkte er auch schon vor seiner irdischen Geburt. *Didron, man.* p. 107. Vgl. Olshausen II. 41.

Aber die Gleichheit schliesst eine Verschiedenheit der Personen in sich, sonst wäre es überhaupt nur eine einzige. „Nicht meinen Willen,“ spricht der Sohn, „gilt es, sondern den Willen meines Vaters.“ Joh. 5, 30. 6, 38. Nur der Sohn hat gedient und gelitten, nicht der Vater (daher die Lehre der Patripassianer von der Kirche verworfen wurde). In diesem Sinne erscheint der Sohn auf Bildern der Dreieinigkeit dem Vater untergeordnet, als der jüngere neben dem älteren, als König neben dem Kaiser; auch als Kind, nackt und nur durch den Kreuznimbus ausgezeichnet, vor dem mit

Krone und Scepter thronenden Vater. Miniaturen des 14ten Jahrhunderts bei *Didron, icon.* p. 302. — In diesem Sinne hält der thronende Vater auf Dreieinigkeitsbildern den Sohn am Kreuz vor sich, oder in spätern Bildern den Leichnam des Sohnes auf dem Schoosse. Oder der Sohn zeigt ihm, wieder emporsteigend von der Erde zum Himmel, seine Wunden. *Didron, icon.* p. 310. Waagen, Paris 317.

Symbolik des Christkindes. Dieselbe darf nicht blos im Attribut, sie muss auch in den Mienen und Geberden liegen. Es versteht sich von selbst, dass jede hässliche und gemeine Bildung des Christkindes verwerflich ist, weil Gott in Christo zwar die Menschheit angenommen, aber nicht um sie zu verhässlichen oder sich ihrer Gemeinheit hinzugeben, sondern um sie zu veredeln. Indess darf auch die Idealisirung des kindlichen Heilandes nicht zu sehr in heroisches Pathos, noch in zu weiche Sentimentalität umschlagen. Friedrich Schlegel, Werke VI. 36, zieht die tiefsinnigen Kinder des Leonardo da Vinci den zu jovialen des Raphael vor. Ich glaube auch, Liebe solle in dem göttlichen Kinde eher ausgedrückt seyn, als Stolz, und es soll mehr hinzublicken scheinen auf seine Leiden und auf den Zweck derselben, als auf die Macht und den Sieg.

Attribute des Christkindes. Der Apfel mit Bezug auf den Sündenfall, von dessen Folgen Christus erlöst, oder in Bezug auf die Weltkugel. Das Buch, als das Evangelium oder Gesetz des neuen Bundes. Die Dornenkrone, die ihm vorbildlich von Engeln gezeigt wird. Der Finger auf dem Munde, der im Christkind stets den Logos bezeichnet. Der Hirtenstab, vorbildlich für den guten Hirten. Das Kreuz, auf dem das Christkind ruhig schläft (ein oft wiederholter schöner Gedanke), oder dem es Engel zeigen. Das Lamm, das ihn selbst als Opferlamm bedeutet. Das Rohrkreuz, vorbildlich für die Dornenkrone. Rosen, die das Christkind aus den Wolken über die Welt streut, vorbildend die Wunden der Martyrer. Die Schlange, welcher das Kind auf den Kopf tritt. Die Siegesfahne. Der Todtenkopf,

den es betrachtet. Die Weltkugel, welche das Christkind auf griechischen Kirchenbildern in der Linken hält, indem es mit der Rechten segnet. Einiger seltenern Attribute wird noch in besondern Artikeln gedacht werden.

Manche Attribute sind unpassend, z. B. die Monstranz, die das Christkind auf einem Bild von Titian in der Hand hält. Viele sind nur Spielereien, so die mancherlei Blumen, Vögel und andere Geschenke, die das heilige Kind empfängt.

Die Mutter mit dem Kinde kann rein idyllisch in mütterlicher Liebe aufgefasst werden, um die menschliche Natur des Heilands hervorzuheben. Sie säugt das Kind, sie küsst und liebkost es, sie hütet seinen Schlaf, sie hebt den Schleier von dem schlafenden Kinde auf, um es zu betrachten etc. Unpassend dagegen sind alle Wäschereien und kleinliche Tändeleien mit Spielsachen. Auch das Lesen lehren erscheint zu kleinlich und widerspricht den Bildern, in denen umgekehrt das Christkind seinen Eltern die Schrift auslegt. Eine gewisse Hoheit, die Ahnung des Göttlichen, sollte hier auch den natürlichsten Beziehungen der Mutter zum Kinde nicht abgehen. Die griechische Kirche malt das Kind immer in göttlicher Hoheit segnend und mit der Weltkugel auf dem Schooss der gekrönten und thronenden Mutter. Die abendländische Kirche kann davon abgehen, darf aber nie vergessen lassen, dass der Menschensohn zugleich Gottes Sohn ist. Daher sind den idyllischen und rein menschlichen Bildern diejenigen vorzuziehen, in denen jenes Höhere seinen Ausdruck findet, z. B. die vor dem eignen Kinde anbetend kniende Mutter. Allzu spitzfindig ist dagegen das Bild von Ingres, auf dem die Mutter das Kind nicht in natürlicher Gestalt, sondern erst in der Hostie verehrt. Kunstbl. 1841, S. 191. Das Würdigste ist geleistet in den Bildern, die man in Italien *pieta* nennt, auf denen die Mutter um den Leichnam des Sohnes trauert.

In Bezug auf die Engel hat die Kirche dieselben dem Sohne wie dem Vater nur zu Dienern gegeben, während die Gnostiker den Sohn selbst zum ersten Engel machten (wie

den Lucifer). Auf griechischen Bildern kommt Christus in goldenem, mit Edelsteinen geschmückten Gewande und mit grossen Flügeln vor, im Begriff, den Himmel zu verlassen, um auf Erden als Kind geboren zu werden. Als Engel bezeichnet ihn die ausdrückliche griechische Beischrift (*Ο ΑΓΓΕΛΟΣ ΤΗΣ ΜΕΓΑΛΗΣ ΒΟΥΛΗΣ*), aber als Christum macht ihn der Kreuznimbus kenntlich, den nur die drei höchsten Personen der Gottheit tragen dürfen. *Didron, icon.* 300. Das ist kein gnostisches Bild, es will nur auf eine naive Weise den kirchlichen Gedanken ausdrücken, demgemäss der Sohn des Vaters Willen gehorcht. — In der abendländischen Kirche wird jede solche Zweideutigkeit vermieden. Christus ist hier nie Engel, sondern die Engel dienen ihm nur. Sie verkünden ihn der Maria und den Hirten, sie dienen ihm in der Wüste, sie wachen an seinem Grabe etc. Es liegt etwas ungemein Zartes im Verhältniss der Engel zum Menschensohn. Als überirdische Wesen der Menschennatur überlegen, erkennen sie doch in diesem Menschenkind ihren Herrn und Gott. Das gibt den Bildern, auf welchen Engel das schlafende Christkind anbeten, einen eignen Reiz. Das Nämliche gilt von der Trauer der Engel um den Leichnam Christi, ein Gegenstand, den die Kirchenmaler gleichfalls oft und mit Liebe behandelt haben. Die sanfte Trauer der Engel um Christum geht in einem naiven Bilde des Nicolo Alunno zu Assisi in herzinniges Weinen über. Leider ist nicht immer in solchen Bildern eine falsche Sentimentalität und Koketterie vermieden worden. Dahin gehört z. B., dass Engel alle Passionsinstrumente herbeitragen, während das Christkind schläft, das sie also gleichsam in Trauer erblicken soll (Bild von Garofalo in Dresden).

Christus im Verhältniss zum Teufel. Die Katharer und Albigenser hatten den altpersischen Dualismus angenommen und glaubten, Christus und der Teufel seyen beide Söhne Gottes und theilten sich in die Welt, beständig mit einander kämpfend, wie bei den alten Persern das gute und böse Princip, Ormuzd und Ahriman. *Petri monachi*

hist. Albig. bei *Duchesne script. hist. Franc.* V. 556. Die rechtgläubige Kirche hat dem bösen Princip nie eine Gleichstellung mit dem guten zugestanden. In der Bibel selbst ist das Verhältniss am klarsten gemacht in der Versuchung Jesu in der Wüste. Der Versucher ist hier kein anderer als Lucifer, der den Sohn Gottes bewegen will, sein Beispiel nachzuahmen und sich von Gott loszusagen. Die Herrlichkeit, welche der Versucher dem Heiland zeigt, ist die Freiheit, die Zaubermacht des Geistes, die sich alle Herrlichkeit der Sinnenwelt schaffen kann, aber eben deshalb ein übertünchtes Grab, ein gleissender Sodomsapfel, innerlich von Asche. Christus bleibt im Gehorsam gegen den Vater, darum wird er König des wahren Himmels im Gegensatz gegen jenen Scheinhimmel Lucifers, und „die Engel traten zu ihm und dienten ihm".

Christus erwiederte den Besuch und fuhr nieder zur Hölle. Zwischen seine Grablegung und Auferstehung fällt diese Fahrt, durch die er nach den Apokryphen die Patriarchen erlöste, die aber überhaupt den Sieg des obern Princips über das untere bezeichnet. Vom Sündenfall des ersten Adam bis zur Menschwerdung des zweiten hat Lucifer ein gewisses Recht. Dem Engelfall ist der Menschenfall gefolgt und die Erlösung ist noch nicht zu Stande gekommen. In dieser ganzen langen Zeit des Heidenthums und Judenthums ist die Menschheit gleichsam umnachtet, im Netz der feindlichen List und Gewalt; da erscheint der Welterlöser und durchreisst jenes Netz des Bösen. Indem er nach dem apokryphen Evangelium Nicodemi 20. die Pforten der Hölle sprengt, um die Patriarchen freizumachen, ist das schon eine symbolische Befreiung der Menschheit überhaupt aus der Macht der Hölle. Dieselbe wird erst vollendet beim Weltgericht. Was die Bibel von Maria sagt, sie werde der Schlange den Kopf zertreten, ist nur möglich durch ihren Sohn. Was sie ferner vom Siege des Erzengels Michael über Satan sagt, ist gleichfalls auf Christum zu beziehen, ohne dessen Leiden und Sterben auch jener Sieg des Engels

unmöglich gewesen wäre. Deshalb haben die Kirchenbilder nicht mit Unrecht jene beiden Handlungen auf Christum unmittelbar anwenden können. Auf einem schönen Bilde des Fr. Francia tritt nicht nur Maria der Schlange auf den Kopf, sondern das Christkind drückt auch noch seinen kleinen Fuss auf den der Mutter. *Laudon, annales* V. 21. Auf einem Bild von Calabrese in Neapel stürzt Christus selbst, statt Michael, den Satan in den Abgrund, Viardot p. 285. Christus tritt auf den Drachen, Statue zu Rheims, *Didron, icon.* 305. Er tritt auf Löwe und Schlange zu Chartres, das. 304, 305. Ich vermuthe, der Löwe bedeutet hier die Macht des Todes (wie auch Simson, indem er den Rachen des Löwen aufreisst, die Oeffnung der Gräber, die Auferstehung bedeutet) und die Schlange allein die Macht des Teufels.

Christus überwindet Tod und Teufel zugleich auf vielen Bildern. Er steht auf einem Todtengerippe und bohrt dem Teufel eine Lanze in den Rachen, zu Schneeberg im Erzgebirge. Waagen, Deutschland I. 57. Im Dom zu Halberstadt führt Christus den Tod und Teufel gefangen fort. Auf einem Bild von Giulio Romano tritt er den Tod mit Füssen. In einem Miniaturbild des 11ten Jahrhunderts hält er den Tod an einer Kette. *Didron, icon.* p. 306.

Vorbild Christi, sofern er die Pforten der Hölle aufbricht, ist Simson, der den Löwenrachen aufreisst und der die Thore von Gaza aushebt. *Rupert. Tuit.* p. 256. Vorbildlich ist auch die Huldigung, welche die Drachen der Wüste dem Christkinde auf der Flucht nach Aegypten darbringen. Evangel. von der Geburt Mariä und Kindheit Christi, 18. — Bosch hat auf einem merkwürdigen Bilde den Heiland in einer Glorie mitten unter scheusslichen Teufelsgestalten gemalt, von denen jede eine andere Sünde darstellt, mit der Inschrift: *Cave, cave, dominus videt.* Dieses Bild hing im Zimmer Kaiser Karls V. Kunstbl. 1822, S. 218.

Das Verhältniss Christi zum Menschen ist einfach das des Erlösers. Gott nahm menschliche Natur nur an, um die Menschen zu erlösen. Er trat in die Menschheit ein und

wieder aus ihr heraus. Man darf ihn daher nicht in allen Beziehungen mit der Menschheit identificiren, wie dies schon von Philo geschehen ist, der ihn als das lebendig gewordene Wort Gottes (Logos), als das Centrum aller Offenbarung des Vaters, und zwar als Urbild der ganzen Menschheit, als Urmensch auffasste. Philo, von Gfrörer I. 301. Neander, gnostische Systeme 15. Der Jude Elxai, der eine christliche Sekte stiftete, hatte von Christo die fabelhafte Vorstellung, derselbe sey ein von Gott geschaffener Geist oder Engel gewesen, der Menschengestalt angenommen habe, aber in colossalen Verhältnissen, so zwar, dass er 96 Meilen lang und 24 dick gewesen, aber, mit Zauberkraft begabt, sich in den Adam (vor der Sünde), wie später in den historischen Christus habe verwandeln können. *Epiphanius haeres.* 30. Walch, Kirchengesch. I. 592. Alle diese Vorstellungen sind verwerflich. Christus war Gott und ging nur einmal als Christus in die Menschheit ein, weit entfernt, je als Schöpfer mit dem Geschöpf Adam identificirt werden zu dürfen. Vgl. die Art. Adam, Leib, Kreuzigung.

Christus als Tröster und Erbarmer, als der wahre Heiland, der da heilt die schwererkrankte Menschheit. „Kommet Alle," spricht er, „zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd," Matth. 11, 28. Abgesehen von den vielen Bildern, auf denen Christus Blinde, Lahme, Aussätzige etc. heilt, hat man sein Erbarmen möglichst auf einem Bilde zu concentriren gesucht. So erblickt man ihn umgeben von lauter reuigen Sündern, Magdalena, David, dem Schächer und verlorenen Sohn, gemalt von Otto Venius in Mainz, und ganz ähnlich von Rubens in München; unter lauter Armen auf einem Bilde von Nanteuil, Kunstbl. 1837, S. 175. Aller ältern Bilder Ruhm ist aber übertroffen worden durch zwei neue von Begas in Berlin, Kunstbl. 1844, S. 116. 1848, S. 217, und von Scheffer in Paris, das. 1837, S. 165. Das erstere zeigt Christum thronend, umringt von Menschen, die alle Erlösung von ihrer Qual von ihm hoffen, vom König bis hinab zum Bettler, Leidenden aus den mannigfachsten Ursachen,

die um den Tod des Geliebten klagen, Verwaiste, Arme, Misshandelte, Sklaven in Ketten, der ruhelose Pilger etc. Das zweite ist entstellt durch politische Beziehungen, indem unter den Leidenden, die Trost bei Christo suchen, griechische und polnische Flüchtlinge, verliebte Nonnen, der vergötterte Dichternarr der weltschmerzlichen Neuzeit Tasso etc., vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Nichts Christliches, sondern eine Schmeichelei für den damaligen Pariser Geschmack. Das Bild von Begas ist viel edler. Die Franzosen haben überhaupt schon in der ersten Revolution die Huld, welche Christus den Armen und Elenden erwiesen, in demokratischem Sinne genommen, mit ihm als einem „guten Sansculotten" fraternisirt, und Gallinard hat ihn gemalt, wie er das Wort *fraternité* auf die Weltkugel schreibt, indem die Freiheitsgöttin in rother Mütze ihm zusieht. Kunstbl. 1836, S. 137.

Konnte Gott den Menschen grössere Liebe erweisen, als indem er seinen einzigen Sohn in den Tod sandte, um sie zu erlösen? Das ist und bleibt der Grundgedanke der Huld und Gnade, welche Allen erwiesen worden ist und wogegen das Erbarmen in Nothfällen Einzelner sich nur verhält wie der Bach zum Ozean; das unergründliche Meer der Gnade kann keine Dankbarkeit ausmessen. Das Bild ist hier zu ohnmächtig, nur der lyrische Gefühlsausdruck dem angemessen, was man bezeichnen möchte und doch nimmer vermag. Daher die hohe Schönheit kirchlicher Hymnen, z. B. des *Jesu, dulcis memoria* vom heiligen Bernhard von Clairvaux.

Christus ist Haupt der Kirche, Hoherpriester und Bräutigam der Kirche. Sein Priesteramt erhellt aus Psalm 110, 4. Ebräer 5, 14. 7, 3. Auf Bildern der griechischen Kirche ist er im Ornat des Patriarchen gemalt. Die der römischen Kirche behalten jedoch den päpstlichen Ornat Gott dem Vater vor und heben mehr das Königthum in Christo hervor. Beides fällt zusammen, indem Christus sowohl von Priestern als Königen, nämlich zugleich vom Geschlecht Levi und Juda herstammt. Vgl. Hofmann, Apokr. 208.

physisches Daseyn ist also immer ein Gesammtresultat sehr mannigfaltiger physischer, geistiger und sittlicher Einflüsse, und so läßt sich denn auch keine scharfe Grenze für die besondere Wirksamkeit der Natur des Landes ziehen, sondern es lassen sich höchstens, nach vergleichenden Analogien, einige allgemeine Andeutungen darüber geben.

Auch die Bewegung der Bevölkerung ist ein vielfach Bedingtes. Wie verschieden aber die Ursachen sind, die auf die Größe der beiden Faktoren — Geburten und Todesfälle — einwirken, so kann doch die Thatsache der Bewegung einer besonderen Beobachtung unterworfen werden. Dies kann nicht bloß für die Frage nach dem absoluten, sondern auch nach dem verhältnißmäßigen Wachsthum der einzelnen Bestandtheile der Bevölkerung in Geschlechtern, Altersklassen u. s. w. geschehen. Hiernach bemerken wir nun in den mehreren Staaten und Staatengebieten einen sehr verschiedenen Gang der Bevölkerung, so daß schon aus diesem Grunde das ganze politische Machtverhältniß, worauf der Traum eines politischen Gleichgewichts auf den jetzigen Grundlagen beruht, einer ziemlich raschen Veränderung unterworfen ist. Ob aber in höherem oder geringerem Grade, zeigt sich im Wachsthum der Population in allen Staaten Europas und Amerikas, worüber nähere Nachrichten vorliegen. Selbst blutige Kriege und die größere Sterblichkeit zur Zeit der Cholera, hatten ihn nur etwas vermindert, aber nicht aufgehoben; und auf jede zeitweise Verminderung folgte wieder eine Periode der schnelleren Zunahme. Und dies geschah nicht etwa bloß in Folge davon, daß sich die verhältnißmäßige Zahl der Ehen vergrößert, weil für ihren zahlreicheren Abschluß mehr Raum geworden war; sondern es trat auch die in ihrer Wirksamkeit temporär gehemmte Naturkraft, worauf die Fortpflanzung beruht, mit größerer Energie hervor. So hat man die Beobachtung gemacht, daß nach Perioden größerer Sterblichkeit die Zahl der Zwillings- und Drillingsgeburten zugenommen hat. Ebenso läßt sich bemerken, daß gerade in den Ländern, wo der Krieg größere Lücken in die männliche Bevölkerung gerissen hatte, diese vor der weiblichen sich besonders stark vermehrt. Wir dürfen hiernach annehmen, daß eine allgemeine Naturkraft stets auf Ersatz jedes besonderen Verlustes hinwirkt, hier also auf die Herstellung des zeitweise gestörten Gleichgewichts

Christus daherfahrend in den Wolken wie Jehovah als der verheissene Messias. Daniel 7, 13. Matth. 24, 30. Offenb. Joh. 1, 7. 14, 14. Umgeben und angebetet von allen Wesen nach Psalm 148 und 150. Vgl. Piper, Myth. II. 84. Christus auf dem Siegeswagen von Titian. Christi grosser allegorischer Triumphzug in eilf Tafeln von Führig. Kunstbl. 1840, Nr. 54. Hier gehen die Christusbilder in die Triumphbilder der Kirche überhaupt über. Verschieden von den Triumphen der Kirche auf Erden sind die Bilder der im Himmel triumphirenden Kirche, der Einzug des Heilands im neuen Jerusalem (welchem der irdische nur zum Vorbild diente). Der Offenb. Joh. gemäss zeigt ein grosses Bild in Padua den auf weissem Ross in das neue Jerusalem einziehenden Christus, dem die Heiligen als weisse, gleichfalls berittene Jünglinge folgen. Kunstbl. 1838, S. 50.

Des Heilandes königliches Auftreten auf Erden beim Einzug in die Stadt Jerusalem hat zum Gegenbild die Verspottung des *ecce homo* im Purpurmantel, mit der Dornenkrone und dem Rohrscepter. Ganz eben so hat seine Verklärung (Transfiguration) zum Gegenbild die Angst und den blutigen Schweiss auf dem Oelberg. Hierin liegt ein tiefer Sinn, entsprechend dem Dogma von der zweifachen Natur des Heilands.

Anders verhält es sich mit dem auferstandenen, zur Rechten Gottes thronenden Christus. Sinnig malten ihn die altdeutschen Maler gewöhnlich mit der deutschen Königskrone neben dem Vater mit der Kaiserkrone. In der königlichen Würde trägt er ein Kristallscepter (welches die Herrschaft des Lichts bedeutet) und die Weltkugel als Reichsapfel. Auch trägt er nur nach der Auferstehung den königlichen Mantel, vorher immer nur die einfache Tunica. Oft thront er auf Wolken mit der Siegesfahne, um anzudeuten, dass er schon das Werk der Erlösung vollbracht hat, umringt von himmlischen Heerschaaren, die ihn anbeten. So ein Bild von Fiesole in Rom. Bunsen, Beschreibung von Rom III. 3, 156. So erscheint er auch mit der Siegesfahne triumphirend und

tröstend seiner Mutter auf einem Bilde von A. Dürer. Heinecken, neue Nachrichten I. 169. In einer Glorie auf den Wolken schwebend über den vier Evangelisten von Hübner in Berlin; über den zwölf Aposteln von Correggio in Parma.

Christus als Richter. Der Vater hat das Richteramt dem Sohne übertragen. Der sich zu den Menschen herabliess, selber Mensch wurde, durch seinen Tod die Menschen erlöste, soll sie auch am jüngsten Tage richten. Dieses Dogma ist von Wichtigkeit, indem es von vornherein den Zorn des altjüdischen Jehovah von der Gesinnung des Richters ausschliesst. Die griechische Kirche, die überhaupt mehr vom alten Testament, z. B. die Patriarchen und Propheten unter ihre Heiligen aufgenommen hat, stellt auch den Heiland als Richter noch in strengerer Weise, gleich dem zürnenden Jehovah dar und lässt gewöhnlich unter seinen Füssen das Feuer der Hölle ausfliessen. *Didron, manuel* p. 268 f. Die römische Kirche fasste ihn milder auf, wenn auch ernst und strenge, doch nicht leidenschaftlich. Nach der Offenb. Joh. 1, 12 f. ist er weiss gekleidet mit weissglänzendem Haar, goldgegürtet, seine Augen flammen und ein Schwert geht aus seinem Munde. Daselbst 14, 14. trägt er auch eine goldene Krone und eine Sichel in der Hand. Auf ältern deutschen Bildern des Weltgerichts hat er gewöhnlich das Schwert im linken, einen Lilienstengel im rechten Auge, jenes über die Verdammten, diesen über die Seligen ausstreckend. Ganz kriegerisch mit Schwert, Pfeil und Bogen kommt er vor bei *Didron, man.* p. 111. Auf einer rothen Feuerkugel thronend malte ihn Ambrogio di Lorenzo. Mit einer Sense ist er auf einem Bild in Padua bewaffnet. Kunstbl. 1838, S. 50.

Ein berühmtes Bild von Rubens in Lyon stellt Christum vor, wie er im höchsten Zorn die Erde mit einem Blitze zerschmettern will. Aber der heilige Dominicus breitet schützend seinen Mantel über die Erde und der heilige Franciscus deckt die Hände darüber und die Madonna wirft

sich flehend dem Erzürnten zu Füssen, der ihrer jedoch nicht zu achten scheint, ja ihr sogar mit dem Blitze zu nahe kommt. Kein glücklicher Gedanke. v. Quandt, Reise in's mittägliche Frankreich S. 99. Der Heiland, der sich aus Liebe für die Menschen opferte, kann nicht zum alten zornigen Jehovah oder Jupiter degradirt werden. Er selbst ist ja höchste Quelle der Gnaden. Allein man würde in's andere Extrem fallen, wenn man in ihm den Gott der Gerechtigkeit verkennen wollte. Seine Marter, sein Erlösungstod waren unerlässlich, um die Gerechtigkeit zu sühnen. In demselben Act, in dem er die überschwenglichste Gnade übte, vollzog sich auch die strengste, unumstösslichste Gerechtigkeit. Darum und nur darum ist das Opferlamm zugleich der Richter.

Das Schreckliche, das dem Heiland als Weltrichter zukommt, liegt vorzugsweise in seinen Augen, in dem durchdringenden Blicke, vor dem auch der geheimste Gedanke sich nicht mehr verbergen kann, der Alles an's Licht zieht. Es bedarf keiner drohenden Geberde, der Blick allein macht Mark und Gebeine beben. „Siehe, er kommt mit den Wolken und es werden ihn sehen alle Augen, und die ihn gestochen haben, und werden heulen alle Geschlechter der Erde.“ Offenb. Joh. 1, 7. Weiter durchgeführt in einer schönen Hymne: *Jucundantur et lactantur.* Zabuesnig I. 241.

Die letzte Erscheinung Christi ist in der Offenb. Joh. 19, 11 f. geschildert, wie er einzieht in's neue Jerusalem als König der Seligen, auf weissem Rosse, im weissen, aber blutbesprengten Gewande, mit vielen Kronen auf dem Haupte, in seinem Gefolge das himmlische Heer auf weissen Rossen.

Christi Attribute sind verschieden nach der Art seiner Erscheinung und den Scenen seines Lebens, Leidens und Triumphes. Die bildende Kunst legt auch schon dem Christkind alle Attribute des erwachsenen Heilands bei, als poetische Vorbedeutungen. Das Christkind schläft auf dem Kreuze, es spielt mit der Waage (des Gerichts), dem Lamm, es trägt die Siegesfahne; es trägt die Krone und die Weltkugel etc.

Die Symbole, unter denen Christus dargestellt wird, sind theils von seinem Namen, theils von seinem Wesen entlehnt. Auf den ältesten christlichen Denkmälern, Gräbern, Siegeln etc. ist sein Namenszug ein griechisches *Ch*, auf welchem ein griechisches *R* steht . Dieses Zeichen kommt bei *Bottari* I. *tav.* 30. in einem dicken Lorbeerkranz vor, in antiker Weise. Vgl. die Abbildungen der übrigen Katakombenwerke und Bunsens Beschr. von Rom I. 395. Die Formen sind nur Abkürzungen. Der Namenszug I H S (*Jesus hominum salvator*) kam erst zur Jesuitenzeit auf. Das A und O hat der Sohn mit dem Vater häufig gemeinsam.

Vorbilder Christi im alten Testament sind Abel, Isaak (wegen seiner Opferung), Melchisedek, Joseph, die Quelle und eherne Schlange Mosis, Aarons blühender Stab, das Manna in der Wüste, Simson, David, Salomo, Elias, Daniel, Jonas. Vgl. diese Artikel.

Willkührlich gewählte Vorbilder aus dem Heidenthum: Jupiter, Herkules, Perseus, Orpheus.

Sinnbilder Christi aus der unorganischen Natur entlehnt sind vorzugsweise die Sonne, das Licht, die Quelle, der Stein; aus der Pflanzenwelt der Weinstock, Oelbaum, Weihrauch, Balsam; aus der Thierwelt das Lamm, der Löwe, der Fisch, das Einhorn, der Pelikan, Phönix, Hahn.

Anderweitige Sinnbilder: der Weg, die Pforte, das Brodt.

In diese Symbolik hat sich viel fromme Spielerei eingemischt, die in den Vergleichungen nicht selten bis zum Unanständigen ausgeschweift ist. In Uhlands Volksliedern II. 88. und 893. finden sich Vergleichungen des Heilands mit einem Müller und mit einem Bergwerke. Bei *Pierius, hierogl.* 72. mit einem Käfer. Ein spanisches Epos macht ihn zum Löwenritter, der unter den Augen des Kaisers (Gott des Vaters) turniert und abentheuert. Grässe, Poesie Europa's 131.

In die Erscheinungen und Besuche Christi bei frommen Personen, wie in die an Christusbilder sich knüpfenden Wunder

hat sich ebenfalls häufig fromme Spielerei eingeschlichen. Solche Wunder können sich nur zutragen, wo die würdigste Veranlassung gegeben ist, und unter ehrfurchtgebietenden Umständen, nicht aber in einer kindischen, sentimental kränklichen oder kokettirenden Weise. Von der letztern verwerflichen Art sind z. B. die nicht selten vorkommenden Bilder, auf denen Christus als antiker Eros mit buhlerischen Blicken einen Pfeil gegen die mehr irdisch als christlich schmachtende heilige Therese abschiesst. Auch dass Christus in der Legende des heiligen Johannes de Deo diesem als Bettler erscheint und sich von ihm förmlich in's Spital tragen lässt, ist keine würdige Auffassung. Görres, Mystik I. 449. Christus kann auch zum besten Zwecke keine Comödie spielen. Zu den abzuweisenden Dingen gehören auch die mannigfachen Vertraulichkeiten der Heiligen mit Christo. Der Abstand, der Respect wird hier oft vergessen. Albigi, ein Minorit zu Pisa, schrieb am Ende des 14ten Jahrhunderts sogar ein *liber conformitatum*, worin er den heiligen Franciscus mit Christo verglich und weit über denselben stellte, ja die ganze Bibel nur für ein Vorbild und eine Weissagung des heiligen Franciscus ausgab. Das tolle Buch wurde von Erasmus Alber in „der Barfüssermönch Eulenspiegel und Alcoran", 1531, derb verhöhnt. Wie billig, denn wenn die Frömmigkeit sich übersteigt und wahnwitzig wird, bekommt der Teufel sein Recht wieder.

Auch mit dem Christkinde sollten nicht so viel Mönche und Nonnen spielen dürfen, wie uns in Legenden berichtet und in Bildern dargestellt wird. Nur ganz kindliche Seelen sind dazu berechtigt, und am meisten, wenn es sich nicht blos dabei von einer andächtigen Spielerei, sondern von einem ganz besondern Trost handelt. So der Besuch des Christkindes bei der kranken Nonne Elisabeth von Ruffach (Görres, Mystik I. 295.). Noch mehr sein Besuch der blinden Sibylla von Pavia nach Steills Ephemeriden des Dominicanerordens zum 19. März; die nichts sehen konnte, die nie eines Menschen Angesicht erblickt, sah Christum allein. Höchst lieblich

ist auch die Legende von Santirena in Portugal. Hier sassen einst fromme Kinder in der Kirche vor einem Marienbilde und reichten dem Christkinde einen Apfel, das Christkind aber stieg vom Schoosse der Mutter herab, spielte mit ihnen und lud sie dann ein, auch einmal zu ihm zu kommen. Drei Tage nachher aber waren sie todt. *Acta SS.* zum 8. Mai.

Chrysam,

die Concentration aller Gewürze in der Natur, als Sinnbild der geistigen Kraft und Würze. Anfangs nur Oel, dann Balsam mit Oel, endlich eine Mischung aus allen einheimischen und ausländischen Gewürzen (Alant, Lavendel, Salbei, Johanniskraut, Terpentin, Zimmet, Aloë, Pfeffer, Nägelein, Ingwer etc.), dient der Chrysam zur Salbung bei Taufen, Firmelungen, Bischofsweihen etc. Vgl. Binterim, Denkw. I. 1. 237. Bruder David von Augsburg im 13ten Jahrhundert kennt nur eine Mischung von Oel und Balsam, und vergleicht sie mit der Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo. Pfeiffer in Haupts Zeitschr. IX. 21. Das Gefäss mit dem Chrysam wird unter solchen Ceremonien geöffnet und verschlossen, dass darunter theils die Geburt, theils die Passion und Grablegung des Heilands zu verstehen ist. *Ampulla cum chrismate corpus domini ex virgine Maria assumptum — ampulla cooperta, quia Christus in immolatione corpus suum nudum monstravit etc. Durandi, rationale* VI. 74, 17 f. Die Weihen mit diesem kräftigsten aller Würzen sind also gleichsam auch unmittelbare Berührungen mit dem Heiland.

Crucifix,

Christus am Kreuze. Wie sehr wir an den Anblick der Crucifixe gewöhnt sind und ihnen hohe Verehrung zollen, dürfen wir doch nicht vergessen, dass es in ältern Zeiten der Kirche und wohl mit Recht für unziemlich gehalten wurde, den Heiland unbekleidet darzustellen. In den ersten

Jahrhunderten der Christenheit malte man das Leiden Christi nur symbolisch, nie ihn selbst am Kreuze. Man stellte nur das Lamm als Sinnbild des sich selbst zum Opfer bringenden Heilands unter das Kreuz. Erst im 8ten Jahrhundert kamen die förmlichen Crucifixe auf; allein anfangs immer noch im Dienst der Symbolik und noch nicht mit dem Anspruch der Portraits. Christus erschien stets im langen Gewande, nicht angenagelt, vielmehr mit gen Himmel erhobenen Händen betend und mit heiterem Angesicht. Auch das Kreuz wurde symbolisch als Baum aufgefasst, daher grün gemalt. Nach und nach fand sich die Annagelung ein, jedoch blieben beide Füsse nebeneinander gestellt, nicht übereinander gelegt, und trugen daher keine Nägel. Auch der Rock wurde kürzer. Endlich fand sich mit dem Uebereinanderlegen der Füsse an einen Nagel auch die völlige Entkleidung bis auf ein Tuch ein, das noch die Hüfte bedeckte. Zu dieser Neuerung trugen die Franziskaner am meisten bei, deren Lieblingsheilige Brigitta den Heiland am Kreuz in einer Vision nur mit dem Hüfttuch bedeckt erblickte. *S. Brigittae revel.* 70. Vgl. *Molani, hist. imag.* 389. Damit der entblösste Leib nicht anstössig werde, legte man in ihn den Ausdruck des höchsten Leidens und bildete ihn nicht selten sogar hässlich in der abschreckenden Magerkeit und Krümmung seines Leibes. Vgl. *Didron, icon.* p. 266. Waagen, Paris 205. — Ein volksthümliches Gefühl, welches an der Nacktheit der Crucifixe Anstoss nahm, verräth sich in der schönen Sitte des Landvolks am Glockner, ein bei Heiligenblut hoch im Gebirg aufgerichtetes Crucifix mit Kleidern zu behängen, die von Armen und Bedürftigen benützt werden.

Wo auch das Crucifix steht, soll es von Osten nach Westen gewendet stehen; von ihm geht alle Orientirung in der Kirche aus. Kreuser, Kirchenbau II. 51. Christus am Kreuze war gegen Westen gewendet. *Joh. Damasc. fid. orth.* 4, 13. *Adrichomius, Theatr. terrae sanctae* 178. Sedulius bei *Beda, carm.* 5. *Luc.* 22. Hofmann, Apokr. 376. Der Kreuzesstamm, der jetzt als von rohen Balken gezimmert erscheint,

galt der alten Symbolik als Baum des Lebens, war grün und trug rothe Aeste; später wurde der ganze Stamm roth gemalt (*Didron, icon.* p. 421.), welche Farbe aber hier nicht mehr auf das Leben, sondern vielmehr auf den blutigen Tod gedeutet wurde. Auf den berühmten Korssun'schen Thüren in Nowogrod ist das Kreuz aus zwei rohen Palmenstämmen gefügt; eben so in der Kirche *S. Paolo fuore delle mure* bei Rom. Wiener Jahrb. XXV. 298. Als Weinstock wird das Kreuz aufgefasst in einem altdeutschen Volkslied, Uhlands Volksl. I. 883. Eben so auf einem alten Kupferstich von C. de Mallery. Ein Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg bricht an allen Enden in Rosen aus.

Alttestamentalische Vorbilder des Crucifixes sind erstens die von Moses aufgerichtete eherne Schlange; zweitens wegen der Seitenwunde Christi am Kreuze der Fels, aus dem Moses mit seinem Stabe das die Durstenden rettende Quellwasser schlug. Als Vorbilder sind diese Scenen häufig den Kreuzigungsbildern zugetheilt. Vgl. Schnaase, niederl. Briefe 300. Kugler, Gesch. der Malerei II. 61.

Symbole des Crucifixes sind das Opferlamm, der Pelikan.

Als widerwärtige Ketzerei erscheint der mannweibliche Christus-Achamoth am Kreuze auf gnostischen Bildern. Neander, Gnostiker S. 202. Tiefsinnig und edel dagegen sind die öfter vorkommenden alten Kirchenbilder, auf denen Gott der Vater im päpstlichen oder kaiserlichen Ornat das Crucifix in seinen Armen hält. *Didron, icon.* p. 232. 265.

Der Heiland selbst wurde am Kreuze früher nicht so leidend dargestellt, sondern betend und heiter, gewöhnlich im rothen Gewande (Königspurpur), in einem alten Evangelienbuch in München mit Königskrone und Priesterstola. Kugler, Gesch. der Malerei I. 14. Mit einer Krone von Edelsteinen und in kostbaren Kleidern in Lucca. Keyssler, Reise 343. Vgl. Kunstblatt 1847, S. 15. Das ist der im Leiden triumphirende Christus. Das wirkliche Leiden darzustellen, machten sich später die Künstler der Kirche zur wichtigsten Aufgabe, die sie jedoch fast nie auch nur an-

nähernd zu lösen vermochten. Insgemein wurde der Heiland zu hässlich, elend und selbst abschreckend dargestellt, was sich so wenig ziemte, wie die Kleiderlosigkeit. Eine eben so gefährliche Klippe für die Künstler war die Bemühung, den leidenden Heiland als einen schönen Mann darzustellen und auf ihn überzutragen, was die Welt geistreich und gefühlvoll nennt.

Christus wendet den Kopf meist nach rechts, zuweilen aber auch nach links hin. Kunstblatt 1841, S. 370. Eine bestimmte Regel steht nicht fest. Lebend blickt er häufig gerade in die Höhe gen Himmel, todt senkt er das Haupt auf die Brust herab.

Eine sehr eigenthümliche Art von Kreuzen, statt der Crucifixe, findet man an den Strassen in Toscana. Es hängt nämlich kein Christus daran (höchstens oben ein Christuskopf), statt dessen aber eine ganze Sammlung seiner Leidensinstrumente und der auf sein Leiden bezüglichen Attribute. Obenauf sitzt der Hahn Petri, darunter hängt der Speer, das Rohr mit dem Schwamm, der ungenähte Rock, der Würfelbecher, Hammer, Nägelzange, Leiter, Dornenkrone, Geissel, die Säule der Geisselung, das Schwert Petri, die Laterne der Gefangennehmung etc. Aehnliche Bilder kamen auch schon früher vor. Vgl. *Twining, symbols* p. 19.

Crucifix-Legenden zur Erklärung von Kirchenbildern. Der Heiland löste einen Arm vom Kreuze ab, um die blinde heilige Luitgarde zu umarmen. Ein andermal that dasselbe der Teufel in des Heilands Gestalt, um die Nonne Anna de Nativité zu verführen; aber sie betete und der Zauber verschwand. Görres, Gesch. der Mystik IV. 2. 319. Das Crucifix erschien dem heiligen Franciscus in der Luft, und Strahlen gingen von seinen fünf Wunden aus und drangen in Hände, Füsse und Seite des Heiligen, ihm gleiche Wunden beibringend. Sehr oft in Kirchen gemalt. Aus dem Crucifix, welches König Erich von Schweden, der Apostel Finnlands, vor den Heiden aufstellte, gingen hundert Strahlen hervor und fielen auf die erschreckten Heiden, welche nieder-

knieten und sich bekehrten. Zum 18. Mai, besungen von Seidl. Auf einem alten Kupferstich von Gerhard Alpenbach umarmt die heilige Katharina von Siena ein Crucifix, welches aus einem Lilienstengel gebildet ist. Jacobus de Blanconibus wurde von dem Crucifix, vor dem er betete, über und über mit Blut begossen. *Majoli, def. imag.* 330. Ein Crucifix wurde im Herzen der heiligen Clara gefunden. Ein Hirsch mit dem Crucifix auf den Hörnern erschien den heiligen Eustachius und Hubertus.

Ueber alle Nebenumstände des Todes Jesu vgl. den Artikel Kreuzigung.

Cypresse,

der Todtenbaum; im Süden, wo er heimisch ist, gewöhnlich auf Gräber gepflanzt, was schon die Heiden thaten. Plinius, Naturgesch. XVI. 10. Servius zu Aeneis III. 64. Das kommt nicht blos von seiner schwarzen Farbe her. Durandus, *rat. offic.* VII. 35. 38, bemerkt, die Cypresse bedeute den Tod, weil sie, einmal abgehauen, nie wieder ausschlage. Gregor der Grosse, *cantic.* I. 16, rühmt, ihr Holz faule nie. Ambrosius, *serm.* 4. *in psalm.* 118. *c.* 21, nennt sie den Baum der Gerechten, weil sie ihre Blätter nie verliere. Eine maurische Königin pflanzte eine Cypresse auf das Grab ihres geheimen Geliebten, als Sinnbild der Verschwiegenheit, weil sie nie die Blätter bewegt. v. Quandt, Reise in Spanien S. 94. Auf dem Adamspic der Insel Ceylon ist eine gewachsen, die mit Adam aus dem Paradiese herabgefallen seyn soll. Das Volk glaubt, wer ein von derselben abgefallenes Blatt erhaschen könne, bleibe ewig jung, es sey aber noch nie eines abgefallen. Parcifal, Ceylon. Ritter, Erdk. VI. 55. Wegen ihrer Beziehung zur Unsterblichkeit und zum Paradiese wurde sie auf christliche Gräber gepflanzt und kommt daher auch bildlich auf altchristlichen Sarkophagen vor. *Aringhi* II. 340. *Mamachi* I. 408. Münter, christl. Sinnbilder I. 29. Eine Cypresse soll von selbst aus dem Grabe des heiligen Athanasius gewachsen

der Geschlechter, allein in ganz anderem Sinne, als in dem der älteren Statistiker, die bei der größeren Zahl männlicher Geburten und Todesfälle unter allen Umständen voraussetzten, daß etwa mit dem 14ten Jahre die Zahl der Knaben und Mädchen sich gleichstelle. Noch ist die Statistik der Bevölkerung in mancher Beziehung höchst lückenhaft. Aber dürfen wir nicht im Hinblicke auf die Wirksamkeit solcher allgemeinen Naturgesetze im großen Körper der Menschheit, welche mit denen des Wachsthums des einzelnen Menschen so große Analogie darbieten, es jetzt schon aussprechen, daß die Zunahme der Bevölkerung an sich ein Zeichen ist, daß die Völker noch nirgends zur Reife des männlichen Alters gelangt sind? daß indessen eine solche Zunahme nicht ins Unbestimmte statt haben kann, und daß vielmehr die menschliche Zeugungskraft stets von der allgemeinen Produktionskraft unsers Planeten bedingt bleiben wird? daß wohl örtliche und zeitliche Uebervölkerung eintreten mag, so wie auch in einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers Congestionen statt finden, daß aber die Furcht vor einer allgemeinen Uebervölkerung sehr grundlos und von vorn herein dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen? Von demselben Gesichtspunkte aus, wonach wir eine allgemeine Lebenskraft die Menschheit durchdringen sehen, von welcher Nationen, Familien und Einzelne nur die besonderen Glieder sind, müssen wir anerkennen, daß es ein allgemeines Menschheitsrecht vor und über dem Rechte der Völker, Familien und Individuen giebt. Hier ist es nun, wo die Erfahrungen der neueren Statistik den Spekulationen der Naturphilosophie die Hand bieten. Diese hat bereits auf die Verwerflichkeit der Lehre hingewiesen, die nach hypothetischen Verträgen den Staat zu einem Aggregat von Individuen, die Menschheit zu einem Aggregat von Staaten macht und auf diese Weise, wie schon der geistvolle Troxler in seiner Philosophie der Natur und des Rechts mit treffendem Gleichnisse sagt, die Pyramide umgedreht und auf ihre Spitze gestellt hat. Mit großem Einflusse auf die weitere Ausbildung des Naturrechts und der Politik, vielfache Verzerrungen menschlicher Willkür in den Sphären des positiven Rechts bezeichnend, wird künftig auch die Statistik dazu beitragen, die Pyramide wieder auf ihrer Basis zu befestigen. — Sehr direkt weisen sodann die Veränderungen in der verhältnißmäßigen Zahl der Ehen, so

seyn. Das ist ein Wortspiel, denn Athanasius bedeutet den „Unsterblichen“.

An einem Cypressenbaum wurde nach der Legende die heilige Theodula in Cilicien mit den Haaren aufgehangen und mit den Füssen angenagelt. *Acta SS.* 5. Februar. Ein Muttergottesbild zu Smyrna, in eine Cypresse eingewachsen, heilt Kranke. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 467.

Cyprianus,

ein Zauberer, wurde im 3ten Jahrhundert zu Antiochia von dem Jüngling Aglaides gedungen, ihm die Liebe der schönen Justina zuzuwenden, die ihn verschmähte, weil sie eine eifrige Christin war. Cyprianus beschwor den bösen Geist und bezauberte die fromme Jungfrau, dass plötzlich unreine Gelüste in ihr erglühten. Allein durch eifriges Gebet und Ascese bezwang sie die höllische Anfechtung. Da schickte der Zauberer einen der vornehmsten und versuchtesten Teufel in Gestalt einer ehrbaren Frau zu ihr, um ihre Gedanken auf den Ehestand zu lenken, aber auch dieser Versuchung widerstand das heilige Mädchen. Als nun der Teufel beschämt zum Zauberer zurückkehrte, sagte dieser: „Was nützt mir meine Kunst und wie gering ist deine Macht gegen den Gekreuzigten, zu dem jene Jungfrau betet!“ Und von Stund an verbrannte er alle seine Zauberbücher und ging zum nächsten christlichen Bischof, nicht von ihm weichend, bis er alle Geheimnisse des Christenthums erfahren hatte, getauft und endlich sogar zum Diakon geweiht worden war. Staunend sah das Volk den berühmten heidnischen Zauberer auf einmal als christlichen Priester wieder. Die Sache erregte grosses Aufsehen und da gerade Kaiser Diocletian eine Christenverfolgung verhängt hatte, wurde sowohl Justina als Cyprianus vor Gericht gezogen. Beide litten auf's Standhafteste die Martern, die man ihnen anthat. Beide zugleich wurden zuletzt in einen grossen Kessel voll Pech und Schwefel gesetzt, um darin verbrannt zu werden, aber das

Feuer versehrte sie nicht. Cyprianus sprach der Jungfrau beständig Muth zu, bis beide enthauptet wurden, am 27. September. In dieser Legende wird sehr schön die Unterordnung des Wissens unter den Glauben dargethan. Ein dem Heiligen zugeschriebenes Bekenntniss in griechischer Sprache schildert auf erschütternde Weise die Qual der Verzweiflung, in die er gefallen, als er erkannt, dass er in der Gewalt der Teufel sey, und als er sich so ohnmächtig fühlte gegenüber der Mädchenunschuld. *Martene et Durand. Thes. novus anecdot. Lutet.* 1717. III. 1629.

Die ganze Poesie dieser Legende erschöpft Calderon in seinem *El magico prodigioso.* An der Decke der Abtei Braunweiler bei Köln ist der Tod der beiden Heiligen mit den drei Männern im feurigen Ofen zusammengestellt. Ein sehr berühmtes Bild im Wiener Belvedere von Moretto (angeblich von Pordenone) zeigt den Herzog Ercole von Ferrara als Magus vor der Jungfrau kniend, und neben ihr ein Einhorn, das Sinnbild der Jungfräulichkeit.

D

Daniel,

der Prophet, ist ein Vorbild Christi im alten Testament, wie der keusche Joseph. Joseph rettet das Volk Gottes in der ägyptischen, Daniel in der babylonischen Gefangenschaft. Beide sind jung, schön, demüthig und keusch und doch zugleich von einer prinzlichen Vornehmigkeit. Beide sind Sklaven fremder Könige und stehen dennoch hoch über ihnen. Beide personificiren vorbildlich die aus der unreinen Zwiebel des Judenthums in Christo emporwachsende Lilie, die im alten Testamente niedergelegte Vorhersagung des neuen. — Daniel, unverletzt in der Löwengrube, bedeutet insbesondere den Aufenthalt Christi im Grabe vor. Daher er zwischen zwei Löwen stehend sehr oft auf den ältesten christlichen Sarkophagen vorkommt. Vgl. Aringhi I. 331, 333, 423, 567, 571. Den Sieg des Christenthums über das gesammte alte Heidenthum deutete Daniel in dem Traum Nebucadnezars. Eben so deutete er die Drohworte, die Gottes Hand an die Decke bei Belsazars Gastmahl schrieb, auf den Untergang Babylons. Eine sinnbildliche Beziehung liegt auch darin, dass Daniel sich der Susanna annimmt, der keuschen Lilie mitten in dem verderbten Babylon.

David,

das alttestamentalische Vorbild der Könige, in sich vereinigend alle Tugenden und Fehler, alles Glück und Unglück der Könige. Wenn er nämlich der von Gott erwählte König aus heiligem Stamme, also im vollsten Maasse legitim und doch zugleich Usurpator ist, wenn er psalternd vor der Bundeslade das Ideal eines frommen Königs, ja ein Priesterkönig ist, andrerseits als grosser Feldherr Siege gewinnt und dann wieder als ein vollkommener Sultan die Bathseba in seinen Harem bringen lässt und von Nabal als offenbarer Tyrann behandelt wird, endlich sogar im Kampfe mit seinem bösen Sohn Absalon als Schwächling erscheint, so hat man in ihm ein ganzes Compendium von Königscharakteren beisammen und darf sagen, dass ihm nichts Menschliches unter der Sonne fremd geblieben ist.

In der kirchlichen Kunst wird David meist nur als der Psalmist, als der grosse Vorsänger aller lobsingenden Chöre aufgefasst, daher auch mit Krone, Purpurmantel und goldener Harfe auf Orgeln vorgestellt.

Der Sieg des kleinen Hirten David über den grossen Riesen Goliath dient zum Vorbild aller Siege, die fromмes Gottvertrauen bei schwacher Macht über gottlose, wenn auch überstarke Feinde erringt. Davids Triumphzug mit dem Haupte Goliaths ist Vorbild des Einzugs Christi in Jerusalem. Davids Busse wird zuweilen als alttestamentalisches Vorbild der Angst Christi auf dem Oelberg gebraucht. Kunstblatt 1843, S. 430. Ueber die Lade, die zuweilen Davids Attribut ist, vgl. Arche.

Delphin.

Dieser klugblickende Fisch des Mittelmeeres galt Griechen und Römern als Sinnbild der Humanität in der sonst feindseligen Tiefe (Creuzer, Symb. II. 602.), daher auch als hülfreicher Führer in's Reich der Todten. Auf den ältesten

christlichen Sarkophagen kommt er noch in derselben Bedeutung vor, und zwar mit besonderer Beziehung auf die Symbolik, die überhaupt im Fische Christum sieht. Vgl. den Artikel Fisch. Der Delphin auf Gräbern bedeutet die Macht des Christenthums, die sicher durch das Dunkel des Todtenreichs führt. Vgl. Piper, Mythol. I. 222 f., wo die Sarkophage verzeichnet sind. Aus derselben Symbolik stammen auch die Legenden von christlichen Heiligen, die in's Wasser gestürzt, aber von hülfreichen Delphinen an das rettende Ufer getragen wurden. So der heilige Basilius Eremita, Calistratus, Hadrianus, Julianus, Martinianus.

Demiurg.

Als das römische Reich und das Heidenthum in tiefster Zerrüttung waren und das Christenthum in seiner Reinheit sich noch nicht befestigt hatte, zugleich aber von aussen her die noch heidnischen Germanen und Parther dem alten Reiche der Cultur unvermeidlichen Untergang drohten, gab es schwache Christen, auf welche das allgemeine Verderben einen so tiefen Eindruck machte, dass sie sich einbildeten, die Welt komme gar nicht von Gott, sie müsse von einem untergeordneten, wohl gar bösen Dämon geschaffen seyn. Den nannten sie nun den Demiurg. Die gnostische Sekte hielt ihn für ein nur bewusstloses Organ Gottes, die ophitische Sekte aber hielt ihn geradezu für den Bösen; die manichäische Sekte stellte ihn am höchsten, indem sie ihn zwar noch zu einem blosen Diener oder Organ Gottes machte, jedoch zu einem bewussten. Alle aber stimmten darin überein, dass es darauf ankomme, aus der Gewalt des Demiurg frei zu werden und unmittelbar zu Gott zu gelangen. Dass die indische Lehre von der Emanation aus Buddha, und die persische von Ormuzd, der als Herr der sichtbaren Schöpfung doch nur das Organ des höhern geistigen Weltprincips ist, auf jene christlichen Vorstellungen eingewirkt, ist natürlich; allein der Grund, warum die Sekten zu jenen Vorstellungen

hinneigten, war immer die fürchterliche Corruption der Zeit, die ihnen den Gedanken, diese Welt sey nur ein Strafort, von einem uns quälenden Kerkerwächter beherrscht, beinahe aufdrängen musste. Aber auch der menschliche Hochmuth machte sich in dieser Vorstellung geltend; denn anstatt demüthig zu werden, stellte man hochmüthig den Menschen, als ein dem höchsten Gott verwandtes, wenn auch zunächst leidendes Wesen, dem Demiurg, als einem, wenn auch zunächst herrschenden, doch untergeordneten oder gar bösen Wesen, gegenüber, und that sich auf den Trotz gegen den Demiurg nicht wenig zu Gute. Dabei mischte sich der Hass der Griechen gegen die Juden und die Verachtung ein, mit welcher die heidnischen Philosophen auf das Judenthum herabzusehen gewohnt waren. Der Jehovah des alten Testamentes gab in seinem Zorn und indem er sich manchmal verstellte, Züge her, die man auf den Demiurg leicht übertrug. Nun kehrte man aber die ganze Genesis um, und behauptete unter Anderm, Jehovah sey der böse Demiurg, der den ursprünglich göttlichen und über ihm stehenden Menschen überlistet, des Wissens beraubt und gefangen gehalten habe; während die Schlange, welche Adam und Eva vom Baume des Erkenntnisses essen liess, ein gutes Wesen sey, die es mit dem Menschen wohl gemeint habe. Von dieser verehrten Schlange des Heils nannten sich die Sektirer auch Ophiten.

Am meisten poetisch ist der Gedanke, dass der Demiurg den Menschen schafft, und ihn ganz und gar für sein Geschöpf hält, ohne zu ahnen, dass der viel höhere Gott Keime in den Menschen gelegt hat, die er, der Demiurg, gar nicht zu würdigen versteht. Vgl. den Glauben der valentinianischen Gnostiker in Neanders Gnostikern S. 124.

Dienstag

gilt im Orient als Bluttag, an dem man aderlassen und schröpfen soll, weil auf diesen Tag Eva's erste Reinigung und Kains Mord fallen. Hammer, osman. Dichtkunst S. 86.

Distel,

gleich dem Dorn Sinnbild irdischer Schmerzen im Gegensatz gegen die himmlische Kraft und Geduld, die sie ertragen macht. Zu Widdern bei Wimpfen ist ein steiler Bergpfad, auf dem auch der Schwerbeladenste nicht ermüdet. Lange wunderte man sich darüber, bis man am Wege tief in Disteln verborgen ein wunderthätiges Marienbild entdeckte. Gumppenberg, marian. Atlas I. 68. — Dass die schöne Distel, deren grüne Blätter weissgefleckt sind, Mariendistel heisst, hat wohl seinen Grund in der Legende, nach welcher einmal Milch der Mutter Gottes auf die Erde träufelte. Es gibt noch mehr weissgefleckte Pflanzen, an die sich diese Sage knüpft.

Als Jakob V. im 16ten Jahrhunderte in Schottland den St. Andreasorden stiftete, wählte er zum Sinnbild desselben die Distel mit der Devise: *Nemo me impune lacessit.* Der Heilige hat selbst wohl keine Beziehung auf dieses Symbol, Die Distel bedeutet nur das Land, entweder, weil auf den schottischen Haiden viele Disteln wachsen, oder weil es in so viele spitzige Vorgebirge ausläuft.

Dornen.

Vor Adams Sündenfall soll es noch keine Dornen gegeben haben; sie wuchsen erst mit der Sünde. Pater Abraham, Judas IV. 278. Sie sind daher ein Sinnbild der aus der Sünde entsprungenen Schmerzen. Der unfruchtbare Dorn wird zum Gegenbild der lockenden Frucht des Apfelbaums im Paradiese.

Der berühmte Dornbusch, in welchem Jehovah als eine grosse Flamme dem Moses erschien, soll als die schlechteste und verrufenste Pflanze der ihn durchdringenden Gottheit zur Folie dienen. Vgl. Busch. An diesen Contrast muss man denken und nicht an die rothen Hagebutten, die den Strauch gleichsam in Feuerfarbe eingehüllt haben sollen, wie

einige alberne rationalistische Erklärer vermuthet haben. Derselbe Contrast des Niedrigsten und Höchsten findet sich auch in der schönen Fabel wieder, die uns das Buch der Richter Kap. 9. aufbewahrt hat. Die Bäume wollen sich einen König wählen, aber alle, auf welche die Wahl fällt, weigern sich. So der Oelbaum, die Feige, der Weinstock. Da kommen sie endlich an den Dornbusch, der die hohe Würde annimmt, aber seinen neuen Unterthanen auch gleich sagt: „Ist's wahr, dass ihr mich zum König salbet über euch, so kommt und vertrauet euch meinem Schatten; wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Cedern Libanons."

Ganz derselbe Contrast motivirt auch die symbolische Bedeutung der christlichen Dornenkrone. Jene stechenden Dornen, die einst dem Heiland zu seiner Verhöhnung als König der Juden aufgedrückt wurden, sind wirklich die Krone aller Kronen, das Diadem des höchsten aller Herren geworden. Die Krone soll aus dem Hundsrosenstrauch genommen worden seyn, in den seitdem nie ein Blitz einschlägt. Büsching, wöchentl. Nachr. IV. 35.

Eine Geschichte der Dornenkrone des Heilands findet man in *Nieremberg, hist. naturae* V. 491. Darin wird die Angabe widerlegt, nach welcher man die erste Krone von Weissdorn dem Heiland vor der Kreuzigung abgenommen haben soll, um ihm eine zweite *de juncis marinis* aufzusetzen. Im südlichen Europa gilt überall der purpurnblühende Weissdorn als die *spina santa* oder *spina Christi* (der Schwarzdorn blüht weiss). Nieremberg schildert, mit welcher Feierlichkeit Ludwig der Heilige die echte Dornenkrone nach Paris gebracht, nachdem er sie von den Griechen erkauft habe. Gibbon aber hat in seinem grossen Geschichtswerke (übersetzt von Sporschil 1837) S. 2316 diesen Gegenstand noch ausführlicher behandelt. Die Barone der Romania versetzten während des kurzen lateinischen Kaiserthums in Constantinopel im Jahre 1217 die Dornenkrone den Venetianern, durch grosse Geldnoth dazu gezwungen. König Ludwig von Frankreich löste sie aus. Kaiser Friedrich II. erlaubte ihr den ehrenvollen

Durchpass durch Deutschland; König Ludwig aber ging ihr mit seinem ganzen Hofe bis Troyes entgegen und holte sie mit grösstem Pompe nach Paris ein. Gibbon schöpfte aus *du Cange, hist. d. C. P.* IV. 11. und *Fleury, hist. eccl.* XVII. 201. Die Spanier zählen am heiligen Dornenkranze 72 Stacheln, eine mystische Zahl. Clarus, span. Lit. II. 213. Ein einzelner Zweig aus dem heiligen Dornenkranze, der zu Piacenza aufbewahrt wird, soll an jedem Charfreitag blühen. Desgleichen zu Malta, Montone und Donauwörth. *Bagatta, admir.* VI. 2. P. Abraham, Judas I. 341, IV. 146. Zu Brixen schwitzt er Blut, das. I. 341. Der Weissdorn soll an eben diesem Tage deutlich seufzen. In Pisa heisst eine Kirche *della spina,* weil hier einer von den heiligen Dornen anlandete. Nach dem altital. Gedicht Leandra (Schmidt, ital. Heldengedichte S. 120.) war die Dornenkrone schon an Karl den Grossen gekommen, in dessen Hand sie blühte.

Um dem Heiland nachzuahmen, tragen bekanntlich alle Mönche die Tonsur, als ein Surrogat für die Dornenkrone. Die heilige Rosa von Lima trug zeitlebens einen Kranz von blutig stechenden Dornen. Desgleichen die heilige Verona, Magdalena da Pazzis, Johannes de Deo. Um die biblische Frage zu beantworten: „Wer kann Trauben lesen von den Dornen?“ liess der heilige Maximus aus Dornen eine Weintraube hervorwachsen, deren Genuss den sterbenden Felix von Nola wieder belebte; daher ein Dorn mit einer Traube das Attribut des heiligen Maximus ist. Der heilige Benedikt und der heilige Franz von Assisi wälzten sich in Dornen. Der Letztere offenbarte seine Heiligkeit dadurch, dass aus jedem Dorn plötzlich eine Rose wuchs. Die heilige Lidwina von Schiedam wurde im Traume nach Rom entrückt, verwundete sich dort an einem Dorn und fand am Morgen noch die Wunde. Auch Britta von Cassia, eine Augustinernonne, wurde bei Betrachtung des Crucifixes von einem lang vorschiessenden Dorn aus Christi Dornenkrone tief in die Stirn verwundet. *Torelli, hist. ord. Aug.* Görres, Mystik II. 417.

Eine Dornenkrone, um ein durchbohrtes Herz gelegt, ist Attribut des heiligen Franciscus von Sales.

Die zehntausend Martyrer unter Kaiser Hadrian wurden in Dornen gespiesst, was auf schauerliche Weise noch in altdeutschen Bildern zu sehen ist.

Die Lilie unter den Dornen ist allgemeines Sinnbild der höchsten sittlichen Reinheit und Unschuld unter den Gefahren der Sünde und unter den irdischen Leiden, daher vorzugsweise Bild der heiligen Jungfrau Maria, aber auch der christlichen Religion überhaupt. In einem schönen alten Wallfahrtsliede im Paderborner Liederbuch Nr. 99. heisst es:

Maria durch den Dornenwald ging,
Der hatte sieben Jahre kein Laub getragen.
Was trug Maria unter ihrem Herzen?
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen.
Als das Kindlein durch den Wald getragen,
Da haben die Dornen Rosen getragen.

Es gibt mehrere Wallfahrtsorte, wo „U. L. Frau in Dornen" verehrt wird, weil man einmal hier ihr wunderthätiges Bild unter Dornen gefunden. So zu Rovet und zu Numantia in Spanien. Gumppenberg, marian. Atlas I. 172. 383. So auch zu Turzan in Mähren, das. I. 118; bei Kaltenbäk, Mariensagen 17, heisst der Ort Turas.

Die Kunst hat fast immer die Dornenkränze verschönert und auf's Zierlichste geflochten. Auf einem altfranzösischen Miniaturbilde, das Waagen (Paris 388) sah, findet sich das kunstreichste Dornengeflecht als Randverzierung. In einer Kirche zu Rio Janeiro ist ein Dornen- und ein Sternenkranz ineinander geflochten. Meyen, Reise I. 91.

Ein Dornenzweig, der um einen Todtenschädel sich schlingt, ist das schönste Sinnbild der Verdammniss, des über das Grab hinausreichenden Unglücks, des nie endenden Schmerzes.

wie der ehelichen und unehelichen Geburten, auf die jetzigen gesellschaftlichen Zustände und Mißstände hin und geben beachtenswerthe Fingerzeige für Beantwortung der wichtigsten socialen Fragen. Unmittelbar nach den Kriegsjahren und nach den Hungerjahren von 1816 und 1817, hatte sich diese Zahl der Ehen sehr vermehrt, war aber dann wieder gefallen und zwar, so weit wir aus den freilich spärlichen Notizen aus früheren Perioden schließen dürfen, auf einen tieferen Standpunkt, als vor der französischen Revolution. Damit übereinstimmend, deutet die verhältnißmäßig geringe eheliche Fruchtbarkeit in den meisten dicht bevölkerten Ländern von höherer materieller Kultur, wie in England und Frankreich, auf eine zunehmende Verspätung im Abschlusse der Ehen. Hier stoßen wir aber auf eine sehr fühlbare Lücke, deren Ausfüllung eine Aufgabe der Statistik ist, da man erst in einzelnen Bezirken * über das Durchschnittsalter, worin jetzt die Ehen abgeschlossen werden, genauere Beobachtungen gemacht hat. So weit die Angaben reichen, machen sie indessen gerade für die höher kultivirten Länder auf ein großes Mißverhältniß aufmerksam zwischen dem Institut der Ehe nach den Forderungen von Kirche und Staat, so wie nach der Periode, worin naturgemäß der Geschlechtstrieb und die Geschlechtsliebe erwachen, und zwischen derjenigen Zeit, worin nach den gesellschaftlichen Verhältnissen für die große Mehrheit die Eingehung der Ehen erst möglich wird. Sodann lassen die zahlreicheren und frühzeitigeren Ehen unter allgemein günstigen ökonomischen Verhältnissen, wie z. B. in den vereinigten Staaten von Nordamerika, darauf schließen, daß ihre Verminderung und Verspätung in andern Ländern ein Zeichen nationalökonomischer Verschlimmerung ist. In welchem Sinne sich dies behaupten läßt, soll unten in einigen Betrachtungen über die Vertheilung des Einkommens hervorgehoben werden. Mit dieser größeren Schwierigkeit der Gründung ehelicher Hausstände hängt aber auch zusammen, daß die ökonomischen Rücksichten bei dem Abschlusse der Ehen so entscheidend und diese so häufig eine oft schmutzige Handelsspekulation geworden sind; daß eben damit die sittliche Bedeutung der Ehe sich vermindern mußte. So erklärt es sich, daß die neueren Socialisten gegen dieses Institut insbesondere

* Wie z. B. im Canton Genf.

Drache,

die geflügelte Riesenschlange, ein Fabelthier fast aller alten Völker. In der Offenb. Johannis 12, 3 erscheint der Teufel als grimmigster Feind Gottes in Gestalt eines rothen Drachen mit sieben Köpfen und zehn Hörnern, ähnlich dem schon bei Daniel 7. vorkommenden Thiere. Er zieht mit seinem aufgehobenen Schweife den dritten Theil aller Sterne vom Himmel herunter und verfolgt das mit der Sonne bekleidete Weib, die den Mond unter den Füssen hat und den Knaben gebiert, welchen Gott errettet; der Drache aber wird vom heiligen Erzengel Michael besiegt. Das ist der Sieg Gottes über den Teufel und zugleich der Sieg des in seinem Ursprung gefährdeten Christenthums über das mächtige Heidenthum. Das rothe Thier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern kommt in der Offenb. Joh. 17. nochmals vor und trägt hier die babylonische Hure mit dem Taumelbecher der Sünde. Auf einem Bilde der griechischen Kirche frisst der Drache vier Könige und zwei Mönche. *Didron, man.* p. 275. Dante in seiner Hölle 19, 109. nahm an, die sieben Köpfe hätten ursprünglich die sieben Sakramente und die zehn Hörner die zehn Gebote bezeichnet, und die heilige Kirche selbst sey es gewesen, die durch innere Verdorbenheit sich in den Drachen verwandelt habe. Statt des heiligen Michael erscheint in christlicher Symbolik auch die heilige Jungfrau als Ueberwinderin des Drachen (weil sie der Schlange den Kopf zertreten soll). So steht sie in einem Bilde zu Verdun auf dem Drachen. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 528. Christus selbst steht auf dem Drachen im Portale des Mainzer Domes. Auf Drachen und Löwen zugleich nach Psalm 90, 113. steht er auf vielen alten Bildwerken, auf den Neowogroder Thüren, zu Chartres, Amiens etc. Auch auf Grabsteinen als Ueberwinder der das Leben beunruhigenden Dämonen. Vgl. Heider, Thiersymbolik S. 30. Schon als Kind soll er auf der Flucht nach Aegypten in der Wüste von Drachen angebetet worden seyn. Hofmann, Apokr. 141.

Daniel tödtete den Drachen, indem er ihm eine vergiftete Speise vorwarf, an der er zerbarst. Vom Drachen zu Babel 22.

In vielen Legenden werden Drachen durch Heilige besiegt, wobei jedoch zuweilen eine ältere heidnische Vorstellung nur auf das Christenthum übergetragen und in dessen höherem und geläutertem Sinne aufgefasst worden zu seyn scheint. Wie Perseus die Andromeda vom Meerungeheuer, so befreite der heilige Georg eine christliche Prinzessin vom Drachen. Perseus bedeutet die Sommersonne, welche die gefesselte Vegetation vom starren Winter befreit, und Georg (Erdwirker) bedeutet wörtlich den Ackerbauer, aber es ist der Acker der Seelen gemeint und unter dem Drachen das Böse. In Poitiers soll ein Drache von einem Ritter überwunden worden seyn, aber das Volk verehrt den Drachen (*la bonne sainte vermine*) eigentlich mehr als den Ritter (*Mémoire de l'academie Celtique* V. 51.). Hier ist offenbar alter Naturcultus nur christlich umgedeutet worden. Dagegen ist in den meisten Legenden der Drache nur Stellvertreter des Teufels. So die zwei gegen den Apostel Matthäus abgeschickten Drachen, die, von seiner Heiligkeit bezwungen, zu seinen Füssen einschliefen. Abdias Apostelgeschichte VII. 4. So der Drache, der die heilige Margaretha verschlang, aber durch das Kreuz, das sie ihm entgegenhielt, bezwungen, voneinander berstend, sie wieder freilassen musste. So der Drache, den die heilige Martha durch Weihwasser tödtete; den der heilige Cyriacus und der heilige Johannes von Rheims fesselte; der fünfköpfige Drache, den der heilige Arnold, der siebenköpfige, den der heilige Germanus besiegte; die Drachen, welche der heilige Ammon, Beatus, Erasmus, Domitianus, Donatus, Hilarion, Leon, Maurus, Mercurialis, Marcellus, Ruphillus, Severin, Parascius, Theodor, Timotheus etc., verjagten oder tödteten etc. Vgl. *Les dragons au moyen age par St. Genois. Gand.* 1840.

Nur in seltenen Fällen erscheint der Drache unschuldig oder gar himmlischen Mächten dienstbar. So der blinde,

den der heilige Simeon Stylites heilte; so der, welcher die heilige Eudoxia schützte und ihre Verfolger tödtete.

Dreieinigkeit.

Da sich das Dogma von der heiligen Dreieinigkeit im jahrhundertelangen Kampfe gegen die Häresien ausbildete, die entweder, von der Einheit ausgehend, den beiden andern Factoren eine allzu untergeordnete Stellung anwiesen, oder von der Dreiheit ausgehend, eine Theilung der Gewalten annahm, der keine wahre Einheit mehr inwohnte, so versteht es sich von selbst, dass die ganze echt kirchliche Symbolik, die sich an jenes Dogma knüpft, immer sowohl die drei Factoren in vollkommner Gleichheit neben einander bestehen lässt und insofern auseinanderhält, als auch zugleich sie identificirt und in der innigsten und unzertrennlichsten Einheit verschmilzt.

Die Symbolik ist schwierig, weil man in der Natur und Formenwelt keine Figur findet, die in gleicher Vollkommenheit den Centralpunkt der Einheit, die Theilung in Drei und die alle gleichförmig umschliessende Peripherie darböte. Das Y (*Ypsilon*) oder ⊤ (*Tau*) zeigt nur die drei Richtungen vom gemeinschaftlichen Mittelpunkt an; es ist Sinnbild der Dreieinigkeit in mittelalterlichen Kirchen. Vgl. *Twining, symbols pl.* 37. Eben so das Kleeblatt, das insonderheit der heilige Patricius zum Sinnbild der Dreieinigkeit erhob, nachdem es vorher schon ein druidisches Symbol gewesen zu seyn scheint.

Das gleichseitige Dreieck △ zeigt nur die drei Seiten ohne den Mittelpunkt der Einheit. Auch war es Symbol der Manichäer (so wie der indischen Trimurti), weshalb es der heilige Augustinus verwarf. Dennoch kommt es oft in Kirchen als Sinnbild der christlichen Dreieinigkeit vor, indem ihm in einer Sonne oder in dem Namen Jehovah, oder in einem Auge die fehlende Mitte gegeben wird. Seltener ist das Dreieck innerhalb des Kreises. *Didron, icon.* p. 574, wo aber

wieder die Peripherie allein vorherrscht und des Mittelpunktes entbehrt.

Drei in einander geschlungene Ringe gewähren ebenfalls kein ganz richtiges Bild; denn wenn sie die Ecken eines gleichwinkligen Dreieckes zu Mittelpunkten haben (*Twining pl.* 36.), so fehlt wieder die Mitte zwischen allen dreien; oder wenn sie als eine Sonne mit ihren Nebensonnen erscheinen (*Menestrerii symb.* p. 367.), so sind die beiden Nebensonnen der mittlern zu sehr untergeordnet. Nicht ganz klar ist die Vorstellung bei Dante, Paradies 33. 115 f., wo drei Kreise von drei Farben und von einem Umfang (*di tre colori e d' una continenza*) sich so zu einander verhalten sollen, dass der eine (der Sohn) nur Abglanz des andern (des Vaters), der dritte aber (heilige Geist) Feuer ist, das von beiden ausströmt. Im 17ten Jahrhunderte waren eine Zeitlang die sogenannten Dreifaltigkeitsringe sehr beliebt. Es waren drei kunstreich in einander geflochtene Ringe aus drei verschiedenen Stoffen, meist von Gold, Silber und Elfenbein. Paullini, Luststunden S. 260.

Das allgemeinste Symbol Gottes ist bekanntlich das Kreuz im Kreise , welches daher auch als ausschliesslicher Nimbus bei jeder der drei Personen in der Gottheit gebraucht wird. Der untere Arm des Kreuzes wird im Nimbus gewöhnlich durch den Kopf der göttlichen Person (sey es Gott der Vater, oder der Sohn, oder der heilige Geist, das Lamm, die Taube etc.) gedeckt, so dass nur der obere Arm und die Arme zu beiden Seiten sichtbar bleiben, was wieder eine Dreizahl ergibt. Obgleich dieselbe nur optisch und eine Täuschung ist, so liegt doch solchen Bildern die Idee zu Grunde, dass in jeder der drei göttlichen Personen wieder die ganze Dreieinigkeit enthalten ist. Die drei Strahlen des Nimbus gehen aus jedem der Dreieinigen hervor.

Die Nebeneinanderstellung dreier vollkommen gleicher Dinge drückt eben so unvollkommen die Dreieinigkeit aus, weil nicht abzusehen ist, warum es nicht noch ein viertes,

fünftes von ganz gleicher Art geben sollte. Dieser Symbolik fehlt die Bindung an die Dreizahl; Nebeneinanderstellung ist keine Bindung. Deshalb genügt weder die Berufung auf das Dreimalheilig bei Jesaias 6, 3, noch die häufig auf Kirchenbildern vorkommende Gleichförmigkeit der drei nebeneinander stehenden göttlichen Personen. So werden sie als drei ganz gleiche Greise (alle als Gott Vater) abgebildet. *Twining, symbols pl.* 38. 39. Auch bei A. Dürer, Heller II. 2. 781. und auf einem Bild in Schleissheim. E. Förster, deutsche Kunst II. 251. Als drei völlig gleiche Christusse in der Handschrift der Herrad von Landsberg und bei *Didron, icon.* p. 446. Als drei gleiche Kinder, das. p. 484; drei gleiche Adler, *Twining pl.* 23; drei Fische, das. *pl.* 66. Der Versuch, sie aus der blossen Nebeneinanderstellung zur wahren Vereinigung zu bringen, ist durchaus misslungen und zu verpönen in Darstellungen, die an die vielköpfigen Götzen der Indier erinnern. Gleichwohl kommen christliche Bilder der Dreieinigkeit vor, die einen Kopf mit drei Gesichtern zeigen. *Didron, icon.* p. 575. 580, dessen *annales* II. 22. Vgl. *Molani, hist. icon.* p. 43, der die gute Bemerkung beifügt, dass nach einem Fortsetzer des Sigebert von Gembloux (*Robertus, abbas montis*) der Teufel einmal dreiköpfig erschienen sey, um sich für die Dreieinigkeit auszugeben. Eine solche Monstrosität könne nur der Teufel, aber kein frommer Maler aushecken.

Schon sehr alt ist die Voraussetzung, dass die drei Engel, die zu Abraham kamen, die heilige Dreieinigkeit gewesen sey. Sie werden auf einem altvenetianischen Miniaturbild einer Darstellung der Dreieinigkeit als alttestamentalisches Vorbild zugetheilt. Kunstbl. 1823, S. 54. Auch tragen sie den Kreuznimbus, der nur den höchsten Personen der Gottheit zukommt. *Didron, manuel* p. 88.

Ungleich bestimmter tritt die innigste Einheit in der Dreiheit hervor in folgenden Sinnbildern. Im Leichnam der heiligen Clara sollen drei Gallensteine gefunden worden seyn, wovon nicht nur jeder dem andern an Grösse, Gestalt, Farbe und Schwere vollkommen gleich war, sondern wovon jeder auch

genau so viel wog, als die beiden andern und alle drei zusammengenommen. *Majoli, hist.* 13, 24. Blainville, Reise II. 300. So verhielt es sich auch mit den drei Steinen, die der heiligen Ida von einem Engel gebracht wurden, um ihr das Geheimniss der Dreieinigkeit deutlich zu machen. *Acta SS.* I. 1063. So auch mit den drei krystallreinen Tropfen, die zu Bazas (*in Vasatensi urbe*) während der Messe niederfielen und zu einem zusammenrannen, der nicht grösser war. *Sigeb. Gembl ad annum* 453. Auf einem Bilde des Mazuola in Berlin (Catalog von 1830, S. 44) steht St. Clara vor der thronenden Maria und auf den Stufen des Thrones liegen drei Kirschen, deren Kerne wohl die Steine der heiligen Clara bedeuten sollen. Ueber den Kirschen sitzt ein Stieglitz (vgl. diesen Artikel). Derselben Symbolik gehören wohl auch die drei Kugeln an, welche der heilige Franciscus (Seelenfreund der heiligen Clara) trägt. Auf einer dieser Kugeln sitzt die heilige Jungfrau. Stich von Paul Pontius. Huber, Kupferst. V. 301.

Inzwischen sind alle solche Vergleichungen zu kleinlich, um die Erhabenheit des Gegenstandes würdig genug auszudrücken. Sie eignen sich nie zu Hauptbildern in Kirchen, höchstens zu Ornamenten, Randverzierungen, in denen ein tieferer Gedanke bescheiden angedeutet ist ohne die Anmassung, ihn zu erschöpfen. In diesem Sinne erscheinen die dreifachen Verschlingungen von Bändern, die „die Gewebe in Drilch gevlochten und gestriket“ (W. Grimm, goldne Schmiede S. XXX.), in ihrer Anspruchslosigkeit als Ornamente gerechtfertigt.

Unpassend sind folgende, die Einheit in drei Momenten nur sehr unvollkommen ausdrückende Vergleichungen des Joh. Damascenus: Sonne, Licht, Strahl — Quelle, Fluss, Mündung —; Pflanze, Blume, Duft. Eben so die von W. Grimm a. a. O. zusammengestellten: Mandel, Faser, Schale; Harfe, Holz, Ton; Licht, Docht, Wachs; Wasser, Schnee, Eis; Quelle, Fluss, See; Glanz, Rauch, Hitze; Rad, Schiene, Nabe etc. Desgleichen versucht Roland in dem

Gedicht von der Königin Anchroja die Dreieinigkeit zu erklären als: Auge, Pupille und Stern. — Eben so spielend erscheinen die Namen Dreifaltigkeitsblümchen (Stiefmütterchen), welches drei Farben hat; die Insel St. Trinidad, die sich von fern durch drei gleich hohe Berge bemerklich macht etc. Auch die drei einander entgegenstehenden Spiegel (*Picinelli, mundus symb.* II. 40) passen nicht, weil der Spiegel an sich nur die leere Erwartung eines Andern ist, das ihn erst ausfüllen soll, und dreimal leer doch immer nur leer bleibt.

Noch schlimmer sind die philosophischen Spielereien, die von Abälard an bis auf die neueste Zeit mehr oder weniger pantheistisch die Dreieinigkeit aus dem Centrum Gottes heraus an die Peripherie der Welt verbreitet und vertheilt haben. Schon die Vertheilung der höchsten Gaben, der Macht an den Vater, der Weisheit an den Sohn, der Liebe an den Geist (nach Abälard), ist verwerflich, weil allen drei Personen alle drei Gaben gleich stark inwohnen. Noch unpassender ist die neuere Distribution, wonach dem Vater die alte Weltgeschichte, dem Sohne die mittlere, dem Geiste die künftige unterzuordnen seyn soll; oder gar die Unterscheidung des Vaters als Gottes ausser dem Menschen, des Sohnes als Gottes, der sich zum Menschen bewegt, und des Geistes als Gottes, der in uns und ganz von uns verschlungen ist.

Die Andacht verlangte und die Naivetät des Mittelalters erlaubte Darstellungen der Dreieinigkeit, in denen bei unzulänglichen Mitteln des Künstlers doch tiefer Ernst und ein zarter Sinn vorwalteten. Von dieser Art ist das vielfach vorkommende Selbdritt der drei höchsten Personen: Gott der Vater, gewöhnlich als Kaiser dargestellt, hält in seinen Armen den Heiland am Kreuz so, dass über dem Kopf des Heilandes noch Raum für den heiligen Geist in Taubengestalt bleibt und so die drei Köpfe gerade über einander zu stehen kommen. *Didron, icon.* p. 520. *Twining, symb. pl.* 39. Waagen, Paris 319. Dessen Catalog der Berliner Galer. 1830, S. 268. Kunstbl. 1847, S. 220. Ein ähnliches Bild von Albrecht Dürer befindet sich im Wiener Belvedere. Diese

Bilder entsprechen der *pieta* (Christi Leichnam auf den Armen der Mutter Gottes) und bezwecken hauptsächlich, das Erlösungswerk als den innersten Lebens- und Einheitspunkt in der Dreieinigkeit aufzufassen; wie denn auch Gott nie aus der Einheit in die Dreiheit herausgetreten wäre, wenn nicht die Menschwerdung es erfordert hätte. Somit wird das Kreuz zum Mittelpunkte der Dreieinigkeit. Aus demselben Grunde theilt sich auch die Sonne erst bei Christi Geburt in drei Sonnen, die wieder zu einer zusammenschmelzen, nach spanischer Sage. Vgl. Hofmann, Apokr. 110.

Das Kreuz im Kreise kommt überall nur den drei höchsten Personen der Gottheit oder den Symbolen zu, in welchen dieselben versinnlicht werden. Es bedeutet nicht blos die dem Kreuze vorherbestimmte Herrschaft auf Erden (das ist vielmehr das Planetenzeichen, das Kreuz über dem Kreise, wie auch über dem Reichsapfel und über der geschlossenen deutschen Kaiserkrone), sondern vorzugsweise das Mysterium der Erlösung als herrschendes Princip in der Weltgeschichte, im Verlauf der Dinge von der Schöpfung an bis zum Weltende. Auf einem Miniaturbild des 10ten Jahrhunderts hat nur der Vater das Kreuz im Kreise, Sohn und Geist den Kreis allein ohne Kreuz, *Didron, icon.* p. 55, was der reinen Dreieinigkeitslehre nicht entspricht, daher fast überall der Kreuznimbus sich bei allen drei Personen findet.

Um jedoch das Kreuz der Person des Sohnes zu vindiciren, ist auf Fenstern des Berges Athos höchst sinnig der Nimbus der beiden andern Personen verändert. Gott der Vater trägt zwei zur Sternform übereinander gelegte Dreiecke als Nimbus, was auf die sechs Schöpfungstage bezogen werden mag*); Gott der Sohn trägt das griechische Kreuz

*) Doch ist zu bemerken, dass bei den Heiden durchgängig das aufgerichtete Dreieck △ das männliche Weltprincip, das verkehrte ▽ dagegen das weibliche bedeutet, ihre Vereinigung in sechseckigem Sterne mithin das Ganze der geschaffenen Welt.

im Kreise als Nimbus, der heilige Geist aber einen Sonnennimbus, als reines Lichtsymbol; alle drei schweben über der Weltkugel. *Didron, icon.* p. 61. Die Weltkugel erscheint oft mit der Dreieinigkeit verbunden. Auf ihr thront sie auch in einem Bilde von Rubens in der Münchner Pinakothek. Auf einem alten Miniaturbild halten Vater und Sohn die Kugel, auf der die Taube sitzt. *Didron, icon.* p. 42. Noch öfter jedoch hält Gott der Vater allein die Kugel in der Hand. — Auch in Einer Sonne kommen die drei Personen verbunden vor, auf einem Bild des Spinello. Vasari, herausg. von Schorn I. 378. In einer Sonne sitzt Gott Vater und hält den ihm gleich alten Geist und den jüngern Sohn in den Armen, während ihr Untertheil vom halben Monde bedeckt ist, auf dem sie wie in einem Kahne schiffen. Französisches Miniaturbild des 16ten Jahrhunderts bei *Didron, annales* I. 221.

Gott der Vater erscheint zuweilen den beiden andern Personen völlig gleich, wie schon bemerkt worden ist; wird jedoch in der Regel als älterer Greis im kaiserlichen oder Papstornat von dem jüngern Sohne und von der Taube, als dem heiligen Geist, unterschieden. Auf einigen alten Bildern sind Vater und Sohn gleich jugendlich im Christustypus gebildet und nur der Geist schwebt als Taube zwischen ihnen. *Didron, icon.* p. 220. 221. Auf einem Miniaturbild in Venedig sitzen Vater und Sohn in rothen Mänteln nebeneinander und halten gemeinschaftlich einen Scepter; zwischen ihnen schwebt die Taube. Kunstbl. 1823, S. 54. Einmal ist der Vater als Greis, der Sohn als Mann, der Geist als Kind gebildet, *Didron, icon.* p. 483. Die jugendliche Auffassung des Vaters herrschte bis zum 15ten und 16ten Jahrhunderte vor, dann wurde der Sohn selbst mit dem Vater ältlich aufgefasst. Daselbst p. 226.

Der Sohn zeigt in Dreieinigkeitsbildern die meiste Verschiedenheit. Bald ist er den beiden andern Personen völlig gleich, bald nur dem Vater, wie schon bemerkt. Ausnahmsweise ist ihm einmal nur der Geist gleich, daselbst p. 307.

Oft erscheint er als Crucifix, oft auch als König, wenn Gott Vater Kaiser ist. *Didron, icon.* p. 312. Auf einer französischen Sculptur des 16ten Jahrhunderts ist der Vater Papst, der Sohn nackt mit der Dornenkrone als *ecce homo* aufgefasst, das. p. 508. Oft trägt der Vater die Weltkugel, der Sohn aber ein Buch in der Hand, das. p. 221. 223. 307. 312.

Der Geist erscheint, die schon erwähnten Fälle, in denen er dem Vater oder Sohne gleicht, abgerechnet, immer als Taube mit dem Kreuznimbus oder in Sonnenstrahlen. Auf einem Bild des Königs René berührt die Taube mit den Flügelspitzen den Mund des Vaters und Sohnes, um anzudeuten, dass der Geist von ihnen ausging. von Quandt, Reise in's mittägl. Frankreich S. 151. Mehrere ähnliche Bilder bei *Didron, icon.* p. 586. 592. 593. Zuweilen ist der Geist wie Christus gebildet, z. B. zu Augsburg und Basel. Waagen, Künstler in Deutschland II. 16. 301. Christo ganz ähnlich, trägt er zum Abzeichen die Taube auf der Hand oder auf dem Kopfe. *Didron, icon.* p. 508. 604. Ausnahmsweise steht der Geist als Lamm neben Vater und Sohn. Rathgeber, Gothaer Mus. 379. Auf einem Miniaturbild des 10ten Jahrhunderts ist Gott Vater alt und bärtig, der Sohn ein Jüngling und der Geist ein Engel mit grossen Flügeln. *Didron, annales* I. 15.

Die heilige Dreieinigkeit tritt in mannigfache Beziehung zur Mutter Gottes. In Häresien ist dies bis zu einer Ueberordnung der Letzteren über die Erstere ausgeartet, wie im indischen Glauben die allgemeine Mutter der Dinge Bhawani über der Trimurti (den drei höchsten Göttern: Brama als schaffendes, Wischnus als erhaltendes, Schivas als zerstörendes Princip) steht. Zu dieser Ausschweifung konnten Bilder der schwangern Maria, in deren Leibe die Dreieinigkeit sichtbar wird, leicht verführen, welche Bilder daher anstössig und unzulässig sind. Vgl. *Gerson, opp.* IV. 47. Die Kirche drückt die Hochstellung, aber auch zugleich Unterordnung der Maria dadurch aus, dass sie die Letztere durch die Personen der heiligen Dreieinigkeit im Himmel gekrönt werden lässt.

ihre Angriffe richteten, und daß eine eigenthümliche Literatur entstehen konnte, die in ihrer Weise dieselbe Richtung einschlug. Man hat die Tendenz des s. g. jungen literarischen Deutschlands heftig angefochten; aber wenigstens hätte man nicht übersehen sollen, wie sie aus unseren socialen Zuständen entsprungen und nicht sowohl an sich ein Uebel, als ein Symptom desselben ist.

Die Vertheilung der Bevölkerung nach Volks- und Sprachstämmen war immer ein Gegenstand der Statistik. Es ist von großem Interesse, hier die Veränderungen nicht unbeachtet zu lassen, die schon im Aeußeren der verschiedenen Volksstämme statt haben. Im Fortschritte des Völkerlebens verschwindet der frühere einförmige Typus sowohl der Physiognomien, als selbst der Gestalten. Dies ist nicht bloß eine Folge der zahlreicheren Vermischungen mit andern Stämmen, sondern auch der Zerlegung der früher einfachen Berufsart in vielfach auseinander gehende, besondere Zweige und des Einflusses, den die Vervielfältigung der Lebensweisen und Thätigkeitsweisen nothwendig haben muß. Es tritt also eine größere Mannigfaltigkeit der Individualität hervor, die aber keineswegs eine nur äußerliche ist. Die Beobachtung der einschlägigen Thatsachen bestätigt eine Bemerkung, die auch Hegel von seinem spekulativen Standpunkte aus gemacht hatte.

Mit dem, was für die Vertheilung nach Volksstämmen hauptsächlich wichtig ist, mit den gesetzmäßigen Veränderungen im Umfange der Sprachgebiete, hat sich die Statistik kaum noch befassen mögen. Ein Volksstamm, oder ein Theil eines solchen, der seine Muttersprache aufgibt, gibt eben damit seinen Nationalgeist auf. In wie weit und unter welchen Bedingungen findet nun ein solcher Tod der Völker, eine Auflösung und Verschmelzung derselben mit andern Nationalitäten statt? Die Sprachen sind Mittel des persönlichen Verkehrs, und die Interessen desselben bedingen wesentlich die Ausbreitung der Sprachen. Ein tieferes Eingehen in die Sache zeigt indessen, wie die verschiedenen Kreise eines mehr oder minder lebhaften Verkehrs nach äußeren Naturgränzen sich bemessen. Nur muß man diese nicht ausschließend in Gebirgen, oder Meeren, oder gar in Strömen ꝛc. suchen, sondern bald in dem Einen, bald in dem Andern; und oft werden sie auch nur in minder fruchtbaren und minder bewohnbaren Strecken zu entdecken seyn. Immer haben jedoch die Nationalitäten und Sprachen eine entschiedene Tendenz,

Die krönende Drei steht immer höher als die Gekrönte. Vgl. das schöne Sinnbild unter dem Artikel Brust.

Es gibt auch Bilder, in denen es sich ausschliesslich um die Anbetung der heiligen Dreieinigkeit von Seiten sämmtlicher himmlischer Heerschaaren handelt, z. B. von Dürer, Heller II. 1. 256, ähnlich den Anbetungen des Lammes.

E

Ecce homo,

der Kunstname für die Bilder, welche den Heiland darstellen, wie er zum Spott als angemasster König der Juden nackt mit einem Purpurmantel angethan, mit einem Dornenkranz gekrönt und einem Rohrstab als Scepter in den zusammengebundenen Händen dem Volke zur Schau ausgestellt wurde. Die tiefste Erniedrigung des höchsten Wesens, gleichsam der moralische Mord, der dem physischen vorherging: daher auch hier die psychische Seite des Opfers besonders hervorleuchtet. Zugleich geht hier die sittliche Verblendung und Umnachtung des Volkes der Finsterniss der Natur vorher, die den Tod Jesu verhüllte. Sie hatten den König aller Könige vor Augen und erkannten ihn nicht und spotteten seiner.

In einem richtigen Gefühl stellen die Kirchenmaler den Heiland in diesem Zustande gelassen, demüthig, mit gesenkten Augen dar, sich betrübend und für die ganze Menschheit die Scham empfindend, welche vielmehr ihr geziemt hätte. Nur von einem modernen Maler ist mir bekannt, dass er den Heiland als *ecce homo* mit erhobenem Haupte stolz und trotzig

dargestellt hat, Hübner in Düsseldorf. W. Füssli II. 561. Das ist unschicklich.

Alttestamentalische Vorbilder des *ecce homo* in der *biblia pauperum* waren: 1) die Verspottung des Noah durch Cham, 2) des kahlen Elisa durch die bösen Knaben. Vgl. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 124.

Edelsteine.

Nach der Offenb. Joh. 21, 19 und 20. sind die Mauern des neuen Jerusalems gegründet in zwölf Edelsteinen, entsprechend den zwölf Thoren, über denen nach Vers 12 die Namen der zwölf Stämme geschrieben waren. Auch sind die hier genannten Edelsteine meistens die nämlichen, die nach 2. Mos. 28, 17 f. auf dem Brustschilde des Hohenpriesters vorkommen und auch hier die zwölf Stämme bedeuten sollen, nur in etwas anderer Ordnung. Am Brustschild nämlich: Sarder, Topas, Smaragd, Rubin, Saphir, Demant, Lyncurer, Achat, Amethyst, Türkis, Onyx, Jaspis. Im neuen Jerusalem: Jaspis, Onyx, Chalcedon, Smaragd, Sardonix, Sardis, Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyacinth und Amethyst. Wenn das Brustschild des Hohenpriesters das Palladium des Volkes war und dessen Einheit in steter Erinnerung bewahren sollte, so gehört dagegen das neue Jerusalem rein der christlichen Symbolik an, erhebt sich über den nationalen Horizont der Juden und hält die altjüdische Symbolik der zwölf Edelsteine nur fest, um eine christliche Anwendung von ihnen zu machen. Das alte Jerusalem nämlich war Sitz des Volkes Gottes in dem beschränkten Sinn des alten Testaments, ausschliesslich die Juden in sich begreifend; das neue Jerusalem aber sollte Sitz des Volkes Gottes in dem höhern Sinne werden, in welchem es alle Heiligen und Seligen der christlichen Kirche, ohne Unterschied der Nation, in sich vereinigen sollte. In diesem Sinne pflegten die zwölf Apostel an die Stelle der zwölf Söhne Jakobs zu treten, oder auch die christlichen Tugenden. Vgl. *Didron*, *annales* V. 221 f.

Inzwischen weichen die Kirchenväter und Mystiker in den einzelnen Bezeichnungen ziemlich von einander ab, so dass eine klare Tabelle nicht zu ermitteln ist. Was klar hervorleuchtet, werde ich in den Artikeln, die von den Edelsteinen im Einzelnen handeln, beibringen. Den zwölf Aposteln entsprechen: Jaspis = Petrus; Smaragd = Paulus (aber auch Andreas); Chalcedon = Jakobus *major;* Onyx = Philippus; Sardon = Bartholomäus; Chrysolith = Matthäus; Beryll = Thomas; Topas = Jacobus *minor;* Chrysopras = Thaddäus; Ligurius = Simon; Amethyst = Mathias.

Ueber das Orakel der Urim und Thumim und über die Frage, ob Urim und Thumim mit dem Brustschild des Hohenpriesters identisch oder von ihm verschieden sey, vgl. Winer, bibl. Realwörterbuch *s. v.* und noch insbesondere Züllich, Offenbarung Johannis I. 408 f. II. 427 f. Der christlichen Symbolik kommt es nicht mehr darauf an, ob und wie der Hohepriester im Spiegel der Edelsteine die Verhängnisse des jüdischen Volkes gelesen habe.

Philo glaubte in den zwölf Edelsteinen die zwölf Himmelszeichen wiederzufinden, und erklärte demnach das Prophezeihen aus denselben auf astrologische Art. Vgl. Züllich I. 443. Das hing mit der Aeonenlehre zusammen. Sofern nun aber das neue Jerusalem nur Sinnbild für den christlichen Himmel überhaupt war, lag es nahe, auch die zwölf Edelsteine mit den himmlischen Heerschaaren zu identificiren, den Engel- und Heiligenchören, die eben so die Bevölkerung des himmlischen Jerusalems bilden sollen, wie die Nachkommen der zwölf Stämme des alten irdischen Jerusalems. Daher in dem altdeutschen Vaterunser des Heinrich von Krolovitz im 19ten Bande der Bibliothek der Nationalliteratur die ausführliche Vergleichung der Edelsteine im neuen Jerusalem mit den einzelnen Heerschaaren des Himmels. Auch hier kommen wieder Abweichungen im Namen der Edelsteine vor. Der Weise bedeutet die Maria, der Kristall die Engel, der Diamant die Erzengel, der Magnet die Patriarchen, der Smaragd die Propheten, der Jaspis die Apostel, der Kar-

funkel die Evangelisten, der Rubin die Martyrer, der Saphir die Heiligen, der Sardonix die keuschen Jungfrauen, der Chrysopras die frommen Wittwen, der Hyazinth die frommen Eheleute.

Ehe.

Dass die alte Kirche die Ehe zu einem Sakrament erhob, hängt auf's Genaueste mit ihrem Grundsatz zusammen, das Naturleben christlich zu weihen. Der Protestantismus glaubte dagegen, die Kirche ziehe zu viel Natur in sich hinein und nahm der Ehe die sakramentale Bedeutung wieder, wodurch sie allerdings profanirt und ein lüderliches System von leichten Scheidungen begründet worden ist.

Ehen dürfen nicht vollzogen werden in der geschlossenen Zeit, d. h. in der Fasten und in den Buss- und Trauerzeiten der Kirche. Das Symbol der gegenseitigen Angelobung ist der Ringwechsel zwischen Bräutigam und Braut. Der Ring hat die Bedeutung der Bindung. Der Kranz, den ehemals der Bräutigam wie die Braut trug, ist die Krone der Jungfräulichkeit. Wer nicht mehr rein war, durfte dieses Ehrenzeichen nicht tragen. Zum Handschlag, den sich die Verlobten vor dem Altare geben müssen, kommt in der katholischen Kirche noch die kreuzweise Bindung ihrer Hände mit der priesterlichen Stola. Eine Menge Hochzeitsgebräuche scheinen aus dem ältern Heidenthum als unschuldig oder feinsinnig im Christenthum beibehalten worden zu seyn. So das Bestreuen des Brautpaars mit Waizen oder das Austheilen von Brodt, als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Der sogenannte Johannistrunk, den man den Brautleuten reicht (Rippel, Alterth. der Cäremonien S. 415), wird zwar auf das in Wein verwandelte Wasser auf der Hochzeit zu Cana bezogen, scheint jedoch mit dem altheidnischen Minnetrinken zusammenzuhängen. Nicht zu gedenken zahllosen Hochzeitsaberglaubens, der offenbar schon bei den Heiden üblich war.

Die Monogamie, die den Christen nirgends gestattet, zugleich mehr als Ein Weib zu haben, und die den Katholiken

sogar keine Wiederverheirathung erlaubt, wenn das erste Ehegespons noch lebt, ist die schönste und edelste Auffassung der Ehe, alle andern, Polygamie, Polyandrie, so wie auch der Leichtsinn des Ehewechsels in der protestantischen Kirche sind unwürdiger. Der Mensch soll in dem, mit dem er sich ehelich verbindet, nicht blos die Befriedigung thierischer Naturtriebe, noch auch irdische Vortheile suchen, sondern ihn als Glied der Kirche, als mitbegriffen in der Gemeinschaft der Heiligen betrachten, und in den Rechten, die er im Ehegenossen ehrt, die eigene Würde spiegeln.

Eine seltsame Auslegung des: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen," findet sich in der *hist. Jeschuae Nazareni.* Jesus und Petrus wandern und wissen den Weg nicht. Sie fragen einen faulen Schäfer, der nur den Fuss aufhebt und ihnen damit die Richtung weist. Dann eine fleissige Schäferin, die mit ihnen geht, bis sie nicht mehr irren können. Nachher gibt Jesus ihr den Segen, dass sie den faulen Schäfer heirathen soll. Petrus findet das ungerecht; Jesus aber erwidert: Sie wird ihn selig machen, der sonst durch seine Trägheit in's Verderben käme. Ich aber bin der barmherzige Gott, der Ehen stiftet nach den Werken der Menschen. Vgl. *Schmidt, discipl. cler.* S. 146.

Im Kirchenjahr ist den ehelichen Beziehungen ein eigner Zeitraum besonders geheiligt und vorbehalten, vom 16. bis 23. Januar. Unmittelbar vorher sind die meisten Tage von Epiphania an den heiligen Einsiedlern und Ascoten gewidmet, in denen die Heiligkeit des jungfräulichen Standes verherrlicht erscheint. Um aber das Gleichgewicht herzustellen und auch die Heiligkeit des Ehestandes und des häuslichen Lebens darzulegen, sind die folgenden Tage, der 16. Januar der heiligen Concordia, der 19. dem Marius und der Martha, einem musterhaften Ehepaar, der 20. dem Fabian und Sebastian, als Patronen der Fruchtbarkeit, der 21. der keuschen Agnes, der 23. dem Verlobungsfest der heiligen Jungfrau Maria gewidmet, und das Sonntagsevangelium betrifft die Hochzeit von Cana. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 146 f.

Ehebrecherin vor Christo.

Man hält bekanntlich diese ganze Erzählung im Evangelium Johannis 8. für einen spätern Zusatz, weil sie in den ältesten und besten Handschriften fehlt und auch innere Gründe für die Unechtheit sprechen. Sie hat gleichwohl einen schönen Sinn. Die Pharisäer wollten dem Heiland einen Fallstrick legen, indem sie ihm die Ehebrecherin zuführten. Hätte er sie verdammt, so würden sie gesagt haben, er mische sich unbefugt in Gerichtssachen. Hätte er sie freigesprochen, so würden sie ihn einen Prediger der Unsittlichkeit genannt haben. Christus aber antwortete nichts, sondern schrieb etwas mit dem Finger in den Staub des Bodens hin. Dann erhob er sich wieder und sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein wider sie auf.“ Die Pharisäer schlichen sich nun beschämt davon (wahrscheinlich lasen sie in dem, was Christus auf den Boden geschrieben, ihre eigene Sünde). Das Weib blieb allein zurück. „Hat dich Jemand verdammt?“ frug Christus. „Nein,“ antwortete sie. „Nun,“ fuhr er fort, „so verdamme ich dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!“ — Dieser Schluss rettet den sittlichen Ernst der Handlung, der sonst zu fehlen scheinen würde. Es ist nicht zu leugnen, dass eine laxe Observanz aus diesem Capitel der Bibel nur allzu viel Trost schöpft.

Die Ehebrecherin vor Christo ist ein in der Malerei sehr beliebter Gegenstand, sey es wegen des Trostes, den man daraus schöpfte, sey es wegen der reizenden Contraste, die er darbietet, die affectirte Sittenstrenge und rigoristische Miene der innerlich schlechten Pharisäer, die Demuth und Scham der Sünderin, die, öffentlich angeklagt, doch immer noch unschuldiger ist, als ihre Ankläger, endlich die Reinheit und über all diesem irdischen Treiben hocherhabene Heiligkeit des Erlösers. Noch einen weiteren Contrast suchte Titian in seinem berühmten Bilde, indem er der Ehebrecherin ein

anderes, gerecht lebendes und nicht ehebrecherisches Weib gegenüberstellt, derselben aber einen ungleich gemeineren und roheren Ausdruck gibt, als der Sünderin. Es liegt etwas Wahres darin, dass gerade oft die edleren und feiner gebildeten Naturen zur Sünde hingerissen werden, wo gemeinere Wesen aus blosem Stumpfsinn keine Anfechtungen erleiden; allein Titian hätte in einem Bilde aus der heiligen Geschichte doch nicht so direkt darauf ausgehen sollen, die Sünde als edel und die Tugend als gemein aufzufassen. Sein Bild ist die feinste Beschönigung des Ehebruchs, die es geben kann.

Besonders fehlerhafte Darstellungen sind die von Marconi in Venedig, indem die Ehebrecherin hier einen gar zu gemeinen Ausdruck hat und hartgefesselt erscheint. Kunstbl. 1835. S. 391. Die von Garofalo in Petersburg, weil hier die Ehebrecherin die Unschuldige spielt und sich vertheidigt, was gar nicht im Charakter der biblischen Erzählung liegt. Hand, Petersburg I. 153. Die von Varotari in Wien, weil hier die Ehebrecherin noch schalkhaft kokettirt und die Umgebung gar zu launisch dareinsieht. Kunstbl. 1834. S. 147. Die Ehebrecherin von Nic. Poussin in Paris (*Laudon annales* I. 53.) ist vielleicht zu demüthig und in Angst zusammengebogen. Die von Navez dagegen wieder gar zu verführerisch, wodurch das Hauptinteresse von Christo gar zu sehr abgelenkt wird. Kunstbl. 1837. S. 174. Titians schon erwähnte Idee wurde noch übertrieben in einem Bilde von Lucas Sunder in Prag, der die Ehebrecherin allein schön und edel malte, alle übrigen Anwesenden aber verworfen und scheusslich.

Ei,

Sinnbild der Auferstehung. Christus brach am Ostermorgen aus dem Grabe, wie das junge Küchlein aus dem Ei, in dem es begraben liegt. Daher in der Christenheit von sehr alter Zeit her der Gebrauch der Ostereier, die man sich wechselseitig schenkt, indem man sich zur Auferstehung des Heilands Glück wünscht. Dieser Gebrauch herrscht jetzt noch

am allgemeinsten in der griechischen Kirche, wobei in der Zahl, Grösse und symbolischen Bemalung oder inneren Ausfüllung der Eier erstaunlicher Luxus getrieben wird. Vgl. Kohl, St. Petersburg I. 128. II. 188. Es gibt ein eigenes Werk über Ostereier, *ova paschalia* von Stengel, worin unzählige Arten der Eierverzierung verzeichnet sind. Alle möglichen auf Christus bezüglichen Symbole werden hier den Eiern eingeätzt, aufgemalt oder im Innern derselben angebracht. Die grossen Ostereier, auf denen das Lamm Gottes steht, als Symbol der Dreieinigkeit, erscheinen abgebildet in Nicolais Reise durch Deutschland im Anhang des 8ten Bandes.

In der frühern Heidenzeit waren bei den Frühlingsfesten ebenfalls Eier im Gebrauch, als Sinnbilder der wieder zum Leben erwachenden Pflanzen- und Thierwelt. Bei den Indern war das Ei Sinnbild des Weltganzen, Erde und Himmel wurden den beiden Hälften eines Eies verglichen. Dem entspricht in der christlichen Symbolik nur eine Vision der heiligen Hildegard von Bingen, die im Innern des Eies die sicher ruhende Kirche, ausserhalb desselben die Welt voll Flammen sah.

Von der heiligen Katharina von Siena sagt die Legende, sie habe einmal auf Eiern geschlafen und keines zerbrochen. P. Abraham, Judas IV. 313.

Eiche.

Die Legende kennt, namentlich in Frankreich und Deutschland, eine grosse Menge alter Eichen, in denen ein wunderthätiges Marienbild gefunden wurde, und wohin das Volk wallfahrtet, *Nôtre dame du chêne*, Unsre Liebe Frau zur Eiche. Es ist wahrscheinlich, dass durch diesen christlichen Mariencultus nur ein älterer heidnischer Eichencultus der gallischen Druiden, alten Deutschen und Slaven verdrängt worden ist, indem man dem an die Wallfahrt zu alten heiligen Bäumen gewöhnten Volke einen würdigen Gegenstand der Verehrung an demselben Orte darbot. Unter den französischen Marieneichen ist am berühmtesten die von Foy und die

von Aspricol, aus deren Holz eine Menge anderwärts hoch verehrter und wunderthätiger Marienbilder geschnitzt worden sind, die alle in Gumppenbergs marian. Atlas verzeichnet stehen.

Zu Labiau in Preussen stand vormals eine hohle alte Eiche, in welche die Schiffer Geld zu werfen pflegten als Opfer für ihren Patron, den heiligen Jodocus. Als aber einmal ein Dieb den Schatz leerte, verdorrte die Eiche. v. Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreussens 122. Zu Siena steht eine alte Eiche, die aus dem dürren Stabe des heiligen Franciscus gewachsen seyn soll. Kreysslers Reisen S. 411. Die Leiche der heiligen Christina wurde von einer Eiche, die sich ihr freiwillig öffnete, aufgenommen und verschlossen. Der heilige Bernhard nannte sich „Schüler der Eichen", weil er in seiner Jugend in einem Walde einsam lebte. König Garcias von Navarra sah im Jahre 722 ein Kreuz auf einer Eiche strahlen, was ihm Sieg über die Sarazenen verkündete.

Die Eiche von Sichem im Buche der Richter 9, 6. und bei Josua 24, 23. 26. war ein heidnischer Zauberbaum, später dem Jehovah geweiht, und hat nichts mit christlicher Symbolik zu schaffen.

Eidechse,

ein Thierchen, welches gern in der Sonne sitzt, daher Sinnbild des Lichts. Wird daher zuweilen als Zierde an christlichen Leuchtern angebracht. *Didron, annales* IV. Titelkupfer. Auch an Treppengeländern, z. B. im Ulmer Münster. In der Mauer des Chores eingemauert, z. B. in Egolsheim bei Ludwigsburg. Desgleichen im Kloster Maulbronn. Diese Thiere befinden sich ganz unten an der Wand nahe über der Erde, als kämen sie eben erst aus dem Dunkel heraus. Ich glaube nicht, dass man sie für böse Dämonen der Tiefe halten dürfe, sondern vielmehr für den Ausdruck der Sehnsucht nach dem Licht. Hieher ist wohl auch die Eidechse in der Hand eines Genius zu beziehen auf einem altchristlichen Grabdenkmal, auf dem die Genien Trauben lesen. Bottari,

sich bis zu solchen natürlichen Gränzen auszudehnen. Dies zeigt die nähere Betrachtung des Bildungsprozesses der europäischen Nationen, vom Chaos der Völkerwanderung an bis zur neuesten Zeit. Er ist auch jetzt noch nicht ganz vollendet, aber doch so weit der Vollendung nahe gerückt, daß sich künftig alle weiteren Veränderungen in den Sprachgebieten und Nationalgränzen nur auf unbedeutende Schwankungen beschränken können. Mit dieser natürlichen Gliederung nach Nationen wird aber auch die Forderung und das Bedürfniß einer entsprechenden politischen Gliederung lebhafter erwachen und die Bedingungen werden deutlicher hervortreten, unter welchen von einem einzig möglichen organischen Gleichgewichte der Staaten die Rede seyn kann, in anderem Sinne und auf andern Grundlagen, als sich eine bloß mechanische Staatskunst ihr Idol eines politischen Gleichgewichts gedacht hatte.

Nach der allgemeineren Betrachtung von Land und Volk, als der beiden Bestandtheile der Staatenkörper, ist auf ihre Wechselwirkung, zunächst zum Zwecke der materiellen Produktion einzugehen. Hier ist es nun wieder die höhere Aufgabe der Statistik, nicht bloß die Masse der jährlichen Erzeugnisse auszumitteln, sondern die producirenden Kräfte selbst auf dem gegenwärtigen Standpunkte ihrer Entwickelung, so wie nach der Art und Weise ihrer Wirksamkeit und mithin das ins Auge zu fassen, was sich als Organisation der Arbeit bezeichnen läßt. Auch diese Organisation der Arbeit bleibt zwar stets von der Naturbeschaffenheit der Länder und Völker abhängig; sie ist aber zugleich ein Ausdruck des höheren oder geringeren Grads der geistigen Bildung und der Lebensstufe, welche die Nationen da und dort beschritten haben. Vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus ist nun hier zunächst das Verhältniß der produktiven Menschenkraft zu den verstandeslosen Naturkräften zu erwägen. Dafür lassen sich drei Hauptstufen der materiellen Kultur unterscheiden, die aber in sehr allmähligen Uebergängen sich in einander verschmelzen. Auf der untersten Stufe einer noch sehr isolirten Thätigkeit sorgt zumeist jede einzelne Familie für die Befriedigung ihrer gesammten, noch einfachen Bedürfnisse der Nahrung, Kleidung und Wohnung. Erst der größere und festere gesellige Verband macht eine größere Theilung der Arbeit möglich und läßt die Vorzüge einer fortschreitenden Zerlegung derselben in speciellere Berufszweige erkennen.

die Vignette zur Vorrede. So auch die Eidechse auf dem schönen alterthümlichen Weihrauchgefäss in Trier, abgebildet bei *Didron, annales* IX. 269. In einem altdeutschen Thierbuch in Graffs Diutiska III. 31. heisst es von der Eidechse, wenn sie alt und blind werde, strecke sie den Kopf aus der Erde, bis die Sonne sie bescheint, worauf sie wieder sehend wird. „Also soll der Mensch, der die alte Sünde an ihm hat, sich zu Christo bekehren, der die rechte Sonne ist."

Einhorn.

Von diesem Fabelthier, das weniger auf das Nashorn, als auf die Gazelle der Wüste und am wahrscheinlichsten auf altpersische Skulpturen zurückzuführen ist, enthält der jüdische Talmud allerlei Träumereien, die man bei Eisenmenger, entd. Judenth. I. 386 f. gesammelt findet, und die nicht hieher gehören. Bei Hiob 39, 9. wird das Thier als ein ganz unzähmbares bezeichnet.

In der christlichen Symbolik bedeutet das Einhorn Christum. Man glaubte nämlich, das gewaltige und unzähmbare Thier lasse sich von keinem Jäger fangen, wenn es aber eine Jungfrau sehe, lege es sich friedsam in deren Schooss und schlafe ein. Das deutete man nun auf die göttliche Allmacht, die im Schoosse einer Jungfrau Mensch geworden sey. So *Isidorus, orig.* XII. 2. *Bocharti, hierozoicon.* I. 940. Der altdeutsche Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I. 24. Conrad von Megenberg im Buch der Natur etc. Auch im Parcifal des Wolfram von Eschenbach 14405 ist die Sage wiederholt. Vgl. Döbeneck, Volksglaube II. 187. Münter, Sinnbilder I. 41. Obgleich sich Gregorius der Grosse gegen diese Symbolik erklärte, weil er sich unter dem Einhorn nur das hässliche Nashorn dachte, also das Bild ganz unwürdig fand, behielt man den alten Glauben doch bei, nur dass man sich das Thier immer als ein edles Pferd mit einem langen gewundenen Elfenbeinhorn auf der Stirn dachte. So wurde es auch oft gemalt. Auf einem alten Bilde in Braun-

schweig (Fiorillo II. 57.) schläft es im Schoose der Jungfrau, wobei die Inschrift: *Quem cocla capere non possunt, in tuo gremio contulisti.* Dabei ein Engel mit Horn, Spiess und Hunden, der das Einhorn gejagt hat. Die Hunde bedeuten hier Tugenden. Gott Vater selbst ist der Jäger in Conrad von Würzburgs goldner Schmiede, 256 f. Dieselbe Symbolik wiederholt in einem altdeutschen Kirchenliede. Marian. Liederschatz, Augsb. 1841. S. 85. — Das Einhorn im Schooss der Jungfrau, die es liebkost, malte auch Annibal Caracci im Pallast Farnese. Bunsen, Beschreibung von Rom III. 3. 427. Es kommt auch auf einem Chorstuhl in Maulbronn vor. Auf Miniaturen vgl. Piper, Myth. I. 369. *Twining, symbols pl.* 85.

Als Symbol der Jungfräulichkeit ist das Einhorn auch Attribut der heiligen Justina. Christliche Kunstsymbolik 1839. S. 48. Desgleichen der Keuschheit, wo sie unter den christlichen Tugenden aufgeführt wird, z. B. fährt sie auf goldnem Wagen mit Einhörnchen auf Miniaturen zu Dresden. Piper, Myth. I. 308. Vgl. Domenichinos Werke, von *Landon pl.* 35.

Weil das Einhorn ganz allein in Wildnissen lebt, ist es auch Sinnbild der Einsamkeit, und insofern Wappen des tief in Einöden durch den heiligen Sturmio gegründeten Klosters Fulda. Am elfenbeinernen Bischofsstabe dieses Heiligen sieht man das Einhorn vor einem Kreuze kniend dargestellt. Auf einem Miniaturbilde daselbst verjagt das Einhorn Schaafe, d. h. ausgeartete Mönche. Münter a. a. O. — Auf einem alten Kupferstich reitet ein rauhhaariges nacktes Weib mit einer Krone auf dem Einhorn. Heinecken, neue Nachrichten I. 347. Auch diese Rauhhaarigkeit ist ein Kennzeichen der Verwilderung und der Einsamkeit.

Eis,

Sinnbild der im Naturgesetz waltenden Strenge, die gleichwohl durch Kraft des Glaubens und Heiligkeit überwunden wird. Der heilige Sebaldus kam einmal im Winter in die Hütte eines armen Mannes, der grausam an Kälte litt, brach

sofort Eiszapfen vom Dache und machte ihm damit ein Feuer an. Vgl. *Bagatta*, *admiranda* II. 1. 3, wo von ein paar ungenannten Heiligen dasselbe gemeldet wird. — Vierzig römische Ritter, die unter Kaiser Licinius tapfer gegen seine Feinde gestritten, weigerten sich als Christen, den heidnischen Götzen des Kaisers zu opfern, indem sie für ihren himmlischen Herrn eben so tapfer streiten wollten, wie für den irdischen. Man liess sie nackt in einem See bei Sebaste in's Eis einfrieren. Einer, der aus Angst herausssprang und den Götzen opfern wollte, starb sogleich. Seine Stelle aber wurde ersetzt durch einen der Wächter, der aus Bewunderung ihrer Standhaftigkeit ihr Schicksal theilen wollte und Christ wurde. Da brach ein Licht aus dem Himmel hervor und schmolz das Eis, sämmtliche Ritter aber wurden nun auf des Kaisers Befehl verbrannt. Man verehrt sie am 9. März, und es ist noch allgemeiner Volksglaube, dass das Wetter, so wie es an diesem Tage der vierzig Ritter beschaffen ist, von da an noch vierzig Tage dauern müsse. Ist es kalt und bangt der Landmann für seine Saaten, so tröstet er sich mit der frommen Geduld der Ritter. — Die drei Heiligen Innas, Pinnas und Rimmas erlitten gleichfalls im Eis eingefroren den Martyrertod, *Acta SS.* 20. Januar. Adelheid von Sigolzheim, eine Nonne zu Unterlinden, von heiligem Feuer so durchglüht, dass sie sich im Winter in den eisbedeckten Fluss stellte und dann die ganze Nacht vor dem Chore stehen blieb, ohne zu frieren, vielmehr von der innern Liebesgluth geröthet und in heftigem Schweisse. Görres, Mystik I. 296. St. Petrus von Alcantara, ein berühmter spanischer Franciscaner, war gleichmässig gegen Feuer und Eis unempfindlich, 19. Oktober. Von der frommen Perroneta, die, um einer Heirath zu entgehen, in den höchsten Alpen Savoiens lange im Eiswasser bis an den Hals verborgen lebte, s. Görres, Mystik IV. 1. 23. — Im Gesang der drei Männer im feurigen Ofen 71. heisst es: „Eis und Frost, lobet den Herrn ewiglich.“ Alle Elemente werden hier als Geschöpfe und Werkzeuge des Herrn angesehen, mit denen er macht, was er will, so dass ihnen, die im Ofen

verbrannt werden sollen, das Feuer eben so wenig schadet, als ihnen das Eis schaden würde.

Eisvogel.

Nach einem schon ältern heidnischen Volksglauben nistet dieser Vogel auf offenem Meere, und sobald er sich in sein Nest niedergelassen, schweigen alle Stürme des Meeres. Dies geschieht aber gerade in der Wintermitte, und man nennt deshalb die schönen, klaren, windstillen Tage des harten Winters die halkyonischen (von Halkyone oder Alkyone = Eisvogel). Da nun gerade in diese Zeit das Weihnachtsfest fällt, hat die christliche Symbolik in dem meerstillenden Nisten des Eisvogels ein Sinnbild der Mutter Gottes während ihrer Niederkunft in Bethlehem erkannt. *Picinelli, mundus symb.* p. 258.

Elias,

der Prophet, ist Vorbild Christi im alten Testament. Er bereitet sich in der Einsamkeit der Wüste für sein Amt vor; er streitet für die reine Lehre siegreich gegen die falschen Götzen; er heilt Kranke und weckt ein todtes Kind auf; er fährt endlich lebendig gen Himmel. Diese Himmelfahrt auf dem feurigen Wagen wurde sehr oft auf altchristlichen Sarkophagen angebracht als Vorbild der Himmelfahrt Christi. Vgl. Piper, Myth. I. 65. 75. Wobei die alten christlichen Künstler um so mehr das ältere heidnische Kunstmotiv des im Sonnenwagen aufsteigenden Helios brauchten, als an diesen zufällig auch der Name des Propheten erinnerte. Diese heidnische Schale thut aber dem christlichen Kern des Gedankens keinen Eintrag. Auf einem berühmten Bilde des Berliner Museums von Rogier von Brügge wird Elias in der Wüste von einem Engel aufgeweckt, um zu essen und zu trinken, ein Vorbild des heiligen Abendmahls. Kugler, Gesch. d. Malerei II. 63.

Attribute des Propheten sind das von ihm geweckte Kind; das Schwert, womit er die Baalspfaffen schlachtete; der

Rabe, der ihm in der Wüste Brodt brachte; der flammende Wagen, auf dem er gen Himmel fuhr. Die Maler legen in seine Bewegung und in sein kühn aufgeworfenes Haar selbst etwas Flammendes. Eine gewisse Begriffsverwandtschaft zwischen Elias und Johannes dem Täufer ist nicht zu verkennen, doch wird der Letztere immer als jüngerer Mann aufgefasst.

Elias gilt, weil er in der Wüste lebte, als erster Einsiedler. Weil er auf dem Berge Karmel gelebt haben soll, betrachteten ihn die Karmeliternönche als ihren ersten Gründer. Die Rechtmässigkeit dieser antedatirten Gründung eines Mönchsordens vor Christo wurde von den Jesuiten lebhaft bestritten.

Sofern Elias Feuer vom Himmel auf seinen Altar herabbetete und im Feuerwagen auffuhr, und es bei Sirach 48, 1. von ihm heisst: „Er brach hervor wie ein Feuer und sein Wort brannte wie eine Fackel," galt er im Volksglauben des Mittelalters so viel, wie der alte heidnische Donnergott. In den *Actis SS.* zum 28. Mai heisst es im Leben des Andreas Sali, wenn es donnert, fahre Elias durch die Wolken. Kalendertag des Elias ist der 20. Juli, einer der heissesten im Jahre und mitten in der Gewitterzeit. Ein altes serbisches Volkslied gesellt ihm die „flammende Maria", d. i. Maria Magdalena am 22. Juli, und den heiligen Pantaleon am 28sten zu, alle drei als Gewitterwolken gedacht, welche von gefangenen Christen angerufen werden, die am heiligen Sonntag für die Türken in der Aerndte arbeiten müssen. In einem andern serbischen Volksliede (Talvj II. 215.) wird Maria (Magdalena) noch bestimmter als Regenwolke gedacht, und der zürnende Donnerer Elias beschwört sie, keinen fruchtbaren Regen mehr auf das Land der Ungläubigen träufeln zu lassen. — Noch viel grossartiger ist Elias in dem altdeutschen Gedicht Muspilli 48 f. aufgefasst. Hier kämpft er als Donnerer mit dem Antichrist, wie Zeus mit den Titanen oder Thor mit den Riesen, empfängt aber selbst eine Wunde und von seinem Blute entbrennen die Berge. Nach Olearius pers. Reisebeschreibung 1647, S. 522, opfert man im Kaukasus am Eliastag eine Ziege (mit Böcken fuhr der

nordische Thor). Vgl. Grimm, deutsche Myth. 157. 772. Vgl. eine wallachische Legende vom Donnerer Elias in A. Schotts wallach. Sagen S. 375. — Die Friesen halten das Sternbild des Wagens (grossen Bären) für den Wagen des Elias. Kohl, die Marschen II. 275.

Auch an den Umstand, dass Elias lebendig in den Himmel kam und nicht starb, sind viele Fabeln angereiht worden. Im apokryphischen Evangelium des Nicodemus heisst es, Christus habe, als er die Patriarchen aus der Vorhölle in's Paradies einführte, Niemand darin vorgefunden, als Henoch und Elias, die sich vorher miteinander allein darin unterhalten hatten. Schön ist die Vorstellung, derzufolge das Echo die Stimme des unsichtbar fortlebenden Elias seyn soll und insofern den Juden zum Orakel diente. Sanhedrin fol. 11. Vor dem Weltende soll Elias wieder auf Erden erscheinen. Malcachi 4, 5. Matth. 17, 11. Ein altdeutsches Gedicht (Mone, altd. Schauspiel II. 13.) enthält die Vorstellung, dass Elias, wie Henoch, am jüngsten Tage doch noch sterben müssten, weil Keiner, der den Tod nicht schaut, in's neue Reich Gottes kommen könne. Deshalb gelten Henoch und Elias für die beiden Zeugen, die nach dem 11. Capitel der Offenbarung Johannis in den letzten Zeiten werden getödtet, aber nach drei Tagen wie Christus wieder auferweckt werden. Vgl. *Evang. Nicodemi* 25. *Histor. Josephi* 31. Hofmann, Apokr. 447.

In der muhamedanischen Legende ist Elias mit dem wunderbaren Arzt Chisr identificirt, in welchem der Begriff des Helios insofern wiederkehrt, als die Sonne ewiger Quell des Lebens und der Verjüngung für die Natur ist.

St. Elmsfeuer,

die elektrischen Strahlenbüschel, die bei Gewittern auf hohen Stangen, insbesondere auf den Masten der Schiffe gesehen werden, und weil sie doppelt erscheinen vermöge der positiven und negativen Elektricität bei den Alten, dem Castor und Pollux zugeschrieben wurden, die andrerseits als Zwillings-

gestirn am Himmel stehen. Die Alten glaubten, wenn man diese Feuerstrahlen sehe, so seyen die göttlichen Zwillinge nahe und brächten den vom Sturm bedrohten Schiffern Hülfe. Denselben Schutz schreiben die christlichen Schiffer dem heiligen Elmo zu und nennen die Strahlen deshalb St. Elmsfeuer. Elmo ist zusammengezogen aus *Ermo*, Erasmus. Der heilige Erasmus von Antiochia, der im 5ten Jahrhundert lebte und am 2. Juni verehrt wird, wirkte zu Mola di Gaeta, wo er den Martyrertod litt. Von ihm ist auch das berühmte Castell St. Elmo in Neapel benannt. Er predigte einmal mitten im Ungewitter, der Himmel aber blieb über ihm und seinen Zuhörern klar und ruhig; deshalb flehen die Schiffer ihn in Sturmnöthen auf dem Meere an. *Acta SS.* zum 2. Juni. Vgl. dazu *Tillemont, mém.* V. 127. In Spanien wurde sein Amt und sogar sein Name auf den heiligen Petrus Gonzalez übertragen, in dessen Legende sich nichts auf die elektrische Erscheinung bezieht, der aber ein beim Volke beliebter Heiliger war. *Acta SS.* zum 15. April. Vgl. Piper, Myth. II. 429 f., wo mit Recht die Herleitung des Namens Elmo von der Helena, der als Schwester der beiden Dioscuren Castor und Pollux die Alten ebenfalls die feurige Erscheinung zuschrieben, als unstatthaft bezeichnet wird, und eben so die vom griechischen Hermes. Wenn dagegen Piper S. 425 aus *Potho, de mirac. Mariae* p. 363 und Pfeiffers Marienlegenden S. 83 anführt, dass diese Lichterscheinung sich auch auf Schiffsmasten gezeigt habe, nachdem die bedrängten Schiffer zur Maria gebetet, so gibt ihm dies noch kein Recht, den Stern des Meeres, das berühmte Sinnbild der Maria, auf das St. Elmsfeuer zu beziehen. Der Stern des Meeres ist ohne Zweifel als Stern der Hoffnung aufzufassen, als wirklicher Stern, nicht als elektrisches Licht.

Engel,

die von Gott zuerst geschaffenen rein geistigen Wesen, die theils Gott treu blieben und dienten, theils von ihm abfielen und Teufel wurden. Vgl. den Artikel Lucifer. Die Geistigkeit

(das Dämonische) ist ihr vorherrschender Charakter. Zu Gott verhalten sie sich als dessen Boten und Diener, zu den Menschen als deren Schutzgeister, Warner, aber auch als Vollzieher des Gerichts. Unter den drei Personen der heiligen Dreieinigkeit ist es hauptsächlich die dritte, der heilige Geist, zu dem sie als reine Geister in Beziehung stehen. *Augustinus*, *de civit. Dei* 12, 9. Bei den Sekten, denen der Geist höher als Vater und Sohn stand, und die überhaupt das Concrete in Schöpfung und Weltgeschichte aufzulösen trachteten in blose Phänomene des Geistes, wurden die Engel im pantheistischen Sinne zu Emanationen des göttlichen Urgeistes. Vgl. den Art. Aeonen. Der Geist wurde auch weiblich aufgefasst als ewige Weisheit, Sophia, und diese Vorstellung scheint noch leise in der Unterordnung der Engel unter die Gottesmutter anzuklingen. Es scheint aber nur so. Weit entfernt von einer gnostischen Häresie ist die Kunst und Poesie des Mittelalters, indem sie in der heiligen Jungfrau die *regina angelorum* erkannte, dabei nur von der *anima candidissima* Mariens ausgegangen. Je nachdem man die Engel als Emanationen, Urkräfte und unmittelbare Theile der Gottheit selbst betrachtete, drohte das Christenthum in den heidnischen Polytheismus und Pantheismus zurückzufallen, daher schon der Apostel Paulus Col. 2, 18. davor warnte und das Concil von Laodicea den Engelcultus verbot. Vgl. Schrökh, Kirchengesch. VI. 256. IX. 212. Binterim, Denkw. V. 1. 467. Die Kirche achtete sorgfältig darauf, dass die Engel immer nur im Verhältniss von Dienern und Werkzeugen des ihnen wie den Menschen absolut übergeordneten Herrn betrachtet wurden. Den Menschen sicherte sie sogar einen Vorzug vor den Engeln, wenigstens galt Adam vor dem Falle und Christus, der neue Adam, als Ideal der Menschheit für ein höheres Wesen, dem die Engel huldigen und dienen sollten. Berthold in seinen Predigten bemerkt sinnig: Gott schuf den Menschen, um wieder gut zu machen, was die gefallenen Engel gefehlt; denn sie fielen in Hochmuth wegen ihrer Geistigkeit und uneingeschränkten Macht, weshalb Gott den

Menschen schuf, dessen Leiblichkeit den Geist gefangen nimmt und ihm Demuth lehrt. Vgl. Wiener Jahrb. 32. 207. Suso sagt einmal: „Mehr als Engel ist der leidende Gerechte, denn Engel leiden nicht.“ Gall, Stimmen aus d. Mittelalter 171. *„Honoramus angelos caritate, non servitute, nec eis templa construimus,“* sagt St. Augustinus, *de vera relig.* 55.

Die Engel sind so sehr nur Vollzieher des göttlichen Willens, dass sie zuweilen mit Gott identisch erscheinen. Vgl. Genesis 31, 11. 13. Exod. 3, 2. Richter 6, 11. Andererseits stehen sie wieder in inniger Wahlverwandtschaft mit den Seelen der Seligen, denen verheissen ist, zu werden, wie die Engel. Matth. 22, 30. Luk. 20, 36. Hebr. 12, 22. Ueberall aber gehören sie einer höhern Geisterregion über den Menschen an, und es ziemt ihnen deshalb in bildlichen Darstellungen eine heitere Unbefangenheit, die sich mit der Naivetät der alten Malerei viel besser vereinigen lässt, als mit dem Pathos der modernen. Der wie aus einer fremden Welt herablächelnde Engel ist schicklicher als der vom Weltschmerz ergriffene oder in Sorgen und Leidenschaft sich abarbeitende Engel, in dem die neuern Maler alle menschlichen Gefühle auszudrücken bemüht sind, vergessend, dass die Engel darüber erhaben sind. Am Unpassendsten ist es, in die Physiognomie der Engel etwas Anspruchsvolles, kokettes Bewusstseyn, hohe Selbstschätzung mit aufgeworfener Nase und verkniffener Lippe zu legen. Die zarte Engelwelt eignet sich am wenigsten, in die Sphäre künstlerischer Vornehmthuerei und Renommisterei hinabgezogen zu werden.

Die Engel verhalten sich zu den Teufeln in der Geisterwelt ganz so wie die Frommen zu den Gottlosen in der Menschenwelt; daher sind sie Vorbilder der Christenheit im Gegensatz gegen Heiden und Ungläubige, des Lichtreichs auf Erden im Gegensatz gegen das Nachtreich; im engeren Sinne aber Vorbilder des Priesterthums im Gegensatz gegen die Laienwelt. Jeder Priester soll sich bestreben, so körperlos als möglich zu werden und als Gottes Diener und Bote auf Erden zu erscheinen, wie die Engel. Vgl. Maleachi 2, 7.

Als Vorbilder des Priesterthums vollziehen Engel die ganze Liturgie auf alten Kirchenbildern. *Didron, man.* p. 230 f. Als Chorknaben erscheinen sie höchst reizend auf dem berühmten Genter Altar von Eyck. Vgl. auch Rathgeber, Gothaer Museum S. 228.

Die Engel sind in Rangordnungen getheilt, die unter sich in vollkommener Harmonie stehen. Die Engelwelt soll auch in dieser Beziehung Vorbild der in der christlichen Kirche harmonisch vereinigten Menschenwelt seyn. Daher sieht man auf Kirchenbildern des Mittelalters oben die himmlischen Heerschaaren oder Engelchöre und unten eben so viele und denselben entsprechende Abtheilungen von menschlichen Heiligen, Martyrern, Propheten, Sibyllen, heiligen Jungfrauen, heiligen Rittern, heiligen Matronen, heiligen Einsiedlern etc. Als Chorführerin der Engel tritt dann immer die heilige Jungfrau, als Führer der irdischen Heiligen dagegen Johannes der Täufer hervor.

Die Classification der Engel ist sehr mannigfach und verschiedenartig. Abgesehen von den gnostischen Häresien, deren Aeonenlehre pantheistisch war, unterscheidet man in den Engeln hauptsächlich ihre Tugenden und ihre Zwecke. Sie charakterisiren sich entweder durch die Eigenschaften der Macht, Weisheit, Liebe, die ihnen Gott mittheilt, oder durch die Bestimmung, die er ihnen gibt, durch ihr Amt.

Eine personificirte Einheit der Engelwelt gibt es nicht. Lucifer als erster Engel kann sie nicht darstellen, weil er abfiel. Alle guten, Gott getreuen Engel bilden nur eine Mehrzahl, eine Peripherie um das göttliche Centrum her. Erst die neuere Kunst hat versucht, sie auf eine Zweiheit zu reduciren, auf einen Engel als Vertreter der göttlichen Gnade, einen andern als Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit. So brachte sie Pezolt an den beiden Seiten des Altars in der Hauskapelle des Cardinal-Erzbischofs von Salzburg an, den einen mit Lilien und Palmen dankbar emporschwebend, die Flamme der Erleuchtung auf dem Haupt; den andern sein Gesicht verhüllend und aus einer Schale die Flammen göttlichen Zornes ergiessend.

Es ist dies die Periode der umfassenderen Association menschlicher Thätigkeiten, in welcher aber noch der Mensch selbst, mit seiner bloß körperlichen Kraft, eine Hauptrolle der materiellen Produktion übernimmt. Die Resultate dieses Hand in Hand Arbeitens sind schon verhältnißmäßig viel beträchtlicher. Aber wie daraus eigenthümliche Vortheile hervorgehen, so erzeugen sich auch eigenthümliche Nachtheile, besonders dadurch, daß eine große Menge von Menschen zu einer bloß einförmig mechanischen, geisttödtenden Beschäftigung verurtheilt wird. Durch diese fortschreitende Theilung der Arbeit wird jedoch diese in ihre einfachsten Elemente zerlegt und nun erst wird es möglich, die einförmig wiederkehrenden Thätigkeiten mehr und mehr den verstandeslosen Naturkräften zuzuweisen, die Menschenkraft durch Maschinenkraft zu ersetzen. Während zahlreiche Nationen noch jetzt auf jenen niederen Stufen der materiellen Kultur stehen, haben andere schon die höhere erreicht. Selbst für diese sind jedoch die Fortschritte so verschieden, daß z. B. in England, nach den Schätzungen von Egen, die den Zwecken der Produktion unterworfene Kraft der äußern Natur mehr als das Dreifache der producirenden Menschenkraft, in Frankreich und Preußen noch nicht das Anderthalbfache beträgt. Zwar ist schon jedes Werkzeug, dessen wir uns bedienen, eine Maschine, und in diesem Sinne reicht die Entstehung des Maschinenwesens in die früheste Zeit jedes Volkes hinab. Immer gehört jedoch der besonders rasche Aufschwung desselben und seine Anwendung nach einem viel umfassenderen Maaßstabe in der großen Fabrikation, den letzten Jahrzehnten an. Für das europäische Völkerleben läßt sich hiernach die Periode bis zum Mittelalter als erste Kulturstufe bezeichnen. Mit dem Corporations- und Zunftwesen des Mittelalters beginnt die zweite, die allmählig in eine zunehmende Vertheilung der Arbeit unter zahlreicher zusammengreifende Menschenhände, oder in das eigentliche Manufakturwesen übergeht, das man in der neuesten Zeit, mit richtigem Blicke in die Natur der Verhältnisse, von der eigentlichen Fabrikation durch Maschinen unterschieden hat. Erst die französische Revolution hat dem seit dem 16. Jahrhundert absterbenden Mittelalter den Todesstoß gegeben und uns zu seinen Erben eingesetzt, damit wir das Ueberlieferte in anderem Sinne verwenden. Und sehr nahe mit diesem Ereignisse, das die Schwelle unserer Zukunft bezeichnet, fällt die

Die älteste dreifache Eintheilung der Engel hing wohl von der Dreieinigkeitslehre ab. Sie begegnet uns schon im Besuch der drei Engel bei Abraham, die auch wohl für die göttliche Dreieinigkeit selbst gehalten worden sind, weshalb sie auf alten Bildern auch den sonst nur den höchsten Personen der Gottheit zukommenden Kreuznimbus tragen. *Didron, man.* p. 88.

Allen andern Engeln sind die Erzengel vorgesetzt, unter denen der kriegerische Michael die bösen Dämonen überwindet und die Waage des letzten Gerichtes hält, Raphael als Begleiter des jungen Tobias vorzugsweise sich als Schutzgeist guter und leidender Menschen zu erkennen gibt, und Gabriel, der Engel der Verkündigung. Michael entspricht am meisten Gott dem Vater, sofern diesem noch am meisten von den Eigenschaften des Jehovah geblieben sind und überhaupt erst die alte Zeit siegreich im Kampf überwunden seyn musste, bevor die neue kommen konnte. Raphael entspricht am meisten dem unmittelbar zur leidenden Menschheit herabgestiegenen Erlöser; Gabriel sodann dem heiligen Geist, dessen ewiges Friedensreich uns erst verheissen ist. Vgl. die sinnigen Hymnen des Rhabanus Maurus in Fortlage's Gesängen christl. Vorzeit S. 203. Alle drei Erzengel vereint tragen das segnende Christkind in einer Aureole. *Didron, man.* p. 77. Raphael malte die drei Erzengel, zum Christkind emporblickend, und zwar Gabriel verkündigend, Michael auf den Drachen tretend und Raphael mit einem Kinde, das er fürbittend dem kleinen Heiland empfiehlt. — Die Zornengel, die in Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwind des Herrn Wort ausrichten, Psalm 148, 8, vgl. Offenb. Joh. 7, 12. 14, 18. 16, 5, sind dem Michael, die Schutzengel, Psalm 34, 8. 91, 11. Daniel 10, 13. 20, dem Raphael zu unterstellen.

Eine Vierzahl der Engel tritt uns in den vier Cherubim entgegen, siehe diesen Artikel. Man pflegt auch die drei eben genannten Erzengel durch Uriel als vierten zu ergänzen. Das soll der Engel gewesen seyn, der Christi Grab bewachte.

Die Siebenzahl der Engelwelt nach Tobias 12, 15. gehört der Aeonenlehre an und lässt sich auf die Planeten zurück-

führen, obgleich der siebenarmige Leuchter, die sieben von Gott ausgehenden Strahlen etc. auch darauf bezogen werden können. Vgl. Jesaias 11, 1. Offenb. Joh. 5, 6. Auf Glasfenstern des Mittelalters kommt Christus unter sieben Tauben vor, *Didron, icon.* p. 297; das sind die sieben Geister Gottes.

Erst Dionysius Areopagita nahm in seinem Buch *de coelesti hierarchia*, Cap. 6—10, neun Engelchöre an, die seitdem in der christlichen Kunst beibehalten wurden. Sie bilden ein heiliges Dreimaldrei:

1)	Θρόνοι,	Χερουβίμ,	Σεραφίμ.
	Throni,	*Cherubim*,	*Seraphim.*
	Throne,	Cherubim,	Seraphim.
2)	Ἐξουσίαι,	Κυριότητες,	Δυνάμεις.
	Dominationes,	*principatus*,	*potestates.*
	Herrschaften,	Fürstenthümer,	Gewalten.
3)	Ἄγγελοι,	Ἀρχάγγελοι,	Ἀρχαὶ.
	Angeli,	*archangeli*,	*virtutes.*
	Engel,	Erzengel,	Tugenden.

Die Throne sind entlehnt aus Kolosser 1, 16, die Gewalten und Fürstenthümer aus Epheser 1, 12, die Herrschaften und Tugenden aus Epheser 3, 10.

Die Throne beziehen sich auf die feurigen Regenbogen, auf denen Gott zu thronen pflegt, und auf die feurigen Räder neben den Cherubim, und bedeuten das Gericht, die Macht Gottes. Die Cherubim dienen der Weisheit, die Seraphim (so viel als die Brennenden) der Liebe Gottes. Die Herrschaften sollen sich auf das Befehlen, die Fürstenthümer auf das Gehorchen, die Kräfte auf die Ordnung beziehen. Die Erstern sind Engel über die Engel, die Andern Engel der Völker, die Dritten kriegerische Engel zur Bekämpfung der Teufel. Die Tugenden werden vorzugsweise auf die Wunder bezogen und die Erzengel als die grossen, die Engel als die kleinen Boten erklärt; jene in wichtigen Angelegenheiten der ganzen Menschheit, diese als Schutzengel der Einzelnen. Vgl. die *aurea legenda*, cap. 86, Dante's Paradies, 28ster Gesang, das altdeutsche, von Hahn herausg. Passionale S. 340 f., wo dieselbe Engellehre wiederholt ist.

In der griechischen Kirche werden die Throne als feurige und geflügelte Räder dargestellt; die Cherubim als Köpfe mit zwei Flügeln; die Seraphim als Engel mit sechs Flügeln; die Herrschaften, Fürstenthümer und Kräfte als Engel mit einer Ruthe (Scepter) und einem Siegel in den Händen; die drei niedern Ordnungen als Engel mit Lanzen. *Didron, man.* p. 71 f. Sehr ähnlich sind auch die Darstellungen in einigen altfranzösischen Kirchen; nur erscheinen hier neben den kriegerischen Erzengeln die gemeinen Engel alle in Priestergewändern; *Didron, man.* p. 75.

Auf einem ital. Miniaturbilde aus dem 13ten Jahrhunderte sind die neun Engelchöre in neun Gruppen dargestellt, von denen jede aus drei geflügelten Engelköpfen besteht. Sie schweben vor Gott, der sie mit der Rechten segnet und mit der Linken die Weltkugel hält. *Didron, icon.* p. 246.

Cornelius hat in den Fenstern in der Münchner Ludwigskirche die *dominationes* als gesetzgebende Gewalt (Engel mit Weltkugel und Scepter), die *potestates* als vollziehende Gewalt (Engel mit Richterstab und Schwert) charakterisirt; die *virtutes* als *scientiae* (Engel der Wissenschaft mit Messinstrumenten) und *virtutes* (Engel der Kunst mit musikalischen Instrumenten) unterschieden; endlich die *throni* und *principatus* als die Macht der Religion genommen, die er aber nicht auf die Menschen herabwirken lässt, sondern die er (als kniende und Korn und Weihrauch darbringende Engel) Gott zu Füssen legt — eine willkührliche Auffassung, welche die ganze Engelwelt aus dem subjectiv menschlichen Standpunkt betrachtet, gleichsam als Ausflüsse der Menschheit (im staatlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen und andächtigen Thun), nicht der Gottheit. Steinle im Kölner Dom hat in seinem Bilde besser den Grundsatz festgehalten, dass die Engel im Namen Gottes von obenher wirken wie in den Raum, so in die Zeit, wie in die Natur, so in das Völkerleben.

Eine eigenthümliche Verbindung der Neun- und Siebenzahl hat Vasari in der Kuppel des Domes von Florenz angebracht. Beim thronenden Christus befinden sich zunächst

Seraphim und Cherubim, dann folgen die sieben andern Engelchöre, und zu den Füssen eines jeden liegt eines der Hauptlaster überwunden. Unter den Thronen der Neid als Schlange, unter den *virtutes* der Zorn als Bär, unter den *potestates* die Faulheit als Kameel, unter den *dominationes* die Völlerei als Cerberus, unter den *principatus* der Geiz als Kröte, unter den Erzengeln die Wollust, unter den Engeln der Hochmuth als Lucifer.

Unzählige Engelschaaren erscheinen malerisch gruppirt um den Thron des Herrn an den Festtagen des Himmels, an den Tagen grosser Verkündigung und Verklärung, an den Tagen der Himmelfahrt Christi, der Jungfrau, der Heiligen, endlich am Tage des Weltgerichts.

Die Engel bilden alsdann eine lebendige Glorie, einen lebendigen Nimbus, einen lebendigen Rosenkranz um die allerheiligsten Personen. Eine mandelförmige Glorie (*mandorla*) von lauter Engelsköpfen s. *Agincourt sc. tab.* 44. Eine Glorie von Cherubim, die unten in goldnen Flügelspitzen statt der Füsse enden, malte Alunno in Foligno. Spekter, Briefe aus Paris I. 87. Solche Engelreigen, frei in der Luft schwebend, kommen besonders häufig auf Deckengemälden der Kirchen vor, im Innern der Kuppeln. In der Kuppel der Domkirche zu Parma malte Correggio die heilige Jungfrau umgeben von Engelreigen, die in immer weiterer Entfernung einer hinter dem andern zu schweben scheinen, immer einer schöner als der andere. Vasari III. 1. 64. Millin, Reise in der Lombardei II. 190. Ein ähnliches Kuppelgemälde in Florenz. Die spätern Maler haben nur den Fehler begangen, den Engeln zu viel Fleisch zu geben und in dem Durcheinanderschweben derselben am Himmel zu viel blos anatomisches Studium, kunstreiche Verkürzungen etc. anzubringen.

Den Engelchören kommt vor Allem das Anbeten der höchsten Personen zu, indem sie knien, die Hände betend erheben etc. Dann als Lobsinger, indem sie den Mund zum Gesang öffnen oder auch Saiteninstrumente spielen. So erscheinen sie auf unzähligen Kirchenbildern. Wessenberg,

christl. Bilder II. 3, sagt zwar, in den Himmel gehöre nur Gesang, kein Instrument; allein wir dürfen der Kirchenmalerei wohl einige Naivetät zugestehen. Auf einem altdeutschen Bilde in der Sammlung des Procur. Abel in Stuttgart, darstellend die Anbetung der Hirten, sieht man von den singenden Engeln nichts, aber der Ausdruck der auf die himmlischen Stimmen horchenden Hirten ist höchst lebendig.

Die Engel tragen Attribute der Passion beim Tode des Heilands oder auch ausgezeichneter Heiligen; Sinnbilder der Sakramente, der Tugenden; Sinnbilder der Länder, deren Schutzgeister sie sind. Je nachdem ihre Erscheinung eine bestimmte Beziehung hat, wird dies auch in ihren Attributen und Geberden ausgedrückt. Sie weinen und klagen in der Trauer um den Herrn und die Martyrer. Sie jubeln und freuen sich an den hohen Freudentagen der Kirche. Sie erscheinen alle kriegerisch im Kampf mit den bösen Dämonen; alle priesterlich in Uebung der Friedensfunctionen. Ein schönes Lied vom Frieden der Engel im Himmel im Herrnhuter Gesangbuch 1741, S. 819.

Die Zahl der Engel ist unermesslich (Matth. 26, 53. Hebr. 12, 22. Offenb. Joh. 19, 14.) und soll der Zahl der gerechten und seligen Menschen entsprechen; daher öfter auf Kirchenbildern oben das ganze Reich der Engel und unten das der guten Menschen einander gegenübergestellt werden. So auf einem Bilde, wo die ganze Welt das *Gloria* oder *Te Deum* singt, alle Engel oben und alle guten Menschen unten, beide in charakteristische Chöre eingetheilt. *Didron, man.* p. 236. Oft ist der ganze obere Raum der Bilder dicht mit Engelsköpfen angefüllt. Auch Raphael umgab die Madonna di S. Sisto mit einem weitreichenden Schein, in dessen goldner Dämmerung zahllose Engelsköpfe nur sanft vorschimmern. Eben so Altorfer in einem Bilde der Münchner Pinakothek.

Auf den ältesten christlichen Sarkophagen in den Katakomben begegnen uns oft Engel, die ganz wie die Genien der Alten, etwa wie Maneros auf heidnischen Gräbern, gebildet sind, nackte Knaben mit Flügeln. Hier war die christ-

liche Kunst noch ganz abhängig von der antiken. Vgl. Piper, Myth. I. 351. Bald aber stellte sich die Nothwendigkeit ein, jene heidnischen und nackten Formen zu verlassen, und in den Miniaturen und Mosaiken der byzantinischen Zeit erscheinen die Engel ohne Flügel und in langer Tunica, auch als Boten mit langen Stäben versehen. Waagen, Paris I. 197. Sodann bezeichnete man der Schrift gemäss die drei ersten Engelklassen (Throne, Cherubim, Seraphim) durch Räder, Thierfiguren und vielgeflügelte und vieläugige oder selbst vielköpfige Menschenfiguren, behielt aber für die andern die einfache menschliche Gestalt und nur zwei Flügel bei, die ihnen als den vom Himmel kommenden Boten gebühren. Die weissen und weichen Taubenflügel erinnern an den heiligen Geist unter der Gestalt der Taube, wie die schwarzen Flügel der Teufel an den Teufel unter der Gestalt des Raben. Um die vielen Augen der Cherubim natürlich anzubringen, gaben die altdeutschen Maler den Engeln oft Flügel voll Pfauenfedern. So Eyck auf dem Bilde der Verkündigung. Vgl. auch *d'Agincourt* II. 12. *fig.* 16. Juden und Muhamedaner geben ihren Engeln fabelhaft grosse und mannigfache Flügel. Von solchen Ausschweifungen blieb die christliche Kunst fern; doch zeigt sich allerdings bei den bunten, papageifarbigen Engelflügeln mancher sonst sehr frommer Maler, wie z. B. des Fiesole, etwas zu viel Spielerei.

Die Engel erscheinen immer barfuss. Wer Flügel hat, bedarf der Schuhe nicht. Molanus, *hist. imag.* 349, stellt die seltsame Behauptung auf, die Engel sollten eigentlich immer nackt dargestellt werden, gleich den ersten Menschen im Paradiese, weil sie sich noch im Stande der Unschuld befinden. Aber die heilige Schrift selbst verlangt für das wiedereroberte Paradies weisse Kleider und nicht die Nacktheit des verlorenen Paradieses.

Die Engel sollen immer züchtig verhüllt oder bekleidet seyn. Die Cherubim und Seraphim decken sich mit ihren Flügeln. Doch geht das Herrnhuter Gesangbuch 1741. S. 230. zu weit, wenn es verlangt, die Engel sollen mit ver-

hülltem Angesicht Gott dienen, weil sie seinen Glanz nicht ertragen können. Es ist im Gegentheil der Engel Vorrecht, in der Nähe Dessen zu verweilen und Den anzuschauen, der sie sendet. Auch die Darstellung der Engel als unsichtbare Geister ohne Leib (*Cyrillus, in Joannem* 4, 10. *Augustinus, de cognit. verae vitae* 6.), oder als eines bewegten Windes, einer Flamme (Psalm 104, 4.), oder als reines Licht, weshalb sie Engel des Lichts heissen (2. Kor. 11, 14.), genügt für die christliche Kunst nicht, zumal da in der heiligen Schrift viele Engel als sichtbare Wesen in Menschengestalt auftreten. So oft aber die christliche Kunst Engel in Menschengestalt darstellt, soll sie dieselben sittsam ankleiden und dem entsprechend auch nur in züchtigen Geberden auffassen. Seit dem 16ten Jahrhundert haben viele und die berühmtesten Maler dies verabsäumt und die Engel nackt gebildet, theils als Kinder amorettenartig, theils auch in verführerischer Jünglings- und Jungfrauenschönheit. Damit hörte auch die fromme und demüthige Haltung auf und die Künstler gaben den Engeln üppige und verwegene Stellungen. Rubens malte die heilige Jungfrau mit dem Christkinde unter einer grossen Menge von Engeln, die als Kinder ungeflügelt, theils Knaben, theils Mädchen, lustige Gruppen bilden. *Landon, annales* V. 17. In Rom selbst erblickt man in dem Saale des Vatican, in welchem die Fusswaschung vorgenommen zu werden pflegt, etwa vierzig Engel, alle weiblich mit starker Brust. Blainville, Reise II. 337. Viel häufiger aber werden sie als schöne Jünglinge dargestellt. Ohne Zweifel ist es die Schönheit, die ihnen vor Allem ziemt, aber nicht gepaart mit irgend etwas Sinnlichem, viel eher mit der reinsten Jungfräulichkeit der Seele. Nur insofern kann die Gottesmutter ihre Königin seyn und können sie Vorbilder des Priesterthums werden. Wenn die ewige Jugend der Engel (*Durandi, rationale off.* I. 3. 8.) und ihre himmlische Schönheit auch verlangt, dass der christliche Künstler sie im jugendlichen Alter abbilde, so darf er doch kein Geschlecht in ihnen ausdrücken. Ganz eben so stellte die mittelalterliche Malerei die Seele der Ver-

storbenen als ein neugeborenes Kind ohne Geschlecht dar, weil man im Himmel nicht freit. Mit Recht verlangt Wessenberg, christl. Bilder I. 364, von den Malern, sie sollen an den Engeln nichts Athletisches, keine Adern noch Muskeln ausdrücken (so wenig wie weibliche Ueppigkeit), sondern ihnen einen möglichst verklärten Leib geben.

Die älteste Kirchenmalerei gab den Engeln eine einfache Tunica. Im spätern Mittelalter empfingen sie Mäntel, die auf der Brust mit einer Spange befestigt waren. Waagen, Paris 303. Ihr Gewand soll immer weiss seyn, denn sie sind Engel des Lichts. Das Licht ist ihr wahres Element. Bei Daniel 10, 5. trägt der Engel Raphael ein linnenes Gewand; eben so die sieben Engel in der Offenb. Joh. 15, 6. Doch hat eine unschuldige Spielerei oder das Bedürfniss der Polychromie selbst sehr fromme altdeutsche und altitalienische Maler bewogen, den Engeln ihr Gewand, wie ihre Flügel roth, blau oder grün zu färben, durch welche Farben sie zugleich Liebe, Glaube, Hoffnung ausdrückten. Die weisse Farbe kommt den Engeln hauptsächlich zu im Gegensatz gegen die schwarzen Teufel.

Attribute der Engel sind der Stab des Boten; der Lilienstengel als Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; der Palmzweig, den sie als Siegeszeichen den Martyrern bringen; die musikalischen Instrumente und Noten, die ihre Bemühung, Gott in Tönen zu verherrlichen, zwar etwas naiv ausdrücken, darum aber nicht belächelt werden sollen. Wessenberg, christl. Bilder I. 280, schlägt vor, den Engeln nur wie den Ossian'schen Wolkengeistern Harfen zu geben, was eben modern macphersonisch-sentimental, aber gewiss nicht kirchlich wäre. Das Naive ist immer kirchlicher als das Sentimentale. Auf Bildern, die sich auf die Passion, die Erlösung und das Gericht beziehen, tragen die Engel häufig zur Erinnerung an die grosse Mission die Marterwerkzeuge des Heilandes. Im Kampf mit den bösen Geistern oder wenn sie strafen, tragen die Engel ein Schwert, häufig ein flammendes. In der Offenb. Johannis blasen sie die Posaune zum Gericht

und schütten Schalen des göttlichen Zornes aus. Michael ersticht den Drachen mit einer Lanze, deren oberes Ende ein Kreuz bildet. Raphael erscheint als Pilger mit Stab und Kürbisflasche, Gabriel priesterlich in weissem Kleide mit den Lilien. Nicht biblisch, aber der Tradition angehörig und von der Kunst aufgenommen sind die Engel Uriel, der ein Buch oder eine Rolle trägt, was die Erfüllung der Weissagungen beider Testamente bedeuten soll; Jophiel, der mit dem Flammenschwert die ersten Eltern aus dem Paradiese jagt; Zadkiel, der Abrahams Opfer verhindert; Chamuel, der Christo auf dem Oelberg den Kelch der Trübsal reicht; Haniel, Administrant der Passion, der daher auch die Dornenkrone und das Rohrscepter trägt.

Nicht nur die sichtbare Erscheinung, sondern namentlich auch die Stimme ist bei den Engeln von höchster Bedeutung. Sie sind das ausgesprochene Wort Gottes; Gott spricht und es geschieht durch die Engel. Daher 1. Kor. 13, 1. der Engelzungen gedacht ist, als des Ueberzeugendsten, was es in der Welt gibt. Aber den Engeln wird auch eine Löwenstimme zugeschrieben, Offenb. Joh. 10, 3. Auch fährt im alten Testament Jehovah donnernd einher auf den Winden, oder Adlern, oder Cherubim, und die rollenden Räder neben den Letztern sind das eigentliche Sinnbild für das Rollen des Donners.

Als Speise der Engel kommt das Manna vor, welches Engelbrodt heisst. Psalm 78, 25.

Auf Gott den Vater allein bezogen, tragen ihn die Cherubim wie im Sturme dahin, ausdrückend seine Allmacht. Aber neuere Maler haben Gott auch in einem Kranze von anbetenden Kinderengeln gemalt, als den liebenden Vater aller Wesen.

Mit Gott dem Sohne sind die Engel von seiner Verkündigung an bis zu seiner Himmelfahrt fast immer in Berührung. Die Hauptstelle der Evangelien ist aber das Dienen der Engel in der Wüste, nachdem der Teufel den Heiland eben verlassen hat. Die Engel erscheinen nie als Werkzeuge des Sohnes, wie des Vaters. Was Christus thut, thut er durch Wunder seines Wortes oder seiner Handberührung, nie

mittelbar durch Engel. Aber die Engel dienen ihm, beten ihn an, verkündigen ihn, lobsingen ihm und beklagen ihn.

Im jüdischen Talmud, wie auch im muhamedanischen Koran, wird Adam vor dem Falle von den Engeln angebetet. Diese Ehre gebührt aber nach christlichen Begriffen nur Christo, denn nicht die Geburt, nur die Wiedergeburt macht heilig; nicht der erste, nur der zweite Adam kann Herr der Engel seyn. Christus ist es vermöge seiner ewigen göttlichen Natur. Dieser dogmatische Gedanke ist zart ausgedrückt in einem Bilde des Hugo van der Goes. Vom neugebornen Christkinde geht allein Licht aus und beleuchtet auch die aus dem dunklen Nachthimmel hervortretenden Engel, die an sich kein Licht haben. Vgl. Kunstbl. 1841, S. 18.

Wie die Engel schon im alten und neuen Testament unzähligemal als Boten Gottes erscheinen, um Heil zu verkünden oder zu warnen, wie sie Strafen vollziehen, Unschuldige schützen und begleiten etc., so begegnen sie uns auch wieder in der Legende. Engel verkündigen den Müttern vieler Heiligen, z. B. der heiligen Gudula, Genoveva, des heiligen Kentigern etc., die Geburt derselben. Der Gesang der Engel wird von Heiligen vernommen, z. B. von der heiligen Cäcilie, der heiligen Veronica, dem heiligen Franciscus. Ein Engel begleitet die heilige Francisca und bedeckt seine Hände, so oft in ihrer Nähe etwas Unreines geredet wurde. Ein Engel begleitet zu Pferde die heilige Hildegund auf ihrer Reise in's heilige Land. Ein Engel reicht dem heiligen Bonaventura das Abendmahl. Ein Engel heilt die Wunden des heiligen Sergius, des heiligen Carterius. Engel begruben die heilige Katharina, den heiligen Secundus.

Bei neuern Malern seit dem 16ten Jahrhundert bemerkt man oft einen zu grossen Luxus in Bezug auf das Anbringen von Engeln auf den Bildern. Sie sind dazu durch das häufige Vorkommen der Genien, Eroten etc. auf antiken Bildern veranlasst worden, und haben oft eine wahrhaft heidnische Koketterie hineingetragen. Ein Engel zielt z. B. nach dem Herzen der heiligen Theresa nicht anders wie der antike Amor.

Entstehung der großen Fabrikation zusammen, die noch nicht viel über ein Menschenalter hinausreicht.

Hiernach ist nicht zu verkennen, daß wir noch im Anfange einer neuen Phase der Entwickelung stehen. Dies beweisen schon die bemerkten großen Unterschiede im Grade der Unterwerfung der Naturkräfte unter die Herrschaft des Menschen. Sehr wichtig ist es nun für die Statistik, nach allen Hauptrichtungen den Einfluß der verschiedenen Stufen der Organisation der Arbeit zu ermessen. Man hat viel von der nachtheiligen Wirkung der Arbeit in Fabriken auf die leibliche und geistige Gesundheit der Arbeiter gesprochen. Aber man hat noch kaum unterschieden zwischen der bloßen Vertheilung unter Menschenhände, wo noch der Arbeiter selbst die Maschine ist, und der Vertheilung zwischen Menschenkraft und Maschinenkraft; und man konnte schwer unterscheiden, weil noch beide Arten von Organisation der Arbeit vielfach ineinander greifen. Immer läßt sich jedoch von vorn herein annehmen, daß die weitere Vervollkommnung des Maschinenwesens nur förderlich einwirken kann, weil dadurch die in jeder Beziehung so schädliche, einförmige Arbeit mehr und mehr auf die äußeren Naturkräfte übergeht. Die Thätigkeit des Menschen muß also freier werden. Er wird zum geistigen Lenker der Naturkräfte, zum Steuermann des Schiffes, auf dem er früher, mit der Kette des Galeerensklaven an seinen Beruf gefesselt, nur in eintönig wiederkehrenden Schlägen das Ruder schwingen konnte. Schon jetzt bestätigen direkte, neueste Erfahrungen, namentlich aus einigen Bezirken Englands, wo die große Fabrikation in höherem Grade ausgebildet ist, die Richtigkeit dieser Bemerkungen. Nicht bloß die hohe mittlere Lebensdauer in diesen Bezirken ist ein günstiges Zeugniß für die leibliche Gesundheit; sondern man hat auch bei diesen Arbeitern mit Maschinen, im Gegensatz mit den als Maschinen arbeitenden Manufakturisten, eine viel größere geistige Gewandtheit und Anstelligkeit zu den verschiedensten Geschäften beobachtet.

Für die Organisation der Arbeit ist ferner die Vertheilung der produktiven Menschenkräfte an die drei Hauptzweige der landwirthschaftlichen, industriellen und commerciellen Thätigkeit zu beachten. Bei einer schon höher gestiegenen Kultur des Bodens, wird sich eine relativ größere Zahl von Menschen den Gewerben und dem Handel zuwenden. Dieser verhältnißmäßig stärkere Wachsthum

Der Taufengel in der Kirche, der das Taufbecken hält, hat eine Beziehung zu dem Engel, der den Teich Bethesda hütet, dessen Wasser die Kranken heilt.

Der Michaelistag (29. September) ist zugleich das Fest aller Engel; desgleichen der 8. Mai. An diesem Tage soll der heilige Michael mit den himmlischen Heerschaaren auf dem Berge Gargano in Apulien erschienen seyn. Vgl. den Art. Michael. Die berühmte Kirche *S. Maria degli angeli* bei Assisi steht in der Gegend, welche *portiuncula* heisst. Hier hat man von uralter Zeit her die Engel singen hören, weshalb der heilige Franciscus sich hier die Hütte baute, die nachher mit der prächtigen grossen Kirche *degli angeli* überwölbt worden ist. Einst erschien ihm hier auch Christus und bot ihm eine Gnade an. Da erbat sich der Heilige für Alle, die hier ihre Andacht verrichten würden, den Portiuncula-Ablass.

Engelwurz,

Angelica, so genannt, weil einmal ein Engel zur Pestzeit einem frommen Manne erschienen sey und diese Pflanze als das Heilmittel bezeichnet haben soll. Sie heisst auch die heilige Geist- oder Dreifaltigkeitsblume, weil der Stengel zwischen zwei sich umschliessenden Häuten emporwächst. Darauf bezieht sich ein altnordisches Räthsel: Eine Frau zeugt eine Frau, eine Jungfrau mit einer Jungfrau einen Sohn. Das ist eine junge Bergangelika zwischen zwei alten. Grimm, altd. Wälder I. 159.

Ente,

Attribut der heiligen Brigida, um die sich immer viele wilde Enten sammelten, und des heiligen Colemannus, der sie gleichfalls zähmte.

Epheu,

Sinnbild der Treue und des ewigen Lebens, weil es immer grün bleibt, wird daher auf Gräber gepflanzt. In *Durandi*,

rat. VII. 35, 38. heisst es, der Epheu bedeute, dass die Seele lebe, wenn auch der Körper todt sey.

Erdbeben.

Bei der Geburt Christi ist das Verhalten der Erde, indem sie vom Göttlichen berührt wird, Stille und tiefer Frieden. Bei seinem Tode aber erschrickt sie, ihren Herrn zu begraben, und bebt. Nach den apokryphischen Evangelien bebte die ägyptische Erde, als das Christkind auf der Flucht dahin kam, und alle heidnischen Götzen stürzten zusammen. Diese Wunder wiederholen sich häufig in Legenden. Die Erde bebt bei den Martern, welche Heilige erleiden, und rettet dieselben, indem die Henker und das Volk vor Entsetzen entfliehen. So der heilige Adrianus, Geminianus, Januarius, Vitus, Euphemia, Libaria, Lucia, Margaretha etc. Vgl. *Bagatta, admir.* III. 9. Auch das Zusammenstürzen der Götzen wiederholt sich stets bei diesen Gelegenheiten. — Andererseits werden in namentlich spätern Legenden die Erdbeben mehr einer dämonischen oder natürlichen Ursache zugeschrieben, und in diesem Falle bewährt sich die Heiligkeit durch ihr Unversehrtbleiben. Beispiele bei Bagatta a. a. O. Besonders schön ist die Legende vom heiligen Xaver, der einst während eines furchtbaren Erdbebens in Indien ruhig am Altare stehen blieb und Messe las.

In einigen Volkssagen werden Erdbeben und unterirdische Detonationen dem in der Tiefe gefesselten Satan zugeschrieben. Diese Vorstellung lässt sich indess zurückführen auf eine ältere heidnische, wonach z. B. der böse Gott Typhon gefangen unter dem Aetna liegt und Feuer aus seinem Rachen ausspeit.

Erdbeere,

Sinnbild der Verlockung, der Weltlust. Der geniale Bosch malte eine Erdbeere, umgeben von unzähligen darnach lechzenden

Menschen, die sich in diesem Augenblick in die mannigfachsten Thiere und Ungeheuer (Sinnbilder der Laster) verwandeln. Kunstbl. 1822, S. 64.

Erde.

Die Erdkugel erscheint auf alten Bildern der Schöpfung immer grün zum Unterschied von der blauen Himmels- oder Sternenkugel. Zuweilen ist sie schon als Globus aufgefasst und das Wasser auf ihr blau, die Erde allein grün gemalt. Vgl. Kugel. In einer Handschrift der heiligen Hildegard zu Wiesbaden kommt das Erdenrund vor mit drei Köpfen, von denen Strahlen ausgehen, rothe, grüne und blaue, was wohl die Elemente bedeuten soll. Piper, Myth. II. 100. Das erinnert an den dreistrahligen Nimbus der Christusköpfe. — Auf Bildern des Weltgerichts und grosser Anbetungen Gottes im Himmel ist die Erdkugel Fussschemmel des Herrn, nach Jesaias 66, 1. Auf den ältesten christlichen Grabdenkmalen und Miniaturen kommt jedoch statt der Erdkugel eine allegorische Figur der *terra* vor, nämlich ein nackter weiblicher Oberleib, der mit beiden Armen über seinen Kopf einen Schleier zum Schemmel des thronenden Herrn wölbt. So bei Aringhi I. 317, Bosio 85, *Bottari* I. *tav.* 15. 33. *d'Agincourt, sculpt.* V. 2. *Didron, icon.* 54. Eine ganz ähnliche, aber männliche Figur kommt auch in den Miniaturen des merkwürdigen Psalteriums in der Stuttgarter öffentl. Bibliothek, Bibl.-Nr. 23. p. 54, vor. Piper, Myth. II. 52 f., citirt noch einige andere rein antike, der ältern heidnischen Weise entnommene Personificationen der Erde als Weib mit dem Füllhorn, mit Aehren, Wein und Blumen, mit Kindern, mit offnen Brüsten; sodann aber phantastische Darstellungen, in denen die ältere heidnische Auffassung der ephesischen Diana von spätern christlichen Malern benutzt, aber willkührlich umgeändert erscheint. Die Erde ist hier ein Weib mit offnen Brüsten, an denen Hirsche saugen, in alten Miniaturen bei *d'Agincourt, pitt.* 53. 2. Brüste sowohl als Hirsche mahnen an die alte

Epheserin. Oder statt der Hirsche saugen zwei Schlangen an ihr, in Miniaturen zu Erlangen, Piper II. 81, bei d'Agincourt 29. Oder eine Schlange und ein Rind, mit der ausdrücklichen Ueberschrift *terra,* daselbst 56. Auch die Schlange war schon bei den heidnischen Alten ein Symbol der Erde, weil sie unter der Erde lebt. Oefters sind in ältern christlichen Miniaturen einfach das Meer als ein Mann mit einem Fisch, die Erde als ein Weib mit einer Schlange in der Hand dargestellt, Piper II. 74. 80. Auf dem obengenannten Erlanger Bild ist die Erde grün. Eben so erscheint auf einem alten Bild in der Wallerstein'schen Bibliothek die Erde als grünes Weib mit rothem Mantel, wie sie das Christkind vom Himmel her in Empfang nimmt, Piper II. 70. Wie bei dieser Geburt Christi, so betheiligt sich die Erde auch bei seinem Tode und wird neben den Figuren von Sonne und Mond auf den ältesten Miniaturen noch personificirt mit dem Füllhorn, mit der Schlange oder mit Garben (das Meer mit einer Urne). Daselbst 73. Damit ist aber das Erdbeben beim Tode Jesu nicht genügend ausgedrückt.

Der Erdenkloss, die Handvoll Erde ist Sinnbild des Menschen, denn aus Erde ist er gemacht und muss wieder zu Erde werden. Gen. 2, 7 und 3, 19. Daher der schöne Gebrauch bei Begräbnissen, dass der Priester unter Beziehung auf jene Bibelworte die erste Handvoll Erde auf den Todten wirft. Binterim, Denkw. VI. 3. 454.

Gott sandte den Engel Gabriel aus, ihm Erde zu holen, wovon er Menschen machen könne. Die Erde bat aber so flehentlich, ihr nichts zu nehmen, dass der Engel sie schonte. Gott sandte den Engel Michael, dann den Engel Israsiel, denen es eben so ging. Erst als er den Todesengel sandte, nahm dieser eine Handvoll Erde und brachte sie Gott, der davon den ersten Menschen machte. So lag des Menschen erster Keim und Stoff schon in des Todes Hand. Hammer, Bericht über Dschelaleddins Mesnewi 1851. S. 83.

Erstgeburt.

In der Erstgeburt liegt eine tiefe Symbolik. Die Erstgeburt ist dem Verderben geweiht. Der erstgeschaffene Engel Lucifer fiel ab von Gott, es bedurfte einer zweiten Schöpfung, der des Menschen, um dieses Unheil zu sühnen. Der erste Mensch selbst fiel wieder in Sünde und es bedurfte seiner Erneuerung in Christo, um die Menschen von dieser Sünde zu erlösen. Der erstgeborne Mensch Kain fiel in Sünde, nur der jüngere Seth rettete das bessere Theil in der Menschheit. Der erstgeborne Esau war wild und nur der jüngere Jakob fromm. Alle Erstgeburt in Aegypten wurde vom Herrn vertilgt. Das jüdische Gesetz erkannte auch unter den Juden alle Erstgeburt dem Herrn verfallen und brachte sie ihm im Tempel dar. Aber wie der Herr Isaaks verschont, als Abraham ihn zum Opfer brachte, so schonte er auch der Gläubigen und nahm anstatt des Kindes ein Lamm oder von Armen ein Paar Täubchen als Opfer an. Daher auch die Darbringung des Christkindes im Tempel, als eines Erstgebornen, die symbolische erste Opferung des Heilands.

Das Verderben der Erstgeburt erstreckt sich auch auf die Natur. Die erstgeschaffene Erde wurde durch die Sündfluth überschwemmt.

Esel.

Je verachteter dieses Thier bei den Juden war, um so greller tritt die blinde Wuth Bileams hervor, der noch weniger Verstand zeigte, als sein Esel. — Indem Ochs und Esel an der Krippe des Heilands gepaart werden (Vorbild dazu Jesaias 1, 3.), vertreten sie das gesammte Thierreich, der Ochs die reinen, der Esel die unreinen Thiere. Im 5ten Buch Mosis 22, 10. wird dieser Gegensatz ausgedrückt, indem es heisst: „Du sollst nicht zugleich mit Ochs und Esel ackern.“ Diese beiden Thiere an der Krippe stehen parallel mit den beiden Schächern am Kreuze. Sie verhalten sich wie der

fruchtbare und unfruchtbare Boden, in den der Säemann denselben Samen streut. Sie erinnern noch an die Thiere, die Adams Geburt im Paradiese assistirten; aber bei Christi Geburt war bereits die grosse Scheidung unter den Creaturen eingetreten, der Ochs bedeutet daher nur die für das Heil empfänglichen, der Esel aber die dasselbe zurückweisenden Seelen. Das allein ist der Sinn der beiden Thiere an der Krippe, und alle Versuche, sie aus dem ältern persischen Mithracultus (vgl. Seel, Mithrageheimnisse, Tafel XVIII.) zu erklären, sind überflüssig, weil hier eine specifisch christliche Symbolik selbstverständlich vorliegt.

Der Einzug des Heilands in Jerusalem auf der Eselin wurzelt in der nämlichen Symbolik. Auch hier wählt der Herr des Himmels das verächtlichste Thier der Erde, um des Contrastes willen. Aus der frommen Erinnerungsfeier wurden im Mittelalter durch Missbrauch des Humors, der mit dem in Prozession herumgeführten Palmesel getrieben wurde, die sogenannten Eselsfeste, worüber man Schröckhs Kirchengesch. 28. 273, Flögel, Geschichte des Groteskkomischen 167. und *Du Cange s. v. festum asini* vergleichen kann. Ein deutscher Volksaberglaube leitet das dunkle Kreuz auf dem grauen Rücken der Esel vom Heiland her. Erst seit er auf der Eselin geritten, sey dieses Kreuz entstanden. Hagen, Germania VII. 438. In Verona zeigt man noch die Haut des Palmesels, und glaubt, von ihm stammen die Esel der Stadt ab. Kreyssler, Reise S. 1028. Berckenmeyer, kur. Antiquit. I. 373.

In den Heiligenlegenden behält der Esel seine ursprüngliche Bedeutung. Vor der Hostie, die von den Menschen verachtet worden, kniet der Esel nieder, auf das Gebot des heiligen Antonius von Padua (Pendant zum Wunder des redenden Bileamesels). Um Gottes Willen zu erkunden, wo ein neues Gotteshaus gebaut werden sollte, liess man im Mittelalter zuweilen einen Esel laufen und baute da, wo er still stand. So das Kloster Maulbronn in Schwaben. So Moosburg nach Müllers Sagen der Bayern 24. Auch Kloster

Nidda. Grimm, deutsche Sagen II. 362. Die Eselswiese bei Querfurt hat den Namen von einem Esel, der hier stetig wurde und den heiligen Bruno nicht weiter tragen wollte, weil ihm Unglück drohte. Grimm, deutsche Sagen II. 369.

Der Esel ist in den allegorischen Darstellungen des 17ten Jahrhunderts oft Sinnbild der Fleischlichkeit, des rohen Sinnenmenschen. Der Esel wird reichlich gefüttert und geputzt, indess die „arme Seele“ verhungert und erfriert. *Orae, iconus mysticae. Francof.* 1610. p. 37 f.

Espe.

Von der Espe sagt die Legende, sie habe sich stolz geweigert, sich gleich allen andern Bäumen vor Christo zu verneigen, und zur Strafe dafür müssten seitdem ihre Blätter unaufhörlich zittern. Dieser unermüdeten Bewegung wegen glaubte man ehemals auch, ein Wanderer werde niemals müde, wenn er einen Stab von Espenholz bei sich trage.

Essig,

Sinnbild der lieblosen Welt. In einem alten Charfreitagsliede sagt Christus zur Welt: „Ich gab dir das Blut meines Weinstocks, und du hast mir dafür nur Essig gegeben.“ Fortlage, christl. Gesänge 8. 87.

St. Eugenia,

eine vornehme und sehr gelehrte Heidin, die sich zum Christenthum bekehrte und das bitterste Elend, endlich den Martertod allem Glanz und Ruhm vorzog. Surius zum 25. Dezember. Calderon hat die Legende auf's Geistvollste behandelt in seinem Drama *El Josef da los mugeres* (Joseph unter den Weibern). Die Heilige wird von den edelsten Jünglingen zur Gattin begehrt wegen des grossen Ruhmes ihrer Gelehrsamkeit und Schönheit. Ihr feurigster Liebhaber Aurelio aber fällt im

Zweikampf mit seinem Nebenbuhler Cäsarino, Sohn des Kaisers. Eugenia flieht in die Wüste und lebt als Einsiedlerin. Der Teufel belebt Aurelio's todten Leib und sucht sie zu verführen, jedoch vergebens. Sie wird als Christin verfolgt, gefangen und widersteht allen Anfechtungen so standhaft, dass sie den Ehrennamen des weiblichen Joseph empfängt. Mittlerweile hat der tief um sie trauernde Cäsarino ihr einen Tempel errichten lassen und betet ihr Bild an. Sie kommt dazu und gibt sich zu erkennen, um den eiteln Wahn heidnischer Vergötterungen zu zerstören. Vergebens bemüht sich Cäsarino um ihre Liebe, und überliefert sie endlich dem Martyrium. Man kann die Hoffahrt des Heidenthums und die Demuth des Christenthums nicht schöner contrastiren.

Eule.

Eine Bäckerstochter aus Jerusalem stahl von dem Teige, aus dem ihre fromme Mutter für den Heiland ein Brodt backen wollte. Der gestohlene Teig schwoll ungeheuer an, das Mädchen stiess einen Schrei des Schreckens aus und wurde in eine Eule verwandelt. Volksglaube in Wallis. Curiositäten VIII. 241. Vgl. Shakespeares Hamlet IV. 5.

Eulogien.

In der griechischen Kirche wird die Hostie aus dem ganzen Brodte ausgeschnitten. Die Abfälle des vorher geweihten Brodtes sind heilig und werden sorgfältig aufbewahrt, um als sogenannte Eulogien zu geistlichen Geschenken verwandt zu werden, sey es zur Heilung von Kranken und Besessenen, sey es als Liebesgabe und zur Befestigung treuer Freundschaften. So genossen Freunde beim Abschied die Eulogie zur Heiligung ihres Seelenbundes. So schickten sich Nonnen, die sich liebten, diese zarte Himmelsspeise als Vorgeschmack des Paradieses zu. Vgl. Binterim, Denkw. VI. 3. 540 f.

St. Euphrasia

zu Nicomedia wurde unter Diocletian als Christin verfolgt und einem Soldaten übergeben, der sie schänden sollte. Sie überredete ihn aber, wenn er sie verschone, wolle sie ihm eine Salbe geben, die ihn vor Wunden und Tod schützen solle. Zur Probe bestrich sie sich selbst den Hals damit und sagte: er solle einmal versuchen, ihr den Kopf abzuschlagen, und werde sehen, es gehe nicht. Er that es und — es ging. So rettete sie ihre Keuschheit. Die Kirche verehrt sie am 19. Januar. Ihre Geschichte ist öfters auf spätere Zeiten übertragen worden, namentlich in *Chron. Duisburg.* II. 354. auf eine preussische, und in *Angeli annal. March. ad a.* 1325 auf eine brandenburgische Nonne beim Einfall der wilden Lithauer im 14ten Jahrhundert, welche Fouqué Gedichte IV. 7. besungen hat. Schmidt schrieb 1818 eine kleine Schrift darüber. Vgl. auch Büschings Volkssagen S. 204. v. Tettau und Temme, ostpreuss. Volkssagen S. 84. und den Freimüthigen von 1818, Nr. 168.

Während die christliche Legende den Kaiser Diocletian zum Thäter macht, ist es in der muhamedanischen Sage der Chalif Marvan II. und die Scene ist nach Aegypten verlegt. *Herbelot, s. v. Marvan.* Dieselbe Legende wird auch von einer Brasilia aus Dyrrachium erzählt. *Franc. Barbarus, de re uxoria* II. 2. — Diese Legende ist die schönste Auslegung des: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben."

Eva.

Vergl. die Artikel Adam, Apfel, Baum, Rippe, Schlange. Als erstes Weib in der Welt sollte Eva das Vorbild aller Weiber seyn, wie Adam das Vorbild aller Männer; aber wie dieser in die Sünde fiel und als Urbild der Menschheit, das er nicht mehr war, durch Christo hergestellt werden musste, so fiel auch, und sogar schon vor ihm, Eva in die Sünde,

und das somit verdunkelte Urbild der Weiblichkeit musste in der Jungfrau Maria hergestellt werden. Man bezieht daher den Engelgruss bei der Verkündigung *Ave* auf Eva. Insofern nun wurde Eva vorzugsweise nur zum Vorbild aller weiblichen Reize und Schwächen und wurde deshalb von jeher gerne mit einem gewissen Humor aufgefasst, unbeschadet des tiefen Ernstes, der in der Lehre vom Sündenfalle liegt. Maler und Dichter haben in feiner Charakteristik der Eva gewetteifert. Auf allen alten Kirchenbildern, welche die Erschaffung Eva's aus der Seite des schlafenden Adam darstellen, blickt sie mit betend erhobenen Händen zuerst auf Gott, nicht auf Adam. Nach einer muhamedanischen Legende frug Gott den Adam, ob er die Eva liebe? Adam antwortete laut mit Ja. Dann frug Gott die Eva, ob sie den Adam liebe? Aber sie antwortete nicht, sondern senkte die Augen und erröthete. Seitdem machen es alle Jungfrauen so. Rosenöl II. 292.

Die Bilder Eva's zeigen häufig einen ungewöhnlich starken Haarwuchs, sey es, um ihre Blösse besser zu bedecken, sey es, um die Kraft der menschlichen Urmutter auszudrücken, die so vielen Generationen das Daseyn geben sollte. Der Typus ihrer Mienen ist nach stillschweigender Uebereinkunft aller Maler eine liebliche Naivetät, durchaus natürlich, mädchenhaft, ohne Heiligkeit, aber auch ohne List, nur leichtsinnig. Ihr Attribut ist der Apfel, nachher das Feigenblatt, endlich die Spindel (weil sie nach ihrer Verbannung aus dem Paradiese spinnen und Adam hacken muss). Theils wegen dieses (Woll-) Spinnens, theils auch in tieferer Beziehung auf das Lamm Gottes, das einst in ihrer Nachkommenschaft geboren werden soll, hat sie ein Lamm neben sich, wie Adam Aehren. *Didron, icon.* 100. Die Aehre bedeutet zugleich das Brodt, das Blut des Lammes den Wein im heiligen Abendmahle. In der Tragicomedia des Dr. Klein, die 1570 zu Esslingen aufgeführt wurde, trug Eva zum Kennzeichen ein Bäumchen mit Apfel und Schlange. Scheible, Schaltjahr II. 67.

der induſtriellen und commerciellen Bevölkerung wird durch übereinſtimmende Erfahrungen beſtätigt. Auch hierin finden ſich jedoch ſehr verſchiedene Abſtufungen. Die ſo geringe landwirthſchaftliche Bevölkerung Englands, bei einer ſo reichen Produktion, zeigt uns namentlich, daß noch in andern Ländern viel zu viel Menſchenkraft im Ackerbau verſchwendet wird, und daß, unbeſchadet ſeiner Reſultate, eine viel vortheilhaftere Vertheilung an die Hauptzweige des Berufs möglich iſt. Mit der ſtärkeren Zunahme der Gewerb und Handel treibenden Klaſſen hat bisher der relativ ſtärkere Wachsthum der ſtädtiſchen vor der ländlichen Bevölkerung ziemlich gleichen Schritt gehalten. Allein die Gründe, wodurch Induſtrie und Handel vorzugsweiſe in die Städte gewieſen wurden, haben in neueſter Zeit zum großen Theile ihre Bedeutung verloren. Wie Stadt und Land politiſch und ſtaatsrechtlich ſich näher gerückt ſind, ſo rücken ſie zugleich faktiſch ſich näher, da vielfache Zweige der Induſtrie mehr und mehr auf das Land übergehen und hiernach auch die Gegenſätze zwiſchen ſtädtiſchem und ländlichem Leben in ihrer früheren Schärfe ſich mildern. Auch für dieſe wichtige Veränderung im Kulturſtande bietet die neuere Statiſtik manche Erfahrungen.

Die verſchiedenen Stufen und Formen der Organiſation der Arbeit bedingen weſentlich den Umfang und die Beſchaffenheit der materiellen Produktion. Neben der Maſſe und Art der Genußmittel, hat die Statiſtik ihre Vertheilung ins Auge zu faſſen. Faſt alle neueren, ſehr zahlreichen Schriften über Pauperismus glauben für eine bedenkliche Zunahme der Armuth vielfache Belege anführen zu können. Gleichwohl läßt ſich bemerken, daß faſt in allen Staaten die Produktion in noch höherem Grade, als die Bevölkerung zunimmt; daß der Arbeitsverdienſt im Verhältniſſe zu den Genußmitteln, die man ſich dafür verſchaffen kann, faſt aller Orten gewachſen, wenigſtens kaum irgendwo geſunken iſt; daß in Folge davon durch alle Klaſſen hindurch die Zahl der Beſitzenden und der reichlicher, als früher, Genießenden ſich vermehrt hat. Die anſcheinenden Widerſprüche löſen ſich, wenn man beachtet, daß durchweg Erwerb und Vermögen, aber gleichzeitig auch die Abſtände des Vermögens ſich vergrößern können; daß die abſolute Armuth ſich vermindern kann, während die relative ſich erhöht, weil die mit der ſteigenden Produktion gleichzeitig

Eva wurde oft mit der griechischen Pandora verglichen, die durch neugieriges Oeffnen der verbotenen Büchse, in der alle Uebel eingeschlossen waren, die Welt verdarb.

Nach jüdischer Fabel buhlte der Teufel Sammael mit der neugeschaffenen Eva und zeugte mit ihr den Kain, wie denn auch Adam mit der Teufelin Lilith gebuhlt haben soll. Eben so willkührlich und abgeschmackt ist die Fabel, die Marchand in einer geistlichen Comedie behandelte, wonach Lucifer, der erstgeschaffene und schönste der Engel, erst gefallen seyn soll, nachdem er sich in die Eva verliebt hatte. Flögel, Gesch. des Groteskkomischen 106.

Nach einer altdeutschen Legende hatte Eva schon eine Menge Kinder geboren, als Gott der Herr einmal zu ihr kam, um nach ihr zu sehen. Aus Scham, schon so viele oder zum Theil so hässliche Kinder zu haben, versteckte sie die hässlichsten in einen dunklen Winkel und zeigte nur die schönen vor. Gott theilte gnädig unter sie die künftigen Würden und Reichthümer der Stände aus. Endlich entdeckte er auch noch die verborgenen Kinder, für die nun nichts mehr übrig blieb, als die Armuth und das Elend der niedrigsten Klassen. Diese Legende wurde von Hans Sachs auf die Bühne gebracht, findet sich auch in einer alten christlichen Comedie, ist von Melanchthon und in Widmanns Buch von Dr. Faust erwähnt. Vgl. Grimm in Haupts Zeitschrift II. 257.

Evangelisten,

die vier, sind Träger und Werkzeuge der Offenbarung, das von ihnen niedergeschriebene Wort ist Ausfluss der Gottheit selbst; der Geist Gottes spricht aus ihnen und wirkt in ihnen. Daher werden sie in den ältesten christlichen Bildwerken mit den vier Flüssen des Paradieses verglichen und als vier Flüsse dargestellt, die aus einem Felsen fliessen. Unter dem Felsen aber wurde wieder der Fels verstanden, aus dem Moses mit seinem Stabe eine Quelle schlug, um das durstende Volk Gottes damit zu erquicken, als Vorbild des Heilands,

der die Quellen des ewigen Wortes aufgethan hat. Die vier Flüsse aus dem Felsen strömend sind dargestellt auf einem altchristlichen Sarkophag der Peterskirche. Bunsen, Beschr. von Rom II. 1. 184. 219, und öfter wiederholt in den Katakomben.

Seit dem fünften Jahrhundert wurde die Vergleichung der vier Evangelisten mit den vier Cherubim (s. diesen Artikel) beliebt, und Matthäus erhielt einen geflügelten Menschen (Engel), Markus einen geflügelten Löwen, Lukas einen geflügelten Stier und Johannes einen Adler zum Attribut. Jedes dieser Thiere bedeutet eine göttliche Kraft. Inzwischen ist für Matthäus der Mensch ausgewählt, weil er sein Evangelium mit der menschlichen Geburt Christi anfängt; für Markus der Löwe, weil er mit Johannes in der Wüste anfängt; für Lukas der Ochs, weil er mit dem Priester Zacharias (der zum Opfer Ochsen schlachtete) anfängt; für Johannes der Adler, weil aus ihm der göttliche Geist am mächtigsten spricht. *Durandi, rat.* VII. 44, 4. Auf Bildwerken werden gewöhnlich die Thiere den Evangelisten nebengeordnet. Zuweilen werden sie aber auch identificirt und der Evangelist erscheint menschlich, aber mit dem Löwen-, oder Stier- oder Adlerkopf. Vgl. *Didron, man.* p. 308. Als vierköpfiges Thier (Tetramorph) kommen sie auch vereinigt vor, daselbst p. 73. Als die vier Räder am Cherubimwagen daselbst p. 347. Als vierköpfiges Thier, das auch vier verschiedene Füsse hat, und auf dem die Religion mit Krone, Fahne und Kelch sitzt, bei *Twining, symb. pl.* 51. 63. Die vier Thiere um das Kreuz her, daselbst *pl.* 60. Wenn die vier Thiere die Evangelisten bedeuten, haben sie ein Buch zum Attribut, daselbst p. 46. 49. In den ältesten Bildwerken sind alle vier Begleiter der Evangelisten geflügelt, in spätern sind oft beim Löwen und Ochsen die Flügel weggelassen. *Didron, man. pl.* 241.

Die Evangelisten sind auch blos als vier geflügelte Köpfe bezeichnet auf vier Flüssen um ein Kreuz gruppirt, *Twining pl.* 45. Oder als vierköpfige Seraphim mit sechs Flügeln, daselbst *pl.* 50. Vier Cherubsköpfe auf einer Taube in der

Hand Christi, *d'Agincourt, sculpt. pl.* 120. Vier Evangelisten als Menschen mit Thierköpfen in den vier Ecken um das Crucifix, daselbst *pl.* 133. *Ciampini tab.* 65. So auch auf einem Bilde des Spinello. Vasari, v. Schorn I. 374. Matthäus und Johannes stehen links, Markus und Lukas rechts, weil jene schon beim Leben Christi, diese erst nach seinem Tode Apostel wurden, *mortalitas* aber die linke, *immortalitas* die rechte Seite hat. *Durandi, rat.* VII. 44. 6.

Die Evangelisten dienen oft als christliche Karyatiden, indem sie Taufsteine, Kanzeln etc. tragen. Wenn sie einfach als Menschen dargestellt sind, trägt jeder ausser einem Buch auch noch sein besonderes Attribut. Siehe die Artikel ihres Namens. Auf ältern Miniaturen hat Matthäus einen kurzen dunklen Bart, ist Markus alt und unbärtig, Lukas weissbärtig, Johannes jung und unbärtig. Waagen, Paris 207. Rubens malte sie alle vier mit ihren Attributen am Meeresufer daherwandelnd, als ob sie mit dem Evangelium über die Welt schritten. v. Wessenberg, christl. Bilder II. 297.

Im evang. Kirchenjahr beginnen die Sonntage des Matthäus zu Pfingsten, die des Lukas mit Kreuzerhöhung am 15. September, die des Markus mit Fastnacht, die des Johannes mit dem ersten Sonntag nach Ostern. Strauss, Kirchenjahr S. 30. Also folgen sie sich wie Sommer, Herbst, Winter, Frühling.

Vorbilder der Evangelisten sind die vier grossen Propheten, Nachbilder die vier Kirchenväter.

Ezechiel.

War Jesaias der grosse Prophet des Volkes vor dem Exil, Jeremias der Prophet, der nach Jerusalems Zerstörung im Lande zurückgeblieben, so ist Ezechiel der Prophet des in die babylonische Gefangenschaft fortgeführten, vom gelobten Lande getrennten und zerstreuten Volkes.

Wie Jesaias den Zorn Gottes in Donnerworten verkündet, und Jeremias in tiefen Klagetönen jammert, so breitet Ezechiel eine Menge prachtvoller Bilder aus, wie Fahnen, unter denen

das zerstreute Volk sich wieder sammeln und trösten soll, vor allen das Bild des idealen Tempels. Bei Jesaias herrscht die Kraft des Geistes, bei Jeremias die Tiefe des Gemüths, bei Ezechiel die Phantasie vor.

Ezechiel befand sich schon unter den ersten Gefangenen, die mit Jojakim hinweggeführt wurden, als Jerusalem noch stand. Da unter den Gefangenen am Wasser Chobar erschien ihm der Herr und gebot ihm, den Gefangenen Busse und Trost zuzusprechen. Die Erscheinung des Herrn ist im höchsten Grade majestätisch. Im Sturmwind fährt er daher auf Feuerwolken, in Menschengestalt sitzend auf einem Throne von Saphir, der auf einer Grundlage von Kristall ruht und getragen wird von vier Cherubim. Die Cherubim glänzen und fahren daher mit Blitzesschnelle. Unter jeglichem befindet sich ein Rad, gestaltet wie vier Räder ineinander, und voller Augen. Das Kapitel 1, das diese Beschreibung enthält, ist durch Kapitel 10 noch zu ergänzen. Sehr schön ist in letzterem der Gedanke, dass der Prophet in das feurige Gewölk zwischen die Räder greifen und Feuer auf das Volk streuen soll. In diesem berühmten Bilde also erschien Gott dem Ezechiel und gab ihm einen Brief, den er essen musste, um das göttliche Wort gleichsam in *succum et sanguinem* aufzunehmen und dann dem Volke zu verkünden.

Dann legte er ihm eine Busse für das Volk auf; 390 Tage sollte er auf der linken Seite liegen für die Missethat Israels, und 40 Tage dann auf der rechten für die Missethat Juda's.

Wiederum befahl ihm der Herr, sein Haar in drei Theile zu theilen, ein Drittel zu verlieren, eines mit dem Schwerte zu zerhauen, das dritte in den Wind zu streuen und nur ein wenig davon in einen Zipfel seines Mantels zu retten. Das sollte das Schicksal des Volkes vorbedeuten.

Im 8. Kapitel beschreibt der Prophet die Entweihung des salomonischen Tempels. Nach allen Richtungen ist der alte Tempel durchkreuzt mit fremdem Götzendienst, von Aegypten und Phönizien, von Babel und Syrien her. Die Hauptculte in der Runde haben alle Platz genommen im Hause Jehovahs,

und das erste Gebot: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir," ist in sein Gegentheil verkehrt worden. Diese Schilderung motivirt auf's Glücklichste die Nothwendigkeit der Tempelzerstörung und den Wiederaufbau eines neuen, wenn auch nur im Geiste. Die im Osten oder vom Tempel sich abwendenden Sonnenanbeter unter den Juden selbst sind das Gegenbild zu den Weisen oder heiligen drei Königen, die später umgekehrt als Magier aus dem Orient kommen, um den König von Zion anzubeten.

Im 16. Kapitel begegnet uns wieder ein sehr lebendiges Bild. Das Volk Gottes wird geschildert als ein armes ausgesetztes Kind, hülflos und nackt. Da erbarmt sich seiner Gott, pflegt es, erzieht es, bis es zur Jungfrau herangewachsen ist, und dann schmückt er es zu seiner Braut und würdigt es der höchsten Ehren; aber dadurch stolz und übermüthig geworden, fällt die schöne Braut von Gottes Gehorsam ab, buhlt mit fremden Götzen und schlachtet denselben sogar die eignen Kinder, die sie von Gott empfangen hat.

Aber die schadenfrohen Nachbarn, heisst es in dem folgenden Kapitel, sollen nicht spotten; denn auch Ammon, Edom, Moab, die Philister, das stolze Tyrus und Aegypten werden untergehen, und wenn Aegypten in die Hölle steigen wird, so wird es daselbst Assur mit seinem Volke finden, das von Babel schon hingewürgt ist, und unzählige andere hingewürgte Völker mit ihren Königen.

Wenn aber das Gericht vollstreckt ist, wird Gott sich seines Volkes erbarmen und die noch Uebrigen sammeln, wie ein Hirt die verirrten Schafe. Der Hirt aber wird ein Knecht Davids seyn, spricht der Herr, d. h. der neue König aus Davids Geschlecht.

Nun folgt das wunderschöne Bild der Auferstehung (Kap. 37.). Der Herr führt den Propheten auf ein Feld voll dürrer Gebeine und befiehlt ihm, ihnen zuzurufen, sie sollten das Wort des Herrn hören. Da rauscht es und die Gebeine fügen sich zusammen, und an die Knochen wachsen Fleisch und Adern und überziehen sich mit Haut, und ein Wind

weht über sie hin und bläst ihnen Odem ein. So, spricht der Herr, will ich einst eure Gräber aufthun und euch wieder bringen in's gelobte Land.

Sodann malt der Prophet das Bild des idealen Tempels aus, voll Ahnung des Christenthums; denn im 47. Kapitel heisst es: unter der Schwelle des Tempels gegen Morgen werde ein Strom herausfliessen, der in's todte Meer sich ergiessend dasselbe wieder gesund und zu süssem Wasser machen, der überall Segen und Fruchtbarkeit hervorrufen werde und in dem unzählige Fische leben würden, an den Ufern aber würden eine Menge Fischer stehen und die Netze ausbreiten. Dies scheint mir nur sinnbildlich verstanden und auf den Segen des Christenthums bezogen werden zu müssen. Fischer waren die Apostel, Christus selbst nannte sich einen Menschenfischer; unter den Fischen versteht die spätere Symbolik durchgängig die im Wasser Getauften oder Christen. — Das Attribut Ezechiels ist ein Thor mit Thürmen, Sinnbild seines idealen Tempels.

F

Fackel.

Sieben Fackeln im Auge Gottes, Offenb. Johannis 4, 5, bedeuten sieben Geister oder Urkräfte Gottes. — Als Attribut der Martyrer sind brennende Fackeln das Marterinstrument, womit ihre nackten Leiber gepeinigt wurden. So führen sie die Heiligen Chrysanthus, Theodorus, Theodolus etc., die Heiligen Anatolia, Eutropia etc.

Fahne,

Sinnbild des Sieges. Auf Kirchenbildern trägt gewöhnlich das Lamm Gottes die Siegesfahne, um anzudeuten, dass der Sieg durch das Opfer erlangt wurde. Christus selbst trägt die Fahne nur bei der Auferstehung aus dem Grabe. Auch wird Christus am Kreuze mit der Fahne an der Stange verglichen in des Fortunatus schöner Hymne: *Vexilla regis prodeunt.* Wie es scheint, ist dieses Symbol erst aufgekommen, nachdem Kaiser Constantin das Kreuz, das er in den Wolken erblickte, und durch das er zum Christenthum bekehrt wurde, in seine Fahne (*labarum*) setzte. Vgl. Kreuser,

Kirchenbau II. 127. Auf einer Schlange stehend kommt die Fahne vor auf Münzen des Constantin. Piper, Myth. I. 38. Auch Johannes der Täufer trägt zuweilen die Fahne oder ein flammendes Kreuz, dessen Flämmchen das Kreuz wie eine Fahne aussehen machen.

Die Fahne ist auch Attribut des kriegerischen Erzengels Michael und der ritterlichen Heiligen. Der heilige Drachenbesieger Georg trägt eine weisse Fahne mit rothem Kreuz. Der heilige Capistranus, der im 15ten Jahrhundert die Türken schlug, ist gleichfalls durch die Siegesfahne ausgezeichnet. Aber auch die heiligen Ritter der thebaischen Legion, nicht sowohl wegen ihrer Siege im Felde, als wegen ihrer Tapferkeit im Erdulden des Martyriums. So der heilige Mauritius, Ursus, Victorinus, Venantius, Benignus etc. Eben so die heilige Ursula, die mit ihren 11,000 Jungfrauen gewöhnlich dem heiligen Mauritius mit seinen Rittern zur Seite steht.

Von St. Ethelwold heisst es: als seine Mutter mit ihm schwanger ging, träumte ihr, sie süsse unter ihrer Thüre und eine Fahne wehe über ihr bis zum Himmel und wickle sie endlich selber ein. Er wird am 1. August verehrt.

Falke,

Attribut des heiligen Otho von Ariano, weil er sich auf dessen Einsiedlerhütte setzte und, die Jäger für immer verlassend, bei ihm blieb; des St. Agilolf, weil ein übermüthiger Ritter einmal von diesem bereits verstorbenen Bischof von Köln sagte, er sey so wenig ein Heiliger gewesen, als sein Falke singen könne, worauf der Falke schön zu singen anfing. Weyden, Kölns Vorzeit, 156. Der Falke ist auch zum Sinnbild des heiligen Laurentius gewählt worden; denn wie der Falke, wenn er auch frei durch die Lüfte jagt, wieder auf die Faust seines Herrn in freiwillige Gefangenschaft zurückkehrt, so kehrte jener Heilige, nachdem er alle Güter der Kirche an die Armen vertheilt hatte (um sie räuberischen

Händen zu entziehen), freiwillig in den Kerker zurück. *Picinelli, mundus symb.* p. 255.

Familie, die heilige.

Auf unzähligen Bildern erblicken wir die heilige Jungfrau mit dem Kinde, dem heiligen Joseph, häufig in Gesellschaft der heiligen Anna, der heiligen Elisabeth und des jungen Täufers Johannes im häuslichen Kreise, in der Wohn- und Kinderstube oder in Josephs Werkstatt, oder im Grünen, einem rein menschlichen Familienkreis, in heiterer Traulichkeit mit dem Kinde und zuweilen zugleich mit einer Arbeit beschäftigt. Altdeutsche und niederländische Maler haben sich dabei allerdings oft einer zu derben Naivetät, und italienische einer zu modernen Sentimentalität hingegeben. Allein wenn man hier das zu Gemeine, dort das zu Anspruchsvolle und Kokette verwerfen muss, so haben diese rein menschlichen Familiengemälde doch eine kirchliche Berechtigung und bedeutungsvolle Symbolik; denn sie bezwecken, die Gläubigen an die menschliche Natur des Heilands zu erinnern und sie von der gnostischen Verirrung abzulenken, die in Christo nur einen Aeon, einen übermenschlichen Dämon sehen wollte.

Als nicht schicklich sind die häuslichen Wäschereien, das Christkind auf einem Steckenpferdchen (Fiorillo II. 86.) und ähnliche Holländereien zu bezeichnen. Eben so die dem Christkind angekünstelten kleinen Unarten, wie er z. B. dem kleinen Johannes einen Vogel verweigert (Kolloff, Paris S. 27), dem alten Joseph die Brille von der Nase zieht (Passeri, Leben der Maler 1780, S. 360). Sodann auch das empfindsame Hervorheben der Nebenparthien, z. B. die grossmütterliche Freude Anna's, ihres Todes im Familienkreise (auf einem Bilde von Sacchi, Füssli, Kupferst. I. 242.). Nicht minder die kleinen Kindereien zu Füssen oder auf dem Schooss der thronenden Maria. Die königliche Erhabenheit schliesst das kleinbürgerliche Element aus. Auch die zudringlichen Portraits der Stifter, welche die Maler auf

Bildern der heiligen Familie anbringen müssen, stören die Illusion.

Erlaubt dagegen sind die Liebkosungen und Huldigungen, die dem heiligen Kinde in der Familie gewidmet werden, die zärtliche Sorge um dasselbe. Ferner die sinnige Beschäftigung des heiligen Kindes mit den Personen und Gegenständen, die sich ihm darbieten, insbesondere seine Huld gegen den kleinen Täufer, oder die Betrachtung, die er einem Geschenke widmet. Dabei ist es immer würdiger, eine symbolische Beziehung anzubringen, als blos an ein gewöhnliches kindisches Vergnügen zu denken. Das Spiel mit dem Apfel, der Taube, dem Lämmchen z. B. ist schicklicher, weil es symbolisch ist, als das Langen nach einer hellrothen Kirsche oder Nelke.

Das Verhalten des Christkinds allein, seine spezielle Beziehung zur Mutter, ferner die Symbolik, die sich an seine Geburt, an die Flucht nach Aegypten und an die Ruhe in Aegypten knüpft, erfordern besondere Artikel.

Fass.

In einem Fass auf christlichen Sarkophagen sieht Münter (christl. Sinnbilder 47.) ein Sinnbild der Einheit. Die Dauben, aus denen das Fass gefügt ist, bedeuten ihm die einigen Familien- oder Gemeindeglieder. Eine wohl nicht ganz genügende Erklärung. Vielleicht ist eher an die Kelterung zu denken. — Ein Fass ist Attribut der heiligen Antonia, weil sie in einem erstickt wurde.

Fasten

war bei den Juden die Erinnerung an das lange Fasten in der Wüste, und hatte zugleich den Zweck, Mässigung beim Volke zu fördern. Dem vierzigtägigen Fasten vor Ostern stand im frühen Mittelalter auch noch ein vierzigtägiges nach Martini zur Seite, daher die Völlerei und Narrethei der

zunehmenden Bedürfniſſe und Anſprüche auf Genuß noch in höherem Maaße, als die Mittel ihrer Befriedigung, ſich vermehren. In dieſer Hinſicht läßt ſich eine Verſchlimmerung der ökonomiſchen Verhältniſſe ſchwerlich in Abrede ſtellen, und damit hängt denn auch die ſchon berührte Verminderung und Verſpätung der Ehen, ſo wie die oft ſo feindſelige Stellung der Arbeiter zu den Unternehmern der Arbeit zuſammen. Es gehört dies zu den Wehen der Zeit, die nimmer ausbleiben, wenn eine Periode beſchloſſen wird und eine neue weltgeſchichtliche Epoche ins Leben tritt. So manche Bande des Rechts und des Herkommens ſind geſprengt; die früheren grundherrlichen und zunftmäßigen Vereinigungen ſind gelöst, oder doch gelockert, und der Concurrenz der Kräfte und Intereſſen iſt eine freiere Bahn geöffnet worden. Zwar ſehen wir ſchon in neuen Aſſociationen größere Maſſen mannigfaltigerer Kräfte zu gemeinſchaftlichen Zwecken der Produktion vereinigt, alſo daß im Ganzen viel Größeres geleiſtet wird, aber noch iſt lange nicht in demſelben Maaße auch die Wiedervereinigung und Verſöhnung der ökonomiſchen Intereſſen gelungen. Hier liegt die wichtigſte Aufgabe der Socialpolitik. Hier iſt das weite Feld, auf welchem in den Lehren eines Owen, St. Simon und Fourier, nachdem einmal die alten Schranken wenigſtens theilweiſe gebrochen waren, eine ungebundene Phantaſie den Zügel ſchießen ließ, und welches vor Allem mit Umſicht ermeſſen und bebaut werden muß, wenn ihm nicht eine verderbliche Saat entſprießen ſoll. Vom Bedürfniſſe der Zeit getrieben, ſchickt ſich endlich die beſonnene Wiſſenſchaft an, mit noch ſehr ſchüchternen Schritten darauf einzugehen. Auch weiſt die Statiſtik manches Einzelne nach, was weitere Uebergänge vermitteln mag. Allein während ſo manche andere Gegenſätze unſeres ſocialen Lebens, wenn nicht verſchwinden, doch ſich mildern, läßt ſich erwarten, daß der des Reichthums und der Armuth, oder vielmehr der viel und wenig Bemittelten, noch ſchärfer hervortreten wird, und daß er noch den Keim mancher Kämpfe und Zerwürfniſſe in ſeinem Schooße trägt.

Jede beſondere Berufsthätigkeit, auch für die materielle Produktion, nimmt in beſonderer Weiſe zugleich die geiſtigen Kräfte in Anſpruch. Der Beruf, den ſie ſich gewählt, oder der ihnen geworden, iſt die fortdauernde Schule der Menſchen: ſie werden, was ſie thun. Die Veränderungen in der Organiſation der Arbeit,

Martinsfeier derjenigen der Fastnacht entspricht. Der Sinnenmensch wollte sich unmittelbar vor der langen Fastenzeit noch einmal recht austoben. Diese Fastenzeit selbst ist eine Zeit allgemeiner Busse, daher nicht nur das Fleischessen, sondern auch jede Lustbarkeit, das Heirathen etc. verboten ist, die Altäre der Kirche verhangen werden etc. Vgl. Rippel, Alterth. der Cärem. 48. Binterim, Denkw. V. 2. 111 f. — Wie nützlich das Fasten auch in physischer Beziehung für die Gesundheit ist, so bleibt es doch immer nur ein Sinnbild der geistigen Enthaltsamkeit von der Sünde. Schon Jesaias 58, 5—7. versteht unter dem Fasten nicht das Nichtessen gewisser Speisen, sondern das Unterlassen der Sünde. Enthaltet euch des Egoismus, befiehlt er, thut Andern Gutes, anstatt euch selber, gebt den Armen, lasst die Gefangenen los etc.

Die Fastenzeit ist oft, jedoch meist nur burlesk, personificirt worden als ein magerer, langer, abschreckender Mann mit einem Ei auf dem Hut (weil von allem Thierischen nur das Ei zu essen erlaubt ist). Bei Rabelais findet man die wildesten Phantasien dieser Symbolik im Kriege Fastnachts mit den Würsten. Solchen rohen und besoffenen Vorstellungen und Satyren gesellt sich die wunderliche Einbildung einer Nonne, die sich in einen schönen Jüngling verliebte, der aber nur eine Personification der Fasten war. Görres, Mystik IV. 2. 444.

Das freiwillige Fasten wurde von den Einsiedlern bis zur Entwöhnung von jeder Speise getrieben. So beim seligen Nicolaus von der Flue. Auch kommen heilige Jungfrauen vor, die ausschliesslich vom Abendmahle leben und, ganz dem Himmel zugewandt, nichts Irdisches mehr in sich aufnehmen. Vgl. Abendmahl.

Das vierzigtägige Fasten des Moses (2. B. Mos. 34, 28.) wiederholte sich bei Elias (2. Kön. 19.) und bei Christus selbst in der Wüste, in welcher der Teufel ihn versuchte. Dieses Fasten des Menschen bereitete die Offenbarung Gottes vor; bei Moses den Empfang des Gesetzes auf Sinai, bei Christus

dessen Erlösungswerk. Vgl. *Rupert. Tuit.* p. 152. Sofern Christus durch den Fisch symbolisirt wird, und der Genuss seines Leibes und Blutes allein zur Seligkeit verhilft, betrachtete man das ganze menschliche Leben als ein Fasten (Fischessen) und Vorbereitung zum Himmel. Vgl. Fisch.

Faust.

Dr. Faust ist die Personification des modernen, vom Christenthum sich emancipirenden, durch Naturkunde, classische altheidnische Studien und philosophische Speculation gestählten, in wilder Begier durch die alten Schranken des christlichen Gesetzes hindurchbrechenden Menschengeistes. Die Sage von ihm ist im Zeitalter der Reformation auf unbekannte Weise im deutschen Volk entstanden, drückt aber auf's Treffendste die neue Richtung der Geister aus.

In dem Werke: Dr. Johannes Faust, in drei Bänden von J. Scheible, Stuttgart 1846 und 1847, findet sich (am Schlusse des ersten Theils) das älteste Faustbuch, nach einem in Ulm befindlichen Exemplar zum erstenmale wieder abgedruckt, nachdem es gänzlich verschollen und Fausts Sage nur aus spätern, namentlich der Weidmann'schen Redaktion, bekannt war. Sein Inhalt ist kurz folgender:

Dr. Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen zu Rod bei Weimar. Er studirte Theologie zu Wittenberg, sein stolzer Geist aber wollte sich nicht beugen in die Demuth vor Gott, er wollte vielmehr wie Gott selber Alles wissen und Alles thun können, vertiefte sich daher in's Studium der Natur und der Magie, „nahm an sich Adlers Flügel und wollte alle Gründ an Himmel und Erden erforschen.“ Bald aber sah er ein, sein eigner Geist reiche dazu doch nicht aus, und er müsse sich des Teufels bedienen, als der nächst Gott Alles wisse und könne. Er begann also „das zu lieben, was nicht zu lieben war“, begab sich bei Wittenberg in einen dicken Wald, wo er den Teufel beschwor, liess sich durch dessen Gauklerei nicht schrecken und zwang ihn, sein Diener zu

werden. Allein er konnte sich nicht darein finden, sich als einen der Hölle Verfallenen zu betrachten, da er ja die Dämonen beherrschte. Als ihm der Teufel gleichwohl sagte, nach seinem Tode werde er die gebührende Strafe leiden müssen, fuhr Faust im Zorn auf und jagte ihn von sich. „Um deinetwillen will ich nicht verdammt seyn.“ — Als er aber den Teufel nicht mehr um sich hatte und also auch von seinen Diensten keinen Gebrauch machen konnte, fühlte Faust eine unerträgliche Leere und liess den Teufel wieder kommen, der sich nun als Mephistophiles zu erkennen gab und mit dem er einen Pakt abschloss, des Inhalts: „Vierundzwanzig Jahre lang dienst du mir, nachher kannst du mit mir machen, was du willst.“ Den Pakt unterschrieb Faust mit seinem Blut, das er sich mit dem Federmesser aus der linken Hand schnitt. Die kleine Wunde bildete die Schrift: *O homo, fuge!*

Mephostophiles zauberte seinem neuen Herrn zunächst allerlei lustiges Gaukelspiel vor, wie vorher im Walde, nur mehr lustiger Art, Musik, eine Jagd etc., setzte ihm die köstlichsten Speisen und Weine vor, die er aus fürstlichen Küchen und Kellern stahl, und kleidete ihn mit den theuersten und feinsten Stoffen. Der volle Bauch machte Faust üppig; da wollte er heirathen. „Was?“ fuhr ihn der Teufel an, „heirathen willst du? Die Ehe ist ein Sakrament, ein göttliches Werk, thut dem Teufel Abbruch, also darfst du nicht heirathen.“ Als aber Faust darauf bestand und ihn erinnerte, er müsse gehorchen, da erschien ihm der Teufel zum erstenmal in seiner wahren Gestalt so furchtbar, dass Faust erbebte und davonfloh. Von einer Ehe war nun nicht mehr die Rede, aber Mephistophiles verschaffte seinem Herrn jede Nacht die schönste Frau, so schön, wie er sich sie selber nur denken wollte, indem ein gefälliger Teufel jedesmal die gewünschte Gestalt annahm.

In der Zwischenzeit zwischen diesen Vergnügungen hielt Faust mit seinem Diener Gespräche über die ewigen Dinge. Darin erfuhr er zu seinem immer erneuerten Aerger, dass

es mit dem Stolze des menschlichen Geistes nichts sey. Mephostophiles sagt: „Ich bin ein Teufel und thue nach meiner Weise; wenn ich aber ein Mensch wäre, wie du, so würde ich mich vor Gott demüthigen und viel lieber Gott dienen, als dem Teufel.“ Das Wohlleben und diese unbehaglichen Disputationen mit dem Teufel genügten Faust nicht mehr. Er wollte vor der Welt glänzen und hielt Vorlesungen, worin er die Natur erklärte und von der Zukunft weissagte, und wodurch er Alles in Erstaunen setzte. Aber auch das genügte ihm nicht. Nachdem er vom Teufel Alles gehört, was dieser über das Jenseits wusste, verlangte Faust, mit dem Jenseits in unmittelbare Berührung zu kommen. Zuerst liess er sich eine Auswahl der vornehmsten Teufel vorstellen. Als sie ihn aber wieder verliessen, blieb das ganze Haus voll Ungeziefer, vor dem Faust fliehen musste. Das schreckte jedoch Faust nicht ab, dem Herrn in der Hölle den Gegenbesuch abzustatten. Beelzebub kam mit einem beinernen Stuhl auf dem Rücken, darein setzte sich Faust und fuhr mit ihm durch die ganze Hölle, deren Flammen, Heulen und Zähneklappern er mit voller Musse betrachten konnte. Glücklich zurückgekehrt, wollte er nun auch den Himmel oben sehen und fuhr auf einem Drachenwagen hinauf, zuerst schief über alle Länder der Erde, nach Osten zu, so dass er tief nach Asien hinein die ganze Erde überblickte; dann empor zu den Sternen, die er in dichter Nähe wie grosse Welten sah, während die Erde unter ihm klein wurde wie ein Dotter im Ei.

Nachdem Faust seine Neugier oben befriedigt, gelüstet es ihn, Das zu geniessen, was ihm am nächsten lag, die Erde. Mephostophiles muss sich also in ein Flügelpferd verwandeln, auf dem reitend er alle Länder und Völker der Erde zu besuchen unternimmt. Unter andern kommt er auch nach Rom und bedauert sehr, dass er nicht Papst geworden ist, als er sieht, wie der Papst herrlich und in Freuden lebt. Unsichtbar seiner Tafel beiwohnend, nimmt er ihm die feinsten Speisen und Weine vom Munde weg. Der Papst glaubt, es

sey ein Gespenst und sucht die arme Seele zu erlösen, wird aber ausgelacht. Die Reise wird weiter fortgesetzt. Ueberall sucht Faust die Höhen auf, um sich von da aus zu orientiren. So blickt er von den Karpathen hinunter nach Krakau und Polen. In der Türkei angelangt, begibt er sich alsbald in das Serail des Sultans und stellt sich den schönen Damen daselbst in der Gestalt des Propheten Muhamed dar, worauf sie sich unendlich glücklich schätzen, ihr Bett mit ihm zu theilen. Dies geschieht sechs Tage lang, während deren eine Wolke das ganze Serail umhüllt und verbirgt. Nachher verschwindet der vermeinte Muhamed, an den der Sultan selber in stummer Bangniss glaubt. Zuletzt besteigt Faust den Berg Kaukasus und blickt von da in's Land India und in die seligen Fernen des Paradieses.

Aber immer wieder zieht es ihn zur alten deutschen Heimath zurück, und von nun an wagt er sich an die höchsten irdischen Herren. Er erscheint am Hofe Kaiser Karls V., der ihn als berühmten Meister in der Zauberei empfängt, ihm aber auch eine seiner würdige Aufgabe stellt, nämlich ihm den grössten Helden und König des Alterthums heraufzubeschwören und leibhaftig vor ihm erscheinen zu lassen, Alexander den Grossen, der sich dann auch wirklich dem erstaunten Kaiser zeigt. Nun folgen Schwänke, die in die Faustsage aus dem Sagenkreise minder erheblicher Zauberer übergetragen scheinen, obgleich sie auch hier nicht unnatürlich motivirt sind. Dann beschliesst Faust, die Vergangenheit in ihrem Köstlichsten und Schönsten eben so zu geniessen, wie er die Gegenwart genossen, beschwört die schöne Helena aus dem alten Griechenland herauf und wird so von ihrem Reiz bezaubert, dass er nicht mehr von ihr lassen kann, sie bei sich behält und ein Kind mit ihr zeugt, welches Alles weiss und ihm die Zukunft aller Dinge verkündet.

Aber die 24 Jahre gehen zu Ende. Faust fällt in Schwermuth, der Teufel verspottet ihn. In der Mitternacht des letzten Tages hören die Studenten einen grässlichen Lärmen

und finden Faust am Morgen im Zimmer, vom Teufel in Stücke zerrissen. Helena und das kluge Kind waren verschwunden. — So das alte Volksbuch, das mit Ausnahme der gerügten Schwänke ein tiefdurchdachtes Ganzes darbietet. Leider ist es bald durch das elende Machwerk Widmanns von 1599 verdrängt worden, in welchem nur die Schwänke vermehrt, das Tiefe und Geistreiche aber weggeblieben sind.

Eine grosse Menge neuer Dichter haben die Faustsage behandelt wie die Sage vom ewigen Juden, im Widerspruch mit der christlichen Grundidee. Anstatt einen groben Sünder in ihm zu zeigen, liebkosen sie ihn als einen Helden, als einen Vorkämpfer der Menschheit, welche die Banden der göttlichen Autorität zu sprengen berechtigt sey. Sie beseitigen den Teufel als einen Wahn und führen ihren Faust entweder getrost in den Himmel ein, oder veredeln ihn wenigstens zu einem kühnen Prometheus und lassen ihn dem Christengott wie einem ungerechten Jupiter trotzen. In Göthe's Faust culminirte die weichherzige, sentimental-frivole, in Byrons Manfred die rigoristische, sturm- und drangliche Auffassung. Göthe lässt zwar im Eingang des Gedichts den Faust die Miene annehmen, als lebe in ihm ein tiefer, unersättlicher Wissensdrang, allein nachher geberdet sich Faust lediglich als sentimentaler Don Juan und kommt aus der Weiberliebe nicht mehr heraus. Somit nimmt Göthe aus der alten Sage nur das Eitle, Kleinliche und Wollüstige, nicht auch das Grossartige, Titanenhafte oder Danteske auf. Am Schluss stellt sich Göthe sogar mit der alten Sage in direkten Gegensatz, indem er den Faust, anstatt ihn vom Teufel holen zu lassen, im Triumph und unter obligater Assistenz aller himmlischen Heerschaaren in den Himmel einführt. Weiter konnte man die sentimental-frivole Auffassung nicht treiben.

Byron hat dagegen die Maler Müller-Klinger'sche Auffassung bis auf die Spitze getrieben, indem er in der Charakteristik seines Manfred zu allem Stolz und Trotz, den der

Menschengeist im Unglauben gegen Gott irgend geltend machen kann, auch noch insbesondere die Härte des englischen Nationalcharakters und den unbeugsamen Eigensinn des Spleen hinzufügt. Byrons Manfred ist übrigens ohne Frage edler als Göthe's Faust, weil er nicht lüstelt und sich auch in keinen Himmel stehlen will, sondern stolz Alles von sich stösst und der Vernichtung fest in die Augen sieht.

Fegefeuer,

Purgatorium (Reinigungsort), nach katholischer Lehre der Ort, wo die Seelen Verstorbener noch büssen müssen, bis sie von den ihnen noch vom irdischen Leben anklebenden leichtern Sünden und zeitlichen Sündenstrafen vollends gereinigt sind, womit der Glaube an die Fürbitte für Verstorbene und an die Seelenmesse genau zusammenhängt.

Die Zustände im Fegefeuer sind sehr verschieden nach Beschaffenheit der Seelen. Fromme Seelen befinden sich in einem ungleich bessern Zustande, als die mehr unreinen und sündenbeschwerten. Nach der Offenb. Johannis 6, 9. sind die Martyrer unter dem Altar des Lammes vereinigt und harren hier der Auferstehung — das schöne Vorbild für die Gläubigen, die unter dem Altar der Kirche begraben zu seyn wünschen. Die Sünder dagegen brennen in je heisserem Feuer, je mehr sie von der Erinnerung an ihre Frevel gequält werden; sie befinden sich also der Hölle eben so benachbart, wie jene dem Himmel. Auch pflegt auf Kirchenbildern das Fegefeuer durch Flammen, von welchen nackte und betende Menschen umgeben sind, bezeichnet zu werden, zum Unterschiede von der Hölle, in welcher kein Gebet mehr hilft und der Verdammte bereits dem Teufel verfallen ist.

Das Volk verlegte im Mittelalter das Fegefeuer gern unter Berge, aus denen eigenthümliche Detonationen, Windesheulen etc. gleich Menschenstimmen zu tönen schienen, z. B. der Hörselberg bei Eisenach (Hörselenberg); oder des Feuers wegen unter Vulkane, so unter den Aetna, die Solfatara bei

Neapel. Vgl. *Gervas. Tilb. otia imp.* III. 12. — Nach alter frommer Sitte besprengen die Hinterbliebenen die Gräber ihrer geliebten Todten mit Weihwasser, um das Fegefeuer ein wenig zu löschen (noch heute sehr üblich in der Schweiz), und empfiehlt P. Abraham (Judas III. 346), beim Löschen des Herdfeuers jedesmal der armen Seelen im Fegefeuer zu gedenken. Kann man wohl diese symbolische Handlung der zartesten Liebe Aberglauben nennen?

Salvator Rosa malte die Seelen im Fegefeuer wie sie sich voll Jammer flehentlich an die Mutter Gottes wenden, damit sie Gnade für Recht erwirke. Aber dem Schmerz der Sünder entspricht hier nicht die Theilnahme der Gnadenmutter, der Maler lässt sie gleichgültig lächeln. Lady Morgan, Salvator Rosa und seine Zeit, Braunschweig 1824, I. 221.

Feige.

Ein Feigenbaum wurde öfters statt des Apfelbaumes als Baum der Erkenntniss im Paradiese gemalt. So auf dem berühmten Genter Altar, so in der Handschrift des Herrad von Landsberg in Strassburg. Es wäre möglich, dass man dabei an die erotische Bedeutung gedacht haben könnte, welche die Feige bei den Alten hatte. Oder man wollte das *peccare* (sündigen) vom hebräischen *pag* (Feige) herleiten, wie *malum* (das Böse) von *malum* (Apfel); oder man dachte an Beides zugleich. Die Frucht, an deren Namen sich der Begriff des Unzüchtigen bei den Heiden knüpfte, eignete sich in der That zur verbotenen Frucht. Man erhält hier denselben Sinn wie bei dem Sodomsapfel, der auswendig roth glänzt, inwendig aber voll Asche ist.

Ohne Zweifel hat auch das berühmte biblische Gleichniss vom unfruchtbaren Feigenbaum (Matth. 21, 19) jene Symbolik unterstützt. Christus sucht Feigen auf dem Baume, findet keine und verflucht sofort den Baum, als der da Früchte tragen könnte und sollte, und doch keine trägt. Pater Abraham im Judas III. 398. bemerkt dazu: der unfruchtbare Feigenbaum

strecke seine fünflappigen Blätter wie Hände aus, aber leer, ohne gute Werke. Die Verfluchung des Feigenbaumes erfolgte am Tage nach dem Einzug in Jerusalem. Jesus, indem ihn gerade hungerte, wollte Feigen vom Baume essen, aber der Baum hatte keine. Da verfluchte ihn Jesus, dass er niemals Früchte tragen solle. Die Lesart: „es war noch nicht die Zeit der Reife" ist verbessert worden durch die andere: „es war überhaupt ein schlechtes Feigenjahr." Das ganze Gleichniss bezieht sich auf das „Weinen über Jerusalem". Jesus hatte eben erst der Stadt ihren Untergang verkündet, weil sie ihre Zeit nicht wahrgenommen, weil sie unfruchtbar erfunden worden, als gerade der Himmel seinen reichsten Segen auf sie niederthaute. Deshalb ist auch unter dem Feigenbaum das jüdische Volk zu verstehen und unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit der Fluch, der seit jenem denkwürdigen Tage auf der jüdischen Race lastet.

Das Feigenblatt endlich, dessen sich Adam und Eva nach dem Fall als erster Kleidung bedienten, konnte ebenfalls darauf führen, auch den Baum des Sündenfalls für einen Feigenbaum zu halten. Das Feigenblatt ist als das erste Kleid der Menschen zugleich ein Busskleid. Die Kleidung überhaupt ist ein Sinnbild der Schuld, denn man bedurfte ihrer nicht im Stande der Unschuld.

Die sogenannte Pharaosfeige, ein Baum bei Memphis, die noch der Reisende Hasselquist fand, soll sich freiwillig niedergebogen haben, um dem Christkind auf der Flucht nach Aegypten seine Früchte darzureichen. Es ist wohl derselbe, der die reisende heilige Familie zum Schutz vor Räubern in sich aufnahm. Robinson, Palästina I. 41. Vgl. Hofmann, Apokr. 180. Ein Feigenbaum, unter welchem der heilige Augustinus eine Stimme hörte, durch die er bekehrt wurde, wird noch zu Mailand gezeigt. Keyssler, Reise S. 270.

Fell,

Sinnbild der Verwilderung in der gezwungenen oder freiwilligen Verbannung, daher auch des Wüstenlebens. Attribut

des Adam nach seinem Fall, des wilden Esau im Gegensatz gegen den sanften Jakob, des Täufers Johannes. Vgl. den Art. Haar.

Fels,

Sinnbild des Heilands. Mit Beziehung auf die Quelle, die Moses aus dem Felsen schlug, um das durstende Volk der Juden in der Wüste zu erquicken (2. Mos. 17, 6), heisst Christus der geistige Fels, 1. Korinther 10, 4. Als Fels wird Christus öfter bezeichnet, aus dem als reine Flüsse die Evangelien fliessen. Siehe Fluss. Sodann heisst der Apostel Petrus der Fels, nicht blos weil das Wort *petra* (Fels) in seinem Namen liegt, sondern auch weil er Grundstein der katholischen Kirche ist. Der Fels Petri ist Rom. „Du bist Petrus," sprach Christus, „und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen." Matth. 16, 18.

In der heiligen Legende wiederholt sich oft das Wunder der Quelle, die aus dem Felsen oder aus den Mauern der Kerker herausgelockt wird, wenn Heilige Durstende erquicken, selbst ihre Verfolger und Peiniger retten, oder auch nur ihre Heiligkeit beurkunden wollen. Vom heiligen Gonsalvus heisst es, er habe einmal Wein aus einem Felsen fliessen lassen.

In den Legenden wiederholt sich öfters auch das Wunder, dass ein Fels sich öffnet, um heilige Flüchtlinge zu retten. So soll ein Fels die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten verborgen haben, was häufig auf Bildern der griechischen Kirche dargestellt wird, *Didron, manuel* V, 161; so auch die heilige Ariadne.

Ein enger und steiler Felsenpfad ist Sinnbild des Weges, den die Tugendhaften wandeln, wie ein breiter Fahrweg durch üppige Gegenden der Weg der Lasterhaften. In einem altkatholischen Liede auf Petrus Martyr heisst es sinnig: *Petrus Martyr in petra Petri (apostoli) tenet vestigia ad petram Christum.*

sowohl im Umfange der Herrschaft über die Natur, als im Verhältnisse der Hauptklassen von Producenten, müssen darum auch den ganzen geistigen Gehalt des Volkslebens verändern. Wenn mit viel geringerem Aufwande menschlicher Körperkraft eine viel größere Summe materieller Genußmittel erzeugt wird, so muß endlich dem menschlichen Geschlecht im Ganzen für geistiges Schaffen und Genießen mehr Zeit gewonnen werden, also daß auch in diesem Sinne die Völker eine neue Zeit sich erschaffen. Und weil sie im Allgemeinen um so mehr intellektuell thätig sind und es seyn müssen, je mehr sie aufhören, nur materiell zu wirken, muß im Ganzen mehr Geist aus der Materie frei und entbunden werden, so daß, während die Dichtigkeit der Bevölkerung steigt und hiernach die Nationen körperlich wachsen, zugleich die Intensität der geistigen Kraft zunehmen muß. Im Großen gilt also für das Völkerleben, was für das Einzelleben gilt. Dies hat nun aber den unmittelbarsten Einfluß auf alle socialen Verhältnisse und namentlich auf die politischen Zustände. Die Griechen waren politisch frei, so weit sie an den Angelegenheiten ihrer Gemeinwesen Theil nehmen konnten, und sie konnten daran Theil nehmen, weil ihnen ihre Sklaven die Zeit und mittelbar die Fähigkeit dazu erwarben. Es war dies eine Organisation der Arbeit, die auf eine Theilung derselben zwischen Menschen und Menschen sich gründete; und dieselbe Theilung geschieht in der neueren Zeit zwischen Menschen und verstandeslosen Naturkräften. Was man immerhin nach Erfahrungen aus einem beschränkteren Kreise dagegen einwenden mag, alle Maschinen, die wir bauen, führen die Periode staatsbürgerlicher Gleichheit näher heran, weil sie die Fähigkeit der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vermehren und weil diese den Anspruch und das Recht auf diese Theilnahme bedingen. Auch dafür hat eine umsichtig vergleichende Statistik manche Belege anzuführen.

Kein Geist kann ohne Körper erscheinen. Auch jede Erfindung und jede Entdeckung des menschlichen Geistes hat ihren Leib und greift damit von ihrer Geburt an in die Gestaltung der materiellen Verhältnisse ein. Schon der Grad der Unterwerfung der verstandeslosen Kräfte unter den menschlichen Verstand ist ein Zeichen und ein Maaßstab für den Grad der geistigen Kultur. Auf der andern Seite haben die materiellen Zustände den größten Einfluß

Ueberhängende Felsen, enge Felsenschluchten sind Sinnbilder der Todesgefahr, des Todes selber und des Grabes. Schon die Juden wählten das schauerliche Felsenthal Josaphat zum allgemeinen Kirchhof ihres Volkes, um die Schrecken des Todes anschaulicher zu machen. Das berühmte Kirchenlied: *Media vita in morte sumus* (Mitten wir im Leben seyn von dem Tod umfangen) dichtete Notker um das Jahr 900 beim Anblick eines gefährlichen Brückenbaues über den Martistobel, und in derselben furchtbaren Felskluft pflegte es das pilgernde Volk jährlich einmal zu singen. Auch wurde es ein sehr beliebter Schlachtgesang. v. Arx, Gesch. von St. Gallen I. 93. Zusätze S. 18. — Auf Kirchenbildern erblickt man zuweilen die heilige Jungfrau allein von dunklen Felsen umdrängt (*la vièrge aux rochers*), was so viel bedeutet, wie die Rose oder Lilie unter den Dornen, das concentrirteste Leben, das Süsseste und Heiligste, unter den Schrecken und Schatten des Todes.

Viele Heilige wurden von Felsen herabgestürzt. So der heilige Maximus, Saturninus, Serapion, Sylvanus etc. Vgl. die Register der *Acta SS.* und Döpler, Schauplatz d. Strafen II. 403.

Fenster.

Nur die gothischen sind symbolisch. Im Allgemeinen stellen die hohen farbigen Glasfenster den Gläubigen die Farbenpracht des himmlischen Jerusalems vor Augen. Oder das äussere Licht, welches in die Kirche fällt, muss durch die Glasmalereien hindurchgehen, um vermittelst der heiligen Gegenstände, welche sie enthalten, erst die Weihe zu empfangen. Das grösste Fenster ist immer im Chorschluss, um das Licht von Osten in reichster Fülle aufzunehmen.

Im Einzelnen gehört zur Symbolik der Fenster: 1) das Kreuz, sofern der steinerne Stab, der das breite Fenster theilt, mit zwei Armen oben ein Kreuz bildet; 2) das Kreuz im Kreise oder der Kreuznimbus, dargestellt durch die Fenster in der runden sogenannten Rosettenform; 3) der Stern,

ebenfalls in der Rosette; 4) das Vierblatt in der Rosette, Sinnbild der Evangelien und Tugenden; 5) das Dreiblatt in dem Spitzbogen des Fensters, Sinnbild der Dreieinigkeit; 6) das Siebenblatt in der Rosette, Sinnbild der Sakramente und Gnadengaben. — Die einzelnen Blätter haben wieder symbolische Formen: 1) die sogenannte Fischblase, Sinnbild Christi als Fisch, ähnlich der Lichtglorie; 2) der Nagel Christi, im Radius der Rosette: 3) die Tafeln Mosis, zwei parallele Radien; 4) das Herz im gebogenen Dreiblatt des Spitzbogens; 5) das runde oder Rosenblatt, woraus die reinste Rose als Sinnbild der heiligen Jungfrau hervorgeht.

Feuer.

Das Licht ist heilig, nicht das Feuer. Wenn Gott auch Feuer vom Himmel schickt, um zu retten, zu warnen, zu strafen, so ist damit das Feuer an sich nicht geheiligt, so wenig wie es dadurch verflucht wird, dass es aus höllischen Tiefen bricht und Athem der Teufel und Drachen ist. Es erscheint in der christlichen Vorstellungsweise als indifferentes Element, dem der segnende oder verderbliche Charakter nur durch die in ihm wirkende Ursache beigelegt wird.

Gott offenbart sich dem Moses im feurigen Busch, auf Sinai in Donner und Blitz, lässt Feuer vom Himmel fallen, um des Elias Opfer zu entzünden, um Hiobs Heerden, die Rotte Korah, Nadab und Abihu, um Sodom und Gomorrha, um Babel (Jeremias 50, 58. Offenb. Joh. 18, 8.) zu vertilgen. Er warnt Paulus durch den Blitz etc. Andererseits erscheint das Feuer als unterirdischer Ort der Qual, in dem der Reiche seufzt, aus dem er zum armen Lazarus in Abrahams Schooss lechzend emporblickt, und als Feuermeer, in das nach der Offenb. Joh. 20, 10. der Teufel selber geworfen wird.

Ist das Feuer an sich indifferent, so erscheint es doch hauptsächlich als Mittel der Reinigung, sey es um das Böse zu vertilgen und die Welt vom Bösen zu reinigen, sey es um in der Vertilgung das Unvertilgbare (wie Gold im Tiegel)

zu erproben, sey es um das Gute von den ihm anklebenden Schlacken zu befreien, sey es um den Unschuldigen vom falschen Verdachte rein zu waschen.

Dem strafenden und vertilgenden Feuerregen vom Himmel stehen in dieser Beziehung zunächst die Scheiterhaufen der Heiligen gegenüber. Unzählige Heilige leiden den Feuertod nur, um im Feuer das unvertilgbare Gold ihres reinen Glaubens zu erproben und dadurch die himmlische Krone zu erwerben. Unter den vielen Heiligen, die in Flammen starben, zeichnet sich St. Afra, an einen Baum gebunden und von Feuer umgeben, St. Agapitus, verkehrt über Feuer aufgehangen, St. Laurentius auf dem glühenden Rost, St. Eleutherius im glühenden Ofen, St. Pelagia in einem glühenden Ochsen von Eisen, St. Restituta in einem brennenden Schiffe aus.

Die alte Feuerprobe wurzelte in dem Glauben, dass die gemeinen Naturgesetze den höhern sittlichen Gesetzen weichen müssten und dass die Unschuld ein hinreichender Schutz sey, um die Wirkungen des zerstörenden Elements zu hemmen. Hieher gehören auch die Legenden von den verschiedenen Heiligen, auf welche das Feuer, das sie verbrennen sollte, keine Gewalt ausübte, und deren Vorbild die drei Jünglinge im feurigen Ofen waren. Den weiblichen Gegensatz zu ihnen bilden die heilige Menodora, Metrodora und Nymphodora, die im Scheiterhaufen unversehrt blieben, während die Flammen Richter und Volk verzehrten. Surius zum 10. September. Regen löschte den Scheiterhaufen der heiligen Charitina, Columba, Martina. Als St. Polycarpus, Martyrer zu Smyrna im 2ten Jahrhunderte, verbrannt werden sollte, bildete das Feuer einen Mantel um ihn und zeigte ihn in Verklärung, ohne ihm zu schaden. Als ihm aber ein Heide ingrimmig das Schwert in den Leib stiess, floss so viel Blut aus, dass das Feuer plötzlich erlosch. 26. Januar. Als die heilige Theodora verbrannt wurde, erschien ihre früher schon verbrannte Schwester Anastasia als Geist und umarmte sie in den Flammen, Allen sichtbar, 25. Dezember, besungen

von Herder. Eine grosse Menge ähnlicher Beispiele aus der Legende s. *Bagatta, admiranda* II. 1.

Die heilige Kunigunde, der Untreue beschuldigt, rechtfertigte sich durch die Feuerprobe und trug glühende Pflugscharen unverletzt. Zu Wittenberg trug Einer, den man fälschlich der Brandstiftung beschuldigt, das glühende Eisen ohne Verletzung; nach Jahr und Tag fand ein Anderer das Eisen und verbrannte sich daran — das war der wahre Thäter. *Alb. Kranz, Vandalia* VIII. 30. Büsching, Volkss. I. 210. Aehnliche Beispiele wiederholen sich in den Legenden und Volkssagen in grosser Zahl. — Eben so das Unversehrtbleiben von heiligen Gegenständen, Reliquien, Bildern, Hostien etc., im Feuer. Vgl. *Bagatta, admir.* II. 1. 4.

Agnes von Venosa, eine eben so reiche als schöne Buhlerin, unternahm es, als einst am Hofe des Königs Roger von Sicilien über die Keuschheit des heiligen Wilhelm, Abtes von Monte Vergine, gespottet wurde, denselben durch ihre Reize zu verführen. Sie kam zu ihm in's Kloster, entfaltete ihren ganzen Liebreiz und alle ihre Verführungskünste, und brachte den Heiligen wirklich dahin, dass er sie in seine Schlafkammer einlud, wohin er vorausging. Aber wie erschrak sie, als sie dahin kam und ihn auf einem Bett von glühenden Kohlen liegen fand, auf das er sie einlud. Schaudernd wandte sie sich ab, bekehrte sich von Stund an, stiftete von ihren Schätzen ein Nonnenkloster und starb im Ruf der grössten Frömmigkeit. Helyot V. 147.

St. Fructuosus, Bischof von Tarragona, starb am 21. Januar 259 den Feuertod als Martyrer und sang noch mitten in den Flammen. So wird er auch gemalt. Besungen hat ihn Aurel. Prudentius Clemens in lateinischen Versen, übers. von Silbert. Vgl. Purpurviolen III. 213.

An der Decke der Abtei Brauweiler bei Cöln sind auf sehr sinnige Weise die drei Männer im feurigen Ofen der heiligen Justina mit dem heiligen Cyprianus gegenübergestellt. Cyprian verbrannte seine Zauberbücher, als alle seine Künste durch die heilige Unschuld Justina's besiegt

Finger.

Von mehreren Heiligen berichtet die Legende, sie hätten in Ermangelung eines andern Lichts bei Nacht beim Schein ihres eignen Schreibfingers geschrieben. So Marianus Scotus, *Acta SS.* 9. Februar. St. Finianus, 16. März. Auch der heilige Columba und der Cardinal Conrad von Bayern. Görres, Mystik II. 327. Der abgeschlagene Finger der heiligen Elina wurde bei Nacht gefunden, weil er leuchtete, und soll auch heilkräftig gewesen seyn. Afzelius, schwed. Volkssagen III. 253.

Dem Apostel der Finnen, Bischof Heinrich, schnitten die Heiden den Finger mit dem bischöflichen Ringe ab. Diesen Finger setzte man nachher in's Wappen des Domcapitels Abo. Derschau, Finnland S. 3.

Der Finger auf dem Munde ist Sinnbild des Schweigens. Giotto malte so die *obedientia* (die christliche Tugend des Gehorsams). Kunstbl. 1821, S. 178. Auch St. Johannes Silentiarius wird so abgebildet. Wenn das Christkind, was auf alten Bildern oft vorkommt, den Finger auf den Mund legt, so ist damit seine Eigenschaft als Logos gemeint.

Finsterniss.

Die physische Dunkelheit ist Sinnbild der geistigen. Ueberall wo Gottentfremdung, Sünde, böser Wille ist, da ist auch Finsterniss des Geistes. Der Teufel ist Fürst der Finsterniss. Im Reiche des Teufels ist Alles finster, wie im Reiche Gottes Alles licht. Vgl. Matth. 4, 16. „Die Verdammten werden gestossen in die äusserste Finsterniss, da wird seyn Heulen und Zähneklappern.“ Matth. 8, 12. Mit der Finsterniss ist aber so das Gefühl der Schwere verbunden, wie mit dem Licht das Gefühl der Erleichterung, des himmlischen Schwunges. Buch der Weisheit 17, 22. Plötzliche Finsterniss als Strafe, die ägyptische, Exodus 10, 21; eben so die vor dem Weltende, Offenb. Joh. 16, 10. — Furchtbar, doch

sehr poetisch ist die manichäische Vorstellung von den Teufeln, die sich in ihrer ursprünglichen Finsterniss bekämpfen, bis das erste Licht vom Himmel auf sie herabschimmert und sie nun, plötzlich innehaltend und von Staunen und Bewunderung ergriffen, zur glühendsten Leidenschaft für das Licht übergehen und es in mehr als thierischer Begier haschen wollen, aber vergebens. Baur, manich. Rel. 45. 219. — Die plötzliche Verfinsterung der Luft beim Tode Jesu (Matth. 27, 45.) hüllt mit dem Schöpfer die Schöpfung selbst in Grabesnacht und bezeichnet die Bedeutung des Todes Jesu für das Weltganze. Ueberdies ist sie Folie des Auferstehungsmorgens, daher auch im Ostercultus das Löschen aller Lichter und ihr plötzliches Wiederentzünden am Ostermorgen. Ihr entspricht die tiefe Dunkelheit der Weihnacht. Christus wird in der längsten Nacht des Jahres geboren, in der auch sein physisches Symbol, die Sonne, gleichsam neugeboren wird, indem sie von nun an wieder höher steigt und die Tage länger werden. Diesen Gedanken fasste Correggio in seinem berühmten Gemälde der Geburt Christi (die sogenannte Nacht des Correggio in Dresden) so auf, dass er eine finstere Nacht mält, in der alles Licht einzig vom neugebornen Christkind ausgeht. — In den kirchlichen Hymnen kehrt öfters der Hülferuf aus tiefer Nacht wieder, z. B. in dem ambrosianischen Gesange: *Nox atra rerum contigit.* In dem bekannten: „Aus tiefster Noth schrei ich zu dir," wo das Bild der tiefen Nacht festgehalten wird. Vgl. den Art. Blind.

Fisch,

Sinnbild des Christen, weil der Fisch im Wasser lebt und der Christ durch Wasser getauft ist. *Tertullian, opp. ed. Migne* III. p. 1140. *Vincent. Bellov. spec. hist.* 30, 78. Auf den ältesten christlichen Grabsteinen kommt sehr oft der Fisch vor als Kennzeichen, dass hier ein Christ begraben liege. *Aringhi* I. 306. 521. II. 12. 151. *Boldetti* p. 360. 366. 371. 409. 573. Der Christ soll sich vom Juden und Heiden so

unterscheiden, wie sich der Fisch von den übrigen Thieren unterscheidet, sofern der Fluch, der in der Sündfluth alle Thiere traf, nur die im Wasser lebenden Fische verschonte. *Durandi, rat. offic.* VI. 7. 22. Vgl. Richter, Ichthyotheologie S. 225. Aus demselben Grunde ist das Wasser geheiligt zur Taufe, und ist es erlaubt, in der Fastenzeit Fische zu essen, während das Fleisch aller andern Thiere verboten ist. Wenn Christus nach Matth. 4, 19, Mark. 1, 17. zu Petrus und Andreas sagt, indem er sie vom gemeinen Fischfang zum Apostelamt abruft: „Ich will euch zu Menschenfischern machen," so heisst das so viel, als: Ihr sollt die Menschen zum Christenthum bekehren. Wenn er nach Lukas 5, 2. 7. bewirkt, dass Petrus, der die ganze Nacht vergeblich gefischt hat, plötzlich das Netz übervoll bekommt, so weist auch dieses Gleichniss nur auf das rasche Anwachsen des Christenthums hin. Derselben Symbolik gehört die Vergleichung des Taufbeckens mit einem Fischbehälter (*piscina*) an. Vgl. noch Münter, christl. Sinnbilder I. 48 f.

Piper in seiner Mythologie I. 390. glaubt den Fisch nur überhaupt mit der menschlichen Seele vergleichen zu müssen, die einerseits zum Christenthum bekehrt, also gleichsam vom Apostel gefischt, andererseits aber auch von der Sünde verführt und gerade vom Christenthum abwendig gemacht werden kann. So wenigstens deutet er die Sirenenbilder mit einem Fisch in der Hand, die sich öfters in alten Kirchen vorfinden. Kreuser dagegen in seinem Kirchenbau, II. 46. hält das specifisch Christliche im Fischsymbol fest und glaubt daher in jenen Sirenen eine Allegorie nicht der Verführung zur Sünde, sondern der Wiedergeburt erkennen zu müssen. Ich theile die Ansicht des Letztern. Piper hält die mehrfach vorkommenden Doppelbilder, in denen eine ihr Kind säugende oder einen Fisch haltende Sirene einem menschenfressenden Krokodill entgegengesetzt wird (das erstere z. B. im grossen Münster zu Zürich, das andere im Schottenkloster in Regensburg), für „Lockung und Gewalt", als wenn die Sirene mit List verführte, das Krokodil mit Gewalt verderbte. Allein

diese Bilder scheinen mir vielmehr einander entgegengesetzt, und sowohl das säugende Kind, als der Fisch in der Hand der Sirene die wiedergeborne Seele, die Erhebung in die Seligkeit zu bedeuten, während der Mensch im Rachen des Krokodils den Verdammten in der Hölle bezeichnet.

Ich glaube demnach, der Fisch hat nicht, wie Piper meint, eine gleichgültige Bedeutung als indifferente Seele, sondern er bedeutet immer nur die durch die Taufe oder Bekehrung gewonnene Seele. Dass aber auch der getaufte Christ wiederum in Sünde und Verdammniss fallen kann, versteht sich von selbst, daher das Ausscheiden der Gerechten und Ungerechten am Weltende Matth. 13, 48. mit dem Ausscheiden der lebendigen und der faulen Fische im Netz verglichen wird.

Christus selbst wird unter dem Sinnbild des Fisches dargestellt. Dazu kann beigetragen haben, dass schon die alten Juden ihren Messias gerade in einer Zeit erwarteten, wenn die Sonne im Zeichen der Fische stehen werde. Vgl. die Citate bei Sepp, Leben Jesu I. 27, 31. Das war das letzte Zeichen im Jahre, als man noch das Jahr zu Ostern im Zeichen des Widders zu beginnen pflegte. Der heilige Augustinus sah ein Vorbild Christi in dem Fische des Tobias, der Blinde heilte und Teufel austrieb; daher Raphael den Tobias malte, wie er dem Christkind den Fisch reicht (berühmtes Bild im Escurial). Julius Africanus verglich Christum mit dem Fisch, dessen Fleisch die ganze Welt nähre (Beziehung theils auf den Leviathan, dessen Fleisch nach einer jüdischen Fabel alle Juden speisen soll, theils auf die zwei Fische, mit denen Christus fünftausend Mann speiste, angewandt auf das heilige Abendmahl). Vgl. Münter, christl. Sinnbilder I. 51. Das *tertium comparationis* bei dieser Vergleichung des Heilands mit einem Fisch dürfte aber hauptsächlich wieder nur im reinen Element des Wassers zu suchen seyn. Das Fischsymbol steht wahrscheinlich im Zusammenhange mit dem Dogma von der Sündenlosigkeit Jesu. Wenn man dagegen im griechischen Namen des Fisches *ἰχθύς* den

Sinn gelesen hat: *Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ*, so ist das nur ein Wortspiel, wie auch die Fischform des Nimbus nur als eine erlaubte Spielerei erscheint. Dahin gehört auch die Vergleichung der Gräten im Hechtkopf mit den Werkzeugen der Passion.

Der Fisch kommt, wie auf christlichen Gräbern, so auch sehr oft auf Taufbecken vor. *Didron*, *icon.* p. 353. Beides deutet auf Wiedergeburt und stimmt mit der obigen Erklärung des Sirenensymbols zusammen. Auf einem sehr alten christlichen Bilde in Afrika kommt der gute Hirt (Christus) mit den Schafen (Aposteln) vor, um eins der Schafe aber sind sieben Fische gruppirt. *Didron*, *ic.* p. 352. Das ist ein anschauliches Bild der Bekehrung zum Christenthum. — Das Sprichwort: „Er ist weder Fleisch noch Fisch," bezieht sich auf die Zweideutigen, die weder ganz heidnisch, noch ganz christlich sind. In der Karthause von Granada befindet sich ein Bild des Abendmahls, auf welchem statt des Lammes ein Fisch in der Schüssel liegt. In Legenden begegnet uns oft die Verwandlung des Fleisches in Fische, um die Heiligkeit der Fasten einzuprägen. Bei einem Kloster St. Leonhards stellten sich immer nur zur Fastenzeit Fische im Wasser ein, sonst nie. P. Abraham, Judas I. 318. Ehmals trug man im Beginn der Fasten feierlich einen Hering durch die Strassen, als Sinnbild des nun beginnenden Fischessens. Frank, Weltbuch S. 131.

Ehemals hing man in allen christlichen Kirchen einen Fisch an der Decke auf. Derselbe hatte Streifen an der Seite, angeblich von den Fingern des heiligen Christoph, welche dieser krampfhaft in den Fisch eingedrückt haben soll, als er das Christkind, dessen Last beständig wuchs, mühsam durch das Wasser trug.

Sehr eigenthümlich ist in dem *speculo humanae salvationis* aus Benediktbeuern in München ein Bild des keuschen Joseph, der unten in einen Fischleib endet, während die Versuchung

auf intellektuelle Bildung. Vor Allem gilt dies von dem nationaldkonomischen Verhältnisse der Vertheilung des Einkommens, schon aus dem Grunde, weil Denen, die nur für leibliches Bedürfniß zu kämpfen haben, selbst die äußeren Hülfsmittel dafür in höherem Maaße versagt bleiben; während auch das Uebermaaß des Reichthums und die allzu große Leichtigkeit, allen sinnlichen Gelüsten zu genügen, häufig die intellektuelle Spannkraft erschlaffen mag. Weil nun bei dieser Wechselwirkung alles Geistige zugleich körperlich sich ausprägt, haben selbst noch manche neuere Statistiker von einer besonderen, oder einer mehr als beiläufigen Statistik der intellektuellen Kultur sich entbinden zu dürfen geglaubt. Diese beschränkte Ansicht ist aber schon darum zu verwerfen, weil gerade der fruchtbare Gedanke der That vorauseilt und nur allmählig in das äußere Volksleben übergeht; und weil es die höhere, aber auch die schwierigste Aufgabe ist, die Bedeutung der in die Gegenwart gelegten Keime, und nach dem Geiste der Erscheinungen die Richtung und das Ziel der Bewegung zu ermessen.

Für die Statistik der intellektuellen Bildung ist das Erziehungswesen in seinem Zusammenhange mit der Familie, mit den Ansprüchen und Anstalten des bürgerlichen und öffentlichen Lebens ins Auge zu fassen, dann aber auch der Nationalgeist zu schildern, wie er aus eigenthümlichen Naturanlagen in den gegebenen socialen Verhältnissen sich entwickelt, und ganz besonders in der Ausbreitung, Verzweigung und dem innern Gehalte der Literaturen, so wie in Tendenz und Charakter der neuesten Erfindungen und Entdeckungen sich kund thut. Schon die Bezeichnung des Umfangs dieses Gebiets unserer Wissenschaft läßt bemerken, daß Diejenigen sehr einseitig schließen, die nur in dem Zustande des Schulwesens, in der größeren oder geringeren Verbreitung des Angelernten, einen ausschließenden Maaßstab für die intellektuelle Kultur gefunden zu haben meinen. Gleichwohl ist diese zunehmende Verbreitung, besonders der Elementarkenntnisse, nicht nur darum sehr zu beachten, weil dadurch größeren Massen der Uebergang zu höheren Bildungsstufen erleichtert wird; sondern weil sie auch für die Aufnahme des schriftlich verkörperten Gedankens in größerem Umfange empfänglich werden, und weil sich hiernach leichter, als früher, gleichförmigere Ansichten über Das, was Alle berührt, verbreiten. Damit hängt zum Theil die Ausbildung größerer

daneben als Schlange dargestellt ist. E. Förster, deutsche Kunst I. 197, will in dem Fischleibe Josephs nur die kalte Fischnatur der Keuschheit symbolisirt sehen, was nicht im Geist mittelalterlicher Symbolik gedacht ist. Der Fisch bedeutet auch hier nur die im reinen Element lebende Seele, und eignet sich zum Sinnbild für Joseph, weil dieser als Vorbild Christi galt.

Wenn die Menschen zu unvernünftig sind, um Fische in jenem symbolischen Sinne zu werden, so stellt ihnen die Legende gemeine Fische zum beschämenden Beispiele auf. Als die Menschen den heiligen Anton von Padua verlachten und seine Predigt nicht hören wollten, kamen die Fische in Menge an's Ufer, um ihn zu hören. Vortrefflich geschildert in Pater Abrahams Judas I. 252. und in einem Volkslied in des Knaben Wunderhorn I. 357. Sehr sinnig ist auch der Glaube, dass vor dem Weltende die stummen Fische reden und die Sünde der Menschen beklagen werden.

In den Legenden kommen die Fische oft als fromme und dienstbare Thiere vor. Als der heilige Brandan über Meer fuhr und eine Messe las, kamen sie aus dem durchsichtigen Meere von allen Seiten heraus und hervor, und hörten andächtig zu. — Eben so umringten sie die heilige Ida von Löwen, wie sie am Wasser wusch, liebkosten sie und küssten ihre Finger. Görres, Mystik II. 225.

St. Meles bewies, als er unerlaubten Umgangs mit einem Weibe angeklagt war, seine Unschuld dadurch, dass er Fische auf trockenem Acker fing. *Acta SS.* 6. Februar.

Als der heilige Chrysogonus ertränkt worden war, trugen ihn die Fische an's Land, damit er beerdigt werden konnte. — Der Sarg der heiligen Amalberga, der auf einem Schiff ohne Ruder fortschwamm, wurde von unzähligen Fischen begleitet. — Zu Messina hängt in einer Kirche ein getrockneter Fisch, derselbe, der einst auf Befehl der Mutter Gottes, zu welcher die Schiffer flehten, ein unzugängliches Leck im

Schiffe verstopfte. Gumppenberg, marian. Atlas I. 92. — Als St. Comgallus hungerte, brachte ihm ein Engel einen Fisch. Eben so dem St. Gualtherius in Neapel. Wenn Pater Gonzalez (St. Elmo) hungerte, kamen die Fische von selbst herbei, sich von ihm fangen und braten zu lassen.

Im Kloster St. Moritz in Savoien ist ein Weiher, in dem immer genau so viel Fische leben, als Mönche im Kloster. Soll ein Mönch sterben, so sieht man vorher einen todten Fisch auf dem Weiher schwimmen.

In der Legende verwandeln die Heiligen sehr oft zur Fastenzeit Fleisch, welches man ihnen aus Missverstand oder Bosheit vorsetzt, in Fische. So die Heiligen Colganus, Molva, Conradus Eremita, Silaus, Angelus etc. Vgl. *Bagatta, admir.* IV. 2. 5. Ohne zu wissen, dass es schon Freitag Morgen sey, gab der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, einem Boten ein Stück Fleisch mit; als dieser ihn aber boshaft deshalb verklagte, war das Fleisch in einen Fisch verwandelt, daher ein Fisch auf einem Buche liegend Attribut dieses heiligen Bischofs ist. — Ein Bösewicht wollte einen Geistlichen verleumden, that Fleisch in einen Sack und sagte, er habe es in der Fasten von dem Geistlichen erhalten. Als man aber den Sack öffnete, waren Fische darin.

Sehr alt und merkwürdig ist das Sinnbild des Fisches, der eine längst verlorne Sache wiederbringt. Es kommt auch bei den Indern vor: die berühmte Sakuntala findet ihren Ring im Bauch eines Fisches wieder. Bei den Griechen: Polykrates fand seinen Ring gleichfalls in eines Fisches Bauch wieder. Im jüdischen Talmud: Salomo fand auf gleiche Art seinen Zauberring wieder. Eisenmenger, entd. Judenth. I. 360. In der heiligen Schrift bringt der Fisch keine verlorne Sache, wohl aber den Zinsgroschen, dessen Christus gerade bedarf. Matth. 17, 24. Ein Fisch in den Gewässern Italiens, an dessen Halse noch die Eindrücke der Finger Petri erkennbar sind, soll von ihm abstammen. v. Martens,

Italien II. 366. In der spätern Legende sind es indess wieder verlorne und längst aufgegebene Sachen, die der Fisch auf wunderbare Weise wiederbringt. Der verlorne Ring des Evangelisten Markus wurde bei einem Fische gefunden und als grosses Heiligthum, ja als Sinnbild der Herrschaft über das Meer zu Venedig aufbewahrt. Der heilige Gregorius (auf dem Steine zubenannt) hatte unwissend seine eigne Mutter geheirathet und liess sich zur Sühne auf einem einsamen Felsen anschmieden, den Schlüssel zu seinen Fesseln aber in's Meer werfen. So büsste er 17 Jahre lang. Da ward er zum Papst erwählt, und indem ihn die Boten suchten, fanden sie unterwegs in eines Fisches Bauch auch den Schlüssel zu seinen Ketten. — Bischof Benno von Meissen warf den Schlüssel zum Dom in die Elbe, als Heinrich IV. die Stadt eroberte. Später bei seiner Rückkehr fand man den Schlüssel im Bauch eines Fisches wieder. Aehnliche Fischwunder werden vom heiligen Arnoldus und vom heiligen Bischof Mauritius von Angers berichtet. Vgl. *Tales of a Parrot, London* 1801, p. 111. *Caylus, contes orient.* 1780. II. 57.

Ich füge hier noch eine interessante Volkssage an. Theodor, Bischof von Tyrus, befahl, als Kaiser Diocletian alles Brodt mit dem Blut geopferter Christenkinder hatte anfeuchten lassen, seiner Gemeinde, blos gestossene Körner zu essen und das blutige Brodt in's Wasser zu werfen. Seitdem erst sollen die Fische rothes Blut bekommen haben. Arthur Schott, wallachische Märchen, 2te noch ungedruckte Sammlung.

Auf den ältesten christlichen Bildern, die noch unter dem Einfluss heidnischer Erinnerungen standen, ist der Fisch in der Hand eines Mannes oder auch eines Weibes Sinnbild des Meeres oder Wasserelementes, und findet sich gewöhnlich neben einem Weibe, an dem eine Schlange saugt, oder die eine Schlange in der Hand hält, dem Sinnbild der Erde.

Flamme,

Sinnbild der Leidenschaft, der starken Gemüthsbewegung, daher Gott selbst in der Offenbarung Johannis 19, 12. Augen wie Feuerflammen zugeschrieben werden, und nicht minder dem Moses, dessen Augenflammen missverständlich zu Hörnern umgebildet worden sind. Auf einem Miniaturbild im britischen Museum steht Christus ganz in Flammen (der Liebe), indem er die Seele seiner sterbenden Mutter in Empfang nimmt. *Twining, symb. pl.* 170. *d'Agincourt, sc. tab.* 83. Flammen in Gestalt von Zungen liessen sich zu Pfingsten auf die Jünger nieder. Der heilige Geist giesst sich aus in Flammen der Begeisterung und der Rede. Auch die heilige Brigida trägt deshalb eine Flamme über dem Haupte. Charakteristisch erscheinen die Flämmchen am Schilfkreuz Johannes des Täufers, indem auch sie nur die feurige Liebe ausdrücken, die vom Kreuze ausgehen soll, und die seiner eignen Sehnsucht entsprechen. Von solcher Art sind auch die gewundenen fadenartigen Flammenstrahlen, die in freier und lockerer Weise um das Haupt der Gottesmutter fliegen, *d'Agincourt* 113.

Aber auch die böse Gier wird durch Flammen bezeichnet. Daher die Flammen in den Augen und im Munde der Teufel und teuflischen Thiere, Drachen etc. Auf einem christlichen Bilde erscheint Venus ganz in Flammen. Piper, Myth. II. 232.

Flasche.

Die in der Christenheit berühmteste Flasche ist das heilige Oelfläschchen zu Rheims, welches eine Taube vom Himmel dem heiligen Remigius brachte und aus dem die Könige von Frankreich gesalbt wurden. Helyot VIII. 520. In der Revolution ist es zerschlagen worden. Ein Fläschchen ist Attribut der heiligen Walburgis, weil ein heilsames Oel aus ihrem Grabe quoll. — Das Grab des heiligen Valerius

wurde erkannt, indem die darauf gestellten leeren Flaschen sich mit Wein füllten. *Greg. Tur. de glor. confess.* 84. — Der heilige Macarius begegnete einem Teufel, an dem alles voller Flaschen hing, die derselbe in ein Kloster tragen wollte, um die Mönche zum Weintrinken zu verführen.

Die kleinen Glasfläschchen, die man in altchristlichen Gräbern findet und worin man lange Blut der Martyrer vermuthete, enthielten wahrscheinlich Abendmahlswein, den man nebst Brodt in jenen frühen Zeiten auf die Gräber der Geliebten zu tragen pflegte. Bellermann, Katakomben zu Neapel S. 61.

Fledermaus.

Nach den apokryphischen Evangelien soll einmal das Christkind Vögel aus Thon geformt haben. Ein alter Jude schalt ihn deshalb heftig aus, weil es Sabbath sey, und wollte die Vögel zertreten. Das Christkind aber klatschte in die Händchen und die Vögel flogen auf. *Evang. inf. Chr.* 28. *Evang. Thomae* 2. Nach der muhamedanischen Legende aber sollen diese Vögel die ersten Fledermäuse gewesen seyn, als die vollkommensten unter den Vögeln. *Bocharti hieroz.* II. 2. 32. Hofmann, Apokr. 207. Die kleine Legende ist insofern nicht ganz unerheblich, als darin eine Heiligung jener häßlichen Thiere und das Gebot liegt, sie zu schonen. Die Fledermäuse sind als Insektenvertilger den Menschen nützlich, und es ist nur ein thörichtes und grausames Vorurtheil, welches sie verfolgt.

Fleischtöpfe

bedeuten ursprünglich nur Städte, nämlich die Einwohner (das Fleisch) in einer Ummauerung (im Topfe). So bei Ezechiel 11, 11. 24, 6. Doch lag es nahe, das Sinnbild auch buchstäblich zu nehmen und auf das üppige Leben in den reichen Städten Aegyptens zu beziehen, wonach die Juden in der Wüste sich schmerzlich zurücksehnten. 2. B. Mos. 16, 3.

Fliege.

Beelzebub, der in der heiligen Schrift mehrfach als Teufel und sogar als Oberster der Teufel charakterisirt wird (Matth. 12, 24.), war ein Götze der den Juden benachbarten syrischen Heiden und als *baal* (Gott) *zebub* (Fliege) vielleicht so viel, als der griechische Zeus ἀπομυῖος, der als Fliegenvertreiber verehrt wurde. Doch wurde er von den Juden mehr im Sinne des altpersischen Ahriman, des bösen Princips, das sich nach dem Zendavesta von Kleuker III. 66. als Fliege einschlich, des kyrencischen Gottes Achor, der nach Plinius Naturgeschichte X. 27. als Fliege die Pest in's Land brachte, und nach der Deutung des Horapollo I. 51, der die Fliege zur Hieroglyphe der Unverschämtheit macht, als ein ursprünglich teuflisches Wesen aufgefasst. — Kunipert, König der Longobarden, berathschlagte, wie er den Ado und Grauso, denen er misstraute, tödten lassen wollte, als er eine Fliege am Fenster sitzen sah, auf die er mit dem Messer stach und der er einen Fuss abschnitt. Gleich darauf begegnete dem Ado und Grauso ein unbekannter Mann, der an einem Fuss hinkte, und verrieth ihnen des Königs Anschlag. Sie setzten sich in Sicherheit; als der König aber erfuhr, wie sie seinen Anschlag erfahren hatten, ging er in sich und söhnte sich mit ihnen aus. Paul Warnefried VI. 6. Auch diese Fliege scheint als böser Dämon gedacht werden zu müssen.

Jesaias 7, 18. kommen unzählige Fliegen vom Ende der Wasser in Aegypten, als Vorboten der feindlichen Heere, die das heilige Land zerstören sollen.

Flucht nach Aegypten.

Die echten Evangelien erwähnen der Flucht des Christkindes mit seinen Eltern nur kurz. Matth. 2, 13 f. Die apokryphischen Evangelien haben sie viel weiter ausgesponnen. Im Evangelium von der Geburt der Maria und der Kindheit

unsers Erlösers kommen sehr poetische Züge vor. Die auf ihrem Esel fliehende Familie begegnet Drachen, welche das heilige Kind anbeten. Ein andermal gehen Löwen und Tiger vor ihnen her und zeigen ihnen den Weg. Wo das Christkind erscheint, wird die Wüste zum Paradiese und alle Thiere werden wieder zahm, wie sie vor dem Sündenfall gewesen. Eine Palme neigt einen Zweig mit Früchten zum Christkind herab; das Christkind aber schickt den Zweig durch einen Engel als Botschaft in den Himmel. Zugleich segnet das heilige Kind die Palme und weiht sie ein zum Siegeszeichen der Christen. Als es nach Aegypten kommt, stürzen alle Götzenbilder vor ihm auf ihr Angesicht. Im arabischen Evangelium von der Kindheit Christi heisst es Cap. 23: Die heilige Familie wird von zwei Räubern überfallen, Titus und Dumachus, von denen der erstere sich wunderbar zum Mitleid bewegt fühlt und sie vor der Wuth des andern rettet. Diese Räuber kehren beim Tode Jesu wieder als die beiden Schächer. Ferner Cap. 24: die berühmte arabische Balsamstaude sey aus dem Schweisse des auf der Reise erhitzten Christkinds hervorgesprosst.

Im Evangelium St. Thomä von der Kindheit Christi heisst es, das Christkind habe unterwegs ein im Bade vom Satan in Schlangengestalt umwundenes Weib erlöst; als es einmal verfolgt worden sey, habe ein Baum sich geöffnet und hinter der heiligen Familie wieder geschlossen. Im Vorevangelium Jacobi öffnet sich auf dieselbe Weise zu ihrer Rettung ein Berg. — Die meisten dieser Fabeln sind auf naive Weise in Verse gebracht in einem altdeutschen Passionale, welches Hahn 1844 edirte.

Eigenthümliche poetische Motive finden sich in einem Bilde von Annibal Caracci (Pallast Doria in Rom), auf dem Tauben dem kleinen Zug voranfliegen und den Weg zeigen. Auf einem Bilde von Poussin fährt die heilige Familie auf einem Kahn über einen Fluss (Lichtenstein'sche Galerie in Wien). Auf einem Bilde in Bologna fahren sie auf einem Schiffe, dessen Segel und Mast Engel lenken. Blainvilles

Reise, Anhang IV. 412. Auf einem von Cignaroli in Parma passiren sie einen engen Steg. *Lanzi* III. 353. Auf einem von Raphael (*Landon* IV. Nr. 231.) führt sie Joseph über eine Brücke, indem ein über dieselbe vorragender Palmbaum dem Kinde seine Früchte reicht. Auf einem von Turchi in S. Romualdo zu Rom reitet die Jungfrau auf einem Pferde, das ein Engel am Zügel führt. Passeri, Leben der Maler 1786. S. 202. Auf einem berühmten Nachtstück von Elzheimer führt Joseph mit einem brennenden Tannenzweig den Esel mit der Mutter und dem Kinde durch ein mit Wasserpflanzen geschmücktes Wasser in sternheller Nacht, zu München. Ein anderes Mondscheinbild Desselben zu Paris. Ein ähnliches Nachtstück mit Mondschein malte Rubens ebendaselbst (Kolloff 118. 122. Waagen 555. 557.). Mit dem Mondschein contrastirt hier der schöne Goldton des Lichts, das vom heiligen Kinde ausgeht. Auf einem Nachtbild von Dietrici in Brüssel fliegt ein Engel mit der Fackel den Reisenden voraus.

Flügel,

ausschliesslich Attribute der Engel, indem sie die gedankenschnelle Bewegung des Geistes bezeichnen. Vgl. den Artikel Adler. Gott selbst fährt auf Flügeln des Windes daher. Vgl. den Artikel Cherubim. Die Seraphim sind Engel mit sechs Flügeln, von denen sie zugleich wie mit Gewanden bis auf die Füsse bedeckt werden. Jesaias 6, 2. Sonst haben alle Engel gewöhnlich nur zwei Flügel an den Schultern. Die guten Engel haben meist weisse Tauben- und Schwanenflügel; jedoch haben die Maler ihnen oft auch bunte Flügel gegeben, um sie zu verschönern. So der fromme Fiesole. Auf einem Bilde der heiligen Familie malte Fra Bartholomeo einen Engel mit Flügeln, die oben grün, unten purpurfarben sind. Auf altdeutschen Bildern des 15ten Jahrhunderts sieht man öfter Engel mit Pfauenfederflügeln. Die bösen Engel haben zuweilen schwarze Raben- und Adlerflügel, meist aber Fledermausflügel, eben so die Drachen.

Fluss.

Unter den heiligen Flüssen nehmen die erste Stelle ein die vier Flüsse des Paradieses: Pison (Indus), Gihon (Ganges, Oxus?), Chiddekel (Tigris), Euphrat. 1. B. Mos. 2 f. Vgl. v. Bohlen, Genesis S. 29 f. Diese mosaische Vorstellung stimmt mit der indischen überein. Nach dem Glauben der Inder fliessen die vier Hauptflüsse Asiens (Brahmaputra, Ganges, Indus und Oxus) aus dem Paradiese oder vom Himmelberg Meru. Die Flüsse bezeichnen die Völkerschaften und den Segen, den die Menschen aus ihrer ursprünglichen Heimath mitnahmen, als sie sich über die Erde ausbreiteten.

Ihnen entsprechen vier Höllenflüsse, die in die christliche Poesie aus der griechischen Mythe übergetragen wurden (Styx, der Fluss des giftigen Hassens; Acheron, der Fluss der Thränen; Cocytus, der Fluss der Wehklagen; Phlegeton, der Feuerstrom). Dante in seiner Hölle 14. sieht in ihnen die Thränen aus dem ehernen und eisernen Zeitalter.

Nach muhamedanischer Legende entstanden der Euphrat und der Tigris aus den Thränen, die Adam vergoss, als er aus dem Paradiese verbannt war.

Die vier Paradiesesflüsse aus einem Fels fliessend bedeuten die vier Evangelien aus Christo fliessend, und sind oft auf christlichen Sarkophagen abgebildet als Verheissung für die Begrabenen, dass sie durch das Evangelium in's Paradies gelangen sollen. *Aringhi* I. 293. 297. 299. 301. 321. In einer Handschrift aus dem 12ten Jahrhundert ist der Fluss Geon (Gihon) auf das Evangelium Matthäi, Tigris auf Markus, Euphrat auf Lukas und Phison auf Johannes gedeutet, und gilt der erste als *felicitas*, der zweite als *fertilitas*, der dritte als *velocitas*, der vierte als *insufflacio*. Piper, Myth. II. 518. Eine zu freie Spielerei.

Auf dem Felsen mit den vier Flüssen steht öfters statt Christus nur das Kreuz, *Twining, symb. pl.* 7. Oder das Lamm, derselbe *pl.* 44. Um das Lamm stehen die vier Flüsse

als junge männliche Flussgötter auf einer alten Kupferplatte im Pariser Museum, Piper II. 520. Die Taube zwischen den vier Flüssen, *Twining pl.* 25. Die vier Cherubim auf den vier Flüssen, daselbst *pl.* 45. Die vier Evangelisten als Flussgötter mit Urnen, daselbst *pl.* 48. Piper II. 524. Die vier Flussgötter den vier grossen Propheten und den vier Cardinaltugenden gegenübergestellt auf einem Hildesheimer Taufbecken. Kratz, Dom zu Hildesheim II. Taf. 12. Die vier Flussgötter mit den Urnen kommen auch auf einem Miniaturbild vom letzten Gericht vor, Piper II. 525 (vielleicht als Gegenbild zu den Engeln mit den Zornschalen), und an den vier Ecken einer Darstellung des Paradieses in der Handschrift von Herrad von Landsberg.

Hiob (6, 15.) vergleicht die untreuen Brüder mit den Bächen, die in der Sonnenhitze vertrocknen (den todten Flüssen, die man schon in Italien, besonders häufig aber in Arabien antrifft). Eines fabelhaften Flusses, der alle Sabbathe still stand, gedenkt Eisenmenger, entd. Judenth. II. 533.

Wunderbare Flussübergänge, die da beweisen, dass Glaubenskraft alle Naturhindernisse überwindet: Die Juden trugen die Bundeslade durch den Jordan, Elias fuhr auf seinem Mantel über den Jordan; eben so der heilige Hilarius. Der heilige Wolfgang fuhr auf einem Wagen über die Donau; die ägyptische Maria ging zu Fuss über den Jordan; der heilige Hyazinth rettete ein heiliges Madonnabild über einen tiefen Fluss; die Heiligen Adelgunde, Austreberta und Oringa entgingen einer verhassten Hochzeit durch die Flucht über den Fluss; der heilige Gebhard theilte den Po und ging trocken hindurch; der heilige Benno ging durch die Elbe, der heilige Gotthard durch die Donau, und so viele Andere. Vgl. den Artikel Meer.

Eben so fahren Kähne mit den Leichen der Heiligen ohne Ruder stromauf. So die Leiche des heiligen Emmeran, des heiligen Melanius etc.

Parteien in der neueren Zeit, die wachsende Macht der sogenannten öffentlichen Meinung, oder Meinungen, zusammen. Der Leitungsapparat für den elektrischen Funken des Gedankens ist durch die Ausdehnung des Schulwesens vervollständigt worden und von dem Denken geht man wohl auch leichter zum Handeln in Masse über. Geht nun die Statistik auf das Verhältniß von Schule und Leben näher ein, so wird sie nicht verkennen, wie dieses durch gewaltige Ereignisse der neueren Zeit so sehr in allen Tiefen erschüttert wurde, wie neue Erfindungen und Entdeckungen so sehr seinen Gehalt verändert und es in andere Bahnen gelenkt haben, daß die ihm nachhinkende Schule, welche noch viel zu sehr mit einem schwerfälligen Ballaste der Vergangenheit den Raum versperrt, weit entfernt geblieben ist, seinen Forderungen zu genügen und mit ihm gleichen Schritt zu halten. Dieselben Begebenheiten haben viele Völker, ihnen selbst unerwartet, aus den engen Schranken des häuslichen in die weiten Kreise des öffentlichen Lebens hinausgedrängt; und so begegnen wir auch darin einem besonders auffallenden Widerspruche, daß die Ereignisse zu aktiven Staatsbürgern gemacht haben, während es noch keine staatsbürgerliche Jugenderziehung gab und selbst jetzt nur in rohen Anfängen giebt.

Die Statistik der Literatur, dieses freieren Erzeugnisses des reiferen Geistes, bezeichnet schon unmittelbarer, als die Statistik des Schulwesens, die intellektuelle Kulturstufe der Nationen. Aber sie ist doch gleichfalls kein vollständiger Ausdruck derselben, wie man in unserer viel schreibenden und lesenden Zeit, die so gern das Schreiben auch für Handeln ausgiebt, zu glauben geneigt ist. Eine Selbstvergötterung der Literatur durch die Literatur ist charakteristisch für unsere Periode. Man hat fast nur noch ein Urtheil über literarische Talente und macht kaum Anspruch darauf, ein anderes zu haben. Der Staatsmann und Feldherr, welche die Geschichte machen, gelten kaum so viel, als der Historiker, der sie beschreibt, als der Sänger, der die Thaten besingt, und das savoir faire weniger als das savoir, wenigstens in der allgemeineren Werthschätzung. Die vorherrschende Tendenz, alles Gedachte, was irgend bedeutend ist, oder was den Producenten als bedeutend erscheint, sogleich schriftlich zu verkörpern, hat indessen allerdings die Literatur zu einem viel wichtigeren Gegenstande der Statistik der Geistesbildung gemacht, als sie es in früheren Perioden war.

Frauentage.

Zwischen Mariä Heimsuchung (2. Juli) und Mariä Himmelfahrt (15. August) fallen eine Menge Frauentage. Strauss (Kirchenjahr S. 320.) macht darauf aufmerksam, dass es die heisseste Zeit des Jahres ist, und dass darin eine Beziehung liegt zu der Wärme der Mutterliebe und der Gluth der Sehnsucht. Der mütterliche Charakter liegt schon in Maria's Besuch bei Elisabeth (2. Juli), in der Felicitas, die mit ihren sieben Söhnen den Martyrertod erlitt (10. Juli), in der Margaretha, deren Hervortreten aus dem Drachen, von dem sie verschlungen worden, für ein Symbol glücklicher Geburten gilt, weshalb auch ihr Gürtel dazu helfen soll (15. Juli), in der heiligen Anna, Mutter der Maria (26. Juli). Auf eine fromme Ehe oder fromme Häuslichkeit beziehen sich ferner der Tag des Kaisers Heinrich (Gemahl der heiligen Kunigunde) am 13. Juli, der Martha am 29sten; auf die jungfräuliche Sehnsucht und Liebesgluth die Tage der heiligen Magdalena am 22sten, des heiligen Wilhelm, der die neidische Buhlerin zurückschreckte, indem er sie einlud, sich zu ihm auf glühende Kohlen zu legen, am 24sten, der heiligen Afra, als der bekehrten Buhlerin, am 9. August, der keuschen Susanna am 11ten, der heiligen Clara am 12ten.

Frieden.

Christus heisst Immanuel, der Friedensfürst. Ohne ihn ist die Welt in unablässiger Unruhe und Disharmonie, aus den Fugen gerissen, in stetem Kampfe; durch ihn allein wird die ursprüngliche Harmonie der paradiesischen Natur und mit ihr der ewige Frieden hergestellt. Dem zur Vorbedeutung war in dem Jahre, in welchem Christus geboren wurde, auf der ganzen Erde tiefer Frieden. Hofmann, Apokr. 110.

Fronleichnam,

vom altdeutschen Fro (Herr), dem Frau und frohnen (dem Herrn dienen) entspricht, kann daher bedeuten: 1) den Leib des Herrn selber, oder 2) den Dienst des Leichnams. Papst Urban IV. führte im Jahre 1264 das Fronleichnamsfest als eine Feier des Leibes Jesu Christi in der Hostie und als Erinnerungsfest an die Einsetzung des heiligen Abendmahls ein, nachdem im Jahre 1246 die Nonne Juliana zu Lüttich in einem Traume erkannt hatte, dieses Fest fehle noch der Christenheit. Sie erblickte nämlich eine Lücke im Monde, die nicht ausgefüllt werden konnte, ausser durch ein noch fehlendes Fest. — Es handelt sich dabei inzwischen keineswegs um ein blosses Hostienfest, sondern auch um die Erinnerung, dass der Leib nach Joh. 2, 19. ein Tempel Gottes sey. Darum schmücken sich die Jungfrauen und Kinder am Fronleichnamsfest mit weissen Prachtkleidern und Blumenkränzen (wovon der Tag auch der Pranger- oder Kränzeltag heisst) und folgen der vom Bischof oder Priester vorangetragenen Hostie in Prozession, indem sie dadurch gemahnt werden, ihren eigenen Leib als einen schön geschmückten Tempel des Herrn zu erkennen, den sie nicht sollten entweihen lassen. Zugleich ist es ein Triumphzug der jungfräulichen Unschuld, denn welches Mädchen ihre Tugend nicht bewahrt hat, darf bei dem Zuge nicht im Kranz erscheinen. — In Spanien sind sogenannte Fronleichnamsspiele üblich, dramatische Darstellungen, worin das Wunder der Transsubstantiation und ihr Segen für die Menschheit durch allegorische Figuren dargestellt wird. v. Schack, dramat. Lit. der Spanier II. 400. Auf dem berühmten Bilde von Raphael, den Streit der Kirchenlehrer über die Transsubstantiation darstellend, schwebt die Hostie in der Mitte, als der Mittelpunkt der ganzen Welt. Oben ist der Himmel gemalt, wie auf Bildern des Weltgerichts der thronende Heiland, rechts von ihm Maria, links der Täufer mit den

himmlischen Heerschaaren, unten die streitenden Theologen. Oben im Himmel ist Alles voll heiliger Ruhe, unten auf der Erde herrscht unruhige Bewegung. Die Verbindung dieser untern Welt mit der obern und ihre Beruhigung kann aber nur erfolgen durch die Menschwerdung Gottes, deren strahlendes Zeichen, der Fronleichnam, eben deshalb der Mittelpunkt des reichen Bildes ist. Vgl. den Artikel Hostie.

Frosch,

als Sumpfthier und wegen seines frechen Gequakes zu den unreinen und dämonischen Thieren gezählt. Eine der ägyptischen Plagen. Frösche in ungeheurer Menge erfüllten selbst Pharao's Pallast und hüpften auf seinen Tisch. 2. B. Mos. 8. Auch in den apokalyptischen Plagen vor dem Weltende. Offenb. Joh. 16, 13. Wegen des unverschämten Geschreis verglich der heilige Augustinus die Frösche mit den Ketzern und Philosophen. Vgl. *Bocharti hieroz.* II. 672. Der vom Erzengel Michael besiegte Lucifer erscheint als riesenhafter Frosch auf einem Kirchenbilde in Mailand. Kunstbl. 1838. S. 270. Besessenen springen unreine Geister in Gestalt von Fröschen aus. Rathgeber, Gothaisches Mus. 144.

Wie Moses die Frösche in Aegypten schweigen und verschwinden machte, so thaten das Nämliche viele christliche Heilige, wenn sie in ihrer Predigt durch Frösche gestört wurden, oder die Gegend durch ihre Ueberzahl belästigt wurde, z. B. der heilige Antonius von Padua, der heilige Herväus, Jacob de Cerqueto, Lindamus, Rainald von Ravenna, Regulus, Ulphia. Vgl. die Register der *Acta SS. s. v. rana.*

Fuchs,

Sinnbild schadenfroher Arglist, mithin des Teufels. So kommt in den Miniaturen der Herrad von Landsberg in Strassburg ein Fuchs im Weinberge des Herrn vor. Der Fuchs im Schafskleide ist insbesondere Sinnbild frommer Heuchelei und

Arglist. Manches aus dem bekannten altniederländischen Gedicht vom Reinecke Fuchs ist in die Symbolik der Kirche übergegangen. In nicht wenigen Kirchen des Mittelalters kommen in Stein gehauene Spottbilder vor, in denen der Fuchs die Rolle eines pfiffigen Pfaffen spielt, den Hühnern predigt (*Bullet, mon.* 1844, Nr. 7. p. 545.), in der Mönchskutte stolzirt (z. B. im Dom zu Ferrara, vgl. von der Hagen, Briefe in die Heimath II. 172.), sogar als Heiliger, in einem Reliquienkasten liegend, sich von einem Bock und Schwein tragen lässt (im Strassburger Münster). Man hat diese und viele ähnliche Satyren, die sich in den ehrwürdigsten Domen des Mittelalters in Stein gehauen vorfinden, dem Witz und Freisinn des Steinmetzen zugeschrieben und sich eingebildet, diese Steinmetzen, als Vorläufer der heutigen Freimaurer, hätten damals schon Opposition gegen die Kirche gemacht. Allein nur die heutige Aufklärungseitelkeit ist dumm genug, so etwas zu behaupten und zu glauben. In der Zeit, in welcher jene Dome gebaut wurden, herrschte die Kirche unumschränkt und gehörten die Baumeister, wie Bauherren, der Kirche selber an. Die Kirche selbst war es, die in jenen Spottbildern die Cleriker warnte und durch offene Ausstellung solcher Bilder vor den Augen der Laien die öffentliche Meinung ehrlich zum Zeugen und Richter aufrief, wenn Bischöfe, Priester, Mönche und Nonnen vom rechten Pfade abwichen. Sehr häufig wurde der Papst mit dreifacher Krone im Rachen des Leviathan abgebildet, aber nicht im Sinne der Reformation, nicht um das Papstthum an sich zu verspotten, sondern nur, um den unwürdigen Päpsten ihre Zukunft in der Hölle anzuweisen zum Unterschied von den würdigen. Gerade in diesen Spottbildern hat die Kirche des Mittelalters die Unabhängigkeit der Ideen und der Institutionen von den Zufälligkeiten der Personen beurkundet und der Wahrheit ein Recht gegeben, das heute noch zum Muster dienen könnte.

Der heilige Bischof Samson zwang einen Fuchs, die geraubte Henne zurückzubringen. Die heilige Brigida in

Schottland versammelte die wilden Füchse um sich und zähmte sie durch ihre Heiligkeit. Auch dem heiligen Franciscus, Genulphus, Bonifacius gehorchten Füchse. *Bagatta, admir.* VII. 1. 12.

Fünf,

die Zahl der Wundenmale Christi, daher die fünf Schilde mit je fünf Blutstropfen im Wappen von Portugal. Berkenmeyer, kur. Antiqu. I. 25. Fünf Bücher Mosis; Pfingsten (πεντεκοστή), der fünfzigste Tag nach Ostern; fünf Brodte, mit denen Christus die viertausend Mann speiste. — Das sogenannte Pentagramm oder Pentalpha ✡, gebildet aus fünf Dreiecken oder fünf A, ein Zeichen, womit man bösen Zauber abwandte, ist nur aus dem ältern Heidenthum in den Aberglauben des christlichen Volkes herübergekommen.

Furien.

Die antiken Furien kommen auf christlichen Bildwerken als Plagegeister der Verdammten vor. Vgl. Piper, Myth. I. 317. Häufig auch unter den Lastern als der Neid oder Hass.

Fuss,

das Niedrigste am Menschen, daher Sinnbild der Selbsterniedrigung und Demuth. Christus wäscht den Aposteln die Füsse, Joh. 13, 16. Zur Erinnerung daran wäscht der Papst, der deutsche Kaiser, der russische, die Könige von Neapel etc. jährlich am Gründonnerstage zwölf greisen Bettlern die Füsse. Der Bettler ist der Niedrigste in der Gesellschaft, sein Fuss wieder das Niedrigste an ihm selbst; Papst und Kaiser aber beugen sich doch unter ihn und erweisen ihm Ehre. — Ein seltenes, vielleicht einziges Bild ist das in einem alten Psalterium der Stuttgarter Bibliothek, Bibl.-Nr. 23. p. 34 b, auf welchem alle Apostel vor Christo knien und ihm die Füsse küssen.

Maria Magdalena, die reumüthige Sünderin, nicht würdig, sich zu des Heilands Haupt zu erheben, sitzt demüthig zu seinen Füssen, indem sie auf seine Lehren horcht, oder salbt seine Füsse, oder umfasst seine Füsse am Kreuz, oder sinkt zu seinen Füssen, als er ihr in Gärtnersgestalt erscheint. Vgl. Clarus, Geschichte d. Magdalena S. 111.

An abgehauenen Füssen erkennt man den heiligen Victorinus; an durchnagelten, auf denen sie gehen müssen, die Heiligen: Conon, Eutropius, Sergius und Sozon.

Zwei symbolische Füsse oder Fusstapfen sind häufig auf altchristlichen Gräbern eingehauen. *d'Agincourt, sculpt.* 8. Zuweilen stehen darin die Worte: *In Deo, Boldetti* p. 419, und zwar in Bezug auf 2. Korinth. 5, 8: „Wir haben Lust, aus dem Leben zu wandeln und daheim zu seyn bei dem Herrn.“ Sie beziehen sich auch wohl auf die Fussspuren, welche Christus auf dem Oelberg bei seiner Himmelfahrt soll zurückgelassen haben. Dieselben sollen sich niemals haben übermauern lassen, so dass man nur eine oben offene Rotunde darüber wölben konnte. *Paul. Nolani epist.* 11, 4. *Sulpit. Severi sacra hist.* 2, 33. Hofmann, Apokr. 399. In der heiligen Schrift ist nicht davon die Rede, aber es heisst 1. Petri 2, 17: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen, dass ihr sollt nachfolgen seinen Fusstapfen.“ Jene erhaltenen Fussspuren Christi sind nach Westen gewendet, als kämen sie von Osten. *Molani, hist. imag.* p. 415. Kreuser, Kirchenbau I. 45. Pococke, II. 43, fand sie von Nord nach Süd gerichtet.

Vor- und Gegenbild waren die Fusstapfen Adams auf dem sogenannten Adamspik der Insel Ceylon, wohin Adam, als er aus dem himmlischen Paradiese gestürzt wurde, auf die Erde herabgefallen seyn soll. Mit seinen Füssen trat die Menschheit in die Welt ein, Christus zeigt ihr die Spur zum Himmel zurück. Vgl. über Adamspik Ritter, Erdkunde VI. 54. 60. Langstedt, Hindost. Denkw. 24. Hoffmeister, Briefe aus Indien 118.

Auch Heilige lassen in den Legenden häufig die Spuren ihrer Füsse zurück, zum Zeichen der grossen Gefahr, der sie durch ihre Heiligkeit entgangen sind, indem sie über einen Fluss oder weiten Abgrund sicher hinübergeschritten, oder zur Beurkundung der Wahrheit, zur Beschämung ihrer Feinde. Doch dürften viele solche Reliquien aus älterer Heidenzeit herstammen und nur christianisirt worden seyn; denn es ist kein Zweifel, dass auch schon die Heiden in Stein eingeprägte Fussspuren ihrer auf Erden wandernden Götter verehrt haben. Wenn die Fusstapfen Christi, die an verschiedenen Orten im heiligen Lande gezeigt werden, ferner die, welche er bei einem Besuch des Petrus in Rom, bei einem Besuch der heiligen Katharina zu Siena etc. eingedrückt haben soll, und die dort noch gezeigt werden (vgl. Ritter, Vorhalle 340, Keyssler, Reise 410. 613.), in den Grenzen der reinen Legende auch einen specifisch christlichen Charakter tragen, so verrathen dagegen andere einen heidnischen Beischmack, z. B. die Fusstapfen, die der Heiland zurückgelassen haben soll, indem er, von Feinden verfolgt, von einem Berg auf den andern sprang, Montevilla 82, oder indem er durch einen Berg hindurchging, der sich vor ihm öffnete, *Nieremberg, hist. nat.* p. 466; oder indem er den Teufel in einen Abgrund stürzte, was bei Henneberg geschehen seyn soll. Preusker, Blicke in die Vorzeit III. 163. Auch noch andere sogenannte Herrgottstritte kommen weit entfernt vom heiligen Lande vor, z. B. der am Rosenstein in der schwäbischen Alb, Crusius, schwäb. Chron. II. 428; der in der Stubnitz auf Rügen, Temme, pommer. Sagen Nr. 276; bei Selb unfern von Eger in Böhmen, Helfrecht, Fichtelgeb. 219. Der Eselsprung bei Liebenstein; Christus soll, auf dem Esel reitend, von einem Berge herabgesprungen seyn. Thüringen und der Harz VIII. 146. Denselben heidnischen Charakter tragen auch die verschiedenen Rittersprünge, z. B. der des heiligen Georg bei Steinau, Ziehnert, sächs. Volkss. II. 3, und an der Donau, Hormayr, Taschenb. 1822, S. 258; der des heiligen Magnus bei Füssen in Tirol, Weber, Tyrol I. 217; der des

heiligen Petrus im Wiesenthal, Baader, bad. Sagen Nr. 28; des h. Capratius, Wolf, niederl. Sagen Nr. 144; des h. Sigismund im Muottathal, Otto, Schweizersagen 27.

Die Fusstapfen der heiligen Jungfrau, bei ihrer Himmelfahrt zurückgelassen, wie die ihres Sohnes, haben auch die nämliche Bedeutung. Sie sind die Spur, der Weg zum Himmel. Gesetzt auch, die Fussspuren, die man auf dem Frauenberge in Würzburg zeigt, stammten wie Anderes im alten Frauencultus daselbst aus heidnischen Zeiten und es sey hier nur einem heidnischen Sinnbild eine christliche Bedeutung und höhere Weihe gegeben worden, so ändert das am rein christlichen Charakter der Symbolik nichts. Die schönste Anwendung von dem Symbol des Marienfusses machten die Baumeister der gothischen Dome im Mittelalter, indem sie die Blumenform des sogenannten Frauenschuh immer an den höchsten Spitzen der Thürme und Thürmchen oben auf dem Kreuze anbrachten. Fusstapfen der Maria kommen auch zu Brixen, in Rom (sogar zweimal), zu Capua und an vielen andern Orten vor. Auch im Kloster Potschajew in Russland, wo aus dem Innern des Fusses ein Quell entspringt. Ausland 1839, S. 195. Solche des Erzengels Michael auf dem Berge Gargano, sogar des heiligen Thomas in Paraguay in Südamerika. Vgl. *Bagatta, admir.* V. 1.

G

Gabriel,

der Erzengel, wurde nach muhamedanischer Legende von Gott ausgesandt, um Erde zu suchen, aus der er den Adam machen könne. Siehe den Art. Adam. Derselbe Gabriel war auch nach Daniel 9, 21. als Bote zu diesem Propheten gesandt, und nach Lukas 1, 26. Engel der Verkündigung, der das erste *Ave Maria* sprach. Derselbe ist auch der mit Säulenfüssen auf Meer und Festland stehende Engel mit dem Sonnenantlitz, der dem heiligen Johannes das Büchlein darreicht, welches süss im Munde schmeckt, nachher aber im Leibe bittre Schmerzen macht. Offenb. Joh. 10. Das Büchlein aber bedeutet das Evangelium, die Botschaft von der Niederkunft und den Leiden des Herrn. Somit ist Gabriel ein Engel des Anfangs, der Geburt, des Werdens, und bildet insofern den Gegensatz zu Michael, dem Engel der letzten Entscheidung, des Endes. Auf alten Kirchenbildern ist er gewöhnlich in einem priesterlichen Gewande, so wie dagegen Michael im kriegerischen Harnisch gemalt. Auch trägt Gabriel die Lilie, Michael das Schwert.

Weil Gabriel der heiligen Jungfrau die Geburt Christi verkündete, können ihn die Juden nicht leiden und verehren desto mehr den Engel Michael. Die Muhamedaner aber stimmen in der Verehrung Gabriels mit den Christen überein, indem sie fabeln, er habe auch ihrem Propheten beigestanden. *Herbelot, bibl. Orient, s. v. Gebrail.*

Gärtner.

Christus erscheint nach seinem Tode der Maria Magdalena als Gärtner. In einem altlateinischen Hymnus auf Magdalena wird dies dahin gedeutet, dass Christus die christliche Gemeinde als einen Garten Gottes angepflanzt. Fortlage, christl. Gesänge 145. — Als Gärtner wird auch der heilige Phokas von Sinope gemalt, der, zum Martyrertode bestimmt, seine Henker gastlich in seinem Garten bewirthete und sich unterdess selber das Grab grub. — St. Fiacre, ein Irländer, stiftete im 7ten Jahrhundert ein Kloster in Frankreich und bewirkte, indem er nur leise mit seinem Stabe über die Erde fuhr, dass dieselbe sich so tief wie von einer Pflugschar furchte und der Klostergarten sich gleichsam von selbst machte. Deshalb ist er auch Patron der Gärtner, die jährlich in Paris am 30. August sein Fest lustig begehen. Ida Kohl, Paris II. 4. Sein Leben in einem altfranzösischen Schauspiel bei Jubinal I. 304.

Garten,

vgl. Paradies. Der verschlossene Garten nach Hohelied 4, 12. ein Sinnbild der heiligen Jungfrau in demselben Sinne, wie die verschlossene Pforte bei Ezechiel 44, 2, durch welche Gott hindurchgeht, ohne sie zu öffnen. Auf einem Bilde der Verkündigung von J. van Eyck, im Besitz des Königs von Holland, sieht man den verschlossenen Garten im Hintergrunde.

Sie ist ein Spiegel des Lebens der Völker geworden, in längerem und breiterem Rahmen, als je zuvor. Hiernach sehen wir in allen Ländern Europas die Masse der Literaturen in viel größerem Umfange zunehmen, als die Erzeugnisse irgend eines Zweiges der materiell producirenden Industrie. Wir sehen die literarische Bevölkerung der Bücher und Schriften in viel stärkerem Verhältnisse, als die Nationen selbst, sich vergrößern. Freilich ist es eine andere und schwerlich zu bejahende Frage, ob dort, wie hier, die mittlere Lebensdauer jener Kinder des Geistes zugenommen hat? Wie es in der materiellen Production und Consumtion einen schädlichen Luxus giebt, so auch in der Literatur. Man hat sich zwar schwerlich über allzu großen Geistesreichthum und seine Verschwendung zu beschweren, aber doch häufig über eine mehr als bloß unnütze Verschwendung von Zeit und Arbeit. Dieser Luxus der literarischen Produktion kommt zugleich den Lesern, als Consumenten, schlecht zu statten. Es wird ihnen so mancherlei geboten und so hastig von ihnen verschlungen, man muß so viel Unbedeutendes hinnehmen, um nur auch mit dem Bedeutenden bekannt zu werden, daß eine geistige Erschlaffung die nothwendige Folge ist. Dies gilt jedoch nur von den sogenannten gebildeten Ständen und von der hauptsächlich auf sie berechneten Literatur. Anders ist es mit den populären Schriften, die mehr und mehr in den untern, also in denjenigen Volksklassen Eingang finden, die schon durch die Art ihres Berufs vor Uebersättigung durch Lectüre bewahrt bleiben. Hier fällt auch der spärlicher ausgesäete Saamen auf einen weniger abgenützten und darum empfänglicheren Boden. Man darf also behaupten, daß auf der einen Seite verloren, aber auf der andern um so mehr gewonnen wird; daß die sogenannten gebildeten Stände im Allgemeinen herabgedrückt, die Massen aber geistig gehoben werden; daß also auch der Entwickelungsgang der Literaturen dazu beiträgt, mit andern Arten von Aristokratie diejenige der jetzigen Bildung zu vernichten, was kein Unglück ist, da sie von der allein anzuerkennenden Aristokratie des Talents und Charakters sehr verschieden und häufig geradezu entgegengesetzt ist. Mit aus diesem Grunde ist die fortschreitende Popularisirung der Literaturen, wie sie in der Ausdehnung der periodischen Presse, in der Zunahme aller Arten von Volksschriften, von Encyklopädieen ꝛc. sich kund thut, sehr zu beachten.

Gans,

Attribut des heiligen Martin auf Bildern und auch auf Münzen alter Martinsstifter. Vgl. Curiositäten IX. 550. Am Martinstage pflegt man Gänse zu braten; dieser Symbolik wohnt nichts Christliches bei. Man isst die Gänse um jene Zeit, weil sie da am fettesten zu seyn pflegen und am besten schmecken. Man schmauste vormals am Martinstage überhaupt um so leckerer, als man sich noch einmal recht satt essen wollte, weil von da an vierzig Tage Fasten begannen. Diese Fastenzeit, noch jetzt in der griechischen Kirche üblich, ist von der römischen verlassen worden. Zur Heidenzeit war die Gans wegen ihrer Federn ein Sinnbild des schneereichen Winters, der um Martini beginnt, und eine heidnische Winterfeier, wobei man Gänse opferte, scheint dem christlichen Martinsfest vorangegangen zu seyn.

Wilde Gänse dienen noch zum Attribut mehrerer Heiligen, zu denen sie sich in wilder Einsamkeit gesellten. So umgeben sie den heiligen Rigobert, *Acta SS.* zum 4. Januar; die heilige Brigida, zum 1. Februar; die heilige Wereburga, zum 3. Februar; die heilige Milburga, zum 23. Februar.

Garbe.

Im Traume Josephs neigen sich die Garben seiner Brüder vor der seinigen. Die Garbe ist auch Attribut der Ruth.

Gebet.

Die Stellung, in der man betet, ist immer eine demüthige, also eine Neigung des Körpers, entweder völlige Prosternation, das Angesicht am Boden, oder Knieen, oder wenigstens Neigung des Kopfes. Da aber zugleich ein Begehren ausgedrückt wird, war es eine sehr natürliche Pantomime des Gebets, die Arme zum Himmel auszustrecken. Die Alten

thaten es mit flach zurückgebogenen, die Juden mit zusammengelegten Händen. Moses hob die Arme empor, und da er schon zu alt war, musste man ihn unterstützen. 2. Mos. 17, 11. Die ersten Christen breiteten die erhobenen Arme auseinander, um mit ihrem Körper ein Kreuz nachzuahmen. Erst in der römischen Kirche kam der Gebrauch auf, die Arme gesenkt zu halten und nur die Hände zu falten.

Was die Form der Gebete betrifft, so sollen sie seyn, wie die Bibel sagt, goldne Aepfel in silbernen Schaalen, d. h. der Ausdruck soll des Inhalts nicht unwürdig seyn, wenn auch im Gedanken weit mehr Werth liegen muss als im Worte. Ernst und Würde ist wohl das erste Erforderniss, dann Kürze.

Ein bewundernswürdiges Maass herrscht in unserem „Vater unser". Es ist ein Gebet, berechnet für den ruhigen und gesunden Zustand des Gemüths, ohne eine vorherige Aufregung oder Sünde vorauszusetzen. Es bittet nur um Gewährung des Nothwendigsten und um Abwendung des Schädlichsten für alle Fälle, wenn jenes mangeln oder dieses uns bedrohen sollte. Es lässt nichts Wesentliches aus und hat kein Wort zu viel. Hier ist der Inhalt wie der Form nach das schönste, das vernünftigste Maass.

Der leidenschaftliche Ausdruck passt nur für leidenschaftliche Situationen. Im Nothgebet kann der Herr in seinem Zorn gedacht werden, sonst immer nur am schicklichsten als der gütige Vater. Im Nothgebet kann auch die menschliche Schwachheit ihr Ich jammernd geltend machen und um ein Vorrecht flehen, was im ruhigen Zustande als unwürdiger Egoismus angesehen werden muss. Das Nothgebet kann zittern und stammeln, kann länger als ein anderes Gebet wimmern, kann auch als kurzes Stossgebet nur den Nothschrei der Natur thun. Alle diese Formlosigkeiten entschuldigt die Grösse der Noth. Das Dankgebet dagegen darf im stolzen und triumphirenden Schwunge sich ergehen, die Zuversicht aussprechend auf den treuen Gott, der seine

Kinder nie verlässt; doch zugleich mit dem Ernst, der die überstandene Gefahr bezeichnet. So das berühmte *Te Deum*.

Regelmässiges tägliches Gebet ist insonderheit dem Priester vorgeschrieben, auch wo der Betende nichts Besonderes zu bitten oder zu danken hat, blos um die Seele stets mit Gott zu beschäftigen. Die priesterlichen Tageszeiten — die Nocturnen mit den Laudes, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Completorium — haben bestimmte Beziehung auf die Abstufungen der Passion. Vgl. Rippell, Alterth. d. Cärem. 487. Zur Prim ward Christus vor Pilatum geführt; zur Terz schrien die Juden ihr „Kreuzige!“; zur Sext ward Christus an's Kreuz geschlagen; zur Non rief er aus: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Zur Vesper ward er vom Kreuz abgenommen, zur Complet begraben.

Anmassend ist die Voraussetzung, dass Gott einen ausserordentlichen Werth auf die Gebete lege, dass ihm dadurch ein grosser Dienst geschehe und dass er gewissermassen mehr dabei gewinne, als der Betende selbst. Es heisst zwar sehr schön in einem altkatholischen Liede: „Wie das Wasser der Erde zum Himmel steigt, Wolke wird und als Wasser des Himmels zurückkommt, so werden unsere Gebete in himmlischen Trost verwandelt“ (*Dei canamus gloriam*, bei Zabuesnig II. 13.); es ist auch schön, wenn nach dem Talmud der Juden der Engel Achtaniel eigens dazu bestimmt ist, die Gebete der Menschen wie Rosen in Kränze zu flechten, oder wenn Gott selbst die Buchstaben des Gebets vergoldet und dem Betenden als Krone aufsetzt (Eisenmenger, entd. Judenthum II. 393.), oder wenn in der christlichen Legende Engel der betenden heiligen Rosalie die Worte als Rosen aus dem Munde nehmen und in Kränze flechten. Allein häufig ist der Glaube an die Kraft des Gebets zu anspruchsvoll. Das zeigt unter andern ein altitalienisches Miniaturbild (Waagen, Kunstw. in Paris 322.), welches Betende jedes Alters und Geschlechts darstellt, von deren Munde goldne Fäden in den Himmel gehen, aus welchem daneben alle die Geschenke

niederfallen, um die Jeder gebeten hat. Das viele, laute und anspruchsvolle Beten unwürdiger Menschen ist Gott missfällig, Jes. 1, 15. Das beste Gebet ist: Gutes thun, daselbst 16.

Wer zerstreut und nur mechanisch betet, derweil er etwas anderes denkt, den hört Gott nicht. Nach einer lustigen Legende blies der unsichtbar im Kloster sitzende Teufel alle Gebetesworte weg, die ohne Andacht nur hergeplappert waren, so dass keines zum Himmel aufsteigen konnte. — Auch muss der Betende, wenn er gleich nicht würdig wäre, wenigstens ernstlich bereuen. Einem Jüngling, der sehr wüst lebte, aber fleissig betete, erschien die Madonna und lud ihn zu einem Gastmahl ein, wobei sie ihm die köstlichsten Gerichte in ekelhaften Schüsseln vorsetzte. Als er sich darüber verwunderte, sagte sie: „Sieh, so sind deine Gebete.“ (Silbert, Legenden I. 313.) — Auch zur rechten Zeit muss man beten. Einem frommen Eremiten brachte ein Engel täglich Weintrauben; diese waren aber zuweilen noch unreif, zuweilen schon faulig. Da nun der Eremit deswegen frug, sagte der Engel: „Es sind deine Gebete, mit denen du zu früh oder zu spät gekommen.“ (v. Lassberg, Liedersaal III. 466.)

Am uneigennützigsten und edelsten sind die Fürbitten für Andere. Man hat davon schöne Legenden. Geyler von Kaisersberg erzählt in der Emeis S. 39. von einem Ritter, der nie über einen Kirchhof ging, ohne für die Todten daselbst zu beten. Da sey er einmal, von grimmigen Feinden verfolgt, über einen Kirchhof geflohen, und plötzlich hätten sich die Todten in Harnischen und Waffen erhoben, um ihm beizustehen und seine Feinde zu vertreiben. Im alten lateinischen Gedicht von Waltharius kommt der schöne Zug vor, dass Walther nach der Schlacht alle von ihm in ehrlichem Kampf Erschlagenen auf einen Haufen legt und andächtig für das Heil ihrer Seelen betet. Bei Helyot findet sich die seltsame Sage von einem Mönch und einer Nonne zu Vienne, die sich vergangen hatten und nach der Sitte

lebendig eingemauert wurden, deren Leben man aber unterhielt unter der Bedingung, dass sie unaufhörlich für das Volk beten sollten. — Von einem Kapuziner in Besançon wird erzählt, er habe von den Mauern herab auf die Feinde geschossen, aber bei jedem Schuss zugleich für die Seele des Getroffenen gebetet.

Der ärgste Missbrauch des Gebets findet statt in den sogenannten Diebssegen und Zauberformeln, in denen Bösewichte die allerhöchsten Namen anrufen, um dadurch ihrem verbrecherischen Vorhaben einen guten Erfolg zu sichern. Wenn man einen Psalm rückwärts liest und zwischen jedem Wort den Namen seines Feindes nennt, soll man denselben tödten können. Das nennt man, Einen zu Tode beten. Temme, Volkssagen aus Ostpreussen 267.

Geburt.

Schutzpatronin aller Geburten ist die heilige Margaretha, weil sie, von einem Drachen verschlungen, durch das Kreuzzeichen den Bauch desselben sprengte und aus ihm siegreich hervortrat. Ihr Gürtel wurde von kreisenden Frauen in schweren Geburten angelegt, oder ihre Legende den Frauen in solcher Nothzeit vorgelesen.

Eine talmudistische Fabel erklärt das Weinen der Kinder nach der Geburt gar sinnreich. Ein Engel nämlich soll die Kinder unmittelbar vor der Geburt in das Paradies führen und ihnen die Herrlichkeit zeigen, die sie durch Adams Schuld verloren haben. Indem sie nun geboren werden, wirkt in ihnen noch der schmerzhafte Eindruck des verlornen Paradieses nach, wenn sie sich dessen auch nicht mehr zu erinnern wissen.

Wunderbare Geburten in der Legende: Der heilige Edmund kam so rein zur Welt, dass er keines Bades bedurfte; der heilige Julianus mit zum Segen aufgehobenen zwei Fingern. Die Mutter des Aeneas Sylvius träumte, sie gebäre ein Kind im Bischofskleide; die des heiligen Columban,

sie gebäre eine Sonne; die des heiligen Dominicus, einen Hund mit einer Fackel im Maul.

Als die heilige Felicitas im Kerker mit Schmerzen gebar und dabei schrie, verhöhnten sie die Schergen und sagten: „Wie wirst du erst schreien, wenn du hingerichtet werden wirst.“ Aber sie erwiederte: „Heute leidet die Natur in mir, morgen Christus.“ Und sie starb mit festem Muthe.

Mutterwehen ohne die Kraft, zu gebären, sind ein stehendes Sinnbild der Völkerzustände, wenn die alte Autorität nicht mehr geachtet wird und einer neuen, obgleich als dringendes Bedürfniss erkannt, sich Niemand unterwerfen will, die impotente Anarchie (wie auch wieder in unsern Tagen). Jesaias 37, 3. 2. Könige 19, 3.

Christi Geburt ist von vielen symbolischen Wundern begleitet. Der Himmel gibt der Erde seinen Kuss, die göttliche Natur verbindet sich auf's Innigste mit der irdischen, und obgleich dies nur im Individuum Christus geschieht, so fällt doch davon ein Abglanz auf die ganze irdische Natur, die durch die Berührung der himmlischen Gewalt tief erschüttert und geheiligt wird. In Hofmanns Apokryphen S. 110 f. sind die Wunder zusammengestellt, die ich jedoch zweckmässiger ordnen zu müssen glaube. In der Sternenwelt äussert sich die grosse Bewegung zuerst. Ein neuer glänzender Stern unterbricht die gewöhnliche Ordnung der Sterne und leuchtet den drei Weisen aus Morgenland zur Krippe des neugebornen Gottmenschen. Vgl. den Art. Stern. In Spanien werden drei Sonnen zugleich am Himmel gesehen, welche sich zu einer einzigen vereinigen. Vgl. den Art. Dreieinigkeit. Christi Geburt fällt genau in die Wintersonnwende (24. Dezember), von wo an die Sonne wieder höher am Himmel steigt und die Tage länger werden, weshalb dieser Tag schon bei den Römern *dies natalis Solis invicti* hiess. Vgl. den Art. Sonne. Das neue Jahr, der Beginn eines neuen Lebens in der Natur sollte nun das Sinnbild der allgemeinen neuen Wiedergeburt der Menschheit in Christo seyn. Dem entspricht das Wunder der plötzlichen hellen

Erleuchtung der Nacht bei Christi Geburt. *Petrus de natal.* 2, 1. Mit Bezug auf Jesaias 9, 2. Ein Lichtwunder, welches in der Weihnachtsfeier durch das Anzünden unzähliger Lichter nachgeahmt wird.

Die Wiedergeburt der Menschheit spiegelt sich in der Wiedergeburt der Natur auch insofern, als in der Christnacht nach dem Volksglauben das ursprüngliche Paradies wiederhergestellt wird. Alles Wasser wird in der Christnacht in Wein verwandelt, alle Bäume blühen und tragen Früchte, wenn auch nur eine Stunde lang. Nach einer tatarischen Legende in v. Haxthausen, Russland II. 258. gebar Mirjam (Maria) das Jesuskind schon in ihrem fünfzehnten Jahre; es war Winter und Alles lag voll Schnee. So wie aber das Kind die Augen aufschlug, sprossten und blühten alle Bäume und Blumen, und sangen alle Vögel. Mitten aber rauschte eine klare Quelle auf, und zwei Engel erschienen und tauchten das Kind unter. Dem entspricht ein schönes Volkslied im von demselben Herrn v. Haxthausen herausgegebenen Paderborner Liederbuche, Nr. 53, in welchem der Contrast der göttlichen Herrlichkeit mit dem irdischen Winter und der häuslichen Armuth und Noth geistvoll aufgefasst ist. Die Sitte der Krippel und Weihnachtsbäume hängt genau damit zusammen. Man putzt die Krippen mit Grün, die Tannenbäume mit Aepfeln aus. Der Weihnachtsbaum wird als Baum des Lebens dem Baum der Erkenntniss oder dem Sündenbaum im ersten Paradiese entgegengesetzt. Vgl. den Art. Baum.

Die tiefe Erschütterung, welche die Erde durch die Berührung mit dem Himmel in der Christnacht empfängt, äussert sich zuerst als Stillstand. Die gewöhnliche Bewegung alles irdischen Lebens stockt; nicht nur die durch den Engelgruss überraschten Hirten, auch alle Elemente horchen staunend auf die himmlische Botschaft. Daher die schöne Sage, dass auf der ganzen Erde Frieden gewesen sey, als der Friedensfürst Jesus Christus geboren wurde. Orosius VI. 21. Streitenden erstarrte der Arm in der Luft, springende Schafe

standen plötzlich still, dem Essenden blieb der Löffel unbeweglich vor dem Munde, Vögel blieben auf demselben Fleck in der Luft fixirt etc., nach dem *Protoevangel.* bei Hofmann S. 110. Eine eben solche Stille der Natur ging auch wieder dem Tode Jesu vorher. — Der Stille aber folgte bei Christi Geburt ein allgemeines Beben der Erde, davon die Götzen in Aegypten zusammenstürzten; *Petrus de natal.* 2, 1. Auch der heidnische Friedensengel in Rom soll damals umgestürzt seyn, weil der christliche Friedenskönig einen andern Tempel brauchte. *Innocent. serm.* 2. *de nat. Domini.*

Die gewöhnliche Ordnung der Dinge verschwand. Die Entfernung des Raumes hinderte nicht, dass die tiburtinische Sibylle dem römischen Kaiser Augustus in Rom die heilige Mutter mit dem Kinde zeigte, worauf er dem neuen Gott einen Altar weihte (*ara coeli*). *Bonaventura, de* 5. *festiv. pueri Jesu. Petrus de natal.* 2, 1. *Antonin. summa hist.* I. 4. 6. *Nicephor.* I. 17. *Suidas s. v. Augustus.* Diese Scene ist neben der Geburt Christi gemalt von Memling in Berlin. Nach deutschem Volksglauben ändern sich in der Mitternachtstunde der Christnacht die Gesetze der Natur auch in der Art, dass die Thiere wie Menschen reden können.

Auch der Ort der Geburt ist symbolisch. Vgl. den Art. Bethlehem. Die Maler des Südens lassen Christum gewöhnlich in einer Höhle, die des Nordens in einer Hütte geboren werden. Sepp, Leben Christi I. 80. Immer aber ist der Ort als Stall gedacht und durch Ochs und Esel bezeichnet. Molanus, *hist. imag.* 100, eifert mit Recht gegen die kostbaren Bettstätten der Maria auf vielen Kirchenbildern, so wie gegen die Menge dienender Frauen, die das Kind in kostbaren Gefässen waschen und allerlei Dienste leisten, da doch Christus nur in einem Stalle und von einer reinen Jungfrau, also ohne das Bedürfniss jener Wäschereien, geboren worden sey. Eben so unschicklich sind die modernen Portraitirungen durch die heilige Familie. So hat Pantoja de la Cruz auf einem Bilde der Geburt Christi die Familie

König Philipps III. portraitirt. *Viardot, l'Espagne* II. 184. Auf einem andern spanischen Bilde des Luis de Vargas in Sevilla sehen Adam und Eva der Geburt des Heilands zu. Fiorillo IV. 95. Dass die ersten Sünder dem ersten Erscheinen des Erlösers lauschen, ist eine erlaubte Symbolik; doch darf nicht vergessen werden, dass nach kirchlicher Tradition Christus das erste Elternpaar erst bei seiner Niederfahrt zur Hölle aus der Vorhölle erlöst hat, und dass der greise Simeon und der Täufer Johannes die erste Nachricht von Christi Geburt dorthin brachten, Adam und Eva mithin nicht schon Zeugen der Geburt Jesu gewesen seyn können. Auch die Anwesenheit von Engeln mit den Passionsinstrumenten bei der Geburt des Christkindes (Bild des Girolamo di S. Croce in Berlin) ist eine zu aufdringliche Symbolik. Jeder Christ kennt den Tod des Heilands voraus, auch ohne jene Werkzeuge vor Augen haben zu müssen, die jedenfalls den heitern morgendlichen Eindruck der Geburt stören. Die Maler thun wohl, es bei der Anbetung der Engel, der Hirten und der heiligen Könige bewenden zu lassen.

In dem Gedicht: *De partu virginis* von dem Neapolitaner Sannazor (im 16ten Jahrhundert in lateinischen Hexametern geschrieben) ist die biblische Erzählung von der Geburt Christi in den Styl Virgils übertragen, und wird die ganze alte Mythologie herbeigezogen. Gott selbst heisst der Donnerer, der Himmel Olymp. Am Schlusse des ersten Gesanges wird die Geburt des Herrn der Hölle verkündet, aber es ist nicht die christliche Hölle, sondern der antike Tartarus, die plutonischen Wesen erzittern, Megära seufzt, Cerberus zieht den Schweif ein vor Angst etc. Die Anbetung der Hirten wird als ein Wettgesang ganz so wie die vierte Ekloge Virgils aufgefasst. Auch verfehlt der Dichter nicht, die bekannte Stelle Virgils, in der von der Rückkehr der saturnischen Zeit und von der Jungfrau die Rede ist, und die auf Christi Geburt bezogen wurde, hier anzubringen. Statt der heiligen drei Könige aber kommen nach den Hirten zur Anbetung der Fluss Jordan und mit ihm alle möglichen Nymphen,

Nereiden und Okeaniden, und endlich Neptun selbst mit seinem ganzen Gefolge von Meergöttern und Tritonen.

Tum fundo Neptunus ab imo
Excitus, agnoscet Dominum.

Eine merkwürdige Symbolik, die jedoch nur mit der zartesten Hand berührt seyn will, macht die Mutter Gottes auch zur Vorsteherin der Wiedergeburt im andern Leben, ja selbst zu der Wiedergebärenden. Konrad von Würzburg singt in seiner goldnen Schmiede, Vers 1068:

Ei muoter aller cristenheit,
Also versuochest du si gar,
Diu diu tugend wider gebar
In des toufes brunnen.
Do si den tod gewunnen,
Do gebäre du si wider.

womit bei demselben Dichter, Vers 528 f., die Vergleichung der Maria mit dem Strausse zusammenhängt. Wie nämlich dieser Vogel durch blossen Blick seine Jungen ausbrütet, so öffnet Maria's Gnadenblick die Gräber. Vgl. auch was über die entblösste Brust Mariens auf Bildern des Weltgerichts unter dem Art. Brust gesagt ist.

Sinnbildlich wird die Geburt Christi ausgedrückt durch die Löwin, die in ihrem Leben nur Ein Junges gebären soll. Vgl. den Art. Jungfrau. Der Contrast zwischen dem Herrn der Welt und dem niedern und dunkeln Stalle, in dem er geboren zu werden sich herablässt, wird besonders in Weihnachtsbildern hervorgehoben.

Gedärme.

Der Heilige, dem, wie man oft auf Kirchenbildern sieht, von Henkern die Gedärme aus dem Leibe gewunden werden, ist der heilige Erasmus, Bischof von Antiochia. Ein Engel heilte ihn und brachte ihn auf einem Schiff nach Gaëta, wo er in Frieden starb, 2. Juni. Er gehört zu den 14 Nothhelfern. Wenn der Christ auch dem grausamsten Tode fest

Nächst dieser Popularisirung ist die mit ihr zum Theil zusammenhängende Nationalisirung der Literaturen von besonderer Wichtigkeit für die Statistik. Ein rascherer Weltverkehr, die Nationen einander näher rückend, hat auch den Austausch der geistigen Güter gefördert, und was irgendwo Bedeutendes erscheint, wird alsbald unter alle andern civilisirten Nationen verpflanzt. In diesem Sinne ist eine Weltliteratur entstanden und wird künftig bestehen. Aber was die Nationen einigt, das scheidet sie auch, und gerade in der Vervielfältigung geistiger Berührungen wird das Besondere deutlicher erkannt und lebhafter empfunden, so daß nun auch das national Eigenthümliche seine Ansprüche und sein Recht entschiedener geltend macht. Für alle lebenden Hauptsprachen unsers Welttheils hat endlich die Periode der Emancipation für den freieren schriftlichen Verkehr begonnen; und allerwärts ringt man sich los von den Fesseln einer Universaldespotie des Geschmacks und der Bildung. Darin liegt ein bedeutendes Zeichen von dem alle Kulturgeschichte beherrschenden Gesetze, wonach sich die umfassendere Einheit und die reichere Entfaltung und Mannigfaltigkeit gegenseitig bedingen. In diesen verschiedenen Beziehungen bleibt nun der Statistik der Literatur viel zu ergänzen und hervorzuheben. Noch ein besonderer Mangel macht sich darin fühlbar, daß man die verhältnißmäßige Zunahme oder Abnahme der einzelnen Zweige der Literatur zu wenig berücksichtigt. Während der Baum der Erkenntniß in üppigem Wachsthume seine Frucht tragenden Aeste, wie seine Wasserschossen, überallhin verbreitet, sind doch zugleich einzelne Zweige beinahe ganz abgestorben. So hat sich z. B. die genealogische Literatur, die noch in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ziemlich umfangsreich war, jetzt sehr ins Enge gezogen. Dies ist keine bloß zufällige Erscheinung. Die Bedeutung besonderer Familien muß in demselben Maaße verschwinden, als sie sich mehr in einander und in das Ganze der Völker verzweigen, und als diese nicht mehr als bloß leidende Massen, sondern als große, selbstthätige Persönlichkeiten in den Vordergrund der Weltgeschichte eintreten.

Wie die Statistik der intellektuellen Kultur, so ist die des Nationalcharakters und der Gesetze, wonach sich die Veränderungen im sittlichen Gehalte des Völkerlebens bemessen, noch sehr dürftig ausgestattet. In der bisher so einseitigen Richtung unserer

in's Angesicht sehen soll, so ist es doch nicht passend, die Kirchen mit henkermässigen Bildern zu erfüllen, am wenigsten, wenn es die Maler darauf anlegen, nur ihr genaues Studium der Anatomie bewundern zu lassen. Die blutige Malerei kam erst im 16ten und 17ten Jahrhundert in die Mode, als wahrer Ausdruck der damaligen Verwilderung. In den Zeiten ihrer unbestrittenen Herrschaft offenbarte sich in den Bildern der Kirche auch nur fromme Liebe und Demuth, nicht jene Blutgier und jenes Haschen nach grässlichen Effecten.

Gehorsam,

die Haupttugend im alten Testament, entsprechend dem hier vorherrschenden Gesetz, und am augenfälligsten erprobt in Abrahams Opfer; hier noch der Ersatz dessen, was im neuen Testament die freie Liebe thut. Aber auch für die christliche Liebe bleibt der mosaische Gehorsam stets die Grundlage, denn die Gerechtigkeit muss erfüllt werden. Indem Christus sich aus freier Liebe für die Menschheit opferte, war er zugleich eben so gehorsam gegen den Vater, wie Isaak. Oft wiederholt Christus, dass er nicht seinem, sondern des Vaters Willen diene. Der tiefste, opferbereiteste Gehorsam gegen den Vater ist aber das Geheimniss in der Gott gleichen Macht des Sohnes. *Obedienti paret mundus.* Damit ist auch die Wundergabe der Heiligen in ihrem tiefsten Grunde erkannt. Es sind immer die demüthigsten, einfältigsten Herzen, die, welche selbst am meisten gehorchen, denen hinwiederum gegen das gewöhnliche Gesetz der Natur die niedern Creaturen gehorchen.

Geissel,

Sinnbild der edlen Entrüstung, des mit Verachtung gepaarten Zornes. Der Schacher im Vorhof des Tempels war so etwas Gemeines, eine so schändliche Entweihung des Heiligthums, dass Christus selbst die Geissel ergriff, um die Verkäufer

auszutreiben. Denselben Sinn hat die Geissel als Attribut des heiligen Ambrosius, der einst während einer Schlacht zwischen den Scaliger und Visconti mit der Geissel in der Hand als Geist erschienen und unter sie gestürmt seyn soll. *Majoli, defens. imag.* 338.

Geist, der heilige,

die dritte Person in der Gottheit, als ungeschaffener ewiger Geist eins mit Gott Vater und Gott Sohn, und weder von dem Einen oder Andern geschaffen, noch mit Einem oder dem Andern ausschliesslich verbunden, sondern beiden gleich und mit beiden Eins. Eben so aber auch weder die Weisheit in beiden, noch die Liebe, noch die Kraft allein, sondern Alles zugleich. Was die Weisheit betrifft, so liebte man sie weiblich aufzufassen. Vgl. den Art. Sophia. Was die Kraft des Geistes betrifft, so war ihr Symbol der Adler, siehe diesen Artikel. Da aber jene Sophia sich allzu nahe mit heidnischen Vorstellungen berührte und der Adler schon von der Symbolik Jehovah's in Anspruch genommen war, so wurde die Taube als Sinnbild der Liebe Hauptsymbol des heiligen Geistes, sofern in ihm die Liebe das Vorherrschende ist. Auf den Kirchenbildern trägt die Taube den Kreuznimbus (wie alle Personen der Dreieinigkeit) um den Kopf, oder sie schwebt in einem Dreieck, das gewöhnlich noch eine Sonne umgibt, und aus ihrem Munde gehen Strahlen aus auf Den, der den heiligen Geist empfangen soll. Sehr häufig bildet sie, indem sie vom Himmel zur Erde herabfliegt und ihr Kopf zu unterst ist, mit dem geraden Leibe und den ausgebreiteten Flügeln selber die Kreuzform.

Das wichtigste Vorkommen des heiligen Geistes in der Bibel. Zuerst bei der Schöpfung schwebt der Geist Gottes über den Wassern. Auf einem Glasfenster der Kathedrale zu Auxerre erblickt man die Taube mit dem Kreuznimbus rings von Wasser umgeben. *Didron, icon.* p. 515. Auf einem Miniaturbild des 14ten Jahrhunderts hält Gott Vater eine

Weltkugel in der Hand, über deren Wasser die Taube schwebt, daselbst p. 511. Auf einem andern schwimmt der heilige Geist als kleines Kind mit dem Kreuznimbus auf dem Wasser, während Gott Vater in zwei grosse weisse und schwarze Kugeln Licht und Finsterniss scheidet, daselbst p. 482. Hier ist der Geist als Seele gedacht, denn gewöhnlich stellte man im Mittelalter die vom Körper getrennte Seele des Ungebornen oder schon Gestorbenen als kleines geschlechtsloses Kind dar.

Beide Sinnbilder, die Taube und das Kind, erscheinen auseinandergehalten auf Bildern der Empfängniss. Von der Taube geht ein Strahl aus, bis zur heiligen Jungfrau, in der Mitte des Strahls aber schwebt ein kleines Kind, d. i. die Seele des noch ungebornen Messias. Das Mittelalter, dem diese Symbolik noch verständlich und geläufig war, fasste diese Gattung von Bildern keineswegs so grobsinnlich auf, als die moderne Aufklärung.

Die Ausgiessung des heiligen Geistes zu Pfingsten, nachdem Christus gen Himmel gefahren, ist das Erbe, welches er seinen Jüngern zurückliess, und das Gegenbild zum babylonischen Thurmbau. Wie dort die Einheit des menschlichen Geschlechts zerspalten und seine Sprache verwirrt wurde, so wird hier die Menschheit im heiligen Geist wieder einig und Jeder versteht wieder die Sprache des Andern; es beginnt gleichsam eine neue Schöpfung. Wie der heilige Geist im Anbeginn über den Wassern der materiellen Welt schwebte, so schwebt er zu Pfingsten über dem Völkermeere, und wie er dort das erste Paradies schuf, in dem alle Naturkräfte harmonisch zusammenwirkten, so schafft er jetzt das neue Jerusalem im Geist. Auch ist die Ausgiessung des heiligen Geistes Gegenbild der Gesetzesertheilung auf dem Berge Sinai. Wie Moses das alte Gesetz vom Himmel empfing, so lässt sich jetzt der heilige Geist des neuen Bundes auf die Jünger nieder. Dieser Gegensatz erhält eine eigenthümliche Schönheit dadurch, dass das alte Gesetz vom Sinai nur unter Donner und Blitz und unter dem Zagen des Volkes

ertheilt werden konnte, der Geist der Liebe sich aber sanft und im Licht über die freudig Begeisterten ergiesst. Endlich ist die Ausgiessung des heiligen Geistes die Ergänzung der Taufe. Johannes der Täufer sagte von sich, er taufe nur mit Wasser, es werde aber Einer kommen, der mit Feuer taufen werde. Das ist die Ergiessung des heiligen Geistes.

Nach Joh. 2, 3. waren es feurige Zungen, die auf die Jünger niederfielen. Auf Kirchenbildern flattern diese Zungen zuweilen vor dem Munde, öfter und schicklicher aber über dem Haupte der Jünger. Noch einfacher ist die Symbolik auf einem altbyzantinischen Miniaturbilde: die auf einem Buch schwebende Taube mitten unter den Aposteln. Waagen, Paris 212. Auf einem altbyzantinischen Bilde gehen von der Taube zwölf Strahlen aus, jeder trifft einen Apostel. Die Apostel aber empfangen zugleich von einem gekrönten alten Manne, der die Welt vorstellen soll, jeder eine Rolle, d. h. das Evangelium in einer fremden Sprache. *Didron, man.* p. 205.

Vom heiligen Geist gehen sieben Kräfte aus, die sieben Geister Gottes (Offenb. Joh. 5, 6.), mit denen er sich den Aeonen und Urkräften des Heidenthums überordnet, die in den sieben Planeten wirksam gedacht wurden. Ihr Sinnbild sind daher die sieben Sterne an der Hand Gottes, oder der siebenarmige Leuchter, beides im ersten Kapitel der Offenbarung Johannis. Verschieden von diesen ursprünglichen Kräften des göttlichen Geistes sind die sieben Gnadengaben des Geistes, worunter nur die dem Menschen mitgetheilten, also viel geringeren Geisteskräfte, Intelligenzen oder Wissenschaften verstanden wurden. Unter den sieben göttlichen Geistern als Attributen Gottes selbst verstand man: *virtus, divinitas, sapientia, fortitudo, honor, gloria* und *benedictio. Didron, icon.* p. 494. Unter den vom Menschen empfangenen sieben Gaben dagegen: *sapientia, intellectus, consilium, fortitudo, scientia, pietas, timor domini,* daselbst p. 434; aber auch die sieben Wissenschaften: *grammatica, rhetorica, logica, arithmetica, musica, geometria, astrologia,* daselbst p. 440.

Die sieben Gaben erscheinen oft als sieben Tauben, welche den Heiland oder auch seine Mutter umgeben, daselbst p. 433, 488. 505. Dasselbe bedeutet die Taube mit sechs Flügeln, daselbst p. 468.

Die Taube kommt auch vor mit den vier Thierköpfen der Cherubim, auf der Hand des Heilands, *d'Agincourt, sculpt. pl.* 120. Das bedeutet den heiligen Geist wirksam in den vier Evangelien. Auf einem Miniaturbild des 11ten Jahrhunderts hat die Taube einen Pfauenschweif, Waagen, Paris 273. Die Augen im Pfauenschweif sollen wohl das Allsehen des Geistes bezeichnen.

Geld,

Verführungsmittel zur Sünde, daher im Dienste des Teufels. Das vergötterte Geld selbst, der Götze des Geldes ist der Teufel. „Ihr könnt nicht (zugleich) Gott dienen und dem Mammon.“ Matth. 6, 24. Im 16ten und 17ten Jahrhundert, als man überhaupt in Allegorien schwelgte, classificirte man auch die Teufel nach den verschiedenen Lastern, denen sie vorstehen, und so wurde auch der Geldteufel oft beschrieben, abgemalt und in Knittelversen besungen. In Russland ist er noch jetzt eine beim gemeinen Volk sehr beliebte Karikatur, ganz in Pelz gehüllt, aus dem es durch alle natürlichen Oeffnungen Geld regnet, welches die Menschen begierig auffangen. Ausland 1839, Nr. 178.

Daraus erklärt sich das Verbot für die Apostel, Geld bei sich zu tragen (ausser Judas Ischarioth, dem Cassier), Matth. 10, 9, und das gleiche Verbot für die Bettelorden, irgend Geld zu besitzen oder nur zu berühren, und die strengen Kirchengesetze gegen Simonie, d. h. Verkauf geistlicher Aemter und jede Art von Einmischung des Geldinteresses in Sachen der Kirche. Selbst das in guter Meinung der Kirche dargebrachte Geld soll abgewiesen werden, wenn es mit Unrecht erworben ist. St. Cletus, römischer Bischof im ersten Jahrhunderte, wurde einst zum Kaiser gerufen,

der ihm befahl, sich von seinen Schätzen mitzunehmen, wie viel er wolle, und eine Kirche zu bauen. Cletus aber sagte: „Da sey Gott vor, dass ich Geld nehme, an dem das Blut der Armen klebt.“ Der Kaiser fuhr zornig auf; aber Cletus brach ein Goldstück entzwei, und siehe, es war voll Blut. 26. April, besungen von Castelli und Rassmann (in den Purpurviolen VI. 61.). Das Nämliche that Franz de Paula, als ihm König Ferdinand von Neapel Geld zum Kirchenbau anbot. — Von der heiligen Ida sagt die Legende, sie habe kein Geld ansehen können. Als Kaiser Conrad I. das Kloster St. Gallen besuchte, freute er sich an den jüngsten Klosterschülern, liess die Kinder zu sich emporheben und steckte jedem ein Geldstück in den Mund. Als das Jüngste das Geldstück nicht nehmen wollte, weinte und es wieder ausspie, sagte der Kaiser: „Aus dir wird ein guter Mönch werden.“ v. Arx, Gesch. von St. Gallen I. 115.

Die Erhabenheit des Reiches Gottes über das gemeine Geldinteresse gibt sich kund in dem schönen Ausspruche Jesu über den Zinsgroschen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Matth. 22, 15. Auch in dem Gleichniss vom Groschen der armen Wittwe, der mehr werth ist, als die Schätze der Pharisäer. Luk. 21, 2. Desgleichen in Wundern. Der Gläubige soll nie um Geld verlegen seyn, wenn er ein Geldstück braucht, wird er es im Munde des Fisches finden, wie Petrus den Stater. Matth. 17, 27. St. Sura hatte nur drei Groschen, baute aber davon eine Kirche, indem sich ihre drei Groschen beständig erneuerten. Als die Arbeiter sie aus Geiz erschlugen, fanden sie nur drei Groschen bei ihr, die sich aber nicht mehr vermehrten. Der heilige Coswianus hatte nur einen Kreuzer, als er ihn aber einem Armen gab, waren es drei.

St. Georg,

irdisches Nachbild des kriegerischen Erzengels Michael, der nach der Offenbarung Johannis den Drachen in den Abgrund

der Hölle stürzte; zugleich Vorbild des christlichen Ritterthums, wie es hauptsächlich im Abendlande und unter den germanischen Stämmen sich ausgebildet hat. Auch von St. Georg sagt die Legende, er habe als Prinz von Cappadocien einen Drachen erlegt und die Prinzessin Aja befreit, die von jenem verschlungen werden sollte, sey jedoch später als Christ von den Heiden grausam zu Tode gemartert worden. Diese Jungfrau bedeutet die Kirche, sowie der Drache die der Kirche feindliche Macht. Der Heilige aber bedeutet die christliche Ritterschaft, die da berufen ist, die Kirche zu beschirmen.

Man findet die Legende des heiligen Georg *Acta SS.* und Surius zum 23. April. Sie ist sehr viel bearbeitet und variirt worden. Eine Uebersicht in von der Hagens Gedichten des Mittelalters I. 86 f. Eine französische *histoire de S. George* von Heylin, ein altdeutsches Gedicht des Reinbot von Dorn. In Reinbots Gedicht ist die Innigkeit des Gefühls zu bewundern, mit welcher Georg theils vor seinen zwei Brüdern, theils vor der Kaiserin die poetische Tiefe des Christenthums enthüllte. Trefflich sind die ritterlichen Kriegsscenen und grässlich die Marterscenen. Als eine liebliche Idylle wechselt damit die Erscheinung des Heiligen in einer armen Hütte ab, in der er bewirkt, dass die dürren Balken grünen und blühen, der leere Tisch mit Speise sich füllt und ein todtes Kind wieder lebendig wird.

Ist der letztere Zug aus älterer Quelle geschöpft und nicht blos Zuthat des Dichters, so stimmt er zu der Erklärung, die in der Legende nicht blos die Wiederholung der Drachenbesiegung durch den Engel Michael, sondern auch die auf das Christenthum übertragene Mythe vom Perseus sieht. Der Drache bedeutet darnach den Winter, Andromeda die im Winter gefesselte Vegetation und der Perseus die Sonne, die den Winter vertilgt und die junge Saat und Blüthenwelt aus dem Schooss der Erde befreit. Damit stimmt sogar der Name Georg (*γῆ-οὶϱγος*) und sein Fest am 23. April überein. Creuzer, Symb. 3. Aufl. I. 343. An diesem Tage

feiert man in den Niederlanden das Kukuksfest, weil der Kukuk um diese Zeit den Frühling verkündet. An diesem Tage werden in der Wallachei die Heerden gezählt, die Schafe das erstemal gemolken, ein Kuchen auf der Erde umhergerollt und daraus prophezeiht etc. Schott, wallachische Märchen S. 290.

Inzwischen hat die Christenheit, wenn man auch die Legende an jenen ältern Mythus anknüpfte, doch einen vorherrschend ganz andern Sinn hineingelegt, nämlich in dem heiligen Georg den Vertreter der gesammten christlichen Ritterschaft gefunden. Neben dem Erzengel Michael, der in der überirdischen Welt den Urdrachen überwindet, war der Ritter St. Georg, der in der irdischen Welt den Drachen besiegt, die Damen schützt und für den Glauben stirbt, das würdigste Vorbild und der natürlichste Schutzpatron kriegerischer Nationen und ritterlicher Genossenschaften. Daher die ungemeine Verehrung, welche dieser Heilige im Mittelalter genoss. Er zählt nicht nur zu den 14 Nothhelfern, sondern ist auch Patron von Deutschland, England, Russland, und insbesondere wieder von Bayern, Piemont, Ferrara und Mantua, Genua, Lüttich, Mansfeld, Ulm etc. Aus der grossen Adelsgesellschaft zum St. Georgenschild in Oberdeutschland ging der schwäbische Bund hervor. Auch neuere Ritterorden nennen sich nach dem heiligen Georg, in England, Russland, früher in Oesterreich und Ravenna. Sogenannte St. Georgenthaler, auf denen der Heilige mit dem Wurm abgebildet war, sollten hieb- und schussfest machen. Döbeneck, Volksglauben I. 166.

Ein altdeutsches Loblied auf den Heiligen s. Raumer, Entwicklung des Christenthums S. 33. Ein schwedisches Volks- und Schlachtlied Mohnike, schwed. Volkslieder S. 275. Ein englisches bei Percy III. 3. 2. Deutsche Volkslieder: des Knaben Wunderhorn I. 151. Kretschmer II. 85. Erlach I. 401. IV. 258. Ein wendisches in Haupts wend. Volksliedern II. 278. In allen diesen Liedern wird der Sieg über den Drachen und die Befreiung der Königstochter gefeiert.

Ein Volkslied aus dem Kuhländchen (Meinert S. 254) zeichnet sich dadurch aus, dass Georg den Drachen nicht ersticht, sondern durch Zauber mit einem Gürtel bindet und fromm macht. In der ungarischen Sage bei Medniansky S. 457 setzt der Heilige mit seinem Ross in einen tiefen Felsenabgrund hinunter, um den Drachen zu erlegen, was an den auf dem geflügelten Pegasus durch die Luft kommenden Perseus erinnert. Unter den Neuern hat den Kampf mit dem Drachen noch Christoph Schmid, die Erweckung des todten Kindes Amalie von Helwig (Dieterich, Braga VI. 73.) und den Tod des Heiligen Rousseau in seinen Legenden S. 1 besungen.

Die Legende von Pascal Vivas, der vor St. Georgs Kapelle betet, während der heilige Georg selbst statt seiner und für ihn im Turniere siegt, hat Uhland besungen. In einer Romanze von Langbein dient der Heilige als junger Knecht einem wackern Ritter. Dieser trägt ihm einst auf, einen Brief zu besorgen, findet ihn aber bald darauf schlafend. Er weckt ihn, der junge Diener aber reicht ihm lächelnd die Antwort auf den Brief, der schon besorgt ist. Der Ritter staunt das Wunder an, der Diener aber schimmert plötzlich im überirdischen Glanze und sagt ihm: „Ich kam vom Himmel, um dir zu bezeugen, wie wohlgefällig Gott die Herren ansieht, die gegen Diener gütig sind.“ — Im griechischen Kloster Amurgo bewahrt man den Krug des Heiligen, der sich von selbst mit Wasser füllt und wieder leert, und dem Volk als Orakel dient, indem es, wenn bei einer Frage das Wasser im Kruge steigt, Glück bedeutet, und umgekehrt. Helyot, geistl. Orden I. 244. Zu Ostroppa in Oberschlesien werden einem Bilde des Heiligen, als dem Patron der Pferde, jährlich Opfergaben gebracht. Ausland 1841, S. 503. Die berüchtigten Kolumbaczer Mücken, die jährlich aus einer Höhle an der Donau unterhalb Belgrad hervorkommen, sollen aus der verwesten Zunge des vom heiligen Georg getödteten Drachen stammen. Schönbauer, Geschichte der Kolumbaczer Mücken. Wien 1795. — Der Heilige ist Patron von Brasilien, und zu Rio de Janeiro wird sein Prachtbild zu Ross jährlich

am Fronleichnamsfeste feierlich zur Schau getragen, indem unmittelbar hinter ihm der Kaiser und der ganze Hof mit Kerzen geht. Sommer, geogr. Taschenbuch 1847, S. 243. — In Finnland heisst der St. Georgentag der stille Freitag, weil an diesem Tage Alles mäuschenstill seyn muss. Thomasson, finnische Myth. 107.

Im Süden des Kaukasus geniesst der heilige Georg die grösste Verehrung. Bei den Mingreliern herrscht der Glaube, der Heilige bringe seinen Verehrern Muth und kriegerische Tapferkeit bei, und die Einwohner verschiedener Ortschaften rühmen sich, ihr Heiligenbild sey tapferer, als das der Nachbarn. Von einem der am meisten verehrten Bilder des heiligen Georg geht ein solcher Schrecken aus, dass man ihm nur von fern zu nahen wagt. Chardin, Reise, deutsche Ausg. von 1780, I. 295. Daselbst S. 370 f. wird das Fest des heiligen Georg am 21. Oktober beschrieben, wie man es in Mingrelien feiert. Die Hauptrolle dabei spielt ein grosser und schöner Ochse, der geschlachtet und dem Volke Preis gegeben wird. Derselbe muss aber nicht geschenkt, noch gekauft, sondern von Einem, der Priester werden will, gestohlen seyn. Man sagt dann: der Heilige habe ihn gebracht. Die Sitte erklärt sich aus einer Legende, nach welcher die Mingrelier sich durch ein Wunder des heiligen Georg zum Christenthum bekehren liessen. Einer spottete nämlich, er wolle Christ werden, wenn ihm der heilige Georg seinen gestohlenen Ochsen wiederbringe, und siehe, der Ochse kam wieder. Dieser Ochse deutet auch darauf hin, dass man dem Heiligen eine altheidnische Gottheit des Ackerbaues unterlegte.

In alten Kirchen und auf Grabdenkmalen der ersten Bischöfe findet man häufig den heiligen Georg mit dem Drachen, wodurch der erste Sieg des Christenthums über das Heidenthum in diesen Gegenden bezeichnet wird. Blaxam, englische Baukunst, deutsch 1847, S. 91.

Zum Theil kehrt dieser Gedanke auch in den verschiedenen Ritterorden des heiligen Georg wieder, obgleich der

Wiſſenſchaft auf die materiellen Verhältniſſe liegt aber ein Hauptgrund, warum ihre Behauptungen und Vorherſagungen ſo oft vor den Ereigniſſen der nächſten Zukunft zum Spotte wurden. Hatte man doch überall, noch am Vorabende groſser Umwälzungen, auf die ſteigende Wohlfahrt des Volkes hingewieſen und mit vollem Grunde dies thun können. So war in Frankreich zwar die Staatsſchuld ſehr geſtiegen, aber ſeit einem Jahrhunderte bis zum Ausbruche der Revolution hatte doch das Nationaleinkommen in noch viel ſtärkerem Verhältniſſe zugenommen. Das Gedeihen aller Zweige der materiellen Produktion in Frankreich und den Niederlanden während der Reſtauration und der oraniſchen Herrſchaft hatte ebenſo wenig den neueren Ereigniſſen vorbeugen können. Nur Wenige mochten die Nähe erſchütternder Kriſen geahnt haben, und Diejenigen hatten ſie nicht ahnen können, die nur den Magen des Volks, das Thier im Menſchen, in Betracht zogen, ohne ſich um Kopf und Herz zu bekümmern.

Auch für die Schilderung von Charakter, Sitte und Sittlichkeit der Nationen muſs man nicht überſehen, daſs ſie von Natureinflüſſen und Anlagen, aber zugleich von ihrer Ausbildung nach den verſchiedenen Altersſtufen der Nationen abhängen; und daſs gerade auf höheren Stufen der früher überwiegende unmittelbare Einfluſs der äuſseren Natur mehr und mehr zurücktritt. Nach beiden Beziehungen ſoll ſich die Statiſtik zu orientiren ſuchen, und es klärt ſich dann Manches auf, was im Völkerleben eine Anomalie ſcheint, und bei näherer Betrachtung dennoch den Erſcheinungen des Einzellebens ganz analog iſt. Kinder ſehen und ſind ſich ähnlicher, als Erwachſene. Aber ihre raſch auflodernden Neigungen und Abneigungen laufen wie bewegliches Queckſilber ebenſo bald ineinander, als auseinander, und ſie erſcheinen dann als ſcharf getrennt, während ſie doch innerlich weſentlich Eines bleiben. Das reifere Alter, den Charakter feſtigend, ohne ihn völlig erſtarren zu laſſen, macht erſt die Einzelnen zu einem dauernd Beſonderen. Aber um als Beſonderes ſich zu behaupten und geltend zu machen, muſs man ſich den Andern zur Seite ordnen, in gemeinſamen Zwecken und Beſtrebungen ſich ihnen anſchlieſsen. Nur in dieſer Beziehung hat der lebhaftere Weltverkehr die civiliſirten Nationen auch nach ihrem Charakter und nach ihrer ſittlichen Kultur einander genähert. Dieſe Annäherung iſt jedoch mehr eine äuſserliche,

Sieg heutzutage nur noch als einer der legitimen Macht über jeden politischen Feind aufgefasst wird.

Der heilige Georg gehört aber auch der muhamedanischen Welt an. Er wird besonders zu Mosul unter dem Namen des heiligen Dscherdschis verehrt, wo er vierzigmal die Feuerprobe bestanden haben soll. Nach einer andern Nachricht bei *Otter*, *voy.* I. 136. wurde er in Ninive gar siebenzigmal hingerichtet, um eben so oft wieder aufzuleben. Durch das Wasser von seinem Grabe bei Mosul vertreibt man die Heuschreckenschwärme. Ritter, Erdkunde XI. 192. Niebuhr erwähnt eines andern Grabes des heiligen Georg auf dem Libanon (Reise II. 359.). Bemerkenswerth ist auch die Uebereinstimmung der christlichen Legende mit der muhamedanischen Sage vom Chisr. Dieser mythische Held befreit nämlich unter ganz ähnlichen Umständen eine Jungfrau von einem Drachen. *Bayle, s. v. Chederley.* Chisr aber steht dem berühmten Jungbrunnen vor, gilt als der erste aller Aerzte und bedeutet insofern auch wieder die verjüngende Frühlingskraft, wie Perseus. Eine abyssinische Legende vom heiligen Georg s. bei Harrys, Schoa II. 62.

St. Georg wird zu Ross in ritterlicher Rüstung und mit einer Siegesfahne gemalt, zu seinen Füssen der besiegte Drache. Auf Bildern der griechischen Kirche erblickt man noch vor ihm auf dem Rosse sitzend ein Kind mit einer Giesskanne, ein Sinnbild, das sich Didron (*icon.* p. 372.) nicht zu erklären weiss. Ohne Zweifel bedeutet die Giesskanne den befruchtenden Frühlingsregen in Uebereinstimmung mit der älteren heidnischen Symbolik des Namens Geurgos.

Gerechtigkeit,

die christliche, wird nicht anders dargestellt, als die heidnische, nämlich als eine edle Matrone mit der Waage in einer, dem Schwert in der andern Hand, die Augen zuweilen zum Beweis der Unpartheilichkeit verbunden. Beccafumi in Siena

malte sie von unten her in tiefem Dunkel, oben in hellem Licht. Raphael im Vatican gibt ihr einen Strauss zum Begleiter.

Gergesener Säue.

Nach Matth. 8, 28 f. fand Christus in der Gegend der Gergesener zwei in Gräbern wohnende Besessene von unnahbarer Wildheit. Als aber die Teufel Christi Nähe spürten, zitterten sie und sahen gleich voraus, er werde sie aus den Leibern der Besessenen austreiben, baten ihn daher nur, er möge sie nicht in die Hölle schicken, sondern ihnen erlauben, in die in der Nähe weidende Heerde Säue zu fahren. Er erlaubte es ihnen, sie fuhren in die Säue und die ganze Heerde stürzte sich mit einem Sturme in's Meer. Nach Luk. 8, 27. war es nur ein Besessener, in dem aber der Teufel Legion (d. h. viele Teufel) wohnte. — Diese merkwürdige Bibelstelle ist übel gedeutet worden. Herder (zur Theologie 16. 225.) macht den Besessenen einfach zum Wahnsinnigen. Paulus (Leben Jesu I. 233.) meint, Christus habe sich nur einen Scherz gemacht und die Lüge ersonnen, als würden die Teufel in die Säue fahren, um den Einbildungskranken wiederum durch eine Einbildung zu heilen. Olshausen (I. 306.) glaubt an die einfache Thatsache, bedauert aber die unschuldigen Säue sowohl als den Besitzer der Heerde. Das sind alles kleinliche Auffassungen. Das Bedeutende dieser evangelischen Erzählung liegt allein in der Furcht der Teufel vor Christo, in der Anerkennung, dass nur das Göttliche durch Christum im Menschen wohnen soll, nicht das Teuflische, sondern dass die wahre Heimath des Teuflischen nur die bestialische, nicht die menschliche Natur seyn könne. Doch ist das Schwein hier keineswegs blos sinnbildlich zu verstehen; die Verwandtschaft des Diabolischen mit dem Schwein ist vielmehr eine sehr reelle und von allen Völkern seit uralter Zeit erkannt.

Unmittelbar vor diesem Teufelaustreiben war Christus auf dem See gefahren und im Schiff eingeschlafen. Da ein

heftiger Sturm sich erhob, weckten die erschrockenen Jünger ihn auf und riefen: „Herr, hilf uns!“ Er aber sprach: „Warum seyd ihr so furchtsam?“ und stillte das Meer. Matth. 8, 24 f. Dieses Wunder hängt genau mit dem von den Säuen zusammen. Dasselbe Meer, welches dem Gottmenschen nichts anhaben kann, wird den Säuen verderblich. Die Tiefe verschlingt nur, was ihr gehört.

Derselben Symbolik entspricht die Gegenüberstellung von Pharao's Untergang im rothen Meer und des Elias feurige Himmelfahrt auf der Thür der Kirche S. Sabina in Rom. *d'Agincourt, sculpt. tab.* 22.

Gerippe,

der personificirte Tod. Gewöhnlich gibt man ihm eine Sense in die Hand, als dem grossen Schnitter alles Lebens, und ein Stundenglas als Sinnbild der verrinnenden Zeit. Flügel kommen nur der Zeit zu, die man als alten Mann darzustellen pflegt; doch haben einige Künstler auch dem Todtengerippe Flügel zugelegt. Auf den berühmten sogenannten Todtentänzen des Mittelalters tanzt der Tod als Gerippe nach einander mit dem Papst, Kaiser, allen Ständen, Geschlechtern und Altern durch bis zum Kind und Bettelmann, eine humoristische Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen und an die Pflicht, sich bei Zeiten Gott zuzuwenden.

Der Baum der Erkenntniss wird im Gegensatz gegen den des Lebens zuweilen als Gerippe dargestellt, durch das sich die Schlange windet, zwischen Adam und Eva. So auf einem Kupferstich von Beham. So erscheint auch auf einem Stiche zu Hugo's *pia desideria, Antv.* 1624, p. 333. die Seele als junges Mädchen (Psyche) gefangen in einem grossen Gerippe. — In Calderons wunderthätigem Magus will der Zauberer Cyprianus die heilige Justina gewaltsam umarmen, findet aber nur ein Gerippe als Sinnbild der Fleischeslust, die er sucht, während die Heilige selbst ihm weit entrückt wird.

Das erhabene Bild bei Ezechiel, das Zusammenwehen der zerstreuten Gebeine bei der allgemeinen Auferstehung, ist in einem Kupferstich von Bandinelli auf sehr phantastische Art variirt. Hier schaaren sich die Gebeine und halbverwesten Leichen um ein Gerippe mit Flügeln, das ihnen ein grosses Buch vorlegt. Es soll wohl den Genius des irdischen Lebens bedeuten, der ihnen das Buch, worin alle Handlungen ihres Lebens stehen, vorlegt.

In Klopstocks berühmtem Messias, der überhaupt von unbiblischen und durchaus unerlaubten, den Geist des Christenthums geradezu beleidigenden Willkührlichkeiten wimmelt, kommt auch im 16. Gesange vor, dass Christus sämmtliche Teufel in Gerippe verwandelt. Dem liegt eine schwächliche Sentimentalität zu Grunde, die den Teufel des specifisch Bösen entkleiden möchte.

Geruch.

Der Geruch der Heiligkeit ist sprichwörtlich. Unzählige Legenden melden von dem Wohlgeruch, den die Heiligen auch noch als Leichen verbreitet haben, der noch von ihren Reliquien ausströmt. Den feinen Wohlgeruch, der einer Ausströmung der Nerven anzugehören scheint, bemerkt man auch bei somnambulen Personen, die sich durch Reinheit der Seele auszeichnen. Die Leiche des heiligen Meinhard wurde, im tiefen Walde liegend, nur durch ihren Wohlgeruch entdeckt. Maria a resurrectione theilte ihren Wohlgeruch Jedem mit, der sie berührte. Aehnliches wird gemeldet von der heiligen Coleta, Ida von Löwen, der heiligen Lidwina, der heiligen Therese etc. Vgl. Görres, Mystik II. 40 f. und die Register der *Acta SS.*, wo unzähligemal des Wohlgeruchs der Heiligen gedacht wird. — Der heilige Brandanus fand auf der weiten Seereise, die er nach dem Paradiese unternahm, Selige, die aus dem Paradiese kamen und an ihrem wundersüssen Geruch ihren Wohnort erkennen liessen.

Umgekehrt verräth sich die Sünde als das höllische

Element durch Gestank. Der heilige Eugendus erkannte alle verschiedenartigen Sünden am Geruche derer, die ihn an sich hatten. *Acta SS.* I. 33. Eben so St. Katharina von Siena, St. Hilarion. St. Brigitta roch Schwefel, so oft in ihrer Nähe eine Lüge gesagt wurde. St. Pachomius unterschied Christen und Heiden durch blosen Geruch. Görres, Mystik II. 91.

Gewitter.

Gottes Stimme kommt aus den Wettern. Als er das Gesetz auf dem Berge Sinai gibt, steht der ganze Berg in heftigen Ungewittern. Vgl. 2. B. Mos. 19, 16 f. 20, 18. Hiob 38, 1. Jes. 30, 30. 66, 15. Jer. 23, 19. Psalm 18, 9 f. Joh. 12, 28.

Gerade umgekehrt sah die christliche Sekte der Manichäer im Blitze nicht die himmlische Macht, sondern eine Wirkung des Teufels. Wenn nämlich, sagen sie, die Teufel nach den jungfräulichen Engeln im Himmel aufblicken und von glühendem Gelüsten verzehrt werden, das sie nicht befriedigen können, so toben sie in geilem Wahnsinn durcheinander und schwitzen so stark, dass Dampf aufsteigt in Gewitterwolken und Regen und heissen Blitzen, wozu ihr Gebrüll als Donner ertönt. Vgl. Bauer, Manichäer S. 215 f. Oder nach Priscillian: der Fürst des Wassers will die jungfräuliche Sonne gewinnen und kann nicht, und schwitzt und brüllt vor Wuth. Walch, Ketzergesch. III. 445. — Wenn auch im Abendlande der Teufel im Gewitter thätig ist, so hat man wohl an die alten heidnischen Donnergötter gedacht, die den Christen als Teufel erscheinen mussten. Der Glaube, dass die sogenannten Donnersteine (Belemniten) Teufelsfinger seyen. Grimm, deutsche Myth. 2. Aufl. S. 164. Die noch jetzt übliche Redensart: „Der Teufel schlägt seine Mutter, dass sie Oel gibt," wenn es im Sonnenschein donnert. Sprichwörter v. Eiselein S. 591. Ueber den Namen Wildfeuer für Blitz s. Schneller, bayr. Wörterbuch I. 553. — Gegen die von Teufeln und Hexen erregten Ungewitter galt Glocken-

geläute als das Wirksamste. Vgl. Glocken. In vielen Legenden bannt ein Heiliger die Dämonen und Gewitter und verscheucht sie. Beispiele bei *Bagatta, admir.* III. 2.

Geyer.

Einen sehr verbreiteten altheidnischen Aberglauben (bei Aristoteles, Thiergesch. IX. 23. Aelian, Thiergesch. II. 46. Horapollo I. 11 etc.), demzufolge die Geyer sämmtlich nur Weibchen sind und durch den Ostwind empfangen, wandte Origenes auf sehr gesuchte und unziemliche Weise auf die unbefleckte Empfängniss an, und Cyrillus von Alexandrien widmete diesem Vergleich sogar ein eigenes Gedicht in griechischen Versen, abgedruckt in *S. Epiphanii physiologo, ed. Ponce de Leon. Antw.* 1588. p. 28.

Gideon,

im alten Testament der Zweifler, der dreimal Beweise will, bevor er glaubt, dann aber als echter Ritter für Gott streitet, wie im neuen Testament der Apostel Thomas. Das Wunder, das ihm allen Zweifel nahm, war bekanntlich das Fell, das er des Nachts ausbreitete, und das einmal allein vom Thau trocken blieb, das anderemal allein vom Thau befeuchtet wurde, während auf der ganzen umliegenden Erde das Gegentheil Statt fand. Buch der Richter 6, 37. Dieses Fell nun wurde das Vor- und Sinnbild der unbefleckten Empfängniss. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 94. 148. *Didron, manuel* p. 103. Auf den Bildern der Verkündigung, die von den Propheten umgeben sind, in denen sich Hinweisungen auf die Maria finden, erkennt man Gideon an dem Fell, welches sein Attribut ist. *Didron* p. 290.

Glas

oder Kristall ist Sinnbild des reinsten Lichtstoffs, also des himmlischen Elementes. Daher das Glasmeer unter Gottes

Thron bei Ezechiel 1, 22. und Offenb. Joh. 4, 6. Daher auch auf allen Bildern der Schöpfung, zumal in gemalten Fenstern, z. B. im Ulmer Münster, Gott zuerst eine durchsichtige Glaskugel vor sich hält, als Sinnbild der himmlischen Lichtwelt vor der Schöpfung des irdischen Sternenhimmels, der durch eine blaue Kugel mit Sternen, und der Erde, die durch eine grüne Kugel dargestellt wird. Diese Glaskugel kann auch als Spiegel gelten, in welchem Gott vor der Schöpfung sich beschaut. Vgl. den Artikel Sophia. Auch auf Bildern der Eyk'schen Schule hält Gott Vater öfters eine reine Kristallkugel in der Hand. Vgl. Schnaase, niederl. Briefe S. 228. 315. und Kunstbl. 1843, S. 230. Derselben Symbolik entspricht das durchsichtige Kristallscepter Gott des Vaters in derselben Malerschule, z. B. auf dem berühmten Genter Altar; und der Kristallspeer mit der Siegesfahne. Rathgeber, Gothaer Mus. S. 130. 132.

Sofern das Glas jeden Gegenstand durchscheinen lässt, ohne verletzt zu werden, ist es Sinnbild der unbefleckten Empfängniss geworden. In dem alten Hymnus: *Dies est lactitia* lautet die dritte Strophe:

ut vitrum non laeditur
sole penetrante,
sic illaesa creditur
post partum et ante.

Dasselbe sagt der edle Sänger Walther von der Vogelweide. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied XVI. S. 93. Daher wird auf Bildern der Verkündigung sehr oft ein blühender Lilienstengel in einem durchsichtigen Glase der heiligen Jungfrau zu Füssen gesetzt. Auch kommen am Throne der heiligen Jungfrau Kristallsäulen vor. Kunstbl. 1841, S. 15.

Als Patron des Glases gilt St. Odilo, weil er leere Flaschen mit Wein füllte und zerbrochene Gläser durch ein Wunder wieder ganz machte. Das Letztere wird auch von Albert von Ogna berichtet, desgleichen vom heiligen Benedikt, Sebaldus, Donatus, Eusebius, Sergius, Willehard etc. Vgl. *Bagatta, admir.* IV. 4. 2.

Glaube.

Die Sinnbilder, welche den Glauben betreffen, sind von dessen Eigenschaften entlehnt. Vor Allem von seiner Festigkeit, daher der Ausdruck Glaubensgrund. Die Hoffnung gleicht nur dem Anker im stürmischen Meere, der Glaube aber dem unerschütterlichen Felsen. Sodann die Kraft. „Dein Glaube allein hat dir geholfen," spricht Christus. „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt." Mark. 9, 23. „Der Glaube kann Berge versetzen," Matth. 17, 20. Mark. 11, 23. Die Kraft des Glaubens bewährt sich hauptsächlich im Gegensatz gegen die Ansprüche des Wissenwollens. „Selig, die nicht sehen und doch glauben." Joh. 20, 29. Der Gegensatz zu Jes. 6, 9: „Sie hören's, und verstehen's nicht; sie sehen's, und merken's nicht." Und Jes. 29, 18: „Die Tauben werden hören, die Blinden werden sehen."

Die Künstler personificiren den Glauben in der Regel als eine nonnenhaft verschleierte Matrone mit der Hand auf dem Herzen, mit dem Kreuz im Arme oder mit dem Kelch, auf dem die Hostie schwebt, in der Hand. Eine schöne Statue von Corradini in St. Petersburg trägt den Schleier über dem Gesicht, was vielleicht auf die Verdunkelung des Glaubens in der neuern Zeit anspielen soll. Hand, Petersburg I. 4. Das einfachste Symbol des Glaubens ist das Kreuz auf einem Felsen, zuweilen auch ein Rosenkranz, um das Kreuz gewunden.

Vom Glauben sang Calderon:

Bald mit Blitz bewehrt durchleuchtet
Als ein Aar die Luft der Glaube,
Und bald ruht er, eine Taube,
Die am Bach die Flügel feuchtet.

Der Glaube soll sich aber in der Liebe wirksam erweisen. Galat. 5, 6. Daher der Glaube den guten Werken nicht entgegenzusetzen, sondern vielmehr mit denselben innig zu verbinden ist. Was aber gute Werke sind, bezeichnet am schärfsten Jesaias 1, 11 f.: „Ich bin satt der Brandopfer; das

Räucherwerk ist mir ein Greuel; den Neumonden und Sabbath, da ihr zusammenkommet, mag ich nicht. Lasset ab vom Bösen, lernet Gutes thun, helft den Unterdrückten, den Wittwen und Waisen etc." Luther ging zu weit, indem er auch die guten Werke für gleichgiltig erklärte und nur im Glauben allein die Rechtfertigung fand. Nach 1. Timoth. 3, 9. wohnt das Geheimniss des Glaubens in einem reinen Gewissen.

Halber Glaube ist schlimmer, als keiner. Als Usa die Bundeslade stützen wollte, indem er glaubte, sie falle, fuhr ein Blitz heraus und erschlug ihn. 1 Chron. 14, 10. Petrus schritt über das Meer zu Christo, traute aber doch nicht recht und war am Versinken. Die heilige Ritza pflegte über den Rhein zu gehen; als sie ein einzigesmal zweifelte und aus Vorsicht einen Stab mitnahm, begann sie zu sinken, rettete sich aber, indem sie schnell den Stab wegwarf und glaubensstark weiter ging. Menk, des Moselthals Sagen S. 14.

Häufig ist der Triumph des Glaubens und seine Herrschaft über die Völker gemalt worden. Auf Wolken sitzend wird der Glaube angebetet von vier Welttheilen auf einem Stich von Aquila. Huber, Kupferstiche III. 111. Auf einem langen Fries in Holzschnitt, angeblich von Titian, feiern den Triumph des Glaubens die Patriarchen, Propheten, Apostel und Heiligen in langen Zügen. Vgl. die Artikel Kirche und Wagen.

Glaube, Liebe, Hoffnung erscheinen als christliche Haupttugenden vereinigt. Aber die Liebe ist die grösste unter ihnen, heisst es 1. Korinth. 13, 13. Ihre lateinischen Namen sind personificirt worden als *Fides, Caritas* und *Spes,* Töchter der *Sophia* (Weisheit), die unter Kaiser Hadrian sollen den Martyrertod erlitten haben, 1. August. Molanus (*hist. imag.* p. 212.) sagt von ihnen: *Virtutes conversas esse in sanctas.* Auf einem Bilde der spanischen Schule im Berliner Museum, Catal. von 1830, S. 110, hat Fides ein blaues Kleid mit weissem Schleier und trägt einen Vogel auf dem Kopfe, ist Caritas gleichfalls weiss und trägt ein Körbchen mit zwei Tauben, Spes aber ist roth gekleidet, trägt die Bibel und

blickt auf einen Lichtstrahl von oben. Hess malte alle drei unter einem Baume sitzend, und gab dem Glauben die Lilie, der Liebe die Rose, der Hoffnung das Veilchen zum Attribut. Auf einem Crucifix des 12ten Jahrhunderts ist der Glaube als ein Kopf mit dem Sonnennimbus über dem rechten Arme des Kreuzes, die Hoffnung als ein Kopf mit dem Halbmond über dem linken gesetzt und die Liebe oben auf dem Kreuzesstamm, doch ist ihr Kopf und Attribut verwischt. Zu Füssen sitzen die drei Engel, rechts Raphael (Glaube), mitten Michael (Liebe), links Gabriel (Hoffnung). *Didron, annales*, III. 357.

Glocken.

Das fromme Mittelalter sah in den Kirchenglocken nicht gerne nur todtes Erz, sondern legte denselben eine gewisse Persönlichkeit bei, als den Vorsängern und Administranten beim Gottesdienste, als den kirchlichen Wächtern über der Gemeinde. Die gewaltige Stimme der Glocke, immer nur ertönend im Dienste Gottes und zum Nutzen der Gemeinde, verlieh ihr nicht nur etwas Ehrwürdiges, sondern auch etwas Persönliches. Daher der unschuldige Gebrauch, bei der Einweihung der Glocken denselben auch einen Namen beizulegen, was man doch nur uneigentlich eine Taufe nennen und als gottlosen Aberglauben bekämpfen konnte, wenn man nur in den Schranken der Symbolik blieb. Die sogenannte Glockentaufe, wie sie noch in der katholischen Kirche geübt wird, ist rein sinnbildlich, und sieht in der Glocke nicht einmal eine Persönlichkeit, sondern nur das Symbol des göttlichen Wortes, verkündet in der Stimme des Priesters. Die Waschung der Glocke bedeutet die Reinigung der Lehre; das weisse Linnen, womit sie getrocknet wird, die Alba des Priesters, die Räucherung mit Weihrauch die Vertreibung der Dämonen oder alles Unreinen und Gemeinen; die siebenfache Salbung die sieben Gaben des Geistes. Vgl. Rippel, Alterthum der Cäremonien S. 541. Kreuser, Kirchenbau I. 566. Die Unpopularität der Glockentaufe, wie sie sich z. B. im

ohne die innerliche Eigenthümlichkeit aufzuheben; es ist vielmehr ein näheres Nebeneinander, als ein Ineinander. Und wenn man jetzt viel von einer allgemein gleichmachenden Kultur spricht, so mag man zwar zugeben, daß bei den zahlreicheren Berührungen der Völker mit Völkern die schärfer auseinanderhaltenden Ecken ihres Charakters allmählig sich abrunden; daß aber diese Kultur nicht bloß abschleift, sondern auch mehr ins Einzelne ausschleift, und daß, weil das Gepräge feiner, die Mannigfaltigkeit der nationalen Charaktere nicht geringer wird. Vielmehr ist die Möglichkeit dieser feineren Ausprägung an sich selbst ein Zeichen, daß das Leben noch zur Zeit die Völker härtet, aber sie keineswegs in eine weicher verschmelzende Masse auflöst. Diese Auflösung wäre ihr Sterben, oder ihr Gestorbenseyn; und alle Zeichen sprechen dafür, daß diese Periode noch unermeßbar ferne ist.

Als besondere Zweige der Statistik der moralischen Kultur darf man die der Kunst und der Religionen ansehen, weil sich darin wenigstens in gleichem Maaße die Kräfte des Gemüths, wie des Geistes offenbaren. Unsere Zeit will sich eine neue Zukunft gebären, und die Mutter, die in den Wochen ihre Schmerzenslaute ausstößt, kann und mag nicht das Glück der Liebe besingen. Erst müssen die rauheren Stürme, die den Frühling ankündigen, verbraust seyn, ehe die Blüthe hervordringt. So fordert auch jede höhere Blüthe der Kunst eine gewisse Befriedigung nicht bloß im Volksleben, sondern auch durch dasselbe. Dieses aus tausend neuen Keimen hervordringende Völkerleben hat sich indessen noch lange nicht harmonisch genug vollendet, daß ihm die Kunst ihre Kränze um das Haupt winden könnte. Auch sie schreitet jedoch einer neuen Periode entgegen: die Elemente dazu kündigen sich an und gähren trübe durcheinander. Jene „Poesie der Verzweiflung“, wie man die wohl als vorherrschend zu bezeichnende Richtung der neueren Dichtkunst treffend genannt hat, ist nur das Echo der Dissonanzen, in die das Leben auseinander geht und die ihrer Lösung und höheren Einigung entgegensehen. Was von der Dichtkunst, gilt von Musik, Malerei und Plastik. Jede absolute Geschmacksherrschaft ist gestürzt und auch hier ist die Periode der freieren Concurrenz der Kräfte eingetreten. Allein sie zerfallen nach tausend Richtungen; darum das Ergreifen aller Manieren der Vergangenheit, neben vielfachen neuen

Jahre 1522 in den Beschwerden beim deutschen Reichstage zu erkennen gab, bezog sich auf die Missbräuche der Pathengeschenke, aus denen verdorbene Bischöfe und Priester einen Tribut gemacht hatten.

Liegt nun auch in der Symbolik der kirchlichen Glockenweihe nichts, was den Glauben an eine Persönlichkeit der Glocken voraussetzen und als Superstition bezeichnen liesse, so fasste doch der poetische Volksglaube jenes Persönliche auf. Wahrscheinlich gab die Furcht der Heiden vor den Glocken die erste sehr unschuldige Veranlassung dazu. Wo die ersten Kirchenglocken durch die Wälder des heidnischen Deutschland, England, Skandinavien tönten, glaubten die erschrockenen Heiden die Stimme eines neuen unbekannten Gottes zu hören, vor dem ihre alten Heimathsgötter fliehen müssten. Der allgemeine Glaube im nördlichen Europa, dass durch den Ton der Glocken die Teufel und insonderheit auch die Gewitter, Hagel etc. vertrieben würden, stammt ohne Zweifel daher. Der heidnische Donnergott (Thor) war vom Volk am meisten verehrt, als der mächtigste; aber auch er musste mit seiner Donnerstimme der Glockenstimme des Christengottes oder seiner Engel weichen. Wahrscheinlich wurden die ersten Gewitterglocken geläutet, um die Neubekehrten von der Angst zu befreien, Thor nahe im schrecklichen Gewitter, um sich an ihnen wegen ihrer Bekehrung zu rächen. In viel spätern Zeiten hegten die heidnischen Indianer in Peru, als sie die ersten Glocken der spanischen Einwanderer hörten, vor denselben die nämliche Furcht. Vgl. Allg. Historie der Reisen IX. 26. Auf der grossen Glocke zu Erfurt steht geschrieben: Ich heisse Susanna und treibe die Teufel von danna. Auf einer in Stuttgart: Osanna heiss ich, der böse Feind flieht mich. In Otte's Kunstarchäol. 89 f. sind viele ähnliche Inschriften erwähnt: *Fulgura frango — noxia frango — Campana depellat singula vana etc.* Das schwäbische Sprichwort: „Katharina und Susein treiben die Wetter über den Rhein" bezieht sich gleichfalls auf die Glocken. Klunzinger in seiner Geschichte d. Zabergaus S. 61

erwähnt dazu einer Glocke zu Bönnigheim, die von den Einwohnern vergraben wurde, damit sie nicht den Raubhorden Melacs in die Hände fallen möchte, die man aber, als heftige Gewitter kamen, rasch wieder ausgrub und läutete. Afzelius, schwed. Volkssagen III. 195, berichtet, die Schweden hätten in ihrem ganzen weiten Lande keinen Platz übrig lassen wollen, wohin nicht das Glockengeläute dränge (um überall die heidnischen Dämonen zu vertreiben), darum hätten sie auch an ganz abgelegenen einsamen Orten sogenannte wüste Kirchen errichtet, d. h. nur eine Art Glockenthürmchen.

Zuweilen kommt in den Sagen die Sitte vor, lebendige Ottern in den glühenden Glockenguss zu werfen; dann werden die Ottern aus der ganzen Gegend, so weit die Glocke tönt, verbannt. So heisst es von der Glocke der Marienkirche in Stargard. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 269. So von einer Glocke zu Bernau, dessen Volkssagen der Altmark S. 113. Kuhn, märk. Sag. Nr. 162. Hiebei muss man wohl an den heidnischen Schlangencultus denken. Wie heilig die Glocken geachtet wurden, erhellt auch aus dem Hexenglauben. Die Hexe verschreibt sich dem Teufel, indem sie etwas Metall von einer geweihten Glocke abschabt und in's Wasser wirft mit den Worten: „So wenig dies Metall sich je wieder mit der Glocke vereinigt, so wenig meine Seele je wieder mit Gott.“ Aus dem berüchtigten Hexenprozess zu Mora in Schweden.

Wie nun die durch die Glocken vertriebenen Donner- und Wettergötter, Götzen und Teufel vom christlichen Volk noch persönlich aufgefasst wurden, so wurde hinwiederum von den Heiden die Glocke wegen ihrer mächtigen Stimme als ein persönliches Wesen, als der neue Gott selbst oder ein Dämon in seinem Dienste gedacht.

Der Volksglaube, dass den Glocken ein vom Menschen unabhängiger Geist und Wille inwohne, immer aber im Dienste des höchsten göttlichen Willens, kehrt sehr häufig wieder in den schönen Legenden und Volkssagen vom freiwilligen Läuten der Glocken, welches erfolgt, ohne dass

ein Mensch sie anrührt. Den grössten Ruhm genoss in dieser Beziehung die Glocke zu Villila in Aragonien, die jedesmal von selbst läutete, wenn Spanien ein grosses Unglück bevorstand. *Nieremberg, hist. rat.* p. 391. Francisci, höll. Proteus S. 1033. Gräfin d'Aunoi, Reise in Spanien I. 96. Eine Glocke zu Avignon soll jedesmal geläutet haben, wenn ein Papst sterben sollte. Berkenmeyer, kur. Antiqu. I. 141. Eine Glocke zu Roquemador in Frankreich läutete von selbst, so oft Jemand auf dem Meer in Gefahr schwebte. Gumppenberg, marian. Atlas I. 55. Eine Glocke läutete von selbst bei der Geburt des Johannes de Deo. *Acta SS.* zum 8. März. Noch viel öfter melden die Legenden, die Glocken hätten von selbst geläutet beim Tode eines Heiligen, worüber man nur die Register der *Acta SS. s. v. campana* nachschlagen darf, um der Beispiele in Menge zu finden; so wie *Bagatta, admiranda* V. 6.

Weil die Glocken in der geschlossenen Zeit vor Ostern verstummen, glaubt das Volk in Frankreich, sie pilgern nach Rom, wo alle Glocken einen Tag lang im Jahre versammelt seyen, um den heiligen Vater zu sehen. Dies gab dem Zeichner Grandville Anlass, in dem Journal *l'Illustration* 1845, S. 53. die Reise der Glocken nach Rom launig zu skizziren.

Oefters kommen in den Legenden auch Glockentöne vor als Stimmen aus dem Himmel, die von Heiligen gehört werden, wo weit und breit keine Kirche zu finden ist. So pflegten unsichtbare Glocken den heiligen Papst Cölestinus zum Gebet zu wecken. So hörte St. Hymerius himmlische Glocken; desgleichen die Mutter des heiligen Gaucherius.

Dem stolzen Papste Bonifacius VIII. träumte, er sehe eine die ganze Welt umspannende Glocke, aber ohne Klöppel. Da sagte ihm der fromme Mönch Jacoponi: „Die Glocke bist du selbst, weil du eine ungeheure Macht hast, aber keinen guten Willen.“ Görres, Gesch. d. Mystik II. 165.

Wie dem Reiche Gottes überhaupt ein Reich des Teufels äffisch gegenübersteht, so auch insbesondere eine Teufels-

glocke der geweihten Kirchenglocke. So lange eine gegossene Glocke noch nicht getauft war, galt sie als dem Teufel zugänglich (gleich dem ungetauften Kinde). Die Glocke zu Dendermonde klang nicht, bis sie getauft wurde, wobei der Teufel mit grossem Krachen und Gestank ausfuhr. Wolf, niederl. Sagen Nr. 463. Eine vom Teufel besessene Glocke zu Hof im Vogtlande gab einen fürchterlichen Klang von sich, vor dem sich Jedermann entsetzte. Döbeneck, Volksglauben I. 163. — Auch kommen Teufelsglocken vor, die von Zauberern durch Bewältigung geheimer Naturkräfte verfertigt werden.

In den geheimen Unterredungen von der Magie 1702, S. 136 f. wird die Mischung aller sieben Metalle *Electrum* genannt. Eine Glocke davon soll der Zauberer Virgilius besessen haben von einem so schrecklichen Ton, dass Jeder ausser sich gerieth, der sie hörte; weshalb er sich den Spass zu machen pflegte, allemal wenn eine Buhlerin über eine gewisse Brücke ging, zu läuten, wodurch sie so erschreckt wurde, dass sie sich sogleich in's Wasser stürzte. Alle sieben Planetengeister, die zugleich die Elementargeister sind, werden durch die Glocke herbeigerufen. Wenn man auf die Glocke gewisse Charaktere von Thieren grabe, so kann man, sagt jenes Buch weiter, auch diese Thiere herbeirufen und z. B. Schlangen und Mäuse alle auf Einen Fleck bringen und vertilgen. — Theophrastus Paracelsus goss sich aus sieben Metallen bei einer gewissen günstigen Constellation der sieben Planeten, denen diese Metalle zugeordnet sind, eine Glocke, die dadurch eine solche magische Kraft bekam, dass man, wenn man sie anschlug, durch ihren Ton alle Geister der Metalle zwingen konnte, zu erscheinen. (Aus dem kleinen Buch: 138 Geheimnisse.)

Von dämonischer Art ist auch die Lügenglocke zu Gent in einem Nonnenkloster, die allezeit entweder zu früh oder zu spät läutet. Wolf, niederl. Sagen Nr. 531.

Gnade

Christus selbst stellt die Gnade seines Vaters im neuen Testament öfters und zwar sehr bestimmt der Gerechtigkeit entgegen, die im alten Testament das Vorwaltende ist, wenn vom Verhältniss Gottes zu den Menschen die Rede ist. Daher auch im neuen Testament überall mehr die Gottesminne, im alten mehr die Gottesfurcht eingeschärft wird. Das fünfte Kapitel des Evangeliums Matthäus ist hier massgebend. Der alte Bund verlangt: Aug' um Auge, Zahn um Zahn; der neue verlangt: Wenn man dich auf einen Backen schlägt, so reiche auch den andern hin. Der alte Bund befiehlt: Liebe deinen Nächsten; der neue befiehlt: Liebet eure Feinde. Daher auch das Gebet: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Allerdings offenbart sich auch schon im alten Testament Gott in sanftem Säuseln, und bei Hiob und Tobias in der liebevollsten Milde. Doch ist das zürnende Donnern noch bei Jehovah vorherrschend, und erst im neuen Testament entfaltet sich die ganze Fülle göttlicher Gnade in dem Opfertod des Sohnes. Schon bei Ezechiel 33, 11. heisst es: „Gott hat kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass er sich bekehre.“ Aber erst in den Evangelien sehen wir den Menschen den Trost und die Mittel gewährt, sich auch ohne eignes Verdienst durch göttliche Huld vom Falle zu erheben. Dennoch verlangt die christliche Lehre, dass keineswegs die Gnade allein im Sohne, die Gerechtigkeit allein im Vater solle gesucht werden, sondern der Sohn ist es, der am Weltende richten wird. Daher tritt dem strengen Christus wieder die heilige Jungfrau als milde Fürbitterin und Mutter der Gnaden zur Seite.

Der heilige Augustinus brachte in seiner tiefsten Zerknirschung die demüthige Ansicht auf: der Mensch sey durch und durch Sünder, sein innerstes Wesen sey Sünde und er könne aus eigner Macht, eignem guten Willen lediglich nichts ausrichten ohne die Gnade Gottes. Mithin sey der Glaube

an diese Gnade Gottes die einzige Tugend, die vom Christen verlangt werden könne. Eine Ansicht, die von der protestantischen Kirche angenommen wurde, aber häufig zu einer Unterschätzung des guten Willens und der guten Werke, ja sogar zu einer unsittlichen Praxis geführt hat, sofern einige schwärmerische Secten geradezu behaupteten, der Glaube im Geist entschuldige jede Ausschweifung im Fleisch. In neuerer Zeit hat dagegen der rationalistische Glaube an die Vortrefflichkeit des Menschen überhandgenommen, dessen Sünden doch eigentlich nur menschliche Schwächen seyen, so dass dem guten Gott nichts übrig bleibe, als Alle selig werden zu lassen. Gott ist bei dieser Ansicht nur Nebensache, die eigne Vortrefflichkeit der Menschen erwirbt *eo ipso* die höchste Rangstufe unter den Geistern.

Insgemein wird die Gnade durch die *mater gratiae, Maria gratia plena* personificirt. So steht oder kniet sie zur Rechten des ewigen Richters über den Seligen auf Bildern des Weltgerichts, während der Täufer Johannes links über den Verdammten mit dem alten Testament zugleich die Gerechtigkeit vertritt. Der Richter trägt im rechten Auge, Marien zugewandt, eine Lilie, im linken, dem Johannes zugewandt, ein Schwert. — Giordano malte im Escurial die Gnade als schöne Jungfrau mit der Stola, einen weiblichen Engel im Priesterornat, Blumen ausstreuend.

Gog und Magog,

die zahlreichen, wilden und streitbaren Völker des Nordens, die nach Ezechiel 38. 39. und nach der Offenb. Joh. 20, 8. in den letzten Zeiten kommen werden, um die üppigen Völker im Süden auszurotten, eins der Strafgerichte, die am Weltende vollzogen werden. Die Furcht vor diesen nordischen Völkern ist uralt, sie ist gerechtfertigt durch die skythischen, später hunnisch-mongolischen Heereszüge, welche sowohl Europa als Asien schon öfters überschwemmt haben. Ja diese Furcht ist auch heute noch nicht ausgestorben, die

Völkermassen des Nordens hängen heute noch wie ein drohendes Gewitter über dem gebildeten und verdorbenen Süden.

Merkwürdig ist die alte Sage, dass Alexander der Grosse die Völker Gog und Magog in einem Berge eingeschlossen habe, aus dem sie erst am Weltende hervorbrechen würden. Klaproth, as. Magazin I. 138. Jacobs und Ukert, Beiträge I. 457. Züllich, Offenb. Joh. I. 77. Hagen und Büsching, Museum für altd. Lit. I. 266. Die einfachste Erklärung ist wohl, dass die Völker nicht in, sondern hinter den Gebirgen, namentlich des Kaukasus, gemeint seyen. Doch fällt diese morgenländische Völkersage mit der sehr verbreiteten deutschen Sage zusammen von den im Berge schlafenden Heeren Karls des Grossen oder Friedrich Barbarossa's, die am Weltende hervorbrechen und eine neue goldne Zeit erkämpfen werden.

Gold

ist vor Allem Sinnbild des himmlischen Elements, des reinen Lichtäthers, in welchem Gott wohnt, daher die goldnen Decken der ältern, noch nicht gewölbten Kirchen, der Goldgrund, auf dem die göttlichen Personen und Heiligen im Mittelalter gemalt wurden, und die goldnen Nimben und Glorien, welche Kopf und Gestalt derselben umgeben.

Gold ist aber ferner auch Sinnbild der Tugend, die sich in schwerer Prüfung bewährt. Gott prüft den Menschen wie Gold im Ofen. Buch der Weisheit 3, 6. Sirach 2, 5. — Aber auch Sinnbild der weltlichen Ueppigkeit im goldnen Kalbe. — Patron des Goldes ist der heilige Eligius, weil er ein Goldschmied war. — Viele Festtage werden als goldne im christlichen Kalender bezeichnet, nur um sie vor ähnlichen auszuzeichnen. So der goldne Sonntag (je nach einem Quatember), der goldne Samstag (der dritte nach Michaelis) mit der dabei gelesenen goldnen Messe; die goldne Woche (Quatemberwoche); Goldfasten (Frohnfasten); das goldne Jahr (Jubeljahr). Vgl. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 254. Schmeller, bayr. Wörterb. II. 34.

Gott.

Gott ist ein Geist, Joh. 4, 24. Gott ist gross und unbekannt, Hiob 36, 26. Niemand kann ihn sehen, denn der Sohn, Joh. 1, 18; nur die Engel sehen sein Angesicht, Matth. 18, 10. Auch im alten Testament hüllt er sich in die Wolke, in Feuer, äussert sich im Gewitter, im Sturm oder in sanftem Säuseln. Wenn ihm auch Augen, Hände, Füsse, ein Schwert oder eine Ruthe des Zornes etc. zugeschrieben werden und er einigemal förmlich in menschlicher Gestalt erscheint, und wenn er menschenähnlich schon deshalb seyn muss, weil er die Menschen nach seinem Bilde machte, so kann doch nichts Zeitliches das Ewige genügend ausdrücken, und die Zurückhaltung der heiligen Schrift, die Gott am liebsten in einem heiligen Dunkel hält, muss auch Regel der christlichen Kunst seyn. „Der kühnste Pinsel," sagt Gibbon, „muss zittern bei dem verwegenen Gedanken, mit Form und Farben den unendlichen Geist zu malen."

Dadurch ist die Scheu, Gott als Menschen darzustellen, vollkommen gerechtfertigt und die Naivetät entschuldigt, die sich begnügt, nur durch ein einfaches Symbol eine Haupteigenschaft Gottes anzudeuten, z. B. den Geist durch einen Lichtstrahl, die Allmacht durch eine Hand. Vgl. die Art. Licht und Hand. Sobald aber in diese Symbole zu viel Absicht und Bedeutung gelegt wird, verlieren sie den naiven Charakter und werden unhaltbar. So kam der grosse Dante, Paradies 28, 16, auf den unglücklichen Gedanken, aus Gott nur einen einzigen Lichtpunkt zu machen, wenn auch von der stärksten Lichtkraft. Ein Punkt ist nie erhaben. Das unschuldige Lichtsymbol wurde durch Dante's scholastische Spitzfindigkeit in diesem Fall missbraucht.

Der Name Gottes Jehovah ist symbolisch, weil er alle Vocale umfasst (*IEOUA*) und insofern Inbegriff der Sprache, des Wortes und in ihm des Geistes ist. Vgl. die Art. A und Jehovah. Seit dem 16ten Jahrhunderte wurde dieser

Name in einem Dreieck und Sonnennimbus Symbol Gottes. Vgl. *Didron, icon.* 237.

In menschlicher Gestalt erscheint Gott in der Offenb. Joh. 1, 13 f. weiss gekleidet, mit weissem Haar, flammenden Augen, sieben Sterne an der Rechten, im Mund ein Schwert und daselbst 19, 11. auf weissem Pferde. Die weisse Farbe bedeutet Licht, die Sterne die sieben Gaben des Geistes oder die Urtugenden. In menschlicher Gestalt kommt Gott auch schon sehr frühzeitig auf christlichen Bildern vor. Die Kunst lebte noch in der Erinnerung und Gewohnheit der heidnischen Bilder und nahm keinen Anstand, auf den Grabbildern der römischen Katakomben Gott in der jugendlichen Gestalt eines Apollo oder Merkur aufzufassen. Vgl. *Didron, icon.* p. 100. 176. Mit Recht verliess der strengere byzantinische und fränkische Kunststyl diese heidnische Lizenz und begnügte sich ehrfurchtsvoll mit den naiven Symbolen der Hand, des Lichtstrahls, des Kreuznimbus. Allmählig aber konnte man doch nicht umhin, wieder zur menschlichen Gestaltung zurückzukehren; nur malte man Gott jetzt nicht mehr jung, sondern als den Vater im Gegensatz gegen den Sohn älter und langbärtig. Das frühere Mittelalter nahm sich dafür den Kaiser oder Papst zum Vorbilde und gab Gott dem Vater sogar die Ornate der kaiserlichen und päpstlichen Würde. Die griechische Kirche behielt das mittlere Alter des Mannes bei, die römische gerieth immer mehr in das greisenhafte. Im 16ten Jahrhundert aber fingen die Maler an, Gott als eine athletische Figur im fliegenden Mantel nur noch durch den Ausdruck seiner Mienen und Geberden zu charakterisiren. Das Genie der Künstler wollte sich durch den herkömmlichen Typus nicht mehr binden lassen, allein es vermochte in seiner freien Willkühr den göttlichen Charakter niemals zu fassen. Der christliche Gott wurde mehr oder weniger einem heidnischen Saturn, Jupiter oder Neptun ähnlich. Wir unterscheiden hier im Wesentlichen zwei Auffassungen: die mehr plastische, wie Michel Angelo ihr die Richtung gab, und die mehr malerische des Raphael. Die erstere führt den Geist zu

sehr in's Fleisch, die zweite führt das Fleisch zu sehr in's Gespenstische. Raphaels Mantelgott ist viel zu unruhig. Er stösst die Elemente wie aus Zorn auseinander, er packt Sonne und Mond mit einer Art von Wuth mit hastig greifenden Händen, als wollte er sie in Verhaft nehmen. Da ist nirgends etwas von der Innigkeit und Ruhe des weisesten Schöpfers wahrzunehmen.

Gott steht zwar als der Ewige über aller Zeit und ist der Jüngste, wie der Aelteste; für unsere Auffassung aber kommt ihm alles Ehrwürdige des Alters wie der Macht zu. Daher wird er schon bei Daniel 7, 9. der Alte genannt. „Ich war, spricht der Herr, ehe denn der Tag war," Jesaias 43, 13. In seinem Zustande vor der Schöpfung scheint Gott der Vater durch die bläuliche Krystallkugel, die er häufig auf altdeutschen Bildern in der Hand hält (z. B. auf einem berühmten Bilde des van Eyck), bezeichnet zu werden. Ich vermuthe, diese Kugel bedeutet theils den Spiegel der göttlichen Contemplation, theils die noch unfertige Weltkugel im ersten Umriss.

Vor der Schöpfung der niedern Welt müssen wir uns Gott auch noch denken, wenn er ausschliesslich mit Engeln umgeben ist und noch weder Sohn, noch Geist, noch Heilige bei sich hat. Eine schöne Mantelfigur des dahinfliegenden Gottes, von unzähligen Kinderengeln umgeben, malte Melozzo da Forli schon im 14ten Jahrhundert. *d'Agincourt, sculpt. pl.* 142. Auch Fiesole malte Gott den Vater allein unter musicirenden Engeln. Das Bild befindet sich in der Münchner Pinakothek.

Gott Vater als heiterer Greis von Engeln umgeben auf einem Bilde von Perugino (Vasari II. 2. 373.), von Guido Reni im Quirinal (Beschreibung von Rom III. 2. 419.), von Schiavone zu Venedig. Viele kleine Engel umgeben den Vater auf einem Bilde von Pordenone (Vasari III. 2. 44.). Auf einem Hautrelief von Puget in Toulon schmiegen sich die Engel in den Mantel Gottes, Wessenberg, christliche

Versuchen. Jede Welle, die das bewegte Leben schlägt, wird zum schnell aufgeworfenen Parnasse, worauf die Künste wechselnd sich schaukeln, ohne noch durch eine verbindende Kraft auf höheren Gipfel gehoben zu werden. Die Statistik der Kunst wird indessen nicht übersehen, daß auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Literatur, eine Tendenz der Popularisirung entschiedener hervortritt, welcher nicht bloß durch manche technische Erfindungen der neueren Zeit, wie durch Lithographie, Stahlstich u. dgl. Vorschub gethan wird, sondern die sich auch in der Gründung zahlreicherer Kunstvereine offenbart. So sucht man sich denn im Volke selbst wieder eine festere und umfassendere Grundlage zu schaffen. Aber auch für die neue Kunst bildet sich erst der Körper aus, denn alle jene Verbindungen sind nur äußerlicher Art, und noch fehlt die von Jenen gebotene Association der in ihrem Streben sich gegenseitig unterstützenden Kräfte, wie sie nur durch den herrschenden Charakter eines vollendeteren Volkslebens erzeugt werden kann.

Auf dem Gebiete der Religionen ist es wieder nur die rohere Arbeit des Stoffsammelns und Ordnens, wenn sich die Statistik damit begnügt, uns nur mit der Vertheilung der Bevölkerung nach den verschiedenen Glaubensbekenntnissen bekannt zu machen. Ihre höhere, wahrhaft wissenschaftliche Aufgabe ist es, die hier stattfindenden Veränderungen und ihre fortwirkenden Ursachen nachzuweisen. Wenn das Asien der jetzigen Zeit, im Vergleich mit dem selbstthätig strebenden Europa und Amerika, auch in religiöser Beziehung einer starren Stabilität verfallen ist, so gewahren wir doch zugleich im Christenthum diesen Gegensatz von Beharrung und Bewegung in den drei Hauptabstufungen der griechischen Kirche, des Katholicismus und Protestantismus. Im Bereiche der Ersteren herrscht noch eine fast unerschütterte Glaubensruhe, während im Katholicismus schon weit mehr Gährung und Schisma sich ankündigt und gar der Protestantismus in immer zahlreicher gewordene Sekten sich zerlegt hat und zerlegt. Am meisten war dies der Fall, wo die volle Anerkennung persönlicher Freiheit das Auseinandergehen nach individuellen Richtungen und Neigungen begünstigen mußte, wie in Großbritannien, in einigen Theilen der Schweiz und besonders in Nordamerika. Ist dies der auflösende Tod mit seiner Zersetzung, oder das erstarkende Leben mit seiner

Bilder II. 552. Gott im Centrum der Geister- oder Engelwelt darzustellen versucht ein griechisches Bild bei *Didron, annales* I. 165. Gott ist thronend und segnend dargestellt, die linke Hand und der linke Fuss sind durchbohrt, die rechten nicht, es ist also Vater und Sohn in Einer Gestalt. Er thront in einem aus zwei Quadraten gebildeten Stern (Achtort), welcher umgeben ist von einem Kreise oder Rade, an welchem sich vier Engel (jeder ein Kopf mit vier Flügeln) drehen. Diese ganze Umgebung soll den zum Vater und Sohne noch fehlenden heiligen Geist, aber auch die ganze Geisterwelt bedeuten.

Die Macht Gottes wird im alten Testament in der Regel auf naive Weise durch Donner und Blitz bezeichnet. Siehe Gewitter. Auf altdeutschen Bildern wählte man eben so naiv die Tracht des deutschen Kaisers für Gott den Vater aus, den kaiserlichen schweren Goldmantel, die oben durch den Reif geschlossene schöne Blätterkrone. Auf dem berühmten Genter Altar und auch sonst ist Gott dem Vater als Kaiser ein Scepter von durchsichtigem Krystall zugegeben. Kugler, Gesch. der Mal. II. 49. Der Krystall soll wohl die Herrschaft des Lichts und der Wahrheit ausdrücken. In Frankreich gab man Gott dem Vater königliche Tracht mit der französischen Lilienkrone. *Didron, icon.* p. 229. Indem der Papst sich über den deutschen Kaiser erhob, hielten auch die Maler für schicklich, Gott den Vater als Papst darzustellen mit der dreifachen Krone. So van Eyck, Amberger etc. Vergl. Waagen, Paris 355. *Didron, icon.* p. 224. 232. Kreuser, Kirchenbau II. 38. Es ist interessant, wahrzunehmen, wie die kriegerische deutsche Nation anfangs die kaiserliche Tracht für Gott passender fand, als die päpstliche, ausgehend von dem Gedanken, der Priester habe nur zu dienen, nicht zu herrschen. Gleichwohl erscheint Gott in der Offenb. Joh. 19, 12. mit vielen Kronen, was man zur Noth auf die drei Kronen des Papstes beziehen konnte. Aber sein Name ist „Gottes Wort“ und sein Kleid blutbesprengt, er ist also der Sohn, nicht der Vater. Auch die weisse

priesterliche Tracht, Offenb. Joh. 1, 12, bezieht sich nicht auf den Vater, sondern auf den Sohn.

Dagegen thront der Vater als „der Alte“ bei Daniel 7, 9. auf einem Stuhl mit Rädern voll Feuerflammen (siehe Cherubim) und mit weissem Kleide, während tausendmal Tausend (Engel) ihm dienen und zehntausendmal Zehntausend um ihn stehen. Sehr ähnlich in der Offenb. Joh. 4, 2 f. Hier sitzt Gott, glänzend wie der Stein Jaspis oder Sardis, auf dem Stuhl, umgeben von einem Regenbogen. Vom Stuhl gehen Blitze aus; vor dem Stuhl aber breitet sich ein gläsernes Meer aus. Schon 2. Mos. 24, 10. kommt Gott thronend vor, über sich einen grossen Saphir (das Himmelsblau). Wiederholt bei Ezechiel 1, 26, wo auch der Regenbogen und das Leuchten Gottes wiederkehrt. Ganz feurig erscheint Gott noch einmal bei Ezechiel 8, 2. Ein rothes Ober- und Untergewand trägt er mit der Papstkrone und dem Krystallscepter auf einem Bilde von Cocxie im Berliner Museum. Ein rothes Gewand hat er auch, nebst blauem Mantel, in einem Gothaer Breviarium. Rathgeber, Annalen S. 63. In dem merkwürdigen Dreieinigkeitsbilde von A. Dürer hat Gott ein blaues Untergewand, ist aber mit einem goldnen Mantel so bedeckt, dass man selbst seine Hände nicht sieht, wodurch der schöne alte Kopf um so bedeutender hervorgehoben wird. Kunstbl. 1823, S. 187. Auch hierin liegt etwas Gespenstisches, aber mit viel mehr Majestät gepaart, als bei Raphael.

Zu den Machtattributen Gottes gehört die Weltkugel, die, wie Gott als Kaiser erscheint, zum Reichsapfel wird. Siehe Kugel. Didron, *icon.* p. 228, bemerkt, auf Kirchenbildern vor dem 15ten und 16ten Jahrhundert trage auch der Sohn öfters die Kugel, der Vater dagegen ein Buch; später immer umgekehrt. Das Buch in Gottes Hand kommt auf ältern Bildern öfter vor und bedeutet vielleicht das Gesetz oder das Buch des Schicksals und Gerichts, daselbst p. 113. Jedoch sollte man zunächst das Unerforschliche darunter verstehen, das Gott sich vorbehält, weshalb Durandus, *rat. offic.* I. 3, 12, von den Malern verlangt, sie sollen Gott dem

Vater nie ein offenes, immer nur ein geschlossenes Buch beilegen.

Der Zorn Gottes ist im alten Testament durch die reinmenschliche Auffassung des seine Kinder liebenden, aber auch eifrigen Vaters motivirt. Am schrecklichsten erscheint er bei dem Propheten Habakuk im Streitwagen, alle Feinde vor sich niederschmetternd. Bei Jesaias 27, 1. erwürgt er den Leviathan mit dem Schwert. Vgl. die Art. Gewitter, Ruthe und Schwert. Gott mit Schwert, Pfeil und Bogen auf einem italienischen Miniaturbild, *Didron, icon.* p. 171. Auch im neuen Testament ist noch seines Zornes gedacht, Römer 1, 18.

Auf alten Bildern hält Gott Vater häufig die Arme ausgebreitet, was wohl seine Liebe bezeichnen soll, vielleicht in Verbindung mit seiner allumfassenden Allmacht. *Didron, icon.* p. 33. Oder er erhebt segnend seine Hand, daselbst p. 111.

Die Liebe und Huld Gottes ist am schönsten bezeichnet 1. Könige 19, 11. Gott erscheint dem Elias nicht im Winde, nicht im Erdbeben, nur im sanften Säuseln. Jesaias 49, 15. wird Gott dem Vater die ganze Zärtlichkeit einer Mutter für ihre Kinder zugeschrieben. Im Buch der Weisheit 15, 1. heisst es gar zutraulich von Gott: „Du bist freundlich und treu.“ Viele Psalmen beginnen mit den Worten: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich.“ Doch hat die Kunst fast immer die Liebe nur im Sohne, im Vater dagegen vorzugsweise die Gerechtigkeit auszudrücken getrachtet. Es ist auch gefährlich, einen zu lieblichen und weichen Gott Vater darzustellen. Selbst die heilige Naivetät eines Perugino schweifte aus, indem er Gott, die Flöte blasend, unter heiter tanzenden Engeln malte (im Hospital zu Fulignano). Noch minder schicklich sind die Vertraulichkeiten, in welche sich die einzelne menschliche Seele mit Gott einzulassen erdreistet, indem sie, bei ihm eine eben so heftige Gegenliebe voraussetzend, sich mit glühender Zärtlichkeit an ihn wendet und einen förmlichen Roman mit ihm spielt, z. B. in den mystischen

Versen des Angelus Silesius, worin unser Ich als für Gott eben so begehrungswürdig und unentbehrlich aufgefasst wird, als er für uns.

Innerhalb der heiligen Dreieinigkeit wird Gott Vater sehr oft vollkommen gleich mit dem Sohn und Geist dargestellt, bald alt, so dass alle Väter, bald jung, so dass alle Söhne scheinen, einmal sogar als Adler, so dass alle heilige Geiste scheinen. Vgl. den Art. Dreieinigkeit. In der Regel aber ist der Vater älter aufgefasst. Auch zeichnete man ihn durch den dreieckigen Nimbus um's Haupt aus. *Didron, icon.* p. 33. 228. Sonst hat er mit Sohn und Geist den gewöhnlichen Kreuznimbus (das Kreuz innerhalb eines Kreises) zum gemeinschaftlichen Symbol. Ein sehr interessantes und geistreiches Sinnbild kommt vor auf einem italienischen Miniaturbild des 13ten Jahrhunderts. Gott mit dem Kreuznimbus hält in des Sohnes jugendlicher Gestalt in einer Hand als Schöpfer den Zirkel (womit er das Weltall und die Zeit ausmisst), in der andern als Richter über die Menschen die Waage und hat sieben Flammenkreise um sich her, die sieben Geister Gottes oder vielleicht auch die sieben Planetensphären. *Didron, icon.* p. 600.

Alle Bilder Gott des Vaters sind unvollkommen, denn er bleibt der Unbekannte und Unerforschliche, wie klar er uns auch erscheint, soweit er sich uns offenbart hat. Deshalb ist es eine traditionelle Lehre, dass keine Seligkeit im Himmel derjenigen gleich kommt, die im Schauen Gottes bestehen wird, und wiederum keine Strafe der Verdammten härter, als die, Gott nicht sehen zu können.

Grab.

In Bezug auf die Symbolik der christlichen Gräber ist zuerst festzuhalten, dass der Christ in die Erde begraben werden muss, weil er von Staub gemacht ist und wieder zu Staub werden soll. Sodann aber der Glaubenssatz, dass eine

Auferstehung des Fleisches stattfinden wird und dass die Todten bis zum jüngsten Tage dieser Auferstehung harren.

Hieraus erklärt sich, warum man die Kirchhöfe einweiht, Todte gern in der Nähe der Kirchen begräbt, den Begräbnissort Kirchhof nennt und warum in frühern Zeiten die Vornehmen sich in der Kirche und wo möglich in der Nähe des Altars neben den im Altar ruhenden Gebeinen des Kirchenheiligen begraben liessen. Die Todten befanden sich an diesem geweihten Ort gleichsam unter dem persönlichen Schutz des Heiligen und hofften mit ihm zum ewigen Leben zu erwachen. Nach der Offenb. Joh. 6, 9. bringen die Martyrer vor der Auferstehung unter dem Altar des Lammes zu. Das nahmen alle Gläubigen zum Vorbild. Auch die Symbole, die man auf christlichen Gräbern abbildet, drücken durchgängig die Hoffnung der Auferstehung aus. Hauptsymbol ist auch hier das Kreuz. Nur unter dem Zeichen des Kreuzes ist die Auferstehung möglich, weil nur durch den Opfertod am Kreuz. In den ersten Jahrhunderten wurde auch eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes und des Friedens auf Gräbern angebracht. Binterim, Denkw. VI. 3. 501.

Die Bildwerke der ältesten christlichen Gräber in den Katakomben Roms zeigen uns zuerst Sinnbilder der irdischen Noth und Prüfung: Hiob; Noah in der Arche; Jonas im Rachen des Wallfisches; Daniel unter den Löwen; die drei Männer im feurigen Ofen. Sodann Bilder der Sünde, die auf Vergebung hofft: Adam und Eva unter dem Apfelbaum; Petrus mit dem Hahn; der gute Hirt, der das verlorne Schaf auf dem Rücken trägt. Ferner Sinnbilder der göttlichen Gnade und des göttlichen Sieges: Moses geht durch's rothe Meer, in dem Pharao versinkt; Moses schlägt den lebendigen Quell aus dem Felsen; Christus weckt den Lazarus; heilt den Gichtbrüchigen, der seine Bettstatt davonträgt; speist die Fünftausend mit wenig Brodten; verwandelt Wasser in Wein zu Kana; heilt den Blinden, das blutflüssige Weib; zieht triumphirend in Jerusalem ein. Dieser Einzug in das irdische

Jerusalem, welches zerstört werden soll, muss dem Einzug in das himmlische Jerusalem vorhergehen. Oefter findet sich auch auf jenen altchristlichen Gräbern die Palme des Sieges, der Anker der Hoffnung, das Lamm, das der Welt Sünde trägt, die Friedenstaube mit dem Oelzweig, der Phönix, der sich in Flammen verjüngt. Am schönsten ist der Lebensbaum, Christus und Maria zur Seite, beide mit den Frühlingssymbolen. Vgl. den Art. Baum.

Erst viel später wichen die Sinnbilder der Hoffnung denen der Furcht, indem man an die Kirchhofsmauern sogenannte Todtentänze oder Scenen aus dem Fegefeuer malte, Bilder, in denen der Tod als scheussliches Gerippe mit den Lebendigen, oder der Teufel in den Flammen mit den Verdammten sein Spiel trieb. Damals brachte man auch zuweilen an Grabdenkmälern das abschreckende Bild eines verfaulten und von Schlangen durchkrochenen Leichnams an, um den in weltliche Lust versunkenen Menschen vor Augen zu stellen, was aus ihrem üppigen Leibe dereinst werden müsse. So am Grabe des Landgrafen Wilhelm von Hessen, der Herren von Wöllwarth in Lorch etc.

Noch verwerflicher sind die modernen Sinnbilder, die man zum Theil dem Heidenthum entlehnt hat: der Tod mit der Sense (Nachbild des Saturnus), die Genien mit gesenkten Fackeln, die ägyptischen Pyramiden, die Urnen und Aschenkrüge, die Schmetterlinge (als Sinnbilder der Seele), Mohn (Sinnbild des Schlafes); oder die blosse Spiele des Witzes sind, z. B. Genien, welche Seifenblasen machen (als Sinnbilder der Vergänglichkeit).

Die Demuth vor Gott verlangt, dass Gräber einfach und bescheiden seyen. Menschliche Hoffahrt, Geldstolz, Mode sollten sich wenigstens nicht auf Kirchhöfen geltend machen wollen. Unsere Kirchhöfe bestehen aber meist aus Wäldern von antiken Tempelchen, Obelisken, Pyramiden, Säulen von der verschiedensten Grösse und Form mit pomphaften und affectirten Goldinschriften. Diesem Unfug gegenüber ist die Herrnhuter Sitte, alle Todten nur unter gleichförmigen platten

Steinen in einem blumenreichen Garten zu begraben, sehr schön und dem Begriff christlicher Brüderlichkeit angemessen. Bei Lukas 11, 47. heisst es: „Ihr baut den Propheten Gräber, nachdem eure Väter sie getödtet haben.“

Das strenge christliche Verbot, die Todten in ihrer Ruhe zu stören, hängt mit der Lehre von der Auferstehung des Fleisches zusammen und entspricht dem hohen Werthe, den man auf ein ehrliches Begräbniss legt.

An die Gräber der Heiligen knüpfen sich unzählige Wunder. Sie werden entdeckt durch einen Lichtglanz, durch Heilungen, durch Andacht von Thieren. Zur Beurkundung ihrer Heiligkeit oder der Unschuld von Martyrern wachsen aus den Gräbern Lilien, Palmen, ein Weinstock etc. Die Gräber der Heiligen verbreiten einen lieblichen Wohlgeruch, es fliesst von ihnen heilsames Oel. Kranke, die zu ihnen wallfahrten, genesen, Sünder werden bekehrt, Trug wird entlarvt etc. Die *Acta SS.* sind voll davon. Von den getrennten Gräbern des heiligen Injuriosus und seiner frommen Frau sagt die Legende, sie seyen unter der Erde zusammengerückt. Von dem Grabe des Abtes Thomas zu Daphne im Gegentheil müssten alle Weiber, die neben ihn begraben würden, sich unter der Erde von ihm entfernen, um seine Keuschheit noch im Grabe zu ehren. P. Abraham, Judas IV. 31. Von der heiligen Guanora in Schottland heisst es, sie sey so keusch gewesen, dass, wenn eine Frau über ihr Grab schreite, sie unfruchtbar werde. *Cardanus, de rer. var.* VIII. 44.

Auf Kirchenbildern erkennt man das heilige Grab Christi, wenn ihm der Heiland schon entschwebt ist, an dem darauf Wache haltenden Engel. Ausserdem an den schlafenden Wächtern und an den drei Marien.

Ein offenes Grab, worin Blumen blühen, umgeben von den Aposteln, ist auf Kirchenbildern immer das Grab der Jungfrau Maria, aus dem sie sich gen Himmel erhob, indem sie Blumen darin als Sinnbild ihrer Jungfräulichkeit zurückliess.

Ein Grab, in dem eine behaarte Jungfrau liegt, ist das der heiligen Magdalena.

Ein Grab, in welches ein Heiliger hinabsteigt neben einem Altar, ist das des Evangelisten Johannes, dessen Attribute: der Kelch, das Buch, der Adler, ihn noch besonders kenntlich machen. Er hatte sich das Grab unter dem Altar bereiten lassen und stieg hinab, nachdem er Messe gelesen.

Grablegung.

Die bildliche Darstellung der Grablegung Christi ist die Fortsetzung derjenigen der Kreuzabnahme. Beide nennt man, weil die Handlung Abends vor sich geht, Vesperbilder. Das berühmteste Grablegungsbild ist das von Raphael im Pallast Borghese, ausgezeichnet durch die Tiefe und Heiligkeit des Schmerzes bei allen Betheiligten. Dagegen ist ein Bild von Caravaggio im Vatican berüchtigt wegen des Gegentheils, der Gleichgültigkeit der Theilnehmer. Cornelius suchte in den Fresken zum Berliner Kirchhof den irdischen Schmerz der Menschen unten mit der himmlischen Trauer der Engel oben zu contrastiren. In rein symbolischen Bildern wird der Leichnam Christi den Menschen entrückt und sind es Engel, die ihn tragen und bestatten, oder ruht er auf dem Schoosse Gott des Vaters.

Die heiligen Personen, die den Leichnam in's Grab legen, sind Joseph von Arimathia, der ihm seine Familiengruft öffnete, die Apostel, Maria und Magdalena. Die sogenannten drei Marien treten erst charakteristisch hervor, wenn das Grab geschlossen ist. Sie kommen, um zu erfahren, ob Christus noch nicht erstanden ist. Auf dem heiligen Grab in Reutlingen stehen sie alle drei über dem Grabe, wunderschöne Figuren und Gesichter. Auch die Wächter wurden erst später zum Grabe geschickt und sind nicht schon bei der Grablegung, sondern erst bei der Auferstehung zugegen. — Auf eine sehr sinnige Weise hat Mellan in einem Kupferstich den Leichnam Christi in demselben

Augenblick in's Grab legen lassen, in welchem durch das seinem Tode folgende Erdbeben die Gräber der Todten geöffnet werden. Gott stirbt, damit die Menschen leben. Vgl. Huber, Handb. der Kupferst. VII. 119.

An Christi Grablegung knüpfen die Wallachen (nach Arthur Schott) eine artige Sage. Ein Illyrer, Deutscher, Ungar und Wallache befanden sich unter den römischen Kriegsknechten und sannen, wie sie den heiligen Leichnam gewinnen könnten. Der Illyrer wollte die Wächter bestechen oder dem Statthalter selbst eine Summe bieten. Der Deutsche wollte die Gerechtigkeit des Kaisers submissest und vertrauensvoll ansprechen. Der Ungar wollte die Wächter todtschlagen und die Leiche rauben. Der Wallache wollte sie bei Nacht stehlen.

Die Grablegung wurde in den Kirchen am Charfreitag Abend versinnlicht, indem eine Capelle als Felshöhle eigens dazu dekorirt wurde. Alt, Theater und Kirche S. 348.

Vorbilder der Grablegung Christi im alten Testament sind Jonas im Bauch des Wallfisches und Joseph im Brunnen.

Gral,

(Schüssel). Unter dem heiligen Gral verstand man im Mittelalter die Schüssel, aus welcher Christus seinen Jüngern das letzte Abendmahl austheilte und in welche man nachher auch das Blut und Wasser aus seiner Seitenwunde am Kreuze rinnen liess. Joseph von Arimathia soll diese Schüssel aufbewahrt und nach dem Abendlande gebracht haben. Niemand aber war würdig, sie zu besitzen, weshalb Engel sie schwebend in der Luft hielten, bis Titurel, ein Prinz von Frankreich, sie zum Lohn seiner Tugend erhielt und auf der Burg Montsalvaz in einem wundervoll erbauten Tempel aufbewahrte und von einem eignen Ritterorden, den Templeisen, hüten liess. Dem heiligen Gral wohnte die höchste Zaubermacht inne. Wer ihn besass, dem mangelte kein irdisches Gut; wer ihn ansah, der konnte nicht alt werden, noch sterben.

Jede Woche kam eine Taube vom Himmel und legte eine Hostie in den Gral, wodurch dessen Wunderkraft stets erneuert wurde. Später, als die Christenheit verderbte, wurde der Gral fern nach Asien entrückt in's Fabelland des Priesters Johannes. Die Genueser aber behaupten, in ihrem *sacro catino* (einer Schale von grünem Glasfluss, den man lange für Smaragd hielt) den echten Gral zu besitzen.

Die beste Erklärung des Namens Gral ist wohl *sang real*, Blut des Königs. Was dieser Reliquie eine so erstaunliche Bedeutung in Frankreich gab, ist ohne Zweifel nur die Beziehung derselben auf das grösste Heiligthum der vormaligen Druiden, das Waschbecken der Göttin Ceridwen. Die zahlreichen altfranzösischen Rittergedichte, deren Mittelpunkt der heilige Gral oder die Tafelrunde des Königs Artus ist, wurzeln alle in ältern keltischen Liedern. Als Gallien christlich wurde, erhielten sich diese Dichtungen nur, indem man sie christianisirte. Vgl. Grässe, Sagenkreise d. Mittelalters S. 137 f. San Marte, Wolfram von Eschenbach II. 362.

Granate,

Sinnbild der Gemeinde, wegen der vielen Samenkörner. Granaten dienten schon zum Kleiderschmuck des jüdischen Hohenpriesters (1. Könige 7, 18.) und des salomonischen Tempels (2. Chron. 3, 16.). Sie gelten auch als Sinnbilder der christlichen Kirche, und zwar wegen der innigen Vereinigung unzähliger Samenkörner in ein und derselben Frucht. *Gregor. M.* I. *epist.* 24. Kreuser, Kirchenbau II. 196. Eine aufgesprungene Granate ist Attribut der kinderreichen *Caritas* auf einem Bilde von Franceschini im Wiener Belvedere.

Greif,

ein antikes Fabelthier, zusammengesetzt aus Adler und Löwe, welches Dante, Fegefeuer 29, 28 f., zu einem Sinnbild Christi nach seiner doppelten göttlichen und menschlichen Natur

Entfaltung? Manche wollen jener Meinung beipflichten; aber gewiß läßt sich behaupten, wenn der Christenglaube der vereinigenden Liebe zur Weltreligion werden soll, daß er erst in sehr verschiedene Glaubensformen sich ausprägen muß, um den verschiedenen Nationalitäten und Kulturstufen sich anpassen zu können. Mit aus diesem Grunde, denn ein anderer Grund liegt in den Verhältnissen des materiellen Weltverkehrs, ist die Verbreitung der christlichen Religion mehr und mehr von den katholischen an die protestantischen Nationen übergegangen; und unter diesen knüpft sie sich in noch höherem Grade an jüngere Sekten, als an die ältern Glaubensgenossenschaften.

Unter den mehreren Zweigen der Statistik der sittlichen Kultur ist die der moralischen Verirrungen, die Statistik der Verbrechen und Geisteskrankheiten, welche letztere jedoch häufiger als Gemüthskrankheiten zu bezeichnen sind, in der neueren Zeit wenigstens da und dort umsichtiger behandelt worden. Es ist indessen ebenso einseitig, nur nach ihrer Menge die sittliche Kultur bemessen zu wollen, als die intellektuelle Volksbildung etwa nach der Menge derjenigen, die lesen und schreiben können. Der größeren Zahl von Vergehen kann eine höhere sittliche Kraft zur Seite stehen, ihnen sogar zu Grunde liegen; und gerade das innigere und tiefere Volksgemüth mag wenigstens in manchen Beziehungen heftigeren Stößen und Erschütterungen anheim fallen. Auf einer niederen Lebensstufe sucht man den Genuß fast nur in der unmittelbaren Befriedigung von Trieben, Neigungen und Leidenschaften; im höheren Alter, wo der Egoismus berechnender wird, in der Anhäufung der Mittel, wodurch man sich einen dauernden Genuß verschaffen zu können meint. Daraus erklärt sich die verhältnißmäßige Abnahme der Verbrechen gegen die Personen und die Zunahme derjenigen gegen das Eigenthum, besonders in den Staaten, wo schon die materielle Kultur auf einen höheren Grad gestiegen ist. Nicht die Zahl der Verbrechen überhaupt, aber doch die der letzteren Art, scheint in vielen Ländern unsers Welttheils in noch stärkerem Maaße, als die Bevölkerung, zugenommen zu haben. Wenigstens dürfte dies für den Durchschnitt mehrerer Jahrzehnte gelten, denn es finden auch hier manche Schwankungen statt, und namentlich ist der Einfluß besonderer ökonomischer Krisen sehr augenfällig. Dies erklärt sich in einer Zeit, wo noch

machte. Diese Vermischung des Heidnischen und Christlichen ist nirgends zu billigen.

Grün,

die Farbe der Hoffnung. Wahrscheinlich vom Grün des Frühlings hergenommen, auf das man im Winter hofft. Die heilige Margaretha, die in alten Kirchenbildern immer ein grünes Gewand hat und so aus dem aufgeplatzten Drachen hervorsteigt, hat zum Sinnbild die grüne Saat, die im Frühling aus dem Kerker der Erde befreit wird. Auch die heilige Anna hat ein grünes Gewand, ihre Tochter Maria ein blaues und deren Sohn Christus ein rothes, um anzudeuten, dass die Sonne am Himmel erst ihre Höhe erreichen kann, wenn die Erde wieder grün ist. Zuweilen hat auf Kirchenbildern auch Johannes der Täufer statt des gewöhnlichen Felles ein grünes Gewand, um die Hoffnung auf Den, den er verkündet, auszudrücken. — Wenn Christus nach seiner Auferstehung der Magdalena als Gärtner in grünem Gewand erscheint, so dürfte hier das Grün, wie bei Margaretha, die Auferstehung aus dem Grabe der Erde bedeuten. Auf einem alten Bilde trägt Christus auch im Oelgarten das grüne Gewand. Rathgeber, Gothaer Museum S. 96.

Der Kreuzesstamm wurde in ältern Zeiten grün gemalt, um anzudeuten, er sey der Baum des Lebens.

Es fällt auf, dass in ältern Bildern auch die Teufel häufig grün gemalt worden. Sollte darin eine Erinnerung an die elbischen Waldgeister der Heidenzeit liegen, die noch in den Hexenprozessen als Teufel mit grünen Hüten und Röcken, als Jäger oder personificirte Kräuter erscheinen?

Gürtel,

das Urkleid, weniger des Schutzes oder Putzes, als der Zucht wegen angelegt, daher geheiligt, und sofern es als Waffe des Edeln und Göttlichen im Menschen gegen die nackte Thierheit diente und man zudem auch an den Gürtel

gewöhnlich das Schwert hing, Sinnbild der Kraft und Stärke, die einem höhern Zwecke dient. In diesem Sinne war schon bei den sittenstrengen alten Parsen der Gürtel (*kosti*) besonders geheiligt. Vullers, Fragm. über Zoroaster S. 115. Rhode, heil. Sagen S. 49. Jeremias 13, 7. vergleicht Israel mit einem nassen und verdorbenen Gürtel, den Gott weggeworfen habe. In einem altdeutschen Gedicht in Haupts Zeitschr. I. 277. erscheint der Gürtel als Sinnbild des Rechts, und die Stärke wird erst aus dem Recht hergeleitet. Jesaias 11, 5. spricht vom Gürtel der Gerechtigkeit. „Umgürtet euch mit Wahrheit," heisst es Ephes. 6, 14. In der Offenb. Joh. 1, 13. trägt Gott selbst einen goldnen Gürtel, und nach Matth. 10, 9, Luk. 12, 35. befiehlt Christus den Aposteln, Gürtel zu tragen. Darum tragen auch die Mönche Stricke als Gürtel und drei Knoten darin, welche das Gelübde des Gehorsams, der Armuth und Keuschheit bedeuten. v. Bucher, Werke V. 21. In der mönchischen Ascese kommt überdies noch das *cilicium* vor, ein rauher Gürtel von Rosshaaren zur Zähmung des Fleisches. Vgl. Judas von Pater Abraham III. 490.

Die sinnlichen Griechen verliehen ihrer Liebesgöttin Aphrodite einen Gürtel der Anmuth, der nichts widerstehen konnte. Die kräftigen Normannen legten ihrem Donnergott Thor einen Kraftgürtel bei. In der christlichen Symbolik hat der Gürtel immer nur die Bedeutung der Zucht, der Macht, die man über sich selbst ausüben soll zur Bezwingung des Bösen. Von einigen Reliquien hoffte man in diesem Sinne vorzugsweise Hülfe. Zu Vercelli zeigt man noch den Gürtel, den die gen Himmel fahrende Mutter Gottes fallen liess, um den ungläubigen heiligen Thomas zu überzeugen, dass sie wirklich schon oben sey, und um in diesem Gürtel zugleich sämmtlichen Aposteln ein Sinnbild der Zucht zu geben, die sie üben und lehren sollten. Lady Morgan, Italien I. 167. Ein anderer Gürtel der Mutter Gottes zu Loretto soll gegen alle Uebel helfen. Eben so der Gürtel der heiligen Monica. Schmeller, bayr. Wörterb. II. 71. Der Gürtel des

heiligen Colomanus passt Jedem, der keusch lebt, und Keinem, der es nicht thut. Judas von P. Abraham II. 92. Der Gürtel der heiligen Margaretha soll in schweren Geburten Hülfe bringen, weil diese Heilige selbst, von einem Drachen verschlungen, durch das Kreuzeszeichen bewirkte, dass der Drache zerbarst und sie wiedergeboren an's Licht trat.

H

Haar.

Uralter Typus der Christusköpfe: langes, jedoch nur bis zu den Achseln sanft herabrollendes schlichtes Haar, dazu ein kurzer Bart, der das Oval des Gesichts leicht umfasst und unter dem Kinn sich ein wenig theilt. — Dem ähnlich halten die Kirchenbilder das Schlichte und Sanfte in der Haarbildung der Patriarchen, Propheten und Apostel fest, deren Charakter damit stimmt, bei Paulus, Johannes dem Evangelisten etc. Dagegen geben sie mehr stolz aufgeworfenes jovisches Haar Gott dem Vater, dem Moses, Elias, desgleichen nur etwas kürzer dem Täufer Johannes. Mehr struppig erscheint Abraham, verwildert Kain und Judas. Kurzes, krauses Haar wird dem Petrus beigelegt wegen seines auch etwas krausen Sinnes. Das weibliche Geschlecht soll das Haar lang tragen, denn dass es sich damit bedecke, dazu hat es Gott wachsen lassen. 1. Korinth. 11, 6. Vgl. Agnes.

Aufgelöstes Haar ist ein Zeichen der Busse. Magdalena löste ihr Haar auf, um des Heilands Füsse damit zu trocknen. Die ägyptische Maria, die den schwarzen, sonnenverbrannten Leib mit langen weissen Haaren deckt, ist nur ihr Nachbild. Auch Männer, die in der Wüste büssen, lassen Bart und

Haare stehen. In einem schönen Maass wird diese körperliche Verwilderung von der Kunst aufgefasst in Johannes dem Täufer, der insofern auch als Pendant zu Magdalena dem Heiland zur Seite gestellt wird. Im Extrem der Busse wachsen dem Menschen Haare am ganzen Leibe. So dachte man sich den zum grasfressenden Ochsen in seinem Wahnsinn umgewandelten Nebucadnezar. So kommen auch Heilige im Pelze vor. Sogar die heilige Magdalena selbst auf dem Altarbild in der Kirche zu Tiefenbrunn und auf einem Bilde der Dursch'schen Sammlung in Rottweil. In ähnlicher Weise sagt die Legende von der heiligen Kümmerniss in Tyrol, sie sey wie ein wildes Thier behaart gewesen und gejagt worden. Auch die heilige Einsiedlerin Maria von Aegypten ist ganz behaart auf einem Bild in Halberstadt. Kunstbl. 1833, S. 112. So ist in der handschr. Chronik des Rudolf von Hohen-Ems auch Esau ganz pelzig gemalt. Vom heiligen Chrysostomus findet sich in der Koburger Legendensammlung 1488, Blatt 325 (Heller, A. Dürer II. 2. 439.), ein seltsamer Bericht. Der Heilige war Einsiedler, liess sich aber vom Teufel verlocken, eine Prinzessin, die ihre Andacht zu ihm getrieben hatte, zu verführen und von einem Felsen zu stürzen. Dann zur Busse lebte er wie ein wildes Thier, indem ein Pelz und Moos auf ihm wuchs. Aber seine Reue wurde von Gott erkannt. Ein neugebornes Kind fing an zu reden und verlangte, von dem Heiligen getauft zu werden. Da holte man ihn im Walde, und siehe, Fell und Moos fielen von ihm ab, er wurde wieder jung und schön.

St. Markus von Athen, ein merkwürdiger Einsiedler des 4ten Jahrhunderts, ging frühzeitig in die Wüste und lebte darin 95 Jahre lang, ohne einen Menschen zu sehen und ohne zu essen, nur vom Abendmahl, das ihm Gott wunderbarerweise zuschickte. Statt der Kleider wuchsen ihm am ganzen Leibe Haare. Man hätte nie etwas von ihm erfahren, wenn nicht dem heiligen Serapion ein Engel erschienen wäre und verkündet hätte, er solle den einsamen Greis aufsuchen, zum Sterben bereiten und begraben. 31. März.

St. Gudula wurde bei den Haaren aufgehangen, 5. Februar. Die Haare der heiligen Mechtilde werden in Bayern ausgehängt, um Gewitter zu vertreiben. *Acta SS.* 30. Mai. P. Abraham, Judas IV. 275.

Wegen der Vielheit dienen die Haare zu einem Sinnbild und gleichsam zu einer Probe der göttlichen Allwissenheit. „Alle Haare auf deinem Kopfe sind gezählt," heisst es Matth. 10, 30.

Hagebutten.

Als Gott den Teufel auf die Erde herabgestürzt hatte, liess der Teufel einen Strauch voll Dornen wachsen, auf denen er wie auf einer Leiter wieder in den Himmel steigen wollte. Aber Gott bog den Strauch um, und es ward der Hagebuttenstrauch. — Nach Andern soll Judas sich an einem solchen Strauch gehenkt haben und seitdem derselbe niederhängen. Daher heissen die Hagebutten Judasbeeren. Müllenhof, Schleswig. Sagen Nr. 479.

Hagel

galt im Mittelalter für ein Erzeugniss böser Zauberer und Hexen, um den Feldern zu schaden. In einem alten Segensspruch heisst es daher: Maria und ihr Kind gingen über Feld, da bat die Mutter ihr göttliches Kind, sein Gewand über das Feld zu decken, um es vor einer Hagelwolke zu schützen, die eben heranzog. Mone, Anzeiger 1837, S. 473. — Auch vom heiligen Hyacinthus meldet die Legende, er habe einmal durch sein Gebet das vom Hagel zerschlagene Getreide wieder aufgerichtet. Steill, Ephemeriden zum 16. August. Hagel gehört aber auch zu den von Gott selbst verhängten zehn Plagen der Aegypter und zu denen, die am Weltende kommen sollen. 2. Mos. 9, 23. Offenb. Joh. 16, 21. Ob durch bösen Zauber, ob durch Gottes Zorn bereitet, der Gerechte darf davor nicht zagen. Andreas von Sali, ein armer Sklave in Constantinopel, wurde einmal vom

schrecklichsten Hagelwetter überfallen und seines schlechten Aeussern wegen nirgends in ein Haus eingelassen. Endlich machte ihm ein Hund in seinem elenden Lager Platz, lief aber von ihm weg, um ihm gleichfalls seine Verachtung kund zu geben. Aber Andreas kniete nieder in heissem Gebet, und ein Engel erschien ihm mit einer Lilie in der Hand und führte ihn in's Paradies. Von da zurückgekehrt, fand er sich noch in dem Hundewinkel, aber die Sonne schien und es war ihm unaussprechlich wohl. Nach Nicephorus in Görres Gesch. der Mystik I. 241.

Hahn,

uraltes Sinnbild des Lichts (der goldne Hahn, die Sonne) und des Feuers (der rothe Hahn), nicht blos wegen seiner Farbe, sondern hauptsächlich auch, weil er vor Aufgang der Sonne kräht und das Licht verkündet, *ales diei nuntius*, wie die schöne alte Hymne des Prudentius sagt. Hieraus erklärt sich, warum man einen vergoldeten Hahn an die Spitze der Kirchthürme setzt. Er soll nicht blos als Windfahne dienen, eine Eigenschaft, die man jetzt allein noch an ihm ehrt, sondern er soll den Heiland bedeuten, der aus Nacht zum Licht führt. Vgl. *Gregor. M.* I. *in Ezech. homil.* 11. Aus demselben Grunde brachte man auch auf den altchristlichen Gräbern das Bild eines Hahnes an, der in der Nacht des Grabes den Morgen der Auferstehung verkünden sollte. Vgl. Münter, Symb. I. 55.

Der Hahn ist Attribut des heiligen Petrus, weil dieser Apostel seinen Meister dreimal verleugnete, ehe der Hahn krähte. Der [illegible] Petrus selbst mit seinem Hahn ist ein Sinnbild des [illegible] Sünders, kommt daher oft auf altchristlichen Grabdenkmalen vor. *Aringhi* I. 291. 293 ff.

Nach dem *evangel. Nicodemi* speiste Judas Ischarioth mit seinem Weibe vergnügt einen Hahn, nachdem er für seinen Verrath die dreissig Silberlinge bekommen hatte. Das Weib sagte dabei: „So wenig dieser Hahn in der Schüssel wieder

auflebt, so wenig wird Christus aus seinem Grabe auferstehen.“ Da wurde der Hahn lebendig und flog davon. Nach einer koptischen Sage bei Thevenot II. 75. soll dieser Hahn in's Paradies geflogen seyn und dort noch leben. Hoffmann, Apokryphen 334. Auch der heilige Jacobus *major* vollbrachte ein ähnliches Wunder lange nach seinem Tode. Es war äusserst populär und wurde in Schrift und Bild oft wiederholt. Ich gebe es hier nach Hermann von Fritslars altd. Legende in Pfeiffers deutschen Mystikern I. 167 f. Eine Anzahl Pilger aus Böhmen wallfahrtete nach Compostella. Da unterwegs in einem spanischen Gasthause steckte der Wirth aus Bosheit Einem von ihnen einen silbernen Kopf (Becher) in den Reisesack und gab ihn dann als Dieb an. Der Pilger sollte gehenkt werden, aber sein frommer Sohn, der ihn begleitete, liess sich statt seiner henken. Der Vater pilgerte nach Compostella und klagte dem heiligen Jakob sein Leiden. Nach drei Wochen auf dem Rückwege kamen sie wieder unter dem Galgen vorbei. Da redete der hängende Sohn und sprach: St. Jakob habe ihn erhalten. Die Pilger gingen zum Richter, und dieser liess den unschuldigen Sohn herunternehmen. Da sagte man es dem bösen Wirth, der eben Hühner ass. Dieser lachte und rief aus: „So wenig lebt der Gehenkte, als diese Hühner.“ Aber die Hühner flogen auf und der Bösewicht wurde an denselben Galgen gehängt.

Die heilige Rosa vermisste eine Henne und bewirkte, dass der Diebin, als sie leugnete, die Federn aus dem Munde wuchsen. — Die heilige Ida rief die Hühner zum Gebet, und sie warteten andächtig, bis das Gebet zu Ende war.

Hals.

Der sogenannte Adamsapfel am Halse soll von dem Bissen vom Apfel herkommen, der dem Adam im Halse stecken blieb. — Schutzpatron gegen Halsweh ist der heilige Blasius, am 3. Februar, zu einer Zeit, wo die Erkältungen häufig sind. Auch mochte man in Deutschland bei seinem Namen

an den blasenden Wind denken. Am Blasiustage konnte man sich vor Halsweh bewahren, wenn man sich durch den Priester in der Kirche zwei brennende Kerzen kreuzweis über den Hals halten liess. Schmeller, bayr. Wörterb. I. 238. Auch St. Ursicinus gilt als Patron des Halses, weil, nachdem ihm der Kopf abgeschlagen war, zwei Palmen aus seinem Halse wuchsen. Die Aebtisin Edeltrudis hatte in ihrem heiligen Stande unaufhörlich Halsschmerzen, ertrug sie aber mit Freude, um für die Eitelkeit zu büssen, mit der sie vorher Gold und Geschmeide am Halse getragen hatte. Geschichtsspiegel, Nürnberg 1654, S. 379.

Hammer.

Gott selbst schwingt den Hammer, um Babylon zu zerschmettern. Jeremias 50, 23. Babel selbst war ein Hammer über die Völker, aber Gottes Hammer ist noch stärker und zerbricht ihn, ebend. 51, 20. — Der Hammer gehört auch zu den Passionswerkzeugen Christi und ist Attribut des heiligen Reynold, weil er Cöln baute, des heiligen Marinus, weil er Rimini baute, des heiligen Eligius, der ein Goldschmied war.

Hand.

Die Hand Gottes kommt oft in der heiligen Schrift vor. „Die Welt ist seiner Hände Werk.“ Jesaias 66, 2. „Herr, deine Hand ist erhöht,“ ebend. 24, 11. „Des Herrn Hand ist nicht zu kurz, dass er nicht helfen könnte,“ ebend. 59, 1. Die Hand des Herrn ist's, die das schreckliche. *mene thekel phares* an die Decke des Belsazarsaals schreibt. Daniel 5, 25. In der Offenbarung Johannis 1, 16. ist die rechte Hand Gottes mit sieben Sternen umgeben. Die älteste christliche Kunst, die es noch nicht wagte, Gott Vater in menschlicher Gestalt aufzufassen, um ihn nicht zu erniedrigen, begnügte sich mit dem naiven Sinnbilde der Hand, um seine Allmacht auszudrücken. Eine Hand, aus den Wolken hervorgereckt und

Strahlen unter sich ergiessend (nach Habakuk 4, 4.) oder mit einem Nimbus, ist das gewöhnlichste Sinnbild Gott des Vaters schon auf altchristlichen Sarkophagen, z. B. *Aringhi* I. 305. 309. 317 ff. und noch mehr in Miniaturen. Vgl. *Didron, icon.* p. 56. 66. 211. *Didron, manuel* p. 118. *Twining, symb. pl.* 1. 2. Kreuser, Kirchenbau II. 36. Grüneisen, bildl. Darst. der Gottheit S. 92 f. Gottes Hand, von der Licht über alle Völker strömt, in einem griechischen Miniaturbild. Kunstbl. 1821, Nr. 11. Das Licht erscheint öfters dreifach getheilt. *Didron, annales* V. 30. Eine sehr seltene griechische Vorstellung ist die aus den Wolken herablangende Hand Gottes, die eine Anzahl Selige hält (wie sonst Abrahams Schooss). Daselbst I. 163. Die Hand Gottes, umringt von den Tugenden in weiblichen Halbfiguren, in dem Evangeliarium von Niedermünster, jetzt in München. E. Förster, deutsche Kunst I. 105.

Die Hand ist ein Sinnbild der Macht, so auch des Schutzes. Daher die segnende und schützende Bedeutung des Handauflegens. Auch ein Sinnbild der Freigebigkeit, daher russische Marienbilder nicht selten drei Hände haben. Das Zeichen des Segens ist in der griechischen Kirche die Erhebung des Zeige-, Mittel- und kleinen Fingers der Hand (als Sinnbild der Dreieinigkeit) und Senkung des Daumens und Goldfingers (mit Bezug auf die beiden Naturen Christi). *Durandi, rat. off.* V. 11. *Didron, man.* p. 456; *icon.* p. 289. Die römische Kirche bedient sich der drei ersten Finger zur Erhebung (Daumen, Zeig- und Mittelfinger).

Das Zusammenlegen und Falten der Hände im Gebet bedeutet: sich freiwillig gefangen geben. Früher legte man die erhobenen Hände glatt zusammen, das Falten kam erst später auf. Waagen, Paris 267.

Das Waschen der Hände ist ein Sinnbild der Reinigung und Entschuldigung. Daher Pilatus symbolisch seine Hände wusch, um sich rein zu waschen von der Schuld, Christum gekreuzigt zu haben. Derselben Symbolik gehört das Gottes-

die ökonomiſchen Intereſſen ſo hart gegeneinanderſtoßen und wo bei einem großen Theile der aus ihrer herkömmlich einfachen Lebensweiſe herausgedrängten Bevölkerung ein unverkennbares Mißverhältniß zwiſchen den Forderungen und Mitteln des Genuſſes eingetreten iſt. Damit hängt zugleich die oft an Wahnſinn grenzende Spekulationsſucht zuſammen, und die vielfach beſtätigte Bemerkung, daß die Gemüthskrankheiten jetzt zu beſonders großem Theile auf fehlgeſchlagenen Spekulationen und geſcheiterten Hoffnungen beruhen. Die neuere Kriminalſtatiſtik Frankreichs hat auf die Bemerkung geführt, daß die Neigung, die Verbrechen in Geſellſchaft zu begehen, zugenommen hat, ſelbſt während ſich im Ganzen ihre Anzahl verminderte; daß alſo das Princip der Aſſociation, wie im Guten, alſo auch im Schlimmen, in größerem Umfange ſich geltend macht. Dieſe bis jetzt nur vereinzelt daſtehende Beobachtung ſollte auch die Statiſtiker anderer Staaten veranlaſſen, darauf ein beſonderes Augenmerk zu richten. In den großen Hauptſtädten unſeres Welttheils finden wir zahlreiche und förmlich organiſirte Diebsgeſellſchaften. Man darf wohl vom Beſonderen auf das Allgemeinere ſchließen und hiernach vorausſetzen, daß überhaupt bei größerer Dichtigkeit der Bevölkerung und bei einer höheren materiellen Kultur, mit ihren noch ſo ſchroffen Contraſten von Reichthum und Armuth, die verbrecheriſchen Aſſociationen zunehmen; daß nicht weniger die ſittlichen, als die politiſchen Parteien nach größeren Maſſen ſich ausſcheiden. Alle Erfahrungen dieſer Statiſtik der moraliſchen Verirrungen weiſen übrigens übereinſtimmend darauf hin, daß eine ſittliche Beſſerung im Großen und Ganzen nur bei gleichzeitiger Beſſerung der materiellen Verhältniſſe des Beſitzes und Erwerbes möglich iſt, daß ſtets auch im Völkerleben Seele und Körper zugleich leiden.

Schon früher wurde hervorgehoben, daß die Statiſtik der politiſchen Zuſtände zweckmäßig als der letzte Hauptbeſtandtheil einer allgemeinen Statiſtik der Kultur dargeſtellt werde, weil ſie als eine Totalwirkung der Geſammtkräfte der Völker zu betrachten ſeyen. Dies gilt zwar nicht bloß von der politiſchen, ſondern auch von jedem andern Zweige der Kultur; weil dieſe überhaupt ein Zuſammenhängendes iſt, ſo daß in jedem ihrer beſonderen Zweige die Natur und der Einfluß des Ganzen ſich gewahren laſſen. Immer rechtfertigt ſich jedoch die bezeichnete Gliederung

urtheil des siedenden Wassers, Bleis etc. an. Vgl. Paullini, Zeitverk. Lust III. 130.

Adrianus und Natalia war ein vornehmes römisches Ehepaar, das unter Kaiser Maximian des Christenthums wegen verfolgt wurde. Natalia küsste die Banden ihres Gatten als den kostbarsten Schmuck, weil er sie um Christi willen trug. Bald aber trug sie selbst gleiche Banden und unter den furchtbarsten Martern sprachen sich beide wechselseitig Muth zu. Adrianus wurde endlich durch Abhauen der Hände und Füsse auf einem Ambos (der deshalb auch sein Attribut ist) hingerichtet, Natalia aber kam mit dem Leben davon. Sein Körper war heimlich von den Christen als eine heilige Reliquie nach Constantinopel geführt worden, mit Ausnahme der einen abgehauenen Hand; aber Natalia nahm die Hand mit sich zu Schiffe und fuhr ebenfalls nach Constantinopel. Unterwegs erschien ihr Adrianus Geist, und rettete das Schiff vom Untergange. Als sie gelandet, legte sie die Hand auf die Leiche ihres heiligen Gemahls. Da erschien er ihr abermals und verkündete ihr, nach so vielen Stürmen solle sie nun die Ruhe bei ihm wiederfinden. Und in der nächsten Nacht entschlief sie sanft, um nicht wieder zu erwachen. Surius zum 8. September. Eine der schönsten Legenden; die Rose der irdischen, die Lilie der himmlischen Liebe erscheinen kaum je so schön verbunden.

Handlosigkeit als Attribut vieler Heiligen. St. Sabinus, Bischof von Assisi, dem auf des Präfecten Venustianus Befehl beide Hände abgehackt wurden, erhob die Armstummel zum Gebet, um den Tyrannen von einem Augenübel zu heilen. Silbert, Legenden I. 129. Dem Jacobus Martyr hieb man Hände und Füsse ab. Dem Johannes Damascenus hieben die Muhamedaner die Hand ab, aber die Gottesmutter setzte sie ihm wieder an. *Fulgosus* I. 6. Abgehauene Hände hat auch St. Quiriacus.

Handlab oder Handeloh heisst eine Kirche in Bayern, wo einst Frau Mathilden von ihrem ohne Grund eifersüchtigen Manne die Hand abgehauen, aber von der Mutter

Gottes gleich wieder angesetzt und geheilt wurde. Müller, bayerische Sagen S. 39. — St. Anastasius wurde an einer Hand aufgehangen. St. Lazarus von Constantinopel konnte mit seinen verbrannten Händen doch immer noch Heiligenbilder malen.

Barlaam, der christliche Mutius Scävola, sollte den Götzen opfern. Als man ihm aber die Hand, mit Weihrauch gefüllt, über das Opferfeuer hielt, verbrannte er lieber die Hand, als dass er den Weihrauch hätte fallen lassen. 19. November. Dasselbe berichtet die Legende vom heiligen Procopius, auch von der heiligen Cyrilla und Bibiana.

St. Wilhelm von Tours, genannt Firmatus, gab all das Seine den Armen und wurde Einsiedler. Als ihn eine Buhlerin verführen wollte, hielt er die Hand in's Feuer und verbrannte sie, worauf das erschrockene Weib sich bekehrte. Eier, die man ihm brachte, erkannte er durch's blosse Ansehen als gestohlen. 24. April 1090. — Der heilige Victorinus klemmte seine Hände drei Jahre lang zwischen einen Baumstamm ein, in freiwilliger Busse.

Die Hand des heiligen Stephan, womit er so viel Almosen ausgetheilt, blieb unverweslich. Ueber die Schicksale dieser Reliquie vgl. Zedlitz, Volkssagen I. Auch die Hand des heiligen Oswald blieb unverwest, aus gleichem Grunde.

Dass Hände, die Böses thun, Heilige misshandeln, die Kirche bestehlen etc. wollen, plötzlich verdorren oder erlahmen, kommt oft in Legenden vor. Einem Zweifler, der das Bett der heiligen Jungfrau höhnisch berührte, hieb der Engel Michael die Hände ab. Nach einem russischen Bilde im Berliner Museum. Catal. von 1830, S. 263.

Handschuh.

Das sogenannte Schweinsbrodt (*cyclamen*), ein niedriges Kraut mit Blumen, deren fünf weisse Blätter nach hinten zurückgeschlagen sind, heisst auch Hand oder Handschuh der Maria, weil die heilige Jungfrau einmal ihre Hand auf sie legte,

worauf die Blume für immer einen köstlichen Wohlgeruch und die Gestalt ihrer Hand annahm. *Herbelot s. v. Mirjam.* — Die heilige Maria soll dem frommen Amadeus von Savoien Handschuhe aus dem Himmel gereicht haben. — Bei der Weihe zum Bischofe muss der neue Bischof ein Paar weisse Handschuhe anziehen, welche die Reinheit seiner Hände bedeuten sollen. Rippel, Alterth. der Cäremonien S. 270. — Der heilige David hing einmal seine Handschuhe an einem Sonnenstrahl auf, weshalb sie sein Attribut auf schwedischen Kirchenbildern geblieben sind. Afzelius, schwed. Volkssagen II. 86. Auch viele andere Heilige, namentlich die fromme Magd Notburga, die Kaiserin Kunigunde etc. hingen ihre Handschuhe an einem Sonnenstrahl auf. — Der heilige Poppo, Apostel der Dänen, zog freiwillig glühende Eisenhandschuhe an, um die Wahrheit der christlichen Religion zu erhärten. — Der heilige Henricus musste inwendig stachlichte Eisenhandschuhe anziehen.

Graf Arnold von Scheuern warf, da seine Vettern ihr Erbgut einem Kloster schenkten, zornig seinen Handschuh in die Luft: „Der Teufel soll seinen Antheil haben," und siehe, der Handschuh verschwand und kam nicht wieder. Eben so that Sophie von Brabant, als sie von ihren Rittern verlassen wurde.

Harfe,

Attribut des Königs David und Sinnbild für den Psalter, überhaupt für alles Lobsingen und Musiciren zur Ehre Gottes, der gesammten Kirchenmusik, daher auch noch auf den Orgeln gewöhnlich König David mit der Harfe angebracht wird. Auch die 24 Aeltesten im Himmel zunächst dem Throne des Lammes spielen Harfe, nach der Offenbarung Johannis. — St. Augustinus *serm.* 9, 5. erklärte aus den zehn Saiten der Harfe Davids die zehn Gebote. Die Harmonie des göttlichen Wortes in den Harfensaiten gehört derselben Symbolik an, derzufolge auch schon bei den heidnischen Griechen die Lyra

des Apoll für die Harmonie der Sphären oder der in den Planeten wirkenden Weltkräfte galt.

Harmonie der Sphären.

Durch die pantheistischen Lehren der Heiden wie durch die der christlichen Gnostiker geht die Idee einer Harmonie der sieben göttlichen Urkräfte oder Urgeister, dargestellt in den sieben Planeten, die im regelmässigen Lauf durch ihre Sphären wie Saiten harmonisch zusammentönen sollen. Das Bild dafür ist die siebensaitige Lyra oder die siebenröhrige Pansflöte. Man hat hierauf Bibelstellen angewandt, in denen, wie bei Hiob 38, 37. (nach der Vulgata) von einem *concentum coeli*, Ezechiel 1, 24. vom Getön des Allmächtigen, Hohelied 6, 10. von der tönenden Sonne, Psalm 19, 1. von den Himmeln, welche die Ehre Gottes erzählen, die Rede ist. Allein die angesehensten Kirchenväter haben die Lehre, die eine Beseelung der Sterne voraussetzt, verworfen und festgestellt, dass die Himmelskörper von Engeln gelenkt werden. Spätere Versuche, die Harmonie der Sphären christlich zu rechtfertigen, sind gleichfalls immer von den strengeren Kirchenlehrern zurückgewiesen worden. Vgl. darüber die umfassende Abhandlung in Pipers Myth. II. 245 f.

Harnisch,

Zeichen der Ritterlichkeit. Vgl. Ritter. „Zieht den Harnisch Gottes an," heisst es Ephes. 6, 11. Alle ritterlichen Heiligen tragen auf Kirchenbildern Harnische, sogar der Erzengel Michael. St. Meletius und St. Serapion, zwei römische Ritter, wurden als Christen verfolgt und dem Feuer ausgesetzt, bis die Harnische glühten. 24. Mai. St. Wilhelm der Grosse, ein Ghibelline und Verfolger der Bischöfe, wurde durch den heiligen Bernhard bekehrt, und aus dem wildesten Ritter ein frommer Pilger und Einsiedler. Er trug unter der Kutte noch den eisernen Harnisch und Ketten. Die Teufel miss-

handelten ihn oft jämmerlich. 11. Februar. In voller Rüstung malte ihn Hemessen im Wiener Belvedere. Wie er die Kutte über die Rüstung zieht, malte Guercino (*musée Nap.*). Wie er in voller Rüstung gebunden am Boden liegt, malte Salvator Rosa in Wien (ein schauerliches Bild). Ohne Zweifel ist der vor einem Kreuze gefesselt in seinem Harnisch liegende Ritter, von Spagnoletto, der 1832 in Karlsruhe zu sehen war, derselbe Gegenstand. (Kugler, Maler I. 356, scheint die Legende nicht zu kennen.)

Als Sinnbild der Schutzwaffe wird in der heiligen Schrift der Harnisch der Gerechtigkeit gebraucht. Jes. 59, 17. Buch der Weisheit 5, 19.

Hase.

Geiler von Kaisersberg verglich das Leben des Christen mit dem des Hasen, hauptsächlich weil er beständig verfolgt wird.

In der Kirche von Thüngenthal wird „Unsere Liebe Frau zum Hasen“ verehrt, weil einmal ein von Hunden verfolgter Hase auf den Altar floh und die Hunde demüthig vor dem Altar stehen blieben. Prescher, Gesch. der Grafschaft Limpurg I. 277. Diese echt christliche Legende vom Schutzbedürftigen, den Gottes Macht durch seine Heiligen rettet, wiederholt sich öfters. Auch zur heiligen Oringa flüchtet ein Hase (Görres, Mystik I. 337.), in den Ermel des heiligen Albert, in die Kaputze des heiligen Markulph und Philippus presbyter, zum heiligen Bernhard. P. Abraham, Judas IV. 65. Desgleichen zum h. Fructuosus und zum h. Martin. Der heilige Franciscus rief den Hasen und sie liefen freundlich zu ihm. Ottokar von Steyermark, in dessen Schooss einmal ein Hase floh, baute zum Andenken das Kloster Seiz (slavisch Hase).

Im Kloster zu Muotathal in der Schweiz kommen drei Hasen, die so gegeneinander gestellt sind, dass das rechte Ohr eines jeden zugleich das linke des andern ist, alle drei zusammen also nur drei Ohren haben, als Sinnbild der göttlichen Dreieinigkeit vor.

Hechel,

Attribut des heiligen Blasius, der mit eisernen Hecheln gemartert wurde.

Heilige.

Die griechische Kirche unterscheidet dreierlei Heilige: 1) reine Geister oder Engel, 2) heilige Menschen des alten Bundes, die Patriarchen und Propheten, 3) desgleichen des neuen Bundes. Jamin, Geschichte der Kirchenfeste S. 349. Die römische Kirche lässt die Heiligen des alten Bundes ganz weg, unterscheidet aber unter den Heiligen: 1) die heilige Jungfrau, 2) die Engel, 3) die Heiligen des neuen Bundes, und zwar zuerst die Apostel, dann *martyres, confessores, virgines. Durandus, rationale offic.* VII. 1. 34. Martyrer (Zeugen) sind Alle, die um des Glaubens willen den Tod gelitten. Sie, wie die Bekenner und Jungfrauen, sondern sich nach verschiedenen Gesichtspunkten wieder in Unterabtheilungen, in heilige Könige und Königinen, Ritter (*milites*), gerechte Richter, Kirchenväter und Lehrer (*doctores*), Heidenbekehrer und Missionäre, Stifter von Kirchen und Orden, Einsiedler, Pilger, endlich heilige Kinder. Zugleich vertheilen sich die Gaben des heiligen Geistes, die christlichen Tugenden an die verschiedenen Charaktere der Heiligen, und dienen ihre *acta* als praktische Beispiele zur christlichen Lehre. Die Legenden der Heiligen sind ein Spiegel des Dogma wie der Sittenlehre. Ihr Charakter oder ihre eigenthümliche Wirksamkeit hat viele Heilige geeignet, vorzugsweise Patrone (Schutzheilige) zu werden für Länder und Völker, Stände, Berufsarten, Geschlechter und Alter, in Nöthen des Leibes und der Seele etc.

Die Kennzeichen der Heiligkeit sind: 1) die Auserwählung durch den Heiland selbst, das apostolische Kennzeichen; 2) die Blutzeugschaft, die Besieglung des Bundes mit Christo durch das eigne Blut, das Martyrerkennzeichen; 3) die

Virginität (Jungfräulichkeit im höhern Sinne), als Grundbedingung aller folgenden Gaben; 4) der persönliche Umgang mit den höchsten Personen der Gottheit, der heiligen Jungfrau, den Engeln und Heiligen, durch deren Erscheinungen, eine Auserwählung gleich der apostolischen, jedoch zweiten Grades; 5) die Wundergabe, durch welche der Heilige über die gewöhnlichen Naturgesetze gestellt wird; 6) das Patronatsrecht, die Macht des Schutzheiligen; 7) das Recht der Fürbitte für die Menschen bei Gott.

Dass die Engel im Cultus ein wenig hinter die menschlichen Heiligen zurücktreten, hatte einen guten Grund. Die Engellehre der Gnostiker drohte das Christenthum in heidnischen Pantheismus aufzulösen. Die Kirche musste hier Uebertreibungen entgegentreten. Zudem stehen die Heiligen als Menschen in einem innigen Verhältniss zum Menschensohne, und ihr Wirken ist inniger in den welthistorischen Aufbau der Kirche verwebt. Daher das Patronat der Heiligen in allen Beziehungen, in denen der Mensch im objectiven Daseyn seiner Zeit aufgeht, während nur das Subjectivste seines Individuums den Schutzengeln anheimgegeben bleibt. Mit dieser Einschränkung wird der heidnische Pantheismus aus der Engellehre am sichersten ausgeschlossen.

Das innigere Verhältniss jedes Heiligen zu Christo und die auch noch seinen irdischen Ueberresten inwohnende Wundergabe und Heilkraft bedingte und förderte den Gebrauch, jede Kirche durch Niederlegung einer Reliquie in den Altar zu segnen. Weil aber auch in dieser Beziehung frommer Uebertreibung begegnet werden musste, wurde in den mittlern Zeiten dringend nöthig, dem Papst das Recht der Heiligsprechung (Canonisation) vorzubehalten.

Wie die Hauptfeste des Heilands selbst in ihrer jährlichen Wiederkehr genau auf die Tage fallen, deren Verhältniss zur Jahreszeit und zum Sonnenlauf in symbolischer Beziehung zum Geisteslicht, zum geistigen Frühling und zur geistigen Wiedergeburt stehen, ganz derselben Symbolik gemäss sind auch die Namen der Maria, der Apostel und

der vornehmsten Heiligen auf alle übrigen Tage des Jahres dergestalt vertheilt, dass wenigstens in den wichtigsten Fällen eine symbolische Beziehung zwischen dem Charakter und Wirken des betreffenden Heiligen und der Jahreszeit oder dem Sonnenstande, wohin sein Tag fällt, wiedererkannt wird. In andern Fällen ist das symbolische Verhältniss des Heiligen zu seinem Jahrestage vielleicht nur durch die Zeit verdunkelt worden und noch nicht wiedererkannt. Das Fest Allerheiligen am 1. November war erforderlich, um allen den Heiligen, die der Kalender nicht an einzelne Tage wies, die besondere Verehrung an einem gemeinschaftlichen Tage des Jahres zu sichern. In der Wahl dieses Tages aber, im Beginne des Winters, spricht sich ein schöner Sinn aus. Die Heiligen widmeten fast ohne Ausnahme ihr Leben dem Kampf mit der alten Nacht des Heidenthums und der Sünde. Sie gingen den Gläubigen voran durch die Schrecken des Todes. Sie gaben sich zum Opfer hin dem Winter, um den künftigen Geschlechtern den Frühling zu erobern. Sie gingen in die Finsterniss des Grabes ein, wie das Saatkorn in die Erde, um tausendfältige Früchte zu tragen.

Unter der grossen Zahl von Heiligen finden sich einige problematische Namen, und im Volke geht manche Legende um, die von der Kirche nie beglaubigt worden ist. Manches wurde von einem Heiligen auf den andern übergetragen, und selbst der rühmliche Fleiss der *acta SS.* hat die Nebel nicht alle lichten können, die am äussersten Horizont der Heiligengeschichte lagern. Allein in der Mitte dieser Heiligenwelt, in der ihre vornehmsten Gestalten seit Jahrhunderten als Säulen der Kirche feststehen, ist Alles klar, und eben so fest und klar ist das Kriterium der innern Wahrheit, welches die Legenden nach dem Maasse der Glaubenslehren und der davon unzertrennlichen Symbolik misst, Alles fallen lassend, was damit unvereinbar ist.

Allgemeines Kennzeichen der Heiligen in der Kirchenmalerei ist die gewöhnlich goldne Kreisscheibe oder der noch einfachere goldne Reif um das Haupt. Vgl. den Artikel

Nimbus. Indem die Maler sich vom Herkommen der Kirche entfernten, liessen sie häufig jenen Nimbus weg, und schmeichelten sich, aus eignem Kunstgenie durch die Vortrefflichkeit von sogenannten Charakterköpfen ihre Heiligen genugsam zu bezeichnen. Allein sie hätten der ehrwürdigen alten Regel wohl treu bleiben dürfen. In die Charakterköpfe und Charaktergestalten der Heiligen hat die Künstlergenialität nur zu oft unheilige, dem Geist der Kirche ganz fremde, nur vom Theater geborgte Effekte hineingelegt, falsches, anmassliches Pathos in die männlichen, Koketterie in die weiblichen Bildnisse. Die fromme Pflicht, Heilige für die Andacht der Gläubigen, würdig des Platzes in der Kirche Gottes, darzustellen, wurde und wird nur zu oft verabsäumt. Alle jene weltliche Unruhe und Leidenschaft, gegen welche die Kirche mit ihrem ewigen heiligen Frieden wirken soll, sind durch die manierirten Heiligenbilder in die Kirche eingeschmuggelt worden. Wer kennt nicht jene Kirchenplafonds, auf denen ein Gewirr von heiligen Armen und Beinen nach allen Richtungen, in der gewaltsamsten und unnatürlichsten Geberdung, in athletischen Stellungen, hässlichen und unanständigen, aber von den sogenannten Kunstkennern bewunderten Verkürzungen durcheinanderraset, wie bei Tänzern eines Cancan in Paris? Auch die Schaustellung der entsetzlichsten Martyrien hat von Seiten der Künstler keineswegs den Zweck gehabt, zu rühren und mit tiefer Andacht zu ergreifen, sondern die Bewunderung der Anatomen und Chirurgen zu ärndten durch die Meisterschaft der Naturnachahmung. Als diese Schlächtereien, die nie in den Kirchen hätten Eingang finden sollen, endlich Mode zu werden aufhörten, trat an ihre Stelle eine sentimentale Weichlichkeit, die den Heiligen, sonderlich den jungfräulichen, ein kokettes Schmachten anlog, und in ihre geistigen Entzückungen den Ausdruck der feinsten sinnlichen Wollust mischte.

Alles Unreine und Unruhige im Ausdruck widerspricht der Heiligkeit. Die griechische, wie die ältere römische Kirche hat bei aller hieratischen Steifigkeit der Heiligen

doch die Würde und den Ausdruck des innern Friedens in denselben besser gewahrt, als die Kirchenmalerei der letzten Jahrhunderte. Ich will mich hier durchaus nicht gegen die edle Freiheit der Kunst erklären, aber gegenüber so vielen Beispielen ihres Missbrauchs ist es unerlässlich, an die wahre Aufgabe der Kirchenmalerei zu erinnern.

Heimsuchung.

Einige Zeit nach der Verkündigung verliess die heilige Jungfrau Maria ihre Heimath und begab sich zu ihrer ältern Freundin Elisabeth. Dieser Besuch (Heimsuchung) ist nicht blos als ein menschlicher Vorgang, sondern mit bestimmter Beziehung auf die Mission Gott des Sohnes zu erklären. Auch die menschliche, sogenannte natürliche Erklärung braucht keineswegs so weit zu gehen, wie Herder, welcher (zur Theologie IX. 37.) die Jungfrau schon rohen Verleumdungen in ihrer Heimath ausgesetzt seyn lässt, oder Olshausen (I. 53.), welcher die Vermuthung aufstellt, Joseph habe den Zustand seiner Braut bereits bemerkt und sich seines Rechts bedient, sie zu entlassen (nach 5. B. Mos. 24, 1.) Es genügt, dass Maria aus zarter Scham ihren Zustand nur einer Freundin bekennen wollte, die in demselben Zustande war. Die Heimsuchung hat aber hauptsächlich eine mystische Seite. Sofern der Sohn Gottes im jüdischen Volke Fleisch wurde und das Heil des Christenthums wie eine göttliche Flamme auf dem Herdaltar des Judenthums entzündet wurde, genügte es nicht, diesen Zusammenhang blos physisch durch die Genealogie Mariens und ihre Herleitung aus Davids Geschlecht auszudrücken; auch der Geist des alten mosaischen Gesetzes musste in einer würdigen Personification schon dem noch ungebornen Geist des neuen Bundes die erste Huldigung darbringen. Dem Judenthum gebührte hierin der Vorrang vor dem Heidenthum, und wenn dieses letztere später in der Personification der drei Weisen aus Morgenland dem eben gebornen Christo huldigt, so war dem Judenthum diese

unſerer Wiſſenſchaft ſchon dadurch, daß die Form des Staats im weiteſten Umfange die nach allen beſonderen Richtungen wirkenden Kräfte einigend umfaßt. Allein wenn gleich der Staat, durch ſeine Repräſentation eines höchſten Geſammtwillens, mit Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung überallhin beſtimmend eingreift, ſo bleibt es doch eine Einſeitigkeit, die auf Abwege führt, wenn man ihn mit ſeinen verſchiedenen Inſtituten nur als ein Beſtimmendes und Maaßgebendes, nicht auch als ein Beſtimmtes anſehen will. Eine ſolche Einſeitigkeit war indeſſen in der Zeit politiſcher Unfreiheit kaum zu vermeiden, in einer Zeit, wo noch die Völker in höherem Grade bloß paſſiv erſchienen und weniger unmittelbar und augenfällig auf die Geſtaltung des Staats einwirkten. Die richtigere Anſicht wird mehr und mehr in der Theorie anerkannt; allein dennoch hat man ſich in der Darſtellung und Charakteriſirung der politiſchen Verhältniſſe meiſtens noch allzuwenig von ihr leiten laſſen. So hat die Statiſtik zwar die wichtigſten Beſtimmungen der verſchiedenen Verfaſſungen und Geſetzgebungen zuſammengeſtellt, auch wohl räſonnirend mit einander verglichen, aber noch allzuwenig auf ihren Zuſammenhang mit den verſchiedenen Stufen der materiellen, intellectuellen und ſittlichen Kultur der Völker Rückſicht genommen. Durch dieſe Unterlaſſungsſünde iſt es gekommen, daß ſie den ihr eigenthümlichen Charakter eingebüßt hat; daß die Statiſtik der Verfaſſungen, Geſetzgebung und Verwaltung meiſtens nichts anderes geweſen iſt, als ein ſehr dürftiger Auszug des poſitiven Staatsrechts verſchiedener Staaten, etwa noch durchmiſcht mit einigen genealogiſchen Angaben über die Regentenfamilien in Erbmonarchien, mit einigen Notizen über Staatseinkommen, Militärmacht u. dgl.

Erfüllt dagegen die Wiſſenſchaft ihre Aufgabe im vollen Umfange, ſo wird ſie zwar einräumen, daß beſondere Perſönlichkeiten, individuelle Kräfte und Willkühr, oder ſolche Ereigniſſe, die wir als zufällig bezeichnen, weil uns der Faden ihrer Verbindung mit andern Begebenheiten und Zuſtänden verloren gegangen, ihren Einfluß auf die nähere Ausbildung der politiſchen Verhältniſſe allerwärts geäußert haben. Allein zugleich wird ſie anerkennen, daß Geiſt und Charakter der Verfaſſungen und Geſetzgebung, mit allen ihren bleibenden und unausbleiblichen Veränderungen, ſtets vom Geiſt und Charakter des Völkerlebens und ſeiner Veränderungen

Huldigung noch früher vergönnt in der Person der Elisabeth. Denn die Messiasidee, die durch das ganze alte Testament hindurchgeht, war gleich dem noch ungebornen Christo, und in ihr huldigte das Judenthum dem künftigen Christenthum. Dieses Verhältniss nun findet seinen Ausdruck darin, dass Elisabeth in dem gesegneten Leibe ihrer jungen Freundin den Messias erkennt, und dass sie die erste unter allen Sterblichen ist, die ihn anbetet, ehe denn er noch an's Licht der Welt getreten ist.

Elisabeth erkannte, dass Mariens Schooss den Heiland der Welt in sich schloss, und sympathetisch hüpfte ihr eignes Kind im Leibe vor Freude auf (oder kniete nach spätern Legenden im Mutterleibe nieder und betete das fremde Kind an). Elisabeth sprach zu der demüthig Zagenden: „Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Selig bist du, die du geglaubt hast!“ Maria aber ging vom Kummer plötzlich in Freude über, und ihre Demuth erhob sich zu seligem Stolze: „Von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder, denn der Herr hat grosse Dinge an mir gethan.“ Ihrem Geiste werden plötzlich alle die alten Verheissungen klar, die Gott den Kindern Abrahams gegeben, und sie glänzt im Nimbus himmlischer Offenbarung. Die fromme Magd erscheint erhoben in die königliche Glorie des Stammes David, und schon liegt in dieser Entzückung die Ahnung der Himmelskönigin.

Die Kirche hat im Magnificat diesen herrlichen Lobgesang der Jungfrau zu dem Rang in der Kirchenmusik erhoben, der ihm gebührt.

Nur aus dieser mystischen Beziehung der beiden Testamente aufeinander durch die Messiasidee erklärt sich auch alles sonst Räthselhafte in dem Charakter des Täufers Johannes, worauf wir später zurückkommen. Elisabeth ist aufzufassen als der uralte fromme Glaube im Judenthum, ihr Mann Zacharias als das dem Glauben abgestorbene Siechthum des Volkes. Beide sind schon hochbetagt, wodurch das Alter des Volkes überhaupt ausgedrückt werden soll. Sie haben keine

Kinder, wodurch der hoffnungs- und zukunftslose Zustand der Juden unter den Römern bedeutet wird. Da verheisst dem Zacharias Gott der Herr noch im höchsten Greisenalter einen Sohn, wie einst dem Abraham, woraus die stellvertretende Bedeutung des Johannes für Abrahams Volk noch bestimmter hervorgeht. Diesmal aber ist die Spätgeburt nicht im physischen, sondern im geistigen Sinne zu verstehen; denn der verheissene Sohn ist nicht wie Isaak der physische Gründer eines neuen Volkes, sondern er ist der Täufer Johannes, durch den das Volk auf geistige Weise dem lange verheissenen und endlich erschienenen Messias zugeführt werden soll. Johannes repräsentirt das jüdische Volk in seiner endlichen Erhebung zur christlichen Potenz.

Zacharias glaubte an die göttliche Verheissung nicht, d. h. die Juden waren schon so überlebt, dass sie an den Messias, den sie so oft ersehnt, als er endlich wirklich kam, gar nicht mehr glauben wollten. Er verlangte ein Zeichen, da machte Gott ihn stumm und liess ihn nicht eher wieder reden, als bis er den Namen seines Sohnes aussprechen sollte. Elisabeth aber glaubte und war des Kindes froh, das sie unter dem Herzen trug. Sie hatte es sechs Monate früher empfangen, als Maria das ihrige. Daher tritt Johannis des Täufers Geburt genau ein halbes Jahr früher ein, als die des Heilands; jene zu Johanni in der Sommersonnwende, diese zu Weihnachten in der Wintersonnwende. Zu Johanni hat die Sonne ihren höchsten Lauf vollendet und sinkt von nun an. Bei allen heidnischen Völkern galt dieser Tag als Tod der Sonne. Zu Weihnachten aber beginnt die neue Sonne des Jahres; das war bei allen Heiden der Geburtstag der Sonne. Die Natur wird hier zum Bilde der Geschichte. Der Sinn ist, dass im Täufer Johannes, als dem letzten grossen Propheten, sich das Judenthum vollendete, um in Jesu Christo einer neuen Religion den Weg zu bereiten.

Auf Bildern der Heimsuchung hat Maria gewöhnlich ein grünes Kleid, in der Farbe der Hoffnung. Noch bestimmter ist die Farbensymbolik auf dem schönen Altarbilde von Hans

Baldung im Freiburger Dom, indem die Jungfrau hier ein weisses Kleid mit grünem Mantel trägt, die Farben der Unschuld und Hoffnung. Auf einem berühmten Bilde Raphaels in Madrid spiegelt sich das Grün auch in der Natur. Rings um die beiden Frauen her ist Frühling, ein neues Paradies. Vgl. v. Quandt, Reise in Spanien S. 247. Ein gewöhnliches Attribut der Maria auf Heimsuchungsbildern ist auch ihr Stroh- oder Reischut und ein Wanderstab. Als ein unschicklicher Missbrauch einer ursprünglich gut gemeinten und naiven Symbolik ist das Bild aus der alten Kölner Schule im Berliner Museum (Catalog von 1830, S. 297.) zu betrachten, in welchem der Jungfrau das heilige Kind, mit Strahlen umgeben, auf den Leib gemalt erscheint. So findet es sich auch in der Kathedrale zu Chartres. *Didron*, *annales* I. 217, vgl. 222; auch dessen *icon.* p. 287. 291. Das zu Bogen an der Donau verehrte Muttergottesbild lässt sogar durch ein Glasfenster das geputzte Christkind im Innern des Leibes sehen.

Helena.

Die berühmte schöne Helena, um deren Besitz der trojanische Krieg entbrannte, wurde für spätere christliche Dichter noch bedeutungsvoll, sofern man in ihr den ganzen dämonischen Zauber hellenischer Schönheit personificirte. Schon der Zauberer Simon Magus, der mit dem Apostel Petrus verkehrte, gab seine schöne Concubine für die echte Helena aus und erklärte das grosse Gedicht Homers vom trojanischen Kriege für eine christliche Allegorie. Der Kampf auf Erden sey nur ein Vorbild gewesen von dem Kampfe, den Helena's Schönheit unter den Engeln im Himmel erweckte. *Epiphanius, haer.* 21, 2. Baur, Manichäer 468. — Noch später hat die berühmte Legende von Dr. Faust im 16ten Jahrhundert die Helena abermals durch den Zauberer Faust aus ihrem Grabe erwecken lassen, damit er in ihren Armen die ganze Fülle des Sinnlich-Schönen geniesse, die das Zeitalter der Hellenen kannte.

Henoch.

Nach 1. Mos. 5, 24. wurde Henoch, der Siebente nach Adam oder dessen Enkel im sechsten Grade, seines göttlichen Lebens wegen von Gott hinweggenommen, und ward nicht mehr gesehen, d. h. er kam lebendig in den Himmel. Für ihn gab es keinen Tod. Vgl. Sirach 49, 16. Ebräer 11, 5. Seiner wird in der heiligen Schrift nur noch gedacht in der Epistel Judä 14, wo es heisst: Henoch habe das Weltgericht (die Sündfluth) verkündet. Doch ist wahrscheinlich, dass er und Elias unter den zwei Zeugen vor dem Weltende gemeint war. Herrad von Landsberg, von Engelhardt S. 48. Vgl. Elias.

Sollte man es für möglich halten, dass gelehrte Theologen eine Parallele ziehen konnten zwischen dem Henoch, den Gott aus Wohlgefallen an seiner Frömmigkeit zu sich nahm, und dem Ganymed, den Jupiter wegen seiner Schönheit entführte? de Wette, bibl. Theologie 89. Henke, Magazin VI. 194. Winer Realw. s. v. Wollte man eine Parallele ziehen, so konnte man nur auf die Asträa fallen, diese Personification himmlischer Unschuld, nicht auf den unsaubern Ganymed.

Es ist bedeutsam, dass Henoch der siebente Sethite ist, während das Geschlechtsregister der Kainiten gerade im siebenten Gliede schliesst. Henoch wird in den Himmel erhoben in demselben Sinn, wie die jungfräuliche Asträa zum Himmel zurückkehrte, indem fortan das Unrecht und sittliche Verderben auf Erden zurückbleibt. Dieses Verderben, aus der Vermischung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen erzeugt, wird bei den ersten sieben Geschlechtern der Kainiten noch nicht erwähnt, sein Beginn fällt also wohl mit dem Ausgang Henochs zusammen.

Betrachten wir aber die ganze Zeit zwischen Adam und Noah als ein Vorbild der künftigen Weltgeschichte, so erscheint sie zugleich als deren optisches Gegenbild in

umgekehrten Verhältnissen. Henoch wird hier das Vorbild Christi, geht aber in den Himmel zurück, wie dieser aus dem Himmel auf die Erde niederkommt; und auf Henoch folgt erst das Verderben, aus welchem Christus erlöst.

In demselben Sinn steht Henoch dem Lucifer entgegen, wie denn die weibliche Form Anahid dem männlichen Namen Enoch ziemlich nahe verwandt scheint. Der Abendstern bedeutet den gefallenen Engel, der Morgenstern den zum Himmel erhobenen Menschen.

Mit Henoch ist auch zu vergleichen Annakos, ein fabelhafter König in Phrygien, der vor der Sündfluth gelebt haben soll, der einzige reine und tugendhafte Mann unter der gänzlich verwilderten antediluvianischen Menschheit, dem zu Liebe Gott die Strafe so lange verschob, dass Annakos dreihundert Jahre lang regieren konnte. Aber nach seinem Tode brach unaufhaltsam die Sündfluth herein. Nach Apollodor III. 12. 6. Diodor IV. 61. Stephan. Byzantinus. Buttmann, Mythologus I. 176, erkennt in ihm mit Recht den Henoch wieder. Bei Zenobius heisst er Nannakos.

Im apokryphischen Evangelium des Nicodemus, Cap. 25, rühmt Henoch, er und Elias, die beide lebendig zum Himmel gekommen, würden von da wieder zur Erde herabkommen, wenn das Weltende nahen würde, um mit dem Antichrist zu streiten. Die Juden fabeln, Henoch sey der grosse Engel Metatron geworden, von *μετὰ θρόνον*, der nächste am Throne. Vgl. auch Gfrörer, Kirchengesch. I. 119, dessen Jahrh. d. Heils I. 321. Eisenmenger II. 397. Die Muhamedaner haben wieder eine wunderschöne Legende. Henoch, der bei ihnen auch Idris heisst, war der erste Schneider, der erste Schreiber, der Erste, der die Waage erfand. Er that viel Gutes und predigte, obwohl vergeblich, den bösen Kainiten. Da sandte ihm Gott den Todesengel in schöner Jungfrauengestalt, um ihn zu prüfen. „Komm mit mir," sprach der Engel, „und hilf meine Schwester befreien, die ein Kainite entführt hat." Idris nahm sein Schwert und folgte dem Engel. Sie

wanderten den ganzen Tag; da ward es Nacht. Sie ruhten und Idris hungerte. Der Engel wies ihm ein weidendes Schaf, aber Idris wollte sich, als an fremdem Gute, nicht an dem Schaf vergreifen. Am andern Tage ging es eben so; da durstete Idris unsäglich. Der Engel wies ihm einen liegen gebliebenen Schlauch, aber auch an ihm wollte sich Idris nicht vergreifen. Am dritten Abend liess Gott über Idris eine dattelvolle Palme wachsen und zu seinen Füssen einen frischen Quell entspringen. Idris ass und trank und lud den Engel ein, dasselbe zu thun. Dieser aber sprach: „Ich esse nicht und trinke nicht, denn ich bin der Todesengel.“ „So nimm meine Seele,“ sprach Idris. Der Engel nahm sie, gab sie ihm aber auf Gottes Befehl im nämlichen Augenblicke wieder. Idris wollte nun die Unterwelt sehen, und der Engel führte ihn zu Malik, dem Pförtner der Hölle. Dieser öffnete ihm den Abgrund der Verdammniss, und Idris schauderte. Da bog sich ein Zweig aus dem Paradiese herüber, Idris klammerte sich an denselben fest und wurde leicht in's Paradies gehoben. Malik und der Todesengel sahen ihm staunend nach. Hammer, Rosenöl I. 30. Weil, biblische Legenden S. 62. In Rückerts morgenländ. Sagen I. 9. ist die Legende anders und weniger schön aufgefasst. Idris darf hier das Paradies betrachten, verliert seinen Schuh darin, geht noch einmal zurück, um ihn zu holen, und darf nun darin bleiben. Eine Legende bei Herder (zur Theologie IX. 29.) gesellt dem jungen Henoch einen himmlischen Schwan zu. Mit einer demselben entfallenen Feder schreibt Henoch sein berühmtes Buch. Am Ende seines Lebens erscheint der Schwan wieder und trägt ihn in den Himmel.

In der altdeutschen Legende vom heiligen Brandanus, der durch unbekannte Meere zum Paradiese schiffte, kommt auch der himmlische Pallast des Henoch vor, durch ein Land voll ewiger Nacht in hellem Glanze schimmernd. Dadurch wird sehr sinnig die Einsamkeit bezeichnet, in der sich Henoch mit Elias allein im Himmel befunden habe.

Das apokryphische Buch Henoch, welches 1833 von Hoffmann übersetzt und commentirt wurde, verbindet Sabäismus (chaldäischen Sternencultus) mit dem Judenthum und schreibt sich aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft her. Henoch spricht darin von dem, was er Alles im Himmel gesehen hat. Es sind aber nur confuse Wiederholungen von gemeinen Vorstellungen, worin Sterne, grosse Lichter und Berge, schöne Bäume, Wasserfälle, Quellen, Engel und Selige in Unzahl vorkommen. Nur Gott selbst, als „Herr der Geister", erscheint originell mit vier Flügeln von so riesenhafter Grösse, dass alle Seligen im Schatten derselben singen können. Gelegentlich wird auch ein Blick in die Hölle geworfen, aber auch hier wird Reichthum der Phantasie durchaus vermisst. Das Beste in diesem langweiligen Buche ist im Anfang die Schilderung, wie die Engel zur Erde hinabsteigen, sich mit den Töchtern der Menschen vermischen und ein greuliches Riesengeschlecht zeugen, zu denen nachher Henoch, obwohl vergeblich, aus dem Himmel hinuntergeschickt wird, um sie von ihren Schandthaten abzumahnen. Die Strafe erfolgt durch die Sündfluth, ist aber hier nur kurz und mit dem allgemeinen Weltgericht zusammengefasst. Vgl. über das Buch: Gfrörer, Urchristenthum I. 47. II. 93. v. Meyer, Blätter für höhere Wahrheit VII. 378. In der Zahl 365 (so viele Jahre lebte Henoch) erkennt v. Bohlen, Genesis 69, eine astronomische Beziehung und macht Henoch zu einem Träger des Sabäismus.

Herkules

wurde wegen seiner schweren Arbeiten und Leiden in der Erlösung der Menschen von allerlei Ungeheuern als ein Vorbild Christi angesehen und Christus zuweilen der christliche Herkules genannt. Vgl. Piper, Myth. I. 157. 434 f. Alle solche Hinweisungen aus dem Christenthum auf die heidnische Mythe sind unzulässig. Der Christ lernt daraus nichts, was er nicht ohnedem schon wüsste. Die ganze Manier, Christliches im

Heidnischen zu spiegeln, entsprang aus dem heidnischen Gelüste der in ihrem Glaubenseifer schon erkalteten Christen.

Hermelin,

Sinnbild Christi, weil es die Schlangen tödtet und weil das weisse Hermelin nach altem Aberglauben vom Wiesel geboren wird, welche aussergewöhnliche Geburt man gleichfalls auf die des Heilandes bezog. In altdeutschen Dichtungen; vgl. W. Grimm, goldne Schmiede S. XXXIV. und LI.

Herodias,

die üppige Tochter des Königs Herodes, die durch ihren Tanz den Vater bezauberte und als er ihr eine besondere Gnade anbot, das Haupt Johannes des Täufers verlangte. Ihr eigentlicher Name ist Salome, doch wird sie gewöhnlich mit dem Namen ihrer Mutter Herodias genannt. Die neuern Maler pflegen sie in dem Augenblick zu malen, in welchem sie die Schüssel mit dem abgeschlagenen Haupt ihrem Vater bringt, und legen es darauf an, den leichenhaften Ausdruck in dem Kopfe auf der Schüssel mit der lebensfrohen Miene der Trägerin zu contrastiren. Viele, ja die Meisten, malen sie so unbefangen, als ob sie eine Schüssel mit Speise oder Obst brächte. Der grosse Titian hat seine eigne schöne Tochter als Herodias auf diese Weise gemalt und ganz dieselbe Figur in derselben Stellung auch wieder als Blumenmädchen, indem er nur das Haupt in der Schüssel in Blumen verwandelte. Ein vornehmes Mädchen kann sehr leichtsinnig seyn, auch einen Mord veranlassen, aber schwerlich ihm mit so viel Frohsinn anwohnen und ein abgeschlagenes Haupt so lustig dahertragen. Das ist gegen alles weibliche Gefühl. Daher muss der alte Maler in Siena gelobt werden, der die Herodias gemalt hat, wie der Kopf ihr gebracht wird und wie sie vor demselben erschrocken und mit Ekel zurückfährt, während gleichwohl eine Befriedigung wegen des Erfolges in ihren Mienen zu lesen ist. Kunstbl. 1827, S. 208.

Das Mittelalter hat eine ganz wunderbare Sage von dieser Herodias ausgebildet. Die Königstochter soll nämlich, nachdem sie den Tod des Täufers verschuldet, gegen das schöne Haupt desselben in Liebe entbrannt seyn. Aber das Haupt, berichtet die Sage weiter, habe sich mit Abscheu von ihr abgewandt und sey durch die Luft vor ihr entflohen. Seitdem jage nun Herodias unablässig weinend dem „wehenden Johannishaupte“ nach, welches sie, so oft sie es erreicht, anbläst und dadurch zurückstösst. *Reinardus* p. 1139 f. Grimm, d. Myth. 261. Wahrscheinlich eine heidnische Vorstellung, die aus deutschem Volksglauben in die christliche Tradition überging. Unter Herodias oder Pharaildis dürfte nur eine deutsche Göttin, Frau Hilde, zu verstehen seyn. Indess macht Kopisch zu Dante S. 21. darauf aufmerksam, dass auch im 5ten Gesange der Hölle des Dante die Sinnlichen und Ueppigen durch ein rastloses Dahinstürmen bestraft werden.

Herz,

Quelle des Blutes und Lebens, Organ der Seele und des Gemüthes. Sofern der Leib überhaupt mit einem Tempel verglichen wird, ist das Herz der Altar, an dem die Seele Gott dient oder dem Teufel, das Allerheiligste im Menschen oder das Verdorbenste.

Da nun Gott Mensch geworden in Christo und sündenlos geblieben, ist dessen Herz durch und durch heilig, und wurde daher auch auf Veranlassung der frommen Nonne Maria à la coque in Bourgogne im Jahre 1674 einer besondern Andacht empfohlen im Herzjesufeste, und besondere Brüderschaften derselben gewidmet. Jesu Herz im Feuer und von Engeln umgeben, zeigt ein Bild in Portugal, Raczynski p. 269. Wie alle Welttheile ihm huldigen, ein Bild von Battoni. Ein Herz, in dem die drei Nägel der Kreuzigung stecken, ein besonders bei den Jesuiten beliebtes Sinnbild, bezieht sich wahrscheinlich auf Glaube, Liebe, Hoffnung. Die Herzform wurde auch öfters für die Monstranzen beliebt,

um die Hostie darin einzuschliessen. Ein Herz, das eine grosse Menge kleinerer Herzen einschliesst, ist Sinnbild der christlichen Gemeinde.

Das sich öffnende Herz wurde gleich der Seitenwunde des Heilands von den Dichtern vielfach zu Vergleichungen gebraucht, als Bett, worin der Gläubige ruht, als Höhle, wohin der Verfolgte flüchtet, als Hafen, wo der Irrende landet etc., und wurde damit von den Jesuiten und Herrnhutern nicht selten eine geschmacklose Spielerei getrieben. Die fromme Sehnsucht nach Christo, an sich rührend, wird doch unschicklich, wenn sie dem allerheiligsten Körper so gar nahe kommen will.

In den Legenden frommer Nonnen kommt vor, dass Christus sein Herz mit dem ihrigen vertauscht. Dies widerfuhr der blinden heiligen Luitgarde, der heiligen Katharina von Siena. Johanna von Valois, Gemahlin Ludwigs XII., wollte ihr Herz Christo geben, fand es aber nicht mehr, weil es schon bei ihm war. *Acta SS.* 4. Februar. Im Herzen der heiligen Brigitta von Schweden fand man ein Kreuz, in dem des heiligen Paula ein Crucifix, des heiligen Ignatius den Namen, in dem der heiligen Clara das Bild, der heiligen Therese das Leiden, der heiligen Gertrud das Brandmaal eines Strahls vom Kreuze Christi; in dem der Magdalena de Pazzis die Worte: *Verbum caro factum est,* in dem der Margaretha von Tiferno die Bilder des Heilands, seiner Mutter und Josephs. *Acta SS.* April II. 192.

Auch das Herz der Gottesmutter wird verehrt und gewöhnlich dargestellt durchbohrt von sieben Schwertern, wodurch die sieben Schmerzen der Maria bezeichnet werden.

Als Attribut der Heiligen hat das Herz gewöhnlich nur die Bedeutung feuriger Gottesliebe. So trägt der heilige Ignatius und die heilige Therese ein brennendes Herz in der Hand. Von der heiligen Ursula Bonicasa meldet die Legende, schon bei Lebzeiten sey ihr das Herz aus Liebe verbrannt. P. Abraham, Judas III. 139. Görres, Mystik II. 31. Magdalena de Pazzis trägt ein strahlendes Herz in der Hand;

bedingt sind. Diese Betrachtungsweise wird nun insbesondere deutlicher hervortreten lassen, wie namentlich mit den verschiedenen Stufen der Organisation der Arbeit und der hierdurch wesentlich bestimmten Thätigkeitsweise der Nationen die verschiedenen politischen Organismen zunächst und innig zusammenhängen; wie hernach in der politischen Welt, ähnlich wie in der äußeren organischen Natur, höhere organische Gebilde an niedere sich anschließen, und wie die Herrschaft individueller Laune und Willkühr, so wie eines starren Herkommens allmälig zurückweicht vor der Macht einer öffentlichen Meinung und eines fortschreitend veränderlichen, auf den jeweiligen Gehalt des Volkslebens sich basirenden Rechts; wie bei jenen höheren politischen Organismen die Organe der Staatsgewalt vielseitiger auseinander gehen und sich entfalten; wie die erst noch vermischte, politische und moralische, weltliche und religiöse Gesetzgebung bestimmter sich scheiden; wie endlich die Administration in mannigfaltigere Zweige sich abgliedert. Die in das Verhältniß von Ursache und Wirkung tiefer eindringende Statistik wird hiernach auch im Gebiete der Politik ein Gesetz der Bewegung und Entwickelung gelten lassen und darum die Reihenfolge der politischen Organisationen nicht mit dem Kreise der jetzt bestehenden Staatsformen für geschlossen halten. Ist doch die repräsentative Demokratie, wie sie gegenwärtig im größten Theile Amerika's und in einigen Kantonen der Schweiz besteht, erst ein Erzeugniß der allerneuesten Zeit; und gehören doch auch die repräsentative Monarchie, so wie die absolute Monarchie in der eigenthümlichen Weise, wie sie nur in Europa existirt, der neueren Weltgeschichte an!

Mit allem Vorhergehenden konnte nur das Wichtigste angedeutet werden, was nach ihrem jetzigen Standpunkte in den vielfach erweiterten Gesichtskreis der Statistik fällt, und manches Wichtige ist ganz unberührt geblieben. Es genügt jedoch zur Schilderung des allgemeinen Charakters, den diese Wissenschaft behaupten muß, um sich den Ansprüchen der neueren Zeit gewachsen zu zeigen. Diese Zeit ist eine verhängnißvolle, die Großes entstehen sah und Größeres im Keime birgt. Darum suchen Alle, die auf Bildung Anspruch machen, sich wenigstens den Anschein zu geben, ihre Bedeutung zu erfassen und zu begreifen. Soll aber im vielgestaltigen Völker- und Staatenleben unser Wissen und Wollen mehr seyn, als ein blindes Tappen, so müssen wir mit der genaueren

der heilige Augustinus ein Herz, das von zwei Pfeilen kreuzweis durchbohrt ist; der heilige Franciscus de Sales ein mit Dornen umwundenes Herz. Die selige Stephana Quintana fühlte ihr Herz rotiren; das Herz der Beatrix von Nazareth wollte ihr aus der Brust durch den Mund heraustreten; das des Philipp Neri schwoll dergestalt, dass man die Erhöhung am Leibe sah, aber nur in der Inbrunst der Andacht; das des Hieronymus von Nami brannte so heiss, dass das Hemde darüber verkohlte. Görres, Mystik II. 6. 28. Ein Priester, der bei den Türken gefangen lag, gelobte eine Wallfahrt nach Loretto; die Türken schnitten ihm das Herz aus dem lebendigen Leibe und hiessen ihn nun wallfahrten; er aber nahm es und kam glücklich in Loretto an. Keyssler, Reise S. 903.

Angelus Silesius sagt:

Mein Herz ist unten eng und obenher so weit,
Dass es Gott offen sey, versperrt die Irdigkeit.

In *Stengelii, ova paschal.* 5. kommen Herzen vor, aus denen Esels-, Schweins-, Pfauenköpfe etc. hervorsehen, als Sinnbilder der Laster. So finden sich auch in der Kirche *de la profesa* zu Mexiko drei Bilder von Herzen. In dem einen sitzt der Teufel, im zweiten geht er hinaus und die Taube hinein, im dritten sitzt die Taube drin. Thümmel, Mexiko S. 167.

Ein schönes Sinnbild bei Jesaias 61, 1: „Gott hat mich gelehrt, gebrochene Herzen zu verbinden," und Psalm 147, 3: „Gott heilt die zerbrochenen Herzen."

Eigenthümlich erscheint ein Herz, aus dem eine Taube den Kopf herausstreckt, dargeboten von einem Knaben in geistlicher Tracht. Heinecken, neue Nachrichten von Künstlern I. 341. Schon modern-sentimental ist ein Bild von Carlo Dolce im Wiener Belvedere, vorstellend die mit Lilien gekrönte „Aufrichtigkeit", die ein strahlendes Herz in der Hand hält.

Die geometrische Form des Herzens verbindet die obere Hälfte des Kreises oder zweier nebeneinander liegender

Kreise mit dem untern Winkel des Dreiecks, und hat in diesem Sinne seine symbolische Bedeutung in der gothischen Baukunst, in der es hauptsächlich als Blatt der in's Kreuz gevierten oder dreitheiligen Rose vorkommt. Es soll ohne Zweifel Sehnsucht und Liebe zu Gott, und wenn drei solche Herzen gemeinschaftlich eine Rosette bilden, Glaube, Liebe und Hoffnung ausdrücken.

In der Medicin des Mittelalters galten die gekreuzten Adern im Herzen des Hirsches für besonders heilsam.

Heu,

Sinnbild des Menschenlebens. Wie das Gras gemäht und zu Heu wird, so rafft der Tod die Menschen hin. „Alles Fleisch ist Heu," sagt Jesaias 40, 6. Vgl. Psalm 37, 2. 90, 5. 103, 15. 1. Petri 1, 24.

In Bayern sagt man, wenn ein Streit entsteht: „Der Teufel hat Heu herabgeworfen." Schmeller, bayr. Wörterb. II. 133.

Auf einem phantastischen Bilde des Hieronymus Bos im Escurial ist die gesammte Fleischeslust der Welt als ein schwerer Heuwagen dargestellt, auf dem singende und spielende Weiber mit der trompetenden Fama fahren, von widerlichen Thieren gezogen. Eine Menge Menschen suchen auf den Wagen zu steigen oder ihn aufzuhalten, viele aber fallen unter die Räder.

Heuschrecken.

Schwärme dieses Saaten und Gärten abfressenden Insekts gehörten zu den Plagen, die Moses über Aegypten verhängte, und kehren wieder unter den letzten Plagen, die dem Weltende vorhergehen sollen, in der Offenb. Joh. 9. Hier wird ihre Gestalt als zusammengesetzt aus Menschengesicht, Weiberhaaren, Löwenzähnen, Panzer, Skorpionenschwanz bezeichnet, was die arabische Einbildungskraft noch weiter ausgedehnt hat, vgl. *Bochart*, *hieroz.* I. 1057. Auch gibt ihnen die

Offenb. Joh. einen König, Namens Abaddon (Verderben). Vgl. Züllich, Offenb. Joh. II. 115. — Mehrere Heilige vertreiben die Heuschrecken von den Feldern durch ihr Gebet. So der heilige Stephanus, Benedictus Abbas, Gregorius, Bischof von Ostia, Benno von Osnabrück etc. *Bagatta, admir.* VII. 1. 6. St. Severin, Bischof von Passau im 5ten Jahrhundert, versammelte einmal im Attergau oberhalb Salzburg das Volk in der Kirche zu eifrigem Gebet, um die Heuschrecken abzuwehren. Nur ein Bauer ging nicht in die Kirche, sondern auf seinen Acker und wehrte den Heuschrecken ab, aber gerade sein Acker allein wurde von den Heuschrecken abgefressen und alle übrigen verschont. Dückher, Salzb. Chron. S. 23. — Nach dem Volksglauben bedeuten Heuschreckenzüge die Ankunft von Heereszügen und Krieg von der Gegend her, von wo sie kommen.

Hexensabbath.

Wenn, auch der Hexensabbath ursprünglich aus einem unschuldigen heidnischen Frühlingsfest hervorgegangen seyn mag, so ist er doch ohne allen Zweifel im christlichen Volksglauben zu einer Jubelfeier der Hölle und zu einer absichtlichen Antithese gegen das Christenthum ausgebildet worden. Man bemerkt, dass dem Teufel auf dem Bloxberg alle die Ehre und Anbetung zu Theil wird, die anderwärts Christo gebührt, dass seine Selbstverbrennung eine Nachahmung des Opfertodes Jesu seyn soll, und dass auch eine Menge anderer Ceremonien des Hexensabbaths nur eine Parodie des christlichen Cultus sind. Dem Teufel wird auf dem Bloxberg eine förmliche Afterkirche gegründet.

Die Selbstverbrennung des Bockes und die Vertheilung der Asche, so wie der silbernen Laus entspricht dem Abendmahl. Statt des Bockes erscheint nach Bodinus I. 1. zuweilen ein schwarzer Mann von dreissig Jahren, welcher angebetet wird. Das ist, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Messe celebrirt,

Calmeil, Wahnsinn, von Leubuscher S. 148. Während dieser Messe streckt man die Zunge aus, entblösst sich unanständig, geht rückwärts zum Altar und macht Alles verkehrt und zum Hohne. Görres, Mystik IV. 2. 293. Eine schwarze Hostie wird erhoben, wie in der katholischen Kirche die weisse. Daselbst IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Wie der Christ das Böse, was er gethan und gedacht, reuig beichtet, so beichten die Hexen dem Teufel dasselbe, aber nicht reuig, sondern mit Stolz, zu ihrem und des Teufels Ruhm, und er feuert sie dabei zu neuen Uebelthaten an und straft die Trägen, die nicht genug Schaden gestiftet. Jedermann kennt die Unterredung der Hexen in Shakespeare's Macbeth, wo sie einander selbst erzählen, was sie alles Böses gethan haben. Görres a. a. O. Delrio p. 173. Bodinus II. 4. — Als Weihwasser dient der Urin des Bockes, mit dem alle Hexen besprengt werden. de Lancre S. 457. — Auch eine Hexentaufe wird vorgenommen: jede Hexe bekommt auf dem ersten Sabbath, dem sie anwohnt, einen neuen Namen; zum Taufwasser dient schmutziges Wasser aus Pfützen und Wagengeleisen (Pferdehufspuren?). Prätorius, Bloxberg S. 406. Das Aergste, was in dieser Art ersonnen worden, ist die Verhöhnung der Messe auf einem Höllenbilde von Callot. „Auf einem Absatz des Felsens über der Höhle des Eremiten hat sich eine sonderbare Gemeinde versammelt. Eine nackte vogelartige Gestalt mit dickem Bauch, langem Hals und einem nicht menschlichen und doch menschlichen Gesicht liest aus einem Messbuche vor. Man kann sich nichts Heuchlerischeres vorstellen. Um diesen Pfaffen herum sind allerhand Teufel, keiner dem andern gleich und doch alle in einem widrigen Zuge der gemeinsten Sinnlichkeit und Heuchelei sich ähnlich. Einer faltet die Hände. Einer, auf eines Reiseesels Rücken kniend, scheint Ablass zu verkünden. Einige spielen auf ihren langgezogenen Nasen Clarinette; andere haben an Stelle des Gesichts einen After, auf welchem sie trommeln. Ganz zur Linken des Bildes, von uns aus, erblicken wir einen Felsen, der sich mit mehreren Einschnitten

hoch hinaufwölbt. Auf einem Vorsprung steht hier ein ganz und gar verschrobenes, kriegerisch angethanes Wesen, das nach Oben blickt, von wo ihm ein Ungethüm Koth in den schmunzelnd geöffneten Schlund fallen lässt. Es fühlt sich durch solche Herablassung und Mittheilung beseligt. Ganz im Vordergrunde steht ein vierfüssiges, ganz aus Panzerstücken und Armaturen zusammengesetztes, längliches Thier, aus dessen aufgesperrtem Rachen so eben Lanzen, Gewehre, Pfeile, Kugeln aller Art entstürzen, weil ein leichtsinniger Bursche mit einer Lunte den Hintern angezündet hat. Voran rennt ein obscuranter Krebs mit einer qualmenden Laterne."

Abgesehen von diesen teuflischen Nachäffungen des christlichen Cultus wird dieser letztere auch direkt entweiht. Die Hexen stehlen echte Hostien aus Kirchen, um sie auf dem Hexensabbath zu verbrennen. Einem Hexenmeister, der eine solche verbrennen wollte, schlug sie ein Blitz aus der Hand. Görres a. a. O. 291. Zu scheusslichster Verhöhnung dient eine grosse Hostie, daselbst 290.

Kein Hexensabbath ohne eine gemeinschaftliche Mahlzeit der Hexen und Zauberer am Tisch des Teufels.

Bemerkenswerth dabei ist 1. die überall im Hexenwesen vorkommende Umkehr des Guten in's Schlechte. Nach de Lancre S. 194. assen die Hexen in Frankreich nichts als die ekelhaftesten Speisen, die für sie aber Delikatessen waren, das Fleisch von ausgegrabenen Leichen oder Gehenkten, das Aas von Thieren, Kröten etc. Nach Pater Abraham, Judas der Erzschelm II. 171, trinken sie den Urin des Bockes als den köstlichsten Wein. Nach Görres, Mystik IV. 2. 216, war Menschenfleisch von Leichen zu fressen, der Gipfel des Genusses für die Hexen. De Lancre p. 402. macht eine schaudererregende Beschreibung von diesen cannibalischen Mahlzeiten der französischen Hexen. Da bringen Eltern ihre eignen Kinder zum Sabbath, um sie am Spiesse zu braten und zu fressen. — 2. Die Hexenmahlzeit ist nur Schein. Wenn die Hexen heimkehren, haben sie nichts gegessen und hungern. Görres, Mystik IV. 2. 215. — 3. Das Brodt ist von

schwarzem Hirse gebacken. De Lancre S. 194. — 4. Salz darf nicht auf den Tisch kommen. Wenn man nur den Namen des Salzes nennt, verschwindet der ganze Spuk. Vgl. Salz.

Am Schlusse jedes Hexensabbaths ruft der Teufel mit Donnerstimme: „Rächt euch, oder ihr müsst sterben!“ Gödelmann, vom Zaubern S. 196. Das ist die Rache, die Lucifer in ohnmächtiger Wuth zu nehmen lechzt, oder die Rache der von ihren Altären gestürzten Heidengötter.

Das aufgeklärte Zeitalter hat von den Hexenprozessen nichts zu sagen gewusst, ausser dass sie aus einem dummen Wahne hervorgegangen seyen, und dass Kirche und weltliche Justiz an den armen unschuldigen alten Weibern unerhörte Grausamkeit geübt haben. Aber man hätte daran denken sollen, dass, wenn es sich auch lediglich um einen Wahn handeln sollte, das Aufkommen desselben in solcher Macht und weiten Ausdehnung mit den grossen Zerrüttungen der Kirche kurz vor, während und nach den Reformationsstürmen im wesentlichen Zusammenhange stand. Das Losreissen der Geister vom Glauben, und noch mehr von der Liebe, musste solche Erscheinungen hervorbringen. Die Zeit der Gottesminne, der frommen Einfalt, jenes alten Kirchenfriedens, den die Kunst des Mittelalters in allen uns hinterlassenen Werken abspiegelt, war vorüber. Weltliche Ueppigkeit war in's Innerste der Hierarchie eingedrungen, Laster hatten selbst den Stuhl St. Petri besudelt; das Heidenthum war aus dem Grabe erstanden, und mit seinen alten, verführerischen Symbolen geschmückt, hielt die uralte Sünde der Welt einen bachantischen Triumphzug durch die Höfe und Universitäten. Mit alten heidnischen Zauberkünsten, dem Stein der Weisen, der Nekromantie, Alchymie, Magie aller Art, rief man die Naturkräfte zum Kampf gegen die heilige Kirche. Auch die Kritik der sogenannten Vernunft und der freie Wille emancipirten sich von der Autorität der Kirche in colossaler Frechheit. Der Bau der Kirche war bis in seine Grundfesten erschüttert und die bisher unter ihn gebannten

Dämonen wurden auf eine Zeit lang frei. Je absichtlicher man sich von Gott abwandte, um so begieriger suchte man den Teufel auf. Nicht blos jene alten Weiber, auch vornehme Leute, Gelehrte, selbst Fürsten beschworen die böse Macht, dass sie ihnen Gold verschaffe und zeitliches Glück, Ruhm und Sieg, oder dass sie ihre Gegner verderbe. Spieler, Freischützen, Schatzgräber, Goldmacher, Gespenster- und Teufelsbeschwörer trachteten mit Hülfe der Hölle mühelos zu erwerben, wozu sie sonst Anstrengung gebraucht hätten. Es war ein von Faulheit und Feigheit gepflogener Teufelscultus, aus dem viel grössere und zahlreichere Verbrechen hervorgingen, als in den Hexenprozessen irgend den alten Weibern aufgebürdet werden konnten. Die Hexenprozesse lüfteten die Decke nur von einem Theil der im 16ten und 17ten Jahrhundert im Schwange gehenden Teufelei.

Himmel.

Hinter dem sichtbaren Himmel über uns dachte man sich auch den unsichtbaren Himmel als die Wohnung Gottes und der Engel. Gott thront im Aether auf dem Regenbogen, die Erde dient ihm nur als Fussschemmel. In den jüdischen und gnostischen Systemen vermischten sich die Engelchöre mit dem Begriff der Planetensphären. Daher die Voraussetzung von sieben Himmeln über einander. Vgl. Gfrörer, Jahrh. d. Heils II. 35. Man dachte sich die Erde in der Mitte, umgeben von sieben zwiebelartig in einander steckenden Sphären der Planeten, über denen erst Gott wohne. Die Wölbung des Himmels galt als fest, als blauer Saphir, Exodus 24, 10, oder als durchsichtiger Krystall, Ezechiel 1, 22. Hinter dieser festen Decke war der Regen zurückgehalten, bis die Schleussen des Himmels sich öffneten. Psalm 104, 3. 148, 4. Das Gewölbe hatte Fenster, 1. Mos. 7, 11. Vgl. v. Bohlen, Genesis 10. Es war auf Säulen oder Berge gestützt, Hiob 9, 6.

Die Mehrheit der Himmel bezieht sich nicht auf diese verschiedenen Auffassungen, sondern bedeutet eine Rangordnung. Drei Himmel entsprechen nur Stufen der Seligkeit oder den Abstufungen von Heiligen, Engeln und Gott. Paulus wurde bis zum dritten Himmel verzückt. 2. Korinth. 12, 2. Auf Miniaturen des frühen Mittelalters reckt Gott Vater häufig seine Hand aus drei concentrischen Kreisen heraus, was ohne Zweifel die drei Himmel bedeutet. Vgl. *Didron, icon.* p. 211. Auch in dem alten Psalterium der Stuttgarter Bibliothek. Sieben Himmel sind zwar entlehnt von den Planetensphären, entsprechen aber den sieben Geistern Gottes, so wie neun Himmel den neun Engelchören. Auf der grossen Weltkugel, welche Christus im Campo santo zu Pisa hält, ist die Erde von den Planeten umgeben; diese umschliesst der Thierkreis und dann folgen noch neun Ringe als neun Himmel, alle ohne Ausnahme ganz mit geflügelten Engeln angefüllt. Abgebildet bei *Didron, annales* IX. 183.

Andeutungsweise wurde der Himmel in den gezimmerten Decken der ältern Basiliken durch Vergoldung bezeichnet; dieselbe Bedeutung hatte auch der Goldgrund, auf den die göttlichen Personen gemalt wurden. Das Gold bedeutete hier den lichten Aether, das himmlische Element. Auf Bildern des Weltgerichts gehen die Seligen oft in eine Kirche ein, die das neue Jerusalem vorstellt und an deren Pforten meist der heilige Petrus mit den Schlüsseln steht. Aber auch aus dieser Kirche strahlt noch zuweilen aus Fenstern und Thüren jener Goldglanz des himmlischen Elements. So auf einem Bild des Fiesole zu Florenz (Wessenberg, christl. Bilder I. 280.). Auch auf dem merkwürdigen Bilde zu Weilheim. Kunstbl. 1840, S. 415. — Als die Wölbungen im Kirchenbau aufkamen, wurde die Decke meist blau und mit Sternen gemalt, um den Himmel oben anzudeuten. Diese Sterne concentrirten sich zur Sonne in den alten Kirchen von S. Kunibert und Gereon zu Köln. Fiorillo I. 399. — Nach der Offenb. Joh. 19, 17. könnte man meinen, die Sonne selbst sey der Himmel, denn hier ruft der Engel in der Sonne die Seligen,

herbeizukommen zum Abendmahl des grossen Gottes. Auf dem Bild hinter dem Altar des Ulmer Münsters ist ein Weltgericht dargestellt, auf dem wirklich die nackten Seligen vergnügt in eine grosse Sonne hineinspazieren.

Die Unmöglichkeit, Himmlisches mit dem Maass des Irdischen zu messen, führte im Verlauf des Mittelalters die christlichen Dichter und Maler zu Vorstellungen, die sich nicht mehr auf das Räumliche bezogen, sondern mehr das innere Wesen der Seligkeit charakterisiren sollten. So wurde in der Vision des Bischofs Salvinus (Surius zum 10. September) nur das gleichförmige Licht, die Ruhe, die tiefe Harmonie des Daseyns, der süsse Wohlgeruch und die Schönheit der Engel als das Charakteristische des Himmels hervorgehoben. Auch in dem Gedicht des grossen Dante ist dem Himmel vor Allem Licht, Luftigkeit, leichtestes Schweben und Berühren eigen. Die Bewegung ist geisterhaft. Nur Beatricens Blick allein zieht Dante in höhere Regionen empor. Alles, was Figur annimmt, ist nur symbolisch. Vom alten Paradiese ist nur der zarteste Hauch und Blüthenstaub noch übrig, alle Blätter, alle gröberen Formen verschwinden. Eben so schmelzen hier die Juwelen an den festen Mauern des himmlischen Jerusalems und werden alle Contoure des Tempels flüssig und ätherisch. Mit weniger Aufwand von Kunst, aber in der edelsten Naivetät füllten die altitalienischen Maler den Himmel mit schönen und glücklichen Menschen an. Durch ein seliges Lächeln liess sich mehr ausdrücken, als durch eine grosse paradiesische Landschaft oder durch einen Wunderbau. Fiesole malte nur spazierende Paare auf einer grünen Wiese, aber mit so friedseligen und verzückten Mienen, dass man gern vom Himmel nicht mehr verlangen möchte. Der Frieden ist auch immer das vorzugsweise Ersehnte gewesen, was man im Himmel suchte. Sonderlich in Klöstern und später in den Sekten der Herrnhuter, Quäker, Mennoniten versuchte man eine Nachahmung des himmlischen Friedens schon auf Erden.

Durch die geistige Auffassung des Himmels unterscheiden sich die Christen von den Juden und Muhamedanern. Die

Juden fassen ihn grob materiell und denken sich im Himmel Alles colossal und in unnützer Fülle und Menge. Die Muhamedaner sind eben so materiell, aber feiner, und erwarten vom Himmel nichts als ausgesuchte Sinnengenüsse. Die Christen dagegen weisen alles Materielle aus ihrem Himmel hinaus, und halten auch selbst in der geistigsten Verklärung den eignen Genuss der Seligkeit nicht für das Erste, sondern verlangen eine Selbstentäusserung, um sich ganz nur in das Schauen und Lobpreisen Gottes zu versenken. Wenn irgend etwas den hohen Adel der christlichen Lehre bewährt, so ist es der Werth, den sie auf das Schauen Gottes legt, welches jede andere Seligkeit aufwiegt.

Die einfachste alttestamentalische Auffassung der himmlischen Seligkeit ist das Sitzen in Abrahams Schooss, das jedoch von der christlichen Kirche nur in den Lazarusbildern aufgenommen ist. Ein ebenfalls aus dem alten Testament entlehntes, wenn auch selten vorkommendes Sinnbild der Seligkeit ist der nach langen Leiden wieder zum höchsten irdischen Glück emporgehobene Hiob, thronend als König oder von seinen Kindern umringt bei der Mahlzeit sitzend. — Wie in der Hölle die Strafen der Verdammten sich nach den sieben Todsünden unterscheiden, so hat man auch die Seligkeiten im Himmel nach den sieben Werken der Barmherzigkeit unterschieden. So auf einem Bilde des Weltgerichts von Bernardin von Orley im Berliner Museum. Catal. von 1830, S. 161.

Indem man sich des allgemeinen Ausdrucks Himmel für den Aufenthalt der Seligen bedient, verwechselt man ihn oft mit dem Paradiese, welches ursprünglich nur die selige Wohnung der ersten Menschen bedeutet, aber auch als Garten gedacht wird, in welchen die Gerechten vor dem jüngsten Gericht kommen sollen, — desgleichen mit dem neuen Jerusalem, welches ausschliesslich der Aufenthalt der Seligen nach dem Weltgericht werden soll. Vgl. die Artikel Paradies und Jerusalem.

Einsicht in die gegenwärtigen Zustände nach einem festen Grunde uns umthun, worauf unser Hoffen und Erwarten, unser Streben und Handeln fußen kann. Wie dem Historiker die Geschichte der Vergangenheit vor Augen liegt, so soll der Politiker in die der Zukunft blicken. Damit er es im Stande sey, so weit es Menschen im Stande seyn können, muß er vor Allem wissen, was der wechselnde und verschlingende Strom der Ereignisse und Zustände bis auf unsere Zeit herübergetragen hat, damit er seine Größe und Macht ermesse, damit er seine Richtung erkenne. Die Statistik der neuesten Zeit, der Bestand der Staatskräfte im jüngsten erkennbaren Momente schildernd, faßt nur eine Flurion dieses Stromes ins Auge. Indem sie es aber in seiner ganzen Bedeutung zu durchdringen, indem sie das in jedem Momente sich offenbarende Gesetz der Bewegung zu erfassen sucht, wird sie zur Flurionenrechnung, nicht mit todten Ziffern und Buchstaben, sondern mit lebendig wirkenden Kräften und Größen. Von dem Differential der Gegenwart soll sie auf das Integral der Zukunft schließen lernen. Nur so weit sie dies vermag, lassen die Wolken sich theilen, die das Schicksal der Völker bedecken, läßt sich der Politik eine Aussicht auf die vorliegenden Höhen und Tiefen eröffnen, wonach sie ihre Schritte zu bemessen hat. Vor allem wird sie dann auf jene kritischen Uebergangspunkte im Völkerleben hinweisen, wo die versäumte Würdigung entscheidender Momente zum doppelt schweren Vergehen gegen die Nationen wird, wo zum reicheren Gewinne für die Zukunft alle Kräfte zur bestimmten That sich vereinigen sollen. Und so mag sie in gleicher Weise vor dem Allzuviel, wie vor dem Allzuwenig bewahren. Dies ist die Aufgabe, dies das Ziel der allgemeinen Statistik der Kultur. Es ist weit und hoch gesteckt! Aber das gilt von jeder Wissenschaft, die den Namen verdient; und es soll so seyn, damit es darnach zu ringen sich der Mühe verlohne.

S.

Himmelfahrt.

Christus führte die Jünger hinaus bis gen Bethania, hub die Hände auf und segnete sie, und da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. Lukas 24, 50. 51. Ueber den Abdruck seiner Füsse vgl. Fuss.

Auf ältern Bildern ist die Himmelfahrt oft nur durch die zwei Füsse, die noch oben aus den Wolken hervorragen, versinnlicht. Eigenthümlich ist die Auffassung eines alten Holzschnittes bei *Didron, icon.* 50. Vier Engel tragen einen Kreis, in welchem Christus mit ausgebreiteten Armen thront, zu zwei Engelsköpfen und drei Sternen empor, die den Himmel andeuten. Ein sehr schönes und berühmtes Bild der Himmelfahrt von Perugino zu Lyon hat man deshalb getadelt, weil der Apostel Paulus dabei ist, der damals bekanntlich noch gar nicht bekehrt war, als Christus gen Himmel fuhr. Aber das Bild ist allegorisch aufzufassen. Christus ruht oder schwebt leicht auf einem Regenbogen unter Engeln. Unten steht mitten die Madonna als Ausdruck der Liebe, zur Seite Paulus als Ausdruck des Glaubens. v. Quandt, Reise in's mittägliche Frankreich S. 103. Vgl. Vasari II. 2. 375. Andere Bilder desselben Meisters in Perugia, Florenz, Bologna. Fiorillo I. 82.

Vorbilder der Himmelfahrt Christi sind Henoch und Elias, die lebendig gen Himmel fuhren.

Eine beträchtliche Menge von Gebräuchen und Aberglauben des Himmelfahrtstages stammen aus dem Heidenthum, weshalb ich sie hier übergehe. Für die christliche Symbolik ist nur bemerkenswerth, dass dieser Tag der Freudenzeit des Jahres angehört, in welcher Feste und Pericopen die Erfüllung dessen bedeuten, was im Winter nur verheissen war. Die Natur dient hier dem höheren Geistesleben zum Träger. Die schönste Jahreszeit war allein würdig, jene Siegesfeste zu feiern.

Ueber die Himmelfahrt der Maria war die Kunst anfänglich in Ungewissheit. Auf ältern Bildern geht gewöhnlich aus dem Munde der sterbenden Maria ihre Seele in Gestalt eines kleinen Kindes hervor, welches Christus in Empfang nimmt, um es gen Himmel zu tragen. Erst auf spätern Bildern wird der auferstandene Leib Maria's selber von Engeln gen Himmel getragen. Hieronymus zweifelte, ob die Seele, ob der Leib gen Himmel gefahren sey; Augustinus erklärte sich dafür, dass zuerst die Seele, dann erst der Leib erhoben worden sey. Durandus (*rat. offic.* VII. 24.) sagt: *Melius est pie dubitare, quam aliquid circa hoc temere diffinire; pie tamen credendum est, eam totaliter fuisse assumptam.* — Auf den Kirchenbildern schwebt die heilige Jungfrau auf Wolken getragen gen Himmel, gewöhnlich von Engeln begleitet, zuweilen zu dem oben sich öffnenden Himmel emporblickend und die Arme gegen Sohn und Vater ausbreitend, oder demuthsvoll die Arme an die Brust legend und niederblickend, oder der Erde ein mitleidsvolles Lebewohl sagend. Dieses Mitleid legte Murillo in ihren Blick. v. Quandt, Reise in Spanien S. 169. Gräfin Hahn-Hahn, Reisebriefe II. 176. — Zu St. Denis ist Maria, indem sie gen Himmel fährt, so nackt wie eine Venus dargestellt. *Didron, icon.* 288. Zum Beweis, wie weit die antikisirende Richtung die kirchliche Bildnerei irre führte.

Bei der Himmelfahrt Mariä sind die Apostel zugegen, wie bei der ihres Sohnes. Nach der Legende füllte sich ihr leerer Sarg mit Blumen (den Sinnbildern ihrer Tugenden), indess ihr verklärter Leib gen Himmel fuhr. Sehr oft gemalt, am reizendsten in den Glasfenstern zu Bourges, wo die Blumen unten wie Edelsteine funkeln. — An die Feier der Himmelfahrt Mariä am 15. August knüpft sich die Kräuterweihe, d. h. die Besprengung aller Arten von nutzbaren Gewächsen mit Weihwasser in den Kirchen, um sie gegen bösen Zauber zu schützen. Auf dieses Fest, die sogenannte Wurzelweihe in Würzburg, soll sich auch der Name der Stadt selbst beziehen. Auch werden auf dem Nicolausberge

bei Würzburg noch Fusstapfen der Maria gezeigt. Mone, Anzeiger VIII. 62.

In mehreren Gegenden Bayerns heisst der 15. August Büschelfrauentag und gibt es mehrere Büschelberge, auf denen vielleicht ehemals die Feier Statt fand. Jetzt wird sie in der Kirche begangen. Die Mädchen bringen zahlreiche und grosse Blumen- und Kräuterbüschel zum Altar Unserer Lieben Frau, und lassen sie durch den Priester einweihen. Zu einem solchen Büschel müssen 77 verschiedene Kräuter genommen werden. Aus den Namen dieser Kräuter erhellt, dass sie sämmtlich zu Unserer Lieben Frau in besonderer Beziehung standen und gleichsam die Garderobe und den Hausrath bildeten. In des Büschels Mitte muss nothwendig das Kraut Himmelbrand liegen. Das ist die Königskerze, von der es in einem alten Segen heisst:

Unsre Liebe Frau geht über Land,
Hat den Himmelbrand in der Hand.

Ferner gehört in den Büschel: Frauenbleken (Blatt), Frauenmantel, Frauenschuh, Austerle, Wegwart, Gretel hinter der Stauden, Bärmutter, Mädchenmohn, Mummel (Wasserlilie), Mondschein (Mondraute?), Altvater, Odermennig, Wetterglocke (Glockenblume?), Johannesblüthe, brennende Liebe, Teufelsabbiss (Skabiose), Schildkraut, Ochsenzunge. Die übrigen Namen konnte ich nicht erfahren. Die am 15. August geweihten Büschel werden sorgfältig aufbewahrt. In den Rauhnächten legt man Theile davon unter das Kopfkissen (zum Heil für das ganze bevorstehende Jahr), auch hängt man davon in den Ställen auf zum Heil für das Vieh. Bei Gewittern wirft man Theile davon in's Heerdfeuer, dann schadet der Blitz nicht. Die Asche wird aufbewahrt und Sterbende werden damit in der letzten Stunde gerieben. Was von den alten Büscheln übrig bleibt, wird am nächsten 15. August verbrannt. Mündliche Mittheilung des Herrn Oberbaurath Panzer, der persönlich der Feier beiwohnte. — In Schmellers bayr. Wörterb. IV. 51. wird die Weihraute, *ruta graveolens*, als das Kraut bezeichnet, das hauptsächlich an

Mariä Himmelfahrt zu Kränzen verwendet werde. — Dass die Kräuter am Tage Mariä Himmelfahrt in den katholischen Kirchen geweiht wurden, erwähnt auch Seb. Frank, Weltbuch 132. Am 15. August fand ehmals auch auf der Schneekoppe, der höchsten Spitze des schlesischen Riesengebirges, eine Kräuterfeier Statt, bei der sich die vielen sogenannten Kräutermänner versammelten, Leute, die aus den heilsamen Kräutern des Gebirges Arzneimittel bereiteten und weithin verführten.

Der 15. August bezeichnet die Zeit der vollendeten Aerndte. Er wurde also zu einem Dankfest für das Gedeihen der Pflanzenwelt im Laufe des Jahres gefeiert, wobei allerdings sehr wahrscheinlich ist, dass dem Fest eine ältere heidnische Feier und insbesondere der Cultus einer segensreichen Naturgöttin zu Grunde gelegen haben mag, von der man die Verehrung auf die heilige Jungfrau übertrug.

Hiob

personificirt die menschliche Natur in ihrer Schwäche und Ohnmacht gegenüber von Gott, aber auch zugleich die Hingebung an Gott. Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden werden, lehrt sein Beispiel. Darum finden wir ihn, nackt auf dem Mist sitzend, schon auf den alten christlichen Gräbern der Katakomben häufig abgebildet, neben sich die böse Frau, die sich die Nase zuhält, z. B. bei *Bottari* I. *tav.* 15. Auf spätern Bildern wird aber auch seine Wiedereinsetzung in's Glück als ein Vorbild der Seligkeit im Himmel dargestellt. In der *biblia pauperum* sitzen seine Kinder alle um ihn her am Tisch, und zwar als Sinnbild der Himmelsfreuden. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 128. In demselben Sinne erscheint Hiob auch öfter als König auf einem Thron. Vgl. Hand, Kunst in St. Petersburg I. 210.

Hiob, von seinem Weib und seinen Freunden im Elend verspottet, wird auch als alttestamentalisches Vorbild des *ecce*

homo angesehen. Vgl. Kunstblatt 1843, S. 430. — Gregor der Grosse hat eine sogenannte moralische Auslegung des Buchs Hiob geschrieben (*Opera ed. Bened. I.*), worin er in Hiob die christliche Gemeinde, in seinem Weib die Weltkinder, in seinen Freunden die Ketzer, in seinen Schafen die Juden, in seinen Kameelen die Heiden, in den sieben Söhnen die sieben Gaben des heiligen Geistes etc. vorgebildet sieht. — In der Malerei der griechischen Kirche erscheint Hiob immer als König, in der römischen als armer Mann. *Didron, man.* p. 130. — Eine Grasart mit perlartigem Samen wird im Orient Hiobsthränen genannt. Linné's System, deutsche Ausg. von Miller XII. 657.

Hirsch.

Der nach Wasser lechzende Hirsch wird Psalm 42, 1. mit der nach Gott schreienden Seele verglichen. Er wurde daher zu einem Sinnbild der Taufe gewählt. Auf einem altchristlichen Bilde der Taufe Christi ist unterhalb des getauften, im Wasser stehenden Heilands ein aus demselben Wasser trinkender Hirsch angebracht. *Aringhi, Roma sott.* I. 381. Noch öfter kommt der Hirsch auf Taufbecken vor. Aus einem silbernen Hirsch ergiesst sich das Taufwasser in der Kirche Maria Maggiore in Rom. Bunsen, Beschr. Roms III. 2. 265. Vgl. Münter, christl. Sinnbilder S. 58. Förster, Italien 538. Auf einem allegorischen Bilde reitet Psyche (die Seele) auf einem galoppirenden Hirsche dem Brunnen zu, über dem Amor als Christus steht und aus seinen fünf Wundmalen das Wasser ergiesst. *Herm. Hugo, pia desideria. Antv.* 1624, p. 358. Nach einem alten Glauben zieht der Hirsch mit seinem Athem die giftige Schlange aus der Erde und frisst sie, gibt sie aber ohne Schaden wieder von sich, wenn er aus dem Quell getrunken hat. Auch das wurde auf die Heilkraft der Taufe angewandt und auf Taufsteinen abgebildet, z. B. in der Kirche zu Bönnigheim. Kunstblatt 1841, S. 374. Auch zu Freudenstadt im Schwarzwalde.

Höchst eigenthümlich erscheint die Symbolik des Hirsches in der goldnen Schmiede des Konrad von Würzburg, Vers 1364 f. Hier nämlich ist Gott ein Hirsch, der nach der Menschheit dürstet und sich in seiner Herablassung zur reinsten Quelle des Menschlichen selbst verjüngt:

er het des niuwen heiles horn
uns uf gerihtet durch gewin,
sin alt gehürne warf er hin
und ist gejunget worden.

Damit ist nur auf eine naive Art das Verhältniss des neuen zum alten Testament ausgedrückt.

Im Segen Jakobs wird sein Sohn Naphthali mit einem schnellen Hirsche verglichen. Im 22. Psalm kommt eine Vergleichung der Morgenröthe mit der Hinde vor.

Hirsche und Hinde erscheinen in der Legende oft als Wegweiser, Retter oder Ernährer von Heiligen, besonders von unschuldigen Frauen und Kindern. Der heiligen Ida von Toggenburg zeigte ein Hirsch, der Lichter auf dem Geweih trug, bei Nacht den Weg zur Kirche. *Murer, Helvet. sacra* p. 262. Eben so der Adelheid von Randenburg. Meyer von Knonau, Erdkunde der Eidgenossenschaft I. 511. Ruchtrud von Almanshofen. Schnezler, bad. Sagen I. 454. Hildegard und Bertha, Töchter Ludwigs des Frommen etc. Die fromme Emerentia Lorenz von Tangermünde verirrte im Walde, aber ein Hirsch bot sich dar, der sie sicher heim trug. Kuhn, märkische Sagen Nr. 7. Eine Hinde nährte das Kind der heiligen Genoveva.

Hirsche zeigten die Stelle, wo Kirchen gebaut werden sollten; so zu Polling (Fiorillo I. 213.); Kremsmünster (Chimani, Ferienreise I. 92.); Lübeck (Asmus, lüb. Sagen 9.); Waizen in Ungarn (Müller, die Donau II. 59.); Beuron (Steiger's Donauthal 25.). Ein verwundeter Hirsch entdeckte den beiden Einsiedlern Primus und Felicianus eine Heilquelle. Bechstein, österr. Sagen 108. Eine Hinde ernährte den heiligen Aegidius (St. Gilles); drei Hinde den heiligen Goar.

Der heilige Hubertus wurde durch die Erscheinung eines

Hirsches, der ein Crucifix zwischen dem Geweih trug, von seinem wilden Leben bekehrt. Eben so der heilige Eustachius, der heilige Felix von Valois. Die Erscheinung eines Hirsches, der ein blaues und rothes Kreuz trug, bestimmte den Johann von Matha, Stifter des Trinitarierordens zu werden. Helyot II. 369. — Dem heiligen Julianus Hospitator kündigte ein Hirsch, den er auf der Jagd verfolgte, an, er werde Vater und Mutter umbringen. Wolf, niederl. Sagen 231. Ein Ritter, der einem Bettler nichts gegeben hatte, wurde von einem Hirsch in den Wald gelockt und musste selbst bittern Hunger leiden. v. Herrlein, Spessart 176. Der heilige Miletus weissagte seinen Mördern, auch sie würden morgen schon sterben. Sie schossen nach einem Hirsch und trafen sich gegenseitig. Silbert, Legenden I. 138.

St. Ecianus oder Echinus, irischer Bischof des 6ten Jahrhunderts, hatte einmal keine Ochsen, um sie an den Pflug zu spannen, und rief wilde Hirsche aus dem Walde herbei, die sich freiwillig einspannen liessen. 11. Februar. Dasselbe wird vom heiligen Cuanus erzählt (1. Januar) und vom heiligen Kentigern. Hirsche zogen freiwillig den Wagen des heiligen Rhodanus in Irland, 15. April. Hirsche trugen der heiligen Attracta das Holz zum Bau einer einsamen Zelle herbei, 9. Februar. Auch diese war eine Irländerin.

St. Kellach, Bischof in Irland im 6ten Jahrhundert, wurde durch einen heidnischen König vertrieben und im Walde umgebracht, aber zwei Hirsche brachten seine Leiche in's Kloster Eiscreach, 1. Mai. Ein verfolgter Hirsch floh zum Grabe des heiligen Fengar, wo ihm die Hunde nichts mehr thaten, 23. März. Hirsche entdeckten das Grab des h. Evermarus, 1. Mai. Am Festtage des h. Reiul sollen die Hirsche in Prozession gehen. Christl. Kunstsymb. 83.

Hirt.

Christus selbst vergleicht sich mit einem guten Hirten, seine Gemeinde als seine Schafe, Joh. 10, 12. Er braucht

die Parabel vom guten Hirten, der das verlorne Schaf sucht und freudig auf den Achseln zurückbringt, mit Bezug auf die geretteten Seelen. Matth. 18, 13. Luk. 15, 5. Dasselbe Bild braucht auch schon Jesaias 40, 11. In dem nämlichen Sinne sagt Christus zu Petrus: „Weide meine Lämmer!“ Das Priesteramt wurde als Hirtenamt übertragen, den Bischof bezeichnet sein krummer Hirtenstab ausdrücklich noch als Hirten. Pastor nennt sich auch noch der evangelische Geistliche. Oberhirt ist eine sehr gewöhnliche Bezeichnung des Papstes. Dem guten Hirten steht der Miethling entgegen als treuloser, eigennütziger Hirt, der die Heerde zu Grunde gehen lässt. Die Schweizer haben einen alten Vers:

Zur Zeit, da Einfalt noch regiert,
Ein hölzin Stab, ein güldin Hirt,
Und jetzt, da alles klüger wird,
Ein güldin Stab, ein hölzin Hirt.

Christus als guter Hirt kommt auf einer Menge von altchristlichen Grabdenkmalen in den Katakomben und andern ältesten christlichen Bildwerken vor. Kein Bild ist so häufig dargestellt als dieses, weil darin für den Verstorbenen die Verheissung lag, Christus werde seine verlorne Seele suchen, wie der gute Hirt das verlorne Schaf gesucht hat. Ueber diese Bildwerke vgl. die Katakombenwerke, dazu Piper, Myth. I. 77 f. Münter, christl. Sinnbilder I. 60. Immer erscheint Christus als ein Jüngling in leichtgeschürzter Hirtentracht, die Schafe zuweilen neben ihm, gewöhnlich aber trägt er eins auf der Schulter. Zuweilen trägt er eine Pansflöte, *Didron, icon.* 346, was zu den christlichen Orpheusbildern hinüberleitet, die jedoch etwas Anderes bedeuten, als der gute Hirt, sofern Christus hier nicht als Hirt die Schafe hütet, sondern durch seinen Gesang wilde Thiere bezähmt. — Murillo malte den Heiland als jungen Hirtenknaben unter den Schafen.

Der Prophet Amos trägt als Hirt auf Bildern Hirtenstab und Tasche. Eben so die heiligen Hirten Drogo, Flores, der Knabe Wendelin, die heilige Genoveva, Schutzpatronin von Paris.

Die Juden waren ursprünglich ein Hirtenvolk. Hirten bewahrten treuer den alten Glauben, die alte Sitte, als Ackerbauer, bei denen immer bald Städtewesen, Reichthum, Cultur und Corruption aufkamen. Daher die Hirten als Volk Gottes einen ältesten Gegensatz bildeten gegen die üppigen Ackerbauer und Städter in Aegypten und Babylon. Dieser Gegensatz ist schon im Hirten Abel und Ackerbauer Kain ausgedrückt. Damit hängt zusammen, dass der Engel, welcher Christi Geburt verkündete, nur den Hirten erschien, welche dann auch die ersten waren, welche dem neugebornen Heiland in einfältiger Andacht huldigten, entsprechend den einfachen und armen Menschen, welche Christus später zu seinen Aposteln wählte. Indem die Hirten zuerst das *Gloria in excelsis* vernahmen und zuerst vor der Krippe knieten, freute sich gleichsam die noch unschuldige und unverdorbene Menschheit zuerst ihres Erlösers. — In den dramatischen Weihnachtsspielen, namentlich der Spanier, sind die Hirtengespräche vor der Erscheinung des Engels oft reizend naiv und kindlich fromm, nicht selten aber auch schon in die empfindsame Schäferpoesie hineingezogen, oder burlesk. Auf Bildern der Hirtenanbetung erscheinen die Hirten meist, wie es recht ist, als gutherzige und fromme Naturmenschen, nur einige Maler haben sie auf unwürdige Weise roh und gemein dargestellt. Dem unkirchlichen Sinne entstammt auch ein Bild, auf welchem das Christkind mit fast thierischer Gier nach der Mutter Brust greift, ohne auf die andächtigen Hirten zu achten (von Parmegianino in Petersburg. Hand I. 147.).

Hölle.

So wie der Himmel mit den Engeln, so ist auch die Hölle mit den Teufeln viel älter, als die Erde, und kann eben so wenig mit dem Innern der Erde verwechselt werden, wie der Himmel mit dem Sternenzelt über der Erde, wenn man auch im Allgemeinen den Himmel nach oben, die Hölle nach unten verlegt und zu jenem durch Wolken und Sterne

hinauf-, zu jener durch die finstere Höhlung der Erde hinabtrachtet. Die Hölle ist geistig zu verstehen, wie der Himmel. Die gemeine Natur ist eine spätere Schöpfung.

Das Wesen des Höllischen ist Unseligkeit und Qual, symbolisirt durch Finsterniss und Feuer. Satan ist Fürst der Finsterniss, die Hölle ist ewige Nacht. Matth. 22, 13. 25, 30. Aber auch ein Feuersee, Offenb. Joh. 20, 15., oder ein glühender Ofen, Luk. 13, 42. Nach Dante's Fegfeuer 25. und Paradies 23. ist dasselbe Element im Himmel sanftes und beseligendes Licht, in der Hölle quälendes Feuer. Dante fügt noch den Begriff der Schwere hinzu. Alles Böse zieht in die Tiefe, und darum liegt Leviathan im innersten Mittelpunkt der Erde am tiefuntersten. Origenes verstand das Feuer nur psychisch, als das der Leidenschaft, Sünde und Reue. Das psychische Leiden wird auch schon im alten Testamente durch den nagenden Wurm bezeichnet. Jes. 66, 24.

Aus dem letztgenannten Verse des Jesaias: „Ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer wird nicht erlöschen," wird die Ewigkeit der Höllenstrafen erwiesen.

Im Christenthum ist die Hölle, wie der Himmel stets geistig verstanden und mithin auch nicht so grob materiell ausgemalt worden, wie von den Juden, Muhamedanern und Heiden. Doch genoss in höllischen Bildern der Humor mehr Freiheit, und der pädagogische Zweck, durch Abbildung der Höllenstrafen Unmündige von der Sünde abzuschrecken, darf auch in Anschlag gebracht werden, wenn man findet, dass in die christliche Höllensymbolik Manches aus jüdischen und heidnischen Fabeln überging. Die Höllenflüsse z. B. sind nicht christlich beurkundet, sondern der heidnischen Unterwelt der Griechen entlehnt, bilden jedoch eine gute Gegenüberstellung zu den vier Flüssen des Paradieses.

In der Symbolik der Höllenstrafen ist zweierlei zu unterscheiden, einmal werden hier alle Extreme des Schmerzes, des Bösen, Hässlichen und Schrecklichen in der Natur zusammengehäuft, daher man sich mit der Hitze des Feuers nicht begnügte, sondern auch eine Hölle voll Eis und

Aphorismen über Kriegskunst.

Zweite Gabe.

1.

Je entscheidender ein Sieg, desto unvorsichtiger gewöhnlich der Sieger. Unter zwanzig Fällen kann man neunzehnmal darauf rechnen, daß nach einem errungenen Siege das Heer leichter als gewöhnlich zu überraschen, leichter in Unordnung zu bringen sey, nur muß man den Stier nicht an den Hörnern fassen, denn der Eifer, der Muth wachsen durch den Sieg, nur die Wachsamkeit nimmt ab. — Je zuverlässiger der Sieger, desto größer sein Schrecken, wenn er sich gegen jede Vermuthung angegriffen und zu plötzlicher Gegenwehr aufgefordert sieht. Eine Kühnheit dieser Art hat die Römer bei Tyndaris ihre Ehre gegen die Carthaginenser retten gemacht. Regulus wagte sich mit zehn Schiffen aus dem Hafen, bevor die übrigen bereit waren, ihm zu folgen; er entkam mit einem einzigen derselben dem siegenden Hamilkar; er flüchtete nach dem Hafen zurück, nicht um dort seine Zeit mit Entschuldigung seines Unglücks zu verlieren, sondern er sammelte die übrigen Schiffe und griff den erstaunten Feind alsbald an, nahm ihm zehn Schiffe, versenkte mehrere und zwang ihn zum Rückzug.

Das Unglück ist die Jahrszeit, in der solche Entwürfe gedeihen. Der Mann, der sie macht, hat gewiß die Gabe, sie auszuführen; sie eröffnen unbekannte Schleußen und geben Mittel an die Hand, die man zu vergessen pflegt. Je trüber das Unglück, desto sonnenheller alsdann der Ruhm. Die Schlacht von Marengo ist hievon ein Beispiel.

grimmiger Kälte aussann und alle möglichen Martern, die man lebendigen Geschöpfen anthun kann, in die Hölle verlegte. Sodann werden die Strafen nach der verschiedenen Art der Sünden abgemessen, so dass dem Verdammten, was er im Leben am meisten begehrte, in der Hölle versagt oder aber in einem unerträglichen Uebermass gewährt wird, indem z. B. der Schlemmer ewig hungern oder ewig in eckelhafter Nahrung wühlen muss. In beiden Beziehungen haben Dichter und Maler gewetteifert, alle Kammern und Höhlen der Hölle mit verschiedenartigen Sündern und deren Martern auszufüllen.

Die gewöhnlichste Art, die Hölle darzustellen, ist auf Kirchenbildern des Mittelalters der feuerspeiende Rachen eines drachenartigen Ungeheuers, der eine Anzahl Sünder in sich aufnimmt, darunter ganz gewöhnlich auch Mönche, einen Bischof oder einen Papst. Diese Symbolik bezieht sich theils auf den Wallfisch des Propheten Jonas, sofern der Aufenthalt im Wallfischbauch den im Grabe, im Reich des Todes, aber auch in der Hölle bedeutet, und die Drachenform anstatt der des Wallfisches noch deutlicher das Reich des Teufels anzeigt; theils auf die Wichtigkeit, die in der heiligen Schrift sonderlich den Pforten der Hölle beigelegt wird, nach Matth. 16, 8. Hiob 38, 17. Psalm 38, 10. Der Rachen des Thiers eignete sich am besten, diese Pforten darzustellen. Im Vorkommen der Mönche, Bischöfe und Päpste im Höllenrachen hat man fälschlich Satire finden wollen. Dergleichen Bilder stammen gerade aus der Zeit, in welcher die Kirche am mächtigsten war, und sind nicht gegen die Kirche gerichtet, sondern gehen von der Kirche selber aus, indem sie Jedem anschaulich machen, dass das geistliche Amt und die geistliche Weihe, selber die höchste, nicht vor Sünde und deren Strafen schützt. Die Freimüthigkeit in diesen Bildern gereicht der Kirche zur höchsten Ehre und hätte ihr nie zur Unehre gedeutet werden sollen.

Wird die Hölle als grösserer Raum aufgefasst, so gehört in ihren Mittelpunkt nach Sprichw. Sal. 7, 27. der Tod, „des Todes Kammer;“ statt dessen aber die Maler lieber, und mit

eben so viel Recht, den Satan als Obersten der Teufel darstellen. Dante hat dieses Centrum der Hölle im tiefsten Schwerpunkt der Erde gesucht. Hier liegt Satan gebunden durch den Engel Michael, bis die Zeit seines Freiwerdens und seines Reiches auf Erden kommen wird. Der Quäler ist selbst gequält.

Die Kammern der Hölle kommen auf den ältesten Bildern der griechischen Kirche nur in beschränkter Zahl vor, nach den wenigen Schriftstellen, die einen Unterschied zulassen, z. B. das Feuer, das Zähneklappern, der Wurm. Vgl. *Didron*, *man.* p. 472. In der lateinischen Kirche nahmen sich die Maler, hauptsächlich nach Dante's Vorgang, mehr Freiheit, und seit der Reformation kamen völlig karrikirte und nur noch burleske Höllenbilder auf. Was in jenen früheren kirchlich naiv gewesen, wurde fortan absichtlicher und der Kirche durchaus fremder, ja feindseliger Witz.

Die Construction der Hölle, als eines tiefen Kerkers mit Stockwerken oder Terrassen, wie sie der grosse Dante ausgedacht hat, verdient aller Zeiten Bewunderung, kann aber kirchlich nicht befriedigen, weil zu viel Willkühr dabei ist und weil sich altheidnische Vorstellungen des Minotaur, der Kentauren, des Geryon, Charon etc. allzu colossal vordrängen. Dem Dichter Dante kommt der Maler Orcagna am nächsten, bleibt aber doch noch viel naiver. Auf Dante selbst wirkten ältere Visionen ein. Vgl. Ozanam, Dante S. 302 f., wo vieler solcher Visionen gedacht wird. Die berühmtesten sind die des Fursäus, des Alberich von Monte Cassino, des Ritter Tundal, des Owein, Brandanus, Philibert, des Deuthelm, des Walchhelm etc. Vgl. Schröckh, Kirchengesch. 20, 185 f. Görres, Mystik III. 91. 104. Kopisch zu Dante S. 468 f. Das altfranzösische Gedicht des Raul de Hondan in der *hist. lit. de la France* XVIII. 788. Eine merkwürdige Vision auch in Döplers Schauplatz der Strafen I. 651.

Tundals Vision war in Deutschland am bekanntesten, ehe Dante den gebildeten Kreisen vermittelt wurde. Tundal war ein Irländer und rauher Kriegsmann. Als er sich bekehrt

hatte und gestorben, aber wieder in's Leben erwacht war, erzählte er Alles, was er in jener Welt gesehen. Er musste, von einem Engel geleitet, einen ungeheuern Berg emporsteigen, zu dessen einer Seite die Feuer-, auf der andern die Eishölle, dort die quälendste Hitze, hier fürchterlicher Frost. Darauf musste er in den Rachen des drachenhaften Acheron hinunterfahren, in dessen Bauch zahllose Teufel in wilden Thiergestalten die Verdammten zerfleischten. Von da erledigt, befahl ihm der Engel, eine Kuh, die er einmal geraubt hatte, auf die Brücke zu treiben, die über den höllischen Pfuhl führte. Die Kuh sträubte sich, Tundal hatte unsägliche Noth mit ihr. Dazu wurde die Brücke immer schmäler und mitten darauf kam ihm Einer mit schweren Garben beladen entgegen, die er gleichfalls gestohlen hatte, und nun sollte Einer dem Andern ausweichen. Endlich erbarmte sich Gott ihrer Angst und liess sie an einander vorbei. Tundal wurde nun in den Himmel eingeführt, und kam durch reizende Gärten zuletzt auf eine hohe Zinne, von wo er die ganze Welt überschaute. Die altdeutsche Uebertragung von Tundals Vision s. in Lachmanns Schriften der Berliner Akad. 1836, S. 160. Hahn, Gesichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts 1840. Die Sage hat *Vincent. Bellov. spec. morale* II. 3. *de inferno*, Cornerus bei *Eccard* II. 697 etc. Vgl. Görres, Mystik III. 99. Grässe, Literaturgesch. II. 1. 137. Die Vorstellungsweisen dieser Vision sind einfach und grossartig, vielleicht zum Theil älteren heidnischen Vorstellungen entnommen, die Brücke z. B., die an Bifröst im nordischen und Dschinewad im persischen Glauben erinnert.

Kleinlich sind dagegen die Kämmerlein Orcagna's und selbst Dante's allzu künstliche Abtheilungen, überhaupt die scholastischen Bemühungen, Systeme in die Grausamkeit der Höllenstrafen zu bringen. Gerade das Entsetzen leidet keine Berechnung. Jedoch ist es natürlich, dass die Plagen Aegyptens, als die ärgsten über der Erde, sich unter der Erde in der Hölle wiederholen, wie auch die Offenbarung Johannis schon in der Schilderung des letzten Verderbens

andeutet. Vgl. *Vincent. Bellov. spec. morale* a. a. O. Eben so natürlich erscheint eine Rubricirung der Höllenstrafen nach den sieben Todsünden. So auf einem Bilde des Bernardin von Orley im Berliner Museum (Catalog von 1830, S. 162).

Die Höllenfahrt Jesu während seines dreitägigen Aufenthaltes im Grabe ist in den Worten des Glaubens: „niedergefahren zur Hölle“ von der Kirche anerkannt. Im Matth. 27, 52. heisst es, als Christus starb, bebte die Erde und die Gräber thaten sich auf und stunden auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen. 1. Petri 3, 9. heisst es: Er ist hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängniss, und Epheser 4, 9. heisst es: ehe er aufgefahren, sey er hinuntergefahren in die untersten Oerter der Erde.

Das apokryphische Evangelium des Nicodemus 20 f. führt zuerst die Höllenfahrt weiter aus und zwar mit tief poetischem Geiste. Satan erwartet in der Vorhölle die Ankunft Jesu, den er für einen blosen Betrüger hält, aber der noch über Satan stehende Höllenfürst äussert seine Zweifel und merkt an der unruhigen Bewegung der ganzen Unterwelt, dass der Nahende ihm zu stark und wahrer Gott sey. „Ich fühle Schmerzen in meinem Bauche“ gesteht er. Da donnert eine furchtbare Stimme draussen vor dem Höllenthor: „Hebet weg die Pforten, denn der König des Ruhmes will einziehen.“ Die Teufel raffen sich zusammen, die festen Riegel zu hüten; aber die Propheten erheben sich und jeglicher wiederholt, was er einst vom Messias verkündet: jetzt nahe er! Ein überaus herrliches Motiv! Noch einmal erschallt die schreckliche Stimme von aussen. Der Höllenfürst ruft: „Wer ist, der sich König des Ruhmes nennt?“ Da antwortet der Chor der Engel: „Ein starker und gewaltiger Gott!“ und die Riegel sprengen, die Pforten sind zermalmt und Jesus zieht ein in seiner Lichtgestalt. Und der Höllenfürst schreit: wehe! Den Satan aber ergreift Jesus oben am Haupt und übergibt ihn den Engeln, dass sie ihn fesseln bis zu des Messias zweiter Wiederkehr. Dann streckt Jesus die Hand aus und erweckt den Urvater Adam, der sich demüthig vor ihm beugt. Jesus

aber segnet ihn auf die Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes und verkündet ihm und allen Urvätern, Propheten und Märtyrern, dass sie durch das Kreuz befreit seyen und schon jetzt mit ihm in's Paradies kämen. Unter frohem Jubelgesang zieht die ganze Schaar aus den Pforten der Hölle, voran Jesus, der Adam bei der Hand führt, und als sie zum Himmel gekommen, übergibt Jesus dem Erzengel Michael den Adam und die übrigen Gerechten alle. Im Paradies aber finden sie als alte Bekannte den Enoch und Elias, und den dritten, den Schächer, zu dem Jesus gesagt: „Heute noch sollst du mit mir im Paradiese seyn.“ Aehnlich ist eine Charfreitagsrede des Eusebius von Alexandrien (Thilo über die Schriften des Eusebius S. 30. Vgl. Piper I. 403.).

Einige glaubten, die Erlösung der Gerechten aus der Vorhölle nur auf die vorsündfluthliche Zeit beziehen zu müssen, doch nicht auf die spätere Zeit, so dass nur die Patriarchen, nicht auch die Propheten erlöst worden wären (Thiersch, Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus S. 89), allein das Evangelium Nicodemi spricht dagegen.

Nach einer Hymne des Prudentius, V. 126, sollen alle Verdammten in der Hölle jährlich an dem Tage, an welchem Jesus in die Hölle fuhr (Ostersamstag), Ruhe geniessen und nicht gequält werden. — Als alttestamentalischer Typus für die Höllenfahrt Christi gilt Simson, wie er die Stadtthore aushebt oder den Löwenrachen aufreisst.

Der Nürnberger Klay gab 1644 ein Schauspiel heraus, welches die Höllenfahrt darstellte. Die Teufel sind darin sehr ergötzlich grausenhaft beschrieben, wie ein Heer gegliedert und mit Trommeln und Fahnen versehen. Auf der Fahne führen sie witzig das Bild der schönen Eva. Aber Christus mit seinen himmlischen Schaaren dringt ein und besiegt sie. Am Schluss wird nicht nur der Teufel, sondern auch der Tod gefesselt. Tillmann, Nürnberger Dichter S. 176.

Die Juden glauben, die Hölle werde zuletzt geleert und gereinigt und ein grosser Tanz aller Engel und Seligen in ihr gehalten werden. Eisenmenger I. 49. Auf ähnliche Weise

haben viele moderne Dichter nach dem Vorgang in Göthe's Faust sich das Weltende als allgemeine Verhimmlung gedacht. Einige gingen dabei wie Göthe von der vorausgesetzten Vortrefflichkeit der Menschen aus und von dem rationalistischen Leugnen des Teufels und der Hölle; Andere bildeten sich ein, noch am Christenthum festzuhalten, wenn sie annahmen, die Liebe und Gnade Gottes überwiege seine Gerechtigkeit dergestalt, dass er am Ende doch Allen Alles verzeihen müsse. Die Bibel und die Kirche stimmen mit dieser Sentimentalität nicht überein.

Holz.

Auf ältern Bildern sieht man öfters einen Jüngling mit einem Bündel Holz auf dem Rücken. Schon bei *Bottari, Roma sotter. tav.* 181. Auf dem Titelkupfer zu *Didron, annales* VIII, eine Darstellung aus dem 12ten Jahrhundert. Das ist Isaak, der das Holz zu dem Holzstoss, auf dem ihn Abraham opfern will, selber herbeiträgt. Vorbild der Kreuztragung, daher häufig Darstellungen derselben beigesellt, z. B. auf einem altdeutschen Bilde der Abel'schen Sammlung. Es wäre nicht unmöglich, dass die bekannte Sage vom Mann im Monde damit zusammenhinge. Dieser Mann im Monde soll nämlich (wie schon Dante erwähnt hat) Kain seyn, welcher einen Dornbusch auf dem Rücken trägt. Darunter ist das Holz zu dem Gott missfälligen Opfer zu verstehen, welches den Mord Abels veranlasste. Vgl. den Artikel Mond. Zur Strafe des Mordes muss nun Kain jene Dornen ewig tragen, und zwar im Monde, vor Jedermanns Augen. Dieses ewige Tragen der Dornen contrastirt mit dem einmaligen Tragen des Kreuzes in derselben Weise wie der ewige Jude mit Christo.

Honig,

das reinste Produkt aus der Thier- und Pflanzenwelt zugleich, weil ihn die Biene aus den Blumen sammelt. Wegen dieser

Reinheit, und nicht allein wegen seiner Süssigkeit, ist der Honig ein Sinnbild des Wortes Gottes, Psalm 118, 103, überhaupt der Weisheit, Psalm 80, 17. Sirach 24, 27. Daher auch sein Gebrauch bei der Taufe und bei Hochzeiten. Auch bezeichnet er die Süssigkeit des Paradieses. Das gelobte Land heisst das Land, wo Milch und Honig fliesst. 2. B. Mos. 3, 8. Vgl. den Artikel Biene.

Horn,

Sinnbild der Stärke. Mein Horn ist erhöht, 1. Sam. 2, 1. 2. Sam. 22, 3. Psalm 89, 18. 92, 11. Das Horn meines Heils, Psalm 18, 3. Davids Horn, Psalm 132, 17. Des Volkes Horn, Psalm 148, 14. Zerbrochen ist Moabs Horn, Jer. 48, 25. Ich will dein Horn eisern machen, Micha 4, 13. Ich habe mein Horn in den Staub gelegt, Hiob 16, 15. Die sieben Hörner des Lammes in der Offenbarung Johannis 4, 6. bedeuten die sieben Kräfte Gottes. Eben so haben die Hörner des Drachen und des Teufels nur die Bedeutung der Kraft. — Dem Moses gibt man auf Bildern nur irrthümlich Hörner, es sind die Strahlen seiner Augen gemeint. 2. B. Mos. 34, 29.

Ein gehörntes Weib ist ein häufig den heiligen Antonius charakterisirendes Attribut. Der Heilige wurde nämlich vom Teufel in Gestalt eines schönen Weibes versucht.

Das Horn des heiligen Simon hatte die Kraft, Gewitter zu vertreiben. *Gervas. Tilb.* III. 70.

Hostie,

Hostia (Schlachtopfer, Opferthier, Osterlamm), ist der figürliche Name für die Oblate (*oblatus panis*, das zum Geschenk in die Kirche gebrachte Brodt, welches allmählig zu einer runden Scheibe verkleinert wurde), sofern im Brodte des Abendmahls der Leib Christi verstanden und zugleich durch das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt und sich für

sie opfert, bezeichnet wird. Die runde Form des Brodtes stammt schon aus dem 4ten Jahrhundert. Die kleine Scheibenform der Oblaten wurde aber erst im 12ten allgemein. Hostie heisst sie erst als *panis consecratus*, sobald sie vom Priester geweiht ist. Der Stoff muss reines Waizenmehl seyn; ob auch andere Stoffe erlaubt seyen, darüber entstanden sehr unnütze scholastische Fragen und Streitigkeiten. Eine Hostie, in die etwas Unreines eingebacken war, konnte nicht geweiht werden. Die runde Form und Kleinheit empfiehlt sich durch Reinlichkeit und Handlichkeit; beim Brechen des grössern Brodtes fällt zu leicht etwas ab. Man presst auf die Hostie ein einfaches Kreuzeszeichen oder den Namen Christi. Vgl. Binterim, Denkw. IV. 2. 81. Förmliche Bildchen aufzupressen, scheint misslich, weil es zu leicht zur Spielerei führt. Die Hostie für das Messopfer ist grösser, als die für die Communion der Laien. Binterim a. a. O. 77. Vornehmen Laien ziemt eine solche Auszeichnung durch die Hostie nicht. Man hat sogar Legenden, wonach der Hochmuth eines Vornehmen, der eine grössere Hostie haben wollte, als das gemeine Volk, dem göttlichen Zorn anheimfiel, z. B. ein Ritter von Seefeld in Tyrol. Grimm, deutsche Sagen Nr. 355.

Obgleich die Hostie nur klein ist, stellt sie doch das ganze Brodt, den ganzen Leib dar, und soll daher gebrochen werden. Der ewige Leib theilt sich nicht blos Einem mit, sondern Allen. Daher das schöne Sinnbild vom zerbrochenen Spiegel, in dessen kleinstem Fragment sich doch das ganze Sonnenbild wiederholt, *integer in fragmentis. Menetrei symb.* 152. Nach dem sogenannten *Mozarabicum*, einem altspanischen Missale des heiligen Isidorus, brach der Priester die Hostie in zwei Stücke und das eine Stück wieder in fünf Theile nach den Hauptmomenten im Leben Jesu (*corporatio, nativitas, circumcisio, apparitio, passio*), das andere in vier Theile nach den Hauptmomenten der Verherrlichung (*mors, resurrectio, gloria, regnum*). Die Theilung der Hostie in fünf Stücke bezog später der heilige Thomas von Aquino auf die fünf Wunden Christi.

Bei der Messe ist die Erhebung der heiligste Moment. Sie wiederholt gleichsam die Auferstehung aus dem Grabe.

Der Hostie entspricht das Brodt und die Aehre, daher oft auf Sinnbildern die Aehre für den Leib, wie die Traube für das Blut gebraucht wird. — Wie der Leib Christi zur Hostie werden konnte, versinnbildlichte sich ein grober Humor, in dem vielleicht schon ketzerische Satyre verborgen liegt, in mehrfachen Bildern späterer Zeit. Auf einem alten Bild in Worms drehen die Apostel eine Handmühle, worein Christus geworfen wird und unten kommt die Hostie heraus. Berckenmeyer, Antiqu. I. 56. Ein ähnliches Bild zu Tribsees in Pommern. In Heilsbronn tritt Christus den Kelter und unten fallen Hostien heraus. Waagen, Kunstw. in Deutschland I. 316.

Die Legende kennt unzählige Hostienwunder. Zuerst solche, durch welche die Transsubstantiation oder wirkliche Verwandlung des Brodtes in den Leib und das Blut Christi bewiesen wurde. Dies geschah, indem die geweihte Hostie in der Hand des Priesters blutete. Papst Gregor der Grosse brach die Hostie und sie blutete, als ein Weib, weil es die Hostie gebacken hatte, an die Verwandlungsfähigkeit derselben nicht glauben wollte. Im Jahre 1264 wiederholte das nämliche Wunder Papst Urban IV. zu Bolsena, durch ein berühmtes Gemälde von Raphael verherrlicht. Dasselbe Wunder wiederholte St. Alexander von Hales, der mit Recht verlangte, man solle keine Hostie mehr geniessen, wenn sich die mystische Verwandlung den Sinnen offenbart habe, denn mit solchen ausserordentlichen Offenbarungen bezwecke Gott etwas Anderes, als mit dem gewöhnlichen Genuss des Abendmahls. — Zu Waldthüren, dem besuchten Wallfahrtsort im Würzburgischen, vergoss der Priester im Jahre 1330 einige Tropfen aus dem geweihten Kelch, und sogleich bildete sich auf dem Corporale aus jedem Wein- oder vielmehr Blutstropfen ein vollkommener Christuskopf. Journal von und für Deutschland I. 338. — Nach einer noch ältern Legende

ass einmal ein Judenknabe zufällig von den Resten des Abendmahls, sein Vater ward es inne und warf ihn in einen glühenden Ofen, aber der Knabe blieb im Feuer unversehrt. Evagrius IV. 36. — Zu Wilsnak wurde 1383 die Kirche durch einen Herrn von Bülow in Brand gesteckt, aber auf dem allein stehen gebliebenen Altar eine blutende Hostie unversehrt gefunden, zu der man seitdem wallfahrtete. Gieseler, Kirchengesch. II. 4. 330. Temme, Sagen d. Altmark S. 104. Eine andere blutende Hostie wurde zu Zehdenik verehrt, die von einem bösen Weibe in den Keller begraben wurde, aber aus der Erde heraus blutete. Temme S. 103.

Oft wird auch in der Hostie während der Wandlung die kleine Figur des Christkindes erblickt. So vom Sachsenherzog Wittekind, was ihn bewog, an Christum zu glauben. Grimm, deutsche Sag. Nr. 448. Mehrere Beispiele s. in Görres' Mystik II. 104. Johanna Metles konnte daran die geweihten Hostien von den ungeweihten unterscheiden, daselbst 120. Angela von Foligno sah in der Hostie ein Kind, ein Crucifix, ein Paar grosse Augen. Zu Douay in Flandern sah man in derselben Hostie Vielerlei, der Eine ein Kind, der Andere ein Crucifix etc. zugleich, daselbst 107. *Nieremberg, hist. nat.* 392. Maria von Oignies sah am Christfest in der Hostie ein Kind, in den folgenden Jahresfesten aber einen Knaben, Jüngling und Mann, so dass sich des Heilands ganzes Leben in der Hostie spiegelte. Daselbst S. 106. Eben so noch in neuerer Zeit das Fräulein von Mörl in Tyrol, Ennemoser, Magnetismus S. 163. Weiber fanden auf einer Wiese, wo Hostien ausgeschüttet worden waren, ein Gewimmel von schönen kleinen Kindern. Pater Abraham, Judas II. 350. Derselbe Pater Abraham, II. 362, erzählt von einem Christkindlein in der Hostie, das sich gesträubt habe, in den Mund eines Gottlosen einzugehen. Eine so unwürdige und widerwärtige Vorstellungsweise beweist, wie gut der Rath des Alexander von Hales war. — Ida von Nivelle sah in der Hostie eine Sonne, aus der sieben Strahlen in ihr Herz drangen. Görres, Mystik II. 242.

Ein Mann von vielem Verstande, der Graf del Mestre, sagt irgendwo: „Was heißt das, eine verlorne Schlacht? das heißt eine solche, die man verloren gibt.“ So albern diese kecke Behauptung aus einem Gesichtspunkt genommen ist, so wahr ist sie und so treffend aus einem andern. So lange die Ordnung und der Geist nicht gebrochen sind, dürfte keine Schlacht aufgegeben werden, oder man hätte sie gar nicht anfangen sollen, denn Schlachten dürfen nicht willkührlich gegeben oder unterlassen werden; sie sollen nothwendig berechnete Lösungen seyn. In der Ordnung und in dem Geiste der Krieger liegen Kräfte, die Unglaubliches leisten, wenn der Befehlshaber es hervorzurufen versteht. „Sich tapfer und stolz zurückzuziehen,“ sagt der treffliche Folard, „ist etwas; ja es ist sogar viel; aber es ist nicht das meiste, so man thun kann.“ Und was verlangt er also von dem geschlagenen Feldherrn? daß er sich erhebe, umkehre und siege. Wahrlich, die Forderung ist nicht gering! Aber sie wird auch an Feldherren gestellt, die es sind, an Männer, die ausser der gewöhnlichen Erfahrung einen bewegenden Geist, Schnelle und Schärfe im Denken und Handeln, und die Kunst besitzen, durch sich selbst zu wirken und zu schweigen. Was tollkühn scheint, ist oft nur klug; und was klug gedacht ist, wird oft zur strafbaren Verwegenheit durch die fehlerhafte Ausführung. Der Sieg des Antigonus über Klitus, auf der Höhe von Byzanz beweiset, daß ein Feldherr leisten kann, was Folard fordert.

X.

Das Zuvorkommen in der Operation ist meist von Folgen, die durch die ganze Dauer des Feldzuges bedeutend wirken, ja ihn meistens entscheiden. Es ist auch im Kriege der erste Zug, welcher siegt. Der berühmte Feldzug Bonapartes im Jahr 1796 hätte vielleicht nicht statt gehabt, wenn die Oesterreicher dem Angriffsplane des Generals Celli gefolgt und die zwischen Felsenriffen und Meer eingedrängten, auf einer einzigen Straße auf 40,000 Toisen vertheilten französischen Truppen solchergestalt angegriffen hätten, daß sie von dem Gebirge herab diese Linie durchschnitten. So aber horchten sie dem Gerede über die Absicht ihres Gegners, und ihr erster Angriff, den sie thaten, war bereits eine Vertheidigung und Unterordnung, denn sie wollten von Novi nach Voltri, um den Feind von Genua zu trennen, wohin sie dessen Absicht gerichtet

Oft wird die Hostie von Thieren angebetet, wenn der Mensch sich dessen weigert, um die Letzteren desto tiefer zu beschämen. Als ein Ungläubiger die Transsubstantiation leugnete, weihte der heilige Antonius von Padua eine Hostie und sogleich kniete ein Pferd vor derselben nieder.

Gar lieblich sind die kleinen Legenden von geraubten und weggeworfenen Hostien, die von unvernünftigen Thieren angebetet werden, zur Beschämung der Menschen. Nach Cäsarius von Heisterbach IX. 7. stiessen Stiere am Pflug auf eine in's Feld weggeworfene Hostie und knieten augenblicklich vor derselben nieder. Nach Pater Abraham, Judas II, wurde eine mitten im Winter in den Schnee geworfene Hostie vom kleinen Zaunköniglein verehrt. Nach Murer, *Helvetia sancta* S. 349, verehrten sogar einmal Schweine die in Nesseln geworfene Hostie, zu Ettiswyl. Dasselbe berichtet auch *Corneri chron. ad annum* 999 bei *Eccard, script. rer. Germ.* II. 556. Auch ein Esel kniete vor einer weggeworfenen Hostie, Wolf, deutsche Märchen Nr. 173. Ein Pferd, Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 516.

Eine Hostie fällt in einen hohlen und abgestorbenen Baum, sogleich grünt und blüht er. Eine fällt auf einen Stein und drückt ihr Bild gleich in ihm ab. Pater Abraham, Judas II. 148. Eine war ein Jahr lang in einem Kasten eingeschlossen, als sie plötzlich zwischen vielen goldnen Aehren daraus hervorwuchs. Silbert, Legenden I. 204.

Anna Vögtley, eine Zauberin, sammelte in der Schlucht von Pfeffers um Mitternacht Zauberkräuter und musste sich dazu einer magischen Kerze bedienen. Um den Zauber noch kräftiger zu machen, brauchte sie eine Hostie und raubte dieselbe. Allein nun umgab sie in der Wildniss des Gebirges eine solche Menge von höhnenden Teufelslarven, dass sie aus Angst die Hostie wegwarf in die Dornen. Sogleich blühte aus den Dornen eine silberne hellleuchtende Rose als Monstranz um die Hostie; Hirten fanden sie und man baute darüber die Capelle von Ettiswyl. Gedicht von Justinus Kerner.

Eine gestohlene Hostie wurde in einen Bienenstock geworfen, da bauten ihr die Bienen aus Wachs eine prächtige Monstranz, theilten sich in zwei Chöre und sangen ihr zu Ehren. *Thomas Cantiprat.* II. 40. Dasselbe thaten die Bienen, als eine geizige Frau, um den Honig zu vermehren, eine Hostie in ihren Stock warf. *Caesarius Heisterb.* IX. 8. Montanus, Vorzeit von Cleve II. 191 (besungen in neuern Romanzen von Castelli und Victor Strauss). Als ein geiziger Bauer eben so verfuhr, bauten die Bienen der Hostie eine ganze kleine Kirche von Wachs und stellten sie auf den Altar, den Bauer aber stachen sie halb todt. *Vincent. Bellov. speeul. morale* II. 21. 3. Um eine in ein Kornfeld zwischen drei Aehren geworfene Hostie bauten die Bienen eine schöne Monstranz, Stöber, Elsäss. Sagenbuch S. 86. Auch in Lübeck formten einmal die Bienen um eine verlorne Hostie eine wächserne Monstranz, Asmus, Lübecks Volkss. S. 64.

Dem Herzog Karl von Würtemberg wurde einmal eine Hostie gebracht, die in einer Holzkohle noch wohl erhalten gefunden worden war, und die sich schon vor dem Brennen zu Kohlen im Stamme des Buchenholzes befunden haben musste. Es erschien darüber ein eignes Werk: Pragmatische Geschichte einer Hostia etc. Konstanz, bei Wagner, 1789.

Eine Hostie, die in Polen in einen Sumpf geworfen worden war, schwebte leuchtend darüber. Kasimir II. baute hier eine Kirche. Cromerus 18.

Arkenbald von Burdo lag schwer erkrankt, als er ein weibliches Klagegeschrei hörte und erfuhr, sein Neffe habe eine Frau entehren wollen. Er liess den Neffen vor sich kommen und erstach ihn mit eigner Hand. Für diesen Mord versagte ihm nachher der Priester das Abendmahl; allein indem der Priester sich zur Thüre wandte, flog die Hostie von selbst aus seiner Büchse dem Sterbenden in den Mund, zum Beweise, dass Gott an seiner Strenge Wohlgefallen gehabt. *Caesar. Heisterb.* IX. 38.

Zu einem Jäger, der sich auf den Felsen bei Tristach verstiegen hatte und der oben sterben musste, flog die Hostie

aus des tief unten stehenden Priesters Hand von selber hoch hinauf in seinen Mund. Beda Weber, Tirol II. 169.

B. Imelda, aus dem reichen Hause Lamberti in Bologna, war noch zu jung, als dass sie das heilige Abendmahl hätte ansprechen können, sehnte sich aber so sehr darnach auf ihrem Krankenlager, dass eine Hostie vom Himmel selbst herabschwebte, die sie wonnevoll empfing und darauf selig starb. 12. Mai 1333. Der seligen Veronica brachte eine Taube die Hostie. Görres, Mystik II. 124. Giuliana Falconieri empfing sie von aussen her mitten durch's Herz, daselbst 125.

Ueber dem heiligen Martin schwebte die Hostie unter der Messe empor und strahlte über seinem Haupte gleich einer Sonne. Berühmtes Bild von Lesueur in Paris. Eine gestohlene Hostie flog aus dem Ranzen des Diebes fernhin zum Bischof, der sie in einem Kelch auffing. P. Abraham, Judas II. 342. Millin, Savoien I. 210.

Dem heiligen Lupus fiel während des Sakraments ein Edelstein vom Himmel in den Kelch. Surius zum 1. September. Der heilige Satyrus rettete sich im Wasser durch ein Stückchen geweihten Brodtes, das ihn nicht untersinken liess. *Ambrosius, orat. de obitu Satyri* §. 43. Boethius soll nach seiner Enthauptung seinen Kopf noch in eine Kirche getragen und daselbst das Abendmahl empfangen haben. Millin, Savoien II. 41.

In Beda Webers Tirol II. 170. wird erzählt, wie der Geist eines Verstorbenen, dem der Priester auf seine Bitte das Sakrament zu bringen versäumt, ihm, als er zu spät kam, entgegengekommen sey und ihn in Stücke zerrissen habe.

St. Eudoxia von Heliopolis war eine schöne öffentliche Dirne, die sich plötzlich bekehrte, als sie einen christlichen Mönch zum erstenmal feierlich singen hörte. Ihre alten Liebhaber wollten nicht an ihre Bekehrung glauben, und einer schlich sich, als Mönch verkleidet, zu ihr; aber sie tödtete ihn mit einem einzigen Blicke. Als sie vor Gericht gezogen, zur Marter geführt und nackt ausgezogen wurde, verwandelte

sich das Sakrament, das sie in ihren Kleidern getragen, in Feuer und verzehrte nicht nur ihre Kleider, sondern auch den Richter und die Henker. Zur Zeit Trajans, 1. März.

Ein Bäckerknecht in Wien, der gottlos gelebt, hoffte sich vor dem Teufel nach dem Tode zu schützen, indem er vor seinem Ableben in sieben verschiedenen Kirchen das Abendmahl nahm. Aber in der Nacht nach seinem Begräbniss kamen schwarze Männer zu zwei Priestern, hiessen den Einen sein Ciborium mitnehmen und führten sie zur Gruft. Da stand der todte Bäckerknecht aufgerichtet da, und indem der Priester ihm das Ciborium vor den Mund halten musste, flogen sieben Hostien wohlerhalten aus dem Munde in das heilige Gefäss. Darauf begleiteten die schwarzen Männer die beiden Priester ehrerbietig zurück. Als die Letztern aber heimeilten, hörten sie hinter sich ein furchtbares Krachen und fanden am andern Tage die Gruft leer. Jene schwarzen Männer waren Teufel gewesen. Unterredungen aus d. Reich d. Geister II. 261.

Ueber Wunder, Heilungen, Rettungen, die durch die Hostie, als ob es durch Christum selbst geschehen wäre, vollbracht worden, vergl. *Vincent. Bellov. spec. hist.* 22, 98 f. Ueber die ruchlosen Zaubereien, zu denen die Hostie die ihr inwohnende göttliche Kraft für teuflische Zwecke herleihen sollte, vergl. Görres, Mystik III. 625. Wolf, niederländ. Sagen 367. Cardanus, von wunderb. Sachen 1559, S. 926.

Hund,

wegen seiner Wachsamkeit und Treue ein Sinnbild christlicher Tugend und sonderlich des geistlichen Standes. Nach der Parabel üben die Hunde im Gegensatz gegen die Menschen Gerechtigkeit aus, indem sie die Schwären des armen Lazarus mitleidig lecken. Hunde fressen die böse Jezabel. Das Vorbild aller treuen Hunde aber ist das Hündlein des Tobias. Auf einem alten Bilde in Braunschweig erblickt man die christlichen Tugenden als Jagdhunde am Halsband

von einem Engel als Jäger geführt. Fiorillo II. 57. Eben so in Strassburg, Waagen, Deutschland II. 312. Die vier Cardinaltugenden als Hunde im Kampf mit den höllischen Wölfen in einem spanischen Gedicht. Clarus, span. Lit. II. 323. Der stumme Hund ist Sinnbild eines treulosen Wächters, Jesaias 56, 10. Oft wurde das auf Priester angewandt, die aus bösem Willen oder Feigheit schwiegen, wo sie die Ehre Gottes und der Kirche hätten vertreten sollen. Vgl. *Augustini enarr. in psalm.* 67. §. 32. Der Vergleichung mit treuen Hunden schämten sich die Mönche nicht. Die Legende sagt von der Mutter des heiligen Bernhard, sie habe geträumt, einen bellenden, schwarz und weiss gefärbten Hund zu gebären; das bedeutete den beredten Heiligen vor, dessen Ordenstracht schwarz und weiss war. Desgleichen von der Mutter des heiligen Dominicus, sie habe geträumt, einen Hund zu gebären, der eine Fackel im Munde trug. Auf einem Bild in der Kirche S. Maria Novella zu Florenz hüten Papst und Kaiser als treue Hunde die Heerde der Christenheit. Kopisch zu Dante S. 324.

Hunde als Attribut von Heiligen. Dem heiligen Rochus brachte sein treuer Hund Brodt im Munde. Der heilige Benignus und die heilige Sira wurden von den wilden Hunden verschont, denen man sie vorwarf. Der heilige Parthemius tödtete einen tollen Hund durch das Zeichen des Kreuzes. Der heilige Ludger gründete Helmstädt da, wo er sein verlaufenes Hündlein Helmi wiederfand. Der heilige Hubertus, ein grosser Jäger, wird angerufen gegen tollen Hundsbiss. Bischof Gottfried von Amiens hat einen todten Hund zum Attribut, weil dieser statt seiner vergiftet wurde.

Nach deutschen Volkssagen nahmen die Hunde von mit dem Kirchenbann getroffenen Herren kein Essen mehr an, so vom Herzog Otto von Brandenburg, von einem Grafen von Osterburg, einem Grafen von Gardelegen etc.

Auf Grabsteinen von Damen des spätern Mittelalters kommen oft zu deren Füssen kleine Hunde, so wie zu den Füssen der ritterlichen Herren Löwen vor, bedeutend Treue

und Stärke, ohne besondere christliche Beziehung. Vgl. Kunstbl. 1847, S. 15.

Der persische Dichter Nisami hat eine kleine Legende von Christo aufbewahrt. Ein todter Hund liegt am Wege, alle Leute halten die Nase zu und schmähen das Aas. Christus aber in seiner Milde lobt die schönen weissen Zähne des todten Thieres. Hammer, pers. Redekünste S. 108.

J

Jahr.

Das Kirchenjahr beginnt mit dem Advent und schreitet fort durch den Winter zum Sommer, durch Nacht zum Licht, durch Leiden zum Siege, durch Tod zum Leben, durch Armuth zum Reichthum. Die lange Nacht des Winters, in welche die Geburt Christi fällt, bedeutet das Heidenthum und die alte Nacht der Sünde. Es ist die Weihnachtszeit. Der Frühling, in welchen das Wirken, Leiden und Sterben des Heilands fällt, bedeutet das Erlösungswerk. Es ist die Osterzeit. Der Sommer, in welchen die Himmelfahrt und Ausgiessung des heiligen Geistes fällt, bedeutet den vollendeten Sieg des Lichts. Es ist die Pfingstzeit. Der Herbst endlich, in den die Reife der geistigen, wie der irdischen Saaten fällt, bedeutet das letzte Gericht, den Tod des Zeitlichen und den Gewinn des Ewigen, zugleich aber den letzten Triumph der Kirche. Es ist die Zeit der Kirchweihe. Vgl. *Durandi, rationale offic.* VI. 1. 11. In dem schätzbaren Werke von Friedrich Strauss, das evangelische Kirchenjahr 1850, ist jene altkatholische Symbolik des Kirchenjahres einsichtsvoll gewürdigt, jedoch glaubte der Verfasser als Protestant, was

Durandus objectiv auffasste, subjectiv auffassen zu müssen, so zwar, dass er S. 56 den Jahreslauf nicht blos mit dem grossen welthistorischen Entwicklungsgange der Kirche, sondern auch mit dem „Gnadenlauf und der Geschichte der Erlösung der einzelnen Seele“ vergleicht.

Der bezeichneten Symbolik entsprechen nun die wichtigsten Feste und Heiligentage im Jahre. Jeder Jahreszeit ist zugewiesen, was ihrem symbolischen Charakter entspricht. Die Perikopen, die für jeden Sonntag im Jahre zum Vorlesen und zu Predigttexten bestimmten Bibelstellen ergänzen diese Symbolik, wo die Heiligennamen zum Verständniss nicht ausreichen. In diesen alten Festsetzungen, namentlich der Heiligennamen, dürfte Vieles enthalten seyn, was die Neuzeit nicht mehr zu erklären weiss. In mancher Beziehung hilft hier die Tradition im Volk aus, in Sagen und Gebräuchen.

In einer spanischen Dichtung huldigen die Jahreszeiten dem neugebornen Christkind. Clarus, span. Lit. II. 349. Sie kommen aber auch schon auf einem altchristlichen Bilde vor, durch Rosen, Aehren, Weinreben und Feuer bezeichnet, in ihrer Mitte der Heiland als guter Hirte. *Bottari, Roma sotter.* II. *tav.* 55. Vgl. I. *tav.* 48. *Aringhi* I. 389.

Jakob.

An diesen Patriarchen knüpft sich viel Symbolik. Zunächst ist der Gegensatz wichtig, in dem er zu seinem Zwillingsbruder Esau steht. Dieser Gegensatz ist, wenn auch abgeschwächt, derselbe wie der zwischen Kain und Abel. Esau bedeutet die rohe Menschheit von der Naturseite, Jakob die bildungsfähige Seite, die sich dem Geist empfänglich zeigt. Jakob erscheint durchaus am Leibe schwächer, aber überlegen an Geist. Diese Ueberlegenheit erprobt er zuerst nur in gemeiner List, der folgerecht eine erbärmliche Furcht zur Seite steht. Das ist so naiv und naturwahr, wie das Benehmen Adams und Eva's im Paradiese. Allein Jakobs List ist deshalb keine Sünde gegen Gott, weil erstens kein Verbot

vorlag und zweitens der Erhaltungstrieb und die Furcht das Unsittliche entschuldigen konnten. Beide Brüder befanden sich im Naturstande. Nun wollte aber Gott die dem Geist zugewandte und für das Höhere empfängliche Seite der Menschheit nicht in einem so kläglichen Kampfe beharren lassen, sondern erhob Jakob auf eine höhere Stufe durch göttliche Gnade, verlieh ihm eine Einsicht in's Heilige (der Traum von der Himmelsleiter) und eine sittliche Kraft, die ihn fortan über gemeine List stellte.

Das ist das berühmte, oft so leichtsinnig und abstrakt erklärte Ringen Jakobs mit Gott. Jakob fürchtete sich entsetzlich vor seinem Bruder, hatte ihm Geschenke entgegengeschickt, aber, dennoch nicht trauend, seine Weiber und Kinder vor ihm verborgen. In derselben Nacht nun rang ein unbekannter Mann mit ihm, der ihn nicht überwinden konnte, ihm aber das Gelenk an der Hüfte verrenkte, dass er zeitlebens davon hinken musste. Als der Tag graute, sagte der Mann: „Lass mich gehen." Jakob aber sagte: „Nicht eher, bis du mich segnest." Da sagte Jener: „Du hast mit Gott und mit Menschen gerungen und gesiegt, darum sollst du künftig Israel heissen." Darauf wurde Jakob wieder getrost, zog am andern Morgen seinem Bruder freiwillig entgegen und wurde auf's Liebevollste von ihm aufgenommen.

Das Ringen mit Gott war die hohe sittliche Weihe des Geistes, der auf niederer Stufe noch in den Banden der Natur nur zwischen List und Angst getheilt war, jetzt aber seiner höhern, der Natur weit überlegenen Macht durch Gottes gnädige Herablassung inne wurde. Das fühlte der Prophet Hosea 12, 4. 5. wohl heraus, indem er hervorhob, Jakob, der immer demüthig geblieben und sich nie überhoben, auch Gott nie getrotzt habe, sey eben deswegen der Stärkste gewesen, das habe er schon bei seiner Geburt gezeigt, indem er seinen älteren Bruder bei der Ferse gehalten habe; am deutlichsten aber habe es sich offenbart in dem siegreichen Ringen mit Gott selbst, gerade in dem Augenblicke seines

Lebens, in welchem Jakob am schwächsten und furchtsamsten war.

Das Ringen Jakobs mit Esau schon im Mutterleibe ist ein Vorbild vom Aufhüpfen des Täufers Johannes im Leibe der Elisabeth. Wie nämlich das in Jakob repräsentirte Judenthum des alten Testamentes das in Esau vertretene Heidenthum zurückstiess, so beugte es in Johannes dem Täufer seine Kniee vor Christo im Mutterleibe der Maria, dort die tiefere, hier die höhere Rangstufe des Lebens anerkennend. — Isaak, indem er Jakob und Esau segnet, ist auf alten Kirchenbildern oft so gemalt, dass er die Hände über beiden Köpfen kreuzt. Mit der Bevorzugung Jakobs ist hier das vorbedeutende Kreuzeszeichen verbunden. Vgl. das Titelkupfer zu *Didron, annales* VIII., eine Darstellung aus dem 12ten Jahrhundert.

Von den zwölf Söhnen Jakobs kommen die zwölf Stämme der Juden. Das 49. Kapitel des 1. Buches Mosis enthält den Segen, den Jakob über seine Söhne aussprach, und in welchem er denselben ihren unterscheidenden Charakter, indem er sie zum Theil mit verschiedenartigen Thieren verglich, und ihre Zukunft verkündete. Isaschar wird einem Esel, dann einer Schlange, Naphthali einem Hirsch verglichen. Vor allen bemerkenswerth ist Juda, der einem Löwen verglichen wird und von dem es prophetisch heisst, das Scepter werde ihm nicht entwendet werden; und der sanfte Benjamin, dessen Nachkommenschaft einem reissenden Wolfe verglichen wird. Von Juda stammte David und Christus ab; der Stamm Benjamin aber fiel in Unthaten, deren er selbst niemals fähig gewesen wäre.

Wir wollen uns die nähere Analyse hier ersparen, die mehr Interesse für die politische Geschichte der Juden und für die Geographie des gelobten Landes, in welches sich später die Stämme theilten, als für die christliche Symbolik hat.

Die Vergleichung der zwölf Söhne mit den zwölf Aposteln hat nichts für sich, als die Zahl. Eben so willkührlich ist ihre Vergleichung mit den zwölf Zeichen des Thierkreises, die schon Priscillian machte. Walch, Ketzergeschichte

glaubten. Hier würden ſie von der franzöſiſchen Colonne aufgerieben worden ſeyn, wenn nicht der franzöſiſche Feldherr dadurch, daß er ſeinerſeits den Feldzug eröffnete, der ganzen Sache eine andere, für die Oeſterreicher noch unglücklichere Wendung gegeben hätte. Er ließ die Gegner ruhig gegen ſeinen rechten Flügel ſich bewegen, und warf einſtweilen ſeinen linken über die Gebirge in das Thal vom Tanaro; die Mitte folgte, überſtieg die Gebirge und brach in das Thal von Bormida; der rechte Flügel endlich that desgleichen, er brach in das Thal vom Erro. Durch dieſe Anordnung war dem Feinde der Angriff aus den Händen geriſſen; wo ſie ſchlugen, waren ſie rechts überflügelt und ſchwächer, die Franzoſen unterſtützten ſich von der Linken zur Rechten auf das Trefflichſte, die Oeſterreicher mußten vereinzelt ſchlagen; ſo wurden die Tage von Montenotte und Dego, und der von Milleſimo; ſo waren in zwei Wochen nach Eröffnung des Feldzuges die Oeſterreicher und Piemonteſer getrennt, und ſo geſchah es, daß noch in demſelben Monate die einen ihre feſten Plätze, ihr Heer, ihren Landesbeſitz dem Feinde überließen und die andern, entſchloſſen zum Rückzuge, hinter dem Po augenblickliche Ruhe ſuchten. — Die Ausführung der Operation beruht auf dem Geſetze überwiegender Schnelligkeit; der Sieg wird Verbrechen, wenn die Verfolgung ihn nicht zur Tugend macht. Um der Umſicht des Entwurfes willen ſowohl, als wegen dieſer meiſterhaften Ausführung iſt der Feldzug von 1796 ein Muſterbild, das wir des Beiſpiels wegen weiter verfolgen wollen. In dem Augenblicke, als Bonaparte in Cherasko Piemont die erbetene Waffenruhe gab, flog ſein Entwurf ſchon bis über die Alpen von Tyrol in das Herz von Baiern, und bis in die Siebenhügelſtadt. Er zählte 28,000 Mann und ſein Gegner Beaulieu 2000 Mann weniger, jedoch eine vorzüglichere und ſtärkere Reiterei. Beide hielten an dem Po. Durch eine einfache Bewegung von der Linken gegen die Rechte dehnte ſich Bonaparte bis an Piacenza aus, und überflügelte hierdurch den Feind fortwährend in ſeiner Linken, der ſonach ohne Schwertſchlag ſeine Stellung hinter dem Ticino, hinter dem Lambro verließ und die Adda zu gewinnen eilte. Aber ſchon war Bonaparte bei Piacenza über den Po gegangen. Er erreichte den Gegner an der Adda; es kam zur Schlacht bei Lodi. Mailand und die ganze Lombardei fiel als Siegespreis in ſeine Hände. Der Feind, vereinzelt, ermüdet, da er immer ſeine

III. 443. Noch weiter ausgeführt in Norks vergleichender Mythologie S. 136 ff.

St. Jakob (der Aeltere),

der älteste unter den Aposteln und doch Bruder des jüngsten, des Johannes, wird insgemein als ein uralter, sehr ernster und noch immer rüstiger Greis in Pilgertracht dargestellt. Die Legende sagt, er sey nach dem Tode des Erlösers nach Spanien gewandert, um dort das Evangelium zu verkünden. Noch zeugen Steine, in denen er so weich wie in Betten geschlafen und seine Gestalt abgedrückt, oder denen er nur seine Fusstapfen eingedrückt, von seiner Anwesenheit. Nach Asien heimgekehrt, predigte er unter den Samaritern und bekehrte einen Zauberer, Namens Hermogenes. Als dieser aber aus Furcht vor den Teufeln, die er sonst gebraucht und die sich an ihm rächen wollten, nicht von ihm gehen wollte, gab er ihm seinen Stab als sichere Waffe gegen alle Anfechtung mit. Aber König Herodes liess den frommen Jakob enthaupten, als den ersten unter allen Aposteln, der den Martyrertod erlitt. 25. Juli. Vgl. die Apostelgeschichte d. Abdias. Nach den *actis SS.* wurde der Leichnam auf ein Schiff gesetzt und dem Meere überlassen, das ihn an die spanische Küste trug, worauf er zu Compostella beigesetzt wurde, das noch jetzt sein hochberühmter Wallfahrtsort ist. Nach der Legende des Hermann von Fritslar (Pfeiffer, deutsche Mystiker I. 67.) fand die Hinrichtung im Königreich Galizien in Spanien selber Statt. Die Königin liess seinen Leichnam an wilde Thiere binden, damit sie ihn zerrissen, aber sie trugen ihn ganz sanft mitten in den Pallast des Königs, wo er plötzlich versank. Da bekehrte sich der Hof und das Volk, und man errichtete über ihm eine grosse Kirche. Den Namen Compostella soll dieser berühmte Ort erhalten haben von *campus* und *stella,* weil der Heilige über der Gegend einen Stern erblickte, und ihm war verheissen worden, wo er diesen Stern sähe, werde er den Märtyrertod leiden.

Berckenmeyer, kur. Antiquit. I. 41. Der Ort wurde indess erst im 9ten Jahrhundert gegründet. Lichter und Engel liessen sich im Walde sehen, bis man daselbst das Grab des Heiligen entdeckte. Aschbach, Ommajaden I. 213. Es geschahen dahin unzählige Wallfahrten und daselbst unzählige Wunder. Lange Zeit im Mittelalter galt eine Wallfahrt nach St. Compostella von Frankreich oder Deutschland und England aus fast so heilig, wie eine nach Jerusalem selbst. Man zeigt dort noch das Gerippe des Heiligen, mit Edelsteinen bedeckt, grosse Diamanten statt der Augen. Bory de St. Vincent, Gemälde d. Pyren. Halbinsel I. 295. Den Abdruck seiner Hand in Stein etc. Auch soll aus seinem Grabe ein wunderbarer Klang tönen, so oft Spanien ein Unglück droht. Berckenmeyer a. a. O. Ihm zu Ehren wurde ferner der Ritterorden von S. Jago gestiftet. Auch war „St. Jago" lange der Schlachtruf der Spanier, weil einmal in einer grossen Schlacht der Heilige auf weissem Ross mit Kreuz und Schwert erschienen und die Christen zum Sieg wider die Mauren geführt haben soll. In Turpins fabelhafter Geschichte Karls des Grossen ist die Wiedereroberung des heiligen Grabes zu Compostella das Motiv aller Kämpfe der Franken in Spanien. Vgl. noch den Artikel Hahn. — Die Erklärung der Pilgerfahrt zum äussersten Westen Europa's der Sonne nach s. im Artikel Apostel.

Jaspis.

Unter den zwölf Edelsteinen am Schild des Hohenpriesters war der Jaspis der erste und bedeutete den Stamm Gad, der im Felde voranzog als der stärkste. 4. B. Mos. 32, 25. Josua 4, 12. Sofern die Edelsteine auch auf die zwölf Apostel bezogen wurden, bedeutete der Jaspis den ersten Apostel Petrus, zugleich mit Bezug auf dessen Namen (*petra*, Stein). *Cornelius a Lapide, in exod. comment.* 28. Wegen seiner Härte und Festigkeit und als erster unter allen Steinen bedeutete der Jaspis auch den Glauben. *S. Brunonis*

Astens. praefat. in lib. sup. Apoc. 21. Vgl. *Didron, annales* V. 221.

Jehovah.

In den drei Consonanten dieses Namens hat schon das Buch Sohar eine Dreieinigkeit erkannt. Man hat damit auch indische und chinesische Trinitätslehren in Verbindung gebracht. Vgl. Sepp, Heidenth. I. 79. Allerdings liegt dem Namen die einfache Reihe der Vocale in der Art zu Grunde, dass mit dem höchsten J begonnen und mit dem tiefsten U geschlossen wird: J. E. A. O. U. Die Laute, welche die Sprache beherrschen, sind am würdigsten, den Namen Gottes auszusprechen.

Jeremias,

der zweite unter den grossen Propheten, hat einen überaus melancholischen Charakter und vereinigt in sich das Gefühl aller Leiden seiner Zeit und seines Volkes. Sein tiefer Klageton ist gerechtfertigt durch die Grösse und insbesondere auch durch die Länge seiner Leiden, denn er wurde sehr alt und kam aus einem Elend immer in's andere.

Er selber erzählt, als König Josia regierte, und er noch sehr jung gewesen, habe der Herr ihn angerufen und zu seinem Propheten auserwählt, wie demüthig er auch seine Jugend vorgeschützt, um dem schweren Amte zu entgehen. Schon damals erkannte er aber, dass dieses verdorbene Geschlecht keiner Besserung mehr fähig sey; namentlich, weil es so viel lüge. So oft es ihm gut gehe, diene es fremden Götzen, nur in der Noth schreie es wieder zu Jehovah, um, wenn er geholfen, gleich wieder undankbar von ihm abzufallen. Indem der Prophet des Volkes Affenschande aufdeckt, verkündet er ihm die Strafgerichte Gottes, wie Jesaias, aber während Jesaias auf Christum hinweist und dem Untergange eine herrliche Auferstehung folgen lässt, schliesst Jeremias nur mit rührenden Klagen um den Untergang des Tempels und die Gefangenschaft des Volkes. Die Stadt des Herrn

wird hier als eine ihres Reichs und Gatten beraubte, zur Sklavin gemachte, trostlos verlassene Königin geschildert. Zion wird, höchst poetisch, aufgefasst als der Fussschemmel Gottes, den dieser im Zorne von sich schleudert. Das Elend der Gefangenschaft wird auf's Ergreifendste geschildert als Finsterniss, drückende Beengung, Verhöhnung, Nährung mit Bitterkeit und Wermuth, Wälzen in Asche. Aber eben so rührend wird zur Geduld ermahnt, und dass das geknechtete Volk nicht murren soll wider sein Elend, sondern nur wider seine Sünde.

Nach der Tradition des Pseudo-Epiphanius wurde Jeremias mit nach Aegypten geschleppt und dort von den erbitterten Juden gesteinigt, wo auch noch sein Grab gezeigt wird. Lucas, Reise I. 37. Winer, Realw. *s. v.* Jeremias. Dem Judas Maccabäus erscheint Jeremias im Traume und gibt ihm ein siegbringendes Schwert. 2. Maccab. 15, 12. Nach der Legende im heiligen Lande verbarg Jeremias bei der Zerstörung des Tempels das heilige Feuer im Brunnen des Nehemias, und als man später das Wasser dieses Brunnens auf ein Opfer schüttete, wurde es sogleich zu Feuer. Pococke, Beschreibung von Palästina S. 38.

In Gemälden erscheint Jeremias durchgängig sehr alt und leidend, jedoch nicht schlaff, sondern würdig und gottbegeistert. Sein Attribut ist die Ruthe (Zweig), die ihn Gott sehen liess. Michel Angelo malte ihn in der sixtinischen Kapelle mit sehr langem schneeweissem Bart, von Leiden niedergedrückt. In neuerer Zeit erwarb sich Bendemann grossen Ruhm durch sein Bild des auf den Trümmern von Jerusalem unter Leichen und Sterbenden trauernden Propheten. Mir scheint dies Bild zu antik gehalten.

Jerusalem.

Die Heiligkeit dieser Stadt ist eine ganz andere für die Christen wie für die Juden. Den Christen gilt sie nur als das heilige Grab. Die Zerstörung des altjüdischen Jerusalem

hängt auf's Genaueste mit der Auferbauung der christlichen Kirche zusammen. Statt des zertrümmerten Jerusalem auf Erden ist den Christen das himmlische verheissen.

Als Christus zum letztenmale nach Jerusalem ging, schien nichts zu verkündigen, dass es sein Todesgang sey. Im Gegentheil sammelte sich das Volk um ihn, begrüsste ihn in frohem Jubel, streute Gewande und Palmen auf seinen Weg zu der Eselin Füssen, auf welcher er ritt, und rief: „Hosianna dem Sohne Davids!“ Matth. 21. Mark. 11. Luk. 19. Joh. 12. Es war der Höhenpunkt seines Ansehens unter dem Volke. Er zog in den Tod wie ein König zum Siege. Die nächste Veranlassung aber war das bevorstehende Osterfest in Jerusalem, welches er mitfeiern wollte, aber auf eine Weise, die Niemand ahnen konnte, nämlich um das jüdische Fest zum christlichen zu erheben, und das Sinnbild durch das Urbild selbst zu ersetzen. Deshalb nahm der Heiland auch die Ehrenbezeugungen des Volkes, die er sonst verschmähte, diesmal an. Es war seine Weihe zum Tode, das Hosianna des Volkes verbarg in sich schon das „Kreuzige, kreuzige!“

Als der Heiland auf diesem seinem letzten Wege durch Jericho kam, wollte ihn der kleine Zachäus, ein reicher Zöllner, auch gerne sehen, konnte aber durch das Volksgewühl nicht durchdringen und stieg deshalb auf einen Feigenbaum. Als Jesus ihn sah, rief er ihm zu: „Steige herab, denn ich muss heute bei dir einkehren.“ Nachdem er aber des Zachäus Gast gewesen, gab dieser Alles, was er je als Zöllner durch Betrug erworben, vierfach zurück und die Hälfte seiner Güter den Armen. Da sprach der Herr beim Abschiede: „Diesem Hause ist heute Heil widerfahren, denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Luk. 19.

Lukas knüpft hieran das Gleichniss von den zehn Knechten, welches dem von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen einigermassen entspricht, hier aber erhabener erscheint wegen des grossen Moments. Christus spricht auf

seinem Todesgange als strenger Richter über seine Jünger und mit ihnen über Alle, die künftig das Reich Gottes auf Erden verwalten und den Völkern das Heil verkündigen und in der Heilsordnung erhalten werden, also über den ganzen Priesterstand. Er vergleicht sie mit Knechten, denen er ein Pfund anvertraut, mit dem sie wuchern sollen. Wehe ihnen, wenn sie es unbenutzt liegen lassen! Er schliesst seine strenge Rede mit den Worten: „Meine Feinde, die nicht wollten, dass ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir!“ Das zeigt uns das Vorbild des künftigen Weltrichters.

Indem der Herr auf seinem Triumphzuge der Stadt nahe kam, weinte er über sie und verkündete ihre Zerstörung, weil sie nicht zur rechten Zeit erkannt habe, was zu ihrem Frieden diene. Luk. 19. — Man hat diese erhabene Scene contrastirt mit den unheiligen Thränen, welche Jonas beim Anblicke Ninive's vergoss, weil diese Stadt noch immer nicht zerstört werde. — Die Zerstörung Jerusalems selbst erscheint vorgebildet im Niederreissen des Tempels durch Simson. Christus gilt als der gewaltige Simson, der den alten Tempel einreisst, um den neuen zu gründen. *Rupert. Tuitensis* 258. Auch in den altchristlichen Katakombengräbern findet sich oft Christi Einzug in Jerusalem abgebildet als Vorbild des künftigen Einzugs des seligen Christen in's himmlische Jerusalem. *Aringhi* I. 329. 331. *Bottari* I. *tav.* 15. 40. Und zwar als Gegenbild zum Untergang Pharao's im rothen Meer, welches die Hölle bedeutet.

Das himmlische oder neue Jerusalem gilt zum Unterschiede vom Paradiese (als der seligen Wohnung der ersten Menschen) und vom Himmel (als der Wohnung Gottes und der Engel) ausschliesslich als künftiger Aufenthalt der seligen Menschen. Es wird ausführlich beschrieben in der Offenbarung Johannis 21. Die Zwölfzahl der Thore, der Grundsteine (Edelsteine), der Perlen und der die Thore hütenden Engel wird daselbst auf die zwölf Stämme Israel bezogen, und schon Jesaias (54, 11.) sah dieses neue, mit Edelstein-

thoren geschmückte Jerusalem voraus. Indess ist die Zwölfzahl auch vom neuen Testament geheiligt durch die Apostel, und im neuen Jerusalem kann nur noch symbolisch die Rede seyn von den alten Stämmen Israels, als den Vorbildern der himmlischen Heerschaaren, nicht zu gedenken der zwölf Zeichen im Zodiakus, die aus dem physischen Himmel auf den geistigen übertragen werden. Vgl. die Artikel Edelstein, Himmel, Paradies. Das Paradies oder der Garten Eden ist der Himmel einer ländlichen, das neue Jerusalem einer städtischen Bevölkerung. Mauern und Thore weisen noch auf das Bedürfniss einer Verschliessung und Vertheidigung nach aussen hin. Das neue Jerusalem erscheint insofern als eine Burg Gottes zum Schutz gegen die Mächte der Hölle. Auch bezog man die Stelle Joh. 14, 2. („in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen") hieher und glaubte den Himmel als eine grosse Stadt voll unzähliger Wohnungen denken zu müssen. Auf dem berühmten Genter Altar malte van Eyck die Stadt Maestricht als neues Jerusalem in den Himmel, welche Naivetät weniger unschicklich erscheint, als die Willkühr, mit welcher Ferrari im römischen Pallast Sciarra aus dem himmlischen Jerusalem ein antikes Amphitheater machte. Boisserée bemerkt in seiner Geschichte des Kölner Doms S. 45: die bunten Glasfenster der gothischen Kirchen hätten die Wirkung der glänzenden Edelsteine im himmlischen Jerusalem nachahmen sollen, sofern sie aus der äussersten Höhe und Ferne des Kirchengewölbes auf die Gemeinde gestrahlt hätten.

In der Offenbarung Johannis 21, 2. wird die himmlische Stadt zugleich als Braut Christi bezeichnet, was in einer alten Hymne bei Fortlage S. 186 sehr schön ausgeführt ist. Die Juwelen und Perlen nämlich, mit denen die Thore und Mauern Jerusalems geziert sind, verwandelten sich in den Halsschmuck der Braut. Diese Vergleichung erklärt sich dadurch, dass im neuen Jerusalem ausschliesslich alle Getreuen der Kirche, die ganze „Gemeinschaft der Heiligen" versammelt seyn werden, daher diese himmlische Stadt auch als

Personification der Kirche in ihrer himmlischen Verklärung aufgefasst werden kann.

Jesaias,

der erste unter den grossen Propheten, verdient diesen Rang, weil in ihm alle Hoheit des Prophetenthums offenbart ist.

Er beginnt damit, Gottes tiefen Eckel an dem Treiben der Menschen zu schildern, unter König Ahas, dem Götzendiener. Das Haupt des Volkes ist krank, das Herz ist matt, von der Fusssohle bis zum Haupt ist nichts Gesundes an ihm. Ich bin satt eurer Opfer, spricht der Herr, ich habe keine Lust an euren Farren; euer Rauchwerk ist mir ein Greuel. Breitet ihr auch die Hände nach mir aus, ich wende mein Angesicht von euch. Sie treiben Schinderei, Einer über den Andern, und der Jüngere ist stolz wider den Aelteren, Kinder sind Treiber des Volkes und Weiber herrschen über sie. Die Tochter Zion ist zur Hure geworden, stolzirt, schwänzt, wirft die Augen umher. Die Priester und Propheten selbst sind toll von starkem Getränk und taumeln und köken die Urtheile heraus, und die Altäre sind voll Speiens und Unflath. Die köstlichen Weintrauben sind in unfruchtbarem Boden zu Herlingen verputtet und versäuert. Niemand aber will dies erkennen, die Lüge umstrickt Alles. Gutes nennen sie böse, Böses gut; aus Licht machen sie Finsterniss und aus Finsterniss Licht.

Da erweckt Gott einen Propheten, um das Volk aufzurütteln aus seiner tiefen Verderbniss. Jesaias dachte nicht daran, dass ein so hoher Beruf ihm werden sollte, da erschien ihm der Herr selber auf dem Thron, umgeben von sechs geflügelten Seraphim, die da sangen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehren voll.“ Und Gott sprach zu Jesaias: „Gehe hin und sprich zu dem Volke: Höret und verstehet's nicht, sehet und merket's nicht.“ Der Prophet gehorcht, fragt aber: bis wann das Volk in dieser Verstocktheit beharren werde? „Bis die Städte zerstört

sind und das Land entvölkert ist," spricht der Herr. So tritt nun Jesaias das Prophetenamt an, ganz so wie die troische Cassandra das Amt der Sibylle, denn es ist ihm verheissen, dass Niemand auf ihn achten werde. Seine ersten Weissagungen noch unter König Ahas beziehen sich auf die Strafe der Sünder und auf das endliche Erbarmen Gottes, der den Messias senden werde. Da die letzten Weissagungen dasselbe noch kräftiger wiederholen, übergehen wir sie hier, um am Schluss darauf zurückzukommen, und gehen zu den Weissagungen über, die in die Regierungszeit des guten, aber schwachen Königs Hiskia fallen.

Hiskia liess sich in ein thörichtes Bündniss mit Aegypten wider Babylon ein. Jesaias ging fortan barfuss und im Busskleide, um im Voraus den Untergang des Reichs zu betrauern. Aber man glaubte ihm nicht. So nahe die Gefahr war, kam man su keinem oder nur zu verkehrtem Entschlusse. Dieses fruchtlose Gezänke schildert der Prophet mit colossaler Ironie: „Das ist ein Tag des Trübsals, Scheltens und Lästerns, und geht gleich als wenn die Kinder bis an die Geburt kommen sind und ist keine Kraft da zu gebären." Verwandt damit sind die Schilderungen der Eitelkeit und Arglist, die ihr Unwesen forttreiben, ohne zu ahnen, dass der Tod hinter ihnen ist. „Mit Stroh geht ihr schwanger, Stoppeln gebäret ihr, das Feuer wird euch verzehren. — Sie brüten Basiliskeneier und wirken Spinnweb. Isst man von ihren Eiern, so muss man sterben; zertritt man's, so fährt eine Otter heraus. Ihr Spinnweb taugt nicht zu Kleidern etc." — Der übermächtige Feind rückt heran; da erkennt Hiskia Gottes Gerichte und thut Busse, betet und jammert. Nun ist es aber der Prophet, der ihn tröstet und in seinem Kleinmuth erhebt und ihm weissagt, Sanherib und sein gewaltiges Heer, das damals wider Aegypten zog und Jerusalem, als der Aegypter Bundesgenossin, schwer bedrohte, werde selber untergehen. Sanheribs Heer wurde vom Würgengel geschlagen, worunter die modernen Erklärer eine plötzlich ausgebrochene Pest verstehen. Herodot erzählt das Mährchen, die

Mäuse hätten bei Nacht alles Lederwerk der Assyrer zerfressen und diese dadurch entwaffnet. Die Landesplage war abgewendet. Nun gerieth aber Hiskia in eine persönliche Gefahr, indem er schwer erkrankte. Auch diesmal tröstete ihn der Prophet und verhiess ihm Genesung. Als nun der König wirklich genas, stellte sich auch wieder der Uebermuth bei ihm ein, und er zeigte den Gesandten, die Sanheribs Nachfolger an ihn schickte, prahlend seine Schätze. Da zürnte der Prophet und verkündete ihm, alle diese Schätze würden den Weg nach Babylon einschlagen.

So weit der historische Faden, an den sich die grossartigen Weissagungen des Jesaias anreihen. Sie gehen übrigens weit über den engen Gesichtskreis jener Tage hinaus. Das eben ist des Jesaias Grösse, dass er sich über den jüdischen Standpunkt zu erheben weiss, wie kein anderer. Es liegt in ihm schon das ganze Christenthum, wie der Schmetterling in der Puppe verschlossen. Jesaias verkündet der gesammten alten Welt ihren Untergang. Nicht nur Jerusalem, sagt er, wird wegen seiner Sünden untergehen, nicht nur Israel, sondern auch die stammverwandten und so feindseligen Moabiter, Edomiter, die benachbarten Phöniker etc., das so hochcultivirte Aegypten, das so übergewaltige Babylon. Die Vernichtung aller dieser Völker wird in besondern Kapiteln der Reihe nach verkündet, und wie bei einem langanhaltenden Gewitter der Donner, so rollen die Prophetenworte majestätisch in die Runde der Länder. Am gewaltigsten sind die Donnerschläge und die Blitze gegen das alte Babel. Die Ruthe der Völker soll zerbrochen, der Zerstörer soll selber nun zerstört werden; über den Schrecklichsten kommt Einer, der noch schrecklicher ist. Die Schinder der Völker sollen nun ihr eignes Fleisch fressen, und die alle Länder in Brand steckten, vergehen nun selbst in diesem Feuer. Babylon wird personificirt als ein Verdammter, der in die Hölle hinabstürzt. Die Hölle selbst erzittert, alle darin begrabenen Völker erwachen, ihre Könige erheben sich staunend und

Bewegungen nach denen des Feindes einrichtete, also ungewöhnliche, erschöpfende Eile fortwährend aufbieten mußte, flüchtete nach Mantua. Die fortwährende Ueberflügelung hatte solchen Schrecken unter den österreichischen Führern verbreitet, daß die Gerüchte das französische Heer schon nach Borgoforte versetzte, während es eben bei Piacenza über den Po ging. Beaulieu hatte seine bei Lodi schlagenden Truppen nicht einmal unterstützt; er führte, die fernere Ueberflügelung fürchtend, eiligst die Seinigen hinter den Mincio und gab zwei Drittheile seines Heeres dadurch auf. Unter den Mauern von Mantua stellte sich der Rest. Bonaparte blieb an der Adda; denn nun, da dieser zweite Theil des Feldzugs, der nur sechs Tage gedauert, beendigt war, verdienten die Truppen ein paar Tage Ruhe, und nun war die Zeit, sie ihnen zu gewähren.

Hätte die französische Regierung dem Plane ihres Feldherrn die Zustimmung gegeben, so würde dieser durch Tyrol nach Deutschland gedrungen seyn, sich dort mit Moreau vereinigt, und im Herzen Oesterreichs den Frieden erzwungen haben. „Ich werde dort seyn," schreibt Napoleon an das Direktorium, „noch ehe man recht daran gedacht haben kann." Das Direktorium fand diesen Plan zu gewagt. Die Heere, welche Deutschland angreifen sollten, viermal stärker als das Bonapartische, hatten sich noch nicht regen können.

3.

Achtung für Kunst und Wissenschaft geziemt dem Gebildeten; beide sind das Eigenthum der Welt, nicht eines Volkes; die Welt also schuldet jeder Leistung Dank. Es thut wohl, mitten in dem Befehlen, das Reiche untergräbt und Throne wie Spielwerk behandelt, Verehrung für diese Zierden des Menschengeschlechts zu finden. So waren viele Befehle des Direktoriums an seine Feldherrn, so viele Napoleons. Ich sage nicht, daß es auch klug sey, so zu handeln, weil man das Vertrauen der Bessern gewinnt, denn das ist Nebensache; aber es geziemt dem Sieger, in jeder Beziehung den Besiegten zu übertreffen; Tapferkeit aber, mit Achtung für Kunst und Wissenschaft verbunden, ist die herrlichste Erscheinung auf Erden. „Sie werden die Gelehrten und berühmten Künstler gütig empfangen und besuchen, und wenn Sie Mailand erobert haben, so werden Sie insbesondere den Astronomen Oriani ehren und schätzen, der so bekannt ist durch die Dienste, die er den Wissenschaften zu leisten nicht müde wird;"

rufen aus: „So bist auch du gefallen, die uns Alle fällte, und geht dir nun, wie uns Allen?“

Der Zorn Gottes ruht nicht, bis Alle vertilgt sind, die sich wider ihn aufgelehnt. Aber der Zürnende erbarmt sich wieder. Den Uebergang vom Grimm zur Gnade bildet ein überaus schönes Doppelgleichniss. Kapitel 29 Vers 8 heisst es, die Heiden, die wider Jerusalem stritten und wirklich Jerusalem überwältigten, werden plötzlich alle diese sichern Erfolge wieder verlieren, und es wird seyn, als hätte ein Durstiger zu trinken nur geträumt, die Wirklichkeit wird zum Schein werden. Dagegen heisst es Kap. 35 Vers 7 weiter, das Volk Gottes verschmachtete in der Wüste und sah vor sich den täuschenden Schein des Wassers, das seinen Durst nicht stillen konnte, weil es nur die Luftspiegelung, *Serab* (die Fata Morgana) war. Aber siehe, plötzlich quillt es lebendig und wahres Wasser füllt die Wüste an. Der Schein wird Wirklichkeit. Also ist, was die Sinne greifen, dennoch nur Schein, sofern es nicht aus Gott ist; und was ein leeres Gedankenbild scheint, weniger noch als ein Schatten, wird volle Wirklichkeit, wenn es aus Gott ist. Ein ungemein geistreicher Gegensatz, auf den noch kein Commentator aufmerksam gemacht hat, denn man hatte zu viel mit den Worten zu thun, um den Geist zu suchen.

Nun erklärt sich, wie die Visionen des Propheten in der Zeit des tiefsten Elends, des allgemeinen Untergangs eine grosse Hoffnung zu beleben vermögen. Was ihr jetzt unter dem Schrecken einer hoffnungslosen Wirklichkeit für eitlen Traum haltet, es wird dennoch wirklich werden.

Das tiefste Motiv, aus dem der Prophet diese glückliche Wendung erklärt, ist die Gnade Gottes. Die Hauptstelle ist Kap. 49 Vers 15: Kann auch ein Weib ihres K ıdleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? und ob sie denselbigen vergässe, so will Ich doch deiner nicht vergessen. In demselben Sinne heisst es Kap. 9 Vers 10: Nach der allgemeinen Zerstörung wird Gott wieder bauen, und wenn eure Ziegelsteine zerstört sind, wird er

mit grossen Werksteinen bauen, und wenn eure Maulbeerbäume ausgerottet sind, wird er hohe Cedern pflanzen. Kap. 25 Vers 7 und 8 heisst es noch schöner: Allen Leidtragenden wird er das Gewand der Trauer nehmen und alle Thränen trocknen. Kap. 26 Vers 19 verkündet er die allgemeine Auferstehung. Die ganze Apokalypse ist in diesem Kapitel des Jesaias vorgebildet.

Jesaias will überhaupt den Juden sagen, dass, was sie sich von den Schicksalen ihres Volkes träumen, tief unter den wirklichen Rathschlägen Gottes zurückbleibe. Nur Er kenne Alles, sein Blick umfasse alle Völker und alle Zeiten. Eure Gedanken, sagt er Kap. 55 Vers 8, sind nicht meine Gedanken und so hoch der Himmel über der Erde, so sind meine Wege höher als eure.

Das Ziel aber, dem der Messias nicht blos die Juden, sondern alle Völker zuführen soll, ist nach Jesaias das wiedergewonnene Paradies. Der Himmel, heisst es Kap. 51 Vers 6, wird wie ein Rauch vergehen und die Erde wie ein Kleid veralten, aber mein Heil bleibt ewiglich. Kap. 54 Vers 10: Es sollen die Berge weichen und die Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen. Kap. 65 Vers 17 ff.: Ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken wird, noch zu Herzen nehmen. Es sollen nicht mehr da seyn Kinder, die ihre Tage nicht erreichen. Sie sollen nicht bauen, das ein Anderer bewohne. Sie sollen nicht umsonst arbeiten, noch unzeitige Geburt gebären. Wolf und Lamm sollen weiden zugleich etc. Vgl. hiezu Kap. 11 Vers 6 ff. Alle Schwerter werden zu Pflugschaaren und alle Spiesse zu Sicheln werden. Kap. 2 Vers 4. Der Berg Zion aber wird erhoben seyn über alle Berge der Erde, und alle Kinder werden da den wahren Gott anbeten. Kap. 2 Vers 2. Das ist das neue Jerusalem, wie es nachmals in der Apokalypse beschrieben wird. Bedeutsam aber verkündet der letzte Vers des Jesaias, wiederum im Sinne des Christenthums, denen, die da Gott misshandelt haben, d. h. wohl, welche die Sünde

wider den heiligen Geist begangen haben, dass ihr Wurm nie sterben, ihr Feuer nie erlöschen werde.

Eine so grossartige Conception und aus so alter Zeit beglaubigt (denn auch die etwaigen Zusätze gehen nach dem Zugeständniss der skeptischesten Ausleger bis in die Zeiten des Exils zurück), verdient wohl auch eine grossartige Auffassung und nicht die kleinliche, welche sie so oft gefunden hat, und die so weit geht, dass man über den Propheten glaubt spotten zu müssen, weil Tyrus erst viel später untergegangen, als er glauben zu machen schien, und weil Damascus, das er untergehen lässt, noch gar nicht untergegangen ist.

Die Wiedergeburt soll sich nicht blos auf die Juden beziehen, sondern auf alle Völker ausdehnen. Dieser Umstand allein schon beweist, dass der Prophet, ohne noch etwas von Christo zu wissen, doch schon eine allgemein sittliche Weltreligion ahnte, die mehr als das Judenthum seyn würde. Der Herr sieht nicht auf äussere Formen, sondern auf die innere Gesinnung, nicht auf Ceremonien, sondern auf edle Handlungen. Der Herr ist nicht Vater der Juden allein, sondern aller Völker, und wer verachtet und ehrlos hier erscheint, ist in Gottes Augen nichts destoweniger gerechtfertigt. Der Heide soll Gnade finden, wie der Jude. Der Verschnittene soll gleich geachtet seyn dem Patriarchen. Die Unfruchtbare soll mehr Kinder haben, als die Fruchtbare (Kap. 54.). Das alles sind christliche, nicht mehr jüdische Ideen.

Die Weissagung des Jesaias deutet aber auch unmittelbar auf Christum hin, denn er verkündigt einen Messias aus dem Geschlechte Isais (der Davids Vater war), Kap. 11 Vers 1; der von einer Jungfrau geboren werden soll, Kap. 7 Vers 14; den die Könige anbeten sollen, Kap. 52 Vers 15; der auf sich nehmen soll aller Menschen Schmerzen, Kap. 53 Vers 4. Das ist sehr deutlich gesprochen. Gleichwohl haben viele rationalistische Erklärer die grossartige Ahnung in dieser Prophezeihung übersehen und bei dem verkündigten Messias nur an einen Judenkönig, wohl gar an einen Sohn des Hiskia selbst, gedacht. Wenn die Juden allerdings ihren Messias

meist nur rein jüdisch als einen sieghaften König ihres Volks dachten (wie sogar noch die Apostel thaten), so war doch gerade Jesaias von dieser engherzigen Vorstellung weit entfernt, gewiss so entfernt wie Paulus, welcher grosse Heidenapostel in Jesaias sein vollkommen entsprechendes alttestamentalisches Vorbild hat.

Von des Jesaias Tode bringt der jüdische Talmud (*Mischna, tract. Jchamoth* IV. und dazu die Commentation der Gemara) eine seltsame Fabel. Dem fliehenden Propheten nämlich öffnete sich auf sein Gebet eine Ceder und verschlang ihn und schloss sich hinter ihm wieder zu. Der König liess den Baum absägen und als die Säge an des Propheten Mund kam, starb er.

Jesaias wird nach byzantinischem Typus als Greis mit langem Barte dargestellt (Kunstbl. 1832, S. 10). Doch herrscht in seinem Charakter keineswegs das Greisenhafte, wie bei Jeremias, sondern mehr etwas Männliches vor. Michel Angelo malte ihn in der sixtinischen Kapelle mit grosser Kraft und eben so viel Bewusstseyn derselben im Ausdruck, Raphael wollte ihn in einer Freske zu S. Agostino in Rom nachahmen, fiel aber in's Affektirte (Kugler, Gesch. d. Mal. I. 241. Beschreibung von Rom III. 3. 312.).

Jesaias hat, wie alle andern Propheten, von denen Bücher vorhanden sind, eine Schriftrolle in der Hand. Ausserdem ist sein Attribut die Säge, weil er zersägt worden seyn soll. So auf byzantinischen Miniaturen in Paris (Waagen 213.). Mit dieser ist eine andere nicht zu verwechseln, die Waagen S. 223 und *Didron, icon.* 208. beschreiben, und auf welcher der Prophet, in sehr edler Gestalt in hellblauer Tunica und hellrother Toga, zwischen eine Frau im Sternengewande (die Nacht) und einen Knaben mit der Fackel (den Morgenstern) gestellt ist, weil es bei Jesaias einmal heisst: „Von Herzen begehre ich deiner des Nachts und wache Morgens mit dir auf.“ Noch besser aber bezieht man diese schönen Sinnbilder auf die Gesammtverheissung in dem Buche des Propheten. Auf allen Kirchenbildern, welche die Weissagungen

des alten Testamentes auf die Maria zusammenstellen, ist Jesaias gewöhnlich an dem blühenden Zweige kenntlich, der den Zweig Jesse oder den Stammbaum bedeutet, der von Davids Vater Isai bis zur Maria reicht. *Didron, annales* IV. 67. Nach Jes. 11, 10.

I H S,

In hoc signo (vinces) oder *Jesus hominum salvator*, der Namenszug Jesu in einer Sonne, ist das Zeichen, welches dem heiligen Bernhardinus von Siena erschien, und welches er daher auch als Attribut in seiner Hand trägt. Es wurde das Hauptsymbol des Jesuitenordens, dessen Stifter, St. Ignatius, es gewöhnlich auf der Brust, zuweilen auch in der Hand trägt. Auch bezeichnet es viele andere Heilige des Ordens, so wie dessen Gebäude.

Indigo.

Nach Tavernier I. 99. haben die Johanneschristen im Orient eine merkwürdige Sage vom Indigo. Die Juden sollen nämlich, um dem Johannes das Taufen zu verleiden, Indigo in den Jordan geschüttet und diesen dadurch verunreinigt, die Engel aber ihm ein Gefäss reinen Jordanwassers vom obern Lauf desselben gebracht haben. Seitdem habe Gott die Indigofarbe verflucht.

Joch,

Sinnbild der Gefangenschaft und des knechtischen Dienstes, entlehnt vom Ochsen. Sofern Gott Mensch wurde und sich am Kreuz zum Opfer brachte, verglich Cyprianus in einer Hymne (Fortlage, geistl. Gesänge 115.) das Kreuz mit dem Joche. Die Stola des Priesters soll St. Peters Joch bedeuten. Haupt, Zeitschrift I. 278. „Mein Joch ist süss," spricht Christus Matth. 11, 30. Schon Jeremias (27, 2.) empfiehlt, das Joch auf sich zu nehmen.

Johannes der Täufer,

Personification des Judenthums oder alten Testamentes, so weit in ihm die Vorstufe zum Christenthum gegeben ist. Der letzte unter den jüdischen Propheten und der erste, der im Messias nicht mehr nach altjüdischer Vorstellung den ausschliesslichen Judenpatron, sondern das Lamm Gottes verkündete, das aller Welt Sünde trägt. Die tiefste Eigenthümlichkeit im Charakter Johannes des Täufers liegt darin, dass er dem Heiland näher steht, als jeder andere Jude, und dann doch wieder in die äusserste Ferne zurücktritt, in der das Judenthum sich vom Christenthum scheidet. Sofern der Täufer in der Wüste die Menschen meidet, Christus sie aber aufsucht, hat man die Ausschliesslichkeit des Judenthums unter jenem, die Humanität des Christenthums unter diesem verstanden. Zugleich wird Johannes in der Wüste Vorbild der Ascese, die in ihrer Härte von Christo nicht gebilligt wird, Matth. 11, 18. Luk. 7, 33. Johannes ist gleichsam die rauhe Schale des süssen Kernes Jesu. Durandus (*rationale offic.* VII. 14.) nennt ihn das Ende des alten, den Anfang des neuen Testaments und gleichsam den Angel zwischen beiden. Doch ist bei ihm mehr Vor- als Rückblick, daher ihm auch Eyck auf dem Genter Altar einen grünen Mantel gab (die Farbe der Hoffnung).

Attribute des Täufers sind das Thierfell und der Gürtel. Gewöhnlich stellen ihn die Maler als Wüstenbewohner halbnackt und von der Sonne verbrannt, bräunlich und mit verwilderten Haaren dar. Diese geniale Wildheit ist auf's Vollkommenste idealisirt worden von Raphael. Auf dessen Bild in Florenz sitzt der Täufer als ein brauner, schöner, dichtumlockter Jüngling in einer Felskluft an einer Quelle, ein Tigerfell leicht umgehangen. Da erblickt er an dem einfach aus zwei Rohrstäben zusammengebundenen Kreuze einen Lichtschein, ein St. Elmsfeuer, und hohe Begeisterung erfasst ihn, sein Auge glüht in tiefer Sehnsucht, sein Mund öffnet

sich unwillkührlich zur Weissagung. Sein Gegenbild ist die büssende Magdalena in der Wüste, gleichfalls in genialer Wildheit von ihrem Haar umwallt. Aber Johannes büsst auf ganz andere Art, als Magdalena, nicht als Sünder, mit Reue hinter sich blickend, sondern als der sich vorbereitet zu grossen Dingen, vorwärts schauend.

Sehr oft ist Johannes vom Lamme begleitet, weil er auf den Heiland mit den Worten hinwies: „Siehe, das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt.“ Eine Statue des Täufers zu Chartres aus dem 13ten Jahrhundert trägt in der Hand eine grosse Scheibe, in der sich das Lamm mit der Siegesfahne zeigt (*agnus Dei*). *Didron, ic.* p. 328. Spätere Maler gaben ihm das Lamm zur Seite und gefielen sich besonders, den Täufer im Knabenalter mit einem Lamm spielen zu lassen, was des erhabenen Gegenstandes nicht ganz würdig ist. Nur dem naiven Kinderglauben sind solche Spiele gestattet, z. B. die Neugier, am Johannistage in der Sonnenscheibe das Bild eines Lammes zu sehen, Wolf, Beitrag zur deutschen Myth. I. 191.

Attribut des Täufers ist auch das Beil wegen Matthäus 3, 10: „Es ist schon die Axt an die Wurzel gelegt.“

Das Haupt des Täufers in der Schüssel (Wappen der Stadt Breslau) hat einen eigenen Sagenkreis, der jedoch nur christianisirte heidnische Vorstellungsweisen zu enthalten scheint. Vgl. den Artikel Herodias.

Das Johannisfest (zum Gedächtniss der Enthauptung des Täufers) fällt in die Sommersonnwende, das Geburtsfest Christi in die Wintersonnwende, nach Joh. 3, 30: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.“ Mit Johannes nahm die Sonne des alten Jahres (der jüdisch-heidnischen, vorchristlichen Periode) ab, mit Christus stieg die Sonne eines neuen Weltjahrs auf. Vgl. *Durandi rat. off.* VII. 14. — Originell ist die Legende bei Origenes, *homil. in* 1. *Reg.* 28, derzufolge Johannes, als er nach seinem Tode in den Hades kam, daselbst den Todten eben so den Heiland predigte, wie im Leben den Lebendigen. Prediger in der Wüste oben

und unten. Die Scene ist dargestellt auf einem alten Bild in Siena. Kunstblatt 1827, S. 208.

Auch noch im Himmel vertritt Johannes der Täufer das alte Testament, das Gesetz im Gegensatz gegen das neue Testament und die Gnade. Auf altdeutschen Bildern des Weltgerichts, z. B. auf dem berühmten Genter Altar und auf vielen andern steht dem richtenden Heiland zur Rechten dankend für die Seligen Maria, zur Linken fürbittend für die Verdammten der Täufer.

An das grosse Johannesfest (24. Juni) knüpfen sich eine Menge Volksgebräuche, die zum Theil aus der frühern heidnischen Feier der Sommersonnwende herstammen. Man glaubte, in der Johannisnacht, der kürzesten im Jahre, von wo an die Nächte wieder länger werden und die unterweltlichen Mächte mit der Finsterniss der Natur Meister werden über die oberweltlichen des Lichts, seyen die Felder, die Brunnen, das Vieh, die Menschen selbst schädlicher Bezauberung durch die frei gewordenen Dämonen ausgesetzt, wogegen nur das heilige Feuer schützen könne. Man zündete daher in der Johannesnacht auf Bergen grosse Feuer an, die man durch Hineinwerfen von heiligen Kräutern weihte, durch die man das Vieh jagte, die Menschen selbst hindurchsprangen, von denen man ferner Brände nahm und durch die Felder trug, oder an denen man feurige Räder entzündete und über den Berg hinab, gewöhnlich in einen Fluss laufen liess. Das Heidnische in diesen Gebräuchen ist in Grimms deutscher Myth. 582 f. erörtert und gehört nicht hieher. Durandus (*rat. off.* VII. 14.) berichtet, die Heiden hätten den Leichnam des Täufers verbrannt, und zum Andenken daran werden im Johannesfeuer alte Knochen, Schuhe, Besen etc., alles Unreine vom letzten Jahre verbrannt, der Rauch davon aber vertreibe die in der Luft umfliegenden Drachen. Durandus selber fügt hinzu, es sey hier eine alte heidnische Sitte nur in den christlichen Gebrauch übergegangen.

Der Täufer fand besondere Verehrer, die an seinem grossen Feste gemeinschaftlich aus einer grossen Schüssel

mit Honig gebratene Heuschrecken assen. Michaelis, oriental. Bibliothek XV. 145. Eine Menge Länder und Städte machten ihn zu ihrem Schutzpatron. Insbesondere ist er Patron der Lämmer, der Schneider (weil er sich sein Kleid aus Fellen selbst machte) und der Maurer (weil er die ersten Steine zum Bau der unsichtbaren Kirche herbeitrug). Als Patron der Maurer gilt er auch jetzt noch sehr hoch bei den Freimaurern, deren hohes Fest auf seinen Tag fällt. In Rom gehört ihm die älteste Kirche, der Lateran, wenn auch die grösste dem heiligen Petrus zukommt.

Auf einigen Bildern sind Johannes der Täufer und der Evangelist zusammengestellt. Von Hemling (Schnaase, niederländ. Briefe 355.), von Altdorfer in Regensburg (v. Rettberg, Briefe 165.), von van Dyck in Berlin (Kugler I. 221. Waagen, Cat. 199.). Hieher gehört auch die reizende Dichtung des Heinz von Constanz. Zwei Nonnen stritten sich, welcher der beiden Johannes der vornehmere sey. Nachdem sie alle Tugenden derselben auseinandergesetzt, und jede den Sieg behauptete, erschien im Traume jeder ihr Heiliger und belehrte sie, der andere sey der bessere. Nun kamen des Morgens die Nonnen wieder zusammen, knieten vor einander nieder und baten einander ihren Irrthum ab. Rosenkranz, deutsche Poesie S. 193.

Grossen Ruhm erlangte die lateinische Hymne auf den Täufer, verfasst vom bekannten longobardischen Geschichtschreiber Paul Warnefried, weil die Anfangssilben der vier ersten Zeilen zu Benennungen der sieben Töne der Tonleiter gewählt wurden (*ut, re, mi, fa, sol, la*):

Ut queant laxis
Resonare fibris
Mira gestorum
Famuli tuorum;
Solve polluti
Labii reatum,
Sancte Johannes.

Im Uebrigen wird in dieser Hymne nur das Geburtswunder des Täufers gepriesen. Vgl. Königsfeld, Hymnen S. 86.

Der Johannisbrodbaum soll so heissen, weil aus dem vorher unfruchtbaren Baume plötzlich essbare Schoten wuchsen, um Johannes in der Wüste zu nähren. Desgleichen die Johannisbeeren, weil sie wuchsen, als der Täufer einmal auf Dornen eingeschlafen war und den Dorn mit seinem Blute geröthet hatte. Fürst, Gartenzeitung 1828, Nr. 24. Wobei zu bemerken ist, dass die Johannisbeere um Johanni reift und sich an Hecken gerne zur Christbeere gesellt, wie Johannes zu Christus. — Das Johanniswürmchen (der Glühwurm) soll leuchtend geworden seyn, nachdem es einmal in der Wüste vom Täufer in die Hand genommen und auf eine Blume gesetzt worden, damit es nicht zertreten würde. Legenden von Pocci 178. Dietrich, Bragur VI. 45.

St. Johannes der Evangelist,

von den Griechen immer Theologos genannt, der jüngste unter den Aposteln und Bruder des ältesten, Jakobi, also dass beide Brüder die Apostelreihe dem Alter nach beginnen und schliessen. Johannes war Jesu Liebling und ruhte an seiner Brust, in welcher Beziehung der sanfte Benjamin als jüngster der zwölf Söhne Jakobs sein Vorbild ist. Im Abendland wird er immer jung dargestellt, in der griechischen Kirche aber als Greis, *Didron, man.* p. 299. Das letztere, weil er ein sehr hohes Alter erreichte, ja nach Joh. 21, 22. gar nicht sterben soll. Man bezog das auf den fabelhaften Priester Johannes, der in der Mitte Asiens als Priesterkönig ein grosses christliches Reich beherrschen soll, zu welcher Fabel der Dalai-Lama von Tibet Veranlassung gab, von dessen Reich dunkle Gerüchte nach Europa drangen. Orientalische Christen glauben noch jetzt, Johannes lebe noch und werde einst im tausendjährigen Reiche der gesammten Menschheit vorstehen, wie Petrus den Judenchristen, Paulus den Heidenchristen. Sepp, Heidenth. III. 189. Nach der Legende wurde der Evangelist Johannes vergebens in einem Oelkessel gesotten (der daher sein Attribut ist), und dann nach der Insel Patmos

so schreibt das Direktorium (16. Mai 1796) an Bonaparte, dem man nicht gewohnt war, halbgemeinte Worte zu schreiben und spielenden Prunk. Man weiß, was Bonaparte in diesen Beziehungen that; seine Generale erhielten bestimmte Befehle, Kunst und Wissenschaft nicht nur zu schonen, sondern sie zu heben. Wie er Paris mit Kunstschätzen überhäufe, war ihm nicht weniger wichtig, als die Eroberung eines Reiches.

4.

Unordnung, Noth, Verschwendung, und was sonst Anzeichen einer schwachen Leitung und Folgen eines getrennten Oberbefehles sind, lähmten diesen größten Theil der französischen Streitkraft. Eifersüchtig auf den Ruhm des Siegers von Italien, befahl ihm das Direktorium, diesen Plan bis in den Herbst zu verschieben und einen Theil seiner Truppen an Kellermann, der im Mailändischen den Oberbefehl führen sollte, abzugeben und mit dem Reste den Süden von Italien anzugreifen. Zu diesem Letztern bewog das Direktorium, scheinbar wenigstens, ein falscher Schluß, aus einer wahren Behauptung gezogen. England ist unser größter Feind, sagten diese Herren, gegen ihn müssen wir unsere Hauptschläge richten. Man nehme ihm also Livorno und sperre ihm den Kirchenstaat und Neapel. Abgesehen davon, daß es keinen größern Fehler in Führung eines Feldzugs gibt, als aus einem errungenen Siege nicht alle Vortheile zu ziehen, die daraus zu ziehen möglich sind; abgesehen davon, daß die Jahreszeit (man war Anfangs Juni) eine Bewegung nach dem Süden sehr gefährlich machte, daß sie durch den Waffenstillstand in Deutschland, der dem Gegner erlaubte, Verstärkungen nach Italien zu senden, noch gefährlicher wurde: so war sie schon an sich fehlerhaft gedacht; denn nur dann darf ich gegen den Hauptgegner meine Kräfte wenden, wenn ich ihm wirklich einen entscheidenden Schlag beibringen kann, was weder der Fall von Livorno, noch die Sperrung von ein paar italienischen Häfen für England ist. Man muß in solchem Falle das Werkzeug des Hauptgegners zerstören, und dieses war Oesterreich. Ein vielleicht wichtigerer Grund für das Direktorium war, außer dem Wunsche, seinen Feldherrn zu beschäftigen, der, Italien auszuplündern. Man hatte sich nicht geschämt, ihm, da er noch in der Riviera stand, den Vorschlag eines Narren zuzusenden, der da wollte, daß man mit 10,000 M.

verbannt, kehrte aber später nach Ephesus zurück und starb hier in ruhigem Alter, indem er sich in die zuvor gegrabene Grube selbst hineinlegte und nicht mehr erwachte. Die nach seinem letzten Willen zugedeckte Grube wurde nach einigen Tagen wieder geöffnet und die Leiche nicht mehr gefunden. Daher die Sage, er lebe noch. Auf einem altdeutschen Holzbilde in der Abel'schen Sammlung zu Stuttgart sieht man das leere Grab unmittelbar unter dem Altar, das Grab aber ist mit runden Scheiben gefüllt, die wohl Geld oder Brodt bedeuten und sich auf die an dem Grabe geschehenen Wunder beziehen mögen.

Des Evangelisten Johannes Attribut ist vor Allem der Adler (vgl. die Artikel Adler, Cherubim und Evangelisten). Unter allen Evangelisten schwang sich Johannes in der That am höchsten auf. — Sein zweites Attribut ist der Kelch, über dem sich eine Schlange windet. Das bezieht sich auf die Legende, nach welcher er einmal einen Becher voll Gift ohne Schaden trank; die Schlange ist ein Sinnbild des Gifts. Man hat es aber auch aus der alten Symbolik des Heilgottes Aesculap herleiten wollen, denn die Schlange galt als Sinnbild der geheimen Lebenskraft unter der Erde oder auch als Sinnbild der sich schlängelnden Sonnenbahn, der unzerstörlichen, auf der die Sonne immer neues Leben schafft. Die Heilsschlange wurde auch von den Aegyptern verehrt. Sie war hier also ein nur aus dem ältern Heidenthum entlehntes Sinnbild für das Heil des Evangeliums. Doch darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass der Tag des Evangelisten Johannes, der 27. Dezember, genau drei Tage nach der Wintersonnwende, wie der Tag des Täufers (24. Juni) drei Tage nach der Sommersonnwende festgestellt ist. In dem erstern erneuert sich das Jahr, nachdem das alte abgestorben ist. — Man bezieht den Kelch auch auf das Mundschenkenamt des Evangelisten Johannes, sofern er das letzte Abendmahl für den Heiland besorgt habe. Der Kelch in des Evangelisten Hand erklärt auch die mittelalterliche Sitte des St. Johannistrunkes oder der St. Johannisminne. Man trank nämlich

am 27. Dezember, als am Tage des Apostels, und zu seiner Ehre einen Trunk, welcher, der Bedeutung seines Heilkelchs entsprechend, ein Segenstrank seyn und allen Männern Stärke, allen Frauen Schönheit verleihen sollte. Frank, Weltbuch 130. Hormayr, Taschenbuch 1835, S. 254. Spiess, archival. Nebenarbeiten II. 88. Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 593. Grimm, deutsche Myth. 53. Der Letztere erklärt es als einen altheidnischen, nur in's Christenthum herübergenommenen Gebrauch.

Der Ursprung des Johannestrunkes und Segens ist ziemlich willkührlich in Paulli, Schimpf und Ernst Nr. 496. von einer Legende hergeleitet. Ein böser Mann ergab sich dem Teufel, der ihm zwölf Jahre diente. Am Schluss des zwölften Jahres aber sollte ihn der Teufel holen dürfen. Da nun der Zeitpunkt gekommen war, nahm der böse Mann von seiner frommen Tochter Abschied. Sie aber bat ihn, erst einen Trunk zu Ehren Johannes des Evangelisten mit ihr zu trinken, den sie zum Patron ihrer Keuschheit gewählt habe. Er that es und siehe, der Teufel vermochte ihn nun nicht mehr zu holen, sondern konnte ihn nur eine Zeitlang aus Zorn in den Dornen umherschleifen. Das sey der Johannessegen gewesen, und zum Andenken und zur eignen Nutzanwendung trinke nun jeder fromme Christ am Jahresschluss den Johannestrunk. Vielleicht liegt in der Legende der Sinn versteckt, dass, wer auch das ganze Jahr gesündigt, und er braucht die Heilmittel der Kirche nur noch am Schluss, doch nicht verderben könne. — Auf ältern Kirchenbildern ist die Schlange im Kelch immer als Giftschlange und teuflisches Wesen gedacht. Auf einem englischen Miniaturbild bei *Didron, annales* IV. 198. als kleiner geflügelter Drache. Auf dem berühmten Genter Altar als Schlange mit vier Köpfen.

Eine Beziehung auf die beiden, hier dem Täufer, dort dem Evangelisten zufallenden Sonnwenden dürfte in den beiden Sonnenblumen zu finden seyn, die in einem Glasbild aus dem 12ten Jahrhundert zu St. Remi auf dem Nimbus

des Evangelisten Johannes, von einander abgewendet, wie ein Paar Federbüsche stehen. *Didron, annales* I. 7.

Jonas,

der fünfte unter den kleinen Propheten, ist höchst merkwürdig, weil er alle Schwachheiten und Mängel des Prophetenthums selbst repräsentirt. Zuerst die Angst vor dem grossen Berufe und hintendrein der Trotz darauf. Ueberall das Kleinliche und Menschliche, was sich zu seiner eignen Beschämung vordrängt, das Zerbrechliche des Gefässes, in dem das Göttliche bewahrt werden soll.

Als Gott den Jonas zum Prophetenamt beruft und ihm aufträgt, der sündigen Stadt Ninive seinen Zorn zu predigen, fürchtet sich Jonas, läuft davon und versteckt sich. Gott aber beweist ihm auf eine milde und schonende Weise, dass er ihn, wohin er sich auch verbergen möge, stets finden werde. Er erregt einen Meersturm, und die Schiffer, mit denen Jonas fährt, glauben, das Meer wüthe so, weil sie den Sünder bei sich hätten, welcher Gott fliehe. Jonas ergibt sich nun demüthig in Gottes Hand und lässt sich von den Schiffern als Sühnopfer für das empörte Meer in's Wasser werfen. Ein grosser Fisch (gewöhnlich als Wallfisch gedacht) verschlingt ihn. Drei Tage und Nächte lang lebt er in ihm; wie die muhamedanische Legende (Rosenöl I. 77.) sagt, in dreifacher Nacht verborgen, im Wallfisch, im Meer und in der Nacht. Nach einer rabbinischen Fabel leuchtete ihm eine Perle. Eisenmenger I. 394. Nach einer andern bei Bayle *s. v.* sah er durch die sieben Augen des Wallfisches wie durch Fenster in alle Tiefen des Meeres. Im Fischbauch aber sang der Prophet einen Lobgesang auf den Herrn (Buch Jonas Kap. 2.), der sehr schön und überhaupt auf Nothstände anwendbar ist: „Wasser umgaben mich bis an mein Leben und die Tiefe umringte mich. Schilf bedeckte mein Haupt. Ich sank hinunter zu der Berge Gründen. Da meine Seele

verzagte, gedachte ich an den Herrn und mein Gebet kam zu dir.“ Der Fisch spie ihn am Ufer aus.

Gerettet und gestärkt erfüllte Jonas nun des Herrn Gebot und predigte den Bewohnern Ninive's den Zorn Gottes und dass er sie binnen vierzig Tagen vertilgen werde. Da thaten sie Busse und der Herr erbarmte sich ihrer und vertilgte sie nicht. Jonas aber wurde nun erst recht zornig, weil nicht geschah, was er doch prophezeiht hatte. Er setzte sich auf einen Berg gegenüber Ninive und wartete und wartete, ob die Stadt nicht endlich untergehen werde, wie der Herr verheissen. Ein Kürbis, der über seinem Haupte rankte, gab ihm dabei Schatten. Aber der Kürbis verdorrte in der Sonne und Ninive ging immer noch nicht unter. Da ergrimmte der kleine Prophet, der Herr aber sprach zu ihm: „Dich jammert der Kürbis und mich sollte nicht jammern der hunderttausend Menschen, die in Ninive wohnen?“

Der kurzsichtige Mensch kann von Gott nicht liebenswürdiger beschämt werden, als hier geschieht. Das Buch Jonas hat aber noch einen viel tiefern Sinn. Es soll nicht nur den Dünkel der Propheten beschämen, sondern auch dem jüdischen Volk eine grosse, wir möchten beinahe sagen schon völlig christliche Lehre geben; nämlich die Lehre, dass Gott nicht blos der jüdische Nationalgott, sondern der Vater aller Völker, und dass der Hass der Juden gegen andere Völker sündlich ist. Endlich wird dem Volke auch in dem gegen die Propheten ausgesprochenen Tadel der wahre Werth eines Propheten erklärt. Der Mensch im Propheten ist nichts, Gott in ihm ist Alles. Er kann nicht freiwillig das Prophetenamt erwählen, sagen: ich will ein Prophet seyn, oder: ich will es nicht seyn. Er muss seyn, was ihm der Herr befiehlt. Ist er aber Prophet, so kann er wieder nicht nach eignem Willen irgend etwas durchsetzen, sondern nur wie Gott es will. Hauptsächlich scheint es darauf abgesehen, die heidnischen Beschwörungstheorien der Magier dem Judenthum fernzuhalten. Die Heiden glaubten oder mochten glauben, sie könnten ihre Götter zu irgend etwas zwingen.

Dieser gotteslästerliche Wahn soll den Juden ewig fern bleiben.

Den dreitägigen Aufenthalt im Wallfischbauch vergleicht Christus selbst Matth. 12, 40. mit seiner Auferstehung. Die Scene findet sich daher ausserordentlich oft auf altchristlichen Gräbern der Katakomben abgebildet, als Verheissung der Erlösung und allgemeinen Auferstehung. — Da Jonas bei Joppe vom Wallfisch ausgespieen wurde und dorthin auch die Besiegung des Seeungeheuers durch Perseus (als er die Andromeda befreite) verlegt wird, so hat man mythische Verwandtschaft zwischen beiden finden wollen, zumal als nach der zweiten Mythe Herkules, indem er die Hesione (wie Perseus die Andromeda) befreit, drei Tage lang im Bauch des Seeungeheuers zubringt. Vgl. darüber Kunstblatt 1840, Nr. 15. und Evangel. Kirchenzeitung von Hengstenberg 1834, Nr. 28. Die mythische Verwandtschaft ist hier jedenfalls eine nur äusserliche, indem die Herkulesmythe mit der Geschichte des Jonas und ihrer Bedeutung nichts gemein hat.

Joseph,

Jakobs Sohn, der letzte Patriarch und erste Prophet, concentrirt in sich Alles, was im Judenthum rein, jungfräulich, heilig und unzerstörlich ist, im Gegensatz einerseits gegen die Corruption und grobe Menschlichkeit im Judenthum und anderseits gegen die Afterweisheit und Ueppigkeit des (ägyptischen) Heidenthums. Aus jenem reinen Element im Judenthum wuchs später das mosaische Gesetz und endlich das Christenthum hervor. Joseph ist daher ein Vorbild Christi, hauptsächlich in der Keuschheit, verzeihenden Gnade, Milde und Weisheit, durch die er sich selbst in Gefangenschaft, Kerker und Sklaverei so holdselig und vornehm darstellt. Insonderheit sah man in dem Brunnen, in welchen Joseph durch seine Brüder geworfen wurde, ein Vorbild des heiligen Grabes, aus dem Christus auferstand. *Didron, man.* p. 146. Und in der Speisung der Brüder, die den Joseph verkauft

hatten, ein Vorbild des heiligen Abendmahls. Hymne des Sedulius in Fortlage's christl. Gesängen S. 44. Am ausführlichsten ist die Vergleichung durchgeführt bei *Rupert. Tuit.* p. 93 f. Josephs Keuschheit, Heiligkeit, Regierungsweisheit und Reichthum erweckte eine dunkle Vorstellung eines ihm gebührenden königlichen Priesterthums, daher ihn die Kirchenmaler oft mit der bischöflichen Mitra darstellten. *Didron, mon.* p. 127.

Joseph ist Rahels Sohn. Jakob liebte die Rahel vor allen und also auch ihren Sohn, zeichnete ihn daher auch durch den schönen Rock aus, welcher den Neid der Brüder erregte. Ganz in demselben Verhältniss wächst aus dem Judenthum, als ein in dessen Nationalität von Gott gesenkter höherer Keim, das Christenthum hervor, und wird eben deshalb vom Judenthum verfolgt. Die Brüder selbst sind es, die das heilige Kind in die Grube werfen und darnach den Heiden verkaufen. Joseph verherrlicht sich aber unter den Heiden und steigt aus der Nacht des Grabes zu den höchsten Ehren empor, so dass seine Brüder ihn anzuflehen kommen, ohne ihn wiederzuerkennen. Ganz eben so erlangte das Christenthum unter den Heiden das höchste Ansehen. Allein nicht nur die irdische Geschichte des Christenthums in seinem Verhältniss zum Heidenthum und Judenthum ist in Josephs Geschichte vorbedeutet, sondern auch die Erlösung des Menschengeschlechts überhaupt, und die Herrlichkeit im Lande Gosen lässt im tiefen Spiegel die künftige Herrlichkeit des neuen Jerusalem sehen. Die reuigen Brüder lassen hinter sich den Zorn des Jehovah und ziehen ein in das neue Reich der Gnade. Ueberall strömt von Joseph jene Fülle der Gaben und jener Frieden, den die Offenbarung Johannis in ihrem letzten Kapitel verheisst. Darauf weisen auch schon Josephs Kinderträume hin. Alle Garben neigen sich vor der seinigen, Sonne, Mond und Sterne neigen sich vor ihm, weil in ihm der Herr aller Ernten und der König des Himmels vorgebildet seyn sollte. Auch der berühmte Traum von den magern und fetten Kühen, den Joseph aus-

legt, ist nicht blos von sieben unfruchtbaren und sieben fruchtbaren Jahren zu verstehen: sondern diese wechselnden Jahre selber sind wieder nur das Vorbild für die grossen Zeiten der Busse und Erlösung, die nicht blos Aegypten, sondern der ganzen Menschheit bevorstehen.

So ist auch die ganze Geschichte der Menschheit insofern in Josephs Geschichte gespiegelt, als er von der Bosheit und Ungerechtigkeit seiner Brüder verfolgt und in's Verderben gestürzt, doch durch Gottes unmittelbare Hut gerettet und fähig wird, die in ihrer Verstockung selbst dem Verderben anheimgefallenen Brüder wieder zu retten. Die Brüder wollten ihm Böses thun, aber Gott wandte es zum Guten für sie selbst. Das ist die Mission des Christenthums und der Menschheit, ist der Inhalt der ganzen Weltgeschichte.

St. Joseph,

der Zimmermann, Maria's Gatte, hat auf Kirchenbildern das Ansehen eines einfachen und bürgerlichen, nicht mehr ganz jungen Mannes. Doch hat man ihn oft auch zu alt gemalt, was eine übel angebrachte Concession gegen die moderne Verdächtigungssucht zu seyn scheint. Sein Attribut ist die Axt des Zimmermanns, der blühende Stab, durch den er zu Maria's Gatten bestimmt wurde (wie Aaron zum Hohenpriester), und die Lilie als Sinnbild der Reinheit.

Judas.

In den Apokryphen und volksthümlichen Legenden ist die Geschichte des Judas Ischarioth mannigfach ausgemalt und übertrieben, ohne Werth für die christliche Symbolik. Vgl. Hoffmann, Apokr. 330 f. Hagen, Germania VI. 144. Bedeutungsvoller ist das ruchlose Judenbuch Toledod Jeschu, worin Christus als ein böser Zauberer, Judas aber als der von Gott gesandte edle und glückliche Bekämpfer desselben aufgefasst wird. Auch nach der Lehre der christlichen Ophiten

war Judas der einzige gute Apostel, weil er Christum in guter Absicht verrieth, um durch ihn das Erlösungswerk vollbringen zu lassen. Nach derselben Lehre war auch die Schlange geheiligt, weil sie den Sündenfall und dadurch auch die Erlösung veranlasst hatte. Neander, gnostische Syst. 249.

Attribut des Judas ist der Beutel, weil er die Ausgaben der Apostel besorgte und Christum verkaufte. Auch gibt man ihm insgemein rothes Haar und malt ihn abschreckend boshaft. Lavater (physiognom. Fragmente I. 48.) bemerkt mit Recht, ein so gar hässliches und abscheuliches Gesicht hätte es keine Woche unter den Aposteln aushalten können. Dagegen hat Lichtenberg (vermischte Schriften III. 36.) nicht Recht, wenn er den Judas frömmelnd und zierlich gelockt haben will. Judas ist weder ein ganzer Teufel, noch ein moderner Tartuffe. Man muss ihn als einen echten gemeinen, schäbigen Juden auffassen, als die niederträchtige Seite im Judenthum, die eine bessere nicht ausschliesst; wie denn Judas selbst durch seinen Selbstmord bewies, dass er bereute und dass mithin das Nationallaster in ihm, neidige Habgier und Gewinnsucht, mit etwas Edlerem in seiner Natur zu kämpfen hatte. — Pater Abraham a St. Clara schrieb ein grosses Werk: „Judas der Erzschelm," worin er den Judas als Inbegriff aller menschlichen Laster auffasste und gegen jedes dieser Laster auf eine geistvolle Weise predigte.

Einer mittelalterlichen Legende zufolge ist Judas gleich dem antiken Ixion in der Hölle an ein grosses glühendes Rad gebunden und wird unaufhörlich mit ihm umgewälzt. Wenn das Rad wieder abwärts läuft, schleudert es ihn an den Boden mit solcher Gewalt, dass die ganze Hölle kracht, und in diesem Moment fallen unzählige Verdammte über ihn her und misshandeln ihn, bis er wieder mit dem Rade emporschwebt. Kopisch zu Dante S. 469.

Man sagt sprichwörtlich: „den Judas Ischarioth verbrennen" von dem heiligen Oel, welches zu Ostern verbrannt werden muss, weil von da an das Oel neu geweiht und in

den ewigen Lampen erneuert wird. Rippell, Alterthum der Cäremonien S. 86. Das Jaudesbrennen am Rhein zu Fastnacht oder Ostern betrifft aber eine Puppe, die den glücklich überstandenen Winter bedeutet. Sepp, Heidenthum I. 214. Diese Sitte kehrt sogar in Brasilien wieder. Sommer, Taschenbuch 1847, S. 242.

Judenthum.

Als Vorstufe des Christenthums hat das Judenthum eine diesem letzten befreundete und verwandte Eigenschaft, die sich kund gibt nicht nur in den Hinweisungen auf den Messias, sondern auch im einfachen mosaischen Monotheismus und Sittengesetz. Darauf beruht wie die Verehrung, welche der Christ den Patriarchen und Propheten zollt, so die Geltung des alten Testamentes überhaupt neben dem neuen.

In dieser seiner guten Seite wird das Judenthum insgemein personificirt in Moses, oder symbolisch bezeichnet durch die beiden Tafeln Mosis (die Tafeln des Gesetzes oder der zehn Gebote).

Der Vorzug des Judenthums vor dem Heidenthum wird wieder hauptsächlich in Moses personificirt, indem er sein Volk aus Aegypten frei macht, und in seiner Zerstörung des goldnen Kalbes. Ferner in der Bundeslade, vor welcher die Götzen der Philister zusammenstürzen; in David, der den Goliath besiegt; in der Zerstörung Babels und dem Wiederaufbau des jüdischen Tempels etc.

Die freiwillige Unterordnung des Judenthums unter das Christenthum wird personificirt in dem Täufer Johannes. Das Widerstreben des verstockten Judenthums gegen das Christenthum in den Schriftgelehrten und Pharisäern, in Judas, im sogenannten ewigen Juden. Eine im Mittelalter sehr beliebte Symbolik stellte vor den Kirchenthüren der Personification der christlichen Kirche, einer edlen Frau mit Kreuz oder Kreuzesfahne, Krone und Kelch, die der jüdischen Synagoge gegenüber, einer Frau mit verbundenen Augen,

deren Lampe zerbricht und der die Krone vom Haupte fällt. So am Strassburger Münster, in Magdeburg, Schneeberg etc. Auch auf Miniaturen. Waagen, Paris 346. So stehen auch beide neben dem Crucifix. *Molani, hist. imag.* 401.

Innerhalb des Christenthums selbst blieb noch ein Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristen, von denen jene noch mehr vom alten mosaischen Gesetz behalten wollten, diese nicht.

Jungfrau.

Die physische Jungfräulichkeit ist das schönste Sinnbild der psychischen Reinheit und Unschuld; sie hatte daher auch schon in der Meinung der Heiden etwas Heiliges, und man glaubte, es wohne ihr eine magische Gewalt bei. Die reine Jungfrau übt eine höhere Macht über die Natur aus, ist ihren gemeinen Gesetzen nicht unterworfen. Daher nicht blos in christlichen Legenden, sondern auch in griechisch-römischen Traditionen und in deutschen Volkssagen, welche wahrscheinlich aus heidnischer Zeit stammen, das Vorkommen von jungfräulichen Vestalinnen, die erloschenes Feuer durch ihren Schleier wieder anfachen (Aemilia), ein schweres Schiff blos mit ihrem Gürtel ziehen (Claudia), oder Wasser im Siebe tragen (Tuccia), von frommen Mägden, die, ausruhend von der Feldarbeit, ihre Sichel an einen Sonnenstrahl aufhängen, von Königstöchtern, die über Wasser fliehen, ohne unterzusinken etc. Noch jetzt ist allgemeiner Volksglaube, wenn ein Mädchen ein eben ausgelöschtes Licht durch bloses Anhauchen wieder entzünden könne, so sey das ein Beweis ihrer reinen Jungfräulichkeit.

Der Glaube an die jungfräuliche Heiligkeit war in den ersten Jahrhunderten der Christenheit so lebendig, dass er in einseitige Verdammung der natürlichen Verbindung beider Geschlechter und der Ehe ausartete. Die Manichäer hielten alle Fortpflanzung für Sünde und Teufelsdienst und verlangten einen allgemeinen Selbstmord der Menschheit durch freiwillige Jungfräulichkeit, um die gesammte Menschheit

nach Loretto eile, einzig um den Schatz dort wegzunehmen. Bonaparte beantwortete diesen Vorschlag gar nicht. Jetzt schrieb ihm das Direktorium: „Lassen Sie nichts von dem in Italien, was unsere politische Lage uns wegzunehmen erlaubt, und was uns nützlich seyn kann.“ (18. Mai); d. h. alles, was wegschaffbar ist; denn man war Sieger und alles ist nützlich. Diese zerstörende Episode überwand Bonaparte durch seine große militärische Zuversicht, indem er den Angriff auf Unteritalien für eine Nebensache und für leicht ausführbar erklärte; nur müsse es Divisionsweise en échelons geschehen, so daß jede Division nach vorne und rückwärts aufmarschieren und den Angriff bieten kann. Sein politischer Einfluß aber vollendete den Sieg, indem er den Papst und Neapel zum Frieden überredete, den sie zu ungeheuren Preisen kauften. Also war Unteritalien überwunden, ohne daß eine Truppe sich bewegte; Livorno wurde nun Gegenstand für einen Brigadegeneral. Die Unternehmung gegen die Oesterreicher konnte wieder aufgefaßt werden.

Das Auge immer auf den großen Zusammenhang gewandt, ließ er seine Truppen zum Angriff auf Mantua über Brescia und längs des Lago di Garda vorgehen, damit die Bedrohung der Tyrolerpässe den Feind schon zum voraus moralisch besiege, oder ihm die schnellste Möglichkeit offen halte, seinen Lieblingsplan auszuführen, sobald das Direktorium ihn billige. Dieses billigte ihn nicht, aber am sechsten Tage nach Eröffnung des dritten Theils des Feldzuges, am 2. Juni, war Beaulieu mit dem Reste seines Heeres bereits vom Mincio weggedrängt und in die Gebirgspässe hineingedrückt, Mantua umgeben, Verona besetzt, Peschiera genommen.

5.

Es ist billig, daß von dem Augenblicke an, da ein Land von den Truppen des Gegners besetzt ist, die gewöhnlichen Abgaben der Bewohner in die Kasse des Heeres fließen; es ist klug, daß man diese Zeit der Eroberung benützt, um die Rückstände einzutreiben, welche die frühere Regierung vielleicht noch bei ihren Unterthanen liegen hat; es ist nothwendig, daß man das Wesen des dort eingeführten Steuersystems selbst untersucht und nach Art desselben alle Stände mit einer außerordentlichen Abgabe belegt. Vorweisung der genauen Register, Vereinfachung oder doch wenigstens strenge Aufsicht über

sobald als möglich aus allen Banden des Irdischen zu befreien. Die rechtgläubige Kirche nahm dagegen, gestützt auf die heilige Schrift, die Ehe unter die Sakramente auf, und muthete Jungfräulichkeit nur dem Priesterstande zu. Auch die Engel sind jungfräulich, weil geschlechtslos. Diesem Zustand reiner Geister sich zu nähern, ist keine Pflicht der Laien, aber ein Recht jedes Frommen.

Daher die besondere Heiligkeit der sogenannten jungfräulichen Ehen, in welchen beide Theile freiwillig die Jungfräulichkeit behalten und nur einen Seelenbund schliessen. Das Vorbild aller solchen Ehen ist die des Joseph und der Maria; die berühmteste Ehe der Art ist die des Kaisers Heinrich I. mit der heiligen Kunigunde, ferner die Ehe Alphons II., Eduard III. etc. Vgl. *Stengelii ars paschal.* 174, wo viele Beispiele zusammengestellt sind.

Schon im alten Testament wird zum öftern (im Widerspruch mit dem jüdischen Wunsche des Kindersegens) die Ehelosigkeit gelobt und „die Unfruchtbare selig gepriesen", im Gegensatz gegen sündhafte Ehen, böse Kinderzucht oder Ehebruch. Jesaias 54, 1. Buch der Weisheit 3, 13. 16.

Alle frommen christlichen Jungfrauen, die dem irdischen Bräutigam entsagen, erwarten den himmlischen, welcher ist Christus. Darum heisst in einem schönen alten Hymnus bei Fortlage S. 35. Jesus der Jungfrauen Krone und wird er hier aufgefasst als stets umringt von Jungfrauen.

Das heiligste Mysterium der Christenheit ist die Geburt des Gottmenschen durch eine Jungfrau ohne Zuthun eines Mannes. Es fehlt nicht an heidnischen Vorbildern dazu, die von Sepp, Heidenthum I. 414 f. zusammengestellt sind. Bei den Indern galten Krischna und Kama, bei den alten Persern Mithras als von einer Jungfrau geboren etc. Allein jene heidnischen Mythen stehen in gleichem Range mit vielen andern wunderbaren Geburten der Götter aus Steinen, aus einem Funken, aus einer Blume, sogar aus einem Mann (Athenes Geburt aus dem Kopfe des Zeus), und handeln nur von einzelnen Göttern, neben denen es noch viele andere

gibt, so dass ihnen das Heilige und Ausschliessliche des christlichen Mysteriums gänzlich abgeht.

Die Kirche hatte zwei Extreme zu vermeiden, einmal die allzu einseitige Vergeistigung der Geburt Gottes im Fleisch, sodann die eben so einseitige Gemeinmachung und Herabwürdigung des Gottes durch das Menschliche. Sie hat Beides, der Häresie gegenüber, glücklich vermieden. Sie hat nicht verkannt, dass der Gott wirklich Fleisch angenommen, und somit alle gnostischen Vergeistigungen und Verklärungen verdammt; sie hat aber auch nicht verkannt, dass die Geburt eines Gottes durch eine reine Jungfrau nothwendigerweise alle Verunreinigungen gemeiner irdischer Geburt ausschliesst, und sie hat somit die Jungfrauschaft Mariä vor, in und nach ihrer Geburt für orthodox erklären müssen. Maria ist *semper virgo* und darum auch *virgo virginum*. Vgl. den schönen alten Hymnus in Fortlage's christl. Gesängen S. 35. Auf einem schönen alten Bilde steht Maria unter lauter Jungfrauen. *Didron*, *mon.* V. 297.

Die kirchlich anerkannten und auf Kirchenbildern unzähligemal wiederholten Symbole der unbefleckten Empfängniss Mariä sind in einem altdeutschen Liede im Marian. Liederkranz (Augsb. 1841) S. 18 zusammengestellt: 1) der brennende Busch Mosis, 2) die Lilie im durchsichtigen Glase, 3) drei in dorniger und ringsumschlossener Schale ruhende Kastanien, 4) die aus Dornen unverletzt hervorwachsende Lilie, 5) der verschlossene Brunnen, 6) der verschlossene Garten, 7) das Fell Gideons, 8) die verschlossene Pforte. Die nähere Erklärung s. in den einzelnen betreffenden Artikeln. Ferner verglich man die Maria mit der Löwin, gemäss eines alten Aberglaubens, wonach dieselbe nur Ein Junges gebäre. Die Macht der Jungfräulichkeit erprobte sich an einem alten, verloren gegangenen Standbild Maria's in Köln, indem es nur von einer Jungfrau von der Stelle konnte bewegt werden. Gumppenberg, Marian. Atlas Nr. 552. Die Jungfräulichkeit vor, in und nach der Geburt hat speziell drei Lilien zum Symbol. Der Mönch Egidius forderte die Erde zum Beweis

derselben auf, und sogleich wuchsen drei Lilien empor. — Es gibt Kirchenbilder, welche die Jungfräulichkeit Mariä ausschliesslich zum Gegenstande haben. Es ist eine thronende Maria, aber nicht die mütterliche mit dem Kinde, sondern eine jugendliche, mädchenhafte Gestalt ohne Kind, umgeben von Attributen der Jungfräulichkeit. Das schönste Bild dieser Gattung ist die siebente Tafel des berühmten Genter Altars von Hubert van Eyck. Maria sitzt hier im blauen Kleid und Mantel mit rothen Unterärmeln vor einem goldverzierten Hintergrund und liest in einem Buche. Ihre Haare wallen nach jungfräulicher Weise über ihre Schultern herab, auf dem Haupt aber trägt sie den jungfräulichen Kranz nach Art einer Krone, deren Juwelen aber aus Rosen, Lilien und Maiblümchen bestehen. Ihr Antlitz ist von hoher Schönheit und Unschuld und zugleich voll Geist. — Auf andern Kirchenbildern wird die Jungfräulichkeit Mariä durch das weisse Gewand derselben ausgedrückt. Auf einem Bilde des Giordano im Escurial ist der Triumph der Jungfrau dargestellt. Maria thront auf einem Wagen, den eine Menge Jungfrauen ziehen und begleiten. Ein Engel hält die Krone über ihrem Haupte. Umher kleine Engel, die in antik heidnischer Weise als kleine Eroten mit ihren Pfeilen auf die Jungfrauen zielen. Kunstblatt 1822, Nr. 64.

Die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen (Matth. 25.) sollen, einer alten morgenländischen Sitte gemäss, in der Nacht mit Lampen dem Bräutigam entgegengehen. Rosenmüller, Morgenland V. 97. Er bleibt lange aus, die unklugen verlieren die Geduld, lassen die Lampen ausgehen und schlafen vor der verschlossenen Pforte ein, die klugen aber halten ihre Lampen im guten Stande und harren des Bräutigams, welcher endlich kommt, sie in sein Haus einführt und die Thüre hinter sich wieder verschliesst, somit die thörichten für immer ausschliesst. Unter den Jungfrauen sind ganz im Allgemeinen die Seelen verstanden, die im Diesseits ihr künftiges Heil bedenken oder nicht. In diesem Sinne wurden sie ehmals oft an den Kirch-

thüren in Stein ausgehauen, z. B. am Strassburger Münster. Die Thüre der Kirche bedeutete die des Himmels vor. Wer nicht zur Kirche ging, sollte auch den thörichten Jungfrauen gleich die Thüre des Himmels verschlossen finden. In der Kirche zu Amiens haben die klugen Jungfrauen noch einen fruchttragenden Oelbaum, die unklugen den unfruchtbaren zur Seite. *Didron*, mon. p. 217. In den französischen Kirchen sind sie sehr häufig, die klugen immer als Nonnen, die unklugen als Weltdamen abgebildet. Auf sinnige Weise wird das Gleichniss von den zehn Jungfrauen gerade am Schluss des Kirchenjahrs und vor Eröffnung des neuen verlesen, im Spätherbst, wenn überhaupt die lange Nacht des Winters beginnt. In diesem Zeitpunkt galt es, vorzugsweise auf die Wahrung des Lichts zu dringen. Jeder Christ sollte mit seiner wohlgehüteten Lampe der Nacht des Todes, wie der des Winters, entgegengehen. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 383.

Man hat in den klugen Jungfrauen zuweilen die christlichen Haupttugenden, so wie in den unklugen die Laster personificirt. In dieser Bedeutung stehen die klugen dem thronenden Heiland zur Rechten, die unklugen zur Linken auf einem Bild von Antwerpen. v. Rettberg, nürnb. Briefe S. 177. Ungefähr wie auf Bildern des Weltgerichts rechts die Seligen, links die Verdammten. Wirklich werden auf einem altniederländischen Bilde des Weltgerichts im Wiener Belvedere (Katalog von 1845 S. 217) vor Gottes Thron rechts die fünf klugen Jungfrauen von Petrus empfangen, links aber die fünf thörichten von Paulus weggestossen. Eine seltene Darstellung. In einem alten Stiche sind in sämmtlichen Jungfrauen satyrischerweise die europäischen Hauptstaaten personificirt. Nagler, Kunstlex. XVII. 16. Auf einem alten Bild in Rheims tragen die thörichten Jungfrauen so gut einen Nimbus, wie die klugen, blos zu Ehren ihrer Jungfräulichkeit. *Didron*, icon. 160.

Am 22. November wird das Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen in den Kirchen gelesen.

Am 21sten aber ist das Fest Mariä Opferung oder Darstellung im Tempel. Auch dieses Fest hat ausschliessliche Beziehung zur Jungfräulichkeit. Nach der Tradition widmete sich Maria im zwölften Jahre dem Tempeldienst und gelobte Gott ihre Jungfrauschaft. Unzählige Kirchenbilder stellen sie dar, wie sie mit langwallendem Haar, eine brennende Kerze in der Hand, die Stufen des Tempels emporsteigt und vom Hohenpriester ehrerbietig empfangen wird. In ihr sind gleichsam alle fünf klugen Jungfrauen concentrirt, wie in ihrer Kerze die fünf Lampen. Sie wird hier zum Vorbild aller Nonnen, das Fest ist ein wahres Nonnenfest.

K

Kalb, das goldene,

welches Aaron den Juden zur Anbetung verfertigen musste, als Moses auf dem Sinai verweilte (2. B. Mos. 32, 4.), mag wohl der ägyptische Apis seyn, den die Juden noch in frischer Erinnerung hatten (Sepp, Heidenthum I. 324.), ist aber Sinnbild des Heidenthums überhaupt im Gegensatz gegen das Gesetz, welches Moses eben damals aus Gottes eigenen Händen empfing. Als er, herabsteigend vom Sinai, den Gräueldienst sah, zerschmetterte er im Zorn die mitgebrachten Gesetzestafeln, und göttliches Feuer warf Strahlen aus seinen Augen. Doch wurde das Götzenbild vertilgt und das Gesetz hergestellt. Im Golde ist die äussere Pracht und Ueppigkeit, im Kalbe das Thierische und Bornirte des Heidenthums symbolisirt. Dasselbe, was jetzt noch als Reiz der Weltlichkeit verführt und die Menge verblendet.

Kameel,

Bild der Geduld und Demuth, als nachahmungswürdiges Beispiel für den im Leben geplagten Christen bei Augustinus

in psalm. 130. §. 5. *in Joh. tract.* 6. §. 6. Auch Attribut des heiligen Hormisdas, weil er Kameeltreiber war. Dem heiligen Macarius erschien in der Wüste ein Teufel in Gestalt eines riesenhaften Kameels. *Acta SS. Rom.* I. 85. Vasari malte in der Kuppel des Domes von Florenz unter den sieben Lastern die Faulheit als Kameel.

Kamm,

Attribut der heiligen Prisca, weil ihr Leib mit eisernen Kämmen zerrissen wurde, 18. Jan. Auch der heiligen Hildegund, deren Kamm gegen Kopfweh helfen soll. *Acta SS.* Febr. I. 917. In Zurzach in der Schweiz bewahrt man auch den Kamm der wunderthätigen heiligen Verena auf.

Kanzel.

Früher hatte man nur sogenannte Ambonen (Lesepulte). Später, als die Kirchen an Umfang zunahmen, musste man erhöhte Kanzeln bauen, damit der Prediger von der zahlreichen Gemeinde verstanden werden konnte. In den gothischen Kirchen ist die Kanzel gewöhnlich ein Vieleck und die Zahl ihrer Seiten richtet sich nach der Grundzahl des Chors und der Pfeiler. Auf die Seitenflächen wurden Basreliefs oder gemalte Bilder angebracht. Als Kanzelträger dienten zuweilen Figuren, Löwen und Hirsche in Italien, Vasari, von Schorn I. 99. 103. (Sinnbilder der Glaubenskraft und des Durstes nach dem Worte Gottes), der grosse Christoph, der an den Stamm gebundene Sebastian; oder die Symbolik lag im Stamm selbst, der sich als Weinrebe ausbreitete und die Kanzel umrankte.

Die berühmte Kanzel zu Freiberg in Sachsen wächst als Blume empor. Die Blumen- oder Kelchform wurde auch später oft beliebt. Ueber der Kanzel brachte man insgemein einen Baldachin an und in dessen Mitte eine über dem Prediger schwebende Taube als Sinnbild des heiligen Geistes,

der ihn erfüllen soll. In einer Kirche der Grafschaft Glaz fand Weber (Deutschland III. 533.) eine Kanzel in der Form eines Wallfischrachens, worin der Prediger als Jonas stehen sollte.

St. Katharina von Alexandrien.

Diese Heilige, an der Alles geistreich und abentheuerlich ist, drückt das Verhältniss des emancipirten Weibes zum Christenthum aus. Sehr gelehrt und aus königlichem Geschlecht war sie nur heidnischer Weisheit ergeben, bis ihr einmal die heilige Jungfrau mit dem Kinde in wunderbarer Schönheit erschien, aber sich von ihr wegen ihrer (heidnischen) Hässlichkeit abwandte. Da bekehrte sie sich und trat öffentlich im Tempel vor dem Kaiser Maxentius auf, ihm ankündigend, der Götzendienst sei Unsinn. Man kerkerte sie ein und schickte fünfzig heidnische Philosophen zu ihr, um sie zur Vernunft zu bringen, aber ihre Beredsamkeit war so unüberwindlich, dass alle fünfzig sich bekehrten und den Martyrertod litten. Katharina selbst wurde mit einem Rade voll Nägel gemartert, das aber zerbrach, und zuletzt enthauptet. Aber Engel fügten das Haupt dem Körper wieder an und trugen die Heilige durch die Luft zum nach ihr benannten Katharinenberge hin, der neben dem Sinai liegt, und begruben sie hier. Die heilige Helena baute daselbst ein Kloster, und jährlich kommen Vögel in Schaaren zum Grabe Katharinens mit Oelzweigen, um dem Kloster das nöthige Oel für die Lampe zu liefern.

Nach einem schönen Gedicht von Guido von Meyer (Lyrische Versuche, Frankfurt 1835. S. 148) finden Pilger in der Nähe des Sinai in der Wüste zuweilen ein Kloster, das sie gastfrei aufnimmt, das aber nie wieder gefunden wird, wenn man es sucht. Man hat darin Mönche gesehen, die früher in Katharinens Kloster auf dem Sinai gelebt, aber längst gestorben sind. Hier soll ihre ganze Bruderschaft geisterhaft fortleben.

Ein junger Graf verlobte sich der heiligen Katharina, nahm aber nachher eine irdische Frau und bat alle Morgen das Bild der Heiligen kniend um Verzeihung. Die junge Gräfin glaubte, er gehe zu einer Buhlerin und schnitt sich den Hals ab. Die heilige Katharina aber machte die junge Frau wieder lebendig und liess dem Grafen, der ihre Hand mit Thränen bedeckte, einen aus diesen Thränen geformten Handschuh vom zartesten Gewebe zurück. Volkslied im Wunderhorn II. 319.

Die Heilige hat das Rad und die Palme der Martyrer zum Attribut.

St. Katharina von Siena,

eine Nonne des 14ten Jahrhunderts. Vorbild aller Bräute Christi. Die heilige Jungfrau selbst nämlich erschien ihr und verlobte sie feierlich mit dem Christkind durch Ringwechsel. Doch trug sie statt eines Brautkranzes den Dornenkranz und wurde stigmatisirt (mit den fünf Wundenmaalen versehen). Sie ass keine irdische Speise mehr. Engel reichten ihr die Eucharistie. Sie starb 1378 im gleichen Alter wie Christus, 29. April. Im Himmel soll sie drei Kronen tragen. Die Verlobung mit dem Ringe ist ausserordentlich oft gemalt, ein Bild, das für alle Nonnenklöster passt.

Die Verlobung mit dem Ringe widerfährt auch der heiligen Katharina von Alexandrien, und zwar wird diese mit dem erwachsenen Christus, die Sieneserin immer nur mit dem Christkind verlobt. Man erkennt die Alexandrinerin auch am Rade. Vgl. Waagen, Paris 359. Passavant, England 93, 356. Schnaase, niederl. Briefe 354. Die Verlobung, wenn sie auch von der alexandrinischen Katharina entlehnt ist, tritt doch erst bei der sienesischen als Hauptsache hervor.

Kelch.

Der Kelch des Abendmahls enthält das Blut Christi. Der Kelch ist auch Sinnbild des Leidens Christi überhaupt.

Auf einem altdeutschen Bilde in der Sammlung des Württemb. Alterthumsvereins reicht Gott der Vater im Himmel dem Sohne den Kelch dar. Das ist der Kelch, von dem Christus am Oelberg wünscht, er möge von ihm genommen werden. Der Engel, der dem Heiland auf dem Oelberg diesen Schmerzenskelch darreicht, kommt sehr oft auf Kirchenbildern vor und wird nach alter Tradition Chamuel genannt. Ein Becher vor dem Lamm Gottes bei *Twining, symb. pl.* 10. Der Kelch wird auch als das Grab Christi gedacht und die darauf liegende Patena mit dem Grabstein verglichen. Haupt, Zeitschr. I. 281. So wie das Tüchlein mit dem Grablinnen des heiligen Leichnams. Bingham, Alterth. d. Kirche I. 204. — Auf Bildern des frühern Mittelalters findet sich ein Kelch unmittelbar unter dem Crucifix, *Didron, annales* III. 360. Später halten ihn meistens Engel unter.

Der Schmerzenskelch ist aber zugleich der Arzneibecher, aus dem der Gläubige ewiges Heil trinkt und von dem ein alter Abendmahlsspruch sagt: *Non exhauritur.* Beides, Schmerz und Heil, ist versinnbildlicht in der Schlange über dem Kelch als Attribut des Evangelisten Johannes. Vgl. d. Art. Johannes. Der Kelch mit der Schlange ist auch Attribut des heiligen Benedikt und des heiligen Jacobus de Marchia, weil Beide das Gift im Kelch ohne Schaden tranken. Ein Kelch mit einer Spinne ist Attribut des heiligen Norbert und des heiligen Conrad von Constanz, weil sie die Spinne ohne Schaden im Wein des Abendmahls tranken. Ein Edelstein über dem Kelch ist Attribut des heiligen Lupus, weil, als er das heilige Amt celebrirte, ein solcher Stein vom Himmel fiel.

Als der Kelch im Abendmahl den Laien entzogen wurde, bezeichnete man mit ihm die Gräber der Priester. Auch war er das Sinnbild der Tempelherrn, endlich der Hussiten, weil diese den Kelch für die Laien vindicirten. — Ein Kelch steht auf der Brust des heiligen Lucian von Beauvais, weil er im Kerker seine eigene Brust zum Altar machte, um seinen Mitgefangenen das Abendmahl auszutheilen. Ein Kelch in der Hand einer königlich geschmückten Jungfrau nebst einem

die Erhebung, Ordnung in der Truppe machen das erste und zweite möglich. Das dritte wirkt politisch bedeutend überall, wo es Ausnahmsgesetze für die Steuerpflichtigkeit gibt, denn indem man diese jetzt verhältnißmäßig belastet, gewinnt man die untersten Stände und macht ihnen ihren Antheil weniger fühlbar. Alles, was öffentliches Gut ist, gehört dem Eroberer; jedes Privatgut muß in unseren Tagen gegen Gewalt des Einzelnen geschützt werden. Was die Absonderung des einen von dem andern betrifft, so ist sie eine reiche Quelle von Gehässigkeit und Betrug. Kluge Wahl der damit Beauftragten und edles Benehmen hindern diesen und kommen jener zuvor.

Alle Zweige der Gelderhebung müssen in dem Armeefinanzier ihre Vereinigung haben und dieser ein einziger seyn. Ihm wird in wöchentlichen, oder nach Umständen in täglichen Berichten der Gang des Geschäfts auf das Einfachste nachgewiesen. Er steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Finanzminister seiner Regierung und mit dem Oberfeldherrn. Es ist wünschenswerth, daß er Militär sey, damit er Kürze und Bestimmtheit in seinen Geschäften mit der Kenntniß der Bedürfnisse des Krieges verbinde.

Von welchem ungeheuern Einflusse geordnete und genügende Geldmittel auf den glücklichen Gang des Krieges sind, kann wohl niemals und heut zu Tage, wo man dem Gelde eine so große, schnelle Verwandelbarkeit zu geben wußte, um so weniger bezweifelt worden seyn. Wohl aber bleibt zu bemerken, daß man nicht zu ausschließend darauf fuße. Je weniger die Völker sich zu schlagen verstehen, desto mehr Geld brauchen sie zum Kriege. Aber es gibt eine Gränze, wo das Geld nichts mehr nützt. Sobald die Leute merken, daß sie ungestraft im Nachbarhause fordern oder nehmen könnten, versäumen sie gewiß nicht es zu thun. Das Wann hängt dann meist nur noch von der bequemen Gelegenheit, von der Lage der Umstände ab. Die Venetianer haben dies erprobt. Dies ist ein Grund. Ein zweiter ist, daß wohl Jeder einen Krieg nach seinem Gefallen eröffnen, aber nicht, wann er will, schließen kann; ein dritter endlich, daß nichts entnervender auf ein Volk oder auf eine Regierung wirkt, als die Vergötterung des Geldes in dem Grade, daß man ihm allein das Heil vertraut, Wohl und Wehe von Millionen und das Bestehen eines Staates auf diese unbemannte Barke wagt.

Thurme bezeichnet die heilige Barbara. Ein Kelch mit einem Dolch den heiligen Eduard, weil er erdolcht wurde, als er eben trank. Ein Kelch auch den heiligen Donatus, doch nur, weil er einen zerbrochenen Becher durch ein Wunder wieder ganz machte. Ein Kelch mit der Hostie den heiligen Thomas von Aquino wegen seiner Schrift über die Messe.

Das Gegenbild zum Kelche des Heils ist der Taumelbecher in der Hand der babylonischen Hure nach der Offenb. Joh. 27, 17. Davon sind alle Heiden trunken worden, sagt schon Jeremias 51, 7. Er ist das Sinnbild der üppigen Sinnlichkeit, des irdischen Glücks. Weil er in seiner Hefe den bittern Tod verbirgt, wird er zugleich Kelch des göttlichen Grimmes genannt. Jes. 51, 17. 22. Jer. 25, 15. Psalm 75, 9. Offenb. Joh. 16, 19.

Kelter.

Das Austreten der Weinreben in Keltern, wobei der rothe Wein abfliesst, ist Sinnbild der Blutvergiessung. So keltert Gott in seinem Zorn die Völker. Jes. 63, 3. Offenb. Joh. 14, 20. Aber auch Christi Opfertod wird als Keltern des Weins aufgefasst, wie überhaupt der Wein Christi Blut bedeutet. Christi Blut, vergossen für die Sünden der Menschen, erlöst vom Tode. Daher schon auf den ältesten Christengräbern in den Katakomben das Sinnbild der Kelterung. Drei Knaben (vielleicht Anspielung auf die Dreieinigkeit) keltern Trauben. *Bosio p.* 415. *Aringhi* II. 15. Christus keltert in der Handschrift des Herrad von Landsberg in Strassburg. Kein malerischer Gegenstand. Noch übler und unwürdiger sind folgende: Christus wird gekeltert und elend zerquetscht auf einem unvernünftigen Bilde in Prag, von der Hagen, Briefe I. 17. Christus selbst keltert und unten fallen Hostien heraus auf einem abgeschmackten Bild in Anspach. Waagen, Deutschland I. 316. Was die Sprache zulässt, eignet sich nicht immer für die bildliche Darstellung, in welcher ein an sich unschuldiges oder sogar treffliches

Gleichniss kleinlich und lächerlich werden kann. In der Nürnberger Lorenzkirche findet sich das seltsame Bild eines kelternden Christus, und dabei vorn ein Papst und Bischof im Wagen, der von einem Bock und Schaf mit Nimbus gezogen wird. Waagen, Deutschl. I. 246.

Kentauren,

die bekannten menschlichen Ungeheuer, deren Unterleib in ein Pferd endet, kommen häufig an christlichen Kirchenthüren vor, insgemein rückwärts gewandt und einen Pfeil abschiessend. Vgl. Piper, Myth. I. 396 f. Piper hält sie für eine „an den Grenzen der Kirche wirkende, auch wohl in sie eindringende dämonische Gewalt“. Es scheint mir jedoch, man dürfe sie keineswegs für Dämonen, sondern nur für Sinnbilder des Rohen und Thierischen in der menschlichen Natur halten, Eigenschaften, welche der Christ abzulegen hat, bevor er in das Heiligthum der Kirche gelangen kann. In demselben Sinn wurde der grosse Christoph in den Vorhallen der Kirchen gemalt, als die rohe Naturkraft, die sich dem christlichen Gesetz unterwirft. Die Wendung rückwärts mit dem Pfeil scheint die Flucht und den Zorn des „alten Adam“ oder des sündigen Naturmenschen anzudeuten, welcher vor dem „neuen Adam“ oder dem gottgeweihten Menschen an der Kirchthüre weichen muss. Mit dieser Erklärung stimmt überein, dass auf dem berühmten Bilde des Giotto zu Assisi der Kentaur als roher und unbändiger Eigenwille des Menschen der zarten weiblichen Gestalt des freiwillig das Joch Christi aufnehmenden Gehorsams entgegengesetzt wird. Ferner, dass auf den Chorstühlen zu Münster bei Basel Bischöfe, Mönche und Nonnen unten in Pferdleiber ausgehen und als Kentauren dargestellt sind, was im Sinn der oft in Kirchen vorkommenden Spottbilder (worin unwürdige Priester als Fuchs, Affe etc. erscheinen) die Weltlust bedeuten soll, die auch oft unter dem heiligen Priestergewande hervorbricht.

Kerker,

Sinnbild des menschlichen Lebens. Wir sind diesseits alle im Kerker, aus dem uns nur ein seliger Tod befreit. Vorbild dieser Befreiung ist die Rettung Petri aus dem Kerker durch den Engel. Apostelg. 12, 7. Raphael hat im Vatikan diese Scene auf einer vom Tageslicht abgekehrten Wand zwischen zwei Fenstern so bewundernswürdig gemalt, dass trotz der Einwirkung der beiden letztern dennoch die Lichtwirkung, die von der Engelserscheinung ausgeht, nicht verliert. Patron der Gefangenen ist St. Leonhard, weil er im Leben sich besonders der armen Gefangenen annahm. Vgl. Ketten.

Kerze.

Vgl. d. Art. Leuchter und Licht.

Zum Lichtercultus in der Kirche ist Wachs erforderlich als das reinste Produkt der Thierwelt (wie Oel als das reinste der Pflanzenwelt). Nach *Durandi rat. off.* VII. 7, 11. bedeutet Wachs die Reinheit der menschlichen Natur, Licht die in ihr wirkende göttliche Natur Christi. Die Zahl und Grösse der Wachskerzen hängt ab von der Grösse der Kirchen, von der grössern Feierlichkeit und von den heiligen Zahlen der Dreieinigkeit, der sieben Sakramente, der zwölf Apostel etc. Das Verbrennen der Kerze ist ein Sinnbild des Opfertodes Christi, daher die Devisen: *Aliis lucens uror, inserviendo aliis consumor.* In diesem Sinne hat die riesenhafte Osterkerze fünf Löcher in Kreuzform, welche die fünf Wunden Christi bedeuten. Binterim, Denkw. V. 1. 219.

In der griechischen Kirche tragen Braut und Bräutigam Kerzen, die sie vor dem Altar aneinander anzünden, nachdem sie sie an der heiligen Lampe entzündet haben. Das bedeutet, ihre gegenseitige Liebe soll die höhere Weihe von der christlichen empfangen. Der Gebrauch der Kerzen bei allen Kirchenfesten, wie bei Geburten und Begräbnissen, hat

den Sinn des „Wandelns im Lichte“. Schön ist der Gebrauch, nach welchem Sterbende eine Kerze in der Hand halten sollen, als Symbol des Lichts, das ihnen in die Nacht des Grabes leuchten soll. Auch die grosse Osterkerze soll nach Rippel (Alterthum der Cärem. 89.) die feurige Säule bedeuten, die dem Volke Gottes den Weg durch's rothe Meer aus der ägyptischen Gefangenschaft in's gelobte Land wies, denn auf dieselbe Art führt Christus zu Ostern aus Nacht zum Licht, aus Tod zum Leben.

Des heiligen Blasius und der heiligen Bellanda Lichtsegen hat wohl eine Beziehung auf die Zunahme des Lichts im Anfang des Jahres. An ihrem Tage (3. Februar) hält man zwei brennende Lichter kreuzweis über dem Kopfe dessen, der seinen Verstand erleuchten will. Das äussere Licht der Heiligen bewirkt nämlich auch eine innere Erleuchtung, oder *ouvre l'ésprit à l'homme.* Vgl. *le comte rendu de la commission royale d'histoire. Bruxelles,* 1843, Nr. 1. p. 84.

Die Legende kennt viele Kerzenwunder. Der heilige Severin bewirkte, dass nur die Kerzen der Christen sich von selbst entzündeten, die der Heiden nicht (Nachahmung des Eliaswunders). Zu Artois zeigte man vormals eine Kerze, die nie abbrannte, weil sie von der heiligen Jungfrau selbst angezündet worden seyn soll. Am Grabe der heiligen Marina zu Spoleto löscht die Kerze dessen aus, der bald sterben soll, daher immer Kranke dahin pilgern, um ihre Zukunft zu erforschen. Dem heiligen Dominicus musste der Teufel die Kerze halten, bis sie ihn auf die Finger brannte.

Kessel,

Attribut des heiligen Johannes Evang., des heiligen Vitus, der heiligen Fausta, Juliana, Domicilla, Potamynäa etc., die in Kesseln voll siedenden Oels oder Pechs gemartert wurden.

Kette,

St. Petri Kettenfeier, zum Andenken an seine Befreiung aus dem Kerker. Die Kette wird noch als Reliquie aufbewahrt in *S. Pietro in vincoli* zu Rom. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 235. Auf ähnliche Weise wurden viele Heilige, Chrysanthus, Quirinus, Erasmus, Savinus etc., durch Engel oder auf ihr Gebet aus Ketten frei. Die heilige Beata durch eine Taube, die ihr einen Kranz vom Himmel brachte, während ein Erdbeben ihre Kerkermauern und Ketten brach. *Bagatta, admir.* V. 2. 3. und V. 5. 3. Papst St. Alexander I. wurde im Jahre 117 lebendig verbrannt. Die Kette, mit der er gefesselt war, wird noch zu Lucca aufbewahrt, soll einmal von einem Räuber gestohlen worden seyn, liess sich aber in der Schmiede auf keine Weise umschmieden und heilte alle Kranken, welche sie berührten. — Der heilige Columban befreite Gefangene durch ein Wunder, eben so der heilige Leonhard, zu dem sie beteten und der ihr Patron ist. *Bagatta* a. a. O. Die heilige Balbina hat die Kette zum Attribut, weil sie die Kette Petri fand. St. Adjutor, weil er mit einer hineingeworfenen Kette einen Abgrund schloss, St. Johannes de Matha, weil er Sklaven befreite.

Keule,

Attribut des Apostels Judas Thaddäus, der Heiligen Adalbert, Apollinaris, Arcadius, Blandina, Eugenius, Eusebius, Gervasius, Nicomedes, Telesphorus, Timotheus, Vitalis etc., weil sie als Martyrer mit Keulen erschlagen wurden.

Keuschheit.

Als christliche Tugend wird sie gewöhnlich in Gestalt einer edeln und bescheidenen Jungfrau dargestellt. In einem Miniaturbild zu Dresden fährt sie auf goldnem Wagen mit

zwei Einhörnern. Piper, Myth. I. 308. Eben so auf einem Bilde von Francia im Berliner Museum. Auf einem Bilde des Giotto ist ihr Attribut ein fester Thurm. Kunstbl. 1821, S. 178.

Kind.

Ein kleines geschlechtsloses Kind ist das Sinnbild der Seele. So geht auf altdeutschen Bildern, welche den Tod der Maria darstellen, insgemein das kleine Kind aus dem Munde der Sterbenden hervor und wird von dem vor ihrem Bett stehenden Christus aufgenommen. So auf einem berühmten Bilde von Memling. Schnaase, niederl. Briefe S. 347. und anderwärts *Didron, man.* 286. Waagen, Paris 228. 276. 286. Waagen, Berliner Mus. 257. *Twining, symb. pl.* 70. 71. Auf alten Mosaiken in Maria Maggiore. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 284. Gar naiv bietet ein Betender Gott seine eigne, als kleines Kind auf seinen Händen schwebende Seele dar, *Twining pl.* 73. Die Seele des Lazarus als kleines Kind in Abrahams Schooss findet sich in der Handschrift des Herrad von Landsberg; desgleichen in Freiberg in Sachsen. Waagen, Deutschland I. 11; auf alten Miniaturen in Paris, Waagen, Paris 209; die Seele des Herodes als Kind vom Teufel geholt, daselbst 313. — Dominica, zubenannt vom Paradiese, sah einmal in einer Vision ihre eigne Seele als kleines Kind und wusch es rein. Görres, Mystik I. 339. Wie die Seele des gesteinigten heiligen Stephanus von Engeln als kleines Kind empfangen wird, zeigt ein altes Bild. v. Quandt, Reise in's mittägl. Frankreich S. 213. Auf Bildern der Kreuzigung fährt sehr oft den sterbenden Schächern die Seele als kleines Kind aus dem Munde und wird bei dem einen von Engeln, bei dem andern von Teufeln in Empfang genommen. Waagen, Deutschland I. 340. Dieses Kind ist als Seele immer nackt und geschlechtslos. Aus Anstand erscheint die Seele der heiligen Jungfrau meist als ein bekleidetes Kind, daselbst I. 46. Auch in einem Berliner Bild. Catal. von 1830, S. 257. Und die Seele Jesu auf Verkündigungsbildern in Windeln. Molanus

(*hist. imag.* p. 274) ereifert sich sehr ohne Noth gegen die Bilder der letztern Art. Er findet es in hohem Grade unanständig, ja ketzerisch, dass in den Lichtstrahl, der von Gott ausgehend die heilige Jungfrau befruchtet, ein kleines Kind gemalt werde. Die Kirche stelle fest, dass Christus erst in Maria selbst Fleisch angenommen habe, er könne es mithin nicht schon aus dem Himmel mitgebracht haben. Allein das kleine Kind im Lichtstrahl soll gar nicht einen fleischlichen Embryo, sondern lediglich die Seele bedeuten nach einem althergebrachten Typus in der abendländischen Kirchenmalerei. Es muss befremden, dass schon vor mehr als zweihundert Jahren zur Zeit jenes Molanus die Verständniss der orthodoxen Bildnerei so gänzlich vergessen war.

Das Kind ist ferner Sinnbild der Unschuld, der ersten paradiesischen Reinheit, wie der künftigen Seligkeit. Unmittelbar nach der Geschichte vom Pharisäer, der sich überhebt: „Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie dieser," und vom Zöllner, der demüthig an die Brust schlägt und spricht: „Gott sey mir Sünder gnädig," folgt bei Lukas 18, 15. unmittelbar nach dem Gespräche über die Ehe bei Matthäus 19, 13. und Markus 10, 13. die Geschichte von den kleinen Kindern, die man zum Heiland bringt, dass er sie segne. Die Jünger wollen die lästigen Kinder fortjagen, aber Christus spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wer nicht das Reich Gottes nimmt wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen." Abgesehen von der symbolischen Bedeutung ist hervorzuheben, dass der Heiland die Kinder in seinen besondern Schutz nimmt, eine zarte Aeusserung göttlicher Liebe, die sich weder im Heidenthum noch Judenthum findet.

Heilige, die noch Kinder waren, sind der heilige Vitus, Wendelin, die heilige Regiswinde. Besondere kirchliche Verehrung geniessen die „unschuldigen Kinder", welche Herodes zu Bethlehem umbringen liess. Sie sind eigentlich die ersten Martyrer, aber unbewusst und ungetauft. Daher ihnen ihre Stelle am untersten Saum des Himmels angewiesen ist. Vgl.

Limbus. Als lieblichen Kranz umschliessen sie oft auf Bildern des Weltgerichts oder himmlischer Huldigungen den Himmel nach unten. König René malte sie in zwei Reihen um die Maria her. So auch Alamanus in Einer Reihe. Kunstbl. 1841, S. 375. Ihnen ist der 28. Dezember geweiht, an welchem Tage die Kinder besondere Freiheiten geniessen. In Schwaben heisst man ihn den Pfeffertag, weil die Kinder mit Wachholderzweigen umhergehen und das Recht haben, Jeden, der ihnen begegnet, damit zu schlagen (zu pfeffern), bis er ihnen ein Geschenk gibt.

Ausser den Propheten Elias (1. Kön. 17, 22.) und Elisa (2. Kön. 4, 34.) sind auch die Heiligen Franciscus (Catalog des Berliner Mus. von 1830, S. 48), Dominicus (Naglers Lex. XVIII. 457.) und Martin (Catal. des Wiener Belvedere 1845, S. 25) daran auf Bildern kenntlich, dass ein todtes Kind vor ihnen liegt, welches sie durch Wunderkraft zum Leben erwecken.

Kirche.

Als das Reich der Gläubigen im Gegensatz gegen die Ungläubigen ist die Kirche das Reich des Lichts, gegenüber der Finsterniss, oder die Arche, das rettende Schiff im Sturm der Weltgeschichte, der Felsen Petri im Meere, das von den Dämonen aufgeregt wird. — Die Eintracht der Gläubigen wird bezeichnet durch den Bienenstock. Die liebevolle Pflege, das Regiment und die Zucht, die von der Kirchenlehre, Disciplin und Priesterschaft ausgeht, wird verglichen mit der Mutter unter ihren Kindern, mit dem Hirten in seiner Heerde, mit dem Sämann auf dem Acker. Im Verhältniss zu Gott erscheint dagegen die Kirche als Braut. Vgl. alle genannten Artikel.

Die Kirche (*ecclesia*) wurde schon in den ältesten christlichen Bildwerken der Synagoge (als Christenthum dem Judenthum) gegenübergestellt, theils auf Miniaturen, theils in Schnitzwerken, besonders an den Kirchenthüren. Die Kirche als eine gekrönte Frau mit der Kreuzesfahne und dem Kelch,

die Synagoge mit verbundenen Augen und zerbrochenem Stab, zuweilen die Gesetzestafeln neben sich. So in Miniaturen. Waagen, Paris 346. An den Thoren des Magdeburger Doms, des Strassburger Münsters, zu Schneeberg. Fiorillo I. 365. II. 178. Waagen, Deutschland I. 78. II. 329. Auch in den Fastnachtsspielen, herausg. von A. Keller I. Als Matrone triumphirend auf dem Siegeswagen malte Giordano die Kirche, begleitet von den christlichen Tugenden, im Escurial. Dagegen malte sie Giotto zu Padua mit der päpstlichen Tiara, aber in einem zerrissenen Kleide, weniger um auf ihre Armuth als auf ihre innere Zerrissenheit anzuspielen. Kunstbl. 1837, S. 378. Der Triumphwagen der Kirche oder des Glaubens kommt sehr oft vor. Vgl. den Artikel Wagen. Zuweilen ist in Kirchenbildern der Sieg und Triumph der Kirche auch durch den Empfang der heiligen Jungfrau im Himmel und durch ihre Krönung ausgedrückt worden.

Die Kirche in ihrer Idee umfasst das Reich der Seligen im Himmel wie das Reich der Gläubigen auf Erden und derer im Purgatorio. Beide berühren sich in den wichtigsten Momenten des kirchlichen Bewusstseyns. Daher auf Kirchenbildern so oft oben die himmlische, unten die irdische Gemeinde dargestellt wird.

Sofern die von Menschen gebaute Kirche ein „Haus des Herrn“ selbst und nicht blos für die Zwecke der Menschen beim Gottesdienst errichtet seyn soll, bleibt sie ewig hinter ihrem Ideal zurück. Schon Salomo sagt, als er dem Tempelbau nachsann: „Wer vermag Gott ein Haus zu bauen? Denn der Himmel und aller Himmel Himmel mögen Ihn nicht bergen, wer sollte ich seyn, der Ihm ein Haus bauen könnte?“ 2. Chron. 2, 6. Auch alle idealen Constructionen des salomonischen Tempels, so wie der im Titurel beschriebene Tempel des Graals (das Ideal der mittelalterlichen, deutschen Baukunst) können das Urbild der Kirche nicht erreichen. Auf alten Bildern des Weltgerichts sieht man daher, wie die frommen Künstler auf naive Weise die Stelle 2. Chron. 7, 2: „Die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus,

so dass die Priester nicht in dasselbe hinein konnten," benutzt haben, um den Himmel oder das neue Jerusalem, wohin die Seligen gelangen sollten, als eine gemeine irdische Kirche darzustellen, aus deren Thüren und Fenstern aber ein übernatürlicher Glanz und Sonnenschein hervorbricht. — Kleine Kirchenmodelle auf dem Arme eines Bischofs oder Fürsten oder einer Fürstin etc. bezeichnen auf Kirchenbildern immer den Stifter oder die Stifterin.

Was nun die Symbolik der gebauten Kirchen betrifft, so liegt sie zunächst in der Orientirung. Der Ausgangs- oder Entwicklungspunkt (gleichsam das Herz) jeder Kirche ist der Altar, und dieser ist von Osten gegen Westen gerichtet, weil die tagbringende Sonne, die Erlösung der Welt von der Finsterniss, als Symbol des Heilands vom Morgen herkommt. Das gilt von allen Kirchen, mögen sie in unterirdischen Grabgewölben, wie die ersten römischen in den Katakomben, oder hoch auf Berggipfeln gegründet seyn. Uebrigens hängt die Wahl des Bauortes von den verschiedensten Bedingungen ab. Kirchen werden errichtet an Stätten, die schon vorher durch ein Wunder oder durch die Erinnerung an eine heilige Person geheiligt waren, oder durch die Kirche soll erst eine gewisse Stätte geheiligt, gegen dämonischen Zauber geschützt werden. Daher die Kapellen und Kirchlein auf Kirchhöfen, auf gefährlichen Bergpfaden, in Einöden, Sümpfen. Aus Noth machte man Höhlen zu Kirchen, im höchsten Aufschwung und Sieg des Christenthums liebte man die Kirchen recht hoch auf die Berge zu bauen. In Zeiten blutigen Kampfes mit den Heiden machte man die Kirche mit ihren Kirchhöfen zu Festungen.

Die Wahl der Baustelle wird oft durch Wunder bezeichnet. So der Bau der Kirche Maria Maggiore in Rom durch Schneefall im Sommer, des Doms zu Hildesheim durch einen blühenden Rosenstrauch im Winter; unzählige andere Kirchen durch dort gefundene Reliquien oder Gnadenbilder, Kloster Neuburg durch den dort wiedergefundenen Schleier der Herzogin Agnes, viele andere durch Erscheinungen,

„Nichts ist irriger als die gemeine Meinung, das Geld sey der Nerv des Krieges," sagt Machiavell. (Discorsi II, 10). Und wirklich, wer die Niederlage der Perser gegen die Griechen, die Züge Alexanders, den peloponnesischen Krieg, die Siege der Römer über die Karthaginenser, die Griechen und über das prunkende Kleinasien, den Fall des ost- und weströmischen Reiches, die Eroberung Chinas durch Tartaren, die nichts als Pfeil, Säbel und Pferde besaßen, die Kriege der Schweizer und Niederländer, der Schweden unter Gustav und Karl, und die Demüthigungen der Pforte und unzählige andere bis auf den Bonapartischen Feldzug im Jahr 1796 bedenkt, kann unmöglich noch länger diesem Wahne Raum geben. Ein gutes und kluggeführtes Kriegsheer ist der Nerv des Krieges, Geld nur dessen Hülfe, dessen am leichtesten mitzuführender und beweglichster Stellvertreter seiner mannigfaltigen Bedürfnisse. Mit dem guten Kriegsheer findet ein guter Feldherr Geld, mit Geld findet sich nicht nothwendig ein gutes Kriegsheer und noch weniger ein guter Feldherr. Ohne ein gutes Kriegsheer und einen guten Feldherrn aber führt man keinen glücklichen Krieg, wenn der Gegner nicht eben noch Erbärmlicheres zu Tag gefördert hat als wir. Bonaparte übernahm sein Kriegsheer in der Riviera von Genua, ohne Brod, ohne Schuhe, ohne Sold; nur an Schießbedarf und Waffen litt es keinen Mangel. Er verschaffte ihm Brod, Schuhe, Kleider, zahlte den Rückstand und die tägliche Gebühr, erhielt hierzu keinen Franken von der Regierung und schickte ihr in wenigen Monaten hundert Millionen als Beute heim.

Ist vollends der Soldat reich, so hat er, dem Armen gegenüber, die Wahrscheinlichkeit des Geschlagenwerdens unbezweifelt für sich, weil zu dem gewöhnlichen Treiben der Streitsucht, der Ehre, der Selbsterhaltung, welche überdies in jenem lange nicht so thätig wirken können, als in diesem, bei diesem letztern noch die allmächtige Habsucht kommt und die Schadenfreude, den zu Boden zu treten, der um der goldenen Achselschnüre willen, die er besitzt, den Gegner so gerne mit Hohn behandelt. Hier kommt es zuletzt wieder auf Solons Worte an Krösus: daß man durch Eisen siegt und nicht durch Gold. Man hat allgemein bemerkt, daß der Kampf gegen reiche Soldaten immer mörderischer sey, und schonungsloser die Behandlung. Dies erfuhren unter andern die Wiener Freiwilligen im Jahr 1796 vor Mantua.

Visionen, oder durch Thiere, die den Weg dahin zeigten, oder durch Thiere, die hier stehen blieben und nicht vom Flecke gingen, obgleich man sie weiter treiben wollte; ferner durch Misslingen des Baues an jedem andern Orte. Unzählige Legenden sind mit solchen Geschichten angefüllt, in denen der oder die Heilige durch ein Wunder ihren Willen zu erkennen geben, dass hier und nirgends anders gebaut werden solle.

Jede Kirche hat zum Kopfe den Altar und was dazu gehört, und zum Leibe den Raum, in dem die Gemeinde sich versammelt. Das ist der natürliche Unterschied von Chor und Schiff, den beiden Haupttheilen jeglicher Kirche. Die Kapellen enthalten nur den Altar mit einem engen Raume umher, sind also nur als selbstständige Chöre ohne Schiff zu betrachten. Die ältesten Kirchen waren den römischen Basiliken entnommen, einfache längliche Vierecke, deren östliches Ende den Altarraum enthielt, mit einem flachen Giebeldach. Die schärfere Abtrennung des Chors vom übrigen Kirchenraum erfolgte durch die Kreuzform, die man dem Grundriss der Kirche gab, in griechischer Weise , oder in römischer Weise 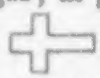 . Die griechische Kreuzform wurde wieder zusammengezogen in das griechische Achteck , dessen Dach eine Kuppel bildete, und in das armenische Viereck mit fünf Kuppeln. In der Mitte dieser Kirchen unter der Kuppel befand sich die Tribuna mit dem Altar (der Chor), und unter ihm die Krypta (das heilige Grab), die Form, aus der sich die noch zahlreichern Kuppeln der russischen Kirchen entwickelten. Die abendländische oder fränkische Kirche kehrte wieder mehr zur einfachen Basilika zurück, indem sie die Kreuzform fallen liess. In ihrem länglichen Viereck bildete das Ostende den Chor (an die Stelle der Tribuna tretend), das Westende aber die Vorhalle, während das Mittelschiff sich durch Seitenschiffe nach Nord und Süd ausdehnten. Zugleich wurde das Giebeldach höher, und

an die Stelle der orientalischen Kuppeln in der Mitte der Kirche traten im Occident die ungleich höhern spitzen Thürme theils zu den Seiten des Chors, theils an der Westseite. Ganz abweichend und selten ist im Grundriss die Triangelform, die der Dreieinigkeit entsprechen soll, z. B. zu St. Riquier. *Didron, icon.* p. 63.

Ganz ungewöhnliche Grundrissformen von Kirchen. Die des berühmten Escorial, darstellend den gegitterten Rost, auf dem der heilige Laurentius gebraten wurde. Philipp II. gelobte dem Heiligen eine solche Kirche zu bauen, als er einst in grosser Bedrängniss dessen Fürbitte anflehte. Hier ist das Motiv noch ein frommes. Wenn dagegen Papst Urban VIII. den Bienenkorb als das Wappen seiner Familie (Barberini) zum Grundriss der Kirche der *Sapienza* in Rom machte, so lag darin zu viel Hoffahrt.

Der Chor, der Altar im Osten, ausschliesslich den Priestern bestimmt und durch ein Gitter vom Schiff der Laien geschieden, ist wie das Allerheiligste in der Kirche so auch architektonisch das Orientirende und Maassgebende für das Schiff und den gesammten Kirchenbau. Der Chorschluss enthält die Grundzahl des Baues. Ist der Chor sechseitig construirt, so dass der Schluss drei Seiten darstellt, die drei andern Seiten sich gegen das Innere der Kirche öffnen, so muss auch das Schiff der Kirche auf sechs Pfeilern ruhen. Ist der Chor achtseitig, so kommen dem Schiff acht Pfeiler zu; ist er vierzehnseitig, so dass der Chorschluss sieben Seiten zeigt, so stehen sich auch im Schiff je sieben Pfeiler gegenüber. Der Boden des Chors ist über dem des Schiffs erhöht, so dass man auf Stufen aus dem Schiff zum Chor emporsteigt. Diese Erhöhung entspricht nicht blos der höhern Stellung der Priester über den Laien, sondern dient auch, den Altar und seine Bildwerke der Gemeinde sichtbar zu machen, und lässt unter dem Boden freien Raum für die Krypta oder unterirdische Grabkapelle, die zum Andenken an die ältesten unterirdischen Kirchen (die Katakomben) beibehalten wurde. Nur in wenigen Kirchen findet man Doppel-

chöre, nämlich auch einen Abendchor im Westen, gegenüber dem östlichen am jenseitigen Ende des Schiffs, bestimmt zu Zusammenkünften der Dom- und Stiftsherren. So zu Worms, Oppenheim, Naumburg.

Der Chorschluss war rund oder muschelförmig, ehe er sich sechs-, acht- und mehrseitig gestaltete. Die runde Form entsprach dem griechischen und römischen, die vielseitige dem deutschen Styl. In der Mitte des Chors steht der Altar frei, so dass man hinter ihm herumgehen kann. Seine Kehrseite wird erhellt durch ein sehr grosses Fenster. Das ist das Hauptfenster der Kirche, auch von aussen gesehen, im Schluss des Chors. Es dient gleichsam, das Licht von Osten her aufzunehmen.

Rechts vom Altar ist der Thron des Bischofs angebracht, mit dem die längs beiden Seiten des Chors aufgestellten Chorstühle der Chorherren, Dom- oder Stiftsherren oder Mönche und Nonnen beginnen. Je mehr dieser Personen, je länger muss auch der Chor seyn. Links vom Altar befindet sich die Sakristei (*secretarium*) mit den heiligen Geräthen, Ornaten etc. Den Chor trennte das sogenannte Triumphthor oder der Gewölbebogen von oben, unten ehemals ein Vorhang, jetzt noch ein Gitter. Rechts vom Gitter am Hauptpfeiler, der den Chor vom Schiffe trennt, ist gewöhnlich das Sakramenthäuschen angebracht. Daselbst am Gitter auch der Ambon (Pult, zu dem man aufsteigt, von *ἀμβαίνω*) für das Vorlesen der Evangelien, links eine andere für die Epistel. Kreuser, Kirchenbau I. 103. Desgleichen der sogenannte Lettner (*lectorium*), jetzt nur noch eine Antiquität. Daselbst 105.

Das Schiff bildet den mittleren Hauptraum der Kirche, zur Aufnahme der Gemeinde. Die Zahl seiner Pfeiler hängt, wie oben gesagt, von der Zahl der Chorschlussseiten ab, entsprechend dem richtigen architektonischen Maass der Länge, Breite und Höhe. Durch Seitenschiffe, von denen jedes wieder durch Pfeiler abgesondert ist, wird der innere Raum beträchtlich ausgedehnt. Den grössten Luxus solcher Seitenschiffe findet man in den spanischen Kirchen. Durch sie ist

in der gothischen (deutschen) Baukunst auch die äussere Schönheit der Schwibbögen bedingt, die von den niedern Seitenschiffen über das Dach derselben zu dem höhern Dach des Mittelschiffs aufsteigen und dasselbe tragen helfen. Den innern Schiffsraum rechts vom Altare nennt man die Evangelienseite, wo die Evangelien gelesen werden und die Weiber sitzen, links vom Altar aber die Epistelseite mit den Männern. Kreuser I. 107. Orgel und Kanzel wanderten, um der ganzen Gemeinde vernehmbar zu seyn, aus dem Chor in's Mittelschiff, die erstere wurde bald am Triumphbogen zwischen Chor und Schiff, bald an der Westseite dem Chor gegenüber, zuweilen auch seitlich angebracht, die Kanzel immer auf der Nordseite.

Die Vorhalle war in ältern Zeiten viel bedeutungsvoller, als sie es jetzt ist, und zwar wegen der vielen Erwachsenen, die sich erst zum Christenthum bekehrten, und wegen der strengern Busse, die viele Erwachsene nöthigte, in der Vorhalle zu verweilen, ohne das Innere der Kirche zu betreten. Auch die Taufe wurde in ältern Zeiten vor der Kirche vorgenommen, die erst der Getaufte betreten durfte. An diese ältern geräumigen Vorhallen knüpft sich nun vielerlei Symbolik. Von Bildwerken sah man darin: 1) den Sündenfall, um daran zu erinnern, woher alle Sünden kommen, von denen zu erlösen die Kirche gegründet ist. Dieses Bild aus dem ersten Paradiese veranlasste den Gebrauch, die Vorhalle selbst das Paradies zu nennen, was auch auf die Theater überging, so dass jetzt noch der von der Bühne entfernteste Raum, wo die Zuschauer niedrigster Klasse sitzen, das Paradies heisst. 2) Den grossen Christoph als Sinnbild des Volks, welches bekehrt werden soll. S. Christoph. 3) Den armen Lazarus, um die Kirchgänger an die Pflicht des Wohlthuns zu mahnen. 4) Das Weltgericht, um den noch Unbekehrten oder Büssern zu zeigen, welcher Verdammniss sie entgegengehen, wenn sie nicht das Rechte wählen. Später wanderten jedoch die Bilder des Weltgerichts aus der Vorhalle hinter den Altar im Chor, um das Ganze der Kirchen-

bildnerei passend abzuschliessen, gleich der Bibel beginnend mit dem Paradiese in der Vorhalle, und endend mit der Apokalypse an der Hinterwand des Chors.

In der Vorhalle befand sich auch der Weihkessel mit dem Weihwasser und der Taufstein, so wie der Stand der Büssenden. Der Taufstein wurde aber in den ältesten Jahrhunderten auch häufig in einem neben der Kirche befindlichen besondern Taufhause (*baptisterium*) aufgestellt, dergleichen man noch oft bei Kirchen in Italien findet. Solche Häuser waren anfangs noch nöthig, um die Menge der Neubekehrten aufzunehmen. Sie wurden gewöhnlich achtseitig gebaut. Auch für die Glocken baute man anfangs eigne, von der Kirche abgesonderte Glockenthürme, die jedoch bald der Kirche selbst einverleibt wurden. Vgl. den Artikel Thurm.

Der verschiedenen Style, in denen die Kirchen gebaut wurden, kann ich hier nur insoweit gedenken, als sich Symbolik damit verbindet. Die ältesten Kirchen erinnern noch an die Katakomben, an die unterirdischen Höhlen, in welche die ersten Christen flüchten mussten. Es sind mehr stark ummauerte Räume, absichtlich dunkel gehalten, gräberartig. Hier erscheinen die Wachskerzen nicht blos als Symbol des himmlischen Lichts, sondern sind auch zur physischen Beleuchtung unentbehrlich. In der deutschen (gothischen) Baukunst zeigt sich ein merkwürdiges Streben nach Licht und Höhe zugleich. Der Heiland erstand gleichsam aus seinem Grabe, um fortan im Tempel des himmlischen Jerusalem zu wohnen. Man wollte nicht mehr eine Stätte der Andacht für die Menschen, sondern ein Haus des Herrn bauen, über alles Irdische erhaben, der göttlichen Idee würdig und ganz von ihr durchdrungen. Jeder Stein am Bau sollte davon zeugen. Daher wurde der Bau in schwindelnder Gipfelung bis zu den Wolken getrieben, um dem Herrn in der Höhe näher zu kommen. Darum musste das Innere mit seinen Pfeilern und vielgliedrigen Spitzbogen, die im Kreuzgewölbe sich oben zusammenschlossen, einem Palmenhain des Paradieses gleichen. Darum musste mit den breiten Wänden jede

Erinnerung an das Grab oder an ein irdisches Haus verschwinden, und es blieben nur die Pfeiler übrig und dazwischen breite buntgemalte Fenster, durch die ein überirdisches Licht, wie aus den Juwelen des neuen Jerusalem herabstrahlte. Dem entsprach endlich auch überall die Ornamentik im Kleinen. Kein Stein am gothischen Bau, dem nicht die alten Meister Symbolik eingehaucht hätten. Ueberall begegnen wir in den durchbrochenen Thürmen der Kreuzrose (gleich dem göttlichen Nimbus das Kreuz im Kreise, Sinnbild der Herrschaft Gottes auf Erden), oder dem Kleeblatt (Sinnbild der Dreieinigkeit), der einfachen Rose (Sinnbild der heiligen Jungfrau), dem Kreuze, Sterne, Herzen etc., einfach in der Architektur und ganz abgesehen von den statuarischen Bildwerken. Von den Seiten der Thürme steigen symbolisch Flammen auf; auf der höchsten Spitze aber prangt das Rosenkreuz, ein Kreuz, dessen Arme in Rosen aufblühen, und auf Frauenkirchen der sogenannte Frauenschuh, gleichsam der Abdruck von Mariens Fuss bei ihrer Himmelfahrt.

War auf solche Weise die Kirche aus einem heiligen Grabe auf Erden allmählig zu einem aus dem Himmel entlehnten Hause Gottes geworden, so wurde sie im 16ten Jahrhundert in's gemeine Irdische herabgezogen und den weltlichen Pallästen ähnlich. Unter Papst Leo X. wandte sich der neurömische Baustyl auf's Entschiedenste von der frommen deutschen Weise ab und brach die antik heidnische Form wieder hervor, so zwar, dass sich die christlichen Kirchen sogar die Thierschädel, Schlangeneier etc. der heidnischen Altäre als architektonische Verzierungen mussten gefallen lassen. Der Spitzbogen wich wieder dem Rundbogen, der Pfeiler wieder der antiken Säule, die Wände stellten sich in voller Breite her; an die Stelle der echtchristlichen Symbole, wie sie den ganzen gothischen Bau erfüllt hatten, kam eine todte Pracht von Marmor, Gold und Silber, wie in den weltlichen Königspallästen, denen die Kirchen immer ähnlicher wurden. Auf protestantischer Seite ahmte man diesen neurömischen oder Jesuitenstyl nach, wie sehr man auch

die Jesuiten hasste. Beide Confessionen waren hauptsächlich darin einig, so viel Licht als möglich in die Kirchen einzulassen, und zwar nicht mehr durch gefärbtes Glas auf dunkle Wände, sondern durch helle Fensterscheiben auf breite weisse Wände. Nach und nach riss immer mehr weltliche Willkühr bei Kirchenbauten ein, oder erlaubte die Armuth nur kasernen- oder fabrikartige Bethäuser aufzurichten. Jeder Baumeister, unbekümmert um die höhern Zwecke und ewigen Symbole der Kirche, stellte irgend etwas Eigenmächtiges hin, meist in einem antikisirenden, akademischen, von Mode, Laune und Geldrücksichten modificirten Style. Die neuen Kirchen in Karlsruhe, der Hauptstadt Badens, gleichen eher Porzellanöfen als christlichen Kirchen. A. v. Reumont sagt in seinen Römischen Briefen I. 365. mit Recht: „Die Kirchen des siebenzehnten Jahrhunderts sehen einander alle ähnlich, die des achtzehnten sind gar nicht zum ansehen.“

Den Fussboden der Kirchen schmückten in den ältesten Zeiten Mosaiken mit christlichen Sinnbildern und Grabsteinen, weil unter der Kirche begraben wurde. Ehe die Decke gewölbt wurde, liebte man die platte Balkendecke zu vergolden, wie auch der Goldgrund auf Bildern den Himmel andeuten sollte. Später malte man die Decke blau mit Sternen. In der Gereonskirche zu Köln concentriren sich die Sterne in eine Sonne. In den Kuppeln brachte man gerne Frescobilder an und zwar meist Darstellungen aus dem Himmel, die Dreieinigkeit, die Himmelfahrt oder Krönung Mariä, wobei die runde Kuppelform geschickt war, mehrere concentrische und scheinbar immer mehr sich entfernende Engelreigen anzubringen.

Man findet in den ältern Kirchen häufig Drachen, Affen, reissende Thiere, Ungeheuer und Teufelsfrazzen theils an den Säulencapitälchen, theils unter dem Gebälk gekrümmt und wie von der heiligen Last erdrückt, theils als Köpfe der Wasserrinnen, theils als Karyatiden oder Träger. Damit wird das von der Kirche überwundene Böse ausgedrückt, das sich vor ihr verstecken oder ihr sogar dienen muss. Ausserdem kommen auch humoristische Abbildungen vor, in

denen Geistliche unheilige und verbotene Dinge treiben, oder Thiere in geistlicher Tracht heilige Handlungen auf eine spöttische Weise begehen. So in Strassburg, Basel, Wien, Zwickau, Oehringen etc. Vgl. Fiorillo I. 367. Kunstbl. 1837. S. 374. Der Teufel reitet auf der Nonne. Der Mönch buhlt mit der Nonne. Der Fuchs stellt sich todt und lässt sich von den dummen Thieren andächtig begraben etc. Man hat einfältigerweise diese Bilder für Satyren gehalten, welche sich die Baukünstler gegen die Pfaffen erlaubt hätten. Aber die Bilder entstanden in einer Zeit, in der die Geistlichkeit den Höhepunkt ihrer Macht erreicht hatte und den Bauten selber vorstand. Kein Künstler hätte wagen dürfen, ein den Clerus beschimpfendes Bild in die Kirche aufzunehmen. Die Bilder sind keine Satyren, sondern Warnungen. Sie sagen offen vor allem Volk, wie der Geistliche nicht seyn soll. Vgl. den Art. Fuchs.

Werden die Kirchen eigenthümlich geschmückt, die Vorhänge, Altardecken etc. von besondern Farben gewählt, so ist Roth oder Purpur die Farbe des Sieges und Jubels, aber auch der Martyrer; Schwarz die Farbe der Trauer. Weiss werden die Kirchen zu Ehren der Jungfrau Maria geschmückt. An die Stelle des Schwarz tritt auch Violett ein. Ein ausserordentlicher Blumenschmuck der Kirchen findet Statt am Fronleichnamsfest und bei der Würzweihe (15. August); Blumen gehören aber auch überhaupt zum Schmuck der Kirchen bei jeder freudigen Festgelegenheit. Der Schmuck darf jedoch nie einen der Kirche fremden Zweck haben. Es ist nicht erlaubt, weltliche Ideen in den Kirchenschmuck einzutragen. Die Kirche der berühmten Preobraschenskoi'schen Garde in St. Petersburg ist mehr ein Arsenal, als eine Kirche. Die Säulen sind ganz aus Waffen zusammengesetzt, starren von Bajonetten und Säbeln und entfalten als Palmblätter lauter Fahnen. Auch von aussen ist sie nur mit Ketten und Kanonen dekorirt. Kohl, Petersburg I. 189. Das ist ein Tempel des Mars, aber keine christliche Kirche.

Zum Schluss noch ein Paar Legenden von Kirchen.

Die Kirche von Engelstein in einem tiefen Walde in Ostpreussen soll von selbst entstanden seyn, indem die uralten und dichtgedrängten Bäume sich als Säulen und Wände ordneten und ihre Aeste zum Dache neigten. Staunend fanden die Preussen das Heiligthum und bauten ein Dorf um dasselbe herum. v. Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreussens S. 171. Eine Kirche zu Porca in Indien wurde von einem heidnischen Rajah gebaut, ohne Priester und Gemeinde, blos weil er nach einem Siege der Christen sich einbildete, dem Gott der Christen auch einen Tempel bauen zu müssen, um ihn zum Freunde zu gewinnen. Papi, Briefe S. 389.

Kirchenväter.

Die vier abendländischen Kirchenväter St. Hieronymus, St. Ambrosius, St. Augustinus und St. Gregorius erscheinen auf Kirchenbildern sehr häufig als Pendanten zu den vier Evangelisten, ja sie nehmen zuweilen sogar die Attribute der letztern an, auf einem Bild von Sacchi im Louvre z. B. Hieronymus den geflügelten Menschen, Ambrosius den Löwen, Augustinus den Adler, Gregorius den Ochsen. Waagen, Paris 421. Hieronymus ist in der That der mildeste, Ambrosius der kühnste, Augustinus der geistig feurigste und Gregorius der fleissigste, unermüdlichste Arbeiter im Acker des Herrn gewesen. Sie werden in ihrem gewöhnlichen Ornat, Hieronymus als Cardinal, Ambrosius und Augustinus als Bischöfe, Gregorius als Papst und jeder mit einem Buch in der Hand gemalt. Sie heissen auch die vier Doctoren der Kirche. Gewöhnlich folgen sie in der angegebenen Rangordnung auf einander, Hieronymus voran, doch ist Streit darüber gewesen, wem der Vorrang gebühre. *Molani, hist. imag. p.* 355. — Im Augustinerkloster zu Lima ist Gott Vater gemalt, eine Sonne in der Hand haltend, deren Strahlen auf die Kirchenväter fallen. Kunstbl. 1823. S. 47.

Es wird passend seyn, alle vier hier kurz zu charakterisiren. Der erste, St. Hieronymus, Cardinal, geborner Dal-

mate, vornehm und gelehrt, war ein christlicher Cicero. Das grösste Ansehen erwarb ihm seine lateinische Bibelübersetzung. Er führte gleichsam Christum bei den lateinisch redenden Völkern ein, wie ihn Johannes der Täufer zuerst den Juden verkündet hatte. Desshalb wird der heilige Hieronymus öfter als Nachfolger Christi mit Johannes als dem Vorläufer zusammengestellt. Vgl. Kunstblatt 1846. Nr. 28. Daher auch die Uebereinstimmung im Einsiedlerleben Beider. Auch der heilige Hieronymus lebte in der Wüste, wo ihn einmal ein himmlischer Posaunenschall erschreckte, und wo sich ein Löwe zu ihm gesellte, dem er einen Dorn aus der Tatze zog und der ihm fortan wie ein Hund folgte. Zur Busse pflegte er sich mit einem Steine auf die Brust zu schlagen. In allen diesen Situationen ist er oft gemalt worden. Auch wenn er im vollen Purpurornat eines Cardinals erscheint, hat er den Löwen bei sich. Correggio malte ihn in Parma mit einem grossen Buche vor dem Christkinde, dem ein Engel eine Stelle des Buches zeigt. In seinem Leben und Wirken spiegelt sich die Verschmelzung zweier ursprünglich heterogener Elemente im Christenthum, nämlich des orientalischen Wüstenlebens mit der römischen Pracht und Vornehmheit, das Anachoretische und das Hierarchische.

St. Ambrosius stammte (im 4ten Jahrhundert) vom altrömischen Patriciat her und vereinte alte Römertugend mit der Würde des Seelenhirten. Mit ihm kam, wie am besten Gfrörer in s. Kirchengeschichte II. 587 f. dargethan hat, Mannheit und grosse Politik in die abendländische oder lateinische Kirche, während die morgenländische oder griechische von Sophisten und Schwächlingen zerrissen wurde. Obgleich er nicht Papst, sondern nur Erzbischof von Mailand war, so besass er doch den Einfluss eines Papstes. Als Kaiser Valentinian und seine Mutter Justina die Arianer (Leugner der Dreieinigkeit) begünstigten und denselben eine Kirche in Mailand übergeben wollten, weigerte sich Ambrosius standhaft, liess sich Tag und Nacht in der Kirche belagern und gab nicht nach. Um das Volk, das ihn in dieser

Dem Sieger kann es an Geld nicht fehlen, wenn er sich darnach einrichtet. Man überhebt ihn zur Hälfte der Mühe, es zu holen; man trägt es ihm ins Lager. Vorläufiger Prunk mit Schätzen, um den Muth des Gegners zu erschüttern, muß, wenn dieser nicht ein Schwächling im vollen Wortsinn ist, ihn vielmehr heben. Als Sinn- und Vorbild dient am besten jenes geschichtliche Beispiel, da ein König Macedoniens unklug genug war, die Macht der Gallier dadurch abwenden zu wollen, daß er vor ihren Gesandten seine Schätze ausbreitete. Er meinte sie dadurch zu schrecken; diese aber, schon ganz für den Frieden entschlossen, erklärten sich von diesem Augenblicke an für den Krieg.

Den Krieg auf das möglichst wohlfeilste führen, ist ein gefährlicher Grundsatz; er führt beinahe immer zum Verderben. Im Krieg sind die Fälle häufig, wo 99 soviel als Nichts sind; aber 1 mehr macht hundert. Karthago, von dem Teufel des Geizes besessen, der es durch die Halbheit in den Untergang lockte, stürzte trotz seines großen Hannibals, um jenes Grundsatzes willen, in Trümmer.

6.

Sowohl in der Eröffnung des Krieges, als in der Führung desselben, und in dieser wieder von der strategischen Anordnung herab bis zum taktischen Schlage, scheint ein unablässig fortwirkendes Gesetz des Zuvorkommens große Vortheile zu verbürgen. Im ersten Falle fordert es den Feind heraus, bevor er noch vollkommen bereitet, und zwingt ihn dadurch, entweder den Boden, aus dem er Kraft ziehen könnte, aufzugeben, oder sich mit geringeren Mitteln, als eigentlich zu Gebote stehen, den gesammten des Feindes entgegen zu stellen. Im strategischen Ehrenspiele zwingt der erste Zug gewöhnlich den Feind zu einem Gegenzuge, und wenn dieser nicht durch Versäumniß des Angreifers den Vorsprung abgewinnt, so bleibt er abhängig bis zum Ende. Auf dem Schlachtfelde endlich tritt derselbe Fall ein, und die Möglichkeit der Rettung ist noch geringer als in der strategischen Berechnung, weil die Zwischenzeiten zu sehr drängen.

Und dennoch sind der Fälle vielleicht eben so viele, wo durch die Macht der Verhältnisse dem Angriff der Vorzug entrissen und dafür der Vertheidigung gegeben wird. Wenn Staaten, die auf

Noth umringte, zu beschäftigen und anzufeuern, lehrte er dasselbe zum erstenmal Wechselgesänge zwischen Clerus und Gemeinde. Doch ist das unter dem Namen des Ambrosianischen Lobgesanges so berühmte *Te Deum* nicht von ihm, sondern späteren Ursprungs. Als ein Vertrauter des Kaisers, der Verschnittene Kaligonus, dem Erzbischof mit der Hinrichtung drohte, antwortete Ambrosius: „Wenn dir Gott gestattet, diese Drohung auszuführen, so werde ich dulden, wie es einem Bischof ziemt, du aber wirst handeln, wie es von einem Hämmling zu erwarten ist.“ Es kam nicht dazu, denn die Soldaten selbst drängten sich zur Predigt des Heiligen herbei, und der Kaiser wagte nicht, Gewalt zu brauchen. Nicht lange darauf kam Theodosius der Grosse auf den Thron, der die Kirche wie den Staat unumschränkt beherrschte; allein als er nach Mailand kam, verbot ihm Ambrosius, im Chor zu sitzen, wie die Kaiser in Constantinopel immer thaten, und wies ihn unter die Laien hinaus. Der Kaiser gehorchte nicht nur, sondern wagte nun auch im Morgenlande nicht mehr im Chore zu sitzen. Als derselbe Kaiser dem Ambrosius versprochen hatte, die allerdings strafwürdige Stadt Thessalonich, wo der kaiserliche Statthalter ermordet worden war, aus kaiserlicher Milde zu schonen, das Versprechen aber nicht hielt und fast die ganze Einwohnerschaft niedermetzeln liess, that Ambrosius den Kaiser in den Bann, und als dieser es wagen wollte, dennoch in die Kirche zu gehen, stellte sich der Erzbischof in vollem Ornat mit seinem schweren Bischofstabe als Pförtner vor die Thüre, wies ihn mit harten Worten ab und legte ihm noch dazu eine Busse auf, die der Kaiser auch übernahm. — Noch nach seinem Tode soll Ambrosius Wunder gethan und einmal in einer Schlacht wider Ludwig den Deutschen im Jahr 1338 als Mailands Schutzpatron erschienen seyn und die Feinde mit einer Geissel hinweggepeitscht haben, weshalb eine Geissel sein Attribut ist. *Majoli, def. imag.* 338. Auch ist ein Bienenkorb sein Attribut, weil ihm in seiner Kindheit Bienen Honig (das Sinnbild der Beredsamkeit) in den Mund trugen.

Der heilige Ambrosius starb am Charsonnabend, zwischen den beiden heiligen Tagen des Charfreitag und Ostersonntag. Nach der Legende ist er an seinem Todestage einer Menge seiner Anhänger, auch an den entferntesten Orten, zu gleicher Zeit in seinem erzbischöflichen Ornate erschienen, und unter andern auch einer Menge eben getaufter Kinder, die ihn allein sahen, während ihre noch von Sünde verdunkelten Eltern ihn nicht sehen konnten. *Paulini, vita S. Ambros. c.* 47. u. 48.

St. Augustinus ist unter den Kirchenvätern der grösste (wie Paulus unter den Aposteln), der feurigste an Geist, der beredteste und gelehrteste. — Wie Paulus, so war auch er in seiner Jugend auf Irrwegen, ein Manichäer, ein ausschweifender Mensch, Vater eines unehelichen Sohnes. Allein durch seine fromme Mutter Monica und durch den kraftvollen Erzbischof Ambrosius von Mailand, der ihn taufte, kam er auf andere Gedanken und gab sich mit glühender Seele dem Studium der göttlichen Dinge hin. In seinen Bekenntnissen entwirft er ein treues Bild seines Innern und der Zeit, in der er lebte. — Ueber das Geheimniss der Dreieinigkeit nachsinnend, sah er einen Knaben, der aus dem Meere mit einem kleinen Krüglein Wasser schöpfte, indem er sagte, er wolle es ausschöpfen. Augustinus lachte ihn aus. Da sagte der Knabe, indem er sich als Christus zu erkennen gab: Und du willst die Gottheit ergründen? Da erkannte er, dass das Wesen der Gottheit für den kleinen Menschenverstand unergründlich sey. Dies bezeichnet seine Mystik. Während vor ihm die griechische Kirche sich mit nichts beschäftigte, als mit dogmatischen Begriffsbestimmungen in Betreff der Dreieinigkeit, der einfachen oder doppelten Natur Christi etc., und das Wesen der Gottheit nach allen Richtungen mit dem menschlichen Verstande ausmessen wollte, brachte Augustinus in die abendländische Kirche jenen romantischen Zug mystischer Sehnsucht, die in tiefster Demuth zum Unendlichen aufblickt, jenen Zug, in dem alle Poesie und Heiligkeit des Mittelalters beruht. Nur durch ihn erhob sich die römische Kirche so glänzend über die griechische. Nur durch ihn

wurde das deutsche Herz der Kirche gewonnen und eine Herrschaft des Gemüthes gegründet, vor deren Gewalt die Verstandesherrschaft in Constantinopel und die Herrschaft der Phantasie im Islam nicht bestehen konnten.

Augustinus predigte die Demuth des unwissenden Geschöpfes vor dem allwissenden Gott, des sündigen Geschöpfes vor dem allerbarmenden Gott, während kurz vor ihm neben der Verstandeshoffahrt der über die Geheimnisse der Gottheit grübelnden Theologen auch noch die Tugendhoffahrt der Pelagianer aufgekommen war, die sich einbildeten, der Mensch sey von Natur vortrefflich, ja göttlich, und könne durch eigene Kraft und eigenes Verdienst die höchste Stufe der Heiligkeit erreichen. Solchem Dünkel gegenüber, der nur die erbärmlichste Charakterschwäche und sinnlichen Gelüste maskirt, und durch den die Lehre des Erlösers verfälscht und geschändet wurde, war nichts dringender nöthig, als Demuth zu predigen und die Menschen an ihre ganze angeborne Schwäche zu erinnern. Daher Augustinus so ausdrücklich die Erbsünde hervorhob.

Nach der Legende predigte der heilige Augustinus meist den Akephalen (Kopflosen), einem fabelhaften Volke in Afrika. Das thun noch jetzt manche Prediger, ohne Heilige zu seyn. — Das Attribut des heiligen Augustin ist ein brennendes Herz, z. B. auf einem Bilde des Hugo van der Goes in Berlin; ein Buch und ein Adler (der Geist Gottes wie beim Evangelisten Johannes), oft auch der Knabe am Wasser. Er ist Patron aller Theologen.

St. Gregorius der Grosse war Papst im 6ten Jahrhundert, einer der geistvollsten und kräftigsten Päpste, der zuerst England bekehren liess und auf das neue germanische Element in der abendländischen Kirche den grössten Werth legte. Als er zum Papst gewählt wurde, verbarg er sich aus Bescheidenheit, aber eine Feuersäule über seinem Haupte verrieth ihn. Er zuerst nannte sich als Papst „Knecht der Knechte Gottes". Der heilige Geist pflegte ihm als Taube auf der Schulter zu sitzen und ihm weisen Rath zu ertheilen.

So malte ihn Rubens, von dem, was ihm die Taube sagt, wie von einem Blitz durchzuckt (zu Grenoble, v. Quandt, Reise in's mittägl. Frankreich, S. 256.). Sein Hauptwunder, vorzugsweise das Wunder des heiligen Gregor genannt, war der augenscheinliche Beweis der Transsubstantiation. Einer Frau, die daran zweifelte, liess er das lebendige Christkind in der Hostie sehen. Dieses Wunder ist unzähligemal gemalt worden. Auffallend erscheinen die altdeutschen Bilder, in denen das Christkind als ein schon erwachsener Knabe nackt auf dem Altar steht. So in Braunschweig. Fiorillo II. 60. So auch in der Sammlung des Prokur. Abel in Stuttgart. Hier ist noch der seltne Umstand bemerkenswerth, dass dem die Messe celebrirenden Gregor die drei andern Kirchenväter dienend zur Seite stehen. Ganz eben so kommen sie auf einem Stich vor. Heller, A. Dürer II. 2. 666.

Kleeblatt,

Sinnbild der Dreieinigkeit. So fasste es der heilige Patricius auf und machte es zugleich zum Nationalzeichen der Irländer (war aber ohne Zweifel schon vorher den heidnischen Druiden heilig gewesen). — In der gothischen Baukunst kommt das Kleeblatt gleichfalls oft als Sinnbild der Dreieinigkeit vor, doch meist nur in Verzierungen und Rosetten.

Kleid.

Adam und Eva waren in ihrem Unschuldsstande nackt. Erst als sie in die Sünde fielen, erkannten sie ihre Nacktheit und bedeckten sich. Das Kleid ist also ein Zeichen der Erbsünde. Hieraus folgt, dass dem Menschen eigentlich kein anderes Kleid geziemt, als ein Bußkleid. Wer das Kleid blos als Schmuck ansieht, um seiner Eitelkeit zu frönen, der macht aus der Sünde eine Tugend. Alle Selbstüberschätzung des Menschen gleicht einem solchen sündigen Schmuck. „Unsere Gerechtigkeit ist vor Gott ein unflätig

Kleid," sagte Jesaias 64, 6. — Das erste Kleid war bekanntlich aus Feigenblättern gemacht. Nimmt man an, dass der Baum der Erkenntniss der Feigenbaum selbst gewesen, so liegt darin der schöne Sinn, dass jener Baum zwar die Sünde veranlassen und zudecken, aber nicht wieder gut machen konnte. Dieses Kleid ist noch kein Busskleid. Das erste Busskleid war, einer Vision der heiligen Hildegard zufolge, auch noch kein Zeichen der eigenen Busse Adams, sondern eines Opfers für seine Sünde. Es soll nämlich das Fell des ersten Lammes gewesen seyn, welches sich dem Adam zum Opfer darbot. *Nieremberg, hist. nat.* 60. Seitdem ist ein Fell das Busskleid aller frommen Büsser und Einsiedler in der Wüste, nach dem Beispiel des Täufers Johannes, der weniger für sich, als für das Volk der Busse pflog. Wer für sich allein büsst, hüllt sich in Sack und Asche.

Die Wiederherstellung in den heiligen und sündenlosen Stand ist aber keine Rückkehr in die Nacktheit, denn Niemand kann zum zweitenmal als Adam geschaffen, jeder Mensch kann nur im Himmel als seliger Geist mit verklärtem Körper wiedergeboren werden, und er vertauscht dabei das dunkle Kleid der Busse nur mit dem weissen Kleide der Gerechten. Offenb. Joh. 3, 5. Dem entspricht die Symbolik des bräutlichen Schmucks, mit welchem die Braut des Hohenliedes dem himmlischen Bräutigam entgegengeht. Für den Himmel darf und soll man sich schmücken mit Tugenden und guten Werken. In diesem symbolischen Sinn ist auch das hochzeitliche Kleid zu verstehen, das von dem Gast verlangt wird. Matth. 22, 12.

Sehr eigenthümlich ist eine mittelalterliche Legende, nach welcher dem Adam im Himmel ein prachtvolles goldenes Kleid aus den Werken der Heiligen gewebt worden. Ein Ritter, welcher zum heiligen Grabe zog, aber von einem frommen Abte gemahnt wurde, lieber das himmlische als das irdische Jerusalem aufzusuchen, gelangte zum Himmel und fand hier den Adam von unten hinauf bis zur Brust schon mit dem goldenen Gewande bekleidet, der Rest fehlte noch

und war zu vollenden künftigen Heiligen vorbehalten. Kopisch zu Dante S. 468. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch das bunte Kleid, um welches Joseph von seinen Brüdern beneidet, und was mit Blut bedeckt wird, in einem ähnlichen Sinne zu deuten ist.

Das weisse Kleid der Gerechten wird vorgebildet durch die weisse Kleidung der Priester (früher auch der Katechumenen). Die priesterliche Stola ist zugleich ein Sinnbild des Joches Christi.

Knieen,

Geberde der Demuth, indem man sich selbst kleiner macht und vor einem Andern erniedrigt, daher der uralte Gebrauch, knieend zu beten. Nach der Legende knieten Jakob und Rahel gegenseitig nieder, als sie sich verlobten; was auch Joachim und Anna vor der goldenen Pforte thaten, als ihnen eine Tochter verheissen war. Aus dem Kuss, den sich das knieende Paar gab, soll die heilige Jungfrau Maria entstanden seyn. Die heilige Ottilie soll auf dem Grabe des Vaters, um seine Seele zu erlösen, so lange knieend gebetet haben, bis der Stein von ihren Knieen durchlöchert worden war und der Teufel die Seele ihres Vaters herausgeben musste. Stöber, Elsäss. Sagenbuch S. 188. Die selige Gerardeska erhob sich zuweilen im Gebet knieend zwölf Ellen hoch in die Luft. Görres, Gesch. d. Mystik II. 540.

König.

Das Königthum, die höchste Gewalt auf Erden, dient oft, die Macht Gottes zu bezeichnen, der über alle Könige gebietet als der König der Könige, 1. Timoth. 6, 15. Der 24ste Psalm nennt ihn vorzugsweise den König der Ehren. Auf altdeutschen Bildern hat Gott oft die Kaiserkrone, auf französischen die Lilienkrone. Vgl. Krone. Auch Christus erscheint als König. Die Apokryphen erzählen ähnliche

Legenden von ihm, wie Herodot und Xenophon von Cyrus; indem er schon als Knabe von andern Knaben zum König gewählt worden sey. Hofmann; Apokr. 241. Dazu die schöne Legende von der Flucht nach Aegypten. Räuber lauerten auf Beute, da glaubten sie von ferne zu hören, wie ein König mit grossem Pompe daherfahre, und flohen; es war aber nur die heilige Familie mit dem Esel, welche still daherzogen. Das. 157. Später hielt Christus seinen symbolischen Einzug als König in Jerusalem, wofür ihn die Juden mit der Dornenkrone, dem Rohrscepter und dem Purpurmantel zum Hohne ausschmückten.

Strauss in seinem Kirchenjahr 151 macht darauf aufmerksam, dass die Heiligentage im Januar, als dem ersten Jahresmonat, auf so viele Könige, Kaiser und Ritter fallen, die heiligen drei Könige, Karl der Grosse, Mauritius, dazu der Einzug des Heilandes in Jerusalem.

Ueber das irdische Königthum äussert sich das alte Testament zuweilen streng. Vgl. die Fabel von der Wahl des Dornstrauchs zum Könige, Richter 9, 7. Die Haltung Samuels gegenüber von Saul etc. Christus selbst wies aus dem Heiligthum seiner Lehre jede politische Controverse, indem er sagte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

In den Legenden werden die Könige oft an die Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Ehre gemahnt. Wie drei lebendige Könige drei todte finden und durch sie auf ihre eigene Zukunft gewiesen werden, beschrieb zuerst der heilige Macarius und wurde nachher in einem berühmten Bilde von Orcagna und noch öfter gemalt. Vgl. Kunstblatt 1847. S. 30. Noch beliebter war das im Mittelalter fast in allen Sprachen verbreitete Märchen vom „König im Bade", was die Morgenländer vom König Salomo, die Abendländer von einem römischen Kaiser (die *Gesta Rom.* 59. vom Jovianus) erzählen. Der Fürst sass im Bade, überdachte, wie mächtig und berühmt er sey, und stellte sich in Gedanken über Gott selbst. Da gab ihm Gott eine veränderte Gestalt,

so dass ihn seine eigenen Diener nicht mehr kannten, sondern als einen nackten, unverschämten Bettler fortjagten. In Noth und Elend lernte er nun seine ganze menschliche Schwäche begreifen und that Busse, worauf ihm Gott seine vorige Gestalt und seine Herrschaft wieder gab.

Könige, die heiligen drei.

Das Evangelium Matthäi 2. spricht nur von den Weisen vom Morgenlande, nicht von Königen und auch nicht von dreien. Weil sie aber dreierlei Gaben brachten, Gold, Weihrauch und Myrrhen, hat man ihrer drei angenommen. Diese drei Gaben sind alte Symbole der Sonne. Vgl. Strauss, Kirchenjahr, 135. Mit der Sonne stehen sie in näherem Zusammenhang, auch deshalb, weil die Kirche festgestellt hat, dass die Weisen zwölf Tage nach der Geburt Christi gekommen seyen, am 6. Januar, am Tage *Epiphaniae*. Diese Zeit ist bedeutsam für den Sonnencultus, denn sie bezeichnet das wachsende Licht des neuen Jahres. Christus aber wurde in höherer Bedeutung als die geistige Sonne, als das Licht einer neuen sittlichen Welt genommen.

Herder (zur Theologie XI. 85. 90.) sieht mit Recht in den Weisen persische Magier, oder die personificirte Lichtlehre, die, als dem Christenthum am nächsten verwandt, der Idee nach ihm auch zuerst zu huldigen berufen war. Der rohere Polytheismus Vorderasiens, Aegyptens und Europa's war dem Christenthum absolut feindlich und konnte von ihm nur zerstört werden; aber jene reinere Lichtlehre der Parsen hatte etwas dem Christenthum Verwandtes, wenn auch auf niederer Stufe, und diese Beziehung sollte durch die Anbetung der Weisen ausgedrückt werden.

Nach Abulfaradsch (Hyde, Relig. d. alten Perser, Kap. 31. Rosenmüller, Morgenland I. 15.) weissagte Zoroaster selbst, der Messias werde von einer Jungfrau geboren werden, und bei seiner Geburt werde ein Stern erscheinen, der auch bei

Tage glänzen werde, und er befahl den Magiern, sie sollten zu dem neuen Messias hinziehen und ihm Geschenke bringen.

Von der Hardt, Harenberg und Münter hielten die Weisen für jüdische Astrologen, weil doch nur Juden den König der Juden hätten suchen können; allein hier fällt die jüdische Beziehung gänzlich weg, Christus ist König der Welt und steht in Beziehung zu allen Völkern. Das soll ihn gerade von der jüdischen Einseitigkeit unterscheiden. Die Ankunft der fremden Weisen ist die erste Protestation gegen das engherzige Judenthum und öffnet allen Völkern die Pforte zu Christo.

Unbeachtet blieb bisher die nahe Beziehung der drei Weisen aus einer Stelle bei Ezechiel 8, 16. Bei diesem Propheten heisst es nämlich, die Juden hätten sich abgewandt vom Tempel des wahren Gottes und ihm den Rücken gekehrt, um die Sonne anzubeten. Dem entsprechend kehren nun die Weisen aus Morgenland der physischen Sonne den Rücken, um die geistige in Bethlehem anzubeten.

Auch Otfrieds Evangelienharmonie erblickt in den Weisen Personificationen der älteren Religionssysteme und erklärt das Verbot, nach Jerusalem zurückzukehren, so, als ob unter dem irdischen Jerusalem das alte Gesetz zu verstehen sey, zu dem man vom christlichen Standpunkt aus nicht mehr zurückgehen dürfe, sondern das einige Ziel sey von nun an nur noch das himmlische Jerusalem.

Auf den ältesten christlichen Grabmälern in den Katakomben tragen die drei Weisen phrygische Mützen, ihrer orientalischen Herkunft gemäss, und zwar ganz eben so wie die drei Männer im feurigen Ofen, die ihnen zum Gegenbilde dienen, und die mit dem Propheten Daniel zur babylonischen Gefangenschaft, also gleichfalls in's tiefere Morgenland gehören. Vgl. Aringhi I. 295, 327, 331, 387, 615, 617. II. 117, 143 etc. Die phrygische Mütze tragen sie auch in alten Miniaturen. Waagen, Deutschland I. 99. 105. Dessen Paris 208.

Die kirchliche Tradition kennt jedoch die drei Weisen als Könige, wozu die Stellen Psalm 72, 10 („Die Könige

am Meer und in den Inseln werden Geschenke bringen; die Könige aus Arabia und Saba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden ihm dienen"), Jesaias 60, 3 („Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht"), und 60, 6. („Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und den Herrn verkündigen") natürliche Veranlassung gaben. Weil hier von allen Königen und allen Heiden die Rede ist, glaubten Einige, nicht blos drei, sondern wenigstens zwölf Könige annehmen zu müssen, deren Namen in *Assemanni bibl. Orient.* III. 1. 309. verzeichnet sind. Allein die kirchliche Tradition blieb bei der Dreizahl stehen, entsprechend der Dreieinigkeit nach *Hilar. de epiphania*, oder den drei Welttheilen Asien, Europa und Afrika nach *Innocent. III. serm. de epiph.*, oder den drei Menschenstämmen, den Nachkommen Sems, Chams und Japhets. Sepp, Leben Jesu I. 43. Raphael, in den Tapeten, liess alle Völker im Gefolge der drei Könige auftreten.

Die Namen der drei heiligen Könige sind nach der kirchlichen Tradition Melchior, Caspar und Balthasar. *Beda, Opp.* III. 649. Verschiedene andere Namen, die man hat fallen lassen, sind verzeichnet in Hofmanns Apokr. 128. Jacques d'Ausoles, *Traité d'épiphanie*, hält sie für Henoch, Elias und Melchisedek, macht sie also zu Vertretern einer längst vergangenen Zeit, was dem Grundbegriff der Verkündigung eines neuen Heiles für alle Zukunft nicht entspricht. Nach Beda empfing das Christkind das Gold von Melchior, dem ältesten, als König, den Weihrauch von Caspar, dem jüngsten, als Gott, die Myrrhe von Balthasar, dem rauhesten, als Mensch (denn Myrrhe bedeutet den bittern Tod, und mit Myrrhen werden Leichen einbalsamirt). Die drei Gaben bedeuten auch: Liebe, Gebet und Abtödtung.

In der Kirchenmalerei wurde nach und nach Melchior greisenhaft, aber als weisser Europäer, Caspar in männlicher Reife als brauner Asiat, und zuletzt Balthasar im Jünglingsalter als schwarzer Mohr dargestellt, doch erst im 15ten Jahrhundert.

dem Punkte stehen, sich bekriegen zu wollen, in sehr ungleichem Kraftverhältnisse sind, so thut der Schwächere immer am besten daran, den Angriff abzuwarten, ausgenommen, er hätte ein überwiegendes Talent an der Spitze seines Heeres, oder wäre von der Unfähigkeit des feindlichen Oberfeldherrn überzeugt. Die Zeit, die er dadurch gewinnt, verwendet er besser in Vervollkommnung seiner Rüstung, in Erwartung der Verbündeten, wenn er deren zu erwarten hätte, in diplomatischen Feldzügen. Oesterreich hat im Jahr 1805 aus Rücksicht für England den Angreifer gemacht, obwohl es bis zur Ankunft der Russen nur an Vertheidigung hätte denken sollen; daher die Vorfälle bei Ulm, daher die Schlacht bei Austerlitz.

Länder, die in der Natur ihres Bodens oder Klimas einen Verbündeten haben, würden, bei geringeren Streitkräften, Unrecht thun, diesen aufzugeben. Wären die russischen Heere im Jahr 1812 über den Niemen gebrochen, als der Feldzug bereits möglicher Weise zu eröffnen war, z. B. Ende April, Anfangs Mai, so würden sie geschlagen worden seyn, wie sie es später wurden, aber die Beschaffenheit ihres Rückzugs würde eine andere gewesen seyn, andere Vorfälle müßten sich ergeben haben, alles wäre in Wesenheit und Farbe anders geworden. Vertheidigung war daher ihre einzige Rettung. Das heißt nicht, daß sie hiezu ihre Heere so stellen mußten, wie sie es thaten; sie hätten ihren verlockenden Rückzug in das Herz des Reiches noch langsamer, noch würdiger führen können, und dann würde ihnen jetzt das Verdienst dieses Feldzuges ungetheilt zuerkannt werden.

Es gibt Fälle, wo das ganze Volk wahrhaftigen und innigen Theil an dem Kampfe zu nehmen bereit steht, wo verletzte Volksehre, erlittener Druck, Vertrauen in das Oberhaupt, Einbildung und Eitelkeit bei abermals drohender Gefahr, alle Herzen mit Feuer füllen, alle Blicke mit Muth und alle Arme mit Kraft; es gibt Zeiten, wo die Benützung dieses Volksgeistes das einzige Mittel der Rettung wird. Hier wird die Vertheidigung Gesetz; denn nur im Vaterlande ficht der Bürger gut, nur am eigenen Herde nährt sich die heilige Flamme. Nur der feindliche Einfall selbst bläst den Funken auf. — So gingen die Franzosen in Spanien zu Grunde, so besiegten die Sansculotten den Herzog von Braunschweig und das bestgeübte Heer. Aber nicht nur, wo dieser allgemeine Aufschwung besteht,

Früher ist der dritte König noch kein Mohr, obgleich die obigen Stellen der Psalmen und des Jesaias auch früher schon darauf hinwiesen. Bei *Molanus, hist. imag.* 247. ist Caspar der älteste, Balthasar der mittlere, Melchior der jüngste und der Mohr.

Eine altdeutsche Legende von den heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim bearbeitete Gustav Schwab 1822. Darnach begeben sich die Könige Caspar von Tharsis, Balthasar von Saba und Melchior von Arabien auf den Weg, dem Stern zu folgen, ohne von einander zu wissen, und treffen erst unterwegs zusammen. Auch hier ist Melchior der älteste, Balthasar der mittlere, und Caspar, der Mohr, der jüngste. Als sie das Christkind finden, das zugleich Gott, König und Mensch ist, opfern sie Weihrauch dem Gott, Gold dem König, Myrrhen (die Bitterkeit des Todes andeutend) dem Menschen. Heimgekehrt dann rotten sie das Heidenthum aus und lehren das Volk, in einem Stern des Kindes Bild anbeten. Endlich sterben sie im Genuss des heiligen Abendmahls. Ein altfranzösisches Volksbuch, *La vie des trois rois,* aus dem Lat., wird angeführt in *Van der Bergh, nederl. Volksromans* S. 159. Ein kurzes altdeutsches Lied von den heiligen drei Königen in Docens Miscell. 1. 276.

Von den heiligen drei Königen gibt es noch folgende kleine Legenden. In derselben Nacht, in welcher Christus geboren wurde, legte ein Strauss des Königs Caspar zwei Eier, aus dem einen davon kam ein Lamm, aus dem andern ein Löwe hervor. Dem König Balthasar aber wuchs eine köstliche Blume, aus der ein Vogel hervorflog, Christi Geburt verkündend. Dem Melchior endlich wurde ein Kind geboren, das gleichfalls Christum und zugleich seinen eigenen Tod in 33 Tagen verkündete. Prätorius, Weihnachtsfrazzen S. 363. *Stengelii ova paschal. embl.* 14.

Wichtiger für die Symbolik ist die Zusammenstellung der heiligen drei Könige mit der tiburtinischen Sibylle in dem Augenblick, in welchem sie den Kaiser August in einer Vision die heilige Jungfrau mit dem Kinde sehen lässt. So auf einem berühmten Bilde im Berliner Museum, dem

Roger von Brügge zugeschrieben, Kunstbl. 1843. Nr. 61. Die drei Könige verkünden die Geburt des Messias dem Orient, die Sibylle dem Occident.

Man hat sich bemüht, auch den Stern zu erklären. Der berühmte Astronom Kepler rechnete aus, dass im Jahr 747 *ab urbe condita* eine Constellation des Jupiter, Saturn und Mars mit noch einem hellen Fixstern stattgefunden habe. Allein es handelt sich hier nicht von einer Constellation, sondern von einem einzigen, neuen, wunderbaren Sterne, und dieser hat keine andere Symbolik, als der Führer durch die dunkle Nacht des Heidenthums zu seyn, der Hoffnungsstern im vollen Sinn des Wortes. Ich werde unter dem Art. Stern auf ihn zurückkommen.

Nach der Legende wurden die heiligen drei Könige in Persien vom Apostel Thomas bekehrt und starben als christliche Bischöfe bei einer Feier des Abendmahls. Ihre Leichen kamen aus Persien nach Constantinopel in die Sophienkirche, von da nach Mailand, von wo sie Erzbischof Reinald für Köln raubte. Nähere Nachrichten über die Reise der drei Leichen findet man in *Mombritt, vita s. Eustorgii*, weil der heilige Eustorgius sie nach Mailand brachte, und in *Crombach, hist. trium regum.* Vgl. Millin, Lombardei, deutsche Ausg. I. 180.

Erzbischof Reinald nahm 1163, als Friedrich Barbarossa Mailand zerstörte, die drei heiligen Leiber mit sich nach Köln, wo sie seitdem in einem kostbaren Reliquienkasten verwahrt sind. Man findet daran noch ihre Namen mit Rubinen geschrieben, die Kronen aber auf den heiligen Köpfen sind nicht mehr echt. Dennoch zählt man noch 1540 Edelsteine auf dem silbernen und vergoldeten Prachtdeckel und sehr viele Bildwerke. Vgl. Füssli, Städte am Mittel- und Niederrhein, 2te Ausg. S. 410. Kunstblatt 1820. Nr. 102.

In den *Gestis Romanorum* 47. steht die Legende von einem dänischen Könige, der nach Köln pilgerte und für die Häupter der drei Könige drei kostbare Kronen zurückliess. Als er nun wieder heimgekehrt war, erschienen ihm die

heiligen Könige im Traum und schenkten ihm als Gegengabe drei Büchsen, die eine voll vom Gold der Weisheit, die andere von der Myrrhe der Busse, die dritte vom Weihrauch der Demuth. Erwachend sah er die Könige nicht mehr, fand aber die drei Büchsen, und lebte noch 33 Jahre im Glück und Segen.

Von Wichtigkeit für die Symbolik ist das Jahresfest der heiligen drei Könige am 6. Januar, sonst auch das Erscheinungsfest oder Epiphania genannt, zugleich der Tauftag Jesu und der Tag der Hochzeit zu Cana. Es hat für die Natur die Bedeutung einer grossen Lichtfeier, weil es vierzehn Tage nach der Wintersonnwende fällt und das erste Wachsen des Tageslichts anzeigt. Seine sittliche und geschichtliche Bedeutung aber ist, dass es als das Stern- und Dreikönigsfest den Heiden das neue Licht, als Christi Tauffest den Juden die Taufe als Weihe zum neuen Glauben bringt, und dass es endlich als Fest der Weinverwandlung zu Cana das Abendmahl und den Opfertod des Heilandes vorbedeutet.

Das heilige Dreikönigsfest wurde früher in der katholischen Kirche auf eigenthümliche Weise begangen. In älteren Zeiten mussten an diesem Tage die Fürsten vor dem Altare Opfer darbringen. Aber um an diesem Tage recht viele Könige zu haben, erwählte jede Familie sich einen König durch's Loos einer in einen Kuchen gebackenen Bohne. Wer diese Bohne in seinem Antheil fand, war für diesen Tag König oder Bohnenkönig. Auch ging ein schöner Knabe im Gewand eines Engels durch die Strassen, einen Stern auf hohem Stabe tragend, und sang ein sogenanntes Dreikönigslied. Vgl. Purpurviolen II. 159.

In Bezug auf die Kirchenbilder, auf denen die drei Könige dem Kinde huldigend ihre Gaben bringen, ist zu bemerken, dass, je mehr ihre Pracht mit der Armuth der Krippe contrastirt, um so mehr göttliche Hoheit in dem Kinde und der Mutter ausgedrückt seyn soll. Nichts ist unwürdiger, als hier menschliche Gemeinheiten anzubringen, wie z. B. Rubens gethan, der das Kind neugierig und behaglich

mit der Hand in den Goldstücken wühlen lässt, die der alte König ihm hinreicht (auf dem berühmten Bild in Antwerpen). Auch ziemt es sich nicht, wie oft geschehen ist, historische Portraits aus späterer Zeit in den Königen anzubringen. Dadurch wird die Aufmerksamkeit von der heiligen Geschichte ab in die profane gelenkt.

Kohle,

Sinnbild der Auferstehung des Fleisches, weil sie, tief und Jahrtausende lang in der Erde liegend, dennoch unverändert bleibt. Deshalb gab man ehemals bei Begräbnissen dem Todten eine Kohle mit in's Grab. *Durandi rat. offic.* VII. 35, 28.

Glühende Kohlen dienen theils zur Marter der Heiligen, theils zur Prüfung der Unschuld. Ueber glühenden Kohlen wurde der heilige Laurentius auf dem Rost gebraten. Auf glühende Kohlen legte sich der heilige Wilhelm freiwillig, als ihn ein Mädchen verführen wollte, und lud sie zu sich ein. Auf glühenden Kohlen gingen St. Tiburtius und St. Salvator ab Horta. Freiwillig stellte sich die heilige Dardulacha, eine Schülerin der schottischen Brigida, auf glühende Kohlen, um ihre Begierden zu tödten, 1. Februar. Agnafletis, eine fränkische Jungfrau im 7ten Jahrhundert sollte heirathen, entfloh aber in den Wald zum heiligen Lenogisel, der ihre Unschuld beschützen und sie für Christo allein als Braut bewahren sollte. Man entdeckte aber ihren Aufenthalt und beschuldigte den Heiligen, sie verführt zu haben. Da trug sie zum Beweis ihrer Unschuld glühende Kohlen unverletzt in ihrer Schürze. *Acta SS.* 13. Januar.

St. Meles und St. Lupita, Neffe und Tante, wohnten beisammen in grosser Frömmigkeit. Der heilige Patricius wollte es aber als unanständig nicht leiden, bis Meles auf trockenem Acker Fische fing und Lupita lange einen Haufen glühender Kohlen unverletzt im Schoosse trug, und sie dadurch ihre Heiligkeit bewiesen. 6. Februar. Auch der heilige Britius von Tours trug glühende Kohlen in seinem Kleide

zum Beweise der Unschuld. Desgleichen der heilige Gregorius von Agrigent, der heilige Helenus, Anatolius etc. Vgl. *Bagatta, admir.* II. 1. 11.

Kopf.

Der Christuskopf abgedrückt auf dem Schweisstuch, siehe Veronica. Adams Todtenkopf zum Heiland am Kreuze aufblickend, s. Adam. Löwenköpfe an Kirchthüren, s. Löwe. Affen-, Drachenköpfe als Sinnbilder der Hölle, s. Hölle. Köpfe mit Flügeln auf Wolken schwebend sind sehr häufig auf Kirchenbildern als Engelsgestalten beliebt, um anzudeuten, dass die Engel keinen irdischen Leib haben und nur die Gaben des Geistes, die sich im Kopf und im Fluge offenbaren. Insofern werden auch die Winde nur als blasende Köpfe auf Wolken dargestellt, desgleichen Sonne und Mond als trauernde und thränenvergiessende Köpfe bei der Kreuzigung des Heilands. Das gleich jenen Winden „wehende Johanneshaupt", das abgeschlagene Haupt des Täufers, welches die ihn suchende und um Vergebung flehende Herodias durch heftiges Blasen von sich stösst (vgl. Grimm, deutsche Myth. 262. 597.), ist keine echt christliche Vorstellung, sondern heidnischen Erinnerungen entlehnt.

Vielköpfigkeit kommt in der christlichen Symbolik nur dämonischen Wesen zu, so namentlich den Drachen der Offenbarung Johannis. Zuweilen auch Allegorien; z. B. erscheint in einem Strassburger Manuscript die Philosophie dreiköpfig, als Ethik, Logik und Physik zugleich. Waagen, Deutschland II. 362. Sehr phantastisch und kühn stellte sich die heilige Hildegard in einer ihrer Visionen den Zorn Gottes als einen Kopf mit drei Flügeln vor, *scivias* 5. Ganz unerlaubt sind Zusammenstellungen wie der Moses- und Christuskopf auf Einem Leibe, als Sinnbild der beiden Testamente (in der von Waagen erwähnten Handschrift), oder gar dreiköpfige Bilder der Dreieinigkeit.

Bieuzy, ein bretagnischer Heiliger, las einst Messe, als

ein Edelmann ihn auf sein Schloss rufen liess. Er sagte dem Boten: „Wenn ich dem Herrn deines Herrn gedient haben werde, werde ich auch ihm dienen," und setzte die Messe fort. Der Edelmann, wüthend über des Pfaffen Ungehorsam, stürzte in die Kirche und schlug ihm das Schwert so gewaltig in den Schädel, dass es darin stecken blieb. Allein Bieuzy setzte ruhig seine Messe fort und begab sich dann, immer das Schwert noch im Kopfe, von seiner treuen Gemeinde begleitet, an's Meer, wo Engel ihn in ein Schiff aufnahmen und zum heiligen Gildas in's Kloster führten, wo er dessen Segen empfing und im Knien verschied. Bretagnesche Sagen von A. Stöber in den Elsässer Neujahrsblättern von 1845, S. 150. Auch dem heiligen Thomas Becket blieb das Schwert im Schädel stecken. Dem heiligen Nicasius wurde im Singen der Schädel halb abgehauen, aber er sang das Lied noch aus. Auch der heilige Petrus Martyr ist auf Bildern an der Spaltung seines Kopfs zu erkennen.

Attribute der Heiligen in Bezug auf den Kopf. Vgl. Nimbus. Die heilige Brigitta erkennt man an den Flammen über ihrem Haupte, Zeichen ihrer feurigen Heiligkeit. Dagegen bedeuten die glühenden Kohlen auf dem Haupte des heiligen Domno nur dessen Martyrium. Als der heilige Alexander enthauptet werden sollte, wuchs ihm der Kopf zur Riesengrösse an, dass der Henker erschrocken zurückfuhr. Der abgeschlagene Kopf des heiligen Laurearus redete noch.

Der heilige Basileus, Bischof von Amasia in Kleinasien, wurde zu Nicomedia enthauptet, aber seine Leiche und sein Kopf schwammen selbander bis Synope durch das Meer, wurden von den Christen gefunden und feierlich zu Amasia bestattet, im Jahre 322. Man verehrt ihn am 26. April. Auch die Köpfe der Heiligen Hemiternius und Chalcedonius schwammen über Meer. Der heilige Lucian war einst Schutzpatron der Dänen. Sein Kopf wurde als heilige Reliquie von Papst Gregor VII. dem Erzbischof von Lund geschickt und unterwegs den zahllosen Seeungeheuern vorgehalten,

die das Schiff beunruhigten und vor dem Anblicke des Heiligen flohen. Münter, Kirchengesch. von Dänemark II. 878.

Heilige, die ihren abgeschlagenen Kopf in der Hand tragen, kommen ziemlich oft in Legenden und demgemäss auf Kirchenbildern vor. Alle gaben ihre Heiligkeit dadurch zu erkennen, dass sie, nachdem sie als Martyrer enthauptet worden waren, ihren eigenen Kopf in die Hand nahmen und dahin trugen, wo sie begraben werden wollten. So St. Albanus, Dionysius Areopagita, Frontasius, Lucianus von Beauvais, Ositha, Placidius, Proculus, Ursicius, Ursus und Victor. Vgl. *caput* in den Registern der *Acta SS.* Merkwürdig ist besonders Papst Felix, der nach dem *chron. Zwifaltense* in der Stuttgarter Bibliothek p. 51. sein abgeschlagenes Haupt, das noch die Papstkrone trägt, in den Händen hält.

St. Eliphius wurde zur Zeit Kaiser Julians in Gallien enthauptet und trug sein Haupt, wie der heilige Dionysius, auf den Gipfel eines Berges, wo er es auf einen weissen Stein niederlegte, der es wie weiches Wachs aufnahm und sich über ihm schloss. 16. Oktober.

In Wolfs deutschen Sagen Nr. 17. kommt ein St. Elip vor, ein Hufschmied, der sehr hochmüthig war, und den Jesus dafür bestrafte, indem er sich als Knecht bei ihm verdingte und dem Pferde nur die Beine ausriss, um sie desto bequemer beschlagen zu können, worauf er sie ihm wieder ansetzte. Als nun Elip das bequeme Kunststück nachmachen wollte, konnte er zwar dem Pferde die Beine abhauen, aber nicht wieder ansetzen.

Felix und Regula, fromme Geschwister, und ihr Gefährte Exuperantius wurden im 4ten Jahrhundert zu Zürich als Martyrer enthauptet und trugen ihre Köpfe selber noch sechzig Schritte bis dahin, wo jetzt das grosse Münster über ihren heiligen Leibern errichtet ist. Ein altes Gemälde daselbst stellt sie auf gar seltsame Weise dar ohne Köpfe, aber statt der Köpfe einen Heiligenschein über dem Halse. Wilhelm Füssli, Zürich, 2te Aufl. I. 65. Diese drei kopflosen Heiligen

stehen auch bis auf den heutigen Tag auf dem Staatssiegel von Zürich.

St. Frontasius mit seinen Gefährten Severinus, Severianus und Silanus wurden unter Kaiser Claudius enthauptet, trugen ihre Häupter nach Puy, legten sie hier nieder und sich selbst dazu, alle mit ausgestreckten Armen in Form eines Kreuzes und so starben sie. 2. Januar.

Korah.

Die Rotte Korah ist das Vorbild aller demokratischen Oppositionen und Rebellionen gegen die Kirche. Als Moses die Theokratie eingesetzt und den Leviten das priesterliche Amt übertragen hatte, beides auf Befehl Gottes, urtheilte die Rotte Korah folgendergestalt: Sind wir das auserwählte Volk Gottes, thut Gott Alles um unsertwillen, so sind wir auch Alle gleich bevorrechtet. Ist unser Staat eine theokratische Republik, worin Niemand Herr ist, als Gott, so darf auch weder ein Individuum, wie Moses, noch ein Stand, wie die Leviten, sich die Alleinherrschaft anmassen. Der Geist Gottes ist vielmehr auf Alle gleich vertheilt. Das ist das Vorbild aller späteren Revolutionen, die im Namen des sogenannten heiligen Geistes in der Gemeinde (des *peuple-dieu*) versucht wurden, wenn das Volk nicht mehr passiv vom heiligen Geiste ausser ihm geleitet seyn, sondern activ den heiligen Geist selber beurkunden wollte. Die Frechheit der Kinder Korah wurde auf die genialste Weise bestraft. Moses sprach zu Korah: „Ist's euch nicht genug, dass der Herr euch Leviten vor allem andern Volk sich auserwählt hat zu Priestern? Wollt ihr noch mehr, wohlan, so kommt morgen Alle mit euern brennenden Rauchpfannen und räuchert dem Herrn und harret, wen er zu seinen Heiligen wähle.“ Als sie nun am Morgen den Altar des Herrn räucherten, siehe da öffnete sich die Erde und verschlang sie Alle. — Anstatt den Tiefsinn der Erzählung zu erfassen, haben die rationalistischen Erklärer sich auf klägliche Weise bemüht, das

Wunder wegzudeuteln. Eichhorn (Einleitung in's alte Testament III. 305.) hatte den schlauen Einfall, die Korahiten möchten wohl einfach hingerichtet, dann aber im Feuer ihrer eignen Weihrauchfässchen verbrannt worden seyn.

Korb.

Ein Korb voll Obst ist Attribut des Propheten Amos, weil derselbe in einem Gesichte einen solchen Korb sah, wobei des Herrn Stimme rief: „Das Ende ist kommen über mein Volk Israel.“ Amos 8, 2. Hiebei ist zu bemerken, dass auf antik heidnischen Bildwerken ein umgestürzter Obstkorb (z. B. auf vielen Darstellungen des Raubes der Persephone) gleichfalls das Ende, zunächst der Jahreszeit, anzeigt. Die Obstkörbe, an denen Vögel naschen, auf altchristlichen Gräbern in den Katakomben öfter sich wiederholend, können die vorübergegangene Lebenslust, aber auch die erst zu erwartenden Früchte des Paradieses bedeuten.

Ein Korb mit zwei Täubchen kommt als jüdische Opfergabe gewöhnlich auf Bildern der Darbringung im Tempel vor. Ein Korb mit Brodt für die Armen ist Attribut des heiligen Rochus und der heiligen Elisabeth. Statt des Brodtes trägt die Letztere auch Rosen im Korbe, weil nach der Legende sich das Brodt in ihrem Korbe in Rosen verwandelte, als ihr Gemahl, der ihre Gänge zu den Bettlern ungern sah, einmal ihren Korb argwöhnisch untersuchte.

Korn.

Christum selbst hat man mit dem Korn verglichen, welches erst gedroschen und gemartert, dann zum Brodt des Lebens wird. Grimm, altd. Wälder II. 203. In demselben Sinne auch mit der Traube, die zum Wein gekeltert wird. — St. Apollinaris, der Abt, ein Aegypter, der christliche Joseph, bewirkte durch sein Gebet, dass in Hungerzeiten Korn und Brodt vollauf gefunden wurden. *Acta SS.*

unterm 25. Januar. Eben so Bischof St. Ansovinus zu Camerino. St. Theodosius der Abt füllte eine leere Kornkammer mit einem einzigen Körnchen, das ihm im Barte hängen geblieben war.

Koth,

Sinnbild des wahren Werthes aller irdischen Güter, hauptsächlich des Goldes (so wie Aas die Sinnen- und Fleischeslust bedeutet). In Gottes Augen ist aller gemeine Reichthum Koth. Wer Gott über dem Mammon vergisst und im Gelde wühlt, wühlt eigentlich nur wie der Käfer im Kothe. Daher die Borboriten, gnostische Sektirer, sich über und über mit Koth (woher ihr Name) beschmierten, um zu zeigen, wie der sündige Mensch vor Gott aussehe. Epiphanius *haer.* 25. 26. *Baronius a. c.* 120. Nr. 57. — Petrus Gonzalez, ein eitler spanischer Jüngling, fiel einmal schön geputzt in den Koth. Da erkannte er, der Koth bedeute doch nur die Weltlust, der er bisher verfallen sey, und wurde ein Heiliger.

Krankheit.

Die leibliche Krankheit ist ein Bild der geistigen; das Leiden und die Entstellung des Leibes eine Folge der Sünde und ein Mittel der Busse. Zuweilen auch blos zur Prüfung gesandt, damit der Schmerz und die Hässlichkeit des Leibes dem Wohlseyn und der Schönheit der Seele zur Folie diene (bei Heiligen), oder damit der Mensch Geduld, Gottvertrauen und Erhebung über das Irdische lerne (Hiob). — St. Osanna von Mantua, eine ekstatische Tertiarierin des Dominicanerordens im 15ten Jahrhundert, vermählte sich in Visionen mit Christo, wie Katharina von Siena, hatte aber hauptsächlich die Neigung und Gabe, die Krankheiten Anderer zu übernehmen und alle Leiden derselben statt jener zu dulden. 18. Juni. Vgl. Görres, Mystik III. 479. Von der heiligen Lidwina wird berichtet, sie sey das leiblich krankhafteste

ſondern da, wo er nur den Grad erreicht, daß der Fürſt ſich ungewöhnliche Hülfe daraus verſprechen kann, iſt es zum mindeſten ſehr gefährlich, mit dem Angriffe gegen den mächtigen Feind vorauszueilen und dadurch die Erhöhung ſeiner Kraft, den Vortheil des eigenen Landes und jenen, den der feindliche Einfall durch Erhöhung des Volksgeiſtes ausübt, aufzugeben. Bonaparte trug im J. 1815 die Folgen davon; ſelbſt ein Sieg bei Waterloo bot ihm, militäriſch genommen, nicht ſo viele Glücksfälle dar, als die Aufſtellung ſeines Heeres um die Centralpunkte Lyon und Paris, und ein organiſirter Aufſtand rings um den Feind verſprachen.

7.

Glück des Feldherrn! Wie oft iſt dieſer Ausdruck ein Beweis der Unwiſſenheit derer, die ihn ausſprechen, oder eines gemeinen Neides. Die beſchämte Eitelkeit, ſelbſt in ihrer Schmach noch anmaßend, flüchtet ſich hinter die Lüge, ſie ſey vom Glücke beſiegt. Sie beklagt eine blinde Macht, gegen die es keinen Schirm und keine Wehr gibt, und hofft dadurch ihr hohles Verdienſt vor der Menge aufrecht zu halten. Aber ſo oft dieſer Ausdruck gemißbraucht worden iſt, ſo oft hat er ſich auch wieder bewährt, und zwar manchem Manne ſo hartnäckig bewährt, daß es begreifbar iſt, wenn ein ſolcher mitten im Drange der Gefahr mit der Zuverſicht, die an Uebermuth und Aberglauben gränzt, ausruft: „Seid getroſt, ihr führt den Cäſar und ſein Glück!“

Wenn wir z. B. die für Europa entſcheidende Schlacht von Denain bedenken, wo Eugens Stern ſich verdunkelte und die Frucht jahrelanger Siege in wenigen Stunden verloren ging, welche Glücksfälle mußten zuſammentreffen, um ſie gewinnen zu machen? Daß die Verbündeten Marchiennes, neun Stunden von Landrecy, das ſie belagerten, entlegen, zu ihrer Hauptniederlage erwählt hatten, und dieſe durch ungenügende Linien zu decken verſuchten, mußte einen Gegner wie Marſchall Villars anlocken, aus der Unvorſichtigkeit Gewinn zu ziehen. Daß er alſo angriff, war ganz in der Ordnung. Daß er in Denain einen Feldherrn zum Gegner fand, der eben nicht viele Geiſtesgegenwart, wenig Erfahrung und bei vielem Soldatenmuthe wenig Feldherrnmuth hatte, den Grafen Albemarle, muß ebenfalls auf Rechnung zu geringer Vorſicht von

und schmerzenreichste Wesen auf Erden gewesen, dabei aber stets in Seligkeit schwimmend.

Christus ist Trost aller Kranken des Leibes wie der Seele. Seine meisten Wunder waren Heilungen, sein grösstes Wunder, der Erlösungstod, diente zur Heilung der ganzen Menschheit. „Kommet Alle zu Mir," spricht er, „die ihr mühselig und beladen seyd." Matth. 11, 28. Vgl. Jerem. 31, 8. — Unter den Heiligen sind Cosmus und Damianus Patrone der Aerzte, auch der Apostel Lukas. Den Pestkranken insbesondere widmeten sich die Heiligen Rochus und Karl Borromäus.

Kranz,

das Ehrenzeichen der Braut, die Krone der Jungfräulichkeit, daher auf alle Bräute Christi übertragen. Die Blumen selbst bedeuten Tugenden. Alle heiligen Jungfrauen, wie auch oft heilige Jünglinge und die Engel erscheinen mit Kränzen. Vorzugsweise sind es Rosenkränze, entsprechend dem Dornenkranz des Heilands. Die Rosen der Ehre und des Lohnes wachsen aus dèn Dornen des Leidens und des Opfers. Vgl. die Artikel Blume, Krone, Rosenkranz.

Ein Kranz von Sternen kommt auf Kirchenbildern der heiligen Jungfrau und dem heiligen Nepomuk zu. Ein Kranz von weissen Rosen der heiligen Rosalie. Ein Kranz von weissen Blumen fällt vom Himmel herab auf das Haupt des St. Merulus. *Acta SS.* II. 164. Einen Kranz von Edelsteinen setzt die heilige Agnes der heiligen Brigitte auf, das. II. 361.

Kreuz,

das heiligste Zeichen in der Christenheit und das specifisch christliche Zeichen. Wo man das Kreuz sieht, herrscht christlicher Glaube. Da das heilige Zeichen vom Kreuzesstamme entnommen ist, an dem der Heiland blutete, so ziemt es sich, die Symbolik des Kreuzes mit dem zu beginnen, was von jenem geschichtlichen Urkreuz in der Tradition bewahrt ist.

Die Legende vom heiligen Kreuz ist nach der *Legenda aurea* (s. 3. Mai Kreuzfindung und 14. September Kreuzerhöhung) folgende: Adam nahm einen Zweig vom Baume des Lebens aus dem Paradiese mit, Seth pflanzte denselben und es wuchsen daraus drei Stämme, die zu einem verschmolzen (Sinnbild der Dreieinigkeit). Moses brach sich davon seinen berühmten Stab. Salomo liess den Baum fällen, um eine Säule für seinen Pallast daraus zu machen, allein er blieb immer entweder zu kurz oder zu lang, und wurde deshalb als Brücke über einen Bach gelegt. Nur die Königin von Saba erkannte des Baumes Ursprung und Bedeutung und wollte nicht über die Brücke gehen, weil sie voraussah, durch diesen Baum würden einst die Juden zu Grunde gehen. Später zimmerte man aus dem Baume das Kreuz des Heilands. Nach dessen Tode verschwand es im Berge und wurde erst von der heiligen Helena wiedergefunden, später vom Perserkönig Chosroes geraubt, vom Kaiser Heraklius zurückerobert, und verrichtete bei allen diesen Gelegenheiten die erstaunlichsten Wunder, theils zur Bekräftigung seiner Echtheit, theils Heilungen, theils Siege über den Teufel. Die *Legenda aurea* berichtet aus einer andern Quelle, das Kreuz sey aus viererlei Bäumen zusammengewachsen, der Stamm unten eine Ceder, mitten eine Cypresse, oben ein Oelbaum, die beiden Arme aber eine Palme gewesen. So beschreibt es auch die Inschrift einer Kreuzpartikel zu St. Emmeran. Vgl. *Nieremberg, hist. nat.* 494. *Sandini, hist. fam. sacrae* p. 224. Hofmann, Apokr. 372. 430. Nach einer anderweitigen Legende soll Adam eine Ceder, Fichte und Cypresse gepflanzt haben, die zum Stamme des Kreuzes zusammenwuchsen. Man machte eine Bank daraus, auf der viele Leute sassen. Nur die Sibylle, die künftige Heiligkeit des Holzes vorahnend, wollte sich nicht darauf setzen. *Gretser, de cruce.*

Der Grundgedanke bleibt immer, das Kreuz ist aus dem Baume des Lebens gezimmert. Daher es auch auf griechischen Bildern nicht behauen, sondern noch als ein ganzer grüner Palmbaum abgebildet erscheint. Augusti,

Denkw. XII. 402. Sehr oft ist auch der behauene Stamm wenigstens grün gemalt. Waagen, Deutschland I. 106. Als Baum des Lebens ist das Kreuz Christi dargestellt am Grabmal der heiligen Elisabeth. Münter, christl. Sinnbilder II. 46. Als Baum des Lebens auch in Klingsors Räthseln im bekannten Sängerkrieg auf der Wartburg. Zuweilen als deutscher Maibaum. *Hofmann*, *horae belg.* II. 25. Vgl. den Artikel Crucifix.

Im Ganzen der Tradition getreu, im Einzelnen aber freier behandelt und in schöner poetischer Abrundung erscheint die Legende vom heiligen Kreuz in Calderons *la sibila del Oriente* (Seherin des Morgens). Hier ist es die Königin von Saba selbst, die dem König Salomon das Wunder des heiligen Holzes enträthselt. Adam, sagt sie, sandte auf dem Todtenbette seinen frommen Sohn Seth zum Paradiese zurück, Gott um „das Oel des Erbarmens“ anzuflehen. Aber der Engel, welcher das Paradies hütete, wies dem Seth einen mitten unter den grünen Bäumen des Paradieses einsam stehenden, ganz dürren Baum, den Baum des Todes. Als Adam die trostlose Botschaft bekam, starb er gleichwohl in der Hoffnung, aus seinem Grabe werde der Baum des Lebens wachsen. Da wuchs aus seinem Grabe ein Oelbaum, und von diesem pflückte nach der Sündfluth die Taube Noä das berühmte Blatt, das sie zur Arche trug. Noah aber pflanzte das Blatt mit dem daran hängenden Zweiglein auf den Berg Libanon, und es wuchs ein Stamm, der nicht mehr Oelbaum, sondern dreifach zugleich Cypresse, Palme und Ceder war. Als Salomon nun den Tempel baute und unter vielen andern Bäumen auf Libanon auch diesen fällen liess, ward er unbrauchbar gefunden und als Brücke über den Bach Kidron gelegt. Hier nun erkannte ihn die Königin von Saba und sah in einer Vision den am Kreuz hängenden Heiland und sein Blut in Gestalt von Rosen und Nelken vom Baume niederfallen. Da wollte sie die Erste seyn, die dem Heiland sein Kreuz tragen helfe, und legte zu seiner Erhebung die erste Hand an, unterstützt dabei von Salomon.

Das Kreuz ist vorzugsweise Zeichen Gott des Sohnes, so wie der Kreis oder die Weltkugel Gott des Vaters, das Kreuz im Kreise stellt ihre vollkommene Verbindung durch den heiligen Geist dar und kommt mithin allen drei Personen der Gottheit zu. Damit hängt sehr genau die Symbolik des A und O zusammen. A ist das Kreuz, O der Kreis. Das Kreuz ist das Princip alles Radialen, Strahlenden, es streckt nur nach den vier Himmelsgegenden die Speichen des unendlichen Rades aus und ist somit unzertrennlich vom Kreise. Es tendirt als das absolut Strahlende zur Sternform.

Die Grundform des Kreuzes ist das gleicharmige, bisher sogenannte griechische Kreuz +, welches sich, indem der senkrechte Stamm doppelt so lang wird als die beiden Arme, in's lateinische Kreuz † verwandelt. Dasselbe verkehrt ist das Kreuz Petri, der verkehrt gekreuzigt wurde ⸸, und rechts gesenkt das Kreuz des Apostels Philipp, der wagrecht gekreuzigt wurde ⸹. Dieses Kreuz wird wieder durch Verdoppelung der Arme zum sogenannten lothringschen oder erzbischöflichen, von Didron neuerdings als specifisch griechisch bezeichneten Kreuze ⸸ *), und durch Verdreifachung zum päpstlichen Kreuze ☩. Durch Verstümmelung (Weglassung des obern Armes) entsteht das ägyptische sogenannte Schächer- oder Antoniuskreuz ⊤. Es kann auf die Dreieinigkeit bezogen werden, kommt jedoch schon als ein heiliges Zeichen im viel ältern Heidenthum, z. B. auf phönikischen Münzen vor. Tölken, Berliner Gemmen S. 37. Münter, Sinnbilder I. 70. Durch einfache Querstellung entsteht das sogenannte burgundische oder Andreaskreuz ✕. Das sind

*) *Didron, annales* V. 323: *La forme est une croix à double traverse, celle que l' on devrait appeler spécialement, exclusivement peut-être, la croix grecque. C' est à tout, en effet, qu' on donne le nom de croix grecque à celle dont les branches sont égales, car ce genre de croix appartient à l' Occident presqu' autant qu' à la Grèce.*

die drei Grundformen des Kreuzes *crux immissa* (griechisch-lateinisch), *commissa* (ägyptisch) und *decussata* (burgundisch). Vgl. Binterim, Denkw. IV. 1. 497.

Dazu gesellen sich eine Menge untergeordneter Formen: Erstens die Kreuze, die durch Umformung oder Theilung der Armenden gebildet werden, z. B. das aus gabelnden oder schwalbenschwanzartig auseinanderlaufenden Armen gebildete Ritterkreuz ; das in seinen Armen blühende französische Lilienkreuz und das in der gothischen Baukunst so oft vorkommende Rosenkreuz, dessen Arme in runde Rosen ausblühen; das in seinen Armen abermals gekreuzte Kreuz , das hauptsächlich oft in Spanien vorkommt. Zweitens die Kreuze, die sich in den vier Winkeln um die Mitte füllen, das grosse Kreuz mit vier kleinen Kreuzen in den Winkeln 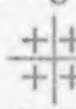 , als Wappen von Jerusalem; die Sternkreuze und Flammenkreuze, aus deren vier Winkeln Strahlen oder Flammen brechen . Drittens die Kreuze mit eigenthümlichen Untersätzen, z. B. das Ankerkreuz , das Kreuz auf dem Reichsapfel, als Sinnbild der Weltherrschaft und im Kalender der Erde , das Herzkreuz , das Kreuz auf dem Berge als Sinnbild für Golgatha; das Kreuz auf dem dreifachen Hügel im Wappen Ungarns etc. Das unten dolchartig zugespitzte Kreuz (das Zeichen der Goldschmiede) heisst auch Bernhardskreuz, weil ein Hildesheimer Bischof dieses Namens eines von dieser Form selbst verfertigte und dem Stift hinterliess. Viertens das Kreuz durch verdoppelte Arme ⌗ in der englischen Flotte. Das russische Kreuz mit Ketten, die von den Armen herabhängen . Das napoleonische Ordenskreuz mit fünf Armen, zu viel für ein Kreuz, zu wenig für einen Stern.

Ein sehr altes, schon in den römischen Katakomben vorkommendes Symbol ist das Andreaskreuz, auf dem ein griechisches R steht, oder . Das Andreaskreuz gilt hier als Ch, mit dem R verbunden bedeutet das ganze Symbol den Namen Christus. *Didron, icon.* p. 401. Ein aus zwei quer über einander gelegten Palmenzweigen gebildetes Andreaskreuz bedeutet den Sieg des Kreuzes, weil die Palme Sinnbild des Sieges ist. In der Kirche *S. Paolo fuori delle mure* bei Rom besteht das Kreuz aus zwei über einander gebogenen Palmbäumen. Ein Kreuz, welches nur aus vier Lorbeerzweigen besteht, siehe *Twining, symb. pl.* 7.

Der lange Stab mit dem Kreuz am obern Ende ist ein in ein Kreuz verwandelter Hirtenstab oder Botenstab, daher ihn zuweilen Gabriel als Engel der Verkündigung trägt. Er ist zuweilen auch die in ein Kreuz verwandelte Lanze, z. B. beim Erzengel Michael. Auch Christus stösst mit einem solchen Kreuzstabe die Pforten der Hölle auf. *Didron, icon.* p. 394. Desgleichen im alten Psalterium der Stuttg. Bibliothek, Bibl.-Nr. 23. S. 29. Auf Bildern der Auferstehung trägt Christus an dem langen Kreuzstabe noch die Siegesfahne. Eben so das Lamm Gottes.

Das einfach aus zwei Rohrstöcken zusammengebundene Kreuz ist nicht nur Attribut des Heilands in den Ecce-Homo-Bildern, sondern auch Johannes des Täufers. In der Hand des Letztern wehen Flammen von dem Kreuze oder strahlt es Licht aus. Ein Kreuz blos aus Licht bestehend ist das Kreuz am Himmel, welches Constantin der Grosse über der Sonne sah und welches die Inschrift trug: „In diesem (oder mit diesem) wirst du siegen!“ Eine Erscheinung, die seine Bekehrung zum Christenthum veranlasste. Er nahm dieses Kreuz in seine Fahne auf, welche Fahne (*labarum*) die gewöhnliche Form der Siegesfahne, nämlich eine vom Kreuzstab herabhängende, gleichfalls mit dem Kreuz bezeichnete Fahne hat. Vgl. Schröckh, Kirchengesch. V. 66. Binterim, Denkw. IV. 1. 543. — Ein sehr schönes Lichtkreuz, von

33 Fuss Höhe, wurde ehemals in der Peterskirche, nachdem in der Osternacht alle Lichter gelöscht waren, plötzlich im Strahlenglanze zahlloser, daran befestigter Lampen enthüllt. Bunsen, Beschr. von Rom III. 1. 180.

Als König Alfons die Kirche zu Oviedo baute und dieselbe mit einem kostbaren goldenen Kreuze schmücken wollte, meldeten sich zwei fremde Goldarbeiter, die das Kreuz nach seinem Geschmack auszuführen versprachen. Am andern Tage liess er nach ihnen fragen und erfuhr, man höre nichts in ihrer Werkstätte und sehe nur einen hellen Schein. Da ging er selbst hin und fand das Kreuz in wunderbarer Vollendung. Die Künstler waren Engel gewesen. Die Legende erlangte so grosses Ansehen, dass alle spanischen Handschriften aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert das Kreuz der Engel an der Stirne tragen und daran kenntlich sind, Serapeum VII. 95. Die Form des Kreuzes ist .

Das sogenannte südliche Kreuz, ein aus vier prachtvollen Sternen gebildetes Sternbild am südlichen Himmel, soll nach einer schönen Legende in's Paradies gestrahlt haben und von Adam und Eva gesehen worden seyn, ehe sie auf die rauhen Nordgipfel der Erde verstossen wurden. Dante, Fegfeuer I. 22. v. Humboldt, Untersuchungen über die Entdeckung von Amerika I. 93. In einer Hymne des Damiani heisst es sehr schön: „Gott zeichnete die Sterne mit dem Zeichen des Kreuzes und erhob dadurch die Seligen zu den Sternen.“ Fortlage Nr. 103.

Nach Tavernier I. 97. haben die Johanneschristen im Orient eine schöne Sage vom Kreuz. Täglich, heisst es, kommen Engel und legen das Kreuz in die Sonne und in den Mond, davon komme ihnen all ihr Licht.

Eine Schlange, welche das Kreuz umwindet, sollte ursprünglich das durch das Kreuz besiegte Böse bedeuten, wurde aber von der gnostischen Secte der Ophiten im heidnischen Sinne als Symbol des Lebens aufgefasst und bezeichnete das Kreuz als den Baum des Lebens. Münter, Sinnbilder

II. 113. Waagen, Paris 257. Die eherne Schlange Mosis, vor deren Anblick die lebendigen Schlangen verdorrten, ist Vorbild des Crucifixes. — Auf einem spanischen Bilde des Morales im Berliner Museum hat das Christkind auf dem Schooss der Mutter deren Weife zum Kreuz erhöht und hält in der andern Hand die Spindel. Diese Umwebung des Kreuzes scheint ein Gegenbild zu der Umringelung mit der Schlange zu seyn. Spinnen und Weben sind alte Sinnbilder des Lebens, wie die Schlange des Todes.

Wie Christus am Kreuz zuweilen aus der Seitenwunde einen Springquell von Blut ergiesst, der als Quell des Lebens gilt, so wird zuweilen auch das Kreuz allein abgebildet, zu dessen Füssen die vier Ströme des Paradieses oder der Evangelien hervorfliessen. Zuweilen nahen sich durstende Thiere diesen Strömen, dieselben Thiere, die auf andern Bildern sich um den christlichen Orpheus sammeln, oder wenigstens zwei Hirsche als Sinnbilder der durstenden Seelen. *Twining, symbols, pl.* 7. und 36.

Weintrauben und Aehren als Schmuck des Kreuzes bedeuten die Grundlehre der christlichen Religion; Epheu, der sich um's Kreuz windet, die Treue des Glaubens; Rosen, um's Kreuz gewunden, die christliche Liebe.

Das Kreuz über der Wölfin, ein Sinnbild des christlichen Rom, ist eine unpassende Verbindung des christlichen mit dem heidnischen Symbol (die säugende Wölfin war bekanntlich das Wahrzeichen des alten Rom). Piper, Myth. I. 413. Noch unziemlicher ist ein Bild des Herrad von Landsberg, auf dem Gott das Kreuz als Angel in den Rachen des Leviathan wirft.

Was die Farbe des Kreuzes anbelangt, so ist unter Crucifix schon bemerkt, dass sie anfänglich die grüne des Lebensbaumes war, später aber zur rothen Blutfarbe wurde. Rothe Kreuze kommen oft als Ordens- und Wappenzeichen vor, z. B. bei den Templern, weisse bei den Johannitern. Das schwarze Kreuz wählten sich die deutschen Ritter zum Kennzeichen, und es kehrte noch einmal wieder im eisernen

Kreuz des Jahres 1813 und in den grossen Eisenkreuzen, die man in Preussen auf die Kirchendächer setzt, wo das Geld zum Thurmbau nicht hinreicht. Gelbe Kreuze waren das Kennzeichen der wiederbekehrten Albigenser. Llorente, Gesch. d. Inquis. I. 153.

Das Kreuz, als Princip alles Radialen, strahlt nach allen Richtungen durch die Sphären der Welt und galt mithin auch als eine göttliche Signatur und Heiligung alles Räumlichen. So fasste unser altdeutscher Otfried das Kreuz mystisch auf als Sinnbild des Weltalls.

Die pantheistischen Gnostiker machten das Kreuz zum Sinnbild der Natur, der Materie, des Raumes unter der Gestalt eines die Arme nach beiden Seiten ausstreckenden Zwitters, welcher zur Rechten ein Mann war und die Sonne auf der Brust trug, zur Linken ein Weib war, mit dem Mond auf der Brust. In den sibyllinischen Büchern VIII. 320. bezeichnen die vier Wundenmaale des Heilandes am Kreuze die Himmelsgegenden. Auch Dante fasste die räumliche Durchkreuzung des Thierkreises, Aequators, Colurus und unsers Horizontes im Aequinoctium als ein mystisches Naturkreuz auf. Paradies I. 38. Vgl. die Uebers. von Kopisch S. 280. Dem entspricht auch das ungeheure aus lauter Seligen geformte Kreuz in demselben Gedicht, Paradies XIV. 15. Zwei lange Reihen von Seligen durchkreuzen sich am Sternhimmel, nachgebildet in einem alten Stich. *Didron, icon.* p. 410.

Der Triumph des Kreuzes ist eine in der griechischen Kirche oft vorkommende Vorstellung. Das Kreuz steht auf der Erde, innerhalb der streitenden Kirche unter Fürsten und Völkern, reicht aber oben in den Himmel als in die triumphirende Kirche, umringt von Engeln und Heiligen. *Didron, ic.* p. 423. Ein eigenthümlicher Triumph des Kreuzes ist auf einem Bild in Rheims dargestellt. Engel tragen das Kreuz zum Himmel empor, das. p. 426. Eine grosse Anbetung des Kreuzes durch alle himmlische Heerschaaren, *Didron, manuel* p. 345.

Ein tiefpoetischer Contrast liegt darin, dass man das

Kreuz früher, wie etwa jetzt den Galgen, als eine Hinrichtungsmaschine für gemeine Verbrecher verachtete, und nun, seit Christus es geadelt, als das höchste Zeichen im Himmel und auf Erden verehrt.

Das Kreuz ist als Sinnbild der Welterlösung mit einer magischen Gewalt ausgerüstet, eine sichere Waffe gegen alles Böse. Daher der alte Gebrauch des Segnens Anderer mit dem Kreuz (hauptsächlich der Gemeinde durch den Priester) und der eigenen Bekreuzigung. *Crux Christi terror daemonum,* sagt *Rupert. Tuit.* p. 150. In einem alten Kreuzliede des Paderborner Liederbuchs (1850) Nr. 90. wird das Kreuz genannt: die Leiter zum Himmel, die rechte Brücke, „darüber alle Frommen wohl durch den Strudel kommen," das Siegeszeichen, der Himmelschlüssel, der Pilgerstab, das Rosenbette. Nicht nur auf allen Kirchen prangt das Kreuz als Zeichen, wem die Kirche geweiht ist, und auf Gräbern, zum Zeichen, dass hier Christen ruhen, sondern man errichtet die Kreuze auch als Schutz gegen jegliche Anfechtung an den Wegen, besonders an gefährlichen Orten. Hiebei ist vor Missbrauch zu warnen. Das Kreuz kann auch entweiht werden. General Dumouriez fand es auf Schweinströgen zu Mergentheim und frug: *Le cochon, est il aussi de l'ordre teutonique?*

Die im Kreuzsymbole liegende magische, übernatürliche, unmittelbar göttliche Gewalt ist nirgends so energisch geltend gemacht, als in Calderons *La devocion de la Cruz.* Ein misshandeltes, verstossenes Weib gebiert in einer Wüste, indem sie das Kreuz hilfeflehend umarmt, Zwillinge, einen Knaben, und ein Mädchen, denen zum Zeichen, dass der Mutter Flehen erhört sey, ein rothes Kreuz auf der Brust angeboren ist. Beide Kinder werden getrennt und unterliegen jeder bösen Verführung, immer aber werden sie durch das heilige Zeichen gewarnt. Ohne einander zu kennen, wollen Bruder und Schwester in Liebe sündigen, als sie das Kreuz aneinander entdecken. Er als Räuber begeht grosse Verbrechen, sie als entsprungene Nonne überlässt sich Ausschweifungen; allein ihr Glauben an das Kreuz ist noch mächtiger als ihre Sünde.

Seite der Verbündeten gesetzt werden, und es ist billig, daß Villars, den Charakter des Gegners kennend, den Angriff auf eine Weise erdacte, die gegen einen tüchtigeren Gegner zu kühn gewesen wäre. Aber wenn man liest, wie, nachdem der Marsch über die Schelde in der Nähe des Feindes von dem Marschall beschlossen und die Brücke, die bei grauendem Morgen geschlagen werden sollte, mit Versäumniß von drei vollen Stunden erst am hellen Tage begonnen worden war, der Feind durchaus nichts that, um den Uebergang wenigstens für die Zeit, in welcher derselbe gefährlich blieb, zu verhindern; wenn man liest, wie die Franzosen endlich hinüberbrachen und da plötzlich, gegen jede ihrer Erwartungen, sich in Sümpfe sahen, und der Gegner auch diese zweite Gelegenheit, sie zurückzuschlagen, nicht benützte; wie endlich, als man an die Verschanzungen kam, unschlüssig, ob man die zum Theile noch zurückgelassenen Truppen erwarten oder ohne Verzug angreifen sollte, das letztere that, und Prinz Eugen, mit äusserster Schnelle herbeigeeilt, nur um wenige Augenblicke nach der Entscheidung kam, so muß man ausrufen: welch ein Glück!

8.

Festungen sollen wenigstens auf ein Jahr verpflegt seyn, sagt der Kardinal von Richelieu (oder wer sonst das Buch schrieb) in seinem Testamente. Diese Kardinalregel wird selten für nothwendig gehalten, und darum gehen so manche brave Plätze mit braven Truppen und entschlossenen Führern verloren. Aber eine solche Begabung ist keine geringe Ausgabe für den Staat; es frägt sich, ob die Kosten des Baues, der Erhaltung und dieser Begabung sich lohnen?

9.

Wie wahr sagt Franklin (Correspondence, Letter 55.). „Man beruft einen Rath, um das Licht und die Einsicht Vieler zu benützen, und man hat nur die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Privat-Interessen Vieler zu bekämpfen. Durchtriebene Schwätzer halten die Weisen zum Narren. Wenn auch die Weisesten zusammentreten, in der Gemeinschaft werden sie alsbald zu Thoren.

10.

„Verschanzte Linien sind zu nichts," sagt Bülow, „als um sich darin schlagen zu lassen." Im Allgemeinen ist das wahr; aber

Der Sohn fällt im Kampfe, indem er aber sterbend das Kreuz anruft, kommt ein Bischof, hört ihn Beicht und absolvirt ihn. Das Mädchen, Julia, soll eben auch von ihren Verfolgern eingeholt und ermordet werden, als es ein Kreuz umfasst und, mit ihm in die Luft erhoben, verschwindet. Vgl. v. Schack, Gesch. der dramat. Kunst in Spanien III. 131. Hier soll nicht etwa ein gemeines und grobes Kreuzwunder jeden Frevel decken und entschuldigen, sondern es soll nur gezeigt werden, welche Macht dem verliehen ist, der den Glauben nicht verliert. Das Kriterium liegt in der Macht des Glaubens, ohne welchen das Zeichen allein seine Macht nicht äussern würde.

Das segnende Kreuzzeichen macht der griechische Christ von rechts nach links und legt dabei, indem er den Zeige-, Mittel- und kleinen Finger als Sinnbilder der Dreieinigkeit aufreckt, den Daumen mit dem Goldfinger über's Kreuz zusammen. Der römische Christ macht es von links nach rechts, erhebt den Daumen, Zeige- und Mittelfinger und drückt die beiden letzten Finger einfach ein. *Didron, icon.* 415. Binterim, Denkw. IV. 1. 520. Die griechische Weise bezweckt, den Namen Christus auszudrücken, indem die beiden sich kreuzenden Finger das Andreaskreuz oder griechische Ch bilden; die drei aufgereckten Finger aber so gegen einander gestellt werden, dass der Zeigefinger gerade steht als I, der Mittelfinger sich aber so krümmt, dass er mit jenem ersten zusammen ein *P* (das griechische X) bildet, während der sich ebenfalls etwas neigende kleine Finger ein C (das griechische S) darstellt. Kreuser, Kirchenbau I. 242. Eigenthümlich und offenbar zu künstlich ist die Segnung des Ephraim und Manasse durch den alten Jakob ausgedrückt, indem der letztere seine Arme über ihren Häuptern kreuzt. *Didron, man.* p. 93.

Das Kreuz wurde auch in Gottesurtheilen gebraucht, die Wahrheit zu ermitteln. Der Angeklagte machte die Kreuzprobe, indem er mit ausgebreiteten Armen am Kreuze stand, oder ein hölzernes Kreuz in's Feuer warf. War er unschuldig, so konnte er im ersten Falle länger stehen als sein

Ankläger, und im zweiten Falle blieb sein Kreuz unverbrannt. Binterim, Denkw. V. 3. 62. Grimm, d. Rechtsalterth. VI. 926. — Sogar in der Zauberei bediente man sich des Kreuzes, um damit den bösen Geistern Zwang anzuthun und sie zu dem zu bewegen, was man wollte. Eine Menge von abergläubischen Handlungen verrichtet man über's Kreuz, um sie dadurch wirksam zu machen.

Die Kirche feiert am 3. Mai das Kreuzerfindungsfest, d. h. den Tag, an dem die heilige Helena das echte Kreuz entdeckte, und am 14. September das Kreuzerhöhungsfest, d. h. den Tag, an welchem Kaiser Heraclius dieses verlorne Kreuz den Muhamedanern wieder abnahm. Einzelne Partikeln dieses echten Kreuzes wurden als grösste Heiligthümer an Fürsten versandt und in Gold und Edelsteine gefasst, weil alle für wunderthätig galten. Auch glaubte man, das heilige Kreuz Christi sey immer ganz geblieben, wenn auch noch so viele Partikeln davon abgetrennt worden wären. Gfrörer, Kirchengesch. II. 2. 780. Viele christliche Sekten hielten diese hohe Verehrung des Kreuzes, als eines blossen Zeichens oder Holzes, für Abgötterei. So die Manichäer, Paulicianer, Bogumilen. Aber schon Tertullian verwies die Verächter des Kreuzes auf die Vögel, die, mit ihren Flügeln ein Kreuz machend, Gott lobsingen; und Minutius Felix sagte ihnen ein sehr verständiges Wort: „Wir beten das Kreuz nicht an, aber wir fürchten es auch nicht.“ Man soll nicht das Holz anbeten, sondern das Kreuz Christi auf sich nehmen und ihm nachfolgen. Matth. 10, 38. 16, 24. Marcus 8, 34.

Die *Cruciferi* in Rom sind Mönche, die sich einzig der Tröstung Sterbender widmen und von einem Todtenbette zum andern gehen. Sie tragen ein hölzernes Kreuz, welches sie nie ablegen. Franciscus a cruce trug ein grosses und schweres Kreuz allein bis Jerusalem und zurück. Görres, Mystik I. 410. Die selige Johanna von Jesu Maria, die am 24. August verehrt wird, empfing in einer Erscheinung vom Heiland selbst ein schweres Kreuz. Auch der heiligen

Landrada wurde eins vom Himmel geschickt, dem heiligen Humbert eins durch einen Engel auf die Stirn gedrückt.

Der heilige Rochus wurde mit einem rothen Kreuz auf der Brust geboren. Ein rothes Kreuz trägt auch der heilige Capistran auf der Brust und Fahne. Der heilige Ignatius von Loyola sah ein Kreuz in der Sonne, was sein Attribut wurde. Das Kreuz Christi ist Attribut der heiligen Helena, und doch auf Bildern zuweilen nur wie ein ┬ gestaltet. Dasselbe Kreuz ist Attribut der Königin von Saba, jedoch noch nicht zum Kreuz gezimmert, sondern nur als ein schwerer Balken. Dem heiligen Xaver brachte ein Seekrebs das aus dem Schiff in's Meer gefallene Kreuz zurück. Mandelsloh, Reise 128.

Auf des Bartholomäus Cerverini, eines ermordeten Dominicaners, Grabe wuchs zum Zeichen seiner Heiligkeit ein Baum, dessen Aeste und Zweige sämmtlich ein Kreuz bildeten und dessen Blätter sogar mit Kreuzen bezeichnet waren. Steills Ephemeriden vom 9. Juni. Ein sprossendes Kreuz ist Attribut des heiligen Bruno.

Kreuzigung.

Zur Ergänzung des Art. Crucifix muss ich hier noch auf die äussern Umstände der Kreuzigung Christi eingehen.

Der Ausdruck des tiefsten Schmerzes und äussersten irdischen Leidens gehört den Momenten der Kreuzschleppung, des Durstes und des Ausrufs: „Warum hast du mich verlassen?“ an; der Ausdruck der göttlichen Huld dem Trost, den er Marien, dem Evangelisten Johannes und dem Schächer spendet; der Ausdruck der innigsten Liebe des Sohnes zum Vater den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist;“ der Ausdruck des Sieges aber, die letzte Verklärung vor dem Tode, den Worten: „Es ist vollbracht!“ Diese Momente sollen von der bildenden Kunst nicht verwechselt werden. Es ist sehr schön, wenn Fra Bartholomeo auf seinem berühmten Bilde der Kreuzigung zu Siena den Heiland ganz Liebe seyn lässt und allen Schmerz nur auf die

Mutter und die Freunde zu seinen Füssen überträgt. Aber man darf über dem Gott nicht den Menschen in seinem bittersten Leiden vergessen. Am wenigsten ziemt dem Heiland am Kreuz eine stolze und verachtende Miene. Auf der andern Seite aber darf auch der Ausdruck des körperlichen Leidens nicht über die oben bezeichneten Momente hinausgehen, und namentlich soll im Tode und im Antlitz des Gestorbenen nicht mehr der Kampf und Schmerz, sondern der Frieden und die Verklärung ausgedrückt werden.

Während der Kreuzigung bilden sich um das Kreuz dreierlei Gruppen, die Angehörigen und Jünger Jesu, die ihm das letzte Geleit geben und um ihn trauern; die Pharisäer und Schriftgelehrten nebst allerlei Pöbel, die ihn verhöhnen; endlich die römische Wache, die sich gleichgültig verhält wie bei einer gewöhnlichen Hinrichtung, um den Rock des Gekreuzigten würfelt etc., unter der aber doch ein Hauptmann tief ergriffen wird, und ausruft: „Fürwahr, dieser ist Gottes Sohn gewesen!“

Die erste Gruppe sammelt sich auf den Kirchenbildern gewöhnlich zunächst am Kreuzesstamme, und zwar steht die Mutter rechts, der Evangelist Johannes links (wie später beim Weltgericht Maria rechts, der Täufer Johannes links). In der Mitte kniet Magdalena und umfasst, in Thränen zerfliessend, den Stamm des Kreuzes (wie sie einst des Heilands Füsse mit köstlichem Balsam wusch). Maria, die hier gewöhnlich als ältere Matrone in blauem Kleide mit weissem Wittwenschleier gemalt wird, sinkt auf vielen Bildern in ähnlicher Weise wie Magdalena hin, von Schmerz überwältigt oder in besinnungsloser Ohnmacht. Das ziemt ihr aber nicht. Würdiger sind die Bilder, die sie, wenn auch im tiefsten Seelenschmerz, doch standhaft darstellen, nach dem herrlichen Hymnus *Stabat mater dolorosa* und nicht *jacebat*. Das Schwert des Schmerzes, das durch ihre Seele geht, wird auf älteren Bildern als wirkliches Schwert gemalt, eine fromme Naivetät, die einem falschen oder schwächlichen Seelenausdruck vorzuziehen ist.

Diese unglückliche Gruppe erhält auf vielen Bildern eine beträchtliche Verstärkung durch die Anwesenheit von theilnehmenden Engeln, die entweder schmerzvoll dem Blut des Heilandes goldne Kelche unterhalten oder triumphirend seinen Sieg lobsingen. Zuweilen erscheint auch Gott Vater und der heilige Geist (als Taube) in Wolken über dem Kreuz. Durch den Anblick dieses himmlischen Beistandes wird aber der Eindruck geschwächt, den das Leiden und Sterben Jesu auf uns machen soll. Auch passen die Klageworte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ nicht mehr, wenn wir den Vater leibhaftig über dem Sohne sehen. Noch minder passend erscheint das neugierige Herbeidrängen von viel späteren Heiligen, Donatoren, Fürsten etc., die man auf vielen Bildern der Kreuzigung findet. Hat doch Lucas Cranach sogar Luther und seine Anhänger der Kreuzigung assistiren lassen (auf einem Bilde in der Schlosskirche zu Weimar). Hier gilt die Ehre nicht mehr dem Heiland, sondern den Nebenpersonen, die sich so anmassend herbeidrängen.

Die zweite Gruppe begreift die Lästerer in sich, die triumphirenden Pharisäer und Schriftgelehrten, die in der Hoffahrt ihres Geistes sich über einen Tod freuen, von dem sie wähnen, er beweise, dass Christus kein Gott gewesen sey, ohne zu ahnen, wie gerade durch diesen Tod alle Verheissungen in Erfüllung gehen und ihr eigenes Reich gestürzt wird. In den Physiognomien dieser jüdischen Gelehrten muss nicht reine Bosheit und hämische Schadenfreude, sondern vielmehr Selbstgerechtigkeit, befriedigte Eitelkeit, Dünkel des Besserwissens und jene Vornehmthuerei beschränkter Köpfe ausgedrückt werden, die in unserer Zeit Aufklärung heisst. Daneben aber muss dem eigentlichen Pöbel sein volles Anrecht an der Freude bleiben, der Kreuzigung zuzusehen. Derselbe, der „kreuzige, kreuzige!“ vor dem Richter schrie, gehört auch unter die Schaulustigen bei der Execution. Der sogenannte Höllenbreughel malte die Kreuzigung so, dass Christus ausschliesslich vom verworfensten Lumpengesindel umgeben ist. Kugler, Berliner Museum 247. Auf altdeutschen

Bildern zeichnet sich unter dem Kreuzigungspöbel die oft wiederholte Gestalt eines rothen, daher auch Rufus benannten, Juden von scheusslichster Bosheit aus, ein Ideal des „süssen Pöbels“ für alle Zeiten, in welchem die Maler damals alles Hässliche des beim Tode Christi hohnlachenden Judenthums personificirten. Auf einem Bild in Wien, gemalt von Martin Schön, sind die Widersacher Christi unter dem Kreuz mannigfach karikirt, und auf einem Bilde des älteren Holbein macht sich ein bleicher Mann mit scharfen italienischen Zügen und einer Hahnenfeder bemerklich (gleichfalls auf mehreren Bildern wiederkehrend), dem man eine fast dämonische Bedeutung geben könnte. Vgl. Kugler, Gesch. d. Malerei II. 79.

In der dritten Gruppe vertreten die römischen Kriegsknechte jene stolze Omnipotenz des Staats, die, der alleinigen Weltherrschaft sich bewusst, für das Heilige blind ist und in roher Gleichgültigkeit das menschliche Gesetz vollzieht, ahnungslos die Nähe Gottes verkennend. Nur ein Hauptmann gelangt zu dieser Ahnung. Vgl. d. Art. Lanze. Die niedern Knechte würfeln um den ungenähten Rock, weil ihnen herkömmlich die letzte Habe der Verurtheilten zugehört. Vgl. Rock. Man hat sich Mühe gegeben, herauszubringen, dass eine in Germanien geworbene Cohorte der Römer jenen Dienst am Kreuz versehen, und unnützen Witz an den Westphalen geübt, die man vorzugsweise dabei betheiligt sehen wollte.

Neben diesen lebendigen Gruppen drängt sich eine vierte aus den Gräbern hervor, denn nach Matth. 27, 50 f. nahm die stumme Natur an dem Tode Jesu nicht minder Antheil, als sie an seiner Geburt genommen hatte. Die Erde bebte, indem die göttliche Seele vom menschlichen Leibe schied; der Vorhang des Tempels zerriss von oben bis unten, Felsen stürzten ein, die Gräber thaten sich auf und aufstunden viele Leiber der Heiligen, die bis dahin geschlafen hatten, und gingen hervor und erschienen vielen Personen in Jerusalem. Unter diesen Heiligen sind wahrscheinlich die Propheten zu verstehen, die lange Jahrhunderte vorher den Messias ver-

kündet hatten, während die Patriarchen der ältesten Zeit, denen die Prophetengabe nicht eingewohnt, ihre Gräber nicht verliessen, sondern in der Vorhölle der Ankunft des Erlösers harren mussten.

Wie bei der Geburt des Heilandes ein neues glänzendes Sternenlicht erschienen war, so verfinsterten sich bei seinem Tode die gewohnten Leuchten am Himmel, Sonne und Mond. Diese Verfinsterung fehlt fast nie auf älteren Bildern der Kreuzigung, und wird öfters gar naiv ausgedrückt, indem die beiden Himmelskörper als ganze Figuren sich mit dem Gewand verhüllen oder die Thränen trocknen, oder als blosse Köpfe (Sonnen- und Mondgesichter) weinen. Vgl. Fiorillo I. 50. Waagen, Deutschland I. 95. 106. Piper, Myth. II. 138. 154. In der Strassburger Handschrift des Herrad von Landsberg sind sie noch in antiker Weise als Apollo und Diana gemalt, ohne dem christlichen Gefühl Eintrag zu thun, weil es in unschuldiger Naivetät geschieht.

Von einer herrlichen neuen Blume, die unter dem Kreuze aus Christi Blut entsprossen sey, berichtet *Nieremberg, hist. nat.* 465. Sie soll von allen Krankheiten heilen, *Majoli, hist.* I. 5. Man nennt sie wegen ihrer rothen Flecken Rothseelchen. Wolf, niederl. Sagen 670. Vom Todtenkopf Adams, der gleichfalls unter dem Crucifix in einem symbolischen Sinn vorkommt, s. den Artikel Adam. Die Schlange unter dem Crucifix, als Gegenbild der Schlange am Baume im Paradiese ist Symbol des durch den Tod Christi überwundenen bösen Princips. So auf dem schönen Elfenbeindeckel des berühmten Bamberger Missale. Förster, deutsche Kunst I. 63. In dem reichen Evangelienbuch der Münchner Bibliothek (aus dem Kloster Niedermünster) steht rechts vom Crucifix *vita*, ein gekröntes Weib mit erhobenen Händen, und *mors*, ein zerlumptes Weib mit durchschnittenem Halse und zerbrochener Lanze. Kugler, Gesch. d. Mal. II. 14. Sehr ähnlich den einander häufig gegenüberstehenden Gestalten der christlichen Kirche und jüdischen Synagoge.

Auf einem berühmten spanischen Bilde ist Christus am

Kreuze todt und ganz allein in tiefer Nacht gemalt. Viardot II. 210. v. Quandt, Reise in Spanien S. 97. A. Stolz, Spanisches S. 152. Eben so in Miniaturen. Waagen, Paris 381. Im Gebetbuch Kaiser Karls V. steht Maria ganz allein in tiefer Nacht beim Sohne am Kreuz. Rathgeber, Annalen 76. Das ist tiefsinniger und unendlich rührender, als auf andern Bildern die häufige Umgebung von Engeln, die den Eindruck der Einsamkeit des Todes stören. — Voll genialer Kühnheit ist der Gedanke, neben dem Heiland am Kreuze ganz allein den Teufel zu malen, der ihn verhöhnt, wähnend, er sey für immer todt. Im alten Stuttgarter Psalterium. Bibl.-Nr. 23. p. 102^{b}. Daselbst, p. 27., wird Christus, der einsam am Kreuze hängt, oben von einem Einhorn, unten von einem Löwen feindlich bestürmt. Der Löwe erklärt sich aus Psalm 22, 14.

Zu Laupheim in Oberschwaben befindet sich ein Crucifix, von dem eine lange Kette ausgeht, welche die ganze Kirche umschliesst, gestiftet von einem Fuhrmann, der einer grossen Gefahr entging, aber mit allegorischer Anwendung auf die Gebundenheit der Kirche an das Crucifix. Auf einem sehr alten Elfenbeindeckel in Bamberg ist Christus am Kreuz dargestellt, links der Kriegsknecht, der ihn mit der Lanze in die Seite stösst, und dahinter eine weibliche Figur mit der Siegesfahne und einem Kelch, in dem sie das Blut auffängt, rechts hinter dem Evangelisten Johannes dieselbe Figur vor einer andern thronenden und gekrönten weiblichen Figur, der sie Geschenke darzureichen scheint. Die siegende und die triumphirende Kirche. Unter dem Kreuz windet sich der Höllendrache. E. Förster, Gesch. d. deutschen Kunst I. 63. Molanus, *hist. imag.* 401., erwähnt alter Bilder, auf denen neben dem Crucifix zur Rechten die jugendliche Allegorie der Kirche steht, die das aus Christi Seitenwunde strömende Blut im Kelch auffängt; zur Linken aber die Synagoge mit verbundenen Augen, gesenktem Kopf und herabfallender Krone. Dagegen widerspricht es dem menschlichen Gefühle, Mariens Mutterbrust dergestalt mit des Sohnes Seitenwunde

parallelisirt zu sehen, dass aus jener Milch, aus dieser Blut in dasselbe Gefäss fliesst. Vgl. Berckenmeyer, kur. Antiqu. I. 484.

In einem Auto des Lope de Vega hängt Christus am Kreuz zwischen dem zersägten Jesaias und dem enthaupteten Johannes, als seinen alttestamentalischen Vorbildern. Gott Vater ist auch zugegen und droht den Juden schreckliche Rache. v. Schack, dramat. Lit. d. Span. II. 410. Sonst ist das umfassendste Vorbild der Kreuzigung im Psalm 22. enthalten. Auch in Abrahams Opfer, wobei insbesondere Isaak, indem er das Holz selber zum Altar trägt, an dem er vom Vater soll geopfert werden, Vorbild der Kreuztragung wird.

Den Tod der Kreuzigung erlitten nach Christi Vorgang viele Heilige. Der Apostel Petrus bat sich aus Demuth aus, verkehrt, d. h. kopfüber gekreuzigt zu werden. Der Apostel Andreas betete das schiefe Kreuz an, bevor er an dasselbe geschlagen wurde. Beide, so wie auch der gekreuzigte heilige Nestor (6. Februar), sollen noch am Kreuz gepredigt haben. Gekreuzigt wurde auch der heilige Bischof Simeon von Jerusalem. (Sein Bild an der Decke der Abtei Braunweiler wurde von Kugler irrig für Christus gehalten.) Auch viele heilige Frauen und Jungfrauen starben am Kreuz, St. Benedikta, Eulalia, Falconia, Julia von Corsika. Auf vielen alten Kirchenbildern kommt eine bärtige und gekrönte Jungfrau am Kreuze vor unter den verschiedenen Namen Liberata, Wilpefortis, St. Gehülfe, St. Kümmerniss. Vgl. den Art. Kümmernis.

Der **Kreuzschnabel**

ist Christo geheiligt, weil er um Weihnachten brütet. Seinen krummen, wie Scheeren gedrehten Schnabel erklärt man daraus, dass er den Heiland am Kreuz gerne habe befreien und die Nägel aus seinen Händen und Füssen herausziehen wollen, wobei er sich den Schnabel verdrehte. Wie Christus alle Krankheiten der Seele, so soll der Kreuzschnabel alle Krank-

heiten des Leibes heilen, indem er sie an sich zieht und für die Leiden stirbt, wie Christus für die Menschen gestorben ist. Deswegen hält man ihn gern in Häusern. Büsching, Volkssagen S. 395. Museum des Wundervollen I. 93. Die rechtsgeschnäbelten helfen in Männer-, die linksgeschnäbelten in Weiberkrankheiten. — In Thüringen glaubt man, wer einen im Hause habe, dem schlage der Blitz nicht ein. Herzog, Taschenbuch für Dresden und d. Thür. Gegend S. 131. — Die Sage vom Kreuzschnabel wurde poetisch behandelt von Julius Mosen, Elise Kulmann, C. von Plönnies.

Krippe.

Die kirchliche Krippenfeier wurde vom heiligen Franciscus gegründet, indem er einmal in der Nacheiferung Christi auch dessen Weihnachtsfest in einem Stalle beging, wozu seine Jünger von weither mit Fackeln herbeikamen. Vgl. Ozanam, die Franciscanerdichter S. 67. 150. Kunstblatt 1846. S. 47. Krippel nennt man die künstlichen Miniaturställe oder Höhlen mit dem Christkind, gewöhnlich mit Moos umkleidet und unter die Weihnachtsbäume gestellt. Inzwischen wurde auch schon in früherer Heidenzeit die Wintersonnwende als eine geweihte Nacht mit Lichtern und künstlichen Gärten, den sogenannten Adonisgärten, oder mit stattlich herausgeputzten, mit Obst und Kerzen besteckten Bäumen gefeiert, und der mancherlei Aberglaube, der sich im Norden Europa's an die Weihnachtsbäume knüpft, stammt aus viel älterer Zeit, als aus der des heiligen Franciscus.

Kristall.

Wegen seiner klaren Durchsichtigkeit oft identisch mit Glas. Vgl. Glas. Sofern er hart und immer kalt ist, und doch, an die Sonne gelegt, eine Kerze anzünden kann, wird er mit der allzeit keuschen Jungfrau Maria verglichen, aus

daß die Feldverſchanzungen viel zu wenig ins Spiel gebracht werden, iſt ebenfalls wahr. Ein Wall, ſelbſt ein ſchwacher, gilt viel für den Angreifer und für den Vertheidiger; wir ſehen das bei jeder Fleſche im Felde. Aber es iſt, als wenn wir an der Kraft unſerer Leute zu ſolcher Arbeit verzagten. Wenn man bedenkt, daß der römiſche Soldat nach geendetem Marſche nur den Schild aus der Hand legen und alſogleich die Lagerlinie beginnen mußte, daß in derſelben Nacht rings um das ganze Lager ein Graben von neun Schuh Tiefe, und ein Wall von fünf Schuh Höhe gezogen und mit den Paliſaden, wovon jeder Mann eine auf allen ſeinen Märſchen zu tragen hatte, gedeckt ſeyn mußte; wenn man die flügelſchnelle Erdarbeit Cäſars in Gallien bedenkt: ſo ſollte man glauben, der römiſche Soldat ſey ein Rieſe an Kraft geweſen; und dennoch war er ein Mann, wie der unſere.

Das Feuer hat die Verſchanzungen um die Hälfte ihrer Wichtigkeit verringert; um mehr nicht. Aber die Wichtigkeit der Linien, die ſich beinahe überall, wo ſie angewendet wurden, von Stollhofen bis Drippe, darthut, hat die getrennte Feldverſchanzung in ungerechte Verachtung gebracht. Linien fordern den Feind zum überlegten Angriff auf und gegen dieſen, ſie mögen gebaut ſeyn wie ſie wollen, halten ſie nicht; ſie können höchſtens Zeit gewinnen machen, manchmal dem Angegriffenen ein Rettungsengel. Feldverſchanzungen erſchafft der Augenblick überall, und am meiſten dort, wo der Gegner die gefürchteten Feuerwaffen eben nicht mit dem nöthigen Uebergewichte anwenden kann; denn man ſoll ſie dahin ſtellen, wo man nicht angreifen, ſondern ſich bloß, während eines Angriffes vertheidigen will. Sie erfüllen dann ihren Zweck; denn der Feind kann nicht auf dem Hauptpunkte ſich zu ſehr ſchwächen, um das Uebergewicht, das Wall und Graben dem Gegner geben, durch Menſchen- und Waffenzahl auszugleichen; er muß ſich auf dem Hauptpunkte vertheidigen; der Angreifer aber kann mehrere Streitkraft zu dem Angriffe vereinigen, weil ſeine Flanke, oder der Punkt, den er decken will, ſchon durch dieſe Hülfe leichter und mit weniger Menſchenzahl gedeckt wird.

11.

Der Gebrauch der Reſerve iſt der Schlüſſel der Schlacht. Wer die letzte Reſerve hat, ſiegt. Alles hängt davon ab, daß ihr

der doch das wahre Licht geboren ist. Konrad von Würzburgs goldne Schmiede S. 842 f.

Kröte.

Eine Gestalt des Teufels. In den Hexenprocessen kommen sehr oft teuflische Kröten vor, die von den Hexen feierlich getauft, geputzt, mit Hostien gefüttert und sorgfältig als Schutzgeister des Hauses unterhalten werden. Vgl. *Bodini*, *daemonomania*, deutsch von Fischart, 140. Soldan, Hexenprocesse 206. 226. Ein Geiziger, der, im Sterben liegend, den Mund nicht aufthun konnte, um die Hostie zu empfangen, nahm doch leicht den Pfenning ein, den ihm eine Kröte in den Mund schob. Paulli, Schimpf und Ernst. In Winklers Blume der Tugend wird der Geiz ebenfalls durch die Kröte bezeichnet (Haupt, Zeitschr. IX. 73.).

Vasari malte in der Kuppel des Domes von Florenz unter den sieben Lastern den Geiz in Krötengestalt. Ein arger Wucherer zu Köln ward alt und beichtete endlich, und wollte, zur Sühne seiner Sünden, all sein Gut den Armen geben. Als er aber seine Geldkiste öffnete, war alles Geld verschwunden und sie war voller Kröten. Er ging entsetzt zum Beichtvater zurück. Der sagte ihm: Siehe, so gefällt Gott dein Almosen, und rieth ihm, sich nackt zu den Kröten in die Kiste zu legen, um durch diese schreckliche Busse wenigstens seine Seele zu retten. Der Wucherer that es, und am andern Morgen war er von den Kröten bis auf die Knochen gefressen. Cäsar von Heisterbach II. 31. Wolf, deutsche Märchen Nr. 109. Man ersieht hieraus, dass die Kröte insbesondere als ein Geldteufel gedacht wurde, wie sie denn auch in deutschen Volkssagen häufig über unterirdischen Schätzen brütet. Wie es scheint, ist die Vorstellung aus dem heidnischen Elfenglauben in den christlichen Aberglauben mit herüber gekommen.

Eine krötenartige Figur an Gnadenaltären als Votivbild angebracht soll die Bärmutter bedeuten, und wird dadurch

der Dank ausgedrückt für Befreiung von Mutterbeschwerden. Schmeller, bayr. Wörterbuch I. 188.

Krokodill.

Vom heiligen Pachomius, einem Einsiedler der thebaischen Wüste im 4ten Jahrhundert, wird berichtet, er habe einmal, da er kein Fahrzeug hatte, ein Krokodill gezwungen, ihn über den Nil zu tragen, 14. Mai. Dasselbe that auch die heilige Theodora auf ihrer Flucht über den Nil, 11. September.

Krone,

Sinnbild der Königswürde, der Macht und Herrlichkeit. Daher Gott Vater selbst oft auf alten Bildern mit der Krone des deutschen Kaisers oder mit der Lilienkrone der französischen Könige erscheint. Vgl. Gott. Zuweilen auch mit der dreifachen Krone des Papstes. Diese bedeutet die Herrschaft über Himmel, Erde und Hölle. In der Offenbarung Johannis 19, 12. trägt Gott viele Diademe zugleich, was auf die vielerlei Reiche hinweist, die seiner Macht unterworfen sind.

Christus trägt die offene deutsche Königskrone, wenn Gott der Vater die geschlossene deutsche Kaiserkrone trägt. Sehr oft wurde Christus überhaupt, selbst am Kreuz, mit einer goldnen Krone als König des Lebens dargestellt, gerade um zu zeigen, dass er wirklich der höchste König war, indess die Juden ihn in der Dornenkrone als angeblichen König verspotteten. Der Krone Christi wurde ein eigenes Jahresfest gewidmet, am 11. August.

Kronen sind auch das Zeichen der Tugenden, Brautkronen, jungfräuliche Kränze das Zeichen der Unschuld. Eine Krone der Gerechtigkeit kommt vor 2. Timoth. 4, 8., der Ehren 1. Petri 5, 4. „Die Furcht des Herrn ist eine schöne Krone.“ Sirach 1, 11. Daher sollen die Seligen Kronen empfangen zum Lohne ihrer Tugend. „Die Gerechten

sollen empfangen ein herrliches Reich und eine schöne Krone von der Hand des Herrn.“ Buch der Weisheit 5, 17. „Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben.“ Offenb. Joh. 2, 10. Vgl. Buch der Weisheit 5, 17. — Die heilige Elisabeth hat drei Kronen der Tugend zum Attribut, als Jungfrau, Gattin und Wittwe. *Molani, hist. imag.* p. 365. Drei Kronen über einander trägt auch ein Engel auf dem Grab einer Mutter mit ihren beiden Töchtern. *Didron, annales* III. 283.

Beide Begriffe, die Krone der Herrschaft und die Krone des Lohnes, fallen zusammen in der Krönung der heiligen Jungfrau. Maria trägt die Krone als Königin des Himmels, empfing dieselbe aber zum Lohne ihrer Heiligkeit auf Erden. Nach altdeutscher Sage soll es dieselbe Krone seyn, die zuvor dem Lucifer, dem erstgeschaffenen Engel, bestimmt gewesen war, der sie aber nicht verdient hatte. Wartburgkrieg, herausg. von Ettmüller S. 135.* Auf dem berühmten Genter Altar ist es ausschliesslich die Krone der Jungfräulichkeit, zusammengesetzt aus Juwelen in Blumenform. Vgl. den Artikel Jungfrau. — Die Krönung Mariens ist herkömmliches und sehr oft wiederholtes Sinnbild 1) der Belohnung der Gerechten, daher häufig dargestellt in Grabkirchen und Grabkapellen; 2) der triumphirenden Kirche. In ersterer Beziehung erscheint Christus als der Krönende und die Gekrönte kniet vor ihm betend und in tiefer Demuth. In der zweiten Beziehung ist es die heilige Dreieinigkeit, welche die Krönung vollzieht, und die Jungfrau ist sich als Königin des Himmels ihrer Würde mehr bewusst. Nur selten ist der Krönende ein Engel, z. B. auf einem Bilde von Prado in Toledo und auf einem von Botticelli in Florenz. Auf dem letztern stehen unter der Gekrönten die vier Doctoren der Kirche, es handelt sich also auch hier nur um den Triumph der Kirche, vornehmlich der Lehre, und der Engel bedeutet die geistige Kraft.

Auf den mystischen Bildern, auf welchen Maria als Personification der Kirche von dem Herrn der Kirche im Himmel

empfangen und gekrönt wird, ist in Marien die Gesammtheit der Seligen vertreten und die Mutter des Menschen wird zur Braut Gottes erhoben. Die Symbolik geht hier in die des hohen Liedes über. Ihr entsprechen auch die Bilder, auf denen Maria, indem sie gekrönt wird, nicht kniet, sondern neben Gott dem Vater thront und sitzend aus dessen Hand die Krone empfängt. So das Bild zu Ramersdorf, copirt im Taschenbuch vom Rhein 1847. Eben so das Boisserée'sche Bild. Kunstblatt 1821, Nr. 24. Auf den meisten Bildern betheiligen sich alle drei Personen der Gottheit bei der Krönung Mariä. Alle drei in vollkommen gleicher Gestalt, als Christusse zu Amiens. *Didron, icon.* 456. Desgleichen zu Schleisheim. E. Förster, d. Kunst II. 251. Auf einem Bilde zu Brixen gibt Gott der Vater ihr das Scepter, während der Sohn ihr die Kaiserkrone aufsetzt. Blainville, Reise I. 439. Am häufigsten jedoch halten Vater und Sohn zugleich die Krone über dem Haupt der knienden Jungfrau und mitten darüber schwebt die Taube. Auf dem berühmten Bilde des Königs René ist die Krönung Mariens von Himmel und Hölle umgeben. Vgl. Kunstblatt 1843, S. 234; 1846, S. 155.

Eine zerbrochene Krone ist Attribut des heiligen Zeno. Dieser Bischof von Verona im 4ten Jahrhundert trieb den Teufel aus der besessenen Tochter des Fürsten Galenus. Dieser nahm aus Dankbarkeit die Krone vom Haupte und gab sie dem Heiligen, der sie zerbrach und unter die Armen vertheilte. 12. April. Seine Legende in plattdeutscher Sprache. Rosenkranz, deutsche Poesie im Mittelalter S. 202. Genthe, Dichtungen des Mittelalters S. 321.

Kropf.

Eduard der Bekenner, König von England, heilte durch blosse Berührung Kröpfe, und diese Gabe ging nicht nur auf alle seine Nachfolger unter der Krone Englands, sondern auch auf die französischen Könige über. — Patronin gegen die Kröpfe ist die heilige Balbina, die durch einen Engel

von einem ungeheuern Kropf frei wurde unter der Bedingung ewiger Jungfrauschaft, 31. März. — Vom heiligen Deodatus sagt die Legende, er habe bewirkt, dass die Bewohner eines Dorfes, aus dem man ihn fortjagte, sämmtlich Kröpfe bekamen. Rettberg, deutsche Kirchengesch. I. 525.

Eine vornehme Römerin soll durch Berührung der Ketten Petri vom Kropfe geheilt worden seyn. *Durandi, rat. off.* VII. 19.

Krug,

Attribut des heiligen Narcissus, der aus Wasser Oel, des heiligen Tomassus, der aus Wasser Wein machte. — Das Oelkrüglein der Wittwe, das nicht versiegte.

Der heilige Agathon floh in die Wüste, um keinen Menschen mehr zu sehen und jede Gelegenheit zum Laster des Zorns, zu dem er geneigt war, zu vermeiden. In der Einöde aber zerbrach ihm sein Wasserkrug und er brach gleich wieder in Zorn aus. Gott bewies ihm dadurch, dass man dem Laster nicht entfliehen könne, wenn man es nicht im eignen Busen austilge. Dasselbe wird auch vom heiligen Trudbert erzählt. Wyss, Idyllen II. 1.

Kühe.

Die sieben fetten und sieben magern Kühe im Traume des Pharao (1. B. Mos. 41.) bedeuten bekanntlich sieben fruchtbare Jahre, denen sieben Hungerjahre folgen. Zwei Kühe, die noch nie unter dem Joch gewesen, zogen die Bundeslade der Juden. 1. Sam. 6, 7. Zwei solche Kühe kommen auch öfter in deutschen Legenden vor, als Zugthiere vor heiligen Frauen und Leichnamen. Vgl. Rinder.

St. Waldger stiftete das Kloster Herverd. Eine weisse Kuh mit brennenden Wachskerzen auf den Hörnern ging ihm voran und zeigte ihm den Ort, wo er das Kloster bauen sollte. *Corneri, chron.* zu *a.* 822. — Der heilige Macarius

entzauberte ein Mädchen, das von einer Zauberin in eine Kuh verwandelt worden war.

St. Kümmernis.

In vielen Kirchen findet sich noch das Bild einer bärtigen und gekrönten, prächtig gekleideten Jungfrau, die an's Kreuz genagelt ist und einen ihrer goldnen Pantoffeln zum Dankgeschenk für einen Jüngling fallen lässt, der vor ihr kniet und die Geige spielt, um sie zu trösten, und neben dem häufig ein Becher am Boden steht. Nach der Legende war sie eine Christin, wurde von ihrem heidnischen Vater in unnatürlicher Liebe begehrt, bat Gott um Hülfe und empfing durch ein Wunder einen grossen Bart, wurde aber auf Befehl ihres Vaters gekreuzigt. Der fromme Geiger, dem sie den Schuh schenkte, wurde als Dieb desselben angeklagt und sollte hingerichtet werden; indem aber der Zug bei der gekreuzigten und schon gestorbenen Jungfrau vorüberging, liess sie den zweiten Schuh fallen, welches neue Wunder den Jüngling rettete und bewirkte, dass sich das Volk bekehrte. Die Jungfrau heisst gewöhnlich Kümmernis, aber auch Ontkomera (ohne Kummer), Liberata, Wilgefortis, Dignefortis, Regenfledis, St. Gehülfe, St. Hilpe etc. Vgl. *Acta SS. s. v. Liberata* zum 20. Juli. Eine vorzügliche Verehrung geniesst sie auf dem Hülfensberg im Eichsfelde. Wie schon ihr Name besagt, ist sie eine Helferin in Nöthen und Kümmernissen. Schäfer hat in einer kleinen Schrift: „Der Hülfensberg im Eichsfelde 1853“ die Vermuthung aufgestellt, die Bilder der bärtigen Jungfrau am Kreuz seyen ursprünglich nichts als alterthümliche Crucifixe, aus der Zeit, in der man den Heiland am Kreuze noch nicht nackt, sondern im langen Gewande darstellte. In späterer Zeit, als man schon die nackten Heilande gewohnt gewesen, seyen jene ältern Bilder als fremdartig aufgefallen und das lange Gewand habe zu der Fabel Veranlassung gegeben, hier sey nicht Christus, sondern eine bärtige Jungfrau gekreuzigt. Sofort sey denn auch aus

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21378 / 054

dem Heiland und Helfer eine weibliche Hülfe gemacht worden. Ich theile diese Ansicht nicht. Dagegen scheinen mir in der Legende, die an den verschiedenen Orten, wo die Heilige verehrt wird, mannigfach abweicht, Züge aus einem ältern heidnischen Cultus und Mythus zu liegen, was ausführlich auseinanderzusetzen hier ungehörig wäre. — Dasjenige Crucifix, was am meisten für Schäfers Ansicht zu sprechen scheint, ist das von ihm selbst nicht gekannte von Rosetti: der Heiland am Kreuz in schwarzem, mit Edelsteinen besetzten Gewande, mit prachtvoller Krone und Schuhen an den Füssen, womit er einen Kelch berührt. Waagen, England I. 397.

Kugel,

Sinnbild des Universums, der sichtbaren Natur, der Welt und wieder insbesondere bald Himmels-, bald Erdkugel, endlich als Reichsapfel mit dem Kreuze gekrönt das Reich Christi auf Erden bedeutend. — In einem Glasfenster des Ulmer Münsters ist die Schöpfung in mehreren Abtheilungen dargestellt. Zuerst hat Gott eine weisse hellglänzende Kugel vor sich (den leeren Raum), dann eine blau, roth und weiss gestreifte Kugel (Scheidung der Elemente), drittens eine blaue Kugel mit Sternen besät (Sternenhimmel), endlich eine blaue Kugel (Meer), auf der sich die grüne Erde mit Bäumen befindet. Die weisse Kugel kommt öfter als Attribut Gottes oder des Heilands beim Weltgericht vor. Vgl. den Artikel Glas. Zuweilen ist diese Kugel golden. Kunstblatt 1843, S. 230. 246. Das bedeutet den goldnen Himmel, das Element des reinsten Aethers. Vgl. den Artikel Gold. In einem Evangeliarium zu Bamberg hat der thronende Christus hinter seinem Oberleib eine purpurne Kugel (den feurigen Aetherhimmel), hinter dem Unterleib eine blaue Kugel mit Sternen (den Sternenhimmel) und zu seinen Füssen eine grüne Kugel (die Erde). Waagen, Künstler in Deutschland I. 94. Die grüne Kugel ist hier in der Mitte roth, was wohl das höllische Feuer bedeuten soll. In den Mosaiken der Markuskirche zu

Venedig ist die erste Kugel, welche Gott schafft, eine schwarze (das Chaos), und die zweite blau mit Sonne, Mond und Sternen. Kunstbl. 1831, Nr. 32. Aehnlich auf Miniaturen. *Didron, annales* IX. 48. Auch in der Kathedrale zu Chartres. Piper, Myth. II. 173. Im Stuttgarter Psalterium Bibl. p. 127ᵇ steht Christus vor zwei grossen Kugeln, die unter seinem Oberleib ist blau (Himmel), die untere grün (Erde). Auf einem altdeutschen Bilde in der Abel'schen Sammlung in Stuttgart hält Gott Vater eine Kugel vor sich, auf der das Meer blau, das Festland grün ist.

Abgesehen von diesen Unterscheidungen bedeutet die Kugel in der Hand Gott des Vaters immer den Schöpfer und Erhalter der Welt, die Kugel mit dem Kreuz gekrönt (Reichsapfel) in der Hand Gott des Sohnes sein Reich im Himmel und auf Erden. Daher Christus die Kugel auch zuweilen auf Bildern der Himmelfahrt trägt. Rathgeber, Gothaer Mus. 248. 249. Die grösste, mir bis jetzt vorgekommene Kugel auf Kirchenbildern ist die in den Fresken des Campo Santo zu Pisa. Sie stellt die Welt mit ihren Zonen vor und ist so gross, dass sie Christo, der sie hält, vom Kopf bis zu den Füssen reicht. *Didron*, *icon.* p. 598. In Legrands Fabliaux, deutsche Ausg. V. 145. nimmt Christus die Weltkugel in die Hand, um sie aus Zorn über ihre Sünde zu zerschmettern, aber Maria hält fürbittend seine Arme zurück.

Kukuk.

Nach einer Volkssage bat Christus einen Bäcker vergebens um ein Brodt, nur die Bäckersfrau mit ihren sechs Töchtern war mitleidig und gab ihm eins. Nun verwandelte der Herr den Bäcker in einen Kukuk, der deshalb beim Volk „Bäckerknecht" heisst. Wenn er nach Johanni ruft, zeigt er Theurung an. Die mehlige Farbe seines Gefieders entspricht dieser Auffassung. Vgl. Grimm, deutsche Sagen, 1ste Ausg. 704, 2te 641. Die Frau mit den sechs Töchtern, heisst es in

derselben Sage, wurde zum Lohne in das glänzende Gestirn der Plejaden versetzt. Dieses geht bekanntlich nach Johanni auf.

Kuss.

Der Kuss, als Liebeszeichen, kam unter den ältesten Christen öfter vor. Man küsste sich nach den Agapen (gemeinschaftlichen Liebesmahlen). Später gaben sich auch noch die Communicanten nach der Messe den Friedenskuss. Binterim, Denkw. IV. 3. 305. Der Priester küsst bei der Messe Altar und Evangelienbuch. Er küsste vormals auch bei Taufen den Täufling (daselbst I. 1. 163.) und bei Trauungen die Braut im Namen der Kirche (daselbst VI. 2. 165.). In Russland feiert man die Auferstehung Christi am Ostermorgen, indem sich Alles küsst, vom Kaiser bis zum geringsten Bettler herunter.

Nach der Legende küssten sich Joachim und Anna, indem sie an der goldnen Pforte knieten, und in diesem Kuss wurde die heilige Jungfrau empfangen. Durch einen Kuss heilen sehr viele Heilige den Aussatz. So der heilige Franciscus, die heilige Coleta, der heilige Agatho, der heilige Raynald. Vom Wahnsinn heilte durch einen Kuss der heilige Romuald. Ein Kuss der heiligen Cäcilia machte ein stummes Kind zu einem berühmten Sänger. Nach der Koburger Legendensammlung 1488, Blatt 325 (citirt von Heller, A. Dürer II. 2. 439.), betete der heilige Chrysostomus als ein blöder Knabe, der schwer lernte, zur Maria. Da rief sie ihm aus dem Bilde zu: „Küsse mich auf meinen Mund, so lernst du alle Kunst.“ Hieher gehört die merkwürdige Legende von Johannes mit dem goldnen Munde. Einst erschien dem Papst eine arme Seele und auf dessen Frage, ob er ihr nicht helfen könne, antwortete sie: Nein, du nicht, aber ein Kind, das in letzter Nacht empfangen worden ist und aus dem ein grosser Heiliger werden wird, der soll Johannes heissen, und wenn er seine sechszehnte Messe hält, werde ich erlöst seyn. Da ging der Papst zu den Eltern des Kindes, segnete sie und verkündete

Stoß furchtbar sey, und daß er zur rechten Zeit geschehe. Damit das eine möglich werde, sollen die Reserve-Truppen schon an und für sich eine ganz besondere Abtheilung des Heeres ausmachen, die nicht, wie die Grenadiere der meisten heutigen Heere, bald in der ersten Linie, bald bei dem Gepäcke, bald auf Vorposten verwendet werden, sondern wie die Triarier der Römer wissen, daß auf ihnen das Heil der Schlacht und der größte Kraftaufwand der Entscheidung beruhe. Solche Truppen werden von dem Geschlagenwerden der leichteren Linientruppen weniger ergriffen, und bringen großen Muth und unerschütterte Zuversicht in den Kampf, während die Reserven heut zu Tage, wenn sie im wirklich gefahrvollen Augenblicke anlangen, in der Flucht, die sie vor Augen haben, schon den eigenen Untergang vorfühlen. Daß man sie aber nicht früher, als so spät als thunlich verwenden könne, ist ein großer Gewinn für den Feldherrn. Kann er dies mit andern Truppen wagen, als mit solchen, denen die Niederlage der übrigen keinen andern Eindruck macht, als den, daß nun die Zeit zum Kampf für sie gekommen sey?

12.

Um zu sehen, wie selten Kouriere mit dem Grade von Schnelligkeit reisen, der eigentlich gefordert werden dürfte, genügt einen Preis zu setzen für denjenigen, der wenigere Stunden zur Hinterlegung einer gewissen Strecke bedarf, als man die schnellste Fahrt anzunehmen pflegt. Wer das Bestehen eines Reiches von der Erhaltung von ein paar Postpferden abhängig macht, wie dies bei dem Drange militärischer Verhältnisse sich wirklich ereignen kann, muß auch nöthigenfalls diese paar Postpferde daran setzen wollen.

13.

Lügen, die der Gang des Feldzugs widerlegt, sind jederzeit gefährlich, denn sie nehmen das Vertrauen. Beschönigungen sind treffliche Hülfen für die Schwachen und sie machen, wenn klug gegeben, selbst zwei Drittheile der Starken ungewiß, also schweigen. Sie dürfen nicht in Träume ausarten; „les rêves ont toujours été la consolation des malheureux!“

14.

Die größten geschichtlichen Ereignisse hängen oft an den kleinsten Fäden. Wir würden uns schämen, wenn wir zu Zeiten die

ihnen ihr Heil. Als das Kind aber geboren war, taufte es der Papst und nannte es Johannes. Als es sieben Jahre alt war, betete es inbrünstig vor dem Bilde der heiligen Jungfrau. Da sagte diese zu ihm: „Küsse mich!“ und er küsste sie und durch den Kuss theilte sie ihm die herrliche Gabe der Weisheit und Beredsamkeit mit, also dass er zum Staunen Aller als ein so junger Knabe wie der älteste Lehrer predigte. Um seinen Mund aber zog sich auch zugleich sichtbar ein goldner Reif, jenes himmlischen Kusses unauslöschliches Andenken. Als der Knabe nun sechszehn Jahre alt geworden, weihte ihn der Papst zum Priester und gab ihm eine reiche Pfründe. Aber Johannes wollte kein irdisches Gut und entwich heimlich in eine Wüste, in der er ein frommes Einsiedlerleben führte. Darum neidete ihn der Teufel und fuhr einst als grausamer Wind unter die Fräulein des Hofes und hob die schöne Königstochter in die Höhe und führte sie hoch durch die Lüfte zur einsamen Zelle des heiligen Johannes. Da sie den Weg zur Heimkehr nicht wusste und sich vor den wilden Thieren fürchtete, flehte sie ihn an, bei ihm bleiben zu dürfen, und da hatte der Teufel seine Freude, denn ihre Schönheit und Unschuld verführte den Jüngling mehr, als es buhlerische Künste je vermocht hätten. Allein er blieb standhaft und, um nicht länger der Verführung ausgesetzt zu seyn, entschloss er sich, das schöne Königskind lieber umzubringen, und stiess sie in einen Abgrund hinunter. Zur Busse aber übernahm er, das unwürdige Leben eines Thieres zu führen, kroch auf allen Vieren im Wald umher und wurde endlich nach fünfzehn Jahren als ein Wild von Jägern eingefangen, welche ausgezogen waren, Wildpret zu einem Tauffest zu schiessen. Die Mutter der schönen, von Johannes ermordeten Prinzessin hatte nämlich ein zweites Kind geboren. Als nun Johannes als ein wildes Ungeheuer bei Hofe verlacht und herumgestossen wurde, sagte plötzlich das neugeborne Kind zu ihm: „Johannes, du sollst mich taufen.“ Da betete Johannes und zur Stunde fiel das Moos und der Wust des Waldes von ihm, und er stand da in

strahlender Jugendschöne. Da bedeckte man seine Blösse mit schönen Gewanden, und Alles beugte sich vor ihm und er taufte das Kindlein. Der Papst war auch dabei, ihm beichtete Johannes, und auch dem König ward gesagt, wie es seiner Tochter ergangen. Da man nun nach ihren Gebeinen aussandte, fand man sie noch lebend, von Gott wunderbar erhalten. Alles war nun voll Jubel und Freude, dem Papst aber fiel die arme Seele wieder ein, und da er hörte, Johannes habe erst Eine Messe gelesen, gab er ihm auf, alle Tage Messe zu lesen, und durch die sechszehnte ward die arme Seele erlöst. *Hauber, bibliotheca magica*, 24stes Stück.

St. Felicitas und Perpetua küssten sich in dem Augenblicke, in welchem sie enthauptet wurden. *Acta SS.* 7. März.

Druck von C. Fr. Meyer in Weissenburg.

Christliche

Symbolik.

Von

Wolfgang Menzel.

1008

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1885.

Zweiter Theil.

REGENSBURG.

Verlag von G. Joseph Manz.

1854.

L

Labyrinth,

Sinnbild der Welt mit ihren Irrgängen und Verführungen. *Picinelli, mundus symb.* II. 66. Die Seele irrt durch das Labyrinth der Welt, wird aber von Christo an einem langen Faden aus der Ferne geleitet. *Herm. Hugo, pia desideria, Antv.* 1624. p. 135. — Die sogenannten Labyrinthe in den Kirchen sind (wie die Irrgänge in Gärten) künstlich verschlungene Lineamente für die Bittgänge, zu dem Zweck angelegt, auch in engem Raume einen längeren Weg durchmessen zu können. Kreuser, Kirchenbau I. 146.

Lamech.

Derjenige Nachkomme Kains, von welchem nach Gen. 4, 18 f. alle heidnischen Culturvölker im Gegensatz gegen das fromme Hirtengeschlecht Seths abstammen. Dieser Gegensatz der Völker vor der Sündfluth ist Vorbild des nachsündfluthlichen. Lamech macht sich auf zweierlei Weise bemerklich, einmal dadurch, dass er zwei Weiber nimmt. Somit stellt er sich an die Spitze aller der Völker, die sich der

Vielweiberei ergeben und insofern auch grösserer Corruption ausgesetzt sind. In der ganzen Reihe der Patriarchen von Seth bis Noah kommt kein ähnlicher Fall vor. Nur Kains Geschlecht treibt Vielweiberei. Lamech gilt ferner wegen Gen. 4, 23. und 24. als der Erfinder des Schwertes und, sofern er in diesen Versen das Schwert besang, als der erste Dichter. Hier treten also Krieg und Dichtkunst als neue Momente der Cultur hervor, die sich in Kains ackerbauendem Geschlecht entwickelt, während Seths Geschlecht der frommen Hirteneinfalt treu bleibt. Der Sinn obiger Verse ist: Lamech ist von einem Jüngling beleidigt worden und hat ihn mit dem Schwert erschlagen, und freut sich, dass, wie schon Kain die ihm von Abel widerfahrene Beleidigung gerächt, er mit noch schärferer Waffe die ihm widerfahrene bestraft hat. Die Lust des Schwerts, die Lust der Rache ist es, was jenes erste Lied auf Erden preist. Vgl. Herder, zur Theol. VII. 195. Lamech zeugt sofort mit seinen beiden Weibern den Jabal, der die ersten Hütten baut, den Jubal, der das Geigen und Pfeifen erfindet, und den Tubalkain, der in Erz und Eisen Meister ist; also lauter Repräsentanten der höheren Cultur und im Gegensatz gegen Seths einfaches Hirtengeschlecht. Das ist derselbe Gegensatz, der noch lange nach der Fluth abermals hervortritt zwischen den gebildeten Aegyptern, Phöniziern, Syriern und Babyloniern einer-, und den israelitischen Hirten andrerseits.

Buttmann hat sich in seinem Mythologus I. 164. viel Mühe gegeben, in dem Jubal den Apollo, im Tubalkain den Vulkan und die erzkundigen Telchinen (die griechischen Berggnomen) wieder zu erkennen, indem er meint, die Genesis sey sehr spät abgefasst, in einer Zeit, wo die Juden schon den Apollo und Vulkan kannten. Eine willkührliche Wortspielerei. Kains kunstreiches Geschlecht bedeutet die ganze Cultur der alten Welt und ihre Corruption in einem gedrängten und doch erschöpfenden Vorbilde. Gegenüber der so grossen Bedeutung sind jene Namenanklänge etwas ganz Gleichgültiges.

Mit dieser Symbolik steht eine andere im Widerspruch. Das *Speculum hum. salvat.* 20. *fig.* 2. macht den Lamech, sofern er von seinen beiden Weibern gegeisselt wird, zum Vorbilde der Geisselung des Heilandes, indem das eine Weib das Judenthum, das andere das Heidenthum bedeuten soll. Doch kommt in der Bibel selbst von dieser Geisselung Lamechs nichts vor, und nur Comestors *hist. scholast.* 28. erwähnt einer schlechten Behandlung Lamechs durch seine Weiber. Vgl. Piper, Myth. I. 150.

L a m m,

Sinnbild des Heilandes als das stumme Opferlamm, Jesaias 53, 7. Als das Lamm, das der Welt Sünde trägt. Joh. 1, 29. Offenb. Joh. 5, 6. Christus opferte sich für die Menschheit und verglich bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls seinen Leib und sein Blut mit dem des Osterlammes, welches vorher zu derselben Osterzeit die Juden zu schlachten und zu essen pflegten. Vgl. 1. Kor. 5, 7. 1. Petri 1, 19. Ueber dieses Osterlamm der Juden kann man vergleichen, was Bochart (*hier.* I. 551.) darüber zusammengetragen hat. Das Osterlamm der Juden hat eine symbolische Beziehung zu dem Widderzeichen am Himmel um die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings und stimmt mit Lammopfern überein, die auch die Heiden darbrachten. Gleichwohl ist Sinn und Bedeutung des christlichen Lammsymbols himmelweit verschieden vom jüdischen und heidnischen. In Griechenland werden noch jetzt zu Ostern Lämmer gegessen. Ausland 1841. Nr. 9. Die förmliche Anbetung des Lammes wurde als eine zu heidnische und zweideutige Sitte im 7ten Jahrhundert von der Kirche untersagt. Augusti, Denkw. XII. 364.

In der Offenbarung Johannis 21, 23. wird Christus als Lamm zugleich identificirt mit dem reinsten Lichtquell, mit der Sonne der Geisterwelt; denn es heisst hier vom neuen Jerusalem, daselbst werde keine Sonne mehr scheinen, sondern der Seligen Leuchte werde allein das Lamm seyn.

Sofern das Lamm in der Offenbarung Johannis 5, 6. am Weltende als der höchste Weltrichter thront, trägt es sieben Hörner, welches sind sieben Geister Gottes. Das ist in christlicher Anwendung das himmlische Widderzeichen, welches nach dem langen Winter des Erdenlebens endlich den ewigen Frühling bringt. Die männliche Natur und die Hörner (Sinnbild der Stärke) kommen dem allmächtigen Richter über die Lebendigen und Todten zu. Dennoch ist der gewaltige Widder immer nur das sanfte Opferlamm, und der Grundgedanke bleibt, dass der Richter zugleich das Opfer und als Opfer der Erlöser ist. Das Lamm öffnet das Buch der sieben Siegel und wird vom ganzen Himmel angebetet. Das grossartigste Bild dieser Anbetung des Lammes durch die himmlischen Heerschaaren und Chöre der Heiligen ist das auf dem berühmten Genter Altar. In der Jesuitenkirche zu Rom befindet sich ein Bild, auf welchem nicht nur der Himmel, sondern auch die Hölle an dieser Anbetung Theil nimmt. Das Lamm nur von Engeln allein angebetet, malte Coyper. Vier Engel um das Lamm auf einem alten Schnitzwerk in St. Gallen, *Didron, icon.* p. 330.

Widder und Lamm tragen, wenn sie den Heiland bedeuten, immer den Kreuznimbus ⊕, der nur den drei Personen der Dreieinigkeit zukommt. *Didron, man.* 46. *man.* 245. Zuweilen trägt das Lamm (statt der Widderhörner) auf dem Kopfe ein Kreuz. *Aringhi, Roma sott.* I. 295. 425. *Bosio*, p. 335. Oder die heilige Namenschiffre Christi ☧, das. I. 293.

Mit dem rechten Vorderfusse pflegt das Lamm Gottes einen langen Kreuzstab zu tragen, *Aringhi* II. 295. *Didron, icon.* 46. *Twining, symb. pl.* 9. Noch öfter hängt an diesem Stabe eine Fahne, das ist dieselbe Siegesfahne, die Christus in den Auferstehungsbildern zu tragen pflegt. *Twining, pl.* 10. *Didron, ic.* 332. Ausnahmsweise trägt der Widder einen Krummstab (Hirtenstab), *Aringhi* I. 557.

Oefters steht das Lamm Gottes auf einem Felsen, aus

erste Veranlassung einer großen That, oder einer welterschütternden Begebenheit ins Auge faßten. Wir thun es auch selten, und irren, vom Instinkt der Eitelkeit geleitet, lieber im Dunkel. Aber lernen sollen wir daraus, daß im Kriege nichts unwichtig, nichts klein ist. Kleine Leute machen freilich alles dazu.

15.

Nachtangriffe sind ganz aus der Mode gekommen. Man erklärt sie für unzulässig und doch ist es gewiß, daß der Angreifer durch das Dunkel der Nacht einen mächtigen Verbündeten erhält; alles wird dem Angegriffenen dadurch furchtbarer, bedeutender; — die Macht der Täuschung ist in des Angreifers Händen. Die Ursachen, warum man Nachtangriffe verwirft, sind gewöhnlich Unkenntniß des Ortes und Schwierigkeit, die Truppen nach Willen in der Hand zu halten. Hieraus ließe sich höchstens folgern, daß man sich ein genaues Bild des Ortes machen, — den Entwurf zum Angriffe klar entwerfen, — die leitenden Offiziere von ihren Rollen klar unterrichten, — Jedem bestimmte Weisungen, nicht weitschweifige geben, — den Posten, der von ihnen zu nehmen oder zu halten seyn wird, genau anweisen, — die Truppen endlich an Ordnung gewöhnt haben und wissen müsse, wie weit man überhaupt den Angriff führen wolle. Ob jener Ursachen willen aber Nachtangriffe verwerfen, heißt, das Schwert aus der Hand legen, weil es nicht geschärft ist. — Männer, die den Sieg verstanden, schlugen Nachtangriffe in vielen Fällen vor; Folard z. B. ausdrücklich, sobald man der Schwächere und in der Lage ist, durch etwas Außergewöhnliches das Verhältniß ausgleichen zu müssen.

16.

Baile sagt: „Selig sind die Friedfertigen in Ansehung der andern Welt, aber in dieser sind sie übel daran. Sie wollen der Hammer seyn, und dieses macht, daß sie bald links bald rechts der Ambos sind.“

Dieser Satz verdiente als Motto über jedem Neutralitätsvertrage zu stehen. Die Neutralität beabsichtigt entweder nicht zu verlieren, oder zu gewinnen. Will sie das letztere, so ist sie nur eine andere Waffe, und mag sich gefallen lassen, wenn sie durch Waffen besiegt wird; will sie das erstere, so ist sie für

dem vier Flüsse strömen (die vier Evangelien). *Didron, ic.* p. 68. 327. 333. *Bosio, Roma sott.* 63.

Das Lamm hat einen Kelch vor sich, *Twining, pl.* 10. Auf neuern Bildern fliesst oft aus einer Brustwunde des Lammes Blut in den Kelch.

Das Lamm und ein Löwe halten einen Altar. *Twining, pl.* 12. Der Löwe ist ein Sinnbild des Heilandes, wie das Lamm, und bedeutet die Allmacht, wie jenes die göttliche Liebe; doch kommt in einer Hymne des Prudentius bei Fortlage, christl. Gesänge 34., das Lamm auch als Ueberwinder des reissenden Löwen (der Welt) vor.

In einem Lorbeerkranze steht das Lamm (als ein Zeichen des Sieges). *Twining, pl.* 9.

Auf den ältesten christlichen Grabdenkmalen der Katakomben steht öfters das Lamm Gottes unter zwölf andern Lämmern (den Aposteln). *Aringhi* I. 307. *Twining, pl.* 53. Auch einmal nur unter sechs Lämmern, *Bosio* 63. Der Hirt unter den zwölf Lämmern, *Didron, ic.* 335. *Twining, pl.* 53. Die zwölf Lämmer allein mit verschiedenen Symbolen, *Aringhi* I. 277.

Weil nach Joh. 1, 29. 36. Johannes der Täufer auf Jesum hinwies: „Siehe, das ist das Lamm Gottes!“ wird er sehr oft mit dem Lamme zugleich abgebildet. Das Lamm muss dann immer durch Nimbus oder Kreuz und Fahne als das göttliche erkennbar seyn. Die neueren Bilder, auf denen das Kind Johannes nur mit einem gewöhnlichen Lamme spielt, lassen die Bedeutung des letzteren in Zweifel. Noch weniger sind die modernen Nebeneinanderstellungen des Christkindes mit einem Lamme, mit dem es spielt oder auf dem es reitet, zu rechtfertigen. In der alten Kirchenmalerei wurde das Lamm nie neben Christus gestellt, sondern man findet entweder das Lamm oder den Gottmenschen allein. Zu der modernen Spielerei gehören auch viele Herrnhuterlieder, in denen die Liebe zum Lamm allzu kindisch wird.

Als Spielerei darf auch eine alte Sculptur des 4ten Jahrhunderts angesehen werden, in welcher Scenen aus dem alten

Testament durch lauter Lämmer gespielt werden. Moses als Lamm öffnet den Felsen, empfängt das Gesetz etc.; Christus als Lamm wird von Johannes, der auch ein Lamm ist, getauft etc. *Didron, ic.* 337. Sinniger ist, was die heilige Hildegard auf die scholastische Frage: von welchem Thier die Felle waren, die Gott den ersten Menschen als Kleider gab? antwortete. „Vom Lamm," erwiederte sie, „das sich zuerst opferte." *Nieremberg, hist. nat.* 66.

Alle Gerechtfertigten und Seligen werden als Lämmer oder Schafe bezeichnet und ausdrücklich von den Böcken, als den Bösen und Verdammten, unterschieden. Matth. 25, 32. Auch herrschte der Glaube, der Teufel könne die Gestalten aller Thiere annehmen, nur nicht die des Lammes. *Majoli, dier. canic.* 1691. p. 406. — Deshalb schreibt die Legende auch den natürlichen Lämmern eine gewisse Pietät zu. Das Bisthum Lavant wurde da gegründet, wo Schafe im Walde ein Muttergottesbild gefunden und andächtig umkniet hatten. Staffler, Tirol II. 461. Der heilige Franciscus hatte ein Lamm um sich, das immer vor der Hostie niederfiel. Der heilige Sentius bewirkte, dass der Wolf das Lamm, das er schon im Rachen hatte, friedlich zu ihm brachte. *Acta SS.* 25. Mai.

Ein Lamm ist Attribut der heiligen Hirtin Genoveva. Ein Lamm auch der heiligen Agnes (s. diesen Artikel).

Das Lamm bildet einen sinnbildlichen Gegensatz zum Schwein. Während es gewürdigt wurde, Sinnbild Gottes selbst zu werden, ist das Schwein dasjenige Thier, in welches der Teufel am liebsten fährt. Dem entspricht auch der alte Volksglaube, der noch jetzt überall herrscht, dass es etwas Gutes bedeute, wenn man Schafen begegne, etwas Böses aber, wenn Schweinen.

Lampe,

Sinnbild der Wachsamkeit. Die fünf klugen Jungfrauen warten auf den Herrn, bleiben wach, halten ihre Lampen

mit Oel gefüllt und brennend, daher sie der Herr bei seiner Ankunft um Mitternacht zu sich nimmt und hinter ihnen die Thüre schliesst, die nun die fünf andern, thörichten Jungfrauen im Finstern nicht mehr öffnen können, weil sie das Oel verschüttet und das Licht haben ausgehen lassen. — Mit Bezug hierauf brennt in jeder katholischen Kirche, in welcher das *Sanctissimum* im Tabernakel aufbewahrt ist, eine „ewige Lampe", die auch an das ewige, von Jungfrauen gehütete Feuer der Vesta im alten Rom erinnert. Die Jungfräulichkeit steht auch in den Legenden in genauer Beziehung zum unzerstörlichen Licht. Vergebens blies der Teufel mit vollen Backen, um die Lampe der heiligen Genoveva von Paris auszulöschen, ihre Jungfräulichkeit schützte das Licht. Dasselbe wird von St. Gudula ausgesagt. Auch die Lampe am Grabe des Apostels Thomas brannte im heftigsten Winde und auch ohne Oel. Paullini, Luststunden S. 329. Dasselbe gilt von Lampen des St. Tozzo, des St. Adelelmus, *Acta SS.* II. 55. 1058; von einer Lampe zu St. Michael de camissa bei Grenoble. *Gervas. Tilber.* III. 9. Eine ewige Lampe über dem h. Gregor brannte ohne Oel im Wasser. Binterim, Denkw. IV. 1. 121. Vgl. das Leben des h. Constantinus zum 23. September, dessen Lampe auch mit Wasser, statt mit Oel brannte.

Derselben Symbolik gehört der Sonnenstrahl an, der unverrückt und unverletzt durch Glas bricht, als Sinnbild der unbefleckten Empfängniss.

Lanze.

Die Lanze, womit Christus am Kreuz in die Seite gestochen wurde, war als Reliquie besonders dem kriegerischen Volke der Deutschen heilig, zu dessen Reichskleinodien sie gehörte. *Otto Fris. chron.* VI. 18. Obgleich von einem Feinde Christi geführt, diente diese Lanze doch dem grossen Erlösungswerke, und indem sie den heiligen Leib aufbrach, öffnete sie der Welt die Fülle der Gnade. Daher sie in einer altlateinischen Hymne angerufen wird: *Dulcis hasta.*

Zabuesnig I. 48. Der die Lanze führte, war nach der Legende St. Longinus, ein römischer Centurio, der sich am Kreuze Christi bekehrte und als Martyrer enthauptet wurde, 15. März. Man hat den Namen von der langen Lanze selbst entlehnt. Vgl. Hofmann, Apokr. 380.

Die Lanze ist Attribut vieler Heiligen, weil sie mit einer solchen durchbohrt wurden. So die Apostel Matthäus, Matthias und Thomas, St. Aurea, Canut, Coronatus, Demetrius, Donatian, Emmeran, Eulogius, Euphemia, Gengulph, Lambert, Johannes de Goto.

Christus mit drei Lanzen in der Hand, eine sehr eigenthümliche Vorstellung auf einem Bilde des Fiesole (Kugler, Berliner Museum S. 21.), bezieht sich auf die Legende, nach welcher Christus einmal die Erde wegen der drei Hauptlaster: Hoffahrt, Wollust und Geiz, mit jenen Speeren vertilgen wollte, aber durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau zur Schonung bewogen wurde, indem sie ihm den heiligen Dominicus und den heiligen Franciscus als Helden darstellte, die fähig seyen, die Erde von jenen Lastern zu befreien.

In einer schönen Legende der Kaiserchronik wird erzählt, wie eine Schaar tapferer Jungfrauen im Kampf gegen die Heiden in Spanien den Tod des grossen Roland gerächt haben, und wie dann alle ihre in den Boden gesteckten Lanzen in Blätter und Blüthen ausgeschlagen seyen. — Im Titurel und Parcifal spielt die ewig blühende Lanze des Amfortas eine grosse Rolle; doch ist dieses Symbol der Templeisen wohl nicht christlichen Ursprungs.

Eine räthselhafte Symbolik liegt in der Verbindung der Lanze mit der Trennung zweier Verlobten. S. Gallicanus, ein vornehmer Römer, sollte die Tochter Kaiser Constantins des Grossen heirathen dürfen, wenn er die Feinde, die schon drei grosse Siege gewonnen, zurückschlagen würde. Es gelang ihm mit Hülfe eines Engels, der ihm eine himmlische Lanze reichte. Nun widmete er sich aber zum Danke auch dem Himmel allein, holte seine kaiserliche Braut nicht ab, sondern schenkte allen seinen Sklaven die Freiheit, gab alle

seine Güter auf und diente den Kranken in einem Spital, bis er unter Kaiser Julian den Martyrertod erlitt. 26. Juni. Lat. Schauspiel von der Nonne Roswitha. Dem entspricht noch eine andere Legende. St. Poppo, in Flandern gebürtig und Ritter, zog mit in's heilige Land, wollte dann, heimgekehrt, heirathen, sah aber in der Hochzeitnacht eine himmlische Erscheinung, die ihn davon abbrachte, und wurde Mönch und Abt zu Stablo, im 11. Jahrhundert. 25. Jan. Einst im Felde glänzte seine Lanze wie ein Licht und diente ihm statt der Fackel. *Acta SS.* II. 640.

Laster.

Nach altem kirchlichen Herkommen wird das unermessliche Heer der Laster auf sieben Hauptlaster reduzirt, die den sieben Haupttugenden und Gaben des heiligen Geistes gegenüberstehen. Sie sind: *ira, superbia, gula, invidia, venus, avaritia, pigritia.* Doch kommen auch Abweichungen in der Reihenfolge und in den Namen vor. In einem altdeutschen Gedicht bei Graff, Diutiska I. 292 f. heissen sie: vrasheit, unkusche, gritekeit, zorn, nit, tracheit, hoffart. Giotto malte sieben Tugenden und sieben Laster; die erstern: Hoffnung, Liebe, Glaube, Gerechtigkeit, Mässigkeit, Festigkeit, Klugheit — die letztern: Verzweiflung, Neid, Unglaube, Ungerechtigkeit, Zorn, Unbeständigkeit, Dummheit. Vgl. Kunstblatt 1837. Nr. 63. 92. Auf dem Regensburger Teppich sind es: Demuth, Freigebigkeit, Keuschheit, Geduld, Mässigkeit, Festigkeit, Liebe — Hoffahrt, Geiz, Wollust, Zorn, Gefrässigkeit, Unstetigkeit, Hass. Das. 1846. S. 166. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 326 f.

Auf diesem berühmten Teppich haben die Laster Thiergestalten unter sich, deren Charakter ihrem Wesen entspricht und auf denen sie reiten. Der Stolz sitzt auf einem Rosse, der Zorn auf einem Eber, die Unkeuschheit auf einem Bären, die Unstetigkeit auf dem Esel, die Gefrässigkeit auf dem Fuchs, der Geiz auf dem Wolf, der Hass auf dem Drachen.

Doch kommen anderwärts auch andere Thiere vor und die Laster selbst erscheinen als Thiere, der Fuchs z. B. nicht als Sinnbild der Gefrässigkeit, sondern der Arglist, der Tiger als Sinnbild der Grausamkeit, der Affe als Sinnbild der Schamlosigkeit etc. In einer Kirche zu Mexiko sind es: Kröte, Schlange, Bock, Tiger, Schildkröte, Pfau und Schwein. Ausland 1838. S. 95.

Vasari malte in der Kuppel des Domes von Florenz die sieben Laster von den verschiedenen Engelchören besiegt; der Neid wird als Schlange, der Zorn als Bär, die Faulheit als Kameel, die Völlerei als Cerberus, der Geiz als Kröte, die Wollust als üppiges Weib, die Hoffahrt als Lucifer dargestellt. Jordaens gab ihnen in einem Bilde (Katalog der Gal. von Salzdahlum S. 7) die Gestalt heidnischer Gottheiten, so dass Mars den Zorn, Venus die Wollust, Juno den Stolz, Bacchus die Völlerei, Silen die Faulheit, Ceres den Geiz (?) und eine Furie den Neid vertrat. Der Duc de Conte besang die sieben Laster als schöne, aber frivole Frauen. In einem komischen Gedicht des Schotten Dunbar, der im 15ten Jahrhundert schrieb, tanzen sie vor dem Teufel ein Ballet. Bouterwek, VII. 99. Oefter erscheinen sie als viele Köpfe eines Ungeheuers, oder auch als Früchte, die auf einem Baum (dem Baum der Erkenntniss) wachsen.

Da die Laster den Weg zur Hölle führen, sind sie nicht nur als sieben Heerstrassen zur Hölle in Clarus, span. Literatur II. 233., aufgefasst, oder stürzen nach der Handschrift des Johannes Climacus im Vatican (Bunsen, Beschreibung von Rom II. 2. 355.) von der Himmelsleiter herab, oder ziehen als sieben abscheuliche Thiere die Welt oder Menschheit in Gestalt eines Heuwagens, auf den sich die Sünder drängen und von dem sie herabfallen und zermalmt werden (Bild von Bosch), sondern auf Bildern des Weltgerichts werden häufig auch die Verdammten in sieben Gruppen geschieden, nach den Lastern, welche sie in die Hölle geführt haben. Auch Michel Angelo hat sie in seinem Weltgericht angebracht.

Die Laster werden auf Bildern der Verdammniss, aber auch anderwärts durch ihre Folgen und durch die Physiognomie charakterisirt, die sie dem Menschen aufprägen. So der Schlemmer durch den dicken Bauch, der Neidische durch Verzerrung des Mundes und der Augen etc. Hier ist überall Grundgedanke, dass durch Laster die ursprünglich engelmässige Schönheit des Menschen, das Ebenbild Gottes, entstellt und geschändet wird. Es gibt jedoch auch eine gleissende Schönheit des Lasters, die in Versuchungsbildern hervortritt, immer aber etwas Unheimliches hat und dem äusserlich schönen, innerlich aber verbrannten Sodomsapfel gleicht.

Uebrigens verhalten sich die Laster zum Teufel nur wie Theile und Glieder zum Ganzen. Daher in so vielen Teufelsfrazzen, wie sie in der Kirchenmalerei vorkommen, das Bestreben der Maler erkennbar wird, den Ausdruck und das Sinnbildliche vieler Laster in einer monströsen Gestalt zu vereinigen. Zuweilen werden die sieben Köpfe des apokalyptischen Drachen als die sieben Laster unterschieden.

Die Laster stehen in einer vorherrschenden Beziehung zum Schlangensymbol. Sie sind Drachen, Drachenköpfe oder werden durch die lauernde, listige Schlange, wenigstens durch Schlangenhaar angedeutet. Nicht sowohl die hässliche, nur peinigende und das Laster strafende Furie, als vielmehr die süsslächelnde, feinzüngelnde, wunderschöne Medusa mit den in ihrem üppigen Haar ringelnden Schlangen stellt uns das Laster, die Sünde in ihrer verführerischen und zugleich hässlichen Eigenschaft dar.

Correggio malte die Laster als nackte Frauen mit Schlangenhaaren, von denen die Menschen verführt und gefesselt werden, und auf einem andern Bilde als Ungeheuer, die von den Tugenden unter den Fuss getreten werden. Waagen, England I. 463. Mantegna malte die Laster als Satyrn, Kentauren, Affen, die von den Tugenden unter der Gestalt antiker Götter, der Minerva (Weisheit), Diana (Keuschheit) etc. vertrieben werden. Das Bild befindet sich in Paris.

Laster und Tugenden werden öfter durch die fünf thörichten und klugen Jungfrauen symbolisirt. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 143 f. Sie erscheinen aber auch als Amazonen im Kampfe miteinander, z. B. in der Handschrift des Herrad von Landsberg zu Strassburg. Desgleichen im Fürstensaal zu Regensburg. Kunstbl. 1846. S. 166. In dem Gedicht *Anticlaudianus* von Alanus ab insulis. So reihen sich auch in dem altfranzösischen Gedicht des Huon de Meri vom Antichrist (vgl. Blankenburg, Zusätze I. 10.) die Laster als Amazonen unter die Fahnen des Antichrist, wobei jedem Laster sein besonderes charakteristisches Attribut zukommt. Ein ähnliches altfranzösisches Gedicht von Ruteboeuf, s. *histoire lit. de la France* XX. 753. Mantegna malte die Laster siegend auf einem Bilde in England, und besiegt auf einem andern im Louvre. Waagen, Kunst in England I. 127. Auf Handzeichnungen des Michel Angelo zielen die Laster nach einer Scheibe. Passavant, England S. 236.

Retzsch lässt auf einem Bilde den Teufel mit dem Menschen um des letzteren Seele Schach spielen. Unter den Schachfiguren des Teufels ist Satan selbst der König, Wollust die Königin; Faulheit, Zorn, Stolz, Falschheit, Geiz, Unglaube sind die Offiziere, Zweifel die Bauern. Unter den Schachfiguren des Menschen ist die Seele der König, Religion die Königin, sind Hoffnung, Glaube, Friede, Demuth, Unschuld, Liebe die Offiziere und Gebete die Bauern. Vgl. Kunstblatt 1828. Nr. 16.

Lazarus,

Bruder der Martha und Maria, Besitzer des reichen Hauses zu Bethania, wo der Heiland mit seinen Jüngern öfters gastfrei aufgenommen wurde, fiel einst in eine tödtliche Krankheit, als der Heiland jenseits des Jordan in der Nähe sich aufhielt, in der Gegend, wo Johannes vormals getauft hatte. Er war dahin vor den Juden, die ihm nachstellten, geflüchtet. Die Schwestern schickten zu ihm und liessen ihm

sagen, dass ihr Bruder so krank geworden sey. Er erwiederte, die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, und blieb zwei Tage, wo er war. Dann erst sagte er zu den Jüngern: „Lazarus, unser Freund, schläft, ich gehe, dass ich ihn wecke.“ Die Jünger verstanden es vom gewöhnlichen Schlafe und sagten: wenn Lazarus schlafe, werde er wohl von selbst gesund werden, und Jesus brauche sich nicht in Gefahr zu setzen, dass er wieder unter die Juden gehe, die ihn eben erst hart bedroht hatten. Jesus aber sagte: „Lazarus ist todt. Das ist geschehen, damit ihr glauben sollt. Lasst uns zu ihm ziehen!“ Der ungläubige Thomas meinte, es werde ihr Verderben seyn, doch sollten sie den Meister nicht verlassen und mit ihm sterben. — Als Jesus nach Bethanien kam, war Lazarus todt und roch schon; die Verwandten waren im Trauerhause versammelt und Martha sagte ihm mit der Miene des Vorwurfs: „Herr, wärest du da gewesen (auf unsre erste Nachricht gekommen), mein Bruder wäre nicht gestorben.“ Doch fügte sie innig hinzu: „Ich weiss auch noch, dass, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.“ Jesus antwortete: „Er soll auferstehen.“ Martha zweifelte noch einmal, und sagte: „Ja, am jüngsten Tage.“ Jesus aber sprach: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Auch Maria kam und sank ihm weinend zu Füssen: „Ach, Herr, wärest du dagewesen, so wäre unser Bruder nicht gestorben.“ Da ergrimmte der Herr und betrübte sich. Den Ewigen wandelte eine menschliche Rührung an. Er ging mit den Andern hinaus zum Grabe, betete und rief: „Lazare, komm heraus!“ Da erhub sich der Todte in seinen Grabtüchern und trat hervor. Und Alle, die es sahen, glaubten an Jesum. Andere aber gingen hin und sagten es den Pharisäern, und Kaiphas und die Priester, durch das grosse Wunder erschreckt, sannen, Jesum zu verderben. Daher verbarg sich der Heiland bis zu Ostern, da seine Zeit gekommen war. Ev. Joh. 11.

Fünf Momente sind in dieser Erzählung von besonders

tiefer Bedeutung: 1) der Irrthum und Heldensinn des Apostels Thomas, 2) das echt weibliche Benehmen Martha's, 3) der tiefe Liebesschmerz Maria's, 4) die Rührung des Heilandes, 5) das Gebet vor der Auferweckung. Mit Recht hat schon Herder IX. 133. 138. darauf aufmerksam gemacht, wie hier Alles auf das christliche Begräbniss überhaupt anwendbar ist, und wie kein süssèrer Trost für Leidtragende zu schöpfen ist, als aus diesem schönen Kapitel des Evangeliums Johannis.

Der arme Lazarus bei Lucas 16, dessen Schwären die Hunde lecken, ist ein Bild des menschlichen Elends überhaupt, daher auch ihm zu Ehren alle Siechen im Mittelalter Lazarusbrüder und die Krankenhäuser noch heute Lazarethe heissen. Im Grunde genommen aber ist auch der andere Lazarus, der durch Christum aus dem Grabe wieder auferweckt wird, ein verwandtes Sinnbild. Das ganze Leben ist gewissermassen ein Sterben, die Welt ein Grab, woraus nur Christus erlöst. In diesem Sinne wird der arme Lazarus bei Lucas in Abrahams Schooss erhoben, weil er fromm gelebt, und sieht unter sich im ewigen Feuer den gottlosen Reichen; der andere Lazarus aber steht von den Todten wieder auf, um sich an des Heilands Seite zu setzen, die im christlichen Sinne dasselbe bedeutet, was im jüdischen Abrahams Schooss. Also knüpft sich an den gleichen Namen im Gleichniss von dem einen und in der Geschichte des andern derselbe Grundgedanke der Heilung, Genesung, Wiederbelebung. Der erste Lazarus ist Patron der Lazarethe, der zweite Patron der Gräber. Ausserordentlich oft findet er sich abgebildet auf den altchristlichen Gräbern der Katakomben in Rom, und zwar immer als eine kleine mumienhafte Figur, die der viel grössere Heiland berührt.

Leben.

Das gemeine menschliche Leben ist insofern eigentlich der Tod, als es stets dem Tode entgegensieht. Das wahre und ewige Leben ist erst in der Heiligkeit, und darum ist

hundert Fälle gegen einen eine irrige Rechnung. Man führt mit Recht das Betragen des Hiero von Syrakus im ersten punischen Kriege als ein Beispiel politischer Klugheit an. Er unterstützte die Karthagienenser, ließ sich von den Römern gerne schlagen, schloß Friede und stand mit beiden Parteien trefflich. Nur der Gewaffnete wird geachtet; nur wer das Spiel mitspielt, darf am Ende an der Ausgleichung Theil nehmen.

Aber was will der Gewaffnete mit Zurücklassung? Er will sein Gebiet vertheidigen. Wenn er so stark ist, dieses gegen eine der kriegführenden Mächte zu vertheidigen, so würde ihm der offenbare Beitritt auf die eine oder andere Seite gewiß größeren Nutzen geben. Oder will er das Wort nehmen, wenn die Streitenden erschöpft sind? Ihr Fehler, wenn sie sich nicht frühe gegen ihn sichern. Nie, sagt der Schwede Bennier, darf man dulden, daß ein neutraler Fürst bewaffnet bleibe, denn man ist seiner nicht versichert; jeden Tag kann er sich auf des Feindes Seite schlagen; in seinem Lande muß man ihn heimsuchen und hier die Erklärung abfragen. Diese Regel ist allerdings praktisch; aber was enthält sie in Betreff der unbewaffneten Neutralität, da sie ganz und gar keine Furcht einflößt? Wehe aber den Staaten, welche nur durch Gnade der übrigen bestehen. Eigennutz verbindet, und nur Eigennutz, die Staaten; sie schwören sich Freundschaft, mit dem Vorbehalte, sich zu hassen, sobald es ihnen gelegen seyn wird.

Daß der Neutrale leide, ist billig. Hält er die Neutralität schon einmal für nothwendig, so kann er diese Nothwendigkeit, um leichter Gründe willen, nicht aufgeben; was sind aber Verheerungen, überhaupt feindliche Behandlung des Bodens? diese Stöße müssen arg seyn, bis er deshalb bricht. Wir sehen, wie geduldig die Venetianer in dem Erbfolgekrieg waren, da Eugen ihren Boden betrat; er schien ihnen keine Ressurce in dem von ihm besetzten Theile ihrer Länder zu lassen, als das, glimpfliche Namen zu erfinden, womit sie die erlittene Schmach sich und der Welt zu verbergen meinten. Die Franzosen folgten Eugens Beispiel; sie ließen die Venetianer fühlen, daß man den nicht achtet, den man nicht fürchtet.

Aber nicht nur, daß Neutrale ihre Länder nicht sichern, die im Kriegsbereiche der Streitenden liegen; sie machen sich Feinde, ohne sich einen Freund zu machen. Zuletzt geschieht es gewöhnlich,

Christus „der Weg, die Wahrheit und das Leben“, Joh. 14, 6., und Fürst des Lebens, Apostelg. 3, 15. — Diesem wahren Leben gegenüber ist das irdische nur ein vergänglicher Rauch, die Existenz eines Graslebens, das bald welkt, ein Kerker, ein Jammerthal etc. Aber auch eine Schule, ein Tiegel der Läuterung, eine Goldprobe der Geduld und des Glaubens. Vgl. d. Art. Hiob. — Eine gute Charakteristik der Lebensalter in Thiergestalten zu Annaberg in Sachsen. Vgl. Waagen, Deutschland I. 30.

Legio fulminatrix.

Nach Dio Cassius 71. 9. war Kaiser Marcus Aurelius im Kriege mit den Quaden an der Donau einst in grosser Noth, vom Feinde eingeschlossen und bei grosser Dürre ohne Wasser. In seinem Heer aber war eine einzige Legion, die aus lauter Christen bestand. Diese sogenannte thebaische Legion betete, und alsbald bildete sich über ihren Häuptern eine schwere Regenwolke und goss erquickende Ströme über das ganze Heer aus. Als aber die Quaden angriffen und ein grosses Blutbad unter den heidnischen Römern anzurichten anfingen, fuhren aus der schwarzen Wolke Blitze und Hagel hervor und zerschmetterten die Feinde, die von der christlichen Legion verfolgt und vernichtet wurden. Die Legion erhielt davon den Ehrennamen der „blitzenden“. Die Legende fügt hinzu, die Legion habe später sollen zum Heidenthum abschwören, habe sich dessen geweigert und sey in Wallis bei Sitten in Masse zum Martyrertod verurtheilt worden, unter ihrem Anführer St. Mauritius. Vgl. *Murer, Helvetia sancta* p. 19. Gfrörer, Kirchengesch. I. 309. Rettberg I. 94 f. Mauritius wird als schwarzer Mohr, aber schön und in goldner Rüstung mit einer Fahne gemalt. In der schwarzen Farbe des Ritters liegt vielleicht eine uns nicht mehr erkennbare Symbolik. Sie contrastirt auffallend mit dem Feuer und Blitz.

St. Gereon, ein anderer Anführer der thebaischen Legion, soll später in Köln den Martyrertod erlitten haben, wird daher in dem berühmten Bilde von den heiligen drei Königen in Köln mit einer Fahne an der Spitze der thebaischen Legion der heiligen Ursula, die ihrerseits an der Spitze der 11000 Jungfrauen steht, gegenübergestellt. Vgl. Friedrich Schlegels Werke VI. 155. Er ist Patron von Köln. 1. Mai. 10. October. Die Gegenüberstellung der heiligen Ritter und heiligen Jungfrauen ist passend und entspricht dem ästhetischen Bedürfniss, die Heiligen und Seligen nach Stand und Geschlecht eben so in besondere Chöre einzutheilen, wie die Engel nach ihren Potenzen.

Leib.

Der menschliche Leib ist das Letzte und Edelste in der sichtbaren Schöpfung Gottes und soll nach dem zeitlichen Tode am jüngsten Tage für die ganze Ewigkeit wieder auferstehen. Diese beiden Grundgedanken beweisen, welch hoher Werth im Christenthum auf den Leib gelegt ist und wie irrig mithin die manichäische Ansicht war, die im Leiblichen das böse Princip erkannte. Nach Mani besteht der Sündenfall nur darin, dass die himmlische Seele nach dem leiblichen Daseyn gelüstet und im Leibe eingefangen wird, die Erlösung daher auch nur in der Befreiung von der Leiblichkeit durch eine freiwillige Jungfräulichkeit aller Menschen, die jede neue Zeugung unmöglich macht, also durch einen Selbstmord der ganzen Menschheit. Vgl. Baur, manich. Relig. 118. 181. Nach christlichem Begriff soll der Leib nicht als ein Fremdes, Teuflisches zerstört, sondern als das uns von Gott selbst angelegte eigenste Kleid nur heilig und rein gehalten, und wenn es durch Sünde verunreinigt worden, durch Busse wieder geläutert und verklärt werden. Die christliche Ascese ist daher auch nicht als Tödtung des Fleisches, sondern nur als Reinigung desselben durch Busse zu verstehen.

Die Verdammung alles Leiblichen veranlasste auch den

Zweifel an der menschlichen Natur Christi. Man half sich damit, dass man sagte, Gott habe zwar unmöglich in einen wirklichen irdischen Leib eingehen können, jedoch einen Scheinleib angenommen. Das war der Doketismus, die älteste Ketzerei im Christenthum. Vgl. Philo von Gfrörer II. 369. Natürlicherweise fällt damit auch das Leiden Christi und somit aller Ernst des Erlösungswerkes hinweg, und Christus spielt in seinem Scheinleibe nur eine Comedie.

Nur wo das Leibliche auf Kosten der Seele gepflegt wird, erscheint es verdammlich. Dieser Cultus der Leiblichkeit wird ausgedrückt durch die babylonische Hure, die mit dem Taumelkelch in voller Ueppigkeit auf dem Drachen reitet. Nur diese grobe Sinnlichkeit hat zu ihrem Ausgang Tod und Verwesung, und wird in diesem Betracht gerne das Leibliche als ein übertünchtes Grab aufgestellt, als eine lachende Maske, hinter der ein Geripp mit Würmern und Schlangen sich verbirgt.

Die Leiblichkeit, in der wir dereinst auferstehen werden, ist eine Entkleidung von jener groben Sinnlichkeit und doch immer noch leibliches Wesen und Gestalt, nach der Physiognomik unserer geistigen Eigenthümlichkeit. „Gesäet wird der natürliche Leib, aber auferstehen wird der geistige Leib.“ 1. Korinth. 15, 44. „Der irdische Leib ist ein schwerer Bussack, aber der Leib im Himmel ein edel königliches Kleid, lichter denn die Sonne, schneller denn der Augenblick, gefüger denn die Luft.“ David von Augsburg in Pfeiffers Mystikern I. 385.

Leichnam.

Des Herrn Leichnam in Bildern der Abnahme vom Kreuz und der Grablegung, ferner in den *pieta* genannten Kirchenbildern, in denen der Leichnam im Schoosse der Mutter ruht, oder auch im Schoosse Gott des Vaters, oder von Engeln betrauert wird, — erscheint am würdigsten, wenn er auch noch im Tode die Liebe ausdrückt, in der er sich in den

Tod gegeben, und wenn man das ewige Leben in diesem abgestorbenen Leibe ahnen muss. Tadelnswerth sind dagegen die allzu berechneten Bilder, die nur ein tiefes Studium der Anatomie verrathen sollen, und die im Tode nur das Widrige auffassen, die Bleifarbe, die Steifigkeit der Glieder etc. Welche schreckliche Leiden man auch dem Leichnam ansieht, so hat er doch siegreich die Leiden überwunden.

Eine Leiche, halbverwest und von Schlangen durchkrochen, kommt als Sinnbild des Todes oft auf ältern deutschen Grabdenkmalen vor. Waagen, Kunst in Deutschland I. 261. Am berühmtesten ist das Grabdenkmal des Landgrafen Wilhelm von Hessen in Marburg, das ihn oben im Harnisch daliegend, unten als von Schlangen zerfressene Leiche zeigt. Fiorillo I. 439. Eben so das Grab eines Herrn von Wöllwarth in Lorch. Auf dem berühmten „Triumph des Todes“ von Orcagna finden drei lebende Könige auf der Jagd drei Königsleichen. Vasari, von Schorn I. 298.

Die sogenannten Magdalenetten oder Reuerinnen (gefallene Mädchen, die sich bekehrten) wurden geschoren und mussten sich als lebendige Leichen hinlegen, eine Todtenmesse über sich lesen und die Todtenglocke läuten lassen. Helyot III. 451. — Die Nonnen eines Klosters am Nil sahen die gegenüberwohnenden Mönche immer nur als Leichen. Aphthonius, der heilige Abt des Klosters, liess, wenn man ihm von jenseits das Zeichen gab, die gestorbenen Nonnen in einem Kahn mit Palmzweigen abholen und diesseits begraben. Leben der Altväter 1725.

Die Leichen der Heiligen werden gewöhnlich erkannt an einem wunderbaren Wohlgeruch, oder es fliesst ein heilendes Oel von ihnen, oder Milch statt des Blutes, oder sie leuchten. Sie schwimmen stromaufwärts, sie können durch keine Gewalt von der Stelle bewegt werden. Sie werden in der Verborgenheit entdeckt durch wunderbare Beleuchtung, durch Anbetung der Thiere etc. Ihre Heiligkeit wird erkannt durch Genesung von Kranken bei ihrer Berührung oder blos in ihrer Nähe. Daher werden die Wunder der Heiligen in

den *Actis SS.* eingetheilt in solche, die sie im Leben, und in solche, die sie nach dem Tode als Leichen oder Reliquien verrichtet haben.

Zuweilen wurde eine Leiche, um Zeugniss abzulegen, die Unschuld zu retten, den Schuldigen zu bezeichnen, durch einen Heiligen im Grabe wieder aufgeweckt. So vom heiligen Macarius, Fridolin, Stanislaus.

Euchadius (Eochad) irischer König und Heide, wurde durch seine fromme und schon christliche Tochter Cinna auf den heiligen Patrik aufmerksam gemacht und sehnte sich sehr nach ihm auf seinem Todtenbette. Ehe aber der Heilige kam, war der König schon todt. Da weckte ihn der Heilige auf, taufte ihn, gab ihm die letzte Oelung und liess ihn wieder einschlafen.

St. Gregorius erhielt den Namen Thaumaturga wegen seiner grossen Wunderthaten. Ein boshafter Jude wollte ihn foppen, stellte sich todt und liess sich zu ihm hintragen, um zum Leben wieder aufgeweckt zu werden. Der Heilige aber warf seinen Mantel über ihn und der Jude war nun wirklich todt und erwachte nicht mehr. — Auch Johannes Capistranus wurde einmal, als er auf seiner Missionsreise predigte, durch einen hussitischen Studenten geneckt, der sich todt stellte und sich von seinen Kameraden zu ihm hintragen liess, damit er, weil er doch ein Wundermann sey, ihn von den Todten erwecke. Aber der Heilige sprach: „Er bleibe bei den Todten, ewig!“ Nun lachten die Hussiten und meinten, ihr Kamerad werde aufstehen und mitlachen, aber er war todt. P. Abraham, Judas IV. 142.

Um den Sterbenden streiten sich ein Engel und ein Teufel, der erstere zu Häupten, der andere zu Füssen des Sterbelagers. Die vollendete Leiche aber wird von Engeln oder von Teufeln übernommen.

Eine schauerliche Begebenheit erzählt *Cornerus, chron. ann.* 1045. Eine Zauberin lag im Tode. Da bat sie ihren Sohn und ihre Tochter, welche sie hatte Mönch und Nonne werden lassen, bei ihrem Leichnam zu wachen und denselben

gegen die bösen Dämonen zu schützen. Zugleich befahl sie, ihren Leichnam fest anzuketten. Zwei Nächte lang schützte sie der frommen Kinder Gebet gegen die anstürmenden Teufel, aber in der dritten Nacht wurde der Leichnam auf einem schwarzen Pferde entführt.

Leiden.

Gottes Sohn litt, um die Menschen zu erlösen. Die Martyrer litten, um ihren Glauben mit Blut zu besiegeln. Freiwillig übernommenes Leiden öffnet das Paradies, wie verbotene Lust es verschloss. Unfreiwilliges Leiden dient zur Prüfung, wie das des Hiob, und ist die letzte Strafe der Verdammten. Wie das Leiden somit auf der unfreiwilligen Seite den tiefsten Abgrund erreicht, so auf der andern die heiligste Höhe, auf der es ganz mit dem Begriffe der Liebe verschmilzt, nach dem schönen Liede:

Ob lieben leiden sey,
Ob leiden lieben sey,
Weiss ich zu sagen nicht etc.

Daher eine eigenthümliche Gabe mancher Frommen, in Leiden Lust zu finden. Am berühmtesten in dieser Beziehung war Lidwina von Schiedam in Holland. Dieselbe lebte im 15ten Jahrhundert, ein krankes, verkrüppeltes Mädchen, das beständig im Bette und angeblich 19 Jahre lang ohne Speise und Trank zubrachte, contract, bewegungslos, von Würmern zerfressen, innerlich verfault, in beständiger Fieberhitze, mit nie endendem Kopfweh, Zahnweh, schlaflos etc., schwamm dennoch in beständiger Seligkeit und erheiterte durch ihren Frohsinn die trauernde Umgebung. Denn die Mutter Gottes erbarmte sich ihrer und hielt häufigen Umgang mit ihr, führte sie in langen Visionen in die himmlischen Freuden ein, oder sandte ihr wenigstens Engel zur Unterhaltung mit Geschenken. Als eine grosse Pest ausbrechen sollte, flehte sie Gott, alle Qualen derselben auf sie allein zu häufen, und siehe, sie wurde bedeckt mit unge-

heuren Pestbeulen, während das Land verschont blieb. Einst sah sie im Himmel eine noch unvollendete Krone. Es war die ihrige, und sie war unvollendet, weil ihr noch einige Verdienste fehlten. Nach 28jährigem Leiden kam einmal die Madonna und legte ihr ihren süssduftenden Schleier um das müde Haupt, worauf sie nur noch sechs Stunden lebte. Als sie starb, erschien Christus selbst, als Priester angethan, um ihr die letzten Weihen zu geben, mit unzähligen Heiligen und Seligen. Sobald sie todt war, strahlte ihr sonst so kranker Leib in Fülle der Gesundheit und Schönheit. *Acta SS.* 14. April. Silbert, Legenden I. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 576. — Die selige Passidea, Nonne von Siena, quälte sich von Jugend auf, fastete, geisselte sich, wälzte sich in Dornen und Nesseln, im Winter in Schnee und Eis etc. Johanna von Carniola vertiefte sich so sehr in das Leiden der Heiligen, dass sie an jedem Tage die Marter des Heiligen, dem der Tag geweiht war, mitempfand.

Inzwischen lastet das Leiden mit zu grosser Schwere auf der Menschheit, als dass man damit spielen könnte. Daher auch die kirchliche Kunst den heiligen Gegenstand um so wahrer auffasst, je mehr sie in Christo, wenn er auf dem Oelberg kniet und am Kreuz hängt, so wie auch in der schmerzenreichen Mutter das Leiden in seiner ganzen Bitterkeit ausdrückt.

Leiter.

Die Himmelsleiter, auf der die Engel vom Himmel zur Erde niedersteigen, im Traum des Jakob, ist auf Bildern der Patriarchenreihe dessen Attribut (*Didron, ann.* I. 214) und kehrt auch in Legenden wieder. Namentlich sah sie St. Romualdus über seinem Kloster. Auch erschien sie über dem Kloster Kaltenbrunn, wo sich ein wunderthätiges Marienbild befindet. Gumppenberg, marian. Atlas II. 308.

Eine Leiter zum Himmel, auf der die Seligen hinaufsteigen, die Sünder aber hinabfallen, findet sich in der Handschrift des Herrad von Landsberg in Strassburg.

Die Leiter ist Attribut der Margaretha von Cortona; die Staffeln bedeuten ihre Tugenden. So hiess Johannes Climacus, weil er eine „Himmelsleiter“ geschrieben hatte. Als Sinnbild für die Wesenreihe (Stufenleiter aller geschaffenen Wesen) brauchte die Leiter Raimund von Sabunde. Vgl. Galle, Stimmen aus d. Mittelalter S. 8.

Die Leiter gehört zu den Passionswerkzeugen, weil die Schergen bei der Kreuzigung des Heilandes mittelst einer Leiter auf das Kreuz steigen mussten.

Die Leiter ist Attribut des heiligen Emmeran und der heiligen Perpetua, weil dieselben an eine gebunden waren, als sie den Martyrertod litten.

Eine Madonna von der Leiter wird zu Verona verehrt, weil sie hier einen Scaliger (Herrn von Verona aus dem Geschlecht, das die Leiter in Namen und Wappen trug) von einer Krankheit heilte. Gumppenberg II. 322.

Die Engelsleiter steht in inniger Beziehung zu der Stufenleiter der Planeten, auf welcher nach heidnischer Lehre die Seelen vor der Geburt aus dem Aether zur Erde nieder- und nach dem Tode wieder hinaufsteigen. *Porphyrius de abstin.* 14, 16. Celsus bei Origenes 6, 22. Vgl. v. Bohlen, Genesis 283. Allein wäre das Bild auch aus der Planeten- und Aeonenlehre entlehnt, so hat es doch eine specifisch christliche Bedeutung erlangt.

Lerche.

Sie lobsingt Gott in der Höhe, ohne dass man sie sieht. Niedrig ist ihr Nest, aber hoch ist ihr Flug. Sie singt nie, ausser wenn sie sich zum Himmel erhebt. Sie ist also das Sinnbild eines demüthigen Priesterthums. Ihr lateinischer Name *alauda* wurde von Schwenkfeld *lauda deum* (lobe Gott) gedeutet. Nach der Legende sollen sich, als der heilige Franciscus von Assisi starb, alle Lerchen der Umgegend auf das Dach seiner Hütte gesetzt und ihm gesungen haben, obgleich es schon Nacht war. Die heilige Coleta von Gent

war stets von einem Lamm und von einer Lerche begleitet; ihr Kalendertag zeigt zugleich die Lerchenzeit an, 6. März.

Leuchter.

Der siebenarmige Leuchter im jüdischen Tempel, den Titus entführte und in seinen Triumphbogen aufnehmen liess, ist ein Sinnbild der sieben Geister oder Urkräfte Gottes. Mag dieses Sinnbild auch aus dem Heidenthum entlehnt seyn und sich vorerst auf die sieben Himmelslichter der Planeten bezogen haben, so hatte der Leuchter doch schon bei den Juden eine andere, rein geistige Bedeutung. Vgl. Bähr, Symbolik d. mosaischen Cultus I. 412 f. Schon der Prophet Zacharia 4, 2. 10. fasst den siebenarmigen Leuchter sinnbildlich auf und nennt ihn die sieben Augen Gottes. In der Offenb. Joh. 1, 12. wird er auf die sieben ersten christlichen Gemeinden bezogen. Sieben Lampen nebeneinander auf christlichen Grabdenkmalen bedeuten wohl dasselbe, was der siebenarmige Leuchter, und weisen auf die Auferstehung zum jüngsten Gericht hin, welches in jener Offenbarung Johannis verkündet wird. Der siebenarmige Leuchter ist gewöhnliches Attribut des Zacharias in der Reihe der Propheten.

Der grosse Kronleuchter zu Comburg am Kocher ist ein vergoldeter Reif mit zwölf Laternen, auf denen die zwölf Apostel abgebildet sind, als die ersten Lichter der christlichen Kirche. — Zwei Leuchter stehen auf beiden Armen des Kreuzes auf einem altchristlichen Katakombenbild (*Aringhi* I. 381), was sich vielleicht auf das Entzünden des neuen Lichtes im Geisterreich bezieht, nachdem bei der Kreuzigung der Sonne und des Monds physisches Licht verdunkelte.

Die grossen Leuchter oder Kerzenträger vor den Altären heissen Candelaber, ein ganzes Gerüste mit Lichtern heisst ein Katafalk und kommt besonders im Todtencultus vor. Die Zahl der Leuchter richtet sich nach dem Bedürfniss, nach der Grösse der Kirche, nach der höhern Feier.

In den Leuchterornamenten werden theils allgemeine christliche, theils specielle Lichtsymbole angebracht, um ihre Bestimmung zum christlichen Cultus zu bezeichnen. Vor dem Altar stehend dürfen sie das Sakrament des Altars andeuten durch Aehren und Weinranken mit Trauben. In der Charwoche dürfen sie Symbole der Passion tragen. Wann der Sieg über die Hölle gefeiert wird, dürfen sie als dämonische Karyatiden karikirt werden, die das siegreiche Licht tragen müssen. Bei der Feier jungfräulicher Heiligkeit dürfen sie als Blumen aufgefasst werden, aus denen das Licht hervorbricht.

Leviathan.

Sofern die Juden und Muhamedaner die Erde mit Riesen und Dämonen bevölkert hatten, dachten sie sich auch die Sündfluth als die Vernichtung und fortan den Ozean als das Grab oder den Kerker derselben. Daher die phantastische Vorstellung einer submarinen Hölle. Vgl. Herder zur Theologie I. 199. VII. 220. 248. Schon Hiob kennt diese Vorstellung. Nicht weniger Jesaias 27, 1, bei dem es heisst: Gottes Schwert habe den Leviathan und die Drachen im Meere geschlagen. Noch bestimmter heisst es in einer arabischen Fabel (bei *Bochart. Hierozoicon* II. 856.), Leviathan sey ein tausendäugiger Ochs, stehend auf einem Fisch, und tragend einen Stein, auf dem ein Engel stehe, der die Erde trage. Auch hier liegt der Begriff zu Grunde, dass Leviathan tief unten hause.

Ferner fabeln die Juden, Gott habe den Leviathan verschnitten, damit er nicht mehr zeuge, und sein Weibchen geschlachtet und eingesalzen für die Seligen im Himmel, weil dieses riesenhafte Dämonengeschlecht sonst Meer und Erde erfüllt haben würde. Eisenmenger I. 401. Am jüngsten Tage soll der Erzengel Gabriel den auf den Meeresgrund gebundenen Leviathan vollends tödten, damit die Seligen neben dem eingesalzenen Weibchenfleisch auch frisches Fleisch bekommen. Eisenmenger II. 874. Bochart (*hier.* II. 776.) sucht

daß die Streitenden, beide müde und gestimmt, sich zuzugestehen, was ohne eigene Kosten geschehen kann, den Neutralen die Kosten zahlen machen und bei ihm in innigster Eintracht die Entschädigung anweisen. So geschah es 1797 mit Venedig. Wenn nicht die Rivalität der Parteien selbst die Neutralen rettet, die Neutralität wird es gewiß nicht thun.

17.

Die Kriegskunst hat heut zu Tage sowohl in strategischer als taktischer Beziehung so sehr ihre Natur geändert, sie ist so sehr aus dem Handwerk eine Kunst geworden, daß beinahe alle Rezepte zum Schlachtengewinnen, die uns die älteren militärischen Schriftsteller angeben, und wovon die meisten in gewissen Stellungsweisen der Truppen bestehen, unnütz geworden sind, viel weniger den Erfolg eines Tages von sich abhängig machen. Für die Art, wie man eine Truppe zum Marsch oder zur Schlacht ordnen soll und stellen, giebt es jetzt nur eine einzige Hauptregel mehr, nämlich: sie nach dem Terrain so zu ordnen, daß sie für die Hand des Feldherrn die größte Bewegungsfähigkeit erhalte. Eine Rücksicht zweiter Ordnung ist dann diese: sie möglichst vor feindlichen Waffen zu schützen, in so fern dies mit dem Plane, den sie ausführen soll, vereinbar ist. Um beider Rücksichten willen hat die Kolonne vor der Linie den Vorzug. Heut zu Tage werden wenig Schlachten durch das vermehrte Feuer an sich gewonnen, sondern durch die Setzung der Massen, durch das Manöver. Augenblickliche Feuermenge kann augenblickliche Entwickelung nothwendig machen; Grundstellung aber sollte die Kolonne bleiben, weil sie geordneter, beweglicher, vertheidigungsfähiger ist und selbst von feindlichem Feuer weniger Schaden leidet. Das letztere glauben Theoretiker kaum, Praktiker aber zweifeln keinen Augenblick daran, weil sie wohl wissen, daß für eine schwere Kugel, die in einer Masse mehrere Menschen tödtet, eine verhältnißmäßig größere Zahl in der Linie durch die mehrere treffende Kugeln getödtet wird. Uebrigens geschehen die eigentlichen entscheidenden Feuerwirkungen nunmehr durch die Artillerie; sie macht mürbe, und dann erzwingt die Truppe die Entscheidung nicht durch Feuer, sondern durch Marsch. Sehr richtig, sagt der Ritter Folard, ein lange dauerndes Geschützfeuer beweiset Standhaftigkeit der Truppen, aber Ungewißheit, Furchtsamkeit des Feldherrn. Sie ist eine Anklage gegen ihn und zwar in den Verhältnissen ihrer Dauer eine

im Leviathan das Krokodill nachzuweisen, allein es ist gleichgültig, was für ein Thier ihm zum Vorbilde gedient hat.

Alle Sünder, die in der Sündfluth ertranken, sollen submarine Teufel geworden seyn. Eisenmenger II. 428. Sofern man sich darunter nur ein Riesengeschlecht vorstellte, erklärt sich daraus auch die Fabel vom Riesen Og und Audsch. Og soll die Sündfluth überdauert haben, indem er sich dicht an die Arche hielt und an ein Einhorn anklammerte (ähnlich dem einhornigen Fisch in der indischen Sage). Eisenmenger I. 385. Er soll später die cyclopischen Mauern gebaut haben, aber mit List erschlagen worden seyn; Abraham machte aus einem seiner Zähne sich eine Bettstatt. Daselbst 389.

Licht,

Symbol Gottes, als das reinste Element in der Natur; allein das Licht ist schon eine Erscheinung Gottes, ein Ausfluss seines Wesens, ein Ausstrahlen aus ihm, daher es häufiger auf den Sohn und Geist, als auf den Vater angewandt wird, dem allein Attribute des Unsichtbaren zukommen. Nach Joh. 1, 18. 1. Timoth. 6, 16. kann den Vater Niemand sehen als der Sohn, und thront Gott in einem Licht, welches kein Mensch sehen kann. Der Sohn dagegen strahlt nach Joh. 1, 9. als das Licht in die Welt, und sagt Joh. 8, 12: „Ich bin das Licht der Welt.“ Correggio suchte das in einem berühmten Bilde auszudrücken, auf welchem Christus in schneeweissem Gewande segnend auf Wolken thront, deren Hintergrund wieder helles Licht ist, so dass hier gleichsam Licht aus Licht geboren wird. Vgl. v. Wessenberg, christl. Bilder I. 278. Das Thronen im Licht und die Lichtausstrahlung kommt in Kirchenbildern allen drei Personen der Gottheit zu. Alle erscheinen in einer Glorie von Licht in ganzer Figur oder wenigstens der Kopf ist mit einem Lichtnimbus umgeben. Des Vaters Wirken wird oft blos durch einen Lichtstrahl ausgedrückt, z. B. auf Bildern der Verkündigung, oder durch eine aus den Wolken hervorgereckte

Hand, von der Lichtstrahlen ausgehen. Eben so gehen von der Taube, als dem heiligen Geist, Lichtstrahlen aus, z. B. auf den Bildern von der Taufe Christi und von Pfingsten. Derselben Symbolik dient der Goldgrund, auf dem die ältere Kirchenmalerei die drei göttlichen Personen darzustellen pflegte. Es soll damit der Himmel, das reine Lichtelement bezeichnet werden.

Ausser den göttlichen Personen wohnen auch alle Engel ursprünglich im Licht und gelangen alle Heiligen, Gerechten und Seligen dahin. Auf einem alten Miniaturbild wird die Erschaffung der Engel einfach als *creatio lucis* bezeichnet. Waagen, Paris 328. Auch der erstgeschaffene Engel hiess Lucifer (Lichtträger). Alle Heiligen und Frommen werden als Kinder des Lichts den Bösen als Kindern dieser Welt entgegengesetzt. Luk. 16, 8. Joh. 12, 36. Buch der Weisheit 18, 1.

Dem von Gott ausstrahlenden Lichte steht theils die uranfängliche Nacht des Chaos, theils die Nacht der Sünde entgegen. Somit wird das Licht Sinnbild der Schöpfung und der Erlösung. Wie Gott im Anfang sprach: „Es werde Licht!“ und es ward Licht, so sandte er zum zweitenmal in die Finsterniss der sündigen Welt das Licht seines göttlichen Sohnes. Daher feiern die altkirchlichen Hymnen die Geburt und die Auferstehung des Heilands (Weihnachts- und Osterlieder) als einen neuen grossen Schöpfungsmorgen, als den Aufgang des heiligen Lichtes, wodurch die Gewalt der finstern Dämonen gebändigt, wodurch den im Dunkeln Irrenden und Blinden der Weg gezeigt, wodurch dem unfruchtbaren Acker neuer Segen geweckt wird. Vgl. die schönen Hymnen des Gregorius, Prudentius, Hilarius, Ambrosius. *Fabricii thes.* 785. Fortlage, Kirchengesänge 307. Königsfeld, lat. Hymnen 2, 6. Schon bei Jesaias 60. ist die Anbetung des Lichts in diesem Sinne auf's Herrlichste durchgeführt. Dem entspricht der Cultus der Weihnachts- und Osternacht. In der heiligen Weihnacht werden unzählige Lichter entzündet,

in der heiligen Osternacht werden alle Lichter gelöscht und erst wieder neu entzündet durch einen aus Stein geschlagenen Funken, entsprechend dem Moment, in welchem Christus den Grabstein durchbrach. Sepp, Heidenth. I. 211. Einem alten Volksglauben gemäss entzünden sich die Lichter am heiligen Grabe in Jerusalem in der Osternacht von selbst. Vgl. Pococke II. 41. Dasselbe Wunder wird von einer Kirche in Spanien erzählt. Drei Lichter (Sinnbilder der Dreieinigkeit) steigen zu Castilverd in Spanien aus dem Wasser eines nahen Flusses, schweben in die Kirche und zünden in der Osternacht die Lichter an. *Nieremberg, hist. rat.* 398.

Weihnachten fällt in die Wintersonnwende, Ostern in die Frühlingstagundnachtgleiche, jenes Fest in die Zeit, in welcher das Licht der Sonne in tiefer Winternacht zuerst wieder zu wachsen beginnt, dieses in die Zeit, in welcher die Sonne Kraft genug gewonnen hat, um Saaten und Laub zu wecken. Das natürliche Licht wird hier auf eine schöne und einfache Weise zum Sinnbild des geistigen Lichtes. Diese Symbolik hat ihren kirchlichen Ausdruck insbesondere in der Feier des Erscheinungsfestes am 6. Januar gefunden. Epistel dieses Tages ist die oben erwähnte Stelle aus Jesaias 60. An demselben Tage feiert die Propaganda das grosse Bekehrungsfest der Heiden, weil auch dies ein Erleuchten des Finstern, ein Beleben des Todten ist. Vgl. Strauss, Kirchenjahr 134 f.

Die ewige Lampe am Altar der Kirchen ist das Sinnbild des ewig in der Kirche wohnenden Lichts. Die Zahl der Altarlichter ist sieben nach den sieben Geistern Gottes, oder zwölf nach den Aposteln. Die Kirche brennt nur Oel und Wachskerzen, weil unter allen Stoffen, die Licht erzeugen, Oel das reinste Produkt der Pflanzen-, Wachs das reinste der Thierwelt ist. Derselben Symbolik entspricht die weisse oder Lichtfarbe des Priestergewandes, das weisse Kleid der Täuflinge und das, was einst die Gerechten im Himmel anlegen werden. — Heilige Jungfrauen besitzen die Gabe,

ausgelöschte Lichter durch blossen Hauch oder blosses Gebet wieder zu entzünden. Das bezeichnet ihr inneres Leben im Licht, ihre Verwandtschaft mit der Engelsnatur. Vgl. den Artikel Jungfrau. Die brennende Lampe der klugen Jungfrauen hängt damit zusammen. Das berühmteste Lichtwunder ist das der heiligen Genoveva von Paris, deren Kerze sich in ihrer Hand von selbst entzündete, als einmal ihre Nonnen im Finstern wandeln mussten. *Vincent. Bellov., spec. hist.* XX. 46. Es wiederholt sich aber in den Legenden vieler andern heiligen Jungfrauen, auch frommer Bischöfe etc. Vgl. *Bagatta, admiranda* II. 1. 3. Hieher gehören auch die Lichtsäulen, die über dem betenden heiligen Severinus, über dem ermordeten heiligen Vulstran, Joannicius, Vedastus, Foillanus etc. schwebten, daselbst III. 1. 1.

Vorzugsweise Erleuchtung schreibt die heilige Schrift denen zu, welche das erste Licht in die Finsterniss des alten Heidenthums und Judenthums bringen sollen, daher es Matth. 5, 15. heisst: Solche, die das Licht haben, sollen es nicht unter den Scheffel stellen, nicht aus Menschenfurcht das Evangelium verbergen.

Was die Kirchenmaler auf naive Weise durch den Nimbus oder Lichtschein am Haupt der Heiligen ausdrücken, findet seine nähere Erläuterung in vielen Legenden von solchen Heiligen, die sichtbares Licht ausgeströmt haben. Vgl. Görres, Gesch. d. Mystik II. 316. 323. Es braucht hier nicht erst erwähnt zu werden, welche Aufmerksamkeit die neuere Naturwissenschaft den Lichtphänomenen an Somnambulen gewidmet hat.

In der kirchenfeindlichsten Absicht ist vor dem Strassburger Münster die von dem berüchtigten Jakobinermaler David modellirte Statue Guttenbergs aufgerichtet worden, mit der Inschrift: *Fiat lux.* Das Licht der modernen Presse ist hier im Gegensatz gegen die vorgebliche Finsterniss des Mittelalters aufgefasst zur offenbaren Verhöhnung des heiligen

Gebäudes, vor dem die Statue steht. Ueberhaupt ist das Licht der modernen sogenannten Aufklärung eine Negation der christlichen Wahrheit und mithin eine Verdunkelung, eine Rückkehr zur Finsterniss des Heidenthums, eben so tief wurzelnd im Urprincip der Nacht, wie das Christenthum im Lichtprincip. Nur der Lügner von Anfang an konnte eine verirrte und verdorbene Generation berücken und dahin bringen, dass sie den Tag Nacht und die Nacht Tag nennt.

Lilie.

Die weisse Lilie ist ein Sinnbild der Unschuld und Seelenreinheit, daher der Jungfräulichkeit, und vorzugsweise ein Attribut der heiligen Jungfrau. Auf Bildern der Verkündigung trägt der Engel Gabriel, indem er der heiligen Jungfrau das Heil verkündet, durchgängig auf Kirchenbildern einen weissen Lilienstengel. Auf altdeutschen Bildern ist auch oft neben die Jungfrau ein Glas mit einem Lilienstengel gestellt, so dass man durch das Glas Stiel und Blätter sehen kann, ein Sinnbild, das sich auch in dem durch Glas, ohne dasselbe zu verletzen, dringenden Sonnenstrahl wiederholt und die unverletzte Jungfrauschaft bedeutet. Denselben Sinn haben die Lilien ohne Staubfäden auf einem Bilde der Verkündigung. Waagen, über van Eyk S. 236. Auch hat man die Stelle des Hohenliedes: „Wie eine Lilie unter den Dornen ist meine Freundin unter den Töchtern," auf die unbefleckte Jungfrau bezogen. Vgl. den Artikel Jungfrau. Maria wird mit der Lilie verglichen in Wackernagels Kirchenliedern Nr. 123. Man hat noch ein altschwedisches Lilienlied auf die heilige Jungfrau von Eystein. Vgl. Studach, schwed. Volksharfe S. 182. Der Ritterorden von der Lilie wurde gestiftet, als man in einer aufgeblühten Lilie ein kleines Marienbild fand, dessen wunderthätige Kraft den kranken König von Navarra heilte. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 589. Aus dem Munde des Wilhelm von Montpellier blühte durch das Grab hindurch eine Lilie, worin die Worte:

Ave Maria zu lesen waren. Attribute der Heiligen S. 7. Salaür, ein Blödsinniger, lebte halbnackt im Walde und sprach nie ein Wort als Ave Maria. Seine Seele war so voll von Liebe zur heiligen Jungfrau, dass er sich voll Lust auf Baumzweigen wiegte und das Ave dazu sang. Aus seinem Grabe spross eine Lilie, auf deren Blättern stand Ave Maria. Kellers bretagn. Volkslieder S. 242. Clemence de Isaure von Toulouse gründete *jeux floreaux*, bei denen eine silberne Lilie zum Preis für das schönste Marienlied ausgesetzt wurde.

Besondere Berühmtheit als Mariensymbole erlangten die drei Lilien des heiligen Aegidius. Derselbe wird insonderheit verehrt in Frankreich, wo er St. Gilles heisst. Er lebte im 7ten Jahrhundert als Einsiedler und wurde im Walde von einer Hindin genährt, daher auch eine solche sein Attribut ist. Gewöhnlich malt man sie mit einem Pfeil im Leibe, weil sie so, von einem Jäger verfolgt, zu ihm floh und auf diese Weise seine Einsamkeit entdeckt wurde. Man rechnet ihn zu den vierzehn Nothhelfern und macht ihn zum Patron der ehelichen Fruchtbarkeit. Unter seinen Wundern ist das berühmteste das, wodurch er die Mütterlichkeit der heiligen Jungfrau erklärte. Er lebte eine Zeitlang als Gärtner, da kam ein Mönch zu ihm, der an der Möglichkeit zweifelte, dass die Jungfrau nach der Empfängniss habe Jungfrau bleiben können. Aegidius aber schrieb drei Fragen in den Sand, ob die heilige Jungfrau vor, in und nach der Empfängniss gleich jungfräulich geblieben sey? und jede Frage wurde entsprechend durch eine weisse Lilie beantwortet, die plötzlich aus dem dürren Sande wuchs. Smets hat diese Legende in seinen Gedichten S. 72 versificirt. Eine sehr schöne altgothische Kirche hat der Heilige zu Braunschweig. Im alten Rolandsliede, das Grimm herausgab, begleitet der heilige Aegidius Karl den Grossen und Roland in den Kampf in Spanien und verzeichnet nachher die Geschichte desselben (dasselbe, was nach der ältern Quelle Erzbischof Turpin thut). Auch hat man ein altdeutsches Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert vom heiligen Aegidius, Archiv für westphäl.

Alterthumskunde 1826 II. Ein schönes Bild des Heiligen mit der Hindin von Hemling befindet sich in Brügge (Burkhardt, belgische Städte [illegible] Soviel von diesem Lilienheiligen.

Der blühende Stab Josephs wird in Kirchenbildern häufig als Lilienstengel aufgefasst, um seine jungfräuliche Ehe mit Marien zu bezeichnen. Auch Johannes der Täufer hat öfters die Lilie bei sich, weil er als Prediger in der Wüste im Cölibat lebte. Als Symbol der Keuschheit und Seelenreinheit ist die Lilie auch Attribut des heiligen Franciscus, des h. Anton von Padua, des h. Aloysius Gonzaga, des h. Norbert, der h. Gertrudis und vieler andern Heiligen. Eine Lilie ist eine Lanze des Albertus Siculeus. Drei Lilienstengel des Faustinus und Simplicius. Lilien und Rosen fielen aus dem Munde des heiligen Angelus. Lilien wuchsen aus dem Grabe des heiligen Marianus, des Vitalis in Salzburg, drei aus dem Grabe des heiligen Einsiedlers Euseus, eine wurde in der Hand der todten heiligen Francisca gefunden; eine wuchs aus der Hirnschale des im Walde unbegraben liegenden heiligen Primus. Valvasor, Krain II. 558. Eine Lilie auf der Weltkugel ist Attribut der heiligen Kaiserin Kunigunde. Fiorillo I. 237. Auch die Engel tragen in unzähligen Kirchenbildern Lilien in den Händen als Sinnbild ihrer Engelreinheit. Die keusche Susanna heisst wörtlich Lilie (*shushan*). Sehr schön ist der Hymnus *ad SS. virgines*:

O digna lilietis,
caterva coelicis,
Quae vivis in viretis
sponsique pascuis.
Nix cana liliorum
albente vellere
et lac eburque florum
te vestit undique.

Und in dem Hymnus *Jesu, corona virginum:*

Qui pergis inter lilia
septis choreis virginum
sponsus decorus gloria.

Auf Bildern des Weltgerichts hat Christus als Richter häufig im rechten Auge einen Lilienstengel gegen die Seligen, im linken ein Schwert gegen die Verdammten gerichtet. So auf dem berühmten Bilde in Danzig, desgleichen auf dem des Roger von Brügge zu Beaume, auf dem Bilde hinter dem Altar im Ulmer Münster, auf einem im Schlosse Baldern (Kunstbl. 1847, S. 14). Auch auf einigen jüngsten Gerichten von A. Dürer. Vgl. Heller II. 2. 600. und 781. — Am Sakramentshäuschen des Ulmer Münsters kommen zwei Päpste vor mit Tiaren, die nicht in drei Kronen abgetheilt sind, sondern einen ganzen Wald von Lilien aufthürmen.

In einem Hymnus des heiligen Bonaventura wird die fromme Seele eine „Lilie des öden Thales“ genannt (Fortlage, christl. Gesänge S. 253), was ziemlich mit der Lilie unter den Dornen übereinstimmt. — Die Lilie, die im Chorstuhl des Klosters Corvey gefunden wird, wenn der gewöhnliche Inhaber des Stuhls sterben soll (Grimm, deutsche Sagen Nr. 263.), was sich in Hildesheim und Breslau wiederholt (Gödsche, Sagenschatz S. 23), bezieht sich nicht nur auf die jungfräuliche Reinheit des Klosterlebens, sondern ist wohl auch Sinnbild der Wiedergeburt. In südlichen Ländern blühen die Lilien schon im Frühling, daher die merkwürdige Darstellung auf einem altchristlichen Bilde in den römischen Katakomben, auf welchem in der Mitte Christus als guter Hirte steht, in den vier Ecken aber die Jahreszeiten allegorisch abgebildet sind. Hier ist nun der Frühling ein Knabe mit drei Lilien und einem Lämmchen, weil im Frühling die Lilien blühen und die Lämmer auf die Weide gehen. *Aringhi* I. 389. *Bottari*, *tav.* 48.

Die schöne Kelchform der Lilie dient auch häufig in der kirchlichen Ornamentik, bei den Abendmahlskelchen, bei Taufbecken, als Kanzel, z. B. zu Freiberg in Sachsen. Als Säulenknauf des idealen salomonischen Tempels, als Lichtträger im siebenarmigen Leuchter etc.

Die Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten, noch spinnen, und die doch von Gott gekleidet werden (Matth. 6, 28.

Luk. 12, 27.), sind nur Stellvertreter für alle Blumen, an denen sich Gottes Güte eben so erweist.

Limbus,

limbus (Streifen, Rand), zusammenhängend mit *limen* (Schwelle), wird insgemein ein Aufenthaltsort der Verstorbenen genannt, der theils an den Himmel, theils an die Hölle angrenzt. Nach dem alten Testament war der Vorhimmel der Schooss Abrahams. Hier sollten die gerechten Judenseelen sich bis zur allgemeinen Auferstehung befinden. Nach christlichen Begriffen muss aber dieser Schooss Abrahams wegfallen, da Abraham selbst mit den andern Patriarchen erst von Christus (in der Zwischenzeit zwischen seiner Grablegung und Auferstehung) aus der Vorhölle erlöst wurde. Einen sogenannten *limbus infantum* erblickt man häufig als Vorhimmel auf Bildern des thronenden Gottes oder des Weltgerichts am untersten Saum des Himmels, erfüllt mit den Seelen der unschuldigen Kinder, die im bethlehemitischen Kindermord Martyrer wurden, aber als ungetauft noch nicht in den Himmel selbst kommen können. Ein anderer *limbus infantum* kommt bei Dante (Hölle, 4ter Gesang, vgl. die Uebersetzung von Kopisch S. 15) am obersten Rande der Hölle vor, erfüllt mit den Seelen ungetaufter unschuldiger Kinder und tugendhafter Heiden. Ausserhalb der Hölle, jedoch unmittelbar über sie, versetzt Dante die indifferenten Engel, die sich weder für Lucifer, noch auch für Gott entschieden und also nicht werth sind weder der Hölle noch des Himmels.

Der Limbus, sey er Vorhimmel am untersten Rande des Himmels, oder Vorhölle am obersten Rande der Hölle, muss vom Fegfeuer (*purgatorium*) unterschieden werden, sofern in's Fegfeuer nur getaufte und erwachsene Christen gehören, die hier von ihren Sünden geläutert werden, während im Limbus sich nur Ungetaufte oder Kinder aufhalten. In dem berühmten Bilde des Weltgerichts von König René ist daher

auf sinnige Weise die Vorhölle mit den Kinderseelen einerseits von dem Fegfeuer rechts, andererseits von der Hölle links abgetrennt.

Linsen.

Esau verkaufte sein Erstgeburtsrecht dem Jakob um ein Gericht Linsen. Hier sind die Linsen nur als Sinnbild des Geringfügigen zu nehmen im Gegensatz gegen die hohe Wichtigkeit des Erstgeburtsrechts im Volke Gottes. In der Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens, Hamburg 1793, S. 62 wird der Volksglaube angeführt, dass dem, der am Charfreitag Linsen esse, im ganzen Jahr das Geld nicht ausgehe. Hier ist wohl die runde und platte, dem Gelde ähnliche Form Grund der Vergleichung.

Löwe,

Sinnbild der Stärke und des Königthums, weil er als König der Thiere gilt. Daher ein Symbol Christi selber. Schon im 1. B. Mosis 49, 9. wird Juda mit einem jungen Löwen verglichen und im Stamme Juda wird Christus geboren, welcher daher in der Offenbarung Johannis 5, 5. der Löwe vom Stamm Juda heisst. Auf Fenstern des Berges Athos schläft der Löwe zu den Füssen des Christkinds. *Didron, icon.* 348. Der Löwe, der sehr oft am Eingang alter Kirchen angebracht ist, gleichsam als deren Wächter, bedeutet deren Macht in Christo. Vgl. Heider, Thiersymb. S. 34. Kreuser, Kirchenbau I. 123. Merk im Kunstbl. 1845, S. 374.

Der brüllende Löwe insbesondere ist ein Sinnbild der Auferweckung von den Todten. Nach einem alten Physiologus, den Origenes *in genesin hom.* 17. anführt, schläft der neugeborne Löwe drei Tage und drei Nächte (wie Christus im Grabe), und nach *Durandus, rat. offic.* VII. *rubr. de evang.* weckt der alte Löwe am dritten Tage sein Junges, wie Gott Vater den Sohn aus dem Grabe. Vgl. auch das altd. Thierbuch

gröſsere, weil man mit braven Truppen etwas anderes thun darf und muſs, als ſich mit Kanonen beſchieſsen.

Der Fürſt Schwarzenberg lieſs in der Schlacht bei Kulm bloſs das erſte Treffen in Linie aufmarſchiren, die Hintertreffen aber hielt er in Kolonnen gedrängt und bereit. Er würde vielleicht nicht einmal das erſte aus dieſer Form genommen haben, wenn es ihm nicht daran gelegen hätte, den Feind ein paar Stunden zu beſchäftigen, ohne ihn zu drücken, aber ihn doch mit dem ganzen Ernſt einer Schlacht zu beſchäftigen, damit er ihn geiſtig und örtlich faſste. Hierzu nahm er die Linie in die Feuerſtellung. Der Feind that daſſelbe, und man beſchoſs ſich, bis es Zeit war, ihn anzugreifen.

Daſs die Kolonne zum Marſche in jeder Beziehung trefflicher ſey, als die Linie, bedarf wohl keiner Erwähnung; wie breit will man die Linien machen, damit ein Heer nicht zu Kolonnen werde? wo den Boden hierzu finden? Aber ſelbſt auf dem Schlachtfelde, wie oft kann man denn ohne Zeitverluſt und Unordnung in Linie marſchiren? Wenn man die Aufſtellungen betrachtet, welche zur Zeit der gelehrten Kriegsführung im Jahrhundert der Allongeperrücken eingeführt waren, ſo begreift man die Langweiligkeit, mit der man damals Schlachten lieferte und wie wenig man ſie benützte. Es konnte keine Strategie geben, ſo lange man für die Schlacht nur gewiſſe Schlachtfelder oder Terrainsbeſchaffenheit dazu wählen durfte, auf denen man ſich, wie auf Paradeplätzen zuſammenbeſtellte und ſchlug; abgeſehen davon, ob es in den Zuſammenhang des vernünftigen Kriegsplanes paſste, dort und nirgends anders zu ſchlagen. Da eine ſchmale Fronte nothwendiger Weiſe weniger Hinderniſſe treffen wird, als eine breite, ſo kann die Kolonne ſchneller überall hingebracht werden, wo man entweder durch ihr Erſcheinen allein, oder durch ſchnelle Entwickelung einer Feuerkraft Vortheile erringen will. Sie iſt während ihres Marſches weniger treffbar; ſie iſt ſchwer anzugreifen, und iſt ſchon vertheidigungsfähig, wenn ſie nur anhält, ja ſelbſt dann noch vertheidigungsfähig, wenn ſie ihren Weg fortſetzt. Wenn Kolonnen zu Grunde gehen, liegt es meiſt am befehlshabenden Offiziere, der Muth und Geiſtesgegenwart, oder vielmehr die Zuverſicht in ſeine Truppen verliert, oder an der Feigheit der Truppen. Die colonne serrée iſt die vollkommenſte Angriffs- und Vertheidigungsſtellung.

in Graffs Diutiska III. 23. und Conrad von Megenberg, Buch der Natur 1842. fol. 65. Diese Erweckung des jungen Löwen durch den alten ist auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Bourges abgebildet. *Martin et Cahier, les vitreaux de Bourges pl.* 1. *Didron, man.* p. 145. Noch erhabener ist die Anwendung dieses Bildes in Conrad von Würzburgs goldner Schmiede 502 f., wo der Todesschrei des am Kreuz sterbenden Heilandes die Todten weckt, wie der Löwe seine Jungen. Auch in einer Hymne des Faulbert von Chartres (Königsfeld, lat. Hymnen S. 106) heisst es:

Christus, invictus leo,
dum voce vira personat,
a morte functos excitat.

Andrerseits ist Christus nicht selbst Löwe, sondern Löwenbändiger und zwar wieder in Bezug auf die Auferstehung. In vielen Kirchen nämlich (zu St. Stephan in Wien, Kloster Neuburg, Freiburg im Breisgau, Löwen, Amiens etc., vgl. Heider, über Thiersymbolik S. 22, wozu noch die von Bock in Brüssel in einer eigenen Monographie beschriebenen Bilder zu Nivelles kommen) reitet Simson auf dem Löwen und bricht ihm den Rachen auf, worunter nichts anderes zu verstehen ist, als Christus, der das Grab aufbricht. Vgl. den Artikel Simson. Der von Simson erschlagene Löwe bedeutet gleichwohl wieder Christum selbst, wegen des Honigs in seinem Rachen. Ein grosser Löwe, von Bienen umschwärmt, ist Christus, von dessen Tode die Menschen leben: *Morte unius tot millia vivunt.* Daher auch in altlateinischen Hymnen Maria *favus Samsonis* heisst, weil sie den honigbringenden Löwen gebar.

Dem Löwen steht zuweilen das Lamm zur Seite, beide auf Christum bezüglich, die Allmacht und die Gnade, die Gerechtigkeit und die Liebe, beide Thiere tragen den Kreuznimbus. Auf sehr alten Miniaturen, vgl. *Didron, ic.* p. 348. Heider S. 14. Man findet aber auch den Löwen, der ein Lamm oder einen nackten kleinen Menschen, oder beide zugleich vor sich hält. *Ciampini vet. mon. musiva tab.* 17. Das

bedeutet wohl die Macht der Kirche, welche die Unschuld beschützt.

Im Jahr 1130 fand Graf Adalbert von Froburg in der Schweiz auf der Jagd mitten im Wald an einer Quelle ein reizendes Weib mit einem Kinde, die sich hier in freundlicher Waldeinsamkeit zu ergötzen schienen, plötzlich aber auf einem Wagen, den ein Lamm und ein Löwe zogen, gen Himmel fuhren. Es war die Madonna mit ihrem Kinde gewesen, und an selber Stelle baute der Graf das Kloster Schönthal. Schwab, Ritterburgen der Schweiz III. 494.

Ein Sinnbild göttlicher Stärke sind die Löwen am Throne Salomons, 1. Kön. 10, 19. 2. Chron. 9, 19; oft nachgeahmt an christlichen Thronstühlen, Heider S. 38, wo die Löwen die Apostel bedeuten. Kunstbl. 1841. S. 414. Der Löwe ist der Wächter Gottes bei Jesaias 21, 8. Desgleichen die Cherubim mit dem Löwengesicht bei Ezechiel 1, 10. Insbesondere ist der Löwencherub Begleiter des Evangelisten Marcus, ein geflügelter Löwe mit dem Nimbus (das Wappen der alten Republik Venedig). Marcus soll den Löwen haben, weil sein Evangelium mit dem Löwen der Wüste, Johannes dem Täufer, beginnt. Kreuser, Kirchenbau II. 89.

Als Symbol des Lebens in der Wüste erscheint der Löwe den frommen Einsiedlern dienstbar. Löwen begruben den ersten Einsiedler Paulus, als er in der ägyptischen Wüste gestorben war, eben so die ägyptische Maria, den heiligen Onofrius, den heiligen Macari[illegible] diesen nur eine Zeitlang zur Busse). Zum heiligen Hieronymus kam ein Löwe, der sich einen Dorn in den Fuss gestochen hatte, liess sich von ihm heilen und blieb fortan bei ihm. Noch einige Beispiele bei *Bagatta*, *admir.* VII. 1. 10. Simeon, der Einsiedler, lebte im 5ten Jahrhundert in der Wüste am Berg Sinai verborgen. Als ihn einst Pilger fanden, und er keine Lebensmittel hatte, ihnen etwas vorzusetzen, kam ein Löwe und brachte ihm einen Palmzweig voller Datteln. Leben der Altväter, 1725. S. 225. Dem heiligen Einsiedler

Quiriacus hütete ein Löwe seine Kräuter. Surius zum 29. September. Hieher gehören auch die Löwen im alten Testament, die im Dienste Gottes den Propheten (1. Kön. 13, 24.) und die Cuthäer (2. Kön. 17, 25.) zerrissen.

Im altrömischen Reich pflegte man christliche Martyrer öffentlich im Amphitheater den Löwen vorzuwerfen, um zugleich dem heidnischen Publikum zum Schauspiel zu dienen. Von vielen Martyrern aber sagt die Legende, die Löwen hätten sie verschont, ihnen demüthig die Füsse geküsst, ja sogar sie gegen die Heiden vertheidigt. Das gilt vom heiligen Abdon, Aemilianus, Andronicus, Benignus, Blasius, Cerbonius, Erasmus, Faustinus, Felicianus, Modestus, Pantaleon, Pontianus, Primus, Probus, Taracus, Tyrsus, Vitus, von der heiligen Christina, Daria, Euphemia, Glyconia, Martina, Prisca, Thekla etc. Anna Almaida, eine spanische Heilige, liess schon als Kind einmal ihren Rosenkranz in eine Löwengrube fallen, ging arglos zu den Löwen hinunter und band einen mit dem Rosenkranz, der ihr wie ein Hund folgte. — Der heilige Malchus, ein christlicher Sklave, entfloh seinem heidnischen Herrn in Mesopotamien und wurde von ihm verfolgt. In eine Höhle fliehend, ward er von dem darin befindlichen Löwenpaare verschont, während sein Herr und dessen Gefährte, als sie zur Höhle kamen, von den Thieren zerrissen wurden. Leben der Altväter, 1725. S. 113. Derselbe musste als Sklave eine Mitsklavin heirathen, deren Mann aber noch lebte, weshalb er nur in jungfräulicher Ehe mit ihr lebte, bis beide in einem Mönchs- und Nonnenkloster ein Asyl fanden. 22. October. Bearbeitet in v. Bülows Zwölf Legenden zur Nachfolge Christi. — St. Gerasimus, Einsiedler am Jordan im 5ten Jahrhundert, zog einmal einem Löwen einen Dorn aus dem Fusse, wofür ihm derselbe nachher aus Dankbarkeit bis zum Tode diente. Als der Heilige starb, legte sich der Löwe auf sein Grab und verhungerte. *Acta SS.* 5. März. Der christliche Androkles. Einen auf dem Löwen reitenden heiligen Samuel kennt die äthiopische Legende. Harris, Schoa II. Anhang S. 112.

In anderen Legenden werden die Heiligen wirklich von den Löwen zerrissen, wie schon der Prophet Joel. St. Ignatius Theophorus, Bischof von Antiochia, soll das Kind gewesen seyn, welches Jesus unter die Jünger stellte als Sinnbild der Demuth: „So ihr nicht werdet, wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in den Himmel kommen.“ Er wurde später zu Smyrna als Christ verfolgt und im Amphitheater von Löwen zerrissen, wobei er rief: „Bin ich der Waizen Christi, so werden mich die Zähne des Löwen mahlen, dass ich ein reines Brod werde.“ 1. Februar. *Acta SS.* St. Marcian wurde von einem Löwen geliebkost, aber von einem Leoparden zerrissen.

Diese grausamen Löwen bedeuten den Teufel, den grimmigen Feind Christi. Daniel in der Löwengrube kommt ausserordentlich oft auf christlichen Gräbern vor und bedeutet hier immer die Erlösung aus den Banden des Todes und des Teufels. Vgl. d. Art. Daniel. Nach der Legende spielt das Christkind in der Löwengrube mit den wilden Bestien. Hofmann, Apokr. 245. Eben so der jugendliche heilige Vitus. „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge,“ 1. Petri 5, 8. „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen,“ Psalm 22, 22. Christus tritt zuweilen einen Löwen und einen Drachen unter die Füsse, beides Sinnbilder des Teufels. So an den berühmten Thüren zu Nowogrod, in der Kirche Notre Dame zu Chartres etc. Vgl. Heider S. 31. — Der vom christlichen Herkules besiegte und der den christlichen Pyramus zerreissende Löwe (Piper I. 407.) sind Künstlerwillkührlichkeiten, die keine Nachahmung, kaum Beachtung verdienen.

Die häufig in Kirchen vorkommenden Löwenrachen sind von verschiedener Bedeutung. Unter Säulen und Gebälken halb erdrückt oder Menschenköpfe im Rachen haltend (zu Worms) bedeuten sie ohne Zweifel den Teufel, den die Kirche bändigt oder nur warnend den Sündern vorhält. Vgl. Piper I. 407. Die vielen an den Kirchthüren angebrachten Löwenrachen, z. B. in Florenz, Mainz, Hildesheim etc., scheinen

aber anders verstanden werden zu müssen. Heider, S. 21, glaubt, „der Gedanke lag nicht ferne, dass der Teufel selbst dazu dienen müsse, zum Oeffnen der Kirchthüren behülflich zu seyn.“ Mir scheint jedoch, es handle sich hier nur um die Abwehr feindlicher Gewalten von der Kirche. Der Löwenkopf an Kirchthüren entspricht dem Medusenkopf an den Rüstungen der Alten, den zungenfletschenden Lallenkönigen an den Thoren der Schweizer Städte, dem Pferdekopf auf den Neidstangen bei den alten Germanen, wie er noch jetzt auf niedersächsischen Häusern in Holz geschnitzt wird etc. Er ist ein Gegenzauber, der die im bösen Sinne Nahenden abschrecken soll.

Als Sinnbild der Macht eines grossen Reichs ist der Löwe Reitthier des Königs Nebucadnezar in Daniels Vision 7, 4. *Didron, man.* p. 119. Brüllende Löwen heissen die Fürsten bei Zephania 3, 3.

Noch dient der Löwe zu einem schönen Symbol bei Jesaias 65, 25, wo vom Paradiese die Rede ist, in dem einst der Löwe seine Wildheit verloren haben und wie ein Lamm Gras fressen wird.

Loth.

Als Sodom und Gomorrha von Gott mit Feuer zerstört wurden, floh Loth mit seinem Weibe und seinen beiden Töchtern. Sein Weib sah sich, dem Verbote zum Trotz, nach dem Feuer um und wurde in eine Salzsäule verwandelt. Die Töchter, in's rauhe Gebirg entflohen, glaubten, die ganze bewohnte Welt sey mit Feuer vertilgt, und es gebe keinen Mann mehr auf Erden, ausser ihrem Vater. Damit nun das Menschengeschlecht nicht unterginge, machten die Töchter ihren Vater trunken und verführten ihn in diesem Zustande, ohne dass er sich dessen am Morgen erinnerte. Darauf gebar die älteste den Moab, von dem die Moabiter kommen, die jüngste den Ammi, von dem die Ammoniter kommen. Eine eben so voreilige Zeugung, wie die des Ismael, und noch frevelhafter; daher Gott die Moabiter und Ammoniter ungnädig

ansah, und dieselben auch stets verhasste Feinde des auserwählten Volkes, der Kinder Abrahams, blieben.

Diese Geschichte hat einen mystischen Sinn. Wie Abraham Prototyp des Glaubens, so Loth des Unglaubens. Wie in Abrahams Geschlecht der reine Glaube fortlebt, so divergiren in Loths Familie die verschiedenen Arten der Skepsis und der Häresieen. Loth zeugt mit der ungläubigen Rücksicht die ungläubige Vorsicht. Sein Weib will nicht glauben, dass der Herr Sodom mit Feuer verderbe, sie will es sehen, und blickt um, gegen das Verbot. Darum wird sie zur Salzsäule. Denselben Sinn drückt Christus selbst aus, indem er der Geschichte Loths gedenkt, Matth. 24, 17. Luc. 17, 31. Das Salzsymbol erklärt sich daraus, dass die neugierigen Ziegen und überhaupt das dumme Vieh gern Salz lecken. Die selbst als echte Tochter Eva's Vorwitz geübt, wird ein Salzfels, an dem seitdem die vorwitzigen Zungen lecken. Vgl. *Rupert. Tuit.* p. 65. — Loths Töchter wollen ebenfalls nicht glauben, dass sie in der Verbannung und einsamen Wüste Nachkommenschaft erleben würden, und ihre allzu ängstliche Zweifelsucht und Vorsorge verführt sie zu einem abscheulichen Verbrechen. Wie ihre Mutter, weil sie nicht glaubt, zu viel rückwärts, so sehen die Töchter, weil sie nicht glauben, zu viel vorwärts. Wie jene an der Gerechtigkeit Gottes zweifelt, so zweifeln diese an dem Erbarmen Gottes. Rupert von Duiz hat sie daher in seinem geistreichen mystischen Werke mit Recht als die Familie der Häresieen im Gegensatz gegen Abrahams Glaubenstreue aufgefasst.

St. Lucas.

Man muss mit dem alten Passional, das Hahn 1844 edirt, S. 325 sagen:

von Luca dem guten Man
nicht viel ich gelesen han,
wie sein Leben si gewesen.

Er war Anfangs Arzt, weshalb er als Patron der Aerzte gilt, widmete sich aber nachher ganz der Nachfolge des

Herrn und der edlen Malerkunst, weshalb er auch Patron der Maler ist. Sonderlich malte er die Madonna so oft, dass noch jetzt eine grosse Menge christlicher Kirchen im Morgen- und Abendlande sich rühmen, Bilder von seiner Hand zu besitzen. Der Heilige ist in hohem Alter, indem man ihn kreuzigen wollte, aber die Aufrichtung des Kreuzes zu langweilig fand, an einen Oelbaum gehenkt worden. 18. October. Warum er (nach Stok, Gesellenwesen S. 112.) Patron der Glaser ist, weiss ich nicht. Wenn Sterbende vom Arzt aufgegeben waren, legte man ihnen sogenannte Lucaszettel, d. h. Gebete zum heiligen Lucas, auf die Brust.

Als Evangelist hat Lucas den geflügelten Ochsen zum Attribut, theils weil er mit dem Opfer des Zacharias seine Erzählung beginnt, theils weil Christus selbst gleichsam Opferstier ist. Innozenz, Geheimniss der Messe, übers. von Hurter, S. 90. Kreuser, Kirchenbau II. 90. Der Ochs heisst deshalb in Frankreich *oiseau de St. Luc.*

St. Lucia,

eine fromme Jungfrau zu Syrakus im 3ten Jahrhundert, sollte einen reichen heidnischen Jüngling heirathen, vertheilte aber ihren Brautschatz unter die Armen und verlobte sich Christo allein. Da wurde sie vor Gericht gezogen und als Christin verdammt. Sie sollte in ein gemeines Freudenhaus geschleppt werden, aber keine Pferdegewalt, keine angezogenen Stricke brachten sie von der Stelle. Da schleppte man Holz herbei und umgab sie mit einem Scheiterhaufen, aber das Feuer versehrte sie nicht, und es war, als stünde sie in einem Rosengebüsch. Endlich wurde sie mit dem Degen durchstochen. Der wichtigste Zug in ihrer Legende aber ist, sie soll sich, als ihr der Freier aufgedrungen wurde, ihre Augen, deren Schönheit ihn bezaubert, ausgerissen und ihm dieselben auf einem Teller übersandt haben. Dieser Teller mit den Augen ist daher auch ihr Attribut. Die Mutter Gottes gab ihr dafür neue und noch schönere Augen. Sigebert

von Gembloux hat ihre Marter besungen, Dante im 2ten Gesang der Hölle sie zum Träger des himmlischen Lichts oder der Erkenntniss gemacht. Dem entspricht auch ihr Jahrestag (23. Dezember), der finsterste im Jahre, von wo an aber die Tage wieder länger und heller werden und das Licht des neuen Jahres (in der darauffolgenden Weihnacht) aufbricht. Dem entspricht endlich auch ihr Name, Lucia von *lux*, Licht. Die Heilige bedeutet aber das geistige Licht, und zwar in seiner Stetigkeit und Unvergänglichkeit, trotz aller Verdunkelungen und Anfechtungen. In dem *chron. Zwifaltense* der Stuttgarter Bibliothek p. 83. ist sie abgebildet, wie sechs Menschen und sechs Ochsen vergebens an ihr zerren und sie nicht von der Stelle bringen. Ein ähnliches Bild zu Padua, s. Kunstblatt 1838. Nr. 11. Dem entspricht das Sinnbild des Lampenlichts, welches auch im heftigsten Sturme nicht erlischt. Sollte nicht auch der Polarstern gemeint seyn, der am St. Lucientag seinen höchsten Stand am nördlichen Himmel erreicht, und unter den zwölf Ziehenden die Zeichen des Thierkreises?

Lucifer.

Das erste wirkliche Geschöpf Gottes, das nicht mehr wie das Wort (Logos) oder der Geist und die Weisheit (Sophia) er selber war, sondern ein zweites, ausser ihm befindliches Wesen, wurde eben deshalb sein Feind. Der erste Engel wurde der Teufel.

Jesaias 14, 12. heisst es: „Du bist gefallen, schöner Morgenstern (Lucifer).“ Gesenius und die meisten neuern Erklärer verstehen unter dem Morgenstern nur das babylonische Reich, von dem der Prophet eben handelt. Allein der Prophet bedient sich offenbar eines den Morgenländern sehr verständlichen Bildes, wonach eben erst der zu seiner Zeit gehoffte Sturz Babylons mit dem längst bekannten Sturze Lucifers verglichen wird. Denn wie Lucifer durch seinen Uebermuth, durch den Stolz auf seine Schönheit fiel, so auch Babylon. Ueberdies heisst es Luc. 10, 18, Satan sey wie

ein Blitz vom Himmel gefallen. 1. Timoth. 3, 6. heisst es: der Hochmüthige leide des Teufels Strafe. 2. Petri 2, 4. wird geradezu gesagt, Gott habe die sündigen Engel mit Ketten der Finsterniss zur Hölle verstossen, und Epist. Judä 6: diese bis zum Gericht in der Finsterniss gehaltenen Engel hätten ihre Fürstenthümer und himmlischen Häuser verlassen müssen. Endlich spricht Ev. Joh. 8, 44. Christus selber vom Teufel, als dem Mörder von Anfang und Vater der Lügen.

Vermöge der eigenthümlichen Verblendung, welche alles specifisch Christliche für blosse Nachahmung von etwas Heidnischem hält, weil es ein Vorbild im alten Heidenthum (wie ein Afterbild im neuen) hatte, glaubte Bohlen (Genesis 50.) und viele Andere, die ganze Lehre vom Teufel sey erst nach dem Exil in's Judenthum gekommen, und nichts weiter als die Lehre vom persischen Ahriman. In der That ist Ahriman, der erstgeborne Engel der Perser, zum Teufel geworden, weil er Gott selbst seyn und allein regieren wollte. Ganz auf dieselbe Weise empörte sich auch nach der Brahminenlehre der erstgeborne Engel Moisasur. Auch der Titanensturz der Griechen gehört hieher.

Allein diese alten Vorstellungen der Heiden enthalten nur einen Schimmer von christlicher Idee, und schweifen einseitig aus. Der persische Ahriman verderbt die halbe Natur und theilt sie in eine böse und gute Hälfte; davon ist die mosaische und christliche Anschauung weit entfernt, der vielmehr die ganze Natur gut und als Gottes Werk erscheint. Der indische Moisasur verführt die übrigen himmlischen Geister zum Abfall von Gott und dafür müssen sie als Seelen in Menschen- und Thierleiber übergehen, um abzubüssen. Auch von dieser Seelenwanderungslehre ist das Christenthum weit entfernt.

Lucifer ist specifisch biblisch, jüdisch-christlich. Vor Allem lag es nahe, zu fragen, warum Gott überhaupt das Böse zugelassen habe? Augustinus, *de civ. Dei* 14. 11, sagt einfach: „Gott wollte seinen Geschöpfen Freiheit geben, als das köstlichste Gut, aber einen freien Willen kann es nicht

geben, wenn er nicht auch böse seyn könnte. Uebrigens habe das Gott nach seiner Weisheit vorausgesehen.“ Aehnlich Basilius in der 9ten Homilie. Der Scholastiker Duns Scotus hob die Nähe hervor, in welcher Lucifer zu Gott gestanden; je gottähnlicher er war, desto stärker war auch für ihn die Versuchung, sich Gott gleich oder an Gottes Stelle zu setzen (nach der musikalischen Regel des Septimenaccordes). Thomas von Aquino hebt hervor: die Engel befinden sich im Stande der Gnade, nicht im Stande der Busse, wie die Menschen; ihre Sünde sey also viel unverzeihlicher, ihr Fall viel tiefer. Zudem könne der Mensch seinen Willen zügeln und anderswohin lenken, der Engel aber müsse ihn in der einmal angenommenen Richtung verfolgen, was ihn nothwendig in's Extrem führe. Der Mensch sey sterblich und somit zur Aenderung von aussenher berufen; der Engel aber sey unsterblich und mache sich nur selber zu dem, was er werde. Vgl. Baur, Dreieinigkeit II. 770. 782.

Schon der blosse Begriff des Eigenwillens setzt die ganze Folgerung des Diabolismus voraus. So wie neben dem göttlichen noch ein zweiter Wille daseyn darf, wird er ein böser werden, eben um alle Möglichkeiten der Verschiedenheit vom göttlichen Willen zu erschöpfen.

Ein erstes Moment des bösen Willens ist der Trotz, das Unabhängigkeitsstreben, die Lust, allein zu herrschen.

Ein zweites Moment ist die Eitelkeit, die bei Lucifer insbesondere durch die Realität seines erschaffenen Wesens genährt wurde, während Gott ihm gegenüber in seiner ursprünglichen Idealität verharrte. Lucifer hielt sich für um so viel vollkommener, als er körperlicher geworden war; obgleich hier noch an keine irdische Materie zu denken ist.

Daher identificirte noch Jakob Böhme den Lucifer mit der Natur, als dem Aeusseren, im Gegensatz gegen Gott, als das Innere. Das Aeussere aber in seinem härtesten Gegensatz gegen das Innere ist Finsterniss, wie das Innere Licht ist, todte Erstarrung, wie das Innere Leben ist. Daher, glaubt Böhme, musste Gott durch eine neue Schöpfung den

Man kann sagen: die Mehrzahl der Männer ist gelähmt, denn nur die äußern drei oder vier Glieder vertheidigen sich. Richtig, aber diese Glieder reichen erstens zur Vertheidigung des Ganzen hin; zweitens handelt es sich in unsern Schlachten weit weniger um den wirklichen Schaden als um die Drohung. Eine gewisse Kraft auf einen gewissen Punkt hinzubringen, daß sie im rechten Zeitpunkte entweder zu geschlossenem Angriff oder zu Aufmarsch mächtig sey, das ist die Aufgabe. Der Feind hält gewöhnlich nicht, ist sein Gegner einmal angekommen, bis dieser auch seine Kraft entwickelt, weil er dann verloren wäre. Der mit der geringsten Kraftversplitterung die klügsten Manövres macht, siegt; nicht wer am meisten feuert.

Der Bajonetangriff mit ganzer Front ist wohl selten brauchbar; wird er auf eine Kolonne geführt, so ist er unsinnig; wird er auf eine Linie geführt, so muß man beklagen, daß man ihn nicht in Kolonnen mache, weil doch sicherlich fünfzig Glieder drei durchrennen müssen, ja sogar dann noch durchrennen müssen, wenn die ersten feig sind, weil sie nur seitwärts- aber nicht zurückweichen können, und die Leute, die der Feind auf dem getroffenen Punkt hat, durch die immer neuen Glieder der Angreifenden zuletzt überwunden werden müßten. Kömmt vollends Reiterei herbei, um die mit dem Bajonet angegriffenen Truppen zu unterstützen, welches Elend in der angreifenden Fronte, welcher Zeitverlust! welche Gefahr! Die Kolonne setzt ihren Angriff fort, was die Reiterei auch immer für Wesen treibe; mehr, als durch den Schrecken siegen, kann sie doch nicht; eine erfahrne Truppe besiegt man aber dadurch nicht, oder eine gut geleitete.

Gegen den Schaden, den das Geschütz in Kolonnen anrichtet, kann man noch sagen, daß es nur der Kolonne, welche steht, gefährlich seyn kann. Hier wird der Generalstab Sorge zu tragen haben, die Vortheile des Feindes, die kleinen Erhöhungen desselben so zu benützen, daß die Erde den Mann deckt. In der Schlacht bei Leipzig sah man, weite Strecken durch, beinahe gar keine französische Streitkraft, so gedeckt stand sie durch das Terrain; und doch sind dessen Schwingungen auf jenem Orte kaum merkbar.

Der Gebrauch der Kolonne ist uralt. Als Marschordnung kann er nie gemangelt haben. Als Schlachtordnung finden wir

Gegensatz vermitteln, das ist nun die Erde mit den Menschen in der Mitte zwischen Himmel und Hölle. — Nicht anders fasste auch der grosse Dante den Lucifer auf, da er ihn, vom Himmel herabgefallen, in den Mittel- und Schwerpunkt der Erde sinken und dort bis zum Gericht bleiben lässt. Die Finsterniss und Schwere contrastiren hier mit dem Licht und dem leichten Flügelschwung im Himmel. Vgl. Kopisch, Dante S. 69.

In der berühmten Vision des Ritters Tundal (*Vincent. Bellovac. speculum morale* II. 3. 6.) liegt Lucifer gleichfalls in der Tiefe der Hölle, angefesselt, von unzähligen kleinen Teufeln umgeben, die beständig das Feuer unter ihm schüren, um ihn zu plagen; denn in der Hölle waltet so sehr das Gesetz des Hasses, dass auch die Schüler ihren Meister, die Unterthanen ihren Herrn, die Kinder ihren Vater beständig hassen und martern müssen. Lucifer hat Menschengestalt, aber von Riesengrösse, und ist rabenschwarz. Wie Briareus hat er eine Menge Hände, jede mit zwanzig Fingern und Krallen, womit er nach den Verdammten greift, um dieselben zu fressen.

Bevor aber Lucifer in der Tiefe gefesselt wird, hat er Macht, die Menschen selbst zu fesseln. In einem Auto des Lope de Vega liegt die ganze Menschheit gefesselt zu seinen Füssen. v. Schack, dramat. Lit. d. Span. II. 412.

Die Muhamedaner kennen den gefallenen Lucifer unter dem Namen Iblis (entstellt aus dem griechischen *διάβολος*). Sie gehen aber in ihren Unterscheidungen des ersten Geisterreichs noch weiter, als die Juden. Vor der letzten Schöpfung, sagen sie, war die Erde bereits bewohnt, wenn auch nicht von Menschen, doch von Dschinnen (Genien) in Riesengestalt. Dieselben waren keineswegs Teufel, wenn auch keine Engel. Es herrschten nach einander sieben weise Salomone über sie, denen allen gemeinsam der allwissende Vogel Simurgh (Phönix) als Wessir diente. Endlich wurden sie übermüthig, und Gott schickte den Engel Iblis aus, sie zu strafen. Iblis und die ihm untergebenen Engel siegten und verbannten die

überwundenen Dschinnen in das äusserste Grenzgebirge der Erde, Kaf genannt. Nun wurde aber Iblis selber übermüthig, trotzte Gott und verwandelte sich mit den Seinen dadurch in Diws (böse Geister, Teufel, zum Unterschied von den Dschinnen, Riesen). Gott schuf nun den Adam, in der Hoffnung, die Menschen würden besser seyn, als Dschinnen und Diws. Beide letzteren sollten das neue Geschöpf anbeten. Sükkradsch (siehe Herbelot *s. v.*), der Fürst der Dschinnen, that es und huldigte dem Adam, Iblis aber that es nicht, und wurde deshalb von Gott in die Hölle gestürzt. Vgl. auch Herbelot *s. v. Eblis*, und v. Hammer, persische Redekünste S. 21. — Nach dem jüdischen Sohar war Sammael (Lucifer) ursprünglich ein Seraph mit sechs Flügeln.

Der Engelsturz ist oft in kecken Teufelsgruppen gemalt worden. Ganz eigenthümlich aber erscheint ein altes griechisches Bild, auf dem die stürzenden Engel oben noch schön sind, allmählig immer hässlicher und erst unten zu vollendeten Teufeln werden. *Didron, man.* p. 77. Ganz eben so malte sie Bos.

Weil Lucifer der Lichtträger heisst, wird Christus selbst der wahre Lucifer genannt, in einer Hymne des Hilarius. Königsfeld, lat. Hymnen S. 2.

Luftspiegelung.

„Die Pracht der Palläste Babels, die in voller Wirklichkeit vor euch steht, wird wie ein Hauch verschwinden. Das zarte Luftgebilde, das ihr in der Wüste verschmachtend hoffnungsvoll vor euch sehet und nicht erreichet, wird dennoch einmal Wirklichkeit werden.“ Vgl. d. Art. Jesaias.

M

Maccabäer.

Die kriegerischen Bücher der Maccabäer sind von grosser typischer Wichtigkeit für die christliche Geschichte. Die darin vorkommenden Helden und Begebenheiten sind nämlich durchgängig Vorbilder der spätern Bedrängnisse der Kirche durch die weltliche Macht. Zugleich sind jene maccabäischen Helden gleichsam die bewaffneten Schutzengel des mosaischen Gesetzes und der messianischen Verheissung gewesen. Ohne sie wäre das Judenthum schon vor Christi Geburt untergegangen und aus der Reihe der welthistorischen Erscheinungen verschwunden.

Es handelt sich um die Schicksale des gelobten Landes unter den Herrschern aus Alexanders Nachfolge. Nach der Sage bei Josephus wollte Alexander der Grosse Jerusalem zerstören, weil es an Persien hing; als ihm aber der Hohepriester Jaddu mit den Leviten in feierlichem Zug entgegenkam und er in dem ehrwürdigen Greis denselben in derselben Tracht wiedererkannte, den er vorher im Traum gesehen, verschonte er die Stadt. Ueberhaupt lag es in seiner Politik, Alle zu schonen, die sich ihm unterwarfen, und

insbesondere alle Culte gewähren zu lassen, die dem persischen widersprachen. Die Begegnung zwischen dem Priester und Könige ist übrigens typisch für die spätere christliche Legende, denn sie wiederholt sich in der Art, wie Papst Leo der Grosse dem Attila entgegentrat.

Palästina war nun dem grossen Reiche Alexanders einverleibt und kam nach seinem Tode unter die Herrschaft der Seleuciden, während andrerseits auch die Ptolemäer in Aegypten immer einen Anhang unter den Juden hatten, die in sehr grosser Zahl zu Alexandria wohnten und daselbst durch 72 Dollmetscher das ganze alte Testament in's Griechische übersetzen liessen, so zwar, dass durch Gottes Fügung Alle, ohne von einander zu wissen, buchstäblich das Nämliche schrieben. Anfangs wurden die Juden gut behandelt und kamen wieder in grossen Flor.

Nach dem 2. Buch der Maccabäer Kap. 3. (das nur eine andere Redaction des ersten ist und dieselben, ja noch frühere Geschichten enthält) wollte König Seleucus Philopator, der übrigens von Josephus ein grosser Gönner der Juden genannt wird (*Arch.* 12. 4. etc.), den im Tempel zu Jerusalem schon wieder angehäuften Schatz rauben lassen und schickte zu diesem Behuf seinen Kämmerer Heliodorus hin. Aber als er an den Gotteskasten trat, siehe da sprengte plötzlich ein schrecklicher Reiter auf schön geschmücktem Ross gegen ihn an und des Rosses Vorderhufe stürzten ihn zu Boden. Er lag nun todt, und nur das Gebet des frommen Hohenpriesters Onias konnte ihn wieder erwecken. Der König, über das Wunder erstaunt, verlangte nicht mehr nach dem Tempelschatz. — Der Reiter war ein Engel. In goldner Rüstung edel zürnend hat ihn Raphael in dem berühmten Bilde der Stanzen gemalt, dazu einen Blitz, der den Frevler niederwirft, zwei Engel zu Fuss mit Strafruthen, und im Hintergrunde seltsamerweise den Papst Julius II., auf dessen Befehl Raphael das Bild malte.

Heliodor ist typisch für die spätere christliche Kirche und wurde sein Beispiel stets den Kaisern und Fürsten

entgegengehalten, die sich an den Schätzen und Gütern der Kirche vergreifen wollten.

Vom frommen Onias heisst es weiter, er sey durch Jason, der dem König viel Geld zahlte, und dieser wieder durch Menelaos, der noch mehr zahlte, vom Hohenpriesterthum verdrängt und im neuen Asyl, in das er sich geflüchtet, trotz der Heiligkeit des Orts ermordet worden. Auch das ist typisch für den spätern Cäsareopapismus in der christlichen Kirche, wenn Priester der Habsucht der Könige das Heilige zum Opfer bringen, um für ihre Personen Kirchenämter zu erlangen. — Sehr bezeichnend heisst es 2. Maccab. 5, 19: Gott habe diese Schändungen seines Tempels zugelassen, um das Volk für seine Sünden zu strafen; Gott habe das Volk nicht auserwählt um der Stätte willen, sondern die Stätte um des Volkes willen.

Des Seleucus Nachfolger Antiochus Epiphanes (seit 175 vor Christo) war ein ruchloser Mensch von Natur und hatte nicht einmal so viel politischen Verstand, die Juden zu schonen, um sie gegen Aegypten zu benützen. Gleich neuern orientalischen Despoten liess er nur Geld zusammenraffen, um seine Lüste zu befriedigen, und beging treulose Morde des Volks in Masse, um Revolutionen zuvorzukommen. So musste sein Feldherr Apollonius mit 22,000 Mann (2. Macc. 5, 24.) die Juden an einem Sabbath zu Jerusalem überfallen und ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichten, da ihr Gesetz ihnen nicht erlaubte, sich an dem Tage der Gottesruhe zu wehren. Darauf liess er den Tempel entweihen, Schweine darin schlachten, Weiber Unzucht darin treiben und weihte ihn dem heidnischen Gotte Zeus. Dasselbe geschah auch mit dem Aftertempel zu Garizim.

Der 90jährige Greis Eleazar, ein Schriftgelehrter, sollte gezwungen werden, Schweinefleisch zu essen, zog es aber vor, ehrlich zu sterben und wurde erschlagen. 2. Macc. 6.

Unter allen Greueln, die Antiochus beging, ist die Hinrichtung der Mutter mit sieben Söhnen (2. Macc. 7.) der schaudervollste. Im ganzen Gebiet der Geschichte kommt

nichts Entsetzlicheres und Rührenderes vor. Das Schreckliche wird aber hier überwogen von der Freudigkeit, mit der die standhafte Mutter und ihre treuen Kinder alle Martern erdulden um des Herrn willen, und um für ihn zu zeugen. Deshalb ist diese Geschichte des alten Testaments typisch für das ganze christliche Martyrium. Sie wurde zuerst poetisch umschrieben in einem lateinischen Gedicht des Victorinus, *Fabricii thes.* 445. abgedruckt. Die Mutter heisst Salomonis, bei Suidas *s. v. Antiochus.* Spätere nennen sie immer Salome. Die Marter ist als Trauerspiel behandelt von Houdart de la Motte. Eben so in Zacharias Werners berühmtem Trauerspiel, das zwar nach seiner Art etwas schwülstig und krampfhaft, doch reich an den edelsten Empfindungen ist. Ein älteres deutsches Schauspiel von Scharschmidt 1589 kenne ich nicht näher. — Die Marter wurde gemalt von van Dyck im Quirinal. Möglichst greuelhaft und henkermässig sind die Todesqualen der sieben Söhne in byzantinischen Miniaturen dargestellt (Waagen, Paris 213.) In Blainville's Reise I. 90. wird eines seltsamen Bildes in der Maccabäerkirche zu Köln gedacht. Da sieht man die Mutter Salome, wie sie den Antiochus mit Füssen tritt, und unter ihrem langen Kleide ihre mit Lorbeeren bekrönten Söhne, vier auf einer, drei auf der andern Seite. Dort zeigt man auch die Köpfe der Maccabäer als Reliquien mit Kronen und Juwelen bedeckt.

Als nun Antiochus so wüthete, entfloh der greise Priester Matathias mit seinen Söhnen aus Jerusalem in die Wüste, um hier ungestört Gott dienen zu können; denn bei Todesstrafe war verboten worden, ferner noch den Jehovah statt des Zeus anzubeten, und bei Todesstrafe war befohlen, dass jeder Jude Schweinefleisch essen soll. Der alte Matathias aber hatte eine grosse Familie und viele Freunde, deshalb rieth man ihm, sich dem König zu unterwerfen, der es gewiss gut aufnehmen würde, wenn ein so angesehener Mann den übrigen Juden ein Beispiel gäbe. Aber Matathias blieb beim Gesetz seiner Väter. Da wurde den in die Wüste geflohenen Juden nachgestellt und wiederum an einem Sabbath, wo sie

sich nicht wehren durften, wurden bei tausend Juden in einer Höhle umgebracht. Josephus bemerkt hiezu, die Mazedonier hätten Holz vor die Höhle geschleppt und die darin Versteckten durch den Rauch getödtet, was aber nicht in der Bibel steht (1. Macc. 2.).

Matathias war sehr alt, stellte sich aber dennoch an die Spitze eines streitbaren Haufens, zerstörte überall, wo er hinkam, die heidnischen Altäre und beschnitt die Kinder. Aber der Tod nahte ihm. Da verordnete er, sein tapferer Sohn Judas Maccabäus solle an seiner Statt den Befehl führen und „für das Gesetz eifern und sein Leben wagen für den Bund der Väter".

Nun begann Judas seine Heldenlaufbahn und schlug mit seinen Getreuen ein Heer des Antiochus nach dem andern. Wir müssen hier auf 1. Macc. 3 ff. verweisen. Es kam so weit, dass die tapfern Brüder Jerusalem selbst wiedereroberten. Als sie den Tempel des Herrn so verwüstet und entheiligt sahen, zerrissen sie ihre Kleider und bestreuten sich mit Asche; dann reinigten sie das Heiligthum und errichteten dem Herrn einen neuen Altar. König Antiochus aber, mit dem persischen Krieg beschäftigt, starb vor Gram, als er die Niederlage seiner Heere im gelobten Lande erfuhr. Für seinen Sohn Antiochus Eupator belagerte Lysias die heilige Stadt Jerusalem, konnte sie aber nicht gewinnen. Der Jude Eleazar tödtete einen der grossen Königselephanten, die damals zum erstenmal den heiligen Boden betraten, indem er sich unter ihn schlich und ihn von unten erstach. Die Last des hinstürzenden Elephanten erdrückte ihn, aber er hatte seinen Landsleuten gezeigt, dass diese Thiere nicht zu fürchten seyen. 1. Macc. 6, 43.

Nach des Eupator Ermordung kam des Seleucus Sohn Demetrius Soter auf den Thron und traf ernste Anstalt, den jüdischen Aufruhr zu überwältigen. Dazu bediente er sich des treulosen Hohenpriesters Alcimus und des mächtigen Feldherrn Nicanor. Diesem nun gelang es, den Anhang der Maccabäer dermassen zu verringern, dass ihm zuletzt nur

800 Mann blieben, mit denen sie sich ehrlich gegen die ungeheuere Uebermacht schlugen, bis in einem letzten Verzweiflungskampfe der tapfere Judas fiel.

Zu diesen Kämpfen mit Nicanor bemerkt das 2. Buch der Maccabäer 8, 11: Nicanor habe das ganze jüdische Volk in die Sklaverei zu verkaufen getrachtet, um mit dem Geld die damals schon mächtig vordringenden Römer zu beschwichtigen. 2. Macc. 14, 37 ff. wird ferner von einem gewissen Rhazis, Aeltesten in Jerusalem, erzählt, der sich, um Nicanors Henkern zu entgehen, von einer Mauer herabstürzte und, als er noch lebte, seine Gedärme sich selber aus dem Leibe riss und unter seine Verfolger warf, mit den Worten: „Gott wird sie mir wiedergeben!“ Uebrigens ist zu bemerken, dass 2. Macc. 15. Judas den Nicanor noch überlebt, indem Nicanor in der Schlacht fällt. Hier heisst es auch, der Prophet Jeremias sey dem Judas erschienen und habe ihm ein unüberwindliches Schwert dargereicht.

Judas Maccabäus wurde durch ein spanisches Volksbuch in Spanien ungemein populär, auch von Calderon auf die Bühne gebracht (v. Schack III. 181.) und von Silveira 1638 in ein Epos. Der spanischen Tapferkeit gefiel dieser Stoff um so mehr, als jahrhundertelang auch die christlichen Spanier mit den Sarazenen zu Gottes Ehre hatten streiten müssen.

Der Kampf war noch nicht zu Ende. An Judas Stelle trat sein tapferer Bruder Jonathan, unterstützt vom dritten Bruder Simon, und stellte die verlorne Sache wieder her, indem er auf's Neue grossen Anhang fand, Jerusalem wieder gewann und zwischen den Ptolemäern und Seleuciden geschickt zu unterhandeln wusste, so dass beide ihm schmeichelten. Endlich aber verrieth ihn Tryphon, der Feldherr des jungen Antiochus Entheus, lud ihn gastlich ein und liess ihn umbringen. Simon regierte als Hoherpriester die Juden dennoch fort, erlitt aber gleiches Loos bei einem Gastmahl durch die treulosen Ptolemäer. Ihm folgte sein Sohn Johannes Hircanus, der die neue Königsdynastie der Juden gründete, deren

letzter Sprössling Mariamne zur Zeit Christi als Gattin des Herodes tragisch unterging.

Die Bibel verlässt uns hier. Nur aus Josephus erhellen die grossen Thaten des Johannes Hircanus, auf die wir hier nicht näher eingehen. Genug, es gelang, das jüdische Reich unter eignen Königen wiederherzustellen, die sich hauptsächlich durch die Gunst der Römer von der Herrschaft der Ptolemäer und Seleuciden losrissen, bald aber selbst unter die Obergewalt der Römer fielen.

So war es denn durch die wunderbare Lenkung Gottes dahin gediehen, dass das Gesetz Mosis sich im Sturm der Zeiten hatte erhalten können, trotz zweimaliger Verbannung und Gefangenschaft des Volkes in Aegypten und Babylon, trotz der Tempelschändungen und Zerstörungen, trotz der innern Corruption und dem Abfall zum Heidenthum. Der goldne Faden war nicht abgerissen, durch alle Gräuel des Heidenthums windet er sich hindurch, wie eine Wurzel durch die Finsterniss der Erde, um endlich die Wunderpflanze an's Licht zu bringen, deren Keim in der dunkeln Wurzel verborgen lag.

Magd.

Das Vorbild aller Mägde in der Welt ist Maria, als die „Magd des Herrn", in welcher Eigenschaft sie hauptsächlich bei der Verkündigung erscheint (*ecce ancilla domini!*). Erst durch diese Demuth der Magd wird sie gewürdigt, Königin des Himmels zu werden. Das Jungfräuliche ist hier auf's Innigste mit der Demuth der Magd verbunden (wie im deutschen Wort Mägdlein auch wirklich beide Begriffe zusammenfallen). Weil aber weiss die Farbe der Jungfrauen ist, so erscheint Maria als Magd des Herrn auf Kirchenbildern häufig im weissen Unterkleide.

Auch viele heilige Jungfrauen haben sich ausgezeichnet durch ihre Tugenden im harten Magddienste. Als Patronin der Mägde gilt die heilige Notburga, die selbst ihr Leben lang eine Magd, aber so heilig war, dass ihr die Natur

gehorchte, wie ihrer Königin. Einmal, als sie des Sonntags im Felde arbeiten sollte, hing sie ihre Sichel an einen Sonnenstrahl auf zum Beweis, dass man am Sonntag nicht arbeiten solle. Die heilige Christina wurde als Sklavin in ein fremdes Land verkauft, bekehrte aber ihre Herrschaft und das ganze Land. Die heilige Euphemia und Margaretha von Ungarn waren Königstöchter, die in der Verbannung fromm als Mägde dienten.

St. Magdalena.

Die symbolische Bedeutung dieser Heiligen kennzeichnet sie als Personification der wahren Reue und Busse. Nach Marcus 16, 9. war es Maria Magdalena, welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben hatte, der er auch nach seiner Auferstehung zuerst erschien. Man hält sie für dieselbe nicht namentlich genannte Sünderin, die nach Lucas 7, 37. Christi Füsse im Hause des Pharisäers mit kostbaren Salben wusch und von der er sagte: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ Vgl. Matthäus 26, 7. Marcus 14, 3. Man hält sie aber auch für die Maria, Schwester des Lazarus und der Martha, die nach Joh. 12, 3. dem Heiland, nachdem er ihren Bruder von den Todten erweckt, ebenfalls die Füsse salbte und mit ihren Haaren trocknete. Hier beklagt Judas aus Geiz das Vergeuden der köstlichen Salbe, wie bei Marcus 14, 5. andere Umstehende im Hause des Simon über die gleiche Verschwendung der Sünderin klagen. Endlich ist es wieder eine Maria Magdalena, die nach Joh. 19, 25. bei der Kreuzigung Christi zugegen ist und die nach demselben 20, 1. zum Grabe Christi kommt. Vgl. Lucas 24, 10. Matth. 28, 1. und Markus 16, 1, wo es insbesondere wieder heisst, sie habe mit den andern Weibern den Leichnam Christi salben wollen. Obgleich nun aus diesen Daten allerdings nicht mit völliger Bestimmtheit hervorgeht, dass des Lazarus Schwester auch die Sünderin gewesen sey, so stimmen doch in beiden die innige Hingebung an den Heiland, das Weinen, das Benetzen

ihn in den Phalanxen und Keilen der Griechen und Römer wieder. Ja, Cäsar beschreibt sogar Gallier und Deutsche als in gedrängter Ordnung fechtend. Wie kann man die 2000 oder 3000 M. des Epaminondas bei Leuktra, welche 50 M. hoch standen, anders nennen, als eine geschlossene Kolonne. Wir sahen den großen Scipio bei Zama die römische Schlachtstellung verlassen und seine 20,000 M. gegen die 50,000 M. des Feindes in gedrängten Haufen, die unter sich in gleicher Höhe standen, stellen. Plutarch beschreibt in Dion die Kolonne vollkommen.

Die Schlacht bei Mantinea, die weiseste des Alterthums, war ein Kolonnenangriff. Das ganze Heer unter einem schiefen Winkel mit seiner Fronte auf die Fronte des Feindes geneigt, machte, als es ihrer noch genug waren, eine halbe Wendung nach der Seite des Feindes zu und gieng in den Angriff über. Es durchbohrt die Mitte der feindlichen Stellung.

Der Angriff Gustavs bei Lützen war eine Linie, welche Kolonnen von 1500 M., wie Zähne oder Brechmaschinen, vor sich hatte.

18.

Viele Siege werden errungen, ohne daß der Feldherr dafür kann; an seiner Stelle wirkte das Glück oder die Tapferkeit der Truppen. Es gibt Siege, die einen Feldherrn mehr schänden, als eine verlorne Schlacht gethan haben würde.

Wer das Wesen des Krieges nicht versteht, urtheilt über das Verdienst des Feldherrn meistens irrig. Wo der Sieg, dort das Verdienst, meint er, und wie oft ist es umgekehrt!

Des Feldherrn höchstes Verdienst bleibt das strategische Auge; wann und wo er schlägt, ist meist wichtiger als wie er schlägt; und dieses wie ist wieder wichtiger, als wie viele Leute er gefangen nehme oder tödte. Zwingt er den Feind zur Schlacht, wann und wo er will und schlägt er ihn auf solche Weise, daß dessen Rückzug nur dahin gehen kann, wohin er und nicht der Gegner will, und sind diese Berechnungen alle nach einem klugen und weisen Ganzen klar und richtig geordnet, dann, und nur dann ist der Sieg entscheidend, ob nur zwei- oder zwanzig tausend Feinde das Feld decken. Der Sieg der Franzosen bei Ligny im Juni 1815, wo die Preußen 22,000 Mann verloren, war eine strategische Niederlage für Napoleon, weil Blücher nicht nach Namur, sondern

der Füsse Christi mit ihren Thränen, das Trocknen derselben mit ihren Haaren und das Attribut des Salbgefässes so genau zusammen, dass die Kirche keinen Anstand nahm, ihre Identität zu beglaubigen.

Magdalena war Trägerin einer grossen Idee und konnte nicht anders aufgefasst werden, ja die Legende musste sogar noch in viel späterer Zeit folgerecht ihre Geschichte weiter entwickeln; denn die Idee ist mächtiger und fruchtbarer, als dass nicht ihr Korn unter der alten Hülse eine neue hervorbringen sollte, ehe es zur vollen Reife gediehen ist. In der heiligen Schrift war klar Sünde und Reue ausgesprochen, die spätere Legende fügte noch die Busse hinzu. Nur eine kleinliche und ideenlose Kritik kann die Legende von der als Einsiedlerin in einer Höhle büssenden Magdalena auf die von der heiligen Maria von Aegypten zurückführen und einen Werth auf diese Entdeckung legen. Für die Idee ist das gleichgültig. Reue und Liebe verlangen die Busse. Magdalena kann nicht anders, als büssen, nachdem sie den Heiland sterben sah am Kreuze.

Albertus Magnus schildert sie als Herrin auf dem prächtigen Schlosse Magdalum in Bethanien in all der Pracht, in der abendländische Dichter des Mittelalters morgenländische Königinnen darzustellen pflegen. Dazu macht er sie zum Inbegriff aller Schönheit, zu einer zweiten Helena. Wie hier ihr Reichthum und ihre Schönheit übertrieben hervortreten, so in der schwedischen Legende, die Mohnike übersetzt hat (Altschwedische Balladen S. 173), ihre sündige Wollust. Hier heisst es nämlich, sie sey eines Morgens zur Quelle gegangen, da sey Jesus ihr begegnet und habe sie um einen Trunk gebeten. Sie antwortet: „Hätte ich nur eine Silberkanne hier.“ Er dagegen spricht: „Wärst du nicht so unrein, ich tränke aus deiner blossen Hand.“ Sie schwört, nie mit einem Mann zu thun gehabt zu haben. Er aber sagt ihr, dass sie mit ihrem Vater, ihrem Bruder und einem Priester drei Kinder erzeugt und in's Wasser geworfen habe. Wenn sie aber Busse thun wolle, so solle ihr vergeben seyn. Die Busse

bestand darin, dass sie keine andere Speise essen solle, als von Lindenblättern, keinen andern Trank trinken, als Thau von Lindenblättern, in keinem andern Bett schlafen, als auf Lindenwurzeln. Die gewöhnliche Legende beschuldigt Magdalena so grosser Frevel nicht, sondern nur, dass sie zu „viel geliebt“ habe. Ihr ganzes Wesen war Liebe, nur dass sich dieselbe zuerst als irdische Liebe zeigte, bis die himmlische in ihrem Herzen Platz gewann. Die Legende sagt aus, ihre Schwester Martha sey zuerst von Johannes dem Täufer bekehrt worden, Magdalena aber habe noch bei ihrer Weltlust verharrt, bis sie im Tempel von Jerusalem zum erstenmal den Heiland gesehen und von seinen Augen getroffen worden sey. Durch diesen einzigen Blick, heisst es weiter, wurde sie von allem Irrthum der sündigen Natur geheilt und widmete sich von nun an einzig dem Heilande. Ja sie übertraf, als eine höhere Natur, obgleich später bekehrt, sogleich an Heiligkeit ihre früher nur durch den rauhen Johannes bekehrte und von Natur niedriger stehende Schwester Martha. In der Bibel ist der Gegensatz zwischen den beiden Schwestern noch einfacher gefasst. Martha ist die gute, aber beschränkte Hausfrau, die, als Jesus Gast im Hause ist, auf's Eifrigste in der Küche schafft, damit er das Beste zu essen bekomme, während Magdalena müssig bleibt und nur an den Lippen des Gastes hängt. Als Martha sie wegen dieses Müssiggehens tadelt, rechtfertigt sie der Heiland und spricht: „Sie hat das beste Theil erwählt.“ Luc. 10, 42.

Durchaus willkührlich ist die Annahme Späterer (vgl. Kosegarten, Legenden I. 131. Borberg, Apokrypher I. 585.). Darnach war Magdalena die Braut Johannes des Evangelisten und feierte die berühmte Hochzeit zu Cana, auf der Johannes durch das Wunder der Weinverwandlung bewogen wurde, die junge Braut zu verlassen und Christo nachzufolgen. Dadurch auf's Höchste erbittert, soll die Verlassene sich Ausschweifungen ergeben haben, später aber durch Lazari Erweckung selbst bekehrt worden seyn.

Die spätere Legende vom Leben der Magdalena nach

dem Tode des Heilands lautet: Nach dem Tode der Madonna, bei der Magdalena zuletzt zugebracht hatte, um ihr zu dienen, wurde sie mit Martha und Lazarus, ihren Geschwistern, so wie mit Maximinus und einigen andern frommen Christen von den Römern zum Spott auf ein leckes Schiff ohne Segel und Ruder gesetzt (eine Noyade, wie in der französischen Revolution), aber anstatt unterzusinken, kamen sie wohlbehalten nach Marseille. Hier wurde Lazarus, zu Aix Maximinus der erste Bischof. Martha gründete ein Kloster; Magdalena aber begab sich in ein wildes Gebirge in der Nähe und widmete sich der einsamen Busse in der Höhle *la Baume*. In dieser Höhle wohnte vorher ein Drache, der auch hervorkam und sie (ein ästhetischer Misston in dieser so schönen Legende) mit Haut und Haaren verschlang. Ein Engel zog sie aber lebendig wieder heraus und reinigte die Höhle von des Drachen Wust. Hier lebte sie nun viele Jahre, nackt und ohne irgend ein menschliches Wesen zu sehen, nur von Teufeln oder Engeln besucht. Einst erschienen die Teufel in Gestalt von Engeln und sangen ihr gar lieblich, verlangten aber, sie solle nicht mehr so viel beten. Oefters wurde sie von Engeln in den Himmel getragen und sah dessen Herrlichkeit. Sie büsste so lange in dieser Höhle, als sie vorher in der Weltlust gelebt hatte. Als ihr der Tod nahte und sie das Abendmahl zu empfangen wünschte, brachten die Engel sie nach Aix zum Bischof Maxentius, und nachdem sie kniend den heiligen Leib von ihm empfangen, starb sie. Man zeigt zu Aix noch ihren Todtenkopf, dessen Haut an der Stelle, wo Christus ihre Stirn berührt hat, ganz frisch ist, und dessen blonde Haare auch, so weit sie Christi Füsse berührten, noch erhalten sind. Ihre Seele soll von Engeln gen Himmel getragen worden seyn. 22. Juli.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine besondere Verehrung, welche der heiligen Magdalena in der Provinz zu Theil wurde, eine Reaction gegen die Blasphemie der Katharer gewesen ist. Denn diese Ketzersekte, die im elften Jahrhundert in der Provence gewaltig um sich griff und die berüchtigten

Albigenserkriege veranlasste, gefiel sich in einer rohen Verleumdung, *quod M. Magdalena fuit Christi concubina. Petri Monachi hist. Albigens.* 2 (bei Duchesne *sc. hist. Fr.* V. 556.). Gieseler, Kirchengesch. II. 547. In der „natürlichen Geschichte des grossen Propheten", einem rationalistischen Roman, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gedruckt wurde, ist diese Fabel in sentimentaler Weise wieder aufgewärmt worden.

Die Höhle *la Baume* ist sehr heilig. In der Revolution alles ihres Schmucks beraubt, wurde sie im Jahre 1814 wiederhergestellt, aber 1815 durch die Soldaten des Marschalls Brune abermals geschändet und beraubt, was die Ermordung des Marschalls durch das erbitterte Volk nach sich zog. Alljährlich strömen Pilger zu der Höhle. Im Jahre 1822, als sie neu geweiht wurde, zählte man auf einmal 40,000 Pilger. Man setzte damals eine liegende Magdalena in Marmor hinein. Vgl. Friedrich Ludwig „aus der Provence" 1845, S. 249 f. und *Histoire de St. Magdeleine. Marseille* 1682. Legende der heiligen Magdalena von Louise von Bornstedt. Luzern 1845. Als Hauptwerk Clarus, Gesch. der heiligen Magdalena 1852.

Das berühmteste Wunder der Heiligen nach ihrem Tode ist der Sieg, den sie den Dithmarschen und Holsteinern bei Bornhöved über die Dänen gewährte (kurze Zeit vor dem Traume Karls von Anjou). Den Erstern erschien Magdalena (nach Andern eine Wolke) am Himmel und breitete ihren Schleier über die Sonne, so dass sie nicht mehr geblendet waren und siegten. Im Park zu Brüssel ist eine Magdalenenstatue, in einem Buche lesend, von der die Sage geht, sie schlage jede Nacht ein Blatt des Buches um, und wenn sie das letzte umschlage, müsse die Welt untergehen. Wolf, deutsche Märchen S. 298.

Die Heilige hat zahlreiche Verehrer unter den Dichtern gefunden. Die schönen Hymnen und Litaneien so wie ihr ganzes Officium finden sich in der schon genannten Marseiller Historie. Es ist von poetischem Geiste durchdrungen. Wie in einer musikalischen Fuge kehren hier immer die schönen

Gedanken wieder: *O Magdalena, amore Christi plena, — Domino gratissima — cui demissa sunt peccata multa, quoniam dilexit multum, — optimam partem elegit, — o felix Maria, quae resurgentem videre meruisti prima etc.* Dabei die schöne Hymne des berühmten Odo von Clugny:

Landa mater Ecclesia,
Lauda Christi clementiam etc.

worin ihre Bekehrung, ihre Reue und Demuth vor Christo in ihrem und Martha's Hause gepriesen wird; und die andere, worin die Heilige mit einem Edelstein verglichen wird, der aus dem Sumpf gerettet wird:

Gemmaque lucet inclita
De luto luci reddita.

Der schöne Gesang: *Gaude pia Magdalena etc.*

Gaude dulcis advocata,
poenitendi forma data,
miseris post vitia.

Sehr schön ist auch die unter Follens christlichen Liedern S. 65 übersetzte Hymne: *Pone luctum, Magdalene.* Es ist ein Freudenruf der geretteten Seele von tiefer Innigkeit.

Vier altdeutsche Lieder theilt Uhland in den Volksliedern I. 846 f. mit. Zwei davon schildern nur die Scene am Grabe. Zwei andere drücken eine innige Klage aus. Ein lateinisches Gedicht des berühmten Odo von Clugny erwähnt Bähr in der röm. Lit. des karoling. Zeitalters S. 127 als nur unbedeutend. Altdeutsche Legenden der heiligen Magdalena in einem alten Passional s. Marienlegenden. Stuttg. 1846, S. VII. Hahn, alte Passional 1844, S. 366 in Versen. Unter den Legenden des Hermann von Fritslar (Pfeiffer, deutsche Mystiker I.) in Prosa. Ein italienisches Leben der Heiligen von Prierias s. Grässe, Lit.-Gesch. II. 2. 423. Ein altfranzösisches Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert in *Hist. lit. de la France* XVIII. 831. Der Karmelitermönch Barthelemy dichtete, nachdem ihn der Tod seiner Geliebten (sie hiess Magdalena) in's Kloster getrieben, ein französisches Gedicht *la Madelaine au désert de la S. Baume*, 1671. Ein anderes französisches Gedicht *Pierre de St. Louis* vom Jahr 1700

soll viel Possirliches enthalten. Blankenburg, Zusätze zu Sulzer II. 61.

Auch Petrarca hat die Heilige in einem lateinischen Gedicht besungen. Desgleichen deutsch der Jesuit Salas in Diepenbrocks geistl. Blumenstrauss S. 187. Auch der poetische Jesuit Spee, „Spiegel der Maria in der Magdalena." Ein Gedicht nach Sarbievius in Silberts Dom h. Sänger S. 120. Dann von Wessenberg in dessen „Magdalena, Constanz 1824" und sämmtl. Dichtungen III. 305.

Dramatisch wurde besonders häufig in den alten Osterspielen die Auferstehungsscene und die Begegnung des Heilandes als Gärtner mit der Magdalena dargestellt. So in altenglischen Schauspielen, s. Grässe, Lit.-Gesch. II. 2. 1047, und in altdeutschen, s. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 14. 56. II. 171. Hier wird auf eine sinnreiche Weise Magdalena mit der Eva verglichen. Wie Eva und Adam im Paradiese versucht wurden, Adam aber von der Eva sich verführen liess, so wird hier Magdalena = Eva allein verführt aus weiblicher Schwäche, Christus = Adam aber bleibt standhaft und besiegt die Hölle. In Magdalenens Rede wird gezeigt, wie tief durch Eva's Schuld die Menschheit gesunken ist, und wie ihr dem allein reinen Christus gegenüber nichts als Busse, Reue und Thränen übrig sind. Zugleich contrastirt Magdalenens Leichtsinn hier mit dem Sakrament der Ehe, indem das Osterspiel mit der Hochzeit zu Cana beginnt.

Unter den neueren Dichtern, welche den Gegenstand mit Geist und besonderer Liebe behandelt haben, steht allen ein lateinischer Dichter des 17ten Jahrhunderts voran, der freilich, weil er lateinisch schrieb und ein Jesuit war, vergessen ist. Wir haben so viel Schönes in ihm gefunden, dass wir uns erlauben, hier an ihn zu erinnern. Der Jesuit Pater Justus Sautel gab 1673 zu Ingolstadt *divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae* heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateinischen Distichen feierte. Es sind theils Epigramme, theils Elegieen. Ueberall herrscht der classische Geschmack vor, so dass Magdalena eine Diana

genannt wird, mit Amor lange Gespräche hält, und dass auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, so lange die Heilige darüber fährt, Thetis ihr die Wellen glätten muss etc. Indessen finden sich unter sehr vielen Künsteleien auch echt poetische Dichtungen. Schön ist z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem sie der Wolke nachblickt, in der Christus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die sie als eine zum Fels versteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet sich ein sehr schönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten scheint Alles so vergänglich, ein dahinrieselndes Gewässer, dort oben Alles so fest und ewig. Aber sie besinnt sich, auch die Sterne werden vergehen und nichts ist ewig, ausser Gott, der ganze Himmel, der sich in dem kleinen Wasser spiegelt, ist nicht mehr, als der Spiegel selbst.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich ist auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umschwärmt sie in ihrer Höhle, sie verjagt sie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht stechen, dir nur Honig bringen. Ich weiss es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deshalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süsses, mir ziemt nur Bitteres.

In Wilh. Gerhards Uebersetzungen serbischer Volkslieder (Gedichte IV. 215.) kommt eine „flammende Maria" vor. Das ist Magdalena, so genannt, weil ihr Jahrestag, der 22. Juli, gerade in die grösste Jahreshitze fällt.

Magdalena ist Patronin aller reuigen Sünderinnen, vorzüglich derer, die zu viel geliebt haben. Daher auch die bekehrten Freudenmädchen sich Magdalenetten nennen. Der Orden der Magdalenetten wurde im 13ten Jahrhundert gestiftet, es durften nur gefallene Mädchen eintreten. Bei der Aufnahme mussten sie wie todt daliegen und man hielt über ihnen die Exequien. Helyot, Kloster- und Ritterorden III.

426 f. — Nonnen, die ihr Gelübde nicht gehalten, versetzte der Volksglaube zur Busse in den bleichen Mond und sah in den Mondflecken Magdalenens Thränen. Vgl. Mond.

Bis hieher haben wir in der Heiligen ausschliesslich eine Personification der Reue und Busse erkannt. Allein es knüpft sich an sie auch noch eine tiefere Symbolik an, die in der Geschichte Magdalenens von Clarus näher entwickelt, aber schon sehr alt und in der Kirche herkömmlich ist. Magdalena bedeutet nämlich das Heidenthum, wie ihre Schwester Martha das Judenthum im Verhältniss zum Christenthum. Clarus sagt S. 103: „Durch die Hinweisung auf die Allegorie soll nur die Uebereinstimmung der ältern Kirchenlehrer in Bezug auf die Identität der drei Marien noch näher, als bisher geschehen, dargelegt werden. Jene Lehrer geben zu erkennen, wie der Sohn Gottes, nachdem er den Rathschluss gefasst, in der Gestalt eines sündigen Menschen in der Welt zu erscheinen, ganz eigentlich gewollt, dass das mit ihm als Braut zu vereinigende Heidenthum durch Maria Magdalena dargestellt würde, welche aber mit der Sünderin und Maria von Bethanien eine und dieselbe Person ist. Diesen alten Lehrern zufolge war dieses von sieben bösen Geistern besessene und den Leidenschaften des Fleisches hingegebene Weib der Typus des Heidenthums, das, dem Cultus der Dämonen hingegeben, durch die ungeheuersten Abgöttereien besudelt war. Magdalena, die Sünderin in der Stadt, stellte die abgöttischen Verirrungen des Heidenthums in der grossen Stadt der Welt dar, welche mit kirchenschänderischen Tempeln und allen Arten von Verbrechen, die der Cult der falschen Götter hervorgerufen, angefüllt ist. Die verschiedenen Erzählungen der Salbungen bei den Evangelisten Matthäus, Marcus und Johannes, sowie die Gänge Magdalenens zum Grabe, sind diesen Lehrern zufolge eben so viele Züge derselben Allegorie. Die Uebereinstimmung der Väter in dieser Allegorie ist eine Bestätigung ihrer einhelligen Meinung über die Schuldbarkeit der heiligen Maria Magdalena. Schwerlich könnten alle diese Väter dieses Weib als das Abbild des dem unge-

heuersten Aberglauben hingegebenen Heidenthums betrachten, wenn sie dasselbe als Jungfrau, als unschuldig, ja nur als eine ehrbare Frau betrachtet hätten. Ueber die Rolle, welche Magdalena in jenem Bilde spielt, sind alle Lehrer ganz übereinstimmender Meinung. Nur über die Anzahl der Salbungen und der Frauen, welche dieselben verrichtet, sind sie, wie wir gesehen, verschiedener Meinung. Aber Alle, welche von diesen Allegorieen gesprochen haben, d. h. fast alle heiligen Lehrer, stimmen darin überein, dass sie Magdalenen als die Sünderin unter dem Namen Mariens von Bethanien, als das Abbild des abgöttischen Heidenthums betrachten. — Maria hat in der That nicht allein die Unordnungen des Heidenthums in ihrem Sündenleben dargestellt, sondern durch die Salbung, welche sie in Simons Hause am Heilande vornahm, die Huldigungen, welche es, einmal bekehrt, seinem Bräutigam bis an's Ende der Zeiten darbringen würde; oder vielmehr, wir finden in den verschiedenen Umständen, welche diese Salbung begleiteten, die Geschichte der beiden Völker, die Untreue und Verwerfung der Juden und die Annahme der Heiden ausgedrückt. Auf diese Weise deuten die heiligen Kirchenlehrer das Vorbild. Damit ist zugleich dargethan, wie sie keinen Unterschied zwischen der Sünderin und Marien von Bethanien anerkannten."

Das Heidenthum wird in Magdalena bezeichnet im Gegensatz gegen das Judenthum, als dessen Vertreter erstens Judas sich über Magdalenens Verschwendung beklagt, indem sie das Salbgefäss zerbricht, und zweitens Martha sich der Werkthätigkeit befleissigt und über Maria's müssiges Stillsitzen zu Jesu Füssen sich beschwert. „Die geschäftige Martha stellt die Geschäftigkeit des alten Gesetzes vor, dessen Propheten, Priesterthum und Opfer die Welt nur auf die Ankunft des Messias vorbereiten sollten. Dieses Gesetz ehrte Gott durch fleischliche Opfer. So wollte auch Martha durch leibliche Speise den Erlöser erfreuen. Maria, welche zu seinen Füssen sass und in Ehrerbietung seine Worte hörte, war eine würdige Darstellung des neuen Gesetzes. Sie ver-

ehrt besonders die Menschheit, welche durch die Füsse dargestellt wird. Diese Verehrung ist ein Gott besser gefallendes Opfer, als alle Opfer des alten Bundes. Zu Jesu Füssen sitzend hört sie seine Lehre, weil sie ihn als ihren einzigen Meister und Lehrer verehrt. Martha aber begehrte, ihre Schwester solle ihr in ihren Beschäftigungen beistehen. Die ersten Juden, welche an Christum glaubten, wollten die zum Christenthum bekehrten Heiden ebenfalls zur Beobachtung des jüdischen Ceremonialgesetzes nöthigen. Als Maria nicht folgt, klagt Martha es dem Herrn; dieser weist sie zurecht, denn um Gott zu gefallen, um zum Heile zu gelangen, ist nicht erforderlich, so viele im Gesetze enthaltene Vorschriften zu befolgen.“ Das Gleichniss, welches der Heiland den über die Unwürdigkeit Magdalenens murrenden Juden entgegenhält, drückt den Sinn vollkommen aus. „Jesus erzählt das Gleichniss von den beiden Schuldnern, d. h. den Juden und Heiden. Der Gläubiger ist Gott. Die Heiden sind die tiefer Verschuldeten. Beide aber sind gleich unfähig, zu zahlen, und können Gott nur durch Annahme der Gnade befriedigen, die er beiden durch den Glauben an Jesum Christum anbot.“

Gar zart ist die Auffassung einer eigenthümlichen und wie uns scheint früher noch nicht bemerkten Symbolik. Die heilige Magdalena befindet sich nämlich immer zu Jesu Füssen. Sie salbt seine Füsse, benetzt sie mit Thränen und trocknet sie mit ihrem Haar; sie sitzt, während Martha kocht und bratet, als demüthige Schülerin zu des Heilands Füssen; sie umfasst auf Golgatha das Kreuz zu seinen Füssen. Auch das bezieht der Verfasser auf die Demuth der Heiden vor Christo im Gegensatz gegen den Trotz, mit dem ihm die Juden begegneten.

Tief bedeutsam erscheint der Umstand, dass unter allen Personen, die sich nach den Evangelien dem Heilande nahen, Maria Magdalena die Einzige ist, die sich um ihres eigenen Seelenheiles willen an ihn wendet. Schon das allein weist ihr einen hohen Rang in der heiligen Geschichte an.

nach Wavre geworfen wurde. Napoleon fühlte dies wohl, aber er hoffte, daß die sehr bedeutende Schwächung an Kraft den strategischen Nachtheil, wie dies manchmal zu geschehen pflegt, ausgleichen werde, und es geschah. Der Marsch Blüchers hinter die Saale im Okt. 1813, obwohl er ein Rückzug war, ist einer der größten strategischen Siege, welche in diesem für die Verbündeten so glorreichen Feldzuge erfochten wurden.

19.

Jolard behauptet, daß Ueberfälle leicht auszuführen sind, sobald man sie nur der Zeit nach genau zu berechnen und das Geheimniß zu bewahren versteht. Als Vorbereitung ist nöthig, den Feind sicher zu machen, was sich auf vielerlei Weise bewerkstelligen läßt. Gerüchte auszusprengen wirkt zu wenig nachdrücklich, man muß sie durch Thaten glaubwürdig machen. Man verschanze sich, man bewege sich nach anderer Richtung oder man ziehe sich zurück u. s. w. Die Schlacht am Speierbach, welche der Marschall Talard im Jahr 1703 gewann, war eigentlich nichts als ein Ueberfall, einem Ueberfall entgegengestellt; die Gegenmine warf die Mine, bevor sie spielen konnte, in die Luft.

Wenn man die Ueberfälle betrachtet, welche klug gedacht und ausgeführt wurden, so muß man dabei fast jederzeit beklagen, daß die Feldherrn, muthig gegen Abtheilungen, muthlos gegen das ganze Heer waren. Der Herzog v. Alba ließ im Jahr 1572 den Prinzen von Oranien bei Mons in dem Augenblick, da dieser des Nachts das Lager abbrechen und sich zurückziehen wollte, überfallen. Der Ueberfall gelang auf das Vollkommenste, aber er wurde nur einer Zahl von 200 Mann Fußvolk und 800 Reiter anvertraut; den Schaden, den diese Schaar ausführen konnte, that sie; wäre Alba mit der Hälfte seines Heeres, wie er es konnte, bei der Hand gewesen, so würde der Prinz aufgerieben worden seyn.

20.

Um den Haß gegen England in die Herzen der kommenden Generationen zu graben, befahl der Congreß von Nordamerika dem edlen Benjamin Franklin, ein eigenes Büchlein für die Kinder zu machen, in welchem als Beilage die Grausamkeiten der Engländer in Nordamerika in Kupfer zu sehen wären. (Corresp. II, L. 21).

Eben so sinnig wird das berühmte *noli me tangere* gedeutet. Das Judenthum besass den Heiland im Fleisch und erkannte ihn nicht, das Heidenthum stand ihm fremd und erkannte ihn. Indem aber das Heidenthum sich mit voller Liebe dem Christenthum hingab, war es im Begriff, unwillkührlich dem mächtigen alten Zug des Sinnlichen, der in ihm lag, zu folgen, und das wehrt Christus ab, indem er als Gärtner der freudig überraschten Magdalena zuruft: „Rühre mich nicht an!“ S. 177. Herr Clarus hätte an dieser Stelle vielleicht etwas mehr Gewicht in die sinnliche Seite des Heidenthums überhaupt legen sollen.

Unter allen weiblichen Heiligen ist wohl die Magdalena, nächst der Madonna, am häufigsten gemalt worden. Welchen Einfluss dabei auch die Erbauung gehabt hat, so haben doch die Künstler häufig genug nur die anständige Gelegenheit benützt, um eine schöne Nudität zu malen, und auch die Kunstkenner haben sich häufiger in das schöne Fleisch berühmter Magdalenenbilder vergafft, als den Geist der Bilder beurtheilt. Gewissermassen steht Magdalena zwischen der Eva und Madonna. Sie ist eine Eva, die zur Madonna wird. In ihrem Bilde wird daher der Stoff von der Eva, der Geist von der Madonna genommen. Deshalb haben viele Maler die Magdalena nackt, blond, in sinnlicher Schönheit wie die Eva im Paradiese gemalt, nur mit reuigem und schmerzlichem oder begeistertem Ausdruck. In ähnlicher Weise, wie in Johannes dem Täufer Adam auf höhere Potenz erhoben ist, nur mit männlich kräftigem Selbstbewusstseyn muthig vorwärts blickend, wo Magdalena reuig rückwärts blickt. Eine Symbolik dieser Art scheint den Künstlern allerdings vorgeschwebt zu haben. Aber ihre eigentliche Absicht war, schönes Fleisch zu malen und sich deshalb bewundern zu lassen. Nur in zu vielen Magdalenenbildern liegt Sinnenreiz und Verführung. In diesen und vielen andern, z. B. den Sebastiansbildern, machte sich ein Bestreben der christlichen Künstler geltend, dem antik Heidnischen in Darstellungen nackter Leibesschönheit nachzukommen. Das widerspricht

aber dem keuschen Sinn des Christenthums überhaupt und dem Magdalenentypus insbesondere. Denn nur die sündige Magdalena konnte verführen, nicht die reuige und büssende. Der Herr selbst, der ihr nach seinem Tode als Gärtner erschien und, als sie ihn berühren wollte, zu ihr sprach: *Noli me tangere,* hat gewiss nicht gewollt, dass sie durch sinnlichen Liebreiz verführe. Wenn in ihrem heissen Drange, ihn zu berühren, auch die sinnliche Gluth des alten Heidenthums wiedererkannt wird, so ist es doch gerade diese Gluth, welche Christus ernst und heilig von sich abweist und damit auch den christlichen Künstlern eine inhaltschwere Lehre ertheilt. Die entgegengesetzte Ansicht, welche die üppigste Sinnlichkeit und den verführerischesten Naturreiz in den nackten Magdalenenbildern vertheidigt und das specifisch Christliche darin, die Reue eine „krankhafte Fäulniss geistiger und leiblicher Zustände" nennt, findet man im Kunstblatt von 1846 Nr. 2.

Am häufigsten sind die Bilder der einsamen Busse in der Wüste. Magdalena erscheint hier als Vorbild aller Einsiedlerinnen im Walde oder in ihrer Höhle, oft ganz nackt und nur mit ihren langen blonden Haaren bedeckt (worin sich besonders die Bilder der venetianischen Schule auszeichnen), zuweilen im schwarzen Trauergewande (von Rubens, siehe Ramdohr III. 65., und von Corello, s. Hand, Petersburg I. 385.), sonst meist im blauen Gewande (von Correggio, Battoni etc.). Bald steht, bald kniet und betet sie, in Thränen aufgelöst. Bald liegt sie und liest in einem Buche. Zuweilen ist sie auch schlafend gemalt (von Lutti und Menendez in Petersburg, Hand I. 330. 387., von Caravaggio in Rom, Ramdohr II. 123.). Neben ihr liegt gewöhnlich ein Todtenkopf. Zuweilen ist sie in Betrachtung desselben versunken (von Carlo Dolce, Waagen, England II. 249.). Nur selten sind ihr Engel zur Gesellschaft gegeben. Sechs Engel umgeben sie auf einem Bilde von Mantegna zu Paris (Waagen 693); Engel streuen Blumen auf sie, von Cagnacci; ein Engel bringt ihr die Geissel und Dornenkrone der Busse, von Fran-

ceschini in Wien. Zwei Engel sind um sie auf einem Bilde von Mola in England (Waagen II. 249.).

Im Ausdruck herrscht hier durchgängig das Schmerzhafte vor. Doch haben einige Maler davon ganz abgesehen. In der durch ihren Liebreiz berühmten Magdalena von Battoni zu Dresden bietet sich im himmelblauen Gewande eine reizende Blondine nachlässig daliegend den Männeraugen dar, die, wenn sie etwas Heiliges in ihr suchen, doch nur die Weltlust finden. Sie ist in die heilige Schrift vertieft, aber mit Recht hat man gesagt, sie sehe nur aus, wie Narcissus, der sich selbst bespiegelt. Sie faltet die Hände, aber der Maler hatte dabei nur den Zweck, das verführerische Spiel rosiger Finger zu zeichnen. In Schlegels Athenäum II. 88 f. ist sie mit den Magdalenen von Franceschini und Correggio verglichen, und Gries hat die beiden ersten in Sonetten besungen (Gedichte I. 214.). Zwei andere Magdalenen von Battoni in Petersburg und Gotha, die letztere in rothem Gewande, die Hände über einem Todtenkopf faltend. Rathgeber, Gotha 53.

Unter den Bildern, in denen die sinnliche Schönheit den Ausdruck des Schmerzes weit überwiegt, stehen die von Tizian oben an. Er malte die Heilige oft und zwar immer als eine üppige wunderschöne Venetianerin, nackt, nur mit den weichen Wellen ihres goldenen Haares lieblich überschwemmt und zugedeckt. So in Venedig (ein schönes, leider sehr verdorbenes Bild, Kunstbl. 1835. Nr. 93) im Pallast Doria in Rom (Ramdohr II. 131.), in England (Passavant 261. Waagen II. 17.), in Madrid (Viardot 41.), in Neapel und im Pallast Durazzo in Genua.

Von wollüstigem Ausdruck sind die üppigen nackten Magdalenen Furini's in Florenz und Wien. Weniger verführerisch, aber auch ganz unerbaulich, glatte und geleckte Nuditäten sind die vielen nackten Magdalenen von van der Werff in Dresden, München, Pommersfelden, England (Waagen II. 146.).

Die weltberühmte Magdalena des Correggio in der Ga-

lerie zu Dresden hat einen eben so wenig schmerzhaften Ausdruck, aber ihr geistreiches Gesicht zeigt, dass sie in die Tiefe der heiligen Schrift versunken, über dem Herrlichen, das sie liest, sich selbst und ihren Kummer vergisst. So viel Geist in den Zügen rechtfertigt die Abwesenheit des Schmerzes. Von Schlegel, a. a. O., ist sie bei weitem zu oberflächlich aufgefasst. Ueber dem weichen Haar, das um die den Kopf stützende Hand quillt, hat er den Ausdruck vergessen. Bemerkenswerth sind die Schicksale dieses Bildes, indem es für eine grosse Summe gekauft, in Dresden des goldnen mit Edelsteinen besetzten Rahmens wegen, den es ehemals hatte, von einem Juden aus der Galerie gestohlen, bis nach Amsterdam gebracht, dort in einen Schornstein versteckt, aber glücklich gefunden und wieder zurückgebracht wurde.

In den berühmten Bildern des Guido Reni ist die Heilige wieder anders aufgefasst, und zwar sah es dieser Maler darauf ab, das Schöne, Reizende, ja Wollüstige in der Form mit dem Schmerzlichen und Begeisterten im Ausdruck, wo möglich auf's Unzertrennlichste zu verbinden. Mit Recht sagt das Kunstblatt, 1834. S. 136, es sey darin der Gedanke ausgedrückt: „Thränen machen das Schöne noch schöner." Es ist hier von dem Bilde im Wiener Belvedere die Rede. Guido malte derselben noch viele und nicht minder schön, die sich in München, Paris (Waagen 496. 777, Kolloff 177), England (Waagen II. 61. 461.), in Rom (Capitol, Pallast Colonna, Barberini [Ramdohr II. 66. 309], Pamphili), in der Sammlung von Lucian Bonaparte, Genua (Pallast Spinola und Brignole) befinden. Einer der berühmtesten Magdalenenköpfe ist der in Madrid, der mit dem antiken Niobekopf verglichen wird. Viardot 59. Mignard malte ebenfalls eine Magdalena so sehr im Styl des Guido, dass sein Todfeind, der Maler Lebrun, sich wirklich dadurch betrügen liess und das Bild für einen Guido erklärte. Fiorillo III. 189.

Im Ausdruck des innigsten und heiligsten Schmerzes hat kein Maler den Spanier Murillo übertroffen. Das liegt in

der Tiefe und Stärke spanischer Gefühle. Seine Bilder befinden sich in Sevilla (Kunstblatt 1822. Nr. 79), in Paris (Kolloff 291. Kunstbl. 1838. S. 382), in der Leuchtenberg'schen Galerie, im Pallast Doria zu Rom, in Berlin (Kunstblatt 1845. S. 18). In dem letzteren Bilde ist sie in ihrer Höhle von dem Licht, das vom Kreuze ausgeht, übergossen, indem sie in glühender Andacht davor kniet. Im Pallast Doria ist sie nicht mehr jung, aber sehr warm gemalt.

Noch weit schärfer markirt den Schmerz der Spanier Zurbaran. Sein Bild in Dresden drückt das tiefste Leiden, fast körperliche Marter aus. Ein Bild aus der Schule von Rubens in der Sammlung des vormaligen englischen Gesandten in Stuttgart, Shee, zeigte die Wirkung des Weinens an einer fleischigen Flamänderin in rothen Augen, Thränenfurchen etc. auf's Naturwahrste.

Wie Magdalena vom Heiland bekehrt wird und zerknirscht vor ihm kniet, malte Zucharo. Füssli, Kupferst. I. 229.

Allegorische Bilder, wie sie, eine schon erwachsene Jungfrau, dem kleinen Christkind, das auf dem Schoosse der Mutter sitzt, den Fuss küsst, malten Johann von Achen (gest. von Sadeler) und Correggio auf einem sehr berühmten Bilde des heiligen Hieronymus. Das letzte bewunderte schon Mengs und besonders Fr. Schlegel, Werke VI. 32. In dem schönen Kopf der Magdalena drückt sich die süsseste Liebe aus. Ihr ganzes Wesen ist die anschmiegendste Zärtlichkeit. Vgl. auch Millin, Lombardei II. 230 und 232. — Ich halte es für überflüssig, aus den unzähligen Magdalenenbildern noch mehrere hier hervorzuheben, da die erwähnten zur Charakterisirung hinreichen.

Nur wenige Maler sind in das andere Extrem gefallen und haben die Heilige absichtlich hässlich, alt und vom Leiden widerlich entstellt gemalt. Die altdeutschen Maler haben in keuschem Takt das Nackte vermieden und sich eines naiven Auskunftsmittels bedient. Sie stellen nämlich die Magdalena öfter gerade so vor wie die wilde Else auf dem Titelholz-

schnitt der alten gedruckten Ausgabe des Heldenbuchs, nämlich vom Halse bis zu den Füssen in einen enganschliessenden Pelz gekleidet, der aussieht, als sey sie selbst über und über mit Haaren bewachsen. Doch sieht man an Hals und Füssen die Grenzen der Bekleidung. So kommt sie vor zwischen sieben Engeln stehend auf einem Altarbild in der Kirche zu Tiefenbronn. S. die Beschreibung dieser Kirche von Weber. Karlsruhe 1845. In der Durschischen Sammlung in Rottweil befindet sich ein Bild, welches die in der Kirche im Sarge liegende Heilige ganz eben so pelzig zeigt.

Attribut der Heiligen ist das Salbgefäss. Im Stande der Sünde erscheint sie oft im glänzenden Putz, und viele Bilder stellen sie in dem Augenblick dar, in welchem sie, von Reue ergriffen, den kostbaren Schmuck von sich wirft. Als Büsserin trägt sie häufig ein schwarzes Gewand und hat ein Crucifix, ein Buch und einen Todtenkopf neben sich in der Höhle.

Nach *Caesarius Heisterb.* VIII. 80. steht Magdalena unter den Chören der Seligen den Wittwen, die heilige Margaretha dagegen den Jungfrauen vor. In Kirchenbildern ist mir diese Unterscheidung noch nicht vorgekommen.

Magnetberg,

der fabelhafte Berg im Meer, der alles Eisen der Schiffe mit solcher Gewalt an sich ziehen sollte, dass die Schiffe mit reissender Schnelligkeit zu ihm hinflogen und an seinen harten Felsen zerschellten, eine sehr beliebte Vorstellung des Mittelalters. Man machte diesen Berg zum Symbol der Sünde, an der das Schiff des Lebens zerschellt, mit Bezug auf das Symbol des Meersterns, das rettende Gestirn der im Meersturm kämpfenden Schiffe = Maria. Conrad von Würzburgs goldne Schmiede, Vers 146.

Malchus,

der Knecht des Hohenpriesters, dem bei der Gefangennehmung des Heilandes im Garten Gethsemane Petrus ein Ohr abhaut, welches Christus ihm wieder anheilt. In altdeutschen und französischen Mysterien wird dieser Malchus als äusserst boshaft aufgefasst, so dass er nicht einmal für seine Heilung dankt, sondern, dieselbe nur für Zauberei erklärend, den Heiland noch misshandelt. Mone, Schauspiele des Mittelalters II. 165. Er bildet in diesen alten Schauspielen eine Gruppe mit Barrabas, der, des Heilandes wegen vom Volk freigesprochen, gleichwohl undankbar den Heiland peinigen hilft (das. S. 175), und mit dem scheusslichen Rufus. Vgl. diesen Artikel.

Mandel.

Im heiligen Lande blüht die Mandel um Neujahr, und auch in unserm Süden ist sie die erste Baumblüthe im Jahre. Sie wurde daher (gleich der um dieselbe Zeit zum erstenmal wieder aufsteigenden Sonne) ein Sinnbild Christi, des geistigen Frühlings. Ihr rosiges Aufblühen an dem vorher dürren und winterlichen Baume veranlasste die Symbolik der Stäbe Aarons und Josephs. Vgl. diese Artikel. Der Stab Aarons, der 4. B. Mos. 17, 8. wirklich als Mandelbaum bezeichnet wird, bedeutete durch sein Blühen das Priesterthum der Juden, der Stab Josephs aber die in Christo aufblühende christliche Kirche vor. Das Wunder, dass ein dürrer Stab blühen könne, wurde zum Sinnbild der unbefleckten Empfängniss, der reinen Jungfräulichkeit der Gebärerin. Aber auch die Frucht der Mandel diente dieser Symbolik. Christus wurde gezeugt in Marien, wie der Mandelkern sich in der unverletzt bleibenden Schale bildet. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede 432. Die Maler wählten deshalb auch die Mandelform (*mandorla*) zur Glorie oder zum länglichen Lichtnimbus, der die ganze Gestalt Christi oder Mariens mit dem Kinde

zu umgeben pflegt. Kunstbl. 1847. S. 134. Bunsen, Beschreibung Roms III. 3. 669. Die nämliche Form wird übrigens auch als Fisch gedeutet. S. Fisch.

Der Mandelbaum ist auch Symbol des Crucifixes geworden, weil er, von Natur bittere Früchte tragend, durch Pfropfen, also durch Stechen und Schneiden, dahin gebracht wird, süsse Früchte zu tragen. *Picinelli, mundus symb.* 540. — Ein Mandelbaum ist auch Attribut des heiligen Johannes Eremita, denn einen solchen Baum, den letzten, der ihm Schatten gab, hieb jener Einsiedler um, indem er sich auch der letzten Bequemlichkeit freiwillig beraubte. *Acta SS.* 23. Februar.

Manna.

In der Wüste fanden die aus Aegypten auswandernden Juden nichts zu essen und begannen, sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückzusehnen; da sprach der Herr: „Ich will euch Brodt vom Himmel regnen lassen.“ Zuvor aber noch liess er Abends ein ganzes Heer Wachteln einfallen, damit die Israeliten Fleisch hätten. Am Morgen nachher aber fanden sie die Wüste bedeckt mit Thau, der das Manna in runden und kleinen Stücken zurückliess und dessen sie sechs Tage lang in ungeheurer Menge sammelten. Das Manna, das man jetzt kennt, ist eine Ausschwitzung der Mannaesche, des *Hedysarum Alhagy*, auch der Tamariske, bewirkt durch ein kleines Insekt (Tischendorf, Reise I. 202. Niebuhr, Beschr. von Arab. 145. Burckhardt, Arab. II. 956. Rüppel 190. *Ehremberg, symbol. phys.* I. 10. Vgl. noch Martens Italien II. 66. über die in Italien vorkommende Mannaesche). Da in der heiligen Schrift nichts von Bäumen erwähnt wird und eine so grosse Menge Manna auch von den Bäumen nicht hätte gewonnen werden können, geben sich die rationalistischen Ausleger vergebliche Mühe, die Sache natürlich zu erklären. Eben so unnütz sind aber andrerseits die Zusätze der Juden, die da fabeln, das Manna sey im dritten Himmel in einer grossen Mühle gemahlen und auf die Erde herab-

geschüttet worden; es seyen auch Edelsteine mitgefallen; das Manna habe den Geschmack aller möglichen Speisen gehabt, aber keinen Stuhlgang bewirkt etc. Eisenmenger I. 467. 484 f. — Das Mannalesen war alttestamentalisches Vorbild des Brodtbrechens im heiligen Abendmahl. Vgl. Ev. Joh. 6, 49. *Augustinus in Joann. Tract.* 10, 4.

Mantel,

Symbol des Schutzes. Elias fährt auf seinem Mantel über den Jordan, 2. Kön. 2, 8; lässt bei seiner Himmelfahrt den Mantel fallen für seinen Jünger Elisa, das. 2, 11, und Elisa fährt gleichfalls auf ihm über den Fluss, das. 2, 14. Dasselbe wiederholt sich in Legenden: die heiligen Franciscus de Paula, Hyazinthus und Raymundus fahren auf ihren Mänteln über Wasser. Der heilige Elenus schläft in seinem Mantel unverletzt im Feuer; eben so Petrus Gonzalez. Nach der Sage von Jon in Müllers Nordischer Sagaenbibliothek wird Giles am Galgen lebend erhalten durch den Mantel des heiligen Jon, nur die unten heraushängenden Füsse starben ab. — Das Zerreissen des Mantels bedeutet Aufkündigung des Schutzes. Als Saul den Samuel am Gewande zurückhalten will, reisst es Samuel entzwei und sagt: „So hat Gott das Königreich von dir gerissen.“ 1. Sam. 15, 27. Als die zwölf Stämme sich trennen, reisst Ahia seinen Mantel in zwölf Stücke, 1. Kön. 11, 30. Auch im altdeutschen Rechtsgebrauch bedeutet der Mantel den Schutz. Uneheliche Kinder werden legitimirt, indem man sie unter den Mantel nimmt, weshalb sie Mantelkinder heissen etc. Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer I. 160. Als beim Wartburgkrieg Heinrich von Ofterdingen in Gefahr kam, barg er sich unter den Mantel der Landgräfin Sophia.

Man schrieb nun insbesondere der Mutter der Gnaden einen weiten Mantel zu, den sprichwörtlich gewordenen „Mantel der Liebe“. In alten Kirchenliedern bittet der Beängstigte, Maria möge ihn unter ihren Mantel nehmen. Wackernagel,

Kirchenlied Nr. 148. Marianischer Liederschatz, Augsb. 1841. S. 333. Auf Kirchenbildern kommt Maria oft in einem weiten Mantel vor, unter dem viele Betende knieen. *d'Agincourt, sculpt.* 160. Ja die ganze Christenheit, Papst, Kaiser, Könige etc. sammeln sich unter ihrem Mantel. So in der Lorenzokirche zu Nürnberg (Waagen, Deutschland I. 260.), im Kloster Heilsbronn (I. 304.). Vgl. auch Kunstblatt 1843. S. 351. — Ein kleines Nachbild dieses Mantels ist das Kräutlein „Frauenmantel" (*Alchemilla*) mit sehr zierlichen, mantelartig gefalteten Blättern. — Auch die heilige Ursula kommt zuweilen mit einem weiten Mantel vor, unter dem ihre 11,000 Jungfrauen stehen. — In einer Vision der heiligen Gertrudis zeigte sich die Madonna in weitem Mantel, unter dem eine Menge wilder Thiere versammelt waren, die gleichwohl von der Gnadenmutter geliebkost wurden. Daraus erkannte die heilige Seherin, kein Sünder dürfe verzagen. P. Abraham, Judas II. 470. Das Gnadenbild der schwarzen Gottesmutter im polnischen Kloster Czenstochau erschien, als das Kloster belagert wurde, auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln mit ihrem weiten Mantel auf. Mickiewicz, slav. Lit. II. 41.

In der heissen Schlacht bei Bornhövede, wo die Deutschen wider die Dänen stritten, flehte Soltwedel, Bürgermeister von Bremen, weil es gerade der Magdalenentag war, diese Heilige um Beistand an. Da erschien sie am Himmel und breitete ihren Mantel über die Sonne aus, so dass sie den Deutschen nicht mehr in's Gesicht blendete, und sie siegten. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 32. — Ritter Dietrich von dem Brühl war im Morgenlande gefangen, da gelobte er, der heiligen Magdalena eine Kirche zu bauen, wenn er frei würde, und sie brachte ihn (in ihrem Mantel) in einer Nacht heim, wo sein Weib eben mit einem Andern Hochzeit machen wollte. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 331.

Die heilige Elisabeth wob einen kostbaren Mantel, nicht für sich, sondern um Andere darunter zu wärmen und ihre Fehler zuzudecken. Als sie starb und gen Himmel emporschwebte, umhüllte sie dieser Mantel, und alle Sterne, die

In derselben Beilage schreibt Franklin an Hartley: Vous pouvez être bien assuré que je regarderais l'entière déstruction de notre pays, l'anéantissement total de mes concitoyens comme préférable à l'infamie d'abandonner nos alliés.

Je crois qu'une nation sans foi, si elle était exterminée, ne mériterait aucune pitié de la part de l'espèce humain.e II. L. 28.

21.

Der Wille und die Ueberzeugung des Erfolgs sträubt sich gegen die blind fortwirkende Natur. „Elende Menschen die wir sind," schreibt Bonaparte 1796 an General Clarke, „wir können der Natur nur folgen, nicht aber sie überwinden!" Er sprach damals von der Sonnenhitze, welche sein kleines unbesiegtes Heer mit Untergang bedrohte. Sechzehn Jahre darauf, erlag sein Riesenheer der Natur.

22.

Follard gibt den Truppen, obschon in einen belagerten Platz gedrängt, wieder den Rath, der so gewiß rettet, als er selten ausführbar ist, etwas Außerordentliches zu thun. (Polyb. I., § 5.) „Man muß sich an die Regeln der Klugheit nicht genau binden, sondern vielmehr seinen Entschluß über die Gränze der Kühnheit treiben. Eine Tollkühnheit ist in dergleichen Fällen keine geringe Weisheit. Ich will aber hieraus nicht folgern, daß man nicht einen Unterschied zwischen dem Möglichen und Unmöglichen machen solle. Mit einem Wort (denn man kann hierüber nicht genug predigen), man muß dem Glücke Alles überlassen, sich zu Allem, was nun entstehen kann, entschließen, wenn es nicht besser zu machen, und zwischen dem Uebeln und dem Aergern nur ein Augenblick ist."

Appius Claudius that dies durch einen Ausfall aus Messina, da die Karthaginenser und Sirakusaner es angriffen.

23.

„In allen Schlachten muß man zuerst mit den Augen überwinden." Tacitus.

Follard läßt seinen Feldherrn in einem Kriegsrathe sagen: „die Klugheit ist eine Tugend; sie verwandelt sich aber in eine Thorheit

sie unterwegs berührte, blieben daran hängen. Kaesmann, Gedichte. Offenbach 1821. Wenn auch keine echte Legende, doch ein schönes Sinnbild. — Der heilige Martin zerschnitt einmal seinen kostbaren Mantel, um mit der Hälfte desselben die Blösse eines Armen zu decken. Auf Kirchenbildern sehr oft gemalt.

Einst stahl der schlafenden Tugend die Bosheit ihren Mantel und seitdem hängen sich die meisten Laster den Tugendmantel um. Fabel bei P. Abraham, Judas IV. 265.

St. Marcus,

der Evangelist, schloss sich besonders an Petrus an und hat daher auch im kräftigen Ausdruck etwas mit ihm Verwandtes. Wie Petrus der Fels ist, so Marcus der Löwe. Auf dem grossen Obelisken vor der Peterskirche in Rom steht geschrieben: „Und es wird überwinden der Löwe vom Stamm Juda.“ Und auf der hohen Steinsäule des Marcusplatzes in Venedig steht der geflügelte Löwe des Evangelisten. Das Attribut des Löwen kommt dem Marcus zu, weil sein Evangelium mit Johannes dem Täufer beginnt, „der Stimme des Rufenden in der Wüste.“ Im mystischen Sinne bedeutet der Löwe aber auch die göttliche Kraft im Evangelium. Marcus wird insgemein, seinem Attribut entsprechend, als ein kräftiger Mann abgebildet, untersetzt, kahl wie Petrus, aber starkbärtig, mit schönen Augen, aber tiefen Augenbrauen (nach der *legenda aurea*).

Nach dem Tode des Heilands kam Marcus nach Aquileja, wo er viele Menschen bekehrte. Dann ging er nach Alexandrien, als Vorstand der ersten christlichen Gemeinde daselbst, und erlitt das Martyrium, indem er zu Tode geschleift wurde, 25. April. Später holten die Venetianer seinen Leichnam heimlich ab und brachten ihn in ihre Stadt, als deren Patron er grosse Verehrung geniesst. Sein Ring, der auf dem Grunde des Meeres lag, wurde von einem Fisch heraufgeholt. Ein Fischer brachte ihn dem Senat zum Zeichen, dass Venedig

niemals durch eine Ueberschwemmung des Meeres untergehen soll. Berühmtes Bild von Bordone. Diese Legende steht im Zusammenhange mit der jährlichen Vermählung der Republik Venedig mit dem Meere durch einen hineingeworfenen Ring. Aber wie die Stadt, so hütet St. Marcus auch die Flotte Venedigs vor den Stürmen des Meeres. Denn bei einem wüthenden Sturm soll einst der Heilige hinausgefahren seyn und ein Schiff voller Teufel, die den Sturm erregten, entdeckt und vertrieben haben. Bild von Palma vecchio (Vasari III. 2. 173.) und von Giorgione (Waagen, England II. 8.). Nicht minder beschützte er die Venetianer, die im Orient in die Gewalt der Muselmänner geriethen. Einem, den die Türken auf's Grausamste marterten, stand er bei, dass plötzlich alle Bande sich lösten und alle Folterwerkzeuge zersprangen. Bild von Tintoretto in Venedig.

Die berühmte St. Marcuskirche zu Venedig gehört zu den schönsten Werken byzantinischer Baukunst mit übereinanderstehenden Säulen, orientalischen Kuppeln, heiligem Dunkel im Innern, ungeheurer Ueberladung von Schmuck und Mosaiken etc. Vgl. Ausland 1840, S. 236. Gräfin Hahn, Jenseits der Berge II. 369. Auf dem St. Marcusplatz daselbst steht eine hohe Säule mit dem Heiligen, eine andere mit dem geflügelten Löwen (dem Wappen der Stadt). An seinem Fest wurde ehemals jährlich ein Ochs in seine Kirche geführt und sein Evangelium, das man dem Ochsen zwischen die Hörner legte, verlesen. Hielt sich der Ochs ruhig, so war es ein gutes, wenn nicht, ein schlimmes Zeichen für die Republik. Berckenmeyer, kur. Antiquit. I. 18. Auch in Spanien herrschte die Sitte, die als skandalös am 10. März 1598 durch eine Bulle Clemens VIII. verboten wurde (*Nieremberg, hist. nat.* 397.).

Eines der berühmtesten Wunder des Heiligen ist das, was er nach seinem Tode verrichtete, indem er einen Sklaven aus grässlichen Martern, mit denen er eben gequält wurde, befreite. Er wird daher in Qualen um Schutz angerufen. Der venetianische Maler Tintoretto malte die erschütternde

Scene in einem grossen Bilde (*Landon, annales* IX. *pl.* 13.), beging aber die Unschicklichkeit, den vom Himmel zum Schutz des armen Sklaven niedersteigenden Heiligen in vollem Sturz kopfüber aus dem Himmel herabfallen zu lassen. Das ist einer von den vielen Belegen, wie arg die Kirchenmalerei mit den ernsten, würdigen und heiligen Gegenständen umgegangen ist, und wie die Maler nach den barokesten Effekten haschten, ohne mehr zu fühlen, was sie der Kirche schuldig seyen.

St. Margaretha,

(ihr Name bedeutet die Perle), die Tochter eines heidnischen Priesters in Antiochia, wandte sich frühe zum Christenthum, worüber ihr Vater sehr zornig wurde, seinen Hass auf sie warf und sie zwang, auf dem Felde die Schweine zu hüten. Aus ihrer ärmlichen Kleidung aber strahlte ihre Schönheit dermassen hervor, dass Olybrius, ein Feldherr des Kaisers Aurelian, sich in sie verliebte und ihr seine Hand antrug, wenn sie dem christlichen Glauben entsagen wollte. Sie blieb aber standhaft und wurde deshalb in's Gefängniss gesetzt. Hier erschien ihr der Teufel in Gestalt eines Drachen und verschlang sie; allein indem sie das Kreuzeszeichen machte, zerplatzte der Drache und sie trat wieder heraus. Man wollte sie ersäufen, da kam, weil sie nicht sterben sollte, ohne vorher getauft zu seyn, der heilige Geist selbst in Taubengestalt und drückte ihr den Kopf unter das Wasser. Als sie ihn aber wieder emporhob, konnte sie nicht mehr untersinken und nicht ertrinken. Sie wurde daher enthauptet. 20. Juli. Einige haben sie für die Prinzessin ausgegeben, welche der heilige Georg vom Drachen befreite. Georg aber ist wörtlich der Ackersmann, der die grüne Saat aus der Erde befreit. Auch wo die Heilige in keiner Beziehung zum heiligen Georg steht, erscheint sie auf Kirchenbildern gewöhnlich in einem grünen Mantel und im Volksglauben gilt sie als Schutzheilige aller Geburten, als welche sie auch unter die vierzehn Nothhelfer aufgenommen ist.

Insbesondere soll ihr Gürtel Kreisenden helfen. Regis, Rabelais II. 35. Schwangere Frauen wallfahrten zu ihrer Kirche und bitten sie um schöne Kinder. Marculphus 1741, Nr. 21. Da inzwischen ihr Fest in die Höhe des Sommers fällt, beruht ihre Beziehung zum Grün der Saaten und zum heiligen Georg wohl nur auf einer Verwechslung, und sie dürfte eher mit der Aerndte, als mit der Saat in Verbindung zu bringen seyn. — Ihre Attribute sind der Drache, das Kreuz und die Palme (des Sieges wie des Martyriums). Ihr Cultus ist ausserordentlich verbreitet, wie die vielen Kirchenbilder von ihr und die vielen nach ihr benannten Kirchen beweisen. Ueber die grossen Prozessionen, in denen ihr Bild und das des besiegten Drachen figurirten, vgl. Nicolai, Reise in Deutschland III. 50. Horst, Zauberbibliothek II. 377. IV. 373. Sie gehört zu den heiligen Jungfrauen, die sich am häufigsten in der nähern Gesellschaft der Maria befinden, wie die heilige Katharina und Barbara, Ursula, Dorothea, Cäcilia etc., indem sie gleichsam die einzelnen Tugenden derselben besonders personificiren.

Maria.

Maria, die Gebenedeite und Allerseligste, steht im Mittelpunkt fast unzähliger symbolischer Beziehungen, von denen Kunst und Poesie der Kirche überall durchdrungen und erfüllt sind. Um uns darin zu orientiren, müssen wir zuerst festhalten, dass in Marien allein vor Allen ihres Geschlechtes die Jungfrau und Mutter identificirt war, das Geheimnissvollste in der irdischen Natur, bedingt durch das höchste aller Wunder, die von oben kamen.

Seit die christliche Kunst aufblühte, war es eine ihrer höchsten Aufgaben, im Bilde Mariens jene Einheit des Jungfräulichen und Mütterlichen auszudrücken, was jedoch nur den idealistischen, Seelenausdruck suchenden Künstlern annähernd gelang, nicht den naturalistischen. Je unmöglicher es schien, hier durch Nachbilder das Urbild zu erreichen, um so mehr nahm man seine Zuflucht zu Vergleichungen

und Sinnbildern. Schon in der griechischen Kirche und in der abendländischen des Mittelalters liebte man, die durch die Geburt des Heilands unbefleckt gebliebene Jungfräulichkeit Maria's durch prophetische Sinnbilder zu bezeichnen, die aus dem alten Testament genommen waren. Solche waren: der brennende und doch unverletzt bleibende Busch, aus welchem Jehovah zu Moses redete; — der Stab Aarons, aus dessen trocknem Holze Blüthen sprossten; — das Fell Gideons, das mitten im Thau trocken blieb; — die verschlossene Pforte bei Ezechiel, durch welche Gott hindurchging, ohne sie zu öffnen. Diese Sinnbilder findet man vereinigt auf einem schönen Marienbilde des van Eyck in Brüssel. Kugler, Gesch. d. Mal. II. 60. Vgl. *Didron, annales* IV. 67. Dazu kommt noch der verschlossene Garten, die verschlossene Quelle und der versiegelte Brunnen aus dem Hohenliede 4, 12. Auf altdeutschen Bildern sieht man nicht selten die heilige Jungfrau in einem rings ummauerten und verschlossenen schönen Blumengarten sitzen. In Conrad von Würzburgs goldner Schmiede, einem innigen Lobgesang auf die heilige Jungfrau, kommen noch folgende Sinnbilder vor: der kalte Kristall, an dem gleichwohl Feuer geschlagen wird; — der Sittig (Papagei), der vom Regen sterben würde, daher den Regen beständig flieht und doch auch ohne Regen auf's Prachtvollste grünt; — die Mandelschale, welche ganz bleibt, auch wenn der Kern herausgefallen ist; — der Vogel Strauss, der auf den Eiern nicht brütet, sondern sie durch seinen blossen Blick belebt; — die Lilie, die unter Dornen unverletzt bleibt. Im *defensorium beatae Virginis* von Retza 1425 (Jacobs, Beiträge zur ältern Lit. I. 98 f.) werden Sinnbilder aus den heidnischen Vorstellungskreisen herbeigezogen, die nur gelehrte Spitzfindigkeit aufsuchen mag. Von solchen klassischen Liebäugeleien gewinnt das Christenthum nichts. Da wird des Aristoteles, Aelian und Plinius Naturgeschichte geplündert, um die alten Fabeln von den Geyern, die ohne Mann, und von den cappadocischen Stutten, die vom Wind

empfangen, ferner die Wunder, welche die Vestalinnen Aemilia, Claudia und Tuccia in Kraft ihrer Jungfräulichkeit ausgerichtet, ja sogar die Danae, die durch Zeus im goldnen Regen befruchtet worden, ohne Scheu auf die heilige Jungfrau zu beziehen. Auch die gelehrten Jesuiten des 16ten und 17ten Jahrhunderts haben sich nicht immer fern gehalten von so unpassenden Vergleichungen, indem sie in ihren grossen, zu Ehren Maria's niedergeschriebenen Sammelwerken mehr auf Fülle des Stoffs, als auf Reinheit desselben Bedacht nahmen. Weniger anstössig und sinnreicher sind folgende Symbole: die Perle, die in der Muschel entsteht, indem ein Tröpfchen Thau vom Himmel in sie fällt, wenn sie über dem Wasser sich öffnet, während alle Tropfen im unendlichen Meer die Perle zu erzeugen nicht vermöchten; das Einhorn, welches allen Jägern widersteht und sich nur von einer reinen Jungfrau fangen lässt; die Palme, die zugleich Früchte trägt und doch immer noch blüht; der Regenbogen, der mitten im Regen unverletzt bleibt; der Spiegel, der das Bild aufnimmt, ohne irgend verletzt zu werden.

Uebrigens behalten die Gegensätze, auf deren Vereinigung es ankam, auch in ihrer Trennung eine gewisse Berechtigung, indem Maria in vielen Situationen ihres Lebens nothwendig vorzugsweise als Jungfrau, in andern als Mutter aufzufassen war, und andrerseits der Dogmenstreit zu Extremen führte, die einander gegenseitig einschränken mussten. Wie schon früher aus dem Kampf gegen die Gnosis, die alle concreten Gestalten der heiligen Geschichte in Dämonen verflüchtigte, eine Neigung hervorging, die menschliche Natur in Christo vorwiegen zu lassen, was denn auch die Auffassung der heiligen Jungfrau mitbetraf, so führten auch noch später im Mittelalter die vielfach widrigen und bis zur Unanständigkeit prozessmässigen Zänkereien über die unbefleckte Empfängniss in der Kirchenmalerei zwei entgegengesetzte Richtungen herbei, wovon die eine vorzugsweise die Gottesmutter, die andere eine Menschenmutter darzustellen liebte.

Das Extrem der einen Richtung tritt in der gnostischen

Identificirung Mariens mit der Sophia hervor, die sich zu Christus verhält wie Eva zum Adam.

Das Ave, womit man die heilige Jungfrau anredet, ist als umgekehrte Eva nicht blos, wie Manche noch meinen, ein Wortspiel. In der That hat, wenn in Christo wiederhergestellt wurde, was durch Adams Schuld verloren ging, auch Maria ihren Antheil an der Erlösung, wie Eva den ihrigen am Sündenfall. Wenn aber schon in Christo die menschliche Natur neben der göttlichen festgehalten und nicht im gnostischen Dämonismus verflüchtigt werden darf, so gilt dies noch viel mehr von seiner Mutter. Daher ist es eine unstatthafte Uebertreibung der Verehrung, die man ihr widmet, wenn man sie mit der gnostischen Sophia identificirt, was sogar noch der protestantische Mystiker Jakob Böhme that (vgl. J. Böhme von Hamberger S. 173), indem er lehrte, Sophia sey Adams erste Gefährtin gewesen, habe ihn aber seiner Sündhaftigkeit wegen verlassen, worauf er sich mit der Eva habe begnügen müssen. Dieselbe Sophia sey aber als heilige Jungfrau später zu dem neuen Adam Christus zurückgekehrt. Sie erscheint also hier ganz so, wie die Asträa der Alten, die ewige Gerechtigkeit, die es unter den Menschen nicht aushalten konnte und zum Himmel zurückfloh. Auf sie beziehen sich Virgils berühmte Verse:

Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;
Jam nova progenies coelo dimittitur alto.

die als Prophezeihung der Geburt Christi gedeutet wurden und ganz zu jener Lehre Jakob Böhme's passen. Nicht minder antiken Vorstellungsweisen (namentlich dem Grundbegriff) entlehnt ist die Inschrift unter einem Marienbild in Neapel: *Nata, soror, conjux eadem genitrixque Tonantis.* Keyssler, Reise S. 815.

Die Vergleichung Maria's mit der Eva ist wesentlich bedingt durch die Begriffe des Sündenfalls und der Erlösung. Dort ist es die Schlange, durch die Eva verführt wird; hier

ist es die Schlange, der Maria's Fuss den Kopf zertritt. Bilder Maria's, die auf die Schlange oder den Drachen tritt, waren im Mittelalter sehr beliebt und immer als Gegenbilder zum Sündenfall. Maria besiegte die alte Schlange aber nur durch den von ihr Gebornen. Sie ist keine Amazone, sondern die Magd des Herrn. Das wird sehr klar und sinnreich vorbedeutet beim Propheten Micha 4, 10. und in der Offenbarung Johannis 12, 1 f. Das Weib, dessen Gewand die Sonne ist, unter deren Füssen der Mond liegt, dem die Sterne sich zur Krone zusammenfügen, liegt gleichwohl, indem sie den Messias gebären soll, in Angst und Noth vor dem entsetzlichen Drachen und muss vom Erzengel Michael beschützt werden, bis zwei Adlerflügel sie entrücken.

Ohne also der hohen Würde der Jungfrau irgend zu nahe zu treten, ist es schriftmässiger und kirchlicher, das passive Element in ihrer Wesenheit festzuhalten. Sofern es gestattet war, den Begriff zu verallgemeinern, konnte man in ihr gleichsam die gesammte Kirche, oder die Menschheit als christliche Gemeinde personificirt sehen in ihrem Verhältniss zu den höchsten göttlichen Personen. Insofern fand auf sie Anwendung, was durch die Propheten von Zion, der Braut Jehova's, geweissagt ist. Die Menschheit wird als Braut Gottes zum Göttlichen erhoben, wie die Gottheit als Menschensohn niedersteigt zu den Menschen. Maria wird zum vergötterten Menschen, wie Christus zum vermenschlichten Gotte. Wenn aber das Menschliche zu so hoher Würde gelangen soll, kann es nur geschehen durch Demuth und Liebe, und sich nur äussern in Fürbitte und Gnade. Es kann in dieser seiner Erhebung den weiblichen Charakter niemals verlieren. Es ist und bleibt das Untergeordnete, Passive, das nur seiner reinen Unschuld wegen gewürdigt wird, dem Höchsten sich zu nahen. Insofern ist den Künstlern oft Maria übergegangen in den Begriff der Religion, des Glaubens, der Gottesminne überhaupt, so wie der *ecclesia*. Vgl. Kunstblatt 1837, S. 167, wo eines Bildes von Signol gedacht wird, in welchem die Religion am Grabe Christi nichts anderes

ist, als die gewöhnliche Pieta (der todte Christus auf dem Arme seiner Mutter).

Das passive und weibliche Element in Maria ist häufig verallgemeinert und überhaupt als das fünfte Element in der Natur aufgefasst worden, wobei auf ihren Namen (*Maria — mare*, Meer) angespielt wurde. Christ. de Vega gab folgende mystische Deutung ihrer Geburt. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, d. i. Joachim und Anna. Die Erde war wüst und leer, d. i. Anna unfruchtbar, und aus ihren Thränen entstand das Meer. Gott schwebte über dem Meer, da wurde Licht, d. i. Maria, Tochter des Meeres (*Maria a mari*). Vgl. Augusti, Denkw. III. 5. Die Stelle der Vulgata 1. Buch Mos. 1, 10: *et congregationem aquarum vocavit Maria* wurde in demselben Sinn genommen. Indessen ist es durchaus nicht nothwendig, eine Identificirung Maria's mit dem Element des Wassers (in heidnischer Weise) vorauszusetzen, um ihre Beziehungen zum Meere als Stern des Meeres, als Schutzpatronin der Schiffer, als Trägerin des Schiffes der Kirche, als Mutter des Fischers (Christus) zu erklären. Diese Beziehungen sind sehr unschuldig.

Eben so wenig darf man irgend welche heidnische Natur- und Erdmutter herbeiziehen wollen, um aus ihr die Gnadenspenderin Maria herzuleiten, wenn sie gleich in vielen Legenden mit cerealischen Attributen geschmückt wird.

Ein wunderthätiges Marienbild soll der heilige Apostel Jakob mit nach Spanien gebracht und in einem Thurm zu Madrid verborgen haben. Hier fand man es erst wieder und zwar mit Korn umgeben, welches den ganzen Thurm ausfüllte, als die Christen in der Stadt von den Mauren belagert wurden und Hunger litten. Seitdem wird es als *nuestra senora de Almunada* verehrt. Gräfin d' Aunoi, Reise II. 117. Aber dadurch wird Maria noch nicht zur Ceres. Albrecht Dürer hat Marien in einem Garten dargestellt, wo sie umgeben von der lieblichsten und reichsten Naturfülle erscheint. Fr. Schlegel, Werke VI. 104. Aber das macht sie so wenig wie Raphaels berühmte *belle jardinière* zu einer Flora oder

Pomona. Nach v. Martens, Italien II. 602. erzählt sich das Volk in den Alpen von reizenden Gärten der Madonna hoch in den Gletschern und unerreichbar. Aber auch darin liegt nichts Heidnisches, sondern nur ein zarter Ausdruck der Liebe, die Phantasie des andächtigen Volks im Gebirg will der seligsten Jungfrau, vor deren Bilde es betet, gleichsam die rauhe Natur vergüten. Unter den Beziehungen der Gnadenmutter zur Natur ist eine der reizendsten die Anlage des berühmten Liebfrauenmilchweinbergs im terrassenförmigen Halbkreis um den Chor ihrer Kirche zu Worms unmittelbar am Rhein.

In einem altdeutschen Gedicht wird Maria die Alle Minnende genannt und insofern mit der Venus verglichen, nur dass die Liebe hier im reinsten und höchsten Sinne verstanden ist. v. Lassberg, Liedersaal II. 6. Der Missdeutung wegen sind solche Vergleichungen besser zu unterlassen. Noch weiter ist jene schwärmerische Liebe zur heiligen Jungfrau abgeirrt, die in ihr die eigentliche Einheit der Dreieinigkeit in einem Verhältniss zu finden meinten, wie ungefähr das der Göttin Bhawani zu der indischen Trimurti. Die *sermones* des Petrus Damianus z. B. erklärten Marien für ungeschaffen, von Ewigkeit her thronend im Centro der Dreieinigkeit, wodurch sie fast noch höher gestellt wird, als die gnostische Sophia, und wogegen die Kirche die menschliche Natur der Mutter hervorzuheben einschärfte. Andrerseits musste sich die Kirche aber auch gegen die andre Uebertreibung der Antidikomarianiten wenden, die in Marien nur ein gemeines irdisches Weib sahen.

Am tiefsinnigsten und bescheidensten hat Dante die Jungfrau aufgefasst:

Vergine madre figlia del tuo figlio,
Umile ed alta più che creatura,
Termine fisso d' eterno consiglio,
Tu se' colei, che l' umana natura
Nobilitasti sì, che 'l suo Fattore
Non si sdegnò di farsi tua fattura.

und Niederträchtigkeit, wenn sie sich der äußersten Nothwendigkeit widersetzt.“

24.

„Die verdorbene oder wohlangewendete Zeit ist der Probierstein des Verdienstes oder der Unfähigkeit eines Feldherrn.“

„En diplomatie, comme en guerre, les momens sont toujours chers.“ Carnot (6. Juli).

25.

Ein großes Heer, das sich in eine Festung wirft, muß man nie versäumen, selbst mit mindern Kräften, eiligst einzuschließen. Mehr noch als der wahrscheinliche Abgang an Lebensmitteln, fordert hiezu das Moralische eines solchen Heeres auf, denn von dessen Muth läßt sich nicht viel erwarten. Ein Belagerungsheer selbst einzuschließen, ist einer der kühnsten Entwürfe, und dennoch hat er meist glänzenden Erfolg, denn nicht immer ist der Belagerer ein Mann, wie Harkourt 1640 vor Turin.

A. P. V. O.

Nach Erörterung dieser Gegensätze wird sich das Marienideal der christlichen Kunst deutlich genug herausstellen als die Verbindung einerseits des Jungfräulichen mit dem Mütterlichen, andrerseits des Königlichen und der übermenschlichen Hoheit mit dem Magdlichen und der tiefsten menschlichen Demuth, so zwar, dass keine dieser Eigenschaften ausschliesslich und einseitig vorwaltet, sondern immer auch die andre durchblicken lässt. Die ältesten uns erhaltenen Bilder geben nur den edlen Typus des Gesichtsovals, schöne und regelmässige Formen bei heiligem Ausdruck, in einer gewissen Allgemeinheit an. Seit vier Jahrhunderten strebt dagegen die Kunst mehr nach Individualisirung.

Gleichwie man unter den Christusbildern hauptsächlich Salvator- und Vesperbilder unterscheidet, von denen die ersten mehr die göttliche, die andern mehr die menschliche Natur des Erlösers zur Anschauung bringen, so kann man auch die Marienbilder in zwei Hauptordnungen eintheilen, sofern die morgenländischen überall mehr die Himmelskönigin hervortreten lassen, dagegen im Abendlande sich seit den letzten vier Jahrhunderten eine Neigung geltend machte, die menschliche Mutter theils in ihrer Freude und Zärtlichkeit, pflegend das heilige Kind, ja selbst spielend mit dem Kinde, theils in ihrem Schmerz als *mater dolorosa* und betrübte Wittwe darzustellen. Die morgenländische Kirche hielt immer ein heiliges Ideal fest, in der abendländischen Welt riss sich die Kunst von dem Anspruch der Kirche auf Heiligkeit häufig in dem Grade los, dass Maria auf Bildern wie ein gemeines Weib, in der Freude nur irdisch lieblich, im Schmerz sogar häslich aufgefasst wurde.

In einem Aufsatz über die Bildmalerei der russischen Kirche im Januarheft des Journals für Volksaufklärung vom Jahre 1845, mitgetheilt in August von Haxthausens Studien über Russland III. S. 102, wird die alte Malerei der griechischen Kirche vorzugsweise die theologische, die neuere und freiere Malerei der abendländischen Kirche aber die philosophische genannt und hervorgehoben, wie in jener sich der

Künstlergeist in tiefster Frömmigkeit und Andacht dem Höhern unterwerfe, während in dieser der Künstlergeist aus eigner Macht und in voller Freiheit aus dem Heiligen mache, was ihm beliebe, und es eben deshalb in's Menschliche und Gemeine hinabziehe. „Die alten Künstler arbeiteten unter dem Einfluss des Glaubens, fasteten, beteten, beichteten und nahmen das Abendmahl, um die Heiligenbilder zu vollenden. Der Pinsel der fremden Schule dagegen malt eine Körperschönheit, wie sie die Phantasie des Künstlers sich ausdenkt, und nicht selten nach einem unheiligen Gegenstand, dessen Schönheit ihm gefiel.“ Das gilt ganz vorzüglich von Marienbildern, die nur zu oft eine irdische Geliebte des Malers im Portrait verewigen sollten. Blasius in seiner Reise im europäischen Russland I. 123. macht eine ganz ähnliche Bemerkung. Er besuchte das grosse Nonnenkloster Kyrillof, wo die Nonnen Heiligenbilder malen, und erzählt von ihnen: „Man kann *a priori* nicht geneigt seyn, Erzeugnisse von künstlerisch vollkommen ungebildeten russischen Mädchen, die von Kindheit auf von jedem lebendigen geistigen Impuls abgeschnitten, ohne Kenntniss des mannigfach gestalteten Lebens, auf ihre engen Klostermauern beschränkt geblieben sind, mit der Periode einer äusserlich frei entwickelten Kunstepoche zu vergleichen. Aber hier kann man mit Ueberzeugung sagen: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth. Was die Schöpfer der neudeutschen Heiligenmalerei mit Mühe zu erreichen meist vergeblich gestrebt haben, das leisten die russischen Nonnen, die es meist nicht einmal zu einem geläufigen Lesen und Schreiben gebracht haben.“ Das sind Worte eines „aufgeklärten“ Naturforschers. Gewiss enthalten sie eine tiefe Wahrheit. Sie bezeichnen das Heilige, was der gebildetste Verstand vergebens sucht und was sich dem kindlichen Herzen von selber offenbart.

Heiligkeit ist das erste Erforderniss eines Marienbildes, Huld das zweite.

Die Vermittlung, in der sich Königin und Magd wie Mutter und Jungfrau berühren, liegt in der weiblichen Huld,

in dem *gratia plena*, einer Eigenschaft, die der Maria immer und überall treu bleibt, sie mag nun älter oder jünger, in Freud oder in Leid, auf dem Thron des Himmels oder im Stalle zu Bethlehem gemalt werden. In dieser Beziehung ist von vorzüglicher Wichtigkeit, dass sie als *regina angelorum* alle Lieblichkeit der Engelwelt in ihrer Weiblichkeit vereinigt.

Auf den ältesten Bildern der Katakomben, Mosaiken und Miniaturen erscheint Maria als Jungfrau ohne Kind, den Kopf verschleiert, beide Arme betend erhoben mit schönen und regelmässigen Gesichtszügen. *d' Agincourt sculpt.* 12. *Aringhi* II. 209. 353. *Bottari tav.* 153. Waagen, Paris 197. Also wesentlich als Fürbitterin. Das bleibt auch fürderhin die wesentlichste Funktion der Gebenedeiten, Mutter der Gnaden und Fürbitterin für die sündigen Menschen zu seyn bei Gott, damit er Gnade für Recht ergehen lasse. Denn sie ist ganz Liebe im Gegensatz gegen die Gerechtigkeit, ganz die Milde des neuen Bundes im Gegensatz gegen die Härte des Gesetzes. Darum heisst sie *mater gratiae*, Rose ohne Dorn, Taube ohne Galle (überall in den alten Marienliedern). Insofern ist auch ihr Attribut der weite „Mantel der Liebe", unter dem sie die reuigen Sünder schützt. Vgl. den Artikel Mantel. Der Grundtext aller Marienbilder ist *ora pro nobis.* Als die Allerbarmerin ist sie auf vielen Bildern dargestellt. Fra Bartholomeo malte sie mitten unter Pestkranken, die zu ihr beten und denen sie Heilung spendet (in der Leuchtenbergischen Gallerie). Van Dyk malte sie, ihre Huld der vor ihr knienden Sünderin Magdalena, dem verlornen Sohne und dem reuigen David zuwendend (im Berliner Museum). Salvator Rosa in einem grossen Bilde zu Mailand, wie sie die Seelen aus dem Fegfeuer erlöst.

Wenn die fromme Einfalt des Mittelalters ihr inniges Vertrauen zur heiligen Jungfrau zuweilen auch in naiver Weise ausdrückt, gibt das dem Unglauben der Neuzeit noch kein Recht zu dem Spott, den sie so gerne darüber ergiesst. Eine so unschuldige Naivetät drückt das berühmte Bild des Martin Schön in Colmar aus, auf dem Maria eine Anzahl

Menschen vor dem Zorn der himmlischen Heerschaaren beschützt. Eben so ein sehr altes Votivbild in der Johanneskirche zu Hamburg, auf dem Maria ihre Brust entblösst und den Heiland bei den Brüsten, die ihn gesäugt, um Gnade für die Hamburger anfleht, die er um ihrer Sünden willen strafen will. Dasselbe Motiv wiederholt sich auf einem spätern Bilde von Rubens. Uebrigens ist nicht zu läugnen, dass jenes Vertrauen auf die Fürsprache in einigen, namentlich spätern Legenden missbräuchlich zu Gunsten einer laxen Observanz geltend gemacht worden ist. — Sehr eigenthümlich ist eine Vorstellung, die uns in den sibyllinischen Büchern aufbewahrt ist. In den letzten Zeiten soll nämlich auf der alsdann schon ganz verödeten Erde Maria noch die zur siebenfachen Busse verurtheilten Menschen hüten, der letzten Sünder letzte Trösterin. Friedlieb, sibyll. Weissagungen S. 157.

Als der allgemeinen Fürbitterin ist es Maria's Amt auch beim Weltgericht, zur Rechten ihres göttlichen Sohnes stehend, ihm die Schaaren der Seligen zuzuführen und ihm in ihrem Namen für das Heil zu danken, welches ihnen geworden ist, damit eine milde Bitte verbindend, für die auf der andern Seite stehenden Verdammten. Zugleich steht sie in der himmlischen Hierarchie zur Rechten ihres Sohnes den Engeln vor, während ihm zur Linken Johannes der Täufer den Seligen, Heiligen, Patriarchen und Propheten vorsteht. Ihr ordnen sich die überirdischen, von jeher Unsterblichen unter, dem Täufer Alle, die als Menschen geboren und gestorben waren. *Didron, manuel* p. 264. 268. Und zwar kommt ihr dieser Vorzug wegen ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit zu, als worin die Wesenheit der Engelsnatur besteht. Man hat ein berühmtes Bild von Murillo, worin Engel und Menschen gemeinschaftlich die Jungfräulichkeit Maria's anbeten. Waagen, Paris S. 635.

Als *regina angelorum* ist Maria in vielen Kirchenbildern ausschliesslich mit Engeln verbunden und im Kreise derselben verehrt, umsungen, von ihnen getragen etc. Rubens malte sie gross und königlich unter einem unendlichen Gewimmel

kleiner Kinderengel. *Landon, annales* V. 57. Dante in seinem Paradies 32. lässt sie mitten in einer grossen weissen Rose unter Engeln thronen. In Haupt und Schnellers wendischen Volksliedern I. 281. wird sie (nach einer volksthümlich naiven Vorstellung) von Engeln umtanzt und tanzt selber mit.

Um sie als Königin des geistigen Himmels (der Engel und Seligen) zu bezeichnen, gibt man ihr Attribute, die vom sichtbaren Himmel entlehnt sind. Dazu berechtigt die Stelle in der Offenbarung Johannis 12, 1, in welcher sie erscheint als ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füssen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Der Sonnennimbus bildete sich erst in der Malerei des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu der ovalen, die ganze Figur umschliessenden Flammenglorie aus, in der wir seitdem auf so unzähligen Bildern und Münzen die Gottesmutter erblicken. Der Mond zu ihren Füssen wurde schon von den deutschen Rittern, wie später wieder in den Türkenkriegen als Sinnbild des überwundenen Heidenthums aufgefasst, ganz so wie andrerseits die Schlange, der sie den Kopf zertritt. Daher ist es das Wappen und Kennzeichen des deutschen Ordens in Preussen und Lievland; das riesengrosse Wandbild zu Marienburg, dem Hauptsitz des deutschen Ordens, zeigt Maria auf dem halben Monde stehend. In Ungarn und Oesterreich wurde mit noch bestimmterer Beziehung auf den türkischen Halbmond die Gottesmutter (oder auch ein Kreuz) auf den Halbmond gepflanzt als Zeichen des Sieges über die Türken. — Zu den zwölf Sternen um's Haupt fügten spätere Maler sehr oft einen dunkelblauen Mantel mit Sternen besät. Auf einem schon modernen Bilde zu Landshut trägt Maria ausser dem Sternennimbus noch einen Rosenkranz auf dem Haupt und einen Lilienstrauss in der Hand. Kunstbl. 1836, S. 15. In der Dominicanerkirche zu Breslau trägt sie ein grünes Gewand mit gelben Sternen und Aehren. Engel halten ihr das purpurne Obergewand und vor ihr blühen zwei Tulpen. Fiorillo I. 167. Das Bild, welches die Jahreszahl 1300 trägt, will offenbar die Gottesmutter als Königin des Himmels und

der Erde zugleich bezeichnen. — Auf einem Bild von Rubens in der Münchner Pinakothek hat Maria Adlersflügel und tritt der Schlange auf den Kopf, nach dem schon erwähnten Bild in der Offenbarung Johannis. Die Adlerflügel bedeuten hier, wie immer, den göttlichen Geist. — Anstatt des Mondes und der Schlange ist es oft auch die Weltkugel, auf welche die Gottesmutter als auf ihren Fussschemmel tritt. So auf dem oben genannten Landshuter Bilde. So auf einem von Maratti. Waagen, England II. 4. Auch kommt sie thronend auf dem Regenbogen vor, als dem Bogen des Friedens. *Didron, icon.* p. 269.

Den zwölf Sternen im Kranze Maria's entsprechen die zwölf Löwen am salomonischen Thron, auf welchem sie sitzt. Bild von Eberwein. Kunstblatt 1841, S. 414. Als Thron Salomons wird sie selbst bezeichnet in der lauretanischen Litanei. Die Zwölfzahl kann sich sowohl auf die Apostel, als auf die Propheten beziehen. Das Mittelalter liebte, die Gottesmutter mit den Propheten zu umgeben, die von der Geburt des Messias geweissagt haben. Gewöhnlich hat jeder Prophet neben seinem Attribut noch eine Inschrift, die jene Weissagung aus seinem Buch im alten Testament enthält. In der griechischen Kirche sind dieselben vorgeschrieben. *Didron, manuel* p. 147. 290 f. Dessen *annales* IV. 67.

Die Litaneien und alten Marienlieder enthalten eine Menge Sinnbilder, die sich auf die königliche Würde Maria's beziehen, zunächst Beziehungen auf ihre Abstammung von König David: die Ruthe oder Rose vom Stamm Jesse, der Thurm Davids, der elfenbeinerne Thurm, der Thron Salomo's, der hohe Cedernbaum. Aus der Ruthe haben altdeutsche Mariensänger die Wünschelruthe gemacht, die alle Wünsche erfüllt, den Zauberstab, der Alles hervorruft. Conrad von Würzburg 6. nennt sie die „Himmelskaiserin". Dem Deutschen genügte die Königin nicht, weil ihm die kaiserliche Würde höher stand. Altdeutsche und niederländische Maler geben ihr die kostbarsten phantastischen Kronen von Juwelen und Blumen. Eine dreifache Krone hat sie zu Loretto als Tochter, Gemahlin und Mutter Gottes.

Das leitet in die Symbolik hinüber, die in ihr eine Personification der Kirche erkennt. Die mit drei Kronen (gleich dem Papst) geschmückte Himmelskönigin, die vor Gott kniet und seinen Segen empfängt (Bild zu Padua, s. Kunstblatt 1838. Nr. 18.), ist nichts anderes als die Kirche selbst. Auch die einfache Krone ist auf die Kirche, als Braut Christi, bezogen und als Brautkranz aufgefasst worden. In diese Symbolik gehört auch das Bild von Quintin Messis, welches die Verklärung Maria's darstellt, zu ihren Füssen die allegorischen Gestalten des alten Bundes, der Legende etc. Vgl. Schnaase, niederl. Briefe S. 283. Dahin gehören auch die oft vorkommenden Bilder der unter den vier Kirchenvätern thronenden Maria.

Uebrigens herrscht die grösste Mannigfaltigkeit in den Beziehungen zur Gottesmutter, daher sie thronend gemalt wird wie unter Engeln und Erzengeln, so unter allen Heiligen des neuen Testamentes, Patriarchen, Propheten und Sibyllen des alten. Louis de Vargas malte ein seltenes Bild, auf dem sie ausschliesslich in Beziehung gesetzt ist zu den Patriarchen, indem sie Adam und Eva zu trösten scheint. Das Bild befindet sich in Sevilla. An die Huldigungen, welche Maria von himmlischen Heerschaaren und biblischen Gruppen empfängt, reihen sich die allegorischen Huldigungen von ganzen Ländern, Provinzen, Ständen und Privaten. Auf einem berühmten Bilde des van Thulden, z. B. im Belvedere zu Wien, empfängt sie die Huldigung aller niederländischen Provinzen, die durch schöne Frauen dargestellt sind.

Sehr viele Marienbilder sind Stiftungen. Der Stifter, der noch einen besondern Schutzpatron hatte, liess diesen neben die heilige Jungfrau malen; dazu auch wohl eine Schutzpatronin und Patrone der Frau und Kinder, der besondern Kirche oder Kapelle, in welche das Bild gestiftet wurde etc. So entstanden zufällige Heiligengruppen um die thronende Maria her, was man in der Kunstwelt Conversationen nennt. Sie sind am sinnreichsten, wenn in den dargestellten Heiligen besondere Tugenden personificirt erscheinen. Vgl.

d. Art. Barbara. Auf solchen Bildern sitzt Maria mit ihrem Kinde gewöhnlich unter einem goldnen Baldachin, oder in einem Thronsessel, der einem sich öffnenden Portale gleicht. Dem entspricht die Symbolik der Namen, die sie in den Litaneien erhält: *porta orientalis, janua coeli, portus naufragorum, arcus aetheris.*

Von tiefer Bedeutung ist ein Contrast in den Bildern, welche die niedrigste Stufe des Menschlichen und die höchste der himmlischen Verklärung im Marienleben darstellen. Die frommen Maler geben nämlich der in dem Himmel zu den höchsten Ehren erhobenen, von der Dreieinigkeit selbst gekrönten Maria die Demuth der Magd, während sie auf Bildern der Geburt Christi mitten in dem schlechten Stalle und unter die armen Hirten hinein die Mutter mit dem Kinde in königlicher Pracht mit der Krone malen.

Maria in der Herrlichkeit wird oft mit Schmuck allzusehr überladen, was noch mehr zu tadeln ist, wenn das Costüm geschmacklos gewählt ist. Dahin gehören die im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen Madonnen in steifgoldenem juwelenbedeckten Reifrock mit wollenweisser Frisur. Wenn Liebe und Andacht der Gläubigen das Urbild alles Schönen nicht reich genug schmücken können, so darf doch das Metall der edlen Würde des Ausdrucks keinen Eintrag thun. Aus demselben Grunde müssen auch die allzu spielenden Zierrathen, in denen ein Schein von Koketterie liegt, vermieden werden. Als Grenze mag hier bezeichnet seyn, was Hubert van Eyck in dem wunderlieblichen Bilde Maria's auf dem Genter Altare sich erlaubt hat. Die Jungfrau kniet hier in holdseligster Anmuth, scheint laut aus dem Gebetbuch zu lesen, wie die halbgeöffneten Lippen verrathen, und trägt einen königlichen Mantel mit Juwelen besetzt und eine Krone von Juwelen, aus welcher Rosen, Lilien, Schneeglöckchen etc. blühen, und aus diesen Blüthen werden kleine Sonnen gleichsam ausgeduftet und schweben leuchtend über dem schönen Kopfe. Das Süsseste von jungfräulichem Reiz, was erdacht werden kann, aber auch nur in dieser Situation,

im Moment der Verkündigung statthaft. Das Bild muss als Auffassung eines einzigen Momentes gedacht werden. Ein immerwährender Putz dieser Art würde Marien nicht geziemen. Sie ist hier nicht die ewige Königin, sondern Braut, was man nur einmal ist.

Ueber die vielen schwarzen Marienbilder, die sehr häufig gerade wegen Wunderthätigkeit und Alter am meisten verehrt sind, hat der Unglaube und die Blasphemie der neueren Zeiten die unsinnigsten Vermuthungen zu Tage gefördert und sich insbesondere darin gefallen, sie auf heidnische Göttinnen, die schwarze Diana zu Ephesus, die Aphrodite Melanis etc. zurückzuführen. Die Sache verhält sich, wie ein tüchtiger Naturforscher (v. Martens, Italien III. 27.) bemerkt, sehr einfach. Die Bilder sind aus dunklem Holz geschnitzt. Es sind meist alte Holzbilder. So auch das auf dem Montserrat, v. Rochau, Reiseleben I. 103. Wenn auch flache Gemälde von dunkler Farbe vorkommen, so erklären sich dieselben theils als Copien solcher ältern dunklen Holzbilder, an denen keine Aenderung oder Verschönerung vorgenommen werden durfte, theils aus der Nationalität der Maler und der Gemeinden, für die sie bestimmt waren. In Abyssinien sind alle Marienbilder, wie die Bilder anderer Heiligen von dunkler Gesichtsfarbe, weil es die Farbe des Volkes selbst ist. Nur in diesem Sinne ist die Stelle des Hohenliedes 1, 4: „Ich bin schwarz, aber schön," hieher zu beziehen. Aus demselben Grunde widmen die Negersklaven in Brasilien ihre Verehrung vorzugsweise einer schwarzgemalten Madonna. Spix und Martius, Reise II. 469.

In Bezug auf die Farbensymbolik der Marienbilder ist der berühmte Rosenkranz von Burgkmaier in Augsburg merkwürdig. Auf demselben kommt nämlich Maria siebenmal und jedesmal in einem andersfarbigen Gewande vor, als Königin der Armen blau, der Büsser braun, der Propheten gelb, der Apostel lackroth, der Martyrer hochroth, der Beichtiger grün, der Jungfrauen weiss. Vgl. Kunstbl. 1846. S. 186. Inzwischen genügt dieses Schema nicht. Blau charakterisirt die

es gar schön: „Sey gegrüsst, du grüner Sammet der Wiese, auf dem Niemand weiden darf, als Engel und Jungfrauen.“

Immer herrscht bei der Jungfrau das Milde und Demüthige vor, sie ist vorzugsweise *ancilla domini*. Allein sie hat auch Momente der Siegesfreude, das *Magnificat*. Sie durfte sogar im Sinne des ritterlichen Mittelalters auch bewaffnet und als Amazone auftreten. Als die Stadt Sicli in Sicilien von den Sarazenen belagert wurde, erschien sie herrlich auf weissem Ross, in weissem Gewande mit weissen Waffen, eine Krone auf dem Haupt, und stürzte sich mit der siegreichen Lanze über die Feinde, die entsetzt davonflohen. Ihr Ross aber drückte seine Spur in einen Stein, der noch jetzt hoch verehrt wird. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 512. So kriegerisch tritt sie auch in einem spanischen Schauspiel auf. Ausland 1832. S. 268.

Das Gegenbild dazu ist die berühmte *vièrge aux rochers* des Leonardo da Vinci, die heilige Jungfrau von finstern Felsen umwölbt, die Lilie unter den Dornen, und die „schmerzenreiche Mutter“ unter dem Kreuz.

An die Mütterlichkeit Maria's knüpfen sich übrigens ihre höchsten Eigenschaften, denn als die vollkommenste aller Jungfrauen wurde sie doch nur gewürdigt, die Mutter Gottes zu werden, und als Mutter trat sie erst in den höchsten Stand ein, während sie sich dadurch den tiefsten Leiden unterzog. Die Gottesmutterschaft ist bezeichnet in Sinnbildern der Litaneien: *arca foederis, janua coeli, speculum justitiae, templum trinitatis, favus Samsonis* (der Honig, der vom Löwen kam). An die Mütterlichkeit knüpfen sich die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariä. Die Freuden sind: die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt, Darbringung im Tempel, Wiederfindung des Knaben Jesu im Tempel, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Doch fügt man auch die Anbetung der heiligen drei Könige und die Himmelfahrt Mariä ein. Vgl. Marian. Liederschatz. Augsburg 1841. S. 328. Die sieben Schmerzen sind: der Abschied vom Sohne, die Dornenkrönung, die Kreuzigung, der Essig- und Gallentrank, der Tod

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Der Akademiker, Freiherr Alex. v. Humboldt in Berlin hat von dem Großherzog von Weimar das Großkreuz des Falkenordens erhalten.

Prof. v. Savigny ist mit einem Pandektencommentar in zwölf Bänden eifrig beschäftigt, und soll sich von der akademischen Thätigkeit gänzlich zurückziehen wollen.

Am 9. Februar starb zu Berlin plötzlich an einem Lungenschlage der Professor an der allgemeinen Kriegsschule Friedr. Theod. Poselger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Geboren den 27. Mai 1771 zu Elbing war er eine Zeit lang Stadtrath in seiner Vaterstadt. Seine Verdienste als tiefdenkender Mathematiker in den statices elementa, den allgemeinen Grundsätzen von Gleichgewicht und Bewegung und andern Schriften sind der gelehrten Welt bekannt.

Am 21. Aug. starb der Akademiker Adelbert von Chamisso de Boncourt im 58sten Lebensjahre, als Dichter, Naturforscher und Linguist hochberühmt, Inspector des Pariser Herbariums.

Am 11. Mai Morgens um 7 Uhr verschied in Triest das Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München Dr. Ignaz von Rudhart, k. bayer. Staatsrath, Commandeur des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone und Großkreuz des griechischen Erlöserordens. Am 11. März 1790 zu Weismain in Oberfranken geboren, in Landshut gebildet, wurde er schon 1811 vom Großherzog Ferdinand von Würzburg an die dortige Hochschule zu einer Professur der deutschen Geschichte und Gesetzgebung berufen, welche er 1817 aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. Von da an trat er bald in die politische Laufbahn ein, wurde Rath beim Generalstudienlate zu München, 1818 Regierungsdirector in Baireuth, 1826 in Regensburg, nahm an vier Ständeversammlungen Bayerns sehr thätigen Antheil, ohne jedoch dabei als Schriftsteller und Akademiker müßig zu seyn. Seine Ernennung zum griechischen Ministerpräsidenten 1836 und sein Austritt aus dem griechischen Staatsdienst ist noch im frischen Andenken unserer Leser.

Am 30. Juli starb zu München der Akademiker und Professor v. Roe, Director des allgemeinen Krankenhauses, Obermedicinalrath und königl. Leibarzt.

Universitäten.

Berlin. Am 5. Juni ist gestorben Dr. Ernst Dan. Aug. Bartels, preuß. geh. Medicinalrath, ord. Prof., Director der medicinischen Klinik, Mitglied der wissenschaftlichen

Jesu, die Grablegung oder Pieta (die Leiche des Sohnes auf dem Schoosse der Mutter). Doch fügt man auch die Beschneidung, die Flucht nach Aegypten und das Verlorengehen des Knaben Jesu ein. Vgl. Marian. Liederschatz S. 156 f. Klöden, Geschichte d. Marienverehrung S. 63. Das Freudenfest fällt auf den 23. September, das Schmerzen- oder Mariä Ohnmachtfest auf den Freitag vor dem Palmsonntag. Die Freuden werden mit sieben Rosen verglichen. Görres, Meisterlieder S. 319. Die Leiden mit sieben Schwertern, wozu die Stelle bei Lucas 2, 35. Veranlassung gab. Zu Aufkirchen in Tirol sieht man ein Bild Maria's mit sieben Köpfen, worin ihre sieben Schmerzen unterschieden werden. Weber, Tirol II. 117. Jedenfalls eine unziemliche Künstlerfreiheit.

Die schmerzenreiche Mutter, *mater dolorosa,* erscheint auf Bildern stets als Wittwe in dunkelblauem Kleide mit weissem Schleier, ältlichen Gesichts, kummervoll, aber edel und gottergeben, entweder unter dem Kreuze nach dem berühmten Liede (*stabat mater dolorosa juxta crucem lacrymosa*) oder den todten Christus auf dem Schoosse haltend (die sogenannte *pieta*). Die Maler haben die Situation mannigfach verändert; bald blickt sie nur im Brustbild weinend gen Himmel, während ein Schwert ihr durch's Herz geht, bald betrachtet sie den Dornenkranz in ihrem Schooss, bald lehnt sie gleich der *religio* am Kreuz. Auf einem bewundernswürdigen Bilde des spanischen Malers Cano zu Granada kniet Maria ganz einsam in tiefer Trauer und betet. Passavant, Kunst in Spanien S. 105.

Maria's Tod. Aus der Stelle bei Lucas 2, 35: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen," die nur symbolisch zu verstehen ist, leiteten Einige die Fabel ab, die heilige Jungfrau habe den Martyrertod durch Enthauptung erlitten, wie Origenes, *homil.* 17. *in Lucam,* erwähnt. Die Apokryphen berichten, sie sey im Frieden entschlafen, und zwar in Gegenwart sämmtlicher Apostel, die auf Gottes Antrieb, ohne zu wissen warum, aus den entferntesten Gegenden alle wieder in Jerusalem zusammenkamen, um ihrem

heilige Jungfrau als Königin der Armen nur deshalb, weil sie Königin des Himmels und Blau die Farbe des Himmels ist. Zuweilen ist das blaue Gewand mit Sternen besät, namentlich wenn die heilige Jungfrau zugleich auf dem Halbmond steht. Zuweilen, jedoch selten, trägt sie ein hellblaues Unter- und dunkelblaues Obergewand, z. B. auf dem Schloss Karlstein in Böhmen. Wiener Jahrb. 27, 45. Waagen, Deutschland I. 310. Insgemein ist ihr Obergewand rosenfarbig (als Morgenröthe am Himmel, aus welcher die Sonne kommen soll) oder purpurfarben (als Königsmantel), zuweilen auch golden (die Sonne am Himmel bezeichnend). Auch ihr Untergewand ist zuweilen roth, gemäss der nämlichen Symbolik. Insbesondere liebte ihr Raphael diese Farbe zu geben, wobei der zufällige Umstand einwirkte, dass die schönen Albaneserinnen, unter denen er seine Modelle wählte, rothe Kleider trugen, wie noch heute. Auch grüne Unterkleider und grüne Mäntel kommen auf Marienbildern in Italien zuweilen vor, bald mit blau, bald mit roth verbunden, vorzugsweise auf Bildern der Heimsuchung, sofern grün Farbe der Hoffnung ist. Ausschliesslich weiss gekleidet erscheint Maria immer nur in specifisch jungfräulicher Bedeutung, auch wenn sie das göttliche Kind trägt. Auf einem Bilde des Prok. Abel in Stuttgart ist sie jung, fast noch kindlich wie ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren gemalt, während sie das Kind auf den Armen hat, und ihre holde Gestalt wird erhöht durch einen prachtvollen Nimbus mit langen goldenen Ausstrahlungen. Auch als Königin der Jungfrauen ist sie weiss. Oft hat sie bei der Himmelfahrt ein weisses Unterkleid mit dem blauen Sternenmantel mit Bezug auf ihre ewige Jungfräulichkeit, was zugleich einen schönen Sinn erhält in Hinsicht auf den weissen Schleier, den sie als Wittwe trug. Die kaum noch im dunkelblauen Kleide mit weissem Schleier als ältliche Matrone starb, wird bei der Himmelfahrt wieder jung und freudig, und ihr Schleier wird zum weissen Jungfrauenkleide.

In den kindlichen und mädchenhaften Bildern Maria's

liegt stets die Tendenz, sie als angehende Gottesbraut, als Vorbild der Nonnen zu bezeichnen. Ihre Einführung in den Tempel ist schon in den Apokryphen nicht anders verstanden. Das Fest Mariä Opferung am 21. November hat keine andere Bedeutung. Sie opfert Gott ihre Jungfrauschaft. Es ist das specifische Nonnenfest. Nach dem apokryphischen Vorevangelium Jakobi wird Maria von Jugend auf dem Dienst des Herrn im Tempel gewidmet, und zeigt sich dessen so würdig, dass sie nicht nur von überirdischer Schönheit strahlt, sondern auch an Verstand und Heiligkeit Allen überlegen ist. Nach dem Evangelium von der Geburt der Maria stieg sie schon als kleines Kind, als sie in den Tempel gebracht wurde, allein die Stufen desselben hinauf. Ihre Hauptbeschäftigung im Tempel war, Purpurdecken für denselben zu sticken, was sie symbolisch als Königin bezeichnet. Hier heisst es auch ausdrücklich, dass sie ihre Jungfrauschaft dem Herrn geweiht habe. Nach der muhamedanischen Legende (Herbelot, *s. v. Mirjam*) stammt sie von Aarons priesterlichem Geschlecht und lebte im Tempel eingeschlossen, wie in einem Harem Gottes, und man fand häufig die herrlichsten Früchte bei ihr, auch ausser der Jahreszeit, welche ihr Gott unsichtbar schenkte. Im Koran, 3te Sure, heisst ihr Vater nicht Joachim, sondern der Priester Amram.

Unter den Tempeljungfrauen am purpurnen Vorhang nähend malte sie reizend Guido Reni in Loretto, Paris und Petersburg.

Maria als *virgo virginum* ist oft auf Bildern einzig von Jungfrauen umgeben. Von zehn gekrönten Jungfrauen auf einem alten Bilde im Kloster Heilsbronn. Waagen, Deutschland I. 306. Von Brautjungfern, die ihr den Kranz bringen, aus Eycks Schule zu Rouen. Rathgeber, Annalen S. 86. Unter lauter Jungfrauen im Wiener Belvedere, Fiorillo I. 273. Auf dem Blumenteppich des Paradieses vom Cölner Meister Stephan. Kugler, Berliner Museum S. 146. Als Schäferin von Llorente zu Sevilla, dem *pintor de las pastoras*. In einem altdeutschen Mariengruss (Haupts Zeitschr. VIII. 281.) heisst

heiligen Sterben anzuwohnen und sie zu bestatten. Die Legende ist ausführlich enthalten in einem alten Buch *de transitu Mariae.* Vgl. Binterim, Denkw. V. 1. 427. Dasselbe enthält das altdeutsche Gedicht von Mariä Himmelfahrt in Haupts Zeitschrift VIII. 174.

Mit Recht haben sich die frommen altdeutschen Maler bemüht, im Tode Mariä überhaupt den schönsten Tod, die friedlichste, ruhigste, glücklichste und zugleich edelste Art, zu sterben, auszudrücken. Auch ist es ehrwürdiges Herkommen, die Sterbende mit der brennenden Kerze in der Hand und durch die Apostel mit allen Sterbsakramenten der Kirche versehen, zu malen. Sie liegt dabei immer auf einem Ruhebett unter einem Thronhimmel. Nur ein Bild des Martin Schongauer aus Wettenhausen, jetzt in München, weicht ab, indem es sie im Gebete knieend sterben lässt. Sie trägt hier den weissen Wittwenschleier und zugleich das langwallende Haar der Jungfrauen. Abgebildet in Otte's Handbuch der Kunstarchäologie zu S. 218. Vgl. v. Rettberg, Briefe S. 81.

Auf vielen alten Kirchenbildern steht am Bette Mariens im Moment ihres Sterbens der Heiland und empfängt ihre unsterbliche Seele, die in Gestalt eines kleinen Kindes aus ihrem Munde kommt. Das ist schon byzantinisch. Vgl. *Didron, man.* p. 286. So ist der Tod dargestellt auf einem sehr alten Mosaikbild in Maria Maggiori. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 284. Eben so auf einer Menge von altdeutschen Bildern. — Inzwischen wurde der Leichnam der Gottesmutter von den Aposteln bestattet. Auf ihren Schultern trugen sie sie zu Grabe, fanden aber nachher das Grab offen und voller Blumen (Zeichen der Jungfräulichkeit und Tugend), während die Jungfrau selbst gen Himmel fuhr. Vgl. d. Art. Himmelfahrt. Schon *Gregorius Turon., de gloria martyrum* I. 4., lehrte, Christus sey am Tage nach ihrer Beerdigung zum zweitenmal vom Himmel herabgekommen, um ihren Leib abzuholen und im Himmel mit der schon vorangegangenen Seele wieder zu vereinigen. Das wurde durch eine Vision der heiligen Elisabeth bestätigt. *Vincent. Bellov. spec. hist.* VII. 80. —

Auf einem Glasgemälde des 13ten Jahrhunderts betet die Seele Maria's, in Kindesgestalt auf den Armen des göttlichen Sohnes getragen, noch zum Abschied den schönen, todt vor ihr ausgestreckten jungfräulichen Leib an, mit dem Ausdruck des Erstaunens, sich getrennt von ihm zu sehen. *Didron, annales* III. 170. Auf Miniaturen in Paris kommt die Seele auch als eine Büste vor, die über die Leiche emporsteigt. Vgl. Waagen, Paris S. 276, 277, 286.

Auf den ältesten Bildern der Kirche ist der allzu schmerzhafte Ausdruck Maria's eben so vermieden, wie der allzu freudige oder lächelnd huldvolle. Diese schärferen Markirungen eines einseitigen, den andern ausschliessenden Ausdruckes kamen erst später auf, indem sich der alte Typus der Marienbilder zugleich mehr individualisirte und mannigfache Physiognomien annahm. Dasselbe gilt in Bezug auf das Alter. Die frühesten Bilder hielten die unbestimmte Mitte zwischen Ernst und Freundlichkeit, zwischen göttlicher Hoheit und gemeiner Menschlichkeit, zwischen Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, zwischen Jugend und Alter. Die späteren dagegen gingen in die Extreme auseinander, so dass zuletzt die grössten Verschiedenheiten einander gegenüberstanden, eine fast verführerische Lieblichkeit gegenüber dem hässlichsten Schmerzausdruck im Gesicht einer alten Frau.

Vergleicht man den schönen und heiligen Typus der ältesten Marienbilder in den Katakomben, Mosaiken und Miniaturen, so muss man bekennen, derselbe lasse eine künstlerische Durch- und Ausbildung zu, die, ohne ihm etwas von seiner Heiligkeit und von seinem bestimmten typischen Charakter zu nehmen, allen Erfordernissen der Kunst genügen können. Darum ist es ein Irrthum, das Verlassen jenes ehrwürdigen alten Typus und die Individualisirung der Marienbilder seit dem 15ten, noch mehr seit dem 16ten Jahrhundert als einen grossen Fortschritt der Kunst zu preisen. Nur dadurch, dass die meisten Maler jenen alten Typus doch wenigstens nicht ganz aufgaben, sondern sich demselben immer wieder annäherten, hat sich überhaupt der Begriff eines kirch-

lichen Marienbildes und das Ansehen desselben erhalten können, sonst würde die Kirchenmalerei ganz zur weltlichen Conversationsmalerei entartet seyn.

Es war falsch, jenen alten Typus in irgend welche Nationalphysiognomie hineinziehen zu wollen und uns schöne Römerinnen, Florentinerinnen, Venetianerinnen, am Ende gar Zigeunerinnen als Madonnen zu malen. Es war eben so falsch, ja häufig sogar sündhaft, sie einem lebenden Portrait nachzubilden. Gab es doch Kirchenfürsten, die sich nicht entblödeten, ihre Maitressen als Madonnen portraitiren zu lassen; und zu viele Maler wählten zum Modell ihre sehr irdischen Geliebten. Das Interesse aber, welches das künstlerische Auge an den schönen Gesichtsformen, Augen, Haaren, Teint, Tracht und Schmuck einer irdischen Schönen nimmt, sollte nie verwechselt werden dürfen mit der Andacht, zu der ein Marienbild auffordert. In dieser Beziehung bedurfte und bedarf die Kirchenmalerei einer strengen Reinigung und Säuberung. Alles, was an weltliche Koketterie und an die irdische Weiberlust der Künstler erinnert, muss dem Heiligen fern bleiben. Wenn einer der grössten Maler der Madonna die röthlichen und wolligen Haare seiner irdischen Geliebten gibt und darum von allen Kunstkennern bewundert wird, so ist es doch eine Entweihung des heiligen Gegenstandes, solche persönliche Liebhabereien auf ihn zu übertragen und den alten Typus der Marienbilder so willkührlich zu verfälschen.

In gleicher Weise unziemlich ist das gemein Natürliche, wenn Maria, aller Hoheit und Heiligkeit entbehrend, zwar als ein unschuldiges und ehrliches, aber doch nur als ein gemeines Bürgermädchen oder wie eine ganz gewöhnliche Hausfrau und Mutter dargestellt wird. In solcher Gemeinheit haben sich nur zu viele Künstler gefallen, sey es, dass sie selbst kein höheres Ideal kannten und achteten, sey es, dass sie es als Stümper in der Kunst nur nicht zu erreichen wussten. Die Maler sind in der gänzlichen Trivialisirung der heiligen Geschichte den Rationalisten lange vorangegangen. In der That kann ein Bretschneider, Paulus etc. von der Mutterschaft

Maria's nicht ordinärer denken, wie Andrea del Sarto, der berühmte Italiener, der noch einer frömmern Zeit angehörte und doch nirgends die Mutter Gottes, sondern überall nur eine gemeine, wenn auch immerhin hübsche und zärtliche Mutter gemalt hat. Das ist noch für eine *charitas* zu wenig ideal, geschweige für eine Maria.

Wenn nur die Heiligkeit nicht vermisst wird, sind Nuancen im Ausdruck nicht nur erlaubt, sondern nach Umständen auch geboten. Der freudenreichen Maria ziemt die Freundlichkeit der Bilder Fiesoles, Leonardo da Vincis, Sassoferratos (dessen Madonna vorzugsweise *mater amabilis* heisst); der schmerzenreichen dagegen der mehr wehmüthige Ausdruck, den ihr Fra Bartholomeo gegeben. Doch behauptet vor jenem lieblichen Lächeln und vor jener Wehmuth die Heiligkeit den Vorrang.

Diese Heiligkeit erscheint in den ältesten Marienbildern in doppelter Weise ausgedrückt, durch Hoheit der Gestalt und Miene, die ein höheres Wesen verkündet, und zugleich durch die andächtige Geberde der bittend erhobenen Hände. Diese Bitte ist voll Demuth und zugleich Hoheit. Sie ist Fürbitte, die ganze Haltung hat etwas Priesterliches. Die älteren italienischen Meister, Fr. Francia, Perugino und Andere, behielten noch viel von diesem Typus bei, namentlich die betende Stellung bei der ruhigen Klarheit und gleichsam Göttlichkeit der Miene. Erst später theilten sich die Künstler, und die Einen suchten das Heilige nur noch im Ausdruck einer rein menschlichen Andacht und Zerknirschung, die Andern nur im Ausdruck einer Geisteshoheit und Genialität, bei dem die Demuth fehlte. Der grösste und berühmteste Marienmaler, Raphael, hielt in seiner Jugend noch die ältere fromme Weise seines Meisters Perugino fest, malte aber nachher in viel freierer Weise seine Madonnen meist in's Liebliche, in holdlächelnde Jungfrauen und seelenvolle zärtliche Mütter, und endlich in ein weibliches Ideal aus, in welchem der aus dem dunklen Auge blitzende Geist, der in der sinnreichen Stirne gewitterhaft zuckende Gedanke, das auf den beredten

und fast trotzigen Lippen zurückgehaltene Wort nur noch Anbetung fordert, aber keine mehr leistet, während zugleich eine warme Sinnlichkeit, eine geheime Gluth ihre vollen italienischen Formen einzunehmen scheint. Hier vermissen wir neben der Hoheit und dem Zauber des Schönen gerade das Heilige und den Ausdruck der Demuth. Daher auch die Begeisterung, mit welcher diese Bilder im Jahrhundert des Unglaubens gepriesen wurden, die Andacht ganz ausschloss. Vielen anderen, überaus frommen Marienmalern, namentlich spanischen und deutschen, ging jener Zauber des Schönen ab, und ihren heiligen Frauen mangelte der Liebreiz. Man thut am Besten, gar nicht nach den Meistern der Bilder zu fragen, sie gar nicht aus dem Gesichtspunkt der Kunstkennerschaft anzusehen, sie vielmehr alle als unvollkommene Copien eines unerschöpflich schönen und unerreichbar heiligen Urbildes zu betrachten und, was dem Maler gefehlt hat, durch die eigne Andacht zu ersetzen, wie Andrea d'Auria. Dieser fromme Mönch nämlich rettete ein Marienbild, welches einem vornehmen Besteller in hohem Grade missfallen hatte, und nahm es zu sich, und siehe, in den Händen des wahren und andächtigen Verehrers gedieh das vorher hässliche Bild zu wundervoller Schönheit. Maier, Neapel I. 135.

In demselben Maass, in welchem die Künstler die altherkömmliche Heiligkeit in der Jungfrau Maria verliessen und ihr eine freiere Bewegung und weltlichere Miene gaben, änderte sich auch die Gruppirung der Mutter mit dem göttlichen Kinde. Auf den ältesten Bildern der Kirche steht das Kind vor der Mutter und wird von ihr gehalten. Später trägt sie es stehend auf den Armen, dann sitzend auf dem Schooss, und zuletzt wird das Kind schlafend, spielend etc. in den mannigfachsten Situationen von der Mutter abgetrennt.

Eine Menge wunderthätiger Marienbilder, an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden, hat auch besondere Attribute. Viele derselben wiederholen sich. So kennt man in Deutschland und Frankreich gemeinschaftlich sehr viele „Unsre Liebe Frauen zur Eiche, zur Linde etc.“, weil auf solchen Bäumen

das Bild der Gottesmutter gefunden wurde. Aus demselben Grunde heissen so viele heilige Orte Mariabronn, sofern hier die Gottesmutter im Wasser erschien oder eine Quelle zum Gesundbrunnen weihte. In Gebirgen kommen öfter Marienbilder in Felsen vor, das berühmteste, *Notre dame de la Balme* an der oberen Rhone, „Maria zum Schnee", hat einen weit verbreiteten Cultus. Vgl. d. Artikel Schnee. Eine Menge Marienkirchen und Kapellen kommen auf Bergen vor und führen in den deutschen Gebirgen meist den Namen „Mariahülf" in Hinsicht auf die Kranken, die dort Hülfe finden. In südlichen Ländern steht sie oft in Verbindung mit der Vegetation. Auf der Insel Chios wird ein Marienbild hoch verehrt, das in Myrthen gefunden wurde. *Rho et Bovius* II. 1. 20. Zu Sozopolis ein anderes, dem stets köstlicher Balsam aus der Hand träufelt. Gfrörer, Kirchengesch. III. 1. 99. So führen eine unzählige Menge Marienbilder besondere Namen von dem Ort, wo, oder den besonderen Umständen, unter denen sie gefunden wurden. Eine reiche Sammlung dieser Namen findet man in Gumppenbergs marianischem Atlas.

Andere Gnadenbilder der Gottesmutter tragen den Namen von ihren Eigenschaften und von der Art ihrer Hülfe. So Unsre Liebe Frau zum Troste, zum Siege (*della vittoria*), zum Frieden (*della pace*), zum Erbarmen, zur Geduld, zur Hoffnung etc.; oder von den Reliquien der Gottesmutter, oder von besonderen Wundern, die sie hier verrichtet. So Unsre Liebe Frau vom Schleier, von den Haaren, von der Milch, vom Gürtel etc. Unsre Liebe Frau vom Briefe zu Messina, weil man hier einen Brief von ihr gefunden haben will; von der Pest zu Padua, weil sie hier die Pest vertrieb.

Erscheinungen der Gnadenmutter kennzeichnen viele Heilige in der kirchlichen Bildnerei. Unter einem Rosenregen erscheint sie dem heiligen Franciscus. Ihren Gürtel reicht sie dem h. Apostel Thomas. Malen lässt sie sich vom h. Apostel Lucas. Das Messgewand reicht sie dem h. Ildefons. Vom h. Knaben Hermann Joseph nimmt sie einen Apfel an. Die öfter vorkommende Lactation, das Wunder der Brustreichung, das

dem heiligen Bernhard, Alanus a rupe und Anderen widerfahren, dürfte aus einer nur bildlichen Redeform erst in die wirkliche Bildnerei übertragen worden seyn und überschreitet in der sinnlichen Darstellung die Schranken des Schicklichen. In den Kreis unschicklicher Bezeichnungen gehören auch viele scholastische Spitzfindigkeiten, welche die Natur und namentlich die unbefleckte Empfängniss der heiligen Jungfrau betreffen und die bekanntlich im Jahrhundert der Aufklärung zum Gegenstand rohester Witzelei gemacht worden sind. — Von lieblicher Naivetät ist dagegen wieder die Legende, in der Maria als freundliche Wirthin erscheint. Zwei fromme Mönche verirrten sich auf der Wallfahrt nach Loretto zur heiligen Hütte der Gebenedeiten. Da im Walde fanden sie, ohne sie zu erkennen, dieselbe Hütte und wurden darin von der heiligen Jungfrau selbst, gleichfalls ohne sie zu kennen, freundlich bewirthet. P. Abraham, Judas IV. 121.

Eben so zahlreich sind die Bildwunder der Gnadenmutter. Hier nur einige der merkwürdigsten und seltensten. Als die Heiden einst am Berg Athos ein Fest feierten, schwamm ein Marienbild an's Ufer. Da riefen alle heidnischen Götterbilder: „Die Mutter Gottes kommt, fallt vor ihr nieder!“ Und alle Götterbilder stürzten nieder und das Volk mit. Alle Heiden bekehrten sich, und der Berg wurde der heiligste in ganz Griechenland und ist es heute noch. Fallmerayer, Orient II. 18. Als die Heiden in Russland einfielen, trug der heilige Hyacinthus eine Statue der Gnadenmutter über das Wasser des Borysthenes trockenen Fusses (16. August). Einem frommen Landmädchen erschien einst die Gnadenmutter mit dem Kinde, wurde von ihm auf's Liebreichste bedient und liess ihm zum Andenken ihr Bild in dem Wasser zurück, in dem sie das Kind gebadet. Immer schwebte das Bild auf dem Wasserspiegel, liess sich aber nie ergreifen. Dietrich, Braga VI. 1. Wetzel, Gedichte S. 101. In Turin verehrt man ein Marienbild, das von einem Blinden entdeckt wurde, während kein Sehender es gefunden hatte. Gumppenberg, marian. Atlas I. 120. Daselbst Nr. 259. wird ein

Deputation für das Medicinalweſen, der Oberexaminations-Commiſſär für die höheren Staatsprüfungen der Medicinalperſonen, Ritter des churfürſtl. heſſiſchen Hausordens vom goldenen Löwen, des preuß. rothen Adlerordens dritter Klaſſe mit der Schleife. Zu Braunſchweig geboren hatte er ſeit 1803 als akademiſcher Lehrer in Helmſtedt, Erlangen, Marburg, Breslau und ſeit 1826 in Berlin gewirkt, und war durch ſeine Fertigkeit im Lateinreden als Vorſtand der lateiniſchen Klinik beſonders geachtet.

Am 14. Juli ſtarb der Stadtverordnete und Prof. an der Univerſität Dr. Clem. Aug. Karl Klenze, im 48ſten Jahre. Er war Mitherausgeber der geſchätzten Zeitſchrift für hiſtoriſche Rechtswiſſenſchaft.

Prof. Mitſcherlich hat den ruſſiſchen St. Wladimirorden vierter Klaſſe erhalten.

Der König hat den ordentlichen Profeſſoren der Univerſitäten Dr. Olfann und Medicinalrath Dr. Buſch zu Berlin und Dr. Wurzer zu Bonn den Charakter als Geh. Medicinalrath beigelegt.

Zu außerordentlichen Profeſſoren ſind ernannt worden die Privatdocenten Geh. Med. Rath Dr. Barez, Med. Dr. Romberg, Lic. Theol. Uhlemann, Dr. Wilh. Schott und A. Werder.

Der Kanzler und Director der Univerſität zu Königsberg, Geh. Juſtiz- und Tribunalrath Dr. Dan. Ephr. Reidenitz erhielt bei Gelegenheit der Feier ſeines 50jährigen Doctorjubiläums die Inſignien des rothen Adlerordens zweiter Klaſſe mit Eichenlaub.

Am 24. Mai ſtarb zu Breslau Karl Aug. Dom. Unterholzner, Dr. und ord. Prof. der Rechte, Ordinarius des Spruchcollegiums, Bibliothekar bei der königl. und der Univerſitätsbibliothek, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klaſſe. Er war 1787 geboren, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Freiſingen, von 1803 an in Landshut, 1807 in Göttingen, 1809 in Heidelberg, und erlangte 1809, der letzte Doctor der Altdorfer Univerſität, die Doctorwürde. Seine akademiſche Thätigkeit begann er in demſelben Jahr, als beſoldeter Privatdocent in Landshut, von wo er 1819 nach Breslau berufen wurde.

Am 5. Jun. ſtarb in Halle Dr. Fr. W. Schweigger Seidl, außerord. Profeſſor in der mediciniſchen Facultät daſelbſt, 48 Jahr alt.

Die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei den Univerſitäten in Bonn und Halle, Geh. Regierungsrath von Rehfues und Delbrück haben den Charakter von Geh. Oberregierungsräthen mit dem Rang eines Miniſterialraths zweiter Klaſſe erhalten.

Am 29. Febr. ſtarb zu Bonn der ordentl. Prof. und Director des philologiſchen Seminars Dr. Karl Friedrich Heinrich. Er war zu Malchieben 1774 geboren, machte ſeine Studien unter Heyne und Mitſcherlich in Göttingen, wurde 1795 Collaborator am Magdalenäum in Breslau, 1801 Profeſſor daſelbſt, 1806 in Kiel, 1810 in Bonn, und hat mehrere alte Autoren wieder herausgegeben und philologiſche Aufſätze geſchrieben.

Prof. Bethmann-Hollweg in Bonn hat vom Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha das Ritterkreuz des erneſtiniſchen Hausordens erhalten.

Der Privatdocent Dr. E. Baumſtark in Heidelberg, auch als Herausgeber von Volksmelodien bekannt, iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Staats- und Cameralwiſſenſchaften in Greifswald ernannt worden.

Der Hofrath und Profeſſor Dr. Leonh. Späth zu München erhielt zur Feier ſeines 50jährigen Dienſtjubiläums das Ehrenkreuz des Ludwigsordens.

Der Domvicar und Secretär des Erzbiſchofs von München-Freiſing, Dr. Friedr. Windiſchmann zu München iſt zum außerord. Prof. der bibliſchen Exegeſe an der dortigen Univerſität, der außerord. Prof. der Medicin Dr. Rienecker zum ord. Prof. daſelbſt ernannt worden.

Der Profeſſor der Theologie Dr. Stadt in Würzburg hat einen Ruf nach Gießen abgelehnt und von ſeinen Schülern zum Ausdruck ihrer Dankbarkeit einen ſilbernen Kelch mit den Worten „Veritas pariet amorem,“ erhalten.

Marienbild in Lüttich erwähnt, durch dessen Anbetung Rupert von Duiz aus einem Dummkopf ein weiser Mann wurde.

Zu Oesede bei Osnabrück ist ein Marienbild, das jede reine Jungfrau tragen kann, aber centnerschwer wird, wenn eine unkeusche es berührt. Auch eine Alabasterstatue der Maria zu Ettal, von Engelhänden gemacht, wird um so schwerer, je mehr der gesündigt hat, der sie aufhebt. Schrank, bayr. Reise S. 71. Zu Stein in Böhmen erbleicht ein Marienbild, so oft ein Sünder in die Kirche tritt. Kaltenbäk S. 172. Das Bild der schönen Maria bei Scharten bleibt immer rein und kann nie befleckt werden. Das. S. 119. Als ein Marienbild im Wisperthal in Wallis von einem Bösewicht mit Koth beworfen wurde, fuhr es hoch am Felsen empor und blieb fortan unerreichbar. Einem, der sich an einem Strick von oben zu dem Bild herablassen wollte, wurde der Strick zuletzt fadendünn, so dass er um Gotteswillen bat, ihn wieder aufzuziehen. Grimm, d. S. Nr. 347. Zu dem Marienbild auf der Eiche in Maria Taferl sollen einmal die Engel in Prozession gewallfahrtet seyn. Kaltenbäk S. 189. Als ein Madonnenbild am Ufer der Nordsee ausgeworfen war, konnte kein Schiff vorbei, bis man dem Bild eine Kapelle errichtet hatte. Wolf, niederl. Sagen Nr. 169. 170. In der Franciscanerkirche zu Prag hielt ein Marienbild den Dieb fest, der es berauben wollte. Kaltenbäk S. 101.

Wenn im Passeier-Thale in Tirol ein Kind todt geboren wird oder ungetauft stirbt, tragen es die Eltern zum Muttergottesbild in Trens und legen es vor dem Bilde nieder. Da schlägt das Kind die Augen wieder auf, und in diesem Momente wird es getauft. Gleich darauf stirbt es, ist aber nun selig. Beda Weber, Passeier S. 152.

Anna Dulliker, eine arme Wittwe in Zofingen in der Schweiz, erflehte zur Pestzeit 1519 für sich und ihre Kinder vor einem kleinen Bildhüsly (Muttergottesbild in einer Kapelle) Gesundheit und erhielt sie. Bald darauf wurden in der Reformation alle Bilder zerstört; aus Dankbarkeit aber rettete die arme Wittwe jenes Bild und schleppte es mühsam

fort, und als sie einmal ausruhte und ihr Kind Blumen suchte, fand es unter dem Bilde ein Geldstück, und da sie weiter nachsuchte, kam ein grosser Schatz zu Tage, der sie auf immer von Sorgen befreite. Das Bild aber brachte sie glücklich nach Sursee, wo es noch hoch verehrt wird. Hormayr, Taschenbuch von 1835. S. 302.

Eichel, ein Dorf am Main, entstand um eine einsame Kapelle, „Maria zur Eiche", als Wallfahrtsort. Hier floh einst ein Lamm vor einem Wolf in die Kapelle, lief, als der Wolf nachstürzte, schnell zurück und riss im Laufen den Strick der Thüre mit sich fort, so dass diese zufiel und der Wolf gefangen war. Daher das Sprichwort: „In Eichel fängt das Schaf den Wolf." Schnetzler, bad. Sagenbuch II. 647. Dasselbe geschah zu Seebach, Bechstein, Sagenschatz d. Thüringerlandes II. 151.

Ungemein phantastisch ist die Erscheinung der „schönen Maria" zu Regensburg. Im Jahre 1519 predigte Hubmeir daselbst so eindringlich gegen die Juden und so feurig für die Mutter Gottes, dass sich des Volkes ein unwiderstehlicher Drang bemächtigte, die Juden aus der Stadt zu jagen, ihre Synagoge niederzureissen, diese unreine Stätte zu weihen und auf ihr der „schönen" Maria eine Kirche zu erbauen. Auch vom Lande drängte sich Alles herbei, Opfer zu bringen, und Viele liessen ihre letzten Kleider in der Kirche zurück, weil sie nichts Anderes hatten, es für sie zu opfern. Gemeiners Regensb. Chronik IV. 352 f. Hormayr, Taschenb. 1843. S. 176.

Einen eigenthümlichen Reiz hat das Marienbild in der Stephanskirche zu Wien, das vorzugsweise von Dienstboten bekränzt und verehrt wird. Carus, Mnemosyne S. 137.

Als der Mönch Tutelo von Metz die Madonna malte, stand sie unvermerkt hinter ihm und leitete seine Hand. Maler Pomis in Gräz hatte sie so schön gemalt, dass er mehr Geld für das Bild forderte, als ausbedungen war. Da erblindete er, die Madonna selbst aber malte das unvollendete Bild fertig und machte ihn dann wieder sehend. Kaltenbäk, Mariensagen S. 143.

Den unendlichen Reichthum der Wunder und der symbolischen Beziehungen Maria's, der sich durch viele Jahrhunderte und über alle Länder vertheilt, an Einen Ort und in Eine Feier zu concentriren, ist unmöglich. Nur die griechischen Christen haben es versucht auf dem Berg Athos, der voller Kirchen und Klöster ist. Hier hat Maria von ihrer Geburt bis zu ihrer Himmelfahrt auf jeder Stufe ihres Wandels, ferner nach jeder ihrer Tugenden, Freuden und Schmerzen, und nach den hervorragendsten Wundern, die sie verrichtet, besondere Altäre und einen besondern Cultus, so wie auch die Farben und Formen ihrer Bekleidung und Ausschmückung auf's Mannigfaltigste empfangen. *Didron, annales* IV. 83 f. — In Loretto, wo das von Engeln aus dem heiligen Lande an die apulischen Küsten getragene Haus der Maria verehrt wird, herrscht wenigstens in den an ihrem Altar niedergelegten Weihgeschenken eine unendliche Mannigfaltigkeit von symbolischen und historischen Beziehungen. — Auch bei den grossen Marienfesten und den dabei Statt findenden Prozessionen befleissigt man sich, namentlich im Süden Europa's und Amerika's, die Gnadenmutter in den mannigfachsten Beziehungen zu verehren und ihr die reichsten Attribute beizulegen. Jeder Stand, jede Zunft zieht mit besonderen Emblemen und Sinnsprüchen auf. Eine eigenthümliche Erscheinung dabei ist der „marianische Liebhaber", ein Jüngling, der sich dem Dienst Maria's ausschliesslich gewidmet hat und in der köstlichsten Kleidung und Ausschmückung an der Prozession Theil nimmt, in welchem die kindliche, volksthümliche Liebe zur heiligsten Mutter sich personificirt.

An die verschiedenen Frauentage oder Feste Maria's im Jahr, so wie an die täglichen Andachten und Horen vertheilen sich die vornehmsten Erinnerungen an ihr Leben, wie die wichtigsten symbolischen Züge. Die Sänger der Marienlieder haben allezeit mit den Malern gewetteifert, sie zu verherrlichen und den ganzen Reichthum der christlichen Poesie zu entfalten, der durch die Allerseligste bedingt ist.

Schliesslich noch das Anagramm ihres Namens:

M — Mater misericordiae.
A — Advocata afflictorum.
R — Refugium redemtium.
I — Juventrix indulgentiae.
A — Amica angelorum.

Der minder erheblichen, zum Theil abgeschmackten Wort- und Sinnbildspielereien, wie sie einmal im siebenzehnten Jahrhundert Mode wurden und daher auch alles Kindische einer Modesache, unwürdig eines heiligen Gegenstandes, annahmen, glaube ich hier nicht näher gedenken zu müssen. Sie verhalten sich wie der modische Putz der Reifröcke und gepuderten Frisuren, womit man gleichfalls die Gnadenmutter ausstatten zu müssen wähnte.

Marien, die drei.

Die drei Marien, die nach Marcus 16, 1. Weihrauch und Wohlgerüche zum heiligen Grabe bringen, sind Maria Magdalena; Maria, Schwester der heiligen Jungfrau und Gattin des Kleophas; Maria Salome, Mutter der Apostel Jakob und Johannes. Vgl. *Didron, mémoires* II. 113. Sehr oft bildlich dargestellt, am schönsten an dem heiligen Grab in Reutlingen, abgebildet in den Jahrbüchern des Württemb. Alterthumsvereins 1847. Hier stehen die drei Marien in wunderbarer Schönheit und Heiligkeit über dem Grabe, neben ihnen aber Johannes der Evangelist. Vgl. auch Görres, Meisterlieder S. 317.

St. Martin,

der berühmteste Heilige in Frankreich, war ein heidnischer Krieger, als ihm einmal ein armer Bettler ohne Kleid im harten Winter begegnete. Sogleich schnitt er seinen Mantel mitten entzwei und reichte von seinem Ross herab dem Bettler die Hälfte. Dieser aber war Christus selbst, oder Christus erschien ihm doch gleich darauf mit dem halben Mantel angethan in den Wolken und sagte: „Was du dem armen

Manne gethan, das hast du mir gethan.“ Da bekehrte sich Martin zum Christenthum, und wurde ein grosser Heiliger. Als Bischof von Tours übte er grossen Einfluss auf die Christianisirung Galliens, bekehrte viele Heiden, zerstörte Tempel etc. Man erzählt viele kleine Wunder von ihm. Einmal, als er Messe las, schwebte die Hostie auf und glänzte über seinem Haupt, wie eine Sonne. Einen Aussätzigen heilte er durch einen Kuss. Ein Hase flüchtete zu ihm vor den Hunden. Als er einen heiligen Baum der Heiden fällen liess, stellte er sich auf die Seite, wo der Baum hinfallen sollte, machte aber nur das Kreuz und der Baum fiel auf die andere Seite. Als er, von einem Heiden verwundet, ganz allein liegen blieb, pflegte ihn ein Engel. Der Teufel erschien ihm in Gestalt des Jupiter, der Venus und anderer Götter und Göttinnen, ja endlich in der Gestalt Jesu selbst, entfloh aber, als Martinus, den Betrug merkend, die Wundenmale suchte. Als er vor Valentinian erschien, glaubte dieser als Kaiser wohl sitzen bleiben zu dürfen, aber auf einmal wurde ihm der Stuhl glühend heiss und geschwind stand er auf. Einst sah er Christen beten am Grabe eines vorgeblichen Heiligen; aber auch hier bewährte sich sein Scharfblick: er zwang die Seele des hier Begrabenen, sich zu stellen, und sie gestand, einem Strassenräuber und nicht einem Heiligen angehört zu haben. Als er starb, hörte sein Freund Bischof Severin in Köln aus weiter Ferne mit seinen Mönchen den Gesang der Engel. Wo die Leiche des Heiligen durch's Land geführt wurde, grünte und blühte Alles, wie im Frühling, obgleich er am 11. November starb.

Unter den Reliquien des Heiligen genoss die höchsten Ehren sein gallischer Rock mit Kaputze (*cappa*). Dieses Kleid wurde an seinem Fest in Prozession herumgetragen und die Träger hiessen *capellani*, der Ort, wo es aufbewahrt wurde, *capella*. Davon gingen die Namen Capellane und Capelle auch auf andere Kirchen und Heiligthümer über. Die merovingischen Könige trugen die Cappa in Schlachten, um den Sieg zu erringen. Vgl. *Legenda aurea, ed. Graesse* p. 759. *Du Cange, glossar.* II. 211.

Das Ansehen dieses Heiligen war so gross, dass ihm allein unter denen, die nicht *martyres*, sondern nur *confessores* waren, eine Octave oder Festwoche gewidmet wurde. *Durandi, rat. offic.* VII. 37. Dieses Ansehen erklärt sich hinreichend aus dem wichtigen Einfluss, den er auf die Bekehrung Galliens und auf die Consolidirung der Kirche in Frankreich übte, wie denn auch die Hauptzüge in seiner eben mitgetheilten Legende die Hauptgegensätze des Christenthums und Heidenthums, der Kirche und des weltlichen Kaiserthums, der guten Werke und des menschlichen Elends, der wahren Heiligkeit und der Scheinheiligkeit betreffen, so dass Martin recht im Centro der kirchlichen Idee und des kirchlichen Lebens steht.

Sankt Martins Sommer nennt man in England einen schönen Spätherbst. Shakespeare, Heinrich VI. erster Theil, Act I, Scene 2. *Le mal de St. Martin* ist die Trunkenheit, weil man im Spätherbst den neuen Wein trinkt. *Leroux, dict. comique s. v.* Uebrigens unterscheidet man den Todestag des Heiligen, 11. November, als *Martinus frigidus* vom 4. Juli, seiner Ordination und Kirchweihe, der *Martinus calidus* heisst. Otte, Kunstarchäol. S. 136.

Es ist indess kein Zweifel, dass von Seiten der Neubekehrten viel Heidnisches in seinen Cultus aufgenommen wurde. Sein Fest im Spätherbst fällt mit einem ältern grossen Jahresfest der Heiden zusammen, an welchem der Abschied der guten Jahreszeit und der Beginn des Winters gefeiert wurde. In der griechischen Kirche beginnt von Martini an ein vierzigtägiges Fasten. Das Volk pflegt daher an diesem Tage noch einmal sich recht voll zu essen und zu trinken. In der abendländischen Kirche wurde nun zwar dieses Fasten aufgehoben, aber die Völlerei nichts desto weniger am Martinstage beibehalten, wahrscheinlich in Folge einer ältern heidnischen Gewohnheit, an diesem Tage zu schwelgen. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 30. 377. Alt, christl. Cultus S. 527. Insbesondere ass man und isst man noch am Martinsabend die Martinsgänse (wie denn die Gänse um diese Zeit am

wohlschmeckendsten sind). Die noch im Volk, sonderlich bei den Kindern üblichen Martinslieder wurden von Armen gesungen, die vor den Thüren der Kirchen um Speise und Trank baten, um das Fest mitfeiern zu können. In Norddeutschland bäckt man an diesem Tage die sogenannten Martinshörner, ein Gebäck in Hornform, was man auf die Trinkhörner des altdeutschen Donnergottes bezogen hat, die auf heidnischen Runenkalendern den Martinstag bezeichnen. Nach der nordischen *Olaf Tryggvasons Saga* 24. gebot König Olaf bei einem grossen Heidenfeste, den Becher nicht mehr zu Ehren des Gottes Thor, sondern des heiligen Martin zu leeren. Ich glaube hier das Heidnische in der Martinsfeier nicht weiter verfolgen zu sollen, und verweise auf Marks Geschichte des Martinsabends und Simrocks Martinslieder.

Martinus wird als Bischof gemalt oder als Ritter auf weissem Rosse mit dem Mantel. Auch erkennt man ihn an der mit Sonnenstrahlen über seinem Haupte schwebenden Hostie, die wohl nicht blos aus einem Vorfall in seiner Legende zu erklären ist, sondern seine grosse Bedeutung für die Kirche überhaupt andeuten soll, mahnend an die über Christo bei der Taufe schwebende Taube und an die Worte: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ein seltsames Bild in der Kathedrale zu Chartres stellt den Heiligen nackt mit der Bischofsmütze und gefalteten Händen in einer grossen Glorie dar. *Didron, icon.* p. 128. Das bedeutet aber nur seine Seele, denn Seelen wurden immer als nackte kleine Kinder dargestellt.

Nach der Legende ist einmal der Teufel dem heiligen Martin erschienen und hat die Gestalt des Heilands selber angenommen, um ihn desto gewisser zu täuschen und irre zu führen; aber Martin erkannte sogleich an der Ueberladung mit königlichem Purpur in des falschen Heilands Gewandung und an der gravitätischen Majestät desselben, wen er vor sich habe, und bannte ihn von dannen. Judas von P. Abraham IV. 395.

St. Matthäus,

der Evangelist, war ursprünglich ein Zöllner, bis der Herr ihm zurief: „Folge mir!“ Er gehört also der moralisch niedrigsten Schicht der Gesellschaft an, er repräsentirt die ganze Menschheit überhaupt, die durch den Messias aus ihrer Niedrigkeit erhoben werden sollte, sofern sie ihm zu folgen bereit und willig war. Daher ist des Matthäus Gepräge auf Kirchenbildern ein einfaches. Er sieht nicht stolz, nicht majestätisch, aber treu, verständig, ehrlich aus. Sein Attribut ist ein geflügelter Mensch, zum Unterschied von dem geflügelten Löwen, Ochsen und Adler der drei andern Evangelisten. Vgl. den Artikel Cherubim und Evangelisten. Das Attribut des Menschen kommt ihm zu, weil sein Evangelium mit der Stammtafel Christi beginnt; im mystischen Sinne aber um so mehr, als er selbst die für das Christenthum empfängliche, durch dasselbe erhobene und geläuterte gemeine Menschheit personificirt. Ein zu Kentheim befindliches Bild gibt dem geflügelten Menschen neben dem Evangelisten sieben Augen, was nicht im ursprünglichen Begriff liegt, sondern von der Engelnatur der Cherubim entlehnt ist. Vgl. Kunstblatt 1840, S. 402.

In der Apostelgeschichte des Abdias ist ausführlich von des Matthäus Schicksalen nach Jesu Tode gehandelt. Er ging zu den Parthern und verrichtete viele Wunder und Bekehrungen, überwand die Magier etc. Einst schickte man zwei Drachen wider ihn aus, die aber zu seinen Füssen einschliefen. Die von ihm bekehrte schöne Prinzessin Iphigenia wurde von dem grausamen Heidenkönig Hirtacus begehrt. Als sie ihn verschmähte, liess er den Heiligen am Altar mit dem Schwert durchstossen. 21. September. Nach einer andern Nachricht ist er gesteinigt, nach einer dritten gekreuzigt worden. Hirtacus wollte darauf auch Iphigeniens Kloster in Brand stecken, allein das Feuer ergriff seinen eigenen Pallast und er brachte sich in der Verzweiflung selber um. In altdeutschen Versen hat die Legende das alte Passional, herausg. von Hahn 1844, S. 295.

St. Mathias,

der Apostel, predigte nach Jesu Tode in Galiläa und wurde von den Juden gesteinigt. 24. Februar. In dem altdeutschen Passional (herausgegeben von Hahn, S. 312) wird eine wunderliche Legende von Mathias erzählt. Da heisst er Judas, ist das ausgesetzte Kind des Ruben und der Cyborea, kommt später in des Pilatus Dienst, wird dessen Liebling, erschlägt unter einem Apfelbaum seinen Vater, der ihm die Aepfel nehmen wollte, ohne ihn zu kennen, heirathet sodann seine eigne Mutter, ohne sie zu kennen, und erfährt jetzt erst, wie Alles gekommen ist. Da thut er Busse und folgt Christo nach. Sein Attribut ist ein Stein.

Mauer,

Sinnbild der trennenden Gewalt im Raume, des Schutzes. Sofern aber das Böse nie zum Schutz gereichen kann, stürzen die festesten Mauern ein, die es sich aufgerichtet. So die Mauern von Jericho vom blossen Posaunenschall der Gläubigen. In gleicher Weise stürzen die Kerkermauern, in der St. Paulus eingeschlossen ist, durch ein Erdbeben ein, oder werden die, in denen Petrus gefangen sitzt, durch den Engel geöffnet. Der heilige Germanus stiess zu Bajeux mit dem blossen Fusse eine dicke Mauer ein, als man die Gefangenen nicht freigeben wollte, um die er bat. Babolenus, Abt zu St. Maur de Faussez in Frankreich im 7ten Jahrhundert, lebte so fromm, dass nach seinem Tode die Mauer, die sich zwischen seinem Grabe und dem Grabe der Madonna in der nahen Kirche Unsrer Lieben Frau befand, unmerklich verschwand und sein Grab dicht neben das ihrige rückte. 26. Juni.

Dagegen entstehen auch wieder plötzlich Mauern zum Schutz der Heiligen. St. Marciana, eine fromme mauritanische Jungfrau, wurde als Christin verfolgt und sollte von Gladiatoren geschändet werden, als sich plötzlich zwischen ihr

und ihnen eine hohe Mauer aufrichtete. Nachher wurde sie im Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen, von einem Stier verschont, aber von einem Leoparden zerrissen. 9. Juni. Besungen von Bönecke.

Maus,

Attribut der heiligen Gertrud, weil sie die Mäuse, die das Feld verwüsteten, vertrieben haben soll. *Ryckel, hist. S. Gertrudis* 1637. Doch bemerkt Molanus (*hist. imag.* p. 267.), die Maus habe in Bezug auf die Heilige auch die Bedeutung des Teufels. Was sich vom heidnischen Aberglauben an den Cultus der heiligen Gertrud knüpft, will ich hier übergehen. Auch der heilige Nicasius wird als Vertreiber der Mäuse verehrt. Rockenphilosophie II. 81.

Auch in der christlichen Legende haben die Mäuse zuweilen eine gute Bedeutung. So verdankt der berühmte Wallfahrtsort Andechs seinen Ruhm eigentlich den Mäusen; denn nachdem die dort aufbewahrten heiligen Reliquien zur Hunnenzeit abhanden gekommen waren und nicht mehr gefunden werden konnten, zerrten Mäuse das Verzeichniss und den Nachweis derselben aus ihrer unterirdischen Wohnung herbei. — Bekanntlich sind auch das Wahrzeichen der Stadt Lübeck einige Mäuse, die unter dem Tafeltuch des Abendmahls hervorsehen.

Meer,

Sinnbild der irdischen Welt, des niedern Natürlichen, worin wir versinken und dem ewigen Tode verfallen, wenn uns der Glaube und Gottes Gnade nicht retten. Dieses Versinken im Meer traf die ganze sündige Menschheit in der Sündfluth. Auf diese Symbolik bezieht sich auch das rettende Schiff der Kirche, nachgebildet der Arche Noä. Desgleichen die herrlichen Stellen im Evangelio, die eine, die uns den Heiland ruhig schlafend im Schiffe zeigt, während die Jünger des schrecklichen Sturmes auf dem Meere wegen verzagen (Matth.

Dr. Privatd. Heine, bekannt als Erfinder des Ohrotom, iſt zum Honorarprofeſſor der Medicin in Würzburg ernannt worden.

Am 6. Aug. ſtarb daſelbſt der Prof. der Theologie Dr. Joh. Bickel.

Der Doctor der Rechte, Paul Schelling, Sohn des Philoſophen, iſt zum außerord. Prof. in der Juriſtenfacultät zu Erlangen ernannt worden.

In den Morgenſtunden des 27. Febr. verlor die Univerſität Leipzig einen ihrer bedeutendſten Lehrer, Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Er war am 17. Aug. 1772 zu Ernſtthal im Schönburgiſchen geboren, wo ſein Vater Prediger war. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt er in den Jahren 1786 bis 1791 auf dem Gymnaſium zu Chemnitz, wo er auch den erſten Grund zu ſeiner nachmals ſo bedeutenden Bibliothek legte. Seit 1791 ſtudirte er zu Leipzig Philoſophie und Theologie. Im Jahr 1794 trat er als Privatdocent auf, und hielt Vorleſungen über Geſchichte, Philoſophie, Pädagogik und Muſik. Schon im folgenden Jahr wurde er auf Reinhards Empfehlung zum Profeſſor der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie in Dresden ernannt, kehrte 1803 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Leipzig zurück, vertauſchte aber noch in demſelben Jahre dieſe Lehrſtelle mit einer ordentlichen Profeſſur des Natur- und Völkerrechts an der Univerſität zu Wittenberg, wo er im Jahr 1805 Schröckhs Nachfolger in der Profeſſur der Geſchichte wurde. Nach Aufhebung dieſer Univerſität folgte er einem Rufe als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften nach Leipzig, wo er dann bis zu ſeinem Tode wirkte. Im Jahr 1805 wurde er zum königl. ſächſ. Hofrathe, 1830 zum Ritter des Civilverdienſtordens und 1833 vom Großherzoge von Heſſen zum Geheimenrathe ernannt. Seine zahlreichen Schriften in den Fächern der Theologie, Philoſophie, Pädagogik, Aeſthetik, deutſcher Sprache, Geſchichte und Staatswiſſenſchaft ſind zu bekannt, als daß es einer Aufzählung derſelben bedürfte. Seine gegen 50,000 Bände ſtarke Bibliothek hatte er der Univerſität Leipzig zu hinterlaſſen gedacht. Da er aber mit dem Local, in welchem dieſelbe aufgeſtellt werden ſollte, nicht zufrieden war, vermachte er ſie der Leipziger Rathsbibliothek, in welcher ſie als Bibliotheca politica beſonders aufgeſtellt werden ſoll. Einem darüber zu druckenden Kataloge ſoll die Autobiographie des Sammlers vorangeſchickt werden. Den größten Theil ſeines übrigen Vermögens hat er zu Begründung von vier oder fünf Convictſtellen vermacht und deren Austheilung dem Stadtrath von Leipzig übertragen. Seine reichhaltige Correſpondenz und ſein Tagebuch mußte ſeiner Verordnung gemäß nach ſeinem Tode verbrannt werden. Sein Nachfolger an der Univerſität iſt nicht, wie man vermuthet hatte, Dahlmann geworden, ſondern Prof. Pölitz, welcher auch die von Pölitz begründeten Jahrbücher der Geſchichte und Staatskunſt fortſetzt.

Der außerord. Profeſſor der Rechte Dr. Guſt. Hänel in Leipzig iſt zum ord. Prof. der juriſtiſchen Literatur und Quellenkunde ernannt und ihm zugleich der Charakter eines königl. ſächſiſchen Hofraths ertheilt worden. Die Privatdocenten C. Fr. Biedermann und M. Haupt wurden zu außerord. Profeſſoren in der philoſophiſchen Facultät befördert.

An die Stelle des verſtorbenen Profeſſors Steudel in Tübingen iſt der bisherige Repetent am evangeliſch-theologiſchen Seminar Dr. Dorner zum Lehrer der Dogmatik und altteſtamentlichen Theologie vorerſt in der Eigenſchaft eines außerord. Prof. ernannt worden.

Der Archidiaconus M. Proſſel, Privatdocent bei der theologiſchen Facultät daſelbſt iſt zum Decan, Stadtpfarrer und erſten Abendprediger ernannt worden.

Die Privatdocenten an der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät in Tübingen, Dr. Rau, Hoffmann und Freiherr Schott von Schottenſtein ſind zu außerordentlichen Profeſſoren befördert worden.

Die Bibliothek der Univerſität Tübingen hat im Aug. d. J. durch das Geſchenk des Miſſionärs Häberle einen höchſt bedeutenden Zuwachs erhalten. Daſſelbe beſteht in einer Anzahl Sanskrithandſchriften und Sanskritdrucke, welche der Geber aus Indien mitgebracht hat, die hauptſächlichſten altindiſchen Religions- und Rechtsbücher, die Ragovadgita und einige lyriſche Poeſien enthaltend.

Dem ehemaligen Miniſter v. Arnswald, der ſich umſonſt alle Mühe gegeben hatte, als Curator der Univerſität Göttingen die vacanten Lehrſtühle zu ergänzen, der dagegen vom

8, 23.); die andere, in welcher der Heiland über den See wandelt und Petrus ihm aus dem Schiff entgegenkommt, aber plötzlich in Furcht geräth und aus Mangel an Glauben eben untersinken will, als Christus ihm zuruft: „Kleingläubiger!“ und ihn rettet. Matth. 14, 30.

Der Durchgang durch's rothe Meer wurde im christlichen Sinne als Vorbild der Taufe genommen. Die Wolken- und Feuersäule wurde dargestellt durch die grosse Osterkerze, und diese steckte man zur Weihe des Taufwassers in's Wasser. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 93. Man dachte beim rothen Meere auch an die fünf Wunden des Heilands, durch welche die Menschheit erlöst worden. Fortlage, christliche Gesänge S. 88. Schon Jesaias 51, 10. bezog den Durchgang durch das rothe Meer auf den Pilgerweg durch die Trübsal der Welt zum himmlischen Zion. Daher findet sich dieser Durchgang häufig auf den altchristlichen Gräbern der Katakomben. *Aringhi* I. 331. Auch neben der Himmelfahrt des Elias. *d' Agincourt, sculpt.* 22. — Man darf auch nicht vergessen, dass dem Durchgang Mosis durch das rothe Meer unmittelbar das herrliche Sieges- und Danklied (2. Mos. 15.) folgt, welches Vorbild der Psalmen wurde, wie das himmlische Hallelujah.

Das rothe Meer soll seinen Namen vom Blut der damals umgekommenen Aegypter haben. Photius bemerkt (Ausgabe von 1611, S. 1323), die Farbe komme von den starken Morgenröthen her. Ehrenberg fand rothe Kryptogamen in solcher Menge darin, dass das Wasser davon röthlich schien. Poggendorf, Annalen 1830, Nr. 4, bestätigt durch Mortagne in Froriep's neuen Notizen 1844, Nr. 702.

Ueber das sogenannte eherne Meer im Tempel zu Jerusalem, ein ungeheurer Reinigungskessel für die Priester, vgl. Bähr, salom. Tempel S. 231. *Rupertus Tuit.* 293. vergleicht die zwölf Stiere, die es tragen, mit den Aposteln, und das Meer selbst mit der Taufe.

Die Schiffer auf dem Meere rufen die heilige Jungfrau als *maris stella* um Schutz an, mit Beziehung auf den Morgen-

stern, welcher den Tag bringt, und auf den Stern, welcher den heiligen drei Königen nach Bethlehem leuchtete, die Geburt dessen verkündend, durch den die Menschheit aus dem Angstmeer der Welt erlöst werden sollte. Patron der Schiffer ist auch St. Elmo. Vgl. den Artikel Elmsfeuer. Hauptsächlich aber der heilige Nicolaus. — Kirchliche Weihen des Meeres haben den Zweck, dämonische Gefahr, die in ihm lauert, zu bannen, und es zum Dienst der Gläubigen zu weihen. Die grosse Wasserweihe der griechischen Kirche in St. Petersburg bezieht sich auf die Weihung des Elementes überhaupt. Die an der Küste der Bretagne hat insbesondere Abwehr der Gefahr für die Schiffer zum Zweck. Vgl. Ausland 1845, S. 516. Die ehemalige Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meer durch einen Ring, womit jährlich die Herrschaft Venedigs über das Meer erneuert wurde, hat eine spezielle Beziehung zum heiligen Marcus, als Patron von Venedig. Sieh Marcus. — Wen es interessirt, zu wissen, dass die ältesten christlichen Bildwerke zuweilen noch einen antiken Triton, einen Greis oder eine Nymphe mit der Krone als Personification des Meeres brauchten, mag sich in Pipers Myth. II. 97 f. darüber Raths erholen. Mir scheinen solche gelehrte Notizen für die christliche Idee unfruchtbar.

Melchisedek,

der Priester, welcher nach 1. B. Mos. 14, 18. dem Abraham nach dessen siegreicher Rückkehr von Damaskus Wein und Brodt brachte und dafür den Zehnten von ihm empfing. Ein Vorbild des Opfers im Abendmahl und des Verhältnisses, in welchem Kirche und Staat zu einander stehen sollen. Nach dem Hebräerbrief 7, 2 f. ist Melchisedek „ein König der Gerechtigkeit, ein König zu Salem (worin man das spätere Jerusalem hat erkennen wollen), d. i. ein König des Friedens; ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens. Er ist aber vergleichet dem Sohne Gottes und bleibt Priester in

Ewigkeit". Als „ewiger Priester" ist er auch Psalm 110, 4. bezeichnet. Er ist mithin Vorbild des königlichen Priesterthums Jesu Christi und der Kirche in jenem höhern geistigen und idealen Sinne, welcher alle menschlichen Gebrechen und Zufälligkeiten des Priesterthums, wie es durch Aaron zunächst im jüdischen Sinne vorgebildet war, ausschliesst.

Die muhamedanische Legende macht den Priesterkönig Melchisedek, welcher mit Abraham verkehrte, zu dem Enkel Noah's, der die Leiche Adams mit in die Arche genommen haben soll. In Herbelots orientalischer Bibliothek heisst es *sub voce:* Melchisedek habe die Leiche Adams zu Jerusalem auf dem Berge Golgatha begraben, wo später Christus gekreuzigt wurde, und habe alsdann als Einsiedler, nur mit einem Fell bekleidet, in der Wüste gelebt, ohne je Haar und Nägel zu schneiden, unablässig nur betend für die Menschen. Das stimmt keineswegs mit dem 1. Buche Mosis überein, in welchem Melchisedek als König erscheint und den Abraham gastlich bewirthet. Doch ist die Sache insofern nicht ganz abzuweisen, als sie wenigstens andeutet, es habe sich auch unter den Heiden, unabhängig von Abraham, noch ein Rest der altpatriarchalischen Frömmigkeit erhalten, die von Seth durch Henoch auf Noah vererbt worden war. In Abraham und Melchisedek berührt sich gleichsam die Frömmigkeit des alten Urvolkes mit der des neuen ausschliesslich jüdischen Volkes.

Hierax hielt Melchisedek für den heiligen Geist. Die gnostische Secte der Melchisedekianer hielt ihn für den Ersten unter den Engeln, in dem Sinne, wie Christus der Erste unter den Menschen sey, also noch für höher als Christum. Epiphanius Panarion 55. Rösler, Bibliothek der Kirchenväter VI. 171 f. Baur, Dreieinigkeit I. 161.

Messe.

Was in der griechischen Kirche die Liturgie, ist in der römischen die Messe, der eigentliche Gottesdienst, die heilige

Handlung, das Opfer, zu dem sich die Predigt nur als Nebensache (als Belehrung der Katechumenen) verhält. Man vereinigte sich ursprünglich zum Gottesdienst, nicht um zu reden und Reden zu hören, sondern um zu handeln. Der Zweck und die Bedeutung dieser Handlung war und ist, dem Herrn ein grosses Opfer zu bringen, welches Bittopfer und Dankopfer zugleich ist, und wobei die Gläubigen an Gottes Altar in frühern Zeiten nicht blos Opfer für die Kirche niederlegten, sondern sich die ganze Gemeinde, gleichsam die ganze Menschheit sinnbildlich Gott zum Opfer darbringt in der Wiederholung des Opfertodes Jesu Christi für die Menschheit. Das ist die Wandlung des heiligen Leibes und Blutes durch den Priester.

Der Name Messe ist hergenommen von den Worten *Ite, missa est*, mit denen der Priester die Katechumenen und Büsser, die noch der Vorbereitung zur Haupthandlung hatten anwohnen dürfen, unmittelbar vor dieser letzteren entliess und die Kirche zu verlassen nöthigte. Wenn diese Worte gesprochen waren, endete die *missa catechumenorum* und begann die *missa fidelium*, die eigentliche Handlung, zu der nur die engere Gemeinde, mit Ausschluss der Katechumenen, Kinder, Excommunicirten etc., zugelassen wurde. Andere Ableitungen des Namens, von dem hebräischen *missah* (*tributum*), von *mittere* (*sc. preces ad Deum*) scheinen zu künstlich zu seyn.

In den ältesten Zeiten, in denen die Christen verfolgt wurden und ihren Gottesdienst nur geheim feiern konnten, wurde die Messe bei Nacht gehalten. Dieser Gebrauch hat sich noch in der Christmesse bis auf die neuere Zeit erhalten, musste aber des Missbrauchs wegen abgeschafft werden. Die Frühmessen kamen in Gebrauch wohl nicht blos deshalb, weil sie nüchtern begangen werden müssen, sondern auch mit Beziehung auf den morgendlichen Charakter des Christenthums überhaupt. Vgl. den Artikel Morgen. Die verschiedenen Arten der Messe, je nachdem sie für Lebende oder Todte, mit besonderer Hervorhebung der Bitte oder des

Dankes, mit grösserem Pomp oder still gelesen wird, ändern an ihrem Grundwesen und an dem Typischen ihres Ceremonials lediglich nichts. Bei Todtenmessen wird die Kirche schwarz verhangen, an Busstagen violett, an Martyrertagen roth, vom Dreieinigkeitsfest an bis zum Advent in der Hoffnung dessen, der da kommen soll, grün, an Festen des Herrn und Unsrer Lieben Frau weiss. Vgl. Kreuser, das heilige Messopfer S. 338. Auch das Messgewand des Priesters ändert gemäss derselben Symbolik seine Farben. Vgl. Streitenberger, die heilige Messe S. 16. Die *missa solemnis* oder *publica*, Hochmesse, steigert sich an hohen Festen zur *missa aurea*, wogegen die *missa privata* oder *familiaris* sich auf die einfachsten Formen und Aeusserlichkeiten einschränkt. Binterim, Denkw. IV. 3. 334 f. Immer aber behält die heilige Handlung denselben Typus und dieselben Hauptbestandtheile.

Die mannigfache Symbolik bei dieser Handlung ist motivirt durch mehr als eine Rücksicht. Wir unterscheiden: 1) die Wandlung des Brodtes und Weines in Leib und Blut des Herrn; 2) die Ceremonien, durch welche das Leiden und Sterben des Herrn in seinen einzelnen Gliederungen unter der Messe sinnbildlich dargestellt wird; 3) die Stellvertretung der Gemeinde durch den Priester und die beständige Wechselbeziehung zwischen beiden während der heiligen Handlung; 4) die Vorsichtsmaassregeln, durch welche die höchste Reinheit der Handlung gesichert wird, die Acte der Waschung, Beichte, Entsündigung, bevor die sterbliche Hand das Unsterbliche berühren darf; 5) die Wahrung des Mysteriums, wodurch alle Profanen von dem heiligen Act entfernt werden; 6) die stete wechselseitige Verschlingung und Durchdringung von Dank und Bitte, weil die Gemeinde, ihrem heiligen Stifter und Erlöser gegenüber, zwischen eine Vergangenheit, die ewigen Dank erheischt, und eine Zukunft, welche den Bitten der Leidenden und Armen Gewährung verheisst, in die Gegenwart hingestellt, nie danken kann, ohne zu bitten, und nie bitten, ohne zugleich zu danken; 7) die besondere Angelegenheit der Gemeinde oder des Individuums, wofür,

oder das besondere Interesse des Tages, an dem die Messe gelesen wird.

Wie allen diesen Beziehungen in der Messe Rechnung getragen wird, wollen wir in einer kurzen Darlegung des Messritus zeigen. Zunächst muss als Vorbereitung unterschieden werden die Katechumenenmesse, dann die Opferhandlung selbst.

Der Priester tritt sein heiliges Amt nüchtern an und kleidet sich in den priesterlichen Ornat, dessen einzelne Bestandtheile durch ihre symbolische Bedeutung (s. den Artikel Priester) ihn an die Wichtigkeit seines Amtes mahnen. Das eigentliche Messgewand (*casula*) war ursprünglich so weit, dass es den Priester von allen Seiten umschloss und gleichsam seine irdische Natur ganz mit der Weihe seines Amtes zudeckte. Vgl. Kreuser, heiliges Messopfer S. 283.

Die heilige Handlung beginnt mit dem Eintritt des Messpriesters in die Kirche, wobei er unter Absingung des Liedes, welches mit dem Wort *Asperges* anhebt und dem 50sten Psalm (dem Miserere) entnommen ist, sowohl die Gemeinde als den Altar mit Weihwasser besprengt. Hierauf allgemeine Bekreuzigung. Hersagung (früher Absingung) des 42sten Psalms, worin David dem Herrn dankt auf seiner Flucht, dass er ihn von den Feinden errettete. Das Confiteor oder die Beichte, durch die sich Priester und Volk reinigen und zum heiligen Opfer vorbereiten. Der Priester klopft dabei dreimal auf die Brust, wie der Zöllner im Evangelium. Hierauf erhebt sich der Priester zum Altar, küsst denselben und stimmt zuerst das Kyrie Eleison (Herr, erbarme dich), dann das *Gloria in excelsis* (Ehre sey Gott in der Höhe) an. Wieder küsst er den Altar (wie jedesmal, wenn er sich vom Volk zum Herrn wendet, und umgekehrt), und wendet sich zum Volke, gegen das er die Arme ausbreitet, und spricht: *Dominus vobiscum* (der Herr sey mit euch). Hierauf Gebet des Priesters für Alle, die sogenannte Collecte, wozu die Gemeinde Amen sagt. Verlesung der Epistel auf der linken oder Epistelseite des Altars. So lange die Katechumenen anwesend sind, kann

das Messbuch nur auf der linken Seite, die dem alten Testament und der Vorbereitung überhaupt entspricht, gebraucht werden. Am Schlusse der Epistel spricht das Volk das *Deo gratias*, der Priester betet das Graduale (Stufengesang), zusammengesetzt aus Dankpsalmen; bei Todtenmessen das Lied *Dies irae*. Sodann bittet der Priester Gott, seinen Mund zu reinigen, wie er ihn einst dem Jesaias mit glühenden Kohlen gereinigt, und geht auf die rechte Seite des Altars, wohin der Ministrant das Messbuch gebracht hat (die Evangelienseite, entsprechend dem neuen Testament und der Erfüllung). Die Gemeinde steht auf, er liest das Evangelium, küsst es und beräuchert es (bei der feierlichen Messe) mit Weihrauch. Dann werden die Katechumenen entfernt.

Die Haupthandlung oder der zweite Theil der Messe beginnt mit dem Credo, an welchem Einige die Katechumenen noch Theil nehmen lassen, das aber wesentlich schon zum zweiten exclusiven Theil der Messe gehört. Vgl. Kreuser, heiliges Messopfer S. 231. Dem Glaubensbekenntniss folgt die Opferung. Ehemals brachten die Gläubigen Aehren und Trauben, Oel, Balsam, Weihrauch, Wachs, Blumen etc. dar, lauter Gegenstände, die man in der Kirche zum Gottesdienst, zur Beleuchtung oder zum Schmuck brauchte. Das Hauptopfer ist aber Brodt und Wein, über welche jetzt der Priester (bei der feierlichen Messe) das Weihrauchfass schwingt mit einem Gebet, worin Michael als Engel der Gerechtigkeit und Stärke angerufen wird. Vgl. über diese Symbolik den Artikel Michael. Der Weihrauch wird dann auch geschwungen unter der Gemeinde und über den Gräbern der Todten, wenn sich solche in der Kirche finden. Alle werden in die Wolke des Heiligthums eingehüllt. Der Priester aber wäscht seine Hände, um sie zu reinigen, bevor er den heiligen Leib berührt, nach Psalm 25; fordert sodann zum Gebet auf, *Orate fratres*, singt die Präfation mit dem *sursum corda*, der Erhebung der Herzen nach oben, und das dreimal Heilig (*sanctus*). Nun endlich die *actio* selbst oder das *secretum missae*, Canon, auch Stillmesse genannt, nämlich die Wandlung

des Brodtes und Weines und deren Erhebung. Sie beginnt mit dem Gebet für die Obern der Kirche und des Staats, dann folgt unter dem Sprechen der Einsetzungsworte die geheimnissvolle Wandlung mit Anbetung und Erhebung des Heiligthums. Die ganze Gemeinde fällt auf die Kniee. Das Glöckchen, welches dazu das Zeichen gibt, indem es die Wandlung anzeigt, war in den ältesten Zeiten noch nicht in Gebrauch. Nach der Wandlung folgt unmittelbar das Gebet für die Verstorbenen in jeder Messe, nicht blos in der Todten-, Seelen- oder Trauermesse; mit Bezug auf Philipper 2, 10: „Im Namen Jesu beugen sich die Kniee aller derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.“ Ferner Gebet für alle Sünder und Vaterunser. Sodann beginnt die Communion. Der Priester küsst die Patena, kniet vor dem Brodt, hält es über den Kelch, bricht es in drei Theile, lässt den einen Theil in den Wein fallen, spricht das *agnus Dei*, gibt dem Diakon den Friedenskuss, spricht das *domine, non sum dignus*, worauf wieder das Glöckchen ertönt, und geniesst das heilige Sakrament. Nach der heiligen Handlung reinigt er Mund, Hände und Gefässe, küsst den Altar und gibt dem Volk den Segen.

In Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 179 f., wird umständlich dargethan, wie dieselben Handlungen des Priesters, die als Vorbereitung zum heiligsten Werke, als dem Altar etc. dargebrachte Huldigungen und als Reinigungen zu betrachten sind, zugleich auch sinnbildlich die Acte des Leidens und Sterbens Jesu wiederholen. „Wann der Priester zum Altar mit seinem Messdiener gehet, bedeut, wie Christus mit seinen Jüngern nach dem Oelberg gangen (die Beugung beim Confiteor das Knieen auf dem Oelberg im Angstschweiss). Wann der Priester den Altar küsset, bedeut, wie Judas Christo den Kuss gab. Wann der Priester zu der Epistel gehet, bedeut, wie Christus zu Annas geführt worden. Wann der Priester zum Evangelio gehet, bedeut, wie Christus von Pilato zu Herodo geführt worden. Nachdem der Kelch zugedeckt wird, bedeut, wie Christus gekrönt worden. Durch das

Händewaschen will Pilatus seine Unschuld erklären. Da der Priester sich umwendt und *orate fratres* sagt, wird Christus dem Volk gezeigt: *ecce homo.* Durch die *praefatio* wird die Kreuztragung verstanden. Die stille Mess bedeut die grossen Schmerzen Christi auf dem Calvariberg. Wann der Priester dreimal das Kreuz über den Kelch macht, bedeut, wie Christus mit drei Nägeln an das Kreuz geheftet worden. Wann der Priester die heilige Hostie aufhebt, bedeut, wie Christus an dem Kreuz ist aufgerichtet worden. Als der Priester die heilige Hostie bricht, gibt Christus am Kreuz seinen Geist auf. Das Fallen der Partikel in den Kelch bedeut, wie die Seele Christi in die Vorhölle fuhr. Das dreimalig *agnus Dei* bedeut des Hauptmanns Bekenntnuss. Wann der Priester communicirt, bedeut, wie Christi Leichnam in das Grab gelegt wird. Christi Leib wird abgewaschen und gesalbt, wann der Priester den Kelch trinkt."

In einer Predigt des Bruder Berthold, welche Mone in seinen Schauspielen des Mittelalters II. 351 f. mittheilt, heisst es abweichend: Der Introitus bedeutet die alten Weissagungen von der Zukunft des Herrn; wenn der Priester mitten vor dem Altar steht, bedeutet es, Christus ist in der Welt geboren; das *gloria in excelsis* bedeutet die Anbetung vor der Krippe; die zwei Altarlichter bedeuten den Stern, 1) wie er den drei Weisen leuchtet, 2) wie er über der Krippe strahlt. Beim Verlesen des Evangeliums wird vorausgesetzt, Christus selber spreche, daher legen alle Anwesenden ihre Stäbe, Mäntel und Hüte ab, d. h. ihren Streit, ihren Besitz und ihren Stolz, und stehen in Christi Frieden, Armuth und Demuth. Bei dem „Dreimal Heilig" ist Christi Einzug in Jerusalem gemeint. Wenn der Priester die Hostie bekreuzigt, bedeutet es die Nagelung an's Kreuz, wie die Erhebung der Hostie die Aufrichtung des Kreuzes. Indem der Priester die Arme weit auseinander breitet, ahmt er Christum am Kreuze nach. Die Worte des Priesters: *per omnia secula seculorum* bezeichnen den Tod Christi, die Antwort des Chors: *sed libera nos a malo* den Schrei der Kreatur bei diesem Tode.

Unter der *communio* endlich wird die Himmelfahrt verstanden. In der Hauptsache bleibt auch hier die Messe Sinnbild des Opfertodes, nur begreift sie nach Bruder Berthold die ganze Lebensgeschichte Jesu von den Propheten und der Verkündigung an bis zur Himmelfahrt, während sie in der Erklärung von Rippel sich auf die Passion beschränkt.

Messer,

Attribut Abrahams, wegen der Opferung Isaaks. Desgleichen des Apostels Bartholomäus, weil derselbe lebendig geschunden wurde. Auch des Bischofs Albert von Vercelli und des Mohren Moyses, weil dieselben durch einen Messerstich den Martyrertod litten.

Metatron,

vom chaldäischen *mattra*, Wache, und wohl nicht griechisch „Mitthronender", gilt im jüdischen Talmud als der vornehmste der Engel, zur Rechten Gottes, Engel des Angesichts, Fürst der Welt etc. genannt. Er ersetzt die Stelle des gefallenen Lucifer. v. Meyer, in den Blättern für höhere Wahrheit IV. 189, hat sich Mühe gegeben, zu beweisen, dass unter ihm eigentlich Christus zu verstehen sey, den somit die Juden anbeten, ohne es zu wissen.

Nach jüdischer Vorstellungsweise soll Henoch der Engel Metatron gewesen seyn, dem Gott das erste Engelamt anvertraute, nachdem Lucifer gefallen war, und der unter den Patriarchen vor Noah Mensch werden musste, um das Urbild, das durch Adams Sünde verloren ging, in die Menschheit zurückzuführen. Elias aber soll der zweite unter den Engeln, Sandalphon, gewesen seyn, den Gott gleichfalls unter die Menschen schickte, um als Prophet zu wirken. Beer, Geschichte d. Juden II. 98 f.

Kabinet auf die Stellen an der Bibliothek ohne seine Zuziehung belegen sah, ist die nachgesuchte Entlassung, mit Rang von 1000 Thalern an seiner bisherigen Ministerpension, bewilligt worden. Seine Stelle soll nicht wieder besetzt werden. Der Minister v. Stralendeim bleibt Mitglied des Curatoriums nach wie vor, hat aber das ihm obliegende Referat in Universitätssachen abgegeben, und die ganze Leitung der Universität Göttingen ist nun dem Geh. Kabinetsrath Leist übertragen.

Auch an Rückert ist ein vergeblicher Ruf an Ewalds Stelle nach Göttingen ergangen. Dagegen soll Hoffnung vorhanden seyn, für die von Gervinus besetzte Professur der Geschichte einen früher an einer deutschen Universität angestellten, seit längerer Zeit jedoch im Ausland namentlich mit Untersuchungen über die Geschichte Griechenlands beschäftigten Gelehrten zu gewinnen. Für die ordentliche Lehrstelle der Klinik ist Prof. Fuchs aus Würzburg berufen worden und wird seine Stelle zu Michaelis antreten.

Der Professor der Theologie Rettberg in Göttingen ist zum ordentl. Prof. derselben in Marburg ernannt worden.

Prof. Schneidewin, einer der Sechse, hat den Ruf zur Direction des Gymnasiums in Gotha an Döring's Stelle angenommen.

Der Lector Dr. Joh. Schnell und der Privatdocent Dr. Wunderlich zu Göttingen sind zu außerord. Professoren der Rechte an der Universität Kiel ernannt worden.

Der bisherige einzige Secretär der Göttinger Bibliothek Dr. Herbst ist zum ersten Secretär, und neben ihm sind die Assessoren Dr. Wüstenfeld und Dr. C. H. Bode und der Advocat Dr. Schaumann zu Secretären ernannt. Von Wolfenbüttel ist Dr. Schweiger, welcher bisher dort zweiter Bibliothekar war, nach Göttingen als zweiter Secretär an die Bibliothek berufen worden.

Der bisherige Subconrector Dr. W. Havemann in Alfeld ist als außerordentlicher Professor der Geschichte in Göttingen angestellt worden und für Dahlmanns Stelle soll ein Preuße berufen seyn.

Am 10. Febr. starb zu Gießen der kais. russ. Staatsrath und ordentl. Professor der Jurisprudenz Waldh. Friedr. v. Olenius.

Am 17. Jul. starb zu Gießen der geistl. Geh. Rath Prof. Dr. Palmer, 79 Jahre alt.

Die theol. Facultät der Universität Gießen hat dem Hofprediger A. Zimmermann, Herausgeber der allgemeinen Kirchenzeitung, die Doctorwürde verliehen.

Die Repetenten an der kathol. theol. Facultät zu Gießen, Neuß und Kindhäuser, sind zu außerordentl. Professoren ernannt worden.

Der bisherige Lehrer der Physik und Chemie an der polytechnischen Lehranstalt zu Kassel Dr. Heinr. Buff hat die erledigte Stelle eines ord. Prof. der Physik in Gießen erhalten.

Der bisherige außerord. Prof. der Theologie an der Universität Marburg Dr. Wilh. Scheffer ist zum Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirche der Provinz Oberhessen, der außerord. Prof. der Rechte v. Wangerow zum ord. Professor, die Privatdocenten Dr. Conr. Bächel und Dr. C. Th. Vanhoffer zu außerord. Prof., ersterer in der juristischen, letzterer in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Der ord. Professor der Medicin in Heidelberg Fr. A. Wenz. Puchelt hat den Charakter eines großh. Geh. Hofraths erhalten.

Der Prof. Karl Hase in Jena ist vom Herzoge von Sachsen-Altenburg zum Kirchenrath ernannt worden.

Der ord. Prof. an der Universität Kiel Dr. Ge. Sam. Kranke ist zum k. dänischen Kirchenrathe mit dem Titel eines Etatsraths ernannt.

Dem ord. Prof. der Medicin an der Universität Rostock Dr. Strempel ist vom Großherzog von Schwerin das Prädicat eines Obermedicinalraths beigelegt worden.

Michael,

derjenige unter den Erzengeln, der das Schwert der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes handhabt, der Wächter des Himmels und Führer der himmlischen Heerschaaren im Kampfe mit den Teufeln. Bei Daniel 10, 13 und 21; 12, 1. erscheint er als Schutzengel der Juden. Nach der Epistel Judä 9. stritt er mit dem Teufel um die Seele des Moses. Nach der Offenbarung Johannis 12, 7. wird er den Satan und seine Heerschaaren überwinden. Daselbst 20, 2. führt ein Engel, der kein Anderer als Michael seyn kann, den Schlüssel zum Abgrund, und bindet den Satan. Man glaubte daher auch, er führe den Schlüssel zum Paradiese und sey der Engel mit dem Flammenschwert, der Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben. Auf ihn und seine englischen Kriegsschaaren wurden auch die Beschützer des Elisa bezogen, 2. Kön. 6, 17. Ferner der Würgengel in Aegypten und Führer der Juden durch's rothe Meer. Vgl. *Durandi, rationale* VII. 12, und Hoffmann, Apokryphen S. 270. Auf die Feuer- und Wolkensäule, die den Kindern Israel voranzog, bezieht sich die Erwähnung des Erzengels Michael in dem Gebet, welches der Messpriester bei der dreimaligen Schwingung des Weihrauchgefässes vor dem heiligen Opfer spricht. Kreuser, heil. Messopfer S. 253. Es ist eine sinnige Mahnung an die Gerechtigkeit und Stärke des Herrn im Hinblick auf das Opfer am Kreuz.

Die Traditionen der Juden haben den Engel Michael einseitig aufgefasst als den Genius der jüdischen Nation im Gegensatz zu den Genien aller andern Nationen, von denen sie behaupten, sie seyen zwar auch einmal Engel gewesen, aber alle zu Teufeln geworden, und nur der Engel der jüdischen Nation sey ein Engel geblieben. Zugleich sey dieser Engel Michael der erste und höchste unter allen Engeln überhaupt. Auch nehmen sie einen immerwährenden Kampf zwischen den Engeln unter Michaels Anführung und dem

Teufel an, sofern jeder Krieg und Kampf auf Erden nur die Abspiegelung eines gleichen im Himmel sey. Vgl. über die Judenfabeln Gfrörer, Jahrhundert des Heils I. 371, und Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 850.

Natürlich war es, dass die tapfern Deutschen des früheren Mittelalters den kriegerischen Erzengel zu ihrem Patron machten und sein Bild mit grossen goldenen Flügeln auf ihren Fahnen führten. Als Heinrich I. unter diesem Panier den grossen Sieg über die Ungarn bei Merseburg erfochten, glaubten diese Heiden, der Gott mit den goldenen Flügeln habe ihm geholfen, und sie machten nun ihren Götzen auch goldene Flügel, dass sie jenem an Macht gleichkämen. — Auch die Abyssinier haben den heiligen Michael als Siegesfürsten zum Patron der Heere gemacht und führen seine heilige Lade mit sich in den Krieg. Harris, Reise nach Schoa II. 181.

Durch drei Erscheinungen des Engels nach Christi Geburt wurde sein Cultus gewissen Oertlichkeiten vermittelt. Im 5ten Jahrhundert lebte in Apulien am Vorgebirge Gargano (das von ihm den Namen erhielt) ein gewisser Garganus. Von seinen auf dem Berge weidenden Ochsen blieb einer zurück. Die Knechte, die ihn suchten, fanden ihn in einer Höhle; der Ochs wollte aber nicht heraus, und aus Aerger schoss einer der Knechte einen Pfeil auf ihn, der aber zurückprallte und den Schützen selber traf. Staunend berichteten sie das Geschehene. Dem Garganus aber erschien der Engel Michael und sagte ihm, innen in der Höhle sey eine Kirche, seinem und der übrigen Engel Dienste geweiht. Als bald darauf die Heiden anstürmten, erbebte der Berg wie einst der Sinai, Blitze schlugen rings aus ihm heraus und die Heiden wurden vernichtet. Zum Dank zogen die Christen nun in Prozession auf den Berg und feierten daselbst am 29. September das erstemal den Gottesdienst zu Ehren der Engel. Es ist der Michaelistag und zugleich das Fest aller Engel. Der Berg wurde einer der berühmtesten Wallfahrtsorte im Mittelalter, nächst Jerusalem, Rom und Compostella.

Die Erscheinung der Engel auf dem Berge Gargano malte Salimbene in Florenz. — Hymnen auf seine Erscheinung und überhaupt zur Ehre der Engel s. in *coeleste palmetum* S. 221. 495. Zabuesnig I. 87; III. 231. 297. Sie sind unbedeutend. Merkwürdiger ist das schöne altdeutsche Pilgerlied in Uhlands Volksliedern I. 807, das deutsche Wallfahrer auf dem weiten Wege nach Gargano sangen.

Zum zweitenmale offenbarte sich der Engel im 8ten Jahrhundert auf dem berühmten Berge *St. Michel*, einer kaum ersteiglichen Felsenzacke am Meere bei Rouen in der Normandie, wo man ihm eine Kirche baute, die gleichfalls einer der berühmtesten Wallfahrtsorte wurde. Hier, glaubten die Franzosen, halte der Engel Wache für Frankreich gegen die Engländer. *Mésangère, dictionnaire* p. 178. In den Jahren 1457—1489 zogen aus Deutschland, im Jahr 1642 aus Frankreich grosse Schaaren von Knaben nach dem heiligen Berge. Nur wenige kamen zurück. Man nannte sie Michaelskinder und glaubte, sie seyen auf dem Berge geblieben und Engel geworden. Vgl. Seb. Frank, Chronika der Deutschen S. 161. Pomarius, sächs. Chronik S. 513. Gemeiner, Regensb. Chronik III. 302. Schnurrer, Seuchenchronik I. 373.

Zum drittenmal zeigte sich der Engel während einer grossen Pest in Rom dem Papst Gregor dem Grossen, indem er sein Schwert in die Scheide steckte, zum Zeichen, dass die Pest, deren Würgengel er gewesen, jetzt enden werde. Zum Andenken baute der Papst die Engelsbrücke mit der Engelsburg, auf deren Spitze seitdem ein grosser Engel von Erz steht, der das Schwert in die Scheide steckt. Vgl. Alfred Reumont, röm. Briefe I. 192.

Die Griechen kennen eine Erscheinung des Engels zu Chonis in Phrygien und Hestia am Pontus. Vgl. Jamin, Gesch. d. Kirchenfeste S. 332. Im Abendlande, namentlich auch in Deutschland gibt es noch viel Michelsberge, wo der Engel verehrt wird. Auf dem Michelsberge im Zabergau bewahrte man vor der Reformation eine Feder, die dem Engel im Kampf mit Satan entfallen seyn soll. Zum Engelsberg

im Spessart mit einer Michaelskapelle wallfahrtet das Volk und sieht daselbst Lichter vom Himmel herabsinken und Engel gehen. Von Herrlein, Sagen des Spessart S. 156.

Als Besieger des Teufels ist Michael unzähligemal gemalt worden; insgemein wie er ihn mit der Lanze durchstösst, mit dem Fuss auf ihn tritt oder ihn fesselt und in den Abgrund stürzt. Hohen Ruhm geniessen zwei Bilder dieser Art von Raphael in Paris. Auf dem einen tritt er dem Teufel auf den Hals, auf dem andern stösst er ihn mit der Lanze in den Abgrund. Waagen, Paris 435. 437. Kolloff 238. 242. Der Contrast der hässlichen Leidenschaft in des Teufels, und der himmlischen Ruhe in Michaels Gesicht ist hier hauptsächlich das poetische Motiv. Das erste Bild ist das schönste, die Bewegung blitzartig und höchst genial. Das zweite hat phantastisches Beiwerk, eine brennende Stadt, kleine Teufel, Verdammte, die Prozession der Bleimäntel aus Dante's Hölle. An einem Michael, der den Drachen stürzt, von Bonifazio in Venedig, wird die reizende Mischung von Zartheit und Kraft in seiner Miene gerühmt. Kunstbl. 1835. S. 394. Das ist's, was man von ihm auch verlangen muss; denn die Milde, wir möchten sagen das Kindliche der Engelsnatur muss immer im Hintergrunde liegen, und darf sich auch in der stärksten Aeusserung der Kraft und des gerechten Zornes nicht verleugnen. Das Kraftvolle, Martialische herrscht vor in den grossen Bildern des Engelsturzes von Rubens in München.

Ausserdem findet sich Michael auf allen Darstellungen des Weltgerichts. S. dieses. Besonders merkwürdig ist sein Bild im grossen Danziger Weltgericht. Er hält hier eine grosse Waage, und wägt einen Seligen gegen einen Verdammten ab. In seinen Flügeln sind lauter Pfauenfedern. Die Beschreibung bei Fiorillo II. 224. Mit goldnem Harnisch, Purpurmantel und grünen Flügeln erscheint er auch höchst phantastisch auf alten Miniaturen. Waagen, Paris 383.

Auf einem alten Bilde in Nördlingen wägt Michael ein Kind, das tief hinabsinkt, obgleich der Teufel auf der andern Seite einen schweren Mühlstein in die Waagschale legt.

Waagen, Deutschland I. 357. Mit der Waage kommt Michael auch vor der Agneskirche zu Rom (Beschreibung von Rom III. 2. 450.) und auf einem Bilde von Lucas Cranach. Leonardo da Vinci malte Michael wie er vor dem Christkind kniet, das mit der Waagschale des jüngsten Gerichts spielt. In Paris. Daselbst ist das Christkind auch von Uggione gemalt, wie es mit der Waage spielt, während Michael vor ihm kniet. Waagen, 454. Sehr modern und unkirchlich ist ein Bild von Deverier, welches den Erzengel darstellt, wie er dem Teufel zwei Seelen, die letzteren in Gestalt schöner junger Mädchen, entführt.

Michael ist Patron der Kirchhöfe, z. B. des Michaelshofes in Strassburg. Er schützt die Seelen unmittelbar nach dem Tode, wie einst die des Moses. Nach *Vincent. Bellov. spec. hist.* IV. 7. 78. brachte er auch die Seele der Maria zum Himmel. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 76.

Milch.

Das Land, wo Milch und Honig fliesst, ist das gelobte Land Palästina. Jeremias 11, 5. Nicht blos von seiner irdischen Fruchtbarkeit so genannt, sondern auch in Bezug auf das süsse Heil der Seelen, welches von dort kommen sollte. Milch und Honig als Gaben bei der Taufe bedeuten das Paradies, welches durch die Taufe verheissen wird. — Auf vielen Heiligenbildern fliesst aus dem Halse enthaupteter Martyrer Milch statt Blut, zum Zeichen ihrer Heiligkeit und ihres schon auf Erden paradiesischen Wandels. So floss Milch aus den Wunden der heiligen Martina, *Acta SS.* I. 13; aus dem Halse der heiligen Katharina. *Didron, man.* p. 375. Die vielen andern Heiligen, von denen das Gleiche gilt, findet man in den Registern der *Acta SS.* — Die Frömmigkeit der Vorzeit fand eine unschuldige Freude daran, liebliche und süsse Dinge in der Natur mit der Milch Unsrer Lieben Frau zu vergleichen. So den berühmten herrlichen Wein bei Worms, der noch heute Liebfrauenmilch heisst.

So mehrere Kräuter, deren grüne Blätter auffallenderweise mit weissen Flecken geziert sind, die schöne Mariendistel, die rings um Rom die Räume zwischen den Ruinen bedeckt. So auch hoch im skandinavischen Norden *Maria-Breque* (*polypodium vulgare*), von dem das protestantische Volk noch immer erzählt, die weissen Flecken auf den Blättern kommen von der Milch der Maria, von der einmal ein Paar Tröpfchen auf das Kraut gefallen seyen. *Magnusen*, *lex. myth.* p. 361. Desgleichen eine Nessel mit weissen Flecken nach von der Hagens Germania VII. 420, worunter vielleicht die Mariendistel verstanden ist.

Patronin der Milch und der Ammen ist die heilige Enora in der Bretagne, eine Einsiedlerin, die einst einem armen Weibe Milch für ihr Kind verschaffte. Ihr Gatte steht in Beziehung zum segensreichen Wasser, wie sie selbst zur Milch. Sie war nämlich die Tochter des Königs von Irland. Ihr Bräutigam war der Prinz Efflam, der sie aber aus Frömmigkeit schon in der Hochzeitnacht verliess. Unterwegs fand er König Artur mit einem Drachen kämpfen. Da schlug Efflam dreimal an den Felsen, dass Quellen hervorkamen, mit deren Wasser er den erschöpften König erquickte, der nun siegte. Efflam aber ward ein Einsiedler und erschien Enoren, um sie zu gleicher Busse zu mahnen. Da wurde sie eine Nonne und Heilige und Schutzpatronin der Ammen, denn milchlose Frauen erhalten von ihr Milch. Keller, bretagn. Volkslieder Nr. 51. Elsässer Neujahrsblätter 1845. 148. Uebrigens sagt die Legende der heiligen Tryphäna vom 31. Januar, auch die Quelle bei Cyzicus am Hellespont, die an der Stelle entsprang, wo die Heilige von einem Stier niedergestossen und getödtet worden war, soll bei Weibern und weiblichen Thieren, die von dem Wasser trinken, die Milch vermehren.

Auch St. Comgallus, ein Heiliger des 6ten Jahrhunderts in Irland, könnte Patron der Milch seyn, weil auf sein Gebet für den kranken Bischof Finbarrus nicht nur Milch vom Himmel regnete, sondern weil er auch Milch in einem Gefäss ohne Boden trug. Auch sah man ihn häufig von milch-

weissen Schwänen umgeben, die zu ihm kamen, um seiner Andacht beizuwohnen. 10. Mai.

Milchstrasse.

W. Grimm, goldne Schmiede S. XLV, vermuthet mit Recht, wenn in altdeutschen Marienliedern die heilige Jungfrau Himmelstrasse und Himmelpfad, auch Gnadenfluth genannt werde, so sey damit die Milchstrasse am Himmel gemeint, die nach uraltem Glauben als Weg der Seelen zum Himmel galt.

Mittag.

In der heissen Mittagstunde beim höchsten Sonnenstande liegt etwas Unheimliches. Nach 1. Könige 18, 27. glaubte man zur Heidenzeit, die Götter schlafen um diese Stunde. Vgl. Theokrit I. 15. und Kallimachos, Bad der Pallas 72. In Italien werden in der Mittagstunde die sonst immer offenen Kirchen geschlossen. Blunt, Ursprung der Ceremonieen S. 98. Aus ähnlichen Gründen glaubt Strauss, Kirchenjahr S. 63, die Hagelfeier und den Bustag in der heissen Jahreszeit, gleichsam in der Mittagszeit des Jahres, in der heimlich lauerndes Verderben droht, erklären zu müssen.

Mörser,

Attribut des heiligen Victorinus, der in einem solchen mit Kolben zerstossen wurde.

Mohren.

Nach jüdischer Tradition stammen die schwarzen Mohren oder Neger vom Cham, dem ruchlosen Sohn Noahs, ab, der zur Strafe nicht blos wegen des am Vater begangenen Frevels, sondern auch weil er in der Arche die Keuschheit nicht bewahrte, schwarz wurde und diese Schwärze auf alle seine

Nachkommen vererbte. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 448. Auch wird der von Noah dem Cham auferlegte Fluch, dass alle seine Nachkommen Knechte werden sollten, auf die Negersklaverei bezogen. Einige haben auch schon unter dem Kainszeichen die schwarze Haut verstehen wollen.

Nach christlichem Begriff aber sind alle Menschen, ohne Unterschied der Nation und Hautfarbe, zum Heil berufen. Darum gab man den heiligen drei Königen die symbolische Bedeutung von Vertretern der drei Welttheile und Hauptracen, und führte in der Kirchenmalerei den Gebrauch ein, den dritten und jüngsten König als Mohren zu malen. Auch zum Apostel Philipp kam ein Mohr, sich von ihm taufen zu lassen. Als Mohr in ritterlicher Rüstung wird der heilige Mauritius, desgleichen der heilige Victor gemalt. Die heilige Einsiedlerin Maria von Aegypten ist gleichfalls schwarz wie eine Mohrin, aber nur vom Sonnenbrand der Wüste. Unter den Sibyllen wurde Agrippina schwarz gemalt, aber die Künstler haben sich immer bestrebt, Geist und hohen Seelenadel in dieses dunkle Gesicht zu legen.

Monate.

Jeder Monat hat seinen Apostoltag, jeden Monat beherrscht ein Apostel. Diese Apostoltage sind: der 10. Januar = Paulus; der 22. Februar = Petrus; der 24. Februar, für den März = Mathias; der 1. Mai, für den April = Philippus; der 1. Mai = Jacobus *minor;* der 11. Juni = Barnabas; der 25. Juli = Jacobus *major;* der 24. August = Bartholomäus; der 21. September = Matthäus; der 28. October = Simon; der 10. November = Andreas; der 29. Dezember = Thomas. An die Verbindung der Apostel mit den Monaten knüpft sich Symbolik. Paulus beginnt die Reihe der Monate, weil er der erste unter den Aposteln ist; Petrus waltet unter dem Zeichen des Wassermanns, weil er über das Meer Christo entgegenging und ein Fischer war, vielleicht auch weil er Herr der Kirche und aller Getauften ist; auch wird seine

Kahlheit auf den Winter bezogen. Vgl. d. Artikel Petrus. Jacobus *major* den Juli, weil er als Pilger der nach dem Solstitio immer tiefer sinkenden Sonne nach Westen folgte; Bartholomäus, weil das Abziehen seiner Haut dem Abmähen der Aerndte von den Feldern glich; Thomas ist als der Zweifler der letzte. Bei den übrigen ist die Symbolik weniger klar. Bei den nicht in die Reihe aufgenommenen Aposteln fällt auf, dass eine nahe liegende Beziehung nicht auf sie Anwendung gefunden. So steht der 18. October, als der Tag des Lucas, in keiner Verbindung mit dem Sternbild des Stieres, obgleich der Ochs des Lucas Attribut ist; eben so wenig der 25. April als Tag des Marcus mit dem Zeichen des Löwen, obgleich Marcus den Löwen führt. Ueber einige ganz willkührliche Deutungen, z. B. in *Jul. Schilleri coelum christ.* vom Jahr 1627, kann man Piper, christl. Mythol. 304 f. vergleichen.

Mond.

Von der Schöpfung bis zum Tode Jesu erscheint der Mond in der Bibel wie in der Tradition ohne alle symbolische Beziehung. Sonne und Mond verfinstern sich beim Tode Jesu und werden auf alten Kirchenbildern desfalls personificirt als Figuren oder Gesichter, welche weinen und sich verhüllen. Vgl. d. Art. Kreuzigung. In seltnen Fällen ist auch auf solchen rein christlichen Darstellungen der Mond noch als die heidnische Göttin Luna gemalt. — Maria steht auf dem Halbmond, ist von der Sonne umkleidet und mit Sternen bekränzt. Das bezeichnet sie einfach als Königin des Himmels.

Settegast malte in einem modernen Bilde die von Engeln gekrönte Jungfrau auf dem Monde in der Art, dass alles Licht von ihr ausgeht und den Mond beleuchtet, der selbst wieder seinen Schimmer auf die unten liegende dunkle Erde ausgiesst. Darin liegt etwas zu Sentimentales, wenn sich auch jener milde Schimmer des Mondlichtes als Hoffnungsstrahl in der Nacht der Sünde rechtfertigen lässt.

Erst die Manichäer gaben dem Mond eine besondere Bedeutung, indem sie ihn als das Schiff bezeichneten, in welches die Seelen der auf Erden Verstorbenen einsteigen müssen, um in der Sonne abgeladen zu werden. *Epiphanius, haeret.* 66, 9. Baur, Manichäer 296. Die Sichel- oder volle Form bezeichnete hier die Leere oder Fülle des Schiffes. Mit dem Schiff der Kirche wurde der Halbmond auch in sofern verglichen, als er den Abglanz der Sonne Gottes trägt, auch wenn es in der übrigen Welt Nacht ist.

Die Lunula (der kleine Halbmond) in der Monstranz, die zum unmittelbaren Träger der Hostie dient, verhält sich zu dieser wie der Mond zur Sonne oder auch wie die Mutter zum Sohne, der aus ihr hervorgeht, also wie Maria zu Christus.

Auch Conrad von Megenberg, in seinem Buch der Natur verglich den Mond ausführlich mit der Maria: den Vollmond mit ihrer Schwangerschaft; dass er die Strahlen der Sonne aufnimmt und doch kühlt, mit ihrer Eigenschaft als Fürbitterin und Besänftigerin; dass er uns viel näher steht als die Sonne, mit dem gleichen Näherstehen Mariens etc. — Eine sehr heilige Bedeutung hat der Mond auch in der berühmten Vision der heiligen Juliana. Sie sah nämlich eine Lücke im Vollmond und erkannte daran, dass dem Kalender noch das Fronleichnamsfest fehle. Als Editha mit dem heiligen Adelstan schwanger war, träumte ihr, sie werde einen Mond gebären. Auch auf die heilige Magdalena wurde der Mond bezogen. Schon im 13ten Jahrhundert war es Volksglaube, die Flecken im Monde seyen die Thränen dieser heiligen Büsserin. Berthold, Predigten 145. Das erinnert einigermassen an die manichäische Vorstellung. Nach einem andern, bei Dante erwähnten Volksglauben sind die Mondflecken durch Kain und den Dornbusch gebildet, den er auf dem Rücken trägt. Das ist der Gott missfällige Dornbusch, mit dem er sein Opfer anzündete. Zur Strafe muss er nun ewig im Monde einsam zubringen. Dante's Hölle 19, 126. Wir halten hier nur die Vorstellung fest, nach

Kurze Notizen.

Kirche und Schule.

S. M. der Kaiſer von Oeſterreich hat am 99. Jun. den Weihbiſchof von Olmütz, Freiherrn von Schrenk auf Noping zum Fürſt-Erzbiſchof von Prag ernannt.

Die Kölner Angelegenheiten ſcheinen nun vorläufig durch die königl. Kabinetsordre vom 18. Juni zu einer Entſcheidung gebracht. Kraft dieſer Verordnung wird mit ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte, welche dem Metropolitan-Domkapitel zu Köln geſetzlich zuſtehen, geſtattet, daß der bisherige Kapitularvikarius des Erzbisthums Köln, Domdechant Dr. Hüsgen, fernerhin unter der Benennung und Unterzeichnung eines erzbiſchöflichen Generalvikars die Diöceſanverwaltung fortführe. Zugleich aber wird, wie bisher, jeder amtliche Verkehr mit dem Erzbiſchof Freiherrn Droſte von Viſchering unterſagt.

Der Erzbiſchof von Poſen hat an die Pfarrer ſeines Sprengels ein Umlaufſchreiben erlaſſen, in welchem er ſie anweiſt, künftig von den Brautleuten verſchiedener Confeſſion kein ſchriftliches Verſprechen über die katholiſche Erziehung der Kinder zu fordern, da eine mündliche Zuſage vollkommen genüge. Das evangeliſche Conſiſtorium in Poſen hat bisher den Geiſtlichen die Ermächtigung zur Einſegnung gemiſchter Ehen nicht verweigert, welche denn auch nach wie vor daſelbſt gleich häufig geſchloſſen werden. Dagegen hat der Biſchof von Ermeland, v. Hatten, der bis dahin mit allen Anordnungen der Regierung einverſtanden ſchien, nun in einem Hirtenbrief ſich ebenfalls auf das Entſchiedenſte gegen dieſelben erklärt.

Der Biſchof Dr. Dräſeke zu Magdeburg iſt vom König von Schweden und Norwegen zum geiſtlichen Mitgliede des k. Nordſternordens ernannt worden.

Die Landſtände in Detmold haben bei der Regierung darauf angetragen, den Katholiken im Land und namentlich der katholiſchen Gemeinde in Lemgo freie Religionsübung zu gewähren und ſie den Lutheranern gleich zu ſtellen.

Das von dem Fürſtbiſchof Franz Ludw. v. Erthal gegründete Krankenhaus in Bamberg ſoll von jetzt an durch den Orden der barmherzigen Schweſtern verwaltet werden.

S. M. der König von Bayern hat die Einführung des Ordens beatae Mariae virginis a charitate boni pastoris genehmigt, und zur Gründung eines Kloſters dieſes Ordens die ſchönen, geräumigen Gebäude des Central-Frauenkloſters zu Niederviehbach beſtimmt. Der Zweck dieſes Ordens iſt: Beſſerung gefallener Mädchen, Frauen und Wittwen und Bewahrung der jungen ſchuldloſen weiblichen Unſchuld vor Verführung. Ordensſchweſtern aus dem Kloſter zu Straßburg werden dieſes Inſtitut nach Bayern verpflanzen.

Der König von Bayern hat die Errichtung eines Kloſters der Salesianerinnen nebſt Penſionat in Pielenhofen, einem im Naabthale gelegenen Centralkloſter von Carmeliterinnen, genehmigt. Frauen aus den Klöſtern Mariä Heimſuchung zu Wien und Dietramszell werden das neuerrichtete Kloſter beſetzen.

Der in Cornitatsöd vorletztem Weltgang umſtändlich geſchilderte geiſtliche Rath Dionyſ. Pindner iſt am 18. März zu Bamberg geſtorben. Ebendaſelbſt 1760 geboren, wurde er von ſeinem Vater, dem ſtädtiſchen Barbier, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und trat als Conventual in die 1803 aufgehobene Benedictinerabtei zu Banz. Sein Hauptaugenmerk war auf die Anlegung einer Naturalienſammlung für das Kloſter gerichtet. Im Jahr 1803, bei Errichtung des Bamberger Lyceums, wurde die an der ehemaligen Univerſität befindliche, weder durch Inhalt noch Ordnung zu empfehlende Naturalienſammlung den Studienanſtalten überlaſſen und Pindner als Cuſtos dabei angeſtellt. Er verband damit ſein eigenes Kabinet, und gab ſich alle Mühe, dieſe Sammlung zu bereichern, und hat derſelben noch ein Kapital von beinahe 2000 Gulden hinterlaſſen. Außerdem wies er dem allgemeinen Krankenhauſe zur Pflege armer Studirenden 1600 Gulden an. König Max Joſeph verlieh ihm die goldene Verdienſtmedaille und den Titel eines Inſpectors und König Ludwig ernannte ihn 1825 zum geiſtlichen Rathe.

Mit der Univerſität Heidelberg wird in Zukunft ein evangeliſch proteſtantiſches Predigerſeminar verbunden, zu deſſen Vorſtand der Prof. Rothe aus Wittenberg ernannt iſt.

Am 28. Aug. wurden die Urſulinerinnen von Montjoie in das nahe bei Aachweiler in der preußiſchen Provinz Niederrhein gelegene ehemalige Franciscanerkloſter Calvarienberg

welcher der Mond ein Ort der Busse, ein Aufenthalt der Verstorbenen seyn soll.

Auch in anderen Beziehungen erscheint der Mond unheimlich. Als Beherrscher der Nacht steht er nach uralt heidnischem Glauben, der im Aberglauben der Christenheit fortgedauert hat, allem Zauberwesen vor. Der Einfluss des Mondscheins ist vielen Dingen verderblich, und weil man ihm heidnischen, dämonischen Zauber zuschreibt, waffnet man sich dagegen auch mit kirchlichen Mitteln. Wenn z. B. ein ungetauftes Kind vom Mond beschienen wird, muss es mondsüchtig werden; man eilt daher, es zu taufen. Grimm, d. myth. Aberglauben Nr. 1034.

Dante verglich in seinem grossen Gedicht durchgängig den Mond mit der Philosophie, welche ewig zwischen der matten Erkenntniss der göttlichen Geistersonne und immer wiederholter Verdunkelung schwankt. Doch lässt er einmal auch die Nonnen, die auf Erden ihr Gelübde nicht erfüllt, ihre Trostlosigkeit im bleichen Monde verbergen. Vgl. Dante von Kopisch S. 493.

Monstranz,

von *monstrare*, zeigen, vorzeigen. *Monstrantia* hiessen früher auch die Reliquien, wenn sie vom Priester dem Volke gezeigt wurden, nachher ausschliesslich das kostbare Gefäss, in welchem die Hostie getragen und vorgezeigt wird. Dieses Gefäss hatte vor dem 13ten Jahrhundert auch eine andere Form und hiess *feretrum* oder *capsa*, ähnlich den Reliquienkästchen und wohl häufig durchsichtig. Vgl. Binterim, Denkw. VII. 3. 367 f.

Aus dem Kästchen wurde ein dem Kelch entsprechendes Thürmchen oder Portal. Vgl. Heller, Lucas Cranach S. 334 f. Die gothischen Monstranzen dieser Art haben mit ihren Fenstern etwas Laternenartiges. Im 16ten und 17ten Jahrhundert änderten sie sich wieder und boten dem Volk mehr nur eine breite Front dar, eine runde, sonnenartige Scheibe, wie

noch jetzt. Dieselbe nahm in den spanischen Kirchen eine colossale Ausdehnung an und ahmte das Sonnenbild in dem Glanz zahlloser Brillanten nach. So zu Saragossa, im Escorial (dessen Monstranz eine halbe Million Werth hat), zu Toledo. Paullini, kur. Cabinet S. 25. Gräfin d'Aunoi, Reise III. 154. Auch zu Lima in Peru. Tschudi, Peru I. 95. Desgleichen auch einige in Deutschland, zumal in Prag. Keyssler, Reise S. 1295.

Die Sonnenform entspricht der runden Form der Hostie und der allsegnenden Geistersonne, die da ist Christus. Doch kommt auch die Herzform im Centrum, an einer zweiten Prager Monstranz, vor. Keyssler a. a. O. Die Rundung für die Hostie wird zuweilen durch einen Kranz bezeichnet, zuweilen auch durch die Verzweigungen eines Baumes (Baum des Lebens), oder durch die Umrankung von Aehren und Weinreben (Sinnbildern des heiligen Abendmahls). Solche Aehren von Diamanten und Trauben von Rubinen bewunderte man an der Monstranz im Kloster Banz in Franken.

Eine Monstranz ist das Attribut der heiligen Clara, welche dieselbe auf Bildern in der Hand trägt, weil sie einst den Sarazenen, welche Assisi stürmen wollten, die Monstranz entgegenhielt und sie dadurch vertrieb. Eine Monstranz, aus der ein Strahl in ihr Herz geht, bezeichnet die heilige Francisca Romana.

Morgen.

Der Morgen gehört zur Symbolik der Schöpfung, der Incarnation und der Auferstehung. Es ist die heilige Zeit des Werdens, des aufgehenden Lichtes und Heiles, des Sieges über Nacht und Tod. Dem entspricht der Morgengottesdienst und das kirchliche Morgenlied, die Frühmette (*matutina*). Vgl. Binterim, Denkw. IV. 1. 357. Das schönste Morgenlied ist der 108te Psalm, sodann der herrliche Hymnus des Prudentius. *Fabricii thes.* I. 41. 785. Dem Morgen selber dient zum bildlichen Symbol der Hahn, der ihn durch seinen Ruf verkündet, und der Morgenstern.

Das Christenthum hat einen morgendlichen Charakter im Gegensatz gegen den abendlichen des Judenthums. Der Christ feiert den Sonntag, den ersten Schöpfungsmorgen, die Juden dagegen den letzten, Ruhetag nach vollendeter Schöpfung. Ueberall ist das Christenthum Aufgang, Hereinbrechen des Lichts, Werden und Blühen. Daher die christlichen Hauptfeste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, alle auf Geburt, Auferstehung, Emanation hinweisen. Daher auch der gewöhnliche Gottesdienst vorzugsweise Morgengottesdienst ist.

Morgenröthe,

Sinnbild des heiligen Blutes Christi, durch dessen Vergiessung die alte Nacht des Heidenthums überwunden und der Morgen des ewigen Heiles heraufgeführt wurde. Aus diesem Grunde erscheint auf Bildern der Auferstehung aus dem Grabe Christus immer in einem rosenfarbnen oder morgenrothen Gewande. Vgl. Kunstblatt 1823. S. 54. Eine Vision der heiligen Hildegard von Bingen in ihren *Scivias* zeigte ihr in der über die umnachtete Erde gegossenen Morgenröthe das Blut des Heilandes, ohne das kein Licht in der Welt wäre.

Die Morgenröthe ist aber auch Sinnbild der heiligen Jungfrau, weil durch sie die Sonne der Geister, Christus, geboren wurde. Darum ist auf Kirchenbildern ihr Untergewand gewöhnlich morgenroth, was sie als göttliche Mutter bezeichnet. Das weisse Kleid bezeichnet sie als Jungfrau, das dunkelblaue als Wittwe, das purpurne als Königin des Himmels. Als sonnegebärende Morgenröthe besang sie Conrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede, Vers 682. Die erste Anspielung darauf findet sich aber schon im Hohenliede 6, 9. Im Paderborner Liederbuch Nr. 113. wird ihre Vergleichung mit der Morgenröthe durch ein ganzes Lied sinnreich durchgeführt. Vgl. auch die schönen alten Kirchenlieder in Wackernagels Kirchenlied Nr. 94. 177. und in Haupts Zeitschrift VIII. 280. Unter Menestriers Symbolen findet sich S. 238 f. die Morgenröthe mit den Sinnsprüchen: *non sine sole — pario, qui me parit.*

Vgl. auch *Picinelli, mundus symbol.* p. 8. — Bei Jesaias 58, 8. wird die Morgenröthe mit der Besserung und Erhöhung durch gute Werke verglichen.

Morgenstern,

Sinnbild des Heilands, der in die umnachtete Welt den Tag bringt. „Ich bin der Morgenstern," spricht Christus. Offenb. Joh. 22, 16. Sofern die Alten sowohl den Abend-, als Morgenstern Lucifer (Lichtbringer) nannten, unterscheidet schon die alte Hymne des Hilarius aus dem 4ten Jahrhundert Christum als den Morgenstern und wahren Lichtbringer (*verus Lucifer*) vom gefallenen Engel Lucifer, der als Abendstern die Nacht der Sünde und des Todes hereinführt. Königsfeld, lat. Hymnen S. 2. Indess ist die üblichere Symbolik, Christum mit der Sonne und dagegen seine Mutter mit dem Morgenstern zu vergleichen, weil dieser Stern die nahe Ankunft der Sonne verkündet. So in der berühmten Hymne: *Ave maris stella, dei mater alma, atque semper virgo, felix coeli porta; solve vincla reis, profer lumen coecis etc.* Ferner in der Hymne: *Salve mundi domina, coelorum regina, salve virgo virginum, stella matutina etc.* Auch in der: *Stella coeli, exstirpavit etc.* Am bezeichnendsten aber ist die Hymne auf die heiligen Eltern der Madonna: *O bina conjugalis*, worin es heisst:

Tandem screniori
Lux verta Phosphoro
Explevit ampliori
Utrumque gaudio:
Concepit Anna prolem
Stupente conjuge,
Cum vidit axe solem
Plaudente surgere.

Vgl. auch Wackernagel, Kirchenlied Nr. 123. Paderborner Liederbuch Nr. 93.

Der über dem stürmischen Meer aufgehende Morgenstern (*maris stella*) bezeichnet insbesondere die heilige Jungfrau als

den Hoffnungsstern der mit den Wellen kämpfenden Schiffer, und nicht blos der wirklichen Seefahrer, sondern auch aller derer, die im Sturm des Lebens den himmlischen Hafen der Ruhe ersehnen. Das ist am schönsten ausgedrückt in dem alten Hymnus:

O stella perfulgida,
Tu dira certamina
Matris hujus reprime.

Simonis navicula,
Filii tunicula,
Ne scindantur, prohibe.

Portus navigantium,
Preces supplicantium
Filiorum recipe.

In der goldnen Schmiede des Conrad von Würzburg, Vers 139 f., heisst es, die heilige Jungfrau leuchte als Morgenstern denen, die auf dem wilden Lebensmeer der grundlosen Welt schweben und schütze sie vor dem Magnetberg der Sünde und vor den Lockungen der Sirenen. — 2. Petri 1, 19. heisst es: „Der Morgenstern soll aufgehen in euren Herzen."

Moses

bezeichnet die geistige und ideale Seite des Judenthums, wie Abraham die leibliche; daher vorzugsweise in ihm die prophetische Mission des Judenthums sich ausspricht als Vorbereitung zum Christenthum, des alten Testamentes als Knospenhülle des neuen. Vermöge eines uralten Herkommens wird Moses auch in Bildwerken als ein idealisirter Abraham aufgefasst, ein starker, grosser Mann, athletisch und mit mächtigem Barte wie jener, aber von viel mehr Feuer und Geist, von viel mehr Hoheit. Insbesondere ist er durch den sittlichen Zorn ausgezeichnet, der aus seinen Augen blitzt. Es ist etwas Bewegtes, höchst Energisches und wie Flammendes an ihm. So fasste ihn Michel Angelo auf in der berühmten Kolossalstatue in S. Pietro in vinculis zu Rom. Beschrei-

bung von Rom III. 2. 234. Wessenberg, christl. Bilder II. 529. Der Letztere sieht mit Recht darin das Urbild eines Propheten überhaupt. Auf Bildern werden öfters, zumal in alten Kirchenbildern, die Lichtstrahlen (2. Mos. 34, 30. 2. Könige 3, 7.) in Mosis Augen sichtbar ausgedrückt und als Hörner aufgerichtet. Auf jüngeren Bildern kommen auch förmliche Thierhörner statt derselben vor. Auf sehr alten Bildern erscheint Moses noch unbärtig. Waagen, Paris 229.

Attribute des Moses sind, ausser jenen Augenstrahlen oder Hörnern, die beiden steinernen Tafeln des Gesetzes. Vgl. den Artikel Tafel; ferner der Stab. Auf den alten Katakombenbildern ist er immer durch diesen Stab bezeichnet, mit dem er die Quelle aus dem Felsen schlägt. Zuweilen kennzeichnet ihn auch die Schlange. Neuere Ausleger haben seinen Schlangenstab mit dem des Aesculap oder gar seine Schlange und die grosse Traube des Kaleb mit Attributen des Dionysos verglichen, was völlig unvernünftig ist, da dem griechischen Heidenthum nichts so scharf und schroff verschieden gegenübersteht, als gerade Moses und Mosaismus. — Dass übrigens auch schon in sehr früher Zeit die Combinationslust Unziemliches gewagt, geht aus einem Miniaturbild der Herrad von Landsberg in Strassburg hervor, auf dem ein Leib mit zwei Köpfen, dem des Moses und Christus, die beiden Testamente oder die ganze heilige Schrift versinnbildlichen soll.

Moses ist allerdings eine Personification des alten Testamentes, wie Christus die des neuen, daher man beide zuweilen in diesem Sinne neben einandergestellt findet. Moses bezeichnet aber nur die ideale Seite des alten Judenthums. Er steht nicht wie Abraham, der Urpatriarch, mitten in seinem Volk, sondern als der Urprophet gegenüber und über diesem Volk als Träger einer höheren Mission. Er, das ihm von Gott auf dem Sinai überantwortete Gesetz, sein Geist und Wirken, der Mosaismus war es, der nicht als das Judenthum an sich, sondern als die demselben von oben eingeprägte höhere Signatur dem Christenthum zur welthistorischen Vorbereitung diente.

Auf diese Weise wurde das alte Testament in tausendfachen Zügen eine Prophezeihung und ein Vorbild des neuen, und Moses selbst ein Vorbild Christi. Moses fand sein Volk in tiefer Sklaverei unter fremder Herrschaft, eben so Christus. Pharao liess bei Mosis Geburt die jüdischen Knaben umbringen, eben so Herodes bei Christi Geburt. Moses bereitete sich zu seiner Sendung als Flüchtling vor, eben so Christus in der Wüste. Im feurigen Busch offenbarte sich Gott zuerst dem Moses, eben so in der unbefleckten Empfängniss, deren Symbol jener Busch geworden ist. Mit der Kraft Gottes überwand Moses die ägyptischen Zauberer, eben so Christus die Schriftgelehrten und Pharisäer. Die Plagen Aegyptens waren Vorbilder der letzten Plagen vor dem Weltgericht, wie die Offenbarung Johannis sie beschreibt. Der Auszug der Kinder Israel aus Aegypten ist das Vorbild aller christlichen Pilgerschaft auf Erden. Der Durchgang durch's rothe Meer war ein Vorbild der Taufe wie der Auferstehung. Der Untergang Pharao's und seiner Schaaren ein Vorbild der Verdammniss. Die eherne Schlange, die Moses aufrichtete, ein Vorbild des Kreuzes. Die Quelle, die er aus dem Felsen schlug, ein Vorbild des heiligen Blutes Christi, am Kreuz vergossen zur Erlösung der Menschen. Das vom Himmel gefallene Manna ein Vorbild des Brodtes im heiligen Abendmahl. Der blühende Stab Aarons ein Vorbild des blühenden Stabes Josephs. Die Verklärung Mosis auf dem Sinai das Vorbild der Transfiguration. Alle diese Bilder aus dem alten Testament werden daher sehr oft in unmittelbare Verbindung gebracht mit den ihnen entsprechenden Bildern aus dem neuen Testament und gewöhnlich in kleinerem Maassstab derselben zur andächtigen und sinnigen Vergleichung beigesellt. Dies geschieht in der griechischen Kirche noch regelmässiger und in noch bestimmteren hergebrachten Typen, von denen nicht abgewichen werden darf, als in der römischen.

Ueberhaupt kommen Bilder aus dem alten Testament in der griechischen Kirche öfter vor, als in der römischen, weil die erstere den Patriarchen und Propheten gleichen Rang

zuerkennt mit den christlichen Heiligen und sie daher auch als Altarbilder gebraucht mit Vorsetzung des *Sanctus*. So findet man in griechischen Kirchen häufig den heiligen Moses als Altarbild. In früheren Jahrhunderten des Mittelalters war dies auch in Frankreich der Fall. Vgl. *Didron, annales* III. 108.

Auf dem Sinai haben sich noch Erinnerungen an Moses lebendig erhalten. So sollen die Mönche im Kloster am Sinai noch ein geheimnissvolles Buch besitzen, das Moses zurückgelassen, von dessen Auf- und Zuschlagen der Regen in der Gegend abhängen soll. Von gewissen Detonationen des Windes glaubt man, es sey Mosis Geist, der, vom Sinai hinabsteigend, über Meer fliege und den geliebten Bergen sein Lebewohl sage. Ritter, Erdkunde XIV. 238. Man zeigt an einem Felsen noch den Abdruck von Mosis Rücken. Hier ging der Herr an ihm vorüber, er bückte sich und stiess, als er sich wieder erhob, an den Felsen an. Das. 582. Auch des Mosis Quelle ist noch zu sehen, ein weisser Feldspathgang, der den rothen Granit durchsetzt. Das. 601. Alle Stellen, wo Moses gewandelt, sind heute noch im Orient den Christen, Juden und Muhamedanern heilig.

Die jüdische Tradition nennt des Moses Vater Amram, seine Mutter Jochebeth. Die Muhamedaner haben die Fabel noch weiter ausgesponnen. Da ist schon die Zeugung des Moses von Wundern begleitet. Dem Pharao wird geweissagt, ein in einer gewissen Nacht gezeugtes Judenkind werde ihm zum Verderben gereichen. Nun lässt er desselben Tages alle Juden zu einem Feste zusammenkommen, damit sie von ihren Weibern getrennt sind. Nur Amram, sein treuer Thürhüter, bleibt im Pallast und zu ihm kommt seine Frau. Im Augenblick, in welchem Moses gezeugt wird, erscheint ein strahlender Stern am Himmel, Israels Rettungsstern. Pharao wüthet vergebens. Noch hofft er, das gefährliche Kind, sobald es geboren, zu verderben, und befiehlt, zur bestimmten Zeit alle Judenknaben umzubringen. Die Schergen dringen in Amrams Haus. Da wirft die Schwester des neugebornen

Moses diesen in der Angst in's Feuer des Heerdes. Als die Mutter kommt, liegt das Kind lächelnd da und spielt mit den Flammen. Nun die Aussetzungs- und Findungsscenen. Die Tochter Pharao's behält das Kind im Pallast, und der alte Pharao selber hat seine Freude daran, der kleine Moses sitzt oft auf seinem Schooss, zaust ihn aber beim Barte und stösst ihm die Krone vom Haupte. v. Hammer, Rosenöl I. 78 f. Weil, bibl. Legenden S. 126 f. Ein Bild, wie Moses Pharao's Krone mit Füssen tritt, von Nik. Poissin in England. Waagen, England I. 505.

In diesem Gegensatz des Moses gegen das heidnische Königthum liegt ein Gedanke, der für die ganze Weltgeschichte von hoher Bedeutung ist. Im Uebrigen ist die jüdische und muhamedanische Legende in Bezug auf Moses in so alberne Ausschweifungen und Uebertreibungen gerathen, dass man vom christlichen Standpunkt ganz davon absehen darf.

Der Gegensatz des von Moses verkündeten Gottesreiches (Theokratie) gegen das heidnische Königthum spricht sich hauptsächlich und durchgängig im Gesetz Mosis und in der Einsetzung des Priesterthums aus. Alles im Gesetz und Cultus der mosaischen Juden ist auf Gottesfurcht gebaut. Ein so tiefer Ernst in der Nähe Gottes, ja beim blossen Gedanken an Gott war keinem andern Volk des Alterthums eigen, in deren Dogmen und Culten vielmehr immer etwas Spielerei sich einmischt. Die Gottesfurcht aber war schon alt unter den Juden, schon von Abraham her dem Volk tief eingeprägt. Aber das Gesetz vom Sinai, die theokratische Verfassung des Volkes Gottes und der von Moses gegründete Priesterstand waren etwas Neues. Sie sollten die Zukunft verbürgen; die alleinherrschende Priesterschaft sollte das Aufkommen weltlicher Könige verhüten. Niemand als Jehovah im Himmel sollte König seines auserwählten Volkes seyn. Das ist der Grundgedanke der mosaischen Gesetzgebung, und einer der tiefsten Gedanken, die je geschöpft wurden. — Moses war ein Prophet, unmittelbar von Gott erweckt; aber solche Erweckungen waren

etwas Seltenes, seit Abraham, Jakob, Joseph war keiner mehr von Jehovah der Ansprache gewürdigt worden. Zudem war inzwischen das Volk viel grösser geworden. Ein erblicher Priesterstand schien also die heiligen Traditionen am sichersten bewahren und das Volk leiten zu können. Was der Prophet nur einmal in Zeiten der Krise auf ungewöhnliche Weise leisten konnte, sollte der Priester nun zu allen Zeiten und gewöhnlich leisten. Wie aber dem Propheten der Geist Gottes allein genügte, so musste dem Priester das geschriebene Gesetz zur Richtschnur und Waffe gegeben werden.

Im mosaischen Gesetz offenbart sich vorherrschend die Gerechtigkeit für das Zeitliche, während in dem christlichen Evangelium die Liebe zum Ewigen führt. Jenes Gesetz ist das harte, stachlige Kelchblatt, aus dem die zarte Blume des Christenthums hervorbrechen sollte.

In dem mosaischen Gesetz kommen eine Menge Bestimmungen vor, die uns Christen jetzt zu hart scheinen, die gleichwohl damals nöthig waren. Das Christenthum hat die Offensive ergriffen, um alle Völker der Erde in sich zu vereinigen. Das Judenthum hatte in ängstlicher Defensive sein heiligeres und reineres Princip zu schirmen, um nicht im Heidenthum unterzugehen. Daher die vielen Absonderungs- und Reinigungsgesetze, die darauf berechnet waren, das Volk vor jeder Berührung mit den Heiden, ihrem Cultus und ihren Sitten zu hüten. Viele andere Gesetze Mosis erscheinen uns fremdartig oder unnütz, während sie für das südliche Klima wohlberechnet waren und zum Schutz der Gesundheit dienen sollten. Das Princip ihres Criminalcodex: „Aug um Aug, Zahn um Zahn," erscheint uns freilich hart, allein ehe mit Christo die Liebe in die Welt kam, musste die Gerechtigkeit dem Uebel steuern. Rauhere Zeiten und Gemüther verlangten rauhere Gesetze. Doch fehlt dieser Rauhigkeit auch ein milder Gegensatz nicht. Wenigstens innerhalb des jüdischen Volkes selbst musste zu gewissen Perioden Alles vergeben und vergessen seyn. Das Halljahr, oder je das 50ste Jahr,

feierlich eingeführt. Das Kloster wurde zum Zwecke einer höheren weiblichen Lehranstalt äußerst prachtvoll neu eingerichtet.

Am 9. März starb in Quedlinburg Heinrich Hauer, Stifter und Vorsteher des dortigen Taubstummeninstituts und Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens, im 85sten Lebensjahre. Geboren am 24. Febr. 1769 zu Wegeleben bei Halberstadt, hat es derselbe nach glücklicher Bekämpfung von mancherlei Hindernissen vom armen Kräutersammler und Holzhändler zum Zimmermeister, dann zum Schullehrer und endlich zum Stifter einer wohlingerichteten Taubstummenanstalt gebracht, und seinen pädagogischen Beruf auch in mehreren Schriften erwiesen. Seine Selbstbiographie ist 1835 und zum zweitenmal 1838 erschienen. Sein menschenfreundliches Wirken, so wie seine wechselnden Schicksale erinnern vielfach an A. H. Francke.

Der Landrath von Oberfranken hat beschlossen, von der Hälfte der bedeutenden Erübrigungen eine Emeritenanstalt für treue Schullehrer zu errichten, und die andere Hälfte zu landwirthschaftlichen Zwecken zu verwenden.

Am 18. August ist zu Eßlingen gestorben der Prälat v. Denzel, Vorstand des evangel. Hauptschullehrerseminars, Ritter des Ordens der württ. Krone, herzogl. nassauischer Oberschulrath, vielfältig verdient um das Schulwesen Deutschlands im Allgemeinen und Württembergs insbesondere, das seinen Bemühungen vornehmlich und denen seines vor drei Jahren verstorbenen Freundes, des Prälaten d'Autel seit 1844 die Gründung und das Bestehen eines tüchtigen Schullehrerseminars verdankt.

Der Großherzog von Baden hat genehmigt, daß das bisherige Gymnasium zu Heidelberg, nachdem es in Folge der Verordnung vom 31. Dec. 1850 über die Organisation der Gelehrtenschulen durch Errichtung eines weiteren Jahreskurses den Lyceen vollkommen gleichgestellt worden ist, auch fortan den Namen eines Lyceums führe.

Stiftungen.

Der k. k. Kämmerer Graf Stanislaus Habdank Skarbek hat zur Begründung einer Anstalt für Arme und Waisen in Lemberg alle ihm gehörigen Güter, die aus drei Städten und dreißig Dörfern bestehen und das in Lemberg befindliche Theater mit allen dazu gehörigen Gebäuden, dazu sein ganzes Vermögen, ohne alle Ausnahme, und was er noch künftig erwerben dürfte, durch ein rechtskräftiges Document bestimmt. Es soll davon ein Gebäude hergestellt werden, worin 400 Arme und 600 Waisen untergebracht werden können.

Der verstorbene Domdekan Dr. Möhler hat in seinem Testamente ein Kapital von 9000 fl. zur Stiftung eines Stipendiums für einen Studirenden der Theologie an der Hochschule in München in der Art bestimmt, daß die Verleihung desselben immer nach dem freien Urtheile der theologischen Facultät an einen besonders dürftigen und würdigen Kandidaten geschehen soll.

Bei dem in den letzten Tagen des Juli in Frankfurt a. M. gefeierten Sängerfest wurde für die Mozartstiftung zum Besten der Tondichter und Tonkünstler nach Deckung der Kosten ein Ueberschuß von 1064 fl. erzielt. Dazu kommt noch der Betrag der zu demselben Zwecke gesammelten Subscriptionen, die bis jetzt auf 6000 fl. angegeben werden.

Vereine.

Es gehört wohl zu den bedeutsamsten Erscheinungen der Zeit, daß auf allen Gebieten der industriellen und wissenschaftlichen Thätigkeit die früher zerstreuten und durch Vereinzelung schwachen Kräfte sich in treten, und so wenig es denn kann vermeiden Vereinen zu größeren Ganzen verbinden, nicht gerade um einen bestimmten, im Voraus verzeichneten Zweck zu erreichen, als vielmehr die Individuen einander näher zu bringen, durch persönlichen und mündlichen Verkehr, in diesem Verkehr allen Zwiespalt und Hader zu lösen, über allgemeine Unternehmungen oder wissenschaftliche Arbeiten eine Verständigung einzuleiten, und in den ganzen Betrieb des Geschäfts mehr Uebereinstimmung, Energie und Regelmäßigkeit zu bringen. — Wir werden es uns zur Aufgabe machen, über die Aufgabe,

sollte Alles, was verworren war, wieder entwirren, alles Alte verjüngen, jede Schuld von selber tilgen etc.

Dieses nur für die Juden berechnete Gesetz ist natürlicherweise von den Christen aufgegeben worden. Die Christen schienen seiner nicht zu bedürfen, weil für sie eigentlich jedes Jahr ein Halljahr seyn soll; weil die christliche Gemeinde zu jeder Stunde so brüderlich handeln soll, wie die Juden nur an jenem Halljahr zu handeln verpflichtet waren, wie der Christ nicht mehr in der Zeitlichkeit, sondern schon in der Ewigkeit leben soll.

Mit der periodischen Sühne und Reinigung des Hauses Israel hängen auch sehr genau die beiden Sühnopfer des Sündenbocks und der rothen Kuh zusammen. Auf einen Bock wurden (3. B. Mos. 16.) alle Sünden Israels feierlich, durch eine allgemeine Nationalbeichte niedergelegt, und der Bock dann in die Wüste getrieben. So glaubte das Volk seiner Sünden los zu werden. Dieser Sündenbock ist das bedeutungsvolle Vor- und zugleich Gegenbild des Lammes Gottes, das der Welt Sünde trägt. Die rothe Kuh (4 Buch Mos. 19.) galt ebenfalls als Träger aller Unreinigkeiten in Israel und wurde geopfert, dass mit ihr alle Unreinigkeit getilgt werde. Sie scheint das Sinnbild des Götzendienstes gewesen zu seyn, wie das goldne Kalb.

Mücke.

Dieses kleinste unter den geflügelten Thieren erscheint in jüdischen Legenden als ein Diener Gottes, von ihm gesandt, um mächtige Weltherrscher zu bestrafen und durch das Bewusstseyn ihrer Ohnmacht zu beschämen. Eine Mücke soll dem Nimrod zur Strafe für seinen Königsübermuth, eine andere dem Titus, zur Strafe für die Zerstörung Jerusalems in die Nase und von da in's Hirn gekrochen seyn und sie wahnsinnig gemacht haben. *Bochart, hieroz.* II. 568. — In den christlichen Legenden kommen zuweilen Mückenschwärme im Dienste von Heiligen vor. Das Gebet des heiligen Jacob

von Nisibi erweckte einen ungeheuren Mückenschwarm, der den Perserkönig Sapor und sein ganzes Heer mit Elephanten und Rossen in die Flucht schlug. Ein ähnlicher Schwarm kam zu Gerunda in Spanien aus dem Grabe des heiligen Narcissus, und vertrieb und tödtete die Franzosen, die es plündern wollten. Nach *Mariani rer. hispan.* Mückenschwärme wölbten sich über der heiligen Rosa von Lima zum Schleier, der sie vor der Sonne schützte, und sangen mit ihr zum Lobe Gottes. Görres, Mystik II. 223.

Mühle.

In altdeutschen Liedern zu Ehren Maria's wird dieselbe unter andern auch mit einer Müllerin verglichen, die das Korn Gottes gemahlen hat zum Himmelsbrodte. Mone, Anzeiger V. 41. W. Grimm, Conrads goldne Schmiede S. XLVI. Unziemlich sind die mehrfach vorkommenden Bilder einer Mühle, in die der Heiland oben einsteigt und aus der unten die Hostie hervorkommt. Die Religionsspötter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts haben solche Abnormitäten benutzt, um das heilige Sakrament überhaupt zu verhöhnen. — Eine Mühle ist Attribut des heiligen Kentigern, weil er bewirkte, dass eine des Sonntags nie in Gang kam, wenn man auch die Räder dem Stoss des Wassers öffnete. P. Abraham, Judas III. 156. Es gibt noch mehr Mühlenheilige, St. Gildas, Abt in der Bretagne, segnete einmal eine Mühle, dass derselben das Mehl nie ausgehen konnte. 29. Januar. — St. Winoch, ein alter Mönch, sollte für einen andern die Handmühle drehen, betete aber nur, und die Mühle ging von selbst. Erst als der andere Mönch ihn belauschte, stand die Mühle still. Surius zum 6. November.

Mühlstein,

Attribut derjenigen Heiligen, die mit einem Mühlstein am Halse in's Wasser geworfen ihr Martyrium erlitten. So der

heilige Agathopidus, Calixtus, Florianus, Quirinus, Pantaleon, Theodulus, die heilige Aurea, Theodosia etc. Am berühmtesten ist die heilige Christina, die auch unzähligemal auf Kirchenbildern mit dem Mühlstein gemalt ist. Sie war die Tochter eines vornehmen Römers und wurde von ihm in einem Thurme am Bolsenersee eingesperrt mit zwölf Mägden und vielen goldnen Götzenbildern. Da sie aber bedachte, diese Götzen seyen lebloses Metall, so wandte sie sich an den unsichtbaren, aber lebendigen Gott des Himmels, durch unmittelbare Eingabe des heiligen Geistes. Die Mägde verriethen ihre Andacht und ihr grausamer Vater liess ihr, als sie nicht widerrufen wollte, das Fleisch mit Haken aus dem Leibe reissen. Sie nahm ein Stück ihres Fleisches und bot es dem Vater mit den Worten dar: „Hier, du Wolf, verzehre das Fleisch, das du selbst gezeugt hast." Hierauf wurde sie mit einem Mühlstein in den See versenkt; aber der Stein schwamm oben, und Christus trat zu ihr und taufte die auf dem Steine Sitzende mit dem Wasser des See's: „Du sollst hinfort nach mir Christina heissen." Ihren Vater holte der Teufel. Die Römer steckten sie nun in einen glühenden Ofen, wo sie aber lieblich sang. Man schnitt ihr die Zunge aus, aber sie sang fort. Man warf sie in einen Thurm voll Schlangen, aber die Schlangen neigten sich vor ihr. Endlich wurde sie mit zwei Pfeilen erlegt. 25. Juli. Ihr Bett soll die Gabe gehabt haben, jeden Kranken, der darin schlief, zu heilen, und jeden Heiden zu bekehren. — Ihre Legende wurde poetisch wiedergegeben in Rousseau's Legenden S. 43.

Wie sie zum Götzendienst geschleppt wird, malte Paul Veronese in Venedig. Wie sie den Mühlstein als Attribut an der Hand hält, malte Schoreel, eines der schönsten und berühmtesten Bilder der ehemals Boisserée'schen Sammlung. Eine Christina (blosse Figur) malte auch Lucas von Leyden (in der Münchner Pinakothek), Guercino, gest. von Read.

Mund.

Ein Schwert im Munde Gottes. Offenb. Joh. 1, 16. Goldne Fäden, aus dem Munde von Betenden zum Himmel aufsteigend, bedeuten die Gebete. In Miniaturen, s. Waagen, Paris 322. Ein Schloss im Munde ist Attribut des heiligen Raymundus, den die Ungarn auf diese Weise marterten (im Jahr 1240). Feurige Beredsamkeit bewirkt dem Munde das Brennen mit glühenden Kohlen durch den Seraph. Jesaias 6, 6. — Auf Bildern des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts kommen oft knieende Frauen vor, denen der Mund mit einem Tuch verbunden ist. Das sind Bildnisse solcher Frauen, die schon vor Stiftung des Denkmals gestorben waren. Ist das Denkmal von einem Herrn errichtet, der eine erste Frau überlebte und der eine zweite noch lebend besitzt, so hat jene auf dem Bilde den Mund verbunden, diese frei.

Mutter.

Wenn die Kirche als Mutter aller Gläubigen aufgefasst wird, so ist unter der Mütterlichkeit nicht blos die mütterliche Liebe und Zucht verstanden, sondern mit Beziehung auf die Maria auch die Jungfräulichkeit noch innerhalb der Mütterlichkeit. Denn die Kirche soll den jungfräulichen Charakter nie aufgeben.

Im alten Testament wird die mütterliche Sorge um die Kinder Israel vorzugsweise der Rahel zugewiesen. Vgl. den Art. Rahel. Sodann ragt die Mutter der Maccabäer durch ihre Standhaftigkeit hervor, die sich in der christlichen Legende von der heiligen Felicitas mit ihren sieben Söhnen und von der heiligen Symphorosa, die gleichfalls mit sieben Söhnen das Martyrium erlitt, abspiegelt.

Von der heiligen Felicitas, „die standhafte Mutter“ von sieben Söhnen, die alle vor ihren Augen als Christen den grausamsten Martyrertod erduldeten, während man sie selber

in Oel sott, im Jahr 160, 10. Juli, haben wir eine berühmte Darstellung von Raphael. Vgl. Wessenberg, christl. Bilder II. 396. Vasari III. 2. 322. Als geistliches Schauspiel ist sie behandelt von dem Franzosen Causin und nach ihm von Andreas Gryphius. — Als sie im Kerker des letzten Kindes genass und vor Schmerzen schrie, rief man ihr zu: „Wie wirst du erst unter der Marter schreien!“ Aber sie antwortete: „Heute leidet die Natur in mir, morgen aber Christus.“ Und so gab sie auch unter der Marter keinen Schmerzenslaut von sich. Man hat sie die christliche Niobe genannt. Noch verwandter ist sie der Mutter der Maccabäer. Rousseau hat sie in seinen Legenden S. 16. besungen. — Die heilige Symphorosa wurde zu Tivoli bei Rom unter Hadrian als Christin ertränkt, und ihre sieben Söhne wurden gespiesst, der älteste am Halse, der zweite an der Brust, und so fort. 18. Juli.

Sophia mit ihren drei Töchtern, Fides, Charitas und Spes, ist allegorisch die Weisheit als Mutter der Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung.

N

Nabel.

Der mangelnde Nabel ist auf alten Kirchenbildern das ausschliessliche Kennzeichen Adams und Eva's, weil sie allein geschaffen und nicht wie andere Menschen geboren wurden.

Nachfolge Christi.

Als Jesus dem Knechte des Hauptmanns von Kapernaum geholfen, heilte er des Petrus Schwieger, Besessene und allerlei Kranke, und ging dann an den See Genezareth, um hinüberzufahren. Viel Volk begleitete ihn. Da sprach ein Schriftgelehrter, durch den Anblick seiner Wunderthaten ergriffen: „Herr, ich will dir folgen, wo du hingehst!“ Aber Jesus traute seinem schnellen Eifer keine Ausdauer zu und sprach: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er das Haupt hinlege.“ Noch Einer wollte ihm folgen, aber erst seinen Vater begraben. Da sprach Jesus: „Folge mir und lass die Todten ihre Todten begraben.“ Matth. 8, 19 ff. Jener eilende Schriftgelehrte, der mehr will, als

er kann, contrastirt mit diesem Zaudernden, der noch etwas Anderes zu thun hat, wenn er auch sonst den besten Willen hat. Beide stellen zwei Seiten der christlichen Gemeinde dar.

In dem herrlichen Wort: „Lass die Todten ihre Todten begraben" liegt aber die edelste Erhebung der Seele über alle irdische Noth und Sorge, es ist der schlagendste Ausdruck des himmlischen Heimwehs, der verächtlichste Blick auf die Kerkerwände dieses Erdenlebens.

Nachtigall.

In einem schönen Hymnus des heiligen Bonaventura (bei Fortlage S. 250) wird die Seele des Frommen mit ihrer Sehnsucht nach dem Himmel einer Nachtigall verglichen, die in der Nacht aus Sehnsucht nach dem Lichte singend stirbt. — Des frommen Wettgesanges einer Nachtigall mit der heiligen Rosa von Lima gedenkt Görres, Mystik I. 474.

Nachtraben

sollen die irrenden Seelen gestorbener Gotteslästerer seyn, welche verdammt sind, immer im Fluge ein Kreuz zu machen und so lange zu fliegen, bis sie am heiligen Grabe in Jerusalem Ruhe gefunden. Dänische Volkssagen von Thiele.

Nacktheit

ist in der christlichen Vorstellungsweise keineswegs das Sinnbild des Unschuldszustandes, sondern vielmehr der Erbsünde, der forterbenden Schuld der ersten Menschen im Paradiese. Daher verlangt die Kirche ein keusches Vermeiden alles Nackten im Leben wie im Bilde, und bildet somit den schärfsten Gegensatz gegen das classische Heidenthum. Wo sie die Nacktheit auf Kirchenbildern duldet, da ist immer die Sünde nicht weit, z. B. bei Pothifars Weib, Bathseba, Susanna. Dagegen verlangt der Teufel zu seinem Cultus Nacktheit,

z. B. bei den Hexenfahrten und Hexensabbathen. Wenn auch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit Erwachsene nackt getauft wurden (vgl. Augusti, Denkw. VII. 55.), so geschah es doch mit grosser Decenz. Auf alten Bildern sieht man immer nur den Kopf aus einer Kufe hervorragen, die den Täufling umschliesst. Vgl. Waagen, Paris 208. 215. Noch viel weniger durften heilige und göttliche Personen nackt erscheinen. Christus am Kreuz war bekleidet. Viele Legenden melden die Wunder, die geschahen, um bei Martyrien den Anblick des nackten Heiligenleibes zu verhüllen. Die Heiligen Agnes, Maria von Aegypten etc. deckte ihr Haar; beim Anblick der nackten heiligen Epistene erblindeten die 53 Zuschauer allzumal. Surius zum 5. November. Vom heiligen Vincent sagt die Legende, er habe sich selbst nie nackt sehen wollen und sich daher immer nur im Dunkeln aus- und angekleidet. — Erst in den letzten drei Jahrhunderten ist mit dem antiken Geschmack auch die Nacktheit in die Kirchenbilder gekommen und haben die Maler christliche Kirchenwände missbraucht, um einem rein antiken und heidnischen Bedürfniss nach schönen nackten Gestalten zu genügen, wozu sie sich nicht etwa nur des Adam und der Eva, der Bathseba etc., sondern auch der ehrwürdigsten christlichen Heiligen bedienten. Vgl. die Artikel Magdalena, Sebastian.

Nägel.

Auf den ältesten Crucifixen sind vier Nägel, je einer in einer Hand und in einem der neben einander stehenden Füsse des Heilands eingeschlagen. Auf den spätern nur drei, indem ein Nagel durch beide übereinandergelegte Füsse geht. Die Dreizahl wurde beliebt, wo die Nägel nicht am Crucifix selbst, sondern getrennt unter den Passionswerkzeugen vorkommen, vielleicht mit Beziehung auf die heilige Dreieinigkeit, vielleicht nur der einfacheren Gruppirung wegen. Man sieht sie oft concentrisch über dem Herzen Jesu als Symbole seiner Passion. Auch in den Fenstern gothischer Kirchen

haben oft in der Rosettenform drei concentrische Radien die Gestalt von Nägeln.

Nägel sind auch das Attribut vieler Heiligen, sofern diese mit Nägeln zu Tode gemartert wurden. So tragen die Heiligen Dagobert, Epimachus, Severus auf Bildern den Nagel ihres Martyriums in der Hand. Der heilige Julianus Emesenus und die h. Engratia im Kopf, der h. Pantaleon in den über dem Kopf angenagelten Händen, der h. Bassus einen Nagel in jedem Fusse.

Nain,

der Jüngling von. Unter den Heilungen Jesu nimmt die Erweckung des todten Jünglings von Nain eine der schönsten Stellen ein (Lucas 7.). Von überwältigender Rührung ist die Scene, wie ihm der Leichenzug begegnet und wie er die in Schmerz aufgelöste Mutter mit dem himmlischen Troste begrüsst: „Weine nicht!“ und wie er dann zu dem Jüngling spricht: „Stehe auf!“ und der Todte sich aufrichtet und redet und seiner Mutter in die Arme sinkt. Alle Anwesenden aber kam eine Furcht an und sie priesen Gott. — Den tiefen Eindruck dieser schönen Erzählung haben die Rationalisten mit Einem Worte zu vernichten getrachtet, indem sie annahmen, der Jüngling von Nain sey nur scheintodt gewesen und Jesus habe das vermittelst seiner medicinischen Kenntnisse bemerkt und ihn ohne irgend ein Wunder wieder zum Leben gebracht, diese Kur aber betrügerisch für ein göttliches Wunder ausgegeben. So z. B. Paulus in seinem Leben Jesu. Man kann sich wohl keine nichtswürdigere Bibelerklärung denken, wie diese!

Den tieferen Sinn dieses Wunders begreift man erst, wenn man erwägt, wie durch das ganze Heidenthum ein tragischer Zug ging, in einer gewissen Verzweiflung an der ewigen Gerechtigkeit und einer gänzlichen Unkenntniss der ewigen Liebe. Das ganze heidnische Alterthum kannte nur jenen Schmerz, den Schiller in den berühmten Worten

aussprach: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“ Die schönste adeligste Jugendblüthe der Menschheit war, nach dieser antiken Ansicht, einem finstern Verhängniss verfallen. Für den Tod des schönen Achilles, des edeln Sigfrit gab es keinen Trost, nur eine blutige Rache. Dieser tragischen Härte des Heidenthums, diesem stoischen Schmerz des Fatalismus trat nun zum erstenmal der liebevolle Trost des Christenthums entgegen und zwar ausdrücklich in der Erweckung des Jünglings von Nain.

Die Erweckung wurde gemalt von Zuchero. Das Bild, gestochen von Matham, ist eine reiche Composition; der Zug hält unter dem Stadtthor, die Bahre ist zu des Heilands Füssen gestellt und der Jüngling erwacht eben, und blickt, die Hände faltend, staunend auf Jesum; die Mutter kniet noch. Auf einem andern Bilde desselben Meisters, gestochen von Thommassin, hat der Jüngling noch die Augen geschlossen und sperrt widerwärtig den Mund auf. Das schönste Bild malte Neher in Stuttgart. Hier haben alle Figuren den wahrsten und ergreifendsten Ausdruck, und das Ganze macht einen unbeschreiblich rührenden Eindruck.

Nebel,

Sinnbild der Verdunkelung und Verschleierung, die dem Sünder den Anblick des Heiligen raubt. So vertrieb Petrus Teutonicus, Camaldulenser in Etrurien, die Feinde, die sein Kloster stürmen wollten, durch einen Nebel, in dem sie sich verirrten. Eben so wurde der heilige Petitus seinen Feinden durch einen Nebel entrückt.

Nicodemus,

ein reicher Jude und Mitglied des Synedriums, fühlte sich in seiner redlichen Seele angesprochen von dem, was er von Jesu vernahm; während er anderseits seiner hohen Stellung wieder Rechnung trug und ein öffentliches Bekenntniss aus vornehmer

Richtung, Thätigkeit und Ausbildung der deutschen Vereine in der Weise dieser Blätter kurz zu berichten.

Die Versammlung deutscher Landwirthe in Karlsruhe wurde am 10. Sept. eröffnet, bei welcher Gelegenheit der Prof. Schulz aus Greifswalde in einem Vortrage die Verwandtschaft des Vereins für die Beförderung deutscher Humanität und Nationalität auseinandersetzte. Zur dritten Versammlung, für das nächste Jahr wurde Potsdam, und als Geschäftsführer Amtsrath Koppe in Wollupp gewählt.

Der landwirthschaftliche Verein für das Großherzogthum Baden hat neue Statuten angenommen, welche sich von den ältern wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie den Orts- und Bezirksvereinen eine passende Stelle in dem Gesammtverein anweisen und durch diese Zwischenglieder das Interesse der einzelnen Bezirke mehr befördern, während wieder aus dieser besondern Fürsorge für das Localinteresse viele Erfahrungen und Beispiele für das landwirthschaftliche Wohl des gesammten Landes benützt werden können. Es bestehen künftig eine Centralstelle, unter dieser fünf Kreisstellen, wovon jene für den Mittelrheinkreis mit der Centralstelle verbunden ist, und unter diesen Bezirksstellen da, wo Bezirksvereine vorhanden sind. Die Mitglieder der Bezirks- oder Kreisvereine sind zugleich Mitglieder des Gesammtvereins. Jede Stelle erhält eine Direction und einen Ausschuß.

Die diesjährige Zusammenkunft des von Apotheker Hornung zu Aschersleben gestifteten naturforschenden Harzvereins fand am 25. Juli in Goslar statt.

Am 8. Mai feierte der Verein für Erdkunde in Halle die zehnjährige Dauer seiner Wirksamkeit. Derselbe wurde 1828 bei der Feier der fünfzigjährigen Dienstzeit des als Geograph allgemein geschätzten, vor Kurzem verstorbenen Hauptmanns Naumann gestiftet und zählt jetzt außer 11 Ehrenmitgliedern 198 ordentliche Mitglieder, deren ausgesprochener Zweck die Beförderung der Erdkunde im weitesten Sinne des Worts durch mündliche und schriftliche Mittheilung ist.

Unter der Benennung Metallurgische Gesellschaft zu Stolberg, hat sich ein Verein gebildet und die königliche Bestätigung erhalten, welcher zum Zweck hat, Galmey, feuerfeste Thonerde, so wie Eisensteine und Bleierze zu schmelzen und diese sowohl als Kupfer und Messing zu walzen, Concessionen für die Gewinnung von Erzen und Steinkohlen nachzusuchen und zu erwerben, und endlich die gedachten Metalle in allen dem Handel anpassenden Formen zu verarbeiten. Das Grundkapital der Gesellschaft beträgt zwei Millionen.

Die rheinische naturforschende Gesellschaft zu Mainz feierte am 6. August ihr viertes Stiftungsfest, an welchem eine Reihe gediegener, in populärem Style gehaltener Abhandlungen, namentlich über organische Lebenskraft, über den Instinct bei den Insecten, über die Wanderung der Zugvögel, über Goethe als Naturforscher u. s. w. vorgetragen wurden, und der Präsident über den Stand des Vereins, über seine Wirksamkeit in diesem Jahre und über das Gedeihen desselben sich verbreitete. Der Verein besitzt bereits reiche Sammlungen aus dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften.

Die jährliche Versammlung homöopathischer Aerzte wurde am 10. August in Dresden gehalten. Sie wurden die Abgeordneten der verschiedenen Provinzialvereine und viele andere homöopathische Aerzte bei. Unter den gefaßten Beschlüssen wird die Bildung einer besondern Deputation zur Bearbeitung eines neuen homöopathischen Dispensatoriums, derjenige eines Vereins zur gründlicheren Bearbeitung des minder ausführlich gekannten Theils der homöopathischen Arzneimittellehre nach einem umfassenden Plan, endlich die Subscription zu einem Fonds für Privatauslagen auf Arzneiprüfungen erwähnt. Die Wahl des nächstjährigen Versammlungsorts fiel auf Leipzig, die des Vereinsdirectors auf Dr. Haubold.

Der statistische Verein in Dresden hat wieder eine Lieferung zahlreicher Mittheilungen über die Ergebnisse der Production, Consumtion und Werthsverhältnisse im J. 1837 bekannt gemacht.

Während der Säcularfeier in Göttingen wurde daselbst vorzüglich auf Thierschs und Alexanders v. Humboldt Anregung die Stiftung einer philologisch-philosophischen Gesellschaft verabredet, die sich dieses Jahr zum erstenmal, und zwar in Nürnberg am 19. September versammeln wird.

Rücksicht vermied. Er kam daher nur heimlich und bei Nacht mit Jesus zusammen, um sich über das Verhältniss seiner Mission zum bisherigen mosaischen Gesetze belehren zu lassen. Dieses Gespräch bringt Joh. 3. Das Resultat aber ist, dass das Gesetz nur negativ wirkt, strafend die Sünde, abwehrend das Böse, während der Messias positiv das Gute bringt und dem Menschen ein neues Herz gibt. Ausdrücklich sagt hier Jesus: er sey nicht gekommen, die Welt zu richten (was schon der alte Jehovah gethan), sondern dass die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaube, der werde nicht gerichtet, wer nicht an ihn glaube, der sey schon gerichtet. Der Gegensatz des Christenthums zum Judenthum ist hier auf's Schärfste aufgefasst.

Nicodemus wird in einer Erzählung von Wessenberg (Nicodemus, 2te Aufl. 1846) hauptsächlich in dem Sinne gerechtfertigt, sofern man ihm vorgeworfen hat, er habe doch zu wenig Muth bewiesen, indem er nur heimlich zu Christo gekommen sey und sich nicht offen zu ihm bekannt habe. Er sagt, Nicodemus habe auf diese Weise der christlichen Sache mehr gedient, als wenn er offen aufgetreten wäre, weil er sich dadurch der Mittel seines Einwirkens beraubt hätte. Kein Bruder solle über den Andern richten, sondern an den Werken soll man sie erkennen. — Das ist wohl wahr. Inzwischen wirft es doch einen starken Schatten auf die Pharisäer und Schriftgelehrten, dass der einzige Mann unter ihnen, der sich dem Christenthum ergibt, so zag und vorsichtig ist. Wir sahen das alte Prophetenthum vertreten durch Johannes den Täufer in kühner, grossartiger Freiheit. Das Pharisäerthum hat doch etwas an sich, was ihm eine solche Erhebung nie erlaubt. Wir sahen in Matthäus einen verachteten Zöllner, der dem Herrn am hellen Tage folgte und der erste Evangelist wurde. Nicodemus, geistig viel höher stehend und nicht minder frommer Anhänger des Herrn, ist doch noch zu sehr in die Falten seines vornehmen Amtsgewandes gewickelt, um uns so frei zu erscheinen und den Christen brüderlich anzusprechen.

Nimbus,

die Ausstrahlung des göttlichen Lichtes und heiligen Feuers aus den heiligen Personen, insbesondere aus ihrem Haupte, der Strahlenkreis, der sie umgibt. Er verhält sich in der christlichen Vorstellungsweise und Kunst keineswegs wie etwa der Sonnennimbus der heidnischen Sonnengötter, worunter die Sonnenscheibe selbst gemeint ist. Vielmehr drückt der christliche Nimbus die Macht des Geistigen im Leiblichen aus, die den Leib gleichsam überfluthet und über ihn hinaus strahlt, das, was die neuere Physiologie den Nervengeist oder das magnetische Fluidum zu nennen pflegt. An den Augen hat man von jeher diese geistige Uebermacht zuerst wahrgenommen. Daher die erste nimbusartige Erscheinung, deren das alte Testament erwähnt, die Strahlen sind, die dem Moses aus den Augen gingen, als er aus Gottes Nähe vom Sinai herabkam. 2. Mos. 34, 29. An vielen Heiligen hat man eine Phosphorescenz, eine magische Erleuchtung des ganzen Körpers in den Momenten heiliger Ekstase wahrgenommen. Görres, Mystik II. 310.

Der Nimbus ist aber zugleich Auszeichnung, Kennzeichen der Heiligkeit, darum wurde er schon von Durandus (*rationale* I. 3.) mit der Krone des Lohnes identificirt, deren Buch der Weisheit 5, 17. gedacht ist. Vgl. die Artikel Jungfrau und Krone, in welchen erklärt ist, wie die heilige Macht der Jungfräulichkeit den Kranz und die Krone zum Zeichen hat. Das ist aber eben die Jungfräulichkeit, ohne die es gar keinen Heiligen gibt, das ist die Macht des reinen Lichts, die durch den undurchsichtigen Körper eben so strahlt, wie sie mitten im Sturme ruhig und unauslöschlich verharrt.

In der Kirchenmalerei erscheint der Nimbus ausserordentlich vielgestaltig. Die griechische Kirche erlaubt ihren Malern, ja schreibt ihnen vor, den Nimbus bei allen Personen anzubringen, denen eine dämonische Macht innewohnt, sey es auch nur die böse. Hier wird der Nimbus lediglich

das Kennzeichen eines aus dem gemeinen Kreise der Natur heraustretenden höheren Wesens. Daher nicht blos Judas Ischarioth, sondern auch der Teufel selber und der höllische Drache den Nimbus trägt. *Didron, manuel* p. 252. Demnach kommt hier auch allen Patriarchen und Propheten des alten Testamentes der Nimbus zu. Daselbst p. 133. Ganz anders die abendländische Kirche, die den Nimbus als Heiligenschein ausschliesslich auf die göttlichen Personen und auf die christlichen Heiligen einschränkt. Die griechische Kirche sucht indess den Unterschied durch die Farben auszudrücken. Judas z. B. hat einen schwarzen Nimbus. *Didron, man.* p. 234.

Der eigentliche Nimbus umkleidet nur das Haupt, die Gloria nennt man dagegen den Glanz, der die ganze Figur oder auch eine Gruppe von Figuren umgibt. Ist dieser Glanz mandelförmig, was der Länge der aufrecht stehenden Figur entspricht, so heisst er in Italien *mandorla;* in Deutschland, wo die Mandeln wenigstens ehemals seltner vorkamen, verglich man diese längliche, oben und unten zugespitzte Glorie lieber mit einem Fisch, dem Symbol Christi. Diese Form war besonders auf kirchlichen Sigillen beliebt. Die sogenannte *aureola* ist das Nämliche und hat diesen Namen nur von der Goldfarbe. Vgl. *Didron, annales* I. 6. 12. Ist die Fischform in der Mitte getheilt, so heisst sie Fischblase, weil der Fisch eine aus einem grössern und kleinern Theil zusammengesetzte Blase hat. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 551. Diese Form erscheint unter mancherlei Abänderungen: 1) als eine Mandel, die so quer durchgeschnitten ist, dass der obere Theil um zwei Drittel grösser ist, als der untere; 2) als eine Fischblase, ganz in derselben Weise, nur dass beide Theile sich selbstständig abrunden und nicht mehr so fest aneinander hängen; 3) in der Form der Zahl 8, als zwei übereinandergeschobene Kreise. Diese Form kommt sehr oft auf altdeutschen Bildern des Weltgerichts vor, indem Christus den blauen Himmelskreis zur Lehne des Hauptes, den grünen Erdkreis aber zur Stütze der Füsse und beide zugleich doch auch zur Glorie hat.

Die den ganzen Leib umschliessende grosse Glorie kommt in der Regel nur den drei höchsten göttlichen Personen und der Gottesmutter zu; dagegen der kleinere Nimbus um's Haupt allen Heiligen. Die Glorie lässt, vermöge ihrer Grösse und ihrer Bestimmung, eine ganze Figur einzunehmen, auch eine weite ornamentale Ausdehnung zu: 1) die Ausstrahlung einer Sonne in lange glänzende Strahlen, z. B. die Glorie um's heilige Sakrament des Altars in den grossen spanischen Monstranzen, ganz aus Diamanten zusammengesetzt; 2) die Flammenglorie, wenn statt der graden und feinen Sonnenstrahlen dickere und zackige Flammen den Rand bilden, besonders häufig an Marienbildern; 3) der Regenbogen, wenn der Rand weder aus Strahlen noch Flammen, sondern aus drei oder sieben parallelen Farbenreihen gebildet wird, was oft in alten Miniaturen vorkommt.

Der Nimbus um das Haupt muss immer ein einfacher seyn, weil er sonst das Haupt zu sehr belasten und gegen den übrigen Körper zu schwerfällig erscheinen lassen würde, was in der That zuweilen der Fall ist bei Christus- und Marienbildern, deren Nimbus in allzu lange und schwere goldene Strahlen ausgeht, und bei Heiligenbildern, deren Nimbus zu massiv und schwer wie ein Mühlstein auf ihren Häuptern lastet. Doch kann andrerseits auch die Leichtigkeit des Tragens übertrieben werden. Die Kirchenmaler haben in den verschiedenen Jahrhunderten mit gewissen Moden, den Nimbus zu tragen, gewechselt. Auf den ältesten Bildern stehen die heiligen Köpfe *en face* mitten in der goldenen Scheibe, die mehr hinter ihnen liegt, als von ihnen getragen wird. Indem die Köpfe nach und nach mehr Bewegung annahmen und sich im Profil zeigten, erhob sich auch der Nimbus und legte sich als dünne, nur in der Quere gesehene Scheibe über ihr Haupt oder gar nur als feiner Goldreif wie ein Kranz um dasselbe. Auf manchen Bildern nun nimmt dieser Nimbus etwas Kokettes, Barettartiges an, was keineswegs zur Heiligkeit stimmt. Die Scheibe wurde dick und schwebte wie eine Pelzmütze über dem Kopf (vgl. *Didron*,

icon. p. 104.), oder der Reif wurde immer zarter und enger und schwebte nur noch wie ein Ring über den Köpfen. Endlich verschwand der Nimbus ganz. Schon im 16ten Jahrhundert wurden viele Heilige ohne Nimbus dargestellt, indem die Maler sich darauf verliessen, dass die Genialität, die sie in die Apostelköpfe gelegt, den Nimbus entbehrlich machen würde. Aber ein zarter Lichtnimbus thut dem malerischen Effect gewiss keinen Abbruch, während die Anmassung, Heilige ohne Nimbus darzustellen, zu grosser Verweltlichung und Ununterscheidbarkeit der Heiligen von unheiligen Pathetikern geführt hat.

Gott Vater hat auf Kirchenbildern nicht selten ein goldenes gleichseitiges Dreieck als Nimbus, hinweisend auf die Dreieinigkeit. Zuweilen gehen erst von diesem Dreieck Strahlen nach allen Seiten wie von einem Sterne aus. Auch kommt ein Nimbus Gott des Vaters vor, in dem zwei solche Dreiecke quer übereinander gelegt sind, dass sie einen sechseckigen Stern bilden. *Didron, icon.* p. 37. Oefter jedoch ist Gott dem Vater, Sohn und Geist der durchkreuzte Zirkel als Nimbus zugesellt und ausschliesslich vorbehalten. Das Kreuz im Kreise bezeichnet überall und immer eine der Personen der heiligen Dreieinigkeit und kann nie einem Heiligen zukommen. Da aber der Fuss des Kreuzes vom Kopfe selber auf dem Bilde gedeckt wird und man nur die beiden Seitenarme und die Spitze in drei Ausstrahlungen gegen den Kreis hin erblickt, so ist das Kreuz hier zugleich Sinnbild der Dreieinigkeit. Auf Bildern der griechischen Kirche stehen über den beiden Armen des Kreuzes im Nimbus häufig die Worte: ὁ ὤν, der da ist. Auf abendländischen Bildern nie. *Didron, man.* XLI.

Christus trägt als zweite Person der Gottheit den durchkreuzten Zirkel als Nimbus. Das Kreuz wird mannigfach aufgefasst, häufig nimmt es an den vier Spitzen, wie sie sich dem Kreisrande nähern, lilienartige Ausbiegungen an. Oft wird es nur durch leichte Einbiegungen des Kreises in den vier Abtheilungen desselben angedeutet. Manchmal wird es

sehr dick und verengt dadurch den Kreis. Seit dem 15ten Jahrhundert fällt auf Christusbildern der Nimbuszirkel öfters ganz weg und bleibt nur das Kreuz allein übrig, so dass man nur die höchste Spitze desselben über dem Scheitel des Heilands und die beiden Arme an den Schläfen desselben sieht. Diese drei Kreuzglieder stellen sich dann aber insgemein als divergirende Lichtstrahlen oder als convergirende Flammen dar. Zwischen ihnen stehen zuweilen die Buchstaben *r — e — x* (König). Neuere Maler haben des Heilands Haupt häufig nur mit einem nebelhaften Lichtschein, oder mit einer massiv goldnen Sonne umgeben. Auf Bildern des Weltgerichts wird der Nimbus des Heilands zuweilen durch perspectivische Engelchöre angedeutet. — Auch das Lamm, wenn es Christum bedeutet, hat den Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Die Hostie dagegen hat als Nimbus eine Sonne, gleichsam nur die Fortsetzung und Ausstrahlung ihrer runden Scheibe.

Dem heiligen Geist kommt, mag er in menschlicher oder Taubengestalt dargestellt seyn, stets der durchkreuzte Zirkel als Nimbus zu.

Die Madonna mit dem Kinde schwebt entweder in einer grossen, ihre ganze Gestalt umgebenden Glorie, oder hat den Nimbus um's Haupt, wie das heilige Kind den seinigen, oder beide Nimben und die Glorie finden sich beisammen. Oft ist die Glorie nicht eine Sonne, oder ein Flammenkreis oder Regenbogen, sondern ein Kreis von Engeln, auf ältern Bildern auch ein Kreis von sieben Tauben, die Gaben des heiligen Geistes bezeichnend. *Didron*, *annales* I. 218. Der Nimbus um's Haupt der Gottesmutter ist nie durchkreuzt, sondern immer eine reine Rundscheibe oder ein Reif, ein Lichtschein, eine Sonne, ein Kranz von Sternen. Der Sternennimbus kommt ausser der Gottesmutter nur noch dem heiligen Johannes von Nepomuk zu. Vgl. den Artikel Stern.

Der Nimbus um das Haupt der Heiligen ist immer nur die runde Scheibe oder der Reif, durchgängig golden, nur wo der Unterschied eines niedern Heiligen von den göttlichen

Personen ausgedrückt werden soll, auch silbern. Inschriften im Rande des Nimbus kommen nur bei heiligen Kaisern und Königen vor. *Didron, icon.* p. 77. Ein viereckiger, jedoch einfach goldener Nimbus unterscheidet die noch lebenden Päpste und solche Personen, denen die Heiligkeit noch nicht ertheilt, aber vorbehalten ist. Daselbst p. 83. Einen blossen Nimbus statt des Kopfes trägt der heilige Felix und ist daran auf Kirchenbildern kenntlich. Als er nämlich enthauptet worden, erschien der Nimbus über dem Halse, um seinen Rumpf als den eines Heiligen zu bezeichnen.

Auf grossen Bildern des Weltgerichts, der himmlischen Huldigungen etc. gruppiren sich häufig die Engelchöre in Reigen, die als Glorien die heiligen Personen umgeben. Solche lebende Glorien finden sich besonders oft in Kuppeln italienischer Kirchen, und auch Dante hat sie als Dichter in seiner Beschreibung des Paradieses vorgebracht. Auch aus blossen Wolken werden solche Glorien gebildet. *Didron, icon.* p. 176. Raphael liebte, in diese Glorienwolken geisterhaft zarte Engelköpfe zu malen.

Noah.

Noah steht in Beziehung zu Adam, wie die Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu dessen Geburt, und wird insofern, wie schon die Mystiker des Mittelalters anerkannt haben, ein Vorbild des Heilands, seine Arche ein Vorbild des Schiffes der Kirche, seine Taube ein Vorbild des heiligen Geistes, die Sündfluth selbst der Taufe, der von Noah gepflanzte Weinstock des heiligen Abendmahls, seine Aufdeckung durch Cham das *ecce homo.* Vgl. *Rupert. Tuit.* p. 48. Auch schon auf den alten römischen Katakombenbildern gehört Noah, wie er, aus dem Kasten hervorschauend, die Taube entlässt, zu den Grabsymbolen, durch welche auf die Auferstehung hingewiesen wird. Nur diese Beziehungen gehören in die christliche Symbolik, von der verbannt bleiben muss Alles, was neuere rationalistische Exegeten ausgeklügelt haben

über die Etymologie des Namens Noah und dessen Verwandtschaft mit *navis, Neck, Nix.* Buttmann (Mythologus I. 172 f.) schämte sich nicht, ihn wegen der Reben sogar in Verbindung zu bringen mit dem griechischen Bacchus. Hinter all diesem gelehrten Unsinn verbirgt sich immer nur Hass gegen die christliche Wahrheit und das Trachten, die theologische Jugend irre zu führen.

In der Reihe der Patriarchen ist Noah immer durch die kleine Arche kenntlich, die er trägt. Vgl. die Artikel Arche und Regenbogen.

Nuss.

Nussblätter werden in die Frohnleichnamskränze gewunden, weil einmal ein Nussbaum, als Maria schwanger mit Joseph nach Bethlehem wanderte, dieselben vor Regen geschützt hatte. Hofmann, Apokr. 102. Auf einem Nussbaum erschien Maria zu St. Paolo in den Apenninen. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 342. Desgleichen ihr Bild im Innern eines Nussbaums zu Castiglione, daselbst 82. — Bei den Juden und Heiden galt der Nussbaum als Sitz böser Dämonen. Nach dem Talmud hat er an jedem Zweige neun Blätter und auf jedem sitzt ein Teufel. Horst, Dämonomanie I. 89. Unter einem Nussbaume bei Benevent versammeln sich die Hexen aus ganz Italien. Mayer, Neapel II. 51. Ein Nussbaum, in dem die Teufel hausen, soll aus dem Grabe des Nero in Rom gewachsen seyn. Als man ihn in die Tiber warf, setzten sich eine Menge Raben darauf. An derselben Stelle baute man die Kirche del Popolo, wodurch die Teufel verbannt wurden. Gumppenberg Nr. 26. Keyssler, Reise 530. Bunsen, Beschr. von Rom III. 3. 210.

Ochs.

Ochs und Esel im Stalle zu Bethlehem sind als Tag- und Nachtthiere, als Repräsentanten des guten und bösen Thierreichs nach vorherrschend ägyptischen und persischen Begriffen, aus dem heidnischen Osiris- und Mithracultus gedeutet worden, was aber lediglich nicht in die christliche Symbolik gehört. Durch ihre Anwesenheit an der Krippe wird nur das Prophetenwort von Jesaias 1, 3. und Habacuc 3, 2. erfüllt.

Ueber den geflügelten Ochsen vgl. den Artikel Cherubim. Indem die vier geflügelten Träger des göttlichen Thrones aus Ezechiel auf die vier Evangelisten, als Träger des göttlichen Wortes im neuen Bunde übergingen, bekam Lucas den Ochsen zum Attribut. Vgl. den Artikel Lucas. — Die zwölf Rinder, die das sogenannte eherne Meer im Tempel zu Jerusalem trugen (1. Kön. 7, 25.), sind auf die zwölf Söhne Jakobs und vorbildlich auch auf die zwölf Apostel bezogen worden, indem man das eherne Meer zugleich als ein grosses Taufbecken auffasste.

Als Sinnbild der rohen Verthierung erscheint der zum Ochsen gewordene König Nebucadnezar, Gras fressend. Daniel 4, 29.

Heilige, die den wilden Ochsen und Stieren vorgeworfen wurden: Blandina, Julitta, Marciana, Perpetua, Tryphäna, Rainerus etc. Der heilige Saturninus wurde von einem Stier, an dessen Schweif man ihn band, zu Tode geschleift. Die Heiligen Antipas, Eustachius, Eleutherius, Theodata, Pelagia wurden im Bauch eines ehernen glühenden Stieres (gleich dem Ochsen des Phalaris) verbrannt. — Der heilige Adalbert von Prag predigte einst vor den andächtig zuhörenden Rindern. Oxford hat den Namen von einer schönen Nonne, die vor den Bewerbungen des Königs Eduard, auf einem Ochsen reitend, durch den Fluss entfloh. Zwei Stiere, denen die heilige Thecla vorgeworfen wurde, scheuten sie und thaten ihr nichts. — Mehrmals kommen in der Legende Ochsen vor, die vor einer verlorenen oder durch Frevler verworfenen Hostie knieen und dadurch zu ihrer Entdeckung führen. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 536. 541.

Patron der Rinder, wie der Viehzucht überhaupt ist der heilige Leonhard.

Odysseus.

In einem merkwürdigen Auto des Spaniers Juan Peres de Montalevon ist Galatea die menschliche Seele, während Polyphem den Satan, Christus aber den Odysseus vorstellt, der jenen überwindet und Galateen rettet. Wiener Jahrb. 1822, III. 29.

Oel,

der reinste Lichtstoff, aus der unschuldigen Pflanzenwelt entnommen, daher von jeher geheiligt. Zugleich heilkräftig, den Schmerz der Wunden lindernd, bedeutet das Oel in der christlichen Symbolik zunächst die Gnade Gottes. Jedoch scheint dem häufigen Gebrauch des Oels im christlichen Cultus vornämlich auch die alte Erinnerung an die Ringer, die sich vor dem Kampfe mit Oel salbten, zum Grunde zu liegen. Man gebraucht das Oel zur Salbung bei der Taufe und Firmelung, bei Sterbenden (die letzte Oelung), bei Priesterweihen

Unter dem Patronat einiger der höchſten Staatsbeamten iſt in Berlin unter der Benennung **Brandenburgiſche Geſellſchaft** ein neuer wiſſenſchaftlicher Verein zuſammengetreten, der es ſich zur Aufgabe gemacht hat, die Geſchichte der Mark in allen ihren Beziehungen zu erforſchen, und zur Auffindung ſowie zur Erhaltung ſolcher hiſtoriſchen Urkunden beizutragen, die nach der bisherigen Erfahrung bei allem Intereſſe, das ſie gewährten, doch ſo leicht verloren gingen oder vernichtet wurden. Aehnliche Provincialvereine gibt es bereits in **Schleſien**, in **Pommern** und im Herzogthum **Sachſen**.

Preßangelegenheiten.

In Berlin bildet ſich ein Journaliſtenverein, der dem Nachdruck in Journalen entgegenarbeiten will. So nahe liegend dieſe Abſicht iſt, ſo unfruchtbar werden doch dieſe Bemühungen wohl bleiben, ſolange dem bloßen guten Willen der Betheiligten kein ſchützendes Geſetz wie in Frankreich zur Seite ſteht. Es heißt, daß die auf verſchiedenen Punkten Deutſchlands ſich bildenden Vereine dieſer Art ſich gemeinſam an den hohen deutſchen Bund wenden und um einen ſchützenden Artikel als Nachtrag des allgemeinen Geſetzes gegen den Nachdruck bitten wollen. Indeß waren in Berlin auf Veranlaſſung des Criminal-Directors **Hitzig** auf den 24. Juni die ſämmtlichen Redacteuren der in Berlin erſcheinenden Unterhaltungsblätter durch ihren Senior, Profeſſor **Gubitz**, eingeladen worden, ſich zu verſammeln, um ſich über dieſen Gegenſtand zu berathen. Nicht allein waren faſt ſämmtliche Eingeladene erſchienen, und haben einander die genügendſten gegenſeitigen Erklärungen in der fraglichen Beziehung gegeben, ſondern es vereinigten ſich die Anweſenden auch darüber, daß ſie, jeder für ſich, den übrigen deutſchen Redactionen den Antrag zu einer gleichen Verbrüderung mit ihnen machen wollten. Auch wurde beſchloſſen, ſich zu verpflichten, daß, wenn etwa der Fall einträte, daß einer oder der andere von einem, welcher der Vereinigung beigetreten, dennoch durch den Nachdruck eines Aufſatzes aus ſeinem Blatte in ſeinem Rechte gekränkt wäre, dieß zwar unnachſichtlich in dem Blatte des Verunrechtigten gerügt werden ſolle, jedoch nicht eher, als bis in einem Privatbriefe der Redacteur des Journals, das den Nachdruck enthält, aufgefordert worden ſey, ſich in einer beſtimmten Friſt über den Zuſammenhang der Sache zu erklären, indem bei den Praktiken, welche ſich literariſche Induſtrieritter erlauben, es leicht möglich ſeyn könne, daß der des wiſſenſchaftlichen Nachdrucks Verdächtige im guten Glauben gehandelt und ſelbſt, z. B. durch Abſchrift eines ſchon gedruckten Artikels hintergangen worden.

Der den württembergiſchen Ständen vorgelegte Geſetzentwurf über den Nachdruck, konnte anderweitiger Geſchäfte wegen nicht mehr in Berathung kommen. Dagegen brachte der Geheimerath von **Schlayer** ein proviſoriſches Nachdrucksgeſetz ein, welches ſofort am 26. Juni berathen wurde. Der Entwurf verleiht Art. 1. allen vom 1. Januar 1828 erſcheinenen ſchriftſtelleriſchen und künſtleriſchen Erzeugniſſen von der Zeit ihres Erſcheinens an 10 Jahre lang gleichen Schutz gegen Nachdruck, in derſelben Weiſe, wie wenn ihnen nach dem Geſetz v. 25. Febr. 1815 ein Privilegium ertheilt wäre. Den gleichen Schutz haben die v. 1. Jan. 1818 bis 31. Decbr. 1827 im Umfange des deutſchen Bunds erſchienenen Werke der obigen Art bis zum 31. Decbr. 1847 zu genießen. Art. 2. Die zur Zeit der Verkündigung dieſes Geſetzes bereits veranſtalteten Nachdrücke oder ſonſtige mechaniſche Vervielfältigungen von Werken, welchen durch den zweiten Abſatz des vorſtehenden Art. 1. ein ihnen zuvor nicht angekommener Schutz gegen mechaniſche Vervielfältigung verliehen oder der ertheilene frühere Schutz erneuert wird, können zwar auch noch während der Dauer dieſes Schutzes, jedoch nur in polizeilich geſtempelten Exemplaren zum Abſatz gebracht werden. Den polizeilichen Stempel erhalten diejenigen Exemplare, welche binnen 30 Tagen von der Verkündigung dieſes Geſetzes an von dem Nachdrucker oder Händler dem Bezirkspolizeiamt ſeines Wohnorts mit dem erforderlichen Nachweis über ihren ſchon vor der Verkündigung dieſes Geſetzes veranſtalteten Abdruck vorgelegt werden. Für die polizeiliche Stempelung finden die Ermäßigung einer Abgabe nicht Statt. Art. 3. Die nach Maßgabe der bisherigen Geſetze für einzelne Schriften verliehenen beſondern Privilegien gegen den Nachdruck bleiben, ſofern ſie den Betheiligten größere Vortheile, als das gegenwärtige Geſetz, gewähren ſollten, auch fernerhin in Kraft. Die Commiſſion trug in der beſtimmten Vorausſetzung, daß ſchon in der nächſten ordentlichen Ständeverſammlung ein definitives Nachdrucksgeſetz vorgelegt werden wird, für jetzt einfach auf Annahme des vorliegenden Geſetzesentwurfs an, ſchlug jedoch zum Art. 1 noch den Zuſatz vor: „Desgleichen ſind geſchützt die von dem 1. Jan. 1818 erſchienenen

und bei der Krönung der Könige (die Salbung). Damit verbindet sich wohl der doppelte Sinn theils einer Uebertragung göttlicher Milde auf den Gesalbten, theils einer Stärkung zu schwerem Ringen und Kämpfen. Vgl. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 145. Das biblische Bild vom unerschöpflichen Oelkrug der armen Wittwe (2. Kön. 4, 2.) bezeichnet die Fülle der Gnade. In der griechischen Kirche hat das Oel als Gnadenmittel die grösste Bedeutung. Am Palmsonntag wird das Oel für das ganze Reich in einem grossen Kessel vom Patriarchen selbst oder dessen Stellvertreter gesotten, von Diaconen mit Cypressenzweigen (Anspielung auf den Tod Christi, da die Cypresse den Tod bedeutet) umgerührt und mit einer grossen Perlmutterschale (in welcher das erste heilige Oel aus Constantinopel gebracht worden war) ausgeschöpft und in die Krüge gefüllt, in denen es in's ganze Reich verschickt wird. Hier sieht man, welcher Werth auf eine im geweihten Oele sich fortpflanzende Segenskraft gelegt wird.

Dieselbe Idee wird auch in der katholischen Kirche durch die ewigen Lampen ausgedrückt, die, vor dem Allerheiligsten brennend, nie erlöschen dürfen, und immerwährend mit Oel gefüllt werden. Damit verbindet sich aber eine noch tiefere Idee, nämlich die des Lichts, das aus dem Oele, der Weisheit, die aus der Liebe fliesst. Schon im Propheten Zacharias 4, 3. findet sich ein schönes Bild der in der ewigen Liebe gebornen Weisheit: ein Leuchter zwischen zwei Oelbäumen. Vgl. Offenb. Joh. 11, 4, wo die zwei Zeugen Oelbäumen verglichen werden. Auch die Thür zum Allerheiligsten des salomonischen Tempels war von Oelbaumholz. Vgl. Kugler, Kunstgeschichte S. 80. Insbesondere aber wird die Gnadenmutter mit einem Oelbaume verglichen, der Oel in Fülle hat für alle Wunden der Menschen. Conrad von Megenberg, Buch der Natur 1482, Fol. 157.

Wenn im Chrysam Oel und Balsam die vereinigten beiden Naturen Christi bezeichnen (Rippel a. a. O. 462.), so

ist unter dem Oele die menschliche Natur verstanden, als der reinste irdische Stoff.

Sofern die göttliche Gnade sich nach der Sündfluth in der Befriedigung der Elemente bewährte und Gott mit Noah einen neuen Bund des Friedens einging, dessen Zeichen der Regenbogen wurde, bedeutet auch der Oelzweig, den die Taube Noä in die Arche zurückbrachte, zunächst den Frieden, was der älteren heidnischen Symbolik entspricht; denn auch bei den Römern war ein Oelzweig Friedenszeichen. Das hing auch mit der Erfahrung zusammen, nach welcher Oel, auf wildbewegtes Wasser gegossen, dasselbe alsbald stillt und ausgleicht. Als Friedenssinnbild muss auch der Oelbaum auf altchristlichen Kindergräbern betrachtet werden. Vgl. Bellermann, Katakomben von Neapel S. 31. Mit Bezug auf Psalm 128, 3, wo Kinder um den Tisch her mit Oelzweigen verglichen werden.

St. Nonnosus, Probst zu *Monte di S. Silvestro* in Toscana, bewirkte einmal nach einer schlechten Oelerndte blos durch sein Gebet, dass sich alle leeren Oelgefässe des Klosters mit köstlichem Oel füllten. 2. September. Oel triefte von den Fingern der heiligen Luitgardis. Von den Reliquien und Gräbern sehr vieler Heiligen floss heilsames Oel. Vgl. Görres, Mystik II. 47. *Nieremberg, hist. nat.* 419. 423 f. St. Pantaleon wurde als Martyrer an einen Oelbaum gebunden, der sich mit Früchten anfüllte. — St. Narcissus, Bischof von Jerusalem im 3ten Jahrhundert, bewirkte einst, als beim grossen Osterfest das Oel zu den Lampen fehlte, durch blosses Gebet, dass Wasser statt des Oeles brannte. Drei Bösewichte, die ihn verleumdeten, und von denen einer sagte, wenn es nicht wahr sey, solle ihn Feuer verzehren, der andere, wolle er an einer scheusslichen Krankheit sterben, und der dritte, wolle er blind werden, wurden durch Erfüllung dessen, was sie gesagt, bestraft, indem einer verbrannte, der andere erkrankte, der dritte blind wurde. 29. October. Eusebius, Kirchengesch. VI. 9.

Unter den Heiligen, zu deren Attributen hauptsächlich

das Oel gehört, ist der berühmteste St. Remigius, Erzbischof von Rheims, das Haupt der fränkischen Kirche unter König Chlodwig, nachdem derselbe Gallien erobert hatte. Was die Legende von ihm meldet, ist Ausdruck 1) der weltgeschichtlichen Bedeutung der Frankenbekehrung, die für den Norden Europa's eben so wichtig war, wie Constantins Bekehrung für den Süden. Als bei der Taufe Chlodwigs das heilige Oel fehlte, brachte eine weisse Taube ein Oelfläschchen vom Himmel, worin das Oel nie versiegte, daher alle späteren Könige von Frankreich damit gesalbt wurden. Man findet es abgebildet im Journal des Luxus und der Moden 1793 Dezember, S. 663. Es wurde erst in der Revolution durch das Conventsmitglied Roul auf öffentlichem Platze zu Rheims zerbrochen. Lamartine, Geschichte der Gironde LII. 21. Das berühmte Oelkrüglein bezeichnet die unmittelbare göttliche Weihe der christlichen Frankenkönige, den himmlischen Ursprung ihrer Begnadigung (die Legitimität der Könige von Gottes Gnaden). Die Legende bezeichnet 2) den Stolz des Kirchenmannes, der sich wohl bewusst war, welchen Dienst er dem Königthum leistete. Er soll zu Chlodwig bei der Taufe gesagt haben: „Verbrenne, was du bisher geehrt, ehre, was du bisher verbrannt hast.“ Die Legende bezieht sich 3) auf die grossen Schenkungen, durch die der neue fränkische Staat sich den Beistand der Kirche erkaufte. Der heilige Remigius erhielt vom König Erlaubniss, so viel Land als Kirchengut zu behalten, als er, während der König den Mittagsschlaf hielt, würde umgehen können, und umging nun ein weites Gebiet, trotzdem dass er sich unterwegs noch mehrmals aufgehalten sah und die bösen Nachbarn, die ihn hindern wollten, mit Fluch belegen musste. Weiter berichtet die Legende, wie er einen Grenzstein gelegt, den kein Mensch von der Stelle bringen konnte, und wie Alle, die in das neue Eigenthum der Kirche Eingriffe thun wollten, unglücklich wurden. *Flodoardus, hist. Rem.* I. 14. 20. Grimm, deutsche Sagen Nr. 422, 424. — Merkwürdig ist Remigius ferner als Feuerbanner. Eine grosse Feuersbrunst in Rheims trieb er vor

sich her in Kugelgestalt zum Thore hinaus. Flodoard I. 6. Grimm Nr. 423. Der Heilige wird am 1. October verehrt.

Oelberg,

üblicher Name der Sculpturen, namentlich Steinbilder, welche Christum, auf einer kleinen Erhöhung kniend, darstellen, wie ihm der Engel den Leidenskelch darreicht. Häufig vorkommend als abgesonderte Gruppe in und vor den Kirchen. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 147.

Das Hauptmotiv dieser Scene ist die menschliche Furcht des Heilands vor dem bevorstehenden Leiden. Man hat mit Recht bemerkt, dass ohne diesen echt menschlichen Zug es scheinen könnte, als habe der Mittler sein Leiden selbst nur als ein Scheinleiden angesehen und als sey er in seiner göttlichen Natur über wirkliches menschliches Leiden erhaben gewesen. Ueberdies ist diese Angststunde am Oelberg die nothwendige Ergänzung zu der Versuchungsscene in der Wüste. Dort wurde Jesus versucht durch Hoffnung, hier durch Furcht; dort wandte sich der Versucher an den Stolz seiner göttlichen, hier an die Schwäche seiner menschlichen Natur. Olshausen II. 333. 427. — Tief charakteristisch ist auch der Gegensatz zwischen dem angstschwitzenden Heiland und den schlafenden Jüngern, die nichts merken und ahnen von Allem, was vorgeht.

Das alttestamentalische Vorbild der Scene ist das Ringen Gottes oder eines Engels mit Jakob. Nach der Tradition hiess jener Engel Chamuel, daher lässt die Legende (der auch die meisten Maler folgen) in jener Angststunde den Engel mit dem bittern Kelch zum Heiland hinabsteigen. Alt, Heiligenbilder S. 40. Andrerseits ist die Angst am Oelberg wieder das Gegenbild der Verklärung (Transfiguration) Christi. In beiden Scenen ist die Gruppirung fast die nämliche, sofern Christus beidemal nur drei Jünger mit sich auf den Berg nimmt und sich, höher aufsteigend, von ihnen absondert. Bei der Verklärung erschrecken sie so, dass sie

auf ihr Angesicht fallen und Christus sie erst wieder aufrichten muss; bei der Angstscene schlafen sie. In beiden Fällen ist die doppelte Natur Christi in ihren beiden Brennpunkten aufgefasst, bei der Verklärung wird der Mensch ganz zum Gott, in der Angststunde der Gott ganz zum Menschen. Eins setzt das Andere voraus.

Ofen,

Sinnbild der Gefangenschaft und Trübsal, aber auch der Prüfung und Rechtfertigung. Zunächst im alten Testamente Sinnbild der ägyptischen Gefangenschaft, 5. Mos. 4, 20. 1. Kön. 8, 51. Jer. 11, 4; sodann auch der babylonischen Gefangenschaft, während welcher wirklich nach dem Gebet Asariä 47. dieser fromme Jude in einem glühenden Ofen verbrannt werden sollte, aber durch sein Gebet errettet wurde, indess das Feuer aus dem Ofen herausschlug und die Chaldäer verzehrte; und ferner nach Daniel 3, 26. die drei Judenknaben Sadrach, Mesach und Abednego, die alle drei, Gott lobsingend, zu Babylon im feurigen Ofen unversehrt blieben. — Auf den ältesten christlichen Grabbildern wurde nun der feurige Ofen Sinnbild der irdischen Trübsal, des irdischen Lebens überhaupt, und die darin lobsingenden drei Jünglinge drückten die Freude über die Erlösung aus dieser Welt aus. In den römischen Katakomben finden sich die Drei im Ofen in phrygischen Mützen (dem allgemeinen Abzeichen der Babylonier) häufig den heiligen drei Königen gegenübergestellt, die gleichfalls die phrygischen Mützen tragen, weil sie aus dem Orient kommen. *Aringhi*, *Rom. subt.* I. 379. *Bottari*, *Rom. sott. tav.* 22. Vgl. Kunstbl. 1845, S. 226. In beiden stehen sich Welt und Himmel, Leiden und Erlösung gegenüber. Ueber den Dreien im Ofen schwebt die Taube mit dem Oelzweig bei *Bottari tav.* 181. *Aringhi* II. 311. Zuweilen fehlen die drei Jünglinge, und man sieht den Ofen allein mit drei Flammen (*Aringhi* I. 531. 549.) oder nur den Ofen mit drei Fenstern, *Bottari* I. *tav.* 12 (gleich

dem Thurm der heiligen Barbara). — Die Drei im Ofen sind auch auf kirchlichen Weihrauchgefässen dargestellt, indem ihr Lobgesang im Feuer dem lieblichen Duft des Weihrauchs gleichen soll. *Didron, annales* I. 309.

Ein christlicher Asaria war St. Rufinus, der im feurigen Ofen unverletzt blieb, 30. Juli. Hieher gehört auch das Wunder, welches Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" modernisirt hat. Die Legende berichtet es nicht von der Gräfin von Savern, sondern von der heiligen Königin Elisabeth von Portugal. Ihr Gatte nämlich wurde auf einen Pagen, den man verleumdete, eifersüchtig, befahl, ihn in einen Kalkofen zu werfen, schickte aber den Verleumder hinaus, um nachsehen zu lassen, ob sein Befehl schon vollzogen sey, und nun wurde der Verleumder in den Ofen geworfen, weil der unschuldige Page, unterwegs betend, noch nicht gekommen war. Besungen von Bönecke (Legenden, Leipzig, Barth 1846, S. 34.). Ein glühender Ofen ist Attribut der heiligen Pelagia, weil sie darin verbrannt wurde. Desgleichen der h. Tryphäna und des h. Rufinus.

Ohr.

Sowohl auf Kirchenbildern, als in alten Marienliedern findet sich die Vorstellung, nach welcher die Verkündigung durch das Ohr Maria's geschah, weil Gott sich ihr im Wort offenbarte, ihr das Wort (den Logos) mittheilte. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 92. — St. Aquilina, ein zwölfjähriges Mädchen zu Byblos, wurde unter Kaiser Diocletian als Christin verfolgt. Man stach ihr glühende Nadeln durch's Ohr in's Hirn, aber sie blieb standhaft und ein Engel heilte sie. Endlich wurde sie enthauptet und statt des Blutes entfloss ihr Milch. Man verehrt sie am 12. Juni.

Opfer.

Die Opferidee, die dem Christenthum wesentlich zu Grunde liegt, ist in den Artikeln Christus, Abendmahl,

Kreuzigung schon genügend erörtert worden. „Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen, starb an dem Holze Gottes Sohn.“ Das ist der kürzeste Ausdruck des Gedankens, wobei nur noch die Hauptsache, nämlich die Liebe ausgelassen ist, die sich freiwillig zu dieser Sühne hingibt.

Es ist überflüssig, nach Vorbildern in der heidnischen Zeit zu suchen. Doch lag es auch im Zeitalter der classischen Studien nahe, den römischen Ritter Curtius, der zu Ross todesmuthig in den Abgrund sprengte, um Rom vom Verderben zu retten, allegorisch auf Christum zu beziehen.

Schon das erste Opfer, welches in der heiligen Schrift vorkommt, ist ein Doppelopfer, dargebracht von Kain und Abel, wovon das eine dem Herrn wohl, das andere aber ihm übel gefällt. Von dem einen steigt der Opferrauch gerade in die Höhe, von dem andern wird er am Boden zerstreut. Das charakterisirt alle Opfer.

Wohl gefallen dem Herrn alle Opfer reinen Herzens, z. B. des Dankes, das Opfer Noahs nach der Sündfluth; des Gehorsams, das Opfer Abrahams. Dieses Opfer des Sohnes durch den Vater ist im alten Testament das Vorbild des höchsten Opfers, in welchem Gott der Sohn sich aus ewiger Liebe zum Opfer bringt dem Vater, um der ewigen Gerechtigkeit willen. In dem Wettopfer, welches der Prophet Elias mit den Baalspfaffen eingeht, stehen sich abermals das Gott wohlgefällige und das missfällige Opfer gegenüber. In dem Opfer zu Lystra ebenfalls und wieder auf andere Weise. Denn wie Elias den Baalspfaffen gegenüber die reine Lehre Mosis dem gesammten diabolischen Heidenthum gegenüber siegreich vertritt, so wollen die Heiden zu Lystra den christlichen Aposteln Opfer bringen gleich heidnischen Göttern, und dieses tiefe Missverständniss des Christenthums wird nach Gebühr von den heiligen Gottesboten Paulus und Barnabas zurückgewiesen.

Daher ist es eine Sünde gegen den heiligen Geist, im heidnischen Sinne zu opfern, und die Legende kennt eine beträchtliche Menge von Martyrern, die den Tod erlitten,

weil sie sich weigerten, den heidnischen Göttern zu opfern, oder vor deren Heiligkeit die Götzenbilder, denen sie opfern sollten, zusammenstürzten. Berühmt in dieser Beziehung ist besonders die heilige Bibiana, die dem Jupiter opfern sollte, aber lieber die Hand verbrannte, als dass sie den Weihrauch, den sie darin hielt, in's Feuer gestreut hätte. Die Scene ist gemalt von Peter von Cortona (Füssli, Kupferst. I. 74. Huber, III. 323.), von Testa in Nürnberg (Waagen, Deutschland I. 208.). Eine sehr berühmte Statue der Heiligen von Bernini, in Marmor mit grossem Liebreiz ausgeführt, befindet sich in Rom. Beschreibung von Rom III. 2. 331. Ramdohr III. 26. Wessenberg, christl. Bilder II. 536. Auch die heilige Cyrilla sollte den Götzen opfern, blieb aber dem Christenthum treu, und hielt, als man ihr mit Gewalt Weihrauch in die Hand that und dieselbe über das Opferfeuer ausstreckte, die Finger fest verschlossen, ohne den Weihrauch auszustreuen, so dass ihre Hand verbrannte. 5. Juli. Besungen in Rousseau's Legenden S. 188.

Orgel,

Attribut der heiligen Cäcilie. Bei Herder, zur schönen Literatur und Kunst VI. 67, findet sich eine Dichtung, nach welcher ein Engel der Heiligen die Orgel durch einen irdischen Künstler soll haben anfertigen lassen, damit sie durch die Töne derselben stets an die Musik der Engel erinnert werde. Besser jedoch hat Raphael die Heilige aufgefasst, wie sie die Orgel fallen lässt, indem sie die Engel singen hört, die irdische Musik schwindet vor der himmlischen. (Auf dem berühmten Bilde in Bologna.)

Orpheus,

der berühmte thrakische Sänger, dessen Gesang zur Lyra die wilden Thiere so bezauberte, dass sie sich um ihn versammelten und zahm zu seinen Füssen lagen, wurde in den

ersten Jahrhunderten der Christenheit mit Christo, als dem guten Hirten, identificirt und schon auf den altchristlichen Katakombengräbern in Rom und in sehr alten Miniaturen unter den wilden Thieren abgebildet. *Aringhi, Rom. subt.* I. 547. 563. 577. *Bosio* p. 239. 627. *Bottari* II. *tab.* 63. 71. *d'Agincourt* III. 6. 3. *Didron, icon.* p. 346. *Twining, symb.* 16. Piper, Myth. I. 122. 415. Waagen, Paris 195. Kunstblatt 1840. Nr. 15. Christus = Orpheus trägt auf diesen Bildern noch in antiker Weise die phrygische Mütze und neben der Lyra (zuweilen auch der Panflöte) einen Hirtenstab. Die wilden Thiere erscheinen hier zum erstenmal wieder vereinigt wie im verlornen Paradiese. Adams Sünde zerriss auch den Frieden der Thiere, Christus, als neuer Adam, gibt ihnen den Frieden zurück. Diese Thiere bedeuten aber auch die Menschen oder Völker, welchen die himmlische Botschaft oder die neue Lehre zu Theil wird. Man darf dies Bild daher nicht verwechseln mit der Vorstellung, die häufig in Miniaturen zu alten Psalterien vorkommt, nach Psalm 8, 7 f., wo Adam unter den Thieren sitzt, über welche Gott ihm die Herrschaft verliehen. — Eine Variante bieten die Apokryphen dar, nach denen das Christkind auf der Flucht nach Aegypten von allen Thieren der Wüste umringt und angebetet wurde. Hofmann, Apokr. 141. — In einem schönen Auto des Calderon rettet Orpheus (Christus) seine geliebte Euridice (die menschliche Natur) aus der Unterwelt (der Versündigung und Verschuldung). Sehr poetisch ist das Erstaunen und der Schrecken des Höllenfürsten aufgefasst, als er zum erstenmal die himmlischen Töne des nahenden Orpheus in seiner Höllennacht vernimmt.

Ostern,

die Feier der Auferstehung des Herrn. Das deutsche Wort ist beibehalten worden von einer älteren heidnischen Frühlingsfeier, welche der Göttin Eastre, Eostra, Ostara galt (vgl. Grimm, d. Myth. 266 f.), worunter wohl die von Osten kommende Sonne gemeint war, von der das Volk noch jetzt

glaubt, sie hüpfe am Ostermorgen beim Aufgang am Himmel dreimal vor Freuden über die Auferstehung des Herrn auf. Daher die Sitte an vielen Orten, in der heiligen Osternacht auf die Berge zu steigen und dort die Ostersonne aufgehen zu sehen. Vgl. Paullini, zeitverkürzende Lust S. 832. *Mémoires de l'acad. celtique* III. 441. Grimm, d. Myth. 703. Kuhn, märkische Sagen S. 311. E. Meier, Sagen aus Schwaben S. 392. 401. Sommer, sächs. Sagen I. 478. Heer, Canton Glarus S. 302.

Wie überhaupt die Sonne, als das physische Urlicht, viel und oft mit Christo, dem geistigen Urlicht, verglichen wurde, so insbesondere der Aufgang der Sonne mit seiner Geburt und Auferstehung. Dieser Symbolik entspricht auch die Zeit, in welche das Osterfest fällt. Der Frühling ist gleichsam Morgen des Jahres, wie der Winter dessen Nacht gewesen. Die Ostersonne ist nach der langen Winternacht die eigentliche Morgensonne des Jahres, mit der zugleich Blumen und Vögel erwachen und alles Leben in der Natur. In älteren Zeiten begann überhaupt das Jahr mit Ostern, mit dem Frühling. Auch das Kirchenjahr fing ehemals mit dem 25. März an.

Ostern ist zugleich das alte Passahfest der Juden, welches in dieselbe Zeit fällt und auf dieselbe alte Natursymbolik zurückgeführt werden kann; denn wenn auch die Juden an ihrem Osterfest nur die Befreiung ihres Volkes aus Aegypten feiern, so ist doch diese Erlösung aus der Knechtschaft, indem sie gerade im Frühling gefeiert wird, durch die Befreiung der Natur aus den Banden des Winters vorbedeutet. Das Passahfest der Juden ist fixirt. Die christliche Kirche dagegen machte aus Ostern ein bewegliches Fest, nicht blos um sich vom Judenthum zu unterscheiden, sondern um das Auferstehungsfest stets an einem Sonntag feiern zu können, was in seinem Begriff liegt, und die hohe Bedeutung der Symbolik und der Bestimmung der ältesten Feste beweist. Vgl. die Artikel Auferstehung und Sonntag. In Strauss' Kirchenjahr S. 25. ist die Meinung ausgesprochen, durch die

Werke, wenn und solange der Verfasser in der genannten Zeit (bis Ende 1847) noch lebt. Die Zeit des Erscheinens wird bei Werken, die in mehreren Abtheilungen herauskommen, vom Erscheinen des ersten Bandes oder Heftes an gerechnet, falls zwischen der Herausgabe mehrerer Bände oder Hefte nicht mehr als 3 Jahre verflossen sind.“ Die entschiedene Weise jedoch, mit welcher der Departementschef die Alternative zwischen gar keinem oder dem unveränderten einzutreten stellte, hatte zur Folge, daß der Commissionsantrag mit 44 gegen 41 Stimmen verworfen und das ganze Gesetz mit 75 gegen 6 Stimmen angenommen wurde.

Literatur.

Für die Studien der deutschen Sprache und die Aufbewahrung ihrer Denkmäler, scheint die Thätigkeit mit jedem Jahre zuzunehmen. Von dem ersten Grundpfeiler aller dieser Studien, von Jak. Grimm's deutscher Grammatik, sind nun 4 Bände vollendet, und der Verfasser will nun auch den buchhändlerischen Ankündigungen zufolge den ganzen alten und neuen Wörterschatz seines Volkes in einem großen Werke zusammenfassend darstellen. Für die Ueberreste gothischer Sprache ist Massmann, Böde und Gabelenz durch neue kritische Ausgaben unablässig bemüht. Von Graff's althochdeutschem Sprachschatz sind 14 Lieferungen erschienen. Eines der ältesten altnochdeutschen Gedichte, das Ludwigslied, ist, aus dem Schutte einer Bibliothek wieder ans Licht gezogen, von Hoffmann bekannt gemacht worden. Ein weit angelegtes höchst verdienstliches Unternehmen, von Walle in Quedlinburg, sucht alle älteren Denkmäler deutscher National-Literatur in einem großen Sammelwerke zu vereinigen, und erhöht sein Verdienst noch dadurch, daß es bis jetzt fast durchaus Unedirtes gibt. Eine namhafte Anzahl von Gedichten, Hoffmann, Wenz, Wackernagel, Kausler u. a. wenden ihre Thätigkeit den verwandten niederdeutschen Denkmälern zu; andere den verwandten altfranzösischen, wie namentlich F. Wolf. Die Volksromane, mit welchen die mittelalterliche Periode der Geschichte unserer Poesie schließt und die moderne beginnt, erscheinen zu gleicher Zeit in nicht weniger als 34 neuen Ausgaben, von denen die von Schwab und die andere von Simrock wohl am meisten versprechen. Die historischen Volksbücher, die Uhland seit Jahren gesammelt, werden, wie man nun aber hoffen darf, in Kurzem erscheinen. Die alten Volksmetrischen sammeln Gildemeister und Aretschmer und unzählige Andere. Auch neuerer Zeit ist man bedacht, die Werke der bedeutenderen Männer unserer Literatur, Leibniz, Lessing u. a. durch kritische Gesammtausgaben oder durch Supplemente für die Literatur abzuschließen; und selbst an Werken zweiten Ranges, wie Heinse u. a. kommt die Reihe dieser gelehrten Behandlung.

Von dem Dichter der Niederlausitz, Moritz Rapp, genannt Teutalik, sind drei charakteristische Lustspiele in einer höchstgelungenen neuen Uebertragung in der Meyer'schen Universalbibliothek erschienen: „Der Dramaturg, der Schatz und die Zwillinge.“ Ohne durch philologischen Commentarienprunk gehemmt zu sein, findet sich hier jeder Gebildete von diesen alten Komikern sehr gefällig und die voranstehende Abhandlung verbreitet über manche Punkte in der Geschichte der komischen Bühne der Alten ein neues Licht.

Der Fürst Pückler-Muskau hat den handschriftlichen Text der Memoiren erhalten.

Am 4. Nov. starb in Wien der k. k. Staatsbibliothekar Franz Bernhard Ritter von Buchholz im 80sten Jahre seines Alters. Er war zu Münster in Westphalen geboren, trat aber gleich nach vollendeten Studien im Jahre 1814 in österreichische Dienste, wo er zuerst als Attaché beim Buchhalter in Krakau, später in der Staatskanzlei arbeitete, die er jedoch einem ruhigen und gemächlicheren Wirkungskreise verließ. Seine Vorliebe für historische Studien gab schon die 1819 erschienene Schrift über „Lambert von Aschaffenburg“ zu erkennen; aber zur Hauptaufgabe seines literarischen Lebens machte er die Geschichte „Ferdinands I.,“ in der er seinem neuen Vaterlande ein dauerndes Denkmal treuer Anhänglichkeit zu hinterlassen gedachte. Zwölf Jahre seines Lebens hat er daran gewandt, und ohne irgend einen äußern Beruf sich zu Anspruch zu nehmen, auf eigene Kosten vielfache Reisen unternommen, um alle Archive zu durchsuchen, die ihm irgend eine Ausbeute zu versprechen schienen. Den neunten und letzten Band vollendete er noch auf dem Krankenlager. Seit 1845 leitete er die Redaction der Wiener Jahrbücher. (A. L. Z.)

Beweglichkeit des Osterfestes habe man zugleich die Starrheit des mosaischen Systems durchbrechen und zeigen wollen, der Herr sey zu Ostern für die ganze Menschheit auferstanden, das Fest also gehöre der Menschheit, nicht dem Judenthum an. Darum wurde der erste Sonntag nach dem ersten Vollmond nach der Tag- und Nachtgleiche im Frühling zum christlichen Ostertag gemacht.

In der Symbolik, welche sich an die Feier des Osterfestes anknüpft, nimmt das Osterlamm die erste Stelle ein. Es ist das alte Opferlamm, was die Juden bei ihrem Ausgang aus Aegypten schlachteten und assen und von dem ihr Passahfest den Ursprung genommen. Es ist aber ausschliesslich angewandt auf Christum als das Lamm Gottes, das sich hingab für die Sünde der Menschen. Vgl. d. Art. Lamm. Das Osterlamm ist gewöhnlich mit der Siegesfahne geschmückt, wie Christus selbst diese Fahne ausschliesslich in Auferstehungsbildern trägt. Das Lamm wird mit der Sonne identificirt. Im Brandenburgischen stellt man vor Sonnenaufgang am Ostermorgen ein Gefäss mit Wasser hin und erblickt dann darin im Moment des Sonnenaufgangs ein weisses Lämmchen. Temme, Volkssagen der Altmark S. 85. Hier erkennt man am Deutlichsten, wie alter Naturcultus christlich umgedeutet wurde.

Das Osterfest ist ein grosses Lichtfest, denn von ihm an nehmen die Tage zu und beginnt die hohe Frühlings- und Sommerzeit, was man schicklich anwandte auf die Erleuchtung der Welt durch das Christenthum. Wie daher die Ostersonne selbst ein Sinnbild Christi ist, so nicht minder das Osterfeuer, das Osterlicht, die Osterkerze, das Osteröl. Noch bis auf die neuere Zeit wurde zu Ostern auf Bergen Feuer angezündet. Man sprang darüber, man trieb das Vieh rasch hindurch, man rannte mit den brennenden Holzstücken um die Saatfelder. Man rollte ein feuriges Rad vom Berge herunter, oder schleuderte brennende Holzscheiben über die Saatfelder hinweg, um sie dadurch zu weihen und vor Schaden zu hüten. Man hob Brände und Asche vom Osterfeuer auf, die gegen allerlei Schaden helfen sollten. Grimm, d. Myth.

S. 581 f. Frank, Weltbuch S. 50. v. Haupt, Panorama von Trier S. 245. Heer, Canton Glarus 301. Schmeller, bayr. Wörterbuch III. 308. Alsatia, 1851. S. 120. Curtze, Fürstenth. Waldeck S. 404. Wahrscheinlich löschte man in älteren Zeiten alles Feuer am Ostersonnabend aus und zündete es erst in der heiligen Osternacht mit der Morgensonne wieder an. Dieser Gebrauch hat sich wenigstens in den Kirchen erhalten. Bei der Feier der heiligen Osternacht werden alle Kerzen gelöscht und erst am Morgen wieder neu entzündet, was nach altem Glauben am heiligen Grabe zu Jerusalem durch ein Wunder geschieht. Der Glaube, dass am Ostermorgen die Kerzen in den Kirchen auf wunderbare Weise durch Lichter, die vom Meere oder aus der Luft in's Fenster schweben, entzündet werden, kommt auch anderwärts öfter vor. Vgl. Pococke, Beschreibung des h. Landes I. 41. Schrökh, Kirchengesch. 23, 204. Frank, Weltbuch S. 131. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 403. P. Abraham, Judas IV. 144.

Allgemeine Sitte in der katholischen Kirche ist, zu Ostern sämmtliches zum Kirchengebrauch bestimmte Oel zu erneuern. Das alte Oel wird bei dieser Gelegenheit verbrannt, was man „den Judas verbrennen" nennt. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 86. Ferner ist die grosse „Osterkerze", auch das „Osterlicht" genannt, eine riesenhafte Wachskerze, oft bunt bemalt und geputzt, dazu bestimmt, dass an ihr alle andern Kerzen angezündet werden, wobei auch das Volk herbeiströmt, sich segensreiches Feuer für seinen Heerd durch eine kleine Kerze anzuzünden. Dieses „Osterlicht" brennt in der Osternacht zuerst. Es wird mit der Feuersäule verglichen, die den Juden bei ihrem Ausgang aus Aegypten bei Nacht vorleuchtete. Rippel a. a. O. 89. Aber sie wird, um sie als christlich zu bezeichnen, in's Taufwasser gesteckt. Das. 93. Das neue zum Kirchengebrauch bestimmte Oel wird schon am grünen Donnerstage geweiht. Das. 148.

Der Lichtweihe zu Ostern entspricht die Wasserweihe. Zu Ostern wird alles Wasser geweiht, was besonders in der griechischen Kirche mit grösster Feierlichkeit geschieht. Der

Patriarch begibt sich zum nächsten Fluss und segnet denselben. In der römischen Kirche wird nur das zum kirchlichen Gebrauch bestimmte Weih- und Taufwasser gesegnet. Jedoch schreibt man dem Osterwasser auch für den Privatgebrauch einen höheren Segen zu, als gemeinem Wasser, und schöpft es daher unter alterthümlichen Feierlichkeiten am Ostermorgen noch bei Licht, oder stillschweigend, gegen den Strom, durch eine jungfräuliche Hand etc., wobei sich ohne Zweifel ältere heidnische Erinnerungen einmischen. Vgl. Grimm, d. Myth. 52. Wigand, Archiv VI. 317. Hanusch, slav. Myth. S. 294. Osterwasser am Ostermorgen vor Sonnenaufgang unbeschrieen geschöpft, heilt alle Wunden (Panzer, Beitrag I. 264.), alle Krankheiten (Sommer, sächs. Sagen I. 148. v. Hartwig, Tirol 340. Haupt, Zeitschr. III. 363.). Auch Osterthau ist heilsam. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 374. Das wechselseitige Bespritzen der Jünglinge und Mädchen mit Osterwasser, woraus ein muthwilliger Scherz geworden ist, hatte wohl ursprünglich auch nur die Bedeutung eines Segens.

Zur Ostersymbolik gehört ferner das Osterei, der Osterball, der Osterfladen, alle drei von runder Gestalt, Sinnbilder des Erdenrundes und der mit Ostern beginnenden Erdfruchtbarkeit, aber im christlichen Sinn angewandt auf die Auferstehung Christi aus dem Grabe. Das Osterei ist zunächst Sinnbild des im Grabe verschlossenen Heilandes. Das uralte Spiel mit Ostereiern besteht darin, dass zwei sich Begegnende ihre buntbemalten Ostereier aneinander zerklopfen, was die Auferstehung des Lebens aus dem Ei bedeuten soll. Oft werden die Eier inwendig ausgehöhlt und künstliche Figürchen hineingebracht, das Christkind in der Krippe, kleine Crucifixe etc. Frömmigkeit und Witz haben sich in der Bemalung und Füllung der Ostereier bisweilen erschöpft, und dem Zarten ist viel Geschmackloses mit untergelaufen. Aber auch schon im Heidenthum war das Ei das sehr natürliche und nahe liegende Sinnbild des in der winterlich harten Erde verschlossenen Lebens, das im Frühjahr hervorbricht. Indem

man die Ostereier bunt bemalte, dachte man bei der rothen Farbe vielleicht an das Blut Christi, bei den vielen andern Farben wohl aber nur an den neuen Frühlingsschmuck der Erde, die Blumen. Vgl. über die Ostereier Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 244. Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 244. Curiositäten V. 359. Tobler, Appenzeller Sprachschatz 109. Das Eierlesen, der Eiertanz sind Volkslustbarkeiten, die durch das Osterei veranlasst wurden.

Der Osterfladen ist ein grosser runder Kuchen, den man zu Ostern bäckt und vormals auf die Berge trug, um ihn beim Sonnenaufgang zu verzehren. Wahrscheinlich ein Sinnbild der von Ostern an wieder fruchtbaren und Nahrung bringenden Erde.

Der Osterball, mit dem Kinder und Jungfrauen zu Ostern spielen, dürfte auch einer heidnischen Frühlingsfeier entnommen seyn und sich vielleicht auf den Sonnenball am Himmel zurückführen lassen, der jetzt seinen höheren Rundlauf beginnt. Vgl. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 238. Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 71. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 372.

Da Ostern der Auferstehungsmorgen des Herrn ist, so versteht es sich von selbst, dass drei Tage vorher der Charfreitag und fünfzig Tage nachher Pfingsten ist. Der gesammte Oster- und Pfingstcyclus, beginnend mit der Fastenzeit, schliesst sich an die heilige Geschichte an. Dagegen scheint auf den grünen Donnerstag mancherlei Gebrauch und Aberglauben aus einem älteren heidnischen Frühlingsfest gefallen zu seyn, bezüglich auf die ersten Gewitter, die ersten Kräuter, die ersten Eier etc., was hier, als nicht zur specifisch christlichen Symbolik gehörig, übergangen werden muss.

P

Palme,

Sinnbild des Sieges schon im heidnischen Alterthum, namentlich bei den Römern. Mit Palmzweigen wurde der heimkehrende Sieger empfangen und begleitet. So wurde auch Christus bei seinem Einzug in Jerusalem mit Palmen empfangen, und der jährliche Gedächtnisstag dieses Einzuges heisst deshalb der Palmsonntag. Durandus, *rat. offic.* VI. 47, 9, verlangt, dass am Palmsonntage das Volk sich schmücke mit Blumen, Oelzweigen und Palmen. Die Blumen sollen die Tugenden des Heilandes bedeuten, die Oelzweige sein Amt als Friedebringer, die Palmen seinen Sieg über Satan. Sofern das Fest in den ersten Frühling fällt, macht es den Sieg der grünen Vegetation über den unfruchtbaren Winter zum Vorbild eines höheren geistigen Sieges. *Palma* heisst überhaupt die Knospe, der junge Spross, daher die sogenannten Palmkätzchen oder Weidenblüthen, die wir im Norden am Palmsonntag statt der echten Palme pflücken, immer doch dasselbe bedeuten. Auf die Wiedergeburt im Frühling bezieht sich auch das Symbol des Phönix, welches mit dem der Palme innig verbunden erscheint. Der Phönix nämlich,

der sich selbst verbrennt und dadurch verjüngt, sitzt auf der Palme in altchristlichen Grabgemälden der Katakomben. Vgl. Bunsen, Beschr. von Rom I. 399. So auch auf Mosaiken und andern christlichen Denkmälern. *Boldetti* p. 200. *Buonarruoti tab.* 6. 1. Bellermann, Katakomben von Neapel S. 59. Der Sinn ist: durch den Sieg über Tod und Hölle im Martyrium wird die Wiedergeburt im ewigen Leben erworben.

Der Palmbaum neben Christo auf Katakombenbildern bei *Aringhi* I. 295, 297. Christus selbst heisst *palma bellatorum* in einer Hymne des heiligen Augustinus (bei Königsfeld, lat. Hymnen S. 30.).

In Dante's Paradies (IX. 41.) heisst es vom Kreuze: Palme des Sieges, die mit beiden Händen gewonnen wird (weil *palma* auch die flache Hand heisst und Christus mit ausgebreiteten Armen an's Kreuz geschlagen war). Zwei über das Kreuz gelegte Palmzweige vereinigen beide Sinnbilder, das Kreuz und die Palme, kommen daher sehr oft vor. Auf einer alten christlichen Grablampe bei *Aringhi* I. 517. sieht man eine Palme, über der zwei Tauben schweben und unter der zwei Tauben sitzen, umher ein Kranz von Weintrauben und Oelzweigen. Dies bedeutet die Freuden des Paradieses, die durch den Sieg über das Irdische errungen werden sollen. Palmen in der Hand der Engel und Martyrer kommen in eben dieser Bedeutung unzähligemal auf christlichen Bildern vor. Vgl. Münter, christl. Sinnbilder I. 31. Papst Innozenz III. hatte eben den heiligen Franz von Assisi als einen Wahnsinnigen abgewiesen, als er im Traume eine ungeheure, die ganze Welt überschattende Palme erblickte, in welcher die Macht und der Sieg des Franziskanerordens vorbedeutet wurde.

Hieran knüpft sich noch eine weitere Bedeutung der Palme. Wie sie nämlich auf das Paradies oder auf den Himmel hinweist, so soll sie auch aus diesem stammen. Die Araber haben ein Sprichwort: „Ehret eure Muhme, die Palme.“ Dies ist so zu erklären: die Palme soll erst am sechsten Tage

der Schöpfung aus der Erde gemacht worden seyn, die von derjenigen übrig blieb, aus welcher Gott den Adam bildete. Sie ist also eine Schwester oder Verwandte der Menschen. Nach einer andern muhamedanischen Sage entstand die Palme auf der Insel Ceylon, auf welche Adam aus dem himmlischen Paradiese heruntergefallen war, und zwar aus den Thränen, die Adam damals aus Reue vergoss. Sie ist also ein Kind des Menschen, den Menschen verwandt. Nach beiden Sagen unterscheidet sich die Palme hauptsächlich dadurch von andern Bäumen, dass sie mittelbar oder unmittelbar noch aus dem Paradiese stammt. Etwas Aehnliches findet sich nun auch in dem apokryphischen Evangelium von der Geburt Mariä und der Kindheit Jesu (20 und 21.) Hier heisst es: „Während einer Ruhe auf der Flucht nach Aegypten neigte sich ein hoher Palmbaum zum Christkind herab, um ihm seine Früchte darzubieten, und zugleich entsprang aus seiner Wurzel eine klare Quelle. Da befahl das Christkind aus Dankbarkeit einem Engel, einen Zweig dieser Palme in den Himmel zu tragen, und hier im Himmel wuchs aus demselben Zweige ein ungeheurer Baum, die Wonne aller Heiligen, die in den Himmel kommen.“ Also auch hier erscheint die Palme als einer höheren, idealen, himmlischen Vegetation zugehörig. Ob Raphael an jene Legende dachte, als er die Madonna unter einer Palme malte, steht dahin. Gewiss ist, dass Juden, Christen und Muhamedaner (wie die Buddhisten) in ihren Visionen vom Himmel immer vorzugsweise Palmen um die himmlischen Städte, in den himmlischen Gärten und an den himmlischen Bächen wachsen sahen.

In den Reden von Hellsehenden (Basel 1824. S. 18.) findet sich eine schöne Vision, die hieher gehört. Die Seherin erblickt eine unendliche Menge Palmen im Himmel, die alle bestimmt sind, noch als Siegeszeichen von sterblichen Menschen dereinst empfangen zu werden, und die Heiligen im Himmel fragen: Werden wir diese Menge von Palmen auch los werden? Unter dem Namen eines himmlischen Palmenhains (*coeleste palmetum*) erschien eine Sammlung schöner alt-

katholischer Hymnen. Dass die Pfeiler im Innern gothischer Kirchen einem Palmenhain verglichen werden, ist bekannt, und die Kirche ist gewissermassen ein Vorbild des Paradieses, unter deren Palmen die Frommen einst den ewigen Frieden finden werden. — Einen ähnlichen Gedanken wollten auch die muhamedanischen Baumeister ausdrücken, denn die hohen Minarets mit den kleinen, in gewissen Abstufungen um dieselben laufenden Galerieen und mit der kleinen zugespitzten Kuppel oben sollen Palmbäume seyn mit ihren Knoten und mit dem Palmkopf oben.

Conrad von Megenberg vergleicht in seinem Buch der Natur (1475) die weibliche Palme mit der Jungfrau Maria. Wie nämlich die Palme ohne unmittelbare Berührung durch einen blossen Hauch der männlichen Blüthe befruchtet werde, so sey auch die Madonna durch den heiligen Geist auf unkörperliche Weise schwanger worden.

Zwei kreuzweis übereinander gelegte Palmbäume bilden das Kreuz Christi auf einem Bild in der Kirche *St. Paolo fuori delle muri* bei Rom. Ein kleiner Palmbaum mit einem daran gehefteten Christus, als Crucifix in der Hand eines Heiligen, bezeichnet den heiligen Bruno von Cöln, den Stifter des Karthäuserordens. — An eine Palme mit den über den Kopf gehobenen Händen angenagelt erscheint der heilige Pantaleon, auf andere Art angenagelt der heilige Paphnutius. — Aus dem Halse des Bischofs Ursicinus von Ravenna sollen nach seiner Enthauptung Palmzweige hervorgesprosst seyn. Ein Kleid von Palmblättern bezeichnet in der christlichen Kunst immer den heiligen Einsiedler Paulus. Aus dem Grabe des heiligen Johannes in puteo wuchs eine fruchtreiche Palme. *Acta SS.* 30. März.

Ein sehr berühmter Palmenheiliger ist St. Onuphrius. Dieser Einsiedler in Aegypten lebte wie ein wildes Thier, war auch ganz mit Haaren bedeckt und machte sich ein Kleid aus Palmblättern. Dreissig Jahre lang lebte er von den Früchten des Palmbaumes unter dem er seine Wohnung aufge-

schlagen, dreissig weitere Jahre speisten ihn die Engel. In sechzig Jahren sah er Niemanden, als den heiligen Paphnutius, der ihn kurz vor seinem Tode fand und nachher begrub. 2. Juni (im 4ten Jahrhundert). Herder hat die Legende in Verse gebracht (zur schönen Lit. VI. 41.), aber mit einer höchst unpoetischen, platt rationalistischen Wendung, indem er den greisen Einsiedler zu Paphnutius sagen lässt: „Eile hinweg, Menschen sind geschaffen nur für Menschen!“ Schöner ist der Schlussgedanke des Gedichts. Tasso sollte mit dem Lorbeer auf dem Capitol als Dichter gekrönt werden, starb aber zuvor im Kloster St. Onufrio, in dessen Garten eine berühmte alte Palme wuchs, und die Palme des Heiligen gewährte ihm mehr, als der Lorbeer Apollo's.

Ein berühmtes Bild des haarigen Einsiedlers, wie ein Engel ihn speist, malte Schäufelein in Annaberg. Kunstbl. 1831. S. 235. Waagen, Deutschland I. 196. Andere Bilder von Dürer s. von Rettberg, Nürnberger Briefe S. 159, von Muziano, gest. von Cort.

Auf Münzen und Siegeln findet man oft Bischöfe, Aebte, Aebtissinnen mit Palmen in den Händen, wo an ein Martyrium nicht entfernt gedacht werden kann. Papebroch glaubte daher, die Palme bezeuge wenigstens eine entfernte Theilnahme ihrer Träger an den Kreuzzügen, durch Geldbeiträge etc. Allein Reuter hat in seiner Abhandlung über diese Art von Palmzweigen (Nürnberg 1802) nachgewiesen, dass die Palmen auch auf Münzen und Siegeln von weltlichen Herren, Kaisern und Königen, getragen werden und nichts anderes als ein Sinnbild weltlicher Gerichtsbarkeit und Regierung sind. Schon Hergot in seiner *genеal. diplom. Habsburg.* I. 100. identificirt in dieser Beziehung die Palme mit dem *baculus* und der *virga potestatis*. Da inzwischen in der älteren Symbolik jede Abweichung ihr besonderes Motiv hat, so dürfte immer noch zu ermitteln übrig bleiben, ob nicht die Palme, wenn auch immer ein Sinnbild der Gerichtsbarkeit oder Regierung, wie die Ruthe oder der Scepter,

sich doch auf eine gewisse Gattung von Besitz oder Herrnrecht insbesondere bezogen haben mag.

Pan.

Zur Zeit des Todes Jesu hörten Schiffer auf dem adriatischen Meere bei der Insel Paxos, unfern von Corfu, eine Stimme rufen: „Der grosse Pan ist gestorben!“ und ein gewaltiges, wie von Vielen ausgehendes Seufzen. Plutarch, vom Verfall der Orakel 17. Pan bedeutete bei den Alten nicht blos den Hirtengott, sondern auch, was der Name anzeigt, das All.

Panther.

Nach dem Glauben des Mittelalters hat dieses wilde Thier im Mai einen so süssen Wohlgeruch, dass ihm alle andern Thiere nachlaufen. Deshalb ist es mit der Mutter Gottes verglichen worden, die durch den Wohlgeruch ihrer Tugenden die Seelen an sich zieht. W. Grimm, goldne Schmiede S. XLV. In einem altdeutschen Thierbuch wird er aus demselben Grunde mit Christo selbst verglichen. Graff, Diutiska III. 23. In einem altdeutschen Gedicht wird er mit einem Priester verglichen, weil er sieben Farben an sich habe, wie der Priester an seinem Ornat. Haupt, Zeitschr. I. 120. — Bei Daniel 7. kommt ein pantherartiges Thier vor, welches die macedonische Monarchie bedeutet. Vgl. *Bochart, hieroz.* I. 789. Züllich, Offenb. Joh. II. 187. *Didron, man.* 119.

Papagei.

Man glaubt gewöhnlich, der Papagei, der sich nicht selten auf älteren Bildern der heiligen Familie findet, sey eine blosse Spielerei der Maler, allein es knüpft sich an ihn eine ganz bestimmte Symbolik, die Konrad von Würzburg in seiner goldnen Schmiede, Vers 1850 f., erörtert. Wie

Am 6. Februar ſtarb in Würzburg der k. bayer. Obermedicinalrath Dr. Friedr. Wilh. v. Heyfelder, von Univerſitätswegen pensionirt, ein Opfer der Cholera, die er zu ſeiner Zeit mit Schilling bekämpfte. Er war 1795 geboren, wurde württembergischer Militairarzt, seit 1803 ordentlicher Professor der Medicin in Würzburg, seit 1805 kurpfalzbayerischer Militairarzt und erster Arzt am Julius-Hospital, seit 1808 zu Ansbach, seit 1817 Director aller Hospitäler. Er ist Verfasser mehrerer medicinischer Schriften.

Am 8. Febr. Morgens 4 Uhr starb in Berlin Alexis Johann Baptiste von Meyerbeer, in der literarischen Welt unter dem Namen Anonyme Giesebrecht und als Musikcomponist unter dem Namen Alexis bekannt. Er war geboren in Berlin am 25. Aug. 1772 oder 1774, hatte als Cadett in der Artillerieschule Unterricht in der italienischen Poesie genommen und war einem politisch bewegten Leben in Berlin bis Napoleon, wo er, seit 1800 durch die Spanische Bildung Reiz der italienischen Sprache am ganzen Herzen, auch Privatunterricht in den neuen Sprachen ertheilte und nebenbei sich mit schriftstellerischen Arbeiten, besonders für die Bühne, beschäftigte. Seine schriftliche Stellung veranlaßte ihn, unter fremden Namen aufzutreten, mit denen er häufig wechselte. Darunter erregte besonders A. Giesebrecht's „Die Braut wie sie sein soll“ 1831, und „Die Verschwörung auf Oesterreich und den verwandten Plätzen“ 1835. Als dramatischer Dichter trat er dem Namen Alexis ein, und diese Tragödie „Hund von Mainz, Franzenhuth, Quitzow“ hat er es doch nur erreicht, die gräßliche Tragödie u. s. w. wenden sich auf allen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt. Unter seinem Namen erschien 1836 eine historische Sprachlehre, wissenschaftlich nahm er an mehreren literarischen Zeitschriften Antheil.

Am 10. Febr. starb in München der emeritirte Professor Dr. Theod. Aug. Kayser, 74 Jahre alt, an einem Nervenschlage. Der Sohn eines Predigers in Tegernsee, war er in das Benediktinerkloster Metten in Niederbayern und wurde nach seiner Aufhebung eine Reihe von Jahren als Professor der Philosophie am Lyceum in Amberg, dessen Rektorate er 1823 vorstand. Hier erwarb er sich durch die Eigenthümlichkeit seiner Lehrweise den Beinamen Platonos, durch seine Gutmüthigkeit aber die Liebe seiner vielen Schüler wie der ganzen Stadt. Er ist der Verfasser der bekannten Aphorismen zur allgemeinen Philosophie (Landshut 1809) und des Handbuchs der Geschichte der Philosophie (1811). Seit drei Jahren lebte er in München, arbeitete noch immer rastlos und war eifrigst zu lesen als in den Vorlesungen Schellings, denen jedenfalls Aufhänger er war.

Am 16. Febr. starb im 70. Jahre seines Lebens Friedrich Wilhelm Sander zu Eisenach, Dr. Friedr. Karl Ludw. Müller von Gerstenbrandt, Kammerherr des Herzogthums, auf seinem Rittergute Rauschenberg bei Marburg. Er ist als Verfasser der satyrischen Erzählungen der Phantasien und anderer Schriften und Gedichte rühmlich bekannt. Als Schriftsteller nannte er sich Friedrich Müller.

Am 9. April starb zu Bregenz in Vorarlberg Dr. Jac. Hemer, bekannt durch seine Uebersetzungen über die lateinische Sprache, welche durch C. J. Grotefend einzelne wurden.

Der Königlich sächsische Kammerherr Gen. Generalmajor, Director der Landesbaumeisterei und des Polytechnikums Friedrich Freiherr von Fabrice, ist am 30. Juni nach mehrere Urlaub am Nervenfieber gestorben. Er war der Sohn des durch seine Verdienste um die ersten Werke des Maschinenbaues bekannten Freiherrn Johann von Fabrice zu Cronenberg, und hatte sich seit einer Reihe von Jahren mit einer neuen Construction der Schwungradspindel beschäftigt, deren Druck soeben ist über die Hälfte vollendet war und nun nächstens vollendet sein wird.

Am 9. Juli verschied zu Bern Heinrich Zschokke, der schriftstellerisch bekannte Verfasser Aehnlicher, seiner Jugend, in einem Alter von acht 83 Jahren. Für Deutschland ist er zu Magdeburg, Frankfurt, Baden, Herder, Hamann, Pfaffius, den Gebrüdern, Niemeyer und andern der Orden und Ehren einer Zeit erhalten, aus der dafür, daß sie nicht nur ein langes, sondern auch ein reiches Leben genossen.

Kunst.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat nach Vollendung des Gebäudes der neuen deutschen Bundestags den Auftrag von zwei großen Bildern an die Professoren im Belvedere ertheilt, in

nämlich, sagt er, der Sittig (Papagei) im schönsten Grasgrün glänzt und doch nicht wie gemeines Gras beregnet wird, sondern sich immer trocken hält, so gebar die heilige Jungfrau Maria uns den ewigen Frühling und blieb doch unbefleckte Jungfrau. Dieser Papagei findet sich unter andern auf einem Bild der heiligen Familie von Johann van Eyck. Das Christkind auf dem Schooss der heiligen Mutter spielt mit dem Vogel. Schnaase, niederl. Briefe 343. Vgl. den Catalog des Wiener Belvedere S. 220. Auf einem Stich Albrecht Dürers gesellen sich zum Papagei noch ein Affe und ein Schmetterling, wohl als Sinnbilder des Teufels und der Seele. Vgl. Heller, A. Dürer II. 2. 425. 7.

Pappelbaum,

Attribut der heiligen Gudula, wuchs an ihrem Grabe zu Ham und ein Vogel sang in den Zweigen schön. Als aber ihre Reliquien nach Moorssel gebracht wurden, erblickte man am andern Morgen jenen Pappelbaum mit dem Vogel vor der Kapelle daselbst und war er zu Ham verschwunden. Wolf, deutsche Märchen Nr. 262.

Paradies.

Paradesa bedeutet im Sanskrit schönes Land und war auch Name der königlichen Gärten in Persien. Der Name dieser späteren künstlichen Paradiese wurde nun auf das ursprünglich natürliche übertragen, nämlich auf den Garten in Eden, in welchen Gott den ersten Menschen Adam versetzte und hier das erste Weib, die Eva, aus seiner Rippe entstehen liess. Nach dem 1. B. Mosis 2. waren viele Bäume in dem Garten, lustig anzusehen und voll köstlicher Früchte. Auch sammelte Gott alle Thiere um Adam, dass er ihnen Namen gebe. Der tiefste Frieden waltete in dieser paradiesischen Natur, und die ersten Menschen waren voll Unschuld. Der Garten lag im Morgen (1. B. Mos. 2, 8.), er war selbst der

Morgen der ganzen Schöpfung. Es war noch keine Feindschaft unter den Thieren, der Pardel lag friedsam bei den Böcken, Jesaias 11, 6, der Säugling bei der Otter, das. 11, 8. Vgl. Theophilus von Antiochien an den Autolykos II. 27. Rösler, Bibliothek I. 237. Die Thierwelt musste den ersten Frieden der Natur theilen. Auch wohnt ja dieser Friede heute noch unter den Thieren auf von Menschen nie betretenen Inseln. Weltumsegler staunten, dass sich dort die Vögel auf ihre Hand und auf ihre Flintenläufe setzten. Vgl. Condamosta, afrikan. Reise 1446. Die Volkssage setzt auch in einsamen Thälern ein solches Paradies der Thiere voraus. So in den Alpen (Otte, Schweizersagen S. 60. 149, Grimm, Mährchen I. 388.).

In der Beschreibung des Paradieses im zweiten Capitel des ersten Buches Mosis fällt zuerst auf, dass die Bäume ohne Regen vom blossen Thau wachsen. Man hat daraus geschlossen, die Atmosphäre der Erde habe damals eine andere Beschaffenheit gehabt, als jetzt, und das Paradies, wie es ohnehin in die Zeit vor der grossen Fluth fällt, bezeichne eine Stufe der Vegetation und Animalisation, die längst überflözt ist. Insbesondere glaubt man, wenn in allen, auch den eisigen Zonen der Erde jetzt noch versteinerte Pflanzen und Thiere gefunden werden, die nur in einem tropischen Clima fortkommen können, so beweise dies, dass die Erde ehemals ringsum eine gleichförmigere und schwülere Atmosphäre gehabt habe, in welcher der Gegensatz von Trockenheit und Regen, Kälte und Gewitter noch nicht entwickelt war; und das würde dann mit der regenlosen Vegetation des Paradieses übereinstimmen Es handelt sich von einer Zeit der Sabbathruhe für die ganze Natur, in der die grossen meteorologischen Gegensätze und Prozesse noch so wenig entwickelt waren, als ein feindlicher Gegensatz in der Thier- und Menschenwelt hervorgetreten war.

Linné, der grosse Botaniker, hielt das Paradies für einen Urberg, und glaubte, es sey der erste Berg gewesen, der sich über die Gewässer, die einst die ganze Erde bedeckt, erhoben habe, und auf ihm seyen alle Pflanzen und Thiere

vereinigt gewesen, um sich erst nach und nach, wenn das Wasser weiter abfloss, zu verbreiten. Sofern der Gipfel mit Schnee bedeckt, das Ufer aber sehr heiss gewesen, hätten sich hier auch alle Climate und Wärmegrade beisammen gefunden, so dass alle Arten von Thieren daselbst hätten existiren können. *De telluris habitabilis incremento*, 1743.

Begreiflicherweise hielt man sich an das nächste Land, das Palästina im Osten liegt, und versetzte das Paradies nach Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris (*Nieremberg, hist. nat.* 498.). Bald aber glaubte man, tiefer in die indischen Gebirge zurückgehen zu müssen, und als Bernier zum erstenmal das schöne Thal Kaschmir entdeckte, glaubte man dort auch das alte Paradies gefunden zu haben, welcher Meinung noch Herder und Eichhorn huldigten. Buttmann glaubte, es noch weiter östlich in den Himalaja versetzen zu müssen.

Andere schoben es nach dem Westen und Norden vor, was durchaus der Richtung widerspricht, welche die Bibel selbst angibt, und der Natur der Sache, da nur das asiatische Hochland den Vorzug ansprechen darf, zuerst aus der Fluth hervorgetreten zu seyn und die ersten Bevölkerungen ausgesendet zu haben. De Lisle (*lettre, London* 1777) sucht das Paradies im Kaukasus, Schulthess in Syrien, Reland in Armenien. Noch abentheuerlicher waren die Vermuthungen Rudbecks, das Paradies sey in Schweden, und Hasse's, es sey an der Ostsee in Preussen zu suchen. Sie gingen von übertriebener Vorliebe für ihre Heimath aus und liessen sich durch einige Nachrichten der Alten von den glückseligen Hyperboreern im Norden verleiten. Noch unlängst hat Henne in Bern behauptet, das Paradies sey in der Schweiz gewesen und von da aus sey das Urvolk mit der Urcultur ausgegangen. Link in Berlin verlegte das Paradies nach Afrika, und glaubte, die ersten Menschen seyen Neger gewesen und hätten sich erst in den andern Welttheilen gebleicht und veredelt, wie auch die Urschweine, Urpferde, Urrinder schwarz oder grau seyen und erst durch die Cultur weiss oder farbig würden. Autenrieth suchte das Paradies auf den Inseln der Südsee, eben

so willkührlich. Columbus glaubte es an den reizenden Küsten Südamerika's wiedergefunden zu haben.

Nachdem, wie schon Herodot meldet, in altägyptischer Zeit Afrika umschifft worden war, und sobald man seit Aristoteles die runde Gestalt der Erde aus den Mondsfinsternissen etc. erkannt hatte, theilte man sie in Zonen ein und nahm demnach eine zweite gemässigte Zone auf der südlichen Erdhälfte an, entsprechend der, auf welcher wir wohnen. Eratosthenes dachte sich diese Antichthon (Gegenerde) genannte glückliche Zone als eine grosse Insel, wie auch die damals bekannte nördliche Zone als eine Insel im Weltmeer angesehen wurde. Vielleicht trug man auch die Vorstellungen von den Aethiopen und Makrobiern, welche das frühere Heidenthum als höchst glückliche und treffliche Wesen im tiefsten Süden gesucht hatte, auf diese Gegenerde über. Daher bei einigen Kirchenvätern der Glaube, dass das Paradies im Antichthon liege. Vgl. *Cosmas, topogr. Christ.* 147. Schaubach, Geschichte der Astronomie S. 283. und Alexander von Humboldt, Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt II. 82. Auch Dante versetzt dahin das Paradies und sagt (*purgatorio* I. 22.), Adam und Eva haben hier einst die Strahlen des südlichen Kreuzes gesehen, was ihre Nachkommen, aus dem Paradiese auf die andere rauhe Nordseite der Erde vertrieben, nie mehr sehen könnten. Dante dichtet, als Lucifer, der erstgeborne Engel, sich Gott gleichstellen wollte und deshalb aus dem Himmel gestürzt wurde, fiel er in den Mittelpunkt der Erde und blieb darin liegen; durch diese Erschütterung wurden aber auf zwei entgegengesetzten Seiten der runden Erde zwei Berge emporgehoben, auf der einen Seite der Berg des Paradieses, auf der andern der Berg Zion. Beide stehen sich gegenüber wie Adam dem Christus, oder wie die Geburt der Wiedergeburt (Dante von Kopisch S. 132 zum 34sten Gesang der Hölle).

Auch in dieser schönen Allegorie bleibt das Paradies immer noch auf der Erde, und Dante unterscheidet davon

ausdrücklich den Himmel über der Erde, hoch in den astralischen Sphären. Uebrigens erklären sich die im Mittelalter öfter in geistlichen Dichtungen wiederkehrenden „Reisen in's Paradies" aus der Voraussetzung, man werde dasselbe jenseits des Meeres finden. So die berühmte Reise des heiligen Brandanus.

Jesaias 65, 17 f. verkündet den neuen Himmel und die neue Erde. Damit ist ausdrücklich im Gegensatz gegen das durch Adams Fall verlorene Paradies das durch den Messias wiedereroberte gemeint. Es ist dem ersten Paradies vollkommen ähnlich, wie die durch Christus gereinigte Menschheit der vor dem Falle noch reinen Menschheit Adams. Jesaias legt besondern Werth auf den wiederhergestellten Frieden unter den Thieren; aber das bedeutet nur sinnbildlich die wiederhergestellte Harmonie wie im Menschen selbst, so in der ihn umgebenden Natur. Das Paradies ist nur der Reflex der darin wohnenden sündenlosen Menschen. Des Menschen Unschuld und innere Harmonie macht die Erde zum Paradiese, seine innere Zerrissenheit, seine Leidenschaft und Sünde dagegen verdunkelt sie, erzeugt in ihren Elementen und Creaturen feindliche Gegensätze, Zerstörungstriebe und Verderben.

Diese symbolische Auffassung des Paradieses ist die allein richtige. Ohne sie würde die Frage nach dem Ort des ersten Paradieses nur eine müssige seyn. Auch der Unterschied zwischen dem alten Paradies auf Erden und dem künftigen Paradies etwa über der Erde fällt für die symbolische Bedeutung weg; denn das künftige Paradies ist nur die in Christo wiederhergestellte Unschuld Adams, also das wiedergewonnene oder nur erneute alte Paradies. Es ist die neue Erde, nur weil die alte in ihr erneuert ist. Es ist mit dem Himmel verbunden, wie auch schon das erste Paradies es war, wo Gott unmittelbar mit den Menschen verkehrte. Es ist aber volkreicher geworden und dem zahllosen Volk der Seligen ist das neue Jerusalem zur Wohnung darin erbaut.

Rupert von Deutz hat die einfachste Erklärung gegeben,

indem er das Paradies mit der Kirche identificirt. *Rup. Tuit. op.* p. 419. Die durch Christo geläuterte, durch Christo geeinte, mit Gott versöhnte und auf ewig verbundene Menschheit ist zugleich die Kirche und das Paradies.

Die Sehnsucht nach dem Freudenort der Gerechten und das ästhetische Bedürfniss, alles Schöne auf das Paradies überzutragen, hat in den bildlichen und poetischen Darstellungen desselben doch zunächst immer die Vorstellung eines schönen Gartens und jenes ersten reinen Schöpfungsmorgens der Genesis festgehalten.

Was die malerische Ausführung betrifft, so ist die Landschaftsmalerei erst spät in Uebung gekommen. Vorher begnügte man sich, das Paradies durch den Apfelbaum mit der Schlange zu bezeichnen. Wie das Bild beschaffen war, welches mit Edelsteinen in einen Teppich gestickt war, das Paradies darstellte und zu Madain von Omar erbeutet und zerstückt wurde, wissen wir nicht mehr (Schnaase, Geschichte der Kunst III. 247.). Der ausgezeichnetste Maler des Paradieses war Johannes Breughel, von der Zartheit seiner Pflanzengebilde der Sammetbreughel genannt. Er malte es ausserordentlich oft und mit verschiedenen Staffagen, bald mit der Erschaffung der Thiere, bald mit der des Adam oder der Eva etc. Immer aber ist die Staffage Nebensache und die Landschaft Hauptsache, die er in einem so hellen und lachenden Lichte malt, dass dadurch die Feier und Wonne der jungen Natur auf's Glücklichste ausgedrückt erscheint. Eben so glücklich vermeidet er in der grünen, üppigen Vegetation das Wildnissartige wie das geleckt Zierliche einer Gartenanlage, und mischt vielmehr Wald und Blumenwiese in harmonischen Uebergängen. Solche Bilder findet man von ihm in Dresden, in der Gallerie Esterhazy in Wien, im Haag, in Pommersfelden (Waagen, Deutschland I. 140.), in Paris (Waagen 547.), im Pallast Doria zu Rom (Beschreibung von Rom III. 3. 551. 555. 560.). Schnaase (niederl. Briefe S. 25) sagt sehr schön, Breughels Bilder sähen aus, als ob das vollendete Blatt, ja der Stamm der Bäume

selbst nur Knospe, nur der erste smaragdgrün emporschiessende Trieb wären, so jugendfrisch ist Alles daran. Es ist das Bild eines ewigen Mai's. Arnim hat in Ariels Offenbarungen S. 163 ein artiges Sonett auf ein Paradiesesbild Breughels in Wien gedichtet.

Unter den Italienern war es Tintoretto, der auf dem grössten Oelbild, welches existirt, von 74 Fuss Breite und 30 Fuss Höhe, zu Venedig das Paradies zu malen unternahm. Es ist mehr durch seine Grösse und durch den Namen des Künstlers, als durch seinen innern Zauber ausgezeichnet. Berühmt ist ein Bild des Paris Bordone zu Treviso (Wessenberg, christl. Bilder II. 337; aber in Kuglers Gesch. der Malerei I. 318. für sehr schwach erklärt). Desgleichen ein figurreiches Frescobild von Milocco in der Kuppel einer Kirche zu Turin (Millin I. 272.).

Im Allgemeinen herrscht entweder die Landschafts- oder die Thiermalerei vor. Dass die letztere, wenn sie die im Paradiese versammelten Thiere in grossen Gruppen vordrängt, einen heiligen Eindruck weniger hervorzurufen im Stande ist, als die erstere, versteht sich von selbst. Auch weist die Bibel den Thiermalern für ihren besondern Zweck die Arche Noä an. Das Paradies liesse sich wohl noch anders malen, als es bisher von meist frühern Landschaftsmalern dargestellt worden ist. Namentlich vermisst man noch das tropische Element. Die vorhandenen Bilder haben alle noch zu viel nordische Kühle und eine zu einfache Vegetation. Es ist indess schwer, die tropische Gluth und Fülle mit dem Naiven und Heiligen zu verbinden.

Unter den dichterischen Auffassungen des Paradieses stehen zwei Hymnen des heiligen Augustinus oben an. Königsfeld, Hymnen S. 22. 32. Die weitläufigste Beschreibung findet man im apokryphischen Buch Henoch, aber ohne viel Phantasie. Die üppigste und darum unwürdigste beliebten die Juden und Muhamedaner zu ersinnen. Diesen Auffassungen, in denen der Himmel entweiht wird, Schauplatz der gemeinsten sinnlichen Freuden zu werden, steht

die christliche immer würdig gegenüber, selbst wo unschuldige Naivetäten bei Malern oder Dichtern unterlaufen. Dante drückt in seinem grossen Gedicht durch Alles, was in seinem Paradiese körperlich und sinnlich wahrnehmbar erscheint, doch immer nur Geistiges und Tugenden aus. Die altitalienischen Maler deuten die schöne Landschaft auch nur mit wenig Grün an, drücken aber das Paradiesische desto zarter in den verklärten Mienen der Seligen aus. Signorellis schönes Bild in Orvieto zeigt nur Engel, die über Selige Blumen streuen. Der tiefste Gedanke, vor dem alle Erinnerungen irdischer Freude verschwinden, und das Geistige imperatorisch hervortritt, ist in der Lehre enthalten, nach welcher das Schauen Gottes der Seligkeiten höchste ist.

Im Paradiese convergirt gleichsam alles Räumliche zum Auge Gottes und wird eben so das Zeitliche wunderbar zusammengedrängt. Davon die schöne Legende vom Mönch Felix, wovon ein altdeutsches Gedicht in einer Gothaer Handschrift. Grimm, altd. Wälder II. 70. Coloczaer, Codex Nr. 10. Paulli, Schimpf und Ernst, 1595, Nr. 536. Genthe, Dichtungen des Mittelalters II. 273.

Der Mönch Felix las in der heiligen Schrift (Psalm 90, 4. 2. Petri 3, 8.), dass die Seligkeit im Himmel Alles übertreffe, was der Menschen Auge und Ohr sich vorstellen könne; daran zweifelnd, hörte er einen Vogel (aus dem Paradiese) wunderherrlich singen und hörte ihm die ganze Nacht zu. Als die Morgenglocke läutete, kehrte er in's Kloster zurück, aber Niemand erkannte ihn, es waren hundert Jahre verflossen. — Dieselbe Legende wird in Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257. vom Mönch Erpho im Kloster Siegburg erzählt. Ganz dasselbe erzählt Wolf in den niederl. Sagen Nr. 148. von einem Mönch des Klosters Afflighem. Desgleichen Cornerus (*chron. ad annum* 834) vom jungen Grafen Bringus, der an seinem Hochzeittage verschwand. Vgl. auch v. Schack, dramat. Lit. d. Spanier II. 510, die Sage vom heiligen Amarus.

Derselbe schöne Gedanke wiederholt sich im Volksliede von des Commandanten Tochter. Vgl. des Knaben Wunder-

horn I. 64. Der Commandant von Grosswardein hatte ein Töchterlein, Therese, die stand früh auf und pflückte Blumen in ihres Vaters Garten. Da sie die Blumen so schön im Thaue glänzen sah, gedachte sie: „Wer mag wohl der Blumen Meister seyn, der sie so schön hat aus der Erde wachsen lassen? ich hab' ihn so lieb, dürft' ich ihn einmal schauen!“ Ihr Vater aber verlobte sie an einen vornehmen Edelmann, worüber sie sehr betrübt war. Da kam, als sie wieder im Garten war, Jesus zu ihr und steckte einen Ring an ihre Hand und sagte: „Du sollst meine Braut seyn.“ Die Jungfrau wurde roth vor Freude, brach eine Rose ab und gab sie ihrem himmlischen Bräutigam. Er aber führte sie an der Hand und sprach: „Ich will dir nun auch meines Vaters Garten zeigen.“ Und er führte sie in's Paradies und zeigte ihr, wie viele tausend schönere Blumen dort blühten und die Vögel lieblich von den Bäumen sangen. Voller Freude ging sie von Blume zu Blume und die Zeit ward ihr nicht lang. Da sagte Jesus zu ihr: „Komm jetzt, denn ich will dich wieder heimführen.“ Er begleitete sie bis vor die Stadt und schied von ihr. Als sie an's Thor gekommen war, hielten sie die Wächter auf, und frugen, wer sie wäre? Sie sagte, sie sey des Commandanten Tochter. Die Wächter aber sagten: „Der Commandant hat keine Tochter.“ Als sie vor die Herren der Stadt gebracht wurde, sagte sie, dass sie vor zwei Stunden erst herausgegangen wäre; aber Niemand kannte sie, und endlich fand man in einer Schrift, dass vor hundert und zwanzig Jahren eine Braut, des damaligen Commandanten Tochter, verloren gegangen sey. Als die Jungfrau dies hörte, ward sie bleich, wollte nicht Speise noch Trank mehr nehmen, als allein das heilige Sakrament, und als ihr der Priester dasselbe gereicht, verschied sie. Büsching, Volkssagen S. 163. Bechstein erzählt im Sagenschatz des Thüringerlandes III. 182. dieselbe Sage von einer Braut zu Benzhausen in Thüringen.

Nahe verwandt damit ist das schöne Volkslied von „des Sultans Töchterlein“ im Wunderhorn I. 15, etwas ausge-

dehnter in einem fliegenden Blatt, das Docen (Miscell. I. 267.) wieder abdrucken liess. Hier bewundert des Sultans Tochter einmal in ihrem Garten die Schönheit der Blumen und möchte gern „den Meister der Blumen“ kennen lernen. Da erscheint ihr Jesus, spricht liebreich mit ihr, ladet sie in seinen himmlischen Garten ein und wirbt sie zur Braut. Das nämliche Lied kommt auch in Hoffmanns *horae belg.* II. (altholländ. Volkslieder) Nr. 26, in Weyden, Cöllns Vorzeit S. 272, in Mohnike's altschwed. Volksl. S. 205 vor. — Auch in einer thüringischen Volkssage bei Bechstein IV. 187. ohne den Namen Jesu. Ein Mädchen findet in der Waldschlucht bei Schweina einen hellstrahlenden Jüngling, der sie in seinen Garten führt und ihr einen Strauss Blumen pflückt. Heimkehrend, kennt sie Niemand, es sind lange, lange Jahre vergangen, und müde schläft sie auf einem Stein für immer ein, am Busen den Blumenstrauss von funkelnden Edelsteinen.

Den Namen Paradies erhielt die Vorhalle der Kirchen. Hier findet man in der Regel, wenigstens in ältern Kirchen, ein Bild des Sündenfalls im Paradiese zum Spiegel für die noch nicht Getauften oder Büssenden, die in der Vorhalle bleiben mussten und noch nicht in's Innere der Kirche zugelassen waren. Kreuser, Kirchenbau I. 123. Missbräuchlich ist der Name auf die entferntesten Bänke im Theater, wo der Pöbel sitzt, übergegangen.

Paradiesvogel.

Dieser von den frommen Spaniern auf Neu-Guinea entdeckte Vogel, der prächtigeres Gefieder als jeder andere trägt, wurde von ihnen für unmittelbar aus dem Paradiese stammend gehalten. Auch fabelte man, er lebe nur von Düften, leuchte bei Nacht und fliege unaufhörlich, da er keine Beine habe zum Sitzen. *Menestrcji, symb.* p. 740 f. *Nieremberg, hist. nat.* 211. Magellans Reise, v. Bürk S. 261. Ein Symbol des paradiesischen Schwebens in ewiger Wonne.

daß der durch ältere Kunstschätze beengte Raum nun für Erwerbungen aus der Gegenwart nicht geschlossen seyn wird.

Durch Geschenk und Erwerbungen für das Amer ist in Venedig nach und nach eine Masse von 1000 Gemälden zusammengekommen, worunter der Galleriedirector Peter Krafft in Wien 40 Stücke zur Ergänzung der kais. Sammlungen auswählte. Auch Uebrige ist vom Kaiser der Akademie der bildenden Künste beliebig zur Verfügung gestellt. Ueberdieß hat S. M. alle Portefeuilles von Handzeichnungen, Kupferstichen u. s. w. aus der reichen kaiserlichen Privatbibliothek ausscheiden lassen, die Zweckdienlichen der Akademie in Wien, die Uebrigen andern Lehranstalten in der Monarchie als Geschenk überlassen. Durch die Gnade des Kaisers, durch zweckmäßige Ankäufe und das patriotische Geschenk von 10,000 Stücken Handzeichnungen, Kupferstichen und Lithographien, welches der k. k. Akademie von ihrem Ehrenmitgliede, dem Architekten Jäger, gemacht wurde, kann die Anzahl der Portefeuilles nahe auf 100 gebracht werden.

Der Maler Ed. Bendemann ist zum Professor bei der Kunstakademie und Chef des Malersaales zu Dresden, sowie zum Mitgliede des akademischen Rathes ernannt worden.

Am 19. August starb zu Berlin Gr. Rauschinger, Director der kgl. Gießgießerei, unter dessen Leitung nicht nur zahlreiche von Gerhard, sondern auch das Denkmal Luthers zu Wittenberg, die Standbilder König Friedrich Wilhelms II. zu Gumbinnen, Blüchers u. a. gegossen wurden, im 68sten Jahre.

Bei der Akademie der Kunst in München werden Vorlesungen zum Unterrichte in der Holzschneidekunst gehalten, welche der Bildhauer Andreä hält.

Die von S. M. dem König von Bayern in Rom angekaufte auf 2000 Stücken bestehende Sammlung etruskischer Vasen, ist in München angekommen und wird in den unteren Räumen der Pinakothek aufgestellt werden, welche Räume nach Klenzes Entwürfen entsprechend verziert sind.

Der Ritter von Salucci, erster Baumeister des Königs von Württemberg, ist von dem kgl. Institut britischer Architekten in London zum Ehren- und correspondirenden Mitgliede ernannt worden.

Der bekannte Pianospieler Kalkbrenner ist zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Professor Dronke und der Bauinspector von Cuchausz in Koblenz haben eine interessante Monographie über die Matthiaskapelle auf der obern Burg bei Rodern an der Mosel veröffentlicht, und gedenken ihre Bestrebungen auch auf andere Baudenkmäler des deutschen Vorzeit auszudehnen, falls sie die gewünschte Unterstützung finden. Sie machen daher folgendes Anerbieten: Es bilde sich eine Gesellschaft von 500 Theilnehmern mit einem jährlichen Beitrage von 5 Thalern. Vorausgesetzt, daß die Aufnahmen und Risse unentgeltlich mitgetheilt würden, so liefern sie für jene Summe 500 Exemplare eines Werks von 20 Blättern, in der Ausführung gleich dem Werke von Schmidt über die Liebfrauenkirche in Trier, im Format und Papier gleich dem Boisserée'schen, nebst dem nöthigen Text beifügen, von denen 100 an auswärtige Kunsthandlungen vertauscht, 100 zu Bestreitung der Nebenausgaben dem Buchhandel zu überlassen, von den übrigen 300 aber jedem Theilnehmer ein Exemplar zugefertigt würde, daß im Buchhandel mehr kosten als sein Beitrag betrüge. Außerdem bekäme er noch einen der eingetauschten zu vertheilenden Werke. Anfragende mögen sich zum Beitritt in den Verein bei den genannten Herausgebern der Schrift über die Koberner Kapelle melden.

Denkmäler.

Am 9. Juli ist auf dem äußern Burgplatze in Wien das Modell eines Denkmals, welches S. M. der Kaiser Ferdinand dem Andenken seines Vaters Kaiser Franz I. zu errichten beschlossen hat, aufgestellt worden, um im Allgemeinen die Verhältnisse der Dimensionen des Denkmals zu den Umgebungen betrachten zu können. Zur Einreichung der Pläne für das Denkmal ist ein Concurs ausgeschrieben, und erst nach Ablauf der dazu festgesetzten

Passionsblume.

Als die Spanier nach Amerika kamen, fanden sie daselbst diese Blume und gaben ihr sogleich den Namen *passiflora* oder Passionsblume, weil auf wunderbare Weise in ihrer Blüthe die Passionswerkzeuge dargestellt sind. Der rothgetüpfelte Nectarienkranz gleicht dem blutigen Dornenkranze; die fünf Staubfäden gleichen den fünf Wundenmalen, der Fruchtknoten dem Kelch, der Griffel der Geisselsäule, die drei Narben den drei Nägeln, das Blatt der Lanze, die Ranken der Geissel. Nach einer alten Legende soll aus dem vom Kreuze des Heilands herabträufelnden Blute eine wunderbare neue Pflanze gewachsen seyn. Damit hat man nun die Passionsblume in Verbindung gebracht. Pauline Klein in ihren schönen Parabeln hat in diesem Sinne die Blume besungen. Auch liebt man in Vignetten zu Erbauungsbüchern die Passionsblume anzubringen, wie sie zu den Füssen des Kreuzes an demselben hinaufrankt. In Stehlings jüngstem Gericht S. 17 wird die Schöpfung dieser Blume sinnig derjenigen des Pfaues gegenübergestellt, das geistig Tiefste dem sinnlich Schönsten.

Passionswerkzeuge:

Das Kreuz, die Leiter, die Lanze, der lange Stab mit dem Essigschwamm, die Säule, an der Christus gegeisselt worden, die Geissel, der Dornenkranz, der Rohrstab, der Hammer und die drei Nägel, der heilige Rock und drei Würfel, die Inschrift über dem Kreuz: *I N R I*, der Hahn Petri, die Laterne der Schaarwache im Garten, der Leidenskelch des Engels. Man findet diese Erinnerungszeichen an das Leiden Christi zuweilen nach Art der altrömischen Trophäen einfach um das Kreuz her gruppirt. Die Johanniterinnen von Toulouse trugen sie in kleinen Abbildern an Schnüre gereiht von der Brust herabhängend. Auf vielen Bildern

werden sie von Engeln getragen und zwar hauptsächlich 1) in Visionen, die dem Christkind vorschweben, als Traum des schlafenden Christkinds; häufig auch einzeln, z. B. das Christkind betrachtet sinnend das Kreuz oder den Dornenkranz; 2) auf Bildern des Weltgerichts. Indem Christus als Weltrichter thront, umgibt ihn ein Kreis von Engeln, welche seine Passionswerkzeuge tragen, um Zeugniss zu geben vom Erlösungswerke. So auf dem grossen Bilde des Weltgerichts zu Danzig und oft wiederholt.

Patriarchen.

Darunter versteht man 1) die zehn Erzväter in absteigender Linie von Adam und Seth bis auf Noah vor der Sündfluth, und 2) die Erzväter von Noah und den Juden, insbesondere von Abraham an bis Joseph. Von da an verlieren sich die physischen Väter in der Menschenmenge und nur noch die geistigen treten als Propheten in ihrer höhern Bedeutung hervor.

Die zehn Propheten vor der Sündfluth haben einen mythischen, riesenhaften Charakter, sind aber als Prototypen der Menschheit aufzufassen. In der dunkeln Geschichte dieser zehn Patriarchen sind drei Momente festzuhalten:

1. Der titanenhafte Typus, indem schon durch das hohe Lebensalter der Patriarchen selbst eine grossartigere Leibesbeschaffenheit derselben angedeutet ist, die aus der Vermischung der Kinder Gottes mit den Menschentöchtern hervorgegangenen Wesen aber ausdrücklich die Gewaltigen hiessen. Der jüdische Talmud und die muhamedanischen Fabeln haben das ganze vorsündfluthliche Geschlecht zu Riesen gemacht und unter andern einen riesenhaften Zahn, aus dem sich Abraham später eine Bettstatt machte, für den des in der Sündfluth mitbegrabenen Riesen Og gehalten. Ohne Zweifel trug das Auffinden riesenhafter Thierknochen schon im hohen Alterthum dazu bei, an ein in der Sündfluth begrabenes Riesengeschlecht glauben zu machen. Das 1. Buch Mosis

selbst deutet, wie gesagt, nur den gigantischen Typus an, ohne besondern Werth darauf zu legen. Ihm kommt es nicht auf das leibliche, sondern nur auf das sittliche Verhalten jener ersten Generationen an.

2. Die Corruption. Dies ist im 1. Buche Mosis das wichtigste Moment, weil dadurch die nachfolgende Sündfluth erklärt wird. Das Verderben der Menschen ist die natürliche Folge des Sündenfalls. Der durchgehende Gedanke ist, dass alle Erstgeburt verderben muss, und dass erst aus dem jüngern Geschlecht wieder der Retter und Erlöser hervorgeht. So verdirbt der erste Mensch Adam und sein Gegenbild erscheint erst im Erlöser Christus. Die ganze vorchristliche Zeit fällt in die dunkle Sündenseite; erst die nachchristliche Zeit in die helle Seite der Erlösung. Wie das von der ganzen Weltgeschichte gilt, so wieder im Einzelnen. Der erstgeborne Kain verdirbt, der gute Same wird nur fortgepflanzt im nachgebornen Seth. Die ganze erste Generation bis zur Fluth verdirbt, und der gute Same wird nur fortgepflanzt in Noah. In demselben Sinne ist später Esau verdorben und der jüngere Jakob wird Erbe des Segens. Das Verderben der Erstgeburt ist ein tief durch's ganze alte Testament durchgreifender Gedanke.

3. Das summarische Vorbild der ganzen spätern Weltgeschichte. Wie in einem engen Spiegel drängt sich in der Geschichte der ersten zehn Patriarchen das ungeheure Bild des Weltschicksals zusammen. Wenn auch nur in der kürzesten Andeutung ist doch Alles schon in diesem Vorbild enthalten, was später sich in weitem Raum und langgedehnter Zeit entfaltet. Die klugen Söhne Kains, Erfinder der Künste und Waffen, die Bastarde von Gott und Mensch, die Gewaltigen der Erde, was sind sie anders, als die Vorbilder aller spätern Cultur und aller spätern politischen Corruption? Läge nicht dieses Vorbildliche in ihnen, so müsste man sich wundern, warum sie nicht roher aufgefasst erscheinen. Wozu die Künste in einer so frühen Zeit? Der durchgreifende Gedanke ist, dass die Völkermassen in dieselbe Sünde fallen,

wie die ersten Eltern, indem sie vom Baume der Erkenntniss essen und hochmüthig und gottlos werden durch ihr Wissen, durch ihren Dünkel, sie brauchten Gott nicht mehr und seyen sich selber genug.

Die jüngeren Patriarchen von Noah und zumal von Abraham an sind bereits in einzelnen Artikeln behandelt. Sie vertreten theils ausschliesslich das Judenthum, wie namentlich Abraham, theils gehen sie in den Prophetencharakter über als messianische Vorbilder, wie Joseph. Die jüdischen Patriarchen und Propheten, wozu sich auch noch die heidnischen Sibyllen gesellen, bilden heilige Heerschaaren des alten Testaments und werden in diesem Sinne auf Kirchenbildern häufig zur linken Seite den zur rechten stehenden Aposteln, Kirchenvätern und Heiligen gegenübergestellt, denn das neue Testament hat immer die rechte, das alte die linke Seite.

Zu den Sibyllen gesellte die Kirchenbildnerei des Mittelalters auch weibliche Patriarchinnen und Prophetinnen, die Eva, Sarah, Rebekka, Rahel, die Mirjam, Deborah, Rahab, Balkis (Königin von Saba), Susanna, Ruth, Judith, Esther.

St. Paulus,

der grosse Apostel, der erst nach dem Tode Jesu sich bekehrte, dann aber allen andern Jüngern desselben durch seinen feurigen Geist und grossartiges Wirken voranleuchtete. Er war den Heiden zum Licht gesetzt, Apostelgesch. 13, 47. Er vor Allen war Bekehrer und Erleuchter jenes unermesslichen Völkerkreises gebildeter und mächtiger Heiden, die um das kleine Palästina lagerten. Vor ihm hatte man immer noch geglaubt, das Christenthum sey eigentlich doch nur eine jüdische Nationalangelegenheit; selbst Petrus wollte den Bekehrten aus dem Heidenthum neben der Lehre des Heilands auch noch das Gesetz des alten Testamentes aufdringen. Paulus aber vertrat das Christenthum als Weltreligion, als Erlösungsmittel für alle Völker, unabhängig vom Mosaismus.

Diesem letzteren blieb jedoch sein hoher Werth als Vorbereitungsstufe für das Christenthum und als Schutzwehr gegen die Gnosis, die als das andere Extrem des Judaismus von der Heidenseite her die christliche Lehre zu beirren drohte. Darum arbeiteten Paulus und Petrus, wenn auch in verschiedenen Richtungen, dennoch einmüthig und brüderlich an demselben heiligen Werke, und die Kirche hat ihr brüderliches Zusammenstehen zum Hauptsinnbild ihrer eignen Kraft und Einheit gemacht, worin zugleich die Weltstellung der christlichen Kirche zum Judenthum und Heidenthum ausgedrückt wird.

Nach altem, geheiligten Gebrauch der Kirche steht Paulus rechts und Petrus links, sogar auf dem Stuhl und Siegelring des Papstes. *Molani, hist. imag.* p. 304. Der Vorrang des Paulus wird *ex immortalitate* hergeleitet. Petrus diente dem noch im Leben wandelnden Christus, Paulus dem schon auferstandenen. Petrus fasste ihn mehr von seiner menschlichen, Paulus von seiner göttlichen Seite. *Durandi, rationale* VII. 44. 6.

Nach des Nicephorus Kirchengeschichte, Paris 1630, I. 2. 37, war Paulus klein, gebückt und kahl. Diese Schilderung (vielleicht hervorgegangen aus dem Bestreben, den Geist auf Kosten des Leibes zu preisen und den heidnischen Gelüsten nach Anbetung schöner Körper keine Nahrung mehr zu geben) entspricht dem nicht, was uns die Apostelgeschichte von dem ritterlichen Charakter des Apostels (schon als Saulus) meldet. Jedenfalls hat die kirchliche Kunst nur seine apostolischen Eigenschaften ausgedrückt, indem sie ihn gross, gerade und edel darstellte. Raphael in seinem berühmten Bilde stellt ihn dar, wie er zu Athen den Philosophen predigt, auf sich selbst stehend, fest wie eine Säule und strahlend von göttlicher Geisteskraft. Gewöhnlich geben die Künstler diesem Apostel eine dem Heiland nicht ganz ungleiche Kopfbildung, gescheiteltes und rollendes Haar, einen etwas längeren Bart und etwas ältere Züge. Seine Attribute sind ein Buch (das Wort Gottes) und ein Schwert. Das Schwert deutet auf sein Martyrium, sofern er enthauptet wurde, wird

aber auch symbolisch bezogen auf die Kraft seines Geistes und seiner Rede. Durandus (*rat.* I. 3. 16.) sagt: *Mucro furor Pauli, liber est conversio Sauli.* Zuweilen hat Paulus auch zwei Schwerter, vielleicht um jenen Doppelsinn damit auszudrücken, oder als Pendant zu den beiden Schlüsseln Petri. Wie diese Schlüssel Himmel und Hölle aufschliessen, so entsprechen die beiden Schwerter dem Schutz der Gerechten und dem Schrecken der Verdammten. — Ein weiteres Attribut des Apostels ist das *vas electionis.* Man findet es auf der bronzenen Thüre der Peterskirche. Abgebildet bei *Ciampini, vet. monum. musiva, tab.* 19. Paulus trägt das Schwert in der Rechten, ein Buch in der Linken. Zu seinen Füssen rechts aber steht ein durchsichtiges Blumengefäss, in dem man einen kleinen Löwen als Wurzel der Blumen erblickt, die lilienartig hervorwachsen und auf die sich eine Taube von oben (der heilige Geist) herabsenkt. Ciampini bezieht dieses seltsame Sinnbild auf Apostelgesch. 9, 15, wo Gott den Apostel sein auserlesenes Gefäss nennt. Mit Recht; doch dürfte insbesondere der Löwe die Kraft, die Blumen die Schönheit und die Taube die Heiligkeit der paulinischen Beredsamkeit bezeichnen. — Auch Wolf und Lamm kommen als paulinische Attribute vor in den Miniaturen der Herrad von Landsberg zu Strassburg. Sie bedeuten den Saulus vor, den Paulus nach der Bekehrung.

Die bedeutsamsten Hauptscenen im Leben des Paulus sind oft auf Kirchenbildern und von den grössten Meistern gemalt worden. Vor allen seine Bekehrung, wie aus dem wilden Christenverfolger Saulus der feurigste Apostel des Christenthums Paulus wird. Der Tag dieser Bekehrung wird von der Kirche besonders gefeiert am 25. Januar. Die Darstellung der Scene entsprach vollkommen dem gewaltigen Genie des Michel Angelo, auf dessen Bilde Saulus, von der Erscheinung Christi in den Wolken und nicht von einem gemeinen Blitze geblendet, niederstürzt. Vasari, deutsch von Schorn und Förster V. 353. Nicht minder dem Genie des eben so gewaltigen Rubens, auf dessen Bilde zwar zu viele

Figuren vorkommen, eine ganze Caravane, der allgemeine Schrecken aber, das Zusammenstürzen von Mann und Ross vor der Macht Gottes mit ergreifender Wahrheit dargestellt erscheint. Vgl. Waagen, Kunst in England II. 355. Passavant, Reise in England 154. Carus II. 76.

Der Bekehrung folgt die dreitägige Blindheit des Paulus und die von Rubens gezeichnete Scene, wie ihn Teufel schlagen.

Dann die Erhebung zum Apostelamte und dessen wundervolle Ausübung, unterbrochen von Leiden und Gefahren.

Unter den Bildern aus dem Leben des Apostels Paulus sind am berühmtesten die in den Tapeten von Raphael: die Bekehrung, Paulus im Kerker, Blendung des Elymas, Opfer zu Lystra, Predigt zu Athen. Die letztere ist eines seiner Meisterwerke, die Macht des Geistes und Wortes in dem Prediger lässt sich nicht grossartiger und begeisterter auffassen. Vgl. Passavant, England 38. Auf dem Kerkerbilde ist das Erdbeben allegorisch dargestellt durch einen Riesen unter der Erde.

Die Blendung des Elymas ist das Gegenbild zur Blendung des Paulus selbst. Des ungläubigen Saulus vermeintes Besserwissen endet in unschädlicher Blindheit, auf dass sein Auge hell werde, die ganze Wahrheit zu erkennen und fortan im reinsten Lichte zu wandeln. Der vorher mit der Wahrheit bekannte, innerhalb der Kirche heimische, aber durch Sünde das Licht sich selber verdunkelnde Christ, der Verräther am Christenthum wird mit ewiger Blindheit geschlagen. Das ist der Unterschied der äussern Feinde und der innern Verräther der Kirche.

Unter den Predigtscenen ist die vornehmste die Predigt zu Athen in dem schon erwähnten bewunderungswürdigen Bilde von Raphael. Das ist das Gegenbild zu der Predigt des Knaben Jesu unter den Pharisäern und Schriftgelehrten im Tempel zu Jerusalem. Denn es ist der Areopagus, es ist eine Versammlung der erfahrensten und geistreichsten Hellenen, es ist die Blüthe der antiken heidnischen Weisen, vor denen der Apostel zum erstenmal das neue Heil verkündet.

Im Tempel zu Jerusalem waren es die Weisen des alten Gesetzes, hier sind es die der classischen Vorwelt. Wie aber die Juden schon im alten Testament die Messiasidee, so hatten jene gelehrten Heiden in Athen wenigstens „den Altar des unbekannten Gottes", in dessen Errichtung eine dunkle Ahnung eines erst künftig zu verkündenden Gottes lag, vor dem alle andern verschwinden sollten. Dieses Altars gedenkt auch Pausanias, Attika I. 1. Philostratos im Leben des Apollonius VI. 2. Lukian, Philopatris 13. — Der Maler Lesueur malte die zweite unter den berühmten Predigten des Paulus, die zu Ephesus, die so gewaltig war, dass die Philosophen selber die Bücher ihrer falschen Weisheit herbeischleppten und verbrannten.

Das Gegenbild dazu ist die Predigt des Paulus und Barnabas zu Lystra und das Opfer, welches ihnen die Heiden daselbst bringen wollten, indem sie Götter in ihnen sahen und sie als Götter anbeteten. Hier ist der Unterschied des Christengottes von den Heidengöttern am schärfsten ausgedrückt. Diese Scene aber ist wieder ein Abbild der Versuchung Christi durch den Teufel in der Wüste. Der Teufel zeigt dem Heiland die Herrlichkeit der Welt, damit er durch sie geblendet werde, von Gott abzufallen, wie Lucifer. Die Heiden thun unbewusst und in gutem Willen, nur in ihrer alten Täuschung befangen, etwas Aehnliches, indem sie heidnische Ehren auf christliche Apostel häufen.

Unter den Leidensscenen, die der Apostel erlebte, steht oben an die Befreiung aus dem Kerker durch das Erdbeben, eines der erhabensten Wunder in der Apostelgeschichte. Die Tiefe der Erde selbst sträubt sich gleichsam, den Mann Gottes in ihre unterirdischen Kerker, in ihr finsteres Gestein aufzunehmen, ihn, der dem hohen Himmel angehört. Das Gegenbild dazu ist daher die Entzückung des Paulus bis in den dritten Himmel. Poussin hat diese Erhebung in den Himmel sehr schön und wundervoll in einem Gemälde dargestellt. Drei grosse Engel tragen den Heiligen wie im Sturm empor. *Landon, annales* II. 72.

Die Begebenheit auf der Insel Malta gehört ebenfalls zu den am häufigsten gemalten Kirchenbildern aus dem Leben des Paulus. Eine Schlange hing sich an ihn. Man sah das als einen Beweis an, dass er ein Mörder seyn müsse, den die Rache der Götter verfolge, weil er, kaum dem Schiffbruch entronnen, von einem giftigen Thiere angefallen werde. Aber er schleuderte die Schlange in's Feuer und blieb unversehrt. Siegreich schreitet der Heilige aus der Umdrohung von Tod und Teufel her. Weder die Tiefe des Meeres, noch die Schlangen der Tiefe können ihm, dessen Heimath die obere Welt des Lichtes ist, wehe thun, und die Thorheit und Verleumdung der blinden Menge wird beschämt. Ein Sinnbild zum Trost aller Gerechten in grossen und kleinen Gefahren und unter den Vorurtheilen des Haufens. — Man zeigt noch die Höhle auf der Insel Malta, wo Paulus das Wunder vollbrachte, und kleine Steine, die hier gefunden werden und von denen das Volk glaubt, sie helfen gegen Schlangenbiss.

Ein apokryphisches Buch von den Thaten des Paulus hat schon Eusebius als falsch verworfen. Eben so hat man ihm fälschlich einen Briefwechsel mit dem römischen Philosophen Seneca angedichtet (Rösler, Bibliothek d. Kirchenväter IV. 372.). Endlich auch eine Offenbarung (wie die des Johannes) und eine Vision, die aus jener entlehnt scheint und im 11ten Jahrhundert im südlichen Frankreich verfasst wurde. Paulus macht hier, wie Dante, eine Reise durch Himmel und Hölle. Es zeugt, besonders in den Höllenscenen, von sehr lebendiger Phantasie, weshalb es Ozanam in s. Dante S. 317 hat abdrucken lassen.

Pax,

eine kleine, meist silberne Metallplatte, die der Messe lesende Priester unter dem *agnus Dei* küsst und dann dem Administranten mit den Worten *pax tecum* gleichfalls zum Kusse reicht, wird nicht wie das Agnus Dei mit dem Lamme, sondern mit verschiedenen andern Darstellungen geschmückt, bald

in Relief, bald in Email, bald in Niello. Eine Pax mit einer berühmten Krönung Mariä von Maso Finiguerra wird im Museum zu Florenz gezeigt. Vgl. Waagen, Kunst in England I. 130.

Pech,

ein Material der irdischen und höllischen Martern, und gewissermassen dem Teufel verwandt durch die Schwärze und durch das zähe Ankleben. Der heilige Vitus wurde in einem Pechkessel gesotten, aus dem heraus er aber fromm und lieblich sang. St. Potamynäa, eine durch ihre körperliche Schönheit berühmte Jungfrau, wurde im 3ten Jahrhundert als Christin gemartert und ward ganz langsam Zoll bei Zoll in einen Kessel voll siedenden Peches getaucht. Eusebius, Kirchengesch. VI. 5. 7. Juni.

St. Amantius, Bischof von Rodez († 825), verwandelte gestohlenen Honig in Pech, und als er dem Eigenthümer zurückgegeben war, wieder in Honig. Surius zum 4. November. Das Pech wird hier dem Honig entgegengesetzt, wie höllisches Element dem himmlischen. In deutschen Volkssagen und Kindermärchen bildet dagegen Gold den Gegensatz zu Pech. Die Kinder kommen durch ein Goldthor in den Himmel, durch ein Pechthor in die Hölle. Oder das gute Kind bekommt ein Goldkleid, das böse ein Pechkleid.

Pelikan,

der bekannte Vogel, der, die Mitte haltend zwischen Schwan und Storch, im Wasser lebt und sich von Fischen nährt, daher seine weisse Brust zuweilen von Fischblut geröthet ist. Diese Thatsache erhielt eine poetische Deutung. Nach Epiphanius, Physiologus 8, tödtet das Weibchen ihre Jungen durch ihre Liebkosungen, das Männchen aber kommt dazu, reisst sich mit dem Schnabel die eigne Brust auf und lässet sein Blut auf die todten Jungen rinnen, die dadurch wieder lebendig werden. Vgl. *Isidorus, etymol.* XII. 7. St. Augu-

Arch und der Kaiser und bestimmten die Wahl des wirklich zu errichtenden Monuments selbst. Das eben verlorene Modell aber den Kaiser in ähnender Stellung. Das Attribut des Publikums besitzen ist gestattet und es wird sogar der Platz nun wieder in Frage gestellt, welcher dem Monument selbst einst angewiesen werden dürfte.

Der Kaiser von Oesterreich legte zu Andenken den Grund zu dem Denkmale für die gefallenen Landesvertheidiger, welches von den Ständen in der Hofburg, dem Denkmal Josefs gegenüber, errichtet wird.

In der schönen Vorhalle des Museums in Berlin ist die Büste des Erbauers Schinkel, angefertigt von dem Bruder Wilhelm v. Humboldt aufgestellt worden. In dem Garten des Universitätsgebäudes sollen bei Vollendung des Baues die Büsten der berühmtesten akademischen Lehrer aufgestellt werden.

Schillers lebensgroße Standbild von Thorwaldsen ist am 28. Juni in der Königl. Glyptothek zu München gegossen worden und der Guß vollkommen gelungen. Große Quantitäten zum Fußgestelle des Denkmals sind vom Odenwald in Stuttgart eingetroffen und werden bereits bearbeitet; und so wird es wohl möglich werden, daß bis zum 9. Mai nächsten Jahres das Denkmal vollendet und eingeweiht werden kann.

Die Erdarbeiten zum Hermannsdenkmal haben begonnen, und auf der alten Grundlage regt sich ein neues Leben. Der Unterbau des Denkmals wird 90 Fuß hoch bis an die Füße der Figur; die Figur bis zum Kopfe wird 60 Fuß hoch, das Schwert mit dem aufgestreckten Arme 30 Fuß höher als der Kopf, die Figur 99 Fuß. Es wird also die ganze Höhe des Denkmals 183 Fuß betragen, und da die Grundlage schon 1840 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, so wird Hermanns Standbild weithin über die Gebirgen des Teutoburger Waldes emporragen, und schon in bedeutender Entfernung sichtbar sein, besonders wenn die Sonne das blanke Erz des Schwertes bescheint. Der Unterbau wird rund und oben mit einer Kuppel gekrönt, worauf das auf Kugeln getragene Standbild des Cheruskerfürsten sich erheben wird. Zehn Säulen sollen den Unterbau umgeben. Der Durchmesser des Gebäudes wird 60 Fuß betragen. Im Innern wird eine Wendeltreppe hinaufführen und oben auf dem Kranze sollen 200 Personen Raum haben.

Die Stadt Mainz hat für die Verherrlichung des Modells der Gutenberg-Statue Thorwaldsen zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Industrie und Handel.

Die Verwendung des Erdharzes zur Brennung von Braunkohle scheint in Deutschland allgemeinern Anklang zu finden, und man darf hoffen, daß es in kurzem wenig bekannte Städte mehr geben wird, welche ihr diese Erfindung nicht auf die eine oder die andere Art zu Nutze gemacht haben. Im Anfang Juli hatte man gleichzeitig in Mannheim und Frankfurt Gasbeleuchtungsversuche an. In Mannheim wurden zu diesem Zwecke Asphaltplatten von drei Quadratfuß Fläche und zwei Zoll Dicke, mit kleinen Röhren versehen, verwendet, die Röhren mit flüssigem Erdharz angefüllt und das Ganze mit einem dichten Filze bedeckt. Nach Stuttgart bewährte seine Theilnahme für diese neue industrielle Erfindung durch die Erdharz-Transporte seines Bezirks.

Die Arbeiten an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn schreiten mit Hülfe von 40,000 Arbeitern so rasch vorwärts, daß man mit Sicherheit auf die nächstjährige Vollendung der gesammten deutschen Meilen langen Bahnstrecke von Wien bis Brünn hofft.

Am 19. August wurde die vier Meilen lange Strecke bis Stockerau eröffnet.

Das österreichische Eisenbahnwesen soll nicht in seinem ganzen Umfange, sondern blos als Theorie im Budget, und zwar nur den betreffenden Behörden, bekannt gemacht werden. Die wesentlichsten Punkte sollen sein: daß die Bahnen nach sieben Jahren dem Staat anheimfallen, daß die k. k. Post steigen oder sinken kann, daß die Dividende 15 Proc. nicht übersteigen darf, und daß in alle Verhandlungen, Gesuche und Protokolle ein tief, dem wenig unbescholtene Einsicht hat.

stinus zum 101sten Psalm, den von Tychsen herausg. *Physiologus Syrus*, Eustathius etc. Man findet die älteren Quellen beisammen in *Bocharti hieroz.* II. 301. Vgl. den altdeutschen Physiologus in der Massmann'schen Ausgabe der Quedlinburger Nationalbibliothek III. 322. und viele andere altdeutsche Schriftquellen, gesammelt in Grimms Vridanc S. LXXXV. Die Quellen weichen nur darin ab, dass in einigen das Weibchen, und nicht das Männchen, die Grossmuth übt, und den Jungen Schuld gegeben wird, sie hätten das Männchen vorher getödtet. Diese Abweichungen sind Nebensache. Die Hauptsache ist die symbolische Anwendung. Schon die Kirchenväter nämlich und nachher das ganze christliche Mittelalter erkannte in dem Pelikan, der sein Blut vergiesst für seine Jungen, ein Symbol des Heilandes am Kreuz. So auch Dante in s. Paradiese 25, 38.

In diesem Sinne ist der Pelikan auch unzähligemal auf Kirchenbildern angebracht worden. Vgl. Piper, Mythologie der christl. Kunst I. 463. *Twining, symb. pl.* 21. 22. 89. Auch auf dem berühmten Genter Altar, im Freiburger Münster etc. Nach Loretto wurde ein Pelikan von Gold gestiftet, dessen Blut durch Rubinen bezeichnet ist. Keyssler, Reise S. 895.

Perle,

das köstlichste Kleinod, daher Sinnbild der Seligkeit, die mehr werth ist als alle Schätze der Erde. Gleichniss vom Kaufmann, der Alles hingab um eine Perle. Matth. 13, 45. Angewandt in der Legende von Barlaam und Josaphat. Der reiche König Indiens, Josaphat, zeigt dem heiligen Barlaam alle seine Schätze; dieser aber weist auf Christus hin, als auf die Perle, die alle diese Schätze aufwiegt. Auf griechischen Bildern dargestellt, *Didron, man.* p. 209. Die Perle bedeutet auch das Wort Gottes und alles Heilige, daher bei Matth. 7, 6. geboten wird: „Du sollst die Perle nicht vor die Säue werfen."

Schon die Alten glaubten, die Perle entstehe durch den

Thau vom Himmel, welchen die Muschel, aus dem Meer emporsteigend und über der Oberfläche des Wassers sich öffnend, im Mondschein empfange (*Ammian. Marcellinus* 23, 6.), oder durch Wirkung des Blitzes (*Tzetzes, chil.* XI. 375.), oder durch einen Regentropfen nach arabischem Glauben bei *Bochart, hieroz.* II. 681. Man wandte den Umstand, dass die Muschel, obgleich im Wasser lebend, doch unberührt vom Wasser durch himmlischen Einfluss die Perle empfange, auf die unbefleckte Empfängniss Mariä an. *Picinelli, mundus symb.* 442.

Die Perle ist bei den Muhamedanern ein Sinnbild belohnter Demuth. Ein Regentropfen fiel in's Meer und verglich demüthig seine Kleinheit mit der Unermesslichkeit des Ozeans. Da bewirkte Gott, dass das Tröpfchen in eine Muschel fiel und eine kostbare Perle wurde. Saadi. Nach einer andern muhamedanischen Legende sind die Perlen aus Eva's Reuethränen entstanden. — Thomas von Canterbury trug einmal Brosamen den Armen zu; als ihm der König begegnete und nachsah, was er trage, waren die Brosamen in Perlen verwandelt. *Corneri chron. ad annum* 1171 bei *Eccard* II. 745.

Perseus,

der mythische Heros, der die gefesselte Andromeda, Tochter des Kepheus, befreite, und die Alles zu Stein verwandelnde Medusa tödtete, wird in einem Auto des Calderon mit Christus verglichen, Andromeda mit der menschlichen Seele, Phineus (Bruder des Kepheus) mit dem Teufel, die Medusa mit dem Tode.

Pest

gehört unter die ägyptischen Plagen, als göttliche Strafe, bedeutet aber auch das Wehe der irdischen Welt überhaupt, im Gegensatz gegen die Gesundheit, die uns erst in der besseren Welt zu Theil werden soll. Denn die irdische Welt ist

durch Sünde verpestet. Durch die erste Sünde kam die erste Krankheit und der Tod in die Welt. In diesem Sinne ist der arme Lazarus im Evangelium eine Personification der leidenden Menschheit überhaupt, desgleichen der kranke Hiob auf dem Mist. Andrerseits aber ist auch wieder der hülfreiche Pfleger und Arzt in der Pest ein Nachfolger des Welterlösers. Zu diesen gehören vorzugsweise die beiden grossen Pestheiligen, St. Rochus und St. Karl Borromäus.

St. Rochus, zu Montpellier im 13ten Jahrhundert geboren, hatte schon bei der Geburt ein rothes Kreuz auf der Brust und hielt die Fasten an der Mutterbrust. Zwanzig Jahre alt, kam er nach Italien, diente in einem Hospital und zeichnete sich durch Pflege der Pestkranken aus, von denen er nicht nur nicht angesteckt wurde, sondern die er durch Berührung und Gebet heilte. Dann diente er in Rom selbst; hier aber überfiel ihn die Pest; man warf ihn vor die Thür, er kroch fort bis zu einer Bauernhütte, und lebte hier, von Allen verlassen, ausser von einem treuen Hunde, der ihm täglich ein Brodt brachte. Als er geheilt war, warf man ihn, indem man ihn für einen Spion hielt, in den Kerker. Hier starb er und verrieth seine Heiligkeit durch einen Glanz, der sich von ihm verbreitete. 16. August 1327. Man betet zu ihm zur Pestzeit. Lat. Hymnen s. *Coeleste palmetum* p. 492. Ein Spottgebet an ihn, von einem Ehemann, der ihn bittet, ihn auch von der Pest, d. h. einem bösen Weibe, zu befreien, von Francesco di Lemene. Ital. Anthologie II. 110. Die Rochuscapelle bei Bingen. Im Campanerthal in den Pyrenäen zeigt man noch jetzt einen Epheu, den der Heilige gepflanzt haben soll, und von dem sich die Wallfahrer Blätter pflücken. W. von R., Reise I. 149.

In Hospitälern ist er oft als Patron gemalt. Immer im Pilgerkleide, Pilgerhut und Stab, von einem Hündchen begleitet, das ein Brodt trägt. Bilder aus seiner Legende in der Jakobskirche zu Antwerpen. Burckhardt, belg. Städte S. 90, und von Abel Pugol in S. Sulpice zu Paris. Wie er die Madonna um Abwendung der Pest knieend anfleht,

malte David zu Marseille und Annibal Caracci in England. Passavant 270. Wie er für die Kranken betet, malte auch Rubens zu Aalst. Wie er die Pestkranken pflegt und heilt, malte Procaccini in Dresden, Tintoretto in der Gallerie Lichtenstein. Mit zwei Kindern malte ihn Andrea del Sarto in Florenz. Wie er Almosen austheilt, Annibal Caracci in Dresden.

Wie der Hund seine Wunde leckt, malte Spagnoletto im Escurial; mit dem Hunde in einer schönen Landschaft malte ihn auch Mostaert, gest. von Sadeler. Wie ein Engel seine Wunde heilt, malte Schiedone im Pallast Doria und Annibal Caracci in England (Passavant 204. 271.). Ein unziemliches Bild dagegen malte Tintoretto, nämlich die Ankunft des Heiligen im Himmel, wo Gott Vater selbst ihn umarmt. Vasari V. 60.

Borromeo ist eine alte, am Lago maggiore begüterte Familie, von welcher die Inseln dieses See's die borromeischen heissen, die durch ihre Schönheit so berühmte Isola bella und Isola madre. Der berühmteste des Geschlechts war Carlo Borromeo, Erzbischof von Mailand und Cardinal († 1584), ausgezeichnet durch seine frommen Stiftungen, durch den Edelmuth, mit dem er bei der grossen Pest in Mailand persönlich Hülfe und Trost ertheilte und keine Gefahr scheute, durch strengsten Lebenswandel und Kasteiungen etc., hauptsächlich aber durch den unermüdlichen Eifer und die Art und Weise, mit denen er der Reformation entgegenarbeitete, indem er der katholischen Welt die Tugend und strenge Sittlichkeit zurückgeben wollte, deren lüderliche Verscherzung die Reformation hervorgerufen hatte. Nach der Volkssage bannte er die Pest in eine Marmorsäule zu Mailand, wo sie noch jetzt an einer Beule zu sehen ist. Keyssler, Reise S. 279. — Im Dom zu Mailand ist ihm eine prächtige Grabkapelle errichtet mit silbernen Basreliefs, die sein Leben darstellen. Vgl. Millin, Lombardie I. 82 f. Zu Arona am Ufer des Lago maggiore steht seine Statue von Erz und Erzplatten, 66 Fuss hoch, das Piedestal 46 Fuss, zusammen 112 Fuss. Millin

I. 478. Wie er die Pestkranken tröstet, ist sehr oft gemalt worden. — Unter den Dichtern hat Manzoni in *s. promessi sposi* ein sehr ideales Bild von dem Heiligen entworfen. Auch in Rousseau's Legenden S. 55 wird sein Edelmuth besungen, und von Pyrker.

In einer Pest findet auch die berühmte Prozession von Echternach ihre Erklärung. St. Willibrord, ein Angelsachse, kam im 8ten Jahrhundert nach den Niederlanden und wurde Bischof von Mastricht. Er ist Apostel der Friesen. Zu Echternach bei Trier ist er begraben, 7. November. Bis auf diesen Tag wird zu seinem Grabe gewallfahrtet, und zwar im Tanz, indem die Pilger einander anstossen und je zwei Schritte vorwärts und wieder einen hinter sich springen. Nach den *Mém. de l'acad. celtique* III. 454. und *Bertholet, hist. de Luxembourg* II. 177, rührt die Sitte aus einer grossen Pestzeit her, in der die Menschen von Tanzwuth befallen wurden (der St. Veitstanz im 14ten Jahrhundert), welche nirgends als an diesem Grabe geheilt werden konnte. Noch jetzt wiederholen die katholischen Gemeinden der Eifel unter ihren Pfarrern, jede mit ihrer Fahne, den feierlichen Tanz.

Petersilie.

Als die schöne und fromme Nonne Maria Coronel den Nachstellungen des üppigen Königs Pedro von Castilien entfloh und sich, nur leicht mit Erde zugedeckt, im Garten verbarg, grünte aus dieser Erde durch ein Wunder so dicht und reichlich Petersilie, dass des Königs Blicke getäuscht wurden. P. Abraham, Judas II. 93.

St. Petrus,

Fürst der Apostel, zorniger Eiferer, der dem Malchus das Ohr abhaut, Gründer der Kirche, Führer der Schlüssel, Wächter am Thore des neuen Jerusalem, ist dieser grosse Apostel das irdische Nachbild des Engelfürsten Michael, des

kriegerischen Erzengels, der den Drachen überwindet, der den Abgrund verschliesst und das Paradies bewacht. Vgl. *Durandi, rationale* VII. 12.

Und doch ist derselbe Apostelfürst auch wieder Träger des specifisch Menschlichen. Denn wie er trutziger als andere Apostel ist, so auch wieder verzagter nach dem Spruch: „Des Menschen Herz ist ein trutzig und verzagtes Ding.“ Nur in ihm, der da sündigt und bereut, der da schwach ist und kleingläubig und doch wieder stärker als Andere und treu bis zum Tode, stellte die menschheitliche oder volksthümliche Seite der Kirche sich dar, die, von unten her, den Geist von oben empfängt. Darum ist er nicht trotz seiner Schwächen, sondern kraft derselben Fürst der sichtbaren Kirche auf Erden. Nicht das Hirn im Kopfe, sondern das Herz in der Brust ist ausersehen zum Grundstein des Tempels. Weil Petrus schwach genug war, sagt Durandus VII. 8. sehr schön, Gott dreimal zu verläugnen, war er auch stark genug, die Herrschaft seiner Kirche über drei Welttheile zu erstrecken, was durch die ihm gewidmeten drei Jahresfeste bezeichnet wird.

Petra heisst auf griechisch der Fels. Darum sprach Christus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.“ Matth. 16, 18. So hoher Ehren erklärte der Herr den für würdig, der sich kleingläubig erwies, als er zu ihm über das Meer schreiten sollte, der sich gegen Malchus im Zorn übereilte, der den Herrn dreimal verläugnete, der einschlief, als er für den Herrn wachen sollte, der lange von einem irdischen Reich des Herrn träumte und lange nicht begreifen konnte, es sey nicht von dieser Welt, der endlich auch nach dem Tode des Heilandes noch im Widerspruch mit Paulus die starren Satzungen des Judenthums festhalten wollte. Alle diese Fehler und Menschlichkeiten hielten den Herrn nicht ab, gerade Petro das Amt

der Schlüssel anzuvertrauen und gerade auf ihn seine Kirche zu gründen. Der Sinn ist: Da ihr Alle Menschen seyd und Engel nicht zu seyn vermöget (sind doch auch Engel gefallen!), so wollet ihr Alle, die ihr Christen seyd, Priester und Laien, jenem wahren Menschen Petro gleichen, dann werdet ihr genug gethan haben. Vermöget ihr die Schwächen der Menschen nicht abzulegen, so reiniget euch durch Reue und Busse.

So war Petrus ein ganzer Mensch, voll Fehler, aber doch stets bereit, sich zu bessern, und voll Muth zum Guten. Und so repräsentirt er die gesammte Christenheit, sonderlich der tapfern abendländischen Völker, deren erster Hirt er seyn sollte. Keine himmlische Reinheit ansprechend, war er seiner menschlichen Schwäche bei aller Kraft sich wohl bewusst und demüthigte sich. Daher liegt es auch noch im Geist seiner Kirche, nicht sowohl mit Engelsreinheit zu prahlen, als Sünden zu vergeben.

Im Mittelalter wurde diese menschliche Seite des Apostelfürsten klar erkannt und sinnig hervorgehoben. Seit der Reformation haben sich in einem gewissen eiteln Dünkel Viele von ihm abgewendet, als wenn er blos eine judaistische Auffassung des Christenthums gegenüber der reineren des Paulus vertreten hätte. Ueberhaupt hat man einen Riss zwischen diesen beiden grossen Aposteln gemacht, nachdem die Kirche vorher mit besserm Recht ihre Brüderlichkeit, wechselseitige Ergänzung und Unzertrennlichkeit festgestellt und ihr Gedächtniss am gleichen Tage zu feiern geboten hatte.

Um den Gegensatz zwischen Petrus und Paulus richtig zu würdigen, ist nothwendig, einen andern Gegensatz, den zwischen Petrus und Simon Magus, in's Auge zu fassen. Indem Petrus die Strenge und Aeusserlichkeit des mosaischen Gesetzes nicht ganz aufgeben wollte, war dies nicht Engherzigkeit oder Verstocktheit, sondern er wurde dazu aufgefordert durch eine Uebertreibung auf der anderen Seite. Die Heidenchristen nämlich theilten sich in solche, die ihre altheidnische Bildung in frommer Hingebung ganz vom christ-

lichen Geist durchdringen liessen, und in solche, die in Kraft ihrer heidnischen Bildung das Christenthum, wenn sie es auch aufnahmen, eigenmächtig umzubilden und mehr oder weniger zu paganisiren trachteten. War nun Paulus vorzugsweise der Apostel jener erstgenannten bessern Heidenchristen, so trat dagegen Simon Magus als Vertreter der zuletzt Genannten auf, und dürfte daher auch, wie geschehen ist, wenn er auch nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit den späteren Gnostikern steht, doch als Vater der Gnosis aufgefasst werden, als derjenigen Tendenz im Christenthum, die notorisch zum Heidenthum reagirte. Gegen diese Tendenz aber waren begreiflicherweise die Judenchristen zunächst berufen, zu protestiren. Sollte nicht die christliche Lehre in gnostischen Mythus, die christliche Praxis in theatralische Magie aufgelöst werden, so musste daran erinnert werden, dass beide in Moses und den Propheten wurzeln. Deshalb ist es nach der Apostelgeschichte gerade Petrus, der den Zauberer Simon bekämpft und überwindet.

Petrus steht auf Kirchenbildern immer links, Paulus rechts. Petrus zeigt eine kürzere, gedrungenere Gestalt, Paulus eine längere, idealere. Jener hat krauses Haar (krauses Haar, krauser Sinn), seit dem Ende des Mittelalters wurde er ältlicher und mit einer Glatze gemalt. Paulus hat schlichtes Haar und einen längeren Bart. Petrus verräth in seinen Mienen verschlossenen Zorn, Paulus ist sanfter. Jener trägt seine ganze Menschlichkeit zur Schau, dieser erhebt sich höher. Petrus ist auch als Apostel noch immer ein Fischer, Paulus hat etwas von einem Redner und Gelehrten. Vgl. den petrinischen Typus nach Nicephorus Calixtus, wie er den Kirchenbildern zu Grunde gelegt wurde, bei *Didron, man.* p. 300: *Petrus non crassa corporis statura fuit, sed mediocri; capilli crispi et densi, oculi quasi sanguine respersi et nigri, supercilia sublata. Nasus non in acumen desinens, sed pressus imusque magis.*

Den kahlen Kopf, den Petrus übrigens erst in späteren Bildern, nicht in den ältesten, erhalten hat, suchte man sym-

bolisch zu deuten. Der altrömische Janus, von dem der Monat Januar den Namen hat, stand gleichsam an der Pforte (*janua*) des Jahres, eben so wie Petrus an der Pforte des Himmels, dessen Schlüssel er führt. In dieselbe Zeit der Wintermitte fielen die Saturnalien, das Fest des kahlen Saturnus. Im Winter ist die Erde selber kahl. Man glaubte daher, auf den heiligen Petrus sey im Kalender übertragen worden, was vorher von Saturn und Janus gegolten habe, wie denn Petrus mit Paulus vereint allerdings die ersten beiden Jahresmonate beherrscht. Aber gerade die späteren Maler, die den heiligen Petrus kahl malten, haben schwerlich an eine Vergleichung mit Saturnus gedacht, sondern mehr die Tonsur, als das allgemeine Kennzeichen des Priesterstandes, im Sinne gehabt, wie sie denn auch den Abel in der Tonsur malten.

Attribute des heiligen Petrus sind: 1) die beiden Schlüssel des Himmels und der Erde, wozu auf älteren Bildern zuweilen noch ein dritter für die Hölle kommt. Vgl. d. Art. Schlüssel. Diese Schlüssel sind Attribute aller Nachfolger Petri auf dem römischen Stuhle geblieben, wie der Felsen Sinnbild der Kirche. Als Vorgänger der Päpste erscheint Petrus selbst zuweilen im päpstlichen Ornat mit dreifacher Krone. So auf einem alten Bilde in Köln. Kunstbl. 1841. S. 50. 2) Der Hahn. Derselbe kennzeichnet den Petrus schon auf den ältesten Katakombenbildern, nach Matthäus 26, 75: „Ehe der Hahn krähen wird, wirst du mich dreimal verläugnen.“

Die am meisten charakteristischen Situationen, in denen Petrus auf Kirchenbildern erscheint, sind ferner: 1) der Fischzug. Petrus hat lange vergebens gefischt, da heisst ihn der Herr sein Netz noch einmal auswerfen und es wird übervoll von Fischen. Damit ist gemeint: eigne Kraft thut's nicht, was ihr vermöget, das vermöget ihr allein durch den Herrn. Unter den Fischen aber sind Seelen gemeint, die durch die heilige Taufe gerettet werden. 2) Das Wandeln über Meer. Petrus geht aus dem Schiff dem über das Meer wandelnden

Heiland entgegen, sinkt aber unter, weil er zweifelt, und die Hand des Herrn nur kann ihn retten. Darunter ist wieder die Unzulänglichkeit des Menschen verstanden, dem Gott allein die Stärke verleiht. Sofern aber das Schiff die Kirche bedeutet, wird hier das Verhältniss des Herrn zur sichtbaren Kirche und ihren Lenkern sehr deutlich bezeichnet. — 3) Die Befreiung des gefangenen Petrus durch einen lichten Engel aus Kerkernacht und Ketten. Vorbild der Befreiung der Kirche aus dem Heidenthum, und jedes frommen Christen aus der Qual des Lebens. Raphael malte diese Scene in den Stanzen im Vatican an die Wand unterhalb eines Fensters, also im ungünstigsten Schatten, aber mit solcher Meisterschaft, dass der Lichteffect der Engelserscheinung seine volle Wirkung behält. — 4) Die Fusswaschung. Petrus allein will sich vom Herrn nicht die Füsse waschen lassen, missverstehend die Liebe als zu weit getriebene Selbsterniedrigung. Damit wird aller menschliche Hochmuth auf's Tiefste beschämt und sonderlich der Stolz des Priesterthums zur wahren Demuth hingewiesen. — 5) Die verkehrte Kreuzigung Petri. Nach alter Tradition bat Petrus, als er gekreuzigt werden sollte, man möge ihn kopfunter kreuzigen, weil er sich für unwürdig hielt, aufrecht wie der Heiland selbst zu sterben. Diese letzte Demuth im Sterben bewies, wie tief ihn jede Anwandlung von Stolz reute, dem er sich hingegeben.

In der Peterskirche zu Rom, der nach ihm benannten grossen Mutterkirche des Abendlandes, befindet sich als Reliquie sein Stuhl (von antiker Arbeit) in einem Ueberzug von vergoldeter Bronze. Daher heisst der päpstliche Thron der Stuhl Petri. Petri Stuhlfeier am 18. Februar bezieht sich dagegen auf den Bischofssitz des Apostels zu Antiochia. — Auch die Ketten, mit denen Petrus im Kerker gefesselt war, sind in Rom (in der Kirche S. Pietro in vincoli) aufbewahrt und ist ihnen am 1. August ein Fest gewidmet, Petri Kettenfeier. Beschreibung von Rom III. 2. 235. Sein Hauptfest ist aber seine und Pauli Todesfeier, 29. Juni. An diesem Tage wird

Am 31. Juli wurde auf der Leipzig-Dresdener Bahnlinie die Strecke von Leipzig bis Wurzen (drei Poſtmeilen) eröffnet. Der Weg wurde in 45 Minuten, d. h. mit der Geſchwindigkeit von vier Poſtmeilen in der Stunde zurückgelegt.

Gegen Mitte Julis wurde mit den Erdarbeiten der Mannheim-Baſeler Eiſenbahn bei Mannheim der Anfang gemacht. Die ſtatiſtiſchen Unterſuchungen des Hofraths Nau, nach welchen längs der Bahnlinie von der heſſiſchen Grenze bis Baſel 137,000 Menſchen, mit Einſchluß der Einwohner von Baſel, wohnen, laſſen hoffen, daß ſchon das Inland allein der Eiſenbahn eine nicht unbedeutende Frequenz gewähren wird.

Ueber das Schutzenbachſche Verfahren bei der Runkelrüben-Fabrikation findet der für dieſen Gegenſtand ſich Intereſſirende im zweiten Julihefte von Dinglers Journal vollkommene Aufklärung. Einen Hauptzweig der Fabrikation bildet das Trocknen der Rüben, und unter den hiezu aufgeſtellten Apparaten zeichnet ſich beſonders einer durch ſeine ſcharfſinnig ausgedachte Anordnung aus. In dem erwärmten Trocknungsraume iſt ein beſtändig ſich bewegender Mechanismus angebracht, auf welchen die parallelepipediſchen Rübenſtückchen gelegt werden. Er beſteht aus einem Syſtem endloſer Drahtnetze, welche, ſchichtenweiſe übereinander geordnet, ſich horizontal um Rollen bewegen. Die auf das oberſte Netz geſtreuten Rüben fallen, nachdem ſie mit demſelben die ganze Breite der Kammer durchlaufen haben, auf das zweite unter dem erſten ſich bewegende Netz und von dieſem gelangen ſie auf ein drittes tiefer liegendes Geflecht u. ſ. w., bis ſie aus dem unterſten Geflechte, nachdem ſie einen langen Weg zickzackförmig zurückgelegt haben, vollſtändig getrocknet in einen untergeſtellten Behälter fallen. Von unten herauf durchzieht ein warmer Luftſtrom die Drahtnetze.

Am 28. Jan. ſtarb zu Dresden in einem Alter von 68 Jahren der Oberbergbauptmann C. A. W. Freiherr v. Herder, Sohn des Dichters und Theologen, hochverdient um den ſächſiſchen Bergbau, den er ſeit einer Reihe von Jahren geleitet.

An die Stelle des bisherigen Directors des landwirthſchaftlichen Inſtituts in Hohenheim bei Stuttgart, Hofraths Volz, wurde der bisherige Domänenrath v. Weckherlin in Stuttgart, unter Beilegung des Titels eines geh. Domänenraths, mit dem Range in der fünften Stufe ernannt.

Nach einem Vertrage v. 21. Jun. iſt die herzogl. ſachſen-meiningiſche Regierung mit dem ganzen Umfange des Herzogthums der zwiſchen den Königreichen Bayern und Würtemberg, den Großherzogthümern Baden und Heſſen, dem Herzogthume Naſſau und der freien Stadt Frankfurt abgeſchloſſenen Münzconvention vom 25. Aug. 1837 beigetreten, wornach ſie jährlich eine beſtimmte Summe in ganzen und halben Guldenſtücken auszuprägen, der gegenſeitigen Controle der Vereinsſtaaten ſich anſchließen und die Scheidemünze auf Verlangen gegen cursfähige grobe Münzen umzuwechſeln ſich verbindlich macht.

Preisaufgaben.

Die k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin wünſcht eine geſchichtliche und kritiſche Darſtellung und Vergleichung der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwiſchen der Erneuerung und Umgeſtaltung der Kirchenverfaſſung im 15ten und der Staatsverfaſſung im 18ten Jahrhundert. Die Bewerbungsſchriften müßen alſo enthalten: 1) eine geſchichtliche Darſtellung jener Verſuche, die Kirchenverfaſſung im 15ten Jahrhundert zu befeſtigen, zu erneuern und umzugeſtalten, beſonders von den Gründen und der Art der Berufung der griechiſchen Kirchenverſammlungen, von ihren Anſprüchen und Rechten, ihrem Verhältniß zu Papſt, Geiſtlichkeit und Laien und von ihrer Geſchäftsführung, kurz von Allem, was die zum Theil gleichartigen, zum Theil unter einander abweichenden Zwecke der Concilien von Piſa, Koſtnitz und Baſel betrifft. Rückblicke auf die früheren und Hinblicke auf die ſpäteren Zeiten dürften zur gründlichen Erörterung des Gegenſtandes beitragen. 2) Unterſuchung der leitenden Grundſätze und Beurtheilung ihrer praktiſchen Anwendbarkeit. 3) Vergleichung jener Beſtrebungen des 15ten Jahrhunderts mit den ähnlichen der folgenden, damit ſich zuletzt ergebe, ob und was im Allgemeinen und Beſondern, für eine oder für alle Zeiten, als Fortſchritt oder als Irrthum und Rückſchritt zu bezeichnen, und welcher ächte Gewinn der Wiſſenſchaft und der Menſchheit überhaupt daraus erwachſen ſey. Termin: 1. März 1841. Preis 100 Ducaten.

seine sehr alte Statue in der Peterskirche festlich geschmückt. v. Martens, Italien II. 575. Ein besonderes Heiligthum hat er zu S. Pietro in grado, wo er zuerst den italienischen Boden betrat, und in S. Pietro in montorio, wo er gekreuzigt wurde. Beschreibung von Rom III. 3. 619.

In Venedig heisst ein Fisch *pasce san Pietro* (*Zeus Faber*, Linné), weil er schwarze Flecken hat. Es sollen die Spuren der Finger des Apostels seyn, der in dem Fische den Zinsgroschen gefunden und ihn dann wieder in's Meer geworfen. v. Martens, Italien II. 366.

Pfau,

Sinnbild der Unsterblichkeit, weil sein Fleisch unverweslich bleiben soll. *Augustinus*, *de civit. Dei* 21, 4. Deshalb sehr oft auf altchristlichen Gräbern angebracht. *Aringhi* II. 59. 287. 303. 317. *Bottari* I. 52. Mit dem Lamme verbunden, *Aringhi* II. 328. *Boldetti* 36. Mit dem Kreuz, *d'Agincourt*, *tab.* 6. Auf der Weltkugel, *Bottari* III. 184. *Twining, symb. pl.* 21. Aus einem Becher trinkend (Unsterblichkeit, gewonnen durch das Blut Christi), das. *pl.* 88. Ein sehr grosser radschlagender Pfau an die Wand eines Grabgewölbes gemalt, welches voller Todtenköpfe hängt. Bellermann, Katakomben von Neapel *tab.* 2. Wenn nach Münter, christl. Sinnbilder 92, die Thomaschristen in Asien einen Pfau auf dem Kreuz zum Sinnbild hatten, so kann der Pfau hier auch als Sinnbild von Indien gelten, wo er herstammt. Man hat in den bunten Federn des Pfau's ein Sinnbild und eine Verheissung des ewigen Frühlings sehen wollen, was viel zu gesucht ist.

Conrad von Megenberg im Buch der Natur *s. v.*, sieht im Pfau das Sinnbild eines Bischofs. Die saphirne Brust soll den Glauben bedeuten; der Schweif stellt die Unterthanen vor; dass er jährlich die Federn wechselt, bedeutet, er ziehe einen neuen Menschen an etc., nicht sehr geistreich.

Die altdeutschen Maler gaben häufig den Engeln Pfauenfedern in die Flügel, ohne Zweifel nur der Schönheit wegen.

So auf dem berühmten Danziger Weltgericht der Engel Michael, so in einer Verkündigung des Johann van Eyck der Engel Gabriel etc.

Ein Pfau flog dem heiligen Liborius voran und zeigte ihm den Weg nach Paderborn, daher er sein Attribut ist, und man ihm an seinem Fest in Prozession einen Pfauenschweif voranträgt. Christl. Kunstsymbole S. 139. Otte, Kunstarchäol. 2te Aufl. 134. — Als Stephan der Heilige einst den Mönch Günther aus Böhmen zwingen wollte, von einem gebratenen Pfau zu essen, machte dieser den Pfau lebendig, dass er davonflog. Weber, Möncherei I. 262.

Gleichwohl ist der Pfau auch Sinnbild des Stolzes. Nach der muhamedanischen Sage soll er im Paradiese lieblich gesungen, aber seine Stimme verloren haben, sobald er mit der Schlange und dem ersten Elternpaar zugleich aus dem Paradiese verbannt wurde. Er bedeutet hier die Eitelkeit der Eva, oder überhaupt den Hochmuth Adams und Eva's. — Ein frommer Diener bekehrte einen sündhaften Herrn durch ein Gleichniss vom Pfau. Als er ausgeschickt war, einen Esel zu kaufen, kam er wieder und brachte keinen, indem er sich vertheidigte, er habe keinen Esel mit einem Pfauenschweif gefunden. „Aber," sagte der Herr, „gibt es denn Esel mit Pfauenschweifen?" „Nein," antwortete der Diener, „aber so gewiss der Esel keinen Pfauenschweif hat, so gewiss hat ein sündhaftes Leben kein seliges Ende." Judas der Erzschelm von Pater Abraham a St. Clara III. 427.

Pfeil.

Pfeile des göttlichen Zorns kommen vor 5. B. Mos. 32, 42. Auf einem alten Miniaturbild jagt Gott die ersten Menschen aus dem Paradiese, indem er wie Apollo Pfeile auf sie schiesst. *Didron, icon.* p. 121. Auch der Tod in der Offenbarung Johannis 6, 8. wird gewöhnlich, auf einem fahlen Pferde reitend, mit Pfeil und Bogen dargestellt. Desgl. im alten Hymnus *horrenda mors.* Königsfeld, lat. Hymnen. S. 246.

Der Pfeil bedeutet aber auch die geistige Waffe in Gottes Dienst. „Gott hat mich zu seinem reinen Pfeil gemacht und mich in seinen Köcher gesteckt," heisst es bei Jes. 49, 2.

Unter den Heiligen, die mit Pfeilen getödtet wurden, sind am berühmtesten der heilige Sebastian und die h. Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen, ferner der h. Edmund, Lambertus, Petrus Thomas; desgleichen die neuentdeckte, in Italien hochverehrte h. Filumena. Vom h. Philemon sagen die *acta SS.* zum 8. März, die auf ihn geschossenen Pfeile seyen in der Luft hängen geblieben. Der h. Otto von Bamberg schmiedete die Pfeile, die zu einem Kriege bestimmt waren, für den Bau einer Kirche zu Nägeln um. Alle diese Heiligen haben den Pfeil zum gewöhnlichen Attribut. — Ein durch den Kopf geschossener Pfeil bezeichnet den heiligen Jacob von Bergamo, den die Arianer auf diese Art tödteten. 4. Mai.

Abu Naovas, ein tyrannischer König in Arabien, verfolgte die Christen und liess einst einen ihrer ungenannten Heiligen (wie den heiligen Sebastian), an einen Baum gebunden, mit einem Pfeilregen beschiessen. Aber kein Pfeil traf, bis der Heilige dem König sagte: „Schiesse du selbst einmal im Namen meines Gottes!" Als der König dies that, traf ihn der Pfeil in's Herz. Dieses Wunder bekehrte alle Schützen, nur den König nicht, der alle Jene in einer Grube verbrennen liess. Herbelot.

Pferd.

Das Pferd tritt in der heiligen Schrift nirgends bedeutsam hervor, ausgenommen in der Offenbarung Johannis Cap. 6. Hier treten vier Rosse mit vier schrecklichen Reitern als Personificationen des göttlichen Zornes und Vollstrecker der göttlichen Gerichte auf. Zuerst das weisse Pferd mit dem gekrönten Reiter, der den Bogen führt, der auszieht und überwindet. Zweitens das rothe Ross und der Reiter darauf mit dem Schwert, der den Frieden von der Erde nimmt und

bewirkt, dass die Menschen sich unter einander erwürgen. Drittens das schwarze Ross und der Reiter mit der Waage. Viertens das fahle Pferd mit dem Tod als Reiter, dem die Hölle nachfolgt. Diese vier Pferde sind schon vorgesehen beim Propheten Zacharia 1, 8. Der auf dem weissen Pferde ist der himmlische Richter, Christus; der auf dem rothen ist der Krieg; der auf dem schwarzen wird als Hunger erklärt. Das fahle Pferd kann auch scheckigt oder gesprenkelt heissen, was man auf die Pestbeulen bezogen hat. Vgl. Züllich, Offenb. Joh. II. 51. Andrerseits bezieht man die vier Rosse auf die Theile der Welt, aus denen die Strafe kommt: der weisse Reiter kommt vom Himmel, der rothe von der Erde, der schwarze vom Meer, der fahle vom Abgrund. Die Waage des dritten Reiters wird von Züllich S. 60 auf die Kaufmannschaft bezogen und auf den Handel, den das Meer vermittelt. Darauf beziehen sich auch die Worte des Engels Offenb. Joh. 6, 6, die vom Maass und Preise handeln. Demnach würde der dritte Reiter Rächer des Betrugs und Eigennutzes seyn, und die vier Reiter würden Bezug nehmen auf die vier Hauptlaster der Menschen: Gottlosigkeit, bestraft vom weissen Reiter; Mord- und Blutgier, Gewaltthat, bestraft vom rothen; Betrug und Arglist, bestraft vom schwarzen; Sünden gegen den Körper, Wollust, Völlerei, bestraft durch den fahlen. Ueber alte Abbildungen dieser Reiter vgl. *Didron, man.* p. 242. Schopenhauer, Joh. van Eyck I. 144. Ein berühmtes Bild des jüngeren Palma in Venedig.

Todes- und Teufelsrosse kommen in der deutschen Volkssage ausserordentlich häufig vor. Wer kennt nicht das Teufelsross, auf dem Dietrich von Bern, Thedel von Wallmoden, Lenore und ihr todter Reiter davonritten? Indess liegen diesen Volkssagen wohl mehr heidnische als christliche Erinnerungen zu Grunde. Ueber den Pferdefuss des Teufels vgl. d. Artikel Teufel. Agnes a Jesu, ein wildes Mädchen, schloss mit dem Teufel einen Bund und setzte sich zu ihm auf sein schwarzes, flammendampfendes Ross, wurde aber von einem

Engel geschützt und vor eine Klosterpforte geleitet, an welcher der Teufel und sein Ross Abschied nehmen mussten. Agnes ward im selbigen Kloster die frömmste Nonne.

Unter den Heiligen erscheinen besonders der heilige Apostel Jakob der ältere, der h. Georg und h. Martin, überdies die heiligen Könige und Ritter zu Ross. Den Martyrertod durch Rosse, an deren Schweif sie gebunden wurden, erlitten der heilige Quirinus, Gobdeleas. St. Hippolyt, Schüler des heiligen Laurentius, dessen Leiche er auch zur Erde bestattete, wurde dann selbst als Christ verfolgt und von Pferden zu Tode geschleift oder zerrissen, sofern er zugleich an zwei angebunden wurde, unter Kaiser Decius im 3ten Jahrhundert. 12. Mai, 13. August. Prudentius hat ihn in lateinischen Hexametern besungen. *Fabricii thes.* 150 f., übersetzt von Sibert. Vgl. Jacobi, Werke I. 77. 82. Seine Marter ist gemalt zu Brügge in einem sehr berühmten Bilde von Hemling. Passavant, England S. 365. Schnaase, Briefe S. 334. Desgleichen von Heim zu Paris, Kunstbl. 1822. Nr. 76. Ein anderes berühmtes Bild, ein Nachtstück von Novarette im Escurial, zeigt ihn, wie er mit seinen Gefährten den heiligen Laurentius bestattet. — St. Florian, ein besonders in Oestreich (im Stift seines Namens) hochverehrter Heiliger, der daselbst unter Diocletian den Martyrertod erlitt, indem ihn wilde Rosse zu Tode schleifen mussten. 4. Mai. Besungen ist sein Tod von Pyrker, gemalt von Schulz in München. Kunstbl. 1837. S. 37. Weil die über seinem Grabe erbaute Kapelle von einem Bösewicht angezündet, aber nachdem der Brandstifter plötzlich Todes verblich, sogleich wieder erbaut wurde, hat man ihn zum Schutzpatron gegen Feuersgefahr gemacht. Vgl. Rettberg, Kirchengesch. I. 156. St. Irene wurde als Kind von ihrem Vater Regulus mit dreizehn andern jungen Mädchen in einen Thurm verschlossen, um ihre wunderbare Schönheit zu hüten. Allein ein Engel besuchte sie und bekehrte sie zum Christenthum. Als der Vater es erfuhr, wüthete er und liess sie an den Schweif eines Rosses binden. Aber sie blieb unversehrt, das Ross trat den bösen Vater todt; als ihn jedoch die Tochter

wieder erweckte, bekehrte er sich. Doch erlitt sie bald darauf den Martyrertod durch das Schwert. Im 1ten Jahrhundert. 5. Mai.

Als der heilige Andreas von Pferden durch die Strassen geschleift wurde, betete er kopfüber liegend, so andächtig, dass ein panischer Schrecken über das Volk kam und Alles, zu seinen Füssen niederstürzend, mit ihm betete. Nach der apokryphischen Apostelgeschichte des Abdias.

Der eitle Petrus Consalvus ritt einst geputzt vor Damen und liess das Ross courbettiren, als es ihn aber in den Koth warf und die Damen ihn auslachten, schämte er sich so, dass er sich bekehrte und ein Heiliger wurde. P. Abraham, Judas I. 8.

Pferde sollen im Wettlauf siegen, wenn man sie mit Wasser aus dem Krug des heiligen Hilarion besprengt. In Neapel werden die Pferde am 17. Januar zur Kirche des heiligen Antonius getrieben und dort mit Weihwasser besprengt und eingesegnet, um sie vor Schaden im nächsten Jahr zu hüten. v. Martens, Italien II. 570. In Deutschland aber ist St. Leonhard Patron der Pferde, wie alles zahmen Viehes.

St. Charalampius wurde unter Kaiser Severus als Christ verfolgt, als ihn aber ein Heide schlagen wollte, fielen demselben die Hände ab, und als ihn ein Anderer anspeien wollte, wurde demselben der Hals umgedreht. Gleichwohl half ihm das nichts, denn man marterte ihn doch noch so gräßlich, dass sogar ein Pferd mit menschlicher Stimme zu reden anfing und den Henkern ihre Grausamkeit vorwarf. *Acta SS.* 10. Februar.

St. Severus von Avranches, Bischof im 6ten Jahrhundert, hütete als Knecht die Pferde eines Herrn und schenkte einmal eines der Pferde einer armen Frau, ohne dass die Zahl der Pferde verringert wurde. 1. Februar. Er hinterliess einen Stab, der, in die Erde gesteckt, zu einem grossen Baum erwuchs. Derselbe ist so heilig, dass sich kein Vogel auf ihn setzt, oder er stirbt, und dass jeder Unreine, der ihn berührt, unsinnig wird.

Pfingsten,

πεντηκοστή, der fünfzigste Tag nach Ostern, beschliesst die heilige Dreizahl der grossen christlichen Freudenfeste (Weihnachten, Ostern, Pfingsten), weshalb auch auf den Sonntag unmittelbar nach Pfingsten das Fest der heiligen Dreieinigkeit fällt. Zu Weihnachten wird im Sohne der Vater verherrlicht, zu Ostern hat der Sohn sein göttliches Werk vollbracht, Pfingsten gehört dem heiligen Geiste. Es ist die Feier der Ausgiessung des heiligen Geistes über die Gemeinde.

Alttestamentalisches Vorbild des Festes war die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, so wie im altheidnischen Naturcultus das Darbringen der ersten Feldfrüchte, die um diese Zeit reifen. Die Erstlinge des Ackers dienten auch noch für die Christen zum Sinnbild der Erstlinge der Geistesfrüchte, die der heilige Geist in der Gemeinde erweckt. Auch der Blumen, die in dieser Jahreszeit in Fülle aufgehen, bedient man sich bei der Feier des Festes als Sinnbilder der christlichen Tugenden. Vgl. den Artikel Blumen. Dagegen stammen eine Menge ländlicher Pfingstgebräuche offenbar noch aus dem Heidenthum und sind ihrer unschuldigen Art wegen im Christenthum beibehalten worden, ohne eine specifisch christliche Deutung zuzulassen. So der Pfingstritt, der Aufzug des Maigrafen und der Maibraut, der Umzug mit dem Pfingstochsen, der sogenannte Pfingstlümmel und Pfingstschläfer, das Pfingstschiessen (Vogelschiessen) etc., worüber man in Grimms deutscher Mythologie S. 746 f. und in Kuhns märkischen Sagen S. 314 f. ausführlichere Nachricht findet. In allen diesen Gebräuchen spricht sich die Freude des Volkes über die Wiederkehr des Sommers und des neuen Jahressegens in Ackerbau und Viehzucht aus.

Zur Symbolik der Kirchenbilder, auf welchen die Ausgiessung des heiligen Geistes zu Pfingsten dargestellt wird, ist zu bemerken, dass sie stets die freudig aufgeregte und begeisterte Versammlung der Apostel und Jünger in einem

Gebäude darstellen. Dabei darf die heilige Jungfrau als Wittwe im dunkelblauen Kleide und weissen Schleier niemals fehlen. Die Flamme der Begeisterung wird in herkömmlicher und durchaus zulässiger Weise in wirklichen Flammen dargestellt, die von oben auf die Zungen oder Scheitel der Jünger fallen. Man hat in neuerer Zeit diese Flammen als zu grobsinnlich wegklügeln wollen und ohne sie eine Versammlung mit begeistertem Ausdruck für ausreichend gefunden. Dabei fehlt nun aber immer das wahre charakteristische und altkirchliche Merkmal. Eben so ist altes Herkommen, den heiligen Geist in Gestalt einer Taube über der Versammlung schweben zu lassen. Auch sie hat man wegdisputiren wollen. Sogar Wessenberg in seinen christlichen Bildern II. 226. erklärt sich gegen die Taube, die jedoch als ein uralt anerkanntes und würdiges Symbol hier um so weniger fehlen darf, als sie wesentlich die Jüngerversammlung zu Pfingsten charakterisirt und von jeder andern Versammlung Begeisterter deutlich unterscheidet.

Pflug,

Attribut des heiligen Isidorus, des Schutzpatrons aller Bauern. Als der harte Herr dieses Bauern ihn einmal zwang, ein steinhartes Feld zu ackern, that es für ihn ein Engel mit einem Gespann schneeweisser Rinder. *Acta SS.* 15. Mai. Der heilige Ecianus pflügte mit Hirschen, der h. Jacobus von Tarentaise mit einem Bären, der h. Kentigern spannte einen Wolf und einen Hirsch zugleich an seinen Pflug. — Eine glühende Pflugschaar ist Attribut der heiligen Kunigunde, weil sie zum Beweis ihrer Keuschheit die Feuerprobe bestand.

Pharao,

der mächtige Aegypterkönig, ist im alten Testament Personification der Staatsgewalt gegenüber der von Gott geheiligten Gemeinde, und des Heidenthums gegenüber dem reinen

Glauben, also auch für die Christen Vorbild der weltlichen Macht in ihrer kirchenfeindlichen Tendenz. In den römischen Katakomben findet sich ein altchristliches Bild, auf welchem der Untergang Pharao's im rothen Meere dem Einzug des Heilands in Jerusalem gegenübergestellt ist. *Bottari* I. *tav.* 40. Da es ein Grabbild ist, scheint der Gegensatz von Hölle und Himmel gemeint zu seyn, wenigstens von Zeitlichkeit und Ewigkeit. Die weltliche Macht geht mit der Zeit unter, die göttliche währt ewig.

Pharisäer

und Schriftgelehrte sind als alttestamentalische Vorbilder der Bureaukraten, Gelehrten, Schulmänner und Literaten zu betrachten, die heute noch neben der Kirche das grosse Wort führen und den Menschensohn hassen oder verachten, die mit der weltlichen Macht, mit dem weltlichen Gesetz, mit dem weltlichen Wissen dem göttlichen trotzen. Der pharisäische Dünkel wurzelte hauptsächlich 1) in der zähen Nationalität, im Stockjudenthum, das nichts Neues, Fremdartiges, etwa gar vom Himmel Kommendes in seinem Bereich dulden will; 2) in dem Herkommen und Gesetz, dessen privilegirte Wächter und Ausleger sie waren; 3) in der Schulweisheit, vermöge deren sie sich allen andern Wesen weit überlegen glaubten.

Christus trat schon als Kind mitten unter diese Herren im Tempel und — belehrte sie, die staunend dem göttlichen Knaben horchten. Darin liegt ausgesprochen, dass es zum Begreifen der höchsten Weisheit nicht grauhaariger Gelehrsamkeit, sondern nur eines kindlichen Sinnes bedarf. Schöner kann die ewige Weisheit nicht über die zeitliche triumphiren, als hier das Kind über die Greise.

Der Knabe Jesus unter den Schriftgelehrten im Tempel, ein berühmtes Bild von Leonardo da Vinci, erst vor Kurzem aus Rom nach London verkauft. Jesus erscheint auf demselben in höchster Milde und Schönheit den charaktervollen

und aufgeregten Köpfen der Alten gegenüber. Kunstblatt 1832, Nr. 66. Kugler, Mal. I. 162. Passavant, England S. 13. Ein anderes berühmtes Bild von Mazzolino in Berlin ist durch den Humor in den Pharisäerköpfen berühmt. Kugler, Berl. Mus. I. 75. Auf einem Bilde von Garofalo in Paris erscheint Jesus schon viel zu sehr zum Jüngling erwachsen. Auf einem von Landi (gest. von Persichini) ist die Scene wie ein Inquisitorium aufgefasst, die arglistigen Pharisäer stellen dem Knaben verfängliche Fragen. Auch das ist nicht die richtige Auffassung. Die Befangenheit und das giftige Aushorchen trat erst ein, als Christus schon erwachsen war. Dem Knaben gegenüber drückten sie mehr nur Verwunderung und Ueberraschung aus.

Später sind es hauptsächlich listige Ausforschungen und Unterstellungen, durch welche die Pharisäer den Heiland versuchen, ihr Müthchen an ihm kühlen, ihn *ad absurdam* führen oder dahin bringen wollen, dass er sich dem Gesetz und der weltlichen Gewalt gegenüber compromittire. Aber überall schreitet er siegreich durch ihre Spinnenweben hindurch. Nichts charakterisirt die Nichtigkeit des irdischen Wissens so tief, als diese Anmassung schwacher Menschen, den ewigen Geist, der sich ihnen offenbart, auf die Probe stellen zu wollen. Die berühmtesten dieser Proben, in denen die Pharisäer beschämt worden, sind der Zinsgroschen und die Ehebrecherin vor Christo. Vgl. diese Artikel.

Die Pharisäer stehen ferner in einem bedeutsamen Gegensatz zu den Zöllnern und Samaritern. Wie der Pharisäer der Vornehmste und Hochgeachtetste in Israel, so ist der Zöllner der Geringste und Verachtetste. Wie der Pharisäer der Inhaber der reinen Lehre, des reinen Gesetzes, der Gerechte schlechthin ist, so der Samariter der Abgefallene, der im Irrthum Befangene, der Häretiker. Nun zeigt aber die heilige Schrift in mehreren Beispielen, wie jene Zöllner und Samariter bessere Menschen sind als die Pharisäer, ein offenes Herz haben für das Rechte und Gute, mitleidig dem leidenden Nebenmenschen beispringen und trotz ihres geringen

Die k. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen ſtellt folgende ökonomiſche Preisaufgaben. Für den Julius 1839: Eine Beſchreibung und chemiſche Unterſuchung der Steinkohlenarten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebſt der Angabe ihres Verhaltens bei den verſchiedenen Anwendungen und der Beſtimmung ihres Effects im Verhältniß zu andern Brennmaterialien. Die Societät erwartet, daß bei Löſung dieſer Aufgabe die neuern Arbeiten über foſſile Brennmaterialien, namentlich die von Karſten und Berthier berückſichtigt werden. — Für den November 1839: Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in größerer Ausdehnung getrieben wird, ſo iſt doch dieſer Kulturzweig im Ganzen zu wenig berückſichtigt, und noch ſehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch iſt man da, wo der Hanfbau im Hannoverſchen ſtatt findet, ſowohl hinſichtlich der Kultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungsarbeiten im Vergleich mit einigen andern Ländern, z. B. mit Flandern, dem ſüdweſtlichen Deutſchland, dem Elſaß zurück. Um nun die Aufmerkſamkeit auf jenen nützlichen Kulturzweig mehr zu lenken, verlangt die k. Societät eine gründliche Unterſuchung, auf welche Weiſe der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berückſichtigung der in andern Ländern üblichen Verfahrungsarten weſentlich zu verbeſſern ſeyn dürfte. — Für den Jul. 1840: Obgleich Joh. Beckmann u. A. einzelne ſchätzbare Materialien zu einer Geſchichte des Kartoffelbaus in Europa geliefert haben, ſo iſt dieſer Gegenſtand bis jetzt doch noch nicht vollſtändig bearbeitet worden; ſo wie es auch noch an einer genügenden Unterſuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieſes hochwichtigen Kulturzweigs in der Landwirthſchaft überhaupt herbeigeführt hat. Die Societät verlangt daher eine möglichſt vollſtändige Geſchichte der Einführung des Kartoffelbaues in den europäiſchen Ländern, nebſt einer Darſtellung des Einfluſſes, den die Verbreitung dieſes Kulturzweiges auf die Landwirthſchaft in Europa gehabt hat. — Preis für jede Aufgabe 12 Dukaten, der Termin für die auf den Julius ausgeſetzten der Ausgang Mais, für die auf den November, das Ende des September.

Die in den Götting. gel. Anz. 1836, Nr. 109 von einem Freunde der Wiſſenſchaft zum Preiſe von 100 Dukaten geſtellte Frage: „Welches philoſophiſche Wechſelverhältniß findet zwiſchen den einzelnen Beſtandtheilen des Bluts überhaupt ſtatt?“ iſt wegen mangelhafter Beantwortung von Neuem aufgegeben, und der 1. März 1839 als äußerſter Einſendungstermin feſtgeſtellt. Zugleich ſind von demſelben Manne zwei neue Preiſe, je zu 30 Piſtolen, ausgeſetzt: 1) für eine auf genaue und quantitative Verſuche begründete Erforſchung a) der zuerſt von Eberle beobachteten oder chymiſirenden Wirkung, welche die Schleimhaut des Magens bei Gegenwart einer Säure auf die Nahrungsmittel ausübt; b) der Wirkungsweiſe des Lab bei Gerinnung der Milch. 2) Für eine auf genaue Verſuche ſich ſtützende Beantwortung der Frage: ob die ſogenannten unorganiſchen Elemente, Kalium, Eiſen, Silicium u. ſ. w. auch dann in den Pflanzen ſich finden, wenn ſie denſelben nach Außen nicht dargeboten werden, und ob jene Elemente ſo weſentliche Beſtandtheile des vegetabiliſchen Organismus ſind, daß dieſer ſie zu ſeiner vollſtändigen Ausbildung durchaus bedarf. Die Concurrenzſchriften zu dieſen zwei Preiſen müſſen bis zum 1. Jan. 1840 an einen der Profeſſoren Bartling, Berthold oder Wöhler in Göttingen eingeſandt ſeyn.

Die F. Jablonowskiſche Geſellſchaft in Leipzig hat für die Jahre 1838, 1839 und 1840 folgende theils wiederholte, theils neue Preisfragen geſtellt;

1) Hiſtoriſche Frage, für 1838. Es ſoll unterſucht und beſchrieben werden, welches der politiſche Zuſtand der Städte in Polen zu Ende des 15ten Jahrhunderts geweſen ſey, wobei insbeſondere die Beantwortung der Frage gewünſcht wird, ob und wie weit einige Städte, es ſey nun durch das Herkommen oder durch Privilegien, von den Reichsſtänden in den Genuß gleicher ſtaatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden ſind und an den Berathungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.

2) Außerordentliche, mit verdoppeltem Preiſe zu belohnende Aufgabe für 1838; Es iſt darzuthun, was für Veränderungen der polniſchen Reichsverſammlungen unter den Königen aus Jagelloniſchem Stamme ſtatt gefunden haben, und zwar ſo, daß auf die Einrichtungen und Geſetze des Staats Rückſicht genommen werde.

3) Für 1839: Es werde auseinander geſetzt, welche deutſche Einrichtungen in demjenigen Theile Pommerns, der im Jahr 1319 der Herrſchaft des deutſchen Ordens unterworfen ward.

Bildungsgrades die himmlische Offenbarung früher erkennen, als die stolzen Pharisäer, deren Herz sich gegen die Leiden des Nebenmenschen, wie gegen das Heil von oben verstockt. Man pflegt daher zu sagen, die Pharisäer haben das Gesetz ohne die Liebe, den Buchstaben ohne den Geist; sie halten die vorgeschriebenen Ceremonien ein, aber nicht die höhere sittliche Pflicht.

Wenn man in neuerer Zeit gern die Pharisäer als heuchlerische Pfaffen und Scheinheilige hat charakterisiren wollen, so entspricht das nicht ihrem ursprünglichen Begriff in der heiligen Schrift; denn in dieser vertreten sie vielmehr die Classe im alten Jerusalem, die wir heutzutage die Bureaukratie, die Juristen und die Schulmänner nennen würden.

St. Philippus,

der Apostel, dessen Attribut auf Kirchenbildern der lange Kreuzstab ist, um ihn als wandernden Bekehrer zu bezeichnen. Am häufigsten aber malte man ihn in der Handlung begriffen, die Apostelgeschichte 8, 38. aufgezeichnet ist, indem er nämlich den schwarzen Kämmerling tauft. Die Quelle, an der es geschah, wird noch im Morgenlande gezeigt. Pococke II. 68. An derselben Stelle sollen Weintrauben ohne Kern gewachsen seyn, mit Beziehung auf den Eunuchenstand des getauften Mohren. *Nieremberg, hist. nat.* 473. Weil der Tag des Apostels der 1. Mai ist, hat die gelehrte Paganomanie, die alles Christliche auf heidnischen Mythus zurückführen möchte, in dem Mohren das schwarze Erdreich und in dem Täufer den Frühlingsregen wiedererkennen wollen.

Phönix,

Sinnbild des auferstandenen Heilands. Schon die heidnischen Griechen und Römer hegten eine grosse Verehrung gegen den fabelhaften Vogel Phönix, verglichen ihn aber mit der sich ewig neugebärenden Zeit, sofern sie glaubten, der Vogel

verbrenne sich, wenn er alt werde, in seinem eigenen Neste und werde dadurch wieder jung und schöner, als vorher. Herodot II. 73. fand die Kunde von ihm zuerst in Aegypten. Dahin komme der Vogel alle fünfhundert Jahre einmal aus Arabien, sey gross wie ein Adler, aber purpurfarben und golden, und bringe seinen Vater in den Sonnentempel, um ihn hier in Myrrhen zu bestatten. Des Selbstverbrennens und Verjüngens gedenkt erst Plinius, Naturgeschichte X. 2. Hier wird der alte Phönix nicht mehr in Myrrhen einbalsamirt und begraben, sondern macht sich ein Nest aus Wohlgerüchen und verbrennt sich. Die Fabel wird nun oft von alten Autoren wiederholt, worüber man die Schrift Feiners „vom Phönix", München 1850, und Pipers christl. Myth. I. 446 f. nachlesen kann. Begreiflicherweise eignete sich der sich selbst opfernde und verjüngende Purpurvogel auf's Trefflichste zu einem Sinnbild des sich für die Menschheit opfernden und auferstehenden Heilands. Er wurde daher schon in den ersten Jahrhunderten der Christenheit in diesem Sinne aufgefasst, und Epiphanius (*Ancorat. c.* 85. II. 89.) lässt den Phönix nach drei Tagen aus der Asche des Nestes wiedererstehen, wie Christum am dritten Tage aus dem Grabe. Seitdem wird die Vergleichung von vielen Kirchenvätern und christlichen Dichtern wiederholt. Sonderlich besitzen wir noch ein lateinisches Gedicht *de phoenice* von Lactantius, wonach im Phönix das Mysterium der Zeugung des Sohnes durch den Vater, der doch im Sohne er selbst bleibt, personificirt wird.

At fortunatae sortis filique volucrem,
Cui de se nasci praestitit ipse Deus.
Foemina sit, vel mas, seu neutrum, seu sit utrumque,
Felix, quae Veneris foedera nulla colit.
Mors illi Venus est: suis est in morte voluptas;
Ut possit nasci, haec appetit ante mori.
Ipsa sibi proles, suus est pater et suus haeres,
Nutrix ipsa sui, semper alumna sibi.

Mit dem aus Weihrauch und Myrrhen gebildeten edeln Neste, in dessen reinen Flammen der Phönix verjüngt wird,

wurde folgerecht Maria verglichen. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, herausg. von Grimm s. XXXIV und 12. Vgl. auch Sepp, Heidenthum I. 288.

Im Griechischen hat der Palmbaum und der Vogel Phönix denselben Namen φοῖνιξ, woher auch der des Landes Phönizien kommt. Der Palmbaum legt alle Monate ein Blatt ab und ersetzt es durch ein neues. Auch fabelte man, er verjünge sich aus seiner Asche. Zugleich ist er Baum des Sieges und in vielen andern Beziehungen ein Sinnbild Christi. Vgl. den Artikel Palme. Daher findet man diesen Baum und Vogel in den altchristlichen Grabbildern und Sarkophagen mit einander verbunden, mit Bezug auf Psalm 92, 13: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum (oder Phönix).“ Vgl. Piper, christl. Myth. I. 459 f., wo Alles über jene alten Bildwerke gesammelt ist. Auf einem vatikanischen Sarkophage steht Christus zwischen zwei Palmbäumen und auf dem Wipfel des einen sitzt der Vogel Phönix. *Aringhi* I. 295. *Bosio* p. 63. *Bottari* I. *tav.* 22. Eben so auf alten Mosaiken in Rom. *Ciampini* II. 61. 147. Auf Gräbern soll der Phönix den begrabenen Christen das ewige Leben verheissen, was sie durch Christo gewonnen haben.

In der spätern kirchlichen Kunst seit dem 13ten Jahrhundert findet man den Phönix nicht mehr mit Palmen, desto öfter aber mit dem Pelikan verbunden. Hier bedeutet dann der Phönix eben so ausschliesslich die Auferstehung, wie der Pelikan den Opfertod. Vgl. Piper a. a. O. 463, wo der einschlagenden Bildwerke an den Portalen der Lorenzkirche in Nürnberg, des Magdeburger Doms etc. gedacht ist. Oefters befindet sich zwischen dem Phönix und Pelikan ein Löwe in der Mitte, von dem Piper keine andere Erklärung gibt, als S. 466: „Der Löwe des Abgrunds, der einen Menschen zerreisst.“ So nämlich sah er ihn selbst an der „wiederhergestellten“ Kathedrale zu Lund, und sofern der Löwe hier einem Christusbilde gegenübersteht, mag er auch das Abgründliche bedeuten. In andern Fällen jedoch ist unter dem Löwen, der zwischen dem Phönix und Pelikan steht, ohne

Zweifel der Löwe Simsons gemeint. So wenigstens steht er deutlich zwischen beiden an der Kirche zu Caen. *Twining, symbols, pl.* 21.

Vom Chol, einem sagenhaften Vogel der Juden, heisst es: Als Adam und Eva vom verbotenen Apfelbaume gegessen, thaten alle Thiere das Gleiche und wurden dadurch böse und sterblich, wie die Menschen; nur der Vogel Chol ass nicht mit und blieb daher unsterblich. Eisenmenger I. 371. 829. Kraft, jüd. Sagen S. 11. — Eine andere jüdische Sage vom Phönix (in Herders Werken zur schönen Lit. und Kunst IX. S. 25): „In Mitte des Paradieses standen die wunderbarsten Bäume der Welt, der Baum der Erkenntniss und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen war den Menschen erlaubt; von jenem zu kosten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals noch der König des ganzen gefiederten Reichs, er nur nistete in diesen Zweigen und ass von ihnen unsterbliche Götterspeise. Als Eva lüstern zum Baum der Erkenntniss trat und kosten wollte, da war's, als furchtbar auf dem Baum der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob und also sprach: „Betrogene, wo irrest du hin? was zu erblicken öffnest du die Augen? Dich nackt zu sehen, wirst du weise; dich arm zu fühlen, willst du Göttin werden!" — Aber Eva's Blick hing an der täuschenden Frucht und am listigen Verführer; sie übertrat des Herrn Gebot, und hörte des weissagenden Vogels Stimme nicht. Als über alle Geschöpfe des Paradieses der Tod kam, sonderte Gott den treuen Vogel aus, fortan auf ewige Zeit ein Zeuge der Wahrheit. Zwar musste auch er mit allen Lebendigen den Sitz der Unschuld räumen; König der Vögel, die jetzt einander bekriegten, wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen, ruhigen Thron nahm ein Raubvogel ein, der blutgierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren giftigen Erdenluft anders nicht als durch Verwandlung werden. Aber durch eine Verwandlung, die nach Jahrhunderten erst, und schnell und herrlich dann ihn wieder verjüngt. Wenn seine

Stunde nahet, ist ihm vergönnt, in's Paradies zu fliegen; vom Baum des Lebens und vom Erkenntnissbaum bricht er sich dort die dürren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück, und trauert um das Paradies; der schöne, einzige, selten gesehene, noch seltener befolgte Vogel unsterblicher Wahrheit."

Pilatus,

der berühmte römische Statthalter in Jerusalem, der bei völliger Gleichgültigkeit gegen die Händel, welche die Juden unter sich hatten, und trotz der Ueberzeugung, dass Christus unschuldig sey, denselben doch aus politischen Rücksichten dem Hasse des jüdischen Volkes aufopferte und kreuzigen liess. Das Vorbild aller weltlichen Herren, die sich indifferent gegen das Heilige verhalten. Die christliche Legende von Pilatus erhielt eine dreifache Ausbildung, indem sie zuerst von Römern, dann von Galliern, endlich von Deutschen aufgenommen wurde. Vgl. Mone, Anzeiger 1835, S. 421. 1838, S. 526.

Was zuerst die biblische Auffassung betrifft, so ist der Contrast des gefangenen Erlösers vor dem weltklugen Römer von hoher Schönheit. Dem Stellvertreter der römischen Weltherrschaft gegenüber sagt Christus auf die Frage, ob er der Juden König sey: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ev. Joh. 18, 26 f. Nach den andern Evangelien spricht Christus: „Ich bin in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit zeugen soll." Da fragt Pilatus blasirt: „Was ist Wahrheit?" — aber der Sinn ist derselbe. Pilatus erkennt seine Unschuld und Reinheit, will die Verantwortung seiner Hinopferung nicht übernehmen, mag aber auch die Juden nicht allzusehr reizen und überlässt daher ihnen selbst die Sache in der Art, dass er, indem er der Ostersitte gemäss, an der ein Verbrecher begnadet zu werden pflegt, ihnen die Wahl zwischen

Christus und dem Mörder Barabbas lässt, welchen sie sich freibitten wollen. Zugleich wäscht er sich die Hände, d. h. sagt sich sinnbildlich von aller Schuld frei, wenn sie Christum nicht wählen, Matth. 27, 24. Dass Pilatus den Juden nachgegeben, wurde ihm durch die treue Anhänglichkeit belohnt, die ihm Herodes seitdem widmete, da sie vorher Feinde gewesen waren. Lucas 23, 12. Pilatus wollte jeden Anlass vermeiden, die ohnehin zu Empörungen geneigte jüdische Provinz aufzustacheln. Als ihr Statthalter hatte er das Interesse, die Ruhe zu erhalten. — Matth. 27, 19. ist der Frau des Pilatus gedacht, die ihn bat, er solle Christum schonen, weil sie im Traume seinetwegen geplagt und gewarnt worden sey. Diese Frau heisst bei Nicephorus I. 30. und im Evangelium Nicodemi 2. Procla oder Claudia Procula.

Die sogenannte *acta Pilati* oder die Protokolle des Verhörs Christi vor Pilatus bilden den ersten Theil des apokryphischen Evangeliums Nicodemi, und sind schon sehr alt, schon von Eusebius (Kirchengesch. I. 9.) als falsch erkannt. Als poetisch ist darin zu bemerken, dass wie Christus zu Pilatus eintritt, alle Bilder auf den Fahnen sich vor ihm neigen. Im Uebrigen enthalten die Acten nur eine langweilige Paraphrase des Evangeliums Johannis und eckelhafte Zänkereien der Juden über die angeblich uneheliche Abstammung Christi. Vgl. Borberg, Apokryphen I. 287. Winer, bibl. Realwörterbuch s. v. Pilatus.

In der spätern Legende ist der Gedanke durchgeführt, dass sich indifferent gegen das Heilige verhalten, schlimmer sey, als es offen anfeinden. Die kalte Weltklugheit, die ein vorübergehendes zeitliches Interesse wichtiger nimmt, als das ewige Heil, kann nicht stark genug verdammt werden. Der unbarmherzige Tyrann Herodes, der grausame Mörder der unschuldigen Kindlein, ist daher dem wahren Christen nicht so verdammlich und verhasst, wie der glatte, kühle Diplomat Pilatus.

Das schwedische Volksbuch von Judas Ischarioth, welches in Hagens Germania VI. 144 f. mitgetheilt ist, enthält

Folgendes: In der Nacht, in welcher Judas erzeugt wurde, hatte Liboria, seine Mutter, so ängstliche Träume und eine solche Furcht befiel sie, dass sie zu ihrem Manne Ruben sagte, wenn sie einen Sohn bekäme, würde sie ihr ganzes Leben lang traurig bleiben. Er wollte es ihr ausreden; als sie aber wirklich den Judas gebar, entsetzte sich auch der Vater selbst vor seinem Anblick. Beide Eltern beschlossen, dieses schreckliche Kind von sich zu thun, und setzten es in einem kleinen Kasten in's Wasser. Es schwamm zur Insel Scharioth. Hier fand es die Königin, die längst sich ein Kind gewünscht hatte, gab es für das ihrige aus und erzog es fürstlich. Nachher bekam sie selbst noch einen Sohn und bereute bitterlich, den Judas angenommen zu haben, denn dieser plagte ihren eigenen Sohn auf alle Art, und als sie ihm einmal im Zorne sagte, dass er nicht ihr Sohn, sondern nur ein Findelkind sey, brach die ganze Teufelsgewalt in ihm hervor und er erschlug den Sohn der Königin. Darauf entfloh er und nahm Dienste beim Pilatus. Da sah Pilatus einmal reife Aepfel in Rubens Garten und wünschte davon. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel und schlug seinen Vater, der es wehren wollte, todt, nahm aber nachher seine eigne Mutter zur Frau. Als beide erkannten, wer sie seyen, rieth die fromme Mutter dem gottlosen Sohne, sich um Trost an Jesum zu wenden, der damals aufgetreten war, und so wurde Judas Jesu Jünger, um ihn zu verrathen. Das Uebrige nach der heiligen Schrift.

Pater Abraham a St. Clara hat in seinem humoristischen Werke über „Judas den Erzschelm" diese Legende benutzt. Sie findet sich auch in einem lateinischen Gedicht des Mittelalters, abgedruckt in Mone's Anz. VII. 532. Hier heisst die Mutter Cyborra.

Schon sehr früh bildete sich die Sage aus, Pilatus habe sich aus Verzweiflung selbst umgebracht. *Euseb.* II. 7. *Orosius hist.* VII. 5. *Freculfi chron.* II. 1. 12. Vgl. Mone, Anzeiger 1835, S. 422. Wie die Sage nach Gallien hinübergeleitet wird, zeigt am besten das *chron. S. Aegidii* in *Leibnit.*

script. rer. Brunsv. III. Hier heisst es, Pilatus sey zu Rom von Kaiser Caligula bedroht und bedrängt worden, habe sich deshalb umgebracht und der Kaiser habe seine Leiche in die Tiber werfen lassen, aber die bösen Geister hätten seine Leiche besessen und im Tiber Ueberschwemmungen und Ungewitter erregt, bis man die Leiche wieder herausgenommen und in die Rhone gebracht habe bei Vienne; als sie aber auch hier Sturm und Ungewitter erregte, habe man sie in die Alpen in irgend einen tiefen Brunnen versenkt. Vgl. Döbeneck, Volksglauben II. 117. Dagegen die Lokalsage von Vienne (Mylius, Reise I. 2. 257.) bemerkt, Caligula habe den Pilatus in einen Thurm gesperrt, in dem er sich gehenkt habe. Der Thurm heisst Pilatusthurm und steht noch. Die Sage von der Tiber wiederholt sich in einer alten Freiburger Handschrift. Mone, Schauspiel des Mittelalters I. 59.

Von Gallien verbreitete sich die Sage nach der deutschen Schweiz. Jener Brunnen in den Alpen, wohin die Leiche von Vienne aus versenkt wurde, ist der See auf dem Pilatusberge bei Luzern. Wenn man etwas in diesen See wirft, soll er aufbrausen und ein Ungewitter erzeugen, immer noch die alte Eigenschaft der Leiche, wie im Tiber und Rhone. An den Felsen umher zeigt man Spuren der Teufelsklauen, indem die Teufel des Pilatus Leiche jährlich am Charfreitage in eisernen Ketten aus dem See herausschleppen und auf einen Thron setzen, auf dem er sich die Hände wäscht. *Conr. Gesneri descr. montis Pilati.* Zürich 1555. *Kircheri mundus subterr.* VIII. 4. 2. *Kornmann, mons Veneris* 394. *Nieremberg, hist. nat.* 432. Berckenmeyer, Antiquit. I. 317. Dass man gerade diesen Berg auswählte, hat einen etymologischen Grund, der Berg heisst *pileatus* wegen des Nebelhutes, den er zu tragen pflegt. — In einer Romanze von Reithart in den Alpenrosen 1832, S. 320, wird auf eine sehr empfindsame Weise die Seele des armen Pilatus aus dem wüsten Bergsee befreit und steigt zu den Seligen empor; durchaus sagenwidrig.

Man hat eine in lateinischen Hexametern geschriebene

Legende von Pilatus, die auch im 13ten Jahrhundert in altdeutsche Verse gebracht wurde, jedoch in dieser Form nicht vollendet auf uns gekommen ist. Vgl. Mone, Anzeiger 1835, S. 424. Vilmar, Nationallit. S. 208. Dieselbe Legende steht auch im altdeutschen Passional (herausg. von Hahn 1845, S. 81). Nach dieser Legende war Pilatus von dem deutschen König Atus mit der Pila, Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers, gezeugt, brachte aber nachher den rechtmässigen Sohn des Königs, seinen Bruder, um, und wurde von seinem Vater nach Rom geschickt als Geissel. Auch hier lud er Blutschuld auf sich und wurde nach dem Pontus geschickt, die dortigen Barbaren zu bezwingen, daher er Pontius zubenannt wurde. Als er sich hier durch Tapferkeit und Grausamkeit ausgezeichnet, schickte man ihn in's heilige Land, die Juden im Zaume zu halten. Hier nun ward er Schuld am Tode des Erlösers, was ihn nachher so reute, dass er, nach Rom zurückgekehrt, sein Leben freiwillig im Tiber endete. Aber sein Geist fand keine Ruhe und erregte im Fluss solche Ueberschwemmungen, dass man den Leichnam aufsuchte und aus dem Tiber über Meer in die Rhone führte. Nun tumultuirte er aber dermassen auch in der Rhone, dass man sich endlich entschloss, ihn in einen tiefen See in den Alpen auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust und böse Wetter erregt.

Zu der Annahme, er sey aus Deutschland gekommen, gab der Söldnerdienst der Germanen in den römischen Legionen Veranlassung, zumal da die in Jerusalem stationirte Legion wahrscheinlich Deutsche unter sich zählte. Daher auch die mancherlei Spottreden über die Westphalen, die eigentlich Christum sollen gekreuzigt haben.

Die abyssinischen Christen haben den Pilatus als Heiligen in ihrem Kalender (19. Juni), weil sie seine Unschuld am Tode Jesu voraussetzen. Harris Schoa II. 107.

Christus vor Pilatus, gemalt von Tintoretto in Venedig. Ein berühmtes Bild von Schiavone ist gestochen von Groensvelt

und Henriquez (Waagen, England I. 325. 509. Passavant, England 275.). Ein Bild von Holbein d. Aelt. in der Pinakothek in München, von Quintin Messis in Antwerpen. Das Bild von Rembrandt ist seiner erstaunlichen Hässlichkeit wegen berühmt (im Pallast Esterhazy in Wien. Kugler, Mal. II. 180.). Ein Bild von Honthorst in Lucca, von Smirke (Fiorillo V. 795.). Ein grosses Bild von Hensel (Kunstbl. 1835, S. 18).

Das poetische Motiv sollte in diesen Bildern immer seyn der Contrast des himmlischen Reichs in Christo mit dem von Pilatus vertretenen römischen Weltreich.

Pilger.

Pilgerstab und Muscheln am breiten Hut nebst Kürbisflasche kennzeichnen die heiligen Pilger. Allen andern steht voran der heilige Apostel Jakobus der Aeltere. Zu den berühmtesten und kirchlich am meisten gefeierten sodann der heilige Rochus, zugleich Patron der Pestkranken, da die Pilger zum heiligen Grabe häufig von der Pest befallen worden, auch der h. Sebaldus, Gallus, Maternus, die h. Brigitte von Schweden. — Weil der Erzengel Raphael mit Tobias wanderte, kommen auch ihm die Pilgerattribute zu, eigenthümlich verbunden mit den Engelflügeln.

Pieta

(*pietas*), der italienische Kunstausdruck für Bilder, welche den Leichnam des Heilands gewöhnlich auf dem Schoosse seiner Mutter liegend, seltener auch auf dem Schoosse Gott des Vaters oder allein von Engeln beweint darstellen. Wie der Name sagt, wird hier das tiefste Mitleid, der herbste Schmerz über den Tod des Heilands ausgedrückt, soll der Beschauer zur thränenreichsten Andacht gerührt werden. Solche Bilder sind in Menge und von den berühmtesten Meistern gemalt worden.

Ueber die Leiche des Heilands ist schon in den Artikeln

während der nächſtfolgenden 150 Jahre beſtanden, und welche Veränderungen ſie bis zum Jahr 1773 erlitten haben, nachdem jene Gegend 1644 an Polen gekommen war.

4) Für 1840: Es iſt darzuthun, von welcher Art das Benehmen und Treiben der Jeſuiten in Polen von der Regierung Heinrichs von Valois (Anjou) bis zum Jahr 1764 geweſen, und wie Stand und Recht der ſogenannten Diſſidenten auf ihren Betrieb zu Grunde gerichtet worden iſt.

5) Phyſikaliſch-mathematiſche Fragen für 1838: Neuerdings hat Dove die Windverhältniſſe der nicht tropiſchen Zonen auf dieſelben phyſikaliſchen Grundbeſtimmungen zurückzuführen geſucht, auf welche Halley die nach ihm benannte Theorie der Paſſate gründete. Nach ihm ſoll ſich in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone der Wind im Mittel im Sinne S. W. N. O. S. durch die Windroſe drehen, in der ſüdlichen im entgegengeſetzten Sinne S. O. N. W. S. Als Folge dieſes Drehungsgeſetzes in Verbindung mit der mittleren Vertheilung des Druckes der Luft und der Temperatur in der Windroſe ergeben ſich für die Veränderungen des Barometers und Thermometers beſtimmte Regeln, welche der genannte Phyſiker in Poggendorffs Annalen XXXIV, 321 ff. mitgetheilt hat. Da nun dieſe Regeln zwar für die nördliche Halbkugel durch Berechnung der Beobachtungen von Paris, London und Danzig beſtätigt ſind, für die ſüdliche Halbkugel aber noch der Beſtätigung durch Rechnung ermangeln, auch in der nördlichen Halbkugel eine Vergleichung von Orten von größerem Längenunterſchied wünſchenswerth erſcheint, ſo ladet die Geſellſchaft zur Prüfung dieſer Regeln ein, und zwar 1) durch Berechnung der mittlern Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der nördlichen Halbkugel, wo möglich in Nordamerika oder in Rußland; 2) durch Berechnungen der mittleren Barometer- und Thermometerveränderungen eines Orts der gemäßigten Zone der ſüdlichen Halbkugel. In Ermanglung eines Beobachtungs-Journals aus der ſüdlichen Halbkugel wünſcht die Geſellſchaft eine möglichſt vollſtändige Benützung der Schiffsjournale.

6) Für 1839: Beſſel hat zuerſt gefunden (Königsberger Beobachtungen, Abth. VIII, S. 1), daß zwei Beobachter den Antritt eines und deſſelben Sterns an den Faden des Mittagsfernrohrs nicht genau zu derſelben Zeit notiren, daß dieſe Verſchiedenheit bei plötzlich eintretenden Erſcheinungen geringer iſt, und daß ſie ſich nicht nur mit den Perſonen, ſondern auch mit der Zeit ändert. Welcher Regel iſt dieſe Aenderung unterworfen? Hängt ſie mit phyſiologiſchen Eigenſchaften der Beobachter, z. B. der Schnelligkeit des Pulſes, zuſammen? Nahe verwandt mit dieſer Frage iſt die nach der Größe des Fehlers, dem man bei Beobachtung des Uhrpendelſchlags durch das Gehör ausgeſetzt iſt, eine Frage, die durch Abzählung der Gehörcoincidenzen zweier Pendel von bekanntem Gange beantwortet werden zu können ſcheint. Endlich wäre es ſehr wünſchenswerth, wenn hieran eine Unterſuchung über die Perſonaldifferenzen, die mit dem Gebrauche der Tertienuhren verbunden ſind, geknüpft würde.

7) Für 1840: Die großen Bereicherungen, die in unſerer Zeit die Geometrie vorzüglich durch die Bemühungen deutſcher und franzöſiſcher Mathematiker erhalten hat, veranlaſſen zu der Frage, wie viel hiervon in die Elemente aufgenommen werden kann oder muß, und ob dieſes ſich ohne Verletzung der ſyſtematiſchen Form der bisherigen Elementarlehren als bloßer Zuwachs beifügen läßt, oder ob die Berückſichtigung der neuen Methoden eine gänzliche Umgeſtaltung des Gebäudes der euklidiſchen Geometrie nothwendig macht, und worin dann dieſe Umgeſtaltung beſtehen ſoll?

8) Oeconomiſche Fragen. Für 1839. Da in neuerer Zeit die Preiſe des Zinns und des Bleis ſo gedrückt ſind, daß dadurch dem vaterländiſchen Bergbau und Hüttenweſen erheblicher Nachtheil und Hinderung erwachſen iſt, ſo ſtellt die Geſellſchaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwieſene Arten der Anwendung des Zinns und des Bleis läßt ſich der Verbrauch dieſer Metalle ſo ſteigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen und deshalb der Preis derſelben ſo viel höher ſeyn müſſe, als nöthig iſt, um Gruben- und Hüttenbetrieb lohnender, als ſeither zu machen?

9) Für 1839. In Erwägung, welche glückliche Erfolge in verſchiedenen Ländern ehemals das Landesbewäſſerungsſyſtem gehabt hat und jetzt noch hat, bot ſich unſerer Geſellſchaft die Bemerkung dar, daß jene künſtliche Bewäſſerungsart in dem ſächſiſchen Obererzgebirge und in dem ſächſiſchen Vogtlande nicht ſo eifrig angewendet werde, als die günſtige Thalbildung des Landes ſolche Unternehmungen zu erleichtern und die Wieſenkultur zum Vortheile des Futterbaues und der Viehwirthſchaft es zu erfordern ſcheinen. Die Geſellſchaft hält es daher

Christus, Kreuzigung und Leichnam gesprochen worden. Viele Maler haben die schwere Aufgabe, die Spur des göttlichen Geistes und Lebens im gestorbenen Menschenleibe zu zeigen, zu lösen mit mehr oder minder Glück versucht, andere sich dagegen mehr die Aufgabe gestellt, nur eine seltene Kunstfertigkeit zu zeigen, z. B. die grösste Naturtreue in der Anatomie des todten Leibes, die abschreckendste Wahrheit in der Auffassung des Todes, oder die Meisterschaft des Pinsels in der Darstellung des Leichnams in schiefer Lage und in der Verkürzung. Das Alles ist Missbrauch. Ein echtes Kirchenbild darf nie auf solche Effecte ausgehen, sondern muss den todten Heiland in einfach natürlicher Lage, in möglichster Ruhe, in heiligem Schlummer darstellen. Alles, was zu gewaltsam, zu menschlich gemein dabei wäre, würde den heiligen Eindruck schwächen oder stören.

Die schmerzenreiche Mutter, die den Sohn todt auf dem Schoosse hält, wird am besten ganz in seinen Anblick und in ihren Schmerz versunken aufgefasst, in tiefster Trauer weinend. Aber ihr Schmerz darf nicht gemein werden, muss immer eine heilige Würde behaupten. Weniger zu empfehlen ist der hoffnungsreiche, wohl gar stolze Aufblick der Mutter, indem sie sich über das Opfer durch den hohen Preis desselben tröstet. Das Magnificat und der Siegesblick der thronenden Maria eignet sich nicht für Pieta-Bilder.

Zu vermeiden dürften auch die kleinern Zärtlichkeiten seyn, die man dem Leichnam erweist, z. B. das Ausziehen der Dornen aus dem Haar, die Küsse, die ihm von den Angehörigen oder von Engeln aufgedrückt werden. Die feierliche Ruhe des Bildes wird dadurch gestört.

Plagen.

Die zehn ägyptischen Plagen, womit Pharao und Aegyptenland heimgesucht werden, bis Moses mit den Kindern Israel frei entlassen wird (2. Mos. Kap. 8—11.), kehren wieder als letzte sieben allgemeine Schrecken und Verderbnisse

des Menschengeschlechts vor dem Weltende in der Offenbarung Johannis, Kap. 8. Die ägyptischen Plagen sind: 1) die Verwandlung des Wassers in Blut, 2) die Unzahl von Fröschen, 3) von Läusen, 4) von Ungeziefer, 5) das Viehsterben, 6) die Blattern, 7) Hagel, 8) Heuschreckenschwärme, 9) Verwandlung des Tages in Nacht, die sogenannte ägyptische Finsterniss, 10) Tod der Erstgeburt. — Die apokalyptischen sieben Plagen sind: 1) Verbrennung des dritten Theils der Erde, 2) Verwandlung des dritten Meertheils in Blut, 3) Verwandlung des dritten Wassertheils in tödtlich bittere Wermuth, 4) Verfinsterung des dritten Theils an Sonne, Mond und Sternen, 5) der Brunnen des Abgrunds, aus dem eine Wolke von Heuschrecken kommt, 6) die vier schrecklichen Reiter, welche Tod und Verderben unter die Menschen bringen (vgl. den Artikel Pferd), 7) der siebenköpfige Drache. Dem entspricht auch wieder das Ausgiessen der sieben Zornschalen durch die Racheengel im 16. Kapitel der Offenbarung Johannis. Sie giessen Pest, Blut, Feuer, Finsterniss, Dürre, Gewitter und Erdbeben aus.

Der Grundgedanke bleibt hier immer, dass die Menschen als höhere, von Gott geschaffene Wesen gleichwohl der Gewalt der niederen Natur, den nichtswürdigsten Thieren und rohesten Elementarmassen unterliegen müssen, weil sie durch eigene Verschuldung, durch ihre Sünde, durch freiwillige Verthierung und Verwilderung das höhere Recht mit der höheren Würde verloren haben. Sie werden nun durch dieselben Elemente, über die sie die Herrschaft hätten führen sollen, bestraft. Jene Plagen, unter denen sie erliegen, sind nichts anderes als eine grosse Revolution der Natur gegen den Menschen als unwürdigen Herrn der Natur.

Der heilige Augustinus, *serm.* 8. *de decem plagis*, bezog die zehn Plagen auf die zehn Gebote. Weil ihr Menschen die zehn Gebote Gottes nicht gehalten, darum sind jene zehn Plagen über euch gekommen.

Platane,

Attribut des heiligen Basiliscus, weil der Pfahl, an dem er angenagelt wurde, sobald das heilige Blut auf ihn träufelte, wieder zu grünen begann und ein grosser schöner Baum wurde. *Acta SS.* 3. März.

Predigt.

Der Heiland selbst ist der Logos, das Wort, das Evangelium eine Verkündigung des Wortes. Der Heiland selbst predigte, wie schon die Propheten ihn verkündet hatten und wie hinwiederum die Gabe der Predigt durch Ausgiessung des heiligen Geistes auf seine Jünger überging. Christus als Prediger auf dem Berge oder im Schiff vor der am Ufer versammelten Menge ist eine der Situationen, in der wir ihn uns am häufigsten vorzustellen gewohnt sind. Nach ihm schwebt der Apostel Paulus uns fast ausschliesslich als Prediger vor, so oft wir an ihn denken.

Das Sinnbild der Predigt ist die flammende Zunge. Vgl. d. Art. Pfingsten. Auch die Taube, weil diese den heiligen Geist bedeutet. Daher über Kanzeln so oft die Taube angebracht wird.

Die Entgeistung und Abgestorbenheit der griechischen Kirche bewährt sich hauptsächlich in der Abwesenheit wie im ausdrücklichen Verbot der Predigt. Das andere Extrem ist bei einigen aus dem Protestantismus hervorgegangenen Sekten die ausschliessliche Geltung der Predigt und die Concentration des Cultus in eitles und willkührliches Geschwätz, welches der Eine übt und die Andern anhören.

St. Romanus von Antiochia wurde unter Diocletian verfolgt und, nachdem man ihm die Zunge ausgeschnitten, erwürgt, 280, 18. November. Er predigte noch ohne Zunge, wie der lateinische Dichter Prudentius in seinem langen Hymnus auf ihn (*Fabricii thes.* p. 145.) sagt: *Christum*

loquenti nunquam lingua defuit. Der heilige Aigulf, Abt zu Lyron, wurde, nachdem sein Kloster von Mummolus ausgeplündert worden, gefangen mit den übrigen Mönchen auf ein Schiff gebracht, und fuhr noch fort, zu predigen, obgleich man ihm die Zunge ausgeschnitten hatte. Surius zum 3. September. — St. Raymundus nonnatus, der Ungeborne, weil er aus Mutterleib geschnitten war, predigte zu Algier den Christensklaven und suchte auch die Muselmänner zu bekehren. Da legte ihm der Dey spöttisch ein Schloss vor den Mund, aber Raymund predigte dennoch fort und wurde bald darauf ausgelöst. 31. August. Besungen von Böneke. St. Leodegar, Bischof von Autun, wurde von dem fränkischen Majordom Ebroin verfolgt, der ihm die Zunge ausschneiden und die Augen mit einem Bohrer ausziehen liess. Gleichwohl predigte Leodegar auch ohne Zunge noch fort. 2. October.

Beda von Rovigo, ein italienischer Heiliger des 9ten Jahrhunderts, predigte zuweilen allein, aber statt der Menschen kamen die Engel, ihm zuzuhören. Die Kirche verehrt ihn am 10. April. In Kosegartens Legenden kommt unter dem Namen „das Amen der Steine" ein Gedicht vor, in welchem der blinde Beda von einem ruchlosen Knaben angeblich an einen Ort geführt wird, wo viele Menschen auf ihn warten sollen, wo aber wirklich nur eine menschenleere Steinwüste ist. Da predigt der Heilige und die Steine rufen von allen Seiten Amen, auf dass erfüllt werde, was geschrieben steht: „Wenn die Menschen schweigen, werden die Steine reden."

St. David, Erzbischof von Meneve in Wallis, aus altwallisischem Königsgeschlecht entsprossen, wurde ein grosser Prediger. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging und einmal in eine Kirche trat, verstummte der Prediger, zum Zeichen, dass der Sohn, den sie gebären würde, alle Redner der Welt übertreffen sollte. Seine Beredsamkeit war nachher auch wirklich so gross, dass die Erde unter seinen Füssen sich hob und einen Hügel unter ihm bildete. Er starb 544. 1. März. — St. Vitus ist auf Kirchenbildern daran kenntlich, dass er, an der Folterleiter hängend, dennoch den Schmerz

überwindet und dem Volke mit feuriger Rede predigt. Petrus Gonzalez predigte unter einem heftigen Gewitter im Freien, aber die Stelle, wo er mit seiner kleinen Gemeinde stand, blieb sonnenhell und trocken. Als St. Angelus predigte, fielen ihm Rosen und Lilien aus dem Munde.

St. Chrysostomus hat den Namen von dem goldnen Munde, d. h. von seiner heiligen Beredsamkeit.

Einander entgegenstehende Bilder des christlichen Priesterthums sind: der Prediger in der Wüste, den Niemand hören will, und — der gottvergessene Priester, der aus Menschenfurcht schweigt, wo er reden sollte, und den das Sinnbild des „stummen Hundes" schändet.

Priester.

Die Priesterweihe ist voll Symbolik. Indem alle anwesenden Priester den zum Priester zu Weihenden die Hände auf das Haupt legen, bezeichnen sie ihn als ihren künftigen Bruder und theilen ihm gleichsam den Vorschmack dessen mit, was ihm schliesslich durch die Handauflegung des Bischofs zu Theil werden soll. Indem ferner der Bischof ihm zum erstenmal die Priestergewande reicht und vor Allem ihm die Stola kreuzweis über die Brust legt, schmückt er ihn nicht nur mit dem hohen Vorrecht, sondern beladet ihn auch mit der schweren Pflicht seines Amtes. Indem er ihm drittens die Hände mit Chrysam salbt, reinigt und weiht er dieselben zur Ertheilung der Sakramente. Indem er alsdann ihm das Brod und den Kelch überreicht, befähigt er ihn zum Sakrament des Altars, zum Opfer für die Lebendigen und die Todten. Hierauf folgt die Handauflegung des Bischofs auf das Haupt des neuen Priesters, wodurch ihm der heilige Geist mitgetheilt und seiner neuen Amtswürde und Gewalt das Siegel aufgedrückt wird. Zum Schluss gibt er ihm den Friedenskuss. Vgl. Rippel, Alterthum d. Cäremonien 236 f. Binterim, Denkw. I. 1. 471 f.

In der Priesterkleidung ist ebenfalls Alles mehr oder weniger symbolisch. Das priesterliche Urkleid ist offenbar die *alba* (das weisse Priesterhemd) mit langen und weiten Aermeln. Es erhebt den Priester über die bunte Gemeinde zu einem höheren Wesen gleich den Engeln und Seligen, die weisse Kleider tragen zum Zeichen ihrer Reinheit, als Kinder des Lichts. Schon in den ältesten Katakombenbildern finden wir dieses priesterliche Hemde. Das zweite Hauptkleid des Priesters ist sodann die *stola* (*orarium*), die sich über der Brust kreuzt und hinten über die Schulter fällt, bedeutend die Last des Kreuzes und das Joch des Herrn. Wenn die Alba den Priester als dem Lichtreich oben näher stehend bezeichnet, so verweist ihn die Stola dagegen auf seine schwere Pflicht auf Erden und mahnt ihn, das Kreuz zu tragen, wie Christus. Das dritte Hauptstück der Kleidung ist das *cingulum*, der Gürtel, das Sinnbild der Zucht, Keuschheit, Sittenstrenge und Ascese, so wie der heiligen Kraft im Widerstand gegen alle böse Verlockung. — Die übrigen Kleidungsstücke sind: *amictus* oder *humerale*, Umschlagetuch um die Schultern, Halskragen oder Kapuze; *planeta, penula, casulum, pallium*, der Mantel; das schwere Messgewand, bedeckt mit Stickereien, zuweilen mit Gold und Juwelen; *manipulus* oder *sudarium*, ein am linken Arm getragenes Tuch zum Abtrocknen; endlich die *dalmatica*, ein ärmelloses Hemde, das ursprünglich die Diaconen trugen, nachher aber kurze und weite Aermel erhielt und über der Alba getragen wird. — Dazu kommt noch die Tonsur, die an den Dornenkranz des Heilandes erinnern soll, und die Calotte, das Mützchen zu ihrer Bedeckung. Vgl. Binterim, Denkw. I. 200 f. Kreuser, Kirchenbau II. 147 f. Der lange, schwarze, zugeknöpfte Talar, die gewöhnliche Tracht der Priester im Privatleben, ist, wie auch das Barett oder der breite Hut, eine Auszeichnung des Standes ohne tiefere symbolische Bedeutung.

Propheten.

Prophet heisst wörtlich *interpres*, Dolmetscher, Verkündiger der göttlichen Befehle. Samuel hatte eine Schule derselben gegründet, Knaben wurden von Jugend auf zum Dienste Gottes erzogen, und unter ihnen wählte Gott sich aus, welchen er würdigen wollte, seine Befehle auszurichten. Aber auch ausserhalb dieser Schule suchte Gott seine Propheten, wie bisher. Amos z. B. war ein Hirt, und kein gelehrter Prophetenschüler.

Die Prophetenschule erscheint immer auf's Innigste verbunden mit dem Hohenpriesterthum, so oft das Priesterthum selbst seines Berufes sich bewusst ist, wie unter Samuel, Ahia, Jojada. Wo aber das Priesterthum gesunken ist und Baalsdienst herrscht, steht der Prophet allein. Ein Gegensatz zwischen Propheten und Priester, wie später zwischen Christus und Pharisäern, findet sich damals noch nicht. Der Prophet steht immer den Priestern zur Seite oder für dieselben einerseits dem fremden Baalsdienst, andrerseits den bösen Königen gegenüber.

Die Propheten stellen das Gewissen des Volkes dar, dem die Gebote Gottes dann am lebhaftesten vorschweben, wenn sie am frechsten übertreten werden. Wo Fürst, Volk und entartete Priester im Uebermuth des Glücks von Gott abfallen, oder in der Noth verzagen, da treten die Propheten auf und ermahnen hier zur Reue, Busse und Besserung, dort zur Fassung, zur frohen Hoffnung. Wie die Zunge an der Waage, zeigen sie das Rechte an, ob das Volk auf die Seite des Trotzes oder des Verzagens neige. Immer stellen sie das Gleichgewicht her.

Die Macht der Wahrheit, die sich in ihnen ausspricht, wird noch erhöht durch ihre persönliche Demuth und Bescheidenheit. In völliger Anspruchslosigkeit, ja mit Aufopferung sagen sie die Wahrheit, und setzen sich dadurch der Verfolgung, zuweilen sogar dem Tode aus.

Das Wunderbare aber an den Propheten ist ihre stete Hinweisung auf die Zukunft. Alle übereinstimmend verkündigen dem Volk Israel für seine Sünden die Gerichte Gottes, aber nach dieser Busse eine herrliche Wiedergeburt, den Sieg des Reiches Gottes und die Ausdehnung desselben über alle Völker auf Erden durch einen neuen König von Zion. Wie schon in den Büchern Mosis, der Richter und der Könige überall sich deutlich aussprach, dass Gott die Kinder Israel einem ihnen selbst verborgenen Ziele entgegenführe, und die Art, wie er ihre vorübergehenden älteren Generationen behandelte, sich nur durch diesen Hinblick auf die Zukunft erklären lässt, so verstärkt sich das Ahnungsvermögen der Propheten gleichsam in dem Maasse, in welchem sie dem Ziele näher rücken, und immer deutlicher und bestimmter wird der Messias verkündet, ja es werden die unzweideutigsten Kennzeichen desselben vorausgesagt. Er wird vom Stamme Davids seyn, er wird zu Bethlehem geboren werden, er wird einer Jungfrau Sohn seyn.

Den Propheten selbst war es mehr oder weniger unbewusst, dass der Messias, den sie verkündeten, weit über ihre altjüdische Vorstellungsweise hinausreichen würde. Sie dachten sich einen König Juda's, der, noch weiser und mächtiger als Salomo, alle Reiche der Welt unter seinen Scepter vereinigen würde. Sie dachten noch nicht an ein geistiges Reich, wie es Christus stiftete. In demselben Irrthum waren auch später noch die Apostel selbst befangen.

Aber das ist gerade das Erhabene der heiligen Schrift, dass sie Gottes Führungen enthüllt, wie sie sich nach und nach in ihrem gesammten Verlauf erkennen lassen, ohne dass die jedesmaligen Propheten, deren sich Gott zu seinen Absichten bedient, selber wissen, wozu sie gebraucht werden; und dass die Absicht Gottes immer eine viel grossartigere ist, als selbst die besten seiner Diener begreifen. Denn wie ärmlich würde sich der Messias, den sie als weltbeherrschenden Judenkönig sich dachten, neben dem wahren Messias ausnehmen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist? Und wie unmöglich würde

es den Juden, als solchen, gewesen seyn, sich alle Völker zu unterwerfen; während der Cultus aller, auch der fernsten Erdenvölker, um die alleinige Burg Zion her sich ganz natürlich durch die allmählige Verbreitung der christlichen Lehre und Heiligung erklärt.

Man theilt die Propheten, welche nach Elias und Elisa in der Zeit des tiefsten Verfalls und des Exils auftraten, in die vier grossen und zwölf kleinen ein. Von jedem derselben ist uns ein Buch erhalten, doch gehören die erzählenden Bücher Daniel und Jonas mehr der Geschichte an, während die andern sämmtlich Lehren und Visionen enthalten.

Die vier grossen Propheten sind Jesaias, in dem die erhabenste Begeisterung; Jeremias, in dem die tiefste Klage; Ezechiel, in dem die kühnste visionäre Phantasie, und Daniel, in dem die heiterste Hoffnung, gleichsam die ewige Jugend des Volkes Gottes mitten im tiefsten Elend sich aussprechen.

Man hat in ihm die vier Temperamente wiederzuerkennen geglaubt, in Jesaias das cholerische, in Jeremias das melancholische, in Ezechiel das sanguinische und in Daniel das phlegmatische. Auch vier Altersstufen, sofern Daniel als aufblühender Jüngling, Jeremias als hinwelkender Greis, die beiden andern mehr in männlichen Jahren gedacht wurden. Nach dem byzantinischen Typus erscheint Ezechiel älter als Jesaias. Kunstbl. 1832. S. 10.

Die Propheten sind „Gottes Mund", aber ihr menschliches Wesen contrastirt mannigfach mit ihrer Mission. Elias ist allzu feurig, allzu zornig; deshalb mahnt ihn Gott zur Milde, indem er ihm nicht im Sturmwinde, nicht im Gewitter, sondern im sanften Säuseln erscheint. Jonas ist allzu gerecht und will die schuldigen Bewohner von Ninive bestraft sehen; aber Gott mahnt ihn zur Milde, indem er ihn beschämt. Jeremias ist ein milder, idyllischer Charakter, aber in den schrecklichen Tagen des Gerichts muss auch der Schwache erstarken; gerade ihm wird die Aufgabe, Prophet zu seyn in der Jammerzeit.

Die Propheten sind häufig von Malern in einer Reihe zusammengestellt worden, nicht selten gegenüber den Aposteln, als Vertreter des alten Testaments gegenüber dem neuen, wobei wieder insbesondere die vier grossen Propheten den vier Evangelisten gegenüberstehen. Häufig sind den Propheten symmetrisch nebengeordnet die Sibyllen. Die Sibyllen sind sämmtlich Frauen und Heidinnen, welche Christum verkündigen, während die Propheten, die dasselbe thun, sämmtlich Männer und Juden sind. Die berühmteste Zusammenstellung der Propheten und Sibyllen ist die von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle. Beide sind im grossartigsten Style, statuarisch, voll Kraft und Leben aufgefasst in übermenschlicher Hoheit.

Wo sich Propheten und Apostel gegenüberstehen, unterscheiden sie sich nach byzantinischer Regel dadurch, dass die Propheten stets (wie die Juden in ihren Synagogen) mit bedecktem, die Apostel stets (wie die Christen in ihren Kirchen) mit unbedecktem Haupt erscheinen. Kugler, Kunstgesch. S. 385. Die grossen und kleinen Propheten haben insgemein Schriftrollen in der Hand, wegen der Bücher, die sie hinterlassen haben, die Apostel dagegen häufig gebundene Bücher. In der griechischen Kirchenmalerei kommen den Propheten Heiligenscheine zu, in der abendländischen nicht. *Didron, man.* p. 309. Die Propheten tragen Schuhe, die Apostel Sandalen. Kreuser, Kirchenbau II. 85.

Unter den grossen Propheten hat Jesaias die Säge, Jeremias die Ruthe, Ezechiel ein Thor mit Thürmen, Daniel die babylonische Mütze und zwei Löwen zum Attribut. Unter den kleinen: Abdias wegen 1. Könige 18, 4. Wasserkrug und Brodt, Amos Hirtenstab und Schaf (Amos 1, 1.), Jonas den Wallfisch, Malachias einen Engel (Mal. 3, 1.), Zacharias den Tempelbau, Joel einen Löwen, Nahum Bergspitzen, über die er schreitet (Nah. 2, 1.). Die übrigen werden nur durch die Form des Bartes und durch die Inschriften unterschieden, Stellen aus ihren Büchern enthaltend, die sich auf den Messias und die Geburt durch die Jungfrau beziehen. Das sind

nicht für unangemessen, eine Untersuchung der Frage zu veranlassen: welchen Einfluß eine planmäßig angelegte und zweckmäßig eingerichtete Bewässerungsanstalt auf die Landwirthschaft im sächsischen Obererzgebirge und Voigtlande haben würde; verbunden mit der Angabe der erforderlichen Einrichtungen, gesetzlichen Bestimmungen und Beförderungsmittel, durch welche jener wichtige Zweck am leichtesten erreicht werden kann.

10) Für 1840. Da die Dauer des preußisch-deutschen Zollvereinigungs-Vertrags mit dem Königreiche Sachsen durch Art. 4. des Berliner-Vertrags vom 30. März 1833 vorläufig bis zum 1. Jan. 1842 festgesetzt worden ist, und derselbe, wenn er während dieser Zeit und spätestens zwei Jahre vor Ablauf der Frist nicht gekündigt wird, auf zwölf Jahre als verlängert angesehen werden soll, so fand sich die Gesellschaft bewogen, die von ihr bereits 1834 aufgestellte und 1837 beantwortete Preisfrage, mit Bezugnahme auf die Erfahrungen, welche die Fortdauer des Zollvereinsvertrags in den letzten drei Jahren darbieten wird, sachkundigen Männern noch einmal zur Beantwortung vorzulegen. Sie stellt daher die Frage auf: Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbfleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs Sachsen an den preußisch-deutschen Zollverein nach einer mehr als sechsjährigen Erfahrung gehabt?

Die Preisschriften der ersten beiden Klassen sind ohne Ausnahmen in lateinischer Sprache zu verfassen, zu denen der dritten (Nr. 8 — 10) kann auch die französische oder deutsche Sprache gebraucht werden. Insgesammt aber müssen die einzusendenden Abhandlungen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto und einem versiegelten Zettel versehen seyn, der auswendig dasselbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secretär der Gesellschaft, für das Jahr 1839 an den ordentlichen Professor der historischen Hülfswissenschaften in Leipzig, F. Eb. A. Hasse, zu richten. Der bestimmte Preis ist eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Das Hauptdirectorium des mecklenburgischen patriotischen Vereins stellt die Frage: Welches ist bei der jetzigen Bodenkultur Mecklenburgs und den merkantilischen Verhältnissen die beste Fruchtfolge 1) auf Waizen-, 2) auf Gersten-, 3) auf Haser-, 4) auf Roggen- und Sand-, 5) auf schlechtem Sandboden; und unter welchen Verhältnissen und bei welchem Werthe und Ertrage des Bodens ist es vortheilhafter, den Acker mit Kiefern zu besamen, als ihn zur Schafweide zu benützen? Die beste bis 1. April 1839 an den Hauptsecretär Karsten zu Wiltz bei Tessin einzusendende Abhandlung, die jedoch nicht über zehn gedruckte Bogen stark seyn darf, erhält 150 Thlr. und bleibt Eigenthum des Verfassers unter der Bedingung, daß sie binnen Jahresfrist im Buchhandel erscheint. Das Nähere im Mecklenburgischen Wochenblatt 1838, Nr. 99.

Der deutsche ärztliche Verein hatte 1836 einen Preis von 100 Dukaten für die beste Abhandlung über die ägyptische Augenentzündung ausgesetzt. Die Bewerbung steht nun aufs Neue bis zum 1. Sept. 1839 offen.

Schweiz.

Der ord. Prof. der Theologie in Zürich Dr. Ebert, ein Württemberger, hat einen Ruf auf eine theologische Professur in Tübingen abgelehnt, dagegen bald darauf die Ernennung zum Pfarrer in Mözingen, in Württemberg, angenommen.

Der König von Preußen hat das Gymnasium zu Neufchatel zur Akademie erhoben und dessen schon bedeutende Fonds durch ein Geschenk von 200,000 Schweizerfranken vermehrt.

Am 19. April starb zu Bern der Numismatiker F. L. Haller, Verfasser einer Geschichte Helvetiens unter den Römern, 82 Jahre alt.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Paris hat der Genfer Bibliothek ein werthvolles Geschenk, bestehend in sämmtlichen auf Kosten der französischen Regierung gedruckten Büchern in orientalischer Sprache zugesichert.

In Freiburg ist im Juli eine neue Eisendrahtbrücke bei Corbières fertig geworden: sie bestand die Probe mit zwanzig belasteten Wagen.

in der griechischen Kirche unabänderliche Typen. *Didron, man.* p. 136 f. Daher findet man auch häufig die zwölf Propheten gruppirt um Marien mit dem göttlichen Kinde. In einer Gothaer Handschrift sind sie auf's Zierlichste in dem Laubwerk angebracht, welches ein Bild der Verkündigung umgibt. Rathgeber, Annalen S. 40. Auf einem Bild von Eberwin vertheilen sich je drei Propheten unter einen Evangelisten in der Umgebung der heiligen Jungfrau. Kunstblatt 1841. S. 414.

Dies gilt nur von den Propheten, die mit ihren Schriftrollen den Aposteln gegenüberstehen. Zu den Propheten gehören aber noch die grossen Gesetzgeber, Könige und Helden Juda's und die Propheten, die nicht selbst geschrieben haben. Sie sind mit ihren Attributen: Moses kenntlich durch langen Bart, Hörner und Gesetzestafeln; Aaron durch die Priesterkleidung und den blühenden Stab; Josua durch kriegerische Rüstung; Gideon desgleichen und durch das Fell; Hiob durch den Misthaufen; David durch Krone, Purpurmantel und Harfe; Salomon durch jugendliche Schönheit und königliche Pracht, auch durch den Tempelbau oder Löwenthron; Elias durch den Raben, das Schwert (nach 1. Könige 19, 1.) und den feurigen Wagen; Elisa durch den zweiköpfigen Adler (2. Könige 2, 9.). — Sehr oft werden diesen Propheten auch heroische Frauen aus dem alten Testament als Prophetinnen zur Seite gestellt (wie die Sibyllen den Schriftpropheten). Darunter Debora, die Königin von Saba, Ruth, Judith, Susanna. Da ihre Zahl nicht ausreicht, haben sie die Künstler, z. B. Sürlin in den Ulmer Chorstühlen, durch Frauen ergänzt, die eigentlich nicht zu den Propheten, sondern zu den Patriarchen gehören, Sara, Rebekka, Rahel.

Psalmen.

Es ist hier nicht der Ort, mich über die Herrlichkeit des Psalters auszubreiten. Nur die symbolische Beziehung darf hier nicht übergangen werden, in welcher die alten Psalmen

zur christlichen Gemeinde stehen. Die Psalmen des alten Testamentes enthalten, wenn auch in friedlicher Zeit unter den Königen verfasst oder gesammelt, doch wesentlich die Erinnerung an die lange Wanderung des Volkes Gottes durch die Wüste, an die Schrecken der Verfolgung, an die Gefahren der Verführung und Gottesvergessenheit, an den Zorn und die Gerichte Gottes, an die Reue, Busse und überschwengliche Dankbarkeit für die wiedergeschenkte Gnade Gottes. Auch unter seinen Königen und im anscheinend sichern Besitze des gelobten Landes, erscheint das Volk Gottes immer noch als ein Wandervolk, jeden Augenblick in Gefahr, wieder in fremde Gefangenschaft entführt zu werden, aus der ägyptischen in die babylonische. Und wirklich wurde dem Volk der heilige Boden unter den Füssen entrissen und der Tempel zerstört, und es wandert noch jetzt ruhelos durch die Welt. Dieses alte Volk Gottes aber dient insofern nur zum Vorbild auch für die Christenheit. Denn auch wir sind nur Pilger auf Erden, auch wir sind Menschen, leicht der Verführung anheimfallend, trutzig im Glück, verzagt im Unglück, und haben tausendmal Gott in tiefster Noth um Hülfe anzuflehen, und tausendmal ihm für unsre Rettung und seine gnädige Führung zu danken.

Daher das Psalmensingen in der christlichen Kirche beibehalten und der ganzen spätern Hymnologie zu Grunde gelegt worden ist. Unser Kirchengesang klingt fort in Psalmentönen, unsre Kirchenmusik wiederholt diese Grundtöne, den gellenden Nothschrei der misshandelten Natur, den tiefen, wühlenden Schmerz des Gerechten, das innerste Erbeben der schuldvollen Seele, die Innigkeit des kindlichen Hülferufes, die Hingebung in Gottes Willen, die Wonne der Rettung und Erlösung, die heisse Gluth des Dankes und das hohe Wogen der Siegsgesänge, wie sie die Psalmen uns darbieten. Nie wurde das menschliche Gemüth tiefer getroffen, höher erhoben in Gram und in Lust. Was sie uns aber vorzugsweise heilig machen muss, ist, dass es sich in ihnen nicht um ein individuelles Interesse, sondern um die Leiden und Freuden, Ver-

sündigungen und Rettungen eines ganzen Volkes handelt. Jede persönliche Eitelkeit, jeder Egoismus verschwindet von vorn herein vor der Grösse des Schicksals, das hier seinen schrecklichen Donner entrollt.

Gleichwohl ist die christliche Kirchenmusik in den Psalmen und ihrer Nachahmung nicht erschöpft. Sie geben doch nur die alttestamentliche Auffassung, sie kehren die menschliche Seite hervor, die sich zu Gott wendet. Dem kommt nun eine auf das neue Testament gegründete Musik entgegen, die mehr die himmlische Seite festhält, und in der minder die Donner vom Sinai als der Harfenton vom Altar des Lammes und Stimmen der Engel in der Höhe wiederklingen, in der die heilige Beruhigung des neuen Testamentes sich über die nächtlichen Stürme des alten ausbreitet wie das Licht einer grossen Morgensonne.

Q

Quelle,

Sinnbild des ewigen Lebens, weil sie nie versiegt, aber auch Sinnbild der Genesung, Wiedergeburt, weil das Quellwasser heilkräftig wirkt, endlich Sinnbild der Heilslehre. Schon im ersten Paradiese war eine Quelle, aus der die vier paradiesischen Ströme flossen. 1. B. Mos. 2, 10. Diese Quelle kehrt wieder im neuen Jerusalem, Offenb. Joh. 22, 1. Das ist der Urquell des ewigen Lebens im Himmel. Vgl. *Rupertus Tuit.* 22. Bruder David von Augsburg, von Pfeiffer edirt in Haupts Zeitschr. XX. 31. Auf dem berühmten Genter Altar zertheilt sich dieser himmlische Urquell in sieben Strahlen, das sind die sieben Geister Gottes und Gaben des heiligen Geistes. Vgl. Joh. 4, 14, wo Christus spricht: wem er das Wasser des ewigen Lebens gebe, der werde ewiglich nicht dürsten. Auf einem berühmten Eyck'schen Bilde in Madrid entspringt diese Quelle des ewigen Lebens neben dem thronenden Christus, dem das Lamm zu Füssen liegt und den Apostel und Propheten umgeben. In dem Wasser der Quelle aber schwimmen Hostien in ein Becken hinab, vor dem Papst und Kaiser, Geistliche und Laien (d. h. die ganze Christenheit) knieen. Passavant, christl. Kunst in Spanien S. 126.

Diese Beziehung der Hostien auf die Quelle des Lebens fällt zusammen mit der Auffassung der Seitenwunde des Heilandes am Kreuz als der Urquelle des neuen christlichen Heiles. Schon die Quelle, welche Moses in der Wüste aus dem Felsen schlug, wird als Vorbild der Seitenwunde Christi und seines welterlösenden, aller Seelen Durst stillenden Blutvergiessens genommen. So ist auch das in den altchristlichen Grabbildwerken der römischen Katakomben sehr oft wiederholte Sinnbild des Mosesstabes, der die Quelle anschlägt, zu verstehen. Dem Verstorbenen wird durch den Quell ein neues Leben, ein frisches Hervorspringen aus dem steinernen Grabe verheissen, aber nur unter der christlichen Bedingung, d. h. durch das Verdienst des Todes Jesu. Vgl. *Aringhi, Roma subt.* I. 319, 323, 539, 571, 613 f.

Auch wird die Quelle des Lebens speciell als das Wort Gottes aufgefasst. Eine Quelle mit den Zeichen der vier Evangelisten (auf Miniaturen, Waagen, Paris S. 239.) bedeutet die vier Evangelien, verglichen mit den vier Flüssen des Paradieses. Vgl. den Artikel Fluss.

Sofern Christus das Wasser des Lebens (*aqua vitae*) heisst, wird Maria als die Quelle gedacht, aus der es fliesst, als *fons puritatis*, auch als *fons amoris, fons Jacob.* Auf einem griechischen Bilde bei *Didron, annales* I. 213, erscheint die Mutter Gottes als Brunnenheilige über einer Quelle, aus welcher von einer Seite Patriarchen, Könige und Fürsten, von der andern Kranke und Elende trinken. Eine Inschrift bezeichnet die Quelle als die des Lebens. Es gibt auch mehrere Gnadenorte, Mariabronn genannt, wo ein wunderthätiges Marienbild in einer Quelle gefunden worden.

Eine grosse Anzahl heilig gehaltener Quellen leitet ihren Ursprung von Heiligen her, die sie auf wunderbare Weise hervorspringen liessen, sey es, um Nothleidenden zu helfen, sey es nur, um ihre Heiligkeit kund zu geben. Vgl. die Register der *Acta SS. s. v. fons.* Sie wiederholen das Wunder des Moses, zuweilen aber lassen gemarterte Heilige eine Quelle nur entspringen, um grossmüthig den Durst ihrer

eigenen Peiniger zu löschen, z. B. der heilige Venantius, oder um die heidnischen Mitgefangenen zu taufen. Zum Beweis der Heiligkeit entspringen Quellen da, wo das abgeschlagene Haupt eines Martyrers hinfällt, oder wo er seinen Stab in die Erde steckt.

Eine Quelle in der Höhle des heiligen Servulus bei Triest duldet keine Unreinigkeit, weil der Heilige hier in Jünglingsreinheit lebte. Jede Verunreinigung heiliger Quellen ist ein Frevel nach der christlichen Anschauung nicht minder, wie nach der ältern heidnischen; denn wenn auch das Wasser an sich nicht heilig ist, so hat es doch seine Weihe entweder durch das Heilige oder als ein von Gott zum Heil der Menschen geschaffenes Element, das derselbe nicht zum Unheil werden lassen soll. Eine der ältesten Kirchen in Schleswig ist die zu Sieversted. Hier taufte der heilige Poppo die ersten Christen in einer Quelle. Nachher kam einmal ein Reiter, liess sein Ross aus der Quelle trinken und wünschte, das Ross möchte das Wasser verunreinigen, zum Hohne des Heiligen. Das Ross that es auch, konnte aber sammt dem Reiter nicht mehr von der Stelle, bis letzterer gelobte, sich selbst taufen zu lassen und den Christen hier eine Kirche zu bauen. Müllenhoff Nr. 536.

Die christliche Wahrheit im Kampf mit der Täuschung, Lust und Gewalt der Welt wird verglichen mit dem reinen Brunnquell, gegen den ein überschwemmter Fluss anströmt. Archippus, ein frommer Knabe, pflegte eine Heilquelle, die da entstanden war, wo der Apostel Johannes einmal gepredigt hatte. Da leiteten die Heiden aus Schadenfreude den nahen Fluss Chrysus herbei, um durch das wilde Wasser desselben die Heiligkeit des Brunnens auszutilgen; aber das inständige Gebet des Knaben rief den Engel Michael herbei, der die anstürmenden Wasserwogen mit der Hand aufhob und ein Erdbeben bewirkte, in dessen Folge sich eine Erdschlucht öffnete, wohinein der Fluss in einem grossen Wirbel seitdem zu verschwinden verdammt war. Surius zum 29. September.

R

Rabe,

Sinnbild des Todes, weil er vom todten Aase lebt. Die Juden fabeln, der Rabe habe das erste Grab auf Erden gegraben für seine Jungen. Das habe ihm Adam abgesehen und dadurch gelernt, wie er den Leichnam Abels beerdigen solle. Tendlau, jüdische Sagen S. 179. Nach einer andern jüdischen Fabel war der Rabe ursprünglich weiss, wurde aber schwarz zur Strafe, weil er sich in der Arche Noä paarte. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 448. Auch fabeln sie, der Rabe, den Noah aus der Arche fliegen liess und der nicht wiederkam, weil er sich auf die schwimmenden Thierleichen setzte, lebe heute noch. Rupert von Deutz hat ihn mit dem ewigen Juden verglichen und überhaupt im Raben, der sich zum Aase der vorsündfluthlichen Zeit gesellt und im Schmause desselben allein wohlgefallen, ein Symbol des Judenthums erkannt, welches auch dann noch immer rückwärts verliebt in die Vergangenheit blicke, nachdem das neue Heil in Christo aufgegangen sey. *Rupert. Tuitensis* p. 44. Ein schönes Sinnbild! Die Taube hat längst den Oelzweig gebracht, Noah mit den Seinen hat die Arche verlassen, die

Erde trocknet, die Wolken verziehen sich, Gott spannt am Himmel den Regenbogen aus zum Zeichen der Sühne und des neuen Bundes, aber der Rabe ist nicht dabei, er verweilt immer noch in den Sümpfen, die von der Sündfluth zurückgeblieben, bei den faulenden Aesern. — Das grösste Festessen aber erwartet der Todtenvogel noch nach der Offenbarung Johannis 19, 17, wo der auf der Sonne stehende Engel alle Vögel zusammenrufen soll, um das Fleisch der Könige zu fressen. Dieses Schreckensbild aus der Apokalypse entspricht genau jenem Bild aus der Sündfluth.

Der Rabe ist auch Sinnbild des Teufels, weil der Teufel den Seelen Verstorbener nachstellt, wie der Rabe deren Leibern. In vielen Legenden versuchen Teufel in Rabengestalt heilige Einsiedler zu necken, z. B. die Heiligen Bonifacius und Macarius, oder fliegen aus dem Leibe der Besessenen, nachdem sie von Heiligen gebannt worden, in Rabengestalt aus. Auf einem altdeutschen Bilde, das sich früher in Unterlimburg bei Schwäbisch Hall befand, jetzt aber in Stuttgart ist, wird der Teufel, der sich als Rabe beim Evangelisten Johannes eingeschlichen, vom zürnenden Adler, dem gewöhnlichen Begleiter dieses Apostels, gepackt und in die Augen gehackt. Der heilige Augustinus bezeichnet den Raben als teuflisches Thier schon deshalb, weil er immer *cras* (morgen, morgen, nur nicht heute!) rufe und dadurch die Menschen zur Faulheit verführen wolle. Draudius, Commentar zu *Solinus* III. 23.

Gott erweist seine unerschöpfliche Gnade, indem er auch so schlechte Thiere leben lässt und ernährt. Hiob 39, 3. Psalm 147, 9. Lucas 12, 24. Auch bedient er sich zuweilen gerade solcher Thiere, wie sie in Wüsten nicht besser vorkommen, zu Boten seiner Huld. Schon der Prophet Elias wurde in der Wüste durch einen Raben gespeist, 1. Kön. 17, 6. Eben so der heilige Einsiedler Paulus. Nachkommen des Raben, der dem h. Benedikt Brodt brachte, sollen noch auf dem Monte Cassino leben. So werden auch zu Lissabon am Grabe des h. Vincens vier Raben unterhalten, weil sie

einst seine Leiche über Meer begleiteten. *Nieremberg, hist. nat.* p. 388. Wenn einer stirbt, findet sich immer wieder ein neuer ein. Berckenmeyer, kur. Antiquarius S. 17. — Die Stadt Ravenna soll den Namen von unzähligen Raben haben, welche sich jährlich am Feste des Ortsheiligen St. Apollinaris vor der Stadt zu versammeln pflegten, und denen man ein todtes Pferd zum Frasse hinlegte. *Nieremberg, de miraculis naturae* I. 4. p. 389. — In dem altdeutschen Gedicht vom heiligen Oswald kommt ein Rabe vor, der demselben einen Brief bringt. Ein Rabe mit einem Ring im Schnabel ist Attribut der heiligen Ida, weil ein Rabe ihr den Trauring entwendet hatte, ihr Gatte aber sich einbildete, sie habe ihn einem Liebhaber gegeben, und sie aus Wuth in einen Abgrund stürzte.

St. Meinrad, ein Graf im Saulgau (aus dem Geschlecht der Zollern), entsagte der Welt und begab sich als Einsiedler in den „finstern Wald“ im nachmaligen Kanton Schwyz. Einst fand er ein Nest von jungen Raben, schonte und pflegte sie. Als nun einige Zeit nachher Räuber ihn überfielen und ermordeten, flogen jene Raben über ihm und er rief sie zu Zeugen an. Die Raben aber folgten den Mördern nach und liessen nimmer von ihnen ab mit Hauen und Kratzen. Da nun das umwohnende Landvolk die Raben des Heiligen wohl kannte und jene Bösewichte mit zerstörtem Gesicht und voll Bestürzung sich fliehend der Raben erwehren sah, vermuthete es Arges, hielt sie fest, entdeckte und bestrafte den Mord. 23. Januar. Ein altes Lied darauf in des Knaben Wunderhorn III. 170. Die Legende ausführlich in *Murer, Helvetia sancta* p. 123. Ueber dem Grabe des Heiligen wurde das berühmte Kloster Einsiedeln erbaut, noch jetzt ein grosser Wallfahrtsort.

Rad.

Ueber die rotirende Kraft als Sinnbild göttlicher Allmacht, die flammenden und augenvollen Räder, vgl. die Artikel Cherubim und Engel. Derselben Symbolik gehört

das Kreuz im Zirkel, gleichsam die Speiche eines Rades darstellend, als ausschliessliches Attribut der höchsten Personen der Dreieinigkeit an. Der Kreis bedeutet die Welt, das Kreuz Gott, das ganze Zeichen die Allherrschaft Gottes in der Welt.

Dieses heilige Zeichen wird in Spanien mit dem Rade der heiligen Katharina identificirt. Ein zackiges Rad, unter welchem die h. Katharina den Martyrertod leiden sollte, welches aber dabei zersprang, ist das allbekannte, unzähligemal auf Bildern wiederholte Attribut dieser Heiligen. In Spanien gibt es aber mit besondern Wunderkräften ausgerüstete Menschen, die in die Zukunft sehen und Kranke heilen können, die sogenannten *saludadores*, welche behaupten, diese Gabe komme ihnen vom Radzeichen jener Heiligen, welches irgend einem Theil ihres Körpers nicht auswendig, wohl aber inwendig eingeprägt sey. *Torquemada, flores* 1577, p. 159. Hier scheint auf das Rad der Heiligen etwas von der höheren Kraft der ganz ähnlichen höheren Signatur des dreieinigen Gottes übertragen zu werden.

Vom heiligen Bernhard berichtet die Legende, er habe einmal den Teufel gezwungen, ihm als Folge in seinem zerbrochenen Rade zu dienen. Panzer, Beitrag zur deutschen Myth. S. 116. Ein Rad ist Attribut des heiligen Donatus und des h. Pantaleon, die damit gerädert wurden. Das Rad des Letztern wandte sich gegen die umstehenden Heiden und rollte zermalmend über sie hin.

Das Rad im Wappen des Erzbisthums Mainz stammt vom Erzbischof Willigis, der eines Radmachers Sohn war und es in sein Wappen setzte mit den bescheidenen Worten: „Willigis, deines Ursprungs nicht vergiss.“ Grimm, deutsche Sagen Nr. 468.

Räuber.

Der zum Raubthier verwilderte Mensch, der Mensch auf der tiefsten Stufe selbstverschuldeter Verderbniss, ist gleichwohl der Besserung und des Heiles fähig, das Christus

Niederlande.

Der König der Belgier hat die Abfassung eines chronologischen Verzeichnisses aller auf die belgische Geschichte bezüglichen Urkunden und Diplome angeordnet.

In Brüssel hat sich seit einiger Zeit eine eigenthümliche Industrie gebildet, durch welche die gelesensten französischen Blättern mittelst eines einfachen chemischen Verfahrens, ohne neuen Schriftsatz, abgedruckt und wohlfeil verkauft werden. Das Verfahren geht so schnell vor sich, daß bald nach der Ankunft der Pariser Post die Abdrücke des Journal des Débats und des Galignanis Messenger fertig sind und sie den Abonnenten in der Provinz noch gleichzeitig mit den Originalien zukommen. Der Preis des Journals des Débats soll hier statt 80 nur 24 Fr. betragen.

Am 2. Juli stellte Diez in der Nähe von Brüssel mit seinem sechsrädrigen, für gewöhnliche Chausseen eingerichteten Remorqueur in Gegenwart mehrerer Techniker und zweier Regierungscommissäre Versuche an, welche ein sehr befriedigendes Resultat geliefert haben sollen. Seine neuesten Verbesserungen beziehen sich auf das leichte Wenden des Wagens. Die Grundidee besteht in der Application eines Mechanismus, welcher beim Wenden die beiden äußern Axen nöthigt, zu gleicher Zeit immer gleiche Winkel mit der mittlern zu bilden, so daß die Richtungen der drei Axen bei jeder Wendung nach einem Punkte hin convergiren, um welchen der Wagen einen Kreis zu beschreiben strebt.

Am 12. Aug. wurde die Eisenbahn zwischen Gent und Brügge eröffnet.

Dänemark.

In Schleswig giebt sich immer mehr das Bestreben kund, die deutsche Sprache zu verdrängen und die dänische als Kirchen- und Schulsprache einzuführen. Als Hauptverfechter dieser Tendenz giebt sich der Prof. Paulsen in Kiel kund, welcher bereits das Erscheinen eines dänischen Wochenblatts neben dem deutschen durchsetzte. Achtbare, aber gewiß fruchtlose Bemühungen! Eher, als an das Gelingen derselben, dürfte man an das Eintreffen der Prophezeiung eines deutschen Sprachforschers glauben, daß nämlich in hundert Jahren die dänische Sprache zu den todten gehören werde, wie denn auch jetzt schon dänische Dichter sich der deutschen Sprache bedienen, um gelesen zu werden.

Die königl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften, stellt folgende Preisaufgaben:

1. Significet U Summam seriei infinitae hujus formae $U = A_1 9^{\alpha}, + A_2 9^{\beta}{}_2 + A_3 9^{\gamma}{}_3 + \ldots A_p 9^{\omega}{}_p + \ldots$ ita ut 9 sit quantitas quaecunque, Ap autem et np functiones rationales et integrae ipsius indicis p. Quaeritur: a) ut gravissimi casus exponantur, quibus U ope formularum notarum exhiberi queat expressione finita, e functionibus scilicet illis notis compositis, quae in analysin sunt introductae, forma vel explicita vel saltem implicita per resolutionem aequationis, quae sit ipsa, eadem illa ratione, finita. b) ut extendatur, quantum fieri possit, numerus illorum casuum, quibus invenire licet U secundum formam illam postulatam.

2. Desideratur accurata disquisitio conditionum, quibus dependeat, utrum affrictus corporum mutuus colorem generet an electricitatem?

3. Certum nunc esse putatur, Hunnos, qui quinto seculo Europam invaserint, mongolicae stirpis populum fuisse. Praeter ea tamen testimonia, quibus universe evincitur, hanc fuisse Hunnorum originem, in fontibus tam latinis quam graecis, e quibus historia illorum temporum hauritur, multa singulatim quum narrata tum significata inveniuntur de proprietate et hujus populi et aliarum gentium, linguae et nomine diversarum, quae Hunnorum incursionem comitatae sunt; quae tamen gentes scriptores veteres non tam potuerunt ad suum quamque locum referre et describendo recte notare, quam nunc fieri posse videtur, postquam Dschingiskani et Timuri expeditionibus et finibus imperii russici per Asiam septentrionalem longe prolatis multo plenius totam stirpem mongolicam novimus. Societas igitur nostra narrationes scriptorum veterum tam latinorum quam graecorum de Hunnorum in Europam incursione quinto seculo facta cum fontibus medii aevi et recentioris temporis, maxime itinerariis et aliis operibus ethnographicis ita comparari vult, ut non solum universe de populi hunnici origine

gewährt, indem er für alle Menschen gestorben ist. Das lehrt das Beispiel des bekehrten Schächers, der mit Christo gekreuzigt wurde. Es sind aber ihrer zwei, und der andere bekehrt sich nicht, sondern stirbt in seiner Verstocktheit. So theilt sich die Menschheit durch eignen Willen und eigne Schuld auf den Wegen zum Himmel und zur Hölle.

Die Legende kennt mehrere Heilige, die auf die Räuber wirkten, wie Christus am Kreuz auf den frommen Schächer. Die wilden Naturen wurden gezähmt durch die Erscheinung heiliger Milde und Liebe. Das berühmteste Beispiel bot der heilige Amandus. Dieser Heilige, seines wahren Namens Heinrich Seuss oder Suso, 1300 zu Constanz am Bodensee geboren, empfing den Namen Amandus von seiner wunderbaren Schönheit, die so gross war, dass wilde Räuber, die ihn einmal im Walde überfielen, vor ihm niederknieten und ihm beichteten. Gott selber aber soll ihm den Namen Amandus gegeben haben, weil Suso, ganz erfüllt von Gottesminne, verdiente, auch wieder von Gott absonderlich geliebt zu werden. Suso liebte aber Gott zumeist unter der Gestalt der „ewigen Weisheit", die ihn einst sichtbar mit einem Kranz blühender Rosen geschmückt haben soll. Er selbst sagt in seiner Lebensbeschreibung: „Willst du hoher Minne pflegen, so sollst du zu einem holdseligen Lieb die ewige Weisheit nehmen." Sein ganzes Leben war nun eingenommen von dieser Liebe, und was er in schwäbischer Sprache uns hinterlassen hat, das Buch von der ewigen Weisheit, das Buch von dem neuen Felsen und die Predigten (herausgegeben von Diepenbrock, Regensburg 1829), athmet nur diese mystische Liebe. Von ihr getrieben, schrieb er sich den Namen Jesu auf sein Herz mit so scharfen Stichen, dass das Blut herabrann, und trug acht Jahre lang ein schweres Kreuz mit Stacheln auf dem Rücken. Herder hat ihn besungen und Görres in der Vorrede zu der Ausgabe von Diepenbrock seine Seelenschönheit in's volle Licht gestellt. Die Kirche verehrt ihn am 25. Januar.

Auch Alexander, der Akömet, ein syrischer Mönch des

5ten Jahrhunderts, war so fromm und beredt, dass er einmal, als er auf einer Reise unter die Räuber gerieth, dieselben bekehrte und sogar dahin brachte, ihr Raubnest in ein Kloster zu verwandeln. Er stiftete den Mönchsorden der Akömeten oder Schlaflosen, die mit einander abwechselnd Tag und Nacht ununterbrochen Loblieder auf Gott anstimmten. Helyot I. 294. *Acta SS.* 15. Januar. Desgleichen wurde der selige Petrus von Pisa, ein Eremit des 14ten Jahrhunderts, von Räubern überfallen, bekehrte sie aber und bewog sie, bei ihm zu bleiben und Mönche unter ihm zu werden. 17. Juni.

In andern Legenden tritt dagegen die Räubernatur in ihrer ganzen Bösartigkeit und Unzähmbarkeit hervor und contrastirt damit die Reinheit der Heiligen. St. Colomanus, ein Irländer, wollte als Pilger zum heiligen Grabe wandern, wurde aber unterwegs im Oesterreichischen für einen fremden Kundschafter genommen und zwischen zwei Räubern aufgehenkt (im Jahr 1012). Seine Heiligkeit aber gab sich dadurch zu erkennen, dass sein Leib unversehrt blieb, während die beiden andern von den Raubvögeln verzehrt wurden, und dass der Baum, an dem er hing, mitten im Winter grünte und blühte. Solches geschah zu Stockerau, von wo aber der Leichnam nach Mölk erhoben und über ihm eines der grössten Klöster der Welt gebaut wurde. — St. Gudwalus, Bischof in England im 7ten Jahrhundert, bewirkte durch sein Gebet, als er unter Räuber fiel, dass diese sich alle unter einander selbst ermorden mussten. 6. Juni. St. Chariton wurde von Räubern gefangen, aber eine Schlange kroch in das Weingefäss derselben und vergiftete sie alle, wodurch der Heilige gerettet wurde. Surius zum 28. September.

Wie nahe in der menschlichen Natur die Verthierung zum Räuber und die Erhebung zum Heiligen in einem Ausgangspunkte sich berühren, hat der Spanier Tirso de Molina in einem merkwürdigen geistlichen Schauspiel gezeigt, wie man denn in den spanischen Autos und geistlichen Dramen die sinnreichsten Ausdeutungen der Legenden findet. Er handelt vom Einsiedler Paulus. Dieser Fromme träumt einmal

vom jüngsten Gericht und dass er selbst unter den Verdammten sey. Da erwacht er höchst erschrocken, überlegt aber, wie wenig er bei seiner grossen Frömmigkeit eine solche Strafe verdient habe und zweifelt einen Augenblick an Gottes Gerechtigkeit. Da ersieht der Teufel sogleich seinen Vortheil und beschleicht ihn in Engelsgestalt, indem er ihm verkündet, in Neapel lebe ein gewisser Enrico, dessen Loos genau sein eignes seyn werde, an diesem also könne er sich spiegeln. Paulus begibt sich sofort nach Neapel und findet in jenem Enrico den gröbsten Sünder, wie er eben die wildesten Orgien feiert. Dieser muss verdammt werden, denkt Paulus, also auch ich, und wenn ich doch einmal verdammt seyn soll, wozu nützt mir das heilige Leben? Er geht nun zwar in die Wüste zurück, aber nicht mehr, um zu beten, sondern um sich an die Spitze einer Räuberbande zu stellen. Nun treibt er es so toll und noch toller wie Enrico. Der Letztere aber, von dem Gerichte verfolgt, hat sich in's Meer gestürzt und schwimmt an das Ufer, wo Paulus mit seiner Bande haust. Paulus erkennt ihn und will sein *alter ego* prüfen, lässt ihn daher an einen Baum binden, Pfeile auf ihn zielen und ermahnt ihn unter den Schrecken des Todes zur Busse. Aber Enrico lästert Gott und trotzt dem Tode. Da bindet ihn Paulus wieder los und erzählt ihm seine Geschichte. Beide setzen ihr wildes Leben fort, aber Enrico hat mitten unter Lastern eine Tugend bewahrt, Treue und Ehrfurcht vor seinem Vater. Als er nun den Gerichten in die Hände fällt, und der Teufel ihn befreien will um seine Seele, wird er auf einmal fromm, übergibt seine Seele Gott, lässt sich hinrichten und wird von Gott begnadet. Paulus aber versinkt immer tiefer in Greuel, lässt sich auch durch eine Erscheinung Enrico's nicht warnen und wird endlich vom Teufel geholt. v. Schack, span. Drama II. 603. Eine tiefsinnige Lehre: Der kleinste Fehler führt den Frömmsten in's Verderben; die geringste Aeusserung einer guten Gesinnung kann auch den Lasterhaftesten noch retten.

Rahab,

die Buhlerin zu Jericho, die den Juden mit List beistand, sich dieser Stadt zu bemächtigen, daher sie von allen Einwohnern allein verschont und belohnt wurde. Buch Josua 6, 25. Das Vorbild der heiligen Magdalena, h. Afra und anderer Buhlerinnen späterer Zeit, die den weltlichen Lüsten entsagten, Heilige wurden und das Reich Gottes förderten. Dante im 9ten Gesang des Paradieses stellt sie dem Papst gegenüber, welcher, obwohl zur Heiligkeit berufen, unheilig lebe und wirke, während sie, die Verachtete und Verworfene, zu Gottes Ehren ungleich mehr gethan habe. Ihr Attribut ist ein Strick. Kunstbl. 1825, S. 102.

Rahel.

Schon Matthäus (2, 17.) bezog die Stelle des 1. Buches Mosis 35, 19, wo es von der Rahel heisst, sie beweine ihre Kinder, auf den bethlehemitischen Kindermord, und erklärte hier eine alttestamentalische Prophezeihung durch das neue Testament für erfüllt. Aber auch in anderer Weise sah man in Rahel, wie in ihrer Schwester Lea, alttestamentalische Vorbilder. Cyrillus (*Glaphyr. in Genesin* 4, 135.) vergleicht die Lea mit dem Judenthum, die Rahel aber mit dem Heidenthum, weil in dem letztern das Christenthum tiefere Wurzeln geschlagen und bessere Früchte getragen habe. Ferner bilden sie denselben Gegensatz, wie später Martha und Magdalena. Lea ist die minder schöne, aber brave und nützliche Hausfrau, Rahel ist schöner und geistiger, dem beschaulichen Leben und den Idealen zugewendet. So contrastiren sie als die zwei Hauptrichtungen des Lebens neben der berühmten Mosesstatue des Michel Angelo. Vasari V. 343. Bunsen, Beschr. von Rom III. 2. 235. An den Chorstühlen des Ulmer Münsters hält Lea ein hölzernes Werkzeug (Stössel in's Butterfass?), Rahel aber eine steinerne Säule. In Dante's Fegfeuer 27. pflückt

sich Lea Blumen, um sich schöner zu machen (die Werkheiligkeit), während Rahel ungeschmückt, durch sich selbst schön, keinen Blick vom Spiegel (der göttlichen Betrachtung) abwendet.

Es scheint jedoch, man müsse nach Jesaias 31, 15—17. Rahel noch höher fassen als Vorbild der schmerzensreichen Mutter. Am Grabe Rahels, nur eine Stunde von Jerusalem, erscheint ihr Geist und wehklagt über das Schicksal ihrer Kinder, d. h. der Kinder Israel zur Zeit der babylonischen Heimsuchung. Aber der Herr spricht zu ihr: „Lass dein Weinen, denn deine Kinder werden wiederkommen.“ Das lässt eine Beziehung auch auf den Jammer der christlichen Welt und auf die Verheissung der himmlischen Heimath zu.

Raphael,

unter den Erzengeln vorzugsweise der Schutzengel für die Unschuld, daher umherwandernd in der Welt, um, wo es Noth thut, zu helfen. Raphael war es, der den jungen Tobias begleitete und ihn sowohl als seine Eltern nach harter Prüfung glücklich machte. Er wird daher auch als Pilger gemalt mit Reisestab und Kürbisflasche, die ihn von allen andern Engeln, so wie hinwiederum seine schönen Engelflügel von allen andern Pilgern unterscheiden. Er steht als Wanderer allen andern Schutzengeln voran, wie Michael als Krieger den Engeln des Schwertes und Gabriel als Bote den Engeln der Verkündigung und himmlischen Herolden.

Rauch,

Sinnbild des Eiteln und Vergänglichen. *Ascendendo vanescit*, indem er steigt, verschwindet er. *Picinelli, mundus symb.* 78. Der Himmel (die sichtbare Natur) wird wie ein Rauch vergehen. Jesaias 51, 6. Vor dem Papst wird ein Büschel Flachs verbrannt mit den Worten: *Sic transit gloria mundi*, um ihn zu mahnen, seiner irdischen Macht nicht zu viel zu vertrauen.

Aus demselben Grunde kommt dem neuen Testament die rechte, dem alten die linke Seite zu, wenn sie neben einander gestellt werden. Daher steht auch Paulus rechts und Petrus links, denn der letztere hängt noch mehr mit dem Judaismus des alten Testamentes zusammen. Vgl. *Durandi, rationale* VII. 44, 6, wo der rechten Seite die *immortalitas*, der linken die *mortalitas* zugewiesen ist, mithin dem Paulus, der erst nach dem irdischen Tode des Heilands Apostel wurde, die rechte Seite, den Aposteln vor jenem Tode aber nur die linke gebühre. Ferner stehen unter den Heiligen die Martyrer rechts, die Bekenner links. Der Gegensatz der beiden Seiten ist festgehalten im Raume der Kirchen. Nach ältestem abendländischen Gebrauch sitzen die Männer während des Gottesdienstes rechts vom Altare, die Weiber links. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 91. 213. In der griechischen Kirche herrscht dieser Gebrauch nicht, denn hier ist den Männern der untere Raum der Kirche ganz überwiesen, während die Weiber auf der Emporkirche sitzen. In vielen protestantischen Kirchen ist das Verhältniss umgekehrt, die Weiber sitzen unten und die Männer oben.

Hier handelt es sich nur von einem Vorrang solcher, die im Uebrigen gleich berechtigt sind. Aber auch der schroffeste Gegensatz des Guten und Bösen musste bei unmittelbarer Gegenüberstellung die Regel festhalten, so dass z. B. auf Bildern des Weltgerichts die Seligen sich stets rechter Hand, die Verdammten linker Hand befinden.

Regen,

Sinnbild des göttlichen Segens. Gottes Worte sind Werke. Der Regen kehrt nicht zum Himmel zurück, sondern wird Frucht auf Erden, Jesaias 55, 10. Als Sinnbild der Werke im Gegensatz gegen blosse Worte wird der Regen auch aufgefasst in den Sprichwörtern Salomonis 25, 14: „Versprechen und nicht halten ist eine Wolke ohne Regen.“ — In der

Legende wird oft von Heiligen berichtet, sie seyen, während sie dem Volke predigten, oder auf der Reise waren, oder im Freien ausruhten, im heftigsten Platzregen trocken geblieben. So die Heiligen Albinus, Aidanus, Bernard, Keutigern, Marius, Nilus, Odo, Petrocus etc. Vgl. die Register der *Acta SS. sub voce: pluvia.* St. Adalbert von Prag betete einmal in Böhmen bei grosser Dürre auf einem Berge und auf einmal kam ein Regen und verwandelte das ringsum dürr und wüst liegende Land in das schönste Grün. — St. Hergeir, Apostel in Schweden, ahmte das Beispiel des Elias mit den Baalspriestern nach, indem er mit den heidnischen Priestern ein Wettbeten einging, um Regen abzuwenden. Die Priester wurden nun mit einem desto stärkern Guss überschüttet, er aber stand trocken. Afzelius, schwedische Volkssagen II. 27.

Regenbogen,

Sinnbild des Friedens. Zunächst des Bundes zwischen Gott und den Menschen, denn der schöne Bogen steht im Himmel wie ein Ring, dessen andere Hälfte in die Erde geht, und bindet gleichsam beide an einander. Nach dem 1. Buche Mosis 9, 13 — 17. spricht der Herr nach der Sündfluth zu Noah: „Meinen Bogen hab ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen seyn des Bundes zwischen mir und der Erden. Und wenn es kommt, dass ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund, dass nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme.“ Ein herrliches Bild. Nach der langen Sturm- und Regenzeit durchbricht die Gnadensonne wieder das Gewölk und malt den schönen Bogen auf den dunkeln Hintergrund der fliehenden Wolken.

Auf diese älteste Nachricht des 1. Buches Mosis bezieht sich der Glaube des Mittelalters an ein Verschwinden des Regenbogens vor dem Weltende. Wie vierzig Tage vor dem

Erscheinen des ersten Regenbogens die Sündfluth eintrat, so soll vierzig Jahre vor dem Weltende der letzte Regenbogen erscheinen und dann keiner mehr. Nach demselben Glauben bedeuten von den Hauptfarben im Regenbogen das Blau die erste Sündfluth, das Roth den künftigen Weltbrand. *Gervasius Tilber.* I. 24. Wenn nun gleichwohl nach der Offenbarung Johannis 4, 3. Christus beim Weltgericht auf dem Regenbogen thront, was schon bei Ezechiel 1, 28. vorgebildet ist, so kann das entweder gedeutet werden: „Ich habe den Bund gehalten, den ihr gebrochen habt," oder es ist ein neuer Bund für den neuen Himmel und die neue Erde gemeint. Daher auch auf altdeutschen Bildern des Weltgerichts Christus häufig auf zwei Regenbogen zugleich thront, auf dem neuen sitzend, auf den alten tretend. Schon auf den ältesten christlichen Wandbildern der römischen Katakomben thront Christus auf einem bogenförmig gewölbten Schleier des heidnischen Himmelsträgers Atlas. *Aringhi* I. 277. 317. Zuweilen haben die Maler den Bogen des alten Bundes dem Weltrichter nur zum Fussschemmel, und einen zweiten Bogen des neuen Bundes zum Thronsitz gegeben. Kreuser, Kirchenbau I. 504. II. 48. Auf einem Bilde zu Padua ist Christus von einem regenbogenfarbenen Kreise umgeben, in dem lauter Cherubim schweben. Kunstblatt 1838, Nr. 13.

Damit hängt auch die Symbolik der Regenbogenfarben zusammen. Das Blau bedeutet die Sündfluth, das Roth den künftigen Weltbrand, das Grün die neue Erde. Gottfried von Viterbo, am Schluss des 2ten Theils und Gilbert Tilb. a. a. O. Man hat jedoch die drei Hauptfarben auch einfach als Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit gedeutet und, wie es scheint, auch als Sinnbild der drei Himmel. Auf alten Miniaturen, z. B. des berühmten Psalteriums der Stuttgarter Bibliothek Nr. 23, wird Gott gewöhnlich durch eine Hand bezeichnet, die aus einem oben am Himmel befindlichen dreifachen und regenbogenfarbigen Zirkel heruntergreift. Damit scheint eben so wohl die heilige Dreieinigkeit als der dreifache Himmel bezeichnet zu seyn. Auch sofern der Regenbogen

in der Luft stehend einen Fuss auf die Erde, den andern auf das Meer stellt, nahm man ihn als Sinnbild der Dreieinigkeit. Wegen der sieben Farben auch als Sinnbild der sieben Geister Gottes und der sieben Sakramente.

Der Regenbogen ist auch Sinnbild der Maria, weil sie die Mutter der Liebe und Versöhnung ist. Darum heisst sie in den altkirchlichen Hymnen *arcus pulcher aetheri*, wobei *arcus* (der Bogen) auf *arca* (die Arche) anspielt, beides Bilder der Sündfluth, die auf Marien bezogen werden. *Nakateni, coeleste palmetum* p. 249. Auf alten Bildern kommt Maria zuweilen vor, wie sie auf einem Regenbogen thront. *Didron, icon.* 269. Man erklärt das Sinnbild nicht blos als Zeichen des Friedens und der Versöhnung, sofern die grosse Fürbitterin Maria Himmel und Erde zusammenbindet, sondern auch als das Thor, durch welches sie die Seligen in den Himmel einführt, den „Himmelrinc", wie es in einem alten Marienliede in Haupts Zeitschrift VIII. 282. heisst, Maria, die uns die Himmelpforte zu öffnen gebeten wird. Wieder anders fasst Picinelli (*mundus symb.* 94.) das Bild als *verbum divinum, humana carne vestitum*, sofern im Regenbogen die himmlische Sonne in irdischen Farben incarnirt wird, und *circumdat immensum*, sofern er gleichsam den ganzen Himmel umspannt. Aus *Menestrerii symbol.* p. 613 und 614 ist noch hinzuzufügen: ein Regenbogen in einer ganz schwarzen Wolke, der die Empfängniss der heiligen Jungfrau bedeuten soll, mit der Devise: *Ex nigra, sed pura.* Ein anderer Regenbogen, auf die Maria Magdalena gedeutet: *Ex lachrymis meus decus.*

Reich, das tausendjährige.

Die Juden glaubten, wie Jehovah die Welt in sechs Tagen geschaffen, am siebenten aber geruht habe, so werde auch die Weltgeschichte in sechs Jahrtausenden ablaufen, im siebenten aber der Messias kommen und tausend Jahre lang mit dem Volke Gottes die Sabbathruhe feiern. Vgl. die Citate aus dem Talmud bei Züllich, die Offenb. Joh. II. 369.

quaeratur, sed maxime natura migrationis eorum, mores proprietasque populi illustretur, tum explicetur, quae ratio intercesserit inter turbam complurium populorum hunnicorum aut hunnicae migrationis comitum, qui apud veteres in illius incursionis narratione commemorentur.

4. Quum primitiva moralitatis idea sive de summa lege morali principalis notio, aus quadam propria eoque minime logica necessitate tum in ea disciplina appareat, cui propositum est cognitionem τοῦ ἠθικοῦ explicare, tum in vita partim in conscientiae judicio de nostris actionibus partim in censura morali de actionibus aliorum hominum, quumque complures, quae ab illa idea inseparabiles sunt eamque tanquam originem respiciunt, notiones principales ad τὸ ἠθικὸν spectantes, velut effecti notio et imputationis, eadem necessitate et eodem ambitu vim suam exerat, et tamen inter eas cursus vitaque, quae nostrae aetatis meditatio philosophica persequitur, magni momenti esse videatur, hoc argumentum ad disputationem revocare, cupit societas, ut accurate haec quaestio perpendatur et pertractetur: Philosophiae moralis fons et fundamentum utrum in idea moralitatis, quae immediate conscientia contineatur, et ceteris notionibus fundamentalibus, quae ex illa prodeant, explicandis quaerenda sunt, an in alio cognoscendi principio?

5. Rationem exponere, qua concrementa vegetabilium fossilia, quae turfae vocantur, carbonesque ex illis confecti apud exteros adhibeantur vel olim adhibita sint ad ferrum e minerais extrahendum.

Die Ausarbeitungen sind in lateinischer, französischer, englischer, deutscher, schwedischer oder dänischer Sprache und unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten vor dem Ende des Augusts 1829 an den Secretär der Gesellschaft, Joh. Christ. Oersted, einzusenden. Der Preis für die vier ersten Fragen ist je eine Goldmünze, 50 dänische Dukaten werth, für die fünfte 100 Thlr.

Schweden.

Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer in Stockholm hat F. Guizot in Paris und den Prof. L. Agassiz in Neufchatel zu ihren Mitgliedern ernannt.

Die königl. Societät der Wissenschaften zu Upsala hat den Fürsten von Musignano Karl Lucian Bonaparte, zum auswärtigen Mitgliede ernannt.

Der König von Preußen hat dem Reichsrath v. Berzelius zu Stockholm den rothen Adlerorden zweiter Classe verliehen.

In Schweden ist ein neues Gesetz über die Rechte und Pflichten der im Königreiche ansässigen Juden vom 30. Juni verkündet worden, nach welchem die als schwedischen Unterthanen aufgenommenen Israeliten in jeder Beziehung gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen genießen sollen, mit Ausnahme der Einschränkungen, welche das schwedische Grundgesetz für die nicht einheimischen Glaubensbekenntnisse vorschreibt. Jedoch sollen die jüdischen Unterthanen ohne besondere königl. Erlaubniß keine Grundstücke und Ländereien erwerben können.

England.

Der Custos der kais. Bibliothek zu Wien, Dr. Ferd. Wolf, und der durch seine vielfältigen Bemühungen um die französische Poesie des Mittelalters verdiente Franc. Michel sind zu auswärtigen Mitgliedern der königl. Societät der Alterthumsforscher zu London erwählt worden.

Lord Brougham ist aus dem Senate der Londoner Universität ausgetreten.

Der bisherige Vorsteher des englisch-chinesischen College auf Malacca, Rev. Sam. Kidd, ist zum Professor der chinesischen Sprache und Literatur an der Universität zu London ernannt worden.

Am 11. März brachte Mr. Plumptre die zweite Verlesung der Bill für die größere Heilighaltung des Sonntags in Antrag. Besonders sollte dadurch das Verkaufen beschränkt

Die Offenbarung Johannis 20, 3. diente zur Verbreitung der gleichen Ansicht auch unter den Christen. Inzwischen stimmte die Wiederkehr des Satans nach Vollendung der tausend Jahre und der letzte Kampf und Sieg, wie ihn die Offenbarung Johannis schildert, mit der von den Juden vorausgesetzten, nicht mehr zu störenden Sabbathruhe eben so wenig, wie ihr irdischer Messias mit dem christlichen, „dessen Reich nicht von dieser Welt ist.“ Deswegen lehnte der heilige Augustinus die sinnliche Auffassung ab, indem er *de civit. Dei* 20, 2. sagt: nur die Seelen der Heiligen werden vor der allgemeinen Auferstehung tausend Jahre lang mit Christo regieren. *Regnaverunt cum Jesu mille annis animae martyrum nondum sibi corporibus redditis. Neque enim piorum animae mortuorum separantur ab ecclesia.* — Welche umfassende Einheit und innere Vollendung auch dem Reiche Gottes auf Erden noch zu Theil werden wird, immerhin kann es sich nur um „den Ausdruck eines innern Lebens“ handeln, indem wir hier ganz „auf ethischem Gebiete“ stehen (Möhler, Symbolik S. 444). Von einem blos sinnlichen Wohlleben im tausendjährigen Reich, wie es die Juden träumen, kann also eben so wenig die Rede seyn, wie von der gewaltsamen Einführung desselben im Sinne der Hussiten und Wiedertäufer.

Die Juden träumen von einem tausendjährigen Reich, in welchem ihr Volk allein zuletzt auf Erden herrschen würde. Die Erde wird wieder Paradies. In der Mitte steht der Baum des Lebens von so ungeheurer Höhe, dass fünfhundert Jahre nöthig sind, um ihn abzuschneiden. Die Juden erhalten die Grösse der patriarchalischen Zeit zurück, Jeder wird 200 Ellen lang. Die Erde bringt von selber Speisen aller Art und Kleider hervor. Ein Waizenkorn ist so gross wie zwei Ochsennieren; die Traube so gross, dass man die einzelnen Beeren wie Fässer anzapft. Alles ist nur Wohlleben und Ueppigkeit. Die Weiber empfangen und gebären an demselben Tag etc. Eisenmenger, entdecktes Judenth. II. 296 f. 817 f. Gfrörer, Jahrhundert des Heils II. 242.

Die christliche Sekte der Chiliasten oder Millenarier ging von einer ziemlich unschuldigen Hoffnung aus, verirrte aber nach und nach in Ausschweifungen, die jenen jüdischen nur wenig nachgaben. Sie hofften nämlich, den vollkommenen und idealen Zustand des Reiches Gottes auf Erden, wie er am Ende der Zeit seyn sollte, schon jetzt herstellen zu können, wenigstens insularisch, eine kleine fromme Gemeinde für sich, in der vollkommene Gleichheit und Brüderlichkeit, Gemeinschaft des Vermögens und allgemeine gegenseitige Liebe herrschte. Das führte aber schon frühe zu sinnlicher Entartung, Gemeinschaft der Weiber und zum sogenannten Adamismus, indem man dem Adam vor dem Sündenfalle im paradiesischen Zustande gleichen wollte. Andere Sektirer fassten die Sache noch rigoristischer. Sie wollten nicht blos für sich und ihre nächsten Gesinnungsgenossen jenes Friedensreich gründen, sondern die ganze Menschheit mit Gewalt in diese Bahn bringen. So war das Ziel der Hussiten Herstellung des Reiches Gottes auf Erden, aber das Mittel: Todtschlag aller Sünder, damit nur die Heiligen allein übrig blieben. Das Reich der Wiedertäufer in Münster gab im Jahre 1535 ein abschreckendes Beispiel des communistischen Wahnsinns, zu dem der missverstandene Chiliasmus führen kann. Die Wiedertäufer theilten Güter und Weiber und emancipirten sich von jeder Scham, weil sie sich für die allein Heiligen auf Erden hielten, denen Alles erlaubt sey.

Reinigung Mariä.

Da die unbefleckte Jungfrau keiner Reinigung bedurfte, so bezweckte ihr Gang zum Tempel nur die Darstellung des neugebornen Kindes und die übliche Opferung. Diese Ceremonie erfolgte bei den Juden 40 Tage nach der Geburt eines Knaben, 80 Tage nach der eines Mädchens. Man brachte dabei dem Jehovah ein Lamm zum Opfer, Aermere aber brachten zwei Tauben. Das war zur Sühne und zum Ersatz der Erstgeburt, die dem Jehovah als Opfer gebührte.

In diesem althebräischen Opfer aber war die grosse Opferung Christi vorgebildet, so wie auch Lamm und Taube seine Sinnbilder sind. *Durandi, rat.* VII. 7. Jamin, Geschichte der Kirchenfeste S. 86. Man hat auch Beziehungen des christlichen Reinigungsfestes auf das altheidnische gesucht, welches um dieselbe Zeit gefeiert wurde, weil die vom Winter schmutzige Erde durch den Frühlingsregen gereinigt und zur Hervorbringung der Pflanzen vorbereitet wird. Auch wurde bemerkt, das christliche Fest sey im Jahr 542 nach einer grossen Pest eingeführt worden mit Beziehung auf die Reinigung des Menschengeschlechts von diesem Uebel. Schrökh, Kirchengeschichte XVII. 486. Indess sind diese symbolischen Deutungen der Hauptbedeutung nur untergeordnet. — Alttestamentalisches Vorbild der Darstellung im Tempel ist die Darstellung des Samuel durch seine Mutter. Deshalb werden sie beide in der alten *biblia pauperum* nebeneinander gestellt. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 119.

Lucas 2, 22 f. bringt ein tieferes poetisches Motiv in die Feier, indem er dem zarten Kinde den hochbetagten Simeon gegenüberstellt, der den Tod nicht sehen sollte, er hätte denn zuvor den Herrn gesehen, und der nun beim Anblick des göttlichen Kindes mit Entzücken ausruft: „Nun lässest du deinen Knecht in Frieden fahren!“ Man weiss nicht, wer dieser Simeon gewesen ist, erst später hat man einen vornehmen Priester aus ihm gemacht, und ihn überhaupt als Repräsentanten des alten Priesterthums im Gegensatz gegen die neue Kirche aufgefasst, sofern in dem alten Levitenthum schon eine Ahnung der christlichen Kirche gelegen, die jetzt erst in Erfüllung ging. Nahe liegt auch die Parallele zwischen dem alten Simeon, der erst stirbt, nachdem er den Herrn gesehen, und Moses, der erst stirbt, nachdem er das gelobte Land gesehen.

Die Scene ist sehr oft gemalt worden und bietet zunächst dasselbe Motiv dar, wie die Anbetung der Könige, indem der malerische Reiz hauptsächlich im Contrast des Kindes mit dem Greise liegt. Doch ist der Ausdruck des alten Kö-

nigs, der vor dem Christkind kniet und auf dessen kahlen Scheitel es seine weichen Händchen legt, durchweg demüthige Anbetung, während der Ausdruck Simeons mehr freudiges Staunen und die Aufregung ist, die sich des hinfälligen Greises bemächtigen muss, indem er zugleich Gott und dem Tode in's Gesicht sieht. Die Genialität dieses Motives ist wohl nicht von allen Malern erfasst worden. Insgemein geben sie dem Simeon die Miene und Haltung eines zärtlichen Grossvaters, der das Kind, wenn auch mit einer Beimischung von Ehrfurcht, doch nur liebkost, und dem man nicht ansieht, dass er an den Tod denken soll. Scheinbar besser sind die Darstellungen, auf denen er, indem er das Kind hält, dankbar zum Himmel emporblickt (z. B. von Guido Reni); allein wenn man erwägt, dass er Gott selbst in dem Kinde schauen soll, so darf er nicht vom Kinde weg nach dem Himmel sehen. Es ist schicklicher und natürlicher, dass er ganz in den Anblick des Kindes versunken bleibt.

Religion.

Vgl. die Artikel Glauben und Kirche.

Die allegorische Darstellung der Religion gehört entweder als *fides* zu den christlichen Tugenden oder sie bedeutet die Autorität, die Geschichte und den Sieg der Kirche. Insgemein ist es eine verschleierte, madonnenartige, weibliche Gestalt, die ein Kreuz in den Armen hält. Von den Triumphen der „Kirche", die besonders häufig im 17ten Jahrhundert gemalt wurden, unterscheidet sich „die in den Künsten triumphirende Religion" von Overbek (vgl. Kunstbl. 1840. S. 431.) eigentlich nicht, sofern hier die Gläubigkeit und die äussere Pracht der Kirche zusammenfällt. Inzwischen sind Selbstbespiegelungen der Kunst, selbst der heiligen Kunst, nicht zu loben. Die Kunst, die andachtsvoll vor dem heiligen Gegenstande knieen soll, geräth zu leicht in die Gefahr, sich nur wie Narcissus in sich selbst zu verlieben. Diese Kunstpreisungen gehören dem modernen Cultus des Genius an

und schliessen sich schon deswegen principiell von der heiligen Kunst aus, sogar wenn sie sich speciell auf die heilige Kunst beziehen. *Soli Deo gloria.*

Richter, die.

In den ersten Jahrhunderten seit der Einwanderung der Juden in Kanaan heissen ihre obersten Lenker Richter (*Schophtim*). Es sind nicht die Hohenpriester, obgleich sie zuletzt mit denselben in Eli zusammenfallen; vielmehr stehen sie als die weltlichen Richter und Heerführer neben den Hohenpriestern, wie Moses neben Aaron, Josua neben Eleazar. Es hat nicht immer Richter gegeben, sie treten nur in kritischen Zeiten als Retter hervor, und es ist sogar einmal ein Weib (die Deborah) Richterin, zum Beweise, dass hier immer nur wieder Erweckte zu verstehen sind, die der Herr aufruft, wie er früher den Abraham, den Moses aufrief. An ein ununterbrochenes Amt ist dabei nicht zu denken, eben so wenig an eine Erbfolge. Der Versuch des Sohnes Gideons, das Richteramt erblich zu machen, misslang kläglich.

In derselben Zeit sehen wir die Kinder Israel in fast unaufhörlichem Streit mit ihren arabischen, syrischen und phönikischen Nachbarn, und von denselben häufig unterjocht; die Einheit unter den jüdischen Stämmen selbst erscheint meist ganz aufgelockert, und das Ansehen der Stiftshütte tief gesunken. Massenweise buhlen die Kinder Israel mit den fremden Götzen und vermischen sich mit fremden Weibern, was natürlich ihre Selbstständigkeit untergräbt und den heidnischen Nachbarn den Sieg erleichtert. So ist denn die grosse Erhebung des Volkes unter Moses wieder vergessen; die Erfüllung der Weissagung, die dem Abraham geworden, die endliche Einführung der Kinder Israel in ihr verheissenes Erbe, der Besitz des gelobten Landes hat sie nicht dankbar gemacht; der Gott der Väter, der sich so gnädig an ihnen erwiesen, wird nicht mehr von ihnen geehrt; fremde Götzenbilder erheben sich rings im Lande und ihnen dampft der Weihrauch. Die

grosse Idee der republikanischen Theokratie kann unter einem so erbärmlichen Volke nicht verwirklicht werden. Wie viele Generationen auch aufeinander folgen, keine genügt; die Gegenwart ist immer eine verlorne, und nur der Blick in die Zukunft erfrischt den gesunkenen Muth. Die ganze jüdische Geschichte ist ja nur Vorbereitung auf die christliche. Das ganze alte Testament ist nur die Verheissung des neuen. Die messianische Idee ist der goldne Faden, der sich durch das alte Testament fortzieht, ohne den es keinen Sinn hätte. Tiefe Sehnsucht aus dem Schlamme der Corruption, aus dem immerwährenden Zurücksinken in's Heidenthum ist der poetische Charakter des Buchs der Richter und des Buchs Samuels, wie der späteren prophetischen Bücher. Diese Sehnsucht des alten Testamentes aber motivirt das neue.

Unsre wirre Zeit, in der so viel wieder mit allen Arten des Heidenthums gebuhlt wird, das Verband der Christen im Innern so tief gelockert und überall Kampf ist, hat viele Aehnlichkeit mit jener alten Zeit der Richter.

Richtschnur

oder Winkelmaass, Canon, daher alles Gesetzliche, auf giltigen Beschlüssen der Concilien und Verordnungen der Päpste Gegründete in der Kirche canonisch heisst, weil es den Gläubigen Maass und Richtschnur ist.

Ring,

Sinnbild einer ewigen Verbindung, sofern die Kreisform ohne Anfang und Ende (die sich in den Schwanz beissende Schlange) die Ewigkeit, der Ring als Glied an der Kette aber die feste Verbindung bedeutet. Daher uraltes Zeichen der ehelichen Verlobung, der Ring, den Braut und Bräutigam gegenseitig austauschen. Binterim, Denkw. VI. 2. 114, irrt, wenn er unter dem Brautring den Siegelring, das Zeichen der Beschliesserin, der künftigen Hausfrau versteht. — Der Braut-

ring ist Attribut der heiligen Katharina von Siena, die ihn vom Christkind empfing. Auch der heiligen Ida, die über dem Haupt der Bräute Christi (Nonnen) Ringe schweben sah. — Auch die geistlichen Siegelringe bedeuten zugleich die Vermählung des Bischofs mit der Kirche und Kraft des Siegels, die Herrschaft und den Besitz des Amtes. Der Papst wird mit dem Fischerring Petri begabt, auf dem das Bild des fischenden Petrus dargestellt ist. Ueber den Ring, den der Doge von Venedig jährlich in's Meer warf, vgl. d. Artikel S. Marcus.

Drei ineinander verkettete Ringe sind Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Nur zwei übereinander erhobene Ringe oder Kreise bedeuten Himmel und Erde. Vgl. die Artikel Dreieinigkeit und Nimbus.

St. Robert wurde Stifter des Cisterzienserordens im 11ten Jahrhundert. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, träumte sie, Maria erschiene ihr mit einem Ringe, um sich mit ihrem künftigen Sohne zu vermählen. Er widmete sich daher auch von früher Jugend auf gänzlich der Himmelskönigin, und gründete im Wald Citeaux in Burgund das weltberühmte Kloster, das die Mutter zahlloser andrer wurde, 1098. 29. April. Ein im römischen Colosseum Ball spielender Jüngling steckte seinen Ring, der ihn beim Spielen hinderte, einer in der Nähe stehenden Statue der Mutter Gottes an den Finger. Als er ihn wieder nehmen wollte, krümmte sich der Finger und liess den Ring nicht mehr los. Der Jüngling erkannte daraus, er sey der heiligen Jungfrau verlobt und widmete sein übriges Leben ihrem Dienste. Nach Mion und Maerland.

Ritter.

Ritterlichkeit ist eine, besonders bei den tapfern abendländischen Völkern beliebte Form, in welcher eine der Cardinaltugenden (*fortitudo*) erscheint. Schon im alten Testament führt Jehovah das Schwert, Helm, Harnisch, indem er das Böse bekämpft und straft und die bedrängte Unschuld rettet.

Auch Christus erscheint in einem spanischen Auto des Lope de Vega als „Kreuzritter“. Leviathan hat am Eingang aller Menschen in's Leben eine Brücke gebaut und lässt keinen herüber, der nicht dem Bösen zuschwört. Alle Menschen thun das und kommen dadurch in seine Gewalt. Nur Maria nicht, vor der er zusammenbebt. Darauf rüstet sich ihr Sohn als Kreuzritter mit Schild und Lanze, besiegt den Leviathan, befreit die Menschheit und baut eine andere Brücke zum Himmel. v. Schack, dram. Lit. d. Spanier II. 408.

In Gassiers *hist. de la chevalerie,* 1814, werden die ritterlichen Waffen also christlich gedeutet. Das Schwert bedeutet das Kreuz; die Lanze, ihrer Geradheit wegen, die Wahrheit; der Helm, weil er die Augen deckt und zwingt, niederzusehen, die Demuth; der Harnisch Schutz gegen alle Laster; der Sporn die Ehre; der Schild die Pflicht; der Handschuh endlich die Sorge, nichts Schlechtes und Verbotenes anzurühren.

Ritterliche Rüstung kommt dem streitbaren Erzengel Michael zu, den heiligen Helden St. Georg, St. Moris, St. Gereon etc. Man findet sie in goldnen Rüstungen beisammen auf einem Bild des Theodorich von Prag auf dem Schlosse Karlstein. Wiener Jahrb. 27, 39. Ein gefesselter und im Wald einsam verschmachtender Ritter ist der heilige Wilhelm. — Ueber die vierzig Ritter vgl. d. Artikel Eis.

Sofern der ritterliche Michael nur den Engeln vorsteht, Georg aber fast immer nur einzeln im Kampf mit dem Drachen erscheint, ist es dem heiligen Mauritius (Moriz) vorbehalten geblieben, auf Kirchenbildern die übrigen heiligen Ritter anzuführen. Denn er war im Leben Anführer der thebaischen Legion (*legio fulminatrix*) und wurde sammt der ganzen Legion, da sie als Christen den Götzen nicht opfern wollten, in Wallis, unfern vom Genfersee, hingerichtet. Erst wurde die Legion decimirt, dann schlug man vollends alle todt. 22. Sept. 280. Auf sein Grab wurde das berühmte Kloster S. Maurice erbaut. Man bildet ihn ab als einen Mohren, schwarz, aber schön und edel in ritterlicher Rüstung

mit der Fahne in der Hand. So malte ihn Hermskerk in der Boisserée'schen Sammlung. So Theodorich von Prag im böhmischen Schlosse Karlstein. Wiener Jahrb. 27. 40. Wie er sich weigert, den Götzen zu opfern, und wie er enthauptet wird, malte De Mares in München. — Die Schwester des Heiligen, die heilige Fides, wird auch als Mohrin gemalt. Otte, Kunstarchäologie S. 130. Sofern der Heilige Patron von Magdeburg ist, knüpfen sich an seine Bilder noch merkwürdige Sagen. Als einst Erzbischof Odo das Stift schlecht verwaltete und auf keine Warnung hörte, erschien Christus mit der thebaischen Legion und befahl dem heiligen Moriz, sein Schwert zu ziehen und den bösen Bischof zu enthaupten, wie auch geschah. Sommer, sächs.-thüring. Sagen I. 51. Ein Bild in Halle stellt ihn bedeckt mit Schellen dar (wahrscheinlich in einer Zeit gemalt, in der Schellen eine neue Modetracht der Ritter waren). Davon heisst er der Schellenmoriz. Nun erzählt aber das Volk, er sey der Bauherr der Kirche und so böse gewesen, dass ihm seine fromme Schwester Schellen angehängt habe, damit die Arbeiter immer wüssten, wann er käme. Derselbe Schellenmoriz spielt auch eine Rolle in der Prozession am dritten Pfingstfeiertag. Daselbst S. 75 und 153.

Ein anderer berühmter Ritter, der heilige Norbert, zu Xanten am Rhein geboren, aus dem Geschlecht von Gennep, lebte sehr üppig, bis ihn einmal unterwegs ein Ungewitter überfiel und ein Blitz ihn vom Rosse warf, wie den heiligen Paulus. Von Stund an bekehrte er sich und gründete im dunkeln Thale Prémontré das berühmte Prämonstratenserkloster und einen neuen Mönchsorden nach seiner strengen Regel. Weltberühmt durch die strenge Zucht, die er übte, ward er nach Deutschland zurückgerufen und starb als Erzbischof von Magdeburg, 6. Juni 1134. Ein eigenthümliches Wunder geschah lange nach seinem Tode. Als Magdeburg protestantisch geworden, wünschte der Kaiser die Reliquien des heiligen Norbert heraus, und im dreissigjährigen Kriege drang er auf's Ernstlichste darauf und drohte der Stadt mit

seinem ganzen Zorn. Der Magistrat war nun auch gern bereit, die Reliquien, die für Protestanten keinen Werth hatten, herauszugeben, aber die Bürgerschaft, obgleich protestantisch, widersetzte sich, weil eine alte Sage ging, Magdeburg könne nicht erobert werden, so lange es den heiligen Norbert in seinen Mauern habe. Endlich liessen sich die Bürger durch Zureden, nicht so abergläubig und papistisch zu denken, überreden, den Leichnam ziehen zu lassen, und schon im nächsten Jahre wurde Magdeburg erobert und verbrannt.

Rittersporn,

Attribut der heiligen Ottilie. Wer drei dieser Blumen in Jungfernwachs gewickelt am Halse trägt und drei Messen zu Ehren der heiligen Ottilie lesen lässt, auch drei Almosen in ihrem Namen ertheilt, der wird von kranken Augen heil. Grimm, d. Mythol. auf der vorletzten Seite der ersten Auflage. Dieser Aberglauben stammt wohl aus heidnischen Erinnerungen. Rittersporn kommt bei den heidnischen Gebräuchen vor, die sich an das Johannisfeuer knüpfen. Zu Johanni endet der Siegeslauf der Sonne, der mit Weihnachten begann, und fangen die langen Nächte der Winterzeit an. Aber die Sonne, obgleich im Winter erblindend, gelangt im nächsten Frühling wieder zu vollem Glanze. Die heilige Ottilie, als Heidin blind, wurde als Christin sehend. Die Blume nun, die zu Johanni blüht, sollte daran erinnern, dass Blindheit, Nacht und Tod nicht ewig dauern.

Rock.

Der bunte Rock, den Jakob seinem geliebtesten Sohne Joseph hatte machen lassen, der seiner Brüder Neid erregte und mit Blut besprengt dem Vater gebracht wurde, ist alttestamentalisches Vorbild des heiligen Rockes unsers Heilandes, der den Schergen zu Theil wurde und um den sie würfelten.

werden. Nur der Verkauf von Milch, ſowie für gewiſſe Stunden, der von Bier war von dem Verbote ausgenommen. Die zweite Verleſung wurde jedoch mit 139 gegen 68 Stimmen abgelehnt.

Doctor Warneford hat an das Kings College zur Aufſtellung von Preisaufgaben für die damit verbundene Medical School 1000 Pfund geſchenkt.

In der Sitzung des Hauſes der Gemeinen, am 21. Juni, willigte der Richter Talfourd auf eine an ihn ergangene Aufforderung ein, ſeine Bill gegen den Nachdruck auf die nächſte Jahresſitzung zu verſchieben.

Der Board of Control hat den Vorſchlag des Generalgouverneurs von Indien verworfen, nach welchem auf das Neue ein Theil der vom Parlament zur öffentlichen Erziehung in Indien ausgeſetzten Fonds zum Druck von Werken in einheimiſchen Sprachen verwendet werden ſollte. Man nimmt an, daß dieſe Beſtimmung von dem Einfluſſe der Methodiſten ausgehe.

Am 1. Jan. ſtarb zu London Dr. John Cooke, ehemaliger Arzt am London-Hoſpital, als Schriftſteller durch ſein Werk „über Nervenkrankheiten“ rühmlich bekannt.

Am 6. Januar ſtarb zu Cambridge Rev. Thomas Catton, Senior und ehemaliger Aufſeher des dortigen St. Johns College, Mitglied der königl. und der aſtronomiſchen Society, 79 Jahre alt.

Am 6. Jan. ſtarb zu Long Ditton in Surrey Rev. Brian Broughton, Pfarrer daſelbſt, als Dichter durch „Sechs maleriſche Anſichten von Nord-Wales mit poetiſchen Reflexionen“, „Goldgrove Hill“ und andern Werken bekannt. Er war zu Hammerſmith 1788 geboren.

Am 18. Jan. ſtarb zu London Henry Earle, Esq., Wundarzt der Königin im außerordentlichen Dienſt, Oberchirurg am St. Bartholomäus-Hoſpital, Mitgl. des Vorſtands des Collegiums der Wundärzte, als Schriftſteller durch ſeine „praktiſche Beobachtungen in der Chirurgie“ und durch zahlreiche Abhandlungen und Aufſätze in Zeitſchriften bekannt.

Am 27. Jan. ſtarb zu Eton der Buchhändler des dortigen College, Edward Williams, als Herausgeber der ſogenannten „Eton Classics“ bekannt, im 63. Lebensjahre.

Am 10. März ſtarb zu Truro in einem Alter von 79 Jahren Rev. Richard Polwhele von Polwhele, der Geſchichtſchreiber von „Devonſhire und Cornwall“.

Am 23. März ſtarb einer der glücklichſten engliſchen Bühnendichter neuerer Zeit, Thom. Morton, Esq. Er war 1764 in Durham geboren.

Die Stelle eines Unterbibliothekars am britiſchen Muſeum iſt dem Rev. R. Garnett übertragen worden.

Unter den bei der Krönung der Königin zur Baronetwürde Erhobenen findet ſich auch der Dichter Edw. Lytton Bulwer.

Am 24. ſtarb zu Ebeyne-Walk in Cheliea, 72 Jahre alt, Thom. Attwood, Esq., Organiſt und Componiſt J. M., Organiſt der St. Paulskirche. In früherer Zeit hatte er ſich viel mit theatraliſcher Muſik beſchäftigt; von ihm ſind die Opern „der Gefangene“, „das Adoptivkind“, „das Schloß von Sorrent“ und „die Schmuggler.“ Auch war er bei der Compoſition von Tobin's „Honigmond“ betheiligt, wo namentlich das bekannte Lied „Qual Dilemma“ von ihm geſetzt iſt.

Der Gemeinderath der City von London hat für das dem Herzog von Wellington zu errichtende Denkmal einen Beitrag von 500 Pfd. Sterl. verwilligt.

Der gothiſche Tempel, in welchem Sir W. Scotts Standbild von Steal aufgeſtellt werden ſoll, iſt von Herrn Kemp entworfen. Das Denkmal wird in ähnlicher Weiſe, wie das für Burns in Dumfries befindliche, ausgeführt werden, wo das Gebäude von L. J. Hunt, das Bild des Dichters von Turnerelli gefertigt iſt.

Nach den Apokryphen ist der ungenähte Rock des Heilandes von der heiligen Jungfrau Maria schon auf der Flucht in Aegypten aus der reinen Wolle eines Lammes für das Christkind gewebt worden und mit demselben gewachsen. Er hat das heilige Kind schon in seiner Jugend vor allen Elementen geschützt, im brennenden Ofen und im tiefen Wasserbrunnen lebend erhalten. Vgl. Hofmann, Apokryphen S. 190.

Als der Heiland am Kreuz hing, wurde sein Rock, wie bei Hinrichtungen üblich war, den Kriegsknechten zur Beute überlassen; weil das Gewand aber ohne Nath war, zertheilten sie es nicht, sondern würfelten, wer es besitzen solle. Matth. 27, 25. Joh. 19, 23. Hierin liegt eine tiefsinnige Symbolik. Der Rock bedeutet als äusseres Kleid des Heilandes die Kirche, die eben so wenig je getrennt und in Stücke zerrissen werden soll, wie der heilige Rock, und die zwar in fremde Gewalt fallen, aber doch nicht aus ihrem Zusammenhange gerissen werden noch die Eigenschaft, einziges Eigenthum ihres ursprünglichen Herrn zu seyn, verlieren kann.

Daran nun zu erinnern, war im Jahr 1844, als die Fluthen des Unglaubens am höchsten wogten und unberufene Schergen von allen Orten um das Erbe der Kirche würfelten, die rechte Zeit gekommen, und dadurch erhielt die Ausstellung des zu Trier als hochverehrte Reliquie aufbewahrten heiligen Rockes eine weltgeschichtliche Bedeutung. Mehr als eine Million andächtiger Wallfahrer knieten vor dem heiligen Zeichen, um die zu beschämen, die das Wesen selbst nicht mehr achteten.

Im gleichen Jahr wurde die Geschichte des heiligen Rockes ausführlich beschrieben von Marx, v. Hammer und Andern. Von der Hagen aber gab das altdeutsche Gedicht heraus, in welchem die Legende desselben enthalten ist. Hier nur ein kürzester Auszug daraus. Herodes soll befohlen haben, den ihm verhassten Rock in's Meer zu versenken, aber eine Sirene brach den Steinsarg auf, worin er ruhte, und nun spülten ihn die Wellen an's Ufer, wo ihn ein Pilger

fand. Als dieser aber die Blutflecken nicht auswaschen konnte, ahnte er, dass es ein Kleid sey, das kein Sünder tragen dürfe und gab es dem Meere zurück. Ein Wallfisch verschlang den Rock, wurde aber vom jungen Orendel gefangen. Orendel war ein Sohn des Königs Eigel von Trier und ausgefahren, um die schöne Brida, die Herrin des heiligen Grabes, zu freien. Allein er litt im Klebermeer Schiffbruch, entkam nackt und bloss und diente nun bei einem Fischer, mit dem er den Wallfisch fing. Mit dem Rock angethan, hat er übermenschliche Kraft, siegt in jedem Kampfe, gewinnt auch die schöne Königin, erfährt aber durch einen Engel, wessen das Kleid gewesen, das er trage, und entsagt sofort allem irdischen Glück, und sowohl er als Brida widmen sich dem Himmel. So kam der heilige Rock nach Trier. Vgl. die Sage vom heiligen Rock, herausg. von H. von der Hagen, 1844. Nach Anderen war es die heilige Helena, Mutter Constantins des Grossen, die den heiligen Rock nach Trier brachte.

Ein schönes altes Kirchenlied lautet:

Qui coelos implet lumine
Ornat quoque sideribus
Et quem adorant angeli,
Vestitu privant milites.

Qui vestit volatilia
Diversisque coloribus
Et ornat agros roseis,
Ipse privatur vestibus.

Precamur ergo cernui
Te creatorem saeculi,
Jam sic privatus vestibus
Nos indue virtutibus. Amen.

Rohrstab,

Sinnbild der Gebrechlichkeit. Aegypten soll wie ein Rohrstab zerbrochen werden. 2. Könige 18, 21. Jesaias 36, 6. — Ein Rohrstab, dem Heiland zum Spott als Scepter in die

gebundenen Hände gesteckt, kennzeichnet ihn als *Ecce homo*. — Ein kleines Kreuz von zwei Rohrstäbchen, kunstlos zusammengebunden, ist das gewöhnliche Attribut Johannes des Täufers in seiner Kindheit.

Rose,

uraltes Sinnbild der Liebe, daher in der christlichen Symbolik vorzugsweise der Maria, als der Mutter der Liebe und des Erbarmens und der allgemeinen Fürbitterin für die Sünder; ferner Sinnbild der Gebete, die sich zum Rosenkranz aneinander reihen. Daher auch der Glaube, dass der Teufel, als Princip des Hasses, keine Rosen leiden könne und durch den Geruch dieser Blume aus Besessenen vertrieben werde. Görres, Mystik IV. 1. 350.

Inzwischen hält die christliche Symbolik vornehmlich die Blutfarbe der Rose fest und bringt die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blut, vergossen von der göttlichen Liebe, um die Menschen zu erlösen. Zunächst in der spätern Poesie der Jesuiten, wie in den herrnhutischen Gesangbüchern blühen aus dem Blute des Heilandes die reichsten Rosen der Liebe auf. Die Seele wird zur Biene, die nach der Seitenwunde Jesu wie zur süssen Rose fliegt. „Niemand, der die Dornen scheut, geht in seine Rosen ein.“ Herrnhuter Gesangbuch 1741. S. 350. Unter den Rosen, mit denen die wichtigsten Momente im Leben Jesu in einem alten Kirchenliede verglichen werden, ist die letzte und schönste sein Tod am Kreuz. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 157. Nach einer wahrscheinlich modernen Legende entstand die Moosrose aus einem Tröpfchen Blut des Heilands, welches in's Moos fiel. Blumen, Leipzig 1847. S. 94. — Auch dem Blut der Martyrer entblühen Rosen. In dem schönen altlateinischen Hymnus auf die unschuldigen Kindlein heisst es:

Quos lucis ipso in limine
Christi insecutor sustulit
Ceu turbo nascentes rosas.

Nach Herders Dichtungen aus der morgenländischen Sage kommt die rothe Färbung der Rose von dem ersten Blut her, das auf Erden vergossen wurde: „Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weissen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere verwandelt, die sie noch nie gesehen. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich ringsum, und eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis Alles sich zuletzt in süsse Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehört hatte. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugendparadies; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weiss gekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süssen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm. Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehen und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest. Die Brüder brachten ihr Opfer, die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn, und fand nur seine zerstreute traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar: die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle. Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah, die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen: weinende Mutter, schaue hinauf. Sieh jenen glänzenden Wagen dort! er fährt zu anderen Auen, zu schöneren Paradiesen, als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle

Seufzer sich in süsse Töne wandeln.“ — Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzt hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vom Angesicht einer schönern Morgenröthe. Oft aber sassen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternen-Wagen, und suchten ihren Schäfer dort.“

Eva wird auch noch in andrer Weise mit der ersten Rose in Verbindung gebracht. So lange sie in Unschuld lebte, war die Rose weiss. Erst als sie in die Sünde fiel und zum erstenmal darüber erröthete, färbte sich auch die Rose roth. Blumenwelt, Halberst. S. 124. Der heilige Basilius brauchte das Gleichniss, die Rose sey anfangs dornenlos gewesen, je mehr und länger aber die Menschen gesündigt hätten, um so mehr Dornen seyen an ihr gewachsen.

Die Rose ist vorzugsweise der heiligen Jungfrau geweiht. Auf sie wird die Stelle des Hohenliedes 2, 2. bezogen: „Wie die Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern.“ Maria heisst die Rose oder der Rosenzweig von der Wurzel Jesse oder Isai (Davids Vater, von dem sie stammte). Jesaias 11, 1. Daher das schöne alte Kirchenlied:

Ein Rose ist entsprungen,
Von Jesse war die Art.

Wackernagel, Kirchenlied Nr. 160. Maria heisst die Rose ohne Dornen. Das. Nr. 148. Conrad von Würzburgs goldne Schmiede, von W. Grimm XXXVII. Maria heisst die Rose aus Anna's Schooss. Paderborner Liederbuch Nr. 92. Einmal aber wird Maria nur als der Rosenstrauch und Christus als die Rose selbst bezeichnet. Grimm, altd. Wälder II. 199. — Besonders beliebt war im Mittelalter die Vorstellung, Maria sitze im Rosenhag oder Rosenthal. So in Gottfried von Strassburgs Marienliede. Haupts Zeitschr. IV. 520. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 130. So ist sie gemalt auf einem alten Bild in Strassburg in einer Rosenhecke voll singender Vögel. Waagen, Deutschland II. 318. So auch auf dem berühmten

Bilde von Schongauer in Colmar. Kunstblatt 1841. S. 26. 1846. S. 170. Und auf einem Bilde von Botticelli, thronend, von Engeln mit Lichtern umringt, die sie mit Rosen kränzen. Kugler, Berliner Museum S. 31.

Die sieben Freuden Maria's werden als sieben Rosen besungen. Görres, Volks- und Meisterlieder S. 319. Eben so alle ihre Tugenden ihr zum Rosenkranz geflochten. Marian. Liederschatz. Augsb. 1841. S. 385. Neben einem Muttergottesbild bei Lucca wachsen Rosen, die hoch verehrt werden, weil einst hier ein stummer Hirtenknabe eine Rose brach und durch ihren Duft die Sprache wieder bekam. Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 338. *Rosa rubiginosa*, die Rost- oder Weinrose, soll die rostfarbene Unterfläche ihrer Blätter von den Windeln erhalten haben, die Maria einst auf dem Strauch trocknete. — St. Joscio, Mönch zu St. Omer, starb in Ecstase, weil er die Madonna so sehr liebte; da wuchsen aus seinem Munde fünf Rosen mit den Buchsaben *M, A, R, I, A.* Man hat in einem Bilde jedem Buchstaben noch einen Satz hinzugefügt, es sind die Anfänge fünf berühmter Mariengebete: *Magnificat — Ad Dominum — Retribue — In convertendo — Ad te levavi.* Emmeran, Glorie der Jungfrau S. 164.

Wegen des sogenannten Rosenwunders ist die Rose Attribut der heiligen Elisabeth. Diese heilige Fürstin von Hessen und Thüringen pflegte in eigner Person den Armen und Kranken Brodt zu bringen. Ihr Gemahl sollte es nicht wissen. Als er ihr aber einmal mit dem Korbe am Arm begegnete und sie frug, was sie trage, sagte sie in der Verwirrung: „Rosen.“ Er deckte den Korb auf und siehe, es waren Rosen. Das Nämliche berichtet die Legende von der heiligen Casilda in Toledo und von der heiligen Rosa von Viterbo. — So brachte auch einmal die fromme Frau Ada einen Aussätzigen in's Haus und legte ihn sogar in das Bett ihres Gemahls, um ihn zu pflegen. Als dieser Gemahl aber heimkam, davon hörte und zornig nach seinem Bette eilte, fand er es nur voll Rosen. *Thomas Cantipr. de apibus* II. 25.

Eine schöne Rosensage findet sich bei Montevilla Bl. 33. Zu Bethlehem wurde eine unschuldige und reine Jungfrau verleumdet, sie hätte ihre Keuschheit verloren, und sollte lebendig in dürren Dornen verbrannt werden. Als sie aber in die brennenden Dornen trat, erlosch das Feuer und statt der Flammen schlugen blühende Rosen aus den Dornen.

Nach *Suquet, lacrymae div. Magdalenae*, heissen die weissen Rosen Magdalenenrosen, weil die vorher rothen Rosen durch die Thränen der heiligen Magdalena entfärbt wurden.

Ein Korb mit Rosen ist Attribut der heiligen Dorothea, weil sie denselben ihrem irdischen Bräutigam aus dem Paradiese ihres himmlischen Bräutigams zum Wahrzeichen schickte. Auf altdeutschen Bildern sind diese Rosen weiss, auch trägt die Heilige einen Kranz weisser Rosen und eine weisse Rose in der Hand. Kunstblatt 1840. Nr. 98.

Ein Kranz von rothen Rosen schmückt das Bild der wunderthätigen heiligen Rosalia in ihrer berühmten Höhle bei Palermo. Rothe Rosen sind das Attribut der heiligen Rosa von Lima, die ein Kirchenlied in Peru die schönste Blume im schönsten Garten der Erde nennt. Die Legende sagt von der Heiligen, sie habe Rosen in die Luft geworfen, um sie Gott anzubieten, und die Blumen hätten sich in der Luft in die Form eines von einem Kreise umgebenen Kreuzes zusammengefügt (die Nimbusform Gottes), zum Zeichen, dass Gott ihr kindliches Geschenk annehme. — Als sich der heilige Franciscus zur Busse in Dornen wälzte, blühten dieselben voller Rosen. Berühmtes Bild von Murillo, vgl. v. Quandt, Reise in Spanien S. 162. Als Kaiser Ludwig der Fromme einmal auf der Jagd bei Hildesheim sein Reliquiarium mitten im Schnee des Winters an einen dürren Dornstrauch hing, wuchsen daraus plötzlich Rosen. Der Strauch blüht noch jetzt. Die uralte Mauer einer Kapelle, älter als der Dom von Hildesheim, ist absichtlich da offen gelassen, wo der Strauch hervorwächst. Botanische Literaturblätter. Regensburg 1830. 5ter Band S. 467.

Rosen blühten mitten im Winter aus den Gräbern der

heiligen Acifelus und Victoria, des h. Alexander Martyr, des h. Julianus, des h. Rufinus. Eine weisse Rose wurde in dem Chorstuhle desjenigen Chorherrn oder Mönchs gefunden, der bald sterben sollte, zu Hildesheim, Lübeck, Breslau, Altenburg. v. Döbeneck, Volksglauben II. 53. Harrys, niedersächs. Sagen I. 42. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 28.

Der Rosensonntag (Lätare) hat seinen Namen von der goldnen Rose, die der Papst an diesem Tage feierlich einweiht und gewöhnlich irgend einem um die Kirche hochverdienten Fürsten schenkt, und zwar zur Erinnerung an die Befreiung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, die sie bekanntlich der Gnade des Cyrus verdankten. Die goldne Rose gilt also dem Fürsten, der sich jenen gnadenreichen Cyrus zum Muster nimmt. *Durandi, rationale* VI. 53, 9. Willkührlich hat v. Biedenfeld in seinem Werk über die Rose S. 459 die Ertheilung der goldnen Rose abgeleitet von einem Mosaikbild in der Susannenkirche zu Rom, welches Karl den Grossen darstellt, wie er vom heiligen Petrus eine mit Rosen besäete Fahne empfängt.

In der kirchlichen Baukunst und Bildhauerkunst wird die Rose zunächst in Verbindung gebracht mit dem Kreuz. Das Kreuz, das über den gothischen Thürmen und Thürmchen sich am höchsten erhebt, blüht gewöhnlich in runde Rosen aus. Dieses Rosenkreuz ist sehr alt. Vgl. *Aringhi, Roma subt.* I. 381. Am reichsten ausgeführt ist es an dem Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Wenn die Rosen aus dem Kreuze herausblühen, so hat das denselben Sinn, wie das Blühen aus den Dornen, die höchste Freude der Welt, die aus den bittersten Schmerzen kommt. Dagegen ist das von der einen Rose ringsumschlossene Kreuz (die Kreuzrose) dasselbe, was das Kreuz im Kreise, der Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Auch in den Fensterrosetten der gothischen Kirchen wiederholt es sich oft und bezeichnet immer den Sieg des Kreuzes, die Herrschaft der Kirche über die ganze Welt.

Andere Fensterrosetten, namentlich die in dunkler Rubin-

farbe glühenden, die in vielen gothischen Marienkirchen vorkommen, bezeichnen die heilige Jungfrau als die *rosa mystica*. Da die grössten Fensterrosen immer auf der Westseite der Kirchen vorkommen, bilden sie vielleicht auch einen symbolischen Gegensatz zu dem grössten Schlussfenster des Chors auf der Ostseite. — In das Stab- und Maasswerk der Randverzierungen, wie der Radien der gothischen Fensterrosetten, in denen bald mehr das Peripherische (die Radform), bald mehr das Radiale (die Sternform) vorherrscht, spielen alle geometrischen Symbole hinein, und wie das Kreuz den Kreis, so durchbricht das Dreieck die viereckigen Formen. Die Rosette hat Manches mit dem Nimbus gemein und ist gleichsam ein frei gewordener, selbstständiger Nimbus. Daher ahmt sie in ihren Randverzierungen die verschiedenen Formen und Farben der Kronen und Kränze nach, bald mehr die Kronen von Gold und Edelsteinen, bald mehr die Kränze von Blumen; in vielgezacktem Stab- und Maasswerk aber auch die Dornenkronen. Durch alle diese Beziehungen aber geht die ursprüngliche Symbolik der Rose im Fenster nicht verloren.

In vielen altdeutschen Kirchen ist über dem Beichtstuhl eine fünfblätterige Rose angebracht. Stieglitz, altd. Baukunst S. 184. Schon die Alten pflegten über ihren Tafeln bei grossen Mahlzeiten eine Rose aufzuhängen, als Zeichen, dass Alles, was hier in der Munterkeit des Mahles geplaudert werde, nicht weiter gesagt werden solle. Daher das bekannte, noch heute übliche Sprichwort: „Ich sage dir das nur *sub rosa*." Das gibt wohl auch für jene Rose des Beichtstuhls die natürlichste Erklärung.

In Dante's Paradies 30, 32. findet sich das schöne und grossartige Bild einer unermesslich grossen weissen Rose, die aus lauter Kreisen von Engeln und Seligen gebildet ist. Auch in den Reden von Hellsehenden, Basel 1824, S. 299, ist von weissen Rosen die Rede, die im Himmel blühen und einen ausserordentlichen Glanz und berauschenden Duft haben sollen.

heiligen Acifelus und Victoria, des h. Alexander Martyr, des h. Julianus, des h. Rufinus. Eine weisse Rose wurde in dem Chorstuhle desjenigen Chorherrn oder Mönchs gefunden, der bald sterben sollte, zu Hildesheim, Lübeck, Breslau, Altenburg. v. Döbeneck, Volksglauben II. 53. Harrys, niedersächs. Sagen I. 42. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 28.

Der Rosensonntag (Lätare) hat seinen Namen von der goldnen Rose, die der Papst an diesem Tage feierlich einweiht und gewöhnlich irgend einem um die Kirche hochverdienten Fürsten schenkt, und zwar zur Erinnerung an die Befreiung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, die sie bekanntlich der Gnade des Cyrus verdankten. Die goldne Rose gilt also dem Fürsten, der sich jenen gnadenreichen Cyrus zum Muster nimmt. *Durandi, rationale* VI. 53, 9. Willkührlich hat v. Biedenfeld in seinem Werk über die Rose S. 459 die Ertheilung der goldnen Rose abgeleitet von einem Mosaikbild in der Susannenkirche zu Rom, welches Karl den Grossen darstellt, wie er vom heiligen Petrus eine mit Rosen besäete Fahne empfängt.

In der kirchlichen Baukunst und Bildhauerkunst wird die Rose zunächst in Verbindung gebracht mit dem Kreuz. Das Kreuz, das über den gothischen Thürmen und Thürmchen sich am höchsten erhebt, blüht gewöhnlich in runde Rosen aus. Dieses Rosenkreuz ist sehr alt. Vgl. *Aringhi, Roma subt.* I. 381. Am reichsten ausgeführt ist es an dem Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Wenn die Rosen aus dem Kreuze herausblühen, so hat das denselben Sinn, wie das Blühen aus den Dornen, die höchste Freude der Welt, die aus den bittersten Schmerzen kommt. Dagegen ist das von der einen Rose ringsumschlossene Kreuz (die Kreuzrose) dasselbe, was das Kreuz im Kreise, der Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Auch in den Fensterrosetten der gothischen Kirchen wiederholt es sich oft und bezeichnet immer den Sieg des Kreuzes, die Herrschaft der Kirche über die ganze Welt.

Andere Fensterrosetten, namentlich die in dunkler Rubin-

Auch die Einwohner der ſchottiſchen Grafſchaft Selkirk wollen zu Selkirk ein Denkmal zu Ehren Sir W. Scotts errichten.

Der Abt von Weſtminſter hat die Erlaubniß zu Aufſtellung der Statue Lord Byrons in der Weſtmünſterabtei verweigert.

In der Sitzung der Gemeinen vom 27. Juli wurden 50,000 Pfund zur Herſtellung einer Dampfſchiffahrt-Verbindung mit Indien bewilligt.

Bei den Lokomotiven der Liverpool-Mancheſter-Eiſenbahn wurden vor Kurzem Anthracitkohlen ſtatt der Steinkohlen mit günſtigem Erfolg verwendet.

Das Dampfboot Great-Weſtern, welches am 7. April London verließ, um ſeine erſte transatlantiſche Fahrt zu unternehmen, hat am 21. Juli bereits ſeine dritte Fahrt nach Nordamerika angetreten.

Die Great-Weſtern-Eiſenbahn wurde am 9. Juni bis Maidenhead eröffnet; die fertige Strecke iſt 27 engl. Meilen lang und wurde mit einer Geſchwindigkeit von 28 und 38 engl. Meilen in der Stunde befahren. Die Spurweite, bei allen Bahnen bisher 4 Fuß 8 Zoll, beträgt hier 7 Fuß; die Schienen liegen auf Unterlagen von kyanisirtem Holze. Die Wagen beſtehen in vier Klaſſen, alle vom Boden aus 12 Fuß hoch. Die Dampfwagen wiegen ſämmtlich über 20 Tonnen (45,000 Pfd.).

Auf der im Bau begriffenen Eiſenbahn von London nach Birmingham ſoll eine neu erfundene Vorrichtung in Anwendung kommen, mittelſt welcher man unterwegs die Briefpakete abgeben und die neuaufgegebenen aufnehmen kann, ohne die Fahrt ſelbſt im mindeſten zu unterbrechen.

Dem Prof. Airy ſoll es gelungen ſeyn, den Einfluß, welchen bei eiſernen Dampfſchiffen das Metall auf den Compaß ausübt, zu vernichten, und die auf dem Dampfboot Rainbow angeſtellten Verſuche ſind vollkommen befriedigend ausgefallen.

Die Harvey'ſche Geſellſchaft zu Edinburg ſtellt folgende Preisfrage: Welche allgemeine und welche locale Einwirkungen entſtehen durch die der thieriſchen Oekonomie ſchädlichen Gasarten, und wie ſind die in die Lungen dringenden von denen zu unterſcheiden, die es nicht thun? Die Aufgaben müſſen vor dem 1. Jan. 1839 an die Secretäre der Geſellſchaft, HH. Richard Hule und Handyſide (Edinburg, Shandwick Place, 10) eingeſchickt ſeyn.

Frankreich.

Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, v. Salvandy, iſt zum Director der franzöſiſchen Akademie erwählt worden.

Die verſchiedenen, bisher von dem verſtorbenen Baron Sacy bekleideten Stellen in Paris werden nun allmählig beſetzt. Die Inſpection des orientaliſchen Theils der königl. Druckerei und die Profeſſur der perſiſchen Sprache am Collège de France hat Amédée Jaubert, die Profeſſur des Arabiſchen an der Specialſchule für die lebenden morgenländiſchen Sprachen der Bibliothekar Reynaud erhalten. Reynaud beſchäftigt ſich mit einer Biographie ſeines großen Vorgängers.

Friedr. Cuvier, Oberinſpector der Studien, Profeſſor der Zoologie im Jardin des Plantes zu Paris, Mitglied des Inſtituts und des Pariſer proteſtantiſchen Conſiſtoriums, iſt am 24. Jul. auf einer Inſpectionsreiſe zu Straßburg an derſelben Krankheit, welche ſeinen berühmten Bruder Georg der gelehrten Welt entriſſen hatte, plötzlich geſtorben.

Das Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Dulong, Studiendirector der polytechniſchen Schule und Profeſſor an der Facultät der Naturwiſſenſchaften, ſtarb am 19. Juli in einem Alter von 53 Jahren, vornehmlich in Folge gefährlicher chemiſcher Verſuche, welche ſeit längerer Zeit verderblichen Einfluß auf ſeine Geſundheit geübt hatten.

farbe glühenden, die in vielen gothischen Marienkirchen vorkommen, bezeichnen die heilige Jungfrau als die *rosa mystica*. Da die grössten Fensterrosen immer auf der Westseite der Kirchen vorkommen, bilden sie vielleicht auch einen symbolischen Gegensatz zu dem grössten Schlussfenster des Chors auf der Ostseite. — In das Stab- und Maasswerk der Randverzierungen, wie der Radien der gothischen Fensterrosetten, in denen bald mehr das Peripherische (die Radform), bald mehr das Radiale (die Sternform) vorherrscht, spielen alle geometrischen Symbole hinein, und wie das Kreuz den Kreis, so durchbricht das Dreieck die viereckigen Formen. Die Rosette hat Manches mit dem Nimbus gemein und ist gleichsam ein frei gewordener, selbstständiger Nimbus. Daher ahmt sie in ihren Randverzierungen die verschiedenen Formen und Farben der Kronen und Kränze nach, bald mehr die Kronen von Gold und Edelsteinen, bald mehr die Kränze von Blumen; in vielgezacktem Stab- und Maasswerk aber auch die Dornenkronen. Durch alle diese Beziehungen aber geht die ursprüngliche Symbolik der Rose im Fenster nicht verloren.

In vielen altdeutschen Kirchen ist über dem Beichtstuhl eine fünfblätterige Rose angebracht. Stieglitz, altd. Baukunst S. 184. Schon die Alten pflegten über ihren Tafeln bei grossen Mahlzeiten eine Rose aufzuhängen, als Zeichen, dass Alles, was hier in der Munterkeit des Mahles geplaudert werde, nicht weiter gesagt werden solle. Daher das bekannte, noch heute übliche Sprichwort: „Ich sage dir das nur *sub rosa*." Das gibt wohl auch für jene Rose des Beichtstuhls die natürlichste Erklärung.

In Dante's Paradies 30, 32. findet sich das schöne und grossartige Bild einer unermesslich grossen weissen Rose, die aus lauter Kreisen von Engeln und Seligen gebildet ist. Auch in den Reden von Hellsehenden, Basel 1824, S. 299, ist von weissen Rosen die Rede, die im Himmel blühen und einen ausserordentlichen Glanz und berauschenden Duft haben sollen.

Rose von Jericho,

anastatica, eine ästige Staude mit kleinen weissen Blümchen, die in den Winkeln der Zweige wachsen, also einer Rose ganz unähnlich. Aber wenn sie welk ist, zieht sie sich in eine Kugel zusammen und bildet eine Art von Rose. Man glaubt von ihr, sie liege den Winter über unter dem Wasser und hebe sich im Frühling wieder heraus; ferner: sie könne Jahrhunderte lang dürr daliegen, und lebe, wenn man sie in's Wasser lege, in voller Frische wieder auf. Deshalb heisst sie die Auferstehungsblume und ist dem Heiland geweiht. Nach der Legende war sie vor Christi Geburt noch nicht vorhanden und sprosste zuerst in der Wüste unter den Tritten der heiligen Jungfrau auf, als sie mit dem göttlichen Kinde nach Aegypten floh. Ihm zu Ehren soll sie seitdem auch in der heiligen Christnacht, wenn sie auch noch so alt und welk ist, wieder blühen. Pilger, die zum heiligen Grabe in Jerusalem wallfahrten, bringen sie von dort als heiliges Andenken mit zurück. Auch mir hat sie ein Pilger gebracht. Vgl. *Prätorius, Saturnalia* p. 82. Ausland 1841, Nr. 336. Schubert, Reisen II. 158.

Rosenkranz.

Man verglich die Gebete aus unschuldsvollem oder reuigem Munde mit aufblühenden Rosen. Daher eine Folge von Gebeten einem Rosenkranze. Nach der Legende wurde ein edler und frommer Jüngling im Walde von Räubern ermordet, seine letzten Gebete aber pflückte ihm ein Engel als zwölf weisse und drei rothe Rosen vom Munde und wand daraus einen Kranz, der in kirchlichen Rosenkränzen von Gebetperlen nachgeahmt wurde. Dies der Ursprung des berühmten Rosenkranzes. Binterim, Denkw. VII. 1. 104. Alonso de Tobar malte in Madrid eine Allegorie des Rosenkranzes, die Gnadenmutter als Hirtin, wie sie ihre Schafe mit Rosen

füttert. Kugler, Gesch. der Malerei II. 269. Albrecht Dürer gab der Gnadenmutter selbst auf das Haupt einen Rosenkranz, in einem Stich. Heller, A. Dürer II. 2. 411. Die auf ihre Lieblinge Rosen herabstreuende Madonna kommt öfter vor. Domenichino malte sie in Bologna, Rosen auf die Martyrer streuend. Hier beziehen sich die Rosen ohne Zweifel nicht auf Gebete, sondern auf die Wunder und das Blut der Martyrer. Indess ist die Rose auch hier ein Sinnbild des Verdienstes, welches aus den guten Werken erblüht, sey es der Wunden, sey es der Gebete. Auf einem Bilde von Carlo Maratti theilt die Madonna Rosenkränze unter Nonnen aus. In Karl Försters Gedichten I. 349. findet sich eine schöne Legende vom Bruder Cölestin, welcher der Gottesmutter täglich, so lange die Rosen blühten, einen Rosenkranz flocht, und als sie verblüht waren, täglich einen Rosenkranz betete, wofür sie ihm einmal erschien und ihm einen unverwelklichen Rosenkranz auf's Haupt setzte.

Der aus Gebetperlen zusammengereihte Rosenkranz hat die praktische Bestimmung, dem Theil des Volkes, welches nicht lesen kann, als eine Art Handbuch beim Beten zu dienen. Vgl. Binterim a. a. O. 100. Der kleine Rosenkranz heisst die Krone und enthält 33 kleine Perlen, nach den Lebensjahren des Heilands, nebst fünf grössern Perlen, nach den fünf Wunden des Heilands. Jede kleine Perle bedeutet ein Ave Maria, welches man beten soll, jede grössere ein Paternoster. Der mittlere Rosenkranz zählt 63 kleine Perlen, nach den Lebensjahren der Maria, und sieben grosse, nach ihren sieben Freuden und Schmerzen. Der grosse Rosenkranz zählt 150 kleine und 15 grosse Perlen, so dass auf je zehn Ave ein Paternoster folgt. Er wird der Psalter genannt, mit Bezug auf die 150 Psalmen, gewöhnlich aber der Marienpsalter, weil er hauptsächlich aus Ave's besteht und der Maria geweiht ist. Denn nach dem heiligen Dominicus, in dessen Orden der Rosenkranz die erste grosse Verbreitung fand, flocht der Engel Gabriel aus 150 himmlischen Rosen drei Kränze für die heilige Jungfrau, einen weissen der

Freuden, einen rothen der Schmerzen, einen goldenen der Glorien. Diese zusammen würden nun nachgeahmt in dem Einen Gebetrosenkranz aus 150 Perlen. Alt, christl. Cultus S. 63. Die Farben ahmt man in den Perlen nach. Es gab prachtvolle Rosenkränze aus farbigen Edelsteinen. Die gewöhnlichen sind aus Holz, Glas, wohlriechenden Stoffen. Vgl. Binterim a. a. O. 118.

Im berühmten Weltgericht von Michel Angelo werden Selige an einem Perlenkranz in den Himmel emporgezogen. Auf einem alten Bilde in *Ciampini, vet. monum. musiva tab.* 68. tragen die Seligen im Himmel Ehrenkronen in Gestalt von Perlenkränzen. — Ueber die Literatur der Rosenkränze vgl. Grässe, Lehrbuch der Literärgeschichte II. 2. 1. 398.

Eine zweite Form, in welcher der Rosenkranz in kirchlichen Gebrauch gekommen, ist folgende. Rosenkranz heisst nämlich auch in der Kirchenmalerei die grossartige Einrahmung von Dreieinigkeitsbildern in einem einzigen grossen Rosenkranze, der zuweilen noch in kleinere Rosenkränze sich theilt. Hier bedeuten die Rosen das Band der Liebe, welches die heiligen Geheimnisse umschlingt. Berühmte solche Rosenkränze findet man noch in Nürnberg, Schwabach. Der ausgezeichnetste ist aber wohl der in Weilheim im Württembergischen. Er besteht aus drei Kränzen; der äussere ist weiss, der mittlere roth, der innerste golden; jeder zertheilt sich wieder in fünf Medaillons. In der Mitte thront Maria mit dem Kinde im Rosenkranz unter Engeln, oben erblickt man die heilige Dreieinigkeit, unten eine grosse Anbetung der Priester unter dem Papst und der Laien unter dem Kaiser. Die übrigen Bilder beziehen sich auf das Leben Jesu zwischen Verkündigung und Weltgericht. Vgl. Kunstblatt 1840, S. 416.

Rost.

Ein eiserner Rost ist Attribut des heiligen Laurentius, Archidiakon der römischen Kirche im 3ten Jahrhundert. Er sollte unter Valerian die Schätze derselben ausliefern, brachte

aber nur eine Menge Kranker und Bettler: das seyen die, durch welche man Schätze im Himmel erwerbe. Der Kaiser liess ihn nackt auf einem eisernen Roste braten. 10. August. Die Spanier rühmen sich, er sey ihr Landsmann. Deshalb ehrte ihn auch Philipp II. so hoch, indem er bei einem Sturm auf der See gelobte, wenn er davonkäme, dem heiligen Laurentius eine riesenhafte Kirche zu bauen, die so viele Quartiere und Höfe haben sollte, als der Rost Quadrate. Diesen Wunderbau führte er wirklich im berühmten Escurial auf.

Roth,

die Königsfarbe, daher auf Kirchenbildern Gott Vater den Purpurmantel trägt und eben so Christus in seiner königlichen Würde. Roth ist aber auch die Blutfarbe und darum die Farbe der Richter. Wenn Christus im rothen Mantel beim Weltgericht thront, trägt er die Farbe in doppelter Eigenschaft als König und Richter. Als Blutfarbe ist Roth auch die Farbe aller Martyrer. Daher die Kirchen wie an den hohen Freudenfesten mit dem königlichen Purpur, so an den Tagen der Martyrer mit der Blutfarbe drapirt werden. Kreuser, Kirchenbau II. 159.

Rothkehlchen.

Von diesem friedlichen kleinen Vogel glaubt man, wenn er eine menschliche Leiche im Walde findé, decke er sie mit Moos und Blumen zu. Schmidt, Anmerkungen zum Shakespeare S. 422. Curiositäten VIII. 241. Büsching, Volkssagen S. 396. — In der Bretagne glaubt man, dieser Vogel habe sich auf den Dornenkranz des Heilands gesetzt, und mit seinem kleinen Schnabel die Dornen weggepickt, damit Er weniger Schmerzen leide. Keller, bretagn. Volkslieder S. 248.

Rufus,

der rothhaarige Jude von abschreckender Brutalität, der auf altdeutschen Bildern der Leiden Christi häufig und fast regelmässig vorkommt, wie auch in den altdeutschen Passionsspielen. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters S. 57. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 43. Personification des Judenhasses gegen Christum.

Ruhe in Aegypten.

Kirchenbilder, welche diesen Namen führen, zeigen Maria, Joseph und das göttliche Kind während der Flucht nach Aegypten im Moment des Ausruhens, in heiterer Landschaft, voller Blumen und Früchte, häufig von Engeln umgeben. Diese Bilder stehen daher in der Mitte zwischen den Flucht- und Reisebildern einerseits und den häuslichen Familienbildern andrerseits, indem sie von beiden etwas theilen. Ihr eigentlicher Zweck aber ist, das Paradiesische in dem Innern der Jungfrau und des Kindes auch äusserlich anschaulich zu machen. Mitten in der Wüste und in der Angst der Flucht strömt paradiesische Wonne und Schönheit hier aus dem Innern aus und verbreitet sich über die Landschaft, der Himmel küsst die Erde und Engel steigen nieder.

Weil aber Maria der Schlange, die Eva verführte, den Kopf zertrat und durch Christum das Paradies wiedererobert wird, welches Adam verloren, nehmen die Maler in den Bildern der „Ruhe in Aegypten“ auf das erste Paradies Adams mannigfache Rücksicht. Namentlich soll die paradiesische Schönheit der Landschaft und die paradiesische Unschuld der Thiere andeuten, dass das einst durch Adam verlorne Paradies durch Christum wiedergewonnen worden sey. Der Apfelbaum, unter dem öfter die heilige Familie ruht, bezieht sich gleichfalls auf das Paradies. Der Palmbaum bedeutet den Sieg des Christenthums. Die Quelle, die am Baume

oder zu Füssen des Christkinds entspringt, bedeutet das neue Heil der kranken Menschheit. Die Bilder sind wohl immer am schönsten, wenn die heilige Familie darin allein vorkommt. Grosse Engelgesellschaften erscheinen störend. Uebrigens ist nicht immer klar zu unterscheiden, ob es sich um heilige Familienbilder im Garten neben dem Hause oder um eigentliche Fluchtbilder handelt. Das Idyllische der Scene lässt hin und wieder auch eine geistreiche Spielerei zu, namentlich ein Vorkommen der Thiere. Doch ist das Sonderbare und Phantastische hier eben so auszuschliessen, wie das Gemeine: ein sonderbares Thier in der Hand des Christkinds z. B. eben so, wie die Wasch- und Kämmscenen.

Die tiefste Ruhe drückt sich in den Bildern aus, auf denen das Christkind schläft. Ein wunderschönes Kind auf dem Schooss der Mutter schlafend malte Bellini in Venedig. Auf einem Bilde des Annibal Carracci in England beten Engel das schlafende Kind an. Waagen II. 60. Auf einem von Ludwig Carracci in Dresden wacht die Mutter bei dem schlafenden Kinde und blickt zu Engeln empor, die ihr in einer Vision die Passionswerkzeuge zeigen. Auf einem berühmten Bilde von Murillo in Petersburg (Hand I. 375.) schläft das Kind in tiefer Nacht und alles Licht geht von ihm allein aus und beleuchtet die zärtliche Mutter und den etwas ferner beim Maulthier wachenden Joseph. Ueberaus lieblich ist das berühmte Bild Correggio's, auf welchem das Kind schon entschlafen ist und die Mutter noch mit dem Schlafe kämpft. Wessenberg, christl. Bilder II. 45. Das Bild heisst *Zingarilla*, weil die Madonna eine Kopfbinde hat, wie eine Zigeunerin. Kugler, Mal. I. 292. Auf einem Bilde von Mola schläft das Kind und Joseph, nur die Mutter wacht (*Crozat* I. 112.). Auf einem Nachtstücke von Rotari ist das Kind, von dem alles Licht ausgeht, blendend weiss (in Dresden). Auf einem Bilde von Deveria schläft Alles, nur das Christkind wacht, sitzt aber gar zu anspruchsvoll wie ein kleiner Napoleon da, und seine schlafende Mutter ist eine kokette Pariserin.

Die Bilder, auf denen das Christkind wacht, theilen sich

hauptsächlich in Baum- und Quellenbilder. Auf jenen steht ein Baum im Mittelgrunde, unter dem die heilige Familie ruht und deren Früchte Joseph oder Engel für das Kind abpflücken. In italienischen Bildern sind es meist Palmen, in deutschen meist Aepfelbäume, deren Bedeutung oben schon erklärt ist. Auf den Quellenbildern ruht man am Wasser und wird eine Schale gefüllt oder getrunken. Einige andere Bilder, bei denen Baum und Quelle fehlen, zeichnen sich aus durch das Phantastische der Landschaft, oder durch das gar zu Natürliche des Familienlebens, gehören also eher den Landschafts- oder Genrebildern, als der eigentlichen Heiligenmalerei an.

Eines der berühmtesten Bilder Raphaels zeigt uns die unter der Palme sitzende heilige Familie. Joseph reicht dem Kinde Blumen und das Kind greift darnach mit bezauberndem Lächeln. In England, s. Passavant, England S. 53. Waagen I. 316. Giulio Romano malte Engel, die dem Kinde einen vollen Dattelzweig herabbiegen. Vasari III. 2. 412. Trevisari lässt auf einem Bilde in Dresden die Engel von einem Baume Früchte sammeln, die Joseph im Mantel auffängt. Romanelli lässt sie gleichfalls Früchte sammeln, gestochen von Chateau. Eben so Albani, gest. von demselben. Eben so Cagliari in München. Auf einem Bilde von Tiro Ferri, gest. von Farjat, zeigt die Madonna dem Kinde eine Dattel. Eine Menge Engel auf dem Baume unter der heiligen Familie malte Hans Baldung im Münster zu Freiburg.

Auf einem Bilde von Wierix reicht Joseph dem Kinde eine Traube. Engel pflücken dem Kinde Trauben auf einem Bilde von Anselmi. Eine Traube hebt das Kind empor auf einem Bilde von Lucas von Leiden. Fiorillo III. 423. Auf einem von N. Poussin überreichen ihm zwei Engel kniend Milch und Honig. Auf einem von Engelbrechtssen in Wien überreicht ihm ein Engel einen Teller voll Kirschen. Auch Mabouse malte das Christkind mit Kirschen (in Berlin). Auf einem Bilde von C. Maratti reicht Joseph die Kirschen dem Kinde. Das Kind mit dem Apfel malte Bernhard von Orley

in Berlin, mit den Birnen Crivelli in Mailand, auch ein Stich von Dürer.

Mit einer Nelke malte das Kind Raphael (Waagen, England II. 15.) und Luini in der Karthause bei Pavia. Mit einer Rose Baroccio (Huber, Kupferst. III. 258.).

Quellenbilder. Die heilige Familie ruht auf der Flucht und Maria schöpft aus der Quelle, von Domenichino. *Landon, oeuvres, pl.* 104. Von Carraccio, gestochen von Cort. Joseph pflückt zugleich hier dem Kinde Kirschen. Füssli, Kupferst. I. 211. Von Correggio in Parma, das berühmte Bild der Madonna della Cordella (Schale), weil sie die Schale hält. Hier pflückt Joseph Datteln. Millin, Lombardei II. 271. Von Claude Lorrain eine Ruhe am Bache.

Ruth,

die arme Aehrenleserin, die Boas zu seiner Gemahlin und zu hohen Ehren erhob, ist eine Personification der demüthigen und gottgefälligen Armuth, von der das Wort gilt: „Wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden.“ Rupert von Deutz bezog auf sie die Stellen bei Jesaias Cap. 16 und 35, wo es von der Wüste Moab heisst, sie werde fruchtbar werden und das Heil der Welt werde von ihr kommen. Denn Ruth war eine Moabiterin und wurde Stammmutter unsers Heilands. Sie wird in der christlichen Allegorie zusammengestellt mit der Thamar, der Sünderin, aus deren ungesetzlicher Empfängniss gleichwohl das Heil der Welt hervorging, denn auch sie gehört zu den Stammmüttern des Heilands. In ihr ist *poenitentia*, die Busse, wie in Ruth *paupertas*, die Armuth, personificirt, beides gleichsam vorbereitende Tugenden des Judenthums und Heidenthums, die dem Christenthum den Weg bereiteten. Vgl. den Artikel Thamar. — Auf Kirchenbildern hat Ruth als Aehrenleserin die Garbe zum Attribut, woran sie, wenn sie unter andern Frauen des alten Testamentes vorkommt, erkannt wird. *Parva petit, ut magna recipiat*, ist ihre Devise bei *Picinelli, mundus symbol.* p. 197.

Ruthe,

Sinnbild des göttlichen Zorns. Als solche Zornruthe braucht Gott Assur, um andere Völker zu züchtigen, Jesaias 10, 5; schlägt aber nachher mit seiner Zornruthe Assur selbt; das. 30, 31. Diese Zornruthe kommt auch vor bei Jeremias 1, 11. und ist auf Bildern das Attribut dieses Propheten. — Dagegen bedeutet die Ruthe Isai, d. h. das Reis aus dem Stamm Isai nach Jesaias 11, 1, den Messias, weil Christus aus dem Stamm Davids, dessen Vater Isai war, seine irdische Abkunft leitet. In der christlichen Bildnerei und Dichtkunst wird jedoch mit demselben Recht unter der Ruthe Isai oder Jesse vorzugsweise die heilige Jungfrau, Mutter des Heilands, verstanden, und die Ruthe oder das Reis als Rosenzweig aufgefasst. — Die Ruthe ist Attribut des Propheten Jesaias. *Didron, annales* IV. 67.

Die Akademie der Wissenschaften schickt eine scientifische Commission zur Untersuchung des Gebiets von Algier ab. Ihre Mitglieder sind: Duméril für die Zoologie, Advocat Brogniart für die Botanik, Elie de Beaumont für die Geologie, Born St. Vincent für die Geographie und Topographie, Serres für das Medicinische, Freycinet für die Hydrographie, Séguier für das Industrielle, Poncelet für die Mechanik, Arago für die Meteorologie und Physik der Erde.

Der Bildhauer Dumond ist zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste an die Stelle Ramey's d. ä. ernannt.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat Fr. v. Raumer in Berlin zum Correspondenten und den Director der Specialschule für die Handelswissenschaft in Paris, Pianqui, und am 6. Jan. Alexis v. Tocqueville zum Mitglied erwählt.

Dieselbe Akademie hat den Abgeordneten Hippol. Passy an die Stelle des Fürsten Talleyrand zu ihrem Mitgliede gewählt. Die Stelle Talleyrand's in der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat Garcin de Tassy, Prof. des Hindostain, erhalten.

Der Professor der lateinischen Dichtkunst an der literarischen Facultät in Paris, Patin, hat an des verstorbenen Tessier Stelle die Redaction des Journal des Savants übernommen.

Durch königl. Ordonnanz vom 5. Sept. hat die vom Papste unter dem 9. August erlassene Bulle Rechtskraft erhalten, nach welcher die französischen Besitzungen in Nordafrika in Zukunft eine Suffragandiöcese des Erzbisthums Aix bilden. Der Bischofssitz ist Algier, in der Bulle Julia Cäsarea genannt. Der Abbé Dupuch ist zum Bischof von Algier ernannt.

Im März starb zu Paris der Professor der Naturwissenschaften am Collège Charlemagne, Lebiond, besonders durch seinen Eifer für mikroscopische Untersuchungen bekannt.

Durch k. Ordonnanz ist ein Lehrstuhl der auf die Naturgeschichte angewandten Physik an dem naturhistorischen Museum zu Paris gegründet und an den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Becquerel, übertragen worden.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat verordnet, daß in allen Collegien des Königreichs wenigstens eine fremde Sprache und in allen königl. Collegien die englische und die deutsche gelehrt werden sollen. In denen zu Corsica, Aix, Grenoble und Montpellier darf das Italienische, und in denen von Bordeaux, Pau und Toulouse das Spanische an die Stelle von einer jener Sprachen treten.

Man hat in Paris im vorigen Winter die Lesesäle der St. Genoveva-Bibliothek täglich geheizt, um sie dem Publikum zugänglich zu machen. Eine Menge Leselustiger strömte herbei und wurde dadurch von geisttödtendem Zeitvertreib abgehalten. Bereits ist auf ein Umlaufschreiben des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht hier die gleiche Einrichtung in den meisten Städten des Reichs getroffen worden. Als besonders zweckmäßig in dieser Hinsicht wird die zu Rouen getroffene Einrichtung gerühmt. Es werden hier z. B. die Arbeiter Sonntag Vormittags und Fremde nicht bloß Sonn- und Festtags, sondern auch während der jährlichen Ferien, während welcher die Pariser Bibliotheken immer geschlossen sind, zugelassen.

Der französische Buchhandel beschäftigt sich noch immer vielfach mit der Illustrirung besonders geschätzter Werke des In- und Auslandes.

Ebenso gehen die großen Bilderwerke über die auf Kosten der Regierung unternommenen scientifischen Reisen fort. Von der Expedition nach Morea z. B. ist die 46ste, von der Reise nach Island und Grönland mit der Corvette la Récherche die 10te, von Alcide d'Orbigny's Reise nach Südamerika die 35ste, von Victor Jaquemonts Reise nach Indien die 19te, von der Naturgeschichte der canarischen Inseln von Barker, Webb und Berthelot die 9te Lieferung fertig.

Die Herzogin von Abrantès starb am 7. Juni in schlechten Vermögensumständen in einem Privatkrankenhause. Der Herzog und die Herzogin von Orleans hatten ihr auf die Nachricht von ihrem Erkranken noch 9000 Fr. geschickt. Gezwungen, ihre bescheidene Wohnung zu verlassen, ihrer höchst bescheidenen Lebensweise zu entsagen, starb sie nach drei

S

Saba,

die Königin von, ist alttestamentalisches Vorbild der heiligen drei Könige, indem sie aus weiter Ferne kommt, um den weisen König Salomo zu verehren, wie jene, um das Christkind zu verehren. Beide Bilder werden zusammengestellt in der *biblia pauperum*. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 119.

Sack,

Attribut des b. Theobald. Dieser, ein Sackträger zu Alba und Montferrat, gab einst alles Mehl, das er im Sack trug, einem Armen, füllte Sand hinein und siehe, als er es seinem Herrn brachte, war es wieder Mehl, im 12ten Jahrhundert. 1. Juni.

Säge,

Attribut des Propheten Jesaias und des Apostels Simon, weil beide zersägt wurden.

Säule,

Sinnbild der tragenden Kraft, daher auf Bildern, welche die christlichen Tugenden darstellen, Attribut der *fortitudo*. Auch Attribut der Rahel im Gegensatz gegen den Butterstössel der Lea in den Ulmer Chorstühlen. Vgl. Rahel. Gegensatz der Glaubenskraft und der Weltlichkeit, der Tendenz zum Ewigen und zum Vergänglichen. Nach der Offenbarung Johannis 21, 14. standen auf den zwölf Grundsteinen des neuen Jerusalems die Namen der Apostel. Dieselben Namen stehen auf den zwölf Pfeilern des Kölner Domchors. Im paulinischen Briefe an die Galater 2, 9. werden Jakobus, Kephas und Johannes Säulen genannt. Noch jetzt nennt man sprichwörtlich wie die Apostel und Kirchenväter, so alle grossen Martyrer, Bekenner, Lehrer und Bischöfe Säulen der Kirche. Die sieben Säulen, auf welche nach den Sprichwörtern Salomonis 9, 1. die Weisheit ihr Haus erbaut, werden auf die sieben Gaben des heiligen Geistes bezogen. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 549.

Die beiden berühmten Säulen Jachim und Boas am Tempel Salomo's, nach 1. Kön. 7, 21, haben dieselbe Bedeutung als Grundpfeiler. Will man sie mit den Säulen des Herkules, mit den Stützen des Himmels am Weltende nach heidnischer Vorstellungsart vergleichen (Sepp, Heidenthum I. 148. 154.), so hat das wenigstens für die christliche Symbolik keine Bedeutung, so wenig wie die Anwendung, welche in der Freimaurerei von jenen Säulen gemacht wird. — Die Säule, an welcher Christus gegeisselt worden, nimmt ihren Platz unter den Passionswerkzeugen ein ohne eine besondere symbolische Bedeutung.

Nach der spanischen Legende betete der heilige Jakob auf seiner Reise durch Spanien einst in der Gegend von Saragossa, als die heilige Jungfrau ihm erschien und ihre Hand auf eine abgebrochene Säule legte, hier solle er ihr eine Kirche bauen. Daraus entstand die grosse Kirche Unsrer

Lieben Frau del pilar zu Saragossa. Die Hauptkirche zu St. Jago aber wurde bezeichnet durch einen darüber leuchtenden Stern. Dahin brachte man seine Leiche und baute darüber die Kirche, die der berühmteste Wallfahrtsort im Abendlande wurde. Cuendias, Spanien S. 85.

St. Simon Stylita führt diesen Beinamen, weil er jahrelang zur Busse auf einer Säule stand. Abt Pietro von Perugia hielt durch sein Gebet eine fallende Säule auf.

Feuersäulen erschienen über den Heiligen Briocus, Cuthbert, Gregor, um ihre Heiligkeit zu beurkunden. Die Feuersäule, die Nachts den aus Aegypten ziehenden Juden vorleuchtete, bei Tage aber als Wolkensäule erschien, ist ihr Vorbild. Vgl. den Artikel Wolke.

Eine Säule, an welche Wahnsinnige gekettet sind, ist Attribut des heiligen Gregorius Thaumaturga; denn weil durch seine Wunderkraft Irre geheilt wurden, pflegte man sie an die ihm geweihte Säule zu binden. 17. November.

Saifenblase,

zuweilen auf modernen Gräbern angebracht als Sinnbilder der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Freude. Nur passen die antiken Genien, die sie blasen, nicht auf christliche Denkmäler.

Sakramente.

Die sieben Sakramente sind: *baptismus*, die Taufe — *confirmatio*, die Firmelung nach Apostelgesch. 8, 15. 19, 6. — *eucharistia*, das Abendmahl — *poenitentia*, die Busse nach Matth. 3, 2. 4, 17. Marcus 6, 12. Lucas 9, 6. — *unctio extrema*, die letzte Oelung nach Marcus 6, 13. Jakob. 5, 17. — *ordo*, die Priesterweihe nach Apostelgesch. 6, 6. 13, 3. 1. Timoth. 5, 22. 2. Timoth. 1, 6. — *conjugium*, die Ehe nach Ephes. 5, 32. — In dem berühmten Bilde des Roger von Brügge werden sie durch Engel in verschiedenfarbigen Kleidern personificirt, die Taufe weiss (Sinnbild des Reingewordenseyns),

die Firmelung gelb (Farbe des Oels), die Eucharistie grün (Farbe der Hoffnung und Verjüngung), die Busse roth (Farbe des Blutes), die letzte Oelung schwarz (Farbe des Todes und der Trauer), die Priesterweihe violett (Priesterfarbe), die Ehe blau (Farbe der Treue). Kunstblatt 1843, S. 250. Schon Dante verglich die Sakramente mit den sieben Farben des Regenbogens.

Die Sakramente sind sehr oft und von berühmten Meistern in sieben verschiedenen Bildern gemalt worden. Auf einem der berühmtesten von Nicolas Poussin wird 1) Christus getauft, werden 2) Kinder von einem Bischof gefirmelt, ertheilt 3) Christus das Abendmahl, weint 4) Magdalena büssend zu des Heilands Füssen, empfängt 5) ein Sterbender die letzte Oelung, ertheilt 6) Christus dem heiligen Petrus das Amt der Schlüssel, und wird 7) Maria mit Joseph vermählt. Fiorillo III. 135.

Die Sakramente wurden verglichen den sieben Gaben des heiligen Geistes (Jesaias 11, 1.) und den sieben Geistern Gottes und Sternen in der Offenbarung Johannes, desgleichen mit dem siebenarmigen Leuchter. Vgl. Dante von Kopisch S. 255. Vivaldo schrieb ein Buch von den Sakramenten unter dem Titel des siebenarmigen Leuchters. Etwas zu kühn gibt Dante der Kirche die sieben Sakramente als Häupter und die zehn Gebote als Hörner. Dante von Kopisch S. 76.

Salamander,

Sinnbild der Seelen im Fegefeuer, weil man glaubte, diese Thiere leben im Feuer, ohne zu verbrennen. Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 127, sagt, es reinige sich im Feuer und werde darin immer schöner.

Salomo

nahm zu Anfang seiner Regierung einige gewaltsame Reinigungsprozesse vor, durch Tödtung seines Bruders Adonia,

der die Unverschämtheit hatte, die schöne Abisag zum Weibe zu verlangen; ferner durch Tödtung des gefährlichen Joab und des Simei, der als ein Nachkomme Sauls auf den Thron hätte Anspruch machen können. — Gegen diese Grausamkeiten, die ihm die Politik geboten, und die auch bei ihm, wie das Tadelnswerthe bei David, grosse Tugenden und die Gnade Gottes nicht ausschliessen, sticht dann im 3ten Capitel des ersten Buchs der Könige die fromme Gottesfurcht Salomo's und sein wunderbar schönes Königsgebet merkwürdig ab. 1. Buch d. Kön. 3. 9. „So wollest du deinem Knecht geben ein gelehrsam Herz, dass er dein Volk richten möge und verstehen, was gut und böse." Und Gott sprach: „Weil du nicht um langes Leben, Reichthum und Sieg über die Feinde bittest, sondern um Verstand, so will ich dir Weisheit geben."

Als Probe dieser Weisheit gibt das 3te Capitel des ersten Buchs der Könige das berühmte Urtheil, durch welches Salomo erkannte, welches von zwei um ein Kind streitenden Weibern die wahre Mutter desselben sey. Aber das Buch der Könige sagt weiter, die Weisheit Salomo's sey grösser gewesen, als die aller übrigen Menschen in der weiten Welt, dazu habe er auch alle Dichter übertroffen, und sey berühmt gewesen unter allen Heiden umher, und seiner Lieder waren 1005. Und in der ganzen Natur war ihm nichts verborgen, er verstand Alles von Kräutern und Bäumen, von allen Thieren in der Luft, im Wasser und auf Erden. Und es kamen aus allen Völkern, zu hören die Weisheit Salomo's, und von allen Königen auf Erden.

Die jüdische und muhamedanische Legende hat noch viel mehr von der Weisheit Salomo's gefabelt. Schon Josephus (*antiq.* VIII. 2.) erwähnt, Gott habe ihm Macht über die Dämonen gegeben. Nach v. Hammers Rosenöl I. 147. und Weils bibl. Legenden S. 225 dienten ihm alle guten und bösen Engel, und alle Vorsteher der Geschöpfe. Als Könige der Thiere erschienen vor ihm ein Wallfisch, Adler, Löwe und eine Schlange. Auch verstand Salomo die Sprache aller

Thiere und redete mit ihnen. Den bösen Dschinnen drückte er sein Siegel auf, um sie als seine Sklaven zu stempeln, und brauchte sie zu allerlei Diensten, besonders zu Bauten. Die widerspenstigen bannte er unter den Grundstein der Gebäude und versiegelte sie, dass sie nimmer sich wenden konnten. So namentlich beim Bau der Stadt Tadmor (Palmyra) in der Wüste. Oder er sperrte die Dschinnen in Töpfe ein und versenkte sie auf den Grund des Meeres. Der Siegelring Salomo's trug einen Edelstein, worin die Worte: „Allah ist Allah und Muhamed sein Prophet" eingegraben waren und mit dem er Alles zaubern konnte. Ausserdem gab ihm Gott einen Wind, mit dem er fahren konnte, wohin er wollte. Herbelot *s. v. Soliman.* — Nach derselben Fabel war der berühmte Vogel Simurgh (der Phönix) Wessir des Königs Salomo. Dieser Vogel besass die höchste Weisheit mit dem höchsten Alter, indem er schon lange vor Erschaffung Adams gelebt und den siebenzig präadamitischen Salomonen als Wessir gedient hatte. Vor den Menschen nämlich wohnten Geister auf Erden, von Königen beherrscht, welche Salomone hiessen, und von denen jeder tausend Jahre lang regierte, zusammen 70,000 Jahre. Rosenöl I. 13.

Die heilige Schrift preist vorzugsweise nur den Bau des grossen Tempels zu Jerusalem, den Salomo betrieb, und dem wir einen besondern Artikel widmen. S. Tempel. Salomo regierte in vollkommenem Frieden und vermehrte den Wohlstand seines Reichs auf alle Weise, unter andern auch durch Handel. Seine Verbindung mit Phönizien und Aegypten machte es möglich, dass er einige Schiffe auf dem rothen Meere nach Ophir (Ceylon) senden und die Reichthümer Arabiens und Indiens von dort holen konnte. Da hörte die mächtige Königin von Saba (im südlichen Arabien, die Alterthümer der Stadt sind erst in jüngster Zeit entdeckt) von Salomo und beschloss, seine Weisheit zu prüfen. Sie selbst kam mit grossem Gefolge zu ihm und versuchte ihn mit Räthseln (die von der heiligen Schrift nicht näher bezeichnet sind); da er aber alle diese Räthsel löste und ihm nichts

verborgen war, was er ihr nicht gesagt hätte, erkannte sie, seine Weisheit übertreffe in der Wirklichkeit noch weit Alles, was sie früher nur davon gehört hatte, und sie schenkte dem König die Reichthümer, die sie mitgebracht, 120 Centner Goldes, köstliche Edelsteine und Spezereien. Er liess es aber auch an Gegengeschenken nicht fehlen. — Mit dieser einfachen Erzählung begnügt sich die heilige Schrift, ohne den Namen der Königin zu nennen. Desto ausführlicher handeln von ihr die muhamedanischen Sagen.

In der Bibel heisst es nun weiter: Salomon habe von dem Golde, das ihm die arabische Königin geschenkt und das er noch durch Handel gewann, sich einen prachtvollen Thron mit zwölf Löwen, je sechs auf den Stufen einander gegenübergestellt, und viele andere herrliche Sachen zur Ausschmückung seines Pallastes verfertigen lassen. Auch das haben nun die muhamedanischen Sagen wieder ausgesponnen. Da heisst es, die zwölf Löwen brüllten, sobald sich ein böser Mensch dem Throne nahte. Den Thron umgaben ferner goldne Bäume mit singenden Vögeln von Edelsteinen in den buntesten Farben, Weinstöcke mit Trauben von Edelsteinen. Dazu versammelten sich um denselben die Repräsentanten nicht nur aller menschlichen Reiche und Völker, sondern auch des Thierreichs und aller Thiergattungen, und eben so der Dschinnen, oder Geister. Vgl. Klaproth, as. Magazin I. 113. Curiositäten III. 387. Rosenöl I. 179.

Mit diesem Throne Salomo's ist nicht zu verwechseln der sogenannte Thron Salomo's *Takut Soliman* im Solimangebirge oberhalb Kabul in Afghanistan. Bis dahin soll Salomo (nachdem er in der Wüste Tadmor oder Palmyra gegründet und sein Reich weit nach Osten ausgedehnt hatte) gedrungen seyn und von hier aus in das ferne Indien hinabgeblickt haben. Ritter, Erdkunde VIII. 130.

Alle muhamedanischen Fabeln von Salomon hier wiederzugeben, ist nicht wohl am Ort. Firdusi häufte sie in siebenzig Folianten seines persischen Suleimanname zusammen. Rosenöl XV. Hier nur eine.

Die Erbauung von Tadmor (Palmyra). Als Salomo diese Stadt mitten in der Wüste zu bauen beschloss, fand er unterwegs einen Einsiedler, den er frug, warum er sich keine Wohnung gebaut habe. Der Einsiedler antwortete: „Ich wollte es thun, aber als ich Steine nahm, sagten die Steine: Lass uns, wir haben schon Gräber gedeckt. Als ich Bäume fällen wollte, sagten sie: Lass uns, wir sind vom Blut erschlagener Menschen durchdrungen. Als ich Staub sammelte, um Lehm daraus zu kneten, sagte der Staub: Lass mich, ich bin von Todten. Da sah ich, dass wir doch Alle bald sterben, und hielt es nicht der Mühe werth, mir ein Haus zu bauen.“ Allein Salomo liess sich dadurch nicht abhalten, Tadmor zu erbauen, und weil ihm die Ameisen zum Bau der schneeweissen Moschee die weisseste Erde zusammentrugen, nannte er die Stadt nach ihnen (*tad*, Hügel, *mur*, Ameise). Auch die Dschinnen halfen am Bau und schleppten die prachtvollen Marmor- und Granitsäulen herbei. Rosenöl I. 189.

Salomo lebte ganz auf dem Fuss eines morgenländischen Despoten, denen er daher auch immer zum Vorbild gedient hat. Er hielt sich an seinem prachtvollen Hofe einen Harem von 700 rechtmässigen Frauen und noch 600 Kebsweiber dazu. 1. B. d. Könige 11, 3. Im Hohenliede 6, 7. sind nur 60 Frauen, nur 80 Kebsweiber, dazu aber noch unzählige Jungfrauen angegeben. Darin jedoch unterschied er sich von fast allen orientalischen Despoten, dass er nicht bloss dem fleischlichen Genusse lebte, sondern auch geistig thätig war als Denker und Dichter, wovon seine Sprüche und sein Buch der Weisheit, so wie sein unübertreffliches Hohelied zeugen.

Als Salomon alt geworden, erzählt die heilige Schrift, habe er in seiner Weisheit nachgelassen und sich dem Einfluss seiner vielen ausländischen Weiber hingegeben, so dass er auch Jehovahs vergessen, oder wenigstens neben demselben auch die Götzen seiner heidnischen Weiber angebetet und ihnen Tempel gegründet habe. Deshalb sey der Herr über ihn ergrimmt worden und habe ihm noch am Ende

seiner so lange friedfertigen Regierung einen ruhestörenden Feind in Hadad, dem Edomiter, erweckt.

Von Salomo's Tode, der in der heiligen Schrift nur ganz einfach berichtet wird, hat das Suleimaname wieder eine sehr schöne Sage. Salomon ging wie gewöhnlich in den Garten, die Blumen zu betrachten, da sah er aus der Wand des Tempels ein Kraut hervorwachsen. Unwillig frug er es, was es sey? „Ich bin das Steinbrech," antwortete das Kraut, „geschaffen, um die festesten Tempel und Burgen mit der Zeit zu zerstören." Da schnitt es der König ab und machte sich einen Stock daraus, indem er sprach: „Statt zu schaden, sollst du nützen." Rosenöl I. 251. Bald aber begegnete ihm der Todesengel selbst (mit sechs Gesichtern, um nach allen Weltgegenden hin die zu sehen, die er holen wollte), und nachdem er den Salomo belehrt über die Auferstehung und das ewige Leben, nahm er seine Seele mit sich, Salomon aber blieb noch ein ganzes Jahr lang unverwest aufrecht stehen, so dass man ihn noch für lebend hielt, und binnen dieser Zeit bauten, wie er gewünscht hatte, die Dschinnen den Tempel vollends aus. Erst als der Stock Salomons zusammenbrach, fiel auch er selbst, und Alles sah nun, dass er todt sey. Weil, 275 f.

Man hat dem Salomo auch viele apokryphische Bücher zugeschrieben, so einen Psalter, einen Schlüssel Salomonis, eine Geisterbeschwörung. Vgl. *Fabricii codex pseudepigr.* 914. 1052. 1032. Der Schlüssel besonders wurde im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts bei den Alchymisten sehr populär, indem darin die ganze verborgene Naturweisheit der Vorwelt enthalten seyn sollte. Nach Herbelot haben die Teufel selbst viele Zauberbücher unter dem Namen Salomons edirt. Herbelot *s. v. Soliman.*

Nachdem wir im Ueberblick erkannt, welchen hohen Rang Salomon in der fabelhaften Vorstellungsweise des Orients einnimmt, hebt sich die allegorische Bedeutung, die er für die abendländische Welt hat, schärfer und deutlicher hervor.

Salomo, der junge weise König, hat hier alle mensch-

liche Schwäche abgestreift und wird das Ideal der irdischen Könige, und als Gründer des Tempels ein Vorbild Christi selber, des himmlischen Königs und Herrn. So ist er aufgefasst in der Handschrift der Herrad von Landsberg zu Strassburg (vgl. Engelhardt S. 43.). Vornehmlich aber ist Salomo als Bräutigam des Hohenliedes Vorbild Christi, als des Bräutigams der Kirche. Die zwölf Löwen am Throne Salomons entsprechen den zwölf Aposteln. Der Tempel Salomons ist Vorbild der christlichen Kirche. Vgl. d. Artikel Tempel.

Ausserdem aber ist Salomon auch Vorbild des Königthums oder der weltlichen Staatsgewalt in ihrem wahren und allein zulässigen Verhältniss zur Kirche. Was bei David noch schwankt, steht bei Salomo fest. Während David vorzugsweise ein lyrischer Dichter war, war Salomo ein gnomischer. Jener dichtete Psalmen, dieser Sprüche, ein Buch der Weisheit und einen Prediger. Man hat gezweifelt, ob Salomon selbst dergleichen geschrieben. Darauf kommt wenig an. Entweder die Bücher gehören dem Kreise an, in welchem Salomo unmittelbar wirkte, oder sie sind etwas später in seinem Sinn und Namen zusammengefasst. Jedenfalls herrscht in ihnen das, was man die salomonische Weisheit zu nennen pflegt, die von einem König und Laien, also vom Staate aus dem Priesterthum gebrachte Huldigung, dass alles irdische Ding eitel sey, wenn es nicht im Dienste Gottes stehe. Diese salomonische Weisheit ist gleichsam das Abfinden des neuen Königthums mit dem Priesterthum, die Versöhnung Samuels und Sauls in einer neuen, innigen Vereinigung des Staats mit der Kirche.

In den Sprüchen Salomonis ist der Grundgedanke: Gott fürchten und seine Gebote halten ist mehr denn alles Wissen; nicht dem Irdischen soll man vertrauen, sondern Gott allein. — Im Prediger Salomonis ist der Grundgedanke: Alles ist eitel, nur wer Gott folgt, gelangt zum Wahren und Unvergänglichen. — Im Buche der Weisheit Salomonis wird zuerst das Streben nach Weisheit empfohlen, dann der aus der

Tagen in dem Krankenhauſe, mehr durch Kummer als durch eine Krankheit. Einige Generale des Kaiſerreichs, aber ſehr wenige, begleiteten ſie bis an ihre Ruheſtätte, und über derſelben wird, wie es ſcheint, ein kleines hölzernes Kreuz, das kaum groß genug war, daß man alle Familientitel eines Abkömmlings der Komnenen darauf verzeichnen konnte, die einzige Zierde ihres Grabes ſeyn. (Conſtitutionel.)

Am 2. Februar ſtarb zu Paris L. Franç. Beffara, der 1777 eine Schrift über Molière herausgegeben, und ſich beſonders durch ſeine reichen Sammlungen zur Geſchichte der Muſik, des Theaters und der Dramaturgen überhaupt bekannt gemacht hat.

Zwiſchen Frankreich und Toscana iſt ein Vertrag über die Einfuhr von Büchern und Zeitungen abgeſchloſſen worden, welchem zufolge gegenſeitig nur Schriften in der Sprache des Landes, wo die Bücher erſchienen, zuläſſig ſind.

Am 6. März ſtarb der älteſte franzöſiſche Geſchichtsmaler, Chéry, in einem Alter von 80 Jahren.

Die Stadt Toulouſe will ihrem Mitbürger, dem berühmten Rechtslehrer Cujas (Cujacius, geb. daſelbſt 1520), ein Denkmal errichten.

Die Comédie française beabſichtigt dem Andenken Molière's ein Monument zu errichten, und hat auch die mediciniſche Akademie in Paris um einen Beitrag zu demſelben angegangen.

Die Centralgeſellſchaft der Taubſtummen in Paris hat ſich viele Mühe gegeben, das Grab des bekannten Abbé de l'Epée aufzufinden, was nun in der Kirche St. Roch geſchehen iſt. Eine Commiſſion hat ſich ſofort unter dem Präſidium Dupins gebildet, um dieſem Wohlthäter ſo vieler Unglücklichen ein Denkmal zu ſetzen.

Der Generalrath des Juradepartements hat zu Errichtung eines Denkmals für den Dichter der Marſeillaiſe, Rouget de Liſle, der in dieſem Departement geboren iſt, eine Geldſumme verwilligt.

Vor Kurzem legten die Herren Gérard und Predraval der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris Proben von Papier aus der Rinde des Maulbeerbaums vor. Der Brei der Maulbeerbaum-Rinde, ſagten die Erfinder, ſey zwar ſchon lange als vortheilhaftes Surrogat des Lumpenbreies vorgeſchlagen worden, bis jetzt aber nie eine Ausführung im Großen zu Stande gekommen, und zwar aus Mangel an einer einfachen und ökonomiſchen Procedur, um von der Faſerſubſtanz die Fragmente des Oberhäutchens zu trennen, welche wegen ihres untrennbaren Farbſtoffes der Weiße des Papiers Eintrag thue. Durch ihren Fabrikationsproceß ſeyen nun dieſe Schwierigkeiten gehoben.

Herr von Caligny hat eine Maſchine erfunden, welche das Waſſer durch Oſcillationen in die Höhe treibt, und dieſelbe der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris beſchrieben.

Einem Schreiben des Miſſionärs Bolfin in China an Stanisl. Julien in Paris zufolge, gedeiht der Thee vollkommen in Climaten, die viel kälter ſind, als das franzöſiſche und ſelbſt als das Pariſer, ſo daß man es nun nicht mehr zu den Chimären rechnet, einſt den Thee nach Europa verpflanzt zu ſehen. Einzelne Verſuche der Art ſind bereits gelungen. So hat ein Kunſtgärtner in Angers in ſeinem Garten Theeſträucher (Thea viridis und Thea Bohea), welche ſchon ſeit fünf Jahren ohne Schutz im Freien ausdauern.

In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften vom 26. März überreichte Bouſſingault ſeine Unterſuchungen über die Menge von Stickſtoff in den Nahrungsmitteln, welchen zufolge er ſein früheres Reſultat bis jetzt noch immer beſtätigt gefunden hat, daß die Subſtanzen, welche am meiſten Nahrung enthalten, auch am meiſten Stickſtoff haben. Gannal erklärte am 2. April, auf ganz andere Reſultate in dieſer Beziehung gekommen zu ſeyn.

In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften vom 12. Febr. gab Delaffert aus einem Briefe Mittheilungen über eine von einem Gärtner bei London erfundene neue Heizungsmaſchine. Das Geheimniß beſteht hauptſächlich in einer wohlfeilen Miſchung aus Kohlen, Kalk u. ſ. w., welche zur Feuerung in einem beſonders dazu eingerichteten Apparat verwendet wird.

Weisheit fliessende Segen gepriesen und endlich der Gang der ewigen Weisheit in der jüdischen Geschichte nachgewiesen.

Man hat diese Bücher späterer alexandrinischer Philosopheme verdächtigt, allein das kann nur mit Aengstlichkeit in ihnen gesucht werden. Ihr wesentlicher Inhalt ist praktisch und erbaulich. Sie haben zugleich den grossen Vorzug, die Menschen und Natur und Leben zu nehmen wie sie sind, und keine zu ideale Voraussetzung von der Perfectibilität des Menschengeschlechts zu hegen. Sie verlangen daher nicht zu viel vom Menschen, muthen ihm im Durchschnitt keine zu strenge Ascese und Engelsmoral zu, sondern tragen allen menschlichen Bedürfnissen und Schwächen Rechnung und Nachsicht, und gehen mehr darauf aus, Vorsicht vor der Sünde und Reue und Busse nachher zu predigen, ohne zu zweifeln, dass doch werde gesündigt werden. Das ist auch die kirchliche Voraussetzung von der Menschlichkeit des Laienstandes im Gegensatz gegen die manichäische und puritanische Strenge der Sekten, die den Menschen entweder zu hart anfassen oder hoffärtig über sich selbst erheben. Insofern nun ist Salomo auch Vertreter der gesammten Laienwelt in ihrer natürlichen Beschaffenheit und Wahrheit mit ihren Ansprüchen an die Hülfe der Kirche.

Endlich bietet Salomo noch zwei Seiten dar: 1) als Richter, und 2) als Magier. Das nach ihm sprichwörtlich genannte salomonische Urtheil ist ein Muster für jedes Laiengericht, der gesunde Menschenverstand von einem frommen Könige im Dienst Gottes angewandt zum Wohl des Volkes und zum Schutz der Bedrängten. Was die Magie Salomo's betrifft, so ist kein Zweifel, dass ihm die heilige Schrift selbst wenn nicht übermenschliche Weisheit, doch jedenfalls die Kenntniss von allem dem zuschreibt, was sich sonst nur an ganze Gattungen von Gelehrten vertheilt. Vgl. 1. B. d. Könige 4, 30 f. Auch in Bezug auf das Wissen vertritt Salomo das Verhältniss des Weltlichen zum Kirchlichen, der Philosophie, Rechtskunde, Geschichte, Poesie und Naturkunde zur Theologie.

In gewissem Sinne steht ihm die Königin von Saba als die noch nicht dem Heiligen dienende Wissenschaft und Kunst mit ihren Räthselfragen gegenüber, die nur er, der den Schlüssel zu den göttlichen Geheimnissen hat, lösen kann. Er ist die Wissenschaft im Dienst des Herrn und erleuchtet vom Herrn, jene Königin vertritt dagegen die noch wildgewachsene des Heidenthums. Indem die Muhamedaner in ihren Legenden von Salomo seine Weisheit und Magie hervorheben, ihm den allmächtigen Siegelring, einen Alles öffnenden Schlüssel, einen Zauberstab etc. beilegen, verleihen sie ihm so viel Macht, dass er eigentlich Gott gleich steht und seiner nicht mehr bedarf, was ganz gegen seinen biblischen Charakter läuft.

Auf Kirchenbildern wird Salomon immer im königlichen Schmuck, aber jung und ohne Bart gemalt. Zuweilen hat er den Tempel als Attribut neben sich. Vgl. *Didron*, *man.* p. 127. 137.

Salz,

dasjenige Mineral, das sich auch in der Asche der Pflanzen und in den thierischen Körpern findet, also allen Naturreichen gemein und überhaupt die äusserste Concentration des Lebens im Stoff zu seyn scheint. Daher Sinnbild der Quintessenz, des Ausbundes aller Kraft und Trefflichkeit. „Ihr seyd das Salz der Erden, so nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ Matth. 5, 13. Lucas 14, 34. — Zugleich schützt Salz alle organischen Dinge vor Verwesung. Daher der Salzbund des Herrn mit Israel so viel als der ewige, unzerstörliche Bund. 4. B. Mose 18, 19. 2. B. d. Chronik 13, 5. Dieselbe Bedeutung hatte das Salz auch bei den Alten. Vgl. Plutarch, Tischreden V. 10. Hieraus erklärt sich der Gebrauch des Salzes als eines Sinnbildes der heiligen Geisteskraft und des ewigen Lebens bei der Taufe. Ferner beim Exorcismus. Alle bösen Geister fliehen das Salz, weil in ihm die Kraft des heiligen Geistes wohnt. Wie es gegen die Verwesung schützt, so auch gegen die Ansteckung mit

dem geistig Bösen. Vgl. Görres, Mystik IV. 2. 237. Daher nach den zahlreichen Hexensagen bei einer Hexenmahlzeit niemals Salz erscheint. Wer, der Sache unkundig, Salz verlangt, bewirkt dadurch, dass die ganze Versammlung plötzlich verschwindet. *Bodini*, *daemonomagia* p. 105. — Nach allgemeinem Volksglauben bedeutet Salzverschütten ein Unglück. Man schreibt es daher dem Teufel zu, der unsichtbar das Umstossen verursache. In Paris wirft, wer Salz verschüttet, ein wenig Salz hinter sich dem unsichtbaren Teufel in's Auge, dann schadet es nichts mehr. Ausland 1840. Nr. 269. In Schottland warf man ehemals Salz auf die Leichen. Arndt, Nebenstunden S. 389.

Samariter,

der barmherzige, gleicht Christo selber und ist Vorbild für alle Christen in Bezug auf die guten Werke. Priester und Leviten gehen mitleidlos am Schwerverwundeten vorüber, der verachtete Samariter aber hält an, pflegt ihn liebreich, giesst Oel in seine Wunden. An diesem Gleichniss wird gezeigt, wie unendlich viel höher die Liebe des neuen Bundes über dem Gesetz des alten stehe, und wie zur Uebung dieser Liebe alle Nationen und Stände, auch die verachtetsten, gleich berufen seyen. Aber nicht blos die christliche Humanität wird hier gegenüber der starren Ausschliesslichkeit des Judenthums, nicht blos die Berechtigung aller Menschen, Kinder Gottes zu seyn, dem angemassten Vorrecht der Juden gegenübergestellt, sondern das Gleichniss legt auch den grössten Werth auf die guten Werke im Gegensatz gegen den todten, unfruchtbaren Glauben. Der Priester und Levit hat nach mosaischem Begriffe den rechten Glauben, der Samariter nicht. Und doch wird der Samariter hoch über sie gestellt kraft der guten Werke, die er übt. — Der barmherzige Samariter ist am häufigsten für Hospitäler gemalt worden, um die christliche Tendenz derselben zu charakterisiren.

Samariterin,

die, am Brunnen. Nach dem Evangelium Johannis 4. Christus trifft an einem Brunnen mit einer Samariterin zusammen und bittet sie, da er ermüdet ist, um einen Trunk. Sie erstaunt, wie ein Jude von ihr einen Trunk verlangen kann, da ja alle Samariter den Juden für unrein gelten, reicht ihm aber vergnügt das Wasser und preist es, weil es aus dem nämlichen Brunnen ist, aus dem Jakob einst die Schafe tränkte. Christus aber erwiedert: „Erkenntest du den, der dich bittet, du bätest ihn um das Wasser des Lebens.“ „Bist du mehr als unser Vater Jakob?“ spricht das Weib. Christus aber spricht: „Wer aus diesem Brunnen trinkt, dürstet wieder, aber wer das Wasser des Lebens getrunken hat, dürstet nicht mehr.“ Nun bittet ihn das Weib, ihr von dem Wasser des Lebens zu geben. Aber Christus verlangt, sie soll erst ihren Mann rufen, und da sie das nicht kann, enthüllt er ihr ihren bisherigen bösen Lebenswandel, dass sie fünf Männer gehabt und mit dem sechsten ein unerlaubtes Leben führe. Damit deutet er ihr an, dass das Wasser des Lebens nur in ein reines Gefäss gefasst werden kann, nicht in ein unreines. Das beschämte Weib hat Trutz und Geist genug, von diesem Gegenstande des Gesprächs abzuspringen, und bittet ihn, da er ein Prophet zu seyn scheine, ihr zu sagen, wer Recht habe, die Juden oder die Samariter? Er spricht sich gegen die Willkühr der Samariter aus, die künstlich machen wollten, was bei den Juden historisch geworden, weist sie aber auf eine höhere Versöhnung beider in der Verehrung des wahren Gottes. Sie weiss schon, dass der Messias kommen soll, der da Christus heisst. Er sagt ihr: „Ich bin's.“ Sie geht nun, ihren Krug zurücklassend, eilend zu ihrem Volk, es herbeizurufen.

In dieser überaus schönen Idylle sind die erhabensten und schönsten Seiten des Christenthums enthüllt. Schon der Brunnen Jakobs deutet auf die ursprüngliche Einheit der

Juden und Samariter hin, Christus aber knüpft an dieses Vorbild die höhere Einheit des ganzen Menschengeschlechts. Seine Humanität frägt nicht mehr nach rein und unrein im jüdischen Sinn. Die Samariter sind ihm so lieb als die Juden. Wichtig ist diese Idylle aber hauptsächlich deshalb, weil sie in's Licht setzt, dass Christus die Weiber so gut wie die Männer zum Reiche Gottes befähigt erkannte. Die Juden gestatteten nicht, ein Weib im Gesetz zu unterweisen, hier aber lässt sich Christus mit einem Weibe in die tiefsten Lehren ein.

Samuel

wurde, wie seine Mutter gelobt, dem Herrn gewidmet, daher schon als Knabe zum Hohenpriester Eli gebracht. Während Eli's Söhne den ärgsten Unfug trieben, weckte die Stimme des Herrn den frommen Knaben Samuel und weihte ihn in seinen grossen Beruf ein. Eckhout malte, wie er als Kind zum Priester geweiht wird (Waagen, Paris 587.). Josua Reinolds malte ihn ebenfalls als Kind in der ersten glühenden Begeisterung des von Gott empfangenen Berufes (Waagen, England II. 196, bemerkt hiezu: er scheine ihm doch weder ein rechtes Kind, noch ein rechter Prophet).

Die Wirksamkeit Samuels als Hoherpriester beginnt erst nach der Rückkehr der Lade. Samuel rief ganz Israel zusammen und verkündete ihm Erlösung von den Philistern, wenn es allen fremden Götzendienst abthäte. Da wurden Baalim und Astaroth verbannt und Alles diente wieder nur dem Gott Abrahams, dem Samuel ein grosses Brandopfer darbrachte. Während dieses Opfers stürmte das Heer der Philister heran, aber Gott liess gewaltige Donner über sie rollen und sie erlitten eine furchtbare Niederlage.

Samuel bewirkte eine vollkommene Restauration der mosaischen Theokratie, reinigte das Land von allem Schmutz des Heidenthums und von den Feinden, und waltete ganz allein, ein Priester, mitten unter dem republikanischen Volke.

Um sich her gründete er eine Prophetenschule zur Befestigung der Hierarchie.

Allein das Volk vermochte sich zur Idee der Theokratie nicht zu erheben; und da es sah, dass Samuels Söhne aus der Art schlugen, Geschenke nahmen und das Recht beugten, trotzten sie dem Vater um der Söhne willen und verlangten statt des regierenden Priestergeschlechts einen König, „wie ihn alle Heiden haben." Der Herr sprach zu Samuel: „Thue ihren Willen auf ihre Gefahr, denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen." Samuel aber stellte dem Volk noch einmal in einer sarkastischen Rede vor, wie thöricht es handle, den himmlischen Herrn mit einem irdischen zu vertauschen, und sich selbst einen Tyrannen zu setzen, der nur Böses thun werde. (1. B. Sam. 8.)

Inzwischen machte das Volk noch geltend, dass es Krieg mit den Nachbarn zu führen habe und deshalb einen Krieger, keinen Priester zum Haupt haben wolle. So wurde Saul ihr König. Nun trat das irdische Königthum im ganzen grellen Gegensatz gegen die verschmähte Theokratie hervor. Von nun an wird Samuel, der in seiner Person das Hohepriesterthum mit dem Prophetenthum vereinigt, in seinen Kämpfen mit dem Königthum Vorbild jener grossen Päpste und Bischöfe, welche die christliche Kirche rein erhielten und schützten gegen die laxe Observanz und Gewaltthätigkeit der weltlichen Macht.

König Saul trachtete nicht, sein Volk als treuer und demüthiger Diener Jehovahs zu regieren, sondern nach eigener Willkühr. Samuel verlangte, der König wie das Volk sollten dem höchsten Herrn unterworfen bleiben, und seine Gebote halten, wo nicht, so werde er sie für ihre Sünden strafen, und vor Allem für die Sünde, statt Gottes einen Menschen zum König gemacht zu haben. Zur Bestätigung seiner Worte liess Gott donnern und regnen, und das Volk erschrack sehr und gelobte dem Priester Alles, was er verlangt hatte. Diese ergreifende Scene ist, so viel ich weiss, nie von einem bedeutenden Maler aufgefasst worden. — Saul aber trachtete

bald, sich von dem Priester zu emancipiren und bestand die Probe nicht, auf die ihn dieser stellte. Denn als Saul ein grosses Opfer angesagt hatte, als Vorbereitung zum Kampf gegen die Philister, kam Samuel nicht, der das Opfer verrichten sollte. Saul wartete sieben Tage, dann opferte er selbst. Nun erst erschien Samuel und machte ihm schwere Vorwürfe, dass er ihm in's Amt gegriffen.

Im Kampf wider die Philister beging Saul eine neue Uebereilung. Er verfluchte Jeden und weihte ihn dem Tode, der etwas essen würde, bis er Rache an den Philistern genommen. Dadurch feuerte er die Wuth seines Volkes an und siegte wirklich. Aber sein eigener Sohn Jonathan hatte, ohne des Vaters Befehl zu kennen, etwas Honig gegessen und sollte nun sterben. Das Volk zwang jedoch den König, sein unvernünftiges Wort zurückzunehmen. Also ein neuer Beweis, dass die Handlungen und Worte der Könige nichtig und eitel sind, wenn Gott nicht davon weiss, wenn sie Gott dabei nicht zu Rathe gezogen.

Zum drittenmal übereilte sich Saul in seiner Eigenmächtigkeit, als ihm Samuel im Namen des Herrn gebot, die feindseligen Amalekiter und alle ihre Habe zu vernichten, damit nichts von ihnen übrig bleibe. Saul schlug das Volk, konnte sich aber nicht überwinden, auch die fetten Heerden derselben zu vertilgen und nahm sie als gute Beute mit. Samuel hörte das Blöcken der Schafe und das Brüllen der Rinder, und machte Saul bittere Vorwürfe. Saul wollte das erbeutete Vieh nun Jehovah opfern, aber Samuel sprach: „Gehorsam ist dem Herrn lieber, als Brandopfer." Saul demüthigte sich vor dem Priester und bat ihn um Vergebung; aber Samuel wandte sich im Zorn von ihm. Saul suchte ihn dabei aufzuhalten und riss ihm einen Zipfel seines Gewandes ab. Da sprach Samuel: „Gott hat heute das Königthum von dir gerissen und einem Andern gegeben, der besser ist als du!" Allein auf Sauls dringende Bitte kehrte Samuel doch wieder um, liess sich aber den gefangenen Amalekiterkönig Agag vorführen und hieb ihn mit eigener Hand in

Stücken. Ein venetianischer Dichter, Carrer, hat 1819 ein Trauerspiel daraus gemacht und darin im kirchenfeindlichsten Sinne den Samuel als ein priesterliches Scheusal, den Agag aber als einen edeln Martyrer aufgefasst.

Als Samuel einst im tiefen Leide dasass, darum, dass er den Saul zum König gemacht hatte, sprach der Herr zu ihm und befahl ihm, einen Würdigeren zum König zu salben, und zwar den jungen Sohn des Isai von Bethlehem. Samuel begab sich nach Bethlehem und besah des Isai's Söhne, der Herr aber bezeichnet ihm den jüngsten, David, als den verheissenen. Man musste ihn von der Heerde hereinholen, die er im Felde hütete. Samuel salbte ihn, wie er den Saul gesalbt hatte. Eine grosse Vorbedeutung liegt darin, dass der bessere König in Bethlehem geboren ist. Dort soll dereinst der höchste König selbst geboren werden. Wie fromm nämlich auch David ist, so bleibt er als irdischer König doch immer nur ein Surrogat für den himmlischen König. Gott lässt dem Volk einen irdischen König, um seiner Schwäche willen, ohne doch je die Idee der Theokratie aufzugeben. So wie er bald darauf auch den Tempelbau zulässt, ohne die Idee der unsichtbaren und allgegenwärtigen, darum keines Hauses bedürftigen Göttlichkeit aufzugeben. Beides, der König David wie der Tempel Salomo's, sind nur provisorische Vorbilder des himmlischen Königs, der einst aus Davids Stamm entsprossen soll, und des himmlischen Zions oder neuen Jerusalems, des allgemeinen Gottesreichs auf Erden, das durchaus nur noch Tempel und in dem Jeder Priester seyn soll. Diese Hinweisung ist in den Büchern Samuelis deutlich ausgesprochen.

Aber Samuel starb, David war auf der Flucht und Saul herrschte noch. Die Philister bekriegten ihn auf's Neue und machten ihm grosse Sorge. Saul glaubte sich von Gott verlassen und bewog die Hexe von Endor, ihm den Geist Samuels aus dem Grabe zu beschwören, um sich Rathe bei ihm zu erholen, bei dem, den er bis in den Tod gehasst und verfolgt hatte. Aber der Geist Samuels verkündete ihm nur

Gottes Zorn und nahen Untergang. Das ist eine der grossartigsten Scenen im alten Testament, und ein Vorbild für das Verhältniss des Staats zur Kirche. Denn wenn der Staat, um von der Kirche unabhängig zu seyn, die Kirche ganz unterdrückt, ihre Diener vertreibt und sich auf eigne Hand stellt, alle Abhängigkeit von Gott verleugnend, so kommt er in seiner Gottentfremdung in Bedrängnisse, die ihn nöthigen, angstvoll noch nach dem blossen Schatten der verlornen Kirche zu greifen. Aber dann ist es zu spät und das Gericht des Herrn wird ohne Erbarmen vollzogen, ehe ein frömmeres Geschlecht die Kirche wiederfindet.

Die Verheissung ging in Erfüllung. Saul wurde in einer grossen Schlacht von den Philistern überwunden; sein Sohn Jonathan und mehrere seiner andern Söhne fielen, er selbst liess sich von seinem Waffenträger mit dem Schwert durchstechen, worauf auch der Waffenträger sich in sein Schwert stürzte. So endete der unglückliche König, der wider seinen Willen zur Krone berufen worden war und sich ihrer nicht würdig erwiesen hatte, weil er nicht Gottes Geboten, sondern dem eigenen Willen gehorchen wollte. Er verstand das Königthum in der Weise, wie die Heiden, und sollte es doch in einem ganz andern Sinne verstehen; denn ein Gesalbter des Herrn bei den Juden sollte auch in der Furcht des Herrn leben und nicht selber Herr seyn wollen.

Saul eignet sich in vorzüglichem Grade zum Helden eines Trauerspiels. Deshalb ist er schon durch Hans Sachs, dann durch Holzwart (zu Gabel in Böhmen, vgl. Jördens VI. 346. Meyer, Faust S. 43.) 1571, ferner in einer Tragödie von 1606 (Gottsched, Vorrath I. 160.) und in einem Singspiel von Rolle auf die deutsche Bühne gebracht worden. Aber die Dichter standen alle schon auf dem Standpunkt der modernen Staatstheorie und konnten die Idee der Theokratie und den Charakter Samuels nicht mehr begreifen.

Tiefer fasste den Saul zuerst Alfieri auf, aber nicht glücklich; denn er gibt ihm dem Priester gegenüber Recht, und stellt ihn als ein edles Opfer dar. Der Franzose Soumet

behandelte denselben Stoff 1822, dann wieder die Deutschen Knebel, Bock (1840) und Rückert. Alle fassen nur das individuelle Schicksal des Königs auf und stellen seine beklagenswerthe Persönlichkeit in's Licht, ohne dabei die grosse Idee der Theokratie zu würdigen oder würdigen zu wollen. Die Grösse Samuels ist allen Dichtern der Neuzeit unerreichbar geblieben.

Samuel erscheint auf Kirchenbildern im vollen Ornat des Hohenpriesters, und weil er schon als Kind vom Herrn zum Priesteramt berufen wurde, ist er auch häufig noch als zarter Knabe im Priesterornat, aber voll prophetischen Geistes und Feuers in den wunderbar strahlenden Augen gemalt worden. So von Josua Reinolds und Eckhout.

Saphir,

der blaue Edelstein, Sinnbild des blauen Himmels. Daher sitzt der im Himmel thronende Jehovah auf einem Saphir. 2. B. Mos. 24, 10. Ezechiel 1, 26. Aus demselben Grunde war nach dem Titurel die Decke des Tempels von Montsalvaz von Saphir. Bekanntlich ist im altdeutschen Titurel des Wolfram von Eschenbach der Tempel auf Montsalvaz das Ideal einer gothischen Kirche. — Sofern die Edelsteine im Brustschild Aarons auf die zwölf Söhne Jakobs, und später auch auf die zwölf Apostel bezogen wurden, kommt der himmelfarbige Saphir dem Naphthali und dem heiligen Petrus zu. *Didron, annales* V. 222.

Sarg.

Die Heiden pflegten häufig ihre Todten zu verbrennen oder den wilden Thieren zur Speise auszusetzen. Der Christ, wie der Jude begräbt seine Todten. Der Mensch, der vom Staube genommen war, soll wieder zu Staub werden. Die Erde, der Gott Odem einblies, soll wieder Erde werden, wenn der Odem von ihr weicht. Darum heisst der Leib des Menschen

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 2. April war ein von dem Engländer Joyce construirter Heizungsapparat aufgestellt, welcher weder Rauch noch Dampf von sich gab. Das Verfahren dabei stimmt im Wesentlichen mit dem brasero der Spanier überein, nur daß die gebildete Kohlensäure von Alkalien absorbirt wird.

Arnoux hat Wagen für Eisenbahnen von jeder Art von Krümmung erfunden, und der von Poncelet in der Akademie darüber erstattete Bericht vindicirt denselben Vorzüge vor den ähnlichen Verrichtungen Sidney Smith's und Dietz's in Brüssel. Doch dürfte das Verfahren vorerst nur bei kleineren Waggons für Passagiere anwendbar seyn.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat für das Jahr 1839 folgende Preisaufgaben gestellt:

1) Großer mathematischer Preis: „Die Perturbationen in der elliptischen Bewegung der Planeten durch periodische Reihenfunctionen anstatt durch Kreisfunktionen zu bestimmen, so daß mit Hülfe der aufgestellten numerischen Tabellen nach diesen Reihen der Ort eines Planeten zu jedem gegebenen Zeitpunkte berechnet werden könne." — Die Abhandlungen müssen an das Secretariat der Akademie vor dem 1. Mai 1839 eingesendet werden.

2) Großer physiologischer Preis: „Durch genaue Versuche die Reihenfolge der chemischen physischen und organischen Veränderungen zu bestimmen, welche in dem Ei der Vögel und Batrachier während der Entwickelung des Fötus vor sich gehen." Der Preis ist eine goldene Medaille im Werth von 3000 Fr.

3) Großer physiologischer Preis: „Durch anatomische Untersuchungen, so wie durch akustische und physiologische Versuche den Mechanismus zu erforschen, welcher zur Erzeugung der Stimme bei den Menschen und Säugethieren dient." — Der Preis besteht in einer goldenen Medaille im Werthe von 3000 Fr. Die Abhandlungen müssen an das Secretariat der Akademie vor dem 1. April 1839 eingesendet werden.

4) Preis von 1500 Fr. über die augenscheinlichen Zeichen des Todes, gestiftet von M. Manni, Professor an der Universität zu Rom:

„Welches sind die sicheren Unterscheidungsmerkmale des Scheintodes?"

„Welches sind die Mittel, um dem zu frühen Begraben vorzubeugen?"

Die Abhandlungen sind vor dem 1. April 1839 an die bezeichnete Stelle einzuliefern.

5) Preis für das Jahr 1839.

„Ist die präservative Kraft der Kuhpocken absolut, oder sollte sie wohl nur vorüber gehend seyn?"

In letzterem Falle muß durch genaue Versuche und authentische Thatsachen die Zeit bestimmt werden, während welcher die Kuhpocken vor den Blattern schützen.

„Hat die frische Kuhpocke eine sicherere und dauerhaftere präservative Kraft, als die schon bei einer mehr oder minder bedeutenden Anzahl von successiven Vaccinationen gebrauchte Kuhpockenlymphe? Unter der Voraussetzung, daß die präservative Eigenschaft der Vaccine mit der Zeit sich mindert, muß dieselbe, und durch welche Mittel muß sie erneuert werden?"

„Steht die mehr oder minder häufige locale Erscheinung des Kuhpockengiftes in einem gewissen Zusammenhang mit der präservativen Eigenschaft der Menschenpocken?"

„Ist es nothwendig, eine und dieselbe Person mehrere Male einzuimpfen, und im Bejahungsfalle, nach wie viel Jahren muß man neue Vaccinationen vornehmen?"

Der Preis besteht in 10,000 Fr. Die Abhandlungen müssen vor dem 1. April 1842 an das Secretariat der Akademie eingeliefert werden.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften stellt folgende Preisaufgaben:

1. Examen critique du cartésianisme. 1. Exposer l'état de la philosophie avant Descartes; 2. déterminer le caractère de la révolution philosophique dont Descartes est l'auteur; faire connaître la méthode, les principes et le système entier de Descartes dans toutes les parties des connaissances humaines; 3. rechercher les conséquences et le développement de la philosophie de Descartes, non-seulement dans les disciples avoués, tels que Regis et Rochault, mais dans les hommes de génie qu'il a contités: par exemple Spinoza, Malebranche, Locke, Bayle et Leibnitz; 4. apprécier particulièrement l'influence du système de Descartes sur celui de Spinoza et sur celui de Malebranche; 5. déterminer le vôte et la place de Leibnitz dans le mouvement cartésien; 6. apprécier la valeur intrinsèque de la révolution cartésienne; considérée dans l'ensemble de ses principes et de ses conséquences, et dans la succession des

die irdische Hülle seiner Seele nicht in Bezug auf sein kurzes Leben auf der Erde, sondern in Bezug darauf, dass er aus der Erde genommen ist. — Dass bei der hiedurch bedingten Beerdigung der christlichen Leichen ein Sarg gebraucht wird, hat nur zum Zweck, die Leiche auch noch im Tode vor fremder Berührung, insbesondere aber vor dem heidnischen Verschlungenwerden durch Thiere zu schützen und den einfachen Verwesungsprozess derselben zu sichern.

Dem Sarg, der unter die Erde verborgen werden soll, kommt demnach auch nur Zweckmässigkeit in Stoff und Form, aber keine Symbolik zu. Nur auf dem Wege zum Grabe pflegt man ihn zu schmücken und in den Grüften der Fürsten und Vornehmen, wo er gar nicht unter die Erde kommt. Alsdann werden den Wappen, Namen etc. zuweilen Symbole zugefügt, wie sie auch bei Grabdenkmalen vorkommen, Hinweisungen auf Tod und Unsterblichkeit, oder Allegorien der Tugenden, durch die der Verstorbene sich auszeichnete. Wenn aber schon an Grabdenkmälern allzu viel Prunk dem Ernst des Todes und Gerichtes nicht selten widerspricht, so gilt das noch mehr vom Schmuck der Särge, der einem unmittelbaren Putz der Leiche noch näher kommt. Wo die Kunst den Gräbern naht, kann sie sich nicht genug einer edlen Einfachheit befleissigen.

In der Legende der Heiligen kommt oft vor, dass Särge mit heiligen Leibern stromauf schwimmen. Der Sarg des heiligen Bartholomäus, obgleich schwer von Blei, schwamm doch über das Meer nach Sicilien. Der Leib der h. Priscilla liegt zu Laibach in einem gläsernen Sarge, der des h. Paulinus in Trier schwebte frei in der Luft. v. Haupt, Panorama von Trier S. 210.

Schächer.

Von den beiden Schächern, zwischen denen Christus gekreuzigt wurde, hat man eine ausführliche Legende in den apokryphischen Evangelien. Nach dem *Evang. infant. Christi*

arab. cap. 23. hiess der bessere Schächer Titus, der schlimme aber Dumachus. Sie trafen schon bald nach der Geburt Christi mit demselben zusammen, als seine frommen Eltern ihn nach Aegypten retteten. Dumachus wollte die Reisenden ausplündern, Titus aber hielt ihn ab. Im apokryphischen *Evangel. Nicodemi cap.* 9. heisst der bessere Schächer Dismas, der böse Gesmas. Nach demselben *Cap.* 26. wurde der erstere am Kreuze dadurch bekehrt, dass der Schatten des Heilands auf ihn fiel. Dieser Schächer, den der Herr nach Lucas 23, 39. selber in's Paradies berief, wird als heiliger Dismas und als Patron der zum Tode verurtheilten Verbrecher verehrt. In ihm ist die christliche Reue personificirt, der da Gnade widerfährt. Künstlichere Erklärungen, wie wir sie bei Sepp, Heidenthum III. 5, finden, wonach Christus den Sem, der gute Schächer Japhet, der böse Cham bedeuten soll, haben keinen Werth für die christliche Anschauung.

Auf einem alten Bilde in Braunschweig wird dem Gismas und Jesmas (guten und bösen Schächer am Kreuz) noch der Barabbas zugesellt, der Schächer, der freigegeben wurde, damit Christus gekreuzigt werde. Fiorillo II. 62. Diese Zusammenstellung ist sinnig; denn Barabbas, der vom Pöbelwahne frei erklärte, bildet einen Gegensatz zu dem von Christo gerechtfertigten Schächer.

Auf Kirchenbildern unterscheidet sich die Kreuzigung der beiden Schächer von der des Heilandes häufig dadurch, dass sie nur angebunden, nicht angenagelt sind, und dass ihr Kreuz nur die Form eines ┬ hat. Man wollte damit nur ihre Unterordnung ausdrücken und den Heiland auszeichnen. Auf altdeutschen Bildern sieht man nicht selten die Seelen der Schächer aus ihrem Munde fahren in Gestalt kleiner Kinder. Die Seele des guten Schächers wird von einem Engel, die des bösen von einem Teufel in Empfang genommen. *d'Agincourt, sculpt.* 133, 154, 155.

Schafe,

Sinnbild der Frommen, wie Böcke, Sinnbild der Gottlosen. Die Böcke sollen von den Schafen gesondert werden. Matth. 25, 32. Das verlorne Schaf, das vom guten Hirten gesucht und zurückgebracht wird, ist Sinnbild der verirrten Seele; Wölfe in Schafskleidern, Sinnbild der Heuchler und falschen Propheten. Matth. 7, 15. Schafe sind ferner Attribute des Propheten Amos, als eines Hirten, desgleichen der heiligen Hirten Drogo, Florens, Magnus, Wendelin, Genofefa, Regina etc. Vgl. die Artikel Hirt und Lamm.

Schatten.

Ungewöhnliche und widernatürliche Schatten verkünden schwere Verhängnisse und sind durch Gottes Zulassung bewirkt, um den ungläubigen Hochmuth zu überzeugen. So das Zurücklaufen des Schattens an der Sonnenuhr des Ahas. 2. B. d. Kön. 20, 11. Sirach 48, 26. — In den spanischen Auto's bedeuten die Schatten allezeit die Sünde. v. Schack, dramat. Lit. d. Spanier II. 401, III. 267. — Im Nassauischen glaubt das Volk, wenn es stürmt, erscheine der Schatten des heiligen Lubentius in der Lahn und stille den Sturm. Deshalb nennt es auch den sanften Wind einen Lubentiwind. Henninger, Nassau und s. Sagen III. 78. Durch den Schatten des Heilandes am Kreuz, der auf ihn fiel, wurde der gute Schächer bekehrt. *Evang. Nicodemi c.* 26.

Schaum,

Sinnbild des Nichtigen, Werthlosen, auch des Unreinen und Schlechten. Mehrmals wird in der heiligen Schrift das Gleichniss vom Silber gebraucht, welches erst ein reines Gefäss gibt, wenn der Schaum beim Schmelzen weggefegt ist. Sprichw. Salomonis 25, 4. Jesaias 1, 22. 25. Das bedeutet den Menschen,

der sich vom Unrath der Sünde reinigen soll. Vom Schaum des Meeres gilt dasselbe. Die Gottlosen sind gleich dem Meere, das Unrath auswirft. Jesaias 57, 20.

Schauspieler.

Der grösste Schauspieler in der Welt ist der Teufel, denn er liebt es, sich in allen möglichen Formen zu verstellen, um die Menschen zu täuschen und zu berücken. Die Maske ist Symbol der Lüge. Das leichtsinnige Volk der Mimen und Histrionen zählte im Beginne des Christenthums zu dessen erbittertsten Feinden, denn als die Kirchen sich zu füllen begannen, wurden die Theater leer. Das damalige Verhältniss wird durch eine schöne Legende klar. Genesius, ein römischer Possenreisser unter Kaiser Diocletian, äffte auf der Schaubühne die christlichen Ceremonieen nach, wurde aber plötzlich, indem er in der Rolle eines kranken Christen auf dem Sterbebette die letzte Beichte ablegen sollte, vom heiligen Geist ergriffen, beichtete wirklich alle seine Sünden und wurde ein Christ, wofür er den Tod litt. 25. August.

Scheiterhaufen,

auf Kirchenbildern das Attribut unzähliger Heiligen, die den Feuertod erlitten. Einzelne werden dabei durch besondere Umstände gekennzeichnet, z. B. ein Engel löscht das Feuer der heiligen Columba, Regen das der h. Martina, St. Fructuosus singt auf dem Scheiterhaufen. Das Feuer theilte sich und wich nach allen Seiten aus, um den h. Polykarpus zu verschonen. An einen Baum gebunden kniet die h. Afra. Zwischen zwei Bäumen über dem Feuer hängt die h. Augusta. Zwischen drei Pfählen brennt die h. Anastasia. Mit der Dornenkrone auf dem Haupte brennt der h. Theodorus Thyro. Von Thieren umgeben die h. Thekla.

Schenkungen.

Nehmen, rauben, erobern war das Princip der grossen Weltreiche im alten Heidenthum; Festhalten war das Princip des Judenthums; Geben wurde erst das Princip des Christenthums. Gott selbst gab sich den Menschen hin, und Alle, die Christo nachahmen, müssen den Vorschmack der Seligkeit schon auf Erden im Geben finden. „Geben ist seliger als nehmen. — Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wem Gott gegeben, der gebe wieder seinem Nächsten, denn wir sind nicht Eigenthümer, nur Verwalter im Namen des ewigen Gebers. Daher vom Anfang der Kirche an das unablässige Ausströmen aus ihr von geistigen und leiblichen Wohlthaten für die Bedürftigen. Daher die Wechselwirkung, die Schenkungen an die Kirche, um wieder durch die Kirche die wirksamste Anwendung zu finden. Daher die unzählbaren Heiligen und Frommen, die Alles, was sie hatten, den Armen gaben. Daher endlich der hohe Werth, der schon im Evangelio auf das Scherflein auch der ärmsten Wittwe gelegt wird. Denn das Kleinste, was die freie Liebe gibt, ist mehr werth, als viel, was ungern gegeben wird.

In keiner Legende ist der innere Liebesdrang, der da geben möchte und nicht hat, die Seligkeit des Gebens bei der bittersten Armuth, naiver und lebendiger aufgefasst, als in der Legende der heiligen Zitta. Sie war eine Magd in Lucca, verrichtete die schwersten Arbeiten, lebte hart, wurde wegen ihrer Einfalt oft ausgelacht, war aber eine grosse Heilige. Sie schöpfte aus einem Brunnen für einen Armen Wein statt Wasser. Sie gab von ihres Herrn Vorräthen den Armen, und die Vorräthe blieben doch dieselben. Sie verschenkte sogar ihres Herrn Rock, und der Rock fand sich wieder. Für jeden Missethäter, der hingerichtet wurde, betete sie drei Tage lang. Sie starb am 27. April 1272.

Scheuer,

Attribut des heiligen Ansovinus und der h. Brigitta, weil dieselben leere Scheuern durch ihr Gebet mit Korn anfüllten.

Schiff,

altes Sinnbild der Kirche. Die Kirche selber stellt ein Schiff, der Chor die Cajüte, der Thurm den Mast, die Strebepfeiler Ruder dar. Das Kreuz gilt bald als Anker, bald als Mast, die Siegesfahne mit dem Kreuz als Segelstange. Cyprianus Hymne bei Fortlage S. 115. In einem Auto des Lope de Vega wird die Vergleichung sinnig durchgeführt. Das Schiff der Kirche trägt das Kreuz als Mast, darauf den Kelch als Wimpel, drei verschiedenfarbige Masten als Glaube, Liebe, Hoffnung, die Passionswerkzeuge als Tackelwerk, das heilige Grab als die heilige Fracht auf dem Verdeck und St. Petrus führt das Steuerruder. v. Schack, dramat. Lit. der Spanier II. 405.

Sofern die Kirche gleich einem Schiff auf stürmischem Meere in der Menschheit schwimmt und immer neuen Gefahren ausgesetzt ist, aber doch die Verheissung der sichern Landung hat, wird sie mit der Arche Noä verglichen. Darin liegt zugleich die Lehre: *Extra ecclesiam nulla salus.* Ringsum ist Sündfluth und Tod, nur im Schiff der Kirche ist Rettung. Hiebei ist von besonderer Wichtigkeit Matth. 8, 24. Christus schläft im Schiff, während seine Jünger ob des Sturmes verzagen. Erwachend ruft er: „Ihr Kleingläubigen!“ und stillt das Meer. Sie hätten an ihn glauben sollen, auch wenn er nicht erwacht wäre. Vgl. den Artikel Gergesener Säue, wo die tiefere Symbolik dieser Begebenheit erklärt ist. Die Säue, vom Teufel besessen, müssen in die Tiefe des Meeres versinken, weil sie der Tiefe angehören, als ihrer eigentlichen Heimath, während das Schiff, wenn auch von Gefahren umringt, der himmlischen Heimath sicher zusegelt. Das Symbol

ist im Mittelalter zu einer sehr ausführlichen Legende ausgesponnen worden. Der heilige Brandanus schifft sich mit seinen Mönchen ein, um das Paradies zu erreichen, fährt um die ganze Erde und besteht eine Menge Gefahren, schaut eine Menge wunderbarer Dinge, in denen sinnbildlich der Weg des Christen durch's Leben, der Weg der Kirche durch die Welt charakterisirt ist. *Acta SS. Maji* III. 602. Bearbeitet in einem altfranzösischen Gedicht. Vgl. Keller, altfranzösische Sagen II. 1. und als deutsches Volksbuch gedruckt, Basel 1491. In dieser Legende wird einmal das Schiff des Heiligen von unzähligen Teufeln bestürmt, die ringsum das Meer erfüllen.

Der kürzeste Auszug des Symbols ist auf Gräbern, altchristlichen Lampen, Ringen das Schiff mit dem Kreuz als Anker, auch das Schiff mit der Taube, ferner Christus auf einem Delphin (christliche Anwendung eines antiken Motivs). Vgl. Münter, Sinnbilder I. 99. Piper, christl. Myth. I. 218 f.

Auf christlichen Gräbern hat das Schiffsymbol den besondern Sinn eines glücklichen Hinüberschiffens in die Seligkeit. Schon die Alten glaubten, die Seelen der Verstorbenen würden von Charon auf einem Kahn über den Styx gefahren. Diese Vorstellung wurde im Christenthum um so mehr beibehalten, als noch der neue Begriff des Schiffs der Kirche hinzukam, in welchem man dem ewigen Verderben, wie in der Arche Noä der Sündfluth entgehen sollte. Daher in den Grabbildern der Katakomben zu Neapel, herausgegeben von Bellermann S. 31, Christus als Steuermann. Vgl. *Boldetti* p. 345. 360. 362. 372. Hier kommt namentlich auch die Taube als Sinnbild des heiligen Geistes auf dem Mast des Seelenschiffes vor. Walz im Kunstblatt 1840. Nr. 16. ist geneigt, bei diesem Schiffe auf Grabdenkmälern nur an die glückliche Ueberschiffung aus dem einen Leben in's andere oder in den Hafen der Ruhe zu denken; allein offenbar haben die frommen Christen, die einander jenes Schiff auf das Grab setzten, darunter zunächst das Schiff der Kirche verstanden, in dem allein im Tode Rettung sey. Ganz verschieden von jenen Gräbersymbolen erscheint das von Teufeln besetzte

Schiff am Grabe des heiligen Dagobert zu St. Denis; das ist noch ganz der Nachen des Charon. Die Teufel wollen den armen König in die Hölle fahren, aber Engel kommen, ihn zu retten. Vgl. Piper I. 229.

Wieder ganz eigenthümlich ist das Schiffsymbol der Manichäer. Diese nämlich hielten den Mond für das Schiff, welches sich periodisch mit den gereinigten Seelen der Frommen anfülle, um sie von der Erde in den Himmel zu befördern. Baur, manichäische Systeme S. 231.

Das Schiff der Kirche kommt auch als Luftschiff vor. Nach einem schönen alten Weihnachtsliede fuhr es vom Himmel herab und ankerte auf der Erde, indem es uns den Heiland brachte. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 119. Ein merkwürdiges Bild zu Weilheim stellt das Schiff der Kirche gleichfalls in der Luft schwebend dar, wie es ein auf der Erde stehender Mann zu entern versucht. Fiorillo I. 311.

Auch Maria kommt auf dem Schiff der Kirche fahrend vor, theils als Retterin aus Stürmen, theils als Fischerin der Seelen. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 177.

Ein sehr gutes Gleichniss vom Schiffe ist folgendes. Eine alte, sehr reiche Dame fuhr aus Holland ab. Als nun auf dem Meer ein gewaltiger Sturm tobte und man das Schiff erleichtern musste, warf sie willig alle ihre Kisten, Güter und Schätze in's Meer, um nur noch die wenigen ihr übrigen Lebensjahre zu fristen. Aber nicht einen Heller hatte sie je zum Opfer bringen wollen, um sich das ewige Leben im Himmel zu erkaufen. P. Abraham, Judas II. 40.

Das Schiff als Attribut von Heiligen. Die heilige Magdalena fuhr mit den Ihrigen nach Marseille und ging, nachdem das Schiff versunken war, zu Fuss mit ihnen weiter. Die heilige Ursula fuhr mit ihren vielen Jungfrauen zu Schiffe auf dem Rhein, als sie vom Ufer her durch die Hunnen mit Pfeilen getödtet wurden. St. Restituta wurde in einem Schiffe verbrannt. Gegen den Strom schifften ohne Ruder eine Menge heiliger Leichname, z. B. der des h. Emmeranus zu Regensburg, des h. Melanius, Werenfridus etc. Vgl. *Fluvius* in

den Registern der *Acta SS.* St. Castor, Patron von Coblenz, rettet ein sinkendes Schiff.

St. Andres von Slagelse, ein dänischer Heiliger, pilgerte nach Jerusalem und wollte sich auf dem Rückweg zu Joppe einschiffen, hörte aber erst eine Messe und unterdess fuhr das Schiff ab. Ein unbekannter Reiter aber nahm ihn mit auf sein Pferd, und als der entschlafene Heilige erwachte, befand er sich daheim und erst lange Zeit nachher kamen seine Reisegefährten mit dem Schiffe an. Dänische Volkssagen von Thiele.

Patron der Schiffer ist im Abendlande ausser St. Elmo (vgl. den Artikel Elmsfeuer) hauptsächlich der heilige Nicolaus von Bari, der schon bei Lebzeiten Schiffe im Sturme rettete und trocknen Fusses über die Wellen schreiten konnte. In der Levante St. Phokas. Dieser Gärtner in Sinope wurde unter Kaiser Diocletian verfolgt. Die Schergen kamen in sein Haus, ohne ihn zu kennen, und er bewirthete sie gastfrei. Bei Nacht aber grub er sich selber sein Grab und gab sich des Morgens seinen Gästen als den an, den sie suchten, worauf er enthauptet und begraben wurde. Die Schiffer des schwarzen Meeres ehren ihn als ihren Patron, denn er erscheint ihnen in Stürmen und lenkt das Schiff, oder weckt die Schlummernden in Gefahren; weshalb sie ihn auch bei ihren Mahlzeiten als unsichtbaren Gast ansehen und ihm Speise und Trank vorsetzen. Dieselben kauft dann Einer ab und schenkt das Geld den Armen. Eine sehr schöne Sitte. Surius zum 22. September. Die Gartenscene hat Börnecke besungen. Legenden, Leipzig 1846. II. 415. In der Türkei gelten auch die heiligen Siebenschläfer als Patrone der Schiffer und werden oft auf Schiffen abgebildet, weil es am Schlusse des Koran heisst, sie seyen in ein Schiff gestiegen.

Schlaf.

Die heilige Schrift macht unter den berühmten Schläfern, deren sie gedenkt, einen genauen Unterschied, soferne der

Unschuldige im Schlafe gesegnet oder durch einen wunderbaren Traum erfreut wird, den Schuldigen aber im Schlafe Unheil überfällt oder wenigstens böse Träume ängstigen. Selig ist der erste Schlummer Adams, denn er erwacht im Anblick der neugeschaffenen Eva im Paradiese. Selig ist der Schlaf des Jakob, denn die Engel steigen auf der Himmelsleiter zu ihm nieder. Selig schläft das Jesuskind, der tiefste Frieden Gottes bezeichnet den Schlaf des Heilands auf dem Schiffe während des Meersturmes. Unheilvoll aber ist der Schlaf Noah's, weil er vorher im Weingenuss gesündigt; der Schlaf des Simson, weil er sich von der Delila bethören liess; der Schlaf des Pharao und des Holofernes, weil sie das Volk Gottes bedrohten.

Unter den Heiligen kommt das Attribut des Schlafes vorzugsweise den sogenannten Siebenschläfern zu. Sieben Jünglinge von Ephesus (Maximian, Malchus, Martinian, Dionysius, Johannes, Serapion und Constantin) versteckten sich als verfolgte Christen in einer Höhle, wurden darin entdeckt und auf Befehl des Kaisers Decius zugemauert, 27. Juli. Nach 180 oder 196 Jahren im 5ten Jahrhundert wurden Steine daselbst gebrochen, wodurch ein Loch in die Höhle geöffnet wurde und die Sonne hinein schien. Da erwachten die Schläfer, glaubten, sie hätten nur eine Nacht geschlafen, und schickten einen von ihnen aus, um ihnen vorsichtig Brodt zu holen. Wie erstaunte nun dieser, als er ringsum das Land voll Kirchen und Kreuze fand! Ihn selbst aber staunte man wegen seiner fremden und alterthümlichen Tracht an. Nachdem sie Alles erfahren hatten, schliefen sie wieder ein. Die Legende wurde syrisch verfasst und von Gregor von Tours (*de gloria martyrum* I. 95.) in's Lateinische übersetzt. Vgl. Photius S. 1400. Eutychius. *Alemanni, bibl. orient.* I. 336. *Acta SS.* Jul. VI. 375. 700 Jahre später erwachten sie noch einmal. Eduard der Heilige, König von England, sass 1065 bei Tisch und lachte. Als man ihn frug, warum er lache, erwiederte er, er habe gesehen, wie die sieben Schläfer sich im Schlafe umgewandt hätten. Man liess

grands hommes qu'elle embrasse, depuis l'apparition du discours de la méthode en 1637 jusqu'aux commencements du 18. siècle et la mort de Leibnitz. Rechercher quelle est la part d'erreurs que renferme le cartésianisme, et surtout quelle est la part de vérités qu'il a léguées à la postérité. Termin: 30. Juni 1840.

II. Quels perfectionnements pourrait recevoir l'institution des écoles normales primaires, considérée dans ses rapports avec l'éducation morale de la jeunesse? Termin: 30. Nov. 1839.

III. Quels sont les progrès que les droit des gens a faits en Europe depuis la paix d'Westphalie?

IV. Déterminer les moyens à l'aide desquels on peut constater, avec le plus de certitude, la vérité des faits qui sont l'objet des débats judiciaires, soit en matière civile, soit en matière criminelle. Comparer les divers modes de procédés employés pour obtenir ce résultat, chez les peuples les plus civilisés; en faire connaître les inconvénients et les avantages. Preis für diese 4 Aufgaben je 1800 Franken.

V. Il y a peu d'années encore, un gouvernement du nord de l'Allemagne a conçu la pensée de procurer, à tous les états qui l'entourent, les avantages mutuels d'une association commerciales en reportant toujours aux frontières extérieures le cordon des douanes des états ainsi coalisés, et livrant à la liberté complète le commerce intérieur de l'association. L'académie propose, comme sujet de prix, de déterminer quelle est déjà l'influence produite, et quelle sera l'influence future de l'association commerciale allemande: 1. sur la prospérité des peuples associés, sur le développement de leur industrie, sur l'extension de leur commerce extérieur; 2. sur l'industrie et le commerce des autres nations; 3. quelles associations analogues pourront naître par l'effet de cette exemple, et par la nécessité de créer un nouvel équilibre dans le négoce des nations; 4. quels changements devront résulter de ces espèces de confédérations commerciales, dans le système des lois économiques qui régissent aujourd'hui les nations? Preis 3000 Franken.

VI. Tracer l'histoire du droit de succession des femmes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique, chez les différent peuples de l'Europe au moyen âge. Termin für Nr. III. — VI.: 31. December 1839. Preis 1500 Franken.

VII. Déterminer en quoi consiste, et par quels signes se manifeste la misère en divers pays. Rechercher les causes qui la produisent. Termin: 30. Dec. 1839. Preis 3000 Fr.

Die Redaction der Annales d'hygiène publique et de médecine légale setzt für das Jahr 1839 vier Preise aus. 1) Zwei von je 300 Fr., einen für ein Thema der Hygiène und einen für eine Frage aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Die nähere Wahl des Thema's bleibt den Concurrenten überlassen. 2) Einen Preis von 600 Fr. für die beste Beantwortung der Frage: Auf welche Weise trennt man die thierischen Stoffe bei der Analyse vegetabilischer oder mineralischer Gifte? 3) Einen Preis von 500 Fr. für die beste Statistik der Geisteskrankheiten in irgend einem Departement Frankreichs. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1839 an die Buchhandlung J. B. Baillière in Paris eingereicht seyn.

Italien.

Der bekannte Philolog Angelo Mai, ehemaliger erster Custos der Vaticanischen Bibliothek und Secretär der Propaganda in Rom, und der durch seine Sprachfertigkeit berühmte erste Custos der Vaticanischen Bibliothek, Mezzofanti, sind zu Cardinälen ernannt worden.

Der durch seine Kenntnisse und Gefälligkeit ausgezeichnete Lareani ist zum ersten Custos der Vaticanischen Bibliothek, der Professer Marchese di Molza zum zweiten Custos, und der Abbate Firucci, seither Lehrer der hebräischen Sprache in der Propaganda, zum Scriptor Vaticanus ernannt worden.

Die k. neapolitanische Regierung soll, namentlich auf die Vermittelung des k. preußischen Gesandten in Neapel hin, die Erlaubniß zur Erbauung einer protestantischen Kirche in Neapel gegeben haben. Bisher mußten die in Sicilien lebenden Protestanten ihre Kinder entweder nach katholischem Ritus oder zu Neapel von dem preußischen Gesandtschaftsprediger taufen lassen, und die nun zu errichtende Kapelle wird die erste protestantische Kirche der Insel seyn.

nachsehen und es fand sich wirklich so. Das deutete man auf die grossen Veränderungen der Zeit, die Eroberung Englands durch die Normannen, den Investiturstreit und die Kreuzzüge. *Hygden, polychronicon* bei *Gale* 15. *script.* p. 283.

Muhamed hat die Legende auch in den Koran aufgenommen und den sieben Schläfern noch einen treuen Hund beigegeben. Sie ist sehr phantastisch ausgebildet in den persischen Mährchen des 1001 Tages (494ster Tag f.). Der Wiederauferstandene heisst hier Dschemlicha (d. i. Jamblichus). Die schöne Legende wurde von Moreto in einem Auto auf die spanische Bühne gebracht (v. Schack, dramat. Lit. der Spanier III. 344.). In der Ambrosiuskirche zu Mailand sind die Schläfer auf einem sehr alten Bilde, angeblich aus dem 10ten Jahrhundert, abgebildet. Millin I. 218.

Der Sinn dieser Legende ist sehr einfach. Die Schläfer sind Unschuldige und Verfolgte. Gott erbarmt sich ihrer, indem er ihnen mitten in einer Welt von Mord und Greuel die süsse Ruhe des Schlummers gewährt. Sie sind Zeugen seiner ewigen Güte, des Schutzes, der die Unschuld doch irgendwo mit Heiligkeit und Unverletzlichkeit umkleidet, wenn auch die Welt sie auszurotten tobt. Und sie knüpfen auf sinnige Weise die erste Jugend der Christenheit, in der sie lebten, an die ferne Zukunft an, in der die Christenheit sich wieder läutern soll. Dass solche junge fromme Zeugen aus frühester Vergangenheit noch leben und einmal wieder erwachen sollten, musste dem Volke ein freudiger Glaube seyn, und darum waren die sieben Heiligen so populär. Die von Strauss (Kirchenjahr S. 306) versuchte Erklärung, die mit Beziehung auf den 27. Juni, als dem Tag der Heiligen, an den Stillstand, beziehungsweise Schlaf der Sonne denkt, ist nicht glücklich.

Schlange,

Sinnbild der Bosheit wegen ihres Schleichens und wegen ihres Giftes, zugleich Sinnbild der Verführung wegen ihrer glänzenden Schönheit und zierlichen Beweglichkeit. Mit allen

diesen Eigenschaften erscheint die Schlange im Paradiese, indem sie die Eva verlockt, das Gebot des Herrn zu übertreten und vom Apfel zu essen. Sie wird im 1. Buche Mosis selber nicht Teufel genannt, dass sie aber denselben darstelle, beweist Buch der Weisheit 2, 24. Johannes 8, 44. Apostelgeschichte 12, 9. Eigentlich ist sie nur das Werkzeug des Teufels. Nach Jesaias 11, 8. ruhte im Paradiese die Otter friedlich neben dem Säugling. Sie wurde erst vom Teufel besessen und dadurch schädlich. Dies drückt das 1. Buch Mosis 3, 14. dadurch aus, dass Gott die vorher mit Füssen begabte Schlange verflucht, zur Strafe fortan auf dem Bauche zu kriechen. In den Mährchen des Mittelalters und in Volkssagen tritt überall der Volksglaube hervor, wonach die Schlange alle Sprachen verstehe, und wer Schlangenfleisch esse, werde dieser Gabe theilhaftig. Andrerseits wurde es Volksglaube, die giftigste Viper greife doch niemals einen nackten, sondern immer nur bekleidete Menschen an, in Erinnerung an das Paradies, aus dem sie verbannt worden. Isidor XII. 4. *Vincent. Bellov. spec. nat.* XX. 14.

Die um den Baum ringelnde Schlange ist allgemeines Sinnbild 1) des Paradieses, wenn es an Raum gebricht, etwas mehr davon darzustellen, aber auch 2) der von der Sünde umstrickten Welt, der Menschheit. — Auf Bildern des Sündenfalls hat die Schlange zuweilen einen Jungfrauen- oder einen Jünglingskopf, oder auch beide zugleich. Diese seltsame Symbolik erklärt sich aus der jüdischen Fabel, nach welcher Eva, ehe sie noch das Weib Adams wurde, mit der Schlange, in welcher der männliche Teufel Sammael verborgen war, Adam aber eben so mit der Teufelin Lilith gebuhlt haben soll. Eisenmenger, entdecktes Judenthum I. 371. Gfrörer, Kirchengeschichte I. 80. Darauf nun bezieht sich der menschliche Doppelkopf der Schlange. Der Jungfrauenkopf ist Lilith, der Jünglingskopf Sammael; auf einem italienischen Miniaturbild der Pariser Bibliothek hat die Schlange beide Köpfe, um Adam und Eva zugleich zu verführen. *Didron, icon.* p. 81; *annales* I. 74. *Twining, symbols, pl.* 76.

Auch Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 123, erwähnt das Menschengesicht der Schlange. Auf einigen Bildern dieser Art fällt auf, dass der Jungfrauenkopf der Schlange dem Kopf der Eva selber ähnlich ist. Sollte damit nicht Eva's eigne Seele gemeint seyn, in die das Gift der Verführung eingeschlichen, und objectiv aufgefasst wird? Auf einem Bild des *chron. Zwifalt.* in der Stuttgarter Bibliothek p. 56 ist auch die Seele der sterbenden Maria nur als ein ihr ganz ähnlicher Kopf gemalt.

Eine andere Erklärung gab Münter (christl. Sinnbilder II. 46.), indem er das Menschengesicht der Schlange auf die zahlreichen und besonders im alexandrinischen Zeitalter der ersten christlichen Jahrhunderte weit verbreiteten Bilder des ägyptischen Agathodämon zurückführte. Dagegen aber lässt sich einwenden, dass jener Agathodämon, als Personification der Weltseele in Gestalt einer Schlange mit Menschen- oder auch Löwenkopf und Nimbus, immer nur eine gute Bedeutung hatte und folglich nicht auf die anerkannt böse Paradiesesschlange angewandt werden konnte. Nur ausserhalb der orthodoxen Kirche, bei den gnostischen Ophiten, wurde in ganz antibiblischer und widerchristlicher Weise das natürliche Verhältniss umgekehrt und die Schlange des Paradieses als Agathodämon aufgefasst, der vom höchsten Gott abgesandt worden sey, dem Adam die Erkenntniss zu gewähren, die ihm der niedere Erden- und Judengott untersagt habe. Vgl. Neander, gnostische Systeme S. 245. Darum beteten die Ophiten auch die Schlange förmlich an.

Die Schlange des Paradieses ist das Böse selbst, kann also nie eine gute Bedeutung haben. Eine nur äusserliche Verwandtschaft hat sie daher mit den in heidnischen Mythen vorkommenden Drachen und Lindwürmern, die unter dem Baume der Hesperiden, des goldnen Vliesses, unter den Lindenbäumen des deutschen Heldenbuchs etc. von frommen Helden erschlagen werden. Inzwischen hat das gar keinen innern Zusammenhang mit der christlichen Idee, heiligen Geschichte und Symbolik, und es ist vollkommen überflüssig,

davon in einem Werk über specifisch christliche Symbolik zu reden. Der Paradiesesbaum mit der Schlange ist bisher von den Erklärern nur deshalb so oft auf den Hesperidenbaum bezogen worden, weil es ihnen darum zu thun war, die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der christlichen Ideenwelt in Zweifel zu ziehen und das Christliche überall aus heidnischen Wurzeln herzuleiten; da doch alle Vergleichungspunkte darauf hinauslaufen, dass dieselbe Giftschlange eine schlimme Bedeutung in den heidnischen Mythen annahm, wie in der ganz davon verschiedenen und unabhängigen christlichen Geschichte; eine zufällige Uebereinstimmung, die ganz natürlich ist, weil an der Schlange hier wie dort immer die nämlichen gefährlichen Eigenschaften wahrgenommen wurden.

Während in heidnischen Mythen immer ein männlicher Heros die Schlange überwindet, hält ganz unbekümmert darum und ohne Kenntniss dieser heidnischen Symbolik das 1. Buch Mosis die Vorstellung von „des Weibes Samen“ fest, welcher der Schlange den Kopf zertreten soll, 1. Buch Mos. 3, 15. Diese Hervorhebung des weiblichen Elementes stellt der Sünderin Eva die Mutter des Erlösers, Maria, gegenüber, der ersten Schuld auf Erden die erste wieder rein himmlische Unschuld auf Erden. Deshalb ist es in der kirchlichen Bildnerei allezeit Maria, welche den Kopf der Schlange tritt, unter deren Fuss sie sich windet, gewöhnlich den Apfel im Maul, der sie speciell als die Schlange des Paradieses bezeichnet. So in der Lorenzkirche zu Nürnberg und öfter. Fiorillo I. 259. Zuweilen ist der Apfel im Maul der Schlange auch die Weltkugel selbst, was den nämlichen Sinn hat, denn indem die Schlange die ersten Eltern verführte, hat sie die ganze Welt verführt. Das Zertreten des Schlangenkopfs durch Maria hat sein alttestamentalisches Vorbild in der Enthauptung des Holofernes durch Judith. Marian. Liederschatz, Augsb. 1841, S. 118.

Ursache und Folge der Sünde wird häufig contrastirt in den Bildern der verführenden und der überwundenen

Schlange, oder der von der Schlange verführten und verderbten Menschheit. Ersteres geschieht, indem man dem von der Schlange umwundenen Apfelbaum des Paradieses das Kreuz Christi gegenüberstellt, zu dessen Füssen sich die Schlange unter Dornen krümmt. Letzteres wird bezeichnet durch eine Schlange, die sich durch ein menschliches Gerippe windet, wie sie vordem durch den fruchtreichen Baum sich wand. Solche Gerippe mit Schlangen finden sich öfter auf Gräbern.

Ein schönes Auto von Calderon (*la serpiente de Metal*) stellt den Kampf Mosis mit Belphegor (dem Satan) und Idololatria (dem personificirten Götzendienst) dar, die sein Volk verführen. Als ihnen alle Mittel fehlschlagen, Verlockung, das goldne Kalb, die Waffen der Amalekiter etc., ergrimmen sie und schicken die feurige Schlange in's Lager Israels. Da richtet Moses die eherne Schlange auf und alle Wunden werden unschädlich. Staunend fragen Belphegor und Idololatria, wie das möglich sey? Da sagt Moses: „Die Sünde ist ein Gift, wer dessen Wirkung an den Sündern heilen will, muss die Gestalt des Sünders annehmen, ohne an der Sünde Theil zu haben.“ Das deutet auf Christum, der Menschengestalt annahm, um die Menschen von den Bissen der höllischen Schlange zu heilen. Um das Bild noch deutlicher zu machen, erblickt man im Hintergrunde auf dem Hügel, auf dem das goldne Kalb gestanden, plötzlich das Crucifix. v. Schack, dramatische Literatur der Spanier III. 270. Das ist die einzig passende Erklärung des Schlangensymbols bei Moses, mit Bezug auf Joh. 3, 14, wo die eherne Schlange als Christus gedeutet ist. Dagegen haben Alle geirrt, welche dabei wieder an den Agathodämon denken zu müssen glaubten, oder an die Heilsschlange des Asklepios, der bei den Griechen Gott der Aerzte war.

Durch den Spruch: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ (Matth. 10, 14.) wird der Christ ermahnt, dem bösen Geist in Hinsicht auf Erkenntniss nicht nachzustehen, nur aber nicht durch bösen Sinn und Willen das Wissen zu missbrauchen, sondern sich in Gesinnung und

That immer nur vom heiligen Geist (der Taube) inspiriren zu lassen. Schlange und Taube stehen sich hier geradezu als Teufel und heiliger Geist gegenüber. — Die Vergleichung mit Dan, einem der zwölf Söhne Jakobs (1. B. Mos. 49, 17.) hat eine einfach ethnographische Bedeutung für die jüdischen Stämme und keinen Bezug auf christliche Symbolik. Das häufig auf alten Kirchen des europäischen Südens vorkommende Steinbild eines Weibes, an deren Brust Schlangen saugen, ist dagegen der ältern heidnischen Symbolik entlehnt, in welcher die in der Erde lebende Schlange auch das Element der Erde bedeutete, und stellt lediglich eine Personification der Erde dar. Vgl. Piper, christl. Mythol. II. 67.

Die Schlange über dem Kelche, Attribut des Evangelisten Johannes, wird erklärt als Gift, welches er einmal ohne Schaden im Kelche getrunken habe. Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass sich gerade in dieses Sinnbild jene schon bezeichneten gnostischen Vorstellungen gemischt haben können, die den Agathodämon in's Christenthum übertrugen. Und vielleicht gerade weil bei diesem Evangelisten Johannes allein die Deutung der Mosesschlange auf Christum vorkommt, wurde Werth darauf gelegt, ihm die Schlange zum Attribut zu geben. Allein die ganz abgeschmackte und nichtswürdige Weise, in welcher die modernen Erklärer bei christlichen Symbolen stets zunächst an geistlose Nachahmung oder Adoption heidnischer Symbole denken, ist hier so wenig als anderswo anwendbar. In Böttigers kleinen Schriften I. 93 ff. wird mit einem fast lächerlichen Aufwand von Gelehrsamkeit die Agathodämon-Hypothese in Bezug auf den Kelch mit der Schlange durchgeführt. Wenn hier die Schlange allerdings etwas mehr zu bedeuten scheint, als das physische Gift, welches Johannes unschädlich getrunken, so doch gewiss nicht den Agathodämon oder gar die mystische Schlange des Dionysos. Man muss vielmehr jenes Gift geistig und ganz so verstehen, wie das oben erwähnte Sinnbild von der Schlangenweisheit, mit Taubensinn vereint, nämlich als die ihres Gifts beraubte Schlange der Erkenntniss. Alsdann

behält die Legende Recht, welche vom Gift spricht, aber auch die Symbolik behält Recht, die in der Schlange nichts Böses mehr sieht. Der Evangelist Johannes aber ist der weiseste, geistreichste unter allen Evangelisten. Auf ihn passt vor allen die Schlangenklugheit mit der Taubeneinfalt. Es ist nicht unbedeutsam, dass vom heiligen Bernhard von Clairvaux dieselbe Legende vom Kelch und von der Schlange erzählt wird. Dieser Heilige war einer der weisesten und zugleich mildesten des Mittelalters.

Die Schlange, welche der Apostel Paulus auf der Insel Malta in's Feuer schleuderte, ist wieder einfach Sinnbild des Bösen. Apostelgesch. 28, 1. Steine aus der Grotte, worin es geschah, sollen gegen Schlangenbiss helfen. Niebuhr, Reise I. 19. — Auch der Apostel Andreas soll durch sein Gebet eine riesenhafte Schlange besiegt haben. Nach der Apostelgeschichte des Abdias.

Schlangen sind das Attribut vieler Heiligen in dreifacher Beziehung. Erstens nämlich solche Schlangen, denen die heiligen Martyrer vorgeworfen wurden, die aber, ihre Heiligkeit respectirend, dieselben unverletzt liessen, so die Heiligen Didymus, Paternus, Phocas, die Heiligen Anatolia, Christina, Thecla. Zweitens Schlangen, die durch ihre Grösse oder Menge eine Gegend beunruhigten, aber von Heiligen vertrieben wurden, wobei darauf Rücksicht zu nehmen ist, dass in einigen Fällen diese Schlangen wohl nur symbolisch zu verstehen sind und nicht wirkliche Schlangen, sondern die alten heidnischen Priester, Druiden etc. bedeuten, die von christlichen Bekehrern vertrieben wurden. So war einer der berühmtesten Schlangenvertreiber der heilige Patricius (Patrik), Apostel von Irland. Nach der Legende bannte er alle Schlangen des Inselandes auf das Vorgebirge Cruachanaigle, von wo sie sich in's Meer hinabstürzen mussten. Der heilige Romanus zu Rouen überwältigte dagegen eine einzige, aber ungeheuer grosse Schlange, indem er ihr sein Skapulier umwarf. Andere heilige Schlangenvertreiber waren St. Magnus, Julius, Hilarius von Arles, wiederum in Gallien als Gegner

der heidnischen Druiden. — Drittens Schlangen, welche sich gleich andern wilden Thieren, von der Macht des Heiligen bezwungen, frommen Einsiedlern dienend unterordneten. St. Aemilianus oder Millan wurde als Einsiedler unter Schlangen, als seiner einzigen Gesellschaft, lebend, die ihm aber nichts zu Leide thaten, über hundert Jahre alt. St. Josephus Anchieta lebte im wilden Walde, zähmte giftige Schlangen und wilde Vögel, die sich auf seine Arme setzten etc. *Nieremberg, hist. nat.* 205. St. Verdiana, eine fromme Jungfrau in Etrurien, lebte 30 Jahre lang einsam in einer Zelle mit zwei grossen Schlangen, die sie durch das Kreuzeszeichen gezähmt hatte, im 13ten Jahrhundert. 1. Februar. Eben so der Einsiedler Goderich. Dem Stabe des Abts Heldrad folgten alle Schlangen von Novalese. Görres, Mystik II. 225. Als Räuber den heiligen Chariton gefangen hielten, kroch eine Schlange in ihre Weinflasche und vergiftete den Wein, dass alle umkamen und der Heilige frei wurde. Surius zum 28. September.

Schleier,

Sinnbild der Verhüllung, der Zucht und Schamhaftigkeit, daher kein Frauenzimmer in der Kirche ohne Schleier erscheinen soll. 2. Korinth. 11, 5. Vgl. Binterim, Denkw. VI. 2. 151. Daher auch die Einweihung der Nonnen mit dem Schleier, desgleichen der Bräute. Wittwen aber mussten immer verschleiert gehen, und auf Kirchenbildern ist deshalb die ältliche und weissverschleierte Gottesmutter stets als Wittwe kenntlich. — Nach der Legende brachte der heilige Geist in Taubengestalt der heiligen Adelgunde selbst den Nonnenschleier, woran man sie auf Bildwerken erkennt.

Der Schleier erhielt aber auch die Bedeutung des Mantels als Schutzmittel. — Wenn auf Sicilien der Aetna Feuer auswirft und Lavaströme die Stadt Catanea bedrohen, wird aus den Mauern derselben in feierlicher Prozession der Schleier der heiligen Agathe getragen, der das Feuer abwehrt. Die Heilige war im Martyrium auf glühenden Kohlen gewälzt,

aber ihr Schleier nicht verbrannt, sondern nur vom Feuer geröthet worden. Seitdem besass er die Kraft, jedem Feuer zu widerstehen. Auch im Schwarzwald ist die Heilige wirksam. Die sogenannte Wanne ist ein alter Krater ganz nahe bei der Stadt Villingen; er soll einmal einen Feuerstrom durch's Thor der Stadt ergossen und diese in Brand gesteckt haben. Seitdem hat man (wie am Aetna) das Bild der heiligen Agathe am Thor aufgestellt, die vor dem vulkanischen Feuer schützt. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 446. Auch der Schleier der heiligen Emerita in der Schweiz blieb unversehrt, als sie selbst auf dem Holzstoss verbrannt wurde. Diese Unverbrennlichkeit des Schleiers, die auch schon in alten römischen Sagen von einer Vestalin vorkommt, charakterisirt die heilige Macht der Jungfräulichkeit. Vgl. den Artikel Jungfrau. Für unverbrennlich galt auch der Schleier der heiligen Ludmilla, mit dem diese Fürstin von Böhmen auf Antrieb ihrer heidnischen Schwiegertochter Drahomira erdrosselt worden war. 16. September.

Die heilige Bova, Aebtisin zu Rheims, aus königlichem Geblüte, war so schön, dass ein Grosser des Reichs sie heirathen und mit Gewalt entführen wollte; als er aber ihren Schleier berührte, verdorrte ihm der Arm und wurde nicht eher gesund, als bis er feierlich entsagte und selber Mönch wurde. Die Kirche verehrt sie am 24. April. Die heilige Franchea wollte einmal über einen Fluss, fand keine Fähre, breitete aber nur ihren Schleier aus, setzte sich und zwei Nonnen darauf und fuhr mit ihnen getrost hinüber. — Der heiligen Adelgunde brachte eine Taube vom Himmel selbst den Nonnenschleier herab, 30. Januar.

Schlüssel,

Sinnbild des Besitzes und der Amtsgewalt gleich dem Scepter und Hirtenstabe. Der Schlüssel Davids oder der Schlüssel zum Hause David bei Jesaias 22, 22. und Offenb. Joh. 3, 7. ist alttestamentalisches Vorbild der Schlüssel Petri, das Haus

David Vorbild der christlichen Kirche, des Gottesreichs, dessen Hut auf Erden dem heiligen Petrus anvertraut ist. Bei Matthäus 16, 17. spricht der Herr zu Petro: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.“ Darum sind zwei Schlüssel, einer des Himmels, der andere der Erde, Attribut des heiligen Petrus und aller seiner Nachfolger auf seinem Stuhl in Rom. Schon auf sehr alten christlichen Bildern, *Aringhi, Roma subt.* I. 293. Ein Schlüssel ist von Gold, der andere von Silber. Kreuser, Kirchenbau II. 100. Selten hat Petrus auch noch einen dritten Schlüssel, nämlich zu denen des Himmels und der Erde auch noch den der Hölle. So auf einem Mosaikbild bei *Ciampini, tab.* 77. Allein dieser dritte Schlüssel kommt nach der Offenbarung Johannis 20, 1. vielmehr dem heiligen Erzengel Michael zu. Nach derselben 1, 19. hat der Herr selber den Schlüssel der Hölle und des Todes.

Marienschlüssel oder Himmelschlüssel heisst die Schlüsselblume, *primula veris,* weil sie, im Frühling zuerst aufblühend, gleichsam das ganze Blumenreich des Frühlings aufschliesst. Himmelschlüssel heisst Maria selbst in einem altdeutschen Marienliede bei Haupt, Zeitschr. VIII. 282, weil sie durch die Geburt des Heilands der Menschheit das Thor zum Himmel öffnete.

Schlüssel sind, wie Stäbe, Zeichen der bischöflichen Kirchengewalt, daher Attribut mehrerer heiligen Bischöfe, z. B. des heiligen Servatius, Benignus, und Wappen mehrerer Bisthümer, z. B. von Regensburg, Minden, Bremen, Genf. Der heilige Hippolytus führt den Schlüssel nur als Kerkermeister.

Hubertusschlüssel hiessen die Zeichen, die man mit eisernen Hörnlein dem Vieh aufbrannte, um es vor Schaden zu hüten. Journal von und für Deutschland III. 500. Ohne Zweifel bedeutete hier der Schlüssel, dass das gesegnete Vieh verwahrt seyn sollte, wie wenn es im verschlossenen Raum gehütet würde. — Ein Schlüsselbund im Maul eines Fisches

Nach einem Befehl des Herzogs von Modena iſt der Durchgang von Büchern durch den Staat nicht anders geſtattet, als gegen einen von dem Oberpolizeidirector ausgeſtellten Erlaubnißſchein, der die Waare bis zu ihrem Ausgang aus dem Lande begleitet. In dem Geſuch um jenen Schein muß, außer dem Gewicht und Werth der Bücherballen, auch auf das Genaueſte angegeben ſeyn, von welchem Gegenſtande die Bücher handeln, wo ſie gedruckt und von wem ſie verfaßt ſind.

Der Marcheſe Marini di Vacone zu Rom und der Profeſſor Roſaltini zu Piſa haben den rothen Adlerorden dritter Klaſſe erhalten.

Man hat in der Vaticaniſchen Bibliothek eine Sammlung von Liedern Abälards aufgefunden, deren baldige Bekanntmachung man hofft.

An dem Falterenaberge in der Caſentiner Landſchaft wurde im Mai von einer Schafhirtin eine Bronzeſtatue des Herkules gefunden und bei den an derſelben Stelle angeordneten Nachgrabungen mehrere Tauſend Antiquitäten, faſt ſämmtlich aus Erz, meiſt kleine Votivfiguren darſtellend.

In Rom wurde vor Kurzem an der Porta maggiore ein altes Grabmal entdeckt, deſſen Inſchriften und Basreliefs nun die dortigen Archäologen beſchäftigen.

Am 15. Auguſt wurde in Como das von der Stadt ihrem 1827 in hohem Alter geſtorbenen Mitbürger, dem Phyſiker Volta, errichtete Denkmal feierlich eingeweiht.

Die von Marochetti verfertigte Reiterſtatue Immanuel Philiberts, Herzogs von Savoyen, wurde in Paris von Soyer in Erz gegoſſen und kürzlich im innern Hofe des Louvre zur Anſicht aufgeſtellt, ehe ſie nach Chambery abging, wo ſie auf Befehl des Königs von Sardinien eine bleibende Stelle erhalten ſoll.

Böhmen.

Die k. k. Stadthauptmannſchaft in Prag hat ein Reſcript wegen eines allgemein einzuführenden geregelten Gottesdienſtes an die Vorſteher und Oberjuriſten der israelitiſchen Gemeinde erlaſſen. Es werden die Gemeinde- und Religionsvorſteher angewieſen, eine gemeinſchaftliche Zuſammentretung zu veranlaſſen und diejenigen Maaßregeln in Ueberlegung zu nehmen, durch welche der Gottesdienſt in allen Synagogen geordnet werden könnte. Dieſe Berathung ſoll den Gemeindemitgliedern den Beweis geben, daß die öffentlichen Behörden jeden poſitiven Zwang zur Abſtellung von Mißbräuchen vermeiden und nur dahin wirken wollen, daß die Gemeindemitglieder durch reelle Ueberzeugung zu den nothwendigen Verbeſſerungen gebracht werden.

Die Generaldirection des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeiſtes in Böhmen hat den Profeſſor der Technologie in Tübingen, Hofrath v. Poppe, benachrichtigt, daß ſie von deſſen ausführlicher Volksgewerbslehre auf Koſten des Vereins durch den Profeſſor Swatopluk Preſl eine Ueberſetzung ins Böhmiſche veranſtaltet und weder Koſten noch Mühe geſpart habe, um dieſe Schrift zu einer wahren Volksſchrift zu machen.

Die k. k. patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft in Böhmen ſtellt drei Fragen: I. Wie ſind Wieſen und Weiden in den Gegenden Böhmens, wo es daran fehlt, zu einem höheren Ertrage zu bringen? Welche künſtliche Futtergewächſe ſind die angemeſſenſten, wie ſind dieſe am zweckmäßigſten zu cultiviren, wie iſt überhaupt der Futterbau dort emporzubringen? II. Durch welche ökonomiſche und ſtaatswirthſchaftliche Maaßregeln kann die inländiſche Rindviehzucht dergeſtalt emporgebracht werden, daß dadurch allmählig der einheimiſche Bedarf an allen davon abſtammenden Artikeln in mäßigen Preiſen ſichergeſtellt werden kann? III. Welche Wirkung hat die Stein- und Braunkohlenaſche als Düng- und Verbeſſerungsmittel des Bodens der Erfahrung gemäß in verſchiedenen klimatiſchen und Bodenverhältniſſen? — Termin: Ende Oktober 1839. Erſter Preis: 50 Dukaten und die große goldene Medaille von 12 Dukaten Werth; zweiter: 25 Dukaten und die kleine goldene Medaille, 6 Dukaten im Werth. Dieſe Abhandlungen bleiben Eigenthum der Geſellſchaft. S. ökonomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen. N. 68.

ist Attribut des heiligen Benno, Bischofs von Meissen. Als dieser nämlich als Anhänger Gregors VII. unter Kaiser Heinrich IV. flüchten musste, warf er die Schlüssel zu seiner Kirche in die Elbe. Als er aber wiederkam, fand er sogleich die Schlüssel wieder im Bauch eines grossen Fisches, den man gefangen hatte, 16. Juni.

Schmach

vor der Welt müssen Alle leiden, die Gott dienen. Gottes Sohn selbst wurde den Juden zur Schau, zum Spott und Hohne ausgestellt im Purpurmantel, mit der Dornenkrone und dem Rohrscepter. Vgl. *Ecce homo.* Viele Heilige suchten daher freiwillig die Schmach auf, um sich durch harte Prüfungen im Glauben zu stärken. St. Simon Salus oder Stultus, ein Syrer des 6ten Jahrhunderts, stellte sich freiwillig thöricht und wahnsinnig, um von den Kindern und vom Pöbel verspottet und misshandelt zu werden und dadurch seine christliche Geduld zu erproben. 1. Juli. Auch Andreas Salus oder Stultus, ein Heiliger des 10ten Jahrhunderts in Constantinopel, stellte sich aus Demuth wahnsinnig und liess sich von aller Welt verhöhnen und verspotten, schlief in einem Hundestall etc., verkündete aber einem Knaben, dem Einzigen, der ihn nicht verspottete, er werde Bischof werden, und blieb, als er einst zur See war und das Schiff scheiterte, von der ganzen Mannschaft allein am Leben. Lieblich contrastiren mit dem Schmutz und Elend seines Lebens seine Visionen, in denen er das Paradies mit den herrlichsten unbekannten Pflanzen und Vögeln sah und durch drei Himmel, der eine durch ein, der andere durch zwei, der dritte durch drei Kreuze bezeichnet, zum Thron des Messias emporstieg. Auch hatte er sich eine wunderliche Naturphilosophie gebildet. Doch theilt sein Biograph Nicephorus nur wenige Bruchstücke daraus mit, die Entstehung des Regens, des Blitzes, der Engel und Teufel betreffend, und auch Phantasieen über das Weltende und den Antichrist.

Acta SS. 28. Mai. — Gleicher Schmach unterzog sich bekanntlich auch der grosse Franciscus von Assisi und Johannes de Deo in Spanien.

Ein weibliches Beispiel gleicher Art ist Agatha a Cruce, eine spanische Nonne des 16ten Jahrhunderts. Sie litt in ihrer Jugend grosse Noth und Verfolgung, wurde auch noch im Kloster verleumdet, mehrmals verstossen und unschuldig der allgemeinen Verachtung preisgegeben, blieb aber immer standhaft und geduldig und suchte die Leiden, die ihr wider Willen angethan wurden, noch durch die zu übertreffen, die sie freiwillig litt, indem sie sich auf alle Art kasteite und acht Jahre lang sich nicht einmal den Schlaf gönnte. Görres, Gesch. der Mystik I. 421.

Schmetterlinge

haben in der christlichen Symbolik nicht ursprünglich die Bedeutung der altgriechischen Psyche. Da indess ihre Entpuppung ein gutes Sinnbild der Auferstehung des Leibes ist, so findet man sie zuweilen auch auf christlichen Gräbern angebracht, offenbar entlehnt aus dem heidnischen Alterthum. — Weisse Schmetterlinge kommen jährlich aus dem Grabe des heiligen Torpes, *Acta SS.* 17. Mai. Schmetterlinge umkreisen in grosser Menge das Sterbebett des heiligen Vinzenz Ferrer. Görres, Mystik II. 224. Darunter sind aber nicht Seelen Verstorbener zu verstehen, sondern diese theilnehmenden Thiere erscheinen nur der Magie unterworfen, welche die Nähe des Heiligen auf die Natur übt. In der Legende der heiligen Rosa von Lima wird eines weiss- und schwarzgefleckten Schmetterlings gedacht, der sie in der Jugend umflogen habe, zum Zeichen, dass sie eine Dominicanerin (in schwarz und weisser Tracht) werden würde.

Schmied.

Gott selbst heisst in altdeutschen Dichtungen „der Schmied vom Oberlande", d. h. der Schmied im Himmel,

der alle Werke schafft. Vgl. Grimm, Conrad von Würzburgs goldne Schmiede S. XXVII. — Patron der Schmiede ist der heilige Eligius, der einmal einem lahmen Pferde das verlorne Bein wieder anheilte (Bild von Imola in Berlin, Kugler I. 105.). Oft wiederholt sich in Volkssagen, dass ein frommer Schmied mit seiner glühenden Zange dem Teufel die Nase abzwickt. Diese Sagen wurzeln in folgender Legende. Apelles, der Mönch, schmiedete einmal als Klosterschmied, da erschien ihm der Teufel in Gestalt eines schönen Weibsbildes und wollte ihn verführen, aber er zwickte ihm mit einer glühenden Zange in die Nase, und der Teufel schrie dermassen vor Schmerz, dass alle Mönche zusammenliefen und das Wunder sahen. Seitdem erhielt der Heilige die Gabe, glühendes Eisen ohne Schaden mit der Hand anzurühren. Leben der Altväter, 1725. S. 78.

Schmuck.

Man soll sich zur Ehre Gottes schmücken, wie Gott selbst bei der Schöpfung die Erde für den Menschen schmückte und Alles wohl machte. Daher das Gebot des hochzeitlichen Kleides und die Verwerfung dessen, der da zur Feier kommt und jenes Feierkleides entbehrt. Der Kirche ist Schmuck nicht nur erlaubt, sondern geboten, denn sie ist das Haus des Herrn.

Nur der Schmuck im Dienst des Teufels, der Sinnlichkeit, der Verführung, des Stolzes ist verdammlich. Daher die heilige Magdalena ihre Seiden- und Sammtgewande, ihr Goldgeschmeide und ihre Perlen mit ihren Sünden von sich wirft, um in der Wildniss als einsame Büsserin zu leben. Derselbe Contrast tritt hervor in der Legende von der St. Pelagia meretrix. Dieses überaus schöne Frauenzimmer zu Antiochia ritt einst im goldnen Kleide und in Schuhen, die mit Edelsteinen geschmückt waren, mit offenen Brüsten und Perlen im Haar lachend bei der Kirche vorüber, in der eben die Bischöfe zu einem Concil versammelt waren. Da drückten

die Bischöfe ihren Aerger aus; Nonus aber sagte nur: „Was tadelt ihr dieses schöne Weib, dass sie sich für die Männer so kostbar und mit so vieler Mühe ziert? Thut sie nicht mehr, als wir thun, die wir unsre Seelen eben so mühevoll für Christus schmücken sollten?“ Darauf hörte Pelagia seine Predigt mit an, und wurde tief erschüttert durch den Gedanken, dass sie einst für all ihr Thun würde Rechenschaft ablegen müssen. Von Stund an war sie bekehrt und der Teufel wich von ihr in Gestalt eines greulichen schwarzen Hundes, sich auf's Bitterste beschwerend, von dem schönen Weibe scheiden zu müssen. Nachdem sie getauft war, zog sie männliche Gewande an, suchte die Stätte auf, wo Christus gelitten, widmete sich ihm zur Braut und wohnte als Einsiedler unter dem Namen Pelagius auf dem Oelberge. Erst nach ihrem Tode erkannte man ihr Geschlecht. 8. October.

Schnee,

wegen seiner reinen weissen Farbe und zugleich wegen seiner Kälte Sinnbild der jungfräulichen Reinheit und Keuschheit, insonderheit der Jungfrau aller Jungfrauen. So wird der Schnee gedeutet in altdeutschen Marienliedern. Vgl. Conrad von Würzburgs goldne Schmiede, herausg. von W. Grimm, S. XXXVII. Auch fällt der Schnee vom hohen Himmel, daher die marianischen Devisen: *Mihi candor ab alto — Meus est ab origine candor.* So ist denn auch der Schnee, der nach der Legende wunderbarerweise mitten im Sommer ein Feld bei Rom genau so weit bedeckte, als der Raum der darauf erbauten, noch jetzt prangenden Kirche Maria maggiore einnehmen sollte, ursprünglich nur ein Sinnbild der Jungfräulichkeit der Gebenedeiten. Dem Papst Liberius war dieselbe im Traum erschienen und hatte eine Kirche von ihm verlangt, wozu sie den Platz ihm anwies, und am Morgen zeigte sich eben dieser Platz mit Schnee bedeckt, alles andere Land umher aber grün. Da baute jener Papst ihr die berühmte Kirche und gründete das Fest Mariä Schnee-

feier am 5. August. Diese „Maria zum Schnee, *Notre Dame aux nièges*“ wird seitdem auch in vielen andern Ländern verehrt und war hauptsächlich geeignet für Kapellen in hohen Alpenregionen, daher auch ihr Cultus auf dem Rigi in der Schweiz. Die nördlichste Kirche der Gnadenmutter, die man kennt, liegt tief im Schnee Sibiriens zu Abalak unfern von Tobolsk. Hier befindet sich ein wunderthätiges Bild von ihr, zu dem man aus weiter Ferne wallfahrtet.

Strauss, Kirchenjahr S. 143, macht darauf aufmerksam, dass auf die kalte und schneereiche Jahreszeit zwischen dem 6. und 17. Januar so viele Tage heiliger Einsiedler fallen und bezieht darauf ihr ascetisches Leben. Das stimmt ganz mit der alten Symbolik des Schnee's in den Marienliedern überein.

Das Sinnbild der Aehren und Trauben im Schnee hat man in gleicher Weise auf die segensreiche Geburt Christi aus dem Schooss der keuschesten Jungfrau zu erklären. Das Sinnbild einer Rose im Schnee gilt dagegen von der heiligen Jungfrau selbst, sofern sie aus der keuschen Ehe der lange unfruchtbar gebliebenen Anna stammte.

St. Eulalia von Barcellona wurde als Christin verfolgt und mit Fackeln gebrannt, die aber an ihrem zarten Leibe erloschen. Nach vielen andern Martern wurde sie nackt an's Kreuz geschlagen, aber ein Schnee (*nix*, nach einer andern Lesart eine Wolke, *nubes*) fiel und verhüllte sie vor den Augen der Wächter. *Acta SS.* 12. Februar. Das ist ein sehr schönes Wunder. Die Keuschheit der gottgeweihten Jungfrau verwandelt sich reell in ihr Symbol, den Schnee, um sie zu schirmen.

Barbanaria, eine fromme Jungfrau, glühte von solchem heiligen Liebesfeuer, dass sie sich im Schnee wälzte, wie aus gleicher Ursache der heilige Franciscus. Görres, Mystik II. 29. — Der irische Abt Berach verwandelte den Schnee auf den Dächern der Frevler in Feuer, dass ihre Häuser verbrannten. *Acta SS.* 15. Februar. Ueber dem heiligen Petrus von Alcantara blieb, wenn er im Freien wandelte oder meditirte, der fallende Schnee hängen, ohne ihn zu

berühren, und bildete ein Dach über ihm. — Das Grab des heiligen Servatius grünt auch im Winter und wird nie mit Schnee bedeckt. *Gregor. Turon. hist. Franc.* II. 5.

Dem Wunder des Schneiens mitten im Sommer steht das Wunder des Grünens und Blühens mitten im Winter gegenüber und bezieht sich ebenfalls auf die Maria und besonders auf ihre gnadenreiche Geburt; denn in der Geburtsstunde des Heilandes sollen nach dem Volksglauben die Bäume blühen, wenn auch der tiefste Schnee liegt. Vgl. den Artikel Weihnachten.

Schöpfung, die.

Die mosaische Schöpfungslehre unterscheidet sich von allen heidnischen dadurch, dass sie einen allmächtigen und allgütigen Gott voraussetzt, welcher schon vor der Welt existirt und die Welt aus Nichts hervorbringt, wie ein Künstler das Kunstwerk, mit dem Wohlgefallen des Meisters, dem sein Werk gelungen ist, und sofern er lebende Wesen nach seinem Bilde schafft, mit der Liebe eines Vaters, dem das Wohl seiner Kinder am Herzen liegt. Noch weiter unterscheidet sich die mosaische Schöpfungslehre dadurch, dass sie sich nach Zeit und Raum möglichst beschränkt, sich an das Wirkliche, des Menschen nächste Umgebung hält, und von Allem absieht, was etwa der Zeit nach vor der Schöpfung der Erde könnte gewesen seyn, oder was im Raum weit über die Erde hinaus liegt.

Die heidnischen Schöpfungslehren kennen den väterlichen Schöpfer nicht. Sie sind entweder pantheistisch, oder polytheistisch oder dualistisch.

Der Pantheismus der Inder sieht in der Welt nur den auseinandergefallenen Gott, den aus der Einheit des Geistes in die Vielheit der Materie emanirten Gott, der seiner Zeit sich aus der wieder verschwindenden Materie in seine geistige Einheit zurückziehen soll. Ja nach dieser Lehre ist Gott durch seine eigene Sünde gezwungen, aus der ewigen Ruhe

in die Bewegung und Mannigfaltigkeit der Materie wie in einen Kerker zur Strafe einzugehen, um sich durch Busse wieder zu reinigen. Ein Grundgedanke, der beiden indischen Systemen, dem des Brahma, wie des Buddha, zu Grunde liegt. Deshalb ist in dieser Lehre auch der Mensch nicht absolut verschieden von Gott, sondern er wird durch angestrengte Busse selber Gott gleich, und sofern die Inder ihren Pantheismus mit Polytheismus verbinden und eine Menge Götter als einseitige Emanationen des göttlichen Urwesens annehmen, zweifeln sie nicht, dass der Mensch durch Busse sich über alle diese Götter erheben und dem höchsten Wesen näher als sie kommen könne. Ja auf dieser Voraussetzung beruht der dem Brahmanismus aufgepfropfte Buddhaismus ganz wesentlich; denn da Brahma, durch seine Phantasie (die Maja) verführt, seine göttliche Ruhe aufgab, um die Bilder seiner Einbildungskraft zu verwirklichen, und aus der Geisteswelt in die Sinnenwelt heraustrat, konnte der Rückweg in die ewige Ruhe des Geistes nur durch die strengste Busse und tiefste Contemplation des Menschen gefunden werden, d. h. im Buddha, der im Gegensatz gegen Brahma nicht von der Gottheit sich erniedrigt zur Menschheit und Thierheit, sondern sich aus der letztern wieder zur Gottheit erhebt. Jenes ist der sündigende Gott, dieses der erlösende Mensch. Es leuchtet ein, dass diese etwas complicirte Vorstellungsweise erst in einer spätern Zeit entstehen konnte, in welcher das Menschengeschlecht schon weit aus der Kindlichkeit herausgetreten war, und in welcher sich einerseits der philosophirende Hochmuth des Menschen, andrerseits auch das böse Gewissen und die Erfahrung im Laster schon geltend gemacht hatten. Die mosaische Lehre erscheint ungleich kindlicher und wahrer.

Der Polytheismus hat überall wenig über die Schöpfung reflectirt. Es genügte ihm, die wichtigsten Elemente und Naturkräfte einzeln zu vergöttern und in dieser Vergötterung zu personificiren. Die auf diese Weise vermenschlichten Götter liess man andre zeugen, unter denen man sich wieder

entsprechende Personificationen der Naturreiche dachte. Dies war bekanntlich die Lehre der Griechen. Da ist zuerst Uranus der Himmel und Gae die Erde. Die zeugen miteinander den Chronos, die Zeit. Diese zeugt den Zeus (Aether), die Here (Luft), den Poseidon (Meer) etc. Aus andern Zeugungen gehen dann auch die Götter von mehr moralischer Bedeutung hervor. Ueberall entsteht hier die ganze Natur in einer immerwährenden Weiterzeugung; von einem alleinigen Gott, der Alles aus Nichts macht, ist nicht die Rede, noch weniger von einem liebenden Vater. Denn der Mensch selbst wird nach dieser Lehre nur verstohlen und wider Willen des herrschenden Gottes Zeus von dem untergeordneten Titanen Prometheus geschaffen, Zeus ärgert sich darüber, straft den Titanen dafür, und stellt sich zu dem Menschen in ein ironisches und durchweg gemüthloses Verhältniss.

Der Dualismus, der sich am entschiedensten in Persien aussprach, nahm eine durchgängige Zweiheit in der Gottheit wie in der Welt an. Die gute Hälfte Gottes, Ormuzd, schuf auch die gute Welthälfte, die böse, Ahriman, die böse. Hier heisst es also nicht, wie in der Genesis, Alles, was Gott gemacht hatte, war gut; sondern das Gute war von Anfang an mit Bösem verschmolzen, und der Teufel erhielt schon bei der Schöpfung gleiches Recht mit Gott.

Ferner gefielen sich die heidnischen Systeme des Orients in einem ausserordentlichen Luxus der Zeit- und Raumbestimmungen. Sie nahmen eine Menge Welten und Weltgeschichten vor der unsern an. Vielmal war die Welt schon untergegangen und eine neue an ihre Stelle getreten, ehe die unsere an die Reihe kam. Dieser Erstreckung der Zeit entsprach auch eine des Raumes. Man thürmte über unserer Erde eine Menge Himmel als Wohnsitze höherer Geister oder untergeordneter Götter auf. Von allem diesem Luxus weiss unsere Genesis nichts. Sie beginnt mit dem ersten Tag auf Erden und kennt vor ihm nichts, und sie beschreibt die Erde, über der sich der Himmel wie ein Zelt ausdehnt, ohne in die Tiefe der Vorwelt irgend eindringen zu wollen.

Man sieht, dass der tiefpoetische Gedanke des ersten Erwachens der schönen Welt aus der Nacht des Nichts, das Feierliche des ersten Morgenwehens der Schöpfung nur in unserer Genesis erfasst ist, während alle andern Kosmogonieen ihn haben fallen lassen. Man sieht ferner, dass die mosaische Lehre allein es ist, die in jenem ersten Erwachen das Unschuldige, die jungfräuliche Reinheit der Natur anerkennt, in der unbefangenen Weise, in welcher jede reine und gesunde Seele die Schönheit der Schöpfung anerkennen und bewundern muss. Gegen diese so natürliche und liebenswürdige Auffassung erscheinen die erwähnten heidnischen Auffassungen alle roh, oder durch finstere Nebengedanken getrübt. Anstatt der Erde ihren schönen Morgen, den Menschen ihr erstes kindliches Erstaunen über das wundervolle Werk der Schöpfung zu gönnen, beginnen sie schon mit dem vollen Bewusstseyn alles Weltelends, nicht mit kindlichen, sondern mit Greisesgefühlen.

Schon aus diesem innern Grunde macht die Genesis darauf Anspruch, die ältere und reinere Tradition zu bewahren, während alle andern Schöpfungslehren erst späteren Ursprungs und durch spätere Erfahrungen getrübt erscheinen, und keineswegs mehr das kindliche Bewusstsein der ersten Erdenbewohner bewahren.

Der ästhetische Grundcharakter der Genesis ist auch in andern biblischen Büchern festgehalten. Jeder neugeborne Mensch soll, dem ersterschaffenen gleich, kindlich das Wunder der Welt anstaunen und kindlich dem gütigen Schöpfer eines so schönen Werkes danken. So heisst es im 8ten Psalm: „Was ist der Mensch, dass du an ihn dachtest, und ihn erschufest und in diese schöne Welt setztest?“ Wie grell sticht dagegen die Lehre der Inder ab, die statt dieser demüthigen Gottesfurcht und kindlichen Freude eine greisenhafte Weltverachtung und ihr *nil admirari* voranstellen!

Im Stufengang der mosaischen Schöpfungslehre durch die sechs Tage, denen die Sabbathsruhe des siebenten folgt, ist mit weiser Oekonomie Alles ausgedrückt, was der kindliche

Mensch zu wissen braucht. In drei Tagen wird das Feste gefestet, in drei weitern Tagen wird das Leben in den geschaffenen Elementen erregt und bewegt. Im allgemeinen Licht, das schöpferisch aus der uralten Nacht bricht, sondert sich die Feste des Himmels, als Fussboden Gottes, von der Feste der Erde, als dem Fussboden des Menschen. In den besondern Lichtern der Sonne und des Mondes, die später hervortreten, sondert sich die grünende und von lebenden Geschöpfen erfüllte Erde vom Meere, in dem gleichfalls das Lebendige wimmelt. Zum Element des Aetherlichtes verhalten sich Sonne, Mond und Sterne als darin gleichsam lebende Geschöpfe, wie sich die Fische und Vögel zu dem flüssigen Element des untern und obern Wassers, des Meeres und der Luft, und wie sich die Pflanzen und Thiere zur Erde verhalten. In dieser dreifachen Gliederung der sechs Tage ist mit weiser ästhetischer Oekonomie alles Wesentliche zusammengefasst. Am siebenten Tage ruht Gott aus und freut sich seines Werkes. Die Wechselbeziehung der irdischen Tage zu den Schöpfungstagen hat eine Art von innerer Nothwendigkeit, sobald die Schöpfung als das Werk eines grossen Meisters aufgefasst wurde. Die Kinder Gottes werden dadurch erinnert, in ihren kleinen Werken nach ihren bescheidnen Kräften den Vater nachzuahmen, um Gutes zu wirken und der Arbeit mehr Zeit zu widmen, als der Ruhe; aber auch nicht in zäher Hast unaufhörlich schaffen zu wollen, sondern zur rechten Zeit auszuruhen und zu betrachten und zu prüfen, was sie gethan haben.

Auf die Versuche, die mosaische Schöpfungsgeschichte aus der Physik zu erklären, können wir uns hier nicht einlassen. Nur des einen wollen wir seiner Sinnigkeit wegen gedenken. Es ist der Versuch von Heinrich Steffens in seiner Anthropologie, Breslau 1822. Er geht von der Hypothese aus, unsere Erde sey zuerst ein Mond, dann ein Comet gewesen, ehe sie ein Planet geworden, und nimmt nun an, die zwei ersten Schöpfungstage fallen in die Mondperiode. Die Erde war, sagt er, ein Metallkern und breitete als ersten

Rußland.

Am 3. Febr. ſtarb in St. Petersburg der Akademiker, Staatsrath Heinr. Karl Fr. von Köhler, durch eine Reihe von Monographien archäologiſchen Inhalts bekannt. Er war 1765 zu Wechſelburg im Schönburgiſchen geboren, wurde aber frühzeitig nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien nach Rußland verſetzt, wo er vierzig Jahre lang der erſten Abtheilung der kaiſ. Eremitage vorſtand, in welcher ſich die Bibliothek ausländiſcher Werke und die Antiken befinden. Bei der immer größer werdenden Wichtigkeit der antiquariſchen Entdeckungen im ſüdlichen Rußland war ein Archäolog, der auf der Höhe ſeiner Wiſſenſchaft ſtand und mit den Fortſchritten derſelben im Auslande vertraut war, ein unſchätzbarer Beſitz; daher ſein Tod mit Recht als ein ſchmerzlicher Verluſt bezeichnet werden darf.

Bei dem am 7. Juni in St. Petersburg gefeierten fünfzigjährigen Jubiläum des Akademikers und Medicinalrath von Buff, bezeugte der Kaiſer dem Jubilar durch ein Kabinetsſchreiben, ſowie durch Ueberſendung der Inſignien des Stanislausordens erſter Claſſe ſeine Theilnahme. Das medico-pharmaceutiſche Curatorium in Moskau hat zu Ehren des Jubilars ein Kapital von 10,000 Rubeln ausgeſetzt, deſſen Zinſen zur Unterſtützung des Sohns eines armen Arztes verwendet werden ſollen.

Die polniſche literariſche Geſellſchaft hat einen Ausſchuß mit Sammlung der Quellen für die polniſche Geſchichte, welche ſich in ausländiſchen Archiven und Bibliotheken vorfinden, beauftragt.

Der Collegienrath Prof. Schmalz in Dorpat hat den St. Annenorden erhalten.

Der Kaiſer von Rußland hat bei Gelegenheit der 50jährigen literariſchen Feier des Dichters Iwan Krylow, deſſen in acht Bändchen geſammelte Fabeln das verbreitetſte Volks- und Jugendbuch in Rußland ſind, die Erlaubniß ertheilt, auf Koſten des Schatzes eine Medaille mit des Dichters Bildniß zu ſchlagen und zu gleicher Zeit eine Unterzeichnung zur Gründung eines Stipendiums zu eröffnen.

Der Kaiſer hat der Privatheilanſtalt für Augenkranke in St. Petersburg zum Bau eines Hauſes für das Inſtitut 75,000 Rubel zu einem Darlehen bewilligt.

Griechenland.

Am 19. Mai fand die feierliche Einſetzung der neuen Univerſitätsvorſtände in Athen ſtatt. An der Stelle Conſtantin Schinas, ehemaligen Cultminiſters, übernimmt Rallis das Rectorat. Aus der gehaltvollen Rede, mit welcher Schinas das Amt ſeinem Nachfolger übergab, geht hervor, daß die Univerſität jetzt mehr als 70 Studirende zählt, und daß ſeit ihrer Errichtung die Zahl der Gymnaſialſchüler von 900 bis auf mehr als 500 geſtiegen iſt.

Den Bemühungen deutſcher Aerzte, vorzüglich der Leibärzte Wilmer und Röſer, verdankt man die Gründung einer Hebammenſchule in Athen.

Die Geſellſchaft für den öffentlichen Unterricht erhält täglich mehr Mitglieder und Beiträge. So machte ihr erſt kürzlich Herr Antonopulos von Andrizena mehr als 800 griechiſche Bücher von klaſſiſchem Werthe zum Geſchenk.

Türkei.

Eine Mittheilung aus Bukareſt in dem Börſenblatte für den deutſchen Buchhandel gibt intereſſante Nachrichten über die Fortſchritte, welche ſeit einem Jahrzehnt die Pflege der Nationalliteratur und der literariſche Verkehr in der Wallachei, unter dem Schutze und der Unterſtützung der dortigen Regierung, gemacht haben. Vor jener Zeit gab es nur eine politiſche Zeitung in der Nationalſprache, jetzt drei. Ueberdies erſcheint eine periodiſche Schrift, „Museum national,“ und eine Modezeitung, welche beide anſehnlichen Abſatz haben. Vor 1837 gab es in Bukareſt nur eine Buchdruckerei, ſeitdem aber ſind vier im thätigſten Gange, zu welchen in Kurzem noch eine fünfte kommt. Es erſcheint die Geſchichte der Wallachei in

Gegensatz von sich das Element der Luft um sich aus; dann bildete sich das Wasser zwischen beiden. Das Wasser aber warf sich auf die von der Sonne abgekehrte Seite und das Land trat hervor auf der andern, der Sonne zugekehrten Seite, weshalb wir noch jetzt die Südhälfte der Erde voll Wasser, die Nordhälfte voll Land sehen. Nun ging aber am dritten Schöpfungstage die Erde in die Cometenperiode über. Der unbändige Trieb der Vegetation strebte hinauf zur Sonne, riss gegen das Gesetz der Schwere die irdischen Stoffe an sich und breitete sie als Zweige der Sonne entgegen; ja riss die Erde selbst aus ihren Angeln, brach das Gesetz, durch welches sie bisher als Mond gezwungen war, der Sonne nur eine Seite zuzukehren, begann sich zu drehen und stürzte auch zugleich in einer Cometenbahn der Sonne selber zu. Die Sonne aber, die vorher nur eine dunkle Erde, ein Planet war, wurde jetzt erst Sonne. Unsere Vegetation und die Lichtkraft der Sonne riefen sich wechselseitig hervor. Deshalb konnte die Bibel sagen, die Sonne sey später entstanden, als die Pflanzenwelt, und was vorher unsinnig schien, erhält nun einen schönen Sinn. In der Sonnennähe erreichte die Vegetation ihre höchste Ueppigkeit; in der Sonnenferne versank sie wieder in Nacht und Eis. (I. 233.) Um aber zu erklären, wie auch der Mond erst so spät entstand, sagt Steffens I. 259, der Mond sey aus der Erde geboren worden, und zwar durch einen Act der Zeugung zwischen dem männlichen und weiblichen Erdprincip, die sich in den ersten Regungen der Thier- und Pflanzenwelt bethätigt hätten. Die Meteorsteine seyen fortwährend solche Erdkinder in kleinerem Maasstabe. Allein die Erdrevolutionen, die Wehen der Schöpfung waren damit noch nicht beendigt. Erst als im Menschen ein Wesen geschaffen wurde, in dem alle Elemente und Naturkräfte in vollkommenster Harmonie erschienen und dessen Schönheit Gott selbst zu seinem Ebenbilde machte, war das Ziel erreicht, jeder Streit ruhte, die Erde war Paradies. Und nur weil die ersten Menschen sündigten, konnten die durch Harmonie gefesselten Naturkräfte wieder ausbrechen und wurde

die Sündfluth nothwendig. Der Grundgedanke, dass alle Naturvorgänge sich auf das sittliche Wesen des Menschen beziehen, ist sehr poetisch. Steffens schliesst daraus ferner, dass es nur Ein menschliches Urpaar gegeben haben könne, weil die Harmonie der Elemente und die Ebenbildlichkeit Gottes keiner Mehrheit von Individuen bedurft habe. Das Auseinanderfallen der Racen erklärt er aber II. 415. consequent durch die Sünde, welche die Menschen wieder unter die Naturgewalt habe fallen und von derselben verschieden modificiren lassen.

In der Schöpfungsgeschichte der Bibel wurde die Stelle: „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht," schon von dem Heiden Longinus in seiner Abhandlung vom Erhabenen ihrer Erhabenheit wegen bewundert. Haydn hat sie in seiner grossen Composition „die Schöpfung" durch Töne zu versinnlichen gesucht, die in rascher Steigerung machtvoll aus der Stille, wie das Licht aus der Nacht hervorbrechen.

Parallelstellen zur mosaischen Schöpfungslehre sind in der Bibel der 104te Psalm, der die ganze Schöpfungsgeschichte kurz zusammenfasst, und das Buch Hiob, Cap. 38.

Poetische Umschreibungen der Genesis kommen viele schon frühzeitig vor. Einer abyssinischen Genesis wird gedacht in Harris' Reise nach Schoa, II. Anhang 58. Lateinische Umschreibungen mit geringer Abweichung schon von Tertullian (Bähr, christl. Dichter 18.), von Juvencus (27.), von Hilarius von Arles (34.), von Victor (62, auch in *Fabricii thes.* I. 307.), Dracontius (*Fabr.* 353.), Avitus (*Fabr.* 367.).

Die Schöpfung wurde im Mittelalter als geistliches Schauspiel dargestellt, in England in einem Stück, das sieben Tage lang spielte und dadurch die Schöpfungstage nachahmte. v. Schack, span. Drama I. 51. Ein spanisches Stück von Calderon fasst Gott den Vater als Orpheus auf, überaus phantastisch (das. III. 264.). Orpheus tritt aus einer Himmelskugel, spielt und singt, da erwachen die zu seinen Füssen schlummernden Tage, der eine mit der Fackel des Lichts, der andere die Gewässer vom Lande scheidend, der dritte

Blumen und Früchte streuend etc.; endlich erwacht auch die menschliche Natur und dankt knieend dem Orpheus. Dieser kehrt in die Himmelskugel, aus der er im Anfang hervorgekommen, zurück, und die menschliche Natur bleibt auf der schönen Erde, im Paradiese. Da kommt Satan und der Neid in Gärtnerstracht und verlockt die menschliche Natur zum Apfelbiss. Sogleich verschwindet das Paradies, die Tage ziehen wieder weiter, aber der erste hält statt der Fackel ein Flammenschwert, der dritte theilt statt der Blumen und Früchte Disteln und Dornen aus. Die menschliche Natur wird in die Hölle geschleppt; da kommt Orpheus wieder und spielt vor dem schrecklichen Charon, dass er ihn einlasse, die menschliche Natur zu befreien. Charon weigert sich, bis Orpheus sich zum Opfer erbietet und sich von Charon tödten lässt. Nun kommen die sieben Tage wieder und jammern, bis plötzlich Orpheus auf einem Schiffe, dessen Mast das Kreuz trägt, wieder erscheint und die befreite menschliche Natur (Euridice) mit sich führt. — Die Schöpfung wurde auch von dem Spanier Azevedo als Epos behandelt. Velasquez, span. Dichtkunst S. 395. Desgleichen von Saluste de Bartas.

In Miltons verlornem Paradiese ist die Schöpfung sehr malerisch aufgefasst, namentlich die Schöpfung der Thiere. Das Krokodil steht zweifelnd da, ob es das Wasser oder die Erde zu seinem Elemente wählen soll. Behemoth, das grösste Thier, reisst sich mühevoll aus dem Schlamme. Die Vögel rauschen auf, ein unzählbares Heer etc. Eben so glücklich ist Haydn in seiner musikalischen Auffassung gewesen, wenn auch ein wenig Spielerei hier mit unterläuft.

Die Schöpfung in Gemälden darzustellen, ist freilich eine schwere Aufgabe, weil sich das Grosse nicht wohl in's Kleine zusammendrängen lässt. Doch lassen sich einzelne Momente der Schöpfung wohl in ein klares Bild fassen.

Erster Moment: Der Geist Gottes schwebt über der Tiefe. Phantastisches Bild des Engländers Martin. Gott Vater erscheint hier als ein riesenhafter Ossianischer Nebelgeist im Halblicht der Wolken. Vgl. Kunstbl. 1825. S. 238.

Ein ähnliches Bild von Gudin (das. 1844. S. 376.) lässt nur die Gestalt aus und bezeichnet das göttliche Wesen nur durch die Lichtwirkung allein. Viel naiver fassten die alten Maler den Gegenstand auf. Auf Glasmalereien namentlich findet man die Schöpfungsmomente durch Kugeln bezeichnet, die Gott Vater als Greis oder Kaiser vor sich hält. Die erste Kugel ist weiss und farblos (Licht), die zweite blau (Wasser), die dritte farbig (Scheidung der Elemente), die vierte blau mit Sternen (Sternhimmel), die fünfte grün (die Erde). Vgl. d. Artikel Kugel. In einem französischen Miniaturbilde steht Gott Vater mit Sonnennimbus und Reichsapfel vor einem Wasser, über das eine Taube zu ihm fliegt. Am Wasser bildet sich eine Landschaft. *Didron, icon.* p. 452. Auf einem andern Miniaturbild in Turin sitzt Gott Vater auf der Sonne und hält in der Hand die Erdkugel. Millin, Reise durch Savoyen I. 281. Naive Darstellungen aller Schöpfungstage in Mosaiken zu Venedig. Kunstbl. 1831. Nr. 32. Auch im Dom zu Orvieto und im Campo Santo zu Pisa. Die über dem Wasser als heiliger Geist schwebende Taube, die verschiednen Kugeln des Himmels und der Erde, dann die besondere Schöpfung von Sonne und Mond, von Kräutern und Bäumen, von Thieren und Menschen wiederholen sich am öftesten. Auch die grösseren Maler des 16ten Jahrhunderts behielten die naiven Motive noch bei. Raphael malte Gott als einen lebhaft bewegten Greis mit genial zurückgeworfenem Haar, schwebend in den Lüften, wie er Sonne und Mond gleichsam gewaltsam mit beiden Händen anpackt. Das ist seiner Würde nicht ganz angemessen und erinnert mehr an einen italienischen Baumeister, der mit Heftigkeit und Zorn seine Werke beschleunigt, etwa an Michel Angelo, Raphaels Zeitgenossen.

Die Schöpfung der Pflanzenwelt fällt mit den lieblichen Abbildungen des Gartens Eden zusammen. In dieser Darstellung zeichnete sich der sogenannte Sammet-Breughel besonders aus. Die Schöpfung der Thiere wurde von Thiermalern benutzt zu Darstellungen aller Art von Thieren.

Man brachte die neue, geistige Schöpfung, die mit der Ausgiessung des heiligen Geistes begann, in Verbindung mit jener ersten Schöpfung und stellte namentlich den (in Taubengestalt) über dem Wasser schwebenden heiligen Geist mit dem gleichfalls als Taube über den Aposteln und Jüngern schwebenden heiligen Geist zu Pfingsten zusammen. Waagen, Kunst in Paris S. 345.

Schriftgelehrte und Pharisäer,

die alttestamentalischen Vorbilder aller gegen die christliche Weisheit sich erhebenden, aus weltlicher Macht und weltlichem Verstande hervorgehenden Collegien und Facultäten, überhaupt der Menschenweisheit gegenüber der Gottesweisheit. Sie kommen übrigens in verschiedenartige Berührung mit dem Heiland. Den im Tempel lehrenden Knaben begrüssen sie mit Staunen und Ehrfurcht, dem vollendeten Meister aber grollen sie nachher und trachten ihn arglistig zu versuchen, endlich wirken sie wesentlich mit zu seinem Verderben. — Christus als Knabe unter den Gelehrten im Tempel hat das schöne Motiv in dem Gegensatz der himmlischen Weisheit, die sich in einem Kinde offenbart, gegen die irdische Weisheit, die in einer Vielheit von Männern und Greisen vertreten wird. Es ist nicht der Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge. Es ist daher auch von Malern falsch und ungerecht, wenn sie in die Mienen der Schriftgelehrten Arroganz oder Bosheit legen. Diese erste Zusammenkunft des Erlösers mit den Schriftgelehrten war eine unschuldige und friedfertige. Sie verdammten ihn nicht, sie staunten nur über ihn und hörten ihm mit Theilnahme zu. Wenn nun auch die schlechten Elemente, die unter ihnen waren, durch die Maler in ihren Mienen ausgedrückt werden dürfen, so darf doch das Wohlwollen und die gute Meinung nicht fehlen und sollte sogar vorherrschen. Eben so wenig dürfen die Gelehrten komisch aufgefasst werden. — Am meisten beschämt erscheinen die Schriftgelehrten und Pharisäer bei der Erklärung des Zins-

groschen, bei dem Urtheil über die Ehebrecherin. Am erbittertsten aber bei der Verurtheilung Jesu und am schadenfrohsten bei der Kreuzigung.

Schuh,

Mittel und Sinnbild des irdischen Wandels. Wer sich dem Heiligen und Himmlischen naht, bedarf dieses Mittels nicht mehr und muss daher auch das Sinnbild ablegen. Moses zieht, als er vor Gott im feurigen Busche kniet, seine Schuhe aus, „denn hier ist heiliges Land." 1. B. Mos. 3, 5. Alle Muhamedaner ziehen vor den Moscheen, auch alle Inder vor ihren Tempeln die Schuhe aus. Unser nordisches Clima leidet die Entblössung der Füsse nicht und im Christenthum ist die innerliche Demuth das Wesen, wobei das äussere Zeichen nicht wesentlich ist. Doch ist es geheiligtes Herkommen, die göttlichen Personen auf Kirchenbildern immer unbeschuht zu malen und auch den Aposteln nur Sandalen zu geben, im Gegensatz gegen die beschuhten Propheten.

Auch die Todten dürfen nach christlichem Gebrauch keine Schuhe tragen. *Augustinus, serm. de sanct.* 42, 6. Hier ist offenbar ein scharfer Gegensatz des Christenthums gegen das ältere Heidenthum ausgedrückt, weil in letzterem ausdrücklich die Beschuhung der Todten verlangt wurde. Die Heiden nämlich glaubten, ihre Todten kämen in eine materielle, sinnliche Welt, brauchten Fährgeld, um über den Todtenfluss zu schiffen, Schuhe, um auf den steinigen Wegen der Unterwelt nicht zu ermüden, wohl gar ein Ross, um zu reiten, daher geopferte Rosse mit ihnen begraben wurden, Waffen, sogar Nahrungsmittel für die Reise etc. In Deutschland findet man noch viele alte Heidengräber mit solchen Utensilien für die Todtenreise gefüllt. In der Grafschaft Henneberg nennt man noch jetzt jedes Begräbniss den „Todtenschuh", zum Beweise, für wie wichtig man in frühern Zeiten die Beschuhung der Todten hielt. Dagegen lehrt die christliche Kirche, die Todten bedürfen all dergleichen Mit-

gaben nicht, sie stehen in Gottes Hand und können sich nicht mehr mit irdischen Mitteln helfen, sondern nur noch mit Busse im Reinigungsorte.

Der alte sinnbildliche Gebrauch, wenn man irgendwo ungastlich aufgenommen worden ist oder sonst über Frevel zu klagen hat, beim Weggehen den Staub von den Schuhen zu schütteln, wurzelt in derselben Symbolik. Es wird nämlich damit ausgedrückt: „Ich hätte diesen Weg zu euch Gottlosen gar nicht antreten sollen, er ist vergebens, er ist zum Unheil ausgeschlagen, darum reinige ich meine Schuhe vom Staub wieder, als hätte ich den Weg gar nicht gemacht.“

Der Schuh war bei den Alten auch ein Symbol der Herrschaft. Darauf bezieht sich auch Psalm 60, 10: „Auf Edom werfe ich meinen Schuh.“ Doch scheint es, der mit dem Kreuz gestickte bischöfliche Schuh und päpstliche Pantoffel ist nur insofern zugleich Sinnbild der Herrschaft, als er die Fusstapfen des heiligen Petrus und die apostolische Mission, „den Fleiss für die Heerde Christi“ bedeutet. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 270. Denselben Sinn scheint mir der „Frauenschuh“ oder „Marienschuh“ zu haben, die blumenartige Steinverzierung auf den Spitzen gothischer Thürme und Thürmchen. Diese Form, eine bauchige, rundgeschlossene, in der Mitte sich ein wenig öffnende Blume darstellend, eignet sich in vorzüglichem Grade für die gothische Steinornamentik, der offenere Formen und zerbrechlichere Ausstrahlungen ungünstig wären, entspricht aber zugleich der natürlichen Form der bekannten Blume „Frauenschuh“, *cypripedium vulgare*, und lässt daher auch eine höchst sinnige Beziehung auf die Gottesmutter zu, deren Wandel auf Erden die Kirche gründete, so dass ihre Fusstapfen, der höchsten Spitze der Kirche aufgedrückt, theils den heiligen Ursprung der Kirche, theils die ewige Herrschaft und Fürsorge der Gottesmutter innerhalb der Kirche bezeichnet. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 174. II. 355. 564, wo jedoch diese Symbolik noch nicht erschöpfend genug behandelt ist.

Schuhe als Heiligenattribute. Die Heiligen Eutropius,

Sergius und Sozon erlitten das Martyrium durch Nägel, die man ihnen in die Füsse schlug. Der heilige Anthemus von Nicomedien und Basiliskus durch glühende Metallschuhe. Schuhe in der Hand getragen kennzeichnen die heilige Hedwig, die als Fürstin aus Demuth immer barfuss ging und als ihr Gemahl, Heinrich der Bärtige von Schlesien, ihr befahl, Schuhe zu tragen, dieselben nur in der Hand trug.

Bei Stintebüll am Meeresufer stand das Bild des heiligen Pancratius mit goldenen Pantoffeln. Die stahl ein Dieb, aber auf dem Meer ergriff ihn ein Sturm und schleuderte seinen Leichnam an demselben Ufer aus, wo das Bild stand. Daher das Sprichwort: Pancratius holt seine Pantoffeln wieder. Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 158.

Schwalben.

Nach schwedischem Volksglauben zwitscherten die Schwalben bei der Kreuzigung des Heilands voll Mitleid: *Hugnvala, svala, svala hom,* tröste, kühle, kühle ihn; deshalb sind sie dem Volke heilig. Afzelius, schwedische Volkssagen III. 243. — Eine gute Bedeutung haben die Schwalben auch in den Legenden. Der heilige Einsiedler Gutlach war immer von ihnen umgeben. Auch der heilige Franciscus von Assisi befahl ihnen einmal, stille zu schweigen und seine Predigt zu hören, und sie hörten ihm andächtig zu. Dasselbe berichtet die Legende vom heiligen Aldelrandus und Gandolphus.

Schwan,

Attribut der Heiligen Cuthbert, Lutger und Hugo, weil sich zu diesen ein wilder Schwan gesellte und ihnen diente. — Ein Schwan aus dem Paradiese soll einmal über Henoch geflogen seyn und eine Feder aus seinem Flügel haben fallen lassen, mit welcher Henoch sein apokryphisches Buch schrieb.

Schwarz,

Farbe der Nacht, Negation des Lichts, mithin Sinnbild und Farbe des Teufels. Die Hölle ist ewige Nacht, nur erhellt durch die Flammen der Qual. Der Teufel ist durch und durch schwarz, so weit er nicht andere Farben braucht, den Menschen zu betrügen. — Als Negation des Lichts wurde Schwarz auch zur Farbe des Todes und der Trauer über den Tod, jedoch mit Einschränkung. Die ältesten Christen gaben (Binterim, Denkw. VI. 3. 407.) ihren Todten weisse Kleider, wie sie einst erscheinen sollten als Gerechte beim Weltgericht. Die schwarze Kleidung erweckte ihnen die Besorgniss, mit dem Tode sey alles Leben erloschen, aus und vorbei. Das Schwarz schien ihnen die Hoffnung der Auferstehung und himmlischen Reinheit aufzuschliessen. Daher ist auch die schwarze Trauertracht nur auf die Verlassenheit der Hinterbliebenen zu beziehen und als blosse Familienklage zu verstehen, keineswegs darf die schwarze Farbe auf den Todten bezogen werden.

Schweben.

Heiligkeit, zumal die heilige Ecstase entbindet von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur, auch vom Gesetz der Schwere. Daher das Wandeln der Heiligen trocknen Fusses über das Wasser. Daher auch das freie Schweben vieler Heiligen in der Luft, ein Sicherheben gleich dem Herabschweben der Engel. Frei in die Luft erhoben wurden während des Betens der heilige Albert, Bernhard, Dominicus, Franz Xaver, die heilige Agnes von Böhmen, die h. Luitgardis, die h. Therese. Als der h. Franciscus von Assisi und die h. Klara einmal im Gebet einander gegenüber knieten, wurden beide in dieser Stellung in die Luft erhoben. Der h. Petrus von Alcantara war besonders berühmt wegen seines Freischwebens in hoher Luft. Vgl. Görres, Mystik II. 515 ff.

Die gedachten Heiligen sind auf Kirchenbildern durch ihr Schweben gekennzeichnet.

Schwein,

Personification der Bestialität überhaupt, der äussersten körperlichen Unreinigkeit im Gegensatz gegen die höchste sittliche Reinheit, daher Sinnbild der in Sinnenlust verthierten Götzendiener, aber auch eine stereotype Gestalt der unreinen Geister (Teufel) und der Verdammten.

Nach Psalm 80, 14. verwühlen wilde Säue den Weinberg des Herrn, Sinnbilder der Wollust, Roheit und Gewalt. Nach den Sprichwörtern Salomo's 11, 22. gleicht ein Weib ohne Zucht einer Sau mit goldnem Halsband. Nach Steills Ephemeriden II. 109. erschien einem Schwelger eine ungeheure Heerde Schweine, vor der er sich nicht mehr zu retten wusste. Die Erscheinung verschwand und er bekehrte sich. Dem heiligen Antonius erschien der Teufel in Gestalt eines Schweins, Sinnbild der Sinnlichkeit, die er überwand. Dem Grafen Raymund von Gascogne erschien nach Froissards Bericht der Teufel als eine grosse, hagere und unfläthige Sau, so grausenhaft, dass seine Hunde vor ihr flohen und er selbst vor Entsetzen starb. — Sepp (Heidenthum I. 411.) bezieht das Wort: „Man soll die Perle nicht vor die Säue werfen" auf die Götzendiener. Es lässt mannigfache Deutung zu. Der Grundgedanke bleibt aber, die Diener des göttlichen Wortes sollen es nicht missbrauchen und gemein machen zur Schadenfreude seiner Feinde.

Was die Erklärer bisher nicht beachtet haben, aber hier am meisten in's Gewicht fällt, ist die Verdammniss, die sich an das Schwein knüpft. Gerade in dem Umstande, dass es Symbol zugleich der Sünde und der Verdammniss, der Ursache und Wirkung ist, liegt ein tiefer Sinn. Christus verdammt die unreinen Geister, in die Säue zu fahren. Matth. 8, 28. Auf einem altchristlichen Bilde befinden sich in einem Schiffe voll Seelen Verstorbener auch Schweine.

der Landesſprache. Ein wallachiſches Wörterbuch nicht der Vollendung entgegen. Außerdem wird ein wallachiſch-franzöſiſches Wörterbuch herausgegeben. Auch erſchien ein ſorgfältig bearbeiteter Hof- und Staatskalender für 1839, mit geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Anmerkungen in wallachiſcher und franzöſiſcher Sprache. Von einem Volkskalender wurden mehrere tauſend Exemplare zur unentgeldlichen Vertheilung an die ärmere Bevölkerung des Landes an die Regierung übergeben.

Die Commiſſion, welche zur Förderung des Ackerbaues aufgeſtellt worden war und eine neue Geſetzgebung für dieſen Zweig abfaſſen ſollte, hat ihre Arbeiten beendigt und die Entwürfe müſſen nun erſt vom Sultan genehmigt werden. Es ſoll durch dieſelben dem Grundbeſitz größere Sicherheit als bisher verliehen und namentlich dem Getreidewucher ein Ziel geſetzt werden.

In Folge eines in dieſem Sommer durch Einſchlagen des Blitzes verurſachten Brandes in Konſtantinopel hat der Sultan den Befehl erlaſſen, auf allen öffentlichen Gebäuden Blitzableiter zu errichten.

Afrika.

Die engliſch-proteſtantiſche Miſſion in Abyſſinien hat auf Befehl des Fürſten Ubie von Tigre das Land verlaſſen müſſen.

Nachrichten aus Cairo vom 15. Juni melden, daß der Paſcha von Egypten geneigt ſey, ſeinen Plan mit der Eiſenbahn von Cairo nach Suez in Ausführung zu bringen, und ſogar den Wunſch geäußert habe, dieſelbe bis nach Alexandria zu verlängern. Man hofft, die Strecke von Alexandria nach Suez, wozu früher fünf Tage erforderlich waren, in acht Stunden zurücklegen. Das Material, im Werth von drei Millionen Piaſter, bezieht der Paſcha aus England. Schienen, Lokomotive u. ſ. w. ſind bereits für eine Million Piaſter angelangt. Der Boden, aus einem harten Sand beſtehend, ſoll für die Anlage der Eiſenbahn überaus günſtig ſeyn. Dagegen bietet der längs der Nahrlinie herrſchende Waſſermangel eine Hauptſchwierigkeit dar. Deßwegen ſollen, um die Dampfwaagen unterwegs mit Waſſer ſpeiſen zu können, acht große Waſſerreſervoirs von Diſtanz zu Diſtanz angelegt und dieſe ſelbſt durch arteſiſche Brunnen mit Waſſer verſehen werden.

Amerika.

Amerikaniſche Blätter berechnen, daß im Bereiche der Freiſtaaten innerhalb kaum drei Jahren durch Exploſion und Verbrennung von Dampfbooten nicht weniger als 2300, und im Jahr 1838 von Januar bis Juli allein bereits 1000 Menſchen ihr Leben eingebüßt haben. Um nun dieſem in Amerika ſo auffallend überhand nehmenden Unheil auf eine kräftige Weiſe zu ſteuern, berathet der Senat der Vereinigten Staaten gegenwärtig ein Geſetz, nach welchem jedes Dampfboot ſeine Einrichtung zu reguliren hat. Jeder Kapitän, Maſchiniſt oder Pilot, durch deſſen Nachläſſigkeit oder Mißverhalten eine oder mehrere Perſonen ums Leben kommen, wird wegen Todtſchlags proceſſirt.

Die Legislatur von Barbadoes hat eine denkwürdige Acte über die Freilaſſung der Schwarzen erlaſſen. Die erſte Clauſel derſelben beſtimmt, daß die Perſonen, welche am 1. Aug. d. J. auf dieſer Inſel als Feldliebelingsarbeiter gehalten werden, an, von und nach dem 1. Aug. 1839 in allen Hinſichten und Beziehungen vollkommen frei, und von dem noch übrigen Theil ihrer durch die Sklavenbefreiungsacte feſtgeſetzten Lehrzeit, ſo wie von allen und jeden ihnen durch beſagte Acte auferlegten Verbindlichkeiten und angedrohten Bußen und Strafen entbunden werden und ſeyn ſollen. Die zweite Clauſel legt den Pflanzern die Verbindlichkeit auf, Schwarze, welche für Lohn arbeiten wollen, bis zum 1. Nov. 1839 im unentgeltlichen Beſitze ihrer Wohnungen zu laſſen, mit Ausnahme des Falls jedoch, daß dieſe Arbeiter ſich Verbrechen zu ſchulden kommen laſſen.

d' Agincourt, sculptures, tab. 29. Offenbar als Verdammte. In einer guten alten Legende, die uns Wendunmuth IV. Nr. 287. aufbewahrt, kommt der Teufel als Schwein zu einem Heiligen, um ihn zu necken. Der Heilige aber erkennt ihn wohl und ruft ihm zu: „Schäme dich, der du als Lucifer einst der schönste Engel warst und jetzt zum Schweine geworden bist." Tiridates, König von Armenien, wollte die heilige Jungfrau Ripsime verführen und liess sie, da sie sich weigerte, grausam hinrichten. Dafür wurde er nach der Legende bei Nicephorus VIII. 35. in ein Schwein verwandelt. Der verlorne Sohn in der Parabel musste, nachdem er alles Gut in Lüderlichkeit vergeudet, die Schweine hüten. Das hat denselben Sinn, seine Werke folgten ihm nach. Die Früchte seiner Laster umgaben ihn als Schweine. Hiebei ist noch zu bemerken, dass auch schon auf altägyptischen Wandbildern bei Darstellungen des Todtengerichts die Seele eines Verdammten die Gestalt eines Schweines hat. Wimmer, Gemälde von Afrika II. 382.

Wenn gleichwohl in der Legende auch Schweine vorkommen, die sich vor den Heiligen beugen, so wird damit nur die Macht der Heiligkeit in einem hohen Grade ausgedrückt. So heisst es in Gumppenbergs marian. Atlas I. 87, ein Schwein sey vor einem im Gebüsch verborgenen Marienbilde niedergekniet und habe dadurch zur Entdeckung desselben geführt. Ein Eber, der im Amphitheater gegen den heiligen Andreas losgelassen wurde, wich vor demselben scheu zurück. Ein von Jägern verfolgter Eber floh zum heiligen Einsiedler Emilion und suchte seinen Schutz, daher er Attribut dieses Heiligen geworden ist.

Schweisstuch.

Nach der Legende reichte die heilige Veronica, Matrone zu Jerusalem, dem Heiland auf seinem schweren Gange nach Golgotha ihr Tuch, dass er sich Schweiss und Blut abtrocknen konnte, und siehe, es bildete sich davon unverzüglich sein

Angesicht in dem Tuche ab. 4. Februar. Einige glauben, sie sey das blutflüssige Weib gewesen, welches durch ihren Glauben geheilt worden, daher die Weiber sie in allen Menstrualleiden anrufen. Das Tuch kam mit Titus nach Rom. Titus selbst soll durch den blossen Anblick desselben vom Aussatz geheilt worden seyn. Nach Andern brachte es die heilige Veronica selbst nach Rom und heilte damit den kranken Tiberius. Das Tuch ist in St. Peter aufbewahrt und wird dem Volke jährlich einmal gezeigt. — Man hat den Namen der Heiligen durch *vera icon* (das wahre Bild unsers Heilands) erklären wollen. Vgl. W. Grimm, Christusbilder S. 5.

In den Kirchen wird das Schweisstuch mit dem Kopf insgemein auf die Rückseite der Predella (Altarstaffel), meist schwebend von Engeln getragen, gemalt. Beim Umgang um die Altäre wird das Bild berührt und ein Kreuz vor die Stirn gemacht.

Die Veronica kommt einigemal auf grössern Darstellungen der Kreuzschleppung vor. Noch öfter wird sie gemalt, wie sie das Tuch mit dem Kopf emporhält. Das reizendste Bild der Heiligen in dieser Art ist das bewunderte Werk des Kölner Meisters Wilhelm, ehemals in der Boisserée'schen Sammlung, jetzt in München (Kunstbl. 1833, S. 39. Passavant, England 408.). Einer schönen Veronica mit dem Schweisstuch von Hemling in Brügge gedenkt Schnaase in den niederl. Briefen S. 354. Einer von Albri in Madrid *Viardot* 17.

Nach einer Sage bei *Beda opp.* III. p. 365. *Colon.* 1688 wurde das heilige Schweisstuch nach der Auferstehung Christi von einem Juden gestohlen. Als er starb, liess er seinen beiden Söhnen die Wahl, welcher das Tuch, welcher das übrige reiche Vermögen erben wolle. Der nun das Geld nahm, wurde arm; der aber das Tuch behielt, reich. Später entstand unter den Erben Streit über das Tuch, und der Chalif Moawia befahl, seine Echtheit und wem es gebühre, durch's Feuer zu erproben. Man legte es also in's brennende Feuer. Da flog es auf und einem frommen Christen

in den Schooss. Seitdem wurde es in Jerusalem aufbewahrt und hochverehrt.

Schwere.

Dante sah in der Schwere das Princip der Materie überhaupt, mithin auch des Bösen. Darum versetzte er den Lucifer in den Mittelpunkt der Erde, in den Schwerpunkt aller Anziehungskraft. Im Himmel sah er dagegen überall nur leichtes und immer leichteres Bewegen und Schweben, je reiner die Geister, um so freier durchdringen sie Raum und Zeit, ohne irgend von einem Band der Schwere mehr gehalten zu seyn. — Inzwischen ist das nicht die Voraussetzung in der Legende. Hier erscheint nämlich die Heiligkeit als ein Princip, welches schlechthin über alle Naturgesetze erhoben und von ihnen frei ist, so zwar, dass die Heiligkeit nicht blos gegen das gewöhnliche Naturgesetz die Schwere zu überwinden, sondern auch hervorzubringen vermag. Die Heiligen machen sich nicht nur leicht, sondern auch zuweilen schwer. Die Leiche des heiligen Wenzeslaus wurde, indem man sie zum Begräbniss trug, unterwegs vor einem Kerker so schwer, dass man sie durch keine Gewalt mehr weiter bringen konnte, bis alle Gefangenen aus jenem Kerker frei gelassen wurden. Da wurde auch der Sarg des königlichen Heiligen wieder ganz leicht. — Agnes von St. Angelo, Schwester der heiligen Clara, der Freundin des heiligen Franciscus im 13ten Jahrhundert, wurde aus dem Kloster St. Angelo gerissen, um wider ihren Willen zu heirathen. Als sie aber einen Fluss überschreiten sollte, wurde sie, trotz ihrer zarten Gestalt, so schwer, dass Niemand sie von der Stelle bringen konnte. Da musste ihr grimmiger Oheim ihr die Rückkehr in's Kloster gestatten. Helyot VII. 214.

Schwert,

Sinnbild der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit, im alten Testament auch sehr oft des göttlichen Zorns. Das Schwert

des Herrn ist trunken vom Blut seiner Feinde und frisst ihr Fleisch. 5. Mos. 32, 42. Jesaias 34, 5. 66, 16. Ezechiel 21, 5. Dasselbe Schwert reicht von der Erde bis zum Himmel und häuft um sich die Todten. Buch der Weisheit 18, 16. — Auch Christus spricht: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Matth. 10, 34. In der Offenbarung Johannis geht ihm ein Schwert aus dem Munde, was unzähligemal gemalt ist. Jedoch ist auf vielen Bildern das Schwert nur gegen die Verdammten gerichtet, daneben aber geht eine Lilie aus seinem Munde und richtet sich gegen die Seligen. Vgl. den Artikel Lilie. Auf einem Bilde im Kloster Heilsbronn führt Gott der Vater beim Weltgerichte das Schwert, der Sohn aber hält ihn bittend auf, während der heilige Geist als Taube auf der Schneide des Schwertes sitzt. Waagen, Kunst in Deutschland 1. 304. Eine etwas zu gewagte und der Würde der heiligen Dreieinigkeit nicht ganz angemessene Auffassung. — Vom Schwerte der Gerechtigkeit in Gottes Hand abgeleitet sind alle Schwerter der Würge- und Strafengel. Vgl. den Artikel Michael.

In der Brust der Gnadenmutter hat das Schwert nur die Bedeutung des Schmerzes. „Ein Schwert wird durch deine Seele gehen,“ sagt der alte Simeon zu ihr bei Lucas 2, 35. Dieses Schwert wird oft in ihrem Herzen steckend gemalt, auch statt des einen sieben Schwerter, um ihre sieben Schmerzen zu bezeichnen.

Als Attribut der Heiligen bedeutet das Schwert immer die Enthauptung, durch welche die betreffenden Heiligen das Martyrium erlitten. Doch wird damit beim heiligen Apostel Paulus nicht blos das Martyrium, sondern auch das Schwert des Geistes, die Ritterlichkeit seines Glaubens ausgedrückt. Darum führt Paulus auch auf manchen Bildern zwei Schwerter. Das Schwert als Attribut der Enthauptung führen: St. Alexander, Anthemus, Artemius, Cajus, Constantius, Cornelius, Cyprianus, Desiderius, Evaristus, Evasius, Felix, Firmius, Flavianus, Gereon, Irenäus, Martinus, Pancratius, Sixtus, Stanislaus, Urbanus, Victor und viele Andere. Ein Schwert

im Kopf: Petrus Martyr und Thomas Beket; im Halse: St. Aquilinus und Lucia; in der Brust: St. Accursius, Euphemia, Placida, Sophronia. Zwischen den Zähnen: St. Juvenalis. Ein Schwert durch die Bibel gestossen, ohne sie zu verletzen, ist Attribut des heiligen Bonifacius. — Zwei Schwerter durchstechen den Bischof Friedrich von Utrecht. — St. Abdon und Senon sind zwei Martyrer, die mit demselben Schwerte hingerichtet wurden, daher man sie auf Gemälden gemeinschaftlich ein Schwert halten sieht und daran erkennen kann. Eben so das weibliche Paar St. Elenara und Sponsaria.

Zwei Schwerter kreuzweis durch die Hand gestossen kennzeichnen den heiligen Franciscus, den Bruder Pacifico vor seiner Bekehrung mit diesem Zeichen in einer Vision erblickte. Ozanam, Franziskanerdichter S. 107.

Scorpion,

Sinnbild des Bösen, sofern es weh thut, giftig und beissend zugleich, der teuflischen Qual. „Ihre Qual war wie eine Qual vom Scorpion.“ Offenb. Joh. 9, 5. Rehabeam drohte den Juden: „Mein Vater hat euch mit Geisseln gestrichen, ich aber werde euch mit Scorpionen streichen.“ Hier sind scharfe Geisseln mit eisernen Spitzen gemeint, die aber nur wegen der grossen Qual, die sie verursachen, und wegen der Krümmung Scorpionen hiessen. 1. Kön. 12, 11. Die Gestalt des Scorpions gehört zu denen, die bei Teufelsfrazzen angewandt werden. Riesenhaft in der Hölle der Juden, Eisenmenger II. 345. Ein Teufel entweicht in Scorpionsgestalt aus einem Besessenen. Rathgeber, Gothaisches Museum S. 231. — Ein Scorpion ist Attribut des Franciscus von Fabriano, der einen solchen im Abendmahl trank, aber durch eine Ader wieder herausliess (16. Mai). — Die Stelle bei Lucas 11, 12: „So er um ein Ei bittet, der ihm einen Scorpion dafür böte,“ ist wahrscheinlich durch die eirunde Form der im Süden oft schon sehr grossen Scorpione zu erklären. Vgl. Rosenmüller, Morgenland V. 184. Der Gegensatz ist sehr schön. Im Ei

schlummert das Leben, daher es Sinnbild nicht nur der Geburt, auch der Wiedergeburt ist (Osterei). Im Scorpion dagegen einigt sich der bittere Tod mit dem Gift der Hölle, der Bosheit des Teufels.

St. Sebastian,

ein römischer Jüngling, den Kaiser Diocletian sehr lieb hatte, aber als Christen hinrichten und zwar nackt an einen Baum gebunden mit Pfeilen erschiessen liess, 20. Januar. Das Volk glaubt, dass an diesem Tage der Saft in die Bäume trete, weil er vom Blut des Heiligen warm werde. Zur Erinnerung an den Baum des Lebens, der ohne das Blut Christi und der Heiligen nicht hätte wachsen können. Vgl. den Artikel Baum. Deshalb ist der heilige Sebastian am Baum ein Nachbild Christi am Kreuz und verhält sich zu Christo in der Kirchensymbolik und Malerei, wie St. Barbara zur Maria. Daher auch die grosse Verbreitung seines Namens und Cultus. — In den letzten Jahrhunderten hat freilich ein sehr unheiliges Motiv die häufige Darstellung seiner Marter veranlasst. Indem die Maler immer tiefer in die heidnische Empfindungsweise versanken, trachteten sie heidnische Nuditäten in die keusche Kirche Gottes einzuführen, und Sebastian, ein nackter Jüngling in der Blüthe des Lebens, schien ihnen vorzugsweise geeignet, ihre Meisterschaft im schönen Fleisch zu zeigen.

Sechs,

eine heilige Zahl. Gott schuf die Welt in sechs Tagen und ruhte am siebenten. Daher der jüdische Glaube, die Welt werde sechs Jahrtausende der Arbeit haben, denen dann das siebente als das der Ruhe, als das sogenannte tausendjährige Reich folgen werde. Vgl. den Artikel Reich. — Am sechsten Tage wurden die Menschen geschaffen; in der sechsten Stunde sollen sie gesündigt haben; daher knüpft sich auch die Erlösung an die Sechszahl, denn im sechsten Monat fand die

Verkündigung Mariä und in der sechsten Stunde der Tod Jesu statt, und auch die Himmelfahrt Mariä wird am sechsten Tage angenommen. Vgl. *Kornmann*, *mons Veneris* p. 96. — Die Sechs wird auch durch den griechischen Namenszug Christi ausgedrückt, gewöhnlich . Die sechs Flügel der Seraphim, die Gegenüberstellung von je sechs Propheten, Aposteln, Sibyllen etc. haben weniger in der Zahl Sechs, als in der Verdoppelung der heiligen Drei und in der Theilung der heiligen Zwölf ihre Bedeutung. Herkömmlich sind sechs Weinkrüge bei der Hochzeit zu Cana.

Die Zahl 666 in der Offenbarung Johannis 13, 18. hat eine schlimme Bedeutung als die „Zahl des Thiers“ oder des Antichrist. Ich halte nicht für nöthig, die unzähligen Erklärungsversuche hier zu registriren. Eine gute Uebersicht enthält Züllich, Offenb. Joh. II. 233 f. Alle diese Erklärungen gehen von einem einseitigen Standpunkt aus, haben nur eine gewisse Periode der schon vergangenen Weltgeschichte im Sinne oder sind ketzerisch und in absichtlicher Feindschaft gegen die Kirche ausgeklügelt. Man darf wohl einfach bei der Grundbedeutung der Sechszahl stehen bleiben, welches ist die Zahl der vollendeten Arbeit und des Maasses, in dem zugleich die Sünde voll wird, die also auch auf das Weltende und den Antichrist am besten passt. Dreimal sechs aber ist eine Potenzirung, die sich zum dreimal Sieben der höchsten und reinsten Geisterwelt (Dreieinigkeit und sieben Geister Gottes) verhält wie der Septimenaccord zur Octave, der Nächste am Heiligen als der dem Heiligsten Feindseligste. Der Antichrist in dieser dreimal unheiligen Zahl entspricht als der Letzte dem Lucifer als dem Ersten. Zwischen Beide erscheint das ganze Uebel dieser Welt eingerahmt.

Seele.

Auf Kirchenbildern des Mittelalters wird die Seele, getrennt vom Körper, vor der Geburt (auf Bildern der Verkündigung) oder nach dem Tode (beim Tode Mariä, der

Schächer am Kreuz etc.) durchgängig in Gestalt der kleinen, nackten, geschlechtslosen Kinder dargestellt. Vgl. den Artikel Kind. Ausnahmsweise tritt in dem handschriftlichen *chron. Zwifalt.* der Stuttgarter Bibliothek pag. 56 aus der todten Maria die Seele als Kopf und Spiegelbild des todten Kopfes hervor. — In den allegorischen Werken des 16ten und 17ten Jahrhunderts, in denen das Verhältniss der menschlichen Seele zu Christo wie ein Roman zweier Liebenden aufgefasst zu werden pflegte, nahm die christliche Seele so ziemlich das Wesen der griechischen Psyche aus dem bekannten Gedicht des Apulejus an. Ein geistliches Schauspiel: Psyche schrieb in diesem Sinn der Dichter Birker im 17ten Jahrhundert. Das schönste christliche Gedicht dieser Art sind die *pia desideria* von Hugo, *Antw.* 1624. Doch auch schon viel früher kommen Gedichte und Schauspiele von der „minnenden Seele“ vor. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 131. Christus ist hier immer der himmlische Geliebte, die Seele die irdische Liebende, er vollkommen und rein, daher auch ruhig und fest, sie dagegen schwach, thöricht, eifersüchtig, unruhig und voll Fehle, aber auch voll Reue. Das eigentlich älteste Vorbild dazu ist das Hohelied Salomonis, aber in der Zeit der Renaissance wurde je mehr und mehr der Roman des Apulejus, die Liebe zwischen dem himmlischen Amor und der irdischen Psyche maassgebend.

Auch der „verlorne Sohn“ ist Personification der irrenden Seele. Nicht minder der Ritter, der sich in den „Venusberg“ locken lässt. Prüfungsreisen der Seele durch die Welt siehe v. Schack, dramatische Lit. der Spanier II. 403. 500. In andern Dichtungen und Bildwerken kommt die Seele als eine arme Bettlerin vor, mager, verhungert und in Lumpen, im Gegensatz gegen den Leib, der in Gestalt eines Esels fürstlich gepflegt, verehrt und geliebkost wird. *Eicones mysticae Oraei, Francof.* 1620. Aehnlich in einem altdeutschen Gedicht, handschriftlich zu Gotha. Rathgeber, Annalen 58. In Höllenbildern bekommt die Seele zuweilen Thiergestalt, entsprechend dem Laster, das zu ihrer Verdammniss führte.

Die Seele ist das kleine Nachbild der ganzen Menschheit. Wie diese zwischen Gott und Satan, so steht die vom Körper scheidende Seele zwischen den Schutzengeln und dem Teufel, der sie zu entführen trachtet. Wieder insbesondere ist die Seele das kleine Nachbild des Volkes Gottes im alten, der Kirche im neuen Bunde. Namentlich die Braut des Hohenliedes wird bald im Grossen als Kirche, bald im Kleinen als Seele aufgefasst.

Die Eigenschaften der christlichen Seele sind wesentlich Schwäche, Uebereilung und Sünde, Rettungs- und Erlösungsbedürfniss, Demuth und Hingebung an Gott. Auf Irren und Bereuen und Zurückgeführt- und Erlöstwerden durch eine höhere Hand läuft hier Alles hinaus, indem von vorn herein die Hoffahrt der „eigenen Gerechtigkeit" ausgeschlossen bleibt. Erst eine ganz dem christlichen Glauben entfremdete Zeit konnte, indem sie Gott leugnete, den Menschen als das höchste Wesen von jeder Erlösungsbedürftigkeit emancipiren.

Segen.

Der Segen wird im Namen Gottes ertheilt, also auch mit Ehrfurcht vor Gott, daher stehend und mit entblösstem Haupte. Der allgemeine Segen, Vielen zugleich ertheilt, wird durch eine Bewegung der Arme und Hände in der Luft gegeben; der persönliche Segen, dem Einzelnen ertheilt, durch unmittelbares Auflegen der Hände auf den Kopf, wobei der Gesegnete kniet. Der allgemeine Segen wurde im mosaischen Ritus durch Ausstrecken beider Hände ertheilt, 3. Mos. 9, 22. Auch Christus erhob beide Hände, Lucas 24, 50. Nachher wurde der Segen mit einer erhobenen Hand üblich, und zwar segnet der Priester in der griechischen Kirche, indem er mit den Fingern den Namenszug Jesu Christi nachbildet durch den geraden Zeigfinger (I), den gebogenen Mittelfinger (C = S), den gekreuzten Daumen und Goldfinger (X) und den gebogenen kleinen Finger (C = S), d. h. JS CHS. Der römische Priester dagegen segnet, indem er den Daumen,

Zeige- und Mittelfinger gerade in die Höhe streckt, die zwei letzten Finger aber einschlägt, zu Ehren der Dreieinigkeit. Binterim, Denkw. VII. 2. 330 f. Vgl. den Artikel Hand.

Seidenwurm.

In einem altdeutschen Marienliede wird das Christkind im verschlossenen, jungfräulichen Leibe der Maria mit dem Seidenwurm verglichen, der in einem undurchdringlichen Seidengespinnst verborgen lebt. Haupt, Zeitschrift VIII. 280.

Senfkorn,

ein kleiner Same, aus dem ein grosses Kraut wächst, daher bei Matthäus 13, 31 f. das Himmelreich mit dem Senfkorn verglichen wird, welches als der kleinste aller Samen zu einem grossen Baume gedeiht, unter dem die Vögel des Himmels wohnen. Die Vögel bedeuten Seelen, ein Baum mit Vögeln kommt in den Dichtungen des Mittelalters sehr oft als Sinnbild des wiedergewonnenen Paradieses, mit den Seelen der Seligen vor. Unter dem Baum aber ist der Baum des Lebens gemeint. Vgl. den Artikel Baum. Der Uebergang von der Kleinheit zur Grösse aber bezieht sich auf das Wachsthum des Heiles in den Menschen, auf das Wachsthum der Kirche vom kleinen Anfang. Auch ist darin die Distanz zwischen der Krippe zu Bethlehem und dem über allen Himmeln thronenden Lamme der Offenbarung Johannis ausgedrückt. — Muhamed verglich das Senfkorn mit dem menschlichen Herzen, in dem, wie klein es immer ist, doch der unendliche Gott wohnen kann. Tholuk, Blüthensammlung S. 201. Eine muhamedanische Deutung, die auch der Christ gelten lassen muss.

Sense,

Sinnbild des Abmähens, also des Todes, wie die Sichel. Daher Attribut des Todes auf Grabmälern. Häufig erscheint

der Tod als Gerippe, eine Sense in der Hand. — Auf einem Bilde zu Padua führt Christus beim Weltgericht eine Sense in der Hand. Kunstbl. 1838. S. 50. Nach der Offenbarung Johannis 14, 4. soll es nur eine Sichel seyn. — Die Sense ist Attribut des heiligen Albert von Ogna, der einmal als Arbeiter in der Erndte einen Stein, den ihm boshafte Leute hingelegt hatten, mit der Sense leicht durchschnitt.

Seraphim,

nach Jesaias 6, 2. über dem Thron des Herrn stehende Engel. Jeder hat sechs Flügel, zwei, um damit das Antlitz, zwei, um damit die Füsse zu bedecken, und zwei, um damit zu fliegen. Es sind also, wie andere Engel, wirkende Kräfte Gottes gemeint. Das Sichbedecken aber erklärt sich aus der morgenländischen Sitte, sich vor dem Herrscher aus Demuth zu verhüllen. Gesenius, Commentar zu Jesaias I. 258. Die Verhüllung kann aber auch in dem Sinn verstanden werden, wie die „Wolke im Heiligthum“ als das Geheimnissvolle der Gottheit. Man hat sich Mühe gegeben, den Namen mit dem ägyptischen Serapis in Verbindung zu bringen, was aber völlig unzulässig ist, da die mosaischen Engel principiell von den heidnischen Göttern der Aegypter verschieden sind, was immerhin Aehnliches auch in ihren beiderseitigen Flügelattributen oder auch in ihren Gewalten und Heilkräften liegen mag.

Sibyllen.

Wie das ganze alte Testament nur die Vorbereitung zum neuen war, so weisen namentlich alle Propheten mit grösster Bestimmtheit auf den kommenden Messias hin. Sie entzündeten gleichsam die Morgenröthe, aus welcher die neue Sonne hervortrat. Getrennt und unabhängig von ihnen machte sich aber jener geheimnissvolle Zug zum Christenthum auch im Heidenthum geltend, aber hier viel bewusstloser und verborgener. Nur wie im magnetischen Schlafe träumen die heidnischen

Sibyllen von dem fernen, fremdartigen Reiche Gottes, das auf Erden erscheinen soll.

Sie stehen als Thürhüterinnen an der Schwelle des Christenthums, als Vertreterinnen der Ahnung des Christlichen im Heidenthum, neben den Propheten, als den Vertretern der christlichen Offenbarung im Judenthum. Schon der Geschlechtsunterschied drückt diesen Gegensatz sehr passend aus.

Die Heiden kannten schon längst Sibyllen, ohne alle Beziehung auf das Christenthum, als Seherinnen, Verkünderinnen der Zukunft. Man hat den Namen abgeleitet von *Jabulah* (Trägerin) oder *Kibil* (empfangen), und mit *Kabbalah* und der alten Göttin Kybele in Verbindung gebracht. Der Sinn ist immer: das Weibliche, welches göttliche Eingebungen empfängt und mittheilt.

Varro nahm (bei *Lactantius, div. inst.* I. 6.) zehn Sibyllen an: 1) die persische, 2) die libysche, 3) die delphische, 4) die kimmerische, 5) die erythräische, 6) die samische, 7) die cumanische, 8) die hellespontische, 9) die phrygische, 10) die tiburtinische. Dieselben Namen nennt auch der Scholiast des Plato (Phädrus, *ed. Bekker* II. 315.). Vgl. *Photius, quaest. amphil.* 160. in *Montfaucon, bibl. Coislin.* p. 347. *Mai, script. vet. nov. collect.* I. *praef.* XXXVIII. Suidas kennt die zehn Sibyllen auch, *s. v.* Eben so der heilige Hieronymus, *adv. Jovianum* I. 14. — Aelian, *var. hist.* XII. 35, nimmt zwar nur vier Sibyllen an, sagt aber, Andre nehmen zehn an. — Pausanias, X. 12, lässt nur vier, Solinus, II. 10, nur drei, Martianus Capella, II. 159, nur zwei, Plinius, Naturg. VII. 33. XIII. 27, nur eine gelten. Was diese Sibyllen für das ältere Heidenthum geleistet, so wie die berühmten sibyllinischen Bücher in Rom, die alle Weisheit der Zukunft in sich enthielten und bei denen man in böser Zeit Rath zu holen pflegte, gehen uns hier nichts an.

Unter den zehn genannten Sibyllen aus rein römischer Erinnerung steht die tiburtinische in nächster Beziehung zum Christenthum und erlangte bei weitem den grössten Ruhm. Das ist die Sibylle, die, von Kaiser Augustus um die Zukunft

befragt, demselben in einer Vision die Gnadenmutter mit dem göttlichen Kinde zeigte, in der Stunde, in welcher Christus geboren wurde. *Legenda aurea, cap.* 6. *de nativ. Domini.* Vgl. Piper, christl. Mythol. I. 480, und unsern Artikel *Ara coeli*. Diese Sibylle heisst Albunea.

Jene zehn Sibyllen der Römer wurden aber aus der jüdischen und orientalischen Erinnerung ergänzt, und insbesondere wurde unter den drei Sibyllen, die desfalls im Mittelalter den älteren zehn noch hinzugefügt wurden, die Königin von Saba hervorgehoben. In einem altdeutschen Schauspiel steht sie ausschliesslich als Vertreterin des Heidenthums dem König Salomo, als dem Vertreter des Judenthums gegenüber, beide aber weisen auf den Heiland hin, sie als Sibylle, er als Prophet. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 307. Diese Königin von Saba hat auch grosse Bedeutung in der Legende vom heiligen Kreuz. Vgl. d. Artikel Kreuz. Sie heisst bei den Muhamedanern Balkis, als dreizehnte Sibylle Nichaula.

Diese beiden Sibyllen, die abendländische und morgenländische, bilden die Anhaltspunkte der ganzen Sibyllenschaft, wie sie in die christliche Legende und Kunst eingetreten ist. In dem altdeutschen Volksbuch „Von der Sibyllen Weissagung" ist ihre Legende und das Typische ihrer Kleidung und ihrer Attribute schon vollkommen ausgebildet. Die ihnen zugeschriebenen Weissagungen in griechischen Hexametern sind 1852 von Friedlieb, Professor in Breslau, in's Deutsche übersetzt worden.

Wir gehen nun die einzelnen Sibyllen durch:

1. Die persische Sibylle — Sambethe, nach dem Scholiasten des Plato und Suidas auch die chaldäische genannt, soll schon mit in der Arche und eine Schwiegertochter des Noah gewesen seyn, wodurch das Sibyllenthum oder heidnische Prophetenthum in gleiches Alter und gleiche Berechtigung gesetzt wird mit dem aus Sems Geschlecht erwachsenden jüdischen Prophetenthum. Ihrer Prophezeihungen auf Christum gedenkt Augustinus *de civ. Dei* 8. Im alten

Volksbuch von der Sibyllen Weissagung ist sie charakterisirt durch den goldnen Schleier. Auf altfranzösischen Bildern trägt sie eine Laterne (als Verkünderin des Lichts). *Didron, man.* p. 152. Michel Angelo malte sie in der sixtinischen Kapelle als die älteste Sibylle auch sehr alt, doch immer noch als ein mächtiges hohes Weib. Dagegen malte sie Guercino auf dem Capitol voll Lieblichkeit. Eben so Guido Reni in Florenz (Kunstblatt 1836. S. 86.) und in England (Waagen II. 220.) Memling malte sie im flämischen Costüm zu Brügge. *Viardot* 313.

2. Die libysche Sibylle wurde nach dem alten Volksbuch im himmelblauen Kleide und mit einem Rosenkranz (um die Jungfrau Maria vorzubedeuten), desgleichen mit einer Fackel in der Hand gemalt (um Christum, das Licht der Welt, vorzubedeuten). Andere geben ihr einen Lorbeerkranz und eine zerrissene Kette (die Bande des alten Judenthums oder Heidenthums). Ihr Name ist Elissa, was auch der Name der karthagischen Dido ist. In der That ist sie auf diese grosse Königin, die zuerst das Licht der Bildung nach Libyen trug, zurückzuführen.

3. Die delphische Sibylle (Daphne, Herophyle, Manto, Artemis, Diana) soll Apollopriesterin gewesen seyn und nach Suidas noch vor Trojas Untergang gelebt haben. Unter dem Namen Herophyle sagte sie Trojas Ende vorher (*Isidor, or.* VIII. 8, also wie Cassandra). Diodor, IV. 68, macht sie zur Daphne, Apollo's Geliebten, oder Manto, Tochter des Tiresias. Clemens Alexandr., *strom.* I. p. 304, meldet von ihr, die Musen selbst hätten sie erzogen. Nach ihrem Tode sey ihr Gesicht in den Mond übergegangen und über ihrem Grabe seyen Kräuter gewachsen, von deren Genuss die Thiere gewisse Zeichen in den Eingeweiden empfingen, aus denen man orakle. Nach dem Volksbuch ist sie schwarz gekleidet und trägt ein Horn. Das scheint sich auf das Mondliche ihres Wesens zu beziehen.

Unter den Sibyllen Michel Angelo's in der sixtinischen Kapelle ist die delphische die jüngste und schönste. Sie ver-

tritt den schönsten und geistreichsten Cultus im classischen Alterthum, nämlich den des Apollo. Sie ist der träumerische Mond neben dieser Sonne der heidnischen Geisterwelt.

4. Die kimmerische Sibylle wird Demophile, Deiphobe, auch Symmachia genannt, heisst öfter auch die cumäische und wird mit der cumanischen verwechselt. Man gibt ihr einen Blumenkranz in's frei hinabwallende Haar und einen Lorbeerzweig nebst Buch in die Hand. Ihre Symbolik und Legende ist nicht ausgebildet. Sie sollte von Rechts wegen Vertreterin des nordischen Heidenthums seyn, wie die delphische des Hellenenthums.

5. Die erythräische Sibylle, Herophyle. Nach Solinus II. 10. und Pausanias X. 12. heisst sie Herophyle und war Priesterin des Apollo zu Troja; sie lebte aber auch zu Samos, im Hellespont, zu Delphi und bei den Erythräern, daher Pausanias die verschiedenen Sibyllen dieser Orte identificirt. Martianus Capella II. 159. unterscheidet die troische Herophila von der erythräischen Symmachia.

Die Attribute dieser Sibylle sind ein schlechtes Kleid (als Vorbild der Asceten), ein Himmelsglobus, auf dem ihr Fuss steht (Verachtung der heidnischen Weisheit), ein Schwert in der einen, ein Lamm in der andern Hand.

6. Die samische Sibylle, Phyto (nach Suidas) oder Pytho und Phemonoë, wird als Priesterin dargestellt, auf ein blosses Schwert tretend, in einer Hand Rosen, in der andern Dornen.

7. Die cumanische Sibylle (von Cumä) ist für die Römer die älteste und berühmteste, sofern von ihr die berühmten sibyllinischen Bücher herrührten, die in Rom als höchste Heiligthümer und Palladien des Staats bewahrt wurden. Eine viel spätere Sage bei Justinus Martyr, *cohort. ad Gr.* 37. p. 33. c, macht sie zu einer Babylonierin und Tochter des Berosus, die aber nach Italien gekommen sey. Auf sie wird bezogen, was in der berühmten vierten Ecloge Virgils als cumäische Weissagung mitgetheilt wird: „Die goldne Zeit

kehrt zurück, und ein neues Geschlecht steigt vom Himmel herab; ein neugeborner Knabe macht dem eisernen Geschlecht ein Ende und neu erblüht die Welt."

Nach dem Volksbuch trägt die Sibylle von Cumä ein goldnes Gewand und ein Buch in der Hand, ein anderes auf den Knieen. In den *Heures d'Anne de France* die Krippe des Heilandes. *Didron, man.* p. 152. Domenichino malte ihr sehr schönes Bild als Seitenstück zu seinem berühmten Johannes im Pallast Borghese. Hier blickt sie schwärmerisch zum Himmel auf.

8. Die hellespontische Sibylle trägt ein Purpurkleid und in der Hand einen Rosenzweig. Sie soll zu Solons Zeit geweissagt haben. Nach Suidas. Nach dem Volksbuch ist sie schlecht und bäurisch gekleidet.

9. Die phrygische Sibylle heisst Phaennis, soll unter Antiochus dem Grossen gelebt haben. Sie wird sehr jung gemalt, mit rothem Kleide, in der Hand eine brennende Lampe und eine Geissel, den Segen und das Leiden des Heilands zu bezeichnen. Auf dem grossen Glasfenster zu *Notre Dame de Brou* trägt sie eine Fahne (der Auferstehung). *Didron, icon.* p. 317.

10. Die tiburtinische Sibylle, Albunea. Die Sibylle von Tibur, die dem Kaiser August im Augenblick, da Christus geboren wurde, denselben im Arm der Gnadenmutter in einer Vision am offenen Himmel als den künftigen Herrn der Welt zeigte. Vgl. d. Artikel *Ara coeli.* Auf einem Bilde von Hemling ist die Vision des August mit den heiligen drei Königen sinnig verbunden und auf das Hauptbild der Geburt Christi bezogen. Die Huldigung des römischen Kaiserreichs und des gesammten Abendlandes gesellt sich hier zur Huldigung der drei morgenländischen Weltreiche, oder Persiens, Syriens und Aegyptens. Auf einem Bilde des Johann von Leyden in Wien trägt die Sibylle ein Rosagewand mit grünem Schatten und umher wird die deutsche Reichsfahne entfaltet.

11. Die europäische Sibylle ist nach dem Volksbuch als Fürstin prächtig gekleidet und hält in der Hand einen Brief. Wo und wann sie lebte, ist ungewiss.

12. Agrippina, die einzige unter den Sibyllen, welche schwarz als Mohrin gemalt wird. Da sie zugleich geistreich und voll Adel ist, erscheint sie als ein sehr poetisches Motiv für Maler. Man gibt ihr ein Purpurkleid und eine Fackel in die Hand. Die Fackel der Sibyllen deutet immer auf ihre Gabe, in das Dunkel der Zukunft hinein zu leuchten. Sie tragen wie der Morgenstern die Fackel dem Helios, so die ihrige dem Heiland voran, den sie verkündigen.

13. Nichaula, eine Königin, soll dem König Salomo von Christo und der Madonna und von der ganzen Weltgeschichte bis zum Weltende geweissagt haben. Sie ist, nur unter andern Namen, die berühmte Balkis, Königin von Saba. Die älteren Quellen kennen sie nicht. Sie ist mit den beiden vorletzten Sibyllen erst später im Volksbuch „der Sibyllen Weissagung“ zu den ältern zehn hinzugekommen.

Man hat noch zwölf verschiedene Weissagungen der zwölf Sibyllen von Christo. Vgl. Mehring S. 425. Sie dienen als Devisen zu ihren Bildern. Die persische Sibylle spricht: „Es wird ein lieblicher Fürst, von einer jungfräulichen Mutter geboren, auf einem Esel reiten, der allen Gefallenen Heil bringen wird. Nur Er wird die Orakel errathen.“

Die libysche Sibylle spricht: „Tage werden kommen, da der ewige König die fröhliche Saat bestrahlen und alle Sünde von den Menschen hinwegnehmen wird; denn er wird seine Glieder niederlegen in den Schooss der Königin der Welt.“

Die delphische Sibylle spricht: „Wonne wird alle Herzen durchbeben, wenn der herrlichste aller Propheten ohne Mann empfangen und geboren seyn wird. Das ist übernatürlich; doch vermag es auch nur der, der aller Dinge Herr ist.“

Die kimmerische Sibylle spricht: „Eine schöne Jungfrau wird den Herrn der Heerschaaren mit ihrer Milch säugen

und ein Stern über seinem Haupte leuchten, zu dem die Weisen wallfahren werden."

Die samische: „Bald wird der fröhliche Tag die schwarzen Schatten verjagen; der Geringste wird die verschlossensten Bücher der Propheten offen sehen und verstehen und den König der Lebendigen mit eigenen Händen betasten, den eine Jungfrau gebären wird."

Die cumanische: „Viel habe ich geweissagt, höret das Letzte von Allem, was ich sage: Der König, der da Frieden bringt über die ganze Welt, wird das keuscheste und schönste Mädchen zur Mutter sich erwählen."

Die hellespontische: „Ich sah eine Jungfrau, hochgeehrt vor allen Wesen, weil sie ein hellstrahlendes Kind gebar, das die Welt in Frieden regieren soll."

Die phrygische: „Weil unser Leib von Sünden ist, sandte Gott sein eignes Kind in den Leib einer Jungfrau, um allen gehäuften Schlamm der Sünden mit einmal auszufegen."

Die europäische: „Eine Jungfrau wird das ewige Wort gebären und es wird wandeln über Thäler und Gebirge. Von den Sternen wird er kommen und der Aermste seyn, welcher der König der Welt ist."

Die tiburtinische, die Agrippa und die erythräische sprechen nur unbedeutende oder ganz ähnliche Dinge.

Wenn auch zuweilen nur im dunklen Umriss, liegen doch in den Sibyllen die Charaktere der heidnischen Völker und Zeiten angedeutet, welche die Welt erfüllten und die Weltgeschichte bildeten vor Christo, und zugleich drücken sie die Stellung jener Völker und ihres Geistes zum werdenden Christenthum aus. Diese Symbolik tritt mehr oder weniger bestimmt hervor zuerst in der persischen oder chaldäischen Sibylle, die man nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft die arische nennen müsste, sofern sie die Cultur des ältesten Menschenreichs auf dem Hochland zwischen Indien und Iran bezeichnet, die uralte Weisheit der Vedas und des Zendavesta. Die libysche Sibylle, die Karthagerin Elissa mit dem meer-

blauen Kleid und dem Rosenkranz, der vielleicht den Kranz der Colonieen am Mittelmeer bedeutet, und mit der zerbrochenen Kette, charakterisirt die See- und Handelsmacht der Phöniker und die erste abendländische Cultur. Die delphische dann den Apollocultus und alle geistigen Blüthen des Hellenenthums. Die kimmerische in ihrem Blumenkranz und wallenden Haar (Sinnbilder der Jungfräulichkeit) und mit dem Lorbeerzweig des Ruhmes die noch rohen, aber sittenreinen Heldenvölker des Nordens. Die erythräische mit den Attributen des Elends, auf die Weltkugel tretend, bedeutet vielleicht die Verderbniss der römischen Kaiserzeit, und die samische mit blossem Schwert die Greuelkämpfe der Völkerwanderung. Darum folgt ihr als siebente die cumanische, die auf den Erlöser vom eisernen Zeitalter und Wiederbringer des goldnen hinweist. Hierauf die wunderbare Erscheinung der hellespontischen Sibylle bald im Königs-, bald im Bauernkleide, aber mit dem Rosenzweige, vielleicht vorbedeutend die constantinische Zeit, in welcher Byzanz den Purpur bezeichnet, die bäuerische Tracht aber die deutschen Völker, die sich zum Christenthum bekehrten. Die phrygische Sibylle mit der Fahne entspräche sofort dem bekanntlich von Phrygien hergeleiteten jungen Reich der Franken, und die tiburtinische dem durch Karl den Grossen neuverjüngten Reich der Römer, d. h. dem Reich Christi in Rom. Die drei letzten Sibyllen aber würden folgerecht, die europäische die nunmehr gesicherte Herrschaft des Christenthums in Europa, die schwarze Agrippina die noch zu bekehrenden Welttheile voll farbiger Menschen, und Nichaula endlich, die sabäische Königin, die zuerst dem Vorbild Christi in Salomon nahe trat, alle heidnische Weisheit der mosaischen vermittelnd, würde auf die dereinstige geistige Vermählung aller Völker in Christo hinweisen. Somit wäre ein welthistorischer Cyclus in den Sibyllen angedeutet, aber auch nur angedeutet.

Aeltere christliche Bilder, welche eine Sibylle darstellten, sind nirgends aufgefunden worden. Die ganze Vorstellung ist späteren Ursprungs und gehört eigentlich erst der Zeit

an, in welcher die christliche Kunst ihrer Vollendung entgegenging. Die Sibyllen erhielten erst ihre grosse Bedeutung für die Kunst, als sie die symmetrische Ergänzung der alten Propheten wurden. Dazu gehörte aber schon eine grossartige Gesammtanschauung der christlichen Symbolik vom künstlerischen Standpunkt aus.

In folgender Symmetrie stehen sich zu Loretto die Statuen der Propheten und Sibyllen von della Porta gegenüber, und zwar:

1) gegen Norden:
   Jesaias — die Sibylla Hellespontica,
   Daniel — die Sibylla Phrygia,
   Amos — die Sibylla Tiburtina;
2) gegen Westen:
   Jeremias — die Sibylla Libyca,
   Ezechiel — die Sibylla Delphica;
3) gegen Süden:
   Malachias — die Sibylla Persica,
   David — die Sibylla Cumana,
   Zacharias — die Sibylla Erythräa;
4) gegen Osten:
   Moses — die Sibylla Samia;
   Balaam — die Sibylla Kimmeria.

Die Auswahl ist ziemlich willkührlich.

Die grossartigste Zusammenstellung der Sibyllen mit den Propheten findet sich an der Decke der sixtinischen Kapelle in den berühmten Fresken von Raphael. Beide erscheinen hier colossal.

Michel Angelo gab ihnen eine übermenschliche Hoheit, aber mit abstossender Strenge; Raphael machte sie dagegen zu Idealen der Schönheit und Anmuth. Das Rechte dürfte in der Mitte liegen. Michel Angelo bildete sie zu wild aufgeregt; dieser gar zu wenig aufgeregt. Ihr Antlitz muss stets Geist strahlen; aber mehr den empfangenen als den eigenen Geist; und ihre Seele muss in einer freudigen und schönen

Aufwallung sich ausdrücken, nicht in wilden Blicken, noch weniger aber in ruhigem Behagen.

Die Kleidung der Sibyllen darf sich der Nationalität anschmiegen, der sie angehören, muss aber einen mehr oder weniger priesterlichen Charakter haben; doch sind ihnen herkömmlich bunte Farben und etwas Phantastisches gestattet, um das Heidnische ihres Wesens zu bezeichnen. Ihr Attribut ist (wie bei den Propheten) eine Schriftrolle, denn sie haben Bücher hinterlassen. Sehr oft haben sie Zettel mit Sprüchen bei sich, die aber zu wenig charakteristische Unterschiede darbieten. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 496. In den *Heures d'Anne de France* und in altfranzösischen Kirchen tragen die Sibyllen Attribute der Geburt und Passion Christi, zum Beweise, dass sie dieselbe prophezeiht haben, neben allgemeinen Attributen. Nämlich: die persische trägt eine Laterne, die libysche eine Kerze, die erythräische eine weisse Rose, (Verkündigungssymbol), die cumanische eine Krippe, die samische eine Wiege, die kimmerische ein Trinkhorn, die europäische ein Schwert, die tiburtinische eine Hand (womit Christus den Backenstreich bekam), Agrippa die Geissel, die delphische Sibylle den Dornenkranz, die hellespontische das Kreuz, die phrygische die Siegesfahne (der Auferstehung). *Didron, man.* p. 152.

Die Sibyllen stehen, wie schon bemerkt, auf Kirchenbildern oft den Propheten gegenüber. Alsdann haben sie heidnische Genien über sich, die Propheten aber jüdische Engel. Piper a. a. O. I. 368. Auch stehen die einzelnen Sibyllen in der Reihe gewöhnlich durch antike Säulen voneinander gesondert, was gleichfalls ihren heidnischen Ursprung bezeichnet. — Nicht selten dienen die Sibyllen als Karyatiden, als lebendige Pfeiler, desgleichen als Randverzierungen, um die heilige Geschichte einzurahmen. Das, was sie verkündet haben und was wirklich geschehen ist, bildet die Mitte des Bildes, in den Rahmen aber kommen sie selbst aus dankbarer Anerkennung. So in Kirchen, so in Miniaturbildern der alten Evangelienbücher. Wo nicht alle Sibyllen Platz

haben, genügt es an zweien, wie an zwei Propheten. Vgl. Piper a. a. O. 498. — In dem Triumphzuge Christi von Titian (gestochen von Andreani) tragen die Sibyllen Fahnen. Ueberhaupt kommen sie viel häufiger im Gefolge und Umkreis gleichsam in ornamentalem Sinn, als in selbstständiger Bedeutung auf Bildern vor.

Zu den eigenthümlichsten Bildern gehören die Holzschnitzereien in dem Thron oder Stuhl des Abtes von Maulbronn. Hier hat Christus zwei auf ihn hinweisende Sibyllen zur Seite, die rechts wächst aus einer Blume, die links aus einem Löwenkopf hervor. Ueber der Sibylle rechts von Christo schwebt ein gefiederter Vogel mit Teufelsfrazze, über Christo eine scheusslich gebildete Fledermaus, über der Sibylle links ein vierfüssiges Höllenthier. An dem vor dem Stuhle befindlichen Pult stehen in den beiden Ecken rechts ein Löwe, links ein Drache, von denen jeder Flammen speit, die sich in kunstreichen Verschlingungen über das ganze Bild verbreiten und in der Mitte vereinigen. In diesen Flammen sitzen wie im Laube Affen, Eidechsen, Vögel etc. Unten aber nimmt die Mitte ein Jäger mit Armbrust und ein Hirsch ein und mahnt eine Bandinschrift zur Uebung der Tugend; der Jäger soll also wohl die Laster erlegen, womit gleichsam die ganze Welt erfüllt ist?

Sichel,

das Werkzeug der Erndte. Nach der Offenbarung Johannis 14, 14 f. mäht Einer gleich dem Menschensohne mit der Sichel alles Korn, und ein Engel mit der Hippe allen Wein von der Erde. Das ist ein Sinnbild des letzten Gerichts, worin sich die sündige Menschheit, zur Erndte reif, indem im Korn ihr Leib, im Wein ihr Blut geopfert wird, in einem grossartigen Bilde, „das letzte Abendmahl des Herrn", abspiegelt. Schon vorbedeutet beim Propheten Joel 3, 18. — Eine Sichel ist Attribut des heiligen Eusebius, weil ihm mit einer solchen der Kopf abgeschnitten wurde, und der heiligen

Notburga, weil sie als Magd auf dem Felde ihre Sichel an einen Sonnenstrahl aufhing.

Sieben.

Die Zahl Sieben war schon den ältesten Heidenvölkern heilig als die sogenannte jungfräuliche Zahl der Pythagoräer, die aus keiner andern hervorgeht durch Theilung, und als die sogenannte Pyramidalzahl, in der die Zahlen drei und vier innig verbunden sind, weil die Pyramide vier Dreiecke zu Seiten hat. Ferner als die Zahl der Wochentage und Planeten, deren man bis in's vorige Jahrhundert nur sieben zählte. Ich will hier nicht alle ausserhalb der christlichen Symbolik liegenden Beziehungen der Zahl Sieben verzeichnen, sondern auf christlichem Boden bleiben.

Im alten Testament sind es die sechs Schöpfungstage mit dem darauf folgenden Ruhetag oder Sabbath, welche die erste Woche bilden und die Heiligkeit der Siebenzahl zunächst feststellen. Die Zahl kehrt wieder in der geistigen Schöpfung, sofern der heilige Geist sich wesentlich in sieben Gaben vertheilt. Dem entsprechen die sieben Sakramente, die sieben Bitten des Vaterunsers, die sieben letzten Worte des Heilands am Kreuz, die sieben Engel (Tobias 12, 15.), sieben Tugenden, sieben Himmel. Besonders deutlich tritt die Heiligkeit der Zahl in der Offenbarung Johannis hervor in den sieben Engeln (8, 6.), Gemeinden (1, 4.), Siegeln (5, 1.), Posaunen (8, 2.), Fackeln (5, 4.), was auf den siebenarmigen Leuchter im Tempel zu Jerusalem hinweist. Dazu die sieben Freuden und Schmerzen Maria's.

Aber auch das Dämonische äussert sich gerne in der Siebenzahl. Den sieben guten Geistern stehen sieben böse, den sieben Himmeln sieben Höllen, den sieben Tugenden sieben Laster gegenüber. Das Thier mit sieben Köpfen in der Offenbarung Johannis 13, 1, das Weib, sitzend auf den sieben Bergen, das. 17, 9, hat gleichfalls die schlimme

Bedeutung des weltlichen Reichs, des verderbten Jerusalems und Roms zur Heidenzeit.

Etwas Symbolisches liegt in der Siebenzahl an sich für das christliche Bewusstseyn eigentlich nicht. Es ist nur die Ziffer, die, indem sie gerade und ungerade Zahlen verbindet und zwischen Viel und Wenig die Mitte hält, in der Natur selbst sehr häufig die Gliederungen und Emanationen gewisser Urkräfte bezeichnet, z. B. die sieben Farbenstrahlen im Regenbogen oder Spectrum, die sieben Töne etc., sich also auch am besten eignet, um nach ihr höhere Gliederungen und geistige Emanationen zu zählen.

Davon hängt auch der Werth der Zahlen 70 und 72 ab. Vgl. Sepp, Heidenthum I. 66. Das ist die durchschnittliche Zahl der menschlichen Lebensjahre.

Siegel.

Die Stirnen der Gerechten werden versiegelt, Offenb. Joh. 7, 3. Das ist, gleich der Ehrenkrone, die göttliche Signatur im Gegensatz gegen das Kainszeichen, den sichtbar aufgedrückten Fluch. — Signatur ist der symbolische Sinn des Siegels, Verschliessung der gewöhnliche, wie in den sieben Siegeln des Buchs, im Siegel des Abgrunds etc.

Simeon,

der Hohepriester, der das Christkind bei der Darstellung im Tempel empfängt und sich selig preist, in seinem hohen Alter ihn noch sehen zu können. Vgl. den Artikel Reinigung Mariä. Nach dem apokryphischen Evangelium Nicodemi war er es, der, bald nach jener Scene sterbend, zuerst im Hades die Geburt des Herrn verkündete. Hofmann, Apokr. S. 419.

Simon Magus,

der berüchtigte Zauberer, den nach Apostelgeschichte 8. der heilige Petrus mit der Kraft des wahren Gottes beschämte und überwand, wie einst Moses die Zauberer des Pharao. Dieser Simon ist aufzufassen als Vertreter des gesammten Heidenthums in dessen Naturdämonismus und Vertrauen auf Kräfte, die das Geschöpf sich anmasst gegenüber dem Schöpfer. Dem stand nichts so scharf entgegen als wie der alte Mosaismus selbst, so auch die dem Mosaismus noch näher stehende Auffassung des Christenthums, wie sie in Petro hervortritt. Wenn Petrus wegen eines einseitigen Uebergewichts, das er dem jüdischen Element geben will, von Paulus zurechtgewiesen wird, so dient andrerseits wieder Simon, Petrum zu rechtfertigen.

Simon liess sich in einen Wettstreit mit Petrus ein, ob er mit seinem heidnischen Zauber, oder Petrus mit dem heiligen Geist stärker sey. Als er aber gen Himmel fahren wollte, bewirkte Petrus, dass er herabstürzte. In der apokryphischen Apostelgeschichte des Abdias ist seine Prahlerei noch näher detaillirt. Da macht er Bildsäulen lebendig, lässt eine Sense ohne Mann das Feld mähen, geht durch Felsen durch, lässt Bäume plötzlich aus der Erde wachsen etc. Er hetzt dämonische Hunde auf Petrum, der ihnen aber geweihtes Brodt vorhält, worauf sie verschwinden. Seine Geliebte, Helene, liess er einmal zu allen Fenstern eines Thurmes zugleich herausschauen. Er behauptete, es sey die berühmte antike Helena von Troja (*Epiphanius*, *haer.* 21. 2.), und sie sey die höchste Göttin, so wie er selbst der höchste Gott. Er gilt als der erste Urheber der Gnosis, oder der in das Christenthum übergetragenen Aeonenlehre. Vgl. Baur, Manichäer S. 468 ff. Schon Irenäus, III. *praef.*, nennt ihn *pater omnium haereticorum.*

Simon Magus hat aber auch noch eine zweite Bedeutung. Weil er nämlich dem Petrus die Gabe des heiligen Geistes

für Geld abkaufen wollte (Apostelgesch. 8, 8.), wird der Schacher mit geistlichen Aemtern und Würden nach ihm Simonie genannt.

Simson,

alttestamentalisches Vorbild Christi, als der allüberwindende starke Held, aber auch als der Verrathene und Leidende. Ein sehr beliebtes Sinnbild war im frühern Mittelalter Simson, der dem Löwen den Rachen aufbricht, bedeutend den Heiland, wie er sein Grab oder aber die Thore der Hölle aufbricht, Sinnbild und Verheissung der Auferstehung. Wir haben dieses Bildes schon im Artikel „Löwe" gedacht. Es kommt besonders über Kirchthüren sehr oft vor in französischen, wie in deutschen Kirchen. *Bock, église de Nivelle*, 1850. p. 56. *Didron, man.* p. 104. Heider, über Thiersymbolik S. 22. Die Art, wie Simson auf dem Löwen mit einem Fusse kniet, während er den andern in siegesgewisser Nachlässigkeit herabhängen lässt und mit beiden Händen den weiten Rachen des Löwen aufreisst, ist typisch, kehrt auf allen Bildern wieder und ist genau die nämliche Attitude, welche wir auf den Mithrasbildern finden, nur dass es auf diesen letzteren kein Löwe, dem der Rachen aufgerissen, sondern ein Stier ist, dem der Dolch in den Nacken gestossen wird. Nichts ist daher auch wahrscheinlicher, als dass jener Typus des christlichen Simson von den zahlreichen, namentlich auch in Deutschland und Frankreich verbreiteten Mithrasbildern entnommen ist. Ja jener Mithrascultus der spätern Römerzeit selbst war ein Mysteriendienst, welcher, gleich dem des Orpheus, das Christenthum vorbereiten half, die Lehre von einem grossen Opfer zum Heil der Welt. — In dem Gerippe des Löwen, den Simson getödtet hatte, nisteten Bienen, daher das berühmte Räthsel Simsons: „Süsses kommt vom Starken." Das wurde folgerecht Sinnbild der christlichen Kirche, die gleich einem Bienenstock im Grabe Christi ihren Ursprung und ihre Heimath gefunden.

Aber auch andere Umstände im Leben des Simson werden auf Christum bezogen. Rupertus Tuit. p. 254 f. hat sie zuerst sinnig zusammengestellt. Simson wurde von einer vorher unfruchtbaren Mutter auf wunderbare Weise verkündet und geboren, wie Christus. Simson hatte ein Weib genommen, das aber unredlich gegen ihn handelte und das er verstiess und einem Andern überliess; damit ist nach Rupert von Deutz die Synagoge, das Judenthum gemeint, welches aufgegeben werden musste, um das Christenthum in die Welt einzuführen. Simson band dreihundert Füchsen die Schwänze zusammen und Feuerbrände daran und jagte sie in die Getreidefelder der Philister. Unter den Füchsen sind, nach Rupert, die bösen Dämonen im Menschen und unter dem Getreide die bösen Werke gemeint, die sich selbst wieder zerstören müssen. Simson schlug die Philister mit einem Eselskinnbacken und liess aus dem Zahn dieses Backenknochens eine Quelle entspringen. Damit sind nach Rupert die Knochen und Reliquien der Heiligen gemeint, aus denen Quellen des ewigen Lebens entspringen. Simson trägt die Thore von Gaza auf den Berg. Darunter versteht Rupert das Aufsteigen Christi aus der Hölle in den Himmel, *quia resurgendo claustra inferni abstulit et ascendendo coelorum regna penetravit.* Ihm folgt Didron (*manuel* p. 104.), indem er hier an das Aufsprengen der Höllenpforten denkt. Christus sprengte diese Pforten, um die Patriarchen zu befreien. Hierauf nun bezieht sich das Sinnbild der Thore von Gaza. Bock dagegen und Heider a. a. O. sind geneigt, die Thore auf das Grab Christi und dagegen den aufgerissenen Löwenrachen auf die Aufsprengung der Hölle zu beziehen. — Simson wurde von Delila verrathen, dem entspricht der Verrath des Judas. Er wurde geschoren, das ist Vorbild der priesterlichen Tonsur. Endlich riss Simson das Haus ein und begrub sich unter dessen Trümmern, das bedeutet den alten Judentempel, das Judenthum selbst, aus dessen Ruinen die christliche Kirche erstanden ist.

Sehr eigenthümlich ist Simson auf den Chorstühlen im Kloster Maulbronn in Holz geschnitzt, nämlich mit langen,

auf den Rücken herabwallenden Haaren (dem Zeichen seiner Stärke) wie ein Weib, und auf dem Löwen, dem er den Rachen aufreisst, einfach reitend. Gegenüber liegt auf einem andern Bilde das Einhorn im Schoosse der Jungfrau, also auch hier bedeutet Simson Christum.

Singen

ist immer ein Ausdruck der Andacht, ein Gebet, Lob, Dank etc. des Geschöpfes gegen den Schöpfer. Gott singt nie, nur Engel und die Menschen singen in Andacht vor Gott. Der Gesang der Engelchöre und der frommen Menschen ist gleichsam eine Harmonie der Sphären im geistigen Sinn, ausdrückend die Anbetung im Kreis um eine göttliche Mitte und die innige Gemeinschaft der Heiligen. Für die Seligen im Himmel wusste man keine würdigere Beschäftigung, als Singen zum Lobe Gottes. Im Gesang geht so die ganze Seele auf, dass man eigentlich immerwährend Gott lobsingen sollte, daher man auch im frühern Mittelalter in grossen Klöstern, z. B. zu Corvey in Westphalen, zu Bangor in England etc., einen immerwährenden Gesang einführte, der nie aufhörte, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, und in dem die Mönche stets abwechselten. — Heiligen kommt als besonderer Vorzug die Gabe der Jubilation oder des Gesanges zu. Maria von Oegnies z. B. sang in der frommen Ekstase in unvergleichlich schöner Weise. Görres, Gesch. der Mystik II. 71. Nirgends wird die Verwandtschaft des Menschen mit den Engeln deutlicher, als in dieser Gabe der Engelzungen.

In dem ekstatischen Gesang schwebt der Fromme gleichsam schon im himmlischen Element und das irdische ficht ihn nicht mehr an. Der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen ist hiefür schon ein Vorbild aus dem alten Testamente. Von vielen Heiligen sagt die Legende, sie haben noch nach dem Tode fortgesungen; z. B. der heilige Nicasius sang noch fort, als ihm der obere Theil des Kopfes abgeschlagen worden

war. Die Mönche, die auf Diocletians Befehl in grosser Menge zugleich lebendig verbrannt wurden, sangen unter der Qual, und man hörte ihre Stimmen noch fortsingen in unsichtbarem Chore, als die Leichen längst in Asche zerfallen waren. — Vom heiligen Cedmon sagt die Legende, er habe im Schlafe die schönsten Lieder gesungen.

Sirene.

Die Alten verstanden unter der Sirene ein verführerisches Frauenzimmer mit Vogelfüssen, welches durch seinen Gesang die Schiffer verlockt, aber immer zu deren Verderben. Die Neuern verstehen unter demselben Namen ein verführerisches Frauenzimmer, das durch seinen Gesang in's Verderben lockt, aber nicht mit Vogelfüssen, sondern mit einem Fischschwanze, Wesen, welche die Alten nicht Sirenen, sondern Tritonen nannten.

In der christlichen Symbolik kommt die fischgeschwänzte Sirene als Sinnbild der sinnlichen Verführung vor, ganz so wie es schon bei Porphyrius im Leben des Pythagoras 39. heisst: „Sirenen sind Begierden, die zur Sünde locken, die zum Verderben führt.“ Als Sinnbild der Verlockung kommt die Sirene vor in den Miniaturen der Herrad von Landsberg in Strassburg, herausg. von Engelhardt S. 45. Die Sage kennt auch eine angebliche Sirene in Afrika, die, vorn ein wunderschönes Weib, hinten aber Schlange, Jeden zur Liebe reize, und den, der sich verführen lasse und in ihren Armen ruhe, von hinten her mit dem an ihrem Schlangenschweif befindlichen Schlangenrachen zerfleische. *Chrysostomi orat.* 5. *Pierii, hierogl.* 135. Unter den Werken Albrecht Dürers kommt eine sehr phantastische Sirene mit Rennthiergeweih und grünem Fischschwanz vor, einen Leuchter tragend. Heller, A. Dürer II. 1. 95. Es ist wohl damit die durch Sinnegenuss flüchtigere Zeit gemeint, die des Menschen Lebenslicht rascher brennen macht.

Auf christlichen Bildwerken findet man noch Sirenen

mit Vogelfüssen, jedoch seltener und nur in alten französischen Kirchen, wo antiker Einfluss sie erklärt, z. B. in St. Denys und Rouen. *Lenoir, Monum. de la France, pl.* 28. *Langlois, stalles de la cathedr. de Rouen, pl.* 9, 10, 11.

Im frühern Mittelalter kommt auch eine ganz andere Deutung des Sirenensinnbildes vor. Man findet namentlich auf Taufbecken die fischschwänzige Sirene mit Delphinen gesellt. Rathgeber, Gothaisches Museum S. 303. Auf Grabbildern der Katakomben Seepferde mit Fischschwänzen. Bellermann, Katakomben von Neapel, Tab. 3. 4. Das entspricht vollkommen dem antiken Todtencultus, in welchem Delphinen und Tritonen als Sinnbilder einer glücklichen Hinüberfahrt der Seele über den Styx nach Elysium galten. Diese alte Symbolik aber traf zusammen mit den specifisch christlichen Vorstellungsweisen von Christo, dem Seelenfischer, und vom heiligen Element der Taufe. Demnach kann die Sirene auf Taufbecken und das Seepferd auf christlichen Gräbern auch nicht mehr auf die Verführung durch Sinnenlust Bezug haben, sondern nur noch auf die Wiedergeburt durch die heilige Taufe und auf die Hoffnung der Auferstehung. Der nämlichen Symbolik entspricht die fischschwänzige Sirene mit einem Jungen, welches sie säugt, im Münster zu Basel, desgleichen im Münster zu Freiburg im Breisgau. Vgl. Waagen, Kunst in Deutschland II. 255. Püttmann, Kunstschätze S. 100. Oefter hält die Sirene in Kirchen einen Fisch in der Hand. Nach Piper, christl. Mythologie I. 390, „liegt es nahe, diesen Fisch für das Bild der Seele zu nehmen, die, von den Wogen der Welt umhergetrieben, von der Sirene sich hat fangen lassen.“ Dies ist aber keine gute Auslegung. Kreuser (Kirchenbau II. 46.) hat viel mehr Recht, indem er das Sinnbild auf die Wiedergeburt durch die Taufe bezieht. Diese Erklärung erhält eine weitere Bestätigung durch die Bilder in Basel und Freiburg, auf denen der ihr Junges säugenden Sirene ein Ritter, der mit einem Greifen und andern Ungeheuern kämpft, gegenübersteht, und durch ein Bild der Sirene im Münster zu Zürich, der ein menschenverschlingender

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Erstes Heft.

1839.

Journal Nr. 4 1 16.
Katalog Nr. 2 6 3 9.

Stuttgart und Tübingen.
Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Löwe gegenübersteht. Piper sieht in der Sirene die Sünde, im Löwen und in jenen Ungeheuern die Strafe. Man wird jedoch nach dem, was bisher erörtert worden, annehmen müssen, dass die Sirene mit dem Fisch oder mit dem Jungen allein in guter Bedeutung Sinnbild der Wiedergeburt und Auferstehung, mit Einem Wort des Himmels, der menschenverschlingende Löwe aber und die Ungeheuer allein in schlimmer Bedeutung Sinnbilder der Verdammniss und Hölle seyen.

Unzweifelhaft ist die doppelte Symbolik der christlichen Sirene aus der Verwechslung des Sirenen- mit dem Tritonentypus der Alten hervorgegangen und einzig aus ihr zu erklären. Die schlimme Bedeutung der christlichen Sirene (als Verlockung) erklärt sich aus der Erinnerung an die vogelfüssige Sirene der Alten; die gute Bedeutung (als Wiedergeburt) aus der Erinnerung an die fischschwänzigen Tritonen.

Sklaven.

Während gefesselte Sklaven am Piedestal von Königen und Feldherren ein sehr gewöhnliches Attribut sind, sind dagegen auf Kirchenbildern befreite Sklaven das Attribut der Heiligen Vincenz de Paula, Johannes de Matha und Petrus Nolasco, weil diese frommen Männer ihr Leben der Loskaufung von Sklaven widmeten.

Smaragd,

der bekannte kostbare grüne Edelstein, bezeichnete im Amtsschildlein der Hohenpriester den Stamm Levi, d. h. den Priesterstamm; auch ist er Symbol des Evangelisten Johannes. *Didron, annales* V. 222. Beides mit Bezugnahme auf die Vorstellung, nach welcher der Smaragd von kühler Natur seyn und Jeden, der ihn trägt, keusch machen soll. Nicols, von Edelsteinen *s. v.* Der Priester Johannes soll deshalb ein Bett von Smaragd gehabt haben. *Corneri, chron. ad annum* 1203. Dem König von Aragonien zersprang ein

kostbarer Smaragd im Ringe, weil er seine Begierden nicht mässigen konnte. *Bayle s. v. Renon.* Vgl. Cardanus, von wunderb. Sachen S. 855. Der in der Offenbarung Johannis 4, 3. erwähnte Smaragd im Regenbogen hat nur eine ornamentale Bedeutung.

Sodom und Gomorrha,

sprichwörtlicher Inbegriff der äussersten gesellschaftlichen Verderbniss, Gottlosigkeit und Verthierung der Menschen, aber auch Vorbild der Hölle. An dem sichtbaren Beispiel der auf die Schuld folgenden Strafe, des die greuelvollsten Sünden unmittelbar züchtigenden Feuerregens, wurde gezeigt, wie auf alle Frevel der Menschen die Verdammniss im Feuer der Hölle warte.

Sohn, der verlorne.

Nach Lucas 15. warfen die Pharisäer und Schriftgelehrten Jesu vor, dass er mit Zöllnern und Sündern umgehe. Da antwortete er ihnen mit drei Gleichnissen, um ihnen zu sagen, dass alle Menschen, ob auch sündig, doch Kinder Gottes seyen, und dass dem liebenden Vater wohl zieme, sich auch der sündigen Kinder zu erbarmen. Erstes Gleichniss vom verlornen Schaf, das der Hirt sucht. Zweites Gleichniss vom verlornen Groschen, den das arme Weib sucht. Drittes Gleichniss vom lüderlichen Sohn, der Alles verprasst, was ihm sein Vater gegeben, ihn leichtsinnig verlässt und endlich so in's Elend geräth, dass er die Säue hüten muss. Da erkennt er sein Unrecht und kehrt heim, den Vater um Vergebung zu bitten, und dieser nimmt ihn liebreich auf. Der ältere Sohn aber, der schon allein zu erben gehofft hatte, wird neidig; aber der Vater spricht: „Freue dich, dein Bruder war todt und ist wieder lebendig worden.“

Dieser verlorne Sohn ist Vorbild und Spiegel aller Menschen, die sich durch die Sünde verlocken lassen und erst im Elend bereuen und erkennen lernen, dass nur Gottes

Gnade sie erretten kann. In kurzem Auszug die Geschichte der menschlichen Seele überhaupt, denn die Meisten lehrt erst die Noth beten. Zugleich erscheint aber im Gleichniss vom verlornen Sohn die göttliche Gnade im herrlichsten Lichte, ein Verzeihen und Erbarmen, welches hoch erhaben steht über der Missgunst des ältern gerechten Sohnes. Unter diesem gerechten Sohn ist das Judenthum, sind die Bekenner des alten Gesetzes gemeint, deren Treue am Hause Gottes durch Lieblosigkeit befleckt war. Unter dem verlornen Sohn ist dagegen das Heidenthum verstanden, dessen der Herr sich erbarmt. Es ist derselbe Gegensatz wie zwischen Lea und Rahel, Martha und Magdalena. Insbesondere aber wie zwischen dem Pharisäer und barmherzigen Samariter. Denn wer Liebe beweist, ist in Gottes Augen mehr, als wer blos das Gesetz achtet, und Gott liebt den reuigen Sohn mehr, als den, der nie fehlte, aber keine Liebe hat.

Das Leben des verlornen Sohnes wurde oft in Bilderreihen dargestellt als ein Lehrbuch in Bildern für junge Leute zu ihrer Warnung.

Sonne,

Urquell alles sinnlich wahrnehmbaren Lichts, daher Sinnbild jenes Urquells, von dem alles geistige Licht kommt.

Sinnbild Gottes. Gott ist Sonne und Schild. Psalm 84, 12. Die Sonne erhellt alle Finsternisse und weckt überall Leben. Sie scheint über Gute und Böse, *omnibus idem*. So der Schöpfer und Erhalter aller Wesen. Sie ist zu lichtstark, als dass ein menschliches Auge ihren Glanz ertragen könnte, *suo se lumine condit*. Wenn sie aufgeht, schwinden alle Sterne, *extinguit lumine lumen*. Sie hat zuweilen zwei Nebensonnen, *est tamen unus*, der Eine Gott in drei Personen.

Die Sonnenwirkung ist auch das älteste und vornehmste Sinnbild der unbefleckten Empfängniss. Wie der Sonnenstrahl durch Glas dringt, ohne es zu zerbrechen, so befruchtet Gott den Leib der Maria, ohne Schaden ihrer Jungfräulichkeit:

transit, non frangit — non vi, sed virtute. Wie die Sonnenwärme in der Erde nichts zerstört, sondern sie nur mit Kräutern und Blumen ziert, so schmückte Gott die heilige Jungfrau mit der Geburt des göttlichen Kindes: *non gravat et gravitat — ornat, non onerat. Piccinelli, mundus symb.* p. 14. 19. Daher malte Raphael seine berühmte Madonna von Foligno mit dem Kinde in einer Sonne, deren Schein über die Erde fällt. Auch eine Sibylle hatte in der Stunde, in der Christus geboren wurde, eine Vision, in welcher sie Mutter und Kind in einer Sonne sah. Hofmann, Apokryphen S. 110. Ein alter Kupferstich zeigt Mutter und Kind in einer dreifachen Sonne mit Beziehung auf die heilige Dreieinigkeit. Heinecken, neue Nachrichten I. 390. — Die alten Maler liebten auf Bildern der Empfängniss einen Sonnenstrahl anzubringen, der durch's Fenster in Maria's Zimmer fällt. So auf dem schönen Bilde des Johann van Eyck aus der Boisserée'schen Sammlung. Auf vielen Bildern geht der Sonnenstrahl von der Hand Gottes oder von der Taube (als Sinnbild des heiligen Geistes) aus, und zuweilen schwebt darin ein kleines Kind, worunter aber nicht das leibliche Kind, sondern nur die Seele des noch nicht empfangenen Heilands zu verstehen ist. Vgl. den Artikel Kind.

Abgesehen von dem besondern Nimbus, den Gott um das Haupt trägt (ein Dreieck oder ein Kreuz im Zirkel), wird die Gottheit bezeichnet durch Sonnenstrahlen, die von diesen Nimben ausgehen, oder durch einen grossen Sonnenkreis (*gloria*), der Gott oder die göttlichen Personen, auch Maria mit dem Kinde umgibt, und bald in zarteren Strahlen, bald in zackigen Flammen auseinandergeht.

Die Sonne ist auch ein Sinnbild des Himmels, der reinen Lichtwelt, in der Gott und die Engel und Seligen leben. Nach der Offenbarung Johannis 21, 23. wird im neuen Jerusalem das leuchtende Lamm die Stelle der Sonne vertreten und alle Seligen in seinen ewigen Glanz einhüllen. Deshalb kommt auf Kirchenbildern zuweilen eine Sonne als Sinnbild des Himmelreichs überhaupt vor. Auf dem alten symbolen-

reichen Bilde hinter dem Altar des Ulmer Münsters gehen die Verdammten in den Höllenrachen, die Seligen aber in eine grosse Sonne ein. Dasselbe wiederholt sich auf einem Stich Albrecht Dürers. Heller, A. Dürer II. 2. 781.

Christus als Sonne. Die Sonne der Geisterwelt trat in die umnachtete Welt ein in der heiligen Weihnacht, in derselben Stunde, in welcher die physische Sonne in ihrem Wintersolstitio steht und von wo an sie sich aus ihrem tiefsten Stande wieder höher und höher hebt, die Tage verlängert, Frühling und Sommer herbeiführt. Wenn daher auch in früherer heidnischer Zeit in derselben Solstitialzeit die Geburt des neuen Jahressonnengottes gefeiert wurde, *dies natalis invicti (sc. solis)*, so hat doch die christliche Weihnachtsfeier eine ganz andere, rein geistige Bedeutung, und das Solare ist hier nur Symbol. Christus erleuchtet und befruchtet auf geistige Weise die Menschheit, wie die Sonne auf leibliche Weise die Erde. Man hat die Opfer, welche die heiligen drei Könige dem neugebornen Heilande darbringen: Gold, Myrrhen und Weihrauch, als alte, der Sonne heilige Symbole erkannt. Man hat auch das Osterlamm auf den Sonnenstand im Zeichen des Widders bezogen. Auf dem berühmten altdeutschen Bilde der Boisserée'schen Sammlung, auf welchem das Christkind vom heiligen Christoph durch's Wasser getragen wird, geht im Hintergrunde die Sonne auf. Wie aber Christum überall die aufgehende Sonne bezeichnet, so Johannes den Täufer die niedergehende, daher auch sein Tag in das der heiligen Weihnacht entgegengesetzte Sommersolstitium fällt. Er ist nämlich Sinnbild des durch das Christenthum bekehrten und überwundenen Judenthums. — Die heilige Schrift selbst bezeichnet Christum als Sonne. Bei Maleachi 4, 2. wird tröstend auf ihn hingewiesen, der aufgehen werde als Sonne der Gerechtigkeit. Bei Lucas 1, 78. heisst er der Aufgang aus der Höhe. In einer ambrosianischen Hymne: *O sol salutis!* und in einer andern: *Splendor paternae gloriae* etc. Die Vergleichung mit der Sonne wiederholt sich in unzähligen Weihnachts-, Oster- und überhaupt

Morgenliedern. Vgl. auch Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, von W. Grimm XLVIII. Pfeiffer, deutsche Mystiker I. 375. Paderborner Liederbuch Nr. 84. — Als Symbol des Heilands umgibt die Sonne seinen Namen (Zeichen der Jesuiten und ihrer Missionen), desgleichen die Hostie, daher man vielen Monstranzen die Form von strahlenden Sonnen gegeben hat. Hieher gehört auch das schöne Sinnbild der Sonne, die in unzähligen Scherben eines zerbrochenen Spiegels, in jeder sich ganz abspiegelt, *integer in fragmentis.* Auf constantinischen Münzen kommt noch der antike Sonnengott in Verbindung mit dem Kreuze vor, was als ein Sieg des Christenthums über den heidnischen Sonnencultus gedeutet werden kann, wohl einfacher aber als eine Naivetät und unschuldige Beibehaltung eines alten Herkommens erklärt wird, ganz so wie etwa der Flussgott Jordan auf alten Bildern von der Taufe Christi. Vgl. Piper, christl. Mythol. I. 96 f.

Der Manichäismus identificirte förmlich die Sonne mit Christo, als die reinste Concentration des Lichts in der ganzen Welt, und damit des guten Princips und des Göttlichen überhaupt, und gründete darauf eine wunderliche Moral, die den Menschen Pflanzenkost gebot und sie gleichsam selber zu Pflanzen machen wollte, weil in den Pflanzen allein das von den Dämonen gebundene Licht aus der Finsterniss der Erde wieder frei und erlöst werden könne. Vgl. Baur, manichäische Relig. S. 195. 236.

Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 23, vergleicht die Mutter Gottes mit der Sonne, weil sie der ganzen Welt Gnade und Segen spende, Alles erleuchte, Alles durchwärme, die Wolken an sich ziehe und fruchtbaren Regen daraus giesse (gute Werke der Frommen), die Saaten in der Erde wecke (die Tugenden der Menschen) etc. So wird die Gnadenmutter auch in alten Kirchenliedern mit der gnadenreichen Sonne verglichen. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 123. Ein schwarzes Madonnenbild in Madrid ist merkwürdig durch den Glanz der Sonne, die es als Nimbus um's Haupt trägt. Gräfin d'Aunoi, Reise II. 115.

Die Sonne als Attribut von Heiligen. Eine Sonne wird über dem Haupt des heiligen Columban schwebend gemalt, weil seine Mutter, als sie mit ihm schwanger war, geträumt, sie gebäre eine Sonne. An einer Sonne auf der Brust ist überall auf Kirchenbildern der heilige Thomas Aquinas kenntlich. Ein Kreuz in der Sonne kennzeichnet den heiligen Ignatius Loyola, dem es in einer Vision erschien, wie ein Basrelief in Turin zeigt. Millin, Reise in Savoien I. 270. Den Namen Jesu (I H S) in einer Sonne erblickte St. Vincentius Ferrerius. Dasselbe Zeichen ist Attribut des heiligen Bernardinus von Siena. Demselben klagte einmal ein Drechsler, welcher Schachbrette, Würfel etc. verfertigte, er habe gar keinen Absatz mehr, weil alle Leute in des Heiligen Predigt liefen und nicht mehr spielen wollten. Da malte Bernardin eine Sonne mit dem Namen Jesu und sagte zu ihm, er solle künftig nur solche Zeichen machen. *Molani, hist. imag.* p. 284. Seitdem wurde dieses Symbol wirklich das Abzeichen aller Jesuitenmissionen, als die Sonne, die in die Nacht des Heidenthums leuchten sollte. — Ueber das Symbol der Sonnenblume vgl. den Artikel Johannes der Evangelist.

St. Ivo, bretagnischer Priester im 14ten Jahrhundert, lebte sehr fromm und als Wohlthäter und Advocat der Armen. Einst speiste er eine Menge Menschen von einem kleinen Stückchen Brodt. Einmal besuchte ihn Christus selbst in Bettlergestalt und ass mit an seinem Tisch, verschwand aber plötzlich in vollem Glanze seiner Majestät. Ein andermal, als Ivo die Hostie bei der Messe erhob, umgab sie ein Sonnennimbus. Er starb, unverwandt die Augen auf's Crucifix geheftet. 27. October. Wie ihm Arme ihre Klagen schriftlich überreichen, malte Peter von Cortona in Rom. Ramdohr III. 261. Er ist Patron der Juristen.

Das berühmte Wunder Josua's, der während einer Schlacht die Sonne stille stehen hiess, und dem sie wirklich noch so lange leuchtete, bis er die Feinde überwunden hatte, ist bekanntlich ein Stecken- und Paradepferd der Rationalisten

und Religionsspötter geworden, die daraus den Beweis haben herleiten wollen, es stecke doch allerlei Unwahrheit und kindischer Unverstand in der Bibel, weil die Sonne ja überhaupt nicht laufe, sondern immer still stehe und nur die Erde um sich laufen lasse. Inzwischen ändert dieser astronomische Einwurf an dem Wunder gar nichts, denn es läuft auf eines hinaus, ob die Sonne nur scheinbar und die Erde wirklich still gestanden oder umgekehrt. Der scheinbare Sonnenlauf wird überall in der Bibel anerkannt, nicht blos im Buch Josua. Die Stellen sind am sorgfältigsten gesammelt bei *Riccioli*, *almagest.* II. 480. In neuerer Zeit erklärt man das Wunder Josua's aus der Anfangsstelle eines alten Liedes als eine poetische Redensart. Allein wir stehen hier auf dem Boden der Wunder. Man darf keines willkührlich herausreissen.

Der Engel in der Sonne, der nach der Offenbarung Johannis 19, 17. alle Vögel herbeiruft, um die Könige der vom Zorn Gottes niedergeschmetterten Völker zu fressen, dürfte wohl einigen Einfluss geübt haben auf die Vorstellungsweisen der Gnostiker, die den unten in den finstern Tiefen ächzenden Teufeln das Bild Christi als Gegenstand unerreichbarer Sehnsucht in der Sonne zeigen. Die Beziehung der Sonne zu den Verdammten und Teufeln entspricht hier der Beziehung derselben zu Christus.

Wenn Sonne und Mond neben einander vorkommen, so bedeuten sie als die in der sichtbaren Natur vorwaltenden Gestirne diese Natur selbst. So in ihrer Verbindung mit dem Crucifix. Beim Tode Jesu nämlich wurden beide Gestirne des Tages und der Nacht verfinstert und trauerten mit der ganzen Natur um den Heiland. Deshalb wurden Sonne und Mond im Mittelalter häufig zur Rechten und Linken des Heilands am Kreuz gemalt, mit dem Ausdruck der Trauer, indem man sich in den frühesten Jahrhunderten noch der herkömmlichen Gestalten der heidnischen Sonnen- und Mondgötter (Helios und Selene, Phöbus und Luna) bediente, später aber Gesichter in die Sonnen- und Mondscheibe hineinmalte und denselben Thränen und leidende Züge gab. Auf den

berühmten Miniaturen der Herrad von Landsberg in Strassburg trocknet sich die Sonne mit der Hand die weinenden Augen. Waagen, Kunst in Deutschland II. 360. Auf Miniaturen des 8ten und 9ten Jahrhunderts fahren die antiken Lichtgötter noch, Sol mit dem Viergespann von Rossen, Luna mit dem Zweigespann von Rindern dem Crucifix zu. *Didron, icon.* p. 89. Dieser ganze Kreis von bildlichen Darstellungen ist mit der grössten Gelehrsamkeit behandelt in Pipers christl. Mythol. II. 116 f. Später wurde die naive Weise verlassen und Sonne und Mond erhielten die Bedeutung und die Attribute von *fides* und *spes*, Glauben und Hoffnung. Auch wurde neben das Crucifix zur Rechten Maria mit dem Sonnen-, Magdalena mit dem Mondnimbus gestellt. So auf einem Wiener Miniaturbild. Fiorillo I. 50. Bei den Manichäern wurden dagegen Sonne und Mond, jene als Christus, dieser als Sophia gepaart. Vgl. Baur S. 233.

Christus tritt als Weltrichter auf Sonne und Mond in der Lorenzkirche in Nürnberg. Das bezeichnet ihn als Herrn der sichtbaren Welt. Doch findet man auf Bildern des Weltgerichts auch wieder die Sonne zur Rechten seines Hauptes, den Mond zur Linken, ganz so wie neben dem Crucifix; denn nach der Offenbarung Johannis 6, 12. verfinstern sich beide Gestirne auch beim Weltgericht, wie vorher beim Tode Christi. Hier steht noch insbesondere die Sonne zur Rechten in Beziehung mit den Seligen, der Mond zur Linken aber mit den Verdammten.

Sonnenstrahl,

Sinnbild der ausströmenden, in Wirksamkeit tretenden Kraft Gottes, wie die Sonne selbst Sinnbild Gottes ist. Daher auf fast allen Bildern der Verkündigung ein durch das Fenster einfallender Sonnenstrahl. — In der Legende der Heiligen deutet der Sonnenstrahl die Verbindung an, in welcher der Heilige, wenn er auch niedern Standes, ja in Knechts- und Magdgestalt auf Erden wandelt, dennoch mit dem Himmel

und seiner Macht und Herrlichkeit steht. Am öftesten wiederholt sich die Legende vom Sonnenstrahl, an welchen ein Heiliger seinen Hut, Handschuh, Mantel etc. aufhängt. Zuweilen geschieht es, um in einem besondern Fall das Wort des Heiligen zu bekräftigen oder seine Unschuld und Heiligkeit zu bewähren. Ausserdem aber als etwas Gewöhnliches, das nur gemeinen, sündigen Menschen ungewöhnlich erscheint. Es verhält sich mit den Sonnenstrahlen wie mit dem Licht. Sie stehen in einem ganz eigenthümlichen Verhältniss zur Jungfräulichkeit, sie gehorchen der Unschuld und geben sie zu erkennen. Vgl. die Artikel Jungfrau und Licht.

Am berühmtesten ist die heilige Notburga, eine fromme demüthige Magd, die, als sie einmal des Sonntags mähen sollte, zum Beweise, wie gottlos eine solche Forderung, den Feiertag zu entheiligen, sey, ihre Sichel an einem Sonnenstrahl aufhing. In gleicher Weise hing die heilige Milburga ihren Schleier auf, die h. Gudula ihren Handschuh; den Handschuh auch die h. Kunigunde. Haupt, Bamberger Legenden 57. Eben so der h. David in Schweden, der aber diese Gabe verlor, blos weil er einmal achtlos eine Kornähre zertrat. Afzelius II. 86. Metten an der Donau wurde von Karl dem Grossen da gestiftet, wo er gesehen hatte, wie ein frommer Einsiedler seine Axt an einem Sonnenstrahl aufhing. W. Müller, Donau I. 96. In Mörtl's Sagen aus dem Bayerwald 89. heisst der Einsiedler Utto. In den *Actis SS.* und Heiligenkalendern wiederholt sich dasselbe Sinnbild oft. St. Goar, von dem die bekannte Stadt am Rhein den Namen hat, hing seinen Hut an einem Sonnenstrahle auf, St. Florens vor König Dagobert seinen Mantel, St. Amatus und Amabilis ihre Handschuhe etc. Bischof Lucian pilgerte nach Rom, sich dort zu rechtfertigen, und hing sein von der Reise nasses Kleid am nächsten Sonnenstrahl auf. — Heidut, der frömmste Mann in Pulsnitz in der Lausitz, konnte seine Kleider beliebig an den Sonnenstrahlen aufhängen. Das ärgerte den Teufel, der sich ihm daher einmal in der Kirche sichtbar machte, wie er gerade die Sünden der Gemeindeglieder auf

eine Bockshaut schrieb, die zu kurze Haut aber mit den Füssen weiter ausspannen wollte und darüber hinter sich fiel, mit einer so lächerlichen Geberde, dass Heidut darüber lachen musste. Von Stund an aber konnte Heidut seine Kleider nicht mehr an einen Sonnenstrahl aufhängen, seine Heiligkeit war dahin. Darüber erboste er sich, fluchte und wurde völlig ruchlos, bis ihn der Teufel holte. Seitdem befand er sich bei der nächtlichen wilden Jagd, bis ihn ein frommer Mönch in eine Fichte bannte, aus der er noch zuweilen bei Nacht sein Jagdhorn tönen lässt. Gräve, Volkssagen der Lausitz S. 120.

Sonnabend.

Die Feier dieses Tages bezieht sich auf die des Sonntags. Wie die Sonne Christum bedeutet, so der Sonnabend, aus dem die Sonne hervorgeht, Marien, aus der Christus hervorging. Die Legende von dem Marienbild in Constantinopel, welches Sonnabends seinen Schleier gelüftet habe, um anzudeuten, man solle ihr diesen Tag heiligen, wurde nicht Ursache der marianischen Sonnabendfeier, die in einer viel tiefern Symbolik begründet ist. Sinniger als jene Legende ist die Tradition, nach welcher am Ostersonnabend unmittelbar nach dem Tode des Heilands auch sein eigner Jünger an seiner Auferstehung gezweifelt und nur seine Mutter im Glauben nicht gewankt habe. Demnach sey an diesem Sonnabend auch der christliche Glaube ausschliesslich in Marien concentrirt gewesen. Sehr sinnig ist auch die Deutung des Sonnabends als des, nach altjüdischem Begriff zur Ruhe bestimmten Samstags. Die Ruhe und Stille dieses Tages entspricht der himmlischen Ruhe und Milde Maria's. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 436. Während der grossen Judenverfolgungen im Mittelalter legte man besondern Werth darauf, Kirchen Unsrer Lieben Frau gerade auf den Trümmern zerstörter Synagogen zu erbauen, räumlich das ausdrückend, was zeitlich der ihr geweihte Sonnabend im Gegensatz gegen den alten Judensabbath bedeutete. In Regensburg

nannte das Volk die über der alten Synagoge errichtete Kirche ausdrücklich „zur schönen Maria“, um damit den Contrast gegen das hässliche Judenthum zu bezeichnen.

Nach dem Volksglauben muss an jedem Sonnabend die Sonne scheinen, wenn auch nur kurz, und zwar, weil an diesem Tage die Gnadenmutter auf der Flucht nach Aegypten die Wäsche des heiligen Kindes wusch und auf einem Dornstrauch trocknete. Christussagen, Erfurt, S. 9. Nach einer andern eben so schönen Legende geht die Gnadenmutter alle Freitage durch's Fegfeuer, da küssen die armen Seelen den Saum ihres Kleides und weinen ihn nass. Daher muss Sonnabends die Sonne scheinen, um ihn wieder zu trocknen. Grimm, Mährchen III. 253.

Sonntag.

Die Juden feierten ihren Sabbath am letzten Tag in der Woche, als dem Ruhetage nach gethaner Arbeit. Die Christen feiern den Sonntag an dem ersten Tage der Woche, im Hinblick auf das Werk, welches erst beginnt und zu dem sie sich stärken. Das hängt genau mit dem Gegensatz der beiden Solstitien zusammen. Johannes dem Täufer gehört die Sommersonnenwende, von wo an die Nachtseite des Jahres hereinbricht, Christo aber die Wintersonnenwende, von wo an die Lichtseite des Jahres ihre Herrschaft beginnt. Der Täufer ist letzter Vertreter des überwundenen Judenthums, mit ihm sinkt es in die Nacht. Christus aber führt dem ewigen Licht und Tag entgegen.

Nicht am letzten Schöpfungstage, dem Sabbath, sondern am ersten, dem Sonntag, sprach Gott: „Es werde Licht!“ Und wiederum an einem Sonntag ward Christus, das Licht aller Geister, in die Welt geboren. Und wieder an einem Sonntag stieg er auf von den Todten, und wieder an einem Sonntag ward der heilige Geist ergossen. Vgl. *Rupertus Tuitensis, de divin. offic.* III. 16. Rippel, Alterthumb der Ceremonien S. 425. Strauss in seinem Kirchenjahr S. 19. 27

macht darauf aufmerksam, wie der christliche Sonntag mit seinen mannigfachen beweglichen und unbeweglichen Festen und Octaven das starre Einerlei des jüdischen Sabbaths durchbrochen und auch in dieser Beziehung das todte Gesetz zu lebendiger Freiheit geläutert habe.

Manche volksthümliche Namen einzelner Sonntage erklären sich aus besondern Umständen. So der Palmsonntag von den Palmen, mit denen man sich an diesem Tage zum Andenken an den Einzug Christi in Jerusalem schmückt. Der Augensonntag von den Anfangsworten des Psalmes *Oculi mei*. Der weisse Sonntag, der erste nach Ostern, von den weissen Kleidern der Täuflinge. Der Todtensonntag (*lactare*), vom sogenannten Todaustreiben (man warf ein Sinnbild des Todes oder eigentlich Winters in's Wasser). Der Rosensonntag von der goldnen Rose, die der Papst an diesem Tage einweiht. Der schwarze Sonntag (*Judica*), weil er für einen Unglückstag gehalten wurde. Der goldne Sonntag, der auf einen Quatember folgt (Haltaus, Jahrzeitbuch S. 254.).

Bei den ältesten Christen hatte der Sonntag mehr Stunden, als jeder andere Tag, indem man noch der verlängerten Feier wegen einige Nachtstunden hinzurechnete. Binterim, Denkw. V. 1. 138.

Der Sonntagsbuchstabe des Jahres erklärt sich aus der Zählung aller Tage des Jahres vom 1. Januar an nach Buchstaben, aber nur von *A* bis *G*. Fällt nun der erste Sonntag im Jahr auf *A*, oder *B*, oder *C* etc., so muss auch jeder andere Sonntag desselben Jahres auf denselben Buchstaben fallen.

Was die Sonntagsfeier betrifft, so findet auf sie noch das alttestamentalische Sabbathgebot: „Du sollst den Feiertag heiligen," seine Anwendung, jedoch mit der Einschränkung, die nach Matthäus 12, 5. im neutestamentalischen Sinne geboten ist, sofern Christus selbst eine übertriebene pharisäische Strenge der Sabbathfeier in allen Fällen verwarf, wenn dadurch gute Werke verhindert werden könnten. Nur gemeines Tagewerk zu eigenem Nutzen ist verboten. Dafür dient zum

schönsten Sinnbild die Sichel der heiligen Notburga. Als die Frau dieser heiligen Leibeigenen dieselbe zwingen wollte, an einem Sonntag Gras zu mähen, hing sie ihre Sichel an einen Sonnenstrahl auf, zum Zeichen, dass Gott selbst an diesem Tage ihre Arbeit nicht wolle.

Sophia,

der griechische Name der Weisheit, personificirt in den Sprichw. Salomonis 8, 22 f., Weisheit Sal. 7, 22 f., Sirach 1, 1 f., 24, 8 f., wo sie zugleich charakterisirt ist, als das Wesen, was zuerst bei Gott war vor allen andern Dingen und was er sodann offenbarte durch den heiligen Geist. Sofern nun der Geist im Hebräischen (*ruah*) gleichfalls ein Femininum ist, so wurde von den Gnostikern Sophia mit dem heiligen Geist identificirt und als das Urweib genommen, welches Gott, als dem Urmann, beigesellt gewesen, eine Häresie, die ihre Erklärung in den orientalischen, insbesondere indischen Vorstellungen von einem dualistischen, mannweiblichen Weltprincipe findet. Daher auch die Manichäer, wie die Gnostiker, die Sophia in diesem falschen Sinne auffassten, weil auch sie orientalischen Pantheismus in das Christenthum übertrugen. Vgl. Neander, gnostische Systeme S. 212. 232. Baur, manichäische Relig. 219. Dessen Dreieinigkeit I. 157. Die Brahminen in Indien lehren, das höchste Wesen, Brahma, sey zuerst ganz allein in der Welt gewesen, und seine Einbildungskraft sey als die Göttin Maja aus ihm herausgetreten und habe ihm in ihrem geheimnissvollen Schleier die Bilder der künftigen Schöpfung enthüllt. Diese Vorstellung ging offenbar vom Orient in die gnostische Deutung der angeführten salomonischen Stellen über.

Nach der Lehre des Gnostikers Valentinus war Sophia unter allen Aeonen oder göttlichen Urkräften die letzte (der Drang des Wissens), wollte, sich über alle andern Aeonen wegsetzend, unmittelbar in das unerforschliche Wesen Gottes eindringen und mit ihm eins werden, wurde aber für diesen

Frevel bestraft, in ihre Schranken zurückgewiesen und gebar hier, als Frucht ihrer unzeitigen Begierde, die Achamoth. Diese nun war der Geist, der über den Wassern schwebte, der Schöpfer, der aus dem Chaos die irdische Welt hervorrief, in sie übertragend ihren innern Zwiespalt und ihre heisse Begierde. Die ganze sichtbare Natur ist nach dieser Lehre das Produkt einer irregeleiteten Begierde. Die Welt hat keinen Vater, sondern nur eine Mutter. Nicht ein männlicher Gott, sondern nur ein Weib, das wieder nur von einem Weibe ohne Mann geboren ist, hat sie hervorgebracht. — Der Gnostiker Bardesanes erlöste die Achamoth, indem er sie mit Christo, dem in ihre Finsterniss von Gott hinabgesendeten Lichtprincip, vermählte und sogar im Crucifix mit ihm identificirte; denn in der Kirche des Bardesanes wurde ein gekreuzigter Hermaphrodit angebetet, auf der einen Seite Christus mit der Sonne, auf der andern ein Weib (Achamoth) mit dem Mond. — Die Ophiten liessen dieselbe Achamoth, des himmlischen Lichts unkundig, in die Finsterniss fallen und dort den Jaldabaoth als Herrn der niedern Welt gebären, der sechs andere Geister zeugt. Sie ist seitdem der Aether, er mit den sechs Geistern der Planetenhimmel. Auch hier tritt Christus erlösend ein. — Der Name Achamoth soll eine heftige Begierde, besonders der Schwangern, bedeuten. Solche Personificationen der ungöttlichsten Menschentriebe nun wollten die Gnostiker dem Christenthum als göttliche Wesen octroyiren.

In die Symbolik der Kirche hat sich nichts von diesen Irrlehren verirrt. Zwar kann man die naive Vorstellung des ersten Schöpfungstages auf Glasgemälden der mittelalterlichen Kirchen insoweit hieher beziehen, als Gott Vater vor der noch ungeschaffenen Welt als vor einer glänzend weissen leeren Kugel steht, die man als Spiegel seiner Contemplation dem Schleier der Maja ähnlich glauben könnte. Indess haben die ehrsamen altdeutschen Meister bei den Glaskugeln wohl nur an die erste Lichtwelt gedacht vor der Scheidung der Elemente und Gestirne.

Eine andere Personification der göttlichen Weisheit ist die heilige Sophia, eine römische Matrone, die mit ihren drei Töchtern, Fides, Caritas und Spes, den Martyrertod litt. Obgleich als historische Person den Heiligen zugezählt, hat sie doch zugleich allegorische Bedeutung. Ihr Tag, der 15. Mai, fällt zusammen mit der Zeit des ersten Trinitatissonntags und bringt Glaube, Liebe und Hoffnung insofern in Beziehung auf die Dreieinigkeit, die passive Drei in der Menschheit (wurzelnd in der Weisheit) gegenüberstellend der activen heiligen Drei in der Gottheit. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 285.

Sperling,

der geringste unter den Vögeln und von denen doch keiner ohne Willen Gottes auf die Erde fällt. Matth. 10, 29. Luc. 12, 6. Also Sinnbild des Proletariats, der geringsten und elendesten Menschen, die dennoch unter Gottes Schutz stehen und einen Vater an ihm haben. — Sperlinge sind Attribut des heiligen Remigius, weil sie sich zahm um ihn sammelten. Ein Sperling ist auch Attribut des heiligen Dominicus, weil der Teufel ihn in der Gestalt dieses Vogels zu ärgern suchte.

Spiegel,

Sinnbild der reinsten Aufnahme und Wiedergebung des Empfangenen, daher Attribut der christlichen Tugenden *veritas* und *prudentia*. Vorzugsweise aber Sinnbild der Jungfrau Maria und ihrer unbefleckten Empfängniss. Gott Vater spiegelte in ihrer Jungfräulichkeit sein Ebenbild im Sohne. Marian. Liederschatz. Augsb. 1841. S. 25. 289. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, herausg. von Grimm, S. XXXI. v. Schack, dram. Lit. d. Spanier II. 414. Maria heisst darum auch Spiegel der Weisheit, Spiegel der Wonne. Wackernagel, Kirchenlied S. XV. Haupt, Zeitschr. IV. 523.

Wie der Leib Christi in der Hostie sich vervielfältigt, wird verglichen mit der Sonne, die in jedem kleinsten Stück

eines zerbrochenen Spiegels immer dasselbe ganze Sonnenbild spiegelt, *integer in fragmentis. Menetrei. symb.* p. 152.

Nach der pantheistischen Lehre der alten Inder war die Natur selber der Spiegel Gottes. Einige Anklänge dieser Lehre gingen in die Gnosis der ersten christlichen Jahrhunderte über. Der Demiurg der Ophiten spiegelt seinen Gotteshass in der Finsterniss ab und aus diesem Spiegelbild entsteht Satan. Andere Gnostiker lassen den Adam in einen Spiegel schauen, den ihm der Demiurg vorhält, in sich selbst verliebt werden und dadurch seine himmlische Natur verlieren. Vgl. meine mytholog. Forschungen und Sammlungen S. 27 f. Neander, gnostische Systeme S. 216. 224.

Die Raskolniks (altgläubige Russen) bedienen sich nie eines Spiegels, weil sie ihn für eine dämonische Erfindung halten. Sie haben davon eine schöne Sage. Ein Mönch las in der heiligen Schrift die Worte: „Bittet, so wird euch gegeben.“ Zweifelnd, ob das wörtlich zu nehmen sey, und doch auch nicht geneigt, die Autorität der heiligen Schrift zu missachten, beschloss er, die Wahrheit jener Worte zu erproben, ersann sich etwas Ausserordentliches, und ging hin zum Czaar, ihn bittend, er möge ihm seine Tochter geben. Der Hof wusste sich vor Staunen kaum zu fassen. Die Prinzessin aber sagte, sie wolle die Seinige werden, wenn er ihr ein Ding verschaffe, in dem sie sich ganz naturtreu vom Kopf bis zu Füssen beschen könne. Die Spiegel waren nämlich damals noch nicht erfunden. Der Mönch entfernte sich ziemlich bestürzt, denn wo sollte er so ein Ding finden? Inzwischen stiess er auf einen gefangenen Dämon, den er unter der Bedingung frei liess, dass er ihm jenes Ding verschaffe. Da machte der Teufel den Spiegel und der Mönch trug ihn zur Prinzessin hin. Diese musste nun Wort halten und die Seinige werden. Aber der Mönch, als er auf diese Weise erfuhr, wie die Worte der heiligen Schrift ihn nicht betrogen hätten, sondern die lautere Wahrheit enthielten, bewunderte die Grösse Gottes und begnügte sich damit, sie erkannt zu haben, ohne von dem Mittel der Hölle, die ihm

dabei gedient, weiter Gebrauch zu machen. Der schönen Braut freiwillig entsagend, ging er zurück in seine klösterliche Einsamkeit. Die Prinzessin aber fürchtete den dämonischen Zauber nicht und bediente sich des Spiegels, was alle andern Frauen und Mädchen nachahmten. Vgl. Morgenblatt 1827. S. 771.

Nach einer schönen Legende in Steills Ephemeriden (28. März) sah die eben so reizende als leichtsinnige Maria Villana, als sie eben prächtig geschmückt zu einem Tanze ging, im Vorübergehen ihr Bild im Spiegel zur Teufelsfrazze entstellt, bekehrte sich von Stund an und wurde eine Heilige.

Dagegen zeigte sich nach der Legende dem heiligen Tommasuolo einmal die ganze Passion Christi im Spiegel. Vasari, Leben der Künstler II. 140. Ein Spiegel ist auch Attribut des heiligen Geminianus, weil man darin, wenn er ihn gegen sein Herz hielt, das Bild einer Jungfrau, d. h. der Jungfräulichkeit seines Herzens sah.

Der Spiegel der Wahrheit wird auch oft zum Scherz gebraucht, um Eitelkeit und Thorheit zu beschämen. So in dem Mährchen, in welchem die Mädchen sich eines solchen Spiegels bedienen, um ihren Liebhaber kennen zu lernen, und darin gerade den Schönsten, der Allen am meisten gefallen hat, mit zwei mächtigen Eselsohren prangen sehen. So kaufte einmal ein König einen ganz gemeinen Spiegel, gab ihn aber für einen Zauberspiegel aus, in dem er Jeden in seiner wahren Gestalt sehen könnte, und nun wollte keiner seiner Höflinge sich ihn vorhalten lassen.

Spinne,

Sinnbild des bösen Triebes, der aus Allem Gift saugt, im Gegensatz gegen die Biene, die aus Allem Honig saugt. Eine Spinne über dem Kelch ist Attribut des heiligen Norbert und des heiligen Bernhard von Constanz, weil diesen beim heiligen Sakrament eine giftige Spinne in den Kelch fiel, den sie gleichwohl ohne Schaden austranken. — Die Tarantel,

die grösste Spinne im südlichen Italien, deren Stich eine nur mit dem Tode endende Tanzwuth erzeugen soll, empfing diese verderbliche Gabe nach dem apulischen Volksglauben durch den Fluch eines Priesters, der die Monstranz bei einem Haufen Tanzender vorbeitrug, ohne dass diese auf ihn geachtet und das Heiligthum geehrt hätten. Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens. Hamb. 1793. S. 102.

Spinnengewebe vergleicht Jesaias 59, 5. 6. mit nutzlosem, schlechtem Treiben. Dagegen ist der sogenannte fliegende Sommer, die in der Luft herumfliegenden silberweissen Spinnweben, nach dem Volksglauben der letzte Rest der Fäden, in welche der weisse Schleier der Maria, indem er ihr bei ihrer Himmelfahrt entfiel, von den Winden zerrissen und aufgelöst wurde. — Spinnweben dienen in der Legende auch oft zum Schutz der Heiligen. St. Truterca, eine Jungfrau zu Verona im 7ten Jahrhundert, wurde von dem Fürsten Oswald mit Liebe verfolgt, hatte sich aber Christo allein ergeben und in eine Höhle geflüchtet, in der sie durch Spinnweben verborgen wurde, als der Fürst sie suchte. 5. Mai. Durch dasselbe Wunder wurde St. Caninus und Felix von Nola gerettet. In muhamedanischen Legenden wird dasselbe von der Flucht des Königs David (und Muhamed) erzählt.

Sprache.

Gott verwirrte die Sprache der Menschen beim Thurmbau zu Babylon, und verlieh den Aposteln und Jüngern Jesu die Gabe, alle Sprachen zu reden bei der Ausgiessung des heiligen Geistes, ja er machte sogar in ausserordentlichen Fällen Thiere reden, um den Unglauben und die Verstocktheit der Menschen zu beschämen, wie den Bileam durch seine Eselin. Darin liegt die Lehre, dass die conventionelle Sprache, wenn sie sich von der göttlichen Wahrheit entfernt, in Trug und Nebel zerfährt, während in jener Wahrheit selber die Kraft liegt, sich auch auf ganz unconventionelle Weise gegen alle gemeinen Gesetze der Natur auszudrücken. Nirgends

tritt das Wunder so energisch dem Gewohnheitsdünkel der Menschen entgegen und schneidet so scharf in ihre Vorurtheile und in ihre Selbsttäuschung, in ihr falsches Sicherheitsgefühl ein. Das Wunder aber ist zugleich dasjenige, was sich am häufigsten wiederholt hat und in den Ekstasen frommer Seherinnen noch heute wiederholt. Dass die Gabe der Sprache eine andere Quelle hat, als die conventionelle Sprachübung in den Schulen, erhellt schon aus den gewöhnlichsten Wahrnehmungen bei Somnambulen.

Auch die babylonische Sprachverwirrung dauert gewissermassen noch fort im *bellum omnium contra omnes* in den gottvergessenen und gottverlassenen Wissenschaften.

An die Stelle der durch Gottes Zulassung redenden Thiere sind aber in unsern Tagen die redenden Tische getreten, die nichts von Gott wissen, eine Uebertragung der Besessenheit vom Menschenfleisch auf das Holz, ganz im Charakter einer Zeit, die statt der Thierkräfte nur noch Eisen, Holz und Wasserdampf braucht und überall den lebendigen Organismus durch todten Mechanismus ersetzt. Die anorganische Natur wird auf diese Weise zum riesenhaft vergrössernden Hohlspiegel der organischen und der Dämonismus, der ursprünglich concentrirt war im ersten gefallenen Engel Lucifer, nachher sich an die Menschheit machte und in den Thieren sich ausbreitete, nimmt jetzt seine ungeheuerlichste Ausdehnung auch auf die nicht athmenden Kreaturen. Das ist die Ausgiessung des unheiligen Geistes.

Staar.

Der sogenannte Rosenstaar (*sturnus roseus*) ist in Armenien als Heuschreckentödter sehr beliebt und geehrt. Von ihm geht die Sage, er erscheine sogleich, wo eine Flasche mit Wasser aus der St. Jacobsquelle am Ararat aufgestellt werde. Die Pilger holen sich daher solches Wasser und stellen es aus, sobald sie verheerende Heuschreckenzüge merken. Moriz Wagner, Reise zum Ararat S. 183.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

Das deutsche Journalwesen. Von W. M. 1
Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von F. J. G. 33
Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. Von F. K. ... 74
Ueber die Hochebene von Bogota. Von Alexander v. Humboldt 97
Trostworte für Kleingläubige. Von H. E. 120
Frankreichs Handel mit dem Auslande insbesondere mit Deutschland. Von Depping 142
Germanische und romanische Naturbetrachtung. Von H. H. 188
Ueber die Lesevereine in Deutschland. Von E. S. 239
Ueber den Grund, das Wesen und die Grenzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. Von Dr. Schellwitz 252
Die Holznoth. Von Payins 282
Kurze Notizen 309

Stab,

Werkzeug und Sinnbild 1) der Unterstützung, Sicherung, Stärkung = Wanderstab: „Ob ich schon wandelte im finstern Thal, fürchte ich mich nicht, denn du bist mein Stecken und Stab," Psalm 23, 4; 2) der Hut und des Schutzes = Hirtenstab, Bischofstab, Scepter; 3) der Bestrafung = Stock. Daher bei Zacharias 11, 7. das Gleichniss vom Stabe Sanft und Stabe Wehe. In dem Zauberstabe, wie er z. B. dem Moses verliehen war, liegen alle diese Begriffe beisammen.

Anders verhält es sich mit dem Symbol des blühenden Stabes. Ein alter, dürrer Stab, der auf wunderbare Weise wieder grünt und blüht, ist Sinnbild der Jungfrau Maria, welche gebar und doch Jungfrau blieb, und mit Bezug hierauf Sinnbild des Priesterthums, welches, obgleich in jungfräulicher Keuschheit verharrend, doch die schönsten Blüthen für die Menschheit entfalten und die reichsten Früchte tragen soll. Daher die symbolische Identität der beiden blühenden Stäbe des Aaron und Joseph. Nach 4. B. Mosis 17, 8. sollte derjenige der zwölf Stämme das Priesterthum erhalten, dessen dürrer Stab grünen würde. Da grünte von zwölf Stäben nur der Stab des Stammes Levi, der Stab Aarons, und davon leitet sich die Priesterwürde im Stamm Levi her. Ganz eben so grünte dem apokryphischen Evangelium zufolge der Stab Josephs, als Maria dem vermählt werden sollte, dessen dürrer Stab grünen würde. Die Beziehung des älteren Stabes auf den jüngeren wurde getragen durch die in den Propheten lebendige Vorstellung von der Ruthe Jesse, d. h. dem Zweig aus dem Stamme Isai's, aus dem die Rose Maria sprossen sollte. Eine der Lieblingsvorstellungen des Mittelalters. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 118. Der blühende Stab Josephs, indem er den des Aaron nur wiederholt, bezeichnet die Maria selbst in doppelter Weise: 1) weil sie als die schönste Rose der Welt aus dem dürren Stab des Judenthums sprosste, wie der heilige Leib Jesu Christi auferstehen

wird, der alte Tempel Davids aber zerbrechen muss; 2) weil sie, eine keusche, unfruchtbare Jungfrau, dennoch Mutter wurde. — Im Verlauf der Zeiten hat sich eine jüdische und daran anknüpfend eine christliche Legende von diesem wunderbaren Stabe ausgebildet, die ihn unmittelbar aus dem Paradiese herleitet. Der fromme Seth, heisst es, empfing einen Zweig aus dem verlornen Paradiese und erbte ihn fort auf Henoch, Noah, Abraham, Joseph, Moses und Aaron, David und in dessen Geschlecht bis zum jüngern Joseph, dem Manne Maria's. Vgl. Hofmann, Apokryphen S. 60. Auf Bildern, in denen die Propheten mit der Gottesmutter in Beziehung kommen, hat Aaron immer den blühenden Stab. Vgl. *Didron, man.* p. 94. 100. 290. An der goldnen Pforte zu Freiberg in Sachsen trägt auch Abraham den sprossenden Stab, als Zeichen, dass aus seiner Nachkommenschaft Maria hervorgehen werde.

Der blühende Stab kommt auch mehreren Heiligen zu, sofern ihre dürren Stäbe grün ausschlugen, um ihre Heiligkeit zu beurkunden. St. Tresanus, Priester zu Avenay in der Champagne im 6ten Jahrhundert, war sehr fromm. Einst schlief er im Freien und steckte seinen Stab neben sich in die Erde. Als er erwachte, war ein grosser Baum daraus erwachsen, unter dem eine Quelle hervorströmte, die gegen Fieber hilft. 7. Februar. Aehnliche Wunder berichtet die Legende vom heiligen Fingar, Melorus etc. Mehr nur der Dichtung gehören die blühenden Lanzen der fränkischen Jungfrauen an, von denen die Kaiserchronik berichtet. Um Rolands Tod zu rächen, zogen diese Jungfrauen mit Karl dem Grossen gegen die Heiden, die da vor ihnen flohen, und als die Jungfrauen ihre Lanzen in die Erde steckten, begannen sie zu grünen und zu blühen. — Das Blühen des Stabes bei einer Wahl kehrt wieder in der Legende vom heiligen Johann, dem Lamme. Derselbe war ein Gutsherr und baute selbst das Feld, als ein Engel in Pilgergestalt ihm verkündete, er sey zum Bischof von Tongern gewählt, 631. Der erstaunte Johann sagte: Gewiss so wenig, als dieser Stab

blüht. Da grünte und blühte der Stab und wurde ein grosser Apfelbaum mit Aepfeln, die noch jetzt in den Niederlanden unter dem Namen der Johannisäpfel bekannt sind. Wolf, niederl. Sagen Nr. 141.

Als Reliquien geniessen besonders lebhafte Verehrung der Wanderstab des heiligen Rochus zu Bordeaux (*Mémoires de l'acad. celtique* IV. 271.) und der des heiligen Magnus zu Füssen, der jährlich um die Felder getragen wurde, um sie vor Ungeziefer zu schützen. Der Stab des heiligen Severus, eines Bischofs in der Normandie, leidet keine unreine Nähe. Ein Unreiner, der ihn berührt, wird wahnsinnig; ein Vogel, der sich auf ihn setzt, muss sterben. *Acta SS.* 1. Februar. Ein viele Uebel heilender Stab des heiligen Cyriacus wird geschildert in *Nieremberg*, *hist. nat.* 429.

Stall.

Der Stall, in welchem Christus geboren wurde, hat symbolische Bedeutung. Er steht nicht nur als schlechteste Erdenwohnung im grellsten Contrast mit dem Herrn des Himmels, sondern charakterisirt namentlich auch die thierische Seite des Menschlichen, indem der Herr, niedersteigend zur Erde, die Menschen nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit Thieren finden musste. Zugleich ist der Stall ein Gegenbild des Paradieses; wie in diesem die Thiere noch unschuldig mit den unschuldigen Menschen in aller Freiheit lebten, so sind dagegen im Stall die Thiere eingesperrt, gleiche Noth leidend wie die Menschen.

Stammbaum.

Eine besonders in der Glasmalerei der hohen gothischen Kirchenfenster sehr beliebte Darstellung ist die des Stammbaumes Christi. Ein vielverzweigter Baum wächst aus dem unten liegenden Jesse (Isai, Davids Vater) heraus und bildet mit seinen Aesten die Rahmen zu Vignetten, in denen die

Lebensgeschichte des Heilandes in mehr oder weniger Bildern vollendet wird. Die Zweige des Baumes verhalten sich hier zu den Vignetten des Lebens Jesu wie die Einrahmungen der grossen Rosenkränze. Siehe d. Art. Rosenkranz.

Staub,

Sinnbild der Nichtigkeit alles Leiblichen. Vgl. d. Artikel Asche und Erde. Staub ist Erde. Der Mensch wird vom Staube genommen und wieder zu Staub. Daher sich mit Staub bestreuen ein Zeichen der Trauer, ein Sichvorbereiten auf den eigenen Tod. Josua 7, 6. 1. B. Sam. 4, 12. 2. Buch Sam. 1, 2. — Andrerseits preist wieder ein schöner Hymnus des Pater *Venerabilis* den Staub, der so hoch erhoben worden, dass alle Engel zu ihm schauen, nämlich in der Menschwerdung des Heilandes. Vgl. Fortlage, christl. Gesänge S. 31.

Stein,

Sinnbild des Festen, Unumstösslichen in der Gründung der christlichen Kirche. Christus selbst nennt sich den Stein, den die Bauleute verworfen haben und der doch zum Eckstein geworden ist, worauf auch schon bei den Propheten hingewiesen wird. Psalm 118, 22. Jesaias 28, 16. Matth. 21, 42. Marcus 12, 10. Lucas 20, 17. Apostelgesch. 4, 11. Sodann gründet Christus seine Kirche auf Petrus, das ist der Fels oder Stein. — Christus wird ferner mit einem Stein verglichen, sofern aus dem Gestein die Quelle fliesst. Moses, der an den Felsen schlägt, dass eine frische Quelle hervorspringt, wurde Vorbild Christi, der sein Blut vergiesst als Quell aus dem eigenen Leibe, um die kranke Menschheit zu heilen. Weil aus Christo aber auch das Feuer der Liebe und göttlichen Weisheit in die Welt leuchtet, vergleicht ihn ein Hymnus des Prudentius auch mit dem Feuerstein. Fortlage, christl. Gesänge S. 121.

Ein Stein im Gewand oder in der Hand des heiligen

Stephanus bedeutet auf alten Bildern, dass er gesteinigt worden. So auf dem berühmten Genter Altar. Denselben Tod erlitt schon Jeremias, der Apostel Jacobus *minor*, Timotheus, an den Paulus seine Briefe schrieb, und viele Heilige. Die heilige Appia wurde gesteinigt, nachdem sie mit halbem Leibe war in die Erde eingegraben worden. — Der heilige Hieronymus wird oft mit einem Stein gemalt, mit dem er sich zur Busse auf die Brust schlug. Fiorillo II. 423.

Viele Steine sind Reliquien geworden durch die Fussspuren von Heiligen, die sich in dieselben eingedrückt haben. Vgl. *Majoli, defens. imag.* 77.

Steine des Anstosses und Aergernisses sind Sinnbilder der Störrigkeit und Unbeugsamkeit, die sich dem Heiligen nicht unterwerfen will und das Heil verschmäht. So die Steine, die der heilige Patricius verfluchte. *Nieremberg, hist. nat.* 444.

St. Albert von Ogna ist der Heilige, der den festen Stein trennt, den zerbrochenen wieder zusammenfügt. Dieser Heilige des 12ten Jahrhunderts lebte als armer Bauer und wurde auf dem Felde oft von seinen Kameraden geneckt. Einmal legten sie ihm einen Stein in's Gras, aber seine Sense schnitt ihn leicht mitten durch. Ein andermal machte er ein Glas, das ein Mädchen zerbrochen hatte, durch sein Gebet wieder ganz. Als er sterben wollte und der Priester mit dem Sakrament zu lange ausblieb, kam eine Taube geflogen und brachte ihm die Hostie.

Der einsam auf einem Stein im Meer büssende Heilige ist St. Gregor auf dem Stein. König Marcus hinterliess einen Sohn und eine Tochter, die in verbotener Liebe zusammen den Gregorius zeugten. Das Kind wurde ausgesetzt und trieb auf dem Meere, wurde jedoch wunderbar erhalten. Als Gregorius herangewachsen war, fand er seine Mutter, ohne sie zu kennen, als Wittwe und ward ihr zweiter Gemahl. Sobald er aber entdeckte, wer sie sey, verliess er den Thron

und lebte siebzehn Jahre lang auf einem aus dem Meer vorragenden Felsen, an den er sich hatte anketten lassen. Den Schlüssel zum Schloss der Kette aber warf er in's Meer. Da erscholl zu Rom, als der Papst gestorben war, eine Stimme vom Himmel, man solle den frommen Büsser auf dem Steine zum Papst wählen. Indem man ihn suchte und fand, brachte auch ein Fisch den Schlüssel zu der Kette, und Gregor, von seiner Sünde durch schwere Busse gereinigt, wurde Papst. Auch seine Mutter fand er wieder und ertheilte ihr Absolution. — Es ist ungewiss, ob diese Legende an Papst Gregor I. anzuknüpfen ist, doch wohl eher als an einen späteren. Die Legende steht in den *Gestis rom.* Nr. 81. Dieselbe Geschichte wird aber auch vom Einsiedler Barsissa und vom Jacobus Eremita erzählt. Die beste deutsche Bearbeitung des Gregor ist die in Versen von Hartmann von Aue, handschriftlich in Strassburg, herausg. von Lachmann. Vgl. dazu Lachmanns Nachträge in Haupts Zeitschr. V. 32 f. Dazu das deutsche Volksbuch. Eine alte lateinische Legende in Hexametern aus einer Münchner Handschrift in Haupts Zeitschr. II. 486. Vgl. über die Verbreitung der Sage Grässe, Literaturgesch. II. 2. 2. 984.

St. Liborius, ein frommer französischer Bischof des 4ten Jahrhunderts, gilt als Patron gegen Steinschmerzen. Als seine Reliquien nach Paderborn gebracht wurden, flog ein Pfau voraus und zeigte den Weg. 28. Mai. Sein Attribut ist ein Buch, auf dem kleine Steine liegen, und ein Pfau. Otte, Kunstarchäol. 2. 134.

St. Stephanus,

Protomartyr, der erste unter den heiligen Martyrern, der daher auch auf allen Kirchenbildern, auf denen sie unter den himmlischen Heerschaaren vorkommen, ihre Reihen anführt. Er wurde als Jünger Christi zu Jerusalem gesteinigt und betete sterbend für seine Mörder. Apostelgesch. 7, 59. Er wird am 26. Dezember gefeiert, als der erste Martyrer,

der im Himmel wiedergeboren wurde, nachdem am Tage vorher Christus auf Erden geboren worden. *Durandi, rationale* VII. 21. Dieser Tag heisst in alten Kalendern der grosse Pferdstag, und man liess an diesem Tage den Pferden zur Ader, was auf den Heiligen jedoch keinen Bezug hat, sondern aus einer älteren heidnischen Gewohnheit (mit Beziehung auf das in diese Zeit fallende Solstitium und die Rosse am Sonnenwagen) zu stammen scheint. Dagegen heisst der blutrothe Carneol der Stephansstein mit bestimmter Beziehung auf den Heiligen, von dessen Blut er, indem es auf ihn niederrann, gefärbt worden seyn soll.

Sterne.

Vgl. die Artikel Abendstern und Morgenstern. Der vom Himmel gefallene Stern bedeutet die gefallenen Engel, der sinkende Stern die nahe Nacht der Hölle. Der aufgehende Stern ist dagegen Verkünder des Morgens, des neuen Lichts und Segens, Sinnbild des Heilandes oder seiner Mutter.

Als Stern aller Sterne, Abend- und Morgenstern zugleich, muss der wunderbare Stern betrachtet werden, welcher den heiligen drei Königen vorleuchtete zur Krippe des Heilandes und dann verschwand. In früheren Zeiten hat Jedermann, dem Wortlaut der heiligen Schrift gemäss, darunter nur einen einzigen und zwar neuen Stern verstanden, der weder vorher dagewesen, noch später wiedergekommen sey. Als sich aber das Studium der Astronomie erweiterte, fiel man darauf, den Einen Stern in viele zu zerlegen und eine Constellation daraus zu machen. Man setzte voraus, bei der Schöpfung hätten alle Planeten wohlgeordnet beisammen gestanden, wie Wettläufer, wenn sie den Lauf beginnen sollten; nachher aber seyen ihre Bahnen nach einer vorausbestimmten Regel dergestalt auseinander gegangen, dass nur noch hin und wieder Annäherungen zwischen einzelnen Planeten (Conjunctionen) hätten vorkommen können, die dann je nach der Kraft des einzelnen Planeten und der verbundenen Kraft zweier oder

dreier eine ganz verschiedene Wirkung auf Erden hervorgebracht hätten. Bei Christi Geburt aber seyen alle Planeten wieder zusammengetreten in eine einzige grosse Constellation, wie bei der ersten Schöpfung, denn die Welt sey jetzt geistig wiedergeboren worden. Der berühmte Astronom Kepler bewies eine Conjunction wenigstens der Planeten Saturn, Jupiter und Mars in den Jahren Roms 747 und 748. Seitdem ist unendlich viel über diese Materie geschrieben worden, was man bei Sepp, Leben Jesu I. 35 ff., Ideler, Chronologie II. 410, Hofmann, Apokr. 129, fleissig verzeichnet findet. Es versteht sich von selbst, dass in einer solchen Constellation bei Christi Geburt ein schöner symbolischer Sinn liegt. Das ganze Weltgebäude kehrt gleichsam aus der Divergenz in die Convergenz, aus der Disharmonie in die Harmonie zurück, indem Gott selbst Mensch wird.

Inzwischen ist in den Evangelien nur von einem Stern die Rede, der den Magiern nach Bethlehem geleuchtet habe. Die ältern Erklärer haben daher mit Recht auch immer nur das Bild des Einen Sternes festgehalten und ihn zunächst auf den „Stern aus Jakob“ bezogen, der nach 4. B. Mosis 24, 17. dereinst aufgehen sollte. *Durandi, rationale* VI. 16. Der Stern der Magier leuchtete noch dem Heidenthum und Judenthum als deren sinkender Abendstern, und war zugleich aufgehender Morgenstern des Christenthums. Er steht daher auch in der Mitte der beiden Testamente, der sechseckige Stern zwischen zwei kunstreichen Verschlingungen in den Kirchen des Schwarzwaldes zu Herrenalb und Pforzheim. Merz im Kunstblatt 1845. S. 375. Auch die Gaben der Magier, Gold, Weihrauch und Myrrhen, stehen als Sinnbilder der Sonne und Gaben, die von den Heiden der Sonne dargebracht wurden, jetzt aber der neugebornen Geistersonne zu Bethlehem dargebracht werden, in Bezug auf den Stern, der als Morgenstern der Sonne vorhergeht. Vgl. Strauss, Kirchenjahr S. 135.

Uebrigens darf man nicht unbeachtet lassen, dass der Stern ausschliesslich den Magiern geleuchtet und von dem

übrigen Volk nicht gesehen wurde. Es war ein Stern, der nur in ihrer Nacht aufging, ein geistiges Licht, das nur für sie sichtbar am Himmel hervortrat. Nur sie waren gewürdigt, in reiner Seelen liebender Ahnung und reiner Geister treuer Forschung dieses heilige Licht zu schauen. Das Geheimnissvolle jener Sternerscheinung wird noch jetzt im Volksglauben geehrt. Der Stern der Magier soll nämlich in einem Brunnen verschwunden seyn, der noch jetzt gezeigt wird und in dessen Wasserspiegel der Stern noch immer sichtbar werde, aber nur für reine Jungfrauen. *Durandi, ration.* VI. 16.

In der griechischen Kirche wird der sogenannte Asteriscus, der kreuzförmig durchbrochene Deckel, den der Pope über die Hostie deckt, als Sinnbild des Sternes der Magier angesehen.

Mit eben diesem Stern der Magier fällt auch das marianische Sinnbild des Morgensterns zusammen, denn wie der Morgenstern die Sonne gleichsam gebiert, so Maria den Heiland. Der marianische Stern ist aber zugleich immer Stern des Meeres. Maria wird angerufen als *stella maris* nicht blos von Schiffern in Nacht und Sturm (Königsfeld, lat. Hymnen S. 188), sondern auch von allen Angefochtenen und Schwachen, die im Meer der Welt und Sünde unterzugehen fürchten, endlich auch von denen, über welchen die Wogen schon zusammengeschlagen sind. So wird Maria als Meerstern angerufen: „Erlös uns aus der höllischen Pein!“ Marian. Liederkranz, Augsb. 1841, S. 18. Unter dem Stern des Meeres wird aber in dieser Beziehung nicht mehr der Morgen-, sondern der Polarstern verstanden, der unverrückbar feststeht, bei dem allein Verlässigkeit ist.

Der meresterne staete stat
so ander sterne umbegant.

Bruder David von Augsburg nach Pfeiffer in Haupts Zeitschrift IX. 35. Einigemal wird der Meerstern auch mit dem leuchtenden St. Elmsfeuer verglichen, weil dessen Erscheinung anzeigt, dass der Sturm auf dem Meere sich bald legen werde. *Potho, de mirac. Mariae* p. 363. Passional in Pfeiffers Marienlegenden S. 83.

Zur Symbolik des Meersternes gehören zwei Auslegungen, die aus falscher Worterklärung erwachsen sind. Im Eifer der Liebe übersah man das Wahrscheinliche wie das Mögliche. So las man in der Vulgata 1. Mos. 1, 10: *et congregationem aquarum vocavit maria* (Gott nannte die Sammlung der Wasser Meer) das letzte Wort mit verändertem Accent als den Namen *María* und verstand unter den Wassern die Ströme der göttlichen Gnade. Ferner bezog man die Worte: „Und Gott schuf Himmel und Erde“ auf Joachim und Anna, „und die Erde war wüst und leer“ auf die Unfruchtbarkeit Anna's, das Fruchtbarwerden der Erde durch das Wasser auf die Empfängniss der Maria, endlich: „Es werde Licht!“ auf die Geburt der Maria. Vgl. *de Vega, theolog. Mariana* p. 930. Dieses Licht über den Wassern, welche die Erde befeuchtet haben, ist *maris stella*. — Die zweite Erklärung verwechselte die Uebersetzung des hebräischen Namens Maria (*mir* = Tropfen, *stilla* und *jam* = Meer) *stilla maris* mit *stella maris* und machte aus dem Meerestropfen (d. i. die Perle) einen Meeresstern. Vgl. Klöder, zur Gesch. der Marienverehrung S. 17.

Sterngruppen haben in der christlichen Symbolik immer die Bedeutung von harmonisch zusammenwirkenden Kräften im Dienste Gottes. Wie Lucifer, der böse Engel, als Abendstern gedacht wird, so werden auch gute Engel unter dem Bilde von Sternen gedacht, namentlich wenn sie zusammenwirken. Ja Maria selbst ist als Stern Vorbild der Engel, Königin der Engel wie der Sterne. Darum trägt sie eine Krone von zwölf Sternen. Offenb. Joh. 12, 1. Wackernagel, Kirchenlied S. 101. — Die zwölf Sterne, die sich vor Joseph in dessen Traumgesicht neigten, sind zunächst dessen Brüder, werden aber auch auf die zwölf Löwen vor dem Throne Salomo's, auf die zwölf Thierzeichen, durch welche die Sonne wandelt, und auf die Apostel Christi bezogen, dessen Vorbild Joseph und dessen Sinnbild die Sonne ist. — Die sieben Sterne dagegen an der rechten Hand des Herrn, nach Offenb. Joh. 1, 16, sind von jeher, gleich dem siebenarmigen Leuchter,

auf die sieben Geister Gottes oder auf die sieben Gaben des heiligen Geistes bezogen worden, nicht ohne Anspielung auf die sieben Planeten, deren Harmonie im materiellen Raum der Harmonie in der Geisterwelt zum Vorbilde diente. Vgl. Dante, Fegfeuer 29, 50. und 30, 1.

In den heidnischen Zeiten herrschte die Vorstellung, der Zusammenhang und die Ordnung der Welt sey bedingt durch die Harmonie der sieben Planeten, was man mit dem Sinnbild der siebensaitigen Lyra oder siebenröhrigen Pansflöte ausdrückte. Jeder Planet beherrschte gleichsam einen Ton und unter den sieben Tönen sollte stete Harmonie seyn. Diese Vorstellung bildete sich weiter dahin aus, dass die Planeten wirklich harmonisch tönten in der sogenannten Sphärenmusik, die aber nicht Jedermann hören könne. *Plato, de republica* 10. *Cicero, tuscul. quaest.* 1. *Athenaeus* 14, 13. Plinius, Naturgesch. II. 3. *Macrob. somn. Scip.* II. 1. *Riccioli, almagest.* II. 501. Eine Spur von dieser poetischen Vorstellung findet sich auch im Buch Hiob 38, 7: „Da mich die Morgensterne mit einander lobten und jauchzten alle Kinder Gottes.“ Ueber die Sphärenmusik findet man alles Nöthige beisammen in einer derselben ausschliesslich gewidmeten Monographie von Piper. Die christliche Symbolik kann indess davon nur das Sinnbildliche acceptiren, sofern sie unter den harmonisch tönenden Sternen Engel oder Geister Gottes versteht. Je mehr Sternenlehre in das Christenthum hineingezogen wurde, um so mehr kam es in Gefahr, in die Aeonenlehre der späteren Heiden auszuarten, daher die Kirche von der Symbolik der Sterne einen nur mässigen Gebrauch zu machen nothwendig erachtete.

Dante versteht unter den vier grossen Sternen, welche das Sternbild des südlichen Kreuzes bilden, die vier Cardinaltugenden, und lässt sie über dem Paradiese auf der Südhälfte der Erde strahlen; anderseits aber bezeichnet er drei nördliche Sterne als Glaube, Liebe, Hoffnung, die dem aus dem Paradiese gestossenen Geschlecht allein noch übrig geblieben. Fegfeuer I. 23. VIII. 91. Sie bilden zusammen ein Siebengestirn von göttlichen Kräften oder Schutzengeln in der

Menschheit. Das entfernt sich nicht von der anerkannten Symbolik der sieben Sterne an der Rechten Gottes und des siebenarmigen Leuchters. Dagegen muss die von Schiller beliebte, durchaus willkührliche Vertheilung der Sternbilder und Sterne an die Heiligen des Kalenders verworfen werden. Vgl. *Riccioli, almag.* I. 746. Piper II. 305.

Dem primitiven Sternfall in Lucifer nach Jesaias 14, 12. entspricht der allgemeine Sternfall am Weltende, nach der Offenb. Joh. 6, 13. und Matth. 24, 29. Es ist darunter aber nicht blos das Einstürzen des alten Weltgebäudes, sondern auch die von oben kommende Strafe Gottes gemeint. Die fallenden Sterne sind zugleich Kräfte Gottes, so namentlich der Stern, der den Brunnen des Abgrunds öffnet, Offenb. Joh. 9, 1. Als Gegenbild zu der Harmonie der Sterne gerathen nach den sibyllinischen Weissagungen (am Schlusse des 5. Buchs derselben) die Sternbilder am Weltende in Streit und kämpfen mit einander.

Sterne bedeuten, wenn sie als Attribute der Heiligen vorkommen, in der Regel die ihnen von oben mitgetheilte Kraft des heiligen Geistes. So der Stern auf der Brust des heiligen Bruno, des h. Nicolaus von Tolentino, auf der Stirne des h. Thomas von Aquino, Humbert, Valentin, in der Hand des h. Suidbert. Vor der Brust der h. Athanasia, der, während sie am Webstuhl ekstatisch wurde, ein leuchtender Stern auf die Brust fiel und darin verschwand, desgleichen zur Seite der h. Angela von Foligno, die gleichfalls in Ekstase von einem Stern beleuchtet wurde.

Der berühmte Wallfahrtsort Compostella (*campus stellae*) in Spanien hat den Namen von dem Stern, den der heilige Apostel Jacobus *major* auf seiner Pilgerschaft nach Spanien vor sich wandeln sah. Vgl. den Artikel Jacob. — Der heilige Johannes von Nepomuk trägt, wie Maria, einen Kranz von Sternen auf dem Haupte, weil sieben Lichter, über der Moldau schwebend, die Stelle bezeichneten, wo sein heiliger Leichnam unter dem Wasser lag, nachdem ihn Kaiser Wenzel hatte von der Prager Brücke in den Fluss stürzen lassen.

Stieglitz oder Distelfink.

Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 83. vergleicht diesen Vogel, weil er von Disteln lebt und doch so schön singt, mit Christo selbst. Das ist vielleicht mit ein Grund, warum der Vogel so oft auf der Hand des Christkinds gemalt worden ist. Von Correggio in Petersburg. Hand I. 136. Von Raphael in mehreren, jedoch zweifelhaften Bildern. Nagler, Künstlerlex. XIV. 495 f. Von Fr. Francia in der Gall. Giustiniani in Rom. Von Andrea del Sarto im Pallast Sciarra. Von Conegliano, Morone, Muzuola, Lippi, Mazzolino, Doni, Nelli, vgl. Waagen, Berliner Museum 1830, S. 22, 29, 44, 53, 65, 77, 80, 276. — Nach einer Dichtung von Fr. Kind bemalte Gott alle Vögel, die er aus Thon gemacht hatte. Zuletzt blieb der Stieglitz übrig und es war keine Farbe mehr da; Gott aber nahm die Reste von allen Farben und betüpfelte ihn damit, deswegen ist er so bunt. Die bunten Farben des Stieglitz sind mit Blutroth gemischt, ähnlich dem Kleide Josephs. Ein Sinnbild der guten Werke und Tugenden wie des Martyrerthums, daher auch aus diesem Grunde zum Attribut des Christkindes geeignet.

Stier.

Der Stier hat wegen seiner nützlichen Dienste beim Ackerbau und als Sinnbild der Fruchtbarkeit bei allen Völkern und von jeher eine gute und segensreiche Bedeutung gehabt. So auch im alten Testament. Vgl. 1. B. Mos. 33, 14; 49, 6. Psalm 22, 13. Jesaias 34, 7. Daher konnte aus Babylon die Stierform der Cherubim in den alttestamentalischen Cultus übergehen. Ja aus den Mysterien des griechischen Dionysos und persischen Mithras, in denen der Stier als Sinnbild der Jahresfruchtbarkeit jährlich geopfert wurde (entsprechend dem Tode des Sommers im Herbst), ging auch die sinnbildliche Vergleichung des Heilands mit einem segenbringenden Stier

hervor. *Lucas vero vitulus est, eo quod a Zacharia sacerdote inchoavit et Christi passionem et hostiam specialius pertractavit. Vitulus enim est animal Sacerdotum sacrificiis aptum. Comparatur etiam vitulo propter duo cornua, quasi duo continens testamenta, et propter quatuor pedum ungulas, quasi quatuor Evangelistarum sententias. Per hunc quoque figuratur Christus, qui fuit pro nobis vitulus immolatus. Durandi, rationale offic.* l. 3, 9.

Storch,

Sinnbild gerechten Wandels, weil er zur rechten Zeit im Jahre kommt und geht. Jeremias 8, 7. Nach einer dänischen Sage sollen drei Vögel um Christus am Kreuz geflogen seyn, der Storch, welcher rief: „Stärke ihn!“ die Schwalbe, welche rief: „Kühle (swale) ihn!“ und der Kiebitz, welcher rief: „Peinige ihn!“ Daher seyen jene ersten beiden Vögel geheiligt, und habe der Storch seinen Namen erhalten von: „Stärke ihn!“ der dritte Vogel aber sey verflucht. Gesellschafter 1832, S. 943. Als Schutzpatron der Storchnester in den Dörfern gilt der heilige Agricolus, weil sich um diesen frommen Einsiedler die Störche friedlich zu sammeln pflegten.

Strauss.

Dieser Vogel soll auf seinen Eiern nicht brüten, sondern dieselben nur unverwandt anschauen und die Kraft seines Blickes die Jungen darin lebendig machen. Conrad von Würzburg in seiner goldnen Schmiede Vers 528 f. verglich ihn daher mit der Gnadenmutter, die durch ihren Blick die Sünder rettet und zur Wiedergeburt begnadet. Nach einer alten deutschen Legende von der Kindheit Christi legte der Strauss, den einer der heiligen drei Könige nach Bethlehem mitbrachte (Kaspar), zwei Eier, aus denen ein Lamm und ein Löwe hervorgingen, die bekannten Sinnbilder des damals neugebornen Heilands. *Prätorius, Saturnalia* p. 363. — Eucherius dagegen verglich den Strauss mit einem Ketzer,

qui habere quasi videtur sapientiae pennas, volare tamen non potest. Pierii, hierogl. p. 231.

Strick,

Attribut des Teufels. In den altdeutschen und altfranzösischen Mysterien (geistlichen Schauspielen) zog der Teufel die Verdammten immer an einem Strick nach sich, daher noch das Sprichwort: „Der Teufel hat ihn am Seil.“ Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 268. Wie in Christo die wahre Freiheit, so ist im Teufel die wahre Knechtschaft. Christus löst, was der Teufel bindet und verstrickt. Der Strick ist ferner Attribut der Rahab (siehe diesen Artikel) und des heiligen Desiderius von Vienne, der mit einem Strick erwürgt wurde.

Stroh,

Sinnbild der Unfruchtbarkeit, Werthlosigkeit, im Gegensatz gegen Waizen, daher auch alles nichtswürdigen und eiteln Treibens der Menschen, ihrer Weltlust und Gottlosigkeit im Gegensatz gegen Frömmigkeit und gute Werke. „Mit Stroh geht ihr schwanger, Strohhalme gebäret ihr, Feuer wird euch verzehren.“ Jesaias 33, 1. Vgl. 47, 14. und Maleachi 4, 1.

Sünde.

Vgl. den Artikel Laster. Es gibt zweierlei Sünden, die des Geistes und die der menschlichen Natur, daher auch zweierlei Sünder, die Geister, deren Prototyp Lucifer (siehe diesen Artikel), und die natürlichen Menschen, deren Prototyp Adam. Sofern aber der Mensch selbst zweierlei Wesen in sich hat, neben dem natürlichen das geistige, so steht auch dem Adam ein Prototyp der Geistessünder gegenüber, das ist Judas Iscbarioth.

Nur für die Sünder der zweiten oder niedern Art gibt es Erlösung, die Sünde wider den Geist wird nie vergeben.

Darum kann nur Adams, aber nicht Lucifers Geschlecht erlöst werden. Darum ist Maria die allgemeine Fürbitterin für die menschlichen Sünder, kann es aber nicht seyn für die bösen Geister. Darum kennt die heilige Geschichte reuige Könige und Schächer, den reuigen Apostel Petrus und die reuige Magdalena, aber keinen reuigen Teufel. Hier steht die Typik christlicher Kunst und Poesie so fest wie das Dogma. Es kann daher auch nur durch gänzliche Verkommenheit der christlichen Idee und des kirchlichen Bewusstseyns erklärt werden, dass Klopstock sich erlauben durfte, in seinem berühmten „Messias" in dem Engel Abadonnah einen reuigen, sentimentalen und weinerlichen Teufel aufzustellen, und dass man solche Verkehrtheit ein Jahrhundert hindurch bewundert hat.

In der kirchlichen Bildnerei kommen die Sünder hauptsächlich vor als Reuige und Betende, als Begnadigte, als Büssende auf Erden oder im Fegfeuer, und als Verdammte in der Hölle. Sie gruppiren sich im Allgemeinen nach den sieben Todsünden oder Lastern. In grossen Massen theilen sie sich in Priester und Laien, jene unter einem Papst, diese unter einem Kaiser. Im Mittelalter hatte man keine Scheu noch Furcht, auch die Höchstgestellten als Sünder zu bezeichnen. Keine cäsareopapistische Censur und Polizei, keine Aufklärung und classische Schule verbot, einen schlechten Papst oder tyrannischen Kaiser in den Flammen der Hölle zu malen. Von den modernen „Ankünften im Elysium", welche der Cultus des Genius jedem berühmten, und die servile Kunst jedem vornehmen Sünder vindicirt, war damals noch nicht die Rede.

Die Reue wird bezeichnet durch Knieen und Beten, die Gnade durch den über die Sünder gebreiteten Mantel Mariä, die Busse durch Flammen ohne Teufel, die Verdammniss durch verzweiflungsvolle Mienen und durch die Teufel, die an den Unseligen das Henkeramt üben.

Rubens malte die Prototypen der Reue, Magdalena, Petrus, David und den Schächer knieend vor Christo. Das Bild

befindet sich in der Pinakothek in München. Es ist mir nicht bekannt, ob ausser den Bildern des Weltgerichts, auf denen die Sünder vor dem Richter zittern und angstvoll der Verdammniss harren, umfangreichere Gruppen von reuigen und bussfertigen Sündern vor dem verzeihenden Heilande gemalt worden sind. Wie Christus die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, die Gefangenen befreit, die Todten erweckt, ist oft und schön gemalt worden. Nicht aber, wie sich die Sünder dieser Welt und Zeit vor ihm beugen.

Sündfluth.

Während die Schöpfung im 1. Buch Mosis um sehr viel anders erzählt ist, als in den heidnischen Kosmogonien, stimmt dagegen, was sie von der Sündfluth sagt, mit unzähligen Sagen anderer Völker überein. Ueberall heisst es, Gott habe die Menschen ihrer Sünden wegen ausgetilgt und nur eine einzige fromme Familie sey auf einem Schiffe gerettet worden. Sogar einzelne bestimmte Züge der mosaischen Erzählung, z. B. vom Raben und von der Taube, kehren in fremden Völkersagen wieder.

Hier eine gedrängte Uebersicht der heidnischen Sündfluthsagen:

1. Die griechische. Zeus wollte das sündige Menschengeschlecht vertilgen und überschwemmte es mit neuntägigem Regen. Nur der fromme Deukalion und sein Weib Pyrrha retteten sich in einem Kasten. Eine Taube, die sie ausfliegen liessen, kündigte ihnen durch ihr Ausbleiben an, dass die Erde wieder trocken sey. *Ovid, met.* I. 280 f. *Plutarch, de solat. animi.* Apollodor I. 7. 2. — Von untergeordneter Bedeutung ist die ogygische Fluth.

2. Die chaldäische oder babylonische. Der Gott Saturn oder Belus kündigt dem König Risuthras an, er werde das sündige Menschengeschlecht durch eine Fluth vertilgen und nur ihn wegen seiner Frömmigkeit verschonen. Er nahm seine Familie mit in's Schiff und sandte Vögel aus, deren

Ausbleiben die Trockenheit des Bodens verrieth. Nach Berosus und Obydenus bei *Josephus, arch.* I. 3. 6. *Euschius, de praep. ev.* IX. 11. *Cyrillus, contra Jul.* I. 14.

3. Die indische. *a*) Gott Brahma verwandelte sich in einen kleinen Fisch und liess sich von Menu, dem frommen König, fangen und in ein Glas setzen. Das Glas wurde aber bald zu klein; man musste den immer wachsenden Fisch in einen Teich setzen, in den grossen Fluss Ganges, endlich in's Meer. Da sagte der Fisch: mit ihm wüchse das Gewässer und werde die ganze sündige Welt vertilgen, Menu aber solle sich auf ein Schiff setzen und an das Horn des Riesenfisches anbinden. So geschah es, und Menu schwamm jahrelang mit dem Fisch in unendlichen Gewässern herum, bis er am Berg Himawan ausgesetzt wurde. Nach der Mahabharata. Vgl. Bopp, Sündfluth. — *b*) Der Gott Wischnu verfährt ganz auf dieselbe Weise mit dem frommen Salyavrata. Hier ist besonders hervorgehoben, dass alle Thiere und Pflanzen mit in's Schiff genommen werden. Nach dem Bhagavatam. Vgl. auch Paullinus, brahm. Götterlehre S. 190, wonach Wischnu nicht als der die Menschen strafende, sondern vielmehr als der rettende Gott erscheint, indem die Fluth durch böse Dämonen bewirkt wird. Vgl. Rhode, Hindu II. 134. Höfers indische Gedichte I. 39. Eine noch besondere Sündfluthsage, die sich lediglich auf die Insel Ceylon bezieht, in Ritters Erdkunde von Asien IV. 238.

4. Die chinesische. Der Herr des Himmels und der Erde zürnte den sündigen Menschen und vertilgte sie. Nur Niu-va allein bezwang das Gewässer durch ein Holz (das Schiff) und durch einen fünffarbigen Stein (den Regenbogen). Windischmann, die Philosophie im Fortschritt der Weltgeschichte I. 80. Vgl. Ritter, Erdkunde von Asien I. 158.

5. Die japanische. Gott zerschmetterte die Welt durch Blitze und ersäufte sie im Regen. Nur eine fromme Familie wurde auf Nipon (Japan) gerettet. Montanus, niederl. Gesandtschaften S. 435.

6. Die russische. Die Erde steht auf vier Wallfischen.

Als der erste starb, entstand die Sündfluth. Wenn wieder einer sterben wird, wird es eine zweite Fluth geben. W. Müller, Russland S. 210.

7. Die lithauische. Pramzimas, der Herr der Welt, sah, dass die Menschen verderbt seyen, und sandte zwei Riesen unter sie, Wandu und Weja (Wasser und Sturm), sie zu vertilgen. Als nun fast alle Menschen ersoffen waren, und nur noch einige auf einem Berggipfel sich hielten, warf er ihnen mitleidig eine Schale von den Nüssen zu, die er eben aß. Auf diesem Schiff retteten sie sich. Sie hatten aber keine Kinder; da tröstete sie der Regenbogen (Linxmine) und sagte ihnen, sie sollten über die Gebeine der Erde springen. Das thaten sie und aus den Steinen, über die sie sprangen, wurden Menschen. Hanusch, slav. Mythologien S. 234.

8. Die nordische. Aus des grossen Riesen Ymers Blut entstand das Meer und überschwemmte das Land so, dass alle andern Riesen darin umkamen. Nur Bergelmir mit seinem Weib entkam. Edda, Grimm Myth. 2te Aufl. S. 526.

9. Die keltische. Als der See von Llion (in England) ausbrach und die Welt überschwemmte, entkam nur der fromme Nevydd, indem er ein Schiff baute und darin je ein Paar von allen Thieren aufnahm. Der Gott Hu aber zog das Schiff in Ochsengestalt durch die Fluth. Mone, Heidenthum II. 402. San Marte, Artursage S. 201.

10. Die afrikanische. Alle meerschwein- und wallfischartigen Meerthiere sollen Abkömmlinge der in der Sündfluth ertrunkenen Menschen seyn. Robertson, die Fantees in Afrika.

11. Die grönländische. Der einzige noch übrige Mensch schlug mit seinem Stock auf die Erde, da kam ein Weib heraus und mit ihr bevölkerte er die Erde auf's Neue. Cran. Historie von Grönland I. 246.

12. Die mexikanische. Gott vertilgte die bösen Menschen, nur der fromme Coxcox und sein Weib retteten sich auf einem Kahn. Sie hatten nachher stumme Kinder, bis eine Taube die Kinder verschiedene Sprachen lehrte. Clavigero I. 344. Prescott, Eroberung von Mexiko II. 435. Beides

nach deutscher Uebersetzung. Der Letzte erwähnt noch einer andern Sage, derzufolge der Gerettete Tazpi hiess und sein Schiff mit Thieren aller Art anfüllte, auch wie Noah Vögel aussandte, jedoch statt des Raben einen Geyer und statt der Taube einen Colibri.

13. Nordamerikanische Sagen. *a*) Die Koloschen glauben, der erste Erdenbewohner habe alle Kinder seiner Schwester durch eine Sündfluth vertilgt, diese aber habe einen glühenden Stein gegessen und sey davon mit dem Stammvater der künftigen Menschen schwanger worden. Ausland 1837, Nr. 360. *b*) Die Hundsripp-Indianer glauben, die Sündfluth sey durch einen Zudrang grosser Fische entstanden und der einzige Mensch, Chapewee, habe sich in einem Schiff gerettet, in das er alle Arten von Thieren mit aufnahm. Auch er schickte zwei Thiere aus, aber statt des Raben den Biber, statt der Taube die Bisamratte. Franklin, zweite Reise S. 309.

14. Die guianische. Die Macus-Indianer glauben, ein Mann und ein Weib seyen allein übrig geblieben und hätten die Welt neu bevölkert, indem sie Steine in Menschen verwandelten. Schomburgk, Reise S. 35. Die Tamanaquon am Orinoko glauben das Nämliche, hier entstehen aber die neuen Menschen aus den Kernen der Mauritiapalme, die sie hinter sich werfen. Daselbst.

15. Die haytische. Ein Kazike erschlug im Zorn seinen Sohn, hob aber dessen Gebeine in einer Kürbisflasche auf. Nachher fand er Fische darin und holte sich so oft Fische, als er wollte. Seine neugierigen Brüder aber öffneten einmal den Kürbis, da fielen Fische aller Art heraus, immer grösser, endlich Wallfische und das ganze unendliche Meer, so dass von der Erde nur wenige Inseln und Bergspitzen blieben. Wash. Irwing, Columbus S. 160.

16. Die brasilianische. Ein einziger Mann, Tamanduare, mit seiner Familie, blieb auf dem Gipfel eines Baumes gerettet und bevölkerte die Erde neu. Prinz zu Wied, Reise II. 59. Lery, Reise S. 281.

Schon wegen dieser allgemeinen Verbreitung der Sage

Volkswirthschaftliche
Bibliothek
der Universität
LEIPZIG

Das deutsche Journalwesen.

Wenn uns die Betrachtung des deutschen Journalismus natürlicherweise zu einigen Wünschen, wie hie und da gebessert werden könnte, Veranlassung geben muß, so liegt es doch ganz und gar nicht in unserer Absicht, gegen einzelne Blätter zu polemisiren und wir wollen uns deßfalls ausdrücklich verwahrt haben. Wir sind eher geneigt, durch einen Ueberblick über die geistigen Kräfte, die sich in die Journale getheilt haben, ihren Reichthum ins Licht zu stellen und darin etwas für die deutsche Nation Schmeichelhaftes zu finden, und wir wünschen nur, daß dieses ungeheure geistige Kapital auf eine noch zweckmäßigere Weise, als bisher, angelegt werden möchte. Wenn neben vielem Guten auch manches Verwerfliche in unserm Journalismus gefunden wird, was nicht ungerügt bleiben darf, so lehrt doch ein Blick in den Entwicklungsgang der deutschen Bildung, daß Alles ungefähr so hat werden müssen, wie es geworden ist, daß der Journalismus beständig von der großen Bewegung oder Stagnation im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft und Kunst abhing, und daß eben deßhalb den einzelnen Journalen nicht zugerechnet werden kann, was ein Vorzug oder Mangel des öffentlichen Zustandes überhaupt ist.

Wir müssen ferner sogleich im Eingang unserer Betrachtungen daran erinnern, daß es geraume Zeit hindurch eine Literatur gab, bevor man noch an Journalismus dachte, und daß auch noch in unseren Tagen, wo die Literatur jedes Volkes bereits mit dem Journalismus verbunden ist, dennoch beide bei verschiedenen Völkern in ganz verschiedenen Verhältnissen zu einander stehen. In einigen

über die ganze Erde ist es nicht wahrscheinlich, dass nur eine lokale Ueberschwemmung gemeint sey. Die Bibel selbst sagt ausdrücklich, die Fluth habe fünfzehn Ellen hoch über den höchsten Bergen gestanden. Das war keine lokale Fluth. Mit Recht haben daher die Naturforscher an eine grosse Katastrophe gedacht. Whiston und Steffens dachten, freilich sehr willkührlich, an einen Kometen, der das Wasser der Erde an sich gezogen und dann zurückgeschnellt haben soll. Davon steht nichts in der heiligen Schrift und ist auch kein ähnliches Beispiel in der Naturgeschichte bekannt. Andere glaubten, die Erdachse habe sich plötzlich geändert und dem Meere einen ungeheuren Stoss gegeben, dass es über das Land hergefluthet sey. Weit sinniger ist die Vermuthung Hugi's (über die Gletscher 1843. S. 202.) Derselbe nimmt an, die Ausdehnung und Zusammenziehung der Atmosphäre sey in einer früheren Bildungsperiode der Erde noch weit grösser gewesen, wie jetzt. Das Ausdünsten der Erde, die Wolkenbildung und dann der wässerige Niederschlag aus derselben sey viel gewaltsamer gewesen. Daher die Möglichkeit des völligen Untertauchens der Erde unter den vom Himmel strömenden Regen. Damit stimmt eine Erscheinung überein, die man an den kleinen Planeten Pallas und Ceres wahrgenommen hat. Diese haben nämlich eine Atmosphäre, die sich zuweilen in's Ungeheure ausdehnt und dann wieder klein zusammenzieht. Stellt man sich darunter Wolken vor, so muss deren Entleerung in Regengüssen die Oberfläche der Planeten ganz unter Wasser setzen.

Jedenfalls sind grosse Fluthen über die Erde gegangen, sonst würden nicht so viele organische Reste früherer Erdperioden überschwemmt und begraben worden seyn. Deshalb ist die Erklärung v. Bohlens (Genesis 104) ganz unstatthaft, dass nämlich nicht einmal von einer lokalen ausserordentlichen Ueberschwemmung die Rede seyn könne, sondern dass die Vorstellung der Sündfluth wahrscheinlich nur von den jährlich sich wiederholenden Frühlingsüberschwemmungen herschreibe, die man in vergrössertem Maassstabe auf die Vorzeit über-

tragen habe. Eben so wenig Werth ist darauf zu legen, dass der Name Sündfluth eigentlich Sintvluot (grosse Fluth) heisse. Die Sünde wird damit nicht hinweginterpretirt.

Die Genesis legt alles Gewicht auf diese Sünde. Nur um ihretwillen erfolgt die Fluth. Gott will das verderbte Geschlecht austilgen und nur den frommen Noah mit seiner Familie erhalten, dem er daher befiehlt, die Arche zu bauen und mit den Seinen, sowie mit je einem Paar aller Thierarten hineinzugehen. Dann lässt er vierzig Tage lang regnen und alles Lebendige vergeht in der ungeheuern Fluth, welche 15 Ellen über den höchsten Bergen steht. Erst nach 150 Tagen nimmt das Gewässer wieder ab, und die Arche strandet auf dem Gipfel des Berges Ararat. Da sendet Noah einen Raben aus, zu prüfen, ob es Zeit sey, auszusteigen. Der Rabe kommt nicht wieder (weil er auf Aas sitzt). Noah schickt eine Taube aus, die nicht Fuss fassen kann und wiederkommt. Dann eine zweite Taube, die mit einem Oelblatt zurückkehrt, zum Zeichen, dass die Erde wieder grüne. Nach sieben Tagen schickt er die dritte Taube aus, die nicht wiederkommt. Nun erst befiehlt ihm der Herr selbst, auszusteigen. Noah gehorcht, die Arche entleert sich, um die Welt neu zu bevölkern. Ein Dankopfer raucht zum Himmel, Gott segnet den Noah und lässt den Regenbogen erscheinen, zum Zeichen, dass fortan Friede sey zwischen Himmel und Erde, zwischen dem versöhnten Gott und der bestraften Menschheit: „Und wenn es kommt, dass ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch, dass nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme."

Die Sündfluth ist das alttestamentalische Vorbild des Weltendes, denn auch dieses soll durch colossale Entartung der Menschen herbeigeführt werden.

Die Sündfluth und Geschichte Noahs hat verhältnissmässig nicht viele poetische Bearbeiter gefunden. Ein lateinisches Gedicht von Alcinus Avitus s. in *Fabricii thes.* 392.

Vor hundert Jahren schrieb der Schweizer Bodmer sein grosses Epos „die Noachide", eine sehr wässerige Nachahmung des Messias von Klopstock, worin endlos langweilig alle langgeschnäbelten, kurzgeschnäbelten, breitgeschnäbelten, spitzgeschnäbelten etc. Vögel verzeichnet sind, wie sie in die Arche spazieren. Ein neuer französischer Dichter, Alfred de Vigny, hat sich besser darauf verstanden, die Effecte zusammenzudrängen. Auch der deutsche Dichter Andreas Wasserburg, der 1834 in Mainz eine Sündfluth in poetischer Prosa herausgab, hat in der Ausmalung der Schreckensscenen, z. B. eines Löwen, der sich angstvoll zu den Menschen rettet, eine reiche Phantasie bewährt. Friedrich Schlegel besang die Freude der Errettung, das Opfer und den Dank Noahs (am Schluss des 10ten Bandes seiner Werke). Das ist schön und biblisch. Aber Salomon Gessner besang den Tod zweier unbekannten Liebenden in der Sündfluth, Semin und Semira. Solche sentimentale Abgeschmacktheiten hat man lange bewundert. Sie sind schriftwidrig. In der Sündfluth ist kein unschuldiges Liebespaar umgekommen. Da war Niemand rein, als die sich in die Arche gerettet hatten.

Unter den gemalten Sündfluthbildern muss man die, welche die Schrecken der empörten Natur malen, von denen unterscheiden, welche nur vorzugsweise die Todesangst der Menschen malen. Die letzteren sind bei weitem zahlreicher. Unter den ersteren stehen oben an die Bilder des Engländers Martin, der es liebt, die Natur im Grossen und in ihren Schrecken aufzufassen, bei der Schöpfung, beim Untergang Sodom und Gomorrha's, Babels und Ninive's, beim Weltgericht etc. Er malte den Abend vor der Sündfluth ungemein grossartig. Die Elemente selbst sind es, die hier miteinander ringen, die Menschen verlieren sich nur in kaum sichtbarem Ameisengewühl. Die Blitze zucken furchtbar, erlöschen aber gleichsam in dem allüberwiegenden Wasser, und dienen nur, die Schwärze der dichtherabhängenden Wolken zu beleuchten und den Anblick des allgemeinen Grabes noch schauerlicher zu machen. Dazwischen haben aber noch

Sonne und Mond Platz gefunden, beide zugleich am düstern Horizont ihre glühenden Augen, wie todesmatt, aufzuschlagen. Auf einem zweiten Bilde stellte Martin die Stillung der Gewässer dar, am Morgen nach der Fluth. Kunstblatt 1835. S. 175. 1840. S. 224.

Unter den Bildern der zweiten Gattung steht oben an das von Nik. Poussin in Paris. Es hat engeren Raum, bringt uns daher die Menschen näher; doch bleibt die Landschaft auch hier noch die Hauptsache, der tiefe Wolkenhimmel, von einem Blitz durchzuckt, unheimliche Felsen zur Seite und schon wettergebeugte und halb entwurzelte Bäume. Schon hat der Tod seine meisten Opfer verschlungen. Den Ueberlebenden schwindet die letzte Hoffnung, Einer klammert sich an einen Kahn in dem Augenblick, wo derselbe einem Abgrund zustürzt. Eine Mutter reicht ihr Kind einem Manne, der es nicht erfangen kann, und die Fluth reisst sie hinweg. Bedeutungsvoll kriecht auch die aus ihrem Versteck getriebene Schlange den Berg hinauf.

Noch grässlicher malte Girodet zu Paris (1804). Mit höchster Anstrengung hat ein Mann seinen alten Vater zu einem Baum emporgetragen und hält ihn noch auf dem Rücken, indem er mit einer Hand sich an den Baum klammert und mit der andern sein schon todtmattes Weib mit zwei Kindern nachzieht; da schlägt ein Blitz in den Baum und Alle stürzen in die Fluth (*Landon, ann.* XIII. *pl.* 5.). Aehnliche Grässlichkeiten rühmte Vasari (II. 1. 88.) an einem Bilde von Uccello, z. B. ein schon vom Wasser dickgeschwollenes todtes Kind; einen Raben, der einer Leiche die Augen aushackt etc. Geistreich, wenn auch unwahrscheinlich, ist dabei der erbitterte Kampf zweier Reiter mitten im Wasser.

Der Engländer West malte den Moment, wo schon Alles todt ist. Man sieht nur in der Ferne ganz dunkel durch den Regen die Arche. Im Vordergrunde aber hängen noch die Leichen einer ertrunkenen Familie in den Zweigen eines Baumes; bereits schwarzblau und grässlich entstellt und von drei grossen Schlangen umwunden, die sich auf denselben

Baum retteten. Zur Seite aber flattert die weisse Taube, die Botin besserer Zukunft.

Am wenigsten Eindruck machen die Sündfluthbilder, die nicht für sich stehen, sondern nur einen Theil der gemalten Bibel überhaupt einnehmen, daher im Raum beschränkt und dem Geist des Ganzen untergeordnet bleiben. Unter diesen Bildern ist das grossartigste das von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle, jedoch ganz in den Hintergrund gedrückt durch das Bild des Weltgerichts in derselben Kapelle. Einen ziemlich schwachen Eindruck macht das kleine Sündfluthbild in Raphaels Logen. Nur Studien ohne poetische Tiefe sind die Sündfluthbilder von Giulio Romano in England (Waagen I. 477. Passavant 257.), Turchi (l'Orbetto) in Paris (Waagen 517.), Domenichino in Berlin (Kugler I. 131.). Ein Bild von Sabatti in Brescia. Auch von Bassano, der so viel zu den ersten Kapiteln der Genesis gemalt, sind Sündfluthbilder vorhanden, in Madrid, Paris und Florenz. Eine Sündfluth kommt auch unter den alten Mosaiken der Marcuskirche zu Venedig vor.

Unter den französischen Malern malten die Sündfluth noch: Regnault, in zwei Darstellungen; Trioson (Waagen, Paris 728.); Le Fage, gest. von Audran; Blaiset, gest. von Ruotte; Bernard, gest. von Sadeler.

Deutsche und Niederländer: L. Cranach in Schneeberg (Waagen, Deutschland I. 57.), Joh. Breughel in Kassel, Cornelius von Harlem in Salzdalen, Cassiers in Brüssel, Jakobs in München. Kunstblatt 1825. Nr. 53. Romberg. Ein berühmter figurenreicher Holzschnitt von Melchior Lorch.

Die Motive sind gewöhnlich: das Erklettern eines Baumes, die Flucht auf einem Pferde, das Heraufziehen eines Kindes oder sterbenden Weibes, das Zurückstossen des Schwächern durch den Stärkeren, die fruchtlose Anstrengung, die verzweifelnde Resignation. Seltener kommt eine mehr nuancirte Charakteristik vor, der Unterschied der Temperamente, Stände, des Glücks etc., das verschiedenartige Benehmen des Reichen und Armen, Geizigen und Verschwenders,

des Schlemmers, des Tartuffe, des Tyrannen, des Wüstlings, der übermüthigen Hetären etc.

Mathäi in Dresden 1805 malte die Gruppe zweier Liebenden, nach Gessners Dichtung. Eine Gruppe sich Rettender malte Court 1823 (Kunstbl. Nr. 62.). Eine andere Liberi in Bergamo, dem es übrigens nur auf die nackten Figuren ankam. Eine andere Danhauser in Wien. Ein grässliches Motiv wählte Ysendyk in einem Bilde zu Antwerpen (Kunstblatt 1831. Nr. 40.), nämlich einen Mann, der, schon von einer Schlange umwunden, doch noch ein Mädchen zu retten bemüht ist. Kessels formte eine berühmte Gruppe in Marmor, einen Mann, der Weib und Kind zu sich erhebt. A. Reumont, röm. Briefe II. 284. Kunstbl. 1838. S. 112.

Mehr allegorisch ist ein Bild der Mistress Cosway. Ein alter Mann steht halb in einem Wolkenbruch, von dem kalt und blaugrau der unendliche Regen niederströmt auf ein bronzeartig mit schaudervoller Miene daliegendes Weib. Fiorillo V. 688.

Von Michel Angelo an, der in seinem Sündfluthbilde liebevolle Rettungsscenen malte, haben die meisten Maler den Fehler begangen, das in der Sündfluth untergegangene sündige Geschlecht viel zu edel, human und sich Einer für den Andern aufopfernd aufzufassen. Sie hätten vielmehr die Corruption, den Egoismus, die Roheit, die Verthierung und Verteufelung hervorblicken lassen sollen.

Susanna,

hebräisch *Shushan*, Lilie, Vorbild der heiligen Jungfrau, sofern sie während der babylonischen Gefangenschaft mitten in dem üppigen Babel fleckenlose Keuschheit bewahrt und die ganze Reinheit des Volkes Gottes gleichsam in sich concentrirt, wie die Lilie unter den Dornen. Zugleich Gegenbild der Eva, welche umgekehrt mitten im Paradiese durch Sünde sich verunreinigte.

Synagoge.

Vgl. d. Artikel Judenthum und Kirche. Im Mittelalter stellte man gerne, insbesondere an Kirchenthüren, der allegorischen Figur der Kirche oder christlichen Religion die der Synagoge oder des Judenthums gegenüber. Die letztere immer als ein Weib mit verbundenen Augen, deren Scepter zerbrochen ist und der die Krone vom Haupte fällt. Der Sinn ist: als Christus geboren ward und seine grosse Kirche gründete, hatte das Judenthum seinen Zweck erreicht, seine Prophezeihungen waren in Erfüllung gegangen, es musste jetzt dem Christenthum Platz machen. Der alte Tempel musste zerbrochen werden. Das wollten aber die verstockten Juden nicht anerkennen, und deshalb fristet die Synagoge noch ihr Leben, aber nur als Gespenst des zerstörten Tempels. So wird sie auch in altdeutschen Mysterien aufgefasst. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters II. 170.

T

Tafeln Mosis.

Die beiden steinernen Tafeln, das gewöhnlichste Attribut des Moses, die Gesetzestafeln, die er von Gott selbst auf dem Berge Sinai empfing, werden auf Kirchenbildern immer so gemalt, dass die erste Tafel rechts die Zahlen I — III (die drei ersten, die Pflichten gegen Gott betreffenden Gebote unter den zehn Geboten), die zweite links die Zahlen IV — X (Gebote, die Pflichten gegen die Menschen betreffend) enthält. Sie werden durchgängig wie zwei Thür- oder Fensterflügel dicht beieinander und oben jede für sich im Rundbogen abgerundet gemalt. Dieselbe Form wiederholt sich oft in gothischen Verzierungen an Fenstern und Rosetten.

Tanne,

Attribut des heiligen Landolin, der zu Ettenheimmünster eine uralte, hohe, von den heidnischen Alemannen verehrte Tanne fällte und zu einem Kreuze machte, aber von den Heiden erschlagen wurde. Tannen sind überhaupt Sinnbilder der zuerst in den deutschen Urwald eindringenden Bekehrung.

Die berühmteste war zu Thann im Elsass. Die älteste deutsche Legende lässt den Jüngling von Nain, den der Heiland vom Tod auferweckte, unter dem römischen Namen Maternus, vom Apostel Petrus selber gesendet, an Rhein und Mosel wandern, um die damals noch heidnischen Römer und Gallier, sowie ihre deutschen Nachbarn zu bekehren. Er starb zu Eley im Elsass, seine beiden Gefährten, Eucharius und Valerius, aber eilten nach Rom zurück, wo ihnen der heilige Petrus seinen eigenen Bischofsstab mitgab, dessen Berührung den todten Maternus wieder auferweckte. Selbiger Stab wurde zu Köln aufbewahrt, dann erhielt eine Hälfte davon Wien, von wo sie nach Prag kam. Eucharius wurde der erste, Valerius der zweite Bischof von Trier, Maternus aber der erste in Köln und Tongern. Er lebte noch so viele Jahre, als er Tage im Scheintode gelegen hatte, und starb zu Köln, seine Leiche aber kam nach Trier. Die Kirche verehrt ihn am 4. September. Vgl. Rettberg I. 74. Königshafen, Elsäss. Chronik S. 269. Weil er als Gründer der Kirchen von Trier, Köln und Utrecht (Tongern) gilt, trägt er auf Bildern als Attribut eine Kirche mit drei Thürmen, oder eine Bischofsmütze auf dem Kopf und zwei andere in den Händen. — In Stöbers Elsäss. Sagenbuch S. 38 wird noch folgende Legende von Maternus erzählt. Dieser diente einst dem greisen Bischof Theobald, der früher ein Ritter gewesen war, sich aber dem geistlichen Stande gewidmet hatte, nachdem seine geliebte Braut vom Blitz erschlagen worden war. Als der alte Theobald starb, bat er den jungen Maternus, künftig seinen Ring zu tragen. Der Ring aber liess sich nicht von der Leiche abziehen, der Finger brach ab, und Maternus barg Ring und Finger im Knauf seines Pilgerstabes. Da schlief er im Elsass unterwegs bei einer hohen Tanne ein, an die er seinen Stab lehnte. Als er aber erwachte, war der Stab mit der Tanne verwachsen und liess sich nicht mehr losreissen. Ein Graf ritt herbei und erkundigte sich; da wurde entdeckt, dass des Grafen Schwester die vom Blitz erschlagene Braut Theobalds gewesen, dass sie unter derselben

Tanne erschlagen worden sey, und dass nur deshalb der Ring und Finger nicht mehr von der Tanne wichen. Der Graf liess zu ihrem Andenken hier einen Münster bauen: das ist der berühmte Wallfahrtsort Thann im Elsass. Je am 1. Juli, dem Theobaldstage, werden hier drei hohe, ganz mit Spänen ausgefüllte Tannen verbrannt, deren Kohlen vom Volk wie heilsame Reliquien aufbewahrt werden.

Tanz.

Im Gegensatz gegen das Heidenthum, welches mit seinem Cultus eine Menge theils anmuthiger, Freude ausdrückender, theils orgiastischer und wahnsinniger Tänze verband, weist die christliche Kirche den Tanz ausschliesslich in das weltliche Gebiet zurück. Sie unterlässt auch bei den Lobpsalmen die alttestamentalischen Freudensprünge der Mirjam und des David. Der berühmte sogenannte religiöse Tanz der Wallfahrer zu Echternach bei Trier am Grabe des heiligen Willibrord ist eigentlich nur ein Vorschreiten mit zwei Schritten, worauf ein Schritt wieder zurückgemacht wird, und stösst keineswegs die Regel um, sondern bestätigt sie vielmehr, denn dieses feierliche Schreiten zum Grabe des Heiligen bewahrt nur die Erinnerung an den St. Veitstanz, der einst in jenen Gegenden grassirte und auf keine andere Weise geheilt werden konnte, als dadurch, dass sich die unwillkührlichen Tänzer jenem wunderthätigen Grabe nahten, an welchem ihre böse Bezauberung sich brach. *Mémoires de l'acad. Celtique* III. 454. *Calmet* II. 366. Also bewahrt die kirchliche Feier in diesem sogenannten Tanze der Pilger nur das Andenken an einen durch die Kirche besiegten dämonischen Tanz.

Abgesehen von der kirchlichen Anerkennung des unschuldigen Laientanzes, hat doch die kirchliche Anschauungsweise nie verfehlt, das Dämonische in der Tanzwuth als solches anzusehen und zu verdammen. Vor Allem in den falschen heidnischen Culten, wofür der Tanz der verführten Kinder Israel um das goldne Kalb Prototyp ist. Sodann den ver-

Ländern, deren Literatur an Reichthum und Tiefe mit der deutschen sich nicht messen darf, erscheint gleichwohl der Journalismus rascher, kräftiger, zweckmäßiger und konsequenter entwickelt, als in Deutschland. Müssen wir nun in dieser Beziehung auf einige Mängel des deutschen Journalwesens aufmerksam machen, so geschieht es, ohne den gerechten Stolz auf unsere Literatur im geringsten zu beeinträchtigen. Der Journalismus verhält sich zur Literatur ungefähr wie sich die Straßen und die freien Plätze, Markt, Arena und Forum zur unregelmäßigen Häusermasse einer großen Stadt verhalten. In Deutschland scheint uns nun sehr viel Reichthum in den Häusern aufgehäuft, während jene Straßen und freien Plätze noch Manches zu wünschen übrig lassen.

Immer zuerst fällt es auf, daß wir in Deutschland so **viele** Journale haben (868 nach dem bibliopolischen Jahrbuch für 1837). Ist es die schwere Aufgabe der Journale, alles, was irgend Bedeutendes gethan oder gedacht wird, zur Uebersicht zu bringen, so sollte wenigstens die Uebersicht über die Journale selbst leichter seyn. Aber welches Museum oder Lesekabinet in Deutschland und welcher Gelehrte, der auch nur einem besondern Fache sich widmet, hätte nicht schon mit der Schwierigkeit, unter so vielen Journalen nichts zu übersehen, zu kämpfen gehabt? Indeß ist es weniger die Menge der Journale, die wir tadeln wollen, als vielmehr die ungeschickte Vertheilung und Zersplitterung ihrer Kräfte. Staaten, die eine politische Macht sind, bedürfen auch öffentlicher Organe der Regierungsmeinung wie der Meinung der verschiedenen Oppositionen, wenn solche vorhanden sind. Jede Stadt, ja jedes Städtchen und sein Bezirk bedürfen wenigstens Intelligenzblätter für ihre Lokalinteressen. Jede Wissenschaft, jeder Zweig der Kunst bedarf ein Journal; Handel, Industrie, Ackerbau nicht weniger. Also sind eine Menge von Journalen allerdings nothwendig. Nur sollte diese Menge nicht ohne Noth durch Concurrenz verzehnfacht werden. Besonders aber finden wir zu bedauern, daß es uns an großen überschauenden Centralorganen des Nationalverstandes fehlt, indem auch da, wo es sich nicht von Lokalinteressen handelt, und wo in Bezug auf nationelle Gesammtinteressen oder auf Wissenschaft und Kunst die verwandten Kräfte sich vereinigen sollten, der Lokalgeist und eine ganz taktlose Concurrenz es verhindern und die **vorhandenen Kräfte zersplittern.** England und Frankreich sind

führerischen Tanz, wofür die Tochter des Herodes, deren Tanz den Tod des Täufers veranlasste, als Prototyp gilt. Charakteristisch für die christliche Kunst aber ist insbesondere, dass sie selbst den Engeln und Seligen im Himmel nur zu schweben, aber nicht zu tanzen erlaubt, während sie sehr ausgebildete Todtentänze, Hexen- und Teufelstänze kennt.

Taube.

Die weisse Taube, deren glänzender Flug am Himmel jedes Auge erfreut, die vielleicht schon in sehr früher Zeit zu Botschaften (als Brieftaube) benützt wurde, die zugleich so sanft ist, dass man sprichwörtlich sagt, sie habe keine Galle, bot sich von selbst zur Vergleichung dar 1) mit den vom Himmel als Boten Gottes kommenden Engeln, und demgemäss überhaupt mit den reinen Geistern; 2) mit dem reinen Urgeist selbst, dem heiligen Geist als dritter Person in der Gottheit; sodann aber auch 3) sofern im Wesen der Taube das weibliche Element vorherrscht, mit der Königin der Engel, Maria, und der Reinheit und Gattenlosigkeit wegen 4) mit den seligen Seelen, insbesondere auch, sofern dabei an die Taubenopfer der Juden gedacht wurde, mit den Märtyrern.

Die natürliche Taube, die Noah aus der Arche fliegen liess und die mit einem Oelzweig wiederkam, dadurch anzeigend, dass unter den Wässern der Sündfluth das grüne Land wieder hervorzukommen anfange, ist ein Vorbild aller himmlischen Boten oder Engel, die der frommen und leidenden Menschheit die Nähe des himmlischen Friedens verkünden. Dass der Oelzweig schon bei den Heiden ein Sinnbild des Friedens war, ist hier weniger erheblich, als die Vorstellung der nach der Sündfluth hervortretenden neuen Erde. So wie dem Noah zu Muthe war, als er nach der langen Wassersnoth endlich das ersehnte Ufer fand, so ist jedem Frommen zu Muthe, der nach des Lebens Stürmen zum himmlischen Frieden gelangt. Darum herrscht schon auf den ältesten christlichen Gräbern in den römischen Katakomben das Bild

der Taube vor, die mit einem Oelzweig zu dem aus einem engen Kasten herausschauenden Noah heranfliegt und hier nichts anderes bedeutet als den Engel, der dem Verstorbenen die himmlische Seligkeit verheisst. Das Nämliche bedeuteten die über den Gräbern der Longobarden und Franken aufgehangenen Taubenbilder. *Paulus Diac.* V. 34. *Gregor. Tur. de gloria mart.* I. 72. Binterim, Denkw. VI. 3. 501.

Wie die Taube den Engel, so bedeutet der Rabe den Teufel. Beide contrastiren in dieser Weise schon in der Arche Noä, aber auch sonst überall in der christlichen Symbolik. Der sinnreiche Ruprecht von Deutz erkennt in der Arche die durch das Christenthum gerettete Menschheit (das Schiff der Kirche), weshalb die Taube mit der seligen Verheissung dahin zurückkehrt, in den Aasen der auf den Wässern der Sündfluth schwimmenden Thiere, auf denen der Rabe zurückbleibt, um sich mit dem ecklen Frasse zu ergötzen, erkennt Rupert das Judenthum. Sofern aber von Noah drei Tauben entsandt werden, erkennt Rupert in der ersten, die alsbald wieder zurückkehrt, die heilige Taufe, in der zweiten, die mit dem Oelzweig zurückkehrt, die heilige Priesterweihe, in der dritten endlich, welche gar nicht mehr zurückkehrt, den seligen Tod und Uebergang in die himmlische Freude. *Rupert. Tuit.* p. 44. In einem Hymnus des Sedulius wird die Taube Noä einfach aufgefasst als die Tendenz zum Himmel, der Rabe als die zur Hölle. Fortlage, christliche Gesänge S. 46. In diese Symbolik gehört auch eine schöne morgenländische Sage, in welcher die Taube Noä wirklich mit dem Paradiese in Verbindung kommt. Herder theilt sie in Folgendem mit: „Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er auf's Neue seine Schaaren um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung. „Tochter der Treue," sprach Noah, „du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willst du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn deine Flügel ermattet, und

dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füsse Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise.“ — „Wer,“ sprach die Taube, „gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden? Lass mich, ich werde dir gewiss eine Dienerin guter Botschaft.“ Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgends fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth; und der Taube war die Zuflucht zu ihr unverboten. Freudig eilte sie und flog hinan und liess demüthig sich am Fuss des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühte da: sie brach ein Blatt des Baumes, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noah Brust. Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses. Da erquickte sich sein Herz: das grüne Friedenblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft. Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.“

Eine gar liebliche Vorstellung ist auch die Taube in einem schwedischen Volksliede. Als Botin des Himmels ruft sie alle Vorübergehenden zu Jesu Reich, aber vergebens, nur eine fromme Jungfrau folgt ihr und stirbt als Braut des Herrn geschmückt. Afzelius, schwed. Volkssagen III. 32.

Tauben erscheinen sehr oft als Engel in den Heiligenlegenden. Die heilige Columba (Taube) erhielt diesen Namen von einer weissen Taube, die bei ihrer Taufe zu ihr flog, ihr einen Kuss gab und wieder verschwand. Tauben brachten der im Kerker verschmachtenden h. Katharina Nahrung. Eine Taube brachte der h. Ida von Löwen die heilige Hostie. Eine Taube brachte der h. Adelgunde den Nonnenschleier vom Himmel herab. Eine Taube brachte dem h. Remigius das berühmte Oelfläschchen vom Himmel her, aus dem alle

Könige von Frankreich gesalbt wurden. Eine Taube setzte sich dem h. Cunibert unter der Messe auf den Kopf. Surius zum 12. November. Eben so der h. Katharina, während sie mit den Philosophen stritt. *Didron, icon.* 440. Eine Taube zeigte den Ort an, wo die h. Ursula begraben lag, daher man ihr auf Kirchenbildern eine Taube zu Füssen malt. St. Romana, eine römische Jungfrau im 4ten Jahrhundert, verliess ihre Eltern, liess sich auf dem Berge Soracte vom Einsiedler St. Sylvester taufen und wurde selbst eine Einsiedlerin in einer Höhle bei Todi; als sie starb, rief eine Taube, vom Himmel kommend, ihre Seele zum Himmel. *Acta SS.* 23. Februar. Besungen von Böneeke, Legenden 1846. II. 445. Der h. Einsiedlerin Georgia bei Clermont in Frankreich folgten, als sie zu Grabe getragen wurde, unzählige Engel in Taubengestalt. *Acta SS.* 15. Februar.

Um das Herz des Michael Scotus stritten eine Taube und ein Rabe. Grimm, irische Elfenm. XXXVI. Auf Bildern von Sterbenden vertritt überhaupt die Taube sehr oft des Engels, der Rabe des Teufels Stelle. — Als Engel muss man auch die Tauben denken, die sich nach vielen örtlichen Legenden bei Kirchenbauten betheiligen. Der heilige Pirminius liess durch einen gewissen Adalbert ein Kloster bauen. Adalbert hieb sich mit der Axt in's Bein, eine Taube trug einen blutigen Span davon und liess ihn in eine tiefe Felsenschlucht fallen. Da erkannte der Heilige, man müsse die Klöster nicht in schöne und freie Gegenden, sondern in tiefe Schluchten bauen und baute das Klösterlein Pfäffers tief in jener Schlucht, wo eine Heilquelle entspringt. Die Taube mit dem blutigen Span im Munde ist noch das Wappen von Pfäffers. Wyss, Sagen I. 217. Pirminius' Hauptstiftung war Reichenau, vgl. Rettberg II. 51. Aehnliche Legenden bei Panzer, Beitrag zur deutschen Mythol. I. 223 f.

Den Uebergang vom Symbol der Engel zu dem des heiligen Geistes bilden die Tauben, die bei Bischofswahlen und grossen kirchlichen Ereignissen entscheidend auftreten

und grossen Kirchenvätern und Kirchenfürsten berathend zur Seite stehen. Um ihn bei der Wahl als Bischof nach dem Willen Gottes zu bezeichnen, flog eine Taube auf das Haupt des heiligen Fabianus (Eusebius VI. 29.), Euortius (Surius 7. September), Polycarpus, Hilarius, Maurilius, Severus von Ravenna etc. Der heilige Geist als Taube sass auf der Schulter des h. Gregor des Grossen, des h. Cölestinus, h. Basilius, h. Augustinus, h. Thomas von Aquino, h. Athanasius, h. David, Petrus von Alcantara etc. St. Veremundus, Abt zu Hyracha in Navarra, speiste einmal während einer Hungersnoth 3000 Menschen blos durch den heiligen Geist, indem eine weisse Taube vom Himmel herabflog und sich von einem Kopf auf den andern setzte, Jeden aber sättigte, den sie berührt hatte. 8. März 1092.

Die sieben Geister Gottes nach Jesaias 11, 1. und Offenbarung Johannis 5, 6. werden auf Miniaturen und Glasbildern des 12ten bis 14ten Jahrhunderts gewöhnlich als sieben Tauben dargestellt, zwischen denen Christus thront. *Didron, icon.* 297. Sieben Tauben umschweben das Haupt des Heilandes, oder seine ganze Figur, oder sein Herz allein, oder die Gnadenmutter mit dem Kinde. *Twining, symbols, pl.* 27. 28.

Der heilige Geist in seiner Einheit als dritte Person der Gottheit schwebte bei der Taufe Christi als Taube über ihm, nach den Evangelien Matthäi 3, 16, Marcus 1, 10, Lucas 3, 22, Johannes 1, 32. Die christliche Kunst war daher berechtigt, die Taube auch als Personification des heiligen Geistes auf den Bildern 1) der heiligen Dreieinigkeit, 2) der Schöpfung, 3) der Verkündigung, 4) auf Pfingstbildern, und 5) auf Bildern anzuwenden, die den Gegensatz zwischen dem heiligen Geist und dem bösen Geist ausdrücken.

Zunächst wurde die Taube in der Bedeutung des heiligen Geistes auf Taufbecken, sodann auch auf Kanzeln gesetzt, um gleichsam dem Täufling, wie dem Prediger die Gabe des heiligen Geistes mitzutheilen. Auch auf Altären wurde eine Taube aufgestellt und auf Altartücher gestickt. *Molani, hist.*

imag. 55. In der Handschrift der Herrad von Landsberg zu Strassburg hat der heilige Geist als Taube sechs Flügel, nämlich noch zwei am Kopf und zwei an den Füssen, seraphimartig. Abgebildet bei *Twining, symb. pl.* 61. Die Taube aus der Hand Gottes (in Wolken) entlassen, das. *pl.* 2. Strahlen ausgiessend aus dem Schnabel, *pl.* 24. Zwischen den vier evangelischen Flüssen, *pl.* 25. An Christi Ohr, *pl.* 24. Auf dem Kreuz sitzend, *pl.* 4. In einer Hostie auf dem Kreuze an der Stelle, wo der Leib Christi hängen sollte, *pl.* 7. Lauter sinnreiche Bilder, die das Verhältniss des heiligen Geistes zu Gott dem Sohne ausdrücken. Dahin gehören auch speciell noch die zwölf Tauben in der Bedeutung der vom heiligen Geist erfüllten Apostel Christi, *pl.* 58.

Auf den Dreifaltigkeitsbildern hat man im früheren Mittelalter den heiligen Geist in Jünglings-, Mannes- oder Greisengestalt dem Vater oder Sohn ähnlich gemalt, später aber, um ihn charakteristischer zu unterscheiden, allgemein die Taubengestalt vorgezogen. In der Bedeutung des heiligen Geistes hat die Taube stets (wie Gott Vater und Sohn und wie das Lamm als Sohn) das Kreuz im Zirkel als Nimbus, und schwebt auch meist in einer sonnengleich strahlenden Glorie. Während auf Bildern, welche den heiligen Geist in menschlicher Gestalt bilden, demselben die dritte Stelle zukommt, nimmt die Taube zwischen Vater und Sohn die Mitte ein, indem sie nicht selten beide zart mit den Flügelspitzen berührt. Auf Bildern, welche die Krönung der Maria durch die heilige Dreieinigkeit darstellen, schwebt die Taube über dem Haupt der Jungfrau in derselben Weise segnend wie auf den Verkündigungsbildern, und beide Auffassungen stehen in Bezug aufeinander, wie Verkündigung und Erfüllung.

Der nach 1. B. Mosis 1, 2. über den Wassern schwebende Geist wurde in der älteren Malerei der Mosaiken und Miniaturen immer als Taube gemalt. So in der Marcuskirche zu Venedig. Vgl. Kunstblatt 1831. Nr. 32. und Waagen, Kunstwerke in Paris S. 345.

Ganz allgemein herrscht der Gebrauch, auf Pfingstbildern die Taube über der begeisterten Versammlung schweben zu lassen. Vgl. d. Artikel Pfingsten, wo ich mich bereits gegen v. Wessenberg ausgesprochen habe, der die Taube auf diesen Bildern wegwünscht. Mir scheint es, sie gehöre hinein, um die Versammlung von jeder andern zu unterscheiden und weil die Taube ein ganz unverfängliches, uralt geheiligtes Symbol ist. Auf einem schönen alten Bilde zu Baldern gehen von der Taube Strahlen aus, die in Flammenfunken enden und auf die Häupter der Apostel fallen. Kunstblatt 1847. S. 14.

Der Gegensatz gegen den Teufel wird abweichend in einem merkwürdigen alten Miniaturbild durch eine Taube mit Pfauenschweif ausgedrückt, die eine grosse bunte Schlange beisst. Waagen, Paris 273. Dass hier die Schlange, und nicht wie gewöhnlich der Rabe den Gegensatz zur Taube bildet, bezieht sich wohl auf die Ermahnung: „Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben." Matth. 10, 14. Der bunte Pfauenschweif soll vielleicht das Vielwissen, die Klugheit bezeichnen, worin der heilige Geist der alten Schlange gleicht, ohne ihre Bosheit. — Auf dem salomonischen Throne sass eine goldne Taube, die einen Habicht unter sich hatte, Sinnbild des Volkes Gottes, nachdem es die Aegypter (deren Sinnbild der Habicht war) überwunden hatte. Augusti, Denkw. XII. 345. Derselbe leitet davon die zu Pfingsten üblichen Vogelschiessen her. Durch den heiligen Geist wird der böse Raubvogel der Hölle besiegt, deshalb schiesst das Volk am Pfingstmontag auf einen hoch an einer Stange befestigten Raubvogel. — Mit dieser Symbolik hängt zusammen, dass der Teufel aller Thiere Gestalt annehmen kann, nur nicht die der Taube (*Majoli, dies canic.* 1691. p. 406.), und dass die Russen zwar Tauben in Menge halten und mit grosser Liebe pflegen, aber niemals essen. Kohl, Petersburg I. 130.

Wir gehen nun zur marianischen Symbolik über. Das Columbarium, das gewöhnlich silberne Gefäss, worin im

früheren Mittelalter das Sakrament des Altars aufbewahrt wurde, hatte Taubengestalt. Binterim, Denkw. II. 2. 147. Kugler, Kunstgeschichte S. 380. Hier kann unter der Taube nicht der heilige Geist, sondern muss die Gottesmutter verstanden werden, die den heiligen Leib in sich getragen. Maria wird sehr oft mit einer Taube verglichen. Maria, die sündenlose, heisst die Taube ohne Galle. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede Vers 570, herausgegeben von Grimm S. XXXVII, wo noch anderer altdeutscher Marienlieder gedacht ist, die dasselbe Bild gebauchen. Augustinus, *contra Faust.* XII. 20, vergleicht Marien der Taube Noä, die zur Arche zurückgekehrt sey, um nicht auf Unreines zu treten (wie der Rabe that).

Unsre Liebe Frau soll nach Gumppenberg, marian. Atlas Nr. 597, sich selbst in Gestalt einer Taube zu Erfurt auf den zum Kreuz gebrochenen und in die Erde gesteckten Stab eines alten Weibes gesetzt haben, zum Wahrzeichen, dass hier eine Kirche gegründet werden solle. Nach demselben, Nr. 71, und Weber, Tirol III. 372, sollte zu Schnals in Tirol der Mutter Gottes eine Kirche gebaut werden, aber die Zimmerleute hieben sich mit den Aexten selber und verwundeten sich. Da trugen Tauben die blutigen Späne auf den St. Georgenberg, zum Wahrzeichen, dass man die Kirche dort oben bauen solle. Das hier befindliche Muttergottesbild wird in Ehesachen angerufen; auch steht eine Linde dabei. Tauben umflogen den Platz, wo der Madonna eine Kirche gebaut werden sollte, zu Messina, Gumppenberg Nr. 91, und entdeckten ein Bild derselben in einer Höhle von Navarra, das. Nr. 498. — Der heilige Benno sah einst, wie Tauben aus Körnern den Namen Maria zusammensetzten; an derselben Stelle baute er das Kloster Altenzell. Weber, Möncherei I. 106. — Zu Dronghen bei Gent wird ein wunderthätiges Marienbild verehrt, das einst aus Unwillen eine Kirche, in der es nicht geachtet wurde, verlassen hatte und durch vorausfliegende Tauben den Ort bezeichnen liess, wo es auf's Neue aufgerichtet seyn wollte. Wolf, deutsche Märchen

Nr. 296. — Annibal Carracci malte die Flucht nach Aegypten in der Art, dass Tauben der heiligen Familie voranfliegen.

Die Taube ist ferner ein Sinnbild der Seele. Vögel überhaupt wurden als Seelen Verstorbener genommen, die Taube insbesondere aber als die Seele selig Verstorbener. So kommen sie auf den ältesten Christengräbern in den Katakomben vor, und zwar neben dem schon beschriebenen Sinnbild der Taube Noä, die damit nicht verwechselt werden darf. In der Bedeutung von Seligen picken die Tauben nach Fruchtkörben, welche die himmlischen Früchte eines gerechten Wandels auf Erden und die Freuden der Seligkeit darstellen. *Aringhi*, *Roma subt.* I. 281. 283. II. 101. Tauben, die an einer Weintraube picken oder an einem Becher, bei *Twining pl.* 86, bedeuten wohl die Seelen, die durch das Blut Christi selig geworden sind. In den Gräbern der Katakomben ist der Taube oft der Palmzweig zugesellt, als Zeichen der durch den Martyrtod ersiegten Seligkeit. Vier Tauben um eine Palme auf einer Lampe bei *Bottari* III. *tab.* 209. scheinen auf den Sieg des Lichts in den vier Evangelien gedeutet werden zu müssen, und haben keine Beziehung auf das Martyrium, das sonst gewöhnlich durch die Palme bezeichnet wird.

In vielen Legenden scheidet die reine Seele des Heiligen in Taubengestalt aus seinem Leichnam. So schwebte die Seele des heiligen Polycarpus aus dem Scheiterhaufen, auf dem er verbrannt worden, zum Himmel auf; desgleichen die Seele der heiligen Eulalia. So schwebte die Taube aus dem Munde der sterbenden h. Scholastica. Aus dem Grabe des h. Adrian, Potitus, Wilhelm etc. Vgl. die Register der *Acta SS. sub voce columba.* Zum Grabe des h. Medardus flogen zwei Tauben und bald darauf flogen ihrer drei davon, denn die Seele des Heiligen hatte sich zu ihnen gesellt. Viele Tauben mit Blumen im Munde flogen zum sterbenden Alessio Falconieri (Bild des Peter von Cortona), wahrscheinlich Selige,

die ihn willkommen hiessen im Jenseits. Aus dem Meer, wo ein Schiff versunken ist, erheben sich nach spanischem Volksglauben die seligen Seelen der Ertrunkenen als Tauben und fliegen zum Himmel. Clarus, span. Lit. I. 262.

Vögel auf einem Baume singend waren ein durch das ganze Mittelalter beliebtes Bild für die Seligen im Paradiese. Dasselbe Bild noch bestimmter ausgedrückt sind die auf dem Baum Peridiroion nistenden Tauben, die vollkommen sicher sind vor den umher lauernden Drachen, weil der blosse Schatten des Baumes diesen Drachen tödtlich ist. Nach Isidorus bei Conrad von Megenberg *s. v.*

In der Legende der heiligen Columba von Reate lernen wir dem Namen wie dem Wesen nach eine Taubenseele kennen, einen unschuldsvollen Engel unter den Teufeln, eine weisse Taube flatternd im Sturm der Welt. Diese berühmte Nonne von Perugia war geboren im Jahre 1467. Während sie getauft wurde, flog eine weisse Taube herbei, daher ihr Name. Schon als Kind fastete, betete sie, kasteite sich, hatte Visionen. Christus erschien ihr und ihm gelobte sie sich zur Braut. Als man sie zu einer andern Heirath zwingen wollte, wehrte sie sich standhaft und entfloh. Die Teufel verfolgten sie und erweckten rings um sie her Ungewitter, aber kein Blitz, kein Wind, kein Regentropfen berührte das fromme Mädchen. Freche Jünglinge überfielen sie und wollten ihr Gewalt anthun; als sie sie aber entblössten und unter ihrem Gewande ihren schönen jugendlichen Leib durch den Stachelgürtel und eiserne Ketten, die sie sich zur Fleischestödtung angelegt, zerfetzt fanden, wichen sie entsetzt von ihr. Endlich fand sie Ruhe in einem Kloster zu Perugia, wo sie viele Wunder that, Kranke heilte, mit Dämonen kämpfte und von Christo und den Heiligen besucht wurde. Ihre einzige Speise soll das heilige Abendmahl gewesen seyn. Der Zufall wollte, dass einmal der ruchlose Papst Alexander VI. nach Perugia kam, dem Columba in Demuth den Fuss küsste. Man denke sich den Contrast seiner Laster und ihre Unschuld. Columba

hierin offenbar sehr weit vor uns voraus. In diesen Ländern herrschen wenige, aber große politische Journale vor, in denen die Hauptparteien alle ihre Kräfte concentriren, die in einem bestimmten consequenten System redigirt, von den bedeutendsten Talenten der Partei unterstützt und daher auch von der Nation selbst als die Organe jener Partei anerkannt und durch eine überwiegende Mehrzahl von Abonnenten gleichsam monopolisirt werden. Eine Concurrenz ist hier nur in sehr beschränktem Maße möglich, und sie wird nur durch die Verstärkung oder Vertheilung älterer Parteien oder durch die Entstehung neuer Parteien bedingt; neue Journale kommen nur auf, wenn sie wirklich bei veränderter Constellation der Parteien ein Bedürfniß geworden sind. Die Zahl der vorherrschenden großen Parteiblätter bleibt aber verhältnißmäßig immer eine geringe. Die Parteien wissen zu gut, wie vortheilhaft ihnen die Concentration ihrer Kräfte ist, und das an öffentliche Erörterung der großen politischen Fragen gewöhnte Publikum will ebenfalls sein Interesse und sein Geld nicht unnöthig zersplittern. Es hält sich an wenige große Journale, auch wenn sie theuer sind, und es würde sich an viele kleine, auch wenn sie wohlfeiler wären, nicht mehr gewöhnen. Es will schnell und solid bedient seyn. Es will nicht wissen, was zweihundert mittelmäßige Köpfe, unerfahrne junge Leute, die eine Redaktion übernommen haben, weil sie zu sonst nichts taugen, und Kleinstädter aus allen Winkeln des Reichs über ein Tagesereigniß faseln und klatschen, sondern es will in wenigen Blättern schnell übersehen, wie die sachkundigsten und berühmtesten Staatsmänner und Wortführer der Hauptparteien die Frage behandeln. -- Auch in Bezug auf die nicht politische Literatur herrschen in England wenige große Reviews vor, wodurch es möglich wird, die englische Literatur zu übersehen und das Urtheil der Nation im Großen und Ganzen zu leiten, während zugleich das individuelle Urtheil des in diesen Journalen sich aussprechenden Kritikers genöthigt wird, sich dem Nationalverstand und den nationellen Gefühlen unterzuordnen.

In dieser Art nun, sollte man meinen, müßte auch das deutsche Journalwesen eingerichtet seyn und vielleicht konnte man noch tiefere Grundzüge durch eine Literatur gezogen glauben, die sich mit der englischen nicht nur messen kann, sondern sie an innerem Reichthum auch wohl noch übertrifft.

starb, wie sie vorausgesagt hatte, im 33sten Jahre, um Christo zu gleichen. *Acta SS.* 20. Mai.

In der Lyoner Kunstausstellung von 1846 fand sich ein hübsches Bild von Etex, darstellend Adam und Eva, wie sie eine todte Taube staunend und im ahnungsvollen Schrecken betrachten, weil es das erste todte Wesen ist, welches sie sehen. Dem liegt die symbolische Bedeutung der Taube zu Grunde. Indem Adam und Eva ihre Unschuld verloren, starb sinnbildlich die Taube. Doch ist das Motiv zu sentimental für den kirchlichen Ernst.

Die sieben Tugenden, die man im Mittelalter der Taube zuschrieb, haben nur die Zahl von den sieben Gaben des heiligen Geistes entlehnt, nicht das Wesen. Auch lassen sie sich nicht auf die heilige Jungfrau beziehen, noch auf die Seligen. Sie gehören rein der natürlichen Taube an. 1) *Si hât der gallen niht.* 2) *Si enizet deheines botiches* (Aas) *niht, noch enkeines wurmes.* 3) *Si fuoret* (speiset, nährt) *sich mit dem sâmen: diu besten korn welt si, diu bösten verwidert si* (verschmäht sie). 4) *Ir sanges pfleget si niuwan* (nur) *kumende unde wuoffende* (seufzend und jammernd). 5) *Si ziuhet ouch vil emzige fremediu jungide.* 6) *Si lit gerne bi dem wazzer, daz si den schate gesehen mege, swenne si der habech vâhen wil.* 7) *In den steinen oder in den holn machet si ir nest.* In Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 287. von Pfeiffer mitgetheilt aus der Münchener Pergamenthandschr. 39. aus dem 12ten Jahrhundert.

Zwei Täubchen in einem Korbe stellen das Opfer im Tempel dar auf allen Bildern der Reinigung Mariä oder Opferung. Sie werden als Sinnbild der ehelichen Liebe und Treue aufgefasst. Die gleichfalls in Körben gefangenen Tauben der Verkäufer im Tempel bedeuten dagegen die weltliche Habgier in der Kirche, dasselbe was die Simonie. Vgl. den Artikel Simon Magus.

Taubstumm.

Der heilige Avitus, ein frommer Mönch des 6ten Jahrhunderts aus Orleans, ging aus Demuth in die Wildniss und lebte als Einsiedler. Da kamen einmal bei Nacht zwei taubstumme Brüder zu ihm, arme Hirten, die sich ihre erloschenen Fackeln bei seiner Lampe wieder anzünden wollten. Der Heilige gestattete es ihnen, zündete ihnen aber zugleich ein noch schöneres Licht des Geistes an, indem er ihnen die Sprache wiedergab. Die Kirche verehrt ihn am 17. Juni.

Taufe.

Der deutsche Name kommt schwerlich her vom hebräischen *tafa* (in der Bedeutung von Untertauchen), sondern vom deutschen teufen, vertiefen, in die Tiefe thun, d. h. gleichfalls untertauchen.

Die allgemeinste Bedeutung der Taufe ist Abwaschung, Reinigung von alter Befleckung und Herstellung des ursprünglich Reinen und Schönen, woran sich aber auch der Begriff des Eingehens in ein ganz neues Element knüpft. Durch die Taufe wurde das alte Heidenthum und Judenthum vom Menschen abgewaschen, aber der Mensch trat zugleich in ein ganz neues Element ein, indem er Christ wurde.

Die Abwaschung im Taufwasser tilgt nicht die Sünde des Getauften, denn die letztere kann nicht durch Wasser, sondern nur durch das Blut des Heilands abgewaschen werden. Darum heisst es: Johannes tauft mit Wasser, aber Christus mit Feuer, Matth. 3, 11. Die Taufe ist aber unerlässliche Bedingung des Christenthums. Christus gebot, alle Völker zu taufen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Matth. 28, 18. Wer nicht getauft ist, kann auch nicht in den Himmel kommen, mit einziger Ausnahme der Martyrer, die in dem Blut getauft

sind, das sie für Christum vergossen haben. Ungetauft gestorbene Kinder können nicht in den Himmel kommen, aber auch, weil sie nur die Erbsünde, nicht aber eine persönliche Sünde an sich haben, nicht in die Hölle, daher ist ihnen der Limbus vorbehalten. Da die Abwaschung jedenfalls nicht körperlich, sondern geistig zu verstehen ist und das körperliche Waschen insofern nur symbolisch ist, konnte die Kirche, wie sie gethan, zuletzt mit der Besprengung des Täuflings sich genügen lassen, während früher ein völliges Untertauchen verlangt wurde. Aber auch dieses Untertauchen hatte nur die symbolische Bedeutung des gänzlichen Eingehens in ein neues Element, die Verwandlung der Seele in den christlichen Fisch, der von nun an im Element des heiligen Geistes lebt. — Alttestamentalisches Vorbild der Abwaschung durch die Taufe ist die Sündfluth.

Durch Abwaschung der Erbsünde wird gleichsam für den Täufling der paradiesische Zustand vor dem Sündenfall wiederhergestellt. Darum soll der Täufling nackt seyn, wie die ersten Eltern im Paradiese. Dies bezeichnet den Zustand der Unschuld, zugleich aber auch die allgemeine Gleichheit vor Gott nach Galater 3, 28: „Hier ist kein Jude, noch Grieche, kein Knecht, noch Freier, kein Mann, noch Weib, ihr seyd allzumal Einer in Jesu.“ Das ist die Gemeinschaft des heiligen Geistes, der als Taube über dem Taufwasser schwebt wie über den ersten Wassern der Schöpfung. Für die Schicklichkeit wurde in den ältesten Zeiten gesorgt durch tiefe und enge Taufbrunnen oder Taufkessel. Als das Untertauchen aufhörte und das Besprengen genügte, bedurfte es auch der Nacktheit nicht mehr.

Da die Erbsünde in dem Sündenfall unserer ersten Eltern im Paradiese wurzelt, und dieser aus Verführung der Eva durch den Teufel hervorging, so kann die Erbsünde auch nicht abgewaschen werden ohne feierliche *abrenuntio diaboli* im Namen des Täuflings, wenn er noch Kind ist, durch die Pathen. In den ersten Jahrhunderten entsagte man aber bei

der Taufe nicht blos dem Teufel, sondern auch den Götzen, dem Heidenthum und dessen verführerischen Reizen. Und dreimal hauchte der Priester in die Augen und Ohren des Täuflings, um sein Gesicht und Gehör zu stählen gegen die Verlockungskünste des Satans und der Welt.

Auch in den Taufzeiten lag Symbolik. Sofern man nämlich in den früheren Zeiten die Erwachsenen in Masse taufte, nachdem sie zuvor im Glauben unterrichtet worden waren, wählte man zu Tauftagen die Oster- und Pfingst-, später auch Weihnachtszeit (Epiphania, 14 Tage nach Weihnachten) aus, also gerade die Zeit, in welcher sich entweder (zu Ostern und Pfingsten) die Erde vom Schmutz des Winters reinigt und das neue paradiesische Kleid des Frühlings anzieht, oder (Epiphania) in die dunkelste Nacht des Winters das neue Licht des Jahres einbricht und ein neues Leben beginnt. Die geistige Geburt in der Taufe entspricht hier der Geburt Christi. Der 6. Januar als Christi Tauftag und allgemein christliches Tauffest ist zugleich das Fest des neuen Lichtes und folgt auf den Geburtstag Christi.

In den älteren Zeiten wurde der Täufling dreimal untergetaucht. Damit ahmte man die drei Tage nach, welche Christus im Grabe zubrachte. Die Taufe löscht das frühere Leben gleichsam aus und bereitet den Menschen zur Auferstehung in einem neuen Leben vor. Auch mussten die Täuflinge gen Osten gewendet stehen, um von da gleichsam das neue Licht zu empfangen, so wie man vormals auch gern die Todten nach Osten schauend begrub, von wannen die Sonne sie zur Auferstehung wecken sollte.

Das Taufwasser erhielt die Bedeutung von Licht, Wort, Geist, als dem neuen heiligen Element, in welchem der Getaufte leben soll. Das Taufwasser wird zu Ostern feierlich geweiht, und zwar steckt man die grosse Osterkerze brennend in das Wasser zum Zeichen, dass alle Weihen von Christo ausgehen sollen. Auch theilt der Priester das Taufwasser in vier Theile nach den vier Flüssen des Paradieses, nach der

Vierzahl der Evangelien, in welche Geist und Wort Gottes sich theilen. Rippel, Alterthumb der Cäremonien S. 89. 92.

Man theilt die Ceremonien der Taufe ein in solche, welche der eigentlichen Taufhandlung vorangehen, auf dieselbe vorbereiten und dieselbe versinnbilden, — dahin gehören: Die Bekreuzung: „Empfange das Zeichen des Kreuzes auf der Stirne und der Brust, nimm an den Glauben an die himmlische Lehre, und wandle unbefleckt, damit du von nun an ein Tempel Gottes seyn kannst!“ Das Salz, das in den Mund gelegt wird: „Nimm hin das Salz der Weisheit, es gedeihe dir zum ewigen Leben!“ Das Bestreichen der Sinne mit Staub und Speichel: „Epheta, d. i. werde geöffnet!“ (Heilung des Taubstummen.) Oel, womit Brust und Schulter gesalbt werden: „Ich salbe dich mit dem Oele des Heils, damit du das ewige Leben erhaltest!“ Milch und Honig ist wenigstens jetzt nicht mehr üblich. Zu den dem Taufacte vorangehenden Handlungen gehören ferner der Exorcismus, die *abrenuntiatio Satanae*, das Bekenntniss des Glaubens, jetzt durch die Pathen im Namen des Täuflings abgelegt. Die nachfolgenden Ceremonien sind: Die Salbung mit Chrysam; das Darreichen eines weissen Tuches (Erinnerung an die alte Sitte — weisses Kleid bis zum weissen Sonntag): „Empfange dieses weisse Kleid und bringe es unbefleckt vor den Richterstuhl unsers Herrn Jesu Christi, damit du das ewige Leben erlangest!“ Das Darreichen einer brennenden Kerze: „Nimm diese brennende Kerze, sey untadelhaft in Bewahrung der Taufgnade und halte die Gebote Gottes u. s. w.“ Endlich spricht der Taufende: „Ziehe hin im Frieden und der Herr sey mit dir! Amen.“

Salz ist Sinnbild des Unverweslichen und Unsterblichen, der Geisteskraft, des heiligen Geistes selbst. Vgl. den Artikel Salz. Oel sänftigt die wilden Leidenschaften des natürlichen Menschen. Man hat indess auch an das Salböl der Ringer gedacht, die sich zum Kampf salben. Weiter der Gebrauch von Milch und Honig, die man dem Täufling zu kosten gab, als Vorschmack des Paradieses, zu dem ihm durch

die Taufe die erste Anwartschaft gegeben wurde. Man hat dabei auch an die Süssigkeit des göttlichen Wortes gedacht, doch liegt obige Erklärung näher. Die Täuflinge trugen vormals auch brennende Kerzen in der Hand, als nunmehr geistig Erleuchtete.

Ausführlicher, als es hier, wo nur von der Symbolik die Rede ist, geschehen konnte, findet man alle Taufceremonien abgehandelt in Binterims Denkw. im ersten Bande, wo auch der kirchlichen Vorkehrungen gegen Missbrauch der Taufe und der häretischen Ausschweifungen und Sonderbarkeiten umständlich gedacht ist. Wir bemerken hier nur: dass 1) sofern nur ein vernunftbegabtes Wesen glaubens- und seligkeitsfähig ist, keine Monstra, thierähnliche Missgeburten etc. getauft werden können. Dass 2) sofern die erste Taufe vor Ertheilung der übrigen Sakramente vollkommen ihrem Zweck entspricht, eine zweite Taufe nicht nur überflüssig, sondern auch gottlos ist. Dass 3) sofern die Taufe eine Einweihung in ein christliches Leben im Diesseits ist, auch keine Todten getauft werden dürfen. Dass endlich 4) Wasser das Hauptelement der Taufe seyn und bleiben muss, dem Salz, Oel, Chrysam, Milch und Honig wohl symbolisch assistiren können, was aber nicht durch irgend einen andern beliebigen Stoff ersetzt werden kann. (Die Manichäer z. B. tauften widerkirchlich mit Oel.)

Um von den Ausschweifungen der Sekten hier nur eine zu erwähnen, so hatten die gnostischen Markosianer den seltsamen Gebrauch, das Taufest zugleich als Hochzeitsfest zu feiern. Sie bildeten sich nämlich ein, der Täufling werde mit einem unsichtbar anwesenden Engel verheirathet und dadurch Bürger der Engelwelt. Die Täuflinge waren damals meist Erwachsene, und es lässt sich nicht leugnen, dass diese Vermählung mit dem Engel einen gewissen zarten poetischen Reiz gehabt haben mag; allein die Seele kann nur mit Christo vermählt werden, mit keinem andern Wesen, und die gnostische Engellehre ist nur eine versteckte Vielgötterei gewesen. Vgl. Neander, Kirchengesch. I. 539. — Am gröbsten haben

die Lappländer die Taufe aufgefasst, indem sie dieselbe nach jeder schweren Krankheit an sich wiederholen lassen. Leems Nachrichten von den Lappen 1771, S. 219.

Der Volksaberglaube, der sich an die Taufe knüpft, schliesst mancherlei Symbolik in sich, die nicht immer christlich, oft unschuldig und naiv, hin und wieder aber auch ein Rest von uralten heidnischen Vorurtheilen ist. Wenn der Taufzug über ein Wasser fährt, soll man Brodt in's Wasser werfen. Grab des Aberglaubens V. 306. Dieser gewiss sehr alte Brauch scheint ein Opfer für die heidnische Gottheit (den Nix) im Wasser zu seyn, um ihn zu versöhnen. Man soll nicht Knaben und Mädchen in demselben Taufwasser taufen, weil sie sonst später in Unehren zusammenkommen. Temme, Sagen der Altmark S. 87. Das ist ein kirchenfeindliches, rohes Vorurtheil. Das erste Kind, das in einem neuen Taufstein getauft wird, bekommt die Gabe, Geister zu sehen. Grimm, deutsche Myth. Anhang vom Aberglauben Nr. 998. In Esthland gibt man den kleinen Mädchen Ringe mit in die Taufe, damit sie bald heirathen. Ausflug nach Esthland 1830, S. 315. So lange ein Kind nicht getauft ist, soll man im Hause das Feuer nicht löschen. Schwedischer Aberglaube bei Grimm, deutsche Myth. 2te Aufl. S. 569. Wenn ein Kind unter der Taufe weint, wird es nicht alt. Grab des Aberglaubens IV. 249.

Die Taufe Christi hat auf Bildwerken ihre besondere Symbolik. — Johannes der Täufer war der letzte altjüdische Prophet und hatte als solcher die Aufgabe, im Namen und Sinn dieses alten Prophetenthums vor dem, den es von jeher verkündet, als er endlich kam, das bisher nur provisorisch verwaltete Amt niederzulegen, nachdem er den Messias verkündet und eingeführt. Der tiefe Ernst und die ascetische Strenge dieses letzten Propheten sollten die sündige Welt mahnen, welchem feierlichen Augenblick sie entgegensehen und wie sie sich vorbereiten müsse. Dass er an den Jordan ging, um in dem heiligen Flusse alle die zu taufen, die ihn hörten, hatte zum Zweck die sinnbildliche Reinigung der Seelen, die das neue Heil empfangen sollten, und zugleich

die Wegwaschung aller alten heidnisch-jüdischen Erinnerungen. Diese Taufe war aber das Gegenbild der Sündfluth. Wie nämlich in der Sündfluth Wasser die Erde von der verruchten Menschheit reinigte; so sollte das Wasser in der Taufe eine bessere Menschheit erzeugen.

Das alte Prophetenthum war nichts als Verkündigung des Messias gewesen. Dem entsprach der Ausspruch des Täufers: „Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist, denn er war ehe denn ich. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, aber die Gnade und Wahrheit durch Jesum Christum.“ Das heisst, vorher wandelte die Menschheit im Irrthum, ein strenges Gesetz musste sie zügeln und Wahrheit ahnten sie nur durch die Propheten. Jetzt ist der Irrthum der Wahrheit und das Gesetz der Gnade gewichen. Ferner sagt der Täufer: „Ich taufe euch mit Wasser, aber Er wird euch mit Feuer und dem heiligen Geiste taufen.“

Als Christus zu Johannes in die Wüste am Jordan kam, verlangte auch er von ihm getauft zu werden. Der sündenlose Messias bedurfte einer solchen Reinigung gleich den übrigen Menschen nicht; allein es galt, der heiligen Taufe die sündfluthliche Bedeutung der Gesetzesstrenge zu nehmen und ihr die neutestamentalische der Begnadigung zu geben, wie Petrus sagt 1. Brief 3, 20. Vgl. auch Ezechiel 36, 25. Zum zweitenmal, wie Tertullian sagt (von der Taufe 3.), schwebte der Geist Gottes über dem Wasser; wie einst über dem Wasser der Geburt, so jetzt über dem der Wiedergeburt; wie einst der schaffende, so jetzt der erlösende Geist. Deshalb hat die Kirche den Gedächtnisstag der Taufe Christi auf den Tag Epiphania (6. Januar) verlegt, an welchem die zwölf finstersten Nächte des Jahres endigen und die Sonne neugekräftigt ihren Lauf beginnt, indem von nun an die Tage immer länger werden.

Zugleich bezieht sich diese Zeitbestimmung auch auf den Wandel Christi auf Erden selbst, denn wie die Sonne vom Tag Epiphania an, so beginnt Christus sein Amt mit der Taufe. Sie ist seine Inauguration, seine Einweihung in's Amt.

Nach Ev. Matth. 3, 14. weigerte sich Johannes, Christum

zu taufen, da er eher nöthig hätte, von ihm getauft zu werden. Aber Christus antwortete: „Es gebührt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Das kann heissen: ich will mich wie alle andern Menschen unter das Gesetz stellen; oder: ich will die ganze Periode, in der das Gesetz herrschte, vollenden, um die neue Periode der Gnade einzuführen.

Als aber Jesus in's Wasser gestiegen war und Johannes ihn taufte, schwebte der Geist Gottes über ihm in Gestalt einer Taube und eine Stimme aus der Höhe rief: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Indem aber der vom Vater gesendete Sohn bei der Taufe durch die Taube (den heiligen Geist) verkündet wurde, war dieses Erscheinungsfest zugleich die Offenbarung der heiligen Dreieinigkeit.

Nach Joh. 1, 29. sagte Johannes zu seinen Jüngern mit Bezug auf Christus: „Sehet, das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,“ womit er seinen hohen Messiasberuf am einfachsten bezeichnete. Bedeutsame Sinnbilder, die Taube und das Lamm. Wie nach der Sündfluth die Friedenstaube, so erscheint auch hier die Taube als Sinnbild der Gnade, nachdem die Schrecken der Gerechtigkeit erfüllt sind. Wie nach der langen Gefangenschaft in Aegypten das Opferlamm die Wallfahrt zum gelobten Lande verkündet, so hier wieder nach der Kerkerfinsterniss des Heidenthums und Judenthums weist das Lamm den Weg zum Himmel.

Auf Bildern der Taufe Christi ist entweder die Erscheinung der heiligen Dreieinigkeit oder die Beziehung auf die Erlösung der Menschen durch die Demuth und Erniedrigung des Heilands die Hauptsache. Im erstern Fall, besonders auf ältern Bildern, fehlt die Taube und wenigstens die Hand Gottes nie, wenn nicht der Himmel mit allen seinen Heerschaaren sich aufthut. Im letztern Fall tritt die himmlische Parthie mehr zurück und die menschliche in den Vordergrund. Das wird vornehmlich ausgedrückt durch das Sinnbild des Hirsches, der aus dem Jordan trinkt, während Christus von Johannes getauft wird. Der Hirsch bedeutet die nach dem christlichen Heil dürstende Menschheit. Vgl. den Artikel Hirsch.

Auf ältern Miniaturen und Mosaiken ist Gott Vater nur durch eine Hand angedeutet, die aus den Wolken, oder aus dem dreifachen Kreise (den drei Himmeln, vgl. den Artikel Regenbogen), oder aus einem Kranz von Sternen (*Didron, icon.* p. 210.) herunterlangt, auf Christum zeigend und zugleich gleichsam die Taube entlassend. Auf spätern Bildern präsentirt sich dagegen oft Gott Vater in voller Herrlichkeit, umringt von den himmlischen Chören. Dadurch wird allerdings die Aufmerksamkeit von der Taufe unten im Jordan abgezogen; allein wenn die Offenbarung des dreieinigen Gottes dargestellt werden will, so darf das Taufbild nicht als blos menschliches Genrebild aufgefasst werden.

Die Taube erscheint in der gewöhnlichen Weise als Symbol des heiligen Geistes mit dem durchkreuzten Nimbus, aus dem Schnabel excentrische Strahlen ausgiessend. Sehr ausnahmsweise giesst sie eine Urne mit Wasser auf Christum aus in einem Basrelief der Königin Theudelinde zu Monza bei Mailand. Millin, Reise in der Lombardei I. 586.

Christus wird bei der Taufe im Jordan auf ältern Bildern nicht nackt, sondern mit dem Königsmantel bedeckt gemalt, weil er hier ein integrirender Theil der sich zum erstenmal offenbarenden Dreieinigkeit ist. Vgl. *Didron, man.* p. 163, wo jedoch diese Motivirung noch nicht erkannt ist. Auf Bildern der griechischen Kirche steht Christus auf einem viereckigen Stein, aus dessen Seiten vier Schlangen züngeln. *Didron, man.* XLIV. 164. 165. Die Erklärung der Schlangen fehlt. Die Schlangen können jedoch hier schwerlich etwas Anderes bedeuten, als was die vier Flüsse, die auf andern Bildern so oft aus dem Felsen fliessen, auf welchem Christus steht, nämlich die vier Evangelien oder die vier Cardinaltugenden. Die Schlange scheint hier lediglich in der Bedeutung als Heilsschlange genommen werden zu müssen. — In der neuen Malerei hat man von der Symbolik abstrahirt und vielmehr Charakteristik und physiognomischen Ausdruck in die Bilder gelegt. Daher die zahllosen genreartigen Bilder von der Taufe Christi, in denen vor einem malerischen

Allein in Deutschland hat sich das Verhältniß des Journalismus zur Literatur noch nicht so günstig gestellt. Wir wollen, um unsern Blick nicht zu verwirren, die Journale in vier Gebieten abgesondert betrachten, zuerst die politischen, dann die wissenschaftlichen, ferner die belletristischen und endlich die Lokalblätter.

1. Die politischen Zeitungen

haben eine doppelte Bestimmung, sofern sie theils nur geschichtlich die Tagesereignisse berichten, theils die Interessen einer bestehenden politischen Macht oder die Ansichten einer politischen Partei verfechten. Die ältesten Zeitungen waren nur Relationen der erstgenannten Art und gingen hauptsächlich von den neutralen Reichsstädten aus. So die Frankfurter, Nürnberger, Augsburger und Basler Sammlungen. So noch später der Hamburger unparteiische Korrespondent. Allmählig entstanden auch Staatszeitungen und Parteiblätter. Allein sie schlossen die neutralen, geschichtlich referirenden Zeitungen nicht aus; diese behaupteten vielmehr ein vorwaltendes Ansehen, wie namentlich die Allgemeine Zeitung bewiesen hat, die alle Stürme der Revolution und Restauration überdauerte und immer die erste Zeitung in Deutschland geblieben ist. Die Ursache liegt nahe. Die Organe der größeren Mächte halten sich innerhalb des deutschen Sprachgebietes das Gleichgewicht. Eine österreichische Zeitung kann nicht allein gelten, weil ihr eine preußische zur Seite steht, und diesen beiden wieder Zeitungen der minder mächtigen Staaten, alle in demselben Sprachgebiet, alle auf deutsche Leser berechnet. Die minder mächtigen Staaten aber gewähren ein neutrales Terrain für eine Zeitung, die, keinem Staatsinteresse vorherrschend dienend, alle in einfacher geschichtlicher Berichterstattung ausgleicht. Eine solche Zeitung mußte Deutschland haben, und wenn es die Allgemeine in Augsburg nicht geworden wäre, so hätte es eine andre anderswo werden müssen. So wenig aber, wie die Staatszeitungen, vermochten die Parteiblätter jene neutrale historische Berichterstattung aus ihrer prädominirenden Stellung zu verdrängen. Sie tauchten immer nur in bewegten Zeiten auf, um mit der Bewegung selbst wieder aufzuhören.

Hier sind alle Verhältnisse gegeben und die Grenzen gezogen. Es wäre mithin ungerecht, von den politischen Zeitungen mehr

Hintergrunde, ein reizendes Ufer darstellend, der fast ganz nackte Heiland, eine weissglänzende Jünglingsgestalt, von dem gebräunten Johannes getauft wird. Christus zeigt auf diesen Bildern durchgängig die ganze tiefe Demuth der menschlichen Natur, die Hingebung und Selbsterniedrigung im Gegensatz gegen die ältere Auffassung auf den Bildern, die vorzugsweise an die Epiphanie der Dreifaltigkeit dachten.

Für den Kunsthistoriker hat die naive Auffassung des Jordanflusses auf den ältesten, noch der Heidenzeit nahestehenden Bildern einiges Interesse, was jedoch für die christliche Symbolik durchaus gleichgültig ist. Der Jordan wird nämlich noch in antiker Weise als männlicher Flussgott dargestellt. *Didron, man.* p. 163. Noch seltsamer sind die zwei Knaben mit der Ueberschrift *Jor* und *Dan*, die grosse Urnen ausgiessen und gemeinschaftlich den Fluss bedeuten sollen. *Didron, icon.* p. 240. Wichtiger für die christliche Symbolik sind dagegen die Fische, die unter dem Wasser zu dem getauften Heiland schwimmen. *Didron, icon.* p. 542 (auf Miniaturen des 14ten Jahrhunderts). Sie bezeichnen nämlich die künftigen Christen, die der Taufe theilhaftig werden sollen. Auf neuern Bildern kommt dagegen viel Volk vor, was sich mit Christo von Johannes taufen lässt, den Vordergrund ausfüllt, aber die heilige Handlung der Taufe Christi selber doch eigentlich nur stört. In der Zeit, in welcher die Kirchenmalerei profanirt wurde, suchten die Maler in den Gruppen schöner Männer und Frauen am Ufer des Jordan rein weltliche Effecte. Davon unterschied sich jedoch Raphael mit seinem durchaus symbolisch gehaltenen schönen Bilde in den Logen. Hier nämlich schweben und knien in tiefer Andacht Engel hinter dem Täufer Johannes, während der Heiland selbst von allerlei sündigem Volk umgeben ist. Christus erscheint somit hier ganz in seiner Menschheit, der Täufer aber in der Fülle des ihm von Gott verliehenen Prophetenamtes. — Auf einem Bilde von Schoreel (Johann van Eyck von Joh. Schopenhauer II. 70.) zeichnet sich bei der Taufe Christi die reizende Gruppe dreier Frauen aus, die zur Taube

emporblicken und unter denen man Glaube, Liebe und Hoffnung verstehen könnte.

In der *biblia pauperum* ist das alttestamentalische Vorbild der Taufe Christi der Durchgang der Kinder Israel durch's rothe Meer und die Tragung der grossen Weintraube durch Josua und Caleb. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 121. Sinnige Symbole, wesentlich verschieden von dem alttestamentalischen Vorbild der allgemeinen Christentaufe (der Sündfluth), und vielmehr bezüglich auf das Leiden und Sterben, dem sich der Messias durch seine Menschwerdung unterzog.

In der Kirche St. Johannes in fonte zu Ravenna ist der getaufte Heiland von den zwölf Aposteln umgeben. Auf einem byzantinischen Miniaturbild sind alle zwölf Apostel dargestellt, wie sie das Sakrament der Taufe verrichten. Waagen, Paris S. 215. Sonst kommt nur St. Thomas häufig als Täufer des Mohren vor. Symbolisch ist die Taufe des grossen Christoph durch das Christkind, welches er trägt. Er bedeutet nämlich die rohe, aber gutartige Kraft der heidnischen Völker, die das Heil empfingen. Vgl. den Artikel Christoph. Symbolisch scheint auch die Legende der heiligen Nothburga aufgefasst werden zu müssen, die, nachdem sie neun Kinder zugleich geboren, ihren Stab in die Erde steckte und dadurch eine Quelle erweckte, in deren Wasser sie die Kinder taufte. *Acta SS.* 26. Januar. — Eine der merkwürdigsten Taufleganden ist die des heiligen Gelasius von Heliopolis. Derselbe wollte zur Verhöhnung der Christen die Ceremonien der Taufe unter possenhaften Geberden an sich vollziehen lassen, als, indem das Wasser auf ihn floss, der heilige Geist über ihn kam und er plötzlich ein wahrer Christ wurde, wofür er durch das Schwert den Tod litt, im 3ten Jahrhundert 27. Februar. — St. Maurus, Eremit zu Hui in den Niederlanden, wurde todt geboren, daher sein Name (*mortuus natus*), aber durch die Taufe lebendig. Bei einer Ueberschwemmung blieb die Kirche, in der sein Grab ist, von rings umstehendem Wasser unberührt. 15. Januar.

Taufstein.

Man tauft entweder in Taufbrunnen, Taufsteinen oder in Taufbecken, die in den Stein eingelassen, oder von (meist metallenen) Taufständern getragen werden. In den ältesten Zeiten des Christenthums waren ausserhalb der Kirchen eigene Taufhäuser (Baptisterien) erbaut, in denen getauft wurde, weil in die Kirche selbst noch keine Ungetauften eingehen durften. Diese Baptisterien waren, wegen der Menge von Täuflingen in den Zeiten der grossen Bekehrungen, ziemlich umfangreich und wurden hoch gebaut, so dass sie von den thurmlosen Kirchen unabhängigen Thürmen glichen. Als später die Taufsteine wenigstens in die Vorhallen der Kirchen verlegt wurden, entstanden auch die Thürme an den Kirchen selbst, indem gleichsam die Baptisterien in sie einrückten. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 161. Der Taufstein gehört auf die linke Seite der Vorhalle von der Eingangsthür aus. Doch finden Ausnahmen statt. Zuletzt ist er bis nahe vor den Altar gerückt.

Das Taufbecken variirt in allen Formen von der flachen Schaale bis zum vertieften Becher, und die Taufsteine und Ständer entsprechen diesen Formen als deren Unterlage. Das Becken ist kreisrund oder rosettenförmig, sechs- und achteckig. Der Taufstein, meist becherförmig, hat vier Seiten nach den vier Paradiesesflüssen, Cherubim und Evangelisten, die ihm daher oft als Karyatiden dienen, oder acht Seiten (zu Reutlingen mit den Bildern der sieben Sakramente und der Taufe Christi), oder zwölf Seiten nach den zwölf Aposteln und zwölf Rindern am ehernen Meer im Tempel zu Jerusalem. Zuweilen führen sieben Stufen zum Taufbecken empor, bedeutend die sieben Gaben des heiligen Geistes. Binterim, Denkw. VI. 1. 81.

Ueber dem Taufstein schwebt häufig die Taube, wie bei der Schöpfung der heilige Geist über den Wassern, wie die Taube über der Taufe Christi, Symbol der durch die Taufe

bewirkten geistigen Geburt. Unter dem Taufstein als dessen Karyatide oder Träger kommt oft der Hirsch vor, als Symbol des Durstes nach dem Wasser. Am Taufbecken selbst der Fisch, als Symbol des Christen. Auch die Sirene, als Symbol der Wiedergeburt. Vgl. die Artikel: Hirsch, Fisch, Sirene.

Ausser der Taufe Christi werden auf Taufbecken deren alttestamentalische Vorbilder dargestellt: 1) der Durchgang der Kinder Israel durch's rothe Meer und 2) der Durchgang Josua's durch den Jordan. So in Hildesheim. Vgl. C. Förster, Geschichte der deutschen Kunst I. 95.

Tempel.

Der von Salomo in Jerusalem erbaute Tempel der Juden verhält sich zur christlichen Kirche, deren Ideal das „neue Jerusalem" ist, wie Moses und die Propheten zu den Evangelien, wie das alte zum neuen Testament, wie Judenthum zu Christenthum überhaupt.

Salomo machte es sich zu einer der wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens, den Tempel zu bauen, wobei ihm David durch Sammlung grosser Schätze vorgearbeitet hatte. Die Israeliten waren damals noch in der Baukunst ungeübt, aber König Hiram von Sidon sandte dem König Salomo die geschicktesten Arbeiter und Cedern und Tannen vom Libanon in Fülle. Da erhob sich nun unter Gottes Zulassung der Tempel. Salomo selbst war sich darüber klar, dass die Gottheit nicht in einem Hause wohnen könne, und dass der Tempelbau nur den Zweck habe, dem Volk Israel einen symbolischen Mittelpunkt zu geben. Denn 2. Buch d. Chronica 2, 6. sagt er: „Wer vermag es, Gott ein Haus zu bauen? Denn der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht versorgen!"

Hieraus geht wohl zur Genüge hervor, dass die Ansicht irrig ist, welche hinter dem Cultus des Jehovah geheimen Sabäismus oder Sterndienst wittert, und die drei Theile der Stiftshütte auf die drei Weltreiche, den siebenarmigen Leuchter

auf die Planeten, die zwölf Schaubrodte auf die Monate etc. bezieht (v. Bohlen, Genesis LXXV, der den Cultus der Juden vom ägyptischen herleitet).

Der Tempel Salomo's war nur 60 Ellen lang, 20 breit, 30 hoch. Das Langschiff ohne Zweifel nach dem Zelt der Stiftshütte geformt, das Allerheiligste wie dort durch einen Vorhang vom übrigen Raume getrennt, ungefähr wie später der Chor der christlichen Kirchen. Nur die Vorhalle wird 120 Ellen hoch angegeben, also thurmartig, und davor standen zwei grosse Säulen (Jachin und Boas, d. h. fest und stark, genannt). Josephus weicht in seiner Darstellung, *antiq.* 83, etwas von der biblischen 1. Buch d. Könige 6. und 2. Buch d. Chronika 2—5. ab. Ohne Zweifel blieb die zeltartige Stiftshütte der Typus, nach dem der Tempel gebaut wurde, und traten nur Modificationen hinzu, die von den Gewohnheiten der Baumeister herrührten. Da diese aber keine Aegypter, sondern Phönizier waren, so muss man an den syrischen, babylonischen und persischen Styl weit eher, als an den ägyptischen denken. Ganz bestimmt lässt sich aber aus den vorhandenen Beschreibungen der Styl nicht mehr ermitteln, wie oft es auch versucht worden ist. Es blieben immer einige Ungewissheiten übrig, z. B. über die Bedachung, über die Stellung der Säulen am Eingang, ob sie frei standen oder nicht? über die Fenster etc. Die berühmtesten Monographieen des Tempels sind von Villalpandus, Leo, Capellus, Lightfoot, Lund, Sturm, Wood, Hirt, v. Meyer (Blätter f. höhere Wahrheit IX.), Stieglitz (Gesch. d. Baukunst), v. Grüneisen (Kunstbl. 1831. Nr. 73 f.), Schnaase (Gesch. d. bild. Künste, dazu Merz im Kunstbl. 1844. Nr. 97.), Romberg (Gesch. d. Baukunst I. 24.).

In der Bibel selbst ist die Höhe der beiden Säulen am Eingang verschieden angegeben, 18 Ellen im Buch der Könige, 35 in dem der Chronik. Ob sie in der Vorhalle eingemauert waren oder wie Obelisken frei standen, ist ebenfalls streitig. Doch wissen wir, sie waren von Erz, inwendig hohl, auswendig mit einer Schnur umwunden und oben mit

einem Knauf geziert, an dem viele Reifen und Granatäpfel ausgeschnitzt waren. Vor dem Tempel befanden sich zwei grosse Vorhallen, eine für das Volk, eine für den Priester. Um des Tempels Dach lief oben eine Altane ringsherum, wie aber das Dach geformt war, weiss man nicht. Inwendig war der ganze Tempel mit Schnitzwerk, und zwar mit Cherubimen, Palmen und Blumenwerk von Holz ausgeschmückt, und das Holz war über und über vergoldet.

Zu den Heiligthümern des Moses, der Bundeslade, dem Armleuchter etc., die in's Allerheiligste gebracht wurden, kamen nun noch einige neue, von Salomon verfertigte, namentlich das berühmte eherne Meer, ein grosses Waschgefäss, 10 Ellen weit, von zwölf ehernen Rindern getragen, deren Köpfe ringsherum nach aussen schauten. Dazu zehn Stühle und zehn eherne Kessel, Töpfe, Schaufeln, Becken, noch mehrere grosse Leuchter etc.

Für die christliche Kirche scheinen hauptsächlich in jenem Tempel Salomo's Vorbilder gewesen zu seyn: 1) die Längenform der Kirche und die Trennung des Allerheiligsten oder des Chores vom übrigen Raum; 2) die hohen Eingangshallen mit den Säulen, woraus Thürme wurden; 3) die Bundeslade, die zum Altar wurde; 4) das eherne Meer, das zum Taufbecken wurde, 5) die Weihrauchgefässe. — Schon frühzeitig wurde der Tempel Salomo's idealisirt, vom Propheten Ezechiel Kap. 40—43, eben so im altdeutschen Gedicht vom Titurel, erörtert von Boisserée.

Von den Freimaurern ist König Hiram zum Urmeister der Baukunst gemacht worden, und die Sage, er sey beim Tempelbau erschlagen worden von den Gesellen, die gleichen Lohn mit ihm verlangten, motivirt eine der Hauptceremonieen in der Maurerei, nämlich das Suchen des verlornen Meisters im Sarge. Aber der deistische Tempel der Maurer ist der christlichen Kirche noch mehr entgegengesetzt, als der alte Judentempel. Abbé Barruel beschuldigt die französische Maurerei, die bekanntlich in vielerlei ausschweifenden Dingen sich gefiel, in dem höheren maurerischen Grade

der sogenannten Rosenkreuzer ausdrücklich Voltaire's berüchtigte Parole: *Écrasez l'infame!* (d. h. den Heiland und die ganze christliche Religion) adoptirt zu haben, mit der bestimmten Erklärung, Hirams Gott, für den er den Tempel baute, sey der alte Jehovah, sein Mörder aber sey der auf Jehovahs Ansehen neidische Christus gewesen. Der Rosenkreuzer Aufgabe sey daher, des Meisters Mord an Christo und dem gesammten Christenthum zu rächen.

Der christlichen Symbolik gemäss musste der alte Tempel in Jerusalem zerstört werden, sobald in Christo die Hoffnung des neuen Jerusalems aufging, wie es nach der Offenbarung Johannis wieder erbaut werden wird. Das ist in einem andern Bilde die Reinigung des Tempels, wie sie der Heiland selber vornahm in der Austreibung.

Als der Tempel fertig war, gab Gott sein Wohlgefallen daran zu erkennen, indem er ihn ganz mit einer Wolke ausfüllte, so dass die Priester selbst dadurch hinausgedrängt wurden. Diese Wolke im Heiligthum ist das einzige Bild der Gottheit, das je in den Tempel kam, entsprechend der Wolke, die vor Moses einherzog. Die Rationalisten nehmen natürlich nichts anderes an, als dass es eine von den Priestern selbstgemachte Weihrauchwolke gewesen sey.

Die Leviten waren so begeistert und so durchdrungen von Andacht, dass sie beim Dankliede alle wie Ein Mann sangen. 2. B. d. Chron. 5, 13. Auch Salomo stimmte ein langes und tiefempfundenes Danklied an, 1. B. d. Könige 8, worin Vers 53 besonders der Gedanke hervortritt, dass Gott seinen heiligen Willen durch das Volk Israel in jener Vorzeit nur insofern habe erreichen können, als er es von allen andern Völkern abgesondert habe; während diese exclusive und defensive Methode nach Christi Geburt mit einer gerade umgekehrten wechselt, nämlich mit der Eröffnung und Mittheilung des Heiles an alle Völker auf Erden.

Bei der Einweihung des Tempels brachte Salomo ein ungeheures Brandopfer, bei dem 22,000 Rinder und 120,000 Schafe bluteten. Nur diese Opfer erinnern noch an die

heidnische Vorwelt, sonst ist im Gottesdienst der Juden schon sehr viel Christliches. Die lang angehaltenen feierlichen Posaunentöne scheinen aus dem Hirtenleben vom Hirtenhorn entlehnt zu seyn. Sie entsprechen dem Schauerlichen und Geheimnissvollen des Allerheiligen und der Stimmung der jüdischen Gemüther, die in der Furcht vor Gott, wie in der Innigkeit des Gebets in eine Tiefe zurückgeht, von der die heidnischen Hymnen noch kaum etwas ahnen lassen.

Austreibung der Käufer aus dem Tempel. Die erste Handlung Jesu, als er in Jerusalem eingezogen, war, dass er zum Tempel ging, „und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer und stiess um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer, und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heissen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ Matth. 21, 12. 13. Nach Johannes 2, 15. machte er sich eine Geissel aus Stricken und trieb die Verkäufer sammt ihren Schafen und Ochsen hinaus, verschüttete den Wechslern das Geld und stiess ihre Tische um. Die Juden staunten über solche Kühnheit und verlangten ein Zeichen von ihm, dass er Solches thun dürfe. Da sprach er: „Brechet diesen Tempel, und ich will ihn in drei Tagen wieder aufrichten.“ Sie verstanden den Tempel von Stein, er aber meinte seinen Leib.

Die ganze Handlung ist nur sinnbildlich zu verstehen. Im Vorhof des Tempels trieben sich zur Osterzeit die Händler und Wechsler um, weil die von allen Seiten zum Tempel strömenden Juden nicht alle eigne Opferthiere mitbringen konnten und sich hier erst welche kauften. Dieser Schacher war eine Entheiligung des Tempels. Christus wollte aber nicht den alten Judentempel reinigen, sondern trieb alle andern gemeinen Opfer hinaus, weil er selbst jetzt als das erhabenste Opfer in den Tempel einzog. Die Handlung hat zugleich eine Beziehung auf das Sakrament des heiligen Abendmahls. Die Geissel, die er schwang, bedeutet die Geissel der Busse vor; die Händler und Krämer bedeuten die bösen Gedanken, die aus Herz und Sinn hinaus müssen, ehe das hei-

lige Sakrament genossen werden kann. Zugleich ist dadurch ganz im Allgemeinen auch das Verhältniss der ewigen Gerechtigkeit zur ewigen Gnade ausgedrückt. Ehe die Gnade im Mittlertode ihr höchstes und heiligstes Werk beginnt, muss der starke und eifrige Gott der Gerechtigkeit noch einmal in seiner ganzen Strenge walten.

Christus weint beim Anblick der Stadt und des Tempels, die da sollen zerstört werden. Das Gegenbild zu dieser schönen Scene ist die Vergleichung des Heilands selbst mit dem Tempel, der da gebrochen wird, Joh. 2, 19: „Brechet den Tempel ab, in drei Tagen will ich ihn wieder aufrichten.“ Der zerbrochene Tempel hat hier eine sehr verschiedene Bedeutung als Steintempel Salomo's und als Leib des Gottmenschen. Die ganze Grösse des Opfers wird ausgedrückt indem der lebendige Tempel zur Sühne gebrochen wird für den todten.

Teufel.

Der Name kommt wohl einfach vom griechischen *διάβολος* im neuen Testament her, und nicht weder von den persischen Dews, noch von dem deutschen Wort Dieb oder Tiefe. Dem Begriffe nach ist im Teufel allerdings alles Böse personificirt, wie in Gott alles Gute; weil aber Gott allein Schöpfer und Herr der Welt, der Teufel nur ein Geschöpf ist, so stehen sich nur Engel und Teufel, gute und böse Geister auf gleicher Stufe gegenüber, keineswegs aber Gott und der Teufel in dem Sinn, wie im Glauben der alten Perser Ormuzd und Ahriman, das gute und böse Weltprincip, sich in die Weltherrschaft theilten. Als Häresieen auch im Christenthum eine Gleichstellung des Teufels mit Gott aufbrachten, trat die Kirche diesem Irrthum entgegen, indem sie feststellte: Alles sey von Gott gut geschaffen, und was böse sey, sey es nur geworden. Der Teufel sey daher nicht das böse Princip von Ewigkeit, selbstständig Gott gegenüberstehend, sondern nur der von Gott gut geschaffene, aber durch eigne

Sünde gefallene Engel. *Concil. Bracarense* I. *cap.* 5. Epiphanius II. 2.

Der Teufel verhält sich daher zu Gott nicht wie eine gleiche Macht, sondern nur wie der rebellische Knecht. Er ist auch gegen Gott absolut ohnmächtig, und nur relativ mächtig durch die Menschen, deren er Meister wird. Er greift Gott nur indirekt an durch Verführung der Menschen. Er ist feig gegen Gott, scheu vor ihm sich verbergend wie die Schlange vor dem Adler. Ihm wird der Kopf zertreten, wie der Schlange. Im offenen Kampf wird er ohne Mühe besiegt und vom Erzengel Michael in den Abgrund gestürzt. Das Böse vermag dem rein Guten nirgends Stand zu halten. Jeder Engel vertreibt jeden Teufel. Schon der Name Gottes und das Kreuzeszeichen haben die Macht, ihn zu vertreiben. Auch die Glocken kann er nicht hören. Vor allem Heiligen und specifisch Kirchlichen ist er beständig auf der Flucht. Ein Löwe vor dem Sünder, ist er eine Maus vor dem Gerechten. *Rupert. Tuit.* p. 266. Nur in den Gebieten, die ausserhalb der Religion liegen, in den Sinnen und Leidenschaften der Menschen wirkt er mächtig und mit allen Reizen und Verlockungen des alten Heidenthums. Darum ist er „Fürst dieser Welt". Joh. 12, 31. 14, 30. 2. Korinth. 4, 4. Seine ungeheure Macht beruht auf der Sünde der Menschen. Wie er Eva zur Sünde verlockte, so auch alle Kinder Eva's durch Sinnenreiz und durch Erweckung gottloser Neigungen und Leidenschaften. Mit diesen Mitteln trachtet er unablässig, die Menschen von der Kirche abwendig und des Heils verlustig zu machen, das in der Erlösung lag. Wie nach Gottes Willen alle Menschen möglichst den reinen Engeln verwandt werden sollen, so will der Teufel sie vielmehr sich ähnlich machen. Darum will er auch alle Christen wieder zu Heiden machen. Ein Christ in diesem Leben ist ihm so verhasst, wie ein Engel oder Seliger in jenem. Er trachtet, alle Menschen diesseits in die Tempel der falschen Götzen und jenseits in die Hölle zu locken.

Seiner Tücke gegen den Menschen liegt aber nicht blos

zu verlangen, als was sie den Umständen nach leisten können und leisten. Mehr als sie sind, können sie nicht seyn. Die Theilnahme an allen politischen Ereignissen des Vaterlandes, Europas, der ganzen Welt ist sehr groß in Deutschland, die Schreibseligkeit vielleicht noch größer; von den industriellen Vortheilen bei der Herausgabe politischer Zeitungen ist man sehr genau unterrichtet. Daher ist ein angestauchtes Fluidum politischer Beredsamkeit jeden Augenblick bereit, sich in Formen zu gießen, die ihm wo und wie immer durch Umdrehung des Hahns geöffnet werden wollten.

Dabei kann nur die baare Unbilligkeit unserer politischen Journalistik den Vorwurf machen, daß sie nicht ist, wie die englische oder französische. In jenen Ländern sind die Staatszeitungen zugleich Organe mächtiger Volksparteien, sofern es dort keine Ministerien gibt, als die aus der Mehrheit des Volks hervorgegangen sind, und ihnen stehen Oppositionszeitungen gegenüber, die ebenfalls Organe großer Volksparteien sind. Die Zeitungen sind nur die Fortsetzung des parlamentarischen Kampfs. In Deutschland sind die Staatszeitungen nur die Organe der Kabinette, und da ihnen in dem Maaß seltener Oppositionsblätter gegenüberstehen, in welchem sie selbst wichtiger sind, so folgt aus dieser Lage der Dinge, daß sie in ihren Mittheilungen zurückhaltend seyn können. Nur in den minder mächtigen constitutionellen Staaten rauschten einigemal Oppositionsblätter auf; sie wurden aber über die Grenze des kleinen Landes hinaus kaum vernommen und verstummten bald. Freiwilliges Schweigen auf der einen und abgenöthigtes auf der andern Seite können nun unmöglich leisten, was englische und französische Journale, die der ganz entgegengesetzte Trieb regiert, nämlich der, Alles zu veröffentlichen. Windstille und Orkan können sich kaum entgegengesetzter seyn, wobei man zu der Bemerkung veranlaßt wird, daß der immerwährende Orkan eben so unnatürlich ist, als die immerwährende Windstille.

Seit einiger Zeit scheint man darin einverstanden zu seyn, daß eine nicht officielle politische Zeitung in Deutschland nur bei der Neutralität, bei der historischen Relation bestehen könne und statt der verschwundenen Oppositionsblätter concurriren jetzt neutrale Flaggen aller Art, die ihre politische Unbedeutenheit, an der sie in der That unschuldig sind, durch breite Auszüge fremder Zeitungen, durch gründliche Abhandlungen über staats- und

die Absicht zu Grunde, mittelst der Menschen Gott, als deren Vater, zu kränken, sondern auch Neid. Nachdem er selbst als gefallener Engel in ewiger Finsterniss, unbefriedigter Gier, ohnmächtiger Wuth die Lust, Gott gleich seyn zu wollen, büssen muss, will er nicht leiden, dass der schwache Mensch, dem er sich weit überlegen weiss, glücklicher seyn soll, als er. Der Teufel beneidet dem Menschen die Gnade Gottes und sucht ihn derselben eben so unwürdig zu machen, als er es selbst ist. Gelingt es ihm, so wird ihm die einzige Befriedigung zu Theil, die für ihn möglich ist, nämlich die Schadenfreude an den Qualen der Verdammten. Und wie dem Teufel alles Schöne und Reizende in der irdischen Natur dient, um den noch unschuldigen Menschen zur Sünde zu verführen, so dient ihm wieder alles Hässliche und Schreckliche in der Natur, den gefallenen Menschen zu martern.

Dies sind die Grundzüge, die uns bei der näheren Erörterung der an den Teufel geknüpften Symbolik leiten müssen.

Vor Allem ist daher das Sinnbild des fallenden Sternes festzuhalten. Der Teufel war ein von Gott geschaffener guter Engel, nur durch eigene Schuld fiel er aus dem Himmel in die Hölle. Vgl. Lucas 10, 18. und den Artikel Lucifer. Aus diesem Fall erklärt sich, warum der Teufel lahm gedacht wird. Vgl. Sepp, Heidenthum I. 62. Man braucht dabei nicht an den gleichfalls vom Himmel gefallenen und lahmen Hephästos der alten Griechen zu denken. Beim christlichen Teufel ist die Lahmheit durch den Fall noch viel besser motivirt und hilft zugleich die Ohnmacht des Teufels bezeichnen. In den Zeiten alter Barbarei wurden Sklaven, wenn sie zu Handarbeiten geschickt waren, von ihren Herren absichtlich gelähmt, damit sie nicht fliehen konnten. Einen solchen lahmen, grollenden Knecht erkennen wir in dem nordischen Völundur. Etwas Verwandtes damit hat nun auch der lahme Teufel, als grollender und rebellischer Sklave Gottes. — Das Hinken wird in späteren Bildwerken gewöhnlich dadurch motivirt, dass der Teufel neben einem Menschen- noch einen Pferdefuss hat.

Dieser Huf kann auf das Thierische im Teufel im Allgemeinen bezogen werden, und ist vielleicht nur aus dem Bocksfuss der Satyrn entstanden. Jedoch hat er vielleicht auch eine nähere Beziehung zu den Pferdeopfern und Mahlzeiten von Pferdefleisch, die das altdeutsche Heidenthum so sehr charakterisirte, dass nach der Bekehrung nichts so streng verboten und als Teufelscultus verpönt war, als das Pferdefleischessen, der Gebrauch der Pferdeköpfe zur Zauberei etc. Der Pferdefuss des Teufels könnte demnach allgemeines Attribut des vorchristlichen Heidencultus seyn.

Der Engelsturz ist auf vielen Bildern dargestellt, meist jedoch nur um die Meisterschaft des Malers in kühnen Körperstellungen zu beurkunden. Zuweilen sind die Fallenden oben noch Engel und werden erst unten zu Teufeln.

Der Fall ist aber nicht nur einer aus der Höhe in die Tiefe, sondern auch aus dem Licht in die Finsterniss. Verfinsterung charakterisirt den Teufel hauptsächlich. Darum wird er durchgängig schwarz gemalt und gilt die Nacht als sein Aufenthalt. Seine schwarze Farbe lässt rothe Gluth durchblicken, die Farbe des Feuers und Blutes. Das sind und bleiben seine Grundfarben. Wenn er im Mittelalter und namentlich in deutschen Bildwerken, so wie in den Protokollen der Hexenprocesse häufig als grün bezeichnet wird, so liegt dem die heidnische Erinnerung an elbische Wesen (Genien der Pflanzenwelt, Feld- und Waldminnen, nordische Silvanen und Satyrn) zu Grunde und nichts Christliches. Ueber die grünen Teufel vgl. Fiorillo I. 293. 307. v. Quandt, Reise in Spanien S. 115. Grimm, d. Myth. 1015. Mone, Schauspiele des Mittelalters II. 27. Auf sehr alten Miniaturen hat der Teufel Menschengestalt in grauer Farbe. Waagen, Paris S. 209. Später aber wird er immer schwarz gemalt als schwarzer Rabe, Affe, Bock, Hund, als schwarze Katze, Fliege, Kröte etc.

Wie Feind alles Lichts ist der Teufel auch Feind alles Lebens, daher „der Mörder von Anfang“ (Joh. 8, 44.), „der brüllende Löwe,“ der da sucht, wen er verschlinge (1. Petri

5, 8.). Schlimmer, als der Tod, der nur den Leib vernichtet, will er auch die Seele morden. Das Leben in der Verdammniss selbst ist eigentlich kein Leben, sondern nur ein unaufhörliches Sterben. Der Teufel kann nur tödten, nicht lebendig machen. Deshalb sind auch alle theils altjüdischen, theils mittelalterlichen Sagen von Teufelszeugungen auf heidnische Vorstellungen zurückzuführen und passen nicht auf den Teufel in seiner Bedeutung für das Christenthum. Dagegen wird die Unfruchtbarkeit des Teufels, wenn auch in einem rohen Bilde, doch klar und deutlich in der talmudistischen Legende von der Castration des Leviathan durch Jehovah ausgedrückt. Vgl. den Art. Leviathan. Auch die Hexenprozesse erkennen noch insofern die Unfruchtbarkeit des Teufels an, als sie meist voraussetzen, der mit den Hexen buhlende Teufel raube, aus Mangel an eigener Potenz, dieselbe den Männern. Damit hängt zusammen, dass aller vom Teufel vorgespiegelte Genuss nichtig ist. In unzähligen Volkssagen heisst es, wer einer Hexenmahlzeit anwohne, und reichlich zu schmausen und zu trinken wähne, finde sich nachher leeren Magens und unbeschreiblich nüchtern und hungrig, oder er erkenne, dass, was er für köstliche Speise gehalten, Knochen, Aas und Unflath gewesen sey. Reizende Weiber, die den Bethörten zu sich gelockt, verwandeln sich in das Aas eines Pferdes etc. Aus demselben Grunde kann der Teufel auch als Säemann nach dem Evangelium Matth. 13, 27. nur Unkraut säen. Darum ist ihm auch die unfruchtbare Wüste zur eigentlichen Wohnung angewiesen. Hier berührt sich die christliche Vorstellungsweise mit der heidnischen. Wie Ahriman, das böse Princip des Parsismus, in den Steppen von Turan, so haust Typhon, das böse Princip der alten Aegypter, in der Sandwüste. Die Juden schickten ihren berühmten Sündenbock als Opfer für den Teufel in die Wüste. In der Wüste versuchte der Teufel den Heiland und unzählige heilige Einsiedler.

Aus dem gleichen Grunde kann es auch für die christliche Vorstellungsweise keinen weiblichen Teufel geben. Was

davon in den altjüdischen und spätern Fabeln vorkommt, muss Alles auf heidnische Vorstellungen von verführerischen Nymphen, Nixen, Elben etc. zurückgeführt werden. Nach christlichem Begriff ist alles Weibliche, Mütterliche vom sterilen Teufel selbst ausgeschlossen und nur den Teufelsanbeterinnen, Zauberinnen und Hexen, als greuliche Verirrung der menschlichen Natur, zugewiesen.

Wenn nun gleichwohl der Bock, das üppigste und unzüchtigste Thier, vorzugsweise in die Teufelsgestalt übergeht und der Teufel der Unzucht als einer der vornehmsten gilt, so ist damit doch nicht eine gesunde Vermehrung der Leiber, wie beim Vieh, sondern nur ein Mord der Seele durch das Laster des Leibes gemeint. Der Teufel bedient sich nur der im Menschen selbst liegenden groben Sinnentriebe, um seine Seele zu verderben. Schon die heilige Schrift nennt ihn „das Thier". Das Thierische im Menschen wurde in dieser Beziehung von den Alten hauptsächlich in den bocksfüssigen Satyrn personificirt. Piper, christl. Myth. I. 404 f., hat daher nicht Unrecht, wenn er die Bocksgestalt des christlichen Teufels auf jene alte Satyrgestalt zurückführt. Eben so oft wie die Form des Bocks kommt die des Schweins vor für das Teuflische, was in der Sinnlichkeit liegt. — Die Lust am Tode dagegen, die innerste Wonne des Teufels, wird personificirt in dem aasliebenden Raben, dem Galgenvogel.

Unfruchtbar, nur tödtend, nicht belebend, als reine Negation kann der Teufel auch alle Wonnen, womit er verführt, nicht wirklich erzeugen, sondern nur aus der gemeinen Sinnenwelt borgen und den schönen Schein hinzulügen. Deshalb war Lügen sein Handwerk von Anbeginn. Er leugnet einerseits die göttliche Wahrheit und bethört andrerseits die Menschen mit nichtigen Einbildungen. Er besticht durch Sophismen ihren Verstand, damit sie das Wahre in falschem Lichte sehen, und er besticht durch Verblendung ihre Sinne, dass sie was Koth ist, vergoldet sehen, und Genüsse, die das gemeinste Thier mit den Menschen theilt, für Seelenwonne

halten. Als Lügner und listiger Verführer hat er vorzugsweise die Schlangengestalt.

In seiner principiellen Polemik gegen die göttliche Wahrheit ist er aber nicht blos schlauer Lügner und Sophist, sondern auch frecher Lästerer, indem er da, wo ihm sein Schlangenbiss gelungen, sich nicht mehr genirt, sondern in colossaler Frechheit seinen Gotteshass auslässt, bellend und zähnefletschend gegen Gott, wie ein böser Hund gegen die ihm unerreichbare Sonne. Weil ihm aber gelingt, viele Menschen zu verführen und von Gottes Wegen abzulocken, ist er zugleich schadenfroher Spötter. Die grösste Frechheit wird an ihm ausgedrückt durch die Gestalt des Nilpferdes, Krokodils, Schweines, Wolfes, Hundes, Spott durch die des Fuchses und Affen.

Ausser der Sinnlichkeit ist es hauptsächlich Eitelkeit und Hoffahrt, durch die er die Menschen beherrscht. Darin spiegelt sich seine eigene Hoffahrt, die aber immer karikirt erscheint, weil er zu keinem Stolz innerlich berechtigt ist, weil alle seine Macht, Gott gegenüber, doch nur Ohnmacht, alle seine Herrlichkeit, den Menschen gegenüber, doch nur Schein und Lüge ist. Die alten Maler drückten diese Eigenschaft des Teufels ziemlich naiv durch die Affengestalt und durch Attribute menschlicher Eitelkeit, Putz, Pfaufedern, Schmetterlingsflügel (so auf dem berühmten Weltgericht in Danzig) aus. Die modernen Versuche, den Teufel als König der Unterwelt in einer gewissen plutonischen Erhabenheit zu zeigen, mussten alle missrathen, weil ihm principiell jede Würde abgeht.

Der Teufel bleibt immer ein Knecht, ein untergeordnetes Wesen, das, nachdem es den Dienst Gottes verlassen, sich zum Dienst des Menschen erniedrigt, um den Menschen durch Kriecherei, Schmeichelei und reelle Dienste zu gewinnen. Dieses Knechtische im Teufel ist vorzugsweise das Hündische an ihm. Daher er so oft als „schwarzer Hund“ erscheint.

Weil der Teufel nur Böses will und Böses thut, kommen ihm die Attribute alles Bösen in der Welt zu, wohin auch

das Gegentheil von allem Gesunden, Heitern, Klaren, Schönen und den Sinnen Wohlgefälligen zu rechnen ist. Wie Gott, die Engel, Heiligen und Seligen ewig im Licht sind, so der Teufel immer in Nacht und Finsterniss; wie jene ewig in Wonne, so dieser ewig in Qual, und wie jene Wonne gewähren, so gewährt dieser nur Qual. Wie jene in Schönheit strahlen, so vereinigt dieser in sich alles Hässliche. Wie jene in himmlischen Harmonieen und Wohlgerüchen leben, deren Nachahmung Musik und Weihrauch der Kirchen sind, so gibt der Teufel nur Misstöne, greulichen Lärm von sich und lässt, wie das Sprichwort sagt, überall einen Gestank zurück. Wie jene von der Kunst in ewiger Ruhe oder in sanfter heiliger Bewegung aufgefasst werden, so dieser in gewaltsam zurückgehaltener oder losgelassener Gier und mehr als thierischer Wildheit. Ueberall erscheint der Teufel und sein Reich als das Gegenbild zum Himmelreich und zur Kirche. Vgl. d. Artikel Hexensabbath.

Es gibt jedoch auch eine teuflische Schönheit. Was die klugblickende graziöse Schlange nur sinnbildlich bezeichnet, das zeigt sich oft in der vollendeten Schönheit von Männern und Frauen, die dämonische Zaubermacht eines Don Juan, einer Circe. Wenn sich aber der Teufel auch aller Meisterformen des Schöpfers zu seinen Werken bedienen kann, so geht ihm doch dabei immer der Zauber der Unschuld ab, der jeden andern Zauber überwiegt. In der diabolischen Schönheit liegt immer etwas Unheimliches, was den Bewunderer anfremdet und erschreckt, er weiss nicht warum? Das ist die Abwesenheit der Unschuld. Die alten Maler wussten auch diese Eigenthümlichkeit des teuflischen Wesens auf eine naive Weise auszudrücken. Sie duldeten nämlich nicht, dass der Teufel, mochte er auch noch so schön als Mensch gemalt seyn, ein ganzer Mensch seyn durfte. Irgendwo, wenn auch nur ganz versteckt, musste etwas Thierisches an seiner Gestalt hervorblicken, ein Horn, ein Huf, eine Kralle, wenigstens ein spitziges Ohr. *Schotti, physica cur.* p. 336.

Eben so trügerisch, wie die Schönheit, ist auch der

Reichthum des Teufels, seine Schätze sind nur Blendwerk. Wenn er Gold schenkt, wird es zu Laub, Asche, Koth. Wenn er Mahlzeiten gibt, findet man zuletzt, dass man von todten Pferden, Baumrinden, Tannzapfen etc. gegessen hat. So durchgängig in den deutschen Volkssagen. Die Hexen, denen er ganz besonders zugethan ist, bleiben trotz seiner Gunst beständig bettelarm.

Nach alter Ueberlieferung darf der Teufel aller Thiere Gestalt annehmen, nur nicht die des Lammes und der Taube (*Majoli, dies canic.* p. 406.), weil diese die Unschuld bedeuten.

An die Stelle des Erhabenen tritt beim Teufel das Maasslose, Ungeheure. Wie alles Guten, Wahren und Schönen, so ist er auch alles Maasses und aller Harmonie Erbfeind. Darum hat er im Gegensatz gegen die gesunde und schöne Schöpfung Gottes sich selbst zum Urbild aller Missgeburten karikirt. In ihm spiegelt sich alles Unnatürliche und Verkehrte. Eben deshalb springt aber auch bei ihm das Schreckliche alsbald wieder in's Lächerliche um, daher der unerschöpfliche Humor, der in der volksthümlichen Behandlung des Teufels in Sagen und Schauspielen niemals fehlt.

Die Maler haben von jeher darin übereingestimmt, in den Teufelsgestalten Extreme des Dicken und Dünnen, Kurzen und Langen, Riesenhaften und Zwerghaften, Plumpen und vielgliedrig Gerenkten etc. darzustellen, wobei sie mehr oder weniger auf entsprechende Thierformen Rücksicht nahmen. Dickteufel z. B. wurden gerne in die Kröten-, Schildkröten-, Schwein-, Wallross- und Nilpferdform gebracht. Dünnteufel in die Affen-, hauptsächlich aber Insektenform. Die Kunst ging jedoch weit über die Thierform hinaus in die äusserste Karikatur. Wie mit der ganzen Gestalt, so verfuhren sie auch mit einzelnen Gliedmassen, die widernatürlich vergrössert, verlängert und aus der menschlichen Form in die thierische übersetzt wurden. Dabei mögen die thierköpfigen Götzen der Aegypter hin und wieder zum Vorbild gedient haben. Vom hundsköpfigen Anubis, von der schweinsköpfigen

Nephthys bis zu den Teufeln der christlichen Bilder ist nur ein leiser Uebergang. Dass die Satyrn der Griechen und Römer in die Teufelsform übergingen, ist schon erwähnt. Seltner findet sich die Form des Kentaur oder Pferdmenschen. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 374. Sie war noch eine Erinnerung der ersten christlichen Jahrhunderte an das eben besiegte Heidenthum, und kehrte erst in Dante's grossem Gedicht wieder, als man von Neuem die classischen Dichter studirte. Dante holte noch mehr groteske Figuren der heidnischen Welt herbei, um damit seine christliche Hölle zu bevölkern, den Minotaur, Cerberus etc.

Teuflische Bildungen des Kopfs. Thierkopf auf einem Menschenleib. Ein vielköpfiges Thier (der Drache in der Offenbarung Johannis, ähnlich der antiken Hydra). Ein monströser Dickkopf auf dünnem Hals und kleinem Leibe. Tückischer, in Hals und Buckel vergrabener Koboldkopf. Lang vorgestreckter Kopf mit Geierhals. Den teuflischen Kopf bezeichnen gewöhnlich die Hörner des Bocks oder wenigstens kleine, nur über der Stirne angedeutete Satyrhörnchen, zuweilen auch der Hahnenkamm. Daher auch dann, wenn der Teufel als Junker erscheint, sein Barett mit einer Hahnenfeder geziert ist, die sich wie ein Horn krümmt und die zugleich den höllischen Hahn bezeichnet. — Auf altdeutschen Bildern hat der Teufel zuweilen grosse, aber schief gestellte Ohren, was von bösen und heimtückischen Pferden entlehnt ist. — Die Augen des Teufels sind gewöhnlich gross, grimmig, lechzend, roth unterlaufen oder flammenwerfend. Am scheusslichsten entstellt aber ist sein Mund, der immer mehr oder weniger zum verschlingenden Rachen, zum verkniffenen Schnabel, gierigen Rüssel etc. wird. Es gibt einen Fisch vom scheusslichsten Ansehen, der den zähnevollen Rachen nie zuschliesst. Das ist ein gutes Bild des ewig auf Raub lauernden Teufels. Gerade der Mund, der am Menschen die geistigste Feinheit ausdrückt, ist am Teufel das am meisten Beleidigende und Zurückstossende. Bald tritt das Gebiss, bald mehr die lechzende Zunge hervor, die

schlangenartige Pfeilzunge oder insektenartige Mandibeln und phantastische Fresswerkzeuge.

Nach einem Gesetz, welches schon in der antiken Sculptur angedeutet erscheint und in den Costumen verschiedener Zeiten und Völker wiederkehrt, correspondiren Bauch und Hintertheil, Schultern und Knice mit dem Kopf. Daher die Wiederholung teuflischer Gesichter an diesen Theilen, oder wenigstens das Feuerspeien des Teufels von unten und oben. Die Gleichstellung des unedelsten Theils am Körper mit dem edelsten ist für die Teufelsform besonders charakteristisch. Vgl. *Didron, man.* p. 276. Daher auch der Kuss, den die Hexen dem Teufel auf dem Bloxberg hinterwärts geben. Horst, Zauberbibl. III. 371 f.

An den Schultern trägt der Teufel insgemein Fledermausflügel, doch kommen auch Geierflügel vor und phantastische Insektenflügel. Hände und Füsse sind häufig thierische Krallen. Wenn der Teufel in schöner Menschengestalt verführen will, lässt er doch unter dem Gewand gewöhnlich den verrätherischen Pferdehuf oder Vogelkrallen blicken. Eben so charakteristisch ist für den Teufel der Schwanz, dem die naiven Maler gewöhnlich eine Pfeilspitze geben, um ihn von gemeinen Affenschwänzen zu unterscheiden. Endlich gibt man dem Teufel eine zottige, borstige Haut oder Schuppen.

Wo es gilt, die Teufel klein zu malen, z. B. wie sie aus dem Munde von Besessenen fahren, oder einem Verführten in's Ohr flüstern, so werden sie als Raben, zuweilen auch als schwarze Insekten dargestellt wie Ameisen und Scorpionen. Vgl. Rathgeber, Gothaisches Museum S. 144. 231.

Wo es dagegen gilt, den Obersten der Teufel in voller Macht zu zeigen, tritt die Form des Drachen ein, wie in der Offenbarung Johannis. Im Drachen sind gleichsam alle Thierformen in ihrer höchsten Potenz concentrirt, die der Quadrupeden im Rachen und in den Füssen, die der Vögel in den Flügeln, die der Amphibien im Leib und in den Schuppen, die der Insekten im Schwanz.

Malern und Dichtern ist ein weiter Spielraum vergönnt, die Teufelscharaktere im Einzelnen auf's Mannigfachste auszumalen. Jedoch sollen sie sich in Acht nehmen, nicht in eine unsinnige Willkühr auszuschweifen, in welcher das specifisch Teuflische verloren geht. Von dieser Art sind schon die alten Miniaturbilder aus dem 12ten Jahrhundert gewesen, denen antike sogenannte Gryllen zum Vorbild gedient zu haben scheinen: Teufel mit Krokodilskopf, Vogelschnabel, Gesicht am Bauch und Schlangenkopf am Schwanze etc. *Didron, icon.* p. 283. Auch spätere Maler, wie Bosch, Callot, der Höllenbreughel etc., sind in der humoristischen Freiheit zu weit gegangen und haben den Teufeln selbst die Formen lebloser Gegenstände gegeben, um komische Effecte zu erzielen, wobei aber das specifisch Dämonische verloren geht. Das passt vortrefflich zu den Satyren von Rabelais, aber nicht in Bilder, deren Hintergrund immer der kirchliche Ernst bleiben soll. Auch schon der grosse Dante wird in den Teufelsnamen „Schlimmkralle, Nebelschwanz, Schindsau, Wirrwarr, Wirrbart etc.“ zu lustig. Vgl. Dante von Kopisch S. 83. Auch Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 198.

Dasjenige Glied, an welchem der Teufel von der Legende, Volkssage und Dichtung gleichsam mit Gewalt in's Reich des Komischen hineingezogen wird, ist die Nase. In wie vielen Legenden und Sagen wird dem vorwitzigen Teufel nicht von einem heiligen oder klugen Schmiede (dem heiligen Dunstan, dem Schmied von Apolda etc.) die Nase abgezwickt! Eben so komisch erscheinen auf unzähligen Bildern die Teufel, die auf ihrer eigenen langen Nase Flöte oder Dudelsack spielen, ein besonders bei den deutschen Malern sehr beliebtes Motiv. Es ist die Frage, ob dieser Vorstellung nicht altheidnische Erinnerungen zu Grunde liegen. Inzwischen ist sie christlich zu rechtfertigen durch die Situation, in welche der Teufel nothwendig jedesmal kommen muss, wenn er in seiner knechtischen Ohnmacht sich an das unantastbar Heilige wagt. Der Spott über den Teufel in der Blüthezeit des Mittelalters war ein Zeichen des Glaubensmuthes und eines gesunden

kirchenrechtlich, Gegenstände (die Hannöversche und die Kölner Frage) oder über medicinische, industrielle und commerzielle (Cholera, Wasserkuren, Eisenbahnen, Runkelrübenzucker ꝛc.) und hin und wieder durch elegante Plaudereien maskiren. Allein wir müssen es wiederholen, die Zeit verträgt keine tiefern politischen Charakterzüge, und man muß wenigstens von der formellen Seite die Rührigkeit, mit der unsere Zeitungen auf alles, was geschieht, aufmerken, über alles wenigstens etwas berichten, und die Elasticität der Sprache bewundern, welche Vorsicht und Talent bis zu einem hohen Grade ausgebildet haben. Vergleicht man die heutigen Zeitungen mit denen, die älter als zwanzig Jahre sind, so muß man gestehen, daß sie an Umsicht, Takt und Ausdruck ungemein gewonnen haben.

2. Die wissenschaftlichen Journale

müssen aus einem ganz andern Gesichtspunkt angesehen werden. Im weiten Gebiete der Wissenschaft kann sich die gelehrte deutsche Republik constituiren, wie sie will. Hier gibt es keine Schlagbäume und Grenzcordons. Hier hören die politischen Interessen und Rücksichten auf.

Die Deutschen sind das wissenschaftlichste Volk der Welt. Nur in einzelnen Zweigen der Wissenschaft mögen sie von Gelehrten anderer Nationen übertroffen worden seyn, im Ganzen nie. Sie haben des reichsten Stoffes sich im weitesten Umfang bemächtigt und sind in allen Gebieten des Wissens zu Hause. Daraus folgt nun nothwendig, daß sie auch die Mittel gefunden haben sollten, die gewonnenen Resultate auf dem kürzesten Wege dem gesammten Publikum mitzutheilen, mit einem Wort, daß dem Reichthum und der Tiefe der wissenschaftlichen Literatur in Deutschland auch die übersichtlichste und prägnanteste Journalistik entsprechen sollte.

Dem ist nun aber nicht so. Eine Centralstelle, von wo aus man alle geistigen Gebiete wie im Fächer um sich ausgebreitet sähe, hat bisher gefehlt. Die Allgemeinen Literaturzeitungen, Repertorien ꝛc., haben zwar immer sehr umständlich und vielfältig, zum Theil auch sehr gründlich recensirt, allein immer fehlte dabei der Totalblick, die großartige Zusammenfassung und Scheidung der Massen. Weder das Material war klar geordnet, noch auch eine

Volkslebens; die Teufelsangst, mit der die Reformation begann, das Zeichen vom Gegentheil.

»Christliche Vorstellungen, die sich mit altheidnischen Erinnerungen an elbische Wesen und Zauberei berühren, sind die Wolf- und Fuchs-, die Kukuks- und Fliegen-, endlich auch die Rüben- und Wurzelgestalt des Teufels. Als Wolf bezeichnet der christliche Teufel den hungrigen Allverschlinger, wie in der nordischen Edda. Als Fuchs den arglistigen Weltbetrüger, wie im altdeutschen Reinecke. Als Kukuk den neckischen, foppenden Dämon. Als Fliege den unverschämten Belästiger. Als Alraun (Wurzelmännlein) das personificirte Miasma und Gift der Verwesung in der finstern Erde, das allem höhern Leben feindlich und verderblich ist, aber auch über alle Schätze im Innern der Erde gebietet.

Im Ulmer Münster ist an den Geländern der Treppe zum Sakramentshäuschen allerlei höllisches Gewürm angebracht, welches eidechsenartig daran auf- und abgleitet. Dazu auf der Schwelle des Sakramentshäuschens selbst ein Teufel, der sich zwischen zwei Löwen, die gleichsam hier als Wächter erscheinen, in höchster Angst windet und krümmt und nicht loskommen zu können scheint. Damit sind ohne Zweifel, wie mit den teuflischen Frazzen, die in andern Kirchen so oft unter Capitälen, Balken und sonst aus dem Versteck hervorlauschen, nur die bösen Gedanken gemeint, die den Menschen auch in der Kirche, mitten unter den heiligsten Eindrücken befallen. In der Legende des heiligen Macarius von Alexandrien kommen viel solche kleine, mehr insektenartige, als ungeheuerliche Teufel vor, die mitten in der Kirche während des Gottesdienstes sichtbar werden, den Lässigen böse Gedanken in's Ohr flüstern, Andere schläfrig machen, einen Dritten zum Lachen reizen oder sonst in der Andacht stören.

Die Classification der Teufel ist ursprünglich keine andere, als die der Laster. Weil das Böse Gegenbild des Guten ist, so theilt sich der gefallene Urgeist Lucifer gegenüber der heiligen Dreieinigkeit in einer unheiligen Dreiheit und emanirt, gegenüber den sieben Geistern Gottes, in sieben unreinen

Geistern, den Prototypen der Hauptlaster. Der als gefallener erster Engel Lucifer heisst, ist zugleich der Satan, der Teufel *par excellence*, Fürst der Finsterniss und Hölle. Als Gegenbild der Dreieinigkeit erscheint er dreiköpfig im Mittelpunkt der Erde, in der tiefsten Tiefe, bei Dante, auch in alten Miniaturen. *Didron, man.* p. 78; dessen *icon.* p. 544. — Der einem Götzen entlehnte Beelzebub und der thierische Leviathan sind nur andere Bezeichnungen für dasselbe böse Urwesen.

Alle untern Rangordnungen müssen aus dem Wesen des Bösen herfliessen und die verschiedenartigen Laster personificiren, gegenübergestellt den Tugenden. Man hat auch zehn Hauptteufel unterschieden als Gegner der zehn Gebote. Zulässig sind auch die Unterscheidungen von ausserordentlichen Teufeln, die in ausserordentlichen Lastern und Tollheiten der Menschen wirksam erscheinen. So schuf das Reformationszeitalter, in dem überhaupt der Teufel seinen Triumph feierte, ganz neue Teufel, entsprechend den damals aufkommenden, die menschliche Gesellschaft verpestenden Lastern und Missbräuchen, als da waren: der Sauf-, Fress-, Hof-, Schul-, Jagd-, Spiel-, Fluch- und Hosenteufel, bezüglich auf die lüderlichen Sitten und phantastischen Trachten, die damals aufkamen. Von dieser Art ist auch der beim russischen Volk gegenwärtig sehr populäre „Geldteufel", der zugleich eine Personification der habgierigen russischen Beamtenwelt ist. Vgl. Kohl, Russland I. 137. — Nicht unfein ist in Lessings berühmtem Fragment von Faust die Classification der Teufel nach der Schnelligkeit ihres Wirkens. — Durchaus unzulässig ist die Classification der Teufel nach den Elementen und Naturreichen. Indem man antike Naturgötter zu Teufeln machte oder auch die nordische Elben- und Zwergenwelt in's Teuflische übersetzte (wie z. B. Theophrastus Paracelsus that), griff man zu weit in's heidnische Gebiet über und dehnte den Begriff des Teuflischen zu weit aus. Nur in den geistigen Elementen, nur in den geschichtlichen Reichen wirken Dämonen. Daher den Engeln der Völker, den Schutzengeln und Patronen der Genossenschaften und Stände auch Teufel

gegenüberstehen, die in den Lastern dieser Völker und Stände hauptsächlich thätig sind. Nach einer alten Legende vertheilte der Teufel seine sieben Töchter, die Hauptlaster, unter die Hauptclassen der Menschen, nur die Buhlerei blieb übrig und wurde daher allen gemein. Görres, Mystik III. 698. Man muss die in einem Laster wirksamen Teufel noch von den einer besondern Tugend, oder einem Sakrament feindlichen Teufeln unterscheiden. So steht neben dem Teufel der Unzucht ausdrücklich noch ein ehefeindlicher Teufel, den uns das Buch Tobias kennen lehrt.

Es würde mich doch wohl zu weit führen, wenn ich den Versuch machen wollte, hier in längern Aneinanderreihungen jene Legionen und Cohorten zu verfolgen, die ihre schwarzen Spuren in der Weltgeschichte hinterlassen haben.

Auch das Vorkommen der Teufel in der heiligen Geschichte kann ich hier nicht im Einzelnen aufzählen. Es ist bekannt genug und auf allen Kirchenbildern, auf denen biblische Scenen mit dem Teufel vorkommen, vom Sündenfall bis zum Weltgericht verständlich.

Da der Teufel nichts schaffen, sondern nur zerstören kann, so ist er auch als Säemann in der biblischen Parabel nur Säer des Unkrauts. Deshalb macht ihn die Volkslegende auch zum Säemann aller Ketzer und Unruhestifter. Er raffte z. B. einmal die Schwenkfelder von der Erde auf, that sie in einen Sack und wollte sie zur Hölle führen, der Sack stiess aber an den Spitzberg in Schlesien, da fielen die Ketzer heraus und existiren noch in der Umgegend. In gleicher Weise säte er böse Junker in der Lausitz.

Der Teufel ist Erfinder des Würfelspiels. Die bösen Folgen dieses Spiels sind daher in einem altitalienischen Bilde geistreich aufgefasst in fünf Köpfen, welche die Zahl 5 im Würfel ausdrücken. Die vier äussern Köpfe gehören Verdammten an und haben Mienen voll Verzweiflung, der mittlere gehört dem Teufel an und lacht schadenfroh. — In solchen symbolischen und allegorischen Anwendungen haben Poesie und Kunst noch einen unendlichen Spielraum.

In Bildern, die sich auf Heiligenlegenden beziehen, ist der Teufel oft stehendes Attribut. Als Versucher finden wir ihn bei den Heiligen Antonius, Macarius, Romualdus, Victorinus, bei der heiligen Katharina von Siena etc. Auf einsamem Felsen im Meer wird der heilige Martinianus vom Teufel versucht. In Christi Gestalt der heilige Martin und der h. Potitus. Auf dem Meer wird das Schiff des h. Marcus, auch das des h. Brandanus von Teufeln umdroht.

Besiegt liegt der Teufel überwunden zu den Füssen des Erzengels Michael und des ritterlichen heiligen Georg. Gefesselt folgt er der h. Digna, Juliana, dem h. Cyriacus und Norbert. Gebunden liegt er zu Füssen der h. Genoveva und muss ihr das Licht halten. Auch dem h. Dominicus muss er das Licht halten, das ihm bis auf die Finger brennt. Der h. Gudula versucht er vergebens das Licht auszublasen. Der h. Bartholomäus zwingt ihn, Christum zu bekennen. Der h. Dunstan zwickt ihn bei der Nase. Sehr viele Heilige treiben Teufel aus, die in Gestalt von Raben davonfliegen.

Thamar,

das alttestamentalische Vorbild der äussern Schmach, welcher das Christenthum so oft unterzogen worden ist und sich freiwillig unterzogen hat, um seine höhere Mission zu vollbringen. Indem Thamar durch uneheliche und sogar blutschänderische Geburt gleichwohl die Stammmutter Davids, der Maria und des Heilands wurde, wird damit ausgedrückt, dass Gott, indem er seinen eingebornen Sohn als Heiland der Welt gerade in diesem Schmutz des Judenthums und in der Gesetzwidrigkeit einer sündigen Umarmung die irdischen Wurzeln schlagen liess, nur das Uebel dieser Welt gleichsam mit der Wurzel ausheben und nicht sowohl den Weisen und Gerechten, als vielmehr den Verlornen und Verachteten, den Ausgestossenen und Parias die Erbarmung und Erlösung bringen wollte. Die Legitimität nach dem äussern Gesetz, der starren Gerechtigkeit des Mosaismus, hatte keinen Werth mehr für den

Allerbarmer, der nicht das einseitige Volkswohl der Hebräer, sondern die Erlösung des gesammten menschlichen Geschlechts wollte und darum sich gerade am liebsten an die Elenden und Heiden wandte, und seine Apostel unter Zöllnern und Sündern wählte. Noch specieller ist Thamar das Vorbild der Sünderin Magdalena, die dem Heiland geistig so nahe stand, wie Thamar durch die Abstammung. Rupert von Deutz hat Thamar und Ruth zusammengestellt als *poenitentia* und *paupertas*, die beiden Vorbedingungen alles christlichen Heils. Seine Deutung der Geschichte Thamars ist sehr sinnreich. Er sieht in Thamar selbst die Busse; im Judas das Erbarmen; in Ring, Schnur und Stab, die sie zum Pfand erhält, Glaube, Liebe und Hoffnung; in dem Bock, den sie zum Preis empfängt, das Lamm Gottes oder die Erlösung; in den beiden Zwillingen endlich den Gegensatz von Judenthum und Heidenthum, so zwar, dass Serah mit dem rothen Faden an der Hand, der zuerst zum Vorschein kommt, aber doch das Recht der Erstgeburt wieder verliert, das Judenthum, Perez dagegen das anfangs zurückgesetzte Heidenthum bedeutet, in welchem das Christenthum segensreicher wirkte und von dem es viel umfassender und gehorsamer anerkannt und aufgenommen wurde, als vom Judenthum. *Rupertus Tuit.* p. 97.

Thau,

Sinnbild des Segens, der vom Himmel kommt. Wie der nächtliche Thau die Erde befruchtet, so kam alle Frucht des geistigen Lebens durch Maria von oben. Das ist vorgebildet in dem Thau, der auf Gideons Fell niederfiel. Vgl. den Artikel Gideon. — Conrad von Megenberg im Buch der Natur 1482, Fol. 25. leitet den Thau von den Sternen her, wodurch noch vor dem Aufgang der Sonne die Aecker befeuchtet werden, und vergleicht diese Sterne mit den Heiligen.

Thiere,

Sinnbilder der Leidenschaften und auseinandergehenden Menschensinne. Im Paradiese lebten alle Thiere in Harmonie und thaten einander nichts zu Leide. Vgl. den Artikel Paradies. Erst nach dem Sündenfall der Menschen wurden die Thiere wild und feindeten einander an, wie Kain den Abel. Die seitdem unter den Thieren entzündete Gier und Wuth correspondirt mit der durch den Sündenfall in Adam zerstörten Harmonie der menschlichen Seelenkräfte und deren Gegeneinandertoben. Im künftigen Paradiese aber sollen die Thiere zu dem alten Frieden zurückkehren. Jesaias 65, 25. Deshalb nahmen schon die ältesten Christen im römischen Reich den antiken Orpheus, dessen Gesang die wildesten Thiere zähmt, zum Vorbild Christi. Dem gefallenen Adam unter den auseinanderlaufenden Thieren des Paradieses steht hier der neue Adam unter den wieder vereinigten gegenüber. Vgl. den Artikel Orpheus. Nach den apokryphischen Evangelien liefen, als die heilige Familie nach Aegypten floh, in der Wüste alle Thiere herbei, um in friedlicher Eintracht das Christkind anzubeten. Hofmann, Apokr. S. 141. So sammeln sich auch alle Thiere der Arche Noä in einem lieblichen Garten um die Mutter mit dem göttlichen Kinde in einem alten Kölner Volksliede. Weyden, Kölns Vorzeit S. 268. Die Gabe, den Thieren ihre paradiesische Friedsamkeit zurückzugeben, wohnt auch vielen Heiligen inne. Der Mensch übt eine magische Gewalt über die Thiere; er theilt ihnen seinen Gottesfrieden mit, wie das Gegentheil. Begreiflicherweise sind es in der Legende zumeist Einsiedler im wilden Wald und in den Wüsten, oder in unbekannte Wildnisse eindringende Bekehrer, denen sich die Thiere dienend zugesellen. Der heilige Didymus, ein ägyptischer Einsiedler des 4ten Jahrhunderts, besass Gewalt über alle giftigen Thiere, so dass ihn keines verletzen und er jedes, wie er wollte, anfassen, treten oder tödten konnte. Leben

der Altväter 1725, S. 93. Der heilige Godrik war sechzig Jahre lang Einsiedler und war stets von wilden Thieren umgeben, die ihm gehorchten. *Acta SS.* 21. Mai. Desgleichen der heilige Marianus in Gallien im 5ten Jahrhundert. *Vincent. Bellov. spec. hist.* XX. 18. Der h. Lucas der Jüngere in Griechenland, *Acta SS.* 7. Februar. St. Aventinus, 4. Februar. Attracta, eine königliche Jungfrau in Irland, floh die Ehe, wurde eine Heilige, tödtete einen furchtbaren Drachen durch das Zeichen des Kreuzes, führte ein durch die Uebermacht des Feindes in einer engen Gegend eingesperrtes Heer sicher durch einen See, der unter ihren Füssen austrocknete, und belud ein andermal die wilden Hirsche, die ihrem Winke gehorchten, mit Holz, das sie ihnen mit keinem andern Bande aufband, als mit ein Paar von ihren Haaren, die sie sich zu diesem Behufe ausriss. *Acta SS.* 9. Februar. Die Legende von Irland (*Hibernia sacra*) und die der ersten Apostel in den deutschen Urwäldern (*Germania, Helvetia, Bavaria sacra*) sind besonders reich an Thieren aller Art, die den Heiligen sich zugesellt, ihnen zugehört und Dienste geleistet haben. — In der Legende des heiligen Franciscus tritt in besonderer Liebenswürdigkeit die christliche Toleranz gegen die Thiere hervor, die der jüdischen strengen Scheidung von reinen und unreinen Thieren entgegengesetzt ist. Der heilige Franciscus fasst die Thiere durchgängig als Mitgeschöpfe des Menschen in ihren, wenn auch nur niederen Verwandtschaftsgraden und Sympathien auf, und empfiehlt deren milde und gütige Behandlung. — Patron der Hausthiere ist der heilige Antonius, in dessen Kirche zu Rom dieselben je am 17. Januar eingesperrt werden. In Deutschland wird der heilige Leonhard als Patron der Viehzucht insbesondere verehrt.

St. Julianus von Vienne, ein Märtyrer des 3ten Jahrhunderts, wurde enthauptet, sein Haupt ruht in seiner Kirche zu Vienne, in welcher alle wilden Thiere, sie seyen noch so unbändig, zahm werden, so wie sie hineinkommen. 28. August.

Auf Kirchenbildern sind die Thiere im Paradiese, in der Arche Noä, um den christlichen Orpheus versammelt. Zu

den einzelnen Heiligen gesellen sich in der Regel auch nur einzelne Thiere. Vgl. die Artikel Bär, Hirsch etc. Verschiedene wilde Thiere umgaben die Heiligen Blandina, Euphemia, Thekla, denen sie vorgeworfen werden sollten, von denen sie aber geschont wurden. Arzt der wilden Thiere war der heilige Blasius, zu dessen Höhle kranke Thiere kamen, um sich heilen zu lassen.

Thierkreis,

Sinnbild des Universums, der sichtbaren Welt, deren Kreis er umschreibt. Daher als Thron Gottes gebraucht, wie der Regenbogen, und gleich diesem auch als der Ring, der Himmel und Erde verbindet. So namentlich auf Bildern der Schöpfung, nicht ohne eine astrologische Beziehung auf den Einfluss, den die Himmelskörper üben. So im Campo Santo zu Pisa, in den nach Raphaels Zeichnungen verfertigten Mosaiken der S. Maria del popolo etc. Vgl. Piper, christl. Myth. II. 293. — Sehr oft findet sich der Thierkreis an kirchlichen Façaden und Portalen des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Vgl. *Bock, église de Nivelles* p. 14. An der Domkirche zu Cremona bewegen sich die Thierzeichen im Thierkreise wie in Prozession von der Rechten zur Linken. Wiener Jahrb. XL. Anzeigeblatt S. 41. Das dürfte, wie Piper a. a. O. 292. richtig bemerkt, ein den antiken Tempeln entlehntes Motiv seyn, da sich auf diese die Zwölfgötter mit Thierzeichen und Monaten identisch in einer Bogenstellung finden (z. B. auf der Ara Borghese im Louvre). Später, als die grossen Kirchenuhren aufkamen, wurde der Thierkreis gewöhnlich mit diesen (über dem Portal der Kirche) verbunden, wodurch er seine ursprünglich rein kalendarische Bedeutung wieder erhielt. Inzwischen wurden die Thierzeichen doch auch sinnbildlich auf die zwölf Apostel, als Patrone der zwölf Monate, bezogen. An einem Reliquienkasten in der Schlosskirche zu Quedlinburg sind die zwölf Apostel bogenförmig gestellt und über ihnen die Zeichen des Thierkreises angebracht. Und

so öfter, vgl. Piper a. a. O. Wie sich heidnische Astrologie mit christlicher vermischte, zeigt Priscillian, demzufolge zwölf böse Dämonen (die altheidnischen Götzen) den Leib, dagegen zwölf Patriarchen (christliche Potenzen) die Seele des Menschen beherrschen sollen. Vgl. Gfrörer, Kirchengesch. II. 2. 572. — Als ein durchaus missrathenes Sinnbild göttlicher Omnipotenz ist die dreiköpfige Dreieinigkeit zu betrachten, die den Zodiacus hält auf einem Bild aus dem 16ten Jahrhundert. *Didron, icon.* 580.

St. Thomas,

der Apostel, scheint etwas Peripherisches, ein Grenzverhältniss, eine Fernwirkung bis zum zweifelhaften Zwielicht im Verhältniss zum christlichen Centrum auszudrücken. Er unter allen Aposteln allein ist der Schwergläubige, der immer noch zweifelt. So will er nicht an des Lazarus Erweckung glauben. Auch nicht an die Auferstehung des Herrn, in dessen Wunde er erst die Finger legen muss, um sich zu überzeugen. Nach der Legende zweifelte er auch an der Himmelfahrt Mariä, bis sie ihm aus der Höhe ihren Gürtel herunterwarf. *Didron, man.* p. 287. Wie unter den Planeten Saturn am weitesten von der Sonne entfernt ist, so sieht Thomas die geistige Sonne nur wie blinzelnd aus der Ferne. Darum beherrscht er auch im christlichen Kalender wie Saturn die Wintermitte. Der 21. Dezember, der kürzeste Tag im ganzen Jahre, ist der Thomastag. Man hat dieses kurze Tageslicht auf die Kleingläubigkeit des Apostels und auf den Spruch Christi bezogen: „Selig, die da glauben und nicht sehen.“ Strauss, Kirchenjahr S. 98. Man muss indess die Zeitferne, den Jahresschluss in Verbindung bringen mit der Raumferne, den räumlichen Grenzen der christlichen Welt. Thomas ist vorzugsweise Bekehrer der entlegensten Heidenländer, des östlichen wie des westlichen Indiens. Die Legende lässt ihn unter allen Aposteln in die weitesten Fernen wandern.

In der apokryphischen Apostelgeschichte des Abdias

heisst es: als die Apostel in alle Welt ausgingen, die Heiden zu bekehren, sey Thomas nach Indien gewandert. Daselbst fand er einen König, der ihn zwang, seine Tochter und ihren Bräutigam einzusegnen, obgleich sie Heiden und nicht Christen waren. Thomas flehte den Segen des Heilands auf sie herab und siehe, als die Brautleute in ihre Kammer gingen, sass Christus auf ihrem Bette und sagte, wenn der über sie ergossene Segen in Erfüllung gehen solle, so müssten sie keusch leben und alles Zeitliche hinter sich lassen. So thaten sie auch. Der König gab dem Apostel Geld, einen herrlichen Pallast zu bauen, aber er gab das Geld den Armen und sagte, dadurch werde ihm der schönste Pallast im Himmel erbaut. In Persien bekehrte er die edle Frau Mygdonia, was man ihm aber sehr übel nahm, und nachdem er die goldne Bildsäule des Sonnengottes auf ihrem von zwei Rossen gezogenen Wagen durch blosses Gebet zerschmolzen hatte, wurde er von den Kriegern umringt und mit Lanzen erstochen, 21. Dezember. An seinem Grabe soll sich eine Lampe befinden, die ohne Oel brennt und von keinem Sturm gelöscht werden kann. Paullini, Luststunden S. 329. Als die Portugiesen nach Indien kamen, fanden sie sogenannte Thomaschristen vor, die vom Apostel bekehrt worden seyn sollen, ohne seitdem je mit andern Christen in Verbindung zu kommen. Vom Abendlande selbst aus meldet zuerst Gregor von Nazianz *orat.* 25, dass Thomas wirklich nach Indien gekommen sey. Vgl. darüber Ritter, Erdkunde V. 601 ff. In Ribadineiras Legendensammlung heisst es, der Apostel habe einmal in Indien beim König Sagamus einen ungeheuern Holzblock, den Niemand von der Stelle bringen konnte, mit seinem Gürtel leicht weggezogen. Darauf habe er ein Kreuz aufgerichtet und gesagt, wenn das Meer bis dahin steigen werde, würden Männer aus dem Westen kommen und das von ihm begonnene Werk der Christianisirung weiter führen. Als nun die Portugiesen das erstemal in's Land gekommen, sey das Meer wirklich so hoch gestiegen. Vgl. Baldäus, Beschreibung von Malabar S. 125. und Mandelslo, Reise

Conſequenz in den Beurtheilungen, die vielmehr von den allerverſchiedenſten, perſönlichſten Anſichten ausgingen. Dieſe Journale waren Anhäufungen von Commentationen nach allen Graden der Gelehrſamkeit und von polemiſchen Ausfällen nach allen Zufälligkeiten der Rivalität; es ſpiegelten ſich darin alle Schulen, alle Entwicklungsſtufen einer Wiſſenſchaft, alle gelehrten Moden, die perſönliche Stellung, das Alter und die Jugend des Referenten. Sie glichen einem Conglomerat von allen möglichen groſſen und kleinen, geſchliffenen und ungeſchliffenen Steinen. Schon ihre Form, die regelloſe Aufeinanderfolge von Recenſionen aller Art ließ keine groſſartige Orientirung zu. Am meiſten aber mangelte ihnen der eine, lichte, ſtarke Geiſt, durch den ſie hätten ganze Maſſen ordnen und beherrſchen können. Anſtatt über der wiſſenſchaftlichen Literatur zu ſtehen, ſtanden ſie unter derſelben, bildeten ſie nur einen Abfluß nicht immer ihrer reinſten Elemente. Die beſten und bedeutendſten zeichneten ſich nur durch gröſſere Gelehrſamkeit und zwar nur in den ſpeciellſten Fächern aus, nicht durch einen alles umfaſſenden und durchdringenden Geiſt, und ſuchten ihren Ruhm in der gröſten Entfernung vom praktiſchen Leben, in der abgeſchloſſenſten gelehrten Ariſtokratie, freiwillig jedem Einfluß auf das groſſe Publikum entſagend. Ein einziges ſtrebte ſichtbar nach der Tyrannis in der gelehrten Republik, allein auch dieſes Journal (die Berliner Jahrbücher) ſchloß ſich ſchon durch ſeine Sprache vom profanen Publikum aus und konnte nicht einmal innerhalb des gelehrten Kreiſes ſeinen Zweck erreichen, weil es vom Standpunkt einer ſehr einſeitigen Speculation ausging, welcher die reiche und ihrer ſichern Stellung ſich bewußte Empirie zu keiner Zeit weniger geneigt war, Conceſſionen zu machen, als zur gegenwärtigen.

Dieſes einzige Journal ausgenommen, iſt es den übrigen allgemeinen gelehrten Literaturzeitungen noch nicht einmal eingefallen, einen beſtimmten Charakter haben zu wollen; ſie nahmen vielmehr alles durcheinander auf, was nur gelehrt iſt, und einige, deren Elaſticität merklich nachgelaſſen hat, zeichnen ſich auch nicht einmal mehr durch gründliche Minutioſität aus und bringen nicht ſelten eine veraltete Polemik veralteter Kathederhelden zu Markte.

Zu der Anſicht aber, daß allgemeine Literaturzeitungen, die ſich nicht einem beſondern Fache widmen, auch nicht bloß auf den

S. 195. Der fabelreiche Reisende Montevilla erzählt (113.), eine Statue des Heiligen in Indien diene als Orakel, man reiche ihr gerichtliche Denkschriften und wenn der Darreichende unschuldig sey, behalte sie die Zuschrift in der Hand, wenn nicht, lasse sie sie fallen. Nach Marco Polo (Bürk S. 544.) können die Nachkommen seiner Mörder nicht in seine Kirche gelangen, die Luft stösst sie zurück.

Thomas soll auch die heiligen drei Könige im Christenthum unterwiesen und den Aethiopier unter ihnen weiss gewaschen haben. Die heiligen drei Könige bedeuten die drei Welttheile. Thomas soll die weitesten Reisen unter allen Aposteln gemacht haben und sogar in Amerika gewesen seyn. Man glaubte nämlich, ehe und noch als Columbus Amerika entdeckte, die neue Welt hinge mit der alten zusammen, weshalb man auch Amerika Indien nannte. Man glaubte in dem mexikanischen Götzen Quetzalcoatl den heiligen Thomas wiederzuerkennen. Prescott, Eroberung Mexiko's I. 49. Auch in Brasilien fand man seine Spuren. *Nieremberg*, *hist. nat.* 334.

Thränen.

Perlen im Traum gesehen, bedeuten Thränen, aber die Thränen des reinen, wahren Schmerzes werden auch wieder zu Perlen. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärndten. Psalm 126, 5. Die Perlen, womit die Sünderin Magdalena geschmückt war, wurden von ihr weggeworfen, als sie Busse that, und ersetzt durch Thränen, die noch weit kostbarer waren. In den Thränen spricht sich nicht nur der tiefste Schmerz des irdischen Leidens, sondern auch das Vorgefühl der Seligkeit aus. Das leidende Thier kann nur heulen. Der leidende Mensch weint, weil er das zeitliche Wehe mit der ewigen Wonne zu vergleichen, bei dem einen des andern sich zu erinnern vermag. Thränen sind ein Vorzug. Es gibt Thränen, die nur Heilige und Engel zu weinen vermögen. Christus selbst weinte im Anblick der Stadt Jerusalem, die bald zerstört werden sollte. Die Gabe

der Thränen ist eine nicht minder adelnde Auszeichnung der Heiligen, wie die Gabe der Jubilation (des Gesanges). Die heilige Maura und Maria de Oegnies besassen beide. Vgl. Görres, Gesch. der Mystik II. 74.

Hiobsthränen heissen die perlenartigen Früchte einer Grasart in Ostindien, die man auf Schnüre anreiht. Hochstetter, populäre Botanik I. 81. 621. Lacrymae Christi nennt man den köstlichen, am Fusse des Vesuv wachsenden Wein, weil nach der Volkssage Christus, als ihn der Teufel in der Wüste versuchte, von demselben hiehergeführt worden seyn soll, wo „die schönste Aussicht der Welt ist", der Heiland aber aus Mitleid geweint haben soll, dass dieses Paradies der Erde von so argen Sündern und Schelmen, wie die Neapolitaner sind, bewohnt werde.

Thron.

Throne heissen Engel oder Kräfte Gottes, auf denen gleichsam seine Macht ruht. Vgl. die Artikel Cherubim und Engel. Flammende Räder mit Augen und Flügeln, die den beweglichen Thron oder Wagen Gottes tragen. Vgl. Züllich, Offenbarung Johannis II. 33. Die Räder werden auch so dargestellt, dass je zwei kreuzförmig in einander greifen. *Didron, annales* I. 156. — Gott thront auch auf dem Regenbogen, Christus als Weltrichter auf dem doppelten Regenbogen. Vgl. den Artikel Regenbogen.

Der Thron Salomo's, auf dessen Stufen zwölf Löwen standen, ist alttestamentalisches Vorbild der Maria, weil der wahre Salomo (Gott selbst) sie zu seinem Thron erkor. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, Vers 1735 f. Die zwölf Löwen stellen am marianischen Thron die zwölf Apostel dar.

Thür.

Christus spricht: „Ich bin die Thür, so Jemand durch mich eingeht, der wird selig werden." Johannes 10, 9. Die

Pforte, die zur Verdammniss führt, ist weit, die zum Leben schmal. Matth. 7, 13. Ueber Dante's Hölle steht geschrieben: „Wer durch mich eingeht, lasse jede Hoffnung hinter sich.“

Insbesondere wurde die Thür ein Sinnbild der Gnadenmutter und Gottesgebärerin, durch welche alles Heil in die Welt gekommen. So in unzähligen Hymnen: *Tu regis alta janua* (in dem Hymnus: *O gloriosa virginum*), *porta, ex qua mundi lux est orta* (in dem Hymnus: *Ave regina coelorum*), *felix coeli porta* (im Hymnus: *Ave maris stella*), *porta orientalis* (im Hymnus: *Salve virgo puerpera*). Am häufigsten aber wird von der heiligen Jungfrau Maria der Ausdruck gebraucht: *porta clausa*, mit Beziehung auf Ezechiel 44, 2, wo Gott durch die verschlossene Pforte geht, ohne dass sie sich zu öffnen braucht. So wurde Maria durch Gott Vater Mutter des Sohnes und blieb doch Jungfrau. Vgl. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede, Vers 1780 f. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 94. Auch auf Bildern kommt die verschlossene Pforte Ezechiels sehr oft als Attribut der Maria vor, *Didron, man.* p. 147; dessen *annales* I. 214. Bezug darauf nimmt auch die „goldne Pforte“ in der Peterskirche zu Rom, die der Papst nur einmal nach seiner Wahl und sonst nur je an einem Jubeljahr mit einem goldnen Hammer anschlagen und öffnen darf.

Die christliche Kirchenbaukunst nahm bei Anlage der Kirchenthüren immer Rücksicht auf Symbolik. Der byzantinische und romanische Rundbogen entsprach der Form des Regenbogens und Thierkreises und bildete gleichsam ein Thor des Himmels. Auch insbesondere die „goldne Pforte“ wurde an Kirchthüren wiederholt mit Bezug auf die heilige Jungfrau. Gerade über dem Bogen oder dem Mittelpfeiler zwischen den beiden Thürflügeln stand die göttliche Mutter mit dem Kinde. In dem Rande des Bogens wurden überaus oft die zwölf Apostel, Propheten, Patriarchen statuarisch angebracht, gleichsam als die Sternbilder im christlichen Zodiacus. Die Hauptthür der Kirchen ist immer auf der Westseite, denn man geht dem Licht nach Osten entgegen. — Der gothische Spitzbogenstyl verliess die Symbolik des Himmels-

bogens, nahm aber in ihren reichen Ornamenten die Symbolik des Weinstocks auf. Das Stabwerk der gothischen Portale rankte sich zur Weintraube empor. Christus wurde hier zugleich als die Thür, durch die man eingeht, und als der Weinstock betrachtet.

Dursch in seiner Aesthetik der christlichen bildenden Kunst sagt vom Freiburger Dom S. 349: „Betrachten wir die christliche Kirche als die Vermittlerin des Heils, welches der Sohn Mariens der Welt bereitet hat, so wird uns auch die Bedeutung der bildlichen Darstellung leicht einleuchten. Beim Eintritt in die Halle erscheint uns Maria mit dem Christkinde, als Ziel der Verheissung und als Morgenstern des Heils. Im Bogenfelde erblicken wir die Geschichte Christi als die Ursache unseres Heils dargestellt, womit zugleich angezeigt ist, wo wir unser Heil suchen sollen. Als Mittelpunkt der heilsamen Wirksamkeit Christi erscheint uns hier Christus am Kreuze in grösserer Dimension, wie er nämlich für die Sünden der Welt seinem himmlischen Vater gehorsam war bis zum Tode am Kreuze. Der Glaube an den welterlösenden Kreuzestod Christi bildet von nun an eine Scheidung in der Welt, welche einerseits durch die Seligen, andererseits durch die Verdammten um das Kreuz dargestellt ist. Die subjective Scheidung der Geister, welche hier der Glaube bildet, wird durch den Richterspruch am jüngsten Tage eine objective und ewig dauernde. Die östliche Wand dieser Eingangshalle stellt uns daher die Wirkungen des Christenthums oder der christlichen Kirche in der Zukunft dar, während die plastischen Werke der rechten und linken Wand das Verhältniss der alten Welt, das Heiden- und Judenthum zu der Erlösung versinnbilden. Die Einen erwarteten in dem Messias den Erlöser der Welt und fanden in ihm ihr Heil, während die Andern sich von ihm abwenden und in Eitelm ihr Heil suchen. Diese bildliche Darstellung versinnbildet recht deutlich die Universalität des Christenthums und die hohe Bedeutung der christlichen Kirche, Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen zu seyn.“

Die zwei Pfeiler oder Thürme, zwischen denen das Thor sich vertieft, werden auf die beiden Säulen am Tempel zu Jerusalem bezogen. Vgl. den Artikel Säule. — Die beiden Thürflügel entsprechen den beiden Testamenten. Auf den grossen Bronzethüren zu Florenz (von Ghiberti), zu Nowogrod etc. ist wirklich die ganze biblische Geschichte illustrirt, die des alten Testamentes zur Linken, die des neuen zur Rechten. Vgl. Kunstblatt 1831. Nr. 13. Die beiden Seiten werden auch im Gegensatz von Judenthum und Christenthum aufgefasst, und auf die eine Seite die allegorische Figur der Synagoge (s. diesen Artikel), auf die andere die der Kirche gestellt. Oft auch findet man rechts die fünf klugen, links die fünf thörichten Jungfrauen dargestellt (s. diesen Artikel).

In der späteren Gothik kam die Dreizahl der Thüren auf, besonders in Frankreich, so dass nicht selten die ganze Westseite einer Kirche von den drei vertieften und auf's Prachtvollste ornamentirten Thüren eingenommen erscheint. Der Dreizahl liegt hier keine andere Bedeutung als die der Dreieinigkeit zu Grunde.

Ueber den Kirchenthüren wurden zum Theil die Statuen der Kirchenpatrone angebracht, zum Theil allgemeine Symbole. Unter diesen ist der Löwe besonders merkwürdig. Simson bricht den Rachen des Löwen auf. Vgl. d. Artikel Simson. Ein Löwe (Christus) hütet die Pforte. Zwölf Löwen (die Apostel) reihen sich um die Thüre wie vor dem Thron Salomo's als Wächter der Kirche. Ein Löwenkopf war beliebt als Thürklopfer mit dem beweglichen Ringe. Vgl. d. Artikel Löwe.

Thurm,

Symbol der Festigkeit, Uneinnehmbarkeit, Unangreifbarkeit. „Der Name Gottes ist der festeste Thurm." Sprichw. Sal. 18, 10. Daher auch Sinnbild der keuschen Jungfräulichkeit. Maria wird der Thurm Davids, der elfenbeinerne Thurm genannt. Auch die Keuschheit hat unter den christlichen Tugenden

zum Attribut den Thurm. Kunstbl. 1821. S. 178. Desgleichen die heilige Barbara, nicht blos weil sie in einen Thurm eingesperrt wurde, sondern auch weil sie keusch und im Glauben felsenfest war. Der Thurm dieser Heiligen hat drei Fenster, d. h. die Heilige wurde durch den wahren Glauben an die Dreieinigkeit stark und fest. — Ein Thurm ist auch Attribut der heiligen Leocadia, weil sie aus einem herabgestürzt wurde.

Kirchenthürme kamen bei den ältesten Basiliken noch nicht vor, sie entstanden erst in der karolingischen Zeit in Frankreich, und charakterisiren die deutsche Baukunst eben so, wie die Kuppeln die morgenländische. Den ersten Anfang zu Thürmen machten die von den Kirchen gesondert aufgestellten und höheren Baptisterien, die man nachher mit dem Schiff der Kirche vereinigte und in deren Spitze man die Glocken aufhing. Allein das Bedürfniss, die Glocken hoch zu hängen, damit sie weiter gehört werden, erklärt die Tendenz der abendländischen Baukunst zu sehr hohen und spitzen Thürmen nicht allein. Offenbar wirkte die Gewöhnung an die riesenhaften Tannen des nördlichen Europa und das Bedürfniss, in den weiten Ebenen des niedern Deutschlands an den Kirchthürmen Anhaltspunkte der Orientirung zu haben, auf den Bau so hoher Spitzthürme ein. Auch finden wir die höchsten in den Niederlanden und in den Reichsstädten der norddeutschen Fläche. Sobald aber einmal aus natürlichen Gründen so hohe Bauten beliebt wurden, suchte die Frömmigkeit damit auch kirchliche Symbolik zu verbinden. Kreuser, Kirchenbau I. 565, erklärt die Kreuzform im Grundriss der Kirchen als Crucifix und sieht demnach in den beiden Thürmen, zwischen denen der Eingang in die Kirche auf der Westseite liegt, die Nägel der Füsse, in den beiden Seitenthürmen, die sich zuweilen finden, die Nägel der Hände, und in den Capellen des Chors die Dornenkrone. Inzwischen erklärt das nicht genügend die Höhentendenz, die vielmehr als ein Aufstreben der menschlichen Sehnsucht, des Gebets und der Tugend zum Himmel empor gedacht werden

muss. Wie die Tugenden auf der Himmelsleiter wetteifernd emporsteigen, so die Thürme der gothischen Kirchen. Dass ihnen aber von oben die himmlische Liebe entgegenkomme, wurde ausgedrückt im Symbol des Marienschuhs, der gerade immer die höchsten Spitzen gothischer Thürme ziert. Vgl. den Artikel Schuh. Die sieben Thürme zu Limburg an der Lahn können unbedenklich auf die sieben christlichen Tugenden bezogen werden, wie die häufig vorkommenden drei Thürme auf Glaube, Liebe und Hoffnung, womit sich noch der Begriff verbindet, dass diese drei Tugenden festgegründet stehen.

Die griechischen Kirchen haben gewöhnlich drei, fünf oder dreizehn Kuppeln, immer eine höhere und grössere in der Mitte der anderen; drei bedeuten die heilige Dreieinigkeit; fünf Christum mit den vier Evangelisten; dreizehn Christum mit den zwölf Aposteln. v. Haxthausen, Studien über Russland I. 51.

Zahl, Höhe und Stellung der Thürme zur Kirche sind ausserdem conventionell. Dass die Pfarrkirche nur einen, die bischöfliche zwei, die erzbischöfliche drei Thürme haben müsse, ist nicht feste Regel. Fest steht dagegen, dass die Bettelklöster statt des Thurmes nur einen kleinen Dachreiter auf dem gewöhnlich sehr hohen und breiten Dach haben, die Karmeliterkirchen aber nur einen sehr hohen Thurm. Ueber die Unzuverlässigkeit der desfalls voreilig angenommenen Regeln vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 171.

Die morgenländischen Kuppeln bedeuten das Himmelsgewölbe und sind inwendig gewöhnlich mit Scenen aus dem Himmelreich, Himmelfahrten, Engelreigen oder Sternen bemalt. Die abendländischen Thurmspitzen enden in ein Kreuz, um auszudrücken, dass das Kreuz hoch über alle Erde erhoben ist, dass es Himmel und Erde verbindet, dass es, von unten her gesehen, das Ziel der höchsten Sehnsucht, von oben her gesehen, der Ausdruck des himmlischen Erbarmens ist. Der Wetterhahn über dem Kreuze hat die Bedeutung des Lichtbringers und Weckers der Völker aus dem alten

Schlafe des Heidenthums, beziehungsweise auch eines Erweckers vom Schlafe des Todes zur Auferstehung. Zuweilen ist auch das Standbild der Gnadenmutter auf den Thürmen erhöht, z. B. über dem Mailänder Dom. Hier ist sie zugleich Gnadenbringerin vom Himmel her und Fürbitterin der Menschen von der Erde aus.

In den Steinornamenten der durchbrochenen gothischen Kirchthürme herrscht die Symbolik der Rosetten vor, worin die Formen von Kreuzen, Sternen, Herzen verflochten erscheinen, und womit vorzugsweise wieder nur Glaube, Liebe und Hoffnung ausgedrückt wird.

Tobias.

Unter den Israeliten, die von Salmanassar nach Ninive geschleppt wurden, befand sich auch Tobias vom Stamme Naphthali; ein redlicher und wohlhabender Mann, der Jedermann Gutes that und auch den Muth hatte, die Leichname der Kinder Israel, welche der König hatte tödten lassen, gegen das Verbot heimlich zu begraben. Er musste deshalb flüchten, kam aber nach Salmanassars Tode wieder und hielt ein Freudenfest. Aber mitten in der Lust hörte er, es liege schon wieder ein Todter auf der Strasse. Da wurde seine Freude zu Leid, und er fing das traurige Geschäft des Begrabens wieder an. Dargestellt in einem berühmten Nachtstück von Castiglione und in einem Stich von Bourignon (Hortense). Ermüdet davon schlief er ein, da liess eine Schwalbe ihren Koth auf sein Auge fallen, und er wurde blind. Da verliessen ihn alle Freunde, und er wurde ein Spott der Menschen. Sein Weib Hannah ernährte ihn redlich mit Spinnen, als sie aber einmal eine verlaufene Ziege mit heimbrachte, und er das Meckern derselben hörte, bestand er darauf, fremdes Gut müsse unangetastet bleiben, und duldete nicht, dass die Ziege geschlachtet wurde. Da wurde ihm sein Weib böse und warf ihm vor, dass er nichts verdienen könne. Rembrandt hat diese Scenen: wie er die Ziege bemerkt, wie er

das Weib tadelt und wie sie ihm zürnt, mehrmals und mit besonderer Vorliebe gemalt; besonders schön ist die tiefe Dämmerung des Zimmers auf einem Bilde Rembrandts in Berlin. Kugler I. 229. Wie Tobias die Frau tadelt, malte auch Victor in einem ausgezeichneten Bilde in England (Waagen II. 568.).

Tobias betete schmerzlich; dann zog er eine alte Handschrift hervor und gebot seinem jungen Sohne Tobias, dieselbe nach der Stadt Rages zu einem alten Bekannten, Namens Gabel, zu tragen, dem er einst Geld geliehen, und in seiner jetzigen Noth ihn um Rückgabe des Gehles zu bitten. Beim Abschied aber gab er dem Sohne noch Lehren mit, welche das unübertroffene Muster väterlicher Ermahnungen sind.

Bevor aber der junge Tobias noch abreiste, erschien, von Gott gesandt, der Engel Raphael, gab sich für einen gewissen Azarias aus einem befreundeten israelitischen Geschlecht aus, und bot sich an, den Jüngling zu begleiten. Wie der Engel in's Haus tritt, malte Rembrandt (ehemals in Salzdahlen). Den Abschied des jungen Tobias mit seinem himmlischen Geführten vom elterlichen Hause malte Murillo in Petersburg (Hand I. 378.).

Unterwegs an einem Flusse wurde der junge Tobias durch einen grossen Fisch erschreckt; aber der Engel hiess ihn den Fisch an's Ufer ziehen, und dessen Galle und Leber als Heilmittel mitnehmen. Diese idyllische Scene ist sehr oft, namentlich als Staffage in Landschaftsbildern gemalt worden; zweimal von Titian in Dresden und Venedig, von Andrea del Sarto im Wiener Belvedere, von Salvator Rosa in Paris (Waagen 533), von Caravaggio in England (Waagen II. 313.), von C. Maratti (gest. von Capelli), von Rubens, von Rembrandt in England (Waagen I. 224.), von Eckhout, ehemals in Salzdahlen, von Elzheimer in England und Cassel, von Waterloo.

Unterdess ging Raphael für Tobias zu Gabel und cassirte das Geld ein und lud ihn mit zur Hochzeit. Während diese nun herrlich und in Freuden lebten, sah es in des alten

Tobias Hause gar betrübt aus. Die Mutter glaubte ihren Sohn verloren, weil er so lange nicht wiederkam, und sass täglich auf einem Berge am Wege, nach ihm ausschend. Da endlich kam Tobias mit dem Engel, der langsam nachreisenden Braut vorauseilend. Ihr Hund sprang ihnen voran, wedelnd und voll Freude zuerst in's Haus laufend. Da fuhr der Alte so voll Freuden auf, dass er in seiner Blindheit sich stiess, die Mutter aber küsste den Sohn und weinte vor Freude. Die Heimkehr malte Dow (sein grösstes Bild, Passavant, England 220.) und Berghem. Der fromme Sohn aber hatte, auf Raphaels Rath, nichts Dringenderes nach der ersten Begrüssung des alten Vaters zu thun, als die Fischgalle auf seine blinden Augen zu legen, wodurch er sogleich wieder sehend wurde.

Nach sieben Tagen kam auch die schöne junge Frau mit Gefolge und Schätzen an. Da hatte des Engels Sendung ihren Zweck erreicht: die guten Menschen waren alle glücklich geworden. Der alte und junge Tobias aber beriethen sich, wie sie den Azaria belohnen wollten; als sie ihm aber die Hälfte all ihres Gutes anboten, antwortete er: „Lobet Gott, denn er hat mich gesendet, euch zu segnen nach der Trübsal; ich bin Raphael, der sieben Engel einer, die vor dem Herrn stehen." Da fielen Vater und Sohn auf ihr Angesicht. Der Engel aber sprach: „Fürchtet euch nicht, lobet und danket." Und er verschwand vor ihren Augen. — Der alte Tobias lebte noch zweiundvierzig Jahre und sah Kinder und Kindeskinder.

In dieser unübertrefflich lieblichen Idylle wird der Sieg der Unschuld theils über das Unglück, theils über das dämonisch Böse verherrlicht. Da dies auf der Hand liegt, ist es unsinnig, heidnisch mythische Beziehungen im Buch Tobias zu suchen, z. B. in der Schwalbe das Herbstsymbol, in der Blindheit das Wintersymbol und im Fisch das Frühlingszeichen sehen zu wollen. An dergleichen hat der Verfasser des Buches gewiss nicht gedacht.

Tobias ist eine Personification der Menschheit überhaupt

gelehrten Kreis beschränkt seyn, sondern daß sie die Resultate der gesammten Gelehrsamkeit dem großen Publikum, mit einem Wort der Nation vermitteln sollten, hat sich noch keine erhoben.

Die englischen Reviews sind allerdings weniger gelehrt, und wir wollen die Vorzüge der deutschen Wissenschaftlichkeit nicht in blinder Neuerungs- und Nachahmungssucht des Fremden aufopfern, indem wir in anderer Beziehung das Beispiel dieser Reviews empfehlen. Die englischen Redaktionen gingen von einem ganz andern Standpunkt aus. Sie hatten zunächst nicht die Gelehrsamkeit, sondern ihre Nation im Auge. Es kam ihnen darauf an, die Nation aufzuklären, im Gebiet der Literatur zu orientiren, und um dies zu können, versetzten sie sich in den Standpunkt der Nation, fühlten und dachten im Sinne der Nation, sprachen im Voraus das Urtheil der Nation aus, das diese stillschweigend durch das Abonnement bestätigte. So konnten in England wenige, aber anerkannt gute Reviews ohne Schwierigkeit die Autorität sich anmaßen und behaupten. Sie konnten und mußten sich auf Hauptsachen beschränken, mit Weglassung des minutiösen Details, wovon Hunderte von Quartbänden unserer deutschen gelehrten Journale voll sind. Sie erreichen unsere Gründlichkeit keineswegs, allein sie haben einen andern wesentlichen Vortheil vor unsern Journalen voraus, die große Autorität und Wirksamkeit. Darum darf man wohl den Wunsch aussprechen, daß wir, von unserer Gelehrsamkeit ausgehend, irgendwo den auf praktische Wirksamkeit ausgehenden Engländern begegnen möchten.

Haben wir in anderer Beziehung oft genug dem nationellen Takt der Engländer Gerechtigkeit widerfahren lassen, warum nicht auch in dieser? Können unsre so gründlichen deutschen Gelehrten in Abrede stellen, daß die alten Griechen und Römer, wenn sie heute wieder auflebten und in die moderne Kultur eingriffen, es ungefähr so machen würden wie die Engländer? Oder gingen nicht auch diese gepriesenen Völker des klassischen Alterthums, — die uns unaufhörlich als Beispiel aufgestellt werden, ohne daß wir noch gelernt hätten, so praktisch zu seyn, wie sie — vom klaren Bewußtseyn ihrer Nationalität aus, und prägten sie diesen ihren Nationalcharakter nicht allem auf, was aus ihren Gedanken und Händen hervorging, und war die praktische Wirksamkeit für Heil und Ehre ihrer Nation nicht ihre einzige Aufgabe? Erst als sie

unter dem gnädigen Schutze Gottes, Seitenstück zu Hiob, in dem dieselbe leidende Menschheit jedoch mehr reflectirend erscheint. Hiob rechtet mit Gott und wird mit Worten zurechtgewiesen. Der alte und junge Tobias sind geduldiger, und ihr Vertrauen wird belohnt. Darum hat Hiob mit dem Teufel zu schaffen, der dem jungen Tobias zwar auch naht, aber dem Engel, der sich vor den Jüngling stellt, auf der Stelle weichen muss. Der alte Tobias, der Verfolgung leidet, weil er eine fromme Pflicht gegen die Todten erfüllte, ist die personificirte Ehrlichkeit, und der junge die personificirte Unschuld. Wo noch diese beiden Eigenschaften im Volke leben, da ist Gottes Engel auch nicht fern und hilft aus aller Noth. Das ist der schöne Sinn des Buches Tobias. — Unter dem Fisch aber, der da den Alten heilt von seiner Blindheit und den Jungen schützt gegen die Macht des Teufels, ist Christus vorgebildet. Vgl. d. Artikel Fisch. Tobias mit dem Fisch kommt vor auf altchristlichen Gräbern. Bellermann, Katakomben von Neapel S. 35. Das will sagen: So ihr Christo vertrauet, wird die Blindheit des Todes und die Macht der Hölle von euch weichen.

Tod.

Das Schreckliche, das im Tode für den natürlichen Menschen liegt, erkennt auch der Christ an und fordert keineswegs den Tod heraus oder sucht ihn muthwillig auf. Selbstmord ist eine schwere Sünde. Aber der Christ überwindet die Schrecken des Todes durch seinen Glauben an das Wort: „Es wird gesäet verweslich und auferstehen unverweslich.“ Christus hat den Tod überwunden und Alle berufen zur Unsterblichkeit. Den Gerechten und Reuigen, Büssenden, den unschuldig Leidenden, den Kämpfenden hat er das Paradies verheissen. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“ 2. Timoth. 4, 7. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ 1. Korinth. 15, 55. Die Gottlosen aber erwartet eben

so gewiss die ewige Verdammniss. Daher sie, wie schrecklich immer der Tod seyn mag, doch lieber in ewigen Tod gingen, als in das ewige Höllenleben. „Sie werden den Tod suchen, und der Tod wird vor ihnen fliehen.“ Offenb. Joh. 9, 6. Nicht umsonst heisst Christus das ewige Leben. Vor ihm vermag kein Tod zu bestehen. In einem Hymnus des Notker heisst es daher: „Der Tod selber wurde getödtet durch Christo.“ Fortlage, lat. Gesänge S. 53.

Die christlichen Sterbsakramente und Ceremonieen beziehen sich daher auch nur auf die Einweihung zum neuen Leben nach dem Tode. Dem Sterbenden wird Asche auf das Haupt gestreut zum Zeichen, dass er, leiblich aus Staub geboren, leiblich auch wieder zu Staub werden muss. Er wird bekreuzigt und küsst das Crucifix zur Erinnerung an das Leiden und Sterben des Herrn, durch das er von seinem eigenen, weit kleineren Leiden und weit minder bedeutendem Sterben erlöst werden soll. Er empfängt in der letzten Oelung das heilende Oel, durch das er von allen Schmerzen dieser Welt frei wird, und man gibt ihm eine brennende Kerze in die sterbende Hand, als Sinnbild des ewigen Lebens, in das er eingeht. Auch der Kuss, den die alten Christen dem Sterbenden gaben, war als *Osculum Domini* nur das Siegel des ewigen Lebens in dem Herrn. Vgl. Binterim, Denkw. VI. 3. 97 ff. — Auf älteren Kirchenbildern wird das Ausgehen der Seele aus dem Körper durch ein kleines Kind, das aus seinem Munde hervortritt, bezeichnet. Vgl. d. Artikel Kind. Auch streiten sich auf solchen Bildern häufig ein Engel und Teufel um die ausfahrende Seele.

Tod und Teufel werden zuweilen einander gesellt als die schlimmsten Feinde des Menschen, die auf ihn lauern, der eine um ihn zeitlich, der andere um ihn ewig zu verderben. Beide erscheinen schon verbunden in der oben angeführten Stelle von des Todes Stachel und der Hölle Sieg. Im apokryphischen *Evangelio Nicodemi c.* 20—23. kommt Satan im Gespräch vor mit Hades (der Hölle) und dem Tode, die alle ihre Unmacht, Christo gegenüber, bekennen müssen.

Auf einem berühmten Stich von Albrecht Dürer reitet ein biderber deutscher Ritter ernst und festen Sinnes durch eine Waldwüste, begleitet von zwei scheusslichen Gestalten, deren eine den Tod, die andere den Teufel bedeutet, die stumm, aber tückisch lauernd hinter ihm reiten, auf die er jedoch nicht achtet. Heller, A. Dürer II. 2. 502. Auf einem Bilde des Weltgerichts von Christophson tritt der Erzengel Michael mit einem Fuss auf den Tod, mit dem andern auf den Teufel. Kunstblatt 1843. S. 231.

Wie die Schlange Symbol des Teufels, so ist der Apfel Symbol des Todes, weil Adam und Eva im Apfel den Tod assen. Furtmayr malte 1481 in einem Missale für den Erzbischof von Salzburg den Baum des Lebens und Todes in einem Baum, der links die Aepfel des Todes, rechts aber Hostien trägt. Links steht Eva und lässt sich von der Schlange die Aepfel reichen, um sie vielen knieenden Menschen auszutheilen; rechts steht Maria und pflückt die Hostien gleichfalls für eine knieende Menge. Links sieht man mehr Männer, rechts mehr Frauen und besonders Nonnen. Dursch, Aesthetik der christl. bildenden Kunst S. 486.

Da sich im christlichen Glauben der Tod nur auf den irdischen, verweslichen Leib bezieht, und nicht einmal den unverweslichen Leib, geschweige die Seele berührt, so konnte er auch schicklicherweise durch den verwesten Leichnam selbst oder durch das Gerippe personificirt werden. Das Schreckliche, das in diesem Anblick liegt, widerspricht der christlichen Vorstellung nicht, denn diese erkennt allerdings die Schrecken des Todes an. Wir können daher die Ansicht v. Wessenbergs, christl. Bilder II. 571, nicht theilen, der das Gerippe aus der christlichen Bildnerei verbannt und einen antiken, schlafähnlichen Genius dafür eingeführt sehen will. Das liegt ganz in der falschen, sentimental modernen und mit dem heidnischen Classicismus kokettirenden Grundanschauung jenes Werkes. Das Gerippe ist überdies in uralt geheiligtem Gebrauch. Als solches wurde der Tod schon im 12ten Jahrhundert aufgefasst. Vgl. die Untersuchungen in Grimms d. Myth.

S. 809. Das Gerippe reitet auf einem Pferde, entlehnt von dem Reiter auf fahlem Pferde in der Apokalypse. Vgl. den Artikel Pferd. Oder auf einem Löwen, z. B. *d'Agincourt, sculpt.* 120, entlehnt vom Löwen des Simson. Der Löwe als das stärkste Thier gleicht dem allbesiegenden Tode, der Löwenrachen insbesondere dem Todes- und Höllenschlunde. Vgl. die Artikel Löwe und Simson. Der Tod trägt auf neueren Bildern meist eine Sense, wobei man an den antiken Chronos dachte, was aber auch zu dem Bild der apokalyptischen Sichel passt. Vgl. d. Art. Sichel. Das jüngste Attribut des Todtengerippes ist die Sanduhr, als Sinnbild des schnell vergehenden Lebens. Nur selten sind dem Tode Flügel gegeben. So auf einem wunderlichen Bilde Bandinelli's, wo er mitten unter Gerippen ein Buch zerreisst. Der Maler gab ihm die Flügel eigentlich nur, um ihn als den Begriff des Todes oder activen Tödtens von den andern Gerippen, als den Getödteten, zu unterscheiden, und das zerrissene Buch bedeutet den zerrissenen Lebenslauf. Zuweilen führt der Tod Pfeil und Bogen, was wieder an den apokalyptischen Reiter mahnt. Vgl. den Artikel Pferd. So in den Fresken des Crescenzio zu Palermo. Auf einem Bilde von Fr. Frank in München werden Menschen und Thiere dem Tod wie einem Jäger entgegengetrieben und von seinen Geschossen erlegt. Auf dem berühmten „Triumph des Todes" in den Fresken des Orcagna im Campo Santo zu Pisa ist der Tod als gepanzertes Weib mit Fledermausflügeln und Sense charakterisirt.

Die humoristische Auffassung des Todes ist vielleicht schon einer älteren Vorstellungsweise des deutschen Heidenthums entlehnt, und namentlich die berühmten Todtentänze lassen sich auf den in einen lustigen und verführerischen Pfeifer, Vogelsteller und Rattenfänger verkappten Todesgott, der die Menschen durch sein Spiel zu wilder Tanzlust und in die Unterwelt verlockt, zurückführen. Aber vom Heidnischen in dieser Vorstellungsweise abgesehen, lag etwas darin, was auch der Christ adoptiren konnte. Der Tod ist

nur dem zeitlichen, nicht dem ewigen Menschen schrecklich. Trotz seiner furchtbaren Erscheinung ist er wesentlich ohnmächtig. Deshalb konnte er für die christliche Kunst, für das christliche Volksfest und Schauspiel eine komische Figur werden, wie es auch der Teufel wurde.

In den Todtentänzen, die seit dem 14ten Jahrhundert sehr häufig gemalt wurden, ist der Grundgedanke: dass die Menschen nach der Pfeife des Todes tanzen müssen. Ueberall geht den Tanzenden der Tod (als Gerippe) voran und spielt ihnen auf. In dem Berner Bild von Niclas Manuel drei Tode mit Posaunen und einer mit dem Dudelsack, in den *Icones mortis*, Holzschnitten nach Holbeins Todtentanz, ist es ein ganzes Orchester. Ausser dem vorspielenden Todtengerippe führt aber jeden einzelnen Tänzer noch besonders ein Gerippe auf.

Uebrigens haben diese Todtentänze ein moralisirendes und ein humoristisches Element in sich aufgenommen. Die Moral ist: „Der Tod, Strafe der Sünde." Deshalb geigt der Tod in der Regel dem Adam und der Eva voran, denen die übrigen Menschen, nach Ständen geordnet, nachfolgen. Der Humor ist: „Durch der Menschen Eitelkeit wird der an sich immer schreckliche Tod doch beziehungsweise lächerlich." Man vermuthet, die grossen Pestilenzen des 14ten Jahrhunderts hätten die erste Veranlassung zur Abbildung der Todtentänze an Kirchhofsmauern gegeben, und in der That konnte die Menschen wohl unter keinen andern Umständen jener geniale Humor anwandeln. Man musste an den Anblick des Todes in Masse sehr gewöhnt seyn, um sich mit dem Gedanken der Gleichheit aller Stände zu trösten und um dem Schrecklichen die lächerliche Seite abzugewinnen.

Ueber die Todtentänze haben geschrieben: Fiorillo, Künste in Deutschland IV. 128 f. Ulrich Hegner, Hans Holbein der Jüngere S. 296 f. v. Rumohr im Kunstblatt 1823. Nr. 31—34. Grüneisen, das. 1830. Nr. 22—26. Massmann, die Basler Todtentänze, 1847. Zusätze dazu im Serapeum VI. 225. Ueber die französischen schrieb *Peignot*,

recherches, *Paris* 1826. (Ueber spanische vgl. Clarus, span. Lit. II. 305, und v. Schack, span. Drama I. 123, jedoch nur über Gedichte, nicht über Malereien.) Vgl. auch Gräsee, Literärgeschichte II. 1. 146. Endlich Wackernagel und Haupts Zeitschrift IX.

Unter den grösseren Gemälden der Todtentänze kennt man in Deutschland zwei zu Basel, einen zu Bern, zu Minden in Westphalen (von 1383), zu Lübeck (von 1463), zu Dresden (in Basrelief), Erfurt, Landshut, dann verlorne zu Annaberg, Braunschweig, Luzern, Gandersheim (Fiorillo IV. 127. 142.).

Das älteste Bild ist das in Kleinbasel (im Kloster Klingenthal) von 1312; darnach ist erst später, wahrscheinlich im 15ten Jahrhundert, das in Grossbasel verfertigt worden, das ganz dieselbe Eintheilung und Figuration hat, aber viel berühmter geworden ist, weil es zugänglicher war und von allen Fremden besucht wurde. „Der Tod zu Basel" war bis in's laufende Jahrhundert sprichwörtlich. Ausser dass in dem grossbaseler Bilde die Figuren etwas bewegter und die Reime darunter etwas neuer sind, als das kleinbaseler, gleichen sich beide völlig und ist demnach das grossbaseler dem ältern nur nachgeahmt. Beide enthalten vierzig Bilder. Auf beiden gehen zwei Tode mit Trompete und Pfeife voraus. Dann holt je ein Tod den Papst, Kaiser, Kaiserin, alle geistlichen und weltlichen Stände hindurch bis zum Bauer und Kind. Nur dass im älteren Bilde ein Cardinal vorkommt, wo das jüngere eine Königin setzt, ein Bischof, wo das jüngere eine Herzogin, und eine Beguine, wo das jüngere einen Krämer annimmt. Auf dem älteren Bilde macht der Tod weniger lebhafte Sprünge und Grimassen, Alles ist in denselben Gruppen einfacher und ernster gehalten. — Noch mehr Leben und Geist brachte Niclas Manuel Deutsch zur Reformationszeit in sein Berner Bild; und Hans Holbein der Jüngere in seinen weltberühmten Holzschnitt, obgleich beide ihre Ableitung aus den Baseler Bildern nicht verleugnen. Bei Fiorillo, IV. 150, findet man das lange Verzeichniss der

verschiedenen Ausgaben des Holbeinschen, und S. 160 des grosbaseler Todtentanzes, S. 164 noch die verschiedenen Ausgaben anderweitiger Todtentänze. Man sieht daraus, wie erstaunlich beliebt dieser Gegenstand war, dass man ihn so oft durch den Druck vervielfältigen musste. Der älteste *Danse Macabre* in Frankreich ist 1485 gedruckt worden, der älteste deutsche Holzschnitt vom Todtentanz schon 1480. Die bei weitem geistreichsten Holzschnitte sind die von Holbein (zu unterscheiden von dem Lützelburger Blatte). Vgl. darüber Waagen, Kunst in Deutschland II. 294. Das geistreichste Oelgemälde ist das von Manuel in Bern. Treffliche Holzschnitte gab auch Aldegrever.

Im Baseler Todtentanz ist der Tod ein noch mit etwas Fleisch überzogenes Gerippe, sein weiter Mund scheint zu lachen. Er führt seine Opfer zuweilen ohne besonders charakteristischen Ausdruck, zuweilen fasst er sie schadenfroh an, überrascht sie von hinten, stellt ihnen ein Bein, spielt ihnen spöttisch auf Zither und Geige vor. Geistvoll ist nur das Bild der Dame, die sich im Spiegel besieht und plötzlich darin das Bild des hinter ihr geschlichenen Todes erblickt. Einem Lahmen reisst er die Krücke weg, einen Blinden führt er in die offene Grube. Dem Koch nimmt er den Bratspiess mit dem fetten Huhn. — In den späteren Todtentänzen vermehren sich die witzigen Beziehungen. Der Tod trägt als Sieger einen Kranz, setzt sich die Papstmütze auf, parodirt den Narren in Narrentracht etc. Ein Paar Todtentanzbilder kommen als Holzschnitte in der alten Ausgabe von Paulli's Schimpf und Ernst vom Jahr 1535, Blatt 49 und 50 vor.

Merkwürdig wegen der Costüme ist der Todtentanz in einem Manuscript der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek aus dem Nonnenkloster Plöck in Oesterreich. Sehr phantastisch ist auch der Todtentanz in Valvasors *Theatr. mortis.* Auf dem Titelkupfer reiten Gerippe auf allerlei Thieren, dann kommt der Tod mit der Trommel und die einzelnen Scenen. Zur Cholerazeit in Paris componirte man einen sehr geistreichen modernen Todtentanz.

Todtenkopf,

Sinnbild der menschlichen Eitelkeit und der Vergänglichkeit alles irdischen Lebens. Daher Attribut der Büsser und Einsiedler, die gewöhnlich in ihren Höhlen unter dem einfachen Kreuz, welches sie aufgerichtet, einen Todtenkopf liegen haben, das Kreuz, um an die Ewigkeit, den Todtenkopf, um an die Vergänglichkeit des Irdischen zu denken. Insbesondere ist dieser Todtenkopf unter dem Kreuz Attribut der heiligen Magdalena, des h. Hieronymus, des h. Franciscus. Der heilige Macarius fand einst in der Wüste einen Todtenkopf und frug ihn, wem er angehört habe? Da antwortete der Schädel: er sey vordem Hoherpriester gewesen und brenne jetzt in der Hölle.

Der Todtenkopf, dem zwei übereinandergelegte Beinknochen als Unterlage dienen, wird noch immer vielen Crucifixen zu Füssen gelegt. Nach der Legende lag Adams Todtenschädel unter dem Kreuz auf Golgatha. Dieser Schädel aber vertritt die Stelle aller Menschenschädel. Der Sinn ist: Durch das Kreuz ist der Tod besiegt und sind alle Menschen zum ewigen Leben auferstanden.

Bei der Betrachtung des schönen und berühmten Bildes von Raphael in Dresden, der sogenannten Madonna di S. Sisto, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass Raphael bei der Gruppirung der Figuren in diesem Bilde an das Crucifix mit dem Todtenkopf gedacht habe. Die beiden Kinderengel zu Füssen der Madonna legen ihre Arme gerade so, wie man gewohnt ist, die Beinknochen unter dem Todtenkopf liegen zu sehen. Die Madonna mit dem Kinde selbst stellt den Stamm des Crucifixes dar, der heilige Sixtus und Barbara auf beiden Seiten knieen dergestalt, dass ihre Köpfe mit dem der Madonna ein Dreieck bilden, wie die beiden Ende der Kreuzarme mit dem Ende des Kreuzstammes. Der Sinn, den Raphael dieser auffallenden Gruppirung unterlegte, wäre sonach: Aus dem Kreuze blüht die Rose, aus dem

Tode das Leben. Die Madonna, die das Kind trägt, ist die schönste Bedeutung, die man dem Kreuze, das den Erlöser trägt, geben kann. — Ich fasste diesen Gedanken schon vor dreissig Jahren und schrieb einen kleinen Artikel darüber für das damals von Schorn redigirte Kunstblatt, der ihn aber zurückwies. Dagegen wurde der kleine Artikel in dem damaligen Leipziger Conversationsblatt abgedruckt.

Im 17ten Jahrhundert kamen christliche Janusköpfe in die Mode: Doppelköpfe, vorn ein Christus-, hinten ein Todtenkopf, auch wohl vorn ein junger Mädchen-, hinten ein Todtenkopf etc. Kugler, Berliner Kunstkammer II. 226. Spielereien. Maria Stuart besass eine Uhr in Form eines Todtenkopfes, abgebildet in der illustrirten Zeitung 1849. Nr. 330. Auch eine Spielerei, aber sinnig.

Ein Todtenkopf mit dem Apfel im Munde und zuweilen von der Schlange umwunden, ist Symbol des Sündenfalles und seiner schlimmen Folgen. Man trug vormals dergleichen Köpfe in Prozessionen herum. Journal von und für Deutschland I. 431. — Ein Todtenkopf mit Rosen bekränzt bezeichnet die heilige Radegunde. Einer mit einer Krone von Seraphim ziert das Grab der Königin Christine in der Peterskirche zu Rom. Darin liegt zu viel Anmassung. Ein Todtenkopf mit Dornen umwunden ist Symbol der Verdammniss, indem er aussagt, selbst noch im Tode dauern seine Leiden fort. Aehren in einem Todtenkopf, so wie auch Bienen oder nistende Tauben bedeuten den Frieden nach dem Tode, die Seligkeit. Eine Lilie im Todtenkopf die Unschuld und Heiligkeit eines Martyrers. — Der Schmetterling auf dem Todtenkopf bedeutet die Seele (Psyche) und ist ein antik heidnisches Sinnbild. Wenn es sich noch auf den ältesten christlichen Gemmen findet, so doch nur als Nachahmung des Antiken. Auch auf moderne Gräber ist dieses Sinnbild erst wieder durch die classische Bildung gekommen.

Nach einer schönen Legende sangen die Todtenschädel der von den heidnischen Pommern ermordeten Christen zu Stargard das *Gloria in excelsis*. Micrälius, Pommerland II. 409.

Topf,

Sinnbild der Creatur, die der Schöpfer aus Erde gemacht hat. „Soll der Topf sagen: der Töpfer kennt mich nicht?“ Jes. 29, 16. Vgl. auch Jes. 45, 9. 64, 8. und Jer. 18, 6. — Der zerbrochene Topf bezeichnet ein Volk, das Gott wieder vertilgt, weil es seines Berufes sich unwerth erwiesen. Jeremias 19, 11. — In der Legende trägt St. Comgallus Milch in einem Topf ohne Boden und wird St. Agatha auf scharfen Topfscherben gewälzt. Drei christliche Jungfrauen, St. Agapa, Chionia und Irene, wurden dem üppigen Dulcidius durch ein Wunder entrückt, und er umarmte statt ihrer nur Töpfe, was die Nonne Roswitha als geistliches Schauspiel behandelte, 3. April. Patron der Töpfer ist St. Goar, Patroninnen die heilige Justa und Ruffina, Töpferinnen, die ihre Töpfe nicht zum Dienst der Venus hergeben wollten und deshalb den Martyrertod erlitten, 19. Juli.

Transfiguration.

Dieselbe hat für das Leiden des Herrn die Bedeutung, wie die Taufe für sein Wirken; es ist nämlich die von Gott in einer Verklärung empfangene Weihe zum Leiden und Sterben (Herder, zur Theologie XVI. 232.). Das alttestamentalische Vorbild dazu ist die Verklärung des Moses auf dem Sinai, als er das Gesetz des Herrn empfing und sein Angesicht leuchtete (2. B. Mos. 24.). Die Wiederholung der Scene ist aber hier um so erhabener, als Jesus hier nicht wie Moses ein Gesetz blos empfängt, um es Andern mitzutheilen, sondern als er das Gesetz an sich selbst vollstrecken lassen will, an sich allein zur Sühne für Alle.

Die Evangelien erzählen: Jesus habe nur drei Jünger mit sich genommen, den Petrus, den alten Jacobus und den jungen Johannes, und sey mit ihnen auf einen hohen Berg gegangen. Die Kirchenväter nehmen an, dieser Berg sey

die nationelle Baſis verloren, konnte der klaſſiſche Geiſt in die alexandriniſche Gelehrſamkeit voll charakterloſer Vielwiſſerei, Sophiſtik und Phantaſterei ausarten.

Der falſche Enthuſiasmus der religiöſen und politiſchen Sekten, die gelehrte Grübelei und äſthetiſche Träumerei brechen ihre bunten und wechſelnden Wogen am ſicherſten an einem tüchtigen Nationalverſtande und Nationalcharakter, der das Uebertriebene, Weibiſche und Kindiſche, Krankhafte und Affektirte in keiner Beziehung verträgt. Dies ſehen wir an England. Leider iſt in Deutſchland das nationelle Bewußtſeyn ſo geſchwächt worden, daß jene Wellen häufig darüber zuſammengeſchlagen ſind und man nach einem feſten Grund und Boden für das Urtheil anderswo, doch immer vergeblich geſucht hat. Wir ſind überzeugt, daß man auch bei uns zu jenem, den Briten unverlornen Nationalgefühl wird zurückkehren müſſen; denn nur in ihm iſt jene Naturfeſte zu finden, die uns nicht unter den Füßen weggezogen werden kann, während alle Verſuche, den nationellen Standpunkt durch irgend einen politiſchen oder kirchlichen oder wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Parteiſtandpunkt zu erſetzen, zu nichts geführt haben, zu nichts führen können.

Wenn der Univerſalismus, oder wie er ſonſt genannt wurde, Kosmopolitismus, zu der unſre Nationalität in der That ſich hinneigt, die einſeitige Parteilichkeit vermindert und eklektiſch alles von allen Seiten her aufnimmt, ſo gereicht ihm doch eine gewiſſe Paſſivität zum Vorwurf, ein unermüdliches Sammeln ohne ſcharfes Urtheil, ein Hingeben an das Fremde, nicht ſelten auf Koſten der Selbſtachtung. Die Aufmerkſamkeit, das Intereſſe für alles, was außer uns liegt, die Duldung und ehrenvolle Anerkennung des Fremden, ja ſogar des uns Feindſeligen, iſt ein Vorzug, den wir vor allen Völkern voraus haben, allein er ſtreift oft nahe an Charakterloſigkeit, und nur dann wird er zur wahren Tugend und eine großmüthige herrliche Eigenſchaft unſerer Nationalität, wenn wir neben der Vielwiſſerei eben auch Charakter zeigen, ein nationelles Selbſtbewußtſeyn, das nicht unter dem Einfluß des Fremden ſteht, ſondern über demſelben, das nicht bloß alles durcheinander liebt, bewundert, nachahmt, ſondern ſcharf, gerecht und würdig urtheilt, und das unter allen Umſtänden, dem Ausland gegenüber, ſeine eigene Würde zu wahren verſteht.

der Thabor gewesen. *Hieronymus, epist.* 17. Oben wurde Jesus verklärt und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne. Zugleich erschienen Moses und Elias und unterredeten sich mit Christo. Petrus aber sprach: „Hier ist gut seyn, hier lasset uns Hütten bauen, eine für Christum, eine für Moses, eine für Elias.“ Da ergoss sich über sie eine Wolke, und eine Stimme aus der Höhe sprach: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Die Jünger fielen erschrocken auf ihr Angesicht und beteten. Jesus rührte sie an, da war die Lichtwolke und Moses und Elias verschwunden. Die Jünger erinnerten an die alte Sage, derzufolge Elias vor den letzten Zeiten erscheinen soll. Jesus aber sagte: „Elias ist schon gekommen, aber sie haben ihn nicht erkannt.“ Darauf verkündete er ihnen sein nahe bevorstehendes Leiden.

Als er den Berg herabgekommen war, warf sich ihm ein Mann zu Füssen und flehte ihn um Heilung seines mondsüchtigen oder von einem bösen Geist besessenen Knaben an. Da trieb Jesus den Teufel aus dem Knaben. „Warum konnten wir das nicht?“ frugen die Juden. Und Christus antwortete: „Um eures Unglaubens willen!“ Matth. 17. Bei Marcus 9. ist ausführlicher beschrieben, wie der Knabe auf dem Boden sich wälzte und schäumte, und wie, als Christus sprach: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet,“ der Vater des Knaben ängstlich rief: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Vgl. Lucas 9.

Die Rationalisten geben die himmlische Verklärung nicht zu, sondern behaupten, Jesus habe in einem Gewitter (Bauer, hebr. Mythologie S. 240), oder im Glanz der Morgenröthe (Paulus, Leben Jesu) so gestanden, dass die Jünger den Glanz für überirdisch gehalten hätten.

Die einzig richtige Erklärung dieser wunderbaren Scene ist eine tiefe mystische Combination. Gott selbst kommt in der Wolke herab und verbindet persönlich das alte und neue Testament, die Verheissung und die Erfüllung, das Gesetz und die Gnade. Wenn Moses mehr auf die Schöpfungs-

geschichte hinweist, so Elias auf das Ende der Dinge, Christus aber steht als ewig lebendige Gegenwart in der Mitte zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Aber auch in der Verbindung dieser erhabenen Verklärungsscene mit dem düstern Nachtbild des dämonischen Knaben liegt ein mystischer Sinn. Jenes Nachtbild umfasst im kürzesten Ausdruck alles Elend der vom Bösen besessenen Welt, wie sie wäre ohne das Heil der Erlösung. Von unnachahmlicher Wahrheit und Schönheit ist das Ringen der tiefsten Sehnsucht in der Seele des Vaters, bis sie zum Glauben durchbricht, dem die Gnade entgegenkommt.

Diese mystische Bedeutung nun hat vor allen Malern Raphael in sein unsterbliches Bild der Transfiguration gelegt. Es ist bekanntlich ein Doppelbild, oben Christus im weissen Kleide, schwebend leicht wie eine Flamme in der Lichtwolke, umgeben von Moses und Elias, zu seinen Füssen die drei Jünger; unten der dämonische Knabe, umgeben von angstvollen Zuschauern und Aposteln. Die höchste Herrlichkeit und Wonne dort, das tiefste Elend, Rathlosigkeit und zitternde Angst hier unten. Am besten fasste das Bild auf Friedrich Schlegel, Werke VI. 44. 45.

In der griechischen Kirche ist eine Darstellung der Transfiguration herkömmlich, die der tiefen Idee wenig entspricht. Christus steht hier nämlich in einer Glorie, die durch sechs Strahlungen dergestalt radförmig erscheint, dass es aussieht, als läge er selbst auf dem Rade. Die Strahlen bezeichnen oben ihn, Elias und Moses, unten die drei Jünger. *Didron, man.* p. 178. Das älteste bekannte Bild der Transfiguration ist ein Miniaturbild aus dem 9ten Jahrhundert. Vgl. Waagen, Paris 206. Der segnende Christus in einer Glorie, Moses jung gehalten, dagegen unter den staunenden drei Jüngern Johannes alt und bärtig.

Alttestamentalische Vorbilder der Transfiguration sind in der alten *biblia pauperum*: 1) die drei Männer im feurigen Ofen; 2) die drei Engel bei Abraham. — Das Fest der Trans-

figuration ist am 6. August, am 28. März jedoch wird das Andenken daran deshalb gefeiert, weil an diesem Tage die drei Jünger die Erscheinung, die sie gehabt, zuerst verkündeten, nämlich erst nach der Auferstehung. Darauf bezieht sich auch die an diesem Tage vorgenommene Erneuerung und Weihung des Abendmahlsweines. *Durandi, rat.* VII. 22. Siehe den Artikel Wein.

Treppe

oder Stufenleiter hat dieselbe Bedeutung wie die Leiter. Siehe diesen Artikel. Die Stufenleiter der Tugenden, die Treppe des Tempels oder göttlichen Thrones als Stufenleiter, auf der die Heiligen durch ihr Verdienst emporsteigen. Vorbild die Treppe des Tempels, auf die Maria in zartem Alter emporsteigt. Vgl. Maria. Eine Treppe ist vorzugsweise Attribut des heiligen Alexius. Dieser reiche Jüngling unter Kaiser Theodosius verliess an seinem Hochzeittage die Braut und das elterliche Haus, lebte als Einsiedler in der Wüste und kehrte dann, ganz abgemagert und entstellt, so dass ihn Niemand kannte, zurück und lebte als Bettler in strengster Busse noch jahrelang unerkannt unter der Treppe des Vaterhauses. Seine Legende ist mehrmals bearbeitet worden, lateinisch in den *Actis SS.* Juli IV. 238. *Vincent. Bellov.* XVIII. 43; in einem lateinischen Gedicht s. Hoffmann, altd. Blätter II. 273; altdeutsch von Conrad von Würzburg (Haupt, Zeitschrift III. 534.) und einem Ungenannten. Vgl. Altdeutsche Dichtungen von Meyer und Mooyer, 1833, in einem Meistergesang von Breymyng 1488 (Görres, Meisterlieder S. 294), neuerdings noch in Romanzen von Göthe und Krug von Nidda. Holländisch in einem Volksliede. Mone, niederl. Volkslit. 193. Altenglisch bei Warton I. p. CXLVI. Spanisch von Moreto y Cabana. Französisch in einem alten Gedicht, Haupt. Zeitschrift V. 299.

Tropfen.

Das Wassertröpfchen ist als Sinnbild des menschlichen Lebens trefflich aufgefasst in zwei seltsam schönen Dichtungen von Graf Zinzendorf. Einmal lässt er ein Tröpflein himmlischen Thau in's Meer fallen. Es jammert, im Allgemeinen, in der Gemeinheit verschwimmen zu müssen; allein eine Muschel nimmt es auf und es wird die köstliche Perle, die in den Besitz der Königin Kleopatra kommt. Um jedoch das arme Tröpfchen wieder an die Demuth zu erinnern, trinkt jene Königin die Perle im Essig und das Tröpfchen muss nun auf dem schmutzigsten Wege ausgehen. — In der zweiten Dichtung befindet sich das bescheidene Tröpfchen in einem Sumpf, wird aber von der Sonne aufgesogen und in eine Wolke erhoben. Von hier aus fällt es in den Jordan und dient bei der Taufe des Heilands, an seinem Leibe zitternd vor Ehrfurcht. Später kommt es wieder in die Nähe des Heilands und sieht ohne Neid, wie andere Tropfen mehr begünstigt und in Wein verwandelt werden; glücklich genug, dass es dem Heiland bei der Fusswaschung dient. Bei diesem Geschäft reibt es sich der Heiland selbst, ohne Zuthun des demüthigen Tröpfleins, dermassen ein, dass es in seine eignen Säfte übergeht. Aber auf dem Oelberg in der Angstnacht schwitzt er es, mit Blut vermischt, wieder aus, und ein Engel trägt es mit dem Leidenskelch empor zum Himmel. Das ist die bescheidene, in christlicher Demuth auf Erden geprüfte Seele.

Tugenden.

Vgl. den Artikel Laster. Nach altem kirchlichen Herkommen zählt man sieben Haupttugenden gegenüber den sieben Hauptlastern und zwar oben an die drei höchsten Tugenden: *fides, charitas, spes* in Bezug auf Gott, und sodann die vier Cardinaltugenden (von *cardo*, Angelpunkt, um den sich Alles dreht): *prudentia, justitia, fortitudo, temperantia* in

Bezug auf das Verhalten zu den Menschen. *Vincent. Bellov. spec. morale* I. 3. 7. Ihnen entsprachen im heiligen römischen Reiche die drei geistlichen Kurfürsten mit den vier weltlichen. Inzwischen werden auch noch andere Tugenden in jene eingeschoben und die Reihe derselben anders wiedergegeben. In einem Tractat aus dem 12ten Jahrhundert folgen sich: *sapientia, fides, caritas, spes, pax, misericordia, indulgentia, patientia.* Im 13ten Jahrhundert kommen vor: Maass, Keuschheit, Milde, Sanftheit, Minne, Wackerheit, Demuth. Graff, Diutiska I. 281. 294. Auf Gemälden, in denen Tugenden und Laster streiten oder einander wenigstens gegenüberstehen, tritt der *ira* die *patientia*, der *superbia* die *humilitas*, der *gula* die *temperantia*, der *invidia* die *caritas*, der *venus* die *castitas*, der *avaritia* die *misericordia*, der *pigritia* die *diligentia* entgegen. Wo die Tugenden nur angebracht werden, um eine heilige oder auch weltliche, namentlich fürstliche Person zu verherrlichen, werden auch hauptsächlich solche Tugenden ausgewählt, die jene Person am meisten ausgezeichnet haben, ohne feste Regel.

Wie den sieben Tugenden die sieben Laster oder Todsünden gegenüber, so stehen ihnen die sieben Wissenschaften zuweilen zur Seite, die intellektuellen Mächte neben den moralischen. So erscheint der heilige Thomas von Aquino auf einem Bilde des Taddeo Gaddi in Florenz umgeben von vierzehn schönen Frauen, von denen eine Hälfte die sieben Tugenden, die andere die sieben Wissenschaften darstellt. — Die sieben Gaben des heiligen Geistes gehen in beide, die moralische und intellektuelle Reihe über. Jesaias 11, 1. bezeichnet sie als: Weisheit, Verstand, Rath, Stärke, Wissenschaft, Furcht des Herrn. Zwischen die beiden letztern wurde noch Gottseligkeit eingefügt. Vgl. Dante, von Kopisch S. 253.

Wenn man die Laster vorzugsweise gerne in Thiergestalten malte, so versuchte man das auch in Bezug auf die Tugenden, doch hier mit viel mehr Einschränkung, weil das Thierische, indem es unter dem Menschlichen steht, mehr zum teuflischen Ausdruck hinneigt, als es fähig ist, das

Uebermenschliche und Englische auszudrücken. Daher kommen den Tugenden auch Thiere nur sehr bedingt, nur als Attribute zu, z. B. ist der Löwe Attribut der *fortitudo*, das Lamm der *patientia*, das Einhorn der *castitas*, der Fisch der *temperantia*. Vgl. *Didron, annales* VI. 50. Kunstblatt 1846, S. 166. Viel öfter kommen Attribute der Tugenden vor, wie folgende: die Säule als *fortitudo*, der feste Thurm als *castitas*, das Winkelmaass der *prudentia*, der Finger auf dem Munde der *obedientia*, die Geissel der *temperantia*. Vgl. Kunstblatt 1821, S. 178. 1846, S. 166. Auf einem schönen Bilde des Domenichino kommen vor: *fides* mit dem Kreuze, *caritas* mit Kindern, *spes* mit aufgehobenen Armen, *prudentia* mit Spiegel und Schlange, *justitia* mit der Waage, *fortitudo* mit der Säule, *temperantia* mit dem Zügel. Vgl. *Landon, oeuvres de Domenichino pl.* 17 f. Daselbst *pl.* 34 f. wieder eine andere Reihe: *fortitudo* mit Helm, Schwert, Löwe und Säule, *temperantia* mit dem Einhorn und einem Zügel für das Kameel, *prudentia* mit Spiegel, Schlange und Zirkel, *justitia* mit Waage und Fasces, unter ihr die Gnade mit offenem Busen.

Sehr oft bezeichnete man die Tugenden durch Beispiele. Sieben Bilder stellten die Ausübung der sieben Tugenden dar. Jacquio ging in der Zeit der Renaissance so weit, für die christlichen Tugenden seine Beispiele nur aus dem heidnischen Alterthum herzuholen. Vgl. v. Wessenberg, christl. Bilder II. 550.

Die heilige Hildegard sah die vier Cardinaltugenden als vier Mauern um die Säule Gottes. Auch Dante (Hölle IV. 106.) verglich die sieben Tugenden mit einer siebenfachen Mauer. Die heilige Hildegard (*Scivias* III. 8.) sah ferner in den Tugenden die sieben Stufen zur Heiligkeit. Die altdeutsche Legende von der heiligen Martina deutete die sieben Tugenden als Blumen im jungfräulichen Kranze dieser Heiligen. Graff, Diutiska II. 138.

U

Ulme,

Attribut des heiligen Zenobius. Als seine Leiche vor einer dürren Ulme vorbeigetragen wurde, grünte sie plötzlich. Man legte einen Zweig davon in seinen Sarg, der nach tausend Jahren noch immer grün gefunden wurde. Keyssler, Reise S. 380. Görres, Mystik II. 59.

Ungeheuer.

Unter dem Druck der Kirchenpfeiler, Säulencapitäle, Treppen etc. erblickt man, namentlich in gothischen Kirchen, mancherlei grinsende, grollende oder höhnische Ungethüme, desgleichen sperren die Dachrinnen Drachenmäuler auf, und laufen Schlangen und Eidechsen und anderes steinerne Ungeziefer an Geländern hinauf. Kreuser (Kirchenbau I. 569.) erklärt diese Unholde aus dem 148sten Psalm, wo es unter anderm heisst: „Lobet den Herrn, ihr Wasser etc., ihr Drachen und alle Abgründe, Feuer, Hagel, Schnee, Eis

und Sturm, alle Thiere und alles Vieh, Gewürm und Gevögel.“ Es scheint mir jedoch, diese Ungeheuer vertreten hier nicht eine Huldigung der Elemente, sondern bedeuten vielmehr die durch die Kirche überwundene Bestialität und Diabolität, die sich in die Winkel verkriechen und auch wider Willen der Kirche sogar dienstbar werden muss.

V

Veilchen,

Sinnbild der Demuth bei hohem innern Werth, daher in alten Marienliedern oft auf die heilige Jungfrau angewandt. Vgl. Conrad von Würzburg, goldne Schmiede (Vers 67) von Grimm S. XLII. Maria heisst die Violstaude. Haupt, Zeitschrift VIII. 282. Das Violfeld, das. IV. 520. Zu Dinkelsbühl ist ein schönes Bild der Maria mit Veilchen im Haar und mit einem violetten Mantel. Fiorillo I. 312. Vgl. auch den Artikel Amethist. — Veilchen sind auch das Attribut des sel. Franciscus Ovarius, aus dessen Grab sie wuchsen.

Verkleidung.

Die *pia fraus* des Jakob, der sich mit Fellen bedeckt, um als vermeintlicher Esau des Vaters Segen wegzustehlen, kehrt in der christlichen Legende nur in sehr veredelter Gestalt wieder, indem hier nur Verkleidungen zum Schutz der gefährdeten Unschuld vorkommen. Die berühmtesten Legenden sind die von frommen Jungfrauen, die sich im Mönchsgewande verbergen. St. Euphrosyna, zu Alexandria

im 5ten Jahrhundert, sollte heirathen, entfloh aber und ging in männlicher Tracht in ein Mönchskloster, wo sie beinahe vierzig Jahre lang unerkannt als Mönch lebte. Ihr eigner Vater Paphnutius kam in's Kloster und hielt fromme Gespräche mit ihr, ohne dass er sie erkannt hätte. Erst im Sterben entdeckte sie, wer sie sey. *Acta SS.* 11. Februar. Alfonsi hat sie in einem italienischen Epos 1702, in kleinen Gedichten haben sie Herder (zur Lit. und Kunst VI. 75.) und Kosegarten besungen. Steinle hat ihre Legende gemalt (gestochen von Schäffer) in Frankfurt. Wilh. Füssli, Zürich etc. II. 139. — St. Apollinaris, Tochter des Kaisers Anthemius, entfernte sich freiwillig, nachdem sie nach Jerusalem gewallfahrtet war, aus der Welt, wählte männliche Kleidung und wurde ein Mönch. Der Ruf ihrer Heiligkeit in diesem Stande bewog ihre Schwester, bei ihr Hülfe zu suchen. Sie trieb nun aus der Schwester den Teufel aus, wurde aber beschuldigt, dieselbe verführt zu haben, bis sie zu allgemeinem Erstaunen ihr Geschlecht und ihre wahre Herkunft enthüllte, 5. Januar. — St. Eugenia, vornehmer Eltern Kind in Alexandria und sehr gelehrt, entfloh in männlicher Tracht und wurde Mönch. Erst als ein schönes Weib sich in ihn verliebte und, von ihm verschmäht, ihn beschuldigte, er habe ihr Gewalt angethan, entdeckte der angebliche Mönch sein Geschlecht und seine Unschuld. Später erlitt sie in Rom den Martyrertod, 25. Dezember. Eines geistlichen Singspiels, das sie verherrlicht, vom Jahr 1695, gedenkt Godsched in seinem Vorrath I. 260. Weit berühmter ist Calderons: *El Joseph de las Mugeres*, worin sie als Lehrerin der Philosophie in Alexandrien beginnt, gerade so über die ewigen Dinge nachsinnend, wie später Faust bei Göthe, wodurch sie zur Bekehrung geführt wird. Vgl. Schack, span. Lit. III. 117. Wiener Jahrb. XVIII. 35. — St. Marina begleitete ihren Vater Eugenius, als er Mönch wurde, in männlicher Kleidung und wurde unerkannt selber Mönch unter dem Namen Marinus. Da beschuldigte man den jungen Mönch, ein Kind gezeugt zu haben, und verstiess ihn. Er

Der Gründung deutscher Journale in diesem großartigen Style steht auch ein formeller Uebelstand entgegen, die gelehrte Sprache. Zwar muß anerkannt werden, daß sich dieselbe im Verlauf der Zeiten sehr gebessert hat, allein noch immer bedienen sich viele der einsichtsvollsten Gelehrten, die in gewissen Fächern ganz zu Hause sind, und deren Belehrungen der gesammten Nation von Wichtigkeit wären, einer Schreibart, die nur den Eingeweihten des Fachs verständlich und erträglich ist. Nicht Wenige schreiben mit Absicht so. Sie würden glauben, sich zu erniedrigen, wenn sie für das sogenannte Volk schrieben. Sie verstehen unter Popularität nur ein Extrem von Oberflächlichkeit und Gemeinheit, das keineswegs darunter zu verstehen ist. Die meisten aber schreiben im Geleise der pedantischen Gewöhnung fort und können sich selbst dann, wenn sie, von Verlegern gedrängt, die ihren gelehrten Ruf ausbeuten wollen, zum populären Style sich herablassen, dennoch von der Weitschweifigkeit nicht losreißen, die sie sich in den akademischen Vorlesungen angewöhnt haben. Einige machen zwar in neuester Zeit Anspruch darauf, nicht bloß gründlich gelehrt, sondern zugleich liebenswürdig zu schreiben; allein die Zahl derer, die es wirklich sind, ist wenigstens noch nicht groß. Häufig gleichen sie Tänzern, die an den Füßen Fesseln nachschleppen. Da inzwischen die Gelehrsamkeit je länger je mehr hoffähig zu werden trachtet, wie schon die immer mehr überhand nehmende Verwandlung der Professoren in Hof-, Geheime Hof-, Geheime- und Staatsräthe beweist, so ist zu hoffen, daß die Courtoisie wohlthätig auf sie zurückwirken, und daß in die steifen Glieder deutscher Gelehrsamkeit je mehr und mehr Gelenkigkeit kommen wird.

Scherz bei Seite, so läßt sich doch gewiß nicht leugnen, daß die Gelehrten nicht bloß viel segensreicher wirken würden, wenn sie gerundeter, kurzer, klarer, einnehmender schrieben, sondern daß sie selbst auch dabei an Einfluß und Ruhm gewinnen würden, besonders wenn sie es nicht verschmähten, neben ihren Hauptwerken auch zuweilen tonangebende Journalartikel (versteht sich nur in so großartigen Journalen, wie wir angedeutet haben) zu schreiben, Aufsätze, in denen sie die großen Resultate ihres Forschens zu allgemeiner Anregung und zu gemeinnützigem Gebrauch niederlegten, wie wenn sie nicht mehr auf einem kleinen deutschen Katheder

nahm geduldig die Schuld über sich und pflegte das Kind. Erst nach seinem Tode erkannte man sein wahres Geschlecht. Surius zum 5. Februar. Die Legende wurde in einem altdeutschen Gedicht behandelt. Hagen und Büsching, Grundriss S. 297. Auch niederdeutsch, herausg. von Bruns 1798. Genthe, Dichtungen des Mittelalters S. 301. — Ganz dasselbe berichtet die Legende von der heiligen Theodora, 11. September.

Verkündigung.

An die Verkündigung, wie sie unzähligemal auf Kirchenbildern gemalt ist, knüpft sich ausserordentlich viel Symbolik.

Maria selbst ist hier vorzugsweise die Magd des Herrn (*ancilla domini*), ihr Ausdruck daher die tiefste und frömmste Demuth bei der heitersten jungfräulichen Unschuld. Diesen Ausdruck haben die ältern Maler besser getroffen, als die neuern, die gern zu viel Selbstbewusstseyn in die Jungfrau legten oder sie zu sehr erstaunen und erschrecken, ja selbst in Ohnmacht sinken liessen. Die magdliche Demuth wird am besten ausgedrückt durch die über der Brust gekreuzten Hände, das alte morgenländische Zeichen unbedingter Hingebung. Im Abendlande kam auf den Bildern mehr die gewöhnliche Geberde des Gebetes auf. Maria kniet und erhebt die zusammengelegten Hände. Viele Maler gaben ihr auch ein Gebetbuch. Sie lässt gewöhnlich das Haar lang herabwallen, denn das war die Tracht der Jungfrauen. Ihr Kleid ist meist wie herkömmlich blau (Farbe des Himmels, an dem die neue Sonne aufgehen soll), oft aber auch weiss, um die reine Jungfrau als solche zu bezeichnen. So auf dem berühmten Genter Altar. Ein Bild zeigt sie im weissen Unterkleid mit dem Purpurmantel, wodurch sinnig die Königswürde bezeichnet wird, die ihre Unschuld umkleidet. Kunstblatt 1847, S. 22. Seltner ist ihr Kleid grün, die Hoffnung der Welt bezeichnend.

Nach dem apokryphischen Vorevangelium Jacobi, so wie im Evangelium von der Geburt der Maria und der Kindheit

Jesu überrascht der Engel die Jungfrau, als sie gerade Purpurseide für den Tempel webt. Das hat auch Wernher in seinem Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria aufgenommen und findet sich auch auf Gemälden. Ueberhaupt zogen es die Maler vor, ihr eine vornehmere Wohnung und Umgebung zu leihen, als von der Braut eines armen Zimmermanns zu erwarten war, und folgten hierin den Apokryphen. Das Zimmer der Verkündigung ist daher oft sehr prächtig. Da diese Pracht nur symbolisch zu verstehen ist, wie das Thronen Maria's oft sogar im Stall von Bethlehem, lässt sich nichts dagegen einwenden, nur alberne Spielereien sollen die Maler vermeiden und keine Katzen und Papageien anbringen wollen, wie geschehen ist. Vgl. v. Wessenberg, christliche Bilder II. 267.

Ein besonderes Attribut der Jungfrau auf Verkündigungsbildern ist die Lilie ohne Staubgefässe im durchsichtigen Glase, gewöhnlich zu ihren Füssen. Vgl. den Artikel Lilie. — Auf altdeutschen Bildern erfolgt die Verkündigung zuweilen in dem „verschlossenen Garten“ oder wenigstens in einem Zimmer, das unmittelbar an den rings ummauerten blumenvollen Garten stösst. Dieser Garten ist Symbol der Jungfräulichkeit und unbefleckten Empfängniss.

Gabriel, der Engel der Verkündigung, erscheint gewöhnlich in einem weissen Kleide, womit nicht nur die englische Reinheit, sondern auch ein Priesteramt ausgedrückt wird. Oft gaben ihm die Maler ein wirkliches Priesterkleid, ein goldenes Messgewand. Rathgeber, Annalen S. 69. Insgemein hat er einen Lilienstengel in der Hand. Oft erhebt er die rechte Hand zum Segen. Seine Haltung ist die eines heiligen Boten, würdig, ernst, ruhig. Nicht selten wird er knieend gemalt, wie die Jungfrau selbst, beide in tiefe Andacht versunken. So auf dem Bilde von Garofalo auf dem Capitol. Hier ist der Engel noch durch einen Blumenkranz und durch ein reiches hochzeitliches Kleid ausgezeichnet. Auch Nicolaus von Pisa malte den Engel knieend zu Orvieto. Johann van Eyck gab ihm Pfauenfittige, deren viele Augen

wohl den Sternhimmel bezeichnen. Inzwischen sind es hier Flügel von einem weissen Pfau. Dieser Engel auf dem Eyck'schen Bilde (der vormaligen Boisserée'schen Sammlung) schwebt leicht und majestätisch heran. Auf dem Bild des Hans Baldung im Freiburger Münster hat der Engel dagegen eine heftige Bewegung und die Haare sträuben ihm, wodurch die Grösse seiner Sendung, das Ueberwältigende des allerheiligsten Amtes ausgedrückt wird. In einem altdeutschen Volksliede kommt der Engel als Jäger mit dem Hüfthorn zur Jungfrau. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 183. Talvy, Volkslieder S. 378. Auf einem Bilde zu Graudenz trägt er einen Brief. Kunstblatt 1835, Nr. 62. Solche naive Auffassungen der ältern Zeit sind immer noch erträglicher, als die lüsterne Koketterie moderner Bilder. So findet man ein Frescobild in Susa, auf dem der Engel mit Pfeil und Bogen zur Maria kommt, um die sich eine Menge kleiner Engel wie Eroten schmiegen. Lady Morgan, Italien I. 71. Dieselben erotischen Engel malte Nic. Poussin auf einem Bilde, das sich jetzt in St. Petersburg befindet, und den lauschenden Joseph dazu. Nichts war des heiligen Gegenstandes unwürdiger. Vgl. Hand, Kunst in St. Petersburg I. S. 300.

Um noch deutlicher zu machen, was der Engel verkündet, fällt auf den Bildern gewöhnlich durch das Fenster ein heller Sonnenstrahl auf die Jungfrau. Auf ältern Bildern geht dieser Strahl von der Hand Gottes aus, die aus den Wolken hervorragt. Sehr häufig schwebt unter der Hand im Strahl noch der heilige Geist als Taube, und wieder unter diesem, ebenfalls im Strahl, ein kleines Kind. Dieses letztere ist grob missverstanden worden, als solle es das fleischliche Christkind seyn, da es doch nur die Seele des Sohnes bedeutet, die vom Himmel kommt, noch ehe sie Fleisch geworden ist. Denn die Seele wurde in der kirchlichen Kunstsymbolik des Mittelalters immer als kleines Kind aufgefasst. Vgl. *Didron, manuel* p. 155. Zuweilen hat dieses Kind im Lichtstrahl zur nähern Bezeichnung ein Kreuz bei sich, daselbst p. 156. Waagen, Kunst in Deutschland I. 368. Das sogenannte Ei,

in dem das Christkind auf dem Bilde zu Constanz liegt (Fiorillo I. 293.), ist nur eine Glorie. Sofern Christus λόγος (das Wort) ist, richtet sich der vom Himmel kommende Strahl auf einigen alten Bildern nach dem Ohr der Jungfrau. Vgl. Sepp, Heidenthum III. 67. Auf einem Bilde zu Bamberg haucht Gott Vater auf die Taube, diese und das Christkind beide hauchen wieder auf die Jungfrau. Blainville, Reise I. 213. — Zu Kentheim im Schwarzwald steht ein Baum mit drei Aesten als Sinnbild der Dreieinigkeit neben der Scene der Verkündigung. Waagen, Deutschland II. 233.

Häufig haben sich Donatoren auch auf Verkündigungsbilder malen lassen. Die Gegenwart solcher Andächtiger erscheint jedenfalls zudringlich und unpassend bei einem Vorgang, der ein heiliges Geheimniss ist und den die tiefste und ehrfurchtsvollste Stille umgeben soll. Eben so wenig gehören Engel hieher, es ist an dem Einen Gabriel genug. Die kleinen Engel erinnern gar zu sehr an antike Eroten.

Dagegen ist es herkömmlich und erlaubt, alttestamentalische Vorbilder der unbefleckten Empfängniss mit den Bildern der Verkündigung in Verbindung zu bringen: der verschlossene Blumengarten, der durch das Glas dringende Sonnenstrahl, die verschlossene Pforte, der feurige Busch Mosis, die Ruthe Aarons, das Fell Gideons etc., worüber der Artikel Maria im Eingang zu vergleichen ist. Memling stellte in zwei Bildern die Verkündigung und die Vision der tiburtinischen Sibylle neben einander (beide Bilder jetzt in Berlin). Auch Rebecca am Brunnen gilt als Vorbild der Verkündigung, weil nach einer Apokryphe die letztere vor einem Brunnen geschehen seyn soll. Hofmann, Apokr. S. 69.

Wenn man die fromme Einfalt und heilige Andacht erwägt, mit der in alten Marienbildern und Marienliedern die Verkündigung behandelt wird, so fühlt man sich beleidigt und empört durch die Auffassung der Renaissancezeit, die alles Christliche sofort im antik heidnischen Styl reproduciren wollte und ihm gerade dadurch das Heilige nahm. In dem Gedichte Sannazars: *De partu virginis* (eines Neapolitaners

im 16ten Jahrhundert, in lateinischen Hexametern) antwortet die Madonna dem Engel der Verkündigung mit Worten, die nichts weniger als heilige Unschuld athmen:

Conceptume mihi tandem, partusque futuros
Sancte, refers? meus attactus perferre virites
Posse putas? etc.

Eben so wird die fromme Hingebung der Magd Gottes zu einer theatralischen Declamation. Sie blickt zu den Sternen empor und bietet sich Gott selber an:

Jam jam vince, fides; vince obsequiosa voluntas,
En adsum: accipio veneranda tua jussa, tuumque
Dulce sacrum, Pater omnipotens.

Sofern die Jungfrau durch das Wort Gottes allein, in welchem der heilige Geist wirkte, Mutter geworden war, das Wort aber mit dem Ohr vernommen wird, entstand im Mittelalter die grobsinnliche Vorstellung einer Empfängniss der Jungfrau durch's Ohr. Ein Hymnus des heiligen Ephremius lautet:

Gaude, virgo, mater Christi,
Qui per aurem concepisti.

Bei den Maroniten ist diese Vorstellung Glaubenssatz.

Versuchung in der Wüste.

Jesus bereitete sich auf sein Lehramt durch Einsamkeit und Fasten in der Wüste vor. Dieses Fasten dauerte nach Matth. 4, 2. vierzig Tage und vierzig Nächte. Man hat dies in Parallele gesetzt mit den vierzig Jahren, welche die Israeliten in der Wüste zubrachten, ehe sie in das gelobte Land kamen.

Nach so langem Fasten hungerte den Gottmenschen und er fühlte tief den Mangel der menschlichen Natur. Dies benutzte Satan, ihn zu versuchen. Er nahte ihm mit einem grossen Stein und sprach höhnisch: „Bist du Gottes Sohn, so brauchst du ja nur diesen Stein in Brodt zu verwandeln, um deinen Hunger zu stillen.“ Da erwiderte der Heiland: „Der Mensch lebt nicht vom Brodt allein, sondern von Gottes

Wort.“ Sofern nun Jesus sich durch das Leiden der irdischen Natur nicht ungeduldig machen liess, versuchte ihn Satan auf andere Weise. Wenn du Gottes Sohn bist, gab er ihm zu verstehen, so kannst du dich auch an seiner Statt im Allerheiligsten des Tempels offenbaren und dich von den Engeln bedienen lassen. Um ihm dies recht nahe zu legen, führte er ihn auf die Zinne des Tempels von Jerusalem. Aber Jesus wollte nicht wie Lucifer sich an Gottes Stelle setzen und erwiderte: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“ Da führte ihn Satan auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und wollte sie ihm geben, wenn er niederfiele und ihn, den Teufel, anbete. Das heisst nun, Jesus hätte handeln sollen, wie einst Lucifer als erstgeborner Engel handelte, und die Macht als Sohn Gottes benützen zur Usurpation der Weltherrschaft im Grossen, wobei unter den Reichen der Welt nicht blos irdische, sondern das ganze Universum zu verstehen ist. Jesus aber erwiderte: „Hebe dich von mir, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott allein dienen.“

Der Teufel konnte die Demuth und Entsagung des Gottmenschen nicht begreifen. Sobald also die Leiden desselben begannen, eilte er herbei, ihn zu berücken und ihm vorzustellen, wie es ja nur eines Entschlusses von seiner Seite bedürfe, sich über alle diese irdischen Leiden hinwegzusetzen. Er hoffte sogar, an ihm einen mächtigen Bundesgenossen wider Gott zu erhalten. Dies erscheint so natürlich im Wesen des Teufels begründet, dass man die Sache als Faktum nehmen oder den Teufel überhaupt wegleugnen muss. Die Rationalisten, z. B. Paulus, erklären schlechtweg, Jesus habe sich den ganzen Vorgang blos eingebildet. Olshausen lässt ihn als Faktum, jedoch nur als ein inneres, gelten. Das ist einerlei, wenn nur das Faktum feststeht. Denn allerdings existirt der Berg, von welchem aus Jesus alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit sehen konnte, nicht in der Wirklichkeit, und es bedurfte für ihn auch nur des Gedankens, sich in das Centrum der Weltherrlichkeit zu versetzen.

Indem der Satan den Gott im Gottmenschen anrief, handelte es sich von dessen geistigem, hoch über das Irdische erhabenen Wesen, und der Vorgang konnte im Geisterreich vor sich gehen, ohne darum weniger Faktum zu seyn.

Der Vorgang ist von hoher Wichtigkeit für die Lehre von der doppelten Natur Christi. Erst sprach Satan die menschliche Natur in ihrer Schwäche und Bedürftigkeit an, dann die göttliche Natur in ihrer Allmacht, beide nach einander versuchend, sofern ihm beide in ihrer wunderbaren Verbindung eine Seite darboten, wo die Verführung anschlagen zu können schien.

Der Vorgang durfte in der Erlösungsgeschichte auf keine Weise fehlen, sofern sie sich unmittelbar an die Geschichte des Sündenfalls anschliesst. Er ist der Gegensatz gegen die Versuchung der ersten Eltern. Die Menschwerdung bedingt auch wieder die Versuchungsfähigkeit. Es ist undenkbar, dass Satan darauf nicht seinen Plan gebaut haben sollte. Mit Gott selbst konnte er nicht verkehren, aber die Gottheit trat ihm wieder menschlich nahe in Christo. Die Sündenlosigkeit Jesu war nicht blos *a priori* vorhanden, sie musste sich erst im Leiden und Dulden bewähren, und jene Versuchung des Teufels gehörte dazu wesentlich. Hätte der Teufel sich nicht bemüht, so würde dadurch von vorn herein anerkannt, dass die menschliche Natur Jesu blosser Schein, nicht Wirklichkeit gewesen sey.

Die Versuchung wäre aber einseitig gewesen, wenn sie sich nur an diese menschliche Natur des Erlösers gewendet hätte und nicht auch an die göttliche. Die Führung auf den Berg, um den alle Reiche der Welt sich lagern, hat den tiefsten Sinn und ist noch wichtiger als die Brodtversuchung. Sie ist die eigentliche Folie des heiligsten Mysteriums von der Menschwerdung. Wie im ersten Act der Versuchung Christus dem Adam entgegensteht, so im zweiten dem Lucifer selbst. Hätte Lucifer als Gottsohn gehandelt, wie Christus, so wäre die Menschwerdung nicht nothwendig geworden. Da er nicht so handelte, musste Christus kommen. Ihre

beiderseitige Begegnung und ihr Streit um die Handlungsweise im gleichen Fall ist daher ein unumgänglicher Bestandtheil der heiligen Geschichte, in der Entwicklung der himmlischen Hierarchie, im Mysterium der Dreieinigkeit nothwendig begründet. — Uebrigens wird die Versuchung durch den Satan im Anfang der Lehrwirksamkeit des Heilands ergänzt durch die Angst auf dem Oelberg am Ende derselben. Dort war es die Lockung, sich der schweren irdischen Mission ganz zu überheben, hier die natürliche Menschenfurcht, durch die der Heiland versucht wurde.

Die Neapolitaner haben an die Versuchung eine artige Legende geknüpft. Der Teufel, sagen sie, habe den Herrn auf den Vesuv geführt und ihm das reizende Ufer umher als den schönsten Theil der Erde gezeigt. Da habe Christus aber geweint, weil er vorausgesehen, dass dieses irdische Paradies einst von den schlechtesten Menschen werde bewohnt werden. Aus seinen Thränen aber seyen die Reben gewachsen, von denen der köstliche Wein, noch jetzt Christi Thränen (*lacrymae Christi*) genannt, erwachsen. Mayer, Neapel II. 297.

Die Versuchung wurde oft gemalt, vorzugsweise die mit dem Steine. Seltsamerweise haben die Maler den Teufel immer in seiner abscheulichen Gestalt darstellen zu müssen geglaubt, obgleich es weit natürlicher erscheint, dass derselbe eine edlere Gestalt gewählt hat. Wie hätte er sich mit Hörnern und Bocksfüssen mögen anbeten lassen wollen? Wie hätte er sich der Herrschaft über alle Reiche der Welt gerühmt, wenn er in der Knechtsgestalt schwarzer Verworfenheit erschienen wäre? Indess wird die Sache um nichts gebessert, wenn Domenichino den Teufel als schlauen Rabbiner malt, oder Lucas Cranach als Greis mit grossem Bart. Lucifer als Geisterfürst in seiner Macht und Herrlichkeit und doch zugleich Verderbniss ist immer schwer zu malen, gewiss am schwersten aber gegenüber dem Gottmenschen. Auf alten Bildern kommen drei Teufel vor, wodurch die dreifache Art der Versuchung selber bezeichnet werden soll. *Didron, man.*

p. 166. — Wie dem Heiland in der Wüste, nachdem ihn die Teufel verlassen, Engel dienen, wurde öfter und mit leichterer Mühe gemalt, aber auch hier gab es Naivetäten. So tischen die Engel auf einem Bild im Jesuitencollegium zu Augsburg dem Heiland eine Last von Schüsseln voll Speise, Obst, Confituren nebst Wein auf (Blainville, Reise I. 305.), was jedenfalls zu materiell ist.

Vorausverkündet wurde die Versuchung in Psalm 72, 9: „Vor ihm werden sich neigen die in der Wüste und seine Feinde werden Staub lecken.“ Alttestamentalische Vorbilder der Versuchung aber sind in der *biblia pauperum:* 1) Eva's Versuchung durch die Schlange; 2) die Verkaufung der Erstgeburt durch Esau. Jacobs und Ukert, Beiträge I. 87.

Verzeihung.

„Vergebet euren Schuldigern“ und „Liebet eure Feinde“ sind die schwersten unter den christlichen Geboten, weil das Herz des Menschen gar verstockt und trutzig ist; eben deshalb aber sind es die specifisch christlichsten Gebote, die das Christenthum als Religion der Liebe am schärfsten unterscheiden sowohl vom Heidenthum als Judenthum. In dem: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun,“ ist der höchste Adel des Christenthums ausgesprochen. Wer nicht verzeihen kann, ist des christlichen Namens unwürdig. Das wird in einer der schönsten Legenden erklärt. St. Nicephorus war mit Sapricius, seinem ehemaligen Freunde, verfeindet worden, und bat ihn um Verzeihung. Umsonst, selbst als Sapricius als Christ zum Tode geführt wurde, wollte er doch nicht verzeihen, wie dringend Nicephorus auch bat. Aber kaum fühlte Sapricius die Marter, als er abschwur und sich zu den Götzen bekannte. Denn wer nicht verzeiht, hat die christliche Liebe nicht und darum auch nicht den christlichen Muth. Da trat Nicephorus an seine Stelle und erlitt den Martyrertod. Im 3ten Jahrhundert, 9. Februar. Besungen von Bönecke. Die Legende ist auch noch unter einem andern

Gesichtspunkt charakteristisch, denn Sapricius war ein Priester und Nicephorus ein blosser Laie. — Nicht minder lehrreich ist folgende Legende. Ein Einsiedler war so fromm und heilig, dass alle Tage ein Engel kam und ihm zu essen brachte. Da sah er einmal von weitem einen armen Sünder zum Galgen führen und sprach zu sich selbst: Dem geschieht Recht. Von Stund an kam der Engel nicht mehr. In Verzweiflung weinend hörte er einst ein Vögelein singen und beneidete es um seinen Frohsinn. Da sagte das Vögelein, er solle bereuen und Busse thun, dann werde Gott ihm verzeihen. Darauf kam auch der Engel wieder und gab ihm einen dürren Ast, den solle er tragen, bis drei grüne Zweige daran hervorkommen würden, und jede Nacht anderswo schlafen. Nun kam er nach langer Zeit einmal zu einem alten Weibe, deren drei Söhne böse Räuber waren, und bat um Herberge. Obgleich sie ihn warnte, blieb er doch und schlief mit seinem dürren Aste ein. Da kamen die Räuber und sahen ihn schlafen; als sie aber von seiner schweren Busse hörten, wurden sie gerührt und thaten selbst Busse. Der Einsiedler aber wachte nicht wieder auf, und an seinem Ast sprossten drei grüne Zweige. Grimm, Märchen, Kinderlegenden Nr. 6.

Vier,

Sinnbild des nach vier Seiten ausgedehnten Raumes, der in vier Jahreszeiten getheilten Zeit, des in vier Altersstufen ablaufenden Lebens, daher überhaupt Sinnbild dieser Welt im Gegensatz gegen die heilige Drei, in welcher Gott über der Welt symbolisirt ist. Beider Verhältniss zu einander wird dann in der Sieben, ihre beiderseitige Durchdringung in der Zwölf ausgedrückt. Geometrisch ist das Kreuz der Ausdruck der Vierzahl, sofern Gott sich in der Welt offenbart, das Viereck aber bedeutet nur die Welt, die den höhern Einfluss empfängt, das Piedestal Gottes. Daher die Symbolik der vier Erzengel, der vier Cardinaltugenden, der vier Evangelisten, der vier Kirchenväter, als der vier Träger, Karyatiden

ſtünden, ſondern zu Athen vor dem verſammelten Volke, das ihnen einſt Statuen errichten wird.

Ohne uns ein vorſchnelles Urtheil zu erlauben, wollen wir es getroſt der Zukunft überlaſſen, ob es möglich ſeyn wird, dem Gedränge eine Ruhe, den beſchränkten Einſeitigkeiten aller Art eine reiche und tolerante Umſicht, den Vorurtheilen und leidenſchaftlichen Verdunkelungen eine klare Einſicht und Beleuchtung, der krankhaften Wiſſenſchaftlichkeit ein geſundes Wiſſen und den Modethorheiten eine Darlegung der wirklich neuen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes und der Geſellſchaft entgegenzuſetzen. Es ſcheint, in der unheimlichen Ueberfüllung des Marktes ſuche man nach einem freien Platze, um wieder einmal athmen zu können. Es ſcheint, die auf den höchſten Grad geſtiegene Meinungs-Anarchie bedürfe endlich des Gegenſatzes einer Autorität, die freiwillig anerkannt werden wird, wenn ſie verdient iſt und wenn ſie ſich am rechten Orte und in der rechten Geſellſchaft geltend macht, ihre Kraft nicht zerſplittert.

Weniger Schwierigkeiten ſcheint die innere Einrichtung der nur einer beſtimmten Wiſſenſchaft gewidmeten Journaliſtik darzubieten, und doch fehlt es auch hier noch an gar Manchem.

Werfen wir z. B. einen Blick auf die theologiſchen Zeitſchriften. Wer wollte leugnen, daß wir in ihnen einen Vorzug vor allen andern Nationen beſitzen. Wo iſt ein regeres religiöſes Leben, ein ernſteres Forſchen über göttliche Dinge, ein gründlicheres und umfaſſenderes Studium in allen Zweigen der Dogmatik, Moral, Exegeſe, in Kirchenrecht und Kirchengeſchichte zu finden, als in Deutſchland? Beſonders in jüngerer Zeit hat ſich der im Zeitalter Friedrichs des Großen und unter dem Einfluß der franzöſiſchen Revolution früher geſunkene religiöſe Geiſt wieder zu neuer Würde und Kraft erhoben, und was Leben und Literatur in dieſem Gebiete Neues bringen, wird ſogleich in den Journalen bekannt gemacht, beurtheilt. Allein dieſe bewundernswürdigen Bemühungen der Journale, Alles zur Ueberſicht zu bringen, ſind ſelber nicht zu überſehen, denn wir haben in Deutſchland nicht weniger als vierundſechzig theologiſche Journale. Iſt es wohl möglich, daß das Publikum, auch nur das theologiſche, ſich für alle dieſe Journale zugleich intereſſiren, ſie alle überblicken kann? Muß bei dieſer Zerſplitterung nicht mancher treffliche Aufſatz der

oder Altarseiten des Allerheiligsten. Daher die Symbolik der vier Flüsse unter den Füssen des Heilandes. Was die vier Weltgegenden, Elemente, Winde, Jahreszeiten, Weltalter, Weltmonarchien etc. für die Natur- und Profangeschichte, das sind jene heiligen Quadraturen für die Kirche und die heilige Geschichte. In ihnen breitet sich immer Göttliches aus in die Welt. — Auf Kirchenbildern bedeutet ein viereckiger Heiligenschein immer, dass der Heilige, der ihn trägt, noch lebt. Die vier Seiten aber drücken die vier Cardinaltugenden aus. Vgl. Kreuser, Kirchenbau II. 123.

Vierzig ist eine heilige Zahl, weil gewisse wichtige, von Gott verhängte Ereignisse vierzig Tage oder Jahre lang dauerten. So die Sündfluth vierzig Tage, die Wanderung des Volkes Gottes in der Wüste vierzig Jahre, der Aufenthalt Mosis auf dem Sinai vierzig Tage, das Fasten des Elias und des Heilandes eben so lange. Daher die Einsetzung der vierzigtägigen Fasten vor Ostern, früher auch vor Weihnachten. Daher die vierzig Tage der Frauen von der Geburt bis zur Reinigung. Vgl. v. Bohlen, Genesis LXIV. Kreuser, Kirchenbau I. 527. Alt, christlicher Cultus S. 527.

In der gothischen Baukunst hat das Viereck die Bedeutung des Grundsteins, des Festen. Vgl. den Artikel Acht. Das Viereck geht unmittelbar über in die reiche Sternform durch Uebereckstellung eines Vierecks über das andere, was oft beim Grundriss von Pfeilern, wie bei Fensterrosetten vorkommt. In der Ueberwindung der steifen viereckigen Form, in der die gothische Baukunst auf mannigfache Weise sich gefällt, liegt immer der Grundgedanke einer Heiligung der Welt durch die Kirche, einer Ueberwindung des Profanen durch das Heilige. Zu den geistreichsten Motiven dieser Art gehört die Querstellung des kleinen Vierecks im gerade stehenden grossen Viereck (wie das Coeur-Ass im französischen Kartenspiel) mit rundlich-blätterartigen Ornamenten, die sich über jede seiner vier Seiten hinschmiegen. Das ist dasselbe malerische Motiv, welches in der heraldischen Malerei der Schiefstellung des Wappens unter dem geraden Helme

und der wunderlich sich ausblattenden Helmdecke zu Grunde liegt. Das Viereck bildet in der Architektur immer den Uebergang vom Dreieck in den Kreis.

St. Vitus

ist Prototyp der frommen Jünglinge im ersten verführbaren Alter. Sohn eines rohen heidnischen Vaters, wurde er vom heiligen Modestus zum Christenthum bekehrt und widerstand seitdem jeder Versuchung und jeder Marter, durch die man ihn von dem neuen Glauben abwendig machen wollte. Sehr schön ist in seiner Legende der Contrast zwischen einem Tanz üppiger Mädchen, die ihn umringen und zu verführen suchen, und einem Besuch vieler Engel, die den Heiligen umgeben, indem sein Vater, in seine Thüre einstürmend, von dem Glanz erblindet. Dargestellt in alten Gemälden zu Mühlhausen am Neckar. Ein kleines Gefäss mit Flammen, die hin und wieder sogar für Blumen angesehen worden sind, ist Attribut des heiligen Vitus, weil er in einen Kessel mit brennendem Pech geworfen wurde. Vgl. Waagen, Kunst in Deutschland I. 180. Die Blume kann aber auch beabsichtigt seyn als Sinnbild der jungfräulichen Tugend.

Vögel,

Sinnbilder 1) der Güte Gottes. „Sie säen und erndten nicht, und Gott nährt sie doch." Matth. 6, 26. Vgl. d. Art. Sperling. 2) Der Seelen. Nach Analogie der flügeltragenden Engel und Teufel dachte man auch die Seelen der Verstorbenen geflügelt, d. h. als leibloße Schemen schwebend und von dem Gesetze der Schwere frei. In diesem Sinne wurden sie auch ganz einfach und naiv als Vögel gedacht. Ein Baum mit singenden Vögeln darauf ist in den altdeutschen Dichtungen häufig Sinnbild des Paradieses mit den Seligen. In deutschen Sagen und Märchen erscheint die Seele eines Verstorbenen oft als Vogel. Auch in der christlichen Legende

sind es oft Tauben, in deren Gestalt die Seele eines Heiligen dem Körper entschwebt. Vgl. d. Artikel Taube. Nach der altdeutschen Legende vom heiligen Brandanus gelangte dieser die weiten Meere durchschiffende Heilige zu einer Insel voll lieblich singender Vögel und erkannte in denselben gefallene Geister, die hier alle Sonn- und Festtage sich versammelten, um Gottesdienst zu halten.

In vielen Legenden sammeln sich die wilden Vögel um einen heiligen Einsiedler, um seine Predigt anzuhören, um ihm zu dienen, oder um einen sterbenden Heiligen, um ihm lieblich zu singen. Das erklärt sich aus der Magie, welche die Heiligkeit auch auf die unvernünftigen Geschöpfe ausübt. Vgl. d. Art. Thier. St. Gutlach, ein englischer Einsiedler des 7ten Jahrhunderts, lebte mit den Vögeln so vertraut, dass sie ihn beständig in seiner Einsamkeit umgaben, alle zahm mit ihm spielten und ihre Nester dahin bauten, wo er wollte. 11. April. Eben so St. Baldomer, 27. Februar. Desgleichen St. Christina mirabilis, Jacobus de Stephano, der heilige Franciscus. Die Kirche des irischen Heiligen Beanus ist ein Asyl der Vögel. *Giraldi Cambrensis topogr. Hiberniae* c. 40. Auf das Grab der heiligen Katharina von Alexandrien auf dem Berge Karmel fliegen jährlich Vögel mit Oelzweigen und feiern ihren Todestag. St. Juetta, eine Recluse zu Huy in den Niederlanden im 11ten Jahrhundert, lebte sehr fromm, vertrieb einst den Teufel, der sich ihr in Gestalt eines furchtbaren Ungeheuers in den Weg stellte, durch das Zeichen des Kreuzes. Als sie starb, hatten sich unzählige Vögel um sie gesammelt und sangen ihr das Sterbelied. 13. Januar.

Vulkane,

Sinnbilder des höllischen Feuerschlundes. Unter der Voraussetzung, dass die Hölle im Innern der Erde brenne, dachte man sich die feuerspeienden Berge als ihre Pforten, und die Legende versetzt z. B. den kirchenfeindlichen Gothenkönig

Theodorich in das Feuer des Aetna. Auch der Vulkan Stromboli gilt im Volksglauben als ein solcher Höllenschlund. Eben so der grosse Vulkan Hekla auf der Insel Island, zu dem nach der Sage, wenn irgendwo auf Erden eine Schlacht geliefert worden, die Todten in grossen Schaaren über das Meer herankommen. *Olaus Magnus, de gent. sept.* II. 3. Zorgdrager, grönländ. Fischerei S. 76.

W

Waage,

Sinnbild des Gleichmasses und der Gerechtigkeit. Daher Attribut der *Justitia* unter den christlichen Tugenden. Als Verheissung eines gerechten Gerichtes nach dem Tode auch ein Sinnbild, das sich schon auf sehr alten christlichen Gräbern findet. *Rottari* I. 12. Von der Waage am Grabe Kaiser Heinrichs II. zu Bamberg glaubt das Volk, wenn die Zunge derselben genau in der Mitte zu stehen komme, werde die Welt untergehen. Grimm, deutsche Sagen Nr. 294. — Natürlicherweise fehlt nun diese Waage auch nicht auf Bildern des Weltgerichts, und zwar wird sie dem Erzengel Michael in die Hand gegeben. Der Michaelistag (29. September) fällt nahezu in die herbstliche Tag- und Nachtgleiche unter dem Himmelszeichen der Waage. Also auch in dieser Zeitbestimmung liegt der Begriff des Gerichtes nach dem Tode. In jener späten Septemberzeit sind alle Früchte von der Erndte eingeheimst, und der Eigenthümer kann ihre Güte und ihre Fehler beurtheilen, die faulen wegwerfen, die guten behalten. Die Tag- und Nachtgleiche und Waage bedeuten die strenge Gerechtigkeit im Abwägen und Ausscheiden dessen, was in

die lichte, und was in die dunkle Seite fällt. Herbstzeit und Erndte aber bedeuten den Tod und die Zeit des Gerichts.

Auf Bildern des Weltgerichts hat der heilige Michael in voller Rüstung neben dem Schwert sehr häufig noch die Waage, auf deren einen Schaale Selige, auf der andern Verdammte sitzen. So nimmt er die Mitte des grossen Danziger Bildes ein. Auf einem Bild in Nördlingen bemüht sich der Teufel vergebens, indem er einen schweren Mühlstein in die hohe Schaale wirft, die andere zu überwiegen, in der ein Seliger sitzt. Auf einem Bilde des Leonardo da Vinci reicht der heilige Michael die Waage dem Christkinde. *Landon, annales* V. *pl.* 1. In einer Hymne des Fortunatus wird das Kreuz Christi selber mit einem Wangebalken verglichen. Fortlage, christl. Gesänge S. 112.

Antoninus von Florenz erhielt von einem Bauer einen Korb mit schönen Aepfeln und sagte: „Vergelt's Gott!" Der Bauer meinte, er hätte wohl etwas Besseres, nämlich ein Stück Geld verdient. Aber der Heilige schrieb das „Vergelt's Gott" auf ein Papier, liess eine Waage herbeibringen und wog das Papier gegen den schweren Apfelkorb ab, und siehe, das Papier war schwerer. Silbert, Legenden I. 75.

Die Waage des Reiters auf dem fahlen Pferde in der Apokalypse wird als Attribut des Kaufmannsstandes erklärt. Vgl. den Artikel Pferd.

Waffen.

Die kriegerische Waffenrüstung, männlicher Muth zum Streit und unerschrockene Tapferkeit werden in der heiligen Schrift zum öftern, am ausführlichsten aber Epheser 6, 10 ff. auf den geistigen Muth und Kampf angewendet.

Wagen.

Der Thron der Cherubim, auf welchem Gott daherfährt, ist zugleich ein Wagen, die vier Engel selbst werden zu

rollenden Rädern. Vgl. Züllich, Offenb. Johannis II. 33. und die Artikel Engel, Thron. — Christus auf einem Triumphwagen kommt in allegorischen Bildern vor. Titian malte ihn so von den vier evangelischen Thieren gezogen. Didron, *icon.* p. 315, beschreibt ausführlich den grossen Triumphzug Christi auf den Glasgemälden zu Bron. Voran gehen Adam und Eva, die Patriarchen, Propheten, dann folgt der Wagen des Heilandes und dahinter die heiligen Vertreter des neuen Testamentes. Der Zug aber führt geradewegs in's Paradies hinein. — Noch öfter ist der Triumphzug der Kirche dargestellt worden. Die Kirche hat hier immer die Gestalt einer schönen und kräftigen Matrone und das Kreuz zum Attribut. Dante im 29sten Gesang seines Fegfeuers fasst sie etwas zu sehr im antiken Geschmack auf, indem er den Wagen der Kirche vom Greifen (dem Adlerlöwen Christus) gezogen und von Glaube, Liebe, Hoffnung, als den drei christlichen Horen, umtanzt werden lässt. In den Fresken des Escoreal malte Giordano denselben Triumph der Kirche, deren Wagen die christlichen Tugenden und Gaben geleiten. In der Münchner Pinakothek sieht man sechs Triumphwagen der Kirche, umgeben von Tugenden, Evangelisten, Kirchenvätern etc., die als Besiegte und Gefangene die gefesselten Häresieen mit sich führen, und denen Repräsentanten aller Völker der Erde freudig und gehorsam nachfolgen. — Für solche Allegorieen hat die Kunst noch weiten Spielraum, je nachdem es gilt, den Sieg des Christenthums und der Kirche in besonderen Zeiten oder Lebensgebieten darzustellen, z. B. den Triumph der Kirche unter den Künsten, unter den Wissenschaften, unter der Barbarei junger und der Corruption alter Völker etc.

Ein feuriger Wagen ist bekanntes Attribut des Propheten Elias.

Wallfisch,

Sinnbild des Meeres, weil er das grösste im Meere lebende Thier ist. Auf altchristlichen Denkmälern reitet die allegorische Figur des Meeres zuweilen auf einem Wallfisch und

wird dadurch kenntlich. Piper, christl. Myth. II. 105. Der grosse (gewöhnlich als Wallfisch gedachte) Fisch, der den Propheten Jonas verschlingt, ist gleichfalls Sinnbild des Meeres in dessen Bedeutung der allverschlingenden Sünde und Weltlichkeit. Vgl. d. Artikel Meer. In den Legenden des heiligen Brandanus, Malo, Machovius, Magutus heisst es, diese Heiligen seyen auf einer Meerfahrt zu einer Insel gekommen, auf der sie Messe gelesen hätten, plötzlich aber habe die Insel sich unter ihren Füssen erhoben und sich als einen ungeheuren Wallfisch zu erkennen gegeben. Hier ist der Wallfisch verwechselt mit dem Kraken, der nach dem Volksglauben der Nordseeanwohner zuweilen aus der Tiefe des Meeres wie eine Insel auftauchen soll. Aber auch hier ist das dem Sakrament des Altars sich unterbreitende Thier wieder nur Stellvertreter des Meeres selbst.

Wasser.

Wie der Fisch den Christen bedeutet, so dessen Element, das Wasser, die Gemeinschaft im Glauben, das christliche Reich. Man kommt in dieses Element nicht ohne die Reinigung vom Schmutz des Heidenthums, Judenthums und der Sünde; das Wasser aber selbst ist Mittel der Reinigung. Daher sein Gebrauch in der heiligen Taufe und als Weihwasser. In diesem Sinn war das in der Sündfluth vom Himmel strömende Wasser ein Mittel der Reinigung und Vorbild der Taufe.

Waschungen vor einer heiligen Handlung waren auch schon den Juden und Heiden geläufig. Desgleichen die besondere Weihung des Wassers zum heiligen Gebrauch. Man schöpfte das Wasser in heiligen Nächten, aus besonders heiligen Quellen, unter besonderen Ceremonieen etc. Das Alles hat aber nichts mit dem christlichen Weihwasser gemein. Bei den Heiden galt das Wasser selbst als göttlich, bei den Christen hat es nur die symbolische Bedeutung des reinigenden Elementes. Man benetzt sich mit Weihwasser, um sinn-

bildlich die Seele zu reinigen. Man sprengt Weihwasser auf einzuweihende neue Werke, desgleichen auf Leichen, um sie vor dem Einfluss böser Mächte zu schützen durch die Reinigkeit. Das Weihwasser wird zu Ostern zu seiner Bestimmung eingeweiht durch die hineingesteckte brennende Osterkerze. Binterim, Denkw. I. 1. 88. Vgl. d. Art. Kerze und Licht. Das bezieht sich zugleich auf den Gegensatz der Wassertaufe des Johannes und der Feuertaufe Christi. Das gemeine Wasser hat gleichsam blos negative Bedeutung als Reinigungsmittel, indem es nur das Vorhergehende abwäscht und entfernt. Positive Bedeutung erhält es als Element des höheren Lebens, indem es zu Licht und Feuer (Geist) wird. Das aber geschieht durch den Opfertod, durch das Blut Christi. Daher die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Cana das Vorbild der höchsten Weihe des Christen durch den Genuss des heiligen Abendmahls. Das Sakrament des Altars verhält sich zu dem der Taufe wie jenes in Wein verwandelte Wasser. — Man hat auch an das 1. B. Mosis 1, 6. bezeichnete obere Wasser im Gegensatz gegen das untere auf Erden gedacht und den Durst nach dem himmlischen Wasser als den Zug der Seelen nach oben verstanden. Blätter für höhere Wahrheit II. 78 f. Das ist aber fast zu gnostisch. Man bleibt besser bei der specifisch christlichen Symbolik von Blut und Wein stehen, in den das gemeine Wasser verwandelt wird.

Durch diese Symbolik wird zugleich der Irrwahn der Aquarier beseitigt. Das waren Sektirer des 2ten Jahrhunderts, die nichts als Wasser tranken und auch beim Abendmahl statt des Weins nur Wasser brauchten. *Epiphanius, haeres.* 30, 16. *Irenaeus, haeres.* V. 1. 3. Leider gibt es noch jetzt Aquarier genug unter den wortreichen Predigern des Rationalismus, in deren Händen durch verkehrte Transsubstantiation der Kelch des allerheiligsten Blutes nur Wasser behält.

Wie das ruhige, reine, heilende Wasser Sinnbild der Reinigung von Sünden, des specifisch christlichen Elementes

wurde, so dagegen das dunkle, wildbewegte Meer Sinnbild der Welt, ihrer Sünde und Gefahr. Vgl. d. Artikel Meer. Damit hängt die Symbolik des gefahrlosen Schreitens über das Meer zusammen. Christus selbst wandelt auf dem Meere, d. h. er ist erhaben über die Leidenschaften der Welt, wie über das natürliche Gesetz der Schwere. Ihn kann die dunkle Tiefe nie erfassen, der im Gegensatz gegen Lucifer nicht als der fallende Engel, sondern als der die Menschheit zu sich erhebende Gott vom Himmel kam. Das Evangelium vom Wandel Christi über das Wasser fällt auf den vierten Sonntag nach Epiphania, weil um diese Zeit die Sonne in's Zeichen des Wassermanns tritt. Strauss, Kirchenjahr 153. Damit aber wäre wahrhaftig die Symbolik des Wandels über das Wasser nicht erschöpft. Es handelt sich nicht von der Anwendung der christlichen Idee auf den Kalender, sondern auf die Menschheit. Im Wandel Christi soll sich nicht der Wandel des Jahres, sondern der Wandel der Christen spiegeln. Alttestamentalisches Vorbild ist Elias, der auf seinem Mantel über das Wasser des Jordan fährt. Nachbilder sind fast zahllose Heilige, von denen die Legende sagt, sie seyen trocknen Fusses über das Wasser gegangen. So St. Aidanus, Hyacinthus, Maurus, Petrus von Alcantara, Salinianus etc., St. Aldegund, Maria Magdalena, die aegyptische Maria etc. St. Wolfgang fuhr über die Donau im Wagen. Am lehrreichsten sind die Fälle, in denen die Stärke des Glaubens im Wandel über das Wasser erprobt wird. Petrus tritt aus dem Schiff, um dem auf dem Meer wandelnden Heiland entgegenzugehen, sein Glauben ist aber nicht stark genug, weshalb er untersinkt und nur vom Heiland wieder emporgezogen wird. In gleicher Weise erzählt die rheinische Legende von der heiligen Ritza, sie sey täglich bei Coblenz über den Rhein gegangen, bis sie einmal ein Zweifel angewandelt habe. Nun habe sie sich auf einen Stab stützen wollen, sey aber im Wasser alsbald eingesunken. Da habe sie den Stab vertrauensvoll von sich geworfen und sey nun wieder so sicher wie vorher über den Fluss geschritten.

öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen und wird nicht auf der andern Seite das Publikum mit sehr vielen breiten, langweiligen, mittelmäßigen Aufsätzen behelligt? Wäre es nicht weit angemessener, wenn es nur wenige große theologische Journale gäbe, worin die Hauptparteien, katholischerseits die ultramontane und josephinische, protestantischerseits die supranaturalistische, rationalistische und pietistische sich aussprächen, und wenn alle großen Talente einer Partei sich vereinigten, für ein solches Journal allein zu schreiben? Im Interesse der Parteien selbst müßte es liegen, sich solche großartige Organe zu schaffen. Sie würden ungleich mehr wirken, als es jetzt die 64 Blätter vermögen, in denen hier einige Professoren und Pfarrer sich aussprechen, dort wieder einige und dort wieder einige und so 64mal, und die einander durch das viele Sprechen nur wechselseitig hindern, gehört zu werden.

Am meisten aber würde das Publikum gewinnen, wenn es auf diese Weise möglich wäre, sich über den jedesmaligen Stand der Parteien schnell und vollständig zu orientiren. Fünf oder sechs große Journale kann man überall halten, nicht aber 64. Keines ist so gut, daß es alles enthielte, was das Publikum interessiren und belehren könnte; keines ist so schlecht, daß es nicht (besonders im Anfang) einmal etwas Bedeutendes enthielte. Allein man muß wünschen, daß das Wichtigste und Interessanteste in möglichst wenigen großen Partei-Journalen zu finden, leicht aufzusuchen und leicht zu übersehen wäre. Vor dem großen Interesse der Partei muß das kleine Lokal-Interesse der Provinz, der Universitätsstadt, der Coterie, der Person doch wohl verschwinden und die in Nebendingen abweichenden Ansichten der einer großen kirchlichen Hauptpartei Angehörigen können sich auch in Einem großen Journal nebeneinander aussprechen, ohne daß dadurch die Consequenz in der Hauptsache gefährdet wird. Die Nothwendigkeit, in einem solchen Journale sich kürzer und klassischer auszudrücken, würde dann auch manche Abundanz des Styles ausschließen, die bekanntlich die Leser nicht anlockt, sondern abstößt. Mit einem Wort, das überall zerstreute und in einen ungeheuren Raum verdünnte Licht würde, in wenige Brennpunkte concentrirt, an Wirkung unglaublich gewinnen. Eine Menge bedeutender Talente würden erst ihre rechte Stelle finden, ihrer Kraft sich erst bewußt werden.

Weg.

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," spricht Christus. Joh. 14, 6. Durch Christum allein führt der Weg zum Himmel, und nur seine Mutter wird gleichfalls als *via vitae* aufgefasst. — Nach alter, sich sehr oft wiederholender Vorstellung ist der Weg der Tugend von dem des Lasters verschieden. Jener ist eng, steil, beschwerlich und gefährlich, führt aber zu den Freuden des Himmels; dieser ist breit, bequem, lustig, führt aber zu den Qualen der Hölle. Jeder Christ steht daher in seiner Jugend wie Herkules am Scheidewege und soll gleich diesem den gefährlichen Pfad dem bequemen vorziehen. — Im Zeitalter der Renaissance wurde der Weg zur Tugend sehr häufig auf Titelkupfern schlängelnd einen Berg hinaufgeleitet zu einem Tempel, eine zu antike und magere Vorstellung. Dagegen findet man unter den Visionen der heiligen Elisabeth von Schönau eine von sieben Wegen, die nach demselben Berggipfel führen, jeder von einer andern Farbe, so dass sie unter einander die Harmonie der Farben ausdrücken als Sinnbilder der sieben Tugenden.

Weide,

Sinnbild des Evangeliums, denn wie die Weide gesund bleibt, wenn ihr noch so viele Zweige abgeschnitten werden, so verliert auch das Evangelium nichts, wenn es auch allen Völkern mitgetheilt wird. *Hermae pastor* bei *Hefele, patr. apost.* III. *similit.* 8. p. 402. Die Weidenkätzchen, die am Palmsonntag zu blühen pflegen, dienen überall im mittlern Europa statt der Palmen, die an diesem Tag im Süden gebraucht werden. — Eine hohle Weide ist Attribut der heiligen Edigma. Diese fränkische Prinzessin, floh aus Frömmigkeit in schlechten Kleidern nach Deutschland und lebte Jahre lang in einer hohlen Weide zu Prück zwischen München und Augsburg. Nach ihrem Tode floss aus der Weide ein heilbringendes,

vielgesuchtes Oel. *Acta SS.* 26. Februar. — Die Trauerweide lässt ihre Zweige aus tiefer Betrübniss niederhängen, seitdem sich die römischen Schergen solcher Zweige bedienten, um den Heiland zu geisseln. Grimm, d. Sagen Nr. 345. G. Wetzel, Gedichte S. 99.

Weihnachten.

Die Symbolik der Weihnacht beruht wesentlich auf der Vergleichung Christi, des geistigen Lichts, mit der Sonne. Vgl. d. Artikel Sonne. Daraus allein erklärt sich das Herüberragen von noch vielen Gebräuchen und mancherlei Aberglauben aus der heidnischen Sonnenfeier in die christliche Weihnachtsfeier. Hier tritt zum Begriff des Lichts noch der des Werdens hinzu. Es ist der Anbruch des neuen Lichts in der finstersten Nacht des Heidenthums, der im Aufgang der neuen Jahressonne in der finstersten Wintermitte versinnbildlicht wird. Strauss, Kirchenjahr S. 100. sagt sehr wahr: „Sonnenwende! Es ist als bebe mit ihr etwas Unaussprechliches durch die ganze Natur, und Alles, was lebt, scheint von ihm ergriffen zu werden. Sonnenwende im Winter! Heimlich, verborgen, und doch mächtig! Darf man von einer Feier der Natur reden, so ist sie vor allen andern Naturgefühlen mit diesem Worte zu bezeichnen. Ist es nicht, als wenn Alt und Jung in jeder Ader und jedem Nerv sie empfände und als wenn sie durch jede Muskel zucke? Dabei liegt etwas Geheimnissvolles darin. Die Sonnenwende ist schon geschehen in der Stille der Nacht, und man sieht es noch nicht. Man merkt nur den Stillstand. Man weiss, dass mitten in der längsten Nacht das Licht zu einem neuen Lauf geboren ist; aber es kündigt sich nur dadurch an, dass die Nächte nicht länger und die Tage nicht kürzer werden. Jene nehmen noch nicht ab und diese nicht zu. Es ist Stillstand der Sonne, Solstitium. Im Sommer ereignet sich Aehnliches, aber der stillstehende Tag zerstreut die Sinne durch die Menge der erleuchteten Dinge. Indess im Winter ist dem innern

Sinne ein weiterer Raum vergönnt, und er ahnt und gewahrt, was im Verborgenen vorgeht. Man vernimmt gleichsam den gewaltigen Kampf der Kräfte der Natur. Die Erde befindet sich in der Sonnennähe, aber ihre Finsterniss ist noch so mächtig, dass das neue Licht der Sonne, das an sie heranzittert, noch nicht durchdringen kann. Es währt lange, bis man den Sieg zu gewahren vermag. Zwölf Tage wenigstens dauert der Kampf, die Nachwirkung der alten Nacht und die Ausführung des Sieges, den das neue Licht errungen, das beharrliche Sträuben der besiegten Dunkelheit, in dem sie Stich hält und den Stand behauptet, und der leise, stille, zuversichtliche Fortschritt des Lichts. Indess Sonne, Licht, Leben sind nichtsdestoweniger Sieger. Das macht uns schon der Stillstand gewiss. Eben das Stillstehen der bisher immer wachsenden Nacht und des immer mehr absterbenden Tages gibt uns die Bürgschaft, dass etwas Neues vorgegangen ist, dass eine andere Macht aufgetreten, dass ein Kampf begonnen, und eine Neugeburt im Werke ist. Das Licht ist wiederum geboren, ein neues Jahr beginnt durch den Zufluss frischer Kräfte aus der Sonnennähe, und die Sonne wird den Sieg davontragen. Kurz, was ist dieses Mittwintergefühl anderes als die Ahnung, keine Noth sey so gross, dass nicht von oben herab Hülfe werde, und kein Fluch so schwer, dass ihn nicht der Segen überwinde? Nunmehr erwacht man vollständig zu dem wahren Neuen; die Ahnungen der vier früheren Wochen sind erfüllt, und die Erinnerungen aus den vorigen Jahren haben uns nicht umsonst geleitet. Das ist die heimliche Freude und die feierliche Hoffnung in dem Stillstand der Nächte im Mittwinter."

Schon den Heiden war die Wintersonnenwende ein allgemeines hohes Freudenfest. Man fasste es zugleich als eine Feier der Befreiung auf, der durch das neue Licht und Leben von den Fesseln des Winters befreiten Natur. Daher die berühmten Saturnalien der Römer, an denen, so lange das Fest dauerte, alle Sklaven frei waren. Auch noch heute und unter uns lebt diese Vorstellungsweise fort. In die

Weihnachtsperiode, die bis zum Dreikönigsfeste währt, fällt der Sylvestertag, an welchem die Weiber das Regiment haben sollen, und der Pfeffertag, an welchem die Kinder mit Wachholderruthen umhergehen und die Erlaubniss haben, damit Erwachsene zu schlagen. Als eigentliches Kinderfest wurde jedoch Weihnachten erst in der christlichen Zeit gefeiert, sofern das neugeborne Christkind die ganze Kinderwelt mit seinem Ruhm gleichsam sympathetisch überstrahlt.

Der Aberglaube, nach welchem in der heiligen Weihnacht die Bäume blühen und Früchte tragen und die unvernünftigen Thiere menschlich reden sollen, enthält eine Mahnung an das durch die Geburt Christi wiedergefundene Paradies, dürfte jedoch auch noch auf heidnische Vorstellungsweisen zurückgeführt werden können. Den letzteren gehören jedenfalls die Vorbedeutungen und Wahrsagungen der heiligen Christ- und Neujahrsnacht, überhaupt der zwölf Nächte nach Weihnachten an, die mannigfachen Erforschungen der Träume in dieser Zeit, die magische Bräutigamsschau. Auch die an der Decke aufgehangene (immergrüne) Mistel in England, die Tanne oder Fichte mit Lichtern besteckt als Weihnachtsbäume in Deutschland, entstammen wohl älterem heidnischen Cultus. Die reichen Presepien (Krippel) in Italien, die auch in Deutschland eingedrungen sind, führte zuerst der heilige Franciscus von Assisi zum Andenken an die Krippe des Heilandes ein, sie erinnern aber doch auch an ähnliche schon ältere Gebräuche, z. B. an die Adonisgärtchen der Griechen und an die Frucht- und Thierkörbe der indischen Priwithi, Vorbilder des neuen Jahressegens. Ueber diese Krippel vgl. Rippel, Alterthumb der Cäremonieen S. 39. Fr. Brun, Landschaftsstudien S. 234. v. Martens, Italien II. 569.

Die specifisch christliche Symbolik unterscheidet zuerst die nur einmal erfolgte Geburt des Gottmenschen von der jährlich sich wiederholenden scheinbaren Wiedergeburt der Sonne, und bezeichnet diese Einzigkeit in der Zeit durch den

Stern der Weisen. Vgl. d. Artikel Stern. Er wird damit der Mittel- und Wendepunkt der ganzen Weltgeschichte angedeutet. Vorher war Alles Nacht, nachher wird Alles Tag. Der Stern der Weisen geht als Morgenstern der neugebornen Sonne, Christus, vorher; aber wie dieser Stern nur einmal existirte und einzig in seiner Art war, so ist es auch die Geistessonne Christus. Damit wird aller ältere Sonnencultus der Heiden bei Seite geschoben und in ein nur untergeordnetes Verhältniss zur christlichen Weihnachtsfeier gesetzt. — Legende und Sage haben die Bedeutung jenes Zeitpunktes, von welchem an wir jetzt 1854 Jahre zählen, noch ausgeschmückt. Wie beim Tode, so soll auch bei der Geburt Christi die Natur in ungewöhnlicher Bewegung gewesen seyn. Obgleich es Winter war, sollen alle Weinberge von Engaddi geblüht haben. *Nieremberg*, *hist. nat.* 473. Eine Menge Schlangen sollen durch die Luft geflogen seyn (die aufgeregte Hölle). Prätorius, Weihnachtsfrazzen 335. Das Orakel zu Delphi soll verstummt, die Säule des Romulus (Roms Gründer) durch einen Blitz zerschmettert, die römischen Gesetztafeln erloschen seyn etc. Vgl. auch den Artikel Pan. — Tiefer begründet indess ist die gerade entgegengesetzte Symbolik, nach welcher zur Zeit vor Christi Geburt unter Kaiser Augustus auf der ganzen Erde der vollkommenste Frieden herrschte. Vgl. Sepp, Leben Jesu I. 6.

Das Wunder, wonach es in der Geburtsstunde des Heilandes mitten im Schnee des Winters Frühling wird und alle Bäume blühen, steht in einem gewissen symbolischen Zusammenhange mit dem Wunder der Maria „zum Schnee". Vgl. d. Art. Schnee. In seinen Studien über Russland theilt Herr v. Haxthausen II. 258 eine schöne bucharische Legende mit: „Als Mirjam vierzehn Jahre alt war, ging sie in einen Wald, um an einer Quelle zu baden. Da erschien ihr der Engel Gabriel und verkündigte ihr, sie würde den Propheten Isai gebären, den alle heiligen Männer der Vorwelt angekündigt hätten. Da antwortete sie: „Wie soll ich ein Kind gebären, da ich nie einen Mann erkannt habe?" Aber der Engel

Gabriel legte ihr das Geheimniss der Menschwerdung aus, und hauchte sie dreimal an. Und das Wort wurde wahr! Als nun die Stunde der Niederkunft nahte, da ging Mirjam hinaus in den Wald, wo ihr der Engel erschienen war, und setzte sich unter den Baum, wo er gestanden hatte. Da kam ihre Zeit, und sie gebar einen Sohn. Es war aber tiefer Winter, und Schnee bedeckte die Erde und alle Bäume. Kaum aber schlug das Kind die Augen auf, so schlug der ganze Wald in Blättern aus, die Rosen blühten, und alle Vögel erwachten aus dem Winterschlafe und zwitscherten zum Himmel ein Loblied hinauf, nahebei entsprang plötzlich eine Quelle etc."

Auf Kirchenbildern sind die gewöhnlichen Attribute der Geburt Christi folgende: 1) Der Stall mit Ochs und Esel an der Krippe wird auf den Bildern der griechischen Kirche stets als Höhle in einem Berge, auf den abendländischen aber als ein Haus oder als eine Hütte aufgefasst, weil im Orient häufig die Stallungen für Karavanen in Felsen gehauen sind, im Abendland aber die Ställe gezimmert werden. *Didron, man.* p. 158. 2) Der Stern über dem Stalle. 3) Maria, sitzend mit dem Kinde, oft sogar thronend und mit der Krone, weil sie gerade durch ihre Erniedrigung bis in den Stall zur Königin des Himmels erhoben wird. Eine andere Bilderreihe fasst die heilige Jungfrau mehr nur als menschliche Mutter auf; man sieht sie hier als Wöchnerin im Bett liegen, das Kind wird von dienenden Frauen gewaschen etc. Diese menschliche Auffassung hatte ihren Grund wohl in der Opposition gegen die unbefleckte Empfängniss. Sie schickt sich für den heiligen Gegenstand nicht. Das Hebammen- und Waschgefolge gehört nicht hieher. 4) Der fromme Joseph, der gleichsam als Priester administrirt und anbetet. Auch ihn hat die spätere Malerei so natürlich und kleinbürgerlich als möglich aufzufassen gesucht, aber unmerklich in den ehrlichen Zimmermann etwas wie Ironie gelegt. Er kann nicht streng priesterlich genug gedacht werden, wenn es nicht um seine Würde gethan seyn soll.

Dies sind die nothwendigen Staffagen und Attribute. Zu ihnen gesellen sich aber noch 5) die das *Gloria* singenden Engel und 6) die anbetenden Hirten. Ein schöner Contrast zwischen den lichten Kindern des Himmels, die aus der Nacht von oben herabkommen, und den rauhen, aber naturwüchsigen und unverdorbenen Kindern der Berge.

Die Lieder dieser Engel und Hirten liegen allen Weihnachtsliedern (französisch *noëls*) zu Grunde. Dieselben sind rein lyrisch, kirchliche Hymnen und Volkslieder, oder dramatisirte Singspiele, wobei die Engel und Hirten im Gesang abwechseln. Man hat ganze ländliche Idyllen und allegorische Schauspiele damit verbunden. Ihre Tendenz ist aber immer das *Gloria in excelsis Deo!* und das fromme Erstaunen über das grösste aller Wunder, dass der Heiland der Welt, Gott selber, der Herr aller Himmel, sich erbarmend in einen menschlichen Mutterleib und in einen Stall herablässt: *Quem terra, pontus, sidera etc.* in dem herrlichen Hymnus des Fortunatus. Das Grösste und das Kleinste, Höchste und Niedrigste, das Universum und die Krippe berühren sich hier im heiligsten Mysterium, in dessen Preisung insonderheit die Marienliederdichter deutscher Nation im Mittelalter unerschöpflich waren.

Bilder von Christi Geburt haben öfter kleinere Bilder zur Seite, auf denen die alttestamentalischen Weissagungen dieser jungfräulichen Geburt und die bekannten Sinnbilder der unbefleckten Empfängniss dargestellt sind. Vgl. d. Artikel Maria. Desgleichen die sibyllinischen Weissagungen und vor allen die Vision der tiburtinischen Sibylle. Vgl. den Artikel Sibyllen. Hieher gehören auch die berühmten Verse Virgils in den Eklogen IV. 4:

„Die Jungfrau kommt, es kommt die Wiederkehr der goldnen Zeit,
Ein neues Geschlecht entsteigt dem hohen Himmel.
Heil dem Knaben, der das eiserne Zeitalter beendet und das goldne wieder beginnt!"

Weihrauch,

ein Harz, welches den köstlichsten Wohlgeruch verbreitet, indem es verbrannt wird. Ueber die Pflanze, von der es kommen soll, vgl. Humboldt, Kosmos II. 443. Ritter, Arabien I. 363. Weihrauch wurde schon von den Heiden zum Opfer verbrannt und ist auch im christlichen Cultus immer noch das Symbol eines Gott wohlgefälligen Opfers. Der reinste und edelste Stoff der Natur verbrennt hier zu einem süssen Duft, der zum Himmel emporsteigt. Darin liegt die Andeutung auf den Opfertod des Heilandes selbst. Epheser 5, 2. Vgl. d. Artikel Phönix. Weihrauch ist aber auch einfach Sinnbild der zum Himmel aufsteigenden Gebete.

Die silbernen Gefässe mit durchlöcherten Deckeln, worin der Weihrauch verbrannt wird und die an Ketten nach allen Seiten geschwungen werden, sind oft sehr kostbar gearbeitet. Gewöhnlich haben die darauf angebrachten Bildwerke eine symbolische Beziehung. Dahin gehören der Phönix, die drei Männer im feurigen Ofen, deren Gesang aus dem Feuer heraus dem süssen Duft des brennenden Weihrauchs gleicht. — Es handelt sich aber hier nicht blos vom Opfer, welches gleichsam die Natur dem höchsten Wesen über der Natur darbringt, sondern auch von einer Heiligung der Natur durch das im Weihrauch sich offenbarende höhere Element. In diesem Sinne wurde die „Wolke im Heiligthum“ von den Juden aufgefasst. Gott offenbarte sich dem Hohenpriester in der Stiftshütte nur in der Weihrauchwolke. Seine Nähe wurde durch die Wolke verkündet. Der Gebrauch des Weihrauchs bei christlichen Weihungen hat den nämlichen Sinn. Der Raum wird durch den Weihrauch auf besondere Weise geheiligt, die gemeine Luft gleichsam in himmlische Luft verwandelt.

Wein,

gleichsam Feuer im Wasser, daher Sinnbild des Göttlichen im Irdischen, der Auserwählten unter den Berufenen, des

himmelverwandten Adels unter der an der irdischen Scholle klebenden Gemeinheit. Schon die Juden verglichen sich als Volk Gottes mit dem Wein; später wurde das Sinnbild ausschliesslich dem Christenthum vindicirt. Der heidnische Weincultus in den Dionysusmysterien lässt nur sehr entfernte Beziehungen auf die jüdische und christliche Symbolik zu. Allerdings sahen auch die heidnischen Griechen im Wein etwas Göttliches, aber nicht als Sinnbild einer höheren geistigen Kraft, sondern als unmittelbar begeisternden oder mit dem Gott erfüllenden Trank.

Die Juden, die sich von der Gottheit kein Bild machten und den Naturdienst verachteten, ehrten gleichwohl die Rebe als ein heiliges Symbol. Ist gleich die goldne Rebe, welche die Römer (nach Tacitus) im Tempel zu Jerusalem fanden, erst spät vom König Herodes dahin gestiftet worden und mögen die Trauben von violetten Edelsteinen (Amethysten) an Salomons Thron auch nur Dichtung seyn, so erhellt doch aus vielen Stellen des alten Testamentes, dass die Rebe wirklich in hoher Achtung bei den Hebräern stand. Sie erscheint zum erstenmal unmittelbar nach der Sündfluth. Jehovah gibt den Menschen gleichsam zum Ersatz für das Uebel, das er ihnen durch das Wasser zugefügt hat, den Wein. Als eine ganz neue Naturerscheinung steht der Wein in Verbindung mit dem Regenbogen, der ebenfalls vor der Sündfluth noch niemals gesehen worden war. Und beide sind Pfänder der göttlichen Gnade, Bundeszeichen zwischen Gott und den Menschen.

Die Juden sahen im Weinstock ein Sinnbild ihres eigenen auserwählten Volkes. Wie die Rebe vor allen Pflanzen, so sollte das Volk Gottes vor allen Völkern ausgezeichnet seyn, ein kleines, niederes, kriechendes Gewächs, und doch unter allen das edelste. Zwar scheint zunächst das Land, der Grund und Boden, das Eigenthum und Haus durch das Sinnbild des Weinstocks bezeichnet. Josua und Kaleb, die in das gelobte Land vorausgehen, bringen aus demselben die riesengrosse Traube, die sie an einer Stange auf den Schultern

tragen müssen, als ein Sinnbild des segensreichen Landes mit. Der Prophet Micha sagt: „Jeder wird unter seinem Weinstock wohnen“ (der das Haus rings umrankt). Der Segensspruch: „Ein Weinstock soll vor deiner Thüre wachsen!“ ist noch jetzt unter den Juden üblich. Psalm 128, 3. wird unter dem das Haus umrankenden Weinstock insbesondere die Frau verstanden. Doch dachte man sich unter dem Sinnbild hauptsächlich das heilige Volk selbst, sofern es in seiner Niedrigkeit erhöht werden soll.

Schön ist der Triumph des Weinstocks nach jüdischer Tradition von Herder dargestellt: „Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt,“ so sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint.“ „Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt,“ so sprach der umschattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählt.“ Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses.“ Und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch.“ So rühmten Alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. — Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir,“ sprach er zu sich selbst, „scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten.“ Er sank darnieder, und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang ihre harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süssen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn

Wenn die Vielheit der Staaten, Provinzen und Städte in Deutschland auch vierterlei Staats- und Lokalzeitungen bedingt, so sollten diese politischen Grenzverhältnisse doch wahrlich nicht auf das Gebiet der Religion übertragen werden. Warum copirt man hier freiwillig die von vielen Grenzen durchlaufene Landcharte, über die man erst dann zu klagen anfängt, wo der freie Wille aufhört? Oder ist dieser lokale Sonderungsgeist vielleicht ein tiefer und unausrottbarer Charakterzug der Deutschen? Es gibt Professoren, die über die Rivalität kleiner Staaten spotten und sich doch selbst über die Rivalität der noch kleineren Universitäten nicht hinwegzusetzen wissen. Die Ehre einer Universität kann aber gar nicht in Betracht kommen, wo es sich vom großen Interesse einer halb Deutschland umfassenden Confession handelt.

Indeß wird die große Zahl der theologischen Journale weniger durch die Mehrheit der Universitäten, als durch die außerordentliche Menge abweichender Ansichten in allen Confessionen erklärt. Hier kommt das Gewissen ins Spiel und es sey fern von uns, die so lange wiederhallende Kraft deutscher Gewissenhaftigkeit irgend geschwächt wissen zu wollen. Allein um in großen Dingen etwas durchzusetzen, muß man sich in kleinen maßregeln lassen. Ohne diesen Grundsatz kann keine Partei bestehen. An kleinlicher Gewissenhaftigkeit scheiterte vor zweihundert Jahren die protestantische Union. Bellarmin und seine Schule trat dann erst siegreich der Reformation entgegen, als die große Partei derselben sich in allzu ängstlicher Gewissenhaftigkeit in Lutheraner, Melanchthonianer, Flacianer, Osiandristen, Zwinglianer, Calvinisten, Kryptocalvinisten, Anabaptisten, Schwenkfelder ꝛc. aufgelöst hatte. In unsern Tagen sind die religiösen Leidenschaften abgekühlt, gleichwohl hätte der Kölner Handel nicht so sehr die theologisch-philosophischen Spaltungen und hundertlei Meinungen der Protestanten, worüber Görres nicht mit Unrecht triumphirt, aufdecken sollen.

Ist einseitige Erstarrung, ariskokratischer Meinungszwang, Consistorial-Despotismus, die Tyrannei eines Interims, einer Concordienformel, einer Dorderchter Synode das eine Extrem, das vermieden werden muß, so ist doch die Meinungsanarchie gewiß das andere. Zwischen beiden läßt sich wohl die richtige Mitte finden, und wenn es einsichtsvollen Theologen des vorigen Jahrhunderts gelungen ist, im Sinne der öffentlichen Meinung jene

nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke: denn viele von ihnen standen schon entfruchtet da; er aber freute sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung. Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquickt den Betrübten."

In der christlichen Symbolik geht dieser alte Adel des Weinstocks vom Volke Gottes auf die christliche Gemeinde über, und zwar erhält das Sinnbild des Weinstocks hier erst seine volle Bedeutung durch die Vergleichung des Weines mit dem Blute Christi. Christus sagt zu den Aposteln: „Ich bin der Weinstock, mein Vater ist der Winzer" — und ein andermal: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben." In mehreren Parabeln vergleicht er den Weinberg mit seiner Kirche oder Gemeinde. Ein guter und treuer Arbeiter im Weinberge ist ein guter Christ. 1) Parabel von den treulosen Winzern, welche in des Herrn Abwesenheit dessen Söhne erschlagen; 2) Parabel von den zwei Söhnen, von denen der eine zu arbeiten verspricht, aber faul ist, der andere nichts verspricht, aber thätig ist; 3) Parabel von dem Winzer, der früher in den Weinberg kommt und mehr arbeitet, als der später Gekommene und doch nur den gleichen Lohn empfängt, und auf dessen Vorwurf der Herr antwortet: „Was siehst du scheel, dass ich so gütig bin?" Ferner verwandelt Christus auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein, und endlich sagt er, indem er den Aposteln am letzten Abendmahl den Wein austheilt: „Das ist mein Blut, für euch vergossen zur Vergebung der Sünden!"

Seitdem nun ist im christlichen Glauben der Weinberg das Sinnbild des christlichen Gebietes, des Bodens, auf dem allein das Seelenheil wächst, mit Einem Worte der Kirche geblieben. Weinreben und Weinlaub wurden als christliches Symbol häufig bei Verzierungen angewandt, in christlichen Kirchen als Randverzierung, an heiligen Gefässen etc. Trauben-

kränze auf den alten christlichen Grabbildern, die Aringhi abgebildet hat: ein Traubenkranz um das Christkind, um den guten Hirten, um eine Palme (als Sinnbild des christlichen Sieges). Auch Tauben (das Sinnbild des heiligen Geistes) kommen in Verbindung mit Trauben vor.

Christus insbesondere wurde als Weinstock aufgefasst mit zwölf Trauben, nach der Zahl seiner Apostel. *Didron, man.* p. 208. 228. Im *speculum humanae salvationis* wurde seine Geburt auf den aus Herodot bekannten Traum der Mandane bezogen, die einen ganz Asien überschattenden Weinstock gebar. Vgl. Piper, christl. Myth. I. 151. In alten Hymnen wird das Crucifix zum Weinstock: „An des Kreuzes Aesten blüht rother Wein." Wackernagel, Kirchenlied Nr. 109. Auf einem Stich des C. de Mallery hängt Christus statt am Kreuz an einer Weinrebe. Das Nämliche bedeutet die Kelterung. Auf einem seltsamen Bild des Mainardi zu Cremona wird Christus gekeltert und die Kirchenväter fangen das Blut als Wein auf. Das Sakrament des Altars wird gewöhnlich bezeichnet durch Aehren und Weintrauben (Brodt und Wein, Leib und Blut des Herrn). Auf den alten Holzschnitten des deutschen Polydorus Virgilius, Augsburg 1537. S. 3, steht Christus zwischen einem Kornfeld und Weinberg. — Auf altchristlichen Sarkophagen begegnen uns oft Reben, Trauben, Kelterungen, was wohl nicht auf die irdischen Leiden der Verstorbenen in den Gräbern selbst, sondern auf das Leiden und Sterben Jesu Christi zu beziehen ist, aus dem die Verstorbenen die Hoffnung ihrer Erlösung schöpfen. Vgl. über diese Bildwerke Piper, christl. Myth. I. 212 f.

Eine Traube ist auch Attribut der Abigail. Die für die Sünden ihres Mannes bei dem siegreich und zornig herannahenden David um Verzeihung flehende Abigail ist eine Personification der Reue und Busse. Ihre Vermählung mit David ein Vorbild der innigen Verbindung, welche die begnadete Seele mit Christo eingeht. Deshalb hat ihr Sürlin in seinen berühmten Chorstühlen des Ulmer Münsters Brodt

und Weintrauben in die Hand gegeben, die hier nicht blos die Gaben bedeuten, die sie dem auf dem Marsch hungernden David zur Labung anbietet, sondern die als Vorbilder des heiligen Abendmahls genommen werden müssen.

Ueber die Verwandlung des Wassers in Wein vgl. den Artikel Wasser. Der Begriff des Adels im Wein, der vom Volke Gottes auf die christliche Gemeinde überging, wurde im Mittelalter wiederum enger concentrirt im Priesterstande. Daher nur den Priestern der Kelch im heiligen Abendmahl vorbehalten blieb. Dem entspricht die schon alttestamentalische Symbolik der Herlinge und bitteren Trauben. 5. Mos. 32, 32. Jesaias 5, 2. Jeremias 31, 29. Darunter sind nämlich die verstanden, die das Wort Gottes kennen und bei denen es dennoch nur bittere Früchte trägt, die zum Adel gehören und die dennoch gemein bleiben, dasselbe, was die Miethlinge im Gegensatz gegen den guten Hirten = unwürdige Priester.

Man bezog den Wein des Abendmahls auch auf das Wasser der Taufe. Durch dieses sollte die allen Menschen angeborne Erbsünde, durch den Wein aber die persönliche Sünde des Individuums gleichsam abgewaschen werden. In den ersten Jahrhunderten der Christenheit pflegte man Wasser unter den Wein des Abendmahls zu mischen, weil man überhaupt im Morgenlande den Wein nie ungemischt trank. Da nun drei Elemente im Abendmahl vorhanden waren, Brodt, Wein und Wasser, so deutete man dies auf die Dreieinigkeit. Es ist hier nicht der Ort, auf alle Streitigkeiten einzugehen, die in der christlichen Kirche über die Bedeutung und den Genuss des Abendmahlsweins ausgebrochen sind. Nur so viel werde hier bemerkt: Die katholische Kirche blieb stets bei der altherkömmlichen Vermischung des Weins mit kaltem Wasser; — die griechische Kirche nimmt dazu warmes Wasser; — die längst untergegangene Sekte der Enkratiten nahm nur Wasser ohne Wein; — die armenische Kirche nahm nur Wein ohne Wasser und wurde deshalb verdammt. Aber zur Zeit der Reformation in Deutschland nahmen alle

Lutheraner und Reformirten den armenischen Gebrauch wieder auf, und bei ihnen wird der Wein im Abendmahl stets ohne Wasser ausgetheilt. Alle Christen trinken den Abendmahlswein aus dem Kelch, die Griechen allein trinken ihn aus einem Löffel.

Insgemein bedient man sich beim Sakrament des Altars des rothen Weins, wodurch das Blut Christi am deutlichsten versinnlicht wird. Nur die mailändische Kirche zog den weissen Wein vor und erhob den Gebrauch desselben zum Gesetz. Dies erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, dass der gewöhnliche rothe Wein in der Lombardei etwas Schwarzes, Dickes und Dintenartiges hat. Wenigstens motivirte die Mailänder Kirche den Vorzug, den sie dem weissen Weine gab, damit, derselbe sey reiner.

Das Sinnbild: „Trauben von den Dornen lesen“ (Matth. 7, 16.) entspricht der Wesenheit des Christenthums in doppelter Weise, sofern Christus himmlische Wonne allen Gläubigen erkaufte durch bittere Schmerzen unter der Dornenkrone, und sofern das Christenthum ein glückseliges Weinland ist im Vergleich mit der dornigen Wüste des Heidenthums. Das ist schon vorgebildet in der grossen Weintraube, die nach 4. Mos. 13, 24. Josua und Caleb aus dem gelobten Lande in die Wüste zurückbrachten, in der damals noch das Volk Gottes umirrte.

Eine Weintraube ist häufig Attribut der heiligen Jungfrau. Das Kind auf ihrem Schoosse greift darnach auf altdeutschen Bildern von Memling, Burgmayer. Das bezieht sich auf den künftigen Opfertod des Heilands. Aus dem Grabe der heiligen Maria Magdalena wuchs eine Weinrebe. Das bezieht sich auf ihre Thränen, wie auf ihre guten Werke.

St. Felix von Nola lag als Christ im Kerker, da holte ihn ein Engel ab, seinem halbentseelten, in eine Wüste entflohenen Bischof Maximus beizustehen. Ringsum war nichts, aber auf des Heiligen Gebet wuchs eine Traube an den

Dornen und diente dem heiligen Maximus zur Labung, 14. Januar. — Der heilige Einsiedler Hilarius pflückte einmal mit seinen Schülern Trauben ab, bewirkte aber, dass seitdem noch viel mehr Trauben in dem Weinberge wuchsen, als vorher. Leben der Altväter 1728, S. 28. — St. Gonsalvo schlug mit seinem Stabe Wein aus einem Felsen. Der heilige Wigbert zu Fritzlar drückte eine Traube in den Abendmahlskelch, als kein Wein da war, und bekam reichlich Wein. Der heilige Excelsus wurde erschlagen und unter einem Weinfass im Keller begraben. Dieses Fass wurde niemals leer und dadurch entdeckte man den heiligen Leichnam. Aber weder in der ihm geweihten Kirche St. Excelso bei der Engelsburg in Rom, noch sonst wo ist das Fass wiederzufinden. Dem heiligen Macarius wurde eine grosse schöne Traube geschickt, er gab sie einem andern Mönche, dieser wieder einem, bis sie an den heiligen Macarius zurückkam, zum Beweis ihrer allseitigen Enthaltsamkeit. Silbert, Legenden II. 398.

Patron des Weinbaues ist der heilige Urban, Bischof von Langres im 5ten Jahrhundert, der sich einst während einer Christenverfolgung in Weinbergen versteckte, seitdem aber selbst Hüter der Weinberge wurde, dieselben vor Hagel beschützt, desgleichen auch noch den Wein im Keller vor Schaden bewahrt. An seinem Tage (25. Mai) beobachtet man sorgfältig das Wetter. Ist es hell, so wird der nächste Wein gut, wenn trübe, schlecht. Vgl. *Molani, hist. imag.* 286 f. Frank, Weltbuch S. 51. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 105. Curiositäten IV. 220. Journal von und für Deutschland I. 423. III. 149. Man hat ihn mit dem Papst Urban I. verwechselt und diesem zuweilen auch die Traube als Attribut gegeben, aber mit Unrecht. Noch unpassender ist die Verwechslung des Bischofs und Weinpatrons mit dem Mönch Urbanus in einem Gedicht von Fr. Kind (Legenden 1846, II. 496.). Dieser Urbanus hörte einen Vogel aus dem Paradiese singen, folgte ihm nur auf eine Stunde, und als er heimkehrte, waren Jahrhunderte verflossen.

Die protestantischen Weingärtner in Stuttgart haben einen Becher, zierlich von Rebholz geschnitzt, der den Heiligen darstellt, wie er eine Butte trägt. Die Butte ist von Silber und dient als der Becher. Jährlich beim Fest der Weinverbesserungsgesellschaft kreist dieser Becher herum und ist schon reich mit silbernen und goldnen Ehrenmedaillen und ähnlichen Geschenken behangen. In der Stuttgarter Stiftskirche findet sich noch die Statuette des Heiligen, ganz überlaubt von Reben, die er segnet.

Weiss,

Farbe der Reinheit, daher werden die Gerechten im Himmel dereinst weisse Kleider bekommen. Offenb. Joh. 3, 4. 18. 6, 11. Diese weissen Kleider sind rein gewaschen im Blut des Lammes, daselbst 7, 14. Das heisst, durch den Opfertod Christi ist die Befleckung der Sünde von den Menschen genommen. Dieser Symbolik gemäss gab man in den ersten Jahrhunderten der Christenheit den Täuflingen nach der Taufe weisse Kleider. Eben so den Todten im Sarge. *Durandi, rat.* VII. 35. 42. Binterim, Denkw. VI. 3. 387. Aus demselben Grunde bekam auch der Priester das weisse Oberkleid (*aiba*).

Weiss ist auch das Kleid Gottes selbst in der Offenb. Joh. 1, 14. wie des Lammes und der Taube (Sohn und heiliger Geist), hier nicht blos als Farbe des Lichts, sondern hauptsächlich als Farbe der vollkommensten Reinheit. Daher ist auch auf Bildern der Verkündigung der Engel Gabriel stets weiss gekleidet. Und die heilige Jungfrau selbst trägt, wo sie nicht als Mutter und Himmelskönigin das rothe und blaue tragen muss, das weisse Kleid, hauptsächlich als Jungfrau vor ihrer Verlobung mit Joseph und wieder nach ihrem Tode bei der Himmelfahrt. So malte sie Murillo in Sevilla. Man darf hiebei nicht blos an das weisse Grabtuch denken. Die Symbolik liegt hier tiefer.

St. Godoleva, die fromme Gemahlin Bertulfs, eines Grossen in Flandern, wurde von diesem erwürgt, weil er sie los seyn wollte, um besser seinen Lüsten nachgehen zu können. Wo sie starb, wurde der Boden schneeweiss, zum Zeichen ihrer Unschuld, und blieb weiss. 6. Juli.

Am weissen Sonntag haben in den ältesten Zeiten des Christenthums die Neophyten (die zu Ostern Getauften) das heilige Abendmahl empfangen und in weissen Kleidern einen Umzug gehalten.

Welt.

In einem altdeutschen Gedicht in von der Hagens Gesammtabentheuern 70. erscheint Frau Welt vorn verführerisch schön, hinten aber als scheussliche Verwesung. In diesem Doppelsinn wird die Welt überall bald als die babylonische Hure, Frau Venus im Berge, bald wieder als ein stürmisches Meer, als eine öde Wüste, als ein reissendes Thier etc. aufgefasst. Das Attribut der verführerischen Weltseite ist in der Regel der Taumelkelch.

Weltende.

Die Apokalypse ist das grosse Gegenbild zur Genesis. Wie dem lieblichen, sonnenhellen Morgen eine schreckliche Gewitternacht oder dem linden Frühling die Sturm- und Eiszeit des Winters, so steht hier der hoffnungsreichen Schöpfung die grimmige Zerstörung, der freudenvollen Geburt der jammervolle Tod entgegen. In sieben Tagen schuf der Herr Himmel und Erde, eine gleiche Zahl von Schalen seines Zorns giessen die Engel aus, um dieselbe Welt wieder zu verderben. Am ersten Schöpfungstage schied der Herr das Licht von der Finsterniss und liess in's Chaos den ersten Strahl von Licht und Leben fallen. Statt dessen wird am jüngsten Tage ein ungeheurer, allzerstörender Blitz vom Herrn ausgehen und durch die ganze Welt schlagen. Bei

der Schöpfung festete Gott am Himmel die Sterne, am Weltende werden alle diese Sterne in einem grossen Regen niederfallen. Bei der Schöpfung schied Gott die Elemente und liess in jedem besondere Creaturen gedeihen, und gab die Erde den Menschen zur Wohnung; am Weltende werden alle Elemente vergiftet, Berge geschmolzen, alle Wohnungen zerstört, alles Leben vertilgt. — Vorbilder dieser letzten Weltschrecken sind die Plagen in Aegypten, worüber schon im Artikel Plagen gehandelt ist.

Beinahe in allen Kirchen wurde im deutschen Mittelalter am Eingang der Sündenfall mit Adam und Eva, im Chor das Weltgericht nach der Offenbarung Johannis gemalt. Auch sind uns ungewöhnlich viel altdeutsche Gedichte vom Antichrist und vom Weltende erhalten. Schon Grimm (deutsche Mythol. 158.) erkennt in dieser Vorliebe für die apokalyptischen Vorstellungen den Wiederschein einer nahe verwandten, ältern und heidnischen Anschauung, wie sie noch vollständig in der Voluspa, dem ältesten Liede der Edda, erhalten ist. Alle feindlichen Mächte erheben sich wider die Götter, alle Elemente stürmen heran, das Meer steigt empor, die Erde gibt alle Todten wieder, der Himmel bricht ein und Surtur mit seinen Schaaren stürzt aus der Feuerwelt herunter, die ganze alte Welt zu verbrennen.

Wie die ältere mit der christlichen Vorstellungsweise sich durchdrang, sehen wir aus Muspilli, dem Bruchstück eines oberdeutschen Gedichts aus dem 9ten Jahrhundert, aufgefunden in einer Emmeraner Handschrift der Münchner Bibliothek durch Schmeller und von ihm edirt 1832. Es ist in Stabreimen gedichtet und beweist die frühe allgemeine Geltung der Alliteration. Das Ganze war eine Schilderung des Weltendes, die Apokalypse durchdringend mit Vorstellungen der Voluspa. Muspilli selbst ist Muspelheim, das Feuerland, der Antichrist Surtur, Elias Thor. Aus dem Umstand, dass Elias, obgleich siegend, doch schwer verwundet wird, erkennt man die alte Göttersage. — Auch in einem Gedicht des

Ambraser Liederbuchs S. 375 heisst es, dass Elias am jüngsten Tage kommen werde. In einer angelsächsischen Homilie wird der Antichrist unmittelbar mit Thor und Wodan in Verbindung gebracht. Grimm, deutsche Mythol. 773.

Altdeutsche Gedichte vom Antichrist s. in Hoffmanns Fundgruben II. 131. Haupts Zeitschrift VI. 369. Diemers deutsche Gedichte 1849.

Eine im Ganzen wenig phantasiereiche Dichtung: „Die fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichts," kommt in zwei Redactionen schon im 12ten Jahrhundert vor. Haupt, Zeitschr. III. 526. Beide haben aus dem heiligen Hieronymus geschöpft, in dessen uns erhaltenen Werken aber das Gedicht nicht vorkommt. Pfeiffer hat in Haupts Zeitschrift I. 117. das altdeutsche Gedicht von den fünfzehn Zeichen aus einer Münchner Handschrift mitgetheilt. Darin heisst es: An einem Sonntag wird ein solcher Schall und Ruf ergehen, dass das Meer erschrecken und verschwinden wird. Am andern Tage aber wird das Meer wiederkommen und sich hoch erheben wie eine Mauer. Am dritten Tage verschwindet das Wasser wieder; am vierten sterben alle zurückgebliebenen Fische; am fünften vertrocknet Alles; am sechsten sterben alle Landthiere; am siebenten alle Vögel; am achten vergehen alle Palläste und Häuser; am neunten stürmen die vier Winde gegen einander und reissen alle Bäume aus; am zehnten erheben sich 72 Winde und stürzen die Berge um, dass Alles eben wird; am elften erlöschen die Gestirne; am zwölften sterben die letzten Menschen; am dreizehnten stehen aber alle Todten wieder auf; am vierzehnten kommen sie alle zusammen und erkennen sich wieder; am fünfzehnten stürzt das Feuer vom Himmel, um die Erde zu läutern. — Die andere Redaction, s. das latein. Gedicht einer Breslauer Handschrift in Haupts Zeitschrift III. 523, weicht nur wenig ab. Die bedeutendste Abweichung ist, dass die Auferstehung erst nach der Feuerläuterung erfolgt. Aehnlich in Volksliedern. Vgl. Wunderhorn III. 195. Körner, Volkslieder S. 297. Grässe, Literärgeschichte 5. Band,

S. 151. Ein Gedicht von den fünfzehn Zeichen schrieb auch der Spanier Berceo. *Viardot* I. 119.

In sehr ausschweifender Weise wird das Weltende in den jüdischen und muhamedanischen Fabeln behandelt. Merkwürdig erscheint, dass der Talmud einige Beziehungen enthält, die in der christlichen Legende fehlen, obgleich sie weit mehr der christlichen als jüdischen Symbolik entsprechen. So die Sage von dem ersten der zehn Zeichen, die dem Weltende vorhergehen werden, bei Eisenmenger, entd. Judenthum II. 696. Es werden nämlich, wenn der Welt Ende naht, drei trugvolle Könige herrschen, die Alles verwirren, und um diese Zeit wird sich ein Mensch von der äussersten, scheusslichsten Hässlichkeit sehen lassen. Das ist offenbar das Gegenbild zu den heiligen drei Königen und zur Geburt des Heilands, als des Schönsten unter allen Menschen. Jene talmudistische Fabel gleicht einem schwarzen Spiegel, in dem ein böser Dämon wohnt, der aber durch höhere Macht gezwungen wird, in seinen Bilderreihen dem Evangelium, wenn auch nur in Verzerrungen, zu folgen. — Phantastisch ist die lithauische Vorstellung von neun Nebensonnen, die vor dem jüngsten Tage sollen sichtbar werden. Vgl. Hanusch, slav. Myth. S. 273. Das Verschwinden des Regenbogens soll dem Weltende als sicheres Zeichen vorhergehen. Vgl. den Artikel Regenbogen. Das ist das Friedens- und Bundeszeichen. Die Menschen haben den Bund gebrochen und der Friede Gottes weicht von der Erde.

In neuerer Zeit hat Stehling ein „jüngstes Gericht“ gedichtet, worin die Welt nicht in der Fülle ihrer Kraft und Sünde durch Gottes Zorn zerstört, sondern gleichsam nur an Alter und Entnervung abstirbt, wie eine alte Uhr stockt und stehen bleibt. Die Sonne läuft nicht mehr, das Meer trocknet aus. Als letzter Mensch bleibt der ewige Jude übrig. Da brausen Meteore hervor und stecken die Erde in Brand. Der Jude stürzt hinein. Die verbrannte Erde bleibt als Schlacke zurück, in der Satan nunmehr bequem seine Residenz aufschlagen will. Da eröffnet Gott das Weltgericht, alle Todten

Hierarchie zu überwinden, ſo ſollte es auch denen des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht unmöglich ſeyn, ſiegreich der Anarchie zu trotzen. Dies kann aber nicht wohl ohne große und einflußreiche Journale geſchehen, welche die Autorität und das Talent concentriren. Der ganze Kölner Streit hätte ſich füglich in fünf großen Journalen conſequenter und für das ganze Publikum überſichtlicher führen laſſen, als in hundert Journalen und zweihundert Broſchüren, in denen er wie ein brauſender Strom im Sande verſiegt iſt.

Der pädagogiſchen Journale gibt es zwanzig in Deutſchland. Das iſt ein erſtaunlicher Ueberfluß. Die Lehrerklaſſe iſt bekanntlich nicht in den Umſtänden, bedeutende Auslagen für Journale machen zu können, und nur wenigen beſonders Begünſtigten in großen Städten wird es vergönnt ſeyn, alle dieſe Journale zur Hand zu haben. Aber wenn man auch alle allen Lehrern ins Haus ſchicken könnte, würden ſie, deren Zeit ſo koſtbar iſt, ſie doch nicht alle leſen können. Mithin nützen die meiſten jener pädagogiſchen Journale gewiß nur in einem engen Kreiſe, obgleich ſie auf den weiteſten berechnet ſind. Wie vieles Gute, das ſie enthalten, wird auf dieſe Weiſe überſehen oder macht nur einen flüchtigen Eindruck auf wenige Leſer, was ganz anders wirken würde, wenn es in einem großen Hauptjournal mitgetheilt würde. Statt daß es ihrer zwanzig gibt, hätten wir an zweien genug, wenn dieſe ſich befleißigten, überall nur das Bekannteſte zu ſammeln und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und wenn ſie ohne Rivalität von allen Seiten unterſtützt würden. Das eine müßte vom humaniſtiſchen, das andere vom realiſtiſchen Standpunkt ausgehen. Die philologiſchen Zerſchlagen aber, die ganz ungehörigerweiſe mit der Pädagogik vermiſcht werden, gehören in ein beſonderes philologiſch-archäologiſches Journal.

An Journalen für Nationals und Staatsökonomie, Adminiſtration, Juſtiz, Polizei leidet Deutſchland dermalen noch keinen Ueberfluß, im Gegentheil ließe ſich hier in Bezug auf vergleichende Anatomie des Staatskörpers und freimüthige Kritik des Beſtehenden noch gar Manches thun.

Philoſophiſche Journale haben bisher in Deutſchland immer nur ein ſehr beſchränktes Publikum und nur ſo lange gefunden, als eine gewiſſe Schule gerade kulminirte, was denn niemals lange gedauert hat. Die Philoſophie trat aus den Hörſälen und

stehen auf; der Tod selbst, der entwichen war, kommt zurück, um — Satan zu tödten und stirbt dann selbst. Zum Schluss allgemeine Amnestie und Versammlung der Menschen in einer neuen Welt ohne Uebel. — Obgleich diese Dichtung in der That sehr viel Schönes und Ergreifendes enthält, ist sie doch unkirchlich.

Zweckmässig fällt das Andenken an das Weltende und Weltgericht (Evangelium Matth. 24, 15 f.) auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres im Spätherbst, wenn auch dem jährlichen Naturleben sein winterliches Ende naht. Vgl. Mone, Schauspiele des Mittelalters I. 265. Strauss, Kirchenjahr S. 374. 378.

Weltgericht.

Das „jüngste Gericht“ oder Weltgericht erfolgt nach dem Weltende, wenn die Todten wieder auferstehen. Offenb. Joh. 20, 13. Seine Darstellungen an der Hinterwand der Kirchen gegenüber dem Eingang waren im Mittelalter sehr beliebt. In der Vorhalle begann die kirchliche Wandmalerei mit dem Sündenfall und endete hinter dem Altar mit dem Weltgericht, gleich der heiligen Schrift. In der griechischen Kirche wird das Bild des Weltgerichts in die Vorhalle hinausgerückt, was sie wesentlich von der abendländischen unterscheidet. Die Wandgemälde waren umfangreich, denn es galt hier, Himmel, Erde und Hölle mit einem Blick zu übersehen.

Die gewöhnliche Eintheilung dieser Bilder ist: Oben Christus im Himmel, in der Mitte der Erzengel Michael mit der Waage, unten das Thal Josaphat, in dem die Todten auferstehen; rechts sodann die aus den Gräbern bis zum Himmel aufsteigenden Seligen unter Führung der heiligen Jungfrau, links die aus den Gräbern in den Höllenrachen verurtheilten und vom Teufel in Empfang genommenen Unseligen.

Der untere Theil des Gemäldes, die Grundlage des Ganzen, ist das Thal Josaphat, nach Joel 3, 7. Vgl. 2. Chron. 20, 26. Zachar. 14, 4. Ausführliche Beschreibungen desselben

in Görres Volksbüchern S. 257. *Philonis magiologia* p. 411. Auf den Bildern ein gewöhnlicher Kirchhof, dessen Gräber sich aufthun und aus dem die Todten bald als Gerippe, bald schon mit Fleisch umkleidet, bald in vollendeter Lebensfülle hervorgehen. Viele Maler haben in der Abstufung der Verwesungsgrade und in der Treue der anatomischen Details ein Verdienst gesucht, welches dem eigentlichen Geist und Interesse des Gegenstandes fern liegt. Näher liegt demselben aber die Physiognomik, das Staunen, die Freude und der Schrecken der aus den Gräbern Aufwachenden. Hiebei haben die Maler darauf zu achten, dass der Richter gegenwärtig ist und dass die Ehrfurcht vor ihm alle Privatempfindungen der Auferstandenen beherrschen und zurückdrängen muss. Weder die Seligfrohen, noch die Verzweifelten dürfen sich geberden, als ob der Herr nicht dabei wäre. Auch Personalsatyre, Porträts von Gegnern etc. hier anzubringen, halten wir für nicht erlaubt und des grossen Gegenstandes für nicht würdig. Der Maler selber soll von Ehrfurcht gegen den Herrn durchdrungen seyn. Begreiflicherweise gehören auch unschickliche Nuditäten nicht in die Kirche. Die Naivetät des Mittelalters nahm es damit nicht zu genau, jedoch sind Freiheiten wie die in der Kathedrale zu Albi unter allen Umständen unstatthaft.

Richter beim Weltgericht ist nicht der Vater, sondern der Sohn. Joh. 5, 22. Vorbild des letzten Richteramts ist sein Austreiben der Verkäufer aus dem Tempel. Auf den Bildern, welche diese Scene darstellen, steht Christus mit der Geissel in der Mitte und hat rechts das Heiligthum des Tempels, links die Käufer, was dem Gegensatz von Himmel und Hölle auf den Bildern des Weltgerichts entspricht. Vorbild des Weltgerichts ist auch Psalm 110, 6. Mystisches Bild des richtenden Christus ist das thronende Lamm in der Apokalypse. Der das Opfer war, ist auch der Richter. Das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, in welchem Gottes Leben sich hingab in des Menschen Tod, auf dass es die Menschen fähig mache zum Antheil am göttlichen Leben,

der Gekreuzigte allein kann richten über die Lebendigen und Todten. Darum ist Christus auf Bildern des Weltgerichts von einem Halbkreis von Engeln umgeben, welche die Passionswerkzeuge tragen. Der Blick des ewigen Richters ist streng und schrecklich für die Verdammten. In dem schönen Hymnus: *Jucundantur et lætantur* heisst es im 7ten Verse:

Tunc qui eum pupugerunt, cernent omnes impii
Throno igneo subnixum specie terribili
Mox occulta singulorum cunctis patent cordium.

Diesen alldurchdringenden schrecklichen Blick des Richters pflegen die alten Maler nur durch das aus dem linken Auge hervorstehende Schwert auszudrücken, wogegen sie aus dem rechten Auge eine Lilie hervorgehen lassen. Das Schwert ist den Verdammten, die Lilie den Seligen zugewendet. So auf dem berühmten Danziger Weltgericht, auf dem Bild hinter dem Altar des Ulmer Münsters, im Hospital zu Beaune. Das Schwert ist gewöhnlich glühendroth. Vgl. die Artikel Lilie und Schwert. Auf einem Bild zu Kentheim gehen dem Weltrichter zwei Schwerter aus dem Munde. Kunstbl. 1840, S. 402.

Christus thront auf dem Regenbogen. Vgl. diesen Artikel. Er hat gewöhnlich den purpurnen Königsmantel über dem blossen Leibe und segnet mit der rechten Hand die Seligen, während er mit der linken die Verdammten abweist. Seine Füsse stützt er auf die Weltkugel. Vgl. den Artikel Kugel. Am Portal der Lorenzkirche in Nürnberg stützt er die Füsse auf Sonne und Mond. Auf Bildern des Weltgerichts in der griechischen Kirche pflegt zu des Heilands Füssen ein Feuerstrom zu entspringen, der sich nach links zu den Verdammten wendet. Auch Giotto hat diesen Feuerstrom noch zu Padua gemalt. Kunstblatt 1832, Nr. 4. In dem weissen Gewölk, aus dem der Regenbogen hervorgeht, erblickt man die unschuldigen Kinder. Vgl. den Artikel Limbus. Unterhalb des Gewölkes aber die posaunenden Engel, welche die Todten erwecken.

In der Mitte unmittelbar unter dem Fusse des Heilands tritt auf den Bildern der abendländischen Kirche in der Regel

der Erzengel Michael in riesenhafter Grösse als Vollstrecker des göttlichen Urtheils hervor, in der griechischen Kirche steht aber zwischen dem Richter und Michael noch das Kreuz, zu dessen beiden Seiten Adam und Eva knieen. Das Kreuz steht hier als Baum des Lebens an der Stelle des Erkenntnissbaumes in den Bildern des Sündenfalls, und der Sündenfall selbst wird als die erste Ursache bezeichnet, die das Weltgericht überhaupt veranlasste. Auf einem altdeutschen Bilde in der Abel'schen Sammlung in Stuttgart hält der auf dem Regenbogen thronende Gott Vater den Sohn am Kreuz vor sich, der wie auf den Kreuzigungsbildern die Sonne zur Rechten, den Mond zur Linken hat. Das ist ein Triumph des Kreuzes im Weltgericht, und der Richter selbst erscheint noch unmittelbar als der Gekreuzigte.

Michael ist gewöhnlich sehr gross, eine riesenhafte Figur in der Mitte, vor der die andern in den Hintergrund zurückschwinden. Er trägt den goldnen Harnisch mit langem Schwert und eine grosse Waage, auf deren sinkender Waagschale ein Seliger, auf deren aufsteigender ein Verdammter, gewöhnlich schon in Gesellschaft von Teufeln, sitzt. Das Sinken der Waagschale zur rechten Seite bedeutet hier immer das Uebergewicht der göttlichen Gnade, so dass der Teufel trotz seiner Gewalt doch eigentlich im Nachtheil bleibt. Vgl. die Artikel Michael und Waage. Auf Bildern der griechischen Kirche steht dagegen unter dem Heiland das Kreuz, neben dem Adam und Eva knieen, und erst unter diesem kommt Michael.

Zur Rechten des Heilands steht oder kniet die fürbittende Maria. Im Campo Santo zu Pisa sitzt sie ausnahmsweise als Mitrichterin neben dem Heiland, um die Gnade neben der Gerechtigkeit zu bezeichnen, beide in die gleiche Glorie eingehüllt und von den zwölf Aposteln umgeben. Kunstblatt 1835, Nr. 96 f. Insgemein aber beugt sie sich von der rechten Seite demüthig vor dem allein thronenden Sohne. Auf einem Bilde von Aldegrever (Berliner Museum von Kugler S. 176) ist ihr Gewand, wie auch das des ihr gegenüber-

stehenden Täufers vom Winde verweht, eine Bewegung, die sich für den Himmel und für die Ruhe des Gerichts nicht schickt. — Maria hat die Apostel zur Seite, wie der Täufer auf der andern Seite die Propheten. Maria führt den Zug der aufsteigenden Seligen an oder weist auf sie hin, empfiehlt sie der Gnade des Sohnes. Im Mittelalter deuteten die Maler den Himmel oder das neue Jerusalem auf der rechten Seite des Bildes, wie auf der linken die Hölle ausdrücklich an. Bald als eine Stadt, bald nur als einen Tempel, bald als eine Sonne (im Ulmer Münster). Auf dem Danziger Weltgericht empfangen die nackten Auferstandenen auf der rechten Seite des Bildes von Engeln weisse Kleider. Die alten Maler, welche die Seligen in naiver und demüthiger Freude malten, thaten am besten. Die Neuern legen oft zu viel Prätension in sie hinein, oder denken nur daran, hübsche nackte Figuren zu gruppiren. Auf dem berühmten, durchaus im antiken Geist aufgefassten Weltgericht des Michel Angelo entbehren die Seligen jenes specifisch christlichen Ausdrucks von Heiligkeit und inniger Andacht, ohne den man sie sich gar nicht vorstellen kann. Die Martyrer zeigen ihre Wunden vor, wie rebellische Prätorianer, die Lohn erzwingen wollen. Noch grob sinnlicher als hübsche Fleischmassen sind sie im Weltgericht von Rubens gemalt. Cornelius, dem man nachsagt, er habe in seinem Bild in der Münchner Ludwigskirche den Michel Angelo nur raphaelisiren wollen, zeigt in seinen Seligen eine zu wehmüthige, kühle Sentimentalität, die in ihrer Anständigkeit doch zu sehr die innige Wonne vermissen lässt. Da ist die kindliche Einfalt der Seligen bei Fiesole doch ansprechender. Am wenigsten sind die modernen Auffassungen zu billigen, in denen Privat- und Familieninteressen vorangestellt und selige Gruppen gemalt werden, die das frohe Wiedersehen von Verwandten und irdischen Geliebten ausdrücken. Man darf im Himmel nicht blos die Erde wiederfinden wollen.

Auf der linken oder Schwertseite des Richters steht Johannes der Täufer mit den Propheten und Patriarchen,

das alte Testament vertretend, wie Maria das neue, auf der Nachtseite der Welt und Geschichte, wie jene auf der Tagseite. Wie Maria den Uebergang des Menschen zum Engel und zu Gott selbst bezeichnet, so Johannes in seinem Thierfell gleichsam den in der alten vorchristlichen Barbarei erfolgten Uebergang des Menschen zum Thier und zum Teufel. Er, Johannes, ist die höchste und vollendetste Blüthe, zu der die Menschheit auf der Nachtseite gedieh, so wie Maria die höchste Blüthe der Menschheit auf der Lichtseite ist.

Zwischen Johannes oben und den Verdammten unten findet keine Verbindung statt. Sie stehen nur auf der nämlichen Seite, sind aber getrennt durch die Wolkenschicht, durch die posaunenden Engel und durch Engel mit Schwertern, welche das Aufsteigen der Verdammten zum Himmel abwehren. Nur vom linken Fuss des Richters selbst aus findet in den Bildern der griechischen Kirche eine Verbindung mit der Hölle statt durch den Feuerstrom, der von ihm ausgeht. Zuweilen wird auch Michael in der Mitte mit der höllischen Parthie noch speciell verbunden, indem er den Drachen unter sich stösst.

Dem himmlischen Jerusalem gegenüber auf der linken Seite bis in die linke Ecke des Bildes hinab liegt die Hölle, in den ältern Bildern meist der offene, riesenhafte Rachen eines drachenartigen Thiers, in dessen Flammen schwarze Teufel die nackten Verdammten hineinschleppen. Wie in der Physiognomie der Verdammten Reue, Verzweiflung, Schrecken und der Ausdruck der verschiedenartigen Laster, um derentwillen sie verurtheilt worden, die Aufgabe des Malers sind, so in den Physiognomien und Gestalten der Teufel höllische Bosheit, Schadenfreude, Grausamkeit. Man wird unter den ältern Bildern kaum eines finden, auf dem nicht auch ein Papst, Cardinal, Bischof, Kaiser oder König in die Flammen der Hölle kämen. Das war nichts weniger, als Satyre, sondern zeigte in echt kirchlichem Sinn den so oft vorkommenden Unterschied zwischen dem Stand und der Person, der Pflicht und der Leistung. Uebertreibung,

Absichtlichkeit, Satyre und ein demokratisches Princip liegt aber ohne Zweifel in dem Bilde zu Ramersdorf bei Bonn, auf welchem die Hölle ausschliesslich mit vornehmen Herren und Damen, der Himmel eben so ausschliesslich mit Armen und Arbeitern erfüllt wird. Vgl. Schnaase im Taschenbuch vom Rhein 1847, S. 207.

Es ist nicht nothwendig, auf Bildern des Weltgerichts der Hölle einen Mittelpunkt zu geben in einem thronenden Höllenfürsten, der sich (wie namentlich das grosse Bild von Cornelius beweist) in seiner untergeordneten Stellung zum Hauptbilde immer kleinlich ausnimmt. Orcagna suchte ihm auf dem Bild im Campo Santo zu Pisa mehr Bedeutung zu geben, indem er nach allen Seiten Flammenstrahlen von ihm ausgehen liess. Rubens gab ihm Drachengestalt mit vielen Köpfen, die nach allen Seiten die Verdammten aufschnappen. Es genügt, indem das Hauptinteresse auf die Verdammten gelenkt wird, nur untergeordnete Teufel als deren Schergen und Henker zu malen. Gar zu viel Humor in diese hineinzulegen, schickt sich wegen des Ernstes nicht wohl, der die Bilder des Weltgerichts umkleiden soll. Wenigstens darf der Maler nicht auf lächerliche Effecte ausgehen, die den Hauptcindruck des ganzen Bildes verwischen. Doch ist der Humor nicht zu missbilligen, der in den Teufeln die Engel äffen lässt. Auf einem altdeutschen Bilde im Besitz des Herrn Ephorus Hassler in Ulm ahmen posaunende Teufel höhnisch das Posaunen der Engel nach. Wie allzu lustige Dinge, so sollen auch allzu grässliche hier vermieden werden. Einige Maler haben es darauf abgesehen, die abscheulichsten körperlichen Martern an Verdammten zu zeigen. Fehlerhaft, weil unkirchlich und unbiblisch, ist der heidnische Charon auf Michel Angelo's berühmtem Bilde. Hier sieht man keine Auferstehung im Thal Josaphat, sondern Charon führt die Todten auf einem Kahn über den Styx.

Widder.

Das Lamm Gottes kommt auf Bildwerken auch als Widder vor, denn es ist ein männliches Lamm, und die Hörner bedeuten die göttliche Kraft. Vgl. den Artikel Horn. Ein Widder mit sieben Hörnchen und sieben Augen empfängt von Gott das Buch mit den sieben Siegeln. *Twining, symb. pl.* 11.

Wind,

Sinnbild der Sünde, theils wegen des wilden Daherstürmens, theils wegen des leeren Inhalts. „Unsere Sünden führen uns dahin wie der Wind.“ Jesaias 64, 6. „Wer Wind säet, wird Sturm erndten.“ Hosea 8, 7. Inzwischen erscheinen die Winde auch als Strafen Gottes, und werden insofern von Engeln regiert. Offenb. Joh. 7, 1. — Piper (christl. Myth. II. 433 f.) hat mit vielem Fleiss die altchristlichen Bildwerke verglichen, auf denen Winde vorkommen. Dabei wurde gewöhnlich die antike Eintheilung und Benennung der Winde zu Grunde gelegt, die Flügelgestalten der heidnischen Windgötter schwanden aber zu blasenden Köpfen zusammen, die am häufigsten in den vier Ecken eines Bildes vorkommen, um die vier Hauptrichtungen des Windes zu bezeichnen. Zuweilen blasen sie auch auf Hörnern oder mit Blasebälgen. — Die sogenannte Windrose ist wie der Zodiakus und später die Uhr an Kirchen nur für bürgerliche Zwecke angebracht.

Wohlgeruch,

Sinnbild der Seligkeit. Wie die bösen Dämonen sich überall durch den unheimlichen Geruch verrathen, so bezeichnet ein Wohlgeruch die Nähe der guten Geister. Durch Wohlgeruch macht sich der Zustand der Heiligkeit, besonders in Gebet und Ekstase, bemerklich. Hauptsächlich aber erst beim Tode der Heiligen. In den Legenden kommt der Wohlgeruch

überwiegend erst zur Erscheinung beim Tode und an den Gräbern und Reliquien, weil der vollendete Zustand der Seligkeit damit angedeutet wird. In diesem Sinne genoss grosse Berühmtheit Hesdin, ein Kloster der Clarissinnen. Wenn hier eine Nonne sterben sollte, durchdrang vierzehn Tage vorher das Kloster ein herrlicher Wohlgeruch. P. Abraham a St. Clara, Judas II. 293.

Wolf,

Vertreter der wilden Thiere im Gegensatz gegen das Lamm, als den Vertreter der zahmen Thiere. Im Paradiese ruhen beide friedlich beisammen. Jesaias 11, 6. 65, 25. Daher auch Sinnbild des Antichristenthums im Juden- und Heidenthum in demselben Sinne, in welchem das Lamm Sinnbild des Christenthums ist. In der Handschrift der Herrad von Landsberg in Strassburg hat der heilige Apostel Paulus einen Wolf und ein Lamm zum Attribut; das erste bezeichnet ihn als Saulus vor, das andere als Paulus nach der Bekehrung. Dieselbe Symbolik liegt auch dem „Wolf im Schafskleide" zu Grunde, worunter unchristliche und gottlose Menschen verstanden werden, die das Gewand des Priesters tragen, oder sich besonders fromm anstellen. Auch die alte äsopische Fabel vom Lamme, welches unten am Bache trinkt, und von dem oben am Bache trinkenden Wolfe beschuldigt wird, es trübe ihm das Wasser, leidet eine christliche Anwendung, zumal in unsern Tagen, in denen die Kirche wieder oft genug beschuldigt worden ist, dem Staate das Wasser zu trüben, während sie aufopfernd beflissen war, ihn von den schon vorhandenen revolutionären Elementen zu reinigen.

In der Legende und demzufolge auf Kirchenbildern sind Wölfe sehr oft Attribute von Heiligen, denn des Wolfes Wildheit wird durch die Nähe des Heiligen überwunden und in Lammesnatur umgewandelt. Vom heiligen Cadocus sagt die Legende zum 24. Januar, er habe zwei reissende Wölfe, die ihn angriffen, in Steine verwandelt. Noch viel öfter aber werden die Wölfe von Heiligen gezähmt, begleiten sie fortan

und leisten ihnen Dienste. St. Hugo zwang einen Wolf, ihm die Schafe zu hüten. St. Woldus im Kloster Altenburg zwang den Wolf, der den Klosterhund zerrissen hatte, fortan selber dessen Dienst zu verrichten. St. Wilhelm von *monte vergine* zwang einen, der seinen Esel zerrissen, statt dessen die Steine zum Klosterbau herbeizutragen, 25. Juni. St. Simprecht zwang einen, ein geliebtes Kind unverletzt zurückzubringen. St. Ronan und St. Bernhard von Tironio desgleichen ein Schaf, St. Vedastus eine Gans, St. Marcus der Einsiedler ein Widderfell. Auch St. Remaclus bediente sich eines Wolfes beim Klosterbau. Der h. Antonius führte einen Wolf zum h. Paulus in der Wüste. Dem h. Franciscus folgte ein zahmer Wolf, zwei der h. Radegundis. St. Torellus, ein Einsiedler von Poppio in Toskana, einer der rauhesten Heiligen, trug nur ein Fell mit Schweinsborsten, schlief auf Dornen unter einem Haselbusch, fastete, geisselte sich etc. Sein einziger Umgang war ein Wolf, den er gezähmt hatte. Er starb am 16. März 1282. — Auch kennt die Volkssage einsame Kapellen, in die ein Lamm vor dem Wolf geflüchtet und wohin auch der Wolf ihm nachgefolgt, von der Heiligkeit des Ortes ergriffen aber ruhig wie im Paradiese bei ihm liegen geblieben sey.

Wolke,

Sinnbild des für den Menschen verschleierten, geheimnissvollen Gottes. Die „Wolke im Heiligthum“ zeigte die Nähe Gottes an, 2. B. Mos. 33, 9. Vgl. den Artikel Weihrauch. Daher ist auch auf alten Miniaturen eine aus Wolken hervorgereckte Hand das häufigste Sinnbild der göttlichen Allmacht. Die Wolken am Himmel sind die natürlichste Verschleierung des unsichtbaren Himmels. Daher sie von den Malern der Himmelfahrt, des Weltgerichts etc. in der Regel als Grenze zwischen Himmel und Erde aufgenommen werden. Doch unterscheidet sich der christliche Himmel in der Malerei von dem antiken Olymp stets dadurch, dass seine heiligen Gestalten frei in den Wolken schweben und nicht nur von Wolken umgeben

Studirstuben nie eigentlich auf den offenen Markt heraus, wurde niemals Sache des Volks. Sie war stets zu vornehm dazu, ihr Ton zu hoch gehalten, ihre Sprache zu dunkel. Sie hätte sich zu erniedrigen geglaubt, wenn sie um die Gunst der Menge gebuhlt, der Gemeinverständlichkeit Opfer gebracht hätte. Sie durfte sich aber auch rühmen, daß sie eben so wenig um die Gunst der herrschenden Gewalt buhlte und die edle Unabhängigkeit, in der sie sich bewegte, war im vorigen Jahrhundert und noch zu Anfang des gegenwärtigen ihre größte Zierde. Erst in neuerer Zeit ist eine philosophische Schule auf die längst verlassene Bahn der alten Scholastik zurückgekommen, die bekanntlich im Dienste der damals herrschenden Hierarchie zu ungemeinem Ansehen gelangte und den Unterricht durchaus beherrschte. Allein so viele Mühe man sich auch zu geben schien, eine ähnliche scholastische Macht im Dienste der jetzt herrschenden weltlichen Gewalt zu begründen, so widerstrebte sie doch allzusehr dem Geiste der Zeit, als daß sie zu ihrem Zwecke hätte kommen können, und anstatt die Zeit zu überflügeln, hat sie sich von ihr überflügeln lassen und sich nach den religiösen und politischen Parteien der Gegenwart in zwei zwieträchtige Schulen gespalten, wovon die eine das Bestehende in Kirche und Staat, die andre eine totale Umgestaltung des Glaubens und der Gesellschaft in der Idee der vergötterten Menschheit vertheidigt. Jede von beiden hat ein Journal begründet, allein das erste hat nie ins Volk gegriffen und nur kümmerlich und mit Aufopferung eines Theils seiner Consequenz seine Aexistenz gefristet, und das andre wird sich schon seiner Extravaganz wegen nicht lange halten können und ist eben so unpopulär, wie das erste.

An historischen Journalen leidet Deutschland keinen Mangel. In den meisten Provinzen gibt es Gesellschaften, die es sich zum Geschäft machen, Alterthümer, Urkunden, alte Chroniken und historische Notizen aller Art ans Licht zu fördern. Viele derselben geben Journale heraus, in welchen sie ihre Entdeckungen und die Sammlungen dazu niederlegen. Doch größere Journale für allgemeine, zunächst deutsche Geschichtsforschung fehlen noch. Mone's vortrefflicher Anzeiger befaßt sich hauptsächlich nur mit älteren Sprachdenkmälern. Die sehr auszuzeichneten Taschenbücher von Raumer und Hormayr sind im Raum zu beschränkt, um größere Journale ersetzen zu können. Die glücklichste Anlage hatte wohl

auf einem Berggipfel ruhen. — Sofern die Wolke fruchtbaren Regen ausgiesst, wurde sie Sinnbild der guten Lehren, wie der guten Werke. *Episcopi nubes sunt, qui et verbis praedicationis pluunt*, sagt Gregor der Grosse (IV. *epist.* 38). Viele ähnliche Stellen aus Augustinus sind gesammelt bei Kreuser, Kirchenbau II. 37. Die himmlische Sonne (Maria) zieht den irdischen Sinn als Wolke zum Himmel empor und macht ihn fruchtbar mit dem Regen der guten Werke. Conrad von Megenberg, Buch der Natur 1482, Fol. 23. — Das Gewölk, auf welchem Christus thront, ist von den Künstlern zuweilen flammenartig gezackt worden. Vgl. Passavant, Kunst in Spanien S. 73.

Wüste,

Gegenbild des paradiesischen Gartens, daher Vorbild der Hölle und Sinnbild der gottverlassenen Menschheit. Auch mitten in den grössten Städten und unter zahllosen Menschen gibt es Geisteswüsten. So ist nach Jesaias 40, 3. der „Prediger in der Wüste" zu verstehen. — Wie Christus und Maria, wo sie immer wandeln, unter ihren Füssen Blumen sprossen machen und ein Paradies um sich verbreiten, so wird umgekehrt, wo der Teufel wandelt, Alles zur Wüste. Daher alle bösen Geister in die Wüste gebannt werden, die Wüste Aufenthalt vom Teufel ist. Wie Christus selbst, so wurden nach der Legende die Einsiedler in der Wüste vom Teufel versucht. In demselben Sinn ist die Wüste eine Probe des wahren Glaubens. Der Mensch wird in die Wüste dieser Welt gestossen, um seine Treue zu bewähren, auf dass er, dem Heiland nachfolgend, die Teufel verjage und die Engel kommen, ihm zu dienen, oder dass er wenigstens wie Hagar für ihr verschmachtendes Kind das Erbarmen des Engels erfahre.

Wundenmale.

Unter den fünf Wundenmalen des Heilands nimmt die breite Seitenwunde, durch den Lanzenstich erzeugt, die Mitte

ein zwischen den zwei obern und zwei untern durch die Nägel hervorgebrachten kleinen Stichwunden. Christus selbst ist auf Kirchenbildern mit diesen Wundenmalen überall dargestellt, wo es sich vom Zeitpunkt nach der Kreuzigung handelt, Scenen nach der Himmelfahrt nicht ausgenommen. Im Himmel selbst noch zeigt der Sohn dem Vater die Wundenmale. Auf Miniaturen, vgl. Waagen, Paris 317. Am absichtlichsten werden die Wunden angebracht in den Bildern, die den heiligen Thomas darstellen, wie er nicht glauben will, der Herr sey auferstanden, und dieser ihn den Finger in die Seitenwunde legen heisst.

Das Wunder der Stigmatisation wird am augenfälligsten gemacht in den vielen Bildern, auf welchen der gekreuzigte Heiland mit seinen fünf Wunden dem in Ekstase liegenden heiligen Franciscus von Assisi in der Luft erscheint und Strahlen aus allen fünf Wunden in die Seite, Hände und Füsse des Heiligen von denen des Heilands ausgehen. Wie wenn die Wolke von oben sich zum Meere herabsenkt und dieses von unten zur Wolke hinaufstrebt und beide in einander wirbeln, so zeigt sich hier in den höhern Gebieten des geistigen Lebens eine Begegnung des Obern und Untern, ein Rapport der Andachtsgluth mit ihrem Gegenstande, wobei die Nachfolge Christi im Geist sich auch leiblich zu erkennen gibt und vornehmlich durch sympathetische Einprägung der Wundenmale. Das ist die Stigmatisation, die zuerst dem heiligen Franciscus widerfuhr, dann aber auch vielen andern Heiligen, der h. Katharina von Siena, Ida von Löwen etc.), noch in neuerer Zeit der berühmten Nonne von Dülmen. Vgl. Görres, Mystik II. 410 f. Blätter aus Prevorst II. 54. Ennemoser, Geschichte des Magnetismus S. 195 f.

Auf einem alten Bilde in Gorkum sind die fünf Wunden am Heiland selber deutlich als Rosen gemalt.

Die Seitenwunde des Heilands wurde verglichen mit der Wegnahme der Rippe aus der Seite des schlafenden Adam. Augustinus (*de civit. Dei* XXII. 17.) sagt, wie Eva aus Adams Seite, so ging die Kirche aus Christi Seite hervor. Auch

die aus dem Felsen springende Quelle des Moses diente zum Vorbild der Seitenwunde. Beide Vergleichungen, die Rippe wie die Quelle, sind in der *biblia pauperum* gebraucht. Heinecken, Nachrichten von Künstlern II. 25. Ein sehr sinniges Vorbild der Seitenwunde enthält eine Erzählung des *evangel. infant. arab.* c. 35. Judas Ischarioth war als Knabe besessen und wurde von dem gleichfalls noch sehr jungen Heilande geheilt, stieß ihn aber zuvor in die Seite, an dieselbe Stelle, wohin später Longinus mit der Lanze stach.

In der christlichen Poesie werden die fünf Wunden mit Rosen verglichen. Erst die spätern Herrnhuterlieder haben eine Menge von andern Vergleichungen dafür gebraucht, die keineswegs immer glücklich gewählt waren. Insbesondere wurde die Seitenwunde missbraucht zu Vorstellungsweisen, wie die von einer Grotte, worin man bade, von einem Bette, worin man ruhe, von einem honigvollen Bienenstock, von einem Nest etc.

Wurm,

Sinnbild der Reue, des bösen Gewissens. „Ihr Wurm wird nicht sterben." Jesaias 66, 24. Marcus 9, 44.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21379 / 055

Y

Ysop,

ein kleines, unscheinbares Kraut, das an Mauern wächst, dem aber eine reinigende und heilende Kraft einwohnt, weshalb es von den Juden symbolisch zu Sprengwedeln im Tempel benutzt wurde. 2. Mos. 12, 22. 3. Mos. 14, 4. Auch brauchte man es bei Entsündigungen und Sühnen, Psalm 51, 9. Wegen seiner Bitterkeit reichte man es dem Heiland am Kreuz mit dem Schwamm (nach Andern waren es Myrrhen). Es dient nun nicht blos wegen seiner Bitterkeit zum Sinnbild des bittern Leidens und Sterbens, sondern auch wegen seiner Unscheinbarkeit zum Sinnbild der messianischen Demuth, sofern der Messias als Gott menschliche Natur annahm und sich den Leiden derselben unterzog. Weil aber der Ysop nach 1. Kön. 5, 13. aus den Mauern herauswächst und dieselben mit seinen Wurzeln allmählig zerstört, verglich man ihn mit dem Heiland, der nach und nach im harten Gestein des menschlichen Herzens Platz greift und dessen Wüste zum Garten Gottes macht. *Hugo de S. Victore, de sacram.* I. 7. *Vincent. Bellov. spec. nat.* X. 168.

Z

Zahl

Was von Zahlensymbolik und Mystik im christlichen Gebrauche vorkommt, ist unter den einzelnen Zahlen bemerkt. Im Allgemeinen tritt diese Zahlenmystik in der Kirche zurück und nur in den Sekten, nach dem Vorgang der kabbalistischen und astrologischen Systeme der Juden und Heiden mehr hervor. Die christliche Kirche legt der Zahl nur Bedeutung bei, sofern die heilige Wesenheit sich nur in dieser und keiner andern Zahl offenbart, aber sie macht nichts heilig blos deshalb, weil es sich in eine bestimmte Zahl schickt. Das ist der Unterschied zwischen der kirchlichen Zahlensymbolik einerseits und der häretischen und heidnischen andrerseits.

In Volksliedern, Nachtwächtersprüchen etc. ist öfters die Reihenfolge der Zahlen biblisch gedeutet worden: Eins ist Gott, zwei sind Tafeln Mosis, drei sind Patriarchen, vier Evangelisten, fünf Wunden Christi, sechs Weinkrüge von Cana, sieben Sakramente, acht Seligkeiten, neun Engelchöre, zehn Gebote, elf tausend Jungfrauen, zwölf Apostel. *Ziska*, Volksmärchen S. 95, dessen Volkslieder 1844. S. 35.

Zahn.

Simson liess aus einem Zahn des Eselskinnbackens, mit dem er die Philister erschlagen hatte, eine Quelle fliessen. Darin sieht Rupert von Deutz, *op.* p. 256, ein Sinnbild aller heiligen Reliquien (der Knochen der Heiligen) und ihrer Wunder. — Ein von einer Zange gehaltener Zahn ist Attribut der heiligen Apollonia, weil man ihr als Martyrerin die Zähne ausriss. Sie wurde daher auch Schutzpatronin gegen Zahnweh. Auch der heiligen Augusta wurden die Zähne ausgerissen. 27. März.

Zange,

als Marterinstrument Attribut vieler Heiligen, die mit Zangen zerrissen wurden, des heiligen Felicianus, Pelagius, der heiligen Agatha, Charitiña, Christina, Macra, Martina. Als Handwerkszeug Attribut der Heiligen Apelles, Baldomer und Elysius, welche Schmied, Schlosser und Goldschmied waren. Auch Attribut des heiligen Dunstan, der den Teufel mit der Zange an der Nase packte.

Zehn,

heilige Zahl bei den Juden, wie auch bei den Heiden. Vorzugsweise die runde Zahl, Princip des Decimalsystems. Vgl. Bähr, mosaischer Cultus I. 175 f. v. Bohlen, Genesis S. 67. Die Mystik der Zahl 10 ist am weitesten getrieben worden in der jüdischen Kabbalah. Darin spielen die drei obern und die drei untern Kräfte (3 + 7 = 10) oder Sephiroth die Hauptrolle. Vgl. Blätter für höhere Wahrheit IV. 107. Das geht aber die christliche Symbolik nichts an. Wir haben von Moses nur adoptirt die zehn Gebote und die zehn Plagen Aegyptens, von Abraham aber den Zehnten, den er zuerst an den Priester Melchisedek gab. 1. B. Mosis 14, 20. 5. B. Mosis 14, 22.

Ziegel,

Attribut des heiligen Eusebius von Samosata, weil ihn die Arianer mit einem Ziegel steinigten. Auch des heiligen Antonius von Padua, weil der Ziegel, auf dem er, fälschlich angeklagt, vor Gericht kniete, zu wackeln anfing und sich nie wieder fest machen liess. P. Abraham, Judas I. 397.

Zinsgroschen, der.

Als Jesus nach Jerusalem gekommen war und das allgemeinste Aufsehen erregte, beriethen sich die Schriftgelehrten, Pharisäer und Sadducäer, wie sie ihn beschämen und in der Meinung des Volkes vernichten wollten. Da traten zuerst die Pharisäer heuchlerisch an ihn heran, rühmten und priesen ihn und stellten ihm die verfängliche Frage: ob man noch ferner dem römischen Kaiser Zins zahlen solle (oder ob es schon an der Zeit sey, sich etwa unter seiner Herrschaft für unabhängig zu erklären)? Hätte er gesagt, man solle den Römern nicht mehr zinsen, so hätten sie ihn als Rebellen denuncirt. Hätte er aber gesagt, man solle zinsen, so hätten sie ihn beim Volke, das von ihm die politische Befreiung und weltliche Emancipation hoffte, verdächtigt. Jesus aber sprach: „Zeiget mir einen Zinsgroschen!“ und als er ihn erhielt, frug er: „Wessen ist das Bild darauf?“ Die Pharisäer antworteten: „Des Kaisers.“ „Nun also,“ sprach Jesus, „so gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.“ Matth. 22, 15 f. Marc. 12, 13. Lucas 20, 19. — Das ist das Fundament der christlichen Lehre vom Verhältniss des Staats zur Kirche.

Das berühmteste Bild vom Zinsgroschen ist das von Titian in Dresden. Jesus überrascht eben die Pharisäer mit seiner Erklärung, indem er sie ruhig und fest mit der ganzen Ueberlegenheit seines Geistes und doch ohne alle Ostentation anblickt, sie aber die getäuschte Erwartung ausdrücken.

Während sie hofften, ihn zu berücken, sehen sie sich selbst beschämt, und die höhnische Freude erscheint auf einmal als verschmitzte Dummheit. Die Pharisäer haben übrigens hier von Natur edel angelegte und nur durch ihre Laster corrumpirte Gesichter (vgl. Mosen, Dresdner Gal. 32.). Ein Bild von Prete Genovese im Pallast Durazzo in Genua fasst den ersten Moment der Frage auf und legt in die Gesichter der Pharisäer die lauernde Schadenfreude.

Ein Bild des Zinsgroschen malte auch Rubens schön und grossartig, aber viel zu theatralisch. Während Titian auf die geistreichste Weise die feine Hand des Heilandes nur dem Zinsgroschen nähert, ohne ihn zu berühren, lässt Rubens ihn den Zinsgroschen mit Pathos in die Höhe heben und declamiren: „Gebt dem Kaiser etc.“ Nach dem Kunstblatt 1823. Nr. 72. scheint sich dieses Bild in Königsberg zu befinden.

Zügel,

Attribut der *temperantia*, dadurch unter den christlichen Tugenden kenntlich. Das wilde Ross der Begierde wird gezügelt.

Zunge.

„Ein kleines Glied und richtet grosse Dinge an. Ein klein Feuer und welchen Wald zündet es an? Ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Alle Thiere und Meerwunder werden gezähmt, aber die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel voll vom tödtlichen Gifte.“ Jacobi 3, 5—8. — Bei der Ausgiessung des heiligen Geistes empfingen die Jünger feurige Zungen, auf vielen Bildern fallen Flämmchen gleich feurigen Zungen auf sie nieder. Das ist die von jener Erbsünde rein gewordene, nur noch dem göttlichen Wort dienende Zunge. Wer von Gottes Geist voll ist, bedarf nicht einmal der irdischen Zunge. Der heilige Aigulf und der h. Romanus predigten noch fort, die h. Christina sang noch fort, obgleich ihnen die Zunge ausgerissen war.

Auch dem h. Livinus wurde die Zunge ausgeschnitten, und dem h. Placidus.

Zwei.

Der Dualismus tritt in der christlichen Symbolik bei weitem hinter der Trinität zurück. In der Regel handelt es sich hier nur von einem massenhaften Gegensatz des Himmels und der Erde oder des Himmels und der Hölle, der Tugenden und Laster, des Reiches Gottes und der Welt, des Christenthums und Heidenthums (oder Judenthums) etc.; oder um eine Parallele, das alte Testament neben dem neuen, die Propheten neben den Aposteln. Darauf wird denn auch in der Baukunst, wo der Gegensatz zweier Seiten oder die Zusammenfügung zweier Glieder symbolisch gedeutet werden soll, Rücksicht genommen. Thürflügel z. B. stellen das alte und neue Testament dar. An den durch die Pforte geschiedenen Seiten stehen die klugen Jungfrauen hier, die thörichten dort. Vgl. Kreuser, Kirchenbau I. 520. Die Zweiheit wird auch oft durch Kreuzung ausgedrückt. So sind die beiden Schlüssel Petri stets über das Kreuz gelegt.

Zwölf,

eine heilige Zahl bei den Christen, wie bei den Juden und Heiden. Sie eignet sich für eine Menge von Verhältnissen, indem sie eine gewisse Mitte zwischen viel und wenig einnimmt und hauptsächlich, weil sie mit den zwei Hauptzahlen drei und vier zugleich dividirt werden kann. Sie findet sich daher in Naturverhältnissen, wie in geschichtlichen und in Religionssystemen, ohne dass darum ihr Vorkommen hier von ihrem Vorkommen dort abgeleitet zu werden braucht. Die zwölf Monate z. B. sind vielleicht auf die zwölf Hauptgötter der Heiden, aber schon nicht mehr auf die zwölf Stämme der Juden, und nur mit symbolisirender Absichtlichkeit, aber keineswegs aus einer innern Nothwendigkeit auf die zwölf Apostel zu beziehen. Die Zwölf als Grundzahl des neuen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21343 / 019

Jerusalem weist auf die Apostel zurück. Offenb. Joh. 21, 12 Die vierundzwanzig Aeltesten derselben Offenbarung sind zusammengesetzt aus den zwölf Söhnen Jacobs des alten Testaments und aus den zwölf Aposteln des neuen, nach *Durandi, rat.* I. 3. 8. — Für christliche Symbolik bedeutsam ist die Multiplication der 3 mit der 4 in der 12. Drei ist nemlich die Zahl der Gottheit, vier die Zahl der Welt, die somit in der Zwölf sich vollkommen durchdringen. Vgl. Bähr, mosaischer Cultus I. 201 f. Diese Durchdringung ist zu unterscheiden von ihrer blossen Addirung beider in der Zahl Sieben.

Heiligen-Register.*)

A

Abdon, siehe Löwe Th. II. S. 39. Schwert 359.
Accursius, Schwert II. 359.
Ada, Rose II. 282.
Adalbert von Prag, Keule 474. Ochs II. 166. Regen 264.
Adelelmus, Lanze II. 9.
Adelgunde, Fluss 299. Schleier II. 332. Taube 437.
Adelheid, Eis 232. Hirsch 405.
Adelrand, Schwalbe II. 352.
Adjutor, Kette 474.
Adrian, Ambos 53. Erdbeben 251. Hand 370. Taube II. 443.
Aegidius, Hirsch 405. Lilie II. 32.
Aemilianus, Balken 104. Baum 119. Löwe II. 39. Schlange 332.
Aeolus, Rose II. 284.
Afra, Baum 120. Feuer 282.
Agapa, Topf II. 504.
Agapitus, Feuer 282.
Agatha, Aussatz 95. Brust 158. Feuer 284. Schleier II. 332. Topf 504. Zange 570.
Agatha a Cruce, Schmach II. 316.
Agathon, Kreuz 534. Kuss 588.
Agathopidus, Mühlstein II. 149.
Agilolf, Falke 267.
Aguafletis, Kohlen 503.
Agneda, Brust 159.
Agnes 40.
Agnes von St. Angelo, Schwan II. 357.
Agnes von Böhmen, schweben II. 353.
Agnes a Jesu, Pferd II. 220.
Agnes a Monte Pulciano, Abendmahl 12.
Agnes von Venosa, Feuer 283.
Agricolus, Storch II. 418.
Aidanus, Baum 120. Regen II. 264. Wasser 534.
Aigulf, Predigt II. 240. Zunge 572.
Albanus a rupe, Brust 158.
Albanus, Kopf 506.
Albert, der Einsiedler, Brodt 153. Hase 374.
Albert von Ogna, Abendmahl 12. Glas 336. Sense II. 365. Stein 409.
Albert Siculus, Lilie II. 33.
Albert von Vercelli, Messer II. 126.
Albinus, Regen II. 264.
Aldegunde, Wasser II. 534.

*) Es sind darunter auch einige wenige Namen von nicht heilig, sondern nur selig Gesprochenen, ihrer Bedeutung in der Legende und Kirchenmalerei wegen aufgenommen worden.

Alena, Arm 82.
Alesio Falconieri, Taube II. 443.
Alexander, Alter 52. Kopf 505. Rose II. 284. Schwert 358.
Alexander der Papst, Kette 474.
Alexander der Akömet, Räuber II. 257.
Alexander von Hales, Hostie 418.
Alexius, Treppe II. 507.
Aleydis, Abendmahl 12.
Aloysius Gonzaga, Lilie II. 33.
Amabilis, Sonnenstrahl II. 394.
Amadeus, Handschuh 372.
Amalberga, Fisch 290.
Amandus, Räuber II. 257.
Amantius, Pech II. 206.
Amatus, Sonnenstrahl II. 394.
Ambrosius, Bienen 131. Geissel 321. Kirchenväter 489.
Ambrosius von Siena, Braut 150.
Ammon, Drache 211.
Anastasia, Brust 158. Feuer 282.
Anastasius, Hand 371.
Anatolia, Fackel 266. Schlange II. 331.
Anatolius, Kohlen 504.
Andreas, Apostel 59. Pferd II. 222.
Andreas von Sales, Hagel 365. Schmach II. 335.
Andromarus, blind 138.
Andronicus, Löwe II. 39.
Angela von Foligno, Abendmahl 12. Auge 93. Hostie 419. Schwere II. 416.
Angelus, Beil 123. Fisch 191. Lilie II. 33. Predigt 241.
Anna 62.
Anna Almeida, Löwe II. 39.
Ansovinus, Korn 509. Scheuer II. 320.
Anthemus, Schuh II. 352. Schwert 258.
Antipas, Ochs II. 166.
Antonia, Fass 269.
Antoninus, Waage II. 530.
Antonius der Grosse 67.
Antonius von Padua, Bienen 130. Esel 255. Fisch 290. Frosch 302. Hostie 420. Lilie II. 33. Thiere 481. Ziegel 571.
Apelles, Schmied II. 337. Zange 570.
Apollonia, Zahn II. 570.
Apollinaris, Keule 474. Korn 508. Rabe II. 253.
Apollinaris, Verkleidung II. 514.
Appia, Stein II. 409.
Aquilina, Ohr II. 172.
Aquilinus, blind 137. Schwert II. 359.
Arcadius, Keule 474.
Ariadne, Fels 279.
Arnold, Drache 211. Fisch 292.
Arnulfus, Baum 120.
Artemius, Schwert II. 359.
Athanasia, Stern II. 416.
Athanasius, Cypresse 199. Taube II. 439.
Attracta, Hirsch 406. Thiere II. 481.
Augusta, Zahn II. 570.
Augustinus, Feige 278. Herz 390. Kirchenväter 491. Taube II. 439.
Aurea, Lanze II. 10. Mühlstein 149.
Austerberta, Fluss 299.
Auxilius, Ameise 54.
Aventinus, Thiere II. 481.
Avitus, taubstumm II. 446.

B

Babolenus, Mauer II. 115.
Balbina, Kette 474. Kropf 533.
Baldomer, Vogel II. 527. Zange 570.
Balthasar 499.
Barbanaria, Schnee II. 339.
Barbara 105.
Barlaam, Hand 371.
Bartholomäus, Apostel 110.
Bartholomäus Cerverini, Kreuz 522.
Basilius, Kopf 505. Taube II. 439.
Basiliscus, Baum 119. Platane II. 239.
Basilissa, Brust 158.
Basilius, Delphin 208.
Basolus, Bär 103.
Bassus, Nagel II. 155.
Bavo, Baum 119.
Beanus, Vögel II. 527.
Beata, Kette 474.
Beatrix, Herz 390.
Beatus, Drache 211.
Beda, blind 137. Predigt II. 240.
Bellanda, Kerze 473.
Benedek, Beutel 127. Brücke 154.
Benedikt, Adler 34. Beil 123. Dornen 208. Glas 336. Heuschrecken 392. Kelch 469. Rabe II. 254.
Benedicta, Kreuzigung 528.
Benignus, Fahne 267. Hund 424. Löwe II. 39. Schlüssel 334.
Benno von Meissen, Fisch 292. Schlüssel II. 335.

Benno von Osnabrück, Heuschrecken 392.
Berach, Schnee II. 339.
Bercarius, Beil 123.
Bernhard, Bienen 131. Brust 158. Eiche 229. Hase 374. Hund 424. Maria II. 106. Rad 256.
Bernhard von Constanz, Spinne II. 402.
Bernhard von Tironio, Wolf II. 564.
Bernhardin, IHS 444. Sonne II. 341.
Bertulf, Adler 34. Blitz 140.
Bibiana, Hand 371. Opfer II. 174.
Bieuzy, Kopf 504.
Blandina, Ochs II. 166. Thier 482.
Blasius, Hals 367. Hechel 375. Kerze 473. Löwe II. 39. Thiere 482.
Bonaventura, Abendmahl 12. Engel 249.
Bonifacius, Buch 159. Fuchs 304. Rabe II. 254.
Bonifacius von Russland, blind 138.
Bonizella, Biene 130.
Borromeo, s. Carlo.
Bova, Schleier II. 333.
Brandanus, Fisch 290. Geruch 333. Schiff II. 321. Vogel 527.
Brigida, Auge 94. Ente 250. Feuer 284. Fuchs 303. Gans 310.
Brigitta, Geruch 334. Herz 389. Kopf 505. Kranz 510. Pilger II. 236. Scheuer 320.
Briocus, Säule II. 297.
Britius, Kohlen 503.
Britta, Dornen 208.
Bruno, Esel 256. Fluss 299. Kreuz 522. Palme II. 184. Stern 416.

C

Cadocus, Wolf II. 563.
Cäcilia 163. Armuth 84. Bad 102. Engel 249. Orgel II. 174.
Cajus, Schwert II. 358.
Calistratus, Delphin 204.
Calixtus, Mühlstein II. 149.
Caninus, Spinne II. 403.
Canut, Lanze II. 10.
Capitoleon, Auge 94.
Capistranus, Fahne 267. Kreuz 522. Leichnam II. 21.
Caprarius, Fuss 308.
Carlo Borromeo, Pest II. 210.
Carterius, Engel 249.
Casilda, Rose II. 282.
Caspar 499. Strauss II. 418.
Cedmon, singen II. 383.
Cerbonius, Bär 102.
Ceroyra, Bär 102.
Chalcedonius, Kopf 505.
Charalampius, Pferd II. 222.
Charitas 338. Granate 359.
Charitina, Feuer 282. Zange II. 570.
Chariton, Räuber II. 258. Schlange 332.
Christina, Eiche 229. Löwe II. 39. Magd 56. Mühlstein 149. Schlange 331. Zauge 570. Zunge 572.
Christina mirabilis, Vögel II. 527.
Christoph 174.
Chrysanthus, Fackel 266. Kette 474.
Chrysogonus, Fisch 290.
Clara, Crucifix 199. Dreieinigkeit 214. Herz 389. Monstranz II. 138. schweben 353.
Clareta, blind 138.
Clemens, Acker 62.
Cletus, Blut 145. Geld 325.
Cölestinus, Glocke 342. Taube II. 439.
Coleta, Aussatz 95. Geruch 333. Lerche II. 24.
Colganus, Fisch 291.
Colomanus, Baum 119. Ente 250. Geburt 314. Gürtel 362. Räuber II. 258.
Columba, Bär 102. Feuer 282. Finger 285.
Columba von Rieti, Abendmahl 12. Taube II. 444.
Columban, Bär 102. Blumen 142. Kette 474. Sonne II. 391.
Comgallus, Fisch 291. Milch II. 132. Topf 504.
Conon, Fuss 305.
Conrad, Fisch 291.
Conrad von Constanz, Kelch 469.
Conrad, Cardinal, Finger 285.
Constantius, Lampe II. 9. Schwert 358.
Corbinianus, Adler 34. Bär 103.
Cornelius, Schwert II. 358.
Corona, Baum 120.
Coronatus, Lanze II. 10.
Cosmas und Damianus, Büchse 160. Krankheit 510.
Cospianus, Geld 325.
Cuanus, Hirsch 406.
Cunibert, Taube II. 438.
Cuthbert, Adler 34. Säule II. 297. Schwan 352.

Cyprianus 200. Schwert II. 358.
Cyriacus, Drache 211. Stab II. 407. Teufel 478.
Cyrilla, Hand 371. Opfer II. 174.

D

Dagobert, Nagel II. 155.
Damianus, Büchse 100.
Dardulacha, Kohlen 503.
Daria, Löwe II. 39.
David, Bienen 131. Handschuh 372. Predigt II. 240. Sonnenstrahl 394. Taube 439.
Demetrius, Lanze II. 10.
Deodatus, Kropf 534.
Desiderius, Schwert II. 358. Strick 479.
Didymus, Schlange II. 331. Thiere 480.
Digna, Teufel II. 478.
Dionysius, Kopf 506.
Dismas, Schächer II. 316.
Domicilla, Kessel 473.
Dominica, Abendmahl 12. Seele II. 475.
Dominicus, Biene 131. Brust 158. Geburt 315. Hund 424. Kerze 473. Kind 477. Sperling II. 400. Teufel 478.
Domitian, Drache 211.
Domno, Kopf 505.
Donatianus, Lanze II. 10.
Donatus, Bär 103. Blitz 140. Drache 211. Glas 336. Kelch 470. Rad II. 256.
Dorothea, Apfel 71. Braut 150. Rose II. 283.
Drogo, Hirt 407.
Dunstan, Teufel II. 478. Zange 570.

E

Ecianus, Hirsch 406. Pflug II. 224.
Edeltrudis, Hals 368.
Edigna, Baum 119. Weide II. 535.
Editha, Mond II. 136.
Edmund, Geburt 314. Pfeil II. 219.
Eduard, Baum 120. Kelch 470. Kropf 533.
Elenara und Sponsaria, Schwert II. 359.
Elenus, Mantel II. 75.
Eleutherius, Aussatz 95. Ochs II. 166.
Eligius, Gold 346. Schmied II. 337.
Elina, Finger 285.
Elip, Kopf 506.
Elisabeth, Armuth 84. Aussatz 95. Korb 508. Krone 532. Mantel II. 76. Rose 282.
Elisabeth von Portugal, Ofen II. 172.
Elmo 235.
Elysius, Zange II. 570.
Emerita, Schleier II. 333.
Emmeran, Fluss 299. Lanze II. 11. Leiter 24. Schiff 322.
Emilion, Schwein II. 355.
Engratia, Asche 86. Nagel II. 155.
Enora, Brust 158. Milch II. 132.
Ensens, Lilie II. 33.
Epimachus, Nagel II. 155.
Epiphanius, Auge 94.
Epistene, blind 138. Nacktheit II. 154.
Erasmus, Drache 211. Elmsfeuer 236. Gedärme 319. Kette 474. Löwe II. 39.
Ethelwald, Adler 34. Fahne 267.
Eudoxia, Abendmahl 12. Drache 212. Hostie 422.
Eugendus, Geruch 334.
Eugenia 256. Verkleidung II. 514.
Eugenius, Keule 474.
Eulalia, Kreuzigung 528. Taube II. 443.
Eulogius, Aussatz 95. Lanze II. 10.
Euortius, Taube II. 439.
Euphemia, Bär 102. Erdbeben 251. Lanze II. 10. Löwe 39. Magd 56. Schwert 359. Thiere 482.
Euphrasia 258.
Euphrosyna, Verkleidung II. 513.
Eusebia, blind 138.
Eusebius, Glas 336. Keule 474. Sichel II. 376. Ziegel 571.
Eustachius, Crucifix 199. Hirsch 406. Ochs II. 166.
Eutropia, Fackel 266.
Eutropius, Baum 199. Fuss 305.
Evaristus, Schwert II. 358.
Evasius, Brunnen 156. Schwert II. 358.
Evermarus, Hirsch 406.
Excelsus, Wein II. 549.

F

Fabianus, Taube II. 439.
Falconia, Kreuzigung 528.

Fausta, Kessel 473.
Faustinus, Lilie II. 33. Löwe 39.
Felicianus, Hirsch 405. Löwe II. 39. Zange 570.
Felicitas, Geburt 315. Kuss 540. Mutter II. 150.
Felix, Hirsch 406. Kopf 506. Nimbus II. 163. Schwert 358. Spinne 403. Wein 549.
Fengar, Hirsch 406.
Fiacre, Gärtner 309.
Fides, Glaube 338.
Fides, Mohrin II. 275.
Filumena, Pfeil II. 219.
Fina, Blumen 142.
Fingar, Stab II. 406.
Finianus, Finger 285.
Firmius, Schwert II. 358.
Flavianus, Schwert II. 258.
Flores, Hirt 407. Sonnenstrahl II. 394.
Florentius, Bär 103.
Florianus, Feuer 284. Mühlstein II. 149. Pferd 221.
Florus, Adler 34.
Foillanus, Licht II. 30.
Franchea, Schleier II. 333.
Francisca, Engel 249. Lilie II. 33. Monstranz 138.
Franciscus von Assisi, Armuth 86. Aussatz 94. Crucifix 198. Dornen 208. Eiche 229. Engel 249. Fuchs 303. Hase 374. Kind 477. Krippe 529. Lamm II. 8. Lerche 24. Palme 182. Rose 283. Schwalbe 352. schweben 353. Schwert 359. Thiere 481. Vögel 527. Wolf 564. Wunden 566.
Franciscus a cruce, Kreuz 521.
Franciscus von Fabriano, Scorpion II. 359.
Franciscus de Grotti, blind 138.
Franciscus Ovarius, Veilchen II. 513.
Franciscus de Paula, Geld 325. Mantel II. 75.
Franciscus von Sales, Dornen 209. Herz 390.
Franz Xaver, Erdbeben 251. Kreuz 522. schweben II. 353.
Fridolin, Leichnam II. 21.
Friedrich von Utrecht, Schwert II. 350.
Frinnius, Bär 103.
Frontasius, Kopf 506.
Fructuosus, Feuer 283. Hase 374.
Fulbert, Brust 158.

G

Gabriel 308.
Galla, Bart 110.
Gallicanus, Lanze II. 10.
Gallus, Bär 103. Pilger II. 236.
Gandolf, Schwalbe II. 352.
Gaucherius, Glocke 342.
Gebhard, Fluss 299.
Geminianus, Erdbeben 251. Spiegel II. 402.
Genesius, Schauspieler II. 318.
Gengulf, Lanze II. 10.
Genoveva, Engel 249. Hirt 407. Lamm II. 8. Lampe 9. Teufel 478.
Genoveva, Hirsch 405.
Genulf, Fuchs 304.
Georg 325.
Georgia, Taube II. 438.
Gerardesca, knieen 495.
Gerasimus, Löwe II. 39.
Gereon, Brunnen 156. legio II. 18.
Gerius, Bär 103.
Gerlach, Asche 86. barfuss 108. Baum 119.
Germanus, Mauer II. 115.
Gertrud, Lilie II. 33. Maus 116.
Gertrud von Osten, Brust 158. Herz 389.
Gervasius, Keule 474.
Gildas, Mühle II. 148.
Glyconia, Löwe II. 39.
Goar, Hirsch 405. Sonnenstrahl II. 394. Topf 504.
Gobdeleas, Pferd II. 221.
Gobinate, Bienen 131.
Goderich, Schlange II. 332. Thiere 481.
Goericus, Auge 94.
Gonsalvus, Fels 279. Wein II. 549.
Gottfried von Amiens, Hund 424.
Gottbard, Fluss 299.
Gregor der Grosse, Hostie 418. Kirchenväter 492. Lampe II. 9. Taube 439.
Gregor von Agrigent, Kohle 504.
Gregor von Ostia, Heuschrecken 392.
Gregor auf dem Stein, Fisch 292. Stein II. 409.
Gregor Thaumaturga, Berg 125. Leichnam II. 21. Säule 297.
Guanora, Grab 356.
Gualterius, Fisch 291.
Gudula, Baum 119. Engel 249.

Haar 365. Lampe II. 9. Pappel 187. Sonnenstrahl 394. Teufel 478.
Gudwalus, Räuber II. 258.
Gutlach, Schwalbe II. 352. Vögel 527.

H

Hadrianus, Delphin 204.
Hedwig, barfuss 108.
Heinrich, Finger 285. Handschuh 374.
Heldrad, Schlange II. 332.
Helena, Kreuz 511.
Helenus, Kohlen 504.
Hemiternius, Kopf 505.
Hergeir, Regen II. 264.
Hermann Joseph, Apfel 71. Beil 123.
Hermenegild, Beil 122.
Hervâus, Frosch 302.
Hieronymus 488. Löwe II. 38. Stein 409. Todtenkopf 502.
Hieronymus von Nami, Herz 390.
Hilarion, Drache 211. Geruch 334. Pferd II. 222.
Hilarius, Fluss 299. Schlange II. 331. Taube 439. Wein 549.
Hildegunde, Baum 120. Engel 249. Kamm 466.
Hippolyt, Pferd II. 221. Schlüssel 334.
Hormisdas, Kameel 466.
Hubertus, Crucifix 149. Hirsch 405. Hund 424. Schlüssel II. 334.
Hugo, Blitz 140. Schwan II. 352. Wolf 564.
Humbert, Bär 103. Stern II. 416.
Hyacinthus, Auge 94. Hagel 365. Mantel II. 75. Maria 106. Wasser 534.
Hymerius, Glocke 342.

J

Jacob 430. Säule II. 134.
Jacob von Bergamo, Pfeil II. 219.
Jacob von Cerqueto, Frosch 302.
Jacob de Marchia, Kelch 469.
Jacob martyr, Hand 370.
Jacob von Nisibi, Bad 102. Mücke II. 147.
Jacob de Stephano, Vögel II. 527.
Jacob von Tarantaise, Bär 103. Pflug II. 224.
Jamblichus, Siebenschläfer II. 325.
Januarius, Baum 120. Blut 145. Erdbeben 252.
Ida von Löwen, Abendmahl 12. Auge 93. Braut 149. Dreieinigkeit 215. Fisch 290. Hahn 367. Taube II. 437. Wunden 566.
Ida von Toggenburg, Hirsch 405. Rabe II. 255.
Ignatius Loyola, Herz 389. I H S 444. Sonne II. 391.
Ignatius Theophorus, Löwe II. 24.
Ildefons, Maria II. 105.
Imelda, Hostie 422.
Injuriosus, Grab 356.
Innas, Pinnas, Rimmas, Eis 232.
Joannicius, Licht II. 30.
Jodocus, Eiche 229.
Johanna von Carniola, Leiden II. 23.
Johanna a cruce, Braut 149.
Johanna von Jesu Maria, Kreuz 521.
Johanna von Valois, Herz 389.
Johannes Chrysostomus, Bienen 131. Haar 364. Kuss 538. Predigt II. 241.
Johannes Climacus, Leiter II. 24.
Johannes Damascenus, Hand 370.
Johannes de Deo, Christus 194. Dornen 208. Glocke 342. Schmach II. 336.
Johannes Elemosinarius, Beutel 127.
Johannes Eremita, Wandel II. 74.
Johannes, der Evangelist, 449.
Johannes de Goto, Lanze II. 10.
Johannes, das Lamm, Stab II. 406.
Johannes de Matha, Hirsch 406. Kette 474. Sklave II. 385.
Johannes von Nepomuk, Brücke 155. Stern II. 416.
Johannes von Parmense, Baum 120.
Johannes in puteo, Brunnen 156. Palme II. 184.
Johannes von Rheims, Drache 211.
Johannes Silentiarius, Finger 285.
Johannes der Täufer 445.
Josaphat, Beil 122.
Joscio, Rose II. 282.
Joseph 456. Stab II. 405.
Irenäus, Schwert II. 358.
Ireue, Pferd II. 221.
Isidorus, Bienen 131. Pflug II. 224.
Juetta, Vögel II. 527.
Julia von Corsika, Kreuzigung 528.

Julia Falconieri, Hostie 422.
Juliana, Kessel 473. Teufel II. 478.
Juliana von Löwen, Mond II. 136.
Julianus, Delphin 204. Geburt 314.
Julianus von Emesa, Nagel II. 155.
Julianus hospitator, Hirsch 406.
Julianus von Vienne, Thüre II. 481.
Julitta, Ochs II. 166.
Justa, Sonne II. 391.
Justina 200. Einhorn 231. Feuer 283.
Juvenalis, Schwert II. 359.
Ivo, Sonne II. 391.

K

Katharina von Alexandrien 467. Rad II. 256. Taube 437. 438.
Katharina von Genua, Bad 102.
Katharina Riccia, Braut 149.
Katharina von Siena 468. Wunden 566.
Keiwing, Amsel 58.
Kellach, Hirsch 406.
Kentigern, Engel 249. Hirsch 406. Mühle II. 148. Pflug 224. Regen 264.
Kümmerniss 535.
Kunigunde, Feuer 283. Handschuh 372. Lilie II. 33. Pflug 224.

L

Lambert, Lanze II. 10. Pfeil 219.
Landolin, Tanne II. 432.
Landrada, barfuss 108. Kreuz 522.
Laurentius, Armuth 84. Falke 267. Rost II. 288.
Lazarus von Constantinopel, Hand 371.
Leodegar, Predigt II. 240.
Leon, Drache 211.
Leonhard, Kerker 472. Ochs II. 166. Pferd 222. Thiere 481.
Leufridus, Beil 123.
Libaria, Erdbeben 251.
Liberata, Bart 110. Kreuzigung 528.
Liborius, Buch 159. Stein II. 410.
Lidwina, Abendmahl 13. Brust 158. Dorn 208. Geruch 333. krank 509. Leiden II. 22.
Lindamus, Frosch 302.
Livinus, Zunge 573.
Longinus, Lanze II. 10.
Lubentius, Schatten II. 317.
Lucas II. 42.
Lucas Casalius, blind 137.
Lucas junior, Angel 61. Thiere II. 481.
Lucia, Auge 94. blind 135. II. 43.
Luciannus, Abendmahl 8. Kelch 469. Kopf 505. Sonnenstrahl II. 394.
Ludger, Hund 424. Schwan II. 352.
Ludmilla, Schleier II. 333.
Ludovicus, Auge 94.
Luitgarde, blind 137. Braut 149. Crucifix 198. Herz 389. schweben II. 353.
Lupercinus, Adler 34.
Lupita, Kohlen 503.
Lupus, Hostie 422. Kelch 469.

M

Macarius, Flasche 294. Kameel 466. Kuh 534. Leichnam II. 21. Löwe 38. Rabe 254. Todtenkopf 502. Wein 549.
Macharius, Aussatz 95.
Machovius, Wallfisch II. 532.
Macra, Zange II. 570.
Magdalena II. 56.
Magdalena de Pazzis, Dornen 208. Herz 389.
Magnus, Bär 103. Fuss 306. Schlange II. 331. Stab 407.
Magutus, Wallfisch II. 532.
Malchus, Löwe II. 39.
Malo, Wallfisch II. 532.
Marcellus, Drache 211.
Marciana, Mauer II. 115. Ochs 166.
Marcianus, Löwe II. 40.
Marculfus, Hase 375.
Marcus, Evangelist, II. 77.
Marcus Eremita, Abendmahl 12. Haar 364. Wolf 564.
Margaretha II. 72. 79.
Margaretha von Cortona, Auge 93. Leiter II. 24.
Margaretha von Ravenna, blind 137.
Margaretha von Tiferno, Herz 389.
Margaretha von Ungarn, Magd II. 56.
Maria von Aegypten, Fluss 299. Haar 364. Mohr II. 134.
Maria de corona, Asche 86.
Maria von Oegnies, singen II. 382. Thränen 486.
Maria, die Sängerin, Bohnen 148.
Maria Viftana, Braut 149. Spiegel II. 402.

S

Sabas, Apfel 73.
Sabinus, Adler 34. blind 137. Hand 370.
Salaür, Lilie II. 32.
Salinianus, Wasser II. 534.
Salvator ab horta, Kohlen 503.
Samson, Fuchs 303.
Samuel, Löwe II. 39.
Saturninus, Fels 280.
Satyrus, Hostie 422.
Savinus, Kette 474.
Scholastica, Taube II. 443.
Sebaldus, Eis 231. Glas 336. Pilger II. 236.
Sebastian, Baum 120. Pfeil II. 319. 360.
Secundus, Abendmahl 12. Begräbniss 122. Engel 249.
Sentius, Lamm II. 8.
Serapion, Fels 280. Harnisch 373.
Serenicus, Bienen 131.
Sergius, Engel 249. Fuss 305. Glas 336.
Servatius, Adler 34. Feuer 284. Schlüssel II. 334. Schnee 340.
Servulus, Quelle II. 252.
Severianus, Adler 34.
Severinus, Drache 211. Heuschrecke 392. Kerze 473. Licht II. 30.
Severus, Nagel II. 155. Pferd 222. Stab 407. Taube 439.
Sibylla, blind 137.
Siebenschläfer II. 324.
Sigismund, Fuss 308.
Silanus, Fisch 291.
Simeon, Bischof, Kreuzigung 528.
Simeon, Einsiedler, Löwe II. 38.
Simon Stylites, Drache 212. Säule II. 297.
Simon Salus, Schmach II. 335.
Simplicius, Lilie II. 33.
Simprecht, Wolf II. 564.
Sira, Hund 424.
Sixtus, Schwert II. 358.
Sophia II. 151. 400.
Sophronia, Begräbniss 122. Blumen 142. Schwert II. 359.
Sozon, Fuss 305.
Spensippus, Blut 145.
Spes II. 335.
Stanislaus, Adler 34. Leichnam II. 21. Schwert 358.
Stephana, Braut 149. Herz 390.
Stephanus, Abendroth 15. Hand 371. II. 410.
Suibert, Beil 123. Stern II. 416.
Sura, Geld 325.
Sylvanus, Fels 280.
Symphorosa, Mutter II. 151.
Syncletica, Braut 149.

T

Taracus, Löwe II. 39.
Taria, blind 137.
Telesphorus, Keule 474.
Thecla, Löwe II. 39. Schlange 331. Schnee 482.
Theobald, Sack II. 295.
Theodata, Ochs II. 166.
Theodora, Feuer 282. Krokodill 531. Verkleidung II. 515.
Theodorus, Drache 211. Fackel 266. Fisch 292.
Theodosia, Mühlstein II. 149.
Theodosius, Brunnen 156. Korn 509.
Theodotus, Fackel 266. Mühlstein II. 149.
Theodula, Baum 120. Cypresse 200.
Therese, Herz 389. schweben II. 353.
Thomas, Apostel, Lampe II. 9. Maria 105. 483.
Thomas von Aquino, Baum 119. Kelch 470. Sonne II. 391. Stern 416. Taube 439. Tugenden 509.
Thomas Becket, Kopf 505.
Thomas von Villanuova, Beutel 127.
Tiburtius, Kohle 503.
Timotheus, Drache 211. Keule 474.
Tomasus, Krug 534.
Tommasuolo, Spiegel II 402.
Torellus, Wolf II. 564.
Torpes, Schmetterling II. 336.
Tozzo, Lampe II. 9.
Tresanus, Stab II. 406.
Trochymus, Buch 94.
Trudbert, Kreuz 534.
Trutorca, Spinne II. 403.
Tryphäna, Brust 158. Milch II. 132. Ochs 166. Ofen 172.
Tyrsus, Löwe II. 39.

U

Ulrich, Buch 160. Fisch 291.
Urbanus, Schwert II. 358.
Urbanus von Langres, Wein II. 549.
Ursicinus, Hals 368. Palme II. 184.
Ursicius, Kopf 506.
Ursula, Fahne 267. legio II. 18. Mantel 76. Pfeil 219. Schiff 322. Taube 438.
Ursula Bonicasa, Braut 149. Herz 389.
Ursus, Fahne 267. Kopf 506.

V

Valentin, Stern II. 416.
Valerius, Flasche 296.
Vedastus, Licht II. 30. Wolf 564.
Venantius, Fahne 267. Quelle II. 252.
Veneranda, blind 138.
Veremundis, Taube II. 439.
Verdiana, Schlange II. 332.
Verena, Kamm 466.
Veronica, Engel 249. Schweisstuch II. 355.
Verona, Dame 208.
Victor, Kopf 506. Mohr II. 134. Schwert 358.
Victorinus, Altar 52. Fahne 267. Hand 371. Mörser II. 133.
Vincentius, Rabe II. 254.
Vincentius Ferrer, Schmetterling II. 336. Sonne 391.
Vincentius de Paula, Sklave II. 385.
Vitalis, Keule 474. Lilie II. 33.
Vitus, Adler 34. Erdbeben 251. Kessel 473. Kind 476. Löwe II. 39. Predigt 240. 526.
Vulstran, Licht II. 30.

W

Walburgis, Aehre 37. Flasche 293.
Waltger, Kuh 534.
Wendelin, Hirt 407. Kind 476.
Wenzeslaus, Schwere II. 357.
Wereburga, Gans 310.
Werenfridus, Schiff II. 322.
Wigbert, Wein II. 549.
Wilgefortis, Bart 110.
Wilhelm der Grosse, Harnisch 373.
Wilhelm von Montpellier, Lilie II. 31.
Wilhelm von Tours, Hand 371. Kohle 503.
Wilhelm de monte vergine, Wolf II. 564.
Willehard, Glas 336.
Willibrord, Pest II. 211. Tanz 434.
Winoch, Mühle II. 148.
Woldus, Wolf II. 564.
Wolfgang, Beil 122. Berg 125. Fluss 299.

Z

Zeno, Krone 532.
Zenobius, Ulme II. 511.
Zitta, Schenkungen II. 319.
Zoë, Baum 120. Rauch II. 262.

das Archiv von Hormayr, allein es ist leider nicht fortgesetzt worden und auch das schätzbare Journal von Schlosser und Bercht ist wieder eingegangen. Somit fehlt also auch im weiten Gebiete der Geschichtsforschung ein Centralorgan, und es ist sehr schwer zu begründen, da die historischen Gesellschaften der einzelnen deutschen Länder wohl nicht genigt sind, gerade ihre wichtigsten Entdeckungen und Forschungen einem Centralblatt einzusenden und ihren besondern Journalen zu entziehen. Allein bei dem erstaunlichen Umfang geschichtlicher Studien in Deutschland, bei dem unermeßlichen Reichthum neuer Quellen, neuer Ansichten und Bearbeitungen, die jährlich sich ans Licht drängen, ist der Mangel eines übersichtlichen Journals kaum zu verantworten.

Im Gebiete der Naturwissenschaften allein ist es dem Journalismus gelungen, die Höhe zu erreichen, auf der er stehen soll, überschauend das weite Panorama der Literatur und des Lebens, von allen Seiten empfangend, nach allen Seiten wieder mittheilend, ordnend, richtend. Für mehrere Naturwissenschaften gibt es große Journale von unbestrittener Autorität, geleitet von den sachkundigsten Männern des Fachs, gesucht von allen Fachgenossen. Daneben aber macht sich freilich auch wieder eine übertriebene Concurrenz geltend, welche die Uebersicht erschwert und vielleicht, wenn gewisse tonangebende Männer hingeschieden seyn werden, die Autorität wieder zweifelhaft machen könnte, wenn sie nicht, wie wir hoffen wollen, in der Fortdauer der jährlichen Versammlungen der Naturforscher gewährleistet ist.

Der medicinischen Zeitschriften allein sind drei und vierzig in Deutschland. Man muß einräumen, daß verschiedene Heilmethoden auch verschiedene Journale nothwendig machen, und daß sich die Medicin, die im Grunde weniger eine Wissenschaft, als eine Kunst ist, und bei der es hauptsächlich auf Beobachtungen und Erfahrungen ankommt, nicht immer kurz fassen kann, wenn sie deutlich seyn will. Aber drei und vierzig Journale sind doch erstaunlich viel. Welcher Arzt, der täglich praktizirt, könnte sie alle lesen, und wem, der nicht praktizirt, könnten sie nützen?

Die Zahl naturwissenschaftlicher Journale rechtfertigt sich nur durch die Zahl der besondern Fächer, die wichtig genug sind, daß ihnen ein besonderes Journal gewidmet wird. Lokalinteressen können hier von Rechtswegen keine Concurrenz begründen, die nur die so

Marianus, Lilie II. 33. Thiere 481.
Marianus Scotus, Finger 285.
Marien, die drei II. 110.
Marina, Kerze 473. Verkleidung II. 514.
Marius, Regen II. 255.
Martha, Drache 211.
Martina, Adler 34. Kranz 141. Feuer 282. Löwe II. 39. Milch 131. Zange 570.
Martinianus, Delphin 204.
Martinus II. 110.
Maternus, Pilger II. 236. Tanne 433.
Matthäus II. 114.
Matthias II. 115.
Maura, Thränen II. 486.
Maurilius, Taube II. 439.
Mauritius, Fahne 267. legio II. 17. Mohr 134. Ritter 274.
Mauritius von Angers, Fisch 292.
Maurontus, Bienen 131.
Maurus, Drache 211. Wasser II. 534.
Maximius, Bär 103.
Maximus, Dornen 208. Fels 280.
Mechtilde, Haar 365.
Medardus, Adler 34. Taube II. 443.
Meinhard, Geruch 333. Rabe II. 255.
Melanius, Fluss 299. Schiff II. 322.
Melchior 499.
Meles, Fisch 290. Kohle 503.
Meletius, Harnisch 373.
Menodora, Feuer 282.
Mercurialis, Drache 211.
Merulus, Kranz 510.
Michael II. 127. 530.
Michelina, Aussatz 95.
Milburga, Gans 310. Sonnenstrahl II. 394.
Miletus, Hirsch 406.
Modestus Löwe II. 39.
Modomoc, Bienen 130.
Molva, Fisch 291.
Monica, Gürtel 361.
Moyses, Messer II. 126.

N

Narcissus, Kreuz 534. Mücke II. 148. Oel 168.
Nestor, Kreuzigung 528.
Nicasius, Kopf 505. Maus II. 116. singen 382.
Nicephorus, Bär 103. Verzeihung II. 523.
Nicolaus, Acker 62. Apfel 73. Beutel 127. Brodt 153. Buch 160.
Nicolaus von Tolentino, Stern II. 416.
Nicomedes, Keule 474.
Nilus, Regen II. 264.
Nonna, Altar 51.
Nonnosus, Oel II. 168.
Norbert, Blitz 140. Kelch 469. Ritter II. 275. Spinne 402. Teufel 478.
Notburga, Arm 82. Handschuh 372. Magd II. 55. Sonnenstrahl 394.

O

Odilo, Aussatz 95. Glas 336.
Odo, Regen II. 264.
Omer, blind 139.
Onufrius, Blatt 133. Löwe II. 38. Palme 184.
Oringa, Fluss 299. Hase 374.
Osanna, Braut 149. krank 509.
Ositha, Kopf 506.
Oswald, Arm 83. Hand 371. Rabe II. 255.
Otho, Falke 267.
Ottilia, Auge 94. blind 136. knieen 495. Rittersporn II. 276.
Otto von Bamberg, Aussatz 95. Pfeil II. 219.

P

Pachomius, Geruch 334. Krokodil 531.
Pancratius, Schuh II. 352. Schwert 358.
Pantaleon, Baum 119. Löwe II. 39. Mühlstein 149. Nagel 155. Oel 168. Rad 256.
Paphnutius, Bergwerk 125. Palme II. 184.
Parascius, Drache 211.
Pardulf, Balken 104.
Parthemius, Hund 424.
Paschalis, Abendmahl 12.
Passida, Leiden II. 23.
Paternus, Schlange II. 331.
Patricius, Bad 102. Leichnam II. 21. Schlange 331.
Paula, Asche 86. Bart 110. Herz 389.
Paulinus, Sarg II. 315.

Paulus 200. Wolf II. 564.
Paulus Eremita, Begräbniss 122. Blatt 133. Löwe II. 38. Palme 184.
Pelagia, Feuer 282. Ochs II. 166.
Pelagia meretrix, Schmuck II. 337.
Pelagius, Zange II. 570.
Perpetua, Kuss 540. Leiter II. 24. Ochs 166.
Perroneta, Eis 232.
Petitus, Nebel II. 156.
Petrocus, Regen II. 264.
Petrus II. 211.
Petrus von Alcantara, Eis 232. Schnee II. 339. schweben 353. Taube 439. Wasser 534.
Petrus Gonzalez, St. Elmo 236. Fisch 291. Koth 509. Mantel II. 75. Pferd 222. Predigt 241.
Petrus Martyr, Kopf 505. Schwert II. 359.
Petrus Nolasco, Singen II. 385.
Petrus von Perugia, Säule II. 297.
Petrus von Pisa, Räuber II. 258.
Petrus Teutonicus, Nebel II. 156.
Petrus Thomas, Pfeil II. 219.
Philemon, Pfeil II. 219.
Philippus, Apostel II. 227.
Philippus Neri, Herz 390.
Phocas, Gärtner 309. Schiff II. 323.
Photis, Baum 120.
Pirminius, Taube II. 438.
Placida, Schwert II. 359.
Placidius, Kopf 506.
Placidus, Acker 62. Zunge II. 573.
Polycarpus, Blut 146. Feuer 282. Taube II. 443.
Pontianus, Löwe II. 39.
Poppo, Handschuh 372. Lanze II. 11. Quelle 252.
Potamynäa, Kessel 474. Pech II. 206.
Potitus, Taube II. 443.
Primus, Hirsch 405. Lilie II. 33. Löwe 39.
Prisca, Adler 34. Kamm 466. Löwe II. 39.
Priscilla, Sarg II. 315.
Probus, Löwe II. 39.
Procopius, Hand 371.
Proculus, Kopf 506.
Prudentiana, Braut 149.

Q

Quintinus, blind 136.
Quiriacus, Hand 370. Löwe II. 39.
Quirinus, Kette 474. Mühlstein II. 149. Pferd 221.

R

Radegunde, Todtenkopf II. 503. Wolf 564.
Rainald, Fisch 302. Kuss 538.
Rainer, Ochs II. 166.
Raymund, Mantel II. 75. Mund 150. Predigt 240.
Regina, Schaf II. 217.
Regiswinde, Kind 476.
Regula, Kopf 506.
Regulus, Frosch 302.
Rejul, Hirsch 406.
Remaclus, Wolf II. 564.
Remedius, Bär 103.
Remigius, Flasche 293. Oel II. 169. Sperling 400.
Restituta, Feuer 282. Schiff II. 323.
Reynold, Hammer 368.
Rhodanus, Hirsch 406.
Richard, Brodt 153.
Richarius, Asche 86.
Rigobert, Gans 310.
Ripsime, Braut 150. Schwein II. 355.
Rita, Bienen 131.
Ritter, vierzig, Eis 232.
Ritza, Wasser II. 534.
Robert, Ring II. 273.
Rochus, Hund 424. Korb 508. Kreuz 522. Pest II. 209. Pilger 236. Stab 407.
Romana, Taube II. 438.
Romanus, Aussatz 95. Predigt II. 239. Schlange 331. Zunge 572.
Romuald, Kuss 538. Leiter II. 23.
Ronan, Wolf II. 564.
Rosa von Lima, Baum 119. Braut 149. Dornen 208. Hahn 367. Mücke II. 148. Nachtigall 153. Rose 283. Schmetterling 336.
Rosalia, Gebet 312. Kranz 510. Rose II. 283.
Ruchtrud, Hirsch 405.
Ruffina, Topf II. 504.
Rufinus, Ofen II. 172. Rose 284.
Rufus, Beil 122.
Ruphillus, Drache 211.

Berichtigungen.

I. Theil.

Seite 17 Zeile 9 von oben lies Abraham statt Adam
S. 18 Z. 2 v. o. l. *Aringhi*
S. 44 Z. 2 v. o. l. Matterhorn
S. 61 Z. 6 v. unten l. der Herrad st. des (wiederholt auf S. 183. 277. 470. 476. 517. 526.)
S. 96 Z. 5 v. o. l. Tuland
S. 104 in der Note Z. 4 v. o. l. Cancle
S. 181 im Artikel Blut Z. 4 v. o. l. schwelt st. steigt
S. 183 Z. 4 v. u. l. wie st. für
S. 185 Z. 5 v. u. l. Traum
S. 227 in der Mitte l. faunisch st. launisch, und *Landau* st. *Lauban*
S. 231 in der Mitte l. Einhörnern st. Eichhörnchen
S. 267 Z. 12 v. o. l. Gabriel st. Raphael
S. 271 in der Mitte l. Widmann
S. 280 Z. 9 v. o. l. Martinstubel
S. 291 Z. 4 v. o. l. Peter st. Pater
S. 302 in der Mitte l. Besonnene spoten
S. 319 in der Mitte l. Sannazar
S. 334 Z. 2 v. u. l. Schmeller
S. 399 Z. 1 v. o. l. den Geist st. das Fleisch
S. 407 Z. 2 v. u. l. Florens
S. 412 in der Mitte l. Hahn, Gedichte
S. 429 Z. 9 v. u. l. Weihnachten st. Wintersonnenwende
S. 519 Z. 11 v. u. l. R st. X
S. 530 Z. 13 v. o. l. Viatler

II. Theil.

Seite 19 Zeile 4 von oben lies der Herrad (nach S. 21 unten)
S. 83 Z. 12 v. o. l. mit der Lampe statt ist eine Lampe
S. 89 in der Mitte l. Almeida
S. 89 in der Mitte l. Marienlieder
S. 113 Z. 8 v. u. l. drusaiben
S. 145 Z. 9 v. o. l. Poussin
S. 183 Z. 4 v. u. l. *palmetum*
S. 211 Z. 3 v. o. l. *spoi*
S. 226 in der Mitte l. *aburdum*
S. 234 l. der und dem Tiber, *masc.*
S. 267 Z. 9 v. u. l. abanschreiten
S. 291 Z. 9 v. o. l. im st. ein
S. 296 in der Mitte l. Jachin

Druck von C. Fr. Steyer in Weissenburg.

Deutsche Dichtung

von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

F 539

DB 440
T 12.05
1a
Dt. Lit. gesch., Kl. u. Vorst.

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

2933

Vorrede.

Unſre Dichtungen ſind ein Schatz des Volkes, der mit den Jahrhunderten anwächst und den zu erhalten, zu ordnen, den immer neu heranwachſenden Geſchlechtern möglichſt zugänglich zu machen, die Pflicht der Literarhiſtoriker iſt. Was für vortreffliche Werke über deutſche Dichtung wir nun auch ſchon beſitzen, ſo wird doch darin noch manches Wichtige, ſowohl in Bezug auf den Stoff, als auf die Behandlung vermißt.

In Bezug auf den Stoff. Sämmtliche Lehrbücher, die von der deutſchen Dichtung handeln, haben bisher nur die ſchriftlichen Denkmale der Kunſtdichtung in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen. Nun liegt aber ein unendlich reicher Schatz der echteſten Poeſie in den mündlich überlieferten Volksliedern, Volksmärchen und Volksſagen, die man in neuerer Zeit zu ſammeln und aufzuzeichnen ſo fleißig geweſen iſt. Sie bilden einen weſentlichen Beſtandtheil der deutſchen Dichtung, weil in ihnen die älteſten poetiſchen Erinnerungen des Volkes bewahrt ſind, weil ſie auch der ſpätern Kunſtdichtung eine Fülle von Stoff und Motiven geliehen und in den Zeiten, in welchen die Kunſtdichtung entartete und fremder Mode anhing, dieſen Corruptionen zum Gegengewicht gedient und die Rückkehr der Kunſt-

dichtung zum Nationalen erleichtert haben. Dieſe mündlich überlieferte Volksdichtung muß alſo mit den ſchriftlichen Denkmälern der Kunſtdichtung verbunden werden zum Ganzen der deutſchen Poeſie, was bisher nicht geſchehen iſt. — Ferner beſchränken ſich unſre Lehrbücher alle nur auf Werke in deutſcher Sprache. Aber zwiſchen Hans Sachs und Opitz begegnen uns verhältnißmäßig wenige namhafte Kunſtdichter, welche deutſch geſchrieben haben, während dieſes Jahrhundert von gekrönten Poeten und Jeſuiten wimmelt, welche lateiniſch dichteten. Dieſe waren Deutſche, ſelbſt der Inhalt ihrer Gedichte betrifft keineswegs immer blos die claſſiſchen Erinnerungen oder den Dogmenſtreit, ſondern deutſche Natur, deutſche Geſchichte, deutſches Leben. Wir finden darunter, wenn auch in claſſiſcher Sprache, echten deutſchen Humor, ſogar Volksſchwänke. Dieſe Dichtungen nun wegen ihrer Sprache allein vom Geſammtſchatz der deutſchen Poeſie ausſchließen wollen, iſt ein Vorurtheil, welches man endlich ablegen muß. Wir haben ſo viele Dichter gehabt, welche, wenn auch in deutſcher Zunge, doch ohne deutſches Herz dichteten, daß wir dieſen kein Vorrecht gewähren dürfen gegenüber von deutſchen Dichtern, die ſich der lateiniſchen Zunge bedienten. Daſſelbe gilt von einigen wenigen, welche franzöſiſch dichteten, die in der Geſchichte unſrer Poeſie zu vergeſſen beinah unverzeihlich iſt, wenn man erwägt, daß ſich Leibnitz und Friedrich der Große unter ihnen befinden.

In Bezug auf die Behandlung. Die Lehrbücher, welche von deutſcher Dichtung handeln, theilen ſich in zwei Claſſen, wovon die eine nur Titel und Ausgaben der Werke, Namen und allgemeinſte Lebensumriſſe der Verfaſſer regiſtrirt, die andre nur Raiſonnements über die namhafteſten Dichter und Dichterſchulen gibt. In den Werken der einen wie der andern Claſſe kommen Inhaltsauszüge der einzelnen Dichtungen, welche den Leſer in den Stand ſetzen könnten, ſich einen Begriff von dem zu machen, wovon es ſich eigentlich

handelt, entweder gar nicht, oder nur ausnahmsweise vor. Bloße Titel und Namen aber nützen dem Leſer nichts und ein bloßes kritiſches Raiſonnement kann ihm in manchen Fällen ſogar ſchaden, ſofern es ihm ein Vorurtheil beibringt, ihn von Dichtungen, die er nicht kennt, allzu günſtig oder allzu ungünſtig urtheilen lehrt. Die Lehrbücher ſollten daher überall Inhaltsauszüge geben, wie es hier zum erſtenmale von mir verſucht wird. Wie wenig es auch möglich iſt, den unmittelbaren Eindruck von Dichtungen, insbeſondere ihrer formellen Behandlung, in kurzen Inhaltsanzeigen genügend wiederzugeben, ſo bleiben ſie doch das Einzige und Unerläßliche, was dem Leſer gewährt werden muß, um ihn in die Dichterwerke einzuweihen, in der Art, wie in artiſtiſchen Werken Grund- und Umriſſe, wenn auch nur leicht ſkizzirt, dem Beſchauer einen deutlichern Begriff von Kunſtdenkmälern geben, als es alles Gerede darüber vermöchte.

Soweit ſich neben einem treuen Referat und ganz objectiv gehaltener Darlegung des poetiſchen Inhalts noch eine Tendenz des Literarhiſtorikers geltend machen darf und ſoll, will ich die, welche ſich im vorliegenden Werke geltend macht, kurz bezeichnen und rechtfertigen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei Dichtungen zuerſt nach dem poetiſchen Werthe gefragt werden muß. Edle Geſinnungen können einer ſchlecht erfundenen und ſchlecht behandelten Dichtung keinen Werth verleihen. Als Dichtung muß ſie ſich aber vor allem durch die Erfindung auszeichnen, denn die bloße Form, ſchöne Verſe, eine geiſtreiche Sprache ꝛc. machen Schwäche der Erfindung, einen verfehlten Inhalt niemals wieder gut. Da man in neuerer Zeit auf die Form zu viel Gewicht gelegt hat, ſcheint es mir nöthig, Werth oder Unwerth des Inhalts beſonders zu betonen.

Sofern aber die Dichtungen aus der Nation heraus entſtehen, um wieder auf die Nation mächtig zurückzuwirken, wird ihr Werth

wünſchenswerthe Concentration verhindert. Nur landwirthſchaftliche, forſtwirthſchaftliche, technologiſche Journale können auf beſondere Provinzen beſonders berechnet ſeyn, ſofern Ackerbau und Induſtrieverhältniſſe in verſchiedenen Gegenden ſehr verſchieden ſind. Allein wie es ſcheint, wird dieſe natürliche Hierarchie des Journalismus mannichfach durchkreuzt durch eine Concurrenz, die nicht nothwendig wäre und die Orientirung nur verwirrt.

3. Die Unterhaltungsblätter.

Die ſogenannten ſchönwiſſenſchaftlichen, belletriſtiſchen oder Unterhaltungsblätter haben auf eine merkwürdige Weiſe zugenommen. Es gibt deren fünfzig in Deutſchland (dem ſchon genannten bibliopoliſchen Jahrbuch zufolge), und darunter iſt noch gar manches der kleinen Lokalblätter nicht mitbegriffen, die überall, ſelbſt in den Landſtädtchen, wie Pilze aufſchießen, und die neben lokalen Anzeigen und den politiſchen Tagesneuigkeiten auch noch Novellen, Gedichte, Räthſel ꝛc. meiſt Plagiate darbieten, alſo eigentlich mit zu den Unterhaltungsblättern zu rechnen ſind. Wie beſcheiden fingen dieſe Blätter im vorigen Jahrhundert an und wie beiſpiellos dreiſt drängen ſie ſich jetzt neben und unter einander hervor!

Beſondere lokale Bedürfniſſe, die ſo viele Blätter an verſchiedenen Orten nöthig gemacht hätten, ſcheinen nicht vorausgeſetzt werden zu dürfen. Die Geſchmacksbildung iſt in allen deutſchen Städten ungefähr die gleiche. Allgemeine Schulbildung, die Lektüre der ſogenannten deutſchen Claſſiker, die überall mit Modeſchriften gleich ausgeſtatteten Leihbibliotheken und die im Repertoire wenig von einander abweichenden Theater haben dieſes Reſultat herbeigeführt.

In Bezug auf die metriſche, namentlich lyriſche Poeſie herrſcht in allen Unterhaltungsblättern dieſelbe Tendenz zur poetiſchen Eklektik vor. Man ahmt alle ſchon bekannte Manieren nach und nimmt ohne Unterſchied jede neue auf. Vom alten Gegenſatz der claſſiſchen und romantiſchen Schule iſt kaum mehr eine Spur zu finden. Alles verträgt ſich nebeneinander. In Proſa iſt man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einer neuen Mode gefolgt. Noch vor Kurzem herrſchte die Manier Walter Scotts vor, jetzt die franzöſiſche Genremalerei, frivole Novelliſtik und geiſtreiche Salonsplauderei.

offenbar erhöht, wenn sie nicht nur durch poetische Schönheit, sondern auch durch einen Geist ausgezeichnet sind, welcher der Nation Ehre macht, die Nation hebt und veredelt. Und umgekehrt verliert eine Dichtung an Werth, wenn sie, obgleich geistreich durchgeführt, Gesinnungen kund gibt, welche der Nation zur Unehre gereichen.

Ich betrachte die Poesie als ein unveräußerliches Eigenthum der Nation. Kein aristokratischer, gebildeter oder gelehrter Bruchtheil des Volkes hat auf sie ein ausschließliches Anrecht oder darf sich anmaßen, aus ihr machen zu wollen, was ihm beliebt. Sie muß, wenn sie sich eine Zeit lang von der genialen Willkühr Einzelner oder im Dienst des Auslandes hat mißbrauchen lassen, immer wieder zum natürlichen Boden zurückkehren und sich vor der Majestät der Nation beugen. Sofern sie als Kunstdichtung, als Privilegium gebildeter Klassen von ausländischem Gifte, wie mit geistiger Siphylis angesteckt worden ist, sofern sie die herrlichsten Eigenschaften der deutschen Nationalität verleugnet, ja verhöhnt hat, muß man sich hüten, ihr blos deswegen, weil sie Poesie ist, eine unbedingte Achtung zu zollen. Die Poesie verdient solche Achtung nur, wenn und so weit sie dem Nationalgeist treu geblieben ist und demselben Ehre gemacht hat. Sie ist aber eben so oft unter das Niveau der Nation hinabgesunken, als sie sich über dasselbe erhoben hat. Sehr begabte und berühmte Dichter handelten zuweilen als die schlimmsten Feinde der eignen Nation, indem sie ihre Gaben zur Verführung des Volkes mißbrauchten und das Edelste und Herrlichste in ihm zu verderben und zu schänden beflissen waren. Im Spiegel der Dichter erscheint das Volk selbst nur zu oft anders, schlechter und insbesondre schwächer und weichlicher, als es ist, denn man kann sich nicht verhehlen, daß die Dichter in der Regel keine Helden sind und daß ein Zug zum Eiteln und Weibischen bei sehr vielen unter ihnen vorherrscht. Ich habe es daher für Pflicht erachtet, überall das Verhältniß der Dichter

zur Nation, zum Nationalcharakter, zur Nationallehre ins Auge zu faſſen und keinen, der ſich an der Nation verſündigt, etwa blos hübſcher Verſe wegen zu loben.

Ich halte ferner den chriſtlichen Glauben und das chriſtliche Sittengeſetz für die höchſte Autorität und das chriſtliche Moment für maaßgebend, wie das nationale. Der chriſtliche Glauben und die chriſtliche Moral ſind hoch erhaben über aller Schönheit und Weisheit des claſſiſchen Heidenthums und durch nichts, was auch der Menſchengeiſt noch ausdenken möge, je zu übertreffen oder entbehrlich zu machen. Deswegen verwerfe ich alle die in neuerer Zeit ſo zahlreich vorgekommenen Verſuche, die Poeſie dem chriſtlichen Glauben entgegenzuſetzen und zu einem neuen Heidenthum, welchem jedenfalls die Naivetät und ſittliche Kraft des alten fehlen würde, hinüberzuführen. Das Kokettiren der Dichter, wie der Literarhiſtoriker, mit einer Weisheit, die ſich anmaßt, über dem Chriſtenthum zu ſtehen, halte ich für eine Verſündigung am Nationalcharakter und an der weltgeſchichtlichen Erfahrung, für ein ohnmächtiges Auflehnen im innerſten Kern unheiliger Gefühle gegen das Heilige, unter gänzlicher Verkennung des Volkes, ſeiner Geſchichte, ſeines ewigen Bedürfniſſes.

Die deutſche Poeſie vermag, das iſt mein Grundſatz, ſich weder von der Nation, noch vom Chriſtenthum zu irgend einer ſelbſtändigen und dauerhaften Neugeſtaltung abzulöſen. Alle Verſuche dieſer doppelten Entfremdung haben nur zu vorübergehenden Modethorheiten geführt und können nur dazu führen. Jetzt aber ſcheint der Kreislauf dieſer überall aus Selbſtverleugnung und künſtlichem Selbſtvergeſſen hervorgegangenen Modethorheiten nahe am Ende zu ſeyn.

Nachdem die in der gelehrten Schule gebildeten Stände ſeit der Renaiſſance ihre Poeſie aus einer weder nationalen noch chriſtlichen Urquelle geſchöpft, nach einander mit den Geiſtern aller fremden

Nationen gebuhlt, den Werth der Poesie ausschließlich in die Virtuosität der Form und Behandlung gesetzt und einen Cultus des Genius darauf gegründet, immer aber mit alleiniger Anpreisung bald dieser bald jener Schule und Manier gewechselt haben, hat sich endlich theils aus dem wiedererwachten Nationalgefühl heraus, theils von Seiten der wiedererstarkten Kirche her ein billiger Zweifel erhoben, ob die modernen Classiker wirklich das Ziel erreicht haben, welches der großen, uralten und ureigenen deutschen Nation und ihres unvertilgbar christlichen Charakters würdig sey. Die Täuschungen des Humanismus und Kosmopolitismus, der Philosophie und aller der Systeme, mit denen man sich über die ursprüngliche Nationalität, wie über die Kirche hinwegzusetzen versucht hat, sind im Entschwinden begriffen. Alle Denkmale des ältern nationalen und kirchlichen Geistes, die von der modernen Schule vergessen und verachtet waren, treten dagegen in ein neues Licht und gewinnen ihre hohe Bedeutung wieder. Von dem Augenblick an, in welchem die deutsche Nation sich wieder als die eine und ganze fühlen gelernt hat, knüpft auch die Vergangenheit ein Band mit der Zukunft an, über die letzten Jahrhunderte unsrer Vaterlandsvergessenheit und nationalen Schmach hinüber, welche zugleich das goldne Zeitalter der modernen Classicität gewesen sind.

Pfingsten, 1858.

Inhalt.

Seite

Vorrede V

Erſtes Buch: Die alten Heldenlieder 1

1. Verlorenes und Gerettetes aus der älteſten Zeit . . . 1
2. Die alten Lieder von Sifrit und von den Nibelungen . . 15
3. Das Heldenbuch 27
4. Die kerlingiſchen Heldenlieder 40

Zweites Buch: Die Volksmärchen 71

1. Rieſenmärchen 74
2. Nixenmärchen 85
3. Zwerg- und Elbenmärchen 96
4. Dämoniſche Liebe in Märchen 120
5. Wintermärchen 127
6. Chriſtnachtsmärchen 136
7. Märchen von der guten Frau 145
8. Märchen von den duldenden Jungfrauen 149
9. Frühlingsmärchen 160
10. Wunſchmärchen 166
11. Sommermärchen 179
12. Die Schlangenjungfrauen im deutſchen Volksmärchen . . 190
13. Herbſtmärchen 197
14. Thiermärchen 203
15. Andere Reſte alter Naturpoeſie 211

Drittes Buch: Die kirchliche Dichtung im Mittelalter . . . 218

1. Die Dichtungen von Chriſto 221
2. Die Gedichte vom h. Graal 244
3. Allegoriſche und myſtiſche Dichtungen 252

Seite

4. Marienlieder 258
5. Allgemeine Legende der Heiligen 277
6. Deutsche Heiligenlegende 290
7. Kleine Legenden und Wundergeschichten 302

Viertes Buch: Die ritterliche Dichtung im Mittelalter . . . 313

1. Die Minnesänger 314
2. Die Artusromane 344
3. Einfluß der classischen Literatur 355
4. Reimchroniken 364
5. Gereimte Sittenlehre 370
6. Helden- und Liebesromane 379
7. Volksbücher 393
8. Erzählungen 407
9. Räthselmärchen 422
10. Die ältesten Schwänke von Bauern 427

Erſtes Buch.

Die alten Heldenlieder.

1.

Verlorenes und Gerettetes aus der älteſten Zeit.

Bei den uns ſtammverwandten Skandinaviern, die zum Theil erſt im zehnten Jahrhundert nach Chriſto bekehrt wurden, ſind eine Menge Götter- und Heldenlieder aus der heidniſchen Zeit erhalten geblieben. Viele derſelben, insbeſondere die von den Nibelungen und von Thidrek (Dietrich) handeln, haben nicht Skandinavien, ſondern Deutſchland zur Heimath, von wo ſie nur über die Oſtſee hinübergewandert ſind. In den deutſchen Volksmärchen nicht nur, ſondern auch in Legenden und ritterlichen Dichtungen finden ſich überdies noch zahlloſe poetiſche Motive und ſelbſt Namen, die aus heidniſcher Erinnerung ſtammen. Wenn uns nun auch unmittelbar keine Dichtung in ihrer urſprünglich heidniſchen Form übrig blieb, ſo dürfen wir doch annehmen, daß ein großer Reichthum derſelben vorhanden geweſen iſt.

Tacitus redet in ſeiner Germania Cap. 2 und 3 von Götter- und Heldenliedern der Germanen, und ſagt, es habe keine Geſchichtſchreiber unter ihnen gegeben, ſondern des Volkes Erinnerung habe einzig in Liedern fortgelebt. In den Annalen II. 88 ſpricht er von Liedern, in welchen ſie ihren Helden Arminius gefeiert hätten. Auch andre römiſche Autoren gedenken deutſcher Lieder, ſo Kaiſer Julianus (Miſopogon II. 56). Jornandes erwähnt im Eingang ſeiner gothiſchen Geſchichte Lieder zu Ehrne

der alten Gothenkönige. Mit Recht vermuthet man, daß viele märchenhafte Züge in der ältesten Geschichte der Longobarden von Paul Warnefried, in den ältesten Annalen der Franken, Thüringer ꝛc. aus Heldenliedern aufgenommen sind.

Am meisten fällt auf, daß unsre ältesten Dichtungen und Sagen gänzlich Umgang nehmen vom römischen Reiche. Aus der Zeit, in welcher deutsche Kraft das gewaltige Weltreich im Süden zertrümmerte, sind uns nur Sagen erhalten, die sich auf den Ursprung der deutschen Stämme und auf einige merkwürdige Thaten und Abentheuer derselben beziehen, ohne daß je auch nur die leiseste Spur einer ruhmredigen Ueberhebung der deutschen Nation über die römische, ja nur eine Erinnerung an den Umsturz des weltbelastenden römischen Colosses gefunden würde. Und eben so wenig zeigt sich in unsern ältesten Dichtungen und Sagen der mindeste Einfluß römischer Cultur. Ueberall tritt uns nur die volksthümliche Art und Sitte entgegen. — Aus dem, was uns von uralten deutschen Sagen in Geschichtbüchern erhalten ist, gebe ich hier nur das echt Volksthümliche und Wichtige. In der Sage von der Herkunft der alten Friesen, obgleich sie in die Zeit Karls des Großen vorgerückt worden ist, liegt eine viel ältere Erinnerung.

Die zwölf Asegas (Richter) der Friesen flohen vor Karl dem Großen über Meer. Da fand sich ein Dreizehnter unter ihnen, mit einer Achse auf der Achsel, der das Schiff mächtig steuerte und dann am Ufer die Achse hinwarf. Da entsprang ein Born und man nannte die Stelle Achsenhof oder Aschwege. Die zwölf aber saßen um den Brunnen und schöpften das Recht, das ihnen der Dreizehnte lehrte. Dann verschwand dieser und davon schreibt sich her das Landrecht der freien Friesen. Altfriesengesetz von Wierdsma I. 103. Grimm d. Sagen Nr. 445. Dahinter verbirgt sich die nordische Sage von der Ankunft des aus seiner Heimath am schwarzen Meere verbannten Odin mit den zwölf Asen.

Sehr echt und volksthümlich sind ohne Zweifel auch folgende Sagen:

Der erste Sachsenkönig Ascanius ging aus dem Harzfelsen im grünen Walde bei einem Springbrunnen hervor. Aventinus, bayr. Chronik 18. Froschmeuseler I. 2. Nach der nordischen Edda entstand Ask, der erste Mensch, aus einem Holze.

Hier die ältesten poetischen Züge aus Paul Warnefried:

Durch eine Hungersnoth aus der dänischen Halbinsel vertrieben, stießen die Winiler auf die Vandalen. Gambara, die Mutter des Ibor und Aio, welche die Winiler führten, bat den höchsten Gott Wodan (nordisch Odin) um

Sieg. Dieſer aber erklärte in ſeiner indifferenten Manier: das Volk ſolle ſiegen, welches er Morgens beim Erwachen von ſeinem Himmelsfenſter herab zuerſt ſehen werde. Da wandte ſich Gambara bittend an Wodans Gemahlin, die gute mütterliche Frea (Frigg) und dieſe rieth, die Frauen der Winiler ſollten ihre langen Haare vor das Geſicht binden, als ob es Bärte wären, und ſich mit den Männern in Reih und Glied Morgens gegen Sonnenaufgang ſtellen. Da ſah ſie Wodan zuerſt und gewährte ihnen den Sieg. I. 8.

Ein lüderliches Weib gebar ſieben Söhne und warf ſie in einen Teich. Der Longobardenkönig Agelmund ging vorüber und hielt ſeine Lanze hinein. Da ergriff eines der Kinder die Lanze mit voller Kraft und wurde vom König herausgezogen, vom Teiche (Schlamm) Lamiſſo genannt und erzogen. Als er herangewachſen, kam er mit dem König an einen Fluß, deſſen Uebergang die Amazonen wehrten. Der Streit ſollte durch einen Zweikampf entſchieden werden und Lamiſſo warf ſich von der einen, eine tapfere Amazone von der andern Seite in den Fluß und beide kämpften ſchwimmend. Er ſiegte und wurde ſpäter ſelbſt König. I. 15 f. Dies iſt die älteſte Spur der Welfenſage. Auffallend iſt die Aehnlichkeit dieſer alten Sage mit der von Harlem bei Wolf, niederl. Sagen Nr. 26–28. Harlem wurde von einem gewiſſen Lem gebaut, der ſehr viele Geſchwiſter hatte und ein Rieſe war. Zu ſeiner Zeit lebte eine Rieſin, die ins Waſſer ging, die Schiffe verſenkte und die Mannſchaft fraß. — Eine merkwürdige Sumpfſage der deutſchen Völkerwanderung ſteht auch bei Jornandes. Die Gothen zogen durch das ſkythiſche Land, da kamen ſie auf einer langen Brücke über weitausgedehnte Sümpfe. Plötzlich verſank aber die Brücke vorn und hinten und ſie blieben auf einer Inſel mitten im ungeheuren Sumpf eingeſchloſſen, wo man noch lange nachher von fern ihr Vieh hat brüllen hören.

Echt volksthümlich iſt wohl die Ueberlieferung bei Jornandes, nach welcher die Gothen auf drei Schiffen aus Skandinavien gekommen ſeyn ſollen. Das letzte Schiff verſpätete ſich, die Mannſchaft wurde wegen ihrer Faulheit verlacht und empfing den Namen der Gepiden (von gapan, gaffen, gähnen, Maul aufſperren). Das iſt die älteſte Spur der unter den deutſchen Stämmen üblichen gegenſeitigen Verſpottung. Dagegen ſind die Sagen von der Gründung Triers durch einen Sohn der Semiramis, von der Herkunft der Franken aus Troja, der Sachſen aus Alexanders Heer ꝛc. gelehrte Erfindung der ſpätern Zeit und enthalten nur inſofern eine Spur von Wahrheit, als die deutſchen Stämme in der That von Südoſten her, zunächſt vom Don aus, nach Europa gekommen ſind.

In den Erzählungen der älteſten deutſchen Annaliſten ſind Wahrheit

und Dichtung oft kaum unterſcheidbar gemiſcht. So in den berühmten Schilderungen Paul Warnefrieds.

König Rudolf der Heruler ſchickte ſeinen Bruder als Geſandten zu den Longobarden. Da lud ihn die longobardiſche Königstochter Rumetrud zu ſich ein und ſetzte ihm einen Becher Wein vor, ſpottete aber über ſeine Kleinheit. Er wurde grob und ſie ließ ihn erſchlagen. Da zog Rudolf zur Rache ins Land und war des Sieges ſo gewiß, daß er während der Schlacht ſpielte. Ein Heruler mußte auf einen Baum ſteigen und ihm berichten, wie die Schlacht ſtehe. Dieſer Wächter aber wußte, es koſte ihm den Kopf, wenn er ſage, die Heruler fliehen, ſagte daher blos: der Zorn Gottes hat dich getroffen. Da frug Rudolf: wie, fliehen meine Heruler? Der Wächter: du ſelbſt ſagſt es, nicht ich. Rudolf eilte aufs Schlachtfeld, es war aber zu ſpät, er fiel und die Heruler wurden ſo total geſchlagen, daß ein Theil von ihnen in blinder Angſt ſich in ein blaublühendes Flachsfeld ſtürzte und die Arme zum Schwimmen ausbreitete, in der Meinung, ſie befinden ſich im Waſſer. I. 20.

Alboin, König der Longobarden, der Italien eroberte, brachte dahin die ſchöne Roſamunde mit, Tochter des von ihm erſchlagenen König Kunimund, und ging im Siegesübermuth einmal ſo weit, beim Gelag der Tochter zuzumuthen, ſie ſoll aus dem Todtenſchädel ihres Vaters trinken. Sie that es, ſann aber auf Rache und ließ den rohen Gatten ermorden. I. 27. II. 28.

Romilda, Wittwe des gegen die Hunnen gefallenen Herzog Giſulf von Friaul, ſollte dieſe Feſte vertheidigen, ſah aber von der Mauer herab, wie ſchön der Hunnenfürſt (Cacan) ſey, und verſprach ihm die Uebergabe der Feſtung gegen ſeine Minne. Er aber ließ ſie, nachdem er ihren Wunſch erfüllt, auf einen Pfahl aufſpießen, damit ſie ihre Begierde ſättige. Ihre keuſchen Töchter aber legten heimlich faules Hühnerfleiſch auf den Leib, um durch den Geſtank ihre Ehre zu beſchirmen. IV. 38.

Eine der intereſſanteſten Sagen iſt die von Adelger in der Kaiſerchronik.

Der römiſche Kaiſer Severus hörte, daß Adelger, Herzog von Bayern, ſich unbotmäßig geberde, berief ihn nach Rom und ließ ihm hier zur Beſchimpfung Haar und Rock kurz ſchneiden. Als Adelger heimkehrte, entſchädigten ihn ſeine treuen Bayern ſogleich, indem das ganze Volk ſich kleidete wie er, und aus der Schmach eine Ehre machte. Der Kaiſer entbot ihn wieder, aber ein weiſer Mann erzählte dem Adelger eine Fabel: ein Hirſch fraß einem Manne ſein Kraut im Garten und wurde, als er zum zweitenmal kam, von ihm erſchlagen, aber des Hirſches Herz fraß unvermerkt ein Fuchs. Der Mann vermißte das Herz, aber ſein Weib ſagte ihm: der Hirſch muß gar kein Herz gehabt haben, ſonſt wäre er nicht zum zweitenmal gekommen und hätte ſich der Gefahr ausgeſetzt. Das merkte ſich Adelger und ging

diesmal nicht nach Rom. Severus zog wider ihn aus, aber bei Briren in einer großen Schlacht blieben die Bayern Sieger. Das bezeichnet ganz treu das Verhältniß der trotzigen Deutschen zu den weltbeherrschenden römischen Kaisern.

In den fränkischen Annalen begegnen uns noch mythische Züge.

Das fränkische Königsgeschlecht der Merowinger soll Ursprung und Namen von einem Meerungeheuer empfangen haben, das König Chlodios Gemahlin, als sie einst in der Mittagshitze ans Meer ging sich zu baden, plötzlich überfiel, worauf sie den Merowing gebar, den Stammvater aller folgenden Könige. In Fredegars epitome 9 (Bouquet II. 396) heißt das Ungeheuer bestia Neptuni, Minotauri similis, man hätte demnach an einen Gibstier zu denken, gewiß aber nicht an ein Schwein, wie man geglaubt hat, weil nach Grimm d. M. 364 die Merowinger als am Rücken borstig bezeichnet werden. Leo Universalgesch. II. 28 leitet den Namen von dem Fluß Merwe her (der vereinigten Waag und Maas), das Ungeheuer wäre also der Flußgott, der Nixer selbst gewesen.

Basina, die Gemahlin des Basinus, des Königs der Thüringer, verliebte sich in den schönen Frankenkönig Childerich, als derselbe wegen Entehrung vieler Frauen und Jungfrauen von den Franken vertrieben am thüringischen Hofe Schutz suchte. Nach einiger Zeit wurde Ch. in sein Reich zurückgerufen und Basina folgte ihm gegen seinen Willen nach und erklärte ihm öffentlich, sie würde einen so trefflichen Mann auch jenseits des Meeres aufgesucht haben. Ch. behielt sie nun als Gattin und zeugte mit ihr den großen Chlodwig. In der Hochzeitnacht hieß sie ihn dreimal aufstehen und in den Hof gehen und hier wurde ihm in drei Visionen das Schicksal seiner Nachkommen kund, denn erst sah er Löwen und Einhörner, dann Bären und Wölfe, zuletzt Hunde und Katzen. — Die Thüringer rächten den Schimpf ihres Königs durch einen verheerenden Einfall und opferten 200 fränkische Jungfrauen den Göttern, indem sie dieselben unter Wagenrädern zermalmten. Gregor. Tur. II. 12. Aimoin I. 7. 8. Fredegar epit. 11. 12.

Amalberga, Schwester des Gothenkönigs Theodorich des Großen, war vermählt an den König Hermanfried von Thüringen, der mit seinen beiden Brüdern das Land theilen mußte. Von Ehrgeiz und Habgier gequält, suchte sie ihn zu bereden, sich auch der andern Landestheile zu bemächtigen und deckte ihm den Tisch nur halb, indem sie spöttisch sagte: er habe ja auch nur ein Stück von Thüringen und nicht das Ganze. Dieser Spott reizte ihn zum Bruderkriege, in dessen Folge er selbst Reich und Leben verlor. Gregor. tur. III. 4. Grimm, deutsche Sagen Nr. 544.

Jedermann kennt den punischen Betrug beim Bau Karthago's. Dido kaufte so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne, ließ dann die Haut in feine Riemen schneiden und eine große Strecke damit

Man bemerkt in dieser Beziehung einen deutlichen Uebergang von der Herrschaft des beschreibenden Tons zu der des Conversationstons. Im Ganzen strebte die Prosa immer eleganter zu werden und sich der letzten Kraft möglichst zu entäußern, um nur fein und vornehm zu scheinen.

Die so auffallend große Zahl von Unterhaltungsblättern, die mit sehr wenigen, namentlich ältern Ausnahmen, denselben Zuschnitt haben, erklärt sich also nicht aus verschiedenen lokalen Bedürfnissen und auch nicht aus den Gegensätzen des Geschmacks, sondern einzig aus der unnatürlich gesteigerten Produktion und Concurrenz.

Die Produktion übersteigt bei weitem das Maaß, das vom Bedürfniß der Consumenten vorgeschrieben ist, und die Concurrenz hat überdies die schon allzugroße natürliche Produktion noch verdoppelt, ja verdreifacht durch die fabrikmäßige Hervorbringung von Surrogaten.

Um zuerst von der natürlichen Produktion zu reden, so wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß wir über alle Maaßen viel, ja wohl zu viele Dichter haben. Noch kein Volk in keiner Zeit konnte sich eines solchen Reichthums an Erzählern und Sängern rühmen, und wenn wir mit Recht auf diese seltene Gunst der Musen stolz sind, so können wir uns doch kaum verbergen, daß auch in diesem Falle, wie in jedem, das Uebermaaß des Segens wieder zum Fluch wird. Oder entspricht wohl die Größe des poetischen Genies der Menge von Dichtern? die Qualität ihrer Poesie dem Quantum ihrer Verse? die Reife des Geschmacks und der feine Sinn für Poesie beim Publikum der großen Mühe, welche sich die Dichter geben, ihn zu bilden? und entspricht endlich die Hochachtung, die man den Dichtern zollt, ihren gerechten, selbst ihren bescheidensten Ansprüchen? Steht nicht vielmehr der innere Werth und die denselben gewidmete Achtung fast genau im umgekehrten Verhältniß mit der Menge der poetischen Produktionen, so zwar, daß selbst viel des wenigen wahrhaft Meisterhaften von der Gegenwart verkannt wird, weil das Publikum, von so vielen Seiten angesungen, nicht Zeit zur Besinnung finden kann, und umgekehrt viel Mittelmäßiges, selbst Verwerfliches sich durch dreistes Ueberschreien geltend macht?

Sind nun eine große Menge Unterhaltungsblätter als natürliche Organe jener so hochgesteigerten Mittheilungslust zu betrachten,

ummessen. Dasselbe wird nun von den Sachsen erzählt, die sich in England angesiedelt und Oxford erbaut hätten, Pomarius, sächs. Chronik S. 15, und mit geringer Abänderung heißt es auch in Witteklnds sächs. Chronik im Anfang, die Sachsen hätten den Thüringern Land abgewonnen, indem sie mit einem erkauften Sack voll Erde eine weite Strecke bestreut hätten. — Es ist kaum möglich, dergleichen Sagen einem bestimmten Volke zu vindiciren. Sie sind wohl sehr alt.

Genug von diesen historischen Sagen, die von immer geringerem Werthe ganz in die einfache Geschichtserzählung übergehen. Die uns erhaltenen größeren Heldengedichte sind, wie alt auch ihr Inhalt seyn mag, uns nur aus späteren Fassungen bekannt, so daß z. B. im Heldenbuch ihre Beziehung auf Etzel (Attila) schon als Modernisirung erscheint. Einhart im Leben Karls des Großen Cap. 29 berichtet von diesem Kaiser, er habe zum erstenmal uralte barbarische Lieder aufzeichnen lassen, in denen die Thaten und Kriege der Vorfahren besungen gewesen seyen. Darunter dürfte wohl das Nibelungenlied, das Heldenbuch enthalten gewesen seyn, wir wissen aber lediglich nichts Bestimmteres von ihnen.

In den skandinavischen Gedichten der heidnischen Zeit herrschen kurze Verse und die Alliteration, der Gleichklang der Anfangssylben, vor. Ganz eben so in unsern ältesten, wenn auch schon christlichen Dichtungen. Darin liegt ein eigenthümlicher Sturm und Drang. Die Spuren jenes uralten Wohlgefallens an der Alliteration finden sich noch überall in der volksthümlichen Redeweise: singen und sagen, Land und Leute, Nacht und Nebel, Schutz und Schirm, Wind und Wetter, Herz und Hand ꝛc. Der ungleich mehr Ruhe und Milde bedingende Reim ist erst in der christlichen Zeit und zwar zuerst in den lateinischen Kirchenhymnen zugleich mit der vierzeiligen Strophe aufgekommen. Der Gleichklang, den unsre heidnischen Väter im Anfang des Verses gesucht hatten, wurde jetzt in das Ende des Verses, den Endreim verlegt. Gleichwohl ist der Reim weder specifisch christlich, noch stammt er aus der ältesten römischen Literatur her. Seine Verbreitung zuerst in den s. g. romanischen, d. h. von Deutschen eroberten, ursprünglich zum Römerreich gehörigen Ländern dürfte sich am einfachsten aus der Leichtigkeit, mit welcher sich die romanischen Wörter, in denen die v[illegible] lateinischen Endungen größtentheils in einfache und wohlklingende Vocale abgeschliffen wurden,

reimen ließen. Ohne Zweifel durch den Einfluß der Kirche und kirchlichen Gesänge wurde sodann der Reim schon im Beginn des Mittelalters auch in der deutsc[illegible]este vorherrschend.

Man hat ein angelsächsisches Heldenlied von Beowulf aus dem 8. Jahrhundert [illegible]gefunden, herausgegeben von Leo und Ettmüller, in welchem das Heldenthum noch in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit hervortritt. Obgleich es streng genommen mehr der englischen als deutschen Literatur angehört, wollen wir es doch hier voranstellen als das einzige einigermaßen vermittelnde Glied zwischen der nordischen und deutschen Heldensage. Sein Inhalt ist:

Scild Scefing war ein armer Mann, ein Geate (Gothe), aber ein Held und wurde reich. Als er starb, setzte man seine Leiche mit Schätzen und Waffen auf ein Schiff und überließ sie den Wogen. Sein Sohn Beowulf war ein großer Schwimmer, ließ sich in ein Wettschwimmen mit Breeca ein, schwamm nackt 5 Tage und 5 Nächte und kämpfte dabei mit entblößten Schwert gegen die Seeungeheuer. Dann wurden sie durch Sturm getrennt. Beowulf hörte, welches Unglück dem Dänenkönig Hrodhgar widerfahren und wollte helfen. In Hrodhgars Halle, der Burg Heorot (Hirsch, wegen der zackigen Zinnen) erschien nämlich alle Nacht ein furchtbares Gespenst, der Riese Grendel, den die Nähe von Menschen ärgerte und der wie ein Nebel aus dem benachbarten Sumpfe sich erhob und in die Halle eintretend jedesmal 30 Helden des Königs tödtete, so daß dessen Halle endlich verödete. Beowulf kam an, mit der Stärke von 30 Männern von Natur ausgerüstet und beschloß den Riesen ohne Waffen zu bestehen, weil er unverwundbar war. Als es Nacht wurde, kam das riesenhafte Nebelgespenst in die Halle, ergriff einen Helden und fraß ihn. Als er dann aber nach Beowulf griff, packte ihn dieser mit solcher Kraft, daß der Riese für gut fand, nach seinem Sumpfe zurückzufliehen. Aber Beowulf ließ ihn nicht los, rang mit ihm und riß ihm endlich den Arm aus. Man überhäufte ihn mit Ehren. Aber in der nächsten Nacht erschien Grendels Mutter, ihren Sohn zu rächen und raubte einen Mann aus der Halle. Neue Bestürzung und Angst. Da versprach Beowulf, das Weib in ihrem Sumpfe selber aufzusuchen, und stieg wirklich hinab. Unten fand er den armlosen Leichnam Grendels, das Weib aber packte ihn und rang mit ihm, bis er ein altes Zauberschwert fand, ein Werk der Riesen, womit er sie enthauptete. Von ihrem giftigen Blut zerschmolz das Schwert und er brachte nur den Griff, sowie Grendels abgehauenes Haupt mit hervor. Nun hat er die Halle des Königs für immer befreit und er empfängt den lebhaftesten Dank. Zwischen Dänen und Geaten wird innige Freundschaft gestiftet. — Das Gedicht hat große Lücken. Später finden wir Beowulf noch einmal, wie

er einen furchtbaren, auf Schätzen brütenden Drachen beſtand und tödtete, aber ſelbſt von ihm eine Todeswunde empfing. Alle ſeine Leute waren aus Angſt vor dem Drachen geflüchtet, nur Wiglaf hatte ihm beigeſtanden, pflegte ihn bis zum Tode, ließ ihn dann feierlich verbrennen und erbte den Schatz.

Müllenhoff in Haupts Zeitſchrift VII. 419 f. identificirt den Beowulf mit dem Gott Freyr, der nur dem Licht und Sommer angehört, daher im Beginn ſeiner Laufbahn noch mit den Aequinoctialſtürmen und Frühlingsüberſchwemmungen, am Schluß aber wieder mit dem hereinbrechenden Winter zu kämpfen hat. Breeca ſey der Wellenbrecher, der günſtige Wind, der wieder ſchönes Wetter und Ruhe macht, und dann verſchwindet. Grendel ſey der Sturm, ſeine Mutter die Meerestiefe, ſpäter der Drache ſey das bekannte Symbol der Unterwelt und des Winters. Freyr kämpft auf ähnliche Weiſe mit Beli. Verwandt iſt auch Frothos Kampf mit dem Meerwelb, das ſich in viele Geſtalten verwandelte, nach Saxo Gr. V. Hält man ſich blos an den unmittelbaren Eindruck des Gedichts, ſo fällt darin vor allem der poetiſche Contraſt zwiſchen der lichten Menſchenwelt und der wilden unreinen Naturwüſte auf. Der Schwimmer im wogenden Meere, der Taucher in die ſumpfige Tiefe iſt eine ſiegreiche Lichtgeſtalt, dem Ungeheuer, das in die freundliche Menſchenhalle hereinbricht, entgegengeſetzt. Der Dichter perſonificirte unbewußt den lichten Glanz und die Kraft der erſten germaniſchen Anſiedler an den ſumpfigen und rauhen Ufern der Nordſee.

Dieſem lichten Heldenbilde ſteht ein weibliches zur Seite in dem mit Recht allgemein bewunderten altdeutſchen Gedicht von der Gudrun aus dem 13. Jahrhundert, in einer einzigen Handſchrift zu Ambras erhalten und herausg. von Vollmer, Ettmüller, Müllenhoff ꝛc.

Hetel von Dänemark lebt glücklich und in Freuden mit der ſchönen Hilda von Irland. Zwei Kinder weroen ihm geboren, der junge Ortwin, den er dem rieſenhaften Wate zu erziehen gibt, und Gudrun, die ſtolzeſte und doch lieblichſte aller Jungfrauen. Kaum iſt das ſchöne Kind erwachſen, ſo melden ſich die Freier. Zuerſt Siegfried von Moreland, in dem nur eine ſehr ſchwache Spur des Nibelungen-Sifrits durchſchimmert und der immer eine untergeordnete Rolle ſpielt. Er wirbt um Gudruns Hand und wird ſchnöde abgewieſen. Als der zweite Freier tritt Hartmuth, Prinz von der Normandie, auf. Sein Vater, König Ludwig, warnt ihn, ſeine böſe Mutter Gerlinde aber redet ihm zu, denn es ſchmeichelt ihr, eine ſo reiche und ſchöne Schwiegertochter zu bekommen. Man ſchickt aus Vorſicht erſt Geſandte nach Dänemark, allein

dieſe werden eben ſo ſchnöde abgewieſen wie Siegfried. Der dritte Freier, Herwig von Seeland, iſt nicht glücklicher. Er kommt und wird abgewieſen. Zu gleicher Zeit mit ihm, aber unerkannt, findet ſich auch Hartmuth ein. Gudrun warnt ihn vor ihrem Vater. Er flieht nun und auch Herwig muß entweichen, doppelt gekränkt durch Hetels Hochmuth und durch die Eiferſucht auf Hartmuth. Sein Zorn bricht aus, er waffnet ſich und ſein Volk und bietet Hetel Krieg. Grimmig wird geſtritten. Da ſieht Gudrun, wie Herwig kämpft, ſein Heldenmuth gewinnt ihr Herz, ſie wirft ſich zwiſchen ihn und den Vater und vermittelt den Frieden. Holder als ich euch bin, ſagt ſie zu Herwig, iſt euch keine Maid, die ihr jemals ſaht. Sie werden verlobt, aber die Vermählung wird noch verſchoben, weil die gute Mutter Hilda noch die Ausſtattung beſorgen will. Dieſe Verzögerung bringt ihnen Leid. Siegfried erſcheint mit einer Flotte, um ſich an Hetel zu rächen und die Braut zu erkämpfen. Hetel und Herwig ſtürmen ihm entgegen und ſchließen ihn auf einem Waſſerſchloß ein. Während ſie ihn aber belagern, kommt hinterrücks Hartmuth und entführt die ſchöne Gudrun mit ihren dienenden Jungfrauen. Kaum wird es ruchbar, ſo verſöhnt ſich Siegfried mit Hetel und Herwig, alle drei eilen mit ihrem Volk dem normänniſchen Räuber nach, holen ihn ein und ſchlagen auf dem Wulpenſande eine furchtbare Schlacht, in der ſie unterliegen. Der alte König Hetel fällt. Hartmuth wartet einen neuen Kampf nicht ab, ſondern fährt in der Nacht davon. Seine beiden Nebenbuhler Herwig und Siegfried begraben die Todten und kehren heim, denn ſie ſind zu ſchwach, den Normannen zu folgen.

Hartmuth führt ſeine ſchöne Gefangene ſeinem Vater Ludwig zu. Gudrun ſtürzt ſich ins Meer, Hartmuth ſtürzt ihr nach und rettet ſie. Seine Schweſter Ortrune kommt ihr liebevoll entgegen, aber keine Verſöhnung iſt möglich. Gudrun weiſt alle Anträge ihres treuloſen Entführers zurück und macht ihn dadurch ſo zornig, daß er ſeiner böſen Mutter Gerlinde Gewalt läßt, ſie ein wenig zahmer zu machen. Während er nun drei Jahr abweſend iſt und zur See abentheuert, wird Gudrun auf Gerlindens Befehl eingeſperrt, aufs elendeſte genährt und gekleidet, endlich zu den niedrigſten Magddienſten verurtheilt. Unterdeß raſtet Herwig nicht. Sobald die Söhne der auf dem Wulpenſande gefallenen Helden herangewachſen ſind, bringt er mit dem jungen Ortwin und Siegfried wieder ein ſtreitbares Heer zuſammen und ſegelt in die Normandie. Es war März, eine rauhe Nacht bedeckte die Erde mit Schnee und der Nordſturm ſauste über Meer und Land. Da befiehlt die Königin Gerlinde, Gudrun und ihre Unglücksgefährtin Hildburg ſollen ans Meer gehen und waſchen. Da landen Fremdlinge und die waſchenden Mägde erkennen Herwig und Ortwin. Gudruns Stolz erwacht nun mit jubelnder Luſt. Sie tritt kühn vor Hartmuth. Er will ſie tödten, aber die Dänen ſtürmen ſchon. Ein neuer Kampf, der letzte und ſchrecklichſte, entbrennt. Der alte König Ludwig fällt, da ſchickt Gerlinde einen Mörder, um Gudrun zu tödten, ehe ſie befreit wird;

aber Ortrune umklammert den Mörder und hält ihn zurück, bis Hartmuth kommt und ihn verschencht. Diese Großmuth wird ihm durch Herwig vergolten, der ihn aus den Händen des gräßlichen Wate befreit und sein Leben rettet. Wate wirft Alles vor sich nieder und schont nichts, haut der alten Gerlinde den Kopf ab und mordet sogar die Kinder in den Wiegen, um die normannische Brut auszutilgen. Gudrun ist nun frei und sinkt in Herwigs Arme; dem gefangenen Hartmuth wird verziehen, seine Schwester Ortrune heirathet Gudruns Bruder Ortwin.

Der Hauptreiz des Gedichts liegt in der erhabenen Ruhe des weiblichen Charakters, die durch kein Unglück, durch keine Erniedrigung zu befleckende Reinheit einer schönen Frauenseele. Insofern steht sie dem Beowulf zur Seite, der in ähnlichem Lichtglanz unter die Ungeheuer der Tiefe tritt. Beide Urgestalten der deutschen Poesie unsrer heidnischen Vorzeit kehren immer wieder, die erste mehr in den Heldenliedern, die andre in den Volksmärchen.

Eine dritte Urgestalt ist Wieland, der mit seinem Bruder ein ganzes Volk in seiner Unterdrückung bedeutet. Nicht immer war das deutsche Volk siegreich, es mußte einmal dem gewaltigen Attila dienen. Ein deutscher Stamm selbst unterdrückte den andern. Die in Fesseln sich bäumende Kraft nun und die durch erlittenes Unrecht berechtigte Arglist der Rache hat ihren eigenen, gewiß uralten Sagenkreis. Ein umfassendes Gedicht von Wieland ist uns nur in der nordischen Völundar-Quida und in der späteren Wilkina-Saga erhalten, aber Begriff, Name und Dichtung sind nicht im Norden einheimisch, sondern erst aus Deutschland hinübergewandert. Auch in der gälischen Dichtung findet sich keine Spur von Wieland, derselbe ist eine ganz deutsche Gestalt. Vgl. Haupt, altd. Blätter I. 44 und Depping, Veland le forgeron, 1833. Dagegen kehrt der Name in Deutschland überall wieder, sowohl bei Personen als in Oertlichkeiten, und in einer Menge von deutschen Heldengedichten wird des kunstreichen Schmiedes Wieland gedacht, der edle Waffen schmiedet. Hier der Inhalt der bedeutungsvollen Sage:

1) Nach der Völundar-Quida. In Schweden herrschte König Nidath, der zwei junge Söhne hatte und eine Tochter Bandvilde. Damals lebten drei Alfsöhne (Söhne eines Elben). Slagfid, Egill und Völundur. Als sie einst auf der Jagd waren, sahen sie drei Walkyrien im See baden, nahmen ihnen die am Ufer liegenden Schwanhemden (durch welche sie sich in Schwäne hätten verwandeln und wieder wegfliegen können) hinweg und heiratheten sie, S. die

Swanwitha, E. die Alruna, V die Alwita. Darauf trennten ſich die Brüder, Völundur aber baute ſich eine Hütte und trieb das Schmiedehandwerk auf ſo kunſtreiche Weiſe, daß König Niduth von ihm hörte. Da wollte Niduth (der perſonificirte Neid), daß der Künſtler für ihn allein arbeite, überfiel ihn im Schlaf und ſperrte ihn dann, nachdem er ihm die Sehnen an den Füßen hatte durchſchneiden laſſen, auf einer kleinen Inſel ein, wo er für ihn ſchmieden mußte. Hier wurde er gegen das Verbot von Niduths neugierigen jungen Söhnen beſucht und tödtete ſie heimlich, worauf er aus ihren Gebeinen allerlei kunſtreiches Geräthe verfertigte, aus ihren Schädeln Trinkſchalen, aus ihren Zähnen ein Halsband, aus ihren Augen Juwelen. Unglücklicherweiſe kam nun auch Baudvilde heimlich zu ihm, um ſich von ihm den zerbrochenen Ring wieder ganz machen zu laſſen, der einſt ihm ſelber gehört und den ihr Vater ihr geſchenkt hatte. Völundur benutzte die Gelegenheit und entehrte das Mädchen. Darauf machte er ſich Flügel und flog davon, das weinende Mädchen zurück laſſend und ihren Vater verhöhnend, dem Baudvilde ihren Jammer erzählt. Damit endet das Eddalied.

2) Nach der Wilkinaſaga. König Wilkinus zeugte mit einem Meerweib den Rieſen Wade und dieſer den kunſtreichen Völundur, der in ſeiner Jugend dem Schmied Mimer in die Lehre gegeben wurde. Nach einem Jahr kam Wade und wollte den Sohn wieder abholen, Mimer aber wünſchte ihn als ſeinen beſten Schüler noch zu behalten, und gab dem Wade das Lehrgeld zurück. Nachher reute es ihn wieder und es wurde ausgemacht, daß Völundur noch ein Jahr bleiben ſolle, wenn aber Wade über ein Jahr nicht käme, ihn abzuholen, ſo ſollte Mimer mit ſeinen Zwergen das Recht haben, den Völundur zu köpfen. Wade ſteckte, als er von ſeinem Sohn Abſchied nahm, ſein Schwert in die Erde und verbarg den Griff mit Reiſig. Deſſen ſollte ſich Völundur in der Noth bedienen, wenn ſein Vater ausbliebe. Wade war ſo beſorgt um ſeinen Sohn, daß er noch vor Ablauf des Jahres wiederkam, aber den Berg verſchloſſen fand. Indem er ſich nun vor demſelben ſchlafen legte, erfolgte ein Bergſturz und er wurde unter der Erde begraben. Als nun das Jahr um war und er nicht kam, wollten die kunſtreichen Zwerge im Berg den Völundur köpfen, aber er holte das verſteckte Schwert hervor, brachte ſie alle um und kroch mit den ihnen geraubten Schätzen in einen hohlen Baum, mit dem er ſich vom Strome forttreiben ließ ins Meer. Das Waſſer trieb ihn an Nidungs Land, wo er den Baum in der Erde verſteckte und dem König bei der Tafel diente. Einſt als er des Königs Meſſer wuſch, fiel es ihm ins Meer, da holte er ſein verborgenes Schmiedewerkzeug und ſchmiedete ein neues, ſo vortrefflich, daß der König damit Brod und Tiſch zugleich entzweiſchnitt. Daraus erkannte er, daß Völundur das Meſſer geſchmiedet habe. Der bisherige Schmied des Königs, Aemilias, wollte den neuen nicht anerkennen. Beide ſchmiedeten auf Probe und Aemilias verfertigte ſich einen Harniſch, von dem er ſich rühmte, daß ihn Völundur nicht verletzen könne, aber

V. ſchmiedete ſich das Schwert Mimmung, mit dem er den Schmied mitten von einander hieb, ohne daß ers merkte. Schüttle dich, ſagte Völundur. Der Schmied that es und nun fielen ſeine beiden Hälften auseinander. Mimmung zerſchnitt einen auf dem Waſſer ſchwimmenden Wollflocken. Nidung wollte das Schwert haben, Völundur aber verſteckte es und gab ihm ein anderes, ganz ähnliches, aber nicht ſo gutes. Nachher begleitete er den König auf einem Feldzuge. Da vermißte Nidung ſeinen Siegerſtein (einen Stein, der dem, der ihn beſaß, überall den Sieg verſchaffte) und bot dem ſeine Tochter zum Weib, der ihn noch vor der Schlacht brächte. Völundur aber beſtieg das pfeilſchnelle Roß Schimming, ritt heim, holte den Stein und kam noch vor Morgen zurück. Da wollte ihm ein Höfling die ſchöne Königstochter nicht gönnen und fing Streit mit ihm an. Völundur erſchlug ihn, wurde nun aber wegen dieſes Mordes von Nidung verbannt und kam um den Lohn. Aber er verkleidete ſich, kam wieder, diente unerkannt als Koch bei Nidung und vergiftete deſſen Speiſen. Die Königstochter beſaß ein Meſſer, das jedes Gift anzeigte, und entdeckte ſo das Gift. Da vertauſchte Völundur insgeheim dieſes Meſſer mit einem andern; aber das kluge Mädchen merkte Verrath, verſuchte das neue Meſſer und erkannte den Betrug. Nidung meinte, das neue Meſſer könne wieder niemand geſchmiedet haben, als Völundur und ließ dieſem überall nachſpüren. Da entdeckte man ihn in der Küche und nun ließ Nidung ihn lähmen und in einer Schmiede einſperren, wo er für ihn arbeiten mußte. — Nun ſandte Völundur heimlich zu ſeinem Bruder Eigill, der an Nidungs Hof kam und ſich für den beſten Schützen in der Welt ausgab. Der grauſame Nidung prüfte ihn, indem Eigill einen Apfel von ſeines eignen kleinen Sohnes Haupt wegſchießen mußte. Eigill ſteckte noch einen Pfeil zu ſich, als der König nachher frug, wozu? antwortete Eigill, damit ich dich erſchießen konnte, wenn ich den Apfel gefehlt hätte. — Darauf folgt die Rache Völundurs wie im Eddalied. Er tödtete die beiden Söhne des Königs und ſchwächte die Tochter. Eigill aber brachte ihm heimlich Federn, aus denen er ſich ein Federhemd machte und aufflog. Vom Gipfel eines Hauſes herab höhnte er noch den König, der dem Eigill befahl, auf ihn zu ſchießen. Völundur aber hatte unter ſeinen linken Arm eine Blaſe mit Blut gebunden, in dieſe ſchoß Eigill, wie ſie verabredet hatten, und ſo glaubte [illegible]ung, V. ſey verwundet, dieſer aber flog davon. — Bald darauf ſtarb Nidung. Seine Tochter gebar den Vidga (Wittich); ſein Sohn und Nachfolger Otwin aber verſöhnte ſich mit Völundur, der nun die Bandwilde heirathete und mit ihrem Sohn nach Seeland heimkehrte.

Man erkennt hier auf den erſten Blick die Quelle der berühmten Sage von Wilhelm Tell. Ich werde dieſe jedoch, weil ſie ſeit dem 14. Jahrhundert eine ſo große geſchichtliche Bedeutung erlangt hat, erſt unter den ſpätern hiſtoriſchen Dichtungen erörtern. Genug, wenn

hier vorbemerkt wird, daß es ſich bei Tell (Eigill), wie bei Wieland um den berechtigten Trotz eines unterdrückten, aber edeln und tapfern Volkes gegen ſeine Unterdrücker handelt. Ein ewiger Begriff, gewiß eben ſo uralt bei den kriegeriſchen Deutſchen, als er nie erſterben kann.

Die deutſchen Heldenlieder zerfallen in drei Gruppen. Die einen haben zu ihrem Mittelpunkte den fränkiſchen Helden Sifrit und ſtehen, wie das Beowulfslied, noch dem nordiſchen Mythus nahe. Die andern haben zu ihrem Mittelpunkte den gothiſchen Helden Dietrich und bewegen ſich in den großen Erinnerungen der Völkerwanderung, des Hunnenkönig Attila, der Gothenkönige Hermanarich und Theodorich. Die dritten haben zu ihrem Mittelpunkte Karl den Großen und knüpfen an die Erinnerung ſeiner Thaten eine Menge poetiſche Motive an, die theils zurückgreifen in den heidniſchen Mythus, theils aus den Parteiſtellungen der ſpäteren Zeit, in der ſie gedichtet ſind, erklärt werden müſſen. Man erkennt überall im tiefſten Hintergrunde aller dieſer Dichtungen noch heidniſchen Mythus, wenn auch oft abgeblaßt und nur noch in dämmernden Umriſſen. Viel Schönes aus den alten Götterliedern, was die chriſtliche Zeit nicht mehr zu ſingen erlaubt, war dennoch dem Gemüth des Volkes ſo tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreiſe auf irdiſche Heldengeſtalten und geſchichtliche Situationen, ja ſelbſt auf chriſtliche Heilige in der Legende übertragen wurde, ſomit unverfänglich erſchien und ferner Duldung fand. Man darf das keinen poetiſchen Betrug nennen, es fügte ſich von ſelbſt. Poetiſche Züge prägen ſich dem Gedächtniß des Volkes tief und unvergänglich ein und werden mit der Zeit von Generation zu Generation, ganz abſichtslos, auf ſpätere Fälle und Perſonen übertragen. In den alten Sagen vom großen deutſchen Volkshelden, der im Berge ſchläft und einſt wiederkehren ſoll, um das Volk zu ſeiner alten Macht und Größe zurückzuführen, iſt urſprünglich der höchſte Gott Allvater gemeint, der in der zeitloſen Ewigkeit ſchlummert, derweil ein ſchlimmer Geiſt die Zeit regiert und ihrem Ende entgegenführt. Später wurde nicht mehr ein heidniſcher Gott, ſondern ein großer Fürſt und Held darunter verſtanden, erſt Karl der Große, dann Otto der Große, ferner Friedrich Rothbart, endlich ſogar noch Karl V. Das Märchen erzählt vom Zauberer Virgilius an bis zum Dr. Fauſt immer wieder dieſelben Zauberſtückchen. Auch in neuerer Zeit wurden im Volksmunde dieſelben Charakter-

züge und Anecdoten von älteren berühmten Fürſten, Feldherrn, Räubern und Narren oft auf jüngere übertragen. So iſt die Art der Volksüberlieferung.

Iſt es äußerſt ſchwierig, in den ſpäteren Heldenliedern noch die Umriſſe des alten Mythus wiederzuerkennen, ſo iſt das auch nicht die Hauptſache, nach der man zu ſuchen hat. Es kommt vor allem darauf an, in jenen Liedern den Nationalcharakter, wie er aus der heidniſchen Zeit in die chriſtliche hinüberſchreitend doch die Urſprünglichkeit bewahrt hat, aufzufaſſen. Die Grundzüge dieſes Nationalcharakters aber, die ſich in allen Liedern gleich bleiben, ſind die zähe Heldenausdauer, die „arebeit“ des Nibelungenliedes; die Heldenluſt, die keine höhere Wonne kennt, als den Kampf; die Heldeneinfalt, in welcher der Starke und Gewaltige ſeine Ueberlegenheit übt, ohne ſich ihrer eigentlich bewußt zu werden; die rührende Heldentreue, die der Argliſt unterliegt; endlich der Heldentrotz, den nichts beugen kann. In den Dichtungen ſpiegelt ſich eben nur die urſprüngliche Fülle von Kraft ab, mit welcher ausgerüſtet wir das deutſche Volk auch in der wirklichen Geſchichte auftreten und von Nowogrod bis Karthago alle andern Völker unterwerfen ſehen.

In den Heldenliedern der drei genannten Gruppen herrſcht eine weſentliche Uebereinſtimmung ſowohl der im Hintergrunde dämmernden heidniſchen Tradition, als des ausgeſprochenen echt deutſchen Heldencharakters. Alle dieſe Lieder, auch noch die des kerlingiſchen Sagenkreiſes, ſtehen in einem auffallenden Gegenſatze zu den Heldenliedern, deren Mittelpunkt die Tafelrunde des welſchen König Artus iſt und die, im 13. Jahrhundert in Deutſchland beliebt, aus franzöſiſchen Originalen vielfach überſetzt und überarbeitet wurden. Auf beide Heldenkreiſe, den deutſchen, wie den franzöſiſchen, übten ſeit dem genannten Jahrhundert die poetiſchen Eindrücke der Kreuzzüge großen Einfluß. Immer aber läßt ſich die deutſche Nationalität hier ſcharf von der romaniſchen unterſcheiden. Obgleich ſich auch in den Artusromanen das Heldenthum fortſetzt, ſo tendirt es doch in ſeinem Ernſt entweder zur chriſtlichen Myſtik oder in ſeinem Scherz zur höfiſchen Sittenverderbniß und Sinnenluſt. Nicht nur dem Urſprung und dem Stoff, auch der ganzen Auffaſſung nach haben dieſe Lieder nichts mehr mit den obgenannten echt deutſchen Heldenliedern zu ſchaffen. Urſprünglich bretoniſch hat dieſe Artuspoeſie erſt die überrheiniſchen Franken,

dann auch unsre diesrheinischen Sänger angesteckt und geistig beherrscht, während gleichzeitig in den kerlingischen Liedern der reindeutsche Charakter sich bewahrte, und zwar in Frankreich selbst und bei französischen Dichtern.

2.

Die alten Lieder von Sifrit und von den Nibelungen.

Die poetische Urgestalt im leuchtenden Mittelpunkt unsrer frühesten nationalen Erinnerungen ist der junge Held Sifrit. In seinem unvergänglichen Bilde hat sich die ganze Heldenjugend der Nation abgespiegelt, in ihm sind alle edeln Züge des deutschen Charakters als in einem Ideale zusammengefaßt, was dennoch immer nur liebenswürdige Natürlichkeit und Wahrheit bleibt. Wer hätte unter deutschen Jünglingen gelebt und nicht Züge der Sifritsnatur unter ihnen gefunden, heute noch wie vor zwei, drei tausend Jahren.

Sifrit, Siegfried, heißt in den nordischen Liedern der alten Edda, Volsungasaga ꝛc. Sigurdur. In ihm liegt der Grundbegriff des Sieges, der Freiheit, des Lebens, des Lichten und Herrlichen im Gegensatz gegen seinen Mörder Hagen (der Verhüllte), in welchem der Begriff des Dunkeln und Bösen nicht zu verkennen ist. Sifrits Name und poetische Sage ist am Rhein bei den Franken heimisch und kam erst von dort nach dem Norden, aber als Urbild deutscher Heldenjugend gehört er allen deutschen Stämmen gleich an und seine Erinnerung dürfte noch weit hinter die Ankunft der Franken am Rhein zurückgehen. Seine auffallende Uebereinstimmung mit dem homerischen Achilleus (vgl. meinen Odin S. 296) deutet darauf hin, daß eine poetische Gestalt, wie die seinige, den thrakischen und getischen, uns Deutschen stammverwandten Völkern schon in jener frühen Zeit bekannt und beliebt war.

Die am meisten heidnische, also verhältnißmäßig älteste Auffassung ist die der nordischen Volsungasaga, die in Prosa zu einem Ganzen zusammenfaßt, was in den Liedern der älteren Edda zerstreut liegt. Obgleich nur in nordischer Sprache vorhanden, darf sie doch als deutschen Ursprungs betrachtet und muß schon ihres Verhältnisses zum Nibelungenliede wegen hier aufgenommen werden.

für deren Beiträge wenige Journale nicht ausreichen würden, ſo gibt es doch noch viel mehr andre, die ihren Urſprung bloß der Induſtrie verdanken. Das Glück, das einige ältere Unterhaltungsblätter gemacht haben, diente vielen Unternehmern zum Sporn, ſich ähnliche Erwerbsquellen zu eröffnen. An poetiſchen Mitarbeitern war überall kein Mangel. Mancher, der ſich früher wohl beſcheiden begnügt hätte, einige lyriſche Gedichte und einige Erzählungen zu liefern und der dann, am Ende der Nachtigallzeit, die Poeſie verlaſſend, irgend einen praktiſchen Lebensberuf ergriffen hätte, wurde jetzt für ein Unterhaltungsblatt engagirt und gar bald ward ihm die Muſe, die ihm Anfangs wirklich Muſe geweſen, zu der bekannten Kuh. Die natürliche Produktion machte mehrere Blätter nöthig, aber die in rein merkantiliſcher Abſicht unternommene Begründung noch mehrerer neuer Blätter machte wieder eine neue Produktion nöthig, die ſchon nicht mehr natürlich war, zu welcher ſich die vom Verleger gedungenen poetiſchen Fabrikarbeiter unnatürlich ſteigern mußten. Die Poeſie, einſt von Hans Sachs aus dem Handwerk zur freien Kunſt erhoben, wurde häufig wieder zur Profeſſion und arbeitete über den Leiſten.

Haben ſich einige echte poetiſche Genies wirklich zu hoch verſtiegen und ſind ihre allzu ſublimen Empfindungen, ihre allzuausſchweifenden Phantaſien, ihre allzu gelehrten Witze dem Volke unverſtändlich und unbehaglich geblieben, ſo hat dies einer Menge von mittelmäßigen Talenten zum Vorwand gedient, jene angeblich dem Volk allein zuſagende fade Unterhaltungsliteratur zu ſchaffen, die es ſich zum Geſchäft macht, alles Originale oberflächlich zu manieriren, alles Einzige in ſeiner Art gemein zu machen, alles Hohe abzuplatten, alles Zarte zu vergröbern, jedes Thema bis zur nicht mehr erträglichen Trivialität zu variiren und jede Idee der höhern Poeſie wie ein homöopathiſches Atom durch immer größere Verdünnung im Ocean ihrer vermeintlich eleganten Proſa aufzulöſen. Jene an Anbetung grenzende Verehrung, der ſich ältere Dichter erfreuten, wird den Unterhaltungsſchriftſtellern durch den klingenden Lohn erſetzt, und haben ſie ſich im Anfang ihrer betriebſamen Schreiberei deßfalls jedes Anſpruches als beſcheidene Profeſſioniſten begeben, ſo erleben ſie doch wohl mit der Zeit die Freude, ihres viel und immer wieder geleſenen Namens wegen von ihren gutwilligen Abonnenten wirklich unter die Dichter der Nation gezählt zu werden.

Sigmund, Sohn des Volſung, fiel im Kampfe mit Mimir durch Odins Argliſt, indem ihm dieſer das gute Schwert zerbrach. Odin, der höchſte der nordiſchen Götter, im Süden Wodan genannt, erſcheint hier, wie überall, als ein ironiſcher, ſchadenfroher Geiſt, der die Welt ohne Güte regiert und ſtets Gewalt und Liſt über die Tugend und Unſchuld triumphiren läßt, der Welt- und Zeitgeiſt ſchlechthin, im Gegenſatz gegen den ewig ruhenden Allvater und gegen den lichten Baldur, der nach dem Weltende die neue beſſere Welt beherrſchen ſoll. Sigmund hat die ſchöne Hiordyſe als Gattin ſchwanger hinterlaſſen. Sie ſammelt die Stücke des zerbrochenen Schwertes für den Sohn, den ſie gebiert und Sigurd nennt, muß aber den König Alf heirathen und läßt den Sohn vom Schmiede Reigin erziehen. Dieſer ſchmiedet ihm das gute Schwert Gram, ſo ſcharf, daß es eine auf dem Waſſer ſchwimmende Wollflocke durchſchneidet, und Odin verſchafft ihm den gewaltigen Hengſt Grani. Damit ausgerüſtet ſoll Sigurd auf Reigins Antrieb deſſen böſen Bruder Fafnir tödten, der als ungeheurer Wurm den größten Schatz auf Erden bewacht. Sigurd zieht aber zuerſt gegen die Mörder ſeines Vaters, die Hundingſöhne, aus und erſchlägt ſie. Seine Kühnheit gibt er zu erkennen, indem er bei einem Meerſturm alle Segel ſeines Schiffes ausſpannt, den Elementen trotzend. Alsdann untergräbt er den ſchlafenden Rieſenwurm, erſticht ihn von unten und brät ſein Herz. Indem er ſich aber den Finger dabei verbrennt und raſch damit nach dem Munde fährt, empfängt er vom Herzblut des Wurms das Verſtändniß der Vogelſprache. Da hört er, wie die Wachteln reden, Reigin wolle ihn heimlich umbringen, um allein den Schatz zu behalten. Nun ſchlägt Sigurd dem Schmiede das Haupt ab und führt den Schatz allein davon. Er kommt nach Frankenland und ſieht auf einem Berg ein großes Feuer (die Waberlohe) und erkennt mitten im Feuer eine Schildburg (Bruſtwehr von Schilden) um ein Banner her, unter welchem ein Mann im Harniſch feſt ſchläft. Sigurd reitet hinüber, nimmt dem Schlafenden den Helm ab, ſieht, daß es ein Weib iſt und ſchneidet ihr mit ſeinem ſcharfen Schwerte den Panzer auf. Da erwacht ſie und ſagt, ſie ſey Brynhild, eine Walkyrie, und weil ſie einſt wider Odins Willen in der Schlacht einen Helden dem Tode geweiht, habe er ihr den Schlafdorn in den Kopf geſtoßen und ihr verkündet, ſie ſolle nicht mehr kämpfen, ſondern vermählt werden. Sie aber habe gelobt, ſich keinem zu vermählen, der ſich fürchten könne. Sigurd lernt von ihr, was Seelenadel und die höchſte Tugend des Helden ſey, und beide geloben einander Liebe und Treue. Nun aber kommt er zu Heimir, Brynhilds Schwager und ſieht hier (was nur durch Einſchiebung eines andern Textes zu erklären iſt) die Brynhild — zum erſtenmal, wie ſie in ihrer Kammer ſitzt und ſeine eignen Thaten kunſtreich in einen Teppich webt. Sigurd verheißt ihr die Ehe, aber ſie verkündigt ihm, er werde eine andre heirathen. Mittlerweile träumt am Rhein König Giukis Tochter Gudrun, daß ſich ein goldner Falke auf ihre Hand ſetze. Um die Deutung des Traumes zu erfahren, reitet ſie zu der ihr

verwandten Brynhild. Es träumt ihr aber noch weiter von einem goldnen Hirsch, den Brynhild zu ihren Füßen tödtet. Brynhild deutet ihr diese Träume, wie es ſich in der Zukunft bewährte. Gudruns Mutter Grimhild ſieht, daß Sigurd und Brynhild ſich innig lieben, will ihn aber zum Mann ihrer Tochter und räth daher dieſer, ihm einen Vergeſſenheitstrank zu miſchen. Da von Stund an vergißt er Brynhild, liebt und heirathet Gudrun und zeugt mit ihr einen Sohn Sigmund. Dagegen wirbt Gudruns Bruder Gunnar um Brynhild, kann aber nicht durch den Flammenkreis reiten, der ſie umgibt. Da tauſcht er mit Sigurd die Geſtalt und Sigurd reitet durchs Feuer, erlangt Brynhild und vermählt ſich mit ihr, als ob er Gunnar wäre. Er aber wußte wegen des Zaubertrankes nicht, daß er ſie je vorher geliebt habe. Im Bett legt er das Schwert zwiſchen ſich und die Braut, gleichwohl aber heißt es gleich darauf, ſie habe von ihm eine Tochter empfangen, Aslauga. Nachher lebt ſie mit Gunnar als deſſen Weib. Da wäſcht ſie ſich einmal in Geſellſchaft Gudruns am Fluß und ſtellt ſich über ſie; Gudrun nimmt das übel, da ſie einen beſſern Gemahl habe, und beweist das, indem ſie ihr ſagt, nicht Gunnar, ſondern Sigurd ſey es geweſen, der durch Waſurlogi geritten. Darauf wirft ihr Brynhild vor, daß ſie Sigurd den Vergeſſenheitstrank gegeben und beide Weiber ſcheiden in Todfeindſchaft. Brynhild aber geht zu Gunnar, wirft ihm ſeinen Verrath vor und gedenkt ihres Eides, ſich keinem zu vermählen, der Furcht hege. Nun habe ſie der Furchtſame doch überliſtet. Auch mit Sigurd ſpricht Brynhild und reißt ihn aus ſeiner Vergeſſenheit. Sie will ſterben, da ſie nicht mit ihm leben könne; er fleht ſie an, ſich zu beruhigen. Doch umſonſt. Zur Sühne des Verraths will ſie ſogar, daß Sigurd mitſterbe. Gunnars Bruder Guttorm, von ihr aufgereizt, erſchlägt Sigurd im Schlaf an Gudruns Seite, daß ſie von ſeinem Blut überſtrömt wird. Da lacht Brynhild, ſtürzt ſich über Sigurds Leiche ins Schwert und läßt ſich mit ihm verbrennen. Auch der jämmernden Gudrun Sohn Sigmund wird ermordet, ſie gebiert aber noch eine Tochter, Swanhild, nach Sigurds Tode.

Gudrun flieht und muß den mächtigen König Atli (den Hunnenkönig Attila) heirathen. Da wird dieſer gierig nach dem Hort, der Sigurd gehört hatte, und ladet Gunnar und ſeine Brüder zu ſich ein, um ſie des Schatzes wegen umzubringen. Gudrun will ihre Brüder warnen, aber es wird durch Liſt vereitelt. Die drei Brüder kommen an und als ihnen der Hort abgefordert wird, greifen ſie zu den Waffen. Gudrun ſelbſt hilft ihnen, aber ſie erliegen bis auf Gunnar und Hagni, die gefeſſelt und in zwei verſchiedene Thürme geworfen werden. Atli hofft ihnen abzupreſſen, wo der Hort verborgen läge; aber Gunnar, entſchloſſen, es nicht zu ſagen, wünſcht, Hagni möchte todt ſeyn, um es auch nicht mehr ſagen zu können. Er ſagt daher zu Atli, er wolle entdecken, wo der Schatz ſey, wenn man ihm Hagni's blutendes Herz bringe. Atli läßt einem Knecht das Herz ausſchneiden, aber Gunnar erkennt am Zittern deſſelben, daß es nicht Hagni's Herz ſeyn könne. Da bringt man

ihm Hagni's wahres Herz, das nicht zittert. Nun aber lacht er, da keiner mehr lebte, der wüßte, wo der Schatz lag, alſo es Atli auch nie erfahren könne. Atli aber läßt ihn unter die Schlangen werfen, mit gebundenen Händen. Da ſpielt Gunnar die Harfe mit den Zehen und ſingt ein ſtolzes Lied, bis eine große Natter ihn ins Herz ſticht und tödtet. — Gudrun aber ſchlachtet die Kinder, die ſie dem Atli geboren, brät ihre Herzen und gibt ſie ihm zu eſſen, worauf ſie ihm das Schwert ins eigene Herz ſtößt. Dann verbrennt ſie alle Todten im Königsſaale und will ſich ſelbſt ertränken, aber die Wellen tragen ſie zu König Jonakurs Land, deſſen Gemahlin ſie wird und dem ſie drei Kinder gebärt. Hier wird auch Swanhild aufgezogen, von der man nicht erfährt, wo ſie unterdeß geweſen.

Um dieſe Swanhild wirbt König Jermunreck (Hermanarich, der mächtige Gothenkönig des 4. Jahrhunderts) und ſchickt ſeinen Sohn Randwer als Brautwerber. Dieſem räth ein Diener, der heimtückiſche Bicki, ſie lieber ſelbſt zu lieben, und klagt nachher den Sohn beim Vater an, der den Sohn hängen läßt. Vor dem Tode ſchickt Randwer ſeinem Vater ſeinen Falken zu, dem er die Federn ausgerupft, als Sinnbild eines Vaters, der ſich ſelbſt der Söhne beraubt. Swanhild aber wird als mitſchuldig den Pferden vorgeworfen, die ſie ſchonen, weil ſie den Blick ihrer ſchönen Augen nicht ertragen, bis man Swanhilds Kopf mit einem Sack bedeckt. Gudrun reizt ihre und Jonakurs Söhne zur Rache; ihrer zwei erſchlagen aber unterwegs den dritten (Erch), dann greifen ſie Jermunreck an und hauen ihm Hände und Füße ab, werden aber von ſeinem Volk übermannt und da ſie ſich noch lange wehren, auf den Rath eines einäugigen Alten (Odins) mit Steinen zu Tode geworfen. — Nun iſt von den Volſungen niemand mehr übrig, als Aslauga, Sigurds und Brynhilds Kind, bei Heimir erzogen, der aus Furcht, ſie möchte von Gunnar aufgeſucht werden, das Kind in einer Harfe birgt und flieht. Er wird aber von einem böſen Mann erſchlagen, bei deſſen Weib die kleine Aslauga, als man ſie in der Harfe entdeckt, als Magd unter dem Namen Kraka aufwächst. Hier endet die Volſungaſaga und Aslauga's Geſchichte wird erſt in der Regnar Lodbroksſaga fortgeſetzt.

In dieſer nordiſchen Sage iſt das ſpecifiſch Heidniſche viel ſchärfer und deutlicher erhalten, als im deutſchen Nibelungenliede. Wenn auch ſchon die Geſchichte der Burgunder und des Hunnenkönig Attila hinein verwebt iſt, ſo tritt doch alter Göttermythus noch höchſt bedeutſam hervor. Vor allem aber ſteht der die Zeit regierende indifferente, rückſichtsloſe Geiſt (Odin) mit dem Geſchlecht der Volſungen und Sigurd insbeſondere in einem feindlichen Gegenſatze, und bildet dem jungen Helden einen dunkeln Hintergrund, aus dem ſeine Schönheit und Tugend um ſo heller leuchtet. Odin iſt nicht das Schickſal im antiken Sinn, ſondern die Laune

des Geschicks, die absolute Willkühr, die immer unzertrennlich erscheint von einem grausamen Spiel mit den edelsten Berechtigungen und Hoffnungen des Menschen. Odin muß die Volsungen hassen, obgleich sie seine eigenen Nachkommen sind, obgleich er sie hin und wieder auch rettet und begünstigt. Er kann nicht dulden, daß sie als Menschen edler sind, wie er, der doch ein Gott ist. Er haßt daher, wenn nicht sie selbst, doch alles Edle an ihnen und verdirbt sie. Das ist der Welt Lauf, das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

In diesem Bewußtseyn, in dieser alten Erfahrung ist die großartige Dichtung entstanden. Die Heldenkraft und wunderbare Schönheit altdeutscher Königsgeschlechter, die furchtbaren Kämpfe der deutschen Stämme wider Rom und unter einander selbst, der so oft in der wirklichen Geschichte vorgekommene Verrath bürgt dafür, daß Vorbilder Sigurds, seiner Schönheit, seiner Thaten und seines Unglücks den Sängern nicht gefehlt haben.

Ich übergehe die alten Eddalieder von den Nibelungen, die Berichte der jüngeren Edda, der Nifiungasaga, der faröischen Sigurdsage, der altdänischen Volkslieder, als im Wesentlichen mit der Volsungasage verwandt, und gehe zu den Auffassungen der Sage im deutschen Süden über. Wohl sehr alt, weil noch ohne Bezug auf Attila, ist das altdeutsche Sigfriedslied. Auch hier dient Sigfried, Sigmunds Sohn, schon als Knabe einem Schmiede, zerschlägt aber mit ungeheurer Kraft Eisen und Ambos, besiegt den Wurm und bestreicht sich mit der geschmolzenen Horndecke desselben, wovon er selbst die Hornhaut bekommt und seitdem der „gehörnte Sigfried" heißt. Nachher entreißt er die schöne Chriemhild, Tochter des König Gibich von Worms, auf dem Drachenstein einem Drachen, der sie dahin entführt hatte. Im spätern Volksbuch vom gehörnten Sigfried ist die Sage etwas erweitert und wird der junge Held auf der Jagd, indem er sich zu einem Trunke bückt, von Hagenwald (Hägni, Hagen) heimtücklisch erstochen.

In dem berühmten Liede von den Nibelungen (der Nibelungen Noth), wovon uns viele Handschriften aus dem 13. Jahrhundert erhalten sind, treten die Drachenkämpfe und die Verbindung Sigurds mit der Walkyrie ganz in den Hintergrund und der Tod Sifrits und die von

ſeiner Wittwe Chriemhild an ſeinen Mördern heimgeſuchte Blutrache ausſchließlich in den Vordergrund.

Zu Worms herrſcht König Günther mit ſeinen Brüdern Gieſelher und Gernot über die Burgunder. Unter ſeinen Mannen ſteht oben an der kühne, ſchreckliche Hagen, dann der heitre Spielmann Volcker und viele tapfre Degen. Seine liebliche Schweſter Chriemhild träumt von einem Falken, den zwei Adler packen. Dieſer Falke iſt Sifrit, Sohn des König Sigmund von Xanten „nieden by dem Rine", ſchon berühmt durch ſeine Thaten und durch den Beſitz des Hortes. Er hört von Chriemhildens Schönheit und kommt nach Worms, wo man ihn willkommen heißt und Hagen ſchon ſein Auge heimlich auf den Hort wirft. Nachdem Sifrit den Burgundern im Kriege gegen die Sachſen und dem König Günther in der Ueberwältigung der ſtarken Brunehild (wie in der Volſungaſaga) beigeſtanden, empfängt er zum Lohne Chriemhildens Hand. Die holde Scham der Braut, die ſtille Hoheit des Bräutigams ſind mit unnachahmlichem Liebreiz in den einfachſten Zügen geſchildert. Alles iſt freudenvoll, nur nicht Brunehild, weil ſie heimlich den Sifrit liebt. Indem ſie einmal mit Chriemhild badet, kommen beide in Streit und Chriemhild iſt ſo unvorſichtig und im Glück übermüthig, ihr zu ſagen, nicht Günther, ſondern Sifrit habe ſie im Brautbette bezwungen. Zum Beweiſe hält ſie ihr ihren eigenen Ring und Gürtel vor, die Sifrit in jener Nacht der Brunehild genommen und der Chriemhild geſchenkt hatte. Brunehild weint, Günther forſcht nach, Sifrit ſchwört, er ſey unſchuldig, denn er habe Brunehild nicht berührt. Aber Günther iſt unverſöhnlich beleidigt und Hagen ſinnt darauf, Sifrit um des Hortes willen zu verderben. Chriemhild, durch einen Traum erſchreckt, ahnet Böſes und beſchwört den grimmen Hagen, ihren Sifrit nicht zu verlaſſen, wenn ihm Gefahr drohe. Argliſtig verlangt er, ſie ſolle ihm ein Zeichen auf den Rücken nähen, damit er von hinten beſſer Acht auf ihn haben könne, wenn es Schlachtgedränge gäbe. Sie veranſtalten nun eine Jagd im Odenwalde, Sifrit trinkt aus einer Quelle und wird hinterwärts von Hagen durch Chriemhilds Zeichen hindurch erſtochen. Chriemhilds unendlicher Jammer wird durch eine trügliche Sühne geſtillt, der Hort mitten im Rheine verſenkt.

Nach einigen Jahren wirbt Etzel (Attila) um Chriemhild, ſie geht zu ihm nach Ungarn, bekommt von ihm einen Sohn, Ortlieb, und hält ſieben Jahre Ruhe. Da vermag ſie aber nicht länger den heißen Drang nach Rache zu unterdrücken und ladet ihre Brüder trüglich zu einem Beſuch ein. Sie kommen wirklich, trotz aller Warnungen durch Träume und böſe Vorzeichen, aber gerüſtet, 10,000 Mann ſtark. Unterwegs beſtehen ſie Kämpfe, werden aber zu Pechlarn vom milden Markgrafen Rüdiger gaſtlich empfangen und reich beſchenkt. Des Markgrafen zarte Tochter, die nach der Sitte alle Gäſte mit einem Kuſſe bewillkommt und nur vor dem grimmen Hagen zurückſchreckt, bei Tiſche aber durch ihren Liebreiz aller Augen auf ſich zieht, wird dem jungen

Giſelher verlobt. Er ſelbſt, der Vater, begleitet die Burgunder nach Ungarn. Von dort kommt ihnen Dietrich von Bern, Etzels Dienſtmann, entgegen und warnt ſie zum letztenmal, jedoch vergebens. Sie kommen nach Etzelnburg und werden friedlich und ehrenvoll empfangen. Aber in der Nacht ſchickt Chriemhild eine Mörderſchaar aus, um Hagen zu erſchlagen, welcher jedoch aus Vorſicht mit Volcker wach geblieben iſt und die feigen Hunnen zurückſchreckt. Am folgenden Tage aber wird ein Hunne im Turnier von Volcker erſchlagen und ſogleich erhebt ſich Tumult. Vergebens gebietet Etzel Frieden, ſein Bruder Blödelin, von Chriemhild angereizt, überfällt die Knechte der Burgunder, wird aber von Dankwart erſchlagen. Als die Nachricht davon an die königliche Tafel gelangt, ſpringt Hagen auf und ſchlägt dem kleinen Ortlieb das Haupt ab. Da beginnt ein allgemeiner Kampf. Die Burgunder wüthen wie Berſerker. Dietrich von Bern rettet Etzel, Chriemhild, Rüdiger und die Seinen aus dem Saal, alle übrigen Hunnen aber werden von den grimmigen Burgundern erſchlagen und 7000 Todte und Verwundete aus dem großen Saale geworfen. Chriemhild bietet ungeheure Summen, wer ihr Hagens Kopf bringe. Markgraf Iring von Dänemark läßt ſich dadurch bewegen, mit Hagen zu kämpfen, verwundet ihn auch, fällt aber ſelbſt. Sein Sohn Hawart und Markgraf Irnfrit von Thüringen leiden gleiches Loos. Noch 20,000 Hunnen laufen vergebens Sturm auf den Saal.

Da treten die drei Burgunderkönige um Sühne hervor. Chriemhild fordert als unerläßlich Hagens Kopf; die Könige wollen aber an ihrem tapfern Mann nicht untreu werden und ſchlagen es aus. Da läßt Chriemhild den Saal an allen Ecken anzünden. Die Burgunder leiden entſetzlich durch Brand und Rauch, viele kommen um. Die Uebrigen trinken aus Durſt das Blut der Todten. Nur 600 überleben den Brand, indem ſie ſich dicht an die Mauern ſtellen. Rüdiger, Etzels Lehensmann, ſoll nun den Kampf mit ſeinen burgundiſchen Freunden beſtehen, und bietet vergebens, um dieſen die Treue nicht zu verletzen, dem König all ſein Gut an, aber er wird der Lehenspflicht nicht entlaſſen und muß den Saal beſtürmen. Hagens Schild, den ihm unterwegs Rüdigers Gemahlin Gotelinde geſchenkt, wird zerhauen, da gibt ihm Rüdiger ſeinen eigenen Schild. Der grimme Hagen ſelbſt wird dadurch gerührt, auch Volcker und beide geſellen ſich zum jungen Giſelher, der traurig den Vater ſeiner Braut als Feind erblickt und nicht kämpfen will. Als aber Rüdiger allzuviel Burgunder tödtet, läßt ſich Gernot nicht länger halten, greift Rüdiger an und tödtet ihn, zugleich von ihm getödtet. Dietrich von Bern und ſeine ſtolzen Mannen hatten ſich noch fern gehalten, jetzt fordern ſie Rüdigers Leiche. Volcker ſagt, ſie möchten ſie ſelber im Saale holen. Da kommen ſie und der wüthende Kampf entbrennt von Neuem. Volcker erſchlägt den Siegestab und fällt ſelbſt durch den alten Hildebrand. Giſelher erſchlägt den Wolfhart und wird von ihm erſchlagen. Von allen Burgundern bleiben nur noch Günther und Hagen übrig. Dietrich ſelbſt tritt nun in den Saal, beſiegt allein die

beiden ſchon ermatteten Helden und überliefert ſie gebunden der Rache Chriemhilds. Dieſe fordert von Hagen den Hort, Hagen aber ſagt, er werde nicht verrathen, wo der Schatz ſey, ſo lange noch einer ſeiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bruder Günther den Kopf abſchlagen und bringt ihn ſelber zu Hagen. Hagen aber iſt froh und ſagt: nun wiſſe kein Menſch auf Erden, wo der Hort ſey, als er, und er werde es nie ſagen. Da ſchlägt ihm die grimmige Chriemhild mit Sifrits Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den dieſe unweibliche That in Zorn bringt, erſchlagen. Der alte Etzel thut nichts, als die Todten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das iſt der Nibelungen Noth.

Die Klage im Anhang zum Nibelungenliede iſt eigentlich nur lange Variation zu dem kurzen Thema, mit dem das Nibelungenlied ſchließt, nämlich die ausführliche Klage des alten Etzel und Dietrichs beim Begräbniß der gefallenen Helden, von denen jeder, wie man ſeine Leiche hervorzieht, einzeln bejammert wird. Wie in der Litanei iſt auch hier die Wiederholung zwar ermüdend, aber auch feierlich und ſchauerlich. Einzelnes wirkt ergreifend, z. B. die Bewunderung, welche Dietrich der Schönheit Chriemhilds ſpendet, als er ihre Leiche ſieht. Etzel geberdet ſich faſt wahnſinnig vor Schmerz und endet in Blödſinn, als ihn Dietrich verläßt. Der alte Hildebrand bleibt am nüchternſten und mahnt die beiden, ihren Schmerz zu mäßigen. Dietrich kehrt auf dem Heimwege in dem verwaisten Pechlarn ein, wo Gotelinde eben vor Schmerz geſtorben iſt. Die junge Braut Giſelhers, Dietlinde, überlebt ſie und Dietrich will für ſie ſorgen. Der Spielmann Schwemmelin reist zu Chriemhilds Mutter, der alten Frau Ute, ihr das Leid anzuſagen, und kehrt unterwegs bei dem trauernden Biſchof Pilgerin von Pechlarn ein, der ſeinem Schreiber Konrad befiehlt, dieſe Begebenheiten aufzuſchreiben. Frau Ute ſtirbt vor Leid und wird in der von ihr geſtifteten Abtei Lorſch begraben.

Der bemerkenswertheſte Zug der Klage iſt V. 285, daß Chriemhilden von Gott vergeben wird, weil ſie alle die Blutſchuld auf ſich geladen habe einzig aus Treue. Das Motiv ihrer ganzen Handlungsweiſe wird in die Worte gelegt: „dem getriuwen tuot untriwe wé.“ Darin liegt der Schlüſſel zum Nibelungenliede. In der Volſungaſaga concentrirt ſich alles in Brynhild und ihrer unglücklichen, furchtbar ſchönen Leidenſchaft. Der nordiſche Charakter feiert in ſeiner ganzen männlichen Härte ſeinen Triumph, findet in dem amazonenhaften Weibe ſeinen tiefſten und ſchönſten

Ausdruck. Solche Herzen kannte nur der Norden. Einen ganz andern Sinn und Geist aber hat unser deutsches Nibelungenlied. Sein Grundzug ist die Gemüthlichkeit und die dem Dichter vorleuchtende Idee überall die deutsche Treue. Ein Jahr lang dient Sifrit den burgundischen Königen und, wie sehr er glüht, Chriemhild zu sehen, verletzt er nicht einen Augenblick die Treue des Dienstmanns und bescheidet sich. Wiederum hält nachher Günther ihm die Treue und führt ihm Chriemhild zu. Mit gleicher Zartheit benimmt sich Sifrit bei dem bedenklichen Kampf in der Brautnacht mit Brunehild. Die einzige Untreue, die im ganzen Liede vorkommt, ist die Mutter des allgemeinen Verderbens. In um so schönerer Folie steht ihr die Treue entgegen, die sich sonst durchs ganze Lied gleich bleibt und zuletzt selbst den untreuen Hagen bemeistert, so daß er durch die Treue im Todeskampf mehr als durch seinen Tod den Verrath an Sifrit sühnt. Treue ist der Grundzug in Chriemhilds Rache. Von unnachahmlicher Schönheit, immer reicher sich entfaltend, erscheint die Treue in der Freundschaft der grimmigen Helden Hagen und Volcker, in dem Edelmuth der burgundischen Könige, als sie Hagen nicht ausliefern und lieber sterben wollen, in dem Benehmen Rüdigers, bevor er zum Todeskampfe geht. Das Lied der Nibelungen kann man das Lied von der Treue nennen.

Darin nun und in dem ganzen einfach gemüthlichen Ton der Nibelungen liegt ein Reiz, der sich mit nichts vergleichen läßt, und der das deutsche Lied als ein eigenthümlich schönes Ganze vollkommen unabhängig macht von der Volsungasaga. Es kann nun auch nicht mehr auffallen, noch übel vermerkt werden, daß Brunehild im Nibelungenliede viel unbedeutender und unschöner hervortritt, als in der Volsungasaga. Der deutsche Dichter konnte für seinen Zweck nicht mehr von der nordischen Brynhild brauchen. Sie so aufzufassen, wie sie in der Volsungasaga aufgefaßt ist, würde zu seinen Ideen nicht gepaßt, die Eigenthümlichkeit seines ganzen Gedichts gestört haben. Dasselbe gilt von der sämmtlichen mythischen Vorgeschichte Sifrits. Ihrer konnte im Nibelungenliede nur nebenbei gedacht werden.

Ich stehe nun nach dem Gesagten nicht an, im Widerspruch mit Lachmann und Gervinus, den Verfasser des Nibelungenliedes für einen großen Dichter zu halten. Um den Inhalt des Liedes gerade so aus dem weiten Umfang der darauf bezüglichen älteren Lieder und Sagen auszu-

ſcheiden, ihm gerade dieſe ſchöne Einheit und Abrundung zu geben, gerade dieſe Grundidee hineinzuweben und es gerade in dieſem gemüthlichen Tone, in dieſer einfach herzlichen Sprache durchzuführen, dazu gehörte kein gemeiner, ſondern ein feiner und edler Geiſt. Die Behandlung im Großen, die Erfindung und Anordnung iſt hier ſo herrlich und meiſterhaft, daß es kleinlich wäre, nach mehr Ausführung und Ausſchmückung der Form zu fragen. Freuen wir uns vielmehr, am Nibelungenliede ein Werk zu beſitzen, welches trotz der rauhen und ſimpeln Sprache voll von Poeſie iſt, während unſre modernen Claſſiker uns in der vollendetſten äußern Form ſo oft nur den nichtswürdigſten Inhalt darbieten.

Holtzmann verzeichnet in ſeiner neuen Ausgabe 27 Handſchriften des Nibelungenliedes, darunter aber nicht 10 vollſtändige. Sie theilen ſich in zwei Gruppen, eine ältere Redaction unter dem Titel „der Nibelungen Lieb“ und eine jüngere unter dem Titel „der Nibelungen Noth“, beide jedoch im Weſentlichen ganz deſſelben Inhalts. Zwei Handſchriften (die von Hundeshagen und Feifalik) ſind noch nicht benutzt und verglichen. Abgeſehen davon, was dieſe bieten werden, iſt unter den bisher bekannten Handſchriften die ſ. g. Laßberg'ſche*) die beſte. Den Namen des Dich-

*) Lachmann gab der Hohenemſer Handſchrift in München den Vorzug, aber man braucht nur die erſten Verſe beider Handſchriften zu vergleichen, um ſich ein Urtheil zu bilden. Bei Laßberg heißt es:

Uns iſt in alten mären
Wunders viele geſeit
von heleden lobebären
von grozer Arebeit
von frewde vnt hochgeziten
von weinen vnt klagen
von koner recken ſtriten
moget ir nv wunder horen ſagen.

Ez wchs in Burgonden
Ein vil edel magedin
Daz in allen landen
nibt ſchoners mochte ſin
Chriemhilt gheizen.
Din wart ein ſchone wip ꝛc.

ters hat man nie ausgemittelt. Gott sey Dank, daß es noch Schönes gibt, an das die Eitelkeit der Namen nicht angeknüpft werden kann. Das Nibelungenlied theilt diesen Vorzug mit manchem gothischen Dome.

Einer der interessantesten Nachträge zum Nibelungenliede ist das lateinische Gedicht Waltharius, vermuthlich vom St. Galler Mönch Eckhart I. niedergeschrieben, welcher 937 gestorben ist. Es ist ohne Zweifel einem älteren deutschen Gedicht nachgebildet. Bruchstücke einer späteren deutschen Bearbeitung gab Karajan 1839 heraus, vollständiger abgedruckt in Haupts Zeitschrift II. 216.

Bei Lachmann:

Uns ist in alten mären
wunders vil geseit
von helden lobebären
von grozer kuonheit
von fröuden hochgeziten
von weinen und von klagen
von kuener recken striten
muget ir nu wunder hören sagen.

Oz wuohs in Burgonden
ein schöne magedin
daz in allen landen
niht schöners mohte sin.
Kriemhilt was sie geheizen
und was ein schöne wip
dar umbe muosen degene
vil verlisen den lip.

Der Dichter kann unmöglich in der ersten Strophe das Wort Kühnheit zweimal, in der zweiten Strophe das Wort schön dreimal gebraucht haben, das sind Fehler eines nachlässigen Abschreibers. Das alte treffliche Wort „arebeit" verdrängen und durch das mehr renommistische Kühnheit, was ohnehin gleich darauf wieder vorkommt, ersetzen zu wollen, ist unpoetisch. Ebensowenig durfte das Wort „edel" in schön umgewandelt werden, da schön gleich darauf noch zweimal vorkommt. Ich habe mich schon in meinem Literaturblatte 1843 Nr. 126 gegen Lachmann erklärt, lange bevor Holtzmann die falsche Ansicht desselben zu bestreiten begann. — Lachmann hat sich angemaßt, aus dem Nibelungenliede die angeblichen Volkslieder, aus denen es schlecht zusammengeflickt sey, wieder auszuscheiden, ohne ein Verständniß des schönen Ganzen.

Wir haben nun eine sehr vollständige Poesie und daneben eine noch vollständigere Unterhaltungsliteratur. Jeder Platz auf dem deutschen Parnaß ist besetzt. Es hat Aesthetiker genug gegeben, die sogar gemeint haben, die Poesie sey schon mit Goethe beschlossen und vollendet. Doch haben noch viele neue Dichter, die dafür gehalten werden müssen, auf dem Parnaß Platz genommen und das Gedränge derer, die schon berühmt sind oder es noch werden wollen, ist zum Ersticken. Rings um den Parnaß her haben ferner die Unterhaltungsschriftsteller sich gelagert und ihre Boutiquen aufgeschlagen. Von allen Seiten hört man Harmoniemusik, Kegelschub und Gläserklingen und überaus freundliche Wirthe schenken um ein Billiges allen Durstenden und Unterhaltungslustigen das Surrogat von Poesie aus, was den Leuten die Mühe erspart, den Berg erst hinaufzuklimmen und unmittelbar aus der heiligen Quelle zu schöpfen.

Da nun das poetische Fach offenbar längst übersetzt ist, sprach der biedre Criminaldirecter Hitzig in Berlin ein Wort zur rechten Zeit, als er die Jünglinge vor der „Schriftstellerei als Lebensberuf" warnte. Gleichwohl sind immer neue Heere von belletristischen Schriftstellern aus der deutschen Erde hervorgewachsen und haben tumultuarisch Platz verlangt. Diese Neulinge folgten als dritte Generation auf die Unterhaltungsschriftsteller, wie diese auf die echten Dichter gefolgt waren. Demnach darf man sich kaum wundern, daß ihnen die ältere Generation jener Gottbegabten oder wenigstens Ehrgeizigen, die ohne einen ökonomischen Zweck nur dichteten, um zu dichten, bereits verschollen war, daß sie nur die zweite Generation der Industriellen kannten und die schöne Literatur nur aus diesem Gesichtspunkt ansahen. Sofern sie aber das Gewerbe bereits so sehr übersetzt fanden, sahen sie sich in die Lage poetischer Proletarier versetzt und bedienten sich des einzigen Vortheils, den diese verzweifelte Lage gewährt. Es kam ihnen zu Statten, daß sie nichts zu verlieren hatten, also in der Wahl ihrer Mittel weniger bedenklich seyn durften, und daß sie durch das gemeine Treiben des poetischen Gewerbes, das schon vor ihnen existirte und das sie beständig vor Augen sahen, für die Scham, die sonst wohl eine natürliche Mitgift der Jugend ist, bereits abgehärtet waren. Ihr Ehrgefühl wurde weit weniger verletzt, als ihr Unternehmungsgeist geschärft. Um nun in die Concurrenz eintreten zu

Attila, der Hunnenkönig, breitete ſeine Macht aus und bedrohte den Frankenkönig Gibich, der ihn um Schonung bat und dafür einen großen Schatz und den damals noch jungen Hagen als Geißel gab. In gleicher Weiſe erkaufte ſich der Burgunderkönig Herrich des Attila Gnade, indem er ihm ſeine Tochter Hiltgund zur Geißel gab. Endlich auch Alpher, Herzog von Aquitanien, indem er ſeinen Sohn Walther als Geißel gab. Aber ſchon vorher hatten Herrich und Alpher als gute Nachbarn ihre beiden Kinder mit einander zu verheirathen gelobt. Die Kinder wurden an Attila's Hofe wohl gepflegt und Walther that für den großen Hunnenkönig Kriegsdienſte. Nun ſtarb aber Gibich und Hagen entfloh zu deſſen Sohn und Nachfolger Günther, der keinen Tribut mehr geben wollte und ſich von den Hunnen unabhängig machte. Attila nahm Bedacht, Walter und Hiltgund deſto beſſer zu hüten, Walther machte aber die Hunnen bei einem großen Gelage alle trunken und entfloh mit Hiltgunt und dem großen Schatze der Franken. Unterwegs gab er einem Fergen zum Lohn für die Ueberfahrt über den Rhein Fiſche, die er früher ſchon gefangen und mitgenommen hatte. Der Fiſcher brachte ſie dem König Günther, der gleich merkte, dieſe Fiſche könnten nicht aus dem Rhein ſeyn, ſondern kämen weither. Als nun der Fiſcher erzählte, ein junger Held mit einer ſchönen Dame ſeyen über den Rhein gezogen, rief Hagen ſogleich, das iſt Walther, und der König befahl, ihnen nachzujagen, um ihnen den Schatz abzunehmen. Als ſie den Fliehenden ereilt, ſchlief Walter, aber Hiltgund weckte ihn. Hagen, der einſt dem Walther Treue gelobt, wollte ihn nicht angreifen, alle andern Franken aber, die nach und nach gegen den tapfern Walther heranſtürmten, unterlagen ihm und die Leichen häuften ſich umher. In der Nacht endete der Kampf, Walther aber blieb wach und belud vier Roſſe mit der Beute. Erſt am andern Morgen griffen ihn Hagen und der König ſelbſt an; Walther lähmte des letztern Bein, Hagen ſchlug ihm ſelbſt die Hand ab, wofür er aber dieſem ein Auge ausſtach. So trennten ſie ſich, alle verwundet, er aber entkam mit Hiltgund und den Schätzen.

Aus dieſem höchſt merkwürdigen Gedicht ſchimmern wie aus tiefſtem Hintergrunde alte Götter hervor, Hagen als der einäugige Odin, Walther als der Frühlingsgott Wali; aber in hellem Vordergrunde ſteht die Geſchichte. Alles iſt erlebt, Schickſal des deutſchen Volks. Das Gedicht enthält noch die lebendigſte Erinnerung an die Zeit, in welcher deutſche Volksſtämme und Fürſtengeſchlechter unter dem Druck Attila's ſeufzten, um ſich in nicht langer Zeit freudig wieder von ihm loszureißen. Dieſe friſche Freiheitsluft athmet uns aus dem Gedicht entgegen, wenn es uns auch zugleich auf die Fortdauer der Bruderkämpfe unter den Deutſchen ſelbſt hinweiſt.

3.

Das Heldenbuch.

Unter dieſem allgemeinen Namen faſſen wir alle altdeutſchen Heldengedichte zuſammen, die dem Sagenkreis Dietrichs von Bern angehören, den das Nibelungenlied ſelbſt nur eben berührt. Unter Dietrich iſt der berühmte Oſtgothenkönig Theodorich, unter Bern Verona verſtanden, aber hinter dieſer geſchichtlichen Erinnerung liegt eine noch ältere mythiſche verborgen.

Zu unterſcheiden iſt das alte Heldenbuch (welches nur vier Lieder enthält: Otnit und Wolfdietrich, den großen und kleinen Roſengarten), gedruckt Augsburg 1491. Hagenau 1509. Sine loco 1545. Frankfurt a. M. 1560, 1579, 1590. Wiederabgedruckt in Hagens Heldenbuch. — Und das Heldenbuch des Kaſpar von der Roen, handſchriftlich in Dresden, abgedruckt gleichfalls in Hagens Heldenbuch. Dieſes wurde von Kaſpar erſt 1472 zuſammengetragen und enthält die alten Lieder in ſchlechten Abkürzungen, aber in deſto reicherer Zahl, nämlich außer den genannten vier des älteren Heldenbuchs noch: Ecken Ausfahrt, Rieſe Sigenot, Etzels Hofhaltung, Dietrich und ſeine Geſellen, das Hildebrandslied. Von der Hagen fügte in ſeinem Heldenbuch noch weitere Gedichte dieſes Kreiſes hinzu: Dietrichs Ahnen, Alpharts Tod, die Rabenſchlacht, Biterolf und Dietleb.

Die meiſten dieſer Heldenbuchlieder ſind in dem ſ. g. Berner Ton gedichtet, in einem Versmaaß, welches dem der Nibelungen entſpricht, nur daß jede Zeile des letztern ſich in 2 gereimte Zeilen, jeder Vers von 4 gereimten Zeilen ſich in einen von 8 theilt. An poetiſchem Werth ſtehen dieſe Heldenlieder faſt ohne Ausnahme denen des Nibelungenkreiſes nach, was nur Schuld der ſpätern Bearbeiter iſt, denn Spuren von älteren und weit tiefer empfundenen und ſchöner erfundenen Liedern laſſen ſich vielfach in ihnen nachweiſen oder ſind auch noch in einzelnen Bruchſtücken erhalten.

Alle dieſe Lieder gehören dem deutſchen Süden und dem gothiſchen Stamme an. Nach dem Liede „Dietrichs Ahnen“ ſtammt derſelbe von Wolfdietrich her, welcher dem König Otnit in der Regierung folgte.

Wir beginnen daher mit dem Liede von Otnit, von dem ſich in Wien noch eine gute alte Handſchrift gefunden hat (herausg. von Ettmüller 1838).

Otnit herrſchte zu Garda am See und wollte heirathen, als ſein Oheim Elias ihm die ſchöne Tochter des heidniſchen König Nachaol von Muntenbur empfahl. Allein der Vater wollte ſie Niemand geben und ſteckte die Köpfe ihrer Freier auf der Mauer ſeiner Burg aus. Da zog Otnit wider ihn aus. Unterwegs aber im Walde neckte ihn Alberich, der Zwergkönig, verhöhnte und verlachte ihn, bis Otnit ihn im Zorn packte und unter ſich brachte. Nun aber gab ſich ihm Alberich als ſeinen Vater zu erkennen, der einſt ſeine Mutter Amelgart überliſtet und geſchwächt habe. Auch habe er ihn nur aufgeſucht, um ihm einen unverwundbar machenden goldnen Harniſch und das Zauberſchwert Roſe zu geben, mit dem er Nachaol beſtehen könne. Dennoch hätte Otnit das ſchöne Heidenkind nicht gewonnen, wenn ſie ihm Alberich nicht liſtig entführt hätte. Alberich machte ſich überhaupt allen möglichen Spaß mit den Heiden; als er als Bote Otnits nach Muntenbur kam und übel aufgenommen wurde, machte er ſich unſichtbar und lachte die Heiden aus, die blind nach ihm ſchlugen und ſtachen. Endlich nahm er Abſchied, indem er unſichtbar dem König einen derben Schlag verſetzte. Nachher nahm er gar einmal die Geſtalt Mahomeds an und ließ ſich von den Heiden anbeten, die er dann mit einem hölliſchen Gelächter verließ. Durch ſeine Kunſt ſchlich er ſich zu der ſchönen Jungfrau und führte ſie dem liebenden Otnit zu. Bei der Hochzeit war er nicht ſichtbar, bezauberte aber die Herzen aller Frauen durch die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Die Jungfrau empfing in der Taufe den Namen Sydrat und lebte mit Otnit glücklich in Garda. Nun ſchickte aber ihr Vater den wilden Jäger Belle mit zwei jungen Drachen ins Gebirge von Trient, um Otnit zu verderben. Wie die Drachen groß wurden, verheerten ſie das Land rings umher. Hier geht das Gedicht in das von Wolfdietrich über.

Das Gedicht von Hug- und Wolfdietrich iſt in mehreren Bearbeitungen vorhanden, einmal der Wolf allein, dann Otnit und Wolf, endlich Hug und Wolf zuſammen. Vgl. von der Hagen, Heldenbuch (S. XXII. f.), in dem alle abgedruckt ſind. Dieſe gewiß ſehr alten Lieder ſind leider im Bänkelſängerton vorgetragen und durch ſchwülſtige Zuſätze, in ganz unmotivirter Anhäufung von Abentheuern entſtellt. In der romaniſchen und deutſchen Ritterſchaft kam mit den Kreuzzügen die Liebhaberei an dergleichen gehäuften Abentheuern in den Kämpfen zwiſchen Chriſten und Heiden (Sarazenen) auf und man trug ſie in ältere Dichtungen erſt hinein. Hier der Inhalt des Hug- und Wolfdietrich:

König Antzius ſtarb und hinterließ den jungen Sohn Hugdietrich, den Herzog Berchtung erzog; als H. herangewachſen, hörte er von der ſchönen

Hiltburg, Tochter des König Waligund von Salnek, die in einem hohen Thurm eingeschloſſen niemals einen Mann heirathen ſollte. Da verkleidete er ſich in ein Mädchen, gelangte auf dieſe Art in den Thurm, lebte einige Zeit als Mädchen bei Hiltburg unerkannt und hinterließ ſie geſegneten Leibes, als Berchtung ihn abberief und er ohne Gefahr nicht länger bleiben konnte. Hiltburg gebar einen Sohn und ließ ihn an einem Seile aus dem Thurm herab. Da kam eine Wölfin und trug ihn zu ihren Jungen, mit denen ſie ihn ſäugte. Auf der Jagd entdeckte ihn Hiltburgs Vater und nahm ihn zu ſich; vom Wolf wurde er Wolfdietrich genannt. Die Mutter erkannte ihn und geſtand alles. Da ſöhnte ſich König Waligund mit dem Verführer aus und ließ Hugdietrich zurückrufen und feierlich mit ſeiner Tochter vermählen. Hugdietrich ſtarb nach einiger Zeit und Berchtung nahm ſich nun des Wolfdietrichs an und lehrte ihn die Waffenkunſt.

Wolfdietrich bekam Streit mit ſeinen zwei jüngeren Brüdern, die ihn nach des Vaters Tode nicht anerkennen wollten, Bogen und Waemut, und ihn vertrieben. Der alte Berchtung mit 16 Söhnen ſtand ihm bei, fünf wurden erſchlagen, eilf mit ihm gefangen. Wolf mußte fliehen. Auf ſeiner Flucht erſchlug er den Rieſen Belmunt. Seine Verbannung aber machte ihm ſolchen Kummer, daß er ſich in ſein Schwert ſtürzen wollte. Da erſchien ihm die rauhe Elſe wie ein wilder Bär und heiſchte ſeine Liebe. Er wies ſie ab, dafür machte ſie ihn ſchläfrig und nahm ihm im Schlaf die Waffen ab. Er erwachte und lief ihr nach, ſie wollte ihm auch die Waffen wiedergeben, aber nur um den Preis ſeiner Liebe. Er weigerte ſich abermals, da verſenkte ſie ihn wieder in Schlaf und ſchor ihm das volle Haar ab. Als er erwachte, wurde er unſinnig und irrte ein halbes Jahr im Walde, bis Gott ſich ſeiner erbarmte und einen Engel ſchickte, welcher der rauhen Elſe den Text leſen mußte. Da führte dieſe den Wolfdietrich nach Troy in ihr Land, badete ſich im Jungbrunnen und kam, die als rauhe und häßliche Bärin hineingeſtiegen, als die wunderſchöne Frau Sigeminne wieder heraus. Dieſer widmete er nun ſeine Liebe gern, worauf ſie ihn in einem Schifflein wieder entließ. Da kam er an ein Land, wo eine große Linde ſtand, in deren Zweigen die Vögel wunderſam ſangen. Unter ihm entſchlief er. Kaiſer Otnit erblickte ihn und weckte ihn, mit ihm zu kämpfen. Wolfdietrich ſiegte, ſchonte aber den Kaiſer, da ihn die Kaiſerin darum bat, und ſöhnte ſich mit ihm aus. Nachdem er einige Zeit bei ihm zugebracht, kehrte Wolfdietrich zur Sigeminne heim, die ihm aus Sehnſucht ſchon entgegengezogen war. Als er aber einmal einem durch einen Rieſen verzauberten Hirſch nachjagte, entfernte er ſich zu weit und der Rieſe entführte ihm ſein Weib. Als Wolfdietrich ſie nicht wiederfand, zog er als Pilger gekleidet zu Otnit und dieſer begleitete ihn, die Geraubte zu ſuchen. Ein Köhler wies ihnen des Rieſen Treſſan Burg, darin der Rieſe bei Sigeminne lag, die weinend ihr Haar ausraufte. Wolfdietrich erſchlug den Rieſen und verjagte die Zwerge, die demſelben im Kampfe halfen. Aber des Rieſen

Schweſter, als ſie des Bruders Burg brennen ſah, lief nackt mit einer groſsen Stange herbei und band Wolfdietrich mit Riemen, die aber der Regen auflöste. Ein mitleidiger Zwerg ſetzte ihm die Tarnkappe auf, die ihn unſichtbar machte und ſo erſchlug er die Rieſin.

Unterdeſs war Otnit in einem Berge von einem Rieſen und vielen Zwergen bedrängt und durch Feuer und Rauch ganz ſchwarz gemacht worden. So fand ihn Wolfdietrich wieder. Zugleich hatte der Rieſe Walle in einer Höhle zwei Drachen aufgezogen, um Otnits Land zu verheeren. Otnit tödtete den Rieſen und ſein Weib Rutz, entſchlief aber dann durch Zauber unter der Linde. Da kam ein groſser Drache und verſchlang ihn, muſste ihn aber friſch und geſund wieder auswerfen, als die Zauberin, welche die Linde verzaubert, ihm eine gewiſſe Wurzel ins Maul ſteckte. Mit dieſer „wilden Frau“ lebte dann Otnit aus Dankbarkeit ein Jahr lang in einem Berge, bis ſie ihn wieder entlieſs. Noch einiger Zeit traf Otnit im Walde einen Elephanten im Kampf mit jenem Drachen und half dem erſteren; aber als er wieder unter der Linde entſchlief, verſchlang ihn der Drache zum zweitenmal und ſchleppte ihn in ſeine Höhle. Sein treuer Hund kämpfte noch lange vergebens mit dem Unthier und kehrte dann allein zurück. Otnits Gemahlin Sydrat beweinte ſeinen Tod und wollte keinen heirathen, auſser der den Drachen erſchlüge.

Wolfdietrich pilgerte zum h. Grabe, erſchlug unterwegs zwölf Mörder, die ihn anfielen; als ihm ein Rieſe den Schiffmann, mit dem er über See fuhr, im Schlafe raubte, und er denſelben wiederfand, wie er den Schiffmann am Spieſse bratete, erſchlug er ihn; als ihn wilde Heiden auf dem Meer angriffen und mit Feuer auf ihn ſchoſsen, warf er ſie alle ins Meer, den letzten aber kaufte er, nannte ihn Werner und behielt ihn als Geſellen. Sie kamen nach Jeruſalem, wo ſie abermals mit wilden Heiden ſtreiten muſsten und Werner fiel. Wolfdietrich ſelbſt wurde gefangen, aber von Chriſten wieder befreit. Auf dem Heimwege kam er zu einer Burg, deren Zinnen mit Todtenköpfen ausgeziert waren. Darin hauste König Bellian mit ſeiner ſchönen Tochter Maypalyſe. Jeder Freier muſste bei ihr ſchlafen, konnte er ihr aber das Magdthum nicht nehmen, ſo koſtete es ihm den Kopf, daher die vielen Köpfe auf den Zinnen. Wolfdietrich wurde eingeladen, es mit ihr zu verſuchen, verabſcheute es aber und ritt davon. Allein der Weg wurde ihm durch einen See verſperrt und er muſste umkehren. Nun machte er mit der Schönen Hochzeit, wobei eine Menge künſtlicher Vögel von einer Linde herab ſangen. In der Brautnacht aber berührte er die Braut nicht, obgleich ſie nakt vor ihm alle ihre Reize entfaltete (die ſehr genau beſchrieben werden). Als ſie gar zu ungeſtüm in ihn drang, ſchlug er ſie. Da ſprang ſie aus dem Bett und zauberte, daſs das Bett in Flammen ſtand, aber Wolfdietrich löſchte das Feuer mit dem Kreuzeszeichen. Am Morgen führte ihn der König zum Götzenbild des Todes, deſſen Berührung jeden Ritter tödtete, aber Wolfdietrich berührte es kaum, als es in Stücke fiel. Darauf lieſs der zornige König zwei Stühle bringen, auf

denen ſtehend ſie ſich mit ſcharfen Meſſern warfen. Der König fiel, Wolfdietrich tödtete das Heidenvolk, das auf ihn anſtürmte und taufte den Reſt in einer Quelle, die auf ſein Gebet aus einem Felſen ſprang. Nun wollte er die Maypalyſe mitnehmen, ſie zauberte wieder alles ringsumher voll Waſſer, als er aber doch hineintrat, verſchwand das Waſſer und wurde alles wieder grüne Wieſe. Das Mädchen aber entkleidete ſich und flog, in eine Krähe verwandelt, auf einen Baum. Da erkannte er, daß ſie der Teufel ſey und freute ſich, ſie nicht beſchlafen zu haben. Sie aber ließ einen abſcheulichen Geſtank zurück. Als er nun weiter zog, liefen ihn zwölf ſchwarze Höllenhunde an, die er alle erſchlug, dann eine Anzahl Heiden, die ihn ins Meer drängten. Hier aber rettete ihn ein Zwerg mit einem Schifflein.

Da kam er zu der Burg, worin Berchtung und ſeine Söhne noch immer gefangen lagen, ſie hörten ihn von außen, er konnte ſie aber noch nicht befreien. Nachdem er den Rieſen Baldemar erſchlagen, ſtieß ihm die ungeheure, über alle Bäume ragende Rieſin Rumy auf, die ſich ſeine Muhme nannte, zwei Rindsleder als Schuhe umgebunden hatte und ihn ſammt dem Roß wie ein kleines Kind über ein großes Gebirge trug.*) Darauf kam er nach Terſis (Tarvis) und ſiegte in einem Ringelſtechen, ſein Nebenbuhler Graf Hermann ließ ihn durch ſeine Diener überfallen, die aber übel ankamen. Von hier gelangte Wolfdietrich wieder zu Otnits Burg, ging aber nicht hinein, ſondern warf nur einen Stein mit ſolcher Kraft hinein, daß daraus die klagende Königin Sydrat erkennen mochte, er ſey wiedergekommen. Durch die Wallfahrt zum h. Grabe geſtärkt konnte er jetzt erſt den Kampf mit dem Drachen wagen. Sydrat warf ihm von innen ihren Goldring heraus, gemäß ihrem frühern Wort, daß ſie dem ſich zu eigen geben wolle, der Otnit rächen würde. Auf dem Wege zur Drachenhöhle fand er eine Frau in Geburtswehen, deren Mann von dem Drachen getödtet war. Indem er ihr Waſſer holte, ſtarb ſie ſammt dem Kinde. Nachdem er ſie beerdigt, ſtieß er auf einen Drachen, der mit einem Löwen kämpfte und half dieſem, aber der Drache ſiegte und trug den Löwen im Maul, den Helden im Schwanze davon in ſeine Höhle. Während hier der Drache einſchlief, ſah Wolfdietrich im Finſtern den Karfunkel leuchten, der am Griff von Otnits Schwert befeſtigt war, holte ſich ſogleich die edle Waffe und tödtete die alte Drachin ſammt ihren Jungen im Schlaf. Als er aber zu Frau Sydrat heimkam, behauptete ſein Nebenbuhler, Herzog Gerwart, der die ſchöne Königin ſelbſt gern gehabt hätte und der in der Drachenhöhle die Drachen todt gefunden, er habe ſie getödtet und zeigte deren Köpfe vor. Wolfdietrich aber beſiegte ihn im Zweikampf und zeigte dann zum Beweiſe, daß jener gelogen, die Zungen vor, die er vorher den Drachen ausgeſchnitten. Nachdem er noch einmal den Löwen von einem Drachen befreit (eine lang-

*) Dieſe Epiſode findet ſich in einem holländiſchen Volksliede wieder. Grimm, altd. Wälder I. 161. Hoffmann, horae belg. II. 138.

weilige Wiederholung), der Löwe ihm von einem Burggrafen erſchlagen wurde und er abermals eine große Drachin mitten entzwei hieb, aus deren trächtigem Leibe vier Junge fielen (eine abentheuerliche Scene, bei der das Volk aus Angſt auf die Bäume kletterte), feierte er endlich mit Frau Sydrat die Hochzeit. Als er ſie aber gleich wieder verlaſſen wollte, um ſeine elf Geſellen endlich zu befreien, wurde ſie ſo böſe, daß ſie ihn durch ihre Leute tödten laſſen wollte, indeß ſiegte er abermals und ſie bat ihn fußfällig um Gnade.

Nun zog er wieder nach Conſtantinopel und kam zu der Burg, wo ſeine gefangenen Mannen lagen. Als Pilger eingelaſſen ſtieß er in ſein Horn und rief ſeine draußen befindlichen Leute herbei, ſo daß er die Burg eroberte und Berchtung mit ſeinem Sohne frei machte. Darauf eroberte er Conſtantinopel und nahm ſeine beiden böſen Brüder, die ihn einſt vertrieben hatten, gefangen. Als er ſie aber mit zu Frau Sydrat nahm, bat ſie dieſe wieder frei. Nun herrſchte er zu Garten herrlich und in Freuden, ließ auch die ſchöne Amey, für die er zu Terſis beim Ringelſtechen geſiegt, kommen und vermählte ſie mit ſeinem treuen Diener Herbrand. Sydrat gebar ihm einen Sohn, den er nach ſeinem Vater Hugdietrich nannte. Als aber Frau Sydrat ſtarb, übergab Wolfdietrich ſeinem Sohn das Reich und wurde Mönch. Als aber die andern Mönche die Speiſen ungleich vertheilten, hing er ſie mit den Bärten an eine Stange. Als der heidniſche König Tarigas das Kloſter angriff, bewährte Wolfdietrich ſeinen alten Heldenruhm und ſchlug grimmig unter die Feinde. Tarigas wurde gefangen und getauft, eine Menge erſchlagener Heiden aber wurden im Kloſter begraben. Da ſaß er einſt, um ſeine Sünden zu büßen, auf einer Todtenbaare, als die Geiſter aller Erſchlagenen erſchienen und auf ihn losſchlugen, und er noch einmal mit allen kämpfen mußte. In dieſer Nacht wurden ſeine Haare weiß, aber er lebte noch 16 Jahre, bis Engel ſeine Seele heimführten.

Man erkennt unſchwer, daß die Fahrt nach Jeruſalem, die Kämpfe mit den Löwen und Helden ꝛc. ſpätere Zuſätze, dagegen die Zwerge und Rieſen, die rauhe Elſe, die dämoniſche Krähe, die Drachenzunge, wahrſcheinlich auch der Kampf mit den Todten Züge eines echten deutſchen Mythus ſind. Am deutſcheſten aber iſt die Treue Wolfs gegen Berchtungs ſelbſt ſo treues Geſchlecht. — Einige Züge laſſen in der alten Dichtung eine deutſche Achilleis vermuthen. Wie Achill auf Skyros, ſo lebt Hugdietrich unter den Mädchen. Wie Achill im Fluſſe Skamandros noch mit den Leichen der ſchon von ihm Erſchlagenen zu kämpfen bekommt, ſo Wolfdietrich mit ihren Geſpenſtern.

Wolfdietrich und Saben iſt eine merkwürdige Variante in Kaſpar van der Roens Heldenbuch.

König Hug ließ seine Gemahlin im Schutz des Sabin zurück, der aber ihrer begehrte und als sie sich ihm verweigerte, sie nachher bei Hug anklagte, sie sey ihm untreu geworden. Da befahl Hug, ihr jüngstes kaum gebornes Kind (Wolfdietrich) zu tödten. Ihr eigner Bruder Puntung mußte es mit in den Wald nehmen, setzte es ins Gras und zog sein Schwert, aber da das Kind lächelnd die Hand ausstreckte, um nach dem blinkenden Schwert zu greifen, konnte es Puntung nicht über das Herz bringen, es zu morden. Nachdem er es die Nacht hindurch gegen die Wölfe geschützt, übergab er es einem „Wilderer" und seiner Frau im Walde zur Hut. Der jammernden Mutter gestand Puntung, ihr Kind lebe noch. Deshalb reizte Sabin den König, den Puntung hinrichten zu lassen. Diesem aber kam König Valdrian zu Hülfe und überführte den Sabin seines Truges. Dieser wurde verbannt, als aber Hug starb, kam er wieder, gewann die Königin und verstieß sie nachher sammt dem jungen Wolfdietrich. Puntung nahm sich ihrer an, sie begannen Krieg mit Sabin, unterlagen aber und Wolfdietrich mußte bei Otnit Hülfe suchen. Unterwegs lag er an einem Wasser, da stieg ein rauhhaariges scheußliches Meerweib empor und versprach ihm Hülfe, wenn er sie lieben wolle. Als er sie abwehrte, ließ sie den Pelz fallen und war ein wunderschönes Weib, nun liebte er sie und empfing von ihr eine Wunderwurzel. Nachher kam er nach Garden und hörte von der Königin, Otnit sey von dem Drachen geraubt. Denselben tödtete er auf die bekannte Art. Dann erst auf dem Heimwege bestand er das Abentheuer mit der Tochter Belliand. Dieses ist hier etwas abweichend erzählt. Nachdem Wolfdietrich den König mit dem Messer todt geworfen, wollte er fort, aber die Jungfrau hielt ihn auf, indem sie machte, daß sich die Burg rasch ringsum wie ein Rad drehte, dann ein See sich ringsum ausgoß, dann der Held zwischen vier glatte Glasberge eingeschlossen ward. Als er in diesen Bestrebungen, loszukommen, todtmüde eingeschlafen, kamen 12 Göttinnen aus einem Berge und pflegten ihn. Als er fortwollte, sperrten sie ihn und sein Roß drei Tage lang in eine goldene Büchse. Darauf waren es 24 Göttinnen, die ihn wieder herrlich pflegten und bedienten, bis er wieder fort wollte. Da setzte ihm eine einen Rosenkranz auf, der sich in eine große Schlange verwandelte, die ihn umwand und wieder drei Tage festhielt. Am vierten Morgen aber sah er sich frei. Unterdeß hatte Einer die Köpfe der von Wolfdietrich erschlagenen Drachen gefunden und sich für Otnits Rächer ausgegeben. Wolfdietrich kam daher gerade zurecht, um durch Vorweis der Zungen den Lügner zu entlarven. Aber er verlor die Königin wieder, indem sie von Zwergen in einen Berg entführt wurde. Diesen entriß sie Wolfdietrich wieder, indem er ein schreckliches Schlachten unter den Zwergen anrichtete. Darauf verließ er sie wieder, um seine gefangenen Dienstmannen (von denen sonst nicht viel die Rede ist) zu befreien, sein Reich wiederzuerobern und Sabin zu strafen, welcher gerädert und verbrannt wird. Am Ende wird er Mönch und liegt zu seiner Buße 18 Nächte auf der Todtenbahre.

indem die Teufel ihn umringen und durch Vorſpieglung ſeiner alten Freunde und Bekannten ihn zu verführen ſuchen. Insbeſondere erſcheint ihm ſein Weib Liebgarta, ihn zum Beilager zu reizen. Er bleibt aber ſtandhaft und ſtirbt ſelig. Da kommt die Königin, die nicht wußte, wo er hingerathen, ihn zu beſuchen.

Die vielen Lieder, die von Dietrich ſelbſt handeln, gehen von der hiſtoriſchen Erinnerung an Theoderich aus und faſſen denſelben noch als Vaſallen des großen Hunnenkönig Attila auf. Dahinter liegen aber ohne Zweifel noch ältere Erinnerungen an den alten heidniſchen Donnergott. Wie Thor in der Edda, ſo kämpft auch der Dietrich des Heldenbuchs mit den Rieſen. Auch wird dem letzteren rothes Haar (wie dem Thor) und ein Feuerathem zugeſchrieben, der des Gegners Rüſtung glühend macht. Ein Mythus vom Donnerer iſt auch in der ſpätern Geſtellung doch nicht zu verkennen in dem Liede „Ecken Ausfahrt“.

Drei Rieſenbrüder Ecke, Faſolt und Ebertrot entſprechen hier der nordiſchen Rieſengenealogie, wonach der Rieſe Fornjoter (Erde) die drei Söhne Hler (Waſſer), Logi (Feuer) und Kari (Luft) zeugt, und treten in Gegenſatz zu Dietrich. Sie haben von ihm gehört, er habe einen andern mächtigen Rieſen, Grim, beſiegt und wollen ſich nun an ihm rächen. Ecke will mit Dietrich kämpfen. Drei Königinnen muntern ihn dazu auf und rüſten ihn. Das Wild des Waldes flieht vor ſeiner ſchrecklichen Größe. Im Kampfe mit Dietrichs Helm Hildegrim vom Blute roth, aber ein Zwerg ſpricht ihm von einem Baume herab Muth zu. Der Rieſe, ſchon beſiegt, verſucht Dietrich, der von ihm abgelaſſen, hinterrücks anzufallen, wird nun aber getödtet und ehrlich von Dietrich begraben.

Ein ganz ähnlicher Rieſenkampf wird im Liede Sigenot beſchrieben.

Dietrichs Lehensmann, der alte Hildebrand, hat den Rieſen Grim und deſſen Schweſter Hilde erſchlagen (von denen der Helm Hildegrim ſeinen Namen hat). Grims Schwager, der Rieſe Sigenot, ſucht Rache. Dietrich von Bern freut ſich des Abentheuers und zieht all in aus, den Rieſen im Walde zu ſuchen. Ein Zwerg, den er aus den Händen eines wilden Mannes befreit, hilft ihm auf die Spur. Er findet Sigenot ſchlafend im Walde, vor ſeinem Athem beugen ſich die Aeſte. Dietrich weckt ihn mit einem Fußſtoß. Nun beginnt der lange Kampf. Der Rieſe ſchlägt mit einer ungeheuren Stange zu, Dietrich brennt ihn dagegen mit ſeinem Feueralthem. Schon hat der Rieſe den Berner niedergeſchlagen, hält ihn für todt und will nach Bern ziehen, das Reich in Beſitz zu nehmen. Da rafft Dietrich ſich auf und ihm nach. Der Kampf beginnt von neuem, aber Dietrich unterliegt wieder und wird von dem Rieſen gefangen und in einen Schlangenthurm geworfen. Die Schlangen berühren aber ſeinen ge-

seiten Leid nicht. Eigenot will wieder gen Bern, da kommt ihm der alte Hildebrand entgegen, der sorglich seinen Herrn sucht. Aber auch ihn besiegt der Riese und wirft ihn in einen Berg. Da unter der Erde findet Hildebrand Dietrichs Helm (den Hildegrim) und Waffen, rüstet sich damit und besteht den Riesen noch einmal. Diesmal siegt Hildebrand, schlägt Eigenots riesenhaftes Haupt ab und befreit dann den Berner, mit Hülfe der Zwerge.

Das Gedicht ist dem Otnit und Wolfdietrich sehr ähnlich. Auch hier erliegt ein Held in einer Schlangenhöhle und der andere findet seine Waffen und siegt. Dietrichs Feuerathem erinnert an die Blitze des Gottes Thor, die nur im Sommer vorkommen. Im Winter ist der Blitz besiegt. Der alte Hildebrand könnte die Zeit bedeuten, die unverwüstlich den Winter immer wieder besiegt. Das Gedicht erinnert an ähnliche Kämpfe Thors mit den Riesen in der Edda. Auch der Beistand der Zwerge scheint ein uralter mythischer Zug.

Als eine ausschließlich humoristische Dichtung gibt sich der König Laurin (besonders herausgegeben von Ettmüller und Zingerle 1850) zu erkennen. Obgleich nur in einer ziemlich späten Bearbeitung erhalten, verräth doch dieses Gedicht seinem wesentlichen Inhalt nach einen älteren Ursprung. In der jüngeren Edda begegnet uns eine humoristische Reise des Donnergottes (Thor) zum König der Riesen, wobei er viel Ungemach und Schimpf erlebt, die jedoch zuletzt zu seiner Ehre gedeihen. Auf eine ähnliche Weise geräth nun König Dietrich, der edelste Held, in den Bann des kleinen Zwerges, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesem deutschen Gedicht ein ganz ähnlicher heidnischer Mythus zu Grunde liegt, wie dem von Thor.

Herzog Bitterolf von Steyermark hat zwei Kinder, Dietlieb und Similde. Als diese beiden einst spazieren gehen, raubt der Zwergkönig Laurin von Tirol, durch seine Tarnkappe unsichtbar, das Mädchen. Dietlieb bittet den alten Hildebrand und Dietrich von Bern mit Wittich und andern Helden und sie ziehen aus, das geraubte Mädchen zu retten. Wittich findet zuerst Laurins nur mit einem seidenen Faden umgogenen Rosengarten und zertritt darin die Blumen. Laurin aber überwindet ihn mit Zauberkunst und will ihm Hand und Fuß abhauen. Hildebrand aber raubt dem Laurin mit List seine Waffen und nun überwindet ihn Dietrich und will ihn tödten, wird aber von Dietlieb abgehalten, wegen seiner Schwester. Man stiftet nun Frieden und Laurin ladet die Helden in sein unterirdisches Schloß ein. Als aber Similde hier ihrem Bruder erklärt, sie wolle nimmermehr des Zwerges Weib werden und dieser ihr zur Flucht helfen will, schläfert Laurin seine Gäste durch einen Zauber-

können (da ihre Zahl für die etwa vacant gewordenen Redaktionen zu groß war), mußten sie auf einen neuen Reiz sinnen, um das abgestumpfte Publikum für sich zu interessiren. Diesen Reiz glaubten sie in den bisher geschonten Persönlichkeiten zu finden, und er lag in der That nahe genug. Sie durften sich nur über die bisher stillschweigend geltenden Rücksichten hinwegsetzen, um das Publikum auf eine neue und recht auffallende Art zu pikiren. Nun begann das sogenannte Charakterisiren der Nobilitäten des Tages, der indiscrete Abdruck von Korrespondenzen, die scandalöse Anekdotenjagd, die biographischen Belustigungen. Sie würzten ihre unbedeutenden, und in Bezug auf Poesie unproduktiven Blätter mit beißenden Bemerkungen, Anspielungen, Anzüglichkeiten, Erdichtungen, Verleumdungen, bekannte Personen betreffend. Sie brachten alle Theaterkabalen, die sonst, wie billig, ungedruckt geblieben waren, alle Rivalitäten der Künstler und Schriftsteller unter das Publikum und nährten sich von der wahren und erdichteten Lästerchronik. Ihre Berechnung täuschte sie nicht. Der böse Leumund ist ein gern gesehener Gast; es schmeichelt den Menschen, wenn sie von Andern übel reden hören.

Mitten im friedlichen Garten der schönen Literatur schlug nun die hundertzüngige Klatscherei ihren Thron auf und improvisirte alle Plakereien, Plünderungen und kleinen Grausamkeiten des Kriegs, während doch ein großartiger Gegenstand des Krieges gar nicht vorhanden war.

Auch die älteren Industriellen, von mehr friedlicher Natur, glaubten nunmehr hinter den Neulingen nicht ganz zurückbleiben zu dürfen und kramten auch ihrerseits Nachlässe, Korrespondenzen, biographische Notizen, Charakteristiken und Personalbeschreibungen aus, an deren Abdruck sie früher wohl nicht gedacht hätten. Alle alten Waschzettel und Visitenkarten berühmter Männer wurden bekannt gemacht, und nicht selten um des baaren Honorars willen jede Pietät hintangesetzt und „das Recht der Todten" auf die schonungsloseste Weise verletzt, die Privatissima sogar der verstorbenen Frauen von den Männern und der verstorbenen Väter von den Söhnen Preis gegeben.

Es versteht sich von selbst, daß jene dritte Generation, indem sie kaum mehr selbst etwas zu schaffen wußte und nur aus dem Stegreif von der Beraubung des fremden guten Rufes lebte, auch

trank ein, läßt sie fesseln und hängt sie in einer finstern Höhle an einer eisernen Stange auf. Aber Dietrich schmilzt die Ketten mit seinem Feuerathem und Dietlieb, der seine Schwester heimlich befreit hat, bringt den Helden ihre Waffen. Nun kämpfen sie mit den Zwergen und erschlagen sie, den Laurin nehmen sie aber mit, um ihnen in Steyermark als Gaukler durch seine Possen Spaß zu machen.

Das Gedicht von Laurin heißt auch „der kleine Rosengarten" zum Unterschied vom „großen Rosengarten". Der Inhalt dieses letztern ist:

Gibich herrscht in Worms, dort hat seine schöne Tochter Chriemhild einen Rosengarten, den ihr zwölf Helden hüten, vor allen ihr Verlobter Sifrit. Mitten im Garten steht eine Linde, so groß, daß 500 Frauen unter ihrem Schatten weilen können. Seidene Vorhänge umgeben ihn, 3000 künstliche goldene Vögel singen darauf. Voll Uebermuth schickt Chriemhild den Sabin, Herzog von Brabant, zu Dietrich von Bern, ihn und seine Helden zum Kampf im Rosengarten aufzufordern. Des Siegers Preis soll seyn ein Kuß und ein Rosenkranz, und die Lehensherrschaft über den Besiegten. Dietrich erzürnt sich über des Mägdleins Uebermuth, nimmt aber die Ladung an. (Nach einer Version wird Etzel eingeladen, den Dietrich nur begleitet, und Etzel schickt den Rüdiger von Pechlarn voraus, den Chriemhild in leuchtender goldener Krone empfängt und der er Luiend Etzels Brief überreicht).

Dietrich hat nur elf Kämpfer, der alte Hildebrand schlägt als zwölften seinen Bruder Ilsan vor, der in einem Kloster lebt. Sie holen den bärtigen, rohen und unbändigen Mönch ab, nachdem er die übrigen Mönche, die ihn nicht fortlassen wollte, tüchtig bei den Bärten gerauft. Nun ziehen sie nach Worms. Sie machen Chriemhild grobe Vorwürfe, Ilsan wälzt sich in den Rosen wie ein Schwein. Man kommt überein, daß die zwölf Helden Chriemhilds mit denen Dietrichs Paar und Paar kämpfen sollen. Die Paare sind in den Handschriften verschieden angegeben. In den beiden ersten ist die Reihenfolge auf Chriemhilds Seite: Pusolt, Ortwin, Schruntan, Asprian, Slaudenfuchs, Walther, Volker, Hagen, Gernot, Günther, Gibich, Sifrit. Auf Dietrichs Seite: Wolfhart, Sigestap, Heime, Wittich, Ilsan, Dietlieb, Ortwin, Eckhart, Helmschrot, Amelolt, Hildebrand, Dietrich. Die ersten unterliegen alle, einige fallen, nur Walther bleibt seinem Gegner gleich. Dietrich will erst nicht mit Sifrit kämpfen, der alte Hildebrand schlägt ihn ins Gesicht und erst durch diese Rohheit macht er ihm Muth. Nachher wird Sifrit schwer verwundet und Dietrich schenkt ihm nur aus Gnade das Leben. Gibich wird Dietrichs Lehensmann, Chriemhild schlägt sich selber ins Gesicht. So übel endet ihre Hoffahrt. Ilsan reitet durch den Rosengarten und fordert noch 52 Recken zum Kampf auf, die er alle niedersticht. Dafür muß ihm Chriemhild 52 Rosenkränze und 52 Küsse geben, daß sein Bart sie wund sticht. Nach seiner Heimkehr ins Kloster drückt er die 52 Kränze den Mönchen so hart auf

die Glatzen, daß sie blinken. (Im Anhang des alten Heldenbuchs heißt es, Siffrit sey im Rosengarten gefallen, und Ehrienhilt habe, um seinen Tod an Dietrich zu rächen, den Etzel geheirathet.)

Wenn gleich in diesem Rosengartenliede die Hand eines spätern Compilators sich verräth, der da willkürlich verknüpft, vermischt und caricirt, was er in den berühmten Liedern von Sigfried und Dietrich vorgefunden hat, so wäre doch nicht unmöglich, daß ihm die Erinnerung eines ältern Gedichts zu Grund läge, in welchem etwa, wie in Oegisdrecka, die versammelten Götter und Heroen in Streit gerathen wären. Daß die Gelage in der göttlichen Walhalla und die Kämpfe der Einherier Gegenstand humoristischer Dichtung werden könnten, liegt sehr nahe. In Volksmärchen finden wir sogar Spuren davon.

In „Etzels Hofhaltung" kommt Jungfrau Selde (Hell) und klagt bitterlich, wie der Riese Wunderer mit seinen bösen Hunden sie schon lange gefangen halte und nun gar fressen wolle. Dietrich von Bern will ihr helfen, sie führt ihn. Die Hunde packen sie beim Kleide. Da schlägt Dietrich die Bestien nieder und nach langem Kampf auch den Wunderer selbst. Selde dankt und verschwindet.

Das Hildebrandslied, nur noch fragmentarisch vorhanden in einer Handschrift in Kassel, ist das älteste uns erhaltene von allen Liedern, die zum Dietrich- und auch Nibelungenkreise gehören. Es handelt von der Heimreise des alten Hildebrand mit seinem Herrn, Dietrich von Bern, nach dem Untergang der Nibelungen an Etzels Hof. Es stammt aus dem 9. Jahrhundert, hat daher auch die alterthümliche Alliteration beibehalten und ist sprachlich höchst wichtig.

Hildebrand stößt, nach langer Fahrt heimkehrend, auf seinen Sohn Hadubrand, beide kennen sich nicht. Auf die Frage, wer er sey, gibt sich der Sohn zu erkennen. Der Vater will den Kampf vermeiden und bietet dem jungen Manne aus Huld goldene Armringe. Aber der Sohn verschmäht diese Bestechung und fordert ihn zum Kampf, welchen der Vater aus Ehrliebe nun nicht vermeiden kann. Hier endet das Bruchstück. In der Wilkinasaga verwundet der Vater den Sohn, dieser ergibt sich, haut aber tückisch nach des Vaters Hand, als er ihm das Schwert übergeben soll. Da sagt Hildebrand: Diesen Hieb lehrte dich nicht dein Vater, sondern ein Weib. Nun erst nennt sich der Sohn und der Vater umarmt ihn. — Ein späteres deutsches Volkslied, handschriftlich in Dresden aus dem 15. Jahrhundert (Hagen und Büsching, Grundriß S. 44), das damit übereinstimmende Lied im Heldenbuch

des Kaspar von der Roen, ein alter Druck, Heidelberg. 1490 (Eschenburg, Denkmäler, S. 438) und ein dänisches Volkslied (Lange, Untersuchungen, S. 253) lassen im Widerspruch mit dem älteren Liede den Vater selbst kampflustig seyn und wie in der Wilkinasaga den Sohn den falschen Hieb thun. Das ältere Lied ist viel natürlicher und zarter.

In Biterolf und Dietlieb ist das Hauptmotiv der Kampf zwischen Vater und Sohn, dem älteren Hildebrandslied entlehnt.

König Biterolf zu Toledo in Spanien hört von einem Pilger Etzels Ruhm und entschließt sich, zu demselben hin zu ziehen, um unter ihm zu dienen, ohne seiner Gemahlin etwas davon zu sagen. Unterwegs, als er nicht sagen will, wohin er reise, muß er mit Walther von Aquitanien kämpfen, den er aber bald als Neffen erkennt. Dieser erzählt ihm, wie er mit Hildegunde von Etzels Hof entflohen sey. In Bayern kämpft Biterolf mit Gelfrat, wird gut aufgenommen in Pechlarn von Rüdigers Gattin, kämpft dann noch mit Wolfrat und Astolt und kommt endlich zu Etzel, der ihn sehr ehrenvoll aufnimmt. — Mittlerweile ist Biterolfs Sohn Dietlieb zum Knaben erwachsen, nimmt heimlich des Vaters Rüstung und Schwert, dazu drei Knaben und geht in die Welt, ihn zu suchen. Unterwegs wird er von Hagen, Gernot und Günther angegriffen, weil er ihnen nicht sagen will, wohin er gehe. Er sieht, schwört ihnen aber Rache. Endlich kommt er an Etzels Hof und wird dessen Kindern als Gespiele beigegeben, zieht aber heimlich dem Heere auf einem Feldzug in Polen nach, kämpft mit seinem Vater, ohne ihn zu kennen und zeichnet sich auch gegen den Feind sehr aus. Rüdiger erkennt ihn und vereinigt Vater und Sohn. Nun will Dietlieb den Schwur der Rache erfüllen, und Etzel ist bereit, ihm gegen die Burgunder zu helfen. Sie kommen an den Rhein und lagern bei Hagenau. Hier nun kämpfen die Helden Günthers mit denen Etzels Paar und Paar sehr weitläufig, insbesondere Gisrit und Dietrich. Am Ende siegt keiner, sie versöhnen sich und Biterolf wird mit Steiermark belehnt.

Die Gegenüberstellung der beiden Heldenreihen ist gesucht und Spielerei im Vergleich mit dem heißen Todeskampf der Nibelungennoth. Dennoch hat das Gedicht Werth, indem es viel Kenntniß der übrigen Sagen dieses Kreises enthält und Licht auf dieselben werfen hilft.

Die übrigen Lieder von Dietrich betreffen dessen Verhältniß zu seinem Oheim Ermanrich. So Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen.

Dietwart, römischer König, zeugt mit Frau Minne, König Ludemers Tochter, den Sigeher, dieser den Odnit, diesem folgt Wolfdietrich, diesem Hugdietrich, dessen Sohn Amelung den Dietmar, Vater des Dietrich, zeugt. Dietrichs Oheim, Ermanrich, König in Rom, entehrt die Frau des Sibich,

der sich heimtücklich rächt. Nun erfolgt alles fast ganz so wie in der Volsungasaga. Sibich überredet den Ermanrich, seine eignen drei Söhne, Friedrich, Reginbald und Samson tödten, und dann auch die von ihrem Hüter, dem treuen Eckhart, vergebens gewarnten Söhne Ehels (unter dem Vorgeben, als hätten sie Ermanrichs Frau in Unehren begehrt) hängen zu lassen. Weiter überredet Sibich den Ermanrich, von Dietrich Tribut zu verlangen. Dieser wehrt sich, unterliegt aber und flieht zuerst zu Rüdiger von Bechlarn, dann zu Ehel. Von hier aus mit einem Heer unterstützt, zieht er abermals gegen Ermanrich, unterliegt aber noch einmal und kehrt traurig zu Ehel zurück, der ihn mit seiner Gemahlin Helche gütig aufnimmt.

Das Gedicht ist sehr lang und langweilig.

Die Rabenschlacht betrifft die Schlacht zwischen Theodorich dem Großen und Odoaker im Jahre 493 bei Ravenna, in der Odoaker unterlag.

Dietrich ist zu Ehel geflohen, dieser vermählt ihn seiner Nichte Herrand. Man beschließt einen großen Zug gegen Ermanrich. Die Söhne Ehels, Scharf und Ort, und Dietrichs eigner junger Bruder Diether, ziehen mit aus, wissen aber ihrem Hüter, dem alten Ilsan, die Erlaubniß abzulecken, allein auszureiten und werden von Wittich erschlagen. Zur Rache kommt Dietrich und kämpft eilf Tage lang die große Rabenschlacht, besiegt den Ermanrich gänzlich, klagt bitterlich über den Tod der drei Jünglinge und hat seine Ruh, bis er deren Mörder Wittich erwürgt, dieser aber springt ins Meer und wird von Wanhill, dem Meerweib aufgenommen. Traurig kehrt Dietrich zu Ehel heim, der ihn kalt empfängt, ihn aber dann mit Thränen umarmt.

In Alpharts Tod will

Alphart, ein Neffe des alten Hildebrand, für Dietrich von Bern gegen König Ermanarich einen Zug thun. Vergebens warnt ihn seine Braut Amelgart. Vergebens stellt sich ihm der alte Oheim unerkannt in den Weg, er wird von ihm besiegt und kehrt, bald beschämt, bald erfreut über des Neffen Stärke, um. Alphart stößt auf Ermanarichs Helden Wittich und Heime, besiegt sie, wird aber treulos von ihnen überfallen und von Wittich durch eine Oeffnung des Panzers erstochen. Die Mörder fliehen vor Dietrichs Rache mit ihrem König nach Ravenna.

Ein von Gödeke aufgefundenes und 1851 edirtes jedoch nur kurzes niederländisches Lied bewahrt den Inhalt eines wahrscheinlich ältern und größern zum Dietrichskreise gehörigen Liedes vom Tode des König Ermanarich. Derselbe heißt hier König von Armentrikes und wird in seiner Burg Freisak von Dietrich und dessen Helden überwunden und erschlagen, trotz der Treue, mit der sein Vasall Reinolt ihn vertheidigt.

4.

Die karlingiſchen Heldenlieder.

An Karl den Großen und ſeine Helden knüpfen ſich eine Menge uns noch erhaltener größerer und kleinerer Lieder und auch blos in Proſa erhaltene Sagen an. Viele davon ſind in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und enthalten auch Züge des nichtdeutſchen altgalliſchen und britanniſchen Mythus, aber vorherrſchend gehören ſie doch den deutſchen Franken an. In ſehr vielen Liedern dieſes Kreiſes tritt der Ruhm des großen Karl und ſeiner Söhne auffallend in den Hintergrund und wird ſogar Oppoſition gegen ſie erhoben. Das erklärt ſich zum Theil aus dem Trotz der in Karl des Großen Reich zuſammengezwungenen und nach Unabhängigkeit trachtenden Stämme, zum Theil hat es ſeinen Grund darin, daß heidniſche Erinnerungen, alte Mythen in dieſen hiſtoriſchen Sagenkreis hineingetragen wurden. Jene Erinnerungen lebten noch im Volk, ihre poetiſchen Motive blieben unvergeßlich. Da man nun aber von den alten Göttern nicht mehr reden durfte, übertrugen die Dichter die am meiſten poetiſchen und beliebten Züge aus dem alten Mythus in das neue Heldenlied, ſelbſt in die Legende. In dieſer Verbindung wurden ſie entſchuldigt und geduldet. Das ſpecifiſch Heidniſche war von ihnen gewichen, aber das Poetiſche blieb.

Die berühmten Heldengedichte von Karl dem Großen ſind in der Zeit der Kreuzzüge niedergeſchrieben, daher die Helden nicht mehr wie im alten Heldenbuch mit Rieſen und Drachen, oder wie im Nibelungenliede mit den Hunnen, ſondern bereits mit Ungläubigen, Heiden und Sarazenen kämpfen. Einige Dichtungen wenden ſich ſo vorzugsweiſe Griechenland und dem heiligen Lande zu, daß Wackernagel ſie als einen beſondern byzantiſchen Kreis auszuſcheiden verſucht hat.

Dahin gehört zunächſt das Lied von Rother, dem Ahnherrn Karl des Großen. Man verſteht unter ihm den Longobardenkönig Rotharis, der freilich mit Karls Ahnen nichts zu ſchaffen hat. Allein Rother iſt in der Poeſie ein Vertreter deutſcher Heldenkraft gegenüber dem Orient und inſofern ein echter Ahne Karls. Das Gedicht, den andern des Heldenbuchs zugezählt, hat einige ſchöne und echt nationale Züge.

Rother, König von Rom, hörte von der schönen Tochter des Kaisers Constantin in Constantinopel und schickte edle Herrn aus, um ihre Hand für sich zu werben. Der stolze Kaiser ließ aber die Herrn einkerkern. Da zog Rother selber aus und nahm mit sich den Riesen Asprian mit zwölf andern Riesen, worunter der schreckliche Witold, den selbst die Freunde binden mußten, weil er sonst alles erschlagen hätte und den man nur unmittelbar vor dem Kampf loslassen durfte. Rother kam nach Constantinopel, gab sich aber für einen Fürsten Dietrich aus, der von Rother vertrieben sey, und wurde gut aufgenommen. Als er und seine Leute aber so gar mannhaft sich erwiesen (Asprian warf einen Löwen an die Wand, wie eine Katze), erschrack Constantin und dachte, sind diese Vertriebenen so stark, wie stark muß erst Rother selber seyn? Inzwischen verliebte sich die Kaiserstochter in den vermeintlichen Dietrich, lud ihn heimlich in ihre Kammer, empfing goldene und silberne Schuhe von ihm und ließ sie sich von Rother selber anziehen. Indem er nun ihren Fuß in seinem Schooße hielt, gestand er ihr, wer er sey. Sie wollte es nicht glauben, als sie aber seine gefangenen Dieyer frei ließ und er hinter einem Vorhang zur Harfe sang, erkannten alle seine Stimme und so überzeugte sich die Kaiserstochter, daß er wirklich Rother sey. Nachdem er sie vom König von Babylon, der um sie freite, befreit, entführte er sie über Meer und zeugte einen Sohn mit ihr. Aber Constantin ließ sie mit List durch Kaufleute wieder ihm entführen. Nun kam er abermals mit Heeresmacht nach Constantinopel, legte sein Volk in einen Hinterhalt, ging als Pilger an den Hof, versteckte sich unter dem Tisch, gab seiner Braut heimlich einen Ring, wurde aber ertappt und sollte schon gefangen werden, als er in sein Horn blies und seine Gefährten ihn retteten und siegten. So gewann er die Geliebte wieder und versöhnte sich mit ihrem Vater. Später widmeten sich beide geistlicher Beschaulichkeit, ihr Sohn aber war Pipin, der Vater Karls des Großen.

Im 13. Jahrhundert schrieb Konrad Fleck ein Gedicht „Flos und Blancflos“, nach welscher Quelle, dem im 14. Jahrhundert Dietrich von Assenede auch mit einer niederdeutschen Bearbeitung folgte. Den Inhalt bildet die Jugendgeschichte der Großeltern Karls des Großen und ist nicht bloß darauf berechnet, dem karlingischen Geschlecht zu schmeicheln, sondern enthält wahrscheinlich auch einen schönen alten Mythus, den man auf diesen Fall anwandte. Die Form ist fast modern, aber der Inhalt gewiß sehr alt.

Blancflos oder Blanchefleur, die weiße Blume, die Tochter einer von den Heiden (Sarazenen) geraubten Gräfin, wird an demselben Tage geboren, an dem auch die Heidenkönigin einen Sohn, Flos, zur Welt bringt. Beide Kinder lieben sich, werden zwar getrennt, finden sich aber, wie vom Magnet gezogen, wieder zusammen. B. soll einen Sultan heirathen, der sie in einem

Schloß aufbewahrt, ſie läßt aber ihren geliebten Flos in einem Korbe, ganz unter Blumen verſteckt, zu ſich bringen und behält ihn bei ſich. Endlich werden ſie entdeckt und ſollen ſterben. Flos hat einen Zauberring, der ihn vor dem Tode ſchützt. Er bietet ihn der Geliebten an, die ihn aber nicht nehmen will. Da werfen ſie ihn beide weg und wollen zuſammen ſterben. Der Sultan wird gerührt, verzeiht ihnen und gibt ſie zuſammen. Ihre Tochter aber iſt Bertha, die Gemahlin Pipins und Mutter Karls des Großen.

Gervinus ſchließt mit Unrecht aus der unnatürlich frühen Liebe der beiden Kinder, daß das Gedicht einer Zeit der Verweichlichung und ſentimentalen Corruption angehöre. Dieſer Zug iſt eben nur allegoriſch zu verſtehen, ſoll nur dem hohen Kaiſerhauſe ſchmeicheln und ſteht in einer ſehr genauen Beziehung zu einer bekannten chriſtlichen Symbolik. Im Mittelalter dachte man ſich nämlich die heilige Jungfrau Maria entſtanden aus einem keuſchen Kuß, den ihre Mutter von Joachim empfing, und die Maler pflegten die Scene ſo darzuſtellen, daß Anna und Joachim jedes aus einem Blumenkelche hervorblickt. Vergl. meine chriſtliche Symbolik s. v. Anna. Dieſelbe liebliche Vorſtellung nun wurde auf die Eltern der Bertha, als der in der fränkiſchen Dichtung überhaupt ſo hochgefeierten Mutter Karls des Großen, angewandt.

Die Blumenliebe iſt das Motiv auch noch eines andern altdeutſchen Gedichts „Mai und Beaflor“, von Pfeiffer herausgegeben.

Beaflor, die Tochter des Telion, Königs von Rom, wurde von dieſem ihrem Vater mit unnatürlicher Liebe verfolgt, floh über See und kam in das Land des griechiſchen Königs Mai. Bald liebten ſich Mai und Beaflor (die ſchöne Blume) und vermählten ſich; als aber Mai nach Spanien in den Krieg zog, verleumdete ſeine böſe Mutter Eliacha die unſchuldige B., ſie habe die Ehe gebrochen und Mai befahl ſie und ihr Kind zu tödten. Sie wurde jedoch von den mitleidigen Schergen geſchont und entkam nach Rom, wo ſie fromm und eingezogen lebte, bis ſie nach acht Jahren ihrem Vater, der ein ſtrenges Büßerleben begonnen, und ihren von ihrer Unſchuld überzeugten Mai wiederfand.

Es wäre nicht unmöglich, daß die Weiße und die ſchöne Blume ihre geheimnißvolle Wurzel im altdeutſchen Heidenthum haben könnte. Wenigſtens iſt ihre Tochter Bertha hiſtoriſch aufgefaßt als Mutter Karl des Großen, zugleich eine echt mythiſche Geſtalt des deutſchen Heidenthums, und unter dem Namen Frau Perchta heute noch im Volksglauben lebendig.

Ich muß hier, ehe wir zu Karl dem Großen ſelbſt übergehen, noch einer hübſchen Dichtung von ſeiner Tante und Schweſter erwähnen. Das iſt der altfranzöſiſche Roman Valentin et Orson, der 1489 zu Lyon erſtmals gedruckt erſchien, der aber auch in einem niederländiſchen Gedicht unter dem Titel: Valentin und Namenlos zweimal (die Bruchſtücke des einen Gedichts bei Haupt, altd. Blätter II. 214, das andere in Staphorſts Hamb. Kirchengeſchichte I. 4. 231 f.) und in einem altdeutſchen Volksbuch in Proſa, gedruckt zu Baſel 1521, vorkommt. Das Gedicht iſt nicht ſo leichthin zu verwerfen, wie man es gethan hat. Es enthält alterthümliche Züge. Namenlos verhält ſich ganz ſo wie die rauhe Elſe im Wolfdietrich. Der treue Blandemer aber iſt eine echt deutſche Geſtalt, um die man die Geſchichte unſerer Poeſie nicht verkürzen darf. Es iſt keineswegs ausgemacht, ob das niederländiſche Gedicht aus einer franzöſiſchen Quelle geſchöpft, jedenfalls aber iſt das franzöſiſche Gedicht ganz in fränkiſchem Geiſt gedacht und enthält nur deutſche Erinnerungen und Charakterzüge. Nur ein niederländiſches Volksbuch in Antwerpen gedruckt ohne Jahrzahl, ſtammt aus der franzöſiſchen Quelle.

Pipin, König von Frankreich, hatte die ſchöne Phila zur Schweſter, die vom Ungarkönig Chriſoſtomus zur Ehe begehrt wurde und die er auch erhielt. Aber ſeine Mutter und der argliſtige Biſchof Frankhart mißbilligten dieſe Verbindung, ſtellten der unſchuldigen Phila nach, nahmen ihr, als ſie Zwillinge gebar, dieſelben weg und klagten ſie an, ſie ermordet zu haben. Phila gerieth bei dieſer Anklage in ſolche Entrüſtung, daß ſie dem Biſchof die Naſe aus dem Geſicht riß. Schon ſollte ſie den Holzſtoß beſteigen, als Herzog Baldewyn ſie rettete und durchſetzte, ſie ſolle nur aus dem Lande verbannt werden. Der treue Ritter Blandemer gab ihr das Geleit und hütete ſie aufs Beſte. Als er aber einmal unterwegs eine edle Jungfrau aus den Händen eines ſchwarzen Ritters befreite, rächte ſich der Beſiegte dadurch, daß er ihn und die beiden Frauen durch einen Trank in tiefen Schlaf verſenkte und den ſchlafenden Blandemer alsdann mit ſich fortnahm und in einen Kerker warf. Bevor er aber noch zu den Frauen zurückkam, waren dieſe erwacht und entflohen. Sie gelangten glücklich zu der geretteten Jungfrau Vater, dem König von Arabien. — Unterdeß waren Philas beide kleine Söhne von den Verräthern ausgeſetzt worden, der eine, Valentin, in einem Käſtchen, das auf dem Waſſer ſchwamm, und glücklich von ſeiner Tante Clarine, der Tochter Pipins, aufgefangen wurde; der andere, Namenlos, in einem Walde, wo ihn eine Wölfin fand und aufſäugte. Valentin wurde der Liebling der noch ſehr jungen Clarine und als beide älter wurden, begannen ſie einander zu küſſen. Das ſah ein Kämmerer

und wollte ihn verrathen, aber der ſtarke Knabe ſchlug ihn mit der Fauſt todt. Dann verrichtete Valentin große Heldenthaten in Spanien, wohin Pipin Hülfe gegen die Heiden ſandte. Clarine ſelbſt ſchlägt den geliebten Jüngling zum Ritter, eine ſehr anmuthige Scene. Nachher zeigt ſich einmal auf der Jagd ein äußerſt ſeltſames wildes Thier, ringsum behaart, das beſteht Valentin und beſiegt es. Das Thier aber iſt ſein Bruder, der im Walde ganz verwildert war und auch nicht ſprechen konnte. Aber Valentin läßt ihn ſcheeren und ſo verwandelt er ſich in einen ſchönen jungen Mann. Auf ſeiner Schulter entdeckt man das Zeichen eines kleinen Kreuzes, woran er ſpäter als Valentins Bruder und Philas Sohn erkannt wird. Man nennt ihn Namenlos. Beide Brüder beſtehen ſeitdem mit einander neue Abentheuer. Das Glück führt ſie zu der Burg, wo der treue Blandemer noch immer ſchmachtet. Sie befreien ihn, wobei Namenlos mit ſeiner Keule gewaltige Schläge austheilt. Derſelbe befreit nachher die ſchöne Roſamunde von einem Rieſen. — Mittlerweile beſteht Phila neue Gefahren. Ein böſer Mann am arabiſchen Hofe, Gawin, ſtellt ihr nach und weiß die Schuld eines Mordes auf ſie zu wälzen. Sie ſoll verbannt werden, aber Valentin kommt zu rechter Zeit ſie zu retten, noch ohne ſie zu kennen. Bald darauf aber findet er eine Serpenteleyn (eine Schlange) welche weiſſagen kann und ihm vollen Aufſchluß gibt über ſeinen Bruder und ſeine Mutter, und ihm räth, dem Namenlos eine Ader an der Zunge zu ſchneiden. Er thut es und ſogleich kann Namenlos reden. Sie kehren nun alle heim. Valentin heirathet Clarine und erbt den franzöſiſchen. Namenlos heirathet Roſamunde und erbt den ungariſchen Thron.

Wie ſpät immer das Gedicht abgefaßt iſt, könnte ihm ein alter Mythus von Vali, dem Frühlingsgott, zu Grunde liegen. Der Valentinstag fällt in den Frühling und iſt heute noch in England den Liebenden geweiht. In der Edda läßt ſich Vali, der Frühling, ehe er in Waffen den Tod ſeines Bruders Baldur rächt, die Haare wild wachſen, fällt alſo mit Namenlos in eine Perſon zuſammen. Es iſt kein Zweifel, daß viele ſolche Züge des uralten Mythus unſerer heidniſchen Vorfahren durch die Erinnerung der Franken und ſpäter noch der Normänner in die karlingiſchen Sagenkreiſe der franzöſiſchen Poeſie eingedrungen ſind.

In einem altdeutſchen Gedicht des 13. Jahrhunderts „die gute Frau“, handſchriftlich zu Wien, gedruckt in Haupts Zeitſchr. II., wächſt die kleine Tochter des Grafen von Berry mit dem jungen Sohn eines Dienſtmanns in derſelben Zärtlichkeit auf, wie Flos und Blancflos. Sie heirathen ſich und haben zwei Kinder, aber ſie verlaſſen alles um Gotteswillen und pilgern und betteln. In der Noth muß er die Frau verkaufen und wird

ſelbſt von einem wilden Waldbach verſchlungen, die beiden Kinder aber, die ihn begleiteten, werden durch das Waſſer getrennt. Der Mann kommt mit dem Leben davon, ein Vogel aber raubt ihm den rothen Zindel, worin er das Geld, das er aus dem Verkauf der Frau gelöst, hat, im Schlaf und läßt ihn der als Magd dienenden Frau in den Schooß fallen, die ihn nun für todt hält. Sie wirkt ſo kunſtreiche Borten, daß ihr Herr, der Graf von Blies, daraus ihre edle Herkunft erkennt, ihr Schlöſſer und Diener gibt und ihr zuletzt ſeine ganze Grafſchaft vererbt. Da verliebt ſich der König von Frankreich in ſie und nimmt ſie zur Ehe, jedoch ohne ſie zu berühren, woran eine Bezauberung von Seiten ſeiner erſten Frau Schuld iſt. Nach einem Jahre ſtirbt er, ſie ſoll ſich wieder vermählen, da kommt ein Bettler, den ſie an ſeinem krummen Finger als ihren erſten Gatten erkennt. Auch die Kinder, die von frommen Biſchöfen erzogen worden ſind, finden ſich wieder ein und ſie erben das fränkiſche Reich. — Unter dem Dienſtmann iſt Niemand anders als der erſte Kerlinger, Karls Vater Pipin, bezeichnet, der beſtimmt war, an die Stelle der Merowinger zu treten. Unter dem letzten kinderloſen König von Frankreich iſt das ganze Geſchlecht der Merowinger perſonificirt. Die gute Frau aber iſt keine andre als Bertha, die Mutter Karls des Großen, von der ſo viele andre Sagen melden und die immer als treue Dulderin erſcheint.

Von den beiden Knaben der guten Frau iſt der eine Sohn Karl der Große, der andre wird Papſt. Die Verbrüderung des Kaiſer- und Papſtthums kehrt auch in andern kerlingiſchen Sagen wieder und drückt eine tiefe Idee aus.

Die ſehr zahlreichen Dichtungen von dieſer Bertha ſind in Ferdinand Wolfs Leiſtungen der Franzoſen S. 63 zuſammengeſtellt und verglichen. Vgl. auch Gräße, Sagenkreiſe des Mittelalters S. 289. Die älteſten und reinſten Quellen der Sage ſind zwei deutſche Chroniken, die wahrſcheinlich aus niederländiſchen Quellen ſchöpften, nämlich Wolters Chronik von Bremen im zweiten Theile der script. rer. germ. von Meibomius und die Weihenſtephaner Chronik aus dem 13. Jahrhundert, mitgetheilt in Aretins älteſter Sage von Karl dem Großen. Daraus ſchöpfte auch Ulrich Fürterer im Jahre 1478. Von der edlen Naivetät dieſer älteſten Quelle weicht der altfranzöſiſche Roman Berthe au grand pié von Adénes,

vorzugsweise neben den Feuilletons und Korrespondenzen die kritischen Beiblätter der Journale füllte, so wie neue, hauptsächlich raisonnirende Blätter gründete.

Schon vorher war von der schönwissenschaftlichen Kritik in deutschen Blättern nicht allzuviel zu rühmen. Im Allgemeinen herrschte darin eine Unbestimmtheit, die wenigstens für den Nationalcharakter keine Schmeichelei war. Die Nation sollte einen entschiedenen Geschmack haben und die Geschmackskritik ihn klar aussprechen. Allein wir haben keinen Staat, nur Staaten, keinen Geschmack, nur Geschmäcke und keine Kritik, nur Kritiken. Die Verschiedenheit des Urtheils hat einen nothwendigen Grund in der außerordentlichen Verschiedenheit der Ansichten, und wo diese nur ehrlich sich äußern, hört man, wenn auch ohne Harmonie, doch manchen guten Ton. Allein leider mischt so viel unehrliches Urtheil sich ein, die Ansichten werden so oft nach persönlichen Interessen modificirt. Ein großer Theil der Kritik ist eigentlich bloß Antikritik, Aeußerung der Rache für Tadel oder Nichtanerkennung von Andern, oder Coterielob. Mehrere Blätter assekuriren sich deßfalls ihre Geltung. Die ungerechten Verunglimpfungen des Verdienstes werden von dem systematischen Selbstlob der Coterien an Insolenz sogar noch übertroffen. Mit Erstaunen liest man, wie viel die windigsten Scribenten, von denen man nie etwas gehört, die noch durch kein einziges bedeutendes Werk ihre Ebenbürtigkeit bewiesen haben, von sich Redens und Rühmens machen, und wie sie mitten in unserem weit auseinander gelegenen Deutschland das Stutzerthum der Pariser literarischen Salons nachzuahmen trachten. Und doch ist dieses Verfälschen des Ruhms durch Coterien noch lange nicht das Schlimmste, was man unserer belletristischen Kritik vorzuwerfen hat. Es kommt noch dazu, daß sie ein feiles Werkzeug buchhändlerischer Interessen geworden ist. In einem sehr bekannten Blatte müssen alle Werke des Verlags, in welchem dieses Blatt selbst erscheint, ohne Unterschied gelobt, alle Verlagsartikel einer andern großen Buchhandlung aber ohne Unterschied getadelt werden, ganz abgesehen vom Werthe dieser Werke, einzig im merkantilischen Interesse und auf Befehl des Verlegers. Auch ist dieses Beispiel nur das auffallendste, nicht das einzige. Man urtheilt bei concurrirenden Werken sehr häufig im umgekehrten Verhältniß ihres Werths und oft wird sogar die Kopie auf Kosten

herausgegeben von P. Paris in Paris 1833, ſchon merklich ab. Noch mehr aber in den italieniſchen Reali di Francia aus dem 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts und am weiteſten das ſpaniſche Epos noches de invierno.

Nach Wolters Chronik lautet die Sage:

Der Frankenkönig Pipin wollte heirathen und warb um die ſchöne Tochter Theodorichs, des Herzogs von Schwaben, Bayern und Oeſterreich. Dieſer ſchickte ihm auch die Braut zu, unterwegs aber beſchloſſen ihre drei Diener, ſie umzubringen und ein anderes Mädchen, deren Vater einer von ihnen war, an ihrer Stelle für die Braut auszugeben. Indeß konnten ſie es doch nicht über ihr Herz bringen, die ſchöne und unſchuldige Königstochter zu ermorden. Sie begnügten ſich, ſie im tiefſten Walde allein zu laſſen. Die falſche Braut kam in Frankreich an und Pipin nahm ſie ohne Arg zur Gemahlin. Da kam er einmal auf der Jagd zu einer Mühle, in welcher Bertha als Magd Dienſte genommen hatte, legte ſich übernacht die ſchöne Magd bei und zeugte mit ihr Karl den Großen. Der Knabe wurde an Pipins Hof gebracht und wegen ſeiner Stärke und Schönheit allgemein bewundert, weßhalb die falſche Königin aus Neid auf ſeine Entfernung drang. Man ſchickte ihn nun zu ſeinem Großvater Theodorich, unterwegs aber beſuchte er ſeine arme Mutter in der Mühle, was endlich zu ihrer Erkennung führte. Sobald Pipin von allem unterrichtet war, verſtieß er die falſche Königin und erhob Bertha auf ſeinen Thron.

In der Weihenſtephaner Chronik heißt Berthas Vater König von Brittaja und den Verrath ſpinnt nur Einer, der Hofmeiſter, an. Bertha wird hier als die Spinnerin und Weberin bezeichnet, denn indem ſie bei dem Müller dient, wirkt ſie „ſchöne Pörtel“, die er in Augsburg gut verkauft. Pipin kommt in die Mühle und Bertha, indem ſie ihm beiliegt, entdeckt ihm ihre wahre Herkunft.

In dem franzöſiſchen Roman von Adenes und nach der handſchriftlichen histoire de la reine Berthe in der Berliner Bibliothek war Bertha die Tochter des Ungarkönigs Florens und der ſchönen Blanche Fleur und wurde beſtimmt, den Frankenkönig Pipin zu heirathen. Aber ihre böſe Hofmeiſterin Margiſte weiß ihr ſolche Angſt vor dem Brautbette zu erregen, daß dieſe gern zugibt, Aliſte, Margiſtens Tochter, ſolle ſich ſtatt ihrer zum König legen. Hierauf läßt Margiſte, während ihre Tochter Königin wird, die arme betrogene Bertha in einen wilden Wald ſchleppen, wo ſie ermordet werden ſoll, von den Mördern aber aus Mitleid verſchont wird. Zwei Räuber überfallen die Einſame, ſtreiten ſich um ihren Beſitz und ermorden einander wechſelſeitig. Ein Einſiedler, zu dem ſie kommt, hält ſie ihrer Schönheit und Blöße wegen für eine Verſuchung des Teufels, läßt ſich aber doch bewegen, ſie aus dem Walde herauszuführen. Sie wird nun von einer Familie auf dem Lande aufgenommen, wo ſie ſieben Jahre lang ſchöne Teppiche webt und von Jedermann geliebt wird. Unterdeß

erfüllt ſich ganz Frankreich mit Klagen über das ſchlechte Betragen der Königin. In Ungarn aber macht ſich Blancheſteur, durch einen böſen Traum erſchreckt, auf den Weg zu ihrer Tochter. Als ſie in Paris ankommt, ſtellt ſich Aliſte, die falſche Königin, krank und liegt in einem finſtern Zimmer zu Bette, um nicht von Blancheſteur erkannt zu werden. Allein ſie wird dennoch an der Stimme erkannt und von der zornigen Blancheſteur bei den Haaren aus dem Bette geriſſen. Man ſteckt ſie in ein Kloſter. Ihre böſe Mutter aber wird hingerichtet. Nun ſucht man im ganzen Lande die verloren gegangene Königsbraut vergebens, bis der Zufall einmal den König Pipin auf der Jagd zu ihr führt. Noch kennt er ſie nicht, wird aber von ihrer Schönheit bezaubert. Aus einem Verſteck entdeckt er das Geheimniß ihrer Geburt und läßt ſogleich ihre Eltern und alle Großen des Reichs in das Haus des ehrlichen Simon beſtellen, bei dem ſie ſieben Jahre ſo beſcheiden gelebt hatte. Hier ſtellt er ſich der höchlich Ueberraſchten auf einmal als ihr königlicher Bräutigam dar und führt ſie zugleich in die Arme ihrer Eltern. Sie werden feierlich vermählt und ihr erſter Sohn iſt Karl der Große.

In den italieniſchen Reali di Francia ſchickt Pipin zu König Philipp von Ungarn und läßt um deſſen Tochter Bertha werben. Seine Geſandten finden die Braut ausnehmend ſchön, müſſen aber über ihren großen Fuß lachen. Sie kommt nach Frankreich, Pipin mißfällt ihr aber ſo, daß ſie die Eliſetta, Tochter des Wilhelm von Mainz, bittet, ſich für die Braut auszugeben. Dieſe wird nun wirklich Königin, Bertha aber durch die treuloſen Mainzer in einen Wald geſchleppt und an einen Baum gebunden. Ein Jäger findet ſie und nimmt ſie als Magd zu ſich. Da webt ſie ihre traurige Geſchichte in ein Zelt und läßt es durch den Jäger verkaufen. Daraus erſehen die Mainzer, ſie müſſe noch leben, verbrennen das Zelt und laſſen ſie überall ſuchen, ohne ſie jedoch zu finden. Unterdeß kommen ihre Eltern nach Paris, um ihre Tochter zu beſuchen und finden an ihrer Statt die falſche Königin, verſtellen ſich aber, weil ſie beſorgen, Pipin ſelbſt ſey Mitſchuldiger des Betrugs. Zu ihren Ehren ſtellt Pipin eine große Jagd an, verirrt ſich dabei und kommt zu dem Jäger, in deſſen ſchöne Magd er ſogleich entbrennt. Sie gibt ſich ihm zu erkennen und legt nun (eine merkwürdige Abweichung von allen andern Sagen) Waffen und Rüſtung an und beſteigt ein Roß, um als Amazone die Mainzer zu überwinden und zu ſtrafen.

Die noches de invierno machen Berta zu einer Tochter des Herzogs von Aquitanien. Pipin verliebt ſich in ſie bei einem Turnier und will ſie heirathen. Sie liebt aber ſchon den Dudon de Lys, bittet daher die ihr ähnliche Fiametta, ſtatt ihrer des Königs Braut zu werden. Fiametta aber will nun Königin bleiben und läßt, damit Niemand den Betrug verrathe, Berta in den Wald ſchleppen und alle ihre Verwandten vergiften. Berta wird gerettet und das Gedicht ſchließt ganz wie die reali, nur daß an die Stelle der Mainzer hier Fiametta allein tritt.

Man ſieht hieraus, daß die beiden ältern deutſchen Quellen viel edler und einfacher ſind, als die ſpätern Bearbeitungen. *)

Bertha mit dem großen Fuß, von der Sage fälſchlich als Mutter Karls des Großen aufgefaßt, iſt ganz daſſelbe mythiſche Weſen, wie die burgundiſche Bertha mit dem Gansfuß, reine Pédauce, die ebenfalls fälſchlich als die Gemahlin Rudolphs II. von Burgund aufgefaßt wurde. Der große Fuß erſcheint als Attribut der Spinnerin, weil der Fuß vom fleißigen Treten des Spinnrads groß wird. Damit ſtimmt auch überein, daß Bertha als Magd künſtliche Webereien verfertigt. Allein noch urſprünglicher iſt der Gänſefuß als Attribut der Wintergöttin, der Mutter Gans, der unter der Schneedecke doch das Naturleben bewahrenden und rettenden mütterlichen Göttin, die übrigens in noch edlerer Symbolik auch als Schwanin gedacht wird. Daß der Gansfuß der Göttin auch unter dem großen Fuß der kerlingiſchen Bertha zu verſtehen ſey, erhellt unzweideutig aus den Sagen, in welchen ganz daſſelbe, was von dieſer Bertha erzählt wird, auf ein Gänſemädchen übertragen wird. Grimms Hausmärchen Nr. 89.

Die königliche Mutter gibt hier der Tochter, die als Braut einem König zugeführt wird, ein Läppchen mit, in das ſie drei Tropfen ihres mütterlichen Blutes rinnen läßt. Unterwegs wird die Prinzeſſin durch ihr böſes Kammermädchen der Kleider beraubt und muß einen Eid ſchwören, keinem Menſchen den Betrug zu verrathen. Darauf wird das Kammermädchen in den Kleidern der Prinzeſſin des Königs Gemahlin, während die echte Braut Gänſe hüten muß. Aber jeder der drei Blutstropfen ſpricht ihr einen Troſt zu, bis einmal des Königs Vater ſie belauſcht und ihr räth, ihr Geheimniß dem Ofen zu ſagen. Da kommt die Wahrheit an den Tag. Die Gänſemagd wird Königin, die Betrügerin aber in einem mit Nägeln beſchlagenen Faße zu Tode gerollt.

In der als Magd dienenden, ſpinnenden oder Gänſe hütenden Königstochter verbirgt ſich der alte Mythus von der Göttin Perchta (die Strahlende, Prächtige), die im ſüdlichen Deutſchland verehrt ward und im nördlichen unter dem Namen Frau Holle (die Holde) wiederkehrt, und welche nicht blos die Sonne abwechſelnd in ihrem niederen Winterſtande und hohen Sommerglanz, ſondern die weibliche Naturkraft überhaupt,

*) Weinerlich ſentimental iſt die Sage bearbeitet in dem modernen Epos Charlemagne von Millevoie, Paris 1822. Dorat brachte ſie auf die Bühne in dem Schauſpiel Melaide von Ungern, Frau von Weißenthurm unter dem Namen Elfene von Bulgarien.

in ihrer mütterlichen Segensfülle, wie jungfräulichen Schönheit bewundert.

Von Karls des Großen Leben und Thaten hat man eine Menge Sagen, die sich meist in Chroniken zerstreut finden. Die umfassendste Sammlung derselben ist die dem Bischof Turpin zugeschriebene Chronik, wahrscheinlich erst im 11. Jahrhundert verfaßt. Bouquet, scr. rer. gal. V. 282 f. Sie ist in lat. Hexameter gebracht in dem Buche Karolellus, herausg. von Merzdorf, 1855. Das ausschweifendste Lob wird dem großen Kaiser gezollt in den Annalen des monachus S. Gallensis. Reich an schönen Sagen von ihm ist das chronicon Novaliciense, die Kaiserchronik, die Chronik des Albericus, die Weihenstephaner Chronik, und die dänische Krönike om Keiser Carl Magnus.

Als Karl der Große über die Alpen zog, um den Desiderius, König der Longobarden, zu unterwerfen, diente ihm ein Spielmann als Wegweiser. Zum Lohn verlangte und erhielt dieser Spielmann alsdann so viel Land und Leute, so weit sein Horn, das er von einem Berge herabblies, gehört werden konnte. Nachdem er geblasen, stieg er hinab und frug die Leute, ob sie ihn gehört hätten? So wie einer Ja sagte, gab er ihm eine Ohrfeige und rief: du bist mein Eigen. Daher nannte man seitdem die Leute jener Gegend (um Giaveno) transcornati, Zusammengeblasene. Chron. Novalic. III. 14. — Karl zog vor Pavia, wo Desiderius sich eingeschlossen hatte. Von der Mauer herab ließ D. sich durch einen gewissen Otker, der die Franken kannte, die Helden zeigen. So wie einer der stattlichen fränkischen Kriegsfürsten heranritt, glaubte D. es sey Karl, aber immer war es ein Anderer, bis zuletzt Karl selbst erschien, ganz in Eisen, auch das Roß wie von Eisen, und König und Volk der Longobarden durch den bloßen Anblick zittern machte. Monachus S. Gallensis. II. 12. Während der Belagerung Pavias verliebte sich des Desiderius schöne Tochter in den großen Karl und schoß ihm Liebesbriefe mit einem Pfeil über den Fluß hinüber zu. Endlich öffnete sie ihm heimlich des Nachts die Thore; indem sie aber die Erste ihm entgegenritt, wurde sie unerkannt unter den Hufen der fränkischen Rosse zertreten. Chron. Noval. III. 14.

Karl der Große und sein Bruder Papst Leo, in der Kaiserchronik (herausg. von Maßmann II,343 f.) ist eine ganz eigenthümliche Dichtung.

Hier erscheint Papst Leo zu Rom als Karls Bruder. Karl wird einmal im Traum ermahnt, nach Rom zu gehen, folgt dem Traum und läßt sich von seinem Bruder krönen. Kaum aber hat er Rom verlassen, so stechen die bösen Römer seinem Bruder die Augen aus. Der Blinde flieht nach Mißanden zu Karl, und wirft sich ihm unerwartet in Ingelheim zu Füßen. Der erschrockene Karl eilt, ihn zu rächen, rüstet ein großes Heer, erobert Rom und straft die

Schuldigen. Auf ſein Gebet gibt Gott dem blinden Leo auch das Geſicht wieder, der ihn zum Dank zum Kaiſer weiht. — Ganz eigenthümlich iſt die gewaltige Drohung Karls gegen Gott: denke an meine Arbeit, ich habe alles für dich gethan. Ich befeſtigte deinen Statthalter in Rom, ich ließ ihn dir geſund, nun ſind ich ihn blind wieder. Wenn du ihm nicht hilfſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute, ich zerbreche dein Haus (bei Maßmann S. 371).

Versus de Carolo Magno et Leonis Papae ad eundem adventu, ein lat. Gedicht in der collection des hist. de France V. 388. Zur Hälfte eine Jagdbeſchreibung. Nach der Jagd ſchläft der Kaiſer ein und ſieht im Traum, wie ſchlecht es mit dem Papſt ſteht, der bald darauf zu ihm kommt, um ihn um Hülfe anzuflehen.

Eine der ſchönſten Sagen von Karl iſt uns nur in einem anglonormanniſchen Gedicht erhalten, welches Michel 1836 in London mitgetheilt und A. v. Keller in ſ. altfranzöſiſchen Sagen I. 26 im Auszug überſetzt hat.

Karl überhebt ſich ſeiner Tugenden, da verſpottet ihn ſein Weib und nennt ihm den griechiſchen Kaiſer Hugo, der ſey noch viel mehr werth. Zornig begibt ſich ſofort Karl mit ſeinen zwölf Helden nach Griechenland, findet aber Hugos Hof mit ſolchem Glanz umgeben, daß er ſich nicht damit meſſen kann und rächt ſich mit ſeinen Helden durch ungeheure Prahlereien. Da droht Hugo, jedem den Kopf abſchlagen zu laſſen, der nicht wirklich das ausführe, was er geprahlt hat. Aber ſiehe da, ſie führen es aus, zwar nicht aus eigner Kraft, doch nachdem ſie zuvor vor einem heiligen Reliquienkaſten aus Jeruſalem gebetet haben. Olivier küßt des Kaiſers Tochter ſo oft, wie Herkules in ſeinem berüchtigten Probeſtück; Wilhelm ſchleudert eine ungeheure Kugel und wirft eine Mauer damit nieder; Bernhard treibt einen Fluß aus ſeinem Bette, ſo daß Hugo ſelbſt, um der Ueberſchwemmung zu entrinnen, auf einen hohen Thurm flieht und ſich demüthig zu Karls Vaſallen bekennt.

Obgleich dieſe Dichtung nicht nur chriſtlich, ſondern auch ſchon ein wenig im klaſſiſchen Renaiſſanceſtyl gefärbt iſt, ſo verräth ſich in ihr doch immer noch das uralte Eddamärchen von Thors Fahrt zu Utgardaloki. Thor, der Donnergott, hört von der Macht des Rieſen Utgardaloki und will ihn beſtehen, wird aber beſchämt und in allen Stücken beſiegt, bis ſich plötzlich herausſtellt, daß alles nur Schein geweſen und daß Er viel ſtärker als der Rieſe iſt. Dieſer alte Mythus iſt nun ohne Zweifel auf Karl den Großen angewandt worden und vielleicht ſchon in einer Form, welche älter iſt, als das normanniſche Gedicht.

Karls Heimkehr aus Ungarland, in der Heidelb. Handschrift Nr. 336. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III. 1032:

Karl der Große kam neun Jahre lang aus Ungarn nicht heim, weil er so lange mit den Heiden zu ſtreiten hatte. Da ging es im Frankenlande unterdeß drüber und drunter und um wieder Ordnung zu haben, muthete die Großen des Reichs Karls Gemahlin zu, ſie ſolle einen Andern heirathen, der Herr über ſie ſey. Vergebens weigerte ſie ſich. Karl unterdeß wurde durch einen Engel von allem unterrichtet, aber erſt drei Tage vor der Hochzeit ſeiner Frau, ſo daß ihm ſein Herz brannte. Der Engel rieth ihm, ſich das Pferd ſeines Schreibers geben zu laſſen, das trug ihn ſo raſch in die Heimath, daß er noch zur rechten Zeit kam. Er ſetzte ſich in die Kirche, in welcher die Trauung vor ſich gehen ſollte, auf den geſegneten Stuhl, vor ſich ſein bloßes Schwert. Da erſchracken die Prieſter und beſchworen ihn, ob er lebe oder ein Geiſt ſey und wie er ſich nenne? Als er aber ſeinen Namen nannte, flohen alle ſeine Feinde eiligſt von dannen und die Königin hatte ihren rechtmäßigen Gemahl wiedergefunden.

Dieſe Heimkehr wiederholt ſich in der Sage von Heinrich dem Löwen und vielen andern.

„Karl", ein niederländiſches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, von dem ſich nur Bruchſtücke auf einem Bücherdeckel in Klagenfurt in Kärnthen gefunden haben, die v. Karajan in Haupts Zeitſchrift I. 97 f. mittheilt. Zum Glück erkennt man daraus einen großen Theil des Inhalts.

Karl der Große iſt verwundet, da erſcheint ihm im Traum ein grauer Schmied, der zieht ihm zwei Pfeile und einen Speer aus dem Leibe, wodurch er ſogleich geſund wird. Zugleich empfängt er eine gute Anzahl Reliquien, ein Stückchen vom Kreuz, das Schweißtuch des Herrn, ein Hemde der h. Jungfrau ꝛc., die wickelt er in einen Sack, trägt denſelben als Scherpe und zieht durch ſein ganzes Reich, um überall die Kranken, Blinden und Lahmen zu heilen. Als er zuletzt in Aachen ausruhen will und ſchon ſehr alt iſt, erſcheint ihm der h. Jacobus und mahnt ihn, ſein von den Heiden in Spanien zu Compoſtella verunehrtes Grab zu befreien (Nachbild der Befreiung des h. Grabes in Jeruſalem). Das motivirt nun den Zug des alten Kaiſers nach Spanien, wo er das Gebot des Apoſtels mit ſiegreicher Hand vollzieht.

Als Arzt erſcheint Karl auch in einer andern Sage bei Tabernämontanus, Kräuterbuch s. v. Eberwurz.

Bei einer großen Peſt träumte dem um ſein Volk bekümmerten Karl, ein Engel rede ihn an, einen Pfeil in die Luft zu ſchießen. Der Pfeil werde in ein Kraut treffen, das die Peſt heile. Am Morgen ſchoß der Kaiſer den Pfeil und derſelbe blieb in der Eberdiſtel ſtecken, die ſeitdem nach ihm Carlina heißt.

Auch hier ſcheint auf Karl ein älterer heidniſcher Göttermythus übertragen.

„Eginhard und Emma“ iſt eine der lieblichſten in dieſen Sagenkreis gehörigen Dichtungen.

Emma, die Tochter Kaiſer Karls, liebte Eginhard, den Schreiber ihres Vaters, und ließ ihn heimlich des Nachts bei ſich ein. Da fiel einmal friſcher Schnee und er konnte nicht aus ihrem Fenſter über den Schloßhof entkommen, ohne die Spuren ſeiner Füße im Schnee zurückzulaſſen. Da entſchloß ſich Emma raſch, ſtieg vor ihm hinaus und trug ihn über den Platz, ſo daß nur die Spuren ihrer Füße ſichtbar waren. Aber ihr Vater hatte ſie im Mondſchein beobachtet und frug am andern Tage in offener Verſammlung: was der verdient habe, der ſeine Tochter verführe? Alle ſagten: den Tod! Auch Eginhard ſelber ſagte es. Aber der Kaiſer begnügte ſich, ihn auf immer zu verbannen. Er floh in den Odenwald und Emma mit ihm. Da lebten beide lange in einer einſamen Hütte, bis einſt der Kaiſer in der Gegend jagte, in die Hütte kam und an einem Lieblingsgericht, das ihm Emma früher oft bereitet hatte und jetzt wieder bereitete, ſeine Tochter wiedererkannte, worauf er ihnen verzieh und ihnen den Odenwald zum Lehen gab. In Erbach zeigt man noch einen alten Grabſtein mit ihren Figuren und nach der Sage ſollen die Grafen von Erbach von ihnen abſtammen.

Vogt, rhein. Sagen I. 220. Reumont, Aachner Sage 143. Ideler, Einhart S. 23 ff. — Geſchichtlich iſt nur, daß Eginhart eine Gemahlin Imma gehabt, nach ihrem Tode als Abt im Kloſter Seligenſtadt im Odenwalde geſtorben iſt und eine noch erhaltene berühmte Lebensgeſchichte Karls des Großen, ſeines Gönners, geſchrieben hat. Karl ſelbſt hatte keine Tochter mit dem Namen Emma oder Imma. Vgl. Idelers Einhart S. 17 f. Steiner, in ſ. Geſchichte von Seligenſtadt S. 75 gibt ſich dagegen viel Mühe, die Echtheit der Sage darzuthun, indem er namentlich aus der demüthigen Verehrung, die Eginhart dem Andenken ſeiner geliebten Imma nach ihrem Tode widmete, ſchließen will, daß ſie viel höhern Standes, als er, geweſen ſeyn müſſe. Der zweite Theil der Sage, das Wiedererkennen im Walde, wird auch auf die ſpätere Zeit des Kaiſer Heinrich übertragen. Die älteſte proſaiſche Behandlung der Sage aus einer alten lat. Handſchrift des Kloſter Lorſch bei Reuber vet. script. tom. I. Francof. 1584 in der Vorrede. Freheri scr. rer. germ. I. 62. Du Chesne III. 490. Bouquet V. 381.

„Faſtrade“ iſt eine nicht minder poetiſche Geſtalt in unſerem Sagenkreiſe.

Sie war die Geliebte Karls des Großen, der ſich auch dann nicht von ihr trennen konnte, als ſie geſtorben war, und neben ihrer Leiche zubrachte, bis der Biſchof Turpin einen unter der Zunge der Leiche verborgenen Ring weggethan, der den Liebeszauber enthielt. Da erwachte Karl und ſtaunte, wie er in der eckelhaften Nähe des Leichnams es habe aushalten können. Seine Liebe war jetzt ausſchließlich dem Turpin zugewandt, weil dieſer den Ring hatte. Turpin warf nun den verwünſchten Ring in einen See bei Aachen, daher die Liebe Karls zu dieſer Stadt und ſeine Luſt, immer dort zu verweilen.

Petrarca, epist. I. 3. Grimm, deutſche Sagen Nr. 452. Vogt, Rhein. Geſchichten und Sagen I. 215. Alfred Reumont, Aachner Liederkranz und Sagenwelt S. 137. Ein niederrheiniſches Volkslied bei Kretzſchmer II. Nr. 57. Grimm, veillées allemandes II. 153. Lyſer, 1001 Nacht I. 70. — In Scheuchzers Naturgeſchichte des Schweizerlandes II. 224 erſcheint die Sage erweitert.

Karl der Große hatte (an der Limmath in der Schweiz, wo St. Felix und St. Regula gelitten und wo er eine zeitlang Recht ſprach, zu Zürich) eine Glocke aufhängen laſſen, die jeder läuten konnte, der Recht ſuchte. Einſt bei der Nacht läutete eine Schlange und klagte dem Kaiſer, eine Kröte habe ihr das Neſt gewaltſam eingenommen. Da ließ der Kaiſer die Kröte verbrennen, und aus Dankbarkeit brachte die Schlange dem Kaiſer einen koſtbaren Edelſtein. Er ſchenkte ihn der Kaiſerin, die bald darin einen Liebeszauber erkannte, daher der Kaiſer ihr aufs zärtlichſte anhing, ſo lange ſie den Stein hatte. Als ſie ſtarb, wollte ſie des Kaiſers Liebe keiner andern gönnen und verbarg den Stein an ihrem Leichnam. Ein Ritter aber entdeckte ihn und erwarb mittelſt deſſelben des Kaiſers Gunſt, warf ihn aber wegen eines Unwillens einmal weg an einen ſtinkenden Ort; das war Aachen, wo der Kaiſer ſeitdem am liebſten verweilte.

Die Sage gibt dem großen Karl eine Umgebung von 12 auserleſenen Helden, eine ſ. g. Tafelrunde, entlehnt von der gäliſchen des Artus. In den franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Dichtungen werden die Thaten dieſer Helden mit der willkührlichſten Phantaſie ausgemalt. Ich halte mich hier nur an die franzöſiſchen, in denen am gewiſſeſten der deutſche Charakter und auch Erinnerungen aus dem deutſchen Mythus erhalten ſind.

Roland iſt der berühmteſte Held im Sagenkreiſe Karls des Großen. In den wichtigſten beglaubigten Quellen der wirklichen Geſchichte Karls kommt er gar nicht vor. Nur im chron. Laurish. bei Freher script. rer. Ger. I. 59 iſt er genannt und in Einhards vita Caroli M. 9 heißt

er Hruodlandus, britannici limitis praefectus, der mit verſchiedenen andern Grafen bei der Nachhut eines fränkiſchen Heeres in den Pyrenäen von den (chriſtlichen) Waskonen (Basken) überfallen und getödtet wurde. Spuren von Liedern zu Ehren des Roland gehen weit zurück. Vgl. Monin dissert. sur le roman de Roncevaux, Paris 1832 S. 74, wo ſolcher Lieder ſchon im Jahr 1100 gedacht werden. Auch die Troubadours denken derſelben öfters. Das berühmteſte Rolandslied iſt der Schlachtgeſang, mit dem der Barde Tailleſer die Normannen bei Haſtings in den Kampf führte, (Mich. Paris ad a. 1066. Vgl. Wolf, neueſte Leiſtungen der Franzoſen S. 17. 160 f.), bezieht ſich aber auf den Normannenherzog Rollo, nicht auf den kerlingiſchen Roland.

Zu dem Roland unſerer Lieder gab jener wenig bekannte Graf nur den Namen, alles übrige that die Dichtung, die unverkennbar tiefpoetiſche Züge vielleicht aus noch älterer Götterſage auf ihn übertrug, inſofern aber dem Grundcharakter des deutſchen Heldenliedes entſpricht, als ſie die Treue zum Hauptmotiv behielt.

In Turpins Chronik heißt es von Roland: Karl dem Großen träumt, ein ſchöner Strom von Sternen ſenke ſich auf die ſpaniſche Halbinſel nieder, und dreimal erſcheint ihm der Apoſtel Jacobus und verlangt von ihm, ſein Grab in Galizien, wie es durch die Sterne angedeutet ſey, aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Karl gehorcht, zieht mit Heeresmacht nach Spanien, zerſtört die Heidentempel, hat aber einen ſchweren Stand. Eines Abends wachſen 4000 Lanzen, welche die Seinen in den Boden geſtellt, als Bäume feſt und blühen, die 4000 Krieger, denen ſie gehören, fallen dann als Märtyrer im Kampfe. Auch Milo, Rolands Vater, fällt. Endlich werden die Heiden beſiegt und ihr König Aigolant kommt, um ſich taufen zu laſſen. Als er bei Karl aber 13 Bettler beim Morgenmahle findet und frägt, was das bedeutet? und Karl ihm ſagt, er ſpeiſe täglich ſo viele Arme, nach der Apoſtelzahl; da erwiedert Aigolant, dein Glaube kann nicht der rechte ſeyn, weil du die Boten deines Gottes nicht beſſer behandelſt. Und kehrt um. Karl ſchämt ſich und kleidet und ſpeiſt nun die Armen aufs beſte. Der Kampf beginnt von neuem. Unter den Heiden ragt ein Nachkomme Goliaths, der Rieſe Ferracut*) hervor, den aber Roland überwindet. Dann führt

*) Ferracutus, Ferragut, wird als ein Elementarrieſe mit echt nordiſchen Zügen geſchildert, ſo daß in ihm der eddiſche Urrieſe Fornjotr nicht zu verkennen iſt. Auch die Art, wie er, während beide Kämpfer ausruhen, mit Roland über das Chriſtenthum ſpricht, verräth eine Erinnerung aus der erſten Bekehrungszeit der Normänner. Der Rieſe will ſich nicht bekehren laſſen, weil ihm drei Dinge unbegreiflich und unverſtändig erſcheinen, daß drei eins, daß eine Jungfrau zugleich Mutter und daß ein Gott geſtorben ſeyn ſoll.

Ebroim, der maurische König von Sevilla, den Christen ein in Teufelsfratzen verkapptes Heer entgegen, aber Karl läßt Augen und Ohren seinen Pferden zudecken und siegt. Endlich kehrt er nach Frankreich zurück, und begnügt sich, die beiden allein noch übrigen maurischen Könige in Spanien, Marsinus in Saragossa und dessen Bruder Boligand durch Ganelon zur Taufe auffordern zu lassen. Ganelon aber läßt sich von diesen bestechen, das noch in Spanien zurückgebliebene fränkische Heer unter Roland in einen Hinterhalt fallen zu lassen. Dieß geschieht im Thal Runciavallis in den Pyrenäen. Die Christen fallen nach der tapfersten Gegenwehr, zuletzt Roland, aus vielen Wunden blutend. Weinend nimmt er von seinem guten Schwert durenda Abschied und schlägt es, um es nicht den Heiden zu überlassen, mit solcher Kraft in einen Felsen, daß es Niemand mehr herausziehen kann. Dann bläst er so gewaltig in sein Hüfthorn, daß es davon zerspringt, aber der Schall acht Stunden weit von Karl gehört wird. In diesem Augenblick liest Bischof Turpin vor Karl dem Großen Messe und erblickt die Seele Rolands, wie sie von Engeln zum Himmel getragen wird. Karl kehrt um und rächt den Tod seiner Getreuen. Ganelon wird von Pferden zerrissen.

Fr. Schlegel hat Turpins Chronik wieder in deutsche Romanzen aufgelöst und versificirt (Werke IX. 9). Nach Turpin wurden fünf französische Rolandslieder, jedes anders, wahrscheinlich aus Volksliedern bearbeitet. Vgl. Grimm, Ruoland XXXVII. Das schönste befindet sich handschriftlich zu Oxford (die übrigen weichen davon nur in Nebendingen ab):

Karl der Große hat ganz Spanien besiegt, bis auf Saragossa. Der heidnische König daselbst, Marsilie, läßt sich durch Blancandrin bewegen, zu Karl zu schicken und indem er Christ zu werden verspricht, um Frieden zu bitten. Karl, am Haupt und Bart schneeweiß, bedenkt sich, Roland räth ab, weil Marsilie treulos sey, Guenulun aber, Rolands Stiefvater, räth dazu und wird von Karl an Marsilie abgeschickt. Unterwegs verständigt er sich mit Marsilies Gesandten Blancandrin und beide verschwören sich wider Roland. Marsilie stimmt bei. Der Frieden wird abgeschlossen, Karl kehrt nach Frankreich zurück (vergebens durch böse Träume gewarnt) und nur die Nachhut unter Roland weilt noch diesseits der Pyrenäen. Da im Thale Roncevaux wird er von den Heiden mit ungeheurer Uebermacht überfallen. Sein Freund und Gefährte Oliver besteigt eine hohe Pinie, sieht die Feinde kommen und bittet Roland, sein großes Horn zu blasen, damit es Karl von ferne höre und umkehre. Aber Roland hält das für feige und will den Kampf auch ohne Karls Hülfe bestehen. Die 20,000 Franken, die er bei sich hat, knieen alle nieder und lassen sich vom Erzbischof einsegnen. Dann schlagen sie um sich wie Löwen. Endlich unterliegen sie der Uebermacht, da will Roland das

des Originals geprieſen. Wie oft geſchieht es ferner, daß ſich die Unternehmer das Honorar erſparen, indem ſie die kritiſchen Blätter mit gratis eingeſandten Rezenſionen füllen, in denen die Verfaſſer eines Werkes ſich ſelber gelobt, oder ihre perſönlichen Feinde ſie boshaft mitgenommen.

Man iſt an dieſen Zuſtand bereits ſo ſehr gewöhnt, daß die unwürdigſte Kritik des würdigſten Werkes, die z. B. in England entweder allgemeinen Unwillen erregen oder nur als die Machination einer politiſchen Partei entſchuldigt werden würde, in Deutſchland ganz gleichgültig aufgenommen wird, ſo wie denn auch wieder das übertriebenſte Lob nirgends einen Enthuſiasmus erweckt. Man iſt an die Extreme ſchon gewöhnt und — ſollen wir das traurige Geheimniß ausſprechen? — man achtet die Schriftſteller im Ganzen nicht mehr. Man ſieht ihren Kämpfen nicht mehr mit Zorn und Bewunderung, ſondern nur noch mit dem ſpöttiſchen Behagen zu, mit dem man anderwärts Hahnenkämpfe betrachtet. Bei dieſer Discreditirung der Schriftſteller gewinnt Niemand, als wer eben darauf ſpeculirt hatte. Es muß leider geſagt werden, daß es Schriftſteller gibt, welche ſich für die Verachtung, die ſie einflößen, hinlänglich durch das Honorar, das ſie beziehen, entſchädigt finden, und die es ſich noch überdies als einen Gewinn zu gute ſchreiben, wenn ſie auch Andere ohne deren Schuld (denn verleumde nur, es bleibt immer etwas kleben) und überhaupt die ganze Schriftſtellerzunft in Mißcredit bringen. Wer es noch wagt, ſich dieſem kritiſchen Unfug entgegenzuſetzen, iſt der vielſtimmigſten Beſchimpfung gewiß und findet bei dem ſchon abgeſtumpften Publikum eigentlich keine Satisfaktion. Daher zieht ſich Mancher, der ſonſt wohl zur Vertheidigung des Wahren, Guten und Schönen berufen wäre, von der ſo verunreinigten Arena zurück. Er weiß, daß kein Verdienſt, kein wohlerworbener Ruf geachtet wird, daß die Induſtrie jeder Pietät Hohn ſpricht, und daß es kein Mittel mehr gibt, der Infamirung des literariſchen Pöbels zu entgehen, als ihn gewähren zu laſſen.

Geſchmacksparteien, die aus Ueberzeugung ſtreiten, können bei einem ſolchen Zuſtande nicht mehr beſtehen, noch aufkommen, ſo wenig wie es in der franzöſiſchen Revolution noch Ariſtokraten, Conſtitutionelle und Girondiſten geben konnte, nachdem einmal die

Horn blaſen, aber jetzt leidet es Oliver nicht, vorher wäre es klug geweſen, jetzt ſey es nur noch feig. Biſchof Turpin aber kommt dazu und räth, das Horn zu blaſen, wenn es auch zu ſpät ſey, ſie zu retten, doch nicht, ſie zu rächen. Da bläſt Roland und Karl hört es auf dreißig Meilen. Sie kämpfen fort, faſt alle fallen. Oliver iſt ſo ſchwer verwundet, daß er nicht mehr ſehen kann und einen Hieb gegen Roland ſelber führet. Roland gibt ſich ihm zu erkennen. Da ſtirbt Oliver. Nur Biſchof Turpin und Roland kämpfen allein noch, beide ſchwer verwundet. Roland ſinkt für todt hin. Turpin will Waſſer für ihn holen, fällt aber ſelbſt hin und ſtirbt. Da erwacht Roland noch einmal. Ein Heide hat ihm ſein Schwert durenda eben genommen, er erſchlägt ihn mit dem Horn und will das Schwert ſterbend auf einem Felſen zerſchlagen, aber es bleibt unverſehrt. Da legt er es neben ſich und ſtirbt. Karl findet ſeine Leiche, erobert Saragoſſa, tödtet Marſilie. Garnalun wird von Pferden zerriſſen.

Zu den beſſern Auffaſſungen der Rolandsſage gehört das altitalieniſche Epos la Spagna (Spanien), zuerſt gedruckt 1519, von Sostegno di Zanobi verfaßt. Vgl. Schmidt, ital. Heldengedichte S. 83. Grimm, Ruoland, LXXXVII.

Roland beſiegt nach ſchwerem Kampf den Rieſen Ferragu, tauſcht die Rüſtung mit ihm und legt ihn nun, als ob es Roland wäre, vor ſich aufs Pferd, während er ſelbſt als Ferragu erſcheint. So täuſcht er Ferragus Mutter, eine wüthende Hexe, welche geſchworen hat, Rolands Herz zu eſſen, und nun die Leiche ergreift und mit ihren Krallen das Herz ihres eigenen Sohnes ausgräbt, wobei Roland ihr das Haupt abſchlägt. Dann überwirft er ſich an Kaiſer Karls Hofe mit den verrätheriſchen Mainzern, wird verbannt, kehrt wieder, um dem bedrängten Kaiſer großmüthig zu helfen (ein in den Gedichten dieſer Gattung immer wiederkehrendes Motiv) und fällt endlich im Thale Ronceval. Sein Tod iſt ſchön geſchildert. Roland und Oliver ſind allein noch übrig, aber ſchwer verwundet. Sie umarmen ſich und kämpfen fort. Oliver, durch einen Hieb des Augenlichts beraubt, haut noch ſo grimmig um ſich, daß er Roland ſelber trifft. Dieſer verſcheucht die Heiden durch den ſchrecklichen Ton ſeines Horns und ſchlägt ſterbend ſein Schwert, nachdem er es noch einmal angeredet, tief in den Fels.

Das Rolands Lied des Konrad von Würzburg, handſchriftlich in Heidelberg und Straßburg, edirt von Jak. Grimm 1838, hat, von Nebendingen abgeſehen, ganz den nämlichen Inhalt, wie die Handſchrift von Oxford. Die fromme Begeiſterung des chriſtlichen Leonidas, ſeine treue Freundſchaft mit Oliver bis in den Tod und der Trotz, mit dem ſie ſich

in der Verschmähung der Hülfe überbieten, bilden auch hier das poetische Motiv des Ganzen.

Strickers Roland, abgedruckt in Schilters thes. III. und neu edirt von Bartsch, 1857, unter dem Titel „Karl der Große", ist ein altdeutsches Gedicht, später als das von Konrad von Würzburg, ihm im wesentlichen nachgebildet, doch in manchem abweichend. Vgl. Grimm, Ruoland S. LXV. Bemerkenswerth ist der Anfang.

Karl wird in seiner Jugend durch seinen bösen Stiefbruder vertrieben, flieht nach Spanien und wird nicht nur von Marsilie gut aufgenommen, sondern verliebt sich auch in dessen schöne Schwester. Trotzdem befiehlt ihm, als er Kaiser ist, ein Engel, die Spanier zu unterwerfen und zu Christen zu machen. Derselbe Engel gibt ihm das Horn Olifant und das Schwert Durndart für Roland. Auch später hat der Stricker manchen Zusatz. Roland prüft öfters seine Stärke. Am Schluß wird Oliver von 100 Lanzen durchbohrt. Roland behält noch als Leiche sein Schwert in der Hand. Niemand kann es ihm entreißen, bis der Kaiser kommt.

Rolands weitschallendes Horn ist vielleicht dem des Himmelswächters Heimdallr in der nordischen Mythe entlehnt, Ferracut scheint den Urriesen Fornjotr zu bedeuten. Sollte dem Liede ein alter Mythus vom Weltuntergang, von der Himmelerstürmung durch die Riesen zu Grunde liegen?

Eine schöne Sage aus Karls spanischen Feldzügen enthält die Kaiserchronik (herausg. von Maßmann II. 385 f.).

Karl hatte eben Gerunde durch Hunger bezwungen, aber in Galizien wurden alle die Seinen erschlagen. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, heute noch naß ist. Aber ein Engel tröstete ihn und rieth ihm, ein Heer von Jungfrauen zu sammeln. Als nun diese im Feld erschienen, staunten die Heiden, daß plötzlich ein neues fränkisches Heer vor ihnen stände, stärker und schöner, als das vorige. Sie sind groß um die Brüste, viel gute Knechte, ihr Haar ist lang, schön ist ihr Gang. Kurz aus Furcht baten die Heiden um Frieden und ließen sich taufen. Und so hatten die Jungfrauen auch ohne Kampf gesiegt. Als sie aber, um auszuruhen, alle ihre Speere in die Erde steckten, wurzelten dieselben ein und trugen Laub und Blüthen, einen Wald bildend, der davon Schäftenwald heißt.

Die französ. Dichtungen vom Riesen Fierabras, den Oliver in Spanien überwindet, sind in ein deutsches Volksbuch verarbeitet und 1533 gedruckt worden. Sie enthalten gehäufte Kämpfe ohne tieferes poetisches Motiv.

Herpin von Bourges, ein altd. Gedicht in einer Heidelb.

Handſchrift Nr. 152, als Volksbuch herausg. von Wolff, hat wenigſtens einige poetiſche Züge:

> Herpin wird am Hofe Karls des Großen verleumdet und verbannt. Seine ſchwangre Gemahlin, von ihm getrennt, gebärt einen Sohn, den eine Löwin ſäugt, der nachher einen todten Ritter ehrlich begräbt und dafür zum Lohne von deſſen Geiſt, in Geſtalt eines ſchneeweißen Ritters, beſchützt wird, wodurch es ihm endlich gelingt, ſeine verlorene Eltern wiederzufinden und auch den alten Kaiſer zu verſöhnen.

Das Gegenbild zum treuen Roland iſt der vom Kaiſer Karl verfolgte Reinold in dem alten Gedicht von den vier Haimonskindern. Hier tritt der Held dem König feindlich gegenüber, aber gezwungen, ohne ſeine Schuld. Namen und Oertlichkeiten in dieſem Gedicht ſind franzöſiſch, aber die Charaktere und die mythiſche Grundlage ſind deutſch. Man hat 3 altdeutſche Bearbeitungen der Sage von den vier Haimonskindern, 1) ein epiſches Gedicht: Reinold von Montalban, handſchriftlich in Heidelberg, mit dem 2) das bekannte Volksbuch übereinſtimmt, und 3) einen von beiden abweichenden Roman in Proſa, gedruckt 1535. Die beiden erſteren nehmen entſchieden Partei für die Haimonskinder und ſtellen Kaiſer Karl gehäſſig dar, der Proſaroman faßt Karl viel edler und gerechter auf, iſt in Bezug auf viele Einzelheiten kürzer und läßt namentlich auch viele komiſche und ſchwankartige Züge weg. Im Gange des Ganzen aber ſtimmen alle überein. Der Proſaroman iſt einem noch älteren franzöſiſchen Roman entlehnt. Die Bearbeitung in der bibliothèque bleue iſt jünger und moderner, beſonders in den eingeſchalteten Reden. Noch moderniſirter iſt die Bearbeitung von Brès.

Eigenthümlich ſteht aber wieder ein altfranzöſiſches Epos des Huon de Villeneuve da (histoire lit. de la France XVIII. 1835. 729, ausführlich behandelt in Mone's Anzeiger VI. 1837. S. 201). Es iſt nicht die Quelle des altfranzöſ. Proſaromans, dieſer iſt vielmehr noch aus einem zweiten altfranzöſ. Epos entlehnt, das ſich in Metz befindet und wahrſcheinlich von Jean Bodel verfaßt iſt. Eine ſehr abentheuerliche Umarbeitung iſt die ſpaniſche, gedruckt 1855. Die vlämiſche Bearbeitung, deren Bruchſtücke abgedruckt ſind bei Hoffmann horae belg. V., hält ſich an das franzöſ. Epos.

Zinnow glaubt (Hagens Germania VII. 58), der hiſtoriſche Kern

der Sage ſey in der Geſchichte des Hunold, Herzog von Aquitanien, zu ſuchen, der ſich gegen Karl den Großen empörte und lange wehrte, am Ende aber in ein Kloſter ging. Aus ſo kleinen Anläſſen entſtehen aber ſo große und tiefſinnige Dichtungen nicht. Ich glaube mit Görres, Volksb. S. 127, daß das Gedicht in ſeinem trotzigen Kern ein höheres Alter verräth, als die übrigen Rittergedichte des Karlsſagenkreiſes, wenn es auch durch die Legende und in den Kreuzzügen umgedichtet und verſchiedenartig modernisirt iſt. Die Grundidee des Gedichts iſt deutſch, wie im Nibelungenliede. Alles dreht ſich darin um die Treue.

Im franzöſiſchen Volksbuch (vgl. Mone, Anz. 1837. 333 f. und Görres, Volksb. 105 f.) heißt es:

Karl kommt ſiegreich aus einem Kampf mit den Sarazenen zurück und iſt zornig, daß ſein Vaſall Beuves d'Aigremont nicht mitgezogen. Des Kaiſers Sohn Lohier wird an Beuves abgeſchickt, ihn vorzuladen, aber von Beuves erſchlagen. Karl ſelbſt belagert nun Aigremont. Beuves unterwirft ſich und erhält Gnade, wird aber auf Ganelons Antrieb gemeuchelt. Am nächſten Pfingſttag kommt Beuves Bruder Aymon von Dordogne mit ſeinen vier Söhnen, Regnault, Richard, Alard, Guichard, zu Karls Hof, die Söhne werden von Karl zu Rittern geſchlagen, ſagen ihm aber: wir lieben Euch nicht, weil Ihr unſern Oheim umgebracht habt. Zudem entzweit ſich Regnault mit des Kaiſers Neffen Berthelot beim Schachſpiel und erſchlägt ihn. Darauf flüchten die Aymonskinder mit ihrem klugen Vetter Malagys und bauen ſich das feſte Schloß Montfort. Karl belagert ſie und Aymon ſelber hilft ihm, ſeiner Vaſallenpflicht treu, gegen die Söhne. Die Söhne halten ſich, bis Hernier als Ueberläufer in die Burg flieht und ſie heimlich dem Feinde öffnet. Zwar ſiegen die Aymonskinder auch jetzt noch, ſchlagen den Feind hinaus und verbrennen Hernier, aber das einmal eingelegte Feuer verzehrt die Burg und ſie müſſen fliehen. Aymon verfolgt ſie und tödtet ihnen faſt alle Leute, dann aber kann er ſich der Thränen nicht enthalten und verſpricht, bei Karl für ſie zu bitten. Karl indeß will nicht verzeihen und die Brüder müſſen im Walde flüchtig umirren, von allem entblößt. Endlich gehen ſie nach Dordogne zu ihrer Mutter. Der Vater findet ſie und läßt ſie hart an, wird aber dann gerührt und verſieht ſie mit Pferden, Waffen und Geld.

Nun ziehen ſie zu König Yon von Gascogne und helfen ihm gegen die Sarazenen. Zum Lohn erhält Regnault Yons Tochter Clarice und baut das feſte Schloß Montauban. Hier werden ſie abermals von Karls Heer, unter Rolands Anführung, belagert. Regnault raubt Rolands Banner, den goldnen Drachen, mitten aus ſeinem Lager und pflanzt ihn auf den höchſten Punkt ſeines Schloſſes. Richard wird gefangen und ſoll hängen, wird aber durch

Malagys, der als ſchwarze Mißgeſtalt unerkannt ins feindliche Lager ſchleicht, befreit. Karl kommt und kämpft mit Regnault, der ihn auf einen Augenblick gefangen nimmt und ihm ſein Roß Bayard zur Sühne anbietet, aber umſonſt. Dann wird Malagys gefangen und beim Schein von hundert Fackeln in Feſſeln an einer Säule von vielen Kriegern bewacht, ſchläfert aber alle durch Zauber ein und entkommt, indem er jedem der Helden Karls irgend eine Waffe ſtiehlt. Dann folgt ein furchtbarer Zweikampf zwiſchen Regnault und Roland, bis ſie durch eine Wolke getrennt werden. Malagys entführt den Kaiſer nach Montauban, Regnault läßt ihn aber wieder frei. Indeß gehn auf der Burg die Lebensmittel aus, alle Pferde werden geſchlachtet; nur Bayard zu ſchlachten, bringt Regnault nicht über das Herz. Da erbarmt ſich ſein Vater und ſchickt ihm Lebensmittel. Aber Karl duldet es nicht. Aymon muß ſich aus dem Lager entfernen, der Hunger kehrt wieder ein auf der Burg, die Brüder trinken Bayards abgezapftes Blut, bis das edle Thier faſt erſchöpft iſt, und fliehen dann heimlich auf ihm nach Dordogne. Auch hier belagert ſie Karl und gibt ihnen endlich Frieden unter der Bedingung, daß Regnault nach dem h. Grabe pilgre und ihm Bayard abtrete. Karl läßt nun das edle Roß erſäufen, wie im deutſchen Volksbuch. Auch Regnaults Märtyrertod iſt hier wie im deutſchen Volksbuch erzählt.

Im deutſchen Volksbuch von den vier Haimonskindern heißt es:

Kaiſer Karl hält Hof zu Paris um die Pfingſtzeit. Da tritt vor ihn der blondgelockte Hugo von Bourbon und ſtellt ihm ſeinen Oheim Haymon von Dordone und Haymerin von Bourbon vor mit dem Begehren, ſie für ihre treuen Dienſte im Kampf gegen die Heiden in Spanien zu belohnen. Karl antwortet, er wolle ſie nicht belohnen, weil ſie nicht gehorſam genug ſeyen und immer thäten, was ihnen beliebe. Da erwiedert Hugo, es bringe ihm wenig Ehre, ſo gute Dienſte unbelohnt zu laſſen. Dieſe Worte aber erbittern den Kaiſer ſo, daß er das Schwert zieht und Hugo niederſtößt. Sogleich ziehn Haymon und Haymerin von dannen, ſammeln viel Volk und befehden den Kaiſer um die Blutrache. Ihr Vetter, der zauberkundige Malagys ſteht ihnen bei und ſie ſind ſo ſiegreich, daß ſie von dem Gold und Silber, welches ſie insbeſondre aus Kirchen und Klöſtern rauben, alle Hufe ihrer Roſſe beſchlagen. Karl bittet endlich um Frieden und gibt zur Sühne dem Haymon ſeine eigne Schweſter Aya zur Frau. Dieſe gebärt ihm nach einander vier Söhne, Ritſart, Writſart, Adelhard und Reinold, aber heimlich, und läßt ſie heimlich erziehen, weil Haymon in der Hochzeitnacht das Schwert gezogen und geſchworen hat, alle umzubringen, die von Karls Geſchlecht ſeyen. Als Karls Sohn Ludwig gekrönt werden ſoll, will Biſchof Turpin ihn nicht krönen, es ſey denn Karls Schwager Haymon dabei. Haymon wird eingeladen und ſeufzt ſchwer, daß er ſelber keine Kinder hat, obgleich er ſchon 20 Jahre verheirathet iſt. Da bekennt ihm Aya, daß er vier Söhne habe und führt ihn zu den-

ſelben. Aber die unbändigen Söhne, zumal der jüngſte, Reinold, packen den Vater und er entgeht ihren Mißhandlungen nur dadurch, daß er ſich ihnen als Vater zu erkennen gibt. So wird ſein eigener Trotz gegen den Kaiſer durch den Trotz ſeiner Söhne noch überboten. Er freut ſich aber über die ſo große Kraft ſeines Geſchlechts und ſchlägt die vier Söhne zu Rittern. Dem Reinold aber, als dem ſtärkſten, ſagt die kluge Mutter Aya, ſie wiſſe ein Pferd für ihn, Bayard, ohne Mähne, rabenſchwarz, ſtark wie zwölf Pferde zuſammengenommen, von einem Drommedar abſtammend, eingemauert in einen Thurm, unnahbar wegen ſeiner Wuth, weil es ſtatt Hen Steine zerbeißt. Reinold ſucht das Roß auf, wird von ihm geſchlagen, überwältigt es aber mit ſeinem ſtarken Arm und zähmt es völlig. Das Roß iſt ſo lang, daß alle vier Brüder zugleich darauf reiten können. Nachdem nun Reinold ſich ſo gut beritten gemacht, folgt er mit ſeinen Brüdern dem Vater an Karls Hof zur Krönung Ludwigs. Da regt ſich der alte Haß. Die Damen bewundern Reinolds Schönheit, worüber Ludwig neidiſch wird. Ludwig will ihm den Bayard abkaufen, R. aber lehnt es ab. Da läßt Ludwig bei der Tafel den Haimonskindern keine Speiſe vorſetzen, Reinold aber holt ſie ſich ſelbſt aus der Küche und erſchlägt den Marſchall, der ſich widerſetzt. Als man ihm Abends auch keine Betten gibt, jagt Reinold andere Ritter aus den ihrigen und legt ſich mit den Seinigen hinein. Bei allen Wettkämpfen erlangt Reinold den erſten Preis, was Ludwig immer erboster macht. Da ſpielt Ludwig mit Adelhart Schach und ihre Köpfe ſollen der Preis ſeyn, als aber Ludwig verliert, wirft er dem Adelhart das Brett an den Kopf, daß er blutet. Dafür ſchlägt ihm Reinold ſeinen Kopf ab. Hurtig dann ſetzen ſich alle vier Brüder auf das Roß Bayard und entfliehen. Haymon aus Vaſallentreue gelobt dem alten Kaiſer, ihm ſeine Söhne auszuliefern.

Sie fliehen zum König Saforet in Spanien und geben dieſem ihre mitgenommenen Schätze zum Aufbewahren, als er ſie aber darum betrügen will, ſchlägt ihm Reinold das Haupt ab. Darauf ziehen ſie zu König Yvo in Tarafconia, und bauen ſich die hohe Felſenfeſte Montalban. Auch heirathet Reinold Yvos Tochter. Kaiſer Karl wallfahrtet nach St. Jacob und ſieht von ferne das Schloß. Als er darnach frägt, erfährt er, wer darin wohne, und belagert es, muß aber abziehen. Nach einiger Zeit ſehnen ſich die Haimonskinder, ihre alte Mutter wiederzuſehen und ziehen als Pilger verkleidet zum Schloß Pierlamont, auf dem ſie wohnt. Sie werden aber hier trunken gemacht und vom Vater gefangen; nur Reinold, ſobald er erwacht, macht ſich frei, bindet den Vater auf ein Pferd und ſchickt ihn an Karl, wird aber dann mit ſeinen Brüdern auf Pierlamont ſo hart belagert, daß er ſich heimlich entfernen muß, um Hülfe von außen zu holen. Als er fort iſt, ergeben ſich die andern drei Brüder und werden gefangen nach Paris gebracht.

Inzwiſchen hat ſich Reinold vom Schloſſe Montalban ſein Roß Bayard geholt, als er aber zurückkehrt, ſind die Brüder ſchon gefangen. Er zieht

nach Paris, bleibt in der Nähe in einem Walde und läßt dem Kaiſer großes Löſegeld für ſeine Brüder bieten, doch umſonſt. Während er ſchläft, raubt man ihm noch ſein Roß und bringt es dem Kaiſer. In dieſer Noth erbarmt ſich ſeiner der liſtige Vetter Malegys, kommt zu ihm als ein alter Mann, bettelt ſeiner Gutmüthigkeit die goldnen Sporen und den Nachtrock ab und neckt ihn am Ende ſo arg, daß Reinold nach ihm ſchlägt. Dann aber gibt er ſich ihm zu erkennen, verſpricht ihm ſeine Hülfe und verwandelt ihn in einen hundertjährigen und ſiechen Greis. Als ſolcher muß er ſich auf die Brücke ſetzen und den Kaiſer bitten, ihn auf das Roß Bayard ſitzen zu laſſen, als das einzige Mittel, wieder geſund zu werden. Wie das Roß ihn ſieht, erkennt es ihn trotz der Verwandlung wieder und bleibt freundlich vor ihm ſtehen. Der Kaiſer erlaubt ihm, das Roß zu beſteigen und kaum ſitzt Reinold drauf, ſo erhält er ſeine vorige Geſtalt und reitet davon. Karl will nun die drei Brüder hängen laſſen, aber Malegys befreit ſie aus dem Kerker und birgt ſie ſammt der Krone, die er dem in Schlaf verſenkten Kaiſer ſtiehlt, auf dem Schloſſe Montalban. Karl will um jeden Preis das Roß wieder haben, erſinnt daher eine Liſt und läßt eine Krone ausſetzen, wer ſie mit dem ſchnellſten Pferde erreicht, ſoll ſie haben. Da gibt Malegys dem Bayard nur eine andere Farbe (weiß ſtatt ſchwarz) und Reinold gewinnt mit dem unerkennbaren Pferde die Krone. Malegys wird vom Kaiſer gefangen, entkommt aber und nimmt den eingeſchläferten Rittern die Schwerter mit. Alle ſind nach Montalban zurückgekehrt, das nun Karl wieder belagert, ohne eine Sühne anzunehmen. Malegys aber bringt ihn im Schlafe aus ſeinem Bette nach der Burg, von wo ihn aber Reinold ſogleich wieder großmüthig entläßt. Die Lebensmittel gehen aus, alle Pferde werden geſchlachtet, Bayard wird aber nur das Blut abgezapft, von dem ſie eine Zeitlang leben. Endlich fliehen ſie heimlich mit dem Roſſe aus der Burg und Frau Aya wirft ſich vor ihrem Bruder Karl auf die Kniee und begehrt Sühne und Frieden. Karl iſt willig, verlangt aber das Roß Bayard. Reinold bewilligt es, um die Seinen vor weiterer Gefahr zu bewahren. Da befiehlt Karl, das edle Thier mit zween Mühlſteinen am Halſe ins Waſſer zu verſenken. Bayard blickt Reinold an, wirft die Steine ab und ſchwimmt zu ihm ans Ufer. Der Kaiſer läßt ihm noch vier Mühlſteine an die Füße hängen, aber zum zweitenmal blickt Bayard ſeinen Herrn an und arbeitet ſich wieder heraus. Der Kaiſer läßt ihm nun an jeden Fuß zwei Mühlſteine und zwei an den Hals hängen, da blickt das Roß zum drittenmal „als ob es ein Menſch geweſen wäre“ zu ſeinem Herrn und ſinkt unter.

Reinold, als er den Jammer anſieht, ſchwört, nie mehr ein Roß zu beſteigen, verläßt die Welt und lebt drei Jahre bei einem Einſiedler, bis ein Engel ihm befiehlt, mit zu ziehen ins h. Land und das h. Grab erobern zu helfen. Dort findet er den Kaiſer und ſeine alten Freunde wieder, Malegys fällt im Kampf. Nach der Eroberung Jeruſalems kehrt Reinold nach Köln

zurück, wo er als armer Bettler durch wunderbare Heilungen Segen spendet und besonders als gemeiner Arbeiter thätig ist am Bau der Petrikirche. Da ärgern sich die andern Arbeiter, daß er fleißiger ist als sie, und erschlagen ihn im Schlafe. Auch noch seine Leiche thut Wunder und er wird zum Heiligen erhoben.

Man erkennt, daß in dieser schönen Dichtung, wie im Nibelungenliede, die Treue verherrlicht wird. Karl handelt treulos, dies fordert auch in Haimons Geschlecht die Untreue heraus. Nun ringt die Untreue des Dieners mit der des Herrn bis zu der nur factischen, nicht auch rechtlichen und sittlichen Versöhnung. Die Treue selbst, deren Sinnbild das, unter so vielen treulosen Menschen allein treue Thier bildet, muß zum Sühnopfer dienen. Da erkennt Reinold, daß in der Welt keine Treue mehr ist, nur noch bei Gott allein, und wendet sich dem Himmel zu. Hier wird das Heldenlied zur Legende und es liegt darin zugleich, wenn man will, eine Apotheose der Kirche gegenüber dem weltlichen Lehnwesen.

Wie alt die einzelnen Züge des Gedichts sind, mag man daraus erkennen, daß 1) der Gegensatz des Helden gegen seinen König hier ganz genau dem Verhältniß der Helden zu den altpersischen Königen im Heldenbuch von Iran entspricht, so wie auch das Roß Bayard in Rusthms Roß sein Vorbild findet, daß 2) die vier Söhne und das große Pferdopfer auch in einem altnordischen Mythus vom Donnergott vorkommen.

Im zweiten Theil der nordischen Huldasage, übertragen in Gräters Idunna und Hermode 1816 Nr. 9 ff. wird der Seeräuber Grepper (Greifer) vom Sturm an ein klippenvolles Ufer getrieben, wo er in einer Höhle die beiden Zauberinnen Flegde und Mulde belauscht, die einen Kessel über dem Feuer haben und seine Nähe wohl merkend einander fragen, ob es nicht gut wäre, wenn sie heute Nacht einen Mann zu sich nähmen? Nun tritt er hervor und wird sehr wohl von ihnen gepflegt. Er bekommt zwei Söhne, von denen Rugner, der älteste, von der Flegde, der jüngste, Wikar, aber von einem geraubten Mädchen geboren ist. Ihr Aufenthalt wird der Wald Myrkwidur. Wikar wird ein eben so gewaltiger und bösartiger Räuber, wie sein Vater und raubt unter andern Alfs schöne Tochter Gavloy. Acht Tage lang nimmt sie aus Gram weder Speise noch Trank zu sich. Da ermahnt eine gewisse alte Leda ihren Enkel, den gewaltigen Kolb, Gavloy zu befreien, und gibt ihm drei Talismane mit, 1) den Armring, den einst Odin von der Hulde empfangen, als er sie geliebt und ihr die Herrschaft über das vereinigte Reich der Riesen und Zwerge überlassen hatte, 2) den Wolfshelm von Wolfsfell.

3) den treuen Hund Skolte. Bevor er aber Wikar beſteht, ſchickt ihn Leda zu ihrem Bruder, dem Rieſenkönig Skialg, dem er 100 Roſſe zum Feſtmahl ſchlachtet und von deſſen 60 Rieſen er im Kampf unterſtützt wird. — Wikar und ſeine Brüder Rothe und Walbrand werden beſonders durch des älteſten Bruders Rugner Zauberkunſte unterſtützt, die aber der wachſame Hund und der Wolfshelm vereiteln. Flegde und Mulde ahnen den Untergang ihrer Söhne. Kolb dreht dem Wikar den Hals um, Skialg beißt dem Rugner die Kehle auf ꝛc. Kolb aber führt die Garley heim zu Alf. — Hier erſcheinen die Rieſen als Freunde und Bundesgenoſſen der Elben und die Feindſchaft und böſe Tücke geht von einem dritten Geſchlecht aus. Ganz ebenſo heißt es in dem proſaiſchen Anhang zum deutſchen Heldenbuch, die böſen Drachen hätten die zuerſt geſchaffenen Zwerge bedroht, zu deren Schutz ſeyen die Rieſen erſchaffen worden, als aber die Rieſen ſelbſt gleichfalls übermüthig mit den Zwergen umgegangen ſeyen, hätten erſt die Helden (Götter) geſchaffen werden müſſen. Unter den Drachen kann nun wohl nichts anders als Lokis böſes Geſchlecht verſtanden werden, welches zweideutig und beiden feindlich zwiſchen Rieſen und Elben in der Mitte ſteht, wie denn das Feuer in ſeiner Maſſenwirkung rieſiſch, in ſeiner ökonomiſchen Benutzung z. B. als Schmiede- und Heerdfeuer elbiſch erſcheint, immer aber hinter ſeinen wohlthätigen Eigenſchaften den grimmigſten Zerſtörungstrieb verbirgt.

Es iſt hier wohl ein Urkampf geſchildert, den die Rieſen und Zwerge gemeinſchaftlich unter Beiſtand des Thor gegen Lokis Geſchlecht kämpfen, ein Kampf des Seyns gegen das Nichtſeyn, des bildenden Princips gegen das zerſtörende. Unter Kolb iſt Thor zu verſtehen, in ſeiner Großmutter Leda kann Thors Mutter Hlodyn kaum verkannt werden. In den vier Haimonskindern nun kehrt vieles aus dieſem alten Mythus wieder. Greyyers Verbannung entſpricht der des Haimon, der Wald Myrkwidur der Burg Montalban, die Liſt Rugners der des Malegys, das große Pferdopfer Kolbs dem Opfertode des Roſſes Bayard.

Eben ſo wunderbar ſchön wie die Dichtung von Roland und Reinold iſt auch die von Ogier dem Dänen. Hier ſcheint in dem karlingiſchen Kreis vorzugsweiſe die welſchbretoniſche Sage, verbunden mit dem nordiſchen Walkyrienglauben, einzugreifen. Nach welſcher Sage entführt Morgane den verwundeten Artur nach der ſeligen Inſel Avalon und eben dahin noch andere Lieblinge, den Ogier, Lanval, Gruelan. Ogier der Däne gehört indeß dem fränkiſchen Sagenkreiſe an, deſſen Mittelpunkt Karl der Große iſt. Seine Sage iſt von den Franzoſen im Mittelalter in mehreren Gedichten verherrlicht. Vgl. Histoire lit. de

la France VIII. 594. Gräße, Sagenkreiſe 343. Auch in zwei niederdeutſchen Gedichten: Docen, Miſc. II. 135. Mone, Quellen I. 60. Das Weſentliche der ſchönen Sage iſt:

Als Ogier der Däne geboren wurde und Feen das Kind reichlich bedachten, kam zuletzt Morgue la faye, küßte es und erkor es zu ihrem künftigen Geliebten. Ogier diente Karl dem Großen. Da rettete er einſt die ſchöne Eliſene vor einem Wolfe und weil ſie blutete, entkleidete ſie ſich vor ihm in aller Unſchuld, um das Blut abzuwaſchen. Da gewann Ogier am gleichen Tage den erſten Sieg der Liebe wie der Waffen. Sie gebar ihm den jungen Baldwin, den nachher des Kaiſers Sohn beim Schachſpiel erſchlug. Aus Rache raste Ogier unter dem Hofgeſinde und mußte flüchten, wurde gefangen, wieder frei, kämpfte mit den Heiden und beſtand Abentheuer und Gefechte aller Art, bis Morgane ſein Schiff an ihr ſeliges Eiland Avalon lenkte, wo ſie ihn liebend als die längſt ſeiner harrende Braut empfing. Noch trug er die Krone, die ſie ihm als Bräutigam aufgeſetzt, wähnend, er ſey erſt kurze Zeit hier, da fiel ihm einmal, indem er ſich bückte, die Krone ins Waſſer und plötzlich beſann er ſich — ſeine Erinnerung kehrte wieder, er wollte und mußte nach Frankreich zurück. Morgane gab ihm einen Ring mit, der ihm blühende Jugend ſicherte. Als er nun aber nach Frankreich kam, waren zweihundert Jahre vergangen und ſtatt Karls des Großen regierte Hugo Capet. Dieſem diente er mit aller Ritterlichkeit gegen deſſen Feinde. Als ihm aber einmal eine Dame den Ring entriß, ſtand er als uralter Greis da, bis er den Ring wiedergewann. Um der Dame willen beſtanden ihn zahlloſe Ritter, unterlagen aber alle. Da ſchwebte Morgane lächelnd heran, ſetzte ihm die Krone wieder auf und verſchwand mit ihm für immer. Nach der däniſchen Sage bei Thiele I. 23., Anderſens Märchen II. 1. und Müllenhoff Nr. 54 ſchläft Ogier in einem Berge und ſein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, ganz ſo wie der ſchlafende Kaiſer Friedrich in der deutſchen Sage.

Ogiers Sage wiederholt ſich in dem Märchen von den eiſernen Stiefeln in Wolfs D. Hausm. S. 198.

Ein zum Holzhauer erniedrigter König opfert ſeinen noch ungeborenen Sohn Ferdinand dem Teufel, der ihn dafür wieder reich macht. Als Ferdinand erwachſen iſt, zwingt er dem Teufel ſeines Vaters Herrſchaft wieder ab und unternimmt eine Reiſe zum Himmel, zu Lande, zu Waſſer, endlich durch die Luft, indem ein Greif ihn trägt. Vor einem herrlichen Schloſſe findet er eine ungeheure Schlange, die ihn um Erlöſung fleht. Zu dem Behufe muß er drei Nächte lang allen erdenklichen Verführungen zum Tanz und Theilnahme an der Luſt der ihn umraſenden Geſellſchaft widerſtehen. Zuletzt werden die Tänzer wüthend und ſchneiden ihn in viele Stücke. Die Schlange aber legt die Stücke wieder zuſammen, macht ihn lebendig und wird ſelbſt zur ſchönſten

Anarchie den Auswurf der Straßen auf die Tribüne geführt hatte. So oft in unsern Tagen ein Principienstreit im Gebiete des Geschmacks beginnen wollte, hat ihn ein wüstes Geschrei übertäubt und Alles hat sich in Persönlichkeiten aufgelöst.

Eine bekannte junge Schule gab vor, von einem neuen Princip aus die schöne Literatur reformiren zu wollen. Wenn es wahr gewesen wäre, welch frischer Lebensstrom hätte die versumpfte Belletristik durchdringen müssen! Allein sie predigten zügellose Frechheit und legten die Leyer des Apoll dem Gott der Gärten in die Arme. Und selbst diese Zügellosigkeit war nur schlau berechnet, nur die auf Speculation unternommene Nachahmung einer französischen Mode. Der Schneider in Lissabon, der sich von gestohlenem Tuch einen Carbonarimantel machte, beschämte nicht bitterer den Richter, als diese jungen Leute die redliche Kritik beschämten, die ihre Industrie für Fanatismus nahm.

So hat denn auch diese Hoffnung auf einen neuen Frühling der Poesie getäuscht und man wird wohl noch lange warten müssen, bis entweder eine heilige Jugendkraft wieder eine neue schöne Begeisterung erweckt und durch das Schwert derselben den gordischen Knoten der Kritik zerhaut, oder die Nation, ihrer Würde bewußt und großartigen Interessen zugewendet, jene elende Industrie der literarischen Klatschblätter zur ewigen Vergessenheit verurtheilt.

4. Die Lokalblätter.

Ist es wohl der Mühe werth, ihrer besonders zu gedenken? Die einzelnen Blätter bedeuten freilich nicht viel, allein alle zusammengenommen bilden eine Macht in Deutschland. Bei weitem die größte Mehrheit der Bürgerfamilien liest gar keine andern Blätter als Lokalblätter. Diese üben mithin einen so großen Einfluß auf die Begriffe, auf Sitten und Geschmack, daß es sich wohl verlohnt, sie in Betrachtung zu ziehen. Die Lokalblätter sind ursprünglich nichts andres, als Intelligenzblätter, bestimmt, Verordnungen der Behörden, öffentliche Aufrufe, Todesanzeigen, Versteigerungen ꝛc. bekannt zu machen. Man hat nun schon in früheren Zeiten häufig damit theils politische Nachrichten, theils Erzählungen und Gedichte zur Unterhaltung verbunden. Mehrere dieser Blätter haben sich im Verlauf der Jahre ein solches Zutrauen

Jungfrau. Ferdinand lebt nun mit dieſer lange in den höchſten Freuden, bis er einmal gegen ihr Verbot in ein Gartenhäuschen geht und aus den Fenſtern deſſelben unter ſich die Erde und ſeine Heimath wiederſieht. Da ergreift ihn unwiderſtehliche Sehnſucht, zur Erde zurückzukehren und er thut es. Sein Vater hat eine junge Frau geheirathet, die er für die ſchönſte hält, Ferdinand behauptet eine noch ſchönere zu kennen und ruft ſeine himmliſche Jungfrau herbei. Da erſcheint ſie, aber blaß und traurig und ſchreibt auf den Tiſch: es iſt dir unmöglich, ein Paar eiſerne Stiefel zu zerreißen und eben ſo unmöglich, wieder ins Paradies zu reiſen. Hierauf verſchwindet ſie, er aber läßt ſich ein Paar eiſerne Stiefeln machen und läuft ſo lange, bis ſie zerriſſen ſind und er die Himmelstochter wiederfindet.

In meinem Odin S. 308 habe ich bereits die Beziehungen Ogiers zum deutſchen Mythus nachgewieſen und in der Fee die Göttin Freyja als Königin der Walkyrien erkannt, die ſich die beſten Helden zu Lieblingen erwählen. Nirgends aber ſtimmt deutſcher und welſcher Mythus verwandtſchaftlicher zuſammen, als in dem Glauben an Walkyrien und männerliebende Feen. Morgane, wenn auch urſprünglich eine rein welſche Geſtalt, darf demnach als Schweſter des Oberon oder Alberich erſcheinen, der urſprünglich eine rein deutſche Geſtalt iſt.

Die alte Treue feiert ihren Triumph auch in Elegaſt, einem alth. Gedicht dieſes Kreiſes (vgl. Grimm in Hagens Muſeum II. 226).

Elegaſt war in Kaiſer Karls des Großen Ungnade gefallen und nährte ſich in der Verbannung aus Noth durch Raub. Da träumte dem Kaiſer einſt, er ſolle einmal auf Diebſtahl ausgehen. Verwundert, gehorchte er gleichwohl der Stimme des Traumes und traf mit Elegaſt zuſammen, der ihn nicht kannte. Karl wollte ihn verlocken, den Kaiſer zu beſtehlen, Elegaſt aber wollte, obgleich in Ungnade, dieſem die Treue nicht brechen. Sie beſchloſſen nun, den Schwager des Kaiſers, Eggerik, zu beſtehlen und als ſie in ſeine Kammer geſchlichen waren, hörten ſie, daß er noch wache und ſeiner Frau ſagte, er wolle den Kaiſer ermorden. Die Frau rieth ihm ab, aber er ſchlug ſie. Nun begriff der Kaiſer, warum ihn der Traum gemahnt hatte, ließ den falſchen Schwager verhaften und hinrichten und gab all ſein Gut und auch deſſen Weib dem treuen Elegaſt.

In dem Gedicht von Huon kehrt der alte bei Saxo Grammaticus aufbewahrte Mythus von der Fahrt zum Rieſenkönig Uthgartilocus wieder, dem ein kecker Geſell ein Haar ausreißt, und der ſchon aus dem Otnit bekannte Zwergkönig Alberich, alſo durchaus Erinnerungen des deutſchen Heidenthums. Der Stoff iſt aus einem älteren franzöſiſchen Gedicht des

12. Jahrhunderts übergegangen in den Roman Huon de Bordeaux, gedruckt zu Paris 1566, und in ein niederländiſches Volksbuch (das einzige bekannte Exemplar befindet ſich in Wien). In neuerer Zeit hat bekanntlich Wielands „Oberon“ den Stoff modernisirt.

Huon, Vaſall Karls des Großen, tödtet unſchuldig deſſen böſen Sohn Charlot, der ihn heimtückiſch überfallen. Zur Sühne ſoll er nach Bagdad gehn, dem Herrſcher daſelbſt eine Bartlocke und vier Backenzähne ausreißen, ſeine Tochter dreimal küſſen und dem, der dem Herrſcher zur Rechten bei der Tafel ſitzt, den Kopf abſchlagen. Huon reiſt ab und findet, in einem tiefen Walde verirrt und erſchöpft, ein wunderſchönes Kind, den Oberon, Sohn der Fee von der verborgnen Inſel, und des Julius Cäſar, den ſie als den größten Helden auf Erden, in ihr Feenreich aufgenommen. Oberon beſitzt einen Zauberpfeil, an den jedes Wild fliegen muß, wie er will, und ein Zauberhorn, nach dem alles tanzen muß. Er läßt nun zwar ein wenig boshaft das ermüdete Gefolge Huons tanzen, erweiſt ſich aber dann ſehr freundlich gegen ihn und ſchenkt ihm das Horn, deſſen Ton jeden unwiderſtehlich zum Tanze zwingt. Durch daſſelbe Horn kann Huon auch, ſo oft er in Noth kommt, den Oberon herbeirufen. Mit Hülfe des Horns erlangt nun Huon in Bagdad alles, was er wollte, und zugleich die ſchöne Tochter des Herrſchers, Eſclarmonde. Nach ſehr romantiſchen Abentheuern und Nöthen kehren ſie nach Frankreich heim. Karl der Große grollt aber immer noch und will ſie hinrichten laſſen, was abermals Oberons Dazwiſchenkunft hindert.

Hinter den großartigen Dichtungen, die wir kennen gelernt, ziehen eine Unzahl mittelmäßige und ſchlechte Dichtungen des karlingiſchen Sagenkreiſes einher. Werke, in denen ſich weder eine volksthümliche Erinnerung aus früherer Zeit erhielt, noch die ſelbſt jemals dem Volke lieb und vertraut wurden, lediglich Machwerke von ſ. g. höfiſchen, ſeltener von geiſtlichen Dichtern. Die Arbeit der guten Recken wird darin zu einem Spiel mit Abentheuerlichkeiten, das Heldenthum ſinkt oft zu frivoler Galanterie herab, wie in den welſchen Dichtungen von Artus. Es iſt nicht der Mühe werth, im Labyrinth dieſer ſchlechten Hofpoeſie den leitenden Faden zu ſuchen. Neben faſt unzähligen Heldengedichten in franzöſiſcher Sprache finden ſich nur wenige deutſche, wie

Willehalm oder Wilhelm von Orleans, nach franzöſiſcher Quelle ein unvollendetes Gedicht des Wolfram von Eſchenbach, in deſſen Werken herausg. von Lachmann, 1833, früher von Caſparſon, Caſſel 1782. Mone, Anz. 1836. 176.

Willehalm entführt die ſchöne Arabele, Tochter des Heidenkönigs Terramer. Sie empfängt in der Taufe den Namen Gyburg. Die Heiden toben ſehr deßhalb, Willehalm wird beſiegt, ſein Neffe Vivianes erſchlagen. Er ſucht Hülfe bei Ludwig dem Frommen; ihm ſteht auch der ſtarke Rennewart bei, ſie retten die hart bedrängte Gyburg, aber Rennewart fällt. Mit Willehalms Klage über denſelben endet das Gedicht.

Von einer niederländiſchen Bearbeitung hat man nur Bruchſtücke. Arabela's Entführung wurde in einem beſonderen aber ſchwachen Gedicht beſungen von Ulrich von dem Türlin, im 13. Jahrh. Von dieſem unterſcheidet Karl Roth Ulrich von Thürliem, deſſen Bruchſtücke des Rennewart er 1856 herausgab.

Karlmeinet handelt von Karls des Großen Abentheuern in Spanien, insbeſondere von ſeiner Liebe zur ſchönen Galiena, Königstochter von Toledo, die er entführt, ſpäter aber des Ehebruchs beſchuldigt und einkerkern läßt, bis ihre Unſchuld zu Tage kommt. Vgl. Gödeke, deutſche Dichtung im Mittelalter S. 698. So viel wußte man aus Bruchſtücken. Jetzt iſt das ganze Gedicht in einer Darmſtädter Handſchrift aufgefunden und wird durch Ad. von Keller in der Bibliothek des lit. Vereins herausgegeben werden. Es enthält mehr, als man vermuthete, der ganze Inhalt liegt mir aber noch nicht vor. Maine (von Mayenne, oder beſſer von magnus) nennt ſich Karl in dem ſpaniſchen Gedicht noches de invierno. Schmidt, Rolands Abentheuer III. 38. Der Name iſt daſſelbe was Charlemagne.

Der deutſche Charakter der kerlingiſchen Familienſage tritt nirgends klarer hervor als in Lother und Maller, einer der ſchönſten Dichtungen dieſes ganzen Kreiſes.

Lother, König Karls Sohn von Frankreich, wurde von ſeinem jüngern Bruder Ludwig beneidet und bei ſeinem Vater verleumdet, als ſtelle er den Frauen nach, da er doch keine andre Sünde beging als die, außerordentlich ſchön zu ſeyn und dadurch der Frauen Augen und Herzen an ſich zu ziehen. König Karl verbannte Lother und dieſen begleitete ſein treuer Freund Maller, Sohn des Königs Galyen. — Lother kam nach Pavia zu ſeinem Oheim, König Danſier; allein deſſen Sohn Otto war ſo neidiſch wie Ludwig. Als ſie zuſammen gegen die Heiden kämpften, ließ der feige rothköpfige Otto die beiden andern ſtets im Stich, wofür ihn Maller einmal derb abprügelte. Weil ſie aber unter einander ausgemacht hatten, Lother ſolle ſich für Otto, Otto für Lother ausgeben, kam der letztere in große Noth. Denn als ſie

an den Hof des Königs Orſchier kamen, dem ſie wider die Heiden beiſtehen ſollten, verliebte ſich Otto in des Königs ſchöne Tochter Zormerin und ließ ſich als vermeinter tapferer Prinz Lother verehren, ohne ſich im geringſten um den wahren Lother zu bekümmern, der in einer Herberge lag und nach und nach alles verkaufen mußte, um zu leben. Maller wollte den Betrug entdecken, Lother aber litt es nicht. Otto war ſo unverſchämt, dem Lother ſelbſt ſein Pferd abkaufen zu wollen, was er aber nicht bekam. Da ging einmal der treue Maller zum Brunnen, um Lothers einziges Hemde zu waſchen, während dieſer im Bette lag, und ſagte vor ſich: o Brunnen, könnteſt du reden, du möchteſt dich wohl rühmen, daß dein Waſſer heute das Hemde des tapferſten Ritters wäſchet, der ſeinen Namen mit dem falſchen Rothkopf vertauſcht hat. Dieſe Worte hörte Zormerin aus einem nahen Gebüſch und beeilte ſich, dem edeln Lother Speiſe, Kleider, Gold und was er brauchte, zu ſchicken. Auch bewog ſie ihren Vater, ein Turnier auszuſchreiben, auf dem Otto in den Koth geworfen wurde, Lother aber den erſten Preis empfing. Nun kamen die Heiden, der König gab Otto ſein Banner, es in der Schlacht zu führen, aber Otto ließ es im Kampfe fallen und Lother erſt erhob es wieder. Dennoch wurden beide von den Heiden gefangen. Otto rettete ſein Leben, indem er dem Chriſtenthum abſchwur und Heide wurde, der edle Lother aber ſollte ſterben. Da kam ſein Maller, als Heide verkleidet und rettete ihn vom Galgen. Des Heidenkönigs Pynart Tochter Synoglar hatte ſich aber in den ſchönen Lother verliebt und zog ihm nach, um ihn zu gewinnen und Chriſtin zu werden. Lother empfing ſie gütig und taufte ſie, gab ſie aber ſeinem Freunde Maller, indem er ſelbſt die Zormerin heirathete. Sie wollten nun fröhlich nach Frankreich heimreiſen, aber Otto, der auch wieder frei geworden, hatte unterdeß in Pavia ſeinen Vater beerbt, lauerte den beiden Freunden auf und nahm Lother gefangen. Maller ging zu König Ludwig, Lothers Bruder, der nach Karls Tode in Frankreich König geworden war, aber dieſer wollte nichts für Lother thun. Da ſuchte Maller ſeinen eignen Vater auf und warb ein großes Heer, um es wider Otto zu führen. Unterdeß hatte Lother im Kerker geſeſſen, bis ihm die Kleider am Leibe gefault waren, und doch wollte er ein Kleid, das Otto ihm ſchickte, weil dieſer es ſelbſt getragen, nicht anziehen. Endlich wußte ſich die ſchöne Zormerin verkleidet zu ihm zu ſchleichen und ihn zu tröſten. Aber ihr Vater ſelbſt begünſtigte jetzt aufs neue Ottos Werbungen um ihre Hand, weil Otto mächtig war. Das benützte Zormerin, um Otto, als er bei ihr verweilte, ſeinen Siegelring zu entwenden und damit einen falſchen Befehl zu beſiegeln, der Lothers Freilaſſung zur Folge hatte. Otto entdeckte den Diebſtahl und Orſchier befahl, ſeine Tochter ſolle zur Strafe lebendig verbrannt werden, wenn ſich keine Kämpfer für ſie ſtellen. Da ſtellte ſich Lother und ſiegte. Mittlerweile kam auch Maller und eroberte die ganze Lombardei, Otto aber wurde gefangen und gehenkt. — Später wurde Lother noch römiſcher Kaiſer,

Maller aber fing an ſich Skrupel zu machen über das viele Chriſtenblut, das er vergoſſen, entſagte der Welt und wurde tief im Wald ein Einſiedler. Einſt aber kam er als Bettler vor den Kaiſer Lother, der ihn erkannte und in deſſen Armen er verſchied. Da wollte auch Lother nicht länger der Welt Herrlichkeit ſehen, ſondern ging in den Wald und wurde Einſiedler. Sein Sohn Morphon fand ihn da und kam gerade zurecht, noch dem Sterbenden die Augen zuzudrücken. Hier endet das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Geſellen.

An dieſer herrlichen Dichtung fällt nichts ſo ſehr auf, als ihr rein deutſches Weſen. Deutſche Kraft und Ehrlichkeit ſteht hier aufs entſchiedenſte dem Trug und der Feigheit der Welſchen gegenüber. Dem Dichter ſind die Italiener und kaum weniger die Franzoſen (Neuſtrier) verhaßt. Man ſollte daher eine urſprünglich rein deutſche Quelle des Gedichts vermuthen. Auch kennt man es nur deutſch. Es iſt gedruckt Straßburg 1513 und 1514. Es ſoll urſprünglich im Jahr 1405 von der Herzogin Margarethe von Lothringen aus dem Lateiniſchen ins Italieniſche überſetzt worden ſeyn, deren Tochter Eliſabeth, Gräfin von Naſſau, es ins Deutſche übertrug. Allein es ſcheint mir, auch die verlorne lateiniſche Quelle könne nur aus deutſchem Geiſte entſprungen ſeyn.

Zweites Buch.

Die Volksmärchen.

Die unendlich reiche Märchen- und Sagenpoeſie, die ſich ſeit grauen Jahrhunderten von Munde zu Munde beim deutſchen Landvolke fortgepflanzt hat, umfaßt hauptſächlich die Erinnerungen der vorchriſtlichen Heidenreligion. Denn was ſie ſpäter in ihre Strömung mit fortgeriſſen hat, Erlerntes von andern Völkern, das bildet nur einen verhältnißmäßig ſchmalen Rand um die breite Mitte des heidniſch Nationalen. Und wie auch die äußere Faſſung ſich verändert hat und vieles chriſtianiſirt und moderniſirt worden iſt, überall verräth ſich doch der altheidniſche Inhalt. Das eigenthümlich Phantaſtiſche in dieſer Poeſie liegt in der heidniſchen Naturauffaſſung. Der Grundzug bleibt aber immer ein ſittlicher. Auch das Wunderbare, Schreckliche und Lächerliche wird immer unter den Geſichtspunkt der Ehrlichkeit genommen. Ein tiefes Rechtsgefühl und die anſpruchsloſe Zaubergewalt der Unſchuld beherrſchen dieſe ganze Märchenwelt. Sie iſt der älteſte und treueſte Spiegel des Volkscharakters.

Sie lebte faſt ausſchließlich im Munde des gemeinen Volkes fort, in der Kinderſtube, Spinnſtube, auf der Halde und im Walde unter Schäfern und Jägern. Nur ſehr Weniges drang gelegentlich in Bücher ein. Erſt im vorigen Jahrhundert, als von Frankreich aus die Mode der Feenmärchen zu uns drang, bearbeitete zuerſt Muſäus auch deutſche Volksmärchen, und als die Ritterromane aufkamen, knüpfte Gottſchalk, indem er eine Menge alter deutſcher Ritterburgen beſchrieb, auch die örtlichen Sagen an. Aber erſt im Anfang unſres Jahrhunderts, unter Na-

poleons Gewaltherrſchaft, bei dem wunderbaren Erwachen tiefer Sehnſucht nach der vergangenen Herrlichkeit deutſcher Nation, als in Heidelberg Görres die deutſchen Volksbücher, Brentano und Arnim die Volkslieder ſammelten, gaben auch die Brüder Grimm in Caſſel und Büſching in Breslau die erſten größern Sammlungen von Volksmärchen und Volksſagen echt aus dem Volksmunde heraus. An ſie ſchloßen ſich Arndt, Otmar, Börner, Schreiber ꝛc. In den letzten Jahrzehnten iſt ungeheuer viel für Sammlung der Volksmärchen und Volksſagen faſt in allen Theilen unſres großen Geſammtvaterlandes geſchehen und geſchieht noch alle Jahre mehr. Hier eine kleine geographiſche Ueberſicht des bis jetzt Vorhandenen, wobei ich vom Süden ausgehen will. In der Schweiz ſammelte Wyß (Idyllen und Reiſe ins Berner Oberland), Guſtav Schwab (die Ritterburgen der Schweiz), Kuenlin (in den Alpenroſen), Rochholz (Sagen aus dem Aargau), Flugi (Graubündter Sagen), Otte (Schweizerſagen), Sprecher-Bernegg (im Innsbrucker Phönix). Vieles findet man in der Zeitſchrift „der Wanderer“, vieles in den Cantonsbeſchreibungen des Waatlandes von Vulliemin, Glarus von Heer, Berns von Jahn ꝛc. — Im Elſaß ſammelte Stöber, in der Pfalz Baader und Moris, im Moſellande Hocker und Menk, in Trier Laven, in der Eifel Schmitz und Heydinger, im Luxemburgiſchen Steffen, in den Niederlanden Wolff, in Cleve-Berg Montanus, in der Grafſchaft Mark Woeſte. Am Rhein Geib, v. Reumont, Simrock ꝛc.

In Schwaben ſammelte hauptſächlich G. Schwab (in ſ. rauhen Alb, ſ. Bodenſee und ſ. Gedichten), dann E. Meier, Schönhuth, das anonym erſchienene Sagenbuch der Städte Burgau, Gundelfingen ꝛc. Im Badiſchen Schreiber, Schnetzler, Baber. In Tirol Ignaz Zingerle, von Alpenburg. Einiges in B. Webers Tirol, in Steubs drei Sommern. Vonbun ſammelte insbeſondere die Sagen Vorarlbergs. Sammlungen für Bayern von Panzer, Schöppner, Mörtl (Bayerwald). In Franken Bechſtein, Janſſen, v. Herrlein (Speſſart), Schwarz (Buchenblätter), Kaufmann (Aſchaffenburg), Haupt (Bamberg), Schönwerth (Oberpfalz), v. Leoprechting (Lechrain). In Naſſau Henninger. In Heſſen Wolff, Lyncker. In Niederſachſen und Weſtphalen: Harrys, Schambach und W. Müller, Seifart (Hildesheim), Leibrock, Stahl. Anonym erſchienen Münſteriſche Sagen 1825. In Holſtein und Schleswig Müllenhoff. In

Lübeck Asmus. Im Harz Pröhle, Hoffmann, Schuster, das anonyme Buch: Thüringen und der Harz. In Thüringen Bechstein, Schmidt (Reichenfels). In Sachsen Sommer, Ziehnert, Gräße. In Pommern Temme, in Ostpreußen von Tettau und Temme, in der Mark Kuhn. In Schlesien Gödsche, Kern. In der Lausitz Gräve, Preusker. In Oesterreich Ziska, Bechstein, Straube, Rank (Böhmerwald), Mayer (Stevermark), Haltrich (Siebenbürgen).

In allen diesen zahlreichen Sammlungen ist der Stoff sehr durcheinandergeworfen, das Alte vom Neuen, das Echtvolksthümliche vom Fremden und Angenommenen nicht geschieden. Die Sammler wollten eben nur retten und treu aufbewahren, was im Volk erhalten war, ehe die moderne Schulmeisterei es vollends vernichtet haben würde. Denn was immer Schönes, Zartes, uralt Heiliges im Herzen des Volkes lebte, das wollte die Aufklärung nicht dulden und mit Stumpf und Stiel ausrotten. Vor der fürchterlichen Ruthe der Schulmeisterei flüchteten die lieblichen Elben, aus Berg und Wald, Wiese und Quelle verscheucht, in die Bücher jener treuen Sammler, wo sie allein noch fortleben, zum Beweise, wie viel poetischer unser Volk war, ehe es Schullehrerseminare gab.

Ich werde versuchen, zum erstenmal einige Ordnung in das Chaos dieser Märchen- und Sagenwelt zu bringen. Alles, was ich darüber gesammelt habe, hier mitzutheilen, gestattet der Raum nicht. Wenn ich mich nur auf das Wichtigste im Text wie in den Quellenangaben beschränke, so folgt daraus nicht, daß ich nicht die Beweise für die Verbreitung ein und desselben Märchens in ganz Deutschland hätte verzehnfachen, zuweilen verhundertfachen können. Noch bemerke ich, daß es auf den Inhalt allein ankommt und Märchen oder Sage dabei keinen Unterschied machen.

Diesen Bestandtheil unsrer volksthümlichen Dichtung, der aus mündlicher Ueberlieferung stammt, mit den schriftlichen Denkmalen zu einem großen Ganzen zu vereinigen, ist um so nothwendiger, als bis auf die neueste Zeit unsre Kunstdichter den Stoff zu zahllosen Dichtungen eben nur aus der Tradition geschöpft haben. Wer auf den Inhalt, und nicht blos auf die Form sieht, muß den ersteren bis auf seine frühesten Quellen verfolgen.

1.

Rieſenmärchen.

In der deutſchen Sage wird vorausgeſetzt, die Rieſen ſeyen vor den Menſchen dageweſen. Sie gelten nur als die perſonificirten Elemente und rohen Naturkräfte*). Sie waren die alleinigen Herren der Natur, ehe die Menſchen und die für die Menſchen beſorgten Götter kamen. Als ein rohes Volk von ungeheurer Größe befanden ſie ſich im Anfang allein auf der Welt. Die nordiſche Hervararſaga ſchildert das urſprüngliche Rieſenreich als ein freundliches unter dem König Godmund. Erſt als die Zwerge und Elben, Götter und Menſchen kamen, trat das Böſartige im Rieſencharakter hervor, weil die rauhen Elemente im Winter, Ueberſchwemmungen, Bergſturz, unfruchtbare Näſſe, Sturm ꝛc. die Pflanzen- und Thierwelt und den menſchlichen Anbau zerſtören.

In den norddeutſchen Ebenen iſt alles, was über die Fläche ſich erhebt, nach der Sage von den Rieſen zufällig hingeworfen und liegen gelaſſen worden. Hügelreihen und Dämme ſind Sand und Erde, die einer Rieſin durch ein Loch in der Schürze, in der ſie dieſelben trug, herausliefen. Die zahlreichen vereinzelt in der Ebene liegenden erratiſchen Blöcke ſind nach der Volksſage von Rieſen im Kampf oder Spiel geworfen oder zufällig, häufig auch im Zorn fallen gelaſſen worden. Von vielen heißt es, ſie ſeyen nur kleine Steinchen oder Sandkörner im Schuh eines Rieſen geweſen und hätten denſelben gedrückt, bis er ſie ausgeſchüttelt habe. Größere Felſen zeigen noch Spuren der Rieſenhand, von der ſie geworfen worden. Andere laſſen Abdrücke von Füßen und Hüften oder vom Rücken und Kopfe ſehen, je nachdem der Rieſe daran gelehnt oder darauf gelegen iſt.

Unzählige Volksſagen knüpfen ſich an merkwürdige Felsgeſtalten und bezeichnen dieſelben als ehemalige Rieſen und Rieſinnen, die durch eine höhere Macht beſiegt und verſteinert worden ſeyen. In den nordiſchen Sagen iſt es entweder der Donnergott mit ſeinem Blitz, oder die Sonnen-

*) In der nordiſchen Edda, deren Hauptgötter auch tiefer im Süden und von allen Germanen verehrt wurden, iſt im Rieſen Ymir die geſammte Materie perſonificirt. Ihn tödtet Odin (der Geiſt) und aus ſeinem auseinanderfallenden Leichnam entſteht die ſichtbare Natur. Das Fleiſch wird zur Erde, die Knochen werden zu Bergen, das Blut zum Meere, das Hirn zu Wolken ꝛc. Nach einer andern nordiſchen Sage zeugt der Rieſenvater Fornjotr (die Erde) drei Söhne: Hler, Logi und Kari (Meer, Feuer und Wind). Auch die Namen der Rieſen bedeuten in der Regel Berge, Eiſen, Eis, Schnee ꝛc.

göttin mit ihrem Licht, wodurch die ungeſchlachten Rieſen zu Stein verwandelt werden. In ſpätern nordiſchen und in den meiſten ſüdlichen Sagen wird die höhere Gewalt meiſt von Heiligen geübt, auf die aber nur die ältern Sagen von heidniſchen Göttern übertragen ſcheinen.

Olaf der Heilige verſteinert nach der Sage eine Menge Rieſen, weil auf ihn auch andere Attribute des alten Donnergottes übertragen ſind. Vgl. Grimm d. M. 516. Als nächtliche Weſen dem Chaos angehörig, ehe die Sonne ſchien, verſteinern die Rieſen beim Anblick dieſer lichten Himmelskönigin. Vgl. das Alvismal und Haupt, Zeitſchr. IV. 504. Einer der berühmteſten verſteinerten Rieſen in Deutſchland iſt der Watzmann, ein ungeheurer Berg in Oberbayern. Er ſoll einſt ein König und wilder Jäger geweſen ſeyn. Als ſeine Hunde einmal eine unſchuldige Hirtenfamilie zerriſſen hatten, fielen ſie auch über den König ſelber her und zerriſſen ihn ſammt ſeinen 7 Kindern. Da wurde er in den ungeheuren Berg verwandelt und ſein und der Kinder Blut in zwei Seen. Panzer, Beitrag z. d. Märch. 87., Schaubach, Alpen III. 149. Die Verwandlung des Blutes in Seen mahnt an Ymir. Watzmann bedeutet vielleicht überhaupt die Rieſenwelt, die Hirtenfamilie dagegen die menſchliche Cultur. Alle Berggipfel zwiſchen Schweden und Norwegen ſind nach Olaus Magnus II. 14 verſteinerte Rieſen. Im alten Eddalied Hymiſquida 7 hat eine Rieſin 900 Köpfe d. h. Berggipfel, und ihr Sohn einen gefrorenen Bart. Höchſt intereſſant iſt die ganz in dieſen Vorſtellungskreis gehörige deutſche Alpenſage des Berner Oberlandes. Hier ſtehen drei hohe Schneeberge, die Jungfrau, der Mönch und Eiger neben einander. Im letztern mag man den alten Waſſerrieſen Aegir wiedererkennen. Der Mönch gilt beim Volk als ein verſteinerter Rieſe. Wenn es donnert, ſagt das Volk, „der Turſt kommt“. Das iſt entweder der fliehende Rieſe (Thurſe) oder der Donnergott ſelbſt (Thor), der ſeine Blitze unter die Eisrieſen des Gebirges ſchleudert. Die ſpätere chriſtliche Legende machte aus dem Gotte Thor den heil. Martin. Noch jetzt bäckt man in Norddeutſchland am Tage dieſes Heiligen eine hornförmige Semmel, die ſ. g. Martinshörner, weil dieſer Tag ehemals dem Thor heilig war und man ein großes Trinkhorn zu Ehren Thors leerte. Daher iſt dieſer Tag auch im nordiſchen Runenkalender mit Thors Trinkhorn bezeichnet. Vgl. Haltaus Jahrzeitbuch S. 150. Mit dieſer Uebertragung des Thor auf den heil. Martin ſtimmt nun eine Sage vom Martinsloch und Martinsdruck im genannten Berg Eiger genau überein. Martin, wird erzählt, wollte das ungeheure Anwachſen des bekannten noch jetzt ſo genannten Eismeers zwiſchen den Wetterhörnern, dem Schreckhorn, Eiger, Mönch, der Jungfrau und dem Finſteraarhorn verhindern, ſtemmte ſich daher an den Mettenberg, wo man noch den Abdruck ſeines Rückens ſieht, und ſtieß mit ſeinem Stabe ein Loch durch den Eiger, durch welches das Eiswaſſer abfließen konnte, nach Hugis Alpenreiſe 1830. S. 99. Wyß, Reiſe, 672.

erwerben, daß man in den betreffenden Städten nicht leben kann, ohne sie täglich wie den Besuch eines alten Freundes zu empfangen. Allein das verdiente Ansehen dieser guten Blätter weckte den Neid der Industriellen. Daher sind eine große Menge neuer Lokalblätter entstanden, ja eine unglaubliche Anzahl in einer einzigen bekannten Stadt, und durch den Wetteifer dieser Winkelblätter sind alle mögliche städtischen Fraubasereien, ist alles Wirthshausraisonnement, von dem man wohl nie vermuthet hätte, daß es je schwarz auf weiß würde zu lesen seyn, unter die Presse gebracht worden.

Die Industrie ist schon so weit gegangen, daß allzu indiscrete Persönlichkeiten und systematisch improvisirte Lügen, die in den Blättern der Vaterstadt nicht wohl aufgenommen werden können, als Korrespondenzartikel in die Lokalblätter anderer Städte geschickt und mit ähnlichen ausgetauscht werden. Literarische Vagabunden, nicht bloß die ganz plebejischen, sondern auch solche, die vornehm zu seyn affektiren, rächen sich an den Städten, in denen sie nicht genug Bewunderung eingeerntet, oder ihnen eine Speculation mißlungen ist, durch infamirende Journalartikel, worin die Stadt, ihre Gesellschaften, ihre Illustrationen verleumdet werden.

Eine andre sehr bekannte Industrie bedroht jeden neu ankommenden Schauspieler in gewissen Städten mit den beißendsten Kritiken, wenn er sich nicht durch baares Geld davon loskauft. Die Theaterkritik ist in dieser Beziehung ein wahrer Schandfleck unserer Journalistik geworden, in Lob und Tadel gleich schmählich.

Die Lokalblätter, die in den niedrigsten Sphären der Gesellschaft ihr Publikum suchen, haben eben deßhalb bereits angefangen, auch die gemeinsten Privatverhältnisse zum öffentlichen Scandal ans Licht zu ziehen. Sie enthalten gedruckt, was sich die Mägde am Brunnen erzählen. Sie suchen durch zweideutige Ausdrücke und schlüpfrige Anekdoten zu reizen. Sie theilen boshafte Gerüchte mit, nur um die Verletzten zu einer Erwiederung zu nöthigen, die dann ebenfalls dankbar abgedruckt wird, alles, um nur von sich reden zu machen. Nichts wird verschmäht, um diese Blätter zu würzen. Ist doch schon der Fall vorgekommen, daß in einem solchen Winkelblatt ein Gymnasiast öffentlich gegen seinen Lehrer polemisirte. — Zum Glück sind Blätter dieser Art verhältnißmäßig noch selten, allein es kommen denn doch in allen größern Städten immer mehrere auf, und es dürfte nicht ganz überflüssig seyn,

Da nach der Edda das Meer des Rieſen Ymirs Blut iſt, ſo ließen ſich unter den Felslöchern, aus denen Waſſer fließt, auch die blutenden Wunden der vom Thor getroffenen und verſteinerten Rieſen denken.

So heißt ein röthliches Waſſer am Hackl bei Egeln im Magdeburgiſchen Hühnenblut, weil ein Rieſe hier an einer Thurmſpitze ſich ritzte. Grimm D. S. Nr. 325. Wie in den Berner Alpen die Jungfrau neben dem verſteinerten Mönch und dem durchlöcherten Eiger, ſo ſteht unter den Felſen der norwegiſchen Küſte eine verſteinerte Rieſenjungfrau neben einem verſteinerten Rieſen. Die Sage geht, ſie habe ſeine Liebe verſchmäht und er ſie deßhalb mit einem Pfeile getödtet. Eine Felſenöffnung, ähnlich der im Eiger, ſtellt die Wunde vor. Aufſeggers Reiſen IV. 583. In Bayern heißt das Erdöl Turſchenöl und iſt nach der Volksſage das Blut des jungen Rieſen Türſch, der, als er erſchlagen wurde und ſein Blut hinſtrömen ſah, ausrief:

Geh hin, unſchuldig Blut
Und ſey für Vieh und Menſchen gut!

Panzer, Beitrag II. 62.

Sinnig erklärt eine Tiroler Sage (v. Alpenburg, Mythen S. 13) den Nebel, der ſich, bei heiterem Wetter baldiges Unwetter verkündend, um die Berge legt, für den Mantel der Rieſen.

Warum ziehſt du deinen Mantel denn bei ſchönem Wetter an? wird der Rieſe ſpöttiſch gefragt. Damit ich, antwortet er, bei ſchlechtem was ich will thun, d. h. meinen Zorn auslaſſen kann.

Nach einer andern Sage (daſ. 13) machen ſich die Rieſen Feuer, indem ſie zwei harzreiche Bäume an einander reiben und ſchnarchen, daß ſich der ganze Wald umbiegt. Der derbſte Volkshumor knüpft ſich an die uralte Vorſtellung einer Rieſin, die das böſe Wetter macht. Ihr Name iſt gleichbedeutend mit dem Winkel zwiſchen den Beinen (Grittel). Wenn es am Margretentag regnet, ſagen die Bauern: Margret p. in die Naet (Nüſſe). Müllenhoff, Sagen S. 598. Die Volksſage hat vieles von ihr auf die hiſtoriſche Margarethe Maultaſche bezogen, und ihre letzte Spur ſind die ſ. g. Wetterhexen, die Hagel und Regen machen, indem ſie ihr Waſſer laſſen. Dieſelbe Einbildungskraft, die in den Alpenbächen vergoſſenes Rieſenblut ſah, deutet hier auch die Ungewitter. In dieſe Sphäre gehört denn auch Zimmermanns Skiz, ſo heißt in Oſtfriesland der Wirbelwind.

Ein Zimmermann zu Werlte hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht; als ihn der Teufel nun endlich haben wollte, ſagte er, nein, er müſſe ihm

erſt noch eine Botſchaft ausrichten. Der Teufel war es zufrieden, da ließ der Zimmermann einen Wind und befahl dem Teufel, ihn zurückzubringen. Der Teufel läuft nun als Wirbelwind hintendrein und kann ihn nicht einholen bis auf den heutigen Tag, deßhalb heißt der Wirbelwind Zimmermanns Sitz. Kuhn nordd. Sage Nr. 348. Unter dem Teufel iſt hier wohl Jafolt, der Windrieſe zu verſtehen, deſſen das alte Eckenlied gedenkt.

Bevor es Menſchen gab, geſellten ſich den allein auf der Erde lebenden Rieſen zuerſt die kleinen Zwerge und Elben zu. Das ſind nämlich die Geiſter der edeln Geſteine und Metalle, der Quellen, der Pflanzen und Thiere, des organiſchen Lebens. Die Edda ſchildert ſie als Würmer im Leibe des todten Urrieſen Ymir. Die Rieſen fühlten ſich theils durch das kleine Volk genirt, theils hatten ſie Wohlgefallen daran. Daher in der Hervararſaga die Entführung der ſchönen Elbenkönigstochter durch den Rieſen Starkather, dem ſie der Donnergott wieder entriß, d. h. der Winter entblättert den Wald und entführt gleichſam die Vegetation, die beim erſten Frühlingsgewitter wiederkehrt. Dieſen Charakter hat das Märchen noch ganz bei v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 27.

Hier entkommen die Zwerge dem Rieſen über einen See, er iſt dumm genug, ſie zu fragen, wie ſie hinübergekommen ſeien, und ſie überreden ihn, auf einem Mühlſteine. Er legt ſich nun einen Mühlſtein um den Hals und erſäuft. Derſelbe Spaß wiederholt ſich in den Lalenburger Märchen, wie denn Mancherlei von der Dummheit der alten Rieſen auf die viel ſpätern Kleinſtädter übertragen worden iſt. Bei v. Alpenburg S. 23 kommt auch ein ſeliges Fräulein (eine Lichtelbe) vor, die von dem Rieſen Jordan (das iſt der nordiſche Jotun) gefangen wird und ihm als Magd dienen muß, bis ihr einmal zugerufen wird „Jordan iſt todt", da eilt ſie fröhlich heim.

Wie die Menſchen die erſte Bekanntſchaft mit den Rieſen machten, davon hat ſich ein viel verbreitetes Märchen erhalten. In der vollendetſten Geſtalt finden wir es in Haupts Zeitſchrift IV. 392 und Kuhns norddeutſchen Sagen Nr. 107.

Bei Rietz im Brandenburgiſchen fand eine Rieſentochter einen pflügenden Bauer, nahm ihn ſammt Pflug und Pferden in ihre Schürze und brachte ſie vergnügt ihrem Vater, indem ſie glaubte, es ſeyen Erdwürmer. Der Vater aber hieß ſie dieſelben ſogleich wieder dahin tragen, wo ſie ſie hergenommen hatte, um jede Berührung mit ihnen zu vermeiden, weil das die ſeyen, die nach ihnen kommen und durch welche das ganze Rieſengeſchlecht vertrieben werden würde. Auch ſchüttete er aus Vorſicht den Rietzer Berg zwiſchen ſeinen und der Ackerbauern Wohnort als Scheidewand auf. In Schleswig auf der

Heide bei Elverthm sagte ein Riese ganz das nämliche zu seiner Tochter, „es sind unsere Vertreiber", Müllenhoff, holstein. Sagen Nr. 378. Das Komische, was in dem Contrast zwischen dem naiven Riesenmädchen und dem kleinen Menschenvolke liegt, ist in ein Paar Sagen vom Harz noch derber hervorgehoben. Auf dem Ramberge im Selkethal sieht man den gewaltigen Fußstapfen einer Riesentochter, die einst von hier zu einer Gespielin auf dem Berge gegenüber hinüberspringen wollte und ein wenig zögerte, als ein unter ihr pflügender Bauernknecht hinaufsah und lachen mußte. Sie aber nahm ihn sammt Pflug und Pferd in die Schürze und sprang mit ihm hinüber. Grimm D. S. N. 319. Thüringen und der Harz III. 234.

Eine Sage vom Schloß Nideck im Elsaß bei Grimm D. S. Nr. 17 und bei Stöber, Elsäß. Sagenbuch S. 226 wiederholt im Allgemeinen dasselbe, nimmt aber am Schluß eine ganz moderne Wendung.

Der Riese sagt nämlich zu seiner Tochter, indem er ihr befiehlt, Bauer, Pflug und Ochsen wieder an ihren Ort zu setzen: das seyen gar nützliche Geschöpfe, denn wenn der Bauer im Thal nicht arbeitet, so habe der Riese auf dem Berge nichts zu essen. Der Gegensatz zwischen Riesen und Menschen wird hier willkührlich in den viel späteren zwischen Rittern und Leibeigenen umgesetzt. Gleichwohl schien der Gedanke so viel Pikantes zu haben, daß gerade diese entstellte und verderbte Fassung der Sage eine Menge neuere Dichter anzog, und Chamisso, Rückert, Langbein, Streckfuß, Arthur vor Nordstern, Stöber und ich weiß nicht, wer sonst noch, in Romanzen gewetteifert haben, den modernen politischen Witz unter dem Namen einer alten Sage zu verbreiten.

In vielen Märchen spottet ein Hirt (oder auch ein Schneiderlein) des dummen Riesen.

Wie klein und schwach er immer ist, prahlt er, stärker als der Riese zu seyn. Erst will er einen harten Stein in der Hand zerdrücken und nimmt eine Käse, daß ihm das Wasser aus dem angeblichen Stein zwischen den Fingern durchläuft. Nachher wettet er, einen Stein bis in den Himmel werfen zu können, viel weiter als der Riese, und wirft eine Lerche die davonfliegt. Grimm, Märchen Nr. 20. Kuhn, märkische Sagen 289. Müllenhoff S. 442. C. Meier Nr. 37. Zingerle Nr. 27.

Hieher gehört ohne Zweifel auch die hübsche Sage vom Wettkampfe zwischen einem Bauer und dem Teufel.

Ganz im Charakter des dummen Riesen, der bisher nur an seine Steinwelt gewöhnt zum erstenmale Pflanzen aufgehen sieht, staunt in dieser Sage der Teufel über die vom Bauer erzielten Feldfrüchte und will sie mit ihm theilen. Auch diese Theilungslust erklärt sich nur aus dem alten Rechte, welches die Riesen auf Grund und Boden haben. Der kluge Bauer überläßt nun dem Teufel die Wahl zwischen dem, was über oder unter der Erde wachse.

Der Teufel wählt das letztere, der Bauer aber säet nun Korn und behält die ganze Erndte. Im nächsten Jahre will der dumme Teufel die Sache besser machen und wählt, was über der Erde wächst. Da säet der Bauer Rüben und behält wieder die ganze Erndte. Grimm, Märchen Nr. 189. Müllenhoff Nr. 377. Thiele, Dän. S. 122. Dieselbe sinnige Sage auch aus der Normandie bei Grimm, D. M. 981 und in Tirol, Innsbrucker Phönix 1851. 127.

Die Riesen selbst stellen nur die anorganischen Elemente dar und bedürfen keiner Speise wie die Thiere und Menschen, ja alles, was mit der Nahrung dieser jungen Eindringlinge in die Schöpfung zusammenhängt, ist den Riesen verhaßt. Wie sie schon den Pflug von sich gewiesen haben, ist ihnen noch mehr zuwider, was durch den Pflug hervorgebracht wird, das Brod. Die rauhen Riesen bilden in dieser Beziehung einen merkwürdigen Gegensatz gegen die freundlichen Elben. Diese letzteren sind in derselben organischen Natur inbegriffen, wie die Menschen, sie heißen daher unsere „guten Nachbarn", während die Riesen nur unsere bösen Nachbarn sind und es wird in den Sagen besonders hervorgehoben, daß die Elben backen, kochen und schmausen, wie die Menschen, und oft mit den Menschen. Wie sich die Riesen benahmen, nachdem die unfruchtbare Erde sich je mehr und mehr mit Vegetation und Saaten überzogen, erhellt am deutlichsten aus der berühmten Tiroler Sage von der Frau Hütt.

Diese Frau soll eine Riesenkönigin gewesen seyn, die das damals noch mit Wäldern und Wiesen bedeckte Hochgebirge über Innsbruck beherrschte. Als sie einmal ihr Söhnchen, das in den Schlamm gefallen war, mit Brod abrieb, wurde dieser Mißbrauch der Gottesgabe durch ein Ungewitter bestraft, das ihr Reich in eine Eiswüste verwandelte und sie selbst versteinerte. Grimm, D. S. Nr. 233.

Wie das Pflügen der Erde, so ist auch das Häuserbauen den Riesen zuwider. Jeder Stein gehörte ursprünglich den Riesen und war gleichsam ein Glied des Riesenkörpers selbst. Seine Verwendung im Dienst und Nutzen der Menschen ärgerte die Riesen. Daher die vielen örtlichen Sagen von großen Steinen, die ein Riese, eine Riesin (oder nach christianisirter Vorstellung der Teufel) auf menschliche Wohnungen, Mühlen, Kirchen, ganze Dörfer geworfen haben soll. Das geschieht ganz in demselben Sinn, in welchem im Beowulfsliede der Riese Grendel die schlafenden Krieger in der Halle erwürgt, weil es ihn grämt, daß Menschen

in ſeiner Nähe leben und ſeine wüſte Einſamkeit ſtören. Hieher gehören auch die ſ. g. Bergmönche, rieſenhafte (keineswegs zwerghafte) Berggeiſter, die als urſprüngliche Herren des Berges, d. h. als der perſonificirte Berg ſelbſt, die in denſelben eindringenden Bergleute haſſen, ihr Werk zu ſtören und ſie ſelbſt zu vernichten trachten. — Damit hängen denn auch die vielen Sagen von Bauopfern zuſammen.

Man begrub ein Opferthier unter der Schwelle, oder mauerte ein Kind ein, um dadurch den neuen Bau vor dem Zorn der Mächte zu ſchützen, denen der Boden urſprünglich zugehörte. Als man die Burg Breitenſtein baute, wurde ein Kind lebendig darin eingemauert. „Mutter, ich ſehe dich nicht mehr", rief es noch zuletzt. Alle Jahre hört man es einmal rufen und die Dohlen kommen herbei und antworten. Bechſtein, Sagenſchatz von Thüringen Band IV. 157. Es gibt viele ähnliche Sagen. Unter den Thieren ſcheinen in älteſter Zeit beſonders Pferde geopfert worden zu ſeyn. Wenn Gervasius Tilbor. otia imp. 62 eines geſpenſtiſchen jungen Pferdes in England gedenkt, deſſen Erſcheinen einen Brand verkündet, ſo ſcheint auch das nur ein beim Bau geopfertes Pferd zu ſeyn, welches warnend vor der Wiederzerſtörung des Baues erſcheint. Auch nach Thiele, Dän. Volksſ. I. 137 geht auf einem Kirchhof ein geſpenſtiſches Pferd um, welches bei der erſten Einweihung des Kirchhofes lebendig begraben worden war. Außer Hunden und Pferden kennt die Volksſage auch Rinder, Schafe, Hühner ꝛc. als Bauopfer.

Im Sommer iſt der Hagel die auffallendſte Erinnerung an den Winter und an die Rieſenzeit. Eine oberbayriſche Sage gibt ſieben Jungfrauen als Urheberinnen des Hagels an und nennt ſie die Schauerjungfrauen, die ſehr auffallend an den ſchönen antiken Mythus von der Chione (Schneejungfrau) erinnern.

Es waren Schweſtern, welche Ziegen weideten und von ſieben Junkern geliebt wurden, deren Väter aber dieſe Verbindung nicht zugaben und die armen Schweſtern mit ihren Kindern einſperren und verhungern ließen. Weil vorübergehende Bauern ihre Klagen verlacht, wurde die Gegend ſeitdem mit Hagel heimgeſucht. Die noch immer hungernden Schweſtern nähren ſich allein von dem Getreide, das ſie den Bauern verhageln. Deßhalb ſucht man ſie zu ſühnen und läßt ihnen Aehrenbüſchel auf dem Felde ſtehen. Panzer 86.

Sie ſind auf die rauhen Monate des Jahrs zu beziehen. Der Grundgedanke der Sühne, den wir in der deutſchen Sagenwelt ſo tief eingewurzelt finden, ſpricht ſich auch hier aufs beſtimmteſte aus. Der arme Winter überläßt den Reichthum des Sommers uns Menſchen, aber wenn wir uns deſſen überheben, ſtraft er uns durch den Hagel. — Wenn Hagel

fällt, ſoll man ein Brodkörblein ins Freie ſtellen, dann wird der Hagel nicht alles verwüſten. Ein Aberglauben in Bayern nach Panzer I. 265. Eine höchſt liebliche und ſinnreiche Sitte.

Dem Grundgedanken, daß der Boden urſprünglich nicht den Menſchen, ſondern den Rieſen gehört habe, und dem dunkeln Gefühle, daß durch den Beſitz und Anbau deſſelben von Seiten der Menſchen irgend ein Unrecht an den frühern Beſitzern begangen worden ſey, entſpricht die heilige Verpflichtung, die Güter des Bodens nicht zu mißbrauchen. Das Recht, welches der Menſch mit ſeiner Cultur auf den Boden erworben hat, erliſcht in dem Augenblick, in dem er des Segens unwürdig wird, und plötzlich verſchwindet der neue Culturzuſtand und die alte ſteinige Naturwildheit der Rieſenzeit kehrt zurück.

Am berühmteſten in dieſer Beziehung iſt die ſchöne Sage von der Blümlisalp. Dieſe Felſenwüſte in den Berner Alpen war einſt eine ſchöne grüne Matte, auf der ein reicher Sennhirt ſeine Heerden hielt. Als er aber einmal, von einer böſen Dirne verleitet, ſeiner alten Mutter, die zu ihm aus dem Thal mühſam emporgeſtiegen war, ſtatt eines Labetrunks nur verdorbene Milch mit Sand vermiſcht gereicht hatte, verfluchte die Mutter den gottloſen Sohn, und die grüne Matte wurde für immer verſchüttet und in ödes Geſtein verwandelt. Scheuchzer, Naturg. der Schweiz II. 83. Wyß, Idyllen I. 130. Aehnliche Sagen kehren in der Schweiz, in Tirol und der ganzen Alpenwelt häufig wieder. Uebermüthige Menſchen verſchwenden den Segen der Alpen, machen ſich Treppen vom Käſe, mißbrauchen Milch und Butter ꝛc. oder verweigern der Armuth ihr Scherflein und alsbald wird die reiche Matte zur Eiswüſte. Aehnliche Sagen kennt auch Norddeutſchland, hier aber iſt es das Meer, welches reiche Marſchländer wegen Frevels der Bewohner überſchwemmt. Der Grundgedanke iſt überall derſelbe. Damit hängen dann auch die vielen Volksſagen vom verſteinerten Brode zuſammen. Brod der Reichen, das ſie den Armen verweigert, wird zu Stein.

Eine merkwürdige Sage vom Himmelsſturm und Untergang der Rieſen im Waſſer iſt aufgezeichnet in Grimms D. M. 511.

Die Hünen oder Rieſen zu Altehüſſen wollten einmal in den Himmel hinaufgehen und ſtiegen deßhalb einen hohen Berg empor; als ſie aber oben angekommen waren, fanden ſie den Himmel nicht und waren ſehr ungehalten. Da kamen ſie ans Meer, ſahen in ihm den Himmel ſich ſpiegeln und glaubten nun am ſicherſten hineinzukommen, indem ſie ſich alle ins Waſſer ſtürzten und ertranken. Vgl. den oben ſchon erwähnten Schwank von den Herulern P. Warnefried I. 20.

Aber auch Menſchen kommen ins Rieſenreich. In der nordiſchen Mythologie heißt die von Pflanzen, Thieren und Menſchen belebte Welt Mitgard (der Garten in der Mitte der Welt), alles übrige unfruchtbare und unbewohnbare Land und Meer aber heißt Utgard (außerhalb des Gartens). Das iſt das Rieſenreich, und deshalb heißt der König der Rieſen Utgardaloki. In einer luſtigen Eddaſage kommt einmal der Donnergott in Utgardaloki's Halle und wird dort verſpottet. In einer andern nordiſchen Sage bei Saxo VIII. 253 reißt Thorkill (in dem ſich wieder der Donnerer verbirgt) dem gräßlichen in der Tiefe der Erde ſchlafenden Utgarthilocus ein rieſenhaftes Haar aus, welches peſtartigen Geruch verbreitet. Auch in dem berühmten zum Sagenkreis Karls des Großen gehörigen Gedicht von Huon, den Wieland durch ſeinen Oberon ſo berühmt gemacht hat, wird dem jungen Helden ſeine Schuld von Kaiſer Karl dem Großen nur verziehen, wenn er Muth genug hat, dem Sultan von Babylon eine Handvoll Haare auszuraufen. In den „Geheimniſſen des Pſeudo-Albertus Magnus", Nürnberg 1755 S. 211 finde ich die merkwürdige Notiz aus Galenus, wer die drei Haare auf dem Kopf der Schlange ſehe, müſſe ſterben.

Das ſchönſte deutſche Märchen, worin Saxo's Auffaſſung des Ugarthalocus mit dem ſchlafenden Rieſen im Thormythus der j. Edda in eine merkwürdige Verbindung gebracht erſcheint, iſt das vom Glückskinde.

Ein König kam unerkannt in ein Dorf und hörte, es ſey da eben ein Knabe mit einer Glückshaut geboren worden, der werde des Königs Tochter bekommen. Da kaufte er das Kind den Eltern ab und warf es in den Wald, es wurde jedoch gerettet und in einer Mühle aufgezogen. Als der Knabe herangewachſen war, kam der König zufällig in die Mühle, hörte daß der Knabe ein Findling ſey, errieth, es möchte derſelbe ſeyn, den er im Walde ausgeſetzt und ſchickte ihn zur Königin mit einem Briefe, worin ſtand, er ſolle ſogleich hingerichtet werden. Der Knabe gerieth unterwegs unter Räuber, die den Brief laſen und einen andern ſchrieben, des Inhalts, die Königin ſolle ihm ſogleich ihre Tochter geben. So geſchah es auch. Der König war, als er es erfuhr, in voller Wuth und erſann eine Liſt, das Glückskind ſolle ſeine Tochter nur dann haben, wenn es ihm drei goldne Haare vom Kopf des Teufels brächte. Das Glückskind machte ſich auf den Weg. Wo man es anhielt und nach ſeinem Gewerbe frug, ſagte es, es wiſſe alles. Da gab man ihm in der Stadt auf zu ſagen, warum im Brunnen, wo ſonſt Wein geſloſſen, nicht einmal mehr Waſſer fließe? im

einer andern: warum der Baum, der sonst Aepfel trug, nicht einmal mehr Blätter trage? und an einem Fluß: warum der Fährmann nie abgelöst werde? Das Glückskind versprach alle diese Fragen auf dem Rückwege zu beantworten. Dann kam es glücklich in die Hölle und fand des Teufels Ellermutter allein. Die erbarmte sich seiner, versprach ihm zu helfen und verbarg ihn in ihren Rockfalten. Nun kam der Teufel heim, roch zwar Menschenfleisch, forschte aber nicht weiter nach und schlief ein. Die Mutter lauste ihm derweilen und riß ihm ein goldnes Haar aus. Er wachte auf und sie frug ihn, was er geträumt habe? Von dem Brunnen, erwiederte er, der weder Wein noch Wasser gibt, weil eine Kröte darunter sitzt. Beim zweiten Haare sagte er, ihm habe von dem Baume geträumt, an dessen Wurzeln eine Maus nage. Beim dritten, er habe vom Fährmann geträumt, der abgelöst werden könne, wenn er einem Andern die Ruderstange in die Hand gebe. Mit den drei Haaren nun und mit den drei Antworten kehrte das Glückskind heim und bekam für die Antworten viel Gold. Der König gab ihm sofort seine Tochter und wollte auch in die Hölle gehn, um auch so viel Gold mitzubringen, unterwegs aber hieß ihn das Glückskind des Fährmanns Ruder nehmen, da war dieser erlöst, der König aber mußte fortan und in alle Ewigkeit rudern. Grimms Märchen Nr. 29.

Ganz ähnlich ein norwegisches Märchen bei Asbiörnsen Nr. 5. Ich zweifle nicht, daß uns hier ein echter alter Mythus vorliegt. Das dreimalige Erwachen des Teufels entspricht ganz dem des Riesen Skrymir im Mythus von Thors Besuch bei Utgardaloki; die Ellermutter aber der 900köpfigen Mutter Hymirs, die den Thor und Tyr, als sie in ihre Wohnung kommen, mitleidig vor ihrem grimmigen Sohne versteckt, Hymiskuida 8. Hieher gehört noch folgende Sage:

Nägenkopp, der neunköpfige Riese, wohnte mit seiner Großmutter im Goldberg. Da kam ein Mädchen hinein, wurde von der Großmutter unter ein Faß versteckt, aber von dem Riesen, der gleich Menschenfleisch roch, vorgezogen, jedoch als Magd in der Wirthschaft behalten. Da kam ihr Bruder, sie zu suchen, wurde gleichfalls versteckt und erkannt, sollte Menschenfleisch essen und wollte nicht, mußte der Großmutter den Rücken kratzen und wurde in ein tiefes Loch geworfen. Dem zweiten Bruder ging es eben so. Der dritte aber brachte den Hund Muckerpell mit, der fraß für ihn das Menschenfleisch, kratzte die Großmutter und riß sie todt und riß auch am Ende dem Riesen alle seine Köpfe weg. Darauf zog er mit den befreiten Brüdern und der Schwester nebst vielem Golde heim. Müllenhoff, Holst. Sagen S. 451. Vgl. die Sage S. 445.

Eine ganz den Demüthigungen des Thor durch Utgardaloki ähnliche burleske Riesensage kommt vor in Wolfs deutschen Sagen Nr. 30.

Der Heiland und Petrus kehren bei einem Menschenfresser ein, die Frau versteckt sie, der heimkehrende Riese riecht aber das Menschenfleisch, ergreift die Gäste, hebt sie aber bis auf morgen auf. Bei Nacht sieht er nach, und macht sich das Vergnügen, den h. Petrus, der vorne liegt, zu schlagen. Petrus legt sich nun hinten hin, da kommt der Riese, will auch den hinten liegenden schlagen und schlägt den Petrus noch einmal. Er springt durchs Fenster unter den Kohl. Der Riese will sich einen Kohlkopf schneiden, faßt aber den Kopf des Petrus, der gräßlich schreit. Christus heilt die Wunde.

Statt der Haare werden auch Federn geraubt. So in dem sinnreichen Märchen vom Popanz:

Dieses vermummte Schreckgespenst war sehr bösartig, hatte aber eine mitleidige Frau. Einst wurde eine Prinzessin, die sich in einen jungen Pastetenbäcker verliebt hatte, sammt dem ganzen Königsschloße von dem eifersüchtigen Prinzen versteinert; der Pastetenbäcker sollte sie erlösen können, wenn er sieben Federn aus dem Schwanze des Popanz brächte und sieben schwere Fragen beantwortete. Er suchte ihn auf, die Frau versteckte ihn, der Popanz roch das Menschenfleisch. Die Frau beschwichtigte ihn aber und riß ihm, als er schlief, die sieben Federn aus. Indem er jedesmal erwachte, frug ihn die Frau eine der schweren Fragen und er beantwortete sie. So erhielt der Pastetenbäcker, was er wollte und bestand noch glücklich die weiteren Verfolgungen des Popanzes. Ein etwas weitläuftiges Märchen in Büschings Volkssagen I. 267, wovon ich nur den Hauptgedanken anführe.

Ganz ähnliche Sagen, wo unterirdischen Riesen, Drachen, Vögeln und allerlei Ungeheuern drei Haare oder Federn ausgerissen werden, kehren noch in vielen deutschen Sammlungen wieder. E. Meier, schwäb. Sagen Nr. 73. 75. 79. Wolf, deutsche Hausmärchen Nr. 312. Zingerle, Volksm. II. 69. Schambach und Müller, nieders. Sagen S. 257. Müllenhoff, schlesw. holst. Sagen Nr. 292 ꝛc. ꝛc. Das Märchen war wohl deshalb im Volk und bei der Jugend so allgemein verbreitet, weil die knabenhafte Keckheit des Haarraubes auf die männliche Jugend eines tapfern Volkes den größten Reiz übte.

Die mitleidige Riesin, welche die Menschen vor der Wuth des Riesen rettet, hat sich noch in der volksthümlichen Vorstellung von „des Teufels Großmutter" erhalten. Sie kehrt in vielen Sagen wieder und bedarf keiner andern als der sehr natürlichen Erklärung, daß Frauen auch bei den barbarischesten Racen immer milder und gütiger sind, als Männer.

Auch von dem nordischen Feuergott Locki, der zugleich dem Riesengeschlecht angehörte (als Element), haben sich Spuren in unsrer Volks-

ſage erhalten. Nach der Edda wurde Lokki ſeiner Bosheit wegen gebunden unter der Erde und ſollte erſt am Weltende loskommen. Dieſe heidniſche Vorſtellung wurde nun mit der chriſtlichen vom Leviathan, der vom Erzengel Michael gefeſſelt bis zum jüngſten Tage in der Hölle liegen muß, verbunden.

Man hört noch an einigen Orten unter der Erde, wie der Teufel ſeine Bande rüttelt. So in der Teufelsklinge der ſchwäbiſchen Alb. Präterins. Weltbeſchr. II. 599. Auch im Pilatusberge. Schöppner No. 80. Die Schmiede thun, wenn ſie zu arbeiten aufhören, drei Hammerſchläge, um dadurch des Teufels Eiſenbande, an denen er immer lockert, feſter zu machen. v. Alpenburg S. 252. Vgl. meinen Odin S. 81.

In den Märchen vom klugen Schmiede, der den Teufel und Tod beſiegt, ſcheinen ſich uralte Erinnerungen an die Kämpfe des Donnergottes mit den dummen und böſen Rieſen im Volk erhalten zu haben. Sie ſind ſchon von Grimm, Märchen, Anmerkungen III. 138 f. zuſammengeſtellt worden. Hier nur der Hauptgedanke:

Der Herr mit Petrus wanderte auf Erden, wurde liebreich von einem Schmied aufgenommen und gewährte ihm zum Dank, was er wünſchte. Der Schmied aber wünſchte ſich, wen er wolle, auf einen Baum bannen zu können und bannte den Teufel hinauf. Lucifer, der Oberſte der Teufel, wollte ſeinen Diener erlöſen, wurde aber vom Schmiede in ſeine Taſche hineingelockt und dann auf dem Amboß zerhämmert. Davon bekamen die Teufel ſolche Angſt vor dem Schmiede, daß, als ſie beſorgten, er wolle ſie in der Hölle ſelbſt beunruhigen, einer geſchwind ſeine lange Naſe als Riegel vorſchob.

2.

Nixenmärchen.

Zwiſchen den Rieſen und Zwergen ſtehen die Nixen (Waſſermänner, Waſſerfrauen, Meerminnen ꝛc.) in der Mitte, denn als Genien des Waſſers ſind ſie bald Rieſengeiſter des Meeres, der Ströme und Waſſerfälle, bald zarte Genien der Quellen, Bäche, Bergſeen. Darum ſind ſie auch, gleich ihrem Element, bald ſchrecklich und heimtückiſch, bald ſüßlockend, wohlthätig und liebkoſend.

Sie beherrſchten einſt ein friedliches Reich wie die Rieſen und wurden erſt böſe, als die Menſchen kamen.

ihrer hier zu gedenken und darauf aufmerksam zu machen, daß sie eben nicht zur moralischen Bildung der Bevölkerungen und namentlich der Jugend beitragen, denen sie vorzugsweise in die Hände fallen.

Während die neueste Zeit diesen offenbar polizeiwidrigen Unfug in den Städten hegt und duldet, hat sie eine gute alte Sitte ganz abhanden kommen lassen, welche zu bewahren die Lokalblätter eigentlich berufen wären. Ehemals nämlich zeichneten die Chroniken treufleißig auf, was sich in der physischen und moralischen Welt Wichtiges begab. Dadurch ist die Kunde von sehr merkwürdigen Personen und Ereignissen, ungewöhnlichen Unglücksfällen, Verbrechen ꝛc. auf uns gekommen. Jetzt aber lehrt ein falscher Anstand solche Mittheilungen unterdrücken. Vom interessantesten Selbstmörder weiß man nach zwanzig Jahren nichts mehr, weil die Blätter nichts enthalten, als seine simple Todesanzeige. Auch von den wenigsten Verbrechen wird das Nähere mitgetheilt. Das Unglück, heißt es, gebiete Achtung. Und doch erröthet man nicht im Geringsten, die Verleumdungen unbescholtener Mitbürger in den Lokalblättern zu lesen und ergötzt sich vielmehr, wenn Bosheit und Industrie sich vereinigen, den Frieden der Familien zu stören.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die Broschüren, dieses Supplement des Journalismus, das immer nothwendiger wird, je mehr kleine Journale aufkommen, die keinen Raum haben, um größere Aufsätze aufzunehmen, oder die zu wenig bekannt sind und zu wenig Abonnenten haben, als daß es der Verfasser nicht darauf wagen sollte, seinen Aufsatz lieber im besondern Abdruck als Broschüre erscheinen zu lassen.

Erwägt man die Zahl der Broschüren, die in Sachen der Homöopathie, der Eisenbahnen, der Cholera und des Kölner Ereignisses in Deutschland geschrieben worden sind, so kann man sich nicht verbergen, daß es des Guten zu viel gewesen ist. Allein diese Ueberschwemmung erklärt sich aus demselben Uebelstande, den wir oben ausführlich gerügt haben. Hätten wir wenige große Journale, von den sachkundigsten und talentvollsten Männern jedes Fachs bedient und von anerkannter Autorität, so würde die richtigste unter verschiedenen Meinungen, oder würden die bedeutendsten entgegengesetzten Meinungen sich bald klar herausgestellt haben; diese Journale würden außer dem, was sie selbst geäußert hätten,

Eine alte liebliche Vorstellung ist der Tanz der Nixen auf dem klaren Meeresspiegel. Nach Müllenhoff No. 169 tanzen sie im Reigen so lange, bis unter ihren Füßen die Insel Helgoland aus dem Wasser hervortritt. Vom Stilleben der Nixen gibt uns das schönste Gemälde Ulrichs altdeutsches Gedicht vom Lanzelot. Hier heißt es von der Meerminne Wis (der weißen Frau), sie habe im Innern eines Berges am Meere in einem ewig blühenden Lande mit zehntausend Jungfrauen in paradiesischer Einsamkeit gelebt. Diesem sanften adagio tritt als munteres allegro der schweizerische Nixenkönig gegenüber, der in dem brausenden Wasserfall bei Sargans mit hundert Wagen jubelnd hinunterfährt, was man „das Bachgeschrey" nennt. Schweizer Blätter 1832. S. 17. Einer alten Friedensstätte der Nixen gedenkt auch Wachtendorps Nymchronyk van Hollant p. 13. a. Wolf, niederl. Sagen No. 223. Da wo jetzt Nammekens steht, wohnte einst nur ein Volk der Nixen, deren süße Gesänge fern in die See hinaus erklangen. Der berühmte Mummelsee im Schwarzwald hat seinen Namen von den Mummeln, d. h. Vermummten, verschleierten Nixen, die in ihm wohnten. Von diesem geheimnißvollen See geht die Sage, wenn man einen Stein hineinwerfe, breche zürnend ein Ungewitter daraus hervor. Der erste heilige Naturfriede will durch die Menschen nicht gestört seyn. Solche Gewitterseen, die das frevelnde Nahen der Menschen rächen, kommen noch öfter vor, z. B. der Wildsee im Schwarzwald, der Pilatussee bei Luzern, der wilde See ob Fliders, ein andrer auf Akeles in Tirol. Im nördlichen Deutschland treten an die Stelle dieser Gewitterseen die unterseeischen Fischparadiese, Seen, deren Tiefe die schönsten und wunderbarsten Fische bergen soll, die hier in weltalter Ruhe leben und nicht gestört seyn wollen. So das Fischloch bei Unterforstadt (Dieffenbach, Urgeschichte der Wetterau S. 281), der Teufelsmoor bei Bremer-Verden ꝛc. Oder um die Menschen abzuschrecken, verwandeln sich die friedlichen Fische in ungeheure Größe und dämonische Gestalt. Schneider, saxonia vetus, p. 320. Müller & Schambach, niedersächs. Sagen No. 88.

Wenn man auch die Fische als gute Beute betrachtete, so litt doch ein zarter Sinn im Volk keine muthwillige Mißhandlung derselben und achtete etwas Heiliges im Meeressegen. Wer die Gaben des Meeres mißbrauchte, verlor dieselben genau nach demselben Gesetz, nach welchem, wie wir in den Riesensagen erkannt haben, der Mißbrauch des Feldsegens bestraft wurde. Das gilt wie von den Fischen, so vom Bernstein und nicht minder von den heilbringenden Quellen.

Daher die Sage von der Insel Helgoland, das Meer habe hier von Häringen gewimmelt, aber sie seyen verschwunden, weil die Einwohner einst gefrevelt, indem sie einen gefangenen Häring mit Ruthen peitschten und wieder ins Wasser warfen, oder weil ein Weib, das nicht genug Gefäße hatte, die

vielen Häringe aufzubewahren, eine Menge derſelben verächtlich mit dem Beſen wieder ins Waſſer kehrte. Happel, cosmogr. I. 277. Müllenhoff, Holſt. S. N. 181. Ebenſo wimmelte einſt die Mündung der Schlei von Dorſchen, die aber alle verſchwanden, als einmal ein böſes Weib einem dieſer Fiſche einen Splitter durch beide Augen ſtach und ihn ſo wieder ins Meer warf. Daſ. Nr. 182. Eigenthümlich iſt die Sage vom Zauberweiher zu Brückelsdorf in der Oberpfalz. Vom Ufer aus ſieht man eine Menge Fiſche in ihm ſchwimmen, kann aber nie einen fangen und wenn man das Waſſer abläßt, bleibt der Grund leer und iſt nirgends ein Fiſch zu finden. Das kommt vom Fluch einer alten Hexe her, der einmal die geizigen Fiſcher hier einen Fiſch verweigerten. Panzers Beitrag S. 126. Noch phantaſtiſcher iſt die Sage vom Braſſen, einem ſchönen Fiſch mit goldenen Schuppen und perlenähnlichen Erhöhungen auf dem Oberkiefer. Fiſchern in Schleswig, die gar nichts gefangen hatten, erſchien einſt die ſchwarze Greth (die däniſche Königin Margarethe, hinter der aber eine ältere heidniſche Göttin verborgen iſt, und befahl ihnen, die Netze noch einmal auszuwerfen, doch ſollten ſie den beſten Fiſch, den ſie fangen würden, wieder ins Waſſer werfen. Sie fingen nun eine Menge Fiſche, darunter einen, der Perlen auf der Naſe, Floſſen von Smaragd und ſtatt den Schuppen Goldmünzen trug. Der eine Fiſcher wollte ihn wieder ins Waſſer ſetzen, der andere aber verſteckte ihn, um ihn zu behalten. Allein der Fiſch ließ ſich nicht verbergen, ſondern färbte alle andern Fiſche golden und ſie wurden ſo völlig zu Gold, daß der Kahn von ihrer Schwere unterſank. Der gewiſſenhafte Fiſcher konnte ſich durch Schwimmen retten, der andere aber ertrank. Seitdem ſind die Braſſen in jenen Gewäſſern ſo ſchön gefärbt. Biernazki, Volksbuch auf 1844 S. 87. Müllenhoff Nr. 215.

So heißt es auch, der Bernſtein ſey ehemals an der Oſtſee in ungeheurer Menge gefunden worden, ſo lange ihn Jeder habe ſammeln dürfen. Als aber der deutſche Hochmeiſter das Sammeln verboten und zum Ordensmonopol gemacht habe, ſey der Bernſtein verſchwunden und werde nur noch ſelten und in kleinen Stücken gefunden. Oft hatten die Sammler des Ordens den herrlichſten Bernſtein vor ſich im Waſſer ſchimmern ſehen, ohne ihn je faſſen zu können. Grunaus Chronik I. 5. Von Tettau und Temme, Oſtpreußiſche Sagen S. 127.

Eine Heilquelle verſiegte, als man das Waſſer mit einem Zoll belegte. Wolf, D. Märchen Nr. 266. Aus dem gleichen Grunde verſchwanden die Auſtern bei Sluys, daſ. Nr. 267. Auch der Heiligenbrunnen bei Bielitz verlor ſeine Kraft, als der geizige Beſitzer den Gebrauch des Waſſers einſchränkte. Gödſche, Schleſ. Sagenſchatz. S. 145, ebenſo ein heiliger Brunnen in Königsberg. Ziehnert, Preuß. S. I. Nr. 32. Auch die Heilkraft des Heidenbrunnens zwiſchen Ottenau und Gaggenau verſiegte, als der Beſitzer, um die Beſucher von ſeinen Wieſen abzuhalten, Unrath hineinwarf. Bader Nr. 164. Das Gold, das man früher aus dem Sand der Saale gewonnen hatte, verſchwand,

weil man die Söhne einer armen Frau nicht bei der Arbeit verwenden wollte. Die Frau ſchüttete eine Metze Erbſen in den Fluß mit dem Fluche, es ſolle ſo viele Jahre lang, als Erbſen hineingefallen ſeyen, kein Gold mehr gefunden werden. Semler, Lebensbeſchr. 1781 I. 70.

Die Nixen ſind urſprünglich den Menſchen Feind, wie die Rieſen. Ihr Reich wird geſtört durch die Menſchen. Daher werden ſie den Schiffern, Fiſchern, Müllern verderblich und können keine Brücken leiden.

Bei der Inſel Rügen verſetzt der Nickel einen Fiſcherkahn aus dem Waſſer auf einen Baumwipfel. Mikrälius, Pommerland I. 16. Ernſthafter verfuhren andere Waſſergeiſter, indem ſie, wovon es viele Sagen gibt, die Schwimmer auf den Grund zogen, Schiffe, Waſſerbauten ꝛc. zerſtörten. In vielen Sagen erſcheint der Waſſergeiſt in rieſenhafter Nebelgeſtalt. So der oben (aus dem Beowulfsliede) ſchon erwähnte Rieſe Grendel, der nicht leiden will, daß in ſeiner Nähe Menſchen hauſen. So der lange Wapper, ein Nix, der aus dem Waſſer kommend zuweilen in der Stadt Antwerpen ſeinen Spuck treiben ſoll. Wolf, niederl. Sagen Nr. 379. kennt viele ähnliche „lange Männer und Frauen“, die am Waſſer geſpenſtiſch umgehen. Oft erſcheint der Waſſergeiſt auch als geſpenſtiſches Thier, am häufigſten als Pferd oder Stier. Das Pferd hat etwas Wellenartiges, der Stier bezeichnet die Fruchtbarkeit des Waſſers. Daher die Sage vom „Elbſtier“ der aus dem See kommend die benachbarten Heerden befruchtet. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 288. Harrys, niederſächſiſche Sagen Nr. 47. Der Nix äfft die Schiffer. Einer bei Lokeren ließ ſich durch einen Fährmann überſetzen und ſprang unterwegs plötzlich als ein ſchwarzer Hund ins Waſſer. Wolf, D. Märchen Nr. 245. Ein kühner Schwimmer in der Elbe bei Meiſſen wurde vom Waſſergeiſt in Fiſchgeſtalt ertränkt. Brenner, Curioſ. 37. Als man im Arendſee die Tiefe des Waſſers meſſen wollte, drohte der Nix. Prätorius, Weltbeſchr. I. 97. Ebenſo im Titiſee rief der Nix: Meſſeſt du mich, ſo freß ich dich. Mone Anz. VIII. 536. Bader Nr. 48. Ebenſo im wilden See im Appenzeller Lande. Mayer von Knonau, Erdk. der Eidg. I. 533. Als man bei Magdeburg Pfähle in die Elbe rammelte, riß der Nix ſie wieder aus. Prätorius, W. I. 497.

Eine Nixe fangen bringt Unheil.

Zu Münſen im Jeverlande fing man eine, die trotz flehentlicher Bitten nicht losgelaſſen wurde, ſich aber plötzlich durchwand und entkam, worauf eine Sturmfluth das ganze Dorf begrub. Kuhn, Nordd. S. Nr. 332. Eine gefangene Meerfrau drohte, ſo weit man ſie wegſchleppe, ſo weit werde das Land vom Meere verſchlungen werden, wie auch geſchah. Müllenhoff Nr. 453. Eine Meerfrau, die man für eine Hexe hielt und erſäufen wollte, drehte den Kahn um, erſäufte ihre Henker und ſchwamm, von Waſſerlilien umgeben, behaglich davon, daſ. Nr. 454. Ein gefangener Nickel ſollte den Leuten Mittel

gegen alle möglichen Gebrechen angeben, that es aber nicht, entwischte und rächte sich durch eine Sturmfluth. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I. 23. Ein gefangener Nix vom Aussee bot großes Lösegeld. v. Muchar, Steyermark I. 159. Der Erzberg in Steyermark bei der Stadt Eisenerz soll seinen Reichthum von einem Wassermann erhalten haben. Ein solcher war nämlich gefangen worden und bot als Loskaufpreis einen Berg voll Silber, der aber bald leer werden sollte, oder einen Berg voll Eisen, der nie zu erschöpfen sey. Man wählte das letztere. Schaubach, Alpen. III. 244. Bei Deetz in der Altmark kam eine Wassernixe zu einem Fischer auf den Nachen, als er sich gerade Fische briet, setzte sich zu ihm und frug wie er heiße? Der Fischer antwortete: Selbergethan. Darauf spie sie ihm Kröten auf die Pfanne, denn sie hatte das ganze Maul voll solcher Thiere. Er aber nahm den Stock und schlug sie krumm und lahm. Da schrie sie um Hülfe und von allen Seiten kamen die Nixen herbei und frugen, wer sie so zugerichtet habe. Als sie aber immer rief: Selbergethan! so beruhigten sie sich und der Fischer kam davon. Kuhn in Haupts Zeitschr. IV. 392.

Auch Brücken zu schlagen, greift in das Reich der Wassergeister ein und sie trachten es zu verhindern oder lassen es sich durch Opfer abkaufen.

In Wolfs Niederl. S. Nr. 489 streckt sich der Wasserriese Lodder freiwillig als eine natürliche Brücke über den Fluß, damit ein Bursche, der zu seinem Mädchen will, über ihn hinweglaufen kann. Nachher will ein Knabe denselben Weg machen, aber der Riese läßt ihn hohnlachend ins Wasser fallen. Eine Schlange legt sich als Brücke über das Wasser bei Steinbach, um Jemand hinüberzulassen. Bechstein, Thür. Sag. IV. 174. Oefters baut nach deutscher Sage der Teufel, d. i. der Wassergeist, gegen ein ihm verpfändetes Opfer selber die verlangte Brücke, wird aber betrogen. Die berühmteste unter den deutschen Teufelsbrücken ist die über die Reuß, die sich am Wege zum St. Gotthardt hinauf kühn von Fels zu Fels über einem Wasserfalle wölbt. Man hat in neuerer Zeit eine bequemere Brücke daneben gebaut, ohne die alte zu zerstören. Von der letztern geht nun die Sage, der Teufel habe sie für einen Hirten verfertigt unter der Bedingung, daß ihm die erste Seele gehören solle, die herüber käme. Der kluge Hirt aber habe eine Gemse hinüber getrieben, die von dem betrogenen Teufel aus Grimm zerrissen wurde. Tobler, Appenzeller Sprachschatz 214. Grimm. D. S. Nr. 336. Man hat noch eine große Menge ähnlicher Brückensagen von der Tägybrücke im Greyerser Lande (Alpenrosen 1824 S. 55), von den Brücken in Regensburg, Frankfurt a. M. ꝛc.

Durch den vollendeten Brückenbau erscheint der Wassergeist als überwunden. Daher die Vorstellung von unter die Brücke gebannten Nixen.

Eine ſolche zwiſchen Baden und Scheuern pflegt des Nachts den Wandrer durch ihr Rieſen zu erſchrecken, ſoll aber erlöst werden können, wenn man Gotthelf ſagt. Schnezler, bad. Sagenb. II. 238. Es ſcheint aber, daß an die Benützung der Brücken eine ſittliche Bedingung geknüpft war. Die Fabel von der Brücke, auf der Jeder das Bein brechen muß, der an demſelben Tage eine Lüge geſagt hat, ſcheint ſehr alt zu ſeyn. Ein merkwürdiger alter Gebrauch iſt auch, wenn man geſtohlenes Gut über eine Brücke bringt, einen Theil davon dem Nix ins Waſſer zu werfen. Grimm, D. M. Aberglauben Nr. 836. Wer über eine Brücke geht, ſoll ein Vaterunſer beten. Buch vom Aberglauben 1793 II. 224, III. 184. Die beſondere Heiligkeit der Brücken erhellt auch aus dem Glauben, daß man auf der Brücke ſein Glück finden könne.

Einem ohne Schuld verarmten Bauer, der ſchon im Begriff war, ſich ein Leid anzuthun, träumte, er ſolle auf die Zillerthaler Brücke im Pinzgau gehen, da werde er Hülfe finden. Er fand einen Bettler, der ihm einen andern Traum erzählte, in welchem die Stelle bezeichnet war, wo ſich ein Schatz finden ſollte. Der Bettler hatte nicht an den Traum geglaubt, aber der Bauer fand den Schatz. Auſtria 1845 S. 49. Daſſelbe Märchen erzählt Muſäus von der Leipziger Brücke, Agricola Sprüchw. Nr. 623 von der Regensburger, und Andere von noch vielen andern deutſchen Brücken.

Auch durch die Mühlen werden die Waſſergeiſter geſtört, daher die Sagen, in welchen der Teufel (der Nix) darnach trachtet, dieſe Kunſtmaſchinen zu zerſtören.

Ein Müller bei Leipzig wurde vom Nix geradezu unter das Waſſer gezogen und ertränkt. Unterredungen vom Reiche der Geiſter I. 525. Der Ort Rothemühle in Pommern hat den Namen von einer Mühle, die durch einen Kobold zerſtört wurde. Dieſer litt nämlich Niemand in der Mühle und trieb, als er die Menſchen hinausgejagt hatte, allerlei tolle Waſſerkünſte. Temme, Volksſ. aus Pommern Nr. 227. Das iſt der Nix, der ſich ſo recht in ſeinem Elemente freut, nachdem es ihm gelungen iſt, die Menſchen aus ſeiner Nähe zu vertreiben. Zuweilen bleibt zwar die Mühle erhalten, aber der Nix haust darin als böſer Kobold. So machte einer allemal die Mühle ſtillſtehen, wenn Korn aufgeſchüttet war, und wieder gehen, wenn ſie leer war. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 424. Einmal band ein luſtiger Müller in der Teufelsmühle zu Kleinbautzen den Teufel auf das Waſſerrad. Preuſker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 182.

Ich übergehe viele andre Sagen, in denen der Müller mit dem Waſſergeiſt oder Teufel einen Vertrag abſchließt und ihn täuſcht, wie in

der Sage von der Teufelsbrücke, aber auch selbst ins Unglück kommt, wenn er vom Mühlensegen einen unwürdigen Gebrauch macht. Damit hängt zusammen, daß nach altem Glauben das Mühlenrad wie die Brücke für heilig galt. Wasser, vom Mühlrad abgesprungen, war Heilwasser. Auf Brücken wurden Gerichte gehalten ꝛc. Grimm, Rechtsalterth. 799. Dessen D. Myth. 559.

Die Gewässer, die unsre Felder fruchtbar machen und uns das ganze Jahr hindurch dienstbar sind, verlangen dafür vom Menschen auch Opfer. Beinah von allen deutschen Flüssen geht die Sage, er fordre jährlich ein Menschenopfer, meist am Johannistage, in der Mitte des Sommers, in der höchsten Fülle der Erdfruchtbarkeit. In der ältesten Heidenzeit wurden den Flüssen ohne Zweifel Menschen geopfert. Später rechnete man die zufällig Ertrunkenen als Opfer. Eine der schönsten und eigenthümlichsten Opfersagen ist die vom weißen See im Urbisthale.

> Der See war schwarz, am Ufer jedes Gras und jeder Baum gewelkt, die Fische schwammen todt herum, die Vögel und das Wild starben, die dem Ufer nahten, bis einmal ein Geyer ein in einem Garten spielendes Kind ergriff, hoch in die Luft führte und in jenen See fallen ließ, der dann sogleich krystallklar wurde und dessen Ufer herrlich aufblühten. Stöber, Sagen der Elsässer Nr. 93.

Den nämlichen Sinn haben die uralten Opfer, die in Schwaben der Neckar und die Enz verlangen. Wenn nämlich die kalten Winterstürme und Frühlingsüberschwemmungen vorüber sind, im Beginn der schönsten Jahreszeit am großen Siegesfest des Donnergottes, am Himmelfahrtstage, bedarf der Neckar bei Mittelstadt und die Enz bei Vaihingen vier Opfer, einen Bienenkorb, ein Schaf, Brod und einen Menschen, sämmtlich Sinnbilder der organischen Natur. E. Meier, Sagen aus Schwaben 400. Zu Rottenburg wird am Johannistage (Sommersonnenwende) ein Brod in den Neckar geworfen, und am gleichen Tage heißt es den ganzen Neckar entlang, der Fluß verlange ein Menschenleben zum Opfer. Das. 428.

Sofern man nackt badet, dürfte überhaupt das deutsche Wort nackt vom Nix, Neckar herzuleiten seyn. Der keusche Sinn des Volks verlangte Verhüllung. Auch am Menschen kam ihm das Nackte ungewöhnlich, befremdlich, gewissermaßen dämonisch vor. Alle Verführung, die im Nackten liegt und zunächst durch badende Frauen geübt wird, hat ihren poetischen

Ausdruck schon in uralten Sagen von reizenden Nixen gefunden, welche sterbliche Jünglinge verführen und in ihr nasses Reich hinabziehen. Der Tod des Ertrinkens selbst wird als Verlockung durch Nixen aufgefaßt. Wenn Jemand ertrinken soll, sieht er zuvor die Nixen vergnügt auf dem Wasser tanzen. Grimm, D. Sagen Nr. 61.

Wir kennen nur ein einziges größeres altdeutsches Gedicht aus diesem Wassersagenkreise, wovon aber leider nur der Anfang erhalten ist. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist in Haupts Zeitschrift V. 6 mitgetheilt.

Es beginnt damit, daß Ador im Nordwalde zum Jungbrunnen kommt, in welchem er ein schönes Meerweib baden sieht. Sie nimmt ihn mit auf ihr Schloß, wo sie einander zärtlich minnen, bis ihr Mann zurückkommt. Da entläßt sie den Ador, gibt ihm aber eine Wurzel mit, durch deren Genuß er die Vogelsprache verstehen kann, und ein Hemd, das ihn unverwundbar macht. Hier bricht das Gedicht ab. — Mehr gibt die mündliche Volkssage. Zu Ostende hatte ein Fischer immer Unglück. Da fand er einen Ring und kam mittelst desselben unter das Meer und zu einer grünen Wiese, auf welcher schöne Jünglinge das Gras mit goldnen Sicheln mähten und das Lob einer schönen Frau sangen. Er gelangte zu einem Hause, aus welchem ihm die schöne Frau selbst entgegentrat, die ihn schon lange erwartet hatte. Als sie aber die Arme nach ihm ausbreitete, bückte er sich und stürzte auf drei Töpfe los, die auf dem Boden standen. Da stieß die schöne Frau einen Schrei aus und er befand sich plötzlich wieder am Ufer und hatte von nun an Glück. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 522. Die Nixe der Mosel liebte einen Jüngling, verkündete ihm ewiges Glück, wenn er ihr treu bliebe, schenkte ihm hundert Jahre Leben bei immer gleicher Schönheit und Jugend und als er ihr die ganze lange Zeit über treu geblieben war, zog sie ihn erst im hundertsten Jahre feierlich zu sich hinab. Hocker, Moselland, 316. Als einmal einem Ritter im Passeir von einer schönen Frau ein Trunk Wasser gereicht wurde, ließ sie eine Perle darin zergehen. Da trank der Ritter Liebe in sein Herz, hob die Frau zu sich aufs Roß und brachte sie auf sein Schloß. Plötzlich aber versank das Schloß sammt der Jungfrau und dem Rosse. Der Ritter wurde ein Bettler und plötzlich alt. Nach langen Jahren saß er einmal beim Schmied im Kallenthal auf dem Miste, siehe da erschien die Fee wieder und führte ihn in sein wiedererstandenes und prachtvoll ausgeschmücktes Schloß zurück, wo er auch sein Ritterthum und seine Jugend wiederfand und mit der Frau vermählt noch lange glücklich lebte. Weber im Innsbrucker Phönix 1851 S. 234.

Allbekannt ist die Rheinsage von der Nixe des Lurley (Fels der Lure oder Lore), die vom Felsen herab durch ihre Schönheit die Vorüber-

fahrenden bezaubert, aber in den Wellentod hinabreißt. S. die nähere Kritik dieser Sage in m. Odin S. 288.

Im großen Moos, einem Sumpfe im Uechtlande wohnt eine Fee, die zuweilen auf der Oberfläche des Sumpfs einen prächtigen Garten hinzaubert. Einst ging ein Bräutigam am Ufer, sah den schönen Garten und pflückte sich darin arglos eine Lilie für seine Braut, versank aber in die Tiefe und wurde der Fee zu eigen. Otte, Schweizer Sagen S. 50. Im Traunsee in Oesterreich badet zuweilen das Seeweiblein mit fliegenden Haaren zu Mittag oder im Mondschein und zieht öfters badende Männer oder Fischer mit in die Tiefe hinab. Unterhaltungen aus dem Geisterreich II. 419. Dasselbe wird von einem Wasserweiblein im Strudel der Donau erzählt, das. 421. Eine Nixe aus dem Mohrinersee lockt bei Nacht die Wanderer und wer das Unglück hat, sie zu erblicken, muß in den See hinein, er mag wollen oder nicht. Kuhn, Märk. S. Nr. 230.

Bei Scharzfeld im Harze liegt unter dem Römersteine der Nixteich. Hier soll die Nixe Numa ein Ritter aufs zärtlichste geliebt haben, aber ihr grausamer Vater, der Berggeist, zerschmetterte ihr Kind am Felsen und sperrte sie selbst in einer unterirdischen Höhle ein, aus der sie sich jedoch, wie Arethusa, in Gestalt einer Quelle einen Ausweg bahnte, bis sie zum Nixteich gelangte und mit ihrem Geliebten wieder vereinigt wurde. Die Höhle, in der sie eingeschlossen war, heißt die Weingartenhöhle, und es sollen in ihr viele Schätze liegen. Thüringen und der Harz II. 120. 125. Im Mansfelder See lebte ein Jüngling zwei Jahre mit der Nixe. Als er einmal wieder herauf wollte, fürchtete die Nixe, er werde nicht wiederkommen und kündigte ihm traurig an, daß sie dann ihr eigenes Kind theilen müßten. Er kam wirklich nicht wieder und sie zerschnitt das Kind. Die obere Hälfte schwamm als Fisch davon, die untere begrub er am Ufer und es wuchs darauf eine Wasserlilie. Sommer, Sächs. S. I. 95.

Oft wird Untreue von den Nixen gerächt.

Ein Herr von Falkenstein verliebte sich in eine badende Nixe und kam alle Vollmondnächte zu ihr, sobald er ihr aber untreu wurde, verbrannte sie sein Schloß und trieb ihn bis zum Selbstmord. Palazzi, Schwäb. Sagenchronik 48. Bei Wettin suchte ein untreuer Schäfer vergebens der Rache zu entgehen, indem er jedes Wasser vermied. Als er einmal aus Durst aus einer kleinen Lache trank, drückte ihm die lauernde Saalnixe augenblicklich das Gesicht ins Wasser und erstickte ihn. Sommer I. 43. Von Hulda, der Nixe der Werra, wird erzählt, Ritter Bodo habe sich ihrer Liebe erfreut, als er aber ein irdisches Mädchen geheirathet, sey sie bei der Trauung unter Donner und Blitz zwischen das Brautpaar getreten und habe den untreuen Bodo mit sich fortgerissen in ihr nasses Reich. Thüringen und der Harz VII. 98. Hulda heißt auch in der ehemals berühmten Oper das Donauweibchen, eine Nixe der Donau, welche

Ritter Albrecht von Waldſee untreu verläßt. Auch Fouqué hat in ſeiner Undine den nämlichen Stoff behandelt.

Ein Schiffer in Friesland beſchwor die Mächte des Meeres, ihm auf ſeinen Fahrten treu zu ſeyn, dann werde er auch ihnen treu ſeyn. Sieben Meerfeen empfingen ſeinen Schwur. Seine Fahrten waren nun überaus glücklich und als er mit großen Reichthümern heimgekehrt, baute er ſich ein Haus am Ufer und nahm ein Weib. Aber erzürnt über dieſe Untreue kamen an ſeinem Hochzeittage die ſieben Meerfeen mit der Fluth, überſchwemmten ſein Haus und zogen ihn mit ſich ins Meer. Seitdem ſoll er vergebens in jeder Springfluth verſuchen, das erſehnte Land wieder zu erreichen. Nothnagel, Sagen S. 20.

Männliche Nixen, Waſſermänner, überfallen menſchliche Frauen. S. oben die Merowingerſage, womit ein altd. Gedicht aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts übereinſtimmt. Es heißt „das Meerwunder“ und ſteht in von der Hagens Heldenbuch.

Ein edle Königin wandelt am Ufer, da überfällt ſie ein zottiges Meerwunder und ſchwächt ſie. Das Kind, das ſie gebiert, iſt ein wahres Teufelskind, ein unbändiger Bube voll Bosheit und Tücke, die er an dem König und ſeinem älteren Bruder beſonders wild ausläßt. Endlich erzählt ſeine Mutter, wie ſie zu einem ſolchen Unhold von Sohn gekommen ſey und als derſelbe Vater und Bruder tödten will und ſie mit ihm kämpfen, ergreift die Mutter den Bogen und ſchießt ſo viele Pfeile in den zottigen Sohn, bis er ſtirbt. Dann gehen ſie ans Ufer und lauern auf das Meerwunder, welches wieder zur Königin herauskommend, ergriffen und ebenfalls getödtet wird. — Aus einem See in Mähren ſteigt der Niſſen als eine Waſſerſäule empor, ergreift das Mädchen am Ufer und umarmt ſie mitten in den Wellen. Straube, Vaterl. Sagen 10. Der Nix aus dem Bölchenſee kommt in ſchöner Knabengeſtalt durchs Fenſter eines Mädchens. Stöber, Elſäß. Sagenb. 54. Bei einem furchtbaren Meerſturme hörte man im Schiffe ein Weib ſchreien, das während der größten Gefahr der Mannſchaft von einem Teufel (Nix) überfallen worden war, aber ein Prieſter vertrieb ihn. Carbanus, von wunderb. Sachen 715.

Die Sage kennt auch Nixen, welche Mädchen im wilden Tanz davonführen.

So tanzte zu Laibach das Volk nach alter Sitte auf dem Markt um die Linde, als ein ſchöner geputzter Jüngling ſich unter die Tänzer miſchte und mit Urſula Schäferin, einer ſchönen und frechen Dirne, ſo lange tanzte, bis ſie ſich immer weiter vom Markt entfernten und endlich im Bache Laibach verſchwanden. Valvaſor, Ehre d. Erzh. Krain II. 15. 191. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 422. Ebenſo tanzt einer ein Mädchen bei

Gent in den Neckerbeeke (Nixenbach) hinein. Wolf, Niederl. S. Nr. 514. Desgleichen in Dänemark. Grimm, Altdän. Heldenl. 403.

In Hofmanns Schles. Volksl. Nr. 1 wird das schöne Hannele von einem Wassermann geraubt und hat sieben Kinder mit ihm. Endlich erlaubt er ihr einmal wieder zur Kirche zu gehen, sie sieht ihre Eltern wieder und möchte gar zu gern bei ihnen bleiben. Der Wassermann will es auch zugeben und die Kinder mit ihr theilen. Jedes bekommt drei Kinder, das siebente soll in zwei Hälften zerstückt werden. Das gibt aber die Mutter nicht zu und kehrt lieber ins Wasser zurück.

In Holland soll die schöne Sitte herrschen, daß Brautleute, wenn sie über eine Brücke fahren, sich umarmen und küssen, zum Andenken an ein Brautpaar, das einst von einem trunkenen Fuhrmann auf einer Brücke umgeworfen wurde und ertrank. Wolf, niederl. Sagen Nr. 530. Ich vermuthe, die Sitte sey ein Ausdruck der Furcht vor dem räuberischen Wassermann und diene als Beweis treuer und reiner Liebe zu dessen Abwehr.

Oefters werden Bräute am Hochzeittage vom Wassermann entführt. Nach einer Sage bei Andersen wird

Agnete, Hemmings Braut, vor der Hochzeit von einem Meermanne entführt, lebt lange mit ihm unter dem Wasser und bekommt sieben Kinder. Endlich darf sie einmal wieder ans Land, findet aber, weil 40 Jahre verflossen sind, alles verändert, ihre Mutter todt, ihren Bräutigam als Greis. Schaudernd, so lange in der Sünde gelebt zu haben, sucht sie in der Kirche Trost, aber der Meermann streckt ihr aus dem Wasser ihre Kinder entgegen. Da bricht ihr Herz und sie fällt todt nieder. In Lappes Blättern 1829. II. 170.

Sagen, in denen der Meermann selbst der Bräutigam ist, kommen öfter vor. Am schönsten ist die vom Teufelsbade, einem Weiher bei Kloster Michelstein unfern von Blankenburg im Harze.

Die stolze Gräfin von Blankenburg, die alle Freier verschmäht, wird einmal auf der Jagd durch einen Hirsch weit in die Irre gelockt, findet einen wunderschönen Jüngling an einem Abgrunde schlafend, weckt ihn, um ihn vor dem Falle zu retten, und wird so in Liebe zu ihm entzündet, daß sie ihn heirathet. Aber am Hochzeitstage gibt er sich als Teufel zu erkennen und entführt sie in jenen Weiher. Leibrock, Sagen des Harzes 647. Pröhle, aus dem Harz 85. Der Teufel war wohl hier ein Wassermann.

auf die wichtigsten größern Werke, in denen der betreffende Gegenstand noch gründlicher erörtert worden wäre, hingewiesen haben und das Publikum hätte klar gesehen, hätte gewußt, woran es sich zu halten hat. Allein die Concurrenz der zahllosen Journale, die sich wechselseitig ihre Autorität bestreiten, hat auch jene Superfötation der Broschüren veranlaßt, in denen noch alle die Stimmen gleichsam vor der Thür laut geworden sind, die nicht im Saal selbst haben mitsprechen können; als ob es nur darauf ankäme, daß Alle sprechen, und nicht vielmehr darauf, daß Alle hören, was ein Verständiger spricht.

Einen nicht geringen Antheil an dieser Vielschreiberei haben diejenigen zahreichen Verleger, die aus einfacher Speculation auf die Neugier des Publikums, über jeden nur einigermaßen wichtigen Vorfall so schnell als möglich eine Broschüre *schreiben lassen*, Unberufene dazu auffordern, Schuldner ihre Schuld dadurch abtragen lassen, Auscultanten damit auf einige Zeit beschäftigen ꝛc., und die dann diese Machwerke durch sehr in die Augen fallende Anzeigen und bestochenes Recensentenlob dem Publikum aufdrängen. Nicht wenige Tageblätter füllen ihre Spalten mit solchen Anzeigen und dienen lediglich der Industrie ihrer Unternehmer. Es ist also nicht genug, daß in jetziger Zeit so überaus viel mehr Personen zur öffentlichen Darlegung ihrer Meinungen wirklich berufen zu seyn *glauben*, sondern es gesellen sich ihnen auch noch wenigstens eben so viele Andere bei, die eigentlich nicht berufen zu seyn glauben, aber doch aus ökonomischen Gründen mitschreiben, indem sie eine beliebige Meinung fingiren oder die Meinung Anderer ein wenig umändern, mehrere zusammenflicken und was dergleichen kleine unschuldige Fabrikgeheimnisse mehr sind.

So stoßen wir denn überall auf dasselbe Resultat. Die *unnatürlich gesteigerte Concurrenz* ist das Hauptübel, an dem unsere periodische und ephemere Literatur leidet.

Wir haben bereits im Fortgange unserer Erörterungen die augenfälligsten Ursachen dieser Concurrenz bezeichnet. Einmal haben sich die politischen Sonderungen Deutschlands auch da, wo kein Staatsinteresse ins Spiel kommt, in der Literatur wiederholt, und obgleich wir Alle in ein und derselben Sprache schreiben, und darauf Anspruch machen, im ganzen Umfang des deutschen Sprachgebiets gelesen zu werden, entbehren wir doch einer großen Hauptstadt,

3.

Zwerg- und Elbenmärchen.

Unter den Zwergen, Wichten, Kobolden, Unholden verſteht man gewöhnlich mißgeſtaltete kleine Genien des Bergwerks oder wenigſtens ein häßliches, unter der Erde im Dunkeln wohnendes Volk, unter den Elben, Holden, Wittchen, Hütchen ꝛc. dagegen kleine und überaus ſchöne Lichtgeſtalten, in denen der ganze Liebreiz der Kinderwelt ſich vereinigt mit dem ausgebildetſten Geiſt. Beide Claſſen kennt auch die Märchenwelt der keltiſchen und ſlaviſchen Völker und offenbar ſind ihnen auch die Satyrn, Faunen, Nymphen und Genien des claſſiſchen Alterthums verwandt, obgleich dieſe viel mehr derbe Körperlichkeit an ſich tragen und jene nordiſchen Geſtalten ungleich zarter und geiſterhafter ſind.

Im Allgemeinen ſtellt dieſes kleine Volk im altdeutſchen Heidenglauben die Genien der gegliederten, vornehmlich der organiſchen Natur dar im Gegenſatz gegen die Rieſen, welche als Genien der großen elementaren Maſſen aufgefaßt werden. In den Bergzwergen werden die Metalle, die unterirdiſchen Feuerkräfte, in den Elben die zarteren Lufterſcheinungen, dann hauptſächlich die Pflanzen und Thiere vergeiſtigt. Aber nicht blos einzelne Blumen, Bäume, Thiere nehmen elbiſchen Charakter an, vielmehr wird in den Elben auch der ganze zauberhafte Eindruck einer Gegend, ja eines Moments in der Natur perſonificirt, der Geiſt der Landſchaft, der Flora und Fauna. Es lag im deutſchen Gemüth und liegt noch darin, ſich durch die äußere Natur geheimnißvoll anfremden zu laſſen. Das iſt der tiefſte Grund alles ſ. g. Romantiſchen. Aber es iſt viel älter als die chriſtliche Romantik des Mittelalters. Schon unſern heidniſchen Vorvätern trat der Geiſt der Landſchaft, jenes wunderbare Geheimniß, das in den Wipfeln des Waldes rauſcht und in den Wellen am Ufer, in der reizenden Geſtalt einer Waldminne oder Meerminne entgegen, und alles Ungewöhnliche, vom Gemeinen ſich Hervorhebende, Charakteriſtiſche, Wunderliche, Anziehende und Schreckhafte an Pflanzen und Thieren erſchien ihnen als elbiſcher Spuck. Die ganze ſie umgebende Natur wurde in dieſem Sinn zu einer Geiſterwelt.

Die Rieſen ſind den Menſchen an Körper, die Elben an Geiſt überlegen,

aber beide entbehren die dem Menschen allein angehörige Seele. Die ganze organische Natur ist von Geist durchdrungen, aber ohne Seele. So alt wie die Metalle im Innern der Berge, so alt sind die klugen Bergzwerge selbst; so alt wie die majestätische Eiche und Linde auch der darin wohnende Elbe. Alle übertreffen den Menschen weit an Erfahrung. Als Geister der Natur beherrschen sie die geheimnißvollen Naturkräfte und bringen Werke hervor, die viel kunstreicher sind als alles Menschenwerk. Man sollte bisweilen glauben, die alten Deutschen hätten schon von den Fernwirkungen der elektromagnetischen Kraft und von der Macht des Gases eine Ahnung gehabt, so genau stimmen oft ihre Vorstellungen von der Magie der Elben damit überein. Aber bei all dieser Geistesmacht haben die Elben keine Seele. Diese Entbehrung fühlen sie schmerzlich und sehnen sich daher nach dem innigsten Verkehr mit den Menschen, rauben menschliche Kinder nur aus Liebe, um sich einzubilden, es seyen ihre Kinder, und hoffen durch liebende Vereinigung mit den Menschen eine Seele zu bekommen. Theophrastus Paracelsus opp. II. 180. 190. Diesen schönen Gedanken hat in neuerer Zeit Fouqué sehr glücklich in seiner Undine durchgeführt. Heinrich Kornmann, mons Veneris, Frankf. 1614 S. 110, sagt von den Wasserfrauen und andern elbischen Wesen: „Zu gleicher Weise, als ein Heyd, der vmb die Tauff bittet, auff daß er seine Seel erlange und lebendig werde in Christo, also stellen sie nach solcher Liebe gegen den Menschen, auff daß sie mit dem Menschen in demselbigen Bündnuß seyen, denn aller Verstand und Weißheit ist bei ihnen, außerhalb der Seelen Eygenschafft und die Seele nicht, also empfangen sie die Seele."

Die Zwerge und Elben sind geisterhaft, nur ausnahmsweise sichtbar. Oft kommt in Sagen vor, man sehe sie nur von vorn, hinten seyen sie hohl. Grimm, Anhang vom Abergl. CXLII. Wolf, Zeitschr. I. 274. Oft erscheinen sie in thierischer Gestalt, meist als kleine Kinder, die Bergzwerge in rothen Röcken, das unterirdische Feuer, die Holden in grünen Röcken, die Vegetation bezeichnend. Nur die erstern kommen gnomenhaft, bucklicht, schiefmäulig oder wurzelhaft, haarig vor, die letzteren sind schön wie Engel und besonders wird ihr langes goldnes Haar gerühmt.

Das Hauptattribut aller Elben und Zwerge ist der Hut, wovon sie

überhaupt den Gesammtnamen Hütchen führen; auch der Name Kobold scheint mir von Kappe, Kapuze hergeleitet werden zu müssen. Alle deutschen Sagen stimmen nun darin überein, daß der Hut die Zwerge und Elben unsichtbar mache und daß sie nur sichtbar werden, wenn sie den Hut verlieren, der daher auch Nebelkappe, Tarnkappe (bergende Kappe), Helkappe heißt. Grimm, D. M. 431. Der Grundbegriff ist das verborgene Wirken der Natur. Nicht minder wichtig ist bei den Zwergen und Elben der Schuh, mittelst dessen sie blitzschnell die weitesten Räume durchschreiten, den sie aber nicht gern sehen lassen. Auch er deutet auf das geheimnißvolle Wirken der Natur. An die Stelle des rothen, grünen, goldnen oder gläsernen Schuhes treten in vielen Sagen Gais- oder Gansfüße, was wohl damit zusammenhängt, daß diese beiden Thiere als Attribute des Donnergottes und der mütterlichen Naturgöttin, Symbole der Fruchtbarkeit und des Naturſegens sind.

Nach der Grundvorstellung der Volkssage waren zuerst die Riesen auf der Welt, dann folgten Zwerge und Elben, zuletzt die Menschen, d. h. die Erde mit ihren Bergen, Meeren, Flüssen und mit ihren Pflanzen und Thieren mußte vorangehen, ehe der Mensch leben konnte. Die Zwerge und Elben wurden aber in ihrem ursprünglichen Frieden durch die Menschen gestört, wie die Riesen und Nixen.

Von den Zwergen im Erzgebirge heißt es, sie seyen vor dem Andrange der Bergleute geflohen, würden aber dereinst in ihr heimathliches Reich wiederkehren, wenn die Menschen verschwunden seyn würden. Preusker, Blicke I. 55. Zu Steinbach stürzten die Zwerge einen Schacht ein, den ein Bergmann gegraben hatte. Dieser sah es, floh entsetzt, ging nie mehr in den Berg und wurde ein Messerschmied. Da belohnten ihn die Zwerge und seitdem gedeiht die Messerfabrikation trefflich im Ort, ein Bergwerk gibt es aber dort nicht mehr. Bechstein, thür. Sagensch. IV. 172. — Einmal gaben die Zwerge den Bergleuten eine kostbare Münze unter der Bedingung ihre Arbeit im Berge einzustellen, welche Würdigeren vorbehalten sey. Abraham von Frankenberg, Gemma magica II. 33. Oft sind die Bergzwerge zutraulich und lassen die Menschen gewähren, bis die letzteren einen Frevel begehen. Im Harz führt ein Felsen den seltsamen Namen Sparbiemüh. Hier hausten einst gütige Bergzwerge, die den Menschen metallne Geräthe zu Hochzeiten liehen. Als man es ihnen aber einmal nicht wiederbrachte, flohen sie die undankbaren Menschen für immer und verschlossen den Felsen. Dem ersten Menschen, der den Eingang wieder suchte, rief eine Stimme zu: „spar die müh". Pröhle, Harzsagen

S. 47. Aehnliche Sagen gibt es noch viele. Durchgängig geben sich die Zwerge, ungleich den Riesen, anfangs den Menschen hin, helfen ihnen, schmieden für sie Geräthe ꝛc., bis der Undank sie vertreibt. Dann aber verschütten sie die Bergwerke, tödten den frevelnden Bergmann durch böse Wetter oder brechen ihm den Hals. Sind die Bergleute aber brav, so ist es der Berggeist selbst, der ihnen gütig verborgne Metalladern öffnet oder sie und ihre armen Angehörigen reich beschenkt.

Elben, die ausschließlich der Luft und dem Licht angehören,

sind ohne Zweifel die, von denen die Volkssage berichtet, sie trocknen Wäsche hoch in der Luft an unsichtbaren Seilen, und dann komme Regen. Vgl. Gräße, sächs. Sagen No. 456 und Panzer, Beitrag I. 1 f. Das sind zarte weiße Wölkchen an hellen Sonnentagen. Die Elben tanzen auch auf solchen Seilen, Panzer S. 17. Den Wiederschein in Wasserblasen faßte das Volk poetisch auf als kleine Elben, die darin ihre Wohnung haben. Wolf, niederl. Sagen S. 66. Das erinnert an die irische Vorstellung von Thautropfen, die unter dem zarten Fuß der Elben nur zittern, ohne zu zerfließen. Grimm, irische Elfenm. VIII. Der Gegensatz zwischen den zarten Lichtelben und den unterirdischen Zwergen tritt in einer Tiroler Sage auf liebliche Art hervor. Die Eismännchen unter den Gletschern des Oetzthals sollen die Saligenfräulein hoffnungslos lieben. Innsbrucker Phönix. 1851. S. 91.

Sehr oft erscheinen die Elben ganz allgemein als Genien des Ortes überhaupt, wohnend unter der Erde, vor den Menschen.

In Holland machte sich Einer den Spaß, in einen kleinen Hügel zu stechen, in dem Elben wohnen sollten, da kam eine Anzahl kleiner weißer Frauen heraus und verfolgten den Bösewicht, daß er mit genauer Noth entrann. Wolf, deutsche Märchen No. 221.

Meist aber muß man sich die Elben als in der Vegetation lebend denken. Darum heißen sie „das stille Volk", oder Waldminnen, Waldweiblein, Holzweiblein, Mooswelblein. Blumenkappen sind ihre Helme, Schuhblumen ihre Schuhe, Dornen ihre Waffen. Eine Menge Kräuter und Blumen tragen heute noch elbische oder Heren- und Teufelsnamen, die den elbischen nachgebildet sind. Vgl. Grimm, D. M. 417. 1142 f. Ich erwähne nur Alpraute (Wermuth), Alpranke (Galsblatt), Nixblumen oder Mummel (Wasserlilie), Trudenbeutel (Bovist) ꝛc. Elben leben auch in Bäumen. Die s. g. Wohnbäume, worin Elben wohnen, entsprechen genau den Hamadriaden der Alten.

Eine umgehauene Erle beginnt zu bluten, zu weinen und zu klagen. Meinert, Kuhländchen S. 122. Hans der Träumer will unter Karl dem Großen

drei Bäume niederhauen, da hört er drei blonde Jungfrauen über den bevorſtehenden Tod ihrer Schweſtern klagen, ſchont daher die Bäume und wird durch reichen Feldſegen belohnt. Pröhle, aus dem Harze S. 93. Nach Leibrock, Sagen des Harzes S. 117 waren es Ahornbäume. Im Kilkner Walde im Vorarlberg ſollte eine uralte Tanne gefällt werden. Da kam der Zeng und bat, ſie nicht umzuhauen, denn er ſey gerade ſo viele Jahre alt, als die Tanne Nadeln zähle, und wenn ſie nicht mehr wäre, könne er ſein Alter nicht mehr wiſſen. Vonbun, Vorarlberg. Sagen S. 4. Vgl. Baader, bad. Sagen. No. 14. 184. Abgebrochene Zweige bluten. Rochholz, Aargauer Sagen S. 72. 74.

Ohne Zweifel glaubte man ehemals, von der Erhaltung ſolcher Bäume hänge der Wohlſtand, ja die Exiſtenz des Ortes ab.

Die Bewohner von Neuſtadt pflegen ihre Linde nicht blos aus Eitelkeit. In Schweden glaubt das Volk ausdrücklich, der die Wohnungen ſchützende Elb (Puk oder Niſſe) bewohne ſolche Bäume. Arndt, Reiſe III. 15. Auch das Dorf Eich bei Freiburg im Uechtlande hat ſeinen Namen von einer Eiche, an welche die Exiſtenz des Dorfes gebunden iſt. Mémoires de l'acad. Celtique V. 192. Im Bregenzer Walde gibt es noch alte Familienbäume, um welche die ganze Familie kniet und das Abendgebet verrichtet. Man pflanzt gewöhnlich einen jungen Baum daneben, der für den alten eintritt, wenn dieſer endlich abſtirbt. Wird einmal eine Familie durch Armuth gezwungen, ihr Gut zu verkaufen, ſo bedingt ſie ſich doch ihren Baum und einen freien Fußweg aus, um zu demſelben hingehen und dort ihre Andacht verrichten zu können. Schwab, Bodenſee S. 169. Wie ehrwürdig ſind ſolche alte Sitten im Vergleich mit dem heutigen Güterſchacher, wodurch den alten Allemannen ihr heiliger Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Die Elben gehen und kommen, wie das Laub der Pflanzen, wie die Saaten ſelbſt:

In der Schweiz kommen die freundlichen und hilfreichen Hauri im Frühling und verſchwinden im Herbſt. Vogt, im Gebirg S. 160. Nach Zingerles Sagen aus Tirol S. 85 zieht das dämoniſche Kaſermannel unſichtbar mit ſeiner Heerde, deren Glocken man läuten hört, auf die Alpen hinauf, gerade wenn die Hirten im Herbſt wieder herabgekommen ſind. Auch das dürfte wohl nur den herbſtlichen Heimzug der Elben ins Innere der Berge bedeuten. Nach Grimm D. M. S. 428 wandern die Wichtelmännchen vom Doſenberge nach der Erndte fort und einer ruft noch ſcheidend dem Schnitter zu: unſere Zeit iſt aus. — Ein Schiffer bei Holzminden mußte die Zwerge über die Weſer fahren, ſie waren aber unſichtbar und er fühlte nur die ſchwere Laſt im Schiff. Ganz zuletzt fuhr der König über, nahm ſeine Mütze ab und zeigte dem erſtaunten Schiffer die ungeheure Menge der Zwerge, die das Feld bedeckten.

Schambach und Müller, Niederſ. Sagen No. 141. Als ſie bei Rinteln über die Weſer fuhren, gaben ſie dem Fergen zum Lohne Pferdemiſt, der aber zu Gold wurde. Kuhn No. 270. Bei Idſtädt nie endendes Garn. Sommer, ſächſ. Sagen I. 24.

Ueberhaupt beſtehen nach allen Volksſagen die Geſchenke der Zwerge und Elben durchgängig aus Sinnbildern der menſchlichen Arbeit, aus Kohlen, Hobelſpänen, Stroh ꝛc., die zu Gold werden. Der Sinn iſt: indem ihr Menſchen nun die vorher uns allein gehörende Natur beherrſcht, müßt ihr arbeiten und nur durch Haus- und Feldarbeit könnt ihr den Reichthum gewinnen, den wir umſonſt hatten.

Die Geiſter des wilden Urwalds ſcheuen den ihnen fremden Menſchen, wenn er zum erſtenmal ihre tiefe Waldeinſamkeit ſtört, fühlen ſich aber auch wunderbar von ihm angezogen. In den meiſten Sagen erſcheinen ſie weniger furchtbar, als neckiſch und gutmüthig und haben mehr Urſach, ſich über die Menſchen zu beklagen, als umgekehrt.

Ein Vorwitziger, der es wagte, das ſ. g. Wäldermädle, ein wildes Waldfräulein bei Wolfach, mit Namen anzurufen, wurde von ihr in die Kinzig geworfen. Baader, No. 100. Eine ganz ähnliche Geſchichte in Wolfs D. M. No. 218. Das ſ. g. Mittagweiblein erſchreckt im Wald die Holzhauer, indem ſie unter einer Laſt Holz weinend daherkommt. Wenn aber der Holzhauer ihr die Laſt mitleidig abnimmt, verſchwindet ſie und er ſteht in einem Sumpfe. Gräve, Sagen der Lauſitz S. 59. Im Zeitelmoos im Fichtelgebirge fand ein Reiter zwei Kinder am Wege und ermahnte ſie heimzukehren. Als er etwas weiter fortgeritten war, ſah er vor ſich wieder die nämlichen Kinder, die ihn auslachten. Pachelbel, Fichtelgebirge S. 90.

Der Schwank von gefangenen Nixen, der ſo genau mit Polyphem's Ueberliſtung in der Odyſſee zuſammenſtimmt, wiederholt ſich in einer Waldſage des Vorarlberg.

Eine neugierige Fenggi kam zu einem Holzhauer und frug, wie er heiße? Schalkhaft antwortete er: „Sälb tho“. Nachher ließ er ſie einmal, da ſie es gern verſuchen wollte, ſtatt ſeiner ſägen; als ſie aber im Eifer ihre Hand zwiſchen dem klaffenden Holze einklemmte, ließ er ſie ſtecken. Als nachher andere Fengge kamen, ſie losmachten und frugen, wer ihr das angethan habe, ſchrie ſie immer nur: „Sälb tho“. Vonbun 5. Ein Erdmännchen bei Gutannen, das einem Mädchen nachſtellte, wurde von deſſen Liebhaber eben ſo betrogen. Kohlrauſch, Schweizerſagen I. 26. Vgl. Wolf, Zeitſchr. IV. 97. Eine ähnliche Sage der Normandie bei Bosquet, la Norm. p. 131.

Noch ungleich bedeutſamer iſt eine noch nicht edirte Sage von Vaznaun in Tirol, die ich der gütigen Mittheilung des H. Prof. Zingerle in Innsbruck verdanke.

Auch in Tirol wurde ein wilder Mann beim Holzfällen in einer Baumſpalte eingeklemmt und von den Bauern gefangen, aber von dieſen als Orakel in Bezug auf Witterung und Erndte benützt. Von ihm lernten ſie die geheimen Zeichen in der Abendröthe, im Nebel ꝛc., in welchen die Natur ihre eigne Zukunft errathen läßt.

Auch das Echo galt als Dwergmal, Stimme des Zwerges.

Der Menſch ruft und der Zwerg äfft ihn unſichtbar. Herrandssaga 11. Langbyc 464, 468, 470. Grimm, D. M. 421. Gräter, Bragur I. 107. II. 89. Daß ein Zwerg im Echo rufe, glaubt das Volk auch bei Beuren in der rauhen Alb. E. Meier No. 63. Das drückt ganz das auf den Menſchen aufmerkſame, neugierig horchende und zugleich neckiſche Weſen der Elben aus. Deshalb ſind auch alle durch ihr plötzliches Auffrauſchen oder durch ihre Stimme den Menſchen überraſchenden und erſchreckenden Waldvögel elbiſch. Von dem pierre bavarde (Plauderfelſen) an der Marne, glaubt das Volk, er plaudre aus, was man in ſeiner Nähe geredet habe. Wolf, niederl. Sagen No. 533. Das iſt wohl der neckiſche Elbe, der Liebende belauſcht.

Aus der Neugier der Waldelben blickt der Gedanke hervor, daß ſich dieſe wilden Weſen durch die menſchliche Cultur angezogen fühlen und zutraulich daran Theil nehmen. Dieſer Zug wiederholt ſich in vielen Sagen.

Ein wildes Holzweibchen in der Lauſitz fühlt einmal das Bedürfniß, ſich ihr verwildertes Haar von einer armen Hirtin wieder recht rein auskämmen zu laſſen, wofür ſie ihr dann dürres Laub ſchenkt, das zu Golde wird. Büſching, Wöch. N. I. 147. Die Wichtlein bei Naila bitten einen Bauer um Brod und geben ihm dafür einen rothen Kuchen. Pachelbel, Fichtelgeb. 93. Nach einer voigtländiſchen Sage in Schmidts Reichenfels 144 findet ein wildes Holzweibchen ganz beſondere Freude am Brode, läßt ſich welches von den Menſchen geben und verſchafft dafür ihren Kühen reichen Milchſegen. Einmal gibt ſie ihnen das ausgehöhlte Brod mit Spänen gefüllt zurück, die zu Golde werden. In einer andern Sage daſelbſt 146 mit Laub, das zu Golde wird. Auch in Börners Sagen aus dem Orlagau 236 kommt ein Waldweibchen vor, dem man Brod bäckt und das zum Lohne dafür die ausgehöhlte Brodrinde mit Silber anfüllt.

Dieſe Holz- und Waldweibchen ſind ohne Zweifel Genien der Wälder und Wieſen, in denen die Kühe walden und durch fetteres Futter befähigt werden, mehr Milch zu geben. Oder überhaupt Genien der Vegetation,

die ſich darüber freuen, was der Menſch aus dem unſcheinbaren Korn zu machen verſteht. Das Wohlgefallen der Elben am Brodte ſteht überhaupt im direkten Gegenſatz zu dem Haſſe der Rieſen gegen das Brod. Die Zwerge wachen ſogar über die Heilighaltung und gute Anwendung des Brodtes. Nach Börner 203 und Schmidt Reichenfels 143 verlaſſen ſie den Ort, wo die Brodte in den Ofen gezählt werden, d. h. wo man geizig iſt.

Die milde und gutmüthige Natur der Waldelben tritt klar hervor in einer Sage des Orlagau bei Börner 227.

Ein muthwilliges Waldweibchen zerſtörte einen ſchönen Heuhaufen, den ein Bauer eben erhöht hat, wird aber dafür von ihrem eigenen Männchen getadelt. Daſelbſt 231 wird von einer Bäurin erzählt, ſie habe einmal das Kind eines Waldweibleins in einer Baumrinde liegen ſehen und aus Mitleid an die Bruſt genommen, wofür ihr das Weiblein nachher die Rinde geſchenkt habe, die zu Golde geworden ſey. Bei Krotendorf wurde ein verloren gegangenes Kind von einem Männlein gepflegt und genährt. Lehmann, Erzgebirge 53. In Tirol helfen die ſeligen Fräulein den Kindern im Walde Beeren pflücken, verſchwinden aber ſogleich, wenn die Kinder merken, wer ſie ſind. Zingerle, Märchen No. 10. Ein zarter Zug. — In einem Märchen von Arndt heißt es: Jakob Dietrich, ein Arbeiter zu Rambin, ſtahl zufällig einmal in der Johannisnacht einem Zwerge ſeine Mütze und gab ſie ihm nicht wieder, bevor er ihm nicht alle Geheimniſſe und Schätze des Berges zeigen würde. Da führte ihn der Zwerg in das Innere des Berges und zeigte ihm eine dämmernde Wunderwelt voll Zaubergärten und darüber einen künſtlichen Himmel, an welchem ſtrahlende Juwelen die Stelle von Sonne, Mond und Sternen vertraten. Ueber viele Gewäſſer führten Kähne in Schwanengeſtalt zu Inſeln, deren Bäume voller Vögel waren. — Ein Anderer, der zufällig ein Zwergmützchen fand, ließ ſich von dem Zwerge dafür drei Karren voll Gold geben. Wolf, Deutſche Märchen No. 13. Ein ähnlicher Fall in Kuhns Norddeutſchen Sagen No. 248. Ein Schäferjunge Namens Schlagenteufel fand einmal ein kleines Glöckchen, das von einer Elbenkappe abgefallen war. Dafür gaben ihm die Elben einen Hirtenſtab, dem die Schafe blindlings folgten, ſo daß er der reichſte Schäfer auf der Inſel Rügen wurde. Arndts Märchen I. 196. Temme, Volksſ. v. Pommern No. 223. Dieſer Hirtenſtab bedeutet offenbar eine dem Schäfer gewordene tiefe Einſicht in die Behandlung ſeiner Thiere. Ein Bauer, der einen Zwerg gefangen hatte, ließ ſich von demſelben einen eiſernen Pflug ſchenken, der ungemein leicht ging und durch den er reich wurde. Von Steinau, Volksſ. S. 293. Das bedeutet wieder eine von dem Bauern gewonnene beſſere Einſicht und Praxis im Ackerbau. Mit dieſer Sage ſteht eine andere in merkwürdigem Gegenſatz. Johann Wilde, ein Bauer auf Rügen, ſtellte ſich

betrunken, um die Zwerge zu betrügen. Sie kamen ihm nahe und es glückte ihm, dem einen seinen gläsernen Schuh auszuziehen und ihn dadurch zu fangen. Als Lösegeld verlangte er, daß in jeder Furche, die er fortan pflügen würde, ein blanker Dukaten liegen müsse. Aber er pflügte aus Geiz immerfort, bis er entkräftet niedersiel und starb. Arndt I. 197. Temme No. 222. Hier ist auf sinnige Weise dargethan, wie dumme Habgier ihres Zwecks verfehlt, selbst wo die bessere Gelegenheit geboten ist. — Ein Jäger, dem die unsichtbaren Zwerge den Schuß verdarben, schoß blind unter sie und traf einen so, daß ihm der Gürtel abfiel und sichtbar wurde. Der Jäger gab nun den Gürtel nicht eher wieder her, bis der Zwerg ihm den Freischuß gewährte, d. h. die Gabe, immer zu treffen. Temme, No. 225.

Der tiefere Sinn in diesen Sagen tritt zuweilen gegen den reinen Humor zurück.

So in einer Zittauer Sage. In der Nähe dieser Stadt hörte einmal ein Bauer in Berzdorf zu, wie die Querre sich vornahmen, unsichtbar einer Hochzeit anzuwohnen. Auf seine Bitte nahmen sie ihn mit und setzten ihm ein Käppchen auf, durch das er unsichtbar wurde. Er mußte ihnen aber versprechen, kein Essen mitzunehmen. Nun fraß er an der Hochzeitstafel den Gästen unsichtbar das Essen vom Munde weg und trank dazu eben so unmäßig, ja stopfte sich zuletzt auch noch alle Taschen voll. Aber weil er sein Versprechen nicht gehalten, schlugen ihm die Zwerge das Käppchen ab und so stand er auf einmal sichtbar vor allen Gästen da und wurde schrecklich durchgeprügelt. Büsching, Wöchentl. Nachrichten I. 73. Dieselbe Sage erzählt auch Kuhn in den Nordd. S. Nr. 291 von Barneize an der Aller. Derselbe beschreibt Nr. 270 auch eine Mahlzeit, an der die Zwerge unsichtbar Theil nahmen, bis sie sich ganz in Schweiß aßen, vor Hitze die Hüte abnahmen und nun alle sichtbar wurden. Aber jeder zahlte für seinen Theil am Mahle ein Goldstück.

Es fällt auf, daß sich die Zwerge so häufig als Diebe in Erbsenfeldern einfinden. Grimm, D. S. Nr. 155. Dessen D. Myth. 434. Schambach und Müller Nr. 147 ꝛc. Sollte darunter wohl die Feindschaft der Zwerge als ursprünglicher Grundeigenthümer gegen den menschlichen Anbau gemeint seyn? Die Erbse ist eine der ältesten Culturpflanzen, die noch vor dem Getreide gebaut wurde.

Die Anwesenheit der Elben ist ein Zeichen des Feldsegens. Ausdrücklich wiederholt die Sage, mit den Elben entfliehe der Segen. Wo der Alber geht, wächst das fetteste Gras, sagt man in Tirol. Zingerle in Wolfs Zeitschr. II. 62. Daher auch, wo Elben im Ringe tanzen, das fetteste Gras wächst, in den s. g. Elbenringen. Es ist merkwürdig,

daß beſondere Elben der Cerealien nirgends charakteriſtiſch hervortreten, vielmehr in der Sage auch die bei der Feldarbeit mithelfenden Elben ausdrücklich als wilde Waldelben bezeichnet werden, die nur aus Neugier an der ihnen bisher unbekannten Arbeit Theil nehmen.

Der Volksglaube vom Zwergloch zwiſchen Hildesheim und Marienburg (Schambach und Müller Nr. 140) erklärt den Feldſegen durch die Zwerge am beſten. Die Zwerge ſollen nämlich unter der Erde eifrig Gold und Silber ſchmieden und von der Hitze ihres Schmiedfeuers wird die Erde unter ihnen fruchtbar, ja es ſetzen ſich Gold- und Silberkörner in die Aehren. Nirgends iſt der alte Heidenglaube ſo deutlich und poetiſch zugleich ausgedrückt. In vielen andern Sagen heißt es nur, die Elben hülfen den Menſchen beim Heumachen und bei der Erndte. Doch wollen ſie nie dazu aufgefordert ſeyn, noch ſoll man ihnen zuſehen. Wolf, deutſche Märchen Nr. 69. Caesar. Heisterb. VIII. 43. Stöber, Elſäß. Sagen Nr. 2.

Als einmal ein Bauer über die Mühſal, mit der ein kleiner Zwerg an einer einzigen Aehre ſchleppte, lachen mußte, verſchwand der Feldſegen für immer. Kuhn, Nr. 270. Wöſte, Volksüberlief. 41. In einer andern Sage erſcheint dagegen ein einziger Zwerg ſo ſtark, daß er allein alle Garben auf dem Felde zuſammenbindet. Wolf, D. M. Nr. 68. Auch wiſſen die Elben am beſten, wenn es Zeit zu ſäen und zu erndten, zum Auszug und zur Heimkehr der Hirten iſt. Der Alpbutz in Tirol klopft im Beginn des Herbſtes an die Thüre der Sennhütte, um dem Senn anzuzeigen, es komme bald Schnee und er ſolle nun ins Thal heimkehren. Steub, Drei Sommer 136. Wenn es Zeit iſt, das Vieh von den Alpen wegzutreiben, hören die Hirten im Herbſt die Stimme eines Kindes. Henne, Schweizerblätter 1833 S. 310. Einem faulen Senner wurden, während er ſchlief, alle ſeine Kühe entführt. Er kehrte nun ohne Vieh von den Alpen heim, that aber den ganzen Winter über, als ſeyen die Kühe noch da und holte nach, was er bisher verſäumt, fegte täglich den Stall aus, that, als ob er die Kühe melke ꝛc. Dadurch bewog er die Berggeiſter, ihm die Kühe zurückzugeben und als er den 1. Mai auf die Alp kam, fand er ſie alle wieder, fetter als je. Nur eine hatte eine Dille zu wenig am Euter, weil der Senn ein einzigesmal geflucht hatte. Wyß, Idyllen II. 333. Dieß drückt vollkommen die ſittliche Beziehung zwiſchen den Hirten und Elben aus. Von hoher Zartheit iſt die Bitte däniſcher Hirten, wenn ſie die Kühe austreiben: kleiner Troll, dürfen meine Kühe auf deinem Hügel graſen? Thiele I. 4. — Im Gadmenthal in der Schweiz fand einmal ein Bauer ſeinen Acker über Nacht abgemäht, die ganze Erndte lag in reifen

die der unbestrittene Mittelpunkt alles literarischen Lebens seyn könnte. Wir haben unsre Kräfte an mehrere solcher Mittelpunkte vertheilt, und der edle Wetteifer, im Theile ein Ganzes darzustellen, steht doch entweder nicht überall im richtigen Verhältniß zu den getheilten Kräften, oder verschwendet die Kräfte, die an verschiedenen Orten wiederholt dasselbe leisten, was nur einmal geleistet zu seyn brauchte, oder ruft auch wohl eine Eifersucht hervor, die ein Verdienst zu Gunsten des andern verdunkelt, eine Wirkung zu Gunsten des andern schwächt. Die Rücksicht, die so viele Gelehrte, besonders in Staatsanstellungen auf ihren Staat und auf ihre Stadt nehmen, ist ein großes Hinderniß der so wünschenswerthen Concentration der journalistischen Mittel und Kräfte. Es hält sehr schwer, für ein einflußreiches Journal, das zufällig in dem einen Staate herauskommt, bedeutende Autorität aus einem andern Staate zu gewinnen, wenn die Unabhängigkeit eines solchen Journals nicht über allen Zweifel erhaben ist; und ist sie dies, so treten häufig wieder andre Rücksichten dazwischen, denn nicht jede Unabhängigkeit ist zugleich mit der Vornehmigkeit umkleidet, mit der allein große Namen sich alliiren können.

Daher ruhen so viele Federn, die für die öffentliche Aufklärung in Journalen thätig seyn sollten. Daher widmen sich Viele nur den Journalen eines Staats oder einer Stadt. Daher schreiben so Viele ohne System und Consequenz bald für dieses bald für jenes unabhängige Journal, je nachdem man ihnen diese Ehre abgeschmeichelt, abgebettelt hat.

Die zweite Ursache der unnatürlich gesteigerten Concurrenz ist die übertriebene Gewissenhaftigkeit oder aber die unverträgliche Subjectivität vieler Männer der Wissenschaft und Kunst. Eine der größten Tugenden der Deutschen wird hier zu einem Fehler. Um des Verdienstes willen, eine eigene Ansicht rein und unverfälscht in allen Nebendingen durchzufechten, verscherzt man das große Resultat, den Sieg der Grundansicht, den man erreichen könnte, wenn man sich durch Nachgiebigkeit in Nebendingen, einer zahlreichen Waffenbrüderschaft versicherte. Ueberhaupt ist die Politik der Parteien, die Kunst des Associirens den Deutschen noch ziemlich fremd. Daher schreiben so viele Gelehrte eigene Journale, unbekümmert um die andern. Daß es aber ein Uebelstand ist, wenn jeder seinen eigenen Weg geht, jeder allein Recht haben will, und

Schwaden vor ſeinen Augen da. Allein da er ſie noch einige Tage hatte auf dem Halm ſtehen laſſen wollen und glaubte, irgend Jemand habe ihm aus Bosheit einen Poſſen geſpielt, führte er den Segen ärgerlich und fluchend in die Scheuer. Wie aber ſtaunte er freudig überraſcht, als am andern Tage ein Hagel alle Fruchtfelder niederſchmetterte, ſo daß ſeine Erndte allein gerettet war. Das hatte er den Toggeli (Zwergen) zu verdanken. Kohlrauſch, Schweizerſagen I. 13.

Auch das Vieh wird von gutmüthigen Elben gehütet. So im Greyerſer Lande. Man ſetzt dem Elben zum Lohne einen Napf voll Milch hin, wovon er der Napfhans-heißt. Als man es aber verſäumte, ſtürzte er die Kühe in den Abgrund. Alpenroſe 1824 S. 74.

Die Elben geben den Menſchen das Beiſpiel der Uneigennützigkeit. Wenn ſie den Menſchen dienen und Geſchenke machen, ſo wollen ſie doch nichts dafür annehmen, und fliehen, wenn man ihnen Gegengeſchenke aufzwingt.

Am häufigſten kommen die Sagen von ſchönen neuen Schuhen*) vor, die der Hirt oder Bauer dem hülfreichen Zwerge machen läßt, die er aber verſchmäht und für immer flieht. Börner, Sage aus d. Orlagau S. 242. Schmidt, Reichenfels S. 146. Baader Nr. 99. E. Meier Nr. 66. ff.

Die Elben des Waldes, der Wieſe, des Berges ꝛc., wo der Menſch ſeine Nahrung baut, bleiben dem Hauſe treu und ſtehen in einer freundlichen Beziehung zum Menſchen, wenn derſelbe nicht frevelt. Die Volksſage denkt ſich das kleine Elbenvolk, als wohne es unter dem Hauſe in der Erde.

In mehreren Sagen bitten die Unterirdiſchen die Bauern dringend, den Stall zu entfernen, der gerade über ihren Wohnungen liege und ſie verunreinige. Kuhn Nr. 329. Müllenhoff Nr. 590. Schambach und Müller Nr. 142. Dieſer Volksglaube diente dazu, Dienſtboten und Kindern Reinlichkeit zu empfehlen. Das Zuſammenleben der unſichtbaren Zwerge mit den Menſchen iſt ein ſehr friedliches. Oft bitten die erſteren um die Erlaubniß, in einem größeren Zimmer des Hauſes eine Hochzeit halten zu dürfen und kommen dann in großen Schaaren durchs Schlüſſelloch herein. Grimm, D. Sagen Nr. 31. Ein ähnliches Zimmer putzten ſie mit großer Pracht aus. Leibrock, Sagen des Harzes II. 114. Sie wollen aber bei ihren Hochzeiten nicht beobachtet ſein und ſtrafen die Lauſcher. Iſt man discret, ſo geben ſie unſcheinbare Gaben, die aber zu Golde werden, oder Talismane, die dem

*) Nach Pröhle „unterharziſche Sagen“ S. 10 iſt es am Harz ſprichwörtlich, wenn Jemand ſeines Dienſtes entlaſſen werden ſoll, „der bekommt bald ein Paar Schuhe“. Das iſt hergeleitet von dem Glauben, die Zwerge ziehen ab, wenn man ihnen ein Paar Schuhe ſchenkt.

Hause Glück bringen. Umgekehrt kommen sie auch gerne zu menschlichen Hochzeiten und beschenken die Braut. Wolf, hessisch. Sagen Nr. 87. Grimm, D. S. Nr. 39. Kuhn, Nr. 270. Diese Gegenseitigkeit erklärt sich aus der Voraussetzung, daß die Zwerge und Elben dem organischen Naturleben angehören, wie die Menschen. Daher helfen sie auch den Menschen bei Geburten und lassen sich von menschlichen Frauen bei ihren Geburten helfen. Davon gibt es viele freundliche Sagen. Ein Mann sucht ängstlich für seine kreißende Frau eine Hebamme, da verkündet ihm ein Zwerg Drillinge, und wie der Mann heimkommt, hat die Frau glücklich Drillinge geboren. Er bittet den Zwerg zu Gevatter, der ihn reich macht. Ziehnert, sächsische Sagen III. 210. Noch öfter werden menschliche Frauen zu kreißenden Zwerginnen, Elbinnen oder Niren gerufen, müssen dann aber eine Probe bestehen, indem man ihnen die Wahl der Geschenke läßt. Sind sie bescheiden, so werden sie reich belohnt, wo nicht, gereicht es ihnen zum Verderben. Schmidt, Reichenfels 151. Kuhn Nr. 104. Präterins, Weltbeschreibung I. 106 ꝛc.

Die Mißgeburten und cretinartigen Erscheinungen in der Kinderwelt wurden für elbisch gehalten und weil das ganze Kind die elbische Physiognomie angenommen zu haben schien, so setzte man voraus, es sey wirklich ein Elbe und nur mit dem echten Kinde vertauscht worden. Dieser Glaube ging ohne Zweifel aus einem tiefen Gesundheits- und Schönheitsgefühl im Volke hervor. Man wagte nicht für möglich zu halten, daß die menschliche Gattung als solche so furchtbar entarten könne. Man fühlte sich gedrungen, jene Mißbildungen für eine der Menschheit fremde Erscheinung zu halten. Aus diesem Glauben entstand die sinnige Dichtung von der Liebe der häßlichen Zwerge zu den schönen Menschenkindern, die sie stehlen und für die sie ihre häßlichen Kinder zurücklassen. Mit dem Recht der Zwerge, ein menschliches Kind zu stehlen, scheint ein sittlicher Begriff verbunden zu seyn.

Wenigstens heißt es in Temmes Sagen aus Pommern Nr. 216, eine Chimmeke habe das Recht erhalten, ein Kind zu stehlen, als dessen Mutter es im Zorn verwünscht habe. In einer andern Sage daf. Nr. 221 wird dagegen nur die Schönheit der Kinder als Motiv ihres Raubes angegeben. Auf der Insel Rügen nämlich sollen die Zwerge schöne Knaben und Mädchen stehlen und fünfzig Jahre behalten. Die Zwerge im Lindenberge bei Wolfenbüttel stahlen auch oft Kinder, brachten sie aber wieder zurück, v. Steinau, Volksf. 177. Die Wittfrauen (weiße Frauen) auf Zemern stahlen Kinder, wenn und weil sie noch nicht getauft waren. Müllenhoff Nr. 595.

Das elbische Kind, welches die Räuber statt des menschlichen zurück-

laſſen, heißt Wechſelbalg, Wichſeling, Kielkropf, Dickopf. Grimm, D. M. 537. Die letztern Namen führen heute noch die Cretinen. Man verabſcheute ſie als Dämonen und widmete ihnen doch ein zartes Mitleid. Denn nach Sommers Sächſ. S. I. 43 war Volksglaube, was man dem Wechſelbalge thue, das geſchehe auch dem eigenen geraubten Kinde in der Elbenwelt. Allein die Scheu vor der elbiſchen Natur des Kindes waltet in den Sagen vor. Der Wechſelbalg plagt und äfft ſeine menſchlichen Pflegeltern. Er ahmt carricaturmäßig das Weinen und alle Schwächen der kleinen Kinder nach und gibt ſich doch als ein vollkommen reifes, ja überkluges und ſtarkes Weſen zu erkennen.

Bei Müllenhoff Nr. 425 wächst ein Balg ſo ſchnell, daß die Mutter, indem ſie mit ihm über die Wieſe geht, ihn hoch aufheben muß, damit ſeine Beine nicht unten anſtoßen. Ein Nickertkind, als Wechſelbalg bei Bauern auferzogen, frug einmal den Knecht, als er einen zu ſchwer beladenen Wagen nicht fortbringen konnte, ob er ihm helfen ſolle? und ſchob wirklich den Wagen vorwärts, verſchwand aber für immer. Kuhn, Nordd. S. Nr. 103. Ein anderes ſolches Kind zu Gukenberg ſchlug einmal alles Geräth im Zimmer kurz und klein. Sommer, Sächſ. S. I. 39. Ein Nixenbalg ließ ſich als weinendes Kind durch mitleidige Leute ins Haus tragen und pflegen, fuhr aber plötzlich zum Schornſtein hinaus. Wolf, D. M. Nr. 78. Ein anderes fing, als es bei Halberſtadt am Waſſer vorbeigetragen wurde, mit dem Nix im Waſſer zu reden an, ſprang von des Vaters Armen zu ihm hinein und ſchwamm luſtig mit ihm fort. Luther, Tiſchreden, Jena 1591 S. 111. Bodini daemon. 132. Prätorius, Weltbeſchr. I. 420. Kirchhoff, Wendunmuth V. 256. Müllenhoff Nr. 426.

Merkwürdig iſt in vielen Sagen, daß man den Wechſelbalg vertreiben kann, indem man etwas ganz Ungewöhnliches thut.

In Heſſen kochte die Pflegemutter Waſſer in einem leeren Ei. Da rief der Wechſelbalg: bin ich doch ſo alt wie der Weſterwald und habe ſo etwas nie geſehen! worauf er verſchwand. Grimm, Märch. Nr. 39. Müllenhoff Nr. 425. Schambach und Müller Nr. 149 und in vielen andern Sagen. Damit ſtimmt ein anderer Zug der deutſchen Sagenwelt überein. Man kann ſich nämlich aus der Gewalt der Elben und Rieſen befreien, wenn man ihre Namen erräth, was immer mit Liſt geſchieht, da die Namen gerade zu dieſem Zweck überaus gründlich erſonnen ſind.

Eine gute Anzahl edler Geſchlechter in Deutſchland bewahrte Talismane auf, die von Zwergen oder Elben herrührten und woran das Glück des Hauſes hing.

1) Die Alvensleben haben den Namen von einer Elbin, die der Ahnfrau des Hauses für Beistand in der Geburt einen Glücksring schenkte. Prätorius, Weltbeschr. I. 102. 2) Die Asseburg bewahren einen Glasbecher und drei goldene Kugeln aus gleichem Anlaß. Thüringen und der Harz III. 57. 3) Die Bassompierre (das deutsche Geschlecht Bassenstein, das nach Frankreich kam) einen Ring, Becher und Löffel, Geschenke einer liebenden Fee. Stöber, Elsäß. Sagen Nr. 230. 4) 5) Die Bomsen und die Bünau drei Brödchen. Büsching, Wöchentl. Nachr. I. 292. 293. 6) Die Fürsten von Dessau einen Glücksring, als Geschenke einer Kröte, der eine Fürstin des Hauses mitleidig Brod zuwarf. Beckmann, Geschichte von Anhalt III. 3. 1. 7) Die Dipholt einen Ring mit kostbarem Karfunkel, Geschenke einer Waldminne. Happel, rel. cur. II. 524. 8) Die Dittersbach Ring, Becher und Brödchen, wegen Hülfe in der Geburt. Büsching, W. Nachr. I. 97. 9) Die Eulenburg einen Ring, weil ein Fräulein des Hauses den Zwergkönig heirathete und für immer verschwand. Tettau und Temme, Ostpreuß. Sagen 157. 10) Die Hahn drei Stücke Gold von Niren, wegen Hülfe in der Geburt. Prätorius, Weltbeschr. I. 100. 11) Die Haugwitz eine kostbare Perlenschnur, als Geschenk für lange genossene Gastfreundschaft. Gödsche, Schles. Sagenschatz 52. 12) Die Hoya einen Ring wegen Bewilligung eines Saales zur Hochzeitsfeier. Lucä, Grafensaal 341. 13) Die Lichtenstein einen Karfunkel von unschätzbarem Werth, davon sie den Namen haben. Mittheilung des Herrn Prof. Ignaz Zingerle in Innsbruck. 14) Die Maltzan eine Perlenschnur, weil sie einmal eine den unterirdischen Zwergen lästige Oellampe, von der es abtropfte, entfernten. So oft der Aelteste des Hauses sterben sollte, erbleichte eine Perle. Gödsche 115. 16) Die Peine einen Ring und Teppich wegen Bewilligung eines Saales zur Hochzeit. Horst, Zauberbibl. II. 333. 17) Die Pansin drei Ringe, Geschenke eines Zwerges an ein Fräulein. Temme, Sagen aus Pommern Nr. 206. 18) Die Ponikau drei Brödchen wegen Einräumung eines Hochzeitssaals. Büsching, Wöch. Nachr. I. 102. 19) Die Ranzau 50 Pfennige, einen Hering und eine Spindel von Gold wegen Hülfe in der Geburt. Prätorius, Weltbeschr. I. 104. Die vielen Varianten der Sage siehe bei Biernacki, Volksbuch 1844 S. 2. Müllenhoff Nr. 444. 460.

Die elbischen Hausgeister, die sich nie aus dem Hause entfernen, dürfen nicht verwechselt werden mit den viel später erst aufgekommenen Hausgespenstern und dienstbaren Teufeln. Sie sind ursprünglich nichts als ein genius loci oder sie sind mit dem zum Balken verarbeiteten Baumstamm aus dem Walde ins Haus gekommen und bleiben in ihm wohnen. Das erhellt aus Kuhns nordd. S. Nr. 18.

Hier nämlich kommt ein Puck vor, der als Hausgeist an den Hauptbalken des Hauses gebannt ist, also wahrscheinlich der Baumelbe aus dem Walde war.

Das Haus wird auf Abbruch verkauft, der Balken kommt in den Beſitz eines Mannes, der ihn zu einem neuen Bau verwendet, und nun zieht der Puck mit dem alten Balken in das neue Haus. Aehnliche Sagen bei Müllenhoff Nr. 451 und Aochholz S. 75. Die Abſtammung des Hausgeiſtes aus einer Eiche des Waldes verräth ſich noch in einer ſchwäbiſchen Sage. Ein ſolcher Geiſt, der ſ. g. Klopferle zu Sachſenheim ſchenkte der Magd, ſo oft ſie in den Keller kam, ein Geldſtück. Als ihr aber der Ritter befahl, einmal mehr zu bringen, erſchien der Geiſt mit einem Eichenblatte, woran ſich drei Eicheln befanden, im Munde vor dem Ritter und verbrannte ihn ſammt dem Schloſſe. Magenau, Schwäb. S. 145. Wahrſcheinlich war dieſer Hausgeiſt an einen Balken im Hauſe gebannt und urſprünglich ein Waldelbe, der in einer Eiche wohnte. Dieſelbe Sage wiederholt ſich im Zabergau. Hier geht auf der Burgruine Blankenhorn angeblich der Geiſt des böſen Ritters Wolf um, der ſeine Mutter hatte verhungern laſſen, der ſein treues Weib verſtoßen und eine andere genommen hatte. Einſt ließ dieſer Ritter aus Habgier durch einen Pfaffen den Hausgeiſt citiren, um ihm Geld abzupreſſen, da erſchien aber der Geiſt als Ungeheuer, eine Eichel und ein Eichenblatt im Maule, und hinter ihm brach Feuer in den Saal und verzehrte die Burg mit allen Bewohnern. Klunzinger, Geſch. des Zabergaus II. 133.

Die Klabatermännchen (von cabouter, Kapuze) ſind der niederländiſche Name für Hütchen oder Zwerge. Bei Geiraade in Belgien liegt ein Kabouterberg voll hülfreicher Zwerge, denen man Speiſen und Getränke hinſetzt. Schayes, usages. Louvain 1834 p. 230. Es iſt ein niederländiſcher Volksglaube, daß, wo ſie vorkommen, das Holz ſich vermehre. Wolf, niederl. Sagen Nr. 475. Am häufigſten aber ſind unter ihnen die Schiffsgeiſter verſtanden, die das Schiff hüten, wie andre Zwerge das Haus.

So oft in der Oſt- und Nordſee ein Schiff kalfatert iſt, ſtellt ſich auf ihm, nach dem Volksglauben in Pommern, ein kleines Männchen ein, welches ſeitdem als Schutzgeiſt in dem Schiffe wohnen bleibt. Es trägt ein rothes Jäckchen und einen runden Hut. Es weckt die ſchlafenden Schiffer, wenn ihnen Gefahr droht, und ſtraft die ſäumigen. Muß das Schiff dennoch untergehen, ſo erblickt man das Klabatermännchen noch zuletzt auf der Spitze des ſinkenden Maſtes, von der es herabſpringt. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 253. Vgl. Kuhn und Müllenhoff Nr. 431. Auch dieſe Geiſter ſcheinen aus dem Walde mit den Balken ins Schiff gekommen zu ſeyn.

Einer der berühmteſten Geiſter der deutſchen Volksſage,

Heinzelmann, Hausgeiſt des Hauſes Hudemühlen im Lüneburgiſchen, blieb unſichtbar und zeigte ſich nur ſelten, in immer ſchnell wieder verſchwin-

denden Gestalten als Marder, Schlange, Storch u. s. w., sprach aber oft, gab guten Rath oder neckte die Leute und polterte, wenn er schrecken wollte, gewaltig. Er that nie Böses, sondern bestrafte nur die, welche ihn neckten oder Böses wollten, machte viele Geschenke und verkündete Manchem sein Schicksal. Ein Hausherr, dem er doch als zu lästiger Aufseher erschien, zog lieber aus dem Hause, aber Heinzelmann flog als leichte Feder neben dem Wagen her und zog mit in das neue Haus. Er soll erst im Jahre 1588 verschwunden sein. Grimm, D. S. Nr. 75. Es existirt ein eigenes Buch über ihn von Feldmann. Ein sehr berühmter Hausgeist des Bischofs von Hildesheim hieß Hödeken (Hütchen) wegen seines breiten Filzhutes. Grimm, D. S. Nr. 34.

Heinzelmann, Heinz (eigentlich Heinrich) ist ein beliebter Katzenname. Wirklich kommen die Hausgeister oft in Katzengestalt vor und bringen dem Hause Glück. Müllenhoff Nr. 281. Schnezler, bad. Sagen II. 347. Am berühmtesten ist das Märchen vom gestiefelten Kater, dem treuesten aller Hausgeister. Obgleich es zuerst von Straparola italienisch und von Perrault französisch aufgezeichnet wurde, stammt es doch wohl nur aus dem Glauben der in die romanischen Länder eingewanderten Deutschen.

Ein Müller hinterließ dem einen seiner Söhne die Mühle, dem zweiten einen Esel, dem dritten nur eine Katze. Als dieser letztere nun traurig überlegte, was er mit der Katze anfangen solle, fing sie zu reden an und ertheilte ihm Rath. Vor allem solle er ihr ein Paar Stiefeln anmessen lassen. Als sie diese hatte, ging sie hinaus auf die Jagd, fing Kaninchen, Rebhühner ꝛc. vor der Zeit und brachte sie als Delicatesse dem König als Geschenke vom Grafen von Carabas. Einst fuhr der König mit seiner Tochter aus, da mußte der junge Müller sich baden und die Katze schrie um Hülfe, als sey er der Graf von Carabas, der bade und dem Räuber so eben seine Kleider gestohlen hätten. Der König ließ sogleich dem vermeintlichen Grafen königliche Gewänder geben. Als er aber weiter fuhr, lief die Katze voran und befahl dem Landvolk, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, überall, wo der König frage, wem diese Felder und Wiesen gehören? zu antworten: dem Grafen von Carabas. Endlich ging die Katze zum Pallaste des Popanz, rühmte ihn sehr und wünschte als wißbegieriger Reisender zu wissen, ob es denn wahr sey, daß der Popanz allerlei Gestalten, auch die der kleinsten Thiere annehmen könne? der Popanz verwandelte sich willfährig in eine Maus und wurde von der Katze gefressen, worauf der Müller den König im Pallaste empfing als sey es sein eigener, und die Hand der Prinzessin erlangte. — Bekanntlich hat Ludwig Tieck dieses Märchen in einem seiner frühesten und geistvollsten dramatischen Märchen bearbeitet.

Damit ſteht das gleichfalls zuerſt in Frankreich geſchriebene und wiederum von Tieck geiſtvoll bearbeitete Märchen vom kleinen Däumling im genauen Zuſammenhange, denn auch dieſer hat elbiſche Natur, leiſtet einer Familie treue Dienſte, kämpft mit einem Rieſen und bedient ſich der Siebenmeilenſtiefeln. Es lautet:

Ein armer Holzhauer hatte ſieben Kinder, darunter war das jüngſte der Däumling. Aus Armuth führte der Vater die Kinder in den Wald und überließ ſie dort ihrem Schickſal. Däumling aber hatte zugehört, wie Vater und Mutter bei Nacht die Entfernung der Kinder verabredeten und hatte aus Vorſicht weiße Steinchen mitgenommen und ausgeſtreut, die ihm und ſeinen Brüdern den Rückweg zeigten. Zum zweitenmal in den Wald geführt und vorher unterſucht, ob er nicht wieder Steinchen bei ſich führe, hatte er nichts als ſein letztes Stück Brod, ſtreute aber die Krümchen davon aus und hoffte dadurch den Rückweg zu finden, als plötzlich Vögel kamen, die Brodkrümchen aufpickten und jede Spur des Rückwegs verwiſchten. Es wurde Nacht, ſeine Brüder jammerten, er aber ſtieg auf einen Baum, um ſich in der Ferne nach Hülfe umzuſehen. Weil er nun ein fernes Licht ſchimmern ſah, ſchlug er mit ſeinen Brüdern den Weg dahin ein und kam an ein Haus, wo ſie von einer Frau zwar mitleidig aufgenommen und geſpeiſt, aber nachher ängſtlich unter dem Bette verſteckt wurden, damit ſie ihr Mann, der Oger, ein unbarmherziger Menſchenfreſſer, nicht fände, wenn er heimkäme. Als er aber heimkam, witterte er das friſche Kinderfleiſch, ſuchte und fand das vor Angſt zähneklappernde Häuflein und packte ſie in ein großes Bett ein, um ſie morgen zu freſſen, da er für heute ſchon ſatt war. Däumling bemerkte, daß die ſieben Töchterchen des Oger im Bett daneben ſchliefen, nahm ihnen leiſe ihre goldenen Kronen vom Haupte und ſetzte ſie ſich und ſeinen Brüdern auf, und das war gut, denn über Nacht bekam der Oger wieder Appetit und griff im Finſtern nach den Kindern, verwechſelte ſie aber wegen der ausgetauſchten Kronen und fraß ſeine eigenen Töchter. Als er wieder eingeſchlafen war, entwiſchten die Knaben in den Wald und waren ſchon weit entfernt, als der Menſchenfreſſer am Morgen aufwachte und den Schaden beſah. Sogleich zog er ſeine Siebenmeilenſtiefeln an und holte die Knaben bald ein, fand ſie aber nicht, weil ſie ſich unter einen Stein verkrochen hatten. Gerade hier ruhte der Oger aus und fiel bald wieder in Schlaf. Da zogen ihm die Knaben leiſe ſeine Siebenmeilenſtiefeln aus und weil die letztern die Eigenſchaft hatten, ſich je nach dem Fuß ihres Beſitzers zu richten, ſo zog ſie der kleine Däumling an und ſie paßten ihm vortrefflich. Alsbald kehrte er in des Ogers Haus zurück und lockte der Frau deſſelben ſeine Schätze ab. Ferner dient Däumling dem König ſeines Landes im Kriege als Bote, bringt ihm immer blitzſchnell Nachricht, verhilft ihm dadurch zum Siege und wird ſo reich dafür belohnt, daß er ſeine

arme Familie dadurch glücklich macht. Dieſer Däumling hat offenbar die Kleinheit und Klugheit eines Elben. *)

Die elbiſche Hauskatze iſt den Liebenden hold.

Wenn bei der Hochzeit gut Wetter iſt, ſagt man, die Braut habe die Katze gut gefüttert. Grimm, D. M. 282. Katzen zogen den Wagen der Liebesgöttin Freyja. Bei Hüfringen werden Liebende von einer geſpenſtiſchen Katze geneckt, Schnezler, bad. Sagen I. 463. Auf der alten Harzburg hauſen zwölf Katzen und begünſtigen die Buhlereien vornehmer Mädchen. Pröhle, aus dem Harz, 46. Die großen Katzenverſammlungen (Welſ. niederl. Sagen Nr. 246. Kuhn, nordd. S. Nr. 342. Steinau, Sagen 258. Zingerle, Tiroler Sagen 196 ff.) ſind wohl urſprünglich elbiſch zu verſtehen, ſpäter aber bildete ſich der Glauben aus, es ſeyen Hexen, die in Katzengeſtalt ihren Sabbath feiern.

Hinter dem Hexenſabbath in der Nacht des 1. Mai liegt eine ältere heidniſche Feier verborgen, nämlich die einer großen Hochzeit der Elben. Um dieſe Zeit blühen die Bäume und paaren ſich die meiſten Thiere. Es iſt die große Hochzeitfeier der Natur ſelbſt. Noch bis in die neuere Zeit beging man dieſe Feier durch den Eintritt eines geputzten Jünglings, der den Mai oder Frühling vorſtellte und Maikönig, Maigraf ꝛc. hieß. Ihm geſellte man das ſchönſte Mädchen als Maibraut oder Maigräfin bei. Vgl. Grimm, D. M. 736. Darauf bezieht ſich auch das alte Volkslied vom ſiegreich einziehenden König Grunewald. Wurden in der Heidenzeit unter dem ſiegreich einziehenden Paare Götter verſtanden, ſo doch nur Götter der Natur, des Frühlings, der Liebe und in der Eigenſchaft als Beherrſcher des Elbenreichs und ihr großes Gefolge bildeten die Elben. Das Maifeſt war vertreten im Elbenfeſt. In der erſten Mainacht tanzen die Hexen auf dem Blocksberge den Schnee weg. Kuhn S. 376. Sieht man in der Schweiz die Berggeiſter auf den Matten tanzen, bedeutet es ein gutes Jahr. Grimm, D. Sagen Nr. 289. Auch die heute noch überall vom Volk ſ. g. Elbenringe, Kreiſe im Graſe, wo die Elben getanzt haben ſollen, zeichnen ſich durch viel höher und dichter gewachſenes Gras

*) Wenn man will, kann man ihn für eine Perſonification des kürzeſten Tages nehmen. Seine hungernden Eltern würden dann die Noth und Unfruchtbarkeit im Winter, Oger den Winter ſelbſt, deſſen Töchter die Monate im abſteigenden Lichte, Däumlings Brüder die im aufſteigenden Lichte, der Kronenwechſel den Zeitenwechſel, die Zauberſtiefeln den ſchnellen Lauf der Zeit, Ogers verborgener Schatz den Reichthum der im Winter unter der Erde verborgenen Saaten bedeuten.

aus. Wer im Mondſchein in einen ſolchen Ring tritt, muß ſieben Jahre bei den Elben bleiben. Curioſitäten VIII. 237. Die Hexenkönigin zeigt im Tanz einen rothen Schuh. Grimm, D. M. 1025, was den Gansfuß Bertha's zu bedeuten ſcheint.

In den Alpen kehrt oft die Sage von einem oben zwiſchen den höchſten und unzugänglichſten Gletſchern verborgenen Paradieſe wieder.

In Wallis führt dieſes Thal den Namen „Hohenlauben" oder „das verlorene Thal." Es liegt am Monte Roſa jenſeits des Filarhorns. Von da fließt der „große Brunnen" ins Thal von Macugnana hinab. Schott, die deutſchen Colonien in Piemont S. 56. Schon Sauſſure berichtet, ſieben junge Leute von Greſſonay ſeyen einmal da hinauf gekommen und hätten das Thal voll Wald und grüner Waide geſehen, „einen Wohnſitz wilder Thiere". Etwas ganz Aehnliches dürfte „der Thiergarten" bei Mels unſern von Sargans ſeyn, wo man nächtliche Muſik hört und „wo ſich ſonderbare Cirkel bilden." Schweizer Blätter 1832. S. 21. Unter den Cirkeln ſind wohl Elbenringe gemeint. Im Elſaß jagte einmal ein edler Herr im heiligen Forſte und kam an ein Waſſer, jenſeits welchem er eine Inſel entdeckte, wo alle Thiere des Waldes in unzähliger Menge und aufs friedlichſte zuſammenlebten. Aber dieſer ſchöne Hag der Thiere wurde von den Menſchen nicht verſchont, denn derſelbe Herr baute hier die Stadt Hagenau. Strobel, Geſchichte des Elſaßes I. 248. Stöber, Elſäß. Sagen 367. 570.

In andern Gegenden der Schweiz iſt vorzugsweiſe von einem Paradieſe der Gemſen die Rede. Dieſe Thiere, die dem Himmel am nächſten leben, galten auch als beſonders heilig.

Der Freyberg im Glarner Lande hat ſeinen Namen angeblich von der Freiheit, welche daſelbſt die Gemſen genießen. Denn nie darf dort ein Thier geſchoſſen werden, außer zum Braten für eine Hochzeit, weshalb auch der Berg von Gemſen wimmeln ſoll. Reiſen in Helvetien 1778. II. 111. Füßli, Erdbeſchr. d. Eidg. II. 27. Wyß, Idyllen I. 335. Hoch auf dem Mattenberge in demſelben Miſpertthal, das durch den Frevel der Menſchen verödet wurde, hat ſich unſichtbar und unnahbar ein deſto ſchöneres Paradies der unſchuldigen Gemſen und Steinböcke erhalten. Nur ſelten wird es einem Gemsjäger vergönnt, dahin zu gelangen, aber nur um es zu bewundern, denn nie darf er ſich eines Thiers bemächtigen. Grimm, D. S. No. 300. Otte, Schweizer Sagen II. 60. Ein Hirte erwarb die Gunſt einer reizenden Fee, die ihm im Herbſt, als er mit ſeiner Heerde die hohe Matte verlaſſen und ins Thal zurückkehren mußte, verſprach, er werde ſie wiederfinden, wenn er niemals verriethe, daß er ſie kenne, und wenn er niemals Gemſen jage. Nun plauderte er aber ſein Glück aus, konnte daher die Fee nicht mehr wiederfinden und

wurde nun erſt aus Zorn und Trotz ein Gemſenjäger. Als er aber die erſte Gemſe getödtet hatte, erſchien ihm die Fee drohend und er ſtürzte in den Abgrund. Beda Weber, Tirol III. 274. Seidl, Tirol und Steyermark 133. Straß, drei Sommer S. 225. Dieſelbe Sage wiederholt ſich bei Schaubach II. 42, wo es noch beſonders heißt: auf der unerſteiglichen Alpe Morin in Tirol ſollen drei ſelige Fräulein wohnen, die in Geiersgeſtalt die Gemſen beſchützen und den Jägern feind, aber den Hirten freund ſind. Ein Jäger, der eine Gemſe am Sonntag ſchießen wollte, verſteinerte. Schöpyner I. 57. In den Glarner Alpen erſcheint eine weiße Gemſe dem, der ſterben ſoll. Heer, Canton Glaris 319. — Nach einer Alpenſage in den Mémoires de l'Acad. Celt. V. 202 und Wyß, Reiſen 416 herrſchte einſt auf den Alpen das goldene Zeitalter. Die Kühe waren ſo groß und gaben ſo viel Milch, daß man die letztere in große Baſſins füllte und auf Kähnen darin herumfuhr, um den Rahm abzuſchöpfen. So gab es auch einſt im Baverwald eine Ziege, die alle Tage drei Morgen Wieſen abweidete und als ihr eine Zitze weggeriſſen wurde, ſieben Dörfer mit Milch überſchwemmte. Schöpyner I. 88. Eine ähnliche Anſicht vom Paradieſe auf den Alpen hatte man auch im Vorarlberg. Nach Venkun S. 23 trug jeder Halm einſt viele Aehren, bis die Menſchen übermüthig wurden und das Korn in den Koth ſchütteten. Da verſchwand der Segen und ſeitdem trägt jeder Halm nur eine Aehre.

Wenn das verlorne Paradies in der erſten Mainacht wieder ſichtbar wird, wenn mit dem Grün des Waldes auch die Zugvögel zurückkehren, dann ertönt die ſüße Stimme der Nachtigall wie aus einer fremden Welt und in ihr iſt alles Verlockende der Elbenmuſik gleichſam concentrirt.

Aus dem collectaneis Manlii wird im Magicon Isleb. 1597 p. 62, auch in Kornmanni templum naturae hist. und in Wolfs D. Märchen Nr. 58 von einer dämoniſchen Nachtigall erzählt, welche zur Zeit des Conſtanzer Conzils in einem Walde bei Baſel ſo hinreißend ſang, daß Alles herbeiſtrömte, ihr zuzuhören. Als ſie aber einmal gefragt wurde, wer ſie denn eigentlich ſey? erwiederte ſie, ſie ſey die Seele eines Verdammten, und entfloh. Alle aber, die ſie gehört hatten, erkrankten und ſtarben. Nach dem Glauben der Eſthen hat die Nachtigall das Vorſpiel des himmliſchen Spieles, wodurch der höchſte Gott Wäinämöinen gleich Orpheus die Thiere um ſich verſammelt, im Gedächtniß behalten und ſingt nun immerfort durch die Wälder. Hier iſt deutlich ausgeſprochen, die Töne der Nachtigallen ſeyen Erinnerungen aus dem Himmel, und wohl nur, weil damit der heidniſche Himmel gemeint war, konnte in der erſt erwähnten Sage die Nachtigall für eine Verdammte gehalten werden. Im Titurel wünſcht ſich Signe die Stimme der Nachtigall, um ihren todten Geliebten damit wecken zu können, wie der kleine Vogel ſeine Jungen durch Geſang aus dem Ei erweckt. Im Lechrain bitten Sterbende die Mutter Gottes.

ſich um ſeine Genoſſenſchaft nicht umſieht, iſt mehr als einmal in den Zeiten groſſer Meinungskämpfe klar geworden. Die Lichtſtärke einer Meinung ſteht mit der Menge der Farben- und Wärmeſtrahlen, in welche ſie die literariſche und vorzüglich die journaliſtiſche Optik zerlegt, im umgekehrten Verhältniß. Ein altes deutſches Sprichwort empfiehlt jeder Partei, wie ein Mann zu ſtehen. Sie ſollten auch nur wie ein Mann ſchreiben.

Die dritte Urſache der Concurrenz iſt die rein induſtrielle Speculation, die nicht irgend eines gemeinnützigen Zwecks oder um einer Idee willen, ſondern einzig um des Erwerbs willen in die journaliſtiſche Thätigkeit eingreift. Obgleich dieſe Art von Journaliſtik nur eine Schmarotzerpflanze iſt, hat ſie ſich doch bereits ſo gut genährt, daß ſie den Baum, auf den ſie ſich gepflanzt, auszuſaugen droht. Der kaufmänniſche Unternehmungsgeiſt, noch mehr die kaufmänniſche Unabhängigkeit war nothwendig, um Wege zu bahnen, auf die man nicht kommt, wenn man an irgend eine gelehrte Schelle gebannt iſt, wie dies lange Zeit bei den meiſten deutſchen Gelehrten der Fall war. Daher ſind Journale, die urſprünglich nur eine kaufmänniſche Speculation waren, indem ſie die edelſten, bisher ruhenden Kräfte in Bewegung ſetzten, Nationalinſtitute geworden. Allein in dieſen Kräften iſt ein Maß, und ſie haben zuletzt nicht mehr ausgereicht für den unglaublichen Zudrang von neuen Unternehmern, die alle von gleich ausgezeichneten Kräften bedient ſeyn wollten. Die Induſtrie hat ſich nun mit Surrogaten geholfen. Sie hat nicht bloß nachgedruckt, ſie hat auch auf eine feinere Weiſe durch Umſchreiben, Nachahmen und Compiliren das Verdienſt fremder Geiſter ſich zu eigen gemacht. Endlich hat ſie es gewagt, ohne Umſtände den Ruhm zu verfälſchen, und ihre Fabrikarbeit, von namenloſen Pfuſchern zubereitet, für Werke des Genies und des Verdienſtes auszugeben.

Zu den Mitteln, ſich ein Scheinverdienſt anzueignen und den Surrogaten das Gepräge der echten Waare zu geben, gehört unter andern auch die Praxis der fingirten Oppoſitionen. An alle Parteien haben ſich induſtrielle Volontärs angeſchloſſen, denen es auf keine Weiſe mit ihrer Polemik Ernſt iſt, die nur den Ruhm und die Leſer der echten Parteimänner theilen wollen. Sie ſpielen auch wohl gelegentlich die Märtyrer und gehen in ihren Berechnungen ſo weit, ſogar von dem Mitleid, das man den wirklich Verfolgten

ihnen die Nachtigall zu ſchicken, um ihnen das Sterblied zu ſingen. v. Leoprechting, aus dem Lechrain S. 79. Wohl eine uralte heidniſche Erinnerung an den Vogel der Freyja. Daß die Nachtigall als Botin der Liebe galt, erhellt aus einer Menge von alten Volksliedern und aus den Minneliedern des 12. und 13. Jahrhunderts, wo ſie überall den Liebenden zu Dienſte ſteht.

Im Sagenkreiſe der Maifeier bildet der Kukuk einen bemerkenswerthen Gegenſatz gegen die Nachtigall. Während nämlich die Nachtigall als Lichtelbe oder Holde, einem guten Engel gleich, Schutzgeiſt der Liebenden iſt, ſo tritt dagegen der Kukuk als ein Unhold und ſchadenfroher Störefried auf.

In die Mailuſt miſcht ſich etwas Neckiſches und Unheimliches ein. Unter den üppigen Blüthen, die ſich der Sonne öffnen, unter dem ſchwellenden Laube, welches der Wald ausbreitet, niſten Raupen und allerlei ſchädliche Inſekten ſich ein, nach den Hexenproceſſen vom Teufel mit den Hexen erzeugt. Als der mythiſche Vater dieſes erſt ſpät und mitten in der geſundeſten Fülle der Vegetation zu deren Verderben erzeugten Geſchmeißes der Würmer, Raupen, Käfer, Fliegen ꝛc. gilt aber, nach einer ohne Zweifel viel ältern heidniſchen Vorſtellung, der Kukuk. Indem man den Schaum, den die Schaumcikade an Weiden anhängt, für den Speichel des Kukuks hielt, glaubte man, aus ihm entſtehe das Ungeziefer. Conrad von Megenberg, Buch der Natur, 1482 S. 81. Rollenhagen, Wunderb. Reiſen 189. Breslauer Samml. 1719. April 466. Auch hat die Liebe, die im Mai gefeiert wurde, eine unſittliche und egoiſtiſche Seite und gerade dieſe ſah man vorzugsweiſe wieder im Kukuk vertreten. Wie die Nachtigall der Poeſie der jungen und unſchuldigen Liebe angehört, ſo der Kukuk der burlesken Poeſie des Ehebruchs. Bekanntlich legt er ſeine Eier in fremde Neſter.

An den Kukuk muß der Kiebiz angereiht werden, der gleichfalls ein neckiſcher Elbe iſt und wieder eine andre negative Seite der Liebesfeier im Frühling vertritt, nämlich das Hageſtolzen- und alte Jungfernweſen.

Der Kiebiz ſoll eine verwandelte Frauensperſon ſeyn, die ihrer Herrſchaft eine goldene Scheere ſtahl und ſich anmaß, wenn ſie die Diebin ſey, ſo wolle ſie ein Vogel werden, raſtlos umherfliegend alle Welt Dieb nennen und ihre Kinder in Rohr und Moos gebären. Und ſiehe, ſie wurde auf der Stelle ein Kiebiz, der immer Tyvit, Tyvit ſingt, und deſſen Schwanz noch die Figur einer Scheere bildet. Däniſche Volksſage im Geſellſchafter 1832 Nr. 190. Noch beſtimmter heißt es in Afzelius, ſchwed. Volksſagen III. 244, der Kiebiz ſey eine Magd der Jungfrau Maria geweſen, d. h. der chriſtianiſirten Elbenkönigin. Der Vogel heißt auch Gyritz, daher das berüchtigte „Güritzmoos", wohin die ſpröden Jungfrauen kommen, was man nachher auf alle alte Jungfern

ausgedehnt hat. Vgl. Schmeller, Bayriſches Wörterbuch II. 13. Weber, Tirol II. 17. v. Alpenburg, Tirol S. 351.

Unter den elbiſchen Thieren, die den Menſchen necken, kommt ſonderlich der Haſe ſehr häufig vor. Es iſt eine feine Ironie, daß gerade das furchtſamſte Thier Schrecken einflößen ſoll; das entſpricht aber ganz dem elbiſchen Weſen. Auch ſonſt haben die Haſen viel mit den Elben gemein.

Nach Kuhn Nr. 351 tanzen und ſchmauſen ſie bei Nacht und laſſen einen ſilbernen Becher zurück. Daſelbſt Nr. 305 kommt ein Haſe vor, der am Webſtuhl hilft und ungeheuer viel Leinwand liefert. Am häufigſten ſpottet der elbiſche Haſe des Jägers. Ein gejagter Haſe bleibt plötzlich ſtehen, wird außerordentlich groß und fragt den entſetzten Jäger mit tiefer Stimme: ſind die andern ſchon weg? Wolf, niederl. S. Nr. 387. Ein anderer Haſe, den der Jäger todt glaubt, läuft ihm immer wieder über den Weg, verwandelt ſich endlich in eine große ſchwarze Kugel und läuft hinter ihm her, ſo daß der Jäger in der Angſt auf einen Baum klettert, daſ. Nr. 549. Ein gewiſſer Ulrich, württembergiſcher Diener, hatte einen Haſen gefangen und trug ihn im Sack, als eine Stimme im Walde rief: halt, ich will mit, wo biſt du? „Hier in Ulrichs Sack", rief der Haſe im Sack. Ulrich erſchrack darüber, daß er bald darauf ſtarb. Cruſius, ſchwäb. Chronik III. 7 im letzten Capitel. In vielen Sagen erſcheint der Haſe nur mit drei Beinen.

Elbiſch ſind auch die ſo oft und überall vorkommenden dämoniſchen Thiere, die Nachts dem Wanderer aufhocken und ſich von ihm eine Strecke weit tragen laſſen, geſpenſtiſche Kälber, Eſel, Pferde ꝛc. Zuweilen bezeichnet ſie die Sage als Holz- und Waldweiblein. Von dieſem thieriſchen Alpritt auf offener Straße iſt der Alpdruck im Bette zu unterſcheiden. Die ſchwere Beklemmung im Schlaf heißt Alpdruck. Der Alp wird auch Mare genannt, daher cauchemar im Franzöſiſchen. Auch Wichtel, daher der ſ. g. Weichſelzopf eigentlich Wichtel-, Alp-, Drudenzopf oder Mahrlocke, Mahrflechte heißt und von dem Alp herrühren ſoll, der Nachts die Haare der Schlafenden mit ſeinem Speichel verklebt. Grimm, D. M. 433. Der Alp drückt nicht blos Menſchen, ſondern auch das Vieh im Stalle und macht es ſchwitzen und toben. Erblickt man die Mare oder fängt ſie am Morgen, ſo hat ſie gewöhnlich die Geſtalt eines kleinen Nachtſchmetterlings oder einer fliegenden Feder.

Alle Inſekten galten als böſe Elben, als Genien des Verderbens, welches die ſo ſchön emporgeblühte Pflanzenwelt verunreinigt, zerfrißt und zerſtört. Sie ſind allem Leben und aller Geſundheit feindlich.

Alle innern Krankheiten sind böse Elben und zugleich Insekten. Sie werden in schwarze, rothe und weiße eingetheilt. Kopfweh soll durch einen schwarzen oder verkehrten Elben bewirkt werden. Haupt, Zeitschr. IV. 389. Kuhn, nordd. S. 443. Krankheiten heißen fliegende Elben. Grimm, D. M. 1109. 1115. Auch Hexen gebären die s. g. Elben oder bösen Dinger, die näher als Würmer, Raupen, Schnacken ꝛc. beschrieben werden, hauptsächlich, um damit bei Menschen und Vieh Krankheiten zu erzeugen. Grimm, D. M. 1027. Die in der Teufelsbuhlerei erzeugten bösen Elben in Würmer-, Raupen- und Fliegengestalt werden einem „beigelegt" oder „eingegeben", als Krankheiten. Büsching, wöchentl. Nachr. II. 358 f. Er ist eylse, er hat das Eylse auf dem Leibe, sagt man von den Besessenen und Thörichten. Paullini, zeitverkürzende Lust III. Nr. 93. Elbschuß oder Hexenschuß heißt der Rheumatismus. Mone Anz. VI. 470.

Der gemeinschaftliche alte Name dieses ganzen in der Insektenwelt begriffenen bösen Elbenvolkes ist Schrat, Schretele, Schröter, isländ. skratti, Waldschrat, Nachtschretel.*) Der Name hat sich vorzugsweise im Hornschröter, dem größten aller deutschen Käfer erhalten, der wohl als König des ganzen Schrattenvolks angesehen wurde und auf überraschende Weise in der Sage als ein Feind des Gottes Thor erscheint.

Die Insekten sind der Vegetation eben so feind, wie die Riesen, werden also aus dem gleichen Grunde vom Donnerer verfolgt. In Schweden schließt man beim Gewitter die Fenster zu, damit kein fliehender Troll ins Haus komme. Wenns donnert, sterben die Trollkinder. Wenn die Gewitter nicht wären, würde die Welt voller Trolle seyn. Arndt, Reise in Schweden III. 20. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 207. Die vor dem Thor fliehenden Trolle rollen sich in einen Knäul zusammen und wollen sich verstecken, werden aber von den Mähern im Felde mit Sicheln abgehalten. Afzelius I. 10. Solche s. g. Windknäuel kommen auch in deutschen Sagen vor. Grimm, D. M. 952. Der Hirschkäfer oder Hornschröter heißt in einigen Gegenden Süddeutschlands Donnergueg und Donnerpuppe, in Skandinavien Torbagge. Grimm, D. M. 167. 656. In Schweden heißt er auch Horntroll. Wenn nun nach Grimms D. M. Aberglauben 705 die Meinung herrschte, in ein Haus, in das man den Hornschröter trage, schlage der Blitz ein, so weist dies ausdrücklich auf die Vorstellung hin, nach welcher dieser Käfer ein Troll

*) Grimm, D. M. 448 weiß das Wort aus keiner deutschen Wurzel zu erklären und denkt an das slavische skryti (celare, occulere). Schmeller B. W. III. 519. 522 hält die deutsche Abstammung fest und denkt an Scherzen. Ich glaube dagegen, man müsse an kratzen, schroten und schreiten denken, was beides im Hahnenschrat verbunden ist, dem Kratzen mit dem Fuße. Das stimmt auch am besten zu dem kribbelnden, kratzenden und stechenden Wesen der Insekten, gerade zu dem, weshalb diese Thiere unsern Vorfahren widrig waren.

iſt, der vom Donnerer verfolgt wird. Aus demſelben Grunde heißt dieſer Käfer in der Volksſprache auch Feuerſchröter, Fürböter, Börner (Brenner) und Hausbrenner und man ſagt, er trage glühende Kohlen auf ſeinen Hörnern und zünde Häuſer an. Hellmuth, Volksnaturlehre 1811. S. 541. Naturgeſchichte zur Dämpfung des Aberglaubens 1793 S. 79. Wie das unſchuldige Thierchen zu dieſem Verdacht gekommen iſt, läßt ſich nur erklären, wenn man annimmt, es ziehe als von Thor verfolgter Troll den Blitz, alſo auch den Brand hinter ſich her. — Der röthliche Saft, den die Schmetterlinge an die Bäume ſetzen, wurde für das Blut der vom Teufel verfolgten und verwundeten Schretlein gehalten. Man glaubte, ſie ſchlüpften ins Innere der Bäume hinein, um ſich vor ihm zu retten und ließen jene Blutſpuren außen zurück. Kornmann, mons Veneris, 1614 p. 161. Es kann wohl kein Zweifel ſeyn, daß unter dem Teufel hier Thor verſtanden werden muß. Daher wiederholt ſich auch von den Aſtlöchern und gekrümmten Aeſten, aus denen der Schretlein Blut fließt, ganz das nämliche, was von den Martinslöchern und Hohlfelſen, als Wunden der Rieſen galt. Läßt man die Saat durch das Aſtloch eines Sargbrettes laufen, ſo können die Spatzen der Feldfrucht nicht ſchaden, ſagt Breitenſtein in ſeiner Geſchichte des Sperlings S. 88. Vgl. Sympathetiſcher Miſchmaſch 1705 S. 104. Man ließ Kranke durch die Krümmungen der Aeſte einer alten heiligen Eiche bei Wittſtock hindurchkriechen, um ſie zu heilen. Temme, Sagen der Altmark S. 116. Ebenſo in Schweden, wo auch ſchwere Geburten durch daſſelbe Mittel gefördert wurden. Aſzelius, ſchwed. Volksſ. II. 305. Sofern es ſich aber hier um Elben handelt, glaubte man auch durch ſolche Aſtlöcher, in welche die Schretlein flüchteten, ins Geiſterreich, d. h. Elbenreich hineinblicken zu können. 138 Geheimniſſe, 1726 S. 112. Elfbore, Weg der Elfen, heißt das Aſtloch in Schottland. Nach Molbeck dial. lex. 99 lockt man die Elbfrau aus 15 Eichenaſtlöchern durch eine Beſchwörung. Und daſſelbe glaubte man bewirken zu können, wenn man durch den gekrümmten Arm ſah, nachahmend die Krümmung der Baumäſte. Vgl. Grimm, D. M. 1119. Haupt, altd. Blätter I. 289.

Aus dem Kampf des Donnerers gegen die Schretlein erklärt ſich auch, daß die ſ. g. Alpgeſchoſſe, Donnerkeile (Belemniten) nicht blos als von Zwergen für den Thor geſchmiedete Blitze (Grimm, D. M. 170. 429), ſondern auch als von ihm gegen die Schretlein und böſen Elben geſchleuderte Blitzſteine gedacht werden können.

4.

Dämoniſche Liebe im Märchen.

Zu den ſchönſten, aber auch am ſchwierigſten zu erklärenden Märchen gehören die, in welchen der Menſch ſich mit einem dämoniſchen oder geſpenſtiſchen Weſen liebend verbindet. Solcher Weſen ſind vielerlei, ſogar Rieſinnen, wie die rauhe Elſe, die ſich mit Wolfdietrich verbindet, Nixen, deren ſchon erwähnt iſt, die unter dem Namen der Waldminnen bekannten ſchönen Elben, und zärtliche Elbenköniginnen. Dann auch häßliche Thiere, in denen aber die Seelen edler Weſen verborgen ſind, ſofern ſie ſich nur in einem Verwünſchungszuſtande befinden. Ferner die räthſelhaften Mahren, die als Alp den Menſchen drücken und ſich in ſchöne Frauen verwandeln können. Endlich die Schwanjungfrauen, in denen wir die nordiſchen Walkyrien wiedererkennen. Wie verſchiedenartig nun auch alle dieſe dämoniſchen Weſen ſind und was immer die Verbindung derſelben mit Menſchen im alten Heidenglauben bedeutet haben mag, ſo liegt dieſen wunderbaren Liebesgeſchichten des deutſchen Volksmärchens doch zunächſt ein tiefes Gefühl für das Dämoniſche in der Liebe überhaupt zu Grunde.

Rein elbiſch, Genien des Waldes, ſind die Waldminnen oder Waldfrauen, wilde Fräulein ꝛc. Wie irdiſche Männer mit dämoniſchen Frauen, ſo haben auch umgekehrt männliche Dämonen mit irdiſchen Frauen zu thun. Sehr oft erſcheinen die Zwerge und Elben, gleich den Waſſermännern, buhleriſch. Am meiſten gilt das von Alberich (franz. Oberon), dem Beherrſcher des Elbenreichs, den wir oben ſchon als Vater des König Otnit kennen gelernt haben. Sein Weſen iſt neckiſcher Muthwille mit überlegenem Verſtande in kleinem Leibe. Doch iſt er auch wieder nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr ähnlich iſt ihm hierin der gleichfalls ſchon erwähnte kleine König Laurin. Desgleichen die Zwergkönige Gibich und Goldemar, Volmar ꝛc.

Am berühmteſten iſt Rübezahl im ſchleſiſchen Rieſengebirge, offenbar ein Elbenkönig. Er hat einen Luſtgarten, wie Laurin. Das bezeichnet ihn als einen Herrn der Vegetation, als Beherrſcher der Kräuter. Die einſt berühmten Kräutermänner des Gebirgs, die von den Heilkräutern Liqueure abzogen, führten ihn im Wappen. Auch fällt ſein Hauptfeſt

auf der Schneekoppe am 15. Auguſt mit der Würz- oder Kräuterweihe der kathol. Kirche zuſammen. Die Quellen über ihn ſind Henelii Silesiographica 1613. Schwenkfelds Schrift über das warme Bad bei Hirſchberg 1619. Aelurii glaciographica 1625. Völkerling, disput. de spiritu Rübezal, Wittenb. 1673. Preusker, Blicke in die Vorzeit II.

Nach dem freilich erſt ſpäteren Volksmärchen des Muſäus raubte Rübezahl die ſchöne Emma, der er Unterhaltung verſchaffte, indem er Rüben in Herren und Damen zu ihrem Dienſt verwandelte, die aber wie Rüben wieder hinwelkten. Er mußte nun neue ſäen und während ſie ihn auf das Feld ſchickte, die Rüben zu zählen, entfloh ſie zu ihrem geliebten Prinzen Rattibor. Seitdem heißt der Berggeiſt Rübezahl, iſt mürriſch und macht böſes Wetter.

Die ſchönen Waldfrauen verlocken gern die Jäger, gewähren ihnen ein hohes Entzücken, gereichen ihnen aber doch meiſt zum Verderben. Sie ſind alſo der wahre Ausdruck jener geheimnißvollen Schönheit des deutſchen Urwalds, des Jägerglücks in tiefer Waldeinſamkeit, aber auch der lauernden Schrecken und Gefahren. Schon Burchard von Worms 19. 5. p. 198[d] nennt ſie agrestes feminae et silvaticae, die ihren Liebhabern bald ſichtbar, bald unſichtbar ſeyen.

In der Meunekenhöhle fand einmal eine Gräfin von Schaumburg ihren Gemahl in den Armen eines ſchönen Wichtelweibchens ſchlafend, ſchnitt dem Weibchen unvermerkt eine blonde Locke ab und zeigte dieſe dann dem Gemahl, als er von der Jagd heimgekehrt war. Er ging in ſich und entſagte der ſchönen Elbin, die aber dafür ſeinem ganzen Geſchlecht den Untergang drohte und die Drohung erfüllte. Gottſchalk, Ritterb. IX. 121. Von Steinau, Volksſ. S. 240. Milder verfuhr unter ähnlichen Umſtänden die Frau eines Bauern zu Anif bei Salzburg, die, als ſie ihren Mann bei einer wilden Frau aus dem Untersberge fand, kein böſes Wort ſagte, ſondern nur das wunderſchöne Haar der wilden Frau bewunderte. Dieſe verſchwand nun für immer, ließ aber ihren Schuh voller Gold zurück. Vrirner Büchlein 10. Panzer Beitrag 13. — Die Frau eines Hirten war nicht ſo ſanft als jene Bauersfrau, ſondern band ihrem Mann heimlich einen Faden an, ging ihm an demſelben nach und überfiel ihn bei dem ſ. g. Salgfräulein, einer Waldelbe, um die ſich wegen ihres ſchönen Geſanges die wilden Thiere ſammelten. Von der eiferſüchtigen Frau entdeckt, verſchwand ſie unter den Steinen. Schriftliche Mittheilung von Prof. Zingerle in Innsbruck. Am Engelſtein in Bayern liebte eine wilde Frau einen Bauern und ſchenkte ihm einmal boshaft einen Gürtel für ſeine Frau; als er aber mißtrauend den Gürtel zuerſt um einen Apfelbaum band, zerriß der Baum. Panzer 17. Ein unſchuldiger Hirt erhielt von der ihn liebenden Waldfrau eine ſchöne Waide, als er ihr aber un-

treu wurde und eine andere heirathete, verſank er ſammt der Braut und der Waide. Wolf, Zeitſchr. II. 352. Ein Bergfräulein unter Falkenſtein liebte einen Sennen und gab ihm jeden Sonnabend die Schürze voll Gold, bis ſie einmal mit ihm belauſcht wurde; da kam ſie nie wieder. Weber, Tirol I. 603. Der Schmied in der Eiſenhütte von Valorve im Juragebirge empfing von einer reizenden Fee, die ihn liebte, Gold und Perlen. Er ſollte ihr aber niemals, wenn ſie von ihm ging, nachfolgen. Da er es aus Neugier doch einmal that, kehrte ſie nie wieder und das Gold, das er von ihr hatte, wurde zu dürrem Laube. Hirtz, Gedichte. Straßburg 1846. 47. Ein Ritter, der unter gleichen Umſtänden ſein Glück ausplauderte, verlor es für immer. v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 90. Ebenſo ein Bauer zu Alten in Tirol. Firmenich II. 699. Eine der reizendſten Sagen iſt die von einem Waldweiblein, das als alte häßliche Zwergin einen jungen Jäger bat, ſie über den wilden Bach zu tragen. Obgleich er ſein Wild dabei ablegen mußte, erfüllte er doch aus Mitleid ihre Bitte. Als er ſie aber hinübergetragen, wurde ſie zur ſchönſten Jungfrau und zauberte ein Schloß hin, in dem ſie lange glücklich mit dem Jäger lebte. Benno, Gedichte. Cöslin 1845. 68. Recht elbiſch erſcheint die Waldminne auch in einer Schweizerſage. Ein vom Jäger verfolgtes Reh verwandelte ſich plötzlich in eine Jungfrau, der Jäger erſchrak darüber, wurde aber von einer unzähligen Menge Zwerge umringt und ſo zerſchlagen, daß er ohnmächtig liegen blieb. Schweizerbl. 1832. 46.

Ungewöhnlich erſcheint die Sprödigkeit eines ſeligen Fräuleins in Tirol. Als ein Knappe aus dem erzreichen Schneeberg ſie zur Liebe zwingen wollte, hauchte ſie ihn an und verwünſchte ihn mit allen Bergleuten. Weber, Paſſeir S. 260. Das mahnt an die keuſche Unnahbarkeit der heiligen Urwälder und Gewitterſeen.

Zu den merkwürdigſten Vorſtellungen unſres heidniſchen Alterthums gehört die, wonach auch die inſektenartigen Elben, die drückenden Alpe und Mahren, ſich in ſchöne Frauen verwandeln und mit Menſchen zärtliche Verbindungen eingehen. Sie können ſich unendlich klein machen und durch die engſten Löcher ſchlüpfen, gewöhnlich durch Aſtlöcher.

In Smaland kam einmal eine Elbe mit dem Sonnenſtrahl durch ein Aſtloch ins Zimmer, heirathete den Sohn des Hauſes, verſchwand aber ſpäter durch daſſelbe Aſtloch. Afzelius, ſchwed. Volksſ. II. 305. Ein ganz ähnliches Beiſpiel in Wolfs heſſiſchen Sagen Nr. 95. Nach einer merkwürdigen Sage Vorarlbergs bei Bonbun, 2te Aufl. 26. haſpelt ſich eine Mahr zu Rankweil, da ſie ſich gefangen ſieht, die Därme aus dem Leibe, bis ſie ſo dünn iſt, daß ſie durch ein kleines Loch hinausſchlüpfen kann. Eine Mahr wird durch Verſtopfung des Lochs, durch welches ſie hereingekommen, gefangen, da ſie ſich

aber als ein sehr schönes Mädchen offenbart, vom Hausbesitzer geheirathet. Einmal sagt er zu ihr: was wäre aus dir geworden, wenn ich dich nicht geheirathet hätte! da verschwindet sie für immer. Kuhn, Märk. S. Nr. 48. In einer andern Sage das. Nr. 185 verschwindet sie, weil er sie frägt: woher sie denn eigentlich sey? Eine als kleine Feder im Zimmer fliegende Alp wird als schönes Mädchen gefangen. Bechstein, Thüring. Sag. II. 116. Es noch viele ähnliche Fälle in deutschen Volkssagen.

Bei Kuhn, nordd. Sag. S. 418 heißen die Mahren auch Waldriderske oder Waldreiterinnen und von ihnen sollen die krummen Aeste im Walde eingedrückt seyn. Wo der Ast einen Knorren bildet, soll man sich hüten nahe zu kommen, denn steht man darunter, so fällt ein Regentropfen aus dem im Knorren befindlichen Nest der Mart und auf wen er fällt, zu dem kommt die Mart in der nächsten Nacht. Das bezieht sich deutlich auf die in solchen Baumwinkeln verborgenen Raupennester. Kuhn S. 504 glaubt an die Valkyrien denken zu müssen und macht aus Waldreiterinnen (was ganz auf die Schmetterlinge paßt) Wal- d. h. Todtenreiterinnen. Diese letztere Beziehung, überhaupt der Ernst des Todes und des Heroischen der Valkyrien paßt nicht hieher. Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß zwischen den weißen Nachtschmetterlingen, die zu schönen Frauen werden, und den Valkyrien, die als weiße Schwäne umfliegen und nach Ablegung des Schwanhemds ebenfalls zu schönen Frauen werden, eine nahe Uebereinstimmung stattfindet. Allein die Mahren sind nur eine humoristische Parodie der stets tragischen Valkyrien. Ihr ganzes Wesen ist neckisch und elbisch. Auch bei ihnen kehrt die Beziehung der Insekten auf die Hexen wieder. In vielen Sagen ist die Mahr kein Dämon, sondern ein gewöhnliches Weib, das sich nur verzaubert und in der Gestalt des Alp die Männer plagt. Schambach und Müller, nieders. Sagen Nr. 245. Schöppner Nr. 1316. Wolff, hess. Sagen Nr. 91 ꝛc.

Merkwürdig ist eine niederländische Sage bei Wolf Nr. 515, indem hier eine Wassernixe als Mahr erscheint, welche so lange die Pferde plagt, bis der Knecht einmal die kleine Muschel findet, auf der sie dreihundert Stunden weit über das Wasser gekommen war. Sie erhält die Muschel nur gegen das Versprechen zurück, nie wieder die Pferde zu plagen. Daß hier die Mahr über See kommt, entspricht der Vorstellung, wonach die Mahren aus England, aus der geheimnißvollen Elbeninsel im Westen kommen.

Durchaus verschieden von diesen dämonischen Buhlereien mit den

Mahren erſcheint die ernſte, zarte und tragiſche Liebe der Schwanjungfrauen. In ihnen müſſen wir die Walkyrien wiedererkennen, d. h. jene wunderſchönen Schildjungfrauen (Amazonen), die in Odins Heergefolge reiten und beſtimmen, wer in der Schlacht fallen ſoll, indem ſie ſich unter den kämpfenden Helden Lieblinge auswählen und ſich dann in Odins herrlicher Walhalla zu ihnen geſellen. In ihnen waltet nicht mehr die Sinnlichkeit, ſondern ein Zug zum Idealen. Mittelſt des Schwanhemdes können ſie ſich in Schwäne verwandeln und ſtehen desfalls in einem nicht zu verkennenden Zuſammenhange mit der gansfüßigen Bertha. Es ſind Lichtweſen, Töchter des Himmels, der reinſten Güte, aber ſie ſind auch ſtark und ihren Lieblingen überlegen in ſittlicher Kraft. Vor allem fordern ſie Treue. Sie wiſſen die Zukunft voraus und verkünden den Tod. Die zahlreichſten Sagen von ihnen haben ſich in Skandinavien erhalten. Vgl. m. Odin S. 302 f. Am häufigſten kommen drei badende Jungfrauen vor, die ihre Schwanhemden am Ufer haben liegen laſſen und nun dem zu eigen ſeyn, oder ihm wenigſtens die Zukunft verkündigen müſſen, der ihnen die Hemden geraubt hat. So zwingt ſie im Nibelungenliede Hagen, ihm zu weiſſagen. Vgl. Muſäus Volksmärchen „der geraubte Schleier“. Leider hat ſich auf deutſchem Boden nichts von dem wundervollen Helgiliede der altnordiſchen Edda erhalten, worin Helgi's Liebe zur Schwanjungfrau Kara in unübertrefflichem Reize geſchildert iſt. Aber wir haben einen Erſatz in der ſchönen Sage vom Stauffenberge.

Der Stauffenberg iſt ein altes Schloß in der Ortenau, worauf der Ritter Petermann der Texringer hauste. Derſelbe wollte zu Pfingſten in die Meſſe reiten, ſah aber unterwegs eine liebliche Fee auf einem Felſen einſam ſitzen und ein Gewand ſticken. Das verlocket ihn ſo, daß er nicht zur Meſſe kam, ſondern mit der ſchönen Fee in Luſt zubrachte und ihr Treue bis zum Tode zuſchwur. Von der Zeit an beſuchte ſie ihn heimlich; aber ſeine Verwandten verlangten, er ſolle heirathen. Die neue Kaiſerwahl zog ihn nach Frankfurt, wo er im Turnier den Preis errang und der Kaiſer ſelbſt ihm ſeine Tochter zur Frau anbot. Da widerſtand er nicht und ſchickte ſich zur Hochzeit an. Die Fee erſchien ihm drohend, es werde ſein Tod ſeyn, und zum Zeichen ſeines nahen Todes werde ſie ihren weißen Fuß aus der Decke des Saales hervorſtrecken. Er glaubte ihr nicht und vollzog die Hochzeit; da ließ ſich gerade über der Tafel der blendend weiße Fuß der Fee an der Decke ſehen, und der Ritter erbleichte, ſagte ſeiner Braut, er müſſe ſterben, ſchickte zum Geiſtlichen, beichtete und ſtarb. Altdeutſches Gedicht, herausg. zu Straßburg 1588.

1589 ꝛc. und wieder 1823 von Engelhardt. Der Fuß an der Decke erinnert auffallend an den Schwanfuß der Kara, der aus der Luft herabhängend ihr von Helgi abgehauen wird, und bezeichnet ſie als Walkyrie.

Beiläufig ſey erwähnt, daß der mythographus Vatic. I. 81 eine ſehr ſchöne, wahrſcheinlich unſerem Norden entlehnte Sage von einer Schwanjungfrau enthält.

In mehreren Sagen buhlt ein Dämon als Schlange mit einer Jungfrau. Die Schlange bedeutet hier wohl die unter der Erde verborgene Fruchtbarkeit der Natur überhaupt, dann in engerem Sinn den genius loci, und die Abſtammung von ihm iſt die Ehre der aborigines. Odin ſelbſt verwandelte ſich einmal in eine Schlange und buhlte mit einer Jungfrau, um den Unſterblichkeitstrank zu gewinnen. Die Herren von Drack ſollen von einem Drachen abſtammen. Wolf, deutſche Märchen Nr. 244. Sehr alter Mythus ſchimmert aus folgendem Märchen heraus.

Ein Mann hatte drei Töchter, der brachte einmal am Jahrmarkt der älteſten ein goldenes Spinnrad, der zweiten einen goldenen Haſpel, der dritten, welche Ode hieß, aber nur eine Schlange mit. Die Schlange ſollte vor der Hausthüre ſchlafen, aus Mitleid ließ ſie aber Ode ins Haus, dann ins Zimmer und endlich, weil es ſo kalt war, auch ins Bett. Da verwandelte ſich die Schlange in einen Prinzen und heirathete Oden. Müllenhoff, holſt. Sagen S. 383. Das Spinnen bezieht ſich auf die Winterzeit, in der am meiſten geſponnen wird und in der die Naturgöttin neue Lebensfäden und das neue Kleid der Natur ſpinnt.

Im Schwanritter gibt ſich gleichfalls ein göttliches Weſen zu erkennen, von dem Fürſtengeſchlechter abſtammen, in ihm aber liegt ein Zug zum Hohen und Idealen, wie in den Schwanjungfrauen. Er iſt ein Lichtweſen. Sofern er aber über Meer kommt, kann ſeine Sage die Abſtammung von einem edleren, von fernher über See gekommenen Volke bedeuten.

Nach Vincent. Bellovac. spec. hist. ſchwamm einmal bei dem Pallaſt Juvamen im Erzbisthum Köln ein Schwan heran, der an ſilberner Kette einen Kahn zog, auf dem ein unbekannter Kriegsmann ſaß. Dieſer ſtieg aus, als gerade viele Fürſten und Herren in dem Pallaſt waren, nahm eine Frau und hatte Kinder mit ihr, als aber einmal der Schwan mit dem Kahn zurückkam, ſtieg er ein und verſchwand mit ihm. Nach Gerhard von der Schuiren in Hoyps Beſchreibung der Grafen zu Cleve 1655 S. 148 f. ſaß Beatrix, des Herzogs Tochter von Cleve, am Rhein auf der Burg zu Nimwegen, da kam der Schwan mit goldener Kette geſchwommen, ziehend einen Kahn, auf welchem

zollt, ihre Procente zu ziehen. Dieser Art von Industrie muß sehr Vieles zur Last gelegt werden, was man fälschlich den wirklich bestehenden Parteien und ihren Ueberzeugungen zugeschrieben hat. Gar manche Caricatur hatte nur diesen Ursprung, und wie viel fades Raisonnement gehört auf diese Rechnung! Auf die mannichfachste Weise sind die ursprünglichen Physiognomien der entgegenstehenden Zeitansichten durch die Industriellen, die ohne Ueberzeugung, nur der Mode und des Gewinns wegen mitschreiben, verzerrt und verwischt worden.

Auch hat sich das Publikum fast immer irre leiten lassen und es der Industrie so recht bequem gemacht. Seine Einsicht ist nicht bloß der schlauen Täuschung erlegen, es hat sich auch geduldig bruskiren lassen. Es hat Schriftsteller und literarische Fabriken der schlechtesten Kategorie nicht nur geduldet, sondern auch ihre Namen neben den edelsten, welche die deutsche Wissenschaft und Kunst verehrt, glanzen lassen. Es hat gekauft, gelesen, bewundert, was es hätte mit tiefster Verachtung von sich stoßen sollen.

Nicht ohne guten Grund pochen nun die Industriellen auf die Gunst des Publikums. Das Publikum war für ihre Machwerke empfänglich, die Industrie hat also nichts anders gethan, als einem Bedürfniß, das in der Zeit lag, abgeholfen. So scheint es freilich; allein das Publikum besteht aus gar mancherlei Bestandtheilen und grade diejenigen, auf deren noch unreifes Urtheil, auf deren jugendliche Verführbarkeit, auf deren rohe Erziehung und Bildung oder auf deren schon ganz verdorbenen Geschmack die Industrie speculirt, dürfen nicht als Richter in letzter Instanz anerkannt werden, so viel ihrer auch seyn mögen. Jene Jugendverderber, welche die weisere Gesetzgebung früherer Zeiten schonungslos strafte, durften sich nicht darauf berufen, daß die Jugend ihnen zugestimmt habe. Sind böse Begierden erregt, sind krankhafte Bedürfnisse erzeugt worden, so muß man diese nicht für die wahre Natur anerkennen, sondern die Natur muß sie mit aller Kraft ausstoßen. So wenig der Branntwein, über dessen Verheerungen man jetzt klagt, ursprünglich das Bedürfniß der nordischen Bevölkerungen war, so wenig war es die Lektüre schlechter Bücher und Journale. Eine gemeinschädliche Industrie hat erst dieses unnatürliche Bedürfniß in der Natur hervorgerufen, indem es sie verdarb. Die Industrie an sich ist nicht moralisch. Sie

der fremde Ritter Helias mit goldenem Schwert, Hüfthorn und einem köſtlichen Ringe faß. Der heirathete ſie, als ſie ihn aber gegen ſein Verbot nach ſeiner Herkunft frug, verſchwand er. Nach der däniſchen Chronik von Karl dem Großen, citirt von Görres, Lohengrin LXXIII war die Dame Eliſa, Schweſter Karls des Großen, das Schloß Reinsberg, der Ritter Gerhard Schwan, das Band des Schwans ein ſeidenes. Der Kaiſer macht den Ritter zum Herzog von Ardennen. Nach dem Schwanritter, einem altd. Gedicht des Conrad von Würzburg, abgedruckt in Grimms altd. Wälden III. 49 f. iſt die Dame die Wittwe des Herzogs Gottfried von Bouillon und ſoll ihr Erbe an den Sachſenherzog verlieren. Karl der Große will die Sache durch einen Zweikampf entſchieden wiſſen, da kommt der Schwanritter, beſiegt die Sachſen und heirathet die ſchöne Wittwe, die aber auch er verläßt, als ſie aus Neugier nach ſeiner Herkunft fragt.

Wie die Fürſten von Cleve, von den Ardennen, von Bouillon, ſo führen auch die von Brabant ihren Urſprung auf den unbekannten Ritter zurück, dem ein Schwan den Weg ins Land und in das fürſtliche Erbe gewieſen.

Salvius Brabon, ein junger Held im Heere des Julius Cäſar, kam einmal an den Niederrhein bei Cleve und ſah daſelbſt einen Schwan, der mit ſeinem Schnabel in einen Kahn biß. Neugierig trat er hinzu, ſtieg in den Kahn und ruderte dem Schwane nach, der freudig immer vor ihm her ſchwamm bis zum Schloſſe Megen. Da ging der Schwan ans Land, flog auf und zum Schloßgraben hin, wo ihn eine edle Frau liebkoſte und fütterte. Brabon ging ihm nach und wollte ihn, da er ihn wiederſah, mit einem Pfeil erlegen; aber die edle Frau rief ihm auf griechiſch zu: tödte mir den Schwan nicht! Höchſt erſtaunt, in dieſem wilden Lande griechiſche Laute zu vernehmen, frug B. wer ſie ſey? und erfuhr, ſie ſey Germana, eine Tochter des römiſchen Proconſul Lucius Julius und des Julius Cäſar Schweſter, die einſt von dem ſchönen Königsſohn Karl Ynach aus Rom entführt worden. Der Schwan aber ſey einmal, von ihres Gatten Pfeil verletzt, in ihren Schooß geflogen, in dem ſchönen Thale, das ſeitdem das Schwanthal (vallis cignea, Valenciennes) heißt; ſie habe ihn bei ſich behalten und auch ihre Tochter nach ihm Swana genannt, ihr Gatte Karl Ynach aber habe mit Arioviſt verbündet gegen Cäſar gekämpft und ſey in der Schlacht umgekommen. Da nahm ſich ihrer nun Brabon als guter Ritter an, verſöhnte ſie mit Julius Cäſar, heirathete ihre ſchöne Tochter Swana, wurde Statthalter in den Niederlanden und gab dem Lande forthin den Namen Brabant. Von der Germana aber wurde Deutſchland Germania genannt. Dieſe ſeltſame Fabel ſteht in Johan le Mairo, illustrations de Gaule. Paris 1548. III. 20. Ausführlich mitgetheilt in Grimms deutſchen Sagen Nr. 533. Ferner in der allervortrefflichſten Chronik von Brabant und in Wolfs niederländ. Sagen S. 68. Daß Valenciennes noch den Schwan im Wappen führe, bemerkt Wolf, niederl. Sagen S. 681.

Auch die Herren von Arkel ſchreiben ſich von einem Ritter Jan von Pierlepont (einem Nachkommen der Haimonskinder) her, der von einem Schwan auf der Alm bis nach Arkel geführt wurde. Wolf, niederl. S. Nr. 23.

Ein merkwürdiges noch hieher gehöriges Gedicht iſt der Lohengrin, fälſchlich dem Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben, aber ſpäter, nach der Vaticaner Handſchrift edirt von Görres, 1813.

Lohengrin, Parcifals Sohn, iſt Ritter der Tafelrunde an Artus Hof, wo auch der Graal gehütet wird. Da hört man ein wunderbares Geläut und der Graal erklärt, was es bedeute. Die ſchöne Herzogin Elſany von Brabant iſt nämlich von einem ihrer Vaſallen, dem Drachentödter Telramunt, der ſie mit Gewalt heirathen will, hart bedrängt und klagt Gott ihr Leid. Da klingt die Glocke am Fuße eines ihrer Falken ſo hell, daß man es an Artus Hofe hört. Nach Anweiſung des Graales wird nun Lohengrin auserſehen, der Dame zu helfen. Ein Schwan kommt mit einem kleinen Kahn herbei, Lohengrin ſteigt ein und der Schwan zieht ihn fort, ihn unterwegs mit weißen Oblaten nährend und ſüß wie ein Engel ſingend. Bei Antwerpen landet er, ſchlafend im Kahn. Alles ſtaunt über ſeine Schönheit. Erwachend kämpft er mit Telramunt, beſiegt ihn und heirathet die ſchöne Dame ſelbſt. Doch verbietet er ihr, je nach ſeiner Herkunft zu fragen. Er ſteht dann dem deutſchen Kaiſer Heinrich gegen die Ungarn, und mit Heinrich dem Pabſt gegen die Sarazenen bei. Nach ſeiner Rückkehr zu Elſany kann dieſe in einer zärtlichen Nacht die Neugierde nicht überwinden und iſt dazu von einer Freundin, einer Gräfin von Cleve, aufgereizt, kurz ſie thut die verbotene Frage, weil ſie ja doch wiſſen müſſe, wer ihrer Kinder Vater ſey. Da ruft Lohengrin das Volk zuſammen, erklärt öffentlich, wer er ſey, nimmt aber auch für immer Abſchied und fährt mit dem Schwan, der ſich mit dem Kahn wieder eingefunden, auf und davon. — Eine willkührliche Verbindung der ſchönen und uralten, an der Nordſee heimiſchen Schwanſage mit dem Artuskreiſe.

5.

Wintermärchen.

In den alten Wintermärchen unſres Volks ſpielt ein wilder Mann, Bärenhäuter, rußiger Bruder, und wie er ſonſt heißt, die Hauptrolle. Wir erkennen in ihm das Urdeutſche. Bärenhäuter iſt ein uralter Schimpfname der Deutſchen und läßt ſich vielleicht, wie ſchon Cluveri Germ. antiqu. I. 16 gethan hat, bis auf den Tacitus zurückführen, der wenig-

ſtens in der Germania 15 unſern Ahnherrn vorwirft, wenn nicht Krieg oder Jagd ſie aufgeſtört hätten, ſeyen ſie faul daheim gelegen, nur dem Eſſen und dem Schlafe fröhnend. Auch das hieher gehörige Sprichwort „auf der Bärenhaut liegen“ ſcheint ſehr alt zu ſeyn. Das Fell der auf der Jagd erlegten Bären diente aber nicht blos zum Lager, ſondern auch zum Kleide. Der Name Bärenhäuter iſt daher wohl viel älter, als die ſ. g. Geſchichte des erſten Bärenhäuters, die im 17. Jahrhundert durch den „Abentheuerlichen Simpliciſſimus“ verbreitet wurde. In dieſem berühmten Romane, worin alle Wildheiten des dreißigjährigen Kriegs geſchildert ſind, heißt es nämlich:

> Nach der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis verirrte ſich ein Landsknecht auf der Flucht in einem Walde und mußte hier ſieben Jahre lang einem Geiſte dienen, ohne ſich jemals waſchen, noch Haare und Nägel abſchneiden, noch die Haut des großen Bären ablegen zu dürfen, den er erſchoſſen hatte. Nachdem er dieſe ſchmutzige Probe glücklich überſtanden, wuſch ihn der Geiſt im Rheine ab und überhäufte ihn mit Glücksgütern, worauf er ein ſchönes Mädchen heirathete. In Happels rel. cur. II. 712 wird dieſelbe Geſchichte erzählt und nur die Schlacht bei Nikopolis mit der von Narva vertauſcht. Das nämliche wird in Grimms Märchen Nr. 100 von „des Teufels rußigem Bruder“ erzählt. Hier iſt es ein abgedankter Soldat, der unter denſelben Bedingungen wie oben ſieben Jahre dem Teufel dient. Sein Amt iſt, das Feuer an den Töpfen zu ſchüren, in denen die Verdammten ſtecken. Aus Neugier öffnet er einige Töpfe, findet darin ſeine ehemaligen Unter- und Oberoffiziere, deckt geſchwind wieder zu und macht das Feuer noch einmal ſo heiß. Als der Termin abgelaufen iſt, entläßt ihn der Teufel mit einem Ranzen voll Auskehricht, der zu Golde wird. Da er überdieß in der Hölle die Muſik gelernt hat, entzückt er als Spielmann einen König dergeſtalt, daß er deſſen Tochter zur Ehe bekommt. Ein ganz ähnliches Märchen bei Müllenhoff Nr. 502 und Firmenich, Völkerſtimmen II. 551.

Wir erkennen hier ſchon, daß ſich alter Naturmythus an die Geſtalt des Bärenhäuters anknüpft. Bärenhaut und Ruß ſind Symbole des Winters, das zu Gold werdende Auskehricht ein Symbol der Arbeit im Winter, die Kunſt des Spielmanns gehört ebenfalls zu den Winterbeſchäftigungen. Für die Arbeit im Winter wird der Geduldige im Frühling belohnt. Auch die nordiſche Edda kennt dieſe Symbolik, denn nach ihr wäſcht und kämmt ſich Vali, der junge Frühlingsgott, ſo lange nicht, bis er den Tod ſeines Bruders Baldur gerächt haben wird. Die altdeutſche Sitte, ſich nicht zu waſchen und das Haar nicht zu ſchneiden, bis man

ein Gelübde erfüllt hat, wurde auf den Mythus angewandt und unter dem jungen kräftigen Bärenhäuter oder rußigen Bruder iſt immer das im Winter dienende, gefangene, entſtellte und verhäßlichte Naturleben zu verſtehen, welches ſich im Frühling ſiegreich wieder verjüngt, reinigt und verſchönert, nachdem es die feindliche Macht des Winters überwunden hat. In den rußigen und pelzigen Geſtalten unſres Märchens aber erkennen wir außer jenem Vali deutlich auch den Thor wieder, den alten Donnergott, der in den erſten Frühlingsgewittern die Eis- und Sturmrieſen des Winters beſiegt und vernichtet. Ihn macht der Hammer kenntlich. Mit Recht hat man in den ſchmutzigen und dummen, aber ſtarken Knechten des Volksmärchens außer den genannten Göttern auch noch den Wodan ſelbſt im Knecht Ruprecht und den Fro im h. Nicolaus (dem ſ. g. Aſchenklas) wiedererkannt, welche beide in der Wintermitte umgehen, böſe Kinder erſchrecken und gute belohnen.

Als Donnergott gibt ſich der ſtarke Hans eines Tiroler Volksmärchens zu erkennen (Zingerle Nr. 18). Derſelbe iſt ſo ſtark, daß er alles zerſchlägt, was er nur anfaßt. Sein Vater ſchickt ihn in die Hölle, um dem Teufel ein Haar auszureißen. — Ein andrer Hans wurde mit ſeiner Mutter im Walde von zwei Räubern entführt, als er aber zwölf Jahre alt war, ſchlug er alle Räuber in der Höhle todt und nahm den Tannendreher, der Tannen wie Seile drehte, und den Felſenklipperer, der mit bloßer Fauſt Stücke vom Felſen ſchlug, zu Gefährten an. Während zwei jagten mußte einer daheimbleiben. Als der Tannendreher daheim ſaß, kam ein Zwerg zu ihm und wollte Fleiſch, und da er es ihm nicht geben konnte, empfing er von dem Zwerge furchtbare Schläge. Am andern Tage ging es dem Felſenklipperer ebenſo. Am dritten Tage aber überwältigte Hans den Zwerg, verfolgte ihn in ſeine Höhle und befreite hier eine ſchöne Jungfrau von ihren Ketten. Zwar wurde ihm die Jungfrau noch einmal von ſeinen beiden Gefährten entführt, aber nochmals von ihm befreit und geheirathet, nachdem er die beiden ins Waſſer geſtürzt hatte. Grimms Märchen No. 166. Das iſt der ſtarke Sohn des Winters, ohne Zweifel der Donnerer, der in den Frühlingsgewittern die gefangene Natur befreit. Seine beiden Gefährten aber ſind die Stürme, die am Ende des Winters das Eis brechen, und halb noch die böſe Rieſennatur in ſich tragen, halb ſchon dem Sommer dienen. Dieſelbe Mythe wiederholt ſich bei Müllenhoff S. 437. Hier kämpft Hans mit einer eiſernen Stange, und ſtatt der einen Jungfrau befreit er ihrer drei. Vgl. noch einige andere ähnliche Märchen. Grimm. M. III. 166

Der ſtarke Hans, den ſeine Mutter nicht mehr ernähren konnte, nahm bei einem Bauern Dienſte. Beim Holzfällen im Walde wurden ſeine beiden Ochſen

von Bären gefreſſen, er aber ſpannte die Bären ſelber an, um, da der Wagen zerbrach, den ungeheuern Eichbaum, den er gefällt hatte, heimzuſchleifen. Dem Bauer wurde nicht wohl bei der Sache und um den allzuſtarken Knecht los zu werden, ſchickte er ihn in die Teufelsmühle, aber Hans brach dem Teufel die Hörner aus. Als er heimkam, war der Bauer aus Angſt davongelaufen. Hans wurde Soldat und bezwang den Teufel, der alle Nacht der Schildwacht den Hals umdrehte, noch einmal. Nachdem er hundert mit Eiſen beladene Wagen über einen Fluß gehoben hatte, ließ er ſich von dem Eiſen eine große Stange machen und ſchlug damit die feindlichen Heere. Der König ſchenkte ihm zum Dank ein Haus, deſſen Treppen von Eiſen waren, weil ihn keine ſchwächeren getragen hätten, und ernannte ihn zu ſeinem Nachfolger. Eine ſchleſiſche Sage in Hagens Germania I. 288, bei Firmenich II. 345. — Ein anderer Hans ging mit ſeiner armen Mutter, ihren Bruder aufzuſuchen. Unterwegs fand er ein blaues Band, das ihm ſeine Mutter wegzuwerfen rieth, das er aber doch heimlich um den Arm legte und wovon er unüberwindlich wurde. Darauf kamen ſie zu einer Höhle voller Speiſen, an denen ſie ſich ſättigten. Der Bewohner der Höhle, ein Rieſe, kam dazu und nahm die arme Mutter zur Frau. Aus Furcht, der allzuſtarke Sohn werde Unheil anrichten, ſuchte nun die eigene Mutter ihn mit Liſt zu verderben. Sich krank ſtellend verlangte ſie Löwenmilch und hoffte, wenn er Löwen ſuchte, würden ſie ihn freſſen; aber er brachte eine ganze Löwenfamilie lebendig mit. Dann ſchickte ſie ihn um Aepfel zu pflücken in den Garten der drei Rieſen, aber auch dieſe Rieſen erſchlug er und heirathete die ſchöne Königstochter, welche ſie geraubt hatten. Nun raubte ihm aber die böſe Mutter im Schlafe ſein blaues Band und ſtach ihm zugleich die Augen aus. Aber die treuen Löwen beſchützten den Blinden, bis ſie einen Haſen fanden, welcher gleichfalls blind war, aber durch Waſchen in einem Bach wieder ſehend wurde. Nun wuſch ſich auch Hans und erhielt ſein Geſicht wieder. Die Mutter ſtarb aus Zorn. Müllenhoff S. 416. Die Mutter bedeutet wohl den Winter, Hans den Thor, das blaue Band den Himmel, der ſpeiſereiche Rieſe die fruchtbare Frühlingserde, die Erblindung das wieder abſterbende Licht. Man hat hier gleichſam das Bruchſtück einer deutſchen Herakleide.

Der dumme Hans mußte mit ſeinen zwei ältern Brüdern ausgehen, ſich eine Frau zu ſuchen. Die älteren fanden bald eine, Hans aber gerieth in einen tiefen Wald, wo eine Hexe wohnte, deren weißes Pferd er füttern mußte. Da hörte er vor dem Fenſter die Vögel ſingen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem erſten grünen Blatt berühre, das aus der Pappel ſprieße. Hans nahm ein ſolches Blatt und heilte die Prinzeſſin, die er auch heirathete, nachdem er unter den Wurzeln eines Baumes noch zwei Edelſteine gefunden hatte, die ſeine Dummheit in Weisheit umwandelten. Müllenhoff S. 427. Die Hexe iſt die böſe Wintergöttin, das weiße Pferd das gleichſam im Winterſtall zurückgehaltene Sonnenpferd. Unter

der blinden Prinzessin dürfte die im Winter gleichsam erblindete Sonne selbst gemeint seyn, die im Frühling, wenn die Zugvögel zurückkehren und das Laub wieder grünt, geheilt erscheint und ihre alte Kraft wieder gewinnt.

Statt Hans kommt in vielen Sagen auch der Name Peter in derselben Bedeutung vor. Schon Grimm, D. M. XXXVI. hat darauf aufmerksam gemacht, daß auf den in der h. Schrift bekanntlich als etwas hitzig geschilderten Apostel Petrus manches aus der heidnischen Sage vom Donnergott übertragen worden sey, und daß namentlich die Abentheuer, die nach der Volkssage Christus und Petrus auf ihren Wanderungen bestanden haben, auf die mythischen Wanderungen Odins, Hönirs und Loki's zurückgeführt werden müssen. — Der starke Knecht wird als Peter durch den Schmiedehammer ausgezeichnet, was bestimmt auf Thor hinweist.

Nach Wolfs D. Märchen No. 2 wurde der dumme Peter zu Hause schlecht gehalten und mißhandelt und endlich, nur mit einem Hämmerchen versehen in die Welt hinausgestoßen. Drei schöne Jungfrauen nahmen ihn zum Kuhhirten an. Da kam ein silberner, ein goldener und ein diamantener Reiter, die erschlug er alle mit seinem Hammer und stieg unter die Erde hinab zu verborgenen Schätzen, worauf er ganz mit Diamanten bedeckt wieder hervorkam, eine der drei Jungfrauen heirathete und durch seinen glänzenden Besuch seine harten Aeltern beschämte. — Ein ähnliches Wesen war der Schmiedknecht, welcher Dreizehn hieß, weil er die Kraft von dreizehn Männern besaß. Da er alles in der Schmiedwerkstatt zerschlug, schickte ihn der Meister fort. Er nahm Dienste bei einem Bauern, aß diesem aber zuviel, sollte deshalb im Brunnen von einem Mühlstein erschlagen und in der Teufelsmühle vom Teufel geholt werden, was aber alles nicht gelang. So verübte er noch eine Menge Streiche, bis er zuletzt einen ungeheuren Kessel verfertigte und darin eine ganze Stadt wegtrug. Er strauchelte aber und wurde unter ihrer Last begraben. Wolf, D. Märchen Nr. 22.

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten zusammen und kamen in ein wüstes Schloß. Hier blieben sie und richteten sich so ein, daß immer eins das Haus hüten sollte, während die andern draußen wären. Die Nonne hütete das Haus zuerst, da kam ein Männlein, bat um etwas zu essen, aß aber alles auf, was für die drei bestimmt gewesen, und warf die Nonne, die ihn ausschalt, zornig von einer Wand an die andere. Das zweitemal hütete der Bergmann das Haus, da kam das Männlein mit zwei Köpfen wieder und that ihm eben so. Als der Schmied das Haus hütete kam das Männlein mit drei Köpfen, wurde aber vom Schmied mit dem Hammer tüchtig zerklopft und entfloh. Sie folgten ihm und fanden in unterirdischen Sälen zwei gefangene Königstöchter und das böse Männlein, dem sie zwei Köpfe ab-

ſchlugen, worauf er entzaubert und ein wohlgerathner Königsſohn wurde, der die Nonne heirathete, während der Bergmann und Schmied die beiden Königstöchter nahmen. Märchen aus der Ober-Lauſitz in Haupts Zeitſchrift II. 358. Als die Heiden in die Grafſchaft Berg kamen und die alten Einwohner unterjochten, mußte ihnen auf einmal ein junger Burſche, der ſtarke Hermel, Frohndienſte leiſten. Er war ſo ſtark, weil er ſieben Jahre lang an der Mutter Bruſt getrunken. Als er das erſtemal dreſchen ſollte, hob er das Dach der Scheuer ab, droſch ſämmtliches Getreide in einem Augenblicke und fächelte es dann nur mit dem Dache, daß die Spreu abflog. Als er aber Brod daraus backen mußte, aß er es auch allein auf. Da fingen die Heiden an ſich vor ihm zu fürchten, hießen ihn einen Brunnen ausräumen und warfen, als er drunten war, eine ſchwere Glocke auf ihn. Aber er kam lachend wieder herauf, indem er die Glocke als Mütze trug. Da ſchickten ſie ihn zur Teufelsmühle in der Hoffnung, der Teufel werde ihn holen; aber er ſetzte den Teufel auf das umrollende Mühlrad und ſchliff ihm das Hintertheil ab. Die Heiden wußten nun keinen Rath mehr, als den Hermel in die Hölle ſelbſt zu ſchicken, um vom oberſten Teufel ſo viele Schätze zu holen, als er tragen könne. In der Hölle nun forderte ihn der Teufel zu Wettkämpfen auf. Erſt bliesen ſie in ein Horn und Hermel blieb Sieger. Dann warf der Teufel einen ſchweren Stein, als aber Hermel, ehe er den ſeinigen warf, erſt das Höllengewölbe ſtützen wollte, gab der Teufel lieber nach und Hermel kam mit Schätzen beladen wieder ans Tageslicht. Während er aber ſchlief, häuften die Heiden einen Berg von Holz und Stroh um ihn und zündeten ihn an, jedoch umſonſt, denn als er aufwachte, brach er durch das Feuer und ſchlug die Heiden alle todt. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 355 f. Der Herausgeber verſichert S. 362, dieſe Sage gehe noch im Landvolk ſowohl im Bergiſchen, als in der Nachbarſchaft um. Er glaubt die Vertreibung der Heiden durch Hermel auf die Vertreibung der Römer durch Arminius beziehen zu müſſen; doch hat Hermel, wie die übrigen bärenhaften Helden der deutſchen Sage etwas mehr Mythiſches, als Hiſtoriſches, und gemahnt uns an den Thor, namentlich wie derſelbe in der jüngern Edda mit dem Rieſen Utgardaloki wettkämpft.

Hieher gehört auch das ſchöne Märchen von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne. Der ältere lernte brav, der jüngere blieb dumm und konnte nichts begreifen. Dieſer letztere hörte ſo oft die Leute ſagen „es gruſelt mir“ und wußte nicht, was das ſey? Der Küſter wollte es ihn lehren, hieß ihn die Morgenglocke läuten und erſchien ihm am Schallloch als Geſpenſt vermummt, um ihn zu erſchrecken, wurde aber von ihm hinuntergeworfen und brach das Bein. Darauf zog der Junge in die Welt, um das Gruſeln zu lernen. Ein Fuhrmann rieth ihm, eine Nacht unter dem Galgen zu wachen. Er ſetzte ſich nun unter den Galgen und machte, weil es kalt

war, ein Feuer an. Aus Mitleid band er zugleich die Gehenkten ab und ſetzte ſie um das Feuer her, damit ſie ſich wärmen könnten. Erſt als ſie ſeiner Warnung, ihre Kleider in Acht zu nehmen, kein Gehör gaben und anbrannten, wurde er ärgerlich und hing ſie wieder auf. Er lernte alſo auch hier das Gruſeln nicht. Nun ſollte er drei Nächte in einem geſpenſtiſchen Schloſſe zubringen. In der erſten Nacht quälten ihn Hunde und Katzen, die er jedoch todt ſchlug. In der zweiten Nacht fielen Glieder und halbe Leiber von der Decke, ſetzten ſich zuſammen und kegelten mit ihren eigenen Köpfen, der Junge aber kegelte luſtig mit. In der dritten Nacht brachten ſie ihm eine Leiche im Sarge, die er aus Mitleid wärmen wollte und zu ſich in's Bett nahm. Da wurde der Todte lebendig und wollte ihn erwürgen, der Junge aber warf ihn in den Sarg zurück. Ein Rieſe forderte ihn heraus, der Junge aber hieb zum Beweiſe, daß er ſtärker ſey, mit der Axt in den eiſernen Ambos und klemmte, da ſich der Rieſe gebückt hatte, um beſſer zu ſehen, deſſen langen Bart gleich mit dem erſten Hiebe in den Ambos ein. Der Rieſe kaufte ſich durch die Schätze des verzauberten Schloſſes los, deſſen Bezauberung damit aufhörte. Zum Lohn aber gab der König, dem das Schloß urſprünglich gehörte, dem Jungen ſeine Tochter. Nun aber hab ich doch das Gruſeln noch nicht gelernt, ſagte der Junge. Da ſchüttete das Kammermädchen einen Eimer voll kaltes Waſſer mit kleinen Fiſchchen über ihn aus und plötzlich rief er: ah, was gruſelt mir! Grimms Mährchen Nr. 4. Wie trefflich ſind dieſe Märchen erſonnen, um Knaben Muth zu machen.

In einigen Märchen hat ſich das rauhe winterliche Kleid des Bärenhäuters in eine Eſel- oder Igelhaut verwandelt.

In dem lat. Gedicht Asinarius bei Mone, Anz. VIII. 554 f. und in einem deutſchen Volksmärchen bei Grimm Nr. 144 wird der ſchöne Jüngling endlich dadurch befreit, daß man ſeine Eſelshaut, als er ſie einmal abgelegt hat, verbrennt. Eben ſo die Igelhaut in den Grimm'ſchen Märchen Nr. 108 „Hans ein Igel.“

Erſcheinen die Götter in den Wintermärchen durchgängig als ehrlich und treu, ſo läßt ſich dieſelbe Gutmüthigkeit nicht rühmen an der Auffaſſung der Göttinnen. Hier waltet ein viel ſpöttiſcherer Humor und ſelbſt die gefeiertſte und geliebteſte Göttin unſrer heidniſchen Vorzeit, die gute Bertha, wird zum böſen alten Weibe. Frau Holle im nördlichen Deutſchland iſt von J. Grimm längſt als daſſelbe Weſen nachgewieſen worden, wie Frau Perchta im ſüdlichen. Beide kommen in der Weihnachtszeit, um zu ſehen, ob das ganze Jahr über redlich gearbeitet iſt, und um faule Mägde und unartige Kinder zu beſtrafen, denn die allgemeine Hausmutter der Natur ſieht ſtreng auf Ordnung in jedem menſch-

lichen Hause. Die Göttin heißt Percht mit der langen, oder eisernen Nase, Frau Holle mit der Potznase ꝛc. Vgl. Grimm, D. M. 255. Die lange Nase der Wintergöttin bedeutet die Eiszapfen, aber auch die Feuerhaken am Heerdfeuer. Als Riegel, Höllenriegel schließt die Nase das Reich des Winters auf und zu. Bertha öffnet und verschließt die Pforten des Winters wie des Frühlings. Hellriegel ist öfters Name der ſ. g. Großmutter des Teufels. Grimm 223. In Mésangères, dict. des proverbes p. 204 kommt das französische Sprichwort vor: Moucher la chandelle comme le diable moucha sa mère, das Licht putzen wie der Teufel seiner Mutter Nase putzte d. h. indem er sie ihr ausriß. Das Ausreißen der Nase weist wie das Vorschieben derselben als Riegel auf den Eiszapfen hin, dessen Erscheinung den Winter verkündet, sowie sein Verschwinden den Frühling. In einer schlesischen Sage bei Firmenich, Völkerstimmen II. 322 kommt eine böse Hexe vor, welche Menschen frißt, nachdem man ihr aber die Nase abgehauen und mit derselben die Knochen der Todten berührt hat, stehen die Knochen auf, füllen sich wieder mit Fleisch und werden lebendig, d. h. wenn die Eiszapfen schmelzen und das Wasser in die Erde bringt, wachsen die Pflanzen wieder.

Auch weissagte man aus den Eiszapfen die Fruchtbarkeit des kommenden Sommers. Je länger oder kürzer die Eiszapfen, desto länger oder kürzer sollte auch der Flachs gerathen, je durchsichtiger, desto reiner der Flachs. Pachelbl, Fichtelgebirge, 158. Der Flachs weist wieder auf das Spinnen der Göttin zurück.

Hieher gehört ein artiges Volksmärchen.

Arme Leute konnten ihre beiden Kinder, Hansel und Gretel, nicht mehr ernähren, führten sie daher in einen tiefen Wald und ließen sie allein. Sie kamen aber ins Schlaraffenland, fanden ein Haus ganz von Brod gemacht mit einem Dach von Eierkuchen, setzten sich darauf und ließen sichs schmecken. Aber da kam eine Hexe, deren lange Nase fast bis zum Boden herabhing, sperrte den Knaben in den Gänsestall und brauchte das Mädchen als Magd. Endlich wollte sie die Kinder auffressen, aber Gretel war schlau und kam ihr zuvor, indem sie die alte Hexe in den Ofen stieß und verbrannte. Darauf befreite sie ihr Brüderlein und floh mit ihm. Sie konnten aber nicht über ein Wasser, bis eine Ente kam und sie beide auf den Rücken nahm. Stöber, elsäß. Volksbüchlein 102. Das ist ein vollständiger Jahresmythus. Das Schlaraffenland bedeutet den Sommer und den nahrungsreichen Herbst, die Hexe und der Ofen den Winter, das Wasser mit der Ente den wiederkehrenden

Frühling. — Ich rechne hierher auch trotz ihres echt riesischen Charakters die niederländische Walberech, die mir eine Göttin zu seyn scheint. Sie weidete bei Harlem ihr Vieh; als ihr dasselbe von Seeräubern entführt wurde, watete sie ins Meer, holte ihre Thiere wieder aus den Schiffen und trug sie zurück, die Rinder unter dem einen, die Pferde unter dem andern Arme, die Schafe aber auf dem Kopfe, wo sie unterwegs ruhig weideten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 28. Sie dürfte zusammenfallen mit der englischen Hexe Moll Walbee, die in einer Nacht das Schloß Hay baute und im raschen Laufe unter der Arbeit nicht merkte, daß ihr ein Steinchen von 9 Schuh Länge in den Schuh gefallen war. Curiositäten, Weimar 1820 VIII. 240. Ich halte sie für eine dem Frühling günstige Göttin, deren Erinnerung sich noch in der Valentins- und Walpurgisfeier erhalten hat. — Auch Frau Harke treibt in Norddeutschland mit einem Baumstamm als Peitsche allerlei Vieh, das sie in einem Berge verschlossen hat, und straft zugleich wie Frau Holle die faulen Mägde. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 126. Frau Frik in andern Sagen ist das nämliche Wesen (die nordische Frigga).

Ein sehr verbreitetes echt volksthümliches Wintermärchen ist noch folgendes von den drei Spinnerinnen:

Eine Königin hörte im Vorüberfahren das Wehgeschrei eines Mädchens und hielt an. Die Mutter, die das faule Mädchen geschlagen hatte, weil es nicht spinnen wollte, verstellte sich und sagte der Königin, sie schlage das Mädchen, weil es immer spinnen und nichts als spinnen wolle. Ein solches Mädchen wollte die Königin in ihrem Dienste haben, nahm es also mit sich und gab ihr so viel Flachs, daß drei Kammern davon voll waren; wenn sie den gesponnen habe, solle sie den Königssohn zum Mann bekommen. Da saß nun das faule Mädchen unter dem vielen Flachse in großer Noth, als drei häßliche alte Weiber erschienen, eine mit plattem Fuß, die andere mit hängender Lippe, die dritte mit breiten Daumen. Die spannen für das Mädchen allen Flachs und verlangten nichts dafür, als daß sie zur Hochzeit kommen dürften und daß das Mädchen sie ihre Basen nennen sollte. Der Flachs war gesponnen, die Königin hielt Wort, die Hochzeit war da. Die drei Basen fanden sich dabei ein und aßen mit an dem königlichen Tisch. Als sie der Bräutigam frug, woher sie denn den platten Fuß, die hängende Lippe und den breiten Daumen hätten, antworteten sie: vom Treten des Rades, vom Benetzen des Fadens und vom Drehen der Spindel. Da beschloß der Königssohn, seine Gemahlin solle niemals wieder spinnen, damit sie nicht auch so häßlich werde. So wird die Sage in der Gegend von Corvey, in Hessen und auch in Holstein erzählt. Grimm, Märchen Nr. 14. Müllenhoff S. 409. Nach einer andern Erzählung kommt nicht eine Königin vorbei, sondern ein Mann, der das Mädchen nachher heirathet und statt des Plattfußes und Hängemauls haben die ersten beiden Spinnerinnen ein übermäßiges dickes

wird jedes Gift verbreiten, das Käufer findet, im Orient Opium, im Occident ſchlechte Bücher. Sie wird ſelbſt die bisher verborgenen Gifte aufſuchen, um ſie zu verbreiten, wenn und ſo lange ihr die gereifte Vernunft und Moral der Völker keine Schranke ſetzt. Deßhalb wird die literariſche Induſtrie, wenn auch eines ihrer Gifte aus der Mode käme, bald wieder auf ein neues bedacht ſeyn, und die gegenwärtige Erörterung wird gewiß nicht die letzte ſeyn, welche dieſer Gegenſtand veranlaßt.

In der That finden wir uns am Schluſſe unſerer Betrachtungen zu dem beſchämenden Geſtändniß gezwungen, daß wir nicht eigentlich wiſſen, wie dem Uebel abzuhelfen ſey, das unvermeidlich bevorſteht, wenn die Anarchie des öffentlichen Urtheils und die Frechheit der darauf ſpeculirenden Induſtrie nach dem bisherigen Maßſtabe noch ferner zunehmen ſollte.

Ohne Zweifel hat Jedermann ein Recht, mit ſeinen Kapitalien im Buchhandel zu ſpeculiren, wie in jedem andern Handel. Ohne Zweifel hat auch Jeder ein natürliches Recht, ſeine Meinungen zu veröffentlichen, und ſelbſt die Cenſur wendet nichts dagegen ein, wenn dieſe Meinungen nur nicht die der Regierung feindlich berühren. Zudem iſt eine uneingeſchränkte Concurrenz den Wiſſenſchaften und Künſten ſelbſt förderlich, weil ſie einen Wetteifer der Meiſter erzeugt. Und welche ſchreiende Mißbräuche, welche Stagnation, welcher Tod alles geiſtigen Lebens müßte entſtehen, wenn je die Literatur und Journaliſtik zu einem Monopol würden, zu einem Amtsgeſchäft, für welches nur die Staatsgewalt oder eine von derſelben autoriſirte Kaſte befähigen könnte, wie in China?

Wie ſoll nun aber auf der andern Seite Wiſſenſchaft und Kunſt, ja die Geſellſchaft ſelbſt vor dem andern Extrem der **lex agraria** bewahrt werden? denn worauf anders läuft dieſe Concurrenz hinaus, als auf ein agrariſches Geſetz der Literatur, das jede Ariſtokratie des Geiſtes und der guten Sitten aufhebt und das Recht der Autorſchaft in zahlloſen kleinen Portionen an den Pöbel vertheilt? oder das wenigſtens den literariſchen Demagogen und Speculanten zum Vorwande dienen muß, den Geiſtesadel in der öffentlichen Meinung zu ruiniren, wie vormals den Blutadel?

Das natürliche Recht, das jeder hat, zu ſchreiben, was ihm einfällt, erfordert nothwendig eine Einſchränkung durch die Pflicht, die ſich jeder auflegen ſollte, entweder nur Gutes zu ſchreiben,

Hintertheil und eine lange Naſe, das erſte vom vielen Sitzen; die zweite, weil die Naſe je mehr hervortreten ſoll, je öfter die Spinnerin ſich die Lippen ableckt. Prätorius, Glückstopf S. 404. Nach einer dritten Erzählung in Büſchings wöchentl. Nachr. I. 355 hat eine der Spinnerinnen Trieſaugen, weil beim Spinnen immer kleiner Abfall ins Auge kommt.

An die drei Nornen (Parzen) darf man hier nicht denken, wohl aber an die karrikirte Auffaſſung der mütterlichen Göttin in ihrem ſtrengen Winterkleide, an Bertha mit der langen Naſe, an Bertha mit dem großen Maule. Alle drei charakteriſiren die häßliche Winterzeit und deren ſtrenge häusliche Arbeit. Das junge Mädchen, welches dieſer Arbeit entflieht und den ſchönen Königsſohn freit, weiſt auf die Blüthenzeit des Lenzes hin.

6.

Chriſtnachtsmärchen.

Nach einer uralten, weitverbreiteten und bis auf die neuere Zeit im Volk fortlebenden heidniſchen Vorſtellung ruht die Sonne in ihren beiden Wenden zu Weihnacht und Johanni, und dann ſteht die Zeit ſtill und tritt auf eine Stunde lang die Ewigkeit für ſie ein, d. h. alles was in der Zeit getrennt iſt, als Vergangenheit und Zukunft, wird auf einmal zur Gegenwart und was hunderte von Jahren in der Zeit währt, ſcheint hier nur eine Stunde lang zu dauern. Zuweilen treten die Stunden der Tag- und Nachtgleiche (Oſtern und ein Herbſttag) für die Solſtitien ein, und dann in derſelben Bedeutung. Man begreift, welche reiche Quelle von Poeſie aus dieſer Vorſtellung hervorſprang. Unſre Volksmärchen und Sagen beweiſen es.

Indem die Vergangenheit zur Gegenwart wird, leben in den h. Stunden der Sonnenwende die Verſtorbenen wieder auf und zeigen ſich wieder längſt verſunkene, längſt zerſtörte Wohnungen der Menſchen. Am häufigſten kommen in Deutſchland die Sagen von den Geiſterkirchen vor. Ein Schlafender erwacht in der Chriſtnacht, ſieht Licht in einer Kirche und findet dieſelbe voll Geiſter längſt Verſtorbener. Vgl. Grimm, deutſche Sagen Nr. 175. In der Chriſtnacht zeigt ſich daſſelbe Schauſpiel zu Stolberg. Pröhle, Unterharzſagen S. 163. In der Johannisnacht im

Münſter zu Straßburg. Stöber Nr. 356. Unter den faſt zahlloſen Sagen dieſer Art heben wir nur einige beſonders ſchöne hervor.

So die von der Nebelkirche bei Altenſtein in Thüringen. Hier ſtand einſt ein längſt zerſtörtes Nonnenkloſter. Alle ſieben Jahre an dem Tage, an dem es unterging, erblickt man es wieder, aber nur wie aus Nebel gebildet und gleichfalls nebelhafte Nonnen ziehen paarweiſe bei Irrlichtſchein hinein, wobei man auch die Glocke läuten hört. Bechſtein IV. 186. — In Tirol kamen einmal Reiſende in die Kirche von Prazalanza, die längſt durch einen Bergſturz untergegangen war. Ebenſo in die Kirche der längſt untergegangenen Stadt Plurs in Graubündten. Steub, drei Sommer S. 109. Im Nonnenthal bei Neuſtadt an der Hardt hört man alle ſieben Jahre an dem Tage, an dem das Kloſter zerſtört wurde, den Gottesdienſt und Geſang der Nonnen. Schöppner I. Nr. 319. An dem Ort, wo ein Graf von Rotenburg an der Tauber eine Kirche erbauen wollte, aber daran verhindert war, hört man in der Chriſtnacht einen geſpenſtiſchen Gottesdienſt. Benſen, Alterthümer von Rotenburg 57. Wenn zu Biſchofsheim in der Kirche Gottesdienſt gehalten wird, halten ihn auch die Geiſter im benachbarten Walde. Wenn in Aſchaffenburg die Glocken läuten, tönt die im Main verſunkene Glocke unten mit. v. Herrlein, Sag. d. Speſſart. S. 18. Pachelbl, Fichtelgebirge 70. Bei Wertingen hört man eine ſchöne Muſik und riecht zugleich einen lieblichen Duft; wenn man aber näher kommt, wird ein Lärm und Geſtank daraus. Schöppner I. 430. Das verſunkene Dorf Erbrechtshauſen am Roßberge kommt zuweilen bei Nacht wieder zum Vorſchein und dann ſieht man die verſtorbenen Bewohner zur Kirche gehen. Bechſtein, fränk. S. I. 189. Die „heilige Grube“ heißt ein kleiner, aber tiefer See bei Germanſee unfern von Heigerloch. Wer in der Chriſtnacht den Kopf dort unter das Waſſer hält, hört die Nonnen des hier verſunkenen Kloſters ſingen. Mittheilung des Freiherrn Hans von Ow.

In ſehr vielen, beſonders ſüddeutſchen Sagen hört man in den h. Stunden der Sonnenwende unter der Erde Hähne krähen und zeigen ſich längſt verſunkene Burgen oder Städte. In den norddeutſchen Sagen hört man dagegen mehr Glocken unter dem Waſſer läuten und werden unter dem Meer verſchwundene Städte wieder ſichtbar.

In den h. Stunden öffnet ſich das Reich der Todten. Man ſieht das wilde Heer in der Luft, das ſind die im letzten Jahre Verſtorbenen, die gleichſam von der Erde Abſchied nehmend ſich noch einmal blicken laſſen. Oder ein Sterblicher gelangt ins Todtenreich und ſieht längſt Verſtorbene wieder.

Die deutſche Volksſage kennt eine Menge alter Schlöſſer, in denen

von Zeit zu Zeit die vormaligen Eigenthümer derſelben und die Ahnen des ganzen einſt hier herrſchenden Geſchlechts verſammelt geſehen werden. Das Schloß erſteht wieder auf den Ruinen, iſt bei Nacht erleuchtet, man hört Muſik heraustönen. Man findet darin Tanz oder eine Tafel, an der Ritter und Damen ſchmauſen. Immer aber iſt etwas Unheimliches dabei und die Geiſter geben ſich zuletzt als Verdammte zu erkennen.

Solche geſpenſtiſche Gelage werden gemeldet vom Tollenſtein, Schöppner, bayr. Sagen Nr. 1163; vom Lechsgemünd, daſ. Nr. 1168; vom Hochberg, Baader, bad. S. Nr. 67; von der Wetterburg, Schnezler, bad. S. II. 641; vom Räderberg, Grimm, deutſche Sagen Nr. 275; von Godſchee, daſ. Nr. 146; vom Haſelberge, Panzer, Beitrag zur d. Mythol. I. 136; vom Luttenberge, Stahl, weſtph. Sagen I. 53; vom Greifenſtein, Ziehnert, ſächſ. Volksſagen III. 212; von der Burg Sermol bei Laibach, Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 502; von Bodenſtein, v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 165. — Im Stromberg, einem Gebirgsſtrich des ſchwäbiſchen Zabergäu, wurde einſt Graf Albrecht von Zimmern durch einen großen Edelhirſch zu einem Geiſterſchloß verlockt, in welchem er ſeinen Oheim Friedrich und andere Herrn an einer Tafel Mahlzeit halten ſah, aber erfuhr, ſie ſeyen ihrer Sünden wegen ewig verdammt. Zum Andenken gründete der Graf das Kloſter Frauenalp. Cruſius, annales suev. II. 361. Franciſci, höll. Proteus S. 1024. Schreiber, Sagen I. 49. Grimm, D. S. Nr. 528. v. Steinau, Volksſagen S. 110.

Die Vorſtellung, daß die grüne Pflanzenwelt (das Reich der Holden oder Lichtelben) im Herbſte nur unter die Erde entrückt werde, um im Frühling wieder auf die Oberfläche heraufzurücken, liegt allen den Sagen zu Grunde, welche von Menſchen handeln, die mitten im Winter entweder ins Innere der Erde gelangen und dort einen blühenden Sommer finden oder zu denen aus dem Innern Laub und Früchte heraufgebracht werden. Wie man ſich das Grün, welches ſonſt über dem Boden iſt, unter demſelben dachte, erhellt aus vielen Sagen.

Als Hadding einſt im Winter zu Abend aß, reichte ihm eine Erdfrau durch den Fußboden friſches Kraut herauf und führte ihn nachher in ihr unterirdiſches Reich voll von grünem Graſe. Saxo Gramm. p. 16. Ein alter Soldat kam in ein unterirdiſches Reich und brachte als Wahrzeichen von da einen grünen Zweig mit. Grimm, Märchen Nr. 133. Vom Haſelberge brachte eine Magd bei kalter Jahreszeit eine Hand voll grünes Laub, das nachher zu Gold wurde. Panzer I. 137. In Fragant räuchert man am Perchtentage (6. Jan.) der umziehenden Perchtel (Bertha) Wohlgerüche. Als

Einer es verſäumt hatte, holte ihn die Perchtel und am andern Morgen fand man ihn todt, zwiſchen ſeinen Fingern und Zehen aber Blumen, die Niemand kannte Weinhold, Weihnachtsſpiele S. 21. Ein Knabe in Tirol fand mitten im Winter einen Kirſchbaum blühen, brach einen Zweig ab und fand daheim ſtatt der Blüthen lauter Silberthaler. v. Alpenburg, Myth. S. 494. Auf der Inſel Uſedom gerieht Einer durch einen unterirdiſchen Gang ins Reich der Zwerge und zum Wahrzeichen, daß er in ihrem Garten geweſen ſey, gaben ſie ihm eine Erbſenranke mit. Kuhn, Nordd. S. Nr. 13. Ein Anderer brachte aus dem Innern des Zobtenberges in Schleſien als Wahrzeichen einen Zweig voll Kirſchen und Pflaumen mit. Büſching, Volksſagen I. 31. Ein verlornes Kind, das bei Ruhla in einem angeblich verſunkenen unterirdiſchen Kloſter verweilt hatte, brachte aus demſelben noch zur Schneezeit reife Johannisbeeren mit. Thüringen und der Harz II. 47. Nach einem ſchönen Volksliede aus der Gegend von Unna verlor ſich ein Kind, indem es ſich mit einem Engel (Elben) unterhielt. Als es von der Mutter nach ſeiner Rückkehr ausgeſcholten und ihm verboten wurde, ſich wieder zu entfernen, brachte ihm der Engel mitten im Winter einen blühenden Roſenzweig zum Wahrzeichen für die Mutter, wo das Kind unterdeß geweſen ſey, verkündete aber zugleich, er werde das Kind für immer abholen, ſobald die Roſen auf der Erde wieder blühen würden. Firmenich, Völkerſtimmen I. 351. — In einem heſſiſchen Hexenprozeß vom Jahre 1629 (mitgetheilt in Wolfs Zeitſchrift I. 275) heißt es von einem als Hexenmeiſter Angeklagten, er ſey (im Schlaf) in den Venusberg gefahren zur Frau Holt und habe hier ſchon mitten im Winter den Stand der Früchte, des Obſtes und aller Gewächſe im nächſten Jahre vorausgeſehen. — In Arndts Reiſe nach Schweden III. 86 findet ſich der ſchöne Glaube, wer in der Chriſtnacht nüchtern und ſchweigend in den Wald gehe, der ſehe, wenn er bei Sonnenaufgang wieder heraustrete, mitten in den Schneefeldern den Stand der künftigen Saaten. Aehnlich was Stöber aus dem Elſaß in Wolfs Zeitſchrift I. 403 vom Dorf Diemringen berichtet, wo man in der Mitternachtsſtunde auf einem Acker den Hopfen aus der Erde kann hervorwachſen ſehen, wie er in künftigen Jahren wachſen wird. Eben ſo auch auf dem Solling bei Minden. Kuhn, nordd. Sagen 405.

Dies leitet uns zu den Sagen hinüber, die von der in den h. Stunden enthüllten Zukunft handeln.

In Sommers ſächſ. Sagen I. 9 findet ſich die liebliche Schilderung einer weißen Taube, die in den zwölf Nächten mit einem kleinen Stühlchen herumfährt. Wo ſie ausruht und das Stühlchen eine Weile ſteht, da ſoll im nächſten Jahre die Natur am ſchönſten grünen und blühen. Hört man ihren Flug, ſo bedeutet es ein gutes Jahr. Im Heiligenkalender fällt der Tod einer h. Columba auf den 31. Dez. Bei Freiburg im Breisgau iſt ein ſ. g. Gaisbrunnen, bei dem erſcheint in der Neujahrsnacht ein Männlein mit drei Trauben in

einer, drei Aehren in der andern Hand, wenn ein guter Jahrgang kommen soll. Schnezler, bad. Sagen I. 369.

In der Christnacht sieht man insbesondere die Apfelbäume reife Früchte tragen. Vgl. über diesen weitverbreiteten Glauben Wolfs Zeitschr. I. 106. Man darf dabei weniger an die künftige Apfelerndte, man muß hier mehr an den mythischen Apfelgarten mit dem Jungbrunnen denken, in dem alles abgestorbene Jahresleben sich erneuert. Daher auch die Heiligkeit des Wassers in der Weihnacht. Es soll in der Mitternachtsstunde dieser Nacht zu Wein werden. Frank, Weltbuch 130. Prätorius, Weihnachtsfrazzen 49. Rockenphil. I. 55. Grimm, D. M. 551. Eine Quelle bei Lommatsch an der Elbe zeigte die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres an, wenn auf ihrer Oberfläche Haber, Gerste und Eicheln schwammen, ein böses Jahr aber, wenn Blut und Asche auf ihr schwammen Dietmar von Merseburg I. 3. Eine ähnliche Quelle bei Sontra in Niederhessen. Happel rel. our. III. 386.

In den zwölf s. g. Rauhnächten von der Weihnacht bis zum großen Berchtentage (6. Jan.) zeigt sich vorbildlich, was in den folgenden zwölf Monaten geschehen wird.

Was man in jeder dieser Nächte träumt, wird in dem entsprechenden Monat erfüllt. Kuhn, nordd. Sagen S. 411. Wie an jedem dieser Tage das Wetter ist, so wird es im entsprechenden Monat seyn, Breslauer Sammlungen 1722. Febr. Denselben Glauben fand ich noch 1846 in der Baar an der obern Donau, so wie den Gebrauch, eine Zwiebel in 12 Theile zu theilen und die Theile ins Wasser zu legen. Welche Theile dann trocken bleiben oder bald feucht werden, daraus schließt man auf die Näße und Trockenheit der künftigen Monate. Dasselbe berichtet Reynitsch über Truten S. 182. Kuhn S. 404. — In der Landschaft Baar an der obern Donau hörte ich, man gehe in der Christnacht in die Scheunen und sehe, was für Getreide von oben heruntergefallen sey. Von welcher Art es ist, die wird im nächsten Jahr besonders gedeihen. — Hört ein Mädchen in der Christnacht einen Hengst wiehern, so bedeutet es ihr einen Freier. Grimm, D. M. 1069. Morgenroth am Neujahrsmorgen bedeutet Blut, und einen nahen Krieg. Satori, Merkw. d. österr. Kaiserth. I. 245.

In den h. Stunden sehen auch die Mädchen ihren künftigen Freier. Meist zu Weihnachten und Johanni, was später auch auf die Andreasnacht übertragen wurde.

Wenn ein Mädchen in der Weihnacht in den Brunnen hineinschaut, so er-

blickt ſie darin das Bild ihres zukünftigen Mannes. Keller, Grab des Aberglaubens VI. 307. Grimm, Abergl. CXIX. Vonbun 63. Panzer II. 298. Daran knüpft ſich ein Schwank. Beim Schloß Wolfsbühel in Krain begaben ſich zwei Mägde in der Chriſtnacht zu einem heiligen Brunnen. Ein Knecht, der um ihre Abſicht wußte, hatte ſich auf einem Baum über dem Brunnen ſo geſetzt, daß ſie im Waſſerſpiegel ſein Bild ſehen mußten. Kaum aber waren die Mädchen angekommen, ſo brach mit ihm der Aſt und er plumpte ins Waſſer. Valvaſor, Krain II. 476. P. Abraham, Judas III. 71. Franciſci, höll. Proteus 823. Daſſelbe wird von andern Orten erzählt. — Auch aus dem Ziſchen des Waſſers im Ofen wird das Handwerk des künftigen Freiers vorhergeſagt. Kuhn, nordd. S. 404. Oder die Mädchen kleideten ſich aus, ſetzten ſich an einen Tiſch und ſetzten vor ſich in drei Gläſern Wein, Bier und Waſſer. War der künftige Freier noch ſo fern, dieſer Zauber in der Mitternachtsſtunde der Weihnacht zog ihn herbei, ohne daß er es ſelbſt wußte und wollte. War er ein vornehmer Herr, ſo griff er nach dem Wein, ein Mittelmann, ſo wählte er das Bier, ein geringer Bauer oder Knecht, ſo nahm er das Waſſer. Breuner, Curioſitäten 93. Wolf, niederl. S. Nr. 273. Auch das gefrorene Waſſer an den Fenſtern war prophetiſch. Schimmerten in der Chriſtnacht die Eisblumen am Fenſter wie Roſen, ſo bedeutete es Glück in der Ehe, wie Neſſeln, ſo verkündete es Unglück. Naturgeſchichte zur Dämpfung des Aberglaubens 1793 S. 39. Sehr altheidniſch erſcheint auch der Gebrauch der Mädchen am Johannistage. Sie wanden genau in der Mittagsſtunde einen Kranz von neunerlei Blumen mit einem Faden, den ſie in der nämlichen Stunde ſelbſt geſponnen haben mußten. Dann warfen ſie ihn ſchweigend hinter ſich auf einen Baum und ſo oft er wieder herunter fiel, ſo viele Jahre ſollten ſie noch auf den Freier warten. Julius Schmidt, Reichenfels S. 119. In Coburg ſetzten einmal einige Fräulein in der Chriſtnacht neunerlei Eſſen auf den Tiſch und zwangen dadurch ihre künftigen Liebhaber zu erſcheinen. Kaum aber waren ſie da, als die Mädchen aus Angſt davonflohen. Die Liebhaber warfen ihnen ihre Meſſer nach. Nur eine blickte um und hob das Meſſer auf und nur ſie bekam nachher ihren Mann. Bechſtein, fränk. S. I. 213. Daſelbſt zu derſelben Zeit kleideten ſich Mädchen aus und warfen ihre Hemden vor die Thür in der Erwartung, jeder würde es ihr künftiger Freier wieder bringen. Weil es aber der Hemden zu viele waren, fanden die herbeigezauberten Freier je das rechte nicht gleich heraus und riſſen alle in Fetzen, daſ. 214. Harrys II. 17. Ein Mädchen wollte in der Chriſtnacht ihren Freier ſehen; da ſah ſie den Sarg, von dem ſie bald umſchloſſen werden ſollte. Franciſci, höll. Proteus 811. Valvaſor, Krain II. 479. Wolf, niederl. S. Nr. 272. In der Chriſtnacht gießen die Mägde Blei und erkennen aus der Form des ins Waſſer tröpfelnden Bleis das Handwerkszeug des künftigen Mannes. Rockenphiloſophie I. 100. In derſelben Nacht deckt ein Mädchen den Tiſch für den künftigen Freier; er muß kommen, ſie darf aber nicht mit ihm reden.

Wiener Jahrbücher XXXII. 225. Wenn das Mädchen zur Thür hinausgreift, ſo faßt ſie das Haar des Zukünftigen. Rockenphil. II. 6. Grimm, D. S. Nr. 116. Harrys II. 17. Ein durch den Zauber herbeigezwungener Freier ließ bei dem Mädchen ſeinen Dolch zurück. Als er ſpäter das Mädchen wiederfand, vermöge des Zaubers lieb gewann und heirathete, fand er zufällig ſeinen Dolch unter ihren Sachen, erinnerte ſich jetzt erſt der Zaubermacht, ſchrie laut auf: „biſt du die Dirne, die mich aus weiter Ferne herbeizwang?“ und ſtieß ihr den Dolch ins Herz. Goldſchmidt, höll. Morpheus 173. Brenner, Cur. 91. In einer der ſchönſten Erzählungen von Ludwig Tieck ausgeführt.

Auch die da ſterben ſollen, werden in der h. Stunde der Weihnacht oder des Neujahr vorgeſehen. Bald ſind es nur Sonntagskinder (eigentlich in der Sonnenwende geborne Kinder), die es ſehen können, bald nur ſolche, die ſich um Mitternacht auf einen Kreuzweg ſtellen. Dann ſehen ſie alle, die im nächſten Jahre ſterben werden, an ſich vorübergehen, zuweilen ſich ſelbſt. Auch auf andre Weiſe wird der Tod angekündigt. Weſſen Schatten an der Wand in der Chriſtnacht keinen Kopf zeigt, muß im nächſten Jahre ſterben. Rockenphil. I. 56. Wenn in dieſer Nacht ein Reifen an den Kellerfäſſern ſpringt, ſtirbt jemand im Hauſe. II. 57 ꝛc.

Weil in den h. Stunden der Sonnenwende die Zeit aufhört und zur Ewigkeit wird, ſo hören zugleich auch alle Unterſchiede auf. Die Thiere werden menſchlich, vernünftig und reden wie Menſchen; die Menſchen umgekehrt werden zu Thieren.

Nach Mones Anz. VIII. 180 kniet zu Weihnachten alles Vieh in den Ställen. In Belgien ſtehn alle Thiere auf und legen ſich dann wieder, Conte rondu, Bruxelles I. 100. In der Normandie reden in der Chriſtnacht alle Thiere. Bosquet, la Norm. 221. Vgl. Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 316. Reynitſch, von Truten 182. In Lothringen reden ſie die ganze Chriſtnacht hindurch und beklagen ſich über ihre Herrn. Mémoires de l'Acad. celtique IV. 94. Desgl. in der Sologne, daſ. IV. 93. In Tirol verkündigen die Kühe in der Weihnacht den Mägden, ob ſie bald heirathen werden. Weber, Tirol II. 176. Anderwärts heißt es, die Probe ſey gefährlich. Wer dem Vieh in der Weihnacht zuhöre, werde blind und taub oder müſſe ſterben. Grimm, Anhang vom Aberglauben Nr. 792. Ein wüſter Geſell, der ſ. g. Wolfbauer, ſpottete einmal über dieſen frommen Glauben von den Thieren in der Chriſtnacht. Da fingen aber in dieſer Nacht ſeine eigenen Ochſen zu reden an und kündigten ihm an, ſie würden ihn über acht Tage zu Grabe

fahren. Da bekam er Angſt und verkaufte die Ochſen, aber eine große Peſt raffte plötzlich Menſchen und Vieh weg und nur jene beiden Ochſen blieben im Dorfe übrig, um des Wolfbauers Leiche zu Grabe zu tragen. Panzer, 224. Daß die redenden Ochſen in der Chriſtnacht ihren zweifelnden Herrn den Tod verkündigen, kommt öfter vor. Müllenhoff, Nr. 238. Schnezler, Bad. S. II. 635. Baader Nr. 67. Daher die zarte Scheu vor dem Vieh in der Weihnacht. Selbſt wilden Thieren ſtellte man Futter ins Freie hinaus. Kuhn, nordd. S. 404. Man vermied, die Thiere bei ihren gewöhnlichen Namen zu nennen und bediente ſich anderer liebkoſender und ehrender Ausdrücke, daſ. 411. Aus dem nämlichen Grunde aß man auch in den zwölf Nächten kein Fleiſch, Rockenphiloſophie I. 57. Keller, Grab des Aberglaubens I. 178.

Dies erklärt ſich aber auch aus der gleichzeitigen Verwandlung der Menſchen in Thiere, am häufigſten in Wölfe, die man dann Werwölfe nennt. Eine wunderbare Vorſtellung, die nicht bloß in der Vergleichung des Wolfes mit der Wildheit des Winters, in der er lebt, ihre Erklärung findet, ſondern auch als eine Art von Sühne und Genugthuung aufgefaßt werden muß, welche die menſchliche Natur der thieriſchen in einer einzigen Stunde des Jahres darbringt, während das ganze übrige Jahr hindurch die Thiere den Menſchen untergeordnet ſind. Die Werwölfe feiern in ihrem thieriſchen Zuſtande ein wildes orgiaſtiſches Feſt; ſobald ſie aber die Wolfshaut oder den Wolfsgürtel abgelegt haben, ſind ſie wieder vernünftige Menſchen und nicht zurechnungsfähig für das, was ſie als Wölfe gethan haben. In der deutſchen Sage wurde, was wohl zu erwägen iſt, die Wolfsverwandtſchaft niemals als Strafe für einen Frevel, gleich dem des griechiſchen Lykaon, aufgefaßt. Hieher gehören wahrſcheinlich auch die vielen Verwandlungen der Hexen in Katzen, Pferde, wilde Gänſe ꝛc. Obgleich die Verwandlung immer eine freiwillige und zauberiſche iſt, ſo liegt doch in der Wahl der Thiergeſtalten etwas Symboliſches und zugleich Charakteriſtiſches. Der Wildheit der Männer entſprach am meiſten die Wolfsgeſtalt, der Argliſt der Weiber am meiſten die Katzengeſtalt.

In den Narrenfeſten und Mummereien des Neujahrs hat ſich noch ein Reſt der altheidniſchen Vorſtellung erhalten. Ihr Grundcharakter iſt allgemeine Freiheit und Gleichheit, das Verſchwinden all und jedes bisherigen Unterſchiedes wie zwiſchen Thier und Menſch ſo auch unter den Ständen und Geſchlechtern, wie im Alter. In den zwölf Nächten ver-

kleideten ſich die Männer und Weiber. Kuhn, märkiſche Sagen S. 346. Am Sylveſterabend, dem letzten im Jahr, herrſchten die Weiber und die Männer mußten gehorchen. Am ſ. g. Pfeffertag (28. Dez.) haben heute noch in Schwaben und Bayern alle Kinder das Recht, die Erwachſenen mit Wachholderzweigen zu ſchlagen. Am Berchtentage mußten die Armen gleich den Reichen geſpeist werden, was an mehreren Orten bis tief ins Mittelalter unter dem Namen einer Stiftung der frommen Königin oder Gräfin Bertha fortdauerte.

Die Ausgleichung der Armuth und des Reichthums in den h. Stunden geſchah noch auf ganz andre Weiſe. Die ſ. g. fliegenden Drachen (Feuerkugeln) dienten zur Vermittlung, um aus den Vorrathskammern und Scheunen der Reichen den Armen durch den Schornſtein ihrer Hütten alles zuzuführen, was ſie brauchten. Vgl. Burkhard von Worms 1548. 19. 5. p. 195ᵃ. Grimm, D. M. 971. Müllenhoff Nr. 280. Buch vom Aberglauben 170. I. 81. Panzer I. 261 ꝛc. Aber der Arme glaubte dem Reichen auch ſein Gut rauben zu dürfen.

Der berüchtigte Bilwesſchnitt in der Johannisnacht bezweckte, auf magiſche Weiſe den Erndteſegen vom fremden Felde in die eigne Scheuer zu bringen. Der Dieb bindet eine kleine Sichel an ſeine große Zehe und ſchreitet oder reitet auf einem Bock durch das fremde Feld. Die Erndte bleibt ſtehen und fliegt erſt im Herbſt in ſeine Scheuer. Vgl. Grimm, D. M. 443 f. Oft bedient man ſich nur eines Zauberſtocks, den man im fremden Felde einſteckt und dem nachher der Feldſegen nachfliegt. Weiber (Hexen) aber melken in den h. Stunden aus jedem Holz die Milch, Butter ꝛc. heraus, die aus den Häuſern der Reichen verſchwindet. —

Damit hängt zuſammen, daß man in den h. Stunden ausſchließlich diejenigen Talismane gewinnt, durch die man reich und glücklich wird. Den Hecke- oder Blutpfennig gewinnt man nur auf einem Kreuzwege in der Chriſtnacht, wenn man dreißig Geldſtücke vorwärts und rückwärts zählt. Happel rel. cur. I. 522. Dann liegt ein einunddreißigſtes Geldſtück daneben, das fortan Seinesgleichen heckt, ſo daß, wenn man dieſen Pfennig in der Taſche hat, immer ein anderer daneben liegt. Auch werden in der Chriſtnacht alle verborgnen Schätze ſichtbar oder zeigt ſich über ihnen eine blaue Flamme, d. h. ſie blühen.

Noch muß ich gewiſſe dämoniſche Erſcheinungen erwähnen, die ſich in der h. Mitternachtsſtunde der längſten Nacht blicken laſſen. Das iſt der kindererſchreckende Knecht Ruprecht und die ſchwarze Frau Perchta oder Holle, die nachſieht, ob Weiber und Mägde fleißig geweſen ſind, und

auch fromme Kinder belohnt, böſe beſtraft, beides ohne Zweifel altheidniſche Gottheiten. In der Chriſtnacht zeigt ſich auch eine verwünſchte Jungfrau. Die Sagen von ihr ſind überall verbreitet. Man ſieht ſie häufig mitten im Schnee ſitzen und goldne Flachsknoten um ſich ausbreiten, was auf die künftigen Saaten oder auf die Sonne oder auf das Geſpinnſt alles Naturlebens ſich beziehen kann. Mone, Anzeiger V. 174. Grimm, D. Sagen Nr. 10. Bechſtein, thür. Sagenſchatz III. 202 ꝛc.

7.

Märchen von der guten Frau.

Dieſelbe Göttin, die als Frau Perchtha oder Holle in der Wintermitte umgeht und nach Weibern und Kindern ſieht, ob alles bei ihnen in guter Zucht und Ordnung iſt, galt als die Urmutter der Welt und war ohne Zweifel die vornehmſte unter allen Göttinnen. Deswegen hieß auch der Tag, an welchem ſie ihren zwölftägigen Umzug beginnt (die Weihnacht) Modranacht oder Mutternacht, und der Tag, an dem ſie den Umzug beendigt (6. Januar) Oberſtentag. Sie ſelbſt hieß Perchtha, Bertha, d. h. die Hervorbrechende, Prächtige, Allgebärende und zugleich Strahlende, Lichte. Daſſelbe mütterliche Weſen heißt in Norddeutſchland Holle, Hulda (die Holde), auch Frau Frick, Frecke, d. i. die nordiſche Göttermutter Frigg.

Alljährlich in den zwölf Rauhnächten der Wintermitte kommt Frau Perchtha mit einem goldnen Pfluge (Sinnbild der Saaten oder der die Erde befruchtenden Sonne, begleitet von einem unzählbaren Heere von Heimchen, d. i. Keimen, Embryonen, alles das Lebendige, was im neuen Jahre geboren werden ſoll. Mehrere Volksſagen erzählen, ſie habe ſich von einem armen Bauer, dem ſie begegnet, den Pflug ausbeſſern laſſen und ihn reich beſchenkt. Die Heimchen werden für ungetaufte Kinder gehalten und man hört in dem großen Heereszuge ihr kindiſches Wimmern. Börner, Sagen aus dem Orlagau S. 114 ff. In Tirol leben ganz ähnliche Sagen von ihr. Hier kommt Perchtha mit unzähligen weißgekleideten Kindern, denen man mitleidig Eſſen vorſetzt. Sie ſollen ſeelenlos ſeyn und erſt mit dem Namen eine Seele bekommen. Das geſchieht gewöhnlich in der Taufe. Ausnahmsweiſe aber empfing einmal ein ſolches Kind ſchon vorher einen Namen, indem Jemand aus Erbarmen ihm ſein Kleidchen zurecht machte und es liebkoſend anſprach. Da kehrte das Kind frohlockend

oder das Schreiben überhaupt denen zu überlassen, die dazu berufen sind. Wie aber kann diese Pflicht den Industriellen eingeschärft werden?

Die öffentliche Meinung, die hier entscheiden sollte, ist durch die schlechte Journalistik selbst bestochen, und sie von diesem Einfluß zu befreien, das Nationalurtheil im Großen zu reifen, wird es vielleicht eines Anstoßes bedürfen, der nicht aus der Literatur selbst kommen wird, einer Macht der Ereignisse, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft ruhen.

Immerhin aber bleibt es die Pflicht jedes Redlichen, wenigstens zu versuchen, ob nicht in unsern gesegneten Friedenszeiten die Nation im Stande seyn sollte, sich über das, was ihr heilsam und was ihr verderblich, in ruhiger Besinnung aufzuklären. In wiefern das Zusammenwirken in wenigen großen Journalen auch den Einfluß der wahrhaft Berufenen verstärken könnte, glauben wir genügend angedeutet zu haben. Die Anarchie hätte vielleicht nicht so große Fortschritte gemacht, wenn die geistige und sittliche Aristokratie ihre Kraft nicht so gänzlich zersplittert hätte. „Ich sehe ein Meer von Sand," sagte Napoleon, „es ist Zeit, eine Masse von Granit darauf niederzulegen."

W. M.

zum Himmel zurück, es hatte jetzt nicht mehr nöthig, das Erdenleben anzutreten. Der Zug der Kinder ging aber so rasch vorüber, wie der rascheste Wolkenzug. Als der Mitleidige die Augen von dem Kinde wieder aufhob, war der Zug schon weit weg. v. Alkenburg, Mythen aus Tirol S. 63 f. In Schwaben heißt dieser Zug das Muotisheer (muota, bayrisch muota für Mutter) und soll aus ungeborenen oder ungetauft gestorbnen Kindern bestehen. Keller, Grad des Aberglaubens I. 185 VI. 389. Es zieht mit süßer und lieblicher Musik durch die Luft. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 141.

Bertha, die gute, aber auch strenge Hausfrau und Mutter der Natur, steht der weiblichen Arbeit, sonderlich dem Spinnen vor, weil sie selbst die große Spinnerin aller Lebensfäden, die Weberin des Naturteppichs, der Vegetation ist. Im Sternbild, das man heute Orion nennt, sahen unsre Vorfahren ihren Spinnrocken (Frigga's Rocken, der im Norden ähliche Name). Man dachte sie also spinnend über der ganzen sichtbaren Natur. Von den Spinnerinnen am Himmel rühren auch die in der Luft fliegenden Spinnweben her.

Nach der Legende sind die fliegenden Spinnweben die Fäden des weißen Grabgewandes der h. Jungfrau. Bei ihrer Himmelfahrt entfiel ihr das Gewand und wurde in der Luft von den Winden zerrissen. Breslauer Sammlungen, 1717. Oct. I. 211. Im Thal der Altmühl glaubt das Volk, die h. Jungfrau fliege mit den 11000 Jungfrauen in der Luft, und jede von ihnen spinne an einem goldnen Rocken, den ihr ein Engel vorhalte. So überspinnen sie Berg und Thal mit dem „Liebfrauensommer". Panzer bei Schöppner Nr. 1427, wo in der Note beigefügt ist, derselbe Volksglaube komme auch bei Passau vor. Hier aber seyen es nicht die 11000 Jungfrauen aus der Ursulalegende, sondern noch heidnische Elben, welche die liebe Frau begleiten. Die ganze Vorstellungsweise stammt aus dem Heidenthum.

Noch lange erinnerte sich das Volk der vertrauten alten Göttermutter, daher das Sprichwort „von der alten guten Zeit, in der noch Bertha spann". Da aber jede Erinnerung an die alten Gottheiten von der Kirche verboten war, übertrug man sie auf geschichtliche Personen. Daher die oben schon mitgetheilten schönen Sagen von der Bertha mit dem großen Fuße, der Mutter Karls des Großen. Hinter ihrer angeblichen Geschichte verbirgt sich lauter heidnischer Mythus. Auch den großen Fuß hat sie nur als Spinnerin, weil der Fuß vom Treten des Spinnrads breit wird, oder als die im französischen Volksglauben noch fortlebende „Mutter Gans". Ihr Beiname ist daher auch reine Podauce, die Kö-

nigin mit dem Gansfuß. Die Gans bedeutet mit ihren weißen Federn den Winterschnee, unter dessen warmer Decke die Saaten wie von einer Mutter gehütet werden. Daher das norddeutsche Sprichwort, wenn es schneit: „Frau Holle macht ihr Bett.“ Grimm, D. Myth. 246. Das scheint ein sehr alter Glaube, denn schon Herodot IV. 7 erzählt von den Skythen, sie hätten den Schnee für herumfliegende Federn gehalten.

Die heidnische Erinnerung ist noch auf eine andre Bertha, die Gemahlin Königs Rudolfs II. von Burgund übertragen worden.

Auf ihrem Grabe zu Peterlingen und auf einem Siegel ist sie mit der Spindel abgebildet. Nach Vuillemin, Canton Waadt II. 17, 159 hielt sie Umritte durch das Land, zu Pferd und spinnend, eine Wohlthäterin der Armen. Sie soll noch zuweilen auf dem Thurm zu Gourze erscheinen und eine Futterschwinge voll Schätze über das Land schwingen, um es zu segnen. Vgl. Regis, Rabelais II. 681. So verkündet auch die weiße Frau auf der hohen Königsburg im Elsaß jährlich einmal dem Lande Glück, wenn sie sich freundlich niederbeugt, oder Unglück, wenn sie drohend die Hand erhebt. Stöber, Sagenbuch S. 124.

Die heidnische Erinnerung haftet noch an einer viel spätern Bertha.

Diese lebte im 15. Jahrhundert als die Tochter eines Herrn von Rosenberg auf dem Schlosse Neuhaus in Böhmen und that den Armen Gutes. Als sie das Schloß bauen ließ, bereitete sie den Arbeitern einen „süßen Brei“ und verordnete, daß auch noch nach ihrem Tode alle Jahre am gleichen Tage den Armen dieser Brei gereicht werde. Als im 30jährigen Kriege die Schweden Böhmen verheerten und den Tag des süßen Breis versäumten, erschien Bertha den im Schlosse hausenden Schweden und schreckte sie dergestalt, daß sie gleich am andern Tage für den Brei sorgten. Bertha, deren Bild noch auf Neuhaus zu sehen ist, erscheint mit derselben Gestalt, Tracht und Miene als weiße Frau in den Schlössern, wo Nachkommen von ihr leben, um den Tod Jedes derselben anzuzeigen. Ihr berühmtes altböhmisches Geschlecht wurde durch Heirathen zunächst verschwägert mit Brandenburg, Baden und Darmstadt, dadurch aber mit vielen andern fürstlichen Häusern, daher die Erscheinung der weißen Frau in so vielen Residenzen sich wiederholt. Vgl. Jung Stilling, Geisterkunde S. 351 f. Büschings Volksl. Nr. 29. Grimm D. S. Nr. 267. Hormayr, Taschenb. 1830. S. 441. Perchtha erscheint als weiße Frau, wenn ein neues Mitglied ihres Geschlechts geboren werden soll, als schwarze Frau aber, wenn eins sterben soll, heißt es in Frantzei höll. Proteus Nr. 11—13. Die gewöhnliche Tradition nennt sie aber auch bei fürstlichen Todesfällen immer nur die weiße Frau.

Eine jährliche Speisung der Armen kommt auch in andern Gegenden vor

und die Stifterin heißt gleichfalls Bertha. Ueberall waltet hier noch die heidnische Erinnerung an die Göttin Bertha und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch der süße Brei, die jährliche Speisung der Armen, ursprünglich an ein großes Gastmahl beim Feste der allernährenden Göttin geknüpft war. In Münsters Cosmographie 599 wird von der Aebtissin Bertha von Thierstein erzählt, sie habe befohlen, daß Niemand von ihr gehen dürfe mit leerer Hand. Diese Großmuth wird aber näher motivirt durch ihren Unwillen über ihren Verwalter. Ein Bettler, welcher von diesem ohne Gabe fortgejagt worden war, hatte nämlich seine leere Hand zum ewigen Andenken in einen Stein abgedrückt. „Frau Berthas Mal" kommt auch in Schwaben vor. In Crusius Schwäb. Chronik II. 418 und in der O. A. Beschr. von Göppingen 166 wird davon folgende sehr interessante Sage mitgetheilt, deren Grundzüge offenbar mythisch sind. Auf der Burg Hohenlandsehr saß die Herrin der Gegend, die letzte ihres Stammes, Frau Bertha, bereits Wittwe dreier Männer, des Hans von Ravenstein, des Albrecht von Klingenstein und des Heinrich von Irrenberg. Der Welt entsagend wurde sie eine Heilige, riß ihr herrliches Schloß nieder und baute davon, angeblich im Jahre 730, die Kirche zu Boll, dem berühmten Badeort an der rauhen Alb, gegenüber dem Hohenstaufen. Hier stiftete sie zugleich eine große Brodvertheilung an die Armen, welche fortan jährlich am St. Berthentage wiederholt wurde. Man hat noch eine Eingabe des Magistrats von Boll an die herzoglich württembergische Regierung vom Jahr 1560, worin gebeten wird, obgleich keine Urkunde über die milde Stiftung vorliege, doch den uralten Gebrauch zu erhalten.

In Norddeutschland führt dieselbe mütterliche Göttin immer den Namen Holle (Hulda) und erscheint gleichfalls als Spinnerin.

Ausdrücklich aber wird von ihr erzählt, sie wohne unter dem Wasser in einem herrlichen Garten. Das ist der Frau Hollenteich am Berge Meißner in Hessen. Aus ihm sollen auch alle Kinder kommen, entsprechend dem großen Kindergefolge der süddeutschen Perchtha. Grimm, D. Sagen Nr. 4. Der letztern gehört wohl der schöne See von Berchtesgaden, denn in alten Urkunden heißt der Ort nicht Berchtolds-, sondern Berchtesgaden. Koch und Sternfels, Salzburg, II. 347. Die Volkssage kennt im See von Berchtesgaden noch eine Jungfrau, die sich zuweilen als Schwan sehen läßt, was ganz zu Bertha mit dem Gansfuße stimmt. Bald schwimmt sie als Schwan auf dem Wasser, bald lockt sie als schöne Jungfrau. Einst zeigte sie einem Jäger unermeßliche Schätze im Innern der nahen Berge, als ihn aber der Reichthum übermüthig machte und er alles verthat, sah er sich bald gezwungen, noch einmal die Jungfrau vom See um Hülfe anzusprechen. Sie zeigte ihm jetzt kein Gold mehr, wohl aber die reichen Salzlager, die noch jetzt nicht erschöpft sind. Schöppner Nr. 1270. Das heißt, sie wies ihn vom müßigen Schlemmen an eine heilsame Arbeit, von deren Früchten er leben sollte. Das ist vollkommen

im mütterlichen Charakter der guten Naturgöttin, die über alle Schätze der Erde gebietet. Auch an zahlreiche andre Seen, sowie Berge, ist die alte Erinnerung des geheimnißvollen Gartens mit Palästen geknüpft, die nur in den h. Stunden sichtbar werden. In Schweden nennt man die Schlösser und Gärten, die in öden Gegenden sichtbar werden und plötzlich wieder verschwinden, Hullahöfe. Afzelius, schwed. Volkssagen II. 299. Nach der nordischen Huldasage (Müllers Sagaenbibliothek I. 272) ist Hulda Königin des Elbenreichs. Ihr Name und Wesen findet sich tief im Süden in Tirol wieder, wo Hulda im Reiche der „seligen Fräulein" herrscht und ihr Paradies tief in den Alpen verborgen hält. v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 6.

8.

Märchen von den duldenden Jungfrauen.

Neben den einfältigen, aber starken und treuen Helden kennt unsre Volkssage nichts Lieberes als die duldenden Jungfrauen, schöne und zarte Gestalten, licht vorschimmernd aus dunklem Hintergrunde. Obgleich in ihnen das Mythische nicht zu verkennen ist und man zugeben muß, daß diese duldenden Jungfrauen zunächst die im Winter gleichsam gestorbene, oder wenigstens gefangene und leidende Natur bedeuten, so liegt doch in den Märchen von ihnen zugleich etwas volksthümlich Historisches. Sie stammen aus den Zeiten roher und gewaltiger Völkerkämpfe und Völkerwanderungen, in denen, wie wir schon oben an der Gudrun erfahren haben, schöne Gefangene den Adel ihres Geschlechts auch in niederer Magdhülle bewahrten und im Volk zartes Mitleid und eine tiefpoetische Theilnahme fanden.

Den rauhen Eddaliedern am meisten ähnlich, noch ganz wild heidnisch und grausam, darum wohl sehr alt sind unsre Blaubartmärchen. Sie haben einen Zug mit dem berühmten griechischen Märchen von Amor und Psyche gemein, nämlich die bestrafte Neugier des Mädchens.

In den französischen Märchen der Mutter Gans von Perrault hat der Blaubart alle seine Frauen nach einander ermordet, weil jede aus Neugier in seiner Abwesenheit ein geheimes Zimmer betrat, das er ihr verboten, wozu er ihr aber doch den Schlüssel gelassen hatte. Die letzte schloß das verbotene Zimmer gleichfalls auf, fand darin die Leichen ihrer Vorgängerinnen an der Wand hängen und ließ vor Schreck den Schlüssel in das Blut am Boden

fallen. Das Blut aber ließ ſich vom Schlüſſel nicht mehr abwiſchen. Blaubart ſah es und widmete ſie dem Tode. Ihre Schweſter Anna aber ſtieg auf den Söller auszuſchauen nach den Brüdern, die von nichts wußten, auf die aber der Schweſter Angſt und Sehnſucht eine ſolche Fernwirkung übte, daß ſie mit verhängtem Zügel und blinkender Waffe heranritten und gerade noch zurecht kamen, um den Blaubart zu tödten, ehe er ihre Schweſter abgeſchlachtet hatte. — Ganz ähnlich die deutſche Sage von der Burg Dahl, Freiligrath, maler. Weſtphalen S. 218.

Ein Räuber heirathete nach einander drei Schweſtern eines armen Mannes. Der jüngſten gab er ein Ei, das ſollte ſie nicht aus der Hand laſſen, und einen Schlüſſel zu einem Zimmer, das ſie nicht öffnen ſollte. Aus Neugier öffnete ſie es dennoch und fand darin ihre beiden Schweſtern in viele Stücke zerhackt. Wie ſehr ſie auch erſchrack, ließ ſie doch das Ei nicht fallen, ſetzte die Glieder der Schweſtern zuſammen, machte ſie dadurch wieder lebendig und verbarg ſie. Als ſie dem Räuber das Ei unverſehrt zeigte, war er zufrieden und glaubte, ſie ſey nicht in dem Zimmer geweſen. Sie aber verlangte von ihm, er ſolle ihren armen Eltern zwei Körbe voll Gold und Silber von ſeinen Schätzen bringen und packte ſtatt des Metalls ihre Schweſtern in die Körbe. Sie aber eilte voraus, ſtellte einen geputzten Todtenkopf ins Fenſter, beſtrich ſich mit Honig, wälzte ſich in Federn und lief dem Räuber als Fritſchers Vogel (isländiſch fritfuglar Schwimmvogel) entgegen. Er kannte ſie nicht, hielt den geputzten Todtenkopf für ſeine Braut und lief ins Haus. Sie aber ſchloß es hinter ihm und verbrannte das Haus. Grimm Märchen Nr. 46.

Die Vogelverkleidung iſt dunkel, vielleicht bedeutet ſie daſſelbe, was Freija's Falkenhemd in der Eddaſage von der Wiederkehr des Blitzes, die Zugvögel als Verkünder des Frühlings und der Befreiung aus der langen Gefangenſchaft im Winter. Die drei Schweſtern ſcheinen die Jahreszeiten zu bedeuten, die jährlich ſterben, der Räuber die allfreſſende Zeit. Das Ei die Wiedergeburt des neuen Jahres. Das geheimnißvolle Zimmer die Geburtsſtätte des Jahres im Norden, am Punkt der Winterſonnenwende, wo auch die Waberlohe.

Im deutſchen Volksbuch „von den drei Müllerstöchtern“

heißt der Räuber Baſt, und heirathet nach einander drei Müllerstöchter. Die jüngſte kommt auf ſein Waldſchloß voller Schätze, und darf alles ſehen und bewundern, nur in ein Zimmer ſoll ſie nicht gehen. Sie öffnet es dennoch aus Neugier und findet darin ihre ermordeten Schweſtern, deren Köpfe ſie heimlich eingepackt, als ſie mit ihrem Gemahl ihre Eltern das erſtemal beſuchen darf. Hier entdeckt ſie alles und Baſt wird verhaftet und hingerichtet. Seine Geſellen aber rächen ſich, nehmen die Müllerstochter gefangen und wollen

ſie in Oel ſieden. Durch ein altes Weib wird ſie befreit, unterwegs von einem Fuhrmann unter den Backtrögen verſteckt, die er führt, und als die Räuber Nachts in die Mühle bringen, erſchlägt ſie den erſten mit dem Beil, die Andern fliehen. Verwandt damit iſt eine heſſiſche Sage in Grimms Märchen Nr. 40. Die Braut ſieht hier, hinter einem Faſſe verſteckt, in der Mörderhöhle zu, wie eine andere Räuberbraut geſchlachtet wird, deren Finger mit dem Ringe ihr in den Schooß fliegt. Nachdem ſie glücklich entkommen, zeigt ſie den Finger als Beweis vor und der Räuber, ihr Bräutigam, wird verhaftet. Vgl. auch E. Meier, Märchen Nr. 38 und 63, und Zingerle, Märchen Nr. 22. Jene aus Schwaben, dieſe aus Tirol.

Eine der merkwürdigſten Sagen iſt die holländiſche von drei Schuſterstöchtern.

Ein vornehmer Herr führt eine nach der andern als Braut heim. Der dritten rief er unterwegs, als es Abend wurde, zu:

't maantje schynt zo hel,
myn paardtjes lopo zo snel,
sorte liefje, rouwt 't w niet?

Der Mond ſcheint ſo hell,
meine Pferde laufen ſo ſchnell,
ſüß Liebchen, graut dir nicht?

Das ſind dieſelben Verſe, die in dem alten Volksliede von Leonore vorkommen, nur daß es heißt: die Todten reiten ſchnell. Hier iſt der Räuber der Tod und entführt das Mädchen in ſein unterirdiſches Reich. Ohne ihr eine Thüre zu verbieten, läßt er ihr alle Schlüſſel. Sie findet in einem Zimmer eine Alte, welche Därme ſchabt, und hört, der Herr habe alle ſeine frühern Frauen geſchlachtet. Die Alte aber verſteckt ſie in einem Fuder Heu und läßt ſie entwiſchen. Sie kommt zu einem Edelmann, der den Frauenmörder entlarvt und beſtraft und das Mädchen heirathet. Grimm, Hausmärchen III. 77. Vgl. auch das ſchöne Märchen vom Marienkind, daſ. Nr. 3.

Den nordiſchen Wintergott Uller erkennen wir im deutſchen Ullinger und Ulrich wieder.

In einem alten Volksliede, deſſen Spuren Uhland (Volksl. I. Nr. 74) bis ins 16. Jahrh. verfolgt hat, nimmt Ullinger, nachdem er ſchon eilf Jungfrauen geheirathet und alle an eine Tanne gehenkt hat, noch die zwölfte, Fridburg, der eine Taube, im Hafel ſitzend, den Tod ihrer Vorgängerinnen verräth, worauf er auch ſie ermorden will, aber ihr Angſtſchrei bringt fernehin zu ihrem Bruder, der noch zurecht kommt, ſie zu retten.

Bei Meinert S. 61 heißt er Ollgehr (Alle begehrend, Nimmerſatt). Bei andern Adelger, Uhland a. a. O. In etwas jüngeren Sagen

heißt er Schön Ullrich. Vgl. Herders Volkslieder Leipzig 1825 I. 116. Wunderhorn I. 274. Hofmann, ſchleſ. Volkslieder Nr. 12. Das alte Volkslied vom böſen Uller mit den an der Tanne hängenden Frauen kommt noch im Entlibuch vor. Schweizerblätter 1833 S. 210. Auch Rochholz, Sagen aus dem Aargau Nr. 14 theilt eine ſchöne Variante mit.

Hier heißt es, der Blaubart habe nur durch das Blut von zwölf Jungfrauen von einer ſchweren Krankheit können geheilt werden und habe die zwölfte durch ſeinen wunderſchönen Geſang verführt, aber auf ihren Schrei in der höchſten Noth ſey ihr Bruder zur Rettung herbeigeeilt.

In andern Sagen heißt der Blaubart Hilſinger.

Hilſinger in einem altd. Volkslied bei Kretſchmer II. 66 führt ſeine Braut Odilia unter eine Linde und zeigt ihr an derſelben ſieben Jungfrauen hängen. Nun ſoll auch ſie ſterben; willſt du hängen, frägt er ſie, oder ſchwimmen, oder durchs Schwert fallen? Sie wählt das letztere, räth ihm aber, ihr erſt das koſtbare Oberkleid auszuziehen, damit es durch das Blut nicht verdorben werde. Indem er nun damit beſchäftigt iſt, faßt ſie raſch ſein Schwert und ſchlägt ihm ſelbſt das Haupt ab.

Eben ſo Graf Olbert und ſeine Braut Helene in dem alten Volksliede bei Uhland Nr. 74 c. Eben ſo Halewin, daſ. Nr. 74 d. Wolf, deutſche Sagen Nr. 29. Unter den ſieben Frauen dürften die ſieben Wintermonate, unter den zwölf ſämmtliche Monate des Jahres gemeint ſeyn.

Die Sage kennt auch einen Frauenräuber, der nur eine Frau in ſeine Höhle ſchleppt.

Zu Huy beim Kloſter Huyſeburg hauste der Räuber Danniel in einer Höhle, die ihm ſein Bruder, ein kunſtreicher Schmied, gebaut hatte. Wenn er raubte, ſchlug er ſeinen Pferden die Hufeiſen verkehrt auf, damit man die Spur zu ſeiner Höhle nicht finde. Er raubte hauptſächlich ſchöne Mädchen. Eine, die ſieben Jahre bei ihm gefangen war, entfloh, während er ſchlief, in ein Kloſter. Er erwachte und warf das Meſſer nach ihr, das in die Kloſterthür fuhr. Weil ſie aber auf ihren Weg Erbſen geſtreut hatte, ſo fand man die Spur und ſchüttete ſiedendes Waſſer in die Höhle, daß der Räuber ſterben mußte. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 159. Büſching, Volksſagen I. 159. Nr. 75.

Der Sinn iſt wohl: Der Wintergott hat die Sommergöttin geraubt, alles Leben geht rückwärts, wie die Tageszeit. Endlich kehrt das Frühjahr wieder, die Erbſen werden geſäet, der Winter muß enden.

In der Lippoldshöhle bei Brunkenhuſen im Wolfenbüttelſchen hauste der Räuber Lippold, der ſeinen Pferden die Hufeiſen verkehrt aufſchlagen ließ, daß

man seine Spur verfehle. Vor der Höhle hatte er einen Draht gespannt, wenn Jemand daran rührte, gab ihm eine Glocke das Zeichen, hervorzubrechen und den Kommenden zu morden und zu berauben. Einmal fing er ein Mädchen und behielt sie, als er aber ihren Bruder getödtet, bat sie, einmal nach Alfeld gehen zu dürfen. Er gestattete es, wenn sie schwöre, keinem Menschen etwas von seinem Aufenthalt zu sagen. Sie sagte es aber der Rathhaustreppe, die Leute hörten es und fingen den Räuber. Harrys niederf. Sagen I. 53. Ganz ähnliche Volkssagen von Heine Clemen, Kuhn, märk. Sag. Nr. 211, von Henning, Thüringen und der Harz V. 155; vom schwarzen Friedrich, Büsching, Volkssagen S. 61.

Ein neuer Zug kommt hinzu in verschiedenen andern Volkssagen, indem es heißt, der Räuber habe die mit der geraubten Frau erzeugten Kinder aufgehenkt.

Görtmicheel, ein Räuber und Genosse Störtebechers (also auch hier eine Zweiheit, wie in der ersten Sage von Danniel), entführte eine Dirne von Wandelwitz, die einem Stein sagte, wo er sey und den Weg mit Erbsen bestreute. Sie hatte aber sieben Kinder von ihm, als sie nun wieder in seine Höhle kam und ihn kämmte, fielen ihr Thränen auf seinen Kopf. Daran erkannte er, daß sie ihn verrathen habe, schlug allen sieben Kindern den Kopf ab und hing sie an einen Weidenzweig auf. Müllenhoff, Holstein. Sagen Nr. 36. — Dasselbe erzählt man von dem Räuber Papedöne in einer Höhle bei Ratzeburg. Berckenmayer kur. Antiquarius I. 666 führt die Verse an, die er gesungen, als die beiden Kinder im Winde geschaukelt wurden.

So danzet, so danzet, my leresten Söhne,
Dat danzen dat macket ju Vater Papedöne.

Diese Sage ist abweichend behandelt in Asmus. Lübeks Volksf. S. 132. Da läßt sich P. vom Teufel zum stärksten Mann machen, wird Räuber, läßt die Schädel der von ihm Erschlagenen (nicht seiner Kinder) im Winde tanzen, wird aber am Ende fromm und betrügt den Teufel. Nach Müllenhoff, holst. Sagen S. 592 schleppte P. mehr als ein Weib in seine Höhle und tödtete sie sammt dem Kinde, sowie eine gebar. Erst die siebente Frau verrieth ihn. — Die Kinder bedeuten wohl die Wintermonate, die der Winter gleichsam mit der gefangenen Natur erzeugt.

Die bedrängte Jungfrau muß in einigen Märchen einen Bären heirathen, wird aber dadurch glücklich, weil er sich zu einem schönen Königssohn entzaubert. Das ist das Widerspiel der rauhen Else, die zur schönen Sigeminne wird. Beides bezeichnet den Uebergang aus dem rauhen Winter in den schönen Mai.

Die Abstammung des askanischen Fürstenhauses wird von einem edeln Bären auf diese Art abgeleitet. Vgl. das bekannte Märchen von Musäus. Das hübscheste und volksthümlichste Märchen aber wird in Schwaben erzählt (E. Maier Nr. 57). Ein Vater muß einem Ungeheuer seine Tochter versprechen. Das gutherzige Kind läßt sich alles gefallen, dient dem Ungeheuer fromm und willig, und als es dasselbe einmal nicht wiederfindet, ruft es ängstlich: liebes Thierle, wo bist? In dieser Güte der reinen Mädchenseele liegt die Kraft, durch die allein das Ungeheuer entzaubert werden kann, und verwandelt in einen schönen Jüngling belohnt es die Treue des Mädchens. — Eine Königstochter ließ ihren Ball aus Versehen in den Brunnen fallen. Da versprach ihr ein Frosch, denselben zurückzubringen, wenn sie ihn heirathen wolle. Lachend ging sie auf den Scherz ein, der Frosch aber machte Ernst daraus und erschien als Bräutigam im königlichen Schlosse. In der Hochzeitnacht warf sie ihn, als er sich ihr nähern wollte, zornig an die Wand, aber gerade dadurch wurde er entzaubert und zu einem jungen Königssohn. Aus Freude über seine Erlösung sprangen seinem treuen Diener Heinrich die Eisenbande, die er aus Kummer um sein Herz gelegt hatte, mit lautem Krachen ab. Eine hessische und westphälische Sage in Grimms Märchen Nr. 1 und Anmerkungen dazu III. 1. Der Frosch, statt dessen noch viel öfter die weibliche Kröte vorkommt, bedeutet die Erde in ihrer winterlichen Kahlheit und schmutzigen Färbung, die eisernen Bande des Dieners aber und deren Sprengung das Eis und dessen Abgang im Frühling.

Unter dem Namen Aschenbrödel, Aschengrödel, Aschenputtel ist in den deutschen Kindermärchen das edle und zarte Fräulein bekannt, das von zwei ältern Schwestern geplagt die niedrigsten Magddienste thun muß, zuletzt aber in voller Schönheit strahlend die Braut eines Königs wird. Sie erinnert wieder sehr an die leidende Psyche des griechischen Märchens. — Die Sage wird von den Brüdern Grimm in folgender Weise erzählt.

Zwei ältere Schwestern nöthigten die jüngste, ihnen als Magd zu dienen, mißhandelten und verspotteten sie, und gaben ihr, weil sie immer in der Küchenasche sitzen mußte, den Namen Aschenputtel. Es waren aber ihre Stiefschwestern. In ihrer Noth wandte sie sich täglich dreimal an das Grab ihrer Mutter. Sie hatte einen schönen Haselbaum auf dasselbe gepflanzt, in dessen Zweigen ein Vogel saß, der ihr gab, was sie wünschte. Einmal durften die ältern Schwestern beim König selbst zum Tanze gehen, Aschenputtel mußte sie putzen, aber daheim bleiben. Spöttisch schüttete die böse Stiefmutter eine Schüssel Linsen in die Asche und versprach ihr, sie mit zum Tanze gehen zu lassen, wenn sie bis dahin die Linsen alle wieder aus der Asche herausgelesen hätte. Da trat Aschenputtel vor die Hinterthür und rief alle Täubchen und

Vöglein unter dem Himmel, ihr zu helfen. Da kamen die Vögel und lasen rasch alle Linsen für sie auf. Die böse Stiefmutter aber hielt ihr Wort nicht, sondern schüttete noch zwei Schüsseln Linsen in die Asche und als auch diese wieder aufgelesen waren, mußte Aschenputtel dennoch zurückbleiben, weil sie keine schönen Kleider habe. Die arme Verlassene ging nun unter den Haselbaum, bat um ein goldnes und silbernes Kleid, das auch gleich vom Baume fiel und ging damit den Schwestern nach zum Feste. Da war keine schönere als sie, und der Königssohn tanzte auch mit Niemand als mit ihr. Das wiederholte sich nun noch zweimal und jedesmal trug Aschenputtel noch ein viel schöneres Kleid. Der verliebte Königssohn, der sie jedesmal, weil sie von hinten unsichtbar war, vergebens hatte zurückhalten wollen, ließ zum drittenmal die Treppe mit Pech bestreichen, worin einer von ihren goldnen Pantoffeln stecken blieb. Hierauf machte er bekannt, keine Andere solle seine Gemahlin werden, als deren Fuß in den Pantoffel passe. Da ließ sich die ältere Schwester Aschenputtels von ihrer Mutter die große Zehe abhacken, so daß ihr der Schuh wirklich paßte und sie des Königs Braut wurde. Als sie aber am Haselbaum vorbei kamen, sangen zwei Täubchen auf dem Baume, die Braut habe Blut im Schuhe. Da erkannte der Königssohn den Betrug, wurde nun aber noch von der zweiten Schwester betrogen, die sich die Ferse abhacken ließ, aber gleichfalls von den Tauben verrathen wurde. Endlich erkundigte sich der Königssohn nach der dritten Schwester und ließ Aschenputtel kommen, in der er, nachdem sie sich von der Asche gereinigt hatte, gleich seine schöne Tänzerin wieder erkannte. Auch paßte ihr Fuß vollkommen in den Pantoffel. Der Königssohn heirathete sie, die Tauben aber pickten den bösen Schwestern die Augen aus. Grimm, Hausmärchen Nr. 21.

Alle Sinnbilder in dieser Sage sind bedeutungsvoll. Unter der Haselstaude wohnt gewöhnlich die Elbenkönigin in der Gestalt einer gekrönten Schlange, in welcher sie die unterirdisch wirksame Lebenskraft im Winter bezeichnet. Aus der Hasel wird die Wünschelruthe geschnitten, die alle Schätze aus der Erde hebt. Die Zeit, in welcher das neue Leben aus der Erde wieder aufersteht, ist die Weihnacht. Das Aschenkleid bedeutet den Winter, unter den schönen Kleidern aber, die vom Baume fallen, ist das Kleid der Erde, die Vegetation des Frühlings gemeint. Der goldne Schuh ist nichts anderes, als der gelbe oder rothe Schuh der Elbenkönigin und der Gansfuß der Bertha. Die Elbenkönigin setzt ihren Fuß auf den Blocksberg zum Tanz oder auf den Baum zum Spinnen, und unter ihm sprießt das Grün des Frühlings hervor und überzieht wieder Wälder, Wiesen und Felder. Dieselbe Elbenkönigin

Ueber den Germanismus

in

den Vereinigten Staaten von Amerika.

Wenn man bedenkt, daß die Geſchichte der Vereinigten Staaten nur eine fortlaufende Geſchichte Europas iſt, und daß darin alle Fäden der europäiſchen Specialgeſchichten, obwohl mit einzelnen Veränderungen, fortgeſponnen werden, ſo dürfte wohl ein Blick auf die ausgewanderten Deutſchen und ihre Beſtimmung in der neuen Welt nicht ohne Intereſſe ſeyn, und vielleicht auch über die Zukunft von Deutſchland einiges Licht verbreiten. Es iſt gewiß der Mühe werth, zu unterſuchen, wie ſich ein Volk unter gänzlich verſchiedenen Umſtänden und namentlich unter einer ſeiner urſprünglichen Organiſation beinahe diametriſch entgegengeſetzten Verfaſſung geſtaltet, weil man hiedurch tiefer in ſein Innerſtes ſehen und das Zufällige von den eigentlichen Elementen ſeines Daſeyns unterſcheiden lernt. Dies war vor der Entdeckung Amerikas in Bezug auf die meiſten europäiſchen Nationen unmöglich geweſen, aber ſeit der Gründung der Freiſtaaten und der ſüdamerikaniſchen Republiken gewähren die Begebenheiten der andern Hemiſphäre ein reiches Mittel zur näheren Kenntniß der unſrigen, das von den gegenwärtigen Geſchichtſchreibern gewiß noch lange nicht hinlänglich benutzt worden iſt. Iſt der gegenwärtige Zuſtand Spaniens nicht ein aus einem Hohlſpiegel zurückgeworfenes Bild der ſüdamerikaniſchen Republiken — ewig zwiſchen Freiheit und Despotismus ſchwankend? Sind nicht die Vereinigten Staaten eine

zieht im Herbſt ihren Fuß zurück, indem ſie entflieht oder ſich in den Abgrund ſtürzt, läßt aber die Spur ihres Fußes als Zeichen zurück, daß ſie wiederkommen werde. — Gleichwohl darf man das ſchöne Märchen nicht blos als Naturmythus auffaſſen. Wahrſcheinlich iſt, wie im griechiſchen Märchen von der Pſyche, die Gefangenſchaft der Seele innerhalb der ſchlimmen Zeitlichkeit und irdiſchen Natur überhaupt gemeint. Die Erlöſung im Frühling iſt nur Vorbild einer höhern Erlöſung.

Varianten zu obigem Märchen gibt es überaus viele, z. B. Haupt Zeitſchr. II. 481. E. Meier, Märchen auch Schwaben Nr. 4. 43. Zingerle, Märchen Nr. 17. 23 ꝛc. Wahrſcheinlich ſehr alt iſt das Märchen von Allerleirauh.

Dieſen Namen erhielt eine Prinzeſſin, weil ſie, um ſich den unnatürlichen Lüſten ihres königlichen Vaters zu entziehen, von demſelben erſt ein Sternen-, ein Monden-, ein Sonnenkleid und endlich einen Pelz verlangte, der aus allen Thierfellen zuſammengeſetzt wäre, die es im Reiche gäbe. Als er ihr dieſen Pelz wirklich gab, blieb ihr nichts übrig als zu entfliehen, und in dem Pelz und mit Ruß beſchmiert als Magd zu dienen. Aber als ſie ſich einſt verleiten ließ, in ihren ſchönen Kleidern zum Ball zu gehen, verliebte ſich ein Prinz in ſie. Sie floh, hatte aber nicht Zeit, ſich gänzlich umzukleiden, wurde mitten im Schmutz an der weißen Hand erkannt und des Prinzen glückliche Gemahlin. Grimms Hausmärchen Nr. 65. In einer etwas abweichenden Erzählung (Grimm III. 119) ſchlägt der König das Mädchen mit der Peitſche, daß ihr Pelz einen Riß bekommt, durch den ihr Goldkleid ſchimmert. Das iſt derſelbe Gegenſatz wie im Heldenbuch zwiſchen der rauhen Elſe und der ſchönen Sigminne, die beide ein und daſſelbe Weſen ſind.

Hieher gehören noch viele andre Volksmärchen von edeln Jungfrauen, welche in der Gewalt böſer Mächte ſchwere Arbeit verrichten müſſen. So die Maleen bei Müllenhoff Nr. 391. Die Helene in Grimms Märchen Nr. 186. Ferner die vielen Märchen, welche ſich an das oben ſchon erwähnte Gedicht von der Bertha mit dem großen Fuß anſchließen. Bertha, Karls des Großen Mutter, mußte als arme Magd dienen, während eine Andre an ihrer Statt Königin wurde. Davon finden ſich viele Varianten in den Volksmärchen.

Eine Königin ſaß einmal im Winter an ihrem ſchwarz eingerahmten Fenſter, während es draußen ſchneite, und nähte. Da ſtach ſie ſich in den Finger und der Anblick der drei Tröpfchen Blut, die ſie vergoß, erregte in ihr den Wunſch, ſie möchte eine Tochter haben, weiß wie der Schnee, roth wie das Blut und

ſchwarz wie der Rahmen. Darauf bekam ſie eine Tochter und nannte ſie Schneewitchen (Schneeweißchen), ſtarb aber ſelber. Der König nahm eine andre Frau, die hatte einen Zauberſpiegel, der ihr täglich ſagte, ſie ſey die Schönſte im Lande, bis Schneewitchen groß wurde. Da ſagte der Spiegel, Schneewitchen ſey ſchöner. Die Königin befahl nun heimlich einem Jäger, Schneewitchen in den Wald zu führen und zu tödten. Dieſer aber erbarmte ſich, ließ ſie laufen und brachte der böſen Königin Lunge und Leber eines Friſchlings, als wären es Schneewitchens. Das Kind lief fort, bis es in das Haus der ſieben Zwerge kam, bei denen es wohnen blieb. Nun fuhr aber der Spiegel immer fort, der Königin zu ſagen, Schneewitchen ſey die Schönſte im Lande, woraus ſie ſchloß, daß das Kind noch lebe. Ein altes Weib ſpürte es aus, als die Zwerge gerade nicht daheim waren und erwürgte das arme Schneewitchen; aber die Zwerge kamen und brachten es wieder zum Leben. Da ging die Königin ſelbſt hinaus und ſtach Schneewitchen einen vergifteten Kamm in den Kopf; aber die Zwerge zogen ihn wieder heraus. Da kam die Königin zum drittenmal als ein Bauernweib mit Aepfeln und Schneewitchen aß einen davon, der vergiftet war. Jetzt fiel ſie in einen Todesſchlaf, aus dem ſie die Zwerge nicht mehr wecken konnten. Sie bauten ihr aber einen gläſernen Sarg. In dem lag ſie lange, bis ein Königsſohn ſie fand und ſie von den Zwergen zum Geſchenk erhielt. Als er den Sarg nun forttragen ließ, ſtolperte der Träger und durch den Stoß fuhr der giftige Apfelſchnitz aus Schneewitchens Munde und ſie war gleich wieder lebendig. Der Königsſohn heirathete ſie. Die alte Königin aber erfuhr durch den Spiegel, daß ſie wieder lebe und kam, ſie ſelbſt zu ſehen. Da wurde ſie ergriffen und gezwungen in glühenden Pantoffeln zu tanzen, bis ſie todt hinfiel. Grimm, Hausmärchen Nr. 53. Vgl. Nr. 163. Leibrock, Sagen des Harzes II. 174. Büſchings wöchentliche Nachrichten II. 185. — Ein Königspaar wünſchte ſich ſehnlich ein Kind. Als die Königin einmal badete, kam ein Froſch und verkündete ihr ein ſchönes Mädchen. Das gebar ſie auch und lud die Feen zu Gevatter. Weil ſie aber nur zwölf Teller hatte, konnte ſie die dreizehnte Fee nicht mit einladen. Die zwölf Feen beſchenkten das Mädchen jede mit einem Reiz oder einer Tugend. Da kam die dreizehnte und verwünſchte das Kind, im 15. Jahr am Stich einer Spindel zu ſterben. Als das Mädchen 15 Jahre alt war, fand es in einer abgelegenen Kammer ein altes Mütterchen ſpinnend, wollte auch einmal ſpinnen, ſtach ſich mit der Spindel und ſchlief ein. Ihr Schlaf aber breitete ſich über das ganze Schloß aus, ihre Eltern, alle Hofleute, ſogar alle Thiere ſchliefen ein, auch kein Wind regte ſich mehr. Rings umher aber wuchſen Dornen zu einem dichten Walde. Da ging die Sage von dem wunderſchönen ſchlafenden Dornröschen und viele Prinzen hofften ſie zu wecken, kamen aber alle elendiglich in den Dornen um, bis endlich ein glücklicher Königsſohn hindurchdrang und das ſchlummernde Mädchen durch einen Kuß weckte. Da wachten auch alle andern auf und Dornröschen heirathete ihren Erwecker.

Grimm, Hausmärchen Nr. 50. — Eine Königstochter ſchlief in einem Schloſſe bewacht von Rieſen und Vögeln. Ein König liebte ſie, konnte ſie aber nicht gewinnen. Er hatte einen Vorreiter, Ferdinand getreu, und einen Diener, Ferdinand ungetreu. Der letztere rieth ihm, den erſtern auszuſchicken, um die Königstochter zu holen (in der Hoffnung, er werde dabei umkommen). Ferdinand getreu hatte aber bei ſeiner Geburt von der Hebamme einen Schlüſſel erhalten, mit dem er ein Schloß öffnen konnte, hinter dem er ein treffliches weißes Pferd fand. Ferner hatte er einmal eine Feder aufgehoben und einen Fiſch, der am Ufer zappelte, wieder ins Waſſer geſetzt, wofür ihm derſelbe eine Zauberflöte geſchenkt hatte. Der Schimmel rieth ihm, Fleiſch für die Rieſen und Brod für die Vögel mitzunehmen und ſo gelang es ihm, dieſe zu beſtechen und die Prinzeſſin dem König zu bringen. Nun verlangte aber der ungetreue F. der treue F. ſolle auch noch gewiſſe Schriften holen, die bei der ſchlafenden Königstochter gelegen. Er holte auch ſie, unterwegs fiel ihm die Feder ins Meer, aber mittelſt der Flöte rief er den Fiſch, der ſie wieder brachte. Die Königstochter hatte inzwiſchen mehr Liebe zum treuen Ferdinand als zum König ſelbſt, und da ſie eine Zauberin war, ſchlug ſie einmal dem treuen F. den Kopf ab und ſetzte ihn ihm wieder auf. Der König wollte das Kunſtſtück auch erproben, aber die Königin ſetzte ihm den Kopf nicht wieder auf, ſondern heirathete den treuen F. Das Pferd verwandelte ſich in einen Königsſohn. Grimm, Märchen Nr. 126. Das Märchen erſcheint lückenhaft, die Bedeutung der Feder unklar. Sonſt aber erinnert die Befreiung der Schlafenden für einen Andern an Sigmund, der Brunhild weckt und für König Günther wirbt.

Hieher gehören ferner die Märchen von den Königstöchtern, denen der Arm ausgeriſſen oder die Hand abgeſchnitten wird.

In einem heſſiſchen Märchen bei Grimm, Märchen III. 60 heißt es, ein König habe ſeine Tochter mit unnatürlicher Liebe verfolgt und ihr die Hände abgeſchnitten, die ihr aber, nachdem ſie dem Rath eines alten Mannes folgend ihre Arme um einen Baum ſchlang, wieder angewachſen ſeyen. In einer weſtphäliſchen Wiederholung deſſelben Märchens geleitet ein vom Himmel herabgekommenes Licht die Königstochter und die Hände wachſen ihr wieder, nachdem ſie geſehen, wie eine blinde Maus ihre Augen in rinnendem Waſſer heilte und ſie nun ihre Arme in daſſelbe Waſſer taucht. In andern Märchen wird der Jungfrau auch die Zunge ausgeſchnitten. Unter den Händen und der Zunge kann kaum etwas anderes verſtanden werden, als das Laub, welches im Herbſt von den Bäumen fällt und im Frühjahr an den Bäumen wieder wächſt. Nur deshalb heißt es, die Tochter habe den Baum umarmen müſſen, damit ihr die Hände wieder wachſen könnten. Die blinde Maus iſt die Winternacht, die durch die Frühlingsſonne wieder erhellt wird.

Unter allen Sagen von der hand- oder armloſen Prinzeſſin iſt die

ſchöpfte die von Pröhle in ſeinen Kinder- und Volksmärchen 1853 Nr. 36 aus dem obern Harz aufgezeichnet.

Die ſchöne Magdalene, heißt es hier, hatte einen Bräutigam, der mit beſonderer Zärtlichkeit immer ihre weißen Arme ſtreichelte. Da ließ ihre böſe Mutter, eine Wittwe, die gern ſelber noch geheirathet hätte, der Tochter beide Arme abhauen und verſtieß ſie. Magdalena kam durch einen Wald auf einen hohen Berg und ſah von ferne einen herrlichen Garten ſammt Schloß. Hier fand ſie einen Prinzen, der ſie gleich heirathete. Der Prinz wurde König und zog zu Felde. Unterdeß gebar Magdalene ihr erſtes Kind und ließ es ihm melden. Der Bote aber kehrte zufällig unterwegs bei ihrer Mutter ein, die las, während er ſchlief, den Brief, erkannte gleich, daß die armloſe Königin ihre Tochter ſeyn müſſe, und ſetzte aus Bosheit in den Brief, ſie habe einen Hund geboren. Als der Bote vom König wieder zurückkam mit einem liebevollen Briefe, ſchrieb das böſe Weib ihn abermals um und ſetzte hinein, der König werde die Königin aufs Schaffot ſchicken, ſobald er zurückkomme. Als der Brief ankam, floh die Königin davon und ließ ſich ihr Kind auf den Rücken binden. Da begegnete ihr im Wald ein Löwe, der ſich einen Dorn in den Fuß geſtochen hatte. Weil ſie aber ohne Arme war, konnte ſie weder ihr Kind vom Rücken nehmen, um es zu ſtillen, noch dem Löwen helfen. Da rief ihr eine Stimme zu, ſie ſolle die Schulter in ein nahes Waſſer tauchen, und als ſie das gethan, wuchſen ihr die Arme wieder, ſo daß ſie das Kind ſtillen und auch dem Löwen helfen konnte, der fortan als treuer Wächter bei ihr blieb. Unterdeß war der König ſiegreich zurückgekehrt und fand einmal auf der Jagd Gattin, Kind und Löwe. Entzückt nahm er ſie wieder zu ſich, die böſe Mutter aber wurde in ein mit Nägeln ausgeſchlagenes Faß geſteckt und einen Berg hinabgerollt. Vgl. auch Grimms Märchen Nr. 31. Zingerle, Volksmärchen II. 124.

Ich ſchließe hier noch eine ſchauerliche Erzählung an:

Ein alter Räuber hatte drei Söhne, die gleich ihm raubten, ſich aber faſſen ließen. Die Königin, in deren Gewalt ſie waren, ließ den Vater fragen, um was er ſie löſen wolle? Da kam der Vater ſelbſt und erhielt die Söhne dadurch zurück, daß er der Königin durch Erzählung ſeiner Abentheuer Schauer und Mitleid einflößte. Der alte Räuber erzählte, wie er unter die Rieſen gerathen ſey. Das iſt genau das Abentheuer des Odyſſeus beim Rieſen Polyphem, aber mit einem merkwürdigen Zuſatz. Der blinde Rieſe ſteckt nämlich dem gefangenen Räuber einen Zauberring an, der ihn zwingt immer zu rufen: Hier bin ich. Der Räuber hilft ſich aber, indem er ſich den Finger abbeißt und nun unter den Schafen verborgen aus des Rieſen Höhle entkommt. Dann gelangt er zu andern Menſchenfreſſern, die eben eine Frau mit einem Kinde gefangen haben, und freſſen wollen. Der Räuber rettet ſie, indem er einen Gehenkten vom Galgen holt und ihnen deſſen Fleiſch unterſchiebt. Aber die

Menſchenfreſſer ſchicken nach dem Galgen, um nachzuſehen, ob noch alle drei Diebe daran hängen, und der Räuber, um ſie zu täuſchen, hängt ſich ſelbſt an die leere Stelle. Sie ſchneiden ihm ein Stück aus am Hinterbacken, ohne daß er ſich rührt. Sie freſſen die Gehenkten, endlich legen ſie ihn ſelbſt auf die Bank und wollen ihn eben ſchlachten, da entſteht ein Ungewitter, die Menſchenfreſſer fliehen und es gelingt ihm, mit der Frau und dem Kinde zu entkommen. Haupt, altd. Blätter II. 119 f. Aus der Leipziger Märchenhandſchrift.

9.

Frühlingsmärchen.

Befreiung der im Winter gefangenen Natur, Auferſtehung vom Tode, Geneſung von ſchwerer Krankheit, Erhebung aus niederem Magddienſt zu königlichem Glanze, das ſind die unerſchöpflichen Motive unſrer Frühlingsmärchen. Die Mittel der Erlöſung ſind aber verſchieden. Ein junger Held vollbringt ſie durch ſeine alles beſiegende Tapferkeit, oder eine Jungfrau rettet ſich durch ihre Klugheit und Standhaftigkeit. Dort wird der Frühling erobert, hier wird er durch glückliche Flucht vor dem Winter nur erreicht. Wieder in andern Märchen greifen hülfreiche Mächte ein, mit Zauberkraft ausgerüſtete Geſellen oder Talismane, oft auch dienſtbare Thiere.

Ich beginne mit den Helden und zuerſt mit den Drachentödtern. Der unterirdiſche Drache oder Wurm iſt das böſe Prinzip, im Norden Loki und ſein Gezücht, der älteſte Naturfeind, wie bei den Perſern Ahriman. Er hütet die Schätze, die er geraubt hat, d. h. die unterirdiſchen Saaten im Winter, oder eine gefangene Jungfrau, die immer nur als Genius der ſchönen Natur, der Vegetation aufgefaßt werden darf, wie die griechiſche Perſephone. Er hütet auch einen Apfelbaum und eine Quelle. Das ſind Sinnbilder des aus der reifen Frucht und ihrem Kern ſich immer wieder neu erzeugenden Wachsthums und des ununterbrochenen Lebens in ſteter Verjüngung. Er will nicht leiden, daß dieſe Verjüngung nach jedem Winter wieder eintrete, und darum muß ein ſtarker Held kommen, um ihm die Aepfel, das Lebenswaſſer und die Jungfrau abzugewinnen.

Wenn nach der bekannten griechiſchen Mythe Herakles den Drachen

Labon beſiegt und die Aepfel der Heſperiden am äußerſten Weſten der Welt, in den ſeligen Gärten gewinnt, ſo ſcheint das lediglich nichts anderes zu bedeuten, wie auch der Mythus vom Raub und der Wiederbringung Iduna's mit ihren unſterblich machenden Aepfeln in der Edda. Iduna erſcheint in den Märchen als eine vom Drachen geraubte Prinzeſſin.

In Grimms Märchen Nr. 91 iſt ſie Tochter des Königs vom Apfelgarten, naſcht von den Aepfeln gegen das Verbot, fällt tief in die Erde, wo ſie einen Drachen laufen muß, wird aber befreit. In Wolfs deutſchen Hausmärchen S. 87 wird eine Königstochter vom Wind entführt, muß einem dreiköpfigen Drachen laufen, wird aber von einem Königsſohn wieder befreit. In Wolfs deutſchen Märchen Nr. 21 gewinnt ein kühner Soldat durch Ueberwindung des Drachen drei goldne Aepfel. Verräther wollen ihn darum betrügen, indem ſie ihm den Sieg abſtreiten, aber durch Vorzeigung der Drachenzunge bewährt er ſich als den wahren Sieger.

Die Erkennung des wahren Helden durch die Drachenzunge, während ſeine Neider ſich für die Drachentödter fälſchlich ausgeben, kehrt in vielen Märchen wieder. Gewöhnlich iſt der falſche Sieger ſchon im Begriff, die Königstochter zu freien, als der Betrug entdeckt wird und der wahre Held ſeinen Lohn empfängt. Vgl. Grimm Nr. 28. 60. 93. 111. Wolf, deutſche Märchen Nr. 21. Zingerle, Märchen Nr. 25. E. Meier Nr. 29. Bechſtein, Märchen S. 68. 221. Alſatia 1852 S. 77.

Goldne Früchte gewinnt ein Jüngling vom Baum und erlöst eine Jungfrau. Büſching, wöch. Nachr. II. 17. Um einen kranken König zu heilen, holt die allheilende Frucht ein kühner Jüngling und gewinnt dabei eine Königstochter. E. Meier, Märchen Nr. 5. Der kranke König, unter dem die im Winter leidende Natur zu verſtehen iſt, wird auch durch das Lebenswaſſer geheilt. Das iſt das Waſſer aus dem Jungbrunnen unter dem Apfelbaum.

Ein Königsſohn zog auf Abentheuer aus, da fand er die Kegel, mit denen Rieſen geſpielt hatten, und ſpielte ebenfalls. Der Rieſe kam dazu und ſpottete ſeiner. Aber der Königsſohn ſagte: meineſt du allein ſtark zu ſeyn? mir iſt nichts unmöglich. Wohlan, ſagte der Rieſe, wenn du alles kannſt, ſo hole einen Apfel vom Baum des Lebens für meine Braut. Der Königsſohn ging hin, ſtieg über das Gitter durch die ſchlafenden Thiere in den Garten und griff durch einen Ring nach einem Apfel. Da blieb der Ring an ſeinem Arm und gab ihm übermenſchliche Kraft, ſo daß er ſich ſchämte, noch einmal über das Gitter zu ſteigen, ſondern die Thüre aufſchlug. Der Löwe, der davor

ſchlief, erwachte und folgte ihm dienſtbar. Die Rieſenbraut erhielt nun den Apfel, glaubte aber nicht, daß der Rieſe ſelbſt ihn geholt, denn ſie ſah den Ring nicht an ſeinem Arm. Da wollte der Rieſe den Ring haben, den ihm aber der Königsſohn nicht gab, überfiel ihn deshalb im Bade und ſtach ihm die Augen aus. Aber als er ihn an einen Abgrund führte, packte ihn der Löwe und ſtürzte ihn ſelbſt hinab, den Königsſohn aber machte er wieder ſehend, indem er heilendes Waſſer in ſeine Augen ſpritzte. Nun fand der Königsſohn eine ſchöne verwünſchte Jungfrau, die er erlöſen konnte, wenn er drei Nächte lang die Mißhandlungen unzähliger kleiner Teufel (Zwerge) erduldete. Das hielt er wirklich aus. Grimm, Märchen Nr. 121. Das erinnert an den ſchlafenden Herakles unter den Kerkopen, ſowie auch die Aepfel an die heſperidiſchen. Im Rieſen und Ringe verräth ſich hohes Alterthum. — Drei Königsſöhne ſuchten für ihren kranken Vater das „Waſſer des Lebens“. Nur der jüngſte gewann es und erlöste zugleich eine verwünſchte Prinzeſſin. Sie hatte eine goldne Straße zu ihrem Schloſſe bauen laſſen, nur wer auf ihr ritt, ſollte ſie erlöſen. Die beiden ältern Söhne wollten aber aus Geiz das Gold ſchonen und ritten nebenher, erſt der jüngſte ritt über das Gold und gewann ſie. Grimm, Märchen Nr. 97. Vgl. auch Wolfs Hausmärchen S. 59, deſſen Deutſche Märchen S. 168. Zingerle, Volksmärchen II. 157, 229.

Der Ritt auf dem Goldweg heißt in andern Märchen der Ritt zum **Glasberge**. Dieſer Berg, ringsum glatt, war jedem unzugänglich. Er bedeutet den Himmel (Glaſir heißt der goldne Wall um die Walhalla), wohl auch die Waberlohe, wegen der darin gefangenen Jungfrau (vgl. **Grimm**, altdän. Heldenlieder S. 31). Jedenfalls den h. Raum, welcher der h. Stunde der Sonnenwende entſprach, in welcher das Jahr ſich jüngt.

Nach einem norwegiſchen Märchen bei Aſbjörnſen II. 21, dem ein ſächſiſches bei Sommer I. 96 entſpricht, wurde einem Bauer in jeder Johannisnacht die Wieſe kahl geweidet. Seine Söhne mußten daher wachen, die beiden älteſten ſchliefen ein, der jüngſte aber ſah, wie ein geſpenſtiſches Pferd die Wieſe abweidete, und fing es. Dasſelbe wiederholte ſich in den beiden folgenden Johannisnächten, bis er drei Pferde gefangen hatte. Damals ließ ein König ausrufen, ſeine auf dem Glasberg thronende Tochter ſolle den zum Manne bekommen, der den Berg hinaufreiten und ihr drei goldene Aepfel aus dem Schooße nehmen könne. Das gelang nun dem jüngern Bruder. Der Sinn dieſes Märchens iſt ſehr einfach. Das Pferd, das in der Johannisnacht alles Gras abweidet, iſt dasſelbe, was in der Weihnacht die drei Aepfel als Sinnbilder der neuen Saaten und Früchte bringt. Es bedeutet den raſchen Lauf der Zeit in den Sonnenwenden. Es ſinkt mit der Sonne in die Nacht des Winters und des Todes und es ſteigt mit ihr wieder empor. In Bechſteins Märchen S. 65 verwandelt ſich das Pferd in eine Jungfrau.

Statt des Pferdes bedient ſich in einem andern Märchen der Jüngling, der die Jungfrau vom Glasberge erlöſen will, der Knochen eines Huhns, die er als Staffeln einer Leiter braucht. Grimms Hausm. III. 47. Das Huhn war das vorzüglichſte Opfer der heidniſchen Johannisfeier. Als Lichtſymbol wurde es an dem Tage abgeſchlachtet, an welchem die Sonne wieder zu ſinken anfing. Indem ſeine Knochen nun in der Winterſonnenwende zur Befreiung des neuen Lichtes dienen, bezeichnen ſie gleichſam die Rache und den Sieg des Lichtſymbols. Wie es ſcheint, kam das Klettern auf den Hühnerknochen nicht dem Jünglinge (dieſem vielmehr der Ritt), ſondern einer Jungfrau zu, deren Klugheit und Ausdauer den Glasberg überſtieg, wovon mehrfache Sagen erzählen. Grimm Nr. 25. Kuhn, märk. S. S. 352. E. Meier Nr. 49.

In dem ſchon angeführten Märchen bei Sommer I. 96 heißt der Jüngling, der die Befreiung der Jungfrau erwirkt, Wirrſchopf und birgt den Schlüſſel zu dem Ort, wo er das Pferd findet, in ſeinem verworrenen goldnen Haar. Das ſcheint eine ſehr alterthümliche Vorſtellung zu ſeyn und ſich auf die Vegetation zu beziehen. Vali, der nordiſche Frühlingsgott, ſcheert ſich das Haar nicht, bis er den Sieg errungen hat.

In Wolfs deutſchen Hausmärchen S. 269 iſt es „Hans in der Mühle", der ſtarke Knecht, den der Müller fürchtete und in einen Brunnen ſteigen ließ, wo er einen Mühlſtein auf ihn warf, der aber mit dem Mühlſtein am Halſe luſtig wieder heraufſtieg und nun die Schafe im Rieſenlande hütend erſt einen Schimmel, dann einen Braunen und endlich einen Rappen fand, auf denen er nach einander auf den Glasberg ritt und dort mit tauſend Rittern turnirend immer ſiegte, aber nicht ſagen wollte, wer er ſey. Der König daſelbſt warf ſein Schwert nach ihm, die Spitze blieb ihm im Bein ſtecken und daran ward er ſpäter als der ſiegreiche Held erkannt und bekam des Königs Tochter zur Ehe. Der Sohn, den ſie gebar, und der das Füllen ritt, welches der Schimmel geboren, verrichtete nachher gleiche Thaten und wurde gleichfalls an der Schwertſpitze erkannt. Hier fällt wohl der Glasberg mit der Walhalla und dem kampfluſtigen Einheriar zuſammen. Der ſtarke Held aber mit der Schwertſpitze im Beine mahnt an Thor, dem der Wetzſtein im Kopf ſtecken blieb. In dem Märchen könnte ein Thormythus enthalten ſeyn, eine Fahrt deſſelben nach Walhalla betreffend, im Gegenſatz zu ſeiner Fahrt zum Utgardaloki. — Goldner heißt ein Knabe, der im Dienſt einer alten Hexe einmal den Finger in den ſiedenden Keſſel ſteckt und vergoldet wieder herauszieht. Später rettet er einen bedrängten König in der Schlacht, in der er alles vor ſich niederſchlägt, obgleich er nur ein roſtiges Schwert hat und auf einem dreibeinigen Pferd reitet.

Der König will wiſſen wer er ſey, und wirft das Schwert nach ihm, wie Hans in der Mühle, und gewinnt zuletzt die Königstochter. Zingerle, Märchen Nr. 32. Das ſind gewiß uralte Mythen.

Ein Jüngling ſollte eine verwünſchte Königstochter in einer ganz in Nebel gehüllten Burg erlöſen. Nach vielen andern ſchweren Proben muß er ſich in Stücke hauen und in ein Faß packen laſſen, bis die Königstochter das Faß öffnet, ihn lebend und wieder ganz herauszieht und ihm von der Burg aus, nachdem der Nebel gewichen iſt, eine unermeßliche Ausſicht über lachende Auen zeigt. Sommer, ſächſ. Sagen I. 122. Das iſt der Frühling.

Eine kinderloſe Frau, die gern ein Kind gehabt hätte, bekam einmal ein großes Gelüſten nach Rapunzeln, die im Garten einer Zauberin ſtanden, riß welche ab und aß ſie. Da bekam ſie eine Tochter, Rapunzel genannt, die aber der Gewalt der Zauberin anheimgefallen war und in einen Thurm eingeſperrt wurde. Einmal ritt ein Königsſohn vorüber und ſah ſie; bald waren ſie bekannt und Rapunzel zog ihn an ihren langen blonden Haaren, die ſie zu dieſem Behufe herabließ, zu ſich ins Fenſter. Als die alte Zauberin dahinter kam, ſchnitt ſie ihr die ſchönen Haare ab, hing ſie aber aus dem Fenſter, als der Königsſohn kam und zeigte dieſem auf einmal ihr abſcheulich häßliches Geſicht. Da ſtürzte der Königsſohn den Thurm hinab und fiel ſich die Augen aus. Als er aber nach einiger Zeit im Walde irrend die Stimme Rapunzels hörte, und ſie ſammt Zwillingen, die ſie unterdeß geboren hatte, wiederfand, reichten ein Paar von ihren Thränen hin, indem ſie, als ſie ihn küßte, ſeine Augen berührten, ihn wieder ſehend zu machen. Grimm, Märchen Nr. 12. Das abgeſchnittene Haar ſcheint das Abmähen der Felder und Entlauben des Waldes im Herbſt zu bedeuten, die Erblindung die Abnahme der Sonne im Winter. Aber das Haar wächſt wieder und das Licht kehrt wieder im Frühling.

König Grünewald belagert einen ganzen Winter lang einen andern König auf dem Chriſtenberg in Oberheſſen. Da ſieht die Tochter des Letztern im Mai den Wald auf die Königsburg zukommen und ſingt:

o Vater, gebt euch gefangen,
der grüne Wald kommt gegangen.

Die Burg capitulirt. Die Tochter erhält freien Abzug und darf auf einem Eſel ihre beſten Koſtbarkeiten mitnehmen. Da ſetzt ſie ihren Vater darauf und führt ihn heraus. Grimm, D. S. I. 148. Grünewald iſt der Frühling, der belagerte König der Winter. Der wandelnde Wald iſt übergegangen in Shakſpeares Macbeth. Der Edelmuth der Tochter ſcheint die Grundlage zu ſeyn der weitverbreiteten Sage von den Weinsberger Weibern. — Der Kriegsliſt, das Heer mit grünen Zweigen zu bedecken, bediente ſich auch die Königin Fredegunde im Kampf wider Brunhilt. Ihr Heer ſtand da, wie der Wald und rückte unmerklich näher. Aimoin III. 82. Desgleichen die Dithmarſchen,

als ſie ihren Grafen auf der Stollerburg belagerten. Müllenhoff. holſteiniſche Sagen S. 13.

Wieder eine ganz andre Auffaſſung der den Winter überlebenden und beſiegenden Pflanzenwelt enthält das ſchöne und berühmte Märchen vom Machandelbaum (Wachholder).

Eine reiche fromme Frau ſtand im Winter unter einem Wachholderbaum vor ihrem Hauſe, ſchälte ſich einen Apfel und ſchnitt ſich in den Finger. Als nun einige Tropfen Blut von ihr in den Schnee fielen, wandelte ſie eine Sehnſucht an, ſie möchte ein Kind haben, ſo weiß wie der Schnee und ſo roth wie das Blut. Ihr Wunſch wurde erhört, ſie gebar einen ſchönen Sohn, ſtarb aber in der Geburt und ließ ſich unter den Wachholderbaum begraben. Der Vater heirathete nun eine zweite Frau, die eine Tochter bekam und dem Sohn eine böſe Stiefmutter wurde. Einmal lockte ſie ihn zur Apfelkiſte, aus der ſolle er ſich einen Apfel langen, und wie er ſich hinabbückte, ſchlug ſie ihm mit dem Deckel den Kopf ab, daß er unter die rothen Aepfel fiel. Sie ſetzte ihn aber auf einen Stuhl, fügte ihm den Kopf wieder an und gab ihm einen Apfel in die Hand. Da kam Marleneken, ſein Schweſterchen, bat ihn um den Apfel und erzürnte ſich, weil er keine Antwort gab, daß ſie ihn ſchlug. Da fiel ſein Kopf ab und ſie weinte bitterlich. Die Mutter aber nahm den Knaben, ſchlachtete und kochte ihn und ſetzte ihn dem Vater vor. Er frug nach dem Knaben, die Mutter aber ſagte, er ſey über Land gegangen zu einer Verwandten, und der Vater fand das Eſſen vortrefflich und konnte nicht genug haben. Da ſaß ein Vogel auf des Goldſchmieds Haus und ſang:

Mein Mutter, die mich ſchlacht.
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schweſter, das Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bindt ſie in ein ſeiden Tuch,
Legts unter den Machandelbaum.
Kywit, Kywit, wat vorn ſchöner Vogel bin ick.

Der Goldſchmied gab ihm für den ſchönen Geſang eine goldne Kette; dann ein Schuſter, auf deſſen Haus er ſang, ein Paar rothe Schuhe, endlich ein Müller einen Mühlſtein, den der Vogel um den Hals nahm. So mit ſeinen drei Geſchenken flog er auf des Vaters Haus und ſang wieder, und wie der Vater kam, ließ er die goldne Kette ihm um den Hals fallen, wie Marleneken kam, die Schuhe, und wie die böſe Stiefmutter kam, den Mühlſtein, der ſie ganz zerquetſchte. Darauf war der Vogel entzaubert und ſtand wieder als Menſch da und nahm Vater und Schweſter bei der Hand. Grimm. Märchen Nr. 47 nach der erſten Aufzeichnung von Runge. Vgl. Zirmenich I. 311.

rieſige, obwohl in ihren Farben etwas undeutliche Copie des alten Englands? und geben ſie uns nicht einen Begriff von dem, was ſelbſt das monarchiſche England durch die Kraft ſeiner Bewohner werden könnte? Warum ſollte die Geſchichte der deutſchen Anſiedlungen in Nordamerika, ihr Entſtehen, ihr Aufblühen und zuletzt ihr Einfluß auf den politiſchen Körper, dem ſie als Glied untergeordnet ſind, gänzlich ohne Belehrung für Deutſchland ſeyn?

Die germaniſchen Völker, das heißt die angelſächſiſchen und deutſchen Stämme, haben ſich ſeit der Entdeckung Amerikas zur Koloniſation fremder Länder am tauglichſten bewieſen; ſie beſaßen nämlich die Fähigkeit, den ihnen angeſtammten kräftigen, arbeitſamen Charakter in ferne Welttheile zu tragen, ohne daß er durch die Ueberſiedlung an Stärke oder Dauerhaftigkeit verloren hätte. Wenn aber irgend etwas für die Mannbarkeit eines Volkes ſpricht, ſo iſt es ſeine Fähigkeit, kräftige Kolonien zu bilden; denn es iſt die Koloniſation eine geiſtige Zeugung, die nur dann zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, wenn ſie aus dem Mannesalter eines Volkes ſtammt, nicht aber aus ſeiner Kindheit, oder aus ſeinen Greiſenjahren. Schon dieſer Erfahrungsſatz, deſſen Wahrheit die Geſchichte aller Anſiedlungen bis auf den heutigen Tag beurkundet, würde uns rückwärts (analytiſch) auf die Kraft von Deutſchland ſchließen laſſen, das, ohne eine eigentliche Seemacht zu beſitzen, und bei dem großen Welthandel nur gering betheiligt, dennoch ganze Provinzen in fernen Welttheilen geſchaffen hat, welche, ungeachtet der ihnen äußerlich aufgedrückten Form, durch ihre innere Geſtaltung, hauptſächlich aber durch ihre moraliſche Haltung überall ihren germaniſchen Urſprung beurkunden.

Zwei Völker ſind es, wie bereits erwähnt, welche dieſen Zeugungstrieb in ſich fühlen — die Engländer und die Deutſchen. — Allein welche Vortheile beſitzen nicht die Engländer in Bezug auf Handel und Seefahrt über alle andern germaniſchen Stämme! Und was hat Frankreich, was hat Spanien und Portugal unter ungleich günſtigeren Umſtänden für die Gründung von Kolonien gethan? Die Portugieſen eroberten Oſtindien, die Spanier Amerika, die Franzoſen beſaßen Länder in Aſien und Amerika; was iſt aus ihnen allen geworden? Wo haben die Portugieſen, Spanier oder Franzoſen Niederlaſſungen gebildet, welche ſelbſtſtändig wurden und zu kräftigen, wohleingerichteten Staaten emporwuchſen? Was die

Zingerle, Märchen Nr. 12. Aehnlich das Märchen vom Hollunderbaum bei Müllenhoff S. 495.

Der Wachholder war, weil er auch im tiefen Schnee des Winters grünt, Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur und eine Verheißung ihrer Wiedergeburt im Frühling. — Verwandt sind die Märchen von in Schwanen- oder Rabengestalt den Winter über verwünschten Kindern, die im Frühling erlöst werden. Vgl. Haupt, altd. Blätter II. 128 f. Grimm, Märchen Nr. 9. 25. Auch gehören hieher die anmuthigen Märchen von der Jungfrau, die mit Rabenfedern und mit einer Nuß (Sinnbild des im Winter verschlossenen organischen Lebens) alle bösen Mächte überwindet. Bei Grimm Nr. 88 und Anmerkungen.

Der dumme Hans mußte mit seinen zwei ältern Brüdern ausgehen, sich eine Frau zu suchen. Die ältern fanden bald eine, der dumme Hans aber kam in einen tiefen Wald in das Haus einer Hexe, die hieß ihn ihr weißes Pferd füttern und behielt ihn über Nacht. Da hörte er vor dem Fenster die Vögel singen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem ersten Blatt, das im Frühjahr aus einer Pappel sprieße, berühre. Hans brauchte dieses Mittel, heilte dadurch die schöne Prinzessin und bekam sie zur Frau, nachdem er unter den Wurzeln des Baumes noch zwei Edelsteine gefunden hatte, durch die seine Dummheit alsbald in Weisheit verwandelt worden war. Müllenhoff, holst. Sagen S. 427. Aehnlich Wolfs deutsche Märchen Nr. 4. Grimm, Märchen Nr. 107.

In einer überaus großen Menge von deutschen Märchen entflieht ein Kinderpaar einer alten bösen Hexe unter allerlei zauberischen Verwandlungen.

Die alte Frick, eine böse Riesin und Menschenfresserin, steckte einmal im Walde einen Knaben und ein Mädchen, welche Beeren suchten, in die Tasche, während sie aber schlief, befreite das kluge Mädchen sich und den Bruder, verwandelte sich mit ihm durch den Zauberstab der Alten in Enten und schwamm mit ihm über das Wasser. Die alte Frick erwachte und soff das Meer aus, um die Enten zu fangen, zerplatzte aber. Kuhn, nordd. Sagen S. 319. Vgl. noch S. 414. 508. 519. Vgl. das Märchen von Hansel und Grethel in Grimms Märchen Nr. 15. Bechstein Märchen S. 78. 118 f.

Man sieht, Frigg, die segenbringende Mutter, ist hier als Wintergöttin zur ungeschlachten und zornigen Riesin geworden, entsprechend der rauhen Else. — Uebrigens kennt die gälische Mythe eine ganz ähnliche Flucht, nämlich die des jungen Gwidion vor der bösen Göttin Ceridwen. Wenn nun alle entsprechenden deutschen Märchen nicht aus

der gälischen Erinnerung geschöpft seyn können, so dürften beide Nationen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle geschöpft haben, was bei Naturmythen oft der Fall ist.

Ein Raubvogel nahm einer schlafenden Mutter ihr Kind und trug es auf einen Baum; ein Förster rettete es hier und erzog es mit seiner kleinen Tochter Lenchen. Seine Frau aber (oder seine alte Köchin) wollte den Knaben schlachten und kochen. Lenchen merkte es und floh mit dem kleinen Fundevogel und da sie zaubern konnte, verwandelte sie den Pflegebruder in einen Rosenstock und sich in die Rose drauf, um den Verfolgern zu entgehen; dann in eine Kirche und sich als Krone darein; endlich ihn in einen See, sich in eine Ente drauf. Da kam die böse Hexe, den See auszusaufen, aber die Ente packte sie beim Kopf und zog sie unter das Wasser. Grimm, Märchen Nr. 51.

In vielen Märchen hat sich, während die Jungfrau flieht, eine falsche Braut an ihre Stelle bei ihrem Geliebten untergeschoben. Das scheint auf einem sehr alten Mythus zu beruhen. Auch in vielen geschichtlichen Sagen aus den Kreuzzügen kehrt ein ähnliches Motiv wieder, der in einer Nacht durch die Luft heimgeführte Gatte kommt grade noch zurecht, die zweite Heirath der Gattin zu verhindern.

Eine böse Stiefmutter wollte ihre schöne Stieftochter im Bett umbringen, diese merkte es aber, legte sich auf die andere Seite und so geschahs, daß die Alte ihre eigne häßliche Tochter umbrachte. Das gerettete Mädchen floh nun und nahm ihren Liebsten mit, welcher Roland hieß. Die Alte lief ihnen mit Meilenstiefeln nach, aber das Mädchen verwandelte Roland in einen See und sich in eine Ente drauf. Die Hexe warf Brod hinein und suchte die Ente zu packen, doch umsonst. Nachher verwandelte das Mädchen den Roland in einen Spielmann und sich in eine schöne Blume mitten unter Dornen. Da wollte die Hexe die Blume abpflücken, aber Rolands Spiel zwang sie in den Dornen zu tanzen, bis sie todt hinfiel. Nachher aber wurde Roland dem Mädchen untreu und vergaß sie, so daß sie sich aus Gram in eine Blume verwandelte. Diese brach ein Schäfer ab und nahm sie mit heim. Seitdem verrichtete die Blume unsichtbar alle Dienste in seinem Hause, bis er einmal ein Tuch auf sie deckte und sie dadurch zwang, in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen. Unterdeß machte Roland Hochzeit und alle Mädchen im Lande mußten kommen und vor dem Brautpaar singen. Das Mädchen, das bei dem Schäfer diente, wollte nicht kommen, wurde aber hingeschleppt und kaum hatte sie gesungen, als Roland sie erkannte, und, die falsche Braut verstoßend, sie heirathete. Grimm, Märchen Nr. 56. Aehnlich das hübsche Märchen vom Goldmarieken bei Müllenhoff S. 395. Grimm Nr. 113 und 135.

10.

Die Wunſchmärchen.

Der Wunſch ſpielt eine große Rolle im deutſchen Heidenglauben. Je einſamer der Deutſche ſich in ſeinen Wäldern fühlte, um ſo lebhafter erwachten in ihm die Wünſche nach der Ferne, nach unbekanntem Glück. Odin, der höchſte Gott, galt als Herr des Wunſches, der alles kann, was er wünſcht, als der Urzauberer. Nächſt ihm glaubte man die Zwerge und Elben mit Zauberkraft begabt, weil ſie Genien des nach jedem Winter wiedererwachenden Naturlebens ſind. Daher die Erfüllung der Wünſche bedingt wird durch Gaſtgeſchenke Odins oder der Elben, durch Talismane oder Wunſchdinge. Sofern aber in den heiligen Stunden der Sonnenwende aus Zeit Ewigkeit wurde, trat auch in dieſen Stunden Erfüllung aller Wünſche ein, gelangte der Menſch zum Himmelreich, oder in das ſelige Reich der Elben, oder zu unermeßlichen Schätzen, oder verkehrte mit geliebten Verſtorbenen, oder mit dem erſt künftigen Geliebten ꝛc. In ſolchen Stunden geſchah es auch immer, daß Armen und Unſchuldigen höhere Weſen begegneten, um ſie zu beſchenken oder ihnen Erfüllung ihrer Wünſche zu gewähren.

Die meiſten und ſchönſten Volksſagen knüpfen ſich an die Wunſchdinge an. Ich habe mich darüber an einem andern Ort*) ausführlicher ausgeſprochen und kann mich hier deſto kürzer faſſen. Die Wunſchdinge ſind zunächſt abgeleitet von den Waffen und Kleidungsſtücken Odins, ſodann von den Kleidern, Geräthen und Geſchenken der Elben. Odins Speer, Pfeil, Schwert waren unüberwindlich und erreichten, wen er wollte. Sein Jagdhorn, das ihm als dem wilden Jäger zukam, blies alles zuſammen, was er wollte. Ihm als dem Erfinder des Geſangs kam auch eine Zaubergeige zu, nach deren Tönen alles tanzen mußte. Auf ſeinem Zauberroß überritt er Land und Meer, in ſeinem Zauberſchiff fuhr er durch die Luft. In ſeinem Mantel flog er in kürzeſter Friſt über die ganze Erde. Sein Hut machte ihn unſichtbar. Auch die Elben trugen ein unſichtbar machendes Hütchen und Schuhe, die blitzſchnell durch alle

*) In meinem „Odin“ S. 146 f.

Räume drangen. Ferner ſchenkten ſie einen nie verſiegenden Krug oder ein Tiſchlein, auf dem alle Speiſen ſtanden, die man wünſchte, einen Beutel, der immer voll Geld war ꝛc.

Ein Mantel, den Odin gewöhnlich trägt und von dem er Hekiumadr, Mantelmann heißt, brachte ihn wohin er wollte. Nach Saxo Grammaticus I. 12 fuhr einmal der Däne Hading mit Odin und in deſſen Mantel gehüllt durch die Luft und ſah durch ein Loch des Mantels auf die tief unter ihm liegende Erde hinunter. Auch Karl der Große wurde einmal auf dem Mantel heimgebracht. Guinguené 188. Vgl. Schmidt 89. 80. Auf einem ſolchen Mantel (einer ledernen Decke) wird auch Heinrich von Oſterdingen von ſeinem Gönner, dem Meiſter Klingſor, in einer Nacht durch die Luft aus Ungarn nach der Wartburg zurückgebracht, weil er ſein Wort gegeben hatte, ſich zum berühmten Sängerkriege daſelbſt wieder zu ſtellen. Rhote, Chron. Thur. bei Menken II. 1697.

Von ſeinem breiten Hute hieß Odin Sidhhoettr, der Breithutige, oder überhaupt Höttr, der Hutige. Grimm d. M. 133. Der unſichtbar machende Hut führt auch den Namen Tarnkappe, von Tarnen, verbergen. Einen ſolchen Hut hatte nach Gräve, Volksſagen 83, Martin Pumphut. Der Wunſchhut hat in unſern Märchen und Sagen nicht blos die Bedeutung des Unſichtbarmachens, obgleich dieſe vorherrſcht. Im Märchen von Fortunatus wohnt dem Wunſchhütlein zugleich die Gabe des ſchnellen Ortswechſels bei, was ſich aus der Doppelbedeutung der cappa erklärt. Dem Hute wohnen noch andere Gaben bei. In Grimms Märchen Nr. 54 und Bechſteins Märchen Nr. 156 kommt ein Wunſchhut vor, deſſen Krämpen Batterien ſind, durch die, wer den Hut aufhat, alles zuſammenſchießen kann. In Grimms Märchen Nr. 70 bewirkt ein Wunſchhut, wenn man ihn gerade ſetzt, plötzliches Eintreten des Winters. Dieſe verſchiedenen Eigenſchaften des Wunſchhutes beweiſen nur, daß in ihm gleichſam die Allmacht Odins concentrirt gedacht wurde, des Wunſch- und Sieggottes, den keine Zeit und kein Raum hemmt und für den es kein Hinderniß gibt.

Von den Wunſchwaffen hat ſich im Volksmärchen nur wenig erhalten, ſie ſind meiſt in die Freikugeln der Freiſchützen übergegangen, aber ſo, daß die Argloſigkeit des heidniſchen Wunſches dabei verloren ging und teufliſche Bosheit im Sinn des ſpäteren Zauberglaubens an die Stelle trat, daher ich auf ſie erſt ſpäter zurückkommen kann.

Die Wunſchpferde kehren noch oft in unſern Volksmärchen, z. B. in denen von der Aſchenbrödel, von Rittern und Räubern wieder, die ſich durch ungeheure Sprünge über Mauern und Ströme retten, und von Zauberern.

Ein **Wunſchſchiff** beſaß auch nach chriſtlicher Legende der unterm 9. September verehrte h. Audomar, einſt Biſchof von Terouanne, der ohne Ruder, Segel und Wind fahren konnte, wohin er wollte. Ein Wunſchſchiff iſt auch das der Wanne-Thekla, die über alle in der Luft fahrenden Geiſter gebietet und ſich zuweilen auf dem Pottelberge niederläßt, dann aber unter dem Befehle „Wind mit allen Vieren" auf einem ſchönen Schiffe davonfährt. Wolf, niederl. Sagen Nr. 520. Merkwürdige Erinnerungen an das Luftſchiff ſind noch folgende, auf welchem Geiſter das im Sommer verhagelte Getreide nach dem unbekannten Lande Magonia brachten; nach Agobar opp. ed. Baluz. I. 146. Gervasius Tilberiensis erzählt bei Leibnitz scr. rerum Brunsv. I. 894, in England ſey einmal das Volk aus der Kirche gekommen, da habe es ein Schiff in der Luft erblickt, aus dem ein Anker herabgelaſſen geweſen ſey. Um dieſen, der ſich an einem ſteinernen Grabe angehackt, loszumachen, ſey Einer herabgeſtiegen, aber gefangen worden, worauf die Andern oben das Thau gekappt hätten und davongefahren ſeyen. Ein andermal ſey einem Irländer auf weiter Meerfahrt das Meſſer über Bord, aber noch an demſelben Tage aus der Luft durch den Schornſtein ſeiner Frau wieder auf den Tiſch gefallen. Ich erwähne hier noch eines ſonderbaren Bildes in der Kirche zu Weilheim im Würtembergiſchen. Es ſtellt Betende in einem Luftſchiffe dar, welches ein auf der Erde ſtehender Mann mit einem Haken zu entern trachtet, während ein anderer mit einer Armbruſt darnach ſchießt. Fiorillo, Geſch. d. zeichnenden Künſte in Deutſchland I. 311. In einem heſſiſchen Märchen fährt ein junger Geſell mit zwölf Jungfrauen auf einem Schiffe bei Nacht ins Zauberreich, wo die Mädchen mit zwölf Königsſöhnen ihre Schuhe durchtanzen. Grimm, Märchen III. 225. — Eine zauberiſche Schifffahrt zu Waſſer in die paradieſiſchen Tropenwälder kommt mehrfach vor und iſt vielleicht nur eine Erinnerung an noch ältere Sagen von Fahrten zu den ſeligen Inſeln. Zu Weſſingen wurde ein Schneider auf einem Wagen bis ans Meer und von hier auf einem Schiffe nach Oſtindien geführt. Mone, Anz. VIII. 184. Ein Schiffer in Dünkirchen fand alle Morgen in ſeinem ruhig im Hafen liegenden Schiff eine Unſauberkeit, bis er entdeckte, ſie rühre von Hexen her, die je über Nacht auf ſeinem Schiffe nach Spanien fuhren und zum Dank das Schiff verunreinigten. Er ſelber fuhr einmal mit und brachte Südfrüchte aus Spanien mit. Wolf, niederl. S. Nr. 386. Ein ähnliches Märchen bei Wagenfels, Bremer Volksſ. I. 86.

Das **Wunſchhorn** geht durch die kerlingiſchen Heldenlieder als Oberons Horn. Die Zaubergeige, Zauberpfeife und Flöte ertönt immer von neuem noch in unſern modernen Opern.

Ganz dem Odin angemeſſen erſcheint z. B. in Wolfs d. M. Nr. 26 eine Zaubergeige, deren erſter Strich alles tödtet, deren letzter aber alles wieder lebendig macht. In dieſen Kreis gehört auch der Spielmann, der ſeine Geige ſpielend ohne unterzuſinken über den Rhein gehen konnte. Montanus, Vorzeit

von Cleve 256. Dem Horant im Gudrunliede lauschen Wild, Würme, Fische. Auch auf den christlichen Teufel ist die Zaubergeige übergegangen. Zu Brüs wollten Tanzlustige einen Spielmann haben, und wenn es der Teufel selber wäre. Da kam der Teufel und spielte, daß sie immerfort tanzen mußten, bis endlich ein Geistlicher sie erlöste. Müllenhoff Nr. 202. In einem Fastnachtspiel von Ayrer kommt eine Zaubergeige und eine unfehlbare Flinte vor. Der junge Bauer Dölla erhält diese Gaben von einem Dämon und begegnet einem Mönche, der an seine Kunst nicht glaubt und ihm spöttisch Geld anbietet, wenn er einen weit entfernten Vogel schieße. Dölla schießt den Vogel, der Mönch will nun das Geld nicht geben, erbietet sich aber dafür, den Vogel zu holen, der in die Dornen gefallen ist. Wie der Mönch in den Dornen steckt, fängt Dölla zu geigen an und zwingt den Mönch zu springen und zu tanzen, bis er blutig und zerkratzt das versprochene Geld herausgibt. Nachher aber klagt der Mönch den Dölla als Dieb an und schon steht der Letztere auf der Galgenleiter, als er sich ausbittet, noch einmal seine Geige spielen zu dürfen und darauf Henker, Richter und das ganze Volk tanzen macht. — Im Marculphus 1741 Nr. 6 und in Grimms Märchen Nr. 110, sowie in einem Fastnachtspiel von Dietrich 1618 vertritt ein Jude die Stelle des Mönchs. Dasselbe wiederholt sich in: Jack mit dem Flötchen, Wolf d. Märchen Nr. 24. Hier erhält Jack von einem Zwerge, dem er von seinem Brode gegeben, die Zauberflöte, nach der er seine böse Stiefmutter, Richter und Henker tanzen läßt.

Der Wunschseckel, in dem immer Geld ist, tritt erst am Ende des Mittelalters in charakteristischen Sagen hervor, obwohl der Grundgedanke uralt scheint. — Das Wunschtüchlein in Verbindung mit andern Wunschdingen lernt man am besten aus dem Märchen bei Grimm Nr. 54 kennen:

Drei Brüder zogen in die Welt hinaus und fanden einen Berg ganz von Silber. Da nahmen die beiden ältern so viel sie wollten und kehrten heim, der jüngste aber zog weiter. Da fand er im Walde einen Tisch gedeckt voll Speisen, aß sich satt und nahm das Tischtuch mit, damit es im Walde nicht verderbe. Als er nun wieder hungerte, dachte er: wenn doch jetzt wieder Speisen auf deinem Tüchlein stünden! und siehe da, sie waren da. Ein Köhler, den er an der Mahlzeit Theil nehmen ließ, bot ihm für das Tüchlein einen alten Ranzen an; wenn man an den klopfte, so marschirten Soldaten heraus. Der junge Wanderer nahm den Tausch an, klopfte aber gleich aus seinem Ranzen Soldaten heraus, mit deren Hülfe er dem Köhler das Tuch wieder raubte. Ein zweiter Köhler bot ihm für das Tuch einen Hut; wenn man den auf dem Kopf drehte, so war er mit Kanonen besetzt und gab nach allen Seiten Feuer. Ein dritter bot ihm ein Horn; wenn man das blies, fielen alle Mauern ein. Beiden gab er zwar das Tuch, ließ es ihnen aber durch die Soldaten wieder abnehmen und behielt die Wundergaben alle vier. Als er heimkehrte und seine

reichen Brüder ihn nicht aufnehmen wollten, ließ er sie durch die Soldaten abprügeln. Darauf zwang er einen König, ihm seine Tochter zu geben. Diese stahl ihm listig seine Talismane, nur nicht das Horn, auf welchem blasend er König und Prinzessin, Städte und Dörfer in alle Winde blies.

Das Wunschland, wo alle Wünsche erfüllt werden, wurde bald als Walhalla, bald als das selige Elbenreich gedacht. Die ausgemalten Märchen vom Schlaraffenlande aber, in denen glückliche Kinder sich durch Pfaffenkuchenberge fressen, oder die blos durch eine burleske Anhäufung von Unmöglichkeiten Lachen erregen wollen, gehören der späteren Dichtung an und sind nur willkührliche Entstellungen eines schönen Grundgedankens.

Die Talismane kommen vor in vielen Frühlingsmärchen, indem sie dem jungen Helden, welcher den Winter besiegt und die gefangene schöne Natur befreit, Dienste leisten. So dient der Wunschmantel im Märchen bei Grimm Nr. 122 und 133. Ich hebe hier unter vielen nur einige charakteristische Märchen aus.

In Panzers Beitrag S. 191 wird eine mündliche Erzählung aus Frankfurt mitgetheilt, nach welcher einmal drei schwarze Jungfrauen von einem reisenden, wegen schlechten Lebenswandels von seinem Vater fortgeschickten jungen Kaufmann erlöst seyn wollten. Das Mittel dazu war, er solle drei Nächte hindurch in einem engen Zauberkreise sich ruhig verhalten und durch nichts schrecken lassen. Nun kam ein siebenköpfiger Drache mit andern Ungeheuern. Zwei Nächte hielt es der junge Mensch aus und die drei Schwestern kamen ihm zu danken und waren schon fast ganz weiß. Als er aber in der dritten Nacht Angst bekam, war die Befreiung vereitelt, sie erschienen ihm wieder ganz schwarz und verbannten ihn auf einem einsamen Felsen im Meere. Hier kam ein Bär, deckte ihm den Tisch und zeigte ihm noch andere Wunderdinge, eine Wünschelruthe und Siebenmeilenstiefeln. Als der Jüngling eine goldne Kugel, womit der Bär spielte, berührte, fiel sie ins Wasser und der Bär sprang ihr nach, sie zu holen. Da nahm der Jüngling das Tischlein deck dich, die Wünschelruthe und die Stiefeln. Mittelst der letztern schwang er sich rasch zu den drei Schwestern zurück und mittelst der Wünschelruthe, die eine Haselgerte war, schlug er dem Drachen alle seine Köpfe ab. Da wurden die drei Jungfrauen schneeweiß und waren erlöst. — Das scheint nichts als den Sieg über den Winter zu bedeuten. Der Bär ist der starke Wiedererzeuger der Natur im Winter, die goldne Kugel die Sonne, die Talismane bedeuten die neue Fruchtbarkeit der Erde und den neuen Sonnenlauf, die Haselgerte oder Wunschelruthe die Wiedergeburt. — Eine ähnliche Sage in Grimms

Märchen Nr. 137 läßt die drei schwarzen Prinzessinnen nicht erlöst werden, sondern halb schwarz bleiben.

Rimroth zog in die Welt hinaus und saß im Wald auf einem Baum, als drei Männer kamen, die zusammen nur ein Auge hatten. Indem es einer dem andern gab, nahm es Rimroth geschwind weg und gab es nicht eher wieder, bis sie ihm die drei folgenden Zaubergaben mittheilten: ein Gebet, das immer erhört wird; ein Schiff, das überall hin fährt; einen Steck, der alles tödtet, was er anrührt. Mit diesen Gaben ausgerüstet, tödtete er drei böse Riesen und erlöste eine Königstochter, die er zum Lohne erhielt, nachdem er den, der den Riesen die Köpfe abgeschnitten und sich für den Sieger ausgab, durch Vorzeigung der früher abgeschnittenen Zungen beschämte. Müllenhoff, holst. Sagen S. 453.

Vier Brüder besaßen den Zauberseckel, den Zaubermantel, die Zaubertrompete, deren Schall ein Heer herbeirief, und den Wunschhut. Die drei ersten wurden ihnen durch eine schlaue Königstochter geraubt, mittelst des letzten aber wünschte der vierte Bruder die Königstochter sammt ihrem Bette des Nachts zu sich und nöthigte sie, die geraubten Wunschdinge wieder her zu geben. Pröhle, Harzsagen Nr. 27.

Auch in Wolfs D. Märchen Nr. 28 bedient sich ein junger Königssohn ähnlicher Talismane, des Tischlein deck dich, eines Kriegergebärenden Stockes, einer Geige, deren erster Ton alles tödtet und deren letzter alles wieder lebendig macht, endlich eines alten zerrissenen Mantels, der, wenn man ihn ausbreitet, sich in eine große Landschaft voll Gärten und Palläste verwandelt. Aehnlich ein Märchen bei E. Meier Nr. 1. Bechstein, Märchen S. 154. — Jedermann kennt aus Musäus Volksmärchen die drei Knappen Rolands, die nach der Flucht von Roncevaal umherirren, bei einer alten Hexe schlafen müssen und von ihr einen Heckepfennig, ein Tüchlein-deck-dich und einen unsichtbarmachenden Däumling erhalten, damit die Gunst seiner schönen Königin gewinnen, durch die List derselben aber ihrer Talismane beraubt werden und den Tod in der Schlacht suchen.

In vielen Märchen erscheinen die Talismane personificirt als Gefährten des Helden.

Ein Soldat, der brav gedient hat, wird verabschiedet und bekommt nur drei Heller Zehrgeld. Zornig schwört er, sich rächen zu wollen. Er findet einen Starken, der eben sechs große Bäume wie Halme ausgerupft hat, und nimmt ihn mit; dann einen Jäger, der auf zwei Meilen einer Fliege das linke Auge ausschießt; einen Blaser, der auf einem Baum sitzend sieben Windmühlen mit seinem Athem treibt; einen Laufer, der sich, um nicht gar zu schnell zu rennen, ein Bein abschnallt; endlich Einen mit einem Hut, den er nur aufzusetzen braucht, um eine Kälte zu erzeugen, bei der alles erfrieren muß. Diese Sechs nimmt der Soldat mit und kommt an den Hof des Königs, dessen

Tochter nur den heirathen will, der ſie im Laufen überwinden kann. Das Ziel iſt ein Brunnen, aus dem, wer zuerſt dahin gelangt, Waſſer holen muß. Der Laufer iſt gleich dort, ſchöpft den Krug voll, ſchläft aber auf dem Rückweg ein. Die Königstochter, die ihn im Lauf nicht hat einholen können, findet ihn jetzt daliegen, leert leiſe ſeinen Krug aus und eilt dem Ziele zu. Da ſchoß der Jäger den Pferdeſchädel, auf dem der Laufer geruht, unter ſeinem Kopfe weg, daß er erwachte und ſchnell noch vor der Prinzeſſin den Krug wieder füllte. Der König war ſehr ärgerlich, ſeine Tochter nun hergeben zu ſollen, zumal ſo gemeinen Leuten, er verſtellte ſich aber, lud ſie zum Eſſen und ließ ſie mit der vollen Tafel in ein eiſernes Gemach einſperren und darunter Feuer machen. Sie wären nun alle verbrannt, wenn der Mann mit dem Hütchen nicht plötzlich alles erfrieren gemacht hätte. Nun unterhandelte der König mit dem Soldaten und dieſer verſprach, ihm die Tochter zu laſſen, wenn er ſo viel Gold geben wolle, als einer tragen könne. Da packte der Starke alle Schätze des Königs auf und trug ſie fort. Der König aber ſchickte ihnen ſeine Truppen nach und ließ ſie umzingeln, um das Gold wieder zu bekommen. Da blies der Bläſer nach allen Seiten die Soldaten in den Wind. Grimm, Märchen Nr. 70. In den Anmerkungen dazu theilt Grimm III. 124 noch eine andere Erzählung mit, die recht launig iſt. Es ſind nur vier Geſellen, der Horcher, Laufer, Bläſer und Starke. Der Bläſer bläst die Leute aus ihrem eignen Schornſtein hinaus, der Starke packt dann alles, was er in den Häuſern findet, zuſammen und trägt es fort, der Horcher aber horcht, ob ſie nicht verfolgt werden. Sie kommen an einen Hof, wo die Königstochter ſchwer krank liegt. Der Laufer holt das allein heilſame Kraut hundert Meilen weit, dafür ſollen ſie ſo viel Gold erhalten, als einer tragen kann ꝛc.

Es gibt noch eine außerordentlich große Menge ähnlicher Märchen, die meiſt mit vielem Humor erfunden ſind. Vgl. oben die Sagen vom Bärenſohn. Unter den ſtarken Geſellen kommen vor ein Vielfraß und Vielſäufer, Grimm Nr. 134. Wolf, deutſche Märchen S. 121. Schambach und Müller S. 189 ꝛc. Müllenhoff und Haupts Zeitſchr. VI. 67 ſucht die ſtarken Geſellen auf göttliche Weſen unſres alten Heidenthums zurückzuführen.

Wieder in andern Märchen wird die Stelle der Talismane durch Thiere vertreten, die ſich für eine empfangene Wohlthat dankbar erweiſen und dem Helden bei ſeinem ſchwierigen Werke auf wunderbare Weiſe beiſtehen. In folgendem Märchen ſcheinen noch die Thiere mit einem Talisman verbunden:

Ein armer Mann gab ſein letztes Geld her, um eine gefangene Maus,

einen mißhandelten Affen und einen Tanzbär loszukaufen. Als er nun nachher einem Könige etwas von seinen Schätzen nehmen wollte, aber darüber ertappt und in einen Kasten eingesperrt ins Meer geworfen wurde, kamen die drei dankbaren Thiere ihm nachgeschwommen, um ihn zu retten. Zum Glück schwamm auch ein eiförmiger Wunschstein auf dem Wasser, dessen Kräfte der Bär kannte. Vermittelst desselben durfte der arme Mann nur wünschen, was er wollte, und es war da. Er wünschte sich also einen schönen Pallast. Nach einiger Zeit kamen Kaufleute dahin und boten ihm köstliche Waaren für den Wunschstein. Er war so thöricht und gab ihn her. Da war der Pallast verschwunden und er steckte wieder in seinem Kasten, schwimmend auf dem Meer. Da gingen die drei treuen Thiere aus und ruhten nicht, bis sie den Kaufleuten den Stein wieder entwendet hatten, mittelst dessen der arme Mann sich gleich wieder ein schönes Schloß verschaffte. Grimm Märchen Nr. 104.

Dem Hans, der eine Königstochter aus der Gewalt eines dreiköpfigen Drachen vom Oelberg (mit Oel übergossen, also gleich dem Glasberg glatt) befreien soll, helfen drei dankbare Thiere. Zingerle, Volksmärchen II. 3. Die ausführlichste hieher gehörige Drachensage ist die in Grimms Märchen Nr. 60. Hier tödtet Einer den siebenköpfigen Drachen, behält die sieben Zungen zu seiner Rechtfertigung und wird durch dankbare Thiere unterstützt.

Zwei Königssöhne wollten Ameisen, Enten und Bienen, die ihnen unterwegs aufstießen, umbringen, wurden aber durch den jüngern dritten Bruder, den Dummling, daran verhindert. Aus Dankbarkeit standen dem letztern nun diese Thiere bei, als er drei schwere Aufgaben lösen mußte. Zuerst mußte er die im Waldmoos zerstreuten tausend Perlen der Königstochter zusammenlesen, das thaten für ihn die Ameisen. Dann mußte er den Schlüssel zur Schlafkammer der Königstochter aus der Tiefe eines Sees holen; das thaten für ihn die Enten. Zuletzt sollte er unterscheiden, welche von den drei Königstöchtern die jüngste und liebste wäre? Die jüngste aber hatte vor Schlafen Honig gegessen, das entdeckte die Bienenkönigin und verrieth es dem Dummling, der nun die Prinzessin zur Frau bekam. Grimm, Märchen Nr. 62.

Von ähnlicher Art sind noch überaus viele deutsche Märchen z. B. Müllenhoff S. 404. Wolf, deutsche Märchen Nr. 23, dessen Hausmärchen S. 322. Bechstein, Märchen S. 28. 272. Pröhle, Märchen Nr. 7. Vulpius, Ammenmärchen 1791. Sehr eigenthümlich und auf einen alten Mythus vom Donnerer gebaut erscheint das folgende:

Ein Bruder sucht die ihm entführten drei Schwestern und kegelt mit dem Blitz, dessen Kugel immer von selbst zurücklauft (wie Thors Hammer immer

Spanier in der Periode ihres größten Glanzes in Amerika thaten, beweist bloß, daß sie fähig waren, einen hohen Grad von Nationalstolz auf eine ferne Welt zu übertragen, nicht aber, daß sie dort den Keim zu aufblühenden Staaten legen konnten. Von den französischen und holländischen Kolonien gilt dasselbe, nur daß das Mißglücken der letzteren mehr der Grausamkeit und der Gewinnsucht der holländischen Gouverneurs, als der Unfähigkeit des holländischen Volkes, dauerhafte Niederlassungen zu begründen, zuzuschreiben ist.

Das merkwürdigste Schauspiel einer großartigen Kolonisation und der damit verbundenen Gründung eines neuen Staatenvereins gaben uns die Engländer. Diese legten unstreitig den Grund zu der ganzen jetzigen Gestaltung nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern auch von Südamerika, so sehr auch dort die materiellen Elemente des Volkslebens spanischen Ursprungs sind. Die englischen Besitzungen in Ostindien gehören nicht hieher; denn es sind dies keine Kolonien, sondern bloß unterjochte, obwohl mit ausgezeichneter Klugheit und man kann sagen Gerechtigkeit beherrschte Staaten; wohl aber verdienen hier die Strafkolonien von New-South-Wales und Van Diemensland erwähnt zu werden, denn sie beweisen uns in einem hohen Grade die Kraft des germanischen Stammes selbst dort, wo er auf dem Weg der Ausartung begriffen war.

„Was ist wohl die Ursache," könnte man fragen, „daß Botanybay-Kolonie besser gedeiht, als die südamerikanischen Republiken?" Wir wissen hierauf keine bessere Antwort als diese: „weil selbst der englische Sträfling noch einen besseren Begriff von Recht mit in die Kolonie bringt, als der ist, zu dem der Spanier in Südamerika auferzogen wird, und weil das Leben der Engländer auf Botanybay durch die Erinnerungen an das Mutterland, durch geschichtliche Traditionen, hauptsächlich aber durch das Beibehalten der alten englischen Formen und Gebräuche, noch immer besseren Stoff zur Verarbeitung bietet, als die entnervten, jedes historischen Zusammenhangs unter sich und mit dem Mutterlande entbehrenden Südamerikaner."

Ein nicht unbemerkenswerther Umstand ist, daß, wo immer die Engländer oder die Deutschen Fuß faßten, sie alle übrigen Nationen, und zwar auf friedliche Weise, verdrängten, während

in ſeine Hand zurückkehrt), wird aber von einem Hirſch irre geführt. Da helfen ihm Thiere aus Dankbarkeit, ein Wolf, dem er einmal ein Schaf geſchenkt, ein Fiſch, den er freigelaſſen, eine Horniſſe, die er nicht zertreten hat, die Vertreter der Thierwelt dreier Elemente. Die drei Räuber ſeiner Schweſtern haben eine kluge und mächtige Mutter, die den jungen Helden ſchwere Arbeiten aufgibt, in der Hoffnung, er werde ſie nicht vollbringen. Er muß die Pferde hüten, die vor ihm verſteckt werden im Walde, im Waſſer, hoch in den Wolken, aber der Wolf findet ſie im Walde, der Fiſch im Waſſer, die Horniſſe in den Wolken. Zuletzt überwindet der junge Held auch die drei Räuber und ihre Mutter. C. Meier, Märchen Nr. 6.

Noch eine andere Wendung nehmen dieſe Märchen, indem der Held durch Eſſen von einer Schlange der Thierſprache mächtig wird und dadurch den Sieg erringt.

Ein überaus weiſer König ließ ſich täglich eine verdeckte Schüſſel auftragen. Der Diener konnte einmal die Neugier nicht überwinden, ſie aufzudecken, fand eine weiße Schlange, koſtete davon und verſtand auf der Stelle, was die Thiere redeten. Der Königin ging ein Ring verloren, ein Unſchuldiger wurde als Dieb verdächtigt, aber der Diener hörte eine Ente ſagen, ſie habe ihn gefunden und verſchluckt. So fand es ſich auch und der Unſchuldige war gerettet. Der Diener ging auf Reiſen und hörte unterwegs drei Fiſche über ihre Gefangenſchaft klagen, worauf er ſie ſogleich mitleidig befreite. Dann hörte er, wie ein Ameiſenkönig ſich vor ſeines Roſſes Huf fürchtete, und wich den Ameiſen aus. Endlich hörte er junge Raben, die von ihren Eltern aus dem Neſt geworfen waren, über Hunger klagen und tödtete ſogleich ſein Pferd, um ſie mit dem Fleiſche deſſelben zu nähren. Zu Fuß weiter wandernd, gelangte er zu einer ſchönen Königstochter, deren Hand ihm zu Theil werden ſollte, wenn er einen Ring aus der Meerestiefe holen, zehn Säcke voll ins Gras geſtreuter Hirſe genau wieder zuſammenleſen und einen Apfel vom Baum des Lebens pflücken könne. Das erſte nun thaten für ihn aus Dankbarkeit die Fiſche, das zweite die Ameiſen, das dritte die Raben und ſo gewann er die Königstochter. Grimms Hausm. Nr. 17.

Auch bloße Rettung wird bewirkt durch das Verſtehen der Thierſprache in mehreren Märchen:

Auf der Laurichenburg in Schleſien hauste ein böſer Ritter, der einmal eine Nonne entführte. Da brachten ihm ſeine Leute einen ſeltſamen Aal aus dem Burggraben, den ließ er braten und aß davon. Da verſtand er die Thierſprache und hörte den Hahn krähen: das Schloß werde noch vor Sonnenuntergang verſinken. Eilends floh nun der Ritter davon und hieb dem Koch, der auch vom Aal gegeſſen und die Thierſprache verſtehen gelernt hatte, als er ſich ans Pferd hing und mitfliehen wollte, den Arm ab. Das Schloß

verſank, der Ritter that Buße. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz S. 309. Aehnlich das Märchen vom Seeburger See bei Grimm I. Nr. 131.

Sehr häufig ſind die Märchen von thörichten Wünſchen. Noch aus der heidniſchen Zeit, gewiß aus hohem Alter ſtammt das berühmte Märchen vom Butte. Der Butt, die Meerbutte oder Scholle, auch Flynder und Plattfiſch genannt, eine Rochenart, wurde wegen ſeiner auffallenden Geſtalt für dämoniſch gehalten. Pantoppidan's natürl. Geſch. von Norwegen II. 208. Butt iſt nichts anderes als Butz, Butzemann, d. h. ein Elbe. Der Volksglaube ſchrieb ihm eine Wunderkraft zu. Er kann nämlich alles bewirken, was man wünſcht. Das witzigſte unter den hieher gehörigen deutſchen Märchen iſt das vom Maler Runge zuerſt in niederdeutſcher Mundart mitgetheilte (in Büſchings Volksſagen) vom Ehrgeiz in Pisyot.

In einer kleinen Hütte zu Pisyot wohnte ein armer Fiſcher mit ſeiner Frau Ilſebil. Der fing einmal einen Butt, ließ ihn aber großmüthig wieder frei. Seine Frau ſchalt ihn aber, er hätte den Butt nicht loslaſſen ſollen, ohne von ihm eine beſſere Wohnung zu verlangen. Der Fiſcher ging ans Meer zurück, rief den Butt und bat ihn um ein ſchönes Haus. Als er heimkam, ſtand das Haus ſchon da. Die Frau aber war bald nicht mehr damit zufrieden und verlangte ein Schloß. Der Butt bewilligte es. Nun wollte die Frau einen königlichen Pallaſt haben und ſiehe, ſie war Königin. Dann ließ ſie ſich zur Kaiſerin und zum Pabſt machen. Als ſie aber endlich gar Gott ſelber ſeyn wollte, befand ſie ſich auf einmal mit ihrem guten Manne als arme Fiſcherin wieder in Pisyot. Grimm, Hausm. Nr. 19. In Kuhns Märk. Sag. S. 273 iſt der Fiſch ein Hecht und der Fiſcher ein Koſſät, Namens Dundeldee. In den Anmerkungen zu Grimms Kindermärchen wird einer heſſiſchen Sage gedacht, in welcher das hochmüthige Weib Dinderlinde heißt. In Stöbers Elſäß. Volksbüchl. kommt ſtatt des Pisyots ein Eſſigkrug vor. In der franzöſiſchen Sage iſt es der Zauberer Merlin, der einen Köhler zu immer höherem Range erhebt. Méon, nouv. rec. II. 242. Jubinal I. 128.

An die Stelle des Butt treten öfters Goldfiſche und Hechte.

Hans iſt ſo faul, daß er nicht einmal ſeiner Mutter Waſſer holen will, ſie muß ihn ſelber auf dem Schubkarren zum Brunnen führen. Eine Prinzeſſin ſieht es aus dem Fenſter und lacht ihn aus. Er ſchöpft aber ein Goldfiſchchen, das ihm um den Preis der Freiheit jeden Wunſch erfüllen will. Da wünſcht er, die Prinzeſſin möchte ſogleich ein Kind von ihm haben, und ſiehe, ſie hat eins, niemand weiß woher? Ihr Vater läßt alle Edeln des Reichs verſammeln, damit der Knabe, den die Prinzeſſin geboren, und der einen Apfel in der Hand hält, ihn dem reiche, der ſein Vater ſey. Aber es iſt keiner

unter den Vornehmen. Der König muß geringere Männer kommen laſſen und endlich empfängt Hans den Apfel und wird des Königs Eidam. Müllenhoff, holſt. Sagen S. 431. — Dieſes Märchen wird gewiſſermaßen fortgeſetzt oder erweitert in einem andern in Kuhns märk. Sagen S. 270. Hier wird die Prinzeſſin auf die nämliche Art Mutter eines Kindes, das den dummen Michel zum Vater erhält, worauf der König alle drei in einen gläſernen Kaſten ſperrt und ins Waſſer werfen läßt. Michel wünſcht ſich aber eine ſchöne Inſel und dann eine Brücke hinüber zu des Königs Reich, der ſich nun verſöhnen läßt. Der Fiſch iſt hier ein Hecht.

In einem vierten Märchen bei Grimm Nr. 85 fängt ein Fiſcher einen Goldfiſch, der ihm dafür alles gewährt unter der einzigen Bedingung, er ſolle niemand ſagen, woher ſein Glück komme. Aber zweimal plaudert er es ſeiner Frau aus, verliert dadurch ſein Glück, fängt zufälligerweiſe den Fiſch wieder und wird von ihm zum drittenmal beglückt.

Nahe verwandt mit dieſem Märchenſchwank iſt der von den drei Wünſchen:

Gott kehrte bei einem Reichen ein, der wies ihn ab, dann bei einem Armen, der nahm ihn auf. Zum Lohn ſtellte Gott dieſem drei Wünſche frei. Da wünſchte der Arme Geſundheit, das tägliche Brod und die ewige Seligkeit. Der Reiche erfuhr es, ritt Gott nach, entſchuldigte ſich und bat auch um die Erfüllung dreier Wünſche. Gott meinte, er ſolle lieber nichts wünſchen, allein er bewilligte ihm, was er wünſchen würde. Nun rannte er heim, das Pferd ſtolperte: daß du den Hals brächeſt, ſchrie der Reiche, und das Pferd war todt. Nun packte er den Sattel auf und trug ſchwer daran. O daß doch meine Frau lieber auf dem Sattel ſäße, ſagte er, als daß ich ihn mit mir ſchleppen muß. Da war der Sattel fort und als er heimkam, ſah er die Frau darauf feſt ſitzen und mußte den dritten Wunſch opfern, ſie zu löſen. Grimm, Hausmärchen Nr. 87. Dieſelbe Sage wiederholt ſich in vielen Abänderungen, bis zu Hebels Schatzkäſtlein, wo die dumme Frau, ſtatt etwas beſſerem, ſich eine Wurſt wünſcht, worauf der Mann im Aerger darüber wünſcht, die Wurſt möchte ihr auf der Naſe ſitzen und nun den dritten Wunſch opfern muß, ſie von der Wurſt zu befreien. Vgl. über die vielen andern Faſſungen desſelben Gedankens Grimm III. S. 151 f. Auch Kirchhoffs Wendunmuth I. 180. Von der Hagens Geſamtabentheuer Nr. 37. Ein Bauer wünſcht ſich eine ſchöne neue Hechel. Die Frau ſchilt ihn aus und wünſcht, er möchte darauf ſitzen. Den dritten Wunſch müſſen ſie nun drangeben, ihn von der Hechel los zu machen. E. Meier, Märchen Nr. 65. Ein Weib erhielt die Gabe, was ſie des Morgens zuerſt thun werde, ſolle ihr den ganzen Tag über gelingen. Sie nahm ſich nun vor, ihr weniges Geld zu zählen, um es durch fortwährendes Zählen den Tag über tauſendfach zu vermehren, aber erſt mußte ſie piſſen und kauerte ſich hin und konnte nicht mehr aufſtehen, indem es im-

merfort von ihr floß, aus welchem großen Waſſer der See entſtanden iſt, durch den die Inſel Hiddenſee von der großen Inſel Rügen getrennt worden iſt. Temme, Volksſagen Pommerns S. 166. Aehnlich Wolf, deutſche Märchen Nr. 9.

11.

Sommermärchen.

Die Stille und Schwüle der langen heißen Sommertage muß einen tiefen, aber heimlich beängſtigenden Eindruck auf die Gemüther unſrer Vorfahren gemacht haben, wozu ohne Zweifel die Wahrnehmung beitrug, daß von Johanni an die Tage ſchon wieder kürzer werden und der langſame Tod des Naturlebens beginnt. Wie die Mitternachtsſtunde der Winterſonnenwende (Chriſtnacht), ſo war auch die Mittagsſtunde in der Sommerſonnenwende (Johanni) geheiligt und von geheimnißvollem Grauen umgeben. In der tiefſten Mitternacht des Jahres wird das neue Licht geboren, in der heißeſten Mittagsſtunde des längſten Tages dagegen regt ſich das erſte leiſe Wehen des Todes. Von nun an nehmen Licht und Wärme wieder ab, nahen die langen Nächte und die winterliche Erſtarrung. Darum wurde die Naturmutter in der Fülle des Getreideſegens und am hohen Mittag als eine ſchwarze Todesgöttin aufgefaßt, aus deren Brüſten die Kinder nicht Leben trinken, ſondern Tod. Das iſt die ſ. g. Kornmuhme, welche in der Mittagsſtunde umgeht, in welcher man daher nicht im Felde arbeiten ſoll.

Grimm d. M. 445 hat folgendes über ſie geſammelt. Im Osnabrückſchen heißt ſie Tremſemutter, die im Korn umgeht und vor der ſich die Kinder fürchten. Im Braunſchweigſchen Kornwief, welche die Kinder holt, wenn ſie Kornblumen ſuchen und zu tief ins Getraide gehen. In der Mark heißt ſie Roggenmöhme. Man ſagt ſchreienden Kindern, ſchweig, ſonſt kommt ſie mit ihren langen ſchwarzen Zizzen und holt dich! In Prätorius Weltbeſchreibung I. 125 wird der Roggenmuhme in der Mark ebenfalls gedacht und erzählt, ſie habe einmal einer Frau in der Erndte ihr Kind geſtohlen, aber wiedergebracht. Nach Kuhns nordd. Sagen S. 429 heißt ſie die Roggen- oder Erbſenmuhme, auch die Kornmutter, in Hadmersleben aber Ittchen (Edda, Frau Uote, die Urahne) nach dem Verſe:

Frau Anne Marlene Ittchen
mit ihren eiſernen Tittchen.

Sie soll die Kinder an ihren eisernen Brüsten saugen lassen, wovon sie sterben müssen. Mit diesen eisernen Brüsten vergleicht man das s. g. Mutterkorn, die durch einen Schwamm verdorbenen aus der gesunden Aehre krankhaft aufsprießenden schwarzen Körner. Auch in Temmes Volkssagen der Altmark S. 82 kommt die Kornmuhme mit schwarzer Brust, an der die Kinder sterben. Vgl. noch Wolf, niederl. Sagen Nr. 491. Sommer, sächs. Sagen I. 157. — Bei Erfurt zeigt sich statt der gespenstischen Frau ein bleiches s. g. Kornkind. Falckenstein, Geschichte von Erfurt II. 1037. Oder ein Kornengel, der die Kinder mit fortnimmt, wenn sie Kornblumen pflücken. Sommer I. 25.

Merkwürdig ist das Kraut Teufelsabbiß (scabiosa), das so heißt, weil ihm der Teufel am Johannistage die Wurzel abbeißen darf, vorher nicht, daher man es nur vor Johanni gräbt. Rockenphil. III. 1. Grimm, D. M. 1163. Das Kraut ist dem Teufel verhaßt, weil es so viel Macht über ihn hat. In diesem Aberglauben hat sich die ganze heidnische Bedeutung des alten Sommersonnenwendefestes erhalten. Das Böse hat an diesem Tage ausschließlich Macht, wie das Gute am Weihnachtstage in der Wintersonnenwende. Zu Johanni ist alles dem Verderben geweiht, wie zu Weihnachten dem Gedeihen.

Wie in der h. Weihnacht das neue Wachsthum der Natur beginnt, der Saft in die Bäume tritt, der künftige Frühling, die künftige Erndte in Visionen vorausgesehen wird, so beginnt am Johannistage die Natur zu welken. Von diesem Tage an zeigen sich welke Flecken auf den Baumblättern und das Volk glaubt, es seyen Flecken vom Blut des Johannes. Gräter, Iduna 1812, August. In Dänemark glaubt man, von Johanni an wachsen die Giftkräuter. Grimm, D. M. 589. Von dieser Zeit an mehrt sich auch das Ungeziefer auf den Feldern und wachsen auf allen Wegen die Disteln auf.

Am Johannistage wurde ein Hahn geschlachtet oder im Spiel des s. g. Hahnenschlagens getödtet. Vgl. Kuhn, nordd. Sagen S. 391. Der Hahn als Tagverkündiger war Sinnbild der Sonne, die um diese Zeit ihren Glanz verliert. Ob auch im deutschen Heidenthum zu Johanni der Tod eines Lichtgottes, etwa Balders, gefeiert wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln. Merkwürdig ist folgende Sage:

Auf der Burg Karlstein am Main im Würzburgischen geht in der Johannisnacht ein Geisterzug mit einem Sarge dreimal um. Er sucht den Leichnam eines Ritters, der einst hier von seinem Nebenbuhler in den Abgrund

gestürzt wurde und unbeerdigt geblieben. Nur eine reine Jungfrau vermag die Leiche zu finden und ihm das feierliche Begräbniß zu verschaffen, das in jenem gespenstischen Zuge nur vorgebildet ist. v. Steinau, Volkssagen S. 122.

Ein alter Mythus blickt durch die schöne Sage von der Pharaildis, als Episode eingeschaltet dem Reinardus, Vers 1139 f.

Herodias, die Tochter des Herodes, liebt Johannes den Täufer und will keinen andern zum Manne nehmen. Da läßt der zornige Vater dem Johannes den Kopf abschlagen. Herodias will den Kopf kussen, aber er entweicht ihr und sie fliegt ihm durch die Luft nach. Herodias wird aber gleich darauf Pharaildis genannt, worin Grimm mit Recht Frau Hulda, eine deutsche Göttin, erkennt.

Da könnte nun die christliche Vorstellung von der Enthauptung des Täufers an dem nach ihm benannten Johannestage auf eine ältere heidnische Vorstellung bezogen worden seyn. Es könnte sich von dem sterbenden Gott des Sommers, des Lichtes handeln, den die Göttin der Erde und Vegetation vergebens zurücksehnt.

Damit hängen wahrscheinlich die zahllosen deutschen Sagen von schönen, aber verwünschten Jungfrauen zusammen, die gerade am Johannistage sichtbar werden und um Erlösung seufzen. Indessen glaube ich, es ist damit Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit, gemeint, die, in die Zeitlichkeit und den ewigen Wechsel von Geburt und Tod gebannt, in der heiligen Mittagsstunde der Sommersonnenwende, in welcher die Zeit wieder zur Ewigkeit wird, sich den Menschen zeigt, um sie an den Verlust des Ewigen zu erinnern. Der sie erlösen kann, ist kein sterblicher Mensch, sondern allein der weiße Baldur, der beste der Götter, der nach dem Weltuntergang, wenn die Zeit vollendet seyn wird, die neue bessere Welt, d. h. die Ewigkeit beherrschen soll. Iduna aber ist nach dem Zeugniß der ältern Edda dasselbe Wesen, was Nana, die Gattin Baldurs. Unter den Schätzen nun, welche die am Johannistage sichtbar werdende verwünschte Jungfrau hütet, kann der Jahressegen, der im Winter nur in den unterirdischen Saaten bewahrt wird, oder auch der ideale Hort der Ewigkeit, können die Güter der Unsterblichkeit verstanden werden, die da verborgen und unerhoben bleiben, so lange die Verwünschte nicht erlöst ist.

In fast unzählbaren Sagen, von denen alle unsre Sammlungen wimmeln, wird einer weißen Jungfrau gedacht, die allein am Johannistage

erscheint und häufig Schlüsseljungfrau heißt, weil sie einen Schlüsselbund (der Schätze wegen) trägt. Häufig sieht man sie weinen, oder Blumen zum Kranze winden, Wasser tragen oder sich baden. Oft hört man sie auch singen. Oder sie kämmt und flicht ihre goldnen Haare, was man auf die goldnen Saaten oder Sonnenstrahlen deuten kann. Oder sie spinnt. Von einer verwünschten, auf den Geliebten harrenden Spinnerin gehen sehr viele Sagen um. Immer ist der, von dem die Jungfrau Erlösung hofft, zu furchtsam und läßt sich schrecken, oder zu einfältig. Sehr oft ruft sie dann klagend aus, nun müsse erst ein Baum wachsen, aus dessen Holz die Wiege dessen gezimmert werde, der sie erlösen solle. Oft zeigen sich statt einer drei Jungfrauen, was man auf die Nornen (Parzen) hat beziehen wollen; hier fehlen uns aber bestimmtere Anhaltspunkte der Erklärung.

Unter den verwünschten Jungfrauen nimmt die Ilse im Harz einen vorzüglichen Rang ein:

> Die schönste und bedeutsamste Ilsensage theilt Börner in s. Volkssagen aus dem Ockergau S. 49 f. mit. Die schöne Jungfrau Ilse, Erbin des Thales, worin die Stadt Pöhlde liegt, gerieth einst in eine Höhle zu den Heimchen. Die zeigten ihr ihre unterirdischen Schätze und liebkosten ihr, daß sie bei ihnen blieb und mit Schäferstab und Hund ihre goldnen Schafe hütete. Jahrhunderte vergingen und Ilse blieb immer jung und schön. Da kam ein böses Weib, mahlte ihr die Herrlichkeit draußen und die Freuden der Liebe und verlockte sie einmal ihre goldne Heerde über die Grenzen des Heimchenreichs hinauszutreiben. Da fiel sie in die Gewalt eines Riesen, der sie, weil sie seine Liebe zurückwies, sammt ihrer goldnen Heerde tief in der Erde unter der Burg Ranis einsperrte. Unterdeß wurden die Heimchen selbst durch das Läuten der ersten in diese Gegend kommenden christlichen Glocken vertrieben, und Ilse soll so lange im Berge sitzen, bis keine christliche Glocke mehr zu hören ist, dann werden die Heimchen zurückkehren und sie erlösen. Noch andere Ilsensagen s. Grimm d. M. Nr. 316. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 200.

In der ersten Nacht nach dem längsten Tage begann die Macht der Finsterniß ihren Sieg über die Macht des Lichts. Daher in derselben alle bösen Gottheiten und Dämonen besondere Kraft erhielten und den Menschen sichtbar wurden. Nach Temme's Sagen aus Pommern S. 220 zeigt sich der Teufel selbst in dieser Nacht. Das ganze Geisterreich thut sich auf in ihr und die Hexen werden höchst gefährlich, daher man sich gegen sie durch geweihte Mittel schützen muß. Prätorius,

Tage sich durch ein Bad im Flusse zu reinigen. Petrarca epist. fam. I. 4 erzählt, er habe am Morgen des Johannistages alle Frauen und Mädchen Kölns, mit Blumen bekränzt, öffentlich im Rhein baden sehen. Im Elsaß werden an diesem Tage alle Brunnen gereinigt. Alsatia 1851 S. 150. Der Sinn des Gebrauchs ist wohl, es sollte keine Unreinigkeit in die Zeit mit hinübergenommen werden, in welcher das böse Princip die Oberhand hat.

Wie die Johannisbäder, so dienten auch die auf Bergen angezündeten Johannisfeuer zur Reinigung. Man trieb das Vieh hindurch, um es vor Krankheiten des Winters zu bewahren. Man ließ brennende Räder über die Felder laufen oder schleuderte brennende Holzscheiben weit über sie hinweg, um die Saaten zu schützen. Das h. Element des Feuers sollte noch helfen, wenn auch die Sonne selbst ihre Kraft verlor.

Der mannigfaltigste Johanniszauber wurde mit Kräutern und Blumen getrieben, die man entweder zum Schutz vor den bösen Mächten, vor Krankheiten ꝛc., brauchte, oder mit denen man selber zaubern, sich auf unrechtmäßige Weise Glücksgüter, Liebe ꝛc. erwerben wollte.

Am berüchtigtsten war das Einsammeln des Farrensamens in der Johannisnacht. Dieser Samen (das bekannte Bärlappenmehl, lycopodium), glaubte man, werde nur in jener Nacht in feurigen Funken sichtbar, weil er aus dem Blut des Täufers entstanden sey. 130 Geheimnisse 1726 S. 105. Wer ihn gewann, hatte damit Glück in allen Dingen. Ich übergehe das Johanniskraut, den Allermannsharnisch, den Himmelbrand (Königskerze) und andre berühmte Kräuter dieses Tages. Eschenholz am Johannistage geschnitten, soll augenblicklich das Blut stillen. Paullini, Bauernphysik S. 74. Am wichtigsten aber war die Wünschelruthe (Hasel), die an diesem Tage geschnitten, durch Umdrehen in der Hand alle Schätze in der Erde ansagen sollte.

Zum Johanniszauber gehörte das Glücksrad. Die Radform, entsprechend der Sonne und ihrem runden Lauf durch den Thierkreis, war schon im brennenden Rade, in den glühenden Holzscheiben, in den Johannisblumenkränzen, in runden Gebäcken ꝛc. beliebt. Vgl. über die Glücksräder Wackernagel in Haupts Zeitsch. VI. 134. Die Sage kennt ein Glücksrad, auf dem die 12 s. g. Johannsen durch die ganze Welt fuhren, der Teufel aber ließ jährlich einen herunterfallen. Falkenberg, Thüring. Chronik I. 218. Das sieht aus, als wenn sie auf dem Zodiacus selbst gereist. Glücksräder zum Behuf mannigfacher Glücksspiele sind

heute noch beim Volk üblich und ihre letzte Spur finden wir im Roulet. Aehnlich sind die Wunschmühlen, in denen durch Rotation die Zeit gleichsam zurückgedreht wird und alte Weiber wieder jung gemahlen werden. So die bekannte, oft gemalte Altweibermühle in Nürnberg, worin die alte Sage von der rauhen Else erhalten zu seyn scheint. Dieselbe Eigenschaft der Verjüngung hatte auch die Pelzmühle zu Tripstrill in Schwaben. Klunzinger, Zabergau I. 94.

Solche Vortheile erwartete man vom Johanniszauber. Aber auch unmittelbar thun sich an ihm alle Schätze der Erde dem Glücklichen auf, der sie sehen kann. Der Schatz sonnt sich zu Johanni, oder blüht, heißt es im Volksglauben, d. h. er wird ans Sonnenlicht emporgehoben. Aber alle Sagen stimmen darin überein, daß man ihn nicht heben kann. Man kann es nur schweigend thun; immer aber läßt sich der Schatzbegierige durch Aberwitz oder durch einen plötzlichen Schrecken verleiten, das Schweigen zu brechen. Ich kann die zahllosen Sagen dieser Art hier nicht verzeichnen, bemerke aber, daß viele davon ohne Zweifel sehr alt sind und den frühesten Aeußerungen des Volkshumors angehören dürften.

Swanwithe, eine Königstochter auf der Insel Rügen, sollte eben ihren Geliebten heirathen, als ein polnischer Prinz, den sie verschmäht hatte, sie verleumdete, sie habe mit ihm gebuhlt. Ihr strenger Vater sperrte sie ein. Da fiel ihr ein Mittel ein, ihre Unschuld zu bezeugen und ihren Vater zugleich reich zu machen. Es sollte nämlich im Garz ein unterirdischer König mit großen Schätzen hausen; wenn eine reine Jungfrau in der Johannisnacht dreimal nackt am Garzer See den Schloßwall ersteige und dann rückwärts hin- und hergehe, so komme sie an die Stelle, wo sie zu den Schätzen hinabsteigen könne und dann müsse ihr der König die Schätze selbst heraustragen helfen, wenn sie sich nicht umsehe und nicht rede. Diese Probe machte sie nun mit des Vaters Willen, kam auch zu den Schätzen und ließ sich dieselben vom König und seinem Gefolge nachtragen, drehte sich aber um, weil sie wissen wollte, ob sie ihr auch wirklich folgten, und verlor dadurch die Schätze, und weil sie in der Angst auch noch rief, blieb sie selbst bei den Schätzen eingeschlossen und kam nicht wieder. Nur ein Jüngling, der nackt dieselbe Probe macht wie sie, kann sie in der Johannisnacht erlösen. Arndts Märchen I. 2. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 209.

Da nur die reine Unschuld und Jungfräulichkeit der bösen Mächte Meister wird, so stehen den Sagen von mißlungenem Zauber andere gegenüber von unverhofftem Glück, welches unschuldige Menschen am

es den Franzosen und Spaniern mit den unerhörtesten Grausamkeiten dennoch nicht gelang, sich vor der Vermischung mit andern Racen zu bewahren, die dann ihre Cohäsionskraft schwächte und die Nationalität selbst nach und nach untergrub. Die Engländer und Deutschen, mehr auf ihre eigene Arbeit als auf die von Sklaven oder Miethlingen vertrauend, haben, wo sie sich niedergelassen, in keinem Zweig der Industrie Lücken gelassen, und es so den Einheimischen wie den eingewanderten Fremden unmöglich gemacht, unter ihnen Posten zu fassen oder sie wohl gar zu verdrängen. Die Spanier und Franzosen hingegen haben überall die Herren gespielt und die bezwungenen Massen für sich arbeiten lassen, bis endlich letztere das verhaßte Joch abschüttelten oder die Sieger zu einem Vergleich zwangen.

Daß es den Engländern nicht an Muth und Genie zu militärischen Eroberungen gebricht, das haben sie in Hindostan und auf den westindischen Inseln hinlänglich bewiesen, auch haben die Deutschen in den Vereinigten Staaten auf den Zügen gegen die Indianer für ihr Eigenthum und im Unabhängigkeitskriege gegen England für ihre Freiheit zu kämpfen gewußt; aber zum Kriege rüsten sich in der Noth auch unedle Naturen; etwas anderes ist es im Frieden nicht zu erschlaffen, mit schöpferischem Geist und mit Beharrlichkeit die Natur umzugestalten und im nie endenden Kampfe gegen die Elemente den Muth nicht sinken zu lassen. Hiezu gehört nicht bloß eine momentane Begeisterung, Ehrgeiz oder Ruhmbegierde, sondern ein wirklicher moralischer Fond, den wir, ohne parteilich zu seyn, nur bei den germanischen Nationen antreffen.

Dieser moralische Fond ist hauptsächlich zur politischen Organisation einer Kolonie nothwendig; denn für diese thun bei der Entstehung eines Staates Sitten und Gebräuche mehr als die weisesten Gesetze. Wo nicht ein gewisses Rechtsgefühl bei den niederen Klassen vorherrscht, da ist von der juridischen Definition des Rechts, bei der geringen exekutiven Gewalt in einem noch nicht ganz civilisirten Staate, kein Heil zu erwarten. Dort ist freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz oder unter die Norm, die als solches gilt, das unerläßlichste Bedürfniß, wenn nicht Alles in Anarchie zerfallen oder die freien Kräfte durch militärische Gewalt gebunden oder gelähmt werden sollen. Nach welchen Gesetzen regieren sich wohl die westlichen Ansiedlungen in den Vereinigten

Johannistage finden. Die Vermittlung geschieht hier durch die s. g. **Venediger**, metall- und edelsteinkundige Venetianer, die in die deutschen Gebirge kommen, um Erze und rohe Edelsteine zu sammeln. Der Stein, mit dem der dumme Hirt nach der Kuh wirft, wiederholen viele Sagen, sey mehr werth als die Kuh selber, aber nur der Venediger erkenne den Werth. Diese Auffassung verräth sich aber schon als eine moderne. In älteren Zeiten dürfte unter dem Venediger ein dämonisches Wesen gemeint gewesen seyn. Er pflegt unschuldige Hirten, die er auf den Bergen findet, in sein fernes Zauberland zu entrücken und eben so schnell durch die Luft, gewöhnlich reich beschenkt, wieder heimfahren zu lassen. Die reiche Meerstadt ist also wohl an die Stelle des seligen Elbenreichs oder Vanaheims (Himmel der Vanen, d. i. der Naturgötter) getreten, wie auch die unterseeische Prachtstadt Vineta an der Ostsee, die man nur in den h. Stunden unter dem Meere erblicken kann. Noch wahrscheinlicher aber ist, daß Wuotan (Odin) selbst der Venediger ist, denn er entführt nicht nur auf seinem Mantel blitzschnell durch die Luft, sondern er ist auch einäugig.

Höchst merkwürdig ist deßfalls eine zuerst bei Schöppner Nr. 1066 aufgezeichnete Volkssage aus dem Fichtelgebirge. Hier pflegte der Venediger, wenn er durchs Gebirg zog um Schätze zu sammeln, sich als Wirbelwind unkenntlich zu machen. Hans, ein junger Bauer, warf einmal sein Messer in den Wirbelwind und traf, ohne es zu wissen, das Auge des Venedigers. Dieser aber rächte sich auf eine großmüthige Art, entführte den jungen Hans weit weit weg nach Venedig, zeigte ihm dort in seinem einäugigen Gesicht den Schaden, den er angerichtet, that ihm aber nichts zu leide, sondern hieß ihn aus der herrlichen Stadt so viele Schätze mitnehmen als er wollte und versetzte ihn wieder in sein einsames Gebirgsdorf, wo er seitdem als reicher Mann lebte. Eine ähnliche Sage bei Wolf, hessische Sagen Nr. 191 und eine von Scharzfels, Thüringen und der Harz II. 111.

Unmittelbar gewinnt der Unschuldige am Johannistag große Schätze und gelangt in das geheimnißvolle Zauberreich mittelst der **Schlüssel- oder Glücksblume**.

In den meisten Sagen findet er die niegesehene Blume, gelangt damit in den Berg und rafft hier Schätze zusammen, so viel er tragen kann. Eine verwünschte Jungfrau in der Höhle warnt ihn: „vergiß das Beste nicht," in seiner Hast und Gier aber vergißt er die Blume, läßt sie zurück und kann nun, sobald er aus dem Berge heraus ist, die Thüre niemals wieder finden. Zuweilen wird ihm auch noch von der zufallenden Thüre die Ferse

abgeſchlagen. Panzer II. 159. Wolf, heſſ. Sagen Nr. 39 f. Bechſtein, thüring. Sagen III. 212. IV. 187. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 268. Thüringen und der Harz III. 55. Stöber, Elſäß. Sagen S. 233 und viele andere.

Oft iſt es ein Kind, das am Johannistage in den Berg geräth, darin einſchläft und erſt am nächſten Johannistage geſund und munter wiedergefunden wird, als habe es nur eine Nacht hindurch geſchlafen. Gottſchalk, Ritterburgen IX. 94. Schöppner Nr. 1065. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz 219.

Das tiefſte Geheimniß der andern Welt aber, in welches der Unſchuldige am Johannistage einzudringen vermochte, war nach dem Glauben unſrer Vorfahren gleichſam der ruhende Mittelpunkt des Ewigen im Gegenſatz gegen die raſch vorüberellende Zeitlichkeit, der verborgene Ort, wo Allvater ſchläft, um erſt wieder am Weltende zu erwachen. Während Odin Herr des Zeitſturmes iſt und allein die böſe Welt regiert, ſchläft Allvater. Wenn aber Odin mit allen Göttern und Menſchen und der ganzen Welt vernichtet iſt, dann wird Allvater erwachen und den guten Baldur zum Beherrſcher der neuern beſſern Welt einſetzen. Dieſen ſchlafenden Allvater (den auch die alten Römer ſchon als den auf einer ſeligen Inſel ſchlafenden Saturnus, und die brittiſchen Völker als den ſchlafenden Gott Artus kannten) erkenne ich in dem ſchlafenden Kaiſer unſrer vielverbreiteten deutſchen Volksſage wieder. In ſpätern chriſtlichen Jahrhunderten nämlich wurde die alte Vorſtellung von einem Retter des Volks und Wiederherſteller, wie das am natürlichſten war, auf einen der beliebteſten deutſchen Kaiſer übertragen, deſſen Wiederkunft man hoffte. Das alte Myſterium des untergegangenen Heidenthums erhielt ſich als eine patriotiſche nie erſterbende Hoffnung.

Der Untersberg bei Salzburg, deſſen reiche Sagen im Brixner Volksbüchlein von 1782, Sartori, Naturwunder 1807. I. 7, Grimm d. Sagen 277, Bechſtein, öſterr. Sagen S. 72 f. und in Maßmanns bair. Sagen 1831. I. geſammelt ſind, iſt hauptſächlich deshalb berühmt, weil Kaiſer Karl der Große mit ſeinen Helden in ihm hauſen ſoll. Andere ſagen es ſey Karl V., wieder andere Friedrich der Rothbart. Er ſitzt an einem Tiſch mit langem Bart, der zuweilen in zwei Theile getheilt und mit einem Perlband umwunden iſt. Wenn der Bart zum drittenmal um den Tiſch gewachſen ſeyn wird, kommt das Ende der Dinge. Der Antichriſt ſchlägt mit dem auferſtandenen Kaiſer eine große Schlacht auf dem Walſer Felde. Auf dieſem Felde ſteht ein dürrer Birnbaum. Wenn der ausſchlägt, ſoll es ein Zeichen ſeyn, daß die Entſcheidung naht. Nach dem Brixner Volksbuch wird ein Kurfürſt von Bayern

seinen Schild an den Baum hängen. Was ein gewisser Aigner von Reichenhall, der im Jahr 1529 in das Innere des Berges gekommen seyn will, darüber ausgesagt, enthält das Brixner Volksbuch und ist aus der Handschrift noch genauer mitgetheilt bei Maßmann S. 42 f. — Es gibt (handschriftlich in Stuttgart) ein eigenes altes Volksbuch vom Kaiser Friedrich, das die Sage schriftlich aufbewahrt. Darin heißt es: Als Kaiser Friedrich der Rothbart ins h. Land zog, zeichneten sich in seinem Heere besonders die Bayern unter ihrem Herzog Eckhardt aus, vor allen aber Dietmar Anhenger von Riet am Hausruk, der seinen Bundschuh auf einen Speer steckte und als Fahne im heißesten Kampf vorantrug, um die Schlacht herzustellen, was ihm auch glücklich gelang und wofür er den Bundschuh ins Wappen bekam. Nachdem der Kaiser lange glücklich regiert, ist er verloren gegangen und niemand weiß, wo er begraben liegt. Die Bauern und Schwarzkünstler aber sagen, er sey noch lebend in einem hohlen Berge und soll einst wiederkommen, um die Geistlichen zu strafen, und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. — Seine unterirdische Wohnung ist aber der Kyffhäuserberg, ein einzeln stehender 1400 Fuß hoher Berg mit den Ruinen einer alten Kaiserpfalz bei Frankenhausen in Thüringen, über der goldenen Aue. Im Innern des Berges soll Kaiser Friedrich der Rothbart an einem Steintische sitzen, den Kopf auf den Arm gestützt. Der Bart ist durch den Tisch gewachsen. Umher Ritter und Knappen schlafend. Einst gelangte ein Hirt in die Höhle. Da frug der Kaiser: fliegen die Raben noch um den Berg? als aber der Hirt es bejahte, sagte der Kaiser: so muß ich noch länger schlafen. Sein Bart ist nicht nur durch den Tisch, sondern auch zweimal um denselben herumgewachsen. Wird er zum drittenmal herumwachsen, dann wird der Kaiser erwachen und mit seiner kriegerischen Schaar aus dem Berge gehen. Er wird seinen Schild an einen dürren Baum auf dem Rothfeld hängen und dann wird der Baum grünen und nach einem großen Sieg über die Türken wird die bessere Zeit kommen. Der Hirt bekam zum Geschenk den Fuß eines goldnen Handfasses. Engelhusens Chronik bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. II. 1115. Gregorii, Beschreibung von Bergen S. 533. v. Döbeneck, Volksglauben II. 139. Grimm d. M. 406. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 14.

Ueber die zahlreichen ähnlichen Sagen, die deßfalls in Deutschland noch vorkommen, vgl. m. Odin S. 328 f. Wie populär die Vorstellung war, davon zeugen viele Sagen von Glücklichen, die in den h. Stunden unter den Berg gelangt sind. Allein in andern Sagen ist nicht mehr vom schlafenden Gott, sondern von den Freunden Walhalla's die Rede. Der Glückliche sieht die Einherjar mit goldnen Kegeln spielen und bekommt einen Kegel geschenkt, oder man bietet ihm einen Becher des herrlichsten Weins aus einem uralten Faß, dessen hölzerne Dauben längst

abgefault ſind, der ſich aber durch ſeinen eignen Weinſtein ein ſteinernes Faß gebildet hat. Die einzelnen Sagen ſind alle von mir geſammelt in Odin S. 256 f.

Oft erſcheint es zweifelhaft, ob der Glückliche, dem es vergönnt wird, in die Geiſterwelt zu kommen, mit den Helden in Walhalla oder im Elbenreiche tafelt. Dieſe Geiſtermahlzeiten, ſo überaus häufig ſie vorkommen, laſſen nicht immer erkennen, wer unter den Schmauſenden gemeint iſt. Nur das wiederholt ſich bei den meiſten, daß der Sterbliche, indem der Geiſterſpuck plötzlich verſchwindet, einen Becher in der Hand als Andenken behält. In ſehr vielen Sagen iſt es ein Spielmann, der des Weges daherkommend, auf einmal mitten unter Geiſtern ſich befindet und ihnen zum Tanze aufſpielen muß.

Am berühmteſten iſt die Sage vom Oldenburger Horn. Ein Graf von Oldenburg begegnete auf der Jagd einer prächtig gekleideten Jungfrau, die ihm ein Trinkhorn voll Wein bot. Aber er ſchöpfte Verdacht und verſchüttete den Wein. Ein Tropfen davon brannte ſein Pferd wie Feuer. Da ſprengte er davon und behielt das Horn. Hamelmann, Oldenb. Chronik I. 10. Viele ähnliche Sagen ſ. in m. Odin 247 f. Im „Ritter Ulrich" einem altdeutſchen Gedicht aus einer Wiener Handſchrift, im Auszug in Grimms deutſchen Sagen Nr. 527 heißt es: Ulrich, ein Dienſtmann von Württemberg, verirrte einſt in einer rauhen Gegend und fand ein ſchönes, aber geſpenſtiſches Weib, die ihm ſagte, ſie ſey ſchon vor 30 Jahren geſtorben und habe im Ehebruch mit dem noch lebenden Herrn von Schenkenburg zugebracht. Bald fand er noch andere Frauen und Herrn, die mit Gaſtmahl, Turnier und Tanz ſich beluſtigten, ſo wie er aber eine Speiſe, oder eine Dame anrührte, verbrannte er ſich die Finger. Als er glücklich wieder heimkam und dem Schenkenburger alles erzählte, zog dieſer alte Herr noch zur Buße ins h. Land. — Eine Meile von Verrebroek kam ein Wanderer bei Nacht an ein Wirthshaus, welches hell erleuchtet war und worin eine große Geſellſchaft ſich erluſtigte. Man bot ihm einen Becher Wein, indem er ihn aber mit den dankenden Worten „Gott geſegne es!" annahm, war alles verſchwunden und er ſaß allein auf einem Haſelſtrauche, hatte aber den Becher noch in der Hand. Wolf, niederl. Sagen Nr. 382. Vgl. Nr. 381. 383. 384. Aehnliche Geſchichten ſ. in Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 358. Panzer, Beitrag I. 37. Innsbruker Phönix 1851. S. 304. — Ein Spielmann wurde von einer ſchönen Dame eingeladen, ihr auf ihrem Schloße zum Tanze aufzuſpielen. Er that es und empfing dann von ihr einen Becher Wein, der ſo kräftig war, daß er ausrief: „welch ein edler Wein! geſegne dich Gott dafür." Beim Namen Gottes aber verſchwand die Dame und das Schloß, und der Spielmann ſaß mit ſeinem Becher rittlings auf einem

Galgen. Philo, magiologia S. 647. — Bollarc, ein luſtiger Spielmann, traf einſt, als er mit ſeinen Kameraden unterwegs war, einen vornehmen Herrn, der ſich Nithart nannte und ihn Abends zu ſich einlud. Sie fanden ein Schloß voller Gold und Koſtbarkeiten und genoſſen ein fürſtliches Mahl. Nithart aber ſagte ihm, das Gold und die Schätze ſey alles Kirchen und Klöſtern geraubt, denn was von dieſer Art geraubt werde, falle ihm zu. Da erkannte Bollarc, daß er beim Teufel zu Gaſte ſey, ließ ſich aber nichts merken. Nithart entließ ihn und ſeinen Kameraden mit reichen Geſchenken, aber als ſie aus dem Schloße kamen und eifrig beteten, verſchwand der ganze Spuck und ſie fühlten ſich alle erbärmlich hungrig, die reichen Geſchenke aber waren zu Spinnengeweben geworden. Otlohs 23. Viſion in Pez, thesaur. anecd. III. 2. 609. Haupt Zeitſchr. VII. 522.

12.

Die Schlangenjungfrauen im deutſchen Volksmärchen.

Es iſt merkwürdig, daß überall in der deutſchen Sage die Schlangen, Kröten, Fröſche, Eidechſen keine bösartigen Thiere, ſondern urſprünglich gute Weſen ſind, die ſich nur im Zuſtande der Verwünſchung befinden, um wieder erlöst zu werden. Eine Anſicht von den Amphibien, welche ſich auffallend von derjenigen anderer Völker unterſcheidet und einen der zarteſten Züge in der deutſchen Sage bildet. — Selbſt die häßliche Kröte ſoll nicht getödtet werden. Sie erweiſt ſich dankbar gegen die Mitleidigen, die ihrer ſchonen.

Bei den Steller Bergen fand ein Brautpaar beim Heumachen eine dicke Tutſche (Kröte). Der Bräutigam wollte ſie mit der Heugabel tödten und wiederholte oft ſeine Drohung, aber die Braut hielt ihn ab. Bald darauf wurden ſie zu Gevatter gebeten und kamen in den Berg in einen prachtvollen Saal. Hier mußte der Bräutigam das Kind über der Taufe halten, als er plötzlich über ſich einen ſchweren Mühlſtein an einem einzigen Seidenfaden hängen ſah. Er wollte fliehen und konnte nicht, bis die h. Handlung vorbei war. Dann aber ſagte der Vater des Kindes zu ihm: ſieh, ſolche Angſt hat geſtern meine Frau unter deiner Heugabel ausgeſtanden. Das Brautpaar wurde ſodann mit Hobelſpänen beſchenkt, die ſich in Gold verwandelten. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 397. Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 78. 4. Vonbun, vorarlb. Sagen Nr. 1. Zingerle in Wolfs Zeitſchrift I. Anna von Ranzau rettete einmal einer Kröte das Leben, dafür wurde ſie von derſelben, die eine Fee war, mit einigen Talis-

mann beſchenkt, die ihrem ganzen Geſchlecht Glück brachten. Biernatzki, Volksbuch 1844. S. 2. Daſſelbe ſoll einer Fürſtin von Deſſau geſchehen ſeyn, der die Kröte einen für das Haus Anhalt heilbringenden Ring gab. Kuhn, norddeutſche Sagen S. 468.

Oft iſt die Kröte eine verzauberte Königstochter und will erlöst ſeyn. Vonbun S. 20. Sommer, ſächſ. Sagen Nr. 16. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 9. Oder ſie wird wirklich entzaubert und dem Muthigen zu Theil, der ſie erlöste. Grimm, Märchen Nr. 63. Büſching, Volksſagen I. 286.

Sie verhält ſich demnach, wie die rauhe Elſe, die zur ſchönen Sigeminne wird, und iſt ein Sinnbild der in der rauhen braunen Wintererde ſchlafenden Saat, daher die vielen Sagen von Kröten, welche unterirdiſche Schätze hüten, oder ein Sinnbild der in der Winternacht begrabenen Sonne, daher die vielen Sagen von dem im Kopf der Kröte verborgen ſtrahlenden Juwel, d. i. der Sonne.

Häufiger noch als Kröten und Fröſche treten die Schlangen im deutſchen Volksmärchen hervor, jedoch in der nämlichen Bedeutung. Auch ſie hüten unterirdiſche Schätze, wie denn auch bei den Griechen und Römern die Schlange als das unter der Erde wirkende Lebensprincip galt. Auch ſie haben ein ſtrahlendes Juwel als Krone auf dem Kopfe. Die Schlangen ſind den Menſchen freundlich und dankbar.

Oft wiederholt ſich in deutſchen Sagen die anmuthige Erzählung von einem Kinde, das die mit ihm aus derſelben Schüſſel trinkende Schlange mit dem Löffel ſchlägt und ſchilt: trinke nicht blos, iß auch Brocken. Mone, Anz. VI. 175. Vader Nr. 98. 106. E. Meier, Märchen Nr. 60. 228. Vonbun, zweite Aufl. 24. Ziska, Oeſterr. Volksm. 51. Daſſelbe wird in Grimms Märchen Nr. 105 von einer Unke (Kröte) erzählt. Eine Schlange, der ein Mädchen Milch gegeben, kehrt mit ihren drei Schlangentöchtern zurück und alle vier legen zum Dank ihre Diamantenkronen dem Mädchen in die Schürze, woron das Mädchen ſo reich wird, daß ſie ein Schloß baut und ſich glücklich verheirathet. Wöſte, Volksüberl. aus d. Grafſch. Mark 50. Eine Schlange im Unterinnthal lohnte einem Mädchen die Milch auf gleiche Art. Zingerle, Sagen aus Tirol 105. Deſſen Märchen Nr. 3. Eben ſo zu Immenreich, Vader Nr. 12. Auch E. Meier Nr. 229. Ein ähnliches Beiſpiel aus den Schweizer Alpen ſteht in den Schweizerblättern 1833. 106.

Auch für andere Wohlthaten ſind die Schlangen dankbar. Eine, die durch einen Mann vor einer giftigen Spinne geſchützt wurde, belohnte ihn dafür mit ihrer koſtbaren Krone. Schweizerbl. 1833. 30. Eine kranke Schlange, die

von einem Hirtenmädchen mit Milch gelabt worden war, bewog nicht nur ihren reichen Vater, sie mit ihrem armen Liebhaber zu verbinden, sondern legte ihr auch am Hochzeittage ihre Krone in den Schoos, verwandelte sich aber selbst dabei in eine schöne Jungfrau. Wyß, Idyllen und Sagen I. 148. Eine ganz ähnliche badische Sage bei Mone, Anz. VIII. 537. Schnezler I. 134. Auch schon eine in den gestis Rom. c. 68. Als Karl der Große auf seiner Pfalz zu Zürich weilte, hing er eine Glocke aus, die Jeder läuten durfte, der Recht oder Schutz bei ihm suchte. Da läutete einst eine weiße Schlange und führte den Kaiser zu ihrem Nest, über dessen Eiern eine fremde Kröte brütete. Karl ließ die Kröte tödten, die Schlange aber fand sich wieder bei seinem Gastmahl ein und ließ einen kostbaren Edelstein zum Dank in seinen Becher fallen. Nach Scheuchzers Alter Naturgeschichte des Schweizerlandes bei Wyß I. 211. v. Steinau S. 11.

Wer dagegen die Krone raubt, wird von den Schlangen verfolgt und getödtet. Wolf, deutsche Märchen Nr. 473. Henninger, Nassau III. 128. Oder wird ihm das Dorf in Brand gesteckt. Schweizerblätter 1833. 187. Eine Frau rennt sich auf der Flucht selber den Kopf ein. Panzer, Beitrag 183. E. Meier Nr. 232. Andern glückt es besser. Die Fürsten von Lynar führen eine Schlange im Wappen, weil ihr Stammvater durch den Raub einer Schlangenkrone zu großem Ansehen gelangt seyn soll. Büsching, wöchentl. Nachrichten III. 343.

Außerordentlich häufig sind die Sagen von verwünschten Jungfrauen, die als Schlangen leben müssen und erlöst seyn wollen. Die Sage läßt sie gern als *schlangengeschwänzte Jungfrauen* erscheinen, die menschliche und thierische Form verbindend. Am berühmtesten ist die Sage von Basel.

Hier soll eine Jungfrau unter der Erde hausen, eine goldne Krone auf dem fliegenden Haare, vom Nabel abwärts eine Schlange. Sie hütet einen unterirdischen Pallast und Garten und soll erlöst werden, wenn man sie dreimal küßt. Benckenmayer, lux. Antiquarius 307. Ein Schneidersohn von Basel, Leonhard Liemman, soll sie zu küssen versucht haben, wich aber vor Entsetzen zurück. Stumpf, Schweizerchronik zu 1520. Prätorius, Weltbeschreibung I. 109. Wünschelruthe S. 169. Kornmann, mons Veneris S. 190. Döbeneck, Volksglauben I. 18. Schreiber, Sagen S. 174. Grimm, deutsche Sagen I. 17. — Ganz dasselbe wird vom Schneider Georg Pürkner von Insbruck erzählt. Unterredungen aus dem Reiche der Geister I. 444. Aehnlich eine Krainer Sage vom Schloß Kleinfest, Valvasor III. 543. Vgl. Müllenhoff Nr. 597. Wolf, hessische Sagen Nr. 44. 46. 267. Stöber Nr. 277. E. Meier Nr. 4. 26. 349. 363. Vader Nr. 215. Panzer 32. 195. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 10.

Die Sage von der Schlangenjungfrau iſt ſehr alt und muß ſehr bekannt geweſen ſeyn, denn ſie wird ſchon von den älteſten griechiſchen Geſchichtſchreibern ausdrücklich als eine Mythe der nordiſchen Völker wiedererzählt.

Schon Herodot IV. 8. ſagt von den Skythen, ihr Stammvater ſey Herakles, ihre Stammmutter aber eine Schlangenjungfrau geweſen. Sie hatte ihm, während er ſchlief, ſeine Pferde geraubt, gab ſie ihm aber gutwillig für ſeine Liebe wieder. Sie gebar drei gewaltige Söhne. Davon erbte Agathyrſos den Bogen, Gelonos den Gürtel und Skythes die goldene Schaale des Vaters. Diodor von Sicilien II. 44 erzählt, die Schlangenjungfrau ſey aus der Erde gewachſen und von der Erde geboren, oben Jungfrau, unten Schlange. Nicht Herakles aber, ſondern Zeus ſelbſt, der höchſte Gott, habe mit ihr den Skythes gezeugt, den Stammvater der Skythen. In den griechiſchen Liebesgeſchichten des Parthenius 30 iſt es wieder Herakles, welcher Stammvater eines nordiſchen Volkes, aber nicht mehr der öſtlichen Skythen, ſondern der weſtlichen Kelten wird. Die Jungfrau iſt Tochter des Königs Bretannus, ſie ſelbſt heißt Keltine, ihr Sohn vom Herakles Keltus, der Stammvater der Kelten. Obgleich ſie hier nicht als Schlangenjungfrau bezeichnet wird, ſpringt doch die Aehnlichkeit mit der Sage bei Herodot ins Auge. Wie dort die ſkythiſche Jungfrau die Pferde des Herakles verſteckt, ſo hier Keltine ſeine Rinder.

Dieſe uralte Mythe hat ſich in der franzöſiſchen Sage von der Meluſine erhalten. Da wir übrigens dieſelbe Sage, ja ſogar denſelben Namen auch dieſſeits des Rheines finden, da ihr öſtlicher Urſprung durch Herodot erwieſen iſt und da die franzöſiſche Sage ſelbſt nicht etwa altgalliſchen Geſchlechtern in Neuſtrien, ſondern fränkiſchen Geſchlechtern in Auſtraſien angehört, ſo geht wohl Eckermann Mythol. III. 269 zu weit, wenn er ſie ausſchließlich den Kelten vindicirt. Ohne ſie meinerſeits ausſchließlich den Deutſchen vindiciren zu wollen, da es ſich hier offenbar von einer durch den ganzen Norden verbreiteten Symbolik handelt, behaupte ich nur, daß die Sage auch in Deutſchland uralt und einheimiſch geweſen ſeyn muß. In Meluſinen, die als weiße Frau in den Schlöſſern ihrer Nachkommen umgeht, iſt die deutſche Bertha nicht zu verkennen.

Meluſine wurde als die Stammmutter des franzöſiſchen Hauſes Luſignan (Mère-Lusignan) im 14. Jahrhundert von Johann von Arras in einer etwas langweiligen Reimchronik beſungen, vgl. Mone Anz. VI. 431. Daraus entſtand der franzöſiſche Proſaroman, der ſchon 1478 gedruckt wurde und bald in Ueberſetzungen 1489 ſpaniſch, 1500 niederländiſch, ſpäter däniſch, böhmiſch, ſchwediſch erſchien. Aber ſchon vor dem älteſten bekannten franzöſiſchen Druck

lam 1474 in Augsburg die deutsche Bearbeitung des Thüring von Ringoldingen heraus, die als bekanntes Volksbuch oft wieder gedruckt und allgemein verbreitet wurde. Vgl. Jean d'Arras, hist. de Mélusine. Paris 1698. Görres, Volksbücher S. 234. Mone, Niederl. Volkslit. S. 74. Gräße, Sagenkreise S. 383. Die Sage findet sich auch in Theophr. Paracelsi opp. II. 189. Luthers Tischreden Jena 1591. S. 111.

In dem französischen Prosaroman ist die Sage von Melusinen folgende: Elimas, König von Albanien war tief betrübt über den Tod seiner Gattin. Da trank er auf der Jagd aus einer Quelle und hörte eine weibliche Stimme. Es war die schöne Fee Pressine, die sich mit ihm unter der Bedingung vermählte, daß er sie nie im Wochenbett besuche. Als sie aber drei Töchter auf einmal bekam, Melusine, Melior und Palatine, konnte Elimas seine Neugier nicht bezwingen und besuchte sie, da sie eben ihre Töchterchen badete, worauf sie mit ihnen augenblicklich verschwand zur fernen Insel Kephalonia. Als Melusine fünfzehn Jahr alt war, zog sie mit ihren Schwestern nach Albanien, um ihren Vater noch so spät für seine Neugier zu bestrafen, und schloß ihn mit allen seinen Schätzen im Berge Brandelois ein. Die Mutter war aber nicht damit zufrieden und verurtheilte die unnatürliche Tochter, alle Sonnabend von der Hüfte abwärts eine Schlange zu seyn. Da floh sie mit ihren Schwestern in den Wald Colombiers in Poitou und badete mit ihnen einmal im Mondschein in der Feenquelle, als Graf Raimund von Poitou hinzukam und sich in Melusinen verliebte. Durch den Fluch ihrer Mutter sollte sie ehelos bleiben, allein sie heirathete den Grafen dennoch unter der Bedingung, daß er sie nie des Sonnabends besuche, damit er ihren Schlangenschwanz nicht sehe. Zur Strafe gebar sie lauter mißgebildete Kinder. Raimund aber wurde überredet, Melusine komme des Sonnabends mit einem Liebhaber zusammen, belauschte sie aus Eifersucht im Bade und entdeckte zum erstenmal ihren Schlangenleib. Sie aber verschwand ihm für immer, nachdem sie erklärt hatte, sie werde sich auf dem von ihr selbst erbauten Schlosse Lusignan immer nur dann wieder sehen lassen, wenn einer ihrer Nachkommen sterben solle. Der Graf wurde Einsiedler, Melusine aber läßt sich seitdem als weiße Frau sehen.

Die Sinnbilder, sowie eine eigenthümliche Strenge und Grausamkeit verrathen das hohe Alter dieser Sage. Noch jetzt zeigt man bei Lusignan eine Höhle von Mélusin, wo sie gebadet haben soll. Ausland 1844 Nr. 213 und den Melusinenbrunnen. Büsching, wöchentl. Nachrichten I. 285. Der Historiker Mezeray erzählt, ihr Geist lasse sich auf dem s. g. Melusinenthurm des Schlosses Lusignan sehen, wenn Einer des Hauses sterben solle. Brantome aber schreibt, sie lasse sich als Schlangenjungfrau in einer Quelle sehen, wenn ganz Frankreich ein Unglück drohe. Döbeneck, Volksglauben I. 14. Die allgemeine Bedeutung, die sie als Göttin für das ganze Volk hatte, ging ohne Zweifel ihrer engern Bedeutung als Ahnfrau eines Geschlechts voraus, und erweist sich auch

darin, daß viele Geschlechter sie als Ahnfrau verehrten. Denn auch die Häuser Luxemburg und Rohan leiten sich von Melusinen her und auch auf dem Schloß Enghien soll sie jedesmal erscheinen, wenn Einer aus der Familie stirbt. Welf. niederl. Sagen Nr. 224.

Im engsten Zusammenhange mit diesem Sagenkreise von der Melusine scheint auch die schöne Melior zu stehen. Man hat ein altfranzösisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert „Partenopeus und Melior", sowie auch Bruchstücke einer mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bearbeitung desselben, herausgegeben von Maßmann 1847. Darin heißt es:

Des großen Frankenkönigs Chlodwigs Neffe, Partenopeus, Graf von Blois, verirrte einmal auf der Jagd, gerieth in ein Zauberschiff und gelangte damit zu einem fernen Palaste, wo unsichtbare Hände ihn bedienten und bei Nacht unsichtbare Arme ihn umfingen. Endlich gab sich das geheimnißvolle Wesen als Melior, die Tochter des Kaisers von Byzanz, zu erkennen, ohne sich jedoch sichtbar zu machen. Erst nach einem Jahre entließ sie ihn und als er an den Hof des Frankenkönigs zurückgekehrt war, gab ihm dieser eine seiner Nichten zur Braut und der Erzbischof erklärte es für ein abscheuliches Verbrechen, wenn er noch länger an seine unsichtbare Geliebte denke, da sie ein höllisches Gespenst seyn müsse. Dennoch mußte man ihn erst trunken machen, um ihn dahin zu bringen, die neue Braut anzunehmen. Als er wieder zu sich kam, reute es ihn tief und er kehrte augenblicklich zu Melior zurück. Allein durch den arglistigen Rath seiner Mutter verleitet, konnte er die Neugierde nicht überwinden, Melior im Schlafe zu beleuchten. Man hatte ihm gesagt, sie sey ein Ungeheuer, aber er fand das schönste Weib von der Welt. Zur Strafe seiner Neugier verlor er die Geliebte und brachte verzweifelnd in der Wüste zu, bis Meliors Schwester Urrake ihn nach Byzanz brachte, wo er öffentlich im Turnier sich die Melior erkämpfte.

Diese schöne, aber schon im christlich ritterlichen Geschmack umgebildete Sage dürfte ursprünglich mit der Melusinensage zusammengefallen seyn. Die Aehnlichkeit mit dem berühmten römischen Märchen von Amor und Psyche läßt sich zwar aus dem Einfluß erklären, den die Erinnerungen des klassischen Alterthums auf den französischen Dichter ausübten. Allein es wäre nicht unmöglich, daß Apulejus selbst den Stoff zu jenem Märchen aus dem Norden überkommen hätte, in dessen Mythenkreisen es offenbar eine natürlichere Heimath findet, als in denen des klassischen Alterthums.

Nach Mone, Anz. III. 88 soll Melusine im großen Stollenwalde des Durlachthales hausen.

Staaten, als nach den von den Auswanderern mitgebrachten? Bei den Anglo-Amerikanern sind dies die englischen, bei den Deutschen die Erinnerungen an den Brauch der Väter. Erst nachdem sie weit vorgeschritten, Städte, Dörfer und Flecken gebildet und ungeheure Strecken urbar gemacht haben, kommen sie mit den alten Einwohnern in Berührung und vereinigen sich mit diesen — obschon jedesmal unter Beibehaltung ihrer mitgebrachten Formen — zu einem politischen Ganzen. Dies gestattet bis jetzt die Verfassung der Freistaaten und es ist dies gewiß ein Hauptgrund ihres schnellen Aufblühens.

Woher kommt es nun, daß bei dem geringen Zwang, welchen die Constitution der Vereinigten Staaten den verschiedenen europäischen Ansiedlern auferlegt, dennoch nur Deutsche und Engländer größere Ansiedlungen bilden und darin an ihren Sitten und Gebräuchen fest halten? Warum streben Hunderttausende von Franzosen und Spaniern, die in verschiedenen Theilen der Union zerstreut leben, nach keiner politischen Einheit? Offenbar deßwegen, weil sie nicht im Stande sind, unter sich selbst ein Ganzes zu bilden, weil sie nur berufen sind, den einen oder den andern Posten in der Gesellschaft einzunehmen, nicht aber alle zur Gründung eines Gemeinwesens nöthigen Eigenschaften besitzen. Diese Vielseitigkeit, dieses Universalgenie, das sich unverdrossen an die Auflösung jeder menschlichen Aufgabe macht, ist das charakteristischste Kennzeichen der Germanen. Nicht im vorzugsweisen Talent für die eine oder die andere Sache spricht sich der deutsche Charakter aus, sondern in seiner Allgemeinheit; aber eben deßwegen verstehen ihn andere Nationen so wenig. Die Deutschen brauchen bei der Beurtheilung anderer Völker nur vom Allgemeinen auf Einzelnheiten einzugehen, was ihnen auch in der Regel gelingt, und wodurch sie im Umgang mit Fremden bedeutend im Vortheil sind; andere Völker hingegen müssen, wenn sie die Deutschen kennen lernen und aus ihrem Umgang Nutzen ziehen wollen, die verschiedenen Seiten der Deutschen aufzufassen sich bemühen, wozu ihnen gewöhnlich die Geduld und in vielen Fällen gewiß auch die Fähigkeit gebricht.

Die Engländer, welche, wenn gleich nicht so vielseitig als die Deutschen, doch eine gewisse politische Routine — die Folge ihres constitutionellen Lebens — vor diesen voraus haben, haben

Einſt fand ſie ein Jüngling, Sebald von Stauſenberg, im Walde. Da verſprach ſie ihm einen reichen Brautſchatz, wenn er ſie durch drei Küſſe erlöſe, die er ihr drei Morgen nach einander geben müſſe. Weil ſie nun ſehr ſchön war, küßte er ſie gleich. Am andern Morgen war ſie unterwärts eine Schlange geworden, aber oben noch ein ſchönes Mädchen und er küßte ſie ohne Furcht zum zweitenmal. Am dritten Morgen jedoch war ſie ganz zur Schlange geworden und ſah ſo fürchterlich aus, daß er davonlief. Nach zwei Jahren heirathete er, aber in der Hochzeitnacht fiel von der Decke herab ein Tropfen in ſeine Speiſe und als er davon gegeſſen hatte, war er todt. An der Decke erblickte man in dieſem Augenblick einen Schlangenſchweif, der ſich zurückzog. Hier iſt die Sage von Meluſinen mit der von der Stauſenberger Fee aufs engſte verbunden. — Auch auf der Milſenburg in der Rhön läßt ſich eine Schlangenjungfrau ſehen. Kornmann, monstra Veneris p. 589.

Die Schlangenjungfrau, oben Jungfrau, unten Schlange, iſt ſo viel wie die Pflanze, oben Blume, unten Wurzel, oder wie die ganze Vegetation, oben der grüne Mai, unten die finſtre Erde. Sie bedeutet räumlich wahrſcheinlich daſſelbe, was in der Zeitfolge die rauhe Elſe, die zur ſchönen Sigeminne wird. Sie drückt die ganze Schönheit der Natur, aber auch deren Gebundenheit an die finſtre Tiefe der Erde aus. Im ganzen Alterthum, nicht nur bei den Deutſchen, galt die Schlange als Sinnbild der Erde oder der unter der Erde wirkſamen, aber auch an ſie gebannten Lebenskraft. Sie wurde inſofern aber auch zum genius loci. Daher konnte auch die Schlangenjungfrau als Genius des Grund und Bodens, gleichſam als Landesherrin angeſehen werden, eine Bedeutung, in der ſie ſchon Herodot bei den Skythen fand. Sie wurde durch einen fremden Eroberer (Herakles) Mutter eines heroiſchen Volkes. Als Landesmutter gibt ſich nun auch Meluſine zu erkennen.

Hieher gehört ferner die ſchöne, leider zu viel überarbeitete Sage von Friedrich von Schwaben. Ihr iſt ein größeres altdeutſches Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert gewidmet, deſſen Handſchrift ſich in Wolfenbüttel befindet. Vgl. Genthe, Dichtungen des Mittelalters I. 171. Hagens Germania VII. 95.

Friedrich von Schwaben wird auf der Jagd von einem Hirſch tief in den Wald verlockt und gelangt zu einer einſamen Burg, wo er gut bewirthet wird, aber keinen Menſchen ſieht. Erſt als er ſich zu Bette gelegt, merkt er, es ſchleiche im Dunkeln Jemand herein, greift darnach und fängt eine liebliche Jungfrau, die ihm bekennt, ſie ſey die Prinzeſſin Angelburg und nebſt zwei

Freundinnen dergestalt bezaubert, daß sie nur bei Nacht Menschen seyen, bei Tage aber Hirschkühe. Friedrich gefällt sich hier im Schloß, bringt lange bei den unsichtbaren Jungfrauen zu und kehrt dreimal zu ihnen zurück, wobei er immer die zarteste Zurückhaltung beobachtet. Angelburg hat ihm aufs strengste verboten, sie jemals sehen zu wollen. Nun kann er aber doch die Sehnsucht, seine liebenswürdige Unsichtbare endlich einmal mit leiblichem Auge zu erblicken, nicht länger bezähmen, macht des Nachts heimlich Licht und betrachtet sie im Schlafe. Die Strafe dafür ist, daß er sie für immer verlassen muß, doch jede der drei Jungfrauen gibt ihm beim Abschied einen Ring als Talisman in Gefahren. Friedrich von Schwaben ist sehr betrübt, verkauft daheim all sein Gut und zieht aus, das verschwundene Schloß und die verlorene Geliebte wieder aufzusuchen. Unterwegs besteht er eine Menge Abentheuer. Er befreit die Fürstin Ofann von ihren Feinden, schlägt aber ihre Hand aus. Darauf findet er in einem tiefen Walde die Königin Jerome, die gleich der Frau Venus alle Zwerge im Innern der Berge beherrscht und ihn durch Zauber lange Zeit bei sich im Berge zurückhält, auch eine Tochter mit ihm bekommt. Endlich wieder entlassen, dient er dem König Turneas zehn Jahre lang und soll ihm noch acht Jahre dienen, oder zum Lohne nur einen Hirsch bekommen, der nie gejagt worden, den er sich aber selber erst jagen müsse. Er findet den Hirsch und erkennt in ihm, nachdem derselbe entzaubert ist, seine Angelburg wieder, die er aber erst nach einem schweren Kampfe mit ihrem Vater und ihrer bösen Stiefmutter gewinnen und heimführen kann.

13.

Herbstmärchen.

Ich fasse unter diesem Titel die vielen Sagen vom wilden Heer, vom Todtentanze, von den Geistererscheinungen am Allerseelentage zusammen. Allen diesen Sagen liegt eine uralte heidnische Feier des Winteranfangs zu Grunde. Indem der Sommer und das Reich des Lichtes und Lebens scheiden, begann mit der Herrschaft der langen Nächte auch das Reich des Todes und öffneten sich die Pforten der Unterwelt.

Im Herbst beginnt das rechte Jägerleben. Der Sturm, der über die Heide tobt und durch den Wald braust, ihn entblätternd, und alles vor sich her jagt, ist das Vorbild der wilden Jagd, und diese selbst wieder das Vorbild des Todtenheeres. Was zu Johanni nur wie eine leise Todesahnung durch die Natur ging, das wird jetzt im kalten Sturm der langen Novembernacht zur schrecklichen Wirklichkeit. Der Tod alles

Naturlebens iſt da, alles was da blühte und reifte, wird weggefegt, um die ganze Erde unter das Leichentuch des Schnees zu legen.

Da ich in m. Odin S. 199 f. ausführlich von der wilden Jagd gehandelt habe, beſchränke ich mich hier auf wenige Hauptſachen. Unter dem wilden Jäger war urſprünglich Wodan, der durch die Zeiten ſtürmende Weltgeiſt ſelbſt gemeint, und zwar in der Eigenſchaft deſſen, der alles Gewordene wieder zerſtört, des lebenjagenden Todes. Sehr paſſend iſt desfalls ſein norddeutſcher Name Weltjäger, Kuhn Nr. 325. Wenn er, von unzählbaren Jägern und Hunden gefolgt, einen Hirſch jagt, ſo führt dieſer ihn doch nur zur Unterwelt, ins Todtenreich. Rochholz, Aargauer Sagen II. 189. Wenn er, wie zahlreiche Volksſagen melden, die Mooswelbchen jagt, ſo iſt unter dieſen wohl nur die ganze Schaar der Pflanzenelben gemeint, die wie welkes Laub vor dem Sturme herfliegen. Nur auf einem Baumſtamm, in welchem drei Kreuze eingeſchnitten ſind, haben die armen Mooswelbchen Ruhe vor dem wilden Jäger, weshalb fromme Holzhauer aus Mitleid drei Kreuze in die gefällten Bäume ſchneiden. Lehmann, Erzgebirge 1699 S. 98. v. Alpenburg, Mythen S. 5. Schöppner Nr. 1086 ꝛc. Vor dem Sturmwind flieht auch Alvina, d. i. die perſonificirte Elbenwelt.

Wenn der Wind heult, ſagt man in Weſtflandern „Alvina weint". Dieſe Alvina ſoll eine Königstochter ſeyn, die gegen den Willen ihrer Eltern ſich vermählte und daher von ihnen verwünſcht wurde, getrennt von ihrem Mann und ihren Kindern ewig umher zu fahren. Man hat von ihr ein altes Volkslied, worin ſie ſingt:

Ik voel dat ik moet gaen
Vliegen in de winden
Zo lang de wereld ſtaet
En nooit geen trooſt meer vinden.
Adieu Kinders, lieve vruchten!
Adieu Man, die de oorzaek zijt,
Un moeten moet voor eeuwig zuchten!

Wolf, Niederl. Sagen Nr. 584. Nach eben demſelben Nr. 518 heißt ſie auch die fahrende Mutter und nach Nr. 519 ſoll es eine Frau ſeyn, die ohne Beichte im Kindbett geſtorben war. Ihre Flucht wiederholt ſich in jedem Herbſt. Die Blumen und Blätter werden vom Sturme verweht; die ſchöne Pflanzenwelt, deren Genien die Elben ſind, wird vom Winter überraſcht und begraben, aber ihr unſterbliches Weſen kann nicht untergehen; Alvina klagt

daher nur in der öden Herbstflur um ihre verlornen Kinder (die Pflanzen). In der Lüneburger Heide heißt die Windsbraut das Klageweib. Man sieht ihr Gewand im Winde fliegen (Nebel) und hört im Sturme ihr Wimmern. Wenn sie ihre Arme in der Luft über ein Haus ausstreckt, muß Jemand in demselben sterben. Harrys I. Nr. 48 S. 79. Die Oede und Unfruchtbarkeit der Lüneburger Haide paßt ganz zum Verbannungsort der schönen Mutter des paradiesischen Elbenlandes.

Die wilde Jagd ist nach einer andern Vorstellungsweise ein wildes Heer von gespenstischen Kriegern. Das sind die Walhallagenossen Wodans, die im Kampf gefallenen Helden, die der Ehre würdig sind, in seiner Halle mit ihm zu schmausen und zu trinken. Wenn das wilde Heer durch die Lüfte zieht, holt Wodan die im letzten Jahr Verstorbenen aus ihren Gräbern ab. Oefters sieht man hinten im Zuge noch ein leeres Pferd, für den bestimmt, der zunächst sterben soll. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer der Todten vorüberreiten. Hinten lief ein leeres Pferd. Im Uebermuth schwang er sich darauf und ritt dem Zuge nach, kam aber niemals wieder. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 166. Als ein Auszug der Todten aus Walhalla, um sich durch die unterdeß auf Erden Gefallenen zu ergänzen, muß auch der berühmte Rodensteiner Auszug verstanden werden.

Im Schlosse Rodenstein im Odenwalde und in dem gerade gegenüberliegenden Schlosse Schnellerts hausten einst wilde Ritter, die einander alle Tage mit Jägern und Hunden unter wildem Lärmen zur Jagd abholten. Als sie aber einmal einen armen Mönch aus Uebermuth durch ihre Hunde zerreißen ließen, wurden sie verdammt, ewig zu jagen und sie ziehen daher immer noch als Gespenster mit ihrem Gefolge aus, indem einer den andern abholt mit greulichem Jagdlerm, Pferdetrappen und Hundebellen. Man hört sie deutlich, sieht sie aber nur selten. Allgemein aber herrscht der Glaube, wenn sie wieder einmal nach einer langen Pause laut werden, so stehe dem Lande ein Krieg bevor. Des Rodensteiners Auszug ist Vorbote eines baldigen Auszugs der Armeen in den Krieg. Man hat ihn auch im laufenden Jahrhundert noch vor jedem Kriege gehört und ist viel in den Zeitungen und besondern Flugschriften darüber geschrieben worden. Vgl. die neueste übersichtliche Schrift: Wolf, Rodenstein und Schnellerts 1848.

Noch jetzt wird in der Christenheit der Allerseelentag zur Erinnerung an die Todten begangen. Genau ein halbes Jahr früher fällt die berühmte Walpurgisnacht oder das große Freudenfest des ersten Mai, an welchem der Beginn des Frühlings und die Wiedergeburt des Natur-

lebens gefeiert wurde. Als Kirchenfeſt wurde die Allerſeelenfeier eingeführt vom Abt Odilo von Clugny, nachdem Einer angeblich im Berge Aetna die dort in Flammen ſchmachtenden armen Seelen laut hatte ſchreien hören. Sigebertus Gemblacensis zum Jahre 998. Polidorus Virgil. de invent. rer. VI. 9.

Im Fellinſchen wurden die Todten in eine Badeſtube eingeladen und gebadet. Hupels Nachrichten 144. Grimm D. M. 865. Am Allerſeelentage werden auch in einigen Gegenden des katholiſchen Deutſchlands geliebten Todten auf ihren Gräbern noch Lichter angezündet. In Seidls Bisdlien S. 30 findet ſich die ſchöne Sage von einem liebenden Mädchen, die ihrem untreuen Geliebten am Allerſeelentage auf dem Kirchhof ein Licht anzündete und für ſeine Seele betete, obgleich er noch lebte. Die erſte der Légendes von Baour-Lormian erhält einen den Volksglauben ebenfalls ſehr gut bezeichnenden Zug. Genoveva, ein junges Mädchen, vergaß am Allerſeelentage für die Todten zu beten, weil ſie an nichts anderes dachte, als an das Wiederſehen ihres abweſenden Geliebten. Da erſchien dieſer plötzlich und führte die Entzückte mit ſich fort; unterwegs aber ſtieß ihr Fuß auf etwas Hartes und ſiehe, es war der von Dolchen durchbohrte Leib ihres eben ermordeten Geliebten und in dem, welcher ſie führte, erkannte ſie den Teufel, von dem ſie in die Hölle geſchleppt wurde, indem ringsum unzählige Stimmen riefen: Kein Mitleid der, die für die Todten nicht hat beten wollen. — Daß man auch in Deutſchland an dieſem Tage den wiederkehrenden Todten Speiſe vorgeſetzt habe, erhellt aus dem Namen eines an dieſem Tage gebackenen Weißbrodes, welches man Seelen nennt. Hallaus, Jahrzeitbuch S. 147. In Schwaben werden die ſ. g. Seelen gewöhnlich zu Weihnachten gebacken.

Woban, der reiche Wirth in Walhalla und Führer der Todten, dem alle gefallenen Helden als Mannen und Heergefolge blieben, war zugleich nach nordiſcher Lehre Erfinder der Dichtkunſt und des Geſanges. Ihm ganz ähnlich nach einer andern Vorſtellungsweiſe war Alberich, König der Elben, Herr eines immer ſeligen Reiches und blies ein Zauberhorn, nach deſſen Tönen Jedermann tanzen mußte. Auch die Züge der todten Frauen und Jungfrauen mit der Freija (Hulda, Frau Venus) müſſen beachtet werden. Daher nach dem Volksglauben nicht blos an eine wilde Jagd oder an ein geſpenſtiſches Kriegsheer, ſondern auch z. B. in ganz Schwaben an das Muotisheer, in dem man Weiber lachen und liebliche Muſik ertönen hört, oder allerlei Lermen, Kinderweinen ꝛc. Im Venusberg, im Elbenreich iſt ewiger Tanz. Im Nibelungenliede ſpielt Volker

zum Tanz auf, indem er mit seinem Schwert immer mehr Todte um sich häuft. Auch spätere Dichter nennen die Schlacht oft einen Tanz.

Die zahlreichen deutschen Volkssagen von einem musicirenden Vogelfänger oder auch Rattenfänger, der zunächst Mädchen oder Kinder in den Berg lockt, hängen theils noch mit den Blaubartsagen zusammen, theils schon mit den Todtentänzen. Als Grundbegriff aber liegt jenem Verführer und Führer immer Odin zu Grunde. In m. Odin S. 228 f. habe ich bereits alle bekannten Märchen vom Vogelfänger zusammengestellt, der mit Liebesliedern Mädchen verlockt und mit ihnen in den Berg verschwindet, und die vielen Beispiele angeführt, in denen nach altdeutschem Glauben die Vögel abgeschiedene Seelen bedeuten, wie in dem schönen Märchen vom Machandelbaum.

Nach einer andern eben so alten und volksthümlichen Vorstellungsweise werden die Seelen als Mäuse gedacht. Daher das Märchen vom Rattenfänger von Hameln, der den Ratten und Mäusen pfiff und die ganze Stadt von diesem Ungeziefer befreite, weil er aber nicht nach Wunsch belohnt wurde, zuletzt durch sein liebliches Pfeifen alle Kinder der Stadt verlockte und mit ihnen im Berge verschwand. Ueber diese und viele verwandten Sagen s. m. Odin S. 229 f.

Ich glaube, daß auch die berühmten Todtentänze seit dem 14. Jahrhundert die Erinnerung an Wodans wildes Heer, an den Auszug der Todten nach uralt heidnischer Vorstellung enthalten. Wenn auch das große Sterben im 14. Jahrhundert diese Vorstellung erst wieder aufgefrischt und die Todtentänze als geistliches Schauspiel und im Bilde recht eigentlich in die Mode gebracht hat, so liegt doch dem alten und ins Todtenreich wandernden voranpfeifenden oder ihm zum Tanz aufspielenden Tode der Grundbegriff des zu Walhallas Freuden führenden, in seiner besten Laune wieder ganz den Charakter des Alberich (Oberon mit dem Wunderhorn) behauptenden Odin. W. Wackernagel in seinem vortrefflichen Aufsatz in Haupts Zeitschr. IX. 306 ist geneigt, den Humor der Todtentänze im Vergleich mit einer frühern viel ernstern Auffassung des Todes für neu und nicht hinter das 14. Jahrhundert zurückgehend zu bezeichnen; man kann nun dem vollkommen zustimmen, so weit es sich dabei um christliche Moral handelt. Aber hinter der Mahnung, sich zu bessern, weil alles vergänglich sey, hinter der demokratischen Lehre, daß der Tod

alles gleich mache, hinter der Satire, welche bei diesem Anlaß die Thorheit aller Stände und Classen verspottet, und hinter dem grauenerregenden Sarkasmus, der die Wollust der Welt mit des Todes Grinsen verbindet, verbirgt sich immer noch ein Zug des ursprünglich unbefangenen viel älteren Humors, der nur in einer Zeit entstehen konnte, in welcher der Tod nach heidnischem Glauben als etwas Freudiges galt.

Die Todtentänze wurden zuerst dramatisch aufgeführt. Sie bildeten einen Theil der geistlichen Spiele überhaupt und im Kirchenjahr gebührt ihnen der Allerseelentag im Spätherbst.

Die ältesten Nachrichten melden, daß 24 Personen als Vertreter aller Stände vom Papst bis zum Bettler herab, dem als Gerippe dargestellten und auf einer Pfeife blasenden Tode in Prozession nachgefolgt seyen, oder daß er nach einander mit jeder dieser Personen getanzt habe. Beide Auffassungen begegnen uns auch in den noch zahlreich in Holzschnitt oder als Wandbilder vorhandenen Todtentänzen. Vgl. Wackernagel a. a. O. 313. In die einzelnen Gruppen liebte man guten Humor zu legen. Man hob die Verblüffung des Königs, dem der Tod alle Macht nahm, die Angst des Geizigen, der um sein Gut kommen sollte, hervor. Man malte, wie der Ritter noch trotzig das Schwert zog, um den Tod abzuwehren. Am erschütterndsten erschien das Eingreifen des kalten Todes in die Blüthe des Lebens. Davon sagen auch Volkslieder (Wunderhorn I. 24), wie ein blühendes Mädchen im Garten plötzlich vom Tode zum Tanze aufgefordert und mit fortgerissen wird. Am reizendsten der Raub der Kinder durch den Tod. Dieses Lieblingsthema wurde weit ausgedehnt. Ein 1496 in Lübek gedruckter Todtentanz enthielt 68 Gruppen. Ueber die berühmten großen Bilder des Todtentanzes zu Basel und ähnlicher schrieb Maßmann 1847 ein eigenes Buch. In der Literatur waren die Todtentänze nur durch Holzschnitte und kurze Sprüche dazu vertreten. Hermann von Fritslar (Pfeiffers Mystiker I. 164) beschreibt ein Schachspiel, welches der Tod nach einander mit Papst, Kaiser ꝛc. spielt und immer gewinnt. Im „Ackermann aus Böhmen", gedruckt 1477 und nachmals Hans van der Hagen 1824 spielt ein Bauer mit dem Tode, der ihm sein junges Weib entführt hat. Verwandt mit den Todtentänzen ist das „Thatspiel" von Gengenbach, gedruckt 1500 (Mone Anz. II. 14), in welchen die zehn Lebensalter vor einem Waldbruder vorüberstreichen und jedes Lehren von ihm empfängt, und im Fastnachtsspiel Rollharts von 1517, worin alle Mächte vom Papst und Kaiser bis zum Hausknecht und Juden sich gleichfalls von einem Waldbruder prophezeien lassen. Wackernagel a. a. O. 313.

14.

Thiermärchen.

An der Spitze aller humoristischen Dichtungen des deutschen Volkes steht dem Alter wie der Bedeutung nach die Thiersage, die sich in der Gruppe der Gedichte von Reinecke Fuchs concentrirt. Einzelne Spuren der großen altdeutschen Thiersage lassen sich bis ins 7. Jahrhundert verfolgen; die älteste Bearbeitung, die man aufgefunden hat, gehört dem 10. an. Ueber die Verbreitung der Sage vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, 1834. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des Mittelalters S. 286. Gräße, Sagenkreise des Mittelalters S. 471. — Dem Alter nach folgen sich: 1. Die Ecbasis (die Flucht), lat. Gedicht in gereimten Hexametern aus dem 10. Jahrhundert, verfaßt von einem Mönche, Malchus von Toul, der in die Thierfabel seine eigene Flucht oder wenigstens den Wunsch der Flucht einkleidete. Zwei Handschriften dieses merkwürdigen Gedichtes, das die älteste Formulirung der berühmten Thierfabel von Reinecke Fuchs enthält, wurden erst 1834 in Brüssel gefunden und in Grimm und Schmellers lat. Gedichten 1838 S. 241 ff. edirt.

Im Frühling des Jahres 812 zieht das Vieh auf die Weide, nur ein Kalb bleibt im Stall zurück. Es beißt den Strick durch und flieht, wird aber im Walde von einem Wolfe ergriffen, der hier als Einsiedler lebt, Buße thut und fastet und den es sehr nach dem frischen Kalbfleisch gelüstet. Gleichwohl läßt er sich durch seine Diener, Otter und Igel, bewegen, das Kalb auf morgen zu sparen. Ueber Nacht hat der Wolf einen schweren Traum; die Otter deutet ihm, es drohe ihm Gefahr, wenn er das Kalb nicht leben lasse. Der Wolf will aber seinen Hunger stillen. Da kommt die Rinderheerde, die von der Gefahr des Kalbes gehört, und belagert die Burg des Wolfes. Mittlerweile erzählt der Wolf seinen Dienern den Ursprung seiner Feindschaft mit dem Fuchse. König Löwe wurde krank, alle Thiere kamen ihn zu beklagen, nur der Fuchs nicht. Man citirte ihn. Da kam er und entschuldigte sich, er habe über die Krankheit des Königs nachsinnen müssen und endlich das rechte Mittel gefunden, er solle sich in die dem Wolf frisch abgezogene Haut hüllen. Ferner bestellte der Fuchs den Panther zum Caplan des Königs und dieser ließ ihm die Schlaflosigkeit durch den frommen Gesang der Amsel und Nachtigall vertreiben. Die Heerde stürmt an, Otter und Igel verkriechen sich, der Stier stößt den Wolf nieder und das Kalb kehrt glücklich zu seiner Mutter Kuh zurück.

2. Isengrimus, lat. Gedicht aus dem 12. Jahrhundert nach einer Berliner Handschrift herausgegeben in Grimms Reinhart Fuchs, Vorrede LVII. S. 1. Darin zeichnen sich zwei Schwänke aus:

1) Vom kranken Löwen. Der Löwe ist am Sterben und will einen allgemeinen Landfrieden hinterlassen. Alle Thiere beschwören ihn, nur der Fuchs Reinhart bleibt aus. Der Wolf Isegrim verräth ihn und der König Löwe läßt ihn citiren. Da gibt der Fuchs vor, er habe sich mit der Krankheit des Königs beschäftigt und endlich ein Mittel gefunden, er solle sich nur in die frisch abgeschundene Haut eines Wolfes wickeln, so werde er genesen. Nun muß sich Isengrim schinden lassen. 2) Von Bertiliana, der Gemse, und ihrem Gemahl Joseph, dem Bock. Der Wolf kehrte auf einer Wallfahrt bei ihnen ein und will die Ziege fressen, aber auf den Rath des Fuchses bietet ihm Joseph einen abgeschnittenen Wolfskopf als Speise dar, und denselben Kopf mit aufgesperrtem Rachen noch einmal und sagt ihm, er habe noch ein Dutzend solcher Köpfe im Vorrath. Da glaubt der Wolf, er könne hier auch den Kopf verlieren und schleicht sich fort.

3. Reinardus vulpes, lat. Gedicht aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem Niederländer verfaßt. Grimm, Reinhart Fuchs, Vorrede LXX. Schon voller Satire und bitterem Groll gegen die Geistlichkeit. Es enthält zwölf Schwänke:

1) Wolf Isegrim beneidet als Mönch Reinhart des Fuchses Familienglück, trifft ihn einmal unterwegs und will ihn fressen, aber der Fuchs wendet ein, er sey ja sein Vetter und beschwichtigt ihn, indem er einem Bauer, der ein fettes Schwein trägt, dasselbe ablockt, daß der Wolf sich damit sättigen kann. 2) Reinecke macht den Isegrim darauf aufmerksam, daß er als Mönch sich der Fleischspeise enthalten sollte und räth ihm zu fischen. Nachdem er ihm gezeigt, wie er nur seinen Schwanz durch ein Loch im Eise stecken dürfe, so würden sich die Fische anhängen, friert dem Wolf der Schwanz ein, der Fuchs aber geht ins Dorf, stiehlt Hühner und Gänse und schleppt einen Hahn zum Wolf hin. Die Bauern laufen nach, halten den Wolf für den Thäter und prügeln ihn halb todt, ein Bauernweib haut ihm den Schwanz ab.*) 3) Der Fuchs tröstet den Wolf, räth ihm, sein zerrissenes Fell mit den Fellen der Widder zu flicken, die sich eben um eine Weide streiten, und stellt den Wolf, um den Streit zu schlichten, in die Mitte der Weide. Da stürzen die vier Widder von vier Seiten auf ihn los und zerstoßen ihn jämmerlich. 4) Der Fuchs räth dem kranken König Löwe, das abgezogene Fell des Wolfes umzu-

*) Es ist wahrscheinlich, daß dieser Schwank ursprünglich vom Bären erzählt und erst später auf den Wolf übertragen wurde. Nach Asbiörnsens norweg. Märchen 1. 17 betrog der Fuchs den Bären auf diese Weise, woher es kommt, daß alle Bären seitdem einen kurzen Schwanz haben. Dieser letztere Zug scheint mir der mehr echt sagenhafte.

legen. Noch ausführlicher erzählt als in Isengrimus. 5) Der Schwank von der Ziege Bertiliana, wie im Isengrimus. 6) Hahn und Gans, die mit auf der Wallfahrt gewesen, bewundern die List des Fuchses, bangen aber für sich selbst und entfernen sich. Der Fuchs läuft dem Hahn nach, überlistet ihn durch Schmeichelei, daß er seinen schönen Gesang hören läßt und packt ihn im Singen, da die Hähne bekanntlich, wenn sie krähen, die Augen schließen. 7) Der Fuchs überredet den Wolf Mönch zu werden und scheert ihm die Tonsur. Der Wolf benimmt sich höchst tölpisch im Kloster und treibt allerlei Unfug. Mittlerweile schleicht sich der Fuchs in die Höhle des Wolfs, schmäht und bepißt dessen Junge und zwingt die Wölfin, ihn zu verfolgen, indem sie aber in der Enge der Schlucht stecken bleibt, berückt und schändet er sie. 8) Isengrim hat Lust, sich statt seines an den König verlornen Felles die Haut des Pferdes Corvigar anzueignen. Das Pferd weist ihm aber gleich die Hufe. Da glaubt der Wolf die Eisen daran seyen die Ringe von der Klosterthüre, die das Pferd gestohlen habe und fordert sie zurück. Als er aber darnach greift, schlägt ihm das Pferd den Huf vor die Stirne. 9) Der Fuchs hetzt den jammernden Wolf gegen den Bock Joseph auf, der sey an allem Schuld. Der Bock, durch den Fuchs angewiesen, erbietet sich, dem Wolf in den offnen Rachen zu springen und sich fressen zu lassen, zerstößt ihm aber mit den Hörnern die Zähne. 10) Löwe und Wolf jagen ein Kalb, der Wolf soll es theilen und macht zwei Hälften. Da reißt ihm der Löwe zornig das Fell auf. Nun muß der Fuchs theilen und macht drei Theile, den größten für den Löwen, den zweiten für die Löwin, den dritten kleinsten für die jungen Löwen. 11) Der Fuchs überredet den Wolf, der Esel Carcophas sey seinem Vater seine Haut schuldig geworden, er solle sie nur von ihm fordern. Der Esel aber verlangt einen Eid und nun wird der Wolf zu einer Falle geführt, die man für das Heiligthum ausgibt, und indem er die Pfote hinhält, wird er eingeklemmt. 12) Der Wolf hat nun auch den Fuß sich abbeißen müssen und kommt ohne Haut, ohne Schwanz und lahm zur alten Salaura (Sau), von der er den Friedenskuß verlangt. Sie spottet seiner und sagt, er solle ihr das Ohr drücken, derweil sie singe. Darauf schreit sie, die ganze Heerde kommt herbei und zerfleischt den Wolf.

4. Le Roman de Renart, altfranzösisches Gedicht des 13. Jahrhunderts. Mit ähnlichen französischen Dichtungen dieses Kreises edirt von Mich. 1826. Mit 27 Schwänken, die ich hier nicht analysiren will.

5. Reinhart Fuchs, die hochdeutsche Bearbeitung der Fabel, die jedoch nur Umarbeitung einer noch ältern verlornen ist. Der ursprüngliche Dichter wird Heinrich der Glichsenäre genannt. Die erste Ausgabe nach dem Coloczaer Codex erschien 1817. Mit der Pfälzer Handschrift verglichen von J. Grimm in dessen Reinhart Fuchs, Berlin 1834.

noch überdies durch Sprache und Gesittung einen mächtigen Vorsprung vor allen andern Einwanderern in den Vereinigten Staaten, und doch ist es weder ihnen noch den Anglo-Amerikanern gelungen, die dort ansässigen Deutschen zu verdrängen oder inmitten ihrer Ansiedlungen einen von letzteren unabhängigen Posten zu fassen. Die deutsche Beharrlichkeit, die unüberwindlichste Geduld und eben jene Allgemeinheit, die sie überall ein Ganzes bilden läßt, siegen über alle Hindernisse und triumphiren zuletzt über ihre herzhaftesten und unternehmendsten Widersacher. Es ist aber wiederum nicht der Widerstand, den die Deutschen zu irgend einer Zeit leisten, sondern die Beständigkeit und Gleichförmigkeit desselben, welche zuletzt die Gegner ermüden und ihnen den Platz frei machen. Wie könnten sonst die Deutschen in Amerika auf ihren jetzigen Standpunkt von Prosperität und politischem Ansehen gelangt seyn, sie, die als arme Landleute hinüberzogen und ohne Kenntniß der Landessprache, ohne höhere Kultur, und im beständigen Ringen gegen den Andrang neuenglischer Ansiedler, ganze Staaten gebildet und der Physiognomie derselben das unverlöschliche germanische Siegel aufgedrückt haben. Hätte sich diesen Landleuten frühzeitig ein Stand der Gebildeten beigesellt, wäre die kräftige materielle Basis von irgend einem kühnen Geist zu einer großen historischen Unternehmung benützt worden, so wäre vielleicht jetzt die Gestalt der Union eine ganz andre. Wir wollen aber damit nicht sagen, daß die Deutschen in Amerika durchaus keine andere Zukunft haben als die, welche ihnen durch die Gemeinschaft mit den Anglo-Amerikanern bereitet wird; im Gegentheil hegen wir die Ueberzeugung, daß der einmal vorhandene und bis jetzt rein gebliebene deutsche Kern noch einer weiteren selbstständigen Entwickelung fähig ist; wie weit diese aber gehen und zu welchen Erwartungen sie die Deutschen wie die Amerikaner berechtigen dürfte, hängt von Umständen und dem Zusammentreffen von Ereignissen ab, die sich jetzt noch nicht alle übersehen lassen, von denen wir aber dennoch versuchen wollen, die wahrscheinlichsten und wichtigsten herauszuheben, um unsern Lesern wenigstens einen Ueberblick über das Heer der Möglichkeiten zu gewähren.

Die Staaten, in welchen sich die Deutschen in Amerika vorzugsweise niedergelassen, sind Pennsylvanien, der westliche Theil von Maryland und Virginien, Kentucky und in neuester Zeit

Der reiche Bauer Lanzelin und sein Weib Babe Knotzela beklagen sich über den Fuchs, der ihnen die Hühner stiehlt. Nun folgen zehn Schwänke. 1) Der Fuchs kommt abermals, schmeichelt dem Schantecler, dem Hahn, daß er singe und packt ihn, der Bauer jagt ihn ihm aber wieder ab. 2) Der Fuchs betrügt die Meise durch den Kuß. 3) Den Raben um den Käse, indem er ihn singen macht, daß der Käse herabfällt. 4) Den Kater Diepreht, indem er ihn in eine Falle lockt. 5) Den Wolf, indem er sich durch den Bachen von ihm löst. 6) Die ganze Wolfsfamilie, indem er sie trunken macht und nachher von den Klosterleuten prügeln läßt. 7) Nochmals den Wolf, dessen Schwanz er beim vermeintlichen Fischen ins Eis frieren läßt. 8) Reinhart sieht in einem Brunnen sein Bild, glaubt es sey sein Weib und springt hinein. Als er seinen Irrthum erkannt, lockt er den Wolf zu ihm hinabzukommen, denn hier unten sey das Paradies. Der Wolf, setzt sich in den einen Eimer, der Fuchs in den andern und so wird dieser letztere als der leichtere hinaufgezogen. 9) Reinhart beleidigt die Wölfin, Frau Hersart, schlüpft dann in seinen engen Fuchsbau und kommt am andern Ende wieder heraus, um die Wölfin, die in ihrer Wuth in dem engen Loch stecken geblieben, zu berücken. 10) König Brevel der Löwe wollte sich alle Thiere unterthan machen, nur die republikanischen Ameisen weigerten sich, und als er ihren Bau zertrat, kroch ihm eine ins Hirn. Da ward er sehr krank. Inzwischen klagt der Hahn Schantecler und die Henne Pinte über Reinhart, daß er ihnen ein Hühnchen geholt. Am Grabe des todten Hühnchens wird der vor Furcht fieberkranke Hase wieder gesund. Reinhart wird als Mörder durch den Bären Brun abgeholt, überredet diesen aber, er wolle ihm köstlichen Honig weisen und führt ihn zu einer Falle. Eben so betrügt er den zweiten Boten, den Kater, den er in eine Schlinge lockt. Endlich aber geht er an den Hof und entzieht sich aller Strafe, indem er den König gesund macht durch die dem Wolf abgezogene warme Haut, wozu hier noch eine Mütze von Katzenfell kommt. Zum Lohn läßt ihn der König die Henne Pinte fressen. Der Elephant und das Kameel, die für Reinhart gesprochen, werden ebenfalls belohnt. Der Elephant erhält Böhmen zum Lohn, wird aber von seinen Unterthanen hinausgeprügelt. Das Kameel wird Aebtissin, aber von ihren Nonnen in den Rhein gejagt. Die Ameise kriecht aus des Königs Hirn in die warme Mütze von Katzenfell, aber Reinhart gibt vor, den König vollends ganz heilen zu wollen und gibt ihm Gift.

6. Reinaert, die altniederländische Bearbeitung der Thierfabel, ums Jahr 1250 von einem gewissen Willem gedichtet. Sie wurde von Willems edirt, Gent 1836. Vgl. Grimms Reinhart. Sie ist die am meisten vollendete unter allen. Der Beiname des Willem „die Matoc“ wird aus

dem keltiſchen madoc erklärt, was den Fuchs ſelbſt bedeutet. Haupt, Zeitſchrift IV. 567.

1) König Nobel hält zu Pfingſten Hof. Alle Thiere kommen, nur Reinaert nicht, weil er ein böſes Gewiſſen hat. 2) Iſengrim klagt, Reinaert habe ſeine Jungen beviſt und blind gemacht. Das Hündlein Cortois klagt auf franzöſiſch, es habe im harten Winter nichts als eine Wurſt gehabt, die habe ihm Reinaert genommen. Pancer, der Biber, klagt, er habe mit Noth den Haſen Cuwaert gerettet, den Reinaert, um ihm vorgeblich das credo zu lehren, zwiſchen die Beine genommen und ſchon angebiſſen habe. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt ſeinen Oheim Reinaert und klagt Iſengrim an, er habe, als Reinaert demſelben ein Schwein verſchafft, ihm nichts davon übrig gelaſſen, als den Strick. 4) Da nahen in feierlichem Leichenzug die Hühner und bringen die todte Henne Coppe getragen, die Reinaert umgebracht. 5) Coppe wird im Beiſeyn des Königs beſtattet, der Bär Brun aber abgeſchickt, den Mörder zu holen. 6) Der König gibt Brun gute Lehren der Klugheit und Vorſicht mit auf den Weg. Brun kommt zu Reinaert. 7) Reinaert geht mit ihm und verſpricht ihm unterwegs Honig. 8. 9) Statt des Honigs findet Brun eine Falle, aus der er ſich mit Zurücklaſſung der Ohren und der Handſchuhe zieht. 10) Rainaert ſieht ihn wieder, thut als kenne er ihn nicht und hält ihn für einen Pfaffen (wegen der Tonſur). 11—13) Der Kater Tibert ſoll Reinaert vor den König bringen, wird aber von dieſem an einen Ort geleckt, wo es viele Mäuſe geben ſoll, und in einer Schlinge gefangen, wobei er ein Auge verliert. 14—17) Grimbert verſpricht, ſeinen Sohn nach Hofe zu bringen, geht zu ihm, ſtellt ihm ſeinen ſchlechten Lebenswandel vor, bewegt ihn zur Reue, hört ihn beichten, gibt ihm zur Buße einige Hiebe und nimmt den Gebeſſerten mit ſich. 18) Der Gebeſſerte frißt unterwegs in einem Nonnenkloſter die Hühner. 19—21) Reinaert kommt an den Hof und wird zum Galgen verurtheilt. 22—28) Von der Galgenleiter herab erzählt er ſeine Lebensgeſchichte, wie er nach und nach verführt worden ſey zum Rauben und Stehlen, ſonderlich durch Iſengrim, der immer das Beſte behalten habe. Doch habe er von dem Geraubten noch einen großen Schatz, wohl ſieben Wagen voll, verſteckt, der einſt dem Vater des Königs gehört habe. Sogleich befiehlt der König, die Hinrichtung einzuſtellen und erkundigt ſich nun nach dem Schatz, den ihm der Fuchs ſinnbildlich mit einem Büſchel Stroh übergibt. 29—34) Während der König ſich aufmacht, den Schatz zu holen, geht Reinaert auf die Pilgerſchaft, um ſeine Sünden abzubüßen, wozu ihm Iſengrim das Fell ſeiner Vordertatzen als Schuhe abgeben muß, desgleichen auch Frau Herſart ein Paar; und Brun eine Reiſetaſche aus ſeinem Felle. 35—39) Belin, der Bock, und Cuwaert, der Haſe, begleiten den Pilger, der den Haſen alsbald frißt, den Kopf deſſelben aber in die Taſche ſchiebt und dem Bock als Boten an den König mitgibt, als ſey es ein Brief. Der arme Bock muß nun als Mörder büßen.

7. Reinecke Vos, das niederdeutsche Gedicht, freie Bearbeitung des niederländischen Reinaert, die bei weitem am verbreitetste und bekannteste. Vgl. Flögel, Geschichte d. kom. Lit. III. 28 f. Grimm, Reinhart S. CLXVI f. In der Lübecker Ausgabe von 1498 (wieder edirt von Hoffmann von Fallersleben, Breslau 1834) heißt der Verfasser Hinrek von Alkmer. In Rollenhagens Froschmeuseler 1595 wird der Verfasser Nicolaus Baumann genannt. In Büschings wöchentlichen Nachrichten 1774. IV. heißt es, Baumann sey der wahre Verfasser gewesen und habe sich nur des Namens Hinrek von Alkmer bedient. — Diese Bearbeitung ist äußerst oft herausgegeben und mehr oder weniger frei umgearbeitet worden, als deutsches Volksbuch in Prosa, modernisirt in Versen von Göthe, von Soltau, von Ortlepp.

Buch I. 1) König Nobel hält zu Pfingsten Hof, alle Thiere kommen, nur Reinecke nicht. 2) Isegrim, der Wolf, klagt, Reinecke habe seine Jungen verunreinigt; Wackerlos, das Hündchen, klagt, R. habe ihm seine Wurst gestohlen (die er doch selbst zuvor dem Kater Hinze gestohlen hatte). Der Panther klagt, R. habe den Hasen Lampe gefressen, indem er vorgegeben, ihn singen lehren zu wollen. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt seinen Ohm. 4) Hennink, der Hahn, bringt Krassevot, die Henne, die R. todtgebissen. Nun erfolgt alles, genau wie im Reinaert. — Buch II. 1) Das Kaninchen klagt, als es bei der Burg (Malpartus) des Fuchses vorbeigegangen, habe es dieser gebissen. Die Krähe Merkenrume klagt, eine ihrer Freundinnen sey von dem Fuchs, der sich todt gestellt und auf dessen vermeintlichen Leichnam sie geflogen, todt gebissen worden. 2. 3) Der König, besonders erbittert, daß er den Schatz nicht gefunden, beschließt Reineckes Verderben. 4) Grimbart eilt nach Malepartus, seinen Ohm zu warnen, 5—9) und hört seine Beichte. Darunter ältere Schwänke, wie Reinecke den Wolf belogen, die Stute wolle ihm ihr Füllen verkaufen und habe den Preis auf ihren Huf geschrieben. — Buch III. Reinecke, unterstützt von der Aeffin Rukenouwe, redet sich bei Hofe aus, schiebt alle Schuld auf Belin, den hingerichteten Bock, der habe den Schatz unterschlagen und erbietet sich, als ein Edelmann von allen übrigen Klagen sich in offenem Zweikampf mit Isegrim zu reinigen. — Buch IV. Isegrim klagt neue Dinge, Reinecke habe sein Weib, die Wölfin Giermut, fischen lehren wollen und nachdem ihr der Schwanz ins Eis eingefroren sey, sie berückt. Eben dieselbige habe er ein andermal in den Eimer sitzen und in den Brunnen fallen lassen, indem er im andern Eimer herausgestiegen sey. Nun beginnt der Zweikampf. Reinecke hat viel getrunken und blendet mit seinem beißenden Urin, den er in den Schwanz laufen läßt, des Wolfes Augen, dann beißt er ihn in die Hoden

und beſiegt auf dieſe Weiſe den Stärkeren. Alles jauchzt. Reinecke iſt gerechtfertigt und zieht mit allen Ehren ab.

Dies iſt der Sagenkreis von Reinecke Fuchs. J. Grimm hat zuerſt gezeigt, wie ſehr ſich dieſer deutſche Sagenkreis von der antiken und morgenländiſchen Thierfabel unterſcheidet. Die Fabel erſcheint hier zum Epos ausgebildet. Sodann handelt es ſich hier nicht blos um Belehrung oder Satire, welche ſich entſprechender Beiſpiele aus der Thierwelt bedient, ſondern um eine poetiſche Auffaſſung der Thierwelt überhaupt. Die thieriſche Natur iſt darin mit dem ganz abſichtsloſen und unbefangenen Humor eines von alten Zeiten her beſonders jagdluſtigen und thierkundigen Volkes aufgefaßt. Mit dem heidniſchen Thiercultus hängt übrigens dieſe Thierſage in keiner Weiſe zuſammen, denn ſie iſt ſo unheilig und naturaliſtiſch als möglich.

v. Hammer legt in der Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt S. 26 Werth auf eine gewiſſe Verwandtſchaft unſrer Thierſage mit der perſiſchen Fabel Koleilet we Dimnet, und vermuthet eine Abſtammung der erſtern aus dem Orient. Allein die Poeſie des Orients begann erſt zur Zeit der Kreuzzüge auf die deutſche einzuwirken und unſre Thierſage iſt viel älter. Ueberdies verräth ſich die deutſche Oertlichkeit, wir möchten ſagen, der Waldgeruch in jeder Zeile des Reinecke.

Man hat auch mannigfache Verſuche gemacht, den Reinecke als politiſche Satire zu erklären, vgl. Mone, Anzeiger 1837. S. 28. Je mehr politiſche Beziehungen man aber darin findet, um ſo gewiſſer liegt dem Gedicht nirgends eine beſtimmte Beziehung zu Grunde. Der Kampf der Liſt mit der rohen Gewalt einer- und der Dummheit andrerſeits iſt uralt, und kehrt zu allen Zeiten wieder. Man braucht ſich lediglich nicht zu bemühen, ihn in irgend einem Jahrhundert zu fixiren. Das aber verſteht ſich von ſelbſt, daß in Dichtungen des Mittelalters bei dem Fuchs zunächſt an die ſchlaue Geiſtlichkeit gedacht wurde. Daher auch die bekannte dramatiſche Darſtellung in Paris im Jahr 1313, in welcher der Fuchs immerfort Hühner frißt, dabei aber Geiſtlicher, Biſchof, Cardinal und Papſt wird, v. Schack, ſpan. Drama I. 60. Glasbrenner glaubte daher auch in der politiſchen Satire von 1846, die eine Fortſetzung des Reinecke enthält, im Fuchs ausſchließlich den Jeſuitismus darſtellen zu müſſen.

Nicht anders faßte Kaulbach den Fuchs auf in ſeiner berühmten Illuſtration des Göthe'ſchen Reinecke.

Auf einen Umſtand hat man noch nicht aufmerkſam gemacht, der zur Verſtändniß des Reinecke doch nicht unwichtig iſt. Der Grundton der deutſchen Heldenſage iſt die dem deutſchen Charakter ganz eigenthümliche Treue. Wie der gute Held ſeine Treue bewährt bis zum Tode, der Freund dem Freunde, der Dienſtmann dem Dienſtherrn, der Herr auch dem Knecht, das Weib dem Manne ꝛc. oder wie furchtbar Untreue ſich rächt, das iſt der weſentliche Inhalt aller altdeutſchen Heldenlieder und Sagen. Die poetiſche Rückſicht, welche das deutſche Volk auf dieſes erſte Bedürfniß ſeines ſittlichen Gefühles nahm, läßt ſich nun auch in Reinecke deutlich wiedererkennen, nur daß hier das Ideal der Treue in ſein Gegentheil verkehrt wurde.

Zum Reinecke Fuchs mag auch noch folgende geiſtvolle Fabel aus Agricolas Sprüchwörtern S. 42 gehören „der Welt Lohn".

Ein Bauer half einer Schlange aus einem Loche heraus, zum Lohn wollte ſie ihn erwürgen. Er warf ihr ihren Undank vor und appellirte an den Urtheilſpruch des nächſten Thieres. Die Schlange ließ es ſich gefallen. Sie fanden einen elenden, ſchon halb todten Hund, der ſeinem Herrn lange treu gedient, im Alter aber fortgejagt worden war, der gab der Schlange Recht, das ſey der Welt Lohn. Ein altes eben ſo erbärmlich verhungerndes Pferd desgleichen. Dito der Fuchs, dieſer aber bot dem Bauer an, ihn von der Schlange zu befreien, wenn er ihm dafür ſeine Hühner verſpräche. Darauf verlangte der Fuchs, um recht urtheilen zu können, daß die Schlange ihn an den Ort des Streites führe und dann, daß ſie, um den Thatbeſtand herzuſtellen, in das Loch zurückſchlüpfe. Als dies geſchehen, ließen ſie ſie nicht mehr heraus und gingen zu des Bauern Hof. Das Bauernweib meinte aber, die Hühner gehörten ihr und hetzte die Hunde auf den Fuchs, die ihn zerriſſen, alſo daß auch er der Welt Lohn bekam.

Der Hofſchnupfen in v. Laßbergs Liederſaal I. Nr. 53.

Der Wolf findet, in des Löwen Gemach rieche es übel und wird für dieſe unehrerbietige Bemerkung beſtraft. Der Bär lobt nun den Wohlgeruch und wird für dieſe Lüge ebenfalls beſtraft. Der Fuchs ſoll auch ſeine Meinung ſagen, bedauert aber, er habe den Schnupfen. Auch in Wendunmuth IV. Nr. 87.

Die Eſelsbeichte, daſelbſt I. Nr. 36.

Ein Wolf, Fuchs und Eſel wallfahrteten zuſammen. Die beiden erſten beichteten greuliche Sünden und blieben ſtraflos, als der Eſel aber beichtete,

er habe einmal ein klein Bischen Heu gestohlen, fielen die beiden andern über ihn her, bissen ihn zur Strafe todt und fraßen ihn.

Die Wolfsklage, von Christian Auer aus dem 15. Jahrhundert. Abgedruckt im Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1837. S. 28.

Der Wolf beklagt sich bitterlich über die Noth und Verfolgung, die er auszustehen habe.

Des Hundes Noth, altdeutsches Gedicht im Coloczaer Codex Nr. 42.

Ein Hund ist am Verhungern, da lockt eine Lerche ein Speise tragendes Kind, daß es ihr folgend, die Speise niedersetzt, an der sich nun der Hund sättigt. Nun verlangt der Hund, die dienstbare Lerche solle ihm auch etwas Lustiges vormachen. Da führt sie ihn auf das Dach einer Scheune, in der zwei Kahlköpfe dreschen und setzt sich bald auf diesen, bald auf jenen Kopf, daß die Drescher, um sie zu treffen, nach einander schlagen. Vor Lachen fällt der Hund in die Scheune hinab zwischen die Kahlen, die nun ihn zerdreschen. Er sieht die Lerche, einen Arzt zu holen. Da holt sie den Wolf und der Hund, plötzlich geheilt, rennt davon.

Eine der merkwürdigsten und gewiß ältesten deutschen Thiersagen ist die von der Gans, die den Wolf betrügt.

Der Wolf packt eine Gans, sie bittet ihn, erst ein wenig zu tanzen, und macht ihm aus einer ihrer Federn ein Pfeifchen; da tanzt er, sie aber fliegt davon. Nach einem Volkslied aus Schmitz, Sitten des Eifler Volks. 1856. S. 151. Nach andern Auffassungen im Volksmunde flicht die Gans dem Wolf aus einer ihrer Federn ein Ringlein.

Man muß hier an die gute Frau Holle denken, die Mutter Gans, die, indem sie den allfressenden Wolf der Zeit betrügt, in ihrem Schnee jedes Jahr eine neue Sonne ausbrütet. Es ist ein kurzgefaßter, tiefsinniger und uralter Naturmythus.

15.

Andere Reste alter Naturpoesie.

Man hat längst das deutsche Thiermärchen von der antiken Fabel unterschieden, sofern dem erstern ursprünglich eine ganz unbefangene, aber poetische Auffassung der Natur zu Grunde liegt, während die letztere überall nur darauf ausgeht, im thierischen Bilde das Menschliche zu sehen.

Wenn nun auch nahe lag, in den reichen Märchenkreis des Reinecke Fuchs Beziehungen auf Staat und Kirche hineinzulegen, ſo bleibt doch auch in ihm die Grunderſcheinung immer zunächſt die treue Auffaſſung der thieriſchen Charaktere ſelbſt. Dieſer Auffaſſungsweiſe ſind wir auch überall in den Elbenmärchen begegnet. Von jeder eigenthümlichen Erſcheinung in der Natur wurden die alten Deutſchen auf eine poetiſche Weiſe angeſprochen und ſie gaben den empfangnen Eindruck wieder in irgend einem ſinnigen Aberglauben, der ſich zuweilen zu einem förmlichen Märchen geſtaltete. Aus dem faſt unüberſehbaren Schatz der Naturpoeſie, die ſich im Glauben des Volks erhalten hat, will ich hier nur einige der bezeichnendſten Fälle anführen.

Die Nachtigall ſteht in einem Gegenſatz zum Kukuk nicht blos als Sängerin, ſondern auch weil man ihr die zärtliche Treue, dem Kukuk aber ſteten Wechſel und Untreue zuſchrieb (da er ſein Ei in fremde Neſter legt). Von dieſem Gegenſatze handeln viele Volkslieder. In einem Volksliede bei Uhland Nr. 10 kommt auch eine Hochzeit der Nachtigall vor, der alle Vögel anwohnen. — Vom Rothkehlchen glaubt das Volk, es decke alle Todten im Walde mit grünen Blättern zu.

Der Storch galt als ein heiliger Vogel. Man glaubte, er ſey in der Fremde, wohin er fliegt und woher er kommt, ein Menſch, wie wir; die Störche halten Gericht über ſich, ſtrafen den Ehebruch ꝛc. Sie bringen die Kinder aus dem Waſſer. Einen zu tödten, galt als Sünde.

Einer der heiligſten Frühlingsboten war ſodann die Schwalbe. Sie gilt auch jetzt noch als unverletzlich und man ſieht es für glückbringend an, wenn ſie an den Häuſern niſtet.

Nach der Rockenphiloſ. V. 31 ſoll vier Wochen langer Regen folgen, nach dem Buch vom Aberglauben, Hannover 1794. III. 234 ſollen die Kühe rothe Milch geben, wenn man eine tödtet. Nach der Rockenphiloſophie III. 32 ſoll, wer die erſte Schwalbe ſieht, unter ſeinem rechten Fuß graben, da wird er eine Kohle finden, die ihn das ganze Jahr gegen Kopfweh ſchützt. Von einer Begrüßung der erſten Schwalbe, die in andern Ländern vorkommt (Grimm d. M. 723), iſt mir in Deutſchland nichts bekannt, wohl aber kommt in den Niederlanden eine feierliche Verabſchiedung der Schwalben im Herbſt vor, was wohl auch eine Begrüßung in ältern Zeiten vorausſetzen läßt. An Mariä Geburt nämlich trinkt man auf ihre glückliche Abreiſe und Kinder laſſen Papierdrachen fliegen, um ſie gleichſam zu begleiten. Conto rendu, Bruxelles 1843.

VII. 1. 38. Die Uferſchwalbe ſoll die Seele eines reichen Kaufmanns ſeyn, dem ſeine Schiffe auf dem Meere zu Grunde gingen, die daher beſtändig am Ufer umherfliegt, unruhig erwartend, ob ſie nicht noch ankommen. Kirchhoff, Wendunmuth IV. Nr. 160. Sind vielleicht die Schätze des Sommers gemeint, die aus dem Elbenlande der zuerſt vorausgeflogenen Schwalbe nachkommen ſollen? In einem alten Schwalbenliedchen in Grimms altd. Wäldern II. 88 ſagt die Schwalbe: Wenn ich gehe, ſind alle Scheuern voll, wenn ich komme, ſind alle leer. Aus demſelben Grunde fliegt die Schwalbe, wenn ſie im Frühjahr wiederkommt, gleich ins Haus, in die Ställe, in die Scheunen. Möſte in Wolfs Zeitſchr. II. 95 berichtet, das Volk öffne ihr abſichtlich die Scheunen und ſehe es gerne, wenn ſie ſich einniſte, während es dem Hauſe Unglück bedeute, wenn ſie es vermeide. Eine Beziehung der Schwalbe auf die Liebesgöttin erkennt Möſte in dem Aberglauben, nach welchem man, wenn man die erſte Schwalbe ſieht, unter dem Fuß ſuchen ſolle, ob man nicht ein Haar finde. Von derſelben Farbe wie dieſes wird dann auch das Haar der Perſon ſeyn, die man heirathen wird.

Auch die Bachſtelze gehört hierher. Wer im Frühjahr zuerſt zwei dieſer muntern Vögel am Waſſer beiſammen ſieht, macht noch in demſelben Jahr Hochzeit. Grimm d. M. Abergl. Nr. 1087. Merkwürdigerweiſe glaubt man in Japan, das erſte Liebespaar in der Welt ſeyen ein Paar Bachſtelzen geweſen. Kämpfer I. 113.

Der Wiedehopf ſoll einmal ein Hirt geweſen ſeyn, der ſeine Kühe auf dürren Bergen weidete, daß ſie ganz von Kräften kamen und nicht mehr aufſtehen konnten, weßhalb er noch immer up up ruft. Die Rohrdommel war auch ein Hirt, weidete bunte Kühe auf fetten Wieſen, wo ſie ſich aus Uebermuth verliefen und konnte ſie nicht mehr zuſammenbringen, weshalb ſie noch immer: bunt herüm! ruft. Grimm Märchen Nr. 173.

Die Meiſe ſtand in ſehr großem Anſehen. Grimm d. M. 647 erwähnt, wie die alten Weisthümer auf den Fang der Meiſe die höchſte Buße ſetzten, und wie ſie an Liſt ſogar dem Reinecke Fuchs als überlegen angeſehen wurde. In Heinrich des Gleißners Fabel nämlich will der Fuchs ihr einen Kuß geben, ſie bittet ihn, zuvor die Augen zu ſchließen und hofirt ihm dann ins Maul. Vgl. Strobel, Elſaß I. 530. Daher kommt wohl auch der Gegenſatz des klugen Vögelchens mit dem dummen Eſel. Nach Mizaldi, Geheimniſſe S. 495 iſt zwiſchen beiden Todfeindſchaft, weil der Eſel, wie er ſich an Dornen reibt, das kleine Neſt der Meiſe herabwirft.

Eine merkwürdige Sage vom Zaunkönig stammt ohne Zweifel aus dem weiten Kreise der deutschen Thiersage, die um den Reinecke Fuchs sich verbreitet. Sie steht bei Grimm, Märchen Nr. 102.

Der Bär hört ein Vögelchen singen und freut sich. Der Wolf sagt ihm, es sey der König der Vögel. Da wünscht der Bär, auch einmal dessen Pallast zu sehen. Der Wolf zeigt ihm das winzig kleine Nest mit fünf bis sechs Jungen. Da wird der Bär ungehalten, das sey ein elender Pallast und das könnten keine Königskinder seyn, sondern nur Bastarde. Die jungen Zaunkönige nehmen das gewaltig übel und der alte verlangt Satisfaction. Es kommt zu einem großen Kriege zwischen den Vierfüßigen und Geflügelten. Der Fuchs, als der schlauste, muß die ersteren anführen und macht aus, so lange er den Schwanz als Fahne hoch trage, stehe alles gut, nur wenn er ihn senke, sey die Schlacht verloren. Da schickt der Zaunkönig eine Horniſſe, die muß den Fuchs unter den Schwanz stechen, daß er ihn sinken läßt. Nun fliehen alle Vierfüßigen und der Bär muß vor das Nest des Zaunkönigs gekrochen kommen und demüthig abbitten. Die Sage scheint alt und stammt wahrscheinlich noch aus der Zeit, in welcher der Bär noch als König der Vierfüßer galt und der Löwe noch nicht im Norden bekannt war. Doch ist der deutsche Ursprung der Sage insofern zweifelhaft, als in den persischen Erzählungen des Tuti Namoh, 8, dieselbe Fabel von einem Sperling im Gegensatz gegen einen Elephanten erzählt wird. — Die Hauptsage vom Zaunkönig findet sich bei Grimm, Märchen Nr. 171. Vgl. Mone, Anzeiger 1835. S. 313. Kuhn, märkische Volksſ. S. 294. Firmenich I. 186. Bei Grimm heißt es, die Vögel wollten einen König wählen und flogen alle auf, wer am höchsten flöge, sollte König seyn. Da versteckte sich der Zaunkönig unter die Federn des Adlers und erhob sich erst, als dieser nicht mehr weiter konnte. Nun war er König, aber die Vögel waren so ungehalten über ihn, daß sie ihn tödten wollten. Er versteckte sich in ein Mäuseloch, die Eule sollte aufpassen, bis er herauskäme, schlief aber ein und so kam er davon. Seitdem ist er zwar König geblieben, muß sich aber ängstlich verschlupfen, und die Eule ist seitdem allen Vögeln verhaßt. Bei Mone heißt es noch insbesondre, der kleine Vogel habe sich zuerst unter die Federn eines Storches, und erst als dieser nicht mehr weiter konnte, unter die des Adlers versteckt. Auch Pantoppidan, natürl. Historie von Norwegen, Kopenhagen 1754 II. 139 berichtet, der Zaunkönig heiße beim Volk spottweise Fugle-Konge (Vogelkönig), weil er auf dem Rücken des Adlers sitzend noch über diesen hinausstiege. — Bei den Alten hieß der Zaunkönig zwar auch schon Königlein (*Βασιλίσκος*) und wird Feind des Adlers genannt (Plinius, Naturgeschichte X. 74), aber ohne daß ein dem unsern ähnlicher Mythus von ihm erhalten wäre.

Die Scholle, ein krummmauliger Fisch, von dem in Grimms Mär-

chen Nr. 172 folgende Sage ſteht. Die Fiſche ſchwammen um die Wette, der erſte ſollte ihr König werden. Da hieß es: der Hering iſt vor? „wer iſt vor“? frug die Scholle und als man es ihr ſagte, fuhr ſie fort: „der nackte Hering“? und ſeitdem ſteht ihr das neidiſche Maul ſchief.

Eine merkwürdige Bienenſage iſt die von Friedigen im ſchwäbiſchen Donauthal.

> Gott ließ den Bienen die Wahl, entweder die rothe Blüthe des Klee zu meiden, oder Sonntags nicht auszufliegen. Da ſie beſorgen, es könne einmal die ganze Woche regnen und nur Sonntags ſchön ſeyn, vermeiden ſie lieber den Klee, auf den ſie ſich trotz der Süßigkeit in ſeinen Blüthenkelchen niemals ſetzen. Dieſe Blüthen heißen Frauenbrand. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 252. Daſelbſt wird aus Rotenburg am Neckar gemeldet, die Bienen heißen Herrgotts- oder Marienvögel und ſeyen ſo friedliebend, daß ſie unruhig würden oder gar fortgingen, wenn die Hausleute in Unfrieden lebten. Das bezeichnet ſie als Kinder des erſten Unſchuldsparadieſes, ſowie auch die Erlaubniß, am Sonntage zu arbeiten, damit zuſammenhängt. Bei E. Meier Nr. 109 finden wir noch die ſchöne Sage vom Fels Altvater auf dem Berge Kalbling bei Calw. Wenn man das Ohr an dieſen Felſen legt, hört man darin eine Imme ſummen. Dieſes Bienenſymbol in Verbindung mit dem Namen Altvater weiſt auf uraltes Heidenthum zurück. Man vgl. noch Höfer in Pfeiffers Germania I. 107.

Marienkäfer, Marienkälbchen, Marienvögelein, Marien Schlüſſelmagd heißt der halbrunde, meiſt rothe und mit ſchwarzen Punkten gezierte kleine Käfer (coccinella septempunctata), der im erſten Frühjahr häufig in die Häuſer kommt und ſich auf die Menſchen ſetzt. Man nennt ihn auch Herrgottskäfer. Er bedeutet als Frühlingsbote immer Gutes, insbeſondere aber den Mädchen. Fliegt er einer auf die Hand, ſo heißt es, er mißt ihr die Brauthandſchuhe an. Wohin er fliegt, von da wird der Bräutigam kommen. Afzelius, ſchwed. Volksſagen III. 242. Vgl. Findler, ſchottiſche Volksdichter II. 231. Kinder, denen er auf der Hand ſitzt, fragen: wie lange ſoll ich noch leben? ein Jahr, zwei Jahr ꝛc. bis er auffliegt. In der Schweiz bieten ihm die Kinder zu eſſen an. Grimm d. M. 658. Das Landvolk in der Baar (an der obern Donau), wo ich die Oberflachter Gräber aufdeckte, hält den Käfer für heilig und glaubt, wer ihn tödte, deſſen Kühe geben rothe Milch. Nach Afzelius glaubt man in Schweden, wenn der Käfer mehr als ſieben Punkte habe, bedeute es Theurung.

Unter den Pflanzen wurde das erſte Veilchen ehemals als ein

Indiana, Illinois und Missouri. Alle diese Staaten gehören insgesammt zu den fruchtbarsten der Union, wie denn auch in den Vereinigten Staaten das Sprichwort herrscht: „Es siedelt sich kein Deutscher auf schlechtem Boden an." (No German settles on a bad soil.) Sie bilden zwar in keinem dieser Staaten, mit Ausnahme von Pennsylvanien, die Mehrzahl; ihr Einfluß wird aber doch überall dadurch fühlbar, daß sie auch dort, wo sie die Minderzahl bilden, in ganzen Distrikten zu einem mehr oder weniger vollständigen Ganzen vereinigt sind, und selbst in den Städten, wo sie gezwungen waren, mit Amerikanern zusammen zu wohnen, durch ihr Zusammenhalten und durch den Umstand, daß sie als thätige, arbeitsame Menschen nirgends zu den ganz armen Klassen gehören, als unter sich verbundene Glieder einer Gesellschaft einen wichtigen Faktor in der Politik wie im bürgerlichen Leben ausmachen. So bilden zwar die 38,000 Deutsche, welche jetzt in Philadelphia wohnen, im Verhältniß zu den 200,000 Einwohnern dieser Stadt, nur eine kleine Zahl; da sie aber in der Regel unter sich einig und durch die Bande des Familienlebens gegen die Amerikaner abgeschlossen sind, überdies aber noch einen eigenen, beinahe ganz von ihnen geschaffenen Stadttheil bewohnen, so können sie, bei den beständigen Zerwürfnissen der Amerikaner unter sich selbst, bei den meisten Wahlen den Ausschlag geben, und es ist zugleich begreiflich, warum mehrere der einflußreichsten Parteigänger, um die Stimmen der Deutschen zu gewinnen, sich in ihrer Nachbarschaft ankauften.

In New-York bilden die Deutschen ganz genau dieselbe Gesellschaft wie in Philadelphia, in Baltimore (wo sich die gebildetsten Deutschen niedergelassen) desgleichen, und in Pittsburg, wo sie ungefähr das Drittel der ganzen Einwohnerzahl bilden, haben sie seit Jahren die Deputirten nach Harrisburg und die Congreßglieder nach Washington ernannt.[1] Seit vier Jahren ist sogar ein Schiff mit deutschen Emigranten nach Boston (nach derjenigen

[1] Jeder der 26 Staaten der Union hat nämlich seine eigene Verfassung, seine gesetzgebende Versammlung und seinen Gouverneur. Es wählen somit die Einwohner jedes einzelnen Staates ihre Deputirten zuerst für die gesetzgebende Versammlung und dann nach der Verfassung der Union ihre bestimmte Quote von Congreßgliedern für die Centralregierung in Washington.

Bote des Frühlings feierlich begrüßt. Man steckte es auf eine Stange, tanzte darum und sang dazu. Nach Nitharts Liedern und Hans Sachsens Fastnachtspiel „der Nithart mit dem Veiel" Werke IV. 3. 49. Vgl. Grimm d. M. 722. Auch der erste Maikäfer wurde feierlich eingeholt das. 657.

In Limburg herrscht noch jetzt die schöne Sitte, daß an Maria Himmelfahrt Jeder einen großen Blumenstrauß, in welchem eine Königskerze die Mitte einnimmt, in die Kirche mitbringt. Indem der Priester die gesammte Pflanzenwelt symbolisch in dieser Blume einsegnet und dieselbe mit Weihwasser besprengt, werden alle Blumensträuße mit einemmal von hunderten von Armen emporgehoben und ihm entgegengehalten, was einen sehr schönen und rührenden Anblick gewähren soll. Wolf, Zeitschrift I. 177. Vgl. Panzer II. 12.

Die hohe schöne Königskerze heißt auch Himmelkerze, Himmelbrand, Hildebrand. Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 196. Dieser Name bezieht sich wohl auf die wolkenlosen heißen Tage im August, in denen der Himmel selbst zu brennen scheint und an welchen die schöne Pflanze ihre mit goldnen Blüthen geschmückte Kerze am höchsten erhebt. Bei Schmeller a. a. O. findet sich ein Liedchen, welches die Kinder in Bayern singen, wenn sie die Blume zu Mariä Himmelfahrt in die Kirche bringen:

Liebe Frau, machs Scheurle auf,
Laß den Regen ein und den Sonnenschein heraus.

Das ist also eine Bitte um Sonnenschein und um Aufhören des Regens, eine Bitte, die durch das Opfer der Blume unterstützt werden soll. Eine andre Pflanze, durch die man im Gegentheil bei dürrem Wetter Regen zu verlangen hoffte, war das giftige Bilsenkraut. Seine feuchte Natur und schmutziges Wesen entspricht eben so dem Regenwetter, wie die trockne Königskerze der wolkenlosen Himmelshitze. Burchard von Worms 19. 5. p. 2016 beschreibt die Methode, die man zu seiner Zeit anwandte, also. Einem nackten Mädchen wurde Bilsenkraut, das man mit dem kleinen Finger der rechten Hand gepflückt, an die kleine Zehe des rechten Fußes gebunden. So führte man sie zum Wasser und besprengte sie, worauf Regen folgte. Vgl. Schmeller O. W. I. 320. Grimm, Anhang XL. und S. 590 f.

In einem abgelegenen Winkel der Oberpfalz fand Herr Oberbaurath Panzer von München folgende Sage vom Wegwart.

Eine schöne Königstochter wurde von ihrem untreuen Geliebten verlassen und weinte um ihn, und mit ihr weinten alle ihre Dienerinnen. Als sie schon

ganz von Kräften war, wünschte sie zu sterben und doch auch nicht zu sterben, um ihren Geliebten noch auf allen Wegen sehen zu können, und ihre Dienerinnen wünschten dasselbe, um auf allen Wegen von ihm gesehen zu werden (um ihn auf die Nähe der Königstochter aufmerksam zu machen). Da wurde die Königstochter von Gott in eine weiße, ihre Mädchen aber wurden in blaue Wegwartblumen verwandelt. Jene blüht selten, diese aber an allen Wegen. Vgl. dessen Beiträge II. 204.

Die Alpenrose heißt in Tirol das Donnerröschen, weil der, welcher sie während eines Gewitters trägt, vom Blitz erschlagen wird. Ein Mädchen gab einst ihrem verschmähten Liebhaber zum Spott ein Donnerröschen und alsbald erschlug ihn der Blitz. Sie aber wurde fortan von Jedermann gemieden. Berengarius Jwo, Dichtungen 1843. S. 87.

Die Wasserlilie war bei den alten Deutschen das Sinnbild des Friedens und der Gerechtigkeit. Sie hat sich im Wappen der Könige von Frankreich und Frieslands erhalten. Vormals mußte der Fürst und Richter einen Stab tragen, auf dessen Spitze eine Wasserlilie abgebildet war, oder die Lilie mußte über seinem Sitze angebracht s·yn. Kapp, Bilder und Schriften I. 95. II. 20. Damit hängt die alte Symbolik des Schöppengerichts zusammen. Man schöpfte das Recht gleichsam aus dem reinen, ruhigen, spiegelklaren Elemente. Man hielt Gericht an h. Quellen oder auf Brücken. Die Wasserlilie aber blüht, als Sinnbild dieses Rechts, über dem klaren Wasserspiegel. Ihre Symbolik entspricht der indischen und ägyptischen der Lotosblume.

Ich breche ab, in der Hoffnung, diese wenigen Züge alter deutscher Naturpoesie werden genügen, die ganze reiche Gattung zu charakterisiren.

Drittes Buch.

Die kirchliche Dichtung im Mittelalter.

Das Eintreten des christlichen Geistes in die deutsche Poesie und die glorreiche Herrschaft desselben während des ganzen Mittelalters ist von den Modernen, sofern sie in der Schule der heidnischen Classiker gebildet und von antikirchlichen Zeittendenzen beherrscht waren, am ungenügendsten gewürdigt, am meisten verkannt, ja mit Verachtung behandelt worden. Ich bin gewiß nicht blind gegen die mancherlei Mängel, die uns in den Werken des mittelalterlichen Klerus begegnen, aber sie werden überwogen durch eine unendliche Fülle von echter Poesie, gegen welche andre Literarhistoriker häufig nur zu blind gewesen sind. Auch in den mittelmäßigen, weitläuftigen, durch Wiederholungen ermüdenden Dichtungen, die man als geistliche Reimereien meist gar nicht liest oder oberflächlich besieht und wegwirft, waltet durchgängig eine gewisse kindliche Heiligkeit, deren Naivetät uns entzückt, deren tiefe Innigkeit und Glaubenskraft uns Ehrfurcht einflößt. Die Ruhe dieser in Gottesminne befriedigten Seelen hat etwas Paradiesisches; die Monotonie ihrer Worte ist gleich der altkirchlichen Musik von einer wunderbaren Süßigkeit des Tones.

Die Deutschen überkamen das Christenthum schon fertig von den Römern. Ueberwältigt von der christlichen Wahrheit, widmeten sie sich derselben mit aller Treue und Uneigennützigkeit ihres gesunden und kräftigen Naturelles. Nichts gereicht ihnen so sehr zum Ruhm, als ihre von jeder Originalitätssucht und nationalen Eitelkeit entfernte, ganze und volle Hingebung an das über die Alpen herüberglänzende Licht, vor dem das

Dunkel ihres Heidenthumes verſchwand. Aus dieſem Geſichtspunkt nun muß man ſich erklären, warum überhaupt in den erſten Jahrhunderten nach der Bekehrung ſo wenige deutſche Sprachdenkmale, die ſich auf die Kirche bezogen, vorhanden, und warum die wenigen faſt durchaus nur ſchlichte und ſtrenge Uebertragung aus dem Evangelium und aus der lateiniſchen Kirchenliteratur geweſen ſind. Man ſtrebte trotzdem, daß man die herrſchende Nation war und das mächtigſte weltliche Reich bildete, doch nicht nach einer nationalen Confeſſion, nach einem kirchlichen Sonderbund innerhalb der allgemeinen Kirche. Man legte den höchſten Werth gerade auf die kirchliche Allgemeinheit. Erſt ſehr langſam und immer unter der Bedingung und Vorausſetzung, daß man im gemeinſamen Boden die feſteſten Wurzeln geſchlagen habe, durften ſich die eigenthümlichen Blüthen nationaler Gefühls- und Ausdrucksweiſe wie in der Baukunſt und Muſik, ſo in der Poeſie hervorwagen und bildete ſich die ſ. g. deutſche Schule (Gothik) in der äſthetiſchen Anwendung der chriſtlichen Ideen aus. Ich brauche nicht erſt zu beweiſen, daß dieſe Gothik durch und durch katholiſch war, d. h. auf dem Glaubensgrunde der allgemeinen, abendländiſchen oder römiſchen Kirche ſtand.

Ulphilas (Wulfila, Wölflein), weſtgothiſcher Biſchof in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. († 388) überſetzte die h. Schrift in ſeine Mutterſprache, wovon noch in der berühmten auf purpurfarbenes Pergament mit Silber- und Goldſchrift aufgetragenen Handſchrift (codex argenteus) in Upſala das größte (aus dem neuen Teſtament) und ſonſt noch einige andre Bruchſtücke erhalten ſind, ein Werk von unermeßlichem Werth für die deutſche Sprachforſchung. Das erſte bedeutende Werk aber, worin neben dem h. Bibeltext auch die deutſche Auffaſſungsweiſe ſich eigenthümlich gemüthlich und poetiſch geltend machte, war der Heliand (Heiland), eine noch in den alterthümlich heidniſchen Alliterationen verfaßte Evangelienharmonie, in altſächſiſcher Mundart im 9. Jahrhundert unter Ludwig dem Frommen niedergeſchrieben. Darin wird auf überraſchend ſchöne Weiſe, wie ſchon Vilmar bemerkt hat, die alte deutſche Treue durch das Chriſtenthum verklärt und erſcheint Chriſtus in dem heimathlichen Charakter eines reichen, mächtigen, milden deutſchen Volkskönigs, umgeben von ſeinen, ihm bis in den Tod treuen Mannen. Der Inhalt iſt ganz der evangeliſche, nur in kleinen Ausführungen und in der Wärme und Innigkeit

des Tones macht ſich der Bearbeiter als Deutſcher geltend. — Noch alterthümlicher gefärbt erſcheinen die unter dem Namen „Muſpilli“ erhaltnen Bruchſtücke eines alliterirenden oberdeutſchen Gedichts aus dem 9. Jahrhundert in einer Emmeramer Handſchrift zu München, edirt von Schmeller 1832. Eine Schilderung des Weltendes nach der Apokalypſe mit heidniſchen Erinnerungen. Muſpilli ſelbſt iſt das Muſpelheim der Edda, das Feuerland, der Antichriſt Surtur, Elias Thor. Elias, obgleich ſiegend, wird ſchwer verwundet.

Das Weſſobrunner-Gebet, ein kleines Gedicht aus dem 9. Jahrhundert, im Kloſter Weſſobrunn aufgefunden, gleichfalls noch alliterirend, hat nur für die Sprachkunde Werth. Gott heißt darin „der Männer milheſter“. Oft gedruckt, am beſten in W. Wackernagels Leſebuch 1, 67.

Bald nach dem Heliand, unter Ludwig dem Deutſchen, ſchrieb Otfried, Mönch zu Weißenburg, eine andere Evangelienharmonie und zwar zum erſtenmal nicht mehr in Alliterationen, ſondern in Reimen. Dieſes ſein Werk iſt das älteſte Denkmal des deutſchen Reimes überhaupt. Der Reim aber charakteriſirt das Frankenthum gegenüber jenem noch alliterirenden Sachſenthum. Wenn gleich Otfried wahrſcheinlich ein Alemanne war, ſo vertritt er doch ſchon ganz den neuen Geiſt des fränkiſchen Volkes und Reiches, wie er ſiegreich über alle deutſchen Stämme ſich ausbreiten ſollte. Grimm, deutſche Sprache I. 511 lobt den Otfried als „von eignem, obſchon mäßigem Geiſt getragen“. Da er ſich an den h. Text hält, hat ſein Werk nur relative Bedeutung, als der Wendepunkt des Sprachgebrauchs und des damit zuſammenhängenden Sieges rein chriſtlicher Auffaſſungen über die heidniſche. Graff hat Otfrieds Gedicht den „Kriſt“ betitelt, durchaus willkührlich. Eine neue, beſſere Ausg. lieferte J. Kelle. Regensb. 1856.

Im 11. Jahrhundert ſchrieb Willram, Abt zu Ebersberg, eine Paraphraſe des Hohen Liedes mit den bekannten myſtiſchen Auslegungen, welche die Minne auf Chriſtus und die Kirche beziehen. Schon 1598 in Leyden gedruckt. Später noch öfter, zuletzt von Hoffmann von Fallersleben. Bresl. 1827.

Ueberhaupt wurde das alte Teſtament immer auf das neue bezogen und hat viel weniger Bearbeitungen in unſerm Mittelalter gefunden, wie das neue. Die griechiſche Kirche ſtellt die jüdiſchen Patriarchen und Propheten mit den chriſtlichen Heiligen auf gleiche Linie. Seit der Reformation wurde insbeſondere von den fanatiſchen Huſſiten, Puritanern und

Wiedertäufern dem alten Teſtament die größte Wichtigkeit beigelegt. Im katholiſchen Mittelalter wurde es nur wie die Wurzel Jeſſe, aus der die Roſe noch nicht aufgeblüht, oder wie ein Kranz von ſinnbildlichen Randverzierungen angeſehen, die auf das noch fehlende Hauptbild vorbereiten. Das größte Gewicht legte man auf die Schöpfung und den Sündenfall nur als Motivirung des chriſtlichen Erlöſungswerkes und des Weltgerichtes. Aus dem merkwürdigen Gedicht „die Schöpfung“ in der berühmten von Diemer herausgegebenen Vorauer Handſchrift erkennt man am beſten, wie der katholiſche Geiſt des deutſchen Mittelalters das alte Teſtament durchaus nur im Lichte des neuen betrachtete. Jenes myſtiſche Gedicht handelt vom Engelſturz und von der Schöpfung Adams nur, als von der nothwendigen Ergänzung der durch Lucifers Fall entſtandnen Lücke und gibt dem Adam die erhabenſte Miſſion, deren er ſich unwürdig bezeugte, wodurch nun die Erbarmung und Selbſtopferung Gottes in der Menſchwerdung motivirt wird.

Uebrigens wurde der geſchichtliche Inhalt des alten Teſtaments in vielen Reimchroniken ausgezogen und der Profangeſchichte vorangeſtellt. Auch überſetzte man in Reimen die Bücher Moſis, die Pſalmen, Hiob, die Weiſſagungen Daniels. Einzelne Gedichte handelten von Adam und Eva, Judith, Salomon, der babyloniſchen Gefangenſchaft. Legendenartige Ausſchmückungen finden ſich ſelten, dann aber von eigenthümlicher Art.

In einem altd. Gedicht bei von der Hagen, Geſammtabenth. Nr. 1 wird die Buße unſrer erſten Eltern rührend erzählt. Aus dem Paradieſe verbannt ermahnt Adam die Eva, beide ſollen abgeſondert jedes 40 Tage lang im kalten Jordan ſtehen und Buße thun. Eva hält 34 Tage lang aus, da kommt der Teufel in Engelsgeſtalt, gibt vor, er wolle ſie ins Paradies zurückführen und lockt ſie ſo, ihre Buße vorzeitig zu unterbrechen und aus dem Fluße zu ſteigen. Adam hält dagegen ſeine Zeit ſtandhaft aus und verzeiht der Eva um ſo liebreicher, als ſie von den Schmerzen der erſten Geburt ergriffen wird.

1.

Die Dichtungen von Chriſto.

Das neue Teſtament, hauptſächlich die Evangelien, bildeten die Grundlage der kirchlichen Dichtung im Mittelalter. Aber auch die apokryphiſchen Evangelien, ungültig für den Glauben, bleiben es nicht für die Liebe,

weil sie aus der zartesten Liebe poetischer Seelen hervorgegangen sind. Die deutsche Dichtung nahm sie auf, zunächst nur in einfachen Uebersetzungen. Von dieser Selbstbeschränkung ging sie erst allmählig zu freierer und eigenthümlicher Bewegung über, indem sie 1) episch den Legendenstoff erweiterte, ausschmückte und einheimische Legenden hinzufügte, 2) lyrisch in den Leysen dem tiefen Andachtsgefühl vaterländische Worte lieh, 3) dramatisch in den geistlichen Schauspielen. Aber alle diese Dichtungen, auch noch in ihrer schon bestimmt nationalen Färbung und freieren Bewegung dienten nur, wie Baukunst, bildende Künste, Musik und Predigt der Kirche, waren Bestandtheile des Gottesdienstes. Sie rankten sich daher auch nur wie Blumen um das festgegliederte Geländer des Kirchenjahres. Jedes Lied, jedes geistliche Spiel und Mysterium hatte seinen Ort und seine Zeit im allgemeinen Cultus. Dem Weihnachtscyclus, dem Ostercyclus, den Marientagen ꝛc. gehörten besondere Lieder, epische Dichtungen, Allegorien und Spiele an. Ebenso knüpften sich die Heiligenlegenden an die Kalendertage.

Der Mittelpunkt der geistlichen Poesie blieb natürlicherweise der Heiland, und wenn auch die deutschen Dichter das Vortrefflichste, was von ihm beurkundet ist, schon vorfanden, so wurden sie doch in der kindlichen Innigkeit, in der schlichten treuherzigen Ausdrucksweise ihrer demüthigen „Gottesminne“ von keinem andern Volk übertroffen. Man glaubt, wenn man diese altdeutschen Gedichte von Christus liest, den h. Christoph zu sehen, wie er, der Menschensöhne riesenhaftester, freiwillig das Joch des göttlichen Kindes auf sich nimmt, und jegliches Gebet mahnt uns, als spreche es ein geharnischter Ritter, der, nachdem er in der Schlacht gesiegt, die eisernen Kniee fromm vor dem Herrn niederbeugt. Es ist überall die süßeste Milde ausgehend von der Kraft, denn unser Volk war damals wie das kindlich frömmste, so das allermächtigste und herrschende in Europa.

Die poetischen Bearbeitungen des Lebens Jesu blieben im Allgemeinen nur treuherzige, innig andächtige Nachahmungen der Evangelien, nur spärlich untermischt mit erbaulichen Betrachtungen oder kleinen Zusätzen aus den apokryphischen Evangelien. Eine Nonne in Oesterreich, Frau Ava, schrieb im Beginn des 12. Jahrhunderts mit innigem tiefgemüthlichem Antheil an dem Gegenstande ein Leben des Heilands und

einen Antichrist (eine Schilderung des Weltendes). Hiebei, wie fast bei allen folgenden Dichtungen ist bemerkenswerth, daß die Dichter über dem Detail der h. Geschichte, der Familienidylle von Nazareth ꝛc. nie die Grundidee, die tiefste Motivirung aus dem Sinne verlieren, selbst jene weiblich empfindende Ava nicht. Alles wird bezogen auf das große Werk der Erlösung und vom ersten Sündenfall durch das Erlösungswerk hindurch bis zur Ueberwindung des Antichrist und dem Einzug ins neue Jerusalem zieht sich der goldne Faden des christlichen Gedankens stet und fest hindurch. Ganz so aufgefaßt ist das Anegenge, (der Anfang) gedruckt in Hahns Gedichten des 12. 13. Jhd. 1840, vorherrschend dogmatisch, mystisch.

Weil Lucifer und mit ihm der oberste Engelchor gefallen, beschließt Gott die dadurch entstandene Lücke durch die Schöpfung des Menschen zu ergänzen. Daher der Neid des Teufels gegen diesen letzteren, die Verführung, der Sündenfall. Gott selbst muß Mensch werden, um die Menschheit zu erlösen. Da ist es wieder der Teufel, dessen Versuchungen an Christo selbst im Gedicht hervorgehoben werden. Aber der Auferstandene bricht die Pforten der Hölle ein und erlöst die Patriarchen. Endlich kehrt er in den Himmel zurück mit dem blutbefleckten Kleide der Menschheit, daß ihn die Engel nicht erkennen und von dem fremden Anblick erschreckt werden, bis ihnen die Einsicht wird in das allerheiligste Geheimniß. Der letztere Zug des Gedichts ist sehr tiefsinnig und eigenthümlich.

Ein ähnliches Leben Christi aus dem 12. Jahrhundert nach derselben mystischen Grundidee hat Pfeiffer (Haupt, Zeitschr. V. 17 f.) bekannt gemacht. Dem Anegenge entspricht vollkommen das sehr umfangreiche geistliche Schauspiel vom „Sündenfall", aus einer niederdeutschen Handschrift in Wolfenbüttel, herausgegeben von Schönemann, 1855. Auch hier wird alles auf Christus bezogen.

Das altdeutsche Passional, in ziemlich vielen Handschriften vorhanden, umfaßt das Leben Christi und der Maria, dann der Apostel, endlich sehr vieler anderer Heiligen. Hahn hat nur einen Theil davon herausgegeben; erst Pfeiffer hat das ganze Werk richtiger gewürdigt und mehr davon mitgetheilt in seiner Ausgabe der dazu gehörigen Marienlegenden. Stuttg. 1846. Eine Litanei (Hoffmann, Fundgruben II. 216. Maßmann, Gedichte 43) beginnt ihre Anrufungen mit Christus und geht zur h. Jungfrau, den Engeln, Aposteln und Märtyrern über mit der tiefsten Innigkeit und Andacht.

Das Kirchenlied war und blieb nach der Bekehrung in Deutschland lange ausschließlich lateinisch. Vgl. darüber die trefflichen Untersuchungen Hoffmanns in s. Geschichte d. deutschen Kirchenlieds im Eingang. Das Volk sang nichts andres, als im Refrain hinter dem lateinischen Gesang des Klerus das Kyrie Eleyson (Herr, erbarme dich). Davon heißen auch noch alle späteren Kirchenlieder Leisen. Das älteste deutsche Kirchenlied, das man aufgefunden hat, ist eine Anrufung des h. Petrus in nur drei kurzen Strophen, aus dem 9. Jahrhundert ganz einfach und ohne poetischen Werth. Mehr Färbung hat schon ein Lied von der Samariterin am Brunnen aus derselben Zeit. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 86. Erst seit dem 11. Jahrhundert unterscheiden wir deutsche Kirchenlieder, die sich an den Gottesdienst der hohen Feste knüpften, vorzugsweise Weihnachts-, Oster-, Pfingst- und Marienlieder. Von diesen handle ich besonders. Wichtig wurden sodann, besonders seit den Kreuzzügen, die Kreuzlieder, Wallfahrtslieder, später in der Zeit der Pest und der Geißler die Bußlieder.

Die lateinischen Hymnen der alten Kirche blieben natürlicherweise die Grundlage für das deutsche Kirchenlied bis zur Reformation. Nach dieser Epoche wurden die Psalmen des alten Testaments Grundlage für das protestantische Kirchenlied. Jene altlateinischen Hymnen kann ich hier nicht näher charakterisiren und bemerke nur, daß sie der Kirche zum höchsten Ruhme gereichen und in ihrer heiligen Einfachheit und Erhabenheit bis auf unsre Tage unübertroffen geblieben sind. Leider sind die altdeutschen Uebersetzungen vieler derselben (in dem angeführten Werke von Hoffmann und in Ph. Wackernagels Kirchenlied abgedruckt) fast durchaus unbeholfen und hart. Unter den Uebersetzern wird erst zu Ende des 14. Jahrh. einer genannt, der Mönch Hermann (oder Johann) von Salzburg, dann im 15. Jahrh. Heinrich von Laufenberg. Nur wenige Lieder sind gut übersetzt, z. B. Dies est laetitiae:

Der Tag, der ist so freudenrich
Aller Kreature,
Denn Gottes Sohn vom Himmelich
Über die Nature
Von einer Jungfrau ist geboren ꝛc.

Jesu dulcis memoria:

Nie ward gesungen süßer Gesang
Nie ward süßerer Saiten Klang ꝛc.

Media vita in morte sumus:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen ꝛc.

(vor Luthers Uebersetzung, s. Hoffmann Nr. 179). Das stabat mater Nr. 199. Das miserere mei, Wackernagel, Kirchenlied Nr. 102.

Ueber die ältesten gedruckten Sammlungen von deutschen Kirchenliedern vgl. Hoffmann S. 480 f. und Ph. Wackernagel, Kirchenlied. Die ältesten Kirchenlieder enthalten ganz einfache Bitten, Freudenrufe oder Klagen, sodann malen sie in naiver Weise z. B. die Geburt und das Leiden Christi aus, weiterhin fallen sie in die allegorische Manier und häufen Sinnbild auf Sinnbild. Von da an wenden sie sich auf einmal zur Reflexion und werden lehrhaft, erbaulich, aber auch zugleich subjectiv. Der Uebergang geschieht durch die Mystik, hauptsächlich seit Tauler. Der Mensch geht in sein Inneres ein und sucht, indem er die Außenwelt flieht, den persönlichsten Alleinverkehr mit Christo. Die Seele sucht als Psyche ihren Amor in Christo. Es ist nicht mehr die allgemeine Kirche, die als Christi Braut objectiv hingestellt wird, sondern das Individuum setzt sich an die Stelle der Kirche.

Vom ältern Spervogel, der im 12. Jahrhundert lebte und auf dem Bilde in der Pariser Handschrift einen Speer, an welchem Vögel stecken, trägt, ist uns ein edles und kräftiges Lied auf den Heiland erhalten:

Er ist gewaltig und stark,
Der zu Weihnacht geboren ward ꝛc.
Am österlichen Tage
Erstund Christ aus dem Grabe
In die Hölle schien ein Licht,
Dahin kam er, seine Kinder zu trösten.
Wurz des Waldes,
Erz des Goldes,
Und alle Abgründe
Sind dir, Herr, kund
Und stehn in deiner Hand.

Stadt, in welcher nicht einmal ein Jude sein Fortkommen findet)[1] verschlagen worden; und selbst da, unter den drückendsten Verhältnissen und auf einem dürren Boden, fanden sie ihr Fortkommen, organisirten eine deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Dekter Beck, eines früher nach Amerika ausgewanderten deutschen Lehrers, welcher jetzt Professor der lateinischen Sprache an der Universität Cambridge ist, und erweckten in kurzer Zeit durch ihren Fleiß, ihre Beharrlichkeit und durch ihr Zusammenhalten zuerst die Aufmerksamkeit und endlich die Eifersucht der Neu-Engländer.

Die Irländer, welche in allen bedeutenden Städten der Union in weit größerer Anzahl vorhanden sind, als die Deutschen, bilden, so sehr auch die Amerikaner in Worten und in Zeitungen gegen das ihnen ertheilte Stimmrecht eifern, doch nur große, zum Theil für Geld feile Haufen, die ohne selbstständige Politik bald für die eine bald für die andere Partei stimmen, je nachdem sie sich einem oder dem andern politischen Systeme anschließen, ohne daß sie im Stande wären, durch Gründung einer stabilen Macht irgend ein unabhängiges Prinzip zu verfechten oder den stets wachsenden Einsprüchen der Eingebornen einen Damm zu setzen. Es gibt in den Vereinigten Staaten, und hauptsächlich im Westen, ein „deutsches Interesse" (a German interest), welches kein politischer Parteigänger, sey er Föderalist, Whig oder Locofoco, anzugreifen wagt, während man die Irländer und ihren Einfluß in allen Zeitungen verspottet, und ihnen geradezu Bestechlichkeit, Trunkenheit und Gott weiß was noch für moralische Fehler vorwirft, während man sich begnügt, die Deutschen sparsam oder auch filzig (stingy) zu schelten, weil sie mit weit weniger Spekulationsgeist als die eingebornen Amerikaner dennoch vermöglich werden, und selbst im Reichthum ihr schlichtes Wesen und ihre gleichsam angeborne Sparsamkeit beibehalten. Zwar hört man auch hie und da über den unrechtmäßigen Einfluß, den die Deutschen in den mittleren Staaten der Union erlangt haben, sprechen, aber nie ohne den Zusatz: „man darf aber das nicht laut sagen, sonst hat man sie Alle auf dem Hals."

---

[1] Dies sagen nämlich die Bostoner von sich selbst, um damit ihren Handelsstatt und ihre Industrie zu bezeichnen.

Am meisten beschäftigte sich die Poesie mit der Geburt und dem Leiden und Tode des Heilands. Lieder auf Christi Geburt wurden zu Weihnachten in und außer der Kirche gesungen. Diese Weihnachtslieder sind theils nur Uebertragungen aus lateinischen Hymnen, theils verrathen sie mehr volksthümlich deutsches Wesen und haben eine wenigstens äußerliche Verwandtschaft mit den Wächter- oder Tageliedern der Minnepoesie. Wie in den letzteren der Wächter durch Verkündigung des Morgensterns und der Morgenröthe die Liebenden ermahnt, nunmehr zu scheiden, so beginnen auch manche altdeutsche Weihnachtslieder mit einem Wächterrufe. In den sehr zahlreichen Weinachtsliedern der Niederländer verräth sich schon etwas von der niederländischen Malerschule; das Christkind wird ganz menschlich aufgefaßt. Vgl. Talvi, Volkslieder S. 467 f. Indeß ist das doch nur ein ausnahmsweises Herabsinken der heiligen Poesie ins gemeine Genre des Familienlebens und in die Idylle und durchgängig etwas Unschuldiges und Naives. Die meisten Weihnachtslieder enthalten sich jeder unschicklichen Vertraulichkeit und klingen wie Stimmen der Engel aus der Höhe, der Welt das neue Heil wonniglich verkündigend.

Das älteste deutsche Weihnachtslied bei Hoffmann, Kirchenlied S. 29, ist sehr kurz und einfach, aber würdevoll und innig.

Nu sey uns willkommen, Herr Christ,
Der du unser aller Herr bist,
Nu sey uns willkommen, lieber Herr,
Der du in den Kirchen stehst schöne.
Kyrieleyson.

Ein späteres S. 195:

Gelobet seyst du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Des freut sich aller Engel Schaar ꝛc.

und S. 197:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau sinderlich
Zu Trost uns armen Leuten ꝛc.

vielfach variirt. Weinhold, Weihnachtslieder S. 107. Im 15. Jahrhundert wurde das Lied in dulci jubilo sehr verbreitet, lateinisch, aber mit deutschen Zeilen vermischt im schlechten Geschmacke dieser Zeit. Hoffmann von Fallersleben hat ein eigenes kleines Buch über dieses berühmte Lied geschrieben, 1854.

In dulci jubilo.
Nun singet und seyd froh ꝛc.

Sehr hübsch ist das altniederländische Lied in Hoffmanns hor. belg. II. 20. Hier am Meeresufer sehen die Frommen das Christkind auf einem Schiffe daherkommen:

Es kommt ein Schiff geladen
Bis an sein höchstes Bord,
Es trägt Gottes Sohn voll Gnaden ꝛc.

In den Weihnachtsliedern, die zugleich Tagelieder sind, verkündet der Wächter auf der Zinne den Tag und mit der physischen Sonne zugleich das ewige Licht der Geisterwelt, z. B.

In Jerusalem ein Wächter sang:
Ich seh so rechten klaren Schein
Aus Feuers Noth einen Anefang
Wie Bethlehem entzündet sey ꝛc.

Haupt, altd. Blätter II. 342. Zu den schönsten Weihnachtsliedern gehört das in Hoffmanns Kirchenlied Nr. 316.

Es ist ein Ros entsprungen,
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen,
Von Jesse war die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht ꝛc.

Ein liebliches Wiegenlied Maria's bei Hoffmann Nr. 246:

Joseph, lieber Neve mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott müsse dein Lohner seyn
Im Himmelreich ꝛc.

Und Nr. 251:

Kommt her, ihr Kinder, singet fein,
Nun wiegen, wiegen wir
Den allerliebsten Jesulein,
Nun singet all mit Schall ꝛc.

Die Dreikönigslieder bilden einen Anhang zu den Weihnachtsliedern. Sie wurden gewöhnlich gesungen von drei Knaben, die mit papiernen Kronen und einem leuchtenden Stern Nachts am h. Dreikönigsabend umherzogen und die drei Könige selber vorstellend, das Lob des neugebornen Heilands sangen, wobei sie auch um milde Gaben baten. Die Sänger bezeichnen ihren Stern als Morgenstern und verkünden den Tag, daher ihre Lieder den alten Wächterliedern gleichen, z. B. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 117. Insgemein singen sie: wir kommen daher aus Morgenland ꝛc. oder: so wollen wir Gott loben und ehrn, die h. drei König mit ihrem Stern ꝛc. Hoffmann Nr. 257 f.

In einem Dreikönigsliede bei Docen, Misc. I. 276 wird in einer gar naiven Idylle die h. Familie mit dem Christkind beschrieben, wobei es auch an Humor nicht fehlt:

Joseph bei dem Kripplein saß,
Bis daß er schier erfroren was.
Joseph nahm ein Pfännlein
Und macht dem Kind ein Müsselein.
Joseph der zog seine Höslein aus
Und macht dem Kindlein zwei Windelein draus.
Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindlein.
Es waren da zwei unvernünftige Thier
Die fielen nieder auf ihre Knieen,
Das Ochslein und das Eselein ꝛc.

In einem holländischen Weihnachtsliede plätschert das Christkind im Bade, ganz in der Weise wie auf altniederländischen Bildern. Hoffmann (horae belg. II. 3) fügt hinzu: „Wir können nicht leugnen, daß in diesen alten Dichtungen oft etwas liegt, was wir, trotz unsrer Kunstbildung, nie erreichen, eine unendliche Naivetät, eine rührende Kindlichkeit."

Eine altdeutsche Legende von den h. drei Königen nach dem Lat. des Johann von Hildesheim bearbeitete Gustav Schwab 1822.

Darnach begeben ſich die Könige Kaſpar von Tharſis, Balthaſar von Saba und Melchior von Arabien auf den Weg, dem Stern zu folgen, ohne von einander zu wiſſen und treffen erſt unterwegs zuſammen. Hier iſt Melchior der älteſte, Balthaſar der mittlere und Kaſpar, der Mohr, der jüngſte. Als ſie das Chriſtkind finden, das zugleich Gott, König und Menſch iſt, opfern ſie Weihrauch dem Gotte, Gold dem Könige, Myrrhen (die Bitterkeit des Todes andeutend) dem Menſchen. Heimgekehrt rotten ſie das Heidenthum aus und lehren das Volk in einem Stern des Kindes Bild anbeten. Endlich ſterben ſie im Genuß des h. Abendmahles.

Zeno, ein niederdeutſches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert bei Bruns S. 25 f. bezieht ſich auf die Beiſetzung der h. drei Könige in Cöln und enthält wunderbare Züge.

Ein reicher Edelmann in Verona betete mit ſeiner frommen Frau eifrig zu Gott um ein Kind. Da wurde ſie ſchwanger und die ganze Stadt freute ſich darüber. Der Teufel aber grollte, nahm das neugeborne Kind aus der Wiege und legte ſich ſelbſt an Kindesſtatt hinein, geberdete ſich darin wie ein echter Wechſelbalg und fraß und ſoff in einem fort, bis er des reichen Edelmannes ſämmtliches Gut verzehrt hatte. — Der rechte Knabe, den der Teufel boshaft dem Biſchof Zeno in Mailand vor die Thüre gelegt, wurde von dieſem unter gleichem Namen Zeno erzogen, lernte trefflich und trieb auch die ſchwarze Kunſt. Da er nun einmal nach Verona kam und ſeinen alten Vater im Elend fand, entlarvte er ſein Afterbild und bannte den Teufel, den man bisher für ihn ſelbſt gehalten, in ein Glas. Durch die Unvorſichtigkeit der alten Amme aber entkam der Teufel aus dem Glaſe und fuhr in den Leib einer ſchönen Königstochter im Morgenlande. Zeno aber, als Teufelsbanner ſchon weltberühmt, wurde zu ihr gerufen, um ſie zu heilen. Da dingte der Teufel mit ihm und verſprach, ihm die Stelle zu zeigen, wo die drei h. Könige begraben liegen. Nachdem nun Zeno die Prinzeſſin vom Teufel erlöst, ritt er denſelben als ſchwarzes Roß bis zu der Stelle, wo die h. Könige liegen, erhob dieſelben, ſchlug mit Hilfe des Roſſes, das ſeine feurigen Hufe nach allen Seiten warf, das Heer des Königs, der die koſtbaren Reliquien nicht aus ſeinem Lande entführen laſſen wollte, und brachte die h. Leiber nach Mailand, von wo ſie ſpäter nach Cöln gekommen ſind.

Eigenthümlich war für Deutſchland das Umziehen der Mutter Gottes mit dem Chriſtkindlein und dem bärtigen Joſeph zu Weihnachten. Sie trug einen Schleier, ein Tuch voll Aepfel, Leckerbiſſen oder Spielſachen und eine Ruthe, um gute Kinder zu belohnen, böſe zu beſtrafen. Oder ein bärtiger und in Pelz gehüllter Geſelle, der ſ. g. Knecht Ruprecht, für den man ſpäter den h. Martin (als Pelzmärte) oder den h. Nicolaus (den

Kinderheiligen) nahm, begleitete sie, um die bösen Kinder zu schrecken. Ein wahrscheinlich aus dem Heidenthum herübergenommener Gebrauch. Die Scene wurde dramatisch behandelt; die Personen, welche die heiligen Wanderer darstellten, hielten Gespräche. Ein solches altes „Christkindlesspiel“ aus Schlesien ist abgedruckt in Haupts Zeitschrift VI. 340.

Aus dem Singen der Weihnachts- und Dreikönigslieder entstanden allmählich Gespräche und dramatische Spiele. In Mones Schauspielen des Mittelalters I. 132 f. ist ein solches Spiel aus einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts abgedruckt. Es hat schon eine komische Person in dem Boten, der die Ankunft der drei Könige meldet, aber auch einen tragischen Hintergrund im Bethlehemitischen Kindermorde. Weinhold hat in seinen Weihnachtsspielen und Liedern ungemein viel gesammelt. In einem Spiele, von dem vier Lieder nur noch ein Bruchstück gaben, kommt die bekannte Vision Virgils vor (Weinhold S. 74). In andern spielen die Hirten eine vorzügliche Rolle; führen vor uns ihr idyllisches Leben auf, oder geberden sich als einfältige und rohe Bauern (S. 79). Rüpel, der Bauer, ist hier schon als der echte grobe Hanswurst aufgestellt (S. 97). Einmal findet sich schon Petrus mit dem Himmelsschlüssel an der Krippe Jesu ein (S. 104). Ueberall ist König Herodes als das böse Princip, als der Kinderfresser, fast noch im Charakter der alten Riesensage aufgefaßt. In den Weihnachtsspielen concentrirt sich alles Böse in diesem Herodes allein, während es sich in den Passions- und Osterspielen auf Judas, den bösen Juden Rufus, den feigen Pilatus und den Teufel selbst vertheilt. Um dem Schauspiel eine größere Ausdehnung zu geben und auch mehr komische Parthien anzubringen, lassen die Dichter öfters Joseph und die hochschwangere Maria in Bethlehem vor verschiedenen Häusern um Aufnahme bitten und abgewiesen werden (S. 145).

„Die Kindheit unsers Herrn“ wurde im 12. Jahrhundert von Konrad von Fussesbrunnen gedichtet. Hahn, Gedichte. 1840 S. 67 f. Aber nur nach den bekannten Apokryphen, so daß nichts daran originell ist, außer der überaus naiven und kindlichen, ganz zur Sache passenden Ausdrucksweise.

Die h. Familie flieht nach Aegypten. Da neigen sich alle wilden Thiere vor dem h. Kinde, denn wo es erscheint, da wird die Wüste zum Paradiese. Ein Dattelbaum neigt seine Zweige, damit der fromme Joseph die Früchte

ablangen kann. In Aegypten ſtürzen die Götzentempel ein, ſowie das h. Kind naht. Nach der Heimkehr vollbringt das Kind auch im häuslichen Kreiſe und unter andern Kindern Wunder, z. B. Knaben machen Vögel aus Thon am Sabbath. Ein alter Jude zankt ſie deshalb und will die Vögel zertreten. Aber das h. Kind klatſcht in die Hände und die Vögel fliegen lebendig davon.

In Philipps Leben der Maria wiederholt ſich dieſe ganze Kindheit Jeſu. Docen, Misc. I. 84 f.

Die älteſten Paſſionslieder klagen einfach mit tiefem Ernſt oder malen die Marter des Heilandes aus. Die ſpätern gefallen ſich in Allegorien, die oft, wenn auch ſonderbar, doch ſehr tiefſinnig und ſchön ſind, z. B. das holländiſche Lied in Hoffmanns hor. belg. II. 6, in welchem Chriſtus als Nachtigall auf dem Kreuzesſtamme und unter den Dornen die ſieben Worte ſingt, bis ihm das Herz bricht. Das iſt nach der alten Sage, nach welcher die Nachtigall ſingend ſtirbt aus Liebe zu einer Jungfrau. Unter der Jungfrau iſt aber hier die Menſchheit verſtanden, für die der Heiland ſtirbt.

In den Bußliedern der Geißler aus dem 13. Jahrhundert liegt ein tiefer Ernſt. Sie ſtehen in Cloſeners Straßb. Chronik und in Hoffmanns Kirchenlied S. 135 f.

Nu iſt die Botſchaft ſo hehr,
Chriſt reitet ſelber nach Jeruſalem,
Er führt ein Kreuz an ſeiner Hand,
Nu helfe uns der Heiland ꝛc.
Wir ſollen die Buße an uns nehmen ꝛc.
Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Deß ſollen wir an ein Kreuze fallen,
Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende.
Nu hebet auf euren Arm,
Daß Gott ſich über uns erbarm.

Ein ſchönes Bußlied S. 217:

Da Jeſus an dem Kreuze ſtund
Und ihm ſein Leichnam war verwund
So gar mit bittern Schmerzen,
Die ſieben Wort, die der Herr da ſprach,
Die betracht in deinem Herzen ꝛc.

S. 381 wird ein Wächterlied auf die Erweckung aus dem Sündenſchlafe

ernſt und würdig, dagegen S. 382 ein anderes auf die abgeſchmackteſte Weiſe angewandt. Hier wird nämlich das Scheiden der Seele aus dem Leibe im Sterben mit dem Scheiden zweier Minnenden verglichen. S. 478 ſteht wieder ein ernſtes ſchönes Lied:

Fried gib mir, Herr, auf Erden
Durch deinen bittern Tod,
Laß mich nicht ſieglos werden
In meiner letzten Noth ꝛc.

Sehr demüthig iſt ein Bußlied bei Wackernagel Nr. 182:

Jeſus iſt ein ſüßer Name,
Den rufen wir armen Sünder an.
Jeſu, wir fallen dir zu Füßen,
Wir wollen dich ſo lang anrufen
Mit Klagen und mit Weinen
Mit Maria Magdalenen,
Bis wir finden
Vergebung unſerer Sünden.

Die Faſtenlieder bei Hoffmann Nr. 318 f. enthalten Erinnerungen an das bittere Leiden des Herrn und Mahnungen, von der irdiſchen Speiſe abzuſehen und uns mit dem Himmelsbrod zu nähren. Eines der innigſten iſt Nr. 324:

Jeſu, du biſt mild und gut.
Wir bitten dich, Herr, durch dein roſenfarbnes Blut
Wohl durch deine heiligen fünf Wunden ꝛc.

Eines der rührendſten und ſchönſten Klagelieder Altd. Blätter II. 129.

O weh der Schmerzen,
Den ich Arme trage
An meinem Herzen
Und weiß nicht, wem ich klage?
Gott, laß dich erbarmen
Meiner Noth
Und tröſte mich Armen
Durch deinen Tod.
Jemehr kränket
Mein Gemüthe,
So mir gedenket
Deiner Güte.

Daß er ſich wollte
Dem bittern Tode geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.
Wo ſoll ich finden
Meines Herzens Troſt?
Der ſich ließ binden
Daß wir würden erlöst!

Unter den **Kreuz- und Wallfahrtsliedern** ſteht oben an, aus dem 13. Jahrhundert:

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden gehren wir
Und helf uns die Gotteskraft
Und das heilige Grab,
Da Gott ſelber inne lag,
Kyrieleyſon ꝛc.

Hoffmann, Kirchenlied S. 72. Sodann das kriegeriſche Lied, worin es heißt:

Das hehre Land viel reine
Gar hülflos und alleine,
Jeruſalem, nu weine,
Wie dein vergeſſen iſt.
Der Heiden Ueberherre
Hat dich verſchelket ſere ꝛc.
Gott will mit Heldenhanden
Dort rächen ſeine Anden
Sich ſchaare von manigen Landen
Das heiligeſte Heer ꝛc.

Wackernagel, Kirchenlied Nr. 99. Ein niederländiſches Lied bei Hoffmann, hor. belg. II. 49 läßt, die den Heiland ſuchen, bewaffnet über See fahren, um die Teufel zu überwinden und gleichſam dadurch die herrliche Burg zu entſetzen, in der Jeſus unter den Engeln wohnt. Ein anderes Pilgerlied daſelbſt S. 52 vergleicht das ganze irdiſche Leben mit einer Pilgerreiſe durchs Thränenthal, wobei man immer fern vom theuren Vaterlande ſey, denn das ſey doch nirgends anders als im Himmel.

Eine humoriſtiſche Ausnahme machen die **Jacobslieder**, ſo genannt von den Wallfahrten nach St. Jacob in Spanien. Ein ſolches Lied,

worin die ganze Ausrüstung der Pilger und der Weg, den sie nehmen, beschrieben ist, bei Wackernagel, Kirchenlied im Anhang S. 846 und Uhland, Volkslieder Nr. 302. Es mischt Andacht und Schalkheit durcheinander, ein Buß- und zugleich ein Schelmenlied.

Episch wurde das Leiden Christi behandelt im Kreuziger des Johann von Frankenstein vom Jahr 1300. Desgleichen in einer gereimten Uebertragung des apokryphischen Evangelium Nicodemi (Hoffmann, Fundgruben I. 128. Mone, Anz. VII. 281). Ein besonderes Gedicht vom h. Kreuze (Straphorst 202 f.) gibt die mythische Geschichte des h. Kreuzes, seine Abstammung von einem Zweige des Paradieses. Eben so H. von Fritslar in Pfeiffers Mystikern, I. 126. Heinrich von Freiberg, Wackernagel, Geschichte p. 195. Auch Frauenlob, s. dessen Werke von Ettmüller S. 16. Die sieben Tagzeiten von dem Leiden Christi besang Hartwig von dem Hage, s. Museum für altd. Lit. II. 265.

Ein Lied des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel enthält ein sehr gewagtes Bild. Das Kreuz Christi stellt einen Weinstock vor, sein Blut den Wein, den er als Wirth den lieben Gästen einschenkt. Dagegen gehören zur Passion noch einige kleine schöne Legenden.

Die Trauerweide läßt ihre Zweige aus tiefer Betrübniß niederhängen, seitdem sich die römischen Schergen solcher Zweige bedienten, um den Heiland zu geißeln. Grimm d. Sagen Nr. 345. Auch der Kreuzschnabel ist Christo geheiligt, weil er um Weihnachten brütet. Seinen krummen, wie Scheeren gedachten Schnabel erklärt man daraus, daß er den Heiland am Kreuz gern habe befreien und die Nägel aus seinen Händen und Füßen herausziehen wollen, wobei er sich den Schnabel verdrehte. Wie Christus alle Krankheiten der Seele, so soll der Kreuzschnabel alle Krankheiten des Leibes heilen, indem er sie an sich zieht und für die Leiden stirbt, wie Christus für die Menschen gestorben ist. Deswegen hält man ihn gern in Häusern. Büsching, Volkssagen S. 395. Von der Espe sagt man, ihre Blätter zittern noch immer, weil der Baum sich vor Christo nicht geneigt habe.

Der wilde Mann (s. Pfeiffers Germ. 1, 223 ff.) schrieb im Gedicht Veronica die bekannte Legende, wonach diese heilige Frau dem unter dem Kreuze zusammensinkenden Heiland ihr Tuch reicht, in dem sich sein Antlitz abgedrückt. Die Legende steht in Wernher vom Niederrhein von W. Grimm, 1839.

Das erste deutsche Osterlied bei Hoffmann, Kirchenlied S. 37 ist sehr einfach und lehrhaft:

Chriſt ſich zu martern gab,
Er ließ ſich legen in ein Grab,
Das that er durch die Gottheit,
Damit löste er die Chriſtenheit ꝛc.

Aus dem 12. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert ertönt zuerſt der mächtige Geſang:

Chriſt iſt erſtanden
Gewärlichen von dem Tod,
Von allen ſeinen Banden
Iſt er erledigot.

Welches Lied aber wahrſcheinlich älter iſt, als die Zeit, in der wir es zuerſt auffinden. In ſpäterer Faſſung S. 179:

Chriſt iſt erſtanden
Von des Todes Banden
Des ſollen wir alle froh ſeyn ꝛc.

Sehr häufig ſind die Lieder, worin die drei Marien zum Grabe kommen. Ein Liedchen aus dem 12. Jahrhundert:

Am öſterlichen Tage
Maria Magdalena ging zum Grabe ꝛc.

Ein ſpäteres:

Es gingen drei Fräulein alſo fruh
Sie gingen dem heiligen Grabe zu ꝛc.

Hoffmann S. 84.

Die Auferſtehung des Herrn wurde auch epiſch behandelt in dem altd. Gedicht „Diu Urſtende", abgedruckt in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. Darin wird beſonders weitläuftig der Aerger und Zorn der Juden geſchildert, die den Wächtern Vorwürfe machen, daß ſie am Grabe Chriſti nicht beſſer aufgepaßt haben.

Mehr noch als die Geburt Chriſti wurde ſein Leiden poetiſch gefeiert. Die mildere Oſterzeit geſtattete die Aufführung der ſ. g. Paſſionsſpiele im Freien. Das Leiden des Herrn iſt wahrſcheinlich ſchon zur Heidenzeit bildlich dargeſtellt worden, um den Heiden den Kern des Evangeliums anſchaulicher zu machen. Wenigſtens geſchah das in Livland durch den Biſchof Albrecht (vgl. m. deutſche Geſchichte, 5. Aufl. II. 22). Dem Paſſionsſpiel, welches das Leiden bis zur Grablegung darſtellte,

Wenn in Pennsylvanien oder im Staate Ohio ein neues Gesetz vorgeschlagen wird, so ist die erste Frage immer: „was werden die Deutschen dazu sagen? Wie stellt man es an, daß man damit nicht bei den Deutschen anstößt?“ Hierbei ist noch zu bemerken, daß bei den Deutschen nirgends ein Bestreben sichtbar ist, ihre Macht anders als auf die gesetzliche Art auszubreiten, während man den Irländern z. B. allerlei Kunstgriffe und Manoeuvers zuschreibt, wodurch sie entweder die bestehenden Gesetze umgehen oder sie zu ihren Gunsten auszulegen wissen. Es ist aber eben dieser legitime und deßhalb nicht zu bekämpfende Einfluß der Deutschen, welcher die Eifersucht der eingebornen Amerikaner erweckt; denn es vererbt sich derselbe vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel; denn der Besitz und die Gesinnungen der Deutschen sind stätig, während bei den Anglo-Amerikanern Eigenthum und Politik alle Jahre Hände und Köpfe tauschen. Dadurch und durch den Besitz von liegenden Gütern werden die Deutschen in Amerika die eigentlichen Vertheidiger des Conservatismus, statt daß die Amerikaner jedes Jahr neue Versuche anstellen, und mit dem Vermögen des Staates wie mit ihrem eigenen mehr oder weniger Spiel treiben.

Man kann annehmen, daß die deutschen Bürger von Amerika die einzigen sind, deren Vermögen sich mit Bestimmtheit angeben läßt; so wie bei ihnen der älteste Sohn noch immer das Gewerbe des Vaters treibt, und dasselbe wiederum seinem ältesten Sohn hinterläßt. Das heißen die Amerikaner freilich „an dem Schmutz der Thürschwelle kleben bleiben;“ es dürfte aber bei Anstellung eines Vergleichs zwischen den Resultaten der deutschen Stätigkeit und der amerikanischen Beweglichkeit das deutsche Verfahren noch immer den Vorzug haben. Es werden zwar Einzelne unter den Deutschen weniger übermäßig reich, als unter den Amerikanern, obwohl auch hier genug Beispiele vom Gegentheil anzuführen wären, aber es kommen die Massen um so mehr auf, und es gehen bei dem langsamen Reichwerden die Kardinaltugenden eines Volks, Rechtlichkeit, Fleiß, Besonnenheit und Nüchternheit, weniger zu Grunde. Auch bereichern sich nicht einzelne glückliche Spekulanten auf Kosten vieler Unglücklichen, und es werden bei der größern Stätigkeit aller Zustände die Menschen selbst weniger abgenützt. Um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, vergleiche

folgte das Osterspiel mit der Auferstehung. Diese Spiele lassen sich bis ins 12. Jahrhundert zurückführen. Vgl. Hoffmann, Fundgruben II. 239.

Das daselbst abgedruckte kurze Spiel von Christi Leiden ist aus dem 13. Jahrhundert und lateinisch mit eingefügten deutschen Liedern. S. 297 ist noch weiter ein ganz deutsches Osterspiel abgedruckt, was am Grabe Christi beginnt. Am ausführlichsten hat von diesen Spielen gehandelt Mone in seinen Schauspielen des Mittelalters. 2 Theile. 1846. Die ältesten, die er aus dem 13. Jahrhundert mittheilt, sind nur sehr kurz und noch lateinisch. Das älteste deutsche Spiel ist eine Marienklage aus dem Ende des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Lichtenthal bei Baden. Dann folgt ein Spiel vom Leben Jesu, welches mit der Hochzeit zu Cana beginnt und mit der Auferstehung endet, aus einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts. Es ist sehr tiefsinnig. Die ganze Menschheit wird in der sündigen Magdalena personificirt. Deshalb beginnt das Stück mit der Hochzeit, um die Heiligkeit der Ehe voranzustellen, gegen welche die Sünderin frevelt. Sie muß den ersten Sündenfall dicht an die Erlösung heranrücken, in ihrem langwallenden Haare steht sie als zweiter Engel büßend unter dem Kreuze. Der Dichter legte wohl in sie auch die Bedeutung des sündigen, aber bekehrungsfähigen, ursprünglich edeln, nur verderbten Heidenthumes hinein, und stellte ihrer Lichtgestalt in abschreckendster Häßlichkeit das Judenthum gegenüber, personificirt in Rufus, dem unermüdlichen Hetzer, Verleumder, Henker des Heilandes, der sich überall aufdrängt, um ihn anzuklagen, zu verhöhnen, grausam und immer grausamer zu martern. Er wurde in seinem rothen Kleide auch eine stehende Figur auf den altdeutschen Passionsbildern. In diesem merkwürdigen St. Galler Spiel finden wir auch die erste Spur des Lustspiels, denn der Kaufmann, bei dem Magdalena die kostbare Salbe kauft, ist eine komische Person. In einem Osterspiele des 15. Jahrhunderts, abgedruckt in Hoffmanns Fundgruben II. 296 f. ist dem Kaufmann neben einem hanswurstigen Diener auch noch ein böses Weib zugegeben, mit der er zankt. Diese Possen unterbrechen das ernste Spiel. Der Diener nennt sich Rubin (Rüpel) und einen Bayern. Das war wohl Satire des deutschböhmischen Dichters.

In einem Passionsspiel (Mone II. 150) einer Fürstenbergischen Handschrift geht der Judenhaß so weit, daß selbst Barrabas sich zu den wüthendsten Verfolgern des Heilandes gesellt. Hier streitet dann auch Synagoge (Judenthum) mit Ecclesia (Christenthum). Dieser Streit der Lehren kehrt wieder im Alsfelder Passionsspiel (Haupt, Zeitschrift III. 477) und im Friedberger (das. VII. 545).

In einem norddeutschen Osterspiel des 15. Jahrhunderts bei Mone II. 1. f. aus einer Karlsruher Handschrift ist Christus bereits im Grabe. Die Juden, die nicht an seine Gottheit glauben, haben doch Angst, er könne wieder auferstehen, und dingen vier Ritter, das Grab zu bewachen. Die Ritter vertreten

die vier Weltmonarchien und prahlen entſetzlich. Nun wird die Scene in die Vorhölle verlegt. Adam klagt um ſeine Schuld. Satan berichtet ſeinem Obern Lucifer, daß Chriſtus todt und nun nicht mehr ſchädlich ſey. Aber Satan, bisher der Klügſte aller Teufel, bewährt ſich als der dümmſte, denn Chriſtus, im Erdbeben aus dem Grabe ſteigend, ſteigt hinab zur Hölle und ſprengt ihre Pforten. Abel, der erſte Todte, wird von ihm zuerſt erlöst, dann die erſten Eltern. Eva bekennt rührend noch einmal ihre Schuld. Zuletzt geht der Täufer aus der Hölle. Die Teufel wollen ihn zurückhalten, weil er ſo rauh und wild ausſehe, folglich nicht ſelig werden könne. Sie alle gehen in den Himmel ein. Unterdeß wird es Tag und der Wächter auf der Zinne ſingt ein Tagelied. Die vier Ritter erwachen und werden zum Spott, weil das Grab leer iſt. Die Juden kommen und zanken mit den Rittern ꝛc. Zuletzt erblickt man den Lucifer, von Chriſto gefeſſelt, in verzweiflungsvollem Nachſinnen über ſeinen erſten Fall und über ſeine ewige Verdammniß, da ihm durch Chriſti Erſcheinung die letzte Möglichkeit genommen iſt, die Erde dem Einfluß Gottes zu entziehen. Aber Satan kommt wieder und läßt ihm wenigſtens einige Hoffnung. Die Stadt Lübeck ſey voll Sünder, habgierige Kaufleute ꝛc., da laſſe ſich immer noch eine reiche Erndte für die Hölle machen. — Ein lat. Faſtenſpiel in den carm. Buranis Nr. 203, ein niederländiſches, Haupt, Zeitſchrift II. 302.

Die Paſſionsſpiele ſtellen Judas Iſcharioth ins verhaßteſte Licht. Auf ihn lud ſich alle Entrüſtung der Zuſchauer ab. Die Dichter wetteiferten, ſeinen Tod ſo gräßlich als möglich darzuſtellen. In einem Hamburger Spiel werden, indem er ſich henkt, ſeine letzten Worte vom Teufel höhniſch als Echo nachgerufen. In einem andern platzt, indem er hängt, ſein Bauch und läßt ſeine ſchwarze Seele fahren. Devrient, deutſche Schauſpielkunſt I. 277. Ein lat. Gedicht bei Mone, Anz. VII. 532 und ein ſchwediſches Volksbuch, in Hagens Germania VI. 144 f. enthalten folgende Legende:

In der Nacht, in welcher Judas erzeugt wurde, hatte Viboria, ſeine Mutter, ſo ängſtliche Träume und eine ſolche Furcht befiel ſie, daß ſie zu ihrem Mann Ruben ſagte, wenn ſie einen Sohn bekomme, würde ſie ihr ganzes Leben lang traurig bleiben. Er wollte es ihr ausreden, als ſie aber wirklich den Judas gebar, entſetzte ſich auch der Vater ſelbſt vor ſeinem Anblick. Beide Eltern beſchloſſen, dieſes ſchreckliche Kind von ſich zu thun und ſetzten es in einem kleinen Kaſten ins Waſſer. Es ſchwamm zur Inſel Scharioth. Hier fand es die Königin, die längſt ſich ein Kind gewünſcht hatte, gab es für das ihrige aus und erzog es fürſtlich. Nachher bekam ſie ſelbſt noch einen Sohn und bereute bitterlich, den Judas angenommen zu haben, denn dieſer plagte ihren

eignen Sohn auf alle Art, und als ſie ihm einmal im Zorn ſagte, daß er nicht ihr Sohn, ſondern nur ein Findelkind ſey, brach die ganze Teufelsgewalt in ihm hervor und er erſchlug den Sohn der Königin. Darauf entfloh er und nahm Dienſte bei Pilatus. Da ſah Pilatus einmal reife Aepfel in Rubens Garten und wünſchte davon. Judas ſtieg über den Zaun, holte die Aepfel und ſchlug ſeinen Vater, der es wehren wollte, todt, nahm aber nachher ſeine eigne Mutter zur Frau. Als beide erkannten, wer ſie ſeyen, rieth die fromme Mutter dem gottloſen Sohn, ſich um Troſt an Jeſum zu wenden, der damals aufgetreten war, und ſo wurde Judas Jeſu Jünger, um ihn zu verrathen. Das Uebrige nach der h. Schrift.

In den Paſſionsſpielen tritt Pilatus als Perſonification der vornehmen Indifferenz und nach der Wetterfahne ſich richtenden Diplomatie auf. Der Volkshaß verfolgte ihn daher nicht minder, wie den Judas. Eine altdeutſche, urſprünglich lateiniſch geſchriebene Legende von ihm in Mone's Anzeiger 1835 S. 424. Maßmann, deutſche Gedichte I. 145. Vgl. das Paſſional, herausgegeben von Hahn 1845 S. 81 lautet:

Pilatus war von dem deutſchen König Latus mit der Pila, Tochter eines einſam im Walde wohnenden Müllers gezeugt, brachte aber nachher den rechtmäßigen Sohn des Königs, ſeinen Bruder um und wurde von ſeinem Vater nach Rom geſchickt als Geißel. Auch hier lud er Blutſchuld auf ſich und wurde nach dem Pontus geſchickt, die dortigen Barbaren zu bezwingen, daher er Pontius zubenannt wurde. Als er ſich hier durch Tapferkeit und Grauſamkeit ausgezeichnet, ſchickte man ihn ins h. Land, die Juden im Zaume zu halten. Hier nun ward er Schuld am Tode des Erlöſers, was ihn nachher ſo reute, daß er, nach Rom zurückgekehrt, ſein Leben freiwillig im Tiber endete. Aber ſein Geiſt fand keine Ruhe und erregte im Fluß ſolche Ueberſchwemmungen, daß man den Leichnam aufſuchte und aus dem Tiber über Meer in die Rhone führte. Nun tumultuirte er aber dermaßen auch in der Rhone, daß man ſich endlich entſchloß, ihn in einen tiefen See in den Alpen auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu verſenken, wo er nun noch immer haust und böſe Wetter erregt. — Zu der Annahme, er ſey aus Deutſchland gekommen, gab der Söldnerdienſt der Germanen in den römiſchen Legionen Veranlaſſung, zumal da die in Jeruſalem ſtationirte Legion vorherrſchend Deutſche unter ſich zählte. Daher auch die mancherlei Spottreden über die Weſtphalen, die angeblich Chriſtum ſollen gekreuzigt haben.

Auch die Himmelfahrt des Herrn wurde beſonders behandelt. Als Schauſpiel in einer St. Galler Handſchrift. Mone I. 251.

Das älteſte deutſche Pfingſtlied iſt aus dem 13. Jahrhundert bei Hoffmann S. 67.

Nu bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüte an unſrem Ende,
Wenn wir heim ſollen fahren aus dieſem Elende.
Kyrieleyſon.

Ein ſpäteres S. 176:

Chriſt fuhr gen Himmel,
Was ſandte er uns hernieder?
Er ſendet uns den h. Geiſt
Zum Troſt der ganzen Chriſtenheit
Kyrieleyſon.

Die Ueberſetzung des veni creator S. 200:

Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott.

Die Deutung des Hohenliedes, als ein Wechſelgeſang zwiſchen der Kirche und dem Herrn der Kirche wurde allmählig immer ſubjectiver gefaßt und daraus entſtand der ſ. g. Roman zwiſchen der minnenden Seele und Chriſtus. Einiger älterer Gedichte von der minnenden Seele gedenkt Mone, Anz. VIII. 334 f. und deſſen Schauſpiele I. 129. Bedeutender tritt hervor die Tochter Sion, ein geiſtliches Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert. (Graff, Diutiska III. 1. Ausgabe von Schade 1849.)

Unter der Tochter Sion iſt die Seele gemeint, die nach ihrem himmliſchen Bräutigam ſchmachtet und ihre Geſpielinnen zu Rathe zieht. Das aber ſind die Tugenden, die ihr alle nicht helfen können, bis zuletzt die Minne, welche Gott ſelbſt bezwungen hat, ihr beiſteht, ſie dem himmliſchen Bräutigam zuführt und dem auf dem Throne ſitzenden einen Pfeil ins Herz ſchießt. Da ſinkt er herab in die Arme der minnenden Seele. — Eine der kühnſten Dichtungen, unerlaubt und dennoch ſchön in ihrer Minneglut.

In einem bisher fälſchlich dem Gottfried von Straßburg zugeſchriebenen Gedichte (ſ. Pfeiffers Germ. III. 59 ff.) ſpricht der Dichter die tiefſte Reue aus.

Tief iſt des tiefen Meeres Grund,
Noch tiefer hundertlauſend Stund
Iſt dein Erbarmen reine.
Es reichet von der Sternenhöh
Hinab zum Grund der tiefſten See,
Vergeht von ihm alleine.

Staunend entdeckt er, er könne jetzt keine Stunde mehr ohne Christus seyn, in ihm ist seine ganze Liebe versenkt. Der Uebergang von Angst und Reue zum Vertrauen und endlich zur glühenden Minne erscheint hier wunderbar schön und zugleich natürlich.

Die süßesten Christuslieder sind vielleicht für Nonnen gedichtet worden. Vgl. Hoffmann, Kirchenlied S. 90. So die Uebersetzung des lieblichen Liedes Jesu dulcis memoria, und das Lied „Christ, deines Geistes Süßigkeit", oder „An Jesum gedenken ist Süßigkeit". Dahin gehört das glühende Minnelied:

Jesu, deine süße Minne
Hat verwundt das Herze min.
Du sumest dich ein Theil zu lange,
Nu komm her zu der Engel Gesange
Und zu der reinen Meide Schaar.

und ein anderes:

Jesu Liebe, laß mich dich finden.

Alle abgedruckt bei Hoffmann a. a. O. Einem weltlichen Minnelede nur nachgebildet scheint das Lied S. 102:

Eine Blume steht auf den Heiden,
Es mag wohl Jesus seyn ꝛc.

Ganz verwildert ist das Lied S. 111:

Wohlauf im Geist zum baden
Ihr zarten Fräulein,
Dahin hat uns geladen
Jesus, der Herre mein.
Hier quillt der ewige Brunnen.
Da glänzt der ewige Summer.
Da fähet Jesus den Tanz
Mit aller Mägde Schaar ꝛc.

In noch einem andern S. 112 kommt Christus als Minner zur Seele, wie zu einer Jungfrau im grünen Mai und steckt ihr ein Ringlein an den Finger. Edler ist das Lied S. 125, in welchem das Kreuz der wahre Maibaum genannt wird. Dagegen läßt sich wieder kaum eine unanständigere Anwendung der weltlichen Minne- und Weinlieder auf kirchliche Gegenstände denken, als S. 386 die des berühmten Weinlieds:

„der liebſte Buhle, den ich han“ auf Chriſtum. Aber S. 405 begegnet uns wieder eines der ſchönſten Lieder:

Ich will mir ein Schifflein bauen,
Ein Schifflein der Seligkeit,
Darin ein Ruder machen
Mit ganzer Stetigkeit.
Nun, wer ſoll ſeyn der Schiffmann?
Jeſus, der Bräutigam mein.

Die tiefſte Gluth haucht aus einem holländiſchen Liede bei Hoffmann, horae belg. II. 11:

Jeſus mit euern braunen Augen,
Ihr ſtehlt mir mein Sinn.
Ich wills Marien klagen,
Daß ich bezaubert bin.

Klagt das nur meiner Mutter
Das will ich an euch rächen,
Ich will euch ſo thun minnen,
Euer Herz will ich zerbrechen.

In einem Volksliede geht Chriſtus auf Seelen aus, wie ein Liebhaber auf ſchöne Jungfrauen. Hoffmann, horae belg. I. 11. 28. Später wurde des Apulejus Märchen auf daſſelbe Verhältniß angewandt und Chriſtus in den Amor, der Chriſt in Pſyche verwandelt.

Ein geiſtliches Minnelied, worin ſich die glühendſte Liebe zu Chriſto wie zu einem irdiſchen Geliebten ausſpricht, an deſſen Anblick man hängt, in deſſen Nähe allein man ſich wohl fühlt ꝛc., ſ. in Haupts altd. Blättern II. 359. Noch ſchöner aber iſt die tiefſinnige Klage um den Gekreuzigten. Es beginnt: O weh der Schmerzen! und endet:

Immer kränket
Mein Gemüthe
So mir gedenket
Seiner Güte,
Daß er ſich wollte
Dem bittern Tod geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.

Wo ſoll ich finden
Meines Herzen Troſt,
Der ſich ließ binden,
Daß wir würden erloſt.

(Daſ. II. 129.)

In einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 107 findet ſich bereits eine Andeutung der erſt ſpäter weiter ausgebildeten myſtiſchen Contemplation, wonach Gott eine eben ſo große Sehnſucht nach uns, wie wir nach ihm haben ſoll, worin unſer liebes Ich Gegenſtand der göttlichen Minne und Begier ſeyn ſoll. Das wurde ſpäter die Lehre des Angelus Sileſius. Jedenfalls demuthsvoller erſcheint dieſe Contemplation in den Liedern des berühmten Straßburger Predigermönchs Johann Tauler im 14. Jahrhundert. Hier iſt der Grundgedanke die franciscaniſche Vermählung der Seele mit der Armuth, damit ſie gänzlich entleert werde, um ferner allein von Chriſto bewohnt zu werden. Von ganz ähnlicher Art ſind die Lieder aus dem Münſterlande, dem 15. und 16. Jahrhundert angehörig, die Dr. Hölſcher 1854 herausgab. Sie weiſen auf die myſtiſche Schule von Deventer und auf Thomas a Kempis hin. Ihr Grundgedanke iſt:

Wer kennen will das ewige Gut,
Der ſterbe dem eignen Willen.

Hier findet ſich S. 45 auch bereits die erſte Spur des wollüſtigen Badens in Chriſti Blut, was ſpäter für die Herrnhuter ſo charakteriſtiſch wurde.

O Jeſu, allerſüßeſter Herr,
Nun drückt mich in eure Wunden
Daß mich müſſe waſchen euer heilig Blut
Und reinigen mich von allen Sünden.

Unter dieſen Münſtriſchen Liedern ſind vieles echte Volkslieder. Eines der ſchönſten iſt, wie Chriſtus der Braut befiehlt, ihm zu folgen.

Heb auf dein Kreuz, mein liebe Braut,
Folge mir nach und trag es ſelber nu,
Denn ich hab es getragen vor dir,
Haſt du mich lieb, ſo folge mir.

Die Braut erwiedert voller Angſt:

O Jeſu, allerliebſter Herr,
Ich bin noch jung und allzu zart,
Ich habe dich lieb, das iſt wahr,
Aber das Kreuz iſt mir zu ſchwer.

Der Schluß aber iſt:

In dem Himmelreich iſt ein Weg alleine,
Das iſt der Kreuzweg und ſonſt keiner.

Das ſchönſte Volkslied, welches Chriſtum ſeine Braut ſich ſelber holen läßt, iſt das von des Sultans Töchterlein. Es iſt niederländiſchen Urſprungs und ſtammt wohl von einem Vläming, der ins h. Land gezogen. Man findet es in der Urgeſtalt bei Hoffmann, horae belg. II. S. 59, deutſch im Wunderhorn I. 15. Docen, Misc. I. 267. Weyden, Cölns Vorzeit S. 272. Des Sultans Tochter betrachtet einmal im Garten die Schönheit der Blumen und möchte gern den Meiſter der Blumen kennen lernen. Da kommt Jeſus ſelbſt, ladet ſie freundlich in ſeinen Garten und wirbt ſie zur Braut.

Und da ſie ihm die Liebe bot,
Seine Wunden ſich ergoſſen:
„O Lieb', wie iſt dein Herz ſo roth,
Deine Hände tragen Roſen."

Mein Herz, das iſt um dich ſo roth
Für dich trag ich die Roſen.
Ich brach ſie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergoſſen.

In einem andern Volksliede im Wunderhorn I. 64 heißt es von des Commandanten Tochter von Großwardein:

Dieſelbe ſollte heirathen, hatte ſich aber bereits dem Heiland geweiht. Da ging ſie an ihrem Hochzeitstage in den Garten und dachte an Chriſtum, kniete nieder und betete. Da erſchien ihr Chriſtus ſelbſt als himmliſcher Bräutigam und führte ſie aus ihrem Garten in den ſeinigen. Als ſie nun deſſen herrliche Blumen eine Zeitlang bewundert hatte und in Freuden an ihres Bräutigams Hand gewandelt war, ging ſie traurig in ihren Garten und in das Haus ihres Vaters zurück, aber niemand kannte ſie mehr, denn hundert und zwanzig Jahre waren vergangen. Da bat ſie um einen Prieſter, nahm das h. Abendmahl und ſchlief für immer ein. Volkslied in Büſchings Volksſagen S. 163. Des Knaben Wunderhorn I. 64.

Das Kleeblatt dieſer lieblichen Dichtungen voll zu machen, dient das in Simrocks deutſcher Sionsharfe 1857 S. 79 f. mitgetheilte ſchöne niederländiſche Volkslied vom Beginchen in Paris. Es ſcheint dasſelbe Lied zu ſeyn, welches Hoffmann horae belg. II. 11 leider nur in einem Bruchſtück mitgetheilt hat.

Ein zartes junges Mädchen in Paris hatte ſich einzig dem Heiland geweiht und bat ihre Mutter, eine Begnine werden zu dürfen. Vergebens ſtellte ihr die Mutter den harten Stand einer Begnine vor, das Kind ließ ſich nicht abhalten und lebte ſich ſo in Jeſu ein, daß ſie wie im magnetiſchen Rapport ſeine ganze Leidensbahn hindurch mit ihm litt. Da kam er zu ihr in ihre Kammer unerkannt als Bote Jeſu und wollte ſie belohnen. Aber das Kind wollte keinen Lohn, als nur mit Jeſu ſeine Armuth und Noth theilen. Du begreifeſt ja nicht, deutet Jeſus ihr an, was lieben heißt: ſo heftig werd ich dich minnen, daß dir dein Herz muß brechen! Da erwidert das Mägdlein: ich mag ihn nicht aus mir minnen, er ſelber wird mir die Kraft geben. Als er nun in allem ihre kindliche Unſchuld und Hingebung erprobt, nimmt er ſie mit ſich ins Himmelreich.

Sehr eigenthümlich iſt auch die kleine Legende vom zwölfjährigen Mönchlein, herausg. von Maurer v. Conſtant. Schaffhauſen 1842.

Eine Frau hatte ſieben Töchter, da betete ſie inſtändig um einen Sohn und wollte ihn ſündenlos halten. Nun gebar ſie einen Knaben, der von Jugend auf heilig und ſchon im zwölften Jahr ein Mönch war, und mit dem Chriſtkind ſpielte, alſo daß er von demſelben die wunderbaren Gaben des Geſanges ꝛc. immer mehr empfing, bis er, als zu gut für dieſe Erde, plötzlich ſtarb, vom Chriſtkinde ſelbſt unter dem Geſang der Engel abgeholt.

2.

Die Gedichte vom h. Graal.

Die Schüſſel, deren ſich der Heiland bei ſeinem letzten Abendmahle bediente, wurde ein Anhaltspunkt, an den ſich eine reiche Poeſie knüpfte.

Unter dem heiligen Graale wird der Stein (Smaragd) verſtanden, den der Erzengel Michael aus der Krone des Lucifers herausſtieß und der in der Luft hängen blieb, bis Chriſtus ihn zu ſeinem Abendmahlgefäß machte. Beim Tode des Heilands wurde die koſtbare Smaragdſchüſſel benutzt, um das Blut deſſelben darin aufzufangen und

ſpäter von Joſeph von Arimathia ins Abendland gebracht und auf dem Berge Montſalvatſch in den Pyrenäen in einem prachtvollen Bau, der zugleich Palaſt und Kirche und das Ideal der gothiſchen Baukunſt war, von Templeiſen (Tempelherren) bewacht. So berichtet das Gedicht von Titurel. Ueber den Namen Graal vgl. die ſämmtlichen Muthmaßungen bei San Marte, Wolfram II. 362. Gräße, Sagenkreiſe, 137. Am wahrſcheinlichſten leitet man den Namen von sang real (das königliche Blut Chriſti) her.

Die Sage vom Graal iſt im ſüdlichen Frankreich ausgebildet worden und gehörte als poetiſches Eigenthum den Tempelherren an, deren Idee und Tendenz in dem Graalsſagenkreiſe durchgeführt wird. Da in jener Zeit gerade die Artusromane Mode waren, ſo ſchloßen ſich die vom h. Graal denſelben äußerlich an. In Deutſchland wurden aber die franzöſiſchen Dichtungen vom Graal nicht blos überſetzt, ſondern auch ſelbſtſtändig erweitert und ungleich tiefſinniger behandelt.

Den übrigen Graalsdichtungen voran ſteht der Titurel. Vollſtändig iſt er nur in einer jüngeren Bearbeitung des Albrecht von Scharfenberg zu Ende des 13. Jahrhunderts vorhanden. Ein älteres Gedicht von Wolfram von Eſchenbach iſt nur Bruchſtück. Der Inhalt iſt (nach welſcher Quelle):

Senabor regierte als Heide zur Zeit, da Judas Chriſtum verrieth. Sein Sohn Parillo heirathete die Tochter des Kaiſers Veſpaſian und ließ ſich taufen, wurde aber von den Heiden vergiftet. Sein Sohn Titurisen rächte ihn, hatte aber von ſeiner Gemahlin Elizabel von Aragon keine Kinder. Da brachten ſie ein koſtbares Bild als Opfer nach Jeruſalem und gewannen dadurch ein Kind, das ſie Gott weihten. Das war Titurel, der ſchon früh die Heiden bekämpft und als Held und Weiſer bis ins 50. Jahr in keuſcher Reine lebt, immer noch mit dem Anſehen eines Jünglings. Da rief ihn ein Engel ab und brachte ihn nach Galicien auf den in unzugänglichem Gebirg über tiefe Wälder ragenden Berg Montſalvatſch (sauvage, wilder Berg), auf deſſen Gipfel er eine Burg mit einem kunſtreichen Tempel baute. Derſelbe war eine byzantiniſche Rotunde mit 72 achteckigen Chören; über je zwei derſelben erhob ſich außen ein gothiſcher Thurm. Das Gewölbe war im Spitzbogenſtyl aufgeführt, die bunten Fenſter nicht von Glas, ſondern von Edelſteinen, über dem Hauptgewölbe der Rotunde erhob ſich ein ungeheurer Thurm, die der Chöre weit überragend. Aus der Rotunde entwickelte ſich dann nach außen hin durch Länge- und Querſchiff der Kirche eine Kreuzform. Inmitten aber unter der Rotunde ſtand der

man nur eine deutsche Ansiedlung mit einer amerikanischen oder englischen. Da sind beinahe alle Häuser von gleicher Größe und einerlei Styl; wo man sich hinwendet, erblickt man Bequemlichkeit und Wohlstand, nirgends sieht man Reichthum oder Armuth. „Würden Sie wohl glauben," frug mich einst ein neuenglischer Advokat, der sich in Easton, einer Stadt in Pennsylvanien, gleichweit von New-York und Philadelphia entfernt, niedergelassen hatte, um die dort ansäßigen deutschen Getreidebauern und Müller über ihren Rechtszustand zu belehren, „würden Sie wohl glauben, daß in diesem Städtchen mehr als fünfzig Deutsche wohnen, wovon Jeder zwanzigtausend Dollars werth ist?" „Ja," fuhr er fort, „man sieht es diesen Deutschen nicht an, was sie zusammenscharren. Aber dafür arbeitet auch Alles, Vater, Mutter, Sohn, Tochter und das Gesinde. Wo wäre das bei uns Jankees möglich! Und dann können diese Leute so reich werden als möglich, sie geben deßwegen doch nicht mehr aus, wohnen in denselben Häusern, essen und trinken wie gewöhnlich und verändern nicht einmal ihre Kleidung! Unsern Krämern und Hausirern bleiben sie ganz und gar unzugänglich. Wo könnten die Mädchen und Weiber Zeit zum Putz finden? sie arbeiten ja den ganzen Tag wie das Vieh auf dem Felde. Es kann kein Mensch unter ihnen was verdienen, denn sie drehen jeden Thaler zehnmal um, ehe sie ihn ausgeben; nur auf ihr Vieh und auf ihre Scheunen verwenden sie etwas, und wenn sie nicht manchmal miteinander Händel kriegten, so könnten selbst wir Advokaten zusehen und vor langer Weile uns die Fingerspitzen saugen." „Aber sie sind doch ehrliche Leute und brave Bürger," unterbrach ich ihn. „Das sind sie," versetzte er, „und dafür gelten sie auch in der ganzen Union. Nur das Betteln mit vollen Taschen, was unter den letzten Eingewanderten so sehr um sich greift, sollten sie sich abgewöhnen."

Kommt man in eine neuenglische Niederlassung, so findet man die Häuser nicht, wie bei den Deutschen, aus Stein oder Backsteinen gebaut, dafür sind sie aber auch größer und haben von Weitem ein weit zierlicheres Ansehen. Eben so sind die Scheunen meistens nur aus Holz, deßgleichen die Kirche, das Schulhaus und die Marktstätte. Alles trägt die Spuren flüchtiger Entstehung oder scheint nur in einer Uebergangsperiode begriffen. Höchstens das Wirthshaus oder die Wohnung des Kaufmanns sind aus

ganze Tempel im Kleinen wiederholt und in ihn hinein als ins Allerheiligſte trugen die Engel den h. Graal, deſſen Hüter Titurel ſeyn ſollte.*) Der Graal ſelbſt (die Abendmahlsſchüſſel) war von dem Stein, der aus Lucifers Krone fiel, als er Gott widerſagte und Michael ihn mit dem Schwert über den Kopf hieb. Neutrale Engel, die ſich weder für Gott, noch den Teufel entſchieden, mußten den Stein in der Luft halten, bis Chriſtus erſchiene. Da brachten ſie ihn zur Erde und er wurde das Abendmahlsgefäß. Nachher ſchwebte er wieder, von Engeln getragen, in der Luft. Der Graal ſchwebte ſo lange glänzend in der Luft, bis der Tempel fertig war. In Schriftzügen war auf ihm zu leſen, was geſchehen ſollte, wodurch er alles regierte. Ja am Charfreitag kam eine Taube und legte eine Oblate auf den Stein, der dann alles gewähren konnte, was man flehte. Wer ihn anſah, blieb in dem Zuſtand, in dem er war. So konnte Titurel uralt werden und doch jung bleiben. 400 Jahre lang hütete Titurel den Graal in ſteter Jugend blühend, da wird ihm offenbart, er ſolle die ſchöne Richoude ehelichen. Nach 20 Jahren ſtarb dieſe und hinterließ ihm zwölf Kinder. Aus Trauer um ſie übergab Titurel die Hut des Graals ſeinem Sohne Fritumel. Dieſer ſtarb ebenfalls und die Hut übernahm ſein Sohn Amfortas. Als derſelbe ſich aber, dem Gebot des Graals zuwider, in die ſchöne Orgeluſe verliebte, wurde er von Gamoflanz im Kampf mit einem verzauberten Speer verwundet, daß die Wunde nie heilte und er nicht leben noch ſterben konnte, zur Strafe dafür, daß er des Graals nicht geachtet. Doch erhielt ihn der Anblick des Graals am Leben und er vertrieb ſich die Zeit mit angeln, als König pecheur (Fiſcher und Sünder). Er ſollte nur dann geheilt werden, wenn ein Unbekannter ihn nach der Urſache ſeines Leidens fragen würde. Das war bekanntlich Parcifal, von dem ein beſonderes Gedicht handelt. Das Hauptintereſſe in vorliegendem Gedicht wendet ſich vorher einer andern Seite zu. Des Amfortas Schweſter Tſchoiſiane war die reinſte und keuſcheſte Jungfrau, ſo daß ihr allein vergönnt war, den h. Graal in ihren Händen zu tragen, wenn er in Prozeſſion herumgetragen wurde. Sie heirathete den Kiot und ſtarb, indem ſie die ſchöne Sigune gebar. Dieſe wurde bei ihrer Tante Herzeloide mit dem jungen Tſchionatulander, Delphin von Graswaldane (Grenoble), auferzogen, und zwiſchen beiden Kindern entſpann ſich eine frühe Liebe, deren Schilderung beſonders in dem Wolframſchen Fragment reizend iſt. Als Herzeloide ihren Gemahl Gamuret im Kampfe verlor und aus Gram in eine Wildniß ging, folgten ihr die jungen Leute. Da fieng Tſchionatulander den Bracken Garbewias mit dem koſtbaren Seil oder Bande, deſſen Inſchrift kaum zu leſen, als der Hund ſich losriß. Sigune wollte ihn nun um jeden Preis wieder

*) Kaiſer Karl IV. ließ die Kreuzkapelle auf Karlſtein, wo er die böhmiſchen Reichskleinode bewahrte, im Kleinen nach dieſem Vorbilde bauen. Boiſſerée entwarf einen Grund- und Aufriß des Tempels in den Abhandl. der bayriſchen Akademie, 1835. I. 207.

haben. Nach vielen Kämpfen an Artus Hof und im Orient mit den Besitzern des Hundes gewann Tsch. das Seil, wurde aber, als er mit Sigune im Walde allein war, von dem früher von ihm besiegten Orilus überfallen und getödtet. Sigune hatte ihn so sehr geliebt, daß sie schon früher, so oft er von ihr schied, auf seine Bitte sich für ihn nackt ausgezogen hatte, damit er das reinste Bild ihrer Schönheit mitnehme. Als er todt war, konnte sie sich nicht von ihm trennen, sondern balsamirte seine Leiche ein und legte sie in die Zweige einer Linde, in die sie sich neben ihn hinsetzte und wie die Turteltaube klagte. So fand sie Parcifal. Endlich ließ sie sich bewegen, den Geliebten beerdigen zu lassen und selbst in eine Klause am Montsalvatsch als Einsiedlerin zu gehen.

Parcifal wurde nachher Hüter des Graales, wie in seinem Gedicht beschrieben ist, worauf er den Graal aus dem Abendlande wegführte und nach Indien versetzte, wo er der berühmte Priester Johannes in einer reinen Hierarchie wurde. Hier endet auch die ritterliche Eigenschaft der Templeisen, als Graalshüter gegen die Heiden zu kämpfen. Alles wird rein priesterlich. Die Reise des Graals hat viele Elemente der wunderbaren Geographie in sich (wie die des Montevilla). Parcifal findet in Indien den Priester Johannes schon in einem colossalen Priesterreiche vor, wird ihm aber durch die Schrift, die auf dem h. Graal erscheint, förmlich substituirt, wird selber der Priester Johannes und bleibt als solcher Hüter des Graals, nachdem auch sein Schloß und Tempel durch Wunder von Montsalvatsch nach Indien versetzt worden.

Sieht das nicht aus, wie der Sehnsuchtstraum eines Tempelherrn, der, den Untergang seines Ordens im Abendlande ahnend, sich nach dem fabelhaften Asyl im Oriente versetzt wünscht? — Ein altd. Gedicht vom Priester Johannes in einer Berliner Handschrift, unvollständig, s. Haupt, altd. Blätter I. 308.

Wolfram von Eschenbach hat nur die Liebesgeschichte Tschionatulanders und Sigunens hervorgehoben.

Dagegen hat derselbe Dichter in seinem größeren Epos Parcifal seine welschen Quellen benutzt, um aus eigenem Geist ein großes Ganze darauf zu bauen. Ueber sein Verhältniß zu den Quellen lese man Simrocks ausgezeichnete Forschung in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Parcifal. Hier wird die Originalität Wolframs in den Grundzügen des mystischen Gedichts nachgewiesen. Ich kann hier den höchst reichen Inhalt nur kurz zusammenfassen:

Gamuret, der keinem Herrn als dem höchsten dienen wollte, rettete im Mohrenland eine schwarze Königin und fand sie in ihrer Rubinenkrone so schön, daß er einen Sohn mit ihr zeugte, Namens Feirefiz, halb schwarz wie die

Mutter, halb weiß, wie der Vater. Darauf rettete er in Spanien die schöne weiße Königin Herzeloide und zeugte mit ihr den Parcifal, fiel aber bald darauf im Kampfe. Da zog Herzeloide mit ihrem Knaben in die Wildniß, wo er wild aufwuchs. Im Walde sangen die Vögel so schön und weckten ihm wunderbare Sehnsucht. Da wollte die Mutter alle Vögel tödten lassen, aber der Knabe bat für sie. Einmal sah er einen Ritter und hielt ihn für Gott, der Ritter aber lachte und sagte, auch er solle einst ein Ritter werden und darum zum König Artus gehen. Nun hatte der Knabe keine Ruhe mehr und wollte durchaus fort. Die kluge Mutter aber hoffte ihm die Fahrt zu verleiden, indem sie ihn wie einen Narren anzog und ihm lauter verkehrte Lehren gab, damit er überall ausgelacht, mißhandelt und zu baldiger Rückkehr veranlaßt würde. Unter anderm hatte sie ihm gesagt, er solle bei Frauenzimmern dreist seyn und ihnen gleich Ring und Kuß rauben. Als er nun die schöne Jeschute in ihrem Zelte schlafend sah, that er, wie die Mutter ihm befohlen, was Jeschutes Gemahl Orilus tödtlich gegen ihn erbitterte. Parcifal war unterdeß weiter geeilt und der rothe Ritter Ither, der dem König Artus seinen goldnen Becher gestohlen, denselben in den Schooß der Königin ausgeschüttet und frech alle Ritter der Tafelrunde zum Kampfe gefordert, hatte ihm höhnische Grüße an Artus Hof aufgetragen. Man kann sich denken, wie nun Parcifal mit solchen Grüßen und in seiner Narrentracht bei Hofe empfangen wurde. Allein er machte alles wieder gut, indem er trotz seiner elenden Bewaffnung eben jenen rothen Ritter im Zweikampf überwand. Darauf unterrichtete ihn der alte Ritter Gurnemanz in allen ritterlichen Sitten und Tugenden. — So veredelt fand Parcifal die schöne Prinzessin Konduiramur, gegen die er die bescheidenste Zurückhaltung beobachtete, bis sie selbst heimlich zu seinem Bette kam und ihn beschwor, sie von dem ihr aufgedrungenen Bräutigam Klamide zu befreien. Das that er und empfing nun selbst die Hand der geliebten Prinzessin. Nun ergriff ihn aber unwiderstehliche Sehnsucht, seine Mutter wiederzusehen, und er ritt zu ihr. Unterwegs aber verirrte er und gelangte auf das Schloß Montsalvaz, wo der heilige Graal von den Templeisen gehütet wurde. Gastlich empfangen sah er staunend, wie eine wunderschöne Jungfrau das strahlende Gefäß vor dem in Pelz gehüllten siechen König Amfortas niedersetzte, aber von Gurnemanz belehrt, daß man nie ungefragt reden dürfe, wagte er nicht zu sprechen und alles blieb ihm ein Geheimniß, bis er auf der Weiterreise die unglückliche Sigune fand, die auf den Zweigen eines Baumes den Sarg ihres geliebten Tschionatulanders hütete, und die ihm sagte, wo er gewesen und daß Amfortas sein eigner Oheim, die herrliche Jungfrau aber, die den Graal getragen, Konduiramurs Schwester sey und daß er den siechen König hätte erlösen können, wenn er ein Wort gesprochen hätte, nun könne er aber nie wieder dahin kommen. Tief traurig darüber, durch sein Schweigen auf dem Schlosse so viel versäumt zu haben, ritt er weiter und fand Jeschute wieder, die Orilus unterdeß schlecht behandelt hatte, die er nun aber wieder

mit ihm versöhnte. Immer noch in sich gekehrt weiter reitend sah er, wie ein Falke eine Gans verfolgte und packte und drei Blutstropfen fielen in den frischen Schnee. Beim Anblick der rothen und weißen Farbe trat ihm nun Kanduiramurs Bild vor die Seele, und in ihre Erinnerung versunken blieb er, auf die Lanze gelehnt, vor den drei Blutstropfen stehen, starr und ohne etwas anderes um sich zu merken. So sahen ihn Ritter von Artus Hofe und glaubten, er harre hier auf einen Gegner und fordere die Tafelrunde heraus. Er mußte auch wirklich mit einem Ritter kämpfen und warf ihn nieder. Da erkannte ihn Gawain und brachte ihn an den Hof.

So war er denn durch den weisen Rath des Gurnemanz nicht weniger getäuscht worden, wie früher durch den thörichten der Mutter. Aber bei seiner Abhängigkeit von andern war er doch zu Höherem bestimmt, als Gawain, den der Dichter als seinen Gegensatz behandelt, als einen durchaus praktischen, auf sich selbst stehenden Mann, der kämpfend viel erringt, aber doch nicht das Höchste. Die Abentheuer Gawains übergehe ich hier.

Parcifal konnte den Kummer und Verdruß nicht überwinden, und irrte unstet umher; da begegnete ihm einmal ein Greis und frug: was er in Waffen wolle an einem so heiligen Tage? Parcifal antwortete, er kümmere sich um Gott nicht, da Gott ihn auch verlassen habe. Der Greis aber sprach ihm ernst ins Gewissen, es sey Charfreitag, und Parcifal wurde zum erstenmal von tiefer Gottesfurcht ergriffen, legte die Waffen ab und beichtete. In der Beichte aber bekannte er, zwei Sachen drücken ihn schwer, daß er den Graal nicht gewonnen und daß er sein Weib verloren habe. Das letztere entschuldigte der Greis, über das erstere aber belehrte er Parcifal ernst. Der h. Graal, sprach er, sey der herrlichste Edelstein in der Krone Lucifers gewesen, als dieser aber von Gott sich losgesagt, sey der Stein aus der Krone gefallen und habe zwischen Himmel und Erde geschwebt, bis Christus gekommen sey. Alsdann habe der hohle Stein als Abendmahlsgefäß gedient, und Joseph von Arimathia habe in dasselbe Gefäß das Blut des Heilandes am Kreuze aufgefangen. Daher komme jeden Charfreitag eine weiße Taube und lege eine Oblate auf das Gefäß und wer diese besitze, könne über die ganze Welt gebieten. Auch lese man auf dem Gefäß die Namen derer, die dem Graal dienen, und derer, die aus den Dienern des Graals Könige werden sollen. Engel hätten das Gefäß dem König Titurel gebracht, der ihm auf Montsalvaz einen Tempel und die Templeisen als Ritter des Graals gestiftet habe, die als geheime Gesellschaft in die Geschicke der Welt mächtig eingreifen. Der Enkel des Titurel aber, Amfortas, der gegenwärtige Herr des Graals, sey von einer giftigen Lanze verwundet unheilbar siech, ohne sterben zu können, bis ein Ritter nach Montsalvaz komme und unaufgefordert nach der Ursache seines Siechthums fragen würde. Derselbe Ritter sollte dann auch Amfortas Nachfolger und Herr des Graals werden. So der Greis, der ihm auch den Tod seiner Mutter meldete und dessen Erzählung den armen Parcifal freilich nicht trösten konnte, sondern

nur in noch tieferes Leid ſtürzte. Da traf er auf Feirefiz; ohne daß beide wußten, ſie ſeyen Brüder, kämpften ſie auf Leben und Tod. Feirefiz beſaß einen Talisman, der ihm übernatürliche Kräfte gab, Parcifal aber richtete in der höchſten Gefahr ſeine ganze Seele auf Gott und ſiegte. Da erſchien eine Botin des Graals und verkündete ihm, durch ſein Gottvertrauen ſey alle Schuld von ihm genommen. Beide Brüder zogen nun vereint nach Montſalvaz und hier machte Parcifal alles wieder gut, was er das erſtemal verſäumt, ſtellte dem Oheim Amfortas die erforderliche Frage und wurde Herr des Graals. Da zog Kanduiramur mit den beiden Knaben, die ſie unterdeß geboren, zu ihm und ruhte unterwegs auf derſelben Stelle, wo Parcifal einſt die drei Blutstropfen geſehen, und er, ihr entgegenkommend, fand ſie dort. Sein älteſter Sohn wurde der berühmte Lohengrin. Feirefiz aber heirathete die ſchöne Graalsträgerin Urepanſe, Kanduiramurs Schweſter, nachdem er getauft worden, denn ſo lange er noch Heide war, konnte er den h. Graal nicht einmal ſehen, obgleich er vor ihm ſtand. Aus dieſer Ehe entſprang der berühmte Prieſter Johannes.

Das poetiſche Motiv in dieſem ſchönen Gedicht iſt ohne Zweifel der echt germaniſche gemüthliche Charakter des Helden, das Bewußtloſe, die Hingebung an Andre, die dennoch die tiefſte und gediegenſte Kraft verbirgt, im Gegenſatz gegen das weltgewandte und ſtets bewußte Weſen der Romanen. Zugleich iſt Parcifal das Ideal eines Tempelherrn oder geiſtlichen Ritters, in dem das Heldenthum gänzlich dem Höheren und Göttlichen zugewendet ſeyn ſoll.

Sehr merkwürdig iſt die altdeutſche Legende vom h. Rock Chriſti. Dieſe berühmte Reliquie des Heilandes, deren Ausſtellung zu Trier im Jahr 1844 über eine Million Wallfahrer herbeirief, wurde unter Kaiſer Max I. im Jahr 1512 ebenfalls öffentlich zur Schau geſtellt, bei welchem Anlaß zum erſtenmal die Legende des h. Gewandes im Druck erſchien. Es iſt ein altdeutſches Gedicht, aus dem 12. Jhd., handſchriftlich noch in Straßburg erhalten und durch von der Hagen aus Anlaß des Trierer Feſtes 1844 neu herausgegeben. Darin heißt es:

Maria ſpann und webte den Rock aus der Wolle eines Lammes. Nach dem Tode des Heilandes gab ihn König Herodes einem alten Juden zum Lohn für zweiunddreißigjährige Dienſte. Da aber der Jude die Blutflecken nicht auswaſchen konnte, befahl Herodes, den Rock in einem Steinſarge ins Meer zu verſenken. Hier brach ein Siren ihn auf, der Rock trieb an den Strand und lag da neun Klafter tief neun Jahre lang, bis der Pilger Tragemund, der 72 Königreiche kannte, auf dem Wege zum h. Grabe ihn fand. Weil

aber auch er die Blutflecken nicht auswaschen konnte, warf er ihn ins Meer, wo ein Wallfisch ihn verschlang und wieder acht Jahre lang trug. Schluß der Einleitung oder ältern Geschichte des Rocks. Nun erst beginnt die Sage vom Orendel. König Eigel von Trier hatte drei Söhne. Einer derselben, Orendel, flehte Marien um gute Ritterschaft und seinen Vater um ein Weib an. Da aber Eigel in der Nähe kein würdiges Weib wußte, wies er seinen Sohn an die Bride (im alten Druck auch Brigida genannt), Herrin des h. Grabes, das schönste aller Weiber. Orendel ließ 12 goldene Sporen machen, wovon er nur ein Paar behielt, und nahm acht Könige und 9000 Ritter auf 72 Schiffen mit. Sie schifften Mosel und Rhein hinunter ins Meer, geriethen aber ins Klebermeer, wo sie drei Jahre fest lagen, bis Orendel Marien um Hülfe bat, die sofort einen Sturm sandte, der sie wieder flott machte. Sie kamen nach Großbabylonien, wo ihnen König Belian den Weg verlegte, den sie aber, obgleich er über 72 Könige herrschte, zurückschlugen. Dann besuchten sie das h. Grab. Allein durch einen Sturm gingen sie alle im Meer unter, außer Orendel, der nackt ans Ufer geworfen wurde. Hier diente er dem Fischer Eise und fing den Wallfisch, in dessen Bauch er den h. Rock fand. Eise aber ließ ihm den Rock nicht, sondern wollte ihn verkaufen. Auf sein Gebet aber schickte ihm Maria durch den Engel Gabriel 30 Goldstücke, wofür er den Rock kaufte, um darin, als in einem unverwundbaren Harnisch wider die Heiden zu streiten. Gleichwohl fiel er in die Hände eines Riesen, der ihn über einen Berg trug und in einen tiefen Kerker warf, aus dem ihn aber Gabriel wieder frei machte. Nun kam er wieder zum h. Grabe und gerieth unter die Tempelherrn, die dort der schönen Bride dienten. Sie selbst erschien auf der Zinne im Zobelmantel, strahlend von Schönheit, unter zwölf Jungfrauen. Zwei Heidenkönige und Brüder, Marzian und Sudan, warben um sie und spielten Schach. Da nahte ihnen Orendel und bat um ein Roß und Rüstung. Marzian gab ihm aus Scherz das wildeste schwarze Roß, das drei Männer nicht bändigen konnten. Allein er bestieg es leicht und tödtete im Waffenspiel den Sudan und viele andere, worauf Marzian entfloh. Die Tempelherrn wurden aber neidig auf Orendel und bestellten den ungeheuren auf einem Elephanten reitenden Riesen Metwin (Mentwein, Ertwein), allein Orendel tödtete ihn. Neun Riesen wurden gegen ihn aufgeboten, aber Bride gab ihm ihres Vaters David gefeytes Schwert und damit jagte er die einen ins Klebermeer, die andern ins Wetterische Meer, die dritten in den wüsten Wald. Bride hatte unterdeß für ihn am h. Grabe gebetet. Nach seiner siegreichen Rückkehr wollte sie sich mit ihm vermählen, aber der Engel Gabriel gebot ihnen die Jungfrauschaft und so lagen sie im Bett zusammen, das Schwert zwischen sich, da kam aus der Wüste abermals ein Riese Pellian mit unzählbaren Schaaren, und diesmal kämpfte Bride an Orendels Seite und beide siegten, erschlugen die einen, fingen und tauften die andern. Da kam der Fischer Eise und forderte seinen Knecht zurück. Bride aber machte

ihn zum Herzog und ſetzte ihn zum Hüter des h. Grabes. In einem neuen Kampf mit den Heiden wird Orendel bei der Belagerung von Weſtval gefangen, indem man ihn mit Haken hineinzieht. Der Zwerg Alban will Bride heimlich zu ihm führen, als er ſie aber zu überwältigen trachtet, tritt ſie ihn unter die Füße. Nun bringt er ſie zu Orendel, ſperrt aber beide ein. Beide werden jedoch durch Gabriel wieder befreit. Nachdem ſie alle Feinde beſiegt, laſſen ſie die getauften Heidenkönige Elemi und Surian als Hüter des h. Grabes zurück und ziehen, unter Geleit des Eiſe, zur See heim nach Trier. Aber kaum haben ſie hier ihren Triumphzug gehalten, ſo träumt beiden, das h. Grab ſey durch der Hüter Verrath verloren. Sie kehren alſo wieder um, nur den h. Rock in Trier zurücklaſſend. Nachdem ſie zu Acre gelandet ſind, geht Bride allein als Pilgerin voran zum h. Grabe, wird aber erkannt und dem König Meinold von der Wüſte Babylon zur Minne überliefert, deſſen Diener Princian ſie entkleidet und geißelt. Orendel und Eiſe wollen ſie befreien, werden ſelbſt gefangen, aber durch ihr treues Heer, das Maria durch eine Taube unterrichtet, befreit. Noch einmal wird Bride vom König Wolfhart gefangen und ſoll zu ſeiner Minne gezwungen werden, als ein Schlaftrunk den König lähmt, dem das Haupt abgeſchlagen wird. Bride erobert nun Jeruſalem wieder, als ſie ſich aber mit Orendel vermählen will, verbietet es ihr der Engel für immer, verkündet ihr ihren nahen Tod und führt ihre Seele, mit der des treuen Eiſe, gen Himmel.

Zu dieſer merkwürdigen Dichtung iſt ohne Zweifel ein heidniſcher Mythus (vgl. Saro, Geſch. III. 48. Grimm, D. M. 348. Uhland, Sagenforſchungen 47) benutzt, aber bis zur Unkenntlichkeit umgedichtet worden.

3.

Allegoriſche und myſtiſche Dichtungen.

Die eigentlichen kirchlichen Lehrgedichte, eine geniale Auslegung des Vaterunſers des Heinrich von Krolewitz im 13. Jahrhundert, ein Gedicht vom Glauben, eine Auslegung der zehn Gebote, der Mißbräuche ꝛc. gehören nicht zur Poeſie. In den allegoriſchen Dichtungen ſchafft die Phantaſie ſchon ſelbſtſtändiger.

Man liebte Glaubens- und Sittenlehren in die Allegorie einzukleiden. Daraus entſtanden allerdings viele langweilige Lehrgedichte, in denen trotz Verſen und Sinnbildern doch keine Wärme, kein poetiſcher Lebenshauch war; allein auch ſehr tiefſinnige, in denen die Myſtik der Poeſie

vermittelt wurde. Zunächst hielten sie sich an die große christliche Grundidee der Welterlösung. Maaßgebend ist in dieser Beziehung das Gedicht von Gottes Zukunft, welches Heinrich von Neuenstadt um das Jahr 1300 dem Anticlaudian des Alanus ab insulis aus dem 12. Jahrhundert nachdichtete. Hier vereinigen sich die Natur, die Tugenden und die Künste, um der Weisheit den Wagen zu schirren, auf dem sie gen Himmel fährt, um Gott zu bitten, er möge sich der bösen Welt erbarmen. Gott thut es und nun gehen sämmtliche Tugenden in den reinen Leib der Jungfrau über. Nun folgt die Verkündigung, die Geburt, Leben und Leiden des Herrn, alles im Hymnenton, indem der Dichter sich nie in die epischen Einzelnheiten vertieft, sondern immer in seinem Gefühl und Bewußtseyn das große Endziel festhält. Daher auch am Schluß die prachtvollste danteske Entschleierung des irdischen Verderbens, der Sündenfolgen, der Höllenpein und der teuflischen Häßlichkeit, und andrerseits die zweite Herkunft des Herrn, um den Antichrist zu überwinden.

Diese großartige und objective Auffassung blieb lange vorherrschend, ehe die mehr kleinliche und subjective obsiegte. Der Einzelne verlor sich im großen Ganzen seiner Kirche und dachte weniger an sich. Erst nach und nach begann die egoistische Mystik, welche Gott und die Welt nur auf das Ich bezog.

Im „Buch der Maide" des Heinrich von Müglin in einer Heidelb. Handschrift wird der Gedanke durchgeführt, alle Tugenden kommen aus Gott und die Natur habe kein Recht, sich dessen zu rühmen, was sie dem Menschen gegeben. Zuerst streiten die Künste vor Kaiser Karl IV., dann die Tugenden vor der Theologie um den Vorzug, und die letztere entscheidet: Im Anfang war nur Gott, da Gott die Natur geschaffen hat, ist, was Tugend in ihr ist, auch aus Gott.

Die gesammte Christenheit oder die Kirche wurde gedacht unter dem Sinnbild eines Wagens mit vier Rädern. Diese Räder werden in einem Gedicht des Wernher vom Niederrhein (herausgegeben von W. Grimm 1839) gedeutet als die Hauptmomente im Leben Christi, später als Evangelien, Cardinaltugenden ꝛc. Der Wagen wurde besonders in der späteren Jesuitenpoesie unzähligemal als Triumphwagen der römischen Kirche über die Trophäen der Ketzerei geführt. — Ein zweites sehr beliebtes

Sinnbild war das Schiff. Man verglich die Kirche mit der Arche Noahs im Meer der Sünden.

Die Tugenden werden allegoriſch aufgefaßt als Blumen im Kranze der h. Jungfrau, oder der h. Martina (in den ihnen gewidmeten Dichtungen), oder als Blumen, die auf dem Wege zum Himmel wachſen (in dem niederrh. „Kranz göttlicher Liebe“, in Schade's geiſtl. Gedichten S. 225 f.); oder als Edelſteine in der Krone der h. Jungfrau (in vielen Marienliedern); oder als Stufe einer Treppe zum Heiligthum (in den „ſieben Graden“ einer Heidelb. Handſchrift).

Die Laſter oder Todſünden wurden eben ſo allegoriſch behandelt. Ihrer gedenken am öfteſten die ſ. g. Beichtſpiegel. Noch einfach werden die ſieben Todſünden aufgezählt und vor ihnen gewarnt in einem altd. Gedicht bei Mone, Schauſpiel I. 324. Vgl. Graffs Diutiska I. 292 f. Tugenden und Laſter kämpfen mit einander als Amazonen in der Handſchrift der Herrad von Landsberg in Straßburg. Auch als die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen ſtehen ſie ſich oft gegenüber. Als der alte Landgraf Friedrich der Gebiſſene von Thüringen einmal (1322) einem ſolchen Schauſpiel von den klugen und thörichten Jungfrauen zuſah, wurde er ſchwermüthig, weil den letzteren keine Gnade von Gott widerfuhr, obgleich in dem Schauſpiel Maria ſelbſt für ſie bat. Nach einer Erfurter Chronik bei Menken, scriptt. III. 326. Ueber die Scenerie ſolcher Schauſpiele, die im 15. Jahrhundert immer mehr Perſonen und Zeit erforderten, daß ein Stück mehrere Tage hinter einander dauerte, ſ. Devrient. Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt I. 35 f.

Das „Gnaiſtli“ heißt ein altdeutſches Gedicht in v. Laßbergs Liederſaal III. Nr. 178. Gnaiſtli = der Funken, weil es zur Tugend anfeuern ſoll. Es iſt übrigens eine kalte Allegorie, ein Streit zwiſchen den ſieben Todſünden und den ſieben guten Werken. Die Liebhaberei an Wettſtreiten culminirte in dem im 15. Jahrhundert ſehr beliebten, zuerſt 1472 gedruckten Prozeſſe Belials wider Chriſtum.

Von den Gebeten ſteht ein ſchönes Gleichniß in den altd. Gedichten, die v. Laßberg in ſeinem Liederſaal herausgegeben hat, III. Nr. 233. Ein Einſiedler empfing täglich von einem Engel Weintrauben, bemerkte aber nach einiger Zeit, daß die Beeren daran bald überreif, bald noch unreif waren und ſtellte den Engel deshalb zur Rede. Dieſer aber ſagte: bete

nur immer zur rechten Zeit, dann werden die Beeren weder zu frühe noch zu ſpät reifen.

S. Hildegard, Gräfin von Spanheim, Aebtiſſin von Bingen, † 1180, ſchrieb lateiniſche Viſionen und Prophezeihungen. Wie früher die heidniſche Veleda in ihrem einſamen Thurme, ſo wurde ſie in ihrem Kloſter von den Mächtigſten der Erde aufgeſucht und um Rath gefragt. Die Kaiſer und Päpſte ſchrieben an ſie, der h. Bernhard beſuchte ſie ꝛc. Schon als Kind wurde ihr Inneres erleuchtet und ſie ſchaute ferne und zukünftige Dinge.

Unter anderm ſagte ſie die künftigen großen Kriſen der Kirche, die Reformation ꝛc. vorher. Ihre unter dem Namen Scivias niedergeſchriebenen Viſionen enthalten durchaus Symbola, d. h. ſie ſieht einen Feuerberg, das iſt die Stärke Gottes. Sie ſieht unzählbare Lichter, das ſind Selige. Sie ſieht die Morgenröthe, das iſt das Blut des Mittlers in die Welt ergoſſen, um ihre Finſterniß zu tilgen und ihr Licht zu bringen. Sie erblickt im durchſichtigen Leibe des Weibes den menſchlichen Embryo ſchillernd in allen Farben des Chamäleons, das iſt des Menſchen wechſelvolles Weſen (I. 4. Viſion). Drei Fenſter im Monolithen (aus einem einzigen Stein erbauten Thurm) der Kirche, drei Lichter oder Strahlen ꝛc. ſind die Dreieinigkeit. In der ſechsten Viſion des zweiten Buchs badet die Braut Chriſti unter dem Kreuz im Blut, das aus der Seitenwunde des Gekreuzigten fließt; das iſt allegoriſch der Genuß des h. Abendmahls. Die Sinnlichkeit erſcheint als ein gräulicher funffach gegürteter Wurm. In der erſten Viſion des dritten Buchs erſcheint Gott als der herrlichſte durchlauchtigſte Jüngling, in ſeiner Bruſt von den köſtlichſten Edelſteinen umgeben, wie ſein innerſtes Herz tragend — einen ſchlechten Lehm, den Menſchen. In der fünften erblickt die Seherin ein rieſenhaftes Haupt, von Zorn geröthet und gerunzelt, mit drei ungeheuren Augeln, die es grimmig bewegt, jedoch ohne Rumpf. Das iſt der Zorn Gottes. In mehrern Viſionen wiederholt ſich das Bild einer Säule, welche Gott bedeutet, mit einer Treppe, die zu ihr führt, worunter die Stufen der Tugenden verſtanden werden; doch ſind es nur die gleichſam weiblichen Tugenden der Demuth, Liebe, Gottesfurcht, Hoffnung und Keuſchheit nebſt dem Gehorſam und Glauben, während die männlichen Tugenden als ſtarke Bollwerke untergebaut ſind: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Heiligkeit. Endlich ſah ſie einmal das ganze jüngſte Gericht, die Auferſtehung der Todten und wie Chriſtus unter ſie tritt. Zu Wiesbaden befindet ſich eine Handſchrift der Viſionen mit ſchönen Miniaturen. Auch ſchrieb ſie mehrere Leben der Heiligen. Ueber die Ausgaben ihrer Schriften ſiehe Gräfe, Literärgeſchichte II. 2. 140. Eine kurze Biographie und Ueberſicht über alles die Heilige betreffende Literariſche in „die heilige Hildegard“ von Dahl. Mainz 1832.

Backsteinen erbaut, gleichsam als Beweis, daß der größte Theil der Einwohner noch auf der Reise ist, oder daß diejenigen, welche dort ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben, einen großen Theil ihrer Bedürfnisse durch Vermittelung des Handels aus der Ferne beziehen. Wie gänzlich verschieden von dieser ist dagegen eine deutsche Ansiedlung. Da ist Alles auf Jahrhunderte gebaut. Die Häuser sind klein und unbequem, aber von Stein; Kirchen und öffentliche Gebäude jeder Art sind, als ob sie von längst verstorbenen Generationen herrührten; kurz, das Ganze sieht aus, als ob es eine Geschichte hätte und noch künftigen Geschlechtern dienen sollte. Ueberhaupt sind die Neu-Engländer, wie schon Washington Irving bemerkte, mehr die Schanzgräber (Pioneers) der Civilisation, während die Deutschen, wohin sie sich wenden, immer gleich Posten fassen.

Was den Fortgang der Deutschen in den Vereinigten Staaten noch besonders bezeichnet, ist, daß er zwar langsam, aber immer gleichförmig ist, und daß verhältnißmäßig nur Wenige zurückbleiben. Wenn man in eine amerikanische Stadt kömmt, so wird man oft stundenlang mit den Biographien der Reichen unterhalten, auf welche die Amerikaner mehr Gewicht zu legen pflegen, als die Franzosen auf ihre Schauspieler oder die Engländer auf ihre Parlamentsredner. Da hört man nichts als von glücklich ausgeführten Spekulationen, klug angelegten Plänen und dergleichen; wie ein Herr A bei dieser Gelegenheit 100,000 Thaler gewann, wie B bei einer andern den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen legte u. s. w. Allein man beschaue nun auch die Kehrseite dieses Bildes. Man frage, wie viele Familien durch ähnliche Spekulationen unglücklich geworden sind? wie mancher ehrliche Mann, der, hätte er es darauf angelegt, durch Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden, ein anständiges Vermögen erworben hätte, statt daß er jetzt mit Weib und Kindern in den Urwäldern des Westens kümmerlich eine Wohnstätte sucht!

Von drei Kaufleuten, welche in Boston oder New-York einen Laden oder eine Schreibstube öffnen, kann man annehmen, daß einer im Laufe der ersten zwei Jahre fallirt, und daß das Falliment des zweiten in weniger als einem Jahre nachfolgt. Dies bedeutet freilich weniger in einem Lande, wo man gewöhnt ist, heute in einem Geschäft Bankerott anzusagen und morgen wieder

Nach einem altdeutſchen Gedicht Barlaam und Joſaphat von Rudolf von Montfort und in den gestis Romanorum Nr. 168 macht Barlaam vom menſchlichen Leben folgendes Bild.

Ein Menſch fürchtet ſich vor einem Einhorn und fällt in einen Abgrund. Da hält er ſich an einem Baum, zu deſſen Füßen aber lauert in einem Brunnen ein Drache mit offnem Rachen auf ihn, und eine weiße und ſchwarze Maus bewegen des Baumes Wurzeln, daß er wankt, und vier Vipern verpeſten die Luft mit ihrem Athem. Aber oben aus dem Baum fließt Honig, von dem er ſo viel genießt, daß er alle Gefahr über der Süßigkeit vergißt, dann aber in den Rachen des Drachen hinabſtürzt. Vgl. Wiener Jahrbücher VI. 174. Grimm altd. Wälder I. 77. Das Einhorn iſt der Tod, der Abgrund die Welt, der Baum das Leben, die Mäuſe ſind Tag und Nacht, die Vipern ſind die Elemente, der Honig iſt die Verlockung dieſer Welt, der Rachen unten die Hölle.

Sehr beliebt waren ſchon in der erſten Hälfte des Mittelalters die Vorſtellungen vom Weltende, vom Antichriſt und vom jüngſten Gericht. Dem deutſchen Volke war die Erinnerung an das Weltende nach heidniſchen Begriffen noch tief eingeprägt. Nach der Edda ſollen im ſ. g. Götterrauche alle Menſchen und Götter, Erde und Himmel untergehen und dann ein neuer Himmel und eine neue Erde unter der Herrſchaft des weißen Baldur beginnen. Daß dieſer mit dem „weißen Chriſt“ identificirt und der Uebergang zum Neuen als Bekehrung zum Chriſtenthum aufgefaßt wurde, iſt höchſt wahrſcheinlich. Deshalb nun lebte die Erinnerung an den Götterrauch fort, und konnte in einem altd. Gedicht Muspilli des 9. Jahrhunderts (ſ. oben S. 220) in die chriſtliche Vorſtellungsweiſe übergehen. Daher auch die vielen aus den folgenden Jahrhunderten erhaltenen deutſchen Gedichte vom Entchriſt und vom jüngſten Gericht und ſeinen 10 oder 15 Vorzeichen. Vgl. Wackernagel, Geſch. der deutſchen Literatur S. 160. Hoffmanns Fundgruben I. 127 f. II. 80 f. Haupt, Zeitſchr. I. 117. III. 523.

Daſelbſt VI. 372 ſteht noch ein Gedicht, wornach der Entchriſt vom Teufel mit einem Weibe übernatürlich gezeugt zu Babylon, im Centro der widerchriſtlichen Welt, aber geboren zu Bethlehem, wie Chriſtus, dieſen nachäfft, ſich für ihn ausgibt und von den Juden für den längſt erwarteten Meſſias gehalten wird. Des Antichriſt wird oft auch in andern Dichtungen gedacht, ſo im Leben der h. Martina, des Hugo von Langenſtein, im Renner (5100), wo er alle Schätze unter der Erde findet und zur Beſtechung der Sinne benützt.

In einem geiſtlichen Schauſpiel bei Mone I. 265 f. befiehlt Gott dem Teufel, die Verdammten am Weltende in die Hölle zu führen und recht zu quälen. Da kommt Maria mit den zwölf Apoſteln fürbittend. Der Herr gibt aber nicht nach und befiehlt, die Hölle ſoll nimmer aufgethan werden. Noch ſpricht Maria, aber der Schluß fehlt. In einem ſehr alten lat. Schauſpiel bei Pez, thes. II. 3. 185 unterwirft ſich der Antichriſt alle Kaiſer und Könige der Erde, die ſich jedoch nach ſeinem Sturz raſch bekehren, um am Himmelreich Antheil zu haben.

In einem Gothaer alten Druck (Jacobs und Ukert, Beiträge I. 114 f. vgl. das compendium theologicae veritatis in Alberti M. op. Lugd. 1651. XIII.) hauſt der Antichriſt zuerſt im üppigen Babel, kommt nachher aber nach Jeruſalem, iſt ein großer Zauberer, läßt aus einem Ei einen Rieſen, aus einem Baum einen Hirſch hervorgehen ꝛc. Enoch und Elias predigen vergebens gegen ihn. Endlich will er vom Oelberg in den Himmel fahren, aber der Engel Michael ſchmettert ihn mit dem Schwert nieder und der Teufel zerrt ihn in die Hölle. Seine Diener leben in Ueppigkeit fort, bis ſie von Enoch und Elias bekehrt werden.

In einem Faſtnachtsſpiel des 15. Jahrhunderts kehrt die Satire das Verhältniß um und läßt den Antichriſt ſiegen und ein Reich der Sinnenluſt und Weltlichkeit gründen. Bei Keller Nr. 68.

Wie es in der Hölle ausſieht, davon melden mehrere, ſchon alte Viſionen.

Die Visiones S. Wettini, eines Mönchs in Reichenau aus dem 9. Jahrhundert, der in Himmel und Hölle entzückt wurde, in lat. Verſe gebracht von Walafrid Strabo und in Proſa von Hatto. Vgl. Gräße, Lit. Geſch. II. 1. 137. Die Hölle iſt ganz voll Feuer und Rauch. Im Himmel geht der Seher durch Chöre von Kindern und Jungfrauen, Rittern, Märtyrern ꝛc. zu Gottes Thron. — Noch größern Ruhm erlangte die Viſion des iriſchen Ritters Tundalus, im 11. Jahrhundert zweimal in deutſche Verſe übertragen, niederdeutſch und von Alber (die letztere Ueberſetzung bei Hahn, Gedichte 41 f.) im 12. Jahrhundert. Der Ritter ſinkt in tiefen Schlaf und durchreist dann Hölle und Himmel. Dante hat aus dieſer Viſion geſchöpft.

Visio S. Philiberti, lat. Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, auch in deutſchen Verſen aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Karajan. Nichts als ein Dialog zwiſchen Leib und Seele, nachdem ſie im Tode getrennt worden. Beide ſchieben einander die Schuld des Verderbens zu. Die Teufel lachen dazu. In der deutſchen Bearbeitung iſt die Sache unnütz in die Länge gedehnt. Der einfache lateiniſche Dialog iſt geiſtreicher. Das Geſpräch muß ſehr berühmt geweſen ſeyn, denn es iſt noch lange und oft nachgeahmt und des breitern in faſt allen Sprachen wiederholt worden.

Das ausführlichſte und durchdachteſte Gedicht vom Weltende ſchrieb Heinrich Heſler im 13. Jahrh. Vgl. von der Hagen, Germania X. 81 f.

Es iſt zwar überaus breit, geſchwätzig und voll allegoriſcher Erklärungen der apokalyptiſchen Bilder, was alles beſſer in Proſa geſagt ſeyn würde; allein am Schluſſe weicht das Gedicht etwas freier von der Offenbarung Johannis ab und ſchildert insbeſondere die Wiederkunft des göttlichen Retters und Rächers ſehr feurig und lebendig. Der Antichriſt muß nicht nur unterliegen, ſondern Chriſtus zieht auch mit ſeinen heiligen Schaaren aus, um alle verlornen Länder wieder zu erobern. Er wird hier ganz Ritter, das Ideal des Kreuzritters. So ſollten die Kreuzfahrer ſich einbilden, unter Chriſti Fahne den ganzen Orient zu erobern. Als das große Werk vollbracht iſt, ſchließt das Gedicht mit dem Wunderbau des neuen Jeruſalem.

Die furchtbarſte Schilderung des Weltgerichts und der Höllenqualen ſteht in Heinrich von Neuenſtadts ſchon erwähntem Gedicht von unſeres Herrn Zukunft. Eine ganz danteske Scene kommt vor im Lehrgedicht „die Gierheit“ des wilden Manns (im Wernher v. Niederrh. herausgegeben von W. Grimm). Ein Vater und Sohn treffen in der Hölle zuſammen und verfluchen einer den andern. — Einen Sturz der Engel dichtete Behaim im 14. Jahrhundert. — Eine prächtige Schilderung des neuen Jeruſalem bei Diemer S. 361 f.

4.

Marienlieder.

Man hat ſchon längſt und mit Recht geltend gemacht, daß die Verehrung der Maria bei den Deutſchen eine bereits ältere, vorchriſtliche, ſittlich nationale Grundlage gehabt hat in der Ehre, die unſre Vorfahren mehr als alle andern alten Völker den Frauen zuerkannt haben. Das genügt aber nicht, den chriſtlichen Charakter dieſer Verehrung zu motiviren. Mit dem Chriſtenthum kam ein neues höheres Element in die Frauenverehrung.

Mutter iſt Maria nur, weil ſie Jungfrau iſt. Das wurde vor allem feſtgehalten. Wurde die Jungfräulichkeit ſchon von unſerm heidniſchen Vorfahren als etwas Heiliges erkannt, daher die ſtrengen Geſetze, welche ſie bewahrten, daher der mannigfache Aberglaube, nach welchem einer reinen Jungfrau das Unmögliche möglich ſeyn ſollte, ſo erhielt dieſer ſchöne Glaube älterer Zeit doch eine ganz neue Stütze in der Verehrung Ma-

riens. So ſingt Wolfram von Eſchenbach im Parcifal (464, 23 f.): „nichts reiner auf Erden iſt, als die Jungfrau ſonder Liſt. Seht, wie rein die Meide ſind, Gott ſelber ward der Jungfrau Kind.“ Und im Buch der Rügen (Haupt, Zeitſchr. II. 89): „nun hört, warum man Frauen ehren ſoll. Wir waren ewiglich todt, uns brachte eine Jungfrau aus aller Noth!“

Die hier einzig durch die Jungfräulichkeit bedingte Mütterlichkeit wurde in den älteſten Marienliedern immer nur in ihrer tiefſten Bedeutung als Mittel zum Zweck der Welterlöſung aufgefaßt. Daraus erſt folgen alle übrigen poetiſchen Beziehungen der Mariendichtung. Aus dem in der jungfräulichen Gottesmutter vermittelten Gegenſatz folgen erſt die übrigen Gegenſätze in dem hochheiligen Weſen, welches menſchlich zugleich und göttlich, ſchwaches Weib und Trägerin des Allmächtigen, irdiſche Magd und Königin des Himmels, die Schmerzenreichſte auf Erden und die Allerſeligſte zugleich iſt, der Wunder größtes, deſſen Möglichkeit nur einmal gegeben iſt im allerheiligſten Geheimniß Gottes. Daß ſie aber auch in ihrer göttlich-menſchlichen Weiblichkeit bald vorzugsweiſe als der Born aller Gnade aufgefaßt wurde, als die ewige Minne, deren Süße nie endet, und daß man ſie inſofern als Allerbarmerin und Fürbitterin ihrem Sohn als ſtrengem Richter der Lebendigen und Todten, ſie als perſonificirte Gnade der perſonificirten Gerechtigkeit gegenüberſtellte, war ganz natürlich. In dieſem Sinne wurde ſie ſchon im 4. Jahrhundert verehrt und in Hymnen beſungen.

Die deutſchen Marienlieder bildeten ſich aus den lateiniſchen heraus und anfangs herrſchte darin eine tiefernſte Einfachheit vor. Am älteſten ſind die **Marienglüße**, Uebertragung des salve regina! So ein kurzes Gebet, das dem Grafen von Veringen im 11. Jahrhundert zugeſchrieben wird, Königsfeld, Hymnen S. 120. Nachher wurde das ave Maria! am häufigſten wiederholt. Die meiſten dieſer Grüße beginnen: „ſey gegrüßt“, oder „freue dich“, oder „bitte für uns“. Das älteſte Gedicht dieſer Art gab Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift VIII. 276 f. heraus. Es enthält eine lange Litanei von Sinnbildern, iſt aber durchdrungen von Freudigkeit des Glaubens und der Liebe. Vgl. Hoffmanns Kirchenl. S. 33.

Die **Sinnbilder**, die in allen Marienliedern wiederkehren, ſind der h. Schrift, den Kirchenvätern und Myſtikern entnommen, und wur-

den das ganze Mittelalter hindurch auch in allen Kirchen bildlich dargestellt. Uralte kirchliche Typen, die erst später durch poetische Künsteleien ergänzt wurden.

Sie bezogen sich auf die Jungfräulichkeit: der verschlossene Brunnen, der verschlossene Rosengarten, das Rosenblatt neben dem Dorn unverletzt geblieben, die Lilie unverletzt unter den Dornen. Dann auf die unbefleckte Empfängniß. Am beliebtesten war deren Vergleichung mit dem Durchgange des Lichts durch ein Glas, welches dadurch nicht verletzt wird. So heißt es in einem bekannten altdeutschen Kirchenliede:

Als die Sonne durchscheint das Glas
Und doch nicht versehret das.

Sehr verkünstelt wird dies Gleichniß schon von Conrad von Würzburg in s. goldnen Schmiede, indem er das Kaltbleiben des Krystalls hervorhebt, wenn gleich der andre Dinge entzündende Lichtstrahl hindurchgehe. — Sehr beliebt ist ferner das Einhorn, von dem man glaubte, es lasse sich nicht fangen, außer von einer reinen Jungfrau. Vgl. d. altd. Physiologus in Hoffmanns Fundgruben I. 24 und Conrad von Megenberg, Buch der Natur. Ferner Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß das Fell Gideons, das im Morgenthau trocken blieb, und der feurige Busch Mosis, welcher brannte, ohne zu verbrennen. Ferner die Muschel, die aus dem Meer aufsteigt und den vom Himmel fallenden reinen Regentropfen in sich aufnimmt, aus dem die Perle wird (mit der Devise intra uterum jam pura feri). Auch die Palme, von der man glaubte, daß sie durch einen bloßen Lufthauch befruchtet werde. Der Stab Aarons, der aus trocknem Holze blühte. Die verschlossene Pforte des Ezechiel, durch welche Gott hindurchging, ohne sie zu öffnen. — Sinnbilder der Mutterschaft: Arche Gottes, Himmelreich (Regenbogen), Tempel der Dreieinigkeit. — Andere Sinnbilder beziehen sich auf die Abstammung und Schönheit der Jungfrau: die Ruthe oder die Rose von Jesse, der Rosenanger, der Liliengarten, der hohe Cedernbaum, der elfenbeinerne Thurm, der Thron Salomons, der Honig Simsons, der vom Löwen kam. — Auf die Güte: Rose ohne Dorn, Taube ohne Galle, Honigwabe, Gnadenmutter, Born der Barmherzigkeit. — Auf die Hoheit: Königin des Himmels, der Engel, Sonne, Paradiesesblume, Himmelskaiserin, Himmelfahne. Die bekannten schwarzen Marienbilder wurden so gedeutet, daß sie die Nacht seyn sollte, aus welcher Christus als Sonne bricht. In diesem Sinn thront Maria auch auf dem Monde und hat eine Krone von Sternen. — Sinnbilder der Erlösung: Morgenstern, Stern des Meeres (über dem Meer der Sünde und Trübsal leuchtend, wohl vom St. Elmsfeuer entlehnt), die Morgenröthe, Himmelsstraße, Himmelspforte.

Schon das älteſte deutſche Marienlied, das wir kennen, in einer Mölker Handſchrift (abgedr. in Wackernagels Leſebuch S. 191) iſt nur ein Gruß, der litaneiartig die bekannten Sinnbilder aneinanderreiht.

Conrads von Würzburg goldene Schmiede erhielt dieſen Namen, weil der Dichter mit Gedanken und Bildern Marien ausſchmückte wie der Goldſchmidt mit Gold und Juwelen. Sein Gedicht, herausgegeben von W. Grimm 1840, iſt mehr Beſchreibung als Gefühlsausdruck und gleicht einem prächtigen Gewande voll Bildſtickerei. Der Dichter gebraucht eine Menge altkirchlicher Sinnbilder und dichtet neue, nicht immer mit Glück, hinzu.

Gar artig iſt „das guldin Vingerlin des münchs“, (von Salzburg nämlich) abgedruckt in Kehreins Kirchenliedern S. 131 aus einer Wiener Handſchrift. Der Mönch ſchmiedet hier nur einen kleinen Ring für die h. Jungfrau, aber mit inniger Liebe, und verwendet dazu ſechs Edelſteine, welche zugleich den ſechs Sommermonaten entſprechen und gleichſam den Blumenglanz darſtellen und in ſich concentriren. Sämmtliche Steine bedeuten zugleich die Tugenden der Jungfrau.

Die ſieben Freuden Mariens werden als Roſen beſungen in Grimms Volksſage::, S. 119. Ein Gedicht des Hans von Soeſt auf die unbefleckte Empfängniß (Handſchrift in Hamburg) kenne ich nicht näher. Die goldene Schmiede wurde im 14. Jahrhundert nachgeahmt durch Heinrich von Mügln (Heidelb. Handſchr. Nr. 356) und im 15. durch des Hermann von Sachſenheim „goldnen Tempel“. Man konnte nicht ſatt werden, neue Sinnbilder auszudenken, daher auch manches unpaſſende mitlief.

Ein altes Buch mit Bildern in Gotha (Rathſelder, Goth. Muſ. 105 f.), vergleicht die unbefleckte Jungfrau mit dem Asbeſt im Feuer, mit dem Geier, von dem man glaubte, er komme nur weiblich vor und empfange durch den Wind, mit dem Magnetberg, der mit geiſtiger Kraft menſchliches Fleiſch anziehe, ſogar mit der Danae, die von himmliſchem Regen fruchtbar wird. In der goldnen Schmiede erſcheint ſie als das undurchdringliche Seidegeſpinnſt, in dem gleichwohl das Seidewürmchen liege, (auch in einem kleinen Liede bei Docen, Misc. II. 246), als Papagai, der ſich nie beregnen läßt und doch ſchöner wie eine blumenreiche Wieſe grünt ꝛc. Als Meerblume, die nur bei Nacht blüht (Lotos) und in die ſich geheimnißvoll ein Vogel ſetzt. Als Aromatwurzel, die auf der Himmelsſtraße wächst und durch ihren Geruch die Seelen an ſich

zieht, wie der Panther durch seinen lieblichen Geruch (nach der Meinung jener Zeit) alles Wild zu sich locke.

Merkwürdig ist ein mystisches Marienliedchen bei Hoffmann S. 107, worin die Gottesmutter als eine Schifferin daherfährt:

Das Schifflein das gat stille
Und bringt uns reiche Last,
Das Segel ist die Minne,
Der heilige Geist der Mast.

Eines der schönsten S. 455 (Nr. 264):

Maria zart
Von edler Art,
Eine Rose ohne Dornen,
Die hat mit Macht
Herwieder bracht
Was uns lang war verloren ꝛc.

Einige schöne alte Marienlieder s. in Uhlands Volksliedern Nr. 315 f. Darunter z. B. Nr. 317.

Dich Frau vom Himmel ruf ich an,
In diesen großen Nöthen mein.
Gen Gott ich mich verschuldet han,
Bitt, daß ich sey der Diener dein
Gen deinem Kind, Maria, went
Sein Zorn von mir! ꝛc.

Eins der lieblichsten Marienlieder bei Haupt, Zeitschr. VIII. 298. Eine Frau betet zur Gottesmutter und bekennt ihr auf die rührendste und naivste Art, wie sie die Ehe gebrochen habe, wie sie wohl wisse, daß sie mit ihrem Manne hätte als eine Turteltaube treu leben sollen, nun sey sie eine so große Sünderin und bitte inniglich um Fürbitte der Jungfrau und Barmherzigkeit.

Sehr beliebt waren die Adventlieder, unter allen das merkwürdigste die Anwendung eines weitverbreiteten Jägerliedes bei Hoffmann Nr. 234.

Es wollt ein Jäger jagen,
Er jagt vom Himmelsthron.
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Maria, die Jungfrau schön.

Er jagt mit einem Engel.
Der Engel blies ein Hörnlein:
Gegrüßt seyst du, Maria! ꝛc.

und eines weltlichen Minneliedes Nr. 245.

Es fleugt ein Vöglein leise
In einer Jungfrau fein
In einer Engelsweise
Wohl in ein Kläuselein ꝛc.

Vgl. Uhlands Volksl. Nr. 337. Reizend ist ein Marienlied in der Eifel, Dr. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volks S. 118. Hier wandelt die Jungfrau in grüner Aue und findet drei wunderschöne Blumen, die sie pflückt, eine weiße, rothe und blaue, die bedeuten die h. Dreieinigkeit. Zu altklug ist ein Lied des 15. Jahrhunderts bei Hoffmann Nr. 119.

Es saß ein edel Maget schon
In hoher Contemplation,
In tiefer Andacht sie betracht
Wie Gott der Menschen Heil vollbracht.

d. h. vollbringen soll. Denn der Engel kommt jetzt erst, ihr zu verkündigen, sie sey die Auserlesene, durch welche Gott der Menschen Heil erst vollbringen wolle.

In einem langen Marienlied des Muscatplut in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 125 ist Maria auf eine allzu gewagte Weise in die Lage des Paris gebracht, der unter drei Göttinnen wählen soll. Es stellen sich ihr nämlich alle drei Personen der Gottheit vor und lassen ihr die Wahl, sie aber wählt den Sohn.

Unter den Triumphliedern Marias nimmt Frauenlobs Marienleich (Hagens Minnesänger II. 337. In Ettmüllers Ausgabe S. 1) eine wichtige Rolle ein. Er erblickt die Gebenedeite als Königin des Himmels auf dem Throne und zwar schwanger, in dem höchsten Ehrenstande der Gottesmutter. Er besingt ihre Schönheit und Unübertrefflichkeit, sie alles Hortes Ueberhort. Dann beginnt sie selbst zu reden und preist wie Sulamith ihren ewigen Herrn und Geliebten, und die Herrlichkeit, zu der er sie erhoben. Darin kommt noch eine seltsame Erinnerung an den altdeutschen Donnergott vor.

Der Schmied vom Oberlande
Warf seinen Hammer in meinen Schooß.

Das ist Thor mit seinem Hammer Miölnir. Ein Hammer wurde nach altheidnischer Sitte jeder Braut in den Schooß gelegt. Mit nicht minder alterthümlicher, wenigstens in späterer Zeit ungewöhnlicher und durch den Anstand verbotener Kühnheit schildert Maria, wie sie in der göttlichen Umarmung gelegen. Dann fährt sie fort im stolzesten Hymnenton: Ich bin die Morgenröthe, die den Tag gebar. Ich bin der h. Graal, ich bin der zuckersüße Brunn des Lebens, ich bin der wurzreiche Anger, ich bin der Blumen Blume, ich bin der Stern von St. Jakob ꝛc., die merkwürdigste in Lust und Wonne strahlende Umschreibung des magnificat.

Die schönsten Marienlieder des Mittelalters waren niederrheinisch und sind uns noch erhalten in einer Handschrift zu Hannover. In ihnen finden wir die tiefste Innigkeit des Gefühls beim edelsten und einfachsten Ausdruck. Man erinnert sich dabei, daß auch unter den weltlichen Volksliedern die altniederländischen bei weitem die schönsten sind, daß noch in dem vom Freiherrn von Harthausen herausgegebenen Paderborner Liederbuch [die vom Landvolk in Westphalen gesungenen Marien- und Wallfahrtlieder die Nähe jener Gegenden ankündem, in denen wie die gothische Baukunst, so auch die mittelalterliche Malerei und Musik die erste Pflege fand, nämlich Flanderns, früher ehe diese Künste in Italien aufblühten.

Die Marienlieder in Hannover finden sich zwar zusammengeschrieben mit den Dichtungen des Wernher vom Niederrhein, von W. Grimm 1839 edirt, Grimm zweifelt aber, daß sie von Wernher seyen. Uns ist das gleichgültig, da wir immer nur nach den Werken, nie nach den Machern fragen. Diese Marienlieder stammen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. W. Grimm hat sie besonders herausgegeben im Haupt Zeitschr. X. 1 f., ohne ihren Werth zu bezeichnen. Ich halte sie für die schönsten, die wir besitzen, und hebe, da sie sich lang hinziehen, nur einige Hauptsachen hervor:

Maria, du bist die reine Erde, das Kornfeld, auf dem das Brod des Lebens wuchs. Süße Mutter, du trugst das edle Korn. Maget schöne, die von der Sonne den Schein gewinnt und wie der Mond alle Sterne überwindet. Du bist der beschlossene Garten, darin die Blumen aller Tugenden

ſind, darin wuchs der heilige Baum, auf dem ſieben Vögel mit ſüßer Stimme ſingen. Das ſind die Gaben des h. Geiſtes. Maria, du biſt der beſiegelte Brunnen, aus dem ſieben Ströme fließen von Waſſer, Milch, Honig, Wein, Oel, Balſam und Lutertrank, das ſind deine Eigenſchaften. Maria, du biſt der Tempel Gottes, dein Herz iſt der Altar, mitten in deiner Seele iſt das Allerheiligſte des Gottesdienſtes. Hier war Chriſtus, dein Sohn, der Biſchof und las die Meſſe am Altare deines Herzens. Maria, du biſt unſer leitender Stern über dem Meere. Schöne Mutter, du biſt ſo ſchnell, da mich Trägheit beſchwert, milde Mutter, reiche mir die Hand! (Nun folgt die rührendſte Marienklage, auf die ich zurückkomme, und dann zum Troſt wieder die Erinnerung an die liebliche Idylle von Marias erſten Mutterfreuden.) Da du dein Kind küßteſt und anlachteſt, ihm Speiſe und Kleider bereiteteſt, da wollten ihn alle Engel anſehen und beugten vor ihm ihre Knie. Freue dich, freue dich, Maria, du haſt ihn dir vorausgeſandt in den Himmel, daß er dir eine Stätte bereite. (Da wendet ſich das Lied auf einmal zur Betrachtung des allerheiligſten Geheimniſſes):

Gottes Wandel begann in deinem Leibe,
Gebenedeite aller Weiber.
Da begunde Gott Menſch werden
Zum Wunder Himmels und Erden.
Die Sonne begunde da düſter ſeyn,
Sie deckte wunderlich ihren Schein.
Der ſtarke Gott da ward krank.
Den ungemeſſnen dein Leib umbſang
Des Vaters Wilheit vom Himmelreich
Schwieg in dir einem Stummen gleich.
In dir ward tödtlich der Untödtliche,
In dir ward arm der Oberſte Reiche.
Das ſind Wunder, die kein Sinn
Je vernommen von Anbeginn.
Die Gott nie Engel ließ verſtehen.

(Darauf wendet ſich das Lied zum Preiſe der ſtarken Jungfrau.) Du ſtärkſte aller Frauen, du haſt unſern Feind überwunden, ſchöne Mutter, ewiglicher Sommer, du haſt ſein ſtolzes Haupt zertreten. Starke Frau, ſo ſtärke auch uns! Sodann ſingt der Sänger die Herrliche auf dem Thron des Himmels und als Königin der Engel, und vertieft ſich in die Betrachtung ihrer Schönheit. Er läßt die ganze Welt an ſich vorüberziehen und bewundert ihre Schöne, aber nichts iſt ſo ſchön als Maria, der Quellbrunn aller wahren Schönheit. Sie aber erklärt dem Sänger, warum ſie ſo ſchön ſey? Weil Gott in ihr war, weil Gottes Mund ſie geküßt, darum iſt er auch voller Süße. Weil ſie in einer übermenſchlichen, ja überengliſchen Minne entbrannte, iſt ſie nun

ein anderes anzufangen, und es gibt ſogar Perſonen, welche nur ſolchen Kaufleuten Kredit geben, die ſchon mehrmals fallirt und hiedurch Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen zu ſammeln; es iſt aber doch in dieſem ſchnellen Wechſel von Armuth und Reichthum und von dieſem wieder zurück zur Armuth etwas, was den Charakter eines Volks aufzehrt und ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung bis auf einen gewiſſen Punkt die moraliſche Baſis entzieht. Zu dieſem beſtändigen Schwanken bildet die beſonnene Thätigkeit und das ſtätige Fortſchreiten der Deutſchen einen auffallenden Gegenſatz, und es iſt dies die eigentliche Urſache ihres guten Fortkommens. Wollten die Deutſchen, ſtatt den aus der Heimath der Väter mitgebrachten Stoff zu verarbeiten, die Amerikaner nachahmen, ſo würden ſie höchſt wahrſcheinlich hinter ihren Meiſtern zurückbleiben — denn nicht in der Aſſimilation eines fremden, ſondern in der folgerechten Entwickelung des hiſtoriſchen Grundſtoffes liegt das Heil eines Volkes — ſtatt daß ſie jetzt eben durch den Contraſt mit den Amerikanern eine von keinen andern Auswanderern erreichte Selbſtſtändigkeit erringen, die in ihrer Rückwirkung auf die Eingebornen nicht anders als ſegensreich für den ganzen Staatenverein ſeyn kann. Die Franzoſen und Spanier, welche in Amerika von ihren europäiſchen Sitten und Gebräuchen nichts beibehalten, als ihre angenehme Art zu leben, müſſen täglich dem Andrang der eingebornen Amerikaner oder Engländer weichen, ſo wie von den Hugenottenfamilien, welche nach dem Edikt von Nantes ſich über einen großen Theil von Südkarolina verbreiteten, jetzt nur noch die bloßen Namen übrig ſind. Eben ſo hört man in Amerika wenig oder nichts von dem Einfluß der Franzoſen auf die Politik des Staates, obwohl ihre Zahl in den bedeutenderen Seeſtädten (mit Ausnahme von Boſton) groß genug wäre, denſelben fühlbar zu machen. Sie wiſſen, daß ſie dort nicht herrſchen können, ſondern ſich begnügen müſſen, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, und von dieſer, gleich den Deutſchen, mühſam zu einer bedeutenderen ſich hinauf zu arbeiten, dazu fehlt ihnen entweder der Muth oder die Beharrlichkeit. Der Kampf zwiſchen Engländern und Franzoſen, wo ſie ſich nur als Repräſentanten moraliſcher Principien gegenüber ſtanden, iſt nie von langer Dauer geweſen; aber zwiſchen den Engländern und Deutſchen währt er lang und es ſcheinen beide Theile in demſelben nur zu erſtarken.

erhaben über Seraphim und Cherubim. Sie iſt Gottes Mutter und die Engel ſind ihre Knechte. Sie trägt die höchſte Krone, von den koſtbarſten Edelſteinen, die bedeuten die Eigenſchaften Gottes, und um die Krone ſchweben zwölf Sterne, das ſind die Chöre der Engel. Ganz verſunken in ihre Schönheit, klagt der Sänger, daß er doch alle ihre Schönheit nicht faſſen könne, und endet mit einer erhabnen Viſion, indem er die heilige Jungfrau ſieht, wie ſie Gott ins Angeſicht ſchaut, ihn anblickend, von ihm angeblickt.

Denn er ſchenkt dir ſeines Antlitzes Schein,
Das dich ſo ſonderlich anſieht
Ohne Unterlaß alle Zeit.
Wie ſüß hängſt du an dieſem Antlitz,
Das ſeinen Schein und ſeine Hitze
Allernächſt äußert und allermeiſt
In deinem Leib und in deinem Geiſt.
Darum biſt du ſo überſchön.
Er ſieht dich an, du ſieheſt ihn.
Wie ſcheinſt du, Gottes Mutter, da,
Da du allein bei Gott alſo nahe.

Selbſt in Dantes Paradies iſt kein ſo erhabenes Bild, keine ſo reine Verklärung des Irdiſchen im Himmliſchen zu finden.

Zahllos ſind auch die altdeutſchen Marienklagen, darunter eine gute Ueberſetzung des berühmten stabat mater.

Maria ſtuond in ſwindem ſmerzen
vey dem krewcz und waint von herczen
da ir werder ſon an hienng.
Ir geadelte czartte ſele
ſer bitruebt in jamers quele
ſcharff ein ſneydunz ſwert durchging.

(Haupt, altd. Blätter II. 336.) Die bitterſte Klage mit lauter Wehmuth in einem deutſchen Originallied (Nr. 374). Auch in einem Bußliede der Geißler (Hoffmann, Kirchenlied S. 139) heißt es:

Maria ſtund in großen Nöthen
Da ſie ihr liebes Kind ſah tödten,
Ein Schwert ihr durch die Seele ſchnitt ꝛc.

Sehr ſchmerzhaft iſt auch die niederdeutſche Marienklage in Schades geiſtl. Gedichten S. 205 f.

Die ſchönſte aller Marienklagen iſt dem wundervollen Marienliede

einverleibt, welches ich ſchon aus der hannoverſchen Handſchrift mitgetheilt habe. Chriſtus hängt am Kreuz und wird von der Mutter beweint in langer, rührender Klage mit dem tiefſten Mutterſchmerz. Sie hört die gräßlichen Hammerſchläge, durch welche die Nägel in die Hände des Sohnes getrieben werden, ſie ſieht ſein Blut rinnen. Sie vergeht in Jammer, Sie bittet den Evangeliſten Johannes und die weinende Magdalena, ihr klagen und den allzu ſchweren Schmerz tragen zu helfen. Endlich im höchſten Elend ruft ſie alle Mütter an:

Iſt jemand, der je Kind gewonnen,
Der mütterliche Minne kenne,
Kommet, kommet allgemeine,
Jegliche von euch wettſtreitend weine,
Denn es erliſcht der Welt Sonne.
Brich mein Herz!
Meine Liebe iſt todt.

Getreues Kreuze, beuge deine Arme,
Beuge dich hernieder,
Deines Herrn Mutter laß dich erbarmen,
Gib mir ihn wieder!

Die Marienklagen bilden regelmäßig einen Theil der Paſſionsſpiele, indem Maria vor dem Kreuze oder am Grabe klagt, einen lyriſchen Monolog. Sie wurden aber auch in Geſprächsform zerlegt und dramatiſirt, als eine Abzweigung oder ein Nachſpiel der Paſſionsſpiele. Eine ſolche altdeutſche Marienklage in Geſprächsform (die älteſte bekannte) ſteht bei Mone, Schauſpiele I. 29 f. Maria und Johannes klagen vor dem Kreuze, den Schluß bilden die drei Marien am Grabe, die vom auferſtandenen Heiland getröſtet werden. Andere daſelbſt S. 198 f. Eine wurde 1855 von Schönemann zugleich mit dem oben erwähnten Spiel vom Sündenfall herausgegeben, und zwar noch mit der alten Melodie. Sofern Maria ſinnbildlich als die Kirche aufgeſtellt wurde, gingen die Marienklagen in die Litaneien über.

Bruder Eberhard von Sax beſang die h. Jungfrau als perſonificirte Minne:

Mutter der viel ſchönen Minne
In der finſtre Leuchterinne,
Zünd', entbrenne meine Sinne

In der wahren Minne Gluth,
Daß ich innerlich gereinet
Und mit Gotte sey vereinet.

In einem altdeutschen Liede bei Laßberg, Liedersaal II. Nr. 87, heißt Maria die Allminnende, wird aber ausdrücklich der antiken Venus entgegengesetzt, wie göttliche Gnade der gemeinen irdischen Habgier, wie Himmel der Hölle. Vgl. auch ein sehr warmes Minnelied an die h. Jungfrau bei Laßberg Nr. 244.

Ein schönes Minnelied für die h. Jungfrau wurde bisher dem Gottfried von Straßburg zugeschrieben, aber fälschlich (Pfeiffer, Germania III.). Daß sich Gottfried von der Sinnenlust abgewandt und sein ehebrecherisches Buch Tristan tief bereut, wie Watterich (Gottfried von Straßburg 1857) glaubt, ist somit irrig. Das Lied ist (abgedruckt in Haupt, Zeitschr. IV. 513 f.) voll inniger Andacht, zarter Demuth und dichterischer Minne, die den Gegenstand der Liebe auf die sinnigste Weise auszuschmücken strebt. Der Grundgedanke aber ist derselbe, wie so oft in altdeutschen Bildern, wenn Christus beim jüngsten Gerichte thront. Aus dem einen Auge geht ihm ein Schwert, aus dem andern ein Lilienzweig. Auf der Lilienseite steht da die h. Jungfrau fürbittend.

Sehr innige Marienlieder enthält auch das Pilgerbrevier aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, in Haupt Zeitschr. XI. 34 f., dabei Wundersagen, Schutzmittel gegen Gefahren der Reise, nützliche Notizen für den Reisenden.

Die Marienlieder sind oft nur erhöhte Minnelieder. So unter Uhlands Volksliedern S. 842:

Ich han mir auserkoren
Eine minnigliche Meit
Die ist gar hochgeboren ꝛc.

Auch in einem schönen Marienlied des Marner (Manasse Nr. 118. 15) spricht Maria wie Sulamith im Hohenliede von Gott als ihrem Friedel. Ebenso in Frauenlobs Lobgesang, worin es sogar heißt: „mein alten Friedel küßt ich, ich sah ihn an, da ward er jung". Das ist jedoch nicht frivol zu deuten, sondern will das mysterium ausdrücken, nach welchem Gott erst durch die Menschwerdung aus dem Vater Sohn wurde.

In einem Kirchenliede des 14. Jahrhunderts wird Maria mit den

Engeln im Himmel ganz so aufgefaßt, wie eine liebliche Jungfrau mit ihren Gespielinnen auf grüner Wiese. Das Lied ist auch nur einem weltlichen Minnelied nachgebildet. In einem andern, gleichfalls einem weltlichen, und zwar einem höchst frivolen Liede nachgebildet, kommt Maria als eine fröhliche Fischerin gefahren und fängt sich Sünder. Wackernagel Nr. 177.

Mehrere altdeutsche Dichter beschreiben das Leben Marias, alle begreiflicherweise den schon ältern kirchlichen Traditionen gemäß, sie übersetzten also eigentlich nur die apokryphischen Evangelien von Marias Leben und von der Kindheit Christi und das s. g. Vorevangelium Jacobi. Diese alte und übereinstimmende Marienlegende wurde in lateinischen Versen zusammengefaßt (vita b. Mariae virginis et salvatoris nutrica, in Handschriften vielfach vorhanden, aber noch nicht gedruckt) und darnach auch deutsch bearbeitet. Sie ist überaus zart und poetisch. Hier nur einige Hauptzüge.

Maria wird empfangen in zartester gleichsam geisterhafter Weise in einem Kusse, den Anna von Joachim empfängt, indem beide andächtig einander gegenüber vor der goldnen Pforte knien.*) Schon als dreijähriges Kind ist Maria hochbegabt und steigt allein die Treppe zum Tempel hinauf, in welchem sie, den Gott geweihten Jungfrauen zugesellt, Seide und Gold für den Tempelgebrauch webt. Bei dieser stillen Arbeit wird sie von Engeln gespeist, indeß sie ihre irdische Speise den Armen gibt. Dann folgt das Wunder des blühenden Stabes, ihre Verlobung mit Joseph, die Verkündigung und Heimsuchung, Josephs Zweifel und Beruhigung durch Gott, die Geburt, die Anbetung der Engel, Hirten und Könige, die Flucht nach Aegypten mit der wundervollen Idylle, von der Kindheit Jesu (s. oben). Vor dem Sohn tritt die Mutter zurück, bis sie mit ihren Klagen am Kreuz und Grabe erst wieder in den Vordergrund tritt. Vor ihrem Ende versammeln sich, vom Geist getrieben, alle Apostel, um ihr am Sterbebette beizustehen und ihrer Himmelfahrt anzuwohnen. Indem sie emporschwebt, füllt sich ihr leeres Grab unten mit Blumen.

Das älteste uns erhaltene altdeutsche Marienleben wurde im Jahr 1172 vom Pfaffen Wernher von Tegernsee gedichtet. Von der

*) Vgl. m. christliche Symbolik I. 62, wo nachgewiesen ist, wie die altdeutschen Maler das holde Paar in Blumenkelchen knieend malten. Das ist derselbe Bilderkreis, dem auch das Gedicht von Flos und Blancflos und die Empfängniß der guten Bertha, der Mutter Karls des Großen entnommen ist (s. oben).

ältern beſſern Handſchrift iſt nur ein Blatt in München erhalten, die ſpätere gab 1802 Oetter heraus und Hoffmann in ſ. Fundgruben II. 145 f.

Dieſes Gedicht hat noch eine gewiſſe Schlichtheit und Strenge, iſt noch nicht ſo durchſüßt und blumenreich wie die ſpätern. Es endet mit Chriſti Geburt und behandelt nur die frühere Jugend Marias. Im Hintergrunde ſteht der große Gegenſatz von Sünde und Erlöſung, Teufel und Gott, ein Ringen und Kämpfen der weltgebietenden Mächte. Im Vordergrunde die zarte Idylle von Marias Geburt und im Mittelpunkt ihre magdliche Geſtalt voll Demuth und Liebreiz. Unnachahmlich zart iſt die Erſcheinung des Engels. Das Mägdlein iſt unwiſſend wie ein Kind und begreift in holder Unſchuld nicht die ungeheure Größe deſſen, was der Engel ihr verkündet, der ſeinerſeits lächelnd und doch voll unausſprechlicher Ehrfurcht ſie belehrt.

Das Leben Marias vom Bruder Philipp dem Karthäuſer aus dem 13. Jahrhundert (herausg. von Rückert 1853) folgt den Apokryphen in ziemlich ſchlichter Weiſe, aber ſeine treuherzige Einfalt ſpricht das Gemüth an.

Im Eingange heißt es, als Anna ſchon nahe an der Geburt war, da erſt ſchickte Gott die Seele vom Himmel herab und vereinte ſie mit des Kindes Leibe im Mutterleibe. Als die Jungfrau im Tempel herangewachſen, beſchreibt der Dichter ihre körperliche Schönheit in der tabellariſchen Manier der Minneſinger. Als ſie einen Mann bekommen ſoll, ſträubt ſie ſich und erhebt ſich in halb ſibylliniſcher, halb nonnenhafter Extaſe, ſie ſey ſchon verlobt und kein Geringerer ſey ihr Bräutigam, als der höchſte Gott im Himmel. Obgleich mit dieſer Wendung der Verkündigung durch den Engel unzeitig vorgegriffen und die Ueberraſchung der Jungfrau unmöglich gemacht wird, ſo liegt doch in dem begeiſterten Ausblick der Tempelhüterin von den irdiſchen Dingen hinauf zum Herrn aller Herrn etwas Erhabenes. Der Schilderung von Chriſti Geburt werden ſodann alle die Zeichen, die dabei geſchahen, eingeflochten, auch die Erſcheinung, welche damals Kaiſer Auguſtus in Rom hatte, indem die Sibylla ihm in einer Viſion die Jungfrau mit dem eben gebornen Kinde wies, und das Geſicht alſo deutete: nicht du, ſondern dieſes Kind iſt der Herr der Welt. Die Flucht nach Aegypten enthält die ganze apokryphiſche Idylle. Zur Kindheit Jeſu gehört hier auch, daß Maria ihrem Sohn den wunderbaren Rock webt, der mit ihm wächst und nie unrein werden kann. Als Jeſus erwachſen iſt und ſein Lehramt antritt, erklärt er der Mutter in einem langen Geſpräche die Bedeutung ſeiner Menſchwerdung und tröſtet ſie über die ihr durch ihn bevorſtehenden Leiden. Im Folgenden zeichnet ſich beſonders die tiefrührende Klage Marias am Kreuz und endlich ihr Empfang im Himmel aus. Sie ſieht alle, die ſie auf Erden geliebt hat, ihre Eltern, zuletzt auch den treuen Joſeph wieder, aber ſie darf bei dieſen irdiſchen Erinnerungen nicht

verweilen, denn ſie wird vor den Thron der Dreieinigkeit geführt, um, in dem Kreiſe der himmliſchen Heerſchaaren den Mittelpunkt bildend, die Krone zu empfangen. Das Göttliche herrſcht auch in dieſem Gedicht immer vor, das Menſchliche nimmt nur gleichſam den mit Blumen gezierten, beſcheidenen Boden ein.

Im großen Paſſional (der 1. und 2. Theil herausg. von Hahn, der 3. von Köpke. Quedl. 1852) bildet das Marienleben den zweiten Theil. Sie wird hier faſt durchgängig Königin genannt und auch hier tritt das Irdiſche vor dem Himmliſchen zurück. Eigenthümlich iſt daher auch am Schluß der Umſtand, daß die an ihrer Himmelfahrt zweifelnden Juden ihre koſtbare Kleidung vollkommen erhalten im Grabe finden. Als Chriſtus ihre Seele mit ihrem Körper wieder vereinigte, und Engel ſie gen Himmel zogen, bedurfte ſie der ſterblichen Hülle nicht mehr.

Noch ſind nicht alle vorhandenen Marienleben bekannt. Von mehreren ſind nur dürftige Bruchſtücke übrig. Vgl. Rückert, Philipp S. 283. Docen, Miſc. II. 10. Mone, Anz. 1833. S. 153.

Später und ausgeſchmückter als das Gedicht von Philipp iſt, obgleich es auch noch dem 13. Jahrhundert angehört, das Marienleben von Walther von Rhekuau, herausg. von Keller 1849.

Maria heißt hier die „grünliche und minnigliche Magd". Bei ihrer Geburt geſchehen Zeichen, wie bei der Geburt Chriſti. Die Sonne ſcheint noch einmal ſo feurig und im Mond iſt „das Wölklein" verſchwunden, er iſt ſilberrein, anſpielend auf die Sündenloſigkeit Marias. Als die Jungfrau heranwächſet, wird ihre Schönheit tabellariſch beſchrieben. Sie ſoll heirathen, will aber nicht; auch Joſeph will nicht, dieſer Wetteifer der Keuſchheit wird faſt zu ausführlich behandelt. Bei der Geburt Chriſti häufen ſich die Zeichen und Wunder mehr als in Philipps Gedicht. Ueberaus reich iſt dann die Flucht nach Aegypten ausgeſchmückt, am reizendſten die Anbetung der ägyptiſchen Kinder, die den kleinen Jeſus zu ihrem König erwählen. Später, als Jeſus heranwächſet, die tabellariſche Beſchreibung ſeiner Schönheit, die Aufzählung aller ſeiner Tugenden. Dann wie bei Philipp das lange myſtiſche Geſpräch mit ſeiner Mutter. An das Wunder mit dem blutflüſſigen Weibe knüpft der Dichter die lange Geſchichte vom König Abgarus und dem Bildniß des Heilandes. Beim Leiden, Sterben und Begräbniß Jeſu folgen nach einander drei lange rührende Marienklagen und dieſen dann noch insbeſondere die Klagen der drei Marien und der Apoſtel. Auch werden wieder alle Wunderzeichen beim Tode des Herrn aufgezählt. In ihrem Wittwenſtande und Alter verrichtet ſodann Maria ſelbſt Wunder, heilt Kranke, weckt ſogar Todte. Unter ihren vielen

Beſuchern glänzt der Apoſtel Paulus. Bei ihrem Tode ſind alle Apoſtel zugegen, von denen ſie auch zu Grabe getragen wird. Die Juden, welche den Sarg anfallen, werden blind. Die h. Leiche bleibt drei Tage im Grabe und fährt dann gen Himmel. Ihr Aufſteigen durch die ſämmtlichen Engelchöre, ihr Empfang durch die Patriarchen, von Adam an bis auf ihren ihr vorausgegangenen Gatten, den frommen Joſeph, wird mit großer Ausführlichkeit beſchrieben. Zuletzt wird ſie von den drei höchſten Perſonen empfangen und gekrönt.

Mariä Himmelfahrt insbeſondere wurde von Konrad von Heimesfurt beſungen (Haupt, Zeitſchr. VIII. 156 f.) nach der lateiniſchen Legende, derzufolge ſich alle Apoſtel, ohne von einander zu wiſſen und ohne gerufen zu ſeyn, bei der ſchmerzenreichen Jungfrau verſammelten, um bei der h. Handlung ihres Todes zu miniſtriren. Auch Chriſtus erſcheint und vereinigt die Seele Marias von neuem mit dem ſchönen Körper. Bei der Himmelfahrt fehlt der Apoſtel Thomas, wie gewöhnlich. Aber nachher kommt er mit dem Mantel der Gottesmutter, denn auch er hat, wenn auch von den andern ferne, die Himmelfahrt mit angeſehen und die Gebenedeite hat ihm zum Zeichen ihrer Gnade ihren Mantel zugeworfen. — In einem andern Gedicht von der Himmelfahrt, daſ. V. 515 f., iſt die Bewillkommnung der Emporſchwebenden durch die Engel und am Schluß die Krönung der Jungfrau im Himmel durch ihren Sohn ſehr lebendig und warm geſchildert.

Von der h. **Anna**, der Mutter Marias, hat man eine ſehr freie Legende in einem alten deutſchen Druck:

Anna hatte drei Männer. Als Aeltermutter beweinte ſie die erſten Vorbilder des chriſtlichen Martyriums, die im bethlehemitiſchen Kindermord hingeſtreckten kleinen Leichen und begrub ſie. Als ihr dritter Mann Salomon (der zweite hieß Kleophas) geſtorben war, beſchloß ſie als Einſiedlerin in der Wüſte zu leben. Der Teufel aber erſchien ihr in Geſtalt eines Engels und wollte ſie prüfen, ob ſie ſich lieber ihm ergeben oder ſtandhaft die größte Pein ausſtehen würde. Er wies ſie alſo den „Berg der Bitterkeit“ hinan, der ſo voll ſcharfer Steine war, daß ſie bei jedem Tritte blutete. Aber ſie ſagte: ſollteſt du, Maria, meine Tochter, einſt dieſen Berg hinangehen, ſo denke, daß deine Mutter dir vorangegangen und dir den Weg mit ihrem Blute bezeichnet hat. Da warf ſie der Teufel voll Zorn in die Steine, überzeugt, daß er ſie nicht abwendig machen könne. Die Engel aber kamen und linderten ihre Pein. Sie blieb in der Wüſte, wo Maria und ſpäter Jeſus ſie beſuchte, der auch bei ihrem Tode anweſend war und ſie begrub.

In der Periode der lehrhaften Dichtung im 14. und 15. Jahrhundert kamen auch, zunächst in lateinischer Sprache, eine Menge gelehrter Künsteleien auf, wodurch man die h. Jungfrau verherrlichen wollte. Die meiste Verbreitung erlangte das speculum humanae salvationis, 1437 durch Heinrich von Laufenberg übersetzt. Darin erscheint das ganze Alte Testament und die Profangeschichte nur als sinnbildlicher Rahmen der Evangelien; alle antiken Helden, die große Tugenden bewährt und Opfer gebracht, sind Vorbilder Christi, weithistorische Frauen Vorbilder Marias. Wie unter den Thieren der fabelhafte Phönix, der sich durch Selbstverbrennung wiedergebärt, so war unter den historischen Helden Curtius, der sich in den Abgrund stürzt, um Rom zu retten, ein Lieblingsvorbild des Opfertodes Christi. Auch die Kaiserchronik gedenkt seiner ausführlich. In einem spätern Werke „Buch der Figuren" hat Heinrich von Laufenberg die Personen und Begebenheiten des alten Testamentes ausschließlich als Vorbilder des Marienlebens behandelt. Auch der sehr verbreitete Marienpsalter des Bonaventura wurde ins Deutsche übertragen und nachgeahmt.

Die Marienlegenden des altdeutschen Passional sind von Pfeiffer besonders herausgegeben worden (1846). Ich zeichne darunter aus:

2. Eine fromme Frau konnte zu Mariä Lichtmeß die Messe nicht hören und war darüber sehr betrübt. Da wurde sie im Traum in das Münster entrückt und Maria selbst an der Spitze aller ihrer heiligen Jungfrauen trat herein und hörte die Messe, jede eine Kerze in der Hand. Auch die Frau bekam eine Kerze und behielt ein Stück davon noch in der Hand, als sie erwacht war. Dieses Stück Kerze brachte ihr nun großes Glück, denn es war eine wunderthätige Kraft in ihm.

4. Ein frommer Ritter versäumte im Schlaf das Turnier. Aber Maria selbst kämpfte und siegte für ihn zu Roß und in seiner Rüstung. Diese Legende kommt auch in Laßbergs Liedersaal Nr. 181 vor.

12. Maria gebietet dem Meeressturm und läßt das St. Elmsfeuer als Zeichen der Erlösung auf dem Mast des Schiffes leuchten.

20. Ein Ritter versprach für langen Lebensgenuß dem Teufel sein Weib zu überliefern. Trotz seiner Sünden blieb er immer Marien treu; als er nun sein Weib dem Teufel bringen wollte, setzte sich Maria selbst aufs Roß statt des Weibes, welches in Sicherheit blieb, und der Teufel floh erschrocken von dannen. Auch bei Laßberg Nr. 206.

22. Ein frommer Schüler, der täglich zu Marien betete, wurde von ihr selbst aufgefordert, er solle sich zum Priester bilden. Obgleich er nun noch

nicht unterrichtet war, las er doch die erste Messe vollkommen, aber unter der Wandlung nahm Maria seine Seele von hinnen und er lag todt am Altar.

Wenngleich die berühmte Marienlegende vom h. Theophilus griechischen Ursprungs (aus dem 9. Jahrhundert) ist, so hat sie doch so große Verbreitung in Deutschland gefunden, daß ich ihrer hier gedenken muß. Schon der Longobarde Paul Warnefrid übersetzte die Legende aus dem Griechischen ins Lateinische. Die Nonne Hrotswitha brachte sie in ein Drama. Nachher wurde sie oft in Versen und Prosa nieder- und oberdeutsch behandelt, auch in einem niederdeutschen Schauspiel, welches Hoffmann 1853 herausgab.

Theophilus, Oekonom der Kirche zu Adana im 6. Jahrhundert, verlor seinen Dienst und erzürnte sich deshalb so, daß er sich dem Teufel verschrieb. Nachher aber reute es ihn, er flehte die Gottesmutter um Hülfe und nachdem er 40 Tage lang sich casteit, fand er die Verschreibung auf seiner Brust liegen. Maria hatte sie dem Teufel abgezwungen und Theophilus war gerettet.

Man hat in dieser Legende mit Unrecht das Vorbild zu Faust sehen wollen. Theophilus handelte im Zorn, unbedacht, daher seine Reue und die dadurch motivirte Vergebung. Faust dagegen ergab sich dem Teufel mit allem Vorbedacht und bereute niemals. Man hat diese Legende ferner aufs heftigste getadelt, weil sie eine Allvergebung lehre, die das Sündigen erleichtere und hervorrufe. Auch darin ging man zu weit. Das Gewicht liegt nicht auf der Gnade, die alles vergibt, sondern auf der Reue, die Gnade findet, weil sie Reue ist. Dasselbe Motiv kehrt öfters in Legenden des Mittelalters wieder. Der Teufel hat erst dann ein Recht auf den Menschen, wenn es dem letztern Ernst ist. Wo bloße Uebereilung vorwaltet und nachher Reue eintritt, verliert er sein Recht. So auch in dem bekannten Schwank vom Richter, der den Teufel begleitet und sich wundert, warum der die Opfer nicht annimmt, die ihm geboten werden. Eine Mutter wünscht im Zorn ihr eigenes Kind zum Teufel, aber der Teufel nimmt es nicht, weil es der Mutter nicht Ernst ist. Erst als ein armer Unterthan den bösen Richter zum Teufel wünscht, sagt der Teufel, dem ists Ernst und holt den Richter. Aus diesem Gesichtspunkt muß man auch die Machtlosigkeit des Teufels gegenüber dem Theophilus ansehen.

Neben mehreren dieser Legenden verzeichnet noch Graff in seiner Diutiska III. 273 einige andere. Eine Sünderin will nicht für sich beten, läßt sich aber durch einen frommen Priester bereden, für diesen in die Kirche zu gehen und zu Maria zu beten und dadurch wird sie nun selbst bekehrt. Ein zarter Gedanke.

Noch viele Marienlegenden finden sich zerstreut in Handschriften, im

Colorzaer Codex und von der Hagens Gesammtaltertheuern ꝛc. Sehr viele auch in der lateinischen Sammlung des Cäsar von Heisterbach. Lokale Legenden von Wundern, welche die in der Noth angerufene Gottesmutter verrichtete oder die sich mit einem Bilde von ihr zugetragen, findet man in Menge bei Gumppenberg, marian. Atlas, und bei Kaltenbaeck, Marienſagen in Oeſtreich, ungerechnet die zahlloſen Sammelwerke des 17. Jahrhunderts, in welchen Marienlegenden aus allen Ländern zuſammengeſtellt ſind. Ich wiederhole hier, was Kaltenbaeck von der Maria ſagt:

„In den älteſten Ueberlieferungen erſcheint ſie den Gläubigen im Kampfe gegen die Feinde des Chriſtenthums als Mahnerin zur Ausdauer, als Retterin im Augenblicke der Noth. Zu ihr wendet ſich der Krieger, bevor er auszieht; ihr opfert er ſeinen blutgefärbten Mantel, die eroberte Waffe nach der Rückkehr. Auch dem Schiffer iſt die Gebenedeite nahe, wenn er auf der ſturmbewegten See um ihren Beiſtand fleht: das Gewitter ſchweigt, er landet, und in kurzer Zeit erhebt ſich an derſelben Stelle eine Kapelle zur Verherrlichung Mariens. Später — vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte — will ſie in unwirthbaren Gegenden, auf hohen Bergen und in dichten Wäldern verehrt ſeyn. Auch dahin ſoll Kultur und Geſittung kommen; auch die einſamen Wald- und Bergbewohner ſollen einen Vereinigungspunkt zur gemeinſamen Andacht haben! Sie erſcheint dem verirrten Edlen, den die Jagdluſt zu weit getrieben und der aus Ermüdung und Verzweiflung eingeſchlummert, im Traume, und verſpricht ihm glückliche Heimkehr, ſobald er gelobe, an dieſer Stelle ihr eine Kapelle zu erbauen. — Den kranken Fürſten ermahnt ſie, ſich aufzumachen, und nach den fernen Bergen zu wallen, wo ihr Bildniß noch unbekannt in einer ſchlechten, hölzernen Kapelle hängt. Der Fürſt eilt dahin, wird geſund und erbaut eine Kirche mit reichlichen Stiftungen zum Dienſte des Herrn. — Eine Gemeinde iſt entſchloſſen, der Gottesmutter in der Nähe ihres Dorfes eine Kapelle zu errichten; während der Nacht tragen Engel das Baumaterial auf entfernte Berge, in einſame Thäler oder das Gnadenbild verſchwindet dahin — und die Gemeinde folgt dem höheren Rufe. — Als im fünfzehnten Jahrhunderte die Huſſitenſtürme beginnen, und in den Tagen des Lutherthums, bleibt das Gnadenbild unverſehrt bei allen Verſuchen, es zu vernichten. Die Flammen verzehren es nicht, Schwert und Beil verſagen den Dienſt, und der ruchloſe Bilderſtürmer findet ſeine Strafe. — So tritt Maria in ihren Gnadenbildern ſiegend in die Zeit herüber, welche ſich dem alten Glauben wieder zuwendet und iſt bei dem namenloſen Unglücke, das die langen Kriege herbeigeführt haben, die Hülfe in der Noth (Mariahülf!), die Zuflucht der Kranken, die Tröſterin der Betrübten, die da Thränen vergießt über das Elend der Menſchen, und Todesbläſſe im Angeſichte zeigt bei dem Nahen des Ungerechten.“ — Unter den ältern Legenden finden wir eine Menge, welche

Der Haupterwerb der Deutſchen in Amerika beſteht in Ackerbau; obwohl auch Kaufleute, Handwerker und dergl., beſonders in den deutſchen Niederlaſſungen, recht gut ihr Fortkommen finden. Hiedurch werden ſie größtentheils Landeigenthümer und erlangen frühzeitig die zu ihrem weiteren Gedeihen unumgänglich nothwendige Selbſtſtändigkeit. Selbſt die deutſchen Taglöhner, die ſich auf den Acker vermiethen, verlangen in einem Antheil an dem Ertrag eines Gutes ſtatt mit Geld bezahlt zu werden. — Ihren Fleiß und ihre Sparſamkeit beurkundet das amerikaniſche Sprichwort, daß ein Deutſcher noch immer von dem Ertrag einer Wirthſchaft reich wird, auf welcher ein Jankee verhungert (**A German grows rich on a farm on which a Jankee would starve**). Gewöhnlich treiben ſie, nach deutſcher Art, die Dreifelder-Wirthſchaft, wodurch der Ertrag ihrer Grundſtücke zwar geringer iſt als der der Amerikaner, der Boden ſelbſt aber weniger ausgeſogen wird, und der Sohn vom Vater ein Grundſtück erbt, deſſen vollen Werth er noch auf den Enkel vererben kann, ſtatt daß bei dem Amerikaner Kapital und Zinſen zugleich aufgehen, und der Sohn immer wieder dort anfangen muß, wo der Vater vor 30 Jahren begonnen hat. Auch ſind es hauptſächlich die Deutſchen, welche der Fruchtbarkeit ihrer Felder durch Dünger nachhelfen und zu dieſem Zwecke eine hinlängliche Anzahl Hausthiere halten, von denen dann die Amerikaner ſpottweiſe ſagen, daß ſie beſſer wohnen als ihre Kinder.

Zu wünſchen wäre es, daß bei dieſer allgemeinen Thätigkeit der Deutſchen auch ihre geiſtigen Kräfte etwas mehr in Anſpruch genommen würden; obwohl dies hauptſächlich nur von den pennſylvaniſchen Bauern gilt, nicht aber von den deutſchen Anſiedlern in Ohio, Kentucky, Illinois und Miſſouri. Die Sprache, welche die alten Pennſylvanier von deutſcher Abkunft oder ihre Kinder ſprechen, iſt mit wenigen Ausnahmen ſchreckhaft, und außer Gebetbüchern und Räubergeſchichten iſt, ſo viel mir bekannt, dort kein deutſches Buch aufgelegt worden. Die deutſchen Zeitungen, wovon zwiſchen 30 und 40 in ganz Pennſylvanien, drei aber in Philadelphia erſcheinen, ſind ebenfalls in einem barbariſchen Styl geſchrieben, und erſcheinen gewöhnlich wöchentlich, weil ſich die Deutſchen mit Politik nur Sonntags beſchäftigen, wo ſie von ihrer Arbeit ausruhen, und die Sache des Abends bei einer Flaſche

den Mariencultus in eine freundliche Beziehung zur Natur bringen. Da wird die Madonna auf hohen Bergen verehrt, in tiefen finstern Wäldern, an Quellen, oder ihr Bild wird an uralten heiligen Bäumen gefunden, oder auch im Innern des Stammes durch natürliches Wachsthum geformt. So kommen viele Marien zur Eiche vor, mehrere zur Linde, andere, deren Bilder an einen Fichtenstamm, Lärchenstamm, Hasel ꝛc. gebunden sind. Ferner Marienbilder in Disteln und Dornen verborgen, entdeckt durch Schaafe, die davor im Kreise knieen. Die vielen Marien zum Schnee erklären sich nicht gleich der von Maria Maggiore in Rom durch einen Traum, sondern durch ein Bild, das im Schnee gefunden wird, oder durch den ewigen Schnee der Alpen, auf dem die Mutter Gottes verehrt wird. Einmal blühen drei Aehren aus dem Schnee, wo ihr eine Kirche gebaut werden soll. Als Herrin der Natur erscheint die Gebenedeite in mehreren Legenden. Ihr Bild zu Frauenthal in Krain zertheilt unfehlbar die Wolken, so oft es denselben entgegengehalten wird. Wie viele Blumen und Kräuter nach der h. Jungfrau benannt sind, ist bekannt. U. L. Frauen Pantoffel, Mantel, Handschuh, Haar, Mariengras, -flachs, -distel. Alles Freundliche in der Natur wurde auf sie bezogen, der kleine Marienkäfer als Bote des Frühlings, der erstarkenden Sonne ꝛc. Unzählige Marienbilder werden in wilden Wäldern, auf einsamen Gebirgen verehrt, wo sie unter den Schrecken der Natur die Gegenwart ewiger Liebe verkunden.

Wir heben nur wenige Marienlegenden besonders aus:

Eichele, ein Dorf am Main, entstand um eine einsame Kapelle „Maria zur Eiche", als Wallfahrtsort. Hier floh einst ein Lamm vor einem Wolf in die Kapelle, sprang, als der Wolf nachstürzte, schnell zurück und riß im Laufen den Strick der Thüre mit sich fort, so daß diese zufiel und der Wolf gefangen war. Daher das Sprüchwort „in Eichel fängt das Schaf den Wolf". Schnezler, bad. Sagenbuch II. 647. Dasselbe geschah zu Seebach, Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes II. 151. Es liegt eine sinnbildliche Beziehung darin.

Ein Schüler, mit dem Ballspiel beschäftigt, steckte seinen ihn dabei hinderuden Ring zufällig an den Finger einer nahen Bildsäule der h. Jungfrau. Als er den Ring nachher zurücknehmen wollte, krümmte sich der Finger von Marmor und ließ ihn nicht los. Als der Schüler, zum Manne gereift, heirathete, erschien ihm in der Hochzeitnacht die h. Jungfrau, hielt ihm den Ring vor und drohte ihm wegen seiner Untreue. Da entsagte er den irdischen Freuden, um die himmlischen zu suchen. Jakob von Maerlant VII. 61. Nach Vincent. Bellov. VII. 87. Wahrscheinlich nur die Anwendung einer ältern Sage von einer Venusstatue. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III. 924.

Eine Nonne entlief aus dem Kloster, sündigte, wurde unglücklich und kehrte reuig in die h. Mauern zurück. Aber siehe da, sie war gar nicht vermißt worden, denn die h. Jungfrau selbst hatte in ihrer Gestalt im Kloster zuge-

bracht und alle Pflichten als Nonne erfüllt. Caesar Heisterb. VII. 33. Kaltenbaeck Nr. 17.

Ein Fuhrmann blieb mit einem Fuder Wein im Sumpfe stecken. Da erschien ihm die h. Jungfrau und half ihm heraus. Ohne sie zu erkennen, wollte er der starken Helferin einen Trunk seines besten Weines zum Danke spenden, aber ihm fehlte ein Glas. Da ließ die h. Jungfrau einen Rosenstrauch wachsen und formte aus Rosenblättern einen zarten Kelch. Kaum aber hatte sie ihn dem Fuhrmann übergeben, so verschwand sie. Der Kelch wurde in einer Kapelle aufbewahrt. Rehr. Merkw. des Oberharzes 1739. S. 140.

„Das Judel" altd. Gedicht in Hahns Gedichten S. 129. Die Juden wollten ein Christenkind verbrennen, weil es aber ein altes Marienbild vom Schmutz gereinigt hatte, erschien ihm die Gottesmutter und erhielt es lebendig. Durch dieses Wunder wurden die Juden bekehrt.

Höchst eigenthümlich und phantastisch sind einige Marienlegenden in alten Volksliedern der Eifel. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, S. 118.

Maria will nach Rom gehen, kein Schiffmann aber nimmt sie auf, da geht sie zu Fuß durch das Meer und wie sie vorschreitet, sinkt das Meer immer tiefer und tiefer. — Mit ihrem Kind ein Obdach suchend, wird es ihr überall verweigert, bis sie sich in einem Stall niederläßt. Aber sie hat nichts zu essen. Da wallt das Meer über Land herein und wirft ihr einen großen Fisch vor die Thüre.

5.

Allgemeine Legende der Heiligen.

Auch die Heiligenlegenden kamen über die Alpen herüber und wurden in lateinischer Sprache von Kirche zu Kirche fortgepflanzt, so treu und einfach, wie die Kirchenlieder. Erst nach und nach wurden einzelne Legenden von deutschen Dichtern kunstreicher ausgebildet, und lebten und wirkten neue Heilige auf deutschem Boden, deren Legende in die allgemeine überging.

Neben den lateinischen Martyrologien und Heiligencalendern und der im ganzen Mittelalter hochbeliebten legenda aurea entstanden auch große deutsche Sammlungen. Die größte bildet den dritten Theil des oben schon genannten Passional, dessen erste Theile den Heiland und die h. Jungfrau betreffen. Ihnen schließt sich an das Leben der Väter, von Roth

1845 in Bruchstücken mitgetheilt. Sodann die schönen Legenden des Hermann von Fritslar in Pfeiffers Mystikern I. und ein noch nicht gedrucktes Märtyrerbuch, handschriftlich in Kloster-Neuburg und Heidelberg. Viele solche schöne Legenden bringt die große Kaiserchronik. Viele andere finden sich in zahlreichen andern Chroniken. Die Geschichtbücher des Mittelalters sind überall mit Legenden durchflochten. Wenn von der geschichtlichen Grundlage der Legenden poetische Abweichungen Statt haben, so ist das Motiv durchgängig ein lehrhaftes. Die Legende wirkt wie eine christliche Moral in Beispielen. Zuweilen wird auch der Sterbe- und Namenstag des Heiligen symbolisch und seine Legende tritt in eine zarte poetische Beziehung zur Bedeutung seines Kalendertages im Kirchenjahr. Die lange Zeit mißachteten Legenden bilden einen der reichsten und anziehendsten Bestandtheile unserer alten Dichtung.

Unter den Werken, welche einzelne Legenden behandeln, stehen die geistlichen Schauspiele der Hrotsvitha obenan. Diese geistreiche Nonne lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts im Kloster Gandersheim, in welchem damals die classischen Dichter gelesen wurden und sonderlich Terenz sehr beliebt war, dessen Dichtung sie durch Schauspiele würdigeren Inhalts ersetzen wollte. Sie schrieb in lateinischen Hexametern ein Gedicht zu Ehren Maria's, ein anderes auf die Himmelfahrt Christi, dann 6 Legenden, das Leben Otto's des Großen und eine Geschichte ihres Klosters. Sodann in gereimter Prosa die 6 berühmten Comödien. Die historischen Stücke enthalten nur schüchterne Relationen nach dem Hörensagen, das Leben Maria's und die Himmelfahrt wiederholen nur das Bekannte. Erst in den Legenden beginnt sich die Dichterin mit mehr Freiheit zu bewegen. Da finden wir das Martyrium der keuschen Agnes ausgemalt, die, als man sie nackt auszog, erst von ihren eigenen Haaren ringsumwallt, dann von einem Engel bekleidet wurde ꝛc.! Ferner die Legende vom h. Dionysius, der seinen abgeschlagenen Kopf noch zwei Meilen weit bis zu seinem Grabe trug, eine unnachahmlich naive und rührende Schilderung. Sodann die berühmte Legende vom h. Theophilus, und eine ganz ähnliche Legende vom Sklaven des Proterius. Die vom h. Pelagius, der als schöner Jüngling den Begierden eines maurischen Königs widerstand, hat man in der Feder einer Nonne für bedenklich finden wollen, ebenso die Legende vom h. Gangolf.

Dieſer heirathete die Ganea, die ihn durch ihren Liebhaber, einen Geiſtlichen, morden ließ. Mehrere Wunder, die ſich auf ſeinem Grabe zugetragen, wurden einſt der treuloſen Ganea erzählt, die aber deswegen ſo wenig in ſich ging, daß ſie ſogar ihren Spott damit trieb und ſagte: dieſe ſo gerühmten Wunder verdienten ihre Aufmerkſamkeit nicht mehr, als diejenigen, wovon ihr das Orakel auf dem Rücken ſpreche. Die Strafe für dieſe Läſterung erfolgte alsbald; denn Ganea konnte von nun an kein Wort mehr ſprechen, ohne daß dieſes Orakel ſich zu ihrer Beſchämung zu gleicher Zeit hören ließ.

Wenn man die Tugend der Verfaſſerin, die ſolche Dinge Preis gab, in Zweifel gezogen, ſo hat man wohl Unrecht. Die Naivetät des Zeitalters entſchuldigt viel. Ein Zug zum Komiſchen verräth ſich auch ſonſt hin und wieder bei der geiſtreichen jungen Nonne und kann auf ihren Charakter um ſo weniger ein ungünſtiges Licht werfen, als der Adel ihrer Seele unzweideutig aus ihren Comödien erhellt. Sie diente mit inniger Liebe und Demuth der Kirche. Ihre ganze poetiſche Begeiſterung war aus dem frommen Nonnenglauben geſchöpft. Mit Vorliebe aber ſchilderte ſie das weibliche Martyrium, die Kraft und die Heldenſtärke, die ſelbſt das ſchwache Weib gewinnt durch den Glauben. In ihren erſten Stücken tritt dem geheiligten Weibe der Mann als das dämoniſche Princip gegenüber, durchaus fremd, feindſelig, teufliſch, wie der hölliſche Geyer, der die weiße Taube berückt. Auch das iſt ganz nonnenhaft und drückt mit bewundernswürdiger Wahrheit die zarte Mädchenſcheu der im Kloſter Erzogenen vor den wilden Männern draußen aus. In den ſpätern Stücken ändert ſich plötzlich das Verhältniß, und heilige Männer nehmen ſich gefallener Mädchen an. Dieſe Wendung in ihren Dichtungen iſt vielleicht hervorgerufen worden durch den Tadel, den ſie von Seite eines Beichtvaters oder Biſchofs erfuhr, ſofern ſie bisher die Männer als ſolche zu ſehr in den Schatten geſtellt habe. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt Hrotsvitha eine reizende und rührende Erſcheinung, die Begeiſterung für ihr eigenes Geſchlecht durchaus naiv, rein, edel und liebenswürdig. Selbſt das fremde lateiniſche Gewand ſtört uns an ihr nicht. Ihre Gelehrſamkeit, eine gewiſſe kloſterliche Vornehmigkeit contraſtirt ſehr gut mit dem noch ziemlich rohen Zeitalter, in dem ſie lebte. Man hat mit Recht in den Barbaren, Skythen, Helden ꝛc., die in ihren Stücken vorkommen, Anſpielungen auf die Ungarn und Slaven gefunden, die zu ihrer Zeit noch das deutſche Reich und den chriſtlichen Glauben bedrängten. Sie

beſchrieb nicht nur Martyrien, ſondern ſie erlebte ſie. Ganz in ihrer Nähe tobten und wütheten noch die Heiden und wurden Nonnen zu Tode gequält.

Gallicanus im erſten Stück der Hroſvitha freit um Conſtantia, Tochter des Kaiſer Conſtantin, und erhält ſie zugeſagt. Sie hat ſich aber Chriſto ſchon verlobt und ſcheut dieſe Heirath mehr als den Tod. Gallicanus ſelbſt aber wird, im Kampf mit den Skythen und in großer Noth, zu Chriſto bekehrt und wählt freiwillig ein eheloſes Leben. Zur Sühne für die ſinnliche Gluth, mit welcher er die reine Conſtantia verfolgt, muß er den Martyrertod ſterben.

Dulcitius im zweiten Stück entbrennt in noch wilderer Gluth in drei heilige Jungfrauen zugleich, Agape, Chionia und Irene. Indem er ſich aber auf ſie ſtürzt, ſchlägt ihn Gott mit Blindheit, er ſieht ruſſige Töpfe für die Jungfrauen an, umarmt die Töpfe und macht ſich ganz ſchwarz dabei. Hier ſtreift das Schauſpiel nahe an die Poſſe. Der verrückte Liebhaber in ſeinem ſchmachvollen Zuſtande wird von den Zuſchauern ausgelacht. Nachdem er aber zu ſich gekommen, werden die heiligen Jungfrauen hingerichtet, die beiden erſten ſterben im Feuer, ohne zu verbrennen, die jüngſte, Irene, ſteht auf einen hohen Fels und wird, eine reine Jungfrau, von Pfeilen erlegt.

Noch höher ſteigert ſich die wilde Liebesgluth im Callimachus. Dieſer liebt die fromme Druſiana ſogar noch im Tode und will ſich eben in wollüſtiger Wuth auf ihre Leiche ſtürzen, als eine Schlange ihn packt und tödtet. Beide aber werden vom h. Johannes dem Evangeliſten wieder zum Leben erweckt und weihen ſich ganz Chriſto.

Abraham, ein Einſiedler, beſucht ſeine in die tiefſte Entſittlichung verſunkene Nichte Maria, naht ſich ihr verkleidet als Liebhaber, gibt ſich ihr aber plötzlich zu erkennen und rettet ſie vom Verderben. Eine tiefergreifende, mit größter Zartheit behandelte Scene.

Paphnutius, ebenfalls ein Einſiedler, bekehrt in ähnlicher Weiſe die ſchöne Buhlerin Thais. Aber hier ſteht der ſtrenge Aſcet dem leichtſinnigen Weltmädchen viel ſchroffer gegenüber. Man tadelt an dieſem Stück die Ueberladung mit Gelehrſamkeit.

In der Sapientia läßt unſre Nonne eine heilige Mutter der grauſamen Hinrichtung ihrer heiligen Töchter, Fides, Spes, Charitas zuſehen, die höchſte Gloriſication weiblichen Heldenmuths. Nach der bekannten Legende, die ihr Vorbild ſchon im alten Teſtament in der Mutter der Maccabäer gefunden hat.

Die Legende vom h. Chriſtoph oder großen Chriſtoph gehört zu den ſchönſten, denn in dieſem ungefugen, aber treuherzigen Rieſen iſt das deutſche Volk ſelbſt gleichſam perſoniſizirt und ſein Verhältniß zur chriſtlichen Lehre in ergreifender Wahrheit aufgefaßt.

Es war ein großer Riese, der hieß Offero, weltberühmt durch seine Größe und Kraft. Da ihn gelüstete, zu erfahren, wer stärker wäre als er, zog er in die Welt hinaus und frug nach dem Stärksten. Man wies ihn an einen mächtigen König, dem er eine Zeit lang diente. Als er aber einmal sah, wie sich der König bei Nennung des Teufels bekreuzigte, erfuhr er, das geschehe aus Furcht vor dem Teufel. Da nun der Teufel mächtiger seyn muß, als du, sagte er zum König, so will ich dir nicht länger dienen und lieber den Teufel suchen. Also that er, fand den Teufel und diente ihm. Einmal aber sah er, wie der Teufel unterwegs einem Kreuze auswich, erfuhr dadurch daß der Teufel sich vor dem Kreuze fürchte und verließ ihn, um den Mann des Kreuzes aufzusuchen, welcher Christus heißen sollte. Ein Einsiedler unterrichtete ihn, wie man Christo dienen solle, aber Offero mochte weder beten noch fasten und da rieth ihm der Einsiedler, gute Werke zu thun. Nun ließ sich Offero an einem Fluße nieder und trug um Christi willen die Wanderer durchs Wasser, denn er war hoch und stark. Einstmals rief ihm ein kleines Kind, er solle es hinübertragen. Er nahm es auf, aber siehe das Kind wurde schwer und immer schwerer und drückte den Riesen zusammen, daß er nahe am Ertrinken war. Mir ist, sagte er, als läge die Welt auf mir. Das Kind aber sprach: mehr als Welt, denn du trägt den, der Himmel und Erde geschaffen hat. Ich bin Christus und taufe dich mit dem Wasser dieses Flußes, davon sollst du Christophorus heißen. Deinen Stab aber sollst du in den Boden stecken, so wird er blühen und Früchte tragen. — Seitdem war Christophorus eifrig im Gebet und in Tröstung verfolgter Christen. Der heidnische König Dagnus sandte zweihundert Reiter ihn zu fangen, aber sie fürchteten sich vor seiner Größe, indem sie ihn knieend beten sahen. Er gab sich ihnen freiwillig gefangen. Der König wollte ihn durch schöne Mädchen verführen lassen, aber Christophorus bekehrte dieselben, dann wollte er ihn wie den h. Sebastian mit Pfeilen erschießen lassen, aber alle Pfeile blieben in der Luft schweben und einer flog in des Königs Augen, daß er erblindete. Nun heilte ihn Christophorus und bekehrte ihn. Später aber litt Christophorus den Märtyrertod durch Enthauptung. 25. Juli. Straßburger Legendenbuch von 1517. Altdeutsches Gedicht in Mones Anzeiger 1839. S. 590. Noch mehrere alte Handschriften. Vgl. Hauthals „der große Christoph" 1843.

Die Legende vom h. Georg war eine der beliebtesten im Mittelalter, nicht blos bei den Deutschen. Dieser Heilige war nämlich vorzugsweise ein Ritter, ein Bekämpfer des Drachen, auf ihn ließ sich daher alle die Vorliebe übertragen, welche schon zur heidnischen Zeit die nationalen Lieblingshelden als Drachenbekämpfer genossen hatten. Wir haben mehrfache auf ihn bezügliche Riesen- und Volkslieder, z. B. Wunderh. I. 151. Meinert 254. v. Raumer, Entwicklung des Christenthums, 33. Aber

auch ein späteres altdeutſches Gedicht des Reinbot von Turne. Von der Hagen, Gedichte des Mittelalters I. 81. Genthe, Dichtungen I. 141.

Georg, römiſcher Ritter und Prinz von Kappadozien, beſiegte einen furchtbaren Drachen, der die Gegend von Silena verheerte, befreite die ſchöne Prinzeſſin Aja, die demſelben vorgeworfen werden ſollte, (wie Perſeus die Andromeda), und bewog dadurch ſie und ihren Vater König Sevius und das ganze Volk, ſich taufen zu laſſen. Nachdem er lange ſiegreich wider die Heiden geſtritten und dazu eine Fahne vom Himmel ſelbſt aus der Hand der heil. Jungfrau empfangen hatte, zog er ſich die Ungnade des Kaiſer Diocletian zu, der keine Chriſten mehr unter ſeinem Heere dulden wollte. Georg erwies ihm die Nichtigkeit der Götzen und zwang den Teufel, aus einer ſchönen Apolloſtatue zu wandern und die Schädlichkeit des Götzendienſtes ſelbſt zu bekennen. Die Kaiſerin Alexandra wurde dadurch auch bekehrt, leiſtete ihm Beiſtand und erlitt mit ihm den Tod, bei dem alle erdenkbaren Martern erſchöpft wurden. Die Kaiſerin wurde bei den Brüſten aufgehangen ꝛc., Georg erſt gerädert, dann in einen glühenden Kalkofen geſteckt, vergiftet, endlich enthauptet. 23. April. Vgl. acta S. S. und Surius zu dieſem Tage. Die Ueberſicht aller alten Legenden vom h. Georg in Hagens Ged. des Mittelalters I. 83 f. Pfeiffers deutſche Myſtiker I. 117. In Reinbots Gedicht iſt die Innigkeit des Gefühls zu bewundern, mit welcher Georg theils vor ſeinen zwei Brüdern, theils vor der Kaiſerin die poetiſche Tiefe des Chriſtenthumes enthüllt. Trefflich ſind die ritterlichen Kriegsſcenen und gräßlich die Marterſcenen. Als eine liebliche Idylle wechſelt damit die Erſcheinung des Heiligen in einer armen Hütte ab, in der er bewirkt, daß die dürren Balken grünen und blühen, der leere Tiſch mit Speiſen ſich füllt und ein todtes Kind wieder lebendig wird. — Ein unbedeutendes, aber altes deutſches Lied aus dem 10. Jahrhundert auf den h. Georg ſteht hinter der Heidelb. Handſchrift des Otfried. (Gedruckt in Hoffmanns Fundgruben I. 10 ff.)

Die deutſche Legende kennt noch mehrere Heilige, welche Drachen überwanden. Der h. Magnus tödtete einen bei Roßhaupten und bei Füßen, der h. Beatus vertrieb einen aus der nach ihm benannten Höhle am Thuner See.

Eine ſchöne Legende iſt die von der h. Marina.

Sie begleitete ihren Vater Eugenius, als er Mönch wurde, in männlicher Kleidung, und wurde unerkannt ſelber Mönch unter dem Namen Marin. Da beſchuldigte man den jungen Mönch, ein Kind gezeugt zu haben, und verſtieß ihn. Er nahm geduldig die Schuld über ſich und pflegte das Kind. Erſt nach ſeinem Tode erkannte man ſein wahres Geſchlecht. Die Unſchuld kann nicht herrlicher triumphiren.

Barlaam und Josaphat, eine sehr berühmte Legende, zuerst von Johannes Damascenus griechisch verfaßt (übersetzt und herausg. von Liebrecht, Münster 1847), aufgenommen in das große spec. hist. des Vincentius Bellevac. LXV. 1. Darnach französisch behandelt im 13. Jahrhundert und zu derselben Zeit auch durch Rudolf von Ems in einem altdeutschen Gedicht, herausg. 1818 von Köpke, 1843 von Pfeiffer.

Avenier, König in Indien, schließt seinen einzigen Sohn Josaphat von Geburt an in einen Thurm ein, weil ihm geweissagt worden, derselbe werde ein Christ werden. Als J. zum Jüngling erwachsen, kommt der uralte Einsiedler Barlaam in der Verkleidung eines Kaufmanns zu ihm und bietet ihm einen kostbaren Stein an, der symbolisch das Christenthum bedeutet. Nachdem Josaphat in dieser Lehre unterrichtet und getauft ist, kehrt B. in die Wüste zurück. Der alte König erfährt zürnend, was vorgegangen, und schickt einen gewissen Nacher, der dem Barlaam sehr ähnlich ist, zu seinem Sohne, um denselben zu täuschen und listig den Samen des Christenthums, den ihm der wahre B. eingepflanzt, durch den falschen wieder ausrotten zu lassen. Man veranstaltet eine religiöse Disputation zwischen heidnischen Meistern und dem falschen B., welch letzterer sich von jenen in aller Form überwinden lassen soll. Allein mitten im Streite kommt über den falschen Barlaam der heilige Geist, also daß er die christliche Lehre, die er nur lügenhaft und sieglos vertheidigen sollte, mit Wahrheit und unüberwindlicher Kraft vertheidigt, das Feld behauptet und sich reumüthig taufen läßt. Nun versucht der König, seinen Sohn auf andere Weise wieder ins alte Heidenthum zurückzuziehen. Er läßt ihn durch die schönsten Mädchen verführen und diesen gesellen sich Teufel zu, die das Versuchungswerk mit größtem Eifer betreiben. Doch umsonst, Josaphat bleibt standhaft. Da wird der König schwermüthig, fängt selber an der Wahrheit des Heidenthums zu zweifeln an und übergibt dem Sohn die Hälfte seines Reiches. Dieser führt nun sogleich in diesem Theil das Christenthum ein und nun wird dessen Vorzug vor dem Heidenthum so anschaulich, daß sich der alte König endlich selbst bekehrt, dem Sohn das ganze Reich übergibt und als frommer Einsiedler stirbt. Josaphat aber übergibt nun auch seinerseits die Krone einem frommen christlichen Mann, dem Barachias, und geht in die Wüste, um den Barlaam aufzusuchen, den er auch endlich findet, dem er im Tode beisteht und den er christlich begräbt. Dann lebt Josaphat noch 35 Jahre lang in der Wüste als Einsiedler, und ein frommer Bruder, der ihn begräbt, bringt die Kunde seines Todes dem König Barachias, der seine Legende aufzeichnen läßt.

Eine der sinnreichsten Legenden ist **Silvester**, schon in der Kaiserchronik enthalten und ausgeführt von Conrad von Würzburg, herausg. von W. Grimm, 1841.

Kaiſer Conſtantin der Große iſt am Ausſatz krank und will ſich eben durch ein Bad in Kinderblut heilen (nach altheidniſcher Sitte), als Papſt Silveſter ihn durch Gebet und einzig durch die Macht des wahren Glaubens heilt. Dadurch wird Conſtantin bekehrt und führt das Chriſtenthum im römiſchen Reiche ein. Aber ſeine Mutter Helena ſteht ſcheel dazu und vertheidigt das Judenthum, als ſey es beſſer. Silveſter muß mit jüdiſchen Meiſtern und Zauberern ſtreiten, überwindet ſie aber, denn Zambri, der Juden Meiſter, kann zwar durch Zauberei einen ſtarken Stier mit einem Worte tödten, aber Silveſter kann noch mehr, nämlich denſelben Stier durch ein Wort wieder lebendig machen. Das ganze Gedicht macht auf einfache und anmuthige Weiſe die höhere Stellung des Chriſtenthums über Heidenthum und Judenthum geltend.

h. Servatius, altdeutſches Gedicht aus einer Wiener Handſchrift abgedruckt in Haupts Zeitſchr. V. 75 ff., von einem oberdeutſchen Dichter aus den ſiebziger Jahren des 12. Jahrhunderts.

Nachdem der h. Maternus das Bisthum Tongern gegründet, bewirkte der neunte Biſchof nach ihm, Valentinus, daß keiner mehr den biſchöflichen Stuhl ſollte beſteigen können, der deſſen nicht würdig wäre. Da ſtand der Stuhl von Tongern ſieben Jahre leer, bis Gott den h. Servatius, einen Königsſohn von Armenien, herbeirief, den ein Engel eigenhändig auf den Stuhl führte. Bald aber hetzte Satan die Einheimiſchen, die Starken und die Ketzer gegen ihn auf, die nicht dulden wollten, daß ein Ausländer, ein ſchwächlicher Mann und ein Heiliger über ſie regieren ſollte. Mit Gewalt ſetzten ſie ihn ab und er floh und lebte lange in einer Einöde. Da ſandte ihn Gott noch einmal nach Tongern, den Einwohnern zu verkünden, ſie ſollen Buße thun, denn ihre Stätte würde vertilgt werden durch die Heiden. Die Einwohner erſchracken und auf ihre Bitte ging er nach Rom, um vom h. Vater Abwendung des Untergangs zu erflehen. In Rom offenbarte ſich ihm der h. Petrus ſelbſt und wies ihn an, ſeinen Biſchofsſitz vom unrettbaren Tongern nach Maeſtricht zu verlegen, das allen Feinden widerſtehen ſollte. Ehe Servatius noch heimkehrte, wälzte ſich ſchon der Strom der Hunnen unter Attila heran und er ſelbſt wurde von ihnen gefangen. Da ſie aber ſahen, daß ihn im Schlaf ein Adler beſchattete, entließen ſie ihn ehrfurchtsvoll. Als im Elſaß heißer Durſt ihn plagte, entſtand auf ſein Gebet eine Quelle, die nicht nur ſeinen Durſt löſchte, ſondern ſogleich auch Kranke heilte. Als er nach Tongern kam, wies er den Einwohnern einen Schlüſſel, den ihm Petrus ſelbſt gegeben, damit er ihre Sünden löſe. Darauf vollzog er Petri Befehl und führte die Seinen nach Maeſtricht, wo er ungefährdet als Biſchof ſtarb. Bei ſeiner Leiche genaſen alle Sieche. Die Hunnen zerſtörten erſt nach ſeinem Tode Tongern, konnten aber Maeſtricht nicht gewinnen. Lange nachher, am Et. Servatiustage, 13. Mai, erfocht Karl der Große einen glänzenden Sieg über die Heiden, nachdem er den Heiligen des Tages angerufen

hatte. Da wurde des Heiligen Kirche gemehrt. Nach deren Schätzen aber waren die Ungarn lüstern und stürmten an, konnten aber die unnahbare Stadt nicht gewinnen. Die Gemahlin des Herzogs Giselbrecht von Lothringen nahm aus seinem Schatze einen kostbaren Pelz, ein „rieslicher Mann“ aber, der sie bei den Locken zog, zwang sie, ihn wieder herauszugeben. Kaiser Heinrich II. ließ ein goldnes Bild des Heiligen verfertigen, aber die Goldschmiede in den Kerker werfen, da ihm das Bild nicht gefiel. Da erschien ihm der Heilige, bewies ihm, daß das Bild getreu sey, und bewog ihn, die Künstler zu befreien. Als ein harter Vogt am Rhein das Volk plagte, schickte er einen Bären, der ihn vom Rosse riß. Als ein von ihm geschriebenes Meßbuch lange unbenutzt blieb durch des Teufels Antrieb, fand der fromme Jüngling, der es zuerst wieder beim Meßdienst aufschlug, einen Pfennig darin, dafür kaufte er einen Fisch und mit diesem Fisch speiste er drei Tage lang alle Pfaffen und Laien, ohne daß er abnahm. Auch rettete er einmal einen Schiffer auf dem Meere.

Dieses Gedicht spiegelt die Leiden und Freuden eines Bischofs unter einem derben, gern gewaltthätigen Volke und unter den Gefahren heidnischer Ueberwältigung recht lebendig ab und ist in einem überaus frommen und innigen Ton abgefaßt.

H. Pantaleon, altdeutsches Gedicht des Konrad von Würzburg, aus der Wiener Handschrift abgedruckt in Haupts Zeitschrift VI. 193 ff.

Der junge Pantaleon, dessen Vater ein Heide, dessen gestorbene Mutter aber eine Christin gewesen, wollte Arzt werden, da sagte ihm der christliche Priester Ernolaus, Christus sey der größte Arzt. P. nahm sich dieser Lehre an und heilte alsbald durch sein Gebet ein Kind von einer großen Schlange, die es umwickelt hatte, und einen Blinden, worauf sein eigner Vater sich bekehrte. Er heilte dann noch viele. Da wurden andere Aerzte neidig, verklagten den P. beim Kaiser Maximin, unterlagen aber bei der Probe an einem Siechen, den sie nicht zu heilen vermochten, dem aber P. vor dem Kaiser aufzustehen befahl und der davon ging. Der Kaiser ermahnte ihn, den Götzen zu opfern, wurde über seine Weigerung zornig und befahl, ihn zu verbrennen. Aber lange wurden alle Arten von Martern vergebens bei ihm angewandt, bis er endlich mit seinem Lehrer Ernolaus enthauptet werden konnte.

Sehr eigenthümlich ist die Legende vom h. Gregor auf dem Stein, in einem Gedicht des Hartmann von Au, herausg. von Lachmann.

König Marcus hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die in verbotner Liebe zusammen den Gregorius zeugten. Das Kind wurde ausgesetzt und trieb auf dem Meere, wurde jedoch wunderbar erhalten. Als G. herangewachsen war, fand er seine Mutter, ohne sie zu kennen, als Wittwe und ward

Wein oder Bier gleich ins Reine bringen können. Auch ist das gewöhnliche Abonnement auf eine Zeitung nicht mehr als ein Thaler des Jahrs, so daß kein Zeitungsschreiber dabei bestehen könnte, wenn er nicht noch nebenher die Feldwirthschaft triebe. Die Deutschen lassen sich überhaupt nicht gerne etwas vorraisonniren, sondern verlassen sich lieber auf ihr politisches Gefühl, welches sie gewöhnlich richtiger leitet, als die mit allen Farben des Parteigeistes geschmückten Tagblätter. Darum gilt auch die deutsche Politik in den Vereinigten Staaten für unbesiegbar, weil weder Zeitungsschreiber noch überhaupt Schreiber irgend einer Art auf sie einen Einfluß haben.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Deutschen in Pennsylvanien und in den Vereinigten Staaten überhaupt durch den literarisch gebildeten Zusatz, den sie in den letzten 10 Jahren aus Deutschland erhielten, sehr gewonnen haben. Abgesehen davon, daß die deutsche Sprache in Pennsylvanien zur bloßen Bauernsprache herabgesunken, und an ihre Veredlung durch die dort ansäßigen Deutschen nicht zu denken war, bedurften auch die dort eingewanderten Deutschen einer numerischen Verstärkung, wenn sie nicht von der rasch vorwärts schreitenden amerikanischen Bevölkerung absorbirt werden sollten. In vielen Distrikten Pennsylvaniens und Obios waren zwar noch deutsche Sitten und Gebräuche bei dem gemeinen Volke vorherrschend; aber die sogenannte höhere Bildung war englisch oder anglo-amerikanisch zugeschnitten, und man sprach überhaupt das Deutsche nur auf dem Felde und an Werktagen, an Sonn- und Feiertagen aber, und in den Gesellschaftszimmern sprachen wenigsten die Mädchen meistens nur englisch.

Dessen ungeachtet war der politische Einfluß der Deutschen überwiegend, und seit vielen Jahren erwählten dieselben den Gouverneur, Lieutenant Gouverneur, und viele der höchsten Staatsbeamten aus ihrer Mitte. Die Delegation des Staates Pennsylvanien im Kongreß der Vereinigten Staaten war ebenfalls großentheils aus Deutschen oder Abkömmlingen von Deutschen zusammengesetzt, obwohl auch hier zu bemerken ist, daß sich dieselbe gewöhnlich mehr durch Festigkeit und Beharrlichkeit als durch ausgezeichnete Rednertalente oder durch Aufstellung genialer Staatsmaximen auszeichnete, und ein Aehnliches gilt von den

ihr zweiter Gemahl. Sobald er aber entdeckte, wer sie sey, verließ er den Thron und lebte 17 Jahre lang auf einem aus dem Meere vorragenden Felsen, an den er sich hatte anketten lassen. Den Schlüssel zum Schloß der Kette aber warf er ins Meer. Da erscholl zu Rom, als der Papst gestorben war, eine Stimme vom Himmel, man solle den frommen Büßer auf dem Steine zum Papst wählen. Indem man ihn suchte und fand, brachte auch ein Fisch den Schlüssel zu der Kette, und Gregor, von seiner Sünde durch schwere Buße gereinigt, wurde Papst. Auch seine Mutter fand er wieder und ertheilte ihr Absolution.

Die Legende steht in den gestis rom. und Corneri chron. ad annum 1059 (hier heißt der Heilige Justinus). Man hat allerlei historische Veranlassungen zu dieser Dichtung gesucht, aber ohne Glück. Sie macht nur, wie so viele andere Legenden, die allüberwindende Kraft der Buße geltend.

Ich reihe hier die schönste Legende der berühmten Kaiserchronik an.

Nach der Kaiserchronik, Vers 1932 f. lebte zu Rom Kaiser Faustinianus, vermählt mit Mechtild, die ihm zwei Söhne, Faustinus und Faustus, gebar. Aber des Kaisers Bruder, Claudius, begehrte ihre Liebe und mit Noth entging sie ihm. Sie gebar hierauf ihren dritten Sohn Clemens, und wollte, durch einen Traum gelenkt, ihre beiden ältesten vor Gefahr retten. Der Kaiser erlaubte, die beiden Söhne in eine ferne Schule zu entsenden, aber sie litten Schiffbruch und wurden unter den Namen Niceta und Aquila als Sclaven von einer Wittwe gekauft, und vom h. Zachäus gut erzogen. Ihre Mutter hörte nichts mehr von ihnen und reiste ihnen endlich nach, litt aber ebenfalls Schiffbruch und wurde die Dienerin und Pflegerin einer kranken Wittwe. Der Kaiser selbst, da er von Weib und Söhnen nichts mehr hörte, machte sich auf den Weg, empfahl den jüngsten Sohn Clemens seinen Räthen und ging zur See, litt aber gleichfalls Schiffbruch und wurde ein Packträger. Mittlerweile drang zu Clemens in Rom die Kunde von Barnabas und Petrus, den Boten des Christenthums, also daß auch er bekehrt wurde und mit Petrus, dem Apostel, nach Arantum kam, wo sie Mechtild als arme Bettlerin, Faustinian als armen Träger und Faustinus und Faustus als junge hoffnungsvolle Schüler wiederfanden, ohne daß die so nahen Verwandten sich noch gegenseitig kannten. Nachdem Petrus den Zauberer Simon Magus besiegt, ließ sich der junge Clemens mit seinem alten Vater, ohne ihn zu kennen, in ein tiefsinniges Gespräch über die ewigen Wahrheiten ein, und endlich öffnete Petrus allen die Augen und zeigte ihnen, wie nur der wahre Glaube sie so wunderbar wieder geeinigt habe.

Crescentia, gleichfalls eine Episode der Kaiserchronik, auch als prosaische Erzählung aus einer Leipziger altdeutschen Handschrift herausg. in Haupts altdeutschen Blättern I. 300.

Nach des Kaisers Gracilius Tode kam Rom an seine jungen Neffen, den schwarzen und den weißen Dietrich, welches spätgeborne Zwillinge waren. Als sie heirathen sollten, schlug man ihnen Crescentia, die Tochter des Königs von Afrika vor, und überließ dieser die Wahl. Sie nahm den schwarzen Dietrich. Darüber erboste sich der weiße. Einst war der schwarze lange abwesend, da trug der weiße ihr seine Liebe an. Sie sagte ihm zu, wenn er erst einen Thurm bauen ließe, in dem sie ganz geheim zusammenkommen könnten. Als aber der Thurm fertig war, sperrte sie den weißen D. darin ein. Gleichwohl wußte dieser bei der Rückkehr seines Bruders Crescentia zu verdächtigen und sie wurde in den Tiberfluß geworfen. Durch einen Fisch gerettet, kam sie an eines Herzogs Hof, dessen Kind sie pflegte. Aber auch hier trachtete der Vizthum nach ihrer Schönheit, sie weigerte sich, da ermordete er des Herzogs Kind während sie schlief und beschuldigte sie des Mordes. Sie wurde nun abermals ins Wasser geworfen, aber durch den Engel Gabriel gerettet, der ihre Gestalt unkenntlich machte und ihr ein Heilkraut gegen den Aussatz gab. Unterdeß waren der Herzog sammt dem bösen Vizthum, sowie auch die beiden Dietriche, mit Aussatz heimgesucht worden. Crescentia heilte nach einander alle und die Geheilten be- und erkannten ihre Unschuld.

Die Legende des h. Brandanus ist irischen Ursprungs und zuerst lateinisch, dann französisch behandelt, auch ist ihr poetischer Werth sehr zweifelhaft. Da sie indeß eine von den romanischen Quellen abweichende Behandlung in Deutschland erfahren hat und sehr beliebt gewesen zu seyn scheint, will ich ihren Inhalt kurz angeben. Sie ist altniederländisch und mittelhochdeutsch (Mone, niederl. Volksbuch, 100. Bruns plattd. Gedichte, 159), auch in einem zu Basel 1491 gedruckten Volksbuch vorhanden.

Abt Brandanus liest in einem Buch von wunderbaren Dingen, zweifelt ob sie möglich seyen und verbrennt das Buch. Da kommt ein Engel und befiehlt ihm, selber die Dinge zu sehen. Er baut ein Schiff und fährt mit seinen Mönchen in die weite Welt. Anfangs begegnen ihm nur Ungeheuer, ein flammender Hirsch, der aus einer Wolke kommt, ein Wald, der vor seinen Augen untergeht, weil er nur auf dem Rücken eines großen Wallfisches oder Kraken gewachsen war, ein Meerweib. Dann kommt er zu einer Insel, auf der verbannte Seelen hausen, deren Pein er lindert, indem er ihre schuldigen Häupter benetzt. Dann ins Lebermeer, in dem noch immer alte Schiffe stecken, die nicht herauskönnen. Eine Stimme ruft ihn nach Norden, wo er ein schönes Kloster auf einem Berge findet. Weit davon im Meer sitzt ein rauher Mann einsam auf einem Stein, büßend, weil er einst als König von Babylonien seine Schwester geheirathet, und nun getröstet und erquickt durch den fernen Gesang der Mönche, den er täglich vernimmt. Im Osten stößt B. auf einen

glühenden Berg, mitten im Nebel voll büßender Seelen. Durch den Geſtank dieſes Orts vertrieben kommt er an ein Land, wo ewige Nacht herrſcht, nur erleuchtet durch die Karfunkel, die den Boden bedecken. Hier gelangt er in einen prachtvollen Saal voller Schätze. Einer ſeiner Mönche ſtiehlt nur einen Zaum, wird aber dafür gleich vom Teufel geholt. Dann kommen ſie zu einer noch prachtvolleren Burg, von der Licht in das ganze nächtliche Land ausſtrömt. Hier wohnt der Prophet Enoch, der ihm viel Gold mitgibt, um daheim Kirchen zu bauen. B. iſt ſo betrübt über den Verluſt ſeines Mönchs, daß er nicht ruht mit inbrünſtigem Gebet, bis Gott den Teufel zwingt, ihm den Mönch wieder auf das Schiff zu bringen. Sofort trifft er ein Schiff voller Todte, um die der Teufel mit St. Michael ſtreitet; Michael gewinnt ihm nur drei Seelen ab. Eine Sirene ſingt ihnen dann auf dem Meere ſo bezaubernd, daß ſie alle einſchlafen und an einem Lande ſtranden, wo ein ſchwarzer Mann ſie weckt und mit ihnen fährt, um ſie zu führen. Es iſt aber ein Teufel, der ſeine Kameraden herbeiruft, die nun in Schaaren das Schiff ſtürmen, aber B. vertreibt ſie durch ſein Gebet und zwingt ſie ſogar, ihm ſeinen ins Meer gefallenen Hut wieder zu bringen. Dann kommt er zu einer Burg von Stein mit 12 Thüren, die nur Gott allein zerſtören kann. Auf dem Meer ſchwebt eine Seele, die aus dem Paradieſe geſpeiſt wird. Ein nackter Mann ſitzt auf einem glühenden Stein im Meer, oben erfroren, unten verbrannt, es iſt Judas. Die Teufel kommen, ihn zu plagen, aber B. gewährt ihm eine Nacht Ruhe. Hierauf kommt er in ein ſeliges Land mit einer Kryſtallburg voller Schätze und Reize. Weiter werden ſie von Menſchen mit Schweinsköpfen beſtürmt, die B. vertreibt. Ein großer Fiſch ſchwimmt um ſie, das Schiff zu verſchlingen, doch auch ihn vertreibt B. Nun kommen ſie noch an drei glückliche Orte, auf die Burg Lyprie, wo ſie einen reinen Mann finden, in ein Land, wo ein gewiſſer Helſprang richtet, ein ſchöner Mann mit golddurchflochtenem Barte, wie ein Kaiſer, endlich in eine Kirche, in der ſie einen Kelch auf dem Altar erblicken. Von da kommen ſie glücklich heim.

Die Sage gehört der Nordſee und zuerſt Irland an, wo das Chriſtenthum ſchon frühe einheimiſch wurde. Bisher hatten nur Helden das weite Meer befahren, es mußte nun von dem chriſtlichen Prieſter gleichſam geweiht werden. Auch die alte Vorſtellung des Paradieſes im Weſten mußte nun eine chriſtliche Weihe erhalten. Dies der Sinn der Legende. Merkwürdig iſt, daß nur ihre deutſche Bearbeitung den Kaiſer auf der ſeligen Inſel namhaft macht. Darin liegt wohl die uralte Erinnerung wie in dem bärtigen Kaiſer im Kyffhäuſerberge.

Beſondere altdeutſche Gedichte handeln von dem h. Aegidius, Albinus, Alexius, Bonus, Euſtach, Johann dem Täufer, Paulus, Ulrich, von

den Siebenſchläfern. Desgleichen von der h. Agnes, Barbara, Brigitta, Dorothea, Juliana, Katharina, Magdalena, Margaretha ꝛc., alle nach den bekannten lateiniſchen Quellen.

Die 21 Werke der h. Martina ſind in einem längern altdeutſchen Gedicht des Hugo von Langenſtein (herausg. von Keller 1850) beſchrieben, wobei ihre verſchiedenen Kleidungsſtücke allegoriſch als Tugenden gedeutet ſind.

Sehr beliebt war die Legende vom nackten König, aus morgenländiſchen Blättern, von König Salomon erzählt (vgl. Gaſſel, Schamir 1854), dann in den gestis Rom. 59 von Kaiſer Jovianus. Später auch als Faſtnachtſpiel behandelt, vgl. Keller, Faſtnachtſpiele III. 1151. Gödecke, Römoldt 1856. Das altdeutſche erzählende Gedicht des Stricker (vgl. von der Hagen Geſammtabentheuer. Laßberg, Bilderſaal II. 147. Coloczaer Codex Nr. 114. Büſchings Erzählungen I. 116.) beſagt:

Der König hört in der Kirche „wer ſich ſelbſt erhöhet, der ſoll erniedrigt werden“ und lacht darüber. Zur Strafe kommt, als er eben im Bade ſitzt, ein ihm ganz gleicher Mann, von Gott geſandt, zieht ſeine Kleider an und ſpielt für ihn den König, indeß der wahre König, indem er nackt aus dem Bade kommt, von niemand mehr gekannt, von allen verachtet wird und als Bettler das Loos der tiefſten Niedrigkeit erfahren muß, bis er ſich den Armen zugeſellt, die des neuen Königs Gnaden empfangen. Da nimmt ihn das königliche Scheinbild bei Seite, frägt ihn: Meinſt du nun, daß Gott dich erniedrigen kann? mahnt ihn zur Beſſerung und läßt ihm, indem er als Engel verſchwindet, die kaiſerlichen Gewande und das Reich zurück.

Der ernſthafte König, altdeutſches Gedicht, cod. palat. Nr. 341. Blatt 79. Coloczaer Codex Nr. 75. v. Laßberg, Liederſaal I. Nr. 47.

Ein König lacht nie, ſein luſtiger Bruder frägt ihn, warum? Da läßt ihn der König entkleiden und nackt zwiſchen vier ſcharfe Speere ſtellen und fragen, warum er nicht lache? Sieh, ſagt der König, ſo geht es mir, vier ſcharfe Speere drohen mir beſtändig: der Gedanke an Chriſti Leiden, der an meinen eignen Tod, die Ungewißheit über das Jenſeits und die Furcht vor dem jüngſten Gericht.

Mehrere altdeutſche Gedichte wettſtreiten, wer vorzüglicher unter den beiden Johannes ſey, der Täufer oder der Evangeliſt? Einmal ſtreiten 12 Meiſter von Paris. Vgl. Haupt, Zeitſchr. IV. 496 f. Ein andermal ſind es nur zwei Nonnen, welche ſtreiten. Da erſcheint jeder von ihnen der andre Johannes und am Morgen bittet jede die andere um

Verzeihung und bekennt ſich nun zu dem bisher geringer geachteten Johannes. Hübſches altd. Gedicht des Heinzelein von Conſtanz (herausg. von Pfeiffer. Leipzig 1852). Darin liegt die Lehre, man ſoll über den Werth der Heiligen nicht ſtreiten, ſie ſind alle gleich heilig. — An den Täufer knüpft ſich außerordentlich viel poetiſcher Aberglaube, wovon ſchon im 2. Buch unter den Sommermärchen die Rede war. Ihm ſind eine Menge Kräuter geheiligt, auch das bekannte Johanniswürmchen, deſſen zwei Lichtpunkte von den Fingern des Täufers herrühren ſollen, der das Würmchen einmal mitleidig aufhob.

6.

Deutſche Heiligenlegende.

In dieſe gehören nicht nur geborne Deutſche, ſondern auch die, welche auf deutſchem Boden gewirkt oder geendet haben, und ich glaube ihnen auch noch einige andere aus dem Süden und Norden deswegen anſchließen zu müſſen, weil ihre Legende in der innigſten Verwandtſchaft zur deutſchen ſteht. Natürlicherweiſe muß ich mich auf die poetiſche Seite der Legende beſchränken.

Das Chriſtenthum wurde zuerſt am Rhein durch die galliſchen Stämme verbreitet. Von einer zum Chriſtenthum bekehrten deutſchen Jungfrau Bertha hat ſich eine ſchöne Volksſage an Drachenfels unfern von Bonn erhalten. Sie ſollte um ihres Glaubens willen das Martyrium erleiden.

Bertha, heißt es, wurde an den Drachenfels am Rhein gefeſſelt, um von einem grimmigen Drachen gefreſſen zu werden, allein ſie hielt ihm mit ihrer weißen Hand ein Kreuz entgegen und er ſtürzte ſogleich todt zuſammen. Einige Knochen von ihm hat man noch lange aufbewahrt. Die Heiden entſetzten ſich ob dem Schauſpiel, hielten Bertha für eine Göttin und wollten ſie anbeten, aber ſie bekehrte ſie zum Glauben an den wahren Gott. Montanus, Vorzeit I. 3. Schreibers Sagen, 13. a. Neumont, Rheinlandsſagen S. 117.

Tiefer im deutſchen Lande, von der Rheingrenze fern, lebten Chriſten als römiſche Gefangene, zu Knechtsdienſten gebraucht. Auch von dieſen haben wir noch eine ſchöne Volksſage.

Auf dem Berge Lüderich in der Grafſchaft Berg hütete einſt ein frommer chriſtlicher Schäfer mitten im Heidenlande ſeine Heerde. Die Heiden hatten ein reiches Bergwerk im Innern entdeckt und jubelten laut, wobei ſie auch

des chriſtlichen Glaubens ſpotteten und ein Brod den Berg hinabkugeten mit den Hohnworten: Da lauf, Chriſtengott! Da warnte ein Vögelein mit ſeinem Geſang den unweit davon hütenden Schäfer, daß er raſch ſich entfernte, worauf der ganze Berg mit den Heiden zuſammenſtürzte. Montanus. Vorzeit von Cleve, Berg ꝛc. I. 17.

Unter den über die Alpen zu uns gekommenen Gottesboten nennt die Legende den Jüngling von Nain, der, Maternus geheißen, der erſte Biſchof von Tongern geworden ſeyn ſoll. In Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 38 wird noch von ihm erzählt:

Maternus diente einſt dem greiſen Biſchof Theobald, der früher ein Ritter geweſen war, ſich aber dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, nachdem ſeine geliebte Braut vom Blitz erſchlagen worden war. Als der alte Theobald ſtarb, bat er den jungen Maternus, künftig ſeinen Ring zu tragen. Der Ring aber ließ ſich nicht von der Leiche abziehen, der Finger brach ab und Maternus barg Ring und Finger im Knauf ſeines Pilgerſtabes. Da ſchlief er im Elſaß unterwegs bei einer hohen Tanne ein, an die er ſeinen Stab lehnte. Als er aber erwachte, war der Stab mit der Tanne verwachſen und ließ ſich nicht mehr losreißen. Ein Graf ritt herbei und erkundigte ſich, da wurde entdeckt, daß des Grafen Schweſter die vom Blitz erſchlagene Braut Theobalds geweſen, daß ſie unter derſelben Tanne erſchlagen worden ſey und daß nur deßhalb der Ring und Finger nicht mehr von der Tanne weichen. Der Graf ließ zu ihrem Andenken hier ein Münſter bauen, das iſt der berühmte Wallfahrtsort Thann im Elſaß.

Unter den vielen Legenden, die aus der Zeit des Hunnenſturms unter Attila erhalten ſind, und die ſich meiſt auf Martyrien, Ausmorden der Chriſten durch die Heiden, oder auf Rettung heiliger Reliquien beziehen, ſteht als die kräftigſte und poeſiereichſte die von der h. Urſula mit ihren 11000 Jungfrauen obenan.

Urſula, Tochter des britiſchen Königs Eothus, ſollte den heidniſchen Prinzen von Angeln, (Conon oder Etherius) heirathen, erhielt aber drei Jahre Friſt, während deren ſie eine große Wallfahrt nach Rom unternahm. In ihrem Gefolge waren zehn edle Jungfrauen, von denen jede wieder tauſend unter ſich hatte, ſie ſelbſt aber nahm auch noch tauſend mit. Dieſe 11000 Jungfrauen übten ſich in Waffen, ſetzten ſich dann auf Schiffe und fuhren in die Mündung des Rheins. Bei Köln erſchien ihnen ein Engel und verkündete ihnen, daß ſie einſt hier den Märtyrertod ſterben würden. Sie fuhren bis Baſel und zogen dann zu Fuß über die Alpen (im Jahr 490). Papſt Ciriacus, ein geborner Britte, empfing ſie aufs liebevollſte und nachdem ſie in Rom ihre Andacht verrichtet, zog er mit ihnen, um ſich nicht mehr von ihnen zu trennen

Auch Etherius, ihr Bräutigam, den der Herr erweckt hatte, kam ihr entgegen und mit ihm Bischof Clemens von Köln. Da kam vom Westen her der furchtbare Attila mit seinen Hunnen und überfiel die frommen Pilger bei Köln. Ursula weigerte sich, Attilas Gemahlin zu werden, und wurde von ihm mit einem Pfeil erschossen. Ihr ganzes Gefolge erlitt das nämliche Loos, indem alle in den Schiffen von den Heiden am Ufer mit Pfeilen durchbohrt wurden.

Quelle der Legende Surius zum 21. October, und mehrere alte Kölner Gedichte. Eins abgedruckt in Schade's geistlichen Gedichten S. 163 f. Ein Volkslied in der Vorzeit Kölns von Weyden 150 und im Wunderhorn I. 193. Ein altlat. Hymnus in Haupts Zeitschr. XI. 24. Die Reise zur Hochzeit, die anstatt zu irdischen Freuden durch schreckliche Leiden zum Himmel führt, ist eine der schönsten christlichen Dichtungen, die auch die volle Anerkennung des Mittelalters gefunden hat und immerdar finden wird, was auch die historische Kritik gegen die thatsächliche Wahrheit der Begebenheit oder wenigstens ihrer Nebenumstände einwendet.

In Herman von Fritslars Prosalegende (Pfeiffers deutsche Mystiker I. 221) kommen einige merkwürdige Züge hinzu. Eine Jungfrau hatte sich einen der 11000 Köpfe verschafft und betete lange und oft zu ihm, da fing der Kopf endlich zu reden an und sagte: ich war auch unter den Märtyrern, halte mich aber nicht mehr für eine Jungfrau, denn ich war nur ein Schmied, der ihnen beistand. Ein Abt holte sich den Leichnam einer der h. Jungfrauen für sein Kloster ab, vernachlässigte ihn aber nachher. Da erschien ihm die Jungfrau im Schlafe und sagte, sie werde nicht hier bleiben. Der Abt achtete nicht darauf, allein am nächsten großen Feste ließ sich eine wunderschöne fremde Jungfrau in der Kirche sehen und mit ihr waren die Reliquien verschwunden. Der Abt reiste nach Köln und fand den Leichnam der schönen Jungfrau in ihrem Sarge. Er wollte sie um jeden Preis wieder haben, aber sie war so schwer, daß kein Mensch sie heben konnte. — Die Gräber der 11000 Jungfrauen sollen durch den Mönch Ranulf entdeckt worden seyn, der einst bei Nacht einem Sterbenden das Sakrament brachte und auf dem Rückweg im Freien wunderbar schöne Hymnen singen hörte und tausend und aber tausend Lichtgestalten sah, die aus Wald und Wiese herbeischwebten und alle seiner Kirche zuzogen. Er folgte ihnen, die Kirche war offen und der erste längst verstorbne Abt des Klosters, Berno, verrichtete den Gottesdienst den anwesenden jungfräulichen Geistern, denn es waren die Seelen der 11000 Jungfrauen. Im Jahr 1199. Montanus, Vorzeit von Cleve, Berg ꝛc. I. 49. — Die Todtenköpfe der 11000 Jungfrauen in Köln sind zum Theil mit goldnen Hauben geschmückt. Dorckenmeyer kur. Antiqu. I. 585. Sie sollen bewundernswürdig schön und edel geformt seyn, Schopenhauer, Ausflug I. 199. Einem Jüng-

ling, der eine besondere Andacht zu einem der Köpfe hatte, den er oft küßte, erschien im Traum die schöne Jungfrau und küßte ihn wieder. Montanus, Vorzeit II. 182.

Das Seitenstück zu der schönen Legende von der h. Ursula ist die vom h. Oswald. Auch hier werden die Liebenden einander nur zugeführt, um zur Heimath der ewigen Liebe zu gelangen.

Es gibt zwei altdeutsche Gedichte vom h. Oswald, ein jüngeres, aus einer Wiener Handschrift von Pfeiffer herausgegeben in Haupts Zeitschr. II. 92, und ein älteres, doch nur in einer Ueberarbeitung des 14. Jhd. erhalten, herausgegeben von Ettmüller, 1835. Das erstere ist kürzer, alterthümlicher, poetischer. Sein Inhalt:

König Oswald beherrscht in England neun Königreiche, entbehrt aber eine Gemahlin. Da nennt ihm der allkundige Tragemund die Jungfrau Spange, Tochter des Heidenkönigs über dem wilden Meere, als die allerschönste auf Erden, aber sie sey unzugänglich, sie werde keusch bleiben bis an ihr Ende; jeden, der um sie freie, treffe der Tod. Das macht den König nur noch begieriger, und Tragemund räth ihm, sich eines zahmen und sprechenden Raben, der schon acht Jahre am Hofe lebt, als Boten zu bedienen, nachdem er ihn ganz vergoldet und versilbert und ihm einen kostbaren Ring für die Prinzessin mitgegeben hat. Der Rabe fliegt über Meer, findet einen heidnischen Mann, spielt mit ihm Schach und gewinnt ihm alles ab. Da hört Spange von dem klugen Raben und läßt ihn sich bringen. Das benützt der Rabe, ihr den Ring zu übergeben, ihr von dem schönen König aus der Ferne zu erzählen und zugleich sie von ihrem heidnischen Irrthum zurückzubringen und dem wahren Glauben zuzuwenden. Willig und mit inniger Freude hört sie ihn an und sendet ihn mit dem Jawort und einem Ringe zurück. Aber auf dem Flug über das wilde Meer ermüdet der Rabe, ruht auf dem Mast eines versunkenen Schiffes, der eben noch über dem Wasser hervorragt, aus und verliert den Ring, der jedoch im Bauch eines gefangenen Fisches glücklich wiedergefunden wird. — Als Oswald des Raben Botschaft empfängt, macht er sich mit vielen Schiffen auf, braucht aber acht volle Jahre, um das wilde Meer zu überschiffen und leidet entsetzliche Noth und Gefahr. Endlich kündigt der Rabe Spangen die Ankunft Oswalds an. Sie herzt und küßt ihn: bis willkom vil libis rebeleyn, wo ist Oswald, der Herre mein? Oswald ist da, kann aber nicht zu ihr gelangen, bis er einen goldnen Hirsch gefunden haben wird, durch dessen Jagd die Heiden von der Burg entfernt werden. Da gelobt Oswald ewige Keuschheit und ein Hirsch aus dem Paradiese selbst lockt die Heiden alle weg. Nun kommt er in die Burg und entführt die schöne Jungfrau. Der heimkehrende Vater aber bläst in sein Horn und bei dem Schall laufen 30000 Heiden zusammen und folgen Oswald und den Seinigen nach. Eine

heiße Schlacht entbrennt, in der alle Heiden fallen und gefangen werden. Auch der König wird gefangen und soll sich taufen lassen, verlangt aber zum Beweise, daß der ihm aufgedrungene Glaube der wahre sey, die Aufweckung seiner erschlagenen Getreuen, damit auch sie getauft werden und das Himmelreich erwerben können. Da betet Spange und gelobt Gott ewige Keuschheit, wenn er das Wunder zulasse, und Oswald theilt ihre erhabene Entsagung und weckt die Todten, die nun alle getauft werden und dann im Meere versinken. Oswald aber und Spange vermählen sich nicht, sondern führen ein Heiliges Leben.

In der ältern Bearbeitung heißt Tragemund Warmund, Spange Pamige (d. ist pouge = Armspange) und fehlt das Schachspiel, die Noth des Raben auf dem Mast; der Hirsch kommt nicht aus dem Paradiese, sondern wird von Oswalds Leuten künstlich verfertigt. Dagegen schlägt Oswald, bevor er die Heiden tauft, mit seinem Schwert eine Quelle aus dem Felsen.

Ohne Zweifel liegt dieser tiefsinnigen Legende eine altheidnische Erinnerung an Odins Raben zu Grunde, vielleicht der Mythus einer Freiwerbung Odins oder eines seiner Günstlinge. Allein die aus der heidnischen Erinnerung entlehnten poetischen Züge sind ganz und gar der christlichen Idee dienstbar gemacht. Der Grundgedanke dieser herrlichen Dichtung ist, in der Jungfräulichkeit allein liegt die Zaubermacht, die über alle irdische Noth erhaben, über alle irdischen Güter Meisterin ist, aber wer diese Zaubermacht besitzt, den verlangt so wenig mehr nach irdischen Gütern, als ihn irdische Noth noch anfechten kann. Das Kleinod der Jungfräulichkeit, welches ihr befangenen Menschen in der Hochzeitnacht zu zerstören trachtet, das ist, von euch selber unverstanden, unendlich kostbarer, als alle die irdische Lust, wornach ihr trachtet.

Vom h. Wulfram hat man einige gute Legenden.

Ratbod, König der Friesen unter Karl Martell, ließ sich endlich vom h. Wulfram bekehren, als er aber schon den Fuß im Taufbecken hatte, frug er, ob seine Vorfahren im Himmel oder in der Hölle seyen? Da nun der Heilige antwortete, als Heiden seyen sie in der Hölle, zog Ratbod den Fuß zurück und sagte, er wolle lieber bei seinen Verwandten bleiben. Melis Stocke I. 149. Wolf, niederl. Sagen Nr. 15. Jonae vita S. Wulframi 4. Nach einer andern Sage frug er, ob mehr Leute im Himmel oder in der Hölle seyen? und da er hörte, in der Hölle, wollte er bei der Mehrheit seyn. Wolf Nr. 16. Nach einer dritten Sage spottete der Teufel über die Verheißungen des Bischofs und zeigte dem König Ratbod bei Medemblick einen wirklichen Pallast mit den herrlichsten Gärten als seine künftige paradiesische Wohnung. Aber der heilige Bischof bewirkte, daß dieses Trugparadies versank und in demselben

Augenblick war auch der König gestorben. Nach der Legende des Heiligen und der alten Chronyka van Hollant bei Wolf Nr. 17. — Vgl. über die Sagen von Radbod auch Rettbergs deutsche K. G. II. 514.

Wir kehren nach dem Süden zurück. In vielen deutschen Legenden wiederholt sich das Wunder des h. Lucius, der schon im 2. Jahrhundert aus England als Bekehrer in die Wildnisse von Graubündten kam und von dem der Lucienſteig den Namen hat. Als ein Bär des wilden Waldes das Rind fraß, das ihm die Steine zum Bau seiner Zelle trug, zwang er den Bären selbst, hinfort die Steine zu tragen. Dasselbe that der h. Gallus, der sich im 9. Jahrhundert in den Einöden niederließ, wo jetzt St. Gallen steht. S. Waldus im Kloster Altenburg zwang einen Wolf, die Schafe zu hüten. Ich übergehe die vielen ähnlichen Legenden, die uns alle an die Wildnisse erinnern, in deren Dunkel das erste Licht des Christenthums geheimnißvoll aufging. Hieher gehört die berühmte Legende vom h. Meinhard.

Meinrad, im Saulgau, aus dem Geschlecht der Zollern, entsagte der Welt und begab sich als Einsiedler in den „finstern Wald“ im nachmaligen Kanton Schwyz. Einst fand er ein Nest von jungen Raben, schonte und pflegte sie. Als nun einige Zeit nachher Räuber ihn überfielen und ermordeten, flogen jene Raben über ihn und er rief sie zu Zeugen an. Die Raben aber folgten den Mördern nach und ließen nimmer von ihnen ab mit Hauen und Kratzen. Da nun das umwohnende Volk die Raben des Heiligen wohl kannte und jene Bösewichter mit zerstörtem Gesicht und voll Bestürzung sich stiehend der Raben erwehren sah, vermuthet es Arges, hielt sie fest, entdeckte und bestrafte den Mord. 23. Jan. Ein altes Lied darauf in des Knaben Wunderhorn III. 170. Die Legende ausführlich in Murer Helvetia sancta S. 123. Ueber dem Grabe des Heiligen wurde das berühmte Kloster Einsiedlen gebaut, noch jetzt ein großer Wallfahrtsort.

Vom h. Sebaldus (Siwald), der aus dem Norden nach Franken kam, sagt die Legende, er habe in einem harten Winter statt des Holzes mit Eiszapfen eingeheizt. Sein Andenken bewahrt die prächtige Sebaldskirche in Nürnberg. — Sehr lieblich ist auch die Legende vom h. Lubentius.

Wenn es im Nassauischen gewaltig stürmt, erblickt man den Schatten des h. Lubentius auf dem Wasserspiegel der Lahn und dann stillt sich der Sturm, daher man auch einen sanften Wind dort den Lubentiwind nennt. Henninger, Nassau und seine Sagen III. 78.

nach Harrisburg zur gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien gesandten deutschen Deputirten. Was diesen Uebelstand — wenn es anders einer zu nennen ist — noch vermehrte, oder dessen Beseitigung schwierig machte, das war die außerordentliche Eifersucht, mit welcher die in Amerika einmal ansäßigen Deutschen alle späteren Ankömmlinge (besonders wenn den letzteren ein gewisser literarischer Ruf vorhergegangen war) bewachten, und der geringe Werth, den sie überhaupt auf europäische Bildung und Civilisation legten. Die Ursachen dieser Vorurtheile gehören nicht in diesen Aufsatz; auch hat sie Francis J. Grund in seinem Werk: „The Americans in their moral, political et social relations" [1] theilweise aufgeführt; aber ihre Folgen waren für die historische Ausbildung der Deutschen in Amerika in einem hohen Grade verderblich, indem diese, ungleich den Anglo-Amerikanern, von den Brüsten ihrer Mutter losgerissen wurden, ehe sie sich an denselben satt gesaugt hatten.

Es ist daher sehr erfreulich, daß in letzterer Zeit die deutschen Ansiedlungen in Illinois, Indiana, hauptsächlich aber im Staate Missouri einen Zustand vorzubereiten anfangen, den in Pennsylvanien zur Zeit der ersten Ansiedlungen gewiß niemand zu hoffen wagte, und wodurch die Deutschen, gegenüber den Anglo-Amerikanern, über kurz oder lang diejenige Stelle einnehmen müssen, wozu sie nicht bloß durch ihren moralischen Charakter, sondern auch durch ihre fortgeschrittene Bildung berufen sind. Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten die Anführer der politischen Parteien werden sollen; denn dazu scheinen sie von der Vorsehung am wenigsten berufen zu seyn, im Gegentheil sind die Deutschen ihrer Natur nach conservativ, und bleiben dies auch unter gänzlich geänderten Umständen noch in Amerika; aber eben dadurch bringen sie ein Element in den amerikanischen Staatenverein, das ihm bis jetzt noch abgeht, und das gerade die Deutschen am würdigsten zu repräsentiren im Stande sind. — Jetzt, wo noch alles jugendlich aussieht, wo ein Prinzip um das andere niederfällt oder aufsteht, ohne dem Lebenskeim des jungen, aufblühenden Staates gefährlich zu werden, können die Amerikaner immerhin politische

[1] Deutsch in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die Legende des h. Fridolin:

Ein alemannischer Edler, Namens Urso, vermachte vor seinem Tode dem Kloster zu Seckingen Güter. Sein Bruder Landolph leugnete diese Schenkung und riß die Güter an sich, aber der h. Fridolin, Stifter des jungen Klosters, lud ihn vor Gericht und rief den todten Bruder Urso als Zeugen aus dem Grabe herauf. Urso erschien und bestätigte alles, was der Heilige gesagt hatte. Schreiber, Sagen I. Nr. 30.

Eine unserer schönsten und merkwürdigsten Legenden ist die von der h. Kümmerniß. Ihr Bild kommt in vielen Kirchen vor, als eine bärtige ans Kreuz geschlagene Jungfrau, vor der ein Geiger spielt, dem sie einen ihrer goldnen Pantoffeln zuwirft. Sie heißt auch S. Wilgefortus, S. Gehülfen, S. Ontkomera (ohne Kummer) ꝛc. Die acta S. S. nennen sie ursprünglich Liberata und bezeichnen sie als eine Königstochter aus Portugal. Die älteste deutsche Legende von ihr steht in der Heidelberger Handschrift Nr. 793 Blatt 6. Vgl. Mone, Anzeiger 1838, 583 und lautet also:

Kymini, die Tochter eines heidnischen Königs, war Christin geworden und weigerte sich deshalb, einen Heiden zu heirathen. Von ihrem zornigen Vater in den Kerker geworfen, bat sie Gott um Beistand. Da erschien ihr Gott und gab ihr, um sie zu schützen, seine eigene Gestalt. Der Vater aber befahl, sie nun auch, wie denselben Gott, dem sie glich, ans Kreuz zu schlagen. So starb sie und wurde eine Heilige, St. Kümmerniß genannt, und wer in Kümmerniß ist und sie anruft, dem soll geholfen werden. In Holland in der Kirche von Schonberg liegt sie begraben. Vor ihrem Bild aber (das sie am Kreuze darstellt, im Putz einer Prinzessin, aber mit männlichem Barte) betete einst ein armer Geiger und geigte ihr zu Ehren. Da ließ das Bild einen goldnen Schuh fallen; als ihn aber der Geiger zum Goldschmied trug, hielt ihn dieser für gestohlen und der arme Geiger sollte gehenkt werden. Der Zug ging vor dem h. Bild vorbei, da geigte er noch einmal und siehe, das Bild warf ihm auch den zweiten goldnen Schuh zu. Da erkannte man das Wunder und ließ den Geiger frei.

Man verehrt sie vorzugsweise auf dem Hülfenberge in Eichsfeld, wohin Bekümmerte aller Art wallfahrten. Vgl. Schäfers Hülfensberg 1853. Aber auch an vielen andern Orten. Vgl. Panzer, Beitrag II. 422. Archiv d. Henneberg. Alterth.-Vereins IV. 18. Sagenbuch von Burgau 1851. 136. Justinus Kerners Lied vom Geiger von Gmünd bezieht sich auf ein altes Bild daselbst. E. Meier, Sagen Nr. 48. Man hat in neuerer Zeit angenommen, die ganze Legende von der bärtigen Jungfrau

am Kreuz ſey aus einer bloßen Verwechslung der älteren, noch lang bekleideten Crucifixe mit der weiblichen Tracht entſtanden. Man habe in ſpäteren Jahrhunderten, als Chriſtus am Kreuz ſchon nackt dargeſtellt wurde, die älteren Bilder nicht mehr begriffen und durch die neuerfundene Legende zu erklären verſucht. Indeſſen genügt das nicht, um die wiederholt vorkommende Darſtellung des Geigers und goldnen Schuhes zu erklären und dürften dieſe Züge wohl aus ſehr hohem Alter ſtammen.

Von der h. Ottilie, deren Name im Ottilienberge bei Straßburg fortlebt, gibt Stöber, Elſäß. Sagenbuch 170 f. folgende Legende:

Ottilie war die Tochter des fränkiſchen Herzogs Eticho im Elſaß und blind geboren. Der Vater befahl, ſie zu tödten. Aber ein alter Diener rieth, ſie heimlich taufen zu laſſen und durch die Taufe empfing ſie ihr Geſicht. Dem Vater durfte ſie dennoch nicht vor die Augen kommen und er erſchlug ſogar ſeinen Sohn im Zorn, als dieſer es wagte, ſie ihm vorführen zu wollen. Darüber verſank er aber in tiefen Gram und als ihm einſt Ottilie als Nonne mit Speiſe für die Armen begegnete, brach ſein Starrſinn und weinend umarmte er ſein Kind, deren Kloſter er nun auch ſein reiches Gut ſchenkte. Als er geſtorben war, kniete ſie ſo lange auf ſeinem Grabe, bis der Stein durchgekniet war und der Teufel ſich gezwungen ſah, ihr den Vater herauszugeben.

Von der h. Notburga, der Schutzheiligen der Mägde, erzählt die von Perrier 1752 ausführlich beſchriebene Legende:

Notburga diente als treue und fromme Magd im Schloſſe Rottenburg in Tirol und brachte dem Hauſe Segen. Nur Odilie, die Herrin des Hauſes, haßte ſie und wollte nicht leiden, daß ſie den Armen Gutes thue. Als Notburga einmal einen Korb voll Speiſen den Armen bringen wollte, begegnete ihr Odilie und deckte argwöhniſch den Korb auf, da war aber das Brod in Eräne, das Fleiſch in Roſen verwandelt. Dennoch wurde Notburga zuletzt von der Burgfrau verſtoßen und mußte bei einem Bauer auf dem Felde arbeiten. Als der Bauer einmal von ihr verlangte, ſie ſolle am Sonntage mähen, weigerte ſie ſich, den heiligen Tag zu entweihen und hing ihre Sichel mitten in der Luft an einem Sonnenſtrahle auf. Als Odilie ſchwer erkrankte, bereute ſie, was ſie gethan, und rief die fromme Magd auf das Schloß zurück. Notburga tröſtete die Sterbende und blieb auf dem Schloſſe bis zu ihrem eigenen Tode. Um den rechten Ort zu finden, wo die h. Magd begraben werden ſollte, ließ man ihre Leiche von zwei Ochſen ohne Führer fortziehen. Die Thiere fuhren mit ihr über den Inn bis nach Eben, wo ſie beſtattet wurde und wohin ſeitdem große Wallfahrten geſchehen.

Von einer zweiten h. Notburga meldet die Legende in Grimms D. Sagen Nr. 350 Folgendes:

Ratburga war die Tochter des Frankenkönigs Dagobert. Als ihr Vater zu Moosbach oder zu Hornberg Hof hielt, beschloß sie der Welt zu entsagen und wurde von einem weißen Hirsche über den Neckar in eine Höhle getragen, wo sie in tiefer Einsamkeit zubrachte. Derselbe Hirsch kam täglich zu ihr mit einem Brode, das er auf seinem Horne trug. Als einmal zufällig ihr Vater auf der Jagd zu ihrer Höhle kam, sie darin fand und mit Gewalt wieder fortführen wollte, stand sie wie angewurzelt fest, so daß ihr der Vater nur den Arm ausreißen konnte. Aber alsbald erschien eine Schlange mit einem Heilkraute, vermittelst dessen der Arm wieder angeheilt wurde.

Das Ausreißen des Armes wiederholt sich auch in der Legende der h. Alene, deren Namen noch der heilbringende St. Lenesborn in Brabant trägt. Wolf, deutsche Märchen Nr. 171. Hieher gehört auch Grimms Märchen Nr. 31. Die Geschichte der frommen Tochter, der ihr Vater auf des Teufels Antrieb die Hände abhaut, die ihr aber wunderbar wieder wachsen.

Unter den unschuldig leidenden h. Frauen der deutschen Legende glänzt vor vielen andern die h. Genoveva (über die Quelle der Legende vgl. Gräße, Sagenkreise S. 282.)

Genoveva war Herzogin von Brabant, vermählt mit Siegfried, Pfalzgrafen von Simmern bei Trier, wurde aber, als ihr Gemahl unter Karl Martell wider die Sarazenen zog, von dem gräflichen Hofmeister Golo, nachdem er sich vergeblich um ihre Liebe beworben, fälschlich angeklagt, sie habe mit dem Koch gebuhlt. Siegfried, durch Zauberkunst, indem man ihn das erlogene Verhältniß in einem Zauberspiegel sehen ließ, getäuscht, ließ die unschuldige Genoveva, die Golo schon in den Kerker geworfen (wo sie einen Knaben gebar, den sie Schmerzenreich nannte), zum Tode führen. Die mitleidigen Knechte aber erbarmten sich ihrer und ließen sie leben. Sie brachte nun mit ihrem Kinde nackt in einer Höhle zu, betend vor einem Kreuze, das sie sich darin aufgerichtet. Ihr Kind aber stillte eine Hirschkuh freiwillig. Nach einigen Jahren fand sie Siegfried auf der Jagd, entdeckte ihre Unschuld und strafte den Golo. Da sie aber bald starb, lebte er und Schmerzenreich hinfort an ihrem Grabe als Einsiedler. Sie wird als Heilige verehrt am 3. April.

In neuerer Zeit hat Tieck ihr eine seiner schönsten Dichtungen gewidmet.

Verwandt ist die Legende der h. Ida von Toggenburg in Murers Helvetia sancta p. 262.

Sie wurde am Ende des 12. Jahrhunderts von einem vertrauten Diener

ihres Mannes um Liebe angegangen und als sie ihn verschmähte, verleumdet und beim Grafen angeklagt. Unglücklicherweise hatte ein Rabe ihr einst ihren goldnen Trauring aus dem offenen Fenster entführt und der Knappe Kuno hatte ihn gefunden und arglos angesteckt. Ihn beschuldigte nun der arglistige Knecht, den Ring von der Gräfin selbst, mit der er buhle, empfangen zu haben. Der arme Kuno wurde an eines Rosses Schweif gebunden und zu Tode geschleift. Ida von ihrem wüthenden Gemahl aus dem Fenster in einen Abgrund gestürzt. Aber Engel hüteten sie. Als sie wieder zur Besinnung kam, befand sie sich wohl und gesund im Walde, baute sich eine Hütte und lebte 17 Jahre verborgen als Einsiedlerin. Da entdeckte sie der Graf und erkannte ihre Unschuld. Der Verleumder entleibte sich selbst. Sie aber wählte nun eine andre einsame Wohnung in der Au, von wo aus sie, von einem Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih geleitet, oft dem Gottesdienst im Kloster Frischingen angewohnt haben soll.

Dieselbe Legende wiederholt sich fast mit denselben Namen bei der frommen Jutta von Braunsberg in Tirol, Beda Weber, Tirol III. 446. Steub, 360. Ein Hirsch mit Lichtern leuchtete auch der Ruchtrud von Allmendshofen Nachts zur Kirche. Schnezler, bad. Sagen I. 454. Schön sind noch folgende Sagen von Hirschen:

Adelheid von Randenburg ging mit zwölf Jungfrauen von der Burg herab in die Kirche des Thales, um zu beten. Da näherte sich ihr am Altar ein weißer Hirsch so liebkosend und von solcher Schönheit, daß sie sich auf ihn setzte. Er trug sie fort und beide wurden niemals wiedergesehen. Ein Traum aber hatte ihr vorher verkündet, daß sie bald bei den Engeln seyn werde. Otte, Schweizersagen S. 39. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 112.

Emerentia Lorenz, eine reiche Jungfrau in Travemünde, wollte einmal ihr weites Eigenthum besehen, verirrte sich tief im Walde und entschlief. Da kam ein prächtiger Hirsch, weckte sie und trug sie sicher nach Hause, entwich aber nicht wieder in den Wald, sondern blieb bei ihr. Zum Dank für ihre Rettung baute sie die Nicolaikirche und ließ sich, auf dem Hirsch sitzend, darin abbilden. Kuhn, märkische Sagen Nr. 7. Ihre Legende hat Nibbeck 1836 beschrieben. Rauch in Berlin hat die Gruppe der Jungfrau auf dem Hirsch reizend in Bronze gearbeitet.

In die Reihe der h. Frauen, die unschuldig litten, tritt auch eine freilich nur sagenhafte h. Hildegard als Gemahlin Karls des Großen Vincenz von Beauvais spec. hist. VII. 90 und ein altfranzös. Gedicht in der hist. lit. de la France XIX. 850 sind die Quellen. Frischlin hat ihr ein Drama gewidmet. Es scheint sich nur um eine Nachbildung der schönen Legende von der h. Crescentia zu handeln (s. oben).

S. Hildegard, die Kaiserin aus vornehmem Geschlecht in Schwaben, mit Karl dem Großen vermählt, wurde, während dessen Abwesenheit von seinem Bruder Taland mit Liebesbitten bestürmt, sperrte ihn aber listig ein und ließ ihn nicht eher frei, als bis der Kaiser zurückkam. Taland rächte sich dadurch, daß er Karl überredete, die Kaiserin sey ihm untreu gewesen. Schon sollte H. hingerichtet werden, als die Henker, durch eine göttliche Stimme erschreckt, davon flohen. Sie pilgerte nach Rom und diente in einem Hospital, wo sie bald als Heilkundige zu großem Ruhm gelangte. Da kam einst auch Taland, an unheilbarem Aussatz leidend und erblindet, zu ihr und flehte um ihre Hülfe, ohne sie zu kennen. Sie versprach es ihm, wenn er zuvor von aller Sünde durch Beichte sich reinige und den, gegen den er gesündiget, um Verzeihung bitte. Da in der Angst bekannte Taland seinem Bruder Karl, was er an Hildegard verschuldet. Diese heilte nun den Unglücklichen, gab sich zu erkennen und wurde von Karl im Triumph heimgeführt.

Aehnlich ist die Sage von der Florencia von Rom in einem altfranzös. Gedicht, dessen Inhalt schon in den Gest. Rom. c. 101 und bei Vincent. Bellov. spec. hist. VII. 90. E. Gräße, Sagenkreise S. 286.

Florencia wird fälschlich der Untreue gegen ihren Gatten, Kaiser Menelaus, angeklagt und verstoßen, findet aber ein Kraut, das den Aussatz heilt, heilt damit unerkannt ihren Ankläger, bringt ihn dadurch zum Geständniß und wird ihrem Gatten zurückgegeben.

Nahe verwandt damit ist die „unschuldige Königin von Frankreich", altd. Gedicht des 14. Jahrhunderts, vgl. Meyer und Mooyer, altd. Dichtungen, 52 f. Maßmann, Kaiserchronik III. 907.

Der Marschall bewirbt sich vergeblich um der Königin Gunst, legt einmal, als sie schläft, einen häßlichen Zwerg zu ihr und überredet den König, der sey schon lange seiner Gemahlin Buhler. Sie wird verstoßen, ein Ritter, der sie begleitet, vom Marschall erschlagen und kaum entgeht sie des Marschalls Verfolgung im Walde und lebt als arme Köhlerin. Des todten Ritters Hund aber greift den Marschall an, wo er ihn findet. Herzog Leopold von Oesterreich, der viel am Hofe gilt, schließt daraus, der Marschall habe den Herrn des Hundes erschlagen, und dringt auf ein Gottesgericht. Der Marschall muß nun öffentlich mit dem Hunde kämpfen, wird besiegt und bekennt seine Schuld. Die Köhlerin wird leicht entdeckt, weil sie durch den Köhler, der sie gastfrei aufgenommen, schon vorher kostbare Seidewebereien an den Hof gesandt hat.

Dasselbe wiederholt sich in der spanischen Geschichte der Königin Sibilla, angeblicher Gemahlin Karls des Großen, die in ein holländisches Volksbuch übergegangen ist. Der Marschall heißt Macaire, der Herr

des Hundes Auberin de Montdiser, d. i. Aubry de Montdidier. Die Heimath dieſer Sage iſt Frankreich.

Von der h. Amalberga berichten nach einem vlämiſchen Volksliede Wolfs niederl. Sagen Nr. 113.

Sie gelobte ſich ſchon als Kind dem Heiland, wurde dann wegen ihrer hohen Schönheit von Karl dem Großen begehrt, entkam aber ſeiner Gewalt, indem ein großer Bär von Bienen verfolgt, auf ihn zuſtürzte. Auf ihrer Flucht kam ſie an ein Waſſer, und ein großer Stör trug ſie aus demſelben bis Temſhe, wo ſich noch jährlich ein ähnlicher an ihrem Feſttage ſehen läßt, gefangen und in ihre Kapelle gebracht wird. Karl ſtellte ihr abermals nach, aber als er ihren Schleier wegzog, fand er, daß ſie ſich alle ihre herrlichen Haare kahl abgeſchnitten hatte, um ſich zur Nonne zu weihen. Da ließ er von ihr ab und ſie lebte noch lange in Temſhe und that viele Wunder. Noch jetzt ſteht das Landvolk an ihrem Grabe, die Männer um das Gedeihen des Waizens, die Weiber um das Gedeihen des Flachſes, mit Beziehung auf ihre blonden Haare.

Von einer Tochter Karls des Großen erzählt v. Herrlein, Sagen des Speſſart S. 113, eine ſchöne Legende:

Gertrudis, die fromme Tochter Karls des Großen, war als Nonne im Kloſter Neuſtadt, zu ihren Eltern verreist, als der Kaiſer ſich mit ihrer Mutter wieder verſöhnt hatte, und kehrte dann nach ihrem Kloſter zurück. Als ſie an den Main kam, war es ſchon Abend und kein Führer da, aber Gott vertrauend ging ſie über das Waſſer mit trockenen Füßen. Noch jetzt erblickt man im Schatten der Wellen die Fußtritte der Kaiſerstochter auf dem Main.

Sie iſt nicht zu verwechſeln mit einer andern Gertrud, an die ſich der ſchöne Gebrauch der Gertruden-Minne knüpft, nach einer Legende in Hoffmanns horae belg. II. 41.

St. Gertrud, Aebtiſſin von Nivelle in Brabant, im 17. Jahrhundert, wurde von einem Ritter geliebt, der, als ſie dennoch ins Kloſter ging, all ſein Gut dieſem Kloſter ſchenkte. Wie er nun aber ganz arm und wegen der verlornen Liebe in Verzweiflung war, kam der Teufel zu ihm und bot ihm für ſeine Seele ſieben Jahre Erdenglück vollauf. Der Ritter ging darauf ein, als aber die ſieben Jahre um waren und er dem Teufel ſeine Seele geben ſollte, zog ihn ſein Herz noch einmal zu dem Kloſter hin, damit er Gertruden noch einmal ſähe. Sie aber bot ihm St. Johannes und zugleich ihren Minnetrank. Man pflegte nämlich am Abſchied des Jahres am St. Johannistage St. Johannis Minne zu trinken, was auf jeden Abſchiedstrunk überging. Nachdem der Ritter nun erſtmals St. Gertruts Minne zugleich mit St. Johannis

Minne getrunken, konnte ihm der Teufel nichts mehr anhaben, denn er sah immer St. Gertrud hinter dem Ritter auf dem Rosse sitzen.

Ueber die h. Elisabeth hat man mehrere altd. Gedichte (handschriftlich in Gotha und Darmstadt, auszüglich mitgetheilt in Graffs Diutiska I. 343 ff.), die ihr Leben von der Geburt in goldner Wiege an bis zu ihren Kummertagen, Bußeleben und Ende getreu schildern. Der moderne Geschmack hat sich daran geekelt, weil zu viele Kasteiungen darin vorkommen.

Am lieblichsten in ihrer Legende ist das Rosenwunder. Ihr Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen hat ihr verboten, immer selber den Kranken und Armen Almosen zu bringen. Da überrascht er sie einmal, wie sie Brod in einem Korbe trägt, aber das Brod verwandelt sich in Rosen.

7.

Kleine Legenden und Wundergeschichten.

Unsre alten Chroniken sind noch voll von kleinen Wundern, die sich mit Sündern, Bekehrten, von Dämonen Versuchten, Todten, mit Visionen, Erscheinungen, Heiligenbildern, Reliquien, Hostien, Glocken ꝛc. zugetragen haben, durch die sich die göttliche Gerechtigkeit offenbart oder durch die irgend eine christliche Lehre bedeutsam gemacht wird. Auch die zahlreichen Sammlungen von mündlich überlieferten Volkssagen enthalten dergleichen in Menge. Der größte Theil dieser Wundergeschichten ist entweder nur geschichtlich, oder nur lehrhaft zu nehmen, kann also hier unberücksichtigt bleiben, indem ich nur, was poetisch bedeutsam erscheint, hier zu bezeichnen vermag. Einige sind selbstständige Dichtungen.

Die Legende vom guten Gerhard, welche Rudolf von Ems in einem altdeutschen Gedicht behandelt und Simrock 1847 übersetzt hat, empfiehlt die Tugend der Demuth:

Im guten Gerhard lernen wir einen reichen Kaufmann von Köln kennen, welcher dem Kaiser durch einen Engel als derjenige bezeichnet wird, der weit größern Ruhm vor Gott genieße, als er, der Kaiser, selbst, obgleich der letztere eine prachtvolle Kirche gegründet hatte, und sich einbildete, der Frömmste in seinem Reiche zu seyn. Gerhard selbst mußte herbeikommen und seine Geschichte erzählen. Er berichtet nun, wie er einst mit reichem Gut auf der See gewesen und bei den Heiden gelandet sey. Diese hätten ihn gut aufge-

nommen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihm für seine Waaren zum Preise die Befreiung der hier gefangenen Christensklaven angeboten. Unter den Gefangenen aber waren 24 Ritter aus England und 15 reizende Jungfrauen, unter denen die schöne Prinzessin Irene von Norwegen vor allen glänzte, die junge Gemahlin des verloren gegangenen Königs Wilhelm von England. Sie alle kauft nun Gerhard und bringt sie nach Köln. Die Ritter entläßt er, Irenen aber behält er in seinem Schutz, bis König Wilhelm sich wieder finden werde. Aber nirgends ist eine Kunde von ihm einzuholen. Da endlich entschließt sich die schöne Irene, Gerhards blühenden Sohn zu heirathen. Aber am Hochzeittage kommt Wilhelm in Bettlersgewand in sein Haus und gibt sich zu erkennen. Gerhard begrüßt ihn mit Freuden und gibt ihm die Braut zurück, seinen eigenen Sohn aber tröstet er. Gerhard thut noch mehr. Er geht voraus nach England, wo alles in Abwesenheit Wilhelms drüber und drunter gegangen ist. Da ihn die 24 Ritter nun wiedererkennen und ihren Wohlthäter als weisen Mann kennen, wollen sie ihn selbst zum König wählen; aber er schlägt diese Ehre aus und stimmt sie für den wiedergefundenen König Wilhelm. So stellt er durch seine Großmuth und Güte das Glück des getrennten Königspaares wieder her und begnügt sich mit dem Bewußtseyn, rechtschaffen gehandelt zu haben. Der Kaiser, der die ganze Geschichte mit Rührung angehört, erkennt nun, daß sein großer Kirchenbau allerdings nicht so viel Verdienstliches habe, als die Handlungsweise des Kölner Kaufmanns.

Der arme Heinrich, ein altdeutsches Gedicht des Hartmann von Aue, zu Ende des 12. Jahrhunderts, schon oft edirt, ist einer alten schwäbischen Volkslegende entlehnt.

Herr Heinrich wurde siech und aussätzig, zog nach Montrellier und dann nach Salerno, wo ihm aber die berühmtesten Aerzte nicht helfen konnten. Da erfuhr er in Salerno, nur das Blut einer reinen Jungfrau könne ihn heilen und ein junges zwölfjähriges Mädchen, die Tochter des Meiers, bei dem er wohnte, entschloß sich freiwillig, aus reinem Mitleid, sich für ihn zu opfern und ließ sich zu dem Arzte bringen, der sie entblößte und festband, um ihr das Herz auszuschneiden. Heinrich aber sah durch einen Ring in der Thüre, wie schön und geduldig sie war, konnte es nicht übers Herz bringen, daß sie sterben sollte und hielt den Arzt ab. Nun aber wurde er von selbst gesund und nahm das treue Mädchen zur Ehe.

Göthe, Hegel und Gervinus sträubten sich krampfhaft, das Poetische in diesem Gedicht anzuerkennen. Noch schlimmer geht Gumposch I. 281 mit demselben um. Aber Barthel, classische Periode S. 86, hat es glänzend gerechtfertigt. „Ueberall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus reinem Kindesaug, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung her-

vor. Es iſt um ein in den erſten Jahren der Entfaltung ſich befindendes reines Mädchenherz ein wunderbares Ding; es keimen darin, wenn böſe Zucht die Knoſpe nicht erdrückt, die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und elaſtiſcher Stärke, eine unbeſchreibliche Sehnſucht ohne Begehrlichkeit, es quillt in ihm eine ſüße Gewalt, aber in reiner Unbewußtheit. Es kommt nicht ſelten vor, daß in einem ſolchen kindlichen Mädchenherzen zu dem erſten edeln Mann, an den ſie Verhältniſſe knüpfen, eine ihm oft unbewußte Neigung Wurzel ſchlägt. Dann hat es nie eine reinere Empfindung gegeben. In dieſer Stimmung ſtellte der Dichter das junge Mädchen dar, deren Opferung wir Neuern freilich nicht verſtehen, weil die tiefen Naturen der Frauen leider verflacht ſind.“ Man kann es nicht beſſer ſagen. Aber man muß hinzufügen, daß auch etwas Religiöſes, eine aus der Tiefe des Glaubens geſchöpfte Kraft hier mitwirkte, eine Kraft freilich, von der Göthe, Hegel und Gervinus nie eine Ahnung hatten.

Die jungfräuliche Unſchuld wird in vielen deutſchen Legenden auf beſondere Weiſe verherrlicht. So rein war die h. Notburga, daß ſie, wenn ſie in der Aerndte ausruhte, ihre Sichel an einem Sonnenſtrahl aufhing. Ebenſo die h. Walburga. Die h. Gudula und die h. Kunigunde hingen ihre Handſchuhe an einen Sonnenſtrahl; S. Goar ſeinen Hut, S. Florus ſeinen Mantel; Biſchof Lucian von Brixen ſeine naſſen Kleider. Am merkwürdigſten iſt folgende Legende:

Heidut, der frömmſte Mann in Pulsnitz in der Lauſitz, konnte ſeine Kleider beliebig an den Sonnenſtrahlen aufhängen. Das ärgerte den Teufel, der ſich ihm daher einmal in der Kirche ſichtbar machte, wie er gerade die Sünden der Gemeindeglieder auf eine Bockshaut ſchrieb, die zu kurze Haut aber mit den Füßen weiter ausſpannen wollte und darüber hinter ſich fiel, mit einer ſo lächerlichen Geberde, daß Heidut darüber lachen mußte. Von Stund aber konnte Heidut ſeine Kleider nicht mehr an einen Sonnenſtrahl aufhängen, ſeine Heiligkeit war dahin. Darüber erboſte er ſich, fluchte und wurde völlig ruchlos, bis ihn der Teufel holte. Seitdem befand er ſich bei der nächtlichen wilden Jagd, bis ihn ein frommer Mönch in eine Fichte bannte, aus der er noch zuweilen bei Nacht ſein Jagdhorn tönen läßt. Gräve, Volksſagen der Lauſitz S. 120.

Bei Neuſtadt an der Saale ſoll ein Kloſter geweſen ſeyn, deſſen Nonnen ſo fromm waren, daß ſie die Wäſche, um ſie zu trocknen, nur in die Luft zu werfen brauchten, in der ſie hängen blieb. Sie verloren aber dieſe Gabe,

als einmal eine von ihnen ſich über die Beſtrafung eines Verbrechers freute und dadurch die Unſchuld der Seele verlor, Panzer 184. Das nämliche wird von den drei Fräulein von Forchheim erzählt, daſ. 128. — Das Fräulein von Schöneburg bei Krailsheim war ſo fromm, daß wenn ihr etwas aus dem Wagen fiel, es gleich wieder in ihrer Hand war, daß ſich die Thüren von ſelbſt vor ihr öffneten ꝛc.; als ſie ſich aber einmal über den Tod eines Verbrechers freute, hörte der Zauber für immer auf. Mone Anz. VII. 364. Kuniſſa von Dieſſen fand gleichfalls jede Thüre offen und konnte trocknen Fußes über jedes Waſſer gehen, bis ſie einmal zweifelte und beim Ueberſchreiten eines Fluſſes einen Stock gebrauchte; da trug ſie das Waſſer nicht mehr. Schöpyner. I. 465. In der gleich darauf folgenden Sage wird daſſelbe von einer Mechthilde erzählt.

Vom krummen Thurme zu Terlan geht die Sage, eine h. Jungfrau habe hier einmal bewirkt, daß alle Bäume der Gegend ſich aus Ehrfurcht vor ihr beugten. Da habe ſich auch jener Thurm mitgebeugt und werde ſich erſt wieder aufrecht ſtellen, wenn einmal eine zweite ebenſo heilige Jungfrau in die Gegend kommen werde. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 214. — S. Gudula, die Patronin von Brüſſel, konnte ein ausgelöſchtes Licht durch ihren bloßen Hauch wieder anzünden. Eine falſch angeklagte Nonne bewies ihre Unſchuld, indem ſie mit bloßem Fuße tief in einen Stein trat. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes 302.

S. Nitza, eine fromme Jungfrau, welche gegenüber von Coblenz wohnte und ſo oft dort die Glocke der St. Kaſtorskirche läutete, freien Fußes über den Rhein ſchritt, um daſelbſt zu beten. Einmal nahm ſie aus Vorſicht einen Stab mit, aber für dieſen Zweifel wurde ſie beſtraft, indem ſie mitten im Fluſſe zu ſinken anfing. Da warf ſie den Stab fort und hegte wieder Vertrauen, worauf ſie glücklich wie ſonſt, hinüberſchritt. Acta S. S. 30. Aug. Rheiniſcher Antiquarius 1851. II. 2. 30. Menk, des Moſelthales Sagen 14.

In Herbitzheim, einem ehemaligen Nonnenkloſter im Elſaß, lebte die Aebtiſſin ſo heilig, daß ſie täglich trocknen Fußes über den Fluß wandeln konnte. Da wurde ſie ſtolz und hoffärtig und damit verlor ſie ihre Wundergabe und konnte nicht mehr über den Fluß gehen. Aber zur Buße baute ſie nun ſelber und allein eine feſte Brücke über denſelben mit ungeheurer Anſtrengung. Stöber, Elſäß. Sagenbuch Nr. 236.

Ein Einſiedler war ſo fromm und heilig, daß alle Tage ein Engel kam und ihm zu eſſen brachte. Da ſah er einmal von weitem einen armen Sünder zum Galgen führen und ſprach zu ſich ſelbſt: dem geſchieht Recht. Von Stund an kam der Engel nicht mehr. In Verzweiflung weinend hörte er einſt ein Vöglein ſingen und beneidete es um ſeinen Frohſinn. Da ſagte das Vöglein, er ſolle bereuen und Buße thun, dann werde Gott ihm verzeihen. Darauf kam auch der Engel wieder und gab ihm einen dürren Aſt, den ſolle er tragen, bis drei grüne Zweige daran hervorkommen würden, und jede Nacht

Experimente machen und heute umstoßen, was sie gestern aufgebaut, ohne hiedurch das Land, das sie zusammenhält, merklich zu schwächen; es wird aber auch die Zeit kommen, wo die Interessen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft schärfer abgegränzt, wo die verschiedenen Glieder des Staates weniger biegsam seyn werden, und wo jeder mißlungene politische Versuch dem Staate Wunden schlagen wird, die erst spät und vielleicht nie wieder heilen werden. Wann dieser Zustand, der das Mannesalter eines Staates bezeichnet, eingetreten seyn wird, dann wird auch das conservative Prinzip seinen Rang einnehmen, und die Beharrlichkeit und das Festhalten am Bestehenden, was die Deutschen vor allen andern Nationen charakterisirt, aufhören, ein bloßes Hinderniß der Beweglichkeit zu seyn.

Die in den letzten acht Jahren nach Amerika ausgewanderten Deutschen sind wohl jetzt so ziemlich zur Ueberzeugung gekommen, daß sich kein Staat aus der Vernunft construiren läßt, und daß ihre Begriffe von Freiheit und Gleichheit noch manche Veränderung erleiden müssen, um sich den dortigen Verhältnissen anzupassen; sie werden aber auch gelernt haben, mit ihren Kräften etwas sorgfältiger Haus zu halten, und die Unabhängigkeit mehr in der individuellen Thätigkeit als im Streben nach Allgemeinheiten zu suchen. Ueberhaupt findet zwischen den einwandernden und den in Amerika seit Jahren ansäßigen Deutschen eine Art von Compensation statt. Die bereits einheimischen Deutschen theilen den neuen Ankömmlingen ihre Erfahrungen mit, und die Ankömmlinge tauschen dafür mit den Eingebornen die Schätze europäischer Kultur und Wissenschaft. — So sind in den letzten drei Jahren mehrere gute deutsche Journale entstanden; es haben sich an mehreren Orten, wo die deutsche Bevölkerung zahlreich war, gute deutsche Schulen gebildet, und es sind die Einführung der deutschen Sprache bei öffentlichen Gerichten und ihre Verbesserung durch den Unterricht in mehreren Staaten Gegenstände legislativer Berathung geworden. Freilich sind die Absichten derjenigen, welche den Deutschen diese Wohlthaten zufließen lassen wollen, nicht immer die reinsten, und es ist dabei oft auf die Lösung politischer Parteifragen abgesehen, bei welchen man sich des Beistands der Deutschen versichern will; allein selbst dieses beweist den Grad von Wichtigkeit, den die deutschen Interessen in Amerika erreicht

anderswo ſchlafen. Nun kam er nach langer Zeit einmal zu einem alten Weibe, deren drei Söhne böſe Räuber waren, und bat um Herberge. Obgleich ſie ihn warnte, blieb er doch und ſchlief mit ſeinem dürren Aſte ein. Da kamen die Räuber und ſahen ihn ſchlafen, als ſie aber von ſeiner ſchweren Buße hörten, wurden ſie gerührt und thaten ſelbſt Buße. Der Einſiedler aber wachte nicht wieder auf, und an ſeinem Aſt ſproßten drei grüne Zweige. Grimm Märchen, Kinderlegenden Nr. 6.

Eine der berühmteſten Legenden iſt die von dem frommen Jüngling

Fridolin.

Fridolin, Diener des Grafen von Zabern, wird von einem böſen Knecht fälſchlich beſchuldigt, mit der Gräfin zu buhlen. Der Graf befiehlt den Knechten ſeines Eiſenhammers, den ins Feuer zu werfen, der ſie in ſeinem Namen fragen würde, ob ſie ſeinen Befehl erfüllt hätten? Er ſchickt nun den Fridolin zum Eiſenhammer, aber unterwegs miniſtrirt der fromme Jüngling bei der Meſſe und kommt zu ſpät zu dem Hammer, nachdem ſtatt ſeiner bereits ſein Verleumder, der aus Neugier die Knechte frug, verbrannt worden war.

In Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 564 wird nicht nur behauptet, daß Schiller den Stoff zu ſeinem berühmten Gedicht von einem Hammerſchmidt aus dem Elſaß empfangen, ſondern auch daß in der Gegend von Zabern wirklich die Sage noch im Volke lebe. Dort ſind noch folgende Quellen angegeben, aus denen erhellt, daß die Sage auch in welſchen Landen umging. Vasconcella, Könige von Portugal, VIII. 15. Méon, nouveau récueil de fabliaux, II. 331. Cento novelle antichi Nr. 68. Cinthio, hecathom., VIII. 6. Vgl. auch Mone, Anzeiger 1837. S. 311. und Göhinger, deutſche Dichter I. 233. Das Fabliaux ſteht auch in Legrands Fabliaux, deutſch V. 197. Der Teichner hat denſelben Stoff als Legende beſungen, Laßbergs Liederſaal III. 315; nach einer Münchener Handſchrift herausg. von Pfeiffer in von der Hagens Germania IX. 207 f. Uebrigens wird daſſelbe von einem gewiſſen Theophilus erzählt, deſſen Legende zu Straßburg 1668 in einem Schauſpiel „die beſtrafte Verleumdung“ in ſchlechten Alexandrinern behandelt worden iſt.

Die berühmte Sage vom Tanhäuſer im Venusberge gehört eigentlich den heidniſchen Mythen an (vgl. m. Odin S. 311), allein ſie hat eine ſo legendenhafte Bedeutung erhalten, daß ich ihrer hier erwähnen muß.

Ein fränkiſcher Ritter, der Tanhäuſer genannt, wurde in Thüringen auf dem Wege zur Wartburg von der Frau Venus in ihren Berg verlockt durch

ihre ſüße Stimme und blieb ein ganzes Jahr bei ihr, herrlich und in Freuden, bis ſein Gewiſſen erwachte, er zur h. Jungfrau betete und eine Ritze im Berge fand, wo er herauskonnte. Er pilgerte nach Rom und flehte Papſt Urban IV. um Vergebung der Sünden an. Dieſer aber wies ihn ab und ſagte, nicht eher ſoll die Sünde dir vergeben ſeyn, bis dieſer dürre Stab blühen wird. Nach drei Tagen begann der Stab zu blühen, da ſchickte der erſchrockene Papſt dem Tanhäuſer nach, aber er war nirgends mehr zu finden, er war ſchon wieder im Venusberge. Der Papſt wurde von Gott verdammt. Vor dem Venusberge aber wandelt ſeitdem der treue Eckhart und warnt Jeden, der hineingerathen könnte. Vgl. Gräße, die Sage vom Tanhäuſer 1846. Alte Volkslieder in Kornmanns mons Veneris 126. Uhlands Volkslieder I. 761.

Altheidniſche Erinnerungen vom Eintritt der Ewigkeit in der Stunde der Sonnenwende verbergen ſich hinter der ſchönen Legende von Mönch Felix, altdeutſches Gedicht in einer Gothaer Handſchrift. Grimm, altd. Wälder, II. 70. Coloczaer Codex Nr. 10. Pauli, Schimpf und Ernſt, 1595 Nr. 536.

Der Mönch Felix las in der h. Schrift (Pſalm 90, 4. 2 Petri 3, 8), daß die Seligkeit im Himmel alles übertreffe, was des Menſchen Auge und Ohr ſich vorſtellen könne; daran zweifelnd, hörte er einen Vogel (aus dem Paradieſe) wunderherrlich ſingen und hörte ihm die ganze Nacht zu. Als die Morgenglocke läutete, kehrte er ins Kloſter zurück, aber Niemand erkannte ihn, es waren 100 Jahre verfloſſen. — Dieſelbe Legende wird in Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257 vom Mönch Cypho im Kloſter Siegburg erzählt. Ganz dasſelbe erzählt Wolf in den niederl. Sagen Nr. 148 von einem Mönch des Kloſters Affligbem. Desgleichen Cornerus, chron. ad annum 834 vom jungen Grafen Bringus, der an ſeinem Hochzeittage verſchwand.

Von S. Trudbert ſagt die Legende:

Dieſer Einſiedler im Breisgau war ſo fromm, daß er die höchſte Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben ſich einbildete, als ihn Gott mittelſt ſeines Trinkkruges verſuchte, der beſtändig von ſelber umfiel und das Waſſer ausſchüttete, bis der Heilige darüber in Zorn gerieth und ſo ſeine menſchliche Unvollkommenheit verrieth. Naubert, Volksmärchen. Wyß, Idyllen II. 1.

Der Littower, altd. Gedicht von Laßberg 1826 herausg. handelt von einem heidniſchen Fürſten von Litthauen, der als Bettler verkleidet in einer chriſtlichen Kirche den Gottesdienſt belauern will, aber in der Hoſtie ein wunderſchönes Kind erblickt und dadurch bekehrt wird. Insgemein wird dieſelbe Legende vom Sachſenherzog Wittekind erzählt. Grimm, deutſche Sagen Nr. 448. — Unter den unzählbaren Hoſtienlegenden

hier nur eine. Bienen bauten um eine weggeworfene Hoſtie her eine Monſtranz von Wachs. Caesar Heisterb. IX. 8. Stöber, Elſäß. Sagen S. 86. Asmus, Lübiſche Sagen S. 64.

Beſtrafter Uebermuth. Einer ſtellte ſich todt, um einen frommen Geiſtlichen zu verſuchen, als aber der Geiſtliche die vermeinte Leiche ſegnete, ward ſie eine wirkliche Leiche. Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 529. Daſſelbe erzählt man von Johann von Capiſtran. Einige Spötter brachten ihm einen vermeintlichen Todten und baten ihn, da er ſo heilig ſey, möge er ihn doch wieder auferwecken, aber der Heilige befahl ihm, den Trug durchſchauend, wirklich todt zu ſeyn. — Unzählbare Legenden handeln von der Strafe der Heiligthumsſchänder, der Frevler aller Art.

Beſonders merkwürdig iſt die Strenge der Legende gegen die Prieſter. Der Pfaff von Hüneburg im Elſaß verrieth, was ihm ein Ritter gebeichtet, ſeinem Nebenbuhler, der ihn erſtach. Nachts ging der Pfaff heim, glitt unverſehens in dem Blut des Ermordeten aus und brach den Hals. Stöber, Elſäß. Sagenbuch S. 321.

In Sagen und Legenden bewährt ſich die Unſchuld eines Angeklagten und Verurtheilten nach deſſen Tode durch allerlei ungewöhnliche Zeichen. 1) Die Leiche glänzt, 2) das Blut wird Milch, 3) an der Stelle, wo der Unſchuldige ſtarb, entſpringt eine Quelle, 4) auf ſeinem Grabe wächst eine Blume, gewöhnlich eine Lilie, 5) eine von dem Unſchuldigen zu dieſem Behuf abſichtlich mit den Wurzeln nach oben und mit der Krone in die Erde gegrabene Lilie gedeiht und blüht, 6) ein von dem Unſchuldigen verfluchter Wald wird an allen ſeinen Gipfeln welk und grünt nie wieder, 7) die Stelle, wo er ſtarb, bleibt leer und wächst nichts mehr darauf.

Zu Wittenberg trug Einer, den man fälſchlich der Brandſtiftung beſchuldigt, das glühende Eiſen ohne Verletzung, nach Jahr und Tag fand ein Anderer das Eiſen und verbrannte ſich daran, das war der wahre Thäter. Alb. Kranz Vandalia VIII. 30. Büſching Volksſ. I. 210. — Otto III. Gemahlin, Maria von Aragonien, wollte einen Grafen verführen, der aber aus Treue nicht wollte. Da verklagte ſie ihn bei ihrem Gemahl Otto, er habe ſie verführen wollen. Otto ließ ihn enthaupten. Des Grafen Weib aber kam und erbot ſich, auf des Grafen Unſchuld die Feuerprobe zu beſtehen. Da trug ſie die glühenden Eiſen ohne Schaden. Nun mußte die Kaiſerin die gleiche Probe beſtehen, verbrannte ſich und wurde zur Strafe lebendig verbrannt. Gotfridus

Viterb. I. 329. Königshoven, Chronik S. 109. Grimm, deutsche Sagen Nr. 474. Corneri chron. bei Eccard scr. II. 355. Kornmann mons Veneris p. 278. Hans Sachs II. 3. 33.

Schöne Volkssage von Vorherverkündigung des Todes in der Lilie zu Corvey:

Im Kloster Corvey in Westphalen war an der Decke des Chors ein Kranz von Erz angebracht mit Blumen. Eine Lilie aus diesem Kranze schwebte allemal herab und legte sich auf den Stuhl desjenigen Mönches, der in den nächsten Tagen sterben sollte.

Francisci höll. Proteus, 1056. Büsching Volksf. 371. Grimm D. S. Nr. 263. Harry's I. 44, und im Dom zu Breslau, Gödsche schles. Sagenschatz S. 23.

Desgleichen in der Rose von Lübeck:

Rebundus, Domherr zu Lübeck, fand einmal unter seinem Stuhlkissen im Chor die weiße Rose, die jedesmal unter dem Kissen dessen lag, der sterben sollte. Da legte er sie unter das Kissen des Nachbars. Dieser hatte sie vorher nicht gesehen und beschuldigte den R. des Betrugs, sagte aber, als der Streit nicht ausgeglichen werden konnte: wer von ihnen Unrecht habe, solle, wenn er stürbe, künftig den Andern klopfen müssen. Da starb Rebundus und sein Geist klopfte nachher jedesmal, wenn ein Domherr sterben sollte. Francisci, höll. Proteus S. 1060. Grimm, deutsche Sagen I. Nr. 264. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 111.

Eben so lag einst eine Rose auf dem Chorstuhl des Domherrn zu Hildesheim, der sterben sollte. Harry's niedersächs. Sagen I. 42. Eine Rose blühte im Altenburger Stift, so oft ein Mönch sterben sollte, Montanus Vorzeit von Cleve I. 28.

Lieblich sind die Sagen von der Lichterkirche im Walde und vom Thierkirchlein:

Hirten sahen einmal im Walde zahllose Lichter, die sich so zusammenreihten, wie die Gemeinde und Priester in einer Kirche. Man schloß daraus, hier solle eine Kirche gegründet werden und baute an derselben Stelle das berühmte Kloster Gandersheim. Bodonis syntagma de constructione coenobii Gandesiani bei Meibomius II. 482.

In Stöbers Elsäß. Sagenbuch S. 375 wird von einem „Thierkirchlein" tief im Walde bei Rothbach erzählt, hier versammeln sich Hirsche und Rehe zum heimlichen Gottesdienst, zur Beschämung der Menschen, die von Gott abgefallen sind. Einst habe ein Wilderer auf die frommen Thiere geschossen, aber keins getroffen.

Andere ſchöne Sagen vom Werth des ehrlichen Begräbniſſes und von der Achtung der Todten.

Ein armer Ritter fand einen Todten unbegraben und wandte ſeine geringe Habe an, um ihn ehrlich begraben zu laſſen. Zum Dank ſchenkte ihm der Geiſt des Begrabenen ein herrliches Turnierpferd, mit dem er im nächſten Turnier den Sieg und eine reiche Frau gewann. Altdeutſches Gedicht in von der Hagens Geſammtabenteuern Nr. 6.

Ein frommer Ritter ging täglich auf den Kirchhof, um für die Todten zu beten. Als er nun einmal, von überlegenen Feinden verfolgt, auf eben dieſen Kirchhof flüchten mußte, thaten ſich die Gräber auf und die Todten kamen mit Wehr und Harniſchen heraus, ihm zu helfen. Geyler v. Kaiſersberg, Emeis S. 39. Daſſelbe wird von einem frommen Mann in Löwen erzählt, den bei Nacht Diebe anpackten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Was ſich in der mündlichen Volksſage erhalten hat, erſcheint durchgängig poetiſcher als was die Mönche in lateiniſcher Schrift niedergeſchrieben haben. Denn bei dieſen ſtellte ſich bald das Beſtreben ein, die Wunder zu häufen. In der Einſamkeit des Kloſters erhielt die einmal aufgeregte Phantaſie, zumal bei geſchmackloſen Naturen, eine ſchiefe Richtung. Daher vom Heiligen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Wie eine kindiſche Anekdotenkrämerei in die Legende eintrat und an der Stelle der alten Gottesfurcht ein dreiſtes Bekannt- und Vertrautthun mit den heiligſten Perſonen ſich breit machte, erſehen wir am beſten aus dem berühmten Werke de miraculis des Mönchs Cäſarius von Heiſterbach, ſchon im 13. Jahrhundert. Indem hier ſchon alles kleinlich und gemein aufgefaßt wird, geht die Legende ſogar direkt in den Schwank über, und fangen namentlich die Teufel an, ſich der Einbildungskraft zu bemächtigen und darin wie Satyrn umzuſpringen. Vorher begegnet dergleichen wohl auch ſchon in Lebensbeſchreibungen der Heiligen und in Kloſterannalen, jedoch nicht ſo häufig und nicht in ſolcher ſyſtematiſchen Sammlung. In Cäſar von Heiſterbach dürfen wir den Hauptvertreter dieſer neuen Gattung erkennen. Seine Wundergeſchichten machen einen ganz andern Eindruck, als die ältern Legendenſammlungen. Und doch hat der Witz hier noch nicht die Bande der Ehrfurcht vor der alten Kirche abgeſtreift. Immer noch krümmen ſich die Dämonen unter der heiligen Laſt der gothiſchen Wölbung.

Das Buch beginnt mit wunderbaren Bekehrungen, Strafen des Wuchers,

Beicht- und Sühnungswundern. Juden dringen in eine Kirche ein, um einen Kleriker, der ein jüdisches Mädchen verführt hat, öffentlich anzuklagen, aber sie verstummen durch ein Wunder, denn Gott will nicht, daß der Skandal offenbar werde. Der Sünder geht in sich, das Mädchen wird getauft. II. Cap. 23. Ein anderer Kleriker schwängert eine Jüdin und ihre Eltern glauben, sie werde den jüdischen Messias gebären (II. 24), ein Schwank, der gar nicht unter die Legenden gehört. Engel und Teufel streiten um die Seele eines Sterbenden (II 31). Ein Diener buhlt mit der Frau seines Herrn, der Teufel will es dem Herrn verrathen, muß aber verstummen, weil der Diener unterdeß gebeichtet hat (III. 4). Ein Teufel treibt schändlichen Unfug in einem Nonnenkloster, aus Neid wegen der Frömmigkeit der Nonnen (III. 6). Der Teufel als succubus bei Mönchen, als incubus bei Nonnen (III. 7 f.). Ein Dieb wird vom Galgen gerettet durch die Beichte (III. 19). Ein Schiff wird im Sturm umgetrieben, weil Einer drin ist, der nicht gebeichtet hat (III. 21). Einer beichtet dem Priester, er habe bei dessen Hauserin geschlafen (III. 29). wieder ein bloßer Schwank. In einer Kirche sieht man den Teufel, wie er die Stimmen der Chorherrn, die allzuschön singen und auf ihren Gesang zu stolz sind, in einen Sack thut (IV. 9). Desgleichen sieht man teuflische Gebilde, eine Heerde Säue ꝛc. um die Mönche, die im Chore schlafen (IV. 33 f.). Ein Abt, dessen Mönche bei seiner Predigt eingeschlafen sind, weckt sie plötzlich, indem er sagt: jetzt wolle er ihnen etwas vom König Artur erzählen. Da brechen alle auf, er aber sagt: schämt euch, von Gott im Himmel wollt ihr nichts hören, aber vom König Artur (IV. 36). Eine Nonne zweifelt am Himmel, da wird ihre Seele aus dem Leibe entrückt, und sieht alles (IV. 39). Einem gibt der Teufel Pferdekoth für Fische (IV. 87). Eine Nonne, der ein Verführer naht, der noch dazu ihr Vorgesetzter ist, sagt ihm, er solle sich doch erst die Reize besehen, die er genießen wolle, entblößt sich vor ihm und zeigt ihm ihren Leib vom Cilicium verschunden, blutig und voll Würmer (IV. 103). Auf dem Prachtkleide einer Dame spielen kleine Teufelchen wie Eroten (V. 7). Einer spielt mit dem Teufel Würfel und wird von ihm geholt (V. 34). Im 6. Buch eine Menge Geschichten von Einfältigen und Demüthigen, die den Allzuklugen vorgezogen werden; aber auch von solchen, die gesündigt haben. Eine Hauserin hat gehört, nur durch Feuer könne sie von Sünden gereinigt werden, da setzt sie sich auf den Feuerheerd und verbrennt freiwillig (VI. 35). Im 7. Buch fast lauter Marienwunder, im 8. von Christo. Hier tritt die Vertraulichkeit mit der h. Person auf unwürdige Weise hervor. Maria besucht die Mönche, visitirt des Nachts ihre Schlafstätten, verkehrt mit ihnen wie die Schwester mit dem Bruder, küßt sie ꝛc. Ein Priester, den der h. Thomas von rechtswegen abgesetzt hat, wird durch die Gnade der Maria wieder eingesetzt (VII. 4). In einer Vision werden alle Cisterciensermönche unter dem Mantel der Gebenedeiten erblickt (VII. 59). Episcopus, leprosi nares lingens, gemmam decidentem suscepit (VIII. 31).

Alter Episcopus, leprosum communicans, vomitum ejus sumpsit, cum sacramentum ejecisset (VIII. 33). Im 9. Buch Hoſtienwunder. Man ſieht in der Hoſtie das Chriſtkind, es fließt Blut heraus, ſie bleibt in einem brennenden Hauſe unverſehrt ꝛc. Einer Brabanterin reicht Chriſtus ſelbſt das h. Abendmahl (IX. 35). Arkenbald von Burde lag ſchwer erkrankt, als er ein weibliches Klagegeſchrei hörte und erfuhr, ſein Neffe habe eine Frau entehren wollen. Er ließ den Neffen vor ſich kommen und erſtach ihn mit eigener Hand. Für dieſen Mord verſagte ihm nachher der Prieſter das Abendmahl; allein indem der Prieſter ſich zur Thüre wandte, flog die Hoſtie von ſelbſt aus ſeiner Büchſe dem Sterbenden in den Mund, zum Beweiſe, daß Gott an ſeiner Strenge Wohlgefallen gehabt (IX. 38). Winand wird in einer Stunde von Jeruſalem nach Leipzig geführt (X. 2). Ein Hund, den Böſewichter getauft haben, wird raſend (X. 45). Im 11. Buch iſt vom Tode die Rede. Sterbende ſehen den Himmel offen, hören Engelchöre ꝛc. oder es zeigen ſich Raben, Geier, ſchwarze Männer in ihrer Nähe. Im 12. Buch ſieht man Verdammte in den feuerſpeienden Berg geworfen ꝛc. und viele Geiſtererſcheinungen. Ein Geiſtlicher ließ ſich im Geſange zur Zither hören und bezauberte alle Zuhörer durch die Süßigkeit ſeiner Töne, bis ein frommer Mann kam, dem dieſe Töne zu ſüß dünkten und der eine Beſchwörung mit dem fremden Sänger vornahm. Da fiel unter der Beſchwörung der Leib des Sängers zuſammen und war ein verfaulter ſtinkender Leichnam, der Dämon aber, der ihn beſeelt hatte, entwich (XII. 4).

Viertes Buch.

Die ritterliche Dichtung im Mittelalter.

Zur Zeit der Hohenſtauffen bildete ſich beim deutſchen Adel unter dem Einfluß des welſchen Rittergeiſtes eine von den Höfen als neue Mode gepflogene Kunſtdichtung aus, die eben deshalb niemals volksthümlich wurde. In das epiſche Heldenlied nahm ſie einen ganz fremden Sagenkreis, nämlich den des welſchen König Artus auf, in der Lyrik aber machte ſie zum erſtenmal die Anmaßung des eiteln Ich geltend und kokettirte mit Empfindſamkeit. Trotzdem aber iſt vieles an ihr zu rühmen. Die neue Mode konnte den nationalen und kirchlichen Geiſt nicht überwältigen, ſie mußte ihm Conceſſionen machen. In Frankreich ſelbſt bildete der noch mächtige fränkiſche Geiſt den kerlingiſchen Liederkreis aus im Gegenſatz gegen den des Artus, und lehnte ſich die höfiſche Dichtung gleichzeitig in dem Liederkreis vom h. Graal an die kirchliche an. Wir haben die ideale Tendenz dieſer geiſtlichen Rittergedichte ſchon kennen gelernt. Auch in den übrigen Heldengedichten des 13. Jahrhunderts finden wir immer noch einen Abglanz des urälteſten ritterlichen Ideals der germaniſchen Stämme wieder. Wenn die Dichter ihre Helden auch in galante, ſelbſt niedrige und überhaupt in gar zu viele, endlos wiederholte Abentheuer verwickeln, immer bleibt ihnen doch der Grundzug der Tapferkeit und Ehrlichkeit. Wenn man ſich von dieſen Rittern und ihren Heldenthaten ermüdet fühlt, ſo darf man nur, um ſie wieder mehr ſchätzen zu lernen, von den Dichtern der Hohenſtauffenzeit zu denen der habsburgi-

ſchen Anfänge übergehen. Die erſtern zeigen uns überall, wo ſie ſich nicht ausſchließlich auf die Galanterie werfen, die ſchöne ritterliche Begeiſterung der Kreuzzüge und ſelbſt ihre gar zu weitläuftigen und verwickelten Schlachtbeſchreibungen ſpiegeln uns das kriegeriſche Leben der Zeit ſelbſt ab. Eben ſo edel iſt im Minnelied die Schwärmerei für die meiſt unerreichbare Geliebte. Gegen das 14. Jahrhundert hin aber, nach dem Interregnum, nachdem auch in der Geſchichte ſelbſt bei Fürſten und Ständen in Deutſchland an die Stelle des poetiſchen Aufſchwungs das allernüchternſte Nützlichkeitsprincip und ein derber Realismus trat, wurden auch die poetiſchen Ideale des Ritterthums durch den Realismus der Reimchroniken, Lehrgedichte und durch den Naturalismus der Nitharte und Schwänke verdrängt.

Die höfiſche Poeſie wurde zuerſt am Hofe Friedrichs des Rothbarts unter dem Einfluß ſeiner burgundiſchen Gemahlin Beatrix, und am Hofe Heinrichs des Löwen unter dem Einfluß ſeiner normänniſch-engliſchen Gemahlin Mathilde gepflegt. Ohne dieſe Damen hätte ſich wohl Artus mit ſeinen Helden nicht ſo bald in der deutſchen Poeſie eingeniſtet. Als der erſte deutſche Sänger, der den welſchen Stoff bearbeitete, iſt Heinrich von Veldeck bekannt, welcher am Hofe zu Cleve, ſpäter auf der Wartburg bei Landgraf Hermann von Thüringen Gunſt genoß. Auch der letzte Babenberger in Oeſtreich, Friedrich, zog die Sänger an ſich.

Wir wollen zuerſt die lyriſchen, dann die epiſchen Dichtungen dieſer ritterlichen Zeit betrachten.

1.

Die Minneſänger.

Eine ſehr große Menge von Minneliedern des 12.—14. Jahrhunderts ſind uns erhalten in der Handſchrift, welche der Züricher Maneſſe veranſtaltete und mit Bildern zierte (jetzt in Paris), herausg. von von der Hagen 1838. Zum Theil dieſelben und viele andere in kleinen Sammlungen zu Heidelberg (herausg. von Pfeiffer 1844), im Kloſter Weingarten, jetzt in Stuttgart (herausg. von Pfeiffer 1843), in Jena (abgedruckt mit der Maneſſe'ſchen Sammlung bei Hagen), in Würzburg, Leipzig, im Haag,

in Bremen (Benecke, Beiträge 1820), in Prag (das Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausg. von Haltaus 1840), in Cleve (jetzt nicht mehr zu finden, ſ. Muſeum für altd. Lit. II. 145 f.). Dazu viel Einzelnes in Handſchriften zerſtreut, oder in den Ausgaben der Werke einzelner berühmter Dichter, wie des Oswald von Wolkenſtein, im Frauendienſt des Ulrich von Lichtenſtein ꝛc.

Der poetiſche Reiz der Minnelieder liegt in der volksthümlichen, natürlichen und ſittlichen Unbeholfenheit, die der unſittlichen welſchen Erfahrung noch entbehrte, über den daher der Zauber jugendlicher Blödigkeit und Unſchuld ausgegoſſen iſt. Die Sprache der Minnelieder iſt ungelenk, breit, arm an Vorſtellungen und Gedanken, aber durchdrungen vom wärmſten Gefühl, von eigner Naivetät und Innigkeit. Dazu geſellt ſich auch das Anmuthende der alemanniſchen und alterthümlichen Mundart. In vielen Minneliedern liegt ein unnachahmlicher Reiz der Unſchuld, der ſchamhaften Zurückhaltung bei inniger Hinneigung, der äußern Furcht und Unbeholfenheit bei innerer Gluth, jener ſüßen Bezauberung und Lähmung, welche die erſte Liebe begleiten. Nie iſt der Jüngling liebenswürdiger, als wenn er das Auge ſenkt und erröthet, wie eine Jungfrau. Dieſer Liebreiz wird nun in vielen Minneliedern gefunden, aber er wird nach und nach erkünſtelt, er wird Manier.

Am meiſten und zwar widrigſten fällt in den höfiſchen Minneliedern die hier zum erſtenmal mächtig vortretende Subjectivität auf. Der Sänger ſpricht nicht mehr von andern, ſondern von ſich ſelbſt. Zum erſtenmal begegnet uns in der deutſchen Poeſie das Ich, und immer wieder Ich, das leidige Ich. Das gibt der ganzen Poeſie eine neue Wendung. Von nun an bricht die Subjectivität immer anmaßender hervor, um zuletzt die Poeſie faſt allein zu beherrſchen.

Die Minnelieder haben einen Grundgedanken, der zugleich der Grundgedanke des älteſten heidniſchen Cultus in Deutſchland war, nämlich der poetiſche Gegenſatz von Sommer und Winter. Wie in der uns überlieferten deutſchen Volksſage faſt alles auf den Untergang der Natur im Herbſt und ihre Wiedergeburt im Lenz ſich bezieht, ſo hat auch in den Minneliedern der Schmerz und die Klage der Trennung ſtets den Winter, die Luſt des Wiederſehens und des Liebeglücks aber den Sommer zum Hintergrunde. In endloſer Wiederholung begegnen uns der Mai, die

haben, und daß es nur bei ihnen steht, daraus Nutzen zu ziehen. So z. B. haben sich mehrere Freunde der gegenwärtigen Administration bei den Deutschen in Pennsylvanien dadurch populär zu machen gesucht, daß sie bei der gesetzgebenden Versammlung den Antrag stellten, ein Gesetz zu erlassen, vermöge welches nur der deutschen Sprache kundige Personen als öffentliche Beamten dieses Staates angestellt werden sollen. Hiedurch wollte man die Opposition, die sich diesem Antrag widersetze, zu einem Bruch mit den Deutschen herausfordern; denn die Maßregel ist vor der Hand wirklich unausführbar, da man sonst Personen zu Beamten machen müßte, welche wohl deutsch, aber nicht englisch verständen. Indessen fand der Vorschlag in Harrisburg dennoch viele Anhänger unter den Demokraten, und ein Herr Charles Ingersol legte der gesetzgebenden Versammlung wirklich das Zeugniß eines Franzosen [1] vor, nach dessen Aussage es gewiß der Mühe werth sey, daß die Amerikaner deutsch lernen, indem die wirkliche deutsche Sprache noch ganz andere Schönheiten besitze, als die Bauernsprache von Pennsylvanien. — Um den anwesenden Mitgliedern einen Begriff von deutscher Literatur beizubringen, las sodann derselbe Abgeordnete einige Uebersetzungen von Schiller, Goethe, und zuletzt Bruchstücke aus Boerne's Briefen aus Paris (!) vor und forderte sodann seine Collegen auf, zur Verbreitung einer Sprache beizutragen, aus deren literarischen Schätzen sie selbst noch so vieles lernen könnten! So sonderbar auch dieses Argument klang, so wagte es doch Niemand, demselben schlechterdings zu widersprechen, und es haben sich bereits wirklich an mehreren Orten Pennsylvaniens deutsche Gesellschaften gebildet, deren Zweck es ist, die von den demokratischen Deputirten gestellten Anträge nach Kräften zu unterstützen.

Wirklich haben die Deutschen in Pennsylvanien und Ohio ausgewirkt, daß die Gesetze dieser Staaten und ein großer Theil der Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlungen auf öffentliche Kosten auch in deutscher Sprache gedruckt werden, daß bei allen Gerichten Dollmetscher angestellt sind, um die Reden der Richter und Advokaten auf Verlangen ins Deutsche zu übersetzen,

[1] Herr Duponceau, ein durch seine literarischen Arbeiten auch in Europa gefeierter Mann.

Sommerwonne, der Sonnenſchein, die grüne Wieſe mit der Blumen Zier, die ſingenden Vögel, ſonderlich Frau Nachtigall und anderſeits der kalte Winter, der Reif und Schnee. Dieſe Landſchaftsbilder mit äußerſt einfacher Staffage und ſich immer gleich bleibend bilden den Hintergrund zu der voranſtehenden Liebesgruppe. Die Mailandſchaft gehört der guten, ſüßen, dem Sänger holden Frau, die Winterlandſchaft der ſpröden, hartherzigen; oder dem einſam klagenden, von der Geliebten getrennten Dichter. In der Schilderung der Frauen ſelbſt herrſcht die nämliche Dürftigkeit, wie in derjenigen der Landſchaft. Wangen und Mündlein roth, gelbes Haar, mehr blickt nicht deutlich hervor, zuweilen noch ſchüchtern ein Brüſtlein. Dieſe keuſche Zurückhaltung, wie überhaupt die Zagheit der Liebhaber verleiht vielen Liedern einen eignen naiven Reiz. Allein dieſe Zagheit ſcheint dann wieder in ihrer ewigen Wiederholung ſchon conventionell geworden, als empfindſame Affectation, wenn wir nicht an eine wirkliche Verweichlichung der Sänger glauben ſollen. Erblickt man ſo viele hundert oberdeutſche Ritter, wie ſie vor ihren Damen wehleidig winſeln, ſo ſollte man glauben, ſie hätten verdient, von den Schweizer Bauern geklopft und aus ihren Burgen hinausgejagt zu werden.

Die Empfindung erſcheint zudem ſehr ſtark mit Reflexion verſetzt. Das Weſen der Minne wird erörtert, die Treue, der ſtete Sinn geprieſen, der Wankelmuth beklagt oder mit Vorwürfen bedroht. Der troſtlos Liebende haßt das Leben und ſucht ſeinen letzten Troſt in der Erwägung der Nichtigkeit aller Dinge. Das Minnelied geht ſo unvermerkt in das Lehrgedicht über.

Einige Sänger gefallen ſich in Reimſpielereien und in der Virtuoſität der Versverkürzung; ſo daß oft die Verszeile nur aus zwei, ſogar nur aus einem Worte beſteht. Die Wortſpielerei nimmt allmählich zu. Bei Nithart culminirt ſie in folgendem Liede.

Ewem von liebe liep geſchiht
Und im din liebe liebes giht
bi liebe ſich liebet
da wirt liep von liebe kunt ꝛc.

Wir wollen nur einige Beiſpiele des Beſten, wie auch des Manierirten geben.

Mailieder, in denen die Freude über den wiederkehrenden Früh-

ling ſich mit dem ſüßeſten Glück miſcht, das im Wiederſehen der Geliebten liegt. In dieſem Sinne ſingt Walther von der Vogelweide:

Wie die Blumen aus dem Graſe dringen,
Wie ſie lachen gegen die ſpielende Sonne,
An einem Maienmorgen früh,
Und die kleinen Vöglein wohl ſingen —
Es iſt wohl halb ein Himmelreich.
Sollen wir ſprechen, was dem gleiche:
Wenn eine edle ſchöne Frau reine
Wohl gekleidet zu den Leuten geht ꝛc.

Ganz ähnlich ein Lied des Witzlaw von Rügen:

Wol dann, Herr Mai, ich gebe euch des die Hulde,
Meine Frau tritt daher in ſtolzer Wete ꝛc.

Ulrich von Lichtenſtein:

In dem lüſteſüßen Maien,
Wenn der Wald gekleidet ſteht,
Da ſieht man ſo ſchön ſich zweien (zu Zweien zuſammenthun)
Alles, was ſich lieb hat ꝛc.

Derſelbe:

Wohl dir, Sommer, deiner ſüßen
Wonniglichen ſchönen Zeit,
Du biſt ſüße,
Davon ich dich ſüße grüße.

Ein Lied in der Ambraſer Sammlung Nr. 20.

Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhliche Sommerzeit,
Alle mein Gemüth erneuen,
Der Mai viel Wolluſt geit.

Daſelbſt Nr. 30.

Wie ſchön blüht uns der Mai,
Der Sommer fährt dahin.
Mir iſt ein feines Jungfräulein
Gefallen in meinen Sinn.

Gottfried von Niſen bei Benecke (Beiträge I. 71):

Vorn im Walde
Auf der Halde
Hört man balde
Wonniglichen Schall.
In ſüßer Weiſe
Gar von Preiſe
Hohe, leiſe
Singt die Nachtigall.

Heinrich von Stretlingen freut ſich des Maien nicht. Was helfen mir Mai und Blumen und Vogelſang, da mich meine Schöne verſchmäht und ich vor Liebe krank bin. Dagegen rühmt Winli, bei ſeiner Geliebten ſey ihm immer heimelich zu Muth, denn bei ihr blühen immerdar Roſen und Lilien.

Der Liebe Wonnejauchzen wird bei den Minneſängern oft gehört. Schon Reimar der Alte ſingt:

Hoch wie die Sonne ſteht das Herze mein,
Das kommt von einer Frauen.

Heinrich von Morunge:

Ich bin Kaiſer ohne Krone
Sonder Land, das nimmt mir den Muth,
Das ſchafft mir eine Frau ꝛc.

Herr Otto zem Turne vergleicht ſich mit einem Falken, der mit der Sonne ziehe, ſo ſtolz und hochgemuth macht ihn erwiederte Liebe.

Berngер von Hornheim:

Mir iſt, als ſchwebt ich im Fluge hin
Ueber alle Welt, die mein Eigenthum ſey.
Austoben möcht ich die Seligkeit,
Mir iſt von Minne ſo lieblich geſchehen ꝛc.

Kriſtan von Hamle:

Mit fröhlichem Leibe
Mit Armen umfangen,
Zu Herzen gedrückt, wie ſanfte das thut!
Von einem troſtlichen Weibe
Mit roſenlichten Wangen
Vor Liebe gelachet, das feuert den Muth.

Der Graf von Heigerloch preist die verbotene Liebe, die immer süß, wenn auch unwerth sey, denn „verbotenes Wasser ist besser, als offener Wein."

Gar lieblich preist Christian von Hameln in einem Minnelied die Wiese glücklich, auf der „ihre minnigliche Füße" wandeln und malt sie, wie sie sich bückt und Blumen pflückt, und bittet das Gras und die Blumen um Erlaubniß, entzückt in ihren Fußtapfen gehen zu dürfen. — Ebenso Johann Hadloub: Im grünen Klee sah ich die Holde gehen und aus dem Blüthenschnee brach Gluth in mein Herz, und die Blume und sie, der Blumen schönste, leuchteten einander an und nie noch umfing mich ein so lichter Schein. In einem andern Liede sieht auch Hadloub die Geliebte sich bücken, aber in einem noch reizendern Genrebild, nämlich zu einem Kinde, das sie aufhebt und an Lippen und Busen drückt.

Die Wächter- oder Tagelieder bilden eine besondere Gattung unter den Minneliedern und sind ohne Zweifel ursprünglich echte Volkslieder gewesen, wenn sie auch von den höfischen Dichtern künstlicher gestaltet wurden. Viele haben sich als Volkslieder erhalten. Der Wächter erbarmt sich in der Regel der Liebenden und führt sie heimlich zusammen (ein solches Lied in Görres Volks- und Meisterliedern S. 96), oder er weckt sie frühe genug auf, damit der Liebhaber noch im Dunkeln entfliehen kann (Nr. 117). Ein Theil dieser weltlichen Lieder ist fröhlich, die meisten aber sind traurig. Wackernagel (Geschichte d. deutschen Literatur, S. 105) verwirft die Tagelieder als unsittlich; allein ich möchte sie entschuldigen, da in ihnen nicht die Frivolität, sondern das Tragische vorherrscht, und da die heimliche Liebe keineswegs immer als Ehebruch zu verstehen ist, sondern in dem Sinne, wie die Kiltgänge der Bauern. Daher überhaupt diese Lieder mehr zu den Volksliedern, als zu den Kunstgedichten gehören.

Man findet die Tagelieder in allen Sammlungen sehr zahlreich, der Häßlerin Liederbuch beginnt mit nicht weniger als 27 derselben. Viele stehen auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 76 f. Sie haben immer die Nacht zum Hintergrunde. In dem einen wird des Orion gedacht, der durch die Nacht leuchtet. In einem andern schlägt die Sonne „ihre Klauen durch die Wolken und steigt auf mit großer Kraft" (Docen, Misc. I. 101). Gewöhnlich beginnt der Wächter seinen Ruf, indem es tagt.

Eines der lieblichſten Tagelieder iſt das des Heinrich von Morunge, ein Wechſelgeſang. Er ſingt:

Sie küßte ſonder Zahl
Im Schlaf mich inniglich,
Da fielen hin zumal
Die Thränen über mich.

Sie ſingt:

Da er ſo oft ſich ſtahl
Zu mir im Abendgrauen,
Da wollt er allemal
Meine bloßen Armen ſchauen
Und fand die Bitte Statt
So ſah er ſich nicht ſatt.
Da taget es.

Aehnlich das zärtliche Trennungslied des Wolfram von Eſchenbach.

Der Freund die Freundin an ſich zwang,
Viel Thränen ihnen floßen
Auf beider Wangen. Alſo ſprach ihr Mund:
Zwei Herzen ſind wir und ein Leib.

Sehr zärtlich iſt auch das längſte aller Tagelieder des Günther von dem Vorſte. Ferner das ſchöne Volkslied bei Docen, Miſc. I. 269, eins der ſpäteſten, weil der Wächter ſchon fehlt:

Ich ſtund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort ꝛc.

Ein Tagelied der Ambraſer Sammlung Nr. 201 beginnt lieblich:

Es fleucht ein kleines Waldvögelein
Der Lieben zum Fenſter ein.
Es klopfet alſo leiſe
Mit ſeinem Schnäbelein,
Steh auf, Herzlieb, und laß mich ein.

Sie läßt ihn ein, ſie ſchließt ihn freundlich in ihre weißen Arme. Das hört der Wächter und macht ihr Vorwürfe, ſie aber bittet ihn aufs innigſte um Verſchwiegenheit. In einem andern Liede Nr. 214 wird das Vöglein nicht eingelaſſen und rühmt ſich das Mägdlein ihrer Keuſchheit.

Ein üppiges Tagelied des Ulrich von Lichtenſtein, worin die Freuden der Nacht geſchildert werden und es unter anderm heißt:

Nach dieſem Freundesgruße
Mit Tranen wart geküſſet viel,
Dieſelbe ſüße Unmuße
Ihnen beiden rieth ein Minneſpiel.
In dem Spiel ihrer beider Herzen ſprachen,
Da ſie in den Augen recht erſahen,
Ihren lieblich minnefarbnen Schein,
Daß er wär ihr und ſie wär ſein.

Im Minnen-Paradieſe
Ihr beider Leib mit Freuden lag,
Daher ſchlich eine Magd leiſe,
Die ſprach: nu wohl auf, es iſt Tag.

Ein fröhliches Tagelied iſt auch das im Ambraſer Liederbuch Nr. 41, welches anhebt: Es taget vor dem Oſten, und Nr. 155, welches anhebt: der Wächter, der blies an den Tag.

In einem Liede bei Laßberg Nr. 213 tröſtet eine ritterliche Frau die jungen Knechte (Knappen), ſie ſollen nicht verzagen, wenn ſie gleich noch keine Ritter ſeyen, Frauengunſt könnten ſie doch gewinnen, und zum Beweiſe erzählt ſie von der heimlichen Zuſammenkunft einer edlen Frau und eines Knechts, bis das Wächterlied ſie trennte, und von der rührenden Zärtlichkeit und Klage, mit der die Frau von ihm ſchied. Aeußerſt warm und minniglich gedichtet.

In einem Tagelied des Dietmar von Aiſt ſcheiden die Liebenden unter Thränen mit rührender Zärtlichkeit:

Schlafeſt du, Friedel ziere?
Nu weckt uns leider ſchiere
Ein Vöglein wohlgethan.
Ich war ſo ſanft entſchlafen,
Nun ruffſt du, Kind, Waffen (oweh).
Die Frau began zu weinen
„Du reiteſt nun hin und läßt mich allein,
Wann kommſt du wieder her zu mir?“

Ebenſo in dem ſchönen Tagelied aus der Heidelb. Sammlung (Görres, Volks- und Meiſterlieder S. 120. Wunderhorn I. 314):

Ich hört ein Fräulein klagen
Fürwahr ein weiblich Bild ꝛc.

Ein Tagelied in Uhlands Volksliedern Nr. 76.

Der Sänger weckt seine Dame mit Gesang. Sie tritt ans Fenster und heißt ihn ein andermal kommen. Er kommt und sie nimmt ihren Liebling auf, bald aber entdeckt sie, daß er todeswund ist. Sie verbindet, tröstet ihn, gibt ihm ihren Goldring, aber er wirft ihn ins Wasser, so gewiß der Ring nie wiederkomme, so gewiß müsse er sterben. Da zieht die Dame ein Messer hervor und sticht es sich ins Herz und beide schlafen todt zusammen, bis Gott sie weckt.

Aehnliche Volkslieder, wenn auch weniger schön durchgeführt, die Vorstellung, daß die Geliebte den Geliebten schwer verwundet oder todt findet und mit ihm stirbt, oder sich faßt und ihn nun ehrlich begraben läßt, kehren öfter wieder. Vgl. die bei Uhland folgenden Lieder.

Abschied des Mörders. Nach dem schönen altholländischen Volksliede, welches anfängt „Het daghet uit den oosten" wird ein Ritter von einer Jungfrau verschmäht, obgleich ihn ihre Eltern begünstigen. Sie liebt einen Andern. Der Ritter lauert aber diesem auf, als er des Nachts heimlich zur Geliebten schleichen will, erschlägt ihn unter einem Lindenbaum und vertritt seine Stelle bei der Geliebten, welche nichts merkt, bis es Morgen ist. Da nimmt er Abschied von ihr, weil er aus dem Lande fliehen muß, und sagt ihr, daß ihr wahrer Geliebter unter dem Lindenbaum liege. Sie geht hin, findet ihn und wird eine Nonne. Hoffmann horae belg. II. 101.

Ein Beispiel späterer Entartung der Tagelieder enthalten Hoffmanns Fundgruben I. 332:

Erwach in lieber Sach, dein Aermlein reck,
Dein Füßlein streck, ich weck dich an der Deck,
Dein Herz entblek und Brüstlein wohlgestalt ꝛc.

Herbst- und Winterklage. Der Sänger ist von allen Freuden geschieden; wie ihm der Mai, die Blumen, die Vögel fehlen, so die Geliebte. So singt Heinrich von Veldeck:

Seit die Sonne ihren lichten Schein
Gegen die Kälte hat geneiget,
Und die kleinen Vögelein
Ihres Sanges sind geschweiget,
Traurig ist das Herze mein ꝛc.

Heinrich von Morunge singt:

Uns iſt zergangen
Der liebliche Sommer,
Da man brach Blumen, da liegt nun der Schnee.

Gottfried von Neifen:

Nu ſteht die liebe Haide baar,
Der wonniglichen Blumen und der lichten Roſen roth,
Entkleidet hat der Wald ſich gar ꝛc.

Konrad von Würzburg:

Wieder will die Linde
Vom Winde
Sich fälben,
Die ſich vor dem Walde
Zu balde
Mag gelben.
Trauern auf der Haide
Mit Leide
Man übet;
So hat mir die Minne
Die Sinne
Betrübet.

Dieſes Liedchen diene zugleich zum Beiſpiel, wie die Minneſänger zuweilen mit den kurzen Verſen Spielerei zu treiben liebten.

Eins der ſchönſten und auch berühmteſten Minnelieder iſt das des Herzog Heinrich von Breslau, eine Klage um den verlornen Frühling, um die verlorne Liebe:

Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, lichte Haide breit,
Ich klage dir, Klee und grüner Wald und goldne Sonne ꝛc.

Vgl. auch die Winterklage des Heinrich von Veldecken. Heidelb. Liederhandſchrift S. 191. — Ausnahmsweiſe fühlt ſich der Herzog von Anhalt glücklich, im Winter der Liebe Luſt zu preiſen, wie im Sommer, und fragt nichts nach Schnee und Eis.

Die Wehmuth der Liebe iſt in vielen Minneliedern rührend ausgedrückt. So durch Graven Otto von Botenlouben:

Ich han erwählt mir ſelber ſußen Kummer.
Durch die Liebe trage ich dieſe Pein,
Die hab ich mir erwählt.

Heinrich von Morunge klagt über die Kälte ſeiner Dame und wünſcht, ſein Herz entzwei brechen zu können, damit Jedermann ihr Bild darin ſähe und an ihrer Schönheit die Größe ſeines Schmerzes meſſe. Graf Rudolf von Neuenburg klagt, wie weh ihm ſey, wenn er von der Geliebten fern, und wie noch weher, wenn er bei ihr ſey, weil ſie ihn nicht wiederliebe und ſo hart gegen ihn ſey. Sehr liebenswürdig und einem Sänger ganz angemeſſen iſt die Klage des tugendhaften Schreibers:

Es iſt in den Wald geſungen,
Was ich ihrer Gnade klage,
Die reine Herzen hat bezwungen
Und noch zwinget alle Tage.
Mir iſt wie der Nachtigall,
Die ſo viel vergebens ſinget,
Und der doch zuletzt nur bringet
Nichts als Schaden ihr ſüßer Schall.
Was taugt in dem wilden Walde
Kleiner Vöglein ſüßer Sang
Und ihr Tönen mannigfalt,
Wer ſagt ihnen füglich Dank?
Dankens iſt ſo taub der Wald ꝛc.

Herzog Johann von Brabant vergleicht ſich, indem er vor ſeiner Dame ſteht, einem gebundenen und verwundeten Manne, den ſie heilen ſoll. Herr Otto zum Turne klagt, daß die kaum geheilte Wunde, die ſie ihm geſchlagen, wieder aufgebrochen ſey.

Am ärgſten jammert Walther von Klingen:

Gnade, Frau, ich muß verderben,
Jämmerlich und unverſchuldet,
Iſt euch lieb, daß ich muß ſterben ꝛc.

Ebenſo überſchwenglich iſt nachher ſeine Dankbarkeit, als ſie ihn erhört:

Die guten Weiber ſind ſo gut,
Daß ich ihrer guten Güte
Zu Gute nicht vergeſſen will
Bis an das Ende mein.

Eins der empfindſamſten Minnelieder iſt das in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 20, worin der Minner, weil ſeine Geliebte gar ſo ſpröde ſey, die

Minne ſelbſt anfleht, ihm zu rathen und zu helfen, ſogleich aber wieder die Geliebte um Verzeihung bittet, daß er dieſen Schritt gethan hat und lieber wieder die Hülfe der Minne ſelbſt entbehren will, um ſich ganz und gar der Geliebten anheimzuſtellen. — Gottlos wird die Minne bei Kriſtan von Luppin, der ſo weit geht, zu ſagen, wenn ihm Gott den Himmel böte und ſeine Geliebte möge nicht darein, ſo würde er ihn meiden und bei der Geliebten bleiben.

Einer der ſeufzerreichſten Minneſänger iſt Gottfried von Niſen, der da ſingt:

Seit mein ſehnend Herze weinet
Nach der Lieben, die ich meine,
Weh, warumme thut es das?
Und ihr Herz iſt unvereinet,
Daß nach meinem es nicht weinet,
Minne, ſieh, das iſt dein Haß!

* * *

Niemand, niemand kann erdenken,
Was für ſehnend Trauren beſſer iſt,
Als ein Kuß vom rothen Munde
Und ein minneglicher Umbefang.

* * *

Da ich die Liebe jüngeſt ſah,
Da war ich verzagt ſo ſehr,
Daß ich vor Liebe nicht ſprach.

* * *

Süße Minne, meine Sinne
Jammern nach der Liebe Minne,
Minne hilf, es iſt die höchſte Zeit.

Gar naiv iſt ein ſehnendes Lied in der Clara Hätzlerin Liederbuch Nr. 96.

Hätt ich nur ein Stüblein warm
Und darin ein ſchönes Weib,
Das wollt ich legen an meinen Arm,
Freundlich drücken an meinen Leib,
Das hab ich leider nicht, ich lieg alleine,
Sie iſt mir leider viel zu fern,
Die ich da meine.

und daß bei dem Geſetz, welches vor drei Jahren das Syſtem der öffentlichen Schulen in Pennſylvanien einführte, es den Bewohnern der deutſchen Diſtrikte frei geſtellt wurde, engliſche oder deutſche Schulen zu errichten. Alle dieſe Dinge ſind zwar an und für ſich von geringer Bedeutung; aber in ihrer Zuſammenſtellung und in den gleichzeitigen Verhältniſſen der Anglo-Amerikaner liegt doch etwas, was zwar das langſame Fortſchreiten der Deutſchen, aber auch die Stätigkeit deſſelben beurkundet. Andere Völker machen zwar oft Rieſenſchritte in ihrer geſchichtlichen Entwickelung, geben aber nachher faſt ebenſo ſchnell wieder zurück, oder bleiben doch wenigſtens eine Zeit lang ſtille ſtehen, und ſo geſchieht es denn oft, daß unſere langſameren Landsleute ſie dennoch einholen, und an demſelben Ziele angelangt, weniger ermüdet ſind und weniger Kraft verſchwendet haben, als ihre eilfertigen Mitbewerber.

In der Beurtheilung des Standpunktes der Deutſchen in Amerika darf auch der Umſtand nicht überſehen werden, daß die meiſten Auswanderer in einem armen, hülfloſen Zuſtand in den Vereinigten Staaten ankommen, daß daher ihr nothwendiges erſtes Augenmerk auf die Verbeſſerung ihres materiellen Zuſtandes gerichtet ſeyn muß. Dies weist ihnen natürlich anfangs in Bezug auf politiſche Macht und Anſehen eine untergeordnete Stelle an, über welche ſich weniger arbeitſame, nüchterne und beharrliche Menſchen gar nie erheben würden. Ein großer Theil der deutſchen Auswanderer hat bei ſeiner Ankunft in New-York oder Philadelphia nicht einmal die Mittel, nach Weſten zu ziehen, um unter ihren Landsleuten im Innern ein ihrer früheren Beſchäftigung angemeſſenes Unterkommen zu finden. Sie ſind daher gezwungen ſich als Dienſtboten oder Taglöhner zu vermiethen, oder in ſo fern ſie Handwerker ſind, und nicht bei Deutſchen unterkommen, zu ſehr niedern Preiſen zu arbeiten, bis ſie den engliſchen Geſchmack, der auch in Amerika Mode iſt, nachahmen und ihren ſoliden, kräftigen Produkten auch die äuſſere gefällige Form zu geben gelernt haben. — Welchen ungeheuern Vorſprung haben in dieſer Beziehung nicht die engliſchen und franzöſiſchen Emigranten; und doch werden ſie in der Regel von den Deutſchen eingeholt und zuletzt übertroffen! Sollte dieſes Beiſpiel den Deutſchen in Europa nicht zum Troſte dienen, wenn man ſie daheim ihrer Beſcheidenheit und Genügſamkeit wegen verſpottet? — wenn es

In der Schilderung der ſchönen Jungfrauen und Frauen ſind die Minneſänger auffallend ungeſchickt, blöde und von ſteriler Einbildungskraft. Die größte Rolle ſpielt der Mund, der häufig einer Roſe verglichen wird, z. B. vom Böhmenkönig Wenzel:

Wie eine Roſe, die ſich aus ihrer Knospe löst,
Wenn ſie nach ſüßem Thau begehrt,
So bot ſie mir ihren zuckerſüßen rothen Mund.

Sehr oft wird auch der rothen Wängel gedacht und der ſpielenden oder heimlich blickenden Augen, ſeltener der Haare, der weißen Hände, der blanken Arme. Wenn der Leib noch weiterhin beſchrieben wird, ſo iſt es durchgängig nur eine ſteife, gleichſam tabellariſche Aufzählung von Reizen, ohne Feinheit, Geheimniß, graziöſe Draperie. Das merkwürdigſte Beiſpiel dieſer Art ſ. in den Volks- und Meiſterliedern von Görres S. 20. Auch in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 28. Die Sänger ſind entweder von keuſcheſter Zurückhaltung oder von bäuriſcher, phantaſieloſer Natürlichkeit. Dennoch liegt auch in dieſer ſteifen Malerei eine ganz eigne und unnachahmliche Anmuth, wie in altdeutſchen Bildern, nämlich die liebenswürdigſte Naivetät, zumal da, wo der Dichter, ſelber ſcheu und ſchamhaft, das holde Erröthen der Geliebten beſchreibt. Auch die einfachſte Ausdrucksweiſe hat oft den naivſten Reiz, wenn z. B. der Meißner Markgraf ſingt:

Ein Weib, das loslich lachen kann
Gegen einen wohlgemueten Mann,
Die Freude iſt nicht klein.

und der Schenk von Landegge:

Lachelich ein loſen Blick
Aus ihren lichten ſpielenden Augen,
Einen zarten, minneglichen tougen (heimlich)
Sah ich leuchten in meines Herzens Grund.

In Hoffmanns Fundgruben I. 336 kommt ein Bauernlied vor, in dem die ſchmucke Dirne alſo geſchildert wird:

Sie hat nicht Perlen noch Spangen, nur einen Kittel an. Ich ſah ſie vor mir prangen luſtig mit Grad. Ihre Zöpfe ſind dicke Stangen, lang, goldfarben, roſenfarb ihre Wangen, ein Grüblein hat ihr kurzes Kinn. Meine

beſonders liebe Dirn hat zwei Tüttlein als zwei Birn. Mein Herz erſchrickt, wenn ſie aufblickt ꝛc.

Ein Paar hübſche Genrebilder in den Liedern des Heinrich von Morunge. Eine ſchöne Frau ſchaut aus dem Fenſter, wie die Sonne in dem lichten Morgen. Eine andere hat einen kleinen Vogel lieb und ſpielt mit ihm, er glaubt, eine Nachtigall. Da wünſcht der Dichter, er möchte die Nachtigall ſeyn.

Das Liederbuch der Clara Hätzlerin enthält eine Menge halb erzählende, halb lehrhafte Dichtungen, in denen, jedoch in ziemlich langweiliger Weiſe, allerlei Nöthe der Liebenden geſchildert ſind oder Rathſchläge und Tröſtungen ertheilt werden. Ein Minner träumt, endlich von ſeiner Geliebten erhört zu werden, da wird er geweckt und erſchrickt heftig. Ein minnendes Weib kann vor Sehnſucht nicht ſchlafen. Eine andere beklagt der Männer Geſchwätzigkeit und Leichtſinn. Zwei ſtreiten ſich, ob minnen oder nicht minnen beſſer ſey ꝛc. Noch langweiliger ſind die allegoriſchen Erzählungen, der Streit über das Geſchlecht der Minne, das Minnegericht ꝛc. Am hübſcheſten in der Sammlung ſind die wenigen Erzählungen, in denen ſich die kecke Zuverſicht glücklich Liebender bis zum Muthwillen ausſpricht. In Nr. 2 ſucht ein Beichtvater einer jungen Frau, die ihm von ihrer irdiſchen Liebe beichtet, die himmliſche zu empfehlen. Die junge Frau vertheidigt aber ihre irdiſche Liebe ſo ſiegreich, daß ſich der Pfaff für überwunden gibt. In Nr. 45 wird einem Mädchen alles mögliche Böſe von ihrem Liebhaber nachgeſagt, aber ſie lacht und bleibt ihm treu, er iſt ihr doch der liebſte. In Nr. 18 wird ein edles Fräulein ihrem Geliebten, weil er nicht von Adel iſt, und an ſie deshalb ſchreibt, untreu, da kommt Frau Minne und gibt ihr Schläge. — Dagegen iſt das frechſte Lied dieſer Sammlung Nr. 85, wo eine Mutter ihre eigne Tochter auf die raffinirteſte Art das Buhlen lehrt.

Nur ſehr ſelten verſetzen ſich die Minneſänger in die Stellung des Weibes und drücken deren Gefühle aus. Bei Dietmar von Aist kommt ein zartes Minnelied vor, in dem eine liebende Frau traurig einem Falken nachblickt.

Es ſtund ein Frau alleine
Und ſpähte über die Haide
Und wartete ihres Lieben.

Da ſah ſie einen Falken fliegen:
Wohl dir, Falke, wie du biſt,
du fliegſt wohin dir lieb iſt
Und wählſt dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefällt,
Auch ich erkos mir einen Mann,
Den wählten meine Augen,
Aber das neiden ſchöne Frauen
Owe, wann laſſen ſie mir mein Lieb?

Ganz ähnlich ein Lied deſſelben Dichters:

Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr,
Da ich ihn gezähmt, wie ich ihn wollte han,
Und ich ſein Gefieder mit Gold wohl bewand,
Da hob er ſich von dannen und flog in andre Land ꝛc.

Die Lehrgedichte und Allegorien von der Minne ſprechen ungleich weniger an, als das einfache Minnelied. Frau Minne oder Venus kommt in vielen altdeutſchen allegoriſchen Gedichten vor.

So in v. Laßbergs Liederſaal I. Nr. 29 erſcheint ſie vor dem Gericht der Ehre, angeklagt durch die Frau Gerechtigkeit. Nr. 124 wird ein Kloſter der Minne beſchrieben, ähnlich wie ſpäter bei Rabelais. Statt der Mönche und Nonnen ſtehen hier Ritter und Damen unter der Aebtiſſin Venus, die Ordensregel iſt die Liebe ꝛc. Nr. 182 enthält einen Wettſtreit zwiſchen der alten und neuen Minne; die alte gewinnt den Vorzug, da ihr die Treue zur Seite ſteht. In Nr. 205 beſchwert ſich die Ehre bitterlich über die Minne, am Ende aber verſöhnen ſie ſich. Nr. 251 zeigt einen Sänger in der Schule der Minne; in dieſer Schule lernt er nach einander von einer braunen, grünen, weißen, rothen und blauen Frau die verſchiedenen Pflichten der Liebe, entſprechend jenen Farben, bis zuletzt eine ſchwarze Frau ihn ſchlägt und einkerkert. Hier bricht das unvollendete Gedicht ab.

Die Jagd der Minne, ein altdeutſches Gedicht des Hadamar von Laber aus dem 14. Jahrhundert iſt eine fade Allegorie, ſofern die Tugenden und Eigenſchaften der Minne als Jagdhunde dienen müſſen, aber in ungewöhnlich ſchönen Verſen geſchrieben. Gedruckt im 22. Bd. der Bibl. des lit. Vereins in Stuttgart. Vgl. darüber noch Mone, Quellen I. 221. und bei Laßberg Nr. 126.

Die Minne iſt eine zarte Hinde, die von einem guten Jäger gejagt wird, deſſen Hunde die Tugenden ſind, während ein böſer, deſſen Hunde die Laſter ſind, ſie verfehlt. Nr. 180 beſchreibt ein Geſpräch zwiſchen einer rothen und blauen Dame, worin die rothe (Frau Minne) die blaue (die Treue) prüft.

Sofern in der lateiniſchen Sprache amor männlich, in der deutſchen aber Minne weiblich iſt, tändelte man an dieſem Sprachgebrauch herum und dichtete Wettſtreite, von welchem Geſchlecht eigentlich die Minne ſey? Sogar Wolfram von Eſchenbach läßt Tſchionatulander und Sigune darüber ſtreiten. Auch Ulrich von Lichtenſtein hat die Frage behandelt, Walther von der Vogelweide ſie aber in einem kurzen Spruch als unſtatthaft abgewieſen.

Das „nackende Bild“ iſt eine Allegorie, in welcher die Minne nur von hinten geſehen werden ſoll, damit man nicht erfahre, von welchem Geſchlecht ſie ſey, d. h. die Minne ſoll überhaupt keine Geſchlechtsliebe ſeyn, ſondern Seelenliebe und in höchſter Inſtanz Gottesminne. Die Meinung des Dichters iſt edel, aber das nackte Bild von hinten macht einen lächerlichen Eindruck. Das Gedicht iſt abgedruckt bei Graffs Diutiska I. 91. — „Der Baumgarten“ in Bruns altplattd. Gedichten S. 107 f. ſtellt 9 Grade der Treue auf, die ein Liebhaber erproben muß, wer aber ſie alle beſtehe, der rage auch über alle andre Männer hervor, wie durch ſeinen langen Hals der Kranich über die Vögel.

„Der werden Minne lere“ von Heinzelin von Conſtanz im Weingartner Codex, bei Pfeiffer S. 263, faßt die Minne ſchon ganz im Sinn der Renaiſſance auf als den nackten Knaben Cupido mit Flügeln, Pfeil und Bogen, ſtehend auf einer Säule und umgeben mit allerlei Symbolen. So z. B. bedeutet ein Blutſee das viele Blut, das ſchon um der Liebe willen vergoſſen worden iſt. Daſſelbe Gedicht iſt unter dem Titel „Gott Amur“ abgedruckt in der Müller'ſchen Sammlung. Ein Gedicht von den zehn Geboten der Liebe bei Docen, Miſc. II. 171.

Unter unſern Minneſängern ſteht oben an Kaiſer Heinrich VI., welcher 1197 geſtorben iſt. In dem einen der von ihm erhaltenen Liedern ſagt er, obgleich Kaiſer und Herr vieler Lande, ſey er doch nur Kaiſer bei ſeiner Geliebten und wenn er von ihr ſey, bilde er ſich ein, ohne Land und ohne Krone zu ſeyn. Andere Hohenſtauffen, die in Italien weilten, dichteten nur in italieniſcher Sprache Minnelieder, ſo Friedrich II. und Manfred. Der letzte Hohenſtauffe, der unglückliche Conradin, ſang am Bodenſee, wo er ſeine Jugend verlebte, ein kurzes Lied, worin er klagte, daß er trotz des Mai's und der Blumen in der Liebe nicht glücklich ſey, weil ihm noch das bärtige Alter fehle.

„Die Liebe läßt mich sehr entgelten, daß ich an Jahren bin ein Kind“. Als fürstliche Minnesänger führt Manesse weiter auf den König Wenzel von Böhmen, den Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg und Heinrich von Meißen, den Herzog Heinrich von Anhalt, Herzog Johann von Brabant, Grafen von Hornberg, Toggenburg, Leiningen, Hohenburg, Neuenburg, Botenlauban, Haigerloch ꝛc. Die Minnelieder und Sprüche des Fürsten Witzlaw von Rügen gab Ettmüller 1852 besonders heraus.

Dem Alter nach steht Heinrich von Veldeck oben an, dem sich noch im 12. Jahrhundert Heinrich von Morunge, Hugo von Salza, Friedrich von Hausen und noch ein paar andere anreihen. Das goldne Zeitalter des höfischen Minnesangs fällt aber erst ins 13. Jahrhundert.

Walther von der Vogelweide ist der berühmteste unter allen Minnesängern. Wahrscheinlich in Oestreich um das Jahr 1170 geboren und sein Lebetag arm, sang er ums Brodt an den Höfen des Babenberger Friedrich zu Wien, des Thüringer Landgrafen Hermann auf der Wartburg, dann abwechselnd an den Höfen der beiden Gegenkönige Philipp und Otto, immer karg behandelt, bis erst König Friedrich II. ihm ein Lehen schenkte. Er begleitete denselben, wie es scheint, auf seinen Kreuzzügen und starb wahrscheinlich in Würzburg. In einer handschriftlichen Chronik steht, er habe verordnet, daß aus seinem Garten täglich Vögel gefüttert werden. In dem Bilde, welches seinen Liedern in der Manessischen Sammlung vorsteht, stützt er seinen Kopf sorgenvoll auf den Arm (wie er sich selbst in einem Liede schildert), seine Helmzier aber ist ein Vogelbauer. — Uhland hat ein besonderes Buch über ihn geschrieben (1822). Seitdem ist sein Werth allgemein erkannt. Er sang nicht nur Minnelieder, sondern auch geistliche und politische und nahm an der großen Zeitbewegung, am Kampf des Kaisers mit dem Papst, lebendigen Antheil, was ihn von so vielen andern, einzig mit dem Frauendienst beschäftigten Dichtern ehrenvoll unterscheidet. Auch als Minnesänger war er männlicher, klarer, objectiver und volksthümlicher als die meisten andern. Er rühmt nicht nur seine Dame allein, sondern alle deutsche Frauen. (Nr. 46 bei Hagen.)

Ich han der Länder viel gesehen
Und nahm der besten gerne wahr.

Uebel müſſe mir geſchehen,
Könnt ich je mein Herze bringen dar,
Das ihm wohlgefallen
Wollte fremde Sitte.
Was hülfe mich, daß ich unrecht ſtritte?
Deutſche Zucht geht vor ihnen allen.

Deutſche Männer ſind wohlgezogen
Wie Engel ſind die Weiber gethan.
Tugend und reine Minne
Wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel.
Lange müſſe ich leben darinne.

Ein Tagelied Walthers (Nr. 8) iſt ein echtes Volkslied. Ebenſo das ſchöne Lied von der Linde (Nr. 27), ohne Zweifel das wohllautendſte unter allen deutſchen Minneliedern.

Unter der Linden
An der Haide
Da unſer zweier Bette was,
Möget ihr finden
Schöne beide
Gebrochen Blumen unde Gras,
Vor dem Wald in einem Thal.
Tandaradai! Schone ſang die Nachtigal.

Ich kam gegangen
Zu der Aue.
Da war mein Friedel kommen eh.
Da ward ich empfangen,
Hehre Fraue,
Daß ich bin ſelig immer mehr.
Er küßte mich wohl tauſend Stund,
Tandaradai, ſeht wie roth mir iſt der Mund.

Da hat er gemachet
Alſo riche
Von Blumen ein Bettelatt.
Deß wird noch gelachet
Inniglîche,
Kommt Jemand an daſſelbe Pfad.
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradai, merken, wo das Haupt mir lag.

Daß er bei mir lag
Wüßt' es Jemand,
Walte Gott, so schämt ich mich,
Weß er mit mir pflog.
Nimmer Niemand
Finde das, als er und ich
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradai, das mag wohl getreue seyn.*)

Gegen dieses lebendige Lied sticht Nr. 44, eine langweilige Beschreibung seiner Geliebten, die er belauschte, indem sie aus dem Bade stieg, auffallend ab. Dagegen hat der Dichter in Nr. 65 wieder ein liebliches Genrebild im Style der altdeutschen Malerschule gedichtet, indem er die holde Scham beschreibt, mit der eine Jungfrau einen Kranz annahm, den er ihr reichte. In einem Lehrgedicht (Nr. 72) kommt er noch einmal auf das Lob der Frauen zurück, als auf die einzige Freude dieser Welt.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen.
Es war nie so wonnigliches anzuschauen
In Lüften noch auf Erden.

Und ein andermal (Nr. 12) singt er:

Was hat die Welt zu geben
Liebres, denn ein Weib?

*) Genau dieselbe Scene schildert auch ein holländisches Volkslied (Grimm, altd. Wälder II. 45) und wetteifert mit ihm an zartem Liebreiz und Wohlklang:

Nach Morgenland will ich fahren
Da wohnt mein süßes Lieb,
Ueber Berg und über Thale
Fern über die Haide
Da wohnt mein süßes Lieb ꝛc. —

Er nahm sie bei den Händen
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führte sie so ferne,
Fern über die Haide
Wo sie ein Bettlein fand.

Der Garten war verschlossen
Wir ließen Niemand ein,
Nur die kleine Frau Nachtigall
Fern über die Haide
Die flog von oben herein ꝛc.

Ueber den Frauen vergaß er jedoch nie seinen männlichen Beruf, mitzustreiten die großen Kämpfe seines Volks und seiner Zeit. Er war durch und durch Ghibelline, aber nur wie nach ihm Dante, indem er neben dem auffallendsten Zorn gegen den Papst die frommste Gottesminne hegte und glühende Marienlieder sang. Es empörte sein innerstes Gemüth, daß die Päpste im Interesse der welschen Nation die deutsche zu zerreißen bemüht waren. Daher seine Zornlieder, z. B. Nr. 71, worin er sagt:

Der Hirte ist ein Wolf worden unter seinen Schafen.
Ihr Bischöfe und edeln Pfaffen seyd verkehrt,
Seht, wie euch der Papst mit des Teufels Stricken fehrt.
Ahi, wie christenlich der Papst lachet,
Wenn er seinen Welschen sagt: ich habs also gemachet,
Ich hab zween Alman (Philipp und Otto IV.) unter eine Krone bracht,
Daß sie das Reich kören, brennen und wüsten,
Alldieweil füll ich den Kasten.
Ihr Pfaffen, eßt Hüner und trinket Wein
Und laßt die Deutschen fasten.

Aber auch die weltlichen Fürsten befriedigten den Dichter nicht. Er erkennt, daß es ihnen, dem gewaltigen Papst gegenüber, an Genie gebrach. An den Kleinen rügt er aber überall, daß sie gern des Kaisers los seyen, um vom Reich wegzuraffen, was jeder einzelne vermöchte. So in dem Liede Nr. 72, wo er von der geheimen Freude der deutschen Fürsten singt, als sie vernommen, Kaiser Friedrich II. wolle zum h. Lande fahren.

Ihr Fürsten, die des Königs gerne wäret ane,
Ihr sollt ihn seine Straße fahren lan.
Bliebe er dort, was Gott nicht gebe, so lachet ihr,
Kommt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir.

Noch ist uns von Walther (Nr. 69) ein meisterhaftes Bild von König Philipp erhalten, wie er mit seiner griechischen Gemahlin Irene den Magdeburger Dom betritt:

Er trug des Reiches Scepter und die Krone,
Er trat viel leise, ihm war nicht gach.
Ihm schlich eine hochgeborne Königin nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen.

Zuletzt wandelt den Sänger oft tiefer Ekel vor der Welt an. Er ſchildert ſie (Nr. 19) als ein Wirthshaus und den Teufel als Wirth, dem man zuletzt die Zeche bezahlen muß.

Nächſt Walther von der Vogelweide iſt Reinmar von Zweter ein politiſcher Dichter des 13. Jahrhunderts, der mit ebenſo ſittlicher Strenge die Sünden ſeiner Zeit rügt. Sein ſchönſter Spruch iſt:

Von ſeiner Geburt iſt einer edel und iſt doch ein Gauch,
Der andre iſt von ſeinen Tugenden edel und nicht von hohem Namen.

Dem Papſt ruft er zu:

Wer bannen will und bannen ſoll,
Der hüte ſich, daß ſein Bann nicht ſey fleiſchlichen Zornes voll.

Vom deutſchen Reiche ſagt er:

Das Reich iſt ſehr ſiech,
Seine Stimme dunkel und heiſer,
Roth ſeine Augen, die Ohren taub, verſtummet auch,
Einen ungefügen Kropf trägt es an ſeinem Kopfe ꝛc.

Und ein andermal:

Die Venediger han vernommen
Daß das römiſche Reich feil ſey ꝛc.

Von der Welt überhaupt:

Was ſäumeſt du dich, Antichriſt,
Daß du nicht kommſt.
Du darfſt nicht fürchten den Glauben, noch die Taufe.
Der Welt iſt alles feil.
Jeſus Chriſtus, den die Juden verkauften
Den verkaufen auch die Getauften.

Indem er von Recht und Unrecht redet, klagt er, wie ſie in ihrem Widerſtreit die Länder zerſchneiden und immer Unrecht die Oberhand behält, denn „Unrecht hat mehr Geſindes, das arme Recht die mindre Schaar.“

Guelfiſch finde ich unter den Minneſängern nur den von Wengen, welcher verlangt, daß man dem Papſt gehorche.

Auch der Schulmeister von Eßlingen tritt in der Manessischen Sammlung als politischer Dichter auf. In seinen Spottliedern auf Rudolf von Habsburg blickt indeß zu sehr die gekränkte Habgier durch. Der neue König war karg gegen den Sänger. Dagegen wird Rudolf durch den „Unverzagten" und durch Meister Friedrich von Sunnenburg (in der Jenaer Handschrift, Hagen III. 45 und 73) sehr erhoben.

Wolfram von Eschenbach, ein fränkischer Ritter, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts dichtete, ragt nicht so sehr durch seine wenigen Minnelieder, als durch seine große epische Dichtungen, Parcifal, Titurel und Willehalm hervor. Im Wartburgkriege steht er an der Spitze der ritterlichen Sänger, die den Zauberer Klingsor bestreiten. Daraus erkennt man, welche hohe Bedeutung ihm seine Zeitgenossen geben. Er ist unter allen weltlichen Dichtern der ernsteste und tiefsinnigste, ganz hingegeben dem Ideal des christlichen Ritterthums.

Zu ihm steht Gottfried von Straßburg, um weniges jünger, in einem Gegensatz, denn Gottfried ist überall süßer, weicher, üppiger. Auch ist er mehr epischer, als lyrischer Dichter. Dasselbe gilt von Hartmann von Aue, einem schwäbischen Dienstmann der Herrn von Aue, der Iwein, Erec, Gregor auf dem Stein und den armen Heinrich schrieb. Er neigt zum Zarten und Weichen, wie Gottfried. Etwas später lebte Konrad von Würzburg, der mehr als alle andern Minnesänger schrieb und bei schöner Sprache und feiner Malerei doch nicht originell war, sondern fremde Erfindungen nur verarbeitete (den trojanischen Krieg, die goldne Schmiede, Sylvester, Alexius, Engelhart, den Schwanritter, der Welt Lohn und auch kleinere Sachen) und auch in der Regel zu breit wird.

Einer der interessantesten Minnesänger ist der Tanhuser, dessen Geschlecht im Salzburgischen blühte. Er war, wie Walther von der Vogelweide, ein eifriger Ghibelline, und lebte mit Ulrich von Lichtenstein am Hofe des letzten Babenberger Friedrich in Wien. Nachdem dieser in der Schlacht kinderlos gefallen war, gerieth Tanhuser in bittere Armuth, verlor all das Seine an schöne Frauen, wie er selber in einem Liede klagt, nahm endlich das Kreuz und zog nach dem h. Lande, kam glücklich wieder und lebte als fahrender Sänger an mehreren Höfen. Seine Lieder sind feurig. In dem einen schildert er, wie er einer schönen Frau früh

ſelbſt Deutſche gibt, die an der Beſtimmung ihrer Nation verzweifeln, weil ſich nicht alles gleich anfangs ſo geſtaltet, wie ſie es ſich in ihrem Jünglingsalter geträumt oder in ihren Mannesjahren gedacht haben? Sollte das, was ein Haufen unbemittelter, armer Auswanderer auf fremdem Boden und im Kampfe gegen das unternehmendſte Volk der Erde ausführt, nicht auch auf Deutſchland in Bezug auf ſeine Stellung zu den angränzenden fremden Ländern anwendbar ſeyn? Gibt es in Deutſchland kein Band, welches die verſchiedenartigen Intereſſen Einzelner wie ganzer Staaten zu einem harmoniſchen Ganzen zu vereinen ſtrebt? Und iſt dieſes Band, wenn gleich das der materiellen Intereſſen, nicht zugleich dasjenige, welches zuletzt auch zum geiſtigen Verbindungsmittel zwiſchen den verſchiedenen Gliedern einer und derſelben Familie werden muß? Iſt es etwa eine Schande, daß die Deutſchen wie ihre Brüder in Amerika damit anfangen, etwas zu erwerben, ehe ſie ſich darüber zerarbeiten, wie das Erworbene oder beſſer das zu Erwerbende zum Beſten Aller verwendet werden kann? Sind denn die materiellen Intereſſen ſo gänzlich von den geiſtigen geſchieden, daß die Förderung der einen durch die andern gar nicht denkbar iſt, oder daß das Gedeihen der einen wohl gar dem Aufblühen der andern entgegen wirkt? — Die Beantwortung dieſer Fragen würde uns freilich hier zu weit führen; auch gehört dieſelbe nicht in dieſen Aufſatz; aber die Vergleichung europäiſcher und amerikaniſcher Zuſtände dringt ſich uns allenthalben unwillkührlich auf, und da dieſelbe ſo oft zu gehäſſigen Schlüſſen in Bezug auf Deutſchland Veranlaſſung gab, ſo dürfte wenigſtens der von uns geworfene Seitenblick auf die Lage unſeres Vaterlandes nicht ganz am unrechten Platze ſeyn.

Ich habe weiter oben geſagt, daß die meiſten armen deutſchen Auswanderer gleich bei ihrer Ankunft in den amerikaniſchen Häfen gezwungen ſind, um Taglohn zu arbeiten; aber man ſehe nur, wie ihnen dabei wieder der Ruf ihrer Thätigkeit und Ausdauer zu ſtatten kommt. Gewiß muthet niemand den Deutſchen zu, ſich zum Bau von Kanälen und Eiſenbahnen verwenden zu laſſen; denn das wäre ja keine lebenslängliche Beſchäftigung, kein Schritt zu etwas Beſſerem, kein Uebergang zu einer ſpäter zu erreichenden Selbſtſtändigkeit. — Dergleichen Arbeiten paſſen ganz gut für Irländer, die gewöhnt ſind, von heute auf morgen zu leben; —

im Morgenthau begegnete, wo ſie angeblich Roſen ſuchte. Da rief er, nimm auch mein Herz (als Roſe) mit. Sie ließ ſich das nicht zweimal ſagen und „da ward Herze Liebe erkannt“. Von großer Raſchheit und Lebendigkeit ſind ſeine Tagelieder 1, 2, 6.

Nu bar
Nehmet wahr,
Wie die Liebe ſpringet,
Vor mir,
Nach mir,
Wie die Saite klinget ꝛc.

Die Tagelieder gehen, wie die von Nithart, zuweilen in derbe Natürlichkeit und Ueppigkeit über, z. B.

Nu tanze hin, min ſüezel,
So hol, ſo ſmal, ſo wurden nie kein vüezel,
Wiz ſint ir binel
Lindin diehel, reit brun iſt ir meinel,
Ir ſizzel gedrolle ꝛc.

Derſelbe Dichter erhebt ſich zum höchſten patriotiſchen Stolz, wie Walther. So ſingt er von Friedrich Barbaroſſa:

Führe zum erſten an
Den Kaiſer Friedrichen,
O we, daß man nicht finden kann
In allen deutſchen Reichen
Einen König, dem zieme wohl
Nach ihm des Reiches Krone,
O we, daß er nicht leben ſoll,
Dem ſie ſtünde ſo ſchone.

Der Tanhuſer erzählt auch von ſeiner weiten Reiſe durch den Orient, durch Rußland und Deutſchland und bringt auch welſche Angewöhnungen mit. In einem ſeiner Lieder miſcht er welſche Worte mit deutſchen, aber nicht um mit ſeiner Kunde der letztern zu prahlen, ſondern offenbar aus Ironie, denn er erzählt vor deutſchen Zuhörern ein Liebesabentheuer, das ihm in welſchen Landen begegnete:

Ein Reviere ich da erſah,
Durch den Forſt ging ein Bach
Zutal über eine Planiure,

Ich ſchlich ihr nach, bis ich ſie fand, die ſchöne Kreature,
Bei der Fontaine ſaß die klare, die ſüße von Fanure.
Von Amure ſagt' ich ihr,
Das vergalt ſie dulze mir ꝛc.

Auch hat er ſich im heidniſchen Olymp umgeſehen. In einem ſeiner Lieder handelt er trotz einem Ovid von den Liebſchaften der antiken Göttinnen und Heroinnen, von der Juno, Dido, Helena, Pallas, Venus, Medea ꝛc., die er mit den romantiſchen Namen Yſolde, Blancheflure, Ginevra ꝛc. vermiſcht.

Man hat geglaubt, auf dieſen Minneſänger die berühmte Sage vom Tanhäuſer, der in den Venusberg gerieth und von dort nicht wiederkehrte, beziehen zu müſſen. In der That paßt ſie gut auf ihn. Der Tanhäuſer gibt ſich in den meiſten ſeiner Lieder als eifrigen Venusdiener kund. Indeß liegt der Sage doch wohl ein weit älteres Motiv und auch ein weit älterer Name zu Grunde (vgl. m. Odin S. 311).

Ein eigenthümliches Feuer lodert auf in Burckhard von Hohenfels, der 38. bei Maneſſe. Er nennt die Minne einen Jäger, der ſtets auf falſcher Spur geht, indem ihm der Wunſch das Reizendſte trügeriſch vorſpiegelt, der aber nie zum Ziele gelangt, wenn er nicht die Spur der Treue findet. Seine eigne Geliebte beſingt er:

Sie gleichet ſich der Sonne,
Die den Sternen nimmt den Schein.

In einem großen Hochzeitliede der Natur ſingt er das Vorbild ſeiner eignen Liebe:

Da die Luft mit Sonnenfeuer
Ward getempert und vermiſcht,
Da gab Waſſer ſeine Steuer,
Da ward der Erde Leib erfriſcht,
Durch ein heimliches Schmiegen
Ward ſie freudiger Früchte ſchwanger ꝛc.

Ein andermal ſchickt er ſeine „wilde Gedanken" auf Abentheuer aus und ſie bringen ihm reizende Bilder des Glücks, „ein wonnegebärendes Freudenſpiel".

Einer der langweiligſten Minneſänger iſt Schenk Ulrich von Winterſtetten. Er überreibt es in der Spielerei mit ein- oder zweiſylbigen Verſen, die ſich reimen, am meiſten.

Töne
Sing ich dir gerne,
Lerne
Frau, den Sang, den ich krône.

* * *

Süße
Grüße
Sind ſo gut,
Wenn lieb taugen (heimlich)
Unter Augen
Blinken thut.

* * *

Nu iſt min
Sinn
hin
in
ſenelichen Dingen.

Trotz dieſes ewigen Hüpfens iſt er ſteif:

Als in der Glüthe
Ich mich verbrühte,
Weil mir nicht dein rother Mund
Und auch deine Güte,
Welche Gott behüte,
Thun ein lieblich Küſſen kund.

* * *

Minne füget dicke (oft, viel) Leid
Mit viel ſehnender Arbeit
Der mein Herz ein Wunder treit (trägt).
Minne, die hat die Gewalt,
Will ſie, ich würde an Freuden bald,
Anders ich bin abgezahlt.
Minne, wer dich annimmt,
Und dich minnen muß,
Der iſt überſinnet,
Wird ihm Kummers Buß,
Er vermeidet deinen Gruß.

Von ſolchen ſchwerfälligen Albernheiten wimmeln des Schenken Lieder, leider auch die von vielen andern Minneſängern.

Namentlich iſt Herr Reimar der Alte davon nicht freizuſprechen. Der ſingt unter anderm:

Zu rechtem Maaße ſoll ein Mann
Beide, das Herz und all den Sinn,
Zur Stäte (Stätigkeit) wenden, ob er kann,
Das wird ihm leicht ein guter Gewinn.

Kann man ſchläfriger minnen? Ein andermal wundert er ſich, wie ſeine Geliebte, die wahrſcheinlich groß und dick war, durch ſein enges Auge, ohne anzuſtoßen, habe in ſein Herz hineinſpazieren können. Er ſelbſt geſteht, daß ihn die Leute am Ende ausgelacht hätten, da er ſchon ſo alt geworden ſey und in grauen Haaren immer noch von ſeiner ſehnenden Liebe und von ſeiner Dame geſungen habe. Die Leute hätten ihn ſpöttiſch gefragt, da er ſelber ſchon bei ſo hohen Jahren ſey und ſchon ſo lange immer von derſelben Dame ſinge, wie alt ſie denn eigentlich ſey? doch wahrſcheinlich nicht mehr jung genug, um noch liebenswürdig zu ſeyn.

Friedrich von Hauſen (der 47. bei Maneſſe) zieht ins h. Land, denkt aber immer an ſeine Geliebte daheim und ſingt: mein Herz und mein Leib, die ſo lange bei einander waren, wollen ſich ſcheiden, denn mein Leib folgt dem Kreuz, mein Herz bleibt bei der ſchönen Frau. War es ihm Ernſt damit, ſo hätte er das Kreuz gar nicht nehmen ſollen, das zu tragen er nicht würdig war, wenn ſein Herz nicht dabei war.

Ulrich von Lichtenſtein, ein Ritter aus dem berühmten öſtreichiſchen Geſchlecht der Lichtenſteine, deſſen Minnelieder in der Maneſſiſchen Sammlung ſtehen, aber auch in ſeine unter dem Namen „Frauendienſt“ in kurzen Reimpaaren geſchriebene Autobiographie verflochten ſind. Die alte Handſchrift des Frauendienſtes aus dem 13. Jahrhundert liegt in München. Von Ludwig Tieck erneuert 1812. Von K. Lachmann im Urtext herausg. Berlin 1841.

Ulrich erzählt, wie er ſchon als Kind gehört, daß nur der Frauendienſt allein dem Manne Würde verleihe. Kaum 12 Jahre alt verliebt er ſich in eine hohe Frau (wahrſcheinlich eine Gräfin von Meran), trinkt das Waſſer, worin ſie ihre Hände gewaſchen ꝛc. Endlich wird er Ritter, aber ſeine Dame

will nichts von ihm wiſſen, weil er einen gar zu häßlichen Mund, nämlich drei Lippen habe. Da läßt er ſich den Auswuchs vom Munde abſchneiden und ſie erlaubt ihm vor ſie zu kommen. Aber er iſt vor Liebe ſo blöde, daß er nichts zu ſprechen wagt und zur Strafe rupft ſie ihn beim Haare. Im Turnier kämpft er für ſeine Dame. Sein kleiner Finger wird ihm faſt abgeſchlagen, doch wieder angeheilt. Als die Dame ihn Lügen ſtraft, weil er geſagt habe, er habe den Finger verloren, hackt er ſich den ſchon geheilten Finger ganz ab und ſchickt ihn ihr. Als ihn dennoch ſeine Dame nicht erhört, wird er ein wenig verrückt und identificirt ſich ſelbſt mit der Minne, indem er Frauenkleider anlegt, als Frau Venus auftritt und durch das Land zieht, alle Ritter zum Turnier auffordernd, um ihre Treue in der Minne zu erproben. Jedem, der mit ihm kämpft, ſchenkt er als Frau Venus ein goldnes Ringlein, das die Kraft haben ſoll, Minne zu bewahren. Zu ſeiner Dame zurückkehrend, ſteigt er in ihr Fenſter, wird aber hinaus geworfen. Vier Jahre ſpäter, als er abermals einen Sturm wagt, widerfährt ihm noch etwas Aergeres, das er gar nicht zu erzählen wagt. (Bei alledem iſt er mit einer andern Frau verheirathet, die er aber gar nicht beachtet). Nun entſagt er ſeiner Liebe, ſingt Klagelieder und zieht zum zweitenmale als „König Artus“ aus. Später wird er in die Fehden des Herzog Friedrich von Oeſterreich verwickelt und gefangen, ſchließt aber ſeine Lebensgeſchichte im Alter mit froher Laune.

Ulrichs Lieder ſind Hymnen, Gebete, gänzliche Hingebung an die Frauen und göttliche Verehrung derſelben. Er dehnt, was ſonſt von der Huld, Güte, Herrlichkeit der Gottesmutter allein geſungen zu werden pflegt, auf alle Frauen, auf das Geſchlecht ſelber aus. Ja er macht die Männer ſo ganz abhängig von den Frauen, daß er einmal (in Lieds Ausgabe S. 55) ſogar der Männer Muth nur von den Frauen borgt. Daher auch die kindiſche, ja verrückte Idee, gleichſam ſelber eine Frau werden zu wollen in der tollen Verkleidung als Frau Venus.

Weiter konnte die minnigliche Schwärmerei nicht gehen. Sie rief eine Reaction hervor. Dem Extrem der überzarten Ritterlichkeit trat ein anderes, das der bäuriſchen Grobheit entgegen im Nithart.

Unter den Minneſängern, die immer vergeblich ſeufzen und nicht aufhören, ſich über die Kälte ihrer Schönen zu beklagen, ſteht dem Lichtenſteiner Ulrich der Zürcher Hadlaub am nächſten, deſſen Lieder Ettmüller 1841 beſonders herausgab. Er entlehnt übrigens Motive aus ältern Minneſängern, z. B. zeigt er in ſeinem aufgebrochenen Herzen das Bild ſeiner Schönen, beneidet ein Kind, das ſeine Dame lieb hat. Am naivſten und rührendſten iſt das Lied, in dem er ſich mit den im Winter vor Froſt

zagenden und ſich zitternd verbergenden Vögeln verglelcht. In einem Sommerliede klagt er über die großen Damenhüte, welche die ſchönen Geſichter verbergen. Er beſingt aber nicht nur unzart das Glück der Liebe in ziemlich derben Ausdrücken, ſondern ahmt auch den Nithart in üppigen Erndteliedern nach.

Einer der letzten Minneſänger war Oswald von Wolkenſtein, ein Tiroler, der am Ende des 14. Jahrhunderts noch den Ton Gottfrieds von Straßburg anſtimmte und ganz in der Erinnerung der alten guten Minnezeit lebte. Sein Leben war überaus abentheuerlich. Schon als Knabe von zehn Jahren zog er mit einem Heerzug nach Preußen und trieb ſich viel in der Welt um. Nach der Schlacht bei Nikopolis kam er wieder heim. Obgleich erſt 25 Jahre alt, beſaß er nichts mehr vom Reize der Jugend. In früher Kindheit ſchon hatte er ein Auge verloren; auf ſeinen Irrfahrten war ihm das Haar ergraut und ſein ſonneverbranntes Geſicht trug ſchon Falten. Als er ſich nun in ſeiner Tiroler Heimath zum Sterben in die ſchöne Sabina Jäger von Iſens verliebte, machte er auf dieſes muthwillige Fräulein den gewünſchten Eindruck nicht, und um ihn los zu ſeyn, gab ſie ihm auf, nach dem heiligen Grabe zu reiſen, dann wolle ſie ihn heirathen. Kaum aber war er fort, ſo nahm ſie einen andern. Er pilgerte zum heiligen Grabe, kam zurück, ſah, wie man ihn betrogen und war ſehr unglücklich, beerbte aber unterdeß ſeinen Vater und blieb eine Zeit lang im Reiche. Bald aber riß es ihn wieder fort in die Welt und bald ſehen wir ihn am Hofe zu Arragonien und ſelbſt beim mauriſchen Könige in Granada, bald als Kämpfer gegen die Huſſiten. Bei alledem ſang er ſehr verliebte Lieder, theils in der kunſtreichen Manier der demüthigen und keuſchen Minne, theils auch in der derben Weiſe Nitharts, was ſich leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß er unter den kerngeſunden und natürlichen Tirolern lebte. Beda Weber hat ſeine Werke 1847 edirt.

Noch ein ſpäterer Minneſänger war Hugo von Montfort, der noch im Tone der alten Minne ſang, aber mit Klagen über die Welt in die Spruch- und Strafdichtung fiel. Seine Lieder handſchriftlich in Heidelberg.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, welcher 1317

ſtarb, bildet den Uebergang zu den Meiſterſängern und Spruchdichtern, weßhalb ich erſt ſpäter ausführlicher von ihm handeln werde.

Nithart von Ruwenthal iſt einer der berühmteſten Minneſänger, ein Bayer, im Anfang des 13. Jahrhunderts, deſſen Gedichte in der Maneſſiſchen, Weingartner, Heidelberger und in größter Zahl in der Riedegger Liederhandſchrift (Bennecke, Beiträge II.) ſtehen. Sie unterſcheiden ſich durch das Derbe, Bäuriſche und Burleske. Im Allgemeinen hält er zwar den zärtlichen und minnehaften Ton der übrigen Minneſänger, indem er, wie ſie, die Luſt des Frühlings und die Schönheit und Huld der Frauen beſingt, allein die Staffagen ſeiner Frühlingsbilder ſind meiſt viel belebter und gehören mehr dem gemeinen und niedern Leben an. Beſonders häufig beſingt er ländliche Tänze, Mütter, die ihre jungen Töchter vor Verführung warnen, verliebte Tändeleien und Zänkereien, Prügeleien, zum Theil ganz im niederländiſchen Geſchmack und zwiſchen Bauern. Man weiß nicht mehr recht, ob die Liebesſchwänke, deren Mittelpunkt der Ruwenthaler gleich einem bäuriſchen Don Juan iſt, von Nithart ſelbſt herrühren, oder ihm nur von Spätern angedichtet worden ſind. Jedenfalls hat er den Ton dazu angegeben. Mit dem ſomit ſchon mythiſch gewordenen alten Nithart wurde ein ſpäterer verwechſelt, ein Ritter Nithart Fuchs, der am Hofe Otto's des Fröhlichen lebte und in Wien begraben liegt (vgl. Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 264), von dem 1568 zu Wien eine Sammlung von Schwänken erſchien, die denen des Kalenberger Pfaffen gleich und als eigentliche Hofnarrenſpäſſe nicht auf den ältern Minneſänger zu beziehen ſind.

Görres, Volks- und Meiſterlieder, Vorrede XXXIX vergleicht die Nitharte, als beſtimmte Gattung von luſtigen Schelmenliedern, mit den Eulenſpiegeleien, und meint, wie dieſe das norddeutſche Bauernweſen ſpiegeln, ſo ſpiegelten die Nitharte das ſüddeutſche. Es iſt mehr Tanz, Jauchzen und Bewegung in ihnen, aber auch „eine dürre, derbe, etwas wildſende, oft wüſte Härte, die als dem Bauernthum eigenthümlich angeſehen werden muß". — R. von Liliencron in Haupts Zeitſchrift VI. 699 analyſirt ſehr gründlich den Versbau der Tanzlieder, die er ſämmtlich auf die ländlichen Frühlings- und Herbſtfeſte bezieht. Er nennt die ganze Gattung der Nitharte eine „höfiſche Dorfpoeſie", d. h. einen bewußten humoriſtiſchen Griff ins Bauernleben oder in die derbe Natur

hinein im Gegenſatz gegen die ſchon zu ſentimental und abentheuerlich gewordene ritterliche Poeſie. Die Auffaſſung des Nithart als Bauernfeind und Hofnarr iſt jedoch eine ſpätere. Zuletzt hat Haupt eine kritiſche Sammlung und Sichtung der Nitharte vorgenommen. (Neidhart von Reuenthal, Leipzig 1858.)

In einem gar hübſchen Liede von Nithart kommt ein Ballſpiel vor „des Sommers erſtes Spiel". Junge Leute werfen im Freien den Ball, es geht luſtig her. Ein Mädchen ſtürzt dem Balle nach und fällt über einen tölpiſchen Burſchen, ſo daß ihre Kniekehle ſichtbar wird „und über den Anger nie etwas Schöneres gekommen war". — In einem andern ländlichen Liede des Dichters ſieht er einer Schwalbe zu, wie ſie im Frühling ihr Neſt aus Lehm zuſammenklebt, und wünſcht ſich, wenn auch nur auf einen kurzen Sommer, auch für ſich und ſeine Geliebte ein beſcheidenes Häuschen.

Sehr naiv iſt ein Lied Nitharts von einer Tochter, die heimlich den Kaſten aufbricht, ihre Sonntagskleider herausholt und zum Tanze will, aber von ihrer Mutter ertappt und geſchlagen wird. Frivol dagegen ſind mehrere Lieder, in denen die Tochter mit dem liederlichen Sänger Partei ergreift gegen die Mutter, und am frivolſten die, in denen die Mutter ſelber, mit der Tochter wetteifernd, dem buhleriſchen Sänger nachläuft, oder die Tochter ſich mit der Mutter Beiſpiel tröſtet „Weiber trugen je die Kinder, ich will von meiner Freude nicht laſſen". Im derbſten Styl, ähnlich ſpätern Schelmenliedern, iſt das Lied von dem Ritter, der ſeine Scheide verloren hat, die ihm eine Frau erſetzen will, von Birnmoſt, zu dem die Wirthin mit dem Sänger braune Nüſſe knackt, von der Frau, die er drei Sonnen zugleich ſehen läßt, vom „härin vingerlin" um das der Ritter, obgleich er goldne Ringe hat, den Knecht beneidet ꝛc.

Wie der frühere Minneſang den Frühling und die Blumen, ſo haben die Nitharte die Erndte und die Herbſtfeier, die Kirmeß zum Hintergrunde. Daher die vielen Erndte- und Tanzlieder. Ohne Zweifel gab es ſolche Lieder ſchon im Volke ſelbſt und die höfiſchen Dichter nahmen ſich derſelben nur an. Die Schnitterlieder (Schnaderhüpfel) ſind gewiß älter noch als die Nitharte, weil ſie aus dem Volksleben ſelbſt hervorgehen mußten.

In ziemlich derben Erndteliedern ahmt der Schweizer Hadloub den Nithart nach. Bei ihm ſehen wir überall junge Bauern und Dirnen ſich luſtig tummeln. Ferner Reimar (Maneſſe Nr. 103), der unter anderm einmal ſingt:

Als ein Schwein in einem Sacke
Fährt mein Herze hin und her.

Und Herr Rumin, deſſen hübſches, aber frivoles Lied vom Dorn ganz den Ton eines Volksliedes hat. Ein Mädchen will dem Ritter nicht in den Wald folgen, weil ſie ſich vor dem Dornſtich fürchtet.

Gottfried von Nifen, der ſonſt aufs allerempfindſamſte zu den Damen ſeufzt, hat doch auch ein paar ſehr derbe Lieder geſungen, im Styl der Nitharte und der üppigſten Volkslieder.

In einem dieſer Lieder ſagt er, ſein Sinn habe nach einer Magd am Brunnen geſtanden und er ſey ſo weit mit ihr gekommen, daß er ihr den Krug zerbrochen habe. Ein uraltes, ſchon bei dem Inder Kalidaſa vorkommendes Motiv. In einem andern Liede läßt er einen Böttiger, nachdem er dem Wirth das Faß gebunden, ſein Meiſterſtück an der Wirthin machen.

In Laßbergs Liederſaal Nr. 245 horcht der Minner durch eine Spalte in der Wand dem Geſpräche zu, welches eine Kupplerin mit einer ſchönen Frau führt und worin die Sitten der Frauen in einem ſchlimmen Licht erſcheinen. Aus ſolchen Schilderungen eines Mißvergnügten oder abgelebten Liebhabers ſind keine allgemeinen Schlüſſe zu ziehen. — Ein Minner träumt, ſeine ſpröde Geliebte ſey ihm hold und ſchon will er des ſüßeſten Glückes ſich erfreuen, da erwacht er an einer Erkältung. Laßberg, Liederſaal Nr. 130. Ein ſpäter oft wiederholtes Motiv. Einer träumt, er bringe ſeine bisher ſpröde Schöne dahin, daß ſie ſich vor ihm entkleide, aber ehe ſie es noch gethan hat, klopft es laut an ſeine Thüre und er erwacht mit großem Verdruß. Grimm, altd. Wälder II. 135. — Ziemlich geiſtvoll iſt die Erzählung vom Zauberkraut in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 30. Eine Frau findet das Kraut, welches jeden Mann zwingt, ſeine innerſten Gedanken zu eröffnen. Sie wendet es auf ihren Geliebten an und erfährt, er ſey ihr untreu und liebe jede andre Schöne auch. Sie will mehr Männer erproben, aber eine Freundin ſchlägt ihr zum guten Glück zufällig das Kraut aus der Hand, daß es ins Waſſer fällt und ſeitdem nicht mehr wieder aufgefunden worden iſt, und nun die guten Frauen immer noch wenigſtens glauben können, es gäbe treue Männer.

2.

Die Artusromane.

Die höfiſche Minnepoeſie fand weder im alten Heldenbuch, noch in dem kerlingiſchen Heldenkreiſe einen Anhaltspunkt. Dort begegneten ihr überall zu gewaltige, ſittliche und keuſche Geſtalten. Sie nahm daher, wie ſie überhaupt einem franzöſiſchen Impulſe gefolgt war, auch aus der in Frankreich gepflegten bretoniſchen Poeſie ihre Muſter.

Die mythiſche Grundlage dieſes bretoniſchen Kreiſes, deſſen Mittelpunkt der König Artus bildet, iſt undeutſch und wurde auch nur als äußerer Anhaltspunkt von deutſchen Dichtern übernommen. Es iſt daher für unſere Aufgabe wirklich überflüſſig, der älteſten Bedeutung des Artus im altbritiſchen Mythus nachzuſpüren. Die deutſchen Minnedichter brauchten ihn blos als eine ſchon bekannte und conventionelle Königsfigur inmitten einer üppigen Hofhaltung und nahmen auf nichts Bedacht, als pikante Liebesſcenen auszumalen.

Inzwiſchen war aus der bretoniſchen Sage in einen franzöſiſchen Artusroman auch ein myſtiſches Element übergegangen, in dem ſ. g. heiligen Graale, und daran hielten ſich die ernſteren deutſchen Dichter und lehnten ſich mittelſt deſſelben an die geiſtliche Poeſie an. Daher zwei Claſſen unter den deutſchen Artusromanen unterſchieden werden müſſen, die nur frivole und die myſtiſche, die wir oben ſchon kennen lernten.

Die frivolen Artusromane ſind eine Art von Traveſtie der kerlingiſchen Romane. Aus Karl dem Großen im Mittelpunkt des Gedichts iſt ein Schwächling und Hahnrey (Artus) geworden. Aus der verfolgten, aber treuen und keuſchen Bertha iſt eine buhleriſche Königin (Ginevra) und aus den gewaltigen Helden, die wie Roland, Rinald, Ogier erhabene Geſinnungen vertraten, ſind galante, im Irrgarten der Liebe herumtummelnde Cavaliere geworden, als deren eigentliches Ideal Gawain immer wiederkehrt, ein Vorbild des Don Juan. Wenn auch die Dichter am Hofe des Artus noch äußerlich einigen Anſtand walten und die Ritter allerlei ungeheure Thaten gegen Rieſen und Drachen ꝛc. vollbringen laſſen, ſo iſt das doch nicht mehr ernſt gemeint, ſondern dient nur, die Frivolität ein wenig zu verſtecken und zu beſchönigen. Die alterthümliche deutſche Sitte hat ſich hier vollſtändig in welſche Unſitte verkehrt.

Unter den Helden der Tafelrunde des König Artus glänzen zwei Brüder, Iwain und Gawain. Den Iwain hat Hartmann von Aue in einem längern Gedicht verherrlicht, nachgebildet dem franzöſiſchen chevalier de lion aus dem 12. Jahrhundert (von Chreſtien de Troyes).

Iwain hört von einem Kampfe, den ein anderer Ritter an einer Quelle unter allerlei Zaubereien beſtanden habe und in dem er beſiegt worden ſey, geht nun ſelbſt dahin und beſiegt den feindlichen Ritter. Dieſer aber, obgleich ſchwer verwundet, entflieht. Iwain eilt ihm nach und ſieht ſich plötzlich zwiſchen

die Deutſchen arbeiten lieber mehr und ſchwerer, aber ſie müſſen dabei die Ausſicht auf Unabhängigkeit haben. Deßwegen verwendet man die unbemittelten Deutſchen gewöhnlich auf dem Felde, in Gärten, oder auch als Diener und Aufwärter in Familien. — Kaum haben ſie ſich jedoch ſo viel erſpart, um nach Weſten gehen zu können, ſo machen ſie ſich auch ſogleich dahin auf, und vermiethen ſich anfangs wieder auf ein Feldgut, entweder gegen eine beſtimmte Summe Geldes, oder (was noch häufiger iſt) gegen einen gewiſſen Antheil ſeines Ertrags. In dieſem Zuſtande bringen ſie oft Jahre zu, bis ſie endlich, nachdem ſie ſich etwas erſpart, und den Boden und ſeine Behandlungsart hinlänglich kennen gelernt haben, ſich ſelbſt ankaufen, und mit den nöthigen Erfahrungen und Kunſtgriffen ausgerüſtet nun nicht mehr in Gefahr ſind hintergangen zu werden, oder den möglichen Ertrag eines Grundſtückes unrichtig zu beurtheilen.

Dieſe Vorſicht und Klugheit der Deutſchen, verbunden mit ihrer allgemein anerkannten Rechtlichkeit, ſind Urſache, daß ſie überall im Lande (unter ihren Landsleuten wie unter den Amerikanern) Kredit haben, ſo daß ſie zum Ankauf des größten Gutes nur wenig disponibles Geld vorräthig zu haben brauchen. Den Reſt läßt man ſie gerne in Ratenzahlungen entrichten, weil man weiß, wie pünktlich ſie dieſelben leiſten, und weil, um ſie leiſten zu können, Vater, Mutter, Söhne und Töchter arbeiten, ſtatt daß bei den Amerikanern die ganze Laſt auf das Haupt der Familie fällt, das, wenn ſie zu ſchwer wird, dieſelbe abſchüttelt und ſo fort weiter nach Weſten zieht. Letzteren Umſtand benützen die Deutſchen gewöhnlich zum Ankauf von Grundſtücken, denn nicht ſelten verkauft ein Neu-Engländer ſein von ihm gebautes Haus um den Preis, den er noch darauf ſchuldet.

Der Sparſamkeit und Genügſamkeit der Deutſchen als Hauptgrund ihres Fortkommens habe ich bereits mehrmal gedacht; es verdienen dieſe Eigenſchaften aber auch noch deßwegen hervorgehoben zu werden, weil ſie ihre Beſitzer vor der in Amerika wie in England wüthenden Seuche der Rangordnung nach dem äuſſern Aufwand bewahrt, welche jährlich tauſende von rechtſchaffenen und thätigen Menſchen an den Abgrund des Verderbens führt. In keinem Lande wie in England und Amerika wird nemlich der Menſch ſo rein nach dem Erfolg beurtheilt; nirgends

Mauern eingeschlossen. Eine Jungfrau gibt ihm einen unsichtbar machenden Ring, durch den er sich vor allen Verfolgern schützt. Der feindliche Ritter stirbt, seine Leiche wird in das Zimmer gebracht, in welchem Iwain unsichtbar sich aufhält. Da fangen die Wunden der Leiche frisch zu bluten an, ein Zeichen, daß der Mörder in der Nähe ist. Man sucht von neuem, findet aber Nichts. Die Leiche wird beerdigt. Da sieht Iwain die trauernde Wittwe, Laudine, verliebt sich in sie, gibt sich zu erkennen und heirathet sie, ehe acht Tage vergangen sind. Er muß nachher zu einem Turnier reiten, verspricht seiner Dame bald wiederzukommen, vergißt es aber. Da schickt sie ihm zürnend eine Jungfrau nach, die ihm ihren Ring abfordert und ihm absagt. Darüber wird er wahnsinnig und läuft nackt in die Wälder. Hier findet ihn eine schöne Dame, der er gefällt, die ihn durch ein geheimes Mittel vom Wahnsinn heilt und, nachdem er sie von einem Feinde befreit, gern seine Gemahlin werden möchte; er bleibt aber seiner ersten Frau treu und geht wieder in den Wald. Hier rettet er einen Löwen aus der Umschlingung einer Schlange und der Löwe folgt ihm wie ein Hund. Der Liebesgram bemächtigt sich seiner aber so sehr, daß er sich den Hals abschneidet. Schwer verwundet, doch noch lebend, findet ihn die Jungfrau seiner strengen Dame und heilt ihn, wogegen er ihr verspricht, nach 40 Jahren für sie als Kämpfer aufzutreten, da sie, weil sie ihn hatte vertheidigen wollen, zum Tode verurtheilt ist, wenn sich bis dahin kein Kämpfer für sie stellt. Inzwischen tödtet er noch den Riesen. Dann kämpft und siegt er für die Jungfrau, ohne daß die strenge Dame, seine Gemahlin, ihn wieder erkennt. Die Tochter eines der von ihm besiegten Gegner ruft Gawain auf, sie zu rächen und dieser kämpft nun mit seinem Bruder Iwain, ohne ihn zu kennen, bis die Nacht sie trennt. Da erkennen sie sich und Artus stiftet Frieden. Auch die strenge Dame Laudine läßt sich nun endlich mit Iwain aussöhnen. — Die Sprache in Hartmanns Gedicht ist sehr gefällig, was aber für die Mängel des Inhalts nicht entschädigt.

Hartmann hat demselben französischen Dichter auch das Gedicht vom König Erec nachgebildet (herausg. von Haupt 1839).

Erec, Sohn des Königs Lac, dient an Artus Hofe und erfreut sich des Wohlgefallens der Königin Ginevra. Einst bekommt er Streit mit einem Ritter mit goldner und azurner Rüstung, Namens Ydier, besiegt ihn und heirathet die schöne Enide, die Artus selber führt, während Erec die Königin führt. Da er in den Flitterwochen zu lange verweilt, rufen ihn die Ritter zu neuem Heldenwerke. Enide begleitet ihn aber, um seinen Thaten zuzusehen. Auf der Reise mit seiner jungen Gattin hat er schwere Kämpfe mit einem in sie verliebten Grafen zu bestehen. Dann überwindet er den Key, der dem schlafenden Gawein Rüstung und Waffen gestohlen hatte. Später aber wird Erec im Kampf mit zwei Riesen schwer verwundet, was ein übermüthiger Graf benutzt, ihm Enide zu entreißen. Schon will er sie mit Gewalt zur

Einigen machen, als Erec aus seinem Todesschlaf erwacht, zornig aufspringt und dem Grafen das Haupt abschlägt. Dann befreit er in einem Schlosse viele verzauberte Ritter und Damen. Endlich wird er König an seines Vaters Statt. Der Gedanke, den Ritter von seinen Damen begleiten zu lassen, damit sie ihn recht bewundern können, gehört schon einem nicht mehr wahrhaft heldenmäßigen Geschmack an. Ueberhaupt ist das Gedicht ohne alle originelle Erfindung.

Der Aventiure Krone, altdeutsches Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von Heinrich vom Türlin, gedruckt im 27. Bande d. Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart. Wenn nicht völlig nach einem französischen Original übersetzt, doch gewiß im Geist der französischen Hofpoesie höchst frivol gedichtet, ein Vorbild des Ariost.

An Artus Hofe erscheint ein fremder Ritter in Fischschuppen mit einem Becher, der die Treue prüft, indem kein Treuloser daraus trinken kann, ohne sich zu begießen. Artus allein vermag es. Artus aber wird, als er sich einmal am Kamin wärmt, von seiner Gemahlin Ginover verspottet, sie kenne einen Ritter, der in der kältesten Nacht nicht friere, vielmehr Minnelieder singe. Artus sucht ihn (Ginovers erste Liebe) auf und erkennt in ihm den tapfern Gasozein de Dragoz, dem Ginover einen alle Herzen gewinnenden und unbesiegbar machenden Gürtel geschenkt hat. Sie wollen um Ginover vor ihr selbst kämpfen. — Nun folgen bunte Abentheuer Gaweins, des tapfersten und galantesten unter den Rittern der Tafelrunde. Als er die reizende Amurfina umarmen will, wirft sich ein Schwert zwischen sie, und er kann dasselbe nur dadurch wegbringen, daß er die Dame heirathet. Auf seinen weiteren Irrfahrten packt ihn eine Riesin (wie Runtze den Wolfdietrich) und trägt ihn über das Wasser. — Unterdeß hat Gotegrin, Ginovers Bruder, von der Untreue derselben gehört und schleppt sie erzurnt, als Schandfleck der Familie, bei den Haaren mit sich fort; aber Gasozein rettet sie und ist eben im Begriff, mit ihr die Ehe zu brechen, als Gawein sie stört. Beide kämpfen ohne Entscheidung. Endlich bekennt Gasozein, er habe mit Ginovers Liebe nur geprahlt und die Königin sey unschuldig, womit sich Artus für befriedigt erklärt. Gawein bringt auch eine Heirath Gasozeins mit der schönen Sgoidamur zu Stande, die er damit für den Thron entschädigt, welchen ihr Amurfina geraubt hat. Hierauf abentheuert Gawein fort, kommt zu Frau Sälde (der Glücksgöttin) und zur Königin der Jungfrauen, von der er eine Salbe bekommt, die ewig jung erhält. Mittlerweile aber wird Ritter Amanz, der ihm sehr ähnlich sieht, vom Ritter Gigamec erschlagen und sein Haupt, als wäre es das von Gawein selbst, an Artus Hof gebracht, wo sich große Klage über seinen Tod erhebt. Auch Amurfina weint bitterlich um ihn und verwünscht die Liebe, die zu großem Leide führe. Gawein weiß nichts davon und aben-

theuert fort. Seine Heldengröße erprobt ſich, indem ihm ſein edles Roß geraubt wird, er aber auf dem elenden Gaul, den man ihm zurückgelaſſen, gleichwohl Sieger bleibt. Einmal ſoll er in einem Zauberbett von 1000 Geſchoſſen durchbohrt werden, die Schwerter und Pfeile bilden aber dem ruhig Schlummernden nur eine Decke. Endlich kehrt er glücklich an Artus Hof zurück. — Hier ergötzt er ſich mit einem neuen Schwank. Wie früher der Zauberbecher die Treue, ſo erprobt jetzt ein Zauberhandſchuh die Keuſchheit. Wer ihn anzieht und geſündigt hat, der wird auf einer Seite unſichtbar und zeigt auf der andern Seite das Glied, mit dem er geſündigt hat, entblößt. Herrn und Damen beſtehen dieſe Probe herzlich ſchlecht unter allgemeinem Gelächter. — Gawein aber zieht wieder fort um den h. Graal zu ſuchen und findet ihn, wie früher ſchon Parcifal, deſſen Werk er vollendet. Denn er erlöst die Gebannten. Zum Lohn empfängt er ein unbeſieglich machendes Schwert. Von einer erhabenen Auffaſſung des Graals, wie im Parcifal, iſt hier nicht die Rede. Der Zweck des Gedichts iſt Frivolität, die ſchlüpfrigen Scenen ſind mit behaglicher Breite ausgemalt.

Hieher muß man zählen das ſpätere Gedicht: Die Krone von Aſion.

Ein König von Aſion bot eine goldene Krone dem Ehemann dar, der ſie aufſetzen könne. Das konnte aber nur einer, der ſeinem Weibe ſtets treu geblieben war. Viele Könige verſuchten es vergebens, die Krone aufzuſetzen. Endlich gelang es dem König Philipp von England, obgleich er der jüngſte unter allen war und unter allen die älteſte Frau hatte. Altdeutſches Gedicht aus einem alten Druck des 16. Jahrhunderts. Curioſitäten II. 463.

Der Lanzelet des Ulrich von Zazikhoven, (Zetzikon im Canton Thurgau, lebte zu Ende des 13. Jhd.) herausgegeben von Hahn. Frkf. 1845, hat einen andern Inhalt als der franzöſiſche Lancelot du lac, aber doch einen ähnlichen, und verliebte Abentheuer ſind darin die Hauptſache.

König Pant muß aus ſeinem Lande flüchten und ſtirbt, indem er trinkt. Während ſeine Gemahlin Klarine um ihn jammert, raubt ihr eine Fee den kleinen Sohn Lanzelet. Als dieſer erwachſen, ſchickt die Fee ihn auf einem Roß, das er noch nicht reiten kann, in die Welt, wie Parcifal, dem der Dichter mehrere Züge entlehnt zu haben ſcheint. Zum Helden gereift, tödtet er den Galaganderis im Meſſerkampf und wird von deſſen Tochter verführt, daß er bei ihr ſchläft. Dieſe Buhlerei wiederholt ſich, wenn auch in etwas edlerem Style, mit dem Fräulein Ade, der Nichte des von ihm erſchlagenen Lymer. Endlich zum drittenmal mit der reizenden Iblis, Tochter des von ihm erſchlagenen Iweret, in einem ſeenhaften Haine. Jetzt erſt erfährt er, ſeine Mutter ſey eine Schweſter des König Artus und geht an deſſen Hof. Hier verliebt ſich Ginevra in ihn und hält ihn bei ſich feſt, während er nur Iblis

allein liebt. Da erscheint eine Seejungfrau mit einem Zaubermantel, den keine Dame anziehen kann, die nicht keusch ist. Allen mißlingt es, auch der Königin, nur der tugendhaften Yblis allein paßt der Mantel wie angegossen. Die Königin wird von Valerin geraubt, aber wieder frei. Lanzelet besteht ein seltsames Abentheuer mit einem Drachen, den er durch dreimaliges Küssen in eine schöne Prinzessin entzaubert. Endlich erobert er das Reich seines Vaters, findet seine Mutter wieder und lebt mit seiner Yblis noch lange Jahre in Freuden, Söhne und Töchter zeugend.

Wigalois oder Giglan, Sohn des Gawain, dessen Geschichte in einem französischen Prosaroman, Histoire de Giglan, Lyon 1530 angeblich nach einer spanischen Quelle gedruckt ist, die aber in einem altdeutschen Heldengedicht des Wirnt von Gravenberg schon im 13. Jahrhundert vorhanden war. Zum erstenmal herausgegeben von Benecke, Berlin 1818, dann von Franz Pfeiffer, Leipzig 1847. Daraus entstand auch ein deutscher Prosaroman, Straßburg 1519, auch abgedruckt im Buch der Liebe.

Das Gedicht ist ziemlich phantastisch. Gawain hat sich mit der schönen Florie vermählt, zieht dann wieder auf Abentheuer aus und kann beim besten Willen den Rückweg nicht mehr finden. Unterdeß hat ihm Florie einen Sohn, den Wigalois geboren; dieser wächst heran und kommt als junger Held an Artus Hof, wo er seinen Vater sieht, ohne ihn zu kennen. Hier meldet sich eine Jungfrau, welche alle edeln Ritter aufruft, die schöne Larie im Lande Korntin zu retten, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Roas von Gloys erschlagen worden sey. Wigalois entschließt sich, der Botin zu folgen, um die schöne Larie zu retten. Unterwegs aber besteht er viele wunderliche und unerhörte Abentheuer. Erstens besiegt er einen Wirth, der alle seine Gäste zu berauben und waffenlos und nackt fortzuschicken pflegte; zweitens zwei Riesen, die eine Jungfrau bedrängten: drittens einen Ritter, als derselbe seiner Begleiterin, der Botin, ein hübsches Hündchen mit einem gelben und rothen Ohr nicht abtreten wollte. Bis hieher hatte die Botin ihn seiner Jugend wegen verachtet, da er ihr aber das Geschenk macht, erkennt sie seine Ritterlichkeit an und glaubt nun, er werde im Stande seyn, ihre Herrin zu retten. Viertens besiegt Wigalois einen rothen Ritter, der einer klagenden Jungfrau ihren schönen Papagai und ihr edles Roß geraubt hatte. Fünftens einen alten Ritter, der an seiner Statt die Botin begleiten und Larien retten will. Hierauf begegnet ihm ein Wurm, der sich in einen edlen König verwandelt und sich als Vater der schönen Larie zu erkennen gibt. Er und mit ihm 300 erschlagene Ritter irren als Geister umher, welche noch auf Erlösung harren. Allnächtlich wird von dem Hauche des königlichen Gespenstes seine Burg in Flammen gesetzt, daß sie ganz zu verbrennen scheint, aber am Morgen steht sie immer wohlerhalten da. In der Hoffnung, Wigalois

werde seine Tochter Larie retten und ihn selbst erlösen, gibt er ihm an, wie sein Feind zu bestehen sey und schenkt ihm eine Lanze und einen Blüthenzweig als Talisman gegen Roas, um dessen bösen Zauber zu bezwingen. Endlich eröffnet er ihm auch zum erstenmal, daß Gawain sein Vater sey. — So ausgerüstet zieht Wigalois weiter und findet eine jammernde Frau, deren Gemahl eben von dem furchtbaren Wurm Pfetan geraubt worden ist. Wigalois verspricht der Dame zu helfen und bekämpft den furchtbaren Wurm. Dieses grasgrüne und pfauenschweifgefiederte Ungeheuer, das in den Ringeln seines Schweifes vier gefangene Ritter festhält, überwindet nun Wigalois nach schwerem Kampfe, und bleibt selbst halb todt liegen, welchen Umstand ein Fischer benutzt, ihn zu berauben und nackt liegen zu lassen. Als Wigalois sich erholt, findet er zum Glück die klagende Frau wieder, deren Ritter er aus des Drachen Schweif befreit hat; schamhaft versteckt er seine Blöße hinter einem Gebüsch, sie schickt ihm aber einen kostbaren Pelz zu und empfängt ihn auf ihrer Burg. Von hier zieht Wigalois siebentens weiter und besteht eine ungeheure Riesin, das wilde Weib Ruel. Auch sie wird überaus phantastisch beschrieben, doch ihre Reize sind von der Art, daß man sie lieber zudeckt. Sie macht mit unserm armen Helden kurzen Prozeß, packt ihn, bricht ihn fast entzwei und bindet ihn mit Armen und Beinen fest. Inzwischen hat er doch das Glück, den Banden wieder zu entschlüpfen und besiegt achtens den starken Zwerg Karios. Neuntens kommt er in die größte Noth. Er soll nämlich durch ein Thor hindurch, vor dem ein mit Schwertern und Kolben bewaffnetes Rad rasch umschwingt. Indem er nun so vor dem grausamen Rade steht und nicht vorwärts kann, rückt hinter ihm ein undurchdringlicher Nebel wie eine Eisenmauer an ihn und schließt ihn ein, wozu fahles Mondlicht scheint. Eine wunderbar ersonnene Situation, den ängstlichsten Traum verwirklichend. Da kann ihn denn auch keine menschliche Kraft retten. Nur Gott vermag es. Er schläft ermüdet ein, und unterdeß kommt „von der süßen Maide Kind", das ist Christus, gesendet ein starker Wind, der den Nebel zerstreut, und das Wasser still stehen macht. Indem das Rad nicht mehr geht, wacht der Ritter auf und geht hindurch. Zehntens besteht Wigalois den feuerschleudernden Marin, ein Ungeheuer, welches aus einem irdenen Hafen immerfort Flammen auf ihn wirft. Elftens besiegt Wigalois zwei Ritter, die sich aber ihm freundlich zugesellen, und zwölftens überwindet er endlich den Roas selbst, befreit die schöne Larie, die in einer Burg belagert war und sich bis dahin behauptet hatte, und wird König von Korntin. Auch Gawain findet sich als glücklicher Vater ein, nur die Mutter Florie ist unterdeß gestorben.

Wigamur (altdeutsches Gedicht in einer Handschrift zu Wolfenbüttel, gedruckt in Hagens Gedichten des Mittelalters I.) heißt auch der Ritter mit dem Adler.

Als Kind von einem Meerweib geraubt und von demselben erzogen, kommt

er als Jüngling zu der Königstochter Violes und lebt eine Zeit lang bei ihr ganz naiv. Ein Adler, den er gegen Geier beschützt hat, folgt ihm seitdem überall. Er vollbringt große Ritterthaten, befreit eine Jungfrau am Jungbrunnen, kämpft mit seinem ihm unbekannten Vater Valtriot (wie Hadubrand mit Hildebrand) und heirathet endlich die schöne Dulcißor.

Den Daniel von Blumenthal, in mehreren Handschriften erhalten, vom Stricker nach welscher Quelle bearbeitet, hat man noch nicht der Mühe werth gefunden, zu drucken. Bartsch in s. Ausgabe des Strickerschen Karl (Roland) 1857 gibt S. VIII der Einleitung einen Auszug:

Die Helden von der Tafelrunde des König Artus reiten einmal aus und werden alle nach einander von einem fremden Ritter niedergeworfen, den sie dann im Triumph zu Artus führen. Vor diesem erklärt er bescheiden:

Ich bin Daniel genannt,
Das blühende Thal ist mein Land.

Da kommt ein Riese vom König Matur gesandt und verlangt, Artus solle diesem Matur huldigen. Artus sammelt ein Heer, Daniel aber eilt voraus und kommt an den Berg, durch den ein enger von einem Riesen bewachter Eingang in das Reich des Matur führt. Ehe er aber hier eindringen kann, wird er durch jammernde Jungfrauen und Frauen mehrfach aufgehalten, denen er erst Hülfe leisten muß gegen mächtige zauberkundige Zwerge. Hier häufen sich die Abentheuer. Nachdem er überall gesiegt, kommt er wieder an den Berg, als gerade Artus mit seinem Heer auch angelangt ist, dringt ein, besiegt den Matur und vermählt sich zuletzt mit der schönen Königin von Gluse.

Ein tieferer Sinn fehlt hier ganz. Ich habe mich vergebens bemüht irgend eine Spur des Zusammenhangs zwischen diesem Daniel und dem Tanhäuser, Temringer, Thomas ꝛc. zu entdecken. Vgl. m. Odin S. 308 f.

Gabriel von Muntavel oder der Ritter mit dem Bocke, von dem nur ein Bruchstück in W. Wackernagels altd. Lesebuch I. 643 erschienen ist, von Konrad von Stoffel; Meleranz von Frankreich (Handschrift in Donaueschingen, durch Pfeiffer gefunden), Garel vom blühenden Thale, von Karajan entdeckt, und Tandaryos und Flordibel, die drei letztern vom Pleier, sind alle noch nicht gedruckt.

Unter den erotischen Gedichten des deutschen Mittelalters nimmt unbestritten der Tristan des Gottfried von Straßburg den ersten Rang ein. Er übertrifft alle Artusromane an poetischer Gluth. Er tändelt nicht mit allerlei Buhlerei, sein Held ist kein von Blume zu Blume flatternder Schmetterling, wie Gawain, seine Heldin keine Kokette, wie

Ginevra. Die echte, heiße, treue Liebe wird im Triſtan gefeiert, aber in ihrem Gegenſatz gegen das eheliche Gebot; der Dichter macht ſich zum Advokaten der Liebe, ſelbſt gegen das Sittengeſetz. Man hat übrigens unſerm Gottfried zu viel zur Laſt gelegt, indem man ſeine Behandlungsart des Stoffs als die bezeichnet hat, durch die erſt der unſittliche Geiſt hineingekommen ſey. Dieſer Geiſt lag im Inhalt ſchon des welſchen Originals. Spuren des Triſtan finden ſich ſchon in den welſchen Triaden und im 12. Jahrhundert bei den provençaliſchen Dichtern. Ein engliſches, nicht ganz erhaltenes Gedicht des Thomas von Erceldoune aus dem 13. Jahrhundert und ein franzöſiſches des Chreſtien de Troyes gingen Gottfried vorher. Der letztere hat nur alles glänzender ausgemalt.

Rivalin erzeugt den Triſtan mit Blancheflur, König Markes Schweſter, indem er ſchwer verwundet von ihr im Bette gepflegt wird. Als Blancheflur mit Rivalin heimkehren will, ſtirbt ſie unterwegs im Schiff an der Geburt. Der bei Marke erzogene Knabe wächst heran und unternimmt, den frechen Morhold von Irland zu bekämpfen, der von ſeinem Oheim Tribut verlangt. Er tödtet ihn, wird aber ſelbſt von vergifteten Waffen ſo ſiech, daß er die Luft um ſich verpeſtet und in einer einſamen Hütte leben muß. Endlich läßt er ſich allein in ein Schiff ſetzen, mit ſeinem Schwert und ſeiner Harfe und kommt, ohne es zu wiſſen, nach Irland, wo Morholds Nichte, die ſchöne Yſolde, ihn heilt, ohne ihn zu ſehen. Da Irland an einer Hungersnoth leidet, ſchickt er zum Dank Schiffe mit Korn dahin. König Marke findet einſt ein langes blondes Frauenhaar, das zwei Schwalben gebracht haben und wird darüber tiefſinnig. Schon lange hat man von ihm verlangt, er ſolle heirathen. Triſtan erbietet ſich, das Frauenzimmer zu ſuchen, dem das ſchöne Haar gehöre. Der Zufall führt ihn abermals nach Irland, wo er, um nicht als Morholds Mörder erkannt zu werden, ſich Tantris nennt, ſich aber durch Vertilgung eines landverderblichen Drachen beliebt macht und die Hand der ſchönen Yſolde zum Lohn empfängt. In ihr erkennt er die Beſitzerin des ſchönen Haares, und behält ſie nicht für ſich, ſondern für ſeinen Herrn und Oheim. Yſolde erkannte aber an einem Stück Eiſen, das von ſeinem Schwert in Morholds Knochen ſtecken geblieben war, und das in ſein Schwert paßte, er ſey der Mörder. Sie will ſich rächen, wird aber durch ihrer Dienerin Brangele Zureden und Triſtans Heldenmuth und Schönheit verführt. Triſtan überwindet zum Ueberfluß einen Truchſeß, der vorgegeben, er habe den Drachen getödtet und den Kopf deſſelben vorweiſt. Triſtan aber beſchämt ihn, indem er die Zunge vorweiſt. Nun reist Yſolde als Markes Braut mit Triſtan ab, und auf dem Schiff werden ſie durch einen Zaubertrank verführt, ſich in Liebe zu vereinen und dem Könige die Treue zu brechen. Am Hofe Markes in Cornwall

folgen dann mehrere novellen- oder luſtſpielartige Scenen, wie Triſtan und die Königin heimlich zuſammenkommen, von Marke überraſcht werden, ſich aber entweder liſtig zu helfen wiſſen, oder ſich wieder trennen müſſen. Die erſte Trennung erfolgt, nachdem Marke geſehen, wie ſich beide Liebende küßten. Ein andermal fand er ſie im Mondſchein im Garten, ſie merkten es aber frühe genug und führten ſolche Reden, daß er ſie für unſchuldig hielt. Wieder einmal wurde T. im Gemach der Königin gefangen, gefeſſelt und zum Tode verurtheilt, brach aber durch und ſchwamm über einen See. Yſolde ſelbſt wurde damals von dem erzürnten König zur Strafe einem Ausſätzigen gegeben, dem ſie aber Triſtan abnahm, worauf er mit ihr im Walde lebte, bis Marke ſie einmal ſchlafend fand, das Schwert zwiſchen ſich. Die Großmuth Markes, ſie in dieſer Lage geſchont zu haben, bewegt Triſtan, in ſich zu gehen. Er beichtet, gibt Yſolde dem König zurück und geht an Artus Hof. Hier zeichnet er ſich durch rühmliche Wettkämpfe aus; allein König Marke kommt mit ſeiner Gemahlin zum Beſuch und nun wird der Buße nicht mehr gedacht und die alte Liebe erwacht in ihrer vollen Stärke. Marke hütet ſich und legt im Schlafſaal Wolfseiſen, in denen ſich Triſtan richtig fängt, indem er zum Bett der Königin will. Wie arg er aber auch blutet, er geht doch zur Königin ins Bett und fängt nachher im Dunkeln einen Lerm an, daß alle Schläfer auffahren und ſich gleichfalls in den gelegten Eiſen verwunden. So weiß Marke nicht, wer der Schuldige iſt. Gleichwohl muß ſich Triſtan vor ſeiner Rache verbergen und kommt nach Garches, deſſen alten König er von ſeinen Feinden befreit. Zum Lohn dafür erhält er die Tochter des Königs, die gleichfalls Yſolde (zum Unterſchied „mit den weißen Händen") heißt. Er verachtet ſie, vernachläſſigt ſie, wie ſchon Thomas geſchildert. Sie verräth ſeine Unzärtlichkeit und ihr Bruder Gaynis (Gahedin) ſtellt ihn zur Rede. Mit ihm reist er zur erſten Yſolde, um ihn von ihrer unvergleichlichen Schönheit und Treue zu überzeugen. Der Hund, den er ihr geſchenkt, und der hier Pititriu heißt, iſt das Wahrzeichen. Sie kommt geritten, das zärtlich gepflegte Hündchen vor ſich haltend. Gaynis verliebt ſich in Yſoldes Gefährtin Gimelle. Triſtan kommt in verſchiedenen Verkleidungen zu Yſolde, als Ausſätziger, als Pilger, als Narr. Sie erlaubt ihm, endlich der andern Yſolde zu gewähren, was ihr gebührt, und nachdem er heimgekehrt, liegt er ihr bei. — Aber Gaynis verliebt ſich in Gardeloin, das Weib des Rampecenis (Rampotenis), von dem Triſtan früher des Gaynis Vater befreit hatte. Dieſer zweite Ehebruch nimmt einen ſchlimmen Ausgang. Indem Triſtan ſeinem Schwager im Kampfe gegen R. beiſteht, wird er mit vergifteten Waffen verwundet und ſchickt den Schwager, wie ſchon im engliſchen Gedicht beſchrieben iſt, nach der erſten Yſolde aus. Sie kommt, aber die zweite Yſolde vereitelt Triſtans Rettung und die erſte ſtirbt mit ihm aus Gram. König Marke kommt nach und läßt Triſtan und Yſolde in einem Grabe beſtatten. Auf dieſem wächſt eine Rebe und eine Roſe. In einem ſpaniſchen Roman wird abweichend erzählt, Yſolde ſey leben geblieben,

auf Triſtans Grabe aber eine Lilie gewachſen, von deren Genuß Yſolde und jedes andere Weib, die von der Blume koſtete, ſchwanger wurde. Grimm. silva de romances viejos p. 237.

Die Liebe von Triſtan und Yſolde iſt das Vorbild aller ſpäteren Wertheriaden und Ehebruchsromane. Während wir ſie vom ſittlichen Standpunkt aus verwerfen, können wir ihr eine gewiſſe Natürlichkeit und eine tiefe Poeſie nicht abſprechen. Es liegt in der menſchlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu vertheidigen gegen den Zwang der Ehe, die Vorrechte der Schönheit gegen die Anmaßungen des Häßlichen oder Gemeinen, den genialen Raub gegen das philiſterhafte Monopol. Fehlerhaft erſcheint, daß ſich Triſtan und Yſolde nicht ſchon von Anfang an lieben, daß erſt der Liebestrank auf mechaniſche Weiſe eine nachher ſo innige und ewige Liebe erkünſteln ſoll. Indeß waren die Dichter, der Kirche ihrer Zeit gegenüber, zu einer ſolchen Ausflucht genöthigt, um überhaupt das ganze unſittliche Verhältniß zu entſchuldigen. Sie führten die Liebe zwiſchen Triſtan und Yſolde als die innigſte Uebereinſtimmung zweier freien Naturen durch, aber ſie ſchoben ein Zauberwerk vor, um ſich der Mühe zu überheben, den Zug der Natur zu rechtfertigen. Von höchſter Genialität iſt, wie zuletzt der Zauber der Liebe alles ergreift, wie alle Umgebungen und Nebenperſonen, ſelbſt die Feinde in den Rapport der Liebenden hineingezogen und gezwungen werden, ihr Recht anzuerkennen, der Bruder der zweiten Yſolde und endlich Marke ſelbſt. Allein es blieb bei aller Poeſie doch immer nur ein böſer Zauber. Der Liebhaber, wenn auch noch ſo glühend liebend und geliebt, iſt nur ein Bube. Solches heimliches Liebesgekoſe ziemt nur dem liſtigen Schwächling, zunächſt dem Poeten, aber niemals dem echten Ritter. Die Dichtung beweiſt, daß bei den Welſchen die Luſt ſchon mehr galt als die Kraft und das Recht, und daß auch die deutſchen Herzen, die unter dem Harniſch ſchlugen, allmählich zu verweichlichen anfingen.

Ich muß hier noch des altfranzöſiſchen Gedichts Yonec et Triste erwähnen, welches von einem Dichter herrührt, der ohne Zweifel deutſche Grundanſchauungen hatte.

Yſaye gebärt heimlich im Walde einen Sohn, den ein Einſiedler nach dem Namen beider Eltern tauft und erzieht. Dem jungen Knaben im Walde geſellen ſich Feen (Elben) zu, die ihm auch, als er ins Leben tritt, einen

treuen Diener in dem häßlichen und zwerghaften Unhold, Tronc mitgeben. Nur einen einzigen Tag iſt Vſaye am Hofe des König Irion und in dieſer kurzen Zeit beſiegt er nicht nur alle Ritter, ſondern gewinnt auch die Liebe der Prinzeſſin Martha ſo ſchnell, daß ſie einen Sohn von ihm bekommt, der unter dem Namen Mark aufwächſt, ein Held wird, die ſchöne Orimonde befreit, ſeinen tapfern Vater auf dem Schlachtfeld wiederfindet und ſeine Mutter aus der Gefangenſchaft befreit, worauf Vater und Sohn zugleich Hochzeit feiern. Der treue Tronc, deſſen Beiſtand Vſaye überall den Sieg verdankt, wird jetzt plötzlich entzaubert und ſteht als ein herrlicher Knabe da, nur drei Fuß hoch, aber wunderſchön, und führt fortan den Namen Oberon (Alberich, König der Elben).

Warum ſollte ſich nicht eine fränkiſche oder normänniſche Erinnerung an den deutſchen Elbenkönig in eine ſo ſpäte Dichtung des Artuskreiſes haben verirren können? Die Treue des Unholds, ſo wie ſeine Verwandlung ſind echt deutſche Vorſtellungen, wie unſre Märchen überall bewieſen haben.

Ulrich Fürterer, ein Bayer, hat im 14. Jahrhundert 13 Gedichte des Artuskreiſes in ein großes Ganzes zuſammengeſchmiedet. Voran ſteht der trojaniſche Krieg und die Argonautenfahrt, dann folgen Merlin, Gamuret und Gaudin, Iſchonatulander und Sigune, Parcifal, Lohengrin, Wigalois, Seyfried de Ardemont, Maleran, Iwain, Perſibien, Poytislier, Lanzelot vom Lac. Ich enthalte mich diejenigen zu analyſiren, die unſerm deutſchen Geſichtskreis ferner liegen.

3.

Einfluß der claſſiſchen Literatur.

Nichts iſt ſo merkwürdig (und doch bisher wenig beachtet worden), als die Unempfänglichkeit der Deutſchen für die Einflüſſe der römiſchen Bildung, Geſittung, Sprache und Dichtung. Die Deutſchen drangen in das römiſche Reich ein, ohne die Sitten der Römer annehmen zu wollen. Sie behielten nicht nur ihre Geſetze und Einrichtungen und ihre Sprache bei, ſondern verſchmähten ſogar, ſich mit den ſchönen und reichen Damen des Südens zu vermählen. Ataulph der Weſtgothe, der die Placidia zur Ehe nahm, macht die einzige und zwar unglückliche Ausnahme. Theodorich der Weſtgothe, Alboin der Longobarde, Chlodwig der Franke, alle

iſt es daher ſo nothwendig, wenigſtens den Schein von Glück und Reichthum zu bewahren. Hiezu kömmt nun noch in Amerika der ewige Rangſtreit zwiſchen Perſonen, die nach den Grundgeſetzen des Staates keinen andern Vorzug als den des Vermögens geltend machen können, welches zuletzt, auf indirecte Weiſe wenigſtens, ſelbſt der Maßſtab des Talentes iſt. Dieſer Streit, welcher, ſo lange es in Amerika Handel und Gewerbe gibt, nie beendigt werden, ſondern ſich vielmehr mit jedem Tage erneuern wird, verbittert nicht nur das Familienleben, wirkt zerſtörend auf alle freundſchaftlichen Verhältniſſe und iſt der reichhaltigſte Quell aller derjenigen Schmerzen, die aus gekränkter Selbſtliebe und Eitelkeit entſtehen, ſondern verzehrt auch großentheils das Vermögen der mittleren Klaſſen, wodurch die nachwachſende Generation immer wieder gezwungen wird, den urſprünglichen Poſten der verbergehenden einzunehmen, ſtatt durch den Fleiß und die Erfahrung der erſteren in den Stand geſetzt zu ſeyn, dort anzufangen, wo dieſe aufgehört haben. — So lange die Vereinigten Staaten nicht mehr als zur Hälfte angebaut ſind, und in ihren bis jetzt unerſchöpflichen Hülfsquellen jeder Art von Betriebſamkeit ein weites Feld gewähren, mag dies hingehen; wenn aber alles Land vertheilt und die Mittel des Erwerbs in geringerer Anzahl vorhanden ſeyn werden, dann wird auch der Amerikaner zu ſparen anfangen müſſen, um ſeinen Kindern etwas mehr als geſunde Glieder und einen mit den nöthigſten Schulkenntniſſen ausgerüſteten Verſtand zu hinterlaſſen.

Gewöhnlich hört man amerikaniſche Väter ſagen, ich hinterlaſſe meinen Söhnen nichts als eine gute Erziehung; womit denn doch in der Regel nichts gemeint iſt, als das Fertigmachen eines Menſchen zu einem beſtimmten Erwerbszweig; — aber in den ſtarkbevölkerten öſtlichen Diſtrikten iſt dies lange nicht mehr genug, und wenn gleich die Väter noch der alten Idee anhängen, daß perſönliche Thätigkeit mehr werth iſt als ein todtes Kapital, ſo ſcheinen wenigſtens die Söhne ganz andere Begriffe zu haben und ihren Vätern ſehr fleißig nachzurechnen, wie viel ſie ihnen allenfalls bei ihrem Ableben hinterlaſſen mögen. Die Vorſicht, welche die Väter gebrauchen, ſich gegen ihre Kinder arm zu ſtellen, hilft am Ende doch zu nichts, und es wäre beſſer, die Kinder nach Art der Deutſchen frühzeitig zur Arbeit zu erziehen, wo man

deutsche Fürsten, von denen die Geschichte der Völkerwanderung meldet, brachten deutsche Frauen mit oder holten sich Jungfrauen aus deutschen Stämmen.

Daher ist in den ältesten Denkmalen unserer Poesie keine Spur von römischem Einfluß vorhanden, weder in der Schrift, noch in der Volkssage. Die Götter Griechenlands und Roms, die ästhetischen Ideale, für welche erst das Zeitalter der Renaissance wieder schwärmte, übten keinerlei geistige Gewalt über unsere stolzen Urväter.

Nur in der Volkssage mag sich von den Zeiten der Völkerwanderung her die dunkle Erinnerung an die heidnische Pracht und Ueppigkeit der antiken Welt im Süden erhalten haben. Die Sage vom Venusberge, vom Venediger, von versunkenen Prachtstädten, die als Luftspiegelung wieder aufsteigen, stammen meist daher. In diesen Erinnerungen liegt ein eigenthümlicher romantischer Reiz, etwas Zauberisches und Dämonisches. Frau Venus erscheint als die Beherrscherin einer Welt voll Wonne, aber zugleich als Teufelin; die Lust, mit der sie berauscht, ist sündhaft. So mußte dem sittlichen Gefühl der alten Deutschen die ganze alte Römerwelt mit ihrer Bildung und ihren Genüssen vorkommen.

Die deutsche Geistlichkeit schrieb lateinisch, aber das Kirchenlatein. Zu den alten heidnischen Classikern griff sie zunächst nur der Sprachübung wegen zurück, und das Wohlgefallen am Inhalt ihrer Werke macht sich nur bei Einzelnen und in einigen Klosterschulen geltend, woraus sich die merkwürdigen, früher schon angeführten Dichtungen der deutschen Nonne Hrotsvitha erklären, die aber eine ganz vereinzelte Erscheinung bleiben. Desto öfter wurden in lateinischer Sprache die Erinnerungen des deutschen Volks niedergeschrieben, so die Geschichtbücher des Jornandes, Warnefried, der Roman des Turpin, die merkwürdige Uebersetzung des Waltharius in die classische Sprache und classisches Metrum. Der Inhalt blieb immer noch deutsch, nur die fremde Form spielt um ihn her. Erst viel später begann der Deutsche sich auch für den Inhalt antiker Dichtungen zu interessiren und denselben in deutscher Form zu geben, ihn für deutsche Leser zu übersetzen. Das ging aber nicht unmittelbar aus dem Bedürfniß der deutschen Seele hervor, sondern entstand als eine Mode, die von Frankreich herüberkam. Die Franken nahmen in Gallien nach und nach zweierlei Einfluß in sich auf, den altbretonischen mit dem Sagenkreise

des König Artus und den antiken mit den Erinnerungen an die größten Dichtungen und Helden des Alterthums, den trojanischen Krieg, den großen Alexander ꝛc. Indem nun die höfischen Dichter im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland Nachahmer und Uebersetzer der französischen Hofdichter wurden, nahmen sie von denselben auch beiderlei Dichtungsarten an und somit verpflanzten sie außer den Artusromanen noch Gedichte antiken Inhalts und Geistes auf deutschen Boden.

Heinrich von Veldeck gilt als der erste, der die welschen Dichter nachahmte und als Vater der höfischen Dichtkunst im deutschen Mittelalter. Er war ein Westphale und lebte am Hofe zu Cleve, später am Thüringer Hofe unter Landgraf Hermann im 12. Jahrhundert. Sein außerordentlicher Ruhm erscheint kaum verdient, da er nicht nur von spätern Dichtern weit übertroffen wurde, sondern auch die Richtung, die er einschlug, vom Nationalen entfernte.

Sein berühmtestes Gedicht ist die Eneidt (Aeneide), eine Nachbildung der großen virgilischen Dichtung, aber keine unmittelbare, sondern nur Umarbeitung einer französischen Nachbildung. So war denn die Renaissance in Deutschland damals schon nur das Abwasser der französischen Poesie. Virgil hat in seiner Aeneis das römische Kaiserthum verherrlicht, dasselbe Kaiserthum, welches von den Deutschen, und zwar verdientermaßen, zertrümmert wurde. Es war daher nicht die Aufgabe deutscher Dichter, sich für jenes römische Preisgedicht zu interessiren. Man that nicht wohl, die deutsche Jugend verliebt zu machen in die Leiche des mit Recht niedergeschmetterten Feindes. Das Einzige, was in der Bearbeitung der Aeneide von Heinrich von Veldeck neu erscheint, ist die Auffassung der Lavinia und die Naturwahrheit, mit welcher ihre geheime Liebe zu dem schönen Fremdling und ihr kluges Benehmen gegen die böse Mutter behandelt sind. Allein wie psychologisch fein das ist und ein Ausdruck von liebenswürdigster Naivetät, so zeigt es doch von einer Ausschreitung des nationalen Geistes, das Interesse auf die gesunkene und unreine Römerwelt zu lenken und verführerische Bilder damit zu verbinden. — Am Hofe Landgraf Hermanns wurden damals auch die üppigen Verwandlungen des Ovid durch Albrecht von Halberstadt verdeutscht. Eine noch ältere Uebertragung ist verloren gegangen. Der damals noch

berühmtere „Umhang“ (Teppich) des Blicker von Steinach (verloren) scheint ganz ähnliche schlüpfrige Bilder dargestellt zu haben.

Ungleich mehr entsprach dem ritterlichen Geiste der Deutschen das **Alexanderlied**, die Uebertragung der griechisch-römischen Erinnerungen vom großen Alexander zuerst ins Französische und dann ins Deutsche. Alle fahrenden Helden, Wäringer, Kreuzritter ꝛc. mußten im großen Alexander ein Ideal sehen, und sich mit Lust in seiner Kriegsgeschichte berauschen. Damit verband sich der Reiz der Ferne, des Wunderbaren in fremden Ländern. Das Alexanderlied vereinte alle Vorzüge der Ilias und der Odyssee. Allein die Alexandersage, die zur Zeit der Kreuzzüge ihre üppigste Blüthe entfaltete, wurde theils schon im classischen Alterthum, theils im Orient, sodann von den Franzosen ausgebildet und die deutschen Dichter haben keinen Antheil daran, waren bloße Uebersetzer. Das berühmte Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, welches man seiner Schönheiten wegen lange für einen Stolz der deutschen Poesie gehalten hat, ist unlängst durch Pfeiffer (vgl. mein Literaturblatt 1856 Nr. 18) als eine wörtliche Uebersetzung aus dem Altfranzösischen nachgewiesen worden. Auch das unvollendet geschriebene Alexanderlied des Rudolf von Ems ist nur aus einem lateinischen Werke übersetzt. Aus der nämlichen Quelle schöpfte Ulrich von Eschenbach und die verlornen Gedichte des Berthold von Herboldsheim und Biterolf dürften auf ebenso wenig Originalität Anspruch gehabt haben.

Dasselbe gilt von den Dichtungen, die den **trojanischen Krieg** behandelten. Aus antiken Quellen französisch umgebildeter Stoff wurde von Herbort von Fritslar am Hofe des Thüringer Landgrafen Hermann, und später von Konrad von Würzburg, von Rudolf von Ems (dessen Gedicht verloren ist) und von einem Unbekannten (unter dem falschen Namen Wolframs von Eschenbach) nur übersetzt und höchstens mit Abschweifungen versehen, die freilich gegen den echten Homer häßlich abstechen. Herbort ist der härteste in der Form. Cholevius hat Recht, wenn er im wüsten Geschrei der Herbort'schen Andromache das „Lächeln durch die Thränen“ bei Homer arg entstellt findet. Und doch gibt sich der deutsche Sinn in edelster Weise auch bei diesem Herbort zu erkennen, sofern er von seinem Original abweicht, so oft die fremde Dichtung das deutsche Gefühl von Treue und Ritterehre beleidigt. Der Würzburger ist

nicht ſo hart, aber nach ſeiner Weiſe unendlich weitſchweifig. Auch verräth er den Minneſänger in der intereſſanten Behandlung der Liebesſcenen und Liebesfragen. Er hat in die 60000 Verſe ſeines Troerkriegs auch die ſehr ausführliche Jugendgeſchichte des Paris, des Achilles und der Argonauten verwebt. Ein nicht unmerkwürdiger Zug iſt, daß der weichliche Paris von unſern deutſchen Dichtern weit mehr geſchont wird, als von Homer ſelbſt. Seine Jugendgeſchichte iſt voll Liebreiz, die Klage um ihn rührend.

Jakob von Maerlant, ein Niederländer, ſchrieb am Ende des 13. Jahrhunderts eine Menge Reimereien, lediglich Ueberſetzungen. So einen Alexander nach dem Lateiniſchen des Caſtellione, einen trojaniſchen Krieg nach dem Franzöſiſchen des Benoit de St. Maure, eine Reimbibel nach dem Lateiniſchen des Comeſtor, einen Spiegel der Hiſtorie nach dem Lat. des Vincentius von Beauvais, eine Blume der Natur (bestiarius) mit vielen Thierbeſchreibungen nach demſelben Vincentius, Albertus Magnus, Conrad von Cantimprato ꝛc. Vgl. von der Hagen, Germania IV. 174 f.

In altfranzöſiſchen Reimgedichten und Proſaromanen finden ſich eine große Menge antiker Stoffe romantiſch, oft ſehr phantaſiereich umgebildet. Hier im alten Gallien mußten ſich natürlicher Weiſe die altclaſſiſchen Erinnerungen auch länger erhalten. Von dieſem Reichthum iſt nur wenig in die deutſche Poeſie des Mittelalters übergegangen. Nur einzelne Stoffe ſcheinen auch bei uns beliebt worden zu ſeyn. So der tragiſche Tod des Pyramus und der Thisbe, wovon noch ein altdeutſches Lied in einer Wiener Handſchrift erhalten iſt (Haupt Zeitſchr. VI. 304). Desgleichen die rührende Liebe zwiſchen Hero und Leander in altdeutſchen Volksliedern, Wunderhorn I. 236. II. 252. Hofmann, horae belg. II. 112, und örtlichen Volksſagen, Panzer, Beitrag I. 26. Auch die Mähr des Herodot vom Schatz des Rampſinit, Haupt, altd. Blätter II. 136, deſſen Zeitſchr. V. 385 (unter dem Titel „der Dieb von Brügge“).

Wie der Venusberg, ſo galt der ganze claſſiſche Olymp dem chriſtlichen Mittelalter als dämoniſch. In den Legenden ſprechen die Teufel aus der Bildſäule des Apollo, des Jupiter ꝛc. Nicht unwitzig malte Herrad von Landsberg in ihrer Straßburger Handſchrift auf den Schultern der claſſiſchen Dichter ſchwarze Vögel, d. h. Teufel, die ihnen ihre

reizenden und verführerischen Dichtungen einflüstern. In den zahlreichen Rittergedichten, die den Kampf der christlichen Helden mit den Heiden und Sarazenen ausmalen, kommen die antiken Götter häufig nur als Planetengötter im Gefolg des Mahomet vor, was sich daraus erklärt, daß die Astrologie bei den gelehrten Muhamedanern zur Zeit der Kreuzzüge schon im Schwunge war. Der große Dichter Virgil selbst wurde nur als Zauberer gedacht. Von einem tiefen Eindringen in den Geist des classischen Alterthums war damals überall nicht die Rede. Nur die Sittenlehre, die weisen Sprüche vieler alten Classiker standen in Ehren. So ist das Lehrgedicht des Wernher von Elmenstorf im 12. Jahrhundert (Haupt. Zeitschr. IV. 284 f.) voller Citate aus Cicero, Seneca, Horaz, Lucanus, Juvenal und Boetius. Sittenlehren des Cato wurden im 13. Jahrhundert gereimt. Ueber die oft wiederholten zweierlei Redactionen dieser dem Cato zugeschriebenen Sinnsprüche s. Benecke, der deutsche Cato, 1852.

Bei den Geistlichen allein war Kenntniß der alten Sprachen und in den Klöstern wurden die Classiker abgeschrieben, durch die Klöster allein wurde erhalten, was wir von ihnen haben. Da konnte es nun nicht fehlen, daß einestheils der weltkluge Verstand der Alten, anderntheils aber auch der von ihnen gepflegte Sinnenzauber auf viele deutsche Geistliche einwirkte. Davon geben die carmina Burana ein merkwürdiges Zeugniß.

Im Kloster Benediktbeuren hat sich eine Liederhandschrift aus dem 13. Jahrhundert erhalten, jetzt in München befindlich, die zum erstenmal 1847 in der Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart (Theil 16.) gedruckt wurde (carmina Burana). Sie enthält mit wenigen deutschen Ausnahmen durchaus lateinische Gedichte, den Kirchenhymnen nachgebildet, zum Theil noch selbst zu ihnen gehörig, meist leicht und wohlklingend gereimt und für den Gesang wohlgeeignet. Da in jenen Zeiten nur die Geistlichkeit die lateinische Sprache pflegte, versteht es sich von selbst, daß wir Lieder aus den Klöstern und Klosterschulen, oder von fahrenden Schülern vor uns haben. Sie theilen sich in 1) seria und 2) amatoria, potatoria, lusoria. Unter den erstern finden wir noch einige echt geistliche Lieder, ein Weihnachts- und ein Osterspiel, aber schon vorzugsweise classische Erinnerungen. Die heidnischen Götter Roms sind unvermerkt von ihrem Todesschlafe wieder erwacht und heimlich in die Klostermauern selber ein-

gezogen, wo ſie von denen geliebkoſt werden, die Chriſto dienen ſollten. Gleich das erſte Lied gilt der Fortuna, das zehnte der Jugend, das eilfte der Venus. In merkwürdiger Weiſe hat ſich Virgils Gedicht in die Herzen der Mönche eingeſchlichen und wird Dido's Lieb und Leid in mehreren Liedern beſungen. Auch die heidniſche Philoſophie hat ſchon viele heimliche Verehrer. Ariſtipp wird geprieſen, den Manen des Epicur ein Bauchlied geſungen, ähnlich dem „uns iſt ſo cannibaliſch wohl als wie fünfhundert Säuen". Es iſt das 186. Lied und beginnt:

Alte clamat Epicurus
Venter satur est securus etc.

und ſchließt:

Venter inquit, nihil curo
praeter me, sic me procuro
ut in pace in idipsum
molliter gerens me ipsum
super potum, super escam
dormiam et requiescam.

Am zuchtloſeſten iſt Nr. 200, worin Thais und Ganymed als Muſter aufgeſtellt werden. Dagegen iſt Nr. 17 ein politiſches Straflied, worin es unter anderm heißt:

principes et reges
subverterunt leges.
Principes et abbates
ceterique vates
ceteri doctores
jura deposuerunt et mores.

Nun folgen erſt in der dritten Abtheilung die Liebes-, Trink- und Scherzlieder, alle voll von claſſiſchen Erinnerungen an Venus, Amor, Bachus, Herkules, Diana, Morpheus ꝛc. Einige ſind hübſche Frühlingslieder, ganz deutſch empfunden und nur in lateiniſcher Sprache ausgedrückt. Die meiſten aber mahnen in claſſiſcher Geſinnung wie Sprache an die geliebten alten Götter des Bauchs und der Sinnenluſt. Einige ſind echte Kneipenlieder. Nr. 49:

Dum canpona verterem
vino debachatus
eecus templum Veneris
eram hospitatus etc.

oder Nr. 175:

In taberna quando sumus,
non curamus, quid sit humus etc.

Von 177 an folgt eine ganze Reihe von jubelnden Hymnen auf den Bachus, ganz wie aus echtheidnischer Zeit, und wird namentlich die Stadt Trier noch Baccho gratissima genannt. Genug, es waren die christlichen Geistlichen selbst, welche neben der Kirche und noch innerhalb der Klostermauern den heidnischen Göttern wieder kleine Tempel aufrichteten und in dem Maaß, wie die Ascese strenger empfohlen wurde, sich um so lieber in der Erinnerung und Wiederholung der epicuräischen und anakreontischen Lust berauschten.

Daran schließen sich die Wein- und Liebeslieder, die halb lateinisch, halb deutsch sind, z. B.

Eia, heia, wie sie sang,
Eicha, eicha, wie sie sang,
vincula, vincula, vincula rumpebat,
venit quidam juvenis
pulcher et amabilis
Der zertrat ihr den Brief ꝛc.

Docen, Misc. II. 205. Hoffmann, in dulci jubilo p. 30.

Ja wolde ich an die Wiesen gan
flores adundare,
Do wolde mich ein ungetan
ibi defloraro etc.

(Daselbst). Ein freches Lied, um die Pfaffen zu versuchen steht in Hoffmanns in dulci jubilo p. 92.

Pertransivit clericus
Durch einen grünen Wald,
invenit ibi stantem
Eine sauberliche Magd ꝛc.

Der deutsche Archipoeta Nicolaus, ein fahrender Schüler und Mönch, der von Jugend an bis ins Alter umherwanderte in Deutschland und Welschland, Schützling und Begleiter des Erzbischofs Reinald von Köln, der unter Kaiser Friedrich Barbaroſſa Mailand bezwang und die Reliquien der h drei Könige nach Cöln entführte. Er war ein geborner

Deutſcher, dichtete aber nur lateiniſch, in Reimen von ſeltener Lebendigkeit und Reinheit, und zwar meiſt geſellige, luſtige Lieder, wobei ſeine Subjectivität immer hervortritt. Eine ſo ſeltſame Erſcheinung konnte nur das 12. Jahrhundert erzeugen, in welchem Italien und Deutſchland durch das ſchwäbiſche Kaiſerhaus innig verbunden und die lateiniſche Sprache durch den Klerus allgemein verbreitet war. Ueber die ſchwachen Spuren eines altdeutſchen Gedichts auf Kaiſer Friedrich I. aus dem 13. Jahrhundert ſ. Grimms Abhandlung über die Gedichte auf dieſen Kaiſer, Berlin 1844. Es iſt nicht aufgefunden. Lateiniſch beſang ihn Gottfried von Viterbo in ſ. Pantheon, ſodann Günther in ſ. Ligurinus, als deſſen Verfaſſer neuerdings der erſte Herausgeber deſſelben, Conrad Celtes bezeichnet wird. Grimm fand auf der Göttinger Bibliothek mehrere lateiniſche Gedichte des archipoeta Nicolaus aus dem 12. Jahrhundert, zwei ähnliche aus Kloſter Stablo ſind zu Brüſſel. Grimm theilt alle mit. Erzbiſchof Reinald von Cöln beauftragte den Sänger, dieſe Lieder zu dichten zum Lobe des Kaiſers. Sie ſind ungemein leicht im Versbau und in den Reimen. Es ſind über 10: 1) der Archipoeta bettelt, 2) beſchreibt ein Feſt, 3) bettelt wieder, 4) entſchuldigt ſich gegen Reinald, daß er noch nicht gedichtet habe, 5) beſchreibt eine Viſion, worin er im Himmel den Schutzengel Reinalds geſehen, 6) beſchreibt Salerno, wo er weilte, 7) lobt Reinald und bettelt wieder, 8) nur die 6 erſten Verſe, 9) preiſt den Kaiſer nach der Eroberung von Mailand, kräftige Schilderung, 10) wiederholt die Entſchuldigung des 4. Liedes ausführlicher und äußert ſich ſehr frei über das Sängerleben, ohne Wein könne er nicht ſingen ꝛc. — Einige Verſe dieſer Lieder kommen auch bei dem engliſchen Dichter Golias oder Walter Mapes vor. Nun iſt aber der Archipoeta entſchieden ein Deutſcher und finden ſich bei ihm keine engliſchen Spuren. — Endlich entdeckte Grimm im Codex Buranus, in dem nach Lachmanns Vermuthung ein geiſtlicher Herr die Lieder fahrender Sänger ſammelte, den Archipoeta wieder und ſchreibt ihm die älteſten und ſchönſten Lieder zu. Auch in Zürich wurden Lieder von ihm gefunden. Wackernagel in Haupts Zeitſchr. V. 293.

4.

Reimchroniken.

Die lateinischen Prosachroniken des Mittelalters beginnen in der Regel mit der Schöpfung, recapituliren die biblische Geschichte, die alte Geschichte der vier Monarchien, und kommen dann auf die specielle Geschichte des Landes, der Stadt oder des Klosters, von dem sie handeln, so daß sich ihr Horizont immer mehr einengt, indem zugleich die Darstellung ausführlicher und die Einzelnheiten zahlreicher werden. Es ist ein welthistorisches Panorama vom Mittelpunkt irgend eines versteckten Klosters aus betrachtet. Diesem Charakter blieben nun auch die deutsch geschriebenen Reimchroniken treu, die im 12. Jahrhundert begannen. Die älteste deutsch geschriebene Prosachronik (die des Closener von Straßburg) erschien erst im 14. Jahrhundert zum Beweise, welche Macht der Reim über die Geister ausübt. Wir hatten weit eher eine gereimte als eine prosaische Literatur. Indeß kam die Reimerei der Geschichtschreibung nicht zu Gute. Durch Reim wird kein Stoff in der Welt poetischer gemacht, wenn er es nicht schon an sich ist. Was aber nicht poetisch ist, wie die nackte Geschichtwahrheit doch in den meisten Fällen, das nimmt sich auch in schlichter Prosa weit besser aus, als im gekünstelten Versmaß.

Die Reihe unserer Reimchroniken beginnt in majestätischer Weise die berühmte Kaiserchronik aus dem 12. Jahrhundert, herausgegeben von Diemer, und mit ausführlichem Commentar von Maßmann, beide Ausgaben vom Jahr 1849. In edler, noch den alterthümlichen Ton des Heliand und der Nibelungen festhaltender Sprache knüpft sie das deutsche Kaiserthum an das altrömische an und verfolgt in langer Reihe sämmtliche Kaiser, wobei einige wenige Anachronismen mit unterlaufen, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. Denn das Ganze ist durchdrungen vom christlichen Geiste und von der einem Dichter zur Zeit des großen Barbarossa geziemenden Voraussetzung, das deutsche Reich des Mittelalters, identisch mit der Kirche, sey die Erfüllung aller frühern welthistorischen Verheißungen und die volle Blume, zu der die tief in die Vorzeit eingeschlagene Wurzel den Saft getrieben. Freilich ist der Geist des Dichters des ungeheuren Stoffes nicht Meister geworden, daher die Chro-

nik faſt nur wie eine Aneinanderreihung von Epiſoden bald aus der alten Geſchichte, bald aus der ſpätern Legende erſcheint. Aber dieſe Epiſoden, beſonders die Legenden, ſind mit dem feinſten Geiſte ausgewählt.

Die Chronik beginnt mit der Erbauung Roms, erklärt die ſieben Wochentage und geht alsbald auf Cäſar, den erſten Kaiſer über. Die Römer hatten ein Zauberwerk, daran war jedes Volk mit einer Schelle bezeichnet und wie die Schelle von ſelbſt läutete, war es ein Zeichen, daß ein Volk ſich empöre und waffne wider Rom. Da erklang die Schelle über dem Namen des deutſchen Volkes und Cäſar zog aus wider die Schwaben, Franken und Sachſen, deren fabelhafter Urſprung erzählt wird. Er ſiegte und befeſtigte das Reich. Sinnreich wird eines Weincanals von Stein zwiſchen Trier und Köln gedacht, ein gutes Sinnbild für die mannigfachen Wegbauten, Aquäducte ꝛc. der Römer in Deutſchland. Heimkehrend nach Rom ſchlug Cäſar mit Hülfe deutſcher Krieger den Pompejus und machte ſich zum Kaiſer. Seitdem endete das Du und begann das Ihr in der Welt. Dann folgt das Friedensreich des Auguſtus. Friede mußte auf dem ganzen Erdenrunde ſeyn, weil Chriſtus geboren wurde. Tiberius, ſein Nachfolger, wird miſelſüchtig (ausſätzig) und durch das Antlitz des Heilandes aus dem Tuche der h. Veronica geheilt. Damals ſchon, heißt es irrthümlich, wurde Jeruſalem erobert. Unter den nächſten Kaiſer Cajus wird ebenſo irrthümlich die Heldenthat des Ritters Curtius verlegt, der ſich freiwillig in einen Peſtverbreitenden Schlund ſtürzte, weil derſelbe auf keine andere Art geſchloſſen werden konnte. Hier heißt der junge Held Jovius und bedingt ſich vorher ein ganzes Jahr lang aus, alle Römerinnen, Frauen oder Jungfrauen, welche ihm gefallen, minnen zu dürfen. Dann folgt Fauſtinianus, deſſen herrliche Legende eine längere Epiſode bildet (ſ. oben S. 286). Ferner Nero, der aus Uebermuth ein Weib und ſchwanger werden will, aber nur eine Kröte aus dem Munde gebiert (lata rana, wovon der Lateran den Namen hat). Vor ihm kämpfen Petrus und Simon Magus, wie vor Pharao Moſes und die ägyptiſchen Zauberer. Petrus ſiegt, wird aber auf Befehl des Tyrannen, nebſt Paulus, zum Märtyrertode verurtheilt. Jetzt wird die Geſchichte des Tarquinius und der Lucretia in die Chronik eingeſchoben, und unter Kaiſer Vitellius die des Mutius Scävola (unter dem Namen Odenatis). Unter den folgenden Kaiſern zeichnet ſich Trajan aus, der einer armen Wittwe zu ihrem Recht verhilft und ſo gerecht regiert, daß lange nachher noch Papſt Gregor ſieben Krankheiten übernimmt, um dieſen frommen heidniſchen Kaiſer aus der Hölle zu erlöſen. Unter Kaiſer Decius werden die Chriſten verfolgt, ſieben verſchwinden in einem Berge und ſchlafen darin Jahrhunderte. Das ſind die berühmten Siebenſchläfer. Unter Diocletian erleidet Mauritius mit der thebaiſchen Legion den Märtyrertod. Severus aber kämpft mit Adelger. Dieſe ſchöne Epiſode haben wir (ſ. oben S. 4) ſchon mitgetheilt. Helius (Helvius) Pertinax ringt nackt auf der Arena, in Anweſenheit der preisver-

dann nicht mehr zu befürchten brauchte, daß die plötzliche Besitznahme eines bedeutenden Vermögens sie in Unglück und Laster stürzte.

Der Grundsatz, von dem die nördlichen Staatsmänner in den Vereinigten Staaten ausgehen, besteht im Erziehen des Volkes zu größeren und selbst erkünstelten Bedürfnissen, damit es seine Thätigkeit und seinen Verstand schärfe, um sich diese zu verschaffen. Die Idee ist nicht neu, sondern denjenigen englischen Staatswirthschaftslehrern abgeborgt, welche alles Unglück, das auf Irland lastet, dem dumpfen Blödsinn seiner Einwohner zuschreiben, die sich das ganze Jahr über mit Erdäpfeln begnügen. „Diese multiplicirten Bedürfnisse (multiplied wants), sagt einer ihrer größten Redner, Daniel Webster, Senator des Staates Massachusetts, vervielfachen die Industrie und machen das Volk in jeder Beziehung glücklicher.“ Wirklich ist der Wohlstand der arbeitenden Klassen in den Vereinigten Staaten von der Art, daß auch die Aermsten unter ihnen sich Genüsse verschaffen können, welche dieselben Klassen in Europa kaum dem Namen nach kennen; ob aber das Glück dieser Menschen dadurch so sehr vermehrt wird, als der eben angeführte Redner und Staatsmann behauptet, will ich dahin gestellt seyn lassen; — ich wenigstens habe im ganzen Norden der Union keine so vergnügten Gesichter und keine so wohl ausgestatteten Leiber gesehen, als unter den Deutschen in Pennsylvanien und Ohio. — Bei diesen aber gilt ganz der entgegengesetzte Grundsatz. Diese suchen nämlich ihre Bedürfnisse so viel als möglich zu vereinfachen, und sind schon durch das Bewußtseyn glücklich, daß sie sich höhere Genüsse verschaffen könnten, wenn sie wollten. Nie verwenden sie bedeutende Summen auf die sogenannten Gemächlichkeiten oder Comforts des Lebens; aber alles, was nöthig ist, ist im Ueberfluß vorhanden; nur lassen sie die Ausgabe nie der Einnahme gleich kommen, oder anticipiren wohl gar die letztere, wie dies bei den Südländern zu geschehen pflegt.

Ueberhaupt halten die Deutschen in Nordamerika mit ihren Mitteln in jeglicher Beziehung Haus. Sie sparen nicht bloß ihr Geld und ihre Gesundheit, sondern auch ihre Gefühle und Leidenschaften. Sie hängen zwar an ihrem Adoptiv-Vaterland eben so sehr und noch mehr, als die meisten weitgereisten Amerikaner, führen aber dasselbe deßwegen doch nicht unaufhörlich im Munde,

theilenden Frauen. Unter Commodus wird Rom von Alarich erobert und verbrannt. Conſtantins des Großen Geſchichte wird ganz in die Legende vom Papſt Sylveſter aufgelöst (ſ. oben S. 283). Die Gründung Conſtantinopels wird alſo beſchrieben. In Rom war große Hungersnoth, da nahm Conſtantin viele Römer mit ſich und ging nach Griechenland. Als ſie murrten, forderte er ihnen ihre Siegelringe ab und ließ damit Einladungsbriefe an ihre Frauen ſiegeln. Die Frauen kamen und wurden auf einer Inſel, die zuvor mit römiſcher Erde beſtreut worden, empfangen. Dahin führte nun Conſtantin auch die Männer, die nun nicht mehr nach Rom zurückwollten, ſondern gerne arbeiteten. Die Stätte aber heißt ſeitdem Conſtantinopel.

Julian betrog eine Wittwe um ihr Vermögen. Beim Waſchen in der Tiber fand ſie die Statue eines Mercurius, aus welcher der Teufel ſprach und der ihr den Rath gab, Julian vor Gericht zu ziehen. Julian ſollte ſeine Hand in den Mund der Statue legen und ſchwören, daß er das Geld nicht habe. Nun hielt ihn aber die Statue feſt, bis er das Geld herausgab. Zur Entſchädigung verſprach ihm der Teufel die römiſche Kaiſerkrone. Als nun Julian wirklich Kaiſer war, ließ er die Götzen wieder aufrichten, ging aber in Perſien elend zu Grunde. Cosdras (Chosroes), der Perſerkönig wurde durch dieſen Sieg ſo übermüthig, daß er einen ehernen Himmel über ſich wölben und ſich als Gott anbeten ließ, aber Kaiſer Heraclius beſiegte ihn und brachte das h. Kreuz, das verloren gegangen war, zurück. Sein Bruder Narciſſus hatte zwei Söhne, die um die ſchöne Crescentia ſtritten. Das iſt wieder eine der ſchönſten Epiſoden (ſ. oben S. 286). Kaiſer Juſtinian erweckt neue Furcht; da belehrt ihn ſeine Gemahlin Tharſitte, wie viel beſſer es für ihn wäre, wenn er geliebt würde, er erkauft ſich nun die Liebe durch Freigebigkeit. Unter Theodoſius ſteckt der Jüngling Aſtrolabius beim Ballſpiel ſeinen Ring an den Finger einer Venusſtatue, die Göttin duldet ſeitdem nicht, daß er eine andre liebe, aber Euſebius bewältigt den in der Statue wirkenden böſen Dämon und befreit den Jüngling. Unter Kaiſer Zeno kommt der Berner Dietrich ihm zum Beiſtand. Dann folgt nichts von größerem Intereſſe mehr bis auf Karl den Großen, von dem ſchöne Sagen mitgetheilt werden. Von da ab wird die Chronik immer kürzer, flüchtiger und bringt keine großartige Dichtung mehr.

Der Lobgeſang auf den h. Anno aus dem 12. Jahrhundert aus einer verlornen Handſchrift herausg. von Opitz 1639, ſpäter von Roth 1847 und Bezzenberger 1848, iſt ſo herrlich und eigenthümlich, auch ſo in ſich abgerundet, daß aus dieſen innern Gründen ſchon allein Roth Recht gegeben werden muß, ſofern er nicht zugibt, daß man der wörtlich gleichen Stellen wegen, welche die Kaiſerchronik enthält, dieſes Lied als blos aus jener Chronik ausgeſchnitten betrachten dürfe.

Das Lied ist keine Legende des h. Anno, sondern eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte, ganz im Geist und Ton der Kaiserchronik und hin und wieder wörtlich mit ihr übereinstimmend. Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft an sie aber alles, was er von Griechenland und Rom weiß, und geht dann zum Mittelalter über. Die natürliche Vermittlung dieser Gegensätze findet er in Köln, der altrömischen Hauptstadt am Rhein. Hieher kamen schon frühzeitig die christlichen Bekehrer und heiligen Bischöfe und vermittelten Palästina dem Rheinlande; hieher kamen, nach des Dichters Ansicht, schon in noch viel früherer Zeit Flüchtlinge von Troja, die Gründer des Frankenvolkes und vermittelten die antike Welt dem Rheinlande. So wird alles aus dem weiten Kreise heiliger und profaner Erinnerung auf Köln bezogen. Die Sprache des Gedichts ist ausnehmend schön, und hält etwa die Mitte zwischen dem Nibelungenliede und dem Heliand, bald die ritterliche, bald die geistliche Seite vorkehrend:

Wir horten ie dikke singen
Von alten dingen,
Wie snelle helde ruhten,
Wie sie veste burge brechen
Wie sich liebin winischeste schieden
Wie riche kunige al zergiengn ꝛc.

Rudolf von Ems schrieb eine große gereimte Weltchronik, die mit der biblischen Geschichte anhebt (und von Heinrich von München fortgesetzt wurde) und ein davon zu unterscheidendes Buch der Könige. Vgl. Vilmars besondere kleine Schrift darüber, die zwei Recensionen ꝛc. Marburg 1839 und Maßmann, Kaiserchronik III. 81 f. Bei ihm drängt Neigung zur trocknen historischen Wahrheit die Sage zurück. Dagegen hält sich die Weltchronik des Enenkel von Wien wieder ganz an die Kaiserchronik, deren Sagenkreis sie noch erweitert. Ueber der Hölzernheit seiner Verse hat man den poetischen Werth seiner Sagen zu wenig beachtet. Sein inhaltreiches Buch ist in der Literargeschichte mit einer Verachtung gebrandmarkt, die es nicht verdient.

Wie er die Kaiserchronik erweitert, davon ein glückliches Beispiel im Leben des Kaisers Trajan. Die Kaiserchronik spricht einfach von einer gerechten Handlung dieses Kaisers, wie er den bestraft, gegen den eine arme Wittwe klagt. Enenkel aber erzählt, des Kaisers Sohn habe eine Jungfrau entehrt, dafür hätte er beide Augen verlieren sollen, aber der großherzige Vater habe sich selbst eines Auges berauben lassen, damit die Gerechtigkeit erfüllt werde und sein Sohn noch sehend bleibe. — Dazu das Abentheuer von Constantins

Münzen. Kaiser Constantin hatte Lust, schöne Münzen prägen zu lassen, und betraute damit seinen Schreiber. Dieser aber hatte einen bucklichen und häßlichen Bruder, dem es gleichwohl gelang, die Kaiserin zu verführen. Da traf einmal der Kaiser seine Gemahlin mit dem Bucklichen im Bette und stach beide mittendurch. Der Schreiber aber rächte sich, indem er diese Scene auf die Münzen prägen ließ, also daß im ganzen Reiche des Kaisers Schande kund und die Echtheit seiner Kinder fortan bezweifelt wurde.

Ein ungenannter Geistlicher schrieb eine Weltchronik für Heinrich den Erlauchten. Im 14. Jahrhundert reimte Ludwig von Velthem in niederdeutscher Sprache den lateinischen Geschichtsspiegel des Vincenz von Beauvais.

In Docens Miscell. II. 158 f. geschieht einer altdeutschen Reimchronik Erwähnung, die sich handschriftlich in München befindet und worin der Aufenthalt des Achilles auf Skyros eine derb humoristische Wendung erhält.

Achilles trachtet hier, die schöne Deidamia mit List zu berücken, überredet sie, es sey doch besser, ein Mann als ein Weib zu seyn, und lehrt sie gewisse geheimnißvolle Ceremonien und ein Gebet an einen unbekannten Abgott, wodurch ihre Verwandlung in einen Mann bewirkt werden soll. Alle ihre Mühe bleibt vergebens, aber bei Achill schlägt das Mittel besser an. Mit Staunen nimmt Deidamia seine Verwandlung wahr und ist neidlos genug, sich darüber zu freuen.

Von den großen Weltchroniken, in welchen biblische und römische Geschichte in die deutsche übergeleitet und viele Fabeln erzählt wurden, müssen wir die strenger geschichtlichen Dichtungen unterscheiden.

Die ältesten auf die deutsche Geschichte bezüglichen theils lyrischen, theils epischen Dichtungen sind noch lateinisch geschrieben und ohne Zweifel von Geistlichen verfaßt. Eine Ausnahme macht das berühmte Ludwigslied, ein Lied auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saulcourt im J. 881. Die Handschrift ist in Valenciennes von Hofmann von Fallersleben aufgefunden worden. Ein Mönch Hucbald soll es verfaßt haben. Es stellt die Schlacht dar, als auf Gottes Geheiß in frommer Demuth unternommen und nur ihm zur Ehre. Das Lied ist daher von aller modernen Renommisterei entfernt, was ihm einige Literarhistoriker bitter zum Vorwurf gemacht haben, ich aber gerade sehr nobel finde. — Aus dem 10. Jahrhundert ist ein halb lateinisches, halb deutsches Gedicht von der Versöhnung Otto's I. mit Herzog Heinrich fragmentarisch erhalten. Lateinisch aber ein Lied auf den Tod Heinrichs II.,

auf seinen Nachfolger, den Salier Konrad, auf die Krönung Heinrichs III. (Grimm und Schmeller, lat. Gedichte 333. Haupt, Zeitschr. XI. 10 f.). Ein lateinisches Lobgedicht Wippos auf Heinrich III. In deutschen Reimen ist aus dem 13. Jahrhundert erhalten die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen, herausg. von von der Hagen 1854, ohne poetischen Werth.

Unter den Reimchroniken, die von einzelnen Ländern oder Städten handeln, ist Gottfried Hagens Chronik der Stadt Köln aus dem Ende des 13. Jahrhundert, herausg. von E. v. Groote, Köln 1834, durch Treue und lebendige Schilderung der stolzen Bürger ausgezeichnet. Desgleichen die livländische Reimchronik (von Detlef von Alnpeke nur abgeschrieben) durch die Frische der Darstellung der heißen Kämpfe zwischen den deutschen Rittern und Heiden. Eine deutsche Ordenschronik des Nic. von Jeroschin (herausg. von Pfeiffer 1854) gehört erst ins folgende Jahrhundert und ist ganz durchdrungen vom christlichen Feuer und marianischem Rittergeist. Die großen Werke der Deutschen in jenen fernen Gegenden sind leider schmählich vergessen worden. Deswegen herrscht auch dort nicht mehr der Deutsche, sondern der Russe. Viel Interessantes enthält auch die gut geschriebene mecklenburgische Reimchronik des Ernst von Kirchberg in Westphalen, Monum. IV. 593 f., aus dem 14. Jahrhundert. Ottaker, ein Steiermärker, den man früher irrthümlich von Horneck zubenannt, schrieb zwischen 1300—1317 eine berühmte österreichische Reimchronik, gedruckt bei Pez III. Vgl. Schacht, aus und über Ottakers Chronik, Mainz 1828 und Jacobi, de Ottocari chron. Vratisl. 1839. Ein Bruchstück der alten und bessern Handschrift gedruckt bei Eccard, hist. med. aevi II. 1455. Sie ist reich an sehr lebendigen Schilderungen, etwa wie der trojanische Krieg und die Eneit, die er sich zum Muster genommen. — Ich erwähne nur noch den Appenzellerkrieg (herausg. von Arx 1825), die Schlacht bei Worringen, unendlich weitläuftig, aber mit Stolz geschrieben von Jan van Helu (herausg. von Willmans. 1836), die geschätzte, aber gar nüchterne holländische Reimchronik des Melis Stoke (oft gedruckt); die braunschweigische Kronika fan Sassen (herausg. von Scheller 1826), die Chronik von Flandern (herausg. von Kausler, 1840). Noch viele andere kann man bei Gödeke verzeichnet finden.

5.

Gereimte Sittenlehre.

Das älteſte und berühmteſte Lehrgedicht iſt der welſche Gaſt des Thomaſin von Zerclære (della chiara), eines Friauler Edelmanns (daher der Titel welſcher Gaſt) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, herausg. von Rückert 1852. Es enthält die Lehren eines Vielerfahrnen und empfiehlt vor allem die Stetigkeit, d. h. ſtoiſche Unbeugſamkeit und Ausdauer. Es iſt ſehr intereſſant, aber nicht poetiſch, und neuere Literarhiſtoriker haben es überſchätzt, weil es mehr der modernen Philoſophie als der alten Kirche zuneigt.

Konrad von Würzburg ſchrieb das Gedicht von Wirnt von Grafenberg (Beneckes Ausgabe des Wigalois 1819. Hagens Geſammtabentheuer Nr. 70). Wirnt war ſelbſt ein Dichter und zwar Verfaſſer des Wigalois.

Wirnt, ein ſchöner und trefflicher Ritter, aber zu weltlich geſinnt, erblickt einmal ein wunderſchönes Weib und erfährt von ihr, daß ſie „die Welt“ ſey. Damit dreht ſie ſich um und zeigt ihm ihre Rückſeite voll Verweſung und Gewürm. Da bekehrt er ſich und zieht ins h. Land.

Konrad von Würzburg ſchrieb auch ſchon eine ſehr merkwürdige „Klage der Kunſt“, abgedruckt im Muſeum der altd. Lit. u. Kunſt I. 62 f.

Die Kunſt, arm und in zerriſſenen Kleidern, klagt die „falſche Milde“ an, welche die Menſchen bewege, ſchlechten Dichtern nachzulaufen und die guten darüber zu vernachläſſigen. Nachdem alle Tugenden für die Kunſt als Zeugen aufgetreten, ſpricht die Beſcheidenheit das von der vorſitzenden Gerechtigkeit beſtätigte Urtheil, daß, wer künftig aus falſcher Milde die ſchlechte und gemeine Kunſt der guten und edeln vorziehe, von allen Tugenden verlaſſen ſeyn ſoll.

Wernher von Elmendorfs Tugendlehre (abgedr. in Haupt Zeitſchr. V. 284 f.) iſt ganz ohne Poeſie.

Bridanks Beſcheidenheit, von W. Grimm herausgegeben, gehört zu den berühmteſten und wirklich beſten Lehrgedichten des Mittelalters. Daß es nicht von Walther von der Vogelweide herrührt, wie Grimm gemeint, hat Pfeiffer nachgewieſen. Verfaſſer iſt einer, der wirklich Bridank hieß und der nur gute Sprüche ſammelte, worunter auch ſolche von

Walther vorkommen. Es ist eine Sammlung von zahlreichen gereimten Lehren und sinnigen Gedanken.

König Tyrol von Schotten gibt seinem Sohn Friedebrand erst Räthsel auf und knüpft daran eine Reihe weiser Lehren. Berühmtes Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert (Haupt Zeitschr. I. 7). — Der Windsbeke ertheilt seinem Sohn die löblichsten Sittenlehren; die Windsbekin, eine Nachahmung, desgleichen ihre Tochter (Benecke, Beitr. II. 455, besondere Ausgabe von Haupt 1845). — Lehren an einen Jüngling schrieb auch Konrad von Haslau (Haupt Zeitschr. VIII. 550 f.). — Ueber ein noch ungedrucktes niederdeutsches Lehrgedicht vom Pfaffen Kolemann aus dem 13. Jahrhundert „der Kaland" gab die ersten Nachrichten Schatz in einem Halberstädter Schulprogramm 1851. Das Gedicht ist ohne poetische Bedeutung.

Der kleine Lucidarius oder „Lichtgeber" des Oesterreichers Seifried Helmbrecht aus dem 13. Jahrhundert, edirt von Karajan in Haupts Zeitschr. IV. 1 f., enthält eine Reihe von Lehrgedichten. Ein alter Ritter belehrt darin einen jungen Knecht gesprächsweise und klagt über die Verdorbenheit in allen Ständen. —

Der Stricker, ein österreichischer Dichter des 13. Jahrhunderts, schrieb über vielerlei (eine Umarbeitung des Rolandsliedes, des Daniel von Blumenthal, den Pfaffen Amis, Fabeln, Schwänke), auch lehrhafte Sachen von der Frauenehre, von der Freude (die ihm fehlt), von den schlechten Zeiten (unter dem Titel der „Klage"). Vgl. Hahn, kleine Gedichte des Stricker, 1839. Haupt Zeitschr. VII. 478. Den Amis will ich erst später in Verbindung mit andern Pfaffenschwänken besprechen, von den kleinen Erzählungen und Beispielen nur Einiges hier auszeichnen.

Ein reicher König träumt, daß ihn ein armer König beleidige, und fordert Genugthuung. Der arme führt alle seine Vasallen an ein Wasser und fordert den reichen auf, die im Wasserspiegel befindlichen Scheinbilder seiner Vasallen in Haft zu nehmen, eine Scheinsühne für die Scheinbeleidigung. — Am Martinsabend trinkt sich ein reicher Bauer dem Heiligen zu Ehren toll und voll. Da kommt ein Dieb zu ihm herein, sagt, er sey der h. Martin und wolle ihm derweil Haus und Stall und Scheuer bewachen, damit er ruhig forttrinken könne. Der Bauer thut es und der Dieb räumt alles aus.

Die Warnung, ein Lehrgedicht aus einer Wiener Handschrift mitgetheilt in Haupts Zeitschr. I. 438 f., enthält Mahnungen nicht blos

an die Sünder, wie es im Eingang heißt, sondern auch Lebensregeln von den Vorurtheilen, falschen Lehrbegriffen, eingebildeten Genüssen, von der Eitelkeit und vom schlechten Lohne dieser Welt ꝛc. Frömmigkeit paart sich darin mit viel Menschenkenntniß und Erfahrung. — Der Spiegel des Regiments von Johann von Morszheim, herausg. von Gödeke 1856, ist gegen die Hofleute und ihre Untreue gerichtet. Zwei Gedichte des Tanhäusers handelten von der Hof- und Tischzucht, dazu gab es einen Ritterspiegel (Kopp, Bilder und Schriften I. 3 f.), Lehren für die Fürsten ꝛc., alle verzeichnet bei Wackernagel S. 289.

Der Renner von Hugo von Trimberg, einem Schulmeister in Bamberg, ums Jahr 1300 geschrieben, heißt so, weil er „rennen soll durch alle Land", und ist eine Sammlung, bestehend aus allerlei lehrreichen und kuriosen, ernsthaften und scherzhaften Legenden, Controversen und Fabeln, man könnte ihn den didaktischen Hans Sachs, so wie Hans Sachs den dramatischen Renner nennen. Obgleich fast um drei Jahrhunderte älter als Hans Sachs, theilte doch Hugo von Trimberg mit demselben die Vorliebe für das Mannichfaltige, die Lust, unaufhörlich neue und verschiedene, seltsame und abwechselnde Bilder in den Teppich der Sprache zu weben. Und auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie überall moralische Nutzanwendungen anknüpfen, welche die Ehrlichkeit der Zeit charakterisiren, obgleich uns jetzt gerade diese Partien am langweiligsten vorkommen.

Sein Ton ist durchgängig, auch bei ernsthaften Gegenständen, heiter und von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, z. B.

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Mädchen sonderbar,
Die zu ihren Tagen kommen sind,
Die Wahl macht ihnen das Herze blind,
Die Augen zeigen ihnen den Weg,
Von den Augen geht ein Steg
Zu dem Herzen nicht gar lang
Auf dem steiget mancher Gedank
Wen sie nehmen sollen, oder nicht.
O weh ꝛc.

Da finden wir allgemeine Satiren auf die Geschlechter, die Stände, die Menschen überhaupt gepaart mit biblischen Geschichten, mit einer

Menge Thierfabeln, mit Weisheitslehren aller Art, mit geiſtlichen, politiſchen, ſittlichen Ermahnungen und ſelbſt mit literariſchen Notizen.

Noch in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts ſchrieb Konrad von Ammenhauſen ſein Schachzabelbuch, nach einer lateiniſchen Quelle, aber frei und mit viel politiſcher Nutzanwendung. Die Schachfiguren bedeuten die verſchiedenen Stände und über jeden weiß er pikante Dinge zu ſagen, Beiſpiele aus der Geſchichte, Schwänke und ſatiriſche Bemerkungen.

Heinrich der Teichner lebte zu Wien; im 14. Jahrhundert ein äußerſt langweiliger Sittenprediger. Ueber ihn ſchrieb Karajan, Wien 1855.

Peter Suchenwirt, ein öſterreichiſcher Dichter und Freund der Teichner, deſſen Werke von Primiſſer 1827 herausgegeben wurden, beſang die Freuden der Maria, vorzugsweiſe Meiſter in Allegorien. Beſſer als ſeine Streitreden (zwiſchen Ehre und Minne, Stätigkeit und Frau Venus ꝛc.) ſind die kleinen Erzählungen, z. B. von einem durch die ganze Welt umgewanderten Pfenning; von dem unſichtbar machenden Ring, den Frau Abentheuer an der Hand hat, und durch den ſie in alle Heimlichkeiten eindringt; vom Schlaf der Minne, während deſſen die Ritterſchaft gänzlich entartet ꝛc. Seine zahlreichſten Schriften aber ſind Lobgedichte auf die Fürſten und Ritter ſeiner Zeit, ſeine Gönner und Freunde. Alle dieſe Lobgedichte haben einen hiſtoriſchen Hintergrund, ſind aber langweilig. Daſſelbe gilt von Martin Behaim, der als armer Teufel bei den großen Herrn herumbettelt und ſie dann in der Manier des Suchenwirt lobt. Vor allen den wilden Pfälzer Friedrich, der ihn in Heidelberg aufnahm und den er dafür über den großen Alexander pries. Nur wenn er hungerte, ſchrieb er auch gegen Fürſten und Adel Hohnlieder. Sein Gedicht vom Wiener Aufruhr gegen Friedrich III. gab Karajan 1843 heraus.

Vintler's Blume der Tugend, gedruckt zu Augsburg 1486 und handſchriftlich in Gotha, iſt die Ueberſetzung der fiori di virtu, eines 1320 in Italien geſchriebenen Werks (vgl. Haupts Zeitſchr. IX. 86 und X. 255 f.), aber mit originellen Einſchaltungen. Der Text handelt von der Tugend, die Einſchaltungen enthalten Gebete, eine gute Beſchreibung von allerlei Aberglauben der Zeit, Klagen über die Corruption in allen Ständen, über das Altwerden, über den Geiz, Anweiſungen zur Redekunſt, bunt durcheinander, endlich noch die Schilderung des Weltendes.

Unter den Lehrgedichten nehmen die Wettſtreite einen großen Raum ein. Sie gehen wohl von den Oſter- und Maiſpielen aus, in denen Winter und Sommer mit einander kämpfen. Es ſind ferner Wettſtreite des Geiſtes, Räthſelkämpfe, wie ſchon in der altnordiſchen Edda. Später wurde alles Mögliche in dieſe Arena hineingezogen. So ſtritt das alte und neue Teſtament, die alte und neue Minne, die Stete und Unſtete (Treue und Untreue), Minne und Ehre, Herz und Mund, Frau und Jungfrau, Mann und Weib, Wein und Minne, ſtritten die Altersſtufen, die Temperamente, die Berufsarten und Stände je um ihren Vorzug.

Einen Streit der Minne mit dem Pfenning (Liebe und Geld) dichtete Suchenſinn im 15. Jahrhundert, wie auch ein Minnegericht.

„Der Mägde Kranz" des Heinrich Muglin aus dem 14. Jahrhundert läßt vor dem Throne Kaiſers Karl IV. zwölf Damen ſtreiten, welche Perſonificationen der Wiſſenſchaften und Künſte ſind. Die Theologie erhält den Preis. Dann ziehen die Damen noch in das Reich der Natur, begleitet von der Zucht, damit zuletzt Natur und Geiſt wetteifernd dem Kaiſer huldigen können.

Von Hermann von Sachſenheim, der in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Conſtanz lebte, haben wir einige nicht geiſtloſe Allegorien. Am berühmteſten iſt ſeine „Mörin", ſeit 1512 öfter gedruckt.

Der Dichter geräth unter die Elben und wird von ihnen gebunden in den Venusberg geführt, wo Frau Venus auf einem Elephanten thronend, über ihn Gericht hält, weil er an Frauen Untreue begangen und mehrere zugleich geliebt hat. Anklägerin iſt die ſchwarze Brunhild, die auf einem Einhorn (Sinnbild der Jungfräulichkeit) reitet, ſein Vertheidiger dagegen der treue Eckhart, der ihm auch durchhilft, ſo daß Frau Venus ihn endlich entläßt. In dieſer Allegorie iſt alles verkehrt aufgefaßt, aber abſichtlich, aus Ironie. Frau Venus, die eigentlich die allgemeinſte Buhlerei begünſtigen ſollte, will die Solide ſpielen. Der treue Eckhart, der eigentlich die Treue vertheidigen ſollte, vertheidigt die Untreue, und die ſchwarze Mohrin, die das böſe Prinzip ſeyn ſollte, erſcheint hier als das gute. Was den Namen betrifft, ſo mag der Dichter wohl an die höf[illegible]d gedacht haben.

Noch witziger iſt des [illegible]eis Abentheuer" von demſelben (abgedruckt in Holland und Keller, Altſwert, 129 f.)

Die Treue will in Schwaben Tribut erheben und bekommt nichts. Da tröſtet ſie der Dichter, in ſeinem Herzen allein ſey ſo viel Treue, daß man 1000 Elephanten damit beladen könne. Aber in einem Spiegel ſieht er ein

schönes Weib und vergißt augenblicklich die Treue, bis er erkundet, die Schöne sey durch und durch boshaft, und reuig an seine Frau zurückdenkt.

Derselbe Dichter hat noch einen andern „Spiegel" gedichtet, in dem Jeder die Wahrheit sieht. Unbedeutend ist die Liebesklage im „Schleiertüchlein". Witzig und ganz im Geist des Don Quichote die hochtrabende Anrede eines Greises im alten Minnestyl an eine gemeine Grasmagd. — Damit verwandt sind die Gedichte Meister Altschwerts (1850 von Keller und Holland herausgegeben): der Schatz, worin er eine von 12 Tugenden gefertigte Krone beschreibt, die er seiner Geliebten schenken soll, von der aber eine Zinke abfällt, somit die Trägerin eine Tugend weniger hat; das „alte Schwert" (woher wohl sein Name) und ein paar andre kleinere alleg. Erzählungen.

Merkwürdig ist ein von Grieshaber (Sprachdenkmale 1842) herausgegebener „geistlicher Vogelgesang", worin eine Anzahl Vögel charakterisirt werden.

Der Adler bedeutet das Reich, die Amsel den Mönchsstand, weil sie nichts thut, als zu Gottes Ehre singen, die Bachstelze schlägt mit ihrem Schwanze den Tact zum Concert der Vögel, die Eule und der Kukuk werden von allen gehaßt, der Fink sagt Jedem die Wahrheit, schilt den Spatz einen Dieb, kündigt das Wetter an: der Gimpel, lieber Leser oder Zuhörer, der nistet bei dir selber, den thust du täglich nähren. Der Staar lernt alles und wäscht oft seine Hosen, doch werden sie nicht weiß. Die Wachtel glaubt ihr Gespons zu hören, da ist es der Jäger, der den Liebeston nur nachgeäfft, und fängt sie. So macht es der Teufel mit den Menschen, die sich von Minne zu viel locken lassen. Der Wiedehopf stolzirt prächtig einher mit einer Krone und ist doch nur ein gemeiner Gesell ꝛc.

In Grasse Diutiska I. 77 geben 25 Vögel, in Ettmüllers Witzlaw S. 64 85 Vögel und auch andere Thiere einem Könige Rath, wieder jeder seinem Naturell gemäß, das erste Gedicht schließt der Kukuk, das zweite der Fuchs.

Ein eigenthümlicher poetischer Hauch liegt über der Symbolik der Gestirne, Steine, Pflanzen und Thiere im Mittelalter. Vieles davon ist offenbar aus den Alten entlehnt, z. B. in den Uebersetzungen des Physiologus, es mischen sich aber darunter auch viele Züge aus dem alten deutschen Heidenthum bis auf die Namen der Thiere und Pflanzen, die sich auf die alten Gottheiten beziehen, worüber Grimms D. Mythologie zu

oder verlangen von jedem Fremden eine unbedingte Anerkennung ſeiner wirklichen oder eingebildeten Verdienſte als Eintrittskarte in ihre Geſellſchaft. Eben ſo wüthen und toben ſie nicht beſtändig in der Politik, ſondern ſparen ihren Eifer auf eine ſchickliche Gelegenheit. Daß ſie aber dann mit vereinten Kräften auf ihr vorgeſtecktes Ziel hinzuſtreben vermögen, und durch keine Hinderniſſe von der Verfolgung ihres Plans abzubringen ſind, das, meine ich, haben die Wahlen in Pennſylvanien bei allen wichtigen Anläſſen, namentlich aber bei der Ernennung des Staatsoberhauptes hinlänglich bewieſen. — Dieſe unüberwindliche Feſtigkeit der Deutſchen, welche die Amerikaner freilich nicht mit dem ſprichwörtlichen „deutſchen Phlegma" (German phlegm) zu vereinen wiſſen, wird dann unrechterweiſe mit dem Namen Halsſtarrigkeit bezeichnet; ſtatt daß man das Feſthalten an Grundſätzen, deren Anwendbarkeit man nur langſam und nach ſorgfältiger Prüfung anerkannt hat, oder die bereits praktiſch ins wirkliche Leben übergetreten ſind, nicht anders als natürlich finden ſollte.

Im ganzen Senate der Vereinigten Staaten wie im Hauſe der Repräſentanten iſt vielleicht jetzt kein Mann, welcher nicht zu Zeiten das demokratiſche oder ariſtokratiſche Prinzip angegriffen oder vertheidigt hätte, je nachdem die Maßregeln der einen oder der andern Partei — und unter dieſen vorzüglich die finanziellen — beim Volke, das heißt bei ſeinen Conſtituenten mehr oder weniger Anklang fanden. Daſſelbe gilt von den Zeitungsſchreibern, den öffentlichen Beamten u. ſ. w. Gewöhnlich fangen dieſe ihren Bau von unten, das iſt mit der breiten Baſis der allgemeinen Popularität an, und ſpitzen dann denſelben allmählig zu, hierbei ihrem Geſchmack oder den Eingebungen der Beſſeren und Reicheren folgend. Daher iſt es denn auch ſchlechterdings unmöglich, aus der Farbe eines Politikers ſeine Geſinnungen oder auch nur ſein Streben zu erkennen. Alles dies iſt weſentlich anders bei den ſchlichten, jedes Wort nach ſeiner urſprünglichen Bedeutung nehmenden Deutſchen. Dieſe verzeihen keinen Salto mortale in der Politik, keine hochſtelzige Demagogie, keine ariſtokratiſche Herablaſſung. Wer ſich einmal zu einer Farbe bekannt hat, der muß ſie tragen, wenn er nicht verachtet ſeyn will, oder das Schlachtfeld räumen und die Politik einem Andern überlaſſen. Nicht einmal das Vertauſchen eines Standes für den andern, was

vergleichen ist. Anderes ist wahrscheinlich spätere und freie Dichtung einer Zeit, die schon die Sinnbilder überall anzubringen liebte, im 14. Jahrhundert. Ein langes Gedicht von der Natur und Kraft der Edelsteine in einer Dresdner Handschrift, ist im Museum für altd. Lit. II. 55 f. abgedruckt. Der s. g. König vom Odenwald in einer Würzburger Handschrift erörtert den Nutzen der Thiere. Konrad von Megenberg in seinem aus dem Lateinischen übersetzten Prosabuch von der Natur enthält, wie die spätern Kräuterbücher mitten unter antiken Citaten doch viel poetischen Aberglauben heimathlichen Ursprungs und sinnige Vergleichungen.

Uralt ist wohl die Blumensprache in der deutschen Poesie. Davon zeugen die alten heidnischen Namen der Kräuter und Blumen. Davon die tief im Bewußtseyn des Volks lebende Bedeutung der Rose, der Lilie, des Veilchens ꝛc. Eine altdeutsche Symbolik der Blumen kommt in Versen vor in der Häzlerin Liederbuch II. Nr. 22, in Prosa bei Grimm, altd. Wälder I. 131.

Unter dem Namen „Beispiel“ kam auch die antike Thierfabel schon früh im Mittelalter in Gebrauch, wobei ausdrücklich Aesop übersetzt und nachgeahmt wurde. Ich kann mich hier auf diese von fremdher gebrachten Fabeln nicht einlassen, jedoch ist zu bemerken, daß gewöhnlich unter den Thierfabeln auch originelle Schwänke von Menschen vorkommen, und daß selbst unter den ersteren viele ihre deutsche Originalität durch reizende Naivetät verrathen. Ausschließliche Fabelbücher sind Boners Edelstein und die Sammlung des Gerhart von Minden (im Auszug von Wiggert edirt, Magdeb. 1836), viele stehen auch im Stricker, in der Coloczaer, in einer Würzburger und Wiener Handschrift. Aus der letzten haben die Grimm, altd. Wälder III. 167 f. ziemlich viel abgedruckt, weitere wurden von Pfeiffer in Haupts Zeitschr. VII. 318 f. nachgetragen.

Ulrich Boner, Predigermönch zu Bern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, benutzte den Aesop und andere ältere Fabelsammlungen. Schon Lessing untersuchte seine Quellen. Boners Fabeln waren sehr beliebt und wurden schon 1461 gedruckt, die beste neue Ausgabe ist die von Pfeiffer 1844. Einige seiner Fabeln mögen hier stehen:

Der Hahn wirft den Edelstein weg, weil es kein Haberkorn ist. Der Wolf

wirft dem unterhalb am Bache trinkenden Schaf vor, es trübe ihm das Waſſer. Der Hund läßt das Fleiſch fallen, um nach dem vergrößerten Bild deſſelben im Waſſerſpiegel zu ſchnappen. Die trächtige Hündin, von einem Hund in ſeine Hütte aufgenommen, wirft Junge und vertreibt mit deren Hülfe den Eigenthümer der Hütte. Der Fuchs, dem der Adler die Jungen geraubt, ſteckt das Neſt des Adlers in Brand. Die Maus, wenn auch noch ſo ſchwach, rettet doch einen Löwen, indem ſie das Netz zernagt, darin er verſtrickt lag. Die Schwalbe warnt ihre Jungen vor dem Hanfſamen, weil man Stricke daraus macht. Die Frösche wollen durchaus einen König haben und bekommen den Storch. Der Froſch will ein Ochſe ſeyn, bläst ſich auf und zerplatzt. Der Hirſch bewundert ſein Geweih im Waſſerſpiegel und bleibt nachher damit an Zweigen hängen. Der magere Wolf beneidet den fetten Hund nur ſo lange, bis er die Spur des Halsbandes an ihm ſieht. Der alte Krebs tadelt den jungen, weil er rückwärts geht. Die Mäuſe wollen der Katze die Schelle nicht anhängen. — Zwei Geſellen wandern, ein Bär kommt, der eine rettet ſich auf einen Baum und läßt den andern im Stich, der ſich todt ſtellt. Was hat dir der Bär ins Ohr geſagt? fragt nachher der auf dem Baum: traue keinem Freunde, erwiedert jener. — Das Brod ſoll dem von dreien gehören, der am beſten träumen wird. Der dritte bleibt wach und ißt das Brod, indeß die andern ſchlafen. — Der Lahme ſoll auf einer Brücke einen Pfenning zahlen und proteſtirt. Da bemerkt man, er ſey auch einäugig und nun muß er zwei Pfenning zahlen. — Der thönerne Hafen will mit dem eiſernen nicht auf dem Waſſer zuſammenſchwimmen. Einer hat eine Gans, die goldene Eier legt, will das Gold auf einmal haben und ſchlachtet ſie. Im Sturm bricht die Eiche, das Schilf erhebt ſich wieder. Drei Brüder haben einen Eſel zuſammen, jeder glaubt, der andere füttere ihn, bis er verhungert.

Beſonders bemerkenswerth unter Boners Fabeln iſt: „der Müller und der Eſel“.

Ein Müller reitet auf ſeinem Eſel aus, ſein Sohn läuft nebenher. Da ſchelten die Leute, daß er das arme Kind laufen laſſe. Nun ſteigt er ab und läßt das Kind aufſitzen. Da ſchelten die Leute, was für ein Narr er ſey, daß er nicht ſelber reite. Er ſetzt ſich nun mit hinauf. Da ſchelten die Leute, er erdrücke den armen Eſel. Nun ſteigen beide ab und tragen den Eſel, da ſchelten die Leute noch viel mehr. So konnte ers keinem recht machen.

Dieſe berühmte Fabel kommt zuerſt vor außer bei Boner noch in Laßbergs Liederſaal III. 143. Dann in Poggii facetiis im 15. Jahrhundert, der ausdrücklich bemerkt, er habe ſie aus einer deutſchen Quelle geſchöpft. Ferner in Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 493, in Camerarii Fabeln vom Jahr 1564. Später in Lafontaines Fabeln und

in die meiſten Fabelbücher für Kinder übertragen. Eſchenburg unterſuchte die Quelle dieſer Fabeln im Neuen Lit. Anzeiger 1807 Nr. 29, konnte ſie aber nicht weiter als bis zu Boner verfolgen, der ſeinerſeits zum Theil ältere lateiniſche Quellen benützt, ohne daß von dieſer Fabel eine ältere Spur gefunden wäre.

Ebenſo alterthümlich und gewiß echt deutſch iſt die „Nachtigall“, in Laßbergs Liederſaal II. Nr. 167. Auch in Boners Edelſtein, 92. Hans Sachs I. 321.

Ein Jäger fängt eine Nachtigall, ſie will ihm drei wichtige Lehren ertheilen, wenn er ſie losläßt. Dann ſagt ſie ihm: „er ſolle nie Verlorenes beklagen, nie Unerreichbares verlangen, nie Unmögliches glauben“ und fliegt fort. Kaum iſt ſie frei, ſo ſpottet ſie ſeiner, daß er ſie losgelaſſen habe, da ſie einen fauſtgroßen koſtbaren Edelſtein in ſich berge. Nun klagt er bitterlich und ſtellt ihr aufs neue nach. Aber ſie fliegt weiter fort und erinnert ihn, daß er ihre drei Lehren ſchon vergeſſen habe, über Verlorenes klage, Unerreichbares wolle und an den fauſtgroßen Stein glaube, der in ihrem kleinen Leibe ja unmöglich Platz habe.

Fabeln, in denen der deutſche Humor in köſtlicher Naivetät hervortritt:

Einsmals in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigal
Thäten eine Wette anſchlagen ꝛc.

wer am beſten ſingen könne. Der Eſel entſcheidet zu Gunſten des Kukuks (Docen, Miſc. I. 284).

Eines der ſpäteſten und älteſten Beiſpiele iſt das von der großen Rübe:

Einem armen Mann wuchs auf ſeinem Aeckerchen eine ungeheuer große Rübe, die er dem König zum Geſchenk brachte. Der König belohnte ihn reichlich. Als das des armen Mannes reicher Bruder hörte, machte er dem König ſchöne Pferde zum Geſchenk, in der Hoffnung, dafür noch reichlicher belohnt zu werden, bekam aber nichts dafür, als eben dieſelbe ſeltene Rübe, die der König von ſeinem Bruder hatte. Aus dem lat. Gedicht Raparius in einer Straßburger und Wiener Handſchrift in Grimms Märchen Nr. 146. Vgl. auch Mone, Anz. VIII. 561 f. und Wolf, deutſche Märchen Nr. 287.

6.

Helden- und Liebesromane.

Ich faſſe hier alle die altdeutſchen Dichtungen zuſammen, die, außerhalb des Artuskreiſes wie auch des karlingiſchen gehalten, intereſſante Helden- und Liebesbegebenheiten erzählen.

Eins der merkwürdigſten Gedichte in lateiniſcher Sprache und leoniniſchen Verſen (gereimten Hexametern) von einem unbekannten Mönch in Tegernſee (man vermuthet, er habe Froumund geheißen) im 10. Jahrhundert geſchrieben, iſt leider nur in wenigen Fragmenten der wahrſcheinlich vom Verfaſſer ſelbſt herrührenden Pergamenthandſchrift erhalten. Herausgegeben in J. Grimm und A. Schmellers lat. Gedichten, 1838 S. 127 f. Schmeller hat in Haupts Zeitſchr. I. 401 noch ein Paar kleine Bruchſtücke hinzugefügt.

Ruodlieb iſt Dienſtmann einiger großer Herrn, leiſtet alles für ſie, bekommt aber keinen Lohn, verläßt daher ſeine alte Mutter und verſucht, von einem treuen Knappen und Hunde begleitet, anderswo ſein Glück. Ein Waidmann geſellt ſich zu ihm und bringt ihn zu einem großen König in Afrika. In deſſen Dienſt zeichnet er ſich durch ſeine Jäger- und Fiſcherkünſte aus, dann durch die Gefangennehmung eines Grafen, der im Dienſt eines benachbarten kleinen Königs einen Raubzug ins Land unternommen, aus Anlaß eines bei einem Jahrmarkt ausgebrochenen Tumultes und Mordes. Ruodlieb, der Sieger, wird vom großen König an den Hof des kleinen geſchickt, den Frieden und eine Zuſammenkunft beider Könige zu vermitteln, welche zu Stande kommt und bei der die Gefangenen ausgewechſelt werden. Am Hof des kleinen Königs gewinnt Ruodlieb wieder kunſtreich im Schachſpiel dem König und ſeinen Hofleuten alles ab. Nachdem er heimgekehrt, ruft ihn ein Brief ſeiner alten Mutter und die Noth ſeiner alten Herren ab, die ihn um Hülfe bitten gegen ihre Feinde. Er nimmt vom großen König Abſchied, der ihm zwei Brode mitgibt, von denen er eins erſt bei ſeiner Mutter und das zweite erſt an ſeiner Hochzeit anſchneiden ſolle. Beide ſind nur wie Brod angemalt, aber zuſammengelegte ſilberne Schüſſeln voll Gold und Schmuck. Dazu gibt ihm der große König zwölf goldene Lehren, er ſolle keinem Rothkopf trauen, nie um den Schmutz des Weges zu vermeiden über die Saat reiten, nie bei einem alten Mann übernachten, der ein junges Weib hat, dem Nachbar keine trächtige Stutte lehnen zum ackern, Verwandte nicht oft beſuchen, mit keiner Magd vertraut werden, wenn ſie auch noch ſo ſchön wäre, ſich bei der Brautwahl

von der Mutter nicht einreden laſſen und die Frau ſelbſt nicht alles wiſſen laſſen, jede Rache über Nacht verſchieben, nie mit ſeinem Herrn ſtreiten, und bei keiner Kirche vorbeireiten, ohne darin zu beten. Alle dieſe Lehren kommen nun im Verlauf der Geſchichte in Anwendung, leider aber iſt das Gedicht ſo lückenhaft, daß wir nicht alle wiederfinden. Zuerſt geſellt ſich ein Rothkopf zu ihm, mit dem er viel Noth ausſteht, indem derſelbe im Hauſe eines alten Mannes deſſen junges Weib verführt und den Alten ſelbſt erſchlägt. Der Ausgang fehlt. Weiter folgt lückenhaft eine reizende Idylle, wie Nuodlieb einem glücklichen Liebespaare beim Tanze zur Harfe ſpielt.

Bei ſeiner Mutter angekommen, empfängt ihn zuerſt deren Dohle, die ſeinen Namen ſprechen gelernt hat. Dann ſieht er die alte Mutter wieder und will das erſte Brod anſchneiden. Das Meſſer ſtockt, er entdeckt den Schatz und dankt dem gütigen König. Sodann wohnt Nuodlieb der Vermählung ſeines Neffen mit einer edeln Jungfrau bei, wodurch er aus den Schlingen einer Buhlerin gerettet wird. Er ſelbſt ſoll nun auch heirathen und ſucht ſich eine beſonders ſchöne und vornehme Dame aus, allein durch Zufall findet er die Bänder, die ihr bei einem gewiſſen Abentheuer mit einem Geiſtlichen entfallen waren und ſchickt ſie ihr. Er will nun eine andere ſuchen, die nicht ſchon einen Liebhaber hat. Seiner Mutter träumt, wie er zwei wilde Eber mit einer Heerde Säue überwinde, dann auf dem Gipfel einer Linde ſitze und eine weiße Taube ihm eine Krone aufs Haupt ſetze und ihn dann küſſe und ſich auf ſeine Hand ſetze. Darauf überwindet Nuodlieb einen Zwerg, der ihm, wenn er ihn freilaſſe, Sieg über die Könige Immunch und Hartunch (Vater und Sohn) und deren ſchöne Erbin Heriburg verheißt. Damit enden die Bruchſtücke.

An andre altdeutſche Dichtungen reiht ſich dieſes wunderbare Lied nur inſofern an, als es in der Wilkinaſaga Cap. 40 von dem Zwerg Alfrikur (Alberich) heißt, er habe ſeinem Vater das Schwert Ekliſax im Berge entwendet und dem Könige Rogeleif geſchenkt. Die Reiſe in die Verbannung und die Rückkehr zur Mutter erinnert an Herzog Ernſt. Der eigenthümlichſte Reiz des Gedichts liegt in den Genrebildern, in dem idylliſchen Grundcharakter des Ganzen. Der Held ſelbſt iſt ein ſo gemüthlicher Mann der Wirklichkeit, daß man ſich faſt wundert, ihn ſpäter durch die Beziehungen zu dem Zwerge in die Wunderwelt eintreten zu ſehen. Er theilt mit vielen andern Helden altdeutſcher Gedichte die Biederkeit und Treue, aber er ſteht dem gemeinen Leben näher. Bemerkenswerth iſt ſeine Kunſt als Jäger, Fiſcher, Schachſpieler. Er erinnert zuweilen an den erfindungsreichen Dulder Odyſſeus.

Wilhelm von Oeſterreich, von Johann von Würzburg,

aus dem 14. Jahrhundert, handſchriftlich in Gotha, im Haag und a. a. O. Vgl. Haupt, Zeitſchr. I. 214.

Herzog Lupold von Oeſterreich unternimmt in hohen Jahren noch eine Betfahrt, um ein Kind zu bekommen. Mit Erfolg, denn ihm wird noch ein Sohn, Wilhelm, geboren. Der Heidenfürſt Agrant, der ſich freiwillig und aus gleichem Grunde der Betfahrt angeſchloſſen, bekommt am gleichen Tage eine Tochter, Aglie. Wilhelm wird ſchon als Knabe von Sehnſucht fortgetrieben, denn alle Nacht zeigt ihm die Minne Aglies Bild. Er beſteigt ein Schiff, fährt die Donau hinab, kommt ins Meer und geht in einen Wald, der auf einem Wallfiſch wächst, als der Fiſch mit ihm davonſchwimmt und ihn an Agrants Küſten bringt, wo er unter dem Namen Rial am Hofe mit Aglie zugleich erzogen wird. Beide Kinder lieben ſich aufs zärtlichſte. Agrant belauſcht ihr Geſpräch und trennt ſie, aber die Minne lehrt ſie, ſich in einem Balle Briefe zuzuſenden. König Walwan wirbt um Aglie und ſchon iſt die Hochzeit bereitet, als König Marroch in Walwans Reich einfällt. Nun muß alles in den Krieg, auch Wilhelm, der in einem Zauberwalde bei Smyrna einen Bracken findet und behält. Dieſer Hund aber kennt aller Abentheuer Fährte und führt ihn ſicher. Nach wunderlichen Abentheuern im Kaukaſus findet Wilhelm einen Gönner an König Melchinor, hilft ihm nun ſeinen Nebenbuhler Walwan bezwingen, tödtet ihn und nimmt Agrant gefangen, kann aber deſſen Tochter Aglie (mit der er durch einen Fallen im Briefwechſel geblieben iſt) dennoch nicht gewinnen, weil ſie Melchinors Sohn Wildo verlobt wird. Auch dieſen tödtet Wilhelm in einer Verkleidung, wird aber gefangen und ſoll eben hingerichtet werden, als Parklife, eine Jungfrau, auf einem Greiſe reitend, aus der Luft herabkommt und von ihm verlangt, er ſolle ihre Frau, die Königin Criſpine, aus der Gewalt des Teufels erlöſen, weil ſie Kunde erhalten, er ſey der tapferſte. Wilhelm wird nun wirklich losgebunden und befreit Criſpine, die ihm ihre Hand anbietet. Aber er bleibt Aglie treu, und Criſpine bemüht ſich nun ſelbſt, ihm Aglies Hand zu verſchaffen. Wilhelm verkleidet ſich als Sultan, um Aglies Treue zu prüfen. Als ihm ihre Hand zugeſichert iſt, will ſie durchaus nichts von dem Sultan wiſſen, bis er ſich ihr zu erkennen gibt und ſie nun von Abſcheu und Wuth zum ſüßeſten Entzücken übergeht. Sie läßt ſich taufen und lebt in Criſpines Schutz, während ihr Vater alle Heiden zur Rache aufbietet. Das veranlaßt einen großen Kreuzzug, an dem auch Lupold Theil nimmt. Die Heiden werden geſchlagen, Agrant läßt ſich endlich taufen und übergibt ſein Land dem Wilhelm. Dieſer edle Held ſelber aber wird, nachdem ihm Aglie einen Sohn geboren, auf der Jagd von den Heiden überfallen und erſchlagen. Aglie ſtirbt vor Gram.

Auch die drei Dichtungen des Bertold von Holle aus dem 13. Jahrhundert, Crane, Darifant und Demantine, aus franzöſiſchen Quellen,

gehören, so viel man sie kennt, diesen abentheuerlichen Ausgeburten ritterlicher Phantasie an. Bartsch (Berth. von Holle 1858) hat die noch erhaltenen Bruchstücke gesammelt. In denen von Crane allein ist einiger Zusammenhang. Crane (Kranich) wird der Ungarkönig Gajot genannt, der am Hofe des Kaisers dessen Tochter Achelovde gewinnt.

Grimm vermuthet einen Zusammenhang dieses Gedichts mit dem gleichfalls nur in Bruchstücken erhaltenen Grafen Rudolph, einem Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, dessen geschichtlichen Inhalt Sybel in Haupts Zeitschr. II. 235 näher zu beleuchten versucht hat. Es ist von W. Grimm 1844 herausgegeben.

Der junge deutsche Held, Graf Rudolf von Arras, hört von dem Leiden der Christenheit im Morgenlande und rüstet sich mit großer Macht, ins heilige Land zu ziehen. Er hilft Askalon belagern, ohne es erobern zu können, kommt in Verbindung mit Heiden und in Händel mit dem christlichen König von Jerusalem, entflieht diesem und dient den Heiden. Da gewinnt er das Herz der schönen Königstochter von Aleppo (Tochter des Königs Halap), die um seinetwillen ihr väterliches Reich verläßt. Er wird vom König von Jerusalem gefangen und hart mißhandelt, entkommt aber nach Konstantinopel, wo er seine geliebte Prinzessin findet, die sich taufen läßt. Auf der Weiterreise verliert er seinen treuesten Freund durch Räuber. Der Ausgang der Dichtung bleibt unbekannt. Sie ist aber sehr beachtenswerth, weil sie die damaligen Zustände und Stimmungen im heiligen Lande so treulich ausdrückt, und alles schlicht und einfach, aber nicht ohne frische Lebendigkeit erzählt.

Wilhelm von Orleans, des Rudolf von Ems, in mehreren Handschriften zu Cassel, Wien, Heidelberg ꝛc. Haupt, Zeitschr. I. 209. 216. Büsching Grundriß S. 192, noch ungedruckt, Auszug in Mone's Anzeiger 1835 S. 27. Nach französischer Quelle bearbeitet.

Wilhelm von Orleans wird in einer Fehde mit Herzog Josrit von Brabant erschlagen, seine Gattin Ylie stirbt vor Leid, ihr Sohn Wilhelm wird von Josrit erzogen. Noch als Knabe kommt er zu König Reinher von England, wird mit dessen Tochter Amalie erzogen und liebt sie. Sie soll einen andern heirathen. Er entführt sie, wird eingeholt und nach tapferer Gegenwehr gefangen und muß geloben, nie mehr nach England zu kommen, den Splitter in seiner Wunde stecken zu lassen und nicht zu reden, bis Amalie es ihm erlaube. Wilhelm verrichtet im Ausland große Thaten. Eine Königstochter zieht ihm den Splitter aus. Als stummer Ritter weltberühmt wird er endlich mit dem König von England ausgesöhnt und heirathet Amalie.

Eraclius, Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, nach einem franzöſiſchen Original des Gautier von Arras frei bearbeitet von Meiſter Otte; beide herausgegeben von Maßmann 1842.

Eraclius wird in der Jugend von ſeinen armen Eltern verkauft, kommt zum Kaiſer Phokas, zeichnet ſich durch Ehrlichkeit und Verſtand aus, wird ſein vertrauteſter Rath und am Ende ſein Nachfolger auf dem Thron, beſiegt den Perſer Chosroes und erobert das heilige Kreuz wieder. Das Gedicht iſt hauptſächlich ausgezeichnet durch die Epiſode von der Kaiſerin Athenais, die ihr Gemahl Phokas allzuſtreng hütet, weshalb ſie zu Verbotenem Luſt gewinnt und einmal heimlich mit dem ſchönen Jüngling Parides zuſammenkommt. Indem ſie nämlich durch die Stadt geht, wird ſie wie von ungefähr aus einem Fenſter begoſſen und muß ins Haus gehen, um ſich umzukleiden. Das war aber alles verabredet und der Liebhaber in der Nähe. Eraclius ſelbſt entdeckt das Verbrechen und zeigt es dem Kaiſer an, bewegt dieſen aber, den Liebenden zu verzeihen, ſich von Athenais ſcheiden zu laſſen und ſie dem Parides zu überlaſſen.

Wittich von Jordan, handſchriftlich in Gotha. Jacobs und Ukert, Beiträge I. 136 f. In einer andern ältern Redaction die Heidin oder Alpharius genannt, ſ. von der Hagen, Geſammtabentheuer. I, 383 f.

Wittich, ein tapferer chriſtlicher Ritter, hört von der Schönheit der Herzogin Libaneth, Gemahlin des Herzog Beliand, beſchließt ſich ihr zu weihen und ſucht ihre Burg auf. Unter derſelben lagert er ſich mit ſeinen Mannen. Der Herzog läßt nach ſeinem Begehr fragen. Er ſuche Abentheuer, erwiedert er. Da zieht der Herzog heraus und ſie turnieren. Beliands Schild zerbricht, die ſchöne Libaneth glaubt, er ſey verwundet, und ſprengt zu Roß mit zwölf Jungfrauen ihm zu Hilfe. Ihre Bitten ſtillen den Kampf, Wittich wird als Gaſt ehrenvoll in der Burg empfangen. Da fragt ihn einmal Libaneth nach der Dame ſeines Herzens und er ſagt: Die ſeyd ihr ſelbſt. Sie wird ſehr ungehalten, aber er ſteckt ihr einen Ring an den Finger, ſchwört, ihr ewig treu zu bleiben und zieht ab. Nun vollbringt er ſieben Jahre lang große Heldenthaten; unter andern tödtet er einen ungeheuren Drachen, der einen gefangenen Ritter mit dem Schwanz umwickelt hat. Die Damen bemühen ſich um ſeine Gunſt, aber er bleibt gegen alle kalt. Da hört Libaneth von ſeinen Thaten und von ſeiner Treue und ihr Herz wird bewegt. Eine alte Amme miſcht ſich darein und beſtellt Wittich heimlich in die Burg. Da läßt ihm Libaneth zum Lohn für ſeine Treue die Wahl, ob er ihre obere Hälfte bis zum Gürtel, oder die untere haben wolle? die andere Hälfte muſſe ihrem Gemahl bleiben. Er wählt den obern, verbietet ihr nun aber, ihren Mann zu küſſen, mit ihm zu reden oder nur ihn anzuſehen. Da wird Beliand wüthend

und will sie umbringen. Sie flieht zu Wittich, der sie entführt, zum Christenthum bekehrt, tauft und heirathet. Beliand rüstet ein Heer, wird aber von Wittich besiegt und gefangen und tröstet sich am Ende mit einer vornehmen und schönen Jungfrau, die man ihm zum Ersatz gibt.

Kaiser Lucius Tochter, abgedruckt in von der Hagens Germania IX. 187 f. — Kaiser Lucius hat eine schöne und witzige Tochter.

Ein edler Ritter fragt sie, was sie dafür verlange, wenn er einmal bei ihr schliefe? Tausend Gulden sagte sie. Er gibt sie ihr und schläft bei ihr, aber sie hat ein Zauberbrieflein im Bett verborgen, davon muß er schlafen bis an den lichten Morgen und hat seinen Zweck verfehlt. Er bietet noch einmal tausend Gulden und es geht ihm wieder so. Da borgt er bei einem Bürger noch einmal tausend Gulden und verbürgt sich, an einem bestimmten Tage die Summe heimzuzahlen, oder der Bürger dürfe ihm so viel er wolle Fleisch aus dem Leibe schneiden. Auch holt der Ritter sich bei einem weisen Meister Rath und erfährt durch ihn den Briefzauber. Als er nun der listigen Königstochter zum drittenmal tausend Gulden gibt, entfernt er heimlich das Brieflein aus dem Bette, bleibt daher wach und überwältigt die Schöne, die anfangs gar sehr erschrocken ist und sich verzweifelt wehrt. Nunmehr aber hat sie Wohlgefallen an dem starken und klugen Ritter und behält ihn heimlich so lange bei sich, daß er des Bürgers ganz vergißt. Dieser klagt ihn an. Der Termin ist versäumt, der Wortlaut des Vertrages klar, der Bürger soll ihm das Fleisch ausschneiden. Da kommt aber die Königstochter verkleidet als Sachwalter ihres Geliebten und rettet ihn, indem sie zur Bedingung macht, der Bürger dürfe des Ritters Blut nicht vergießen, denn thäte er das, so werde er als Mörder bestraft. Da nun der Bürger das Fleisch nicht ohne das Blut haben kann, verliert er seinen Anspruch. Die Dame kehrt heim und gibt sich erst nachher dem Ritter zu erkennen. Ihr Vater billigt ihre Wahl und sie werden ein glückliches Paar. — Die gesta Romana enthalten diesen Stoff zuerst. Zuletzt ist er in Shakespeares Kaufmann von Venedig in der herrlichsten Weise behandelt worden.

Mauritius von Crun, aus der Ambraser Handschrift abgedruckt in von der Hagens Germania IX. 103.

Ritter Mauritius von Crun liebt die schöne, aber schon verheirathete Gräfin Beamunt, mit steter Treue. Sie verspricht ihm endlich ihre Gegengunst, wenn er ein Turnier veranstalten wolle, da sie noch keins gesehen habe. Sogleich entspricht er ihrem Befehl und baut ein großes von Räderwerk und Pferden getriebenes Schiff, mit dem er sammt seinem Gefolge stolz und zum Staunen alles Volks durchs Land zum Turnier fährt. Auf diesem selbst gewinnt er durch seine Heldenkraft den höchsten Preis, wird aber tüchtig

zerhauen und zerſtechen. Da läßt er das reiche Schiff zerſtücken und verſchenkt es, und gelobt Jedem zu geben, was er von ihm verlange, alſo daß er ſich bald bis auf die Unterkleider entblößt ſieht. So viel Großmuth beſiegt das Herz der Gräfin und ſie läßt ihn durch ihre Zofe zu ſich beſtellen. Da er aber hier gar zu lange auf ſie warten muß, ſchläft er vor Müdigkeit ein. Sie kommt endlich, findet ſich durch ſein Einſchlafen ſchwer beleidigt und verſagt ihm fortan alle Huld. Da kommt er aber ingrimmig wieder und ſprengt mit voller Kraft die Thüre ihrer Schlafkammer. Ihr Gatte, der Graf, der kurz vorher einen Menſchen zufällig getödtet hat, glaubt in der halbnackten und blutigen Geſtalt des Ritters den Todten zu ſehen, ſpringt vor Schreck aus dem Bette und ſtürzt ohnmächtig hin. Mauritius aber legt ſich an ſeine Stelle und ſie ergibt ſich ihm, denn er iſt „der kühnſte Mann". Er aber ſteckte ihr den Ring, den er von ihr empfangen, wieder an den Finger und ſagt ihr für immer ab: „wären alle Weiber, wie Ihr ſeyd, es würde keiner mehr Weibern dienen wollen." Und wirklich zieht er von dannen und kehrt nie mehr zu ihr zurück. Sie aber ſteht noch oft am Fenſter, ihre wohlgethane weiße Hand lehnt ſie an ihre Wange, hört dem Geſange der Nachtigallen zu und klagt: ich werde nimmer wieder froh, ach könnte er meinen Kummer ſehen!

Athis und Profilias, altfranzöſiſches Epos aus dem Ende des 12. Jahrhunderts in zwei Handſchriften zu Paris, von einem gewiſſen Alexander verfaßt, bald darauf (ums Jahr 1200) auch in deutſchen Reimen bearbeitet, hochdeutſch mit niederdeutſch vermiſcht. Von dieſer deutſchen Arbeit ſind nur Bruchſtücke in Berlin vorhanden, die aus Arnsberg in Weſtphalen ſtammen. Herausgegeben von W. Grimm. Berlin 1846. 4.

Der vornehme Römer Evas ſchickt ſeinen Sohn Profilias zu ſeinem Gaſtfreund Savis in Athen, um ihn dort bilden zu laſſen. Hier wird er mit des Savis Sohn Athis innig befreundet. Athis ſoll die ſchöne Cardiones heirathen, in die ſich Profilias ſo heftig verliebt, daß er todtkrank wird. Als er endlich dem Freund die Urſache ſeines Leidens geſteht, in der Hochzeitnacht, iſt Athis ſo großmüthig, unerkannt ſtatt ſeiner den Freund ins Hochzeitsbett liegen zu laſſen. Bald wird die Verwechslung bekannt und wieder gut gemacht durch eine feierliche Vermählung zwiſchen Profilias und Cardiones, welche hierauf Athen verlaſſen und nach Rom ziehen. — Athis unterdeß wird von ſeinem Vater (ohne Angabe des Grundes) verſtoßen und elend. Indem er ſeinen Freund in Rom ſuchen will, kommt er zu Händeln, wird fälſchlich für einen Mörder gehalten und ſoll verurtheilt werden, als Profilias ihm begegnet, der ſich nun für ihn opfern will und für ſchuldig ausgibt. Aber die wahren Mörder werden entdeckt und beide Freunde frei. Athis verliebt ſich in Gayete, die Schweſter des Profilias, die aber ſchon Braut des Vilas, Königs von Sicilien, iſt. Es

besonders in den nördöstlichen Staaten so sehr üblich ist, [1] verträgt sich mit ihren Begriffen von Rechtlichkeit und Beharrlichkeit, und es wäre ein ausgezeichneter Pennsylvanischer Bürger von deutscher Abstammung, welcher jetzt einen hohen diplomatischen Posten in Europa bekleidet, gewiß Gouverneur von Pennsylvanien geworden, wenn er nicht vor dem Antritt seiner politischen Laufbahn lutherischer Prediger gewesen wäre.

Daß die Deutschen ihre Zeitungen nur Sonntags lesen, habe ich bereits oben zu bemerken Gelegenheit gehabt; jetzt wird dieser Umstand meinen Lesern erklärlicher seyn. Die Tagesblätter der Vereinigten Staaten enthalten nämlich höchst selten wichtige politische Neuigkeiten oder Raisonnements; gewöhnlich sind sie mit Annoncen, Persönlichkeiten gegen gewisse Parteiführer oder die Regierung, Tagesneuigkeiten, die mit Politik nichts gemein haben, und dergl. angefüllt. Für diese interessiren sich die Deutschen natürlich wenig, vielmehr halten sie die Zeit, die sie auf das Lesen von dergleichen Blättern verwenden, für rein verloren. Sie begnügen sich daher mit Wochenschriften, welche die politischen Neuigkeiten einer ganzen Woche auf Einmal geben, lesen dieselben aber auch Sonntags nach der Predigt um so andächtiger, und haben dann die Zeit darüber nachzudenken, während mancher Amerikaner, der des Tags seine 10 bis 12 Zeitungen durchliest, am Ende doch nicht weiß, was er gelesen oder wie er das Gelesene deuten soll. Hiezu kommt noch der Umstand, daß ein Zeitungsschreiber von dem andern borgt, oder daß die Meisten von ihnen, wie Fenimore Cooper sagt: „Scheerenmänner" (scissorsmen) sind, die das für ihr Blatt taugliche aus einem andern herausschneiden. Der in einer amerikanischen Zeitung enthaltene Originalaufsatz füllt oft kaum eine halbe Spalte. Da thun denn die Deutschen freilich wohl, sich das Ganze auf einmal auftischen zu lassen, und das, wie bereits erwähnt, zu den billigsten Preisen. Dafür sind aber

[1] Ich will hier nur als Beispiel die kurze Biographie des jetzigen Gouverneurs von Massachusetts, Herrn Edward Everett, geben. Dieser war zuerst Lehrer des Griechischen in Cambridge, dann Professor der Beredsamkeit, dann Unitarischer Prediger, dann Repräsentant von Massachusetts, im Kongreß der Vereinigten Staaten, und jetzt ist er Gouverneur dieses Staates.

kommt zum Kampf, Athis ſiegt durch ſeine Tapferkeit und gewinnt die Braut. — Nach Athen zurückgekehrt, muß Athis neue Noth beſtehen, denn Pyrithous, Sohn des Königs Theſeus von Athen, verliebt ſich in Gayete; während Thelamon von Korinth und Bilas vereinigt die Frauen zu rauben ſuchen. Pyrithous kämpft für die Damen und fällt. Cardiones ſtirbt darüber aus Gram, weil er ihr Kämpfer geweſen (hat ſie ihn geliebt?). Der Sterbende aber gelobt dem Proſilias zum Erſatz ſeine ſchöne Schweſter Alemandine. Bilas verſöhnt ſich mit Athis, indem er deſſen Schweſter Saline heirathet. — Der letztere Theil iſt abgeſchmackt; nur der erſte, der von der treuen Freundſchaft handelt, iſt der echte Kern der Dichtung, der andere unnütze Zugabe.

Das Ambraſer Liederbuch Nr. 225 enthält die ſchöne Erzählung von der treuen Florebebel:

Ritter Trianus von Steyermark kommt nach Dänemark, wo er als ein Heide zuerſt die Taufe empfing und des Königs ſchöne Tochter Florebebel heirathete. Als er aber nachher auf Abentheuer zog, verliebte ſich die Königin von Frankreich in ihn und ließ ihn des Nachts ein. Der König kam dahinter, überraſchte die Liebenden und ließ den Ritter in den Kerker werfen. Sein treuer Knecht aber eilte nach Dänemark und gab Florebebel Nachricht. Da nahm dieſe männliche Tracht, zog nach Frankreich, gelangte durch Beſtechung in den Thurm und tauſchte mit Trianus die Kleider, alſo daß er glücklich entkam. Sie blieb an ſeiner Statt zurück und ſollte gerichtet werden, als ſie ſich als Weib zu erkennen gab. Nun war auch die Ehre der Königin von Frankreich gerettet und ihr Gemahl befriedigt. Die Königin von Frankreich machte Florebebel Liebkoſungen und Geſchenke in Hülle und Fülle. Die letztere aber kehrte nach Dänemark zurück und ließ ihren geliebten Ritter kommen, der noch König von Dänemark wurde.

Verwandt ſind folgende Erzählungen:

Ritter Alexander von Metz trug, als er ins h. Land zog, ein Hemd, das ſo lange rein bleiben ſollte, als ihm ſeine Gattin Florentine daheim treu bleiben würde. Er wurde gefangen und Sklave des Sultans. Dieſen wunderte, daß des Sklaven Hemd immer rein blieb und er frug nach der Urſache. Darauf ſchickte er Jemand in des Ritters Heimath, um die Treue der Frau zu prüfen. Sie beſtand jede Probe. Zugleich erfuhr Florentine, wo ihr Gatte ſey, verkleidete ſich, reiſte zu ihm und kaufte ihn los, ohne erkannt zu werden, ſchnitt ein Stück von des Mannes Hemde ab und kehrte allein zurück. Als ihr Gatte nachkam, fand er ſie auf ſeiner Burg, als ob nichts vorgefallen wäre. Doch erfuhr er ihre Abweſenheit und hielt ſie für treulos, bis ſie ihm das abgeſchnittene Stück des Hemdes zeigte. Steht in Körners hiſt. Volksliedern. Auch niederdeutſch, vgl. van der Bergh, niederl. Volksromans S. 52. Grimm, deutſche Sagen Nr. 531. Eine ganz ähnliche Geſchichte wird

erzählt in den gestis Rom. 69. Desgleichen in Müllenhoffs holst. Sagen Nr. 607.

Ein Graf wird auf dem Kreuzzug gefangen und muß am Pfluge ziehen. Er bittet einmal den Sultan ihn zu seiner Frau heimzulassen. Der Sultan sagt Ja, wenn die Frau selber komme ihn zu holen. Das wird der Frau verkundschaftet, die sich nun als Mönch verkleidet, zum Sultan kommt, ihn durch ihr Saitenspiel entzückt und von ihm den Sklaven zum Geschenk erbittet und erhält. Keller, Erzählungen S. 168.

Die beiden Kaufleute, ein Gedicht von Ruprecht von Würzburg, abgedruckt in Grimms altd. Wäldern I. 35. Hagen Gesammtabentheuer Nr. 68.

Zwei Kaufleute in Verdun verheiratheten ihre Kinder mit einander, Bertram und Irmengart, die in der glücklichsten Ehe zusammenlebten. Einst verreiste Bertram und traf mit andern Männern zusammen. Es war die Rede von trefflichen und treuen Frauen. Bertram rühmte die seinige vor allen. Da wurde ein gewisser Hogier begierig, ihre Treue zu erproben, reiste nach Verdun und stellte ihr auf alle Weise nach. Um ihn ein für allemal los zu werden, beredete sie ihre Magd Amelie, sich in ihr Bett zu legen und ihn zu empfangen, als ob sie es selber wäre; Hogier aber hielt die Magd wirklich für die Frau und schnitt ihr zum Abschied ihren Goldfinger sammt dem Ehring ab, um einen Beweis seines Sieges davonzutragen. Allein wie sehr er auch gegen Bertram triumphirte, mußte er dennoch mit Schrecken und Scham die Wette verloren geben, als Irmengard ihre Hände vorwies und keiner ihrer Finger fehlte.

Grimm a. a. O. weist auf eine gallische Quelle dieser Erzählung hin. Nach Davies british Mythol. nämlich rühmt sich der junge Elphin an König Marigwns Hof auf gleiche Weise seiner Frau, da schickt der König seinen Sohn Rhun, sie zu erproben. Sie legt ihn aber zur Magd, der er den Finger abschneidet. Man muß hier auch an die römische Lucretia erinnern, deren Geschichte, abgesehen vom Ausgang, im Anfang ganz die nämliche ist. Ohne Zweifel hat man es also hier mit einem Sagenstoff zu thun, der sehr alt ist und sich durch viele Völker verbreitet hat. Ein altes Volksbuch in Prosa, gedruckt zu Nürnberg 1499, das auch in Dänemark und Schweden gangbar ist, weiß nichts vom Fingerabschneiden, sondern nur von einem Maale am Arm der keuschen Frau, das der Versucher durch Bestechung entdeckt; dagegen ist die Strafe der letztern grausam. Eine Menge romantischer Dichtungen entsprechen dieser letztern Auffassung, setzen aber das Maal an die Brust der schönen Frau.

Ein ganz unbedeutender Minneſänger, Reinmann von Brennenberg, iſt zu hohem Ruhme gelangt. Ihm nämlich gelten die alten Volkslieder vom Brennberger bei Uhland Nr. 75. Haupt, Zeitſchr. III. 39. Grimm D. Sagen Nr. 499. 500. Hormayr Taſchenbuch 1826. S. 313. Folgendes iſt der Inhalt der Sage:

> Brennberger, Ritter und Sänger am Hofe zu Wien, heimlicher Geliebter der ſchönen Herzogin von Oeſterreich, wurde von dieſer abgeſandt, zu erfahren, ob die Königin von Frankreich noch ſchöner ſey, als ſie? Als Krämerin verkleidet fand er am Hofe zu Paris Eingang, ſchlief nach einander bei allen Hoffräulein und ſollte endlich auch bei der Königin ſelber ſchlafen, da entfloh er aber und brachte ſeiner Geliebten die Kunde, jene Königin ſey nach ihr das ſchönſte Weib auf Erden. Nun kam aber der Herzog ihrer geheimen Liebe auf die Spur, ließ den Brennberger umbringen und ſetzte deſſen Herz ſeiner Gemahlin als Speiſe vor. Als ſie erfuhr, was ſie genoſſen, aß ſie keinen Biſſen mehr und hungerte ſich todt.

Dieſelbe Begebenheit wird in vielen romaniſchen Dichtungen erzählt. Vgl. Diez, Leben der Troubadours S. 82. Hier hieß der unglückliche Ritter Cabestaing, und im Decamerone des Boccaccio IV. 9. Gardestagne. Boccaccio in einer andern von jener unabhängigen Erzählung IV. 1. macht aus dem grauſamen Gatten einen Vater. In einem normänniſchen Lai von Renault ſind es zwölf Damen, die der ſchöne Ritter Ignaures zugleich liebte, die von ſeinem Herzen eſſen müſſen und alle aus Liebe ſterben. Vgl. Gräße, allg. Lit.-Geſch. II. 2. 1121. W. Wackernagel macht in Haupts Zeitſchr. VI. 294 mit Recht geltend, daß die Erfindung romaniſch und erſt in die deutſche Dichtung übertragen ſey. Wie es aber gekommen iſt, daß die alte Sage wieder auf den Brennberger übertragen wurde, erklärt ſich aus dem Umſtande, daß ein Ritter dieſes Namens, alſo wohl ein Verwandter des Sängers, auf Befehl Heinrichs des Löwen wegen Verrätherei geviertheilt und „aufgeſchnitten“ wurde (von der Hagen, Minneſänger IV. S. 281), und daß Reinmann von Brennenberg ſelbſt einmal in einem geiſtloſen und höchſt geſchraubten Liede klagt, ſein Herz ſey von ſeinem Leibe geſchieden, weil es bei ſeiner Geliebten ferne von ihm ſey (daſ. 283).

In dem Gedicht „die Herzmäre“ von Konrad von Würzburg in Hagens Geſammtabentheuern Nr. 11 und beſonders herausg. von Franz Roth, Frankf. 1846, auch in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 23, ſtirbt ein

Ritter aus Liebesgram und ſchickt der geliebten Dame ſein Herz ſelber zu, ihr Gemahl fängt es unterwegs auf, läßt es braten und ſetzt es ihr unwiſſend vor. Als ſie erfährt, was es war, ſtirbt ſie. Vgl. auch Uhlands berühmte Romanze vom Ritter von Coucy. Der Stoff war, wie man ſieht, bei den Dichtern des Mittelalters ſehr beliebt. Und wenn auch zuerſt bei romaniſchen Dichtern ausgebildet, iſt er doch ohne Zweifel nicht der altrömiſch-gothiſchen Frivolität, ſondern der germaniſchen Sittenſtrenge entſtammt, barbariſchen, nordiſchen Urſprungs.

Die Kinder von Limburg, niederländiſches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, noch ungedruckt (Mone, niederl. Volkslit. S. 86. 230), als Volksbuch in Proſa bearbeitet und 1480 von Johann von Soeſt in ſchlechte deutſche Verſe gebracht. Vgl. Gräße Sagenkreis S. 392. Hofmann horae belg. I. 67. van der Bergh, niederl. Volksrom. 30. Mone Anzeiger 1835. S. 164.

Otto, Herzog von Limburg, hat zwei Kinder, Heinrich und Margaretha. Die letztere verirrt einmal auf der Jagd, ein Bär frißt ihr Pferd, ein von Räubern geplünderter Kaufmann geſellt ſich zu ihr. Sie kommen in ein Zauberſchloß, wo Margarethas Tiſchgebet den Spuck verſcheucht. Sie gehen zu Schiffe und kommen nach Athen, wo der Graf die Jungfrau als Zoll zu ſich nimmt. Sein Sohn Schites verliebt ſich in ſie, die ihn keuſch verſchmäht. Seine Mutter aber erbost ſich über dieſe Liebe ſo, daß ſie Margaretha als Hexe verklagen und zum Feuertod verdammen läßt; Schites rettet ſie und aus Dankbarkeit wird ſie ihm hold, aber an den Hof nach Conſtantinopel geſchickt, um von ihm getrennt zu werden. Unterdeß iſt der Kaufmann heimgekehrt und hat ihrem Vater erzählt, wohin ſie gekommen. Ihr Bruder Heinrich ſucht ſie auf. Er beſteht unterwegs allerlei Kämpfe mit Bären, Räubern, Rittern, wird in Trier verrätheriſch gefangen, aber durch einen Freund befreit, erobert Trier, zieht dann den Rhein hinauf, kommt nach Mailand und rettet die Herzogin Europa daſelbſt, die um ihr Erbe bedrängt wird. Sie bietet ihm ihre Hand an, er weigert ſich, da er andere Zwecke verfolge, ſie kommt aber des Nachts zu ihm und empfängt von ihm ein Kind, das Oliver genannt wurde und mit einem goldenen Kreuz auf der Schulter zur Welt kam. Darauf zieht er nach Calabrien und erbietet ſich für eine unſchuldige Königin, die man fälſchlich des Ehebruchs angeklagt, noch zwei Jahre zu kämpfen. Unterdeß geräth er in den Venusberg, wo Frau Venus ihn gefangen hält. — Schites wird aber auch ein großer Held und zieht auf Abentheuer aus. Unter einer Linde ſchlafend erfährt er von drei fahrenden Frauen, er ſey beſtimmt, den Neffen ſeiner geliebten Margaretha, den kleinen Oliver, den ihr ihm noch unbekannter Bruder Heinrich mit der Herzogin von Mailand gezeugt, vom

Feuertode zu retten, da Europas jetziger Gemahl ihn verbrennen laſſen wolle. Dies geſchieht nun auch, er erſchlägt den Herzog und rettet das Kind. — Sein treuer Freund Evar hört von ſeinen Thaten und zieht ihm nach, befreit ihn in Soiſſons, wo er gefangen lag, und kommt mit ihm nach Limburg, wo ſie über Margaretha und Heinrich Auskunft erhalten. Dann in Spanien verliebt ſich Evar in die ſchöne Sibyle, Gemahlin des alten Königs Teras von Aragon und bleibt in ihrer Nähe. Echites aber wird durch eine Frau gemahnt, für Heinrich den Zweikampf zu beſtehen, den dieſer nach zwei Jahren übernehmen wollte. Er thut es, befreit die unſchuldige Königin, kommt in den Venusberg und befreit Heinrich ſelbſt. — Evar wird von Sibyle nicht erhört und deshalb wahnſinnig; während er in Ketten liegt, ſtürmt ein anderer auf Sibyle ein, da gibt ſie dem Evar durch einige Hoffnung, die ſie ihm macht, den Verſtand wieder und er beſiegt den Nebenbuhler. Darauf ſtellt ſie ſich auf einer Wallfahrt nach St. Jakob, als ſey ſie ertrunken, und läßt ſich von Evar entführen. Beide aber ſind ſo arm, daß ſie betteln müſſen. Um ihn dieſem Elend zu entreißen, verläßt ihn Sibyle, als er ſchläft. Er widmet ſich nun wieder der Ritterſchaft und wird nach Teras Tode König von Aragon. Da gibt ſich ihm Sibyle, die unterdeß in Venedig mit Stickerei ſich ernährt, durch einen Teppich zu erkennen, in den ſie die Bilder ihres Lebens einwebt. Er befreit ſie aus der Gewalt eines boshaften Kaufmanns und heirathet ſie. — Unterdeß helfen Heinrich und Echites dem Kaiſer von Conſtantinopel gegen die Heiden (ſehr langweilige Kämpfe, worin ein rieſiger Heide Poloſernus dem antiken Polyphem nachgebildet). Mit dem Kampf wechſelt ein Liebesſpiel ab, welches die Kaiſerin Euſebia in Conſtantinopel halten läßt und bei dem eine Menge Liebespaare figuriren. Jonas, ein Knappe des Evar, befreit eine Jungfrau von einem Drachen. Unter den Heiden iſt Demophon der ausgezeichnetſte, der mit einer Amazone kämpft. Nach langem Kampfe werden die Heiden beſiegt, Demophon gefangen und zum Chriſten bekehrt, Echites mit Margaretha und Heinrich mit Euſebia verheirathet.

Hier ſind die Züge uralter ſchöner Volksſage gemiſcht mit abgeſchmackten Erfindungen und ſchon claſſiſchen Studien. Ein Muſter poetiſcher Mengerei.

Dieſer Liebesgeſchichte reihe ich einige der intereſſanteſten alten Dichtungen an, in denen die Freundſchaft verherrlicht wird. Die Waffenbruderliebe, die innige Verbindung zweier Freunde, iſt uralt unter den Deutſchen. Es iſt merkwürdig, daß ſchon Herodot von den Skythen meldet, ſie hätten einen Blutbund der Freundſchaft geſchloſſen, indem ſie ſich die Arme aufgeritzt und das beiderſeits zuſammengefloſſene Blut ge-

trunken hätten. Von einer ſolchen durch Blut, wenn auch nur durch Kinderblut beſiegelten Freundſchaft haben wir viele und ſchöne Sagen. Im Norden ſind die beiden treuen, für einander ſich opfernden Freunde Hunding und Hading, vgl. Afzelius I. 120.

Die berühmte Dichtung von Amicus und Amelius hat gewiß eine deutſche Urquelle, wenn ſie auch zuerſt lateiniſch aufgezeichnet wurde im speculum hist. des Vincenz von Beauvais. Vgl. über die Quellen Keller sept sages CCXXXII und Gräße, Sagenkreiſe 348 f.

Zwei Freunde von Jugend auf ſind einander wie Zwillingsbrüder ähnlich. Amicus heirathet und wird Schatzmeiſter an Karl des Großen Hofe; Amelius wird Truchſeß daſelbſt, verliebt ſich in des Kaiſers Tochter und vertraut ſich, gegen des abweſenden Freundes Rath, dem böſen Grafen Ardericus an, der ihn verräth. Er ſoll nun mit dieſem den gerichtlichen Zweikampf beſtehen, ſucht aber zuvor den Freund auf, der an ſeiner Statt den Kampf übernimmt und an deſſen Stelle er ſelbſt zu deſſen Frau heimkehrt. Amicus erlegt den böſen Grafen und gewinnt des Kaiſers Tochter, die er ſofort ſeinem Freunde abtritt, mit dem ſeine Frau außerordentlich unzufrieden geweſen, weil er ſich ſehr ſpröde gegen ſie bezeugt und im Bett ein Schwert zwiſchen ſich und ſie gelegt. — Nach dieſer erſten Freundſchaftsprobe leben ſie vergnügt. Amelius bekommt von ſeiner Prinzeſſin Kinder; aber Amicus wird ausſätzig und der Engel Raphael ſelbſt erklärt in einer Erſcheinung, nur das Blut der Kinder ſeines Freundes könne ihn heilen. Da ſchneidet der treue Freund Amelius ſeinen Kindern ſelbſt die Köpfe ab und Amicus wird von dem Blut geheilt. Die Mutter frägt nach den Kindern und ſiehe, ſie haben alle die Köpfe wieder auf und ſpielen vergnügt. Nur eine rothe Linie um den Hals bezeichnet, was ihnen geſchehen iſt. — Endlich fallen beide Freunde im Kampf für Karl den Großen und auch noch ihre Särge, anfangs von einander getrennt, rücken zuſammen.

Engelhart und Engeldrut von des Konrad von Würzburg. Gedruckt in Frankfurt a. M. 1573. Im Auszug bei Eſchenburg, Denkm. 41 f. Herausgegeben von Haupt. Leipzig 1844.

Engelhart, der Sohn eines burgundiſchen Ritters, zieht auf Abentheuer aus. Sein Vater gibt ihm drei Aepfel mit, die ſolle er dem geben, der mit ihm reiſen will. Iſt er die Aepfel ganz, ohne ihm ein Stück davon anzubieten, ſo ſolle er ihn meiden. E. begegnet zwei Jünglingen, die je einen Apfel ganz eſſen, und meidet ſie. Dann begegnet er dem jungen Dietrich von Brabant, dem er den dritten Apfel gibt und der ihm die Hälfte zurückgibt. Nun reiſen beide zuſammen. Sie ſind ſo ähnlich, daß der König von Dänemark, zu dem ſie kommen, ſie für Brüder hält. Des Königs Tochter Engeltrud

verliebt ſich in beide, wählt aber den Engelhart, nur weil ſein Name dem ihrigen ſo ähnlich iſt. Sie darf aber ihre Liebe zu einem Diener ihres Vaters nicht bekennen. Dietrich muß in ſeine Heimath, weil ſein Vater geſtorben iſt. Engelhart bleibt als Kammerdiener der ſchwermüthigen Prinzeſſin zurück. Er iſt ſo bewegt, daß er einmal beim Vorſchneiden das Meſſer fallen läßt. Daran erkennt ſie, daß er ſie liebe, geſteht ihm aber ihre eigene Liebe nicht, bis er krank wird. Da an ſeinem Bette bekennt ſie ihm ihre Liebe und macht ihn dadurch wieder geſund. Ein Turnier ſtellt ſeine Tapferkeit ans Licht. Engeltrud liebt ihn immer heißer. Einſt aber werden ſie bei einer Umarmung von des Königs Neffen, Ritſchier von England, überraſcht und verrathen. Engelhart ſoll ſich durch einen Zweikampf von der Schuld reinigen, fürchtet aber zu unterliegen, weil er wirklich ſchuldig iſt, gibt vor, erſt in einem Kloſter büßen zu wollen, und reiſt zu Dietrich, ihn zu bewegen, ſtatt ſeiner zu kämpfen. Dietrich kommt, ſiegt und wird mit Engeltrud vermählt, legt aber in der Hochzeitnacht das blanke Schwert zwiſchen ſich und die Braut, bis Engelhart, den man für identiſch mit ihm hält, ſeine Stelle einnimmt. Der alte König ſtirbt und Engelhart gelangt auf den däniſchen Thron. — Dietrich iſt zurückgekehrt nach Brabant, bekommt den Ausſatz und kann, wie ihm ein Engel verkündet, nur geheilt werden, wenn er ſich mit dem Blute der beiden Kinder Engelharts beſtreicht. Er reiſt nach Dänemark, Engelhart opfert die Kinder, enthauptet ſie mit eigener Hand und heilt ſeinen Freund; als er aber mit ſchwerem Herzen in das Gemach der Kinder zurückkehrt, findet er ſie luſtig ſpielend, und nur ein rother Strich um ihren Hals erhält das Andenken an ſeine That. Alles iſt nun voll Wonne und Dietrich kehrt geſund und froh heim.

Aehnlich ſind die Dichtungen von Alexander und Ludwig in den ſieben weiſen Meiſtern, von Olivier und Artus, aus dem Altfranzöſiſchen behandelt von Hans Sachs. So auch das Märchen vom treuen Johannes bei Grimm:

Ein alter König hinterließ einen Sohn und band es ſeinem Diener Johannes auf die Seele, zu verhüten, daß der Prinz nicht in eine gewiſſe Thüre eingehe. Der neugierige Prinz drang dennoch hinein und fand das Bild einer wunderſchönen Jungfrau. Nachdem es einmal geſchehen, half Johannes dem jungen Prinzen die ſchöne Jungfrau, die eine Königstochter war, aufſuchen und entführen. Unterwegs aber verkündigten drei Raben eine Menge Unheil, das der Braut und dem Bräutigam bevorſtehe. Um nun dieſes Unheil zu verhüten, tödtete Johannes ein herrliches Pferd, das ſonſt den Prinzen davongetragen haben würde, verbrannte das Hemd der Braut, das ihr ſonſt den Tod gebracht hätte, und ſah auf der ohnmächtigen Braut rechter Bruſt drei Blutstropfen. Das war dem Prinzen, der den Sinn davon nicht verſtand,

doch zu arg und er ließ ihn hängen. Johannes bekannte vorher seine Unschuld und wurde zu Stein. Den Prinzen reute es nun sehr, was er gethan, als er aber zwei Kinder hatte, sagte der Stein zu ihm, wenn er sie schlachte und ihn, den Stein, mit ihrem Blute bestreiche, so werde er wieder aufleben. Der Prinz brachte das Opfer, Johannes lebte wieder auf, machte aber auch sogleich die Kinder wieder lebendig. Grimm, D. M. Nr. 6. In den Anmerkungen III. S. 16 wird ein abweichendes westphälisches Märchen erzählt. In demselben heißt der Prinz Roland, der Diener Joseph. Unter anderm muß Joseph hier einen Drachen bekämpfen, der sich in der Brautnacht ins Brautbett schleicht. Aehnlich eine Geschichte in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 383.

7.

Volksbücher.

Viele Romane, die seit dem 15. Jahrhundert als Volksbücher weite Verbreitung fanden, stammen doch nur aus ältern ritterlichen Dichtungen, weshalb ich sie hier anführe. Einiger Volksbücher ist schon unter den Legenden gedacht worden. Anderer werde ich erst später theils unter den Schwänken, theils unter den dämonischen Sagen erwähnen, weil sie besser dahin gehören. Hier gebe ich nur die, welche vorzugsweise noch Helden- und Liebesgeschichten enthalten. Viele derselben sind in dem „Buch der Liebe" 1578 gesammelt und zusammen abgedruckt worden. Am ausführlichsten hat von ihnen gehandelt Görres in s. Volksbüchern, Heidelb. 1806. Neuerdings hat Simrock die Volksbücher durch neue Sammlungen verbreitet.

Herzog Ernst war ein sehr beliebter Stoff im Mittelalter und wurde öfter überarbeitet. Haupt in s. Zeitschr. VII. 193 f. hat ihm eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet und vermuthet, das niederländische Buch sey das älteste, nach ihm habe ein Geistlicher erst das lateinische Buch gekünstelt, und auch das oberdeutsche Gedicht sey aus jener Quelle geflossen. An die historische Person des unter Konrad II. hartverfolgten Herzog Ernst von Schwaben sind in der Dichtung märchenhafte Züge angeknüpft worden, zum Theil aus dem französischen Roman Hüon. Vgl. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809 S. 217. Außerdem existirt noch in altem Druck ein längeres Volkslied von Herzog Ernst (Haupt, Zeitschr. VIII. 477) und ein kürzeres in Kaspar von der Roen Heldenbuch.

Herzog Ernſt iſt Stiefſohn Ottos des Rothen (hiſtoriſch Konrad II.) und wird von demſelben ungerecht verfolgt, erſchlägt ſeinen falſchen Ankläger Heinrich, und wird mit Verbannung beſtraft. Da zieht er nach dem h. Grabe, geräth aber in Wunderländer und zu fabelhaften Völkern, zu einem Volke mit Kranichſchnäbeln, unter denen er mit dem Schwerte wüthet, um eine edle Frau aus Indien zu retten, zum Magnetberge, an dem alle Schiffe zerſchellen, weil er das Eiſen an ſich zieht, zu den einäugigen Arimaspen, Plattfüßen, Großohren, Pygmäen ꝛc. Endlich kommt er ins h. Land, verrichtet Heldenthaten gegen die Heiden, kehrt wieder heim und wird durch Fürbitte ſeiner Mutter vom kaiſerlichen Stiefvater wieder zu Gnaden angenommen.

Man ſieht, von der rührenden, wahrhaft poetiſchen Geſchichte des wirklichen Ernſt von Schwaben iſt hier keine Spur, und die Dichtung weit hinter den wahren Begebenheiten zurückgeblieben. Die Wundergeſchichten aber ſind aus lateiniſchen Quellen entlehnt und enthalten eine rohe Erinnerung an die ſchon von Herodot geſchilderten Fabelvölker im unbekannten Aſien. Dieſe Dichtung hat alſo ihren großen Ruhm mit nichten verdient.

Nicht viel beſſer iſt das Gedicht von Herzog Heinrich dem Löwen, von Mich. Weißenher (gedr. in Maßmanns Denkmälern S. 122 ff.) ſofern auch hier die Wunderſucht viel zu roh in die Poeſie der wirklichen Geſchichte eingreift. Doch bewegt ſich dieſe Geſchichte mehr in einheimiſchen Vorſtellungskreiſen. Außer einem andern hieher gehörigen, größern Gedicht, Reinfried von Braunſchweig, (im Auszug herausgegeben von K. Gödeke. Hannover 1851) hat man ein Volksbuch in Proſa und mehrere Meiſterlieder, die denſelben Stoff behandeln.

Heinrich zieht ins h. Land. Im weiten Meere findet ſein Schiff nirgends ein Ufer. Die Lebensmittel ſind ausgegangen. Man looſt und den das Loos trifft, wird von den Andern gegeſſen. Nur noch Heinrich und ein einziger Knecht ſind übrig. Das Loos trifft den Herzog, aber der Knecht macht keinen Gebrauch von ſeinem Recht, ſondern näht den Herzog in eine Ochſenhaut ein. Da kommt ein Greif und nimmt ihn durch die Lüfte fort, in der Meinung, es ſey ein Rind. Heinrich haut mit einem Schwerte die Haut durch und beſiegt den Greifen. Da ſieht er einen Löwen ſchon faſt überwunden von einem Drachen und rettet ihn und ſeitdem folgt ihm der Löwe wie ein Hund. Wiederum zur See ohne Ufer dahinfahrend und in großer Noth wird Heinrich vom Teufel beſucht, der ihm berichtet, daheim in Braunſchweig gehe es luſtig her, ſeine Gemahlin halte morgen Hochzeit mit einem Andern. Da verſchreibt Heinrich dem Teufel ſeine Seele dafür, daß er ihn noch in der Nacht nach Braunſchweig

bringe, jedoch bedingt er ſich aus, daß der Teufel ſein Recht verloren habe, wenn Heinrich am Morgen der Ankunft nicht ſchlafe. Nun führt ihn der Teufel durch die Luft und Heinrich ſchläft ein, aber der Löwe, den er mitgenommen, weckt ihn durch ſein Gebrüll, und ſo iſt er daheim, ohne dem Teufel etwas ſchuldig zu bleiben. Er geht in Pilgertracht ins Hochzeitshaus und läßt ſeinen Ring in den Becher ſeiner Gemahlin fallen, die ihn daran erkennt. Sie war ſchuldlos, denn man hatte ſie gezwungen, einen andern zu nehmen, weil der Herzog ſo lange ausblieb. Daher wurde auch dem jungen Bräutigam verziehn und Heinrich regierte wieder in Luſt und Freude.

Das poetiſche Motiv der geheimnißvollen Rückkehr des Gatten zur Hochzeit der zurückgelaſſenen Gattin haben wir ſchon in einer Sage von Karl dem Großen kennen gelernt (S. 51). Es kehrt oft in deutſchen Sagen wieder. So in der ſchönen Sage vom Falkenſtein.

Ritter Kuno war im h. Lande bei den Türken gefangen. Da kündigte ihm der Teufel an, ſein Weib daheim werde morgen einen andern Mann heirathen und in der Angſt um ſie nahm der Ritter des Teufels Antrag an, ihn heimzuführen, wofür er ihm ſeine Seele verſchrieb, jedoch unter der Bedingung, daß ſeine Seele gerettet bleibe, wenn er unterwegs nicht einſchlafe. Nun ſetzten ſich auf der Luftfahrt zwei Falken, der eine auf des Ritters Haupt, der andere auf ſeinen Fuß und hielten ihn wach, ſo daß er glücklich heimkam und ſein Weib wiedergewann, ohne dem Teufel zu verfallen. Zum Andenken nahm er Wappen und Namen von den Falken an und gründete das Geſchlecht derer von Falkenſtein. Gottſchalk, Sagen S. 338 f.

Ferner in der Sage von Ritter Gerhard von Holenbach übereinſtimmend mit den heidniſchen Sagen vom Wunſchmantel (vgl. oben S. 169).

Dieſer Ritter hegte ſo große Verehrung vor dem h. Apoſtel Thomas, daß er keinem, der ihn in des Thomas Namen um etwas bat, es abſchlug. Da verſuchte ihn einmal bei großer Kälte der Teufel in Geſtalt eines Bettlers unterwegs und bat ihn beim h. Thomas um ſeinen Mantel und der Ritter gab ihn her. Gerhard wollte endlich ſelber in das vom h. Thomas bekehrte Morgenland wallfahrten, brach mit ſeiner Gattin einen Ring und erlaubte ihr, wenn ſie binnen fünf Jahren den Ring nicht wiederſähe, einen Andern zu heirathen. Er aber kam im Morgenlande in die Gefangenſchaft und die fünf Jahre liefen um. Da erſchien ihm der Teufel wieder in ſeinem Mantel und eröffnete ihm, auf Gottes Befehl ſey er gekommen, ihn noch in derſelben Nacht heimzuführen, denn ſein Weib ſolle morgen einen Andern heirathen. Sogleich fuhr er ihn mit dem Mantel durch die Luft fort und frühe ging Gerhard auf die Burg zur Hochzeit als Bettler und warf den halben Ring in den Becher, den die Braut ihm mitleidig reichte. Da erkannte ſie, es ſey

auch die meiſten deutſchen Zeitungſchreiber nebenher Landwirthe, oder treiben ſonſt noch ein Geſchäft, was ihrer Popularität weniger Eintrag thut, als wenn ſie Politiker von Profeſſion wären.

Um jedoch ein Beiſpiel anzuführen, welches von dem politiſchen Takt der Deutſchen den auffallendſten Beweis liefert, zugleich aber auch ihre Unbeſtechlichkeit erprobt, und die Unmöglichkeit, ſie durch ſcheinbare Begünſtigungen von der einmal betretenen Bahn abzulenken, will ich hier eines Umſtandes erwähnen, der bereits in mehreren Schriften angeführt, aber beinahe immer ungünſtig für die in Pennſylvanien niedergelaſſenen Deutſchen beurtheilt wurde. Ich meine die gewaltige Oppoſition der letzteren gegen das Syſtem der öffentlichen Schulen. Es klingt freilich ſonderbar, wenn es heißt, das Motto der pennſylvaniſchen, aus Deutſchland abſtammenden Bauern war: „Mühlenberg oder Wolf und keine öffentlichen Schulen," („Mühlenberg or Wolf and no public school"); allein man bedenke nur, welche Rechte ein Freiſtaat in die Hände der exekutiven Gewalt legt, wenn er ihr das Erziehungsweſen überantwortet, und einen Staatsſekretär oder einen vom Gouverneur hiezu ernannten Beamten die Oberaufſicht über daſſelbe führen läßt. Wenn ſich die pennſylvaniſchen Bauern gegen dieſe Art, ein öffentliches Unterrichtsweſen zu begründen und ſich hiefür beſteuern zu laſſen, gewehrt, ſo folgt daraus noch gar nicht, daß ſie das Unterrichtsweſen ſelbſt nicht verbeſſert haben wollten; nur wollten ſie, wie ſich ſpäter herausſtellte, die Verbeſſerung desſelben den einzelnen Grafſchaften oder Gemeinden überlaſſen; eben ſo die Wahl der Schulbücher, Lehrer u. ſ. w. gerade wie dies bei dem Religionsunterricht der Fall iſt, wo jede Gemeinde das Recht hat, ihren Seelſorger zu wählen, und nach ihrer eigenen Art ſich den Weg zum Himmel zeigen zu laſſen. Die Religion, meinten die Deutſchen, iſt doch noch viel wichtiger als das Leſen- und Schreibenlernen, ſo daß die Regierung, die einmal die Pflicht auf ſich genommen hat, für dieſe Zweige des Unterrichts zu ſorgen, billigerweiſe auch Anſtalt treffen müßte, die Religionslehre zu verbeſſern oder zu verhindern, daß das Volk nicht vom rechten Glauben abfalle. Iſt man aber einmal bei der Verfaſſung übereingekommen, weder der legislativen noch exekutiven Gewalt das Recht einzuräumen, ſich in die heiligſten Angelegenheiten der Menſchen zu miſchen, dann dürften auch die minder

Gerhard und der unberufene Bräutigam mußte weichen. Caesar Heisterb. VIII. 53.

Ich füge noch eine schöne schlesische Volkssage hinzu:

Die Hahnenkräh heißt eine alte steinerne Säule vor dem Nicolaithor zu Breslau mit dem Abzeichen eines Rades, eines zerbrochenen Ringes und eines Hahnes. Ein Radmachergesell aus Breslau wanderte in die Fremde, indem er eine Braut zurückließ, mit der er die Ringe getauscht hatte. So lange er ihren Ring am Finger trage, hatte sie gesagt, werde sie ihm treu bleiben. Er kam nach Polen, gerieth zufällig in russische Gefangenschaft und wurde nach Sibirien transportirt, um in den Bergwerken zu arbeiten. Hier zerbrach sein Ring. Da gerieth er in solche Verzweiflung, daß er sich dem Teufel ergab. Der Teufel meldete ihm, seine Braut sey ihm in Folge des zerbrochenen Ringes untreu geworden und stehe im Begriff, morgen schon einen Andern zu heirathen. Der Gesell verschrieb ihm seine Seele, wenn er ihn in dieser Nacht noch vor dem ersten Krähen des Hahnes nach Breslau zurückbringe. Der Teufel führte ihn durch die Luft fort, aber dicht vor Breslau krähte der Hahn und der Geselle hatte seine Seele gerettet. Er eilte zu seiner Braut und machte seine Rechte geltend; zum ewigen Andenken aber setzte er die Säule. Gödsche, schles. Sagenschatz S. 37.

Eine Reihe der schönsten alten Romane hat die Trennung von Eltern und Kindern, die Geduld und Treue der vereinsamten Frauen und ein frohes Wiederfinden zum Gegenstande.

Am berühmtesten ist das deutsche Volksbuch vom Kaiser Octavianus, erst im 16. Jahrhundert von Wilhelm Salzmann aus dem Französischen übertragen und schnell allgemein im Volk verbreitet. Der älteste bekannte Druck ist Straßburg 1535. S. Görres, Volksbücher S. 133. Es enthält ein bekanntes und oft sich wiederholendes Legendenmotiv, nämlich das Wiederfinden getrennter Eltern und ihrer Kinder als Lohn ihrer Tugend (am besten durchgeführt in der Legende von Faustinianus und seinem Sohn dem h. Clemens in der Kaiserchronik). Der Dichter hat aber in den Octavianus einen eigenthümlichen Reiz gebracht, indem er das romantische Ritterthum hineinragen läßt in die bunteste Spießbürgerwelt. Ueber die französ. Quellen s. Gräße, Sagenkreis S. 280.

Kaiser Octavianus in Rom wird durch seine böse Mutter überredet, seine Gemahlin Felicitas sey ihm untreu und will sie sammt ihren beiden Zwillingssöhnen verbrennen lassen, begnügt sich indeß, sie zu verbannen. Im Walde schläft sie ermüdet ein. Da raubt ihr ein Affe eines ihrer Kinder, und eine Löwin das andere. Die unglückliche Mutter kommt mit einem Schiff zu einer

Inſel, wo ſie das zweite Kind, nach der Löwin Lion genannt, wiederfindet. Ein Greif hat die Löwin ſammt dem Kinde dahin getragen. Die Löwin bleibt bei dem Knaben und iſt vollkommen zahm. Ein Schiffer will die Kaiſerin entehren, wird aber von der Löwin zerriſſen. Nachher geht die Kaiſerin nach Jeruſalem, wo Lion von einem Ritter auferzogen wird; ſpäter tritt er in die Dienſte des Königs von Acre.

Der erſte vom Affen geraubte Sohn wird von einem Ritter befreit, Florens genannt und an den Pilger Clemens verkauft, der eben vom h. Lande nach Paris heimkehrend, an dem ſchönen und ſtarken Kinde ſo große Freude hat, daß er es mitnimmt. In Paris wird Florens nun im engen, ſpießbürgerlichen Kreiſe aufgezogen, ſeine vornehme Natur aber macht ſich überall in der liebenswürdigſten Naivetät geltend. Er ſoll ein Fleiſcher werden, indem er aber zwei Ochſen zur Schlachtbank führen ſoll, vertauſcht er ſie gegen einen Falken. Er ſoll nun der Diener im Hauſe werden und Clemens einem ſchwächlichen Sohne in der Kaufmannſchaft helfen, aber indem er Geld zum Wechsler trägt, gibt er es her für einen ſchönen wilden Hengſt. Der gute alte Clemens wird darüber ſo böſe, daß er den Florens ſchlägt. Seine Frau verwehrt es ihm aber, indem ſie ahnt, Florens ſey von hoher Geburt und zu hohen Dingen berufen. Da kommt der Sultan von Babylon mit ungeheuren Schaaren von Heiden und belagert Paris. König Dagobert ruft den Kaiſer Octavianus zu Hülfe. Des Sultans Tochter Marcebilla ſchickt aus Uebermuth einen bucklichen Boten an Dagobert und verlangt, er ſolle Stadt und Reich ihr übergeben. Ihr Freyer aber, ein Rieſenkönig, folgt dem Boten nach und fordert alle Ritter zum Zweikampf. Den erſten, der ſich ihm ſtellt, nimmt er beim Kragen und ſchleppt ihn lebendig zu Marcebille. Nun hat Florens keine Ruhe mehr, zieht die erſte beſte alte verroſtete Rüſtung an, eilt hinaus zum Kampfe und überwindet den Rieſenkönig, bei welchem Anlaß er auch die himmliſch ſchöne Marcebille zum erſtenmal ſieht. Florens wird feierlich zum Ritter geſchlagen. Der alte Clemens, außer ſich vor Freude über ſeinen herrlichen Pflegſohn, wird von deſſen Heldenmuth ſelber angeſteckt, ſchleicht ſich ins feindliche Lager und raubt für ihn das unſchätzbare Pferd Pontifer. Florens geht als Geſandter des Königs ins Lager des Sultans und gibt in deſſen Gegenwart der ſchönen Marcebille durch Blicke ſeine Liebe zu erkennen, die ſie eben ſo hold erwiedert. Nachher beſucht er ſie heimlich bei Nacht, indem er über die Seine ſetzt, wiederholt dieſe Beſuche, fährt mit ihr auf einem Kahn und unterrichtet ſie im chriſtlichen Glauben, verſäumt aber darüber den Kampf, veranlaßt Niederlagen, die Gefangenſchaft des Octavianus und wird endlich ſelbſt von einer heidniſchen Uebermacht gefangen.

Mittlerweile iſt Lion ein großer Held geworden im Dienſt des Königs von Acre und nimmt den Kaiſer der Türken gefangen. Dann zieht er nach Frankreich und nimmt auch den Sultan von Babylon gefangen. In allen dieſen Schlachten kämpft die Löwin ihm immer zur Seite. Er befreit nun ſeinen

gefangenen Vater und Bruder, die ſeine mit ihm gekommene Mutter wiedererkennt. Marcebille wird getauft und Florens vermählt. Lion ſiegt noch in Spanien und heirathet daſelbſt die Königstochter Roſamunde.

Ludwig Tieck hat das Volksbuch in ein Schauſpiel umgewandelt, und alle darin liegenden poetiſchen Keime in üppig ſchönen Blüthen entwickelt, vor allem die Liebenswürdigkeit der adeligen Jünglingsnatur in Florens und ſeinem doppeltem Contraſt mit dem Kleinbürgerthum und mit der muthwillig reizenden Marcebille.

Das Volksbuch von der geduldigen Helena:

Helena, die Tochter des Königs Antonius von Conſtantinopel, wird von dieſem mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit geliebt. Als A. ſeinen Schwager den Papſt Clemens in Rom gegen die Sarazenen geſchützt hat, begehrt er von ihm zum Lohn, daß er ihm geſtatte, ſeine eigene Tochter zu heirathen. Auf Befehl eines Engels thut es der Papſt, aber in der Nacht vor der Hochzeit entflieht die fromme Tochter auf einem Schiff nach Flandern und lebt unerkannt in einem flämiſchen Kloſter, bis Seeräuber ſie entführen. Das Schiff ſtrandet an der engliſchen Küſte, wo König Heinrich ſie findet und wegen ihrer hohen Schönheit heirathet. Er muß aber mit den Sarazenen kämpfen und in ſeiner Abweſenheit gibt ſeine böſe Mutter vor, Helena habe Hunde geboren und ſetzt durch, daß ſie als Hexe verbrannt werden ſoll. In dieſer Noth opfert ſich ihre Freundin Marie für ſie auf und läßt ſich an ihrer Statt unerkannt verbrennen, während Helena ſelbſt ſich nur ihre Hand mit dem Trauringe abhauen läßt, die ſofort dem König gebracht wird, als ſeye ſie von dem verbrannten Körper. Unterdeß flieht Helena mit den beiden Knaben, die ſie geboren. Im Wald aber, als ſie aus Müdigkeit ſchläft, nimmt das eine Kind ein Wolf, das andere ein Löwe mit fort. Ein Eremit findet beide und erzieht ſie, nachher nimmt ſich der Biſchof von Tours ihrer an. Helena lebt lange verborgen in Nantes, da kommt ſie einmal nach Tours und bettelt bei ihrem eigenen Sohn Lion (ſo genannt vom Löwen, der ihn raubte), ohne ihn zu kennen. In dieſelbe Stadt kommen aber zufällig auch Helenas Vater und Gemahl, um ſie zu ſuchen, der letztere, weil er ihre Unſchuld erkannt hat. Die abgehauene Hand führt zur Entdeckung. Alles verſöhnt ſich. Lion aber wird ein Geiſtlicher und unter dem Namen Martin Biſchof von Tours, der allbekannte Heilige. Altfranzöſ. Roman im Auszug in den mélanges tirés d'une grande bibliothèque p. 182. Auch als deutſches Volksbuch bekannt. Görres, Volksb. 136. van der Bergk. Volksromane S. 10. Vgl. Gräße. Sagenkreis S. 284.

Das Volksbuch von der frommen Hirlanda:

Hirlanda, die Gemahlin des Herzog Artus wurde von ihrem Gemahl, der in den Krieg zog, bald nach der Hochzeit verlaſſen. Sein Bruder Gerard,

der ſie ſchützen ſollte, that das Gegentheil und bot dem König von England, der am Ausſatz krank war und den nur eines neugebornen Kindes Blut heilen ſollte, das Kind an, mit dem Hirlanda ſchwanger war. Als ſie es gebar, raubte er es wirklich, es wurde ihm aber durch die Leute eines Abtes entriſſen, den eine himmliſche Erſcheinung dazu ermahnt hatte. Dieſer erzog den kleinen Knaben. Hirlanda ſelbſt wurde nun beſchuldigt, eine Mißgeburt geboren zu haben, ein nach damaligen Begriffen ſicheres Zeichen des Ehebruchs. Artus glaubte ſeinem Bruder und ſchickte aus dem Felde Befehl, ſie hinzurichten. Da entfloh ſie und lebte lange Jahre als arme Hirtin, bis ein Edelmann ſie auffand und mit Artus wieder vereinigte, der ſich von ihrer Unſchuld überzeugte. Gerard aber ruhte nicht und brachte ſie aufs neue in den Verdacht der Untreue. Ein böſer Ritter ſchwur darauf und ſie ſollte hingerichtet werden, wenn ſich kein Kämpfer für ſie fände, der jenen Ritter beſtünde. Da fand ſich unerkannt ihr unterdeß herangewachſener Sohn Bertrand ein und beſiegte den Ritter. Hirlandas volle Unſchuld wurde anerkannt und Gerard mit abgehauenen Händen und Füßen in einen Kerker geworfen. Altdeutſches Volksbuch nach einer franzöſ. Quelle. Görres Volksb. 146.

Eine der ſchönſten Dichtungen iſt die von der ſchönen Magelona.

Graf Peter von Provence kommt nach Neapel, gewinnt als der unbekannte Ritter mit dem ſilbernen Schlüſſel alle Preiſe im Turnier und das Herz der ſchönen Prinzeſſin Magelona. Die Amme derſelben vermittelt ihr geheimes Einverſtändniß. Als ſie einen Andern heirathen ſoll, entführt er ſie. Aber indem ſie unterwegs ausruhen und ſie einſchläft, entführt ein Raubvogel den rothen Zindel aus ihrem Buſen, worin ſie die drei ihr von Peter geſchenkten Ringe verborgen hatte. Peter eilt ihm nach, und beſteigt ſogar einen Kahn, als der Vogel über Meer flog. So kommt er aber immer weiter von ſeiner Geliebten ab, fällt den Türken in die Hände und wird des Sultans Sklave. Magelona unterdeß hatte beim Erwachen ihren Peter nicht mehr gefunden und war nach der Provence gegangen, wo ſie von ihren Schätzen einen Spital baute und die Kranken pflegte. Eben in dieſes Spital kommt nun Peter, als er endlich wieder frei geworden und nun erſt werden die Liebenden vermählt und glücklich.

Altprovençaliſche Sage, noch lebendig auf der Inſel Magelona bei Montpellier, in deren Kirche die Liebenden begraben ſind. Ein Domherr des dortigen Domſtifts Bernard de Treviès ſoll die Geſchichte derſelben im Jahr 1178 zuerſt beſchrieben haben. Petrarca bearbeitete ſie. Schon 1480 erſchien ſie gedruckt. Später bearbeitete ſie ein Herr von Treſſon und ſteht ſie auch in der blauen Bibliothek. Mylius Reiſen II. 2. 173. Genthe, franzöſ. Lit. 46. Ins Deutſche wurde das franzöſiſche Volksbuch

übertragen durch Thüring von Ringoltingen 1456 und von Veit Warbek 1535. S. Görres Volksbücher S. 153. Zuletzt hat sie Tieck aufs anmuthigste in einer Prosaerzählung bearbeitet. Dramatisirt wurde sie nur von Lope de Vega, s. v. Schack II. 329 und Hans Sachs III. 2. 120

Die heilkundige, ihres Geliebten harrende Magelona scheint mir unmittelbar aus der nordischen Menglöd entsprungen zu seyn und ihr Cultus kam wohl erst in der Völkerwanderung in die Provence. Peter mit dem Schlüssel ist eine Anspielung auf den Peter mit dem Himmelsschlüssel und dürfte auf Skirnir und Sigurd hinweisen, welche die Jungfrauen (Gerda und Brynhilde) in der Waberlohe frei machten. Peter, der Alleröffner, könnte auch Thor seyn, wenigstens kommt Thor oft in christlicher Sage als Peter vor.

Verwandt ist die Sage vom Busant in einem Gedicht des 14. Jhd., abgedruckt in Meyers und Mooyers altd. Dichtungen, 24. Vgl. von der Hagen, Gesammtabenth. I. 26.

Des Königs Sohn aus England entführt die schöne Prinzessin von Frankreich. Sie ruhen im Walde, da fliegt ein Bussant (Bussard, Falke) herbei und raubt ihr den goldnen Ring, indem sie schlummert. Der Prinz eilt ihm vergebens nach und wird wahnsinnig. Sie kommt in eine Mühle und zuletzt zum Bruder des Königs von England. Dieser findet im Walde einen wilden Mann, der aber seine Sinne wieder erhält, sobald er einen Bussant mit den Zähnen zerrissen. Es ist der verlorene Prinz und alles endet gut.

Das Volksbuch von Hug Schapler, gedruckt Straßb. 1500, 1508, 1537, aus dem Französischen übersetzt, enthält die sagenhafte Geschichte des König Hugo Capet, Stifter der capetingischen Linie in Frankreich. Gräße, Sagenkreis S. 346. Der Sohn eines Metzgers wird er König, auch seine zehn unehelichen Söhne kommen zu Ehren. Es ist, wie Gervinus II. 245 mit Recht bemerkt, das Mischen der Stände, das Emporsteigen von unten hier das Hauptmotiv.

Hug verführt eines Ritters Tochter im Hennegau, wird von dem Ritter verfolgt und erschlägt ihn (wie Don Juan). Er wird gefangen, bricht aber die Bande vor des Königs Augen und entkommt. Nachher befreit er die Tochter des Wildgrafen von Räubern und wird belohnt. Als des Königs von Frankreich Tochter, Meria, heirathen soll und unzählige vornehme Freier sich melden, besiegt Hug sie alle und wird von Meria zum Gemahl und König erwählt. Seine Nebenbuhler aber sinnen Verrath, der Herzog von Burgund überfällt ihn auf der Jagd, doch rettet er sich durch die Flucht. Ein Graf

Friedrich raubt die junge Königin und will ſich eben mit ihr vermählen, als der todtgeglaubte Hug in Einſiedlertracht zurückkommt und mit treuen Freunden (wie Odyſſeus im Hauſe der Penelope) die Verräther abfängt. Der reiche Simon, ein bürgerlicher Vetter Hugs, verfolgt deſſen ſteigendes Glück mit ſeinen Betrachtungen.

Fouqué hat in ſeinem Zauberring in den Liebſchaften des Hug von Trautwangen die des Hug Schapler nachgeahmt.

Das Volksbuch von Pontus und Sidonia:

Pontus, Prinz von Galizien, verlor in früher Jugend ſeinen Vater, wurde vertrieben und kam an den Hof des König Argill, wo er unerkannt diente und in des Königs Tochter Sidonia die zärtlichſte Geliebte fand. Durch den neidiſchen Gandolet zweimal vom Hofe vertrieben, kam er doch zu rechter Zeit zurück, um als Bettler verkleidet bei Sidonias Hochzeit mit dem König von Britannien ſich ihr durch einen Ring zu erkennen zu geben, den er in den Becher, welchen ſie ihm reichte, fallen ließ, worauf er den königlichen Bräutigam überfiel und tödtete. Er ſollte nun ſelbſt Sidonia heirathen, ſchwur aber, ihr Bett nicht eher zu beſteigen, bis er ſein väterliches Reich wieder erobert haben würde. Während er nun dahin zog, erſah Gandolet die Gelegenheit und zwang Sidonia, ihn zu heirathen; aber am Hochzeitstage war der ſieggekrönte Pontus ſchon wieder da, tödtete den Gandolet und nahm die Braut zum zweitenmal für ſich. Altfranzöſ. Volksbuch von 1480 ins Deutſche übertragen durch Eleonore, Gemahlin des Erzherzog Siegmund 1498, plattdeutſch 1601. Im Auszug in Büſchings und von der Hagens Buch der Liebe I. XLIV. und in Reichardts Romanbib. XIX. 45.

Das Volksbuch vom Ritter Galmi, gedruckt Straßburg 1540 und im Buch der Liebe, hat Aehnlichkeit mit dem Wilhelm von Orleans, ſcheint aber einem italieniſchen Stoff entlehnt zu ſeyn (Bandello's Novellen II. Nr. 44 die Novelle von der Herzogin von Savoien). Vgl. Gräße, Sagenkreis S. 361.

Ritter Galmi, ein Prinz aus Schottland, dient am Hofe des Herzogs von Britannien und wird aus Liebe zur ſchönen Herzogin krank. Sein treuer Geſelle Friedrich ſagt es der Herzogin, die zu ſein Bett kommt, ihn zu tröſten. Gleich wird er geſund. Er ſiegt im Turnier und wird ihr Truchſeß. Alle ſeine Neider beſiegt er abermals im Turnier. Als er einſt bei der Tafel der Herzogin vorſchneidet, verräth er ſein bewegtes Herz, indem er ſich in die Finger ſchneidet, und ſie verräth ihre Liebe, indem ſie davon ohnmächtig wird. Friedrich räth ihm, das Land zu meiden, um die Herzogin nicht unglücklich zu machen. Er kehrt heim. Der Herzog zieht ins h. Land. Der Marſchall will die Herzogin verführen und als ſie ihn mit Verachtung abweiſt, dingt er

einen Küchenjungen, der sich heimlich zu ihrem Bett schleichen und dann schwören muß, er sey ihr begünstigter Liebhaber. Als der Herzog heimkehrt, wird sie angeklagt und soll den Feuertod sterben. Galmi, durch einen Brief von ihr herbeigerufen, gibt sich nicht zu erkennen, sondern hört als Mönch verkleidet ihre Beichte, empfängt dabei einen Ring von ihr und kämpft dann mit dem Marschall, den er besiegt und wodurch er ihre Unschuld erweist. Noch immer unerkannt entfernt er sich wieder. Der Herzog stirbt und Galmi kehrt wieder, gibt der Herzogin ihren Ring und wird ihr Gemahl.

Das Volksbuch erzählt die Geschichte etwas breit und langweilig, aber die Grundzüge der edelsten Freundschaft und Liebe im Inhalt sind von hoher Zartheit. Hans Sachs hat ein Schauspiel daraus gemacht (II. 3. 69), Fouqué 1806 einen Roman.

Das Volksbuch vom Goldfaden, welches Wickram zu Straßburg 1557 und in neuerer Zeit noch einmal Clemens Brentano herausgab, stammt ohne Zweifel aus früherer Zeit her und ist nicht von dem Compilator Wickram selbst erfunden.

Zu einem armen Hirten findet sich ein Löwe und hilft ihm seine Heerde hüten. Sein Weib aber bekommt einen Sohn, Leufried, der ein Muttermaal wie eine Leuentatze auf dem Herzen hat. Dieser Knabe kommt später als Küchenjunge zu einem vornehmen Grafen; da hört ihn der Graf einmal aufs Lieblichste singen und nimmt ihn aus der Küche, um ihn fortan nur als Sänger zu behalten. Für des Grafen schöne Tochter Angliona in Liebe glühend wird er doch vor allen andern Dienern von ihr kalt behandelt und bekommt nie ein Geschenk von ihr, bis sie ihm endlich einmal zum Spott einen goldnen Faden aus ihrem Strickrahmen gibt. Da schneidet er sich die Brust dicht am Herzen auf, legt den Faden in die Wunde und läßt sie zuheilen. Als er ihr, was er gethan, in einem Liede verräth, erschrickt sie und will die Wahrheit wissen; da schneidet er sich vor ihren Augen noch einmal die schon geheilte Brust auf und zeigt ihr den Faden. So viele Liebe bezwingt ihren Stolz, sie ist ihm von nun an auf ewig zugethan. Ihre Liebe wird aber verrathen, der Graf will den kühnen Diener heimlich umbringen lassen, aber der Löwe (der, sowie auch ein Jugendfreund Leufrieds wieder zu ihm gekommen) zerreißt den Mörder. Nach mancherlei Abentheuern, in denen Leufried Ritterschaft gewinnt und sich ruhmvoll auszeichnet, wird der Graf durch die Treue seiner Tochter gerührt, erkennt Leufrieds Werth, bereut seine frühere Härte und vereinigt die Liebenden. — Schöne Episoden sind, wie L. den Jugendfreund aus den Händen der Räuber rettet, wie er in Portugal am Hofe des Königs den Löwen wiederfindet, wie er ein wunderschönes Hündchen findet und seiner Geliebten verehrt (die es pflegt, wie Isolde den Petitriu), wie er seine armen Eltern wiederfindet ꝛc.

In dem berühmten Volksbuch von der Griſeldis wird das Ideal eines treuen Weibes verherrlicht, ein im Mittelalter überaus beliebter und verbreiteter Stoff. Noguier in ſeiner hist. de Toulouse behauptet, Griſeldis habe um das Jahr 1003 wirklich gelebt. Die Sage findet ſich in einem altfranzöſiſchen fabliau bei Le Grand, bei Boccaccio, Decamerone X, 10, in einer Epiſtel des Petrarca, bei dem alten engliſchen Dichter Chaucer, in einer Leipziger altdeutſchen Handſchrift (Haupt, altd. Blätter I. 115), in Pauli Schimpf und Ernſt, in einem altdeutſchen Volksbuch (Reichards Romanbibliothek III.). Vgl. Gräße, Sagenkreiſe S. 282. Ueber das niederl. Volksbuch ſ. Mone, niederl. Volkslit. 138. 230. van der Bergh, niederl. Volksromane S. 48.

Walther, Markgraf von Saluzzo, war bei ſeinem Volke ſehr beliebt, heirathete aber nie. Da bat man ihn, es zu thun, und er verſprach es unter der Bedingung, daß man ſeine Wahl nie tadeln ſolle. Nun wählte er aber die Griſeldis, eine eben ſo ſchöne als tugendhafte Bauerntochter. Als ſie ihm eine Tochter geboren, wollte er ihre Treue und Hingebung prüfen und nahm ihr das Kind unter dem Vorwand, ſeine Vaſallen grollten der Nachkommenſchaft von einer Bäurin. Sie duldete es gehorſam, obgleich ſie Angſt hatte, das Kind werde ſterben müſſen. Beim zweiten Kinde ging es ihr ebenſo. Es war ein Sohn, den er ihr entriß. Als aber die Tochter herangewachſen war, ſprengte Walther aus, er werde ſeine bäuriſche Gemahlin verſtoßen und eine vornehme Dame heirathen, und zu Griſeldis ſelbſt ſagte er, ſie ſolle der neuen Braut ihre Geſchmeide und all ihren Putz abtreten. Als die vorgebliche Braut erwartet wurde, ſchmückte ihr Griſeldis ſelbſt das Zimmer und Bett. Als ſie aber — die Tochter — ankam und Walther ſie ihr als Braut vorſtellte, blieb Griſeldis gelaſſen, wie zuvor und wünſchte ihr nur, er möge ſeiner zweiten Frau das Leid erſparen, welches die erſte erduldet. Da fiel ihr Walther um den Hals und bekannte ihr unter Thränen, daß er ſie nur habe prüfen wollen und daß die vermeintliche Braut ihre Tochter ſey. Auch der verlorene Sohn kam herbei und nun erſt lebten ſie herrlich und in Freuden zuſammen. — In Kirchhoffs Wendunmuth IV. Nr. 86 heißt die Heldin Fortunata und ihr Gemahl Herzog Durando von Urbino. — Der Stoff wurde ſchon 1395 in Paris als Schauſpiel behandelt. Desgleichen von Hans Sachs I. 10, von den alten Engländern Dekker, Chittle und Houghton (Dodsley old plays. 1816. III.), von Mauritius, Leipzig 1607, von Halm (Freih. v. Münch-Bellinghauſen) 1837, von Winterling (Walther von Saluzzo 1844), als Oper von Paer.

Walthers unmenſchliche und ſelbſtquäleriſche Härte erſcheint unnatürlich, dient jedoch der zarten Weiblichkeit hier zur Folie.

Ein Volksbuch handelt von Eginhard von Böhmen.

Dieser entführte die schöne Adelheid, Tochter Ottos des Großen, aus dem Kloster in Regensburg und lebte mit ihr in einem Schlosse im Walde. Als der Kaiser einmal auf der Jagd dahin verirrte, verzieh er ihnen. In dem Schlosse aber hauste ein Drache, der des Kaisers Liebling verschlang. Zudem kamen mongolische Riesen und bedrängten Eginhards und Adelheids Sohn Friedrich, dessen Schwester Amalia dem verheißen wurde, der die Riesen besiegen würde. Das that ein junger Ritter vom Lorbeerblatt, der auch den Drachen erlegte. Görres Volksb. 85. Dieselbe Sage in Hagens böhm. Chronik S. 131, wo der Kaiser Heinrich I., die Tochter Helena, der Entführer Herzog Ulrich (nach Büschings Volkssagen S. 125, Albert von Aldenburg) ist.

Auch die tragische Geschichte der Gismunda kam unter die deutschen Volksbücher. Sie wurde aus dem Italienischen übersetzt von Niclas von Wyle und erhielt später ihre weiteste Verbreitung, Umarbeitung als Oper ꝛc. unter dem Namen Lenardo und Blondine.

Tancred, Fürst von Salerno, hatte eine schöne Tochter, Gismunda (Sigismunda), die ihren ersten Gatten, einen Herzog von Capua, früh verloren hatte und nach des Vaters Wunsch nunmehr Wittwe bleiben sollte. Aber sie verliebte sich in den schönen Guiscard, einen Diener ihres Vaters, und kam heimlich mit ihm zusammen. Von ungefähr belauschte sie der Vater einst, gerieth in heftigen Zorn, ließ den Jüngling hinrichten und schickte der jammernden Tochter sein Herz. Sie aber goß Gift auf das Herz, trank es und starb.

In Thomas Lirer von Rankweil alten schwäbischen Geschichten 28: wird den Sagen und Geschichten des Hauses Montfort und Werdenberg auch die Sage von einem Vorfahr der Herrn von Andlaw eingereiht, die Liebesgeschichte von Arbogast und Elisa. Sie ist gewiß nicht von dem geschmacklosen Lirer erfunden, ihre zarten Züge verrathen vielmehr eine ältere Dichtung. Das poetische Motiv ist die schwärmerische Liebe einer Südländerin zu einem blonden deutschen Jüngling.

Vogt Walther von Wolfegg erschlug den Herzog von Schwaben, fiel daher in Bann und floh nach Portugal. Mit sich nahm er seinen jungen, erst 15jährigen Schwestersohn Arbogast von Andelon. Er selbst fiel in rühmlichem Kampf wider die Heiden, indeß der junge Neffe als Page am königlichen Hofe von Portugal die Liebe der eben so jungen Prinzessin Elisa gewann, die sich aber nur in zartester Weise kund gab. Sie scherzte mit ihm und er wurde blutroth vor Scham. Es blieb eine innige unausgesprochene Neigung. Kaum herangewachsen stritt Arbogast ebenfalls wider die Heiden, anfangs siegreich, endlich unglücklich, so daß er gefangen, den Heiden aber wieder durch die Rhodiser Ritter abgenommen wurde. So kam er nach Rhodus. Mittlerweile zog ein

Landsmann des jungen Arbogaſt, ohne etwas von ihm zu wiſſen, Graf Albrecht von Werdenberg, nach Portugal. Als ihn Eliſa zum erſtenmal ſah, war ſie tief gerührt und konnte ſich nicht enthalten, ihm anzudeuten, welchen lebhaften Antheil ſie an einem jungen Landsmann von ihm nehme, der bei den Heiden gefangen ſey. Graf Albert aber verliebte ſich in die ſchöne Amiſe, eine Hofdame bei Eliſa, und unternahm, den Damen zu gefallen, eine Fahrt nach dem Morgenlande, den verlornen Jüngling zu ſuchen. In Rhodus erfuhr er ſein Schickſal, lernte ihn ſelbſt kennen und ließ ſein Bild machen. Dieſes Bild brachte er Eliſa zurück, ſie erkannte es ſogleich und war raſch entſchloſſen mit Amiſe ſich von Albrecht zu ihm entführen zu laſſen. Nachdem ſie alle glücklich in Rhodus angekommen, ließ Albrecht den jungen Arbogaſt mit Eliſa in einem dunkeln Zimmer zuſammenkommen, ohne daß eines wußte, wer das andere ſey, denn Albrecht hatte auch ihr nichts von ſeiner Nähe verrathen. Da wurden beide durch die Stimme an einander erinnert und wurde ihnen beiden weh im Herzen. Sodann machte ſich Albrecht den gutmüthigen Spaß, die beiden Verliebten am hellen Tage aus zwei gegenüberſtehenden Fenſtern einander zu zeigen. Endlich führte er ſie wirklich zuſammen, aber nur, um ſie auf ewig zu trennen. Arbogaſt ſelbſt nämlich hielt ſich als Dienſtmann für unwürdig, die Prinzeſſin zu heirathen, und überließ ſie dem Grafen Albrecht, indem er ſelbſt ſich mit Amiſe verheirathete. — Achim v. Arnim hat dieſe Geſchichte in ſeinem Wintergarten bearbeitet.

Obgleich von einem Italiener und erſt im 15. Jahrhundert verfaßt, gehört die Liebesgeſchichte Euryalus und Lucrezia doch ihres Inhalts wegen hieher.

Als Kaiſer Sigismund in Siena verweilte, erregten ſeine ſchönen und ſtolzen Deutſchen die Bewunderung der Italienerinnen, vor allem aber verliebte ſich eine verheirathete Dame, die edle Lucrezia in den Ritter Euryalus, einen vertrauten Diener des Kaiſers, lud ihn heimlich zu ſich und hing mit ſo inbrünſtiger Liebe an ihm, daß ſie, als er ſie endlich verlaſſen und dem Kaiſer folgen mußte, aus Kummer ſtarb. Berühmter Roman des Aeneas Sylvius Piccolomini (Papſt Pius II.).

Die Begebenheit iſt hiſtoriſch. Vgl. Aſchbach, Sigmund IV. 441. Unter Euryalus iſt des Pabſtes Freund Caſpar Schlick, des Kaiſers Kanzler, gemeint. Dieſe Liebesgeſchichte iſt in alle Sprachen übertragen und vielfach nachgeahmt worden. S. die Ausgaben bei Gräße, Sagenkreiſe des Mittelalters S. 483 f. Sie iſt ſehr einfach, aber durch eine Feinheit und Wahrheit der Charakteriſtik ausgezeichnet, die nicht leicht wieder gefunden wird. Namentlich ſpielt bei beiden Theilen das ſittliche Gefühl im Kampf mit der Leidenſchaft eine Hauptrolle, und unnachahmlich iſt die Natur-

wichtigen Gegenstände der Erziehung den dabei unmittelbar Betheiligten überlassen bleiben. In diesem Raisonnement sind die Bauern von Pennsylvanien sich wenigstens consequent geblieben, obgleich ich dem Prinzip, von dem sie dabei ausgingen, nicht unbedingt huldigen kann. Gewiß sind in einem jungen republikanischen Staat, in welchem die höchsten Staatswürden meistens an glückliche Parteigänger vergeben zu werden pflegen, die Leitung und Oberaufsicht des Unterrichtswesens viel zu mächtige Mittel, die höchste Staatsgewalt zu Erreichung politischer Zwecke zu mißbrauchen; es ist aber doch die gesetzgebende Versammlung verbunden, dafür zu sorgen, daß der Staat zu jeder Zeit aus Bürgern bestehe, welche die zur Ausübung ihrer Pflichten nöthigen Kenntnisse besitzen, und daß es hiezu nicht an denjenigen Anstalten gebreche, ohne welche dieser Grad der Bürgererziehung nicht erreicht werden kann. Man ist aber einmal in Amerika bei der Errichtung von Staaten von dem Grundsatz ausgegangen, daß das Volk sich selbst zu regieren im Stande sey, daß seine Entscheidung durch die Ballotkästen das Ultimatum jedes Streites seyn solle, und da ist es nichts als consequent, auch das Erziehungswesen, welches in einem so hohen Grade auf das Schicksal der Bürger einwirkt, dem Willen des Volkes zu überlassen, welches hierüber wie in allen andern Fällen, die vor sein Forum kommen, nach Grafschaften und Gemeinden entscheidet.

Umsonst suchte man daher den Deutschen die Vortheile auseinanderzusetzen, die ihnen durch das neu einzuführende Schulgesetz gewährt werden würden. Man stellte ihnen vergebens vor, daß hiedurch hauptsächlich die Städte und größeren Ansiedlungen besteuert würden, um die Lehrer an den öffentlichen Schulen kleinerer oder entlegenerer Distrikte zu besolden, daß hiedurch viele deutsche Emigranten Gelegenheit haben würden, Englisch zu lernen, und sich mit den Gesetzen des Landes vertraut zu machen, daß es ihnen endlich frei stehen solle, auch deutsche Lehrer anzustellen und dergleichen; sie beharrten unerschütterlich auf dem Grundsatz, daß das Recht, welches sich hier die Regierung anmaße, der Volkssouveränität entgegen sey, und daß sie um diesen Preis keine auch noch so großen Vortheile für sich und ihre Kinder erringen wollten. Erst als nach langen Debatten die Maßregel endlich durchging und zum Landesgesetz erhoben wurde, benützten sie die

wahrheit, mit der hier das Weib ſich von der Stärke ihres Gefühls hinreißen läßt, dort beim Mann im Taumel der Luſt das Pflichtgefühl erwacht. Die Sprache aber iſt von einer Naivetät und Wärme, die man jedem Roman wünſchen möchte.

Das Volksbuch von Fortunatus hat zur älteſten Quelle die gesta Rom. cap. 120 und erſchien zuerſt gedruckt 1509. Vgl. Görres Volksb. 71 Muſeum für altd. Lit. I. 276. Es iſt eine durchaus ſelbſtſtändige Dichtung, die nur einiges aus den gestis entlehnt, den Stoff aber auf die geiſtvollſte Weiſe frei behandelt. Ueber die weite Verbreitung der Grundgedanken vgl. m. Odin S. 188 f.

Fortunatus von Cypern abentheuerte in der Welt umher und verthat all ſein Gut. Da erſchien ihm die Göttin Fortuna und gab ihm einen Seckel, aus dem er ſo viel Gold er wollte greifen konnte, und ein Wunſchhütlein, das ihn, wenn er es aufhatte, unſichtbar machte und dahin brachte, wohin er wollte. Dieſer Glücksgüter bediente er ſich nun nach Wunſch, und vererbte ſie dann auf ſeine beiden Söhne Ampedo und Andaloſia. Der letztere verliert den Seckel, borgt vom Bruder den Hut und verliert auch dieſen an die ſchlaue Prinzeſſin Agrippina von England, die ihn durch ihre Koketterie verblendet und betrügt. Er findet inzwiſchen Aepfel, auf deren Genuß ihm Hörner wachſen, und ein Waſſer, durch deſſen Genuß die Hörner wieder ſchwinden. Verkleidet bietet er nun ſolche Aepfel Agrippina an und ſetzt, da ſie Hörner bekommt, zum Preiſe ihrer Heilung, den Seckel und Hut. So bekommt er ſie wieder. Allein um des Seckels willen wird er von zwei Böſewichtern ermordet, und Ampedo ſtirbt aus Gram, nachdem er den Hut verbrannt hat. Da nun der Seckel nur ſo lange ſeine Wunderkraft behalten ſollte, als noch Jemand von des Fortunatus Familie lebe, ſo verſchwand ſie jetzt und die Mörder behielten den leeren Seckel.

In dieſer tiefſinnigen Sage iſt die Poeſie des Glücks aufs vielſeitigſte aufgefaßt, wie es dem Fröhlichen lacht, den Unglücklichen plötzlich überraſcht und tröſtet, den Entbehrenden mit dämoniſchem Zauber verlockt, dem am treuſten bleibt, der es nicht ſucht und ſogar ſcheut, aber den Sichern und Uebermüthigen plötzlich treulos verläßt und nirgends von Dauer iſt, ſondern überall, wo es einmal eingekehrt, in nicht zu langer Zeit eine öde Stätte hinterläßt.

Ein ſehr beliebtes Volksbuch war die Reiſebeſchreibung des Ritter Johann de Montevilla, gedruckt 1481 zu Augsburg und ſpäter noch oft, ſo wie in vielen Handſchriften. Vgl. Docen im Muſeum d. altd.

Lit. I. 246 f. Görres Volksb. S. 53. Montevilla hat im 14. Jahrhundert gelebt, war ein engliſcher Ritter und machte große Reiſen. In die Beſchreibung ſeiner Reiſen miſchten ſich aber alle fabelhaften Vorſtellungen vom Orient, wie ſie durch die Kreuzzüge und durch die Schriften der Alten allmählig verbreitet und ſchon im Gedicht von Herzog Ernſt ausgeführt waren. Schon vor Montevilla's Buch war ein Reiſebuch des Apollonius von Tyrland verbreitet, welches, von ähnlichen Fabeln voll, weſentlich auf ſein Buch einwirkte. Auch die Alexanderlieder und bereits die erſte Reiſe des Marco Polo. Obgleich nun alſo der Stoff nicht mehr neu war, ſo war es doch die Behandlung. Einmal wurden alle jene Fabeln von den Wunderländern und ſeltſamen Völkern aufs lebendigſte verbunden dadurch, daß Montevilla ganz naiv alle ſelbſt aufgeſucht und geſehen haben wollte; ſodann aber iſt ſein Buch tief durchdrungen vom chriſtlichen Geiſte. Es ſchildert vor allem das h. Land und bezeichnet alle Spuren in und um Jeruſalem, die durch göttliche Beziehungen verewigt ſind. Das lichte Bild Jeruſalems im Vordergrunde hat nun alle jene Wunder und Ungeheuerlichkeiten des weiter hinten liegenden Orients zur Folie.

8.

Erzählungen.

An die größern romantiſchen Dichtungen reihen ſich eine Menge kleinerer Erzählungen in Verſen und Proſa.

Die älteſte Sammlung dieſer Art iſt das berühmte Buch von den ſieben weiſen Meiſtern, über deſſen Quellen der um altdeutſche Literatur ſo vielfach verdiente Prof. von Keller in ſeinen sept sages, Tübingen 1836, die umfaſſendſten Unterſuchungen angeſtellt hat. Die indiſchen Bücher Hitopadeſa und Pandchatantra ſind nicht, wie man angenommen hat, die Quellen der ſieben Meiſter, ſondern die Quellen der ſpätern Bidpai'ſchen und anderer Thierfabeln. Daſakumamatſcharita oder die Geſchichte von den zehn Jünglingen iſt ſo ſpäten Urſprungs, daß es wohl erſt mit dem Islam nach Indien gekommen ſeyn dürfte. Dennoch hat man Spuren einer indiſchen Quelle entdeckt. Vgl. Keller S. III.

Die nächste persische Quelle ist die Geschichte der 10 Magier, dann die arabische Geschichte der 40 Magier, die in die spätern größern Sammlungen von 1001 Nacht und 1001 Tag überging. Ferner das griechische Buch Syntipas (aus dem 11. Jahrhundert), das lateinische Buch Dolopatos und historia septem sapientium, welches letztere wieder in fast alle europäische Sprachen überging, so wie die Gesta Romanorum. Sowohl über Verzweigung des Werks in alle Sprachen, als über den Anwachs derselben durch neue Erzählungen gibt Keller den gründlichsten Aufschluß, so genau, daß er sogar die einzelnen Erzählungen in allen ihren Variationen verfolgt. Die altdeutsche Fassung der sieben Meister hat derselbe in Diocletians Leben von Hans vom Bühel 1841 und in seinen altdeutschen Erzählungen 1846 herausgegeben.

Der römische Kaiser Pontianus läßt seinen Sohn Diocletianus von sieben weisen Meistern erziehn. D. wird bald selbst so weise, daß er, die Zukunft vorausahnend, stumm bleibt. Seine Stiefmutter Cleopatra verliebt sich in ihn, er weist sie jedoch ab. Zur Rache verleumdet sie ihn bei seinem Vater, als habe er ihr nachgestellt. Pontianus will ihn hinrichten lassen, die sieben weisen Meister aber halten ihn durch geistreiche Erzählungen auf, daß er den Befehl immer verschiebt, und der Inhalt der Erzählungen bewirkt eine Aenderung seines Sinnes, denn es wird darin die Arglist der Frauen aufgedeckt und vor übereilten Handlungen gewarnt. Cleopatra ist aber auch ihrerseits thätig und setzt den Geschichten der sieben Meister andere entgegen, die den Kaiser immer wieder umstimmen, bis die Meister und die Unschuld zuletzt triumphiren. — Der erste Meister erzählt von dem Hunde, der ein Kind in der Wiege vor einer Schlange rettete, aber vom Vater des Kindes fälschlich für den Mörder des Kindes gehalten wurde. Unter dem Hunde ist Diocletian gemeint. Die böse Kaiserin aber erzählt sogleich eine andere Geschichte von einem gewaltigen Eber, der von einem wehrlosen Hirten betrogen und umgebracht wird. Unter dem Eber ist Pontian gemeint. Da erzählt der zweite Meister von einem bösen Weibe, die ihren unschuldigen Gatten dem Gerichte überliefert, die Kaiserin aber hinwiederum von dem verschmitzten Burschen, der den Schatz im Thurme stahl ꝛc.

Ich kann mich nicht darauf einlassen, die Erzählungen im Einzelnen zu analysiren, da sie aus fremden Quellen entlehnt sind und dem deutschen Sammler nur ein geringer Antheil von Originalität zukommt.

Unter den übrigen Sammlungen zeichnen sich der Coloczaer Codex, eine handschriftliche Sammlung in Leipzig, der von Herrn von Laßberg edirte Liedersaal, von der Hagens Gesamtabentheuer,

Kellers altdeutſche Erzählungen aus. Dazu viel Einzelnes zerſtreut. Einzelne Erzählungen finden ſich in mehreren Sammlungen zugleich. Auch hier iſt vieles unverkennbar aus ältern fremden, namentlich welſchen Quellen geſchöpft. Anderes verräth ſeinen deutſchen Urſprung, wenn auch keine Namen genannt ſind. Das Grundthema iſt die Liebe, und zwar hauptſächlich in ihrer Treue und Untreue. Ich gebe hier nur zur allgemeinen Charakteriſtik einige der ſchönſten Erzählungen, zuerſt ſolche von der Treue.

Von Frauentreue:

Ein Ritter verlor im Turnier ein Auge und fürchtete ſeiner Frau dadurch verhaßt zu werden. Aber ſobald ſie davon hörte, ſtach ſie ſich ſelbſt ein Auge aus, um ihm ihre Treue zu beweiſen. Herrant von Wildon, herausgegeben von Bergmann. v. Laßberg, Liederſaal I. 27.

Von einer rührenden Treue wird berichtet in Kellers Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften S. 41.

Ein vornehmer und reicher Ritter kehrt bei einem armen Ritter ein, erblickt deſſen wunderſchöne Tochter und bietet der Mutter 100 Mark Silber, wenn ſie ihm über Nacht die Tochter zuführe. Mutter und Vater, von bitterer Armuth gedrängt, fügen ſich darein. Als aber der Gaſt die ſchöne Tochter weinend kommen ſieht, macht ihre Keuſchheit und der Seelenadel, mit dem ſie ſich benimmt, einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſie nicht berührt, den Eltern aber die Summe bezahlt. Bald darauf fällt er in einem Turnier. Als die Jungfrau ſeines Todes Kunde empfängt, baut ſie ſich eine Einſiedelei über ſeinem Grabe und widmet all ihr Leben ſeinem Andenken, bis ſie ſtirbt und neben ihm begraben wird. Aber noch aus ihrem Grabe wächst eine Weinrebe und überrankt das Grab des Ritters.

Ein reicher Mann kaufte auf einer Reiſe zwei koſtbare Kleider, um ſie ſeinen geliebten Kebsweibern mitzubringen. Seiner frommen Frau aber kaufte er nichts. Da rieth ihm unterwegs ein Wirth, er möchte doch erſt die Kebsweiber prüfen. Als er nun heimkam, ſagte er dieſen, er habe Unglück gehabt, ſey um alles gekommen und ſie möchten ihm daher leihen. Sie aber ſtießen ihn fort, ſeine fromme Frau dagegen tröſtete ihn liebreich und nun bekam ſie allein die ſchönen Kleider. Gedicht in v. Laßbergs Liederſaal I. Nr. 74. Hagen, Geſammtabenteuer Nr. 35.

Ein Ritter verliebt ſich zum Sterben in die Frau eines andern, tritt für ſie, nur mit einem ſeidenen Hemde bekleidet, in die Schranken und wird ſchwer verwundet. So ſchleicht er ſich zu ihr bei Nacht, während ſie mit ihrem Mann im Bette liegt, umarmt ſie und überſtrömt ſie ſterbend mit ſeinem Blute.

Nun erſt wird die Frau, die ihn vorher nicht leiden mochte, gerührt und mit ſolcher Liebe zu dem Todten erfüllt, daß ſie ihren Mann bittet, ihm ein Todtenopfer bringen zu dürfen. Darauf geht ſie hin zu ſeiner Bahre, kleidet ſich nackt aus, legt ſich zu ihm und ſtirbt. Coloczaer Codex 275. Geſammtabentheuer Nr. 13.

Friedrich von Auchenfurt war mit Kaiſer Friedrich II. in Italien, verliebte ſich in eine Dame, erhielt aber ihre Minne nicht. Endlich verſprach ſie ihm aus Muthwillen, ſeine Wunſche zu erfüllen, wenn er in Weiberkleidern ohne Harniſch für ſie turnieren wolle. Er that es und wurde ſchwer verwundet. Als er ſie nachher an ihr Verſprechen erinnerte, weigerte ſie ſich, um die Treue gegen ihren Gatten nicht zu brechen. Da begnügte ſich Fr. nur von ihr zu verlangen, ſie ſolle öffentlich in der Kirche das blutige Hemd tragen, in dem er verwundet worden war, was ſie auch that. Geſammtab. Nr. 76. Auch in Enenckels Weltchronick, abgedr. in Haupts Zeitſchr. V. 288.

Von Männertreue:

In Kellers Erzählungen S. 372 finden wir eine höchſt ſinnreiche Dichtung von Männertreue. Ein Mann verliert die ſchöne Frau, die er zärtlich liebt, durch den Tod, kann ſich aber nicht von ihr trennen, ſondern behält die Leiche im Hauſe und nimmt ſie, als ihn das Gerede der Leute vertreibt, in einem koſtbaren Schrein mit ſich in eine andere Stadt. Sein brünſtiges Gebet, die Todte wieder zu beleben, der er 20 Jahre ſeines eigenen Lebens abtreten will, wird endlich erhört. Sie erwacht, er aber wird um 20 Jahre älter, ein Greis. Nun will die Treuloſe nichts mehr von ihm wiſſen, ſondern hält ſich an einen Jüngling. Das Gericht ſoll entſcheiden. Vergebens mahnt der treue Greis das üble Weib. Vor den Richtern wählt ſie den Jüngling und fällt ihm um den Hals. Aber in demſelben Augenblick ſinkt ſie als eine verfaulte Leiche zuſammen und der Greis wird wieder zum kräftigen Manne verjüngt.

Eine ſchöne Jungfrau ſchickt ihre drei Freier auf Reiſen aus. Als ſie heimkehren, ſtellt ſie ſich, als litte ſie an einer eckelhaften und anſteckenden Krankheit. Da will der erſte und zweite nichts mehr von ihr wiſſen. Der dritte aber läßt ſich durch nichts abhalten, dringt bis an ihr Krankenbett, findet ſie friſch und geſund und wird belohnt. Kellers Erzählungen S. 150.

Der Schüler in Paris liebt eine Bürgerstochter auf innigſte. Einſt, als er zur Ader gelaſſen und die Nacht bei ihr zubringt, bricht in ſeiner Liebesgluth die Ader wieder auf und er verblutet ſich in ihrem Bette. Sie ruft ſeinen Vater herbei und bekennt ihm alles. Als der Schüler begraben werden ſoll und ſein Sarg in der Kirche ſteht, wirft ſie ſich über ihn und ſtirbt. In dieſem Gedicht iſt die Fiebergluth der Liebe meiſterlich ausgedrückt. Geſammtabentheuer Nr. 14.

Ein Ritter kam in eine Stadt, wo er das ſchönſte Weib fand, die an

einen Bürger verheirathet war. Als er ihre Liebe nicht gewinnen konnte, forderte er alle Ritter zum Kampf auf, indem er selbst nur im Hemde ohne allen Harnisch kämpfen wollte. So that er auch und blieb Sieger, wurde aber tödtlich durch eine Lanze verwundet, die ihm in die Brust fuhr. Nun erklärte er, das Eisen nicht herausziehen zu lassen außer durch die, welche Schuld an seiner Verwundung sey. Viele Damen besuchten ihn, endlich wurde auch die schöne Bürgersfrau durch ihren Mann bewogen, zu ihm zu gehen und zog ihm, nach langem Widerstreben das Eisen aus der Wunde. Er genas wieder, setzte aber seine Bemühungen um die Schöne fort, bis sie ihm endlich eine Zusammenkunft gestattete und als er sie zum erstenmal in den Armen hielt, brach seine Wunde auf und er starb. Sie bemühte sich ihn wieder zu beleben und sein Blut zu stillen, indem sie ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern dazu verwandte; als sie endlich entblößt bei dem Todten allein war, übermannte sie Scham, Angst und Mitleid in so hohem Grade, daß ihr das Herz zersprang und sie todt auf ihm liegen blieb. v. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 24. Colocgaer Codex Nr. 49.

Graf Willekin von Montaburg verthat in edlem Ritterthum sein Gut und gab sein letztes her, um einen verstorbenen Ritter, den man auf den Mist geworfen, ehrenvoll begraben zu lassen. Bald darauf war ein großes Turnier, dem der Graf nicht anwohnen konnte, weil er kein Roß hatte. Da kam ein fremder Ritter mit einem herrlichen Roß und trat es ihm ab gegen die Hälfte des Turnierpreises. Nun gewann der Graf den höchsten Preis und damit die Hand der Landesherrin. In der Hochzeitsnacht erschien ihm der Ritter und forderte die Hälfte des Landes und der Frau, erließ sie ihm aber, indem er nur seine Treue habe prüfen wollen und gab sich als der Geist des begrabenen Ritters zu erkennen, der ihm habe dankbar seyn wollen. Gesammtab. Nr. 6.

Ein Ritter zieht zum Turnier, seine Dame schickt ihm nach einander köstliche Kleinode, Kranz, Krone, die er aber einem habgierigen Ritter schenkt, der ihn um seiner Dame willen darum bittet, nachdem jener gelobt, nie etwas abzuschlagen, wenn ers im Namen seiner Dame gebeten würde. Der habgierige Ritter trägt nun der Dame Kleinode auf dem Helm und ihr wirklicher Geliebter trägt, auf seines Knechtes Heinrich Rath, erst ein Hühnerneſt, dann einen Ofenwisch, endlich einen Kegel auf dem Helm, siegt aber und wird als der echte Ritter erkannt, dem auch die Hand der Dame zufällt. Gesammtab. Nr. 64. Aehnlich wie in Lother und Maller.

Sehr eigenthümlich ist folgendes kleine Gedicht:

In einer Burg über dem Rhein wohnten 40 Ritter mit ihren Familien. Während sie abwesend waren, erlustigten sich ihre Frauen und Töchter, auf der grünen Au vor der Burg gleich den Männern in ritterlicher Rüstung zu turnieren, indem sich jede einen Ritternamen gab. Eine Jungfrau aber, die sich nach dem tapfern Walrabe von Limburg genannt hatte, gewann den Preis.

Als das der Herzog Walrabe hörte und einmal zu jener Burg kam, ließ er sich die züchtige Jungfrau vorstellen, dankte ihr, beschenkte ihren armen Vater reichlich und verheirathete sie an einen edeln Mann. Gesammtabentheuer 17. Coloczaer Codex 75.

Unter den lustigen Erzählungen oder Schwänken des 13. Jahrhunderts kommt schon viel eigentlich Zoteuhaftes vor. Ich werde meist darüber hinweggehen, wie es in einem Lehrbuch schicklich ist, muß aber etwas zur Charakteristik dieser ganzen Gattung bemerken. Man darf füglich unterscheiden, was als ausgesucht unflätig, oder als wollüstiges Raffinement verwerflich, und was als gesunder Volkshumor oder aristophanische Satyre entschuldbar und natürlich ist. Moderne Prüderie hat beides verwechselt und alle und jede Zote verpönt. Das geht zu weit und wird unnatürlich. Es liegt nun einmal etwas absolut Komisches in gewissen Geschlechtsverhältnissen, und daß es so aufgefaßt werde, ist ebenso natürlich, als es die Dinge selbst sind. Deswegen ist die zimperliche Prüderie, die nichts Natürliches eingestehen will, unnatürlich oder Heuchelei. Viel verwerflicher als die unschuldigen naturalia sind die mit Raffinement und Wohlgefallen ausgemalten Verführungs- und Hahnreigeschichten, die dann auch meist aus derselben Quelle stammen, wie die lüderlichen Artusromane. Wir finden die Originale überall in den altfranzösischen fabliaux und in den italienischen Novellen wieder.

Die Mehrzahl dieser Schwänke handelt von der Weiber List und Uebermuth.

Eine sehr beliebte Satyre war Aristoteles, der dem König Alexander Keuschheit empfiehlt und die Weiber verachtet, aber durch des Königs Geliebte, die schöne Fullie (Phyllis) sich selbst verführen, sich von ihr Zaum und Gebiß anlegen und reiten läßt, bei welcher Scene ihn der König überrascht. Gesammtabentheuer 2. Fastnachtsspiel bei Keller I. Nr. 17. Komödie bei Hans Sachs III. 2. 65. Der Schwank war so populär, daß er schon in sehr alten Kupferstichen behandelt wurde von Hans Baldung, Pencz, Zagel und Brosamer.

Eine mehr sittliche Tendenz hat folgende Erzählung:

Ein vorwitziger Ritter läßt die Treue seiner Frau durch seinen Knecht prüfen. Da dieser nicht abläßt, sie mit Liebesbitten zu bestürmen, gibt sie scheinbar nach und bestellt ihn auf die Nacht. Statt seiner kommt aber der Ritter selbst und wird von der Frau und ihren Mägden tüchtig durchgeprügelt. Gesammtabentheuer Nr. 27.

Die meisten Erzählungen dagegen sind frivol und unsittlich.

Ein Ehemann will seinem untreuen Weibe, als sie erst spät in der Nacht heimkommt, die Thür nicht öffnen. Sie stellt sich, als wolle sie sich in den Brunnen stürzen und wirft einen schweren Stein hinein. Der Mann eilt verzweifelnd hinaus, sie zu retten, und läßt die Thür offen. Nun schlüpft sie hinein, schließt zu und läßt ihn nicht herein. Aus der Leipziger Handschrift, im Auszug bei Haupt, altd. Blätter II. 154.

Ein Ritter kehrt mit einem Hut voll Nüsse heim. Sein Weib versteckt geschwind ihren Buhlen unter das Bett, knackt Nüsse und wirft ihrem Buhlen auch welche zu, indem sie ihrem Manne sagt, ihr Buhle läge darunter. Er will es nicht glauben, sie sagt aber ja und wolle ihn hinausgehen heißen. Indem fällt sie scherzend über ihren Mann her, bedeckt ihm den Kopf mit ihrem Gewande und läßt den Buhlen wirklich fortgehen. Als er weg ist, bittet sie den Mann um Verzeihung, daß sie ihren Scherz mit ihm getrieben. Gesammtabenthener Nr. 39.

Ein Ritter überrascht seine Frau und sucht deren Buhlen, der sich unter einem Zuber verborgen hat. Er findet ihn nicht und setzt sich auf den Zuber. Da sagt die Frau spöttisch, der Buhle stecke im Zuber. Der Ritter aber hält es für Scherz und sucht nicht nach. Die Nachbarin, welcher der Zuber gehört, verlangt ihn zurück. Sie läßt dieselbe „durch Weibesnoth" bitten, ihr den Zuber noch zu lassen. Die Nachbarin versteht den Wink, zündet eine kleine Scheuer an und rettet den Buhlen, der entschlüpfen kann, während der Ritter zum Feuerlöschen eilt. Gesammtab. Nr. 41. Eine ganz ähnliche Geschichte enthält Nr. 42. Hier zündet eine treue Magd das Feuer an, so daß der Schreiber, der bei der Frau schläft, sich rechtzeitig vor dem rückkehrenden Mann retten kann.

Ein Mann hat einen grauen Hahn, den ein Reiher für einen Falken hält, sich duckt und sich fangen läßt. Der Mann ladet einen Herrn ein, mit ihm den Reiher zu verzehren, die Frau aber verzehrt ihn zuvor mit einer Nachbarin und will dann von nichts wissen, der Mann werde wohl nur von dem Reiher geträumt haben. Der Mann will sich rächen, aber die listige Frau überredet die Nachbarin statt ihrer in ihrem Bett zu schlafen. Hier wird sie nun vom Mann geprügelt und werden ihr die Haarzöpfe abgeschnitten. Am Morgen aber findet der Mann seine Frau ganz munter mit unversehrten Zöpfen und glaubt nun selbst, daß er nur geträumt habe. Coloczaer Codex, 127. Aehnlich Gesammtab. Nr. 31 und 43.

Drei Frauen fanden im Grase einen Ring und kamen überein, die solle ihn behalten, die ihren Mann auf die listigste Art betrogen habe. Die erste erzählt nun, sie habe für ihren Mann Fische im Keller holen sollen, sich aber von ihrem Liebhaber entführen lassen und sey acht Tage weggeblieben, habe aber nachher ihren Mann überredet, sie sey nur im Keller gewesen und er habe geschlafen. — Die zweite berichtet, sie habe ihren Mann überredet, sie müsse des Nachts als Here ausfahren und habe unterdeß bei ihrem Liebhaber

zugebracht. — Die dritte erzählt, sie komme mit ihrem Liebhaber durch ein Loch in der Wand zusammen und habe ihren Mann so getäuscht, daß er sich einbilde, es sey nur eine ihr sehr ähnliche andere Person. Die drei Frauen konnten sich aber nicht einigen, wer von ihnen die listigste gewesen sey. Laßberg, Liedersaal Nr. 176.

Dasselbe Motiv in einem Schwank in Haupts Zeitschrift VIII. 524. Drei Weiber finden einen Porten und streiten sich darum. Jede soll nun jetzt erst sehen, wie sie ihren Mann am besten betrüge. Die erste überredet den ihrigen, er sey gestorben; die zweite, er sey ein Mönch geworden; die dritte, er habe seine Kleider an, obgleich er nackt aus dem Bette kommt und so zur Messe in die Kirche geht.

Ein verschlagenes Weib liebte einen Jüngling und konnte nicht an ihn kommen. Da ging sie zur Beichte und klagte bei dem Pfaffen, jener Jüngling stelle ihrer Ehre nach und habe sich dieser und jener Mittel bedient, um sicher bei Nacht zu ihr zu gelangen. Der Pfaff ließ sofort den Jüngling rufen und stellte ihn zur Rede. Der Jüngling aber merkte die Absicht der Frau, erkundigte sich, ob sie schön sey, und verfehlte nicht, sie auf den bezeichneten Wegen zu besuchen. Keller, Erzählungen S. 242.

Ein Student buhlt mit einer Frau, ihr Mann findet ihn öfter bei ihr, sie sagt aber, er vertreibe ihr das Zahnweh. Als der Mann endlich böse wird, führt sie ihn zu einem Wasserzuber: was er sähe? Sich und sie. Nun solle er auch hineingreifen. Er greift nichts. So, sagt sie, ist es auch nichts, was du gesehen hast. Es genügt nicht am Sehen, man muß es auch greifen. Coloczaer Codex 95. Gesammtab. 26.

Ein Ritter kam mit seiner Dame, die der Herzog, ihr Gemahl, in einen Thurm eingesperrt hatte, durch einen unterirdischen Gang zusammen und brachte sie zum Scherz heraus, indem er sie in andern Kleidern dem Herzog als seine Braut vorstellte. Die Aehnlichkeit erschreckte den Herzog, aber als er im Thurme nachsah, war die Herzogin schon wieder in ihren alten Kleidern darin und er glaubte nun wirklich, es seyen ihrer zwei, bis der Ritter ihm die Herzogin entführte. Keller, sept sages p. CCXXVIII. Oefter wiederholt, dramatisirt von Platen. Modernisirt in Kotzebues gefährlicher Nachbarschaft.

In andern Erzählungen waltet mehr die Naivetät vor. Hier einige der am beliebtesten und die am häufigsten auch in welschen Landen sich wiederholen. Die Geschichte von der Nachtigall.

Ein junges Mädchen pflegte des Nachts aufzustehen, um draußen die Nachtigall singen zu hören. Als aber ihre Eltern einmal lauschten, fanden sie sie bei einem Liebhaber. Das war der Vogel, der ihr so süß flötete. Aber sie verziehen ihm unter der Bedingung, daß er das Mädchen heirathete. Gesammtab. Nr. 25.

Das Schneekind in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 242. Gesammtabenth. Nr. 47.

Ein Kaufmann kommt von langen Reisen heim und findet ein junges Kind, das ihm seine Frau geboren zu haben vorgibt, nachdem sie, sehnsüchtig an ihn denkend, Schnee gegessen habe. Der Kaufmann verreist wieder, nimmt das Kind mit und verkauft es in Aegypten. Als er heimkommt, sagt er, es sey ihm, weil von Schnee, in der Hitze des heißen Landes geschmolzen. — Bei Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 193 ißt die Frau einen Eierzapfen.

Der Ritter mit der Birne, ein Schwank des 14. Jhd., fälschlich dem Konrad von Würzburg zugeschrieben, in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 191. Gesammtabentheuer I. 10.

Ritter Arnold beging an der königlichen Tafel aus Gedankenlosigkeit die Rohheit, eine Birne entzweizuschneiden, die eine Hälfte in den Mund zu stecken und die andere, ungeschält, der Prinzessin anzubieten. Diese warf ihm nun seine Grobheit vor und hörte nicht auf, ihn damit zu verhöhnen. Da sann er auf Rache, verkleidete sich als ein Narr, ergötzte den Hof durch seine plumpen Späße und hatte das Glück, nunmehr der Prinzessin viel besser zu gefallen, als vorher, da er noch ein edler Ritter war. Es kam so weit, daß sie ihn des Nachts zu sich in ihre Kammer nahm. Als er nun des andern Tages wieder als Ritter erschien und sie ihm abermals die ungeschälte Birne vorwarf, rief er ihr ein Paar Worte zu, die sie gestern in verschwiegener Nacht dem Narren gesagt hatte, und zu ihrem tödtlichen Schrecken erkannte die Unglückliche nun, wer der Narr gewesen. Doch machte ihre Hochzeit mit ihm alles wieder gut.

Der Sperber in v. Laßbergs Liedersaal I. Nr. 31. Gesammtabentheuer Nr. 22. Mone, Quellen und Forschungen I. 133. Haupt Zeitschr. V. 426.

Eine junge Nonne sieht einen Ritter mit einem schönen Sperber (Falken) reiten und möchte den Vogel gern haben. Er will ihr ihn geben um ihre Minne. Sie weiß nicht, was das ist. Er hebt sie über die Mauer, lehrt es sie, was Minne sey, und gibt ihr den Vogel. Die Nonne geht ins Kloster zurück und erzählt ganz vergnügt von ihrem Kaufe. Die Aebtissin aber macht ihr die heftigsten Vorwürfe. Da geht sie wieder an die Mauer, ruft den Ritter und verlangt für den Sperber, den sie ihm wiedergibt, ihre Minne zurück. Er hebt sie nun noch einmal über die Mauer und erfüllt ihren Wunsch.

Die Nachbarin:

Ein Mann ertappt bei seiner Frau einen Nachbar, schließt sogleich beide ein, holt des Nachbars Frau und läßt ihr nur die Wahl, sich ihm zur Sühne

Deutſchen zur Errichtung von Schulen und Schulhäuſern, wo es ſich dann zeigte, daß die Partei, die ſo ſehr dafür war, und aus politiſchen Rückſichten das Schulweſen in die Hände der exekutiven Gewalt überliefert wiſſen wollte, am wenigſten geneigt war, ihre eigenen Kinder nach dem von der Regierung vorgeſchlagenen Plan erziehen zu laſſen. [1]

---

[1] Es iſt bekannt, daß es in Pennſylvanien und im Staate New-York, hauptſächlich in den Städten Philadelphia und New-York eine Schande iſt, Kinder in die öffentlichen Schulen zu ſchicken. Die Begüterten ſehen den dort gegebenen Unterricht als eine Art von Almoſen an, das nur die Kinder ganz unbemittelter Menſchen annehmen dürfen. In den Neu-Englandſtaaten und überall, wo die neu-engliſchen Auswanderer die Mehrzahl bilden, herrſchen freilich ganz andere Ideen; dort ſind die Söhne der reichſten Bürger ſtolz darauf, ihren Unterricht in einer öffentlichen Schule zu empfangen; aber die Begriffe von Unabhängigkeit waren in den ſüdlichen Staaten von jeher verſchieden von denen des Nordens geweſen. Im Staate von Pennſylvanien, wo man beſtändig über die Unwiſſenheit der Deutſchen klagte und die große Zahl derjenigen, die nicht leſen und ſchreiben konnten, einzig und allein der vorherrſchenden deutſchen Bevölkerung zuſchrieb, iſt durch das Syſtem der öffentlichen Schulen nur in den deutſchen Diſtrikten, deren Einwohner ſich nicht ſchämen, ihre Kinder auf öffentliche Koſten etwas lernen zu laſſen, Gutes geſtiftet worden; in den anglo-amerikaniſchen Grafſchaften oder in ſolchen, in welchen die Deutſchen die Minorität bilden, iſt das Verhältniß der unwiſſenden Jugend zur unterrichteten ſo ziemlich daſſelbe geblieben.

Ich will hier aus dem American Almanac and Repository of useful Knowledge for the year 1838 folgende Stelle anführen, welche aus dem Bericht des Staatsſekretärs an die geſetzgebende Verſammlung des Staates Pennſylvanien entnommen iſt:

„By the new school-laws of the State, each county is left to „determine by its votes whether it will entitle itself to the aid of „the public fund by assuming a certain portion of the expense. „The result stated by the secretary is, that the counties *supposed* „*to contain* the most intelligent inhabitants are the most opposed „to the system, while the recent and less populous di-tricts cor„dially accept it.“

(„Nach den neuen Schulgeſetzen des Staates bleibt es jeder Grafſchaft überlaſſen, durch Stimmenmehrheit zu beſchließen, ob ſie ſich der Beihülfe aus Staatsmitteln dadurch theilhaftig machen will, daß ſie ſelbſt einen Theil der Ausgabe [zu Schulzwecken] übernimmt. Das Reſultat davon, wie es der Staatsſekretär angibt, iſt, daß diejenigen

Preis zu geben, wenn ſie nicht will, daß er ihren Mann zur Rache umbringe. Sie wählt das erſte. Kellers Erzählungen 387.

Der ſchwangere Mönch im Coloczaer Codex Nr. 51. Laßbergs Liederſaal II. Nr. 136. Geſammtabentheuer Nr. 24.

Ein junger Mönch will die Minne ſuchen, kennt ſie aber nicht und wird überall genarrt. Als er hört, von der Minne kommen Kinder, bildet er ſich ein ſchwanger zu ſeyn und möchte gern des Kindes los ſeyn. Das ſoll durch Prügel geſchehen, unterdeß ſpringt ein Haſe vorbei, da glaubt er, das ſey ſein Kind. Endlich kommt er ins Kloſter zurück und der Abt erkennt ſeine vollkommene Einfalt und Unſchuld.

Höchſt naiv iſt „die Minne eines Albern“, aus einer Gothaer Handſchrift. Altd. Wälder III. 160.

Ein junger Mann iſt ſo dumm, daß er nicht weiß, was er ſeiner jungen Frau ſchuldig iſt; ſie aber iſt ſo verſchämt, daß ſie es ihm nicht anders beibringt, als indem ſie ihn zu einem hohlen Baum ſchickt, worin angeblich alle Heiligen ſind, und ihm von hier aus unerkannt befiehlt, was er thun ſoll.

Der Traum, ein Gedicht des 14. Jhd., handſchriftlich in Weimar, von Göthe den Brüdern Grimm mitgetheilt, die es in den altdeutſchen Wäldern II. 135 abdrucken ließen.

Einer träumt, ſeine Herrin, die ihn bisher verſchmäht, gewähre ihm endlich die hohe Gunſt, um die er bittet, und heiße ihn nur eine Weile umblicken, damit ſie ſich unterdeß auskleiden und dann ganz nackt vor ihm erſcheinen kann. Wie er aber wegſieht, klopft es an der Thür und weckt ihn auf, er habe die Meſſe verſchlafen.

Die Katze-Nonne in v. Laßbergs Liederſaal III. Nr. 247.

Die Katze wird eine fromme Nonne, aber die Maus warnt ihre Jungen, ihr ja nicht zu trauen. Die jungen Mäuſe wollen es nicht glauben, ſpielen arglos vor der Nonne und dieſe kann dem alten Kitzel, ſie zu freſſen, nicht widerſtehen.

Es kommen auch tolle Sachen wie im Ariſtophanes und Rabelais vor, wovon ich nur ein Muſter geben will in der Erzählung vom weißen Roſendorn in Hagens Geſammtabenth. Nr. 53.

Eine Jungfrau ſetzt ſich unter ihren großen Roſenſtrauch, da kommt ihr im Sitzen eine Wurzel dazwiſchen, welche die Kraft hat auch einen Stummen, der ſie in den Mund nimmt, reden zu machen. Da fängt etwas unten zu reden an und beklagt ſich immer hintangeſetzt zu werden, indeß der übrige Leib der Jungfrau ſchön geſchmückt und gepflegt werde. Die Jungfrau ſieht

verwundert nieder ſich und zankt die unberufene Stimme aus. Der Zank dauert fort, bis beide ſich von einander trennen, die Jungfrau und ihr Theil. Nun wird die Jungfrau von vielen gewinnt, aber als ſich findet, daß ſie ohne ihren Theil iſt, verläßt und verſpottet ſie Jedermann. Dem Theil geht es nicht beſſer, man hält ihn für ein häßliches Thier und ſtößt ihn mit den Füßen. Endlich kommen beide wieder zuſammen, erzählen ſich ihr Unglück und vereinigen ſich wieder.

Viele Erzählungen handeln von böſen Weibern.

Der Zornbraten, ein Gedicht in v. Laßbergs Liederſaal II. Nr. 148, Hagens Geſammtabentheuer Nr. 3 iſt die berühmte Geſchichte von der gezähmten Widerbellerin. Ein Ritter freit ein böſes Fräulein und reitet mit ihr heim. Unterwegs will der Falke auf ſeiner Fauſt nicht fliegen, da drückt er ihm den Kopf ein; der Hund ſpringt vor und gehorcht nicht gleich, da haut er ihn nieder; das Pferd will nicht in Paß gehen, da haut er es ebenfalls nieder, ladet der tödtlich erſchrockenen jungen Frau den Sattel auf und reitet auf ihr heim. Von Stund an iſt ſie fromm und demüthig. Nun wird ſie einmal von ihrer noch böſern Mutter beſucht und bittet ihren Mann, auch die zu heilen. Da läßt er ſie binden und ſchneidet ihr einen Zornbraten über den Lenden heraus; nur durch vieles Bitten erlangt ſie, daß er ihr nicht auch den andern herausſchneidet, iſt aber für immer geheilt.

Shakeſpeare hat in ſeinem trefflichen Luſtſpiel „die Kunſt eine Widerbellerin zu zähmen“ die Sage wiedergegeben und in Petruchio den Mann, in Katharina das Weib unübertrefflich, und mit viel mehr Feinheit als es die deutſche Erzählung thut, charakteriſirt. Das Stück wurde mit Veränderungen auf die deutſche Bühne gebracht unter dem Titel „Stille Waſſer ſind tief“ von Schröder, und „Liebe kann alles“ von Schink und Holbein.

Sehr verbreitet war auch die Erzählung vom größten Feinde:

Einer ſollte zu ſeinem Herrn kommen, nicht gelaufen und nicht geritten, und ſeinen größten Freund und Feind mitbringen. Da that er Kopf und Beine von einem Kalb in einen Sack und vertraute ſeiner Frau geheimnißvoll, es ſeyen die Glieder eines Menſchen, den er umgebracht habe. Am andern Tage that er einen Fuß in den Steigbügel und lief ſo neben dem Pferde her zu ſeinem Herrn, neben ſich ſeine Frau und ſein Hund. Als er bei dem Herrn war, ſchlug er ſeine Frau. Da wurde dieſe böſe und ſchalt ihn einen Mörder. Die Sache ward unterſucht, man fand das Kalb und der Herr mußte geſtehen, das Weib ſey ihres Mannes größter Feind. Als beſter Freund aber erwies ſich der Hund, der obgleich geſchlagen, wedelnd und liebkoſend wiederkam.

Ratherus (sermo 3 de octavis paschae) im 10. Jahrhundert. Vgl. Grimm Märchen III. 176. Maßmann, Kaiserchr. III. 405. Haupt, Zeitschr. VIII. 22. In den gestis Rom. 124 abweichend. Nach Haupt, altd. Blätter II. 149 hat ein Sohn, als während einer Hungersnoth alle Alten getödtet wurden, seinen Vater gerettet und das verräth nun das böse Weib. Vgl. auch Pauli, Schimpf und Ernst und Hans Sachs.

Die Geschichte von der neuen Eva:

Eine Frau beschwerte sich sehr über die alte Eva und behauptete, sie würde an ihrer Stelle das Gebot nicht übertreten haben. Ihr Gemahl Heinrich von Wida wollte sie doch auf die Probe stellen und äußerte den Wunsch, sie möchte doch nie in dem Entenpfuhl herumwaten. Die Dame hatte nie auch nur entfernt daran gedacht, den Enten nachzuahmen, und lachte über das sonderbare Verbot; je mehr sie aber darüber nachdachte, desto begieriger wurde sie, einmal zu probiren, wie es sich in der Pfütze baden lasse und endlich konnte sie der Lust nicht widerstehen, zog sich Schuhe und Strümpfe aus und patschte hinein. Caesar Heisterb. IV. 76.

Hieher gehören noch kleine Geschichten:

Ein böses Weib ertrank. Die Leute liefen ihr am Ufer nach, um sie zu retten, ihr Mann aber lief den Fluß hinauf gegen den Strom, indem er sagte, seine Frau habe immer das Entgegengesetzte gethan, was andere Leute. Keller, Erzählungen S. 204. Hier heißt die Frau Adelheid und ertrinkt im Lech.

Ein Weib war so frech, ihren Mann, der sie zärtlich liebte, zu überreden, daß er sich einen gesunden Zahn ausziehen ließ, den sie dann thriumphirend ihrem Buhler brachte. Aber der Buhler dachte, hat sie das dem Mann gethan, wird sie mir nicht besser thun und floh sie von Stund an. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 37.

Das Gedicht „vom übeln Weibe" aus dem 13. Jahrhundert, welches Bergmann im Anzeigeblatt der Wiener Jahrb. 1841 Nr. 44 herausgab, enthält die jämmerliche Klage eines schwachen Mannes, der von seinem Weibe auf alle erdenkliche Art geplagt und sogar geschlagen wird. Ein lateinisches Gedicht des Mittelalters vom Weiberzanke s. in Mone's Anz. 1836 S. 200.

Daß auch manche Erzählung vom uralten Laster der Deutschen, dem Trinken, handeln würde, ließ sich erwarten. Jedoch herrschte im Mittelalter vor der Reformation mehr die Minne vor, erst nach der Reformation kam mit jeder Art von Grobheit und Unfläterei auch die Lust und

der Ruhm des Saufens auf. Aus der frühern minniglichen und ritterlichen Zeit ist uns Folgendes erhalten:

Der Weinschwelg, Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, abgedruckt in Grimms altd. Wäldern III. 13.

Mit dem ewigen Refrain: „da hub er auf und trank", sehr glücklich die deutsche Ausdauer im Trinken ausdrückend; am Schluß waffnet und umpanzert sich der Säufer, um den Wein in sich zu bewältigen und einzuschnüren, zeigend, daß er unbesiegt ist. Ein Lied, dessen martialische Besoffenheit von der civilistischen der modernen Trinklieder sehr vortheilhaft absticht. Es ist ein Wahnsinn voll Männlichkeit.

Der Weinschlund, ein kurzes Gedicht in Haupt Zeitschr. VII. 405 von Pfeiffer edirt.

Ein Säufer schwelgt hier im Bewußtseyn seiner immerwährenden Glückseligkeit. Er brauche keine Reichthümer, keine Pferde, keine Schlösser, das alles habe er im Glase. Er sey glücklicher als ein König. Er brauche auch keine Weiber. Die Minne des Weins mache ihn glücklicher, als Frauenminne:

Swenn er mir klinget durch die keln
so minneclichen in den lip,
so gent slafen allin wip.

Ja er braucht auch Gottes Himmel nicht, er hat ihn schon im Wein:

Ich han nit himelriches me
wan trinken unde trunkenheit.

Der Wiener Meerfahrt, Gedicht aus dem Coloczaer Codex 53. Gesammtabentheuer Nr. 51.

Wiener Bürger betrinken sich, bilden sich ein, auf dem Meere zu fahren und Sturm zu erleiden, und taumeln, bis sie hinfallen. Ein auch schon den Alten bekannter Schwank, von Agrigentiner Bürgern auf Sicilien gemeldet. Athanäus II. 5, nach dem Timäus. Derselbe Schwank steht auch im Renner des Hugo von Trimberg, später im Moscherosch und in der „Biere-Logia", wieder gedruckt in Mones Anzeiger 1834 S. 46. Vgl. über die ganze Sage Lütke in Hagens Germania V. 122 f. und Haupts Zeitschrift V. 243.

Ich führe hier noch die ältesten Schwänke von der Pfaffheit an. Sie finden sich auf deutschem Boden viel seltener, als auf romanischem. Die Kirche und ihre Diener blieben bei uns länger geachtet. — In Grimm und Schmellers lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts begegnen uns ein Paar artige Genrebilder in kurzen lateinischen Versen.

1) Vom Esel der Alverada, einer Nonne zu Homburg. Sie hört die Klostereselin schreien und sieht, wie ein Wolf das arme Thier gepackt hat. Eilig ruft sie nun die andern Nonnen zu Hülfe und eilt dem Wolfe nach, der aber seine Beute schon verzehrt hat. Doch hat die Eselin ein Füllen hinterlassen, was die arme Nonne tröstet. 2) Erzbischof Heriger von Mainz wird von einem Landstreicher gefoppt, der ihm erzählt, er sey im Himmel gewesen und habe da gesehen, wie Johannes der Täufer als Mundschenk gedient habe, sey aber fortgejagt worden, weil er ein Leberlein in der Küche gestohlen und gegessen habe. Heriger aber antwortet: „Christus hat wohlgethan, den zum Mundschenken zu machen, der niemals Wein getrunken" und läßt den Lügner binden und stäupen. 3) Der Priester und der Wolf. Ein Priester kümmert sich mehr um die Viehzucht, als um die Seelsorge. Einmal gräbt er eine Wolfsgrube und ein Wolf fängt sich darin, indem er aber den Wolf mit einem Stocke schlägt, packt das Thier den Stock; er verliert das Uebergewicht und fällt in die Grube. Da sitzt er dem Wolf gegenüber in Todesangst und betet, bis das Thier ihn als Stufe benützt und an ihm hinauf und ins Weite springt. Seit dieser Zeit widmet sich der Priester wieder seinem Amte.

In dem Gedicht „von des Todes Gehugde" in Maßmanns Ged. des 12. Jahrhunderts am Schluß wird sehr über die Pfaffen geklagt und übrigens zu Buße und Tugend gemahnt, weil der Tod immer nahe sey. Desgleichen im „Pfaffenleben" bei Haupt, altd. Blätter I. 217. Ein Gedicht des 13. Jahrhunderts klagt bitter über der Barfüßer Mönche Doppelglauben, denn einmal glauben sie, was sie glauben sollen, daneben aber glauben sie noch an Ueppigkeit, Geldgewinn, verbotene Lüsten aller Art, kurz mit dem Munde glauben sie an Gott, mit der Seele aber an alle Teufel. Laßberg, Liedersaal Nr. 225.

Der Trotz der Ritter gegen die Geistlichkeit ist gut aufgefaßt in einem alten Schwank (Büsching wöchentl. Nachrichten II. 7).

Ein Bürger kann den Ritter nicht zahlen und stellt ihm Gott den Herrn zum Bürgen. Der Ritter läßt sich das gefallen; als er aber einmal einem Abt stolz zu Rosse begegnet, ärgert ihn dessen Pracht. Er frägt ihn, wessen Diener er sey? „Gott, des Herrn" antwortet der Abt. Da läßt ihn der Ritter greifen und nimmt ihm sein Roß und was er bei sich hat, denn der Diener müsse für den Herrn zahlen. Bald darauf kommt der Bürger und bringt das Geld, aber der Ritter nimmt es nicht mehr, Gott habe es ihm schon anderweitig zurückgegeben.

Der älteste Spaßmacher unter den Pfaffen war ein Engländer, dessen Ruhm aber in Deutschland verbreitet wurde. Das ist der Pfaff Amis,

den der Stricker (lebte in der erſten Hälfte des 13. Jahrh.) in ſeinem Gedicht populär machte. Abgedruckt bei Benecke, Beiträge II. 499.

Amis, Abt zu Trameys in England, lebte ſehr gaſtfreundlich und ärgerte dadurch ſeinen geizigen Biſchof, der ihn abſetzen wollte und deshalb ihm allerlei ſchwere Fragen ſtellte und Prüfungen auflegte, die der Abt aber alle witzig löste und beſtand. Unter andrem ſollte er einen Eſel leſen lehren. Da ſchüttete der Abt Haſer in ein Buch und der Eſel lernte ſogleich das Blatt finden, auf dem ſich das A befand. Das A kann er ſchon, ſagte Amis. Da ſtarb der Biſchof vor Aerger. Amis aber war durch ſeine Freigebigkeit arm geworden und brauchte Geld. Da gab er einen Kopf für den des h. Brandanus aus, den nur treue Weiber anrühren könnten, und nun liefen alle Weiber aus der Umgegend herbei und opferten dem Pfaffen, um ihre Treue zu beweiſen. Ein andermal unternahm er, einem Herzog einen Saal auszumalen, aß und trank gut und ließ ſich bezahlen, malte aber nichts und gab dann vor, ſein Bild könne nur von ehelich Gebornen geſehen werden. Ein ganzes Siechenhaus verſprach er geſund zu machen, und als er verlangte, der Kränkſte ſolle ſich ſchlachten laſſen, damit von ſeinem Blut die andern geneſen, wollte keiner mehr krank ſeyn und alle meldeten ſich geſund. — Eine Bäurin muß ihm ihren Hahn braten, dann läßt er in der Nacht einen andern krähen und bildet ihr ein, er habe den erſten durch ein Wunder wieder lebendig gemacht. Eine andre, der er es eben ſo macht, ſchenkt dem Wunderthäter ein großes Stück Leinwand. Ihr Mann reitet ihm nach, es ihm wieder abzunehmen, er thut aber zuvor Zunder in die Leinwand. Als der Mann ſie nachher von innen verbrannt findet, glaubt er, es ſey zur Strafe für den an dem Heiligen begangenen Frevel, reitet ihm noch einmal nach und beſchenkt ihn reichlich. — Amis hielt ſich Knechte, die ſich blind und lahm ſtellen mußten und die er dann vor allem Volk heilte. — Einmal ſtellte er ſich als dummen Laien an, diente einem Probſte und begann plötzlich Meſſe zu ſingen, als ob der h. Geiſt in ihm wirke. Als die Pfaffen von allen Seiten herbeikamen, das Wunder anzuſchauen, machte er ſie betrunken und lief mit all ihrem Reichthum davon.

Amis reiste auch in den Orient und betrog einen griechiſchen Kaufmann, indem er einen armen kahlköpfigen Handwerker als Biſchof verkleidete und denſelben dem Kaufmann als Bürgen für großes Gut zurückließ. Endlich beraubte er einen reichen Juwelenhändler, knebelte ihn und gab ihn für ſeinen wahnſinnig gewordenen Vater aus. Das war ſein letzter Streich. Von da an ward er heilig und ſtarb als Abt ſeines Kloſters.

9.

Räthſelmärchen.

Das iſt eine ſehr alte und eigenthümliche Gattung von Märchen. Wie es ſcheint, wurden ſchon zur heidniſchen Zeit die wichtigſten Lehren von den irdiſchen, wie von den ewigen Dingen in Räthſel eingekleidet. Denn die meiſten Räthſel, die uns dieſſeits wie jenſeits der Oſtſee aus älterer Zeit übrig ſind, enthalten ſolche Lehrweisheit. Auch die chriſtlichen Glaubenslehren wurden in Räthſelform gebracht. Zugleich aber waren die Räthſel der Prüfſtein. Man legte ſie unbekannten Gäſten, verdächtigen Fremden vor (ſo in vielen Liedern der alten Edda). Vornehme Herrn, die eine ſchöne Jungfrau fanden, prüften, ehe ſie ſie nahmen, ihren Verſtand durch Räthſel. Vornehme Jungfrauen eben ſo ihre Bewerber. Unter den Wiſſenden aber wurden förmliche Wettkämpfe in Räthſeln durchgefochten. Dabei liegt in den Märchen ein gewiß ſehr alter und barbariſcher Zug, wie in der griechiſchen Oedipusſage. Wer das Räthſel nicht löſen kann, muß ſterben.

Das Tragemundes Lied iſt eines der älteſten deutſchen Räthſellieder, ſehr ähnlich den alten Eddaliedern. Tragemund, der 72 Länder kennt, der viel erfahrene Wanderer, wird vom Wirth willkommen geheißen, aber gleich mit ſtrengen Fragen beläſtigt, durch deren Beantwortung er beweiſen ſoll, daß er wirklich viel geſehen und gelernt und ſeinen Verſtand geſchärft hat. Die erſten Fragen ſind: welcher Vogel ſäugt ſeine Jungen? (die Fledermaus). Welcher Vogel iſt ohne Zungen? (der Storch). Welcher Vogel iſt ohne Magen? (die Schwalbe). Unter den übrigen Fragen ſind am merkwürdigſten: Warum iſt der Rhein ſo tief? (von manchem Urſprung). Warum ſind die Frauen ſo lieb? (von hoher Minne). Warum ſind die Matten ſo grün? (von mancher Wurzel). Warum ſind die Ritter ſo kühn? (von mancher ſchweren Wunde). Das Lied iſt von den Brüdern Grimm in den altd. Wäldern II. 8 f. abgedruckt und ſchön erläutert, mit Bezugnahme auf das Vorkommen der Räthſel auch in vielen andern Dichtungen des Mittelalters, bei den Meiſterſängern, den holländiſchen Rederykern, den Waldſprüchen, den Räthſelbüchern, die noch als Volksbücher auf Jahrmärkten verkauft werden. Darin findet ſich manches Gute

und ſchon Alte, z. B. es flog ein Vogel Jebulas (Schwan) auf einen Baum lautlos, da kam eine Frau mundlos (Sonne) und aß den Vogel federlos. — Grimm zieht hier eine Erzählung der legenda aurea cap. 2. herbei, die den nordiſchen Mythus (Wegtamsquida) ins Geſchichtliche überträgt. Der Teufel hat ſich in Geſtalt eines ſchönen Weibes zu einem Biſchof geſchlichen. Da klopft ein frommer Pilger (vielleicht ein Heiliger, der ihn retten ſoll) an das Thor. Der Teufel will ihn nicht einlaſſen und legt ihm erſt ſchwere Fragen vor. Die Antwort nimmt eine den Teufel ärgernde ſpecifiſch chriſtliche Wendung. Als zuletzt der Teufel frägt, wie weit es zum Himmel ſey? antwortet der Pilger: das mußt du am beſten wiſſen, da du vom Himmel gefallen biſt (als Lucifer). Da entweicht der Böſe.

Ungleich großartiger und phantaſtiſcher iſt dieſe Legende ausgeführt in dem berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg. Dieſes Gedicht (abgedruckt in von der Hagens Minneſängern III. 170. IV. 753 f. und beſonders herausgegeben von Ettmüller 1830) beſchreibt einen poetiſchen Wettſtreit der berühmteſten Minneſänger des 13. Jahrhunderts am Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen. Die älteſte Genealogie dieſes Wettkampfs hat am beſten Görres, Myſtik III. 106 f. nachgewieſen. Die Wurzel der ganzen Sagenreihe liegt in der Geneſis, im Siege des Moſes über die Zauberer des Pharao. Dem entſpricht ſodann auf chriſtlichem Boden zuerſt der Sieg des Apoſtels (Simon) Petrus über den Simon Magus, den die Samaritaner als Gott (ſowie ſeine Beiſchläferin Helena oder Salome als Göttin) anbeteten. Zweitens der Sieg des h. Leo (Thaumaturga) über den Zauberer Heliodorus. Vieles aus den Blendwerken des letztern iſt ſodann auf den berüchtigten neapolitaniſchen Zauberer Virgilius übertragen, und von dieſem ſtammt als ſein Neffe der in der Sage des Mittelalters berühmte Klingſor (nach dem Parcifal 656, 15—18). Dieſer ältere Klingſor war in Calabrien gebürtig, im ſchönen Capua unfern von Salerno, wo er als Herzog gebot. Aber in Liebe entzündet zur ſchönen Iblis, Gattin des Königs Gilbert in Sicilien, wurde er von dieſem bei ihr überraſcht und entmannt. Da ging er nach Perſien in die alte Heimath des Zaubers und lernte die Wiſſenſchaft. Da erhielt er das Zauberſchloß castel marvale, pflanzte umher den Klingſorwald und entführte von des Artus Hochzeit dahin 400 Frauen, bis Gawain

ihren Zauber löste. So der Parcifal. Nun geht aber der ältere calabrische Klingsor in den jüngern Klingsor von Ungarland über und tritt damit zugleich in die deutsche Sage ein. Auch kehrt jetzt die alte Zaubersage zurück zum alten Dualismus und zeigt uns den jüngern Klingsor im Wettkampfe der Sänger auf Wartburg, welcher Kampf dem des Leo mit Heliodor, des Petrus mit Simon entspricht.

Als im Jahr 1206 Landgraf Hermann von Thüringen und Hessen auf der Wartburg Hof hielt, und viele Sänger um ihn waren, weil er Dichtkunst und Gesang liebte, entspann sich ein Wettstreit unter den Sängern, der so heftig wurde, daß man ausmachte, der Ueberwundene solle auf der Stelle gehenkt werden, und Stempfel, der Henker, mußte mit dem Strick daneben stehen. Das kam daher, weil die Sänger alle ihren gnädigen Wirth und Herrn, den Landgrafen, gepriesen hatten, während Heinrich von Ofterdingen allein es gewagt, seinen abwesenden Herrn, den Herzog Leopold von Oesterreich, noch höher zu stellen. Die Mehrheit, bestehend aus Heinrich dem Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Biterolf fing endlich den Ofterdinger mit listigen Worten und schon griff der Henker nach ihm, als er sich unter dem Mantel der Landgräfin Sophie verbarg, die ihn beschützte, so daß er wenigstens auf ein Jahr Frist erhielt, um sich bei dem berühmten Klingsor von Ungarland Rath zu erholen. Er traf Klingsor in Siebenbürgen und bat ihn, übers Jahr mit auf die Wartburg zu ziehen, um seinen Streit ausfechten zu helfen. Klingsor versprach es, beeilte sich aber so wenig, daß zu Heinrichs Schrecken der Jahrestag nahte, ohne daß Klingsor zur Abreise Anstalt getroffen hatte. Allein über Nacht, während Heinrich von Ofterdingen schlief, versetzte sich Klingsor mit ihm durch Zauberkunst nach Thüringen und Heinrich erwachte staunend auf der Wartburg. Der Landgraf empfing sie freundlich und Klingsor verkündete ihm, in derselben Nacht habe die Königin von Ungarn eine Tochter geboren (die h. Elisabeth) die werde seines Sohnes Ludwig Gemahlin werden. — Als der Wettkampf der Sänger wieder begann, ließ Klingsor einen Teufel in Gestalt eines Sängers auftreten, der mußte mit Wolfram von Eschenbach im Wettgesang über die göttlichen Dinge kämpfen, unterlag aber, da er Wolframs Erklärung des göttlichen Geheimnisses nicht aushalten konnte. Allein als derselbe Teufel nun mit Wolfram über physische Dinge stritt und ihm Fragen über die Sternenwelt vorlegte, mußte Wolfram verstummen und der Teufel lachte hell auf. Klingsor hatte gewonnen, wurde reich beschenkt und fuhr wieder durch die Luft von dannen. Vgl. Rohte, Thüring. Chronik, bei Menken II. 1697, Leben der h. Elisabeth das. 2035. Grimm D. S. Nr. 555.

Der Wartburgkrieg ist kein Protokoll eines Wettstreits, der wirklich Statt gefunden hätte, sondern nur eine geniale Dichtung, die merkwürdiger

Weiſe noch ganz an die Wettlieder der alten Edda erinnert. Hier, wie ſchon in der noch ältern Räthſelſage von Oedipus, liegt der Accent nicht auf dem Witz des Räthſelſpiels, ſondern auf dem tragiſchen Ernſte des Preiſes. Ganz im frommen Geiſt des Mittelalters iſt dabei der Gegenſatz des Glaubens (in Wolfram) gegen das Wiſſen (in Klingſor) durchgeführt, der zugleich der Gegenſatz des treuen, aber unwiſſenden Ritterthums des Abendlandes gegenüber dem verſchlagenen und vielwiſſenden byzantiniſchen und muhamedaniſchen Orient. Daher die Herkunft des Zauberers aus Ungarn.

Die eigentliche Oedipusſage des Mittelalters iſt die von Apollonius von Tyrus, in einem griechiſchen Roman niedergeſchrieben, aber ſeit den Kreuzzügen in ganz Europa verbreitet, zuerſt in einem deutſchen (noch ungedruckten) Gedicht des Heinrich von Neuſtadt bearbeitet, ſpäter in Proſa von Steinhöwel, gedruckt 1471, auch angelſächſiſch bearbeitet. Ein Auszug in Reicharts Romanbibliothek, Band 20.

Apollonius warb um die Tochter des Königs Antiochus, die insgeheim mit ihrem Vater in Blutſchande lebte. Jeder Freier mußte ein vom Vater aufgegebenes Räthſel errathen oder ſterben, und die Auflöſung des Räthſels war eben das blutſchänderiſche Geheimniß. Apollonius entdeckte es und floh voll Abſcheu, heirathete eine andere Königstochter, verlor dieſelbe aber auf dem Meere durch den Tod und mußte ihren Sarg den Wellen anvertrauen, weil der Sturm ſich nicht eher legte, bis die Leiche aus dem Schiff entfernt wurde. Die Prinzeſſin war aber nicht todt, ſondern lebte wieder auf und kam, ſo wie auch ihre auf dem Schiff geborne Tochter, die dem Vater ebenfalls verloren ging, nach wunderbaren Abentheuern und Gefahren wieder zu Apollonius zurück.

Verwandt iſt folgendes Märchen:

Eine auf ihren Geiſt eitle Königstochter wollte nur den zum Manne nehmen, der ſie in der Rede überwände. Sie ſchwatzte aber alle nieder, bis einmal ein Ritter einen jungen Bauern mitbrachte, der geſcheidter und beredter war, als er ſelbſt und alle andern, und dem die Königstochter mit großer Scham ihre Hand reichen mußte. Laßberg, Liederſaal I. Nr. 73. Aehnlich und noch ausführlicher die Märchen bei Grimm Nr. 22 und 114. Derb und ſchmutzig bei von der Hagen, Geſammtabentheuer Nr. 63.

Ich ſchließe hier das ſchöne Märchen vom klugen Bauermädchen an, welches durch ſinnige Löſung von Räthſeln ihren Vater vom Tode rettet.

Die Räthſel ſind: Was iſt das ſchönſte? der Frühling. Was iſt das

Ueberhaupt sind die Amerikaner in letzterer Zeit von mehreren gegen die Deutschen gehegten Vorurtheilen zurückgekommen. So z. B. haben sie die deutsche Industrie und Sparsamkeit achten gelernt, indem sie jetzt die Resultate derselben in dem ungleich besseren Zustand aller deutschen Niederlassungen erblicken; sie haben gelernt, die deutsche Genügsamkeit und die Bereitwilligkeit der deutschen Auswanderer, zuerst als Tagelöhner zu arbeiten, um später desto besser eine eigene Wirthschaft betreiben zu können, aus einem andern Gesichtspunkte als dem des Geizes oder der Zaghaftigkeit zu beurtheilen, und sie gewöhnen sich zuletzt auch

---

Grafschaften, von denen man glaubte, daß sie die aufgeklärteste Bevölkerung besitzen, dem System am meisten entgegen sind, während die neuangesiedelten und weniger volkreichen Distrikte es mit Freuden annahmen.")

Noch ein Jahr früher sprach man nur mit Hohn von den deutschen Bauern (boorish Germans), welche sich jeder Art von neumodischer Aufklärung entgegensetzten; jetzt aber gibt der Staatssekretär selbst in seiner dunkeln und vorsichtigen Sprache zu verstehen, daß diejenigen Distrikte, die man für die aufgeklärtesten hielt, dem Schulwesen, wo es darauf ankommt, davon einen praktischen Nutzen zu ziehen, mehr entgegen sind, als die „neuen und weniger volkreichen," das heißt: die von deutschen Auswanderern noch vor kurzem urbar gemachten Distrikte. Ein weiteres Faktum, welches noch mehr als dieses nothgedrungene Geständniß den Widerwillen der amerikanischen Bevölkerung gegen die öffentlichen Schulen an den Tag legt, besteht darin, daß in der Grafschaft Philadelphia mit Einschluß der Stadt nur 11,127 Kinder auf Kosten der Grafschaft unterrichtet wurden. Von diesen besuchten 7127 die Kleinkinderschulen, 2500 die primären Erziehungsanstalten und nur 1500 die eigentlichen Schulen für die heranwachsende Jugend! Man vergleiche diese Zahlen, welche noch dazu für eine Bevölkerung von mehr als 250,000 gelten, mit denen der Stadt Boston, wo bei einer Bevölkerung von 80,000 Menschen mehr als 2000 Knaben die öffentlichen Schulen, worunter noch dazu eine lateinische und eine Gewerbsschule sich befinden, besuchen.

Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß selbst die Privatschulen, wohin die bemittelten und reicheren Bürger ihre Söhne schicken, weit hinter denen von Boston und selbst hinter den Freischulen dieser Stadt zurückstehen. — Selbst das sogenannte „Philadelphia College" war immer eines der mittelmäßigsten in der Union. Es ist übrigens zu hoffen, daß das neu zu errichtende, mit 2 Millionen Thaler dotirte Gerard-Collegium den Erwartungen seines Stifters besser entsprechen wird.

ſtärkſte? die Erde. Was iſt das reichſte? der Herbſt. Der Richter will das kluge Mädchen ſehen, aber ſie ſoll zu ihm kommen nicht nackt und nicht bekleidet, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße noch auf der Seite. Da kommt ſie in der Dämmerung, nackt mit einem Netze verhüllt auf Brettern, die ſie gelegt hatte. Darauf heirathet ſie der Richter. Später will er ſie einmal verſtoßen und erlaubt ihr, das Beſte mitzunehmen; da macht ſie ihn trunken und trägt ihn ſelber fort. Zingerle, Märchen Nr. 27. Dies ſcheint mir die ältere Geſtalt des Märchens wegen der Einfachheit der Räthſel. Varianten bei Grimm, Kindermärchen Nr. 94. C. Meier, Märchen Nr. 28. Auch in Pauli Schimpf und Ernſt und bei Hans Sachs. Eine früheſte Spur des Märchens bei Herodot V. 13, wo eine päoniſche Jungfrau an der untern Donau dreierlei zugleich thut. In der nordiſchen Regnar-Lodbrogsſaga wird von Aslauga, in einer ſchwediſchen Sage bei Afzelius I. 32 von der Diſa ähnliches erzählt. In einem Volksliede (Büſching, wöchentl. Nachrichten I. 66) gewinnt ein Bauermädchen einen Ritter dadurch, daß ſie alle Räthſel löst, die er ihr aufgibt. Darunter die Räthſel: Was geht tiefer als ein Bolz? die Liebe. Was iſt das beſte Holz? die Rebe. Welche Jungfrau iſt ohne Zopf? die in der Wiege. Welche Straße iſt ohne Staub? die Milchſtraße. Aehnlich Wunderhorn II. 407.

Sehr alt iſt auch das Märchen vom klugen Hirten oder Schäfer, der ſchwere Räthſel löſen kann. Am einfachſten erſcheint es bei Grimm Nr. 152, wo ein König den Scharfſinn eines Hirtenknaben durch Räthſel prüft. Ausführlicher in einer Fabel des Burkhard Waldis, in einem Faſtnachtſpiel bei Keller I. Nr. 22 und in Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 54.

Hier wird ein Abt von einem mächtigen weltlichen Herrn gezwungen, ihm drei Räthſel zu löſen und iſt deshalb in großer Noth. Da hilft ihm ſein kluger Sauhirt und antwortet in ſeinem Kleide. Die erſte Frage des Herrn war: was hältſt du von mir? Antwort: daß du 28 Pfennige werth biſt, mehr nicht, denn Chriſtus ſelbſt wurde für 30 verkauft, demnach iſt der Kaiſer 29 und du biſt nur 28 werth. Zweite Frage: was iſt mitten auf der Erde? Antw.: Gottes Haus, willſt du's nicht glauben, ſo miß es aus. Dritte Frage: wie weit ſind Glück und Unglück von einander? Antw.: nicht weit, denn geſtern war ich noch ein Sauhirt, heute bin ich ein Abt. Da ſagte der Herr: und ein Abt ſollſt du bleiben. Heinrich Julius, Herzog von Braunſchweig behandelte den Stoff als Comödie 1594. Und Bürger in einer Romanze.

In Simrocks Räthſelbuch S. 463 finden wir:

Ein armer Sünder, der bereits auf der Galgenleiter ſteht, gibt noch geſchwind ſeinen Richtern ein Räthſel auf; wenn ſie es nicht errathen, ſollen ſie

ihm das Leben ſchenken. Sie errathen es nicht und wollen ſeine Bitte gewähren, wenn er ſelbſt es errathe. Das Räthſel war: Hoch hing ich, ſieben Lebendige fing ich, einen Todten ſah ich. Was iſt das? die Auflöſung: ſieben junge Raben, die in ihrem Neſt oben auf dem Galgen vom Fleiſch des früher hier Gehenkten fraßen. Verwandt iſt die Galgenpredigt, durch die ſich der Fuchs rettet.

In Barlaam und Joſaphat, in dem Lehrgedicht König Tyrol, beim Minneſänger Reinmar von Zweter, Meißner ꝛc. begegnen uns ebenfalls Belehrungen in Räthſelform.

10.

Die älteſten Schwänke von Bauern.

Einer der älteſten und beſten deutſchen Schwänke iſt der von der Kuhhaut, in vielen mehr oder weniger abweichenden Märchen im Volksmunde fortlebend, aber ſchon im 11. Jahrhundert in lateiniſchen Verſen aufgezeichnet und abgedruckt in Grimm und Schmellers lat. Gedichten S. 354 f. unter der Aufſchrift Unibos.

Ein Bauer hatte das Unglück, nie zwei Ochſen beſitzen zu können; ſo oft er zwei kaufte, fiel einer und man ſah ihn immer nur hinter einem Ochſen hergehen, daher man ihn ſelber ſpottweiſe den Einochs nannte. Als er aber einmal des gefallenen Ochſen Haut verkaufte und heimkehrte, wandelte ihn ein menſchliches Bedürfniß an, und indem er nach Gras um ſich griff, um ſich zu reinigen, griff er in verborgenes Geld und brachte einen reichen Schatz heim. Um das Geld zu meſſen, lieh er ein Maaß von einem der Vorgeſetzten des Ortes (praepositus, der hier neben dem major, Meyer, Verwalter, und sacerdos, Pfarrer genannt wird und den Grimm S. 382 mit Probſt überſetzt, der aber wohl den Schulzen bedeutet). Dadurch auf ſeinen Reichthum aufmerkſam gemacht, beſchließen die drei weiſen Ortsautoritäten, als Einochs ihnen geſagt, er habe all das Geld für die Ochſenhaut bekommen, auch ihr Rindvieh zu ſchlachten und die Häute zu verkaufen. Da ſie indeß nur den gewöhnlichen Preis dafür bekommen, wollen ſie ſich rächen und überfallen den Bauern. Dieſer aber beſchmiert geſchwind ſeine Frau mit Blut und heißt ſie, ſich todt ſtellen. Als die Mörder eintreten, erſchrecken ſie, ſchon eine Ermordete zu finden. Einochs ſagt ihnen aber, er beſitze ein Mittel, ſie wieder ins Leben zu bringen, bläſt in ein Horn und ſie ſteht auf, wäſcht ſich und iſt ſchöner als zuvor. Da kaufen ihm die drei das Horn ab und ſtreiten, wer ſein altes Weib zuerſt umbringen und dann verjüngt wieder beleben ſoll.

Der Prieſter (deſſen presbytera hier förmlich als ſeine Frau gilt) ſchlachtet ſeine Alte unter zärtlichen Liebkoſungen zuerſt ab und bläst ihr dann auf dem Horn ins Ohr ſo laut er kann, aber ſie wacht nicht mehr auf. Abermals rücken nun die drei erbost gegen den Bauern aus, um Rache an ihm zu nehmen, da hat er ſeiner Stutte Geld hinten hineingeſteckt und läßt ſeine Verfolger das ſeltene Schauſpiel von hinten ſehen. Augenblicklich vergeſſen ſie ihren Groll und trachten nur, ihm die geldgebärende Stutte abzukaufen. Nachdem ſie auch dies als Betrug erkannt, ergreifen ſie den Bauern wirklich, ſchieben ihn in eine Tonne und werfen ihn ins Waſſer. Da kommt ein Schweinhirt ans Ufer, Einochs ſchreit aus dem Faß: er wolle nicht Schulze werden. Der Hirt erkundigt ſich und iſt gleich bereit, ſtatt des Einochs ins Faß zu ſtürzen, um Schulz zu werden. Einochs aber treibt die Säue heim und erzählt den dreien, unten unter dem Waſſer weiden unzählige Schweine. Da ſtürzen ſich die drei ins Waſſer, um Schweine zu holen, und kommen nicht wieder.

Wieder anders geſtaltet ſich die weſtphäliſche Sage von Hick. Dieſer, ein armer Mann in Liebershauſen bei Köln, hatte ſo viel Kinder, daß die Milch ſeiner einzigen Kuh nicht ausreichte, ſie zu ernähren. Er ſchlachtete daher die Kuh und ging mit der Haut derſelben, um ſie zu verkaufen, nach Köln. Da er die Innenſeite der Haut nach außen gekehrt, hackte ein Rabe auf ihn los, den er fing, um ihn gleichfalls in Köln zu verkaufen. Er löste nur wenig Geld für die Haut, den Raben wollte Niemand. Da ging er in ein Wirthshaus und ſah, wie die Wirthin mit einem Mönch koste, aber ſchnell Braten, Wein und Mönch verſteckte, als der Wirth heimkam. Nun gab der Hick vor, ſein Rabe könne wahrſagen und ſagte dem erſtaunten Wirth, wo eine Flaſche Wein, wo ein Braten und wo ein Mönch läge. Da ſich alles ſo befand, kaufte der Wirth dem Hick ſeinen Raben um ſchweres Geld ab. Als nun der Hick wieder heimgekommen, und die Liebershauſer von ihm erfuhren, ſo viel Geld habe er für eine einzige Kuhhaut erhalten, ſchlugen ſie alle ihre Kühe todt und trugen die Häute nach Köln, bekamen aber nur einen geringen Preis. Aus Rache ſteckten ſie den Hick in ein Faß und warfen ihn in den Rhein. Da kam ein Schäfer mit ſeiner Heerde ans Ufer, wo das Faß angelandet und der Hick rief heraus: ich ſoll zu Köln Biſchof ſeyn und habe keine Luſt. Erſtaunt blieb der Schäfer ſtehen, erkundigte ſich weiter und ließ es ſich gern gefallen, ſtatt des Hick in das Faß zu kriechen, um Biſchof von Köln zu werden. Der Hick ſtieß das Faß ins Waſſer und kehrte mit der Heerde heim nach Liebershauſen. Hier ſagte er, er habe alle die Schafe aus dem Rhein geholt. Da liefen die Liebershauſer alle nach dem Rhein, tauchten unter, um Schafe zu ſuchen, und ſind nicht wiedergekommen. Stahl, weſtphäliſche Sagen S. 34 f.

Bedeutend abweichend wird derſelbe Schwank in Bayern erzählt, nach Panzers reichhaltigen Beiträgen z. d. M. S. 90. Der Hainbauerſeppel, ein

Heiligenbildschnitzer, schickte seine Frau Christina mit dem Tuch, das sie gesponnen, auf den Markt. Drei schlaue Weber merkten ihre Einfalt und kauften ihr das schöne Tuch für einen Groschen ab. Dafür kaufte sie ein Wecklein und eine Blase, in welch letztere sie den letzten noch übrigen Pfenning steckte, und kehrte vergnügt heim. Seppel machte gute Miene zum bösen Spiel, that Koth in die Blase und wanderte zur Stadt. Als ihm dieselben Weber begegneten und ihn fragen, was er trage? sagte er etwas geheimnißvoll, eine alles heilende Arznei, die der Apotheker bei ihm bestellt habe. Je weniger er sie ihnen nun abtreten wollte, um so gieriger wurden sie darnach und gaben ihm am Ende 100 Gulden. Als sie den Betrug entdeckt, wollten sie sich an ihm rächen, fanden ihn aber, wie er mit einem Prügel am Backofen stand und scheinbar sein Weib schlug, wobei er rief: Gielgung, mach mir mein altes Weib jung! Und husch, wie verabredet war, sprang seine junge Tochter hervor und die Alte war verschwunden. Da dachten die Weber, so wollten sie ihre alten Weiber auch jung und schön machen, kauften dem Seppel seinen Stock um 300 Gulden ab und schlugen erbärmlich auf ihre armen Weiber los. Als sie nun auch diesen Betrug sattsam erkannt, wollte sie abermals den Seppel strafen. Da fanden sie ihn todt daliegen. Einer aber nahm einen am Boden liegenden Stock und schlug auf ihn los. Da stand er wieder auf, denn das war sein „Stock zum Todtenerwecken" gewesen, den sie ihm abermals um vieles Geld abkauften, um damit eine eben verstorbene Prinzessin zu erwecken und vom König reichen Lohn zu gewinnen. Aber sie schlugen drei Tage lang auf die Leiche der Prinzessin vergebens los, bis er zu Brei wurde, und konnten nur durch schnelle Flucht dem Zorn des Vaters entrinnen. Nun aber ergriffen sie den Seppel, steckten ihn in einen Sack und wollten ihn ersäufen, kamen aber zuvor an ein Wirthshaus, setzten sich hinein zu trinken und ließen den Sack außen stehen. Da ritt ein Pfaff auf einem Schimmel vorbei und Seppel rief: ich mag nicht Papst werden. Der Pfaff hielt an, erkundigte sich und war alsbald bereit, den Sack zu öffnen, Seppel heraus zu lassen, und selbst hinein zu kriechen, um Papst zu werden. Seppel aber bestieg den Schimmel und ritt davon. Die Weber kamen heraus und warfen den Pfaffen ins Wasser. Nun kehrte Seppel zurück und ritt ihnen den schönen Schimmel vor, solche finde man da unten im Wasser. Nun stürzten sich alle drei ins Wasser.

In Pfeiffers Zeitschrift Germania steht eine Notiz von Gödeke über Unibos, wornach dasselbe Märchen auch in Schumanns Nachtbüchlein vorkommt, in 2 Historien, 1) von dem Becken, der sein Weib mit der Geige lebendig macht, und 2) vom Bauern Einhyrn und den ertrinkenden Bauern. Zu vergleichen ist auch des Hans Sachs lebendig gezeigte Frau. Ferner enthalten Zingerle, Volksmärchen II. S. 5. Büschings Volkssagen S. 296.

Müllenhoff, holst. Sagen S. 461. Vonbun, vorarlb. Sagen S. 38. Wolf, deutsche Märchen Nr. 11, so wie Grimms Märchen Nr. 61 (wozu die Anmerkungen III. 111 f.) noch mehr oder weniger interessante Varianten des nämlichen Märchens.

Noch berühmter ist Salomon und Markulf, ein auf biblischer Grundlage ruhendes, aber komisches altdeutsches Gedicht, fußend auf Sprüche Sal. 30. 31. Die Erfindung muß sehr alt seyn, weil schon Notker Labeo seiner gedenkt paraph. Psalmorum XVIII. 85 bei Schilter Thes. I. 228. Vgl. gesta Dei per Francos p. 834. — Zu unterscheiden sind: 1) ein lateinisches Prosabuch, enthaltend die Gespräche Salomos mit dem groben Bauer Marolf oder Markulf, gedruckt Antwerpen 1487. Deutsch, Nürnberg 1487. In Hagens Narrenbuch S. 215. Dasselbe versificirt, zuerst im 14. Jhd. in halbniederdeutscher Sprache, abgedruckt in Hagens Heldenbuch I. 44—46; dann um 1450 durch Gregor Halden (vgl. Docen im altd. Museum II. 270 ff.) Schwank von Hans Folz 1521 und Hans Sachs. Als deutsches Volksbuch s. Görres Volksbücher 188, neu gereimt von Simrock 1839. Französisch in sehr alter Prosa, wie in Versen; auch italienisch, spanisch und dänisch. 2) Ein selbstständiges Epos, in Strophen, gleichfalls abgedruckt in Hagens Heldenbuch I. 1—42, der aber die strophische Form nicht erkannt hat; es gehört noch ins 12. Jhd. Der Inhalt des Epos ist:

Salomon herrscht zu Jerusalem im Besitz einer durch ihre Schönheit weltberühmten Gemahlin, der Salome. Als König Pharao von ihrer Schönheit hört und sie zu besitzen wünscht, feuert ihn Cyprian, der Salome Vater, dem Salomon die Tochter geraubt, noch mehr dazu an. Der Krieg beginnt. Pharao wird gefangen, aber von Salomon so gut behandelt, daß er ihn sogar mit Salome allein läßt, wider den Rath ihres Bruders Morolf. Da bezaubert Pharao die Salome mit einem Ringe, daß sie ihn lieben muß und ihm die Freiheit verschafft. Darauf schickt er ihr eine Wurzel, die sie unter die Zunge legt. Da fällt sie todt hin und wird begraben, nur Morolf zweifelt, ob sie wirklich todt sey. Pharao aber kommt bei Nacht und holt die nur Scheintodte aus dem Grabe. Salomon findet den Sarg leer und ist untröstlich. Morolf verspricht, die Schwester zurückzubringen. Unterwegs tödtet er einen Juden und zieht dessen Haut an. Unerkannt kommt er zu Pharao, wird aber durch einen Lieblingsgesang seiner Schwester, den er anhebt, erkannt und sucht sie vergebens zur Flucht zu bereden. Sie will ihn einkerkern lassen. Er entflieht zur See. Man setzt ihm nach. Er schläfert die Verfolger ein und

tödtet ſie. In der Haut des Kämmerers aber kehrt er zurück und meldet, er habe den Morolf gefangen. Des Nachts aber macht er alle in der königlichen Burg ſchlaftrunken, ſcheert dem König Pharao eine Platte, zieht ihm das Kleid eines Caplans an und legt ihn zu den Pfaffen, den jungen Caplan aber zur Königin. Darauf entflieht Morolf. Auf ſeinen Antrieb zieht Salomon mit Heeresmacht aus, geht aber als Pilger unerkannt voraus und beſchaut Pharao und Salome in ihrer Zärtlichkeit. Er wird aber entdeckt, gefangen und zum Galgen verurtheilt. Aber als er eben gehenkt werden ſoll, bläst er in ſein Horn und ſein Heer, von Morolf bereit gehalten, ſtürmt herbei. Pharao wird gefangen und an denſelben Galgen gehenkt. — Kaum iſt Salome wieder in Jeruſalem, ſo kommt König Printian als Pilger, bezaubert ſie abermals durch einen Ring und entführt ſie. Morolf geht abermals ſie zu ſuchen, in einer Menge von Verkleidungen und kundſchaftet ſie richtig aus. Salomon kommt mit einem Heere. Von einer Meerfrau begünſtigt, erobert er die Stadt durch eine Waſſerleitung. Printian wird von Morolf in der Schlacht, die untreue Salome aber im Bade durch Oeffnen der Adern getödtet. Salomon heirathet Pharaos Schweſter, die ſich ihm ſchon früher bei ſeiner Gefangenſchaft günſtig erwieſen.

Das Geſpräch hat folgenden Inhalt:

Morolf, ein grober Bauer von thieriſcher Häßlichkeit und ſein ebenſo eckelhaftes Weib kommen an Salomons Hof, wo ihre Häßlichkeit Aufſehen erregt. Salomon läßt ſich mit dem Bauer in ein Geſpräch ein und bekommt Schlag auf Schlag derbe Antworten von ihm, in denen, wie im ſpätern Eulenſpiegel, das Unflätige vorherrſcht und beſonders der „arß" eine Hauptrolle ſpielt. Des Bauern Princip iſt, alle Weisheit anzuzweifeln und zu verhöhnen und der Natur allein Recht zu geben; welche Natur er aber, ſonderlich bei den Weibern, ſo tief als immer möglich herunterſetzt. Salomon entläßt ihn in Gnaden und gibt ihm und ſeinem Weibe neue Kleider. Nach einiger Zeit beſucht er den Bauer und fängt von neuem die Wettrede an, worauf er ihn nochmals an den Hof beruft. Jetzt zieht der König ſtrengere Saiten auf und bedroht den Bauer mit dem Tode, wenn er nicht ſeine groben Behauptungen beweiſe. Aber der kluge Bauer beweiſt alles, z. B. den Sieg der Natur über die Disciplin durch eine Katze. Salomo hatte die Katze abgerichtet, das Licht zu halten. Da läßt Morolf eine Maus ſpringen und die Katze ſpringt ihr nach. So z. B. die Bosheit der Weiber durch ſeine eigene Schweſter. Dieſe macht er glauben, er wolle den König ermorden, und beleidigt ſie dann, aus Rache klagt ſie nun ihren eigenen Bruder beim König an. Als Morolf aber auch Salomons Weisheit in Bezug auf deſſen berühmtes Urtheil in Sachen der zwei Mütter angezweifelt, zieht er ſich den Zorn des Königs zu, muß ſich verſtecken und kriecht in einen leeren Bienenkorb. Da kommen (ganz wie im ſpätern Eulenſpiegel) Diebe und tragen dieſen Korb, als den ſchwerſten,

fort. Morolf ſtreckt den Arm heraus und ſchlägt bald den vorn, bald den hinten tragenden, ſo daß jeder von ihnen glaubt, der andere habe ihn geſchlagen und wüthend über einander herfallen. Unterdeß läuft Morolf davon und geht zu der Mutter des Kindes, das durch Salomons weiſes Urtheil ungetheilt geblieben war, ſie überredend, der König wolle dennoch ihr Kind tödten laſſen. Da erregt das Weib einen allgemeinen Weiberaufruhr, worüber ſich Salomon ſo erzürnt, daß er noch böſere Worte über das weibliche Geſchlecht ſagt, als vorhin Morolf ſelbſt. Das iſt Morolfs höchſter Triumph, es ſo weit gebracht zu haben, deshalb iſt auch Salomon ſehr beſchämt und erbittert, als er erfährt, daß Morolf die Weiber nur angeſtiftet hat, bittet ihnen das Unrecht ab, das er ihrem ganzen Geſchlecht gethan, und verurtheilt den tückiſchen Bauer zum Galgen. Morolf aber bittet wenigſtens ſich den Baum ſelbſt wählen zu dürfen, an den er gehenkt werden ſoll, was ihm gewährt wird, worauf er im ganzen Walde ſucht, aber keinen Baum findet. Endlich wird er aus dem Lande verbannt, aber wieder zurückgerufen, weil die Königin geſtorben und der König meint, der kluge Bauer beſitze vielleicht Mittel, ſie wieder lebendig zu machen. Morolf läßt den Sarg öffnen und beweiſt durch deſſen Leerheit, daß die Königin ſich nur todt geſtellt und entflohen iſt. Er wird mit einem Heer abgeſchickt, ſie wieder zu holen, geht allein an den Hof des fremden Königs, wird gefangen und ſoll hängen, ruft aber durch ſein Horn die Seinen herbei und bringt die Königin zu Salomon zurück, der ſie im Bade ſterben läßt.

In dem Geſpräche ſteht der feinen Weisheit Salomons der grobe Humor und Volkswitz des Bauern entgegen, keineswegs äſopiſch, wie einige gemeint haben, ſondern eulenſpiegelartig, daher auch nicht, wie Vilmar S. 284 glaubt, nach altjüdiſcher Tradition, ſondern gewiß echt deutſch. Bei den Juden hat ſich der Gegenſatz zwiſchen Schulweisheit und Volkswitz nicht ausgebildet, ſo wenig wie bei den Alten. Dieſer Gegenſatz kam erſt im deutſchen Mittelalter auf. Salomon empfiehlt die Disciplin, der Bauer die Natur. Salomon nimmt alles ernſt und vornehm, der Bauer weiß ihm alles in Narrheit umzudrehen. — Man kann nicht leugnen, daß dies eine der älteſten Offenbarungen des niederdeutſchen Geiſtes iſt, dem auch Reinecke Fuchs und der ſpätere Eulenſpiegel entſprungen ſind.

Im zweiten Gedicht, dem Epos, erſcheint derſelbe Bauer als ſchlauer Diener Salomo's und verſchafft ihm durch ſeine Liſt die zweimal geraubte Gattin wieder. Einige nehmen an, das Gedicht ſey erſt aus dem Geſpräch entſtanden. Doch pflegt das Epos älter zu ſeyn, als das didaktiſche

Gedicht. Auch steht in der einzigen Handschrift, welche beide Gedichte bringt, der Eschenburgischen, das Epos dem Gespräch voran.

Von Wernher dem Gärtner, einem Oesterreicher oder Baier, hat sich ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert erhalten, Maier Helmbrecht, in welchem der wilde Uebermuth des Bauern schrecklich gestraft wird. Es ist nach der Ambraser Handschrift abgedr. von Bergmann, 1829 und kritisch bearbeitet in Haupts Zeitschr. IV. 318.

Helmbrecht, Sohn eines Bauern, hält des Vaters Arbeit für zu gering, mischt sich unter die Ritter, macht höfische Ansprüche bei ganz bäurischer Gesinnung, fährt ein Räuberleben und kommt mit seinen Spießgesellen einmal in die Heimath zurück, um sich fremd zu stellen, als verstände er die heimische Sprache nicht mehr, um seinen alten Vater zu plagen und seine Schwester an einen seiner Raufbolde zu verkuppeln. Aber die Bande wird verhaftet und alle werden gehenkt, bis auf Helmbrecht, den man blendet und verstümmelt. Sein Vater pflegt ihn und fördert ihn in die welschen Lande, aber die vorher von ihm mißhandelten Bauern fangen ihn auf und hängen ihn.

In dem Liede von „den üppigen Bauern“ (Ambraser Liederbuch Nr. 129. Uhland II. 249) stolziren und tanzen die Bauern gar froh, bis sie Händel bekommen und einander raufen und bis in den Tod wund schlagen. Ein Vorbild zur Metzenhochzeit. Aehnlich ein Lied des Nithart von klagenden und nachher einander wüst verhauenden Bauern. Weingartner Liederhandschrift von Pfeiffer S. 202. Ebenso noch das Volkslied bei Uhland Nr. 248 von den Bauern zu St. Pölten, die mit wüstem Lerm zur Hochzeit fahren und dann mit einer ungeheuren Prügelei enden. Eine gleiche Prügelei in der „Braut von Essa“ im Wunderhorn II. 254.

Die colossale Bauernprügelei im Schwank von Metzen Hochzeit (Kaßberg, Liedersaal Nr. 226. Der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 67. Graff, Diutiska I. 78) ist in einem größeren Gedicht zum komischen Epos erhoben worden. Das ist Heinrich Wittenweilers s. g. Ring aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben von Bechstein 1851.

Im Dorfe Lappenhausen hat sich Bertschi Tiefnas in Mägli Rürenzumpf verliebt, beides bäurische Carrikaturen. Bertschi und die jungen Männer des Dorfs wollen den Rittern nachahmen und halten ein Turnier in Harnischen von Baumrinde und allerlei komischen Waffen, fallen aber im Getümmel in den Bach. Erst Herr Neithart unterweist sie, wie sie es machen sollen. Nun wird es Ernst und einige Bauern, Dekspieß und Hainze, beichten vor dem Turnier dem Herrn Neithart ihre Sünden, lächerliche und obscöne Dinge.

Sodann hebt das Turnier in verbeſſerter Geſtalt wieder an und endet mit dem Tode eines Eſels, den ein Gaul erſchlägt, und eines alten Weibes, die ſich zu Tode lacht. Der verliebte Bertſchi dingt aber einen Spielmann und bringt ſeiner Mägli eine Nachtmuſik. Sie kehrt das Gegentheil vom Geſicht heraus, was ihn aber nicht abhält, ihre Schönheit zu preiſen. Er ſchleicht ſich zu ihr in den Kuhſtall, ſie erwacht, es gibt Geſchrei, man glaubt, es ſeyen Diebe im Hauſe. Die Kuh im Stall wird wild und gibt dem Verliebten tüchtige Stöße. Mägli ſtellt nachher eigenthümliche Betrachtungen an. Sie iſt Schuld an all dem Lerm und Streit. Und doch iſt ſie unſchuldig. Nur ein Ding an ihr trägt die Schuld. Nur um deßwillen ſeufzen die Jünglinge des Dorfes und raufen ſich. Dieſes abſcheuliche Ding nun verwünſcht, rauft und ſchlägt ſie in blinder Wuth. Auf einmal aber wird ſie wieder mitleidig mit ſich ſelbſt und ſchließt mit dem verhaßten Dinge von neuem Frieden.

Bertſchi unterdeß läßt ſich einen Brief an ſie ſchreiben, bindet ihn an einen großen Stein, wirft ihn in ihr Fenſter und verwundet ſie damit am Kopfe. Sie geht zu einem Arzt, läßt ſich den wunden Kopf heilen und den Brief verleſen. Der Arzt aber berückt ihre Einfalt und curirt ſie mit einer Wurzel, ſie will aber der Arznei immer mehr haben. Da er die Folgen fürchtet, ertheilt er ihr Rath, wie ſie, und zwar ſo bald als möglich, den Bertſchi zum Manne bekommen ſolle. Das hält auch nicht ſchwer. Das Jawort wird gegeben, die Hochzeit anberaumt. Das ganze Dorf und viele aus der Nachbarſchaft, ſogar aus der Schweiz ſind geladen. Man frißt und ſäuft ungeheuer. Dann wird wild getanzt, endlich geprügelt, wobei es überall an bäuriſchen Unflätereien nicht fehlt. Die Ruheſtörer werden hinausgeworfen und endlich finden ſich Braut und Bräutigam allein in ihrer Kammer und alles begibt ſich, wie es der ſchlaue Arzt der Braut vorhergeſagt hat. Aber die Geſchichte iſt damit nicht zu Ende, denn die Ruheſtörer vom Nachbardorfe nehmen Rache und brechen, von tapfern Schweizern unterſtützt, ins Dorf ein. Aus dem Luſtſpiel wird ein blutiges Trauerſpiel. Das ganze Dorf geht in Flammen auf, die Braut, die Eltern, alle Einwohner werden ermordet. Nur Bertſchi, der ſich tapfer gewehrt, bleibt übrig und wird ein Einſiedler.

Gewiß eine ſeltſame Dichtung. Im letzten allgemeinen Kampf erkennen wir eine Parodie der Nibelungennoth wieder. Die Unflätereien ſind ariſtophaniſch und ſtören, da ſie einmal zu dieſer Gattung von Poeſie gehören, weniger, als die überaus gedehnten Moralien, mit denen lange Seiten des Gedichts angefüllt ſind. Aus dem, was über den Werth und Nutzen der Ehe, über die Schwächen der Weiber ꝛc. hier alles geſagt iſt, könnte man ein beſonderes Buch machen. Man erkennt daraus wieder die Formloſigkeit unſer ältern Dichter. Hätte Wittenweiler nur ein erzählendes, nicht auch ein Lehrgedicht geſchrieben und den Witz

beſſer zuſammengedrängt, ſo würde ſein komiſches Epos ungleich höheren Werth haben.

Uebrigens läßt ſich in dieſem merkwürdigen Gedicht der Uebergang von der noch frommen und halbheidniſchen Urkraft des Landvolks zur ſpäter vorherrſchenden Ueppigkeit und Unſittereі nicht verkennen. Die ältere Zeit hatte mehr Behagen am blutigen Kampf, die ſpätere mehr an Gefräßigkeit und Trunkenheit. Der Kentaure wird immer mehr zum Cilenen.

Wie das zarte Weſen der Elben mit der echt bäuriſchen Grobheit in Berührung kommt, davon hat ſich eine echt volksthümliche Sage im Luxemburgiſchen erhalten.

Zu Junglieſter wurde ein hübſches Mädchen von einem Elben aufs zärtlichſte und durchaus platoniſch und ſentimental geliebt. Die Familie wäre ihn aber gern los geweſen und wollte ihn doch nicht beleidigen. Da gab ein alter Schäfer dem Mädchen ein in Salzwaſſer getauchtes und geſchwefeltes Stück Brod ein. Wie nun der Elbe wieder zu ihr kam, entfuhr dem Mädchen gegen ihren Willen als Wirkung des Gegeſſenen ein Wind, vor dem der geiſterhafte Elb wie vor einem Donner erſchrack und voll Ekel und Unwillen für immer eine Menſchenwelt mied, in der ſolche Gemeinheiten vorkommen können. Straßen, Sagen aus Luxemburg S. 101.

Ein groteskes Bild in Laßbergs Liederſaal Nr. 145 enthält das Gedicht vom „Wammas“.

Ein ungeheuer dicker Müller beſitzt ein coloſſales Wammes, darunter und darüber noch Hemden, Panzer, Röcke, ſo daß er darin wie ummauert iſt und bei Streithändeln auf Kirchweihen alle ſeine Freunde ſich hinter ihm bergen. Auch führt er gute Waffen bei ſich. Da war aber noch ein anderer Müller, eben ſo ſtark, eben ſo kampfluſtig, mit dem er kämpfte, bis beide übereinkamen, Frieden zu halten und ihre Kinder mit einander zu verheirathen. Dann aber zogen ſie beide aus und dienten fremden Herren ohne Sold, nur um der Raufluſt willen und konnte ſie keiner überwinden. Dieſes tolle Lied mahnt noch an die alte Berſerkerwuth des Volkes.

In der Haager Liederhandſchrift kommt auch ein Leben der Bauern vor, worin ihre rohen Sitten in echt niederländiſchem Styl gemalt ſind. Haupt Zeitſchr. I. 264.

Das „Märe von Bachen“ gehört ebenfalls hieher.

Ein Bauer hat ein Schwein geſchlachtet und am Dache aufgehängt. Ein Nachbar tadelt ihn, wenn jeder das Schwein ſähe, ſo würde er auch jedem

noch an den Anblick arbeitender Weibspersonen und Kinder, da sie sehen, daß die Nachkömmlinge der deutschen Auswanderer zum mindesten eben so rüstig und kräftig sind, als ihre eigenen Kinder. Da die Amerikaner als ein rein praktisches Volk gewohnt sind, Alles nur nach dem Erfolg zu beurtheilen, so müssen sie nothwendigerweise auch jene Tugenden bei Andern schätzen lernen, deren Wirkungen auf den materiellen Wohlstand, der ihnen doch über Alles geht, jeden Tag sichtbarer werden; und so sind denn jetzt alle Parteien darüber einig, daß man zwar der Einwanderung, oder der Importation von Irländern alle möglichen Hindernisse in den Weg legen müsse, um nicht den Pöbel der großen Städte durch die Einfuhr von irischen Bettlern und Vagabunden zu vergrößern; daß man aber diese Maßregeln nicht auf die deutschen Einwanderer ausdehnen dürfe, die, wenn sie auch in einem gänzlich verarmten Zustande ankommen, doch durch ihre Thätigkeit und Ausdauer binnen kurzem etwas sich erwerben, und durch den Feldbau, dem sich die Mehrzahl von ihnen freiwillig widmet, Wüsten und Einöden in fruchtbare Distrikte umschaffen, und hiedurch die Quellen des Staatsreichthums vermehren.

Auch legen die Amerikaner viel Werth darauf, daß die Deutschen überall, wo sie sich niederlassen, zu den ruhigsten, friedliebendsten Bürgern gehören, statt daß die Irländer, wenn sie auch nicht mit den Amerikanern den Frieden brechen, doch oft unter sich Händel bekommen, die oft ernstlich genug werden und in einzelnen Fällen sogar die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten in Anspruch genommen haben. Wenn bei Wahlen und bei andern öffentlichen Anlässen Unordnungen verfallen, so meinen die Amerikaner, die Unruhstifter seyen gewöhnlich Fremde, aber nur höchst selten Deutsche, meistens Irländer. Ueberhaupt gehen die Wahlen in keinem Staate ruhiger vor sich, als in Pennsylvanien unter den dort ansässigen Deutschen. Zwar ist die Mehrzahl der Bevölkerung dieses Staates seit Generationen demokratisch gesinnt; aber zwischen der in den Vereinigten Staaten legitimen und historisch begründeten Demokratie und der gesetzlosen Freiheit oder Demagogie im Sinne mancher nach Amerika übergeschifften Radikalen, liegt eine Kluft, die nur mit dem Untergang des Staates überschritten werden kann. Ueberhaupt ist nach den Engländern kein Volk so sehr zur vernünftigen Freiheit und zur

im Dorf etwas davon schenken müssen. Der Bauer sieht das ein und bereut, das Schwein zur Schau gestellt zu haben. Da räth ihm der Nachbar, am andern Morgen ein Loch ins Dach zu machen und vorzugeben, man habe ihm das Schwein gestohlen, da brauche er dann Niemanden etwas davon abzugeben. Ueber Nacht aber stiehlt der Nachbar selber das Schwein, und als der Bauer nun jammert, sein Schwein sey ihm gestohlen worden, lobt ihn der Nachbar, wie gut er seine Rolle spiele. Aus einer Heidelb. Handschrift Nr. 314 abgedruckt in Haupts Zeitschrift VII. 102. Laßberg. Liedersaal I. 284.

In wahrscheinlich sehr alten Sagen wird mit lustigem Humor der Trotz des gemeinen Mannes verherrlicht. In zahlreichen Märchen wirft der lustige Schmied oder sonst ein lustiger Gesell, indem er ans Himmelsthor kommt, seinen alten Ranzen hinein, bittet sich von Petrus aus, nur auf einen Augenblick in den Himmel eintreten zu dürfen, um sich den Ranzen wieder zu holen, setzt sich aber im Himmel auf den Ranzen als auf sein Eigen und kann nun von Gott selbst nicht mehr vertrieben werden. Vgl. Kellers Erzählungen aus altd. Handschriften S. 97. Das burleske Einschleichen in den Himmel war es wohl nicht, was dieses Märchen so sehr populär machte. Vielmehr der Stolz auf das freie Eigen, der älteste Stolz des deutschen Bauern.

Uralt ist auch wohl der Schwank vom Schwaben, der das Leberlein gefressen hat. Am ausführlichsten behandelt im Bruder Lustig:

Bruder Lustig, ein abgedankter Landsknecht, theilte seinen letzten Pfennig mit dem h. Petrus, der ihn um ein Almosen bat, und wanderte dann mit ihm, indem sie ausmachten, sie wollten alles, was sie bekämen, mit einander theilen. Petrus heilte einen kranken Bauer und bekam zum Lohn ein Lamm. Beim Braten desselben verzehrte Lustig heimlich das Herz und behauptete nachher, als Petrus ihn zur Rede stellte, die Lämmer hätten gar kein Herz. Als sie darauf einen Fluß passirten, war das Wasser so tief, daß Lustig fast ertrunken wäre. Petrus ermahnte ihn zu gestehen, daß er das Lammherz gegessen habe, aber Lustig wollte lieber ertrinken als gestehen. Dennoch half ihm Petrus. Als dieser nachher eine kranke Königstochter heilte und viel Geld bekam, machte er davon drei Theile, einen für sich, einen für Lustig und einen für den, der das Herz gegessen habe. Da sagte Lustig gleich: ich habe es gegessen. Sie trennten sich, Lustig machte ungeschickte Versuche, es dem Petrus im Krankenheilen gleich zu thun. Dieser half ihm noch einmal und beschenkte ihn mit der Gabe, daß er alles, was er wolle, in seinen Ranzen hineinwünschen könne. Als er nun zu einem schönen Schloß kam, das unbewohnt war, weil neun Teufel darin hausten, wünschte er die Teufel in

seinen Ranzen und ließ sie von einem Schmied auf dem Ambos tüchtig zerklopfen. Endlich war Lustig des Wanderns satt und ging zum Himmel, aber Petrus wollte ihn nicht einlassen. Da gab ihm Lustig den Ranzen zurück, den er einst von ihm empfangen hatte, und kaum hatte ihn Petrus genommen, so wünschte sich Lustig hinein und war nun im Himmel. Grimm, Märchen Nr. 81. Aus Wien. — In des Montanus Wegkürzer, gedruckt zu Straßburg, ist es ein Schwabe, der mit Gott selber reist, des Lammes Leber verzehrt und endlich aus Gewinnsucht gesteht. Was sonst von Bruder Lustig erzählt wird, fehlt hier und gehört auch nicht damit zusammen. Offenbar ist im Bruder Lustig der Schluß aus den Schmiedsagen entlehnt. — Im Büchlein für die Jugend von Auerbacher S. 160 ist es der h. Antonius, der mit dem Schwaben wandert. Daher nach Berkenmeyer kur. Antiqu. S. 549 das Sprichwort: Der Schwabe muß allezeit das Leberle gefressen haben.

Verbeſſerungen und Zuſätze.

Seite 8, Zeile 13 von unten lies: in der Ambraſer-Sammlung zu Wien.

S. 27, Z. 11. Ueber das ſ. g. Heldenbuch von Kaſpar von der Rön iſt zu vergleichen ein Aufſatz von Zarncke in Pfeiffers Germania 1, 53 ff. — Z. 20 ff. Alle im alten Drucke des Heldenbuches enthaltenen Lieder ſind im Nibelungenversmaaße gedichtet, mit dem Unterſchied jedoch, daß, was im Nibelungenliede nur ausnahmsweiſe vorkommt, auch die Verseinſchnitte durchweg reimen, und daß der ſtatt urſprünglichen vier gereimten Langzeilen die Strophe hier in acht kurze Reimverſe zerfällt. In der Berner Weiſe (einer Strophe aus 13 Zeilen) ſind dagegen faſt ausſchließlich nur die zum Sagenkreiſe Dietrichs von Bern gehörigen Gedichte, alſo Ecken Ausfahrt, Eigenot, Dietrich und ſeine Geſellen gedichtet. Bei Kaſpar von der Rön zeigt auch der Herzog Ernſt dieſe Strophe, die daher zuweilen auch Herzog Ernſts Thon heißt.

S. 37, Z. 14 v. u. lies: aus dem 8. Jahrhundert.

S. 39, Z. 5 v. u. l.: niederdeutſches.

S. 41, Z. 11 v. u. l.: niederländiſchen.

S. 51, Z. 19 ff. Das von Karajan unter dem Titel „Karl“ in Haupts Zeitſchrift 1, 97 ff. abgedruckte Bruchſtück eines niederländiſchen Gedichtes gehört zu keinem ſelbſtſtändigen Werke, ſondern zu dem Brabantiſchen Geſten des San de Klerc II. 2180—2475.

S. 56, Z. 5 v. u. l.: Pfaff Konrad ſtatt Konrad von Würzburg und Z. 4 v. u., Wilhelm ſt. Jakob Grimm.

S. 57, Z. 1 v. u. Herpin von Bourges, oder vielmehr: Herpino von B. Sohn Löwe, iſt kein Gedicht, ſondern ein Proſaroman.

S. 67, Z. 4 v. u. l. Wilhelm von Orange.

S. 68, Z. 8—11 ſind zu ſtreichen und dafür folgendes zu ſetzen. Das von Wolfram unvollendet hinterlaſſene Werk haben zwei Dichter noch im 13. Jahrhundert fortzuſetzen verſucht, der Eine nach vor-, der Andre nach rückwärts. Ulrich von dem Türlein dichtete zwiſchen 1252 bis 1278 den ſ. g. erſten Theil, die Vorgeſchichte Wilhelm, Arabela's Entführung (aus einer Caſſeler Handſchrift herausgegeben von Caſparſon 1781. 4°): Ulrich von Türheim, ein Schwabe, ſchrieb (vor 1240) den ſ. g. dritten Theil, auch „der ſtarke Rennewart" genannt. Das in vielen Handſchriften erhaltene, übrigens werthloſe Gedicht iſt noch ungedruckt; Bruchſtücke daraus hat K. Roth 1856 herausgegeben.

Zu S. 68. Durch v. Kellers Güte erhielt ich die Aushängebogen ſeiner erſten Ausgabe des Karlmeinet, ſo weit ſie im Druck vorgeſchritten iſt, und theile den Inhalt mit:

Im Dorfe Balduch bei Paris wohnten zwei Brüder, die Bauern Hoderich und Hänſſreit. Dem erſtern erſchien dreimal ein Zwerg und hieß ihn auf die Brücke von Paris gehen. Hoderich that es endlich, wartete dort lange, bis ihn ein dort in ſeiner Bude ſitzender Wechsler frug, was er wolle? Als ihm Hoderich den Grund ſeines Hierſeyns berichtete, lachte der Wechsler, auf Träume ſey nichts zu halten, auch ihm ſey einmal ein Zwerg erſchienen und habe ihm geſagt, im Dorfe Balduch unter einer Weide liege ein großer Schatz, aber wer möge daran glauben? Hoderich aber hatte genug erfahren, ging heim und hob mit Hülfe ſeines Bruders einen großen Schatz. Von dieſem brachten ſie nachher dem König Pipin ſo oft und viel, daß er ſie zu den Erſten ſeines Reiches erhob und ihnen ſogar nach ſeinem Tode ſeinen jungen Sohn Karl in die Pflege gab. Sie aber wurden übermüthig, wollten ſelbſt Könige werden und den Knaben vergiften laſſen. Aber der treue Diener David, den ſie desfalls dingten, vertraute die Gefahr den Fürſten von Frankreich, die ſofort eintrafen, um nach dem jungen Königsſohn zu ſehen. Da fanden ſie ihn als Küchenjungen, wie er den Braten drehen mußte. Herr Dederich aber, getreu wie David, rieth dem Knaben heimlich, was er thun ſolle. Als die Fürſten nun alle zu Tiſche ſaßen und Karl den gebratenen Pfau auftragen mußte, und Hoderich, als Vorſitzender, den Pfau eben zerlegen wollte, gab ihm der ſchöne und gewaltig ſtarke Knabe einen Schlag ins Geſicht, daß ihm die Zähne brachen. Alles griff zu den Waffen, aber der Knabe, von ſeinen Freunden geſchützt, entkam dem Zorn der Brüder und wurde von Dederich und David heimlich nach Spanien entführt zum heidniſchen König Galaffer. Dieſem diente er alsbald wider einen andern Heidenkönig Bremunt, welcher Toledo belagerte, gewann herrliche Siege und dadurch das Herz der ſchönen Galye, welche des Galaffer Tochter war. Weil ſie

aber eine Heidin war, durfte er nicht um sie werben. Ihr Vater indessen stand zum Dank dem tapfern Karl mit seinem ganzen Heere bei, um ihm sein Erbe wiederzuerobern. Die beiden bösen Bauernbrüder wurden sofort besiegt und erst in einen Sumpf versenkt, dann gehangen. Galasser kehrte nach Spanien zurück, Karl aber hatte keine Ruhe, bis er, als Pilger verkleidet und wieder von seinen treuen Freunden begleitet, ihm heimlich nachfolgte, seine Galye wiedersah und mit ihrer „Meisterin" Florette, nachdem auch sie Pilgerkleider angenommen hatten, entführte. Als sie im Walde rasteten, sprengte sie ein Ritter an, den Karl besiegte. Bei der Fußreise durch wüste Gebirge erkrankte Galye und mußte von den Pilgern in die nächste Stadt getragen werden. Hier waltete der böse Heide Orias und wollte Galyen sich aneignen, aber seine Schwester Orie rettete sie und floh mit den Pilgern zu dem fränkischen Herzog Geroffin, wo sie alle liebreich gepflegt wurden und viel Kurzweil hatten. Zwar ergriff Orias die Waffen und es kam zu hartem Kampf, allein er wurde besiegt und Orie heirathete den tapferen Franken Gudyn.

Hier endet die sehr ausführliche Brautfahrt. Sofort beginnt die klägliche Geschichte, wie Galye verleumdet wird, als habe sie mit dem frommen und treuen Morant gebuhlt. Allein nach langem Jammer wird der Verräther Robart, indem man ihm den falschen Bart herunterzieht, entlarvt und die Unschuld ist gerettet. Auch diese Episode ist sehr lang ausgedehnt.

Nun erst geht das Gedicht zur eigentlichen Geschichte Karls des Großen über. Während er in Sachsen Krieg führt, stirbt die fromme Galye. Karl besiegt und belehnt den sächsischen Wytgier (Wittekind), heirathet die Hildegart und gewinnt mit ihr viele Kinder. Dann gewinnt er durch des Desiderius Besiegung die Lombardei, gründet Bisthümer in Deutschland, baut sich Palläste zu Ingelheim und Aachen, besiegt den bayrischen Tessolon (Thassilo), die Hunnen (Avaren) ꝛc.; Hildegart stirbt, Karl geht nach Rom und wird vom Papst Leo zum Kaiser gekrönt. Der h. Jakob erscheint ihm im Traum und mahnt ihn, sein Grab in Spanien zu weihen. So beginnt der lange spanische Krieg, der zu der Katastrophe zu Ronceval führt. Rolands Thaten werden ausführlich beschrieben. Dazwischen die Episode von Karl und Elegast.

S. 70, Z. 5 v. u. ist beizufügen: aus einer ungedruckten Handschrift hat Lother und Maller Friedr. Schlegel herausgegeben. Werke, Bd. VII. 189 ff.

S. 81, Z. 9 v. u. l.: Nanna.

S. 193, Z. 2 v. o. l.: Ringoltingen.

S. 202, Z. 8 v. u. l.: herausg. von von st. Hans van.

S. 205, Z. 3 v. u. l.: Glicheser (Glichesäre). — Z. 6 v. u. l.: Meon. st. Mich.

S. 245. Monſalvatſch heißt auch mons salvatoris.

Zu S. 254. Hoffmann von Fallersleben gibt in Pfeiffers Germania III. S. 56 Nachrichten über „die geiſtlichen Lilien", ein Erbauungsbuch aus dem 12. Jahrhundert, worin an alle einzelnen Theile der Lilie, ihrer Blätter, ihres Kelches, ihrer Staubfäden, ihrer Farben ꝛc. fromme Betrachtungen geknüpft werden.

S. 255, Z. 3 v. o. l.: Sponheim.

S. 268, Z 7 v. u. l.: Maneſſe.

S. 269, Z. 12 v. o. l.: nutricis.

S. 296, Z. 12 v. o. l.: Wilgefortis.

S. 296, Z. 7 v. u. l.: im ſt. in.

S. 309, Z. 11 v. o. l.: Harrys ſt. Harry's. Ebenſo Z. 15 v. u.

Zu S. 351 iſt zu bemerken, daß Prof. J. V. Zingerle den Garel des Pleier genauer unterſucht und viel daraus im Auszug mitgetheilt hat in ſeiner Erklärung der alten Fresken im Schloſſe Runkelſtein bei Botzen (herausgegeben vom Ferdinandeum in Innsbruck, 1858).

Ein Rieſe hat dem König Artus ſeine Gemahlin geraubt. Ritter Garel vom blühenden Thal kommt als Gaſt, verſpricht dem Trauernden, ihm die Gattin zurückzubringen und verfolgt den Rieſen. Ehe er aber ſeinen Zweck erreicht, hat er hundert Abentheuer zu beſtehen, Kämpfe, Rettungen, freundliche Bewirthungen, verkehrt mit Rieſen, klugen Zwergen und gewinnt für ſich die ſchöne Landamie.

Trotz der gehäuften Abentheuer und der vielen aus andern Artusromanen entlehnten Namen und Motive findet Zingerle in dieſem Gedicht doch viel eigenthümlich Deutſches, beſonders in Bezug auf die Zwerge und auf die Sittenſchilderungen, weshalb er den Druck deſſelben empfiehlt. Vgl. auch ſeinen Aufſatz in Pfeiffers Germania III. 1.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Ackermann aus Böhmen	202
Adam und Eva	221
Adelger	4
Adelheid von Randenburg	249
Adventlieder	262
Alberich	120. 355
Alboin	4
Alexander der Große	358
Alexander von Metz	386
Allegorien, christliche	253
Alliteration	6
Alpenrose	217
Alpensagen	75
Alpharius	385
Alpharts Tod	39
Alverade	420
Alvina	196
Amalberga, D.	301
— , Königin	5
Amicus und Amelius	391
Amis, Pfaff	429
Amor, Gott	379
Anegenge	223
Anna, S.	272
Anno, S.	366
Antichrist	223. 256
Apollonius von Tyrus	425
Appenzellerkrieg	369
Arbogast und Elisa	404
Aristoteles	412
Artusromane	344
Ascanius	2
Aschenbrödel	154
Asinarius	133
Athis und Prosilias	385
Auferstehung	235
Aventiure Krone	347
Bachen, Märe vom	435
Bärenhäuter	128
Barlaam und Josaphat	283
Basina	5
Bauernmädchen, das kluge	425
Bauernschwänke	427
Bauern, von üppigen	433
Beginchen von Paris	244

	Seite
Beiſpiele	376
Beowulf	7
Berner Ton	27
Bertha	45. 146
— mit der langen Naſe	134
Bertha S.	290
Beſcheidenheit	370
Bieren	215
Bild, das nackte	329
Biterolf und Dietlieb	38
Blaubart	148
Blume der Tugend	373
Bräutigams-Vorſchau	140
Brandanus, S.	287
Braut, die falſche	167
Brennberger	368
Brückenſagen	89
Brunnen, die Frau im	413
Buch der Maide	213
Burana, carmina	360
Bulant	400
Bußlieder	231
Buzt	177
Cato	360
Crescentia	286
Chriſtnachtsmärchen	136
Chriſtoph, der große	280
Chriſtus, Dichtungen von	221
Däumling	112
Daniel von Blumenthal	351
Dieb von Brigge	359
Dietrich	34
Dietrichs Ahnen	38
Dornröschen	157
Drachen, fliegende	144
Drachentödter	160
Dreikönigslieder	228
Ecbasis	203
Echo	102
Ecken Ausfahrt	34
Eckhart, der treue	307
Edelſtein, der	376
Eginhard von Böhmen	403
— und Emma	52
Elben	96 f.
Elbengaben	109
Elegaſt	66
Eliſabeth, S.	302
Emerentia Lorenz	299
Eneidt	357
Engelhard	391
Eraclius	383
Erec	346
Ernſt, Herzog	393
Eſpe	234
Etzels Hofhaltung	37
Eurhalus und Lucrezia	405
Eva, die neue	418
Fabeln	376
Falkenſtein	395
Faſtrade	52
Faſtenlieder	232
Fauſtinianus	286
Feind, der größte	417
Felix, Mönch	307
Ferragut	54
Fierabras	57
Fiſchen, Märchen von	86
Floredebel	386
Florencia	300
Flos und Blancflos	41
Fortunatus	406
Frau, die gute	44. 145
— , die weiße	147
Frauentreue	409
Fridolin	306
Fridolin, S.	296
Friedrich, Kaiſer	188
— von Schwaben	196

	Seite
Friedrich von Auchenfurt	410
Frieſen	2
Frühlingsmärchen	160
Fürchten lernen	132
Gabriel von Muntavel	351
Gallus, S.	295
Galmi	101
Garel vom Thale	351. 441
Gaſt, der welſche	370
Gawain	345. 347. 349
Gefährten, die ſtarken	173
Geiſterkirchen	136
Geiſtermahlzeiten	138. 189
Gemſenjagd	114
Genoveva, S.	298
Georg, S.	281
Gepiden	2
Gerhard, der gute	302
Gertruden Minne	301
Gierheit	258
Giemunda	404
Glasberg	162
Glücksblume	168
Glückskind	82
Glücksrad	184
Gnaiſtli	254
Goldfaden	402
Gottes Zukunft	253
Graal, der h.	244
Grabe, die ſieben	254
Gregor auf dem Steine	285
Grete	76
Grimwald	164
Griſeldis	403
Gudrun	8
Haarausreißen	82
Hahnenkräh	396
Haimonskinder	58
Hameln, Rattenfänger von	201
Hans, der ſtarke	129
Hausgeiſter	109
Heer, das wilde	199
Heidin	383
Heidut	304
Heiligenlegenden	277
Heinrich, der arme	303
— , der Löwe	394
Heinzelmann	110
Heldenbuch	27
Helena, die geduldige	398
Heliand	219
Helmbrecht	433
Herbſtmärchen	197
Hero und Leander	359
Herpin	57
Heruler	4
Herzmäre	388
Hexenſabbath	113
Hiddenſee	178
Hildebrandslied	37
Hildegard, S.	299
Himmelfahrt	238
Hirlanda	398
Hofſchnupfen	210
Holenbach	395
Holle, Frau	133. 145
Hug Dietrich	28
Hug Schapler	400
Hulda	93
Hundes Noth	211
Huon	66
Jagd, die wilde	198
— , der Minne	328
Jakobslieder	233
Ida von Toggenburg	298
Ilſe	182
Johannes, Prieſter	247
— , der treue	392
— , die beiden	289
Johannesopfer	183

Achtung der Gesetze erzogen als das deutsche, und dieser Umstand kommt den Deutschen auch in Amerika sehr gut zu statten. Die Deutschen sind sogar noch eines höheren Grades von Freiheit fähig, als die Engländer; denn bei ihnen ist jeder politische Grundsatz entweder zum Glauben oder zur Ueberzeugung gesteigert, statt daß bei den niederen Klassen der Engländer doch nur die Routine oder die Angewöhnung vorherrscht. Dazu sind die Deutschen weniger stolz und egoistisch, und verwunden daher nur selten die allerdings große Eigenliebe der Amerikaner, so daß sie auch in dieser Beziehung weniger Schwierigkeiten als alle andern Einwanderer zu bekämpfen haben. Diese letztere Eigenschaft der Deutschen ist zwar weniger geeignet, ihnen einen ausgezeichneten Rang in der amerikanischen Gesellschaft anzuweisen; aber die drei Prädikate „fleißig, bescheiden und friedfertig" (industrious, unassuming and peaceable), welche ihnen von allen Parteien ohne Rücksicht auf Politik und Vermögen beigelegt werden, haben dem Aggregat der Deutschen eine politische Stellung gesichert, welche nicht bloß für die dort bereits ansäßigen, sondern auch für die nachfolgenden Einwanderer von Wichtigkeit ist.

Es ist bekannt, daß die Opposition in neuester Zeit ernstlich mit einem Gesetzentwurf sich beschäftigte, nach welchem in Zukunft einem eingewanderten Fremden das Bürgerrecht ertheilt werden solle. Dadurch wollte sie hauptsächlich den Irländern die Gelegenheit benehmen, einen ungebührlichen Einfluß auf die Wahlen zu üben, ehe sie die Gesetze des Landes kennen gelernt, oder durch Erfahrung diejenige Belehrung empfangen hätten, die sie zur Beurtheilung der Fähigkeiten des einen oder des andern Candidaten so sehr bedürfen. „Was für ein Interesse können diese Fremden an dem Fortbestand unserer Institutionen haben, äußerten sie sich bei mehreren Gelegenheiten, sie, die kein Vermögen besitzen, selten eines erwerben, und bei jeder Wahl nur da zu seyn scheinen, um die bei dem Staat wirklich betheiligten Bürger zu überstimmen?" Gewiß hätte dieses Raisonnement schon lange bei allen Parteien Eingang gefunden, wenn es auch auf die Deutschen anwendbar wäre, welche doch einen so großen Theil aller in Amerika eingewanderten Fremden bilden. Die Achtung vor ihnen und die allgemeine Anerkennung der Verdienste, die sie sich durch Verbesserung der Agrikultur erworben, halten bis jetzt noch

	Seite
Johannessegen	184
Isegrim	204
Judas Iſcharioth	237
Juden	236
Jüdel	277
Jüngling	371
Jungfrau, die kluge	254
Jungfrauen, die verwünſchten	181
Kaiſer, der ſchlafende	187
Kaiſerchronik	286. 364
Kaland	371
Karl der Große	6. 49 f.
Karls Heimkehr	51
Karl und Leo	49
Karlmeinet	68. 439
Karolellus	49
Kater, der geſtiefelte	111
Kaufleute, die beiden	387
Kerlingiſche Heldenlieder	40
Kinder, die, von Limburg	389
Kindheit Jeſu	230
Kirchenlieder	224
Klabatermännchen	110
Klage	22
Klage der Kunſt	370
Klingſor	424
König, der, im Bade	289
— , der ernſthafte	289
Könige, die h. drei	223
Königin, die unſchuldige	300
Königskerze	216
Kornwucherer	179
Kranz göttlicher Liebe	254
Kreuziger	234
Krötenſegen	190
Krone von Aſien	348
Kümmerniß, S.	296
Kuhhaut	427
Kukuk	116
Kyffhäuſer	188
Lamiſſo	3
Lanzelet	348
Laurin, König	35
Leben der Väter	278
Lebenswaſſer	161
Leyſen	224
Lichterkirche	309
Liebe, dämoniſche	120
Lilie von Corvey	309
Litanei	223
Littower	307
Lohengrin	127
Longobarden	2
Lother und Maller	68
Lubentius, S.	296
Lucidarius	371
Lucius, S.	295
Lucius Tochter	384
Ludwigs Kreuzfahrt	369
Ludwigslied	368
Lüderich	290
Lurlei	92
Luſtig, Bruder	436
Machandelbaum	165
Mägde Kranz	374
Männertreue	410
Märtyrerbuch	278
Magdalena, S.	236
Magelona	399
Mahren	122
Mai und Beaflor	42
Manesſiſche Sammlung	114
Mariä Himmelfahrt	272
Marie von Aragonien	308
Mariengrüße	259
Marienkäfer	215
Marienklagen	266
Marienleben	269
Marienlegenden	273
Marienlieder	258

	Seite
Marina, S.	282
Martin, S.	75
Martina, S.	289
Maternus, S.	291
Meinhard, S.	295
Meister, die sieben	407
Melerang	351
Meliur	195
Melusine	193
Merowinger	5
Metzen Hochzeit	433
Minne, Frau	328
Minnelieder	314
Mönchlein, das zwölfjährige	244
Mörin	374
Montevilla	406
Moosweibchen	198
Mühlensagen	90
Müller und Esel	377
Muspilli	220
Nachbarin, die	415
Nachtigall	115. 212. 377. 414
Naturpoesie	211
Nibelungenlied	19
Nidek	78
Nithart	342
Nixenmärchen	85
Nixen, die drei	183
Notburga, S.	297
Octavianus	396
Ogier der Däne	64
Oldenburger Horn	189
Orendel	251
Osterlieder	234
Osterspiele	236
Oswald, S.	293
Otnit	28
Ottilie, S.	297
Pantaleon, S.	285
Paradies der Thiere	114
Parcifal	247
Parthenopeus	195
Passional	223. 271. 278
Passionslieder	231
Passionsspiele	235
Perchtha	145
Pfaffen	419
Pfaffenleben	420
Pfingstlieder	238
Pharaildis	181
Pilatus	238
Pilgerbrevier	268
Pontus und Sidonia	401
Pyramus und Thisbe	359
Rabenschlacht	39
Räthselmärchen	422
Raparius	377
Rattenfänger von Hameln	201
Rauhnächte	140
Reburtus	309
Reiher, der	413
Reime	6
Reimchroniken	364
Reineke Fuchs	203
Reinold	58
Renner	372
Riesenmärchen	74
Ring, der	413. 434
Ritter, der, mit der Birne	415
— mit dem Zuber	413
Ritterspiegel	372
Riza, S.	305
Rock, der h.	350
Rodensteiner	199
Roland	53
Romilda	4
Rosamunda	4
Rosengarten	36

	Seite
Rother	40
Rendlieb	379
Rudolf, Graf	382
Rübezahl	120
Rufus	236
Ruprecht, Knecht	229
Sängerkrieg auf Wartburg	423
Salomon und Markulf	430
Schachzabelbuch	373
Schäfer, der kluge	426
Schauſpiele, geiſtliche	230
Schlangenjungfrauen	190
Schlangenmärchen	191
Schmiede, die goldne	261
Schmied, der kluge	85
— , der ſtarke	131
Schneekind	415
Schneewittchen	157
Schöpfung	231
Schrettin	118
Schwalben	212
Schwanjungfrauen	124
Schwanritter	125
Sebaldus, S.	295
Servatius, S.	284
Siegfried	15
Siegfriedslied	19
Sigenot	24
Sommermärchen	179
Sonnenwende	136
Sonntagskinder	142
Sperber	415
Spiegel menſchlichen Heiles	261
— des Regiments	372
Spiegels Abentheuer	174
Spinnerinnen, die drei	135
Stauffenberg	124. 196
Sündenfall	223
Sultans Töchterlein	243
Sylveſter, S.	283
Taliesmane	172
Tandaryos	351
Tannhäuſer	306
Tell, Wilhelm	12
Tempel, der goldne	261
Theophilus	274
Thiere, die dankbaren	174
— , geſpenſtiſche	117
Thierkirchlein	309
Thiermärchen	203
Thierſprache	176
Thurm	414
Titurel	245
Tochter Sion	239
Todes Gehugde	420
Todten, Achtung der	310
Todtenkränze	201
Tragemund	250. 422
Trauerweide	234
Triſtan	351
Trojaniſcher Krieg	358
Trudbert, S.	307
Tugenden, chriſtliche	254
Tungdalus	257
Tyrol, König	371
Ullinger	151
Ullrich	189
Umhang	358
Unibos	427
Unſchuld, bewährte	308
— , Macht der	305
Untersberg	187
Urſtende	235
Urſula, S.	291
Valentin und Namenlos	43
Venediger	186
Venus, Frau	328
Venusberg	307. 389
Veronica, S.	234

	Seite
Vingerlin, das guldine	261
Visio S. Philiberti	257
— S. Wittini	257
Vögel, elbiſche	116
Vogelſänger	201
Vogelgeſang, geiſtlicher	375
Volksbücher	393
Volksmärchen	71
Volſungaſaga	15
Wächterlieder	319
Walberech	135
Waldweibchen	101. 121
Wallfahrtslieder	233
Walrabe von Limburg	411
Walthariuſ	25
Wammas	435
Warnung	372
Wartburg	423
Waſſerlilie	217
Waſſermänner	94
Wazmann	75
Wechſelbalg	107
Wegwart	216
Weibern, von übeln	218
Weiberliſt	412
Weiberzank	418
Weihnachtslieder	226
Weinſchlund	419
Weinſchwelg	419
Weltende	256
Werwölfe	143
Weſſobrunner Gebet	220
Wiedehopf	213
Wieland	10
Wiener Meerfahrt	419
Wigalois	349
Wigamur	350
Wilhelm von Oeſterreich	380
— von Orleans	382
Willehalm	67
Willekin von Montaburg	411
Windsbeke und Windsbekin	371
Wintermärchen	127
Wirnt von Grafenberg	370
Wittich von Jordan	383
Wodan	3. 18
Wohnbäume	99
Wolfdietrich	29
— und Saben	32
Wolfsklage	211
Worringer Schlacht	389
Wulfram, S.	294
Wünſche, drei	178
— , thörichte	177
Wunſchhorn	170
Wunſchland	172
Wunſchmärchen	168
Wunſchmantel	169
Wunſchſchiff	170
Wunſchſeckel	171
Wunſchtüchlein	171
Zaunkönig	214
Zeno	229
Zornbraten	417
Zwerge	96

II.

Dichter.

Seite

Albrecht von Halberſtadt . . 357
— Scharfenberg . . . 245
Altſchwert, Meiſter 375
Archipoeta 348
Ava 222

Bernger 208
Behaim 258. 373
Berger von Hornheim . . . 318
Berthold von Holle 381
Bitterolf 358
Blicker von Steinach 358
Boner 179
Burkhard von Hohenfels . . . 337

Cäſarius von Heiſterbach . . 310
Chriſtian von Hameln . . 318. 319
Conradin 222

Dietmar von Aiſt . . . 321. 327
Dietrich von Aſſenede 41

Eberhard von Gar 267
Einhart 52
Enenkel 387
Ernſt von Kirchberg 369

Fleck, Conrad 41
Friedrich von Hufen . . 330. 339
— von Sommerburg . . 335
Fromund 379
Fürterer 355

Gerhart von Minden 376
Gottfried von Niſen . 317. 325. 344
— von Straßburg 239. 269. 335. 351
Günther von dem Vorſte . . . 110

Seite

Hadamar von Laber 328
Hadlaub 319. 340
Hagen 389
Haigerloch, Graf von . . . 318
Hans von Sachſ 261
Hartmann von Aue 285. 303. 335. 345
Hartwig von dem Hage . . . 234
Heinrich VI., Kaiſer 329
— von Alkmar 206
— von Anhalt 330
— von Breslau 323
— Frauenlob . . 234. 263. 341
— von Freiberg 234
— von Fritzlar 234
— , der Glichſenäre . . 205
— Heßler 258
— von Krolewitz . . . 252
— von Langenburg . . . 273
— von Laufenberg . 224. 261
— von Meißen 330
— von Morunge 318. 320. 324. 327
— von Müglin 253. 261. 374
— von München . . . 387
— von Neuſtadt 253. 258. 425
— von Oſterdingen . . 424
— von Stretlingen . . 318
— vom Türlin 347
— von Veldek 314. 322. 330. 355
— von Veltkirchen . . . 323
Heinz von Conſtanz . . 280. 329
Herbort von Fritzlar 358
Herman von Fritzlar 278
— von Sachſenheim 261. 374
— von Salzburg . . . 224
Herrad von Landsberg . 254. 359
Herrant von Wildon 409

Seite

Hildegard, S. 255
Hrotswitha 278
Hugo von Langenſtein . . . 289
— von Trimberg 372

Jakob von Maerlant 359
Jan van Heln 369
Jeroſchin, Nic. von 369
Johann von Brabant . . 324. 330
— Falkenſtein . . . 234
— Hildesheim . . . 228
— Soeſt 389
— Würzburg . . . 361

Kaſpar von der Roen . . . 27
Konrad von Ammenhauſen . . 373
— von Fuſſesbrunnen 223. 230
— von Haslau 371
— Heimesfurt 272
— , Pfaff 56
— von Würzburg 126. 261. 283. 285. 335. 358. 370. 388. 391. 415
Kriſtan von Luppin 325
Kuno von Clauſel 351

Lamprecht, Pfaff 358
Ludwig von Velthem 367

Megenberg, Konrad von . . 376

Nicolaus, Archipoeta . . . 362
Nithart 342

Oswald von Wolkenſtein . . 341
Otfried 220
Ottaker 389
Otto von Botenlauben . . . 323
— von Brandenburg . . . 330
— zum Turne 318

Philipp, der Karthäuſer . . . 270
Pleier 351

Seite

Reimar, der Alte . . . 318. 339
Reinbot von Dorn 282
Reinfried von Braunſchweig . . 394
Reinmann von Brennenberg . . 388
Reinmar von Zweter 334
Rudolf von Ems 283. 302. 358. 367. 382
— Montfort 341
— Neuenburg . . . 324
Ruprecht von Würzburg . . . 387

Schenk von Landek 326
— von Winterſtetten . . 337
Schreiber, der tugendhafte . . 324
Schulmeiſter von Eßlingen . . 324
Spervogel 225
Stricker . . . 57. 351. 371. 421
Suchenſinn 374
Suchenwirth 373

Tannhäuſer 335. 372
Tauler 242
Teichner 306. 373
Thomaſin von Zerklære . . . 370
Thüring von Ringoltingen . . 400
Turpin 49

Ulphilas 219
Ulrich von Eſchenbach 358
— von Lichtenſtein 317. 320. 339
— — dem Türlin . . . 68
— von Zazichoven . . . 348
Unverzagte, der 335

Vintler 373
Vridank 370

Walafried Strabo 257
Walther von Klingen 324
— von Rheinau . . . 271
— von der Vogelweide 317. 330
Warnefried 2

	Seite
Wengen, der von	334
Wenzel, Kaiſer	328. 330
Wernher, Gärtner	433
— von Elmenhorſt	360. 370
— vom Niederrhein	234. 253. 258
— von Tegernſee	269
Willem die Matoc	206
Williram	220
Wippo	369
Wirnt von Graſenberg	349. 370
Wittenweiler	434
Wizlaw von Rügen	317. 330
Wolfram von Eſchenbach	67. 245. 320. 335. 424

Deutsche Dichtung

von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

F539 b

der ſogenannten eingebornen amerikaniſchen Partei (the native American party) das Gleichgewicht, und ſo iſt es denn hauptſächlich wiederum die Thätigkeit, Nüchternheit und Beſonnenheit der Deutſchen, was nicht nur ihren europäiſchen Brüdern fortwährend eine Freiſtätte in Amerika ſichert, ſondern auch Urſache wird, daß man den Einwanderern aus andern europäiſchen Staaten den Weg zum Bürgerthum nicht erſchwert.

Der große Vortheil, den die Deutſchen in den Vereinigten Staaten vor allen andern europäiſchen Einwanderern voraus haben, und deſſen ich bereits eben flüchtig erwähnt, beſteht darin, daß ſie ſich nicht unter der amerikaniſchen Bevölkerung zerſplittern, ſondern gewiſſermaßen Körperſchaften bilden, die dann ſowohl durch ihr Vermögen als durch die Zahl ihrer Glieder zu politiſchem Anſehen gelangen. — Gewöhnlich bauen ſie ganze Strecken zuſammen an, oder kaufen ſich gemeinſchaftlich mehrere neben einander liegende Bauplätze. Durch dieſes Verfahren kommen ſie ſelten oder nie mit den Eingebornen in Colliſion, und betreten erſt dann das Feld der Politik, wenn ſie ſich eine Heimath und ein Beſitzthum erworben haben. — Der Irländer verfährt gerade auf entgegengeſetzte Art. Das erſte, womit er ſich bei ſeiner Ankunft in den Vereinigten Staaten zu befaſſen ſcheint, iſt die Politik, die er noch dazu aus dem falſchen Standpunkte irländiſcher Angelegenheiten beurtheilt; das letzte, auf das er denkt, iſt Erwerb und Sparſamkeit, um ſich dasjenige Vermögen zu erwerben, welches Engländer und Amerikaner mit dem charakteriſtiſchen Ausdruck „an independence“ (eine Unabhängigkeit) zu bezeichnen pflegen. Die Großmuth, der Frohſinn und der Enthuſiasmus der Irländer ſind allerdings Eigenſchaften, welche auch ihren Werth haben; aber der von Edmund Burke aufgeſtellte Grundſatz iſt doch auch nicht ſo ganz umzuſtoßen, daß die Staatskunſt kein bloßes Rechenexempel ſey, in dem alle Großen nur als Einheiten gelten, und daß man deßwegen hauptſächlich die Stimmen derjenigen zu berückſichtigen habe, welche bei den betreffenden politiſchen Verhandlungen wirklich etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben. Schrieb doch der große Autor der Juniusbriefe, welcher mit Recht als der Retter der engliſchen Preßfreiheit und der unabhängigen Geſchwornengerichte betrachtet werden kann, an Woodfall, den Herausgeber des Daily advertiser: „Stecken ſie vor Allem Geld

SD Pro 440
C 4.12.5T
NR.

Inhalt.

	Seite
Fünftes Buch: Bürgerliche Meiſterſängerei	1
1. Meiſterſänger	1
2. Spruchdichtung	23
3. Volkslieder	28
4. Romanzen	44
5. Geſchichtliche Volksſagen	56
6. Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern	71
7. Schalksnarren	83
8. Schwänke von Weibern	92
9. Pfaffenſchwänke	99
Sechſtes Buch: Verwilderung im Reformationszeitalter	109
1. Die kirchliche Satire	110
2. Das Hereinragen der Hölle in die deutſche Dichtung	146
3. Geſpenſtiſches aus dem Todtenreich	166
4. Magie	176
5. Die Zauberſagen. Dr. Fauſt	186
6. Geiſtliche Dichtung der Proteſtanten	203
7. Katholiſche Dichtung nach der Reformation	231
Siebentes Buch: Die Renaiſſance	264
1. Lateiniſche Dichtungen der Humaniſten	266
2. Volksthümliche Reaction innerhalb der lateiniſchen Dichtung	285
3. Die erſte ſchleſiſche Schule	298
4. Italomanie. Akademien. Schäfereien	318
5. Die zweite ſchleſiſche Schule	333

Seite

6. Volkslieder 347
7. Lehrgedichte und weltliche Satiren 357
8. Die Entwicklung des deutschen Schauspiels 383
9. Staats- und Liebesgeschichten 422

Achtes Buch: Die Herrschaft des französischen Geschmacks . . 452

1. Die Rococozeit 452
2. Klein Paris an der Pleiße 470
3. Die Rococoromane 487
4. Die französische Theaterschule 502
5. Anfänge der Empfindsamkeit 519
6. Höchste Blüthe des französischen Geschmacks 532

Deutsche Dichtung.

Fünftes Buch.

Bürgerliche Meiſterſängerei.

Der Untergang der Hohenſtauffen bildet einen Wendepunkt unſrer Dichtung. Der adelige Minneſang wurde mehr und mehr bürgerlicher Meiſtergeſang, das Heldenlied mehr und mehr Reimchronik. Der Legende opponirten mehr und mehr Spottgedichte auf den Klerus, dem tiefen Ernſt des alten Glaubens derbe Sinnenluſt und Schwänke. Indem den höheren Ständen der alte poetiſche Sinn entwich, machte ſich der Verſtand, der Wiſſensdurſt breit, die allerdings noch zum Theil treu am alten Glauben hingen, zum Theil aber auch nur die Welterfahrung und die Lehre der alten Römer und Griechen zu Rathe zogen. In dieſe Zeit fallen die Anfänge der Univerſitäten, der auf Ariſtoteles ſich aufbauenden Scholaſtik, die erſte Verlockung zum claſſiſchen Heidenthum. Aber im eigentlichen Volk unten lebte die poetiſche Sage fort, befruchtete von Zeit zu Zeit auch noch die Kunſtdichtung und ſchuf wunderbar ſchöne Volkslieder, in die aller Geiſt überging, deſſen ſich die Meiſterſängerei immer mehr entleerte.

Das iſt der Charakter unſrer Poeſie im 14. und 15. Jahrhundert.

1.

Meiſterſänger.

Die ritterlichen Minneſänger hatten ſich ſchon Meiſter genannt und ſ. g. Töne ausgebildet, d. h. beſtimmte Versmaaße, wie auch Melodien.

Die eigentlich zünftige Meiſterſängerei kam jedoch erſt im 14. Jahrhundert auf, und zwar zunächſt in Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag, im 15. Jahrhundert zu Nürnberg und Augsburg. Vgl. Jakob Grimm, über d. altd Meiſtergeſang 1811. Grimm trat damals Docen entgegen, der eine zu ſchroffe Scheidung zwiſchen adeligem Minne- und bürgerlichem Meiſtergeſang angenommen hatte. Jedenfalls iſt das Charakteriſtiſche des letzteren im Gegenſatz gegen den erſteren das Zunftmäßige, die ſteife Regel, die Pedanterie in Bezug auf die Formen, und daneben die altkluge Lehrhaftigkeit, die Spruchdichtung.

Die Töne, deren Wagenſeil zuerſt 21 verzeichnete, haben ſich noch zahlreicher nachweiſen laſſen und tragen ſeltſame, aber charakteriſtiſche Namen, die ſich meiſt auf Gemüthsſtimmung, Tempo, Länge oder Kürze beziehen, zuweilen aber auch auf die Erfinder und zufällige Nebenumſtände hinweiſen. So heißen ſehr lange Versarten der überlange Ton, die Rieſenweis, die Adlerweis, kurze ſchnippiſche dagegen die Hönweis, der abgeſpitzte Ton ꝛc., eine majeſtätiſche Versart der Thüringer Herren Ton, eine mehr zärtliche die ſehnende Weiſe, die viel ſüße Stadelweiſe ꝛc. Dazu kommen ein güldner Ton, ein Kupferton, Tanhäuſers Hofton, Oſterdingers Morgenweis, Klingſors ſchwarzer Ton ꝛc.

Heinrich von Meißen, zubenannt Frauenlob, iſt der erſte eigentliche Meiſterſänger. Er war ein Bürgerlicher aus Meißen, ſiedelte ſich aber in Mainz an, wo er in ſo hohen Ehren ſtarb, daß die ſchönſten Frauen ſelber ſeinen Sarg trugen und ſein Grab mit Wein begoſſen. Urstisii germ. hist. II. 108. Seine Werke (herausg. von Ettmüller 1843) enthalten ſchon viel mehr Sprüche, als Lieder, aber es iſt immer noch viel vom alten Ritterweſen in ihnen. Er empfiehlt in ſeinen Sprüchen durchgängig zuerſt den Muth und die Kraft, und dann erſt, wenn die Kraft vorhanden, ihre Zurückhaltung und verſtändige Mäßigung. Dieſe wiederholt und energiſch bei ihm ausgeſprochene Tendenz iſt es vorzugsweiſe, was ihm ſeine Stellung als verbindendes Glied zwiſchen den Rittern und Bürgern, zwiſchen der mehr feurigen und phantaſtiſchen und der mehr wäſſerigen und vernünftigen Partei anwies. Frauenlob iſt von den Literarhiſtorikern zu wenig geſchätzt, viel zu ſtreng getadelt worden, ſogar von Vilmar. Ich ſtelle ihn höher. In einem Gedicht (Ettmüller S. 151), in dem er das berühmte „ich ſaß auf einem Stein“ des Walther

von der Vogelweide ſcheint im Sinn gehabt zu haben, ſagt er: „ich ſaß auf einem Grün und dachte nach, wie ich die Welt behielte und gegen Gott nicht link würde, da trat die Ehre zu mir und lehrte mich durch ein Beiſpiel, daß man ſie allein ſelber pflegen müſſe und nicht dem Glück anvertrauen, wie jener, der die Ehre verſchloß und dem Glück den Schlüſſel dazu ließ.“ Dieſes Gedicht iſt ſehr ſinnreich und bezeichnet des Dichters ganze Ehrenhaftigkeit. Der Frauen Liebe hat er ſich durch zarte Lieder zu ihrem Lobe wohl verdient. Hier eines ſeiner Minnelieder (bei Ettmüller S. 232):

O Weib, trauter Violgarten,
Hoch ſchwebt deines Lobes Krone.
Bach aller Süßigkeit,
Ach, wie ich nach dir brenne ꝛc.

In dem O und Hoch, Bach und Ach zeigt ſich noch eine Spur der älteren Alliteration neben den Reimen. Solche alliterirende Verſe kehren überaus oft bei Heinrich wieder. Wie er überhaupt die Sprache mit Meiſterſchaft handhabt und mit den Schwierigkeiten des Reimes ſpielt, zeigt ein Gedicht S. 260:

Durch finſter finſter Nebel diſen
Blinken ſieht man grauen Tag.
In den Lüften
Ob den Klüften
Vögel ſchreien
Unde kreien ꝛc.

Frauenlob dichtete einen großen Leich auf Marien und einen auf das h. Kreuz, deren oben ſchon gedacht iſt. Außerdem zahlloſe Sprüche an Fürſten, zu deren Lobe oder um ſie zu belehren und zu mahnen, eine Menge anderer Lehrſprüche, zum Theil aus Bertholds damals berühmten und höchſt populären Predigten, auch einige Belehrungen über die Natur, die Geſtirne, zumeiſt Sittenſprüche, einen Wettſtreit zwiſchen der Welt und der Minne ꝛc. und nicht weniger ſtarke Ausfälle auf die Pfaffen. Frauenlob war durch und durch Ghibelline und beklagt bitter das Umſichgreifen des Papſtthums. S. 172 ſpricht er von dem „breiten Fuß“ der Pfaffheit, der alles Land bedecken und den Laien nichts mehr laſſen wolle.

Ein jüngerer Meiſter, dem Frauenlob nahe befreundet, war Regen-

bogen, ein Schmied in Mainz. Bei ihm tritt das bürgerliche Element schon entschiedener, aber auch roher hervor. Er trat dem Frauenlob, der ihm immer noch zu vornehm erschien, öfter in Wettgesängen mit ziemlicher Grobheit entgegen, pries ihn aber wieder nach seinem Tode. Regenbogen verräth den Schmied in den gemessenen Hammerschlägen der Reime, daher vielleicht der alte Uebelname Reimschmied kommen mag. Doch zeichnet ihn auch die redliche Ehrlichkeit und Derbheit des Schmiedes aus. Museum für altd. Lit. und Kunst II. 168 f. Gewiß ist, daß die erste Meistersängerzunft in Mainz aufblühte, wenn gleich später die Nürnberger alle andern übertraf. Erst in Nürnberg bildete sich das Märchen von einem viel älteren Ursprunge der Zunft aus. Die zwölf ersten Meister sollen schon von Otto I. anerkannt und mit einer Krone geehrt worden seyn. Diese zwölf aber lebten alle viel später, als Kaiser Otto, und sind nur nach dem Geschmack der Zeit ausgewählt. Da finden wir Walther von der Vogelweide, Klingsor, den Marner, Konrad von Würzburg ꝛc. neben Frauenlob und Regenbogen (die übrigen sechs sind: Wolfgang Röhn, Müglin, Boppo, der Römer, der Kanzler und Stolle). Vgl. Mone, Anz. 1836. 49. Sofern Frauenlob ein entschiedener Pfaffenfeind war, scheint die ganze Mainzer Schule einen ghibellinischen Grundzug gehabt zu haben, wenn auch auf sie noch nicht angewendet werden kann, was ein Volkslied bei Uhland Nr. 106 von den Augsburgern sagt:

Sie hand gemacht ein Singstul
Und setzen oben auf den Stuhl,
Der übel redt von Pfaffen.

Wenn das berühmte halbdramatische Gedicht vom Wartburgkriege, wie Wackernagel vermuthet, aus der Mainzer Schule hervorgegangen ist, so macht ihr das große Ehre, denn in diesem Gedicht (s. oben Th. I. S. 423) waltet eine große Idee, der Kampf des Glaubens mit dem Wissen, und hat es zugleich den Grundcharakter der volksthümlichen Sage. Eben deshalb aber kann es nicht eigentlich einer Schule, sondern nur einem genialen Dichter, der sich mit der Schule berührte und doch unabhängig von ihr blieb, zugehören.

Neben der Mainzer Schule genoß auch die von Colmar im Elsaß großen Ruhm. Vom Meisterbuch von Colmar, die s. g. Tabulaturen

oder Geſangregeln und das Maaß der Töne enthaltend, [illegible] noch v. d. Hagen, nach Oberlins Mittheilungen im Muſeum für altd. Literatur 2, 146—225. Nachricht. Seitdem war die Handſchrift verſchollen. Erſt neulich kam ſie aus dem Nachlaß des † Buchhändlers Neukirch in Baſel wieder zum Vorſchein und wird jetzt zum Kauf ausgeboten.

Heinrich von Müglin, deſſen Minnelieder und Fabeln W. Müller herausgab (Göttinger Studien 1847 S. 903 f.), gehört noch ins 14. Jahrhundert. Er ſchrieb ein Lobilied auf Maria, der Meide Kranz, eine ungariſche Chronik, eine Ueberſetzung des Valerius Maximus, einige gute Fabeln und wenige, auffallend ſchwülſtige Minnelieder, in denen die Sinnbildnerei, mit der man die h. Jungfrau zu feiern pflegte, auf die irdiſche Geliebte übertragen wird: „Weib, blühendes Reiß, Luſtparadies, du Freudenſtern“ ꝛc. In dem Minneliede vergleicht er ſich ſelbſt dem Salamander, der im Feuer ſeiner Liebe lebt, dem Phönix, der in dieſem Feuer ſich verjüngt, dem Chamäleon, welches blos von Luft lebt, d. h. von ihren Worten.

Muscatblut, Meiſterſänger in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dichtete Marien- und Minnelieder, vorzugsweiſe Lehrgedichte, zürnte den Huſſiten mit dem katholiſchen Eifer, der einem Spanier würde Ehre gemacht haben, und charakteriſirt ſich im Uebrigen durch die bürgerliche, etwas ſteife, aber doch anmuthige Ehrbarkeit des ſpecifiſchen Nürnbergerthums, welches fortan in Poeſie und Kunſt ſeinen Typus beibehält. Ausgabe von Oberh. v. Groote. Köln 1852.

Im 15. Jahrhundert kamen die Faſtnachtsſpiele in größere Aufnahme und die bisher nur mit Lyrik und Didactik beſchäftigten Meiſterſänger gewannen nun neues Feld der Thätigkeit im Drama. Die Faſtnachtsſpiele waren urſprünglich Wettkämpfe verkleideter Perſonen, von denen eine den ſcheidenden Winter, die andre den kommenden Sommer vorſtellte. Da man ſich aber überhaupt zu Faſtnacht maskirte, ſo ſchloßen ſich Geſpräche zwiſchen allerlei Masken jenen älteſten Spielen an. In der Form des Maskengeſprächs brachten nun die Meiſterſänger ihre Moral an als Spruchdichter und Sittenlehrer. Zu Faſtnacht aber wollte man auch luſtig ſeyn und war grober Spaß von Alters her erlaubt. Daher die Lehrſprüche bald in die Poſſe, in das Luſtſpiel übergingen. Anfangs freilich nur ſteif und roh.

in Ihre Taſche: ohne Geld können Sie nicht unabhängig, und kaum ehrlich ſeyn, (Above all put money in your pocket: without money you cannot be independent and scarcely honest)."

Es iſt in der That den Amerikanern nicht zu verargen, wenn ſie darüber ungeduldig werden, daß fremde, mit ihren Geſetzen und Inſtitutionen kaum den Namen nach vertraute Menſchen, bei öffentlichen Verhandlungen, wo über ihr Vermögen, ihr Recht und ihre politiſchen Anſprüche entſchieden wird, mitſtimmen, ohne daß ſie durch den Ausſchlag, den ſie vielleicht hiedurch dem einen oder dem andern Prinzip geben, irgend ein Beſitzthum oder ein bereits erworbenes Recht aufs Spiel ſetzen. Von den Deutſchen kann aber dies gewiß nicht gelten; denn dieſe ſind entweder bereits begütert, oder es ſtehen die Aermeren unter ihnen zu den Reicheren in einem ſolchen Verhältniß, daß auch ſie bei den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt ſind. Das Vermögen gehört einmal in Amerika, wie in England, zur Reſpektabilität, und es iſt dieſer Grundſatz den Amerikanern um ſo eher zu verzeihen, als ihr Land wirklich noch jeder Art von Induſtrie ein weites Feld bietet, und der Mangel an Erfolg, ſo fern das Ziel ein gewöhnliches und erreichbares iſt, mehr als in andern Ländern der Unbehülflichkeit, Unkenntniß oder Verſchwendung zuzuſchreiben iſt. Freilich bleibt das Argument deßwegen doch ein teryſtiſches; es erleidet aber jedes politiſche Prinzip eine merkliche Veränderung, je nach den Umſtänden, auf die man es anwendet, und ich ſpreche ja überhaupt nur von amerikaniſchen Anſichten und der Art, wie die deutſchen Einwanderer dieſen entſprechen, ohne die moraliſche Grundlage der erſteren zum Gegenſtande weiterer Erörterungen zu machen.

Nichts bezeichnet vielleicht die amerikaniſchen Vorurtheile in Bezug auf Deutſche und Irländer beſſer, als eine von mir ſelbſt erlebte Anekdote. Ich hatte nämlich im Laufe des verfloſſenen Jahres Gelegenheit, von New-York nach Waſhington zu reiſen, und befand mich eines Morgens frühzeitig auf einem der vielen Dampfboote, welche täglich von New-York nach Amboy gehen, von wo die Reiſenden auf der Eiſenbahn nach Philadelphia fahren, welche Stadt jetzt eben ſo ſehr der Markt des Weſtens genannt zu werden verdient, als New-York der Hauptmarkt aller

Einer der älteſten Faſtnachtsſpieldichter in Nürnberg war der Meiſterſänger und Bader Hans Folz. Noch größeren Ruhm aber erlangte ebendaſelbſt Roſenpluet, der ſich auch Schnepperer nannte. Er iſt unter den Meiſterſängern, was Reimar von Zweter unter den Minneſängern, als politiſcher Dichter. Sein genialer Spruch vom Schweißtropfen (Keller, Faſtnachtsſpiele S. 1152) ſpricht das Princip des modernen Socialismus aus. Der Schweißtropfen des Arbeiters vertheilt ſich vierfach, ein Theil ſteigt zu Gott empor, der andre löſcht die Hölle, der dritte wäſcht die Seele rein, der vierte gebiert allen Reichthum. Genial iſt auch das Faſtnachtsſpiel deſſelben Dichters. Der türkiſche Sultan kommt darin nach Nürnberg und hält den Deutſchen vor, wie uneinig, wie verdorben ſie in allen Ständen ſeyen, und wie es Zeit ſey, daß er komme und ſie in die Zucht nehme. Im Uebrigen reihte er ſich auch den Geſchichtsreimern an und beſchrieb die Fehde der Nürnberger mit dem Brandenburger Albrecht. Als Wappendichter machte er zuerſt den Herold zum Prologus in den Faſtnachtsſpielen.

Ein weit ungünſtigeres Urtheil über dieſe Dichter zu fällen wird man geneigt, wenn man ihre Faſtnachtſpiele in Maſſe vergleicht. Sie ſind zum erſtenmal herausgegeben von A. v. Keller in drei Bänden, 1853. Spiele von Folz, Roſenpluet, Scherenberg, Gengenbach und einigen Unbekannten. Das Meiſte darin iſt unflätig, allein man würde doch irren, wenn man darnach die Sitten der Städte überhaupt bemeſſen wollte. Das ehrbare Nürnberg war deswegen nicht in den Schlamm verſunken, wenn es ſich zur Faſtnachtzeit auch die größten Zoten gefallen ließ. Um aber einige Beiſpiele von dem Ton jener Spiele zu geben, zeichne ich Einiges aus Kellers Sammlung aus.

Eine Bauernmaid wird als Braut empfohlen, weil ſie Brüſte habe wie Kuheuter, und ſelber Milch geben könne, weil ſie eine fette Wieſe habe und nahe dabei eine Miſtſtätte, alſo reich genug ſey. Keller Nr. 7 und 58. — Zwölf Bauern beklagen ſich, wie übel ihnen von den Maiden mitgeſpielt worden ſey, zu denen ſie bei Nacht hätten hingehen wollen. Der eine empfing eine alte Kammerlauge, die ihn noch beißt, in die Augen. Der andere wurde ins kalte Waſſer geworfen, dem dritten ein altes Weib untergeſchoben, noch einem gar ein Ziegenbock, einer wird in den Kloak geworfen, einer durchgeprügelt ꝛc. Nr. 13. — Eine förmliche Apotheoſe des Unflathes iſt das Faſtnachtsſpiel vom Dreck, in welchem der gefeierte Gegenſtand ſeiner Größe

wegen allgemeine Bewunderung erregt und zu dem endlich ein Bauer ſich als Vater und Mutter bekennt Nr. 23. — Koloſſale Zoten über die Weiberbärte enthält Nr. 25. — Ein Bauernweib klagt vor dem Richter, ihr Mann thue ihr zu viel Gutes. Das Gericht will ihn maßregeln, aber das Weib meint, ſo klein dürfe man das Maaß doch auch nicht nehmen. Sie fängt abzudingen an. Achtzehn iſt die höchſte Ziffer, ſie will bei fünfzehn ſtehen bleiben, aber nicht weiter heruntergehen Nr. 28. — Eine Dirne rechnet ſich die frecheſte Proſtitution zur Ehre und entſchuldigt ſich damit, ſie ſey ein Hurenkind Nr. 30. — Ein Bauer und ſein Weib überhäufen ſich gegenſeitig und zwar Seitenlang mit Schimpfwörtern, deren hier ein ganzes Diſtelfeld beiſammen wachſen, Nr. 31. — Ein junges Weib verklagt den Mann, er behandle ſie noch wie ein Kind, ſie aber ſey ſchon mannbar und verlange ihr Recht. Schamlos frech und ſo ganz das Wiederſpiel der frühern ſo heilig gehaltenen Jungfräulichkeit. Nr. 42. Eben ſo frech Nr. 46 vom Bauer, der niemals log und der Edelfrau die Schande ſagte. — Ein non plus ultra von ſäuiſchen Reden geht aus dem Munde der Marktweiber Nr. 49 hervor. — Eine treue Schilderung des Freſſens und Saufens, Tanzens und Hurens in der Faſtnacht, als damaliger allgemeiner Volksſitte, gibt Nr. 51. Darin heißt es namentlich, nach der wochenlangen Schlemmerei komme der Jude gleichſam als hinkender Bote nachgehinkt, weil das liederliche Chriſtenvolk bei ihm liege und durch ſeine Sünde dem Wucher verfalle. Eine der gröbſten Rohheiten bringt Nr. 69. In Nr. 70 bewerben ſich alle Stände um eine Dirne und jeder rühmt ihr ſeine Vorzüge in den frechſten Requiroken. In Nr. 76 werden die im Jahr ſitzen gebliebenen Jungfrauen bis aufs nächſte Jahr auf burleske Weiſe einſalzen. In Nr. 85 empfängt ein Arzt verſchiedene Uringläſer und erkennt daraus die ſchändlichſten Dinge. Von ganz zuchtloſen Weibern handelt Nr. 94. In Nr. 97 wetteifern Mutter und Tochter in Männergier.

Man kann in der That in den verdorbenſten Römerzeiten kaum etwas Aehnliches von öffentlicher Sittenverderbniß aufweiſen, als dieſes deutſche Faſtnachtsſpiel.

Eine ungeheure Menge von hiſtoriſchen Liedern vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis tief ins 17. leidet an den Fehlern der Meiſterſängerei. Hier wird dieſelbe zur eigentlichen Bänkelſängerei, ſofern dergleichen Lieder, bei der Oellampe meiſterlich, d. h. ohne alles poetiſche Gefühl zuſammengereimt, nachher auf der Straße von Bänkelſängern abgeleiert oder abgekräht wurden. Die meiſten dieſer fälſchlich ſ. g. Volkslieder gingen nur als fliegende Blätter um. Man hat ſogar polemiſche Blätter des Reformationsſtreites, die nie volksthümlich wurden, unter die Volkslieder aufzunehmen die Taktloſigkeit gehabt.

Dieſe ſchlechten Reimereien beginnen gewöhnlich damit, daß der Sänger erſt ſagt, er wolle ſingen:

Wir wollen ein Liedlein heben an ꝛc.
Aber will ich ſingen und ſingen ein neu Gedicht ꝛc.
Wollen wir aber ſingen und wollen heben an ꝛc.

Häufig folgt hinter jeder Strophe ein ſchleppender Refrain:

Nun haben wir geſungen, ja geſungen.
Das iſt uns wohl gerathen, ja gerathen.

Dergleichen Gedichte kommen in allen möglichen Längen vor, größere gereimte Relationen von deutſchen Fehden, von Fürſten und Städten, Schlachten, Belagerungen, Empörungen ꝛc., dito kleinere, noch ohne Strophen, dann wieder ſehr lange, ſchon als Lied auf das Singen berechnet, aber mit zahlloſen unerträglich langweiligen Strophen, und kürzere, mit weniger Strophen. — Von Poeſie iſt ſelten oder nie etwas in ihnen zu finden, und ſehr oft iſt der Gegenſtand nicht einmal der Beſchreibung werth. Die unbedeutendſten Balgereien während des langen Streites zwiſchen Adel und Städten füllen hier viele Bogen voll Reimereien.

Ich kann nicht einmal den vielgerühmten Schweizer Liedern von Halbſuter und Veit Weber, ſo wenig wie den Dithmarſchenliedern, die doch vom Kampf um die Freiheit handeln, Geſchmack abgewinnen, weil ſie das feurige Thema gar zu ſehr verwäſſern. Alle dieſe Schweizer Lieder, die Rochholz 1835 ſammelte, die zahlloſen anderen Lieder, welche Wolff 1830, Soltau 1836, Körner 1840 ſammelten und die von den Fehden in Deutſchland handeln, ſind gleich unpoetiſch. Wir unterſcheiden die Nürnberger, Magdeburger, Soeſter Fehden, die Braunſchweigiſchen, die Grumbachiſchen Händel, die Raufereien des wilden Pfälzer Friedrich, die Mailänder Kriege, zahlreiche fliegende Blätter, die angeblich von den Landsknechten ſollen geſungen worden ſeyn, eines ſo langweilig wie das andere, aus den Zeiten der Kaiſer Max I. und Carl V. ꝛc. Dann beſondere Lieder auf einzelne Schlachten, z. B. die Alfinger, die Seckenheimer Schlacht, die große Schlacht bei Pavia ꝛc., oder auf einzelne Fürſten, König Ladislaws Tod ꝛc., einzelne Trauerfälle und Schreckniſſe, Judenmorde ꝛc., auf berühmte Ritter und Räuber,

den Pinzenauer, Hammen von Reinſtätt, Schüttenſam, Raumenſattel, Mutſchelbek, Lindenſchmitt, Störtebeker, Fritſche ꝛc.

Nur ſelten liegt in der Begebenheit ſelbſt ein poetiſcher Reiz, über den wir den elenden Vortrag vergeſſen, z. B. in dem Liede von Kunz von Kauffungen, der die jungen ſächſiſchen Prinzen bei Nacht aus dem Altenburger Schloſſe entführte, aber im Walde, als er für den Prinzen Albrecht Erdbeeren ſuchte, ſich mit ſeinen Sporen verwickelte und von einem Köhler niedergeſchlagen wurde. Oder in dem Liede von Eppelin von Geiling, der mit ſeinem Zauberroß von den Mauern Nürnbergs herunterſprang. Auch das Lied von der Tartarenfürſtin, die von einem habgierigen Wirth zu Neumarkt in Schleſien heimlich erſchlagen und beraubt worden ſeyn ſoll und was nachher den großen Rachezug der Tataren zur Folge hatte (Wunderhorn II. 258), iſt wenigſtens frappant, das Lied auf den Mord der unglücklichen Agnes Bernauer wenigſtens durch den Inhalt rührend.

Mittlerweile wurde, wie bekannt, ungefähr im Jahr 1440 die Buchdruckerkunſt erfunden und kam in die Univerſitäten ein Aufſchwung, welcher bald eine ganz neue Bildung an die Stelle der alten ſetzen und die bürgerliche Meiſterſängerei verdrängen ſollte. Ehe ſich aber die neue Schule der Renaiſſance, der claſſiſchen Studien ausgebildet hatte, nahmen auch Gelehrte, Geiſtliche, wenn ſie deutſch dichteten, den Meiſterſängerton und den aus der Entartung des alten Berner Verſes entſtandenen Knittelvers an.

Ein Buch, welches dieſer Zwiſchengattung angehört und damals das größte Aufſehen machte, überaus oft gedruckt, commentirt und überſetzt wurde und heute noch geprieſen wird, war das **Narrenſchiff** des **Sebaſt. Brant** aus Straßburg, zum erſtenmal erſchienen 1494. Die beſte neuere Ausgabe mit reicher Erklärung gab Zarncke 1854.

Die Narren rüſten ein Schiff aus und beſteigen es, fahren ſorglos ins Meer hinaus und gehen unter. Das iſt der dürftige Rahmen des Gedichts. Den Hauptinhalt bildet die Beſchreibung der Narren, die nach Rubriken in Kapitel vertheilt werden. Ein Narr aber iſt Jeder, der nicht ganz ſeine Pflicht erfüllt. Dieſe Claſſification erinnert einigermaßen an die in den Todtentänzen. Alle Menſchengattungen, Geſchlechter, Alter, Stände werden in ihrer Thorheit vorgeführt und dem Dichter iſt es bitterer Ernſt mit der Klage über die Narren.

Deshalb konnte auch der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Keyſersberg an das Narrenſchiff eine ganze Reihe von Predigten anknüpfen, in denen zuweilen mehr Geiſt und Witz enthalten iſt, als im Narrenſchiffe ſelbſt. Brants Narrenſchiff verdient ſeinen großen Ruhm in keiner Weiſe. Es iſt das langweiligſte Buch, was man leſen kann. Die Narrheit darin erſcheint faſt ſchwermüthig. Auch iſt faſt nichts originell. Narrenſchiffe ſah man in den Niederlanden und am Rhein, wie häufig noch jetzt, zu jeder Faſtnacht, entſprechend den Narrenwagen oder Eugelfuhren. Brant gibt nicht einmal eigne Gedanken, ſondern ſchreibt die Claſſiker und Kirchenväter aus und bringt ihre Gedanken nur in ſteife deutſche Reime. Er hat kein anderes Verdienſt, als das einer trocknen Claſſification. Damit ſollen ihm ſeine geſunden Gedanken und ſein ſittlicher Werth nicht abgeſprochen werden, aber von Poeſie iſt nichts bei ihm zu finden. Er hat noch kleinere Sachen gedichtet, einiges lateiniſch, auch Epigramme, abgedruckt bei Zarncke, Vorrede III., darunter eine zornige Schilderung des Advokatenunfugs.

Der Zwiſchengattung zwiſchen der hölzernen Meiſterſängerei und der Renaiſſance gehören auch zwei geſchichtliche Dichtungen an, die man noch zu den Chroniken zählen kann. Erſtens der Ehrenpank, ein auf Befehl und unter den Augen Kaiſer Maximilians I. von Melchior Pfinzing niedergeſchriebenes allegoriſches Gedicht vom Leben deſſelben Kaiſers, gedruckt 1517, mit noch größerer Pracht 1519, zuletzt in einer Ausgabe von Haltaus, 1836.

Ehrenpank iſt Max I. ſelbſt, „weil er von Jugend auf in all ſeinen Gedanken nach ehrlichen Sachen gericht“, d. h. alle Ehre, der auf Abenteuer denkt. Der Held gewinnt nach vielen Kämpfen und Gefahren die ſchöne Jungfrau Ehrenreich, d. i. Maria von Burgund. Die Kämpfe und Gefahren, die hier geſchildert werden, hat Max wirklich in ſeiner Jugend beſtanden in Gemſenjagden und Zweikämpfen ꝛc.; der Neid, die Kabalen, die er andererſeits ſchildert, hat er in ſpäteren Jahren reichlich erfahren. Da kommt vor z. B., wie Max in einem Hohlweg einen gegen ihn anſpringenden Hirſch erlegte, wie er einer wüthenden Bärin Meiſter wurde, wie er zu München einem Löwen den Rachen aufriß, um Simſon nachzuahmen; wie er ſich auf der Martinswand in Tirol verſtieg; wie er mit Stiefeln und Sporn zwiſchen ein Rad gerieth und durch ſeine Stärke den Fuß zurückzog; wie er einmal in Flandern ins Eis verſank; wie er auf dem Münſter in Ulm auf dem äußerſten Umgang ſtand und ein Bein in die Luft reckte; wie er vom Pferde ſteigend, noch mit

einem Fuß im Bügel, einem Wildſchwein den Hang gab; wie er einen Ritter am Rhein, der Jedermann zum Zweikampf herausforderte, beſiegte; wie er zwei Ritter, die ihn überfielen, zurückſchlug; und ſo noch viele ähnliche Fälle. Die Gefahren ſind unter drei Hauptfeinde rubricirt. Fürwittig bedeutet den jugendlichen Uebermuth, Unfalo die Gefahren, Neidehart die Intriguen; ſie werden am Schluß alle drei beſiegt und hingerichtet. Die Verſe ſind die gewöhnlichen Knittelverſe.

Es fällt nicht angenehm auf, daß der Kaiſer des großen deutſchen Reichs nicht wichtigere Dinge zu erzählen weiß, als ſolche Jäger- und Ritterſtückchen. — Burkard Waldis fügte 1553 eine Menge Verſe mit moraliſchen Sentenzen hinzu. Eine viel ſchönere Zugabe ſind die Holzſchnitte Hans Schäufeleins.

Das zweite Werk, der Weißkunig (weiße König) iſt nach Angabe Maximilians I. von Marx Treitſauerwein, in Proſa, gedichtet, und enthält die Vorgeſchichte zum Ehrenbank, nämlich das Leben des alten Kaiſers Friedrich III., worin die Anfänge ſeines Sohnes Max eingeflochten ſind. Der weiße König iſt der deutſche Kaiſer Friedrich, der blaue iſt der König von Frankreich, die braune Geſellſchaft ſind die unbotmäßigen Niederländer. Alles iſt hier noch verkünſtelterer Allegorie und noch verſteckterer politiſche Moral, als im Ehrenbank. Das Werk wurde durch Holzſchnitte des berühmten Burgkmayer verſchönt.

Dieſe gelehrten Arbeiten waren ſchon gedruckt und die Poeſie ſchien wieder an die Geiſtlichkeit und an die Höfe zu kommen, als noch einmal ein bürgerlicher Meiſterſänger auftrat, größer als alle bisherigen.

Den Ruhm aller Meiſterſänger übertraf der Nürnberger Schuſter, Hans Sachs (geb. 1494, † 1576), mit dem aber die alte Meiſterſängerei auch zu Ende ging, da in Folge der Reformation, an der er ſelbſt als Freund Luthers Antheil nahm, der Renaiſſanceſtyl alle älteren Formen verdrängte. Hans Sachs bildet eine ſehr merkwürdige Wetterſcheide der deutſchen Poeſie. Während er in ſeiner dumpfen Schuſterwerkſtatt nur handwerksmäßig reimen gelernt hatte und ſeine Knittelverſe um nichts beſſer waren, als die der andern immer roher gewordenen Verfaſſer der Faſtnachtſpiele, zog ſein mächtiger Wiſſenstrieb nicht nur alle poetiſchen Erinnerungen der Kirche, des Kaiſerthums und Ritterthums, der Volksſagen ꝛc., ſondern auch der antiken Welt zu ſich herein, und was immer die Humaniſten von alter Mythologie, Geſchichte und

Poeſie wiedererweckt hatten, das konnte dem Heißhunger ſeiner Empfängnißbegierde nicht entgehen. Indem er nun die engen Wände ſeines Zimmers zu einem Panorama aller Zeiten und Völker ausdehnte, übertraf er an Univerſalismus alle ſeine Vorgänger und war der Erſte, der überhaupt der deutſchen Poeſie das Ziel anwies, Weltpoeſie zu werden. In ihm concentriren ſich daher nicht blos ſeine nächſte Vergangenheit und Zukunft, das Mittelalter und die Renaiſſance, ſondern er erſcheint auch als Prophet der neueſten Zeit, in der alle Geſchmäcke ſich gemiſcht haben, die deutſche Dichtung das Erbe aller Zeiten und Räume in ſich aufgenommen hat. Ich will nicht verhehlen, daß mir die Stoffſucht des Hans Sachs, die Habgier, die allen poetiſchen Stoff der Welt zuſammenplünderte, beſſer gefällt, als die Formſucht des berühmten Opitz, der ein Jahrhundert ſpäter bei faſt gänzlicher Vernachläßigung des Stoffs nur leichtere und gefälligere Sprachformen ſuchte. Denn man darf nie vergeſſen, daß in der Poeſie der Stoff allezeit die Hauptſache, die Form nur Nebenſache iſt. Allein die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünſtelei des Opitz, weil er ohne Wahl alles zuſammenraffte und die deutſche Poeſie zu einem bloßen Packhof voll Waarenballen und Fäſſer machte.

Als paſſiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als activer einer der kleinſten. Seine eigne Erfindungsgabe iſt ſchwach, nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache iſt aber faſt ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart. Gewiß verräth es den feinſten poetiſchen Sinn, wenn ein Nürnberger Schuſter aus der homeriſchen Welt herüber fernen Sang der Sirenen vernimmt. Aber den Schuſter bezeichnet dann gleich wieder die unglaubliche Rohheit und Gemeinheit, mit welcher er dieſen Geſang wiederzugeben den Verſuch macht. Man höre aus ſeinem „Ulliſſes mit den Meerwundern“ die Sirenen ſingen:

Ulliſſes ſtark, der Griechen Herr,
Dein Weg und Schiff her zu uns kehr,
Halt ſtill und hör vorher unſern Sang,
Davon deine Heimfahrt Freude erlang'.
Wahrlich kein Herr zu keiner Friſt
Vorher ſo geſchwind fürgefahren iſt,

Der nicht vernähme unſern Geſang,
Damit wir keinen halten lang.
Deine große That iſt uns bewußt,
Dazu der Griechen groß Verluſt ꝛc.

Hans Sachs hat, wie ſeine Zeitgenoſſen, den Werth ſchöner Sprachformen gar nie begriffen. Er trachtete immer nur, einen Reichthum von poetiſchem Stoff zuſammenzuhäufen. Wenn er wieder eine alte Hiſtorie aus der Römerzeit, den Mythus einer griechiſchen Gottheit, eine Novelle des Boccaz ꝛc. geleſen hatte, gleich ſetzte er ſie in Reime, geſprächsweiſe oder als bloße Erzählung, immer kurz. Dieſe einzelnen Stücke ſind daher in ungeheurer Zahl vorhanden. Hans Sachs hatte ſeine Gedichte eigenhändig in 34 Bänden niedergeſchrieben. Von dieſer 6048 Stück umfaſſenden Maſſe iſt kaum der vierte Theil gedruckt. Die erſte dreibändige Fol. Ausgabe bei Heußler erſchien 1558. Die zweite fünfbändige Fol. bei Lochner 1570. Die dritte zu Kempten 1612 in fünf Quartbänden. Ein Auszug aus dem erſten Theil von Häßlein erſchien Nbg. 1781. Eine größere Auswahl in drei Bänden von Büſching, Nbg. 1816. Später noch einige ähnliche Auszüge, jedoch nur einer: Hans Sachs, von Götz, Nbg. 1824 in vier Bänden, worin auch einige neue, bisher ungedruckte Stücke vorkommen. (I. S. 80 Geſpräch zwiſchen S. Peter und dem Herrn, 180 die zwei ungeſchaffenen Reiter. II. 104 drei Schwänke, 106 Fabeln vom Froſch und Ochſen. III. 15 Cupido. IV. 70 die zwei Maler, 72 Antiochus, 75 ein Kaufmann betrügt den Teufel.) Götz gibt aber ſeine handſchriftlichen Quellen nicht an. — Die noch exiſtirenden Handſchriften befinden ſich in der k. Bibliothek zu Dresden, in der Stadtbibliothek zu Leipzig und in der Schulbibliothek zu Zwickau; alle drei beſchrieben im Serapeum 1843 Nr. 10—12. Das neueſte und beſte Werk über ihn iſt „Hans Sachs von J. L. Hoffmann, Nürnberg 1847“.

Puſchmann, ſein Schüler, beſchreibt ihn uns an einem großen Tiſch:

An ſelbem ſaß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub vermaß,
Der hat einen großen Bart fürbas
In einem ſchönen großen Buch las
Mit Gold beſchlagen ſchön.

Dieſes freundliche Bild wird unvergeſſen bleiben. Hans Sachs hat etwas Ehrwürdiges in ſeinem bürgerlichen Fleiße, in ſeiner biedern Treuherzigkeit, in der Fülle von Poeſie, mit der er ſich zu umgeben wußte. Wie niedrig ſein Stand war, empfing er doch die Beſuche aller Götter, Kaiſer, Könige und Heroen.

Seine Werke ſind, wie geſagt, einzeln um ſo kürzer, je zahlreicher ſie ſind. Nur wenigen Tragödien und Comödien hat er etwas größeren Fleiß zugewendet. In der Regel enthalten ſie, nachdem der Ehrenhold den Prolog geſprochen hat, nur in ſehr kurzen gedrängten Scenen den dünnen Rahmen der traurigen oder luſtigen Begebenheit, ohne tiefere Motivirung, ſchärfere Charakteriſtik und reichere Ausſchmückung. Oft erzählt der Dichter eine Begebenheit nur ganz kurz. In den lehrhaften Sagen kehrt die Form des Geſprächs, des Wettſtreits wieder.

Bei Hans Sachs ſtehen immer die bibliſchen Comödien oder Erzählungen voran. Er hat das ganze alte und neue Teſtament in Reime gebracht, aber immer ſtückweiſe, die Geſchichte der Schöpfung, von Adam und Eva, Sodom und Gomorrha, Abraham, Jacob, Joſeph, Moſes, Joſua, Gideon, Simſon, Judith, der Tochter Jephtha, Eli, David, Salomo, die Propheten, Eſther, Tobias, die Makkabäer ꝛc. Die Pſalmen, die Sprüche Salomonis. Dann die Geburt, das Leben, die Leiden Chriſti, Herodes, Johannes der Täufer, eine Menge bibliſcher Parabeln, die Zerſtörung Jeruſalems, das jüngſte Gericht. Dazu noch Zuſammenſtellungen der 12 Helden, 12 edlen Frauen, 12 Tyrannen des alten Teſtaments, auch eine gute Anzahl katholiſcher Legenden, endlich Allegorien, Vergleichungen der Chriſten mit einem Schafe, einer Roſe ꝛc., Ermahnungen, Betrachtungen des Todes. Wie rührend auch die fromme Einfalt des Schuſters ſcheint, ſo ſind doch dieſe bibliſchen Sachen bei ihm die ſchwächſten, nur ſehr weniges iſt originell. — Eine eigenthümliche Dichtung, deren Quelle noch nicht gefunden iſt, hat Hans Sachs in den ungleichen Kindern Eva's dreimal wiederholt, aber nicht ſelbſt erfunden (vgl. J. Grimm in Haupts Zeitſchr. 2, 257—267).

Gott ſieht einmal nach den aus dem Paradieſe Verſtoßenen. Eva hat unterdeß eine Menge Kinder geboren und putzt dieſelben vor dem Herrn heraus. Nur Cain und ein Theil der andern verweigert Gott jede Huldigung und ſie werden dafür geſtraft, die niederen Stände, Bettler und Räuber auf Erden

zu werden, indeß Abel, Seth ꝛc. Ehren und Glücksgüter erhalten. — Gott will einmal die Kinder Evä sehen. Da putzt Eva nur die schönen heraus und versteckt die häßlichen, aus mütterlicher Eitelkeit. Gott beschenkt nun jene und für diese bleibt nichts übrig, sie müssen arme Arbeiter und Bettler werden.

Die zahlreichen historischen Stoffe, an welche sich mythologische und sagenhafte anreihen, sind von Hans Sachs ebenfalls nur aus älteren und fremden Quellen geschöpft und meist nur sehr roh und kurz bearbeitet. Aus der classischen Mythologie, die er durch die Humanisten kennen lernte, entnahm er fast alle Gestalten des Homer und Ovid und führte sie zum erstenmal der erstaunten Nürnberger Bürgerwelt vor Augen. Man denke sich nun, wie neu ihnen die am Fels gefesselte Andromeda seyn mußte, welche Perseus vom Ungeheuer errettet, und Daphne, die, von Apollo verfolgt, zu einem Baum wird, Circe unter den zu Schweinen verwandelten Menschen ꝛc. Sachs wagte es, den ganzen trojanischen Krieg, wie auch die Odyssee, kurzgefaßt auf die Bühne zu bringen, dazu viele tragische Stoffe, das jammervolle Geschick des Oedipus, des Agamemnon, der Iphigenia, der Niobe, die Wiederbringung der Alkestis, die Thaten des Herkules, Theseus ꝛc. Dazu die ganze alte Geschichte, Leben und Thaten des Cyrus, Kambyses, Xerxes, Alexander, fast aller griechischen Helden, Staatsmänner und Weisen aus dem Plutarch, desgleichen aller römischen Könige, Feldherrn, Kaiser von Romulus bis Aurelian, mit besonderer Rücksicht auf berühmte Heldenthaten wie die des Scävola, des Cocles ꝛc., oder berühmter Weiber wie Semiramis, Lucretia, Virginia, Kleopatra, Dido ꝛc. Nicht minder reimte Sachs vieles aus den Erinnerungen und Sprüchen alter Weltweisen zusammen, des Diogenes, Aesop, Epictet, Epimenides, Seneca, Boethius. Auch Lucians Charon, der goldne Esel, einiges aus Plautus und Terenz, der Spartaner Lob, der ägyptischen Könige Begräbniß, das Fest der bona dea, die sieben Wunderwerke der alten Welt. Dazu Wunderdinge aus der Natur nach alter Vorstellungsweise. Endlich auch viele Fabeln nach äsopischem Vorbilde.

Eben so sehr fühlte sich Sachs aber auch von den romantischen Stoffen des Mittelalters angezogen. Er brachte den Inhalt unserer schönen Volksbücher in schlechte Reime, Flos und Blancflos, Sifrit, Me-

europäiſchen Produkte iſt. Den Tag vorher war ein Packetſchiff mit deutſchen Emigranten aus Havre de Grace eingelaufen, und bereits war eine Anzahl derſelben, auf dem Weg nach Weſten begriffen, an Bord unſeres Dampfers. Es war dies zur Zeit der allgemeinen Geldnoth, in welcher jede Art von Papiergeld 10 bis 50 Procent gegen baares Geld verlor, und viele Noten weniger bekannter Banken gar nicht als Zahlung angenommen wurden. Dieſen Umſtand benützten einige Juden, um die mit Silber- oder Goldſtücken verſehenen Einwanderer auszuplündern, und ihnen für ihr baares Geld ſchlechte oder uncurrante Noten zu geben. Sie ſtellten ihnen nämlich vor, daß das Geld im Lande nicht gangbar ſey, boten ſich aber aus Freund- und Landsmannſchaft an, daſſelbe unentgeltlich gegen Papier auszuwechſeln, wobei ſie natürlich in einem Tag 10 bis 25 Prozent darauf verdienten. Einige dieſer Wechsler fanden für gut, zum Behufe der leichteren Täuſchung ſich das Anſehen von Reiſenden zu geben, die da nur aus Mitleid für die neuen Ankömmlinge erbötig ſeyen, dieſen einen Dienſt zu erweiſen, und machten auf dieſe Weiſe das Verdeck der Dampfſchiffe zu ihrer Rechenſtube, indem ſie beſtändig zwiſchen New-York und Philadelphia hin- und herfuhren, als ob ſie Wunder was für Geſchäfte in dieſen Städten abzumachen hätten. Unſer Dampfboot hatte zwei dieſer Goldfänger an Bord, welche gerade im Begriffe waren, mehreren Deutſchen, die ſich auf dem Verdeck gelagert hatten, um einige wenige aus der Heimath mitgebrachte Zehnthalerſtücke zu zählen, ihre Dienſte anzubieten, als der Kapitän, welcher mich früher Deutſch ſprechen hörte, zu mir trat und mich bat, dieſe zwei Barbierer, wie er ſie nannte, zu beobachten, indem er vermuthe, daß ſie darauf ausgingen, die armen Deutſchen zu betrügen. „Wenn ich nur Deutſch verſtünde," bemerkte er, „um der Sache gewiß zu ſeyn, ſo würde ich mir kein Gewiſſen daraus machen, ſie ſogleich über Bord werfen zu laſſen; ſie fahren jetzt ſchon das zwanzigſte Mal mit mir, und immer machen ſie ſich an die Goldſtücke der deutſchen Einwanderer." — „Und intereſſiren Sie ſich denn wirklich ſo ſehr für die armen Deutſchen?" frug ich den ehrlichen Schiffer. „Nicht gerade für die Deutſchen als ſolche, wohl aber für mein Vaterland, deſſen Reichthum ſie vermehren helfen. Sehen Sie," fuhr er fort, „wenn ich ſo eine Zahl deutſcher

lusine, Magellone, Wilhelm von Orlienz, Wilhelm von Oesterreich, Hug Schapler, Fortunatus, Griseldis, Galmi, Pontus und Sidonia, die unschuldige Königin von Frankreich; welsche Stoffe von König Artus, von Tristan und Ysolde, vom Hund des Aubri, eine gute Anzahl Novellen des Boccaccio. Manchen alten Sagenstoff von der nach dem Tode von ihrem Gatten als wildem Jäger verfolgten Ehebrecherin, von der Büßenden (die später Stolberg besang), von dem treulosen Statthalter (Shakespeares „Maaß für Maaß"). Viele nordische Stoffe aus Saxo, als Hagbart und Signe, Frotho, Heding, Magnus, Regner, Wermundus, Hasmund, Sueno, Birger. — Aus der deutschen Geschichte: Alboin und Rosamunde, Desiderius, Heinrich der Löwe, der Schweizer Ankunft und Freiheit. Dazu Geschichten von Päpsten, auch der Päpstin Johanna, Geschichte des treuen Banchanus in Ungarn. Die Belagerung Wiens durch die Türken (1529), die Siege Karls V. in Afrika, dessen Einzug in Nürnberg und ein Lob dieser seiner Vaterstadt. — Alle diese historischen Stoffe bieten nur Bekanntes dar. Zu dem weniger Bekannten gehören Niklas, der verlorne Sohn und das rothe Kreuz.

In den lehrhaften Gesprächen und Sprüchen hält Hans Sachs überall einen gesunden Sinn und bürgerliche Ehrbarkeit fest, straft manchmal auch recht derb und läßt sich nie durch eine irdische Furcht oder Rücksicht binden. Nur selten aber ist Poesie in diesen Lehren. Mit der dürren predigtartigen Ermahnung und dem dialektischen Wettstreit wechselt nur selten eine feinere poetische Behandlung ab, z. B. in dem Gespräch vom Waldbruder, der einen Leichenzug vorbeigehen sieht und erfahren muß, da begrabe man die alte Treue, und in der Erzählung von der „unterdrückten Frau Wahrheit", die er ganz zerschlagen, blutrünstig und elend in einem ärmlichen Bette liegen findet, weil sie von der ganzen Welt mißhandelt worden sey. Geistreich ist auch der „Frau Venus Zwangnuß", weil hier die Wollüste als Martern in einem Gefängniß aufgefaßt werden. Aus dem Leben gestohlen ist der „Landsknechtspiegel", in dem der ganze Unfug der damaligen Soldateska geschildert wird. Sehr merkwürdig ist die „Klage der Frau Arbeit", daß das Handwerk unwerth werde, weil man den Arbeitern ihren verdienten Lohn abzudingen angefangen und das trauliche Verhältniß von Meister und Gesell übergehe in das gespannte und feindselige Verhältniß zwischen einem geizigen Arbeitgeber

und dem eben dadurch trotzig werdenden Arbeiter. Der Dichter wirft ihr ein, es ſeyen eben der Arbeiter zu viele jetzt. Sie aber erwiedert:

Den Ding verſtehſt du nicht,
Merk, weil man dinget und abbricht,
Den Arbeitern ſaugt aus das Blut,
Das macht verdroſſen und verrucht.

Eben ſo verſtändig und geiſtreich iſt des Wolfs Klage über die Menſchen. Der grimmige räuberiſche Wolf erſtaunt, wie die Menſchen noch viel ſchlechter ſind, als er. Desgleichen die Klage der wilden Holzleute (Elben) über die untreuen Menſchen. Die Klage des Teufels, daß ihm die Hölle zu eng werde, weil zu viele Menſchen hineinkommen. Die Klage der neun Muſen über die Rohheit in Deutſchland.

In Beiſpielen iſt Hans Sachs ſehr glücklich, wobei er jedoch ſchon ältere bekannte Stoffe benutzt. So das Beiſpiel von drei Söhnen, unter welchen der allein erben ſollte, der den Vater mit einem Pfeil ins Herz treffen würde, aber nur der wirklich erbte, der aus Pietät gar nicht ſchießen wollte. So die Geſchichte des verlornen Gulden, die ſchon Suchenwirt behandelte. Ferner die ſchöne Comödie „vom heiligen Gericht Gottes“.

Ein Waldbruder denkt: „wozu viel plagen durch Faſten und Einſamkeit, da Gott ja doch die Guten nicht belohnt und die Böſen nicht beſtraft.“ Er geht alſo in die Welt hinaus. Da geſellt ſich ein Engel zu ihm, der unterwegs ein Kind umbringt ꝛc., zuletzt aber den Waldbruder belehrt, daß der Mord nothwendig geweſen, weil aus dem Kinde ſonſt ein arger Böſewicht erwachſen wäre ꝛc., kurz daß die ſcheinbare Ungerechtigkeit der göttlichen Weltregierung ſich zuletzt immer als eine gerechte erweiſe.

So die drei Lehren des alten Marſchalks:

Der alte Marſchalk lehrt ſeinen Sohn 1) er ſolle nie für einen bitten, den man henken wolle, 2) er ſolle nie einen Höheren zu Gaſte laden, 3) er ſolle keiner Frau ein Geheimniß anvertrauen. Der Sohn erprobt alle drei Lehren, zuletzt mit ſeiner eignen Frau, der er anvertraut, er habe einen Mord begangen. Die Frau verräth ihn wirklich und er wäre verloren geweſen, wenn der angeblich Todte nicht noch gelebt hätte.

Ein Paar Schwänke vom h. Petrus:

Petrus möchte auch einmal die Welt regieren. Chriſtus erlaubt es ihm auf einen Tag, er ſoll aber wohl regieren und nur Gutes thun. Das ver-

ſteht ſich von ſelbſt, denkt Petrus. Nun kommt ein armes altes Weib und klagt über ihre große Noth und bittet Petrum, er möge ihr doch wenigſtens ihre Gais hüten. Petrus thut es, die Gais macht aber den ganzen Tag über ſo viele Capriolen und Unarten und ruht nie, daß Petrus ganz in Schweiß geräth und am Abend die Weltherrſchaft vergnügt in Jeſu Hände zurückgibt. Wie kann ich die Welt regieren, da ich nicht einmal eine Gais hüten kann? — Im folgenden Schwank wird Petrus abermals beſchämt, indem der Herr ein ſehr ſauberes Mädchen einem faulen Knecht zutheilt. Petrus iſt über dieſe Ungerechtigkeit ganz wild, aber der Herr ſagt: du verſtehſt es nicht; ſie wird dem Faulen ſchon zu ſchaffen machen und er wird ſorgen, daß ſie nicht ſtolz und übermüthig werde.

Ein vortrefflicher Schwank vom Urſprung der Affen:

Chriſtus herbergt bei einem Schmiede. Da kommt ein alter Bettler, den ſetzt der Heiland ins Schmiedefeuer und brennt ihn jung, daß er als ſchöner friſcher Jüngling davon geht. Nachher will das alte Weib des Schmiedes auch wieder jung werden. Der Schmied muß ſie ins Feuer ſetzen, da ſchreit ſie aber und er wirft ſie ins Kühlwaſſer. Sie war aber ſchon ganz zuſammengeſchrumpft und ſchwarz. Da kamen zwei ſchwangere Nachbarinnen, verſahen ſich aus Schreck an ihr und gebaren — die erſten Affen.

Wie geiſtreich Hans Sachs allegoriſche Stoffe zu behandeln verſtand, wenn er ſich nur Zeit dazu nehmen wollte, beweiſt ſeine vortreffliche Comödie von der Göttin Pallas im Wettſtreit mit der Venus.

Pallas, die perſonificirte Tugend, ſtreitet mit Venus, der perſonificirten Wolluſt, um den Vorzug. Ein Kaiſer ſitzt als Richter hin. Der Venus Advocat iſt Epicur, dem insbeſondere noch Satanas aſſiſtirt. So oft Satanas über des Epicur Worte in Bewunderung ausbricht, ſtreichelt ſich Epicur vor Luſt den Bauch. Auch ſteckt ihm Satanas Speck in den Mund, daß die Rede leichter fließe. Allein für Pallas tritt Herkules in die Schranken und beſiegt alle hölliſchen Ungethüme, die ihm entgegengeſtellt werden, im Namen der Tugend, ſo daß der Kaiſer zuletzt ſagt: nur dir gebührt der Himmel, nur die Tugend kann den Himmel tragen! weshalb Herkules dem Atlas die Laſt abnehmen muß. Epicur aber wird beſwaſt. Cacus muß ihn auf die Pritſche legen und barbariſch auspeitſchen. Mitten im Schmerzensgeheul ruft Epicur alle Wollüſte und guten Sachen, Schüſſeln und Flaſchen vergebens zu ſeiner Hülfe herbei.

Das Stück iſt roh, aber genial angelegt und durchgeführt. Nicht übel iſt die Revue der Laſter in „der Venus Hofgeſind“ und „der Laſter Arznei“. Im letzteren Stück bilden ſich die Laſter ein, ſie ſeyen nur Krankheiten. Ungleich weniger geiſtreich ſind die Wortgeſpräche zwiſchen

Jugend und Alter, Sommer und Winter, Leben und Tod, Tugend und Laſter, Krankheit und Geſundheit, Armuth und Glück, Wolluſt und Ehre, Hoffahrt und Demuth, Zorn und Sanftmuth, Waſſer und Wein ꝛc. und die Vergleichung der Altersſtufen mit dem Jahreslauf und den ſieben Planeten.

Unter den lehrhaften und allegoriſchen Gedichten des Sachs zeichnen ſich aus „die gemarterte Theologie“, die unter den Henkershänden der Sektirer leide, weil (zur Reformationszeit) Jeder ſie allein beſitzen wolle. Ferner „das klagende Evangelium“, welches verzweifeln will, da es über Deutſchland wie eine reiche goldne Saat ergoſſen, doch noch nirgends eine Frucht aufgehen, ſondern überall nur Laſter ſehe. Im Uebrigen ſchließt ſich Sachs an Luther, nennt ihn die Nachtigall, die in ſüßem Sange das Wort Gottes verkünde, und beſingt auch noch ſeinen Tod.

Hans Sachs beſchäftigt ſich auch ſehr viel mit der Ehe, mit den Weibern und Mägden. Hier tritt ſein biederer Charakter ins hellſte Licht. Er ſchildert den biedern Mann, das biedere Weib, wie ſie ſeyn ſollen, echte Altnürnberger Geſtalten aus dem ehrbaren Bürgerthum. Eben ſo preist er den Wohlſtand der Ehe. Höchſt lieblich ſind ſeine Schilderungen der erſten keuſchen Liebe, des erſten Kuſſes, des Liebezwiſtes und der zärtlichen Verſöhnung. Dann aber verbreitet er ſich auch über alle Untugenden der Männer und Weiber, über die böſen Ehen, über alle kleinen feinen Tücken des Weibervolks, über ſchlechte Haushaltung, faule und untreue Dienſtboten ꝛc. Ein überaus reiches und naives Sittengemälde ſeiner Zeit. Auch allegoriſche Wettkämpfe fehlen hier nicht. In einer eigenen Comödie läßt er den berühmten Streit zwiſchen Jupiter und Juno durch Tireſias entſcheiden. Auch gibt er ſchon Machiavelli's berühmten Belſagor wieder, die Geſchichte vom Teufel, der ſich vor einem böſen Weibe verkriechen mußte, und eine andere von einem Teufel, welcher vergebens ein buhleriſches Weib hüten wollte. Desgleichen viele Novellen des Boccaccio und frivole Fabliaux, die freilich zu der bürgerlichen Ehrbarkeit Nürnbergs nicht mehr paſſen.

Die weiblichen Geſtalten bei Sachs erinnern ganz an die Bilder von Lucas Cranach, züchtig ehrbar und doch oft ziemlich frei aufgefaßt, am naivſten im Nackten, wie es damals mit dem älteren Renaiſſanceſtyl aufkam. So die Schilderung der Venus nach der bekannten Vorſtellung,

welche der Stadt Magdeburg den Namen gegeben haben ſoll, nackt auf einem Wagen mit Aepfeln in der Hand, hinter ihr die drei Grazien. Das hübſcheſte Genrebild iſt das von König Karl und den zwei Ritterstöchtern (V. 315). Der Ritter hat den König zu ſich eingeladen und läßt ſeine Töchter vor den Augen deſſelben die Fiſche fangen, die ihm auf die Tafel geſetzt werden ſollen:

Indem eintraten in den Garten
Zwo Jungfrauen mit ſchneeweiß zarten
Durchſichtig weißen Hemmetlein,
Dadurch ihr Leib ſam bloß erſchein.
Ganz adelig gelidmaßret,
Mit gelb fliegendem Haar gezieret,
Darauf hettens mit Reverenz
Von Perlein weiß zwen ſchmalen Kränz.
Trugen auf ihren Achſeln zuleß
Von Seiden geſtrickt ein Fiſchneß.
Und ein Steuerruder in der Hand
Traten zu dem Weier beidſamt,
Darein traten ſie alle beid,
Bis Waſſer in an die Brüſtlein ſchlug
Und thäten beide ein Fiſchzug
Und fingen etlich ſchöne Fiſch,
Die trugen ſie heraus zu Tiſch
Dem König ꝛc.

Charakteriſtiſch bei Hans Sachs ſind die Narren. Schon vor Hans Sachs waren durch Brants Narrenſchiff und des Erasmus Lob der Narrheit alle Thorheiten der Welt in Narren perſonificirt worden. Indeß ſtammt doch die Narrenmaske urſprünglich von den bürgerlichen Faſtnachtsſpäſſen her. Am berühmteſten unter den Faſtnachtſpielen des Hans Sachs iſt das Narrenſchneiden:

Einem Kranken, unter dem man die ganze Geſellſchaft verſtehen muß, werden vom Arzt eine Unzahl von Narren ausgeſchnitten. Wenn dieſe erſt alle in die Pegnitz geworfen ſind, wird der Kranke wieder geſund werden.

Ferner der Narrenfreſſer, der die Narrheiten wie Wildpret jagt und mit Genuß verzehrt, das Narrenbad, in das alle hinein müſſen, um für ihre Thorheit zu büßen. Stultitia mit ihrem Hofgeſind, nach Erasmus. Der Kram mit Narrenkappen, ein Narrenausbrüter ꝛc.

Zum Phantaſtiſcheſten des Hans Sachs gehört ſein Naſentanz.

Wer die größte Naſe hat, ſoll König werden. Drei Kleinode ſind ausgeſucht für die nach ihm die größte Naſe haben. Da kamen zwei Pfeifer und bliesen auf zum Tanz und von allen Seiten strömten großnaſige Bauern herbei.

Ohne Zahl mit alſo großen Naſen
Lang, dick und krumm, henckel und puckelt
Murret, munket, breit, pfünſcht, hukelt
Zinckt, hocket, knorret und knollet,
Dreieckigt, viereckigt und drollet
Gleiffent und rot, kupfern und högret ꝛc.

Der Schwank hat kein Ende, denn der Dichter ruft den Zuſchauern nun zu, kommt alle, ihr ſeyd alle eingeladen zum Mittanzen und noch jeder von euch kann Naſenkönig werden.

Hieher gehören auch die in Callots Manier entworfenen Bilder von Hexen, vom Hauptmann des großen faulen Haufen, von den Landsknechten, vor denen ſich der Teufel ſelber fürchtet, Hans Unfleiß und Heinz Widerporſt, die Karikaturen zweier Lumpen, eines einäugigen und großmauligen alten Bettlers und eines „gerade aus dem Lappenland“ hergekommenen Halbwilden, dann der Kampf der blinden Bettler mit den Säuen. Zu des Dichters Capriccios gehört ferner das Wettlügen am Lügenberge. Grotesk iſt die Operation eines Arztes, der einem kranken Bauern den Magen ausnimmt und um ihn zu reinigen an einem Zaun aufhängt, als aber ein Rabe den Magen frißt, geſchwind einer Sau den ihrigen ausſchneidet und dem Bauern wieder einſtopft. Daher kommt es, daß die Bauern einen Saumagen haben. Einiges hat Sachs auch vom Eulenſpiegel entnommen. Toll iſt „der Roßdieb zu Fünfing“.

Der Roßdieb ſtiehlt den Bauern Rock und Bock, verkauft ſie andern Bauern und ſieht zu, wie die rechtmäßigen Eigenthümer und Käufer ſich halbtodt ſchlagen. Die Rohheit der Bauern übertrifft hier noch die Schalkheit des Diebes.

Sehr ergötzlich iſt der Weinkauf. Um dieſen nämlich immer wieder trinken zu können, verkaufen ein Bauer und ſein Weib einander täglich gegenſeitig ihren Eſel.

Derber, etwas unfläthiger Humor waltet in den Neujahrsgeſchenken, womit H. Sachs die verſchiedenen Handwerke beſchenkt. Die Schneider

bekommen ihre obligate Gais, die Weber eine Maus, damit sie ihnen das Garn verwirre. In einem Schwank werden die groben Männer „abgehobelt“. Am ärgsten ist „die Schifffahrt der wüsten vollen Säue“, ein Parodie des Narrenschiffs.

Säue fahren zu Schiffe, fressend, saufend, spielend ꝛc., wozu ein Theil musicirt, ohne Ruder, völlig unbekümmert. Bei Nacht werfen sie sogar die Lichter ins Meer und säuen lustig fort, obgleich ein schweres Gewitter über ihnen blitzt und unter ihnen das Meer wild aufbraust. Sie gehen unter, ohne es zu merken.

Ueberaus ergötzlich sind diejenigen Schwänke des Hans Sachs, die uralten heidnischen Erinnerungen entnommen sind. So das Altweiberbad und die Altweibermühle, worin die Alten wieder jung werden, entlehnt aus der altheidnischen Vorstellung vom Jungbrunnen. So seine Schilderungen des lustigen Schlaraffenlandes, entlehnt aus den alten Vorstellungen vom Wunschlande. An das alte Thiermärchen erinnert die Klage des Hasen über sein elendes Leben. Moderner ist seine verkehrte Welt, in der die Hasen den Jäger fangen und am Spieße braten.

Unter den Schülern des Hans Sachs ist nur der schon genannte Puschmann, ein Lausitzer und Schuster, bemerkenswerth wegen der Schilderung, die er uns von Sachs hinterlassen hat. Derselbe schrieb eine nicht üble Comödie vom keuschen Joseph. Das Nähere bei Hoffmann, Spenden II. 1.

Als dramatischer Dichter steht noch Ayrer in den Fußstapfen des Hans Sachs, reicht aber mit seinem Haupte schon in eine neuere Zeit hinauf.

Den Ausgang der Meistersängerei charakterisirt am besten Johannes von Soest († 1504). Derselbe wurde nämlich aus einem Meistersänger ein Singemeister. In den Niederlanden von Engländern in der eigentlichen Musik unterrichtet, wurde er Kapellmeister des Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg. Uebrigens verräth seine in Knittelversen geschriebene Selbstbiographie noch ganz den harten Meistersängerton. Vgl. Hoffmann in Prutz lit. hist. Taschenbuch 1846.

2.

Spruchdichtung.

Die Meiſterſänger waren vornehmlich Spruchdichter, d. h. ſie weihten alle häuslichen und öffentlichen Feſte mit lehrhaften, zum Theil witzigen Sprüchen ein. Aus ſolchen Sprüchen entſtanden nach und nach Geſpräche und endlich die dramatiſchen Faſtnachtsſpiele, wie aus den Kirchenliedern das geiſtliche Schauſpiel.

Die Spruchdichtung iſt ohne Zweifel viel älter, als die bürgerliche Meiſterſängerei. In unſern Rechtsgebräuchen, ja im gewöhnlichen Leben haben ſich noch uralte Sprichwörter und lehrhafte Redensarten ſogar noch mit der uralten Alliteration erhalten (ſ. Theil I. S. 6). Sie mußten ſpäter dem gereimten Spruche weichen. Bei Taufen, Hochzeiten, Begräbniſſen, bei Einweihung eines neuen Hauſes, bei feierlicher Eröffnung von Verſammlungen, beim Beginn des Jahres, bei Einſetzungen ins Amt, bei Freiſprechungen der Lehrlinge, beim Ritterſchlage ꝛc. überall waren paſſende Denkſprüche üblich und ſind es zum Theil noch jetzt. Zur Zeit der ſtädtiſchen Meiſterſängerei wurde dieſe Spruchdichtung mit großer Vorliebe gepflegt. Daher auch ganze Bücher von Sprüchen entſtanden.

Die Priameln (von praeambulum, Vorſpiel, Vorderſatz) kamen im 14. Jahrhundert auf, ein Mittelding zwiſchen Spruch, Räthſel und Epigramm, ſofern im Vorderſatz eine Anzahl Beiſpiele aufgeführt werden, denen eine ganz kurze epigrammatiſche Nutzanwendung, gleichſam als Auflöſung des Räthſels folgt. Sie heißen wegen des Abſchnappens am Schluß auch Schnepper und der Meiſterſänger Roſenpluet ſoll danach der Schnepperer genannt worden ſeyn, der Name bedeutet aber auch ſchlechtweg einen Aderlaſſer oder Bader. Die meiſten Priameln ſind indeß mehr lehrhaft als witzig, der Schluß nur ſelten wirklich witzig und überraſchend. Vgl. Eſchenburg, Denkm. 385 f. Keller, alte gute Schwänke 1847. Die Priamel wurde auch in längere Spruchform ausgedehnt und ging in die Geſprächform der erſten kurzen Faſtnachtsſpiele über. Hier ein Paar Beiſpiele:

Ein alter Pelz ohne Läuſe,
Eine alte Scheune ohne Mäuſe,

Eine ſchöne Frau ohne Liebe,
Ein Jahrmarkt ohne Diebe ꝛc.
Das ſind gar ſeltſam Mären.

* * *

Wo der Sohn von dem Vater geht,
Der Laï ohne Prieſter am Altar ſteht,
Der Knecht ſich über den Herrn ſetzt,
Der Bauer des Edeln Wildpret hetzt,
Wo die Henne kräht für den Hahn ꝛc.
Da ſoll man mit Knütteln drunter ſchlagen.

* * *

Morde, raube, henke, ſtiehl,
Treib all Bosheit ꝛc.
Haſt du nur Geld und gute Wat,
Die Herren nehmen dich doch in Rath.

* * *

Ein Weib nach hübſchheit, als ich ſag,
Müßt haben eines Weibes Haupt von Prag,
Ein Büſchlein von einer in Frankreich
Und zwei Brüſtlein von Oeſterreich,
Ein fehl und rücken von Brabant,
Von Köln Weiber ihre weiße Hand,
Zwei weiße füßlein dort her vom Rhein,
Von Bayern ſoll der ſitten ſeyn,
Und die red dort her von Schwaben,
So thäten ſie die Frauen begaben.

Eine ganze Aneinanderreihung von Priameln, Sentenzen und Sprüchen enthält der niederländiſche Koker, den Hackmann im Jahr 1711 mit dem Reinecke Fuchs zugleich drucken ließ. Der Sammler iſt nicht bekannt, der Inhalt aber ohne Zweifel älter als das Druckjahr. Koker bedeutet einen Köcher voll Pfeile. Die Pfeile ſind aber nicht ſonderlich ſpitzig.

Ueber Sprichwörter vgl. Zacher, Sprichwörterſammlungen 1852. Roplſch, Literatur der Sprichwörter 1852. Mone, Quellen und Forſchungen I. 186. Gödeke, Grundriß S. 111. Die älteſte Sammlung veranſtaltete Bebelius in ſ. opusculis von 1507, dann Tunicius 1514, die berühmteſte Agricola 1528 und Sebaſt. Franck 1541. In ihnen liegt ein Schatz von natürlichem Verſtand und Erfahrung, wie von angebor-

nem Volkswitz, und insbeſondere bezeichnen ſie den Volkscharakter. Aber an die Poeſie lehnen ſie ſich nur leiſe an. Nichts iſt unpoetiſcher, als ein Buch voll Sprichwörter, die nichts als Lehren und Erfahrungen enthalten. Aber es gibt unter ihnen auch poetiſche, die in epigrammatiſcher Kürze wie mit einem kurzen Blitz gleichſam eine ganze Landſchaft oder Begebenheit erhellen und die Einbildungkraft frappiren. In ihnen findet insbeſondere der Witz ſeine ſchlagendſte Form. Albert-Höfer, der auf dieſe kürzeſten aller Gedichte in Hagens Germania VI. 95 f. aufmerkſam macht, theilt einige Proben mit, z. B.

Was die Gewohnheit nicht thut, ſagt der Schneider und ſtiehlt Tuch von ſeinen eignen Hoſen.

Alles mit Maaß, ſagt der Schneider und ſchlägt ſein Weib mit der Elle todt.

Viel Geſchrei und wenig Wolle, ſagt der Teufel und ſcheert die Sau.

Nix umsönst, secht de han und sat up de hon.

Albot helpt, saed de mügg un piss in de se.

Er iſt ſo eigen, wie Hans Junk, der nicht am Pranger ſtehen wollte.

Dat is ken spass, saed de nachtwaechter, wen man int horn schit.

Von dieſer Art ſind ferner: Die Nürnberger henken keinen, ſie hätten ihn denn erſt. — O derentwegen, ſagt die Bauernmagd, wir binden die Kuh an den Baum. (Ihr Liebhaber hatte beſorgt, durch die Kuh, die das Mädchen zu führen hatte, würde er verhindert werden, etwas zu thun.) — Beſſer eine Laus aufs Kraut, als gar kein Fleiſch, ſagte der Knecht, dem man nicht genug zu eſſen gab, griff an den Kopf und warf eine Laus in die Schüſſel.

Viele Sprichwörter beziehen ſich auf eine lächerliche Begebenheit, z. B. es geht aus wie das Hornberger Schießen (wo man kein Pulver mehr hatte).

Auffallend phantaſtiſch erſcheint die Anſprache an die Lehrlinge des Schmiede- und des Böttcherhandwerks, wenn ſie Geſellen werden, in Grimms altd. Wäldern I. 91 und 107. Man phantaſirt ihnen abentheuerliche Reiſen vor, in denen eine verſteckte Allegorie liegt. Sonſt ſind alle dieſe Anſprachen weitläufig und bei aller Ehrbarkeit arg pedantiſch. Vgl. Stock, Geſellenweſen, Magdeburg 1844.

Wie die Weihnachts-, Dreikönigs-, Oſter- und Pfingſtlieder an die kirchlichen Feſte, ſo knüpften ſich eine Menge Lieder und Sprüche auch an häusliche Feſte: Hochzeitsſprüche und Lieder, Polterabendſpiele, Strohkranzreden, Neujahrswünſche, die ſ. g. Klopfan, Weingrüße und Sprüche,

Einwanderer an Bord habe, da denke ich immer nur an die Strecken Landes, die sie urbar machen, an die großen steinernen Scheunen, die sie aufbauen werden, und wie der Ort, wo sie sich hinwenden, binnen kurzem zu einem der blühendsten in der Union werden wird. Sie arbeiten wie die Bären, diese Deutschen, und habe noch nie einen betrunken gesehen; aber wenn ich so einen Irländer ansehe, der es in seinem Leben nicht weiter bringt, als bis zum Kanalgräber, und der dann doch dabei sich breiter macht als mancher eingeborne amerikanische Bürger, da möchte ich lieber mein Boot leer hinabfahren lassen, als dergleichen Friedenstörer an Bord nehmen. Erst gestern," fuhr er fort, „hatten wir einen Row[1] von mehr als 2000 Irländern, der erst durch die Milizen und ein Bataillon Schiffssoldaten aus den Decks gedämpft werden konnte. So was kommt in alle Ewigkeit bei den Deutschen nicht vor. Die zerarbeiten sich den ganzen Tag, daß sie froh sind, wenn sie Abends ins Bett kommen. Solche Einwanderer können wir brauchen, die andern können uns vom Halse bleiben; dafür werden sie aber auch die reichsten Farmers und besitzen die schönsten Grundstücke. Mein Sohn, welcher Arzt ist, hat sich unter sie gemacht und schreibt mir, daß er sich nie wieder zurück nach Philadelphia wünscht; er spricht auch etwas Deutsch, was ich ihn in Göttingen lernen ließ, denn sonst käme bei all seiner Geschicktheit doch kein Deutscher zu ihm; muß sie auf Deutsch fragen können, wo es ihnen weh thut, sonst nehmen sie nichts von ihm."

Während wir so sprachen, fuhren wir vor mehreren Pflanzungen vorüber, welche nach ihrem Umfang und der Art ihrer Bestellung auf den Reichthum ihrer Besitzer schließen ließen. „Diese Pflanzungen sehen ja prächtig aus und gehören gewiß reichen Männern aus Philadelphia oder New-York?" frug ich den Kapitän. „Sehen Sie denn nicht, daß Alles aus Stein gebaut ist?" versetzte er, „und dabei so einfach, daß gerade nur so viel darauf verwendet ist, als nothwendig, um es solid und dauerhaft zu machen. So bauen nur die Deutschen. Wo immer Sie

[1] Einen Volksauflauf.

Kinderlieder, Wiegenlieder. Dazu die Lieder und Sprüche verschiedener Berufsclassen, die Jägerschreie und Waldsprüche, die Kuhreigen, die Schnitterlieder (Schnaderhüpfeln).

Klopfan heißen die kurzen Liedchen und Sprüche, mit denen man beim Anklopfen allerlei Wünsche und Scherze ausdrückte. Keller, Fastnachtspiel S. 1241. 1355. Aehnlich den Schnaderhüpfeln.

Die Segensprüche zur Heilung oder Abwendung von Unheil, z. B. Wundsegen, Diebssegen, Reisesegen ꝛc. haben nicht selten poetischen Werth, sofern sie durch etwas Feierliches und Geheimnißvolles die Seele zum Schauerlichen stimmen und dunkle Anklänge an uralte Göttermythen enthalten. Denn was Christliches in ihnen ist, scheint nur Uebertragung aus dem älteren Götterdienst zu seyn. Ein Waffensegen bei Haupt (altd. Blätter II. 266).

Ich beschwöre alle Waffen gut
Bei des heiligen Christus Blut,
Des heiligen Christus Odem ꝛc.

Oft beginnt der Segen mit der mythischen Erinnerung an drei Brüder oder an drei Jungfrauen, die des Weges kommen und unter denen ohne Zweifel die alten wandernden Götter (Odin, Loki) und Nornen oder Heilgöttinnen gemeint sind.

Die Waldsprüche und Jägerschreie, deren Grimm, altd. Wälder III. 97 f. nicht weniger als 226 mittheilt, gehen in dieser Form nicht hinter das 16. Jahrhundert zurück und tragen schon die ganze Weitschweifigkeit dieser spätern Zeit an sich. Die älteren dürften viel kürzer gewesen seyn. Sie enthalten in Fragen und Antworten die ganze Lehre vom edlen Waldwerk und offenbaren eine eben so genaue Kenntniß des Wildes, seiner Natur und Weise, wie des Jagdhandwerks. Sie athmen Waldgeruch und haben zugleich etwas durch und durch Vornehmes in der Heilighaltung der Jagdsitte. Noch anziehender, jedenfalls älter und volksthümlicher sind die mehr lyrischen Aufrufe zur Jagd, echte Waldhornklänge:

wolauf, wolauf, Ritter und Knecht
und alle gute Gesellen,
Die mit mir gen Holz wellen!

und die Treiblieder, wenn der edle Hirsch verfolgt wird:

D' Holz! d' Holz do, ho, ho, ho!
Da ho, da ho ho ho!
Den da, ho ho ho!
Doz doz doz da ho ho ho, o o!
Da lauft der edel Hirſch einher, Geſelle,
Da lauft er, Jäger, wehrts gut, da lauft er hieher.
Da lauft er noch aber, guter Hund,
Da lauft er noch als aber.
Da feucht der edel Hirſch über den Weg ꝛc.

Das drückt die raſche Bewegung trefflich und naturwahr aus. Ganz nach demſelben Prinzip ſind die Schweizer Kuhreigen gedichtet, nur daß hier der Hirt die Kühe langſam treibt.

Wön d' er iha, wön d' er iha, loba?
Alſama mit Nama, die alta, die junga, die alla
Alſama loba, loba, lo—ba!
Chönd aleſama, alſama, alſama, loba, loba,
Wenn i em Bech ha gfeſſa, ha gfeſſa, ha gfeſſa,
So chönd allaſam zuha ſchlicha, ſchlicha, wol zuha, da zuha.
Trib iha alſama, wol zuha, bas zuha.
Höpſch ſönds und frei, holdſelig dazue, loba, lo—ba!
Wäß wol, wenn ers ſinge vergod,
Wenn a Wiege in der Stube ſtod,
Wenn de Ma mit füßa dre ſchlod,
Und der Luft zue ala Lächera inabloßt,
Lo—ba, loba, lo—ba.
Treib iha, iha alſama, malſama
Die Hinked, die Stinket,
Die Bletzet, die Gſchegget, die Gfleckt,
Die Schwarzert, Tarzert,
Glimperi, Blinzerie
D' Lehneri, d' Zehneri,
's Habböhli, 's Möhrli ꝛc.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 124.

Die Weingrüße und Weinſegen mögen wohl ihren Urſprung in einer heidniſchen Libation haben, wurden aber im Mittelalter in die Spruchdichtung hineingezogen und ziemlich langweilig. Vgl. die Beiſpiele in Haupts altd. Blättern I. 40 f. Der Wein wird begrüßt: nun grüß dich Gott, und dann werden ſeine löblichen Eigenſchaften geprieſen.

3.

Volkslieder.

Die Volkslieder sind uralt. Sie wurden wegen ihres zum Theil noch heidnischen oder üppigen Inhalts (laicorum cantus obscoenus nach Otfried) von der Kirche untersagt und daher auch nicht aufgezeichnet. Die heidnischen Elemente darin mußten verschwinden oder konnten sich nur sehr verblümt erhalten. Dagegen ist kein Zweifel, daß sowohl Liebes-, als auch Spott- und Schelmenlieder (winileot, siswa, sisesanc, lotirsprache, posa, giposi, scoffeot nach Hoffmanns deutschem Kirchenlied S. 8) überall verbreitet blieben, immer neu entstanden und bei Spiel und Tanz und frohen Gelagen nicht fehlen durften.

Sie sind entweder unmittelbar aus dem Volk hervorgegangen oder, wenn auch von Meistern des Gesangs gedichtet, ausnahmsweise so einfach und volksmäßig, daß sie in aller Mund kamen und zu Volksliedern wurden. Verbreitung im Volk zeichnet sie von den Kunstdichtungen der höfischen Sänger und der zünftigen Meister aus, zugleich aber auch immer Naivetät und Natürlichkeit, eben weil sie sonst jene Verbreitung nicht hätten finden können. In ihnen kehrt die durch die Minnesänger in eitle Subjectivität verrannte Poesie wieder zu anspruchsloser Objectivität zurück, auch wo sie nicht episch erzählen (Balladen, Romanzen), sondern nur das persönlichste Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Das volksthümliche Liebeslied kramt nie die Eitelkeit des verzückten oder jammernden Dichters aus, sondern rührt durch die Situation allein, in die jeder Zuhörer sich hineindenken muß.

Das Volksmäßige bewährt sich auch darin, daß mit Ausnahme der epischen Balladen, die von Königskindern und Rittern oder auch von den alten Dämonen des Heidenthums handeln, die rein lyrischen Dichtungen sich nach den Berufsarten unterscheiden als Bauern-, Jäger-, Bergmanns-, Handwerksgesellen-, Soldaten- und Schelmenlieder (Grasslieder, Reiterlieder, Gassenhauer ꝛc.).

Die kleine Limburger Chronik, die an Sittenzügen so viel enthält, bringt auch eine Menge Anfangsverse von Volksliedern, die im 14. Jahrhundert allgemein in Deutschland gesungen wurden, aber leider eben nur

die Anfänge. Unter allen Volksdichtern der Zeit rühmt sie einen Barfüßermönch, welcher wegen Aussatz von aller Welt ausgeschieden die lieblichsten und rührendsten Lieder sang, die alle Meister ihm gern nachsangen und nachpfiffen. Der Anfang eines seiner Lieder lautet: Mai, Mai, Mai, die wonnigliche Zeit, die allen Freuden gibt ohne mir ꝛc.

Der Hätzlerin Liederbuch, herausgegeben von Haltaus 1840, enthält neben kunstgerechten Minneliedern auch Volkslieder. Eben so die Ambraser Sammlung, die Volks- und Meisterlieder von Görres (nach einer Heidelberger Handschrift). Vieles ist in Flugblättern aus dem ersten Jahrhundert des Drucks erhalten. Eine vollständige Uebersicht der Quellen ist von Uhland zu erwarten, wenn er erst den Commentar zu seinen Volksliedern hinzufügen wird. Die ersten größeren Sammlungen aus den Zeiten des Drucks sind rar, die des Arnt von Aich 1520, des Wolfgang Schmelzel 1544, die vielfach erschienenen Bergreihen, die erste von 1547 ꝛc. Vgl. Gödeke, Beitrag S. 123. Gräße, Geschichte der Poesie Europa's S. 521 f. — Aus alten Sammlungen fliegender Blätter und aus dem Volksmunde brachten Clemens Brentano und v. Arnim 1806 des Knaben Wunderhorn, drei Bände unsrer schönsten Volkslieder zusammen, freilich noch unkritisch ausgewählt und behandelt. Eine streng kritische Sammlung begann erst Uhland 1844.

Einfachheit, Natürlichkeit, Gemüthlichkeit, ein eigenthümlicher rührender Humor zeichnet die meisten Liebeslieder des Volks vortheilhaft vor den höfischen Minneliedern aus. Ich will einige Beispiele geben. Brunnenliedchen:

Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken
Und wer ein lieben Buhlen hat, der soll ihm winken.
Ja winken mit den Augen und treten mit dem Fuß,
Es ist ein harter Orden, der seinen Buhlen meiden muß.

(Docen, Misc. I. 261.)

Es wollt ein Mägdlein Wasser holen
Ueber einem kühlen Brunnen,
Ein weißes Hemdlein hatt sie an,
Dadurch schien ihr die Sunnen.

Daſ. 262.

Jetzt gang ich ans Brünneli
Trink aber net,

Da ſuch ich mein herztauſige Schatz
Findn aber nit ꝛc.

Mone, Quellen I. 165. Sehr verbreitet in ganz Süddeutſchland. Wunderhorn I. 190.

Ein Volkslied voll der zärtlichſten Sehnſucht iſt in vielen Varianten vorhanden, der eigentliche Urtext, wenn es einen gab, noch nicht gefunden. Der Sehnende blickt in die Ferne und gedenkt ſeiner Geliebten. Sein Blick geht entweder nach oben: „Da droben auf jenem Berge, da ſteht ein ſchönes Schloß, da ſchauen alle Tage drei ſchöne Jungfern heraus,“ oder nach unten: „Da drunten im Thale, oder da nieden im Grunde ſteht eine Mühle, die mahlt Liebe“ ꝛc. Eine der ſchönſten und wohl auch älteſten Faſſungen verbindet den Berg und die Mühle im Thal. Es ſteht im Ambraſer Liederbuch Nr. 66.

Schein uns, du liebe Sonne,
Gib uns einen hellen Schein,
Schein uns zwei Lieb zuſammen,
Oi, die gern bei einander wollen ſeyn.
Dort fern auf jenem Berge
Leit ſich ein kalter Schnee ꝛc.
Dort nieden in jenem Holz
Leit ſich ein Mülen ſtolz ꝛc.
Sie malet uns alle Morgen
Das Silber, das rothe Gold.
Dort nieden in jenem Grunde
Schlemmet ſich ein Hirſchlein fein.
Was führt es in ſeinem Munde,
Von Gold ein Ringelein.
Hätt ich des Goldes ein Stücke
Zu einem Ringelein,
Meinem Buhlen will ichs ſchicken
Zu einem Goldfingerlein.

Daſſelbe Liederbuch enthält noch eine andre Faſſung Nr. 111:

Jungfräulein, ſoll ich mit euch gehen
In euren Roſengarten? ꝛc.

Dann am Schluß:

Dort hoch auf jenem Berge
Da ſteht ein Mühlenrad,

Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle iſt zerbrochen,
Die Liebe hat ein End.

Daſſelbe Lied wurde anders gefaßt im Wunderhorn I. 102.

Rührend iſt die Klage eines Liedes. Büſching, wöchentl. Nachr. II. 154. Wunderhorn I. 210.

Wie kommts, daß du geweinet haſt
Und ja ſo gar nicht lachſt? ꝛc.

Und im Wunderhorn III. 124:

Wenn mein Schatz Hochzeit macht
Hab ich einen traurigen Tag.
Geh ich in mein Kämmerlein
Weine um meinen Schatz ꝛc.

Bei Docen, Misc. I. 262:

Es ſteht ein Silberſträuchlein
Gebogen aus der Erde
Der mir der allerliebſte war,
Der iſt nun leider ferne.

Unter dem Silberſträußlein ſcheint die Pulſatille (Teufelsbart) verſtanden, ganz paſſend zu einer öden Herbſtlandſchaft.

Ich hörte eine Sichel rauſchen
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hatte ihr Lieb' verloren ꝛc.

Docen, Misc. I. 262.

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir,
Weils aber nicht kann ſeyn
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Herder, Volkslieder I. 67. Sehr alt iſt wohl das folgende Reiterlied, in dem der Schmerz der Trennung in feſter Bruſt verſchloſſen bleibt:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen ſchaute zum Fenſter heraus, Ade!
Ja, ſcheiden und meiden thut weh!

Wunderhorn I. 253.

Einen rührenden Gruß in die Ferne wird der Nachtigall zu bringen aufgegeben in dem berühmten Liede: Schwing dich auf, Frau Nachtigal! Wunderhorn III. 106. Eben ſo in dem Volksliede: „Es ſteht eine Linde in jenem Thal, iſt oben breit und unten ſchmal“ bei Uhland Nr. 15.

Ach Elslein, liebes Elslein
Wie gern wär ich bei dir,
So ſeyn zwei tiefe Waſſer
Wohl zwiſchen dir und mir.

Uhland Nr. 45.

Gedenk daran, du junger Knab,
Laß mich nicht lang alleine,
Kehr wieder bald, mein Aufenthalt,
Lös mich von ſchweren Träumen.

Daſ. Nr. 73.

Ein ſchönes Volkslied (Hoffmann, horae belg. II. 101) läßt drei Jungfrauen zuſammen gehn. Sie ſind barfuß, es kommt Hagel und Schnee, aber ſie achten es nicht, denn jede denkt an ihre Liebe. Die eine aber iſt traurig, denn ihr Geliebter ward erſchlagen, und ſie geht hin zur Linde, unter der er begraben liegt. — Ueberaus ſchön und wild iſt der Schmerz eines Mädchens, der ihr Geliebter untreu wurde bei Uhland Nr. 88.

Wollt Gott, ich wär ein weißer Schwan,
Ich wollte mich ſchwingen über Berg und tiefe Thal,
Wohl über die wilde See,
So wüßten alle meine Freunde nicht,
Wo ich hingekommen wär!

Naives Liebesglück in Volksliedern:

Kein größer Freund auf Erden iſt,
Als der bei ſeiner Allerliebſten iſt,
Bei ſeiner Allerliebſten allein ꝛc.

Ambraſer Liederbuch N. 42.

In dem Böhmerwald
Geht der Wind ſo kalt,

Mädele, ruck an meine grüne Seite,
Bin dir gar zu gut, ich kann dich leiden.
Scheint der Mond ſo ſchön,
Soll ſchon heimen gehn,
Scheint ſo hell an meines Vaters Haus.
Bub, wo bleibſt ſo lange mit im Mädel aus? ꝛc.

Walter, Volkslieder 1841 S. 38.

Mein Schatz iſt ein Reiter,
Ein Reiter muß ſeyn.
Das Pferd iſt dem König,
Der Reiter iſt mein ꝛc.

Daſ. 276.

Keine Roſe, keine Nelke
Kann blühen ſo ſchön
Als wenn ein Paar verliebte Herzen
Bei einander thun ſtehen.
Und kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen ſo heiß
Wie die heimliche Liebe,
Davon keiner nicht weiß.

Daſ. S. 281.

Rührend zugleich und voll ſüßer Gluth iſt das Lied, daſ. III. 112.

Das Mägdlein ſtand auf und ließ ihn ein
Mit ſeinem ſchneeweißen Hemdelein,
Mit ſeinen ſchneeweißen Beinen,
Das Mädchen fing an zu weinen.

Ach weine nicht, du Liebſte mein,
Aufs Jahr ſollſt du mein eigen ſeyn.
Mein eigen ſollſt du werden,
O Liebe auf grüner Erden.

Ich wollte, daß alle Federn wären Papier
Und alle Studenten ſchrieben hier,
Sie ſchrieben ja hier die liebe lange Nacht,
Sie ſchrieben uns beiden die Liebe doch nicht ab.

Der Glückliche wirft ſeinen Ring ins Waſſer, er ſchwimmt ins Meer, ein Fiſch fängt ihn auf. Der Fiſch kommt auf des Königs Tafel, da findet ihn „ſein Schätzel“ und ſagt: „der Ring iſt mein,“ und läuft über Berg und Thal zu ihm. Wunderhorn II. 15.

Ein etwas frivoles, aber ungemein naives und volksthümliches altniederländisches Volkslied vom Fischer bei Uhland Nr. 283.

Der Fischer wird von einer verliebten Frau aufgenommen, während ihr Mann in der Kirche ist. Er kommt etwas zu früh zurück, der Fischer muß durchs Fenster springen. Nun wird er gefragt: ach Fischer, lieber Fischer, wohin steht nun dein Sinn? und er antwortet: mein Sinn steht nach dem Wasser, dem Wasser, wo ich gewesen bin.

In mehreren Liedern wird die Liebe mit den Jungbrunnen verglichen. Das ist sehr sinnig und wohl auch sehr alt, eine Erinnerung aus dem Heidenthum. So im Wunderhorn I. 212.

Bei meines Buhlen Füßen
Da fließt ein Brünnlein kalt.
Wer das Brünnlein thut trinken,
Der jüngt und wird nicht alt ꝛc.

Die Ständchen kommen verhältnißmäßig erst spät vor. Bei den Minnesängern finden wir sie nicht. Die zahlreichen Tagelieder schildern den Abschied der Liebenden, welche die Nacht beisammen waren, nirgends aber drückt ein Lied die Ansprache vor der Nacht aus. Wie es scheint, müssen die Ständchen auf die Sitte des Kiltganges bei den Bauern zurückgeführt werden. Die ältesten Ständchen scheinen Klage- oder Spottlieder zu seyn in Bezug auf Liebhaber, die nicht eingelassen wurden. Ständchen, welche empfindsame Bitten um Einlaß enthalten, sind ohne Zweifel später. Eines der ältesten und beliebtesten Volkslieder ist das vom Schreiber im Korbe (Wunderhorn I. 51, Uhland, Volkslieder 288). Ein verliebter Schreiber bittet um Einlaß. Das Mädchen verspricht ihn in einem Korbe zu sich ins Fenster zu ziehen, läßt ihn aber zwischen Himmel und Erde hängen, bis es Tag wird und Alles zusammenläuft, ihn zu verhöhnen.

Vom volksthümlichstem Humor ist das Lied:

Schwarzbraunes Babeli,
Steh auf und laß mich ein.
Ich bin allein
Und bring dir Wein ꝛc.

Er ist betrunken, sie öffnet natürlich nicht und antwortet nicht. Da fährt er fort: steh auf, steh auf, wir sind unser zwei, wir sind unser

drei ꝛc., endlich ſind es ihrer Zwölfe und machen einen Lermen wie eine Heerde Wölfe. Wunderhorn II. 56.

Naive Liebesbitten. Im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 859 ſteht ein Volkslied:

Von deinetwegen bin ich hier,
Herzlieb, vernimm mein Wort,
All mein Begier ſetz ich zu dir,
Zu dir trag ich keinen Haß.
Laß mich der Treue genießen,
Dein Diener will ich ſeyn,
Thu mir dein Herz aufſchließen,
Schließ mich, Herzlieb, darein ꝛc.

Ein Volkslied bei Mone, Quellen und Forſchungen I. 160, das ich auch in Bonn ſingen hörte, läßt den Liebhaber durch die große Thür ins Haus, die Treppe hinauf, in die Kammer, bis zum Bett dringen, als er aber auch unter die Decke will, ſagt die Dirne: mein Bett iſt kein Mühlenſtein, laß mich und geh wieder heim. Ein Lied bei Büſching, wöchentliche Nachrichten I. 354 iſt eben ſo ſpröttiſch. Der Liebhaber klagt, daß ihn draußen ſo friere, ſie ſoll ihn einlaſſen. Sie aber antwortet: friert dich an die Fingerle, zieh Handſchühle an.

Der liebenswürdigſte Muthwille, lachende Sprödigkeit ſpricht ſich in dem alten Liede aus:

Sah ein Knab ein Röslein ſtehen
Röslein auf der Heide.
Röslein ſprach, ich ſteche dich ꝛc.

Zuerſt gedruckt in Herders Volksliedern. Nachgeahmt von Göthe. Ein anderes Lied mit demſelben Refrain bei Uhland Nr. 56.

Eine gar hübſche Klage um den Jungfernkranz ſteht im Wunderhorn II. 12.

Ach, was weint die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt dein Härlein ſchließen ein
In dem weißen Häubelein.
Ach, was weinet ꝛc.
Wenn die andern tanzen gehen,
Wirſt du bei der Wiege ſtehen.

Warnung vor falſchen Mädchen: „Ich weiß ein Mädchen hübſch und fein, hüt du dich! Vertrau ihr nit, ſie narret dein“ ꝛc. Wunderhorn I. 207.

im Lande große steinerne Scheunen und ganz kleine, niedrige Häuser sehen, da können Sie sicher darauf rechnen, daß Sie in der Nähe einer deutschen Ansiedlung sind. Die Deutschen gehen von dem Grundsatz aus, die Scheuer muß das Haus bauen (the barn must build the house); wir Amerikaner aber gehen es etwas vornehmer: wir bauen uns ein großes Haus, aber einen kleinen Stall. Ich habe meinen Sohn oft sagen hören, daß er eben so lieb in einem deutschen Stall, als im Zimmer eines Bauers übernachte."

Während dieser ganzen Unterredung hatte ich Gelegenheit gehabt, einen der Geldwechsler zu beobachten, welcher eben eine Handvoll Zettel aus der Tasche zog und sie einem der Emigranten übergab, der ihm dafür 5 Goldstücke hinreichte. „Laßt einmal sehen, wie viel er Euch für Euer Gold gegeben hat und was für Noten es sind?" frug ich den rüstigen Auswanderer, der verheirathet war und zwei blühende Kinder neben sich sitzen hatte. Beim Zählen fand ich, daß er um 10 Procent weniger als den Tagescours der Noten erhalten hatte. Dieses Faktum theilte ich sogleich dem Kapitän mit, welcher auf Matrosenart, ohne viele Worte zu verlieren, den Wechsler bei der Brust packte und ihn nöthigte, alles Gold, was er den Emigranten abgenommen hatte, diesen wieder zurückzugeben. „Sollt mir keine Deutsche mehr betrügen," schrie er und gab Befehl, ihn beim ersten Landungsplatz ans Land zu setzen. „Kommt Ihr noch einmal hieher," setzte er hinzu, „so könnt Ihr darauf rechnen, daß ich Euch über Bord werfen lasse. Hütet Euch vor dem Richter Lynch!" — Als man den Reisenden das Passagiergeld abforderte, zeigte es sich wirklich, daß ein armer Emigrant, welcher für sich und vier seiner Kameraden bezahlte, eine falsche Zwanzigthalernote eingehandelt hatte, welche noch dazu sein ganzes Reisegeld war, mit welchem er und seine Freunde nach Westen zu kommen hofften. Der Kapitän wollte natürlich die Note nicht annehmen, war aber bereit, dem Deutschen zu borgen, indem er hoffte, daß derselbe, wenn er einmal als reicher Mann nach Philadelphia oder New-York zurückkäme, ihm diese Summe mit Dank zurückerstatten würde. Mehrere andere Amerikaner schlugen vor, für die Deutschen eine Collecte zu machen. Dies aber nahm der Kapitän nicht an, indem

Ein gutes Volkslied, unvorsichtigen Mädchen zur Warnung, ist das sehr verbreitete vom Mädchen, das in die Brombeeren ging. Büsching, wöchentl. Nachrichten IV. 85. „Sie sind süße, ja süße, doch nimm dich vor ihnen in Acht". Desgleichen das von der Hasel bei Uhland Nr. 25.

Allerliebst ist die Abfertigung bei Uhland Nr. 110. Ein Mädchen wäscht, ein Buhler will sie verführen, sie läuft aber zur Mutter, kommt wieder heraus und sagt:

Ich bin bei meinem Mütterlein gewesen,
Die hat mir den Text gelesen ꝛc.

Die Volkslieder sind auch da, wo sie derb und üppig werden, bei weitem nicht so raffinirt, wie die Kunstdichtungen derselben Gattung, die gereimten Schwänke. Man könnte gewisse obscöne Vergleichungen in den Volksliedern für raffinirt halten, wenn sie nicht ausdrücklich motivirt wären durch den Stand des Sängers. So hatte der Schuster, der Böttcher, der Schornsteinfeger, der Schneider ꝛc. jeder eine aus seinem Handwerk oder Handwerkszeug entlehnte Zote zur Hand, die gleich den Tollheiten der Fastnacht und der kirchlichen Narrenfeste nur ausnahmsweise bei lustigen Festen ihre Berechtigung fanden. Auch die bäurischen Schelmenlieder hatten ihren landschaftlichen und wirthschaftlichen Hintergrund, z. B. das berüchtigte Lied vom Bauern, der ins Heu fahren muß, während sein Weib einen Buhlen bei sich hat, Wunderhorn I. 355 mit dem Refrain: Er sollte doch fahren ins Heu, hei, hei, er sollte doch fahren ins Heu. Eine ältere Form bei Uhland Nr. 282.

Eines der üppigsten Lieder im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 838. Eine lustige Fischerin fährt daher und ladet die Männer ein, mit ihr zu fischen, sie habe eine gar gute Fischreuse. Einer läßt sich mit ihr ein und rudert ihr Schifflein. Da zerbricht ihm das Ruder und sie sagt: rudere, rudere baß, es geht ein finsteres Wölklein, ich sorg, wir werden naß.

Zum Naivsten dieser Gattung gehört das Volkslied im Bragur I. 281; Büsching, Volkslieder 63; Erlach II. vom Trost einer unfröhlichen Braut. Das Liedchen von einer, die sich mit der Rose wehrt, bis der Stiel abbricht bei Uhland Nr. 111.

Einer träumt von einer schönen Maid, da erwacht er und vor ihm

ſteht ein altes Weib. So wollte ich doch, ruft er ärgerlich, ſieben alte um eine junge geben und die meine (das war eben die vor ihm ſtehende Alte) um eine Bratwurſt. Köſtliches altes Volkslied bei Uhland, 290.

Nonnenklagen, Seufzer verliebter Mädchen im Kloſter, kommen erſt im ſpäteren Mittelalter zum Vorſchein in dem Maaße, in welchem theils wirklich der Nonnenſtand nur aus Convenienz gewählt oder die Mädchen wider Willen dazu gezwungen wurden, theils die Achtung vor der Kirche zu ſinken anfing und die buhleriſchen Sänger nach den ſchönen Nonnen ſchielten. Die Limburger Chronik theilt folgendes Liedchen mit, welches durch ganz Deutſchland geſungen wurde:

Gott geb ihm ein verdorben jar,
der mich macht zu einer nunnen
und mir den ſchwarzen mantel gab,
den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
dann wider meinen willen,
ſo will ich auch einem knaben jung
ſeinen kummer ſtillen,
und ſtillt he mir den meinen nit
daran mag he verlieſen.

Ganz eben ſo flucht die Nonne in einem Liede der Ambraſer Sammlung Nr. 109 ihren Verwandten und beruft ſich auf das Recht der Ehe, das Gott ſchon der Eva verliehen habe, indem er ihr den Adam gab. Eben ſo in einem Volksliede des Wunderhorn I. 30 und in einem dem Nithard zugeſchriebenen Liede bei von der Hagen III. 292.

Eine verliebte Nonnenklage im Wunderhorn III. 33:

Den Orden ertrag ich mit Schmerz und mit Leid,
O Himmel, was hab ich gethan.
Die Liebe war ſchuldig daran.

Und bei Uhland Nr. 327:

O weh, meine jungen Tage,
Daß man mich will in ein Kloſter bringen ꝛc.

Deßgl. Nr. 329:

Ich ſollt eine Nonne werden
Ich hatte keine Luſt dazu ꝛc.

Dagegen iſt in einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 111 einer Nonne die glühendſte Liebe zum Kloſterleben in den Mund gelegt. Sie will nichts von der Welt wiſſen, ſie will in den Frieden des Kloſters, der für ſie ſchon der Himmel iſt,

Wo die weißen Engel fliegen
Und treten um mich
Und man reine Mägde krönet.

Zu den verliebten Nonnenliedern des Mittelalters gehört auch ein Minnelied in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 9, worin der Minner die Nonne beſchwört, von der Liebe nicht zu laſſen, welche die höchſte Tugend ſey, und ſie noch aus dem Kloſter zu befreien hofft, weil der Liebe kein Thor zu feſt ſei.

Mehr von komiſcher Art ſind andere verliebte Lieder. Am lächerlichſten das Gebet der alten Jungfern:

Ach Andreas, heiliger Schutzpatron,
Gib mir doch nur einen Mann ꝛc.

Wunderhorn I. 351. In einem andern Liede daſelbſt III. 40 zankt eine Mutter, daß die faule Tochter nicht ſpinnen will und verſpricht ihr allerlei, aber erſt, als ſie ihr ſagt, ſie wolle ihr einen Mann geben, fängt die Tochter gleich mit allem Fleiße zu ſpinnen an. In noch einem daſ. II. 46 klagt ein adeliges Fräulein, daß ihr hoher Stand die Liebhaber vertreibe, und will ein Bauernmädchen werden, um einen Liebſten zu bekommen.

Verliebter Mädchen Dringen nach dem Mann begegnet uns öfter in Volksliedern. Gewöhnlich zankt die Tochter deshalb mit der Mutter. Das naivſte ſteht bei Docen, Miſc. II. 241. Sehr gelungen ſind die Liebesklagen daſ. III. 1:

Nach meiner Lieb viel hundert Knaben trachten,
Allein der, den ich lieb, will mein nicht achten.
O weh mir armen Maid, vor Leid muß ich verſchmachten.

Ebendaſelbſt:

Ich thu mich vielmals wäſchen
Mit Waſſer kalt und heiß.

Und kann doch nicht erlöſchen
Ja mir kein Rath mehr weiß,
Kann nicht das Feuer kennen,
Das mir im Herzen thut brennen.

In Görres Volks- und Meiſterlieder S. 140:

Mir träumte, wie mir wäre,
Wenn ein alter grauer Mann
In meinen Armen läge.
Wollt Gott, daß es wäre,
Daß man ſieben alte Männer
Um einen jungen gäbe.

Einige Jägerlieder athmen den friſchen Duft des Waldes und glühen vom wilden Blut des Jägers. So das in Görres Volksliedern S. 181:

Es wollt ein Jäger jagen,
Wollt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Haide
Drei Dirnlein, die waren ſtolz.

Das Ende iſt, daß die ſchönſte ihr Kränzlein verliert. Das glühendſte aller Jägerlieder iſt das im Wunderhorn I. 34:

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn
Und alles was er blies, das war verlorn.
Schwarzbrauned Mädele, entſpringe mir nicht;
Habe große Hunde, die holen dich.
Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Sie wiſſen meine hohen weiten Sprünge noch nicht.
Deine hohen Sprünge, die wiſſen ſie wohl,
Sie wiſſen, daß du heute noch ſterben ſollſt.
Es wuchſen drei Lilien auf ihrem Grab,
Die wollt ein Reiter brechen ab.
Ach Reiter, laß die Lilien ſtehen,
Es ſoll ſie ein junger, friſcher Jäger han.

Daſelbſt S. 141 noch ein Lied:

Es iſt kein Jäger, er hat einen Schuß
Mit hundert Schrot auf einen Kuß.
Feins Lieb, dich ruhig ſtelle.

Feins Liebchen, ſitz ſtill im grünen Moos,
Der Vogel fällt in deinen Schooß
Wohl von des Baumes Spitzen.
In deinem Schooße ſticht ſichs gut,
Feins Lieb, bleib ruhig ſitzen.

Das Lied endet eben ſo tragiſch. Das Mädchen bleibt nicht ruhig ſitzen, flieht davon und er ſchießt ſie todt aus Wuth. Daſ. 302 droht ein Jäger der Verfolgten nur mit dem Tode, da ergibt ſie ſich ihm in der Angſt. — Roher iſt das Lied daſ. III. 154. Ein Jäger jagt ein wildes Schwein, bringt aber ſtatt deſſen ein hübſches Mädchen zurück, verführt ſie und ſchickt ſie heim.

Ein ſehr feuriges Jägerlied iſt auch das im Wunderhorn I. 80. Der Jäger reitet aus, „er will und muß eine Buhle haben". Da begegnen ihm drei ſchöne Mädchen, das Gislein verlangt von ihm ſein Roß, er gibt es; das Bärbelein verlangt ſeinen Falken, er gibt ihn. Die Dritte verlangt nur einen Kuß, er nennt ſie nicht, aber das iſt die Rechte. Ruhiger und behaglicher iſt das Jägerlied des Ambraſer Liederbuchs Nr. 13. Wunderhorn I. 313. 316, auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 101: „Es jagt ein Jäger wohlgemuth" und ſetzt ſich zu der Geliebten, die ſeiner geharrt hat.

Dem kecken altdeutſchen Jägerlied in des Knaben Wunderhorn entſpricht ein Tyroler Mädchenlied:

Huſch, ein Jäger wär mir lieb,
Der mich unter die Decke trieb.
O Jäger, Jäger, komm einmal
Vom dunklen Berg, aus tiefem Thal.

Das ſingen die Mädchen, wenn ſie zu Bette gehen. Weber, Thal Paſſeir S. 259.

Ein merkwürdiges altes Räuberlied iſt das von Peter Unverdorben, der vor ſeiner Hinrichtung noch Erde, Gras und Laub, Sonne, Mond und ſein ſchönes Lieb ſegnet. Aus dem 15. Jahrhundert. Uhlands Volkslieder I. 126.

Unter den zahlreichen Bergreihen (vgl. Maſch, zur Geſchichte des Bergbaus 1829 und Köhler, alte Bergmannslieder 1858) zeichnen ſich nur wenige durch echt volksthümlichen Humor aus, z. B. das vielgeſungene Lied:

Glück auf, Glück auf!
Der Steiger kommt
Und er hat ſein Grubenlicht — bei der Nacht —
Schon angezündet.

Der eine haut das Silber,
Der andre das Gold
Und ein ſchwarzbraunes Mädchen — bei der Nacht —
Dem ſeyn ſie hold ꝛc.

Desgleichen ein frommes Lied, worin Chriſtus mit dem Bergmann verglichen wird.

Es iſt ein Bergmann auserkoren,
Von königlichem Stamm geboren,
In tiefen Schacht gefahren,
Zu ſchlagen ein
In feſt Geſtein
In ſeinen beſten Jahren ꝛc.

Neben der Liebe dürfte der Wein am häufigſten in deutſchen Volksliedern gefeiert worden ſeyn. Die älteſten uns erhaltenen Weinlieder aber ſind lateiniſche der Pfaffen.

Eines der wildeſten Trinklieder der carm. Bur. ſteht p. 236.

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla etc.

Beſonders am Martinsabend, welcher vor den langen Faſten der Schwelgerei gewidmet war, ertönten die üppigen Martinslieder, wovon Hoffmann, in dulci jubilo p. 89 f. mehrere abgedruckt hat.

Martinus, Christi famulus,
War gar ein milder Herre,
Ditari vult sedulo,
Der folg nach ſeiner Lere.
Et transmittat hic stantibus
Den Pfennig aus der Taſchen
et donet sciantibus
Den Wein in groſſen Flaſchen ꝛc.

Daſelbſt S. 100 iſt auch „die trunkene Meſſe“ abgedruckt, eine freche Verhöhnung der Meſſe durch einen beſoffenen Pfaffen. Unſchuldiger iſt

das lustige Studentenlied S. 113, die weltliche Parodie des berühmten Weihnachtsliedes:

In dulci jubilo
nun singet und seyd froh!
Unseres Herzens Wonne
latet in poculo etc.

Eins der berühmtesten Weinlieder ist:

Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißt der Muscateller ꝛc.

Fischart, Geschichtsklitterung, Cap. 8. Wunderhorn II. 423. Eine liebenswürdige Betrunkenheit spricht aus dem Liede bei Uhland Nr. 212:

Wo soll ich mich hinkehren
Ich dummes Brüderlein ꝛc.

Am Martinsabend wurde eine gebratene Gans verzehrt, dazu trank man neuen Wein und war sehr lustig. Man weihte damit den Winter ein. Ein altes Martinslied bei Uhland, Volksl. Nr. 205 enthält ein kleines Märchen, vielleicht Rest eines heidnischen Mythus. Der Wolf (Winter, Tod) hat die noch lebende Gans (die Mutter Gans, Schwanenmutter, die mütterliche Göttin, die unter dem Schnee die Saaten des künftigen Jahres birgt) schon im Rachen. Sie bittet um ihr Leben und windet ihm aus ihren Federn ein Kränzlein. Dadurch wird er bestochen und läßt sie frei. Der Grundgedanke ist jedenfalls: laß den Winter toben, wir überwinden ihn doch und die Sonne kehrt wieder! — Ein Volkslied bei Uhland Nr. 233 vergleicht den Keller mit einem tiefen Bergwerk, aus dem der Sänger das Gold des Weines erhebt. Mehrere alte Martinslieder stehen in Hoffmanns Gesellschaftsliedern 175 f.

Ein nicht übles Weinlied in dem Hätzlerin Liederbuch Nr. 85 beginnt:

Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Dein Farb gibt gar lichten Schein
Als Krystall und Rubin.
Du bist Medicin

Für Trauer. Schenk du ein,
Trink, gut Katterlein,
Mach rothe Wängelein ꝛc.

Ein weitverbreitetes, übrigens unpoetiſches Weinlied verzeichnet nach einander alle früher berühmten Weinorte:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Zu Bacharach am Rheine
Sollen ſeyn die beſten Weine ꝛc.

Wunderhorn II. 414.

Auch die Scheltmenlieder dürften ſchon ſehr alt ſeyn. Sehr plebejiſch, gleichſam ein Vorbild der Chanſons von Beranger, iſt das Lied:

Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie.

im Wunderhorn II. 90. Es ſchildert den alten Karrengaul in ſeinem Elend, wie er nach und nach aus einem ſtolzen Roſſe ſo heruntergekommen ſey. Das Gegenſtück dazu iſt ein Lied bei Docen, Miſc. II. 251. Hier klagt Einer, daß er kein Geld habe, und wie übel er deshalb in dieſer argen Welt fahren muß, jedoch wolle er ehrlich und mannhaft und allezeit der Frommheit und der Wahrheit treu bleiben. — Derber Humor waltet in dem alten Flohliede (Scheible, Schaltjahr V. 479) und in den tollen Rumpelkammerliedern. Eines vom Bienenkorb in der Ambraſer Sammlung S. 176.

Der Bienenkorb macht Hochzeit in einer alten Scheuer. Alles mögliche alte Gerümpel, alte Karren, Wagen, Pflüge, Strohſäcke, Riegel, Sägen, Gabeln, Flaſchen, Hecheln bis zu einem alten Kuhfladen hinab, der ſich ebene falls in Bewegung ſetzt, nehmen Theil und tanzen mit.

Der Pendant dazu iſt ein Lied vom gebärenden Schlüſſelkorbe, aus einem Basler fliegenden Blatt von 1612 in Haupts Zeitſchr. II. 563. Die übrigen Hausgeräthe ſtehen dem Korb in der Geburt bei. Auch ein Lied von altem Hausrath in Kellers Faſtnachtsſpielen S. 1215.

Ich muß wenigſtens einen Blick auf die reiche Poeſie unſerer Kinderlieder werfen. Kein Volk hat deren ſo viele und ſo naive. Es ſind Wiegenlieder für die Kinder, und Spiel- und Tanzlieder, welche die Kinder ſelber ſingen, Räthſel, die ſie ſich aufgeben, und Anrufungen

beim erſten Anblick von Thieren, z. B. des Maikäfers, des Storchs, der Schnecke ꝛc. Endlich auch kleine harmloſe Spottverſe. Man hat in neuerer Zeit in ihnen Spuren des alten Heidenglaubens, der alten Götter und Göttinnen entdeckt, woraus ihr hohes Alter erhellt. Vergl. die Schriften darüber von E. Meier, Stöber, die reiche Sammlung in Müllenhoffs Sagenwerk. Vor allem aber das große Werk Kinderlied, 1857, von Rochholz.

4.

Romanzen.

Ich behalte dieſen einmal üblichen, wenn gleich nicht paſſenden Namen für diejenigen Volkslieder bei, welche eine Liebesgeſchichte, eine Heldenthat, überhaupt eine intereſſante Begebenheit im Volksgeſange verewigen ſollten.

Sie gehören zu dem Schönſten, was unſere Poeſie beſitzt. Ich hebe nur eine kleine Anzahl von ihnen aus, um ſie zu charakteriſiren. Zuerſt Liebesproben.

Eine der ſchönſten Liebesproben enthält das deutſche Volkslied: „Es ſtand eine Lind im tiefen Thal, war oben breit und unten ſchmal.“ Der Bräutigam kehrt nach langer Zeit zu der verlaſſenen Braut zurück, wird nicht von ihr erkannt und erzählt ihr, er ſey bei ihres Liebſten Hochzeit geweſen. Sie wünſcht ihm alles Gute und Segen. Da gibt er ſich zu erkennen und ſagt: hätteſt du mir geflucht, wäre ich gleich wieder davongeritten. Sie werden nun ein glückliches Paar. Schon erwähnt in Fiſcharts Gargantua. Wunderhorn I. 61. Hoffmann, ſchleſ. Volksl. Nr. 22, auch holländiſch in deſſen horae belg. II. 174.

Im reinen Gegenſatz gegen dieſes Lied ſteht ein anderes, ebenfalls ſehr ſchönes mit dem Anfang: „Es ſtehen drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb ihren Schein.“

Hier trägt der unerkannt Heimkehrende der Geliebten ſich als neuen Liebhaber an und findet Gehör, erſticht ſie aber, zieht ihr den Ring, den er ihr einſt gegeben, vom Finger und wirft ihn in den Fluß, daß er bis in die tiefe See ſchwimme. Aus der Iris von Jacobi 1776 V. 134. Erlach I. 150.

Die Lazarle:

Ein Ritter ließ ſeinen Goldring in den Rhein fallen, eine Jungfrau ſah es und ließ den Ring durch einen Spürhund heraufholen. Auf dem Ringe

ſtand geſchrieben: glücklich, wer ſieben Jahr Lazarus iſt. Da verwundete ſich die Jungfrau ihre weiße Bruſt und ſagte ihrem Vater, ſie habe die Lazarie (Miſelſucht, Ausſatz). Nun mußte ſie nach der Sitte in einem abgeſonderten Häuschen wohnen, da kam nach ſieben Jahren der Ritter und heirathete ſie mit Freuden. Altholländiſches Volkslied, bei Hoffmann horae belg. II. 125.

Das Gegenſtück dazu iſt das Lied vom bettelnden Vater:

Ein Reiter entführte eines Grafen Tochter und ließ ſie ſitzen. Sie gebar ein uneheliches Kind. Nach ſieben Jahren kam der Reiter mit der Lazarusklapper und bettelte im Hauſe. Da ſagte die Mutter zum Kinde: gib deinem Vater Brod und gib ihm Wein, denn er war der Liebſte mein. Aber ihr Vater, der Graf, hörte es und ſchlug dem Reiter den Kopf ab. Altholländiſches Volkslied in Hoffmanns horae belg. II. 116. Auch däniſch und ſchwediſch bei Nyerup S. 72 und svenska Folkvisor III. 61.

Der Graf von Rom

wurde auf einem Kreuzzug gefangen. Der heidniſche König wollte ihn nicht losgeben, er laſſe denn ſeine ſchöne Frau kommen. Dieſe kam wirklich, aber verkleidet als ein Mönch und gewann des Königs Gunſt durch herrlichen Geſang und Harfenſpiel. Da bot er dem vermeintlichen Mönch ein Goldkorn zum Lohn, der Mönch aber verlangte nur einen Sklaven und wählte ſich den gefangenen Grafen aus. Uhlands Volksl. 299. Bergmanns, Ambraſer Liederb. 282. Wunderhorn I. 340. Uhland Nr. 299.

Des Möringer Wallfahrt.

Ritter Möringer zog ins Gl. Thomasland. Unterdeß freite ſein Weib den jungen Herrn von Neuffen. Da träumte dem Möringer, was daheim geſchah, und St. Thomas brachte ihn in einer Nacht wieder heim. Als alter Pilger legte er ſeinen Trauring in den Becher, den man ihm bei der Hochzeit bot. Daran erkannte ihn ſein Weib und bekannte ihre Schuld, er ſollte ſie einmauern laſſen. Der junge von Neuffen aber bat, er ſolle ihn enthaupten laſſen. Der Alte aber that nichts davon, ſondern nahm ſein Weib und gab dem jungen Neuffen ſeine Tochter. Altes Volkslied aus Thomanns Chronik von 1533 in Bragur III. 402. Uhland Nr. 298.

Treue bis in den Tod.

Ein junger Knabe bekam von ſeiner Geliebten eine goldne Kette. Man glaubte, er habe ſie geſtohlen, und verurtheilte ihn zum Tode, da er nicht ſagen wollte, von wem er die Kette habe. Er ſtarb ſchweigend. Da er aber von edlem Hauſe war, rächte ihn ſein Vater und um ſeinetwillen mußten 300 Menſchen ſterben. Wunderhorn I. 220. Hoffmann von Fallersleben, Schleſiſche Volkslieder Nr. 8. Es kommt auch vor in Wahnifes altſchwed. Balladen S. 164.

er erklärte, daß er lieber das ganze Passagiergeld den Deutschen schenken wolle, die es denn doch mit der Zeit ihm oder seinem Sohn vergelten würden.

Im Augenblick, wo dieser Wettstreit an Großmuth zwischen unserem Schiffspatron und einigen seiner Passagiere verfiel, hörte man einen schrecklichen Lärm. „Da ist der Irländer!" schrie es von allen Seiten; derselbe hatte sich während des Zahlens im — — versteckt. Die Ruhe und der Humor, womit der Sohn der Smaragdinsel diesen „natürlichen" Vorfall zu erklären wußte, waren wirklich komisch und halfen ihm auch durch; aber auf den Gesichtern der Anwesenden malte sich doch die Indignation über den Betrugsversuch, und die Sympathie für die geraden, offenen Deutschen.

Die relative Stellung der Deutschen und Irländer zu den Amerikanern gibt sich noch in einer Menge mehr oder minder wichtiger Vorfälle kund, und namentlich kann man sie auch aus den Aeußerungen der Eingebornen bei der Ankunft von Fremden kennen lernen. So z. B. fällt es deutschen Einwanderern, männlichen oder weiblichen Geschlechts, nie schwer, gleich bei ihrer Ankunft als Dienstboten ein Unterkommen zu finden. Vielmehr ist mir bekannt, daß, so wie ein Schiff aus Havre oder Bremen mit deutschen Auswanderern signalisirt ist, sogleich eine Anzahl Amerikaner sich nach Staten-Island (dem Ort, wo die Schiffe, welche irgend eine ansteckende Krankheit an Bord haben, Quarantäne halten müssen) begeben, um den Besseren unter ihnen zu diesem Zweck sogleich Anerbietungen zu machen; in solchem Rufe des Fleißes, der Ehrlichkeit und Verträglichkeit stehen nämlich die Deutschen. Mit den Irländern geht es umgekehrt, diese nimmt man selten ohne specielle Recommandation ins Haus; denn das allgemeine Vorurtheil ist gegen sie, namentlich in Bezug auf Nüchternheit und Friedfertigkeit. Es ist daher kein Wunder, wenn man gleich nach der Ankunft von Schiffen aus Irland oder England (welche letztere ebenfalls eine große Anzahl irländischer Emigranten an Bord haben) die größeren Straßen von New-York oder Philadelphia mit Müßiggängern und Bettlern angefüllt findet, obwohl der letztere Vorwurf zum Theil auch viele Deutsche trifft, welche den Amerikanern just keinen besondern Beweis ihres

Die nackte Schweſter.

Ein Bruder ſoll hängen, ſeine ſchöne Schweſter bittet für ihn. Der Herr ſagt, wenn ſie dreimal nackt um den Galgen laufen wolle, ſo ſolle ſie den Bruder frei haben. Sogleich wirft ſie die Kleider von ſich und läuft. Als ſie das erſtemal herum iſt, weinen alle Frauen, das zweitemal weinen alle Herren, und das drittemal empfängt ſie frei den Bruder. Hoffmann von Fallersleben, Schleſiſche Volkslieder Nr. 7. Meinert S. 40.

Die Nonne:

Ein Mädchen ſteht am Rhein, da fährt ein Schifflein mit drei Grafen vorüber, einer reicht ihr ein Glas mit Wein und ſchenkt ihr ſeinen Goldring, den ſolle ſie nach ſeinem Tode ihm zum Andenken tragen. Nach einem Vierteljahr hat der Graf einen ſchweren Traum, als ſey jenes Mädchen ins Kloſter gegangen, läßt eilig ſein Roß ſatteln und reitet zum Kloſter, wo er ängſtlich nach der jungen Nonne frägt. Man will nichts von ihr wiſſen, er droht das Kloſter anzuzünden, da tritt ſie heraus ſchneeweiß mit abgeſchnittenem Haar als Nonne und reicht ihm einen Becher mit Gift, und wie er getrunken, zerſpringt ihm das Glas und das Herz. Uhland, Volkslieder I. 95. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder Nr. 15. Wunderhorn I. 70. II. 759 und in vielen andern Sammlungen, ſehr weit verbreitet, auch in Holland. Hoffmann horae belg. II. 178.

Der Weinregen.

Ein verlaſſenes Mädchen harrte vergebens auf ihren Geliebten. Da ſchlief ſie einmal unter den Roſen im Garten und träumte, es regne Wein auf ſie. Nach einiger Zeit ſtarb ſie. Da kam ihr Geliebter zurück, wollte ſie angenehm überraſchen und trat in ihren Garten mit Roſen geſchmückt und einen Becher Wein in der Hand, ſtieß aber unverſehens an ihren Grabhügel, ſo daß der Wein verſchüttete. Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 221.

In Liedern kommen ſchöne Königstöchter vor, die wie Bertha und Gudrun in fernen Ländern geraubt dort dienen müſſen, bis ſie von dem vornehmen Bruder wiedererkannt werden (Volkslieder im Wunderhorn II. 274. 277). Sehr alt ſcheinen auch die Volkslieder von den böſen Brüdern zu ſein, die mit der ganzen Härte der alten Zeit die Ehre ihres Hauſes wahren.

Ein rheiniſcher Pfalzgraf hieb ſeine Schweſter mit Dornen todt, weil ſie mit einem Fremden gebuhlt hatte. Sterbend ſagte ſie ihm, es ſey der König von England geweſen. Dieſer kam auch wirklich und erſtach den Grafen. Volkslied, Wunderhorn II. 272. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder Nr. 27. Schnezler, bad. Sagenbuch II. 490.

In einem andern Volksliede, bei Erlach II. 585, iſt es ein fränkiſcher Ritter, der ſo grauſam an ſeiner Schweſter handelt, und der König iſt Pharamund von Frankreich.

Annechriſtine, in einem alten Volksliede Schweſter des Grafen Hans von Holſtein, hat in heimlicher Liebe gelebt und ein Kind geboren. Es wird dem ſtrengen Bruder verrathen. Er will es nicht glauben und ladet ſie zum Tanze und läßt ſie ſo lange tanzen, bis ihr die Milch aus den Bruſten ſpringt und er ihre Schuld erkennend ſie ermordet. In Müllenhoffs holſt. Sagen S. 492. Vgl. Grimm, däniſche Heldenlieder S. 88.

Hohes Alter verräth durch ſeinen Trotz das ſchöne Volkslied vom Haupt im Brunnen.

In Hoffmanns altholländ. Volksliedern (horae belg. II. 162) findet ſich eines mit dem wohllautenden Anfang: Daar reed er en ridder al door het riet, es rilt ein Reiter wohl durch das Ried. Dieſer Reiter entführt eine edle Jungfrau, indem er ſie mit auf ſein Roß nimmt. Nach langem Ritte nimmt ſie ihm eine Aeußerung übel und meint, wenn ſie daheim geblieben wäre, hätte ſie wohl eine Kaiſerin werden können. Er bittet ſie, es ſich nicht reuen zu laſſen und ſein geliebtes Weib zu werden. Aber ſie trotzt und will nicht mehr. Da ſchlägt er ihr das Haupt ab, bewundert noch einmal den lachenden Mund und wirft es in den Brunnen.

Die drei Reiter

fahren bei einer Wirthin ein, ſtreiten um den Beſitz ihres ſchönen Töchterleins und hauen ſie endlich in drei Stücke. Altes Volkslied. Vgl. Hoffmanns ſchleſ. Volkslieder Nr. 29 und 30. Wunderhorn II. 200.

Wie Untreue gerächt wird, zeigt ein wohl ſehr altes, ſchönes Volkslied bei Herder I. 38 aus dem Elſaß.

Es ſtehen drei Stern am Himmel,
Die geben der Lieb ihren Schein u.

Das Mädchen wird dem Geliebten untreu, er kommt heim und erſticht ſie:

So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat.
Thut wunderſelten gut.

Alt iſt ſicher auch das Lied vom Grafen Friederich:

Dieſer hatte ſeine Braut ab, war aber ſo haſtig, ſie beim Wiederkehren zu umarmen, daß er nicht gewahrte, wie beim Herabbücken vom Pferde ſein Schwert aus der Scheide glitt und ſeiner Braut nahe am Herzen verwundete. Sie ließ ſich nichts merken und ſeufzte ihm, hielt auch noch bei der Taufe auf.

aber als sie ins Bett kam, war sie todt und er umarmte eine Leiche. Altdeutsches Volkslied bei Uhland I. 122. Meinert S. 23. Wunderhorn II. 289 und 294. Hoffmann, schles. Volksl. Nr. 19.

Einer der verbreitetsten Stoffe ist die Schandthat des Rhynsolt.

Dieser Statthalter Karls des Kühnen in Geldern verliebte sich in Saphira Danvelt, eine schöne Kaufmannsfrau, ließ ohne Weiteres ihren Mann fälschlich des Hochverraths anklagen und wollte sein Leben der Frau nur um einen gewissen Preis verkaufen. Die unglückliche Frau brachte das Opfer, als sie aber nachher ihren Gatten aus dem Kerker holen wollte, fand sie ihn — ohne Kopf. Als Karl der Kühne die Schandthat erfuhr, mußte Rhynsolt die Wittwe heirathen, um sie in den Besitz aller seiner Güter zu setzen und ihre Ehre herzustellen, worauf ihm selbst der Kopf abgeschlagen wurde.

Altvlämisches Volkslied, Gent bei van Paemel Nr. 23. Schon 1646 von Marrschal auf die Bühne gebracht. S. Bayle s. v. Burgund. Ein deutsches Schauspiel Rhynsolt und Sapphira erschien 1755. Dasselbe erzählt der italienische Novellist Cinthio (übers. in Ed. v. Bülows hundert Novellen IV. 20) von einem gewissen Juristе, Statthalter Kaiser Max I. in Tirol, den aber die Geschichte nicht kennt. Hieraus schöpfte Shakespeare sein berühmtes Drama: Maaß für Maaß. Er nennt den Statthalter Angelo, die Begebenheit aber spielt in Wien. Shakespeare läßt Angelo seine Absicht verfehlen, den Hinzurichtenden gerettet werden und nimmt willkührlich einen frohen Ausgang an.

Der untreue Ritter.

Ein Ritter verführt ein edles Mädchen und will sie nachher seinem Reitknecht vermählen. Sie stirbt aus Gram, da reut es ihn und er ersticht sich. Rührendes Volkslied in Hoffmanns schles. Volksl. Nr. 4. Noch schöner in Haupts wendischen Volksliedern I. 159, „bist du gestorben meinethalb, will deinethalb ich sterben."

Der Schleier.

Eine junge Herzogin bat den Wächter, sie heimlich zu ihrem Buhlen hinauszulassen. Er duldete es. Da unter der Linde, als sie auf ihn wartete, kam ein wilder Zwerg und entführte sie. Zum Zeichen, daß sie da gewesen, warf sie den Schleier auf den Baum. Der Zwerg brachte sie zu seiner Mutter, die ihn ermahnte, sie schnell wieder zurückzuführen, weil Mord und groß Herzeleid daraus entstehen würde. Der Zwerg führte sie zurück, aber schon hatte ihr geliebter Ritter sich unter der Linde erstochen und sie stürzte sich nun in dasselbe Schwert. Der Wächter wurde grausam hingerichtet. Görres, altd. Volks- und Meisterlieder S. 191. Ambraser Liederb. 303. Wunderhorn II.

243. Auch altholländiſch in Hoffmanns horae belg. II. 105. Dieſe deutſche Dichtung iſt originell und nicht zu verwechſeln mit einer Bearbeitung der antiken Sage von Pyramus und Thisbe in Wunderhorn I. 265. Erlach I. 116.

Das Lied beginnt ſchön: es wohnet Lieb bei Liebe, dazu groß Herzeleid.

Die Gräfin von Orlamünde:

Agnes von Orlamünde, eine junge Wittwe, liebte den ſchönen Landgrafen Albrecht von Nürnberg (1293), der aber ſagte: „Wenn nur vier Augen nicht wären!“ Sie bezog das auf ihre zwei Kinder und ließ ihnen durch die Augen ins Hirn ſtechen. Vergebens flehten ſie den Mörder an: „Lieber Hager, laß mich leben, will dir Orlamünde geben“. Als aber Albert die Schandthat erfuhr, ſagte er zur Gräfin: ich meinte nicht der Kinder Augen, ſondern unſre eignen, die nicht zuſammen taugen. Volkslied in Wunderhorn II. 232 aus Wildenfels select. antiqu. II. 33.

Sie wurde gefangen geſetzt und ſoll als weiße Frau in den Häuſern ihrer fürſtlichen Nachkommen umgehen. Ihr Bildniß iſt das Titelkupfer zu Jung-Stillings Geiſterkunde. Vergl. Lucä, Grafenſaal 373. Falkenſtein, Nordgau. Alterth. III. 151. Grimm d. S. Nr. 579. Hormayr, Taſchenbuch 1826, S. 311. Vergl. über die weiße Frau die Sage der Bertha von Neuhaus (Thl. I. S. 147). Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 119 wagt nicht zu entſcheiden, ob die berühmte weiße Frau des Berliner Schloſſes dieſe Bertha oder die Orlamünderin ſey.

Sehr merkwürdig ſind auch die Volkslieder von der buhleriſchen Königin, im Grundgedanken gewiß ſehr alt.

Amalberga, die geſchichtlich berühmte Königin von Thüringen, die ſtolze Gemahlin Hermanfrieds, deſſen Untergang ſie herbeiführte, lebt in der Volksſage noch fort als eine unterirdiſche Königin, die nichts mehr mit der hiſtoriſchen Perſon gemein hat, ſondern auf die alle Züge der Frau Venus im Venusberge übertragen ſind. Nach Bechſteins Sagenſchatz des Frankenlandes I. 137 haust ſie nämlich als wunderſchöne Frau im Hammelberge. Ein junger Hirte gelangte zu ihr. Sie reichte ihm die Blume, aber er war ſo beſcheiden, ſich damit zu begnügen und nichts von den vor ihm ausgebreiteten Schätzen zu nehmen, worauf die Blume in ſeiner Hand ſich in Gold verwandelte. Weiter erzählt man nach Bechſtein, Amalberga hauſe in einem Thurme der Ruine Saaleck ganz wie Frau Venus, locke ſchöne Jünglinge hinein, verführe ſie und gebe ihnen dann den Tod.

In Bergmanns Ambraſer Liederbuch S. 322 wird ein altdeutſches Volkslied mitgetheilt, welches die Sage von der buhleriſchen Königin mit den Sagen vom berühmten Albertus Magnus vermiſcht.

Eine ungenannte Königin lockte schöne Jünglinge zu sich, verführte sie und ließ sie dann ins Wasser werfen. Das wiederfuhr auch dem Albertus Magnus, allein vermittelst seiner Zauberkunst blieb er auf dem Wasser schwimmen. Die Königin ließ Pfeil auf Pfeil nach ihm schießen, die ihn aber nicht trafen. Endlich schwang er sich auf in die Luft, ließ sich auf einem Thurm mitten im Walde nieder, fing eine Menge Vögel und ließ sie mit Papieren, auf die er der Königin Frevel geschrieben hatte, wieder fliegen. Viele von den Vögeln wurden gefangen, wodurch die Ruchlosigkeit der Königin an den Tag kam. Da sie aber ihre Kleider zerriß und Buße that, verzieh er ihr. Nach einem andern alten Volksliede im Wunderhorn II. 237 und in den Meisterliedern von Görres S. 193 pflegte die von Albertus bekehrte Königin als Nonne in ihrer Zelle neun Vögel, die Seelen der von ihr ermordeten neun Buhler, bis sie sich in Engel verwandelten und sie zum Himmel führten. Ganz dasselbe erzählt eine böhmische Sage von der Herzogin Pietisylla. Hormayr Tasch. 1834. S. 332.

Auch von der Königin Johanna von Navarra, Gemahlin Philipps IV. von Frankreich, wird erzählt, sie habe ihre jungen Buhler in der Seine ertränkt, bis der Pariser Student Buridan es gemerkt und sich beim Sturz in's Wasser in einem Kahn voll Heu habe auffangen lassen. Am andern Tage habe er alle Vögel in Paris gekauft und ihnen Zettel angebunden, wie Albertus. Aus einer Leipziger Handschrift in Haupts Zeitschr. II. 362 mitgetheilt. Daselbst wird auch das lateinische Gedicht des Johannes Secundus (opp. 1651 S. 119 und 276) citirt, worin das Nämliche von der Königin Blanka von Castilien berichtet wird. In Noreja 1837 S. 117 liest man dasselbe von der schönen Salamanca, Burggräfin zu Spital. Und in Sartorius Reise zum Glokner I. 186 von der berüchtigten Margaretha Maultasch in Tirol.

In einem merkwürdigen Volksliede (Wunderhorn II. 271. Erl. IV. 28. Hoffmann, schles. Volkslieder Nr. 6) heißt es:

Ein Ritter steigt vom Roß auf einen Baum einer schönen Turteltaube nach, fällt und bricht das Herz. Sterbend bietet er seinem Schildknecht sein Weib, sein Roß, seine Hunde an, aber der Schildknecht nimmt nichts an als ein weißes Hemde, um ihm ins Paradies zu folgen. Das ist die Treue des Waffenknechts, der seinen Herrn auch im Tode nicht verläßt, uralt heidnisch.

Das hungernde Kind.

Mutter gib mir Brod, ruft das Kind und die Mutter antwortet stets mit dem Refrain: warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir säen, morgen

wollen wir ſchneiden, dreſchen, malen, backen. Als das Brod gebacken, war das Kind todt. Uhlands Volksl. I. 119.

Ich reihe hier noch eine kleine Anzahl von Dichtungen und Sagen an, die, wenn auch nicht mehr in der Form des Volksliedes vorkommend, doch ganz ähnlichen Stoff enthalten und zum Theil wohl auch aus verlorenen Volksliedern entlehnt und uns nur in Proſa erhalten ſind.

Einer der berühmteſten Stoffe dieſer Art iſt der, welchen noch zuletzt Leopold Graf Stolberg unter dem Namen der „Büßenden“ in einer Romanze behandelt hat. Er findet ſich ſchon in den gestis rom. 56 und den Novellen der reine Margrithe 32. Hier heißt es:

Karl VIII. ſchickte den Herrn von Vernage nach Deutſchland, der unterwegs verirrend bei einem deutſchen Edelmann einſprach und eben mit ihm zu Nacht ſpeiſete, als eine bleiche Dame mit ganz kahlem Kopf hereintrat, ſtumm aß und aus einem Todtenſchädel trank. Er erfuhr, es ſey die Gemahlin des Edelmannes, die mit einem Jüngling gebuhlt habe. Dieſen habe der beleidigte Gatte umgebracht, ſein Gerippe im Zimmer des treuloſen Weibes aufgehangen und ſie gezwungen, täglich aus ſeinem Schädel zu trinken.

Denſelben Stoff behandelt ein ſpaniſches Drama. v. Schack, dramatiſche Lit. II. 485. Man ſieht, die Sage hat ſich bei den romaniſchen Nationen ausgebildet und enthält die Erinnerung an die deutſche Sittenſtrenge, welche den Romanen befremdlich und allzugrauſam erſchien. Stolberg hätte dieſen tiefen Sinn der Sage erfaſſen und den ſtrengen Eheherrn nicht zum Schluß, wie den Hahnreih in Kotzebues Menſchenhaß und Reue erweicht und verſöhnt darſtellen ſollen. Indeſſen wird dieſelbe Sage in Pauli Scherz und Ernſt, Ausgabe 1535 Nr. 205 nach Spanien verlegt. Hier heißt es:

Ein Kaufmann in Spanien kam unterwegs zu einem Edelmann im Königreich Leon, der bei Tiſch ein bärtiges Haupt in einer Schüſſel auftragen ließ, in Gegenwart ſeiner Frau und Töchter. In der Schlafkammer, wo der Kaufmann ſchlief, fand er noch zwei aufgehenkte Leichen. Der Edelmann erklärte ihm dann, der Kopf ſei der eines Ritters, der ihm ſeine Frau verführt habe, und die Leichen ſeien Verwandte von ihm, die des Ritters Freunde umgebracht hätten, und deren Anblick ihn täglich zur Rache reize.

In Mone's Anzeiger VI. 311 hat Frhr. v. Laßberg die romaniſchen Quellen der bekannten, von Zumſteg in Muſik geſetzten Ballade des Grafen Stolberg „die Büßende“ zuſammengeſtellt, dazu Bandellos Novelle,

Markos Obregon (von Tieck überſ. II. 33) ꝛc., aber den deutſchen Vanli vergeſſen, und auch das ähnliche Gedicht in der altengliſchen Ballade, Zürich 1780 II. 140. Vergl. Hans Sachs Werke I. 130.

Sehr alterthümlich und vielleicht noch einem heidniſchen Mythus entlehnt iſt das Märchen vom Droſſelbart.

Eine übermüthige Königstochter wies alle Freier mit Spottreden ab, unter andern auch einen jungen König, deſſen Kinn ſie ſo lang wie einen Droſſelſchnabel fand, weshalb er den Spottnamen Droſſelbart bekam. Da verkleidete ſich D. als Spielmann und ſpielte ſo ſchön vor dem König, daß dieſer ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, ſie mochte wollen oder nicht. Als ſie nun mit dem Spielmann zu Fuß fortging, hörte ſie überall, das ſchöne Feld, die ſchöne Wieſe, der ſchöne Wald gehöre dem König Droſſelbart. Wie bitter bereute ſie nun, dieſen reichen König verſchmäht zu haben. Inzwiſchen mußte ſie ihrem armen Mann Geld verdienen helfen und auf dem Markte Töpfe feil bieten. Da ritt ihr ein trunkener Huſar in die Töpfe und ſie hatte die größte Angſt vor dem Zorn ihres heimkehrenden Mannes. Dieſer aber meinte, ſie tauge nicht zum Verkaufe, ſie ſolle daher beim König Küchenmagd werden. Dies geſchah. Da feierte König Droſſelbart ſeine Hochzeit und betrübt ſah auch die Magd von ferne zu, als plötzlich Droſſelbart auf ſie zuging, ſie in ihren ſchlechten Kleidern in den Saal zog und als ſeine Braut proklamirte denn er und kein anderer war der Spielmann geweſen. Grimm, Märchen Nr. 52. Vgl. auch Pröhle, Märchen Nr. 2.

Echt deutſche Gemüthlichkeit waltet in der Sage vom armen Liebespaar.

Ritter Tuſchl zu Vilshofen, wo die Vils in die Donau mündet, heirathete alt noch ein junges Weib, ſie lief mit einem hübſchen Edelknaben davon, und nachdem er ſie lange geſucht hatte, fand er beide, ihn als Schuſter, ſie als Mutter eines Säuglings, arm aber glücklich beiſammen wohnen. Da beſchloß er, ihnen ihr Glück zu gönnen, zog heim, ſtiftete eine Kirche und ließ auf den Stiftsſtein die Verſe ſetzen:

Eine Gamſel auf dem Stein
Lockt mich in Wald hinein,
Zwei Hund an einem Bain
Ich Tuſchel bleib allein.

Adalbert Müller, die Donau I. 103.

Die geſchwinde Hochzeit.

Ein Fräulein von Schroffenſtein ſollte den reichen Herrn von Werdenfels heirathen, wartete ab, bis er einmal mit ihrem Vater den ganzen Tag hin-

durch auf der Jagd war, ritt auf die Burg ihres Bräutigams, ließ ſogleich, weil ſie dort ſchon als Herrin galt, eine Hochzeit anrichten und feierte ſie mit ihrem Geliebten, dem Grafen von Eſchenlohe. Als der Werdenfelſer heimkam, war alles ſchon vorbei und er hielt es für gerathen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Auerbacher, Büchlein für die Jugend S. 120.

Trauriger iſt die Sage von der Hochzeit zu Wieckenthal.

Ein Fräulein dieſes Hauſes heirathete den Junker von Schleinitz. Ihre Eltern veranſtalteten ein großes Hochzeitsfeſt mit Masken. Einige Herrn in Bärenpelzen geriethen beim Fackeltanz in Brand, das Feuer griff um ſich, auch der Bräutigam brannte ſchon lichterlohe, da warf ſich die zärtliche Braut in ſeine Arme und verbrannte mit ihm. Männling, Traumtempel S. 296.

In Alfons von Flugis Volksſagen von Graubündten 1843 findet ſich S. 94 die ſchöne Brautſage von Stürvis.

Ein Bräutigam wollte noch Gäſte laden zur morgenden Hochzeit, ermüdete auf dem Gebirg, lehnte ſich an einen Felſen im Schnee, entſchlummerte unter ſüßen Hochzeitsträumen und wachte nicht mehr auf. Des andern Tages ſuchte ihn die Braut in fieberhafter Angſt, verſtieg ſich hoch in den Gletſchern und verſchmachtete auf der andern Seite des nämlichen Felſens. Nur wenige Schritte von einander fand man beide Leichen.

Vom Liebenbach bei Spangenberg in Heſſen meldet die Sage, er ſey von zwei Liebenden gegraben, die einander nur unter der Bedingung ſollten heirathen dürfen, daß ſie eine gute Quelle vom Berge bis in die Stadt leiteten. Sie gruben 40 Jahre lang und als ſie fertig waren, ſtarben ſie. Grimm, deutſche Sagen I. Nr. 105.

Eine mehrfach wiederholte Sage vom traurigen Wiederſehen lange getrennter Gatten.

Aus Laudeck, einem jetzt wüſten Schloß in Tirol, zog ein Ritter einſt ins h. Land und kam glücklich wieder heim. Da ſah er ſeine geliebte Frau ihm ſchon mit dem Tuch aus dem Fenſter zuwinken und ſtürzte ſich mit dem Roß in den Teich vor der Burg, aus Ungeduld, um ſchneller bei ihr zu ſein. Aber er ertrank. Schaubach, die Alpen II. 15. — Ganz eben ſo wird von einem Ritter von Huntheim erzählt, der auf der Moſel heranfahrend ſeine geliebte Braut Giſela am Ufer erblickte und zu früh aus dem Schiff ſpringend, ertrank, worauf ſie das Kloſter Stuben baute. Menk, des Moſelthales Sagen S. 103.

Schöne und uralte Sagen im deutſchen Volke erinnern an ganz ähnliche, die in Skandinavien noch in der Form des Volksliedes erhalten ſind. So die vom ſingenden Knochen.

Ein großes Wildschwein verheerte die Aecker, wer es erlegte, dem wollte der König seine Tochter geben. Zwei Brüder zogen gegen dasselbe aus, dem jüngern gab ein kleines Männlein einen Spieß, womit er das Schwein erlegte, aber der ältere Bruder stieß ihn aus Neid ins Wasser, gab sich für den Erleger des Schweins aus und bekam die Prinzessin. Da fand einmal ein Hirt im Wasser einen Knochen und machte sich eine Flöte daraus, aber die Flöte sang von selbst und erzählte die Mordthat des bösen Bruders. Dieser wurde nun entlarvt und bestraft. Grimm, Märchen Nr. 28. Aus Hessen, eben daher ein zweites Märchen, worin statt des Schweins ein Bär erlegt wird.

Eine Mutter schickt ihre beiden Kinder in den Wald, eine gewisse Blume zu suchen, wer sie finde, werde König werden. Das Mädchen fand die Blume, aber der Knabe erschlug sie deshalb, nahm die Blume für sich und wurde König. Nach langer Zeit fand einmal ein Hirtenknabe auf der Weide einen kleinen Knochen von jenem Mädchen, machte sich daraus eine Flöte und kaum blies er darauf, so sang die Flöte und erzählte alles, was geschehen war. Ein Ritter kaufte dem Knaben die Flöte ab und ließ sie einmal vor der alten Königin singen. Da stieß diese den bösen Sohn vom Thron und weinte, bis sie starb. Märchen aus dem Aargau, mitgetheilt von Wackernagel in Haupts Zeitschrift III. 35. Hat ganz die Abrundung eines Volksliedes.

Pauli Scherz und Ernst Nr. 535 der Ausg. von 1535 hat uns eine schöne Sage von der Freudenburg aufbewahrt, in welcher die Sage vom Venusberg mit der vom steinernen Gast (Don Juan) verbunden ist.

Zwei Ritter verabredeten, wenn einer Hochzeit feire, solle der andere sein Gast seyn und ihm bei Tische dienen. Einer starb. Als der andere Hochzeit machte, erschien der Geist des Verstorbenen und erfüllte seine Pflicht bei der Tafel. Nachher lud er aber den lebenden Freund auch bei sich zur Hochzeit ein auf einen bestimmten Tag und verschwand. An dem gedachten Tage nun erschien ein weißes Pferd mit zwei weißen Hunden. Der Ritter bestieg das Pferd und kam pfeilschnell durch einen Wald zu eines Priesters Haus. Nachdem er hier abgestiegen und gebeichtet, gelangte er zu einer Burg, in der „die hübschesten Menschen" vereinigt waren und eine „Freude ohne Ende" herrschte. Sein Freund empfing ihn aufs Beste und nachdem er sich ein Paar Stunden höchlich ergötzt, nahm er wieder Abschied. Als er aber aus der Burg trat, war das Priesterhaus, waren die Wälder verschwunden, war alles angebautes Feld und erhob sich hier eine prächtige Abtei. Als der Ritter sich nun hier erkundigte, erfuhr er, es seyen 200 Jahre vergangen, seit er in die Burg eingetreten.

Ich schließe mit einigen schönen Sagen vom Dank der Todten.

Hug von Heigerloch aus Schwaben, pilgert nach St. Jakob in Spanien,

trifft unterwegs mit einem andern Pilger, einem bayeriſchen Grafen, zuſammen und pflegt ihn nicht nur in ſeiner Krankheit, ſondern beladet ſich auch noch, als er ſtirbt, mit ſeiner Leiche, um dieſelbe an den Wallfahrtsort zu bringen, und ſetzt ihm wie einem Lebenden täglich Speiſe und Trank vor. Zu St. Jakob in Compoſtella angelangt lebt die Leiche wieder auf. Beide kehren heim. Der Graf erzählt alles ſeiner Mutter, vergißt aber darüber ſeinen ſchwäbiſchen Gefährten, der ſtill weiter wandert. Der Graf heirathet und bekommt einen Sohn. Da hört er, Hugs Eltern ſeyen vom Ausſatz befallen und könnten nur durch das Blut eines Kindes geheilt werden. Sogleich opfert er ſein eigenes Kind für ſie, das aber wieder lebendig wird. Handſchrift in Wolfenbüttel. Hagens Germania VII. 323.

Ein junger Kaufmann, den ſein Vater ausgeſchickt, gibt all ſein Geld aus, um einen todten Mohren ehrlich begraben zu laſſen. Zum Dank rettet ihn der Geiſt des Mohren aus Todesgefahr. Als der Kaufmann heimkommt, findet er bei ſeiner Frau einen ihr aufgedrungenen fremden Bräutigam, gibt ſich aber zu erkennen. Da verlangt der Geiſt des Mohren, daß er ihm ſein einziges Kind opfere. Der Kaufmann will es thun, aber der Mohr erklärt, er habe ihn nur prüfen wollen, und macht ihn glücklich. Wolf, deutſche Hausmärchen 243.

5.

Geſchichtliche Volksſagen.

Wann die vielen poetiſchen Sagen, von denen ich hier handeln will, entſtanden ſind, läßt ſich nicht mehr ermitteln. Viele ſind gewiß uralt und erſt auf ſpätere hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe übergetragen. Man kann nicht einmal behaupten, ſie ſeyen aus der einheimiſchen Mythe entlehnt, denn, faſſen wir zum Beiſpiel den Urſprung der Welfen in's Auge, ſo hat ſchon Leo in „des deutſchen Volkes Urſprung und Werden“ S. 72 f. die Entdeckung gemacht, daß eine ganz ähnliche Sage ſchon in dem alten indiſchen Heldengedicht Mahabharata vorkommt. Daſſelbe Motiv findet ſich auch in der oben ſchon erwähnten alten longobardiſchen Sage vom Lamiſſio. Die Sage wanderte alſo durch die Jahrtauſende von Volk zu Volk. Die Welfenſage iſt folgende:

Das edle Geſchlecht der Welfen (noch jetzt regierend in England, Hannover und Braunſchweig) hatte ſeinen Stammſitz zu Altorf bei Ravensburg, unfern vom Bodenſee. Graf Iſenbart, der Welfe, war vermählt mit Irmentraut. Dieſe ſchalt einſt eine Bettlerin mit Drillingen, weil man vormals Zwillinge

Ehrgefühls geben, wenn ſie in den Straßen der Hauptſtädte ſich durch Betteln ſoviel zuſammenſcharren, als möglich iſt, um nach Weſten zu kommen, während ſie oft hinlängliche Mittel zu dieſem Zweck im Sacke haben.

Erfreulicher als die zuletzt angeführte Thatſache iſt die in allen bedeutenden Städten der Union begonnene, und zum Theil glücklich ausgeführte militäriſche Organiſation der Deutſchen. Nach den Geſetzen der meiſten Staaten iſt nämlich jeder waffenfähige Bürger verpflichtet, Milizendienſte zu verrichten, und die zu dieſem Dienſt nöthigen Waffen vorräthig zu haben. Will jedoch eine Anzahl Bürger eine ſogenannte unabhängige Kompagnie bilden, die ſich aber dann uniformiren muß (was bei den Milizen nicht nöthig iſt), ſo ſteht ihr dieſes frei; nur muß ſie dann, ſo gut wie jede andere Milizen-Compagnie, den Befehlen der Stabsoffiziere (die entweder vom Volk gewählt oder vom Gouverneur des Staates auf beſtimmte Zeit ernannt ſind) Folge leiſten. Im Uebrigen haben die Glieder ſolcher Compagnien das Recht, ihre eigenen Offiziere und Unteroffiziere zu wählen, ihre eigene Muſik zu halten und in der Wahl ihrer Uniformen ſo bizarr als möglich zu ſeyn.

Solche unabhängige Compagnien haben ſich nun, wie geſagt, in allen größeren Städten der Union gebildet, und ſo haben denn auch die Deutſchen dieſen Umſtand benützt, um in New-York, Philadelphia, Baltimore, Pittsburg u. ſ. w. deutſche Kompagnien zu errichten, welche ſich, ich darf es wohl ſagen, durch ihre Haltung, ihre Disciplin und ſelbſt durch die zweckmäßige Art ihrer Uniformirung vortheilhaft vor den amerikaniſchen auszeichnen. In New-York haben die Deutſchen ſogar eine Artillerie-Kompagnie gebildet, und obwohl die ſie befehligenden Offiziere nicht immer die nöthigen Vorkenntniſſe beſitzen mögen, ſo kenne ich doch mehrere, welche ſeit ihrer Erwählung ernſtlich mit militäriſchen Studien ſich beſchäftigen, und es gehört doch bei weitem die Mehrzahl derſelben den gebildeteren und vermöglicheren Bürgerklaſſen an. In Baltimore, wo die meiſten gebildeten Deutſchen wohnen, werden die deutſchen Compagnien von ſehr achtbaren, der erſten Geſellſchaft angehörigen Großhändlern befehligt, was nicht wenig dazu beiträgt, ihnen bei den Amerikanern Achtung und Anſehen

und Drillinge als Beweise williger Untreue ansah. Die Gräfin aber wurde für diese Mißhandlung der unschuldigen Bettlerin bestraft, indem sie selbst auf einmal zwölf Knaben gebar. Sie übergab dieselben einer Dienerin, um sie ins Wasser zu tragen. Der begegnete der Graf und frug, was sie in dem Korbe habe? Welfe (junge Hunde) sagte sie. Er aber deckte den Korb auf, fand die Knaben, ließ sie heimlich erziehen und verzieh der Gräfin. Davon bekam sein Geschlecht den Namen. Bucelinus Monach.. Weingart. in Germania sacra II. 363. Crusius, annales I. 337. Dieselbe Sage wiederholt sich in den adeligen Geschlechtern der Hund, der Rüdt ꝛc.

Am schönsten ist die Welfensage behandelt in einem Märchen der Leipziger Handschrift, gedruckt in Haupts altd. Blättern. I. 128 f.

Ein junger Edelmann findet auf der Jagd ein reizendes Wünschelweib, die sich eben nackt badet und eine goldene Kette in der Hand hält. Bei dieser faßt er sie, zieht sie zu sich und behält sie. Sie gebärt aber sieben Kinder auf einmal, sechs Söhne und eine Tochter; ihre böse Schwiegermutter legt ihr sechs junge Welfe unter und will die Kinder tödten lassen, aber mitleidige Knechte setzen sie im Walde aus. Die unschuldige junge Mutter wird nun der Untreue angeklagt und verurtheilt, in einem engen Raum eingesperrt zu bleiben, so daß nur ihr Kopf hervorragt, über dem alle im Hause sich die Hände waschen und an dessen schönen Haaren sie sich dann abtrocknen. Die Kinder unterdeß leben im Walde, und werden einmal von ihrem Vater gesehen. Seine böse Mutter erfährt es und schickt einen Knecht hinaus, der findet die sechs Brüder als Schwäne auf dem Wasser, nimmt ihre am Ufer liegenden goldnen Kettchen weg und bewirkt so, daß sie Schwäne bleiben mußten. Nur das Schwesterchen war ihnen entkommen und sie pflegt nun ihre Schwanenbrüder, bis der Vater sie wieder findet und sie wieder zu Menschen gemacht, auch der Mutter Unschuld erkannt wird. Die böse Schwiegermutter muß fortan den Platz einnehmen, den die Unschuldige verlassen.

Eine andere Welfensage scheint eben so alt und weitverbreitet.

Etticho der Wolf, mächtiger Dynast zu Altorf am Bodensee, wollte im schwäbischen Sinn allodialfrei bleiben und sich niemalls dem fränkischen Lehenwesen fügen. Gegen seinen Willen nahm sein Sohn Heinrich reiches Lehen vom Kaiser Ludwig dem Deutschen, der ihm in Bayern so viel Land gab, als er in einem goldnen Wagen an einem Vormittag umfahren konnte; Heinrich fuhr aber im Galopp mit unterlegten Pferden. Etticho zog sich zornig in den Scherenzer Wald zurück mit 12 Edelleuten. Annalista saxo p. 660 Ludwig rel. VIII. 150. Bothos Saffenchronik zum Jahr 814. Nach einer anderen Nachricht im Reineccii expos. de Welforum prosapia p. 23 umfuhr Heinrich das Lehen mit einem goldenen Pfluge, während der Kaiser schlief. Die Sage hat einen rein historischen Charakter und drückt sehr glücklich den Gegensatz zwischen alemannischem Freieigen und fränkischem Dienstlehn aus.

Ganz ähnliche Sagen von Erwerbung eines Lehens durch Umreiten oder Umſchreiten kehren noch oft in der deutſchen Sage wieder. Vergl. Panzer, Beitrag 74. Schwab, Ritterburgen der Schweiz II. 45. Harrys, niederſächſ. Sagen I. 46. Bechſtein, fränkiſche Sagen I. 175. Delius, Harzburg, 287. Sie findet ſich auch in Legendenform.

S. Luſthildis, ein frommes Mädchen, heilte eine Wunde Karls des Großen, die ihm auf der Jagd ein Hirſch geſtoßen, durch bloße Berührung mit ihrer Spindel, da ſie überdieß den Ertrag ihres Fleißes den Armen zu geben pflegte, gelobte ihr Karl ſo viel Land zu ſchenken, als ſie, während er ſchlafe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Sie ſetzte ſich nun zu Roß, ließ die Spindel am Faden hinter ſich ſchleifen und umringte ein weites Gebiet, das nach ihr Lüſtelberg genannt wurde. Simrock, Kerling, Heldenbuch 1848. S. 120.

Aehnlich die Legende vom h. Florentinus, Königshofen, elſäß. Chronik, 235, und vom h. Bernhard. Wolfs deutſche Märchen Nr. 286.

Eine ſehr alte Erinnerung ſcheint ſich auch in der ſeltſamen Sage vom Urſprung der Zähringer erhalten zu haben.

Ein Köhler ſchmolz zufällig aus der Erde, mit der er ſeinen Kohlenhaufen bedeckte, eine Menge Silber, wiederholte das Experiment, wurde unermeßlich reich und half dadurch einem auf dem Kaiſerſtuhl im Breisgau wohnenden vertriebenen König wieder zu ſeinem Reiche. Der König machte ihn aus Dankbarkeit zum Herzog von Zähringen und gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Da wurde der Köhler ſo übermüthig, daß er einmal, um bei ſeiner Mahlzeit auch Menſchenbraten zu koſten, einen Knaben ſchlachten ließ. Nachher aber kam ihn ſo große Reue an, daß er zur Sühne die beiden Klöſter St. Ruprecht und St. Peter im Schwarzwald baute. Chronik von Freiburg hinter Schilters Königshoven S. 44. Grimm, deutſche Sagen Nr. 521. Schreibers Sagen I. Nr. 55. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 351.

Eine Menge ſogenannter Sagen ſind aus bloßen Namensſpielen entſtanden, indem man ſpäter Orts- und Geſchlechtsnamen zu deuten verſuchte. Dahin gehören ſehr alte Sagen, z. B. die von Antwerpen (Handwerf).

Ein Rieſe ſoll die Leute über die Schelde geführt, wenn ſie aber nicht zahlen konnten, ihnen die Hand abgehauen haben, bis Held Braben ihm ſelbſt die Hand abhieb und ſie mitten in die Schelde warf, ſo weit der Fluß zu Brabant gehört. Wolf, niederl. Sagen Nr. 53.

Sehr eigenthümlich iſt folgende Sage.

Lyderik wurde von einem Einſiedler erzogen, nachdem der Rieſe Finard ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter gefangen hatte. Herangewachſen tödtete er den böſen Rieſen und wurde erſter Graf von Flandern. Einſt traf er auf der Jagd die ſchöne Idoma, Tochter des fränkiſchen Königs Lothar, die entführt worden war, deren Entführer aber über einander ſelbſt hergefallen waren. Lyderik heirathete ſie. Sie trug goldene Königskleider, er nur einen grauen Kittel, die Kinder aber trugen halb Gold, halb grau. Da kam einmal der König auf der Jagd verirrt zu ihnen, wurde gut von ihnen bewirthet, erfuhr alles und beſtätigte ihre Ehe. Lyderik verwaltete Flandern mit ſolcher Gerechtigkeit, daß er ſeinen eigenen Sohn Jogeram, als er einigen Mädchen Obſt wegnahm, ohne es zu bezahlen, hinrichten ließ. Nach der excellenten Chronik von Flandern in Wolfs niederl. Sagen Nr. 65–67.

Von Heinrich von Kempten erzählt ein Gedicht des Konrad von Würzburg, herausgegeben von Hahn 1838:

Kaiſer Otto der Große feierte das Oſterfeſt in Babenberg, da nahm der junge Herzog von Schwaben vor Tiſch ein Stück Brod von der Tafel. Der Truchſeß ſchlug ihn dafür mit ſeinem Stabe, ſein Hofmeiſter, Ritter Heinrich von Kempten aber ſchlug dafür den Truchſeß todt. Der Kaiſer kam dazu und befahl, den Mörder hinzurichten. Aber Heinrich ſprang auf den Kaiſer zu, packte ihn beim Barte und drohte ihn umzubringen, wenn er den Befehl nicht widerrufe. Otto that es. Zehn Jahre ſpäter erfuhr Heinrich, als er gerade im Bade ſaß, der Kaiſer ſey in Gefahr vor Feinden. Da ſprang er nackt aus dem Bade, ergriff ſein Schwert und rettete den Kaiſer, der ihn reich belohnte. „Darum ſoll jeglicher Ritter keck von Gemüthe ſeyn.“

Dieſelbe Sage wird auch in den Chroniken von Gottfried von Viterbo, Königshoven und Cruſius erzählt. Vergl. Grimm, deutſche S. Nr. 466. Eine der lieblichſten Sagen iſt die vom Schloß Eberſtein im Murgthal.

Kaiſer Otto der Große belagerte im lothringiſchen Kriege unter anderm die Burg Eberſtein (bei Baden), deren Graf es mit dem Feinde hielt. Da ſich der Graf tapfer wehrte, dauerte die Belagerung lange. Der Kaiſer ſchrieb mittlerweile zu Speier ein Turnier aus, wohin auch der Graf ſich begab. Da beim Tanz flüſterte ihm die ſchöne Kaiſertochter zu: hüte dich, deine Burg ſoll erſtiegen werden, während du abweſend biſt. Sogleich ſprengte der Graf heim und kam noch gerade zurecht, den Angriff abzuſchlagen. Darauf täuſchte der Graf die Kaiſerlichen, indem er ihren Boten noch volle Kornböden und Keller zeigte, aber unter der Oberfläche des Korns lagen Lumpen und die Fäſſer hatten doppelte Boden und waren unten voll Waſſer. Da gab der Kaiſer dem Grafen Frieden und ſeine ſchöne Tochter. Cruſius annales suev. II. 108. Schreiber, Sagen I. Nr. 50. Grimm, deutſche Sagen

Nr. 470. Gar ſchön und naiv als Romanze behandelt von Uhland, der am Schluß den Grafen ſeiner Braut zuflüſtern läßt: hüte dich fein, heut wird noch ein Schlößchen gefährdet ſeyn.

Hatto, Erzbiſchof von Mainz in dem Zeitpunkt, in welchem die Karolinger ausſtarben, wurde Reichsverweſer, durch das Anſehen der Kirche die Einheit des Reichs erhaltend und den weltlichen Reichsvaſallen, die nach Unabhängigkeit und Auflöſung des Reichs ſtrebten, trotzend. Durch ihn kam das neue ſaliſche Königshaus auf den Thron. Der Haß ſeiner Gegner hat ihn ungerecht verleumdet.

Daher die Sage, er habe die Bauern mißhandelt und zur Strafe dafür hätten ihn die Mäuſe gefreſſen, obgleich er ſich vor ihnen in den mitten im Rhein ſtehenden Thurm bei Bingen geflüchtet habe. Der Thurm heißt bis auf den heutigen Tag Mäuſethurm, es iſt aber darunter nur Muſethurm, d. h. Waffenthurm von altdeutſcher Muſe (Musquete, Muſterung) zu verſtehen, ſofern man ehemals die Waffengeräthe an beſonders ſicheren Orten barg. Den Namen hat nur die Sage willkührlich umgedeutet.

Aus noch älterer Zeit wird dieſelbe Mäuſeſage vom Polenkönig Popiel erzählt. Desgleichen von Biſchöfen von Köln, Straßburg, Osnabrück, von Königen von Wales und Dänemark. Vgl. Wolf, Zeitſchr. II. 405.

Die berühmte Sage von den Weinsberger Weibern knüpft ſich an den erſten Hohenſtaufiſchen Kaiſer Conrad III.

Als derſelbe die kleine ſchwäbiſche Stadt Weinsberg belagerte, in welcher Herzog Welf befehligte, bewilligte er der ausgehungerten Beſatzung nur den freien Abzug der Weiber mit ſo viel, als jede tragen könne. Aber die Herzogin trug ihren Gemahl auf dem Rücken heraus und eben ſo alle Weiber ihre Männer. Der Kaiſer aber ſagte: „was ich geſprochen, will ich halten," und gab alle frei. Chron. reg. I. Pantaleonis ad ann. 1040. Gruſius, ſchwäb. Chronik I. 568. Dieſelbe Sage wiederholt ſich aber auf deutſchem Boden noch überaus oft. Am Kappelmontag tragen in Brüſſel die Weiber ihre Männer ins Bett zur Erinnerung an eine ganz ähnliche Treue. Wolf, niederl. Sagen Nr. 543. Gleiche Treue bewieſen die Weiber bei der Belagerung von Harlem, daſ. Nr. 35. Schwanau in Elſaß, Alſabilder von Stöber S. 19. Von Ottenſtein, Montanus, Vorzeit von Cleve II. 253. Von Entersburg, Hocker, Moſelland 205. Von Randenburg und Algenau, Herrlein, Speſſart 76. 77. Von der Glauburg, Dieffenbach, Urgeſchichte der Wetterau 286. Von der Ebersburg, Schwarz, Buchenblätter 92. Von Windelburg, Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 237. Vom Raffenberg, Freiligrath, das maleriſche Weſt-

phalen 214. Von Blumenfeld im Hegau, Schnezler, bad. Sagen I. 108. Vom Karpfenſtein und St. Georgenberg in Graubündten, Schwarz, Wanderbilder 1843 S. 91. 93, v. Flugi 24. Von Hochgalſaun in Tirol, Steub, drei Sommer 288. Von Ahrens bei Minden, Steinau, Volksſ. 249. Von Hohenſtein, Pröhle, Unterharzſagen 173. Von Geroldseck, Stöber Nr. 123. Von Giebelſtadt, Schöppner Nr. 659. Von Frauenruhe, Kuhn, nordd. Sagen Nr. 255. Von Kribenſtein, Gottſchalk, Ritterburgen II. 118. Von Cantrek, Temme, Sagen aus Pommern Nr. 158. Von Neuhaus, Gräve, ſchleſ. Sagen 316. Von Gleiwitz, Kern, ſchleſ. Sagen 227.

In die Zeit der Hohenſtauffen gehört auch noch die Sage der Grafen von Arco.

Einſt liebte Ludwig, Herzog von Bayern, des erſten Otto von Wittelsbach Sohn und Nachfolger, die ſchöne Ludmilla, Wittwe des unbändigen Raubritters Albrecht von Bogen, und gelobte ihr auf ihr Verlangen vor dem Bilde dreier Ritter die Ehe, einen Schwur, den er zu brechen im Sinne hatte; plötzlich aber traten hinter dem Bilde drei lebendige Ritter hervor und nun mußte er den Schwur halten. Haupt, Aehrenleſe aus der Vorzeit S. 198, beſungen in Müllers Sagen der Bayern S. 139. Von Bogen an der Donau wurde nachher das Schloß Arco am Gardaſee benannt, wo die Nachkommen des Hauſes ſich niederließen.

Von den Grafen von Henneberg hat man eine hübſche Wappenſage:

1) Der welſche Ritter Poppo weilte lange in Welſchland in den Banden einer ſchönen Frau. Endlich riß er ſich los und entfloh nach Deutſchland. Da ſah er drei Hennen aufſitzen und baute an der Stelle ſeine Burg. Die welſche Dame reiste ihm nach und als ſie in die Gegend kam, hörte ſie Glocken läuten. Poppo war als erſter Graf von Henneberg eben geſtorben. Da riß ſich die Welſche aus Schmerz ihren ſchönen Haarzopf aus, der ſeitdem das Helmkleinod des Henneberger Wappens wurde, während in demſelben die Henne ihren Platz hat. Büſching, wöchentliche Nachrichten II. 382. 2) Der deutſche Graf von Henneberg zog nach dem h. Lande, gerieth in die Banden einer ſchönen Arakerin, entfloh und nahm daheim ein deutſches Weib. Seine arabiſche Geliebte aber kam am Hochzeitstage an und riß ſich aus Gram den Zopf aus. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlands III. 230.

Weltberühmt iſt die Sage vom Grafen von Gleichen. Einer dieſes Geſchlechts, Sigmund, liegt zu Erfurt zwiſchen ſeinen beiden Frauen, Agnes von Querfurt und Katharina von Schwarzburg begraben, 1494. Der Anblick der beiden Frauen veranlaßte den Glauben, er habe beide

zugleich beſeſſen. Sagittarius, Gleichiſche Hiſtorie I. 5 ꝛc. Aventuren des Grafen von Gleichen. Bamberg 1730.

Graf Ernſt von Gleichen kam mit Ludwig dem Heiligen von Thüringen zu Kaiſer Friedrich II. nach Sicilien und begleitete nach dem Tode ſeines Herrn den Kaiſer ins h. Land, wo er gefangen wurde, als Gärtner bei einem Sultan diente und von der ſchönen Melechſala, Tochter des Sultans, befreit wurde, indem ſie mit vielen Schätzen ſich von ihm entführen und taufen ließ. Unterwegs warf ſich das Pärchen dem Papſt zu Füßen, der dem Grafen erlaubte, neben ſeiner rechtmäßigen Frau, die daheim auf der Burg Gleichen ſaß, noch dieſe zweite zu ehelichen. Dann zogen ſie heim und die erſte Frau willigte ein, die zweite neben ſich zu dulden. Die Gegend, wo beide Frauen ſich zuerſt begrüßten, heißt noch das Freudenthal.

Dieſelbe Sage wird von dem Herrn von Rodenſtein (Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 235), Montfort (Steub, drei Sommer, 154), von dem von Jagow (Temme, Sagen der Altmark) und nach einem altfranzöſiſchen Gedicht von dem Herrn Gilion de Trasignyes erzählt.

Eine der ſchönſten und jedenfalls merkwürdigſten hiſtoriſchen Sagen des deutſchen Volkes hat zur älteſten Quelle den ſchon oben mitgetheilten Mythus von Wieland, deſſen Bruder Egill auf Befehl des böſen König Nidung einen Apfel vom Kopfe ſeines Vaters ſchießt. In die geſchichtliche Zeit wird dieſer Mythus zuerſt verlegt in Dänemark. Saxo Grammaticus hist. Dan. X. 166 erzählt von einem gewiſſen Toko, der den Dänenkönig Harald Blaatand (Blauzahn) erſchoß.

Harald hatte ihn ſchwer beleidigt und ſeinen Trotz gereizt. Im Uebermuth befahl er ihm, den Apfel vom Kopf ſeines Sohnes zu ſchießen. Als Toko dies gethan, frug ihn der König, warum er noch einen zweiten Pfeil zu ſich geſteckt habe? Toko antwortete: mit dieſem hätte ich dich getroffen, wenn ich meinen Sohn verletzt haben würde. Dafür wurde er gefangen in des Königs Schiff geſchleppt, mußte im Sturm rudern helfen, befreite ſich durch einen Sprung, lauerte dem König nachher auf und erſchoß ihn.

Daß dieſe däniſche Erzählung nur Sage und keine wahre Geſchichte iſt, hat Dahlmann in ſeiner däniſchen Geſchichte nachgewieſen. König Harald iſt auf ganz andere Art geſtorben. — Die Sage wiederholt ſich auf däniſchem Boden ſelbſt. Im Kriege des Dänenkönigs Chriſtian I. mit dem empörten Landvolk der Marſchen wurde ein Anführer der letzteren, Henning Wulf, vom König gefangen, mußte auf deſſen Befehl einen Apfel vom Kopf ſeines Sohnes ſchießen und drohte dem Tyrannen mit

dem zweiten Pfeile. Müllenhoff Nr. 66. Ebenso heißt es in einer rheinischen Sage von einem gewissen Puncker, einem berühmten Bogenschützen, Fürsten und Adel hätten ihn einmal gezwungen, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen, und als er es gethan, habe er ihnen erklärt, wenn er gefehlt hätte, würde er mit dem zweiten Pfeil unter die Herren geschossen haben. Malleus maleficarum II. 16. — Die Sage findet sich auch in England wieder, hier heißt der Held William of Cloudesles und schießt den Apfel vom Kopf des Sohnes auf Befehl des Königs.

Berühmter aber als alle diese nördlichen Sagen ist die südliche von Wilhelm Tell. Sie wurde erst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt und lautet nach der Chronik des Tschudy:

> Kaiser Albrecht I. wollte den freien Schweizern in den Alpen ihre angestammte Freiheit rauben und setzte den grausamen Landvogt Geßler über sie. Dieser, um sie gründlich zu knechten, baute die feste Burg Zwing-Uri und befahl, das Landvolk solle vor seinem auf einer Stange befestigten Hute sich so tief beugen als vor ihm selbst. Da ging Wilhelm Tell mit seinem kleinen Sohne vorbei, ohne den Hut zu grüßen, und ward ergriffen. Der Landvogt wollte ihm das Leben lassen, wenn er, als ein berühmter Armbrustschütz, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes herabschösse. Tell that es und traf den Apfel. Da frug ihn Geßler, warum er noch einen Pfeil zu sich gesteckt habe? Um dich, war die Antwort, zu erschießen, wenn ich mein Kind getroffen hätte. Geßler ließ den Tell fesseln und nahm ihn mit über den Vierwaldstädtersee. Ein heftiger Sturm auf dem See aber nöthigte ihn, dem Tell die Ketten abnehmen zu lassen, damit er, als der stärkste Mann im Schiffe, rudern helfe. Da ersah Tell die Gelegenheit, faßte seine Armbrust und sprang auf einen Felsen, welcher der Axen hieß, indem er das Schiff mit gewaltigem Fußstoß hinter sich in's Wasser zurück schleuderte. Dann lauerte er dem Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnacht unter dem Rigi auf und erschoß ihn mit seinem letzten Pfeil.

Die Schweizer Sage hat sich ohne Zweifel ganz unabhängig von der dänischen ausgebildet. Saxo Gr. lebte und schrieb zwar im 12. Jahrhundert und Tell soll erst im Beginn des 14. Jahrhunderts gelebt haben, Saxo's Buch wurde aber erst 1514 gedruckt. Wahrscheinlich schöpfte die Sage im Süden wie im Norden gemeinschaftlich aus einer älteren mythischen Quelle. Es gibt sehr ausführliche Schriften über die Tellsage, die beste von Ideler 1836, dann die von Häuser 1840. Tell kann wirklich existirt haben, so daß nur die Züge der alten Sage, zunächst in

Volksliedern, auf ihn übertragen wurden. Bemerkenswerth iſt, daß der däniſche Toko (ſchweizeriſche Töckeli, der Schmetterling) und der Tell (der Tolle, Unbeſonnene) gleichbedeutende Beinamen ſind.

Ich reihe hier noch die ſchöne Sage von einem blinden Schützen an, nach Schreibers Sagen II. 33.

Oswald von Fürſteneck, der beſte Schütz im Rheingau, wurde von ſeinem Feinde Wilhelm von Salnack gefangen und geblendet, aber einmal, als der Ritter Gäſte hatte, aus ſeinem tiefen Keller herausgeholt, um auch noch blind ſeine Geſchicklichkeit als Schütz zu erproben. Er ſollte ein Glas, das ihm der Salnacker durch den Klang bezeichnen wollte, mit dem Pfeil treffen, aber Oswald lauſchte der Stimme und erſchoß den Ritter ſelbſt.

Eine merkwürdige Rolle in der deutſchen Sage ſpielt Margaretha Maultaſch, die berühmte Erbin von Tirol im 14. Jahrhundert. Der Beiname iſt noch im Schloß Maultaſch erhalten, die Sage leitet ihn aber von ihrem großen Mund und vielleicht von ihrer großen Wolluſt her. Vgl. Beda Weber, Tirol II. 400. Grimm, deutſche Sagen Nr. 502. Steub, drei Sommer S. 303.

Lieblich iſt die Sage von Otto dem Schützen. Spangenberg, Adelsſpiegel II. 9. 3. Grimm, deutſche Sagen Nr. 562.

Otto, Sohn des Landgrafen Heinrich von Heſſen, ſollte Geiſtlicher werden, entfloh aber und diente dem Grafen Adolf von Cleve unbekannt als Jäger, deſſen ſchöne Tochter Eliſabeth ihn heimlich ſchon liebte, als die Entdeckung ſeiner edeln Geburt durch einen zufällig ankommenden Ritter aus Heſſen unverhofft ihre Ehe möglich machte. Er kehrte mit ihr nach Heſſen zurück, beerbte ſeinen Vater und hauste mit ſeiner ſchönen Frau lange auf dem Schloß Spangenberg, im 14. Jahrhundert.

Kaiſer Max auf der Martinswand iſt auch eine unſerer beliebteſten Sagen:

Maximilian I. verſtieg ſich einmal auf der Gemſenjagd in dem ſchroffen Abhang der ſ. g. Martinswand am Inn, gegenüber von Inſpruck. Ein Landmann rettete ihn. Nach der Sage aber war es ein Engel, der ihn herabführte. Vgl. Hormayr, Taſchenbuch 1820 S. 208 f.

Ich ſchließe hier noch eine Reihe Sagen von unbeſtimmtem Datum an, oder die ſich über viele Jahrhunderte und Oertlichkeiten verbreiten.

Wohl am weiteſten verbreitet ſind die Sagen von der Liſt der Belagerten. Damit es ſcheine, ſie hätten noch reichliche Vorräthe, warfen

ſie zu Girlanden ihre letzte Kuh mit dem letzten Walzen gefüllt über die Mauer, die Belagerer ließen ſich täuſchen und zogen ab. Stöber, Elſäß. Sagenbuch. Zu Neuſtadt an der Aiſch ſteckten ſie den letzten Schinken auf das Horn der letzten Kuh. V. Herrlein, Speſſart, 198. Vom Schloß Greifenſtein wurde die letzte Sau mit Walzen gefüllt herabgeworfen. Weber, Tirol, II. 402. Von Neuffen der letzte Scheffel Gerſte. Schwab, rauhe Alb, 131. Und ſo noch an vielen Orten.

In einigen Sagen wiederholt ſich der Zug, daß die Belagerer ein Pferd drei Tage dürſten und hungern laſſen, worauf es die verborgene Waſſerleitung entdeckt, durch welche die Belagerten ihr Waſſer beziehen. Dieſe zerſtört man und die Burg oder Stadt muß ſich ergeben. So die Burgen Birg, Grünewald, Walburg, Oſterburg und Lichtenberg, Panzer Beitrag S. 37. 39. 162. 186. 201. Oſterburg, Bechſtein, Franken I. 100. Schneider, Rhön 167.

Zu den beliebteren Sagen gehört auch die von der Rettung einer Stadt durch Zurückſtellung der Uhren. Der Feind wollte Baſel um 12 Uhr angreifen, man ſtellte aber die Uhr auf 11 Uhr zurück und hatte Zeit, ſich gegen den Feind in Verfaſſung zu ſetzen. Daſſelbe wird von Gunzenheim erzählt in Stöbers Kochersberg S. 61.

Wettbauten ſind auch ein beliebter deutſcher Sagenſtoff. Ein Meiſter baut mit dem andern unter Beiſtand des Teufels, oder auch mit dem Teufel ſelbſt um die Wette.

Die merkwürdigſte Sage dieſer Art iſt die vom Kölner Dom.

> Derſelbe blieb unvollendet, weil ſein Meiſter Gerhard, als er einſt das ſchön gediehene Werk ſelbſtgefällig betrachtete, von einem fremden Meiſter, welches der Satan war, herausgefordert wurde. Der Fremde erbot ſich, eine unterirdiſche Waſſerleitung von Trier bis Köln zu führen und Gerhard gelobte ihm ſeine Seele, ſobald er eine Ente auf dem vollendeten Graben werde nach Köln ſchwimmen ſehen. Nun war der Teufel bald fertig, die Ente ſchwamm und Meiſter Gerhard ſtürzte ſich vom Kranz des Thurmes herab. Weyden, Kölns Vorzeit I. 181.

In dieſer Sage iſt nicht nur die Nichtvollendung des Dombaues ſinnig erklärt, ſondern auch der Contraſt der gothiſchen Baukunſt mit der altrömiſchen, denn unter dem Teufelsgraben iſt eine altrömiſche Waſſerleitung gemeint, deren Spuren man aufgefunden hat. Uebrigens geht von derſelben Waſſerleitung auch dieſelbe Sage zu Trier um. Ihr

Erbauer ſoll mit dem Erbauer des römiſchen Amphitheaters zu Trier um die Wette gebaut und durch eine Liſt den Sieg errungen haben, worauf ſich ſein Gegner vom Amphitheater herabſtürzte. v. Steinau, Volksſagen S. 36.

In mehreren deutſchen Sagen wiederholt ſich eine Bluttaufe der Glocken, indem ihr Guß mit einem Morde zuſammenhängt.

Schon vom Mönche Tancho in St. Gallen, der unter Karl dem Großen die erſte Glocke in Deutſchland gegoſſen haben ſoll, wird erzählt, er habe Silber, was zum Glockenguß gebraucht werden ſollte, veruntreut, da habe Niemand die Glocke läuten können; als aber Tancho ſelbſt den Glockenſtrick gezogen, ſey der Klöpfel herabgefallen und habe ihn erſchlagen. Monachus S. Gallensis de vita Car. M. bei Hahn, monum. II. 560. Als Romanze behandelt von Wolfg. Müller in Simrocks Kerling. Heldenbuch S. 127.

Die Glocke der M. Magdalenenkirche zu Breslau wurde von einem Lehrling, der aus Neugier den Zapfen zog, in Abweſenheit des Meiſters gegoſſen und gerieth vollkommen, der Meiſter erſchlug aber den Lehrling aus Zorn, weshalb das erſte Geläute der Glocke ihm zur Hinrichtung läutete. Seitdem iſt ſie als Armenſünderglocke beibehalten worden. Grimm, D. S. Nr. 125. Kern, ſchleſ. Sagenſchatz 145.

Dieſe Glockenſage wiederholt ſich zu Lunow (Kuhn, nordd. Sagen Nr. 45), zu Stolberg (Thüringen und der Harz II. 214), Groß-Möhringen (Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 11). Aehnlich die Sage von der Glocke zu Atterdam, Grimm, D. S. Nr. 126. — Noch ſchöner ſind die Sagen vom wunderbaren Ton der Glocken.

In einer kleinen Kapelle auf dem Berge Tſchriett bei Praßberg klang einmal die Glocke ſo ſüß und in ſo weite Ferne, daß ein Türke in Conſtantinopel ſie hörte und unwiderſtehlich von den Tönen angezogen denſelben nachging, bis er hieher kam und die Glocke zum letztenmal hörte, indem ſie vor aller Augen plötzlich verſchwand. Nur fromme Hirten hören noch zuweilen ihren ſüßen Klang im Walde. Seidl, Tirol und Steyermark S. 259.

Ein Wirth aus Meinungen hatte Geſchäfte in Rohr. Auf dem Heimwege an einem Walde hört er ein ſchönes Glockengeläute und fragt ein vorübergehendes Weib. Die meint, es werde zu Rohr einer begraben. Es ſey ſehr ſchön, meint der Wirth. Aber wie er noch hundert Schritte weiter geht, ſinkt er um und iſt todt. Es war ſein eigenes Grabgeläut geweſen. Bechſtein, Sagenſchatz d. Thüringerlands III. 200.

Das Glöckchen in der kleinen Kirche St. Barbara bei Linz an der Donau hörte man einſt auf dem Berge zur ungewöhnlichen Stunde läuten und ſah nach, da hörte man ſie wieder wo anders und ging dem Tone nach, bis man

zu verſchaffen. Das Kommando iſt deutſch, und es iſt dies eine ſolche Neuigkeit in den Vereinigten Staaten, daß Jung und Alt ſich auf dem Exercierplatz einfindet, wenn die Deutſchen ihr „Halt! Rechts um! bei Fuß! Marſch!“ herdonnern. Was aber die Amerikaner noch mehr entzückt, das iſt die deutſche Parademuſik, welche vor dieſen Compagnien einhermarſchirt, ihr gemeſſener, ächt germaniſcher Takt und die aus der Heimath mitgebrachte Subordination. Nun iſt zwar Amerika nicht das Land der militäriſchen Auszeichnung, es iſt aber doch von Bedeutung, daß die Deutſchen in den vorzüglichſten Städten der Union eine wohlbewaffnete und wenigſtens eben ſo gut eingeübte Macht bilden, als die Amerikaner. Dieſe Anſtalten zur Selbſtvertheidigung ſind für ſie in mehr als einer Beziehung wichtig. Erſtens ſind ſie ein Bindungsmittel für die verſchiedenſten Klaſſen von Auswanderern, welches ihnen zugleich Gelegenheit gibt, ihre wechſelſeitigen Bedürfniſſe kennen zu lernen, und ſich einander als Kameraden beizuſtehen. Zweitens erhalten ſie die Liebe zur deutſchen Sprache und die Rückerinnerung an das gemeinſame Vaterland; und endlich drittens, und dies dürfte vielleicht das Wichtigſte ſeyn, ſteigen die Deutſchen in der Achtung der Amerikaner dadurch, daß ſie im Stande ſind, an der Nationalvertheidigung einen ihres neuen Bürgerſtandes würdigen Antheil zu nehmen. Ueberhaupt kann man den Deutſchen in Amerika nur dazu Glück wünſchen, daß ſie ſich auf jede Art von der untergeordneten Stellung zu emancipiren ſuchen, welche ein großer Theil derſelben bei ſeiner Ankunft in den Freiſtaaten aus Mangel an Vermögen oder Empfehlungen einzunehmen gezwungen iſt. Die Vereinigung zu militäriſchen, politiſchen und andern Zwecken, inſofern ſie nicht den Geſetzen des Staates entgegen ſind, bietet hiezu die wirkſamſten Mittel, und ſo möge das Beiſpiel, mit welchem alle größeren Städte mit deutſcher Bevölkerung vorangegangen ſind, bald in allen Landſtädten und größeren Anſiedlungen Nachahmer finden.

Noch müſſen wir hier den lobenswerthen Eifer rühmen, mit welchem mehrere deutſche Geſellſchaften in den Vereinigten Staaten in letzterer Zeit für die Verbeſſerung und Erhaltung der deutſchen Sprache geeifert haben; denn es war dies um ſo mehr nöthig, als die Meiſterwerke deutſcher Claſſiker nicht einmal durch den

im Wald die Leiche eines Erſchlagenen fand, da hörte ſie auf. Sie hatte dem Todten nur eine chriſtliche Beerdigung gewähren wollen. Seidl, Tirol und Steyermark S. 285.

Sagen von wunderbaren Rettungen eines jungen Kindes, des einzigen noch übrigen Sprößlings eines berühmten Geſchlechts. So die von Bodmann. Schwab, Bodenſee 83. Die Amme ließ das Kind in einen Keſſel den hohen Berg hinabrollen. So die von Manteuffel. Temme, Sagen aus Pommern. Auch hier rettet die Amme. — Merkwürdig oft wiederholt ſich die Sage von einem Kinde, das bei einer großen Ueberſchwemmung in ſeiner Wiege fortgeſchwommen und gerettet worden ſey durch eine Katze, die mit auf der Wiege war und das Gleichgewicht hielt. Sage von der Ueberſchwemmung des Suggenthals. Baader Nr. 72, von einer andern der Werra, Thüringen und der Harz VIII. 29, des Zuger See's, Meyer von Knonau, Erdkunde der Eidg. I. 409, im Dithmar'ſchen Lande, Müllenhoff Nr. 175.

Wo man zwei alte Burgruinen bei einander findet, knüpfen ſich daran gerne Sagen von feindlichen Brüdern.

Zwei Herren von Reichenburg in Steyermark, Brüder, wohnten auf zwei Schlöſſern nahe bei einander und legten einſt, von gleicher Mordluſt getrieben, aus den Fenſtern die Gewehre auf einander an und tödteten ſich beide. Im Grabe rückten noch ihre Todtenköpfe dicht zuſammen, und ſo oft man ſie auch trennte, immer kamen ſie unter der Erde wieder zuſammen. Valvaſor, Krain I. 575.

In Müllenhoffs holſt. Sagen Nr. 44—46 werden vier Sagen erzählt von zwei Brüdern, die ſich beide in daſſelbe Mädchen verliebten, worauf einer den andern todt ſchlug, ſelbſt aber nachher getödtet wurde oder fliehen mußte. Die Sagen beziehen ſich örtlich auf die Häuſer Schalkholz, Philippsburg, Pellworm und Borsſteth. Eine ganz ähnliche Sage vom Wolfſtein bei Harrys I. 28, und vom Biberſtein, Schreiber, Sagen I. 10. Zwei Brüder von Franchimont in Flandern ermordeten ſich, als die letzten ihres Geſchlechts, Wolf, niederl. Sagen Nr. 322. — Zwei Zwillingsbrüder von Vooſt waren einander ſo feindlich, daß ſie ſchon unmittelbar nach der Geburt mit einander rangen. Steub, Tirol S. 338. Vergl. noch Müllenhoff Nr. 257, Kuhn, nordd. Sagen S. 42. — Reginald von Falkenberg hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Geiſt ihm aber erſcheint und mit der Hand ins Geſicht greift, daß die Spuren nie mehr weggehen. Wolf, niederl. Sagen, 210.

Oefter wiederholen ſich die Sagen von einem übermüthigen Fräulein.

Auf dem Kynaſt im ſchleſiſchen Gebirge hauste einſt die reiche Erbin Kunigunde, die keinen Mann heirathen wollte, er wäre denn zuvor auf der ſchmalen Mauer rings um die Burg geritten. Jeder, der es verſuchte, ſtürzte in den Abgrund. Endlich kam der ſchöne Landgraf Adelbert oder Albrecht von Thüringen unerkannt auf die Burg, das Fräulein verliebte ſich in ihn und er allein machte glücklich den Ritt, erklärte ihr aber dann, indem er ihr ihre Grauſamkeit vorwarf, er ſey ſchon verheirathet, worauf ſie ſich in Verzweiflung von der Mauer ſtürzte. Büſching, Volksſage I. 26.

Aehnliche Sagen vgl. bei Schreiber, Sagen Nr. 68. Pröhles Märchen Nr. 30. v. Hormayr, Taſchenbuch 1833. S. 222.

Wo irgend in deutſchen Gebirgen zwei parallele Felſen, zwiſchen ſich einen Abgrund, einander gegenüberſtehen, hört man gewiß auch eine Sage, daß hier einmal eine von Räubern verfolgte Jungfrau, oder ein fliehender Ritter, oder ein Hirſch in einem ungeheuren Satz hinübergeſprungen ſey.

Unter den Jungfernſprüngen iſt am berühmteſten der von der ſog. Roßtrapp. So heißt ein Felſen im Harz über einem Abgrund mit einer Vertiefung, die einem großen Pferdehufe ähnlich iſt. Davon gibt es viele Sagen.

1) Eines Hühnenkönigs Tochter wettete, mit ihrem Roß dreimal über den Abgrund zu ſetzen und that es zweimal, zum drittenmal aber ſtürzte ſie in die Bode hinab. Ein Taucher wollte ihre goldene Krone holen, tauchte dreimal unter, das drittemal aber kam er nicht wieder und es quoll nun Blut auf. Man ſagt, die Königstochter habe ihn unter dem Waſſer umgebracht, indem ſie ſelbſt noch fortlebe. Behrens, kur. Harzwald S. 121. 2) Die Prinzeſſin wurde von einem Prinzen auf einem Zauberpferde über den Abgrund entführt. 3) Sie hatte einen heimlichen Liebhaber, wurde von ihrem erzürnten Vater verfolgt, ſetzte über den Abgrund, verlor aber im Sprunge ihre Krone. 4) Sie hieß Emma und wurde von dem Rieſen Bodo verfolgt. Sie kam glücklich mit ihrem Roß hinüber und verlor nur die Krone. Er aber ſtürzte in den Abgrund und gab dem Fluß den Namen. In der Tiefe des Waſſers bewacht er ſeitdem als ſchwarzer Hund die goldene Krone. 5) Sie ſetzte ſich mit ihrem Geliebten auf das hohe Roß des Rieſen, auf das ſie mittelſt einer Leiter hinaufſteigen mußte und floh, während der Rieſe ſchlief. Dieſer erwachte und verfolgte ſie. Die Liebenden kamen glücklich hinüber, der Rieſe aber ſtürzte. Grimm, Deutſche Sagen I. Nr. 318. 6) Ein Roß ſollte geopfert werden, riß ſich aber los und ſprang über die Bode. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 193.

Unzählige andere Sagen von Jungfernſprüngen in Deutſchland melden

von ganz ähnlichen Verfolgungen und Rettungen, oder Entführungen. Es würde zu weit führen, sie alle zu verzeichnen.

Unter den Ritterſprüngen iſt beſonders berühmt der des Landgrafen Ludwig, aus ſeinem Gefängniß in Gibichenſtein über die Saale hinüber, wovon er der Springer zubenannt wurde. Grimm, Deutſche S. Nr. 548. Und der des Raubritter Ezzelin von Geilingen, den ſein Zauberroß durch einen Sprung über den Stadtgraben von Nürnberg rettete. Daſ. Nr. 129. Gleiche Sprünge werden von vielen andern berühmten Räubern erzählt. Zuweilen läßt der Fliehende ſeinem Roſſe die Hufe verkehrt aufſchlagen, damit man, wenn man auch ſeine Spur finde, ihm nicht folge, oder ſchleudert ſein Roß ein Hufeiſen ſo gewaltig, daß es in der Wand ſtecken bleibt.

Mehrfach wiederholen ſich Volksſagen von kühnen Mägden, die um Mitternacht zum Galgen oder zu andern von Geiſterſchauern umgebenen Orten hingegangen ſeyen, um einer Rettung oder einer Wette willen. Die älteſte Spur dieſer Volksſage finde ich in der Leipziger Märchenhandſchrift, Haupt, altd. Blätter II. 167 f.

Hier erkauft eine Tochter ihrem gefangenen Vater das Leben durch eine kühne That, indem ſie allein um Mitternacht in eine verfallene Kirche geht, der Geiſterſpuckes wegen bisher Niemand nahen wollte. Hier ſagt ihr ein Verdammter, die hier irrenden armen Sünder, vormalige Mönche, könnten nur erlöst werden, wenn die Kirche wiederhergeſtellt werde. Der König läßt ſie wiederherſtellen und ſo hat die muthige Tochter ,die Geiſter und auch den Vater erlöst.

Andere Sagen dieſer Gattung ſind:

Zu Königsberg in Franken lief eine Magd um Mitternacht zu einer einſamen Kapelle, ſah ein Pferd davor ſtehen und hörte darin ein Gewinſel, ſchnitt ſchnell einen Bündel vom Pferde ab und lief zurück. In dem Bündel war koſtbare Beute, welche der Beſitzer des Pferdes, ein Räuber, zuſammengebracht hatte. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. 188.

Aehnlich eine Sage in der Geſchichte der Gotteshäuſer Oeſterreichs I. 192, die unter dem Titel „die Räuber von Maria Kulm“ in Wien auf die Bühne gebracht wurde.

Am Gollenberge bei Cöslin in Pommern hörte ein Reiſender Nachts im Ungewitter Räuber. Die kühne Magd des nächſten Wirthshauſes, wo der Reiſende einkehrte, wagte ſich auf den Berg, ſah die Räuber und

entfloh ihnen auf einem ihrer Roſſe. In allzu großer Hitze die Magd verfolgend, geriethen die Räuber in die Gewalt der Cöslíner. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 157. Auch bei Lübeck findet eine kühne Dirne am Rabenſtein um Mitternacht ein weißes Pferd, entflieht damit und wird dadurch Entdeckerin eines Mordes. Asmus, Volksſ. von Lübeck S. 51. Desgleichen bei Bremen, Wagenfeld, Bremer Volksſ. I. 9. Eine ganz ähnliche Sage von Entdeckung und Gefangennehmung von Räubern am Galgen durch die kühne Magd in Brieg in Schleſien. Curioſitäten V. 466.

Eine andere Wendung nimmt die Sage, wenn ein Mädchen muthwillig Gott verſucht, indem ſie um Mitternacht auf den Kirchhof geht, auf einem Grab ein Wahrzeichen einſtecken will, ſich aber im Dunkel ſelber mit dem Rock an das Grab annagelt und nun nicht fortkommend vor Angſt faſt ſtirbt. So ging es einer Magd bei Malterdingen im Breisgau, Schnezler, bad. Sagenbuch I. 317. Aehnliches in Müllenhoffs holſt. Sagen Nr. 235. Panzer, Beitrag, 177. Stöber, Elſäß. Sagenbuch, 571.

Von einer tapfern Müllerin erzählen Grimms deutſche Sagen I. Nr. 127:

Sie war ſchwanger und allein in ihrer Mühle bei Wels in Oeſterreich, als die Hebamme kam und ihr mit einem Meſſer den Tod drohte, wenn ſie ihr nicht alles Geld gäbe. Da führte ſie das böſe Weib in eine Kammer, zeigte ihr das Geld und ſchloß ſie geſchwind ein. Darauf ſchickte ſie ihr ſiebenjähriges Söhnlein nach dem Vater. Der Mann der Hebamme aber, der draußen lauerte, fing den Knaben auf, wollte ins Haus, fand es verſchloſſen, drohte der Müllerin, und ſtach, als dieſe nicht aufmachte, den Knaben wirklich todt. Nun wollte er auf dem Mühlrade ins Haus ſteigen, aber die Müllerin ſetzte die Mühle in Bewegung und das Rad zermalmte ihn.

Echt deutſch und wohl ſehr alt iſt die Sage von Walthers Schlag und Hieb.

Herr Walther, ein alter Held, gedachte ſeiner Sünden und wurde ein Mönch. Da fielen Räuber über die Kloſtergüter her und plünderten auch den alten Walther ſelber aus, als er kam, ihnen Vorſtellungen zu machen. Geduldig ließ er ſich von ihnen alles nehmen, bis ſie ihm auch die Hoſen nehmen wollten, das litt er nicht, und plötzlich ballte er die Fauſt und ſchlug ſie alle nieder. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des 10. Jahrhunderts, 109. Chron. novaliciense II. 7. Später öfter variirt und noch aus jüngſter Zeit

vom ſtarken Bedienten eines in Italien reiſenden Herrn erzählt, der echte deutſche Michel.

Eine uralte Sittenlehre enthält die Volksſage von der Roßdecke.

Ein alter König in Frankreich überließ das Reich ſeinem Sohne, wofür ihn dieſer unterhielt. Bald aber mißfiel ſein Alter, die Huſten ꝛc. der jungen Königin, ſo daß ſie nicht ruhte, bis er vom Tiſche entfernt wurde und ſein Bett unter der Treppe bekam. Nachher bekam die Königin einen Sohn, der ſich des alten Großvaters annahm und ihm täglich zu eſſen brachte. Einſt verlangte der Alte eine Decke, weil ihn ſo friere. Da nahm der Knabe eine Roßdecke, zerriß ſie aber in der Mitte. Sein Vater frug, warum er ſie zerreiße? Die andere Hälfte, ſagte der Knabe, behalte ich für dich übrig, wenn du auch einmal unter der Treppe liegen wirſt. Altes Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 269 und bei Erlach I. 434. Kommt auch ſchon im Coloczaer Kodex vor S. 143, in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 78, Hagen Geſammtabenteuer Nr. 48, Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 412, bei Hans Sachs II. 2. 106.

Aehnlich die Volksſage von der Keule oder dem Schlegel.

Ein alter Mann vertheilt ſein Erbe bei Lebzeiten an die Kinder, die ihn nun hungern laſſen. Er ſtellt ſich, als habe er noch einen Geldkaſten vor ihnen verborgen. Da werden ſie wieder freundlich und pflegen ihn gut bis an ſeinen Tod. Als ſie aber die Kiſte öffnen, liegt ein ſchwerer Schlegel darin mit der Beiſchrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und ſelber dabei leidet Noth,
Den ſoll man ſchlagen mit dieſem Schlegel todt.

Coloczaer Codex, 157 f. Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 411. Hans Sachs II. 2. 105.

Grimm in Haupts Zeitſchrift V. 72 und Büſching in Fr. Schlegels deutſchem Muſeum IV. 77 f. gedenken ſolcher Keulen vor den Thoren vieler norddeutſchen Städte.

Ich ſchließe mit der merkwürdigen Sage vom Tanz zu Kolbeck.

Nach Pauli, Schimpf und Ernſt von 1535 Nr. 368 und Banges, Thür. Chron. 39 hielt in einem ſächſiſchen Dorf zur Zeit Kaiſer Heinrichs II. der Prieſter Rupertus zu Weihnachten eine Meſſe um Mitternacht, da fingen achtzehn Perſonen zu tanzen an. Der Prieſter erzürnte ſich darüber ſo, daß er rief, nun wollte ich, ihr müßtet ein ganzes Jahr tanzen. So geſchah es auch. Des Prieſters Tochter tanzte mit, ihr Bruder wollte ſie wegzerren und riß ihr den Arm aus.

Die Weihnachtszeit und der Name Ruprecht laſſen hinter dieſem

Tanz einen altheidniſchen Neujahrstanz vermuthen. Dieſelbe Sage meldet Kuhn in ſeinen märk. Sagen Nr. 187 von Donſtadt bei Halberſtadt; hier iſt ſogar der Ort von Zwergen benannt (Zwergſtätte), die Sage alſo wohl ſehr alt. Bei Grimm, Deutſche S. Nr. 231, deſſen Quellen noch Berckenmeyers Kur. Antiqu. S. 698 hinzuzufügen wäre, ſind beide Sagen verbunden. Die Zeit iſt die Chriſtnacht, der Prieſter heißt Ruprecht, das Dorf liegt bei Halberſtadt und heißt Kolbeck. Sie tanzten einen tiefen Ring in die Erde, entſprechend den Elfenringen. Vgl. auch Büſchings Volksſagen S. 383, der das Dorf bei Magdeburg liegen läßt. Gottſchalk, Sagen S. 337, der behauptet, es gebe bei Magdeburg gar kein ſo genanntes Dorf und es ſey das Vorwerk Kölbik bei Köthen gemeint. Vgl. Beckmann, anhalt. Chronik III. 4. 4. Auch Stahl, weſtphäl. Sagen S. 103, der den Ort Körbeke nennt.

6.

Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern.

Im Ausgang des Mittelalters tritt in der Poeſie der alte heilige Ernſt, wie der ritterliche Seelenadel immer mehr zurück und gewinnt die Luſt an Schwänken und Poſſen die Oberhand. Der kirchliche Verfall ſteht damit in nahem Zuſammenhang, denn ungeheuer viele und gerade die boshafteſten Schwänke ſind gegen die Pfaffen gerichtet und man merkt, daß die Kirche, allzubegierig, ihre äußere Macht zu behaupten, der Verwilderung der Sitten und weltlichen Ueppigkeit nicht mehr ausreichend vorbeugte. Auch der Verfall des alten Reichs hängt damit zuſammen, die beginnende Kleinſtaaterei und Kleinſtädterei, die Verdumpfung des Bauernſtandes unter dem Druck der höheren Stände.

Eine gute Anzahl vortrefflicher Schwänke ſind für ſich beſtehende Dichtungen, wie das Lalenbuch, Eulenſpiegel, der Pfaff vom Kalenberg ꝛc. Sehr viele ſind zu Faſtnachtsſpielen verarbeitet. Andere ſind erſt ſpäter in beſonders ihnen gewidmeten lateiniſchen und deutſchen Sammlungen zuſammengetragen worden. Solche Sammlungen ſind: die facetiae des Prof. Bebel in Tübingen 1506; Pauli, Schimpf und Ernſt 1522; Luthers Tiſchreden; Nachtigall (Lycinius), joci 1524; Gaſt Tiſchreden, Melan-

der jocoseria 1604; Schumann, Nachtbüchlein 1559; Kirchhoff, Wendunmuth 1563; Claus Narrenhiſtorie 1572; Wickram, Rollwagen 1557; (Frei, Gartengeſellſchaft und Montanus, Wegkürzer, ſind der 2. und 3. Theil des Rollwagen); Fatzbüchlein; Katzlporus; Raſtbüchlein von Lindner 1558: Maynhinkler Sack 1612 (das gröbſte von allen). In allen dieſen Sammlungen findet man neben Späſſen und Satiren, die erſt im giftigen Hader der Reformationszeit entſtanden ſind, doch eine große Menge viel älterer, noch harmloſer echter Volksſchwänke, die bisher im Volksmunde lebten und erſt jetzt niedergeſchrieben wurden. Dazu haben ſich in neuerer Zeit die fleißigen Aufzeichnungen unſerer Volksſagenſammler geſellt, die mit den Sagen vermiſcht auch noch zahlreiche gute alte Schwänke mittheilen.

Dem Plane des vorliegenden Werkes getreu will ich den reichen Stoff auch hier wieder möglichſt klar und natürlich eintheilen und gehe daher von dem älteren, noch unbefangenen Volkshumor aus.

Der Humor iſt allen germaniſchen Stämmen angeboren. Er iſt nicht Witz und Spottluſt, noch Freude am Lächerlichen allein, ſondern auch Selbſtironiſirung, eine urſprünglich unſchuldige und gemüthliche Lächerlichmachung ſeiner ſelbſt, das Hervorheben der ſchwachen Seiten und der eigenen Volksthümlichkeit, Natur und Leiſtung. Er wurzelt alſo in einer gewiſſen Demuth und in einem tiefen Gefühl für Wahrheit. Wir haben dieſen Humor ſchon in den Volksmärchen hervorbrechen ſehen, die vom älteſten Datum ſind. Er übt überall eine poetiſche Gerechtigkeit, er läßt in der armſeligen Kröte eine verwünſchte ſchöne Prinzeſſin und im dummen Hans einen göttlichen Heros erkennen, während er jede Anmaßung, das allzuſichere Ehr- und Glücksgefühl beſchämt und beſtraft. Auch in den Schwänken, zu deren Betrachtung wir übergehen, bleibt noch der gemüthliche Humor vorherrſchend und tritt die Satire, der boshafte Spott, noch zurück.

Die gegenſeitige Verſpottung der Volksſtämme, von denen gerne einer den andern für dumm hält, iſt uralt in Deutſchland und nicht böſe gemeint, ſondern ſogar Selbſtironiſirung. Der vortrefflichſte aller Schwänke dieſer Gattung, das Märchen von den ſieben Schwaben iſt ohne Zweifel in Schwaben ſelbſt erſonnen oder vielmehr aus vielen einzelnen Zügen ſinnig zuſammengetragen worden. Die ältere Auffaſſung nennt

neun ſtatt ſieben, die Siebenzahl iſt aber die ſprüchwörtlich gewordene. In Kirchhoffs Wendunmuth I. Nr. 274 heißt es:

Neun Schwaben machten eine Wallfahrt zum heil. Rock nach Trier und trugen gemeinſchaftlich einen langen Spieß, um ſich zu vertheidigen. Da in der Dämmerung eines Juniabends hörte einer einen Roßkäfer ſummen, ſchrie auf: Gott, ich höre trommeln! und ließ aus Angſt einen ſtreichen. Ja wohl, rief ein Anderer, ich rieche ſchon das Pulver. Sie flohen. Einer trat auf einen Rechen, womit man den Tag über Heu gemacht, ſchlug ſich damit vor die Stirne und ſchrie: ich gib mich gefangen. Wir auch, wir auch' riefen die andern. Nachher erſt merkten ſie, daß gar kein Feind da ſey. Nach etlichen Tagen ſahen ſie einen Haſen in der Sonne ſitzen, der ſich hinter dem Ohr kratzte, und ſie erſchraken ſehr. Indem ſie aber aus großer Furcht Gott um Hulfe anſchrien, lief der Haſe davon. Endlich kamen ſie an die Moſel. Der Fährmann rief ihnen vom andern Ufer zu, ſie ſollten warten, ſie verſtanden aber „waten" und gingen ins Waſſer, einer nach dem andern und alle ertranken, weil jeder den Hut des Vorgängers noch auf dem Waſſer ſah und im Quacken eines Froſches deſſen aufmunternde Rede zu vernehmen glaubte.

Die ausführlichere neuere, vielleicht aber in ihrem Kern ältere Auffaſſung iſt die in Auerbachers Volksbüchlein, beſonders edirt Stuttgart 1832.

Sieben Schwaben laſſen ſich in Augsburg einen langen Spieß machen, um das Ungeheuer am Bodenſee zu beſtehen. Voran der ſtarke lange Allgäuer, dann der Seehaas (vom Bodenſee), der Neſtelſchwab (von den vielen Neſteln an ſeinem Kleid), der Knöpflenſchwab (vom Knöpfleneſſen), der Spiegelſchwab (weil er die Naſe am Ermel putzt), der Blitzſchwab (weil er immer Potz Blitz ſagt) und der Gelbfüßler (weil er einmal die Eier, damit ihrer mehr in denſelben Wagen gingen, zuſammengetreten hatte). Sie ziehen zum Bodenſee und beſtehen unterwegs allerlei kleine Abentheuer, in die moderner Witz hinſpielt. Uralt aber iſt das ſchon von den Hernlern (Th. I. S. 4) auf ſie übertragene Abentheuer vom blaublühenden Flachsfelde, durch das ſie ſchwimmen wollen, weil ſie es für einen See halten. Endlich kommen ſie an den wirklichen Bodenſee und ſehen den Haſen, auf den ſie als das vermeintliche Seeungeheuer mit vereintem Muth, jedoch mehr hinter ſich als für ſich, losgehen, bis der Haſe ſelbſt davonläuft. Da begleiten ſie den Seehas in ſeine Vaterſtadt Ueberlingen, legen hier zu ewigem Andenken den Spieß nieder und ſtiften eine Kapelle zum „ſchwäbiſchen Heiland", weil der Heiland ihnen geholfen habe.

Ich ſchließe hier noch einige kürzere Schwänke von einfältigen Bauern an.

Einem Bauern legte ſeine Henne zu langſam Eier, alle Tage nur eins

Da wollte er die Eier auf einmal haben und schlachtete die Henne. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 22. Luther, Tischreden, S. 54. Ein Bauer sah das Bild des Teufels in der Kirche und zündete vor ihm, wie vor einem Heiligen, eine Kerze an, zu ihm betend, er möge ihm doch nichts thun. Daf. S. 34. Pauli, Schimpf und Ernst, 87.

Einen plagten die Flöhe so arg, daß er sich nicht mehr zu lassen wußte und da er sie auf keine andere Art zu vertreiben wußte, sein Haus anzündete und es so mit den Flöhen verbrannte. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 16. — In späteren Anecdotensammlungen heißt es, ein Geiger habe seine Hütte der Wanzen wegen verbrannt und geigend dem Brande zugesehen, indem sein Weib dazu sang: wenn das nicht gut für die Wanzen ist, so weiß ich nicht, was besser ist.

Ein reicher junger Bauer freite ein armes adeliges Fräulein. Sie schenkte ihm ein Paar feine Handschuhe, die zog er an, aber es regnete und sie verdarben. Du hättest sie in den Busen stecken sollen, sagte seine Mutter. Das anderemal schenkte ihm das Fräulein einen Balken, den steckte er in den Busen und erdrückte ihn. Du hättest ihn auf der Hand tragen sollen, sagte seine Mutter. Das drittemal empfing er ein Sieb und trug es auf der Hand. Du hättest es an deines Rosses Schweif binden sollen, sagte die Mutter. Zum viertenmal bekam er ein Stück Speck, das hing er dem Roß an den Schwanz. Nun ging die Mutter statt des dummen Sohnes selber zum Fräulein. Der Sohn aber wollte ein Mahl bereiten, lief den Wein aus dem Faß in den Keller laufen und schüttete, um aufzutrocknen, alles vorhandene Mehl hinein. Da schrie die Gans. Er glaubte, sie werde ihn verrathen und erwürgte sie, zog sich dann nackt aus, beschmierte sich mit Honig, wälzte sich in den Federn der Gans und setzte sich selbst als Gans brütend über ihre Eier. So fand ihn die heimkehrende Mutter. Bald nachher kam das Fräulein und die Mutter unterwies ihn, wie er seine Aeuglein lieblich auf sie werfen solle. Da stach er den Schafen im Stalle die Augen aus und warf sie auf sie. Dennoch aber nahm ihn das Fräulein zum Mann, denn er hatte — Geld. Bebel, facetiae I. 40. Kirchhoff, Wendunmuth I. 81.

Die kluge Else, ein Bauernmädchen, sollte heirathen. Ihr Vater sagte, sie sey gar zu dumm. Ja, meinte Hans, wenn sie nicht gescheidt wäre, möge er sie nicht. Einstweilen solle sie auf des Vaters Befehl Bier aus dem Keller holen, kam aber nicht zurück. Man fand sie weinend, im tiefsten Kummer darüber, daß, wenn sie heirathe und ein Kind bekomme, das Kind vielleicht einmal in den Keller kommen und eine Axt, die an der Wand hing, auf seinen Kopf fallen könnte. Als Hans das hörte, meinte er, Else sey gescheidt genug und heirathete sie. — Einmal fand er sie in der Erndte auf dem Felde eingeschlafen, denn sie hatte lieber geschlafen als gearbeitet. Da hing er ihr Schellen an. Als sie erwachte und die Schellen hörte, frug sie: bin ichs oder bin ichs nicht? lief heim und frug den Hans: ob die Else drinnen

ſey? Hans ſagte Ja! da ſchrie Elſe: ach Gott, da bin ichs nicht! und lief zum Dorfe hinaus. Grimm. Märchen Nr. 34. Eine ähnliche Geſchichte ſteht in Schuppius lehrreichen Schriften. Hanau 1663 S. 813. noch witziger dadurch, daß die Mutter von der Angſt der Tochter angeſteckt mit ihr weint und heult.

Unter den vielen ähnlichen Geſchichten will ich nur auf die vom Bauer Lorenz (aus Frey's Gartengeſellſchaft und den kurzw. Geſchichten, Frankfurt 1583 S. 538), vom Bauern Krebs (Grimm, Märchen Nr. 98, Bebel, facet. S. 62), vom Kätherlieschen (Grimm, Märchen Nr. 59), von der dummen Frau (Müllenhoff, holſt. Sagen 413) aufmerkſam machen.

Aerger noch als die einfältigen Bauern wurden die ſogenannten Schildbürger oder Kleinſtädter verſpottet. Es gibt kein Land und Ländchen in Deutſchland, wo nicht irgend eine kleine Stadt ſprüchwörtlich wäre wegen der Einfalt ſeiner Einwohner. Die wirklich vorhandene Einfalt erklärt dies nicht allein. Man muß auch erwägen, daß in Deutſchland die nächſten Nachbarn ſeit uralter Zeit immer geneigt waren zu gegenſeitigem Hader, zu gegenſeitiger Verſpottung. Fiel da nun einmal etwas recht Einfältiges vor, da wurde es bald und für immer dem Urſprungsort zur Laſt gelegt und der Spott darüber verewigt. Ferner iſt nicht zu vergeſſen, daß die Deutſchen urſprünglich keine Städte hatten und daß die kleinen Bürgerſchaften in den erſten Städten als gemeine Freie, wenn auch der Waffenehre theilhaftig, doch dem vornehmen Landadel nicht gleich kamen und demſelben linkiſch oder als das, was wir noch jetzt Spießbürger nennen, erſchienen ſind. Der ältere Spottname war Schildbürger, das ſind bewaffnete Bürger, Stadtſoldaten.

Es gibt ein eigenes altes Volksbuch von den Schildbürgern, ohne Zweifel aus vielen Schwänken nach und nach zuſammengetragen und geordnet. Der Name iſt wohl nicht von Schilda entlehnt, ſondern nur erfunden, um die Gattung zu bezeichnen. Die älteſte Ausgabe dieſes Buchs iſt von 1597. Es führt den Titel: Geſchichte der Schildbürger und das Lalenbuch oder Geſchichte der Lallen von Lallburg. Endlich erſchien es auch unter dem Titel: Grillenvertreiber oder Geſchichte der Witzenburger, 1623. Ueberall daſſelbe nur mit verändertem Namen. Der Grillenvertreiber erhielt noch zwei weitere Theile oder Fortſetzungen von anderer Hand. Vergl. Görres Volksbücher 183. Hagens Narrenbuch,

Buchhandel ihren Weg nach Amerika fanden, und die größeren deutschen Lesegesellschaften, welche meistens unter dem Einflusse und der Oberaufsicht der Geistlichen stehen, die meisten belletristischen Schriften, als der Gottseligkeit entgegen, aus ihren Bibliotheken verbannen. Sind doch die Werke Jean Paul Richters aus der deutschen Lesegesellschaft in Philadelphia verbannt, weil sie nicht genug den Stempel der Gottesfurcht an sich tragen. Diesem Uebelstand könnte hauptsächlich durch Gründung einer soliden deutschen Buchhandlung abgeholfen werden, für die es gewiß schon ein hinlänglich zahlreiches und gebildetes Publikum gibt, das sich sehr darnach sehnt, endlich etwas Anderes als deutsche Gebet- und Gesangbücher in die Hände zu bekommen. Man denke nur, daß in den drei Städten New-York, Philadelphia und Baltimore nahe an 100,000 Deutsche wohnen, wovon eine große Zahl den bemittelten und selbst reichen Ständen angehört, und daß sich diese Zahl mit jedem Jahr auffallend vermehrt. Haben sich doch die deutschen Zeitschriften in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt — ein Beweis, daß ein Lesepublikum da ist — um wie viel mehr müßte erst eine gute Buchhandlung an ihrem Platz seyn, wenn sie vielleicht noch damit ein Lesekabinet verbände, in welchem die vorzüglichsten deutschen politischen und belletristischen Journale anzutreffen wären.

Mit dem Verlangen nach besseren deutschen Werken hebt sich jetzt in Amerika auch der Geschmack an dramatischen Schriften, und es ist sogar vor kurzem in Philadelphia ein deutsches Theater entstanden. Dieses war zwar Anfangs ein Liebhabertheater; da der Andrang zu demselben jedoch bald so groß ward, daß das dazu bestimmte Lokal die Zuschauer nicht mehr fassen konnte, so miethete die Direktion eines der schönsten und größten Theater der Stadt (das **Arch Street theatre**) und gab darin größere Vorstellungen, wobei jeder Fremde, Deutsche oder Amerikaner zu denselben Eintrittspreisen wie in den andern Theatern zugelassen wurde. Die Einnahme verwendete die Gesellschaft, nach Abzug aller Kosten, auf die Verbesserung des Theaters selbst, oder zu wohlthätigen Zwecken. Nach einigen von mir durchgesehenen Theaterzetteln wurden im Laufe des vorigen Jahres „die Räuber, Kabale und Liebe" und mehrere Iffland'sche und Kotzebue'sche

welches das alte Buch selbst und S. 425 die lit. Nachweisungen enthält. Eine Ausgabe erschien auch in Stuttgart bei Scheible 1839.

Die Schildbürger stammten von einem der sieben weisen Meister ab, daher sie ihrer Weisheit wegen überall hin berufen wurden, um zu rathen und zu helfen. Da sie nun so lange ausblieben, wurden ihre Weiber böse und schrieben ihnen, sie sollten heimkommen. Als dies geschehen war, gab ihnen ein alter Schildbürger den Rath, sie sollten sich fortan der Thorheit statt der Weisheit befleißigen, dann werde ihrer Niemand mehr begehren und sie könnten ruhig daheim bei ihren Weibern bleiben. Also thaten sie nun. Da begannen sie ein neues Rathhaus zu bauen und fällten Holz auf einem Berge. Als sie dasselbe mühsam den Berg hinabgeschleppt, fiel ihnen ein, sie hätten es bequemer gehabt, das Holz nur den Berg hinabrollen zu lassen. Da schleppten sie es wieder den Berg hinauf und ließen es rollen. Als das Rathhaus fertig war, hatten sie die Fenster vergessen und wußten nicht, warum es so finster sey? Sie rathschlagten, das Licht draußen aufzufangen und hineinzutragen, bis sie endlich einsahen, wo es fehlte. — Um wohlfeileres Salz zu haben, säeten sie es. Da verrichtete einmal ein Schildbürger auf dem Salzacker seine Nothdurft und wurde von Nesseln tüchtig gebrannt. Nun lief er voller Freude in die Stadt und verkündete, das Salz sey gewachsen. — Der Kaiser wollte nach Schildburg kommen und sollte ihm vom Schultheißen reimweise geantwortet werden. Daher sollte der beste Reimer Schultheiß werden. Man wetteiferte (in witziger Versuchung der leichtesten Reime z. B. ich bin der Nachtwächter Hildebrand und stell meinen Spieß an die Mauer), bis der Schweinhirt den Preis davontrug. Dieser gab seinem Weib einen schönen Pelz und als sie mit demselben zum erstenmal in die Kirche kam und zufällig gerade die ganze Gemeinde sich erhob, glaubte sie es geschehe ihr und ihrem Pelz zu Ehren und dankte. Der Kaiser ließ den Schildbürgern sagen, sie sollten ihm entgegenkommen halb geritten, halb gegangen. Das thaten sie, indem sie auf Steckenpferden ritten. Als der Kaiser kam, kauerte der Schultheiß gerade und verrichtete seine Nothdurft, hielt sich aber mit der einen Hand die Hosen und reichte die andere dem Kaiser. Man brachte diesem einen großen Topf voll Senf als Ehrengeschenk, der Topf zerbrach, nun reichte man dem Kaiser wenigstens eine Hand voll hin, damit er rieche, wie gut der Senf gewesen sey. Beim Mahle wurden gereimte Räthsel aufgegeben (alle scheinbar die obscönsten Dinge verrathend, bei der Auflösung aber ganz unschuldig). Dann zeigten sie ihm die Bürgerlust, einen Hund, dem eine Blase mit rasselnden Erbsen angehängt ist. Der Kaiser gab ihnen nun zum Entgelt ebenfalls einen Schmauß, wobei ihre Beine so unter einander geriethen, daß sie sie verwechselten und keiner das seine wiedererkannte, bis sie Prügel bekamen.

Des Schultheißen Sohn nahm eine Braut. Die wurde von ihrer Mutter belehrt, bei der Hochzeit fein manierlich zu essen und die Beine säuberlich auf

den Tiſch zu legen. Als ſie nun gegeſſen, hob ſie ihre eigene Beine auf und legte ſie auf den Tiſch. — Auf der Stadtmauer wuchs Gras, da zog man eine Kuh am Strick hinauf, das Gras zu freſſen. Als ſie nun unterwegs erſtickend die Zunge herausſtreckte, meinten ſie, es geſchehe aus Leckerei nach dem Graſe. — Eine Schildbürgerin trug Eier zu Markte, phantaſirte ſich vor, was ſie alles mit dem Gewinn daraus anfangen und wie ſie immer reicher werden wolle, hüpfte vor Freude und ließ die Eier fallen (uralter Stoff, der ſchon bei den Indern vorkommt). — Die Schildbürger machten eine lange Wurſt, die jedem einmal ums Maul geſchlagen wurde, worauf er ſein Stück abbiß. — Einer wollte einen Mühlſtein den Berg hinabbringen, ſteckte den Kopf hinein und rollte in den Fluß. — Aus Mitleid wollten ſie einen dürren Nußbaum ins Waſſer ziehen, damit er trinken könne, wobei einer von ihnen durch Zurückſchnellen des Baumes umkam. — Der Müller ritt einmal durch den Wald, da hörte er einen fremden Gauch (Kukuk) lauter und beſſer ſingen, als den einheimiſchen von Schildburg, ſtieg vom Pferde, kletterte auf einen Baum und half ſeinem Landsmann guguken. Unterdeß ſtahl ihm ein Dieb ſein Roß. — Zur Kriegszeit verbargen ſie ihre Glocken im See und machten, um die Stelle wieder zu finden, einen Schnitt in den Kahn. — Einer wurde von ſeinem Krebs gebiſſen, da verurtheilten ſie das unbekannte Thier zum Waſſertode und warfen es in den Fluß. — Im Kriege ließ ſich einer einen Panzerfleck vor das Herz nähen, der Schneider nähte es aber an den Hintern; als der Schildbürger nun auf der Flucht von hinten geſtochen wurde, ſchützte ihn der Panzerfleck. Da entdeckte er erſt die Verwechslung und ſagte: der Schneider hat wohl gewußt, wo mir das Herz ſitzt. — Als ſich die Mäuſe allzuſehr in der Stadt häuften, kauften ſie eine Katze, als dieſe aber alle Mäuſe gefreſſen, fürchteten ſie, nun werde das grimmige Thier auch Vieh und Menſchen freſſen und trachteten es zu verderben. Da ſie es aber nicht habhaft wurden, entſchloſſen ſie ſich, das Haus, auf dem ſie ſaß, anzuzünden. Alsbald ſprang die Katze in ein anderes Haus. Auch das wurde angezündet und ſo fort, bis die ganze Stadt in Aſche lag.

Görres und Hagen haben dieſer gut erfundenen Geſchichte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, nur Gervinus hat in blaſirter Weiſe ſie bekrittelt. Da ſie eine Satire gegen den klugen Aberwitz reichsſtädtiſcher Pedanterei iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Erfindung erſt dem ſpäteren Mittelalter angehört. Doch iſt ſie originell deutſch und nicht aus antiken Reminiſcenzen der Humaniſten entlehnt. Die Erzählung ſcheint erſt für den Druck von einer neuen Hand überarbeitet worden zu ſeyn und iſt deßhalb, beſonders im Anfang, weitſchweifig. Ludwig Tieck hat die Geſchichte der Schildbürger geiſtvoll, aber zu frei behandelt und

Anſpielungen auf die Revolution eingetragen, die dem guten altdeutſchen Volksbuch hätten fremd bleiben ſollen.

Viele komiſche Motive der Schildbürger finden ſich in der mündlichen Volksüberlieferung vieler andern deutſchen Städte wieder. Ich habe ſie zu hunderten aus allen Theilen deutſcher Erde geſammelt, will aber hier nur noch einige der beſten Preis geben.

Die Bürger einer kleinen Stadt ſahen zum erſtenmal einen von Kindern verfertigten Papierdrachen über der Stadt ſchweben und riefen Gottes Barmherzigkeit an. Als ſie ihren Irrthum inne wurden, verſpottete man ſie. Daher ſie ihrem Pfarrer befahlen, in der Predigt nie mehr das Wort Barmherzigkeit zu gebrauchen, auch es jedem übel vergalten, der in ihrer Gegenwart das ſpottende Wort zu gebrauchen wagte. Franciſci, luſtige Schaubühne I. 982.

Zu Buſum in Friesland badeten und ſchwammen neun Einwohner ins Meer hinaus. Um zu wiſſen, ob keiner ertrunken ſey, zählten ſie ſich, jeder aber zählte nur die acht andern und vergaß ſich ſelbſt. Nun jammerten ſie über den armen Ertrunkenen, konnten aber durchaus nicht herausbringen, welcher von ihnen es ſey? Kohl, die Marſchen II. 346.

Zu Hardenberg im Großherzogthum Berg, wählte man den Bürgermeiſter auf folgende Art. Die Rathsherren legten alle ihre Bärte auf einen runden Tiſch und ſetzten eine Laus mitten hinein. In weſſen Bart ſie kroch, der wurde Bürgermeiſter. Antihypochondriacus V. 129.

Die „blinden Heſſen“ ſind ſprüchwörtlich ſeit folgender Begebenheit. Die Heſſen zogen vor Mühlhauſen ab, weil ſie die über die Mauer hervorragenden Holzpflöcke für Bewaffnete anſahen und ſich vor der Menge derſelben fürchteten. Thüringen und der Harz VI. S. 35.

Die Einwohner des Dorfes Jagel bei Schleswig konnten einmal einen Balken trotz aller Mühe nicht durchs Thor bringen, bis ſie einen Sperling ſahen, der einen Strohhalm der Länge nach durchs Thor nach ſich zog. Da machten ſie es auch ſo. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 107. Die Kiedorfer hielten eine Senſe für ein böſes grasfreſſendes Thier und umzäunten ſie, Nr. 113. Die Fockbeker hatten einen Aal gefangen, hielten ihn für ein böſes Thier und beſchloſſen, ihn zu erſäufen, Nr. 114.

Der Schultheiß von Kandersvil war abgeſetzt worden, da begegnete ihm am Fluß ein Bauer, der von ſeiner Entſetzung noch nichts wußte, und erbot ſich höflich, ihn über das Waſſer zu tragen. Mitten im Waſſer ſagte der Schulz: wenn mir Gott wieder zu meinem Amte hilft, will ich dir's lohnen. Was? rief der Bauer, ſeyd ihr nicht mehr Schultheiß? Nein, ſagte dieſer. Nun ſo wollt ich, daß ich ſo einen Lump trüge! rief der Bauer und warf ihn ins Waſſer. Eiſelein, Sprüchw. 557.

Es regnete so lange, daß die Mitelgauer das Ausbleiben des Frühlings besorgten und nach Nürnberg schickten, um den Frühling zu holen. Man gab ihnen einen Hummel in einem Schächtelchen. Unterwegs waren die Boten neugierig zu wissen, wie der Frühling aussähe, machten die Schachtel auf und das Thierchen flog davon. Nun schrien sie ihm nach: nach Mitelgau, nach Mitelgau! Panzer, Beitrag II. 173.

Ein Esel soff Nachts am Ufer und den Bauern schien es, als sauge er das Spiegelbild des Mondes im Wasser mit hinein. Da nun gleich darauf der Himmel sich verfinsterte, glaubten sie, der Esel habe den Mond gefressen. Philo, magiologia p. 699.

Zu dieser Gattung gehören noch die Ausreden der Schützen, auf 17 Blättern mit einem Holzschnitt, verfaßt von Hans Heinrich Grev zu Zürich 1602, abgedruckt in Haupts Zeitschrift III. 240, ein Leblied auf die löbliche Schützengesellschaft, worin aber auf humoristische Weise alle Ausreden der schlechten Schützen zusammengetragen sind.

Unter den Handwerkern wurden die handfesten Schmiede am meisten geachtet, die schwächlichen Schneider am meisten verspottet.*) Man hielt die Schneiderei für weibisch, weil in alten Zeiten nur die Weiber allein Kleider gemacht hatten. Einer der harmlosesten Schwänke ist folgender vom Schneider im Himmel.

Ein Schneider bat den h. Petrus um Einlaß in den Himmel und sagte, er könne allerlei gute Dienste leisten, ausflicken, Kleider flicken ꝛc. Aus Mitleid ließ ihn Petrus ein. Gott und alle Heiligen waren im Paradiesgarten spazieren und der Saal leer. Da setzte sich der Schneider auf Gottes Stuhl und sah hinunter in die böse Welt, und wie er ein altes Weib erblickte, die gerade zwei Schleier stahl, warf er voller Zorn den Schemel auf sie. Als Gott aus dem Garten zurückkam und den Schemel vermißte, besonnte der Schneider, was er gethan. Da sagte Gott: wenn ich jede Sünde so strafen wollte, hätte ich längst keine Geräthe mehr im Himmel übrig. Hier soll niemand strafen, als ich. So mußte der Schneider wieder auswandern nach Warteinweile, wo die frommen Soldaten sitzen. Grimm, Märchen Nr. 35.

Warum die Schneider immer mit dem Geißbock geneckt werden, ist

*) Im Schmiede lag noch immer die Erinnerung an den alten Donnergott mit seinem Hammer. Wenn mehrere Volksmärchen auch ein kluges Schneiderlein kennen, das sich in Noth und Gefahr listig zu helfen weiß, den Wolf betrügt ꝛc., so liegt darin eine ethische Erinnerung. Wie das Spinnen und Weben des Lebens der großen Naturgöttin, so kam das Zuschneiden des Laubes und der Blumen, überhaupt des Naturkleides den Elben der Pflanzenwelt, vielleicht auch dem Gott „Brevr" zu, der in der nordischen Mythe als schmiedisch entwaffnet und ein wenig weibisch erscheint.

nicht genügend erklärt und dürfte wohl aus einer uralten mythiſchen Erinnerung ſtammen. Neuere Erklärungen ſ. zuerſt bei Hans Sachs In einem Schwank (II. 4. 64):

Ein Schneider, der einem Edelmann ein Kleid machen ſollte, behielt nach Schneiderart einen guten Theil des Tuchs für ſich, wurde dafür aber verurtheilt, dem Edelmann eine Gais ein Jahr lang unentgeldlich zu ernähren. Natürlich ließ er nun das arme Thier faſten und plagte es ſo lange, bis es verreckte. Dann wollte er das todte Thier in den Schloßgarten werfen, es war ihm aber zu ſchwer, er verwickelte ſich in die Hörner deſſelben, fiel mit ihm in den Graben und brach den Hals. Seitdem werden die Schneider mit der Gais verſpottet. — In einer belagerten Stadt meckert ein patriotiſcher Schneider wie ein Bock, um den Feind glauben zu machen, es ſey noch Schlachtvieh in der Stadt. Rottmann, luſtige Hiſtorien I. 68. Eine verwandte Erklärung auch in Hagecks böhmiſcher Chronik zum Jahr 1422.

Auf dem Schloß Kremzeiſtein an der Donau bei Paſſau wohnte in einem Thurme ein Schneider und hatte keine Geſellſchaft außer einer Ziege, die ihn mit ihrer Milch verſorgte. Als ſie verreckte, wollte er ſie in die Donau hinabſtürzen, verwickelte ſich aber in ihre Hörner und fiel mit hinab. Adelbert Müller, die Donau I. 116. Vogt, Balladen 1846 S. 109. In Hoffmanns ſchleſ. Volksliedern Nr. 215 wird eine Schneiderhochzeit verſpottet, eine ausgeſtopfte Ziege ſtellt die Braut vor. Schon im Jahr 1469 kamen die Schneider in Regensburg klagbar ein wegen eines ſie mit der Gais verſpottenden Liedes. Gemeiner, Chronik III. 447.

In Kirchhoffs Wendunmuth I. 278 heißt es von den Schneidern zu Baſel: Sie hielten einen Tanz, da brachte einer als Schalkheit eine gepuhte Gais unter ſie. Voller Zorn wollten ſie dieſelbe aus dem Fenſter werfen, beſannen ſich aber, daß ſie dadurch zum Geſpött werden könnten und hielten es für beſſer, luſtig fortzutanzen und die Gais mittanzen zu laſſen. In Juſtinus Kerners Reiſeſchatten, S. 378 findet ſich ein Schneider durch das Meckern eines Bockes beleidigt und bindet mit ihm an. In einem Volkslied im Wunderhorn II. 360 jagt der Schneider zu Günzburg einen Bock aus der Kirche, leiſtet ihm aber nachher Abbitte, indem er ſich einbildet, der Bock habe ihn verklagt. — Im Wunderhorn II. 374 heißt es in einem Volksliede, 70 Schneider wollten ins Niederland fahren, machten ſich einen papiernen Wagen und ſpannten die Gais vor. Da kam ein Bock und ſtellte ſich vor die Gais, ein Schneiderlein ſtach den Bock, der wurde böſe, die Gais floh über Stock und Stein, der Bock nach und die Schneider alle, bis auf einen, ertranken im Bach. Nach einem Liede bei Erlach I. 478 erſäuft ſich ein Schneider, der vor einer Gais ins Wirthshaus geflohen, freiwillig im Wein. In Backnang

eſſen die Schneider einen abgezogenen Hund für einen Rehbock und rühmen „das zarte Weſen“. Wunderhorn II. 370.

Einige Schneiderſagen verrathen Zuſammenhang mit der Sage von den ſieben Schwaben.

Wie die ſieben Schwaben mit dem langen Spieß gegen das Hüdlein am Bodenſee, ſo zieht nach einer Sage, die uns Tragus in ſ. Kräuterbuch S. 684 aufbewahrt hat, ein tapferes Schneiderlein mit langem Spieß ins Feld. Da treibt der Wind einen dürren Diſtelkopf ihm entgegen, deſſen unheimliches Daherrauſchen ihn ſo erſchreckt, daß er den Spieß fallen läßt und flieht. In einem Volksliede des Wunderhorns I. 335 ſind es drei Schneider, die eine Schnecke für einen Bären anſehen und ſich verſtecken. Da heißt es ganz ſo, wie in der Sage von den ſieben Schwaben: der erſte ſprach, geh du voran ꝛc. Keiner will voran, doch noch ſprechen ſie ſich Muth zu, da ſtreckt die Schnecke ihre Hörner heraus und entſetzt laufen ſie die Waffen fallen und fliehen.

An die Pygmäen der Alten erinnern die Schneider, wenn ſie in Maſſe beiſammen ſind.

Ich weiß nicht, wie alt das Volkslied von den 9 mal 99 Schneidern iſt, das in Kölns Vorzeit von Weyden S. 284 ſteht. Beſagte Schneider eſſen von einer gebratenen Maus und trinken dazu aus einem Fingerhut, langen dann auf einem Kartenblatt und ſchlafen auf einem Strohhalm. Da knitzel eine Maus und vor Schreck fahren ſie alle zum Schlüſſelloch hinaus. Im Wunderhorn II. 376 und bei Grlach I. 480 ſind moderne Zuſätze angebracht. Die Schneider fahren zu Schlitten auf einem Waidbock, reiten auf einem Haſenbock, betrinken ſich, ſchlafen in einer Lichtſcheere und werden mit ihr zum Fenſter hinausgeworfen, um in der Goſſe zu erſaufen. In einem Volksliede bei Büſching, wöchentl. Nachrichten III. 294, verfertigen 300 Schneider die Juppe eines Bauern, tragen ſie dann mit einander fort, laſſen ſie aber, weil ſie ihnen zu ſchwer iſt, in den Koth fallen. Im poſſierlichen Marcuſfuß 1741 Nr. 66 werden die Schneider von einer Magd mit dem Ausfehricht weggefegt, weil ſie ſie gar nicht merkt, und nachher ſchlafen ihrer 7000 in der Degenſcheide des Kaiſer Ruperam.

Ein viel grauſamerer Spott traf die Juden. Hier miſchte ſich National- und Glaubenshaß ein. Wie die Schneider mit dem Bock, ſo wurden die Juden mit dem Schwein verhöhnt. Die deutſche Sage, einmal gewohnt, das feindliche Winterſchwein dem in der Chriſtnacht geborenen neuen Licht entgegenzuſetzen, brachte das Schwein auch in Verbindung mit dem Judenthum und identificirte es mit demſelben um ſo mehr, als die Juden ſelbſt ſich gegen die Vergleichung ſträubten. Die

Abneigung der Juden gegen das Schweinefleisch wird in der Sage ausdrücklich aus einer Verwandtschaft des Schwein- und Judenfleisches erklärt.

Eine Jüdin versteckte sich mit ihren Kindern hinter eine Wand, der Jude frug höhnisch den vorbeiwandelnden Christus, was hinter der Wand stecke? Ein altes Weib, sagte Christus, mit einigen Kindern. Da grunzten die hinter der Wand wie Schweine und der Jude lachte Christus aus. Nun denn, sagte Christus, so sollen es Schweine seyn, und siehe da, hinter der Wand spazierte eine Sau mit ihren Ferkeln hervor. Seitdem essen die Juden kein Schweinefleisch aus Furcht, einen Verwandten zu verspeisen. Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 137. Aehnlich eine flandrische Sage in Wolfs niederl. Sagen Nr. 579.

Zum Schwein gehört der Koth. Die Wahlverwandtschaft zwischen Judenthum und Koth ist kaum je unflätiger gedacht worden als in einem Fastnachtsspiel bei Keller I. 20.

Weil sich ein falscher Messias unter ihnen aufgethan, sollen die Juden bestraft werden. Alle möglichen Martern und Schändungen werden ersonnen. Man soll jedem in den Mund hofiren, jeden auf seine eigene Mutter binden, oder unter ein Abtrittloch stellen ꝛc. Endlich wird beschlossen, die größte Mutterseu herbeizubringen und sämmtliche Juden an deren Zitzen zu legen, den falschen Messias aber unter das Schwänzlein.

Dieser Schwank scheint sehr populär geworden zu seyn, denn die Juden unter der Sau wurden in Stein gehauen und dieses berüchtigte Bild auf der Mainbrücke zwischen Frankfurt am Main und Sachsenhausen zur Verhöhnung der Juden aufgestellt, wo es noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts zu sehen war. Auf demselben erblickte man die Sau in der Mitte, unter ihr an den Zitzen saugte ein Jude, hinten fing ein anderer, was die Sau von sich gab, mit dem Munde auf. Daneben stand eine Jüdin, die einen Bock hielt.

Sehr verbreitet war auch der Schwank vom neuen Messias in Worms.

Eine schöne Judentochter in Worms wurde von einem jungen Pfaffen verführt und geschwängert. Um ihre Eltern zu beruhigen, verkündigte er ihnen des Nachts mit verstellter Stimme, ihre Tochter sey vom Herrn auserlesen, den Messias zu gebären. Von Stund an ward nun im Hause Alles voller Freude und wurde die ganze Judenschaft mit der frohen Nachricht beglückt. Als aber die Tochter niederkam, gebar sie — ein Mädchen. Eisenmenger, entd. Judenthum II. 664 f. Daselbst wird in einem alten Volksliede von einer

Jobin zu Planiz erzählt. Mone, Anzeiger VIII. 365. Und aus Böhmen, Vebel, facet. II. 203.

Zu den beliebtesten Judenverspottungen gehörte „der Jude im Dorn".

Ein armer Knecht, der seinem geizigen Herrn treu und fleißig drei Jahre lang gedient, bekam doch nur drei Heller Lohn. Da begegnete ihm ein Männlein, das gab ihm für seine drei Heller drei Wünsche frei, die waren ein Vogelrohr, das Alles trifft, eine Geige, nach der alles tanzen muß, und die Gabe, daß ihm Niemand eine Bitte abschlagen könne. Nun traf er einen alten Juden, der einen Vogel singen hörte und ihn gar zu gerne gehabt hätte. Da legte der Knecht sein Vogelrohr an und schoß den Vogel, daß er in die Dornen fiel. Der Jude wollte ihn aus den Dornen holen, wie er aber mitten drin war, fing der Knecht zu geigen an und der Jude mußte tanzen, daß er sich den ganzen Leib in den Dornen zerkratzte. Endlich kaufte er sich mit einem Beutel Geld los, klagte den Knecht aber nachher bei Gericht an, er habe ihn beraubt. Der Knecht sollte gehenkt werden, erbat sich aber am Galgen, noch einmal geigen zu dürfen, da tanzte alles, Richter, Henker, Jude und Publikum, so lange, bis der Jude gestand, daß er gelogen und noch dazu das Geld selbst gestohlen habe. Da ward er an des Knechts Stelle gehenkt. Grimm, Märchen Nr. 110. Als Fastnachtsspiel behandelt von Rosenplut theatr. Bl. 97. und von Dietrich, 1618. Beide machen aber aus dem Juden einen Mönch in reformatorischer Polemik.

7.

Schalksnarren.

Aus den ältern Bauernschwänken des Mittelalters führt uns Neithart unmittelbar in die spätere Zeit hinüber, sofern auf einen poetischen Neithart, angeblichen Hofnarren in Wien, der ganze Charakter des ersten übertragen wurde. Unter den Schwänken des späteren Neithart, als der mythischen Person seines Namens, wo er als Hofnarr, aber immer noch als Bauernfeind erscheint, kommen schon Späße vor, die sich öfter bei späteren Hofnarren wiederholen.

Einer der beliebtesten Schwänke des Mittelalters war „Neithart mit dem Veiel", als erzählendes Gedicht aus einem alten Druck bei Hagen, Minnesänger III. 299. Dramatisch behandelt in Kellers Fastnachtsspielen aus dem 15. Jahrhundert Nr. 21 und 53. Von Hans Sachs IV. 3. 49.

Neithart sieht im Garten das erste Veilchen, setzt seinen Hut darüber und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21380 / 056

eilt, es dem Herzog zu ſagen, damit er ſelbſt das glückverkündende Blümchen breche. Unterdeß kommen Bauern, die ihn ſchon lange wegen ſeiner Späße haſſen, pflücken das Veilchen und ſetzen etwas viel Uebelriechenderes dafür hin, den Hut wieder darüber. Als der Herzog mit der Herzogin kommt, findet er die Beſcheerung. Nithart iſt voller Wuth, merkt gleich, daß ihm die Bauern den Streich geſpielt haben müſſen und überfällt ſie, indem ſie eben das Veilchen auf eine Stange gebunden haben und um daſſelbe tanzen und ſingen. Er erobert die Blume und bringt ſie dem Herzog. Die Bauern aber wollen ſich rächen und ſagen dem Herzog, Nithart habe eine ſehr hübſche Frau. Sogleich ſtellt er ihr nach, Nithart aber hat es gemerkt und ſeiner Frau geſagt, der Herzog ſey etwas taub, wenn er käme müſſe ſie ſehr laut ſchreien. Eben ſo ſagt er dem Herzog, ſeine Frau ſei taub. Nun ſchreien ſie einander an und finden ſich beiderſeits nichts weniger als liebenswürdig. — Vergl. Berckenmeyer kur. Antiqu. I. 613 und die Taubmanniana. — Nach Görres Volks- und Meiſterliedern, Vorrede XXXVIII. traf Nithart einſt als Pilger verkleidet auf Bauern, die ihn nicht erkannten und ihm eine Büchſe mit Koth gaben, damit den böſen Nithart zu ſalben. Nun machte er ſie aber trunken und ſalbte ſie ſelber.

Eulenſpiegel, der niederdeutſche Bauer, deſſen luſtige Schwänke eines der beliebteſten und charakteriſtiſcheſten Volksbücher der Deutſchen geworden ſind, vertritt den geſunden und derben Bauernverſtand gegenüber der Eitelkeit und Hoffahrt der höhern Stände, wie ſchon früher Markulfus; aber weniger in Sprüchen, als praktiſch in Beiſpielen. Er iſt eine viel poetiſchere Figur als jener ältere Markulfus, viel concreter und perſönlicher. Auch diaboliſcher und boshafter, weil in der ſpäteren Zeit des Mittelalters, in welcher Eulenſpiegel entſtand, der Bauernſtand ſich ſchon gedrückter fühlte. Es iſt etwas von der alten Bosheit kluger Zwerge aus dem deutſchen Heidenthum auf ihn übergegangen.

Die Schwänke Eulenſpiegels ſind in Proſa geſchrieben, ohne Zweifel zuerſt niederdeutſch, weil alles bei ihm auf Niederdeutſchland hinweiſt. Der älteſte bekannte Druck iſt ein Straßburger von 1519. Er iſt aber ohne Zweifel auch ſchon früher gedruckt geweſen. In der Hettlingiſchen Saſſenchronik (Abel, Sammlung aller Chroniken S. 185) heißt es: Während einer Peſt im Jahr 1350 ſtarb Ulenspeygel to Möllen. Möllen liegt nicht weit von Ratzeburg. Hier ſah man ehemals wirklich an der Kirchenmauer einen Grabſtein, auf dem eine Eule und ein Spiegel eingehauen waren. Berckenmeyer, kur. Antiquarius I. 666. Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 460. Doch iſt die wirkliche Exiſtenz eines

Stücke gegeben. Eine regelmäßige, gute Truppe von deutschen Schauspielern, und noch mehr eine deutsche Operngesellschaft würde in den größeren Seestädten der Union gewiß gute Geschäfte machen.

Alle diese Zeichen eines angeregten deutschen Lebens in den Vereinigten Staaten sind nicht etwa bloß vorübergehend, sondern, wie aus dem Vorausgeschickten deutlich genug hervorgeht, in fortwährender Steigerung begriffen. Es fühlen die Deutschen mit jedem Tage mehr das Bedürfniß freierer, unabhängigerer Gestaltung, wie denn auch das Bewußtseyn ihres inneren Werthes mehr und mehr bei ihnen zu erwachen anfängt und das Streben, etwas aus sich heraus, statt Andern bloß sich nachzubilden. Wie dieses Streben, welches sich zunächst und hauptsächlich in Deutschland offenbarte, durch die letzten Einwanderungen aus Europa in Amerika angeregt wurde, ist eine Frage, deren Beantwortung die Gränzen dieses Aufsatzes übersteigt. Ich habe mich begnügt, dem Leser kurz die Thatsachen vor's Gesicht zu führen, aus welchen er nun selbst den Schluß ziehen muß.

Im Monat Oktober des verflossenen Jahres fand zu Pittsburg eine Versammlung von Deutschen statt, wozu aus allen größeren Städten und Distrikten, die eine deutsche Bevölkerung haben, regelmäßig erwählte Abgeordnete gesendet wurden. Der Zweck der Versammlung war, gemeinschaftlich auf Erhaltung und Beförderung deutscher Sitten, deutscher Bildung und hauptsächlich deutscher Sprache hinzuwirken. Letztere wollte man auch überall, wo deutsche Bevölkerung vorherrscht, zur juridischen und politischen Geschäftssprache erhoben wissen. Das Wichtigste, was die Versammlung beschloß, war die Gründung eines deutschen Seminars in der Nachbarschaft von Pittsburg (der Mitte der deutschen westlichen Bevölkerung); die Errichtung und Beförderung von deutschen Elementarschulen in der ganzen Union, und die Ernennung eines permanenten Ausschusses, dem es zur Pflicht gemacht werden soll, die aus Europa ankommenden Deutschen mündlich und in Schriften mit den Gesetzen des Landes vertraut zu machen, und ihnen zur Erlangung des Bürgerrechts mit Rath und That an die Hand zu gehen, zugleich aber auch jeden eines entehrenden Verbrechens überwiesenen und nach Amerika entflohenen Taugenichts den

Eulenſpiegel gleichgültig, da er offenbar nur Träger einer gewiſſen Gattung des Volkswitzes werden mußte und in ſeine Schwänke eine gute Anzahl von andern bekannten Schwänken des Pfaffen Amis, des Pfarrer vom Kalenberg, des Nithart ꝛc. übergegangen ſind. Thomas Murner ſoll zu Luthers Zeit den Eulenſpiegel zuerſt ins Hochdeutſche übertragen haben. Auch ging er in die meiſten europäiſchen Sprachen über. Vgl. Gräße, allg. Literaturgeſchichte II. 2. 1020. Görres, Volksbücher S. 159. Flögel a. a. O. Ueber die polniſche Bearbeitung ſiehe das Ausland 1841. Nr. 230. Gödeke, Beitrag S. 117. Vgl. auch Leſſings Werke XI. 492.

Fiſchart brachte den Eulenſpiegel in Reime, Ayrer und Hans Sachs einzelne Schwänke deſſelben auf die Bühne. Geiſtloſe Fortſetzungen und Nachahmungen erſchienen bis auf unſere Tage in Menge. — Ein berühmter und äußerſt ſeltener Kupferſtich des Eulenſpiegel von Lucas von Leyden ſiehe Flögel S. 475. Nagler VII. 494. Schon im Jahr 1644 zahlte man 50 Dukaten für dieſen Stich. Er ſtellt den E. dar, hinter dem Weib und Kinder gehen. Ein Stich von Rembrandt von 1641 zeigt den E. zu den Füßen einer Schäferin, frech unter deren Röckchen blickend. Huber VI. 18. Neuere Illuſtrationen zu E. fünfundfünfzig radirte Blätter von Ramberg, Kunſtblatt 1827 S. 291. Scenen aus ſeinem Leben malte Schröter zu Düſſeldorf. Füßli II. 623.

Eulenſpiegel gehört zu den fahrenden Leuten des Mittelalters, die ſich überall herumtrieben, verläßt aber nie den niedrigen Standpunkt ſeiner Geburt und ſchwingt ſich in höhere Regionen nur, um ſie mit ſeinem witzigen Unflath zu beſudeln und zu verhöhnen. Auch übt er alle ſeine Bosheiten aus reiner Luſt, ohne Intereſſe, ſelten aus Rache. Was ſeinen Namen betrifft, ſo hat man in ſeinem Charakter etwas Eulenartiges geſucht, allein beſſer iſt Vilmars Auslegung (Nat. Lit. 2. Aufl. S. 466), welcher auf das Sprüchwort hinweiſt: Wenn ſich die Eule auch im Spiegel beſieht, merkt ſie doch nicht, wie häßlich ſie iſt.

Das deutſche Volksbuch läßt Eulenſpiegel zu Knetlingen in Sachſen geboren werden. Man taufte ihn Tyll und zwar dreimal, einmal mit dem Taufwaſſer, dann in dem Graben, in den ſeine Wärterin mit ihm fiel, und drittens in dem warmen Waſſer, womit man ihn wuſch. Als er herangewachſen ſetzte ihn der Vater hinter ſich auf's Pferd, da hob der Kleine den Hintern auf. Der Vater ſetzte ihn vor ſich, da ſtreckte er die Zunge heraus und neckte die Leute, ohne daß es der Vater ſah. Dann lernte er auf dem Seile gehen

und fiel. Aus Rache betrat er das Seil wieder, wollte den Leuten ein Wunder zeigen, ließ ſich von allen ihre Schuhe geben, band ſie zuſammen und ließ ſie dann wieder durch einander herunterfallen, ſo daß ſich die Leute um die Schuhe bald herumſchlugen.

Seine Mutter that ihn nun zu einem Becker, das Handwerk zu lernen, wo er aber nur Poſſen trieb. Einſt des Nachts kroch er in einen leeren Bienenkorb. Da kamen Diebe und trugen ihn fort, meinend, der Stock ſey ſchwer voll Honig. Er aber griff im Dunkeln heraus und zupfte bald den Dieb vorne, bald den hinten, bis ſie in Streit geriethen und einander blutig ſchlugen. Dann folgen unflätige Späſſe, die er als Arzt trieb. Einmal heilte er alle Kranken in einem Spital plötzlich, indem er ſagte, er wolle ſie ſämmtlich mit der Aſche deſſen kuriren, welcher der kränkeſte wäre und den er verbrennen wollte. Da waren alle geſund. Wiederum bei einem Becker ſiebte er das Mehl in den Hof, weil ihm der Meiſter befohlen, es im Mondſchein zu ſieben. Den Schalksnarren des Königs von Polen überwand er, indem er ſeinen eigenen Koth fraß und jenen aufforderte, es nachzuthun. Als ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, kam er doch wieder, als ihm aber der Herzog begegnete, ſchnitt er ſeinem Pferde den Bauch auf, ſtellte ſich darein und ſagte, er ſtehe auf dem Pferde und nicht auf des Herzogs Boden. Dem Landgrafen von Heſſen ſollte er ein Bild malen, da ließ er die Tafel leer und vollbrachte die Zeit mit Eſſen und Trinken. Als der Herzog endlich das Bild ſehen wollte, zeigte es ihm Eulenſpiegel und bemerkte, nur unehelich Geborne vermöchten es nicht zu ſehen. Der Herzog ſchwieg, ebenſo die Herzogin und das ganze Gefolge, bis auf eine Närrin, die geſtand, ſie ſähe nichts. In Prag auf der hohen Schule beantwortete er alle ihm gemachte Fragen und ſiegte im Räthſelwitz über alle. In Erfurt nahm er einen Eſel in die Schule und lehrte ihn wirklich zwei Vocale, I und A.

In Augenſtetten in Thüringen wuſch er den Bäuerinnen ihre alten Pelze in Milch, um ſie wieder neu zu machen und als ſie in der Milch tüchtig geſotten hatten, verſchwand er. In Nürnberg nahm er einige Bohlen aus der Brücke, daß die Scharwächter, die ihn verfolgten, zu Fall kamen. In Bamberg hörte er, man könne um 24 Pfennige eſſen und bat ſich dann das Geld von der Wirthin aus, weil er verſtand, man bekomme ſo viel, wenn man eſſe. In Ulm verſchaffte er für 100 Dukaten ſeiner Wirthin die Ehre, mit dem Papſt zu reden. In Quedlinburg kaufte er einem Bauernweib ihre Hühner ab, bezahlte ſie nicht, ließ ihr aber den Hahn zum Pfande. Folgen wieder Unflätereien. Dann diente er einem Schmiede, der ihm ſagte, er ſolle eins für das andere ſchmieden, was er habe. Da ſchmiedete er alles bunt durcheinander, das ganze Schmiedgeräth. Eben ſo zerſchnitt er einem Schuſter alles Leder; ſott bei einem Brauer ſtatt Hopfen den Hund, weil er Hopf hieß; machte drei Schneidergeſellen vom Laden fallen; verſprach den Schneidern eine höchſt wichtige Entdeckung mitzutheilen (daß man, ehe man den

Faden einfädle, hinten einen Knopf machen müſſe). Einmal wurde er, weil er in Lübeck einen Weinzapfer betrogen, zum Galgen verurtheilt, kam aber los, weil er ſich vor dem Tode noch eine letzte Bitte gewähren ließ, die Niemand erfüllen wollte (nämlich ihn, wenn er todt ſey, im Hintern zu küſſen). Als Taſchenmacher machte er einem, der eine große Taſche beſtellt hatte, eine ungeheure Taſche von ganzen Kuhhäuten. Als Schreiner bohrte er nichts als Löcher in den Tiſch. Als Brillenhändler fand er keine Nahrung, weil die Leute alle durch die Finger ſehen. Als Hausknecht ſchmierte er einen Wagen aus- und inwendig. Einmal ward er ſelbſt betrogen, als er eine lederne Taſche verloren hatte. Ein altes Weib ſetzte ſich drauf und ſagte, ſie ſitze darauf. E. aber verſtand es anders, glaubte, ſie wolle ihn verſpotten und ſagte, die kannſt du behalten. — Einem Bauern gewann er ſein grünes Tuch ab, indem er ihn überzeugte, es ſey blau. Den Bäuerinnen ſchüttete er alle ihre Milch zuſammen und ließ dann wieder jede die ihrige herausſchöpfen. Fünf Blinden machte er weiß, er habe einem von ihnen einen Gulden gegeben. Folgen wieder Unflätereien. Einmal frug ihn, als er gerade auf einem Rade lehnte, eine Frau, die ihn nicht von Perſen, wohl aber ſeine böſen Streiche kannte, ob er nichts von Eulenſpiegel wiſſe. O, antwortete er, der liegt auf dem Rade. Eine andere Frau, bei der er auf ſeiner Reiſe nach Rom einkehrte, hob er nackt aus dem Bette und ſetzte ſie in die heiße Aſche des Heerdes, damit ſie ein Stückchen von dem berühmten Eulenſpiegel erlebe. — Endlich kam er zum Sterben, ſetzte aber dem Beichtvater, der ihn tröſtete, ein Gefäß mit Koth hin, das oben mit Gold leicht bedeckt war, und verlockte ihn, einen tiefen Griff hineinzuthun. Als er todt war, warfen die Schweine ihn auf der Bahre um. Als ſein Sarg eingeſenkt wurde, riſſen die Stricke und er kam auf die Füße zu ſtehen.

Hans Clauert, der märkiſche Eulenſpiegel, der als Geſell, Knecht, Bräutigam, Landwirth ꝛc. in und um Trebbin allerlei luſtige Poſſen übt und die Leute foppt, iſt meiſtens weniger boshaft, aber auch weniger pikant, als Eulenſpiegel. Volksbücher von Wolff Nr. 39.

Eine platte Nachahmung des Eulenſpiegel iſt „der luſtige Kirmeßbruder“, deſſen Herausgabe in den Volksbüchern von Wolff Nr. 45 wohl ſehr überflüſſig war.

Der Kirmeßbruder, Hans Schonemann, betrügt die Zollwache, indem er in einen Topf oben etwas Butter, unten Kuhmiſt thut und ſie hineingreifen läßt. Er malt den Weibern einen weißen Hahn hinten auf die Röcke. Er ſprengt eine Geſellſchaft auseinander durch einen Müller, dem er vorher eine Purganz eingegeben. Er legt heimlich Eier in die Betten, die unter den Schlafengehenden zerbrechen. Er hängt ſich an einen Baum, um vorübergehende Bauern zu erſchrecken, ſpringt dann geſchwind auf einem Umweg vor-

aus und hängt ſich wieder hin, ſo daß die Bauern ſich entſetzen, immer wieder denſelben Erhenkten zu ſehen. Das iſt etwa noch der beſte Witz. Nachher kommen noch Obſcönitäten. Ein Räthſel, welcher König die meiſten Unterthanen habe? Der rothe. Mittelſt Pferdeſtaub, den er in einen Tanzſaal ſtreut, macht er den Tänzerinnen unerträgliches Jucken ꝛc.

Ein Seitenſtück zu Eulenſpiegel iſt ferner der ſchelmiſche Bauer Doſch, von dem in des Montanus Wegkürzer mehrere Spitzbübereien und luſtige Schwänke ſtehen.

Die fahrenden Schüler, welche ſelber Volkslieder erfanden und ſangen, wurden auch nicht ſelten Gegenſtand derſelben. Sie prieſen ihr fahrendes Leben, die Poeſie ihrer Armuth, die luſtigen Abentheuer, die ſie erlebten, die Schelmenſtreiche, die ſie begingen. Maßgebend iſt dafür das längere Lied vom fahrenden Schüler in Grimms altd. Wäldern II. 49 f.

Darin beſchreibt er ſein hartes Lager, ſein Frieren im Winter, ſeinen Hunger und Durſt und rühmt doch ſein freies Leben und beſchreibt, wie er die Bauern, und ſonderlich die dummen Weiber betrüge, was er ihnen alles für Zauberei und Hexerei vormache, um ihnen von ihren Schäden und Klagen zu helfen, und ſich von ihnen beſchenken zu laſſen, wie er ihnen Wachsbilder zum Zaubern mache, wie man den alten Weibern die Runzeln vertreibe, wie er ſie lehrt „Kohlen waſchen, brunzen in die Aſchen, Nachts nacket ſtehen, erlingen von der Thüre gehen“ ꝛc. Das ſind die bekannten Hexereien der Andreasnacht, in der alte Jungfern ihren künftigen herbeizaubern wollen.

Grimm führt das Seitenſtück im Volkslied aus Fiſcharts Gargantua Cap. 8 an, worin ein armer Knecht mit viel Humor ſeinen Haushalt beſchreibt, ſein Haus ſey ſo leer, daß man des Nachts nicht anſtoße, daß nicht einmal eine Maus darin zu finden ſey ꝛc. Vgl. das Lied vom armen Schwartenhals im Wunderhorn I. 23. — Ein altdeutſches Gedicht von Johann von Nürnberg aus dem 14. Jahrhundert ſchildert mit guter Laune das Vagabundenleben eines damaligen fahrenden Schülers, wie er bettelt, ſtiehlt, betrügt, einfältigen Weibern Zauberſtücke vormacht ꝛc. um nur das Leben zu friſten. Vgl. Grimm, altd. Wälder II. 49.

Eine Anzahl Schwänke erzählt von ſchlauen Dieben.

Ein Gauner ſtahl einem Bauern bei Köln die Kuh aus dem Stall und verkaufte ſie demſelben Bauern auf dem Markt, der ſich freute, nun zwei ſo ſchöne und ganz gleiche Kühe zu haben. Kurzweilige und lächerliche Geſch. Frankf. Feierabend 1583. S. 111.

Ein Dieb will dem Pfarrer ſein Pferd ſtehlen, verkleidet ſich als Bettler,

wirft ſeine Krücken auf einen Baum an der Straße, ſetzt ſich daneben und weint, als der Pfarrer vorbeireitet, klagend, ein böſer Bube habe ihm die Krücken auf den Baum gethan, daß er nicht weiter könne. Der menſchenfreundliche Pfarrer ſteigt nun vom Pferde, klettert auf den Baum und holt die Krücken. Unterdeß reitet der Dieb mit ſeinem Pferde davon. Hans Sachs IV. 3. 58. Prätorius, Weltbeſchreibung I. 286. Grünau, Chronik 19. 6. Tettau und Temme, oſtpr. Sagen Nr. 131.

Von einem Meiſterdieb erzählt auch ein Märchen aus Thüringen in Haupts Zeitſchrift III. 292. Das Patenkind eines Grafen war ein Räuber geworden und ſtellte ſich einmal dreiſt beim Grafen ein; da bot ihm dieſer Verzeihung an, wenn er ihm ſein gut bewachtes Leibpferd aus dem Stalle, ihm ſelbſt das Bettuch unter dem Leibe, der Gräfin den Ring vom Finger und den Pfarrer und Schulmeiſter aus der Kirche ſtehle, was er wirklich alles mit Liſt ausführte. Das Märchen ſteht auch bei Grimm in der fünften Auflage ſeiner Märchen Nr. 192.

Auch Meiſterlügner waren beliebt. Das Buch Montevilla und vielleicht ſchon die Lügenmärchen Lucians mochten darauf Einfluß üben.

Wilhelm Wackernagel hat in Haupts Zeitſchrift II. 560 das Bruchſtück eines ziemlich alten Lügenmärchens aus einer Wiener Handſchrift abdrucken laſſen. Es iſt von der reinen Luſt am Lügen und an frappanten Contraſten eingegeben. Der Lügner erzählt, wie er habe eine Mücke ſeichen ſehen, daß ihr Waſſer vier Mühlen getrieben habe; wie er eine Ameiſe habe das Meer austrinken ſehen; wie er ferner die Berge habe wie Falken fliegen ſehen; wie er aus Eis Feuer machen könne ꝛc. Vgl. Uhlands Volkslieder Nr. 240. — Vom Schlaraffenland und Lügenberg war bei Hans Sachs ſchon die Rede. Zu den viel ſpäteren Jagdlügen des Herrn von Münchhauſen finden wir ſchon frühe Quellen in Kirchhoffs Wendunmuth, wo (Ausgabe von 1563) I. 254—261 folgendes ſteht. Daſſelbe auch in Bebels facet. III. 49. 51. 231. 233.

1) Ein Schloſſer zu Kannſtadt, der entſetzlich log, erzählte einmal, als er im Kriege geweſen, habe er einmal die Feinde in eine Stadt hinein verfolgt; da habe das Fallgitter die hintere Hälfte ſeines Pferdes abgeſchnitten, er aber ſey auf der vorderen Hälfte fortgeritten, ohne es zu merken. 2) Derſelbe ſah einmal auf der Jagd ein altes blindes Schwein, das den Schwanz eines jungen im Maul hielt und ſich ſo führen ließ. Da ſchoß er dem jungen das Schwänzchen ab und führte die blinde Sau, die nichts merkte, in die Stadt. 3) Einmal verſteckte er ſich, von einem Wildeber verfolgt, hinter einem Baume und der Eber rannte ſich mit ſeinen Zähnen im Baume feſt,

ſo daß er ihn leicht tödten konnte. 4) Einſt kam ein Wolf auf ihn zu, da griff er ihm in den offenen Rachen, griff ihn durch und durch, packte ſeinen Schwanz und kehrte ihn um, daß alles Inwendige auswendig wurde. 5) Einſt fror er auf dem Sattel ſo an, daß er mit dem Gaul hinter den Ofen reiten mußte, um aufzuthauen. 6) Im Eiſe eingebrochen, ſuchte er lange unter demſelben einen Ausweg, auf dem Grund umherſpazierend, endlich aber entſchloß er ſich, von unten auf die Eisdecke aufzuſtoßen und kam wohlbehalten heraus. 7) Wieder einmal unter das Eis gerathen fiel er in ein Fiſchnetz. Zum Glück hatte ſich aber ſchon vorher ein großer Fiſch darin gefangen, der ihn verſchlang. Als dieſer Fiſch nachher geſchlachtet wurde, kam der Schloſſer wohlbehalten heraus. — Von einem andern Lügner heißt es 8) er habe geſehen, wie ein Henker dem Verbrecher den Kopf ſo unmerklich abhieb, daß der Getroffene es erſt merkte, als er ſich ſchneuzte, und der Kopf ihm dabei abfiel.

Aehnliche Jagdlügen ſiehe bei Bebel, facet. III. 235 und Rottmann, luſtige Hiſtorien I. Nr. 34.

Hier ſchießt der Jäger mit einem Schuſſe einen Hirſch durch beide Augen, einen eben aus dem Waſſer aufſteigenden Fiſch und einen am Ufer fliegenden Vogel.

Die Schwänke, welche von Claus Narr, dem bäuriſchen Narren am Hofe Kurfürſt Friedrichs des Weiſen von Sachſen, erzählt werden, ſind meiſt nur die roheſten Unflätereien. Doch ſind die 1572 und 1616 gedruckten Schwänke dieſes Claus Narr verfälſcht und eine gemeine Buchhändlerſpeculation geweſen. Ayrer hat in einem Faſtnachtsſpiel mehrere Poſſen dieſes Claus zuſammengeſtellt.

Viel beſſer ſind die Schwänke, die vom ſchleſiſchen Berggeiſt Rübezahl erzählt und ſtets vermehrt wurden. In ihnen liegt eine gewiſſe poetiſche Gerechtigkeit, der Geiſt neckt und ſtraft hier und lohnt dort immer nach Verdienſt. In des Joh. Prätorii daemonologia Rubinzalii Silesii, d. i. Bericht von Rübezahl, Leipzig 1662, iſt das Meiſte geſammelt. Ich wähle nur die beſſeren Stücke aus:

Rübezahl neckt einen böhmiſchen Glaſer, der mit Glaswaaren beſchwert über das Gebirge geht, bringt ihn zum Fallen, daß alle ſeine Gläſer zerbrechen, läßt ſich aber nachher von ihm als Eſel um gutes Geld an einen Müller verkaufen. — Er begegnet Studenten, nimmt dem Einen ſeine Laute, ſchwingt ſich auf den Gipfel eines Baumes und ſingt die tollſten Schelmenlieder, bis er mit einem ungeheuren Knall aufhört. — Er hört, ein übermüthiger Edelmann habe einem armen Bauern befohlen, eine große Eiche ganz auf den Schloßhof zu fahren. Da holt Rübezahl die Eiche und macht ſie

ſo hart, daß kein Aſt abgehauen werden kann, und ſo liegt ſie nun dem Edelmann zur großen Laſt im Hofe. — Er beſucht bei Nacht ein Kaufmannsweib in der Geſtalt ihres Buhlers, verwandelt ſich aber am Morgen in eine Elſter und ſpottet ſie aus. — Er verkauft Schweine, die im Waſſer als Strohwiſch fortſchwimmen. — Er ladet vornehme Herrn und Damen zu Gaſte, zaubert ihnen die köſtlichſten Weine aus dem trockenen Holze und macht dann den Herren Ochſen-, den Damen Kuhköpfe. — Er lockt in der Geſtalt eines adeligen Fräuleins einen Edelmann immer tiefer ins Gebirge, bis er auf einem Felſen ſitzen bleibt und nicht mehr vor, noch rückwärts kann. — Er miſcht ſich unter Soldaten, zieht mit ihnen gegen ein feindliches Corps aus, das er ihnen nur geſpenſtiſch vorſpiegelt und läßt ſie alles zuſammenhauen und große Beute machen, die ſich aber nachher in Heu und Lumpen verwandelt. — Er geht mit einem Müller und erſchreckt ihn tödtlich, indem er ſich plötzlich ſeine Naſe eine Elle lang wachſen läßt. — Er verwandelt ſich in einen Dreſchflegel und prügelt grobe Bauern durch, verkauft Perücken, die ſich auf den Köpfen der Herren alsbald in wunderliche Strohneſter, Eſelsſchwänze ꝛc. verwandeln, läßt ſich als rieſenhafter Hecht auf einer vornehmen Tafel auftragen, begrüßt die Geſellſchaft und verſchwindet. Er ſchlüpft in eine Schreibfeder und ſchreibt ganz andere Dinge, als der Herr der Feder will; er verwandelt ſich in den langen Spieß eines Boten und neckt denſelben auf alle mögliche Weiſe, indem er ihm in der Hand zuckt, ihn ſchlägt, ihm aus der Hand fährt ꝛc.

Die Sammlung des Prätorius, vermehrt durch noch anderes von Schwenck und mehreren Ungenannten, in der Hiſtorie von Rübezahl, Hirſchberg 1738. 4°, enthält noch Folgendes:

Rübezahl nimmt drei Frauenzimmern, die ihn necken, jeder einen Schuh und läßt ſie ſo im Sumpf tappen. Er verwandelt ſich in ein Rad und neckt den Fuhrmann, indem er ihm davonläuft. Er kutſchirt einen Reiſenden, der nach Prag will, blitzſchnell nach Rom. Er haut als Kutſcher mit der Peitſche ein Pferd mitten entzwei. Er läßt ſich als vornehmer Herr von Spielleuten aufſpielen, wendet dann das Pferd, welches drei Aepfel fallen läßt und jagt davon. Sie ſchimpfen, einer aber behält ſeinen Apfel, der zu Golde wird. Er bezahlt einen Bierbrauer, um ſich ſatt zu trinken und trinkt ihm dann das ganze Bräuhaus aus.

8.

Schwänke von Weibern.

Der deutſche Humor war unerſchöpflich in Schwänken von Weibern. Die alte volksthümliche Kraft gibt ſich noch in den vielen Erzählungen

von der an bösen Weibern geübten Zucht zu erkennen, aber auch die neue Sittenverschlimmerung wird nicht vermißt. Die Rohheit und Unfläterei der Fastnachtsschwänke geht mehr und mehr in das Raisonnement von weiblicher Untreue und lustigen Hochzeitsgeschichten über.

Die reichste Auswahl von Portraits böser Weiber findet man bei Hans Sachs.

So sagt er in seinem Schwank von den „neunerlei Häuten der bösen Weiber", sie hätten neun Häute und jede müsse besonders durchgeklopft werden, wenn das Weib Frieden geben soll. Der Ehemann prügelt nun an seinem Weibe neunmal erst die Stockfisch-, dann die Bären-, Gänse-, Hunde-, Hasen-, Roß-, Katzen-, Sau- und Menschenhaut. In einem andern Schwank verzeichnet er 12 Eigenschaften der bösen Weiber. In der „geschwätzigen Neckenstube" verspottet er das Weibergewäsch und Geklatsch. Den Ursprung der Kahlköpfe erklärt er daraus, daß einmal ein Mann zwei Weiber gehabt, eine junge und eine alte, die junge habe ihm nun sorgsam alle weißen, die alte alle schwarzen Haare ausgerissen. — Sachs erzählt ferner von einem Wittwer, der kam nach seinem Tode ans Himmelsthor. Da erfuhr er von St. Peter, seine Frau sey bereits im Himmel. Auf der Stelle wandte nun der arme Mann um und wollte lieber in die Hölle gehen. — Ein böses Weib gewinnt ihrem Manne seine Hosen, Messer und Tasche und somit die ganze Herrschaft im Hause ab. — Ein Ehemann beweist, daß sein Weib sein schlimmster Feind, sein Hund aber sein treuster Freund sey, indem er beide schlägt. Das Weib wehrt sich wie der tapferste Feind, der Hund liebkost ihn. — Ein geplagter Ehemann jammert, daß ihm überall, wo er geht und steht, Kifferbeskraut wachse. Im Sommer verdorrt, im Winter erfriert es nicht, es wuchert ihm in allen Zimmern, rankt wie Hopfen an den Wänden hinauf und erstickt ihn fast. Auch muß er es in jeder Suppe, aus jeder Schüssel essen, aus jedem Becher trinken, und es sticht so schmerzlich und schmeckt so bitter: das ist das Keifen seines bösen Weibes. — Ein anderer kommt weinend aus der Küche, sein böses Weib hat ihn geschlagen. Er sagt aber, es komme nur vom Rauch her, der ihn in die Augen gebissen habe.

In der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 52 steht ein tolles Lied von einem bösen Weibe, das immer mit ihrem Manne zankt.

Will er sunst, sie will so.
Ist er traurig, sie ist froh.
Will er schlagen, sie will raufen.
Will er kratzen, sie will reißen.
Will er furzen, sie will sch — ꝛc.

Bei Mone, Forschungen I. 158 das alte Volkslied von der Frau,

der man beim Tanze ſagt, ihr Mann ſey krank, die aber luſtig forttanzt, bis er geſtorben iſt, mit dem Refrain: iſt er krank, Gott Lob und Dank — will er ſterben, dann kann ich erben — iſt er todt, da gibts eine Braut. Vom allerbeſten Humor iſt das Lied im Wunderhorn II. 420 von einer Säuferin, die ins Wirthshaus geht und, wenn ſie betrunken heimkommt, ihren Mann durchprügelt.

Einer der beſten Schwänke iſt folgender vom Körbel.

In einer gewiſſen Stadt pflegte ein frommer Korbmacher, wenn er mit einem Korbe fertig war, zu ſagen: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht. Er verlangte, ſeine Frau ſolle das auch ſagen, da ſie aber nicht wollte, zerſchlug er ihr den Korb auf dem Kopf und ruhte nicht, bis ſie unter Heulen und Schreien rief: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht! Ihr Geſchrei wurde gehört, die Nachbarweiber gaben ihr Recht, aber die Männer nicht. Der Bürgermeiſter, bei dem die Frau klagte, bekam darüber mit der eigenen Frau Streit und am Ende wurden alle Weiber in der ganzen Stadt von ihren Männern geprügelt, bis eine wie die andere rufen mußte: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht. Montanus, Wegkürzer 1557. Schreger, Zeitvertreib 1753, S. 626.

Aehnlich, aber nicht ſo gut, ein Schwank bei Hans Sachs (IV. 3. 42).

Hier zankt ſich ein armes Ehepaar, wer den Korb tragen ſoll. Andere miſchen ſich darein und ſo entſteht eine allgemeine Schlägerei.

Sehr alt und weit verbreitet iſt folgender Schwank.

Ein böſes Weib nannte ihren Mann immer Läuſeknicker, bis er ſelber böſe wurde und ſie erſäufte. Da ſchrie ſie ihm jenes Wort immer noch aus dem Waſſer zu, und ſelbſt als ſie unterſank, machte ſie noch mit den Händen über dem Kopf die Bewegung des Läuſeknickens. Alte Anecdote, ſchon in Sebaſtian Brandts Beiſpielen, 29. In Poggii und Friſchlins facetiis. Auch in Legrand, fabliaux, deutſch III. 166.

Hieher gehört noch der Schwank vom Halseiſen.

Ein gutmüthiger Mann ließ ſich für ein Verbrechen, das ſein Weib begangen hatte, ſtellvertretend ſtrafen und ins Halseiſen ſperren. Nachher hatte er einmal Zank mit ſeinem Weibe und ſie warf ihm höhniſch vor: ſchäme dich, du haſt müſſen im Halseiſen ſtehen. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 28.

Vieles findet man auch in den Volksmärchen und Sagen, z. B.

Peter, der Fiſcher, hörte, daß ein anderer Fiſcher, Andreas, durch Geiſter auf den Meeresboden geführt worden war und einen großen Schatz von da mitgebracht hatte, frug nun aus Neid und Habgier auch ſeinerſeits die Geiſter,

wurde gleichfalls auf den Meeresboden geführt und ſollte unter den daſelbſt befindlichen Töpfen einen wählen, nahm einen und wurde auf die Oberwelt zurückverſetzt, fand aber in dem Topfe ſtatt eines Schatzes ſein böſes Weib wieder, das längſt erſoffen war und deren Seele (nach altem Volksglauben) unter einem Topf auf dem Meeresboden hätte bis zum jüngſten Tage gefangen bleiben müſſen, wenn ihr Mann ſie nicht ins Leben zurückgeführt hätte. Wolf. deutſche Märchen Nr. 12.

Deßwegen läßt in einem Volksliede bei Uhland Nr. 292 der Wittwer 40 Fuder Steine auf das Grab ſeiner Alten führen, damit ſie ja nicht mehr aufſtehe.

Eine ſehr alte und echt volksthümliche Vorſtellung iſt die Verjüngung alter Weiber im Jungbrunnen, nach einer uralten heidniſchen Vorſtellung. Die ſchöne Idee einer allgemeinen Verjüngung nach dem Weltuntergange war zunächſt hergenommen von der jährlichen Verjüngung der Natur im Frühling. Daran aber knüpfte der Humor die Vorſtellung von Wiederjung- und Schönwerden alter häßlicher Weiber. Hans Sachs beſchreibt die Scene. Lucas Cranach hat ſie gemalt in einem in der Berliner Galerie befindlichen Bilde. Auch Beham geſtochen und in unzähligen Nürnberger Bilderbögen iſt ſie unter das Volk gekommen.

Ein guter Schwank bei Hans Sachs iſt der „vom Kaufmann“.

Ein Kaufmann ergibt ſich dem Teufel unter der Bedingung, daß der Teufel ihm guten Abſatz aller ſeiner Waaren binnen ſieben Jahren zuſichere. Der Teufel thut es, der Kaufmann verkauft alles mit großem Gewinn. Als aber die ſieben Jahre um ſind, ſtellt er zwei alte häßliche Weiber zum Verkauf aus. Die will ihm Niemand abkaufen. Der Teufel kommt und will ihn holen. Der Kaufmann aber ſagt: halt, guter Freund! erſt mußt du den Vertrag erfüllen und bewirken, daß ich meine Waare mit Vortheil verkaufe. Der Teufel beſieht die Waare und verzweifelt. Spöttiſch bietet der Kaufmann ihm nun die beiden alten Weiber an, ſie ſtatt ſeiner mitzunehmen, aber der Teufel dankt und gibt ihm lieber ſeine Verſchreibung zurück.

Das iſt eine der ſchalkhafteſten Dichtungen unſeres Nürnbergers. Aber die alten Weiber wurden auch in eine viel ſchlimmere Verbindung mit dem Teufel gebracht, nur zu tragiſch im Hexenweſen, komiſch aber in der gangbaren Vorſtellung, der Teufel ſelber fürchte ſich vor alten Weibern.

Der Teufel ſah einmal mit großem Kummer zu, wie glücklich ein paar jung brave Eheleute mit einander lebten, denen er lediglich nichts anhaben konnte.

betreffenden Behörden anzuzeigen, um zu verhüten, daß der deutsche Name durch ihn nicht geschändet werde. Dieses neueste Bestreben der Deutschen, welches das Ringen nach politischer Macht offenbar beurkundet, ist von den verschiedenen Partheien vielfach gedeutet worden, und hat sogar bei einigen manche Besorgniß für die Zukunft erregt. Inzwischen bleibt die Hoffnung, in Amerika ein deutsches Reich zu bilden, wenn sie gleich von manchem Deutschen gehegt wird, doch nichts als Schwärmerei. Aber zu einem mächtigen integrirenden Theil der Union können die Deutschen allerdings heranwachsen, wenn gleich ihr Einfluß, zu Folge des ihnen angeborenen Charakters, nur conservativ seyn, und der Union selbst zum Heil gereichen kann.

F. J. G.

Da entſchloß er ſich, ein altes Weib zu Hülfe zu nehmen und verſprach ihr ein Paar neue Schuhe, wenn ſie das Ehepaar uneins machen könne. Das Weib fing nun an, bald dem Mann, bald der Frau ins Ohr zu raunen, eines ſey dem andern nicht treu, und fachte ihre Eiferſucht dermaßen an, daß ſie ſich von einander ſchieden. Nun verlangte das Weib ihren Lohn und der Teufel reichte ihr auch wirklich ein Paar neue Schuhe an einer Stange über einen Fluß hinüber, denn er wagte nicht, ihr näher zu kommen. Daher das Sprüchwort, was der Teufel nicht kann, das kann ein altes Weib. Kirchhoff. Wendunmuth I. 366. Luthers Tiſchreden I. 310. Schwank von Hans Sachs. II. 4. 9. Illuſtrirt in den fliegenden Blättern von 1849. Keller, Faſtnachtſpiele Nr. 57.

In Kellers Faſtnachtsſpielen I. Nr. 56 kommen drei böſe Weiber vor, die erſt ihre Männer prügeln und dann die Teufel ſelber, von denen ſie geholt werden ſollen, in die Flucht ſchlagen.

Unter den Satiren auf die Weiber war auch ein Floblied beliebt. Man verſpottete die Weiber, weil ſie immer Flöhe haben. Das Flohlied des Ambraſer Liederbuchs Nr. 213 beginnt:

Die Weiber mit den Flöhen
Die haben einen ſteten Krieg.

Sehr ausführlich behandelt denſelben Gegenſtand ſpäter Fiſcharts Flöhhaz in einem eigenen kleinen Buche. Auch ein Lied „der Flohjammer" in Widmanns muſikaliſcher Kurzweil 1618 (bei Hoffmann, Geſellſchaftslieder S. 263). Auch das größere lateiniſche Gedicht Floia in den facetiis facetiarum.

Die Erzählungen von der Weiber Liſt und von betrogenen Hahnreihs ſtammen großentheils aus fremder, namentlich italieniſcher und franzöſiſcher Quelle. Schon die im frühen Mittelalter umgehenden Schwänke dieſer Art ſtimmen mit italieniſchen Novellen und altfranzöſiſchen Fabliaux überein. Adalb. von Keller hat in ſeinen sept sages eine Menge Quellen nachgewieſen, darunter auch morgenländiſche. Auch Hans Sachs hat viele ſolche fremde Stoffe in ſeinen Schwänken verarbeitet. So ſein Schwank vom Brunnen.

Ein lüderliches Weib kam des Nachts immer ſpät heim. Da verſchloß einmal der ſonſt geduldige Mann das Haus und ließ ſie nicht ein. Sie that wie verzweifelt und warf einen großen Stein in den Brunnen. Der arme Mann glaubte, ſie habe ſich erſäuft, lief ſchnell heraus und ließ die Thür

offen. Während er aber im Brunnen ſuchte, lief die Frau ins Haus, ſchloß zu und zankte zum Fenſter hinaus, wie liederlich er ſey, daß er ſo ſpät heimkomme.

Ein Volkslied bei Uhland (289), das auch Roſenplüet als Schwank behandelte (Bragur IV. 78) vom Schreiber im Garten.

Der Schreiber lag bei der Frau ſeines Herrn, da kam der Herr zurück. Geſchwind ſchickte die Frau den Schreiber in den Garten und nahm den Herrn freundlich auf. Als dieſer aber nach dem Schreiber frug, ſagte ſie, der ſey im Garten und wache, daß ihr in ſeiner Abweſenheit nichts geſchehe. Er ſolle ſich einmal ihre Kleider anziehen und ſelber prüfen. Da zog der Herr die Kleider der Frau an und ging in den Garten. Der Schreiber aber, indem er ſich ſtellte, als hielte er ihn für die Frau, gab ihm einen derben Backenſtreich und hieß ihn Zucht und Ehre beſſer wahren und des Nachts nicht aus dem Hauſe gehen.

Das Loch im Thurm oder der Schwank von einer ſchönen Fürſtin, die ihr eiferſüchtiger Gemahl in einen Thurm einſperren ließ, die aber durch ein Loch in der Mauer mit einem Ritter verkehrte und ſich zuletzt von ihm entführen ließ, iſt nur eine burleske Anwendung der alten babyloniſchen Sage von Pyramus und Thisbe und war im Mittelalter weit verbreitet, deutſch ein Schwank „vom Ritter und Kaiſer", franzöſiſch bei Legrand noch ſpäter bearbeitet von Arnim, Kotzebue und Graf Platen.

Ebenſo verbreitet war der Schwank von dem Ringe, den von drei Frauen diejenige bekommt, die in Weiberliſt die andern übertrifft. Keller, Faſtnachtsſpiele III. 1300.

Der hölzerne Johannes iſt nur eine Umbildung des weltberühmten Schwanks von der Wittwe von Epheſus.

Eine Wittwe konnte ſich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ ſich alſo einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübſcher Burſche war, einmal ſtatt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch wohl zufrieden, und als ſie am Morgen das Frühſtück nicht kochen laſſen konnte, weil die Magd ſagte, es ſey kein Holz mehr da, befahl ſie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen. Kirchhoff, Wendunmuth I. 248. Ayrers Faſtnachtſpiele S. 50.

Auch die Wiedervergeltung iſt oft variirt zu leſen.

Ein Bauer merkt, daß ſeine Frau den Nachbar in der Kammer habe, läuft geſchwind in des Nachbars Haus, holt deſſen Frau herüber und thut

mit ihr daſſelbe, was das andere Paar in der Kammer. Altdeutſcher Schwank in Kellers Faſtnachtsſpielen S. 1444.

Desgleichen der Schwank von der Beichte.

Ein Edelmann verkleidete ſich als Beichtvater und hörte ſeiner eigenen Frau Beichte. Da ſagte ſie, ſie habe bei einem jungen Edelmann, bei einem Krieger, bei einem Narren und bei einem Pfaffen geſchlafen. Nachher aber erklärte ſie ihm, er ſelber ſey der junge Edelmann, der Krieger, der Narr, weil er ihr nicht getraut, und der Pfaffe, weil ſie ihm gebeichtet. Wahrſcheinlich aus einer welſchen Quelle, in den kurzweiligen und lächerlichen Geſchichten. Frankfurt bei Feierabend 1583 S. 195.

Eine liſtige Frau klagte dem Beichtvater, ein junger Mann ſtelle ihr nach und bat ihn, er möge denſelben von ſeinem böſen Vorſatz abbringen. Der Beichtvater ſtellte ſogleich väterlich den jungen Mann zur Rede, der ganz unſchuldig war, jetzt erſt erfuhr, wie ſehr die Dame ſich für ihn intereſſire und ſie ſogleich beſuchte. So wurde der Beichtvater Kuppler, ohne es zu wiſſen. Bebel, facet. III. 127.

Das Urtheil, welches bei Cervantes Sancho Panſa fällt, kommt auch als deutſcher Schwank vor.

Eine Dirne klagte einen Geſellen an, er habe ihr die Ehre genommen. Der Geſelle entſchuldigt ſich, ſie habe es gerne geduldet. Der Richter befahl ihm, ihr eine Summe Geldes zu geben, ſchickt ihn aber dann ihr nach, er ſolle ihr den Beutel wieder nehmen. Es gelang ihm nicht, weil ſie laut aufſchrie und Leute zuſammenrief. So, ſagte dann der Richter zu ihr, hätteſt du es auch machen ſollen, als der Geſelle dir deine Ehre nehmen wollte, und gab dem Geſellen ſein Geld zurück. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 15.

Ich will mich mit dieſen wenigen, aber die ganze Gattung charakteriſirenden Schwänken begnügen und nur noch einige hinzufügen, in denen die deutſche Einfalt und unſer urſprünglicher Humor treuer hervortritt.

Der Schwank vom ehrlichen Teufel.

Der Teufel ſah ein hübſches Mädchen zum Schloß hinaufgehen und warnte ſie. Sie lachte, als ſie aber nach mehreren Monaten ſchweren Leibes vom Schloß zurückkam, frug er ſie, warum ſie ſo traurig ſey? Sie erwiederte: ich bin droben verführt worden, der Teufel hat mirs gerathen, daß ich da hinaufgegangen bin. Da ſchlug ſie der Teufel und rief: es iſt nicht wahr, ich habe dich gewarnt. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 78.

Der Schwank vom Händetrocknen.

Ein Vater prüfte, welche von ſeinen drei Töchtern zuerſt einen Mann brauche, indem er ihnen befahl, ſich die Hände zu waſchen. Welcher Hände

dann zuerſt trocken ſeyn würden, die müſſe nothwendig die hitzigſte ſeyn. Die jüngſte Tochter hatte kaum den Zweck des Waſchens erfahren, als ſie mit den naſſen Händen abwehrend um ſich ſchlug, ſie wolle keinen Mann, ſie wolle durchaus keinen Mann. Da wurden aber ihre Hände zuerſt trocken. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 14.

Die Apfelprobe.

Ein junger Mann will erproben, welches Mädchen ſich am beſten zu ſeiner Frau, und welcher Jüngling am beſten zu ſeinem Freunde eignen werde. Er gibt alſo drei Mädchen jeder einen Apfel und ſieht, wie ſie ihn eſſen. Eine ißt ihn ungeſchält, die zweite ſchneidet dicke Schalen davon ab, die dritte aber ſchält ihn fein. Dieſe wählt er. Dann bittet er drei Jünglinge jeden um ein Stück Apfel; der eine gibt ihm faſt alles, der andre nur ein wenig, der dritte theilt mit ihm. Dieſen wählt er.

Der Schwank von der Hundreiterin.

Eines Edelmanns Frau war der Gefahr ausgeſetzt, von einem galanten Caplan verführt zu werden, wenn der Mann nicht zu Hauſe blieb. Der Edelmann mußte aber eine Reiſe machen, da rieth ihm ſein ſchlauer Knecht, der Frau zu verbieten, daß ſie auf dem großen Hunde reite. Als es nun alſo geſchah, bekam die Frau, die ſonſt nicht daran gedacht hätte, die größte Luſt, auf dem Hunde zu reiten, verſuchte es endlich, wurde aber von dem Hunde gebiſſen und lag krank im Bett, ſo daß ſie den Caplan gar nicht empfangen konnte. Als es der Edelmann nach ſeiner Heimkehr ſo fand, lachte er und konnte abmerken, wie es ihm ergangen wäre, wenn er der Frau verboten hätte, den Caplan zu ſehen. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 298.

Der Schwank vom Liebeszauber.

Ein junger Geſelle vermaß ſich, er könne jedes Mädchen in ſich verliebt machen. Ein ſürwitziges Mädchen wollte es darauf ankommen laſſen. Da er aber gar nicht zaubern konnte und nur geſcherzt hatte, gab er ihr ein Stück ganz gewöhnlichen Kuchen. Sie aber war gleich außer ſich, liebkoſte ihn närriſch und rief aus: ach, mein Freund, wie hab ich dich jetzt ſo lieb! Bräuner, Curioſitäten S. 102.

Der Schwank vom Bader.

Eine Magd wollte gerne wiſſen, wen ſie zum Manne bekommen würde, kleidete ſich deßhalb in der Andreasnacht nackend aus und griff im Dunkeln zur Thür hinaus, um irgend ein Zeichen ihres Zukünftigen zu erhalten. Der Hausknecht aber lauerte ihr auf mit einem Eimer kalten Waſſers und ſchüttete ihn über das arme nackte Mädchen her. Sie aber, weit entfernt, zu erſchrecken, rief ganz vergnügt: ein Bader alſo, ein Bader! Minſicht, Alberitäten S. 199.

Der Schwank vom hungrigen Liebhaber.

Ein Cavalier verliebte ſich in ein tugendhaftes Fräulein und wollte ſie verführen. Sie nahm ihn an, ſperrte ihn aber ein und ließ ihn zwei Tage lang hungern. Dann führte ſie ihn in ein Zimmer, auf deſſen einer Seite ein Bett ſtand, in das ſie ihn zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft einlud, auf deſſen anderer Seite aber ein Tiſch voll Speiſen ſtand. Der Cavalier ſtürzte auf den Tiſch zu und ließ Bett und Dame ſtehen. Seitdem hatte ſie Ruhe vor ihm. Rottmann, luſtige Hiſtorien III. 80.

9.

Pfaffenſchwänke.

Der angeborene Humor der Deutſchen ſchloß auch die Geiſtlichkeit von den Schwänken nicht aus, weder activ noch paſſiv. Dabei ſoll nicht beſtritten werden, daß es ſchon ein ſtarkes Herabſinken des Klerus ins Gemeine bezeichnet, wenn Pfaffen als Spaßmacher populär werden konnten. Immerhin aber nahm das Volk dergleichen noch Jahrhunderte lang äußerſt harmlos auf und erſt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts forderte der Uebermuth unwiſſender und roher Pfaffen die Satire eines unverſöhnlichen Haſſes heraus.

Des älteſten Spaßmachers unter den Pfaffen iſt ſchon im erſten Bande gedacht, des Pfaffen Amis (I. 421). An ihn ſchloß ſich ſpäter der berühmte Pfaff von Kalenberge (bei Wien), Wigand von Theben, der Liebling und geiſtliche Hofnarr Herzog Ottos des Fröhlichen in Steyermark, welcher 1339 ſtarb. Seine Schwänke wurden von Philipp Frankfurter geſammelt und 1550 erſtmals gedruckt. Vgl. Flögel, Hofnarren S. 252. Abgedruckt in Hagens Narrenbuch. In Knittelverſen.

Wigand war Student in Wien, als er einmal einen ſehr großen Fiſch ſah und kaufte, um ihn dem Herzog Otto zu bringen. Der Thürhüter ließ ihn nicht ein, ehe er ihm verſprach, den Lohn mit ihm zu theilen. Otto nahm den Fiſch gnädig auf und ließ Wigand den Preis ſelber fordern. Da verlangte Wigand geprügelt zu werden, und als es geſchehen war, ſagte er dem Herzog, nun ſolle er dem Thürhüter denſelben Lohn geben. Der Schwank gefiel dem Herzog und er machte den jungen Studenten zum Pfarrer von Kalenberg. — Als ſolcher trieb er bald Spott mit ſeinen Bauern, platte, ſogar eckelhaft rohe Späſſe. Er ließ ihnen die Wahl, ob ſie das Dach zum

Chor oder zur Kirche bauen wollten? Sie wählten den Chor, weil er kleiner war. Nachher aber baute er ihnen das Dach zur Kirche nicht und wenn ſie nicht beregnet werden wollten, mußten ſie es ſelber bauen. Als ſie ihm einmal arbeiteten, liefen ſie beim Geſchrei eines Raben vor der Zeit nach Hauſe „das ſey der Zeitvogel, der habe ihnen gerufen". Nachher ließ er ſie aber bis in die Nacht hinein arbeiten, weil der Zeitvogel nicht kam. Einmal war er zu faul, lange Gottesdienſt zu halten und hoſirte unter der Meſſe auf den Altar, um die Bauern zu vertreiben. Ein andermal hing er ſeine Hoſen als Kirchenfahne bei einer Proceſſion aus, damit ſeine Bauern eine neue Fahne kauften. Einmal hatte er ſauer gewordenen Wein und wollte ihn den Bauern verkaufen. Damit ſie aber Luſt bekämen, ihn zu trinken, kündigte er an, er werde vom Thurme aufſliegen, beſteckte ſich ringsum mit Pfauenfedern und blieb auf dem Thurm, während die Bauern unten, immer wartend, ſeinen Wein austranken. Endlich ſagte er ihnen, ſie würden doch keine ſolche Narren ſeyn, zu glauben, daß ein Menſch fliegen könne. Seinen Wein aber mußten ſie ihm bezahlen — Auch ſeinen Biſchof überredete er, er könne Wunder thun und in den Faſten Fiſche in Vögel und Wildpret verwandeln, die er ihm untergeſchoben hatte. Der Weihbiſchof befahl ihm, zu jeder Kirchzeit zu kommen. Das war ihm läſtig, weshalb er mit der Schaffnerin, mit welcher der Weihbiſchof zuhielt, eine Schalkheit erſann. Unter dem Bette derſelben verſteckt ſah er, wie Nachts der Weihbiſchof kam. Die Schaffnerin aber wollte ihn diesmal nicht eher zulaſſen, als bis er ihre kleine Capelle eingeſegnet hatte, zu welchem Behuf ſchon brennende Kerzen bereit waren. Wohl oder übel mußte der Weihbiſchof die unanſtändige Ceremonie verrichten, als plötzlich der Pfaff unter dem Bett ihn mit geiſtlichem Geſange begleitete und ſich nachher entſchuldigte, er ſelbſt habe ja befohlen, bei jeder ſeiner Kirchzeiten anweſend zu ſeyn. — Einer Fürſtin heizte der Pfaff einmal mit den hölzernen Heiligen ein, wofür ſie ihm neue mußte machen laſſen. Indem er einen Heiligen nach dem andern in den Ofen warf, höhnte er jeden aus.

Man ſieht, wie dieſe ganze Dichtung ſchon auf Entweihung des Heiligen ausging.

Peter Leu, der andere Kalenberger, iſt ein Gedicht von Wldmann zu Schwäbiſch Hall, gedruckt Nürnberg 1560, abgedruckt in Hagens Narrenbuch.

Peter Leu lebt in Schwäbiſch Hall und trägt Blöcke. Von ſeiner großen Körperſtärke heißt er Leu. Sein anderer Name Peter mahnt an die vielen ſtarken und dummen Peter des deutſchen Volksmärchens, in denen eine Erinnerung an den altheidniſchen Donnergott Thor erhalten ſcheint. Aber der halliſche Peter Leu enthält dieſe Züge nur in blaſſer Abſchwächung und iſt ein Träger von durchaus ſchon modernen Schwänken.

Sein Herr ſchickt ihn in eine Lohmühle, ſtatt deſſen geht er ins Wirthshaus und verſpielt alles. Die Nacht bringt er in der leeren Mühle zu, da kommen Geſellen mit einem ſchönen Weibe und wollen ſich gütlich thun mit Speiſe und Trank. Indem einer die ſchöne Frau beſichtigen will, ſtreckt Peter neugierig gleichfalls ſeinen Kopf aus dem Verſteck auf dem Boden hervor und fällt hinunter zwiſchen ſie. Die Erſchreckten entfliehen und laſſen ihm alles zurück. Dann geht er in den Krieg und endlich dient er einem Pfaffen. Einmal läßt er zwei Bauernmädchen in weißen Hemden ins Ofenloch ſchlüpfen und hört ihre Beichte, bis ſie ganz ſchwarz wieder herauskriechen. Er ſtiehlt dem Pfarrer die Fiſche aus dem Teich, ſägt dann Kirſchbäume am Ufer an und bewirkt dadurch, daß Bauern, die Kirſchen pflücken, ins Waſſer fallen, die er dann als die Kirſchendiebe angibt. Unter der Meſſe ißt er am Altar einen Kuchen, angeblich Himmelsbrod, das ihm durch ein Wunder geſpendet werde. Ein andermal hat er eine Wurſt und Schinken unter dem Meßgewand, und als ihm der Meßner das Gewand aufhob, glaubt er es ſey ein Hund, der nach ſeiner Wurſt ſtelle, und gibt ihm von hinten einen Tritt. In einen Pelz als Bär verkleidet ſtiehlt er bei Nacht Birnen. Als ein ſtark nach Schwefel riechender Höhenrauch einfällt, predigt er, das komme von einem Loch in der Hölle her, das man nur mit geweihter Leinwand zuſtopfen könne, und läßt ſich von allen frommen Weibern Leinwand geben. Später zog er wieder nach Hall.

Wie neben ſolchem Wohlgefallen an Pfaffenſchwänken im deutſchen Volke dennoch eine heilige Scheu vor dem Anſehen der Kirche in den Gemüthern wurzelte, beweiſt die Auffaſſung der berüchtigten Sage von der Päpſtin Johanna. Sie iſt ohne Zweifel deutſchen Urſprungs, wie denn die älteſten Quellen derſelben die Päpſtin auch als eine Deutſche in Mainz geboren ſeyn laſſen.

Papſt Leo IV. ſtarb 855. Die Sage gibt ihm ein Weib zur Nachfolgerin, die authentiſche Geſchichte weiß nichts davon. Da ſich die Proteſtanten aus Haß gegen die Katholiken Mühe gaben, die hiſtoriſche Wahrheit nachzuweiſen, und die Katholiken die Gegenbeweiſe führten, ſo iſt viel über die Sache geſchrieben worden. Man folgt den Erörterungen am beſten, wenn man Spanhemius, de papa foemina, Lugd. 1691, den Artikel bei Bayle, Schröckh, Kirchengeſch. XXII. 83 f. und die kurze und treffliche Ueberſicht in Gfrörers Kirchengeſchichte III. 2. 975 f. nachlieſt. Das Reſultat iſt, daß nie eine Päpſtin exiſtirt hat, daß alles nur eine witzige Erfindung und allmählig ausgebildete Sage iſt, deren Spuren bis ins 11. Jahrhundert hinaufreichen, während ihre wirkliche Ausbildung erſt bei einem Schriftſteller am Ende des 13. Jahrhunderts, nämlich

in der Chronik des Martinus Polonus vorkommt. Dieſer ſagt (bei Spanhem. p. 59 iſt die Stelle abgedruckt): Ein Mädchen aus Mainz wurde von ihrem Liebhaber nach Athen entführt, wo ſie männliche Tracht anlegend, in den Schulen ſtudirte, ſich ſehr auszeichnete, in Rom unter dem Namen Johannes der Engländer auftrat und nach Leos IV. Tode ſelber Papſt wurde. Allein nach zwei Jahren befand ſie ſich von ihrem Liebhaber ſchwanger und hatte das Unglück, das Kind gerade während einer Proceſion zu gebären, wobei ſie aus Scham ſtarb. Boccaccio ſagt in ſeinem Werke von berühmten Frauen, ſie ſey aus Mainz geweſen und mit ihrem Buhler zuerſt nach England gegangen. Die Kölner Chronik, gedruckt 1499 führt an, die Einen laſſen ſie eine Engländerin, die Andern eine Deutſche ſeyn. Wieder Andere ſchicken ſie nach Paris ſtatt nach Athen. Auch hat ſie in den verſchiedenen Berichten gar verſchiedene Namen, meiſt Johanna, aber auch Agnes, Guta, Gilberta, Margaretha ꝛc. — Ein ſchon alter Spottvers auf ſie lautet:

Papa pater patrum peperit papissa papellum.

Man hat früher ſchon und mit Recht in der ganzen Erfindung eine Satire geſehen, nur täuſchte man ſich im Gegenſtande derſelben. Man glaubte, unter der Päpſtin ſey die Ueppigkeit der Päpſte zu verſtehen geweſen, insbeſondere zu den Zeiten der lüderlichen Römerin Marozia, als ſie Päpſte ab- und einſetzte, alſo gleichſam ſelbſt Päpſtin war. Allein was hätte dann Deutſchland und was die gelehrte Schule mit der Sage zu thun? Offenbar hat Gfrörer Recht, wenn er a. a. O. in dem liſtigen Mädchen aus Mainz eine Hinweiſung auf die von Mainz ausgegangenen falſchen Decretalen, und in dem Studium zu Athen eine auf das Bündniß Leos IV. mit den Byzantinern findet. Die Satire will ſagen, die päpſtliche Gewalt ſey damals durch Mainz mißbraucht, gleichſam zur Hure gemacht worden.

Im Jahr 1480 ſchrieb Theodorich Scharnberg oder Scharnbek ein „Spiel von Frau Jutten“, welches 1565 zu Eisleben von Tileſius herausgegeben und auch in Gobſcheds nöthigem Vorrath II. 81, ſowie in v. Kellers Faſtnachtsſpielen Nr. 111 abgedruckt iſt. Es iſt wohl zu beachten, daß es keine Spur von Satire mehr enthält, ſondern den Stoff legendenartig mit größtem Ernſt behandelt und dabei die Jungfrau Maria

verherrlicht, denn am Schluß wird durch ihre Fürbitte der Päpſtin — verziehen. Uebrigens hat das Spiel viel dramatiſche Effekte, wie Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt I. 79 f. bereits nachgewieſen hat.

Luciſer ruft ſeine Teufel zuſammen, auch Lilis, ſeine Großmutter, nimmt an dem hölliſchen Tanze derſelben Theil. Dann legt Luciſer ſeinen Plan vor, die kluge Jutta zu bethören. Solhoras erſcheint ihr und verleitet ſie, ſich in männlicher Tracht zu geiſtlichen Würden emporzuſchwingen. Die Entwicklung des Dramas iſt raſch. Bald ſehen wir das ſchlaue Mädchen mit der Tiare geſchmückt. Da bringt man vor ſie einen beſeſſenen Knaben, und ſie ſoll den Teufel aus ihm treiben. Da fühlt ſie zum erſtenmal Furcht. Sie rafft ſich zuſammen und beginnt den Exorcismus, aber der Teufel verkündet höhniſch aus des Knaben Munde, ſie ſey ein Weib und trage ein Kind. — Die Scene iſt im Himmel. Chriſtus beſchwert ſich gegen ſeine Mutter über die Päpſtin, ſie bittet aber für ſie und erhält Gnade. Da wird der Engel Gabriel zur Päpſtin abgeſchickt, um ihr ihren baldigen Tod anzukündigen. Sie büßt und betet, darauf gebärt ſie auf offener Straße das Kind unter dem Zulauf des Volks und ſtirbt. Zwei Teufel ſchleppen ihre Seele zu Luciſer, aber durch die h. Jungfrau wird ſie befreit, indem dieſe den h. Michael ſchickt, der das Schwert ziehend auf Luciſer einhaut und ihm die Beute entreißt. — Der hölliſche Tanz, die päpſtliche Krönung, das himmliſche Geſpräch, die erſchütternde Scene der Teufelsbeſchwörung, die Reue und Buße, die öffentliche Geburt, dann der Jubel und die Angſt in der Hölle, der Kampf Michaels und daneben die Angſt der für Roms Schickſal zitternden Cardinäle, endlich der allverſöhnende Schluß beweiſen, daß dieſes Schauſpiel, gut aufgeführt, von ungeheurem Erfolge geweſen ſeyn muß.

Auch Hans Sachs hat die Päpſtin bearbeitet II. 3. 167. — Im Jahr 1794 erſchien in Paris ein Drama von Flins, ſehr unzüchtig, aber nicht ohne Geiſt. Schirges, franzöſiſches Theater 106. Ein überaus phantaſtiſch-romantiſches Drama iſt das von Arnim in ſeinen Werken Band 19. Siehe meine Beurtheilung im Literaturblatt 1847. Nr. 50.

Nicht minder eigenthümlich iſt die Sage vom Bruder Rauſch, behandelt als Volksbuch in mehreren alten Drucken, auch niederdeutſch in einem einzigen Druck (der Meuſebach'ſchen Bibliothek), auch däniſch in Verſen und engliſch in Proſa. Vgl. die ausführlichen Unterſuchungen von Wolf und Endlicher in Scheibles Kloſter XI. 1070 f.

Der Teufel Rauſch ſieht, wie fromm die Mönche des Kloſters Eſtrom in Seeland zuſammenwohnen. Das ärgert ihn und er beſchließt, ſie zu verderben. Indem er in die Dienſte des Kloſters tritt und als Knecht zu arbei-

ten anfängt, frägt ihn der Abt: Kannſt du auch Hunde koppeln? o mehr als Hunde, antwortete Rauſch, ich kann auch Männer mit Frauen koppeln und z. B. euch, Herr Abt, ganz heimlich bei Nacht eine ſchöne Frau in eure Zelle bringen. Der Abt muß lachen, er läßt ſich verlocken und vom Teufel wirklich ein Weib zuführen. Die andern Mönche desgleichen. Als er aber den Küchendienſt verſäumt und der Koch ihm deshalb grollt, wirft er dieſen in den ſiedenden Keſſel. Die Mönche glauben, er ſey hineingefallen und ernennen Rauſch zu ſeinem Nachfolger. Nun nährt der Teufel die Mönche mit den beſten Biſſen, macht ſie immer fauler und geiler, ſchnitzt aber Prügelſtöcke, was die Mönche anfangs nicht begreifen, bis ſie, unter ſich Händel bekommend, alle ſeine Prügel abholen und einander gräulich ſchlagen. Darauf erſinnt Rauſch eine neue Schalkheit, ſchneidet einer Kuh auf der Waide ein Viertel ab und macht einen Braten daraus. Der Bauer aber, dem die Kuh gehört, iſt der Meinung, wer ein Viertel von ihr geholt, werde auch das übrige holen und verſteckt ſich auf einen Baum in der Nähe. Da verſammeln ſich über Nacht die Teufel und rühmen gegen einander, was ſie Böſes gethan haben (wie die Hexen in Shakeſpeare's Macbeth). Der Bauer hört alles und ſagt es am andern Morgen dem Abt. Dieſer bereut ſeine Vergehen, waffnet ſich aber mit der ganzen Stärke ſeines Prieſterthums, bannt den Teufel Rauſch, verwandelt ihn in ein Pferd und entläßt ihn endlich. Nun geht Rauſch nach England und fährt dort in die ſchöne Königstochter. Kein Mittel kann ſie von ihm befreien, bis der Abt davon hört, ſich auf den Weg macht und alsbald den Teufel aus der Prinzeſſin austreibt, ihn zwingend, wieder Pferdegeſtalt anzunehmen. Der König will den Abt reichlich lohnen, er nimmt aber nur eine Laſt Blei, um ſein Kloſter damit zu decken und Rauſch muß das Blei übers Meer zum Kloſter heimtragen, alsdann auch den Abt ſelber, und zuletzt wird er in die Tiefe eines Berges gebannt.

Hier, wie im Spiel von Frau Jutten, iſt keine Satire auf die Geiſtlichkeit beabſichtigt, ſondern deren Ehre gewahrt und wird nur ein Exempel zur Warnung aufgeſtellt.

In Pauli Schimpf und Ernſt, Nr. 377 wird ein harmloſer Schwank von den Weibern erzählt, die unter einander Beichte hören wollten.

Es waren Beguinen, geiſtliche Schweſtern, die es für eine Schande hielten, daß ſie nicht auch Beichte hören ſollten, da ſie doch ſo gut wie Männer wären. Sie kamen zum Papſt, der ihnen ein Büchslein gab und ſagte, ſie ſollten es aufbewahren und beileibe nicht aufmachen, bis er zu ihnen käme und ihnen Beſcheid gäbe. Unterwegs aber wollten ſie gerne wiſſen, was in dem Büchslein wäre, thaten es auf und — der Vogel, der drinn war, flog auf und davon. Sie gingen nun zum Papſt zurück und baten, er möge ihnen einen andern Vogel geben. Er aber lachte und ſagte: wie, wenn ihr einander Beichte

Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien.

Nur sehr wenige Nicht-Italiener mögen einen klaren Begriff von dem geistigen Leben Italiens haben, sich fortwährend auf dem Laufenden rücksichtlich der erscheinenden Bücher erhalten und diese ihre Kenntniß zu Berechnung der Kräfte des unglücklichen Volks benützen, dessen bevorrechteten Geistern wir beinahe in allen Disciplinen die ersten Schritte, die keckſten Vorschritte verdanken, dessen Gegenwart aber hinter der Vergangenheit so weit zurückbleibt.

Es ist auch wahrlich nichts Leichtes, sich diesen Ueberblick zu verschaffen. Viele der ausgezeichnetſten Köpfe unter den jetzt lebenden Italienern verweilen freiwillig oder gezwungen im Auslande: in London, Paris, Berlin oder Wien, Manche sind genöthigt, in fremden Zungen zu schreiben; der Zeitschriften, welche die neueſten Erscheinungen anzeigen, sind wenige; der Buchhandel liefert nur um schweres Geld, mit Schwierigkeiten, spät und unregelmäßig Bücher, welche in Italien herauskommen, und das, was die neueſte europäische Lesewelt vorzüglich bewegt, ist der Halbinsel noch ziemlich fremd; dagegen erregt dort häufig noch lebhaftes Interesse, was diesseits der Alpen längſt beseitigt oder zurecht gelegt worden ist.

Die Masse der vorhandenen geistigen Kräfte, ihre Bereitheit, bei vorkommenden Umständen wirkend einzugreifen, und ihr Verhältniß zu den jetzigen Regierungen sind aber wesentlich nothwendige Faktoren, wenn man die Zukunft dieses so vielfach

hörtet und wüßtet, was die Andere gethan hat, und erzürntet euch nachher wider einander, würdet ihr die Büchſe nicht auch aufthun und den Vogel herauslaſſen? Die Geſchichte wird von Spätern dem Papſt Innocenz II. oder Johann XXIII. zugeſchrieben. Vgl. Pater Abraham, Judas IV. 11. Hagedorns Fabeln und Webers Päpſte II. 16. — Nach einer andern Sage beichtete ein Prieſter bei der erſten Nonne, die dazu Erlaubniß erhalten und ſagte, er habe ein Ei gelegt. Nach einer halben Stunde wußte das ganze Kloſter um das Geheimniß.

Den Uebergang zu der faſt unüberſehlich reichen Schwank- und Satirenliteratur des Reformationszeitalters, worin alles erdenkliche Böſe von den Pfaffen erzählt wird, bilden die ſchon in den altdeutſchen Erzählungen des Laßberg'ſchen Liederſaals und in den von Keller geſammelten Erzählungen und Faſtnachtsſpielen enthaltenen Anecdoten von den Laſtern, beſonders von der Buhlerei der Pfaffen. Hier einige Proben aus der erſten Quelle.

Ein Pfaffe buhlte mit einer Fiſcherin, fiel aber, als er vor dem heimgekehrten Fiſcher ſich verſtecken wollte, in deſſen Reuſſe und wurde gefangen. In den andern Reuſſen hatten ſich ein Haſe, ſieben Rebhühner und viele Fiſche gefangen. All dieſen Fang führte der Fiſcher auf einem Wagen öffentlich auf die Burg. Der Pfaff mußte das Land meiden, der Frau wurde verziehen. Laßberg, Liederſaal Nr. 202.

Ein ſchönes Weib in Kolmar beichtete bei einem Predigermönch, der ihr Liebesanträge machte; entrüſtet ging ſie zu einem Barfüßermönch, um ihre Beichte zu erneuern, aber auch dieſer beſtürmte ſie mit Liebe; ſie kam nun zu einem Auguſtinermönch, der es nicht beſſer machte. Da ſagte ſie ihrem Mann, was ihr geſchehen ſey, und dieſer rieth ihr, alle drei Mönche zu einem Stelldichein zu laden. Als nun der erſte kam, machte der Mann ein Geräuſch, und der erſchrockene Mönch flüchtete in einen dazu bereit geſtellten Badezuber, der aber voll ſiedenden Waſſers war, ſo daß er ſogleich ſterben mußte. Dem zweiten und dritten Mönch ging es nicht beſſer. Laßberg I. 305. Hagen, Geſammtabenteuer Nr. 62.

In Kellers Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften finden ſich viele grobe Pfaffenſchwänke aus dem Beginn der Reformation und der kurz vorhergehenden Periode.

Ein Pfaff läßt ſich zu Roß ſeine Stiefel flicken, der Schuſter ſticht ihm eine Pulsader am Fuße an und der Pfaffe verblutet und ſtirbt. Der Schuſter bindet die Leiche auf dem Roſſe feſt und treibt das letztere in ein Haberfeld. Der Bauer, dem der Haber gehört, ruft den Pfaffen zornig an und ſchlägt ihn, da er keine Antwort bekommt. Der Pfaff fällt vom Pferd und der

Bauer meint, er habe ihn erſchlagen, packt ihn auf und legt ihn in des Nachbars Haus in einen Backtrog, nachdem er den Teig herausgenommen. Der Nachbar findet den Pfaffen und bildet ſich ein, derſelbe habe ſich von dem Teige todt gefreſſen, trägt aber die Leiche zum Meßner und lehnt ſie an die Thür. Der Meßner findet den Pfaffen, heißt ihn weggehen und ſtößt endlich die Thür ein. Wie der Pfaffe fällt, meint er Schuld an ſeinem Tode zu ſeyn, zieht ihm Meßgewande an und ſtellt ihn in die Kirche. Da kommt ein altes Weib, ihm die Hand zu küſſen, und zieht ihn bei der Hand. Er fällt um und ſchlägt das alte Weib todt.

Aehnliche Erzählungen vom Leichenverbergen kommen auch in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache vor und ſogar in den arabiſchen 1001 Nacht. Aber nicht von Pfaffen. Die deutſche Erzählung iſt ausdrücklich auf die Pfaffen gemünzt und drückt die tiefſte Herabwürdigung derſelben aus.

Aehnlich iſt bei Keller, Erzählungen S. 345 die Geſchichte von den drei Schülern.

Drei Schüler (junge Pfaffen) ſchleichen ſich bei einer ſchönen Fiſcherin ein und werden von ihr in einer trockenen Grube verſteckt. Der heimkehrende Fiſcher läßt, um ſeine Fiſche aufzubewahren, Waſſer in die Grube. Die Schüler ertrinken, ein Knecht ſoll die Leichen wegbringen. Er meint aber, es ſey nur einer, und wird ſehr böſe als er den zweiten und dritten ſieht, in der Meinung, es ſey immer der nämliche. Als er den dritten in die Donau geworfen hat, begegnet ihm ein lebendiger Pfaffe. Da glaubt er, das ſey wieder der nämliche, und wirft ihn ebenfalls ins Waſſer.

In einem Volksliede bei Uhland Nr. 286 lockt ein kluges Fräulein elf Mönche, die ihr alle unerlaubte Anträge gemacht haben, in den Keller und läßt ſie hier ſchmachten, bis ſie ſich mit Geld löſen müſſen. Hans Sachs hat einen Schwank vom blinden Meßner.

Eine Meßnerin, die mit einem Pfaffen buhlt, betet zum h. Stolprian, er möge doch ihren Mann blind machen. Der Mann hört es aus ſeinem Verſteck und räth ihr, als ob er der Heilige wäre, ihren Mann gut zu füttern und zu pflegen, dann werde er binnen drei Tagen blind ſeyn. Sie folgt dem Rath, er ſtellt ſich, als ob er allmählig erblinde, als aber das Weib und der Pfaff ſeiner nicht mehr achten, ergreift er einen Stock und prügelt ſie beide jämmerlich.

Ein überaus frivoler Schwank ſteht in Kellers Erzählungen S. 443. Die Nonnen in einem Kloſter raufen ſich um einen „Zagel“. Nicht

beſſer iſt der Schwank von „Bertha mit der langen Naſe“ in Haupts altdeutſchen Blättern I. 105.

Die Hebamme ſagte einer Wöchnerin, ihr neugebornes Kind ſehe dem Vater ſprechend ähnlich. Hat es auch eine Tonſur? frug die Mutter. Kirchhoff, Wendunmuth I. 338. Bebel, facet. I. 78.

Das Frechſte, was die deutſche Lyrik in der Zeit des ſinkenden Glaubens hervorgebracht hat, iſt eine ſ. g. Abendveſper (Keller, Erzählungen S. 390). Hier ſind die lateiniſchen Verſe aus echten kirchlichen Hymnen gemiſcht mit den obſcönſten deutſchen Verſen, durch welche der Sinn jener parodirt wird. Ein Vorſpiel zu dem, was in der franzöſiſchen Revolution geſchah, gleichſam eine Verunreinigung der heiligen Kirchengefäße mit dem ekelhafteſten Unflath. Damals aber ging die Unſauberkeit von den verdorbenen Pfaffen ſelbſt aus. Jenes ruchloſe Lied hat wahrſcheinlich einen ſolchen zum Verfaſſer und das Lied wurde bei pfäffiſchen Orgien geſungen. Ein gleichfalls freches Lied, in welchem der Papſt ſelbſt alle Weiber und Maiden die Buhlerei lehrt und empfiehlt, aus einer Gothaer Handſchrift in Grimms altd. Wäldern III. 164. — Ein höchſt freches und üppiges Lied von einem Pfaffen, der bei des Bauern Frau lag, in Körners hiſt. Volksliedern Nr. 28. — Ein tolles Lied aus dem 15. Jahrhundert, halb lateiniſch, halb deutſch (Hoffmann, in dulci jubilo p. 85) führt einen Eſel ein, der aus der Mühle lauft, Pfaff wird und die erſte Meſſe leſen will, als ſein Treiber kommt, ihn ſchlägt und wieder in die Mühle jagt.

Sehr verbreitet war der Schwank vom fahrenden Schüler.

Ein fahrender Schüler kommt in ein Bauernhaus, wo die Frau in Abweſenheit des Mannes eben den Pfaffen bewirthet. Plötzlich kommt der Bauer zurück, Braten und Wein werden ſammt dem Pfaffen verſteckt. Der Schüler aber gibt ſich für einen Zauberer aus, zaubert das verborgene Eſſen hervor und verſpricht, den Bauer auch den Teufel ſehen zu laſſen. Während nun der Bauer in einem Zauberkreiſe ſtehen muß, aus dem er bei Leibe nicht heraustreten darf, geht der nackt ausgezogene und ſchwarz mit Ruß bemalte Pfaff bei ihm vorbei und entkommt. Altdeutſcher Schwank in Kellers Faſtnachtſpielen S. 1172 und bei Hans Sachs. Oft variirt. Einen viel ſchlimmeren Ausgang nimmt die Sache in einem Gedicht in von der Hagen Geſammtabenteuern Nr. 61, indem hier, nachdem das verborgene Eſſen und Getränk verzehrt iſt, der Pfaff hervorgeholt und erſt gegen ein Löſegeld entlaſſen wird.

In dieſem Faſtnachtsſpiele, wie in den ſpätern facetiis von Bebel, in Schimpf und Ernſt von Pauli, im Rollwagen ꝛc. wimmelt es von ähnlichen Schwänken, die bis ins Unglaubliche zotenhaft werden. Wie viel Wahrheit auch darin liegen mag, wie oft gottloſe Pfaffen ihren heiligen Beruf wirklich ſchändeten, ſo war es doch auch ein ſündiges Gelüſten, dergleichen mit Behagen und Uebertreibung wieder zu erzählen. Die Laſter der Pfaffheit dienten oft nur zum Vorwand, um auch die Laſter der Laien zu entſchuldigen und um den Altar ſelbſt beſudeln zu können.

Von der Völlerei der Pfaffen ein guter Schwank bei Hans Sachs (V. 339).

Ein Abt hat ſich ſo vollgefreſſen, daß er nicht mehr kann, und will ins Wildbad, um wieder Appetit zu bekommen. Unterwegs kehrt er bei einem bekannten Edelmann ein. Der verſpricht ihn um billigeres Geld und in kürzerer Friſt zu heilen, daß er des theuren Wildbades nicht nöthig habe, ſperrt ihn ein, läßt ihn drei Tage lang hungern und hat ihn wirklich vollſtändig curirt.

Der berühmteſte Schwank vom Ablaßkram vor der Reformation iſt der von einem umherreiſenden Ablaßkrämer, welcher eine Feder des Engel Gabriel zur Anbetung vorzuzeigen pflegte, als ſie ihm aber einmal zum Spott verbrannt wurde, und man ihm eine Kohle beilegte, dieſe ſogleich für eine Reliquie vom Roſt des h. Laurentius ausgab. Von Hans Sachs und vielen Andern erzählt. — Ungleich harmloſer iſt der Schwank bei Bebel von St. Otmars Flaſche.

Zwei fahrende Schüler kommen zu einem reichen Bauer. Der eine zapft heimlich das Weinfaß an und verbirgt ſich hinter dem andern, um ihm von Zeit zu Zeit ſeine ihm hinterrücks gereichte Flaſche unvermerkt wieder zu füllen, bis der Bauer ſich überreden läßt, das ſey St. Otmars Flaſche, die ſich immer von ſelber fülle, und für die er dem fahrenden Schüler eine große Summe Geldes bezahlt.

Sechstes Buch.

Verwilderung im Reformationszeitalter.

Eine große und schreckliche Katastrophe zerstörte im Beginn des 16. Jahrhunderts den Bestand der alten Kirche und zerriß unser Vaterland in zwei Religionsparteien, die einander über ein Jahrhundert lang zerfleischten. Natürlicherweise mußte sich in dieser beklagenswürdigen Zeit auch die Poesie verfinstern und verbittern. Sie wurde die Magd der Parteien, von ihnen auf alle Art geschändet und mißbraucht.

Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des fünfzehnten und sechzehnten. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten sich die Geister auf eine ganz merkwürdige Weise, man kann es fast eine Besessenheit nennen.

Das Ueberhandnehmen der Teufelsgespenster, der Hexenprozesse, der magischen Künste ꝛc. hängt genau damit zusammen. Nie weder vor- noch nachher hatte der Teufel größere Macht in Deutschland, was selbst die zugeben müssen, welche das wirkliche Daseyn des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung existiren lassen. In die schauerlichen Nachtstücke dieses Zauber- und Gespensterwesens, dieser Scenen in Folterkammern und am Rabenstein pfiffen sodann die lustigen Piccoloflöten der Humanisten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian seyn wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende lustige Teufel

neben den grimmig grinſenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höllenbreughel.

Das Geſammtbild der deutſchen Dichtung im Reformationszeitalter iſt ein Zerrbild, halb mit dem Ausdruck menſchlichen Irrſinns, halb mit dem teufliſchen Triumphes. Das wenige Gute und Geſunde, zuweilen ſogar noch eine Spur des verlornen Heiligen, nimmt ſich doch nur dürftig aus im Vergleich mit der breiten Maſſe des Schlechten und Gemeinen. Das fromme Vaterlandsgefühl äußert ſich nur noch klagend unter der Tyrannei ausländiſcher und dämoniſcher Gewalten.

Die gebundene Rede wich je mehr und mehr der ungebundnen. Die Proſa wurde in jeder Beziehung Meiſter über die Poeſie und hauptſächlich durch die große Verbreitung der unübertrefflichen Luther'ſchen Bibelüberſetzung wurde die Schriftſprache feſtgeſtellt. Indeſſen war dieſe letztere ſchon lange vor Luther im ſ. g. Mitteldeutſch vorgebildet, welches naturgemäß zwiſchen der ober- und niederdeutſchen Mundart, als eine Miſchung aus beiden, immer breiteren Boden gewonnen hatte. Zur Einführung einer gleichförmigen deutſchen Schriftſprache half am meiſten der zunftmäßige Bücherdruck. Man pflegt dieſe Veränderungen in Sprache und Schrift zu preiſen und als ſegensreiche Frucht der Reformation anzuſehen. Aber ſehr mit Unrecht. Die deutſche Sprache hat dadurch an ihrem urſprünglichen Reichthum und an der Fähigkeit, aus dem innern Organismus heraus ſich fortzubilden, ſo wie an Wohllaut weſentlich verloren. Sie iſt viel ärmer und viel ſteifer geworden, als ſie früher war. Mit Mühe und Noth hat man ſie, und zwar erſt im vorigen Jahrhundert, wieder geſchmeidiger gemacht. In Luthers Zeit ſelbſt und noch länger als ein Jahrhundert nach ihm, war ſie ganz unnatürlich hart, ungelenk, knorrig, borſtig, ſo daß Kaiſer Karl V. Recht hatte, wenn er ſie mit einer Pferdeſprache verglich und nur an der weichen niederländiſchen Mundart Gefallen fand.

1.

Die kirchliche Satire.

Die Verderbniß der Kirche hatte längſt zur Satire aufgefordert. Schon ſeit einigen Jahrhunderten hatte man ſich an den Pfaffenſchwänken

ergötzt. Aber die Harmloſigkeit dieſes Spottes wurde nach und nach vergiftet durch lauernden ingrimmigen Haß, der bald in juvenaliſcher Entrüſtung, bald in lucianiſcher Frivolität der Kirche einen unverſöhnlichen Krieg ankündigte. Die ärgſten Spötter, die den Ton angaben, traten in Italien, gleichſam unter den Augen Roms ſelber auf. Die frommen Deutſchen folgten erſt langſam nach.

In der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts ſchrieb der Zürcher Felix Hemmerlin, der ſich lateiniſch Malleolus nannte, mehrere ſtarke Satiren gegen die verderbte Pfaffheit, die Sebaſtian Brant erſt 1497, lange nach Hemmerlins Tode, herausgab, contra validos medicantes (gegen die Bettelmönche), de negotio monachorum, eine epistola contra superbum clericum, doctoratus in stultitia und ähnliche beißende Verſrottungen des damaligen Unfuges in Klöſtern und auf Univerſitäten.

Der berühmte Aeneas Sylvius, der als Legat im 15. Jahrhundert in Deutſchland wirkte und nachher Papſt wurde, liebte die Deutſchen, verherrlichte ihren Ruhm in ſeinem Roman Euryalus und Lucretia, verbreitete aber auch unter den Deutſchen die Liebe zur italieniſchen Literatur, die ſchon eine Neugier nach den altrömiſchen und griechiſchen Claſſikern einſchloß. In Boccaccio war der erſte eigentlich moderne Geiſt aufgetreten, der das ganze Mittelalter überfliegend die letzten Claſſiker mit den erſten Humaniſten verknüpfte, gewiſſermaßen unter Vermittlung der arabiſchen Bildung. Denn Boccaccio ſchrieb im Styl des 1001 Nacht mit dem freien Geiſt des Lucian. Der Ulmer Steinhövel überſetzte 1471 die berühmten Frauen des Boccaccio zum erſtenmal ins Deutſche. Gleichzeitig unternahm Niclas von Wyle, Stadtſchreiber in Eßlingen, zuletzt Kanzler in Stuttgart, eine Menge Ueberſetzungen aus den Alten.

Auf den Univerſitäten aber kam die claſſiſche Philologie, das Studium der altrömiſchen und altgriechiſchen Dichter, Philoſophen, Redner und Geſchichtsſchreiber unter dem Namen des Humanismus auf. In dieſem Namen lag ſchon der Anſpruch, durch den Unterricht nicht mehr Chriſten, ſondern Menſchen zu bilden. Der Humanismus nahm von Anfang an eine Stellung der Kirche gegenüber. Die ganz vom Geiſt der alten Heiden trunkenen Gelehrten haßten heimlich die Kirche. Um aber die ganze Bedeutung des Humanismus zu verſtehen, muß man erwägen, daß er zunächſt eine Reaction des romaniſchen Geiſtes gegen den germa-

niſchen war und als Mittel allen den Mächten und Parteien diente, welche das bisherige Uebergewicht des deutſchen Kaiſers und Reichs in Europa brechen wollten.

In den romaniſchen Ländern, hauptſächlich in Italien und Frankreich, waren die antik heidniſchen Erinnerungen unter dem mächtigen Einfluß des Chriſtenthums, der germaniſchen Eroberer und der mittelalterlichen Romantik längſt verſchwunden oder hatten ſich nur Spuren davon in romantiſcher Umkleidung erhalten. Aber in dem Maaße, in welchem Italien und Frankreich ſich in nationalem und politiſchem Intereſſe der Uebermacht des deutſchen Reichs erwehrten, nahm dieſe welſche Oppoſition gegen Deutſchland auch antike Elemente in ſich auf und verſtärkte ſich durch den Geiſt der wiedererweckten alten Claſſiker. In dem Maaße ferner, wie in den romaniſchen Ländern und zunächſt in Rom ſelbſt bei der übermüthigen und ſiegesſtolzen Geiſtlichkeit die weltliche Ueppigkeit überhand nahm, mißfiel dort die keuſche Strenge der ſ. g. altfränkiſchen Zeit oder der Gothik, und wandte man ſich der ſchönen Sinnlichkeit der antiken Vorbilder zu. Ja ſelbſt der ſittliche Ernſt gefiel ſich darin, auf die immer ſteigende Entartung der Kirche den Spott anzuwenden, mit dem Lucian einſt die Entartung des Heidenthums ſeiner Zeit gegeißelt hatte. Die claſſiſche Sprachform, der klare antike Verſtand, das Schönheitsgefühl des Alten mußte in je mehr verwildernden Zeiten nothwendig imponiren. Dem von Deutſchland her ſchwer gedrückten Italiener mußte die Fiction, er ſey der direkte Nachkomme der großen Römer, außerordentlich ſchmeicheln.

So nahm zunächſt die italieniſche Poeſie einen immer ſtärker hervortretenden antiken Charakter an, bald auch die bildende Kunſt und Architektur, während auf den Univerſitäten eifrig die alten Claſſiker hervorgeſucht und neu herausgegeben wurden. Italieniſche Fürſten nahmen ſich dieſer Renaiſſance oder Wiedergeburt des antiken Geiſtes aus politiſchen Gründen an, z. B. die mediceiſchen. Die weltliche Fürſtenmacht in Italien konnte ſich nur ausbreiten auf Koſten der beiden veralteten Inſtitute des Kaiſerreiches und der Kirche. Gegen beide war die Renaiſſance ihr natürlicher Bundesgenoſſe. Wunder muß es nehmen, daß die Päpſte ſelbſt der Renaiſſance ſo großen Vorſchub leiſteten. Wenn unter Leo X. die Auffindung der berühmten Gruppe des Laokoon wie das Erſcheinungsfeſt

des höchſten, welterlöſenden Geiſtes mit einer Pracht und einem nationalen Jubel gefeiert wurde, wie nie zuvor ein chriſtliches Feſt, ſo hätte der Papſt überlegen ſollen, daß der hier geweckte Geiſt ihm nicht blos in ſeinem Kampfe wider den deutſchen Kaiſer dienen, ſondern den Stuhl Petri ſelbſt erſchüttern würde.

In Deutſchland war der gute Kaiſer Max am Ende des 15. Jahrhunderts eben ſo unbeſonnen, ſich zum Beſchützer des Humanismus aufzuwerfen und den ganz in die Claſſicität vernarrten Conrad Celtis, einen Mann ſehr zweideutigen Charakters, ſeine Schule in Wien ausbreiten zu laſſen. Der deutſche Kaiſer hätte niemals den Geiſt pflegen ſollen, der das deutſche Weſen principiell verleugnete. Wenn gleichzeitig oder kurz vor- und nachher viele deutſche Fürſten das nämliche thaten, neue Univerſitäten gründeten und auf denſelben Humaniſten als erſte Leuchten anſtellten, ſo lag das in ihrer Sonderpolitik, wie in derjenigen des franzöſiſchen Königs und der italieniſchen Fürſten. Der neue claſſiſche Geiſt war den Souverainetätsbeſtrebungen aller derer günſtig, die bisher vom alten Kaiſer abhängig geweſen. Die gelehrten Humaniſten waren faſt alle eifrige Höflinge und Schmeichler der Fürſten. Faſt in jedem ſteckte ein kleiner Horaz. Die fürſtliche Gunſt diente ihnen aber nur als Mittel, ihr eigentliches Augenmerk war, Eroberungen auf Koſten der Kirche für die Schule zu machen. Sie ergriffen in ihrer ungeheuren Mehrheit Partei gegen die alte Kirche.

Als Patriarchen des deutſchen Humanismus ſtehen zwei große und weltberühmte Männer, Erasmus und Reuchlin, an der Schwelle der Reformation.

Erasmus, geboren 1467 zu Rotterdam, der berühmteſte und einflußreichſte Humaniſt ſeiner Zeit, wirkte in England, ſpäter an der Univerſität Baſel für die claſſiſche Philologie und ſchrieb nebenbei nur einige Satiren im Geiſte Lucians. Selbſt die große Bewegung der Reformation konnte ihm keinen Ernſt abgewinnen. Er ſpöttelte nur über alles mit ſeiner Ironie und der Streit unter Chriſten war ihm, dem Helden, wirklich gleichgültig. Seine geiſtvollſte Satire iſt das **Lob der Narrheit** (encomium moriae oder stultitiae laus).

Die Narrheit rühmt ſich, die Mutter des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn, denn nicht nur ſey das Fortpflanzungsorgan ſelbſt etwas ſehr Lächerliches,

ſondern auch und faſt noch mehr, daß ſich die Menſchen deſſelben bedienen. denn die Hauptnarrheit der Welt ſey das Heirathen und Kinderzeugen, weil jeder nur Sorge und Noth daraus ſchöpfe. Die Narrheit beherrſcht ferner die ganze Kinderwelt, denn offenbar ſind alle Kinder nur eine Art von Narren. Wäre die Narrheit nicht in der Welt, durch die Weisheit würden die Menſchen längſt umgekommen ſeyn. Das Lernen, die Erfindungen, die Leidenſchaft des Beſſerwiſſens ruiniren das Geſchlecht, durch die Narrheit allein werde es conſervirt. Die ganze Hälfte der Menſchheit, die weibliche, ſey zum Glück närriſch und werde nie weiſe. Auch die Nationen würden nur erhalten durch die närriſche Einbildung ihrer Vorzüge, die Staaten nur durch das närriſche Vorurtheil der Gewohnheitsrechte. Jeder Sterbliche ſpiele nur, ſo lange er lebe, die ihm zugewieſene Narrenrolle, die ganze Welt ſey nur eine Comödie. Ein Fürſt ohne Charakter und Moral, durch und durch unwürdig, ſpiele nur die Fürſtenrolle; ein Gelehrter ohne Geiſt, der nur mit ungeheurer Oſtentation lehrt, der Blutegel habe zwei Zungen, oder eine dialectiſche Minutioſität auskramt, ſpiele nur die Gelehrtenrolle. Aber auch die Kirche, ſey ſie nicht ein bloßes Theater? Die Katholiken ſeyen Narren, weil ſie, in die Maria mehr als in Chriſtum verliebt, zugleich Hülfe von den Heiligen erwarten, weil ſich ihre Mönche, die faulen Bäuche, nur um Allotria, die Form der Kutten, und um Wohlleben bekümmern; aber auch die Proteſtanten ſeyen Narren, weil ſie theologiſche Haarſpalterei treiben und um Geheimniſſe der Gottheit zanken, die ſich nie werden begreifen laſſen. In Summa, die ganze Welt ſey närriſch und werde es wohl immer bleiben.

Des Erasmus colloquia, vormals ein Lieblingsbuch aller Gebildeten und in ſehr vielen Auflagen gedruckt, jetzt aber vergeſſen, enthalten im eleganteſten Latein eine bunte Menge von Geſprächen, zum Theil lehrhaft, zum Theil burlesk von ganz ähnlichem Geiſte.

Darin wird nicht blos die äußere Verderbniß der Kirche verſpottet, ſondern auch das Heilige ſelbſt mit Ironie behandelt. Wir leſen darin von einem Ehemann, der nur einen Honigmonat im Leben habe, während ſie der Pfaff das ganze Leben durch genieße; vom Ablaß, den man kaufen und erhalten könne, wenn man Chriſtum ſelbſt beſtehlen wolle; von den Pfaffen, die, wenn ſie auch als Knaben Engel wären, im Alter Teufel werden; von der Meſſe, durch die man ſich zu Wolluſt, Jagd, ſelbſt zu Verbrechen ſtärke; von Beichtvätern, welche das Ohr der Unſchuld durch die ſchmutzigſten und ſchändlichſten Fragen entweihen; von falſchen Reliquien, die doppelt und dreifach vorhanden ſeyen, vom h. Kreuz allein eine ganze Schiffsladung Holz ꝛc.; von Mönchen, die Höllenangſt vor dem Teufel haben, wenn ſie ohne Kutte ſind, aber in der Kutte die ſcheußlichſten Laſter zu begehen nicht ſcheuen. Erasmus ſpöttelt aber auch über die Maria, die ſo viele Anbeter, und über Chriſtus ſelbſt, der ſo

intereſſanten Volkes berechnen, die Erſcheinungen des Tages richtig beurtheilen will.

Es iſt auch nicht Einem der vielen Reiſebeſchreiber, welche ſich voreilige und abgeſchmackte Urtheile über das italieniſche Volk erlaubt haben, eingefallen, deſſen vorzügliche Befähigung zu Werken des Geiſtes zu läugnen; da es gewiß geſchehen wäre, hätte ſich nur irgend ein Anhaltspunkt gefunden, ſo iſt es gut, dieſes als ein Zeichen der unbeſtreitbaren ausgezeichneten Naturanlagen des Volks zu Buch zu ſchreiben.

Dieſe Anlagen äußern ſich überall, auch bei dem gemeinſten Pöbel, in einer unglaublichen Bebendigkeit des Auffaſſens des ſinnlich Erkennbaren, des Combinirens und des Auffindens der Richtungspunkte bei Beurtheilung einer Frage. Die natürliche Wohlredenheit, der Volkswitz, welcher bis ins Mark einſchneidet, die unglaubliche Gefügigkeit auch bei unerwarteten Vorfällen, wenn dieſe nicht den Menſchen durch die Einbildungskraft überwältigen, der unwillkürliche Geſchmack und Kunſtſinn ſind bei der unterſten Volksklaſſe keines andern Landes der Welt bis zu dieſem Grade ausgebildet. Wenn in anderen Ländern Unterricht und Erziehung beinahe Alles thun müſſen, um einen Menſchen aus dem Menſchen zu machen, ſo iſt die herrliche Natur dem Italiener auf mehr als halbem Wege entgegengekommen. Er ſcheint ohne allen Unterricht weiter zu ſeyn, als dieſer die Mehrzahl der Schüler, welche unter trüberem Himmel geboren wurden, führen kann; man kann ſeinem Müſſiggange die Kraft zu aller Arbeit, ſeiner vernachläſſigten äußeren Erſcheinung eine gute Abkunft nicht abſprechen. Der Norden wollte Alles und vollbringt es doch nicht, der Süden vermöchte Alles, aber er will oder darf nicht. Sogar die Sprache iſt dem Süd-Italiener der größeren Hälfte nach überflüſſig, er erſetzt ſie durch Gebärden.

Betrachten wir nun, wie ſich die Bildungs-Anſtalten in der Gegenwart zu dieſem hochbegabten und ſo frühe kultivirten Volke verhalten, und vergeſſen wir nicht, daß eine alte, durchgebildete Geſittung, eine anderwärts nicht vorhandene Poſitivität, kurz, ein Verhältniß vorliegt, welches man mit der Stellung des Adels zum aufſtrebenden Gewerbſtande vergleichen könnte.

Die Schule fängt bei Wohlhabenden mit der ſchon ſeit unvordenklichen Zeiten eingeführten Kleinkinderſchule an. Eine

viele Bräute habe, über die Heiligen, die er als eine Heerschaar mit verschiedenartigen Waffen wie Falstaff seine Rekruten mustert ꝛc. Er wendet sich zur Philosophie, man empfiehlt ihm die Stoa, aber er will nicht glauben, daß es einen echten Stoiker gebe, und entschuldigt dafür den Epikur. Das letzte Gespräch ist ausschließlich ihm gewidmet, so daß man Wieland zu lesen glaubt. Auch liebt Erasmus sehr das Schlüpfrige. In einem Gespräch reden zwei, der eine von einer Brautnacht, der andere von einem Schiffbruch, äußerst burlesk. In einem andern beredet Pamphilus die Maria zur Ehe und entwickelt auf die cynischeste Weise die Bedürfnisse der menschlichen Natur nunc incidit, ut vitium sit non coire, coire virtus). Er verspricht ihr Töchter (pro una virgine multas dabimus). Ebenso cynisch ist das Gespräch mit einer Mutter, worin die Vereinbarung der Seele mit dem Leibe im Phötus abgehandelt wird. Ein öfter wiederkehrender Lieblingsgedanke des Erasmus ist, die Menschen seyen nur höhere Thiere, oft nicht viel besser als Thiere, wer Ochsenfleisch esse, selber ein Ochse ꝛc. Am besten sind die reinen Humoresken, z. B. die Weiberrepublik, in der die Weiber rathschlagen, das bacchische Gelag der Mönche, eines niederländischen Meisters würdig. Auch bloße Wortspiele kommen vor, z. B. das Gespräch mit dem Echo. Im Einzelnen begegnen uns höchst geistreiche Gedanken, z. B. als man ihm wünscht, er möge Papst und Kaiser zugleich werden, erwiedert Erasmus: ihm wäre lieber, wenn er deutscher Kaiser und König von Frankreich zugleich wäre.

So nahm Erasmus denn bereits einen von der Kirche unabhängigen Standpunkt ein und hielt sich übrigens von der Hitze und dem Schrecken des Reformationskampfes möglichst fern. Ein anderer Humanist, der berühmte Reuchlin, sollte desto tiefer in ihn hineinführen, indem es sich aus Anlaß seines Wirkens darum handelte, wie sich das Studium der alten Sprachen überhaupt zur Kirche zu verhalten habe. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) und die Zerstreuung der von dort geflüchteten gelehrten Griechen trug wesentlich dazu bei, neben dem bisher fast ausschließlich gepflegten Studium des Lateinischen, auch die alten Griechen zu lesen, zu verbreiten, zu übersetzen. Endlich hatten die Niederländer, insbesondere in der Schule von Deventer, und einige andre fromme deutsche Gelehrte Werth zu legen angefangen auf die Kunde der alten Sprachen, sofern daraus ein tieferes Verständniß der theils hebräisch, theils griechisch gefaßten h. Schrift hervorgehen mußte. Es war begreiflich, daß, wenn sich die Philologen der h. Schrift bemächtigten, um etwas Anderes darin zu suchen, als bisher die Kirche darin gefunden hatte,

dadurch das Anſehen der Kirche gefährdet wurde. Auf der andern Seite konnten hinwiederum Päpſte, welche die Renaiſſanceſchwärmerei in Rom ſelbſt guthießen und förderten, gegen die Claſſiker nicht barbariſch verfahren. Daraus erklärt ſich, warum es nur rohe Eiferer und Plänkler waren, die von Kölln aus im Namen der Kirche gegen den Vater des hebräiſchen Sprachſtudiums in Deutſchland, dem berühmten Schwaben Reuchlin, Profeſſor in Tübingen, in brutaler Weiſe losbrachen, ohne von der Kirche legitimirt zu werden, denn der Papſt behielt ſich das Endurtheil vor und Reuchlin und ſeine Freunde hatten Zeit, mit allen Mitteln ihrer Gelehrſamkeit und ihres Witzes die Köllner Eiferer zurückzuſchlagen. Der Streit wurde auf dem Felde der Satire geführt. Reuchlin ſelbſt, durch die fanatiſchen Mönche aus Heidelberg vertrieben, ſchrieb gegen ſie eine lateiniſche Comödie unter dem Titel Sergius vel Capitis caput, ohne Jahr und Ort gedruckt, aber 1507 zu Pforzheim nachgedruckt, alſo jedenfalls früher erſchienen. Vgl. Flögel, Geſchichte der com. Literatur III. 149.

Die Satire iſt hauptſächlich gegen den Auguſtinermönch Holzinger in Heidelberg gerichtet, den er Sergius nennt und deſſen Todtenſchädel als Reliquie mit allerlei Opfern gefüllt wird, was dem Dichter Anlaß gibt, alle ſchlechten Seiten ſeines Gegners zu beſprechen. Obgleich alles in die muhamedaniſche Welt verſetzt und nur auf die Perſon des Sergius bezogen wird, meint Reuchlin unter dem todten Kopfe, dem alles huldigt, der alles beſitzt und erwirbt, doch eigentlich das Papſtthum und den geiſtlichen Stand.

Dieſe Comödie wurde ſogleich auf den Univerſitäten verbreitet, es wurden ſogar Vorleſungen darüber gehalten, deren einer Luther noch als Student anwohnte. Simler ſchrieb einen gelehrten Commentar zum Sergius. Ein Beweis, wie weit die der alten Kirche feindſelige Stimmung ſchon verbreitet war.

Eine faſt gleichzeitige Satire auf die Pfaffen war Pauli Olearii (Oehlſchlägels) de fide concubinarum in sacerdotes, Heidelberg 1504. (Später noch einmal hintangedruckt dem Buche Jacob Hartliebs de fide meretricum in suos amatores ohne Jahrzahl und Ort). Das Buch enthält abwechſelnd in Küchenlatein und grobem Deutſch Schwänke von Pfaffen, die von ihren Zuhalterinnen betrogen werden, voll der roheſten Zoten. Nie vorher war die Buchdruckerkunſt zu ſolchen Schändlichkeiten

mißbraucht worden.*) Hartliebs Buch hat denſelben Styl, die deutſche Conſtruction im Mönchslatein noch ausgeprägter.**)

Des Olearius Buch iſt als der Vater des noch weit berühmtern epistolae obsc. virorum zu betrachten. Es iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß Crotus, als er jene Briefe zu ſchreiben unternahm, ſich dabei den Styl des de fide zum Muſter nahm. Johann Jäger aus Dornheim in der Gegend von Arnſtadt in Thüringen, nannte ſich Venator, Rubianus (von rubus, Brombeerſtrauch, der, weil er dornig iſt, auf ſeinen Geburtsort hinweiſt), endlich Crotus (von κροτέω, Garaus machen oder κέρας Horn), lehrte in Erfurt, innig verbunden mit Eoban Heſſus und Mutianus, alte Sprachen und ſchrieb in dem Reuchlin'ſchen Streithandel die berühmten lat. Briefe der Dunkelmänner.

Die epistolae obscurorum virorum ſind nach Strauß (Ulrich von Hutten I. 256 f.) von Crotus allein ausgedacht, angelegt und im erſten Theil (1515) vollendet worden, am zweiten Theil hat dagegen Ulrich von Hutten und haben einige andere Freunde mitgearbeitet. Der erſte Theil iſt weitaus der beſte. Der gute Humor, die behagliche Selbſtbeſpiegelung der Dummheit, wodurch die erſte Arbeit des Crotus ſich auszeichnet, iſt von den Fortſetzern nicht mehr erreicht worden. Sie ſind entweder plumper oder wiederholen nur. — Das berühmte Buch hatte den Zweck, Reuchlin gegen Hochſtraten und Pfefferkorn, die damaligen Kölner Ketzerriecher, zu vertheidigen. Die epistolae waren erdichtete Briefe, welche ſich die Kölner und ihre Freunde unter einander im geiſtloſeſten Mönchslatein ſchrieben und worin ſie die ganze Unwiſſenheit, Völlerei und grobe Sinnlichkeit eines großen Theils der damaligen Kleriſei offen zur Schau legten.

Das Buch erregte ungeheures Aufſehen und bekam die Lacher auf ſeine Seite. Unter allem, was für und wider geſchrieben wurde, ragte Capnionis thriumphus (Reuchlins Triumph) hervor, erſt 1519 edirt, aber ſchon 1517 dem Erasmus bekannt, gewiß unter Mitwirkung des Ulrich von Hutten geſchrieben, vielleicht auch von Hermann von dem Buſche. Die Unterſuchungen bei Strauß, Hutten I. 217 f.

*) Eine Probe. Die Pfaffen unterhalten ſich von ihren Concubinen. Ipse autem continuam concubinam secum non habebat, denn er behalf ſich mit des Glöckners Tochter. Fuit autem idem sacerdos pluralis, quia pastor in Locheim, lector in Leymingen, canonicus in Beißmirsloch, vicarius in Darßbach ꝛc. ꝛc. Cum tot habeas beneficia, posses vel nobilem educare, puta aut unam de Rotzenhausen, aut unam de Ofenloch, aut unam vom Rotenſchlitz ꝛc.

**) Dilecto socio carissimo, ego mitto te scire, quod ego super insteti pro uno Gubernamine et ex Dei gratiam factus sum scholirega et bene sto, quia habeo multum scholares et parvos et magnos, pauperes cum divitis, ego vellem quod tu veneris apud nos etc.

Reuchlin kehrt als Triumphator nach Pforzheim zurück. Vor ihm werden die Attribute der von ihm beſiegten Superſtition, Barbarei, Dummheit und Bosheit zur Schau getragen, hinter ihm die gefangenen Gegner in Ketten nachgeſchleppt, ſo der feuerſpeiende Hochſtraten, der ſtinkende Tungarus (Arnold von Tungern), der beſoffene Ortuin, vor allen ausgezeichnet aber der Jude Pfefferkorn, der (wie damals alle Juden, die ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatten) bei den Beinen aufgehängt wird, dem man Zunge, Naſe und Ohren ausſchneidet, die Zähne und Nägel auszieht unter lautem Gelächter der Knaben und der Männer.

Strauß ſieht in dieſem Machwerk einen Sieg des Lichtes über die Finſterniß, er hätte doch aber auf die ſchauderhafte Grauſamkeit und Malice aufmerkſam machen ſollen, die hier allen guten Witz ausſchließt.

Erſt bei der Fortſetzung der epistolae betheiligte ſich der berühmte fränkiſche Ritter und abentheuernde Humaniſt, Ulrich von Hutten. Keiner in jener Zeit iſt von ſeiner Partei und von der Nachwelt mehr überſchätzt worden, als Hutten, indem man alle ſeine ſittlichen Flecken gefliſſentlich überſehen und ſeine Aufſchneiderei für wahres Heldenthum genommen hat. Hutten war von Jugend auf grundlüderlich, aus dem Kloſter entſprungen, ſein ganzes Leben hindurch veneriſch, von ſeiner eigenen Familie ausgeſtoßen. Nur bei den Humaniſten, zuerſt in Erfurt, fand er Schutz, indem er anſtatt dem Dienſte des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.

Sein Gönner Mutianus in Erfurt ſchwärmte ſo ſehr für das claſſiſche Heidenthum, daß er ohne Anſtand einer myſtiſchen Obergottheit in zwei Geſchlechtern als Untergötter Jupiter, Sol, Chriſtus, Ceres, Tellus, Maria ꝛc. neben einander unterſtellte. Hutten hatte für das Chriſtliche gar keinen Sinn, ſo wenig, daß er noch Jahre lang nach Luthers erſtem Auftreten über denſelben, als über einen abergläubiſchen Mönch ſpottete. Alle ſeine Schriften athmeten nur heidniſche Luft der Claſſiker. Durch den weltberühmten Humaniſten Conrad Celtis, auch ein lüderliches Genie, nach Wien berufen und vom alten Kaiſer Max zum Poeten gekrönt, ſchrieb Hutten für dieſen Kaiſer ſeine erſte Satire gegen den (eben verſtorbenen) kriegeriſchen Papſt Julius II. im Jahr 1513.

Papſt Julius, der Bullenhändler, iſt ſelbſt zur Bulle (bulla, Waſſerblaſe) geworden, indem ſein irdiſches Daſeyn ein Ende nahm. Er will den Himmel aufſchließen, ſein Schlüſſel paßt aber nur zu irdiſchen Schätzen. Petrus kommt

und weist ihn ab. Vergebens zählt Julius seine Verdienste her, sie stehen sämmtlich im gröbsten Widerspruch mit dem, was die wahre Nachfolge Christi verlangt. Da wird Julius grimmig und will gehen, alle die Armeen, die er schon auf Erden aufgestellt hat, gegen den Himmel zu führen.

Auch gegen Venedig, welches den Kaiser befehdete, schrieb Hutten eine Satire, worin er aus dem Löwen von St. Marco einen sich aufblasenden Frosch machte, den der Adler in seinen Sumpf zurückjagen soll. In einer andern Satire „Phalarismus" macht er aus dem Herzog Ulrich von Württemberg, der einen seiner Vettern ermordet hatte, einen Tyrannen Phalaris. Seine Betrübniß über den Mord des Vetters ist affectirt, er liebte keinen seiner Verwandten und wurde von keinem geliebt. Der Mordfall diente ihm nur, von sich selber reden zu machen. In seiner Aula schildert Hutten das Hofleben, das er einem trügerischen Meere vergleicht. In seiner Fortuna zürnt er der Glücksgöttin, die aus ihrem Füllhorn das Köstlichste nur denen zuwerfe, die es nicht verdienen. Unterdeß war Luther in Wittenberg aufgestanden und Hutten, ihm anfangs abgeneigt, wurde bald neidisch auf ihn, weil Luther unermeßlich viel mehr Popularität erlangte, als er. Fortan liebte er sich immer wetteifernd neben Luther zu stellen und den Haß gegen Rom zu übertreiben. Immer hat er sich forcirt. Im Jahr 1520 schrieb er den Vadiscus mit dem Motto jacta est alea (als ob er damals noch etwas gewagt hätte, nachdem die Fürsten sich Luthers schon so kräftig angenommen hatten!) voll wüthender Schmähungen auf Rom, und die Inspicientes, welches seine beste Satire ist.

Apollo und sein Sohn Phaeton überschauen vom Sonnenwagen aus die Welt, loben die Deutschen, äußern sich aber höchst ungnädig über die Kaufleute und über die Pfaffen. Da findet der päpstliche Legat Cajetan, es sey in Deutschland zu kühle und trübe Luft und schilt die Sonne. Apollo und Phaeton entschuldigen sich, aber der Legat schilt immer heftiger und thut endlich die Sonne in den Bann. Da verhöhnt ihn Phaeton und stolz schwebt die Sonne davon. Dieser zu aristophanischer Höhe sich erhebende Schluß ist in der That geistreich.

Es war indessen kein großes Wagniß, dergleichen zu schreiben. Schon seit drei Jahren waren Luthers Thesen in Wittenberg angeschlagen und hatte Zwingli in Zürich sich gegen die Curie erhoben, hatten sich die Fürsten und der Kaiser selbst den antirömischen Bestrebungen bold er-

wiesen. Luther hatte bereits so gewaltigen Anhang, daß Hutten seinem Impulse folgte und jetzt erst (denn bisher hatte er immer nur lateinisch geschrieben) deutsch zu schreiben anfing, ja sogar die classischen Citate auf einmal mit biblischen vertauschte. Das war bei ihm, dem eingefleischten Humanisten und Libertin, in dem keine christgläubige Ader war, unnatürlich und lediglich gemacht. Luther hatte eben die päpstliche Bulle verbrannt. Da schrieb Hutten eine bulla vel bullicida.

Darin balgen sich die päpstliche Bulle und die deutsche Freiheit herum. Die letztere wird unterdrückt und ruft um Hülfe. Da kommt Hutten: „Was gibt es hier? wer ist da? wer ruft?“ — „Die Freiheit,“ antwortet diese. „die Freiheit wird unterdrückt, Hutten. Ich selbst bin es, ich rufe. Diese dort ist es, die mich unterdrückt, des zehnten Leo Bulle.“ Jetzt bekommt es die Bulle mit dem heißblütigen Ritter zu thun. Zu ihrem nicht geringen Schrecken nennt er sich den Bullentödter, der, wenn auch kein Lutheraner, doch gegen die Bullen und gegen Rom überhaupt noch feindseliger als selbst Luther gestimmt sey. Zuletzt platzt die Bulle, denn sie ist eine hohle Blase.

Aus diesem Gedicht blickt eine nicht sehr rühmliche Eifersucht auf Luther heraus. Hutten will sich ihm vordrängen, den Ruhm des Bullentödters, der ohne Zweifel dem Wittenberger allein gebührt, sich vindiciren.

Dann schrieb Hutten den „Warner“, worin er Luther selbst auftreten läßt, um ihn zu belehren, er solle revolutionärer vorgehen. Auch Sickingen tritt auf und ihm wird von Hutten zugemuthet, die Rolle des Ziska zu spielen. In dem Gespräch „die Räuber“ sucht Hutten, was er früher gegen die Kaufleute und Bürger geschrieben, wieder gut zu machen und schlägt eine innige Verbindung derselben mit dem Adel vor, um die Revolution Deutschlands durchzuführen. Endlich erließ Hutten auch ein eindringliches Mahnschreiben an den Kaiser. Begreiflicherweise wurde er von allen Seiten desavouirt. Auf dem Reichstage zu Worms entschieden ganz andre Männer als er, und wurde alles ohne ihn abgemacht.

Der bald darauf erschienene „neue Karsthans“, worin die Bauern ins Interesse der deutschen Revolution gezogen werden, entspricht zwar ganz der Gesinnung und Situation Huttens, es ist aber wahrscheinlicher, daß er von einem andern ausgegangen ist.

Sickingen hatte nach dem Wormser Reichstag kurze Zeit dem Kaiser gedient, dann seinen berüchtigten Zug gegen Trier unternommen, in dem er unterlag. Von Hutten fehlen alle Nachrichten aus dieser Zeit. Daß

ihm Sickingen, ſo lange bis er ſelbſt auf der Feſte Landſtuhl belagert wurde und umkam, Schutz auf ſeinen Burgen zugeſichert, iſt beurkundet. Wie es ſcheint, wollte Hutten ihn nicht compromittiren oder fürchtete zu viel für ſich ſelbſt. Kurz, er flüchtete nach Baſel. Hier aber fing er, ganz ſeinem Charakter gemäß, mit dem alten Erasmus Händel an und ließ eine maßloſe Schmähſchrift (expostulatio) gegen ihn drucken, als gegen einen Verräther, der die große Zeitbewegung mit habe veranlaſſen helfen und ihr jetzt hemmend entgegentrete, oder ſich wenigſtens paſſiv verhalte. Doch würzte Hutten, wie immer, dieſe Polemik mit den gehäſſigſten Perſönlichkeiten. Erasmus antwortete mit überlegenem Verſtande in einer kleinen Schrift unter dem Titel „Schwämme, um die Beſchmutzungen Huttens abzuwaſchen“. Hutten ging nun nach Mühlhauſen, von wo er floh, da er erfuhr, man ſtelle ihm nach. Zürich nahm ihn auf, im Bade Pfäffers verſuchte er noch einmal vergebens eine Heilung und bald darauf ſtarb er auf der kleinen Inſel Ufnau im Züricherſee, erſt 35 Jahre alt. In ſeinem Nachlaß fand man noch einen Dialog „Arminius“, worin er dieſen deutſchen Helden in der Unterwelt klagen läßt, daß die Deutſchen, die unter ihm die alten kraftvollen Römer geſchlagen, ſich jetzt von den verweichlichten Welſchen überwältigen und beherrſchen laſſen.

Man muß das große Talent Huttens gelten laſſen und ihn wegen ſeines Mißgeſchicks bemitleiden. Man darf auch ſeine krankhafte Erhitzung und maßloſe Leidenſchaft mit ſeinem körperlichen Zuſtand entſchuldigen. Allein ſeine Affectationen können uns nicht gefallen und uns auch keine Achtung vor ihm einflößen. Die Eitelkeit und der Drang, ſich um jeden Preis vor andern geltend zu machen, haben ihn doch viel mehr beherrſcht, als echte Begeiſterung. In ſeiner patriotiſchen Erzürnung vermiſſen wir das ſittliche Moment, und in ſeinem Reformationseifer den Glauben.

Ein Volksbuch vom Kaiſer Friedrich dem Rothbart, 1519 gedruckt, enthält die ſagenhafte Geſchichte unſeres großen Kaiſers.

Der wahren Geſchichte zuwider erobert er hier Jeruſalem, bleibt im Bade nicht todt, ſondern wird von den Türken gefangen, durch Verrath des Papſtes, wird aber wieder frei und zieht gegen den Papſt zu Felde. Zuletzt wird er in einen hohlen Berg entrückt, in dem er noch leben ſoll, um dereinſt wieder zu kommen. Dann wird er ſeinen Schild an einen dürren Baum hängen, der wird davon blühen und er wird die Geiſtlichen ſtrafen.

Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik III. 1121. Man erkennt leicht, daß dieses Volksbuch unter dem ersten lebhaften Eindruck der Reformation verfaßt ist. Es drückt im Sinn Huttens, der aber keinen Antheil daran hatte, den grimmigen Haß des weltlichen Staates gegen die Kirche aus und ist, obwohl einseitig und gehässig gedacht, doch unendlich geistreicher, als die meisten Satiren der Zeit. Vgl. Haupt, Zeitschrift V. 250. 268.

Dr. Martin Luther auf der neu errichteten kursächsischen Universität Wittenberg faßte die Kirchenreformfrage viel tiefer und mit einem altdeutschen, an den alten Donnergott Thor und an die Nibelungennoth erinnernden Zornfeuer auf, sehr weit entfernt von der witzigen Frivolität und Eitelkeit Huttens und der Humanisten. Seine weltberühmten Streitschriften berühren das Gebiet der Satire nur oberflächlich. Er wurde oft witzig, aber sein Witz war selten von der feinern Art. Man muß ihm Schuld geben, durch sein Beispiel die Grobheit und Rohheit Anderer entschuldigt und bestärkt zu haben. Wenn Luther selber „die Lügend (Legende) von St. Chrysostomus", und „wider Hans Worst", d. h. den Herzog Heinrich von Braunschweig, schreiben konnte, so darf man sich nicht wundern, daß auch gegen ihn, „wider das wild geifernde Eberschwein Luther" von Amnicola (Rivander) und „wider den Hurenwirth von Sachsen", d. h. den Kurfürsten konnte geschrieben werden. Die Kirche wurde ein Tummelplatz des wildesten Zankens, Scheltens und Schreiens. Es schien, anstatt des Heilandes und der Heiligen, führe der Teufel und Hanswurst das große Wort. Auf die Gegenpartei wurde rücksichtslos jede erfinnliche Beschimpfung und Verleumdung gehäuft. Wie es in der damaligen Kriegführung üblich war, in die festen Städte und Burgen Fässer voll Koth zu schleudern, ganz so verfuhr die kirchliche Polemik. Unter anderm ließ Luther (nach dem Bericht des Sleidanus) Karikaturen verbreiten, die den Papst darstellten reitend auf einer Sau und einen rauchenden Koth in der Hand, zu dem die Sau den Kopf aufhob, oder mit Eselsohren versehen und von vielen Teufeln gekrönt ꝛc. Ein stehender Witz in Bayern wurde umgekehrt der mit einer Wurst in der Hand auf einer Sau ellends davonreitende Luther nach einer Volkssage bei Schöppner I. 472.

Luther war in München, mußte schnell fliehen und vergaß in der Send-

linger Gaſſe, wo er gewohnt hatte, in der Eile die Wurſt zu bezahlen, mit der er auf einer Sau davonritt.

Die geiſtreichſte Satire, die wir aus Luthers Feder beſitzen, iſt die Fabel vom Löwen und Eſel, die er den wenigen für ſeinen Sohn Johann überſetzten Fabeln Aeſops hinten angehängt hat als „eine neue Fabel Aeſopi, neulich verdeutſcht gefunden".

Der alte Löwe ſtirbt. Sein Sohn kann aber das Reich der Thiere nicht antreten, weil ſich eine mächtige Oppoſition erhebt, die unter Leitung des Fuchſes den Eſel zum König vorſchlägt. Wettkämpfe ſollen entſcheiden. Zuerſt: wer über einen breiten Graben ſpringt, ſoll König werden. Der Löwe ſpringt leicht hinüber, der Eſel fällt hinein, da man aber einen Fiſch in ſeinem Ohr findet, legt der Fuchs es aus, als habe der Eſel ein erſtaunliches Kunſtſtück vollbracht und zwar aus Kraft des Kreuzes auf ſeinem Rücken. Zweitens ſoll gewinnen, wer das ſchnellſte Thier fängt. Der junge Löwe fängt einen Haſen, aber der Eſel, der ruhig eingeſchlafen, fängt mit dem Maul einen Raben, der ſich auf ihn geſetzt hatte, in der Meinung, er ſey todt. Da graut dem Löwen ſchon vor der Wunderkraft des Kreuzes. Drittens ſoll gewinnen, wer zuerſt in die Mühle kommt. Der Löwe rennt über den Berg, findet in der Mühle einen Eſel, glaubt es ſey ſein Mitbewerber und will den Wettlauf in umgekehrter Richtung noch einmal machen, findet aber ſeinen Mitbewerber, der keinen Schritt gethan hat, nun auch am zweiten Ziele vor ſich, erkennt die Allgewalt des Kreuzes und überläßt das Reich dem Eſel, der es immer noch régiert.

Unter dem bekreuzigten Eſel iſt ohne Zweifel die Kirche, unter dem Löwen der Staat zu verſtehen.

Masenius, speculum imag. Col. 1664 p. 162 erzählt, auf dem Reichstag zu Augsburg ſey vor Karl V. und Ferdinand I. ein ſtummes Schauſpiel aufgeführt worden.

Zuerſt erſchien Reuchlin und ſtreute Holzſcheiter aus, dann kam Erasmus und ſammelte ſie wieder auf einen Haufen, ferner Luther, der den Haufen anzündete. Nun erſchien der Kaiſer zornig und ſchlug mit dem Schwert das Feuer auseinander. Dieſes verbreitete ſich aber um ſo weiter und nun kam der Papſt voll Angſt und wollte löſchen, ergriff aber ſtatt Waſſer Oelkrüge und machte das Feuer noch ärger.

Michael Styfel ſchrieb 1521 ein Gedicht zu Ehren Luthers:

Er laßt ſich nit erſchrecken
Die ſchuhen Fledermuß.

Dazu 1532 eine Vergleichung des allerheiligſten Papſtes mit „dem

fremden Gaſt" Jeſus, der „bei uns veracht" iſt. Vgl. Meiſter, Beiträge I. 295 f.

Im höchſten Grade abgeſchmackt war 1522 „der neu deutſch Bileams Eſel", worin berichtet wurde, wie die ſchöne Germania durch Zauberei zur Papſteſelin verwandelt, aber durch einen Heiltrunk erlöst worden. Seb. Maier ſchrieb 1535 „des Papſtes und ſeiner Gaiſtlichen Jahrmarkt". Schon 1521 erſchien ein Buch „von dem Pfründt Markt der Courtiſanen".

Im „Abgott zu Meißen" 1539 ſchildert Günther Strauß in groben Knittelverſen die durch die Reformation abgeſchaffte Andacht zum ſchwarzen Herrgott, ein Crucifix in Dresden, und zum h. Benno, Biſchof von Meißen.

Der ſchwarze Hergot, dem alda
Die alten Weiber gar gene
Die fues vor lauter Innikeit
Abfreſſen han.
— Als nun der ſchwarze Hergot ſach,
Das es wollt werden ungemach,
Auch mit ihm, daß er räumen mußt
Sein Neſt ꝛc.

Man erkennt aus dieſer Probe die ungeheure Gemeinheit der Zeit.

Eine der wüthendſten Schmähſchriften war „das Wolfgeſang", ohne Ort und Jahr im Anfang des 16. Jahrhunderts gedruckt.

Auf dem Titelholzſchnitt thront der Wolf als Papſt, umgeben von Wölfen als Cardinälen. Affen als Kapuziner ſpielen den Gänſen auf, welche Roſenkränze im Schnabel tragen. Hinter den Gänſen aber kommen Füchſe in geiſtlicher Tracht, Biſchofshut ꝛc. und werfen ein großes Netz über die Gänſe. — Im Text werden erſt alle böſen Eigenſchaften der Wölfe beſchrieben und dann wird ihre Vergleichung mit der römiſchen Geiſtlichkeit durchgeführt.

Eine der boshafteſten und zugleich populärſten Satiren auf Rom dichtete Hans Sachs (II. 4. 90) zur Erklärung des bekannten Hundegrüßens.

Die Hunde ſchicken einen Geſandten nach Rom und laſſen den Papſt bitten, er möge ihnen erlauben, auch Freitags Fleiſch zu eſſen. Die Bittſchrift wurde dem Geſandten unter den Schwanz geſteckt, er kam aber gar nicht wieder und ſeitdem beriecht jeder Hund den andern, ob er vielleicht den Diſpens aus Rom bringe?

Der berühmte Nürnberger, Willibald Pirkheimer ſchrieb eine lat.

alte Frau ſitzt in der Mitte eines groſsen leeren Gemachs im Erdgeſchoſse ſpinnend oder ſonſt eine weibliche Arbeit verrichtend. An den Wänden ſitzen kleine Kinder umher, welche da in Verwahrung gegeben ſind. Die Schulfrau ſingt ihnen die lauretaniſche Litanei vor, die Kinder wiederholen ſie. Zur beſtimmten Stunde werden ſie wieder abgeholt, aber weder in freie Luft geführt, noch in irgend etwas Nützlichem unterrichtet. Die ärmeren Kinder ſind der Straße anheimgegeben, oder man macht für ſie kleine Gitterfenſter nahe am Boden, wie in Toskana, damit ſie ohne Gefahr auf die Straße hinausſchauen können, während die Eltern, auf dem Felde beſchäftig, ſie eingeſchloſſen haben.

Volksſchulen.

Volksſchulen ſind überall eingerichtet und theilweiſe dotirt worden. Sie beſchränken ſich in der Regel auf Knabenſchulen; die Mädchen müſſen bei Kloſterfrauen, Lehrerinnen, oder zu Hauſe das Nothdürftige lernen, aber Staat und Kirche wollen nicht, daſs ſie vom Baume der Erkenntniſs zuviel Früchte koſten, denn durch die Frauen vorzüglich wird das männliche Geſchlecht niedergehalten.

In den Knabenſchulen wird der Katechismus, Leſen, Schreiben und ein wenig Rechnen getrieben. Die des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs gelten für die beſten. Im Kirchenſtaat und in dem Königreich beider Sizilien ſieht es dagegen noch ſehr mangelhaft mit denſelben aus. In den Waiſen- und Erziehungshäuſern iſt der Unterricht weniger mangelhaft. Im Verhältniſſe zu den Kräften thut St. Marino bei weitem am meiſten für den Volks-Unterricht. Schullehrer-Seminare gibt es nicht. Die Lehrer ſind meiſt Prieſter, oder wenigſtens Geiſtliche, zuweilen Regulare. Man hört nicht, daſs die Ausgehobenen oder freiwillig Eintretenden in den verſchiedenen Truppen angehalten würden, das Erlernte auszubilden, das Verſäumte nachzuholen.

In den höheren Schulen wird vorzüglich das Latein getrieben. Es iſt die Kirchenſprache überall, die Gelehrtenſprache theilweiſe, in Rom ſogar noch bei einigen Gerichtshöfen die Gerichtsſprache, die ehemalige lingua nobile des ganzen Volks.

Satire wider Eck, den ebenso berühmten Gegner Luthers, Eckius dedolatus.

Eck saust sich im Weine beinah zu Tode und liegt erbärmlich da. Der Arzt glaubt ihm nicht anders helfen zu können, als indem er ihm die alte sündhafte Haut abhobelt. Der Chor aber singt hiezu, hier sey alle Müh umsonst. Daran knüpfen sich dann noch allerlei zeitgemäße, lehrhafte oder blos witzige Bemerkungen.

Derselbe schrieb auch ein laus podagrae.

Zwingli schrieb ein Labyrinth (vgl. Meister, Beiträge II. 285), eine christliche Allegorie, fast einem spanischen Auto ähnlich.

Theseus durchirrt das Labyrinth und läßt sich durch an den Wänden gemalte Thierbilder erschrecken, indem er sie für lebendig hält. Der Faden Ariadnes leitet ihn indeß glücklich, er wirft dem Minotaur den Garnknäuel in den Rachen und tödtet ihn, worauf er Ariadnes Hand empfängt. Das ist der Sieg der Tugend über das Laster und ihr Lohn.

Die realistische Grobheit war hervorgerufen durch die Uebertreibung und den mystischen Schwulst, in den die katholische Poesie ausgeartet war. Wenn die letztere das berüchtigte Buch des Albizzi (liber conformitatum) schaffen konnte, in welchem der h. Franciscus von Assisi in allen Stücken mit Christo selbst verglichen wird und als ein neuer zweiter Christus in der That den alten einigermaßen in den Schatten stellt, so war das eine so gewissen- und geschmacklose Uebertreibung der Heiligenverehrung, daß dadurch das ursprüngliche Bild des in seiner kindlichen Demuth so liebenswürdigen Franciscus verloren gehen, das Uebermaaß von Respect, welchen man ihm erwies, zum andern Extrem des Ekels führen mußte. Auf einen Albizzi mußte ein Alberus folgen, das war natürlich, wie auf eine Ueberladung die Purganz, aber einer, wie der andere, gehört eben nicht gesunden Zuständen der Poesie an.

Erasmus Alberus schrieb „der Barfüßer Mönch Eulenspiegel und Alcoran", mit einer Vorrede von Luther (wahrscheinlich 1531), worin er des Albizzi Buch durch den Koth zieht. Noch schrieb er gegen einen, der von Luther wieder zur alten Kirche abfiel: „widder Jörg Witzeln Mammeluken und Ischariothen", einen sehr groben Dialog vom Interim, ein Welbergespräch über die Ehe, und Fabeln, meist äsopische, aber gepfeffert mit Satiren gegen Papst und Klerus. Es ist derselbe, der auch viele Kirchenlieder gedichtet hat. In seinen Satiren aber brach die

Galle des die Reformationszeit beherrschenden Hasses in der schwärzesten Bitterkeit aus.

Der bei weitem witzigste Satiriker unter den Katholiken, der gegen Luther schrieb, war Thomas Murner, Franciskaner in Straßburg. Zuerst schrieb er 1508 seine Narrenbeschwörung, die keineswegs eine bloße Nachahmung des Narrenschiffs von Brant ist. Murner hatte bei weitem mehr Feuer und Geist als Brant, mehr erfinderische Phantasie und mehr ausschlagende Derbheit.

Er classificirt seine Narren nicht so langweilig, wie Brant, sondern faßt viel lebendiger die einzelnen Narrheiten der Welt je unter Sprüchwörtern zusammen, die den einzelnen Abtheilungen seines Gedichts als Ueberschriften dienen, z. B. eine wächserne Nase machen, Narren säen, Narren schneiden, Narren brüten, mit Gott die Gais hüten, Löffel schneiden, Esel gürten, Strohbart flechten, Affen scheeren ꝛc.

Auch genirt er sich nicht, die Wahrheit auf die unverschämteste Weise zu sagen, und ergötzt wenn nicht durch den Witz, so doch durch die Naivetät seiner Sprache. — In der etwas später herausgegebenen Schelmenzunft verfolgt er dieselbe Methode. In kurzen Knittelversen werden die Schelme, wie vorhin die Narren, abgehandelt in Capiteln, die je wieder ein Sprüchwort oder eine übliche Redensart voranstehen haben, z. B. von blauen Enten predigen, ein Loch durch einen Brief reden, der Eisenbeißer, den Schulsack fressen, Ohren melken, Läuse in den Pelz setzen ꝛc.

Im Jahr 1514 schrieb Murner die „geistliche Badenfahrt", vorn ein Holzschnitt, der einen Mönch und ein nacktes Weib in einer Badewanne sitzend zeigt. Ein unanständiges Buch, wieder in Versen mit Capitelüberschriften, die alle vom Baden entlehnt sind und worin die schlechten Sitten, insbesondere der Geistlichen, verhöhnt werden. Auch die Geschichte der Päpstin Johanna findet sich hier. — 1515 edirte Murner die „Mülle von Schwündelsheim", worin ein Mülleresel die Hauptrolle spielt. Er ist davongelaufen, sein Herr sucht ihn und hört die seltsamsten Dinge von ihm, wie er bald reich, bald geadelt, bald ein Doctor, bald ein Prior geworden sey. Kurz man erfährt hier, was aus einem Esel alles werden kann. Der Grundgedanke ist witzig.

Im Jahr 1519 schrieb Murner die „Gäuchmatt zur Straf allen weiblichen Mannen“.

Der Gauch oder Kukuk erscheint hier als Vogel der Venus. Die Gäuche sind Venusdiener, die sich von den Weibern auf alle Art herumholen, locken, betrügen lassen. Der Name Matte ist schweizerisch und bedeutet eine Wiese, in der Matte unterhalb Bern war von jeher ein berühmtes Bordell. Dieses Gedicht in denselben Versen und in derselben Eintheilung, wie das vorige, enthält nicht blos allgemeine Schilderungen und Betrachtungen, sondern mischt eine Menge Liebesgeschichten ein, größtentheils aus den Klassikern gewählt. Nicht ohne Geist ist der Kukuk mit seinen Eiern, Flügeln, Federn, seiner Stimme ꝛc. auf die mannigfachste Weise dem Ganzen eingeflochten von Anfang bis zu Ende.

Murners berühmtestes Werk ist das „vom großen lutherischen Narren“, 1522, eine grobe, aber witzige Satire auf unsern großen Reformator.

Luther erscheint hier, ungefähr wie Gargantua bei Rabelais, als ein durch seine Größe und Dicke unbehülflicher, also in jeder Situation lächerlicher Narr. Als der ihn plagende schadenfrohe Teufel ist auf den Holzschnitten dazu allezeit eine Katze in Franciskanertracht um ihn, das ist Murner selbst. Da fährt der große dicke Riesennarr zu Schlitten, da liegt er in seinen Nöthen da und kann sich vor Dicke und Geschwulst kaum mehr rühren, weil alles in ihm voll junger Narren (die Lutheraner) steckt. Der Kater geigt ihm vor und unter der Musik gehen die Narren von Luther ab. Zur Erholung frißt er dann wieder fürchterlich, läßt sich mit einem weiblichen Teufel von scheußlichem Ansehen nach evangelischem Ritus trauen, befreit die Nonnen aus den Klöstern, zündet die Marienbilder an, wirbt Landsknechte, verführt das dumme Bauernvolk, pflanzt die Fahne des Bundschuhs auf, schmiert den Bundschuh ꝛc. Dabei gebärt er immerfort Narren, aus allen Taschen, aus den Stiefeln, aus den Ohren, und kommt unter die Presse, damit ihm auch noch die letzten Narren abgezapft werden, worunter die verschiedenen Anhänger der Reformation verstanden werden, die nach und nach, zum Theil aus weltlichen und sehr unheiligen Interessen, ihm beifielen. Mittlerweile buhlt der satyrische Kater selbst um Luthers schöne Tochter, Adelheit mit der Lauten (darunter ist Luthers Ruhm gemeint), bekommt sie auch zur Frau, prügelt sie aber bald aus dem Hause, weil er findet, daß sie den Erbgrind habe. Schließlich fällt der große Narr in den Abtritt, wozu ihm Murner mit andern Katzen eine Katzenmusik bringt. Luther wird begraben, aber über das Erbe seiner großen Narrenmütze entsteht blutiger Krieg.

Was Murner sonst noch schrieb, meist Streitschriften in der lutherischen Sache, eine barocke Prosodie ꝛc. findet sich in Waldaus Nachrichten

von Murners Schriften, Nürnberg 1775, wieder nachgedruckt in Scheibles Kloster IV. 506 ff. Bemerkenswerth ist der Küchendieb- und Katzenkalender, eine kurze Zusammenstellung aller Vorwürfe, welche man katholischerseits den Reformatoren machte. Schon Flögel, Geschichte der com. Lit. III. 211 bezeichnet dieses Buch als ein verlorenes.

Cochläus (Wendelstein), ein sehr bekannter Gegner Luthers, schrieb unter anderm adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem, 1523. Und zwar aus Anlaß eines damals eben in einem sächsischen Dorfe zur Welt gekommenen mißgeborenen Kalbes mit einem Anwachs am Halse ähnlich einer Mönchskutte. Dieses Mönchskalb und zugleich der Minotaurus im Labyrinth der Meinungen sollte nun Luther seyn. — Cochläus schrieb auch einen „siebenköpfigen Luther" (1529), worin er ihn mit dem Drachen vergleicht, und ein „Bockspiel Martini Luthers", dessen Autor jedoch zweifelhaft geblieben ist. Unter dem Bockspiel ist ein Kartenspiel verstanden.

Unter allen Satiren über Luther ist Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia (Mönchshurenkrieg) von 1530 die unflätigste. Sie ist verfaßt von Lemnius, einem Graubündtner, der sich daher auch Rhetus cannanunte, und eigentlich Lemmchen hieß.

Luther hat die Nonne Käthe schon im Kloster verführt, ist ihrer aber satt und will eine andere heirathen. Da kommt Käthe und macht ihm die Hölle heiß. Er sieht sich, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, genöthigt, sie zu heirathen. Dasselbe thun seine Freunde Spalatinus und Jonas, indem auch sie Nonnen, die mit der Käthe aus dem Kloster gelaufen sind, heirathen. Alle drei Männer zeigen sich nun aber als bereits blasirt und impotent, weshalb die jungen Weiblein sich gleich Liebhaber halten. Ein gewisser Valens von Bibra ist der Curtisan Käthchens und setzt Luther Hörner auf. Das ganze Schandgedicht ist mit Zoten der unflätigsten Art gespickt.

Derselbe Lemnius, dessen Leben Strobel 1792 beschrieben, dichtete auch bissige Epigramme, amores und bucolica; in den letztern preist er die Stadt Basel und besonders ihre vielen schönen Mädchen.

Ein Jahr später (1531) erschien zu Landshut des Böhmen Johann Hasenbergs ludus ludentem Lutherum ludens, ein sehr seltenes Buch.

Im ersten Act singt, lacht, scherzt und trinkt und treibt Schalkheit M. Lutherus mit seiner Katharina von Bora. Im zweiten kommt die religio christiana, einzig noch von der honestas begleitet, einst die Königin von ganz

Europa, jetzt verfolgt und auf der Flucht und wird vom orator christianus getauft. Im dritten stolzirt die haeresis (Ketzerei) einher, die jetzt anstatt der wahren Religion Königin geworden ist, mit ihren Hofdamen seditio und corruptio scripturae. Im vierten treffen Luderus und orator zusammen und disputiren auf Leben und Tod, der höchste Richter aber, Philochristus, entscheidet für den orator und verdammt Luderum zum Feuertode.

Paulus, Abt zu Alden Zellen, schrieb 1532 ein „Schnoptüchlein auf Luthers Geifer".

Nasus, ein Franziscaner in Ingolstadt, schrieb wüthende Bücher gegen Luther, z. B. ein Urtheil, daß alle lutherischen Weiber Huren seyen (1569), ein Buch, worin er als zweiter Simson die Schwänze aller lutherischen Philister zusammenschneißt (1581). — C. Andreas schrieb „200 Proben, wie der Luther an der Verwüstung deutscher Nation Schuld sey" (Ingolstadt 1607) meist in Versen.

Der Kampf des Theaters gegen die Kirche begann in den Fastnachtsspielen, in denen vor der Reformation schon die Laster der Pfaffen, während und nach der Reformation aber auch die römische Kirche überhaupt, in ihren Dogmen und in ihrem Cultus verhöhnt wurden. Geschah das anfangs noch unter dem Vorwand eines heiligen Eifers für den neuen Glauben, so währte es doch nicht lange, bis auch der neue Glaube von dem ganz verweltlichten Theater ausgespottet wurde.

Einige Dichter der Reformation, wie Nic. Manuel in Bern (gest. 1530), legten es eigentlich darauf an, das Fastnachtsspiel im antirömischen Sinn auszubeuten. Vgl. dessen Leben und Werke von Grüneisen 1837. Manuel war ein nicht unberühmter Maler. In Prosa beschrieb er die berüchtigte Betrügerei der vier Predigermönche in Bern, und einen „letzten Willen der Messe" als ob die Messe in dem letzten Zügen läge.

In gereimten Versen sind seine Unterschriften des Todtentanzes, ein Lied von der Schlacht bei Pigogga (im langweiligen Landsknechtston), Satiren auf die päpstliche Partei im Geschmack Ulrich von Huttens. Unter andrem eine Klagerede der Götzen, d. h. der Heiligenbilder, die er verbrennen läßt. Weit am besten ist der Spruch „der alte und der neue Eidgenoß", eine satirische Vergleichung der Vatertugenden mit den Lastern der Söhne.

Dazu noch einige Faſtnachtsſpiele.

1) Die Wahrheit in Schimpfweiſe vom Papſt gemeldet. — Der Papſt Entchriſtello ſieht einem Leichenbegängniß zu und bemerkt, vom Tode zöge er doch den größten Profit, der Tod ängſtige die Menſchen, der Kirche alles zu gewähren. Nun zieht eine ganze Reihe Pfaffen, Pfaffendiener und Pfaffenhuren auf und ſagt dem Pfaffenthum alle erdenkliche Schande, bis endlich ganz hinten der Apoſtel Petrus kommt und ſich nicht genug verwundern kann. Am feinſten iſt der ſatiriſche Zug, daß dem Sultan eine Entrüſtung über das tolle Unweſen in der Chriſtenheit in den Mund gelegt wird. 2) Wie auf einer Seite der Heiland auf einer armen Eſelin geritten, auf der andern reit der Papſt im Harniſch mit großem Kriegszug. Nur kurz, ohne Zweifel der berühmten Vorſtellung nachgebildet, die ſchon zur Huſſitenzeit in Prag das größte Aufſehen erregte. 3) Von einem Hadern und Fechten. Elsli ſpricht den Uli um die Ehe an, weil er ſie verführt. Sie wird abgewieſen als eine große Hure. Ihre Mutter gibt ſeiner Mutter den Vorwurf zurück. Nun ſagen ſie einander alle Schande von Hurerei, wobei auch die Pfaffen übel wegkommen. Am Ende aber verſöhnen ſie ſich und die Heirath kommt zu Stande. Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich.

Eine höhere Bedeutung kommt dem Pamphilus Gengenbach zu, dem Gödeke 1856 eine ausgezeichnete Monographie gewidmet hat. Gengenbach war Buchdrucker und Bürger in Baſel in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In ſeinen kleinen, meiſt gereimten Schriften beurkundet er einen ausgezeichneten Geiſt und einen unerſchöpflichen Humor, ſo daß er auf der reformirten Seite dem geiſt- und erfindungsreichen Murner auf der katholiſchen ungefähr die Wage hält. Die meiſten andern Satiriker auf beiden Seiten ſind rohe, leidenſchaftliche Grobiane ohne feinen Geiſt und Witz. Nur Murner und Gengenbach haben etwas, was an Rabelais und Ariſtophanes erinnert.

Die einzelnen Dichtungen ſind:

1) Der welſche Fluß, eine ſatiriſche Schilderung von Karls VIII. Feldzug in Italien unter dem Bilde eines Kartenſpiels. Ein damals beliebtes Kartenſpiel hieß nämlich der Fluß. 2) Der alte Eidgenoß, eine patriotiſche Ermahnung an die Schweizer, ſie ſollten fremden Königen nicht dienen. 3) Der Bundſchuh, eine Schilderung der mißlungenen Bauernverſchwörung des Bundſchuh und armen Konrad. 4) Tod, Teufel und Engel, die Geſchichte dreier Gauner, die in der Verkleidung des Todes, des Teufels und eines Engels einen Wirth erſchrecken und ausplündern wollen, aber von der wachſamen Tochter entdeckt, verhaftet und in ihren Verkleidungen an den Galgen gehenkt werden. 5) Fünf Juden, eine Criminalgeſchichte von Juden, die we-

gen Mißhandlung eines Marienbilds hingerichtet werden. 6) Die zehn Alter, lehrhaft von dem Charakter der menſchlichen Lebensalter handelnd. An dieſes Gedicht knüpft der gelehrte Verfaſſer eine äußerſt umfangreiche und erſchöpfende Abhandlung über die Vorſtellungen von den Lebensaltern und ihrer Eintheilung von den früheſten Zeiten her an. 7) Der Nollhart. Ich gebe hier Gödekes Auszug wieder. Die politiſchen Mächte fragen der Reihe nach den Bruder Methodius, Birgitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papſt, der Kaiſer, der König von Frankreich, der Biſchof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke (dürkeſt = türkiſch 49), der Eidgenoß, der Landsknecht (Bruder Veit) und endlich der Jude. Jedem Stande werden ſeine Fehler geſagt; beim Eidgenoſſen wird der Dichter warm in patriotiſchem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landsknecht weckt ſeinen Humor. Unverkennbar iſt in dieſem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiſerhaus und eine feindſelige Erbitterung gegen Frankreich.

8) Die Gouchmat. Gengenbach ſchildert in der Gouchmat, die er gegen ein kurzlich ausgegangenes Gedicht, daß Unkeuſchheit keine Sünde ſey, gerichtet hat, wie verſchiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. ſich an lüderliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürſten Höfe nicht mehr gedeihet, weil alle Welt in ſein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, deſſen Etter Heiny Winkelried Frau Venus erſt kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all ſein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von neunzig Jahren, endlich den Bauern, dem die Bäurin nachlauft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Britſche ſchlägt und der Hofmeiſter zum Beſchluß anzeigt, daß ſich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Baſel in der Malzgaſſe, d. i. im Siechenhauſe niedergelaſſen habe. Wen es verdrieße, daß Jung und Alt, Mönch und Pfaff zu ihr laufe, der möge vom Ehebruch abſtehen und nicht wie die Sau im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt ſich in ſechs Abſchnitte, in jedem wiederholt ſich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgeſprochen, bald ſpöttiſch eingekleidet iſt; die Liebesbewerbung der Gäuche um Venus oder ihre Frauen Circes (aus der Odyſſee, vgl. 489) oder Paläſtra (aus Lukians Lukios, vgl. 948). Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weibiſcher Kleidung entlaſſen und mit dem Spott des Narren abgeführt. Gengenbach hat verſucht, die Charaktere zu individualiſiren: der Kriegsmann prcht und prahlt; der Alte, der am Stabe einherſchleicht, fühlt ſich auf der Gouchwieſe vom Anblick der ſchönen Frauen entzündet, ſein Herz gumpelt und rumpelt im Leibe, er will nichts mehr vom Stecken wiſſen, ſeine Füße werden ihm leicht und ſein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Seckel leer geworden, ſchleicht er mit hängenden Backen wie der Tod einher. Bauer und Bäurin ſpielen die Prügelſcene der alten Faßnachtſpiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den

Reden des Narren und der Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur aufzukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu seyn. — Dieses Gedicht Gengenbachs ist mit dem gleichnamigen von Murner oft fälschlich verwechselt oder doch nur als eine Bearbeitung oder Nachahmung desselben genommen worden.

9) Die Todtenfresser. Das sind die Geistlichen und ihr Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt gewinnen. Der Papst verwirft des blinden Luthers Tand und fordert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren, denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, so daß wir es nicht mehr zu thun brauchten. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardiner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffenmagd loben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen und Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) Practica. Eine Satire auf die Kalendermacher, die alles vorher zu wissen vorgeben.

11) 12) 13) 14) enthalten einen Pfaffen- und Laienspiegel, den evangelischen Bürger und von den drei Christen. Im Parteiinteresse der Reformation, doch ist die Autorschaft Gengenbachs zweifelhaft.

15) Die Jacobsbrüder, eine wunderschöne Legende, von Gengenbach nach Kunz Kistener behandelt. In Bayern lebt ein Graf Adam mit seiner Frau zwölf Jahr in kinderloser Ehe, bis ihnen durch Gebet zum heil. Jacob das Glück geschieht, daß die Frau schwanger wird. Der Herr gelobt, falls ihm ein Knabe geboren werde, ihn, wenn er leben bleibe, die Fahrt gen Compostella zum heiligen Jacob machen zu lassen. Eines Tages, als er eben auf der Jagd ist, gebiert die Frau einen schönen Knaben. Ein Knecht eilt alsbald in den Wald, wo er den Grafen findet, begehrt das Botenbrod und meldet ihm die frohe Kunde von der Geburt des Knaben. Freudig beschenkte ihn der Herr mit 10 Gulden, die er anlegt und ein biderber Mann wird. Der Herr reitet eilends heim und überläßt den Dienern, die ihm im Burghofe das Botenbrod abverlangen, was er hat und den Mantel dazu. Bei dem Eintritt des Herrn ins Zimmer ruft er den Knaben gleich Jacob, sitzt zum Bett, in dem die Frau wie eine Rose ruht. Die Taufe wird beredet. Eine herrliche Schaar zieht in die angelweit geöffneten Thore. Der Knabe, der Jacob genannt ist, erwächst zur Freude der Eltern und aller bis ins zwölfte Jahr. Der Vater wünscht oft mit bekümmertem Herzen, wenn er die schwere Reise nur erst überstanden hätte. Der Sohn forscht dem Grunde nach, und ist, als er das Gelübde vernimmt, sofort bereit, die Jacobsfahrt anzutreten. — Der junge Graf findet einen Gefährten, einen Schwaben aus Haigerloch, den er bittet, wenn ihm ein Unfall zustieße, seinen Eltern Nachricht von ihm zu geben. Der junge Graf wird darauf krank und stirbt, aber der Schwabe nimmt seine

Leiche in einem ledernen Sack mit nach St. Jacob, wo er wieder lebendig wird. Glücklich heimgekehrt freuen sich die gräflichen Eltern unendlich und setzen den treuen Schwaben zum Pfleger über das Land. Der Schwabe will nun aber nach Jahr und Tag einmal seine armen Eltern wiedersehen und reist nach Haigerloch. Dort wird er vom Aussatz befallen und nichts soll ihn heilen können, als das Blut eines jungen Kindes. Nach Bayern zurückgekehrt wird er durch den jungen Grafen geheilt, der kürzlich geheirathet hat und sein erstgebornes Kind opfert, um mit dessen Blute dem Retter seines Lebens zu lohnen. Nach dieser blutigen That will der junge Graf das Land meiden, zuvor aber noch einmal seine Eltern und sein Weib sehen. Die Eltern wollen ihn, der einen Grund für seine Reise erfindet, nicht fort lassen und während sie noch reden, bringt die Amme das Kind, das Gott auf Fürbitte des heil. Jacob wieder lebend und gesund gemacht hatte. Er springt in Freuden auf, wie einer, dem noch nie weh gewesen, ruft den Bruder herbei, den sie erstaunt seiner Krankheit entladen sehen. Der junge Graf erzählt den Hergang und der rothe Faden um den Hals des Kindes, die blutnassen Kissen der Wiege und der geheilte Bruder bewähren die wunderbare Kunde. Da weinen Frauen und Männer und beten zu Gott. Zur Ehre des Wunders bauen sie ein Kloster Gnadau für Frauen und Männer, wo man Gott noch dient.

16) Novella. Der lahme, podagraische Pfarrer, der sich auf seine Bibliothek auf dem Brett und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wohl noch der priesterliche Held gewesen wäre und jetzt noch so lebhaft sich aufregen kann, daß er selbst nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu disputiren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte, — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre; diese Figur ist vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt. Nach einem Zwiegespräch mit dem Meßner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Gästen, ist ein Bauer Karsthans gestorben, der größte Narr, der sich von Luthers Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarrer möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe, oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karsthans dem Pfarrer als Gespenst. Auf Rath des Doctors des Prediger-Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Meyer, dem Doctor, Pfarrer und Meßner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nichts. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekennt, daß er zwar nicht Karsthans, aber der große Narr sey, dem Karsthans, als Murner ihm den Harn besehen, im Hintern gesessen. Er habe keine Ruhe, weil er auf seinem Todtenbette eine Begine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschlucke. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die übrigen haben keine Lust, wieder dabei zu seyn, aber Mur-

ner überredet ſie. Auch finden ſie ſich wieder ein. Der Geiſt hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beſchworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen ſtrohen Bart geflochten, nun ſey er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit ſeiner Weiſe Niemand mehr. Obwohl Murner ſich ſträubt, wird er vom Narren verſchluckt. Der Meßner frohlockt und ſchlägt vor, ihm das Requiem zu ſingen: Requiescat in pice! Verſtändlich wird das Ganze erſt, wenn man Murners Gedicht kennt, wie er den großen lutheriſchen Narren beſchworen hat. Der Dichter der Novella hat Recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verſchlang ihn.

17) Gombißt. Eine Verſpottung des Papſtes, dem die weltlichen Mächte, der Kaiſer, Frankreich ꝛc. nicht helfen wollen, die Ketzer zu vertilgen, weil es nicht in ihrem Intereſſe liegt.

18) Der neuere deutſche Bileamsesel. Germania iſt des Papſtes Eſel geworden. Bitter klagt der Eſel, wie ſchwer der Papſt drücke, wie er ihn hungern laſſe, plage und ſchlage ꝛc. Petrus und Paulus geben dem armen Eſel heimlich zu freſſen. Unterdeß mißlingt der Ablaßkram, der hier ſehr lebendig geſchildert wird. Der Papſt geräth in Zorn. Aber Chriſtus will den Unfug nicht länger mit anſehen und beauftragt den Apoſtel Paulus, gegen den Papſt zu Felde zu ziehen. Paulus wirbt die „erbarn leut herum“. Die Soldaten Chriſti werfen den alten Menſchen ab und laufen zum neuen. Paulus ſtellt ſie an die Brücke, wo er (der Papſt) beim Waſſer über den Felſen herab muß; er gebietet, des Eſels zu ſchonen; ſelbſt übernimmt er den erſten Angriff. Der Papſt empfindet des Eſels Widerſtand. Der Eſel weigert ſich, weiter zu gehen, da vorn komme ſein Erlöſer. Im Getümmel werden alle über den Felſen hinabgeſtürzt, daß man weder „Stüp noch Stap“ mehr ſieht. Der Eſel wird gebracht. Petrus verbietet das Beuten. Die Soldaten betheuern, daß nichts der Art geſchehen ſey. Petrus muß, auf Paulus Geheiß, den Eſel zu ſich nehmen, dem Urlaub gegeben wird. Chriſtus verzeiht die Sünden und gibt der Eſelin Menſchengeſtalt und Sinn wieder. Germania ſagt Gott Dank für die Erledigung von dem helliſchen Cerberus. „Jetzt bin ich wider ausbereit und ſehe eim freien Deutſchen gleich!“

19) Liber vagatorum, eine Schilderung der damaligen Vagabunden.

20) Rebhänslein, der Segen eines dämoniſchen Weinbergkobolds (oder eines nach ihm benannten Säufers) gegen die ſchädlichen Wirkungen des Weins.

Naogeorgus, auf deutſch Thomas Kirchmaier, ein lutheriſcher Pfarrer in Kahla, arger Ränker und Zänker, der wegen ſeiner biſſigen Angriffe auf den ſanften Melanchthon vertrieben wurde und dann in Süddeutſchland umherirrte, bis er in Wiesloch ſtarb (1563), ſchrieb ein regnum

Griechiſch wird dagegen ſehr wenig, orientaliſche Sprachen werden nur in Special-Inſtituten gelehrt, aber deutſch in den höheren venetianiſch-lombardiſchen Schulen, weil deutſch die Geſchäfts- und Militärſprache der Geſammt-Monarchie iſt. Dagegen wird das Italieniſche in allen auſſer Italien befindlichen Inſtituten der Monarchie gelehrt, und iſt dieſſeits der Alpen verbreiteter als das Deutſche bis jetzt in der Lombardei. Dieſe wechſelſeitige Annäherung kann in einem Geſammtſtaate, wie der öſterreichiſche es iſt, nicht verfehlen heilſame Früchte zu tragen, und es beweiſt die Stärke der Regierung eben ſo ſehr als die neulich erlaſſene Amneſtie, daß ſie zum Studium einer Literatur aufmuntern darf, welche ſich ſo groſſer geiſtiger Unabhängigkeit erfreut. Wirklich ſchon zeichnet die lombardiſche Jugend beider Geſchlechter ſich durch eine weit allgemeinere Bildung aus, als man ſie im übrigen Italien findet, und hiezu mag nebſt der geographiſchen Lage des Landes vorzüglich jene Zuthat deutſchen Weſens beitragen.

Die Söhne der Reicheren machen überall beinahe ihre Schule zu Hauſe bei einem Erzieher, dem Hausgeiſtlichen, zuweilen auch in Collegien, welche die Jeſuiten für den Adel ausſchließlich in mehreren bedeutenden Städten anzulegen nicht verfehlt haben.

Die Naturwiſſenſchaften werden ſpärlich und mangelhaft vorgebracht, die Geiſtlichkeit glaubt, daß ſie ſchlechte Chriſten machen. Der Ordensbruder, welcher entſchiedenes Talent für ſie hat, wird zwar in allem möglichſt gefördert, aber als Gegenſtand des allgemeinen Unterrichts liebt man ſie nicht.

Turnen gehört ebenfalls zu den verbotenen, Fechten zu den kaum geduldeten Disciplinen, Tanzen aber wird geſtattet, und ausführlich gelehrt; auch Schauſpiele werden in den Collegien zuweilen aufgeführt.

Die Methoden des Lehrens ſind in der Regel noch die alten ſcholaſtiſchen, und namentlich hängen die Jeſuiten noch ſo feſt an dem Schulplane des Stifters ihrer Geſellſchaft, daß die zwei hellſten Köpfe derſelben, die Patres Pancaldi und Rezzi ausgewieſen wurden, weil ſie erklärt hatten, ſie halten für unumgänglich nöthig, das vorſchreitende Prinzip, das Lehrbedürfniß der neuen Zeit in den Bereich des Unterrichts der Jeſuitenſchulen aufzunehmen. Daß in den italieniſchen, von der Geſellſchaft geleiteten möglichſt retardirt, daß ſo gelehrt wird, daß der Schüler müde iſt, wenn er

papisticum voll Schmähungen, ſodann fünf ſ. g. tragoediae Pammachius, mercator, incendia, Haman, Jeremias, wozu ſpäter noch Judas kam, ferner Satiren (1550) und einen Liederwald (1553) nebſt vielen Uebertragungen aus Sophokles, Plutarch ꝛc. Vgl. Strobels Misc. III. 109 f.

Das regnum papisticum iſt ein Lehrgedicht in lat. Hexametern.

Darin wird die ganze römiſche Hierarchie beſchrieben, das Mönchthum, der katholiſche Kultus, die Ceremonien, die Reliquien und Bilder ꝛc. und wird aller und jeder Scherz darüber ausgegoſſen. Seitenlang geht die Verhöhnung der Meſſe fort. Der Cölibat wird den Prieſtern als eitel Hurerei und Sodomiterei ausgelegt ꝛc.

Am berühmteſten iſt ſein Pammachius von 1538.

Petrus und Paulus erſchrecken über den üblen Zuſtand der Chriſtenheit und bitten Chriſtum, er möge helfen. Eben ſo beſorgt iſt Kaiſer Julianus, während der Papſt Pammachius ſeine Anſprüche und ſeinen weltlichen Uebermuth immer höher ſteigert. Deſſen freut ſich Satanas und hält hohen Rath; da kommt auch der Papſt, ihm zu huldigen, und empfangt von ihm die dreifache Krone, eine Scene, welche ſicher ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Die Lehre von der Allmacht des Papſtes auf Erden wird nun unter dämoniſchem Einfluß mit brennendem Fanatismus ausgebreitet und Satanas gibt ein coloſſales Zweckeſſen zur Feier ſeines Siegs. Das iſt eine großartige Abſpiegelung des Mahles Belſazars. Denn jetzt erſcheint Chriſtus und indem er dem Lauf des Elbeſtroms aus Böhmen heraus bis nach Wittenberg nachblickt, weckt er in Luther den Retter und Befreier von der Tyrannei Satanas und des Papſtes. Die beim Mahl Schmauſenden erfahren nur noch, ein Aufſtand wider ſie ſey in Sachſen ausgebrochen, und rüſten ſich gewaltig. Aber der Vorhang fällt. Den Ausgang, ſagt Naogeorg, werdet ihr am jüngſten Tag erfahren.

Incendia, deutſch „der Mörtbrandt, 1541“ ſtellt den Papſt als Mordbrenner dar, welcher das Evangelium vernichten will. Mercator handelt von einem Kaufmann, der ſich von der falſchen zur wahren Religion bekehrt, wieder voll Schmähungen auf die alte Kirche.

Der Kaufmann liegt krank da und bereut ſeine Sünden, aber durch alle Mittel der alten Kirche vermag er den auf ſeine Seele lauernden Teufel nicht zu vertreiben. Die letzte Oelung wird verhöhnt ꝛc. Endlich kommt Paulus mit dem Arzte Cosmar und purgirt dem Patienten alles Katholiſche, was noch in ihm iſt, ab, ſo daß, was den Katholiken heilig und werth iſt, im Stuhlgang von ihm abgeht. Das allein hilft nun. Ein ſchändliches Machwerk, welches gleichwohl an Gervinus einen Bewunderer gefunden hat.

In den Satiren verfolgt N. abermals das ſeiner Meinung nach

prostratum pene extinctumque papatum, gibt aber auch Lehren z. B. einem angehenden Geistlichen, einem rauhen Nimrod ꝛc. — Im Jeremias spielt Satan die erste Person und jauchzt über den Untergang Jerusalems ungefähr wie Naogeorg selbst über den Untergang Roms gejauchzt haben würde.

In neuester Zeit ist unter den Satirikern jener Periode keiner so hoch gepriesen worden als Fischart, genannt Mentzer, der 1581 als Stadtschreiber in Straßburg starb. Gervinus hat ihn „als einen der weit Vorgerücktesten in seinen Begriffen religiöser Freiheit“ in dem Sinn gepriesen, wie Lichtfreunde und Deutschkatholiken. Nur deshalb findet er in Fischart einen großen Geist, eine erhabene Gesinnung. Aber auch Vilmar gesteht ihm einen hohen Patriotismus und eine Weisheit zu, die sich der Narrheit nur als Maske bedient habe. Zwei Zeugnisse aus so entgegengesetzten Lagern sprechen für Fischart. Ich kann aber nicht zustimmen. Ich finde in Fischart nur die Kraft des Hasses mit unreinem Geschmack und rohen Liebhabereien verbunden. Seine Grobheit war nicht Satirmaske eines feinen Sokrates, sondern angeboren. Die Wortmacherei, die Erfindung von seltsamen neuen Ausdrücken, die man ihm zum Ruhm anzurechnen pflegt, ist eine bloße Bizarrerie und Sache persönlicher Eitelkeit, etwas nicht Natürliches, sondern Gemachtes. Seine größte Wonne war, auf Andere zu schimpfen, Andere zu verspotten, und da der Spott über die römische Kirche fast schon erschöpft war, ergriff er mit Freuden jede Gelegenheit, um als Calvinist, oder überhaupt als „Vorgerückter“ auch die frommen Lutheraner zu verhöhnen.

Sein berühmtestes Werk ist eine freie Uebersetzung des Rabelais, zuerst 1575 erschienen unter dem affectirten Titel „affenteurliche und ungeheurliche Geschichtschrift vom Leben ꝛc.“, der in den spätern Ausgaben noch affectirter lautet: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rhaten ꝛc.“ Wie man dieser plump erfundenen, völlig unnatürlichen Sprachweise irgend hat Geschmack abgewinnen können, ist mir nicht begreiflich. Sie ist mir von Anfang bis zu Ende ekelhaft erschienen. Außer dieser Sprachverderbniß aber und mehreren für die Sittengeschichte interessanten Notizen enthält das berühmte Buch nichts Eigenes. Ferner bearbeitete F. des Rabelais prognostication und die 1508 von Heinrichmann lat. herausgegebene prognostica in dem Büchlein:

„Aller Practic Großmutter. Die Dickgepreckte Pantagruelinische Betrugdicke Procdic oder Pruchnaſtikatz Lastafel, Bauernregel und Wetterbüchlein ꝛc. durch den wohlbeſchreiten Mausſtörer Winhold Alcofribas Wüſtblutus von Ariſtephans Nebelſtatt ꝛc.“ 1574. Spott über die Kalendermacher und Wetterpropheten. Ich enthalte mich von Fiſcharts Wortmacherei mehr als dieſe Titel anzuführen. Sie werden genügen, das Willkührliche und Abgeſchmackte darin zu charakteriſiren. — Eines der berühmteſten Bücher Fiſcharts, der römiſche Bienenkorb, iſt wieder nur Ueberſetzung aus dem Niederländiſchen. Hier wird die römiſche Hierarchie mit einem Bienenkorb verglichen, eine durch ein ganzes Buch durchgeführte höchſt langweilige Allegorie. Von einem ſehr ſchlechten Geſchmack zeugt ferner Fiſcharts Flohhatz, worin er grobe Späße über die Weiber macht, über die ſich die Flöhe und die ſich über die Flöhe beklagen. Auch dieſes Thema iſt nicht einmal originell, denn es kehrt bei den Humaniſten in größeren lat. Gedichten, wie namentlich auch in Epigrammen immer wieder. — Das Ehzuchtbüchlein Fiſcharts iſt auch nicht originell, ſondern geſchöpft aus Plutarch und Guevara. Im Podagrammiſch Troſtbüchlein hat F. nur ein lat. Gedicht Pirkheimers überſetzt und ſpaßhafte Betrachtungen hinzugefügt. Nicht zu vergeſſen iſt, daß Fiſchart des Bodinus de magorum daemonomania, eine wüthende für die Hexenverfolgung gegen den menſchenfreundlichen Wierus gerichtete Schrift überſetzt, empfohlen und vermehrt hat.

Unter Fiſcharts Satiren auf die römiſche Kirche begegnen uns zuerſt ſeine Auslegungen der von wilden Thieren abgehaltenen Meſſe auf alten Steinbildern am Straßburger Münſter. Hier verräth ſich die ganze Perfidie ſeines Haſſes. In jenen Steinbildern zu Straßburg wie in ähnlichen vielen andern alten Kirchen, hatten die frommen Stifter der Kirchen nicht den Klerus und Gottesdienſt verſpotten, ſondern nur warnende Exempel, Spottbilder ſolcher Kleriker aufſtellen wollen, die ihres heiligen Amtes nicht würdig ſeyen. Aus dieſer argloſen Warnung echt Gläubiger zu einer Zeit, in welcher die Kirche noch allmächtig war, macht nun hinterdrein der ungläubige Dichter eine boshafte Verhöhnung des geſammten Klerus, des Gottesdienſtes, der Kirche überhaupt. — Nur zu geiſtlos iſt Fiſcharts „geiſtloſe Mühle“. Hier ſchüttet der Tod einen Sack voll Pfaffen auf die Mühle und unten kommen Schlangen und

Kröten heraus. — Eben so grob iſt „der Barfüßer Sekten- und Kuttenſtreit“.

Eine um etwas beſſere Erfindung verräth ſich in Fiſcharts „Jeſuitenhütlein“, ſo daß man verſucht wird, nach einem unbekannten Originale zu fragen.

> Chriſtus hat Luciſers Horn der Macht und Stärke gebrochen. Luciſer beſchließt, es wieder aufzurichten, aber verſteckt und ohne Anſtoß zu erregen. Zuerſt ſtutzt er es als Mönchskappe zu, dann macht er daraus die zweigehörnte Mitra der Biſchöfe, ferner die dreifache päpſtliche Tiare und endlich das viergehörnte Jeſuitenkäppchen, ohne welches die Tiare verloren wäre. Um dieſes Käppchen zu nähen, hat des Teufels Großmutter mit den Teufelinnen vollauf zu thun, denn es werden alle erdenklichen Liſten, Piffe und Laſter hineingenäht.

Noch weniger Werth haben Fiſcharts Schmähſchriften gegen Perſonen, z. B. in ſeiner erſten Schrift, der Nachtrabe, gerichtet gegen einen gewiſſen Rabe, der ſchon Proteſtant geweſen war und wieder katholiſch wurde, in der Polemik gegen den Katholiken Raß in Ingolſtadt, gegen die Lutheraner Nigrinus, Spangenberg, Oſiander ꝛc.

Fiſcharts glückhaftes Schiff 1576 beſchreibt einfach die luſtige Fahrt der Zürcher mit dem Hirſebrei, den ſie auf dem Rhein noch warm nach Straßburg brachten, zu einem dortigen Freiſchießen.

Die beſte Ueberſicht über ſeine erhaltenen und verlornen oder ihm auch wohl fälſchlich zugeſchriebenen Bücher ſ. bei Flögel, Geſchichte der com. Lit. III. 390 und Gödeke.

Cyriacus Spangenberg ſchrieb 1562 „wider die böſen Sieben ins Teufels Karnöffelſpiel“. Auf dem Titelholzſchnitt ſitzt der Papſt da, mit Fuchsſchwänzen decorirt. Im Buche ſelbſt ſpielt der Teufel als Sechs, der Papſt als Sieben ꝛc. mit dem Kaiſer, der als Taus (Aß) die ſchlechteſte Karte iſt, alſo immer geſtochen wird.

Rauſcher, Hofprediger zu Neuburg an der Donau, ſchrieb 1585 „hundert papiſtiſche Lügen“ oder Wundergeſchichten, aus denen er die katholiſche Superſtition nachweiſen wollte.

Georg Nigrinus bekämpfte den Ingolſtadter Raß in groben Satiren: „vom Bruder J. Naſen“, 1570 und „Affenſpiel J. Naſen“ 1571, worin alle ſchlimmen Eigenſchaften erſt des Eſels, dann des Affen auf den armen Gegner angewandt werden. Dieſes elende Zeug glaubte Ger-

vinus preiſen zu müſſen, nur weil es gegen die Katholiken gerichtet war. — In Eisleben erſchien 1577 anonym die „Wundergeburt einer Jeſuitenſau“, ſatiriſche Anwendung einer ſeltſamen Mißgeburt.

Ein fliegendes Blatt vom Jahr 1580 ſchildert „der Mauleſel Aufruhr zu Rom“, dedicirt dem P. Caniſius.

Ein feierlicher Umzug des Papſtes in Rom wird beſchrieben, dabei kommt eine Eſelin in Koller und ſteckt die Eſel, dann die Maulthiere an, ſo daß die tollgewordenen Thiere ihre heiligen Reiter abwerfen, in die Reihe der zu Fuße ſchreitenden Mönche eindringen und eine lächerliche Verwirrung verurſachen. Abgedr. in Scheible's Schaltjahr V. 307 f.

Friedrich Dedekind, Paſtor in Lüneburg (geſt. 1598) nicht zu verwechſeln mit dem ſpätern Chriſtian D., ſchrieb einen papista conversus, in welchem der Papiſt, und zwar nur weil und nachdem er ſich zum Lutherthum bekehrt hat, aus großer Noth gerettet wird. Derſelbe Dichter verherrlicht auch die lutheriſche sola fides. In ſeinem „chriſtlichen Ritter“ wird ein Ausbund von Lüderlichkeit, weil er das Geſetz nicht erfüllt, durch Moſes verdammt, aber durch Paulus, der ihm den lutheriſchen Glaubensweg zeigt, gerettet. Ueberhaupt wird Paulus, im Gegenſatz gegen den römiſchen Petrus, von den proteſtantiſchen Dichtern gern als der Ihrige in Anſpruch genommen. Auch Wittels Zelotypia (das Eiferopfer) von 1571 ſtellt dem Strafeifer die Rechtfertigung durch den Glauben entgegen. Stricer in ſeinem „Schlemmer“ (1588) läßt dieſen gleichfalls den Sündenſtrafen entgehen durch den Glauben. Die Poeten folgten hier häufig der Gleißnerei der Theologen, die es den fürſtlichen Perſonen, ſowie auch den ſouveränen Räthen der Reichsſtädte bequem machen wollten, zu ſündigen. In der, jetzt vergeſſenen aber zu ihrer Zeit ſehr berühmten Polemik der Dillinger Jeſuiten contra den großen Kanzler Pfaff in Tübingen im Anfang des 18. Jahrhunderts wetteifert jeſuitiſcher und lutheriſcher Serviliſmus, den weltlichen Großen das Sündigen zu erleichtern durch die lareſte Obſervanz der Vergebung.

In des Friedrich Moſellani Reuteriſcher Strigel wider die Scharteken der Jeſuiten, Neuſtadt an der Hardt 1608, iſt in ſehr groben Knittelverſen die ungeheuerſte Wuth über die Jeſuiten ergoſſen. Sie ſind vom Anfang an des Teufels, der Papſt ſelber der Antichriſt, alles was zur Hierarchie, zum katholiſchen Dogma und Cultus gehört, durch und durch

teufliſch. Das Ganze iſt witzlos, nur Ausbruch des blindeſten Haſſes. Aehnlich des Palaeus jeſuitiſch Eulengeſchrei 1609.

Dachtler ſchrieb 1613 ein „Affenſpiel der Bettelmönche“, ein Buch „wider die Janitſcharen des Papſtes“ (die Jeſuiten), einen „jeſuitiſchen Schlangenbalg“ ꝛc.

Rinckhart, Diaconus in Eisleben, ſchrieb 1613 den Eislebiſchen chriſtlichen Ritter zu Ehren Luthers, eine der geiſtvollſten, wenn auch partheiiſcheſten Dichtungen dieſer Gattung.

König Immanuel (der Friedefürſt) hat drei Söhne, Petrus, Martin und Johannes. Er empfiehlt ihnen Frieden, als er aber todt iſt, maßt ſich der älteſte Sohn allein das Erbe an. Die beiden andern ſtreiten deshalb mit ihm. Da hat der jüngſte, der aus der Schweiz kommende Johann (Calvinismus) den rohen Einfall, des Vaters Leiche aus dem Grabe zu holen und vorzuſchlagen, ſie ſollen alle nach des Vaters Herzen ſchießen und wer es träfe, ſolle der Erbe ſeyn. Petrus (Katholicismus) ſtimmt zu, nur Martin (Lutherthum) hat zu viele Ehrfurcht vor dem Vater. Darauf erſcheint dieſer Vater ſelbſt, ſchilt die beiden andern Söhne und lobt allein Martin.

Deſſelben Verfaſſers „Münzeriſcher Bauernkrieg“ behandelt den Gegenſtand zu frivol.

Friedrich Rappolt, Profeſſor in Leipzig, feierte 1617 das Jubiläum der Reformation mit heroiſchen Gedichten in lateiniſchen Hexametern, (poemata heroica, Leipzig 1670), indem er nicht nur Luthers Theſenanſchlagung, ſondern auch den ſchmalkaldiſchen Krieg und den ſtandhaften Kurfürſten beſang. Dieſe Dichtungen wimmeln von den wüthendſten Schmähungen gegen Rom und „die geſchorne Rotte“ (rasa cohors).

Zum erſten Jubelfeſt der Reformation 1617 wurde, wahrſcheinlich zu Stettin, die Comödie Tetzelocramia aufgeführt (gedruckt zu Stettin, und nochmals zu Wittenberg 1618). Sie bringt nicht etwa blos ſpaßhafte Scenen aus dem alten Ablaßkram, ſondern faßt den Kampf mit der alten Kirche ſummariſch auf.

Der Papſt, den ſeine Träger, während er ſeinen Triumph feiert, abſichtlich fallen laſſen, kann nicht wieder aufſtehen und bedroht voller Wuth die treuloſen Träger mit dem Bann, aber vergebens, eine Menge Kinder kommen herbei und ſpotten ihn aus:

Der Papſt hat ſich zu Tode gefallen
Von ſeinem hohen Stuhle ꝛc.

Der Papſt hat ſeine Schlüſſel verloren,
Was will er nun beginnen? ꝛc.

Tragicomödia vom Visitator venereus Curd. 1617. Abgedruckt in Scheibles Schaltjahr V. 564 f. Der Verfaſſer nennt ſich Pamphilus Münningsfeind.

Curd, der Mönch, längſt ſchon in allen böſen Tücken geübt, verführt die Grete, ein Bauernweib, ihr Mann aber legt ihm in der Nacht eine Schlinge, daß er beim Einſteigen ins Fenſter ſich ſelber darin fängt und erwürgt.

Oräus ſchrieb 1620 einen „reformirten Spiegel des Papſtes und wahren Antichriſt", worin er die Weiſſagungen auf den letztern als dem erſten geltend nachzuweiſen ſuchte, ganz ernſthaft und myſtiſch. In demſelben Jahr erſchienen des Ambroſius „Gleichniſſe mit dem Jeſuiter und Floh", worin gezeigt wird, wie ſich der Orden überall einniſte; 1634 erſchien ein „Mönchsgott" von Kuttenberg.

Jacob Gretſer in Markdorf unweit vom Bodenſee (geſt. 1625) wurde der Ketzerhammer genannt, weil er ſo harte Schläge auf ſie fallen ließ in ſeinen Satiren: Bavius et Maevius, Ingolst. 1605. Lutherus academicus 1610. Vespertilio haeretico-politicus etc. — Von Forer in Dillingen erſchien 1629 ein „lutheriſcher Katzenkrieg", worin die Zänkereien der Lutheraner über die Ubiquität mit den nächtlichen Raufereien miauender Katzen verglichen werden.

Die Streitſchriften zwiſchen Lutheranern und Calviniſten oder Kryptocalviniſten, dann wieder der einzelnen Schulen gehen gleichfalls ins Gebiet der Satire über, aber einen ſehr groben, weil blinde Leidenſchaft vorherrſchte. Zu den calviniſtiſchen Schändern des Lutherthums gehört namentlich der oben ſchon erwähnte ſehr überſchätzte Fiſchart. Eine feinere Ausnahme macht Wenzel Schilling mit ſeinen Satiren gegen die in der proteſtantiſchen Theologie wiedergeborne Scholaſtik: ecclesiae metaphysicae visitatio, 1616, de notitiis naturalibus etc. 1616, worin enormis metaphysicae doctrinae abusus perstringitur. Er wagte die Behauptung, es ſey am Wort Gottes genug, die philoſophirende Theologie werde nur davon abführen. In ſeinem Haß und Spott gegen die Scholaſtik erinnert er ſehr an Rabelais. Daß er überall verfolgt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Als er kaum eine Zuflucht in Magdeburg gefunden, wurde dieſe Stadt von den Kaiſerlichen erobert und zerſtört, bei welchem Anlaß er

unter der ſtürmenden Soldateska den Tod fand. — Der „calviniſche Poſtreuter“ wurde 1592 für Luther gegen die Calviniſten geſchrieben, ebenſo ein Lutherus redivivus durch Rivander 1593.

Bernhard Herrheimer gab im Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein „Faſtnachtsküchlin oder Warnungsbüchlin“ heraus, worin er in noch ſehr an Hans Sachs erinnernden Reimereien über die orthodoxe Verfolgung klagt, allgemeine Duldung in Anſpruch nimmt und das Recht der Privatmeinung oder ecclesiola in Glaubensſachen verficht, wie Seb. Frank und Schwenkfeld daſſelbe thaten.

Johann Major, Profeſſor in Wittenberg (geſt. 1600) als Kryptocalviniſt ſchwer verfolgt, ſchrieb lat. Gedichte vom Kreuz, vom Grabe Chriſti, von der Auferſtehung, von Adams Garten, von Simſon, ein hiſt. Gedicht vom Churfürſten Moritz von Sachſen, eine Klage über die kirchliche Verfolgung unter dem Bild einer Synode der Vögel.

Ein „verdecktes und entdecktes Carneval“ ohne Ort und Jahr gedruckt, hatte den Mansfelder Adjuncten Zeidler (geſt. 1711) zum Verfaſſer und iſt eine Satire auf die lutheriſche Geiſtlichkeit, die ſich zu ihrem Amte wie zu einem Carneval maskire, heuchleriſche Frömmler voll Schalkheit und Sinnlichkeit im Herzen. Dieſe merkwürdige Schrift iſt ſchon ganz lichtfreundlich, will alle Rechtgläubigkeit, alles Prieſterthum verbannt wiſſen und den Laien allein überlaſſen, was ſie glauben wollen oder nicht. In einer andern Schrift „neun Prieſter Teufel“, angeblich 1540 gedruckt, desgleichen in den „ſieben böſen Geiſtern“, in der „metaphysica als Kammerjungfer der theologia“, in der „gnostologia oder Allwiſſerei“ und noch vielen anderen Schriften, die man bei Flögel (Geſchichte der com. Lit. III. 452 f.) aufgezeichnet findet, wiederholt er daſſelbe.

Im Beginn des dreißigjährigen Krieges wimmelte Deutſchland von fliegenden Blättern, welche Spottverſe und Karikaturen enthielten. Ich beſitze deren nebſt politiſchen Flugſchriften jener Zeit über 400. Am zahlreichſten ſind die Satiren auf die Jeſuiten und auf den Winterkönig Friedrich, deſſen Hoffart ſo ſchnell beſtraft wurde. Sehr beliebt war die Satire in Allegorien, oft ſinnreich, meiſt aber zu geſucht. Im Ganzen fehlt dieſer ſchon mehr politiſchen Satire die Energie des Religionshaſſes, der die älteren Spottſchriften der Reformation auszeichnet. Im Verlauf des ſchrecklichen Krieges verſtummt der Spott und bricht erſt wieder auf

protestantischer Seite hervor nach Gustavs Siegen. So in dem Volkslied „Fleuch, Tilly, fleuch!“ ꝛc.

Ein nicht unmerkwürdiges Denkmal aus dem dreißigjährigen Kriege ist die lat. Comödie Stargaris des Rector Prätorius.

Darin wird der Zustand der Stadt Stargard zur Zeit des großen Krieges während der abwechselnden schwedischen und kaiserlichen Garnisonen und die colossale Verwilderung der Sitten, die daraus erfolgte, anschaulich gemacht. Ehre tragen allein die Frauen davon, die zuletzt mit ihren Spinnrocken und allerlei andern Waffen kommen und ihre verführten Männer den von den Soldaten zurückgelassenen Dirnen wieder abjagen.

Die „schwedische Comödia“ gedruckt 1632 stellt die Augsburgische Confession als eine Jungfrau dar, welche von der babylonischen Hure (dem Papstthum) unterdrückt und durch Tilly grausam gefangen gehalten wird, während ihre Schwestern Fides und Veritas glücklich nach Schweden entkommen, von wo sie den Helden Gustav Adolph mitbringen, welcher sodann die gefangene Confessio befreit. In rohen Knittelversen. — Der „Held aus Mitternacht“ von Joh. Sebast. Wieland (Heilbronn 1633) ist abermals Gustav Adolph, angepriesen als Befreier der Protestanten in Süddeutschland. Hiezu die „Siegesfahne Gustavi Adolphi“ von Adam Olearius.

Barth. Anhorn faßte die Siege und Niederlagen der katholischen Partei in Norddeutschland allegorisch auf, 1613 in der lat. Pomeris, unter welcher Nymphe er das von Wallensteins wilden Horden befreite Pommern versteht, und 1632 in dem deutschen Schauspiel „die blutige Hochzeit der schönen Parthenia“.

Die schwesterlichen Nymphen Pomeris, Megalinnis und Prussilla (Pommern, Mecklenburg und Preußen) sind bereits gefangen, geschändet, eben so die ihnen dienenden Nymphen (die Städte und Festungen). Nur die schöne Parthenia (Magdeburg) widersteht noch unter Leitung ihres klugen Vormunds Falcomontius (Falkenberg) dem um sie werbenden alten Gontilius (Tilly). Aber auch sie unterliegt der Gewalt und muß sich von dem Alten schänden lassen. Deß freut sich der arglistige Jolola (Loyola, der personificirte Jesuitismus). Jämmerliche Klage erheben im Chor die geschändeten Jungfrauen, die Noth ist am größten, da erscheint Agathander, der Held (Gustav Adolf), schmettert den alten Gontill und die Seinen nieder und befreit alle Leidenden.

Die Verse sind überaus hart und roh, keine kunstreichen Alexandriner, sondern noch Knittelverse. Auch gegen die Auffassung ließe sich viel ein-

wenden, aber das Ganze iſt ein wahrer Ausdruck der Zeitſtimmung. Dieſe Arbeiten Anhorns ſcheinen beliebt geweſen zu ſeyn, denn der berühmte Geſchichtſchreiber Pommerns, Mikrällus, ſchrieb noch eine ſchwache Fortſetzung „vom ſiegreichen Helden Agathander“ 1633, wie er die Sebaſta, jüngſte Tochter der Teutonia, d. h. die Evangeliſchen auch im ſüdlichen Deutſchland befreit.

Laurenburg († 1659), ein Mecklenburger, ſchrieb zwei Comödien vom Raube der Orithyia und von der Bedrängung des Phineus durch die Harpyen (1635), nicht ohne Beziehung auf die ſchreckliche Zeit des 30jährigen Krieges. Unter Orithyia iſt Deutſchland, unter ihrem Entführer Aquilo Guſtav Adolph zu verſtehen, aber unter dem hungernden Phineus wiederum Deutſchland und unter den Harpyen die darin übel hauſenden Armeen.

Greffingers (Celadons von der Donau) „der Deutſchen 30jähriger Krieg“ (1657) erzählt in Alexandrinern den ganzen Verlauf des Kriegs ſo nüchtern wie in Proſa. Auf dem Titelkupfer reitet eine Furie über die niedergeſtreckte Germania hinweg. Der Dichter ruft in jedem Buch die Muſe Calliope an. Er hält ſich auf der proteſtantiſchen Seite und vergleicht den ſterbenden Guſtav Adolph mit einem Pelikan, deſſen Blut die Jungen genährt, die Feinde des Kaiſers gemehrt habe. Am Schluß fällt ihm auf, daß ein Pfalzgraf in Prag den Krieg begonnen und wieder ein Pfalzgraf in Prag ihn geendet habe. Aber kleine Metaphern und Antitheſen dieſer Art unterbrechen nur ſelten die trockene Erzählung. — Celadon ſchrieb noch ſchwache Epigramme (Roſen und Dörner, Hülſen und Körner), geiſtliche Lieder, ein Leben Davids, eine Beſchreibung der türkiſchen Kaiſer und der Könige aus dem Hauſe Stuart, ein geiſtloſer Vielſchreiber.

Freinsheims teutſcher Tugendſpiegel, gedruckt in Folio zu Straßburg 1639, enthält in harten Alexandrinern ein bewunderndes Lob des Herzog Bernhard von Weimar und ſeiner damaligen Schlachten. Dabei wird zurückerinnert an den großen Sachſenhelden Wittekind. Uebel angebrachter Patriotismus ohne irgend ein Verſtändniß der bernhardiniſch-franzöſiſchen Politik. —

In der 1645 anonym erſchienenen „Japeta“ wird allegoriſch die große Politik der Zeit erörtert.

ankömmt, hindert nicht, daß in der Schweiz die vorzüglich für franzöſiſche Jünglinge berechneten Collegien ſich auf alle Weiſe bemühen, mit den Erziehungs-Anſtalten Frankreichs und Deutſchlands gleichen Schritt zu halten. Das gerade zeichnet die Geſellſchaft aus, daß ſie Allen Alles ſeyn und daher nichts Allgemeingültiges anerkennen will, als die Nothwendigkeit, ihr ſich zu unterwerfen.

Univerſitäten.

Die Univerſitäten ſpiegeln den Zuſtand der Nation im Allgemeinen ab. Einſt dienten ſie zu Vorbildern für alle ähnlichen Anſtalten Europa's, jetzt ſind ſie in ihrem uranfänglichen Zuſtande befangen, und fühlen dennoch die Nothwendigkeit, ſich zu verjüngen, ohne noch die alte Kraft und Unabhängigkeit zu beſitzen, durch welche dieſe Verjüngung kommen müßte, da Kirche und Wiſſenſchaft ſich entzweit haben.

Eine **Universitas studiorum**, im Sinne von Berlin oder Leyden, oder auch nur von Göttingen, darf man in Italien nicht ſuchen; die alten Fakultäten lehren nach alter Weiſe halb Latein, halb Italieniſch. Doch gewinnt Letzteres mit jedem Jahre mehr Grund. Die Vorleſungen ſind unentgeltlich, die Ferien lange, der Feiertage viele. Die öffentlichen Bücherſammlungen, die übrigen Hilfsanſtalten mit Ausnahme der Hoſpitale ſind höchſt mangelhaft, es iſt noch, wie vor Zeiten in Deutſchland, der Lehrer die Hauptſache. Privatdocenten werden durch ergänzende Profeſſoren erſetzt, welche in allen Fächern ihrer Fakultät vortragen müſſen, wo durch Krankheiten, Todesfälle oder ſonſtige Behinderungen eine Lücke entſtanden iſt.

Die Profeſſoren ſind im Allgemeinen ſehr mäßig bezahlt, haben keine weitere Laufbahn vor ſich und treiben wohl nebenbei noch andere Geſchäfte als Haupterwerb. Ihre Vorträge werden ſehr ſtrenge beaufſichtigt von weltlicher ſowohl als geiſtlicher Polizei.

Die Staatswiſſenſchaften, das Staatsrecht ſogar, Statiſtik, überhaupt alle neueren in Deutſchland ſpäter angefügten Disciplinen haben noch keine Lehrſtühle auf den italieniſchen Hochſchulen, nur Einiges iſt hiefür neuerlich in Padova, Pavia und

Japeta d. i. die Jungfrau Europa hat den begehrlichen Spanier zum Freier, den aber der wachsame Franzose an Ausführung seiner Pläne hindert, während der deutsche Michel (hier Adelmann genannt), anstatt sich selbst geltend zu machen, nur den andern dient.

In dem „friedewünschenden Deutschland" Rists von 1647 wird das „alamodische Deutschland" noch bitterer getadelt.

Arminius, Arioviſt, Civilis und Wittekind, die vier alten deutschen Helden treten auf, hören, wie entartet die Deutschen seyen und wenden sich entrüstet ab. Darauf erblicken wir Deutschland als ein üppiges Weib, wie sie von vier ausländischen Courtisanen verführt wird und sich eckelhaft in französischen und spanischen Weinen berauscht. In diesem Taumel jagt sie ihre treue Dienerin, den Frieden, fort. Nun aber kommt Mars, der Kriegsgott, feuert die vier Courtisane an, die Trunkne und Ohnmächtige zu berauben und mißhandelt sie aufs schrecklichste, um ihr durch Qualen das Geständniß abzupressen, wo sie noch verborgene Schätze habe. Herr Sausewind, ein lüderlicher Student, welcher Soldat geworden, tritt nur in einem lustigen Zwischenspiel auf. Das zertretene, zerlumpte, an vielen Wunden blutende Deutschland ist zur elenden Bettlerin herabgesunken und bekennt ihre Sünden in tiefster Zerknirschung, da erbarmt sich ihrer Gott und die Hoffnung wirft ihr vom Himmel einen Mantel herab, um ihre Blöße zu decken.

Daran reiht sich noch ein friedejauchzendes Deutschland, ein Perseus (1634) und ein Wallenstein (1647), welch letzterer verloren ist. Vgl. Moller, Cimbr. lit. 546. — In der Dianea des Dietrich von Werder (1644) sind berühmte Personen des 30jährigen Krieges unter Schäfernamen versteckt. — Johann Angelius von Werdenberg schrieb 1641 eine Germania supplex in lat. Hexametern, worin er Kaiser Ferdinand III. dringend anflehte, bald Frieden zu machen.

Charakteristisch für die Zeit ist ein Huldigungsgedicht für den Herzog Friedrich Wilhelm von Coburg, 1642 mitten im 30jährigen Kriege verfaßt vom Pfarrer Selfried, worin es heißt:

Wir leben jetzt im Bettlerorden
Und sind fast alle Barfüßer worden,
Unsre Kleidung ist Lappen Art,
Die Nahrung gering, die Armuth hart,
Wie man sieht an unseren Leibern,
An Kindern und ehlichen Weibern.

2.

Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung.

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes, und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Natürlicherweise war es nur eine Kinderfurcht, eine Vorspiegelung der Angst, wie sie der böse Knabe empfindet, wenn er sich im Dunkeln allein gelassen sieht von der erzürnten Mutter. Das ganze Hexenwesen war natürlicherweise nur ein böser Traum, wie viel tausend Menschenleben es auch kostete. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bewährte natürlicherweise ihren Gegenzauber und heilte die besessene Menschheit ganz einfach dadurch, daß sie nicht mehr an den Teufel glaubte. Aber der Teufel ist, wie man zu sagen pflegt, ein Schelm. Er geht, wenn er mißfällt, und kommt in gefälligerer Gestalt wieder. Faust entsetzte sich an dem nilpferdartigen Ungeheuer, hieß es aber nur in etwas eleganterem Costüm wiederkommen. Hat es die aufgeklärte Menschheit anders gemacht als Faust?

Wir kommen mit der bequemen Art, wie man heute bei Nennung des Teufels lächelt, nicht über die geschichtliche Thatsache hinüber, daß er vom 16. bis 18. Jahrhundert die Phantasie der Menschen beherrscht hat. Sei es auch nur die Phantasie gewesen, warum konnte sie sich von seinem entsetzlichen Bilde nicht losreißen? Ich glaube, es läßt sich nur auf eine Art erklären. Die Gottentfremdung war noch neu; das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliches Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille — da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheimzufallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche sicher geschlummert hatten. Kaum hatte Luther die schöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche hinausgetrieben, so spie ihm die Hölle alle ihre Mißgestalten entgegen, daß er Teufel

ſah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt. Luthers Werke, Halle 1743. XXII. 1171.

Schon vor Luther hatte ſich in der ſchuldbeladenen katholiſchen Welt das böſe Gewiſſen in einer neuen, nie vorher ſo arg graſſirenden Teufelsangſt geregt und zu Verfolgung der Hexen angetrieben. In der Leidenſchaft derer, welche die alte Kirche zerſtörten, lag auch etwas von böſem Gewiſſen. In dem gallenbittern Haſſe beider Parteien niſtete ſich immer behaglicher das böſe Princip ein und beide wetteiferten im Herumſchlagen mit Teufelsgeſpenſtern und in immer gräßlicheren, immer zahlreicheren Hexenprozeſſen.

Der reichen poetiſchen Flora, die auf dem Grunde des Glaubens gedieh, wie wir ſie im dritten Buche kennen gelernt haben, trat daher am Ausgang des Mittelalters und im Reformationszeitalter eine vom Teufel beſeſſene Dichtung entgegen. Die alte Gottesminne verwandelte ſich in Teufelsminne, denn die in ihrem Glauben geſtörte und geirrte Welt wurde nicht bloß von einer entſetzlichen Furcht vor dem Teufel angeſteckt, ſondern entbrannte auch im wahnſinnigen Gelüſte, mit des Teufels Hülfe alle Arten irdiſchen Glücks zu gewinnen.

Die uralten, noch im Volke lebenden Erinnerungen aus dem deutſchen Heidenthum miſchten ſich in dieſes Teufels- und Zauberweſen ein, aber in entſetzlicher Verzerrung. Von der Milde und Klarheit, von der Herzensgüte und Gemüthlichkeit der Rieſen- und Elbenmärchen blieb keine Spur mehr übrig. Alles verfinſterte und verbitterte ſich zur Teufelei. Dazu geſellte ſich der ganze, durch die Humaniſten wieder aufgewärmte, Aberglaube der ſpäteren Römerzeit und der gelehrten Muhamedaner, deren magiſche Künſte von Spanien und Süditalien aus in unſere Univerſitätsgelehrſamkeit eindrangen.

Die Literarhiſtoriker haben bisher verſäumt, die betreffenden Dichtungen in ein Geſammtbild unter dem richtigen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, als poetiſche Spiegelung des vom Dämon beſeſſenen Zeitalters überhaupt. Sie bilden eine Maſſe, die nothwendig zuſammengehört. Der in ihnen ausgeprägte Geiſt übte zwei Jahrhunderte hindurch den größten Einfluß im geſammten Volke. Auch iſt, der rohen Form ungeachtet, mehr

Poeſie in ihnen, als in den Ausläufern des Meiſtergeſangs und den Anfängen der Renaiſſance, zwiſchen welchen ſie in Verbindung mit den Schwänken die Mitte einnehmen. Zwiſchen ihnen und den Schwänken beſteht eine eigenthümliche Wahlverwandtſchaft. Beide ſind aus dem Zerfall des Glaubens hervorgegangen, der Spottgeiſt wie die Teufelsangſt und Teufelsſucht. Auch greifen ſie in einander über.

In kunſtgerechten Dichtungen oder auch nur in zuſammenhängender romanhafter Erzählung wie in dem Buche von Fauſt und einigen andern berühmten Zauberern iſt nur wenig aufgezeichnet worden, deſto mehr in Sammlungen, die den Stoff nur roh zuſammenhäufen, in der zahlreichen Literatur über die Hexerei, und in faſt allen Chroniken, Relationen der Tagesgeſchichte und Ortsbeſchreibungen der Zeit. Die alten Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts wimmeln davon. Ueberall ſtreckt der Teufel die Hörner heraus oder ſpucken Geſpenſter und macht ſich der gröbſte Aberglauben breit. Die Buchhändler ſpeculirten damals auf die Teufelsfurcht und Teufelsſucht und überſchwemmten den Büchermarkt mit Dämonologie, magiſchen, ſympathetiſchen, alchymiſtiſchen Lehrbüchern und Höllenzwängen. Ich hebe hier nur einige der vorzüglicheren Werke hervor, aus denen man ſich über den Teufelsglauben jener Zeit am beſten belehrt: Sprengers malleus maleficarum (Hexenhammer) von 1489, Bodini daemonomania, Franciſci hölliſcher Protheus, Goldſchmidt Höll. Morpheus, Prätorii Weihnachtsfratzen und Blorberg, Wierus, de praestigiis, Tharſanders Schauplatz ungereimter Meinungen, die geſtriegelte Rockenphiloſophie (Chemnitz 1701), Breuner Curioſitäten, Männling cur. Albertäten, Godelmann de magis, Teufel- und Hexenhiſtorien (1693).

Unter den neueren Werken über dieſen Gegenſtand iſt weitaus das reichſte Görres, Geſchichte der Myſtik, welche zugleich am tiefſten in den dämoniſchen Charakter der Zeit eindringt. Soldans Geſchichte der Hexenprozeſſe iſt, obgleich zu rationaliſtiſch in der Erklärung, doch ſehr brauchbar wegen der mitgetheilten Thatſachen. Zudem noch Horſts Zauberbibliothek und Dämonologia.

Das Hexenweſen, wie es hauptſächlich erſt nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhand nahm, zeigt uns die tiefſte Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja ſelbſt des Vertrauens zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich

erſcheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprozeſſen als das Gegenbild der früheren Minne und Frauenehre, die Angſt vor den alten Weibern das Gegenbild des altdeutſchen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens iſt die Furcht der Männer vor den Weibern und Haß der Männer gegen die Weiber, ſofern die letzteren nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was ſonſt den Männern gebührte, ſondern auch mit Hülfe des Teufels ſtärker als die Männer werden und die Männer jeden Uebermuth fühlen laſſen. Nach pſychologiſchen Geſetzen ſteigert ſich die Furcht, wie der Zorn, in raſcher Progreſſion. Nur daraus erklärt ſich, wie es möglich war, daß man am Ende die ganze Welt voll Hexen ſah und dem Teufel eine Macht zuſchrieb, vor welcher die göttliche kaum mehr Platz fand. Nicht das geringſte Uebel oder Unangenehme konnte im gemeinen Leben ſich ereignen, man ſah den Teufel dahinter. Kein Wetter, das nicht die Hexen gemacht hätten; keine Krankheit an Menſchen oder Vieh, die nicht aus Beherung entſtanden wäre; kein Mißwachs, kein Ungeziefer, das nicht Hexen erzeugt hätten; aber auch kein Glück, kein Talent, keine Wiſſenſchaft, die nicht Gabe des Teufels geweſen wäre! Wie bei einer Sonnenfinſterniß der ſchwarze Schatten allmählig die ganze goldglänzende Scheibe bedeckt, ſo umnachtete der Hexenglauben die abendländiſche Chriſtenheit.

Neben der Angſt vor dem Teufel auf der einen Seite hatte ſich in der rohen Zeit auch ein freches Gelüſten nach dem Bündniß mit dem Teufel und nach dem daraus zu erwartenden Gewinn offenbart, bei Weibern wie bei Männern. Wenn wirklich Adepten die ernſtlichſten Verſuche anſtellten, Gold oder den Stein der Weiſen zu machen, wenn wirklich Aſtrologen und Magier die Sterngeiſter zu bannen hofften, wenn wirklich ſelbſt gelehrte Männer, wie Agrippa von Nettesheim ꝛc., Zauberbücher ſtudirten und den Teufel zu citiren ſich alle Mühe gaben, wenn im gemeinen Volke Jäger nach Freikugeln, Soldaten nach magiſchen Mitteln, um ſich feſt zu machen, Spieler nach untrüglichen Mitteln zu gewinnen, Freudenmädchen nach Liebeszaubermitteln trachteten, wie hätte es nicht auch Weiber geben ſollen, die ſich nach der Hexen Weiſe mit dem Teufel einzulaſſen wirklich Luſt bezeugten.

Zum poetiſchen Teufelscult gehörte zunächſt die Nacktheit. Im Norden, wo alles ſich gegen das Clima verhüllt und auch viel größere

Sittenſtrenge herrſcht, war die Nacktheit immer etwas, woran ſich dämoniſche Schauer knüpften.

Daher der Glaube, man ſolle ſich nie beim Licht nackt auskleiden, weil dann der Böſe um den Weg ſey; oder wenn man um Mitternacht zwiſchen zwei Lichtern nackt in den Spiegel ſehe, ſehe man hinter ſich den Teufel. Sehr merkwürdig iſt, was Pröhle in ſ. Harzſagen V. 124 berichtet. Zwei Weiber waren bei großer Sommerhitze in einer abgelegenen Gegend ins Gras gegangen und hatten ſich hier, um weniger von der Gluth des Tages zu leiden, bei ihrer Arbeit ganz ausgekleidet. Da war alsbald Geiſterſpuck um ſie und ſie hörten die wilde Jagd in der Luft vorüberziehen.

Eine Menge Zauberei kann man nur bewirken, wenn man dabei nackt iſt. So müſſen die Mädchen, die in der Andreasnacht ihren Freier ſehen wollen, nackt ſeyn. Eben ſo die Hexen, ehe ſie durch die Luft fortfliegen können.

Der zauberiſche Bilſenſchnitt, durch den man ſich fremdes Getreide aneignet, kann man nur nackt vornehmen, indem man eine Sichel an den Fuß bindet. Bei großer Dürre zaubert man Regen herbei durch ein Mädchen, welches nackt Bilſenkraut an den kleinen Finger der rechten Hand und an die kleine Zehe des rechten Fußes bindet, oder ganz in Blumen und Gras eingehüllt und ins Waſſer geworfen wird. Vgl. Grimm, D. Myth. 560 f.

Die Hexe kleidet ſich, wenn ſie zum Sabbath fahren will, nackt aus, reibt ſich am ganzen Leibe mit einer Salbe ein, ſpricht dann einen kurzen Zauberſpruch, nimmt den erſten beſten Beſen, Spinnrocken ꝛc. zwiſchen die Beine und reitet durch den Schornſtein in alle Lüfte.

Die Salbe wird bereitet aus dem Fett neugeborner Kinder, die zu dieſem Behuf von böſen Hebammen geſchlachtet werden. Prätorius, Blocksberg S. 301. Bodinus II. 4.

Ferner gehört zur Hexenſalbe das Waſſer der Kröte, Saldan S. 225, oder der Koth der mit geweihten Hoſtien gefütterten Kröte, daſ. 206, zuweilen auch mit dem des Raben vermiſcht. Der Saft von ſieben Kräutern, wahrſcheinlich unter planetariſchem Einfluß, Görres Myſtik III. 597.

In den zahlreichen Hexenprozeſſen des Elſaßes wiederholt ſich das Reiten der Hexen auf Wölfen, gewiß ein ſehr alterthümlicher Zug. Alſatia 1856 S. 302. In vielen Sagen fährt ein Neugieriger der Hexe, die er belauſcht hat, nach, ruft aber in der Angſt den Namen Gottes an; dadurch iſt der Zauber gelöst und er fällt aus der Luft herunter in ein fremdes Land.

So blieb einer auf einem wilden Gebirge ſitzen, ein anderer, der ſeiner Frau nachgefahren war, fiel in einen Sumpf. Prätorius, Blorberg S. 205. 259. Vgl. Horſt, Dämonomanie II. 211 f. Ein Bauer, den ſein Weib geſalbt, ritt auf einem Kalb von Urach nach Prag eine Botſchaft für den Grafen von Württemberg zu holen. Als er aber auf dem Rückweg in einem Sprung über das Uracher Thal kam und ausrief „ſo einen Sprung hab ich noch nie geſehen," verſchwand das Kalb. Sage in dem altd. Gedicht „die Mörin". Ein Mädchen aus Bergamo wollte ihrer Mutter nachfolgen, rief aber unterwegs den Namen Jeſu aus und wurde im Venetianiſchen nackt auf der Erde gefunden. Schotti phys. cur. 95.

Die Hexen verſammelten ſich in der Regel auf Bergen, zuweilen auch in Ebenen unter einem alten berüchtigten Baume, unter dem Galgen und auf Richtplätzen. Das erſtere iſt noch echt heidniſch, das letztere ſcheint ſchon chriſtlich, indem man für die Hexen alles Ekelhafte, alſo auch die häßlichſten Verſammlungsſtätten ausſuchte. Der berühmteſte aller Hexenberge iſt unſer deutſcher Blorberg oder Brocken.

Kein Hexenſabbath ohne eine gemeinſchaftliche Mahlzeit der Hexen und Zauberer am Tiſch des Teufels. Bemerkenswerth dabei iſt die überall im Hexenweſen vorkommende Umkehr des Guten ins Schlechte. Die Hexen eſſen nichts als die ekelhafteſten Speiſen, die für ſie aber Delikateſſen ſind. Nach Görres, Myſtik IV. 2. 216 war Menſchenfleiſch von Leichen zu eſſen der Gipfel des Genuſſes für die Hexen. Die Hexenmahlzeit iſt nur Schein. Wenn die Hexen heimkehren, haben ſie nichts gegeſſen und hungern. Salz darf nicht auf den Tiſch kommen, wenn man nur den Namen des Salzes nennt, verſchwindet der ganze Spuck. Denn das Salz iſt heilig. Sehr merkwürdig iſt folgender Gebrauch. Am Schluſſe jedes Hexenſabbaths ruft der Teufel mit Donnerſtimme: rächt euch, oder ihr müßt ſterben! Godelmann, von Zauberern S. 196. Das iſt die Rache, die Lucifer in ohnmächtiger Wuth zu nehmen lechzt, oder die Rache der von ihren Altären geſtürzten Heidengötter.

Wenn auch der Hexenſabbath urſprünglich aus einem unſchuldigen heidniſchen Frühlingsfeſt hervorgegangen ſeyn mag, ſo iſt er doch ohne allen Zweifel im chriſtlichen Volksglauben zu einer Jubelfeier der Hölle und zu einer abſichtlichen Antitheſe gegen das Chriſtenthum ausgebildet worden. Man bemerkt, daß dem Teufel auf dem Blorberg alle die Ehre und Anbetung zu Theil wird, die anderwärts Chriſto gebührt, daß ſeine

Selbſtverbrennung eine Nachahmung des Opfertodes Jeſu ſeyn ſoll, und daß auch eine Menge andrer Ceremonien des Hexenſabbaths nur eine Parodie des chriſtlichen Cultus ſind.

Die Selbſtverbrennung des Bocks und die Vertheilung der Aſche, ſo wie der ſilbernen Laus entſpringt dem Abendmahl. Statt des Bockes erſcheint nach Bodinus I. 1. zuweilen ein ſchwarzer Mann von dreißig Jahren, welcher angebetet wird. Das iſt, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Meſſe celebrirt, Calmeil, Wahnſinn, von Leubuſcher S. 148. Während dieſer Meſſe ſtreckt man die Zunge aus, entblößt ſich unanſtändig, geht rückwärts zum Altar und macht alles verkehrt und zum Hohn. Görres, Myſtik IV. 2. 293. Eine ſchwarze Hoſtie wird erhoben, wie in der katholiſchen Kirche die weiße. Görres IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Wie der Chriſt das Böſe, was er gethan und gedacht, reuig beichtet, ſo beichten die Hexen dem Teufel daſſelbe, aber nicht reuig, ſondern mit Stolz, zu ihrem und des Teufels Ruhm, und er feuert ſie dabei zu neuen Uebelthaten an und ſtraft die trägen, die nicht genug Schaden geſtiftet. Jedermann kennt die Unterredung der Hexen in Shakſpeares Macbeth, wo ſie einander ſelbſt erzählen, was ſie alles Böſes gethan haben. Görres a. a. O. Delrio p. 173. Bodinus II. 4. — Als Weihwaſſer dient der Urin des Bocks, mit dem alle Hexen beſprengt werden. De Lancre S. 457. — Auch eine Hexentaufe wird vorgenommen, jede Hexe bekommt auf dem erſten Sabbath, dem ſie anwohnt, einen neuen Namen; zum Taufwaſſer dient ſchmutziges Waſſer aus Pfützen und Wagengeleiſen (Pferdehufſpuren?). Prätorius, Blocksberg S. 406.

Abgeſehen von dieſen teufliſchen Nachäffungen des chriſtlichen Cultus wird dieſer letztere auch direkt entweiht. Die Hexen ſtehlen echte Hoſtien aus Kirchen, um ſie auf dem Hexenſabbath zu verbrennen. Einem Hexenmeiſter, der eine ſolche verbrennen wollte, ſchlug ſie ein Blitz aus der Hand. Görres a. a. O. 291. Zu ſcheußlichſter Verhöhnung dient eine große Hoſtie. Daſ. 290.

Anna Vögtly, eine Zauberin, ſammelte in der Schlucht von Pfeffers um Mitternacht Zauberkräuter und mußte ſich dazu einer magiſchen Kerze bedienen. Um den Zauber noch kräftiger zu machen, brauchte ſie eine Hoſtie und raubte dieſelbe. Allein nun umgaben ſie in der Wildniß des Gebirgs eine ſolche Menge von höhnenden Teufelsfratzen, daß ſie aus Angſt die Hoſtie wegwarf in die Dornen. Sogleich blühte aus den Dornen eine ſilberne helleuchtende Roſe als Monſtranz um die Hoſtie; Hirten fanden ſie und man baute darüber die Kapelle von Ettiswyl. Gedicht von Juſtinus Kerner.

Wie das gute reine Waſſer in Quellen oder im Thau und Regen

oder durch Weihungen geſchickt war, Hell und Segen zu bringen, ſo umgekehrt bewirkte man durch unreines Waſſer auf magiſche Weiſe Schaden. Sehr oft kehrt daher die Vorſtellung wieder, daß Hexen ihr Waſſer laſſen und durch Umherſpritzen deſſelben Regen und Ungewitter bewirken.

Nach Bodin, daemonomania II. 7, deutſch von Fiſchart S. 139 wurde eine Hexe nicht zu einer Hochzeit in einem Dorfe bei Conſtanz eingeladen, rächte ſich aber, indem ſie in eine Grube pißte und dann das Waſſer mit Zauberworten über das Dorf ſpritzte, worauf es von Hagel überſchüttet wurde. Bei Trier machte ein junges unſchuldiges Mädchen durch Umrühren und Umherſpritzen des eignen Waſſers böſes Wetter ſ. Delrio, disqu. mag. II. quaest. 10. Philo, magiologia S. 184. 688. Horſt, Dämonomagie II. 76. 88. 246.

Zuweilen fahren die Hexen ſelber mit im Ungewitter, welches ſie machen.

Ein Jäger ſchoß in die ſchwärzeſte Stelle einer Gewitterwolke und ſogleich fiel ein nacktes Weib herunter, welches die Hexe war, die das ganze Gewitter erregt hatte. Mone, Anzeiger IV. 309.

Eigenthümlich iſt die Vorſtellung, daß eine Hexe im Elſaß, indem ſie durch ein ihr vom Teufel geſchenktes Horn geblaſen, das ganze Land mit Nebel erfüllt habe. Alſatia 1856 S. 312.

Schon 2. Moſ. 9, 8 iſt erzählt, wie in Aegypten die Peſtblattern entſtanden ſeyen durch Ruß, den man zauberiſch in die Luft geworfen. Dieſer Rußzauber wiederholt ſich auch noch ſpät im Hexenglauben und zwar in Verbindung mit dem Hagelſchaden. Die Hexen ſtreuen Ruß und Urin zugleich aus, um den Feldern zu ſchaden. Horſt, Dämonomanie II. 248. Iſt vielleicht das rußartige Mutterkorn, der Mehlthau und ſind die Blattern erkrankter Pflanzen hier als Wirkungen gemeint? — Mit dem Teufel zeugen die Hexen im Sabbath alles Ungeziefer. Auch Mäuſe können ſie in Unzahl hervorzaubern. Am häufigſten wird ihnen in den Prozeſſen vorgeworfen, die Milch aus fremden Ställen, Butter und Vorräthe aller Art aus fremden Häuſern durch Zauber abgeführt, ja den Menſchen ſelbſt das Herz aus dem Leibe *heraus-* und dagegen den Nachbarn, Kindern, dem Vieh Krankheiten oder ſchädliche Dinge in den Leib *hinein*gezaubert zu haben.

Die Hexe wirkt ſchädlich, ja tödtlich durch den bloßen Blick, das ſ. g. *böſe Auge*, ſo wie durch ihren giftigen Hauch und durch ihren Gruß, insbeſondere durch ihr Lob. Daher man eine Menge Mittel kannte,

ihre Einwirkung unschädlich zu machen, das antike Zeichen der Feige (Daumen durch die Faust stecken), fromme Sprüche ꝛc. Ueber das rothe Auge der Hexen s. Mone, Anzeiger 1837 S. 360. Man sah in jedem rothen Auge eines alten Weibes, herrührend vom Stubenrauch, angestrengtem Spinnen ꝛc. eine Hexe.

Vom Gift der Hexen steht die gräßlichste Sage in Philos magiologia p. 721.

Eine Hexe blies noch auf dem Scheiterhaufen den Henker an, daß er den Aussatz bekam. Eine andere wurde verbrannt, da kam aus ihrer Asche eine Kröte hervor und bespritzte den Henker mit Gift, der dadurch siech wurde.

Durch das ganze Hexenwesen geht die Vorstellung einer fleischlichen Vermischung mit dem Teufel. Wie die christlichen Nonnen geistigerweise als Bräute Christi gedacht werden, so die Hexen als Bräute des Teufels, fleischlicherweise. Einer reinen Jungfrau vermag Satan und die ganze Macht der Hölle nichts anzuhaben, deshalb ist die erste Bedingung einer Hexe Entweihung ihrer Jungfräulichkeit. Es liegt darin nicht blos die absichtliche Umkehr des Christenthums in sein teuflisches Gegenbild, sondern zugleich auch die tiefste Entartung der sagenbildenden deutschen Volkseinbildungskraft, die von der zartesten Keuschheit und naivsten Unschuld ausgehend bis zu dieser bewußten Unzucht herabsank.

Auf dem Hexensabbath hält der Teufel oder Bock, der daselbst angebetet wird, nachdem ihm alle anwesenden Hexen den Hintern geküßt, mit ihnen zu, was als eine Einweihungsceremonie betrachtet worden zu seyn scheint. Außerdem überlassen sich die Hexen nach dem Tanze beim Sabbath mit den anwesenden Teufeln und Hexenmeistern ohne Scham jeder Unzucht. Endlich werden sie daheim vom Teufel buhlerisch besucht. Er kommt als Junker, Jäger, oft auch in Thiergestalt und ist stets unrein. Pater Abraham, Judas II. 171. Magica, Eisleben 1597 S. 63. Einmal wagte sich ein Teufel als schöner Jüngling gekleidet zu einer reinen Jungfrau, kam aber hier nicht an und wurde durch geistliche Mittel vertrieben. Da verbrannte er, ehe er abfuhr, das ganze Bett durch einen furchtbaren Bauchwind. Francisci, höll. Proteus S. 841.

Eine der scheußlichsten Vorstellungen des Hexenglaubens war, daß der Teufel als Weib erst Männer verführe, um dann den empfangenen Samen als Mann wieder zu brauchen, weshalb sich die Hexen über seine Kälte beschweren. Bodini daemonomania S. 130. Prätorius, Blorberg S. 339. — Der weibliche Teufel heißt Succubus, der männliche Incubus.

Turin geſchehen. Auch Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften werden überall ſehr mangelhaft gelehrt; in Rom ſteht die Phyſik noch als **Physica sacra** im Verzeichniſſe der Vorleſungen, und wenn dort das Copernikaniſche Syſtem jetzt geduldet wird, ſo iſt es dennoch ſo wenig amtlich anerkannt, als zu den Zeiten Galileis. Nur erſt ſeit der franzöſiſchen Verwaltung hat die Archäologie in Rom einen Lehrſtuhl.

Es iſt allen Lehrgegenſtänden das Prinzip: Glauben und beim Alten bleiben, aufgeprägt. Daher wird ein kühner Forſcher nicht leicht Lehrer, ein Lehrer aber weit häufiger ein tüchtiger Fachmann, ein fleißiger Bearbeiter des alten Vorhandenen, als ein Beförderer der Wiſſenſchaft durch Zweifel, neue Anſichten oder Combinationen werden. Was in Deutſchland von den Univerſitätslehrern in dieſer Hinſicht zuviel geſchehen dürfte, geſchieht beſtimmt in Italien zu wenig. Die Studenten ſollen für ihre Fächer gehörig abgerichtet werden; wollen ſie allgemeine Bildung erwerben, ſo iſt das ihre Sache, ſie mögen es auf eigene Gefahr thun; ſo wollen es die Regierungen, ſo treiben es die Profeſſoren gezwungen, oder freiwillig.

Daß die öſterreichiſche Regierung bei der neuen, durch die Reſtauration herbeigeführten Organiſation die Hochſchulen Pavia und Padova nicht in Mailand oder Venedig vereinigt, daß Toskana ſein Piſa, ja ſein Siena als ſolche beibehalten, und Rom die Bildungsanſtalten des wiederhergeſtellten Kirchenſtaats nicht centraliſirt hat, iſt unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie ſehr eine Vereinigung unter den Augen der Regierung aus politiſchen Gründen wünſchenswerth, ja nothwendig erſcheinen mußte. Die ausgedehnteren Hoſpitale, Bibliotheken, Sammlungen und Gerichtshöfe hätten einen ſehr ſcheinbaren Vorwand abgegeben.

Ein großer Theil der milden Stiftungen für Studirende iſt durch die franzöſiſche Beſitznahme aufgeſogen worden. Doch beſtehen noch Einige, aber nicht in dem Umfange, in welchem Deutſchland ſie erhalten hat. Die Studenten ſind äußerlich ungleich zahmer als die deutſchen, innerlich eben ſo liberal und unitariſch geſinnt als dieſe je waren, in verbotenen Büchern ſehr wohl bewandert und häufig auch geheimen politiſchen Verbindungen nicht fremd.

Der Succubus dient als Maitreſſe bei ausgelernten Zauberern oder Hexenmeiſtern. So hielt ſich ein gottloſer Prieſter vierzig Jahre lang eine teufliſche Maitreſſe unter dem Namen Hermione, die aber Niemand ſah als er. Bodini daemonomonia II. 7. — Oefter noch verführt der Succubus argloſe Männer, die ihn nicht kennen. So ließ ſich ein Ritter von einem wunderſchönen Mädchen verführen, welches ſich ihm gleich nach der Umarmung in der wahren Teufelsgeſtalt zeigte, ſo daß er vor Schrecken ſtarb. Prätorius, Blozberg S. 349. Wohl Erinnerungen an heidniſche Elben- und Nixenſagen.

Zuweilen erfahren lüderliche Jünglinge gerechte Strafe dadurch, daß der Teufel ſelbſt ſich in ihre Bublerinnen verſtellt.

Ein Soldat glaubte mit einer hübſchen Dirne zu thun zu haben und erwachte beim Aas eines Eſels. Prätorius, Weltbeſch. I. 188. Ein Offizier in Lion, la Jaquiere, erfuhr etwas Aehnliches und lag morgens bei einem todten Pferde. Happel, rel. cur. III. 537. Einem Pagen in Wien, der ein ſchönes Mädchen zu verführen trachtete, erſchien der Teufel in deſſen Geſtalt und ſog ihn dermaßen aus, daß er impotent wurde. Franciſci, höll. Proteus S. 856. — Zu Rotenburg an der Tauber erſchien ein vornehmer Mann mit zwei Geſellen und warb um eine ſchöne Bürgerstochter, aber der Vater mißtraute und beim Namen Gottes entflohen die böſen Geiſter und ließen die Leichen dreier Gehenkten vom Galgen zurück. Magica, Eisleben 1597 S. 60. Ein Teufel kam zu einem Mädchen in Geſtalt ihres Geliebten und verführte ſie; nachher fand ſie ihren wahren Geliebten, der nichts davon wußte, und war gräßlich enttäuſcht. Caesar. Heisterb. X. 3. Schotti, phys. cur. 309.

Schauerlich iſt die Teufelsſage von Freiberg in Sachſen.

Hier wandte ſich ein Jüngling an einen Schwarzkünſtler, damit er ihm helfe, eine Jungfrau zur Gegenliebe zu bewegen. Der Jüngling mußte in einen Zauberkreis treten, den er aufs ſtrengſte einhalten ſollte. Dann zauberte ihm der Schwarzkünſtler die Jungfrau vor; als aber der Jüngling, alles vergeſſend, über den Zauberkreis hinaus ihr die Arme entgegenſtreckte, verwandelten ſich die reizenden und zärtlichen Züge der Jungfrau plötzlich in ein gräßliches Teufelsgeſicht und der Teufel, der durch des Schwarzkünſtlers Beſchwörungen wider Willen gezwungen worden war, der Jungfrau Geſtalt anzunehmen, rächte ſich jetzt, indem er den Jüngling vollends aus dem Kreiſe herausriß und an der Wand zerſchmetterte. Müller, annales Freiburg. S. 19. Happel, rel. cur. V. 213.

Eine der wunderlichſten Teufelsgeſchichten ſteht in Haupts Aehrenleſe V. 187.

Zu Pyrmont war ein blinder Teufelsbanner Namens Simon, der konnte alle Teufel austreiben. Da kam eine schöne Dirne zu ihm, der er ebenfalls den Teufel austrieb, die ihn aber, obgleich er sie nicht sehen konnte, so bezauberte, daß er sie heirathete. Darauf führte sie ihn unter das Dach, stürzte ihn von oben todt herab, schlachtete ihn und machte sich einen Braten von ihm, dessen Geruch die Menschen herbeizog und zur Entdeckung des Verbrechens führte.

Die Jungfrau zu Erfurt.

Ein Student zu Erfurt war sterblich verliebt in eine schöne Jungfrau und wandte sich zuletzt an den Teufel, der ihm versprach, ihm die Jungfrau bei Nacht in die Kammer zu bringen, doch sollte er sie bei Leibe nicht berühren. Als sie aber kam, riß ihn die Liebe hin, er schloß sie in seine Arme und sie fiel todt nieder. Der Teufel brachte sie zwar wieder heim und hauchte ihr ein Scheinleben ein, so daß sie, nur todtenbleich, alle häuslichen Geschäfte wie bisher verrichtete. Als es aber den Eltern verdächtig vorkam und man die Geistlichkeit hinter sie schickte, entwich der Teufel aus ihr und sie sank zusammen, ein stinkender Leichnam. Luthers Tischreden, Jena 1591 S. 112.

Die Hexe von Berneck.

In Berneck bei Altensteig verliebte sich eine Hexe in einen jungen, aber schon verheiratheten Mann, zauberte sofort dessen junge Gattin weit hinweg nach Welschland, nahm selber ihre Gestalt an und lebte zwei Jahre lang unerkannt als die rechtmäßige Gattin im Hause, bekam auch ein Kind. Nach zwei Jahren aber gelang es der wahren Frau, heimzukehren, und kaum erblickte sie der Mann, als er ausrief: ich habe zwei Frauen! In dem nämlichen Augenblick aber verschwand die falsche Frau mit ihrem Kinde für immer. Mone, Anzeiger 1838 S. 366.

Merkwürdig ist eine Hexensage in Wagenfelds bremischen Volkssagen II. 5.

Eine Magd besaß die Gabe, während ihr Leib schlief, als Biene aus ihm herauszufliegen. So war sie einmal ausgeflogen, als ihr Liebhaber, ein zärtlicher Schneidergeselle, sich zu ihr schlich und die scheinbar Schlafende durch Küsse zu erwecken bemüht war. Da kam die Biene und wollte hastig in den Mund der Schläferin fliegen, aber der tapfere und behende Schneider wehrte ihr ab, damit seine Schöne nicht verletzt werde. Nach einem langen, sehr ergötzlichen Kampf gelang es der Biene, eine Pause zu benützen und in den Mund der Schlafenden zu fliegen. Da schlug diese die Augen auf und that einen lauten Schrei. Der Schneider aber erkannte, daß sie eine Hexe sey, ging fort und kam nie wieder. — Auch in Hummelgestalt fliegt eine Seele aus dem Leibe. Hoer. Glaris 318.

Viele Sagen melden auch von Teufelskindern. Am berühmteſten ſind deßfalls die urſprünglich nicht deutſchen Sagen von Merlin und Robert dem Teufel. Ich gebe hier einige deutſche.

Ein Betrunkener flucht ſeinem ſchwachen Weibe, ſie ſolle den Teufel im Leibe haben; da gebärt ſie einen kleinen Teufel, der dem Vater den Hals umdreht. Neuentdeckte Narrenwelt II. 119. Ein Anderer kommt vom Maſkenball in einer Teufelsmaske und ſagt ſcherzend zu ſeiner Frau, nun will ich dir einen kleinen Teufel machen. Sie bringt darauf einen böſen und gottloſen Buben zur Welt. Prätorius, Weltbeſchreibung II. 109. Harvel, rel. cur. IV. 303.

Am gemeinſten ſind die Sagen von Spielern, Geizhälſen, frechen Burſchen und Dirnen, Sonntagsſchändern, böſen Richtern und geldgierigen Advokaten, gottloſen Pfaffen, unbarmherzigen Landsknechten ꝛc., die der Teufel in der Fülle ihrer Sünden holt. Ich hebe nur die merkwürdigſten hervor. — Ein ſehr altes Motiv liegt in der Sage vom Langenſtein, einem großen Porphyrfelſen bei Mainz.

Mit dieſem Felſen deckte der Teufel zum Hohn einen Schatz zu, den eben ein Wucherer begraben hatte, ſo daß er ihn nun nicht mehr ausgraben konnte und ſich erhing. Lange nachher zeigte der Teufel einmal einem jungen Mann den Schatz und ſchenkte ihm denſelben, wofür er eine Todſünde begehen ſolle, entweder Rauſch, Ehebruch oder Mord. Der Jüngling meinte, ein Rauſch ſey doch ſehr unſchuldig, betrank ſich, verführte ein Weib und ermordete ihren Mann. Schreiber, Sagen II. 28.

Sehr eigenthümlich iſt die Teufelsſage von der Windmühle bei Greifswald.

An die Flügel derſelben band der Teufel einmal einen Armenpfleger an, der die Armen betrogen hatte; ſeitdem geht dieſe Mühle allezeit gegen den Wind. Zeiler, itin. Germ. p. 376. Männling, Curioſitäten S. 80.

Die Teufelsſage von Neurode in Schleſien.

Hier lud einmal ein Edelmann im Jahre 1540 ſeine Nachbarn zu einem Schmauſe ein. Als ſie nicht kamen, erzürnte er ſich ſo, daß er ſtatt ihrer alle Teufel aus der Hölle einlud. Siehe, da wimmelte ſein Hof und Haus von ſchwarzen Gäſten; alles war voll Teufel, die unmäßig fraßen und ſoffen. Da ſah der geängſtigte Edelmann mitten unter ihnen ſein Kind, das einer auf den Armen hielt. Es zu retten erbot ſich ein frommer Knecht und nahm das Kind wirklich durch die Kraft der allerheiligſten Namen dem grollenden Teufel ab, worauf der Spuck ſich verlor. Aelurius, Glätzer Chronik S. 230.

Schaurig ſind die Sagen vom Maler in Lübeck, der den Teufel ſo

häßlich gemalt hatte, daß dieser ihn aus Rache ins Verderben stürzte (Goldschmidt, höll. Morpheus, 194) und die vom Stock in Eisen und Teufelsschloß und Schlüssel zu Wien. Büsching, wöchentl. Nachr. III. 296. Bechstein, österr. Sagen Nr. 2.

Das Lebenslicht.

Die Gräfin Anna Sophia Schack verschrieb sich dem Teufel, wofür er ihr das lustigste Leben von der Welt verschaffen mußte. Nach einer Reihe von Jahren erst sollte er sie haben dürfen und zwar nicht eher, als bis das Wachslicht in der Nacht abgebrannt seyn würde. Als diese Nacht nun kam, wandte sie sich voller Angst an einen Geistlichen, der den Teufel auch glücklich abfertigte, indem er sich des noch übrigen Restes der Wachskerze bemächtigte und dieselbe in die östliche Kirchenmauer vermauern ließ. Nach einiger Zeit aber gerieth die Kirche in Brand. Da sprang die Gräfin barfuß aus dem Bette, eilte zur Kirche und beschwor die Bauern, jene Mauer zu retten. Das geschah auch, aber von Stund an entsagte die Gräfin ihrem schlechten Lebenswandel, betete und starb in Gram. Ihr Geist geht noch um. Müllenhoff. Sagen Nr. 248. — Ein ähnliches Lebenslicht hatte ein Kaufmann in Löwen, den der Teufel betrog, indem er das Licht tief in der Erde vergrub. Wolf, niederl. Sagen Nr. 1456. —

Von dienstbaren Teufeln melden viele Sagen. Sie erinnern zum Theil an die dienstbaren Hauselben, den gestiefelten Kater ꝛc. aus der Heidenzeit, haben aber doch einen andern Charakter, indem ihnen immer etwas Furchtbares inne wohnt und man in ihrer Nähe die Hölle wittert. Auch dient der Teufel nicht umsonst, wie der heidnische Elbe, sondern um die Seele seines Herrn. Noch fast ganz elbisch und uneigennützig erscheint Rechenbergs Knecht.

Ein Dämon diente als Knecht dem Ritter von Rechenberg unter Kaiser Mathias. Einst schickte ihn der Herr mit einem Brief aus und fand ihn bald darauf im Stalle schlafen. Zornig weckte er ihn und frug, warum er seinen Befehl nicht ausgerichtet. Der Knecht aber hatte schon die Antwort in der Tasche. Ein andermal rettete er seinen Herrn, indem er den sie verfolgenden Reitern die Hufeisen von den Pferden wegstahl. Einmal befreite er seinen Herrn aus einem Thurm und führte ihn durch die Luft fort, der Herr rief aber in der Angst „hilf Gott", da schwand der Zauber und er fiel in einen Sumpf. Agricola, Sprüchw. 301. Rivander, prompt. II. 1336. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 174. Luthers Tischreden, 211. Büschings Volkssagen 59. — Nach Gödsches schles. Sagenschatz S. 139 war der Rechenberger bei Wartemberg in Schlesien zu Hause. Langbein hat die Sage als Romanze

behandelt. Einen ganz eben ſo beſchaffenen Knecht hatte der Ritter von Lenenberg bei Cäſar von Heiſterbach V. de daemonibus. Montanus, die Vorzeit Gelres II. 356. Eben ſo der Graf von Rogendorf. Hier ſoll der Knecht der Geiſt eines in der Schlacht Gefallenen geweſen ſeyn, allein er treibt koboldartige Poſſen und verſchwindet dann. Prätorius. Glückstorf S. 173. Ein dritter Geiſt in Pferdegeſtalt kommt vor in Wolfs nied. S. Nr. 216.

Eben ſo allbekannt iſt die Sage von Thedel Unververden von Wallmoden.

Derſelbe ſah im 18. Jahr einer Taufe zu und wurde dabei ſo gerührt, daß er ſagte: wenn er auch ſo getauft wäre, wollte er ſich vor gar nichts in der Welt mehr fürchten. Da ſagte ihm der Prieſter, er ſelbſt habe ihn getauft und ganz auf gleiche Art. Von nun an fürchtete Thedel nichts mehr. Das war dem Teufel gram, daß er ſo ſtarken Glauben hatte, ritt ihn alſo unterwegs an, um ihn zu verſuchen, auf einem herrlichen ſchwarzen Roß. Bei ihm waren etliche Verdammte von des Thedel alter Freundſchaft, unter anderen deſſen Gevatter, der eine dreibeinige Ziege ritt. Dieſer raunte ihm zu, daß der Teufel die Abſicht habe, ihm den Hals umzudrehen, ſobald er das ſchöne ſchwarze Roß beſteige, belehrte ihn aber, wie er es machen müſſe, um den Teufel zu betrügen und das Roß zu gewinnen. Er nahm ihn nämlich hinter ſich auf die dreibeinige Geis und ritt mit ihm blitzſchnell durch die Luft nach dem heil. Grabe, an welchem Thedel drei Nächte wachen mußte, ohne zu reden und ohne ſich durch irgend etwas ſtören zu laſſen, wovon er der Unververde hieß. Der Teufel rief ihm unaufhörlich zu, um ihn zu verlocken: willſt du nicht mein ſchönes Pferd? Aber Thedel ſchwieg, bis die drei Nächte vorüber waren, da plötzlich rief er: ja, ich will das Pferd, und nun mußte es ihm der betrogene Teufel ausliefern, ohne ihm weiter ſchaden zu können. Als er heimkam plagte ihn ſeine Frau ſehr mit ihrer Neugier, woher er das Roß habe. Er ſagte es ihr aber nicht. Dann machte er auf Turnieren und Reiſen mit dem ſchönen Thier großes Aufſehen. Am Hofe zu Braunſchweig wollte Heinrich der Löwe ſeine Furchtloſigkeit prüfen, ſteckte ſich ein Federchen in den Bart und wartete, bis Thedel, mit dem er ſprach, es ihm höflich wegnahm. In dieſem Augenblick biß der Herzog nach Thedels Finger, in Erwartung, derſelbe werde erſchrecken, aber Thedel gab ihm einen Schlag auf die Wange und frug zornig: ſind Euer Gnaden ein Hund geworden? — Nach dem Tode ſeines Weibes zog Thedel nach Livland und diente im Orden der Schwertritter gegen die Heiden. Als er nun mit ſeinem unwiderſtehlichen Roß die größten Thaten vollbrachte, verlangte einmal der Ordensmeiſter in Gegenwart des ganzen Heeres von ihm zu wiſſen, was es denn mit ſeinem ſchwarzen Roß eigentlich für eine Bewandtniß habe? Thedel erwiederte, wenn ich es ſage, muß ich nach drei Tagen ſterben. Da ſchöpfte der Meiſter Verdacht, der Teufel ſey im Spiele, und befahl Thedeln bei des Ordens Pflicht alles zu ſagen.

Thebel beichtete, beſtellte ſein Haus, offenbarte alles und ſtarb nach drei Tagen. Nach dem Gedicht des Thym von Zwickau „des edeln geſtrengen weltberühmten und ſtreitbaren Heldes Thebel Ununerferden von Wallmoden tapferer mennlicher und ritterlicher Thaten viel hübſche alte wunderbarliche Geſchichten", Magdeburg 1558. Im Auszug in Horſts Zauberbibliothek II. 292. Hagen und Büſching, Grundriß 492. Wunderhorn II. 302.

Das Teufelspferd zu Reinek.

Dem Ritter von Reineck wurde ein herrliches Pferd zum Kauf angeboten, welches man „das eiſerne Pferd" nannte, dem aber der Fluch anhing, allen ſeinen Beſitzern den Tod zu bringen. Der Ritter und alle ſeine Söhne gingen darüber zu Grunde. v. Herrlein, Sagen des Speſſart S. 232.

Sehr allgemein war der Glaube an den spiritus familiaris oder Hausgeiſt, insgemein ein Alraun (Mandragora, Galgenmännlein) eine Wurzel, die unter dem Galgen wächst und zwar erzeugt durch den Urin der Gehenkten.

Denn man ſagt, der Gehenkte müſſe das Waſſer, womit er getauft worden, am Galgen wieder von ſich geben. Davon nun entſteht die Wurzel, die einem verkrüppelten Männlein oder Weiblein ähnlich iſt und wirklich lebt. Denn wenn man ſie ausreißt, ſchreit ſie hell auf. Auch muß der ſterben, der ſie auszieht. Daher man nur das Erdreich um ſie lockert und ſie dann einem Hund an den Schwanz bindet, der, wenn man ihn hinweglockt, ſie auszieht und davon ſtirbt. Wer im Beſitz der Wurzel iſt, dem bringt ſie Geld und Glück. Man kann ſie aber nicht wieder los werden, außer wenn man ſie verkauft. Stirbt der Beſitzer, ſo erbt ſie der jüngſte Sohn, muß aber etwas Geld dem Vater ins Grab legen. Del Rio, disqu. mag. IV. 2. 6. Breuner, Curioſitäten 226. Grimm, D. Myth. S. 1154.

Denſelben Dienſt leiſtet ein kleines im Glaſe eingeſperrtes Teufelchen. Es zeichnet ſich in den Sagen beſonders noch dadurch aus, daß man es unter gewiſſen Umſtänden nicht wieder los werden kann und nach dem Tode eben ſo in die Macht des Teufels geräth, als man ſich denſelben im Leben dienſtbar gemacht hatte.

Der ſogenannte Duveljong in den Niederlanden kommt nur in die dritte Hand. Der dritte, der ihn hat, muß ihn behalten, wird ihn nie wieder los und wird zuletzt vom Teufel geholt. Wolf, Deutſche Märchen Nr. 326. So kommt auch der in eine Flaſche eingeſchloſſene ſchwarze Mönch Bruno immer wieder, man mag ihn werfen und verlegen, wohin man will. v. Steinau, Volksſ. S. 280. — Fouqué hat die Sage in ſeinem „Galgenmännlein" noch weiter ausgebildet. Hier iſt es Reichard, ein junger Menſch, der den Teufel

im Glaſe bekommt und durch ihn reich wird und in allen Dingen Glück hat; allein er kann ihn nur um eine geringere Summe verkaufen, als um welche er ihn gekauft hat, ſonſt bleibt er bei ihm. Je länger, je läſtiger wird ihm der unheimliche Gaſt. Er bringt ihn mehrere Male glücklich zum Verkauf, bekommt ihn aber immer wieder mit andern Sachen, die er zufällig kauft, zurück, bis er ihn um einen Heller erwirbt und es keine geringere Münze mehr gibt. Fouqué iſt ſo barmherzig, ihm im Walde einen Fürſten zuzuführen, dem er das Leben rettet und der ihm zu Liebe Halbheller ſchlagen läßt.

Es kommt auch ein Teufel im Spiegel vor, der in das Glas desſelben gebannt, einer Dame alles ſehen laſſen muß, was ſie will. Bruſchius in Leibnit. scr. rer. Brunsv. II. 952. Schon urſprünglich dachte man ſich wohl in dem Erzſpiegel, der vor den Glaſsſpiegeln allein bekannt war, den Geiſt des Metalles wirkſam. Das Verbot, Nachts in den Spiegel zu ſehen (Rockenphiloſ. II. 8) hängt wohl damit zuſammen.

Heckethaler, Heckpfennig, Brutpfenning heißt dasjenige Stück Geld, welches durch Zauberei das Geld mehrt. Wer einen Heckethaler in der Taſche hat, der findet alsbald einen zweiten dabei und wenn er dieſen ausgibt, wieder, ſo daß es ihm nie mehr am Gelde mangelt.

Nach Happels rel. cur. I. 522 muß, wer den Brutpfennig gewinnen will, in der Dämmerung des Weihnachtsabends auf einem Scheidewege unter freiem Himmel dreißig Goldſtücke im Kreiſe um ſich her legen und vorwärts und rückwärts zählen. Verzählt er ſich, oder blickt er um, ſo bricht ihm der Teufel den Hals. Zählt er aber richtig und blickt nicht um, ſo muß ihm der Teufel das 31. Goldſtück dazulegen und das iſt dann der Brutpfennig, der in jeder Nacht einen andern ausbrütet. Happel erzählt weiter, eine Magd, deren Frau einen ſolchen Brutpfennig beſeſſen habe, ſey zufällig an eine Kiſte gekommen, in der ſie ein ſchwarzes Kalb mit offenem Maule erblickt habe, das aber ſogleich davon geflogen ſey und das ganze Haus in Flammen geſetzt habe. Dieſes Kalb bringt die Sage vom Brutpfennig in eine Verbindung mit der Wunſchkuh der indiſchen Sage, d. h. der Kuh, aus der ſich alles melken läßt, was man wünſcht.

Nach Kuhn, nordd. Sagen S. 20 und 470 muß man zu Neujahr oder in der längſten Nacht einen ſchwarzen Kater, der auch kein weißes Härchen haben darf, in einen Sack ſtecken, den Sack mit 99 Knoten zubinden, ihn dann dreimal um die Kirche tragen und jedesmal durchs Schlüſſelloch der Kirchthür dem Küſter rufen. Dann kommt beim drittenmal der Teufel und kauft den Sack mit dem Kater für einen Thaler und das iſt der Heckethaler. Der Verkäufer muß aber heimeilen, denn wenn er nicht zu Hauſe iſt, bis der Teufel die 99 Knoten aufgebunden, ſo iſt er verloren. Der Heckethaler wird in Salz

aufbewahrt. In Wolfs deutſchen Märchen Nr. 331 vertritt ein ſchwarzes Huhn die Stelle des Katers.

Uebrigens heißt es in Grimms Abergl. Nr. 781, der Heckethaler könne nie verloren gehen und kehre immer zu ſeinem Eigenthümer zurück, weshalb er auch nach Wolfs deutſchen Märchen Nr. 331 in Gent der fliegende Schilling heißt.

Gegenüber den alten Helden, die als nackte Berſerker oder ſchlecht bewaffnete Bärenhäuter die mächtigſten Feinde beſiegten, nehmen ſich die viel ſpäter in der Sage aufkommenden Freiſchützen, die aus ſicherer Ferne durch bloße Zauberkunſt ohne alle Gefahr für ſich ſelbſt, den Feind treffen und aus Bosheit gerade auf das Verderben der Unſchuldigen ausgehen, höchſt modern und erbärmlich aus. Der Gegenſatz der pfiffigen Neuzeit gegen die ehrliche Vorzeit kann kaum ſchärfer gefaßt werden.

Ein Jäger lernte vom Teufel die Kunſt, ein Freiſchütz zu werden, d. h. daß ihm jeder Schuß treffen mußte. Er lud nämlich eine geweihte Hoſtie und ſchoß dieſelbe gegen die Sonne ab. Augenblicklich entſtand ein Ungewitter und ſeine Fußſtapfen auf dem weißen Tuch, auf dem er geſtanden, waren blutig. Der Blitz zündete ihm das Haus an und zum Ueberfluß wurde er verdammt, ewig zu jagen. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig Nr. 492. Das in die Sonne ſchießen, um Freiſchütz zu werden, kommt auch in Wolfs heſſ. Sagen Nr. 124 vor.

Wer ein Freiſchütz werden will, muß ſich Freikugeln gießen, die überallhin treffen. Dazu braucht er aber Farrenſamen, den er in der Mitternacht vor dem Johannistage im Walde ſammeln muß, und Himmelsblut, das er auf folgende Weiſe bekommt. Er ſtellt ſich (wahrſcheinlich am Johannistage) zu Mittag, wenn die Sonne am höchſten ſteht, derſelben gegenüber und ſchießt mitten in ſie hinein, dann fallen drei Blutstropfen herab, die miſcht er zu dem Farrenſamen mit dem Blei, aus dem er die Kugeln gießt und dann werden es lauter Freikugeln. Bechſtein, Sagen des Thüringerlandes III. 482. Vgl. Mone, Anz. 1838 S. 224. Harrys, niederſächſ. Sagen II. 16.

Mittelſt des Frei- oder Luftſchuſſes kann der Freiſchütz in der weiteſten Ferne jeden erſchießen, wen er will. Bodini, Dämonologie, deutſch von Fiſchart S. 144. Auf dieſe Art tödtete einer den Mann ſeiner Geliebten in Paris auf 600 Meilen Weite. Gödelmann, von Zauberern S. 75. In Tirol ſchoß ein Gemsjäger als Freiſchütz alle Gemſen an derſelben Stelle an, ſo daß alle Felle derſelben, über einander gelegt, nur ein Loch zeigten. Stub, Tirol S. 63. Drei Freiſchützen ſchoſſen einmal hoch auf der Mauer eines alten Schloſſes ein Kleeblatt. Bechſtein, Thüring. S. III. 170.

Nach einer alten Volksſage wird die letzte Freikugel, deren der Schütz ſich

bedient, vom Teufel gelenkt und der Schütz erschießt sich selbst, oder seine Geliebte. In Apel und Launs Gespensterbuch I. 1 erschießt der Freischütz Wilhelm seine Braut Käthchen auf diese Weise und stirbt im Irrenhause. Aus dieser Erzählung hat Kind einen Operntext gemacht, den Maria v. Weber in seinem berühmten Freischützen componirt hat. Hier heißt der Jäger Max, trifft aber nicht die Braut, sondern den Jäger Caspar, der ihn verführt hatte, und kommt mit heiler Haut davon. Abgesehen von der schönen Musik ist diese moderne Dichtung die schmählichste Entstellung der alten Sage. Max frevelt aus unmännlicher Schwäche und Eitelkeit an Gott, treibt mit Caspar die höllische Bezauberung, gewinnt dadurch die Freikugeln und bedient sich ihrer, theilt also mit vollem Bewußtsein den gottlosen Frevel, leidet aber keinerlei Strafe dafür.

Dem Freikugelgießen gerade entgegengesetzt ist das Waidmannsetzen. Wenn man bewirken will, daß der Schütz fehlt, so setzt man ihm einen Waidmann. Man braucht z. B. nur das Tuch, womit er sein Gewehr auswischt, an einen Espenbaum zu hängen, so muß nachher seine Hand beständig zittern wie Espenlaub. Mischmasch 1715 S. 66.

Ans Komische grenzt die Vorstellung vom Seelenhandel und Seelentausch für den Teufel.

Ein Böswicht verkaufte seine Seele einem Andern, um sie los zu werden, bevor der Teufel sie holen würde. Der Andre aber kaufte sie gern, um sie dem Teufel statt seiner eignen zu übergeben. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frkf. Feierabend 1583 S. 89.

Die eigenthümliche Mischung von Gräßlichkeit und Lächerlichkeit im Teufel ist am glücklichsten ausgedrückt in der Sage von der Teufelsglocke.

Zu Hof im Vogtlande war eine ungekauft gebliebene Glocke eben deshalb vom Teufel besessen und gab so fürchterliche Klänge von sich, daß sich alles Volk davor entsetzte. Döbeneck, Volksglauben I. 163.

Die komische Auffassung des Teufels ist sehr alt. Je fester die Kirche stand, um so ohnmächtiger erschien der Teufel. Daher stellten ihn die Künstler äffisch verzerrt dar in den Ecken und unter dem schweren Gebälk der Kirchen gleichsam erdrückt, in ohnmächtiger Tücke. Oft auch gingen ältere heidnische Mythen in Teufelssagen über. An den ungeschlachten bösen Riesen hatte sich längst der deutsche Humor geübt. Was man nun zur Heidenzeit vom Donnergott erzählt, wie derselbe mit den Riesen umgesprungen sey, das erzählte man später von einem christlichen

Schmiede, der den Teufel mit seinem Hammer zerklopft oder mit glühendem Eisen gebrannt habe.

So klemmte nach der Legende der h. Dunstan als Schmied dem Teufel die lange Nase mit glühender Zange ein. Dasselbe that nach unsrer Volkssage der Schmied von Apolda. Der Schmied Apelles fuhr dem Teufel, der ihn in Gestalt eines schönen Weibes verführen wollte, mit glühendem Eisen über das Gesicht. Görres, Geschichte der Mystik IV. 1. 273. Wir haben Theil I. S. 131 schon der starken Schmiede gedacht.

Sinnreich und echt volksthümlich ist eine holsteinische Sage bei Müllenhoff Nr. 373.

Der Teufel will einmal ein Zimmermann werden, haut sich aber mit dem Beil in die Stirne. Er fängt die Sache nun von einer andern Seite an, haut sich aber noch einmal und so, daß beide Wunden ein Kreuz bilden. Da hat er genug.

Einen guten Schwank vom Teufel theilen Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes III. 150 und Nothnagels Sagen S. 78 mit.

Bei der Teufelslache in Thüringen warf ein Roß seinen Reiter ab. Der Reiter fluchte: daß dich der Teufel reite. Da wurde das Roß gleich in die Lache geritten. Der Besitzer lief ihm nach, faßte es beim Schweif, wollte es durchaus nicht fahren lassen und schnitt ihm am Ende, um doch etwas zu behalten, aus Wuth den Schwanz ab. Als er heimkam war das Pferd ganz ruhig im Stalle, aber ohne Schwanz.

Noch besser ist die Sage, warum die Ziegen kurze Schwänze (aber kluge Augen) haben, erzählt in Görres Wallfahrt nach Trier S. 199.

Als Gott alle Thiere geschaffen, hatte er die Gais vergessen. Da machte sich der Teufel daran, schuf das Thier und gab ihm einen prächtigen langen Schwanz. Allein die Gais verwickelte sich damit, weil sie immer das Laub an den Hecken und Zäunen herausholt, in den Dornen und der Teufel mußte ihr endlich ihren lästigen Schwanz völlig stutzen. Darauf benagte die Gais den Weinberg Gottes, wofür er sie durch den Wolf zerreißen ließ. Der Teufel verlangte Entschädigung und Gott versprach sie ihm, wenn alles Eichenlaub gefallen wäre. Da kam im Spätherbst der Teufel, aber Gott schickte ihn nach Constantinopel, wo noch eine immergrüne Eiche stand. Als der Teufel zurückkam, grünten auch die deutschen Eichen wieder. Da war der Teufel betrogen und stach aus Aerger den Gaisen die Augen aus, setzte ihnen aber seine Augen wieder dafür ein, deshalb sehen sie so klug darin.

Besonders volksthümlich erscheinen die Sagen, in denen die deutsche Kraft und Grobheit als solche sich allem überlegen fühlt, nichts fürchtet

Akademien.

Wenn eine Akademie die Stelle eines Generalſtaabs vertreten, die Bewegungen der Forſcher leiten, die Ergebniſſe zuſammenfaſſen ſoll, ſo ſcheint ſie ihren eigentlichen Zweck neben Ehrung der Wiſſenſchaft und Belohnung ihrer ausgezeichnetſten Jünger am fruchtöringendſten zu erfüllen.

Bei der großen Zahl von Akademien, welche Italien, ihr eigentliches Vaterland, zählt, fehlt eine in dieſem Sinne errichtete beinahe gänzlich. Die meiſten ſind in der Form, im Ableſen und Beklatſchen unbedeutender Hervorbringungen untergegangen. Die ſogenannte italieniſche Akademie hat keine Verſammlungen, ja ihre Mitglieder müſſen ſtatutenmäßig über ganz Italien zerſtreut ſeyn. Sie zählt im Fache der Naturwiſſenſchaften ſehr viele verdiente Männer und bekannte Namen. Sie und das untergegangene Inſtitut in Mailand beweiſen zur Genüge, was Italien in dieſen Fächern zu leiſten fähig iſt.

Es iſt überhaupt etwas Rührendes in der Weiſe, wie ſo viele ausgezeichnete Männer in dieſem Lande ſich den Naturwiſſenſchaften widmen, ich möchte ſagen, devoviren. Nicht unterſtützt von den Regierungen, von der Geiſtlichkeit mit ſcheelen Augen beaufſichtigt, von fremden Literaturen ganz oder theilweiſe abgeſchnitten, vom Pöbel zuweilen als halbe Zauberer angeſehen, widmen ſie ſich einſam und friedlich einer gewiſſenhaften, geduldigen, anhaltenden Beobachtung. Oft lauſcht das Ausland ihrer Gutmüthigkeit das Ergebniß ihrer Forſchungen ab, und veröffentlicht es, ohne ſie zu nennen; oft erfahren ſie, daß das, was ſie entdeckt zu haben glauben, längſt in anderen Ländern bekannt ſey; zu einem Verſuche fehlt das Geld, zu einem anderen die Oertlichkeit, wegen eines dritten verſtoßen ſie es bei den Zeloten, und dennoch werden ſie nicht müde, Werkſteine für den Bau der Ewigkeiten herbeizutragen, und finden einzelne willige, andächtige Schüler, welche verſprechen, den Abgehenden in gleicher dornenvoller Bahn zu erſetzen.

Die bourboniſche Akademie zu Neapel könnte hier vorzüglich wegen der Ergebniſſe der Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum genannt werden. Es gibt, was die Form ihrer Abhandlungen betrifft, unter ihren Mitgliedern noch jetzt viele,

und den Teufel ſelber verlacht. So die luſtige Höllenfahrt der Landsknechte.

Eine Schaar deutſcher Landsknechte rückte mit klingendem Spiel und fliegender Fahne vor die Hölle. Sie waren nämlich in einer Schlacht gefallen und ſuchten den Ort der Verdammniß auf, wohin ſie gehörten. Die Teufel aber hatten ſolche Angſt vor ihnen, daß ſie die Thore ſchloſſen. Sie zogen nun zum Himmel, aber St. Peter ließ ſie nicht ein. Sie müſſen nun noch immerfort zwiſchen Himmel und Hölle ſchweben. Bebelii facet. 73.

Die derbſte Abfertigung des Teufels kommt in Luthers Tiſchreden S. 206 vor. Als der Teufel bei einem Sterbebett auf die Seele lauert, läßt der Sterbende einen Wind und ſagt dem Teufel, da nimm dieſen Stab und pilgere damit nach Rom. — Nach Beckers lithauiſchen Volksſagen 1847 S. 11 kam ein Kaufmann, der ſich dem Teufel ergeben, dadurch von ihm los, daß er etwas Unmögliches von ihm verlangte, indem er einen Wind ließ und ihm befahl, einen Knoten hinein zu machen.

In mehreren deutſchen Sagen wird das Vorkommen von verhaßten Räubern oder Ketzern in einer gewiſſen Gegend dadurch erklärt, daß einmal der Teufel dieſe böſen Leute in einem Sack geholt habe und eben im Begriff geweſen ſey, ſie durch die Luft in die Hölle zu ſchleppen, als der volle Sack an einer Bergſpitze angeſtoßen und ein Loch darin entſtanden ſey, aus dem die böſen Leute herausgefallen ſeyen und nun die Gegend plagen. — So die Sage vom Spitzberg in Schleſien unfern von Liegnitz, wo der Teufel mit ſeinem Sack angeſtoßen und die Schwenkfelder (Sekte zu Luthers Zeiten) herausgefallen. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz S. 184. — So auch die Sage von Freiſack, an deſſen ſpitzem Kirchthurme der Teufel mit dem Sack anſtieß, worauf die Herrn von Bredow herausfielen, die als Raubritter die Quälgeiſter des Landes wurden. Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 145.

In vielen deutſchen Städten wird der ſtark durch die Straßen wehende Wind auf eine ſatiriſche Weiſe erklärt. Der Wind heißt es, ſey mit dem Teufel durch die Stadt gezogen, da habe der letztere den erſteren warten heißen und ſey zu den Jeſuiten ins Haus gegangen, aber nicht wieder herausgekommen. Nun laufe der Wind ungeduldig die Straße auf und ab bis auf den heutigen Tag. So erzählt man von Bonn. Rothnagel, Sagen Nr. 179. So auch von München. Hier ging der

Teufel in die Frauenkirche und wieder hinaus, indem er den Wind aus Freude über einen vermeintlichen Fehler beim Bau vergaß. v. Steinau, Volksſagen S. 119. Eben ſo am Münſter in Straßburg. Stöber, Elſäß. Sagenb. S. 534.

3.

Geſpenſtiſches aus dem Todtenreich.

Wie die Welt im 16. und 17. Jahrhundert voll Teufel war, ſo auch voll Geſpenſter. Die Geiſter der Verſtorbenen konnten in dieſer aufgeſchreckten Zeit weniger Ruhe finden als je vorher. Man hat zwar immer Geiſter geſehen, allein in ſolcher Menge kamen ſie früher nicht vor und ſo lebhaft beſchäftigten ſie jetzt erſt die Einbildungskraft. Das böſe Gewiſſen des Volkes, das überall rächende und hohnlachende Teufel ſah, machte ſich auch in der Geſpenſterſeherei geltend. Ein Gefühl von ungeſühnter Schuld ging durch die Welt.

Geſpenſtergeſchichten kommen daher überall in jener Zeit vor, in geſchichtlichen Werken, Biographien, Lehrgedichten und eigenen Sammlungen. Beſonders reichhaltig ſind: die Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter, Lavater von Geſpenſtern, Männling Traumtempel, die ſchon erwähnten Werke von Franciſci (Proteus) und Goldſchmidt (Morpheus).

Im Volke gehen eine Menge Sagen um von Geiſtern, die erſt dann erlöst werden können, wenn ein junger Geiſtlicher ſeine erſte Meſſe leſen oder Predigt halten wird, deſſen Wiege aus dem Holz eines Baumes gezimmert iſt, der jetzt noch ganz klein iſt; alſo daß ſie oft 100 und mehr Jahre warten müſſen. Vgl. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 58. Bechſtein, öſterreichiſche Sagen I. 139. Von Herrlein, Sagen des Speſſart S. 210. Vonbun, Vorarlb. Sagen S. 23. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 4. Weber, Tirol III. 143. Baader, bad. Sagen Nr. 36. Simrock, Rheinland S. 101. Schaubach, Alpen V. 23 ꝛc. Dieſen Sagen liegt ohne Zweifel eine Wahrnehmung zu Grunde, die auch bei Geiſtererſcheinungen der neuern Zeit häufig wiederkehrt. Es iſt ſehr häufig eine ganz beſtimmte Perſon, häufig ein Kind, welchem der irrende Geiſt ſich zu erkennen gibt und von dem allein erlöst werden zu können er verſichert.

Im Sulzbachiſchen erſchien im Jahr 1676 der dreizehnjährigen Anna Beutelin eine geſpenſtiſche Frau in alter Tracht und ſagte ihr, wie lange ſie ſchon auf ihre Geburt gewartet habe, denn nur durch ſie allein könne ſie erlöst werden. Das junge Mädchen that, was der Geiſt ihm vorſchrieb und erlöste ihn durch Gebet. Beim Abſchied dankte ihr der Geiſt, verſichert ihr zum Lohne, ſie werde niemals krank werden, ließ aber in dem Schleier des Mädchens, indem er denſelben berührte, Brandflecken zurück. Happel, relat. cur. V. 332.

Hülfe um Hülfe.

Im Jahr 1671 fiel ein junges Mädchen in eine ſchwere Krankheit. Ein Geſpenſt, das ihr erſchien, behauptete nur von ihr erlöst werden zu können, verſprach ihr aber dafür auch Heilung ihrer körperlichen Leiden. Das Mädchen erlöste nun den Geiſt von jenſeitigen und der Geiſt das Mädchen von dieſſeitigen Leiden. Valvaſor, Ehre des Erzh. Krain III. 251.

Aehnlich die ſchöne Sage von der Nonne Adelheid von Adelhauſen.

Dieſe Nonne wurde auf ihrem Sterbebette von unzähligen ſeligen Geiſtern beſucht, den Schatten derer, die ſie während ihres Lebens durch ihr Gebet aus dem Fegfeuer erlöst hatte, und die nun dankbar wieder für ſie beteten. Steill, Ephemeriden des Dominicanerordens zum 3. Februar, ein wenig bekanntes Buch, aber eine Fundgrube von Poeſie.

Die Brodrinde.

Während der großen Hungersnoth im Jahr 1694 befand ſich ein Hirtenknabe auf dem Felde und hatte nur noch ein kleines Stücklein Brodrinde. Da kam ein Engel und bat ihn um etwas zu eſſen und der gutherzige Knabe theilte mit ihm die Rinde. Der Engel aber ſprach: Gottes Segen iſt in dieſer Rinde, ich will ſie vertheilen und auf allen Wegen ausſtreuen. Und von Stund an wurden die Felder fruchtbar und der Theurung folgte Ueberfluß. Görwitz, Sagenſchatz von Oberfranken S. 47.

Die Todten gewähren Schutz dem, der ſie ehrt.

Zorn von Bulach ging nie über den Kirchhof, ohne für die Todten zu beten. Einmal lauerten ihm bei Nacht am Kirchhof Mörder auf, da ſtiegen die Todten aus den Gräbern und ſchützten ihn. Stöber, Sagen des Elſaßes, S. 152.

Der Böttiger zu Löwen pflegte, ſo oft er über den Kirchhof ging, für die Ruhe der Todten zu beten. Einſt lauerten ihm Räuber auf demſelben Kirchhofe auf, aber die Gerippe erhoben ſich aus den Gräbern und ſchlugen die Räuber zu Boden. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Der Thürmer von St. Eliſabeth in Breslau.

Auf dem Thurm der Eliſabethkirche in Breslau, dem höchſten des Landes, ſaß ein armer Thürmer mit vielen nackten Kindern. Da raubte er einmal

vom Kirchhof ein Todtenlinnen, um die Blöße ſeiner Kleinen damit zu decken. Der beraubte Todte aber kletterte, ein Gerippe, den Thurm hinauf, zum Entſetzen des unglücklichen Diebes, der hinabſah. Schon war das Gerippe oben und griff nach dem Thürmer, da ſchlug die Glocke Eins und das Gerippe ſtürzte hinab. Kern, ſchleſiſche Sagenchronik S. 157.

Göthe hat den Stoff in einem Gedicht „der Todtentanz" bearbeitet und beſonders das Hinaufklettern des Gerippes in ſeiner Weiſe gar ſinnlich und ſchauerlich gemalt. Aehnlich der Thürmer von Klagenfurt. Noreja 1837 S. 101.

Die Gäſte vom Galgen.

Ein Edelmann in Preußen ritt einmal betrunken beim Galgen vorbei und lud die daran hängenden Diebe zu Gaſte. Da kamen ſie und luden ihn wieder zu Gaſte auf einen beſtimmten Tag. Mittlerweile beging er einen Mord und wurde an dem beſtimmten Tage an denſelben Galgen gehenkt. Grunaus Chronik, XIX. 6. v. Tettau und Temme, oſtpreuß. Volksſagen Nr. 127. Nach einer andern Sage in Breuners Curioſitäten S. 296 ſtirbt der Wirth vor Schrecken am dritten Tage, nachdem ihn die drei Gäſte vom Galgen beſucht haben.

Chriſtburg.

Der Comthur des deutſchen Ordens Albrecht von Schwarzburg (oder nach Andern Otto von Sangerwitz) widerrieth den Krieg mit Polen, in dem nachher der Orden unterlag. Als er mit ausziehen mußte und ein Chorherr ihn frug: wem er die Burg übergebe? ſagte er: dir und allen böſen Geiſtern, die zu dieſem Kriege gerathen haben. Nach der großen Niederlage ſtarb der Chorherr und ſeitdem war das Schloß voll Geſpenſter, ſo daß alle Menſchen auszogen. v. Tettau und Temme, Volksſagen Oſtpreußens S. 101. Hartknoch, Preußen S. 389. Schütz, Beſchreibung von Preußen 1559 S. 102. Grimm, Deutſche Sagen Nr. 529.

Das Schloß Malin in Böhmen

war lange wegen Geiſterſpuck verrufen und unbewohnt, bis einmal zwei Prager Studenten dahinkamen. Sie hatten bei einer Kirmes zum Tanz aufgeſpielt, fanden aber kein Obdach mehr. Es regnete entſetzlich und in der Noth übernachteten ſie in dem verrufenen Schloſſe. Da erſchien um Mitternacht das Geſpenſt eines Barbiers, legte ſein Raſierzeug aus, machte Schaum und forderte einen der erſchrockenen, im Bette liegenden Gäſte auf, ſich auf einen Stuhl zu ſetzen, um raſirt zu werden. Nur der eine Student, Wenzel mit Namen, hatte Muth genug und ſetzte ſich hin. Das Geſpenſt aber raſirte ihm nicht nur den Bart, ſondern auch die Augenbrauen und alle Kopfhaare weg, bis er gänzlich kahl war. Dann machte er eine Verbeugung und nöthigte

den zweiten Studenten herbei, der vor Angſt faſt ſtarb, bis er gleichfalls kahl war. Nun aber fiel es dem kecken Wenzel ein, den Geiſt auch ſeinerſeits zu raſiren, da er bemerkt hatte, derſelbe ſey ſehr dick behaart. Kaum hatte er es zu verſtehen gegeben, als auch der Geiſt ſich willig zeigte und ſich hinſetzte. Nun ſcher ihn Wenzel ganz kahl und als er fertig war, fing der vorher ſtumme Barbier zu reden an und dankte ihm, daß er ihn erlöst habe. Er ſey der Diener eines grauſamen Grafen geweſen und habe bei Lebzeiten unſchuldige Wanderer zum Hohn kahl ſcheeren müſſen. Dafür ſey er verurtheilt worden, nach dem Tode keine Ruhe zu finden, bis ihm einmal das Gleiche gethan werde. Wirklich kehrte der Geiſt nie wieder; der Graf aber, dem das Schloß gehörte und der es fortan wieder bewohnte, beſchenkte den Studenten reichlich. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter I. 269 f. Bekanntlich hat Muſäus dieſe Geſchichte in eines ſeiner Märchen verflochten. Eine ähnliche Sage findet man in E. Meiers Märchen Nr. 45.

Die todten Diener.

Der Graf von Greifenfels, in Kärnthen, zog ins h. Land und ließ ſich von ſeinen Dienern geloben, ſeine Leiche, wenn er ſtürbe, heim auf ſein väterliches Stammſchloß zu bringen. Als er aber ſtarb, behielten die Diener ſeine Habe und zerſtreuten ſich. Zur Strafe aber kehrt keiner in die Heimath lebendig zurück, nur ihre Geiſter erſcheinen in der Mitternacht und tragen die Bahre ihres Herrn aufs Schloß. Noreja 1837 S. 27.

Der Graf von Regendorf hatte einen Bereiter, welcher in der Schlacht erſchoſſen wurde, ohne daß es der Graf wußte, und nun als Geſpenſt ſeinen Dienſt fortſetzte, bis er endlich ſeine dämoniſche Natur durch tolle Poſſen zu erkennen gab und verſchwand. Prätorius, Glückstopf. 173. Grimm, Deutſche Sagen I. Nr. 99. Harsdörfer, jämmerl. Mordgeſchichten Nr. 115.

Liebende Geiſter.

Der Junker von Quad, Bräutigam eines holländiſchen Fräuleins von Kortenbach, verabredete mit ihr, wer von beiden zuerſt ſterbe, ſoll dem andern auch noch als Geiſt in Liebe dienen und gewärtig ſeyn. Bald darauf fiel er in einer Schlacht und kehrte als unſichtbarer Geiſt zurück, um nie wieder von ſeiner Braut zu weichen. Man ſah die Gegenſtände, die er ihr brachte, ſich durchs Zimmer bewegen, aber nicht die Hand, die ſie trug. Goldſchmidt, hölliſcher Morpheus S. 172.

In Kärnthen hatte ein Ritter ſeine geliebte Frau durch den Tod verloren. Da kam einmal die Amme und ſagte ihm, wenn ſie das Kind ſäugen wolle, ſo ſey ſchon die verſtorbene Frau da und thue es ſelbſt. Der Ritter lauſchte, ſah die todte Frau, eilte zu ihr, hielt ſie feſt und lebte mit ihr wieder, wie zuvor. Sie gebar ihm zwei Söhne. Der eine davon wurde ein ausgezeichneter und ſehr gefürchteter Ritter. Als ihm aber gegen ihren Willen ein edles

Fräulein vermählt wurde, erſchien er bei der Hochzeit im Grabgewande, entführte ſie auf einem ſchwarzen Roß und ſtürzte ſich mit ihr in einen Abgrund. Norrja 1837 S. 246.

Ein Fräulein von Douey lebte in ſo inniger Freundſchaft mit ihrem Bruder, daß beide verabredeten, welcher den anderen überlebe, ſollte zeitlebens um ihn trauern. Der Bruder ſtarb. Die Schweſter trauerte ein Jahr. Dann zwang ihr Vater ſie, einmal bei einer Hochzeit weltlichen Putz anzulegen. Sie ging ſehr ungerne daran, kaum aber putzte ſie ſich vor dem Spiegel, ſo ſah ſie in demſelben die Geſtalt ihres verſtorbenen Bruders, und der Geiſt des Bruders blieb fortan bei ihr, folgte ihr überall und leiſtete ihr kleine Dienſte, bis ſie wieder die Trauer um ihn anlegte. Da war er verſchwunden. Goldſchmidt, hölliſcher Morpheus S. 182.

Das Kirchlein am Meere.

Ein Prediger in Friesland hatte die Verpflichtung, in einem einſamen Kirchlein am Meeresufer zuweilen den Seeleuten zu predigen, die gerade in der Nähe vor Anker lagen. Der Weg dahin war aber ſehr beſchwerlich, zuweilen waren gar keine Seeleute da, er beſchloß daher, gar nicht mehr hinzugehen. Indem er mit dieſem Gedanken durch den Wald heimkehrte, begegnete ihm ein altmodiſch gekleideter, ſehr ſtattlicher Schiffsmann, nicht lange nachher ganz derſelbe, und als er wieder eine weite Strecke gegangen war, derſelbe noch einmal. Da erſchrack er heftig, der Fremde aber redete ihn an: „ich kenne deinen Vorſatz, aber du ſollſt davon abſtehen, denn die armen Seeleute, denen du zuweilen predigeſt, bedürfen des geiſtlichen Zuſpruchs. Mancher, der auf dem Meer umkommt, ſagt es dir Dank.“ Damit verſchwand der Fremde, der Prediger aber dachte nicht mehr daran, ſich der frommen Pflicht zu entziehen. Nach Oberlin in Schuberts Symbolik des Traumes, zweite Aufl. S. 267.

Die Stiefmutter und die rechte Mutter.

Rührende Klage eines Kindes über die böſe Stiefmutter, die ihm Aſche aufs Brod ſtreut, es mit dem Kamme ſticht beim Kämmen ꝛc. Meinert, Lieder des Kuhländchens I. 89 (Harpt, altd. Blätter II. 175). Rührendes Lied von einer Mutter, die aus dem Grabe kommt, um ihre von der Stiefmutter vernachläßigten Kinder zu kämmen und das jüngſte zu ſtillen. Die Kinder erſchrecken anfangs vor der todtbleichen Erſcheinung. Auch der Vater kommt dazu und verſpricht, künftig beſſer für die Kinder zu ſorgen. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 147. Aehnlich eine niederländiſche Sage bei Wolf Nr. 326, worin die wahre Mutter als Geiſt erſcheint, das Kind zu ſäugen.

Die Hand aus dem Grabe.

Ein unartiges böſes Kind erkrankte und ſtarb, da wuchs ihm ſeine Hand aus dem Grabe und zog ſich nicht zurück, bis die Mutter mit der Ruthe kam

und ſie ſchlug. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 422. Hauber, bibl. Mag. III. 421. Grimm, Märchen Nr. 117. Das iſt die mildeſte Form der Sage. In vielen andern Sagen iſt die Rede von gottloſen Söhnen, die ihren Vater oder ihre Mutter geſchlagen und deren Hand aus dem Grabe wächst. Von einem, der die Hand gegen den Vater aufhob, ſiehe Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 120 und Temme, Volksſagen der Altmark Nr. 49. Gegen eine Mutter zu Ingolſtadt ſiehe Kornmann miracula mort. II. 47. Aëmus, Lübecks Volksſagen S. 92. Karl, Danziger Volksſagen I. Nr. 42. Vgl. Wagenfeld, Bremer Volksſagen I. 2. Bosquet, la Normandie p. 263.

In Stettin wuchſen ſie zwei Kindern immer wieder heraus, wenn man ſie aufs neue mit Erde bedeckte, bis man ſie mit einem Spaten abſtieß und zum ewigen Andenken in der Kirche aufhing. In der Kirche zu Bergen auf Rügen hängt die Hand eines Vatermörders, desgl. in Stralſund auf der Rathsbibliothek, die gleichfalls nicht begraben werden konnten. Temme, Volksſagen aus Pommern Nr. 92. Desgl. zu Lunow. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 46.

Der Ring im Schädel.

Als der Pfälzer Friedrich nach der Schlacht am weißen Berge mit ſeiner Gemahlin aus Prag flüchten mußte (1621), folgte ihnen die Oberhofmeiſterin von Reitzenſtein nach. In Jungbunzlau übernachtend träumte dieſe, ein weiblicher Geiſt trete vor ihr Bette und erzähle ihr, ſie ſey die Frau des Hauſes geweſen und um einer andern willen von ihrem Manne, einem Metzger, erſchlagen worden. Sie liege unten im Keller begraben, wenn ſie morgen nachgraben laſſe, werde man ſie finden. Sie möge ihren goldnen Ring in ihren geſpaltenen Schädel legen und werde ihn am Morgen am angezeigten Orte finden. Die Frau von Reitzenſtein hatte wirklich den Muth, ihren goldenen Ring vom Finger zu ziehen und ihn in den geſpaltenen Schädel des geſpenſtiſchen Weibes zu legen. Am Morgen machte ſie Anzeige bei den Gerichten, man grub nach und fand das Gerippe der Ermordeten, im offenen Schädel den Ring der Dame. Der Mörder erlitt nun ſeine Strafe. Hormayr, Taſchenbuch 1832 S. 312. Happel rel. cur. III. 522. Brenner Cur. 272. Nach Harsdörffers Mordgeſchichten Nr. 75 (gedruckt 1656) hat ſich dieſe Geſchichte in Stockholm zugetragen. Nach einer andern Nachricht in den Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 232 vgl. Horſt, Deuteroſcopie I. 127, in Quedlinburg. Nach Baaders bad. Sagen Nr. 91 trug ſich die Geſchichte auch in Schiltach zu. Vgl. auch Kerners Magikon III. 2 und Baaders Volksſagen Nr. 91.

Gerippe auf Hirſchen.

Ein Graf im Schwarzwald verirrte einſt auf der Jagd und ſah plötzlich eine große Heerde Hirſche, auf denen Gerippe ritten, vor ihnen herfliehend aber ein Mann, der einem Jäger glich. Der Graf rief Jeſu Namen an, da

verſchwanden die Hirſche mit den Gerippen, der Jäger aber blieb ſtehen und ſagte ihm, er ſey ſein Aeltervater, der einſt alle Jagdfrevler habe lebendig auf Hirſche ſchmieden laſſen und nun nach dem Tode ewig von ihnen verfolgt werde. Der Graf nahm es ſich zu Herzen, vertheilte all ſein Gut unter die Armen und wurde ein Klausner. Schreiber, Sagen Nr. 54.

Eine merkwürdige Sage von Irrlichtern bei Kuhn, nordd. Sagen Nr. 116.

Ein Kuhhirt in Ferchesar bei Rathenow verlor eine Kuh, ſuchte ſie lange und ſetzte ſich endlich auf einen Baumſtumpf, eine Pfeife ſtopfend. Da liefen ihm viele Irrlichter zu, ihn neckend, bis er um ſich ſchlug und eins traf. Da hatte er einen Knochen in der Hand, den er mitnahm. Bald darauf kamen aber die Irrwiſche ums Haus und dachten es anzuzünden, wenn er ihnen ihren Kameraden nicht herausgäbe. — Demnach ſind die Irrlichter die Seelen, die an die Knochen des zurückgelaſſenen Leibes gebannt ſind. Daſelbſt Nr. 260 heißt es, ein Müller in Gieboldehauſen habe einmal Nachts ein Irrlicht gefangen und in ſeinem Sack mitgenommen, als er den Sack aber zu Hauſe öffnete, war ein Todtenkopf darin. Der Todtenkopf bleibt aus dem Irrlicht auch in Wolfs niederländiſchen Sagen S. 557 zurück.

Die reiche Jungfrau mit dem Todtenkopf.

Eine ſolche kam einmal nach Straßburg und hätte gern mit ihrer Hand einen armen Jüngling glücklich gemacht, aber wer es ſo weit brachte, daß ſie den Schleier vor ihm lüftete, der floh mit Entſetzen vor dem Todtenkopf. Stöber, Sagen des Elſaßes S. 442. An andern Orten erzählt man dieſe Sage von einer überaus reichen Dame mit einem Schweinskopfe. Wagenfeld, Bremens Volksſagen I. 33.

Schöne Sagen von den Todesküſſen und geſpenſtiſchen Geliebten.

Bertha, das geſpenſtiſche Fräulein von der Burg Windeck, erſchien einem auf der Jagd durch einen Hirſch dahin gelockten Ritter und reichte ihm ein Trinkhorn voll köſtlichen Weins. Aber er trank daraus die Liebe ins Herz und konnte nicht leben, nicht ſterben, bis die Jungfrau ihm wieder erſchien und ihn durch ihren Kuß tödtete. Schreibers Sagen I. Nr. 60. In Verſen von Chamiſſo in deſſen Werken III. 147. Vgl. A. Schreibers Gedichte S. 282. Erlach III. 527. Nach einer andern Faſſung in Schreibers Sagen I. Nr. 40 weckt das Fräulein in der Gruft einen ehernen Biſchof, um ſie mit dem Ritter zu trauen; der Ritter aber kommt davon, alles liegt nur hinter ihm wie ein Traum.

Die Jungfrau zu Pernſtein in Mähren läßt ſich zuweilen als eine geſpenſtige Jungfrau ſehen, mit Schlüſſeln oder das Haar kämmend. Einſt erblickte ſie ein junger Knecht, der betrunken war, nahm ſie ohne weiteres beim Arm und küßte ſie derb ab. Aber ſie umarmte ihn mit ſolcher Kraft, daß

ihm die Seele ausging. Balbini miscell. Bohem. III. 192. Franciſci, hölliſcher Proteus S. 464. Büſching, Volksſagen I. 159. Eine ganz ähnliche niederländiſche Sage in Wolfs deutſchen Märchen Nr. 212 und eine niederſächſiſche bei Harrys I. 19.

In einer iriſchen Sage kommt ein Kirchhofsgeſpenſt vor, welches als Mädchen Jünglinge, als Jüngling Mädchen überfällt und zu Tode küßt. Grin III. 235. Eine geſpenſtiſche Nonne geht um in Köln, wen ſie küßt, iſt des Todes, Weyden, Kölns Vorzeit S. 206. Eine buhleriſche Nonne geht um am Naumberge, Schwarz, Buchenblätter S. 160 und zu Lechrain, Kuhn, märk. Sagen Nr. 77.

Im Oppenauer Thal ſuchte einſt ein Junker von Boſenſtein Schätze in der alten Bärenburger Ruine, fand aber nur zerfallene Särge in der Gruft der alten Ritter. Ein einziger Sarg, der nach der Aufſchrift eine Jungfrau, die letzte des Bärenburger Stammes, einſchloß, enthielt eine goldene Kette und einen goldnen Ring mit einem blitzenden Diamanten. Dieſe Kleinode nahm der Junker mit ſich. Beim Ausgang aus der Burg aber erſchien ihm die Jungfrau, begrüßte ihn als Bräutigam, weil er ihren Ring genommen, und wollte ihn zum Manne haben. Da entſetzte er ſich und floh, aber wenige Tage nachher war er todt. Schreibers Sagen Nr. 40.

Im Odenwalde lebte eine ſpröde Jungfrau, die alle Freier verſchmähte, bis ſie ſich einmal ſterblich in einen Ritter verliebte, der des Wegs daherkam und einen Labetrunk von ihr erbat. Als er ihr nun ſagte, er beſitze ein ſchönes Schloß, ließ ſie ſich willig von ihm als ſeine Braut auf die Burg Rodenſtein führen, wo er ſie aufs herrlichſte empfing. Sobald ſie aber beim feſtlichen Mahle aus ſeinem goldnen Becher trank, verſchwanden plötzlich Becher, Bräutigam und Schloß. Sie war allein im Freien und ſo erſchreckt, daß ſie nach drei Tagen ſtarb. Wolf, Zeitſchrift I. 32.

Zu Brüſſel war eine ſehr reiche Jungfrau, um die ſich zwei Freier bewarben, die aber ausblieben, als ſie erkrankte. Darüber grämte ſie ſich vollends zu Tode. Als ſie aber bereits begraben war, erſchien ſie plötzlich wieder wie vordem in ihrem Hauſe und die Freier fanden ſich auch wieder bei ihr ein. Da verlangte ſie von dem Einen eine Liebesprobe, er ſolle ſich Nachts in ein Grab legen, das er auf dem Kirchhof offen finden werde. Dem Andern ſagte ſie ganz das nämliche, ohne daß er wußte, ſie habe es von jenem auch ſchon verlangt. Beide fanden ſich daher auf dem Kirchhof ein, der erſte legte ſich in das offene Grab, der zweite fiel auf ihn und hintendrein kam die Jungfrau ſelber, umfaßte beide mit den Armen und drückte ſie todt. Am Morgen fand man alle drei und deckte ihr gemeinſchaftliches Grab gleich mit Erde zu. Wolf, niederländiſche Sagen Nr. 429.

Armgart, ein reiches Fräulein auf dem Schloſſe Möhren in Mittelfranken, verſchmähte alle Freier und ließ ſich einen goldnen Schlüſſel machen, den ſie ſorgfältig in ihrem Bett verſteckte: nur der ſoll ſie haben, der ihr den gol-

denen Schlüssel bringen würde. Ritter Kunz von Absberg, ein ruchloser, zu allem Bösen geneigter Ritter, bestach ihr Kammermädchen und gewann den Schlüssel. Als Armgart aber den Betrug merkte, erstach sie sich und vereitelte dadurch des Ritters Werbung. Seitdem erschien sie als Gespenst mit Schlüssel und Dolch. Als es Kunz erfuhr, hatte er die Frechheit, sie zum Nachtessen einzuladen, und siehe, sie kam und setzte sich zu ihm zu Tisch. Entsetzt rief er sie im Namen Gottes an, da fielen ihre prächtigen Gewande von ihr ab, ihre Juwelen wurden zu glühenden Kohlen und sie selbst zu einem Todtengerippe, das seufzend verschwand. Schlüssel und Dolch ließ sie zurück. Der Ritter ging in ein Kloster und that Buße. Panzer, Beitrag S. 144. — Diese gewiß alte deutsche Sage ist der südlichen Sage vom steinernen Gast verwandt.

Herr von Dieskau, ein märkischer Edelmann, sah auf einer Reise eine schöne polnische Dame, verliebte sich in sie, lud sie auf sein Schloß ein, warb um ihre Hand und feierte auf seinem Schlosse eine glänzende Hochzeit mit ihr. Aber als sie mit ihm in die Brautkammer getreten war, erklärte sie ihm, er werde sie nie wiedersehen, als nach seinem Tode und verschwand. Es war ein Geist gewesen. Goldschmidt, höllischer Merybeus S. 176.

Im braunen Moor zwischen Gereseld und Hilders traf ein böser Ritter einmal eine reizende Jungfrau, welche Blumen pflückte, ergriff und küßte sie, fand sich aber plötzlich von einem Todtengeripp eng umklammert, welches ihm zurief: deine Zeit ist aus! und versank mit ihr im Moor. Schöppner, bayrische Sagen Nr. 767.

Die deutsche Sage von der Erlinde ist der griechischen von der Braut von Korinth auffallend ähnlich.

Ein junger Ritter, Guntram, verlobt mit der schönen Liba von Fallenburg, kam unterwegs in ein Schloß, wo bei Nacht ein reizendes Mädchen ihn verführte, Erlinde, die schon vor Jahren verstorbene Tochter des Schloßherrn, ein Gespenst. Als Guntram heimkehrte und Liba heirathen wollte, trat das schöne Gespenst dazwischen. Er trug Erlindens Ring, er gehörte ihr auf ewig und mußte sterben. Schreibers Sagen Nr. 33.

Verwandt ist die bergische Volkssage von Adelgunde von Scherwen (bei Montanus I. 423).

Sie wird die Spinnerin von Scherwen genannt, weil sie auf ihrer Burg emsig spinnend die Rückkehr ihres geliebten Ritters erwartete, der ins h. Land gezogen war, und seinem Schwur getreu endlich auch wirklich zurückkam, aber nicht lebendig, sondern als blutbedecktes Gespenst.

Eben so die Sage vom Bräutigamsschiff.

Die Braut eines Schiffers harrte sehnsüchtig am Ufer, ob ihr Bräutigam nicht zurückkäme. Alle Schiffe kehrten heim, nur das seine nicht. Aber sie

welche an Weitläufigkeit dem berühmten Verfaſſer des Quartanten über das antike Tintenfaß nichts nachgeben. Ein armer Teufel Namens Lippi wurde aus ihr ausgeſtoßen, weil er behauptet hatte, Herkulanum müſſe durch Waſſer untergegangen ſeyn, was doch nicht ſo albern war, da man die Erzbilder unverſehrt gefunden hatte, und die Handſchriften wenigſtens nicht verbrannt waren. An die Durchforſchung der unterſten Schichte über den Gebäuden dachte Niemand. Sie kömmt nach meiner vollſten Ueberzeugung von einer Erdlawine, welche die vulkaniſchen Regengüſſe und das Erdbeben zuſammen über die Stadt ergoſſen. Dieſes Beiſpiel mag genügen, mit welcher Umſicht hier in einer Specialität von Leuten verfahren wird, welche ſonſt ſich eines ſchnellen geübten Blicks, einer durch unzählige Analogien im gemeinen Leben getragenen Divination erfreuen.

Von den römiſchen Akademien verdienen nur zwei Erwähnung, die Lincei nuovi und die Archeologica. Die Lincei beſchäftigen ſich mit den Naturwiſſenſchaften und werden durch die Thätigkeit und Umſicht ihres Stifters, des Abbate Scarpellini allein gehalten. Zu Preisvertheilungen und ausgedehnten Verſuchen reichen die Fonds nicht, die Akademie hat mehr die Aufgabe, ein altes Licht nicht erlöſchen zu laſſen, als ein neues anzuzünden; dennoch fragt die Regierung ſie zuweilen um Rath.

Die archäologiſche Akademie iſt zur Zeit der franzöſiſchen Beſetzung entſtanden, und erfüllt ihren ſo wichtigen und ehrenvollen Beruf nur ſehr unvollſtändig, wie aus ihren bekannt gemachten Akten erſehen werden kann. Einer, von Ausländern vorzüglich, gebildeten ähnlichen Geſellſchaft, iſt ſie mehr hindernd und feindlich, als mittheilend und nacheifernd entgegengetreten. Nicht als ob den Mitgliedern Kenntniſſe, Ortserfahrung und ſelbſt guter Wille mangelten, wohl aber mangelt ein umfaſſender Ueberblick der ganzen Alterthumswiſſenſchaft und die Unparteilichkeit, welche griechiſchen, hetruriſchen und phöniziſchen Alterthümern daſſelbe Recht und eben ſo gründliche Durchforſchung widerfahren läßt, als den römiſchen.

Florenz verdient hier genannt zu werden mit ſeiner bekannten und in neueren Zeiten wegen Verknöcherung hart angefochtenen Sprach-Akademie (A. della crusca), weil dieſer der von Napoleon ausgeſetzte Decennalpreis auf das beſte Werk in italieniſcher

blieb am Ufer und weinte und jammerte fort, bis in einer Nacht das längst versunkene Schiff mit ihrem Geliebten landete, sie aufnahm und mit ihr wieder verschwand. Müllenhoff Nr. 223.

Eigenthümlich ist die Sage von einem Todtenschiff, das allemal erscheint und hilft, wenn man es ruft. Es ist schneeweiß, ohne Mast und Segel, schnell und still daherfahrend.

Ein junger Schiffer rief es und fuhr auf ihm davon. Bald darauf kam er mit vier Schiffen mit reicher Beladung wieder und erhielt nun die ihm früher versagte Hand eines reichen Mädchens. Aber am Hochzeitstage kamen vier Todtengerippe und entführten ihn. Kämus, Lübecks Volkssagen S. 114.

Das Todtenschiff heißt auch der fliegende Holländer.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts zeichnete sich unter den holländischen Seeleuten Barend Fokke durch die ungeheure Schnelligkeit seiner Meerfahrten so aus, daß man glaubte, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Als er einmal durch widrige Winde zu langem Laviren gezwungen wurde, rief er in der Ungeduld aus, der Teufel solle ihn nach seinem Tode nöthigen, die Südspitze von Afrika und Amerika an einander zu bissen. Das aber ging nach seinem Tode in Erfüllung und noch immer begegnen ihm Schiffer, wie er von einem Cap zum andern lavirt ohne je mehr einen Hafen zu erreichen. Kerner, Magikon III. 372. — Nach einer Sage im Morgenblatt 1824 Nr. 45 fuhr das Geisterschiff ein gewisser Evert, der einst als Seeräuber eine edle Spanierin an den Mast gebunden verschmachten ließ, nachdem er ihren Bräutigam ermordet hatte. Ihr Fluch verurtheilte ihn, ruhelos auch noch nach seinem Tode auf dem Meere umherzuirren. Sein Schiff ist eine schwarze Fregatte, vorn steht ein Todtengerippe mit einem Spieß, auch die übrige Mannschaft besteht aus Gerippen. Sie fahren überaus schnell, aber unhörbar leise.

Nach Wolfs niederländ. Sagen Nr. 130 fuhrt das Schiff ein Brudermörder, welcher verdammt ist, ruhelos bis zum jüngsten Tage herumzufahren. Nach einem Gedicht von Wendlitz kehrt ein alter König mit dem Gespensterschiff in die Heimath zurück, wo alles anders geworden ist. Nach Grüße, vom ewigen Juden S. 55 war es ein holländischer Schiffer, van der Decken, der im heftigsten Sturm „trotz Gott und Teufel" ums Cap herum fuhr und der zur Strafe nun ewig fahren muß. — Nach Wolfs deutschen Märchen S. 525 fährt der berühmte Seeheld Jean Bart auf dem „feurigen Schiffe" gespenstisch umher. Marryat hat einen Roman „das Geisterschiff" geschrieben, worin er diese Vorstellung der Matrosen ausbeutet.

4.

Magie.

Im Aberglauben des Reformationszeitalters miſchte ſich uralter heidniſcher Volksglaube mit den phantaſtiſchen Vorſtellungen, die man den alten Claſſikern, den gelehrten Muhamedanern und Juden entlehnte. Und zwar ſuchte man, wie Paracelſus that, ein Syſtem hineinzubringen, oder man verfolgte dabei praktiſche Zwecke des Nutzens. Man wollte mittelſt der Magie die geheimen Kräfte der Natur zum Dienſt des Menſchen zwingen.

Die Syſtematiker wandten die alte Sterndeutung an, erkannten in den ſieben Planeten die Urkräfte der Natur, wirkſam in den Elementen, Geſteinen, Pflanzen und Thieren, wie in den Organen und Temperamenten des Menſchen. Man ſuchte das Schickſal des Menſchen aus dem Stande der Sterne in ſeiner Geburtsſtunde zu leſen. Man bildete ſich ein, in dem Stein oder Metalle den darin wirkſamen Planetengeiſt ſelbſt ſich dienſtbar machen zu können. Die Chemie in ihren roheſten Anfängen mußte dieſes Beſtreben unterſtützen. Man ſuchte durch chemiſche Kunſt die Urmaterie, das alle andern in ſich vereinigende Urmetall, den Stein der Weiſen, das fünfte, alle vier andern vereinende Urelement, die quinta essentia, im flüſſigen Zuſtande das Lebenselixir herauszubringen. Durch den Stein der Weiſen hoffte man Herr über alle Naturkräfte zu werden, durch das Lebenselixir die Zeit in Ewigkeit zu verwandeln, ſich ewig jung zu erhalten. Sofern die Naturkräfte an die Zahl gebunden ſind, bildete man eine Magie der Zahlen aus. In der Dreizahl, Siebenzahl ꝛc. ſollten beſondere Kräfte verborgen ſeyn. Eben ſo in den geometriſchen Zahlen des Dreieckes, des Pentagramm ꝛc.

Daraus folgte eine eben ſo wunderliche Medicin und Anwendung der abergläubiſcheſten Heilmittel, wie auch der Gebrauch von Amuletten. In allen Edelſteinen oder durch irgend eine ſeltne Eigenſchaft auffallenden Mineralen, womit man auch oft Meerprodukte und organiſche Stoffe verwechſelte, ſuchte man eine beſondere Wunderkraft der Natur und bewahrte ſie ſorgfältig zum Gebrauch auf. Eben ſolche Kräfte ſchrieb man den Kräutern und Thieren zu. Die Galle, das Herz, die Aſche ꝛc. von

besonders scharfblickenden Thieren sollte gut für die Augen seyn, die von kühnen Thieren diente zur Stärkung des Muthes, die von buhlerischen Thieren im Liebeszauber ꝛc. Ueberall suchte man in roher summarischer Weise ein Gesetz der Verwandtschaft in der Natur, durch welches man die magischen Wirkungen bedingt glaubte.

War dieses ganze abergläubische Treiben, die Verwegenheit des Menschen, sich zum Herrn der geheimnißvollen Naturkräfte und dadurch gewissermaßen von Gott unabhängig machen zu wollen, auch vom religiösen Standpunkt eben so verdammlich, wie aus dem Gesichtspunkt der Vernunft lächerlich, so kann man doch nicht leugnen, daß ihm viele Poesie einwohnte. Es knüpfen sich daran eine Menge Volkssagen, die ich in der Geschichte der deutschen Poesie nicht übergehen darf.

Vieles daran ist auch ganz unschuldig, ein rein poetisches Spiel. Man erwäge z. B. die Versuche, aus der Asche, weil darin der Geist, der einst die Materie belebte, sich concentrirt hat, die Materie selbst zu reproduciren. Der berühmte Pater Kircher gab sich viel damit ab. Siehe dessen mundus subterr. XII. 4. 414. Vgl. auch Franciści höll. Proteus 748. Sachs, Gammarologia 243. Keyßlers Reise 488. Hier einige der anmuthigsten Beispiele, die natürlicherweise nur poetische Volkssagen sind.

Wenn man im Mai den Thau auf Wiesen sammelt und aufbewahrt und lange Zeit nachher einen glühenden Kieselstein hineinwirft, so duftet er, als ob das ganze Zimmer voll Blumen wäre. Das Geheimniß der Verwesung und Verbrennung aller Dinge 1729 S. 43.

Ein Arzt in Krakau machte aus seinem Laboratorio einen wunderbaren Blumengarten, indem er unter jeden seiner Destillirkolben die Asche von einer andern Blume brachte, die er nun bei gelindem Feuer im Glase wieder aufleben und frisch blühen machte. Rosen, Mohn ꝛc. Prätorius, Weltbeschreibung I. 145.

Noch tiefer als in der Asche dachte man sich die eigenste Lebenskraft als unvertilgbar im Blute erhalten. Daher schon bei den alten Skythen (Herodot IV. 70) das gegenseitige Vermischen und Trinken des Blutes als Weihe der Waffenbrüderschaft auf Leben und Tod.

Von welchem Nutzen die Blutvertauschung sey, davon melden die „geheimen Unterredungen von der Magie, 1702“ S. 90 ff. folgendes.

Zwei Freunde machen sich je eine kleine Wunde am Goldfinger und am

linken Arme, und jeder läßt sein Blut aus seinem Finger in den Arm des andern fließen, worauf man die Wunde wieder schließt. Von nun an empfindet Jeder an derselben Stelle am Arm durch Sympathie, was der Andere empfindet. Sie kommen daher überein, wenn sie weit von einander entfernt sind, sich durch kleine Stiche in den Arm Zeichen zu geben und bilden, indem sie verschiedenen und mehr oder weniger Stichen je eine besondere Bedeutung geben, ein förmliches Alphabet aus, durch welches sie mit einander correspondiren.

Dahin gehört auch die Transfusion, an die man sogar noch in aufgeklärten Zeiten glaubte.

Greise ließen sich in eine geöffnete Ader das Blut von Jünglingen einspritzen. Dies nahm Arnim zum Motiv seines wunderlich-schönen Romans „Bartholds erstes und zweites Leben." Verwundete heilten ihr Blut in einen Baumstamm ein, worauf sie zu genesen hofften, der Baum aber absterben sollte. Dahin gehört auch der sympathetische Zauber, dessen im Historischen Rosengebüsch 1710 S. 831 erwähnt ist. Wenn man aus dem Blut eines Menschen das Fett ausscheidet und daraus eine Kerze bildet, so brennt dieselbe so lange, als der Mensch lebt und färbt sich trüb oder hell, je nachdem er gestimmt ist. — Einer der sich durch Hundebluteinspritzen verjüngen wollte, nahm selbst hündische Natur an. Happel rel. cur. II. 527.

Zur gemeinen Zauberei brauchte man gerne unschuldiges Blut wegen der magischen Kraft darin. Mit diesem Aberglauben hängt auch der Blutbund zusammen, den man mit dem Teufel schloß. Man glaubte, der Teufel fordere, daß der Mensch den Bund mit ihm mit seinem Blut unterzeichne. Blut gehörte namentlich auch zu dem Jägerzauber. Wenn jeder Schuß treffen soll, muß entweder das Pulver mit Blut gemischt (Rockenphilosophie V. 54), oder die Kugel mit Blut getauft seyn (Sympathetischer Mischmasch 1715 S. 82).

Nach dem uralten s. g. Bahrrecht setzte man in Deutschland ehemals die Leichen Ermordeter aus und erkannte den Mörder daran, daß, wenn er sich der Leiche nahte, die Wunden derselben frisch bluteten. Damit hängen die unvertilgbaren Blutflecken in vielen deutschen Sagen zusammen.

Am Wolf'schen Hause in Berlin sollen, ehe es abgerissen und neu erbaut wurde, drei unauslöschliche Blutstropfen sichtbar gewesen seyn, von einem Mädchen, die unschuldiger Weise von einem Böswicht, dessen Liebe sie verschmäht, des Diebstahls beschuldigt und hingerichtet worden war. Der Böse-

wicht ſuchte vergebens die drei Tropfen wegzukratzen und ſtürzte ſich am Ende aus dem Fenſter. Ziehnert, Preußens Volksſagen I. Nr. 3.

Ebenſo die Sagen von blutenden Knochen.

Im Jahr 1585 fand ein Edelmann auf der Jagd in der Nähe von Wien ſchöne weiße Knochen, die ſein Hund ausgeſcharrt hatte, und nahm ſie mit, um ſich einen Griff zu einem Hirſchfänger daraus machen zu laſſen. Als ſie aber der Schwertfeger in Arbeit nahm, fingen ſie an zu bluten. Da entſetzte ſich der Schwertfeger, wurde trübſinnig und bekannte, es ſeyen die Gebeine eines Kameraden, den er einſt als Handwerksgeſell dort erſchlagen und eingeſcharrt habe, wo man die Knochen gefunden hatte. P. Abraham, Judas I. 277. Eine andere Sage aus der Schweiz in den Alpenroſen von 1838 S. 131.

Die Sympathie des Blutes zwiſchen Mutter und Kind iſt auf die rührendſte Weiſe charakteriſirt in einer ſchönen Tiroler Sage.

Andreas, das Kind von Rinn, wurde 1459 von Juden geraubt und geſchlachtet, weil ſie von dem unſchuldigen Kinderblut abergläubiſchen Gebrauch machen wollten oder weil es unter ihnen Herkommen war, von Zeit zu Zeit zur Rache an den Chriſten ein Chriſtenkind zu morden. Seine Mutter war eben auf dem Felde und ſchnitt Getreide, als ihr ein Blutstropfe auf die Hand fiel. Von ſchrecklicher Ahnung ergriffen, ſuchte ſie das Kind, fand aber nur noch ſeine Leiche auf dem noch jetzt ſ. g. Judenſtein. Der Knabe wurde zum Heiligen erhoben und wird noch jetzt am 24. März verehrt. Die Juden wurden ſchwer beſtraft. Des Kindes Heiligkeit beurkundeten Wunder. Aus ſeinem Grabe wuchſen mitten im Winter Lilien und ſieben Jahre lang grünte mitten im Winter die Birke, an die ihn die Juden gebunden hatten. Seine Reliquien werden vorzüglich von kranken oder ſtummen Kindern beſucht, die von ihm ihre Heilung hoffen. Vgl. Auſtria auf 1845 S. 185.

Der abenteuerlichſte Blutzauber war die künſtliche Erzeugung eines Menſchen, das ſ. g. Homunculus, aus dem Blute. Man ſetzte voraus, Blut ſey die Quinteſſenz des Menſchen, alſo müſſe auch aus Blut ein ganzer Menſch gemacht werden können.

Borellus hist. rar. observ. Nr. 62 erwähnt, einer habe Blut deſtillirt, worauf ſich im Kolben ein Homunculus gezeigt habe, von rothen Strahlen umgeben. Fludd de. sang. anat. 6. 233 ſagt, unter gleichen Umſtänden habe ſich um Mitternacht im Kolben ein Geſchrei vernehmen laſſen, das von einer aus dem Dunſt im Kolben gebildeten menſchlichen Geſtalt ausgegangen ſey; und ein andermal ſey aus einem bloßen Ueberreſt von Blut auch nur ein Menſchenkopf mit Haaren entſtanden. In den geheimen Unterredungen von der Magie 1702 S. 88 wird gelehrt, wenn man Menſchenblut in ein leeres Ei ſchütte

und einer Henne unterlege, ſo brüte ſie in demſelben einen Homunculus aus; wenn man dieſen dann in Brod backe und zwei Feinden zu eſſen gebe, ſo müſſen ſie ſich auf der Stelle verſöhnen und lieben. Vgl. auch Prätorius, Weltbeſchreibung I. 140. 160. 407. — Theophraſtus Paracelſus wollte einen Homunculus durch Wärme im Miſt erzeugen. Sprengel, Geſchichte der Arzneikunde III. 364.

Die Idee des Homunculus hat Göthe im zweiten Theil ſeines Fauſt gut benützt. Die Geſchichte eines Homunculus enthält der berüchtigte franzöſiſche Roman „Frankenſtein“.

Außer dem Blut dienten auch andere Theile des Menſchen zu magiſchen Zwecken. Haare der Geliebten wurden im Liebeszauber gebraucht. Entflohene Diebe glaubte man quälen zu können, wenn man ein glühendes Eiſen in deren zurückgelaſſene Fußſpur ſteckte ꝛc.

Dieſelbe Sympathie ſollte walten zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Bilde, worauf aller Bilderzauber beruht. Am häufigſten kommen die Wachsbilder vor, denen man anthat, was dem entfernten Original ſelbſt widerfahren ſollte.

In Keyßlers Reiſe S. 45 iſt eine Sage von Theophraſtus Paracelſus erwähnt. Derſelbe ſoll von einem Apotheker unheilbar vergiftet worden ſeyn, ſich aber, ehe er ſtarb, noch ein Wachsbild deſſelben Apothekers verfertigt und mit einer Piſtole hineingeſchoſſen haben, ſo daß der Apotheker noch eher todt war, als er ſelbſt.

Erzbiſchof Eberhard von Trier befahl im Jahr 1067 den Juden, ſich zu bekehren oder die Stadt zu räumen. Da verfertigten die Juden ein Wachsbild des Erzbiſchofs, warteten ab, bis derſelbe am Charſonnabend öffentlich die Taufe ertheilte und ließen in derſelben Stunde ihr Wachsbild durch einen zu dieſem Frevel erkauften Pfaffen taufen. Dadurch entſtand ein Rapport zwiſchen dem Erzbiſchof und ſeinem Bilde und indem die Juden nun das Wachsbild ans Feuer legten, brannte auch der Erzbiſchof innerlich und ſtarb. Calmet, Erſcheinungen von Geiſtern II. Nr. 36.

Vgl. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 214.

Einer der beliebteſten Zauber wurde das Schauen der Zukunft im Kriſtall. So ließ man den unglücklichen Herzog Johann Friedrich von Sachſen im Jahr 1563 das kaiſerliche Scepter im Kriſtall ſehen, um ihn durch die Ausſicht auf glänzendes Glück in die Verſchwörung Grumbachs hineinzuziehen. Auch gleichzeitige, aber in weiter Ferne geſchehende Dinge ſah man im Kriſtall. So heißt es in der Legende von der h.

Genoveva, ihr Gemahl Sigfrit ſey durch einen Zauberſpiegel betrogen worden.

Ein Mädchen ſah im Kriſtall, wie ihr Geliebter auf ſie zuſtürzte und eine Piſtole auf ſie abfeuerte. Später mußte ſie einen Andern heirathen und der alte Geliebte machte wirklich einen Mordverſuch auf ſie. Franciſci, höll. Proteus Nr. 78. Rüſt. Zeitverkürzung S. 255; Bräuner, Cur. 72. Grimm, D. S. Nr. 118. Ein Ehemann ſah im Kriſtall ſeine weit entfernte Frau mit einem halb entkleideten jungen Mann und eilte wüthend nach Hauſe, wo er aber fand, daß es nur ihr Bruder geweſen ſey, dem ſie eine Wunde geheilt habe. Bräuner S. 80. Eine alte Hexe bewirkte aus Haß gegen einen jungen Menſchen, der ihre Liebe verſchmäht hatte, daß man ſein Bild, als das eines Diebes, im Kriſtall ſah, worauf er unſchuldig gehenkt wurde. Harsdörfer, Mordgeſchichten 131.

Buſchius gedenkt ſogar (in Leibnit. script. rer. Brunsvic. II. 952) eines Spiegels, in den der Teufel ſelbſt hineingebannt war, welcher auf Befehl einer Frau, die den Spiegel beſaß, ſie alles ſehen laſſen mußte, was ſie ſehen wollte.

Ein wunderlicher Aberglaube war der, daß man Jemanden zu Tode beten und daß man ſich in einem Buche feſtleſen könne.

Ein Mann fand hinter dem Altar einer Kirche in Hamburg ein Buch, las darin und las ſich feſt, ſo daß er nicht mehr aufhören konnte, wie gern er auch wollte. Endlich befreite ihn ein Geiſtlicher, indem er ihn anwies, alles wieder rückwärts zu leſen. Müllenhoff, Nr. 271.

Der Liebeszauber ſpielt eine Hauptrolle in den verwilderten Jahrhunderten der Glaubenskämpfe. Die alte echte deutſche Sage kennt den Liebeszauber nicht. Der Glaube daran drang aus der römiſchen Welt ein und bildete ſich erſt ſpät im Hexenweſen aus. Dieſelbe ſittliche Verderbniß und Abſchwächung, die aus dem deutſchen Helden einen Freiſchützen machte, der nicht mehr aus eigener Kraft den Feind beſtand, ſondern ihn mit Teufelskunſt von ferne tödtete, dieſelbe gab auch dem Weib ein, nicht mehr durch ihren eigenen Reiz, ſondern durch Teufelskunſt Männer zu bezaubern.

Ein Oberſter dankte die Weibsperſon ab, die ihm lange als Maitreſſe gedient und ihn auf ſeinen Feldzügen begleitet hatte. Da wollte ſie ihn durch einen Liebeszauber wieder zu ſich locken und ließ ſich durch ſeinen Diener ein Paar Haare von ihm geben. Der Diener aber gab ihr Haare aus einem Bärenfell. Nun wandte ſie den Zauber an, aber ſtatt des Oberſten kam

das Bärenfell zu ihr und verfolgte ſie auf Schritt und Tritt. Da befahl der Oberſt, die Hexe todt zu ſchießen. Valvaſor, Krain I. 358. Daſelbſt heißt es auch: Wer ſich die Milch einer Frau verſchaffen kann, vermag ſie zu allem zu bringen. Einer beſtach eine Magd, ihm die Milch der Frau zu verſchaffen, ſie brachte ihm aber Gaismilch und von Stund an lieſen dem Liebhaber alle Gaiſen der Stadt nach. Auch kommt vor, daß ein Mönch einem Mädchen einen Apfel gibt, den ſie aber aus Mißtrauen Säuen zu freſſen gibt, worauf dem Mönch die Säue nachlaufen. Pauli, Schimpf und Ernſt. Philo, Magiologia S. 956. Eben ſo gieng es einem, der ſtatt der Haare des Mädchens, das er liebte, Kuhhaare bekam und zum Liebeszauber anwandte, worauf die Kuh, von der die Haare waren, ihm wüthend in den Wald nachlief. Görres, Myſtik IV. 2. 458.

Seltſame Sagen von Feuerzauber.

Die Mühle von Wittringen bei Rotenburg an der Tauber war einmal von einem Müller bewohnt, der ſich gaſtfrei gegen wandernde Zigeuner bewies und dem ſie dafür zum Dank die Mühle bezauberten, daß ihr kein Feuer ſchaden konnte. Der Zauber ſteckte in einer ſ. g. Brandwurzel, die ſie im Stamm einer nahen Eiche verkeilten. So lange nun die Eiche ſtand, blieb auch die Mühle von Feuersgefahr verſchont, als aber einmal ein Beſitzer die Eiche verkaufte und niederhauen ließ, brannte alsbald die Mühle ab. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes S. 278. Horſt, Dämonomania II. 275.

Der Feuerreiter war eine beſonders beliebte Vorſtellung.

Als Steinbach durch einen Mordbrenner angezündet worden war und der Ort ſchon halb in Aſche lag, ſah man einen fremden Mann zu Roß pfeilſchnell dreimal um das Dorf reiten und als er zum drittenmal herum war, erloſch der Brand plötzlich. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlandes IV. 178. Eine ähnliche Sage von Stendal in Kuhns märkiſchen Sagen Nr. 5. Vgl. auch die Sage vom Grafen Reuß in Moritz, Magazin für Erfahrungsſeelenkunde IV. 75. Von einem Fürſten von Heſſen heißt es ebenfalls, er habe durch dreimaliges Umreiten des Feuers daſſelbe löſchen können. Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 200. Wer das Feuer durch dreimaliges Umreiten gebannt hat, ſoll ſchnell davonfliehen, ſonſt holt ihn das Feuer ſelber ein. Grimm d. Myth. Anhang vom Aberglauben CXLIV.

Zur Verwilderung der Zeit gehörte die gräßliche Criminaljuſtiz (gemäß der Carolina oder peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V.) neben den Hexenprozeſſen. Daher ſpielten die Scharfrichter eine wichtige Rolle und galten zum Theil ſelber als Hexenmeiſter.

In Lübeck ſollte ein neuer Scharfrichter ernannt werden. Da meldeten ſich drei. Der eine hieb einem Verbrecher den Hals ſo geſchickt durch, daß

der Kopf ſitzen blieb und nur ein Strich wie ein rother Faden am Halſe zu ſehen war, bis der Scharfrichter ihn anſtieß und der Hals abfiel. Der zweite hieb Zweien mit Einem Streich beide Köpfe ab. Der dritte legte einem Verbrecher zwei eiſerne Ringe um den Hals und dazwiſchen eine Erbſe und hieb nun die Erbſe und den Hals mitten durch. Dieſen wählte man. Aemus, Lübecks Volksſagen S. 20. Dieſelbe Geſchichte wird von Regensburg erzählt. Hier ſoll der Henker dem armen Sünder ſtatt der Ringe nur zwei Faden um den Hals gelegt haben. Hormayr, Taſchenbuch 1832 S. 377.

Daran reihen ſich andre merkwürdige Sagen von magiſchen Streichen.

Ein Zauberer köpfte vor vielen Zuſchauern ſeinen Diener und ſetzte ihm den Kopf wieder auf. Einmal gelang es ihm nicht. Da bemerkte er, es ſey ein anderer Zauberer anweſend, der ihn daran verhinderte. Nachdem er ihn vergeblich gebeten, ihn in der Wiederbelebung des Dieners nicht zu ſtören, ließ er ſchnell eine Lilie emporwachſen und köpfte ſie und in demſelben Augenblick fiel auch dem ſtörenden Zauberer der Kopf ab, und nun konnte der erſtere dem Diener den ſeinigen wieder aufſetzen. Del Rio disqu. mag. II. 30. Grimm, d. Sagen Nr. 93. Wolf, niederl. Sagen Nr. 268.

Ein Zauberer ſchlug einmal unverſehends allen Anweſenden die Köpfe ab und verſetzte jeden auf einen Leib, dem er vorher nicht angehört hatte. Dann frug er, ob ſie ſich die Köpfe abermals wollten abſchlagen laſſen, damit er jedem den rechten wieder aufſetzen könne. Aber alle fürchteten ſich und behielten lieber von nun an die falſchen Köpfe. Happel, rel. cur. I. 450. Horſt. Zauberbibl. I. 296.

Ein anderes magiſches Stückchen war das Verſchwinden in der Luft mittelſt eines Fadens.

In Magdeburg ließ ſich ein Kunſtreiter ſehen. Nachdem er lange im Ring herumgerannt und getanzt, hielt er inne, beklagte das Elend dieſer Welt, die ſchlechte Zeit und, wie arm er ſey, weshalb er lieber gleich von dannen fahren wolle zum Himmel, wo es ihm beſſer gehen werde. Damit warf er ein Garn in die Luft, dem ſogleich das Roß nachfuhr, er aber hing ſich dem Roß an den Schwanz, ſein Weib hing ſich an ſeine Kleider, die Magd an der Frau Kleider und ſo zogen ſie gen Himmel. Wierus, de praest. daem. II. 7. Prätorius, Blorberg S. 309.

Von einer Hexe, die ſich in ähnlicher Weiſe an einem Zwirnsfaden zum Fenſter hinaus gerettet haben ſoll, meldet Horſts Dämonomania I. 90.

In einer Stadt in Preußen befand ſich ein Schulmeiſter, welcher hexen konnte und des Bürgermeiſters ſchöne Tochter alle Nacht durch Geiſter zu ſich holen ließ. Die Tochter ſchwieg eine Zeitlang aus Scham, dann aber ver-

rieth ſie alles ihrem Vater, der ihr einen Faden mitzunehmen rieth, an welchem man bei Tage erkennen könnte, wohin ſie bei Nacht geholt worden ſey. Als er dadurch den Schulmeiſter als den Thäter entdeckt hatte, ließ er denſelben verhaften und zum Galgen führen. Der Schulmeiſter bat aber noch am Galgen die anweſende Tochter des Bürgermeiſters um ein Andenken und in der Verlegenheit gab ſie ihm einen Faden, den ſie noch in der Taſche hatte. Da warf er den Faden in die Luft, umarmte das Mädchen, ſchwebte mit ihr, dem Faden nach, in die Höhe und verſchwand für immer. Grunau, Chronik XVIII. 1.

Dieſe Vorſtellung kehrt ſehr oft wieder. Am häufigſten iſt es eine auffliegende Gans, an welche ein ganzer Zug von Menſchen anklebt.

Zwei Brüder ſollten Holz hacken, ein armes Männchen bat ſie um etwas von ihrem Kuchen und Wein, aber ſie gaben ihm nichts, da hieben ſie mit dem Beile fehl und verwundeten ſich. Der junge Bruder Dummling gab dem Männchen zu eſſen und zu trinken, fällte einen Baum und fand darunter eine goldne Gans. Im Wirthshaus griffen die drei Wirthstöchter die Gans neugierig an und blieben daran kleben. Der Pfarrer wollte ſie erlöſen und blieb auch kleben und ſo noch viel mehr Leute. Da gab es eine Königstochter, die niemals lachte, und der König verſprach ſie dem, der ſie könnte zum Lachen bringen. Als nun der Dummling mit ſeinem Gefolge kam, mußte ſie lachen. (Sie ließ ihn aber noch drei ſchwere Aufgaben löſen, wobei das dankbare Männchen ihm half) worauf ſie ihn heirathete. Grimm, Märchen Nr. 64. Bechſtein, Märchen 215. Zingerle, Märchen Nr. 4. Verhandlungen des hiſt. Vereins der Oberpfalz 1850. 198.

Ein Zauberer entführte ein Mädchen auf einem hölzernen Pferde durch die Luft. Ein Anderer ſaß gerade beim Herzog von Burgund zu Tafel, ſah es durchs Fenſter und bezauberte ihn, daß er mit Pferd und Mädchen im Schloßhof gebannt wird. Der gefangene Zauberer zauberte ihm nun aber lange Hirſchhörner an, daß er den Kopf nicht mehr durchs Fenſter zurückziehen konnte, bis er ihn freiließ. Del Rio, disqu. V. 114. Wolf, niederl. Sagen Nr. 270. Kaiſer Friedrich III. lud einmal einen Zauberer zu Tiſch, konnte aber ſelbſt zaubern und machte ihm Pferdehufe ſtatt der Hände, daß er nichts eſſen konnte. Der Zauberer aber erregte einen Lerm im Schloßhof und als der Kaiſer zum Fenſter hinausſah, machte er ihm ſo lange Hirſchhörner, daß er nicht mehr zurückkonnte. Luther, Tiſchreden 1591 S. 109.

Eine Menge luſtige Schwänke in deutſcher Sage haben ihr Motiv in dem Kampf zweier Zauberer, von denen jeder den andern zu überliſten und in ſeiner Kunſt zu überbieten bemüht iſt.

Oefters kämpft eine Hexe mit einem Jäger.

Der Jäger ſchießt unter Wildgänſe, da fällt eine als nacktes Weib hinab

Proſa noch jetzt von der toskaniſchen Regierung zur Verleihung überlaſſen iſt, wobei es jedoch vor einigen Jahren zu unangenehmen Erörterungen über die Frage kam, ob derſelbe Schriftſteller, Botta, zwei Preiſe erhalten könne?

Was das Verdienſt um die italieniſche Sprache betrifft, ſo iſt es gewiß, daß jede lebende Sprache in ewiger Umbildung, Ausbildung und Bereicherung befangen iſt und befangen ſeyn muß, daß es alſo verdienſtlicher wäre, das neue Bedürfniß aus dem noch unbenützten Schatze der Idiotismen, oder mit neuen rationellen Wortbildungen zu befriedigen, als über jeden neu ſcheinenden Ausdruck zu markten. Eine zweite Akademie, welche zu Florenz Lebenszeichen gibt, und ſchon manches Gute im Stillen gewirkt hat, iſt die der Georgophili. Sie ſetzt Preiſe aus, ſtellt Verſuche an, und wäre durch ihre Lage in der Mitte Italiens und den ſpeculativen Geiſt der toskaniſchen Gutsbeſitzer am meiſten geeignet, eine landwirthſchaftliche Muſterwirthſchaft, eine Lehr- und Verſuchsanſtalt fur ganz Italien zu leiten.

Turin beſitzt eine von der Regierung dotirte Akademie, welche aber nach dem Impulſe ihrer Obern mehr abſtrakten Forſchungen als praktiſcher Einwirkung auf die Aufklärung und gründliche Geiſtesbildung des Volks zugewendet iſt.

Aus Vorſtehendem iſt erſichtlich, daß die Akademien weder durch Preiſe noch durch Beiſpiel, weder durch Einfluß auf die Maßregeln der Regierung noch auf den Gang der Geiſtesbildung des Volks die Wirkung üben, welche man von ihnen erwarten könnte, und welche man ihnen wünſchen muß.

Es wäre kaum zu entſchuldigen, wenn nicht hier auch der Kunſt-Akademien erwähnt würde, deren Italien ſehr viele und die älteſten der Welt zählt. So wie ſie jetzt ſind, verhindern ſie zwar den Untergang der Kunſtübung, aber vielleicht noch mehr das Emporſtreben eines unabhängigen Genius, welcher auf nie betretener Bahn dem Ziele zueilt. Es iſt überall ſchon Dagewesenes, weniger Tiefe als bei den Deutſchen, weniger techniſche Fertigkeit als bei den Franzoſen bemerkbar. Noch immer zeichnen ſich die Venetianer im Sinne für lebhafte harmoniſche Farben, die Toskaner im Plaſtiſchen, die Neapolitaner in phantaſiereicher, beinahe unmittelbarer Auffaſſung des Antiken aus. Die Academia di S. Luca in Rom iſt noch jetzt das Compromißgericht

und er erkennt ſie als eine Bekannte. Sie bittet ihn, daß er ihre Kleider holen laſſe. Er willfahrt ihr, bemerkt aber bald, daß alle ſeine Tauben lahm ſind. Sogleich denkt er, die Hexe habe es aus Zorn gethan, weil er ſie ertappt; nimmt eine Taube, geht in den Wald, läßt durch ſeinen Schüler eine noch lebende Taube an den Spieß ſtecken und braten. Da kommt die Hexe eilends und bittet, die Taube wegzuthun, denn mit der Taube war auch ſie durch Sympathie gebrannt. Der Jäger übte nun Gnade aus und ließ ſie los. Mone, Anz. VI. 395. Hormayr, Taſchenbuch 1839 S. 386. — Eine ähnliche Geſchichte iſt die von Crailsheim, wo ein Nadler die Schwänze von verherten Lämmern ſo lange im Feuer brannte, bis die Hexe kam und flehentlich bat ſie nicht zu verbrennen. Mone, Anz. VI. 308. — Eine Hexe drückt als Alp oder Mahr alle Nacht einen Edelmann, bis er ſein Waſſer in einer Flaſche verſchließt. Dadurch wird ſympathetiſch auch die Hexe geſchloſſen und muß kommen und flehentlich um Oeffnung der Flaſche bitten. Als er ſie öffnet, geht auch ſie auf und überſchwemmt das ganze Zimmer. Wolf, niederl. Sagen Nr. 254. Bräuner, Gur. 132.

Sehr populär war der Schwank vom Hahnenbalken.

Ein Zauberer gaukelte dem Volk vor, als ob ein Hahn einen ſchweren Balken auf dem Schnabel balanciren ließe. Aber ein Mädchen, das ein vierblättriges Kleeblatt gefunden hatte, erkannte den Zauber und daß der Balken nur ein Strohhalm war. Da ſahen es die Bauern auch und jagten den Zauberer fort. Dieſer aber rächte ſich bald darauf, indem er, als das Mädchen Hochzeit machte und zur Kirche ging, ihr verzauberte, als wäre Waſſer vor ihr. Es war aber ein blau blühendes Kornfeld, in das ſie hineingetappt war, und indem ſie nun ihre Kleider aufhob, wurde ſie allem Volk zum Gelächter. Grimm, Märchen Nr. 149. Müllenhoff Nr. 563 hat eine ähnliche Sage aus Holſtein. Auch Kuhn, nordd. Sagen Nr. 139. Schönwerth, aus der Oberpfalz I. 411.

Im Volke leben eine große Menge Sagen von ertappten und beſtraften Hexen. Hier wird das Gräßliche immer lächerlich aufgefaßt. Die Hexen ſind in Katzengeſtalt verſammelt. Einer kommt dazu, wird von ihnen angefallen, haut aber Einer die Pfote ab. Am andern Tage iſt es ein altes Weib, der die Hand fehlt.

Eine vornehme Dame war eine Hexe, und bediente ſich, wenn ſie zum Hexenſabbath fahren wollte, eines Zaumes. Den legte ſie ihrem Knecht an, verwandelte ihn dadurch in einen Hengſt und ritt mit ihm auf und davon. Der Knecht merkte aber, daß der Zauber allein im Zaume ſteckte und als ſie ihn wieder entwandelt hatte, legte er ihr ſelber den Zaum an, verwandelte

sie dadurch in eine Stutte und ritt auf ihr heim. Tentzel, monatl. Unterredungen 1693 S. 560.

In vielen andern Volksſagen läßt der Knecht die Stutte beim Schmied beſchlagen und findet die Frau nachher mit Hufeiſen an Händen und Füßen im Bette. Vgl. Schöppner, Sagen Nr. 1304.

Sehr oft wiederholt ſich der Schwank von einem einfältigen Mann, Knecht oder Jungen, der die Hexe beim Salben und Ausfahren belauſcht hat, es ihr nun nachthut, aber anſtatt zu ſagen: oben hinaus und nirgends an! ſich verſpricht und ſagt: oben hinaus und überall an, oder allweg an. Bisweilen ſagt die Hexe auch: über Stauden und Stecken, er aber ſagt: durch Stauden und Stecken. Darauf fährt er aus und ſtößt überall an oder wird durch Dornen und Hecken jämmerlich zerriſſen. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 71. 154. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr 291. Panzer, Beitrag S. 251. Mone, Anzeiger 1839 S. 311. In Verſen behandelt von Kopiſch, allerlei Geiſter S. 102.

5.

Die Zauberſagen. Dr. Fauſt.

Aus der ungeheuren Menge gemeiner Hexen und Hexenmeiſter erheben ſich weltberühmte Zauberer, deren Namen im 16. und 17. Jahrhundert in Aller Munde war. Vgl. was Theil I. S. 423 über den Zauberer Klingſor geſagt iſt. Aus Sängern, wie jener Klingſor und der noch ältere Virgil, machte man Zauberer. Die Macht des Wortes wurde geradezu als dämoniſch aufgefaßt. Aus demſelben Grunde ſah der Aberglaube in jedem großen Gelehrten ſofort einen Zauberer und knüpfte an ihn wunderbare Sagen.

Albertus Magnus, Graf von Bollſtädt, 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, war Lehrer in Köln und Dominicaner-Provinzial für Deutſchland, einer der größten Scholaſtiker des Mittelalters, der vornehmſte Verbreiter der ariſtoteliſchen Philoſophie und zugleich der größte Naturkenner ſeiner Zeit, daher man ihn für einen Zauberer hielt.

Am verbreitetſten iſt die Sage, nach welcher er einmal mitten im Winter dem Kaiſer Wilhelm von Holland einen Garten mit blühenden und fruchttragenden Bäumen und ſingenden Vögeln hinzauberte. Trithemii chron. spanh. Lehmann, Speirer Chronik V. 90. Grimm, D. S. Nr. 489. Weyden, Vorzeit Kölns S. 174. Die ſchöne Sage von ſeiner Rettung aus der Ge-

walt der buhlerischen Königin ist oben S. 50 schon erzählt. Nach einem altdeutschen Gedicht (Görres, Meisterlieder S. 195) soll er als Student allnächtlich eine schöne Königstochter aus ihrem Bett in seines geführt haben, bis sie einmal ihre Hände roth färbte und dadurch den Ort, wohin sie gebracht worden, auskundschaftete. A. wurde gefangen vor den König geführt, zog aber einen Garnknaul aus dem Busen, nahm den Faden in den Mund und flog damit auf und davon. — Im Sagenbuch der Städte Gundelfingen ꝛc. Dillingen 1849 S. 33 wird ihm ein Zauberpferd beigelegt. Andere geben ihm einen schwarzen Pudel, einen redenden Kopf, eine kunstreiche Uhr ꝛc. Horst, Dämonomania I. 153. — Er wurde im Alter kindisch und vergaß alles, wie ihm die h. Jungfrau schon im Knabenalter prophezeiht hatte, denn sie war ihm erschienen, als er dem Kloster entfliehen wollte und hatte ihm seine künftige Größe geweissagt, ihm aber auch verkündet, er werde vor seinem Tode noch alle seine Weisheit wieder vergessen, damit er erkenne, daß er sie von ihrer Fürbitte bei Gott und nicht von sich selber habe. Wolf, deutsche Märchen Nr. 167. Hist. ord. praedic. I. 3. 45.

Deutsch (Teutonicus) Johann, Domherr in Halberstadt, war ein berühmter Zauberer.

Als er Domherr wurde, ärgerte es die Adeligen; da veranstaltete er ein herrliches Gastmahl und ließ nach Tisch alle Gäste ihre verstorbenen Väter als Geister sehen. Da sah dann der eine adelige Herr einen Reitknecht, der andere einen Bauern, der dritte gar einen Schalksnarren, und als Deutsch selbst endlich auch seinen Vater produciren mußte, erschien ein dicker und feister Domherr und Deutsch sagte lachend: wer ist nun der Vornehmste unter uns? Derselbe sang im Jahr 1271 in der Christnacht drei Metten zu Halberstadt, Köln und Mainz. Magica. Isleb. 1597 S. 151. 166. Deutsche Ausgabe 1600 S. 113. 125. Wolf, deutsche Märchen S. 276.

Als Zauberer galt auch der berühmte Tritbemius, Abt zu Sponheim.

Derselbe ließ einmal dem Kaiser Maximilian I. seine verstorbene Gemahlin Maria von Burgund erscheinen. Das Zauberbild war der wirklichen Maria so ähnlich, daß sogar eine kleine Warze im Nacken nicht vergessen war und der Kaiser sich kaum enthalten konnte, mit ihr zu reden. Wegner, Schauplatz II. 501.

Sehr verschieden von diesen ausgezeichneten Männern, die man zu Zauberern machte, war der berühmte böhmische Gaukler Zyto am Hofe des tollen Kaiser Wenzel. In seiner Sage hat sich die Narrheit des letzteren gleichsam personificirt.

Zyto konnte in allerlei Gestalten erscheinen, fuhr in einem Wagen, den Hähne zogen, auch auf trocknem Boden in einem Schiff ꝛc. An der Tafel des Kaisers bewirkte er zuweilen, daß alle Gäste Ochsen und Pferdehufe bekamen und nicht mehr essen konnten, oder daß ihnen, zum Fenster hinausschauend, Hirschgeweihe wuchsen, so daß sie den Kopf nicht mehr zurückziehen konnten. Bei der Hochzeit des Kaisers mit der bayerischen Prinzessin Sophia fraß er den bayerischen Gaukler mit Haut und Haar auf und gab ihn auf dem natürlichen Wege ganz wieder von sich. — Einem Bäcker zu Prag verkaufte er Schweine, die zu Strohwischen wurden, als sie in die Schwemme kamen. Der Bäcker suchte den Betrüger auf, fand ihn schlafend, zog ihn am Bein, riß das Bein aus und mußte viel Geldbuße dafür zahlen. Zyto setzte sich aber lachend das Bein wieder ein und ging mit dem Gelde fort. Zuletzt holte ihn der Teufel. Balbini miscell. III. 17. 6. Dubravius hist. 23. Geschichtspiegel, Nbg. 1654 S. 290. Happel, rel. cur. I. 465.

Manche Züge aus diesen Sagen sind in das spätere Faustbuch übergegangen. Um die Entstehung der letzteren zu erklären, muß man aber mehr die tiefe Erschütterung, welche der Glauben im Reformationszeitalter erlitt, ins Auge fassen. Der erste Vertreter dieser Richtung war der berühmte Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, Meister in beinah allen damaligen Wissenschaften, aber unzufrieden mit ihren geringen Ergebnissen, daher Kabbalist, Astrolog und Magiker in der Hoffnung, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wissens einzudringen. In diesem Sinne schrieb er sein erstes Hauptwerk de occulta philosophia und lehrte zu Dole in Burgund neben der Theologie jene geheimen Wissenschaften. Durch die Mönche vertrieben, kämpfte er als Soldat in Frankreich gegen die empörten Bauern und in Italien gegen die Venetianer. Kaiser Maximilian I. schlug ihn zum Ritter. Nachdem er wieder in Paris und Casale gelebt und gelehrt hatte, trat er als Jurist in Metz auf, wurde Syndicus dieser Stadt, vertheidigte hier eine auf den Tod angeklagte Hexe, weshalb er vertrieben wurde, und trat nach neuen Abentheuern zu Freiburg im Uechtlande als Arzt auf mit solchem Glück, daß ihn die Königin Louise, Mutter Franz I., zum Leibarzt annahm. Allein weil er dem Connetable von Bourbon, der damals Frankreich verrieth, große Triumphe vorhersagte, mußte er fliehen in die Niederlande, wo er sein zweites Hauptwerk de vanitate scientiarum herausgab, darin das Eitle alles wissenschaftlichen Dünkels mit seltener Wahrheitsliebe darlegend. Das machte ihm aber neue Feinde,

und obgleich ihn Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, zu ihrem Hiſtoriographen ernannt hatte, ließ ihn Karl V. verhaften. Daſſelbe widerfuhr ihm auch in Lyon und zuletzt ſtarb er 1535 zu Grenoble im Spitale. In ſeinem Schickſale hat ſich viel von dem verwirklicht, was die Sage dem Dr. Fauſt zuſchrieb.

Nach der Volksſage ſoll A. ſeinem liebſten Schüler befohlen haben, ihn nach dem Tode in kleine Stücke zu ſchneiden, mit einem Präparate einzuſalzen und in einer Tonne ſtehen zu laſſen, auf der eine Zauberlampe brennen ſolle, dann wolle er nach einiger Zeit wieder als Jüngling aus der Tonne hervorkommen. Gräße, vom ewigen Juden S. 45. Ein anderer ſeiner Schüler las heimlich in ſeinen Zauberbüchern, wußte aber die Geiſter nicht zu bemeiſtern und wurde vom Teufel erwürgt. Dafür zwang A. den Teufel, in die Leiche zu fahren und ſie wieder zu beleben. Der Student ſtand nun wieder auf und lebte fort, als ob nichts vorgefallen wäre, verrieth aber die Teufelsnatur durch tolle Poſſen, bis er auf einmal hinſank und als ein ſchon lange faulender Leichnam erkannt wurde, denn der Teufel war aus ihm gefahren. Del Rio, disquis. mag. I. 2. 29. 356. Agrippa hatte einen ſchwarzen Pudel, dem er ſterbend zurief: packe dich, du biſt an meiner Verdammung Schuld, worauf der Hund ins Waſſer ſprang. Del Rio S. 1044. Bodini, daemonomania p. 260. Wolf Nr. 265. Auf ſeinen Reiſen ſoll er viel Geld ausgegeben haben, das ſich nachher aber in Horn, Muſcheln ꝛc. verwandelte. Del Rio II. 29.

Noch ernſter und praktiſcher griff der berühmte Arzt Theophraſtus Paracelſus das Studium der Natur an, die Geißel der Aerzte, Reformator der Medicin, deſſen Schriften eine wunderbare Miſchung von tiefer Einſicht und von Aberglauben enthalten. In ſeiner Lehre von den Aſtral- und Elementargeiſtern iſt wenigſtens Poeſie, wenn auch keine Wahrheit.

Paracelſus beginnt das ſechste Buch ſeiner autidoxorum mit der Behauptung, wenn man alle ſieben Metalle zuſammenſchmelze, ſo entſtehe daraus ein achtes Metall electrum, in welchem die Kräfte aller ſieben Planeten enthalten ſeyen, von denen jeder ſonſt nur in einem einzigen Metall wirke. Ein ſpaniſcher Nekromant habe daraus einmal eine Glocke gegoſſen, durch deren Klang er alle Geiſter habe herbeirufen können. Auf jeden Schlag, den man an eine ſolche Glocke thut, ſpringt ein dienſtbarer Geiſt des einen Elementes hervor, auf zwei, drei Schläge mehrere und auf ſieben Schläge die ganze Geiſterwelt. 138 Geheimniſſe 1726 Nr. 131.

Im Appenzellerlande gibt es eine alte Sage von Paracelſus.

Der ſpazierte in ſeiner Jugend einmal im Walde, als er ſeinen Namen rufen hörte. Niemand war da. Paracelſus horchte und fand, die Stimme komme aus einem Tannenbaum. In dieſem ſteckte ein Zäpfchen mit drei Kreuzen. So wie er aber das Zäpfchen herauszog, kroch eine ſchwarze Spinne heraus, die ſich vor ſeinen Augen in einen langen ſchielenden Mann mit rothem Mantel verwandelte der ihm zum Lohn für ſeine Erlöſung zwei kleine Gläſer ſchenkte, wovon das eine die Goldtinktur, das andre das Lebenselixier enthielt. Paracelſus aber, damit noch nicht zufrieden, wünſchte zu wiſſen, wie denn der große lange Mann aus dem kleinen Loch im Baum habe herauskommen können. Da war der Teufel ſo dumm, es ihm vorzumachen und noch einmal in den Baum hinein zu kriechen. Rasch ſchlug nun Paracelſus den Zapfen wieder hinein und der Teufel blieb in der Tanne ſitzen, noch dazu in einem Walde, der vor Lawinen ſchützt und in dem daher niemals ein Baum gefällt werden darf. Darin ſitzt er alſo noch. Paracelſus aber wurde der größte Wunderdoctor der Welt, indem er mit der einen Gabe Gold machte und mit der andern alle Krankheiten heilte. Morgenblatt 1817. 231.

Auch in einer heſſiſchen Sage von Doctor Aphraſterus (Theophraſtus). Vgl. Scheible, Kloſter II. 34 mit einem beſonderen Schluſſe.

Einmal kam ein anderer Zauberer und ließ ſich mit ihm in einen Wettſtreit der Kunſt ein. Der Doctor forderte ihn auf, ihn zu vergiften, trank aber alles Gift ohne Schaden, bis der Zauberer Magnetgift brachte. Das that ſeine Wirkung. Aphraſterus aber, ſobald er das Gift ſpürte, ſchoß eine Piſtole zum Fenſter hinaus und der Schuß traf und tödtete den fernen Zauberer. Sterbend ließ der Doctor alle ſeine Zauberſachen durch einen Diener, dem er dafür ſeine Schätze hinterließ, ins Waſſer werfen. Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 126. Nach v. Alpenburgs Sagen aus Tirol ſoll Paracelſus ein Ende gewählt haben, wie Agrippa. Er wollte ſich im Alter verjüngen durch ein Zauberpulver. Er gab ſeinem Diener das Pulver und gebot ihm: „Wenn ich geſtorben ſeyn werde und erkaltet, ſo zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in dieſe eherne Truhe, ſtreue dieſes Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erſt, und keinen Tag früher, daß Gefäß. Dafür ſoll dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor ſtarb, die Goldtinktur lag, damit kein Nachfolger ſie beſitze, im Inn, deſſen Waſſer noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz ſtrahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete ſchon nach ſieben Monaten die Truhe und erblickte mit Schreck in ihr eine menſchliche Siebenmonatsfrucht, die krümmte ſich und ſtarb vom Zutritt der kalten Luft. Bekanntlich liegt der große Doctor in Salzburg begraben.

Der berühmteſte aller deutſchen Zauberer wurde Doctor Fauſt. Man findet alles über ihn geſammelt in Scheible's Dr. Johannes Fauſt,

in 3 Bänden, Stuttgart, 1846. Es iſt wahrſcheinlich, daß ein abentheuerlicher Doctor dieſes Namens wirklich gelebt hat, die auf ihn übertragenen Schwänke aber ſtammen meiſt aus älteren Quellen und das älteſte Fauſtbuch iſt die Schöpfung eines von ihm ganz unabhängigen Dichters, der in ihm auf höchſt geniale Weiſe den Geiſt der Zeit überhaupt abſpiegelte. Die Sage vom Fauſt iſt eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholiſchen Schule entſtanden, die Schöpfung eines tiefſinnigen Dichters, perſonificirt ſie in Fauſt die große Geiſterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menſchliche Geiſt gelangt, wenn er ſich vom Mutterſchooß der Kirche losreißt und der eignen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Fauſt ſein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das ſeinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Chemie, Magie, ſie läßt ihn ſchmachten nach der Herrſchaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott ſelbſt unabhängiger, abſolut freier Geiſt zu ſeyn, der ſelbſt über Himmel und Hölle ſteht, weil in ihm die höchſte Einheit der Dinge realiſirt, alſo auch der Gegenſatz von Gut und Böſe für ihn verſchwunden ſey. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, ſondern auch über die Geſchichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die ſchöne Helena müſſen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zuſammenhang der Reformation mit dem Humanismus, der Wiederaufnahme der claſſiſchen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena iſt der ganze verführeriſche Reiz der Renaiſſance perſonificirt.

In dem genannten Scheible'ſchen Werke findet ſich (am Schluſſe des erſten Theils) das älteſte Fauſtbuch, nach einem in Ulm befindlichen Exemplar zum erſtenmale wieder abgedruckt, nachdem es gänzlich verſchollen war. Der Inhalt iſt:

> Dr. Fauſtus iſt eines Bauern Sohn geweſen zu Rod bei Weimar. Er ſtudierte Theologie zu Wittenberg, ſein ſtolzer Geiſt aber wollte ſich nicht beugen in die Demuth vor Gott, er wollte vielmehr wie Gott ſelber alles wiſſen und alles thun können, vertiefte ſich daher ins Studium der Magie, „nahm an ſich Adlers Flügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen.“ Bald aber ſah er ein, ſein eigner Geiſt reiche dazu doch nicht aus und er müſſe ſich des Teufels bedienen, als der nächſt Gott alles wiße

und könne. Er begann also „das zu lieben, was nicht zu lieben war", begab sich bei Wittenberg in einen dicken Wald, wo er den Teufel beschwor, ließ sich durch dessen Gaukeleien nicht schrecken und zwang ihn, sein Diener zu werden. Allein er konnte sich nicht darein finden, sich als einen der Hölle Verfallenen zu betrachten, da er ja die Dämonen beherrschte. Als ihm der Teufel gleichwohl sagte, nach seinem Tode werde er die gebührende Strafe leiden müssen, fuhr Faust im Zorn auf und jagte ihn von sich. „Um deinetwillen will ich nicht verdammt seyn." — Als er aber den Teufel nicht mehr um sich hatte und also auch von seinen Diensten keinen Gebrauch machen konnte, fühlte Faust eine unerträgliche Leere und ließ den Teufel wieder kommen, der sich nun als Mephostophiles zu erkennen gab und mit dem er einen Pakt abschloß, des Inhalts: 24 Jahre lang dienst du mir, nachher kannst du mit mir vornehmen, was du willst. Den Pakt unterschrieb Faust mit seinem Blut, das er sich mit dem Federmesser aus der linken Hand schnitt. Die kleine Wunde bildete die Schrift: o homo, fuge!

Mephostophiles zauberte seinem neuen Herrn zunächst allerlei lustiges Gaukelspiel vor, wie vorher im Walde, nur mehr lustiger Art, Musik, eine Jagd ꝛc., setzte ihm die köstlichsten Speisen und Weine vor, die er aus fürstlichen Küchen und Kellern stahl, und kleidete ihn mit den theuersten und feinsten Stoffen. Der volle Bauch machte Faust uppig. Da wollte er heirathen. Was? fuhr ihn der Teufel an. Heirathen willst du? Die Ehe ist ein Sakrament, ein göttliches Werk, thut dem Teufel Abbruch, also darfst du nicht heirathen. Als aber Faust darauf bestand und ihn erinnerte, er müsse gehorchen, da erschien ihm der Teufel zum erstenmal in seiner wahren Gestalt so furchtbar, daß Faust erbebte und davonfloh. Von einer Ehe war nun nicht mehr die Rede, aber Mephostophiles verschaffte seinem Herrn jede Nacht die schönste Frau, so schön, wie er sich sie selber nur denken wollte, indem ein gefälliger Teufel jedesmal die gewünschte Gestalt annahm.

In der Zwischenzeit zwischen diesen Vergnügungen hielt Faust mit seinem Diener Gespräche über die ewigen Dinge. Darin erfuhr er zu seinem immer erneuerten Aerger, daß es mit dem Stolze des menschlichen Geistes nichts sey. Mephostophiles sagt, ich bin ein Teufel und thue nach meiner Weise, wenn ich aber ein Mensch wäre, wie du, so würde ich mich vor Gott demüthigen und viel lieber Gott dienen, als dem Teufel. Das Wohlleben und diese unbehaglichen Disputationen mit dem Teufel genügten Faust nicht mehr. Er wollte vor der Welt glänzen und hielt Vorlesungen, worin er die Natur erklärte und von der Zukunft weissagte und wodurch er alles in Erstaunen setzte. Aber auch das genügte ihm nicht. Nachdem er vom Teufel alles gehört, was dieser über das Jenseits wußte, verlangte Faust mit dem Jenseits in unmittelbare Berührung zu kommen. Zuerst ließ er sich eine Auswahl der vornehmsten Teufel vorstellen. Als sie ihn aber wieder verließen, blieb das ganze Haus voll Ungeziefer, vor dem Faust fliehen mußte. Das schreckte

jedoch Fauſt nicht ab, dem Herrn in der Hölle den Gegenbeſuch abzuſtatten. Beelzebub kam mit einem beinernen Stuhl auf dem Rücken, darein ſetzte ſich Fauſt und fuhr mit ihm durch die ganze Hölle, deren Flammen, Heulen und Zähneklappen er mit voller Muße betrachten konnte. Glücklich zurückgekehrt wollte er nun auch den Himmel oben ſehen und fuhr auf einem Drachenwagen hinauf, zuerſt ſchief über alle Länder der Erde, nach Oſten zu, ſo daß er tief nach Aſien hinein die ganze Erde überblickte, dann empor zu den Sternen, die er in dichter Nähe wie große Welten ſah, während die Erde unter ihm klein wurde wie ein Dotter im Ei.

Nachdem Fauſt ſeine Neugier oben befriedigt, gelüſtet es ihn, das zu genießen, was ihm am nächſten liegt, die Erde. Mephoſtophiles muß ſich alſo in ein Flügelpferd verwandeln, auf dem reitend er alle Länder und Völker der Erde zu beſuchen unternimmt. Unter andrem kommt er auch nach Rom und bedauert ſehr, daß er nicht Papſt geworden iſt, als er ſieht, wie der Papſt herrlich und in Freuden lebt. Unſichtbar ſeiner Tafel beiwohnend nimmt er ihm die feinſten Speiſen und Weine vom Munde weg. Der Papſt glaubt, es ſey ein Geſpenſt und ſucht die arme Seele zu erlöſen, wird aber ausgelacht. Die Reiſe wird weiter fortgeſetzt. Ueberall ſucht Fauſt die Höhen auf, um ſich von da aus zu orientiren. So blickt er von den Karpathen hinunter nach Krakau und Polen. In der Türkei angelangt, begibt er ſich alsbald in das Serail des Sultans und ſtellt ſich den ſchönen Damen daſelbſt in der Geſtalt des Propheten Muhamed dar, worauf ſie ſich unendlich glücklich ſchätzen, ihr Bett mit ihm zu theilen. Dies geſchieht ſechs Tage lang, während deren eine Wolke das ganze Serail einhüllt und verbirgt. Nachher verſchwindet der vermeinte Muhamed, an den der Sultan ſelber in ſcheuer Bangniß glaubt. Zuletzt beſteigt Fauſt den Berg Kaukaſus und blickt von da ins Land India und in die ſeligen Fernen des Paradieſes.

Aber immer wieder zieht es ihn zur alten deutſchen Heimath zurück, und von nun an wagt er ſich an die höchſten irdiſchen Herren. Er erſcheint am Hofe Kaiſer Karls V., der ihn als berühmten Meiſter in der Zauberei empfängt, ihm aber auch eine ſeiner würdige Aufgabe ſtellt, nämlich ihm den größten Helden und König des Alterthums heraufzubeſchwören und leibhaftig vor ihm erſcheinen zu laſſen, Alexander den Großen, der ſich dann auch wirklich dem erſtaunten Kaiſer zeigt. Nun folgen Schwänke, die in die Fauſtſage aus den Sagenkreiſen minder erheblicher Zauberer übertragen ſcheinen, obgleich ſie auch hier nicht unnatürlich motivirt ſind. Dann beſchließt Fauſt, die Vergangenheit in ihrem Köſtlichſten und Schönſten eben ſo zu genießen, wie er die Gegenwart genoſſen, beſchwört die ſchöne Helena aus dem alten Griechenland herauf und wird ſo von ihrem Reiz bezaubert, daß er nicht mehr von ihr laſſen kann, ſie bei ſich behält und ein Kind mit ihr zeugt, welches alles weiß und ihm die Zukunft aller Dinge verkündet.

Aber die 24 Jahre gehen zu Ende. Fauſt fällt in Schwermuth, der Teufel verſpottet ihn. In der Mitternacht des letzten Tages hören die Studenten einen gräßlichen Lermen und finden Fauſt am Morgen im Zimmer, vom Teufel in Stücke zerriſſen. Helena und das kluge Kind waren verſchwunden. Fauſts Famulus Wagner erbte ſeine Bücher und ſeine Zauberkunde.

So das Volksbuch von 1587, das mit Ausnahme der gerügten Schwänke und abgeſehen von der rohen äußern Form überhaupt ein tiefdurchdachtes Ganze darbietet. Laut der Vorrede hat es der Verleger von einem guten Freund in Speyer erhalten und war es urſprünglich lateiniſch geſchrieben. Dieſe treffliche Dichtung ſcheint aber bald über dem elenden Machwerk Widmanns, deſſen erſte Ausgabe 1599 erſchien, vergeſſen worden zu ſeyn. „Die wahrhaftigen Hiſtorien von den greulichen und abſcheulichen Sünden ꝛc., ſo Dr. Johannes Fauſtus ꝛc. getrieben, durch Georg Rudolf Widmann, Hamburg 1599“ laſſen gerade das Erhabene und Tiefe aus dem älteren Volksbuch weg und nehmen nur die Schwänke auf, die ſie mit einigen andern vermehren. Zudem hat Widmann auch die Diſputationen zwiſchen Fauſt und dem Teufel in die geiſtloſeſte Breite ausgedehnt.

Seine Hauptabweichungen ſind. Fauſt wird in der Grafſchaft Anhalt geboren und ſtudiert zu Ingolſtadt. Erſt von da kommt er nach Wittenberg. Den Teufel hat er (wie Agrippa von Nettesheim) als Hund bei ſich. Dieſer Hund hieß Präſtigiar, er ſchenkt ihn zuletzt einem Abt bei Halberſtadt. Von Fauſts Reiſen in die Hölle, unter den Sternen, zum Sultan, nach Indien ꝛc. iſt nirgends die Rede. Sein ganzes Treiben beſchränkt ſich auf kleinliche Späſſe. Zu den ſchon erzählten kommen hier noch hinzu, daß er zu Leipzig (in Auerbachs Hof) aus einem Keller auf dem vollen Weinfaß heraufreitet, daß er zu Heilbrunn Kühen, deren Gebrüll ihn ſtört, das Maul offen ſtehen läßt; daß er zu Horsberg im Odenwald einen Regenbogen mit der Hand greift; daß er zu Schwäbiſch Hall „einen Teufel ſchießt“; als wilder Jäger durch die Luft reitet, dem Kaiſer Maximilian bei der Tafel einen Regenbogen in den Saal zaubert ꝛc. Den Studenten läßt er eine Menge berühmter Perſonen des Alterthums erſcheinen. Einmal bringt er einen armen gefangenen Ehemann durch die Luft zu ſeiner Frau zurück, als dieſelbe eben mit einem andern Hochzeit hält. Ein alter Mann möchte ihn gern bekehren, was aber mißlingt. Endlich holt ihn der Teufel und reißt ihn in Stücke, bei welchem Anlaß ganz kurz der Helena und ihres Sohnes gedacht wird, deren Geſchichte vorher nicht erzählt iſt.

für ganz Europa, wenn es Fragen über Echtheit alter Gemälde gilt, obwohl die Kenntniſſe ihrer Mitglieder in allen nicht-italieniſchen Schulen ſehr mangelhaft ſind.

Auch die Tonkunſt hat durch die Verarmung der Kirche ſo viel verloren, daß nach Mattei's in Bologna Ableben nur noch in Neapel eine gründliche Compoſitionsſchule gefunden wird. Stets wird mehr das Ausland als Italien ſelbſt, die Tonſetzer bereichern, aber immer werden ſie dahin zurückkehren, wenn ſie nicht, wie Bellini, in voller Jugendblüthe abgerufen werden.

Noch viel Talent iſt übrig; auf, weckt es nur, die Welt wird's kennen! Auf dieſe Weiſe möchten wir Klopſtock's Worte gegen Die parodiren, welche berufen ſind, über Italien zu herrſchen.

Bibliotheken.

Es fehlt nirgends in Italien an alten und für die Zeiten der Errichtung reichlich zugemeſſenen Stiftungen für öffentliche Bibliotheken. Nicht nur Regierungen, Hochſchulen und Klöſter, auch einzelne Städte, Hoſpitale, reiche Privatfamilien und patriotiſche Bürger haben bedeutende literariſche Schätze der öffentlichen Benützung gewidmet. Man ſammelt mit größerer Liebe als anderwärts literariſche Seltenheiten, und es gehen deren weniger als im Norden durch Feuer zu Grunde, auch waren die bürgerlichen Kriege nicht ſo wüthend, die von Ausländern auf italieniſchem Boden ausgefochtenen nicht ſo zerſtörend wie anderwärts.

Die Benützung wird, außer an den ungebührlich vermehrten Feiertagen überall freundlich geſtattet, und der Leſer, Excerpirer und Collationirer ſind viele. Die Hauptgegenſtände ihrer Forſchungen ſind begreiflicherweiſe ſolche, durch welche ſie den Regierungen und der Geiſtlichkeit (zu welcher jene häufig gehören) nicht mißfallen.

In den Fächern, welche in neuerer Zeit beſonders fruchtbringend waren, in Philoſophie, Staatswiſſenſchaften, Technologie ꝛc. findet man häufig kaum den Hausbrauch, welchen anderwärts ein Fachmann beſtändig neben ſich ſtehen hat.

Die meiſten Bibliotheken haben von nicht-italieniſcher Literatur nur Repoſitorialbücher, und auch dieſe häufig nur bis zum Zeitpunkte vor 1789. Nur ſelten ſieht man ein reges Streben,

Das Widmann'ſche Buch wurde 1674 zu Nürnberg von J. M. Pfitzer abermals mit Zuſätzen herausgegeben, ohne im geringſten an Geiſt zu gewinnen. Als kürzerer Auszug daraus erſchien zu Frankfurt und Leipzig 1728 ein Volksbuch „des Erzſchwarzkünſtlers Dr. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß", ebenſo matt und mit denſelben Auslaſſungen wie bei Widmann. Die ſchon 1587 in Tübingen gedruckte Umſchreibung als Volksbuch in Reimen enthält nichts Neues. In einem alten Volksliede bei Scheible I. 120 kommt nur ein neuer Zug hinzu. Fauſt verlangt vom Teufel das Unmögliche, er ſolle ihm das wahre Conterfey des Heilands malen. Wahrſcheinlich iſt auch auf der deutſchen Bühne Fauſt ſchon bald nach dem Erſcheinen des Volksbuchs aufgeführt worden, wenn ſich auch erſt im 17. Jahrhundert Zeugniſſe von der großen Beliebtheit dieſes Stückes finden. Vgl. Scheible III. 240. 692. Nach Franz Horn, Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen II. 270 klagte am Ende des 17. Jahrhundert die Berliner Geiſtlichkeit, daß Fauſt auf der Bühne öffentlich Gott abſchwöre. Als Puppenſpiel iſt Fauſts Geſchichte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach in Deutſchland dargeſtellt worden. Dieſe wahrſcheinlich alten Stücke ſtammen alle aus einer Quelle und ſind nur im Verlauf der Zeit etwas von einander abgewichen. Der Inhalt des Volksbuchs wird abgekürzt, und kommt Kaſperle als luſtiger Diener hinzu. Alles Großartige der Fauſtſage iſt übrigens auch hier aufgegeben und der Fauſt des Puppenſpiels ſteht tief unter dem des alten Volksbuchs, wenn auch das Stück neue und geiſtreiche Gedanken erhält.

Franz Horn a. a. O. war der erſte, der das Puppenſpiel beſchrieb, das er in Berlin von der Schütze'ſchen Geſellſchaft aufführen ſah. Nach ihm ſtellte es Simrock 1846 nach eignen und fremden Erinnerungen vollends her. Hier der weſentliche Inhalt.

Fauſt ſitzt in ſeinem Studierzimmer und klagt, er habe alles ſtudiert und ſey doch nicht befriedigt, müſſe ſich daher durch die ſchwarze Kunſt helfen. Er citirt die Teufel und wählt den ſchnellſten unter ihnen zu ſeinem Diener, den, der ſo ſchnell iſt wie der menſchliche Gedanke. Der Famulus Wagner kommt, der eitle Diener eines berühmten Mannes; dann Kaſperle, der Hanswurſt, der manchen guten Witz macht. Als komiſcher Affe des Fauſt lieſt er in deſſen Zauberbüchern, citirt ebenfalls Teufel und plagt ſie, wie ein muthwilliger Bube Hunde und Katzen plagt. Ein Schutzgeiſt will Fauſt retten,

aber er ergibt sich dennoch dem Teufel, ein Rabe holt die mit seinem Blute geschriebene Handschrift ab. Faust begibt sich sodann an den Hof von Parma. Voraus fliegt ihm Kasperle durch die Luft und erschreckt den Kammerdiener des Herzogs. Eben will der Herzog Hochzeit halten, die schöne Braut ist erfreut, den bereits als Zauberer berühmten Faust bei sich zu sehen und wünscht von ihm einige Stücke zur größeren Ergötzung der Hochzeitgäste. Auf eine feine Weise läßt Faust nun berühmte Personen der biblischen Geschichte erscheinen, Salomo und die Königin von Saba, Simson und Delila, überall zärtliche Gruppen, wobei Salomo und Simson seine eigenen, die Königin von Saba und Delila die Züge der Braut tragen. Als es ihm aber nicht gelingt, sie zu verführen, läßt er die Judith mit den Zügen der Braut auftreten, in der Hand den Kopf des Holofernes, der sein eigner ist. Da erfährt Faust, der eifersüchtige Herzog wolle ihn während des Mahls vergiften lassen und entflieht. Kasperle bleibt allein zurück und citirt den Teufel, dieser setzt ihm auf einem Sopha ein schönes Mädchen vor, aber es ist seine Schwester, eine andre, aber es ist seine Großmutter. So geneckt läßt sich endlich Kaspar ohne eine Gefährtin allein forttransportiren. Mittlerweile ist Faust tiefsinnig geworden, will sich wieder zu Gott wenden und betet. Da führt ihm der Teufel die schöne Helena aus Griechenland zu, er wird verführt, er stürzt in ihre Arme, aber sie verwandelt sich in eine Furie. Die Frist ist abgelaufen, Faust soll sterben. Da irrt er trostlos in der letzten Nacht umher und stößt auf Kasperle, der unterdeß ein böses Weib geheirathet hat und Nachtwächter geworden ist, und dessen Späße die schauerliche Todesangst des Sünders unterbrechen, den endlich der Teufel holt. — Im Wesentlichen stimmen damit auch die Beschreibungen von von der Hagen in seiner Germania IV. 211 und von Sommer in Ersch und Grubers Encyclopädie s. v. Faust überein.

In einem andern Puppenspiel, welches Rosenkranz (zur Geschichte der deutschen Literatur S. 100) in Berlin aufführen sah, wiederholt sich das Nämliche, nur daß die Scene an den Hof von Padua verlegt ist und die Dame Lucretia heißt. Dann nimmt aber das Stück den schönen Gedanken des Volksliedes in sich auf. Faust verlangt vom Teufel das Unmögliche, betet dann und wird durch die plötzliche Erscheinung der Helena verführt, die sich diesmal nicht in eine Furie verwandelt. In dem Giesenbrechtschen Puppenspiele, abgedruckt bei Scheible III. 747 f. ist Anfang und Schluß derselbe, nur in der Mitte fehlt das ganze Ereigniß zu Padua. In dem Augsburger Puppenspiel bei Scheible III. 818 f. kommt der italienische Hof vor, aber Faust erscheint dabei nicht als tückischer Verführer, sondern entlarvt vielmehr die Feinde des Herzogs und mahnt diesen, ein guter Regent zu seyn (schon ganz im Geschmack

der Sturm- und Drangperiode). Gänzlich abgeschwächt erscheinen die gleichfalls bei Scheible III. 783 f. 805 f. 853 f. abgedruckten Ulmer, Kölner und Straßburger Puppenspiele von Faust, nicht zu gedenken des ebendaselbst S. 884 f. abgedruckten Augsburger Lustspiels, in welchem ein hübsches Mädchen den Faust nackt und unter der Gestalt bald des Teufels, bald der Helena verführt, um ihn zuletzt — zu heirathen.

Dagegen kommt noch ein altes Spiel vor, welches Zoller in seinen Bildern aus Schwaben einer Zigeunerbande abgelauscht (Scheible I. 46. III. 710). Auch hier wählt Faust sich den schnellsten Teufel aus, dieser aber begnügt sich nicht mit der Verschreibung seiner Seele, sondern legt ihm vier schwere Mordthaten auf und Faust ermordet seinen Vater um des Geldes willen, seine Geliebte und ihren vermeinten Liebhaber aus Eifersucht.

Die Faustsage fand aber nicht blos auf der Bühne vor einem Publikum, das sich unschuldig daran ergötzen wollte, sondern namentlich auch im Kreise derer Verbreitung, die dem Faust gern nachgeahmt hätten. So wurde ein dem Faust zugeschriebenes Buch „Dr. Fausts Höllenzwang“ in vielen Abweichungen des Textes, und verwandte ihm zugeschriebene Bücher, Fausts Meergeist, Fausts praxis magica ꝛc. in unzähligen Handschriften verbreitet, von denen einige auch gedruckt wurden. Man findet sie im dritten Bande Scheible's beisammen. Sie enthalten nichts als Beschwörungsformeln mit den entsprechenden magischen Zeichen, durch die man in den Stand gesetzt werden sollte, Teufel zu citiren und über die Natur und Geisterwelt zu herrschen. Es ist durchweg kabbalistische Spielerei, mit marktschreierischer Wichtigthuerei von Betrügern zusammengesetzt, um Einfältige zu bethören. Vgl. Horst Zauberbibliothek II. 108. III. 86. IV. 441.

In diesen älteren Literaturkreis, der sich um das alte Faustbuch herlagert, gehört auch noch die sogenannte Fortsetzung der Fausthistorie, welche die Historie seines Famulus Wagner in sich begreift. Sie erschien bereits 1594 im Englischen: the second report of Dr. Faustus, containing his appearances and the deeds of Wagner, London 1594. Holländisch in Delft 1607. Deutsch in Berlin erst 1712. Leutbecher 64. Vgl. Scheible III. 523 und II. (wo die Sage von Wagner nach einer Berliner Ausgabe von 1714 abgedruckt ist). Die Quelle scheint doch

wohl eher eine deutsche, als englische zu seyn. Das Ganze ist phantastisch, aber ungleich schwächer, als das Urbild im Faustbuch. Wagners Teufel heißt Auerhahn und hat Affengestalt, außerdem läßt er sich einen dämonischen Papagai bringen, der alles weiß und sagt. Er reist umher, läßt Todte erscheinen, disputirt mit dem Teufel, treibt Späße und dehnt seine Reisen in die neu entdeckten Welttheile, in den heißesten Süden und kältesten Norden aus, hat aber nichts Nobles, gewinnt keine Helena und wird vom Teufel geholt, ohne daß in seiner Geschichte etwas Grausiges läge, wie in der seines Meisters.

Die Faustsage ging auch ins Polnische über in den Schwänken des Zauberers Twardowski und wurde nicht ohne Geist von dem Engländer Marlowe behandelt. Auf diese fremden Arbeiten wollen wir uns aber hier nicht einlassen.

In Zeillers theatr. trag. 1628 Nr. 19 finden wir eine kürzere und veränderte Auffassung des Faust.

Ritter Canopus verschreibt sich dem Teufel nach 32 Jahren, während welchen ihm alles Glück widerfahren soll. Das findet er nun auch. In jedem Spiel gewinnt, in jedem Kampf siegt er, alle Weiber sind ihm hold. Er heirathet die schöne Callipente, stößt sie aber gern wieder von sich, nachdem er ihren Liebhaber getödtet hat, um sich einer Andern in die Arme zu werfen. Das ist die schöne und reiche Lusinde, aber am Hochzeittag kommt der Teufel, ihn zu holen, denn die Zeit ist um.

Ebenso in Eumelio, einem Schäferspiel des Albinus, gedruckt zu Jena 1657.

Eumelio ist ein Schäfer und Sänger zugleich, der von Wollust verführt sich offen allen Lastern ergibt, im Chore derselben die Tugend verhöhnt und am Ende folgerecht von den Lastern in die Unterwelt zur gerechten Strafe hingeschleppt wird. Allein Apollo, der Dichtergott, dringt in die Hölle ein, um seinen Liebling wieder herauszuholen, denn, sagt er, „mir gehören die Geister, die mir verwandt sind". Vergebens protestiren Pluto, Rhadamant, Charon. Der freche Sünder wird erlöst.

Zum erstenmal wagt es ein Dichter, die Sünden zu vergeben im Namen Apollos und das Genie für erhaben zu erklären über das Sittengesetz. Das ist höchst charakteristisch für die moderne Poesie. Das Drama ist zugleich eine freche Verhöhnung der Höllenfahrt Christi. Nicht mehr der Heiland ist es, der allein die Hölle sprengen kann, sondern der heidnische Gott der Poesie.

In Joh. Joseph Bekh's „Schauplatz des Gewissens" Dresden 1666 ist die Faustsage auf sinnige Art mit der älteren Theophilussegende verknüpft.

Cosmophilus (Weltfreund) läßt sich durch den Teufel von Christo abwenden und gewinnt die schöne Helena aus Griechenland. Mit dieser lebt er in solcher Wonne, daß er ganz vergißt, um welchen Preis er sie genieße, bis ihm einmal Helena den mit seinem Blut unterschriebenen Vertrag mit dem Teufel vorzeigt. Da ruft er voll Schrecken den Namen Jesu aus, vor dessen Macht die gespenstische Helena augenblicklich verschwinden muß, den Blutvertrag zurücklassend. Cosmophilus liegt in Ohnmacht, aber ein Pilger (der h. Michael selbst) naht ihm, hebt das Papier auf und rettet den Reuigen.

In dem verkehrten Ophiletes, einem Trauerspiel der Sibylle Schuster, Oettingen 1685 ist dagegen die Grundidee des Faust äußerst verderbt. Die Dichterin hatte keine Ahnung, was sich aus einem solchen Stoffe machen lasse.

Ophiletes hat sich um weltliche Lust dem Teufel verschrieben. Seine Stunde kommt. Sein treues Weib Calia ruft die Kirche zu Hülfe, aber der „christliche Eifer" will den Sünder jedenfalls bestraft wissen. In der Noth unterzieht sich Ophiletes der Kirchenbuße, und wird von seinem alten Genossen der Lust verhöhnt. Da läßt er sich abermals verführen, entflieht und ergibt sich neuen Lüsten. Zum Ueberfluß wird er noch einmal bekehrt und verbannt. Da auf dem Wasser fahrend wird er von den Nymphen verspottet. Schließlich jedoch tröstet ihn „die Hoffnung".

Das Stück endet in elender Halbheit.

In derselben Zeit, wie die Faustsage, entstand auch die eben so tiefsinnige Sage vom ewigen Juden. Beide stehen in einem innern Zusammenhange. In beiden spricht sich der Stolz gegen Gott aus, in Faust kühn vorgreifend und die ganze Macht der Erde und der Hölle auftreibend gegen den Himmel, im ewigen Juden finster grollend in kalter Resignation. Beide vertreten zugleich auf eine neue Weise die ältesten Feinde des Christenthums, Faust das wiederauflebende Heidenthum, der Jude das Judenthum. Endlich ist in beiden die noch ältere Macht des Bösen, die älteste Verneinung vertreten, im Faust der Teufel, im Juden der Tod.

Die älteste Kunde vom ewigen Juden giebt Mathäus Paris in der hist. Anglica ad annos 1228 und 1252, nennt ihn aber Cartophilus. Dieser sey des Pilatus Thürsteher gewesen und habe dem Heiland auf

seinem schweren Gange nach Golgatha spöttisch auf die Achsel geklopft und zugerufen: geh schneller! worauf der Heiland zu ihm geredet habe: ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde. Seitdem nun habe der Jude nicht sterben können, irre unstät durch die Welt und warte auf den jüngsten Tag, an dem Christus als Richter über die Lebendigen und Todten wiederkommen wird. Dieselbe Sage wiederholt Monskes in der flandrischen Reimchronik V. 25,525. Im Jahr 1547 gab Dudulāus zu Hamburg eine newe Zeitung vom Juden Ahasverus heraus, worin es heißt, derselbe sey zu Danzig erschienen, als ein langer, uralter, sehr schlecht gekleideter Mann mit Trauern und Seufzen und habe gesagt, er sey ein Schuster zu Jerusalem gewesen. Seitdem will man denselben ewigen Juden auch an andern Orten gesehen haben, zum Theil unter andern Namen z. B. Gregorius und Buttadäus. Vgl. Gräße, die Sage vom ewigen Juden 1844. Görres, Volksbücher S. 201. v. Döbeneck, Volksglauben II. 121. Paullini, Zeitverkürzende Lust S. 596. Sepp, Leben Jesu V. 115. Schudt, jüd. Merkw. V. 14. Zu den Disputationen, die bei Gräße angeführt sind, gehört noch eine von Pommer 1689. Nach Wolffs niederl. Sagen S. 625 wurde der ewige Jude unter dem Namen Isaac Laquedem im Jahr 1640 in Brüssel gesehen. Nach Mitternacht diss. in Joh. 21, 19 sah man ihn zu Naumburg unter der Predigt in der Kirche ruhelos hin- und herlaufen. Die Legende war in deutschen, holländischen, dänischen, englischen und französischen Volksbüchern verbreitet. Vgl. Gräße S. 37 und das Volksbüchlein von Auerbacher, München 1837:

> Christus mit dem Kreuz belastet, will vor Ahasverus Thür einen Augenblick ruhen: der Jude stößt ihn zurück und Christus spricht: Weil du des Menschen Sohne keine Rast vergönntest, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wieder kommen werde. Dieser Fluch geht in Erfüllung, und der Jude muß nun ewig wandern und fliehen, und kann nirgends rasten und nicht sterben. Die Geschichte schildert nun seine Wanderungen und stellt ihn in einer Menge von Situationen dar, die alle sinnvoll gewählt, geistreich erfunden, von tiefer Bedeutung und schauerlicher Wirkung sind. Anfangs erfüllt ihn Ingrimm und wüthende Rachelust, dann versinkt er unter der Last seines Fluches in dumpfe Verzweiflung, aus der ihn das junge Lebensgefühl immer wieder zur Rache an den Christen emporreißt. Endlich bewältigt er die Gluthen der Leidenschaft, bekehrt sich zu Christus und wird Geleitsmann der Pilger nach dem heiligen Grabe. Wir

ſehn ihn Anfangs bei der Zerſtörung Jeruſalems der allgemeinen Vernichtung trotzen, dann in Rom unter den Gladiatoren gleich einem Würgengel raſen und allein als Sieger übrig bleiben, da keines Schwertes Spitze ſein Leben treffen kann. Wir ſehen ihn verzweifelnd in die Flammen des Aetna ſtürzen, aber der Krater wirft ihn lebendig wieder aus. Unter allen dieſen ergreifenden Scenen iſt ohne Zweifel folgende die ſchönſte und erhabenſte: „Der Jude war in Rom während einer Chriſtenverfolgung. Mit boshafter Freude ſah er die Anhänger deſſen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartet werden, und um ſeine Rache an ihnen auszulaſſen, bot er ſich ſelbſt an zum Henkerdienſte. Er aber konnte ſich der Rache nicht erfreuen: denn das Beil, womit er ſchlug, durchſchnitt ſeine eigne Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in ſeinem eigenen Herzen, und das Feuer, das er ſchurte, brannte in ſeinen eigenen Eingeweiden; und er ſahe ſie ja ſterben, die Märtyrer, freudig ſterben, und er mußte leben, qualvoll leben! — Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greiſes, der, Gott lobend und dankend, ſeinen Geiſt aufgegeben, aus der Menge der Zuſchauer ſich mehrere Chriſten hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch ſie ſeien Chriſten und wollten für Chriſto ſterben; und als der weite Platz erſcholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die auf der Stätte umherlagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat; da wurde Ahasverus von dem Geiſte ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg und ſtellte ſich unter die Chriſten, die noch des Todes harrten, und rief bebend: Auch ich glaube an Chriſtum!“ Dieſer letzte Satz kann unmöglich der urſprünglichen Legende angehören, ſondern iſt ſchon ſentimentaler Zuſatz. Der ewige Jude kann nie Chriſt werden.

Auffallend iſt das Andenken an den ewigen Juden in den Volksſagen der deutſchen Alpen. In Tirol geht die Sage, der ewige Jude ſey einmal in die Gebirge gekommen und eine Hexe, die Langtütin (Langbrüſtige) habe mit ihm gelost, wer von ihnen beiden ewig durch die Welt laufen oder ewig auf dem Oelzthaler Feener ſitzen bleiben ſoll. Das letztere Loos ſey aber ihr zugefallen und nun ſitze ſie ewig auf dem Schneeberg feſtgebannt, während der Jude nach wie vor durch die Welt laufe. Weber, Tirol III. 381. Auch über das Matterhorn in Wallis ſoll der ewige Jude gekommen ſeyn, zu einer Zeit als die Alpenwelt noch grün und bewohnt war, und ſoll geſagt haben, er werde noch zweimal über die Alpen kommen und das drittemal werde alles verödet und zu Eis geworden ſeyn. Grimm, D. S. Nr. 343. Am pikanteſten hat Vogt in dem Buche „Im Gebirg und auf den Gletſchern, Solothurn 1844“ S. 41 dieſe Sage aufgefaßt.

Ehemals, heißt es da, war die Erde dem Himmel ganz nahe, ſtand im freundlichen Verkehre mit den Sternen und prangte im Kleide des ewigen Frühlings. So fand Ahasver die Alpenwelt, als er zum erſtenmal die Grimſel überſchritt, alle Gipfel mit Reben umlaubt, in allen Bergſchluchten blühende Dörfer. Aber die Erde entfernte ſich je mehr und mehr vom Himmel, durch Schuld der ſündigen Menſchen; die Sterne verſchwanden in immer weitere Ferne und wurden kleiner und ihre Kunde gieng den Menſchen verloren. Die Luft wurde kälter, die Gipfel der Berge erfroren. Als Ahasverus zum zweitenmal auf die Grimſel kam, fand er die Berge voll Nebel, anſtatt der Rebengeländer nur düſtern Föhrenwald und ſtatt der lachenden Dörfer nur ruſſige Köhlerhütten. Und immer weiter entfernte ſich die Erde vom Himmel und immer ſchrecklichere Eroberungen machte der Winter. Als Ahasverus zum drittenmal auf die Grimſel kam, fand er nur Eis und Schnee um ſich her und war das einzig lebende Weſen in der furchtbaren Oede. Da ſetzte er ſich auf einen Fels nieder und weinte zum erſtenmal über das Wehe der Erdbewohner und ſeine Thränen wurden zu einem Alpenbächlein, das unter den Gletſchern niederrinnt.

Der ewige Jude iſt das Judenthum ſelbſt. Das Herumirren aber bezieht ſich auf die Zerſtreuung der Juden nach der Zerſtörung Jeruſalems. Prudentius apoth. 4 adv. Jud. drückt den Gedanken am klarſten aus:

Exiliis vagus huc illuc fluitantibus errat
Judaeus, postquam patriae de sede revulsus
Supplicium pro caede luit, Christique negat;
Sanguine respersus commissa piacula solvit.

Auch ſchon in den Propheten iſt den Juden dieſes Zerſtreutwerden und Umherirren als Strafe geweiſſagt. Im Ahasver aber wird das ganze Volk perſonificirt. Die Legende vom Ahasver, die ſich erſt im Abendlande und unter den Völkern germaniſcher Abſtammung ausbildete, legt das Hauptgewicht auf das „Sterben wollen und nicht können“. Sie ſtellt den Juden vor als einen, dem das Leben tief verhaßt iſt, als den weltmüden Pilger, dem das Leben zur unerträglichſten Laſt geworden und der doch nirgends deſſen Ziel und Ende findet. Dieſe Legende wird erſt dann richtig verſtanden, wenn man ſie mit der gleichfalls im deutſchen Abendland entſprungenen Legende vom Fauſt vergleicht. Ahasver flieht das Leben und ſucht ſich von deſſen Qual loszureißen, aber vergebens. Fauſt ſucht die Luſt des Augenblicks zu verewigen, eben ſo vergebens. Dort geht das alte Judenthum immer noch wie ein Geſpenſt durch die chriſt-

liche Welt. Hier ſteigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und bringt Leben und Schönheit der griechiſchen Helena, erkünſtelt blühende Natur durch hölliſchen Zaubers ärgſte Unnatur. Es iſt der Tod und der Teufel, jener in der Geſtalt des Judenthums, dieſer in Geſtalt des Heidenthums, die ſich in das Reich Chriſti eindrängen.

6.

Geiſtliche Dichtung der Proteſtanten.

Wie eine reine Quelle ihr Rinnſal zuweilen mitten durch einen trüben Sumpf unverdorben fortleitet, ſo zieht ſich der goldene Faden echter Poeſie, weil echter Gottesminne, durch die proteſtantiſche Lyrik fort. Dieſer Faden knüpft ſich an die alte Kirche an. Die ſchönſten und älteſten Kernlieder in evangeliſchen Geſangbüchern ſind eine Ueberſetzung älterer katholiſcher Kirchenlieder. In gleicher Weiſe fanden die beſten evangeliſchen Componiſten, vor allen Sebaſtian Bach, den heiligen Ton der ältern vlämiſchen und italieniſchen Kirchenmuſik wieder.

*Luther ſelbſt ordnete das erſte Geſangbuch ſeiner neuen Kirche, das von Jahr zu Jahr vermehrt und vielfach abgeändert die Mutter aller unſerer kirchlichen Geſangbücher geworden iſt. Luthers alte Kernlieder ſind faſt durchaus nur deutſche, aber vortreffliche Uebertragungen älterer katholiſcher Lieder. So das: Komm, heiliger Geiſt (veni, creator spiritus). Aus tiefſter Noth ſchrei ich zu dir (de profundis). Mitten wir im Leben ſind von dem Tod umfangen (in media vita). Herr Gott, dich loben wir (te deum). In einigen Weihnachts- und Oſterliedern hatte Luther altdeutſche Lieder zu Vorbildern. Das ſchönſte Weihnachtslied von ihm iſt „vom Himmel hoch, da komm ich her“.

Was Luther Eigenes hinzuthat, insbeſondere was er im Kampf für ſeine Sache geſungen, zeichnet ſich durch eine gewaltige Mannhaftigkeit und felſenfeſtes Vertrauen aus. So das berühmte Lied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“. Desgleichen „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“, und Wir glauben all an Einen Gott“, und „Nun freuet euch, liebe Chriſten gmein“. Den tiefſten innern Kampf verräth das wunderbare Lied „ach Gott vom Himmel, ſieh darein“. Luther dichtete es im Entſetzen über

ſeine eigene Partei. Die bürgerliche Ehrbarkeit, die ſeiner Gemeinde als Erbtheil bleiben ſollte, bezeichnet Luther am beſten in dem Liede: „Wohl dem, der in Gottes Furcht ſteht“. Es iſt ein Familiengemälde wie aus der alten Nürnberger Malerſchule.

Neben den lutheriſchen bilden die Lieder von Decius († 1529) den altkatholiſchen Kern der proteſtantiſchen Geſangbücher. Es ſind Uebertragungen älterer lateiniſcher Hymnen oder ganz in deren Ton gehalten, z. B.:

O Lamm Gottes unſchuldig
Am Stamm des Kreuzes geſchlachtet ꝛc.

oder:

Allein Gott in der Höh ſey Ehr!

Durch die böhmiſchen Brüder, deren Lieder Michael Weiß überſetzte, kam in das lutheriſche Kirchenlied ein huſſitiſcher Ton, ähnlich der Bußfertigkeit und Streitbarkeit der alten Geißler. Dieſe Lieder ſind häufig in ihrer gleichſam ſoldatiſchen Schlichtheit ſehr ſchön, z. B.:

O Wächter wach und bewahre deine Sinne,
Denn die Feinde kommen vor deine Zinnen,
Wollen dein Schloß gewinnen.

oder:

Der Tag vertreibt die finſtere Nacht,
O Brüder, ſeyd munter und wacht,
Dienet Gott dem Herrn!

oder:

Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich ꝛc.

In dieſen volksthümlichen Liedern tritt das gelehrte Ich mit ſeiner Prätenſion noch nicht hervor. Nur Chriſtus ſpricht zu den Seinen:

O Menſch, thu heut hören die Klag,
Welche dein Gott führt ꝛc.

Ein großes Uebel für die lutheriſchen Geſangbücher war der Umſtand, daß ſich allzuviel unberufene Sänger herbeidrängten. Jeder, der etwa nur den guten Willen hatte und ein Paar Reime zuſammenbrachte, hielt ſich ſchon für einen Kirchendichter. Die Calviniſten, in vielen Beziehungen immer die Praktiſchen, ſahen dieſen Uebelſtand ein und beſeitigten ihn, indem ſie die in's Deutſche überſetzten und gereimten Pſalmen

die ſo fühlbaren Lücken mit einiger Vollſtändigkeit auszufüllen. Kataloge, wie z. B. der Göttinger iſt, ſucht man bei allem Fleiße, bei aller Selbſtaufopferung vieler Bibliothekare vergebens. Man findet unter dieſen merkwürdig unterrichtete Specialitäten, aber, wegen der Schwierigkeit, mit den literariſchen Weltmärkten zu verkehren, wenige eigentliche Bibliographen. Valery hat über das Verhältniß der italieniſchen Bücherſammlungen zur Neuzeit ziemlich vollſtändige und mit Unparteilichkeit, aber billiger Schonung dargelegte Notizen in ſeinem Reiſewerke bekannt gemacht, auf welches der verwieſen werden kann, welcher ſpecieller Nachweiſungen bedarf.

Die Zahl der verbotenen Bücher, die Unmöglichkeit, mit den alten oder gar mit verkleinerten Mitteln das ſtets wachſende Bedürfniß nach dem Laufenden und die entſtandenen Lücken zugleich zu befriedigen, der innere Unwille vieler italieniſcher Gelehrten über die Abnahme der Achtung für ihre, eine literariſche Katholicität anſprechende lateiniſche Sprache, der Mangel an Fertigkeit, die neueren Sprachen zu leſen und zu ſprechen, und beſonders die Richtung der Regierungen, welche das italieniſche Volk möglichſt beim Alten erhalten, und von allen Neuerungen, welche nicht gerade der Staatskaſſe Gewinn bringen, abhalten möchten, dieſe vielen Gründe wirken vereint, die Bibliotheken mehr für die Forſcher nach alten unbekannten Schätzen intereſſant zu machen, als für ſolche, welche den Schatz ihres Wiſſens überhaupt bereichern wollen. Weil die literariſch-ſtrebſamen Menſchen ſich nicht auf das werfen dürfen, auf was ſie wünſchten ſich werfen zu können, ſo nehmen ſie wenigſtens was ſie können: **Curiosa inedita**, italieniſche Schriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts, Antiquitäten, Ortsgeſchichte und Biographie zum Gegenſtande ihrer Thätigkeit, und es iſt bei dieſer Sachlage kein Wunder, daß man häufiger erfährt, es ſey irgendwo entdeckt worden, daß nicht ein Deutſcher oder Engländer, ſondern ein Italiener dieſe oder jene Erfindung gemacht habe, als daß etwas Neues, Fruchtbringendes wirklich von einem italieniſchen Gelehrten erfunden wird.

Bei der jetzigen Lage der Halbinſel muß der Freund der Menſchheit noch Gott danken, daß das heilige Feuer durch die ſo geſtalteten und benützten Bibliotheken doch immer erhalten, und das Studium der alten Klaſſiker der Troſt und die geiſtige

allein zu ihrem Geſangbuch machten. Die Lutheraner aber reimten fort und überſchwemmten die Geſangbücher mit einer Summe von Kirchenliedern, die man ſchon im vorigen Jahrhundert zu 60000 Nummern berechnete. Seitdem iſt aber noch viel mehr hinzugeſchrieben worden.

Ich halte es nicht für nöthig, hier die ganze Geſangbuchsliteratur abzuwickeln. Man vergleiche die fleißige Titelſammlung bei Gödeke (Grundriß 1857 S. 157 ff.), die überſichtliche kirchliche Hymnologie von Lange, Zürich 1843, das deutſche Kirchenlied von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1841, den Berliner „unverfälſchten Liederſegen", Knapps „Liederſchatz", Mützell, geiſtl. Lieder der ſchleſiſchen Dichter und viele andere Hülfsmittel, die ſich in Aller Händen befinden. Noch weniger kann es mir beikommen, die faſt unzählbaren Dichternamen an einander zu reihen. Es genügt für meinen Zweck, in der Maſſe der Kirchenlieder nur die Hauptgattungen und die mit der Zeit etwas abweichende Wendung der Geſangbücher zu charakteriſiren.

Maria und alle Heiligen wurden aus den lutheriſchen und reformirten Geſangbüchern verbannt, die kirchliche Tradition zerriſſen, die geiſtige Architektur der mittelalterlichen Kirche galt als nicht mehr vorhanden. Dem überreichen Idealismus, zu dem die katholiſche Poeſie gerade damals in Spanien unter Calderon ſich ſteigerte, ſtellte die neue Kirche die ſtrenge und harte Armuth eines faſt mehr an das alte, als an das neue Teſtament ſich anklammernden Realismus entgegen. Sie fiel überhaupt in den Judaismus zurück, indem ſie zwiſchen makkabäiſchen Siegen und babyloniſchen Gefangenſchaften ſchwankend, als um ihre Exiſtenz kämpfende Partei auch die ganz ſchroffe Ausſchließlichkeit der alten Kinder Gottes annahm. Das war natürlich und lag in den Umſtänden. Im Huſſitenthum und im engliſchen Puritanismus hatte ſich dieſe Stimmung am höchſten geſteigert. Bei alledem war es ein Rückſchritt.

Ferner charakteriſirt das proteſtantiſche Kirchenlied die Lehrhaftigkeit. Sofern die Predigt Hauptſache des Gottesdienſtes wurde, mußte begreiflicherweiſe auch das Lied vorzugsweiſe lehrhaft werden. Das Wort Gottes wurde in unzählbare Sprüche auseinandergebrochen und dieſe wieder gereimt zu Kirchenliedern. Auch der Katechismus gieng gereimt in die Geſangbücher über.

Drittens iſt an dieſen Büchern ein demokratiſches Weſen auffallend.

Die Stimme von oben, die Stimme des Prieſters am Altar, die Engelſtimmen vom Chore herab, all die Muſik, die im Namen Gottes zur Gemeinde tönen ſoll, iſt verſtummt. Nur die Gemeinde hat das Wort und ſchreit überlaut, beſtürmt und drängt Gott in oft unanſtändiger, plebejiſcher Art. An eine Auswahl wird nicht mehr gedacht. Jeder ſingt mit. Eine unglaubliche Menge unpoetiſcher Sänger wagt es, Lieder zu machen, und unharmoniſche Stimmen führen ſie aus.

Damit hängt dann eine in den Liedern ſelbſt ſich unſchicklich vordrängende Subjectivität zuſammen. Viele ſetzen naiv voraus, nur um ihr koſtbares Ich drehen ſich Erde und Himmel. Da heißt es immer nur „mein" Jeſus, nur „für mich" iſt er geſtorben. Er hängt mir wohl am Kreuz, es iſt ja nur „mein" Nutz und Vortheil. Dieſer ſchändliche Egoismus nimmt in den Geſangbüchern von Jahrhundert zu Jahrhundert zu, bis das Ich im rationaliſtiſchen Zeitalter kraft ſeiner ſelbſtherrlichen Vortrefflichkeit des Erlöſers gar nicht mehr bedarf. Es würde kein Schade ſeyn, wenn man aus den Geſangbüchern alle Lieder, in denen das Wort Ich vorkommt, ohne Ausnahme verbannte.

In der ſtrengen Zeit der Rechtgläubigkeit kamen einige Kirchenlieder auf, in denen der Conſiſtorialhochmuth ſichtbar aus dem Wolkenkragen hervorzankt. Sie ſind immer noch beſſer, als die ſpätern rationaliſtiſchen Kirchenlieder, in denen ſich die Humanität aus den Freimaurerlogen in die Kirche überſiedelte.

Die ſprachliche Härte der älteſten Lieder in der rauhen Kampfzeit entſchuldigt, daß man im 17. Jahrhundert in das andere Extrem des Leichttändelnden und Spielenden übergieng und daß inſofern die weltliche Schäferpoeſie ſich gleichfalls in die Kirche einſchob. Aus dieſen Elementen bildete ſich bald darauf das pietiſtiſche und herrnhutiſche Kirchenlied aus.

Schon Luthers Zeitgenoſſen und nähere Freunde haben viele Lieder gemacht. Melanchthon dichtete nur einige lateiniſche Hymnen, die ſich noch in katholiſchen Geſangbüchern finden z. B. bei Zabuesnig, Augsburg 1812. I. 196. 202. 208., drei, jedoch nur mittelmäßige Gedichte auf den Täufer, die Heimſuchung Mariä und die Engel. Hans Sachs verherrlichte Luther in einem eigenen Liede als die Wittenbergiſche Nachtigall, nach einem ältern Volksliede:

Wach auf, meines Herzens schöne,
Du Christenliche Schaar,
Und hör das süß Gethöne
Das raine Wort Gottes klar ꝛc.

Luthers Freunde Justus Jonas, Speratus, Agricola ꝛc. behielten von Luther nur die Härte bei ohne den Geist. Bei ihnen tritt die Reflexion schon tyrannisch hervor. Welche Zeit, in welcher, wie die Zeitgenossen berichten, des Speratus Lied „Es ist das Heil uns kommen her“ vom lutherischen Volk mit tiefer Andacht und Begeisterung gesungen wurde, ein Lied von 14 siebenzeiligen Strophen voll harter dogmatischer Sätze, worin hauptsächlich die Streitfragen, den Glauben und die Werke betreffend, erörtert werden. — Auch Zwingli dichtete einige sehr kräftige, aber harte Lieder.

Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not
Ich meine, der Tod sey vor der Tür,
Stand, Christe, für ꝛc.

Einmal sagt er keck: ich habe genug gethan, nun kannst du, Gott, auch was thun:

Herr, nun heb den Wagen selb!

Ein anderer Reformirter, Johann Zwick, leistete das Aeußerste in Härte:

Dahär euch wir jetz frey vom Gsatz
Und dem nit vnderworffen.
Das Gottes Kind hat auch sein Blut
Vergossen zwar gar junge,
Damit uns sölichs käm zu gut
Und vnns das Gsätz nit zwunge.

Die nüchternste Resignation spricht sich in dem Liede Blaurers, eines Reformirten aus, das man fälschlich dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen unterschoben hat:

Wies Gott gefällt, so gfällts mir auch
Und laß mich gar nit irren.

Der erste Orthodoxe vom härtesten Schrot und Korn unter den Sängern war Erasmus Alberus († 1553). Man höre:

Ein jeder, der da predigen soll,
Der muß das eben wissen wohl,

Wo nicht der Geiſt ſein Herz beweckt,
Daß er das Amt nicht recht verhegt ꝛc.

oder:

Der Herr verläßt uns nimmermehr,
Er gibt uns gute Prediger,
Die unſer pflegen in der Welt,
Bei ſeinem Wort er uns erhält.

Aber immer wandelte ihn wieder die Angſt vor dem Hereinbrechen der Nacht an.

Die Welt kann nun nicht länger ſtehen,
Iſt ſchwach und alt, ſie muß vergehen,
Sie kracht an allen Orten ſehr
Und kann die Laſt nicht tragen mehr.

Ein langes Lied von ihm hat den Refrain:

Das iſt ein Zeichen von dem jüngſten Tag.

Und doch war derſelbe Alberus ein Satiriker und witziger Kopf.

Sehr harte Proſa brachte auch Lazarus Spengler († 1534) vor z. B.:

Durch Adams Fall iſt ganz verderbt
Menſchlich Natur und Weſen,
Daſſelb Gift iſt auf uns geerbt ꝛc.

Wie die Härte und Unbehülflichkeit des Ausdrucks in Verbindung mit der nüchternſten Reflexion kirchenliedliche Ungeheuerlichkeiten erzeugen mußte, davon geben uns leider nur zu viele Lieder Proben. Hier ein Beiſpiel von Arnold († 1714):

Will etwa die Vernunft dir widerſprechen
Und ſchüttelt ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollſt du ihre Veſtung ſo zerbrechen,
Daß ihre Höhe ſich bei Zeiten leg'.
Kein fremdes Feuer ſich bei mir entzündt',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht',
Womit ich gar dir zu gefallen dächt',
Ach ſelig, wer dein Licht ergreift und findt!

So etwas ſollte die chriſtliche Gemeinde abſingen.

Paul Gerhardt, einer der hochverehrteſten Sänger, iſt hauptſächlich deshalb bedeutend, weil ſich in ihm Luthers Kraft und unerſchütterliches Vertrauen gleichſam in zweiter Potenz wiederholte. Luther hatte noch gehofft, der alten Kirche eine neue entgegenſetzen zu können,

er ſprach und handelte im Namen ſeiner Kirche. Zu Paul Gerhardts Zeit war man vom Traum dieſer Kirche ſchmerzhaft aufgeweckt worden. Es gab eine ſ. g. Kirche, aber ſie hieng von der Willkühr der weltlichen Fürſten ab. Die Pfarrer, in ihrer ungeheuren Mehrheit von Nahrungsſorgen geplagt, thaten, was der Juriſt ihnen vorſchrieb. Da blieb der Glaube des Individuums allein übrig, ohne äußern Kirchenſchutz, von der Kirche ſelbſt verlaſſen und verrathen. Nur in der eigenen Bruſt konnte jeder noch ſeine Kirche haben. Die Zeit war ſchwerer geworden, als die Luthers. Gerhardt, der Flüchtling mit dem Stab Gottes im finſtern Thal, erſcheint faſt noch muthiger, als der Held von Wittenberg, dem ſo viele Kämpfer zur Seite ſtanden. — Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, wurde 1666 vom großen Kurfürſten abgeſetzt und aus dem Lande gejagt, weil er ſich dem neuen, willkührlich erlaſſenen Religionsdekret aus Gewiſſenhaftigkeit nicht unterwerfen konnte. Daß er ſein berühmtes Lied „Befiehl du deine Wege“ auf dieſer Flucht gedichtet habe und ihm unmittelbar darauf Hülfe geworden ſey, iſt ein Volksmärchen, nur inſofern von Werth, als es die Theilnahme bezeugt, die dem edlen Märtyrer geworden iſt. Auch in vielen andern Liedern ſpricht ſich bei Gerhardt der tiefſte Ernſt des Glaubens aus. Voll Majeſtät iſt ſein Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“, das er nach dem älteren Liede des h. Bernhard bearbeitet hat. Friſch und freudig ſein Morgenlied: „Wach auf, mein Herz, und ſinge“; dem das eben ſo beliebte Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“ entſpricht. Von außerordentlicher Schönheit, einem frohen Seufzer aus tiefſter Bruſt einer ganzen Nation gleich, iſt ſein Danklied für den weſtphäliſchen Frieden, der dem gräßlichen Morden in Deutſchland ein Ende machte:

Gottlob nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort ꝛc.

Allein neben dieſen ſchönen Liedern finden ſich in der 1666 gedruckten Sammlung doch noch viel mehr mittelmäßige, auch ganz geſchmackloſe z. B:

Herr, ich will gar gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund ꝛc.

Eben ſo häßlich iſt das Lied von dem „unbeſchnittenen Herzen“.

Paul Gerhardts geiſtliche Andachten erſchienen in neuer Ausgabe mit trefflichem Commentar von Otto Schulz, Berlin 1842.

Johann Heermann, ein Prediger in Schleſien, der während der Greuel des 30jährigen Kriegs ſeine fromme Heerde treu zuſammenhielt, iſt einer unſerer achtbarſten Pſalmiſten. Die ſchrecklichſte Noth lehrte hier beten, die Freude über die endliche Erlöſung vom äußerſten Jammer war die tiefempfundenſte von der Welt, das Vertrauen zu Gott in der Noth wahrhaft rührend z. B. in dem Liede „Gott, du frommer Gott", in der Vergleichung der chriſtlichen Kirche mit Lazarus:

Der arme Lazarus, der lag
Veracht und voll Geſchwär ꝛc.

Im Zagen bei Ungewitter:

Ach Gott, wie ſchrecklich iſt dein Grimm,
Wenn du ſtark auf den Wolken gehſt ꝛc.

In der tiefſten Bußzerknirſchung:

Greulich befleckt iſt mein arm Gewiſſen ꝛc.

Daß in dieſer Zeit des Blutes und der Trübſal Heermann auch von einem purpurrothen Würmlein Chriſtus ſingt, ſollte ihm nicht ſo ſehr zum Vorwurf gemacht werden, obgleich ſo von Chriſto zu reden allerdings unziemlich iſt. Sanfter und weniger bitter ſchmerzhaft ſind die Klagelieder in des David von Schweinitz Herzensharfe (1640) und ſogar tändelnd mit Wohlklang die des Achilles von Löwenſtein. Mützell hat alle dieſe Lieder der Schleſier geſammelt (1858). Zu ihnen gehören noch die geiſtlichen Oden und ſchwermüthigen Kirchhofsgedanken des berühmten Andreas Gryphius.

Eine ſehr edle Einfachheit charakteriſirt den Niclas Herman, beſonders in ſeinen ſchönen Morgen- und Abendliedern. Am treuherzigſten, voll demüthigen Vertrauens iſt ſein Lied:

Wenn mein Stündlein vorhanden iſt
Und ſoll hinfarn meine Straße,
So geleit du mich, Herr Jeſu Chriſt,
Mit Hülf mich nicht verlaſſe.

Eben ſo Martin Schalling (1608) mit ſeinem ſchönen in Wackernagels Kirchenlied S. 424 aufgenommenen Liede:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!

Dieſe kindliche Vertraulichkeit geht ſchon wieder etwas ins Gemeine über bei Chriſtoph Baumann:

Wo ſoll ich mich hin kehren
Ich dummes Brüderlein.
Allein zu Gott, mein Herre,
Der wird mein Helfer ſeyn.

Ausgezeichnet iſt Philipp Nicolais Lied:

Wie ſchön leucht uns der Morgenſtern.

Zu den beſonders innigen Liedern gehört das: „Nun danket alle Gott“ von Rinckart († 1649). Dieſes überaus ſchlichte Lied, das die tiefſte Ruhe athmet und Gott nur um ein „fröhlich Herz und edlen Frieden“ bittet, wurde das Lieblingslied der preußiſchen Soldaten und von ihnen noch nach dem blutigſten Tagewerk Abends auf dem Schlachtfeld von Möckern (1813) geſungen. Bei dieſem Anlaß muß ich überhaupt in Erinnerung bringen, daß in den großen Kriegen vom gemeinen Mann immer geiſtliche Lieder geſungen worden ſind, neben luſtigen und derben Volksliedern, während die im gebildeten Publikum verbreiteten Lieder, wie „Lützows wilde verwegene Jagd“ als viel zu vornehm und prahleriſch dem gemeinen Mann im Lager fremd blieben, der nur das Einfache liebt.

Eins der guten ſchlichten Lieder iſt das Bußlied Ringwalds († 1598):

O frommer und getreuer Gott,
Ich hab zerbrochen dein Gebot ꝛc.

Feſtes Vertrauen zu Gott iſt ſchlicht und ſchön ausgeſprochen in dem Liede von Altenburg († 1640):

Was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Und in dem berühmten Liede Flemmings:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen ꝛc.

Desgleichen in dem allbekannten Liede Neumarks († 1681):

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die Kampflieder, die noch eine bedeutende Stelle in Luthers Lie-

dern einnehmen, treten ſpäter hinter den Angſtliedern zurück. Im dreißigjährigen Kriege aber erlangte das Lied, das vor der Schlacht bei Lützen im ſchwediſchen Lager geſungen wurde, großen Ruhm. „Verzage nicht du Häuflein klein“! Man ſchrieb es Guſtav Adolph zu, es iſt aber von Zehner verfaßt. Das Lied „Jeſu, hilf ſiegen“ von Schröder († 1728) betrifft nur den innern Kampf der Seele. Eben ſo das Lied von Prätorius (1659): „Sey getreu bis an das Ende“. Eins der muthigſten Lieder von allen iſt das von Kongehl († 1710): „Nur friſch hinein, es wird ſo tief nicht ſeyn“.

Unter den zahlreichen Liedern, in denen ſich Glaubensmuth und Vertrauen ausſpricht, glänzt das eine davon, der Kurfürſtin Louiſe Henriette von Brandenburg († 1667):

Jeſus, meine Zuverſicht ꝛc.

Unter den Schrecken des Krieges flüchteten viele fromme Seelen in den Schutz des Heilandes und gaben ſich mit faſt weiblicher Furcht, wie Schäflein ganz dem Hirten hin. Etwas Aehnliches zeigt ſich auf der weltlichen Seite in den Schäfereien, in die man als zu paradieſiſchen Aſylen der Unſchuld und des Friedens vor dem Entſetzen des Krieges floh. Dieſe Stimmung herrſcht in vielen Kirchenliedern, die bald nach dem 30jährigen Kriege erſchienen ſind. In Mitternachts (des intereſſanten Schauſpieldichters) feuerheißen Liebesflammen einer in Jeſu verliebten Seele, in des Prätorius jauchzendem Libanon, in Homburgs Liedern, in Johannſens ſulamithiſchen Freudenküſſen ꝛc.

Die myſtiſchen Lieder, in denen die Seele ſtaunt über die Liebe Gottes und ſich auch ihrerſeits in Gottesminne verſenkt, laſſen bei den Proteſtanten kaum mehr einen Unterſchied wahrnehmen von den älteren Katholiken. Daher war es möglich, daß die innigen Lieder des Jeſuiten Angelus Sileſius zu proteſtantiſchen Kirchenliedern werden konnten. In den lutheriſchen Geſangbüchern finden wir z. B. von Richter († 1711) ein ſchönes Lied dieſer Art:

O Liebe, die den Himmel hat zerriſſen,
Die ſich zu mir ins Elend niederließ ꝛc.

Den tiefſten Seelenfrieden haucht ein Lied von Scriver († 1693):

Meine Seele iſt ſtill zu Gott.

Auch ein Lied Freilinghauſens († 1739):

Wer iſt wohl wie du?
Jeſu, ſüße Ruh ꝛc.

Ernſt Lange († 1727) preiſt die heilige Ruhe der Seele.

Wer recht die Pfingſten feiern will,
Der wird in ſeinem Herzen ſtill.
Ruh, Friede, Lieb und Einigkeit,
Sind Zeichen einer ſolchen Zeit,
Worin der heil. Geiſt regiert ꝛc.

Benjamin Schmolk († 1737) ſieht im Geiſt den Lohn des müden und treuen Arbeiters im Weinberge.

Thut mir auf die ſchöne Pforte,
Führet mich in Zion ein ꝛc.

Neander († 1680) ſingt das ſchöne Abendlied:

Der Tag iſt hin, o Jeſu, bei mir bleibe.

und den modernen Pſalmen:

Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!

Die kindiſche Tändelei und Vertraulichkeit mit dem Heiland iſt doch nicht ſo verwerflich, wie die falſche Zuverſicht, das grobe Pochen auf Chriſti Verdienſt. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in den Geſangbüchern Liedern begegnet, wie dem von Stockmann († 1636) „Jeſu Leiden, Pein und Tod," worin es heißt:

Jeſu deine Paſſion
Iſt mir lauter Freude,
Deine Wunden, Kron und Hohn
Meines Herzens Weide,
Meine Seel auf Roſen geht,
Wenn ich dran gedenke,
Ja dem Himmel eine Stätt'
Mir deswegen ſchenke!

Und von Neumeiſter († 1756):

Ich bin ganz getroſten Muthes,
Mein Gewiſſen beißt mich nicht.
Denn Chriſtus

Hat die Sünden abgetragen,
Daß mich nichts verdammen kann.

Wo auch der Eigennutz nicht so offen hervortritt, ist schon das Sichaufdrängen mit Liebkosungen und das Ihn Alleinhabenwollen sehr widrig, leider aber überaus häufig. „Meinen Jesum laß ich nicht", — „Jesus, Jesus, nichts als Jesus" (von einer Gräfin von Schwarzburg († 1672).

Gottfried Arnold (1714) gieng so weit, auszusprechen, daß man, wie durch Unglauben den Teufel, so durch Glauben den Heiland förmlich bannen kann, daß er thun müsse, was man wolle. In dem Liede „o Durchbrecher aller Bande" lautet die siebente Strophe:

Aber unser Geist der bindet
Dich im Glauben, läßt dich nicht,
Bis er die Erlösung findet ꝛc.

Die kindliche Hingebung der vertrauenden Seele an den Heiland artete nach und nach in eine kokettirende und unanständige Vertraulichkeit aus. Das Abküssen des Jesuskindleins, das Berührenwollen, Anfassen, Anlachen und Anschmiegen der allerheiligsten Persönlichkeit verräth jedenfalls eine gemeine Natur und ist im höchsten Grade unschicklich und zu verdammen. Johann Mathesius wagte schon 1559 zu singen:

O trautes Jesulein,
Gottes Lämmelein,
Jesu, liebes Brüderlein,
Du wollst Emanuelchen seyn ꝛc.

Hundert Jahre später war dieser Ton schon viel verbreiteter. So sang Schuler († 1662):

O Jesulein süß, o Jesulein mild,
Deines Vaters Willen hast du erfüllt ꝛc.

Und Benjamin Schmolck:

Breit aus die Flüglein beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!

Es gibt auch eine Menge lehrhafte Volkslieder, die gleichsam einen weltlichen Anhang zu den kirchlichen Gesangbüchern bilden, sofern sie

Kräftigung eines niedergehaltenen, ſo vielfach gedemüthigten Volks wurde. —

Die Staatsgewalten und die Schulen.

Wenn ein groſser Theil des öffentlichen Unterrichts von den Prieſtern gegeben, die Geſammtheit aber von ihnen wenigſtens beaufſichtigt wird, ſo bleibt den Staatsgewalten nur übrig, nachzuhelfen, oder einzuſchreiten, wo ſie glauben können, daß ſie in ihrer Weſenheit benachtheiligt oder bedroht ſeyen.

Dieſe Aufſicht der Geiſtlichkeit ſichert die Regierungen in ſo weit, als ihr Intereſſe mit dem der katholiſchen Kirche parallel geht, vor Ausbreitung ſchädlicher Doktrinen. Den Kindern wird überall ſchon im Katechismus leidender Gehorſam eingeſchärft, und die äuſseren Andachtsübungen werden möglichſt vervielfältigt, um dem unbequemen Denken ein Gegengewicht zu geben. Dennoch halten die Regierungen ſtrenger auf ihr Oberaufſichtsrecht in kirchlichen Dingen als man im Auslande glaubt, Oeſterreich und Toskana mit ſtandhafter Handhabung der Joſephiniſchen Grundſätze, Neapel mit den altſpaniſchen, von Tanucci noch weiter ausgebildeten; Sardinien zeigt der Geiſtlichkeit gröſsere, Modena die gröſste Unterwürfigkeit; in dem Kirchenſtaate ſind bekanntlich beide Gewalten verwachſen.

In demſelben Verhältniſſe ſind die Schulen dem ſtationären Prinzipe unterworfen, iſt die Einwirkung der Regierungsgewalt minder mächtig.

Die Theologie wird überall nach alter Weiſe gelehrt. Die Regierungen laſſen dieſes geſchehen, wählen aber die Biſchöfe nur aus erprobt ergebenen Geiſtlichen.

Die Rechtsgelehrſamkeit wird ſo betrieben, daß an Vereinfachung der Geſetzgebung, Rechtspflege und der Formen der Rechtsgeſchäfte noch ſehr wenig gedacht iſt, was nicht Wunder nehmen darf, denn es iſt überall ſo, wo man die Juriſten walten läſst. Aus der Advokatur ergänzt ſich der Staatsdienſt groſsentheils; auch die Kirche hat ſchon vielen ausgezeichneten Advokaten ihren Purpur verliehen, und dem Advokaten Lambertini ſogar die Tiara.

Die Arzneikunde und die Naturwiſſenſchaften haben begreiflicherweiſe ſich am unabhängigſten ausbilden können und ausbilden

gute Sitten, edle Tugend und gesunde Vernunft predigen. Z. B. das beliebte Lied des Simon Dach:

Der Mensch hat nichts so eigen
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann ꝛc.

Eine ganz nüchterne Prosa wird hier lediglich durch den treuherzigen, ehrlichen, herzgewinnenden Ton zur Poesie erhoben.

Neben den eigentlichen Kirchenliedern wurden noch unzählbare geistliche Lieder von den Häuptern und Schülern der weltlichen Dichterschulen gedichtet und in der Regel ihren gedruckten Sammlungen vorangestellt. Es gehörte noch zum guten Ton, seine gereimten Glückwünsche und Complimente zuerst Gott darzubringen, ehe man sie an die Fürsten, Gönner, an die Brautpaare ꝛc. richtete. So erhielten wir geistliche Lieder von Hoffmannswoldau, von Birken, Zesen ꝛc. In dieser Gattung von geistlichen Liedern herrscht die Subjectivität, das freie Reflectiren und die metaphorische Spielerei vor. Der Dichter brauchte sich weniger nach dem Kirchenstyl zu richten.

Unter den Dichtern, welche vorzugsweise geistliche Betrachtungen in Versen anstellten, machte sich Herbert von Singen (Erstlinge des Geistes, Frankf. und Leipzig 1724) bemerklich, jedoch war er ohne Geist. Von Hans von Aßig erschienen 1719 zu Breslau gesammelte Schriften, geistliche Lieder und Begräbnißgedichte voll Schwermuth und glühender Frömmigkeit, schon ganz im Charakter der Herrnhuter, denen er vorarbeitete. Hier der Anfang des Liedes „beim Grabe Christi“:

Komm, liebe Seele, zu deines Herren Grab,
Ach komm und lege die Thränenpflicht hier ab.
Denn wisse, deine Sünden haben
Den Heiland hier so tief begraben ꝛc.

Auch weiß der Sänger schon, wie die Herrnhuter, sich in Jesu Wunden weich und süß zu betten.

In den poetischen Nebenstunden Kiene's Frankf. und Leipzig 1680 erreicht der Schwulst geistlicher Affectation den Höhepunkt. Aus dem stabat mater macht der Dichter:

Strömt, Waſſerſtröme, ſtrömt, quillt, Quellen, Bäche gießet,
Was ihr könnt gießen aus: ihr Teiche, lauft und fließet,
Kommt, volle Brunnen, kommt hier hier geronnen her!
Erfüllet mein Geſicht, o Meer, o großes Meer!
Und wo noch irgendwo des Himmels Waſſer iſt,
Das ſammle ſich in meiner Augen Bach.

Daneben werden bibliſche Geſchichten nach Art der Heroiden des Ovid behandelt und Potiphars Weib wechſelt mit Joſeph, Bathſeba mit David, ſogar Eva mit Adam, galante Briefe.

Johann Chriſtoph Plankenauers letzter Gerichts- und Todtenprozeß, Jena 1678 enthält in ſehr rohen Alexandrinern und Jamben doch einige recht ernſt gemeinte und treffende Schilderungen des Todes, der Verweſung, der Auferſtehung, der Schrecken des letzten Gerichts und der Hölle.

Es bricht des Halſes Schnee,
Wo war der Locken Schutz, da niſten blaue Schlangen,
Die eben ſo gekrümmt als krauſe Locken hangen.
Es pfeift der Nattern Zung in der gewölbten Bruſt.

Der Tod tritt auf als „ſchwarzer Prinz der Nacht", der mit ſeinen „krummen Waffen" ganze Länder umhaut. Die Erde ſelbſt kann der allgemeinen Zerſtörung nicht entrinnen.

Selbſt die Stein erhitzet glühen,
Erz zerſchmelzt der Thürme Pracht,
Vieh und Menſchen ſieht man brühen,
Von der Hitz durch Feuers Macht,
Blute, Himmel! Erde, falle,
Wehe, Sonn und Mondeslicht ꝛc.

Der Richter tritt mit Majeſtät auf:

Ich der große Gott der Götter,
Deſſen Stuhl der Himmel iſt
Und der Füße Ruhgerüſt
Dieſe Cedern, der im Wetter
Zeiget ſeine erzürnte Macht,
Wenn der ſchwarze Donner kracht.

Die ſüße Wehmuth, das Lächeln unter Thränen, wie es die deutſchen Pietiſten ſeit Spener vorzugsweiſe charakteriſirt, hat den reinſten Ausdruck gefunden in Gottlieb Neumanns Grabliede:

Ei wie ſo ſelig ſchläfeſt du
Nach manchem ſchweren Stand,
Und liegſt nun da in ſüßer Ruh
In deines Heiland Hand.

Sein Leiden hat dich frei gemacht,
Von aller Angſt und Pein.
Sein letztes Wort „es iſt vollbracht"
Das ſingt dich lieblich ein ꝛc.

Als nächſter Vorläufer der Herrnhuter iſt Amadeus Creutzberg zu betrachten, deſſen erbauliche Poeſien, Nürnberg 1720, aus nichts als Chriſtusliedern beſtehen, in denen der Dichter unaufhörlich den Heiland küſſen und umarmen, oder als kleines Kind auf ſeinen Armen getragen ſeyn, auch von ihm die Ruthe bekommen will.

Fege durch die Kreuzesruthe
Alles aus dem Herzen aus,
Waſch es dann mit deinem Blute ꝛc.

Chriſti Blut überſchwemmt faſt alle dieſe Lieder. Die Einbildungskraft des Sängers wählt gerne häßliche Bilder.

Wenn du zu Tiſche gehſt, ſo ſchauſt du todte Thiere
Und weil du ſie verzehrſt, ſo wird dein Leib ihr Grab.
Sag, ob dich dieſes nicht zu deinem Grabe führe?
Ach ja, es mahlet dir dein Sterben deutlich ab.

Das Herrnhuter Geſangbuch erſchien zuerſt 1735. Die meiſten Lieder darin ſind vom frommen Stifter der Herrnhuter Gemeinde, dem berühmten Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, ſelbſt gedichtet worden, deſſen Gedichte 1845 von Knapp neu, aber in allen bedenklicheren Stellen abgeändert, herausgegeben wurden. Sie ſind höchſt originell durch die ſonderbarſte Miſchung von mittelalterlicher Gottesminne und den beiden Extremen der modernen Poeſie, ſchäferliche Empfindſamkeit und Cynismus. Vorherrſchend iſt darin der Ton des Hohenliedes, die hingebendſte Liebe zum Seelenbräutigam, aber dieſe Liebe erlaubt ſich Zudringlichkeiten, die über alle Begriffe unſchicklich ſind. Dahin gehören namentlich die immer wiederholten verliebten Tändeleien mit Jeſu Seitenwunde und der häufige Gebrauch von Ausdrücken ſinnlicher Liebe für die geiſtliche. Abgeſehen von wahrhaft ſalopen Nachläßigkeiten im Styl

und Reim. Statt im hochzeitlichen Kleide kommt der Sänger oft in nur zu tiefem Negligé zum Heiligthum. Aber alle diese Geschmacklosigkeiten dürfen uns nicht hindern, den innersten Kern echter Gottesminne in diesen Liedern zu ehren. Sie sind der harmloseste Ausdruck der ganzen Denk- und Gefühlsweise jener lammfrommen Heerde, welche sich in den Herrnhutern, wie Schäflein auf einer grünen Insel vor dem ringsum wogenden Meere der bösen Welt sicher stellen wollten. Daß Zinzendorf einer der edelsten und reinsten Charaktere war, ist bekannt. Daß er, trotz der gerügten Geschmacklosigkeit, auch eine ausgezeichnete poetische Begabung besaß, mögen zwei seltsam schöne Dichtungen von ihm beweisen.

Einmal läßt er ein Tröpflein himmlischen Thau ins Meer fallen. Es jammert, im Allgemeinen, in der Gemeinheit verschwimmen zu müssen; allein eine Muschel nimmt es auf und es wird die köstliche Perle, die in den Besitz der Königin Kleopatra kommt. Um jedoch das arme Tröpfchen wieder an die Demuth zu erinnern, trinkt jene Königin die Perle im Essig und das Tröpfchen muß nun auf dem schmutzigsten Wege ausgehen. — In der zweiten Dichtung befindet sich das bescheidene Tröpfchen in einem Sumpfe, wird aber von der Sonne ausgesogen und in eine Wolke erhoben. Von hier aus fällt es in den Jordan und dient bei der Taufe des Heilandes an seinem Leibe zitternd vor Ehrfurcht. Später kommt es wieder in die Nähe des Heilandes und sieht ohne Neid, wie andere Tropfen mehr begünstigt und in Wein verwandelt werden; glücklich genug, daß es dem Heiland bei der Fußwaschung dient. Bei diesem Geschäft reibt es sich der Heiland selbst, ohne Zuthun des demüthigen Tröpfleins dermaßen ein, daß es in seine eigene Säfte übergeht. Aber auf dem Oelberg in der Angstnacht schwitzt er es, mit Blut vermischt, wieder aus und ein Engel trägt es mit dem Leidenskelch empor zum Himmel. Das ist die bescheidene in christlicher Demuth auf Erden geprüfte Seele.

Ungleich geschmackvoller im Ganzen und auch tiefsinniger ist der etwas spätere Gerhard Tersteegen (zur Stiegen) aus Mörs in Westphalen, Bandmacher und Mystiker († 1769). In seinem 1768 herausgegebenen geistlichen Blumengärtlein, dessen 12. Auflage 1821 in Frankfurt und Leipzig erschien, hat er neben Betrachtungen in Prosa und Denksprüchen in Versen auch eine Anzahl geistliche Lieder gegeben, in denen eine warme und tiefe Gottesminne sich ausspricht.

In den Denksprüchen, welche er „Schlußreime" genannt hat, herrscht durchaus Quietismus vor. Schlußreim 8 verlangt, der Mensch soll Gott

ſtillhalten, wie die Blumen dem Sonnenſchein. 18, man ſoll Gott nur im Stillen lieben und nie davon ſprechen, denn geheime Liebe ſey die heißeſte. 17, ſey ein Kind, ſo iſt dir Gott nicht ferne. 81, entferne dich vor dir ſelbſt, ſo biſt du bei Gott. 117, leiden iſt mehr als thun. 132, ſey in dieſer Welt todt, ſo wirſt du in jener leben. 189, Gott wird am beſten mit Schweigen geehrt. 204, verlange nichts, ſo bekommſt du alles. 242, thue immer, was du nicht willſt, und unterlaſſe, was du willſt. 252, wer ſeine Tugend ſchaut, iſt nicht fromm, nur wenn wir Nichts ſind, erlangt Gott Ruhm durch uns.

Gar ſinnig ſind folgende Verſe:

336. Viel Forſchen und Vernunft erreicht nicht Gottes Licht,
So lang du Sünde thuſt, kennſt du die Wahrheit nicht.
349. Wie Hagar nichts mehr fand im Krug,
Da fand ſie erſt den nahen Brunnen.

So viel über die Liederdichter vom Beginn der Reformation an bis zu dem des Rationalismus.

Die fromme Wuth zu reimen ſchuf auch eine Menge von metriſchen Ueberſetzungen der Pſalmen, der Sonntagsepiſteln und Sonntagsevangelien. Aberlin concentrirte 1534 den ganzen Bibelinhalt in drei Geſängen. Schimmler reimte 1621 den lutheriſchen Katechismus, Corvinus 1546 die Glaubenslehre, Martin Böhme (ein Lauſitzer wie Jakob B.) die Paſſionsgeſchichte in Reimgebeten, eigentlich gereimte Predigten (1606). Am meiſten aber concurrirten die Kirchendichter in gereimten Ueberſetzungen der Pſalmen. Unter ihnen errang Lobwaſſer († 1583) unbeſtritten die Palme. Seine Uebertragung wurde ausſchließlich Liederbuch der Calviniſten, ſie darf ſich indeß nicht neben Luthers körniger Proſa ſehen laſſen. Unter den lutheriſchen Pſalmenüberſetzern, die ihm entgegentraten, glänzt Cornelius Becker in Leipzig 1602. Daran ſchloßen ſich noch viele Umſchreibungen einzelner bibliſcher Bücher in deutſchen, wie lateiniſchen Verſen, Milags Jeſaias (1646), Schirmers Sirach (1655) ꝛc., viele Uebertragungen des Hohenliedes von Finkelthau, Albinus ꝛc. unzählige deutſche und lateiniſche Elegien, in denen einzelne Männer und Begebenheiten des alten und neuen Teſtaments beſungen wurden und eine erſtaunliche Menge dramatiſcher Bearbeitungen der bibliſchen Stoffe in den Schulcomödien.

Ueber die geiſtlichen Schauſpiele des 16. Jahrhunderts finden ſich am Schluß von Mones geiſtlichen Schauſpielen S. 411 f. ſchätzbare

Notizen. Ein Theil davon sind Moralitäten und reine Allegorien z. B. die Berner Spiele peccator conversus, worin Tugenden und Laster, der Tod ꝛc. auftreten, miles christianus, worin sich die Teufel abmühen, den Bekehrten wieder zu verführen ꝛc., die meisten aber sind Passions- und Osterspiele oder Scenen aus der biblischen Geschichte. Die reichsten Verzeichnisse (freilich nur der Titel) der geistlichen Schauspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten Gottscheds nöthiger Vorrath und Gödekes neuester Grundriß. Ueber die Aufführungen muß man Devrients Geschichte des deutschen Schauspiels nachlesen. Ueber die Weihnachtsspiele insbesondere Weinhold, Weihnachtsspiele S. 173 f.

Die allegorischen Schauspiele erhielten sich vorzüglich im katholischen Glauben, wo sie unter der Leitung der Jesuiten nach spanischem Beispiel eine außerordentliche Pracht entfalteten und an großen Kirchen- und zugleich Hoffesten aufgeführt wurden. Die aus der biblischen Geschichte entlehnten Schauspiele fanden ihre größte Ausbreitung bei den Protestanten. Ich werde von den katholischen Schauspielen später in Verbindung mit andern katholischen Dichtungen handeln und hier vorerst nur die protestantische Bühne besprechen. Was diese für die kirchliche Polemik und Satire leistete, ist oben schon erörtert worden. Außerdem waren die Schulen sowohl als die frommen Bürgerschaften darauf bedacht, sich an ernsten Stücken wahrhaft zu erbauen. Von der Bürgerschaft wurden solche Stücke noch tief ins 16. Jahrhundert hinein auf offenem Markt und mit großer Personenzahl gespielt. So das berühmte von 106 Personen aufgeführte Zürcher Spiel von Rueff: Adam und Eva, die Zwickauer Spiele von Gräff: Judith (1536), von Ackermann Tobias (1539), das Görlitzer Spiel Rätels vom goldnen Kalbe (1573), das Heidelberger Spiel Schmidts von Tobias (1578), das von 246 Personen in Kaufbeuren aufgeführte Pfingstspiel (1592) und viele ähnliche. — Andere wie die zahlreichen geistlichen Spiele des Hans Sachs, reihten sich noch einfach an die Fastnachtsspiele und wurden in geschlossenem Raume aufgeführt. Ausgezeichnet ist unter diesen Stücken Hecastus, im Jahr 1539 lateinisch in den Manieren des Terenz verfaßt von dem geistvollen Utrechter Georg Macropedius (Langewaldt) (abgedruckt in den comoediae et tragoediae aliquot, Basil. 1540), darnach auch von Hans Sachs als

Comödie bearbeitet (wie auch engliſch, vgl. Tieck, deutſches Theater I. XIII.), eine ſinnreiche Allegorie.

> Hecaſtus, der reiche Mann, ſoll ſterben. Wie reich er immer iſt, findet er Niemand, der ihn begleiten will, keinen Verwandten, keinen Freund noch Diener. Auch Plutus, der Reichthum, will zurückbleiben. Endlich finden ſich noch ein Paar alte treue Jugendfreundinnen, virtus und fides, die gehen mit ihm und nehmen dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg.

Ganz ähnlich iſt der in Nürnberg 1569 gedruckte Homulus.

Eine neue Erſcheinung war das lateiniſche Schuldrama. In den proteſtantiſchen Schulen wurden nämlich die Stücke vorzugsweiſe lateiniſch von den Schülern ſelbſt aufgeführt. Dabei machte der Humanismus ſeinen Einfluß geltend und die claſſiſche Form wurde beliebt. Indem nur die Paſſions- und Oſterſpiele der ältern Zeit, überhaupt was ſich auf Chriſtum bezog, beibehalten, dagegen alles was Marien und die Heiligen angieng, verworfen wurde, ſo mußten zum Erſatz vorzugsweiſe Stoffe aus dem alten Teſtamente dienen. Auch machte ſich in den lateiniſchen Schulen eine immer wachſende Vorliebe für antike Stoffe geltend, daher im 17. Jahrhundert die Schuldramen in überwiegender Menge nur altteſtamentaliſche, oder claſſiſche Gegenſtände behandeln und ſich unendlich oft Adam und Eva, Kain und Abel, Abraham, Iſaak, Jakob, Joſeph, Moſes, Gideon, Judith, Jephtha, Simſon, die Propheten, Saul, David, Abigail, Salomon, Nebucadnezar, Eſther, Suſanna, Daniel, Belſazar, Hiob, Tobias ꝛc. wiederholen, neben Lucretia, Cleopatra, Virginia, Codrus, Scipio, Camillus, Zenobia und den beliebten Stoffen aus der Mythologie. Die humaniſtiſche Hinneigung zum Sinnlichen verrieth ſich in den Stoffen, die ſich am meiſten wiederholten. Es gibt mehr als ein Dutzend Comödien von der Suſanna und vom keuſchen Joſeph, wenigſtens ein halbes Dutzend von der Judith, und unter den claſſiſchen Stoffen wurden ebenfalls die erotiſchen aus Ovids Metamorphoſen am häufigſten bearbeitet.

In der Form wirkte ſichtbar die Renaiſſance ein. Paul Rebhun führte in ſeinen berühmten deutſchen Schauſpielen Suſanna 1535 und die Hochzeit zu Cana 1538 ſchon jambiſche und trochäiſche Verſe ein, Hieronymus Ziegler ſchrieb 1543 zu Augsburg eine sacra comedia, Iſaaks Opfer, und ſpäter noch einige ähnliche ganz in der Weiſe des

Terenz. Des Gnaphaei Acolastus, Col. 1569 brachte in die Geſchichte des verlornen Sohns die obligate meretrix des Terenz hinein.

Ich enthalte mich, die zahlloſen Namen und Titel der geiſtlichen Spiele aufzuzeichnen. Nur einige ſeyen hier genannt, weil ſie größeren Ruhm erwarben. So des gelehrten Chyträus Tragödie von Abrahams Opfer 1590. Neukirchs Stephanus 1591. Sanders Johannes der Täufer 1588. Holzwarts Saul 1577. Zahn, Kain und Abel 1590. Spangenbergs Jeremias, Simſon, Belſazar ꝛc. 1603. Johannſen, Tod Babilos 1652.

Im Jahre 1537 wurde eine tragoedia von Joh. Huß gedruckt, die mir noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. Sie ſtellte den böhmiſchen Reformator als Märtyrer dar.

Chriſtian Dedekind, Dichter und Componiſt am Hoftheater zu Dresden, iſt dadurch bemerkenswerth, daß er ſchon einige Jahrhunderte vorher, ehe Kurfürſt Friedrich Auguſt katholiſch wurde, daſelbſt die Töne Calderons anſchlug. Seine geiſtlichen Schauſpiele, gedruckt 1670, vermehrt 1676, verrathen die Bekanntſchaft mit Calderon im Schwunge der Trochäen und in einer gewiſſen feurigen Begeiſterung. Sie handeln von der Geburt, vom Leiden, von der Auferſtehung des Heilandes, vom bethlehemiſchen Kindermord ꝛc. Engel und Teufel greifen in die Handlung ein, allgemeine Reflexionen werden von Chören geſprochen. Man erkennt das Muſter der antiken Tragödie, aber der Vortrag iſt ſpaniſch. Im „Kindermord“ erwacht die Urmutter Rahel aus dem Grabe und ſpricht:

Was für ein herber Jammer
Erhebt ſich überall aus dieſer Höhe?
Was für Geſchrei auf Bethlehems Gefilde?
Daß ich nicht bleib im Frieden
Und aus der Ruh in meines Grabes Kammer
Aufs neu erwecket werde.
Mit welchem Schreckenbilde,
Stört man die öde Gegend?

Hier glaubt man ganz Calderon zu hören. Aber der Adel der Sprache ſinkt bei Dedekind immer bald wieder ins Gemeine hinab. So ſpricht Jeſus:

Ich geh hinauf zu tilgen Schand und Sünde,
Worinnen ihr und alle Menſchenkinder

Als ſonſt verlorne Sünder
Jetzunder noch bis an die Ohren ſteckt ꝛc.

Auch liebt der Dichter das Grelle. Indem Judas Iſcharioth am Galgen ſeinen letzten Monolog hält, antwortet der Teufel im Echo. Indem derſelbe Judas am Galgen zerplatzt, packt Satan ſein Eingeweide zuſammen.

Originell iſt eine sacra comoedia des Jakob Roſenfeld, Chamus, gedruckt zu Jena 1599.

Cham begeht das bekannte Verbrechen der Impietät gegen ſeinen Vater Noah, nicht ohne Zuthun des Satan, der ſeine Rede mit einem gräßlichen: hy hy hy hy hy! beginnt. Dafür trifft Cham der Fluch, den er aber unwirkſam zu machen ſucht, im Bunde mit dem ſtolzen Nimrod, durch den Thurmbau. Dieſer ſoll nicht nur dienen, um die Zerſtreuung der drei Urſtämme (Sem, Cham und Japhet) zu verhüten, ſondern auch Gott ſelber trotzen. Da ſtraft Gott die Frevler und verwirrt ihre Sprache und auf einmal brechen Reden in allen Zungen los, chaldäiſch, griechiſch, ſlaviſch, hoch- und niederdeutſch, engliſch, italieniſch, franzöſiſch, däniſch ꝛc. ein Durcheinander, welches auf der Bühne gewiß eine ſehr heitere Wirkung gemacht hat. Gott allein ſpricht hebräiſch und donnert den auseinanderlaufenden Völkern nach.

Im 17. Jahrhundert ſpaltete ſich das geiſtliche Schauſpiel in das empfindſam ſchäferliche und in das gräßlich heroiſche, ſofern gleichzeitig auch die weltliche Poeſie in dieſe Extreme fiel. Der Nürnberger Johann Klay vereinte beide. Als ſ. g. Pegnitzſchäfer war er ſo ſanft als möglich, aber auch alle gelehrten Grillen und bibliſchen Stoffe faßte er mit wahrhaft barbariſcher Phantaſie auf. In ſeinem wunderlich pretiöſen Weihnachtsliede wird die ganze claſſiſche Mythologie geplündert, um die Geburt Chriſti zu feiern. Der Flußgott Jordan und die Nymphen ſingen dem an ſeinem Ufer geborenen Heiland. Klay ſchrieb ferner eine Trauerrede über das Leiden des Erlöſers (1645), worin die Viſion der himmliſchen Heerſchaaren, eine Armee von Engeln unter ihrem Feldherrn Michael, das Originellſte iſt. Daran reiht ſich „der Engel- und Drachenſtreit“ deſſelben Dichters, ein Trauerſpiel Herodes, eine Auferſtehung, eine Himmelfahrt und eine Ausgießung des h. Geiſtes. Im Engelſtreit ſind die dämoniſchen Truppen phantaſtiſch ausgemalt. Im Herodes iſt der Kindermord mit gelehrtem Aufwand dargeſtellt, nämlich alle möglichen Greuelgemälde claſſiſcher Dichter dazu benutzt. Herodes ſelbſt fällt in

Wahnſinn und zuletzt vereinigen ſich die Mütter zu einer Verfluchung deſſelben, in welcher der Schatz aller Schimpfwörter erſchöpft ſcheint.

Eine große dramatiſche Dichtung Birkens „Pſyche“, aufgeführt in Nürnberg im Jahr 1652, iſt bemerkenswerth, ſofern ſie den berühmten ſchönen Stoff aus Apulejus enthält und denſelben echt nürnbergiſch verſchnörkelt mit den Modefiguren ſeiner Zeit, aus der Hof- und Schäferwelt, zugleich aber auch chriſtlichen Myſticismus einmengt und mit dem Heiland kokettirt. Denn der Held des Dramas, Prinz Theagenes, ſoll niemand anders als Chriſtus ſelber ſeyn.

Faſt auf allen gelehrten Schulen wurden damals geiſtliche, zum Theil auch weltliche Comödien und Tragödien aufgeführt. Am thätigſten war man zur Zeit des Klay in Nürnberg, zur Zeit des Weiße in Zittau; vor allen aber leiſteten die Studenten der von Sturm gegründeten Straßburger Hochſchule Ausgezeichnetes. Berühmt waren auch die Comödien der Schule zu Magdeburg. Unter den zahlloſen Dichtern machen ſich beſonders Dedekind und Klay durch die Menge ihrer bibliſchen Stücke bemerklich. Die allegoriſchen Stücke kamen auch unter den Proteſtanten nach dem dreißigjährigen Kriege in die Mode, denn damals gieng alles auf Stelzen.

In einem allegoriſchen Schauſpiel des Caſpar von Stieler „Willmut“ von 1680, wird allzukünſtlich eine Binſenwahrheit zur Schau geſtellt.

Prinz Willmut (der freie Willen des Menſchen) ſoll Allguda, Prinzeſſin von Seelwig (das gute Prinzip, wodurch man die ewige Seligkeit erwirbt) heirathen, die böſen Räthe (Leidenſchaften) ſuchen ihm die Scheinguda unterzuſchieben, aber die guten Räthe (Ehre und Wahrheit) leiten ihn zu der wahren Braut hin.

Knorr von Roſenroth ſchrieb 1684 einen „neuen Heliccon“ worin er gereimte Sittenlehren ertheilt und vor allem, nach ſeinem Vorbild Boethius, Stille und Gelaſſenheit empfiehlt. Darin ein allegoriſches Stück:

Dahar (die Weltluſt) will Naſima (die Seele) heirathen, dieſe aber liebt den Fedil (die Tugend), der ſie einem noch Höheren, dem Mamſuh (Chriſtus) abtritt. Dahar liebt zugleich die Adibe (Leidenſchaft), wird aber, als Mamſuh ſie belehrt, von ihr erſtochen, die nun den Fedil zum Gatten wählt.

müssen. Die Gabe, zu beobachten, zu combiniren, zu errathen, ist dem Italiener überhaupt eigen, und diese Laufbahn ist die einzige, in welcher ein ausgezeichneter Kopf seinen Weg mit einiger Unabhängigkeit machen kann. Denn der gute Arzt wird auch von denen geschont, welche wähnen, er müsse vermöge seiner Kunst schon ein schlechter Christ seyn, und deren sind sehr viele.

Die Naturwissenschaften werden von den Regierungen nicht gefördert wie sie es verdienten. Man ignorirt gewöhnlich ihre Verehrer; wenn man aber ihres Rathes bedarf, so nimmt man ihre Existenz als bekannt an, und macht dieselben Forderungen an sie, welche man nach Unterstützung, Aufmunterung, oder wenigstens alsdann machen könnte, wenn man sie nicht gehindert hätte.

Die Mitbewerbung anderer freieren Staaten macht es täglich weniger möglich, mit der halben Bildung auszukommen, welche allein der erneuerte Katholicismus seinen Jüngern gestatten will. Um den Staatsbedarf aufbringen zu können, muß man Kunstfleiß, um in diesem sich halten zu können, Kenntnisse haben. Daher sind die Lücken des in Italien allgemein befolgten Systems überall sichtbar, und die heimlich aus eingeschwärzten verbotenen Büchern, aus eiligen Reisen, aus dem Umgang mit Ausländern erworbene unvollständige Einweihung in die Ideen der Neuzeit, verbunden mit dem beleidigten Nationalgefühle, welches sich der Fähigkeit zum Höchsten und der Unfähigkeit der Mitbewerbung gegen weit jüngere Kulturen zugleich bewußt ist, werden jetzigen italienischen Regierungen gefährlicher werden, als es eine ruhige, gleichmäßige, unbeschränkte, aber organische Ausbildung je geworden wäre.

Zeitschriften.

Eines der Hauptwerkzeuge der neueren Zeit, die periodische Literatur, ist in Italien in einem höchst mangelhaften Zustande. Sie ist weder so praktisch-national wie in England, noch so dem Treiben des Tags gewidmet wie in Frankreich, noch so nach Allgemeinheit strebend wie in Deutschland.

Hieran sind wieder theils die halbinselförmige Lage des Festlands und die Abschließung der Inseln, theils die Richtung des Volks, vorzüglich aber sind die Regierungen daran Schuld. Das

Diese protestantische Dichtung ist auffallend verwandt mit den katholischen Allegorien, welche die deutschen Jesuiten dem Calderon nachdichteten.

Ihre höchste Ausbildung erreichte die kirchliche Kunst bei den Protestanten in geistlichen Singspielen, Cantaten und Oratorien. Eine Reihe großer Meister weckte innerhalb der lutherischen Kirche die heiligen Töne der altitalienischen Kirchenmusik; oft wurde ein mittelmäßiger Text unsterblich durch der Töne Meister. Das innigste Gefühl der Andacht und Gottesminne flüchtete gleichfalls in die Musik, je dummer und steifer die Orthodoxie am Buchstaben hieng und die Predigt immer mehr in ein blos verständiges Raisonniren ausartete. Ich kann mich indeß hier über diesen schönsten Theil protestantischer Kunst nicht verbreiten, da ich mich auf die Dichtung beschränken muß.

Noch bleiben uns die geistlichen Lehrgedichte der Protestanten zu überblicken übrig.

Von Philipp Melanchthon sind uns Epigramme erhalten, 1563 zu Wittenberg gedruckt, frommen, gelehrten und durchaus friedlichen Inhalts, kleine Commentare zur h. Schrift oder zu den alten Classikern, alles in lateinischen Hexametern.

Bemerkenswerth ist seine Klage über den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, indem er im Traum die schreckliche Gestalt des wüthenden Ajax auftauchen sieht. Lieblich ist seine Schilderung eines Bildes des großen Christoph, wie er das Christkind durch das Wasser trägt. Diesem altdeutschen Bilde steht dann wieder ein antikes Vasenbild auf merkwürdige Weise gegenüber, die vor dem Esel des Bachus fliehenden Giganten. Die meisten Epigramme sind kurze Grüße an Freunde und Betrachtungen über das, was sich eben zutrug, insbesondere auch auf jede Sonnen- und Mondesfinsterniß.

Georg Fabricius von Chemnitz zeichnete sich (poëmata 1567) durch zahlreiche Oden und Elegien aus, in denen er heilige Gegenstände, namentlich aus dem alten Testamente, merkwürdige göttliche Strafgerichte, unter andern aber auch die pietas puerilis in Beispielen besang. Sein Latein ist durchaus kirchlich und frei von den heidnischen Figuren. Viele andere gelehrte Dichter begannen dagegen auch in christlichen Dichtungen classische Namen, Gestalten aus der alten Mythologie einzuführen, Jehovah wird unvermerkt zum Donnerer Zeus, der Flußgott Jordan und die Nymphen

empfangen den Heiland bei der Taufe, Phöbus und Luna verhüllen ihr Geſicht bei dem Tode des Heilandes am Kreuze. Dieſe Auffaſſungen ſind zum Theil harmlos und naiv (wie in den altchriſtlichen Katakombenbildern), zum Theil aber affectirt, unanſtändig und der Würde des Chriſtenthums unangemeſſen. Uebrigens giengen die italieniſchen Dichter mit dem Beiſpiele voran. Bei uns ſchrieb der Breslauer Frenzel in dieſem Styl poemata sacra, welche Friſchlin 1585 zu Straßburg herausgab. Sie handeln in virgiliſchen Hexametern de partu virginis und de puero Jesu, reichlich durchſpickt mit claſſiſcher Mythologie.

Johann Mylius, Profeſſor in Jena († 1575) ſchrieb lateiniſche Dichtungen von den guten und böſen Engeln und von den chriſtlichen Rittern, Elegien von der thebaniſchen Legion und alten Kaiſern und Helden, die für Chriſtum geſtritten, bis auf Mathias Corvinus und Karl V, weil dieſe wider die Türken kämpften. Der Grundgedanke iſt ſchön, die Ausführung aber matt.

Ein gekrönter Poet Kepylchius gab 1669 zu Oels einen Cato christianus heraus, eine Auflöſung der Pſalmen in lateiniſche Diſtichen, unter denen die deutſche Ueberſetzung in elenden Knittelverſen ſteht.

Albinus in Weißenfels machte ſich durch Gluth der Phantaſie bemerklich, ſowohl in ſeinen ſulamithiſchen Liebesliedern nach dem hohen Liede, wie in ſeinen Empfindungen unter dem Kreuz bei den „fünf Wunden Jeſu“ (1650) und in ſeiner gräßlich ausgemalten „Qual der Verdammten“ (1653). Ueberhaupt fehlten apokalyptiſche Dichter den Proteſtanten nicht. Faber dichtete 1664 eine „letzte Gerichtsposaune“. Die tollſten Höllenfratzen aber enthält die in Scheibles Schaltjahr IV wiederabgedruckte Tragicomedia von einer Wallfahrt in Hölle und Himmel von Klein (Eßlingen 1570). Von Dantes Geiſt iſt hier nichts wahrzunehmen, der Dichter malt nur mit Blut, Koth und Feuer die haarſträubendſten und eckelhafteſten Naturbilder aus.

Das Gedicht „der Hörſelberg“ 1592 von Victor Perillus verfaßt und in Hagens Germania II. 353 beſchrieben, hält nur die Vorſtellung feſt, daß im gedachten Berge die Hölle ſey und ſchildert nun weniger in Dantesker, als vielmehr in Lucianiſcher Weiſe die Strafen aller Stände und Sünderklaſſen dieſer Welt, wobei Charon und Merkurius Dialoge halten. Die Finanzer ſchwitzen und frieren zugleich, die Fuchsſchwänzer

werden von Hummeln gestochen, auf den Köpfen der Prahler sitzt eine Elster (wohl nicht in dem Sinne, wie sonst ein Augen aushackender Rabe, sondern des Elsterngeschreies wegen); Säufer sitzen vor leeren Humpen ꝛc. Es ist wenig Witz dabei. Zuletzt kommt Vulcan als Henker, um mit glühendem Eisen die Sünder zu brandmarken.

Ich muß unter die christlichen Dichter auch unsern berühmten theosophus teutonicus, den Görlitzer Schuster Jakob Böhme aufnehmen, denn seine s. g. philosophischen Bücher sind im Grunde doch nur eine großartige Dichtung. Er lebte, von der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit Sachsens verfolgt, in kümmerlicher Armuth († 1624), aber seine Werke wurden weit verbreitet und erschienen zum erstenmal in Amsterdam 1620 in einer prächtigen Ausgabe. Lange verachtet, ist er in jüngerer Zeit wieder allzu hoch erhoben worden.

Sein System hat, ehe man dessen Vollendung kennt, auf den ersten Blick viele Aehnlichkeit mit der Grundlehre des indischen Brahmaismus. Wie nämlich Brahma von Anbeginn ist und nichts bei ihm als Maja, seine Phantasie, in deren magischem Schleier er die Urbilder aller kunftigen Dinge erblickt oder vielmehr auf den er diese Bilder hinzaubert, und wie auf dieses magische Vorspiel im Traume des gleichsam noch schlafenden Gottes erst die Geburt der Wirklichkeit erfolgt in der Trimurti, dem schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Prinzipe: also ist auch bei Jakob Böhme das göttliche Urwesen anfangs allein mit der Sophia, der himmlischen Weisheit, in der sich das Urbild der kunftigen Schöpfung spiegelt. Die Schöpfung selbst aber ist bei Böhme die Emanation Gottes in drei Stufen, und in diesen lassen sich die indischen der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung nur in einer andern Zusammenordnung wiedererkennen. Wenn nämlich bei den Brahmanen das zerstörende Prinzip das letzte, aber keineswegs feindliche ist, weil sie glauben, die irdische Welt sey nur eine Strafanstalt, eine Unglückswelt und ihre Zerstörung mithin ein Segen; so ist dagegen bei Böhme das zerstörende Prinzip das zweite und ein absolut feindseliges, daher es im Kampf mit dem ersten schaffenden Prinzipe durch das dritte erhaltende gebändigt werden muß. Im ersten schafft Gott eine durchaus vollkommene Welt, an der ganz und gar nichts auszusetzen ist, in der es kein Wehe, keine Häßlichkeit, keine Lüge gibt, eine Welt, wie sie seyn soll. Diese Welt, personificirt gedacht, als der erstgeborne Sohn Gottes, ist Lucifer. Aber kann etwas außer Gott seyn, das sich nicht wider Gott setzte? Ist auch Lucifer aus Gott hervorgegangen und insofern noch selber Gott, so ist er doch der sich entäußert habende, sich selbst gegenüberstehende Gott und damit ist das Princip des Egoismus in die Welt getreten. Lucifer will allein Gott seyn, sagt sich von seinem Ursprung los und verliert dadurch

das magiſche Band, das alle Weltkräfte in ſchönſter Harmonie vereinigte. Nun wüthen und toben ſie plötzlich alle gegen einander, das Licht wird Finſterniß, die Schönheit Häßlichkeit, die Wahrheit Lüge, die Wonne Pein, der erſtgeſchaffene Himmel wird zur Hölle, Lucifer zum Teufel. Aber Gott kann dieſe Zerſtörung ſeiner ſchönen Schöpfung nicht zugeben. Er tritt alſo in das dritte Prinzip ein und ſchafft die irdiſche Natur, in welcher das Böſe durch Gutes gebunden iſt, und den Menſchen, dem die Freiheit gegeben iſt, zwiſchen dem Himmel und der Hölle zu wählen. Da ſich aber auch in dieſer neuen Schöpfung der Fall Luciſers im Falle Adams wiederholt, und auch dieſe zur Erhaltung und Rettung beſtimmte Schöpfung zu Grunde zu gehen droht durch die Unwürdigkeit der Geſchöpfe, ſo wird Gott zum Meſſias und geht mit ſeinem Selbſt in den Tod und in die Hölle ein, um ſie zu überwinden. Nur indem er ſelbſt die Schmerzen und die Schmach übernimmt, welche die Sünde und Thorheit der Geſchöpfe verſchuldet haben, iſt die Erhaltung und Vollendung der Welt möglich, die ſonſt unhaltbar immer wieder in ſich zuſammenfallen würde. Mithin iſt Chriſti Opfertod der Culminationspunkt des Weltlebens, der Schlußſtein der ganzen Schöpfung.

Daraus folgt nun auch Böhmes Moralſyſtem, welches gänzlich dahin abzweckt, die in der irdiſchen Welt verſteckte Hölle zu bekämpfen und dagegen den in derſelben Welt verſteckten Himmel aufzuſuchen. Er ſcheidet die ganze Natur in eine böſe und gute Hälfte. Alle guten Thiere und heilſamen Pflanzen erinnern ihn an das verlorene Paradies, während die böſen an die Hölle erinnern. Aber ohne die Sendung des Meſſias würde der Menſch zu ſchwach ſeyn, das Rechte zu wählen und beim Rechten zu bleiben. Die Vereinigung mit Chriſto iſt mithin das moraliſche Endziel für den Menſchen in dem Maaße, wie die Uebereinſtimmung Adams mit Lucifer das Verderben der Menſchen herbeigeführt hat.

Nun iſt aber Chriſtus das non plus ultra von Reſignation und Demuth, indem ſich der allmächtige Gott ſelbſt in die ſchmerzhafte Knechtsgeſtalt begeben, und deßhalb iſt Demuth die alleinige Pforte, durch die man zur Gemeinſchaft mit ihm gelangt. Woraus hervorgeht, daß Hegel äußerſt Unrecht hatte, ſich mit ſeiner hoffärtigen Lehre von der Selbſtvergötterung auf den demüthigen Böhme zu berufen.

Quirinus Kuhlmann, ein Schleſier, der viel in der Welt herumzog und zuletzt 1689 in Moskau als Ketzer verbrannt wurde, war ein poetiſcher Schwärmer, der ſich in Jakob Böhmes Myſtik vertieft und darüber den Verſtand verloren hatte. Seine himmliſchen Liebesküſſe und ſeine noch berüchtigteren Kühlpſalter ſind eine chriſtliche Liebesraſerei voll ſpitzfindiger Albernheiten. Im „Univerſal der letzten Zeiten“ nimmt er drei Offenbarungen an, zuerſt an Moſes, dann an Johannes, drittens

an „den letzten Gesandten", unter dem er sich selber meint. Auch schrieb er „Schleudersteine wider den Goliath aller Geschlechter, Völker, Zungen".

Johann Valentin Andreä, Stadtpfarrer zu Calw, seit 1639 Hofprediger in Stuttgart († 1654), war einer der edelsten und bedeutendsten Männer der Zeit. Kaum einer erkannte so tief wie er die Gebrechen im Protestantismus und keiner zürnte dagegen mit so göttlicher Kraft. Nur Schade, daß es in lateinischer Sprache geschah! Seine zahlreichen, meist nur kleinen Schriften hatten alle den gleichen Zweck, nämlich praktisches Christenthum, innere Mission, thätige Liebe. Dabei ging er mit dem Beispiel voran, stiftete in Calw eine societas christiana (noch jetzt in der s. g. Färberstiftung fortlebend), that im 30jährigen Kriege, sonderlich nachdem Calw 1634 durch Johann von Werth eingeäschert worden war, Wunder an den Armen und Verwaisten, mit denen er Jahrelang in den Wäldern irrte, bis er sie auf den Brandstätten wieder ansiedeln konnte. Sein eigenes Haus mit allen seinen Büchern, seltenen Handschriften und Bildern (einer Madonna von Dürer, einer Bekehrung Pauli von Holbein ꝛc.) war verbrannt, aber eigenes Leid verschmerzend, half er andern und war allen ein Trost und Helfer. Außer den erbaulichen Schriften, schrieb V. Andreä auch Satiren und allegorische Dichtungen. In seinen ersten Schriften war er ein liebenswürdiger Lucian, indem er die Schwärmerei, die Geheimnißkrämerei, Dummheit und Betrügerei der damaligen protestantischen Mystiker und Adepten ironisirte. Dies geschah in de Christiani Cosmoxeni genitura judicium 1612, einer Satire auf die Astrologie, ferner in der alchymistischen fama fraternitatis R. C. 1516 (roseae crucis) 1614, in der confessio fraternitatis R. C. und in der chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz, 1616. Die bethörte Welt verstand sich nicht auf die Ironie, nahm die Sache Ernst, bestürmte Andreä mit Anfragen, schrieb ohne sein Zuthun Fortsetzungen der Rosenkreuzliteratur und es wurden wirklich Rosenkreuzgesellschaften gestiftet, so daß er das Gegentheil von dem erzielte, was er gewollt hatte, und dem Aberglauben nur neuen Vorschub that.

Diese Schriften hatten ihn unermeßlich populär gemacht und ihm einen europäischen Ruf erworben, während er sie desavouiren mußte und seine ernsteren Schriften, in denen er auf Reform drang, nur Widerwillen und Haß fanden. Am meisten schadete ihm sein herrlicher Menippus

1617, worin er in der Form lucianiſcher Dialogen die innere Erbärmlichkeit und Fäulniß der proteſtantiſchen Kirchen, Schule und Gelehrſamkeit darlegte. Sie glühen vom edelſten Unwillen. Eben ſo die Mythologia christiana 1619, worin die Bilder der Tugenden und Laſter einander gegenübergeſtellt werden.

Sein chriſtlicher Herkules iſt nicht ſein geiſtvollſtes Werk.

Chriſtus als Herkules bekämpft ſchon als Kind die Schlangen (Müßiggang und Ungebundenheit), dann die Hündin (Zeit), den Löwen (Gewohnheit), den Eber (Wolluſt), den Stier (Knechtſchaft), die Stymphaliden (Gedanken), den Adler (Rückfall), die Kerkopen (Nachäffung, Mode), den Diomedes (falſche Bildung), die Kentauren (Atheismus), den Achelous (Heuchelei), den Antäus (des Menſchen eigenes Wiſſen), den Buſiris (Neugier), den Augiasſtall (das Vorurtheil), Heſione (Jugend), Amazonen (Leidenſchaften), Geryon (das Lehramt), Cerberus (Verleumdung), Hydra (Mißehe), Cacus (Hölle), endlich gelangt er zu den Heſperiden (innere Erkenntniß) und zum Atlas (Gebet), um mit Selbſtverleugnung zu enden.

Ungleich anziehender iſt ſein lateiniſches Schauſpiel Turbo, Straßburg 1616.

Turbo iſt ein reicher Student, dem es Ernſt iſt um alles Wiſſen, der ſich aber von der Schulweisheit nicht befriedigt fühlt. Das ganze Treiben auf deutſchen Univerſitäten eckelt ihn an, er geht daher mit ſeinem Diener Harlekin nach Frankreich, um ſich dort zu bilden. Hier findet er den Panurg, eine aus Rabelais bekannte groteske Figur, und läßt ſich in allen galanten und ritterlichen Künſten unterweiſen, verliebt ſich auch, wird aber von einem Nebenbuhler betrogen und kehrt unzufrieden heim. Die Reiſe hat ihn viel gekoſtet, er wirft ſich einem Alchymiſten in die Arme, um ſchnell reich zu werden, findet ſich aber auch hierin getäuſcht, zerſchlägt Oefen und Retorten und — wird fromm. — In dieſem merkwürdigen Gedicht ſpiegelte ſich die deutſche Bildung ſeiner Zeit.

Was Andreä poſitiv wollte, legte er in ſeinen Schriften über das praktiſche Chriſtenthum nieder, in den Schriften: Civis christianus 1616, res publica christiana 1619, und in der Reiſe nach der Inſel Caphar Salama, oder Beſchreibung der Republik Chriſtianburg (Eßlingen 1741). Da er nämlich Deutſchland zu zerſtört und entartet fand, verlegte er ſein Ideal der beſten chriſtlichen Republik auf eine ferne Inſel. — Als die Schweden kamen, lebte Andreäs Hoffnung wieder auf. Er ſchrieb 1631 den Apap proditus, worin er alles, was der Papſt Deutſchland wehe

gethan, zuſammenſtellte, einen Hahnenſchrei und eine dankbare „Anrede der deutſchen Frömmigkeit von Guſtav Adolf“. Aber auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn, da jetzt erſt Deutſchlands Elend recht angieng. Seine Meinung vom Proteſtantismus drückte er einfach in dem Satz aus, er ſey ex captivitate monachali nur in monarchalem gefallen. Deutſch gab Andreä heraus „chriſtlich Gemäl“, Tübingen 1612 und „geiſtliche Kurzweil“, Straßburg 1619, Gedichte voll guter Gedanken, aber in rauher Schale. Das Beſte über ihn in J. Val. Andreä und ſ. Zeitalter von Haßbach, Berlin 1819. J. V. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unſers Zeitalters von Herder, Leipzig 1786.

Seine bisher nur handſchriftlich vorhandene Selbſtbiographie erſchien J. V. Andreae vita, ed. Rheinwald, Berol. 1849.

Samuel Dietrichs geiſtliche Oelkammer, 13. Ausgabe 1684, eine Poſtille voll humoriſtiſcher Predigten z. B.: „Unſer Herr Chriſtus ein Schornſteinfeger. Wir beſehen da 1) den Schornſteinfeger ſelbſt, 2) den Rauchfang, 3) den Beſemen. Oder: Unſer Herr Chriſtus eine Schieß- und Paſſionsſcheibe. Dabei betrachten wir 1) den Schützen, 2) den Pfeil, 3) die Fehlſchüſſe. Vgl. Horſts Dämonomagie II. 470.

Scriver, Oberhofprediger in Quedlinburg († 1693) ſchrieb Erbauungsbücher: den chriſtlichen Seelenſchatz, Gottholds zufällige Andachten ꝛc., die heute noch neu aufgelegt und geleſen werden. Der erſte Verſuch in häuslicher Erbauung, der nach und nach bis zu einer Art von Toilettentheologie ausartete. Der überhandnehmende Subjectivismus zog die Andacht ſelbſt aus der Kirche in die Familienſtube hinein.

Schmolk, Diaconus in Schweidnitz († 1737) ſchrieb eine große Menge ähnlicher Hausandachten, luſtiger Sabbath in der Stille zu Zion — Freudenöl in Traurigkeit — allerheiligſte Andachtsflammen — ſchöne Kleider für einen betrübten Geiſt ꝛc.

7.

Katholiſche Dichtung nach der Reformation.

Der durch die Reformation tief zerrüttete Katholicismus in Deutſchland mußte ſich in ſeiner Noth an Italien und Spanien anlehnen (nicht an Frankreich, welches trotz ſeiner Katholicität aus politiſchen Gründen

dem Calvinismus und Protestantismus in Deutschland Hülfe bot). In Italien und Spanien war aber die Renaissance, die Wiedererweckung des antiken Geschmacks, schon übermächtig geworden. Wie in der kirchlichen Baukunst, Sculptur und Malerei, so auch in der Poesie wurde der ältere germanische, fränkische oder gothische Styl durch den der Renaissance verdrängt. Der Papst selbst machte sein Rom zur Musterschule dieses neuen Geschmacks und der die ganze katholische Welt beherrschende Jesuitenorden kannte keinen andern. Aus diesem Grunde nun wurde auch das katholische Deutschland demselben unterworfen. Alle deutschen Bischöfe, die sich in ihren Sitzen behaupteten, alle Väter der Gesellschaft Jesu, die in Deutschland ihre prächtige Collegien bauten, alle katholischen Fürsten endlich, die mit ihren Ansehen und mit ihren Reichthümern die Kirche eifrig unterstützten und ihre Feste mit kaum je vorher gesehener Pracht begiengen, wetteiferten in der Einführung des Renaissancestyls und opferten demselben die alten gothischen Kirchen und Kunstwerke, welche erwiesenermaßen in katholisch gebliebenen Ländern häufiger niedergebrochen worden sind, als in lutherischen, im katholischen Franken und Bayern z. B. öfter als im lutherischen Sachsen und Württemberg.

Auf die katholische Poesie in Deutschland mußte dieser Umschwung der Dinge wesentlichen Einfluß üben. Jene heilige Einfalt und Demuth, die in den Dichtungen unsers Mittelalters vorwalteten, mußten verschwinden. An ihre Stelle trat, wie in der Kirchenmalerei, so in der kirchlichen Poesie, das antike Pathos, die Schwunghaftigkeit und Koketterie des Renaissancestyls. Wie Michael Angelo und die Carracci christliche Märtyrer nur noch wie den leidenden Laokoon, Herakles und Philoktet darstellten, wie sie überall gewaltsame Situationen und Affecte heraussuchten, so gefielen sich auch die katholischen Dichter in leidenschaftlichen und übertriebenen Schilderungen. Die merkwürdigste Neuerung aber war der Gebrauch der antiken Mythologie selbst noch in ausschließlich christlichen Dichtungen. Sannazar gieng hier mit dem Beispiel voran, dem auch die deutschen Jesuiten fast alle nachfolgten.

Wer begreift nicht, daß es eigentlich die Aufgabe der katholischen Poesie gewesen wäre, an der Gothik festzuhalten und die Renaissance denen zu überlassen, die kein Mittelalter, weder in der Kirche, noch im Reiche mehr anerkennen wollten! In neuerer Zeit wird dies in Frankreich

eingesehen und tief empfunden und man kehrt dort zur Gothik zurück. In Deutschland aber konnte vor dreihundert Jahren diese Einsicht nicht reifen, weil man sich in einem höchst bedrängten Kriegsstande befand und mit dem Schutze Roms und Spaniens die Renaissance gleichsam mit in den Kauf nehmen mußte.

Conrad Reitter von Nördlingen gab 1508 zu Augsburg einen Mortilogus heraus, eine Nachahmung der alten Todtentänze, aber schon ganz im Styl der Renaissance. Neben den mit Holzschnitten verzierten Scenen, in denen der Tod Menschen wegrafft, finden wir hier das erste Marienlied in saxhischem Versmaß:

Alma supremi genitrix tonantis,
Praepotens regina poli soliquo
Vita spes dulcedo salusque nostra
Perfugiumque.

Die Hölle, zu welcher der Tod führt, wird ganz antik aufgefaßt mit Styx und Phlegeton. Großartig ist ein Monolog des Todes, worin er sich als den unerbittlichen Tyrannen aller Lebendigen ankündigt, der keinen schone, dem keiner entfliehe.

Sum mors terribilis, gelidae sum mortis imago,
Quis valeat nostras has declinare sagittas?
— non infans octo dierum
Non pavidas matres, non cani denique patres
Seernitur et nostra fortissimus Hector ab hasta
Et sapiens Salomon et fortis robore Sampson etc.

Der Dichter gibt sich als Schüler und Bewunderer des Celtis zu erkennen.

Nur in den katholischen Volksliedern, die zu Ehren Marias, auf Wallfahrten ꝛc. gesungen wurden, erhielt sich der heilige Ton aus dem Mittelalter. Die Gesangbücher, die nach dem Vorgang der lutherischen, auch im katholischen Deutschland eingeführt wurden, von Vehr 1537, Leisentritt 1567, waren zumeist nur Uebersetzungen altlateinischer Hymnen und Psalmen. Es erschienen mehrere katholische Psalter, alle mehr oder minder steif und geschmacklos, wie die lutherischen und calvinischen auch.

Die schönsten katholischen Volkslieder findet man gesammelt in des Freiherrn August von Harthausens Werk „geistliche Volkslieder, Pader-

born 1850“ mit den Melodien. Darunter namentlich die lieblichſten Marienlieder, wie: Maria durch den Dornwald gieng. — Es fiel ein Himmelsthau ꝛc. Auch in „Schmitz, Sitten des Eifler Volks 1856“ kommen ſehr ſchöne Marienlieder vor:

Maria gieng in einen Garten
Und wollt drei Röslein brechen.

Eine weiße, rothe und blaue, die Sinnbilder der Dreieinigkeit.

Maria ſollt zur Schule gehen,
Die ganze Welt ſollt ſie durchgehen.

Sie kommt ans Meer. Der Fährmann will ſie nur um die Ehe überführen. Aber ſie geht zu Fuß ins Meer hinein und mitten durch. Mitten im Meer findet ſie einen Marmorſtein. Da kniet ſie nieder und betet, aber nicht für ſich allein, ſondern für die Chriſten insgemein.

Ich bedaure ſehr, aus Mangel an Raum nicht noch viel mehr ſolch ſchöner Lieder einzeln erwähnen zu können.

Ein Reſt der großartigen Auffaſſung, wie ſie im Mittelalter gewöhnlich war, findet ſich noch in vielen (katholiſchen) Spielen von Adam und Eva. Hier wird auch noch im 16. Jahrhundert der Sündenfall als die Wurzel alles welthiſtoriſchen Verderbens aufgefaßt und in die nächſte Beziehung zur Erlöſung gebracht, die Paradiesſcene alſo nicht idylliſch, wie ſo oft ſpäter, ſondern allegoriſch aufgefaßt. Vgl. Weinhold, Weihnachtslieder S. 293 f., wo das merkwürdige bis in ſpäte Zeit fortgeſetzte Paradiesſpiel aus Oberſteiermark abgedruckt iſt, welches ganz dieſen Sinn ausdrückt. In den Jeſuitenſchulen kamen übrigens, wie in den gelehrten Schulen der Proteſtanten, neben den geiſtlichen Stücken auch bald weltliche auf, wovon ſpäter. Neben den geiſtlichen Schauſpielen, die von Bauern aufgeführt wurden, hat das von Oberammergau in Bayern bis auf den heutigen Tag den höchſten Ruhm bewährt. Vgl. die Schriften darüber von Devrient und Clarus. Hier allein lebt noch das geiſtliche Schauſpiel in ſeiner alterthümlichen Einfalt und Heiligkeit.

Die Reihe der katholiſchen Dichter Deutſchlands *nach* der Reformation, die ſchon der Renaiſſance verfallen waren und lateiniſch ganz im Styl der heidniſchen Claſſiker dichteten, eröffnet in würdiger Weiſe ein im fernſten Nordoſten jenſeits der lutheriſchen Welt auftauchender Danziger,

Ausland berührt nur in wenigen mühſeligen Uebergängen der Alpen und durch ein viel zu wenig befahrenes Meer die alte, poſitive, in ſich feſtgeſchloſſene Kultur. Von den Oſtküſten des adriatiſchen Meers her iſt keine lebhafte literariſche Einwirkung zu hoffen. Die Verbindungen durch die Poſt ſind unvollkommen, koſtſpielig und langſam, und dagegen der Provinzialhauptſtädte zu viele, um ſie in einem Leipzig neutraliſiren oder in einem Paris concentriren zu können. Der ſorgfältig genährte Provinzialgeiſt hinderte bis jetzt literariſche Vereinigungen, und für die Art der Geiſtesthätigkeit, welche die Zeitſchriften fördern, iſt Italien zu alt, zu träge und zu ſtolz. Die meiſten und viele der Beſten denken: „Wenn's fertig iſt, kommt's wohl auch bis zu mir.“ Inzwiſchen bewies die **Minerva napoletana** in der kurzen Periode zwiſchen der Revolution von 1820 und dem Einrücken der Oeſterreicher, was das jetzt lebende Geſchlecht bei Preßfreiheit zu leiſten im Stande wäre. Weit weniger ſprechen die Hervorbringungen der **Giovanne Italia** an. Auf die Maſſen waren auch dieſe Zeitſchriften nicht berechnet.

Man kann in den wenigen, noch dazu meiſt von Fremden unternommenen Leſekabinetten, z. B. in dem von Vieſſieux zu Florenz bemerken, daß bei weitem die meiſten Beſucher Engländer oder ſonſt Ausländer ſind. Da unter allen ausländiſchen Literaturen die franzöſiſche weitaus die verbreitetſte iſt, ſo holt der Italiener, welcher Anſprüche auf Bildung macht, aus ihr, was er bedarf, um ſich leidlich auf dem Laufenden zu erhalten. Hiezu dient vorzüglich die **Bibliothèque universelle** von Genf.

Gleichfalls von Ausländern hervorgerufen und gehalten war die Antologie von Florenz, welche das literariſche Leben des Auslands mit dem Italiens vermitteln wollte und wirklich ſehr viel Löbliches leiſtete. Sie wurde 1833 von der toskaniſchen Regierung unterdrückt, weil über einen Artikel, welcher bereits die Cenſur paſſirt hatte, von einem auswärtigen Diplomaten Klage geführt worden war.

Das **Giornale arcadico** erſcheint zu Rom und würde ohne Unterſtützung der Regierung ſich nicht halten können. Es iſt gänzlich farblos, gibt Gutes und Schlechtes, Altes und Neues, Sonnette, Grabſchriften und Trauerreden, zuweilen wohl auch etwas ſehr Gutes unter vielem Unbrauchbaren.

von seiner Vaterstadt zubenannt Dantiscus, dessen Gedichte mit dem des großen Astronomen Copernicus vereinigt, 1857 von Herter ins Deutsche übertragen worden sind. Dantiscus, eigentlich Johann von Hoven, Bischof von Ermeland, blieb eine Hauptstütze des Katholicismus, als Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, die Reformation annahm und sich zum ersten erblichen Herzog in Preußen erklärte.

Sein größtes Gedicht ist ein poetischer Brief an einen edlen Jüngling, den er in den Spiegel seines eigenen Lebens blicken läßt. Darin spricht er von sich:

Zu den Herren gesandt so oft und den Kön'gen der Erde
Tausend Lasten ich trug schwerester Sorgen mit mir.
Dreimal hinabgesandt nach beiden Hesperien ward ich,
Dreimal besuchte ich auch Gallien, dreifach getheilt.
Auch die Britannen ich sah, getrennet von unserem Erdtheil,
Auch die Reiche, die nah Ozeans Woge bespült.

Aber der Dichter wünscht, er hätte nicht so viel von der Welt gesehen. — Am widrigsten ist ihm die lutherische sola fides, die er den Neubekehrten am meisten zum Vorwurfe macht.

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen bestehet.
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt.
Durch den eben ein mächtiger Theil des rasenden Haufens,
Und ein kleiner, nun wähnt, Glauben schon g'nüge allein.

Dagegen preist der Dichter die werkthätige Liebe.

Denn der geübete Glaub', mit Nichten der todte, macht selig,
Und als lebendigen ihn weise durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremdlings, wen hungert,
Brich ihm dein Brod; den Durst, nimm von dem Durstenden ihn;
Kaufe Gefangene los und rastlos besuche die Kranken
Und der Gestorbenen Leib senk' in die Erde hinab;
Eil' Elenden zu Hülf', steh' bei den von Schmerzen Befall'nen,
Liebe die Menschen gesammt, lieb' ungeheuchelt sie all'.

Auch die neuen Geistlichen wollen dem Dichter nicht gefallen, er wirft ihnen ihr „Gebrüll", ihre weltliche Tracht, ihre weltliche Sitte und Unsitte vor.

Das lange Gedicht schließt mit einem „Triumph der Wollust". Er sieht durch den großen Abfall von der Kirche und vom Reiche zugleich alle in der menschlichen Natur schlummernden Bestien von der Kette er-

löst, das Fleisch emancipirt, die Völlerei auf dem Thron der Mode. Und in der That war das Schlemmen und Schwälgen in Wollüsten niemals ärger, als in jenen Zeiten, an jenen Höfen, in jenen Städten, die sich vorzugsweise unter dem Vorwand der Reformation von Kaiser und Pabst unabhängig gemacht hatten. Die Hofhaltung der Königin Wollust wird also geschildert:

Schnell sich beeilten die Mägde, von allen die erste sich mühte,
Weichlichkeit, langsamen Schritt's, gänzlich von Trägheit erfüllt.
Schläfrigkeit dann nach ihr und kreiselnder Schwindel und Schlaffheit,
Husten und Schwere des Leibs, hinkend mit siechendem Fuß.
Hitziges Fieber begleitete sie und brennendes Dürsten,
Ekel und Podagra sammt seinen Genossen dazu.
Und die der Wollust dient, ihr Liebling, das gallische Mädchen,
Weithin sendend den Blick offener Augen, sich naht.
Dicht ihr der Aussatz folgt, der jetzt Hofkrankheit genannt wird,
Duftend von Salben bedeckt, aber trotz allem doch schön.
Schließlich beendet den Zug ein hageres Weib mit der Sichel.

Wie der berühmte Cardinal Hosius, so war auch der noch berühmtere Astronom Copernicus des Dantiskus Landsmann und vertrauter Freund. Manchem Leser wird es neu seyn, zu erfahren, daß der große Entdecker des Umlaufs der Erde um die Sonne, welche die moderne Wissenschaft so gern in Widerspruch mit dem christlichen Glauben bringt, ein überaus frommer Katholik und Marienverehrer war. In seinem „Siebengestirne" besingt er in sieben reizenden Liedern die Hauptmomente im Leben Jesu. Das dritte Gestirn schwebt über der Geburt des Heilandes:

O, wer legte dich, Kind, hier in die morsche Hütt',
O, wer wehret der Kält', daß sie nicht schade dir?
Unsre Jungfrau Maria,
Die ihr goldenes Haar sich flicht.

Auf jungfräulichem Schooß hegt den Gebornen sie,
Und an schneriger Brust säugt sie das Jesuskind;
Eine sorgsame Mutter,
Stillt des Weinenden Thränen sie.

Auch von himmlischen Höh'n steiget hernieder hier,
Ganz umflossen von Glanz, singend der Engel Chor:
Ruhm dem ewigen Vater,
Friede Jedem, der Frieden liebt!

Johann Lang, ein Schleſier, beſang (Augsb. 1548) die ganze Habsburgiſche Familie und des Kaiſers Sieg im Schmalkaldiſchen Kriege in horaziſchen Oden.

Ausnahmsweiſe führte der Schulmeiſter Wolfgang Schmelzle ſeit 1540 zu Wien geiſtliche Comödien in deutſcher Sprache auf. Vgl. über dieſe intereſſante Erſcheinung Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt I. 120. Er liebte die Contraſte in Judith und Holofernes, David und Goliath, Samuel und Saul, Engel und Teufel, Selige und Verdammte beim jüngſten Gericht, Tugend und Laſter in der Comödie vom verlornen Sohn. In der Hochzeit zu Cana ſpielt der Speiſemeiſter die Rolle des Spaßmachers. Das ſind die älteſten Spuren der Wiener Komik, welche damals bald wieder verwiſcht wurden durch den Ernſt des lateiniſchen Jeſuitenſchauſpiels.

Johann Auerpach ſchrieb 1554 lateiniſche Elegien.

Der Kampf der Zeit berührt ihn nicht. Im Eingang überläßt er der h. Katharina, welche allein 40 Philoſophen beſiegt, auch die neuen Widerſacher der Kirche zu beſiegen. Er ſelbſt liebt die Ruhe der Studien und der Freundſchaft. Die Elegien ſind in Diſtichen geſchrieben und an Freunde gerichtet. In der einen charakteriſirt er recht gut einen Juriſten, wie er ſeyn ſoll. In einer andern erzählt er die Volksſage aus Tirol vom Rieſen Haymon, der das Land von einem Drachen befreite (in neuerer Zeit erörtert von Panzer und Zingerle).

Thomas Freigius gab 1564 zu Freiburg im Breisgau ein liber tristium heraus, worin er in lateiniſchen Hexametern die tödtliche Seuche beklagt, welche damals den Breisgau entvölkerte und viele ſeiner Freunde hinraffte.

Johann Cröſel, Bibliothekar in Ingolſtadt, gab 1584 unter dem Titel elogia kurze Gedichte in lateiniſchen Diſtichen auf alle große Fürſten, Helden und Gelehrte heraus, die ſich Ruhm erworben haben, jedoch mit Ausſchluß Luthers und ſeines ganzen Anhangs.

Pater Cornelius Loos gab zu Cöln 1591 ein Terentius christianus heraus mit bibliſchen Schauſpielen Naeman, Nehemias, Saul in terenziſchen Formen.

Caſpar Scioppius (Schopp) zu Neumark in der Pfalz geboren, wurde 1598 zu Rom katholiſch, Patricius von Rom, Graf von Clara Valle und kaiſerlicher Geheimerath. Er war einer der vornehmſten und

keckeſten Humaniſten. Selber voll Eitelkeit griff er in ungeheuer berühmt gewordenen Satiren den Scaliger an, der von fürſtlicher Herkunft zu ſeyn vorgab, und machte ihn als ehemaligen Ladengeſellen lächerlich. Im Intereſſe des Papſtes und Spaniens ſchrieb er eine wüthende Satire auf Jakob I. von England, wofür ihn dieſer in effigie hängen und ſeine Seele unterwärts abgehen ließ. Derſelbe Scioppius war aber ein bitterer Feind der Jeſuiten und ſchrieb auch gegen ſie. Seine Satiren ſind alle lateiniſch geſchrieben und höchſt übertrieben, in dem aufſchneideriſchen Styl der Zeit. Dazu ſo zahlreich, daß die bloßen Titel ganze Seiten füllten. Auch ſchrieb er unter fremden Namen. Unter dem, was er gegen die Jeſuiten ſchrieb, zeichnet ſich eine anatomia soc. Jesu und ein Buch de stratagematis et sophismis soc. J., eine actio perduellionis in Jesuitas, ein flagellum Jesuiticum ꝛc. aus.

Friedrich von Spee, ein Jeſuit in Köln († 1635) ſchrieb die berühmte: Trutz Nachtigall (Köln 1649). Der Name ſollte andeuten, der Sänger wolle trotz allen Nachtigallen in der Welt ſchön ſingen. Gegenſtand ſeiner Lieder iſt die Liebe der Seelenbraut zu Chriſtus, urſprünglich ſchöpfend aus dem hohen Liede. Den deutſchen Dichter zeichnet aber vorzügliche Rückſicht auf die Natur aus, ſo daß ſein geiſtliches Minnelied immer das Grüne zum Hintergrund hat, wie unſer älteres weltliches Minnelied. Inzwiſchen iſt die ganze Art und Weiſe, die modiſche Schäferpoeſie in die Kirche überzutragen, als verfehlt zu bezeichnen. Selbſt unſers Spee naive Innigkeit kann nicht alle Schwächen, Süßlichkeiten und kleine Koketterien der Manier zudecken. Es kommt darauf an, daß man vom Allerheiligſten mit Ehrfurcht ſpreche, naive Vertraulichkeit gehört nur für das Alltägliche. So können wir Spee als Naturmaler bewundern, wenn er z. B. die Vögel beſchreibt:

Die flügelreiche Schaaren
Das Federbüſchlein zart,
Im ſüßen Schlag erfahren,
Noch Kunſt und Athem ſpart,
Mit Schnäblein wohlgeſchliffen
Erklingens wunderfein,
Und friſch in Lüften ſchiffen
Mit leichtem Ruderlein.

Wenn Spee dagegen den Schäfer Palämon zu Christus am Kreuz also hinaufrufen läßt, iſt es unwürdig:

Schönes Böcklein! rothes Röcklein
Roth biſt du von lauter Schweiß
Roth betränket ꝛc.
Auch thun hinten Daphnis Ruthen,
Dran man ihn hat aufgehenkt,
Kreuz und Nägel, ſtumpfe Kegel
Seyn mit Tropfen wohl beſprengt.
Halbes Hirſchlein, rothes Kirſchlein
Biſt nun in und außen roth ꝛc.

Im Uebrigen iſt der neueſte Kern der Dichtung trotz der zuweilen mißbräuchlichen Form wieder nur die alte treue Gottesminne, wie denn auch Spee eine höchſt edle und reine Natur war. Er gehörte zu den Wenigen, welche die Hexenprozeſſe für eine Schmach des Jahrhunderts erklärten. Neben dem tiefen Schmerz über ſeine Zeit tritt bei Spee auch eine geiſtreiche Heiterkeit hervor. Zu den anmuthigſten Anekdoten von ihm gehört folgende. Eine reiche und ſchöne, aber etwas leichte Dame zu Köln empfieng öfter Nachtmuſiken, da brachte ihr auch Spee einmal eine große Nachtmuſik unter zahlreicher Begleitung, aber es waren nur heilige Geſänge, die er vortragen ließ und zugleich in den ſchönſten Melodien. Die Dame war aufs äußerſte überraſcht und wurde ſo gerührt, daß ſie ſich von Stund an bekehrte.

Von Spee erſchien 1649 auch ein „goldenes Tugendbuch", mit Andachten in Proſa, und zuweilen von Verſen unterbrochen, in drei Abtheilungen „Uebung im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe". Hier offenbart ſich eine noch reichere Phantaſie, als in der Nachtigall, denn der Dichter ſpricht oft in Bildern, die freilich ſeltſam, bald gut, bald ſchlecht gewählt ſind, z. B.

Der Dichter geht am Kreuze vorbei, da ruft ihm ein Engel zürnend, er ſolle nicht vorbeigehen, und ſchüttelt das Kreuz wie einen Baum und Früchte fallen nieder. Der Dichter hebt eine auf und ißt ſie, und muß weinen und ſingen vor Freude. — Ein andermal ſieht er den h. Hieronymus unter dem Kreuze ſitzen und ſchreiben, als unter einem ſchattenden Baume. Höchſt phantaſtiſch ſind die Anreden des Gekreuzigten an das Kreuz, die Nägel ꝛc. und die Anrede des Dichters an die Augen, die Haare, die Bruſt, Füße ꝛc. des Gekreuzigten.

Angelus Sileſius (Scheffler) als Proteſtant 1624 in Breslau geboren, dann Leibarzt Kaiſer Ferdinands III., wandte ſich plötzlich geiſtlichen Dingen zu, wurde katholiſch und ſtarb als Jeſuit in ſeiner Vaterſtadt 1677. Er ſchrieb geiſtliche Dichtungen (heilige Seelenluſt oder geiſtliche Hirtenlieder 1657 — die betrübte Pſyche 1664 — Cherubiniſcher Wandersmann 1674 — die evangeliſche Perle — Beſchreibung der letzten Dinge 1675), worin ſich theils die ſüßeſte Liebe und Hingebung in Gott, theils wieder ein merkwürdig kühner Pantheismus offenbart, ſofern er nämlich vorausſetzt, daß auch Gott ſich ganz in Liebe der Welt hingebe und ſo Geſchöpf und Schöpfer Eins werden. In der muhamedaniſchen Poeſie findet ſich eine ganz ähnliche Erſcheinung, der Dichter Dſchellaleddin. Die Gluth chriſtlicher Gottbegeiſterung grenzt hier nahe an den indiſchen Brahmaismus und die tiefſte Demuth ſpringt unmittelbar in den höchſten Stolz über. Angelus Sileſius faßt das Verhältniß des Menſchen zu Gott aber zu romanhaft auf, wie die wechſelſeitige Unentbehrlichkeit zweier Geliebten, Gott heißt es bei ihm (Wandersm. I. 8) kann ohne mich nicht leben; ich und Gott, heißt es weiter (II. 178) exiſtiren allein, und wenn ich nicht wäre, wäre auch Gott nicht; Gott liebt mich mehr als ſich ſelbſt, weil ich ihn mehr als mich ſelbſt liebe (I. 18); er wurde um meinetwillen Menſch, ich werde um ſeinetwillen Gott (I. 124) ꝛc. — Der Wandersmann beſteht nur in kurzen epigrammatiſchen Knittelverſen ohne ſprachliche Schönheit, aber in der heiligen Seelenluſt werden ſeine Verſe reiner und länger und findet ſich darunter das Zarteſte, das ein frommes Gemüth empfinden und ausſprechen kann. So in den Liedern: Wo biſt du, mein Leben? — Ich will dich lieben, meine Stärke. — O bleibe bei mir. — Liebe, die du mich zum Bilde ꝛc. Höchſt eigenthümlich ſind die Lieder auf die Schönheit und insbeſondere auf die Augen Chriſti. In der Betrachtung der Seitenwunde klingt aber auch ſchon ein ganz herrnhutiſcher Ton vor.

Der Jeſuit Johann Biſſel, ein Schwabe, ſchrieb delicias veris et aestatis, in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die zweite Ausgabe des Frühlings erſchien 1640 zu München. Das von mir benutzte Exemplar des Sommer hatte keine Jahrzahl.

Biſſel beſchreibt in lateiniſchen Diſtichen elegienweiſe die Reize des Lenzes, der warmen Frühlingsſonne, des Zephyrs, der Veilchen und Roſen, knüpft

aber überall religiöse Betrachtungen an. Die Amsel erinnert ihn an den h. Benedikt, die Bienen an den h. Ambrosius ꝛc. Am lieblichsten sind die Elegien, die das Christkind im Frühling malen, wie die Bienen mit ihm spielen, wie die Nachtigall, während das heilige Kind schlummert, ihm paradiesische Träume erregt durch die Süßigkeit ihrer Lieder, wie die Turteltaube sich ihm zärtlich zugesellt ꝛc. Aber auch höllische Töne schlägt der Dichter an und beschreibt einen Zank böser Weiber. — Den Sommer schildert er ganz eben so. Unter andern schildert er eine nächtliche Sommerreise, die er mit Cameraden in seiner Jugend von Babenhausen nach Augsburg unternommen. Schade nur, daß er nicht einfach darstellt, was er erlebt, sondern alles mit mythologischen Citaten anfüllt und überall die Muse anruft:

Musa, cothurnato paullisper tetrica passu
Effer suspensos ex Helicone pedes etc.

Uebrigens führt er uns alle Scenen des Sommers vor, die Hitze, das Heumachen, die Erndte, die Lust des Bades. Die im Sommer blühende Lilie faßt er als Sinnbild der h. Jungfrau auf, deren Himmelfahrt im Monat August aber gleichfalls zu Dichtungen begeistert. Eben so führt er die Samariterin am Brunnen und das Buch Ruth in Elegien aus.

Wenn dieser Dichter nicht so tief in die classische Modesprache versunken wäre, würde er wohl nicht so ganz vergessen worden seyn.

In des Jesuiten Jakob Jardinius hinterlassenen, zu Münster 1636 gedruckten Elegien geistlichen Inhalts kommt unter andern eine durchgreifende Beziehung der Jurisprudenz auf die Religion vor und heißt es (S. 217), Christus am Kreuz sey das wahre corpus juris, welches er selbst mit seinem Blute geschrieben. — Der Jesuit Benedikt Rogacius gab 1695 zu München unter dem Titel Euthymia ein langes Gedicht in lateinischen Hexametern über die Seelenruhe heraus, aber wimmelnd von antiken Namen und classischer Eitelkeit.

Jakob Balde, ein Elsäßer, Jesuit in Ingolstadt und Hofprediger in München († 1668) dichtete deutsch und lateinisch. Seine deutschen Reimereien, sein deutscher Agathyrsus, und sein „Ehrenpreis“ der Maria (1638) sind unendlich grob und schwerfällig, während seine lateinischen in horazischen Maaßen gedichteten Lieder wahrhaft classisch sind. Sie wurden übersetzt zuerst von Herder, dann von Neubig 1830 und Aigner 1831. Er drückt darin ein tiefes patriotisches Gefühl aus, den unendlichen Schmerz über die Zerrüttung Deutschlands während des 30jährigen Krieges. Oft überwältigt ihn der Jammer des aus allen

Abern blutenden Vaterlandes, und es bleibt ihm nichts übrig, als Geduld und Hoffnung.

Willst du den Kriegsgott fordern zum Richterstuhl?
Doch alles Recht liegt Kriegern in ihrer Faust.
Vorwürf' und Frevel widerlegen
Sie mit der Kling', und des Hornes Ruf stillt
Beredten Jammer. Wer die gewandt're Hand,
Hat Recht auch immer. Nie sich vereinen wird
Bewehrte Macht zu gut und waffenlosen
Gesetz. Es gewinnt den Vortheil
Die Degenscheide. Fahre zu klagen fort:
Wer hört dich, Armer? Folgest du meinem Rath,
Dann schweigen wirst, und tief im Busen
Bergen den Gram du. Geduld besieget
Ein jedes Uebel.

Außer diesen allgemeinen Klagen finden wir von Balde auch besondere Oden auf die wichtigsten Begebenheiten des 30jährigen Krieges, worin zum Theil sehr geistreiche Gedanken vorkommen, z. B. in der Ode auf Wallensteins Tod:

Uebel einst den Cäsar erlegt von Brutus
Sah das mächt'ge Rom; nun mit besserm Wechsel
Sieht den Cäsar Eger geschirmt, und seinen
Brutus erleget.

Die vielen Lehrgedichte, worin der Dichter seinen Freunden Rath ertheilt, oder bei sich selbst Lehrsätze der Tugend, des Rechts, der Weisheit, Mäßigung ꝛc. überlegt, wollen wir hier übergehn, weil sie sich zwar durch viele Geisteskraft auszeichnen, aber weniger originell sind.

Balde widmet sich in seinen schönsten Liedern ganz der h. Jungfrau, wie ein Minnesänger. Doch weiß er mit dem feinsten Tact die Subjectivität zurückzuhalten, ohne sich der heiligsten Gestalt zu vertraulich zu nähern. Sie schwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetischer Meisterschaft faßt er die oberbayrischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß gaben. Sein schönes Lied auf die Himmelfahrt der Gebenedeiten wird dies am deutlichsten machen:

An dem Tag', als Du von der Erd' entfliehend,
Hoch dich, Jungfrau, über die Stern' entschwangest!
Deckte Dir mit Blumengedüft den ganzen
Rücken der Himmel.
Und indem er schreiten dich sah, ertönte
Laut das süße Lied von den Höh'n: O welche
Huldin da aus düsterem Waldesgrau'n, und
Trauriger Oede,
Welche Göttin steiget empor! Von Anmuth,
Ganz von laut'rer Wonne sie verlt; und hauchet
Durch die regen Lüfte, gestützt auf ihren
Theuern, von Blumen.

Als die gnadenreiche Erbarmerin wird die Gottesmutter in mehreren schönen Liedern gefeiert. Am merkwürdigsten ist die 46. Ode, in welcher die Himmelskönigin mitten unter Sündern und Verbrechern steht, um der Hölle ihre gewissesten Opfer zu entreißen. In einer einzigen Ode geht der Dichter in seiner Inbrunst zu weit und macht aus der Gottesmutter zu sehr eine Sulamith (Ode 38). Noch in einer anderen (Ode 7) ist der Renaissancestyl gar zu spielend angewandt. Man erwäge folgenden Vergleich: Eher wird das Kalb mit dem Wallfisch auf Bergen tanzen und werden tief unter Wasser Hirsche die Gewelhe vor Najaden neigen, ehe ich, o Jungfrau, von dir lasse! Doch solche kleine Ueberschwenglichkeiten können uns bei Balde so wenig wie bei Calderon von der Bewunderung der Dichter abhalten.

Die Marienlieder sind 1857 noch besonders von Schlüter übersetzt worden, sehr schön, aber nicht in den antiken Versmaaßen, sondern in den Formen Calderons.

Ein großes allegorisches Gedicht des Balde ist Urania victrix von 1663.

Urania bedeutet die anima christiana, oder das göttliche Princip im Menschen, im Gegensatz gegen die verführbare Seite der menschlichen Natur. Die arme Urania wird nun auf alle Art zu überwinden, zu verführen gesucht, bleibt aber immer standhaft und erhält Schutz von oben. Erst versuchen die fünf Sinne, sie zu berücken, in Gestalt schöner Jünglinge mit ausgesuchten Gaben, wie Caro und Mundus (Fleisch und Welt), aber umsonst. Immer hält ihr ein Engel das Schutzmittel vor. So die Lilie, als sie mit Parfümerien beschenkt wird, so den Essigschwamm, als ihr Krähen die köstlichsten Speisen bringen, so den Kreuzesstamm, als ihr Tactus (der Sinn des Gefühls) mit

Der **Progresso** zu Neapel hat einen ſtärkeren Anlauf genommen, und in ſeinen erſten Heften Manches geliefert, was eine größere Aufmerkſamkeit des europäiſchen Publikums verdient hätte, als ihm geworden iſt.

Seit einigen Jahren erſcheinen halbamtliche Annalen des Königreichs beider Sizilien. So unvollkommen ſie noch ſind, muß man ſie dennoch als einen bedeutenden Schritt zum Beſſeren anſehen.

Zu Mailand erſcheint die **Bibliotheca italiana**. Sie iſt, wie es ſcheint, beſtimmt, die moraliſche Beherrſchung der ganzen Halbinſel durch Oeſterreich und das Andenken an das Königreich Italien zu bethätigen. Begreiflicherweiſe iſt ihr Ton ſehr zahm, die Richtung iſt mehr rückwärts in die literariſche Vorzeit als gegen die Verarbeitung deſſen, was die Zeit bewegt; doch hat dieſe Zeitſchrift das Verdienſt, daß ſie von Zeit zu Zeit Notiz von Erſcheinungen der deutſchen Literatur nimmt.

Das **Eco** erſcheint ebenfalls in Mailand und mahnt an ein deutſches Unterhaltungsblatt. Zuweilen gibt es werthvolle Aufſätze, im Ganzen aber kann es ebenfalls unbedeutend genannt werden.

Einige Zeitſchriften, welche beſonderen Fächern gewidmet ſind, der Arzneikunde, den Alterthümern ꝛc. füllen den Kreis, welchen ſie ſich vorgezeichnet haben, zweckmäßiger aus.

Im Ganzen iſt der Abſatz der italieniſchen Zeitſchriften gering, das Honorar gleich Null, die Intonation verfehlt; die Originalaufſätze ſind gewöhnlich zu breit, die Notizen vom Fremdlande verſpätet, weil man ſie oft aus dritter Hand erhalten hat. Der in Deutſchland längſt verſchollene Streit zwiſchen Claſſicismus und Romanticismus wird in dieſen Zeitſchriften noch lebhaft geführt, und zwar mit vieler Leidenſchaft und wenig Klarheit.

Freie Vereine, Leſekabinette, Circulations-Bibliotheken und unternehmende Austräger werden nicht, oder nur unter Beſchränkungen geduldet, welche der Zeitſchrift-Literatur tödtlich ſind.

Trotz allen dieſen hindernden Umſtänden wird dennoch im Auslande von den in Italien erſcheinenden Zeitſchriften zu wenig Notiz genommen. Sie möchten zwar kaum für Speiſung einer **Revue italienne** (nach Art der **Revue britannique**) hinreichen, verdienten aber doch nicht, nur zuweilen heimlich auf Raub gebaut zu werden.

In dem Gedicht de vanitate mundi, worin Latein und Deutsch wechseln, sinkt er im Gedanken, wie in der Sprache tief herab. Unter Anderm spottet er über Copernicus und die neue Lehre, daß sich die Erde um die Sonne drehen solle und nicht umgekehrt.

Die Erde steht und nicht umgeht,
Wie recht die Gelehrten meinen.
Ein jeder ist seines Wurmbs vergwist,
Copernicus des seinen.

Der Wiener Jesuit Nicolaus Avancini, ein Welsch-Tiroler, gab 1670 eine poesis lyrica heraus, worin er, wie Balde, mit großer Meisterschaft der Sprache die Oden des Horaz nachahmte. Er ist der eigentliche Hofpoet der Ferdinande und zugleich der Tyrtäus der österreichischen Armada im dreißigjährigen Kriege gewesen.

Er theilt mit Balde die tiefe Trauer über Deutschlands Zerrüttung, nur daß er ausdrücklich der Häresie die Schuld gibt, und im Kaiser den Friedensfürsten sieht, von dessen Sieg auch das Glück Deutschlands abhänge. In vielen Oden schildert er mit ergreifenden Zügen, wenn auch mit zu viel Gebrauch der classischen Mythologie, die Greuel des Kriegs. Die Nymphen der deutschen Ströme klagen über das Blut und die Leichen, die ihr Wasser verunreinigen. Jammernd steht Alemannia um Rettung, schon cadaverosa fronte. Ganz Deutschland wird mit dem brennenden Troja verglichen. Die deutschen Fürsten werden wegen ihrer Uneinigkeit schwer angeklagt.

Non est honesti haec prodiga sanguinis
Nec digna vestro nomine Teutones virtus.

Der Dichter fleht die Fürsten an, die Einheit des Reiches herzustellen:

Seiunctam tot armis inviolabili
Firmate rursus nexu Alemanniam.

In einer andern Ode ruft er aus:

O probrum generis Teutonici, o pudor!
Germani scidimus viscera patriae.

Und so durchgängig. Im Uebrigen wendet sich der Dichter an die h. Jungfrau Maria, damit sie als Mutter aller Liebe rette, was der Vater alles Hasses zu vernichten trachtet. Die Errichtung einer Säule zur Ehre der unbefleckten Empfängniß in Stein unter Ferdinand III. gibt ihm dazu die nächste Veranlassung. Aber seine Andacht zu Maria wiederholt sich in vielen Oden.

Qui te non amat, o sole serenior
Virgo, aut Oebalio marmore durior,
Haemi saevior ursis etc.
Puella pulchra pulchrior Iride
et orbe pleni solis amoenior etc.

Namentlich verehrt er sie als die Sonne des heitern Friedens, welche die fürchterlichen Gewitter des Krieges vertreiben soll. In einigen Oden fordert er die österreichische Bevölkerung zum Kampfe auf; da er aber lateinisch schrieb, konnten diese feurigen Aufrufe nicht populär werden. Am Schlusse richtet er eine Menge Oden an Leopold I., worin sich auf bemerkenswerthe Weise ein unerschütterliches Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit des habsburgischen Stammes und Principes und ein gewisses Behagen an dem davon unzertrennlichen Phlegma ausspricht. — In der 57. Ode des 2. Buches giebt er ein kurzes aber großartiges Gemälde des Weltgerichts:

Absiste lactis, fulmina, fulmina
Tonunt in auras etc.

In der 30. Ode des 1. Buchs sieht er sich selbst der Erde entschweben, unter sich den Planeten mit seinen Gewittern und Schlachten, er froh der Rettung zuschwebend der ewigen Sonne des Friedens, die er so schön in seinen Liedern gefeiert hat.

Avancini schrieb auch lateinische Schauspiele (eine poesis dramatica Wien 1671 und Cöln 1675) in drei Theilen.

Im ersten Theil das Stück Sofa. Der Held ist ein vornehmer Portugiese, welcher siegreich aus Indien heimkehrend am Kap Schiffbruch leidet und mit seiner Gemahlin Eleonora und seinen Kindern in die Gewalt des schwarzen Volkes fällt. Beraubt, gänzlich entblößt sterben sie auf der Flucht Hungers. Der Refrain der Klage ist: quam vanis pascimur umbris. — Der Apfel des Theodosius, die berühmte Geschichte der Athenais (Eudoxia). Diese gab einen Apfel, den ihr Theodosius ihr Gemahl geschickt, dem Paulinus und Paulinus schickte ihn, ohne etwas Arges zu ahnen, dem Kaiser wieder. Theodosius aber sah darin einen Beweis der Untreue, ließ Paulinus hinrichten und Eudoxia verstoßen, bis ihre Heiligkeit ihn bewog, sie zurückzurufen. — Marius, das tragische Ende dieses großen Römers. Die Bekehrung Wittekinds und der Sachsen. Joseph und seine Brüder.

Im 2. Theil eine allegorische Darstellung der Verdienste des großen Heidenapostels Franz Xaver. Der Sieg Constantins des Großen über Maxentius. Sodann die Geschichte der Ansberta, die ihren auf einem Kreuzzug gefangenen Gemahl, den deutschen Herzog Bertulf zu retten, selber verkleidet ins Morgenland reist. Die Geschichte der Judith. Die seltsame Bestrafung des König

Alphons von Kaſtilien, welcher ſich in Gelehrſamkeit übernahm und öffentlich erklärte, wenn er im Rath der Schöpfung geſeſſen hätte, wäre ſie beſſer ausgefallen, wofür Gott ihn ſtraft, indem er nicht nur die Geiſter ſeiner Verfahren drohend erſcheinen läßt, ſondern auch in einem entſetzlichen Gewitter des Königs Sohn durch einen Blitz tödtet und ihn ſo lange ſchreckt, bis er reuig ſeine Ohnmacht erkennt. Die Vermählung des als Sklaven verkleideten Evergetes mit der Königin Eudoxia, eine Allegorie, ſofern er das Verdienſt und ſie den Ruhm bedeutet, hat doch auch den Reiz eines romantiſchen Intriguenſpiels.

Im dritten Theil ſtellt der Tyrann Idolerdus den Egoismus oder das Privatintereſſe dar, welcher die Königin Voluntas (den Willen) verführt, überliſtet und gefangen nimmt. Sehr ſinnreich ausgedacht und ausgeführt, ſo daß man wohl ſieht, der Dichter nahm ſich Calderons geiſtvolle Autos zum Muſter. — Das bekannte Martyrium des ſpaniſchen Königſohns Hermengild, den ſeine Stiefmutter Goßwinda tödtlich haßt. Der Opfertod des h. Olaf in Norwegen, der bei Einführung des Chriſtenthums in einer heidniſchen Empörung unterging. Die Verfolgung Davids durch Saul. Endlich die drei Männer im feurigen Ofen.

Viel unbedeutender als dieſe war der Jeſuit Adam Widl, deſſen lateiniſche Gedichte zu Ingolſtadt 1674 gedruckt wurden, geiſtliche und weltliche Oden nach Horaz, meiſt auf die h. Ignatius und Franz Xaver, dazu Klagen über die verderbte Welt.

An Balde und Avancini reiht ſich der Jeſuit Chriſtian Roſacinus mit ſeiner poesis lyrica, die erſt nach ſeinem Tode zu Nürnberg 1675 erſchien. Lauter Oden, dem Horaz nachgebildet, an Kaiſer und Erzherzöge und andere große Herren Oeſterreichs. Was ſie auszeichnet, iſt kriegeriſches Feuer z. B.:

Quem poscat sibi Mars virum,
Qui det teutonicis jura phalangibus?
— — — In armis stet puer et suo
Annoscat ensi — — —

Der Dichter beſingt die Siege Montecuculis und des Badener Ludwig und mahnt immer dabei, Volk und Jugend in Tapferkeit zu üben, ſo daß er gewiſſermaßen ein Vorbild Ernſt Moriz Arndts iſt.

Directe Satiren auf die reformirten Gegner begegnen uns in den Jeſuitenſtücken nicht. Sie ſind in der Regel ernſt und würdig gehalten. Merkwürdig iſt jedoch in einer zu Antwerpen 1634 erſchienenen Sammlung (selectae P.P. soc. Jesu tragoediae) die erſte Tragödie, verfaßt von Pater

Alexander Donatus, mit dem Titel Suevia, worin der Untergang des Hohenstauffischen Hauses aufgefaßt ist, wie der Greuel im Hause des Oedipus. Es handelt sich um die Söhne Kaisers Friedrichs II.

Konrad IV., als ältester Sohn Friedrichs Nachfolger im Reich, bewillkommt seinen Bruder Jordan, König von Jerusalem. Der dritte Bruder Manfred aber, den ein böser Rathgeber Maurus (eine Gestalt wie Hagen in den Nibelungen) zur Seite steht, will erst Konrad durch Jordan und dann diesen selbst wegraffen, um sich zum Alleinherrn zu machen. Aber die Verschwörung wird entdeckt, und erst Jordanus hingerichtet, dessen Mutter, die alte Königin Isabella aus England, wie Hecuba weint und wie Kassandra wüthet. Konrad selbst stirbt von Manfreds Gift, der selber seinem Unstern nicht entrinnen kann.

Dieses haarsträubende Stück, worin mit der wahren Geschichte gar willkührlich umgegangen wird, wurde im seminario Romano von den nobilissimis adolescentibus aufgeführt, in der unverholenen Absicht, den Ghibellinismus moralisch zu vernichten. Allein die Staatsgewalt begann gerade damals, den Untergang der Hohenstaufen am Papstthum zu rächen.

Merkwürdig ist das Lustspiel: die verschwundene Kirche, welches die Jesuiten in Bayern aufführten.

Besoffene Bauern zu Penning begegnen sich, stoßen an einander und schimpfen. Der Meßner will zum Frühgebet läuten, kommt mit der Laterne, findet die Kirche nicht und hält sich für behext, wie auch die Bauern. Der Pfarrer kommt zur Messe, betet unterwegs laut die horas, hört den Lerm des Meßners und der Bauern, schimpft sie und fällt gleich wieder in sein frommes Gebetsprechen zurück, bis auch er, durch die Andern aufmerksam gemacht, das Wunder sieht, daß keine Kirche mehr da ist. Der Pfleger des Orts kommt mit der Jagdpeitsche, um die Diebe der Kirche zu verfolgen und haut tüchtig auf die Bauern los. Endlich kommen Amtleute und Schreiber und nehmen den Fall zu Protokoll und ehe man die Hand umdreht, ist schon ein ungeheurer Aktenstoß angeschwollen, daß alle sich entsetzen und die Hexerei unverkennbar ist. Hier bricht leider der lustige Bericht über dieses tolle Stück in v. Buchners Werken S. 216 ab. Nur die Legende wird hinzugefügt, demzufolge die Mutter Gottes aus Unwillen über die schlechte Aufführung der Einwohner den Ort Penning sammt der Kirche verlassen und mit derselben nach Soffan übergesiedelt seyn soll.

Mison Erythreus von Gänßbrunn schrieb 1682 eine gereimte deutsche Comödie von der Frauentreue, worin er die berühmte Geschichte der Weinsberger Weiber darstellt. Derselbe Dichter schrieb 1678 auch eine

lateiniſche Comödie (ludicra), worin er den Epidemus als ſchlechten Dichter arg verhöhnt.

Von Ferdinand Freiherrn von Fürſtenberg, dem berühmten Mäcen Paderborns und Herausgeber der Monumenta Paderbornensia, beſitzen wir auch eine Sammlung von lateiniſchen Gelegenheitsgedichten. Zu den monumentis ſelbſt ſchrieb er eine große Menge lateiniſche Ueberſchriften in Diſtichen, worin er alle Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümer hiſtoriſch bedeutſamer Orte ſeines Gebietes ꝛc. beſang, z. B. auch die clades Variana im Teutoburger Walde. Die übrigen poemata zu Amſterdam 1671 in 8° und zu Paris 1684 in Folio herausgegeben enthalten vorzugsweiſe Erinnerungen aus Italien, wo ſich der biſchöfliche Dichter längere Zeit aufhielt. Hier beſingt er Papſt Alexander VII., die Cardinäle und Monſignoren aus den großen römiſchen Familien, ein luculliſches Gaſtmahl im Hauſe Chiſi, die ſchönen Villen in der Nähe Roms, einige Heiligenbilder, Freunde aus der Geſellſchaft Jeſu ꝛc., unter andern auch den Tod eines treuen Möpschens. Alles in dieſen Dichtungen athmet Eleganz und Vornehmigkeit. Im Enthuſiasmus für Italien gieng Fürſtenberg allen ſpätern Deutſchen voran.

Die lateiniſchen dramata des Benediktiner Simon Rottenpacher, Salzburg 1683, behandeln faſt lauter antike Stoffe, den Tod des Oſiris, des Atys, des macedoniſchen Demetrius, den ſein Bruder Perſeus vergiften ließ, und dieſes Perſeus ſelbſt, die Heimkehr des Ulyſſes, die tragiſche Geſchichte der longobardiſchen Roſamunde und ein Paar allegoriſche Sagen vom wiederkehrenden Frieden, von der Rettung der gefährdeten Jugend und von der Stiftung des Kloſters Kremsmünſter, dem der Dichter angehört.

In dieſem letzteren für die Geſchichte des Geſchmacks bezeichnenden Stücke wird die Gründung des Kloſters mit der Liebe der Kallirhoe, Nymphe des Kremsfluſſes, in Verbindung gebracht und miſchen ſich antike Götter, Nemeſis, Pallas, Mars, Vulcan, Amor, Saturn ꝛc. unter die chriſtlichen Allegorien Providentia, Religio, Spes und unter die hiſtoriſchen Perſonen aus der Zeit des Thaſſilo. Die Nymphe jammert, daß ſie immer ledig bleiben müſſe, da ſorgt divina providentia, daß ſie in Theophilus einen Freier bekommt, das iſt nämlich die Perſonification des Kloſters ſelbſt. Das Stück ſpielt dann tiefer in die Weltgeſchichte hinein und ſchildert die Verfolgung der beiden Liebenden, d. h. immer des an den Fluß gebauten Kloſters, bis zum

Kaiſer Ferdinand, welcher die Feinde verjagt und das verarmte Liebespaar durch große Schenkungen reich macht. Man kann ſich kaum etwas Widerſinnigeres vorſtellen, als die Geſchichte eines Kloſters im Gewand einer Liebesgeſchichte.

Ganz an antike Stoffe hielt ſich der Jeſuit Ruäus, deſſen zwei Tragödien, Lyſimachus (nach Plutarch) und Cyrus (nach Herodot) zu Ingolſtadt 1745 gedruckt wurden.

Unter den katholiſchen Dichtern des 17. Jahrhunderts nimmt der Capuziner Laurentius von Schnüffis eine nicht unbedeutende Stelle ein. Er hat ſich ganz nach den Spaniern gebildet und (ohne ihn zu nennen) herrliche Geſänge des Johannes vom Kreuze in Ueberſetzungen ſeinen eigenen Dichtungen einverleibt (z. B. des Miranten Einſamkeit S. 19). Seine Verſe ſind mit claſſiſchen Namen geſpickt und im Geſchmack der Zeit affectirt, jedoch verhältnißmäßig fließender als viele anderer deutſcher Dichter jener Zeit, und von einem Feuer durchglüht, das bald an Calderon, bald an die ſchönen Dichtungen ſeines Ordensvaters, des h. Franciscus von Aſſiſi erinnert. In „des Miranten wunderlichem Weg nach der Einſamkeit“ hat er ſeine Bekehrung zum Mönchsſtande, (1690) geſchildert, nachdem er ſchon 1681 ſein berühmtes Gedicht „Mirantiſches Flötlein oder geiſtliche Schäferei“ herausgegeben. In der Mirantiſchen Maienpfeife 1692 hat er ſodann die glühendſten Liebeslieder an die h. Jungfrau gerichtet.

Im mirantiſchen Flötlein wird Clorinda (die Seele) durch Daphnis (Chriſtus) aus dem Sündenſchlaf geweckt, geht in ſich, überſchaut ihr ganzes Leben voll Schande und Schuld, muſtert jedes einzelne Laſter durch und fällt in Verzweiflung, bis Daphnis ihr wieder Troſt ſpendet. Noch lange bleibt ſie ſchwer gedrückt, bis ſie endlich erkennt, durch Leiden beweiſe uns Gott ſeine Liebe. Nun gibt ſie ſich mit Freuden der ſtrengſten Buße hin und wird dafür belohnt durch die Erklärung des Daphnis, daß er ſie liebe. Noch einmal fällt ſie in eine, jedoch nur ſüße Noth, indem er ſie verlaſſen hat und ſie ihn überall mit heißer Sehnſucht ſucht, bis ſie ihn wiederfindet und zum erſtenmal in ſeiner ganzen ſtrahlenden Schönheit erblickt.

In der Maienpfeife wird ein ähnlicher Roman zwiſchen Clarus, dem Hirten (die Seele) und der h. Jungfrau durchgeführt. Dieſe erſcheint dem Hirten zum Troſt und zur Erhebung in den mannigfachſten ſinnbildlichen Geſtalten, als der perſonificirte Frühling, als Paradies, als Lilie unter den Dornen, als die Blumenkönigin Roſe, als Mundſchenkin des Lebensweines, als Mai-Morgenſtern, Morgenröthe, Sonne, als Amazone, gewaffnet wie Bellona,

als Jägerin ꝛc. Clarus gibt ſich ihr ganz hin, flieht um ihretwillen jede Sünde, wird aber von Sehnſucht verzehrt, ſie zu hören und zu ſehen, wie ſie in ihrer Herrlichkeit iſt.

Viel geringer ſind ſeine ſpätern Dichtungen: die mirantiſche Maultrommel 1699, in der er die üppigen Sitten der Zeit tadelt, die Völlerei, Wolluſt, den Luxus ꝛc. Hier vermiſſen wir auch ſeine frühere Leichtigkeit. Er reimt einmal:

Alſo thät es durch ſein ſtetes
Sinngebet der von Aſis,
Der geſtiegen ohn Erliegen
Mit dem Leib ſo gar oft bis
In die Wolken ꝛc.

Doch finden ſich auch hier ein paar gute Sinnbilder, z. B. S. 239 das von der Spinne, die ihre Netze webend dem Himmel allezeit den Hintern zukehrt, wie die weltliche Intrigue, und das von der Hoffahrt des Genius S. 46.

Wiſſet, daß auf Perſeus Schimmel
Keiner kommet in den Himmel,
Sondern einzig durch die Buß.

In dem „Futter über die Maultrommel“ 1699 wird das Thema fortgeſetzt und ſonderlich die neue Kleidermode gegeißelt.

Am Kinn, ſo von den Haaren raub,
Man einen Mann erkennet.
Wer ſich des Bartes ſchämt, wird auch
Nicht wohl ein Mann genennet.

Während die Männer ihre natürliche Zierde, den Bart, abſcheeren, bedecken ſie ſich aufs unnatürlichſte mit Allongeperücken:

Das Haar den Weibern ſchnitt man ab
Auf daß der Prahlhans Locken hab
Hinab bis auf die Hoſen.

Die 1698 erſchienene „ſchmerzhafte marianiſche Einöde“ bleibt weit zurück hinter der Maienpfeife. Sie enthält überkünſtelte Sinnbilder von den verbundenen Herzen Jeſu und Mariä, die auf alle Art geprüft und gequält, zerriſſen, auf dem Ambos zerhämmert, auf einem Schiffe fahrend an die Klippe geſchleudert, unter die Preſſe gelegt, mit der Geißel ge-

ſchlagen werden ꝛc. S. 165 geht der Dichter ſo weit, das Herz Mariä als Schwamm brauchen zu wollen, um ſich von ſeinen Sünden zu reinigen.

Der Jeſuit Pater Juſtus Sautel gab 1673 zu Ingolſtadt divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateiniſchen Diſtichen feierte. Es ſind theils Epigramme, theils Elegien. Ueberall herrſcht der claſſiſche Geſchmack vor, ſo daß Magdalena eine Diana genannt wird, mit Amor lange Geſpräche hält, und daß auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, ſo lange die Heilige darüber fährt, Thetis ihr die Wellen glätten muß ꝛc. Indeſſen finden ſich unter ſehr vielen Künſteleien auch echt poetiſche Dichtungen. Schön iſt z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem ſie der Wolke nachblickt, in der Chriſtus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die ſie als eine zum Fels verſteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet ſich ein ſehr ſchönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten ſcheint alles ſo vergänglich, ein dahinrieſelndes Gewäſſer, dort oben alles ſo feſt und ewig. Aber ſie beſinnt ſich, auch die Sterne werden vergehen und nichts iſt ewig, außer Gott, der ganze Himmel, der ſich in dem kleinen Waſſer ſpiegelt, iſt nicht mehr, als der Spiegel ſelbſt.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich iſt auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umſchwärmt ſie in ihrer Höhle, ſie verjagt ſie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht ſtechen, dir nur Honig bringen. Ich weiß es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deßhalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süßes, mir ziemt nur Bitteres.

Deſſelben Sautel lusus poetici allegorici, erſt 1717 zu München gedruckt, enthalten eben ſo poetiſche Sinnbilder, Parabeln und Fabeln in lateiniſchen Diſtichen.

Der Menſch wird verglichen mit einer Fliege, die in der Milch Schiffbruch leidet, dann wieder mit einer Biene, die im Körper Amors, d. h. der chriſtlichen Liebe, ſich einniſtet, mit dem Seidenwurm, der in ſeinem Geſpinnſte zum Wohl Anderer ſtirbt, mit dem eiteln Narciſſus, mit der vorſichtigen Ameiſe, mit der Traube unter der Kelter ꝛc. Eine der ſeltſam ſchönen Vergleichungen,

welche dieſer Dichter liebt, iſt die eines Märtyrers mit der im Deſtillirkelche weinenden Roſe.

Von Sautel erſchien noch zu Köln 1741 ein annus sacer-poeticus, ebenfalls mit Sinnbildern.

In den poetiſchen Werken des Jeſuiten Franz Noël, die 1717 zu Frankfurt erſchienen, ſind in lateiniſcher Sprache theils lyriſche und epiſche Cyclen, theils Schauſpiele enthalten.

Der erſte Cyclus umfaßt in kurzen Gedichten das Leben Jeſu unter dem Namen der göttlichen Liebe, d. h. alle Handlungen und Wirkungen Jeſu aufgefaßt als Thaten der ewigen Liebe. Der zweite Cyclus enthält marianiſche Briefe, im Tone theils des hohen Liedes, theils der ovidiſchen Heroenbriefe, aber es ſchreibt nicht nur sponsus sponsae, ſondern auch filius matri, und ſie ſind viel myſtiſcher gehalten, als die verwandten des Goban Heſſus. Der dritte Cyclus enthält das Leben des h. Ignatius Loyola. — Die Schauſpiele ſind: Philotas, der von Alexander dem Großen unſchuldig zum Tode verurtheilt wird; der Untergang des Herodes, wobei die Dämonen ihre Rolle ſpielen; der chriſtliche Amor, ein Auto, gleich denen des Calderon, worin Chriſtus als kleiner König von dem mächtigen Nachbarkönig Cosmus (Welt) übermüthig gefangen und gemartert wird; Luciſers Fall; Accianus, König von Syrien, der als Chriſtenfeind beſtraft wird; Heinrich von Norwegen, ein geflüchteter Prinz, welcher Franciscanermönch wird und in Heiligkeit ſtirbt. Zum Schluß eine Comödie: der ſehende Blinde, die bekannte Geſchichte des reichen Blinden, dem ſein Nachbar das vergrabene Geld ſtahl, der aber durch Liſt bewirkte, daß der Nachbar das Geld wieder hinlegte in der Erwartung, ſpäter noch mehr zu finden.

Ein gewiſſer Lizel ließ unter dem Namen Megalissus 1730 „den neudeutſchen Katholiken“ und 1731 eine „deutſche Jeſuitenpoeſie“ drucken, um den Beweis zu liefern, die Jeſuiten leiſteten nichts oder nur Geſchmackloſes in deutſcher Poeſie.

Darin kommen allerdings abgeſchmackte Feſtgedichte z. B. zur Feier des Königs von Frankreich in Straßburg, ſteife Gelegenheitsgedichte, ein Abriß der Thaten des Prinzen Eugen in ſehr harten Verſen ꝛc. vor; jedoch auch gute Sachen, z. B. ein Marienlied (S. 30):

Mutter Chriſti, hoch erhoben
In dem ſchönen Himmel droben
Aller Engel Königin
Unſre Frau und Mittlerin.

O Du Zuflucht aller Sünder,
Schau, wir arme Adamskinder
Die gesündigt ohne Zahl,
Weinen in dem Jammerthal.

Laß uns deine Hülf' erscheinen,
Laß uns nicht vergebens weinen,
Führ uns zu dem Gnadenthron
Und versöhn uns deinem Sohn ꝛc.

Auch Pater Abrahams Fischpredigt steht hier als schwülstiger Unsinn. Lizel scheint nicht gedacht zu haben, daß hier Humor im Spiele ist. Im Uebrigen gibt er zu, „daß auch unter den Evangelischen sich annoch viele Reimenschmiede befinden."

Pater Cölestin Leuthner, Lehrer in Salzburg, gab 1736 dramata Parthenia heraus zur Verherrlichung der Jungfrau Maria. Alles kleine Legenden, worin entweder ein Sünder wegen besonderer Andacht von Maria Schutz und Verzeihung erhält, oder ein Verächter der h. Jungfrau bestraft wird.

So die Stücke: ex terrore salus; ex hosti frater; S. Emericus, Mariae sponsus; majestas Virginis vindicata; illusor delusus. In dem Stück aurea servitas verkauft sich ein frommer Marienverehrer freiwillig als Sklave, um das Geld zu einer Feier Mariae zu opfern. Mitten im lateinischen Text kommt hier ein deutsches Lied vor:

Freiheit, o Freiheit, o schädliche Sach,
Die mit sich ziehet viel Elend und Ach.
Bleibe, ein herziges Vögerl im Haus,
Dorten bist sicher, ach fliege nicht aus.
Schneeweißes Lämmlein, ach bleibe beim Hirt,
Der sicher weiden und führen dich wird.

Die lateinischen Schuldramen des Jesuiten Claus, Augsburg 1741, haben schon einen Beischmack von Corneille und Racine.

So die Großmuth des Scipio, der Tod des Themistokles, der Untergang des Stilicho, der nur aus Liebe zu seinem eignen Sohne Eucherius, um diesen zum Kaiser zu erheben, Verräther an seinem rechtmäßigen Kaiser wird, und die Strafe des Protasius, eines japanischen Fürsten, der aus Habgier vom Christenthum wieder abfällt, aber betrogen wird und untergeht. Die übrigen Stücke sind nur für die Schuljugend geschrieben. Im Martius beschreibt er den heroischen Kreuzzug der 20000 deutschen Knaben im Jahre 1212.

Durch die Oertlichkeit wäre wohl die Bibliothèque universelle von Genf am meiſten geeignet, das italieniſche Neueſte dem Auslande, das des übrigen Europa's Italien bekannt zu machen.

Buchhandel.

Auch in Italien iſt die Thätigkeit des Buchhandels genau im umgekehrten Verhältniß der Strenge der Cenſur. Ehemals war daher Venedig ſeine Freiſtätte für Italien. Daß der Kanton Teſſin jetzt dieſes nicht werde, dafür ſorgt die ausgebildetere Bücherpolizei unſerer Tage. Auch hielt der altvenetianiſche Buchhandel ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung von den Lebensfragen der Politik.

Somit ſind nun Mailand und Florenz die Sitze der größten buchhändleriſchen Thätigkeit. Ihre Gegenſtände ſind vorzugsweiſe Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen (beſonders W. Scott), ſeltener aus dem Deutſchen, neue Auflagen der Klaſſiker der italieniſchen Literatur, Schriften für Gewerbe, auffallend wenige Schul- und Volksbücher und pädagogiſche Schriften, mehr noch Abhandlungen über frühere Geſchichte, Alterthümer, ausgezeichnete Männer. Druck und Papier ſind gewöhnlich gut, oft ausgezeichnet.

Der Sortimentshandel wird nicht auf deutſche Weiſe betrieben, und es iſt ſchwer, auswärts gedruckte Werke ſich zu verſchaffen. Zu Neapel konnte ich aller ſorgfältigen Nachfrage ungeachtet weder die Werke Piazzi's noch die Napoli Signorellis auftreiben, ſogar Commiſſionäre und Antiquare ließen mich im Stiche. Jene waren in Palermo gedruckt, dieſe in Neapel ſelbſt.

Von auswärtiger Literatur iſt ohnehin nur Weniges aufzutreiben, außer wenn zuweilen ein Verleger oder der Verkäufer eines bankerotten Fonds eine Partie Exemplare um Schleuderpreiſe und mit großer Wagniß auf den italieniſchen Markt ſendet.

Daher füllen die meiſten italieniſchen Buchhändler überſchieſſende Zeit und Raum mit Antiquariatsgeſchäften aus, und befaſſen ſich lieber mit denſelben, als daß ſie mit außeritalieniſchen Buchhandlungen verkehren. Commiſſionen werden ſehr ungleich, aber immer theuer berechnet. Dagegen kauft man oft werthvolle Nachſchlagebücher und Bibliothekwerke wohlfeil in dem Buchladen.

Im date et dabitur beweiſt er, wer nicht gebe, dem zieme auch nicht das Empfangen. Im Nemo ſpiegelt er ſeine Schüler ab, wie jeder leugnet, daß alles Ueble nur von Niemand kommen ſoll. Solchen moraliſchen Spiegel hält er auch einem reichen Jüngling vor, der zu faul iſt zum lernen, und dem Sohn eines Schuſters, welcher ſtudiren ſoll und deſſen Talent doch nicht über den Leiſten hinausreicht. In dem Stück Vulpanser ahmt er Calderons „das Leben ein Traum“ nach. Unbedeutender iſt ſein Kampf der Dillinger mit den Heuſchrecken, ſein nachtwandelnder Knabe, ſein verrückter Knabe, der ſich einbildet, die Spatzen niſten in ſeinem Kopf ꝛc.

Dagegen weht uns aus den Schauſtücken der Jeſuiten in Wien von 1725 und 1743, wie ſie Devrient in ſeiner Geſchichte der deutſchen Schauſpiele I. S. 455 ſchildert, Calderons Geiſt an.

In dem einen, Abrahams Opfer, wie in dem andern, Conſtantius, zieht ſich die antike Mythe von Perſeus und Andromeda wunderbar ſpielend hindurch als Allegorie. Der gebundene Iſaac, welcher des Todes harrt, wird mit der gefeſſelten Andromeda, und hinwiederum das von Conſtantin dem Großen beſiegte Heidenthum mit der Meduſa verglichen.

Auch der Jeſuit Ferdinand Huber nähert ſich in ſeinen Feſtſpielen der Manier Calderons in den Autos. Seine flores erſchienen zu München 1747.

In einem Feſtſpiele öffnet Juviter die Reihe der habsburgiſchen Kaiſer. In einem andern wetteifern die Blumen des damals berühmten biſchöflichen Gartens in Eichſtädt, der Patronin dieſes Bisthums, der h. Walburgis als Tugendſinnbilder zu huldigen, ein ächt ſpaniſches Automotiv. — Mars, der Kriegsgott wird im Götterrathe angeklagt und verurtheilt. — Friedrich Auguſt Kurfürſt von Sachſen, fällt in Contemplation, ehe er den Entſchluß faßt, katholiſch zu werden. — Laurentius Juſtinianus wird „im Schlaf“ ein Heiliger, weil ihm Maria im Traum erſcheint und er ſofort ſein Leben umwandelt. — Eine Seele ringt mit der Welt und dem Fleiſche, neben der Tugend und Gnade aber ſteht ihr hauptſächlich Amor marianus bei. Dieſe Perſonification eines marianiſchen Amor iſt originell und reizend. — Die verbannte Seele ſucht den Heiland an allen Orten vergebens, bis ſie ihn am Kreuze findet. — Zwei hiſtoriſche Stücke handeln von der Vertreibung der Mauren aus Spanien und von Kaiſer Heinrich dem Frommen und ſeiner Gemahlin Kunigunda. Ein drittes von der Gründung Eichſtädts. Schließlich eine lateiniſche Bearbeitung von Barlaam und Joſaphat.

Unter allen katholiſchen Dichtern Deutſchlands traf keiner ſo glücklich den Geiſt und Ton der ſpaniſchen Autos, wie der Jeſuit Franz

Neumayr in München, deſſen meditationes ſeit 1748 als Schulcomödien aufgeführt, echte Autos waren. Sie ſind zuſammengedruckt in den zwei Quartanten des theatri ascetici, München 1754 und 1758.

Alle handelnden Perſonen ſind Allegorien. Die himmliſchen Mächte und Tugenden ſtreiten wider die böſen Mächte, die menſchliche Schwäche und Thorheit. Gleich das erſte Stück concupiscentia carnis beginnt mit einer donnernden Strafrede des erzürnten Himmels an die ſündhafte und erſchrockene Erde. Das Fleiſch will dieſe letztere noch trotzig machen, aber Vernunft und Glauben treten zur rechten Zeit dazwiſchen. — In einem andern Stücke tanzen die Horen in üppiger Luſt, das ſind die mit Tand und Eitelkeit verlornen Stunden. Aber die Vernunft ſagt dem Menſchen, der durch die Zeit pilgern ſoll zur Ewigkeit:

Non sumus pro tempore nati.
Nugari cum horis
Non est viatoris.

Schöner und würdevoller hätte Calderon nicht ſprechen können. — Wieder in andern Stücken erblicken wir den reichen Sünder in der Flamme, tief bereuend ſein Verſäumniß. — Einmal ſchläft die Vernunft, da treibt die Fleiſchesluſt ihre Poſſen. Beſonders intereſſant iſt der Kampf der Staatsraiſon mit dem Glauben. Es wird nicht eher gut, deutet der Dichter an, bis oeconomia nova, quam ratio status introduxit, aboletur; antiqua, quam fides, laudavit, restituitur. Auch die Weltweisheit wird hart angelaſſen, ihr Katheder vom triumphirenden Glauben zertrümmert. Der Dichter verfolgt die Laſter nach den Lebensaltern, erſt die der Knaben und Jünglinge, dann die der Männer und Greiſe. Zuletzt ſchildert er Adam nach dem Fall als den Vertreter der ganzen ſündigen Menſchheit in ſeiner Kläglichkeit.

Während dieſe kirchlichen Schauſpiele in München aufgeführt wurden, herrſchte bereits der Voltairianismus in der vornehmen Welt und wurde das übrige Deutſchland durch die Neologie, durch Wieland, Leſſing ꝛc. aufgeklärt. In dieſen Kreiſen nahm kein Menſch Notiz von Neumayr. Sein Name iſt bisher in keiner deutſchen Literargeſchichte nur erwähnt worden. Seine genialſte Produktion iſt die Tragödie von Pilatus nahe am Schluß des erſten Theils der Meditationen:

Pilatus, Herodes, Kaiphas, Longinus und Barrabas ſind von Jeruſalem vertrieben und landen im Hafen von Maſſilien, wohin ihnen lange vorher (treu nach der Legende) der h. Lazarus mit ſeinen Schweſtern Maria und Martha nachgegangen iſt, um als Biſchof zu wirken. Pilatus, von Neuem in Sorgen tief bewegt, irrt einſam am Ufer umher. Da erblickt er plötzlich

vor ſich ein Crucifix mit der Inſchrift J. N. R. I. und fährt vor Schreck zuſammen. Die andern kommen dazu. Das Wunder klärt ſich auf, indem der Biſchof kommt und die verirrten Fremdlinge zu ſeinem gaſtlichen Herde führt, an dem ſie nicht bloß irdiſche Speiſe finden. Aber jetzt erſt wird Pilatus von dem, was er erfährt, von dem entſetzlichen Bewußtſeyn, den Heiland der Welt verurtheilt zu haben, ſo tief erſchüttert, daß er ſelbſt dem biſchöflichen Troſt entfliehend, ſich aus Verzweiflung in die Rhone ſtürzt.

Der zweite Theil enthält eine Reihenfolge geiſtlicher Schauſpiele, die Bekehrung des h. Auguſtinus; die Devotion des Lisbius vor der h. Jungfrau, die ihn dafür beſchützt; Jerobeam; Tod, Gericht, Hölle, Ewigkeit; der verlorene Sohn, angewandt auf die verlorene und zum Vater zurückgekehrte Seele; die vier h. Franze (von Aſſiſi, de Paula, Borgia und Xaver). — Im Jahr 1760 erſchien noch ein theatrum politicum deſſelben Dichters aus der ſpätern römiſchen Kaiſerzeit:

Voll hiſtoriſcher Stücke: Titus, Eutropius, Pavinianus, Anaſtaſius, Conſtantia, dazu wieder ein Auto, worin Logus (recta ratio) als rex microcosmi mit dem Corpus (caro) als Vater der Rebellen, der Sinne und Begierden, zu kämpfen hat, und ein zweites, der Diener zweier Herrn, worin Amphibius (der Menſch) zwiſchen Uranius (Himmel) und Cosmus (Welt) ſchwebt, bis er belehrt wird, Cosmus, der ſich für den Herrn ſelbſt ausgibt, ſei eigentlich nur der Diener des Uranius. Schließlich noch die Hochzeit des Tobias mit der Sara, lateiniſch und ausnahmsweiſe auch deutſch.

Jedenfalls iſt Neumayr einer der beachtenswertheſten Dichter und ſollten ſein Pilatus und einige ſeiner beſſeren Meditationen überſetzt werden.

Golt in Ingolſtadt ſchrieb noch 1750 in lateiniſchen Diſtichen ein oestrum poeticum ephemericum, worin er Ueberſetzungen der Pſalmen auf alle Jahrestage vertheilt.

Zu den ſpäteſten Dichtern dieſer Gattung gehört der Jeſuit Weitenauer, deſſen tragoediae zu Augsburg 1758 erſchienen, alle ſehr heroiſch: Hannibals Tod, des deutſchen Arminius Tod, des Ulyſſes Tod, des Jonathan Maccabäus Tod, des macedoniſchen Demetrius Tod. Schade, daß dieſer Dichter, der ſich auf ein edles Pathos verſtand und zugleich Maaß hielt, nicht deutſch ſchrieb. Beſonders ſeinem Arminius ſteht es übel an, in der Sprache derer reden zu müſſen, die er beſiegt. Am Schluſſe dieſer Tragödien findet ſich das Luſtſpiel Ego.

Ego, der perſonificirte Egoiſt, will ſich durch Verfolgung des vermeintlichen Mörders ſeines Sohnes bereichern, aber ſowohl der Sohn als der ſcheinbar hingerichtete Mörder kommen geſund wieder zum Vorſchein und Ego, ſtatt ſich über das Wiederſehn ſeines Sohnes zu freuen, möchte vor Aerger berſten.

Leicht aber geiſtreich erfunden. Von demſelben Verfaſſer erſchien noch ein theatrum Parthenium (seu dramata Mariana), Augsburg 1759 mit zehn lateiniſchen Schauſpielen, in denen Wunder der Maria, theils Gnadenbezeugungen und Rettungen, theils Strafen dargeſtellt werden.

Sie ſind meiſt ſpaniſchen und italieniſchen Quellen entlehnt und nicht ohne Lebendigkeit und fromme Gluth gedichtet. Auch in ihnen verräth ſich Calderons Einfluß. Mitten unter die handelnden Perſonen, welche dem wirklichen Leben angehören, treten allegoriſche Geſtalten. Im 9. Stück, deſſen Held dem Mörder ſeines Bruders um Mariens willen verzeiht, tritt der Geiſt des Gemordeten zugleich mit der perſonificirten „brüderlichen Liebe" auf. Oefter ſtehn ſich ein genius Marianus und Antimarianus gegenüber. Im letztern donnert und blitzt der tiefſte Haß der Hölle gegen die himmliſche Schönheit. — Deſſelben Dichters Carmina selecta, Augsb. 1753, enthalten einen Panegyricus des Todes, eine dem Römer Marius in den Mund gelegte Zornrede gegen den entarteten Adel, die That des Mutius Scävola, eine merkwürdige Lobrede des Hundes auf ſich ſelbſt in kurzen lateiniſchen Verſen, welche gleichſam bellen.

Schließlich ſind noch einige humoriſtiſche Dichter aus dem Anfang des 18. Jahrhundert zu erwähnen. Am tiefeſten unter dieſen ſteht der Jeſuit Franz Callenbach der in ſeinem Wurmband (ohne Jahr und Ort) Wurmzüge gegen die Kirchenwürmer, Hofwürmer, Staatswürmer ꝛc. unternimmt.

Nur eine einzige Scene iſt ergötzlich angelegt, aber völlig geiſtlos durchgeführt, die Verſammlung der Kunkelmänner nämlich, d. h. der geſchlagenen Ehemänner, die für ihre Weiber ſpinnen müſſen. Ganz eben ſo geiſtlos und von demſelben Verfaſſer iſt der „Martercalender", worin alle Zeit- und Modennarren geſprächsweiſe zuſammengeſtellt werden, ein Vorbild für Salzmanns menſchliches Elend, aber ohne deſſen ſittliches Motiv und erbärmlich geſchrieben. Ein Paar kleine Sachen Callenbachs ſind vom Jahr 1715. In derſelben Bande der K. Privatbibliothek in Stuttgart finden ſich noch mehrere Scharteken von dem nämlichen Autor, die noch elender ſind. Nur der „puer centum annorum" oder das „Kinderſpiel" hat einen ariſtophaniſchen Anflug. Der lachende Demokrit wiegt den alten Knaben und hofmeiſtert ihn

nachher mit einem Haufen anderer Knaben, welche alle purpurgeboren ſind und als Könige ſich nur wie Buben aufführen.

Pater Abraham a Sta Clara, eigentlich Ulrich Megerle, geb. 1642 zu Krähenheimſtetten in Schwaben, Auguſtinermönch, † als Hofprediger zu Wien 1709, war der berühmteſte und beliebteſte Prediger ſeiner Zeit, der mit Humor im ſ. g. Kapuzinerſtyl predigte, aber deſſen Satiren die feinſte Grazie innewohnte. Seine zahlreichen Werke entfalten aber eben ſo viel Witz und köſtliche Laune, als ausgebreitete Kenntniſſe, indem ſie von eingeſtreuten kleinen Erzählungen, Legenden und Anekdoten wimmeln. Immer aber blitzt tiefer Ernſt durch den Scherz. In ſeinen Sittenſchilderungen, in der Aufdeckung der Schwächen aller Geſchlechter, Alter und Stände iſt er vor allen Meiſter. Sein Hauptwerk iſt Judas der Erzſchelm, in 4 Quartbänden, Salzburg 1688, eine Art Encyclopädie aller Laſter in dem Lebenslauf des Judas zur Anſchauung gebracht. Außerdem ſchrieb er „Merks wol Soldat“ 1688, „Merks Wien,“ oder des Todes umſtändliche Beſchreibung, Wien 1680, worin das Grauenhafteſte ſelbſt mit wunderbarem Humor behandelt iſt, eine Strafpredigt an die Wiener mitten unter den Schrecken einer Peſt, und Deo gratias, als Wien die Peſt überſtanden, 1686. Ferner noch: Spica Nard 1683. Löſch, Wien 1690. Wintergrün 1700. Abrahamitiſches Gehabdichwohl 1700. Reimb dich 1702. Heilſames Gemiſchgemaſch 1704. Hui und Pfui der Welt, Salzburg 1710. Die große Todtenbrüderſchaft 1710. Etwas für alle, 1711. Geiſtliches Waarenlager, Salzburg 1714. Abrahamiſches Beſcheidteſſen 1719. Laubhütten 1721. Neu ausgehektes Narrenneſt 1737.

v. Eichendorff beklagt ſich, daß dieſer Dichter von den Proteſtanten ſo tief unterſchätzt werde, und in der That iſt, was Gervinus über ihn geſagt, äußerſt ungerecht, gehäſſig und geſchmacklos. Aber hat nicht der ehrliche und feinfühlende Jean Paul dem Pater Abraham eine Blume auf ſein Grab gepflanzt? Was uns betrifft, ſo ehren wir an dem Wiener Kapuziner nicht blos den unerſchöpflichen Witz, die erſtaunliche Virtuoſität der Rede, die Bilderfülle und die geſchickte Anwendung einer reichen und geſchmackvollen Beleſenheit, ſondern auch die feinſte Grazie und ein wahrhaft liebenswürdiges Gemüth, Vorzüge, die unter der Rau-

heit der Kapuzinerkutte nur um so leuchtender hervortreten. Von seinem eigenthümlichen Styl hier nur ein Paar Proben aus dem Erzschelm:

Dann ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit vil hören lassen, die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Orgel, sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreit sie: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie der Palm-Esl, der last sich im Jahr nur einmal sehen; ein rechte Jungfrau soll sein, und muß sein, wie ein Spittal-Suppen, die hat nit vil Augen, also soll sie auch wenig umbgaffen, ꝛc. ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Nacht-Eul, die kombt fein wenig ans Tagliecht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Spiegel, wann mann diesem ein wenig zu nahend kombt, und anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Liecht, welches versperrter in der Latern vil sicherer ist, als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn, und muß sein ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, diese ist allezeit zu Hauß, massen sie ihre Behausung mit sich tragt; also ein rechte Jungfrau sich mehrestes soll zu Hauß aufhalten, zur Meidung aller bösen Gelegenheiten, dann gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vöglen ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auf Weeg und Gassen sich sehen lassen, von den Erz-Vöglen gar nit sicher.

Ein Edlmann nahme auff ein Zeit ein Nuß sambt der grünen Hilsen und unzeitigen Ueberhüll, sagte also, gebet acht, wie ich euch die drei Ständ, den Bauern-Stand, den Burger-Stand, und den Edl-Stand, so arthlich werde entwerffen, erstlich dise grüne Hilsen bedeut den Bauern-Stand, dise Hilsen muß man herab schöllen, also müssen die Bauern auch geschunden werden: die andere harte Schallen bedeut den Bürger-Stand, dise Schallen ist hart, wessenthalben sie muß auffgebissen, oder auffgeschlagen werden, also die Burger haben harte Köpff, derentwegen mit ihnen nit subtil zu verfahren ist, der süsse Kern aber bedeut den Edl-Stand, und beist zugleich die Nuß auf, findet aber wenig Kern, wol aber ein Wurm, welcher ihm in das Maul verorirt, pfuy Teufel, sagt er, und speyt ihn wider auß, pfuy, pfuy.

Ein Paar Jahrzehnte später als Pater Abraham schrieb der Kapuziner Pater **Martin von Cochem** Erbauungsbücher mit weniger Witz als Abraham, aber mit reich ausmalender Phantasie. Seine Heiligenlegende erschien Cöln 1747, später eine seraphische Jagdlust oder Portiunculabüchlein und ein Gebetbuch. Am merkwürdigsten ist sein Buch „von den letzten Dingen", dessen 23. Aufl. 1838 herauskam. Darin führt

er das jüngſte Gericht nach der Apokalypſe, mit Herbeiziehung aller Zornreden Gottes aus den Propheten und vieler Stellen der Kirchenväter zu einem erſchütternden Gemälde aus. Geiſtreich ſind darin die Vorwürfe, welche ſich Leib und Seele gegenſeitig machen, indem jedes behauptet, es ſey vom andern verführt worden, der Leib wäre rein geblieben ohne der Seele Gelüſte, die Seele rein ohne des Leibes Sinne und Triebe. Die Auferſtehung, die Verſammlung zum Gericht, die Erſcheinung des göttlichen Richters werden majeſtätiſch geſchildert. Dann erfolgt das Urtheil, die Seligen ſteigen auf zu den Wonnen des Himmels, die Verdammten ſtürzen in den Abgrund. Hier die Beſchreibung des Sturzes:

> Es werden viele hunderttauſend Blitze und Donner mit entſetzlichem Krachen auf einmal aus den Wolken ſchießen und alle Menſchen und Teufel mit unglaublichem Schrecken und Schmerzen zu Boden ſchlagen. Alsdann wird ſich der Erdboden mit einem grauſamen Schlunde unter ihren Füßen öffnen, und zugleich auf einmal die ſo viele hunderttauſend Millionen Menſchen und Teufel erſchrecklicherweiſe ohne alle Barmherzigkeit lebendig verſchlucken. — Dieſe ungeheure, hölliſche Verſchluckung wird alſo grauſam und entſetzlich ſeyn, daß alles, was erſchrecklich kann gedacht werden, mit ihr nicht zu vergleichen iſt. Denn ſobald die Erde mit einem allergrauſamſten Knall unter ihren Füßen brechen wird, werden alle und jede Menſchen und Teufel vor Schrecken einen ſolchen ungeheuren Schrei thun, der bis an das Ende der Welt wird gehört werden. In ſolchem Schrei werden ſie ſo gewaltig anfangen hinunterzufallen, als wenn alle Berge der Erde mit ungeheurem Krachen und Geräuſch hinunterſtürzten. — Ach, gedenk, was dieß für ein unerhörtes Fallen ſeyn wird, wenn ſo viele hunderttauſend Millionen Menſchen und Teufel in einem einzigen ungeheuren Falle neunhundert Meilen (denn ſo weit iſt es in den Abgrund der Hölle) plötzlich herabſchießen und drüber und drunter fallen werden.

Komiſche Predigten im Styl des Pater Abraham ſchrieb auch im Jahr 1782 der ſ. g. Wieſenpater zu Jßmanning. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 216.

Ungleich berühmter als dieſer wurde Sebaſtian Sailer, deſſen Schriften Haßler in Ulm (1843) herausgab. Sailer war, wie P. Abraham, ein Schwabe, aus der Gegend von Ulm, wurde an P. Abrahams Stelle Hofprediger zu Wien (1776) und ahmte ihm in gutem Humor nach. Seine Dichtungen ſind aber größtenheils geiſtliche Comödien.

> Den Anfang macht „die Schöpfung des erſten Menſchen“ in drei Aufzügen, ein Stück, das von der köſtlichſten Laune eingegeben iſt. Doch muß

man das Volk, seine Sitte und Sprache kennen, wenn die vis comica nicht viel verlieren soll. Hier eine Probe. Gott Vater ist beschäftigt, den Adam zu beleben.

Ariose.

Bursch, wach auf!
hueſcht und ſchnauf!
Pf! Pf!
hurtig und g'ſchwind
ſchüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul aufſtreck,
d'Zhän fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam niest.)
Healf dar Gott! jetzt leabt ar, Gott Lob!
Gealt Dadam, da g'ſiehſt!

Adam.

Joa redli Gott Vater! g'lobt ſey Jeſas Chriſcht.

Gott Vater.

In Ewigkeit. Gealt as hoatö thaun!
guck überſt, da kanſt ſeahn d'Sonn, d'Stearn und den Maun.

Ariette.

Ihr ſeand ja Gott Vatter ſeall,
gealtat ihr?

Gott Vater.

Dear und kein And'rer bin ich,
gealt da meiſcht mich?
Du biſcht aber an mein Kreatur.

Adam.

Joa, ich haun ſchaun längſch dächt, wenn ich nun verſchaffa wur.
Ich hätt ſchaun länger an möga leaba,
jetz hoatö ni eiſar Herrgott doch an moal in Gin geaba.
Aber noh Dinö. Wuhear thur ich kumma?
Wo haund er mich hearg'numma!

Und ſo geht der grobe, aber immer echte Spaß fort. Das zweite Stück heißt „der Fall Luzifers“ in zwei Aufzügen und iſt von derſelben Art. Die Engel, welche Patrone verſchiedener Länder ſind, geben dem Dichter Anlaß zu mannigfachem Scherz, namentlich der Schweizerengel. — Eben ſo glücklich ſind von ihm die „ſieben Schwaben“ in einer Comödie behandelt. Das folgende Gedicht „der ſchwäbiſche Sonn- und Mondfang“ iſt eben ſo launig. Bauern wollen Sonne und Mond mit Stangen und Netzen einfangen. Dann

kommt wieder eine geiſtliche Poſſe „die heiligen drei Könige“. Einige kleinere Gedichte machen den Schluß, darunter auch eine poetiſche Begrüßung der unglücklichen Marie Antoinette, als ſie durch Schwaben reiſte, um Gemahlin des Dauphin von Frankreich zu werden.

Saller ſchrieb auch ein „Marianiſches Orakel, Augsb. 1769“ in 3 Bänden, worin Maria gleichſam im Beichtſtuhl ſitzend Klagenden und Sündern aller Art Troſt, Rath und Zurechtweiſungen ertheilt. Voll Menſchenkenntniß und in warmer phantaſiereicher Sprache geſchrieben.

Siebentes Buch.

Die Renaissance.

Ich behalte das fremde Wort für die fremde Sache bei.

Wir haben den Einfluß der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der altclassischen Sprache und Denkweise, bereits im Gebiete der streitenden Kirchen verfolgt und gehen nun zu der gänzlichen Veränderung des Geschmacks über, den durch sie auch unsere weltliche Dichtung erlitten hat. Die neue und fremde Geschmackstyrannei gieng ausschließlich von den Schulen, vom Humanismus aus und war Sache der Gelehrten, dem Volk eben so fremd als für dasselbe unpassend, aber die weltlichen Großen begünstigten die neue Mode, weil sie, wie oben schon angedeutet worden, ihrem Sonderinteresse diente. Die Renaissance war gegen das deutsche Kaiserthum und sein bisheriges Uebergewicht in Europa, wie gegen die alte Kirche gerichtet. Wo sie herrschte, konnte kein deutsches und kein altkatholisches Gefühl mehr aufkommen. Die oben charakterisirten Ausnahmen des Jesuiten-Classicismus ändern nichts an der Regel. Die Renaissance bildete sich folgerecht mit der Territorialhoheit und Souveränetät in Deutschland wie in Frankreich und Italien aus. Ihre Heroen waren durchgängig Günstlinge und Schmeichler der Fürsten. Der altheidnischen Volksdichtung, der mittelalterlichen Kirchenpoesie, dem ritterlichen Minnesang und dem bürgerlichen Meistersang folgte jetzt eine Periode *gelehrter Schulpoesie* im Dienst zunächst der Fürsten. Die Abhängigkeit der Dichtung von den Fürsten zeigt sich vornehmlich in der Anstalt der *Poetenkrönung*. Die Sitte, einen gefeierten Poeten

Beinahe nirgends trifft man gute Landkarten, weder zum Schulgebrauche noch Specialkarten.

Bei jeder Gelegenheit zeigt der italieniſche Buchhandel ſeine Sehnſucht nach Befreiung; während dem kurzen Zeitraume der neapolitaniſchen Revolution, der bologneſer Municipaliſirung, ja in Sizilien zu L. Bentink's Zeit verfehlte er nicht, Lebenszeichen zu geben. Die nun im Auslande gedruckten Hervorbringungen der geflüchteten Italiener werden als Flugſchriften ſo compreß wie möglich gedruckt, um ſie unter dem Hemde des Matroſen, in ausgehöhlten Holzſcheitern oder in dem Boden von Zuckerkiſten eingelegt, einbringen zu können.

Ein neues Werk, welches in Italien erſchien, nach einigen Jahren, eines, welches im Auslande gedruckt wurde (wie Botte's Geſchichte) ſogleich nachzudrucken, gilt ganz und gar nicht für ehrlos. Unter heimlich gedruckte Bücher, denn es gibt deren dennoch, wird gewöhnlich „Londra“ oder „Filadelfia“ geſetzt, gleichſam als utinam!

Hochverpönte Bücher ſind übrigens beinahe überall und immer zu kaufen. Nur muß der Käufer ein ſicherer bekannter Mann ſeyn. Oft beſorgen es Unterhändler.

So wenig ein Schriftſteller vom Honorar leben könnte, ſo wenig kann die Mehrzahl der Buchhändler ſich ohne Hülfe der Druckerei, des Antiquariats ꝛc. halten.

Einer eigenthümlichen Schwierigkeit unterliegt die Bekanntmachung der Verlags- oder neuen Sortimentsartikel, indem es beinahe nirgends Intelligenzblätter, und in den erſten Städten durchgängig nur Eine Zeitung gibt, welche nur in Mailand, Venedig und Neapel täglich, in Rom, Genua, Florenz und Turin aber nur zwei oder dreimal wöchentlich erſcheinen darf.

Ueberhaupt liegt ein ungleich größerer Theil des Volks über der Iſothermlinie des Erſebedürfniſſes, ungefähr in demſelben Verhältniß, welches bei den katholiſchen Südfranzoſen, den Spaniern und Portugieſen ſtattfindet.

Auffallend ſcheint es, daß in Corſika von dem dort doch ganz freien Buchhandel weder für lokale noch für allgemeine italieniſche Literatur Etwas geſchehen iſt, was zur allgemeinen Kunde gekommen wäre.

öffentlich mit dem Lorbeer zu krönen, war in Italien aufgekommen. In Deutſchland wurde ſie zuerſt vom alten Kaiſer Max nachgeahmt, der ſeinen Liebling, den nur in lateiniſcher Sprache dichtenden Celtis feierlich zum Poeten krönte und mit ihm die lange Reihe der poetae laureati begann, welche ſeitdem ſelten mehr von einem Kaiſer, aber deſto öfter in ſeinem Namen von einem Pfalzgrafen gekrönt wurden. Die Sache wurde Mode, ſo daß bald kein Profeſſor der alten Sprachen, der Beredſamkeit und ſchönen Wiſſenſchaften mehr exiſtiren konnte, wenn er nicht auch gekrönter Poet war. Zu dieſer Ehre konnte er aber um ſo leichter gelangen, als eine Menge Gelehrte die Befugniß des Pfalzgrafen erhielten, und nun alle ihre guten Freunde krönten. Viele Profeſſoren, die in ihrem Leben nicht dran gedacht haben würden, Verſe zu machen, machten ſie jetzt, wenigſtens ein kleines Bändchen voll, wie ein Schulpenſum, nur um gekrönter Poet zu heißen. Daraus erklärt ſich, warum im 16. und 17. Jahrhundert die poemata, carmina, sylvae etc. aller gekrönten Poeten ohne Ausnahme eine Menge von Gratulationen und gegenſeitigen Anpoſaunungen enthalten. Im Eingang ſtehen die Lobgedichte, welche andere Poeten auf den Verfaſſer zu deſſen Empfehlung gemacht haben. Dann folgen die Dankſagungen des Verfaſſers zuerſt an die hohen Gönner und Patrone, dann an alle ſeine Freunde. Sehr oft beſteht der ganze Inhalt des Dichterwerks aus weiter nichts, als der Doppelquittung des gegenſeitig verasſecurirten Lobes. Jenachdem ſich das Lob an Gratulationen zur Hochzeit, zur Amtsbeförderung ꝛc. oder an Condolenzen bei Trauerfällen anknüpft, bildeten ſich die nuptialia und epithalamia als ſtereotype Rubriken aus.

Aus der kaum überſehbaren Maſſe dieſer obligaten Poeterei erheben ſich die Werke, in denen mehr Geiſt und Erfindung, oder eine ſchönere Form den wahren Dichter verrathen. Aber wie Dantes Verdammte in Bleimänteln tragen ſie das unbequeme Gewand der Claſſicität über der Natur. Ueberallhin drängen ſich die antiken Götter ein. Selbſt in den geiſtlichen Dichtungen wird Jehovah zum Jupiter, Chriſtus zum Apollo oder Amor. In den Lobgedichten auf die deutſchen Fürſten müſſen jene antike Götter alle Hofämter übernehmen, Mars abwechſelnd jedem Kurfürſten ſeine Waffen, Venus jeder durchlauchtigen Dame den Gürtel der Anmuth leihen oder die Friſur beſorgen. Kein deutſcher Berg und Wald, keine

Wiese bleibt frei von antiken Nymphen, Faunen, Satyrn. Jede Bauernmagd wird zu einer Phyllis oder Chloris. Keine Vergleichung macht der Dichter mehr, die nicht aus einem Classiker entlehnt wäre und auf antike Vorstellungsweisen Bezug hätte.

Indessen ließ sich die deutsche Natur nicht ganz verleugnen. Sie behauptete ihr Recht im Volksliede, welches auch in jener schlimmsten Zeit deutscher Dichtung blühte. Sie reagirte aber auch in der gelehrten Poesie, selbst in der lateinischen, wie wir sehen werden.

1.

Lateinische Dichtungen der Humanisten.

Die Humanisten gaben nicht nur die classischen Schriften der Griechen und Römer heraus, erklärten und übersetzten sie, sondern ahmten sie auch in eigenen Dichtungen nach. Einige von ihnen brachten es zu einer großen Meisterschaft in lateinischen Versen, an Erfindungskraft und attischer Grazie oder römischer Würde blieben sie alle weit hinter den ächten Classikern zurück. Sclaven eines fremden Geistes, konnten sie unmöglich besser seyn. Wer die eigene Nationalität aufgibt, um sich in eine fremde hineinzulügen, wird charakterlos. Fast alle waren nur lucianische Spötter oder horazische Schmeichler und Fröhner einer behaglichen Lebensphilosophie, viele auch cynische Schwelger. Sie hielten sich an Lucian, Ovid, Horaz, Terenz, Ausonius, Seneca, Anakreon. Die Begeisterung für Homer (obgleich die Odyssee 1537 zu Augsburg von Schneidemeister und die Ilias 1610 daselbst von Sprenz zum erstenmal übersetzt wurde), Aeschylus, Sophokles, Livius, Tacitus wurde erst viel später in dem Maaße herrschend, wie unter den Deutschen selbst wieder mehr Natürlichkeit und Vaterlandsgefühl zur Geltung kam.

Die Humanisten haben das Mögliche geleistet, um die Blüthe der auf Universitäten gebildeten deutschen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was sie durch Verbreitung der classischen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch sie der deutsche Geist gelitten hat, indem sie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die un-

natürlichſte Entfremdung in ausländiſcher Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutſchen Tugend die ganze Frivolität und Gourderie der Renaiſſance ſetzten.

Heutzutage lieſt kein Menſch mehr die lateiniſchen Dichtungen der deutſchen Humaniſten; aber ſie waren nicht nur an Zahl, ſondern auch an Geltung und Ruhm im 16. und 17. Jahrhundert den in deutſcher Sprache Dichtenden überlegen. In der Periode zwiſchen Hans Sachs und Opitz herrſchten die lateiniſchen Dichter vor und Opitz ſelbſt war eigentlich nur ihr Nachahmer und läßt ſich nur aus ihnen erklären. Und doch ſind alle dieſe lateiniſche Berühmtheiten, ſind ein halb tauſend gekrönter Poeten jetzt vergeſſen. Welche gerechte Strafe für ihre Unnatur! Gleichwohl will ich ihr Andenken zum erſtenmal wieder auffriſchen, denn ihre Verirrung gehört weſentlich zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Es iſt zu hoffen, die gelehrte Forſchung wird ſich den ausgezeichneten unter ihnen wieder zuwenden, bis jetzt gebricht es an Vorarbeiten. Es exiſtirt nur eine Sammlung unſerer neulateiniſchen Dichter, Gheri delitiae poetarum Germ., Frankfurt 1612. Dieſelbe gibt aber nur Auszüge aus lyriſchen und epiſchen Dichtungen und macht in keiner Weiſe auf Vollſtändigkeit Anſpruch. Ich habe ſie nur ausnahmsweiſe benutzen müſſen, ſofern mir die Originalausgaben einiger Dichter nicht zur Hand waren. Budils Leben und Wirken der vorzüglichſten lateiniſchen Dichter vom 15.—18. Jahrh. in 3 Bänden, Wien 1827, iſt ſo weitläuftig angelegt, daß überhaupt nur vier Deutſche darin Platz gefunden haben.

Was Rudolf Hausmann, der ſich Agricola nannte, ſeit 1476 in Italien lebend (als Geſandter Maximilians I.) und ſchwärmend für Italien an Rudolf Lange ſchrieb, blieb die Parole der deutſchen Humaniſten: futuram tam doctam Germaniam, ut non latinius sit Latium.

Der Großvater der ganzen, jetzt von uns zu charakteriſirenden Gattung von Dichtern, zugleich der erſte, der die Krönung der Dichter diesſeits der Alpen einführte, war der am Ausgang des 15. Jahrhunderts weltberühmte Conrad Meiſſel, der ſich Celtis nannte. Zu Würzburg 1459 geboren, bildete er ſich auf mehreren Univerſitäten zu einem der erſten Humaniſten aus und ſtand zuletzt unter Kaiſer Max I. in höchſter Gnade in Wien. Wahres Verdienſt erwarb er ſich durch Herausgabe alter Claſſiker, auch der Werke unſerer Hrotswitha. Seine eignen latei-

niſchen Dichtungen ſind aber faſt unter der Kritik, nämlich außer obligaten Huldigungen, die er in einem ludus Dianae und in den laudes Maximiliani und in andern Gedichten den bayriſchen Herzogen widmet, nichts als Oden und Elegien, die er dem Horaz und Ovid nachgeſtümpert hat, geſinnungslos, ſelbſt unſittlich. Er ſtiftete die erſten gelehrten Geſellſchaften zu Wien und Heidelberg nach italieniſchem Vorbild.

Die libri amorum des Celtis in der Nürnberger Ausgabe von 1502 haben mehrfache Titelholzſchnitte. Zuerſt erblicken wir den Dichter mit dem Lorbeerkranz und Hut in der Hand vor dem thronenden Kaiſer Max I. knieen, ihm vorleſend. Auf einem zweiten Bilde die Philoſophie thronend zwiſchen Ptolemäus und Plato, Cicero und Albertus Magnus, auf dem dritten den Dichter ſchreibend, unter ihm ſein Wappen (eine große Maultrommel) und umher Minerva, Venus, Merkur, Phöbus, Herkules und Bacchus. Das Werk iſt in vier Bücher eingetheilt, mit den Holzſchnitten Hasilina Sarmata, Elsula Alpina, Ursula Galla, Barbara Cimbriea. Darunter ſind die vier Mädchen verſtanden, welche Celtis durch die vier Altersſtufen ſeines Lebens und in vier Ländern nach den vier Himmelsgegenden geliebt hat, die erſte öſtlich in Krakau, die zweite ſüdlich in Regensburg, die dritte weſtlich in Mainz, die vierte nördlich in Lübeck.

Mit der größten Rückſichtsloſigkeit erzählt der Dichter, wie er mit dieſen Mädchen auf dem vertraulichſten Fuße geſtanden ſey, ja er trägt mit claſſiſchem Stolz den nackteſten Cynismus zur Schau. Aber nur zwei Stellen in dieſem ganzen langen in lateiniſchen Diſtichen geſchriebenen Buche verdienen geiſtreich genannt zu werden. Die eine, in welcher er ſeine erſte Bekanntſchaft mit der Polin in Krakau ſchildert. Er ſprach nicht polniſch, ſie nicht deutſch, aber ihrer beider Mund verſtändigte ſich doch in ſüßen Küſſen. Die zweite Stelle, in der er voll humoriſtiſcher Bosheit den von Gregor VI. eingeführten Cölibat als einen Freibrief der Wolluſt auslegt. Der den Geiſtlichen verbot, ein Weib zu nehmen, bewilligte ihnen alle. Im Uebrigen iſt des Celtis Gedicht trocken, phantaſielos, nur vollgepfropft von claſſiſchen Namen und Begriffen. Der Wechſel des Aufenthalts, die Reiſen hatten ihm Gelegenheit gegeben, den Auſonius nachzuahmen, allein von deſſen trefflicher Landſchafts- und Genremalerei iſt bei Celtis nichts zu finden, — wenn man nicht die mit claſſiſchen Citaten geſpickte Beſchreibung der Salzwerke von Wieliczka bei Krakau und die Beſchreibung eines Sturms im 4. Buch, in der ihm Mercurius erſcheint, dafür gelten laſſen will. Nur im Ausmalen üppiger Schäferſtunden zeigt er Feuer, aber ein unnatürliches. So malt er ſeinem Nebenbuhler, einem Ritter, der ihn bei der Polin ausgeſtochen, ſelber den Genuß aus, den er bei ihr finden würde. Bei der Regensburgerin ſind es die Pfaffen, die ihm ins Gehege gehen und gegen die er die wüthendſten Schmä-

hungen ſchleudert. Durch ſie ſeyen die Sitten ſo verdorben worden, daß unreiſe Kinder beiderlei Geſchlechts in den unnatürlichſten Laſtern ausgelernt ſeyen. Eine arge Uebertreibung, die das deutſche Volk damals ſo wenig wie heute charakteriſiren kann, wenn auch ausnahmsweiſe große Laſter vorkamen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle fol. 35 auszuziehen:

Sed nunc bisquinos ubi vix transegerit annos,
In Venerem et Bachum docta puella ruit.
Cui nondum tritae fratrant in pectore mammae,
Nec tenera augustum lana foramen habet. etc.

— — Vel eisdem forte puellis
Parum discrimen turpe tenebit opus
Elicit urinam hic olidam, alter podici stercus etc.

Quandoquidem luxus nos tenit italicus
Qui maris implumes audit convellere coxas
Et pueri glabras caevus inire nates.

So durfte der alte Celtis ohne Anſtand ſich vernehmen laſſen. In Mainz klagt er wieder einen Prieſter als Nonnenverführer an. In Lübeck iſt er ſchon alt und läßt ſich von ſeiner Barbara nur noch behaglich pflegen. Zuletzt ſagt er, nachdem er nicht mehr fähig ſey, der Venus zu dienen, wende er ſich ganz dem Dienſt des Bacchus zu.

Daß ein Gedicht ſolchen Inhalts dem Kaiſer zugeeignet und von ihm hochgeehrt werden konnte, bezeichnet die Keckheit und das Glück der humaniſtiſchen Partei, ſo wie ihre ganze innere Leerheit und Frivolität. Der Humanismus war ſchon in ſeinen erſten Anfängen blaſirt. In den Wolken des Meerſturms, den Celtis ſchildert, erſchien ihm Gott Mercurius, um ihm zu befehlen, daß er von Kaiſer Max die Gründung eines poetiſchen Collegiums erbitten ſolle. Nach ſeiner Ankunft in Wien wurde dieſe Anſtalt wirklich gegründet. Der alte Kaiſer Max bildete ſich ein, damit für die Poeſie glänzend geſorgt zu haben. Celtis aber ſang eine lateiniſche Ode an den Apollo, ut ab Italis cum lyra ad Germanos veniat. Alles was vorher geweſen, ſollte nichts mehr gelten. Deutſchland galt den Humaniſten nur als dicke Finſterniß, in welche ſie das erſte claſſiſche Licht brachten.

Neben Celtis glänzte als kaiſerlicher Poet auch noch der ſogenannte böhmiſche Ulyſſes, ein Herr Lobkowitz von Haſſenſtein († 1510), ein vielgereister und gelehrter Herr, der einen feurigen Aufruf zum

Türkenkriege, eine Satire auf die Sittenverderbniß im böhmischen Adel und elegische Episteln an seine Freunde schrieb.

Herman von dem Busche aus einem westphälischen Adelsgeschlecht, geb. 1468, wurde ein großer Humanist, reiste in Polen, lehrte in vielen Städten, gab römische Dichter heraus und schrieb eigene Gedichte, Erinnerungen aus Italien, ein Lob der Stadt Köln, Scherze über die Mädchen in Leipzig, Epigramme.

Jacob Locher in Schwaben, geb. 1470, lehrte zu Ingolstadt und schrieb unter dem Namen Philomusus eine Menge lateinische Lob- und Streitschriften z. B. eine dramatische Geschichte des neapolitanischen Königs Karl VI., ein Lob der h. Katharina, Nänien auf den Erzherzog Sigismund, ein Lob des Kaiser Maximilian I., eine lateinische Bearbeitung von Brandts Narrenschiff.

Die Streitschriften, in denen er einen gewissen Zingel geißelt, sind grob und schmutzig. Einige seiner Flugschriften sind patriotisch gegen Türken und Franzosen gerichtet. Den Plautus ahmte er nach in der Comödie de sene amatore. Seltsam ist sein Gedicht de morte Platonis et daemonum, worin er den seligen Zustand der Menschen ausmalt, wenn es keinen Tod und keine Teufel mehr geben werde, und seine Beschreibung der Armuth, einer Freundin Christi und der edelsten Menschen, die aber immer in betrübtem Stande bleibt.

Unter den Schweizern glänzte damals Glareanus als gekrönter Poet und Humanist. Seine Helvetiae descriptio, 1514, in lateinischen Hexametern enthält nach einer ganz kurzen Beschreibung der Schweiz, nur epigrammatische Lobschriften auf die einzelnen Cantone, strotzend von antiker Gelehrsamkeit.

Das Lob der Einzelnen schließt ein allgemeines Lob:

O nimium felix patria, o dignissima laude.

Was in der römischen Geschichte zerstreut liege, das habe sich alles in der Schweiz in engem Raum und kurzer Zeit vereint, die Catone, die Decier, die Camillus, Fabricius, Cocles, vor allen Brutus und Tell.

Brutus erat nobis, Uro Guilelmus in arvo.

Der Schweizer Stolz hatte seine Berechtigung. Die Prahlerei aber fing erst mit den Humanisten an.

Cordus, Professor in Marburg, gab 1518 classische Hirtengedichte im Style des Virgil heraus. Mit ihnen begann die frucht-

bare Literatur der Schäfereien in Deutſchland. Virgil und Theokrit dienten als Muſter. Zwei oder drei Hirten unterhalten ſich über ihre kleinen Angelegenheiten, oder auch über Weltereigniſſe. Lange ſchon waren Hirtengeſpräche in den Weihnachtsſpielen beliebt und wie dort die Hirten von Chriſto und dem Heile der Welt ſich unterhielten, ſo wurde unter den Bukolikern der Renaiſſance üblich, Hirten in naiver, alſo um ſo ſchmeichelhafterer Weiſe von den Tugenden eines Fürſten reden zu laſſen. Corbus hält ſich davon noch frei und läßt die Hirten nur von ſich und der ländlichen Natur reden, aber in ſo claſſiſchem Styl und mit Herbeiziehung aller Nymphen, Satyrn, Götter und Heroen, daß wir nur ein großes Abbild der claſſiſchen Originale vor uns ſehen. — Des Michaelii Laeti bucolica, Wittenberg 1560, ſind den obigen ganz ähnlich, die eine (Myrmex) enthält ein Hirtengeſpräch über böſe Ahnungen und Vorbedeutungen und iſt inſofern am intereſſanteſten. In andern aber kommt ſchon die Schmeichelei auf, welche naiven Hirten Fürſtenlob in den Mund legt, die Hirten preiſen hier den Dänenkönig Friedrich II.

Der berühmte und hochgefeierte Eobanus Heſſus († 1540 als Profeſſor in Marburg) wandte die Sprache und man darf beinahe ſagen auch die Geſinnung des leichtfertigen Ovid auf alles an, was ihm vorkam, ſogar auf heilige Gegenſtände. Seine in Gheri del. II. 1283 f. abgedruckten Heroiden, dem Ovid nachgeahmt, enthalten in lateiniſchen Diſtichen verliebte Briefe der höchſten bibliſchen Autoritäten.

Gott ſelbſt ſchreibt an die Jungfrau Maria, ſie ſolle ſich doch nicht fürchten, ſie würde große Freude haben ꝛc. Maria antwortet verſchämt, aber willfährig. Maria Magdalena ſchreibt einen höchſt verliebten Brief an den Heiland. Maria ſchüttet in einem Briefe an den Jünger Johannes ihr Herz aus. Lydia ſchreibt dem Paulus. Eliſabeth dem Täufer Johannes, Anna dem Joachim. Dann folgen Perſonen der ſpätern Geſchichte. Briefe der Helena an Conſtantin, der Paula an den h. Hieronymus, der Monica an ihren Sohn, den h. Auguſtin, der h. Eliſabeth an Landgraf Ludwig, der Thais an den Paphnutius, der h. Kunigunde an ihren Gemahl; der h. Barbara an den h. Euſebius ꝛc.

Die 1533 gedruckten sylvae deſſelben Dichters enthalten nur Gelegenheitsgedichte.

Das Lob des König Sigismund von Polen, eine poetiſche Beſchreibung Preußens, Zuſchriften an Dantiscus, Erasmus, Melanchthon, Jonas ꝛc.

öfters Einladungen zu Schmaus und Gelag, ohne irgend eine höhere Gesinnung kund zu geben. Auch von Liebe ist bei ihm nicht die Rede, außer in einer Zuschrift an einen jungen zu blöden Mann, dem er sagt: die Weiber sind verliebter noch als die Männer, das Feuer der Liebe wühlet unter ihnen wie im Stroh, während die Männer feuerfester sind. Amor beißt viel leichter in die weiche Mädchenbrust, als in die bepanzerte des Mannes. Alles in lateinischen Hexametern.

Nur wenige Bogen umfaßt das Briefgedicht an Erasmus (1519), welches aus Anlaß einer Rheinreise den Erasmus und alle namhafte Humanisten der Zeit mit Lob überschüttet. — Die victoria Christi ab inferis von 1517 schildert die Höllenfahrt des Heilandes in classischem Costüm mit den obligaten Gestalten Virgil, Sibylle, Charon, den Furien, Sisyphus und Tantalus. Nicht einmal die 1524 gedruckten Gesundheitslehren sind frei von der mythologischen Gelehrsamkeit. Ebensowenig das Lob Nürnbergs von 1532.

Die comedia nova von Hegendorf, die schon 1520 in Leipzig aufgeführt wurde, ist in lateinischer Prosa eine classische Reminiscenz. Es handelt sich um die komische Verwechslung von Zwillingen, welche beide Philotimus heißen, abgedruckt bei Gottsched, Vorrath II. 172.

Otmar Nachtgall (Luscinius) schrieb 1529 seria jocique. Neue Ausgabe unter dem Titel mensa philosophica, 1608, voll von unflätigen Zoten. Sonst ein großer Humanist, Herausgeber des Martial, Uebersetzer des Isokrates, Lucian ꝛc. Vgl. Strobels Misc. IV. 1. f.

Von Vincentius Obsopoeus erschien zu Nürnberg 1536 eine ars bibendi, Parodie zu des Ovid ars amandi.

Darin wird zuerst ein Symposion der Grazien ausgemalt, bei denen weise Freunde glücklich sind, dann der Uebergang zur Geschwätzigkeit und zu fruchtlosen Reden, den Schluß aber macht ein wildes barbarisches Gelag, bei dem man sich mit den Bechern und Krügen schlägt, wie weiland Herkules unter den besoffenen Cyclopen. Schließlich bittet der Dichter zu bemerken: seria mensa mea est, sobria vita mihi.

Einer der berühmtesten lateinischen Poeten seiner Zeit war Georg Sabinus, Schwiegersohn des Melanchthon, von Karl V. in den Adelsstand erhoben, Gründer und erster Rector der Universität Königsberg. Er schrieb sehr zahlreiche Elegien in lateinischen Hexametern, meist Episteln an Gönner und Freunde, zum Theil Reiseerinnerungen und

Geſchichtliches enthaltend, z. B. eine Schilderung der Plünderung Roms im Jahr 1527, ein Gedicht auf die Hochzeit des zur Reformation übergetretenen Hochmeiſters des deutſchen Ordens, einen Cyclus von Gedichten, in welchen die ganze Reihe der deutſchen Kaiſer charakteriſirt wird. Dazu Epigramme, Anagramme ꝛc. z. B. auf die Schlacht bei Pavia:

Regia sVCCVMbVit pUgnaCIs LILIa GaLLI.

Martin Salbach in Wittenberg ſchrieb ebenfalls carmina meiſt nur zum Lobe ſeiner Freunde und Gönner; unter andern ruft er Apoll mit allen neun Muſen zur Hochzeit des Stauritz herbei und läßt ſie ſingen. Viele ſeiner Gedichte ſind auch religiöſen Inhalts.

Ueber die lateiniſchen Poeten in Erfurt, die aus der Schule des Maternus und Mutianus hervorgingen, darunter die ſchon genannten Crotus und Eobanus Heſſus vgl. das neue Werk von Kampſchulte, „die Univerſität Erfurt“ 1858. Dieſe Schule zeichnete ſich weniger durch Dichtungen als durch Sturm und Drang in Bekämpfung des Alten und durch Propagandamachen für den Humanismus aus. Mutianus läſterte das Chriſtenthum ganz offen. Vgl. Hagen, Deutſchlands rel. Verhältniſſe I. 323.

Joh. Stigel, den Karl V. ſelbſt zum Poeten krönte, Profeſſor in Jena († 1562) ſchrieb carmina, worin er die Stadt Gotha und Umgegend beſingt und manche Klage erhebt über die Schwere der Zeit. Vgl. Göttling, vita Stigelii und Caſſel, Palaimon II. 1858.

Peter Lottich (Lotichius); zubenannt Secundus, Profeſſor der Medicin in Heidelberg († 1560) ſchrieb vortreffliche lateiniſche Gedichte, welche mehrmals aufgelegt und 1826 zum erſtenmal von C. G. Köſtlin überſetzt wurden. — Lotichius iſt gewiſſermaßen ſchon ein Vorbild Winkelmanns, ſo ſehr haßt er den rauhen Norden und liebt nur Italien und deſſen claſſiſche Erinnerungen.

Wie Ovid am Pontus, ſo ſeufzt Lottich in einer Elegie an den kalten Ufern der Elbe.

Mich hält unter dem Pol mänalischer Bärin, Myrillus,
Nächſt an der Vandaler Aun ſtreifendes kaltes Gebiet,
Wo mit gelbem Gewäſſer der größte der arctiſchen Flüſſe
Albis hinunter ſich rollt, wälzend betrüglichen Sand.

Sehr lebendig ſchildert er die Schreckensſcenen des ſchmalkaldiſchen Kriegs.

Er ſelbſt mußte damals als Student die Waffen ergreifen. Uebrigens bot dem Dichter ſeine rauhe deutſche Heimath nicht nur treffliche Freunde, ſondern auch Freuden der Liebe. In Frankreich dichtete er ein zärtliches Gedicht an ſeinen Freund Hagen bei deſſen Hochzeit, voll Sehnſucht und ſüßer Erinnerung eigner genoſſener Liebe in der Heimath. Seiner nordiſchen Liebe gedenkt er auch in Italien, und verſetzt ſich in der Erinnerung dahin. Da auf einmal kommt ihm ein Mädchen entgegen, die ganz ſeiner Geliebten gleicht, aber der Traum der Eisgefilde iſt verſchwunden, er ſteht auf italieniſchem Boden, es iſt eine Italienerin. Der Zauber der Täuſchung bezwingt ihn, die alte Liebe iſt zugleich die neue. Dieſe Elegie iſt die geiſtvollſte der ganzen Sammlung.

Sehr ſchön iſt auch die auf den Tod einer Geliebten, die ihm hatte nach dem rauhen Norden folgen wollen, und der er nun gerne in das noch rauhere Land des Todes folgen möchte. Schön auch ſein Schmerz bei der Einkleidung einer Nonne. Und aus Anlaß einer Hochzeitfeier das Lob des Hymen, worin der hohe Werth der Ehe geprieſen wird.

Beſondern Ruhm erlangte Paul Schede, der ſich Melissus nannte, Bibliothekar in Heidelberg († 1602). Seine lateiniſchen Verſe ſind ungewöhnlich leicht und fließend, doch nicht ſehr reich an Gedanken, ſo daß ſein Ruhm wohl nur in ſeinen vielen perſönlichen Verbindungen begründet war. Seine schediasmata erſchienen zuerſt 1575.

Sie enthalten faſt nur Gelegenheitsgedichte und Anſprachen an Freunde und Gönner. Durch das Ganze aber zieht ſich eine Kette von überaus zärtlichen Liedern an eine Roſina. Indem der Dichter ihr einen Amethyſtring ſchickt, ſagt er:

Adamato me, Rosina,
Adamabo te vicissim;
Et ut hic amor sit aequus,
Et in aequitate firmus
Sibi mutuoque parque
Amethystinum lapillum
Tureti annulum eminentem
Tibi dono gestitandum
Vinaceum colorem
Violare nulla possit
Macula etc.

Das Entzücken des Dichters bei Roſinas Spiel und Geſang gleicht dem Schillers beim Spiel der Laura.

Ein Buch Gedichte nennt Meliſſus spinas, aber nicht von ſtechendem Witz und Spott, ſondern von Sorgen und von den Dornen ſeiner Roſe.

Cenſur, Inder, Inquiſition.

Die Maßregeln gehen Hand in Hand, durch welche bezweckt wird, daß im Inlande nichts wider Religion und Staat gedruckt werde, daß man vom Auslande keine Bücher einführe, welche in dieſer Hinſicht gefährlich ſeyn könnten, und endlich, daß die dennoch vorhandene Ketzerei vertilgt werde.

Die Cenſur iſt in dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche und in Toskana nach den öſterreichiſchen Cenſurgeſetzen geübt, und dieſe ſind für Italien noch die freiſinnigſten unter allen und haben gewöhnlich doch das Gute, daß man weiß, woran man iſt, und nicht mehr bebellizt wird, wenn das Buch einmal das Imprimatur erlangt hat. In den ſardiniſchen Staaten, dem Herzogthum Modena und dem Königreich beider Sizilien iſt die Cenſur ſchon mehr in den Händen der Prieſter und willkürlicher, im Kirchenſtaate iſt ſie beides völlig. Die Cenſoren glauben am pflichtgetreueſten für ihr Amt, am ſicherſten für ihre Perſon zu handeln, wenn ſie möglichſt viel ſtreichen, und es wurde ſogar einmal ein Buchhändler von der römiſchen Cenſur ermahnt, die Opern Metaſtaſio's nicht nachzudrucken. **Perché eccita le donne a far l'amore.** Die Familie Demidof verwahrt noch die eigenhändigen Correcturen, welche franzöſiſche Theaterſtücke erfuhren, ehe ſie auf dem Privattheater des verſtorbenen Staatsraths Demidof zu Rom aufgeführt werden durften. In einem Stücke ſtehen die Worte an eine Dame gerichtet: **„Vous avez de l'esprit comme un ange!“**

Der Cenſor ſetzte hiefür:

„Vous avez de l'esprit comme un Héros.“

Der Cenſor war damals Prälat und iſt jetzt Kardinal. Ein anderer Cenſor Roms verwechſelte den Italiener Galvani mit dem Reformator Calvin. Daß ſolche buchſtäblich wahren, aber freilich kaum glaublichen Lapſus vorkommen, mag aus der jetzigen Lage der römiſchen Regierung zu erklären ſeyn, daß aber zu gleicher Zeit Bücher gedruckt und wieder gedruckt werden dürfen, welche den kraſſeſten Aberglauben, die ſchädlichſten Vorurtheile zu verbreiten beſtimmt ſind, das iſt kaum begreiflich, denn eine urſprünglich auf Civiliſation gegründete, und jetzt noch nur durch die öffentliche Meinung beſtehende Regierung ſollte ihr Verhältniß

O vestigia, quin (favente Christo)
Divinam properamus ad cathedram
Templi, spiritui sacro dicati?
Felices, lapides, solumque felix
Saxorum, quibus et mei et Rosinae
Insistent peplites simul, beata,
(Quum desidero) luce nuptiarum.
At felicior o ter amplinsque
Sponda, cui, pede floridae Rosinae
Conscendente tori jugale fulcrum
Argutatio primula audietur.

Seine Hoffnung ſcheint unerfüllt geblieben zu ſeyn, denn bitter klagt er über ſein eheloſes Leben und erzählt in einem eignen ſchönen Gedicht, wie er ſich zum Troſte Turteltäubchen hält:

Coelibe dum vita fruor et cunctamine fati
Possideo sterilis frigida regna tori,
Idalias nutrire domi mihi cura volucres
Menti quae vacuae taedia lenta levent.

In der puella Leucorea malt er das üppige Bild einer aus dem Bade kommenden Schönen aus, dann aber beklagt er die impotentia Amoris und concentrirt alle ſeine ſüßſchmerzlichen Gefühle in dem Diſtichon:

Nil amor est aliud, si nescis, quam sine vita
Vivere, nil aliud quam sine morte mori.

Jedoch iſt bei Meliſſus keineswegs alles ſo geiſtreich. Seine Lobgedichte auf die Königin Eliſabeth ſind unerträglich:

Te Venerem, te Junonem, te Palladа quisque
Dixeris etc.
Quin idem Charim et roseam te dixerit etc.

Unter den Gelegenheitsgedichten begegnet uns ein Lob des Rheins auf Koſten der Donau und ein witziges Lied auf die Hochzeit eines dicken Greiſes mit einer magern Jungfrau. — Zwei geiſtliche Lieder in deutſcher Sprache 1572 ſcheinen verloren. Zwei weltliche deutſche Gedichte von ihm ſind erhalten in der Sammlung der Zürcher Streitſchriften IV. 9 und in Mathiſſons Anthologie. Es ſind ſteife Liebesgedichte. — In der zweiten lateiniſchen Sammlung Melitemata, Frankfurt 1595 kommen neben gemeinen Gelegenheitsgedichten, Pſalmenüberſetzungen und Para-

dien nach Horaz, geistliche Oden vor, in denen christliche und heidnische Begriffe seltsam vermischt werden. Unter andern singt er einen Engel an:

Supremi Jovis angele!

Viele Gedichte richtet Melissus an den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz.

Nicolaus Eisner, Jurist in Heidelberg († 1583) schrieb eine lateinische Idylle zum Lobe des Mai und Gelegenheitsgedichte. Joachim Camerarius, Professor in Leipzig († 1575) ein Lob des Erdbebens, der Rosen, eine Anstandslehre für Knaben ꝛc. Zacharias Orthus besang 1563 die römischen und deutschen Kaiser und seine Vaterstadt Stralsund in lateinischen Hexametern. Vgl. über ihn Zobers Programm, Stralsund 1830.

Jakob Micyllus in Straßburg, dessen sylvae 1564 erschienen, schrieb unzählbare Gelegenheitsgedichte in lateinischen Hexametern, mit nur seltenen selbständigen Episoden z. B. eine Vertheidigung der Astrologie aus Anlaß einer Magisterpromotion und die Beschreibung eines Wettpfeilschießens. Im Anhang lateinische Epigramme auf sämmtliche deutsche Kaiser, Psalmenübersetzungen und eine lateinische Comödie „Apelles oder die Verleumdung", nach der bekannten Anecdote des Alterthums. Besonders gedruckt erschien von ihm 1539 eine elegia de duobus falconibus, eigenthümlichen Inhalts.

Zwei Falken jagen eine Elster, stoßen aber im Finstern auf einander selber los und tödten sich wider Willen gegenseitig. Die verwundete Elster aber fällt unter die Zähne der Hunde, um jedenfalls einen schlechtern Tod zu leiden, als die edlen Falken.

Fincelius gab 1568 zu Jena poemata heraus, in denen neben Lobgedichten auf die sächsischen Prinzen und poetischen Zuschriften an Melanchthon und andere berühmte Zeitgenossen auch einiges Eigenthümliche vorkommt.

In einer dem Sohne Luthers gewidmeten Elegie vergleicht er Luther mit Arminius, weil beide Rom besiegt hätten. Einige epigrammatische Dichtungen widmet er den berühmten Bildern seiner Zeit von Lucas Cranach, dem Carracci ꝛc. In einer andern läßt er eine Gans die Schwäne zu Tisch laden, d. h. er ladet berühmte Humanisten seiner Zeit zu einer gebratenen Gans ein. Das artigste seiner Gedichte ist das de viola seratina. Er findet noch im

November ein blühendes Veilchen und bringt es ſeiner Geliebten, indem er unzählige Küſſe hinzufügt. Lächelnd zugleich und ſeufzend entwindet ſie ſich ſeinen Armen und

Quae ridens simul et gemens, amabo
Inquit delicias tamen vel ipso
In flore est etiam figura mortis
Hic qui tempore non suo virescit,
Idem tempore non suo peribit.

Abgeſchmackt dagegen iſt ein zweites Veilchenepigramm:

Cur violas mittis, nempe ut violentior urar?
Heu violor violis ah violenta tuis.

Auch ahmt der Dichter die ſchönen Eklogen des Virgil nach und flötet mit Tityrus um die Wette. Seine Hirtengeſpräche handeln aber unter andern von der Geburt eines ſächſiſchen Prinzen. Nur eins iſt merkwürdig, weil ein Hirte erzählt, wie er bei Nacht auf einem Steine ſitzend, das wilde Heer der Strigen (Hexen) in der Luft habe herumziehen und eine Schlacht liefern ſehen, ſo daß die Blutstropfen wie Regen heruntergefallen ſeyen. Dieſer Liebhaberei am Geſpenſtiſchen genügte Fincelius auch durch eine lateiniſche Ueberſetzung des II. Buchs der Odyſſee, und durch die Herausgabe einer Sammlung von Wundergeſchichten.

Johannes Lucienberger verarbeitete 1576 die Aeneide in ein langes dramatiſches Gedicht.

Die Poemata des Nathan Chyträus zu Roſtock 1579 enthalten nur Gratulationen, Hochzeit- und Beileidgedichte, kurze Beſchreibungen der Reiſen des Dichters nach Paris, England, Rom, Neapel, einige Epiſteln ꝛc.

Die Reiſe nach Rom hat einen geiſtreichen Schluß:

Haec Roma est, Dea terrarum, magna aemula coelo

vor dem ehmals das Erdreich zitterte und alle Völker erbebten.

Nunc sine honore jacet,

Aber trotz alledem bleibt ſie

Rebus in adversis victrix, sed victa secundis.

Chyträus ſchrieb auch ein Gedicht über die Natur, die Wunder Gottes am Sternenhimmel (uranoscopia), an Pflanzen und Thieren (dendroscopia, zooscopia) etc. in lateiniſchen Hexametern.

Joachim Mynſinger, in Stuttgart geboren, Canzler in Braunſchweig und Gründer der Univerſität Helmſtädt († 1588), ſchrieb eine

patriotiſche Auſtrias in lateiniſchen Hexametern, worin er das Haus Habsburg vertheidigt und bitter über die Politik Frankreichs klagt, die das Recht ſeines hohen Hauſes ſtets beeinträchtige, ferner Neccharides zu Ehren des Pfälzer Kurfürſten Philipp und einen feurigen Aufruf zum Türkenkriege.

Valens Acidalius von Wittſtock († 1595) ſchrieb „Roſen" in lateiniſchen Diſtichen (Gheri delit. I. 10), füllt aber ſeinen lieblichen Roſengarten wieder ganz mit klaſſiſchen Staffagen an.

Der Frankfurter Lonicerus ſchrieb 1582 ein Jagdgedicht (venatus et aucupium), worin beſonders das Hervorbrechen eines coloſſalen Ebers maleriſch beſchrieben iſt, überall aber ſind antike Götter und Nymphen dabei.

Nicolaus Reuſner, Profeſſor in Jena, († 1602) ſchrieb ungeheuer viel.

Abgeſehen von faſt unzählbaren Elegien, Oden, Epigrammen und Anagrammen zu Ehren aller ſeiner Gönner, Freunde und Bekannten, gab er in ſeinem Polyanthea oder paradisus poeticus eine Sammlung Epigramme auf alle Pflanzen und Thiere im Paradieſe, jedes kurz, aber mehr nur beſchreibend als witzig. Ferner gab er eine große Anthologie von poetiſchen Reiſebeſchreibungen heraus, von Ovid und Horaz an bis auf die gekrönten Poeten ſeiner Zeit. Dieſes merkwürdige Buch (Hodoeporicorum sive itinerum totius fere orbis lib. VII. Baſel 1580) iſt durch den Stoff ausgiebiger, als manche rein lyriſche Anthologie und für die Zeit- und Gelehrtengeſchichte intereſſant, eine förmliche Gemäldegallerie kleinerer Reiſebeſchreibungen von den verſchiedenſten Dichtern in den verſchiedenſten Zeiten. Man ſieht daraus namentlich auch, wie oft Auſonius von den gekrönten Poeten nachgeahmt wurde. Langweilig ſind Reuſners Sinnbilder der Kaiſer, ächte und willkürliche Deviſen für alle Kaiſer von Auguſtus bis auf Rudolph II. mit gelehrtem Commentar. Dagegen ſind die icones clarorum virorum, Baſel 1589, ſehr intereſſant, nicht nur die jedem Gelehrten und Poeten gewidmeten Verſe Reuſners, ſondern auch die werthvollen Portraits.

Bernhard Moller ließ zu Köln 1596 ſein Gedicht Rhenus drucken, in lateiniſchen Hexametern.

Eine Beſchreibung aller Städte, Nebenflüſſe ꝛc. vom Urſprung des Rheins bis zu ſeiner Mündung, aber nur eine trockene geographiſche Skizze in Verſen.

Georg Bersmann, Profeſſor in Leipzig, gab 1596 drei Bände Gedichte heraus, meiſt Hochzeits- und Begräbnißgedichte. In einem der

erſten muß Apollo mit allen neun Muſen zur Hochzeit kommen und das Brautpaar anſingen. Die chriſtlich-deutſche Situation wird hier überall mit claſſiſchem Flitter überſchüttet. (Gheri delit. 424 f.).

Der als Hofnarr des ſächſiſchen Kurfürſten durch ſeine luſtigen Schwänke berühmte Profeſſor Friedrich Taubmann in Wittenberg gab 1597 (vermehrt 1604) Melodaesia heraus.

Eine große Sammlung gewöhnlicher lateiniſcher Gratulationen und geiſtliche Gedichte, dazu ein Engelkrieg (wider Lucifer), zur Abwechslung Hochzeitsgedichte in Anakreons leichter Versart, ein Lob der Martinsgans bei luſtigem Herbſtgelag und Bacchanalia, ein wirklich von bacchantiſcher Wuth dictirtes Gedicht, worin der deutſche Säufer im antiken Gewande in ſeiner vollen Luſt geſchildert wird. Am Schluſſe die Lehre:

Nec bibito ad certos numerosve vicesve: vel hoc si
Feceris, antiqui notos bibe Nestoris annos;
Fias Methusalah per pocula vota. Tuumque
Dic bene consortem, bene te, bene me, bene Bachum.

Mathäus Zuber gab 1599 zu Wittenberg amores et suspiria heraus,

in denen er eine gewiſſe Roſabella mit aufdringlicher Zärtlichkeit beſingt.

O frontem nitidam, nitentiorem
Coeli sideribus serenioris,
O Amoribus ebrios ocellos!
O genas similes genis dearum,
O amoenius os amoenitate
O dulcedine dulcius labellum!
No dicam gemipomulas papillas
O illas oculiclepas papillas,
O illas animifragas papillas,
O illas digititrahas papillas!

Der Dichter vergleicht ſeine Schöne mit allem Möglichen, mit ſeiner Taube, ſeinem Sperling, Eichhörnchen, ſeiner Sonne, ſogar ſeinem Gawin, ſeinem Seidenwurm und Blutegel ꝛc.

In des Hamburgers Henning Conradini Gelegenheitsgedichten (Gheri delit. II. 949 f.) wird eine gewiſſe Laetia zärtlich beſungen, in des Berliner Mellemanni Gedichten (daſelbſt IV. 493 f.) eine Roſamunda.

Die poemata des Böhmen Crocacius, gedruckt zu Nürnberg

1581, enthalten zärtliche Dichtungen, Anrufe an die Heroen der Zeit, ein Hirtengedicht im Tone Virgils zur Verherrlichung Ferdinands I., Hochzeits- und Begräbnißcarmina, einen lateinischen Türkenschrei und ein paar Schwänke.

z. B. von dem buhlerischen Pfaffen, der bei seiner Schönen die Nacht zubringend im Dunkeln das Hintertheil hinauskehrt, welches der draußen stehende Liebhaber in der Meinung, es sei das Gesicht seiner Geliebten, küßt, aber den Betrug inne werdend, geschwind ein glühendes Eisen aus der Schmiede holt, noch einmal um einen Kuß bittet und den Pfaffen jämmerlich verbrennt.

Seines Landsmanns Paul von Glisbice periculae poeticae, gedruckt zu Wittenberg 1602, enthalten unter vielen Gelegenheitsgedichten an Freunde, zärtliche Erinnerungen an seine frühere böhmische Geliebte Panna oder Pannala, die zu den besten dieser Art gehören.

Johannes Albinus, ein Sachse, schrieb ein lateinisches Lehrgedicht über die vier Monarchien und ein anderes über die blutige Schlacht bei Sieversshausen (Gheri delit. I. 183 f.). Er ist nicht zu verwechseln mit einem spätern Johann Georg Albinus († 1679), welcher geistliche Dichtungen geringen Werthes in deutscher Sprache schrieb. Bernhard Prätorius, Syndicus in Nürnberg († 1606) schrieb weitläuftige Gedichte über Wilhelm und Moritz von Hessen und ein Lehrgedicht über die beste Staatsverwaltung. Heinrich, Graf Rantzau († 1599) Statthalter in Holstein, schrieb heroes, kurze Gedichte auf berühmte Helden von Josua an, und Epigramme. Schlosser in Frankfurt an der Oder gab 1585 neben gewöhnlichen elegischen Gratulationen auch eine Marchias oder Geschichte des Zollernschen Hauses und insignia clarorum virorum heraus mit charakteristischen Devisen des Luther, Melanchthon, Erasmus, Reuchlin, Bugenhagen ꝛc. Luther bekam: rosa cum cruce, Erasmus terminum des, Reuchlin eine ara fumans, Sabinus einen Pegasus ꝛc.

Daniel Cramer schrieb lateinische Comödien, die Areteugenia, welche Sommer 1602, und den sächsischen Prinzenraub, den derselbe 1605 übersetzte. Die erstere handelt von Ritter Aretius und seiner Schwester Eugenia, die von Seeräubern gefangen, nach langen Gefahren und Nöthen glücklich wieder heimkehren.

Laubanus in Danzig spielte in seiner musa lyrica (1607) mit

Parodien, namentlich horaziſcher Oden. So aus dem allbekannten Maecenas atavis macht er

Jesu virginis edite nixibus etc.

Des Caſpar Conradi (eines Breslauers, † 1633) Argonautica (Gheri delit. II. 996 f.) ſind eine freie Bearbeitung der bekannten Argonautenfahrt, in lateiniſchen Herametern, aber weder ſo lang noch ſo geiſtreich, wie die claſſiſchen Dichtungen über denſelben Gegenſtand.

Am tiefſten unter den lateiniſchen Dichtern der Proteſtanten verfiel Caſpar von Barth dem poetiſchen Cultus der heidniſchen Venus, und zwar zu Wittenberg ſelbſt, wo ſeine juvenilia 1607 gedruckt erſchienen. Später kamen noch zu Hanau 1612 amabilia und zu Frankfurt 1623 äſopiſche Fabeln von ihm heraus mit vielen eigenen Gedichten verbunden. Außerdem überſetzte er ins Lateiniſche einige ſpaniſche Sachen, die berüchtigte Celeſtine und Schäfereien, ferner aus dem Italieniſchen des Aretino ſchändliche Hurengeſpräche, was ſchon Barths ganze Richtung bezeichnet.

Die juvenilia ſind ſehr lüſtern. Der Dichter ſchildert ein Gemälde der Omphale, dann eine badende Anadyomene. Dazwiſchen gibt er aber auch das Gegenbild einer häßlichen Peſt. Die meiſten Lieder richtet er an eine Viola oder Violantia, mit der er über Küſſe ſtreitet und ſcherzt, die er vor dem Spiegel belauſcht ꝛc. Die amabilia feiern in unzähligen kurzzeiligen, dem Anakreon nachgeahmten Liedchen eine gewiſſe Neära, daneben aber auch noch eine Hypſitilla, eine Myrtilisca, eine Paſicomyſa ꝛc. Ueberhaupt liebt der Dichter die Veränderung

Quot ergo sunt puellae,
Tot erunt joci canendi.

Neärens Reize beſchreibt er tabellariſch:

Servire vos jubemus
Papillulis Neaerae
Ocellulis, capillulis, labellulis, lacertulis, pectusculo, cerviculae, ventriculo etc.

Einige Liedchen ſind ächt anakreontiſch, z. B. (amab. III. 10) von den Bienen, die er abſendet, um Neären in den weißen Buſen zu ſtechen, damit ſie zu ihm, dem nach ihr Schmachtenden, komme. Wie raffinirt der Dichter in Wolluſtgefühlen war, zeigt (am. IV. 33) das Lied vom Caninchen, das Neära im Buſen verſteckt. Einige Lieder ſind ganz obſcön z. B. der Fiſch (IV. 25). In den Liedern, die den Fabeln angehängt ſind, kehrt die Liebe zu Neära wieder.

Ut se suaviolis meis
Ut me suaviolis tuis
Mutuisque labellulis
Sospitemus et invicem
Sospitemus io veni
Veni cara Neaera.

In einem größeren Gedicht beſchreibt Barth Heros und Leanders Liebe, in einem andern den Phönix, ferner ſtellt er eine Reihe unglücklicher Heroen und Heroinen zuſammen, von der Dido bis zu Heinrich IV. von Frankreich der zur Zeit des Dichters ermordet wurde. Barth hat ſich auch an dem Satirenſtreit zwiſchen Scioppius und Scaliger betheiligt und den letztern vertheidigt.

Pancratius Cretſchmer ſchrieb 1610 in Tübingen ein aureum seculum sive amicitia, voll lateiniſcher Oden, worin er die Freundſchaft als das goldene Zeitalter pries.

Wer in der ächten Freundſchaft ſtehe, der ſtehe auch im goldenen Zeitalter.

Hic imperator nemo, nemo subditus.
Quod probat unus, probat et secundus.

Nur wo zwei Herzen eins ſind, iſt das Paradies.

Si quod habet, non in se habeat, sed in altero amicus,
Non erit iste suus, non erit ille suus.

Kurz das goldene Weltalter der Unſchuld wird in die Abweſenheit des Egoismus, in die Dahingabe des Ich an ein anderes Ich geſetzt. Cretſchmer wendet inſofern alles was Angelus Sileſius in Bezug auf die Verbindung der Seele mit Gott geſungen hat, auf die Verbindung zweier gleichen Seelen an. Sein kleines Buch iſt beſſer als manches viel größere und pretiöſere der Zeit.

Johann Ludwig Praſch, Senator in Regensburg, gab 1666 poemata heraus, gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Epigramme, darunter eine Satire auf die Poetaſter ſeiner Zeit, von denen er ſich aber ſelbſt nicht viel unterſchied, wenn man nicht ſein pervigilium Veneris als geniale Dithyrambe gelten laſſen will:

Ein wildes jauchzendes Frühlingslied mit dem Refrain:

Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet.

Es iſt Frühling, alles liebt ſich, alles baut ſich Neſter.

Vere concordant amores, vere nubunt alites,
Et nemus comam resolvit de maritis imbribus.
— Jussus est inermis ire, nudus ire jussus est,

Non quid arcu, non sagitta, non quid igne laederet,
Sed tamen, nymphae, cavete, quod Cupido pulcher est,
Totus est in armis idem, quando nudus est Amor.
— Cras erit ver. Primus Aether copulavit nuptias,
Ut pater totum crearet vernis annum nubibus,
In sinum maritus imber fluxit almae conjugis
Ut foetus immixtus omnes aleret magno corpore.

Von demſelben Dichter erſchienen 1671 noch Eclogen, treu denen des Virgil nachgebildet, zärtliche und lehrhafte Hirtengeſpräche, z. B.

Carmine certabant et Thyrsis et ignea Phyllis
Alphei hic fluvii stirps unica. Thymbridis illa,
Illa cupidineis flammis, hic arte movetur.
In medio Cythereus Amor pro judice sedit etc.

Eine Ecloge ſchildert den Kyclopen in ſeiner Eiferſucht auf Acis. Jedenfalls hatte dieſer Regensburger Humaniſt ſeine Fackel an der des antiken Amor heiß entzündet.

Olbenburger, von dem man nichts weiß, als daß er eine Zeitlang Profeſſor in Genf geweſen († 1678) ſchrieb unter dem Namen Const. Germanicus ein Buch de peregrinationibus Germanorum, worin er die principum mores et inclinationes mit ſo viel Ungeſchick verſpottete, daß ein vornehmer Herr, deſſen geheime Liebesaffaire er auf dieſe Art unter das Publikum gebracht hatte, ihn zwang die betreffenden Blätter ſeines Buches zu freſſen und ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge dazu geben ließ. Das Buch ſelbſt habe ich mir nicht verſchaffen können.

J. J. Hoffmann gab 1684 zu Baſel poemata heraus, deren zweiter Theil nur gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Gratulationen enthält, während im erſten die Oden des Horaz nicht nur einfach, ſondern vielfach umſchrieben werden

z. B. die berühmte Ode: O fons Blandusiae etc. wird hier umgedichtet in:

1) O fons Blandusiae, praeclaro nomine digne etc.
2) O fons Bl. crystallo purior, atque ete.
3) Fons puriorque electro,
Meroque digne dulci etc.
4) Fons Bl. nomine dicte,
Vitro purior atque liquore.

bis zu ſo geiſtloſer Spielerei war der claſſiſche Geſchmack entartet.

August Buchners poemata, Leipzig und Frankfurt 1694 laſſen im Titelkupfer das Bildniß Buchners zwiſchen dem des Horaz und Virgil von einem Genius krönen. Die Gedichte ſind geiſtlichen Inhalts, academiſche Gratulationen, Hochzeit- und Leichencarmina. Auch die hymni philosophici enthalten nichts Originelles, indem ſie nach dem Schrecken des großen Krieges die Jugend nur zu claſſiſchen Studien ermahnen.

Friedrich Wilhelm Sommer ſchrieb zu Breslau 1720 eine Silesia ante Piastum, in lateiniſchen Hexametern, worin er die altpolniſchen Sagen von Piaſt, Lech, Krack, Wanda ꝛc., wie auch die Nachrichten von den alten Germanen, Arminius, Marbod ꝛc., wie ein Ragout mit einer claſſiſchen Brühe zurichtet.

Der Pedantismus der gekrönten Poeterei und lateiniſchen Gratulationen dauerte auf den Univerſitäten noch bis tief ins 18. Jahrhundert. Noch im Jahre 1728 erſchienen Chr. Gotl. Schwarzii, comitis palat. caes., rectoris acad. Altorfinae Carmina, voran er ſelbſt im Kupferſtich mit ungeheurer Allongeperücke, dann nichts als lateiniſche Gratulationen in virgilſchen und horaziſchen Versmaßen.

Das letzte Licht der gelehrten lateiniſchen Poeſie flammte zu Halle an der Saale auf. Hier gab der berühmte Profeſſor Klotz noch 1766 carmina heraus und ſuchte durch acta literaria die Wiſſenſchaft des 18. Jahrhunderts noch zu regieren, wie es nur im 17. möglich geweſen war. Deshalb mußte er zuletzt zum Spott werden, obgleich es keines großen Heldenmuths erforderte und von Seiten Leſſings ſogar wenig Edelmuth verrieth, das Henkeramt an ihm zu vollziehen. So ſchlecht, wie Leſſing ihn gemacht hat, war Klotz nicht. Seine lateiniſchen Gedichte ſind elegant und zart. Niemand würde im Dichter eines der zarteſten Roſenlieder den groben Klotz vermuthen. Ich theile einige Verſe aus Budiks Uebertragung mit:

Du, gewiegt vom Hauch kühlender Morgenluft,
Und von Thränen der Nacht, liebliche Roſe, feucht,
Ringsum ſtreuſt du die ſüßen
Düft' in ſtiller Beſcheidenheit.

Doch vom ſengenden Stahl Titans getroffen, ſenkſt
Du das Köpfchen, von dem welkend die Blüthe fällt,
Und mit fallenden Blättern
Deckſt du ſterbend den heißen Sand.

zur Zeit beſſer kennen. Sie iſt nicht mehr lebenskräftig genug, um ſich Ungebührliches erlauben zu dürfen.

Der Inder iſt das Verbot, Bücher zu verkaufen, zu beſitzen und zu leſen, in welchen ketzeriſche und übellautende Sätze vorkommen. Man iſt weit entfernt, dieſem Verbote in Rom das Syſtem und die Ausdehnung zu geben, welche man auswärts ihm zuſchreibt. Es genügt, daß ein Buch von keinem Leſer als gefährlich angezeigt und hierauf von der Congregation geprüft werde, damit es nie auf dem Inder erſcheine. So wurde im Jahr 1828 Born's unerreichte Monachologia in dem offenen Buchladen Salviucci's zu Rom in einer Verſteigerung erſtanden. Dagegen ſind andere Schriften eines anrüchigen Verfaſſers in odium auctoris voraus verboten. Das Nachtheiligſte und Entmuthigendſte iſt die Weiſe der Cenſoren ausländiſcher Bücher, einzelne Theile größerer Werke zurück zu halten. Ueberhaupt iſt es politiſch nicht räthlich, oft Bücher erga Schedam kommen zu laſſen, wenn man ſich nicht mit deren Widerlegung abzugeben hat. Man wird dadurch ſehr verdächtigt und unangenehme Folgen bleiben ſelten aus.

Die Inquiſition beſteht nur in Rom, wo ſie den Namen Sant' uffizio trägt; ſie beſchränkt ſich auf Ketzerei, Mißbrauch der Gnadenmittel, Zauber und Hexenwerk, und hat nie die politiſche Richtung genommen, welche die ſpaniſche Regierung ihr gegeben hatte. Eher war ſie für die Geiſtlichkeit ein Zaum, wie das Collegium der Zehner für die Adeligen Venedigs. Inzwiſchen haben ihre Grundſätze eine ſolche Dehnkraft, daß ſie noch jetzt, wenn die Umſtände es erlauben würden, gerade ſo handeln würde wie in ihren ſchönſten Tagen. Sie macht wenig in Rom von ſich reden. In Neapel konnte ſie nie eingeführt werden.

Die Verbindung dieſer drei Reagentien gibt dem geiſtigen Leben Italiens die erwähnte Richtung nach der Vergangenheit, nach Werken der Phantaſie, nach einſamem Forſchen und Nachdenken. Sie bewirken, wie alles Böſe in dieſer Welt, zuweilen ein Gutes, welches ſie ganz nicht bezweckten: die ſtarken Geiſter ſind durch ſie allein auf ſich angewieſen, und minder der Gefahr, zu verflachen, ausgeſetzt, als in proteſtantiſchen Ländern. Ihre Wiſſenſchaft wird dadurch eine Art Gottesdienſt.

Ach nicht andres empfängſt, goldene Blüthe, du
Meines Lebens ꝛc.

Klotz dichtete auch eine ſchöne Ode auf die Schlacht von Kunnersdorf und auf den Tod des edeln Kleiſt, mit dem Schluß:

Blumen ſproſſet empor aus dem verſtrömten Blut
Zarter Veilchen Geduft, Roſen und Lilien ꝛc.
Den erhabenen Geiſt des Dichters
Tragt, o Grazien, durch grünende Thale, durch
Kühle Schatten des Hains fort nach Elyſium.

2.

Volksthümliche Reaction innerhalb der lateiniſchen Dichtung.

Indem ich die Reihe der lateiniſchen Dichter, welche völlig im Geiſt der Renaiſſance dichteten, bereits geſchloſſen habe, muß ich noch einmal zu den Anfängen des Humanismus zurückkehren, um eine zweite Reihe zu beginnen, in welcher trotz der lateiniſchen Sprache, der echte deutſche Volkshumor gegen die Renaiſſance reagirte. Und zwar hat Schwaben die Ehre, daß von hier dieſe rühmliche Reaction hauptſächlich ausgegangen iſt.

Der berühmte ſchwäbiſche Humaniſt Reuchlin (genannt Capnio) aus Pforzheim gab 1498 eine lateiniſche Comödie „Henno" heraus, die nachher von Hans Sachs verdeutſcht wurde.

Der Bauer Henno ſäuft und verthut das Geld, ſein Weib Elſa klagt bitterlich, als er ihr auch noch ihr verſtecktes Geld geſtohlen hat. Sein Knecht Dromo ſoll mit dem Geld einen Wucherer befriedigen, behält es aber ſelbſt und betrügt beide mit Hilfe eines ſchlauen Advokaten, der ihn lehrt, er ſoll auf jede Frage nur Blee! antworten. Indem er ſich nun dumm ſtellt, gewinnt er den Prozeß, und täuſcht den Advocaten ſelbſt, denn als dieſer für ſeinen guten Rath Bezahlung verlangt, ſagt Dromo wieder nur Blee! Weil aber der ſchlaue Knecht das Geld hat und Hennos Tochter Greten heirathen will, ſagen die Eltern mit Freuden Ja.

Das lateiniſche Gedicht iſt abgedruckt in Gottſcheds Vorrath II. 142.

Der lucianiſche Spott charakteriſirt die meiſten Humaniſten. Er war ſchon lange bei den Italienern herrſchend. Der allgeleſene Boccaccio war voller Spott gegen die Pfaffen bei echt antiker Lebens- und Liebesluſt.

Aretino, ein Zeitgenoſſe Luthers, war damals ſchon ganz Voltaire. Poggio gab 1470 eine Sammlung von Schwänken und Zoten heraus, die unermeßlichen Beifall fanden. Dieſer Ton kam nun auch in Deutſchland auf. Der Tübinger Profeſſor Bebel aber unternahm es, den ſchwäbiſchen Volkswitz mit dieſer neuclaſſiſchen Zotologie zu verſchmelzen und gab lateiniſche facetiae heraus, in denen neben den Ausfällen auf die Pfaffen und raffinirten Stänkereien auch der kerngeſunde deutſche Volkshumor ſeinen Platz fand. Man muß übrigens die ältere Ausgabe von den ſpätern unterſcheiden, in denen, wie die Hitze des Reformationskampfes zunahm, auch immer mehr zur Beſchimpfung der Pfaffen hinzugeſetzt wurde. Das gilt auch von der unter dem Titel „Geſchwenk“ veranſtalteten grobdeutſchen Ueberſetzung von 1558.

Facetiae facetiarum, hoc est Joco-seriorum fasciculus novus, Pathopoli, 1647 enthält burleske Plaidoyers mit juriſtiſchen Beweiſen und Schlüſſen, alles lateiniſch, und zwar 1) de peditu mit einer eulenſpiegelartigen, aber luſtigen Claſſification der Kanonenſchläge, der Brummer und Schleicher, der Verzwickten und Abgebiſſenen, eines „ſo ſpitzigen Nunen —, daß einer die Zähn mit ſtreuen möcht“ ꝛc. 2) de cucurbitatione, 3) de jure potandi, worin Anfänge deutſcher Weinlieder vorkommen, die zum Theil verſchollen ſind z. B. „Wir haben ein Schiff mit Wein geladen ꝛc., und worin auch die berühmteſten deutſchen Biere aufgezählt werden. 3) scabiei encomium. 4) de mulieribus. 6) de oculis. 7) de virginibus, dieſe alle drei ſind candirt mit Zoten. 8) de jure et natura pennalium. 9) de multiscientia. 10) Hans Plumpſack, ein ſehr rohes Geſpräch. 11) de haureitate, und noch einige andere kleinere Sachen. Alles ohne viel Witz.

Bebels Schwänke wurden unermeßlich populär, Jahr aus Jahr ein erſchienen neue Auflagen derſelben. Und doch, wie zotenhaft der gelehrte Profeſſor erſcheint, mangelte es demſelben keineswegs an tieferen Gedanken. Die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformation, hat kein anderer Dichter ſo tief als dämoniſche Bezauberung aufgefaßt, wie Bebel in ſeinem merkwürdigen triumphus Veneris vom Jahr 1515.

Venus will die Tugend vom Throne ſtoßen und an ihrer Statt die Welt beherrſchen. Indem ſie ihre Streiter aufbietet, führt ihr Cupido zuerſt die ganze Arche Noä mit allen Thieren zu. Das bezeichnet die Niedrigkeit der Motive des Venuscultus. Dann aber kommen ſogleich die Menſchen und zwar zuerſt die Männer, von allen Nationen, die einander in Wolluſt überbieten, und von allen Ständen, den Papſt und die ganze Kleriſei nicht ausgenommen.

Auch von allen politiſchen Parteien, die Schweizer ſo gut wie der Adel. So weit die Männer. Nun kommen erſt die Weiber, deren Eifer für die Venus noch viel brennender iſt, ein unüberſehliches und unüberwindliches Amazonenheer. Ganz zuletzt kommen die Bauern, die einfältigen und treuherzigen, die bisheran noch der Tugend gedient hatten, jetzt aber auch ſchon verführt ſind und die Mode mitmachen. Als nun das große Heer beiſammen iſt, zieht Venus mit demſelben aus und ſchlägt die Tugend ſiegreich aus dem Felde, deren kleines Häuflein gleich davonläuft. Trotz der Plagen, welche Gott den Menſchen zur Strafe ſendet, feiert Venus einen glänzenden Triumph.

Bebel hat viele, meiſt kleine und nur gelehrte Sachen geſchrieben, unter anderm war er auch der erſte, der deutſche Sprüchwörter ſammelte. In Zarfs Werke „Heinrich Bebel 1802“ findet man die ausführlichſten Nachrichten über alle Ausgaben ſeiner Werke, ohne daß von Inhalt und Geiſt die Rede wäre. — Die facetiae wurden nachgeahmt in der großen Sammlung von Melander: Jocoseria, 1605.

Einer der ausgezeichnetſten, aber auch unglücklichſten Humaniſten war Nicodemus Friſchlin, geb. 1547 in Bahlingen, Profeſſor in Tübingen, gekrönter Dichter und Schöngeiſt. Durch ſeinen Witz machte er ſich Feinde unter ſeinen Collegen, wurde aber von Herzog Ludwig von Württemberg geſchützt. Erſt als er in einem lateiniſchen Gedicht vom Landleben auch den Adel in deſſen damaliger Rohheit angriff, wurde der Haß gegen ihn ſo mächtig, daß er Tübingen verlaſſen mußte. In Laibach in Krain angeſtellt, wurde er auch von hier durch die Denunciationen, die ihm aus Schwaben folgten, vertrieben. Er irrte nun brodlos umher und ſchriftſtellerte, flehte von Mainz aus vergebens, man möchte ſein und ſeiner Frau Gut aus Württemberg ihm verabfolgen laſſen, und ſchrieb, als man es ihm abſchlug, einen zürnenden Brief, worauf ihn der Herzog von Mainz requirirte und ins Schloß Urach gefangen ſetzte. Von hier wollte Friſchlin bei Nacht entfliehen, indem er ſich aber an einem zu kurzen Strick den hohen Felſen herabließ, war ſein Fall unvermeidlich und man fand ihn am Morgen zerſchmettert unten liegen, 1590. — Er ſchrieb nur ſehr wenig und ſchlecht deutſch, dagegen ſehr viel ungemein fließend latein. Sein Leben iſt von Strauß 1856 gründlich erörtert worden. Von ſeinen Dichtungen ſind aber nur ſehr wenige überſetzt.

Viele Dichtungen Friſchlins ſind monſtrös. Die Feder lief ihm mit den lateiniſchen Verſen gleichſam davon. Man begreift kaum, wie er den

Dingen, die er beſingt, irgend eine poetiſche Seite hat abgewinnen können. Und doch iſt überall bei ihm ein Salz, ein Geiſt. Weitläuftig beſingt er das Tübinger Stipendium und die Kloſterſchulen Württembergs, aber patriotiſcher und proteſtantiſcher Stolz legt Salz hinein. Scheinbar ſervil beſingt er die Vermählung einer deutſchen Erzherzogin mit König Karl IX. von Frankreich, aber ſein Patriotismus legt Salz hinein. Er rühmt ſich der Siege des Kaiſers über die Türken und ſieht in der Heirath eine Art von Demüthigung Frankreichs vor Deutſchland, wobei er freilich nicht geahnt hat, daß bald darauf die Bartholomäusnacht kommen würde. Eben ſo patriotiſch iſt ſein Gedicht auf die zehn Habsburgiſchen Kaiſer und das auf die Straßburger Uhr. Er feierte die zweimalige Hochzeit ſeines Herzogs Ludwig in langen langen Gedichten, aber er trug in dieſe gravitätiſche Hochzeitsfeier der Renaiſſancezeit echtromantiſche Poeſie hinein, indem er eine liebliche Volksſage zu einer Comödie benutzte, die freilich vor den Herrſchaften nicht aufgeführt werden durfte. Der Inhalt findet ſich auch in Cruſius ſchwäbiſcher Chronik:

> Friedrich der Einäugige aus dem Hauſe Hohenſtauffen, Herzog von Schwaben, ließ bei Markgraf Rudolph von Zähringen und Baden um deſſen Tochter Anna Maria für ſeinen Sohn, den nachher ſo berühmten Friedrich Barbaroſſa werben. Sein Werber war der junge Graf Hans von Württemberg, der dem alten Markgrafen ſo gefiel, daß er ihm auf die Schulter klopfte und im Scherz frug, warum er ſich nicht ſelbſt als Freier gemeldet habe? Als Hans zu ſeinem Herrn zurückkehrte, war dieſer froh, daß die Sache ſo gegangen war, denn er hatte unterdeß ſeinem Sohn eine andere Partie ausgeſucht und erlaubte nun dem Grafen Hans, zum Markgrafen zurückzukehren und denſelben beim Wort zu nehmen. Der Markgraf lachte, das Fräulein war es zufrieden und durch dieſe reiche und vornehme Heirath erhielt Hans große Macht und Anſehen. Auch baute ihm der Markgraf damals Stuttgart.

Daß Friſchlin bei aller Gewandtheit des Geiſtes nicht zum Schmarotzer gemacht war, beweiſt ſeine oratio de vita rustica, die ihn ins Verderben ſtürzte.

Im frommen Wüttemberg mußte er auch geiſtlich dichten, aber mehr pro rata und pro forma. So beſang er die Geburt Chriſti, ſo dichtete er noch auf Urach eine lange Hebraeis, in der er die Geſchichte der jüdiſchen Könige zuſammenfaßt. In ſeinen beſten Tagen ſchrieb er einige

geiſtliche Comödien voll von köſtlichem Humor, Rebecca und Suſanna, beide durch Friſchlins Bruder ins Deutſche überſetzt, Frankfurt 1589.

Rebecca wird von Iſaak gefreit, die bekannte bibliſche Geſchichte. Als Zugabe ein gewiſſer Gaſtrodes, Suppenfreſſer des Jäger Ismael, der alt und dick und liederlich wie Fallſtaff, auch wie dieſer lügt und aufſchneidet, ſonderlich von ſeinen Reiſen und den Wunderdingen, die er geſehen. — In der Suſanna iſt das Heranſchleichen der beiden Greiſe, von denen jeder will, der andere ſoll ſein Kuppler werden, und der ſchamhafte Zorn der Belauſchten ſehr gut gezeichnet. Originell iſt die Beredſamkeit des Simeon, eines der beiden Greiſe, der ſie zu überreden trachtet, ihn treiben keine ſinnlichen Begierden, ſondern ein göttlicher Traum, in dem ihm verheißen worden ſey, mit ihr den Meſſias zu zeugen.

In ſeinem Kerker dichtete Friſchlin noch einen Joſeph, eine Ruth und eine Hochzeit zu Cana, die erſt von Strauß im 41. Bande der Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart edirt wurden, wie auch das Büchlein in deutſchen Reimen vom großen Chriſtophel, gedruckt 1591, merkwürdig als ein Spiegel, in welchem der unglückliche Dichter ſich ſelbſt betrachtet hat.

Chriſtoph iſt ein zweiter Eulenſpiegel, nur im ſittlichen Sinne. Er verſucht ſich in allen Berufsarten, dient unter allen Ständen, Klerus, Soldaten, Beamten, Handwerkern, Bauern ꝛc., wird aber überall verfolgt und verjagt, weil er den Naturfehler hat, überall die Wahrheit zu ſagen.

In dem großen Streit der theologiſchen Facultäten ſeiner Zeit behauptete Friſchlin eine ganz unabhängige Stellung, wie eine ſeiner witzigſten Komödien beweiſt: Phasma, hoc est comedia posthuma de variis, haeresibus, überſetzt von Glaſer, Greifswalde 1593; von Bertel, Leipzig 1607; von Hoch, Stuttgart 1839.

Der Bauer Melcher drückt gegen den Bauer Dürrion ſeine Religionszweifel aus; er weiß lediglich nicht mehr, was er glauben ſoll, weil man ſo viel über den Glauben ſtreitet. Dürrion bleibt dem Glauben ſeiner Väter treu, und läßt ſich durch nichts ſtören. Da kommt Troſtel, ein Bauernweib, die von ihrem Manne, Melber, verſtoßen wird, weil er Wiedertäufer geworden, Hab und Gut verkauft und nach Mähren auswandert. — Zweiter Aufzug. Melber iſt auf der Wanderſchaft, die weinende Troſtel verfolgt ihn. Er ſtößt ſie fortwährend zurück. Da treffen ſie auf Luther, der dem Melber tüchtig den Text lieſt, ihn aber nicht zu bekehren vermag. — Dritter Aufzug. Der Abendmahlſtreit zwiſchen Luther, Melanchthon, Zwingli, Brenz, Carlſtadt.

Dazu kommt noch der Schwärmer Schwenkfeld, der von Brenz übel abgewiesen wird. — Vierter Aufzug. Das Concilium zu Trident, wo Brenz gerade so hinausgejagt wird, wie er vorher den Schwenkfeld hinausjagte. — Schlußscene. Melcher iſt durch alles, was er geſehen, nicht klüger geworden und zweifelt nur deſto mehr, wer von ſo vielen Recht habe?

Das iſt ganz derſelbe humaniſtiſche Standpunkt, auf den ſich, wie wir oben ſahen, ſchon Erasmus geſtellt hatte. Ueber die Facultäten und ihr Schulgezänke ſpottet Friſchlin auch in ſeinem Priscianus vapulans einer lateiniſchen Komödie, 1583.

Der Schatten des großen Grammatikers Priscian kehrt zur Oberwelt zurück, um über die Barbarei in allen Facultäten in Deutſchland die Hände über dem Kopf zuſammenzuſchlagen. Hier iſt ächt rabelais'ſcher und ariſtophaniſcher Witz.

Daran reiht ſich noch die beſte und zugleich patriotiſcheſte unter allen Komödien Friſchlins, worin er ſich, trotz ſeiner Vorliebe für die claſſiſche Sprache, dennoch als guten, echten Deutſchen mit gerechtem Stolze auf ſein Vaterland kund gibt: Das iſt der Julius redivivus, verdeutſcht von Ayrer 1585.

Mercurius führt die Schatten Cäſars (Julius) und Ciceros bei Nacht wieder einmal auf die Oberwelt zurück, damit ſie ſehen, wie ſie ſich geändert hat. Später kommt auch noch der Geiſt des deutſchen Hermann. Während dieſer mit Cäſar ein modernes Arſenal beſucht, um die Artillerie kennen zu lernen, kommt Eobanus Heſſus und gibt dem ſtaunenden Cicero Nachricht von den Fortſchritten der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Dagegen kommt ein Savoyarde und ein italieniſcher Kaminfeger, die dem großen Schatten zur Beſchämung zeigen, was aus den alten Römern für Lumpen geworden ſind, während von den Deutſchen ſeither die für die Menſchheit wichtigſten Erfindungen gemacht worden ſind. Am meiſten ſtaunt Cäſar über die Erfindung des Pulvers und Cicero über die des Drucks.

In Meißners Skizzen, 1. Sammlung, iſt ohne Angabe der Quelle erzählt, wie einſt Herzog Alexander von Württemberg in Venedig, um die übermüthigen Italiener zu beſchämen, eine ganz ähnliche Comödie habe aufführen laſſen. Nur daß hier ein Geiſt allein auftritt und von einem deutſchen Reiſenden alles erfährt, was er wiſſen ſoll. Der Reiſende ſchießt eine Piſtole ab, ſieht nach der Uhr und lieſt in einem Buche. Offenbar hatte der Herzog Friſchlins Comödie vor Augen. In den Münchener fliegenden Blättern 1849 wurde die kleine Fabel artig illuſtrirt.

Friſchlins Drama Helvetiogermani ſchildert den Sieg Cäſars über die Helvetier und dann über den Arioviſt, nachdem die Helvetier römiſche Hülfe gegen den Uebermuth der Germanen nachgeſucht haben. Irgend eine Beziehung auf moderne Politik wird vermißt. Unangenehm berührt der Name einer Thusnelda meretrix, die eine comiſche Abwechslung in den Ernſt des Drama bringt. — Das Drama Hildegardis magna behandelt die bekannte Legende der h. Hildegard, nach dem Volksbuch.

Merkwürdig iſt die Comödie von der Frau Wendelgart, weil Friſchlin ſie in deutſcher Sprache, daher auch ſehr unbeholfen ſchrieb.

Graf Ulrich von Buchhorn wird von den Ungarn aus Schwaben fortgeſchleppt, ſeine Gemahlin Wendelgart betrauert ihn als todt, geht ins Kloſter und widmet ſich ganz der Pflege der Armen. Da kommt einmal ein Bettler, den ſie wie die andern beſchenkt, der ihr aber feurig die Hand küßt. Da erkennt ſie ihren Gatten wieder und beide leben fortan wieder beiſammen.

Die Schilderung der Bettler, eine Landplage ſeiner Zeit, iſt ſehr launig und derb.

Friſchlin gab den Callimachus heraus, überſetzte fünf Comödien des Ariſtophanes, ſchrieb Commentare zu Virgil, Horaz, Plautus, brachte die Liebesgeſchichte der Dido nach Virgil in zwei Tragödien: Venus und Dido, ſchrieb eine lateiniſche Grammatik und viele Streitſchriften. Auch beſang er die älteſten Weltmonarchien. In ſeinen kleinen Gedichten beſingt er Melanchthon und die einerſeits um Luther, andererſeits um Calvin ſich ſchaarenden Freunde, eifert gegen den Schwabenverächter Major in Sachſen, (die erſte Spur der ſpäter ſo oft wiederkehrenden Antipathie zwiſchen Nord- und Süddeutſchen, abgeſehen von der Confeſſion, die in Sachſen wie in Tübingen dieſelbe war). Auch finden ſich anagrammatiſche Spiele, eine eigene Gattung von Epigrammen, die in die Verſetzung der im Namen enthaltenen Buchſtaben einen witzigen Sinn bringen z. B. Valentinus Clesius salsus in saecula venit. — Paulus Melissus plus vales musis. — Joannes Schulterus nervus est in schola.

In den Klagliedern um den verſtorbenen Herzog Chriſtoph ſpielt Friſchlin nicht weniger. Die Anfangsbuchſtaben der Elegien enthalten den ganzen Titel.

In den Schulcomödien wurden die hiſtoriſchen Stücke meiſt aus der bibliſchen und antiken Geſchichte gewählt, aber namentlich vaterländiſche

Stoffe kamen seltener vor. So außer den genannten von Frischlin des Cramer sächsischer Prinzenraub von 1591, des Michthonius Belagerung von Weinsberg von 1604.

Frischlin blieb nicht ohne Nachahmer in seiner Heimath. Johann Hildebrand schrieb, Tübingen 1598, eine lateinische Comödie: Pseudofridericus, worin Rudolf von Habsburg über den Betrüger siegt, der sich den wiedererstandenen Kaiser Friedrich II. nannte. Die Handlung ist unlebendig, fast alles wird nur erzählt, auch hat der Charakter des Usurpators keine tiefere Motivirung. Obligat sind zwei Soldatenhuren, wie die Thusnelda Frischlins, dem „Huren- und Bubenwesen" der damaligen Soldateska entnommen.

Sebastian Hornmold von Tübingen gab 1605 ein opus plane novum heraus, voll von Elegien in lateinischen Distichen, zuerst frommen Inhalts, dann Erinnerungen an Melanchthon, Reuchlin, Erasmus, Brenz, Sturm, Frischlin ꝛc. und Lobsprüche gelehrter Schwaben seiner Zeit.

Eigenthümlich sind in diesem Werke die guten Elegien, in welchen die Musik, die vier Stimmen, die Instrumente, endlich die großen Meister, vor allen Orlando Lasso gepriesen werden. Hier findet sich auch (10. Elegie des 4. Buchs) eine merkwürdige Beschreibung des Nachtigallgesangs.

Primum zinzilulat (criticorum pace loquendum
Quam det Aristarchus) vividiore tono.
Hinc simul in medium medulamina congerit apte,
Saepius immutans alterat inde vices.
Nunc melos intorquet, nunc multiplicare videtur,
Nunc tardat, nunc inflectit et ore rotat.
Nunc vibrat et tremulat, nunc fistulat ore represso,
Praecentor volati sibilat ore puer.
Nunc silet omnino, quasi muta sit, illico pleno
Gutture clarisonos integrat illa modos.
Stridula nunc in se partitur, murmura, fauces
Nunc trahit, effingat mille quousque tones.

Von Hornmold erschien ferner 1619 eine Sammlung von lateinischen Dichtungen der verschiedensten Verfasser, alle gerichtet gegen das deutsche Laster der Trunkenheit (in crapulam seu de vitanda ebrietate). Der Literarhistoriker findet hier die reichste Auswahl von Namen. Ungedruckt existirt in der Stadtbibliothek zu Heilbronn noch Hornmolds 1) Heil-

bronna, Lob und Beſchreibung der Reichsſtadt Heilbronn, in lateiniſchen Hexametern. Es beginnt ſehr lebendig:

Fontis et urbis opus patriaeque insignis honores
Et vos frigidulos fabulosi Necaris undas etc.

2) Laurea oder lauri Apollinaris i. e. poëseos laus, eine allegoriſche Comödie zur Verherrlichung der Poeſie, worin Apollo, die Muſen, Homer und die alten Dichter, Ariſtoteles und die alten Philoſophen, dann die neulateiniſchen Dichter Eoban, Sabinus, Friſchlin ꝛc. auftreten. 3) Seine Lebensbeſchreibung in Proſa. Dieſer ſchwäbiſche Dichter wäre einer ausführlichen Monographie werth.

Friedrich Hermann Flayder gab 1625 zwei Luſtſpiele heraus Imma portatrix und Ludovicus bigamus. Beide ließ er zu Tübingen von adeligen jungen Studenten aufführen, deren Namen im Buche ſtehn. Das erſte Stück behandelt die berühmte Sage von Eginhard und Emma (vgl. Theil I. S. 52), mit einem Prolog der Venus und comiſchen Zwiſchenſcenen, in denen Korydon, Menalkas und Amaryllis im griechiſchen Schäfercoſtüme doch nur ſchwäbiſche Bauern ſind. Das zweite Stück behandelt die eben ſo berühmte Geſchichte des Grafen von Gleichen mit ſeinen beiden Weibern (II. 61), gleichfalls mit comiſchen Scenen, in denen die abend- und morgenländiſche Dienerſchaft Späße macht. Trotz der claſſiſchen Sprache ſind beide Luſtſpiele durch und durch romantiſch und bilden den Uebergang von Friſchlin zu Gryphius und Tieck. — Zwei Jahre ſpäter ſchrieb derſelbe Flayder noch eine dritte Comödie: Moria rediviva, mit Bezug auf des Erasmus Lob der Narrheit.

Moria, die Narrheit, hält den Prolog und verſichert ſich der Weltherrſchaft. In der erſten Scene ſtreiten Demokrit, der hellauf lacht, und Heraclit, welcher heult und weint. Hahaha der eine, hu hu der andre. Moria kommt dazu, heißt ſie ſich vertragen, weil ſie ja alle beide doch nur ihre Diener ſeyen und befiehlt ihnen, ihre Hofleute zu holen, um bei ihrer Wiederkehr in die Welt ihr gleich einen ſtattlichen Hof zu bilden. Da werden nun Vertreter aller Stände gebracht, ein pfaffus, ein philosophaster, ein alcumista, ein mercator, miles, venator, rusticus etc. und gründlich verhöhnt.

Er ſchrieb auch Epigramme (sal musarum) 1629, meiſt Ueberſetzungen.

Einige lateiniſche Dichter Schwabens waren vorzugsweiſe Anagrammatiker. So der berühmte Juriſt Johann Harpprecht in Tübingen, deſſen poemata von 1617 außer Gratulationen und Condolenzen haupt-

ſächlich Anagramme enthalten, darunter die Mehrzahl auf ſeinen eigenen Namen z. B.

Johannes Harpprecht { Penna Christo pare / Hinc per honesta ruas. / Apponis jus, re Nectar.

Egidius Hunnius. — Hui dignus venis

Ulricus Besoldus — Sol lucidus rubes.

Emanuel Birglius — Lingua mel es urbi.

Ganz eben ſo alberne Wortſpielerei trieb Daniel Grückler, deſſen somnia insomnia, (Tübingen 1700), theils lateiniſche, theils deutſche Anagramme enthalten, z. B. divitiae — dea vitii. Am künſtlichſten iſt: Babel (Rom) wollte die Bibel ausrotten, aber Bebel, der Humaniſt in Tübingen) hat ſie als Held vertheidigt, ſo daß gegen Bebel die Bibel von Babel unbeſiegt blieb.

So viel von den Schwaben. Ich reihe ihnen noch einige lateiniſche Dichter aus andern Gegenden Deutſchlands an. Zu den trotz ihrer lateiniſchen Sprache doch volksthümlichen Luſtſpieldichtern müſſen wir insbeſondere den Utrechter Georg Macropedius zählen, deſſen Dichtungen in Deutſchland beliebt waren. Seines Hecastus iſt oben ſchon gedacht. Seine Andrisca, fabula lepidissima von 1537 iſt eine lateiniſche Comödie ganz wie ein deutſches Faſtnachtsſpiel.

Andrisca ergibt ſich hinter dem Rücken ihres Mannes Georg wüſter Schwelgerei, bis er ſie zu einem Zweikampf herausfordert, damit Gott urtheile, wer als der Stärkere zu befehlen haben ſoll. Sie wird überwunden, jämmerlich durchgeprügelt und muß um Gnade bitten. Zwei antike Chöre ſtehen ſich in dieſem Drama gegenüber, ein Chor der Bachiden auf Seite der Weiber, ein Knabenchor auf Seite der Männer.

Derſelbe Dichter ſchrieb auch einen Bassarus, mit obigem Stück beiſammen in der Basler Sammlung comoediae et tragoediae aliquot, Baſel bei Brylinger 1540. In dieſem Stück geht es eben ſo toll und wüſt her, wie im vorigen.

Baſſarus, ein Bauer, ſtiehlt dem Pfarrer und Schulzen ihre Vorrathkammer und Keller aus, labet ſie dann zum Schmauſe und geſteht ihnen zuletzt, daß ſie ſich von ihrem Eignen gütlich gethan haben. Ein Paraſit, Weiber und Masken geben dabei zu allerlei Poſſen Anlaß.

Des Haynecclus Hansoframea sive Momoscopus, eine Comödie, gedruckt Leipzig 1581

Gelehrte; Reiſen.

Wenn wir die vielen ausgezeichneten Schriftſteller ausnehmen, welche ihr Vaterland wegen der politiſchen Zerwürfniſſe freiwillig oder gezwungen verlaſſen haben, ſo iſt die Zahl der Gelehrten, welche aus Italien ausziehen, um im Auslande den Kreis ihrer Kenntniſſe zu erweitern, im Verhältniß ſehr geringe, um ſo mehr, als manche Fächer des Wiſſens aus oben angeführten Gründen jetzt in Italien weder ſo leicht noch ſo vollſtändig angebaut werden können, als im Auslande. Die Regierungen geſtatten in der Regel das Studiren auf außeritalieniſchen Hochſchulen nicht, und wenn ſie es geſtatten, ſo hat der Zurückkehrende das Vorurtheil wider ſich, Grundſätze eingeſogen zu haben, welche den jetzigen Regierungen entgegen ſind, und nicht mit Unrecht, denn, wie man zu ſagen pflegt: der Thaler gehöre dem linken Centrum an, ſo könnte man behaupten: die Wiſſenſchaften ſeyen proteſtantiſch. Das politiſche, merkantiliſche und wiſſenſchaftliche Uebergewicht des Nordens über den Süden Europa's hat ſeinen Urſprung in der Befreiung des Glaubens und dem Auswandern der Kapitale, Fähigkeiten und Kenntniſſe aus katholiſch gebliebenen und intolerant regierten Ländern in proteſtantiſche, wovon für Italien ſchon die nahe Schweiz Zeugniß ablegt.

Schon ausgebildete Männer, welche zu Vervollſtändigung ihres Wiſſens reiſen ſollten, haben ſelten die Mittel, noch ſeltener die Kraft, ſich aus gewohnten Umgebungen loszureißen. Auch fehlt ihnen ſehr häufig die Kenntniß der lebenden Sprachen, und die ſelbſtbehülfliche Dreiſtigkeit, welche nur frühe und häufige Befahrung der Landſtraßen gibt. Wenn man denn doch Einigen dieſer Gelehrten in der Welt begegnet, ſo erſtaunt man gewöhnlich über die Maſſe und Klarheit ihres Wiſſens, ihre Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit, und darüber beſonders, wie unendlich viel beſſer ſie reden, als ſie ſchreiben. Die ausgezeichneten Römer, welche durch Napoleon nach Paris zu kommen genöthigt wurden, erregten durch ihren Geiſt Bewunderung, und die Cholera veranlaßte Sendungen von Aerzten über die Alpen, welche die Ergebniſſe ihrer Forſchungen mit Klarheit, Beſcheidenheit und Scharfſinn zuſammenfaßten und wenigſtens offen geſtanden, daß

läßt den Hanſoframea (den Kutſcher Hans Pfriem) wider Verdienſt in den Himmel kommen, indem ihm die alte Petrona, in Abweſenheit des Petrus, das Thor öffnet. Petrus, Paulus ꝛc. wollen ihn nun zwar wieder hinausbefördern, aber er jagt ſie alle durch ſeine Grobheit davon, behandelt die Maria Magdalena, die ihm Vorſtellungen macht, wie eine Hure und entledigt ſich auch der auf ihn gehetzten unſchuldigen Kindlein, indem er ihnen Leckerbiſſen verſpricht und ſie hinter ſich herzieht, wie der Rattenfänger von Hameln.

Zum beſſern Verſtändniß dieſes Luſtſpiels iſt nothwendig zu wiſſen, daß Hans Pfriem bereits in Luthers Tiſchreden als comiſche Perſon im Gefolge der zu Weihnachten die Kinder belohnend und ſtrafend umziehenden h. Perſonen erwähnt iſt. Ihm als grobem Tölpel wird allerlei freches Widerſprechen und Tadel gegen Gott und ſeine Heiligen in den Mund gelegt. Vgl. Haſe, geiſtliches Schauſpiel S. 121.

Hartmann Schopper, ein Pfälzer, Soldat unter Max II., ließ *1588 ſeine lateiniſche Ueberſetzung des Reinecke Fuchs drucken, die den deutſchen Text ſehr natürlich wiedergibt. Z. B.

Serena lucebat dies
Et sol micabat aureus,
Rex imperator omnium
Leo ferarum sceptiger
Totius urbis bestias
Festum peringens convocat.

Das Gedicht wurde in Gheri delit. V. 1437 f. aufgenommen.

Chriſtoph Stymmel gab 1579 in Stettin zwei lateiniſche Comödien heraus, eine Opferung Iſaacs und studentes. Nur die letztere iſt von Intereſſe, weil ſie die coloſſale Lüderlichkeit auf den damaligen Univerſitäten bezeugt.

Philargyrus ſchickt ſeinen Sohn Philomathes auf die hohe Schule, wo er aufs fleißigſte ſtudirt, während ſeine Jugendfreunde Acolaſtus alles mit Weibern, Acrates alles mit Spiel vergeuden. Zuletzt muß Acolaſtus ein Mädchen heirathen, die er entehrt hat, Acrates aber beſtiehlt ſeinen Vater, um ſeine Spielſchulden zu zahlen.

In Wichgreys Cornelius relegatus, einer lateiniſchen Comödie von 1600, werden neben der allgemeinen Lüderlichkeit, welche die Relegation des Helden zur Folge hat, hauptſächlich die rohen Mißbräuche des akademiſchen Bacchantismus zur Schau geſtellt. — Aehnlich die Comödie vom Studentenleben von Schoch, 1657.

Der Sohn eines Edelmannes und der eines Kaufmannes werden Studenten, Pekelhering ihr Bedienter. Von Landsleuten in den Pennalismus eingeweiht werden sie zunächst besoffen gemacht und treiben sich in allem umher, was das damalige Studentenleben mit sich brachte. Am naivsten sind die ländlichen Suiten, das Ende ist die Relegation.

Aus Mangel an Geist und Erfindung und weil die Humanisten von Haus aus mit einer fremden Sprache als Sprachkünstler kokettirten, kamen sie auf allerlei Spielereien, auf die Centonen d. h. musivische Zusammensetzung neuer Dichtungen aus wörtlichen Stellen des Alten, auf die Anagramme, d. h. das Auskünsteln neuer Wörter und eines neuen Sinnes aus der Verstellung der Buchstaben eines Wortes, besonders der Namen, und auf die macaronische Schreibart, d. h. die absichtliche, zum Zwecke der Satire dienende Mischung moderner, populärer und grober Ausdrucksweise mit der classischen, ursprünglich nur eine witzige Anwendung des s. g. Mönchs- oder Küchenlateins, welches aus der Mischung der lateinischen Kirchensprache mit der angebornen Mundart einfältiger Pfaffen entstand. Ferner die Spielerei mit Buchstaben, die Gedichte, in denen jedes Wort mit ein und demselben Buchstaben anfangen mußte ꝛc. Vgl. darüber Genthes Geschichte der macaron. Poesie, 1829. Das non plus ultra dieser Spielerei war des Henr. Reimarus Proteus poeticus, Hamburg 1619, ein ganzes Buch, welches nichts enthält, als einen einzigen Vers:

Tempore da nostro bona pax, pie Christe, sit urbi

nicht weniger als 150mal durch Verstellung der einzelnen Worte variirt. — Des Hamconius certamen catholicum cum Calvinistis (ohne Ort und Jahr) und des Hucbald ecloga de calvis (Basel 1546) bestehen beide nur aus Wörtern, die mit C, das Petri Porcii pugna porcorum (Antwerpen 1530) nur aus solchen, die mit P anfangen.

Die eigentliche macaronische Poesie macht die beste Wirkung, wenn sie ernst und in heroischem Pathos kleine und lächerliche Dinge schildert und dabei die gemeinsten Ausdrücke unter die erhabenen einmischt.

In den facetiis facetiarum von 1657 ist eine Institutio studentica in macaronischen Hexametern abgedruckt, worin das Studentenleben sehr lustig abgeschildert ist.

Vos famuli Kannis Bachum demergite tieffis,
Et date Rhenano porula plena mero.
Vos pueri crassum, primum Biera indite in Humpum
Hoc fundamento est aedificanda domus. —
Nunc superest mensam damzandum et benkia circum,
Pocula de propriis praecipitate locis,
Praecipitate libros, quid cum tibi, Bache, Camoenis?

Daſelbſt iſt auch die Floja abgedruckt, die ſchon 1593 einmal beſonders gedruckt worden war, nochmals herausgegeben 1827 von Aeander (Immermann).

Das Gedicht beginnt virgiliſch angla floosque canam. Die Flöhe werden als überaus ritterliche Helden und Freiheitsmänner geprieſen, weil ſie in ſo kühnen Sprüngen über alles ſich hinwegſetzen und ſelbſt die Majeſtät der Könige nicht fürchten, noch die Allmacht des Papſtes.

Cogitur hinc Bapstus slotos crutzumque sacratum
Werpere de manibus etc.
Non furchtit Keisros, non reges etc.

Am launigſten iſt die Schlacht der Jungfern mit den Flöhen beſchrieben:

So flous sanguino mekte
Fullit, repletus per Kleidros springit et huppit,
Vexerit adeo, aut Jungfrae absque pudore
Uprapant sese et beinos, bauchumque bekikant,
Saepe etiam Kragium upmakunt et titia runda
Defendunt, arcentque floos etc.

In den facetiis findet ſich auch noch ein macaroniſches Gedicht de casei stupendis laudibus, eine witzige Verherrlichung des Käſes.

Im Jahr 1619 erſchien zu Hanau Caſpars Dornavi amphitheatrum sapientiae socraticae jocoseriae, in Folio, eine Sammlung zum größten Theil lateiniſcher, zum geringſten Theil auch deutſcher Scherzgedichte, überaus reichhaltig.

Der Sammler beginnt mit einer lateiniſchen Ueberſetzung des homeriſchen Froſchmäuſekriegs und noch zwei ähnlichen Dichtungen, reiht dann nicht weniger als dreizehn Gedichte von den Flöhen zuſammen, worunter auch Fiſcharts Flohhatz, drei Dichtungen von den Läuſen, zehn von den Ameiſen, fünfundzwanzig von der Nachtigall, neununddreißig von Hunden. Den Thieren folgt allerlei anderes, vier Gedichte vom Bier, ſechs vom Lachen, ſechs vom Nichts ꝛc. Die deutſchen Dichter nehmen hier nur einen geringen Raum ein, die meiſten ſind alte Klaſſiker oder Romanen.

3.

Die erſte ſchleſiſche Schule.

Gegen die lateiniſche Poeſie des Gelehrten kämpfte die deutſche Dichtung im 16. Jahrhundert nur ohnmächtig an. Weder die groben kirchlichen Satiren, die wir ſchon kennen, noch die rohen Volksſchauſpiele, die wir ſpäter betrachten werden, waren im Stande, der verwilderten deutſchen Sprache ihren verlorenen Adel zurückzugeben. Deswegen erſcheint es ganz natürlich, daß am Ende die deutſche Sprache ſelbſt ſich der Renaiſſance gefangen gab und in die zunächſt lateiniſche, dann auch italieniſche und franzöſiſche Form goß, all ihre alte Eigenheit und Urſprünglichkeit verleugnend.

In der Wahl der Stoffe war die Renaiſſancedichtung von alter Gewohnheit und neuer Mode zugleich beherſcht. Chriſtliche Dichtung galt noch als obligat. Kaum durfte der Poet ſeine Sachen drucken laſſen, wenn nicht geiſtliche Gedichte voranſtanden. Neue Mode waren hauptſächlich die akademiſchen Schäfereien, alſo begann es von ſteifen Hirtengedichten zu wimmeln. Die Großthaten und Schrecken der Religionskriege konnten ihres Eindrucks auf die Sänger nicht verfehlen, daher einerſeits die blutigen und hochtrabenden Haupt- und Staatsreactionen, andrerſeits ſo viel Angſt- und Bußlieder. Die alte Grobheit, die Lüderlichkeit der Soldateska, die neue von den Ausländern erlernte Frivolität pfuſchte überall in das reinliche Werk der Renaiſſancedichter hinein. Aus den Reichsſtädten und aus allerlei Winkeln der Provinzen drang noch der Volkston, wenn auch mit heiſerer und betrunkener Stimme durch. An den Höfen und Univerſitäten aber blühten die neuen Myrthen-, Lorbeer-, Cedern- und Cypreſſenwälder von der Scheere reinlich zugeſchnitten, mit Marmorſtatuen und Renaiſſancepaläſten, und elegante Dichter beugten ſich darin bis auf den Boden vor den Durchlauchtigſten in Allongeperücken, welche gnädiglich die Huldigung entgegennahmen. Die übertriebenſte Devotion und Kriecherei zeichnet beide ſchleſiſche Schulen und die fruchtbringende Geſellſchaft aus.

Es fällt auf, daß gerade in dem abgelegenen und kaum recht ger-

maniſirten Schleſien der deutſche Parnaß aufgeſchlagen werden ſollte. Aber es erklärt ſich aus der Pflege, welche hier unter dem letzten Fürſten des Hauſes Piaſt die Schulwiſſenſchaften fanden. Namentlich war Trotzendorfs Schule zu Goldberg am Ende des 16. Jahrhunderts die berühmteſte der damaligen Zeit. Schon vor Opitz traten hier Dichter auf. Theobald Höck gab 1601 zu Liegnitz ein „ſchönes Blumenfeld“ heraus, wobei er ſeinen Namen in Otheblad Oekh verſtellte. Es ſind geiſtliche und Liebeslieder. In den erſtern verräth er die Schule Johann Heermanns. Die letztern ſind für die Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Poeſie von vielem Intereſſe. Seit Puchmann war der Meiſtergeſang verſtummt, die neue Geſangkunſt der Renaiſſance hatte ſich nur der lateiniſchen Sprache bedient. Kirchenlied und Volkslied allein füllten neben dieſen lateiniſchen Dichtungen der Humaniſten die Leere bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus. Höck nun war der erſte uns bekannte Kunſtdichter, der den Uebergang aus dem Volksliede zum deutſchen Kunſtliede des Renaiſſancegeſchmackes bezeichnet.

Seine Lieder haben oft noch völlig den Volkston z. B.

Schönes Lieb, ich muß dich laſſen,
Ich fahr dahin meine Straßen ꝛc.

oder:

Man ſagt, wems Glück wohl pfeift,
Der mag wohl luſtig tanzen ꝛc.

Weil ſeine Lieder dem natürlichen Volkstone treu bleiben, ſind ſie ſogar gelenkiger und weniger ſteif, als die nachfolgenden von Weckherlin und Opitz. Zuweilen mahnt uns Höck noch an die ſchönſten Tage der Minneſänger, z. B. in dem Liede:

Selig und aber ſelig iſt die Liebe
Wo Augen, Herz und Mund zugleich ſich üben,
Wo Lieb an Lieb darf mahnen
Liebe mit Lieb belohnen,
Da wär gut wohnen ꝛc.

Die lieblichſte Naivetät herrſcht in ſeinen erſten und älteſten Gedichten, in welchen er die Ueberraſchung, Scham und ſüße Blödigkeit ſchildert, die ihn übernommen, als er zum erſtenmal begriff, warum das ſchöne Geſchlecht in der Welt iſt.

Von einem andern Schleſier, Frenzel von Friedenthal, iſt ein

Lob auf die Stadt Augsburg aus dem Jahr 1585 erhalten, worin ſonderlich die Frauenzimmer höchlich gerühmt werden:

Wie ganz holdſelig und wie mild
Sich da erging ein Frauenbild,
Scherzlich mit Worten und dabei
Redſprächig, wie ſie auch ſo frei
Einen jeden zu beſcheiden weiß
In Züchten doch ꝛc.

Vgl. Meiſter, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache I. 257. Zwiſchen dem echten Volkslied und Kunſtlied in der Mitte ſtehen einige mit Melodien herausgegebene Liederbücher jener Zeit. Die neuen Galliardt (Tanzlieder) von Roſthius, Altenburg 1593 und der Luſtgarten Leo Haßlers, Nürnberg 1601. Vgl. Meiſter daſ. 318. 321.

Vor Opitz dichtete auch ſchon Paul Schede (genannt Meliſſus) wie in lateiniſcher, ſo deutſcher Sprache. Seine geiſtlichen Gedichte von 1572 ſcheinen verloren, einige wenige weltliche ſind gerettet in der Sammlung der Zürcher Streitſchriften IV. 9, und in Matthiſſons lyriſcher Anthologie Th. 18. Auch ſie halten auf bemerkenswerthe Weiſe den guten Ton des deutſchen Volksliedes ein, z. B.

Roth Röslein wollt ich brechen
Zum hübſchen Kränzelein
Mich Dörne thäten ſtechen
Hart in die Finger mein,
Noch wollt ich nit lan ab.

In den Züricher Streitſchriften ließ Bodmer auch ein deutſches Hochzeitslied des Peter Donalſius aus Straßburg drucken, welches leicht und fließend den gleichen Ton des Volksliedes einhält.

Der bisher übliche kurze Vers, der aus den epiſchen Dichtungen in die Faſtnachtſpiele übergegangen und allerdings ſteifer und härter geworden war, fiel von nun an als ſogenannter Knittelvers in Verachtung. Dagegen kam der (nicht minder ſteife) franzöſiſche Alexandriner (ſo genannt, weil er zuerſt in einem franzöſiſchen Alexanderlied vorkommt) und kamen antike und italieniſche Versmaße, die eine leichtere und mannigfaltigere Bewegung zuließen, in die Mode. Lange jedoch hielt noch die

Rohheit der Gemüther und der Pedantismus der Gewohnheit die Dichter vom Ziel vollendeter Leichtigkeit zurück.

Der Uebergang aus dem volksthümlichen Knittelvers in den gelehrten Alexandriner mit Herbeiziehung der claſſiſchen Mythologie macht ſich zuerſt bemerklich in den Feſtgedichten und zwar nicht bloß der Höfe, ſondern auch in den größern Städten. Bisher hatten die Spruchdichter und Pritſchmeiſter obligate Knittelreime zu den Schützen- und andern öffentlichen Feſten gemacht. Friſchlin verfertigte ſchon für den Württemberger Hof lateiniſche Feſtgedichte im glänzendſten Renaiſſanceſtyl und dieſe neue Mode nahm bald überhand. Mathias Holzwart gab 1568 in Folio „der „Luſtgart newer deutſcher Poeterei“ mit Feſtgedichten für den Württemberger Hof heraus. Dieſer Geſchmack ging im nächſten Jahrhundert hauptſächlich auf die Pegnitzſchäfer und auf die jeſuitiſchen Hofdichter über.

Die kunſtreichen Versmaße der Italiener, die Schäfergedichte, Sonnete und Epigramme, führte, ebenfalls noch vor Opitz, zuerſt ein Schwabe in die deutſche Poeſie ein, Georg Rudolf Weckherlin. Dieſer, geb. 1584 in Stuttgart, machte frühzeitig große Reiſen, wurde Sekretär des Herzogs von Württemberg, ſchloß ſich im dreißigjährigen Kriege dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz (dem vertriebenen Böhmenkönige) an, kam dadurch nach England und war dort Secretär der deutſchen Kanzlei, welche die Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten unterhielt, noch im Jahr 1660. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt. Schon 1618 erſchienen von ihm in Stuttgart „Oden und Geſänge“ (in ſpäteren Ausgaben zu Amſterdam), ſechs Jahre vor denen des Opitz, und finden wir in Weckherlin den Prototyp nicht nur der erſten, ſondern auch ſchon der zweiten ſchleſiſchen Schule und der Pegnitzſchäfer.

Wie ſein Lied von den Küſſen beweiſen mag, welches nach leichterem Versbau ſtrebt wie Opitz, etwas ſchläpfrig iſt wie Hoffmannswaldau, und ſpielend wie Birken und Harsdörfer. Das Tändelnde, das die Nürnberger Schule annahm, zeigt ſich auch in andern Liedern Weckherlins. Die Neigung zum Sinnreichen erzeugt bei ihm auch da Spielerei, wo ſonſt Gefühl und Sprache kräftig ſind! So in dem ſchönen Gedicht von der Neuheit der Liebe. Originell und trefflich iſt das Genrebild „die ſchöne Bettlerin“. Ein Streben nach kräftiger Natur, Wahrheit und klarem Ausdruck beurkundet ſich in dem Herbſtlied:

Was kann doch angenehmer ſeyn,
Denn einen Becher ganz voll Wein

In ſeiner ſtarken Hand am trocknen Mund zu haben,
Und ſeinen müden Leib und Geiſt damit zu laben? ꝛc.

Leider wird aber nicht in dieſer Weiſe fortgefahren, die Strophe endet matt und dann beginnen „die Nymphen“ eine Gegenſtrophe, worin ſtatt des Trinkens das Lieben geprieſen wird, ſo daß alles auf einen ziemlich ordinären Wettſtreit zwiſchen Bacchus und Venus hinausläuft, wo uns der ſchöne Eingang ein ächtes deutſches Trinklied hätte erwarten laſſen. Ueberhaupt miſcht Weckherlin zu viel antike Götter und Nymphen ein. Recht antiken Schnitt haben z. B. die Epigramme auf die Niobe:

Gedrücket von der Freud und Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Und wieder durch den Tod verloren
Bin ich ſelbſt ein Grab und Grabſtein.

und auf die Venus

O Venus, weil mein Angeſicht,
Nun liebloß, niemand machet ſtehen,
Ich meinen Spiegel dir verpflicht,
Denn, was ich war, kann ich mich nicht,
Und wie ich bin, will ich nicht ſehen.

In einer Anzahl politiſcher Lieder nimmt der Dichter den lebendigſten Antheil an den proteſtantiſchen Helden ſeiner Zeit. Eine lange Elegie klagt über den Tod Guſtav Adolphs. Er vergleicht ihn mit dem Herkules, der im Feuer gen Himmel gefahren.

Sehr ſchön und feurig iſt der Nachruf „An Deutſchland“ und nicht minder die „Ermunterung an deutſche Krieger“, die ſich nur zu lang hinſchleppt.

Weit größeren Ruhm als die bisher Genannten erndtete Martin Opitz ein, ſo daß nach ihm, weil er ein Schleſier war, die ganze moderne Dichtungsweiſe die der ſchleſiſchen Schule genannt wurde, und zwar galt Opitz als Begründer der ſogenannten erſten ſchleſiſchen Dichterſchule, ſofern nach ſeinem Tode noch eine zweite entſtund. Opitz ſelbſt rühmt von ſich, „er habe den Deutſchen die erſte Bahn zur Poeſie, ſo nicht bald eingehen werde, gezeigt.“ Eine ungeheure Unvernunft, da die Deutſchen ſeit tauſend Jahren ſchon eine viel edlere Poeſie beſaßen, die ihre eigne und nicht wie die Opitziſche von fremdher entlehnt war, und eine ungeheure Prahlerei, da ſchon lange vor Opitz die lateiniſchen Dichter dieſelbe Bahn der Renaiſſance eingeſchlagen hatten. Claſſiſche Bil-

dung war bei Opitz eins und alles, ohne ſie erkannte er keinen Dichter an. Er ſchrieb an Zinkgref:

Wer nicht auf die Alten zielt
Nicht ihre Stärke kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt ꝛc., iſt zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

Das einzige Verdienſt des Opitz beſteht darin, daß er wie Höckh und Weckherlin den Lateinern, Italienern und Franzoſen einen leichteren, natürlicheren und anſtändigeren Styl ablernte und ſomit der groben, ungehobelten und unflätigen Sprachweiſe, wie ſie ſeit Luther, Murner und Fiſchart herrſchte, mit einer wirklich vornehmen Grazie entgegentrat, obgleich es ihm noch ſehr ſchwer wurde, die gelehrte deutſche Steifigkeit abzulegen. Auch haben ihn an Natürlichkeit und Leichtigkeit viele unbekannte Dichter von deutſchen Volksliedern, die nichts von Claſſicität wußten, weit übertroffen.

Das Schlimme an ihm war die Ausländerei, die gänzliche Entfremdung von der angebornen heimiſchen Art. Das war indeß ſo ſehr die allgemeine Beſeſſenheit der damaligen Gebildeten, daß er nicht beſonders darum getadelt werden darf. Perſönlich gereicht ihm mehr ſeine Charakterloſigkeit zum Vorwurf, obgleich auch dieſe in vielfacher Weiſe entſchuldigt werden kann. Geboren 1597 zu Bunzlau (am Bober) in Schleſien machte er ſchon in ſeiner Jugend humaniſtiſche, italieniſche und franzöſiſche Studien, kam dann überall auf Schulen herum von Jütland und Heidelberg nach Siebenbürgen, wurde zu Wien als Poet gekrönt und geadelt. Seitdem hieß er Opitz von Boberfeld oder der Boberſchwan. Daß er nachher, obgleich Proteſtant, Secretär und Schmeichler des berüchtigten Grafen Dohna wurde, der in Schleſien die Proteſtanten mit Dragonaden verfolgte, iſt ihm zum ſchweren Vorwurf gemacht worden. Nachher diente er dem Polenkönig Wladislav und ſtarb 1639 zu Danzig an der Peſt. Er war von Natur leichtſinnig, der Krieg ſchreckte und eckelte ihn. Er ſuchte heiteres Wohlleben.

Opitz brachte eine nie vorher bekannte Schweifwedelei in die deutſche Dichtung. Nur die lateiniſchen Dichter waren ihm hierin vorangegangen. Allein hündiſche Schmeichelei der Gelehrten gegen die großen Herren, durch welche ſie Anſtellungen erhielten, lag in der Zeit. Sonder-

lich auf protestantischem Gebiete gab es keine unabhängige Kirche mehr, in deren Schutz die Geister hätten wirken können. Immer mehr Existenzen, die sich geistiger Thätigkeit widmeten, wurden von Fürstengunst abhängig. Seit Opitz nahmen die Gratulationen den breitesten Raum in der lyrischen Poesie ein. Die gekrönten Poeten prosternirten fast alle in unzähligen niederträchtig demüthigen Gedichten vor ihren Gönnern. Und zwar in dem von nun an herrschenden Alexandriner, dem aus Frankreich entlehnten, ganz der pedantischen Grandezza angemessenen Versmaße: Daneben figurirte eine Unzahl Hochzeits- und Leichenscarmina. In vielen lyrischen Sammlungen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts findet man nur solche.

Opitzens poemata wurden in drei Bänden vielmal aufgelegt, von 1624 bis 1648 nicht weniger als achtmal.

Sie enthalten nicht ein einziges größeres, der Unsterblichkeit würdiges Gedicht, überall nur ein buntes Durcheinander von Prosa und Versen, Lateinischem und Deutschem, Fremdem und Eigenem, Lob- und Lehrgedichten, Dramatischem und Lyrischem. Die „Poetischen Wälder" enthalten seine lyrischen Gedichte, meist Uebersetzungen aus dem Holländischen, Lateinischen, Französischen und Italienischen. Nichts Erbärmlicheres als in dem Gedicht in Alexandrinern „an die deutsche Nation" die Selbsteinweihung des Dichters in sein Amt. In der schlechtesten Sprache die gemeinsten Gedanken. Da nennt er sich selbst einen hohen Geist, spricht von seinem Lorbeer, zu dem ihm Amor noch den Myrthenkranz bringt, Vulcanus schmiedet ihm eine goldene Feder, und bei Apoll steht er ganz in Gunst und Holde. Daraus sey nun das vortreffliche Buch entstanden, das sein werthes Vaterland christlich von ihm annehmen soll. Opitz ist auch der Erste, der in einem andern Liede „die Leyer" anfingt, eine Unart, die leider noch immer von den deutschen Dichtern nicht gewichen ist. Von Leyern zu reden, wo keine sind, ist eben so abgeschmackt, als den Gesang zu besingen. Im Uebrigen ist der Haupteindruck, den Opitzens Gedichte machen, der fremdartige Anblick antiker mythologischer Staffagen in der schlichten deutschen Landschaft. Es ist ihm unmöglich, zu dichten, ohne die Alten, ihre Götter und Nymphen herbeizuziehen. — Die meisten unter den Originaldichtungen von Opitz sind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse. In den ersteren macht sich bereits die unedelikate Ausmalung von Brautnachtfreuden breit, worin der spätere Hoffmannswaldau das Mögliche geleistet. Eines der besten lyrischen Gedichte von Opitz, das man so oft bewundert und wieder abgedruckt hat, ist nur eine wörtliche Uebersetzung aus dem Französischen des Ronsard.

man Wesen der Krankheit und unfehlbares Heilmittel noch ganz nicht kenne.

Außer einigen Sendungen für partielle Zwecke, wie z. B. die Durchforschung der Archive zum Behufe der piemontesischen Geschichte, und einigen nach England gesendeten Thierärzten, Mechanikern ꝛc., welchen der König beider Sizilien die Reise bezahlte, kommen keine und besonders keine regelmäßigen Reisestipendien vor. Sie wären vor Allem nöthig, um Italiens Gelehrte mit dem übrigen Europa in Verkehr, und das geistige Leben dort wieder auf das Laufende zu bringen. Wenn jetzt auch die Regierungen den Willen hätten, junge Männer zu weiterer Ausbildung ins Ausland zu senden, so würde sie schon die Rücksicht davon abhalten, daß diese zu Paris und London auf unzählige politische Flüchtlinge stoßen würden und in Gefahr wären, entweder sich zu compromittiren, oder für Spione gehalten zu werden.

Die Emigrationen haben die gefeiertsten Namen, einen Foscolo, Pecchio, Botta, Rossi, Orioli, Libri ꝛc. ins Ausland getrieben, und die Hoffnung der nächsten Jahrzehnte ist durch Verfolgung, Versprengung und Einkerkerung gerade der besten Köpfe zerstört. Mancher mag einst bereichert mit Ansichten und Erfahrungen zurückkehren, welche er ohne die Flucht ins Fremdland nie erworben hätte; für die geistige Entwicklung ist aber die Aktion, und mehr noch die Reaktion ein wahres, ein großes bejammernswerthes Unglück geblieben, die ausgezeichnetsten Talente wurden durch mittelmäßige in Lehrstellen und Staatsämtern ersetzt, also gewissermaßen der Beschränktheit eine Prämie ertheilt, und die Regierungen gewöhnten sich, in den wissenschaftlich gebildeten Männern ihre Feinde zu sehen. So wird die unglückselige Wirkung wieder zu noch unglückseligerer Ursache! Hoffen wir, daß das schöne Beispiel der lombardischen Amnestie bald allgemeine Nachahmung finden möge.

Stellung der Geistesbildung zur Gesellschaft.

Aus dem bereits Erwähnten läßt sich mit Sicherheit auf die untergeordnete Stellung schließen, welche die Schriftstellerei in der italienischen Gesellschaft einnimmt. Die Honorare gewähren keine unabhängige Existenz, viele Gegenstände darf, mehrere will, einige kann man nicht im Gespräche berühren, nur Dichter, Künstler

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinauszuſchauen
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Aus allem, was uns von Opitz bekannt iſt, geht klar hervor, daß er einer ſittlichen Erhebung, eines Erzürnens über Unrecht, einer patriotiſchen Begeiſterung, eines religiöſen Ernſtes ꝛc. ganz unfähig, daß er ein oberflächlicher, ſeelenloſer Modemenſch geweſen iſt. Der „Vater der neuen deutſchen Poeſie“ konnte auch gar nichts beſſeres ſeyn, er mußte, indem er nur franzöſiſchen, afterclaſſiſchen Muſtern folgte und ſomit die eigne deutſche Nationalität der fremden, den chriſtlichen Grundton der Seele einem afterheidniſchen aufopferte, nothwendig ein charakterloſer Zwitter werden. — Die „Schäfferei von der Nymfen Hercinie“ iſt eine aus Proſa und Verſen gemiſchte Erzählung zu Ehren des gräflich Schafgottſchen Hauſes.

Der Dichter hat ſich in einem Thal des Rieſengebirges, wo die Schafgottſche ihre Beſitzungen haben, verirrt. Da geſellen ſich zu ihm drei poetiſche Hirten (ſeine Freunde Rüßler, Böhmer und Benator. Sie finden die Nymphe Hercinia, die ihnen eine Höhle zeigt, worin die Ahnenbilder und aufgezeichnete Thaten der Schafgottſche. Eine ganz dürftige und elende Erfindung, die ſpäter von den Nürnberger Poeten nur zu oft nachgeahmt wurde.

Daran reiht ſich nun auch das ſchwülſtige Loblied auf den König Wladislaw, in Alexandrinern, den er auch lateiniſch anfang. Lobgedichte ſind gewiſſermaßen auch die beiden Idyllen, 1) Vielguet, die Beſchreibung eines Landſitzes des Herzog von Münſterberg-Oels und 2) Zlatna, die eines Bonvivants in Siebenbürgen, wo der Dichter ſchöne Tage verlebte. Beide verherrlichen die ländliche Ruhe. Ein Lob des Kriegsgottes iſt dem Lob des Bachus vom Holländer Heinſius nachgebildet und ſtrotzt von Mythologie. Dem Grafen Dohna dedicirt er eine Rechtfertigung ſeiner Greuel. — Veſuvius iſt dem Aetna des Cornelius Severus nachgebildet in der Manier des Lucretius, eine philoſophirende Naturbeſchreibung. Doch

behauptet die empfindsame Schilderung der durch den Feuerausbruch Verunglückten die Oberhand über die Physik. Das lateinische „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs" strotzt von biblischen und mythologischen Anspielungen, erinnert aber doch lebhaft an die Leiden des dreißigjährigen Kriegs.

Opitz übersetzte des Sophokles Antigone in bocksteifen Alexandrinern, desgleichen Senecas Trojanerinnen, Catos Distichen, Heinsius Lobgesang auf Christus, Hugo Grotius von der Wahrheit der christlichen Religion. Seine beste Uebersetzung ist die nach Tieck in seinem altdeutschen Theater aufgenommene Dafne aus dem Italienischen. Ein kleines Schauspiel, worin die Verfolgung der Dafne durch Apoll und ihre Verwandlung in leichter und anmuthiger Weise vorgestellt wird. — In ähnlichen leichten Versen und gleichfalls einem italienischen Original folgend, schrieb Opitz auch ein geistliches Schauspiel: Judith. Ich halte es für das beste, was er je geschrieben hat. Holofernes ist von Liebe zu Judith berauscht und die Art, wie sie sich dabei benimmt, ist würdig. Es ist hier etwas ächt Tragisches mit ungewöhnlicher Lebendigkeit gegeben. Opitz übersetzte auch die Klagelieder Jeremiä, Jonas, auch Psalmen und schrieb einige Lieder voll Reflexion. Die Regeln seiner Dichtungsweise legte er in einem besondern Buch „von der Poeterei" nieder.

Dem Opitz zunächst stand Andreas Scultetus, gleich ihm aus Bunzlau gebürtig, dessen „österliche Triumphposaune" (1642) ihm in concreter und natürlicher Sprachweise nachsteht. Seine übrigen geistlichen und Gelegenheitsgedichte sind unbedeutend. Eben so die lateinischen, die Lessing nicht hätte zu retten brauchen, da er von weit wichtigeren lateinischen Dichtern keinerlei Notiz nahm.

Aschering, ebenfalls zu Bunzlau geboren, trachtete in seinen Gedichten (Frühling 1649, Vortrapp 1655) noch nach mehr Leichtigkeit und liebte daher besonders die Dactylen und Anapäste. Er dichtete auch die erste Ode im alcäischen Versmaß, glaubte aber dabei reimen zu müssen:

Weil dir, o Tarnan, Redlichkeit auch behagt,
Du sunst der Erden fast gute Nacht gesagt,
So geb ich dir dies nach der Reihe,
Trink zu bestätigen deine Treue.

Aschering hat fast lauter Hochzeit- und Grablieder gemacht, oft tändelt er nur, z. B.

Liebt, die ihr sollt lieben,
Liebe, wer nur lieben kann,

Wer zum Lieben wird getrieben,
Nehme ſich der Liebe an.
Wird das lieben nicht getrieben,
Wer will leben ohne lieben?

Steif iſt ſein „Lob der Buchdruckerei“. Das beſte von ihm iſt ein Oſtergedicht, worin Maria Magdalena am Grabe Chriſti redet.

Echt ihr Thoren,
Was ihr mißgethan.
Nehmt zu Ohren,
Wie ſich um und an
Jeder Fels erſchüttert,
Das gewölbte Himmels Haus
Sieht hierüber traurig aus,
Die Natur erzittert.

Unter den Nachahmern des Opitz neigten viele der Verſtändelei zu. Das war ein ganz natürlicher Zug aus der Grobheit und Unbeholfenheit des Zeitalters heraus zum Feinen, Leichten, Zarten, und entſprach dem Hang zu Schäfereien.

Ein Landsmann des Opitz, Wenzel Scherffer von Scherffenſtein Hofbeamter des Herzogs von Brieg, deſſen Gedichte 1652 zu Brieg erſchienen, fiel in arge Spielerei.

Im Liede an die Krippe des kleinen Heilands kommt vor: der Hahn kräht die Geburt des Heilands aus. Der Ochs im Stalle frägt: wo? die Ziege antwortet: zu Beth- Beth- Bethlehem. Der Eſel beſtätigt es: Ja, ja. Die weltlichen Gedichte ſind meiſt tiefe Bücklinge vor den herzoglichen Perſonen, aus Gelegenheit von Jagden, Taufen, Hochzeiten ꝛc. Unter anderem läßt Scherffer aus einem auf der herzoglichen Tafel aufgeſetzten großen Zuckerbau heraus ein Lobgedicht auf die hohen Gäſte ſingen und aus dem fürſtlichen Hochzeitsbette alle Theile des Bettes freundlich einladend die hohe Braut anreden. Auch auf die Zeit beziehen ſich einige ſeiner Lieder. Beim weſtphäliſchen Frieden jauchzt er auf:

Zu lieblichen, luſtigen, fröhlichen Dingen
Soll heute die teutſche Leyer erklingen
Lieblich ſoll heute ſie dactyliſiren ꝛc.

Aus dem dreißigjährigen Kriege gibt er einige gräßliche Schilderungen des Elends. Immer aber ſchlägt die Fröhlichkeit wieder bei ihm vor.

Freud' und Wonn' erfüllt die Lüfte,
Freud umhüllet Berg und Thal,
Freud umschallet Feld und Klüfte,
Freud iſt hier und überall.

S. 154. Ein Vorbild von Bürgers berühmtem Verſe:

Wonne weht um Thal und Hügel
Weht auf Feld und Wieſenplan.

Das Eigenthümliche bei Scherffer iſt die Naturnachahmung. Darin iſt er ein Vorgänger von Brockes. So ahmt er z. B. S. 143 die Nachtigall nach:

Ihr Kyðuz, ihr Davit, Vipcach ſingt
Ihr Zir, Zir, Merifod künſtlich ſingt.

In der Ausmalung weiblicher Reize miſcht ſich bei Scherffer ſchon viel Sinnliches. Man muß jedoch die Dichter der Hochzeitscarmina in den ehemaligen ſlaviſchen Marken des öſtlichen Deutſchland, hauptſächlich in Leipzig und Breslau, mit der uralten Sitte entſchuldigen, die es bei den Hochzeiten gewiſſermaßen zur Pflicht machte, ſich obſcöne Freiheiten herauszunehmen, welche außerdem verpönt waren. Zur Charakteriſtik Scherffers dient vorzüglich im Hochzeitslied des Vulcan, worin die Venus alſo beſchrieben wird (S. 404):

Sehet die Zöpflein am zierlichen Köpflein,
Sehet an Läpplein zwei perlene Tröpflein,
Sehet der Schönſten gold-güldene Spänglein,
Sehet der günſtigen glimmende Wänglein,
Sehet des Mündleins genaues zufallen,
Sehet der Lipplein blutrothe Korallen,
Sollte die Mars nicht zu küſſen ſich neigen?
Sehet der Zähnlein ſchneeweiße zwo Reigen,
Sehet der Aeuglein zwinz-glinzerndes Blinken,
Sehet des Stirnleins natürliches Schminken,
Sehet des Näsleins Fündgrüblein und Höhen,
Sehet die Böglein der Augenbraun ſtehen,
Sehet der Oehrlein gunſt-förmliche Länge,
Sehet der glänzenden Perlen Gedränge.
Und alabaſterne Hälslein ſich ſchmiegen,
Sehet der güldenen Härlein Umfliegen,
In dem ſo kuglichen Häuptlein gewurzelt,
Wie ſich's einkreiſelt und unter ſich kurzelt,

Machet das ganze Geſichte beliebet,
Alles an Venus ein Anmuth uns giebet.

Sehet das zarte Gewebe von Leinen,
Sehet die Silberhaut klärlich durchſcheinen, ꝛc.

Sehet der Händlein geſchwellete Höhen,
Gleich als ein Weißenes Teiglein aufgehen,
Welch' in der Weiche die Wulle wegſtechen,
Sollt' auch das Urtel ein Corydon ſprechen!

Merket darinne der Grüblein Entſtehen,
Wie ſie bald werden, bald wieder vergehen.

Um die alten Teutſchen nach des Tacitus Germania zu loben, ruft Scherffer erſt die Vierinnen an. Seinen Gedichten ſind einverleibt die Ueberſetzung der pia desideria des niederländiſchen Jeſuiten Hugo, und der polniſchen, etwas groben Epigramme des Kochanowsky. Scherffer dichtete auch ſelbſt Epigramme, darunter ziemlich frivole, z. B. warum erzürnt ihr Weiber euch ſo arg über die Flöhe, ſeyd vielmehr froh, daß ſie nicht reden können!

Calliſius, der ſich Kloridan von Wohlau nennt, ein Schleſier, gab 1655 „blaue Kornblumen“ oder einfältige Hirtengeſänge heraus, ſchon mit der Hinneigung zu der Nürnberger Schäferei und Blümelei.

Unabhängig von Opitz war ſein Zeitgenoſſe Zinckgref, deſſen Sammlung ſcharfſinniger Sprüche berühmter geworden iſt als ſeine Gedichte von 1624. Unter den letzteren, deren nur wenige ſind, zeichnet ſich ein Kriegslied aus:

Kein Tod iſt löblicher, kein Tod iſt mehr gehrt
Als der, durch den das Heil des Vaterlands ſich nährt ꝛc.

Die beſten Verſe dieſes langen Liedes ſind:

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein, euer Leben unverdroſſen
Fürs Vaterland ausſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt. Das iſt der Tugend Brauch ꝛc.

Ein Jeder ſey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beide Lippen ein,
Daß ſeine Wunden ſich lobwürdig all befinden
Davornen auf der Bruſt und keine nicht dahinten.

Zacharias Lund, in Schleswig geboren, gab zu Leipzig 1636 „allerhand artige deutsche Gedichte“ heraus, die wirklich artig sind. Sie zeichnen sich durch eine seiner Zeit noch seltene Leichtigkeit aus z. B.

Gehet weiden, Schäflein gehet,
Da der süße Westwind wehet ꝛc.

* * *

Möcht ich tausend Augen haben,
Möcht ich itzund Argus seyn,
Daß ich in der Augen Schein
Meiner Schönsten mich könnt laben,
Nach dem Himmel frag ich nicht,
Hab ich deiner Augen Licht.

Der Dichter liebt das Tändelnde, z. B. in dem Lied von dem neugebornen Heiland:

Liebstes Kindlein, liebste Sonne,
Liebste Freude, liebste Lust,
Mir iſt Liebers nicht bewußt,
Liebste Liebe, liebste Wonne!
Deine Liebe thut mir wohl,
Ich bin deiner Liebe voll.

In einem Hochzeitliede S. 46 läßt der Dichter den Amor ſich ſelbſt verbrennen, aber nur wie den Phönix. Unter andern findet ſich hier auch S. 59 ein Lob des Höckers. Lund überſetzte ein lateiniſches Gedicht des Vincentius Fabricius ins Deutſche, Hamburg 1836. Es handelt von einem ſehr ſeltſamen Falle.

Eine ſchöne junge Holländerin erkrankte an der Peſt, ihr feuriger Liebhaber ließ ſich dadurch nicht abhalten, ſie noch vor ihrem Ende zu umarmen, und in dieſer Umarmung genaß ſie, ohne ihn ſelbſt anzuſtecken. In der rohen und ſchmutzigen Schale dieſes Gedichts verbirgt ſich doch der ſchöne Sinn: Liebe heilt und reinigt alles.

Rudolf Waſſerhuns Kauffenſter, Hamburg 1644, enthält nur wenige Gedichte.

Eine Klage der Kunſt, daß ſie verlaſſen ſey, weil alle Welt nur dem Gelde und rohem Genuſſe nachlaufe; die Klage einer alternden Nonne, daß ſie keinen Mann bekommen habe (ſehr frivol), eine ähnliche Klage über die Entbehrungen des Alters.

Da meinem jungen Herzen
In ſtets geſammtem Haar
Noch Kraft und Luſt zu ſcherzen
In allen Gliedern war,
Da mir die Lüfte hingen
Nach einer ſchönen Braut,
Ging ſtets in vollem Springen. —
Nun ſitz ich hin und huſt.

Ein Schlachtlied:

Da die Trompeten, Heerpauken und Pfeifen
Machen die Herzen begierig zur Schlacht ꝛc.

Der Dichter iſt lebhafter und feuriger als Opitz und wenigſtens eben ſo gewandt im Verſe.

Johann Wilhelm Simlers, eines Schweizers, teutſche Gedichte in Zürich 1648 enthalten Pſalmenüberſetzungen, geiſtliche und weltliche Lieder mit Melodien, am Schluß Epigramme. Die geiſtlichen zeichnen ſich nicht aus.

Unter den weltlichen Gedichten bemerken wir vorzüglich Hochzeits-, Frühlings-, Herbſt- und Wintergeſänge. Auch einen Mahngeſang „zu rechtmäßigem und herzhaftem Streit.“

Friſch auf, friſch auf, ihr Helden,
Mit kecker Fauſt und Wehr,
Thut Thaten Gott zu Ehr,
Die ewig werth zu melden.
Dem Vaterland zu gut.
Ihr kühnen Heldenkinder,
Nicht ſparet euer Blut
Des Feindes noch viel minder.

Doch iſt es des Streites ſchon zu viel. Mit einem Blick von den Alpen herab auf das weite Schlachtgefild des dreißigjährigen Kriegs klagt der fromme Schweizer:

O Fried, o Fried, wo ſind man dich?
Wo haſt du dich verſteckt?
Europa nach dir ſehnet ſich,
Die blutigen Händ ausſtreckt ꝛc.

Simler beſingt die Natur im Frühling, Herbſt und Winter, aber ſehr ordinär:

Alle Matten und Wiesen gradreiche,
Alle Hügel und Berge zugleiche,
Werden Weiden dem nützlichen Viehe.
Auf den grünen bethauten Auen
Freudig ſpringende Heerden wir ſchauen
Die zuvorn in Ställen geſchrauen.

Johann Friedrich Bechmann gab zu Erfurt 1649 Epigramme heraus, worunter achtzig allein von dem ſchönen Angeſicht des kleinen Jeſusknaben handeln, aber nicht ſehr geiſtreich.

In den übrigen Epigrammen, die herzoglich ſächſiſchen Durchlauchten gewidmet ſind, feiert er ſeine Geliebte Roſabella, gibt aber im Uebrigen eine eher praktiſche, als verliebte Natur zu erkennen, indem er in einem Diſtichon ſagt, eine Schöne ſey ihm zu arm, eine Reiche zu häßlich, deßhalb wolle er lieber gar nicht heirathen. Merkwürdig iſt ein Epigramm gegen den Tabak, in dem er das Gift aller Elemente, ein concentrirtes Naturböſes von Erde, Luft, Waſſer und Feuer erkennt. Er hat doch geheirathet, aber ſeine lacrimae sponsales verhöhnen die verſtorbene Frau.

In den deutſchen Epigrammen und Sonnetten" des Georg Martinus, Bremen 1654

begegnen uns neben eigenen und nur überſetzten kleinen Epigrammen von meiſt erotiſcher Beziehung, auch verliebte Sonnette, die einigermaßen an Petrarca erinnern, ſofern ſie jeden äußern Anlaß ergreifen, um der Geliebten zärtliche Gefühle und Erinnerungen auszudrücken. Die meiſten Sonnette ſind noch in Alexandrinern geſchrieben, einige aber zeichnen ſich durch die correcte Form aus. Das eine z. B. in welchem er der ſchlafenden Geliebten einen Kranz windet, hat folgenden Schluß:

Kommt, bindet ihr ein Kränzlein von Violen,
Meyran und Klee, ſetzt ihr es auf verholen,
Damit es ſie, wenn ſie vom Schlaf erwacht,
Mit aller Luſt durch den Geruch erſüße,
Und ſie im Schlaf auch ſüße Luſt genieße
Und wiſſe doch nicht, wer es hat gemacht.

David Schirmer, Bibliothekar in Dresden, gab heraus: Poetiſche Roſengepüſche, Dresden 1657 (ein Theil davon Singende Roſen, Dresden 1654) und poetiſche Rautengepüſche, Dresden 1663. Ein recht guter Dichter.

Er übertrifft an Reinheit und Wohllaut der Sprache viele Zeitgenoſſen, z. B. in dem Maienlied S. 143.

Ihr Nymphen, kommt herbei!
Es buhlt der grüne Mai
Auf unſern Auen.
Laßt uns ſpazieren gehen,
Wo Büſch und Kräuter ſtehen,
Uns umzuſchauen.

Der vorhin dünne Wald
Iſt wieder wohlgeſtalt,
Die Felder prangen,
Der blaue Himmel lacht,
Der Thau fällt durch die Nacht,
Die Tage langen ꝛc.

Die Fröſche koaxen und quaxen und murren;
Die Tauben, die turteln und lachen und gurren;
Die ſchwirrende Schwalbe beſuchet die Dächer;
Die Finken bezinken die grünen Gemächer;
Die Lerche tirliret
In ſicherem Stande
Und führet gezieret
Die Freiheit zu Lande;
Die Nachtigall ſchläget und ſchlürfet und ſinget
Und hallet und ſchallet vor Freuden und ſpringet.

Um Paul Flemming ſammelt ſich eine eigene kleine Gruppe preuſſiſcher Dichter. Gebürtig im Voigtlande, eines reichen Predigers Sohn, nahm er als Arzt Theil an der Geſandtſchaft, welche Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein an den Czaar Michael Feodorowitſch nach Moskau ſchickte, 1633. Daß ihn dazu nicht bloß die Luſt, fremde Länder zu ſehen, ſondern auch die Trauer um ſein Vaterland bewog, ſagt er ſelbſt. Denn in Deutſchland entbrannte damals der dreißigjährige Krieg am heißeſten. Guſtav Adolf war eben bei Lützen gefallen und auf Wallenſtein harrte der Tod. Als daher Flemming nach Moskau kam, und das ruſſiſche Volk daſelbſt in einem tiefen Frieden und bei wenig Bedürfniſſen im glücklichſten Behagen fand, beneidete er daſſelbe um ſein Glück. Die Reiſenden kehrten 1635 von Moskau zurück, ſogleich wurde aber eine noch glänzendere Geſandtſchaft, welcher ſich Flemming abermals anſchloß, nach

Perſien geſchickt. Bald nach ſeiner Rückkehr von dort ſtarb Flemming in Folge der erlittenen Strapazen 1640. Seine deutſchen Gedichte erſchienen 1642. Auch ſchrieb er lateiniſche Gedichte, 1) Rubella seu suaviorum liber, gedruckt Leipzig 1631, zur Erinnerung einer an der Peſt geſtorbenen Jugendgeliebten und 2) Epigrammata, von Olearius edirt, Amſterdam 1649.

Flemming dichtete auch einige geiſtliche Lieder, unter denen das ſchönſte das war, womit er ſich zu ſeiner Reiſe ſtärkte:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen ꝛc.

Mehrere ſchöne, tiefgefühlte Gedichte widmete er dem Vaterland. So die klagende Neujahrsode 1633 und das Danklied nach der Schlacht bei Lützen:

Billig iſts, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jubel ſchreien:
Lob ſey Gott und ſeiner Macht!
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Von gewaltiger Kraft iſt das Sonnett auf Guſtav Adolfs Tod. Unübertrefflich das Straffonnett an die Deutſchen, worin er ihnen die Unfähigkeit vorwirft, das Reich zu erhalten, das ihre tapferen Ahnen gegründet.

Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne,
Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, ſo iſts um uns gethan,
Uns Namensdeutſche nur! Ich ſags mir auch zum Hohne.

Vom männlichen Sinne des Dichters zeugt auch das ſchöne Sonnet, womit er ſich gegen jeden Unmuth waffnet:

Sey dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren! ꝛc.

Sein Sinn für Freundſchaft ſpricht ſich am ſchönſten aus in dem Gedicht:

Ein getreues Herze wiſſen
Hat des höchſten Schatzes Preis.
Der iſt ſelig zu begrüßen
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl beim höchſten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Viele poetiſche Beſchreibungen der orientaliſchen Reiſe ſind Epiſteln an

und Alterthumsforſcher werden als ſolche anerkannt und zuweilen recht unbändig geprieſen, während Naturforſcher, Staatsökonomen, Philoſophen, ja ſelbſt Sternkundige beſcheiden in der Ecke ſteben. Daher findet man in Italien ſo viele Männer, an welchen es befremdet, daß ſie nichts geſchrieben haben, während man anderwärts ſo viele findet, welchen man wünſchen möchte, ſie hätten nichts geſchrieben. Nur wahrer innerer Drang, oder eine Eitelkeit, welcher der italieniſche Stolz häufig entwächst, können auf die dornenvolle Bahn der Schriftſtellerei treiben, und der Autor muß ſein Werk verſchenken, nur damit einige Notiz davon genommen werde.

Aber auch einer Art gelehrter Arbeiten, der, bei welcher man eine geſicherte Exiſtenz, hinlängliche Muſe und wöhnliche Abgeſchiedenheit haben muß, hat die Aufhebung oder Verarmung der Klöſter geſchadet. Theils findet der Gelehrte in ihnen nicht mehr den angenehmen Rückzugsort wie ehemals, theils ſind mit den Kloſterbibliotheken die ſicherſten Käufer jener Werke verſchwunden. Das treffliche Inſtitut der Mauriner war leider nie einheimiſch in Italien.

Schriftſteller alſo, welche weder den Regierungen nützen, oder dieſen wenigſtens ihre Feder verkaufen, befinden ſich in einer Lage, zu welcher mehr als gewöhnlicher Muth und eine Selbſtverleugnung gehört, deren Durchführung in einem an Sinnengenüſſen ſo reichen Lande doppelt ſchwer iſt, beſonders da das Bücherſchreiben gewiß nicht viel einträgt, wahrſcheinlich aber ſehr viel koſten kann. Wo man mit ſo Wenigem leben, wo man arm ſeyn kann, ohne ſich elend zu fühlen, da gibt man der Lehre: „Friß deine Knödel, Knecht, und halt' dein Maul" (But eat your pudding, slaves, and hold your tongues) leichter Gehör, als im bedürfnißvollen Norden.

Verhältniß zu den Maſſen.

Aus demſelben Grunde nehmen die Maſſen von dem Treiben der ausgezeichneten Köpfe weniger Notiz als anderswo. Volksſchriften, populäre Zeitungen, freie Vereine, in welchen die verſchiedenen Abſtufungen der Geſellſchaft ſich ausgleichen, entfernt von einander Wohnende ſich perſönlich kennen lernen, fehlen,

Freunde. Nach damaliger Sitte machte Flemming auch eine Menge Gelegenheitsgedichte für Freunde, Hochzeits- und Leichencarmina. In einem der letztern wird der Tod eines jungen Mädchens, allerdings ziemlich ſeltſam phantaſtiſch, als Zubereitung zur Hochzeit mit Chriſto aufgefaßt, den ihre Eltern bereits Sohn und ihr Bruder Schwager nennen.

Unter den Liebesliedern Flemmings ſind hervorzuheben: Wohllautende Ueberſetzung eines italieniſchen Liedes O fronte serena. Hier iſt ein Schwung im Verſe, für jene Zeit gewiß außerordentlich. — Ein ganz allerliebſtes geiſtvolles Sonnett auf den Spiegel der Geliebten. Ein anderes auf den Ring mit einem Smaragd, den er der Geliebten ſchickt, mit dem reizenden Schluß: o Ring, wenn ſie dir heimlich einen Kuß gibt, ſo heb ihn für mich auf. — Das ſchönſte aller Flemmingſchen Lieder iſt das, worin die tiefſte Sehnſucht nach der Geliebten, als er am fernſten von ihr iſt, ſich ausſpricht. Der Dichter glaubt, die Sterne ſelbſt ſtehen am Himmel immer weiter abwärts von ihr. — Ein ſehr lascives Lied S. 653 der Ausgabe von 1651.

Dem Flemming zunächſt ſteht der Preuße Simon Dach, Profeſſor zu Königsberg, († 1659). Außer heroiſchen Gelegenheitsgedichten und Feſtſpielen, wie die Neubrandenburgiſche Roſe, die Schäferſpiele Cleomedes und Sorbuiſa, ſchrieb er treffliche ſowohl geiſtliche als weltliche Lieder, (1696), mit Auswahl in W. Müllers Bibliothek V. Seine Biographie in Gebauers: Simon Dach und ſeine Freunde, Tübingen 1828.

In Cleomedes verherrlichte Dach den Polenkönig Wladislaw IV. Die Ruſſen werden hier als Satyrn von dem Hirten Cleomedes beſiegt, den dafür die ſchöne Venda belohnt. — In der Sorbuiſa perſonificirte Dach das Land Preußen, wie es durch Apoll und die Muſen Civiliſation empfängt.

Am bekannteſten iſt Dachs ſchönes Lied „Annchen von Tharau", urſprünglich plattdeutſch geſchrieben, ein zum Volkslied gewordenes Liebeslied voll innigen Vertrauens „Annchen von Tharau iſts, die mir gefällt". Wie er gleichwohl unglücklich liebte und die Schöne, die er unſterblich gemacht, an einen adeligen Nebenbuhler verlor, hat Willibald Alexis in einem für den bürgerlichen Dichterſtand gar zu demüthigenden Drama dargeſtellt. Uebrigens geht der Schluß des urſprünglichen Dachſchen Liedes, den Herder und die Neueren immer weggelaſſen, ins burleske über und verwandelt ſeine innige Liebe in Schmollen und Zank. Es war ganz paſſend, dieſe zwei ungleichen, auch wohl in ſehr verſchiedener Zeit entſtandene Hälften zu trennen. — Zierlich iſt ein Frühlingslied von Dach:

Die Sonne rennt mit Prangen
Durch ihre Frühlingsbahn.

Und lacht mit ihren Wangen
Den runden Welkreis an ꝛc.

Lied an die Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Versprícht sich nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand ꝛc.

Zu den besten Liedern Dachs gehört das vom Glück der Ehe:

In seiner Liebsten Armen
Entschlafen und erwarmen,
Ist, was in dieser Zeit
Uns einzig noch erfreut,
Wann Gnüge, Scherz und Lachen
Um unser Bett her wachen,
Und man kein Licht erkennt,
Als was im Herzen brennt ꝛc.

Uebrigens finden sich bei Dach auffallend viele Sterbelieder. Denselben melancholischen Charakter tragen die Lieder seiner Freunde, des Componisten Albert und des Roberthin, die, den seinigen ähnlich im Verse leicht, aber dem Inhalt nach unbedeutend sind. Man erklärt die Schwermuth dieser Königsberger Schule aus einer Pest, die jenen Dichtern ihre liebsten Angehörigen entrissen habe. Albert schrieb einmal im Garten auf jeden Kürbis einen das memento mori variirenden Vers und componirte nachher alle diese Verse (musikalische Kürbishütte 1645). Der damals wüthende dreißigjährige Krieg mag auch das Seinige beigetragen haben, die frommen Dichter schwermüthig zu machen. Es liegt aber auch schon in der nordischen Natur jener Ostseeufer ein Etwas, was auch später noch durch Hippels Werke wie eine leise Wehklage geht. — Ganz in diesen Ton stimmen die 1648 zu Elbing in zwei Bänden erschienenen „Grabgedichte" des Christoph Kaldenbach ein, die übrigens schrecklich geistlos und langweilig sind.

Christian Drehm, Leipziger Bürgermeister, dessen Gedichte 1637

erſchienen, beſang Flemming und wurde von Finkelthaus beſungen. Mit ihm zweigt ſich aus der erſten ſchleſiſchen Schule ein ſächſiſcher, ſpeciell leipziger Zweig ab, der zum ſelbſtändigen weitſchattenden Baume werden ſollte. Obgleich damals noch keine Rede davon ſeyn konnte, daß Leipzig einmal Klein-Paris werden und unter allen deutſchen Städten am meiſten franzöſiſche Frivolität annehmen würde, trat bei Brehm doch ſchon eine tändelnde Leichtfertigkeit in den Hochzeitsliedern hervor. Sein längſtes Gedicht beſchreibt eine luſtige Fahrt nach Riedewitſch, wo die ganze Geſellſchaft ſich betrinkt. Sein Stadtrichter Finkelthaus blieb in deutſchen Geſängen (1640) und luſtigen Liedern (1646) nicht hinter ihm zurück und übertrifft ihn noch in erotiſchen Licenzen. Die Prahlerei mit Galanterien, die in Frankreich guter Ton wurde, wurde es damals auch ſchon in Leipzig.

Eine eigenthümliche Stellung nahm die Anna Ovena Hoyers († 1648) ein, die in Holſtein als Verehrerin Schwenkfelds und des David Joris die lutheriſche Orthodoxie der Zeit haßte und die heftigſten Satiren gegen die Conſiſtorialkirche ſchrieb.

Dieweil von vielen Jahren her
Groß ſtreit und ſpaltung in der Lehr
Unter den Weltgelehrten
Geweſen und noch itzo iſt,
So alles aus des Satans Liſt
Herkommt von den Verkehrten ꝛc.
Meint ihr, daß das rechte Weisheit ſey,
Wenn man viel Sprachen lernet frei
Griechiſch und lateiniſch kann ſchwatzen?
Nein, liebe Leut, das fehlet weit
In Sprachen ſtecket nicht die Weisheit ꝛc.
Wie dürft ihr euch ſo keck und frei
Der Wahrheit widerſetzen?
Und mit eurer Schulfuchſerei
So manche Seel verletzen?
Dem gemeinen Mann nehmt ihr das Licht
Setzt ihm auf eure Brillen.

Die Nachricht von der Hinrichtung Karls I. von England veranlaßte ſie zu einem wüthenden Zornausbruch gegen das Parlament. Andererſeits ſetzte ſie (irrige) Hoffnungen auf die ſchwediſche Chriſtine. Ihre längſten und friedlichſten Dichtungen ſind ein geiſtliches Geſpräch zwiſchen Mutter und Kind

und eine Uebertragung des Buchs Ruth. Ihre Gedichte sind in einer zierlichen Elzevir'schen Ausgabe von 1650 vorhanden.

Sibylle Schwarz aus Greifswald, deren Gedichte 1650 in Danzig gedruckt wurden, ermahnte mitten unter den Schrecken des Kriegs zur Fröhlichkeit und lud zu ihren kleinen Parnaß in Fretow ein.

Sie huldigte poetisch ihrer Königin Christine (Greifswald war damals schwedisch), liebkoste in Gedichten ihre Freunde und Freundinnen, verspottete den „unadeligen Adel", erklärte, der Geist adle den Poeten viel höher als die Geburt unwürdige Enkel, schrieb in Gesprächform eine Daphne (Apollos Geliebte), eine Susanna, einen Faunus und die Einäscherung ihres Freudenorts Fretow. Den Schluß des letzteren macht eine treffliche Beschreibung der halb entkleideten neun Musen auf ihrer Flucht. Man findet bei ihr auch ein paar regelrechte Sonnette in fünffüßigen Jamben.

Die Lieb iſt blind und gleichwohl kann ſie ſehen,
Hat ein Geſicht und iſt doch ſtahrenblind,
Sie meint ſich groß und iſt ein kleines Kind,
Iſt wohl zu Fuß und kann dennoch nicht gehen ꝛc.

Dieſe muntre Pommerin erfreut unter ſo vielen ſchwächlichen Poeten und ihr Bild tritt uns reizender vor die Seele, wenn wir leſen, ſie ſey ſchon in ihrem 17. Jahre geſtorben.

4.

Italomanie. Akademien. Schäfereien.

Die genannten Dichter wirkten einzeln, zugleich bildeten ſich aber auch förmliche Vereine nach dem Muſter der italieniſchen Akademien. In dieſen hatte man ſich ganz antikiſirt, aber in einer heitern und friedlichen Form. Man hatte ſich in die Lage derjenigen gebildeten Hirten hineingeträumt, welche Theokrit in griechiſchen, Virgil in lateiniſchen Idyllen und Elegien ſo liebenswürdig dargeſtellt haben. In dieſer Maske konnte man eben ſo wohl die Gegenwart galant genießen, den Herzen und den Sinnen alles Genüge thun, als auch die Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum pflegen. Die edelſten Männer und Frauen, ſelbſt fürſtlichen Geſchlechts, ſpielten gerne die einmal Mode gewordene Schäferrolle. An den Höfen wurden „Schäfereien" aufgeführt, ſonderlich die Galanterie

kleidete ſich ganz in das Hirtencoſtüm, wovon der Schäferſtunde ihr Namen ſprichwörtlich geblieben iſt. Aber auch edlere Gefühle und Geſinnungen bedienten ſich dieſer Mask[illegible] die älteſten Schäferromane zeigen uns die Schäfer noch ganz ritterlich, als Geſtalten, die aus den ſpaniſchen Amadisromanen entlehnt ſind. Von dieſer nobeln Art waren die Schäfereien der ſchönen Juliane (ſchon 1595), die berühmte Diana des Montemajor, die Aſträa des d'Urfé, die Arcadia des Sidney, die Schäfereien des Taſſo, der treue Schäfer des Guarini ꝛc.

Dieſe ganze Schäferpoeſie, die im romaniſchen Süden unmittelbar aus der noch aus dem chriſtlichen Mittelalter ſtammenden, aber allmählig entarteten Ritterdichtung in die antikiſirende Renaiſſancepoeſie hinüberführte, wurde den Deutſchen zunächſt durch die calviniſtiſchen Höfe vermittelt. Unter dieſen, die bereits ganz die franzöſiſche Sprache, Sitte und Geſchmacksrichtung angenommen hatten, ragte der pfälziſche hervor, ſchon unter Friedrich III., noch mehr unter Friedrich IV. und V. Der letztere ſpielte im Anfang des dreißigjährigen Krieges als Böhmenkönig die traurigſte Rolle. Neben dieſen Pfälzern zeichnete ſich Fürſt Chriſtian von Anhalt durch die Dienſte aus, die er als Feldherr an der Spitze des deutſchen Hülfsheers den Hugenotten in Frankreich geleiſtet hatte. Später vom Pfälzer Friedrich IV. zum Statthalter der Oberpfalz ernannt und mit einer ſchon völlig franzöſiſch gebildeten Gräfin Bentheim vermählt, impfte derſelbe auch dem anhaltiſchen Fürſtenhauſe die franzöſiſche Bildung zugleich mit dem Calvinismus ein.

Aber gerade im anhaltiſchen Fürſtenhauſe ſollte eine Reaktion gegen den franzöſiſchen Geiſt erfolgen. Chriſtians jüngſter Bruder Ludwig fühlte ſich auf ſeinen Bildungsreiſen weit mehr von Italien als von Frankreich angezogen und nahm ſich an den italieniſchen Akademien, die mit ſo viel patriotiſchem Eifer die Mutterſprache pflegten, ein Beiſpiel, welches er auch auf die eigene Heimath und die Pflege der deutſchen Sprache anwenden wollte und nachdem er in Köthen zur Regierung gekommen war, auch wirklich anwandte. Er gründete nämlich im Jahr 1617 (alſo gerade ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges) nach dem Muſter der italieniſchen Akademien eine deutſche „fruchtbringende Geſellſchaft“, die ſich zum Zweck ſetzte, die deutſche Sprache in Ehren zu halten und die deutſche Poeſie auszubilden. Die Zeit war frei-

lich dem Unternehmen nicht günstig, denn mit dem Kriege brach eine allgemeine Verwilderung ein und durch die fremde Soldateska, so wie durch den wachsenden Einfluß der französischen Diplomatie wurde die Sprache des Volks wie der Vornehmen immer mehr korrumpirt. Doch ist es rührend, inmitten dieses nationalen Unglücks und Verderbens die treuen Köthner wenigstens mit gutem Willen ringen und arbeiten zu sehen, um aus dem allgemeinen Ruin den vaterländischen Geist zu retten.

Zum ostensibeln Haupte der Gesellschaft wurde der alte Geheimerath Kaspar von Teutleben in Weimar ernannt, aber die Seele der Gesellschaft war und blieb Fürst Ludwig von Köthen.

Der Krieg drohte auch die Gesellschaft in ihrem innersten Princip anzugreifen. Als nämlich nach der großen Niederlage in Böhmen die pfälzischen, anhaltischen und weimarschen Prinzen und Prinzessinnen sich in Köthen versammelt und große Langeweile hatten, bildeten sie eine französische Gesellschaft, eine sogenannte Académie des vrais amants und schrieben einen noch erhaltenen Brief (vom 10. März 1624) an Honoré d'Urfé, um ihm für seine göttliche Astrée zu danken und ihm zu melden, daß sie unter sich einen Verein von Schäfern und Schäferinnen ganz in seinem Geist gebildet hätten. So sehr überwog der französische Geschmack der Pfalz damals noch das schüchterne deutsche Bestreben Anhalts. Indeß jagte der Krieg diese vornehmen Gallomanen bald wieder aus einander und Fürst Ludwig blieb seinem deutschen Streben treu.

Der Gesellschaftssaal in Köthen prangte mit einer großen Tapete, in welche das Wappen jedes neuen Mitglieds eingewebt wurde, mit einem Stammbuch, in das sich alle einzeichneten, und einem Erzschrein mit dem Archive. Leider ist der Saal mit der Tapete verschwunden. Die gedruckten Arbeiten des Vereins, der Versuch einer deutschen Verskunst, Uebersetzungen und Gedichte sind alle kaum der Rede werth, indem sie beim besten Willen die Ohnmacht jener Zeit verrathen.

Fürst Ludwig von Köthen überlebte noch den unheilvollen großen Krieg. Nach seinem Tode im Jahr 1650 wurde Herzog Wilhelm von Weimar das Oberhaupt der Gesellschaft und ihr Sitz wurde nach Weimar verlegt. In Weimar fristete sich die Gesellschaft nur noch kümmerlich fort. Nach Wilhelms Tode 1667 wurde Herzog August von Sachsen das Haupt derselben, nach dessen Tode 1680 sie völlig erlosch.

Faſt gleichzeitig mit Weckherlin und Opitz war der Heſſe Dietrich von dem Werder eifrig befliſſen, durch Ueberſetzungen des Taſſo (1626) und Arioſt (1636), der Dianea des Loredano (1644) den deutſchen Geſchmack nach dem Italieniſchen zu bilden. Dieſe Ueberſetzungen ſind gar nicht ſchlecht, wenn gleich Werder dabei immer noch den leidigen Alexandriner brauchte. Die eigenen Gedichte Werders ſind unbedeutende Bußpſalmen und Sonnette auf Chriſtus. Er war einer der Stifter der fruchtbringenden Geſellſchaft. Nächſt ihm überſetzte Stubenberg am meiſten italieniſche und franzöſiſche Romane.

Georg Neumark, Archivſekretär in Weimar, († 1681), ſehr thätiges Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, ſchrieb viele weltliche und geiſtliche Gedichte, eine Anweiſung zur deutſchen Verskunſt 1667 und eine Geſchichte der fruchtbringenden Geſellſchaft, 1668. Seine frommen Lieder ſind die beſten, darunter das berühmteſte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In ſeinem Hirten Filamon (1648) ſchildert er ein vornehmes Liebespaar im Schäfercoſtüme, in ſeinem Luſtgarten (1666) faßt er zum erſtenmal antike Stoffe (Sophonisbe, Kleopatra) als Romane auf, aber hier nur romaniſchen und holländiſchen Vorgängern nachahmend.

Homburg, eines der berühmteren Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft und des Schwanordens, ſchrieb 1638 eine „ſchimpf- und ernſthafte Clio“, voll von leichten und hüpfenden Gedichten, unter denen ſich beſonders eine bachiſche Ode und eine Ode an Lesbia auszeichnen. Die erſte beginnt:

Obgleich der Winter die Herrſchaft bekommen,
Und durch den Norden, o Blumentyrann,
Alle behagliche Luſt uns benommen,
Keiner muß ſich doch nicht kehren daran.
Was dieſe uns rauben,
Soll gelten die Trauben
Muß büßen der Wein.

Wie im Winter dem Bachus, ſo huldigt der Dichter im Frühling der Venus. Zu ihrem Dienſt fordert er Lesbia auf.

Weil ſich der Frühling nun wiedergefunden
In dem Gefilde mit vielerlei Luſt ꝛc.

Homburg ſchrieb auch eine „Dulcimunda“ 1643.

Schottel, Consistorialrath zu Wolfenbüttel, † 1676, schrieb als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft eine „ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ 1663, worin er die wärmste Liebe zum Vaterlande kund gab und die Einmischung des Fremden verdammte. In der hinsterbenden Nymphe Germaniä Todesklage 1640 spricht sich dies am schönsten aus, obgleich er vergaß, daß die Sprachreinigung unmöglich war, wenn er nicht auch die Illusion von den herrschenden antiken Nymphen und Göttern reinigte. Er singt:

Seht, eure schönste Sprach', ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süssigkeit, voll der Glückseligkeiten,
Die jemals eine Sprach gehabt hat in der Welt,
Wird so geschändet und von euch hintangestellt.
Was redet der Franzos mit fließendem Gemenge?
Was prahlt der Spanier mit trotzigem Gepränge?
Was bellt der Engelsmann? Was singt der Welsche her?
Das ist vermengtes Werk, sind Bastardkinder nur.
Doch wer was Fremdes kann mit halber Zungen lallen,
Der muß sein hochgeehrt. Es kitzelt euch vor allen,
Wenn ihr aus Unverstand die deutsche Zier beschmiert,
Aussuchend fremden Koth, und euch bei euch verliert.
Die schönste Reinlichkeit der Sprache wird beflecket
Mit frembem Bettelwerk, ja schändlich wird zertrecket
Die eingepflanzte Art; der redet deutsch nicht recht,
Der den Allmodemann nicht in dem Busen trägt.
Die Sprache, die da kann die Kron Europens nehmen,
Die will man henkergleich zerstückeln und verlähmen.

Schottel verrieth zuerst einen feinern Sinn des psychischen Grundtons in der Lyrik. Er unterscheidet die „Angstlust“ in einem Liede, bei dem man wirklich bange werden könnte, den Trotz in einem andern, die heiße Ungeduld in einem dritten. Auch überrascht er uns mit sehr guten Priameln z. B.

Die Blasen in Eile verzischen,
Die Schlangen in Eile wegwischen,
Die Winde mit Eile hinbrausen,
Die Schiffe mit Eile wegsausen.
Wir Menschen auch also bestehen
In Eile mit Eile vergehen.

Schottel hat auch ein echt antikes Satyrspiel gedichtet, freilich im

Widerſpruch mit ſeinem Deutſchthun, aber ſehr zu loben wegen des poetiſchen Gefühls, was durch das Ganze geht. Der bocksfüßige Pan buhlt um die zarte Echo, das Thier um den Geiſt. Zu dem geiſterhaften Verſchweben der Geliebten bildet das draſtiſche Gelag des Pan, Satyr und Silen einen echtpoetiſchen Contraſt.

Die ſ. g. fruchtbringende Geſellſchaft hat keine Frucht gebracht. Die Mitglieder beehrten ſich mit allegoriſchen, meiſt kokett erfundenen Namen, mit Sinnbildern und Deviſen, mit gegenſeitigen Anpoſaunungen und Wichtigthuerei aller Art, es kam aber niemals etwas heraus. Fürſt Ludwig hieß als Mitglied „der Nährende", Wilhelm von Weimar „der Schmackhafte", Neumark „der Sproſſende".

Philipp von Zeſen, aus Anhalt gebürtig, iſt derjenige, der den urſprünglichen Zweck der fruchtbringenden Geſellſchaft, nämlich die deutſche Sprache zu Ehren zu bringen, in Hamburg, wo er ſich niedergelaſſen, mit dem lebhafteſten Eifer verfolgte. Er gründete desfalls mit Peterſen und von Liebenau verbunden 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft mit einer Roſen-, Lilien- und Rautenzunft. Theoretiſch eröffnete er den „Wunderſchatz der hochdeutſchen Sprache" in ſeinem Helikon 1640 und Roſenmand (monat) 1651. Seine Liebe zur deutſchen Mutterſprache ging bis zur Schwärmerei. Er hielt ſie geradezu für die Urſprache, oder wenigſtens für diejenige Mundart, in der ſich die Sprache des Paradieſes am reinſten erhalten habe. Deshalb erklärte er das Griechiſche und Lateiniſche als bloße Entartungen des Deutſchen. Herkules z. B. heißt ihm urſprünglich Heerkeule, Apollo Achbolle, ſ. v. a. Waſſerball (von Ach, Bach und Bolle, Ball), weil die Sonne wie eine Kugel aus dem Waſſer ſteigt. Doch hält er auch für möglich Apollo könne Achbuhler heißen, weil die Sonne im Waſſer auf- und untertauchend gleichſam mit ihm buhle ꝛc. Wenn ſich nun aber auch nicht alle griechiſchen und lateiniſchen Namen und Wörter mehr auf das Deutſche zurückführen laſſen, ſo habe doch, meint Zeſen, der Deutſche das Recht und die Pflicht, ſich von fremdher keine jedenfalls verderbte Wörter aufdringen zu laſſen, ſondern dürfe nur in den unerſchöpflichen Schatz ſeiner eigenen Urſprache greifen, um jedes Fremdwort trefflich erſetzen zu können. Aber ſein wohlgemeinter Purismus fiel ins Lächerliche. Aus Natur macht er Zeugemutter, aus Venus Luſtinne, aus Aurora Röthinne, Diana

Jagdinne, Pallas Kluginne, Flora Bluminne, Pomona Bauminne, Theater Schauburg, Perſon Selbſtſtand ꝛc. Aber wenn er nur deutſch ſeyn wollte, hätte er die fremde Mythologie überhaupt gar nicht brauchen ſollen, die Ueberſetzung ihrer Namen gar nicht nöthig gehabt. Indem er den Laut änderte, behielt er die Sache. Seine Lieder ſind leicht verſificirt, aber voll Spielerei. Selbſt in den geiſtlichen Liedern (gekreuzigte Liebesflammen, Hamb. 1653 mit Melodien, hohes Lied und geiſtliche Seelenluſt 1657) redet er Chriſtum ohne Ehrfurcht, nur mit den vertraulichſten Liebkoſungen an und will ihn immer küſſen. Er vergleicht ſelbſt ſeine Lieder mit Liebespfeilen, mit denen er das Crucifix beſchieße. Er ſpielt mit Worten:

Es wird beherzt mein Herz und ſpringet,
Mein Mund ermuntert ſich und ſinget,
Mein Hals gibt ꝛc. ein helles Hallen ꝛc.

In mehreren Liedern bilden die Anfangsbuchſtaben einen weltlichen Frauenzimmernamen, indeß der Inhalt ganz nur Andacht vor dem Kreuz zu ſeyn ſcheint. Ueberhaupt war Zeſen ſehr galant, nahm die Damen in ſeine Roſengeſellſchaft auf und wurde auch wieder von ihnen ſehr fetirt. Das erregte dann den Neid ſeines Nachbar Riſt, der ihn mit giftigen Schmähungen verfolgte. Zeſens weltliche Lieder ſtehen in ſeinen Jugendflammen 1651 und im Roſen- und Lilienthal 1670. Sie haben nichts Eigenes, außer die lichte Bequemlichkeit des Verſes, Inhalt und Tendenz ſind noch ganz die Opitziſch-holländiſch-italieniſche. Zeſen ſchrieb ſelber holländiſch. Von ſeinen Romanen ſpäter. Das ausgezeichnetſte Mitglied ſeines Roſenordens war Jakob Schwieger, der früher Dänemark gedient und zuletzt in Hamburg lebte. Derſelbe ſchrieb „Liebesgrillen 1654. Ueberſchriften d. i. kurze Gedichte 1654. Flüchtige Feldroſen 1655. Wandlungsluſt oder Schäfereien 1656. Geiſtliches Luſtgemach 1656. Geiſtliche Seelenangſt 1660. Die geharniſchte Venus oder Liebeslieder im Kriege 1660. Filidors Trauer-, Luſt- und Miſchſpiele 1665. Dazu die verlachte Venus 1659. Die adelige Roſe (vom getreuen Schäfer Siegreich) 1659. Die verführte Schäferin Cynthie 1660.

Die Lieder der geharniſchten Venus ſind am bekannteſten geworden, ein Auszug bei W. Müller. Doch iſt wenig dahinter. Da iſt z. B. die Liebe als „Wetzſtein der Poeten" beſungen. Das Lied S. 74, worin er die Ge-

keine Ausübung des Wahlrechts bringt die Intelligenz und den geſunden Menſchenverſtand der Maſſen in Berührung, es bleibt alſo, um auf dieſe zu wirken, nur die Kanzel und die Bühne. Die Kanzel iſt ihrer früheren Unabhängigkeit beraubt, ſeit der Katholicismus ſich ſo feſt mit dem Abſolutismus verbunden hat. Das Schauſpiel iſt ſo ſtrenger Cenſur unterworfen, daß nur wenig Ergötzliches, nichts Anregendes erſcheinen darf. Aus demſelben Grunde mag die früher ſo beliebte improviſirte Comödie nach und nach erloſchen ſeyn; denn im geduldigen, planmäßig durch Menſchenalter fortgeſetzten, aber im Augenblicke kaum fühlbaren Zuſammenſchnüren der Bande waren die italieniſchen Gewalthaber unerreichte Meiſter. Nur den Pasquino und die unzerſtörbare Lebenskraft des Volks vermochten ſie nicht zu gewältigen.

So iſt bei troſtloſer Gegenwart die Zukunft doch nicht ohne Hoffnung, und wenn einestheils dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, ſo iſt anderntheils auch für die Erhaltung des guten Samens im ſichernden Grunde bis zum Aufleuchten eines neuen Lenzes geſorgt.

Wenn es durch Verſtehendes gelungen iſt, billigere Beurtheilung des Nachbarvolks zu bewirken; ſo iſt der Verfaſſer hinlänglich belohnt. Er erlaubt ſich mit den Fragen zu ſchließen: Was wäre aus jedem anderen Volke der Welt bei ähnlichen günſtigen und ungünſtigen Schickſalen geworden? Iſt es nicht ein wahres Wunder, daß das italieniſche Volk noch ſo viel geiſtiges Leben ſich zu erhalten vermochte?

F. K.

liebte warnt, ſie ſolle in Gegenwart anderer Leute ſich damit begnügen laſſen, ihm die Hände zu drücken, ihn mit den Füßen zu treten und ihm mit den Augen zu winken und nicht noch mehr thun, beweist, daß er ſeine Geliebte nicht aus den zarteſten Claſſen gewählt. Dazu viele triviale Lieder, worin er die Nacht herbeiwünſcht. Seine ganze Poeſie liegt zwiſchen Arkadien und der Wachtſtube.

Zeſens Feind war Johann Riſt, ein Holſteiner Paſtor († 1667), der eine eigene neue Dichtergeſellſchaft an der Elder unter dem Namen des Schwanenordens ſtiftete (1660), wovon er der Cimberſchwan hieß, und ſehr viel ſchrieb. Vor allen geiſtliche Dichtungen, ein muſikaliſches Seelenparadies, himmliſche Lieder, ſabbathiſche Seelenluſt ꝛc. Am berühmteſten iſt ſein in die Geſangbücher übergegangenes Lied: O Ewigkeit, du Donnerwort! Eben ſo zahlreich ſind ſeine weltlichen Lieder.

In den vier großen lyriſchen Sammlungen Riſts (musa teutonica 1637, poetiſcher Luſtgarten 1638, poetiſcher Schauplatz 1646, teutſcher Parnaß 1652) kämpft das kurzzeilige Lied in Jamben mit den langathmigen Alexandrinern. Der Dichter ringt nach Lieblichkeit und Wohllaut, die ihm auch zuweilen gelingen, im Ganzen aber herrſcht die alte Unbehülflichkeit vor.

Die Sammlung umfaßt viele hundert Gelegenheitsgedichte. Nur ein Theil davon beſingt die großen Helden und Thaten der Zeit, überall im einſeitig proteſtantiſch-norddeutſchen Intereſſe. Daher wird nicht nur Guſtav Adolf, ſondern auch Cardinal Richelieu geprieſen. Die Gedichte auf den Magdeburger Brand und die Lützener Schlacht ſind des großen Gegenſtandes nicht würdig. Gelegentlich ſpottet der Dichter des Abtes von Fulda, der aus Neugier die Schlacht bei Lützen mit anſehen wollte und darin umkam.

Romanzenartig behandelt Riſt das Opfer der Virginia und den Verluſt der Euridice. Die meiſten Gedichte ſind Hochzeits- und Leichencarmina, Freunden und Gönnern geweiht. Sie ſind viel kürzer als die Hofmannswaldaus und ſeiner Schule, auch nicht ſo geſchraubt, und welcher Freiheit der Dichter ſich dabei bedient, erkennt man aus einem Traugedicht, worin es heißt:

Nach dem Winter kommt gegangen,
Der begrünte Frühlingsmai,
Da ſich alle Thier umfangen
Und die Vöglein mit Geſchrei
Ihre Neſtelein bereiten
Und die güldne Zeit andeuten ꝛc.

In einem Frühlingsliede braucht Riſt wie Wellen hüpfende Verſe.

Nun ſich Himmel und Erd erfreut,
In der lieblichen Frühlingszeit,
Nun die Vögelein ſtimmen an,
Was die Menſchen ergötzen kann ꝛc.

Ein edles Gefühl drückt der poetiſche Brief aus, in welchem er ſeinem Freunde Harsdörfer für ein geſchliffenes Glas dankt.

Edler Herr, ich hab empfangen
Das ſo ſchön geſchliffne Glas,
Trefflich werd hinfort ich prangen,
Wenn das ſüße Rebennaß
Dieſen klaren Becher füllet,
Und ſo manche Traurigkeit
In der ſchweren Kriegeszeit
Ganz durch ſeine Kraft verhüllet ꝛc.

In den Hochzeitgedichten Riſts macht ſich dagegen eine wahre Albernheit breit. Der Bräutigam heißt Müller, ſoll alſo mit der Braut mahlen, oder er heißt Buſch, er ſoll alſo der Braut Schatten geben ꝛc.

Riſt ſchrieb auch ein Schäfergedicht von der Galathea. — Seinem Schwanorden gehört Andreas Gödeke an, welcher 1667 cimbriſche Kriegs- und Siegeslieder ſchrieb, und Kindermann (Curandor), Romanſchreiber und Humoriſt.

Rempler von Löwenhalt ſtiftete die aufrichtige Tannengeſellſchaft zu Straßburg und gab daſelbſt 164 Reimgedichte heraus. Darin findet ſich eine gute Elegie von 1634, „das raſende Deutſchland", den damaligen Jammer beſchreibend. Und in einem Begräbnißgedicht eine Klage über das Verderben der deutſchen Mutterſprache durch die vielen fremden Ausdrücke. Sein Dichterorden hatte keinen Beſtand.

Neben der fruchtbringenden Geſellſchaft glänzten vor allen die Pegnitzſchäfer in Nürnberg. Sie ſpielen eine ganz eigenthümliche Rolle in der Zeit. Angeregt, wie Opitz, durch die in der romaniſchen Poeſie aufgekommenen Schäfereien, würden ſie als bloße Nachahmer erſcheinen, wenn ihren Idyllen nicht der dreißigjährige Krieg zum blutigen Hintergrunde diente. In all ihrer Unnatur und Affectation liegt doch ein natürliches Gefühl, die Sehnſucht aus dem blutigen Greuel der Schlachten und Verwüſtungen und aus der Argliſt der Diplomatie heraus zur Ruhe, zum Frieden, zum neuen Genuß des Lebens. Dieſe Sehnſucht

mußte in der Form der Schäferpoeſie, dem arkadiſchen Ideale, ihre Befriedigung finden. Ja ſelbſt die bis zur Niederträchtigkeit übertriebene Complimentirerei und Beſchmeichelung der Mächtigen läßt eine gewiſſe Entſchuldigung zu, ſofern nach lange ausgeſtandener Todesangſt die Dankbarkeit für wiedererlangten Schutz leicht zu weit gehen kann.

Bekanntlich liegt Nürnberg an der Pegnitz. Hier fanden ſich gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs der einheimiſche Patrizier Harsdörfer, der Italien bereist und von hier aus den Geſchmack für Akademien und Schäfereien mitgebracht hatte, auch ſchon Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft geworden war, mit Johann Klay aus Meißen zuſammen, der bei Buchner in Wittenberg einen ähnlichen Geſchmack angenommen hatte. Buchner, Profeſſor in Wittenberg, der Lehrer des Klay, führte die hüpfenden Dactylen in die deutſchen Verſe ein, ſchrieb aber, einige geiſtliche Gedichte abgerechnet, nur lateiniſch. Sein vorzüglichſtes Werk iſt Jonas, welches Klay ins Deutſche überſetzte (1642). Es verherrlicht die Geburt Chriſti. Jonas als Schäfer ſtötet dazu und ſieht den Himmel offen mit allen ſeinen Heerſchaaren.

Harsdörfer und Klay wurden nun vertraute Freunde.

In ihrem gemeinſchaftlich herausgegebenen Pegneſiſchen Schäfergedicht 1644 erzählen ſie, wie ſie ſich als Schäfer an den Ufern der Pegnitz gefunden und in Liedern gewetteifert hätten, zumal in der Mannigfaltigkeit der Versmaße und in der Nachahmung der Natur, denn ihnen war, wie eine neue helle Beleuchtung der Natur, der Sinn für das Ausmalen im Kleinen und ſonderlich für das Anpaſſen der Sprache an die mannigfachſten Naturlaute vom Donner bis zum Zwitſchern der Vögel herab aufgegangen. Schade, daß ſie dieſem Sinn nicht mit reinerem Geſchmack, etwa gleich den niederländiſchen Malern, gefolgt ſind, ſondern ſich wie in künſtliche Reimſpielereien, ſo in die Mythologie der Renaiſſance verirrt haben. Beide wettſingende Schäfer, Harsdörfer und Klay, fingirten eine vornehme Geſellſchaft, vor welcher ſie geſungen, und in welcher die Göttin Fama den Kranz des Ruhms dem Sieger habe zutheilen ſollen. Sie entſchied ſich für keinen, jeder nahm nachher eine Blume aus dem Kranze. Dieſe ... der Fortſetzung jenes Schäfergedichts von Klay erhaltene Dichtung wurde der Stiftung des neuen poetiſchen Blumenordens der Pegnitzſchäfer zum Grunde gelegt.

Bedeutſam erſcheint in dem Pegneſiſchen Gedicht die Begegnung der beiden friedlichen Schäfer mit einem durch die höchſte Noth zum Wahnſinn gebrachten Mädchen, in welchem die Germania perſonificirt wird.

Die Pegnitzschäfer zeichnen sich durch die reinlichste Holländerei aus und bilden in sofern einen anständigen Gegensatz gegen die unflätigen Nürnberger Fastnachtsspiele der frühern Zeit, wie auch gegen die Zotenlust der zweiten schlesischen Schule. Gesellschaftliche Eleganz charakterisirt sie vor allem. Die italienische Grazie wurde etwas bürgerlich steif, aber doch weit gefälliger nachgeahmt, als sonstwo in Deutschland. Alles athmet bei ihnen Geselligkeit. Harsdörfer und Klay schrieben zusammen von 1642—49 acht Bände Gesprächsspiele mit Bildern und Musikbeilagen, ausschließlich Anweisungen zu Gesprächen und Muster derselben, für ausgewählte Kreise gebildeter Herren und Damen, worin alles mögliche Wissen vorkam. Außerdem schrieben sie für alle Arten von Festivitäten und Feierlichkeiten und für die Bühne. Ihre ganze Richtung ging nach außen. Sie wollten das gewöhnliche Leben mit Poesie durchdringen, nicht sich in sich selbst zurückziehen. Eine besondere Monographie hat ihnen Mönnich bei der 200jährigen Stiftungsfeier des Ordens in einem Programm von 1844 und Tillmann in seiner „Nürnberger Dichterschule", Göttingen 1844, gewidmet.

Harsdörfer gab für sich seinen berühmten, ja sprichwörtlich gewordenen Nürnberger Trichter d. h. „den poetischen Trichter" heraus, durch den „die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden jedem einzugießen" seyn sollte, 1650, eine gedrängte Theorie der deutschen Prosodie, sonderlich des Reims. Verschiedenen Zwecken der Belehrung sollten ferner dienen die „philosophischen und mathematischen Erquickstunden" 1641, der „große Schauplatz nutz- und lehrreicher Geschichten", 1650, „der Geschichtsspiegel oder 100 denkwürdige Begebenheiten", 1654 die ars apophthegmata oder Kunstquell denkwürdiger Lehrsprüche 1659, die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, 1656, Heraklitus und Demokritus, 100 fröhliche und traurige Geschichten 1652, großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten, 1652.

Das Eigenste und Geistvollste, was Harsdörfer geschrieben hat, findet sich in seinem Nathan, Jotham und Simson 1650. Es sind nämlich Fabeln, Parabeln und Räthsel. Der Schwulst und Aberwitz des Allegorisirens spielt darin zwar eine große Rolle, doch findet sich auch viel Zartes, z. B.

Die Kaiserkrone wird von den andern Blumen beneidet. bemerkt ihnen aber

einfach, daß ſie eben ſo ſchnell verbluhe, wie ſie alle. — Alle Temperamente Tugenden und Laſter treten klagend auf gegen den Traum, der ſie alle betrüge. — Einer will um jeden Preis ſeinen Schatten losſeyn; daß ihm überall der Schatten nachfolgt, macht ihn faſt wahnſinnig. Da ſtellt er ſich ſo, daß ein Gebäude auf ſeinen Schatten fallen muß, um denſelben zu zertrümmern, aber vergebens. — Der Stolz will den Tugenden präſidiren, ſie leiden es nicht, da präſidirt er den Laſtern. — Der Verſtand hat eine Tochter, die Wahrheit, und einen Sohn, den Wahn, welcher letztere die Welt regiert und ſeine Schweſter verachtet. — Der Strauß wurde krank, eine Menge Vögel riethen ihm nach einander Arzneien an, zankten ſich dann aufs heftigſte, welches Arzneimittel das beſte ſey, und ließen darüber den armen Strauß ſterben. — Ein Jüngling liebte eine Blume, da verwelkte ſie, ein Bund Heu, da verbrannte es, ſeinen eigenen Schatten, da verſchwand er mit der Sonne. So liebt die Seele Flüchtiges und Vergängliches. — Hinter jedem böſen Menſchen geht ein Engel her und folgt ihm wie ſein Schatten, der Engel der Furcht.

Auch in den „Sonntagsandachten“ und „Andachtsgemälden“ verläugnet Harsdörfer ſeine geſchraubte Manier nicht.

Wie die holländiſchen Poeten den Amor, ſo läßt er einen Engel am menſchlichen Herzen drechſeln ꝛc. Von Ernſt und Würde der Andacht iſt keine Rede. Die gottergebene Seele darf ſpielen und ſcherzen wie die Nachtigall:

Der Nachtigall krauslichter Klang
Tirliret den reinſten Geſang,
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie lispelt und wiſpelt zu Scherzen ꝛc.

Eigenthümlich iſt die bei ihm ein paarmal wiederkehrende Vorſtellung der (als geflügelte Pſyche) gekreuzigten Seele, mahnend an die ſchöne Legende von der h. Kümmerniß. Auf ſeltſame Weiſe ſpielen in ſeine chriſtliche Symbolik die modernen Erfindungen hinein. So vergleicht Harsdörfer die Sünden der Welt mit dem „verkehrten“ Bilde in der camera obscura, das Böſe überhaupt mit dem Schatten, den wir nur ſehen, wenn wir der Sonne (Gott) den Rücken kehren.

Die Vergleichung der chriſtlichen Gemeinde mit einem Bienenſtocke iſt eines der lieblichſten Lieder von Harsdörfer.

Ein Liedlein will ich ſingen
Von Honigvögelein,
Die hin und her ſich ſchwingen
Wo bunte Blumen ſeyn.

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfernvolk

Bis daß der Schnee vergangen
Froſt, Schauer, Nebelwolk ꝛc.

Johann Klay hat am meiſten geleiſtet für das geiſtliche Schauſpiel. Daſſelbe blühte unter ihm in Nürnberg, wie einſt das mehr weltliche unter Hans Sachs. Wir haben oben (S. 223) ſchon davon geſprochen. Sodann widmete ſich Klay den großen Schauſtellungen während der Friedensunterhandlungen in Nürnberg, nach dem dreißigjährigen Kriege. So beſang er „das ſchwediſche Frieden- und Freudenmahl 1649", eine überaus ſchwülſtige, mit allen möglichen Anſpielungen und in allen Versmaßen wechſelnde Dichtung, ferner den Frieden ſelbſt als „Irene" und, weil dieſe Sachen großen Beifall fanden, auch noch einen „Geburtstag des Friedens".

Mit Harsdörfer und Klay füllte Birken das berühmte Nürnberger Kleeblatt. Gewöhnlich nennt man in ihrem Kreiſe auch den Nürnberger Prediger Dilherr, der ſehr viel Achtung genoß, aber nur mittelmäßige geiſtliche Lieder ſchrieb.

Obgleich kein ächter Nürnberger, ſondern Sohn eines dahin geflüchteten proteſtantiſchen Böhmen, erſcheint doch Sigmund von Birken (lateiniſch Betulius) als die eigentliche Perſonification des immer mehr zum Kleinen und Zierlichen hinneigenden Nürnbergerthums, des poetiſchen Spielzeug-, Goldflitter- und Kurzwaarenhandels. Bei Harsdörfer tritt immer noch etwas Männliches hervor, während Birken nur immer den zierlichen Schäfer und Lecker macht. Soll es nun einmal Schäfer geben, ſo paßt zu ihrem Ideal Birken beſſer, als Harsdörfer. Wie viele Heldengeſchlechter der Deutſchen haben untergehen müſſen, ehe auf ihren Gräbern jener alberne Pegnitzſchäfer die Rolle des Orpheus übernahm und bei den übriggebliebenen Schwächlingen Gehör finden konnte! Auf den Titelkupfern zu Birkens Werken erſcheint er in der Regel im galanten Anzug mit Allongeperücke und einen langen Schäferſtab in der Hand, tiefen Bückling machend vor einer hochfürſtlichen Perſon oder vor dem Genius eines Fürſtenhauſes. Unter dem Namen Floridan überall den naiven Schäfer ſpielend, der von der Welt nichts weiß, ſpickt er ſeine Gedichte doch nicht blos mit antiken Phraſen und mythologiſchen Namen, ſondern hat in der Regel auch keinen andern Zweck, als den fürſtlichen Herrn zu hofiren, die ihn als Hofmeiſter, als Schauſpiel- und Ballet-

direktor ꝛc. zeitweiſe berufen und am Ende in den Adelſtand erhoben haben. Der Nürnberger, der ſich noch ein Jahrhundert früher als freier Bürger gegen Kaiſer und Fürſten ſchlug, war zum Speichellecker der Höfe herabgeſunken. Birken nahm ſich die Hercynia des Opitz zum Muſter, indem er allen Fürſtenhäuſern hofirte.

Der oſtländiſche Lorbeerhain von Birken, Nurnb. 1657, enthält in Proſa und Verſen und mit viel poetiſcher Gelehrſamkeit Lobpreiſungen der habsburgiſchen Fürſten, woran noch eine Anzahl Lobgedichte auf große Herren in Oeſterreich die Harrah, Traun, Windiſchgrätz, Rubenberg ꝛc. ſich anreihen. — Weit beſſer iſt die neue hiſtoriſche Ueberarbeitung von Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſterreich, zu der ihn Kaiſer Leopold I. veranlaßte (1668). Dagegen preist wieder ſeine Tannenbergiſche Heldenbrut (Brut oder Blut?) 1648 und noch ausführlicher ſein Guelfis oder der niederſächſiſche Lorbeerhain, Nurnb. 1669 die Welfendynaſtie in Braunſchweig mit emphatiſcher Uebertreibung. Im Eingang becomplimentiren ſich die Pegnitzſchäfer gegenſeitig und Floridan (Birken) erzählt, was ihm in Niederſachſen widerfahren. Zuerſt Liebesabenteuer, wobei eine gewiſſe Amaryllis geprieſen und in allerlei herz- und becherförmigen Liedern beſungen wird. Die Länge und Kürze der Zeilen bilden nämlich die Herzen. Nachdem auch noch ein Hund weitläuftig beſungen worden iſt, tritt Floridan endlich in den Lorbeerhain und in eine Höhle, deren Inneres ihm den welfiſchen Ruhmtempel mit den Bildniſſen aller Welfen von der älteſten Zeit her enthüllt, die er nun alle anpoſaunt. — In dem churſächſiſchen Heldenſaale 1677 preist er eben ſo die Ahnen des Hauſes Wettin, und im hochfürſtlich brandenburgiſchen Ulyſſes 1667 die Markgrafen. Man ſieht, er war der Diener aller Herren und affectirte Begeiſterung für alle.

Birken ſchrieb für fürſtliche Vermählungen Ballette im italieniſchen Style.

So bei der Hochzeit der ſächſiſchen Prinzeſſin Sophie 1662 ein „Ballet der Natur“, worin die Natur mit ihren vier Elementen ihre Huldigung darbringt, und ein Ballet „Sophie“, worin Sophia (die Weisheit) als Schutzpatronin des Bräutigams, eines Markgrafen von Brandenburg, durch Albrecht Dürer für den Prinzen das Bild ſeiner Braut malen läßt. Einer der wenigen feineren und wirklich graciöſen Einfälle dieſes Dichters. Birken dichtete für die Bühne eine bivium Herculis, den bekannten Herkules auf dem Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter. In ſeiner Pſyche, die vom Prinzen Theagenes gerettet wird, ſtellt er die von Chriſto gerettete Seele dar.

Das große Friedensfeſt in Nürnberg im Jahr 1650 gab den Pegnitzſchäfern Gelegenheit, ihre ganze Herrlichkeit zu entfalten. In Allegorien, wie ſie damals Mode waren, kriechenden Redensarten und unverſchämtem Lob aller

hohen Potentaten leisteten sie das Aeußerste. In dieses Gebiet gehören von Seiten Birkens sein Kriegsbeschluß und Friedenskuß und seine Teutonia, in welch letzterer er den Friedensgesandten die Allegorie der glücklich überwundenen schlangenhaarigen Eris und den Sieg und Triumph der Concordia vorführt. Eben so die Margenis (Germania) oder das befriedigte Deutschland.

Als Pegnitzschäfer schrieb Birken drei Bände Pegnesis 1673 voll zierlicher Schäferaffectionen, und eine „Redebindkunst", wie denn jeder dieser armseligen Poeten eine besondere Anweisung zum Dichten schreiben zu müssen glaubte. Auch Passionsandachten und einen christlichen Weihrauch gab Birken heraus, weil es damals für jeden Dichter noch Pflicht war und die Mode verlangte, daß er auch gereimte Andachten schreibe. Birkens Verse sind zierlich, leicht und fließend, aber die hüpfende Schäfermanier taugte am wenigsten in die Kirche. Hier ein Vers aus seiner Morgenandacht:

Dir, dir, dir hier o Gott, stimmt an
Was schwebt, was webt, was beben kann,
Ein Loblied deiner Güte.
Auch mich soll nichts beschämen nicht,
Daß ich vergesse meine Pflicht
Und dankbares Gemüthe.
Höre, mehre
Dies Erklingen
Laß mein Singen
Dich jetzt preisen,
Und dir Ruhm und Ehr erweisen.

Birken war übrigens so sehr Fanatiker für die Schäfereien, daß er außer ihnen gar keine Poesie gelten lassen wollte; weil die Poesie überhaupt schon vor der Sündfluth bei den frommen Hirten aus Seths Geschlecht den Ursprung genommen, so solle sie von Rechtswegen ewig Schäferpoesie bleiben.

Helwig (Montano) in seiner Nymphe Noris 1650 ahmte wie Birken die Hercynia nach und knüpfte an gedachte Nymphe den Ruhm und Preis der Stadt Nürnberg, ihres Raths, ihrer fürnehmen Familien ꝛc. an. Ebenso Albinus in seiner kursächsischen Venus (1686).

Unter den spätern Pegnitzschäfern glänzte Omeis, Professor in Altorf († 1708), ist aber wunderlich zu lesen, weil er in den Hofmannswaldauschen Schwulst fällt.

In seinem Prosaschauspiel „die in Eginhard verliebte Emma" (1680) ruft der verzweifelnde Liebhaber, als er durch den Schnee nicht fortkommen kann: „O daß ich Dädalus Flügel hätte! o daß mein Bellerophon zum Flügelpferd dienen könnte, oder ich wie Arethusa in einen Thränenbrunnen verwandelt

würde! Laß mich zu einem Ochſen werden, Jupiter, daß ich Emma über das äußerſte Meer tragen kann ꝛc.“ Das alles iſt nicht etwa Spaß, ſondern bitterer Ernſt. Der Emma angehängt iſt ein „deutſcher Paris“ oder die Liebesgeſchichte der von Graf Altenburg entführten Kaiſerstochter Helena in Form von Heldenbriefen, dem Hoffmannswaldau nachgeahmt. Schließlich noch kleinere Gelegenheitsgedichte.

In Italien ſpielten die gekrönten Poetinnen keine geringe Rolle. Sie fanden ſich nun auch zahlreich genug bei den Fruchtbringenden und Pegnitzſchäfern ein, aber ohne daß Eine auf die Nachwelt zu kommen verdient hätte. Die meiſten waren Frauen von Mitgliedern der genannten Geſellſchaften, die ſich aus Eitelkeit aufdrängten und denen man aus Höflichkeit um ſo leichter huldigen konnte, als die Männer ſelbſt nur Schwaches hervorbrachten. Im Jahr 1734 erſchien zu Leipzig eine von Lamprecht veranſtaltete Sammlung von Schriften und Gedichten zur poetiſchen Krönung der Chr. Maria Ziegler, geb. Romanus, eine gänzlich verſchollene Größe. Zu Frankfurt a. M. gab Lehms 1715 „Teutſchlands galante Poetinnen“ heraus, deren er damals ſchon 111 namhaft machte, ohne irgend etwas von ihnen zu citiren, was ſie der Unſterblichkeit werth machte. Vgl. auch die Erinnerung an einige deutſche Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts von Guſtav Klemm.

5.

Die zweite ſchleſiſche Schule.

Die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule, deren Häupter Hoffmannswaldau und Lohenſtein waren, charakteriſirt ſich als eine unwillkürliche Reaction gegen die erſte. Die deutſche Natur konnte die Abſchwächung und Erſchlaffung, welche ihr die Renaiſſance bereitete, nicht ertragen. Ihre uralte Eigenheit wiederzufinden, war ihr bei ihrer damaligen Bethörung und Beſeſſenheit nicht möglich. Da machte ſich das Bedürfniß der Kraft und Innigkeit in dem Schwulſt geltend, den man der zweiten ſchleſiſchen Schule ſo oft und mit Recht zum Vorwurf gemacht hat, in dem ſich indeß etwas Achtungswürdiges verbirgt. Man wollte nicht länger, wie Opitz, waſſerglatte Formen und einen nüchternen verſtändigen Inhalt, ſondern kühnere, dem ſtürmiſchen Meer und Gebirge

ähnliche Formen und einen die tiefſten Leidenſchaften ausdrückenden und aufregenden Inhalt. Daraus erklärt ſich nicht nur die ſymboliſche Redeweiſe, ſondern auch das Gräßliche und Zotenhafte Lohenſteins und Hofmannswaldaus in der Wahl ihrer Stoffe.

Etwas Aehnliches zeigt ſich in der Renaiſſancedichtung der Holländer. In Holland trat an die Stelle der ältern katholiſchen Volkspoeſie, durch welche ſich die Niederlande ſo ſehr ausgezeichnet haben, im Gefolge der Reformation eine höchſt wunderliche Miſchung von Claſſicität und bäuriſcher Unfläterei. Hofmann, horae belg. II. 77 drückt ſein Erſtaunen darüber aus, wie gerade dieſe ſo reinlichen und koſtbaren Republikaner in ſolchem Schmutz der Poeſie (und Malerei) behaglich haben wühlen mögen. Allein es war natürlich. Indem man mit einmal der geſammten Poeſie des Mittelalters, der nationalen wie der kirchlichen, abſchwur, reagirte die Nationalität in der Gemeinheit und Rohheit des Natürlichen gegen die Ziererei und Ueberbildung der Renaiſſance und die kokette Anbetung antiker Götter und es liegt ohne Zweifel ein guter Humor darin, daß in Holland Bürger und Bauern in ihren Volksliedern mit Citaten von claſſiſcher Mythologie den Koth ſelbſt vergoldeten. Aehnliches übte der Humor nun auch in der zweiten ſchleſiſchen Schule, dieſe Schule pflegte aber auch eine Tendenz zum Erhabenen und übertraf hierin die Holländer.

Vom Anſehen der beiden ſchleſiſchen Schulen geben Zeugniß Treuers deutſcher Dädalus oder poetiſches Lexicon aus Opitz, Flemming, Harsdörffer ꝛc. geſammelt, Berlin 1675, und Männling, poetiſches Lexicon aus den berühmten Poeten Schleſiens, Frankfurt 1719.

Obgleich Lohenſtein den Hoffmannswaldau weit überragt, gab er doch ſelbſt dieſem den Vorrang und ſagt in ſeinen Hyacinthen einmal: „Opitz that es den Alten und Ausländern nach, Hoffmannswaldau aber zuvor.“ Chriſtian Hofmann von Hoffmannswaldau, Präſident des Rathes zu Breslau, † 1679 als ein allgemein hochverehrter Beamter, dem Niemand ſeine laſciven Gedichte verargte, der vielmehr von Jedermann geachtet und bewundert war. Auch ſchrieb derſelbe geiſtliche Dichtungen: die erleuchtete Maria Magdalena, die Thränen der Tochter Jephtha, die Thränen des Johannes unter dem Kreuze, eine Klage Hiobs, geiſtliche Oden und ſehr ernſthafte Begräbnißgedichte. Den größten Ruhm aber

Ueber die Hochebene von Bogota.

Von

Alexander v. Humboldt.

Die Andeskette, wie alle großen Gebirgsketten der alten Welt, bietet mehr oder minder ausgedehnte Hochebenen dar. Sie liegen ſtufenweiſe über einander und ſind meiſt durch enge Schluchten (Thäler, welche ſenkrecht die Axe der Gebirge durchſchneiden) verbunden. Dieſe ſehr bekannte Erſcheinung wiederholt ſich im Kleinen ſelbſt am Abhange iſolirt ſtehender Berge. Was aber der Andeskette eigenthümlicher iſt, und ſich in gleichem Maaſſe nirgends in dem Alten Continent wiederholt, iſt der Umſtand, daß dort große, reiche und wohlbevölkerte Städte in den Hochebenen ſelbſt gegründet ſind, faſt reihenweiſe geordnet, in gleichen Abſtänden vom Aequator, zwiſchen 36° ſüdlicher und eben ſo viel nördlicher Breite, von Chili bis Neu-Mexiko hin. Die Urſache dieſer ſonderbaren Städtegründung muß man ſuchen in der Richtung der früheſten Völkerwanderungen, in der Furcht aller Bergvölker, in die heißen, nahe gelegenen Ebenen hinabzuſteigen, in der Wahl der nährenden Pflanzen, welche ein Gegenſtand des Ackerbaues geworden ſind. Die europäiſchen Anſiedler folgten überall der alten Cultur, ſie haben die eroberten Städte erweitert, doch ſelten ihnen neue Namen gegeben. Wenn man Caracas, Popayan, Mexico, Bogota, Quito, La Paz und Potoſi nennt, ſo reihet man in dieſer Folge Stationen an einander, die ſich ſenkrecht zu Luftſchichten von 2800 bis faſt 13,000 Fuß Höhe über der Meeresfläche erheben, meteorologiſche Warten, gewiß einſt

brachten ihm ſeine weltlichen Hochzeitgedichte und Heldenbriefe (den Heroiden des Ovid nachgebildet), ſo wie eine Ueberſetzung von Guarini's Paſtor Fido. Die Heldenbriefe erſchienen 1673 und mit den übrigen Gedichten vereint wieder in der 1695 in ſieben Bänden von Neukirch veranſtalteten Sammlung: Hoffmannswaldau und Anderer (ſeiner Anhänger und Freunde) deutſche auserleſene Gedichte. Im Allgemeinen halten dieſe Dichtungen noch die Manier des Opitz ein, ſchweifen aber im Schwulſt der Metaphern und im Wohlgefallen am Gräßlichen und Zotenhaften weit über ſie hinaus.

Die ſieben Bände der „Gedichte von Hoffmannswaldau und Andern" enthalten regelmäßig Ehren- und Lobgedichte, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, galante und Sinngedichte. Die meiſten in Alexandrinern, die Minderzahl in kürzeren Versmaßen und dann auch einfacherer Sprache. Man begegnet darin den meiſten Kaiſern, Königen, Kurfürſten und Helden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, denen die Poeten in Allongeperücken mit tiefen Bücklingen und in einem merkwürdigen metaphoriſchen Kanzleiſtyl huldigen. Daneben eine Unzahl von adeligen Herren, dann auch bürgerliche und gelehrte Autoritäten und ihre Frauen, denen nicht weniger reichlich Weihrauch geſtreut wird. Wenn auch hin und wieder in Sinngedichten ſowohl als Lobgeſängen auf die brandenburger Kurfürſten und die Kaiſer ein patriotiſcher Stolz und Abſcheu vor dem Franzoſenthum durchblickt, z. B. II. 192, ſo kommen anderſeits wieder verliebte „Heldenbriefe" vor, welche Ludwig XIV. mit der Monteſpan und Lavaliere wechſelt, als Muſter für die galante Poeſie der Deutſchen. Nur zur franzöſiſchen Leichtigkeit und Anmuth der Form ſind dieſe deutſchen Poeten damals noch nicht durchgedrungen, während ſie die laxen und frivolen Grundſätze ihrer Vorbilder ſogar übertrieben. Hoffmannswaldau überträgt den Lohenſteiniſchen Schwulſt, die übermäßig gehäuften und geſchwängerten Metaphern aus dem heroiſchen in das galante Gebiet und tiſcht mit pretiöſer Frierlichkeit die unflätigſten Zoten auf, die ſonſt nur in der ſatiriſchen Sprache des Ariſtophanes, Juvenal, Rabelais, oder im niedrigſten Genre der Faſtnachtsſpiele und Bauernſchwänke erträglich ſind.

In den Lob- und Trauergedichten iſt die Theilnahme immer affectirt und übertrieben, z. B. S. 125 ſagt Neukirch beim Todesfall eines Herrn von Hochberg:

So wie ein Donnerkeil durch hohe Cedern fährt,
Wenn der gepreßte Knall den grünen Wald erſchüttert,
So hat des Himmels Kraft auch meinen Geiſt verzehrt ꝛc.

Oder IV. 195 beim Tode eines Herrn von Miltitz:

Ihr Brunnen, öffnet euch! die ihr in meinen Augen
Der Thränen treue Fluth in euern Circul schließt,
Und laßt den Trauerfall die Tropfen aus euch saugen,
Da meine Perl jetzund im todten Meer zerfließt ꝛc.

Oder V. 149, wo im Trauergedicht auf eine Gräfin von Neithard Melpomene halb todt zu den Füßen des betrübten Phöbus stürzt, ihm Vorwürfe machend, daß er, der Allheilende, die Dame, die ihn noch dazu verehrt habe, nicht geheilt habe.

In den Hochzeitgedichten geht der servile Ton unbegrenzter Verehrung für die Gefeierten gewöhnlich am Schluß in erotische Schlüpfrigkeit über, die hin und wieder auch schon in den Aufschriften liegen z. B. „die Jungfernnoth" bei der Franz- und Hallmannischen Hochzeit (II. 163), die innerlichen Kriege der Jungfern bei der Br. und Fr. Hochzeit (II. 170), Trauer- und Trostgedanken beim Grabe der Jungferschaft auf der S. und G. Hochzeit (II. 174), das schönste Wildpret bei der Förster- und Zobelischen Vermählung (IV. 163), die bestürmte und eroberte Annaburg bei der S. und B. Hochzeit (V. 93). Dieselbe schlüpfrige Sprache findet sich in den sogenannten „Wirthschaften" und „Schäfereien", galanten Hoffesten, wozu die Dichter Verse machten. Solche Verse legten sie z. B. allerlei Masken in den Mund, der den Damen Zoten sagten (III. 115).

Unter den eigentlich galanten Gedichten stellen wir oben an die berüchtigte „Amanda", die Angebetete des Hoffmannswaldau, an die er folgende Verse richtete:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein, und Baumöl meiner Schmertzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kertzen,
Nachtstülchen meiner Ruh, der Poesie Clystier,
Des Mundes Alecant, der Augen Lustrevier,
Der complementen sitz, du Meisterin zu scherzen,
Der tugend quodlibet, calender meiner Zeit,
Du andachtsfackelchen, du quell der frölichkeit,
Du tiefer abgrund du voll tausend guter morgen,
Der zungen honigseim, des herzens Marcipan,
Und wie man sonsten dich mein kind beschreiben kan.
Lichtputze meiner noth, und federwisch der sorgen.

Dem entspricht „die Abbildung der vollkommenen Schönheit" II. 58, worin die weiblichen Reize in Dreiheiten eingetheilt werden, drei schwarz, drei weiß, drei roth; drei kurz, drei lang, drei dick, drei dünn, drei eng, drei weit, drei klein, drei groß. Diese Pedanterie, gewürzt mit zotologischem Witze,

wiederholt ſich in vielen andern Gedichten, in denen die einzelnen weiblichen Reize durch Metaphern erklärt werden z. B. II. 1, wo Hoffmannswaldau die Brüſte vergleicht mit Aepfeln, Marmorhallen, Felſen, Quellen, zwei Schweſtern, die in einem Bette ſchlafen, Fäſſern, Sonnen, Hügeln, Schneegebirgen, Flaſchen, Schneeballen, Körben, Blaſebälgen, einem Milchſee, einem Altar ꝛc. Ganz ähnlich IV. 12. In dem Gedichte I. 173 wird in ähnlicher Art die Schooß mit allem Möglichen verglichen. Das Schamloſeſte aber ſind Heldenbriefe, welche Arminius mit ſeiner Thuſnelda wechſelt, und worin dieſes Paar, an welches ſich immer ein patriotiſcher Ernſt knüpfen ſollte, ſich ganz ſo zotenhaft unterhält, wie Ludwig XIV. und die Monteſpan, oder wie König Auguſt mit ſeiner Aurora, die auch in dieſen Bänden vorkommen. Arminius vergleicht Thuſnelden mit der Stadt Rom und alle Theile und Verrichtungen (IV. 21 ſelbſt die ſchmutzigſten) ihres Körpers mit den Merkwürdigkeiten Roms. In andern Gedichten ſtreiten die einzelnen weiblichen Reize Augen, Bruſt, Mund ꝛc. um den Vorrang (I. 219). Ein einziges dieſer Gedichte zeichnet ſich aus, der Wettſtreit zwiſchen den ſchwarzen und blauen Augen (V. 237), worin unter andern der liebliche Gedanke vorkommt:

Venus ſelbſt kam aus den Fluthen
Mit blauen Augen auf die Welt,
Doch als Adonis ſich zu Tode mußte bluten
So ward ihr alle Freud und alle Luſt vergellt.
Drum ließ ſie, um der Wehmuth willen,
Der blauen Augen Licht mit ſchwarzem Flor umhüllen.

Daran reihen ſich nun noch viele galante Lieder, in denen jede Scham abgeſtreift iſt, z. B. I. 6 an die kleine Bleſſine, bei deren unſchuldigem Anblick Hoffmannswaldau nichts anders denkt, als wie ſie einſt die Unſchuld verlieren werde, was er in obſcönen Bildern ausmalt, I. 35 und I. 371, die alles an Frechheit überbieten. Dazu „der ſchwangern Jungfern Troſtgedanken“ I. 307, Klagen der alten Jungfern, höchſt üppige Schäferſcenen, mehr dem Longos als Theokrit entlehnt.

Daniel Caſpar von Lohenſtein, kaiſerlicher Rath in Breslau († 1683), iſt zwar übel berüchtigt durch ſeinen ſprichwörtlich gewordenen Schwulſt, war aber trotz dieſer Formfehler ein Mann von reicher Phantaſie, einem warmen patriotiſchen Herzen und großer Gelehrſamkeit. Im Lyriſchen ſteht er unter Hoffmannswaldau, dagegen übertrifft er ihn als dramatiſcher und epiſcher Dichter.

Die lyriſchen Dichtungen Lohenſteins erſchienen unter dem Namen Blumen und zwar

1) Roſen in Alexandrinern, ſtrotzend von pedantiſchen, mit mytholo-

gischen Anspielungen durchspickten Zoten, indem die Rosen theils Heldenbriefe, den ovidischen nachgeahmt, theils Hochzeitscarmina sind. Unter den Heldenbriefen finden wir Briefe von Don Petro und Inez de Castro. König Philipp II. und der Prinzessin Eboli; einen Abschied der Maria Coromelia, die um den heißen Brand ihrer Lüste zu stillen, sich einen Holzbrand in die Genitalien stieß. Die Natürlichkeit der Schilderung und Schamlosigkeit der Sprache ist unglaublich. In einem poetischen Wettstreit zwischen der Schönheit und Freundlichkeit wird gleichfalls alles ins sinnliche Gebiet hinübergespielt und z. B. folgendes gesagt:

Schönheit.

Ihr Brüste kämpft für mich, ihr schneegebürgten Brüste,
Aus deren Gipfel Gluth mit rothen Flammen schlägt,
Sprecht, eure Schönheit sey der Venus Schaugerüste,
Worauf sie in den Sarg der Buhler Freiheit legt.
Ein Fels, woran die Lieb ihr Goldgeschoß muß wetzen,
Ein Milchbrunn, dessen Saft auch Geister kann ergötzen.

Freundlichkeit.

Wo diese Bälge sollu die Liebesbrunst ansachen,
So müssen sie von mir vor aufgeblasen seyn ꝛc.

In den „Brautgedanken bei Aufsetzung einer Haube" wird die Haube mit unerträglicher Pedanterie als Sarg der Jungfrauschaft aufgefaßt.

2) Hyacinthen, Begräbnißlieder und poetische Ehrengedächtnisse für Verstorbene. Darunter auch eines für Andreas Gryphius, in welchem Lohenstein auf eine würdige und schöne Weise die Vorzüge des menschlichen Geistes überhaupt preist.

3) Himmelschlüssel oder geistliche Gedichte. In einem auf die Wundergeburt unseres Erlösers wird der bekannte Ruf „Pan ist gestorben" in den verwandelt „der große Pan, der Hirt der Hirten ist geboren". Daran schließen sich

4) Geistliche Gedanken über das 53. Kapitel des Jesaias und

5) Thränen, Klagelieder über Jesu Tod und zwar in Thränen der Mutter Gottes, Thränen der Maria Magdalena ꝛc.

Besondern Ruhm erlangte ein längeres Gedicht Lohensteins in Alexandrinern, „Venus", abgedruckt in Hoffmannswaldaus und Anderer deutschen auserlesenen Gedichten, Leipzig 1697, II. 238—287.

Er schildert darin die Geburt der Göttin aus dem Schaum des Meeres, der Neptun und seine maritimen Vasallen staunend zusehen; dann ihre Ankunft am Ufer, wie alle Bäume sich neugierig zudrängen, sie zu sehen, bei welchem Anlaß sich die Bäume dergestalt in Liebestrunkenheit vermischen, daß die Tannen Oel, die Fichten Honig, die Kiefer Pomeranzen, der Schleedorn

Trauben trägt ꝛc. Dann ihre Ankunft im Olymp und ihre erſte Vorſtellung vor Zeus, dem ſie ſogleich ſeine Blitze abſchmeichelt. Als er Bedenken trägt, tröſtet ſie ihn, alle ihre Blitze würden nur Wolluſt und Entzücken bereiten. Dann erprobt ſie ihre Macht in Beiſpielen und belebt die Statue des Pygmalion. Alle Götter dienen ihr. Keiner iſt, der nicht, auch unbewußt, die Liebe befördern hilft. Am eifrigſten aber dient ihr Mars, der ganz in ſie vernarrt iſt. Die Liebe ſelbſt wird als ein Krieg dargeſtellt, eine gut durchgeführte Vergleichung S. 273. Dem rauhen von ihr beſiegten Mars zieht Venus bald den reizenden Adonis vor, wie die perſiſche Schirin dem ſtolzen Chosru den liebenswürdigen Ferhad, wie bei Arioſt Angelica dem herkuliſchen Orlando den ſanften Meder. — Dieſes Gedicht Lohenſteins faßt in der That die Mythe der Venus geiſtreich auf.

Im Trauerſpiel hat Lohenſtein ſeine ganze Kraft concentrirt, aber auch ſeine Geſchmacksverirrung. Davon, wie von ſeinem großen Roman Arminius handle ich ſpäter. — Zu den bedeutendſten Dichtern dieſer Zeit gehört der Schleſier Andreas Gryphius († 1664), den ich bei den Schauſpielen näher beſprechen werde. Er war aber auch Lyriker. Seine Epigramme und Sonnette erſchienen ſchon 1638. Die Epigramme (Beiſchriften) gehören zu den beſten dieſer Gattung vor Logau. Eines der witzigſten iſt das auf Balbinus:

Wie ſeltſam iſts! Balbinus iſt ein Dieb,
Und ſein Weib hat ſtets fremde Männer lieb.
Er nimmt von allen, was er immer kann,
Und dieſe beut ſich allen ſelber an.
Was dünkt euch wohl, daß hieraus ſey zu ſchließen?
Sie will ſein Nehmen durch ihr Geben büßen.

Andere gute ſiehe Buch II. Nr. 11. 14. 66. Die Sonnette enthalten meiſt ernſte Gedanken und ſind zum Theil Grablieder, zum Theil aber auch Hochzeitslieder.

II. 19 ſchildert er den Jammer des dreißigjährigen Kriegs unter dem er aufwuchs und der ihm Bruder und Schweſter raubte:

Betrübtes Schleſien, beſtürztes Vaterland
Was haſt du, das der Grimm der Seuchen nicht verzehrt,
Das der geſchwinde Blitz der Schwerter nicht verheert?

und II. 28:

In meiner erſten Blüth, im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiſet und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt.

Seine Oden ſind meiſtentheils geiſtlichen und ernſten Inhalts, häufig von ſchönem Wohllaut und ergreifender Trauer, meiſt aber in der ungenießbaren Breite und Schwülſtigkeit des Hoffmannswaldauſchen Styls.

Gleich die erſte Ode des erſten Buchs hat einen ſchönen Ton.

Du traurige Sion
Du bis in den Tod betrübte,
Du itzt Waiſe, vor Geliebte
Reißt ihre Lorbeerkron
Von dem gerauften Haar, ſie wirft der Perlen Zier
Sie wirft der Steine Pracht, den goldenen Schmuck von ihr,
Und windt die Händ und ſchlägt die Bruſt.
Sie weint, ſie ruft, ſie ſchreit, ſie klagt,
Sie ſucht, ſie ſtarrt, ſie fällt, ſie zagt ꝛc.

Die zweite Ode des zweiten Buchs drückt die tiefſte Klage aus:

Mit Thränen grüßen wir,
Mit Thränen gibt man gute Nacht!
Was iſt der Erde Saal?
Ein herbes Thränen Thal.
Wie Roſen, die wir ziehen,
Auf Dörnern nur verblühen,
Wie ein verworfenes Kind verſchmacht,
So muß, wer hier will ſtehen
In Kummer untergehen.

In der zweiten Ode des dritten Buchs beſingt er ſeine eigene Hochzeit, wobei aber kein Freudenlaut zu hören iſt, ſondern nur finſtere Worte, „der Erde Abgrund", „durch ſchwarze Lüfte", „der Tod", „Trauerfackeln", „die Hölle", „die Folter", „der Aengſte Angſt". Das vierte Buch enthält ausſchließlich „Thränen über das Leiden Chriſti".

Die neunte Ode des zweiten Buchs macht eine erfreuliche Ausnahme, indem der Dichter hier ſehr ſchön die „Ruhe des Gemüthes" preiſt.

In den Kirchhofs-Gedanken, einem Gedicht in fünfzig Strophen, verſenkt ſich die melancholiſche Phantaſie des Dichters in die detaillirteſte Betrachtung der Gerippe, der verfaulten Leichname und der darin wühlenden Würmer.

Von Gabriel Voigtländer, königl. däniſchem Hoftrompeter, erſchienen 1650 deutſche Lieder mit Melodien „auf Verlangen", darunter koſtbare Unſauberkeiten, womit ſich die damaligen Großen am liebſten ergötzten, z. B.

Mit ars, lex, Mars wird die ganze Welt regiert
Mars, lex, ars gubernirt ꝛc.

Heinrich Brebelou aus Königsberg in Preußen gibt ſich in ſeinem „poetiſchen Tiſch", Frankfurt und Leipzig 1688 als Nachahmer Hoffmannswaldau's zu erkennen, zumal in ſchlüpfrigen Liebes- und Hochzeitsgedichten. Auch im Styl durchgängig.

Roſimene, meine Zier,
Meines Lebens Licht und Wonne,
Meines Trauerns Löſchpapier ꝛc.

Schamloſer als das Lied S. 93 kann nicht gedichtet werden. Dagegen iſt ein Ständchen nicht übel:

Mein Kind, wie? ſchläfeſt du
Und ſiehſt mein Ungemach.
Ach ja, du liegſt in Ruh
Und ſchläfeſt ein. Ich wach.
Ich irr auf dunklen Gaſſen
Und ſuche dich, mein Licht,
Doch muß ich Schatten faſſen
Du deckſt dein Angeſicht ꝛc.

Schließlich bereut der Dichter ſeine Jugendſünden und wollüſtige Schreibart, wendet ſich der Tugend zu und bittet den Leſer um Verzeihung. Beſſer ſind ſeine Madrigale.

Johann von Beſſer, Oberceremonienmeiſter unter König Friedrich I., († 1729), ſchrieb eine Menge Staatsgedichte, zur Ehre des brandenburgiſchen Hofes, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, Ballette und Singſpiele für die Hoffeſte, endlich galante Gedichte. Sie erſchienen zuerſt 1711 und in mehreren Auflagen mit Kupfern. Beſſer hat einen leichten Versbau.

Zu ſeinen beſſern Gedichten gehören die „Unterredung mit dem Widerhall" S. 733 und der Streit zwiſchen den blauen und ſchwarzen Augen S. 735. Aber ſeine „Ruheſtatt der Liebe oder die Schooß der Geliebten", iſt ganz im Lohenſteiniſchen Geſchmack und wenn ſie auch die geheimſten Reize der ſchönen Chloris enthüllt, ſo bedeckt ſie dieſelben wieder mit allem möglichen von Edelſteinen, Blumen und aus der Mythenwelt hergeholten Metaphern.

Beſſer dichtete 1690 eine große ſogenannte Wirthſchaft für den üppigen Hof Auguſts II. in Dresden, worin ein Scheerenſchleifer allen anweſenden hohen Masken Zoten ſagt.

Heinrich Mühlpfort in Breslau († 1681), deſſen Gedichte 1686 und 87 in zwei Bänden erſchienen, war ein ſchwacher Nachahmer von Hoffmannswaldau in Hochzeits- und Leichengedichten. Ganz ohne eigenen Geiſt. Eben ſo Gottlieb Stoll († 1744), der ſogenannte Leander von Schleſien. Burchard Mencke († 1732), der ſich Philander von der Linde nannte, Profeſſor in Leipzig, äffte Hoffmannswaldau insbeſondere in den ſchwülſtigen Beiwörtern nach. Chriſtian Gryphius († 1706), Sohn des berühmten Andreas, erreichte ſeines Vaters Geiſt nicht und ſchrieb nur gewöhnliche Gratulationspoeſien, die unter dem Namen „poetiſche Wälder“ gedruckt wurden. Doch zeichnen ihn politiſche Gedichte aus, auf die man bisher noch nicht aufmerkſam gemacht hat, vom edelſten und feurigſten Patriotismus eingegeben. Es war die Zeit, in welcher Ludwigs XIV. Horden die Niederlande und die Pfalz verwüſteten.

Hat ſich denn des Himmels Grimm zu der Teutſchen Fall verſchworen?
Geht denn alle Hoffnung hin? ſind wir durch und durch verloren?
Soll der B... länger raſen? und der Franzmann Stadt auf Stadt
Land auf Land zu Grunde richten? Iſt denn weder Rath noch That,
Weder Witz noch Tapferkeit bei den Fürſten anzutreffen,
Die das arme Vaterland mit vergebener Hoffnung äffen.
O wo ſind die alten Helden? ꝛc.

Die Form der Heldenbriefe, die Hoffmannswaldau dem Ovid entlehnt, wurde damals Mode. Der pſeudonyme Pellander, ohne Zweifel ein Schleſier, gab zu Oels (ohne Jahrszahl) ähnliche Heldenbriefe heraus.

Die Gratulationspoeſie im Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Schule überwucherte ſeiner Zeit den Büchermarkt. Ich habe ſo viel als möglich Bücher dieſer Art durchgeſehen, um in der Spreu ein Goldkorn zu finden. Nur zur Warnung Anderer nenne ich einige derſelben. Wer z. B. in Weichmanns Poeſie der Niederſachſen, 1725, etwas Originelles oder Mundartliches erwartet, täuſcht ſich arg, denn er findet nichts als ſeichte hochdeutſche Gratulationscarmina. Von gleicher Art ſind Wenzels Lorbeerhain 1700. Der Holſteiner Amthor gab noch 1735 „Gedichte und Ueberſetzungen“ heraus, die davon wimmeln, und die den ſteifen Gratulationston beibehalten, wenn auch die Verſe nicht mehr Alexandriner,

sondern kürzer und leichter sind. Denselben Ton, aber auch noch die Alexandriner, finden wir in Neukeckers Früchten der deutschen Poesie, Jena 1724.

Johann Christoph Männling blieb in seinem poetischen Blumengarten, Breslau 1717, noch ganz in der Manier Hoffmannswaldaus.

Sein Buch ist voll von Hochzeits-, Begräbniß- und Gratulationsgedichten in verzwicktem und schwülstigem Style z. B.

Was willst du dich, mein Herze, selbst verzehren?
Mit Schwermuthsblei dein eigner Henker seyn?

* * *

Der schwarze Flügel trüber Zeiten
Legt meinem Geist die Sklavenkette an.

Der Schlesier Nicolaus Peucker, der 1674 in Berlin als Stadtkämmerer starb, dichtete eine Menge Gratulationsgedichte, die unter dem Titel „die rechte klingende Paucke 1702" gedruckt wurden. Es sind wirklich nur in Worte gesetzte Pauken- und Trompetentöne, z. B.

Mein Paukenschlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm!
Die ganze Mark schreit: Wenn,
Wenn — hat man nicht vernommen? —
Wird unser Vater kommen?
Bom, bom di bi di bom.

Des Feldes Trost, die Lerche, steigt herfür
Und singt: Dir, dir, dir, dir,
Dir Kurfürst zu gefallen ꝛc.

Daniel von Czepka, ein schlesischer Edelmann, schrieb ein „Siebengestirn königlicher Buße", das erst 1671 nach seinem Tode erschien und einige Kirchenlieder. Einen handschriftlich noch von ihm erhaltenen Schatz hat Kahlert bei Prutz, literar-historisches Taschenbuch von 1844, S. 131, aufgedeckt.

Darin finden sich mehrere politische Lieder z. B. auf Wallensteins Untergang und vorzüglich hübsche epigrammatische Liebesliedchen, z. B. wie seine Schöne einmal ihre blonden Locken in den Mund nimmt und ihn schalkhaft durch deren Gitter anlacht; wie sie, an Hals und Händen mit goldenen Ketten gefesselt, doch selber frei bleibt und nur ihn als Sclaven nachschleppt. Derb aber gut ist das Epigramm auf eine zu viel jammernde Wittwe, die gleich der

Witwe von Epheſus über den Verluſt ihres geliebten Mannes gar nicht zu tröſten war:

Doch wißt, dieweil ihr Leid durch nichts war ſonſt zu ſtillen,
Ließ über Jahresfriſt ſie ſich in Schleier hüllen
Und hat vor Angſt darnach ein Kind zur Welt gebracht.

Hans Aßmann von Abſchatz, Landesbeſtallter des Fürſtenthums Liegnitz († 1699), deſſen Gedichte 1704 erſchienen, hat nur Eines von bleibendem Werth gedichtet, die „Aufmunterung an die Deutſchen", voll Zorn über die Intriguen, mit welchen damals Ludwig XIV. Deutſchland umgarnte. Die übrigen ſind ſchwach, ein Lob des Barts noch eines der artigern. Jenes Zornlied beginnt:

Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh Deutſchlands Freiheit ſtirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Saon' und Seine ſchicke!

Beccau gab zu Hamburg 1719 geiſtliche und weltliche Poeſien heraus, die im Allgemeinen dem Hamburger und Nürnberger Schäferſpiel treu bleiben, aber eine erſte Spur von Matthiſſonſcher Mondſcheinwehmuth zeigen.

Die tiefe Nacht hieß alles ſtille ſeyn
Und breitete die feuchten Flügel
Auf Flächen, Thäler, Hügel.
Kein Baum bewegte ſich von Winden,
Nur ließ der Mond noch ſeinen Schein
Durch die belaubten Büſche finden
Und warf ſein weißes Silberlicht
Zum Gegenſtrahl in einen klaren Bach
Als dies mit traurigem Geſicht
Ein treuer Hirte ſah und ſprach:

Heller Mond! von deinen Strahlen,
Die ſich in dem Waſſer malen,
Siehſt du noch den Gegenſchein.
Könnt ich mich mit meinen Blicken
So in Doris Herze drücken
Wärd ich höchſt vergnüget ſeyn!

Sitze wissenschaftlicher Cultur, in welchen durch permanente Bewohnung die wichtigsten Aufschlüsse über den mittleren Zustand der Atmosphäre, nach Verschiedenheit der Höhe und geographischen Breite, erlangt werden können. Die asiatischen Bergländer zeigen uns höher bewohnte Dorfschaften und Meierhöfe am nördlichen Abhange des Himalaya, wie in West-Tübet am Kuenlun und in dem Plateau von Pamer gegen den Bolor hin, aber keineswegs die Reihe großer Städte, denen ähnlich an Wichtigkeit und Größe, deren wir eben erwähnten. Kaschmir liegt nach Victor Jacquemont 5000, nach Baron v. Hügel 5400 Fuß hoch; es erreicht also noch nicht die unbedeutende Höhe der Stadt Popayan. Der Paß, auf dem der talentvolle Burnes zwischen Kabul und Balkh den Hindu-Khe (a stupendous chain of mountains, sagt er) bei dem alten Bamyan überschritt, ist auf dem höchsten Punkte fast tausend Fuß niedriger, als das Straßenpflaster der oberen Stadt Potosi. Ob Hlassa die Höhe von La Paz erreicht, scheint mir, nach Temperaturverhältnissen, überaus zweifelhaft.

Die Erkenntniß der wunderbaren Gestaltung des Neuen Continents hat, seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, zuerst alle großen Probleme der physischen Erdbeschreibung angeregt; sie hat auf das unwidersprechlichste diese Wissenschaft gegründet. Scharfsinnigen Beobachtern, wie dem Geographen von Amasia, war es freilich nicht entgangen, daß die Abnahme der Temperatur eben so sehr von der Erhebung über der Meeresfläche, als von der geographischen Breite eines Ortes abhängt. Er allein im Alterthume spricht sich im Allgemeinen darüber aus. „Gibt es (sagt Strabo, indem er von den Producten von Aria und Baktriana handelt) dort auch kalte Erdstriche, so darf uns das nicht Wunder nehmen; denn auch in südlicheren Gegenden sind die Berge kalt, und überhaupt ist es jeder hohe Boden, wenn er auch eine Ebene ist." An einem anderen Orte fügt derselbe Geograph hinzu: „Cappadocien, wenn gleich südlicher als Pontos, ist doch kälter, ja Bagadiana, der allersüdlichste Theil und dazu eine völlige Ebene, bringt kaum noch Fruchtbäume hervor." [1] Nicht nach Beobachtungen, sondern aus theoretischen Gründen schreibt Strabo (und diese Stelle ist sehr merkwürdig), wie Polybius, die gemäßigte Wärme der unter

[1] Strabo, lib. I. pag. 73. lib. XII. pag. 519. Casaub.

Davon ſtehen dann einige Lieder im deutſchen Geſchmack Hoffmannswaldaus ab z. B. eines an die Brüſte der Geliebten:

Ihr angenehmen Zuckerberge,
Weiht euern anmuthsvollen Schnee ꝛc.

Ein ſatiriſches Quodlibet S. 131 moderniſirt die verkehrte Welt des Hans Sachs.

Es war einmal in einem Lande
Allwo die Gänſe barfuß gehn ꝛc.
Die Edlen gingen hier zu Fuße,
Indem der Knecht mit Roſſen fuhr
Die Weiber trugen alle Hüte,
Die Männer hatten Schürzen vor ꝛc.

Bertau behandelte auch den ſpaniſchen Amadis und Ziegler Banise theatraliſch.

Johann Chriſtian Günther, aus Striegau in Schleſien, dichtete ſchon auf der Schule mit größter Geläufigkeit, wurde zu viel gelobt und verwöhnt und ließ ſich auf der Univerſität zu Wittenberg zu Trunk und Lüderlichkeit hinreißen. Hoffmann (Spenden II. 132) entſchuldigt ihn durch die Verzweiflung, in welche ihn die Untreue ſeiner Geliebten geſtürzt haben ſoll. Sein Vater ſtieß ihn von ſich. Durch poetiſche Gönner kam er an den Hof des König Auguſt in Dresden, erſchien aber vor Seiner Majeſtät total betrunken (in der ſeinen Werken vorangeſchickten Lebensbeſchreibung heißt es beſchönigend, böſe Neider hätten ihn vorher zum Trunk verlockt) und fiel gleich wieder in Ungnade. Das nämliche begegnete ihm ſpäter vor ſeinem ſchleſiſchen Gönner, dem Grafen Schafgotſch. Er fraß und ſoff ſich nun bei guten Freunden herum. Ein anderer ſeiner Gönner, Herr von Niemptſch, ſuchte ihn durch eine Heirath zur Vernunft zu bringen. Günther war aber ſchon ſo tief geſunken, daß er ſeiner Braut einen Verlobungsring ſchenkte, auf dem ein Todtenkopf angebracht war. Er hatte wirklich den Tod im Leibe, ſuchte zwar in einem Bade ſich zu heilen, ſtarb aber, 1723.

Man hat dieſen eiteln Schwächling viel zu hoch geſtellt. Welchen Werth hat eine Dichtung, aus der man erfährt, ein lüderlicher junger Mann ſey der Trunkenheit und Wolluſt erlegen, nachdem er ſich eingebildet, ein großes Genie geweſen zu ſeyn, und in dieſer Einbildung habe er über Gott und die Welt, die ihn nicht hoch und ſicher genug geſtellt,

geſchimpft? Leider hat aber dieſer Elende eine nur zu hohe Bedeutung erlangt, weil in ihm zum erſtenmal die Tendenz zur Entfeſſelung aller Begierden, zur Emancipation des Fleiſches, zur Berechtigung aller und jeder Unzucht zum Durchbruch kam.

Im Aeußern ſehen die Gedichte den übrigen der zweiten ſchleſiſchen Schule auffallend ähnlich. Voran geiſtliche Oden und Lieder zum Lobe Gottes, dann Loblieder auf Fürſten und große Herren voll niederträchtiger Schmeichelei, lascive Hochzeitscarmina und ſteife ſchwülſtige Begräbnißlieder, Glückwünſchungsgedichte zu Doctorpromotionen ꝛc. Endlich galante Gedichte, Satiren und Epigramme. Außer Opitz, Lohenſtein und Hoffmannswaldau erkennt Günther den wäßrigen Neukirch für den größten Dichter auf Erden. Die weitläufige, wäßrichte Sprache ſeiner Alexandriner wird nur dann durch eine ächte Naturkraft unterbrochen, wenn ſich Günther zügellos ſeiner Lüderlichkeit und Gemeinheit überläßt, wenn er an einem, der ihn getadelt, ſeine ganze Wuth auslaſſen will, und, wenn ihn in wenigen beſſern Augenblicken das innere Entſetzen vor ſeinem Treiben ergreift und er auf Augenblicke tief reuig Buße thut, natürlich nur ſo lange, bis er wieder beſoffen iſt.

Im höchſten Grade gemein und unflätig iſt ſein Studentenlied (Ausgabe von 1742 II. 916), worin die ganze Rohheit des damaligen Studentenlebens ſich ſpiegelt. Weniger obſcön, aber moraliſch deſto ſchmählicher ſind ſeine „im Rauſch“ gedichteten Lieder, worin er ſeine verworfene Lebensweiſe mit der allgemeinen Narrheit der Welt zu entſchuldigen ſucht. In einem Gedicht (II. 940) ſchildert er die Unzucht des weiblichen Geſchlechts ſeiner Zeit und fragt ganz ernſthaft, ob er ſich als einen Pinſel auslachen laſſen ſoll, wenn er die allgemeine Luſt nicht mitmache? In zwei beſondern Gedichten entſchuldigt er ſich dagegen bei ehrbaren Frauenzimmern, daß er zu frech gegen ſie geweſen, indem er ihnen ſeine Zuneigung gleich habe handgreiflich zu erkennen geben wollen. Dieſelbe Frechheit herrſcht in dem Rachegedicht auf „den entlarvten Criſpinus“, einen gewiſſen Krauſe in Schweidnitz, der ihn zu tadeln gewagt hatte. Hier läßt er den Krauſe entſtehen aus den Excrementen, die bei einem Feſtmahl der Eris den überladenen Gäſten entweichen und die zufällig dem Momus in die Hand fallen, der gerade darüber nachdenkt, wie er dem Prometheus nachahmen und auch Menſchen machen ſolle, und dem der ſo unverhofft in ſeine Hand fallende Stoff ganz geſchickt dazu bedünkt. So formt er daraus den Krauſe, den ſofort alle um den Tiſch der Eris verſammelten Laſter in Pflege nehmen und groß ziehen. Aber ſeine Tadelſucht mißfällt den Göttern und Jupiter läßt ihn als Sklaven feil bieten. Da will ihn Niemand

kaufen, bis Silen zwei Dreier für ihn gibt und ihn zum Treiber ſeines Eſels macht. Mit dieſen Rohheiten wechſeln dann tiefe Jammertöne ab. Die ſchmerzlichſten findet man II. 935, wo der Dichter ſich verworfen nennt, Gott anklagt, den heißeſten Wunſch hegt, nie geboren worden zu ſeyn, ſeiner Mutter vorwirft, ihn „mit Angſt zur Angſt“ geboren zu haben ꝛc.

6.

Volkslieder.

Ueber den Kunſtgedichten dürfen wir das Volkslied nicht außer Acht laſſen.

Die neuern Volkslieder, ſeit dem 16. Jahrhundert, ſind überaus verſchiedenartig. In einigen verräth ſich das ächte Volksgemüth im friſchen freien Jäger- und Soldatenton, auch in rührenden Romanzen. In den meiſten jedoch macht ſich der Bänkelſängerton mit einer kleinen Nachäfferei der Claſſiker unangenehm bemerklich. Das erkennt man am beſten aus Hoffmanns „Geſellſchaftsliedern“, die aus mehreren älteren Sammlungen und fliegenden Blättern zuſammengetragen ſind z. B. ein Lied gedruckt 1588.

Gott grüß mir du im grünen Reck
Die ſchön und allerfreundlichſt Dekk ꝛc.

ein anderes von 1593:

Ich und du
Sind die allerſchönſten zwu ꝛc.

von 1609:

Einmals Cupido lag und ſchlief
Als heimlich mein feines Lieb zulief ꝛc.

Man muß ſich übrigens hüten, gedruckte Lieder für Volkslieder zu nehmen, wenn ſie auch ſo heißen und unter ächten Volksliedern gemiſcht ſind. Seit der Druck erfunden war, eignete man vieles dem Volk an, wovon es doch keine Notiz nahm. Im Allgemeinen litt das weltliche Lied ſeit der Reformation an denſelben Fehlern, wie das geiſtliche, indem es Reflexionen ſtatt unmittelbare Gemüthsäußerungen gab, und dabei ungelenk und weitläuftig wurde.

Auch in die Weinlieder trat mit der Zeit zu viel Reflexion ein. Die geiſtloſen Sänger wußten nichts mehr zu ſagen, als: laßt uns ſingen, nun hebt zu ſingen an! oder: nun trinken wir! Dieſe troſtloſe Manier zu beſchreiben, was man thut, iſt heute noch nicht überwunden. Wir begegnen ihr ſchon in ältern Volksliedern bei Uhland Nr. 222:

So trinken wir alle
Dieſen Wein mit Schalle.

oder:

Wer hier mit mir will fröhlich ſeyn,
Das Glas will ich ihm bringen,
Wer trinken will ein guten Wein
Der muß auch mit mir ſingen ꝛc.

In Hoffmanns Geſellſchaftsliedern ein Lied von 1583:

Fröhlich zu ſeyn, iſt meine Manier
Dabei da will ich bleiben ꝛc.

Das berühmte Lied mit dem Refrain:

Nu gang mir aus den Bohnen!

bei Uhland Nr. 235 drückt recht gut die Stimmung eines Trinkers aus, der ſich einmal freuen will und alles, was ihn ſonſt geärgert, von ſich abweiſt. Doch iſt dieſes Lied zu geringen Gehalts, als daß ich glauben könnte, es ſey das nämliche, von dem man noch ſprichwörtlich ſagt: S' geht nichts über das Bohnenlied.

In den Liebesliedern hat ſich noch am beſten der alte tiefe Ton ächter Volkspoeſie bewahrt. Die Tiefe des Liebesſchmerzes iſt von keinem Kunſtdichter je ſo einfach und rührend ausgedrückt worden, wie in den Volksliedern, z. B. in einem im Wunderhorn III. 17:

Die Diſtel und die Dornen, die ſtechen alſo ſehr,
Die falſchen, falſchen Zungen aber noch vielmehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet alſo heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Eben ſo ächt volksthümlich iſt das Lied vom Tannenbaum, bei Zarnack II. 51.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ſind deine Blätter,
Du grünſt nicht nur zur Sommerzeit.

O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe,
Du ſchwurſt mir Treu in meinem Glück ꝛc.

Ein Liedchen in den Schelmenliedern eines luſtigen Malers, aber ohne Jahrzahl, aus Schwaben:

Mei Mutter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei worum ſtirb i net,
Was thu i do?

Das Lied von der Nachtigall in Ecks Volksliedern I. Nr. 25.

Nachtigall, ich hör dich ſingen,
Das Herz im Leib thut mir zerſpringen ꝛc.

Von höchſt eigenthümlichem Reiz iſt der allbekannte Schweizer Kuhreigen:

's iſch ebe — n — e Mönſch uf Erde, Simeliberg,
Und d's Vreneli ab em Guggisberg,
Und d's Simes Hans Joggeli änet dem Berg,
's iſch ebe — n — e Mönſch uf Erde,
Daß i möcht by — n — ihm ſy.

Das Lied endet traurig. Der bekümmerte Sänger ſucht tief im Thal die Mühle, die nichts als Liebe mahlt, aber mit zerbrochenem Rade, und ſtirbt er vor Kummer, ſo bittet er, ſo legt mich in das Grab.

In vielen Volksliedern, die von Mädchenverführung handeln, ſpricht ſich der derbſte Realismus aus. Der Grundgedanke iſt: das iſt der Welt Lauf. Der Verführer fühlt keine Reue, er fügt zum Raub der Unſchuld noch Raub der Kleider und rückſichtsloſen Hohn. So in dem berühmten Liede „Schürz dich, Gretlein, ſchürz dich" im Wunderhorn I. 46, zuerſt gedruckt in Eccards neuen Liedern 1589.

Aecht volksthümlicher Humor waltet in dem Paſſauer Schifferliede (Kretſchmer, Volkslieder II. Nr. 323) worin ein Schiffer auf der Donau die Mädchen vor dem Strudel warnt, den keine paſſiren könne, die nicht mehr Jungfer ſey. Alle ſteigen aus, bis auf eine:

Es kommen ihrer hundert und drei
Ueber das Feld gelaufen,
Das war ein ſehr groß Geſchrei,
Zu ſitzen auf einen Haufen.

Konnt keine über den Strudel fahren
Als ein Mädchen von achtzehn Jahren.
Sie iſt nicht ausgeſtiegen,
Iſt im Schiff geblieben.
Schwäbiſch, bayriſch Dirndl, juchhei
Muß der Schiffmann führen.

Die Melodie dazu iſt allerliebſt.

Daß dirs nicht geht wie den andern, iſt ein Refrain vieler Volkslieder, in denen die Mutter ihre vorwitzige Tochter warnt. So in Görres Volksliedern S. 190 das Lied:

Es ſollt ein Mädchen waſchen gan
Ihr Hemdlein weiß, ihr Aeuglein klar ꝛc.

Hüt dich fein, wahre dich, wiederholt ſich ebenfalls oft. Das artigſte Volkslied dieſer Art iſt das von Herder zuerſt in ſeinen Stimmen der Völker aufgenommene:

Es ſah ein Knab ein Röslein ſtehen,
Röslein auf der Haiden.
Der Knabe ſprach: ich breche dich
Röslein ſprach: ich ſteche dich
Röslein, Röslein, Röslein roth
Röslein auf der Haiden.

Bekanntlich hat Göthe ſich willkührlich dieſes alte Volkslied angeeignet.

Hieher gehören die Schnaderhüpfeln (Lieder zum Hüpfen der Schnitter), die noch itzt im bayeriſchen Gebirge immer neu geſungen und gedichtet werden. Sie ſind theils rührend klagend, theils frohlockend, theils ſpöttiſch und in ihrer Kürze von unnachahmlichem Reize. Sie kehren unter andern Namen überall in den deutſchen Alpen wieder, beſonders bei den witzigen Appenzellern und bei den gemüthlichen Tirolern und Steyermärkern. Das Alter dieſer Lieder iſt gar nicht mehr zu erkennen. Viele dürften ſehr alt und ſeit vielen Generationen geſungen ſeyn. In die in neuerer Zeit gedruckten Sammlungen hat ſich ſchon zu viel modernes Raffinement eingeſchlichen.

Aus der Pfalz in Mones Quellen 1. 163:

Was nutzt ein ſchöner Apfel,
Wenn er inwendig faul iſt?

Was nutzt mich ein ſchön Schätzl,
Wenns Herzl falſch iſt? —

Bald graſ' ich am Neckar
Bald graſ' ich am Rhein,
Bald ſchlaf ich beim Schätzl
Bald ſchlaf ich allein.

Aus des Knaben Wunderhorn III. 127:

Mein Schätzle iſt hübſch,
Aber reich iſt es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß ich nit.

Aus Tſchiſchkas und Schottkys öſterreiſchen Volksliedern S. 136:

Daß im Wald finſter iſt
Das machen d'Bam.
Daß mi mein Schatz nit mag
Das glaub i kam.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 160:

Mein Schatz iſt kein Zucker
Wie bin ich ſo ſo froh,
Sonſt hätt ich ihn geſſen,
Jetz han ich ihn no.

Sehr reich an ächter Volkspoeſie dieſer Art ſind die von E. Meier geſammelten ſchwäbiſchen Volkslieder (1855) z. B.:

Mei Schatz iſt a Weber
A Weber muß ſeyn
Er webt mir a Schürzl
Und a Blümle drein nein.

Mei Schatz iſt a Schreiner
A Schreiner muß ſeyn,
Er macht mir a Wiegle
Und a Kindle drein nein.

* * *

S' iſt no net lang, daß 's gregnet hat,
Die Bäumle tröpflet no,
I han a mol a Schätzle ghett,
I wölt, i hätt es no.

* * *

Mein Schatz halt i feſt,
Wie der Baum ſeine Aeſt,
Wie der Aepfel ſeine Kern
Drum hab ihn ſo gern.

Eines der hübſcheſten ſchwäbiſchen Volkslieder mit reizender Melodie iſt der „luſtige Bua“ (bei Erk, Volkslieder IV. Nr. 11), der ſich ſeines Putzes freut, ſeiner Strümpfle und Zwickele dran, ſeiner Schnürle und Schnalle dran, ſeiner Höſle und Weſtle dran, ſeines Wämsle und Knöpfle dran, ſeines Hütle und Bändle drauf.

Sehr nett ſind die verliebten Trutzliedchen, oft freilich etwas frivol, aber voll Natur und Leben. Ich gebe einige Beiſpiele aus Webers Deutſchland I. 497.

Geh weg von ma Fenſter,
Hör auf bei Singa,
Wenn der recht Bub wärſt,
Wärſt ſchon lang drinna.

Aus Tirol:

Bin hoch auffi gſtiegn
Frag mei Diendl ums liegn,
Und oft rädts ma zum Gſpött:
Is viel zu flohig mei Bett.

Aus Appenzell:

Und Appenzeller Meiteli
Wie macheſt du den Kes?
I thu n'a in ei Kübeli
Und druck a mit dem Füdeli,
Drum wird der Kes ſo reß.

Aechte Schelmenlieder voll Schalkheit ſind „der Tod von Baſel“ (Erk, Volkslieder I. Nr. 56), worin Einer den Tod von Baſel bittet, ihm doch ſeine verachtete Alte wieder zu bringen, da ihn die Jungen zu arg plagen. Ferner das Bettlerlied (Büſchings Volkslieder S. 61):

I und mein junges Weib
Können ſchön tanza,
Sie mit dem Bettelſack,
I mit dem Ranza.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſeyn,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß ſeyn!

Das tolle Pinzgauer Wallfahrtslied (Kretzſchmer, Volkslieder I. Nr. 135) im Tone der Litaneien, aber voller Spott und Hohn. Ein öſterreichiſches Volkslied bei Tſchiſchka und Schottky S. 60 beim Walzen zu ſingen von einem Weibe, der man ſagt, ihr Mann ſey krank und endlich, er ſey geſtorben, die aber immer forttanzt:

Is a ſchlecht,
Gſchicht am recht. —
Liegt er in Zügen
Laßtn liegen. —
Is a tod
Dreſt en Gott!

Ein luſtiges Tirolerlied in den meiſten neuen Singbüchern vorkommend:

Zu Lauterbach hab i mein Strumpf verloren ꝛc.

Darin heißt es:

Wenn i ins Zillerthal eini geh,
Leg ich mein Pluderhoſ an,
Und wenn mi mei Diendl in der Kirche ſieht,
So ſchaut ſe kein Heilgen mehr an.

Das Müllerlied (bei Erk, Volkslieder II. Nr. 16):

Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Lauf, Müller, lauf
Der hat eine Tochter und die war reich
Lauf, Müller, lauf ꝛc.

Ein Liebhaber läßt ſich in einem Sack zur Tochter tragen. — Das berühmte Kinderlied vom ausgeſchickten Jockel. Hieran reihen ſich noch viele luſtige Spottlieder, z. B. auf die Schneider (Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder, Nr. 215 f.). Ferner die phantaſtiſchen Thierlieder vom dummſtolzen Kukuk, vom Käfer auf dem Zaun, der Hochzeit macht, die jämmerliche Klage des Häslein:

Hab ein Schwänzlein, das iſt klein,
Wollt' es möchte größer ſeyn,
Wenn ich an mein Schickſal denk,
Ich mich recht von Herzen kränk.
Wenn ich dann geſchoſſen bin
Trägt man mich zur Küche hin ꝛc.

Am witzigſten das Lied von der Gans:

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? ꝛc.

worin am Schluß gefragt wird: und was trägt die Gans auf ihren Füßen? Antwort: die Jungfer Braut. Dieſe und viele andre Lieder findet man im Wunderhorn und Hoffmanns ſchleſiſchen Volksliedern, in v. Erlachs Sammlung ꝛc.

Die alten Soldatenlieder gehören zu unſern ſchönſten Volksliedern. Sowohl die fröhlichen als die traurigen haben eine Anſpruchsloſigkeit und Einfachheit, wie ſie dem ächten Soldaten geziemt. Am beſten ſind die, welche noch gar nicht reflectiren, ſondern unmittelbar etwas erzählen oder eine Stimmung des Augenblicks ausdrücken. Die Soldatenlieder verſchlechtern ſich bis zur neuern Zeit hinab in dem Grade, in dem ſich in ihnen das Bewußtſeyn oder die Anmaßung der Tapferkeit ausſpricht. Die alten guten Soldatenlieder gleich dem ruhenden Herkules renommiren nicht.

Das berühmte Soldatenlied vom Prinzen Eugenius:

Prinz Eugenius, der edle Ritter
Sollt' dem Kaiſer wiederum liefern
Stadt und Feſtung Belgarad ꝛc.

iſt ſeit dem Jahr 1717 bekannt und ging aus der öſterreichiſchen Armee in alle deutſche Heere über, ſo daß es noch jetzt allen deutſchen Soldaten geläufig iſt und auch vom Civilſtand in allen Singvereinen geſungen wird. Und mit Recht, denn in ihm iſt alles ächt deutſch, einfach, ſchlicht und ernſt, und gerade das ſpricht zum Herzen.

Aus dem Zeitalter der Reſtauration ſind viele Landsknechtlieder erhalten, aber nur in fliegenden Blättern, nicht von den Landsknechten ſelbſt erſonnen, ſondern in ihrem Namen gemacht, Parteifabrikat ohne irgend ein Kennzeichen des ächten Volksliedes. Man kann höchſtens das Spottlied auf Kaiſer Karl V.:

Es geht ein Bauernmann im Reich herum.

ausnehmen. Eben ſo wenig ſind die fliegenden Blätter des dreißigjährigen Kriegs ächte Volks- und Soldatenlieder, ſondern nur Parteifabrikat. Nur das Jammerlied:

dem Aequator ſelbſt liegenden Länder ihrer Höhe zu.[1] Der von Herodot geleugneten Schneeberge jenſeits des Wendekreiſes des Krebſes gedenkt zuerſt und allein die Adulitiſche Inſchrift. Im Neuen Continent wurde der ewige Schnee der Tropen-Region zuerſt in dem Gebirge von Citarma (**Nevados de Santa Marta**) geſehen, neun Jahr nach Columbus erſter Entdeckung, und zwar von Rodrigo de Baſtidas.[2] Dieſe Erſcheinung machte groſſes Aufſehen und Petrus Martyr de Angbiera ahnete ſchon, daß die untere Grenze des ewigen Schnees umgekehrt mit der Breite an Höhe zunehmen müſſe. Er ſpricht davon in einem Briefe an den Sohn des Grafen Tendilla, im December 1513, wie auch in dem, für den Papſt Leo X. geſchriebenen Buche[3] de rebus Oceanicis. „**Defluebat**, heißt es in letzterem, **flumen Gaira ex alto nivali monte, quo altiorem nemo ex ducis Roderici (Bastidae) comitibus ajebat se vidisse unquam. Nequo aliter putandum est, si nivibus albescebat in ea regione, quae intra decimum gradum distat ab aequinoctiali linea.**“ Für die ſo mangelhafte Geſchichte der phyſiſchen Erdbeſchreibung war es nicht ganz unwichtig, die von mir aufgefundenen zwei älteſten Erwähnungen der Schneeregion zwiſchen den Wendekreiſen, im alten und neuen Welttheile, hier beiläufig zu berühren.

Die Hochebenen, welche den ſteilen Abfall einer Gebirgskette unterbrechen und den Menſchen die Bewohnbarkeit der Erdfläche gleichſam erweitern, können in ihrer Stufenfolge allerdings dazu beitragen, das ſelbſt für die Refraction in kleinen Winkeln ſo wichtige Geſetz der Wärmeabnahme zu berichtigen, aber man darf nicht vergeſſen, daß alle Hochebenen ihr eigenes Klima haben, daß ſie auf die Abſorption und die Strahlung der empfangenen Wärme anders wirken, als der Abhang einer Kette. Unmittelbare Beobachtungen[4] haben mich gelehrt, daß in Hochebenen von einigen

---

[1] **Lib. II. pag. 27.**

[2] **Erwieſen in dem Prozeß gegen die Erben des Admirals S. Navarrete, Col. de los Viages T. III. pag. 34 und 592.**

[3] **Oceanica** ed. Colon. (1574) **Dec. II. lib. 2. p. 149. Dec. III. lib. 3. pag. 238. Anghiera, Opus Epist. (ed. Amstel. 1670.) pag. 291. pag. 532.**

[4] **Mem. d'Arcueil T. III. pag. 592 und meine Fragmens asiatiques T. III. pag. 585 — 589.**

Der Schwed iſt kommen
Hat alles weggenommen ꝛc.

hat den Charakter des wahren Volksliedes. Das Lied „fleuch, Tilly, fleuch“ drückt helle Siegesfreude aus, ſcheint mir aber doch gemacht. Das iſt noch weit mehr der Fall bei den Liedern zu Ehren Guſtav Adolphs, vor der Belagerung Stralſunds, Dreifachs ꝛc. Vgl. Soltaus hiſtoriſche Volkslieder, 1836. Alles ſteifes zweckvolles Gereime ohne den lebendigen Hauch der Volksſprache.

Es gibt eine Gattung Soldatenlieder ſeit dem dreißigjährigen Kriege, in denen ſich ein gar männliches Bewußtſeyn feſt und ehrlich ausſpricht, wenn gleich ſchon mit zu viel ſelbſtgenügſamer Breite z. B. das berühmte Lied Zinkgrefs.

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein, ew'r Leben unverdroſſen ꝛc.

Hieher gehört auch Morhofs:

Kein ſelger Tod iſt in der Welt,
Als wer vorm Feind erſchlagen
Auf grüner Haid, in weitem Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen ꝛc.

In dem Huſarenlied des Wunderhorn I. 43 herrſcht ſchon zu viel moderne Reflexion: „Es iſt nichts Luſtigers auf der Welt Als wir Huſaren in dem Feld“ das iſt ſchon nicht mehr ächt. Der Huſar ſoll luſtig ſeyn, aber nicht ſagen, er ſey es.

In einem ältern Soldatenlied ruft der geſpenſtiſche Trommler durch Trommelſchlag ſeine todten Kameraden aus den Gräbern und ſie ſtellen ſich in Reih und Glied vor dem Fenſter ſeiner Geliebten auf. Hauff, altdeutſche Blätter II. 179.

Viele romanzenartige Volkslieder ſtammen aus der rauhen Kriegszeit des 17. Jahrhunderts. So das Lied von den Mordeltern:

Eines Wirths Sohn kommt von langer Wanderung heim, will ſich den Eltern erſt am andern Morgen zu erkennen geben, wird aber noch in der Nacht, weil ſie ihn für einen reichen Fremden halten, erſchlagen und beraubt. Volkslied bei Meinert 210. Wunderhorn II. 197. Erlach IV. 117. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder, Nr. 34. 35. Alſatia 1851 S. 58. In Vogels Leipziger Annalen S. 367 wird die Geſchichte von einem Schenkwirth

in Leipzig unter dem Jahr 1618 erzählt. In Löschlins Beiträge zur Geschichte Danzigs III. 64 und Karls Danziger Sagen II. 1, von einem Wirth in Danzig. Auch in einem nicht mehr erhaltenen Dithmarſiſchen Volkslied ſiehe Müllenhoff, holſteiniſche Sagen S. 534. Happel rel. cur. S. 351 kennt den Vorfall auch als hiſtoriſch, nennt aber den Ort nicht.

Die Kindsmörderin, Volkslied vom Jahr 1615 in Reichardts muſikal. Zeitung 1806. Nr 10. S. 40 Talvj, Volkslieder S. 423.

Das ſchöne Nanerl wird zur Hinrichtung geführt, klagt über Joſeph, der ſie in dies Unglück gebracht, freut ſich aber auf den Tod, um zu ihrem Kinde zu kommen. Ein Fähnrich bringt Pardon, aber zu ſpät, ſie iſt ſchon todt. Dieſes natürliche und rührende Volkslied hat Schiller in ſeinem bekannten Gedichte im widrigen Schwulſt überſetzt und des altvolksthümlichen Reizes entkleidet. Eine nicht ſehr poetiſche Abänderung in mehreren deutſchen Volksliedern iſt, daß die Kindesmörderin vom Teufel geholt wird. Meinert 164. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder Nr. 31. 32.

Das Lied von des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Wunderhorn II. 222) iſt eben ſo ſchaurig. Die Verführte hat ihr Kind ermordet und wird gerädert.

In viele Volkslieder ſpielt auch das Geſpenſterweſen der Zeit hinein. Von dieſer Art war das verlorene Lied, welchem Bürgers berühmte Leonore zu Grunde liegt. So auch das Lied vom todten Bräutigam.

Eine Braut wurde bei Nacht durch Klopfen an ihr Fenſter geweckt. Ein Liebhaber bat um Einlaß. Sie erwiederte, ſie ſey ſchon verſprochen und liebe nur ihren Bräutigam. Da ſagte er: ich bin es ja ſelbſt. Sie öffnete das Fenſter und ſah einen Todten vor ſich. Unwillkürlich ſchauderte ſie vor dem Grabgeruch zurück. Er aber faßte ihre Hand und ſagte: wecke Vater und Mutter, ſchmücke dich mit dem Brautkranz und folge mir, denn du ſollſt ihn bis in den Himmel tragen. Meinert, Volkslieder des Kuhländchens I. 3.

Das Volkslied vom Grabhemd:

Eine Wittwe nahm einen zweiten Mann, der ſie hart hielt und weinte um den erſten. Da kam einmal der zweite zu des erſten Grab und dieſer rief ihm zu, er ſolle die Frau auffordern, ihm ein neues Grabhemd zu ſchicken, weil das, was er anhabe, von ihren Thränen ganz naß geworden ſey. Der zweite Mann richtete es aus, die Frau brachte das Hemd zum Grabe, wurde aber zu dem Todten hineingezogen und kam nicht wieder. Kuhländchenlieder Nr. 1.

7.

Lehrgedichte und weltliche Satiren.

Die Lehrgedichte ſeit dem 15. Jahrhundert nahmen viel antiken Geiſt und Stoff in ſich auf und ſeit der Reformation viele kirchliche Polemik.

Das älteſte Vorbild der Renaiſſancedidaktik iſt das 1386 von Otto von Paſſau verfaßte Buch „die 24 Alten oder der güldene Thron", eine Ueberſicht aller chriſtlichen Tugenden, die aber ſchon durch Beiſpiele aus den alten Heiden und claſſiſchen Citaten erläutert werden.

Albrecht von Eybe, Domherr in Bamberg und Eichſtädt, ſchrieb ein Eheſtandsbuch, gedruckt Nürnberg 1472 bei ſeinem Leben. Obgleich katholiſcher Geiſtlicher ſpricht er doch als ein Kundiger von der Ehe und ertheilt darüber die beſten Rathſchläge, wobei er auch Scherze und kleine Geſchichtchen einmiſcht. Auch ſchrieb er eine lateiniſche margarita poetica, Norimb. 1472, Sammlung von Sentenzen und ſchönen Stellen, und einen „Spiegel der Sitten", dabei zwei Comödien Plauti, Augsb. 1511. — Ingold ſchrieb ein „güldin ſpil" Augsb. 1472, worin in ſieben Spielen die ſieben Hauptlaſter beſtraft werden. — In Köln erſchien ein Buch de nativitate et moribus Antichristi, ohne Jahrzahl, aber noch im 15. Jahrhundert.

Der Hörſelberg, eine Handſchrift in Jena, (von der Hagen, Germania II. 346 f.) ſchildert die Unterwelt, die nach einem alten Volksglauben im Innern des Hörſelberges (in den man die armen Seelen ſtürzen hört) bei Eiſenach ſeyn ſoll. Aber obgleich deutſch und auf deutſche Sage gegründet, bewegt ſich das Gedicht ſchon nach des Erasmus Beiſpiel in antiken, namentlich lucianiſchen Erinnerungen. Merkur unterhält ſich mit Charon, der die Todten aus Deutſchland über den Styx führt, und frägt ſie ſelber aus, woher ſie kämen, was ſie ſind. Da wird viel geſpottet. Im Hintergrunde werden die Sünder nach Rang und Stand verſchiedenartig gepeinigt, was an die Bilder von Höllenbreughel erinnert. Zuletzt kommt Agrippa ohne ſeinen ſchwarzen Hund, mit dem er auf Erden ſo viele Wunder that, Dr. Fauſt, der gebrand-

markt wird, der Berliner Alchymiſt Thurneiſen, dem man die Ohren abſchneidet ꝛc. Alles leicht hingeworfener Spaß ohne eine tiefere Idee.

Albertanus ſchrieb „von Verleidung der Liebe“, enthalten im Andreae Buch Ovidii, die Liebe zu erwerben, Augsb. 1482., Straßb. 1484 fol. auch handſchriftlich in Wien, Serapeum VII. 62. Es lehrt, wie man Liebe meiden und ausrotten ſolle, mit fünfzehn Gründen, und enthält dann ein Verzeichniß weiblicher Laſter und Unarten. — Ausgezeichnet war das 1510 gedruckte Buch liber vagatorum mit ſehr guten Schilderungen von Bettlern, jenes Proletariates, welches im Bund des armen Konrad und im Bauernkriege eine traurige Verühmtheit erlangte. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 231 f.

Einer der ausgezeichnetſten Proſaiſten der Reformation war Sebaſtian Frank von Donauwörth († 1545), den Herman Biſchof 1857 zum erſtenmal in einem eigenen Buche gehörig gewürdigt hat als den erſten, der die Weltgeſchichte großartig auffaßte und mit ſeinem Geiſt über den Parteien der Zeit ſtand, weshalb er von allen mißachtet wurde. Da er kein Dichter war, begnüge ich mich mit dieſer kurzen Erwähnung.

Merkwürdig erſcheint Anton Schorus, Profeſſor in Heidelberg († 1552), der daſelbſt eine Comödie von der Religion aufführen ließ:

> Die Religion ſucht vergebens Herberge bei den Großen und wird nur von den Geringen und Armen liebreich aufgenommen.

Das nahmen die Großen ſo übel, daß Schorus vor dem Zorn des Pfälzer Kurfürſten flüchten mußte. Vgl. Bayle dict. s. v. Schorus.

Georg Wickram von Kolmar, deſſen Goldfaden wir ſchon kennen (I. 402), bearbeitete fremde Stoffe in einer überaus harten Proſa. Seine eigenen Erfindungen ſind überall zweifelhaft, da er eben ſo gewiſſen- als geſchmacklos war. In den „ſieben Hauptlaſtern“ (1538) iſt er Moraliſt, im „Rollwagen“, einer Sammlung von Schwänken, ein wahres Schwein, im „irre reitenden Pilger“ ſpottet er über die katholiſchen Wallfahrten und in einer Bearbeitung der Murner'ſchen Narrenbeſchwörung über Luther. Sein Geiſtesverwandter Fiſchart, obgleich viel entſchiedener in der Partei, lobt ihn doch der Grobheit ſeines „weltlichen Loosbuchs“ wegen. Die beſten Arbeiten Wickrams, aber ſchwerlich ſeine Erfindung, ſind außer dem Goldfaden noch „der unbeſonnenen Jugend Arzneiſpiegel“ und „der jungen Knaben Spiegel“, beides moraliſche Stoffe. Eigen

ſcheint ihm das Buch „von guten und böſen Nachbarn“. Hier nämlich ſtellt er einen aus dem Bauernſtand Emporgekommenen einem aus dem Adelſtand Herabgeſunkenen gegenüber. Das entſpricht ganz dem groben Weſen Wickrams und dem revolutionären Geiſt in Oberdeutſchland zu ſeiner Zeit. Wir haben hier unſern älteſten demokratiſchen Roman vor uns. — Wickrams treuer Eckhardt iſt nichts als ein wechſelnder Dialog Eckharts mit einem Kinde, Vater, Pfaffen, Edelmann, Handwerker ꝛc. etwa in der Art der Todtentänze, in den härteſten Knittelverſen.

Barth. Ringwald, luth. Pfarrer in der Mark Brandenburg, ſchrieb 1589 unter dem Titel „die lautere Wahrheit“, eine poet. Vergleichung zwiſchen dem Chriſten und dem Soldaten, nicht ohne heroiſche Anwandlungen, und 1598 den „treuen Eckhart“, den er eine Reiſe durch Himmel und Hölle machen läßt, was ihm Anlaß gibt, mit der ihm eigenen Wärme die Wonnen des erſteren und die Martern der letztern auszumalen. Bei dieſem Dichter war der Geiſt willig, aber das Fleiſch ſchwach. Er konnte ſich nicht über die Härten und Gemeinheiten der Sprache erheben. Er ſchrieb auch viele geiſtliche Lieder, eine Vergleichung des h. Eheſtandes mit der h. Dreieinigkeit 1588, eine Anweiſung für junge Geſellen zum Eheſtand ꝛc. Näheres über ihn in Hoffmanns Spenden II. 17.

Ein älterer Johann Clajus (Klay) ſchrieb 1586 eine Altkumeſtika oder die Kunſt, aus Miſt Gold zu machen, zur Verſpottung der Alchymiſten, indem er den vernünftigen Gedanken vertheidigte, wer den Acker baue, dem wachſe wahres Gold, die Goldkocherei laſſe alles nur im Rauch aufgehen.

Hans Rudolf Räbmann ſchrieb zu Bern 1606 ein „poetiſches Gaſtmahl und Geſpräch zweier Berge“, nämlich des Niſen- und Schreckhorn über dem Thuner See, die ſich von ſich ſelbſt, von der Natur der Berge, dem Nutzen des Bergwerkes ꝛc. unterhalten, ein rohes Vorbild für Hallers Alpen.

Math. Holzwart aus dem Elſaß ſchrieb 1568 in Folio einen Luſtgarten deutſcher Poeterei, worin er die alte Mythologie weitläufig erklärte, dazu lehrhafte Sinnbilder. Caſpar Bach ſchrieb 1626 einen „deutſchen Phönix“, voll religiöſer und moraliſcher Gedanken in rauhen Verſen. Chriſtian Hoffmann gab 1659 eine Bergprobe oder goldenen

Esel heraus, worin er das Bergwerk Reichenstein in Schlesien, das Bergwesen überhaupt und den Ursprung der Metalle nach den Begriffen der Zeit in Alexandrinern beschrieb.

An die alchymistische Allegorie des Val. Andreä reiht sich ein conjugium Phœbi et Palladis des Knorr von Rosenroth (1677), worin bewiesen werden soll, daß aus der Vermischung unedler Metalle keine edle hervorgehen können.

Jakob Vogel, ein Bader aus Württemberg, ließ sich zu Stößen an der Saale nieder, wo er im Anfang des 17. Jahrhunderts durch seine Rodomontaden und zahlreichen Schriften ungemeines Aufsehen erregte und während er einerseits an den kursächsischen Hof berufen und feierlich zum Poeten gekrönt wurde, anderseits als unleidlicher Schwätzer von seinem Beruf und Wohnsitz den Namen empfing, der sprichwörtlich geblieben im Salbader. Er war ein Autodidakt und stellte sich keck allen Gelehrten gegenüber. Wie er in seinem poetischen Adler 1623 sich selbst mit dem königlichen Adler vergleicht, der über Länder und Meere fliege, so hofmeistert er in seinen Wanderregeln 1619 als ein zweiter Nornagest, als viel erfahrener Wanderer alle Stände und Confessionen. Im ersten Theil dieses merkwürdigen Buches läßt er einen Richter und Pfarrer streiten, als Vertreter der Theologie und Jurisprudenz und fährt dann mit seinem allen überlegenen praktischen Verstande zwischen sie. Im zweiten Theile läßt er Heiden, Türken, Juden, Calvinisten die Revue passiren und mustert sie abermals alle. Das Buch ist in rauhen Knittelversen geschrieben, enthält aber mancherlei hübsche Erzählungen z. B. von der Regung des Gewissens eine Menge Fälle:

Eh auch in Wien der festen Stadt,
Ein Beckengesell ermordet hat
Meister und Frau, sampt dem Gesind,
Lag auch in der Wiegn ein kleins Kind,
Das bath, ach Paul, laß mich doch lebn,
Ich wil dir all mein Decken gebn.
Da solcher Mörder wurd gespieß,
Schrey er, mit Nichten die Marter ist
So groß, als nur des Kindes Wort,
(Und wurd doch nicht von mir erhört)

Die ſchneiden mir durch Mark und Bein,
Zermartern mir das Hertze mein,
So grewlich als der Hellenpein.

Friedrich Taubmann, Profeſſor in Wittenberg und wegen ſeiner guten Einfälle ein Liebling des ſächſiſchen Kurfürſten Chriſtian II. († 1613), ſchrieb nicht nur lateiniſche Gedichte, die wir oben ſchon erwähnt haben, ſondern lieferte auch den Stoff zu dem Buch die Taubmanniana, Frankfurt und Leipzig 1707, worin alle Schwänke von ihm geſammelt ſind. Vgl. über ihn noch Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 288. Hier einige Proben:

Taubmann frug einmal an der Kurfürſtlichen Tafel den Cardinal Gieſel, ob er wohl wiſſe, wo Gott nicht ſey? der Cardinal meinte, in der Hölle. Nein, ſagte Taubmann, in Rom, denn da hat er ſeinen Statthalter. In dieſem einzigen Cardinal ſagte Taubmann, ſtecken 150 (CL) Giel. — Einmal fuhren die Hofdamen im Garten zu Dresden auf einem Kahn, da ſchrie er ihnen vom Ufer zu, der Kahn werde ſinken, weil er ſo viele Löcher habe, und erſchrocken ſprangen ſie heraus. Die Hofdamen rächten ſich, indem ſie ihm bei Tiſch leere Teller vorſetzten. Da nagelte er einen Sack mit Kienruß in die Commodité, und ſämmtliche Damen puderten ſich, ohne es anfangs zu merken. Zur Rache wollten ihm die Damen den langen Bart abſcheeren laſſen und der Kurfürſt bewilligte es, Taubmann aber bewog den Kurfürſten, zugleich alle Herrn an ſeinem Hofe mitſcheeren zu laſſen, ſammelte alle abgeſcherene Bärte, ließ einen Sattel davon ſtopfen und verehrte den Sattel dem Kurfürſten. — Einmal reiste Taubmann von Wittenberg nach Dresden im harten Winter und ſtellte ſich in des Kurfürſten Zimmer, ohne ein Wort zu ſagen, an den Ofen. Gefragt, warum? ſagte er, er habe ſich nur ein wenig wärmen wollen; da ſchickte ihm der Kurfürſt Holz. — Taubmann hatte alle Fenſter; um neue zu bekommen, lief er in einer dunkeln Winternacht auf die Straße, miſchte ſich unter die betrunkenen Studenten und reizte ſie, dem alten Taubmann die Fenſter einzuwerfen, merkte ſich aber die, welche es gethan, und ließ ſich von ihnen die neuen Fenſter bezahlen. Taubmann war beim Kurfürſten in Ungnade und die Hunde ſollten auf ihn gehetzt werden, wenn er wieder nach Hofe käme. Da nahm er drei lebendige Haſen unter den Mantel, ging nach Hofe und ließ im Schloßhof, dann im Schloß, endlich noch im kurfürſtlichen Zimmer je einen Haſen ſpringen, denen alle Hunde nachliefen, ſo daß er freien Eintritt bekam. — Der Kurfürſt ließ ihm bei Tiſch keinen Löffel geben und ſagte: ein Schelm, wer nicht ſuppt. Da machte ſich Taubmann einen Löffel von Brodrinde, ſuppte und rief: ein Schelm, wer ſeinen Löffel nicht mit ißt. — Die Kurfürſtin wollte einmal Taubmanns Frau ſehen. Da ſagte er ihr, ſeine Frau ſey taub und bat ſie, etwas laut mit ihr zu

reden. Seiner Frau sagte er das nämliche von der Kurfürstin, und nun schrieen sich die beiden Frauen überlaut an.

Aegidius Albertinus, des berühmten Herzogs Maximilian I. von Bayern zur Zeit des 30jährigen Kriegs Hof- und Geistlichen Rathes secretarius, schrieb eine Menge allegorischer und didaktischer Schriften im damals herrschenden spanischen Geschmack, ohne eigenen Geist, roh und gefühllos, wie es im Parteiwesen jener Kampfzeit lag. Das Titelkupfer zu seinem 1618 gedruckten Hirnschleifer zeigt drei Schleifer, welche Menschenköpfe auf dem Stein abschleifen. Dieses grausame Bild soll aber nur den schlechten Witz ausdrücken, daß der Verfasser mittelst seines lehrreichen Buches seinen Lesern den Kopf läutern wolle. Der Inhalt des Buches besteht aus höchst langweiligen durch Discurse erläuterten Allegorien. Eben so roh sind desselben Verfassers de conviviis (1598), Narrenbatz oder Lucifers Königreich (1617). Seine Phantasie sucht die ärgsten Extreme des Possenhaften und Gräßlichen in Narren und Teufeln, und doch fehlt ihm jede Spur von Humor, und langweilt er überall nur durch moralisirende Discurse. Lucifers Reich ist nach dem Vorgang des Narrenschiffs von Brant behandelt, eine Statistik der Hölle mit Abtheilungen für alle Arten von Verdammten.

Mehr lehrhaft, predigtartig und langweilig als witzig sind auch die vielen andern Ermahnungs- und Erzürnungsschriften, welche die Laster der Zeit als Teufel auffassen. In dem zu Frankfurt a. M. 1587 gedruckten theatrum diabolorum sind viele Schriften der Art gesammelt. Theil I. Des Fabricius heiliger und gelehrter Teufel, des Milichius Zauberteufel, des Daulen von Fürstenberg Tanzteufel, Glasers Gesindteufel, Spangenbergs Jagd- und Saufteufel, des Musculus Eheteufel, Hoppenrods Hurenteufel, Blankenbergs Geizteufel, des Milichius Schrapteufel (d. i. Finanzteufel), Westphals Faulteufel. Theil II. Westphals und Spangenbergs Hoffahrtsteufel, eines Ungenannten (Musculus) „zuluderter, Zucht- Ehrerwegener, pludrichter Hosenteufel", Elsterbergs Kielderteufel, Rhodes Neidteufel, Freys Schmeichelteufel, Marstallers „Pfarr und Pfründen Beschneidteufel", Seligs melancholischer Teufel, Portas Lügen- und Lästerteufel, Papes Bettelteufel, des Georg am Wald Gerichtsteufel, Schütz Sakramentsteufel, eigentlich Theologieteufel (eine streng lutherische Schrift gegen die Anfechter der lutherischen Lehre in Betreff

des Abendmahls), eines Ungenannten Spielteufel, des Chryſius Hofteufel (eine Comödie, in welcher Daniel unter der Intrigue am perſiſchen Hofe dargeſtellt iſt), Stracks Peſtilenzteufel, Fabri Sabbathsteufel (gegen die Sabbathſchänder), Obenhins Schwör- und Eidteufel, Brants Bauchſageteufel. — Dazu geſellen ſich noch des Hayneccius Schulteufel (1603), Ammerbachs Vielfraß, des Teufels Leibpferd (1664), Hartmanns Tanz-Sauf- und Fuchsſchwanzteufel (1677—1679), Michael Frunds Alamodeteufel (gegen die Kleiderpracht 1682); Weldiers neun Prieſterteufel (von Jammer und Elend der armen Dorfpfarrer) ohne Jahrzahl, aber aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Dazu deſſen „ſieben böſe Geiſter der Dorfſchulmeiſter".

Veridor von Stackdorn ſchrieb 1664 zu Leipzig einen barbatos oder Teufel von Uneinigkeit und einen Eligor und Permalfar, Soldaten- und Verzweiflungsteufel, worin er die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs recapitulirt und entſetzliche Schilderungen von den Volksmartern macht. Er fügt noch Belfry, den Goldmacherteufel, hinzu. Alles treu im Charakter der Zeit, aber geiſtlos behandelt.

Friedrich Dedekind, Paſtor in Lüneburg († 1598), ſchrieb die latein. Satire Grobianus, Frankfurt 1549, welche von Scheyd (Worms 1551) von Wendel Hellbach (1572) und von Scherff (Brieg 1640) in deutſche Knittelverſe übertragen wurde.

Der Grobianus iſt ein Spiegel der Rohheit und verwilderten Sitte ſeiner Zeit. Nur waren die Höfe und der Adel roher. Die rohen Paſſionen (Sauſen, Jagen, Huren) ſtanden in der üppigſten Blüthe. Die frühere Kraft war noch nicht ſo abgeſchwächt, daß nicht in allen Ausſchweifungen die furchtbarſte Unmäßigkeit hätte walten ſollen. Es wurde Ehrenſache, das Sauſen ꝛc. am längſten aushalten zu können. Die niedern Stände, ſelbſt die Bauern, ahmten den höheren nach. Dedekind ſpottet über die modiſchen Kleider, in denen auch der Bauer zu prunken trachte. Von dieſer allgemeinen Völlerei und à la mode Schweinerei entwirft nun Dedekind ein humoriſtiſches Spiegelbild, indem er ironiſch dazu anmahnt und Lehren ertheilt, wie man es machen ſoll, um in dieſer Beziehung ganz auf der Höhe der Zeit und des guten Geſchmacks zu ſeyn. Die Anweiſungen beziehen ſich hauptſächlich auf die guten Tiſchſitten und das Hauptthema iſt „grölzen, farzen und ſpeien". Wenn der Gaſt toll und voll iſt, wie eine geſullte Taube, dann ſoll er ſich ungenirt vor den Gäſten ſeines Ueberfluſſes wieder entledigen, ſoll den Frauenzimmern die unflätigſten Dinge ſagen und anthun, ſoll, wenn ihn der Schlaf übermannt,

auf dem Tiſch oder unter dem Tiſch liegen bleiben ꝛc. Hier eine kleine Probe aus Buch II. Cap. 2 der erſten Ueberſetzung, wo von den Hunden die Rede iſt, welche die Gäſte mit zu Tiſch bringen ſollten:

Dann ſtreichele ihn und ſang ihm Flöh
Und ſprich: das thät meim Hündlein weh.
Die Knutſch davon auf dem Deller do
Des ſind die Geſt beſonder fro.
Dann gib ihm einen groben Namen ꝛc.
Das man zu lachen überkumm.
Dann laß dich in das Angeſicht lecken,
Auch laß ihn laufen auf dem Tiſch,
Daß er ſeine Nahrung da erwiſch ꝛc.

Im 4. Capitel deſſelben Buchs wird eine wüſte Geſchichte erzählt von Einem, der bei einer Hochzeit ein Huhn tranchiren ſollte. Es rutſcht ihm aus der Schüſſel und fällt unter den Tiſch, er buckt ſich darnach und läßt einen großen Wind gehen. Er ſteht auf und reißt das Tiſchtuch mit allen Tellern und Gläſern herunter. Den Schluß bezeichnet das Sprichwort: wenn die Säue voll ſind, werfen ſie den Trog um. Auch noch im Bette darf die Gochonerie nicht aufhören.

Des Hamburger Delius lateiniſches Gedicht de arte jocandi (Gheri delit. II. 1150 f.) iſt ein ziemlich langweiliges Lehrgedicht über die Gränzen des erlaubten Scherzes, voll claſſiſcher Reminiscenzen, aber ohne urſprünglichen deutſchen Humor.

Daniel Wülffer gab 1656 zu Nürnberg ein „vertheidigtes Gottesgeſchick und vernichtetes Heidenglück" mit vielen Kupfern heraus, worin er in lauter Sinnbildern und Parabeln chriſtliche Weisheit dem heidniſchen Fatalismus entgegenſetzte, meiſt in Proſa, zuweilen aber auch in Verſen, die ihn als einen geſchickten Pegnitzſchäfer verrathen, z. B.

Die begrünte Luſt der Erden lockte mich ins Feld hinaus.
Ich ſpazirte auf und nieder,
Wo der Pegnitz Hirtenbrüder
Ihre krauſen Schäflein weiden nächſt der Nymphe Waſſerhaus.
Ich kam zu dem Wäldlein dort, wo die rothen Kirſchen hangen
Und beſurpern manchen Aſt.

Dort fand der Dichter einen Knaben, den nach den rothen Kirſchen gelüſtete und den er mitleidig auf den Baum hob. Kaum aber war er droben, ſo brach der Aſt und der Dichter erkannte, daß es auch ein

Quadratmeilen Oberfläche die mittlere Jahrestemperatur [1] zwischen 1°,5. bis 2°,3. höher ist, als an dem ununterbrochenen Berggehänge. Ja, in einem und demselben Plateau sind die Punkte, welche am Rande liegen, wie Boussingault sehr richtig bemerkt hat, schon bisweilen um 1°2, kälter, als die Mitte. Herabsteigende Luftströme, welche die Gestalt des Abhanges und seine Stellung zu der Richtung der herrschenden Winde veranlassen, tragen zu diesem Unterschiede bei; sie werden dem Ackerbau schädlich, besonders der Cultur europäischer Cerealien und des Mayses; ja in Hochebenen, die, wie die peruanischen Felder um Caramarca, über 7800 Fuß hoch liegen, wird das Erfrieren durch nächtliche Strahlung des Bodens gegen einen heiteren, dunstfreien Himmel, durch den Einfluß unbewegter und überaus dünner Luftschichten vermehrt. Aber außer diesen allgemeinen, von der absoluten Höhe abhängenden Verhältnissen ist das individuelle, locale Klima der Bergebenen durch ihren Vegetationszustand, durch die Gestalt der umgebenden nächsten Felsmassen, ihre Verkettung und Farbe, durch den periodischen Gang der Störungen im electrischen Gleichgewicht der Atmosphäre bedingt. Jene kleinen Tafelländer sind nicht sowohl Inseln im freien Luftmeere, sie sind vielmehr Ebenen, die am Fuße mächtiger Felsenwände, gleichsam schroffer, mannigfach geformter Vorgebirge, hingestreckt liegen. Numerische Resultate der mittleren Tag- und Nachttemperaturen geben, bei dem verwickelten Gange der meteorologischen Prozesse, allein kein treues Bild der localen Klimate. Auch von der Seite bietet, in der glücklichen Tropenzone, die kleinste Raumfläche die höchstmöglichste Mannigfaltigkeit von Naturerscheinungen dar, sey es in den meteorisch vorübergehenden, oder in den durch innere Entwickelung sich ewig erneuernden des organischen Lebens.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen will ich bei einer einzelnen Hochebene von mittlerer Höhe verweilen, und aus meinem noch ungedruckten Tagebuche einiges über die Bewohnbarkeit, die Vegetation und die geognostischen Schichtungsverhältnisse derselben zusammenstellen. Das Plateau, Llanura de Bogota, nach den alten Mythen der Ureinwohner der Boden eines ausgetrockneten

---

[1] In diesem Aufsatze sind alle Temperaturangaben nach dem hunderttheiligen Thermometer, alle Fuße in altem Pariser Maaße. Die Meilen sind geographische, deren 15 auf einen Aequatorialgrad gehen.

falſches Mitleid, eine ſchädliche Hülfeleiſtung gebe. Von ſo ſimiger Art iſt vieles bei Wülffer, den man bisher gar nicht beachtet hat.

Wahrmunds „nagelneue Bauren-Anatomia“ von 1674 ſchildert in Proſa die Grobheit, Rohheit, Dummheit, Zähigkeit, Boshheit ꝛc. der Bauern, mit Uebertreibung, ohne Anerkennung der guten Seiten des deutſchen Bauers, und ohne Witz.

Einen ſehr übertriebenen Ruhm genoß und genießt noch Moſcherosch, eigentlich Johann Michael Muſenrosch von Weilſtädt, Präſident in Hanau († 1669), Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen Philander von Sittewald. Derſelbe gab 1650 in Straßburg „Wunderliche und wahrhafte Geſichte“ heraus, nur eine Umſchreibung der Suennos oder Visions des Quevedo (wie Fiſchart den Rabelais bearbeitete). Den Namen Moſcherosch gab er ſich vom griechiſchen μόσχος Kalb und dem hebräiſchen ראש Kopf. Es gibt eine unächte von fremder Hand vermehrte Ausgabe, Leyden, von 1646 datirt.

Das Buch enthält eigentlich nicht Satire, ſondern nur Sittenſchilderungen, die oft grell genug ſind, aber immer auf langweilige Allegorie und Moral hinauslaufen und auf unerträgliche Weiſe mit lateiniſch-franzöſiſchen Verſen, fremder Gelehrſamkeit und Citaten durchflochten ſind. Das Ganze iſt in einzelne Träume eingetheilt, die aber nichts ächt Traumhaftes haben, ſondern nur Spiegelbilder der verdorbenen Sitten einzelner Stände, z. B. der Gelehrten, der Soldaten, der Hofleute ꝛc. ſind und zur Sünde gleich Tod und Hölle hinzufügen. Aber weder „das Todtenheer“, noch die Höllenkinder haben etwas ſo Maleriſches und Eindringliches wie Dantes Hölle; alles läuft auf ein Einregiſtriren und Rubriciren hinaus, wie das Einpacken wohl aſſortirter Narren bei Brant.

In dieſer häßlichen und noch dazu fremden Manier wurde noch viel gedichtet. Die ganze Verwilderung des dreißigjährigen Kriegs, die Luſt am Rohen und Gräßlichen culminirt hier.

Kindermann (Curandor) ahmte Moſcherosch in den Viſionen ſeines „Schriftenteufel“ 1661 und in ſeinen neuen Geſichten 1673 nach. Auf dem Titelkupfer zum erſteren werden einem nackten Weib vom Teufel die Bruſtwärzchen abgezwickt. Das iſt die Art von Kitzelung, die durch das ganze Buch geht. Der Dichter ſchwimmt in Schilderungen der Hölle

luſtig, wie in einem warmen Bade. Das Ganze wird aber durch moraliſche Betrachtungen abgeſchwächt und langweilig. Deſſelben Kindermanns „böſe Sieben“ von 1662 iſt gegen die Weiber gerichtet und äußerſt roh, das „Buch der Redlichen“ 1664 enthält nur gemeine Gelegenheitsgedichte. Sein Loblied auf das Zerbſter Bier 1658 und ſeine unglückſelige Riſette 1660 habe ich nicht einſehen können.

Auch Chriſtian Weiſe, der hauptſächlich als Schauſpieldichter ausgezeichnete Rector in Zittau, wandelt, wo er nicht Dramatiker iſt, auf dem Wege des Moſcherosch und Seb. Brant, indem er Laſter und Narrheiten claſſificirt. So in den drei Hauptverderbern, den drei klügſten Leuten der Welt und den drei Erznarren.

Unter den drei Hauptverderbern (1673) verſteht Weiſe die Verderber des deutſchen Volks und zwar 1) die wachſende religiöſe Gleichgültigkeit und Gottentfremdung. 2) die claſſiſche, weſentlich heidniſche Bildung und Gelehrſamkeit, 3) die ausländiſche Mode. Etwas ſeltſam erſcheint, daß der alte heidniſche Wendenkönig Miſtevoi, den die ſtolzen Sachſen einmal einen Hund genannt hatten, jetzt noch als Geiſt aus Rache jene Verderber ins deutſche Volk hetzt. Im Uebrigen hat der Dichter mit ſeiner Auffaſſung deſſen, was Deutſchland in jener Zeit am meiſten ſchadete, völlig Recht.

Die drei klügſten Leute in der ganzen Welt, mehr romanhafte Erzählung (1691). Ein gewiſſer Florindo hält ſeine Gemahlin Sylvia für untreu, weil er geſehen, wie ſie im Garten einen jungen Herrn geküßt hat, (er wußte nicht, daß es ihr Bruder war). Voll Unmuth verläßt er ſie, findet Geſellſchafter und ſie machen aus, die drei klügſten Leute in der Welt zu ſuchen. Allein es geht ihnen ſchlecht. Sie werden von Räubern überfallen und ausgeplündert. Die Räuber haben auch ein Briefſelleiſen erbrochen, welches die Reiſenden nunmehr zu leſen bekommen. Eine lange Reihe von charakteriſtiſchen Briefen (ohne Geiſt). Neben den Briefen finden ſie auch Manuſcript eines Geſprächs zwiſchen König Ludwig XIII. und Monseignour ſeinem Bruder. — Unterdeß trauern die von den Reiſenden verlaſſenen Frauen, vor allen Sylvia. Sie zerſtreut ſich durch Spaziergänge und findet in armen Waldleuten ein vollkommen glückliches Paar, zurückgezogen von der Welt. Inzwiſchen iſt der noch immer bei den Räubern gefangene Florindo von dieſen an einen Baum gebunden worden und will verſchmachten, als Amando, Sylviens Bruder, ihn findet und rettet. Dame Beliſe iſt gleichfalls von Räubern gefangen worden, geräth mit dieſen in die Gewalt von Soldaten und wird ins Gefängniß geworfen, als vermeintliche Genoſſin der Räuber. Der Richter bewundert ihre Schönheit und buhlt um ſie. Sie ſtellt ſich, als wolle

ſie ihn erhören, wenn er ſie nur in ſein Haus führe, kommt dadurch ins Freie, begegnet Amando und wird von ihm gerettet und verkleidet zu ihrem Geliebten Lyſias, des Florindo Reiſegefährten, gebracht. Endlich findet auch Sylvia ihren Florindo wieder, der unterdeß ein Bergmann hat werden müſſen. — Nur wenige Scenen dieſes Romans ſind anſprechend, die Grundidee, der Zweck der Reiſe, geht ganz verloren, ſo wie auch die Hauptcharaktere unter einer Laſt von Nebendingen verdruckt werden. Der Styl iſt ſchlecht.

Die drei ärgſten Erznarren in der ganzen Welt (1688) ſind ein Pendant zu den drei klügſten Leuten, aber die Auffaſſung iſt eben ſo confus und ohne Verfolgung der im Titel angedeuteten Idee. Derſelbe Florindo macht ſich hier mit andern Reiſegefährten auf den Weg, um die drei ärgſten Narren zu ſuchen. Sie begegnen einem Maler, der die drei Narren nicht übel abgemalt hat; nämlich einen, auf dem die Frau reitet; den andern, der auf der Frau reitet und ſie grauſam ſpornt; den Dritten, der auf der Frau reitet, aber ohne Zügel. Sie begegnen noch allerlei Perſonen, die ſich durch ihr albernes Handeln als Narren ausweiſen, ohne daß es ſich dabei um tiefere Charakteriſtik oder anſprechenden Humor handelte. Auch ein Packet Briefe werden wieder ausgekramt, wie in den klügſten Leuten. Ein Bramarbas erinnert an die Soldateska des dreißigjährigen Kriegs. S. 222 f. wird viel vom Aberglauben geſprochen, wobei viele damals noch herrſchende Volksſitten erwähnt werden. Ein paar Studenten kramen die damals herrſchende Philoſophie aus ꝛc. So ſind denn allerdings einige gute Genrebilder aus der Zeit in den ſonſt langweiligen Roman eingeflochten. Der Humor aber iſt von durchaus ſchweiniſcher Natur. So wird S. 303 f. ausführlich ein Schwank erzählt, wie ein Liebhaber von ſeiner Schönen geſoppt wurde, indem ſie ihn in einen Kübel voll Waſſer fallen ließ, und wie er dafür ſich bei ihrer Hochzeit gerächt habe, indem er unvermerkt unter dem Hochzeitstiſch ein Glas Bier vor ihr ausſchüttete und dann glauben machte, ſie habe zu viel getrunken und ihr Waſſer nicht halten können. Dieſer grobe Spaß wird ſehr weitläuftig behandelt und ſogar durch ein Gedicht verherrlicht. Am Schluß kehrt Florindo zu ſeiner zärtlich geliebten Sylvia zurück, bedenkt ſeine Reiſegefährten mit Verſorgungen und nimmt ſonderlich den Maler zu ſich, der immerfort Narren malt und ſelbſt einer iſt.

Im „politiſchen Näſcher“ 1679 perſonificirt Weiſe den egoiſtiſchen Vorwitz des Menſchen, der, wenn er ſich in der Religion nicht mehr gebunden fühlt, der eignen Kraft zu viel vertraut und dadurch in Noth kommt, in einem gewiſſen Crescentio. Es iſt ein ſchwaches Abbild der Fauſtlegende, aber geſund gedacht.

Lauremberg, ein Mecklenburger, der in däniſchen Dienſten 1659 ſtarb, ſchrieb 1654 „de veer olde berömede ſcherzgedichte“ in plattdeutſcher Mundart.

1) van itzigen wandel unde maneeren der Minschen. Von der Seelenwanderung ausgehend, frägt er sich, in was für einen Körper er jetzt fahren wollte? Sollte es ein Thier seyn, dann in ein Schooßhündchen. Sofern es ein Mensch seyn soll, geht er satirisch alle Stände durch. 2) van allemodischer Kleiderdracht, äußerst derb. 3) van vermengeder spracke unde titeln Satire gegen die Gallomanie, die während und nach dem dreißigjährigen Kriege einriß. 4) van allemodischer poesie. Der Dichter kommt auf seinem Klepper sitzend in eine Stadt und in ein prächtiges Haus, dessen Besitzer, ein profaischer Kornhändler, mit dem grausamsten Spott das unnütze Treiben der Poeten durchhechelt. 5) kleinere Gedichte und Erzählungen. Sodann erschienen von ihm die schon S. 144 erwähnten (der Name des Verfassers ist dort falsch geschrieben und soll Lauremberg heißen) zwei Comödien.

Ihm kam zu Statten, daß er in einer volksthümlichen Mundart schrieb, so daß die bloße Form schon seiner Opposition gegen die gelehrte Poesie Nachdruck gab. Er war eine echt deutsche Natur, die sich instinktartig des ihr aufgedrungenen fremden Tandes erwehrte. Aber seine Poesie geht über diesen Instinkt und dessen sehr grobe Aeußerung nicht hinaus. Von einer tiefen Ergründung des nationalen Unglücks ist bei ihm nicht die Rede.

Auch ein pseudonymer Hartmann Reinbold schrieb eine Satire gegen die modische Poesie „Reim dich, oder ich freß dich." Nordhausen 1673.

Darin werden die Schattenseiten derselben gut charakterisirt, vor allem, daß jeder Unberufenste ein gekrönter Poet seyn wolle, daß man alles besinge und aus jedem Aufstoße des Magens ein Epigramm mache; zweitens daß man sich mit Nachahmungen und endlosen Wiederholungen helfe; drittens, daß man sich so gar schamlos lobe und anposaune; viertens, daß man gemeine Dinge auf die geschraubteste Art mit Metaphern und Citaten ausstatte und sie dadurch doch nicht vornehmer mache. Sehr gut wird geschildert, wie sich die unberufenen Poeten mit den Versen abquälen, dann wieder, wie sie um Lob betteln, und wird gelehrt, wie sie es anzufangen haben, um ohne das geringste Talent doch kaiserlich gekrönte Poeten zu werden. Alles in Form eines guten Raths, der dem Hans Wurst ertheilt wird.

Johann Balthasar Schuppius, Hauptpastor in Hamburg († 1661) schrieb viele kleine Schriften: Predigten, Gespräche, Abhandlungen, Streitschriften, worin er als Sittenprediger und Satiriker die Verbrechen und Thorheiten aller Stände geißelt und auch die höheren Stände nicht schont. Durch seine Freimüthigkeit machte er sich viele Feinde, daher die Menge

der Streitſchriften gegen ihn und ſeine Erwiderungen. Er war übrigens ein Ehrenmann, hochgeachtet und geliebt vom gemeinen Mann, weil er, wie Val. Andreä, das praktiſche Chriſtenthum übte. Nichts war ihm verhaßter, als das Bauchpfaffenthum einer- und das orthodoxe Zanken und Schreien andrerſeits. Alle ſeine Arbeiten ſind in Proſa verfaßt und im harten Styl der Zeit, daher werden ſie heutigen Leſern oft langweilig, ſie enthalten aber doch viel überraſchend Geiſtvolles, und immer treffen ſie das Wahre und Natürliche. Die Hauptſammlung erſchien 1663 in Hanau unter dem Titel „lehrreiche Schriften", und wurde noch ſpäter viermal aufgelegt, mit dem Anhang ein ſehr ſtarker Band. Dann erſchien noch eine „Zugab" ohne Ort und Datum, auch wieder ein ziemlich ſtarker Band. Die erſte Abhandlung des Hauptwerks führt den Titel „Salomo oder Regentenſpiegel" und iſt geiſtreich eingeleitet.

Der Dichter träumt, er gerathe unter das wilde Heer und Kaiſer Karl der Große heiße ihn mitreiten. So reiten ſie dann durch Deutſchland und der alte Kaiſer läßt ſich erklären, was er ſieht und nicht leicht begreift. Sowohl bei Katholiken als Proteſtanten findet er Alles vom Uebel, unwürdige Geiſtliche, Dummheit und Lüderlichkeit oben auf, das Verdienſt im Elend. Wer ſind die Kerle? frägt er hier in katholiſchen, dort in proteſtantiſchen Stiftern, und hört überall daſſelbe wieder. Dann gelangt er in ein Fräuleinſtift, das ganz mit adeligen Bildniſſen von Offizieren und Cavalieren angefüllt iſt, zu denen die Nonnen zu beten ſcheinen, als ob es ihre Heiligen wären. Endlich findet er einen armen Studenten, dem alles zum Studiren gebricht, während die zur Ausbildung der jungen Geiſtlichen beſtimmten Stiftungen von dummen Müßiggängern verpraßt werden. Da wird der alte Kaiſer zornig und ruft: Da, wo ich mit meinen Helden im ſchweren Kampf erobert, das Sachſenland chriſtlich gemacht und mit frommen Stiftungen geſegnet habe, da treibt man jetzt ſolchen Unfug! Am meiſten aber iſt er mit der Feigheit, dem Serviliſmus und der Pedanterie der proteſtantiſchen Geiſtlichen und Schulmeiſter unzufrieden, die das alte Heldenvolk erſchlafften und dem jungen Fürſten ſelbſt eine unwürdige, unmännliche Erziehung gäben. Dieſe „Schreiber und Schulfüchſe" ſind ihm am verhaßteſten.

In einer andern Abhandlung iſt es Baco von Verulam, den der Dichter im Traume ſieht, wie er den aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges fliehenden Deutſchen den Weg nach Peru weiſt und ihnen dort ein ideales Friedensreich zu gründen verſpricht. — In „der ſcheinheiligen Hure" kommt eine gute Fabel vor.

Unter den Gänſen, die ein Bauer in ſeinem Gerſtenfelde findet und zur Strafe abwürgt, iſt auch ein Storch, der nur ganz zufällig zu den Gänſen gekommen ſeyn will und ſeine bekannten Tugenden, beſonders ſeine Elternliebe, äußert, aber ohne Erbarmen mit abgewürgt wurde.

S. 405 in der Schrift „Lob des Nichts“ kommt die beißendſte Satire vor.

Seefahrer begegnen einem ganzen Schiff voll Teufel, die nach Dordrecht zur reformirten Synode fahren, weil dort die Geiſtlichen diſputiren, die Sünde komme nicht mehr vom Teufel, ſondern von Gott her. Dagegen wollen ſie nun proteſtiren, weil damit ihrer Ehre zu nahe getreten wird.

Adolph Schubert ſchrieb 1568 einen „Simeon, d. i. wider den Hausteufel“ gegen die böſen Weiber, der Vielſchreiber Sommer 1634 malus mulier, von der Regimentsſucht der böſen Weiber.

Die groteske Beſchreibung eines Stutzers vom Jahre 1650 ſteht im Wunderhorn II. 82. Das war die Zeit der Bramarbaſſe, der Spitzhauben und Spitzhüte, der geſchlitzten Hoſen, der Manchetten an Hoſen und Aermeln, der „zerhauenen“ Wämſer, Spitzkragen, langen Degen, Hutfedern ꝛc. Einer, der ſich Pickelhering nannte, ſchrieb 1655 „den deutſchen Kleideraffen“.

Den „luſtigen Prozeß dreier adeliger Brüder“, von 1655, ohne Druckort, läßt die Brüder über den Vorzug des Saufens, Hurens und Spielens ſtreiten und den Spieler gewinnen. Ohne Witz.

Die 1657 angeblich zu Schweinfurt gedruckte Wurſtologia beſchreibt mit guter Laune das Wurſtmachen von der Schweinzucht an bis zum vollendeten Ideale der Braunſchweiger Wurſt.

Joachim Rachel, Rector in Schleswig, gab 1664 ſatiriſche Gedichte heraus (wieder abgedruckt von Schröder 1825), in dem unvermeidlichen Alexandrinern und mit Lohenſteiniſcher Kraft im unflätigen Ausdruck. Sein „poetiſches Frauenzimmer“, eine Satire auf die gekrönten Poetinnen, und ſeine Kinderzucht ſind darin am ſtärkſten. So ſagt er von der Haushaltung des poetiſchen Frauenzimmers:

Das Haar iſt ungekämmt, die Naſ' iſt ungeputzt,
Die Bruſt und Hände ſind mit Koth und Schweiß geſchminket,
So iſt auch Haub und Kragen,
Der Schleier und das Hemd, das ſie für vierzehn Tagen
Halb rein hat angelegt. — Magd, ſpricht ſie, ſuch die Teller

Dort unterm Tiſch hervor. Das Tiſchtuch lieget dort,
Doch zieh das Kind erſt an.
Die Windeln ſind fein voll. Ruf meinen Mann zum eſſen,
Seh mir die Milch zum Feur.
Gib dort den Kohltopf her.
Ach weh mir, eine Maus liegt wahrlich todt darin ꝛc.

In den „böſen Sieben“ leitet Rachel ſieben verſchiedene Arten böſer Weiber von Thieren ab, von der Sau, dem Hund, der Gans, dem Pfau ꝛc. Cholevius hat ſehr Recht, indem er Rachel vorwirft, er habe den Juvenal in Bitterkeit erreichen wollen, ohne daß ihn in Deutſchland eine Verderbniß der Sitten, wie die altrömiſche geweſen, dazu berechtigt hätte.

In dem „pedantiſchen Irrthum des überwitzigen Schulfuchſes“, Rappersweil 1673,

wird in Geſprächsform ein gelehrter Pedant verhöhnt, zum Hahnrei gemacht ꝛc. Im Anhang eine Poſſe, worin Jan, ein Sohn des aus dem Grabe wiedererſtandenen Hans Sachs, im Examen durchfällt, (Vorbild des ſpätern Candidaten Jobs). Alles ſehr roh und voll Zoten. Nur S. 102 kommt ein grobes politiſches Gedicht vor, worin der damalige erſte Rheinbund verſpottet wird. Die Wappenthiere aller der deutſchen Fürſtenhäuſer, welche ſich damals an Ludwig XIV. verkauften, erſcheinen als durch die galliſche Circe verwandelte Thiere, und zürnend wirft der patriotiſche Dichter dieſen Fürſten vor, daß ſie ihren Kaiſer verlaſſen.

Nahe verwandt iſt „der politiſche Maulaffe“ des Albilithanus von 1679, „der caſtrirte Maulaffe“ des Turchetto von 1682, worin in Geſchichtsform ſkandalöſes und zotiges Zeug, beſonders Liebesaffairen erzählt werden.

Paul von Winkler ſchrieb 1696 „den Edelmann“, eine Satire auf den damaligen Adel in Schleſien, voll von Perſönlichkeiten und Anſpielungen auf geiſtliche Vorfälle. Vgl. Flögel, Geſch. der com. Lit. III. 442.

Unter den Fabeldichtern ſteht Burkard Waldis oben an. Man pflegt ihn mit Alberus zuſammenzuſtellen. Aber Waldis war weit harmloſer. Man hat von ihm einen gereimten Pſalter, eine Ueberarbeitung des ſteifen Ihewerdank und einen neuen Aeſop voll Fabeln. In dem letzteren ſpottet er allerdings auch gelegentlich über die Pfaffen; allein der geiſtliche Zankgeiſt des Alberus ging ihm ab, ſo wie er auch auf leichtere

und gefälligere Formen der Sprache ſah, wenngleich er noch in der Knittelſprache des Hans Sachs ſchrieb. Er war Caplan der Landgräfin Margarethe von Heſſen. Sein „Eſopus“ erſchien zu Frankfurt a. M. 1548. Noch 35 weitere Fabeln von ihm gab Eſchenburg im Anhang zu den Werken des Zachariä heraus. Sie erſchienen auch einzeln, Braunſchweig 1777. Hier einige Proben aus dem Eſopus:

I. 40 iſt die Fabel des Menenius Agrippa von der Klage der übrigen Glieder gegen den Magen (hier Bauch). 50 von der in ein Weib verwandelten Katze, die auch als Weib das Mauſen nicht laſſen kann. 67 von den beiden Mädchen, die den Hahn umbringen, weil er ſie zu früh weckt, nachher aber von ihrer ſchlafloſen Frau noch früher geweckt werden. II. 26 vom Käfer, der ſich am Adler rächt durch Zerſtörung ſeiner Eier. III. 39 vom Diebe, der noch unter dem Galgen ſeiner Mutter das Ohr abbeißt, indem er ihr noch etwas heimlich ſagen will, weil ſie ihn ſchlecht erzogen. 49 vom Pfeifer, der den Fiſchen vergeblich pfeift; als er ſie aber nachher auf andere Art gefangen und am Ufer zappeln ſieht, wundert er ſich, warum ſie jetzt tanzen, da er doch nicht mehr pfeife. 53 vom alten Mann, der den Tod ruft, als er aber wirklich kommt, ihn nur bittet, ihm die Bürde wieder aufladen zu helfen. 87 von den böſen Landsknechten, die in Nobis Haus kommen (die Hölle) und um die Blätter einer Linde verkauft werden, mit denen ſich die Teufel reinigen, wenn ſie unter dem Baum ihre Nothdurft verrichtet. 88 von der Brücke, wo jeder das Bein bricht, der an dieſem Tage gelogen. 89 vom Hunde, der Fleiſch im Korbe trägt, als aber andre Hunde es ihm wegfreſſen, ſelber mitfrißt. IV. 22 von einem Mönch, den eine Bäurin bittet, ihre faule Tochter ein wenig zu züchtigen, wofür ſie ihm einen Käſe ſchenkt. Der Mönch thut dem Mädchen etwas ganz anderes, ſie ſchreit, aber die Mutter draußen ermuntert ihn, er ſoll nur fortfahren. Als ſie nachher erfährt, was vorgegangen, lauert ſie dem Mönch auf und frägt ihn, ob er nicht noch einen Käſe wolle, aber er weicht ihr aus und ſagt: ich müßte mich ſchämen, wenn der Herr Prior erführe, ich hätte zwei Käſe genommen. 25 von dem unglücklichen Weibe, die das Meſſer, womit der Dieb ſie ſchlachten ſoll, ſelber aus dem Boden ſcharrt. 33 von der ſchwangern Nonne, die von der Aebtiſſin hart angelaſſen wird, ihr aber gelaſſen eine „Spinnwebe“ vom Kopfe nimmt, nämlich die Hoſe des Probſtes, die ſie beim Aufſtehen um den Kopf geſchlagen hat, in der Meinung, es ſey ihr Schleier. 41 vom Faulen, dem ſeine Mutter einen Beutel voll Geld reicht, welchen ſein früh aufgeſtandener Bruder gefunden, der aber gelaſſen antwortet: hätte es der, der ihn verloren, gemacht wie ich und wäre im Bett geblieben, ſo hätte er ihn nicht verloren. 48 vom Roßdreck, der mit den Aepfeln ſchwimmt und ruft: sic poma natamus. 61 vom

Lahmen, der ſich vom Blinden tragen läßt. 67 von dem armen Sünder, den ein altes Weib durch Heirath vom Tod erretten will. 69 vom feiſten Mönch, der vor der Himmelsthür vom h. Petrus ſcharf examinirt und in die Hölle verſtoßen wird. 98 von einem Dorfpfaffen, der einen Knittel unter die Bauern in der Kirche werfen wollte, der die Ehebrecher treffen ſollte, worauf — alle ſich bückten.

Johann Conrad Rhumel ſchrieb 1605 Omnia, aliquid, nihil, eine bloße Wortſpielerei in drei lateiniſchen Gedichten, die in jeder Zeile eines der drei Wörter enthalten. Sodann zu Nürnberg 1630 eine philosophia animalis, worin jede Thierart in einem kurzen Gedicht in lateiniſchen Hexametern charakteriſirt wird. Darunter findet man ganz gute Gedanken, z. B.:

Die Fröſche lärmen nur bei Nacht und ſchweigen, wenn Licht kommt. So die Sophiſten, bis ihnen die unwiderſtehliche Wahrheit leuchtet. — Der kleine Zaunkönig fliegt über dem Adler, weil er ſich im Aufſteigen auf ihn ſetzt; ſo hat auch der Mächtigſte auf Erden irgend Jemand, der ihn ein wenig beherrſcht und tyranniſirt. Auch im ſprachlichen Ausdruck bemüht ſich der Dichter zuweilen das Thier zu charakteriſiren, z. B. den Haſen:

Est lepidus lepus et trepidus fugitivus in arvis etc.

Der Oeſterreicher Weiß, als Generalſuperintendent in Zweibrücken † 1608, ſchrieb unter dem Namen Candidus eine Anzahl guter Fabeln (Gheri delit. II. 105 f.)

Die Eule beſchwert ſich, daß ſie die Sonne nicht ſehen könne. Die Sonne aber antwortet: die Schuld liegt nicht an mir, ſondern in deinen Augen. — Ein Mann hat zwei Weiber, eine alte und eine junge. Als er ſchläft, reißt ihm die Alte jedes ſchwarze, die junge jedes weiße Haar aus, bis er kahl iſt. — Das Kameel wollte Hörner haben, da, zur Strafe für den thörichten Wunſch, nahmen ihm die Götter auch noch die Ohren. — Die Affen wollten eine Stadt bauen, unterließen es aber, als ein alter Affe ſie warnte, wohin ſie denn fliehen wollten, wenn ſie ſich ſelber eingeſperrt hätten und von mächtigen Feinden umringt wären? — Vor fliehenden Haſen ſpringen Fröſche ins Waſſer, da freut ſich ein Haſe, daß es noch furchtſamere Weſen gebe, als er iſt. — Die Fledermaus wunderte ſich, daß eine gefangene Amſel bei Nacht und nicht bei Tage ſang. Die Amſel antwortete, das thue ſie aus Vorſicht vor den Menſchen. Die Fledermaus aber ſagte: ſo vorſichtig hätteſt du früher ſeyn ſollen, dann wäreſt du nicht gefangen worden ꝛc. Dieſe Fabeln gehören zu den beſten und verdienten einer Ueberſetzung.

Auch die „luſt- und lehrreichen Sittenſtücke“ des Zach. Hermann vom Jahr 1679 enthalten äſopiſche Fabeln, ſo wie deſſen „hiſtoriſches Blumengebüſch“ hübſche kleine Erzählungen. Von Chr. Andr. Roth erſchienen 1698 und von Juſt. Gottfr. Rabener (dem Großvater des Satirikers) 1699 Lehrgedichte mit Parabeln und Allegorien.

Georg Rollenhagen, Rector in Magdeburg, † 1609, war ein berühmter Humoriſt, der aber ſchon ausſchließlich die Alten nachahmte, vorzugsweiſe Homers Batrachomyomachie und Lucians wahre Geſchichten. Gleichwohl kann er den guten Deutſchen nicht verläugnen.

Sein Abraham, gedruckt 1569, ein Singſpiel in Knittelverſen, enthält das ganze Leben des Erzvaters, mit obligaten Narren und Teufeln. Der Narr ſagt z. B.:

Ihr Weiber, ihr wollt nicht ſtille ſeyn,
Ihr grunzt und murrt, wie die Schwein,
Die greinet, die weinet, die klafft, die lacht,
Wohl ſeyd ihr aus Knochen gemacht.
Kommt dann eben jetzt die Lacheſtund,
So ſchweigt hernach und lacht itzund.
He he, he he, he he, he he.
Ich lach, daß mir der Bauch thut weh.

Die „wahrhaften Lügen“ ſtellen bloß den bekannten Aberglauben von wunderbaren Eigenſchaften der Sterne, gewiſſer Tage, der Thiere ꝛc. zuſammen, um ihn zu widerlegen oder darüber zu ſpotten. Schon ganz rationaliſtiſch.

Die „wunderbaren Reiſen“ haben denſelben Zweck. Sie benützen die ſpätern Wunderberichte, um ſie als Lügen darzuſtellen gleich den bekannten wahren Geſchichten Lucians, aus denen auch ein Theil übertragen iſt. Buch I. von Alexander des Großen Irrfahrten, II. aus dem Plinius, III. aus dem Lucian, IV. die Reiſe der h. Brandan zum Paradieſe. In der 4. Ausgabe, Stettin 1614, ſind die wahrhaften Lügen als Zugabe mit abgedruckt.

Der Froſchmeuſeler, von Rollenhagen. Magdeburg 1595.

Buch 1. Der Froſchkönig Bausback erluſtigt ſich mit ſeinem Hofe im Waſſer, als der Mäuſeprinz Bröſeldieb auf der Jagd einmal trinken will und in die frohe Geſellſchaft der Fröſche geräth, die ihn gaſtfrei aufnehmen. Der Prinz erzählt von dem Reich der Mäuſe und deſſen unzähligen Feinden.

Sees Funzha, liegt 8130 Fuß über dem Meeresſpiegel. Es bietet in ſeiner ganz ſöligen, etwa 15—18 geographiſche Quadratmeilen großen Fläche, vier merkwürdige Phänomene dar: den prachtvollen Waſſerfall des Tequendama, der von der Region immer grüner Eichen in eine Kluft ſtürzet, zu welcher baumartige Farren und Palmen bis an den Fuß der Cataracte hinaufgeſtiegen ſind; ein mit Maſtodontenknochen überfülltes Rieſenfeld, Campo de Gigantes; Steinkohlenflöze und mächtige Steinſalzſchichten. Das Vorkommen der beiden letztgenannten Formationen erregt um ſo mehr Verwunderung, als ſie eine Höhe erreichen, ohngefähr der gleich, welche man erhält, wenn man unſeren Brocken auf den Gipfel der Schneekoppe thürmet.

Aus dem mit der herrlichſten Tropenvegetation geſchmückten Thale des großen Magdalenaſtroms gelangt man, den zahlloſen Crocodilen (Caymanes) und, was mehr noch erfreut, dem dichten Schwarm der Mosquitos entkommen, in zwei Tagen, aus der Tierra caliente in die Tierra fria der Hochebene von Bogota. Man verläßt ein Klima von 27°,7 mittlerer Temperatur, und ſteigt in eine Zone von 14°,3. Der Weg war bis 1816 faſt ein bloßer Waſſerriß, eine Kluft, in der bisweilen nicht zwei Maulthiere ſich begegnen konnten, und doch führte derſelbe nach der Hauptſtadt des Landes, deren Bevölkerung achtundzwanzig bis dreißigtauſend Einwohner iſt. Als die Spanier wieder auf einige Zeit in den Beſitz von Neu-Granada kamen, ließen ſie, um die militäriſche Communication zu erleichtern, und in Folge einer grauſamen politiſchen Reaction, den Weg von Honda nach Bogota durch Sträflinge aus der republicaniſchen Partei erweitern und ausbeſſern. Er gewann ſeitdem eine andere Geſtalt. Auf dieſe Weiſe entſtand ſchnell, während eines blutigen Bürgerkrieges, was die Vicekönige in faſt dreihundertjährigem friedlichem Beſitze nicht hatten unternehmen wollen.

Das Städtchen Honda, bei dem die Flußfahrt endet, wenn man von Carthagena de Indias oder von Santa Marta nach Bogota reiſet, liegt am Zuſammenfluſſe des Rio Guali, der zugleich Granit- und Trachytgeſchiebe führt, mit dem Rio Magdalena. Bouſſingault gibt dem Städtchen, deſſen Einwohner durch Kröpfe verunſtaltet ſind, nach mittleren Barometerſtänden eine Höhe von 636 Fuß über dem Meere; danach hätte die Magdalena in der

2. Bausback erzählt vom Reich der Frösche, wie viel Regierungsformen darin gewechselt hätten, die Demokratie und nachher der Despotismus des König Storch, bis ſie unter ſich ſelbſt ihn, einen Frosch, zum König gewählt hätten. Indem der gute Froſchkönig ſeinen Gaſt, den Mäuſeprinzen, auf den Rücken nimmt, um ihn in ſeinen Palaſt zu tragen, ertrinkt der Letztere. 3. Partekfreſſer, der Mäuſekönig, rathſchlagt, wie er den Tod ſeines Sohnes an den Fröſchen rächen ſoll. Der König beginnt komiſche Rüſtungen Buch 3. Theil 2. Cap. 1. Untergang eines Schiffes mit Mäuſen Cap. 4. Rüſtung der Frösche Cap. 5. Kampf beider Könige Cap. 9. Der Sieg bleibt lange unentſchieden, bis Gott ein Gewitter ſchickt, deſſen Donner die Kämpfer erſchreckt. Zugleich kommen die Krebſe hervor, helfen den Fröſchen und die Mäuſe fliehen, verfolgt von den Käfern.

(Ueber eine moderne Bearbeitung von Ramler dem ältern, Köln 1746, ſ. Jördens s. v. Rollenhagen.) Die Hauptſache in dieſem Gedicht, das nur ſchwach an das homeriſche erinnert, ſind die Geſpräche und Epiſoden. Darin wird vieles aus Reinecke Fuchs und aus der ältern Fabelwelt wiedererzählt und manche gute Satire auf die Menſchen und Staaten angebracht.

Buch 1. Theil 1. Kommt vor die Mythe von der Circe; die Fabel von der Stadt- und Landmaus; vom Fuchs und Raben. Theil 2. Cap. 3. wird ausführlich und mit vieler Laune beſchrieben, wie die Katze ehemals eine Jungfrau geweſen, daher ſie ſo bitterlich jammere, wenn ſie ſich begatte, weil ſie dabei an ihren früheren Stand denke. Cap. 13. kommt der originelle Gedanke vor, daß Reineke Fuchs die Seele ſeines Vaters in der Hölle aufſucht und die Strafen der böſen Thiere in der Unterwelt ſchildert. Nicht unwitzig iſt die Strafe der Flöhe. Sie ſehen immer über ſich ein reizendes Frauenbein, indem ſie aber darnach ſpringen, fallen ſie in einen Pfuhl. Cap. 15. will ſich der Fuchs beim Goldkäfer in der Goldmacherkunſt unterrichten. Cap. 18. läßt ſich die Füchſin vom Affen zum Schätzegraben verleiten. Cap. 19. entſcheidet Reineke in einem Streit wider den Haſelwurm zu Gunſten des Bauern, empfängt aber von dieſem nur Schläge zum Lohn. Buch II. Theil 1. Wird ausführlich vom Staat der Frösche gehandelt. Sie haben nur ein geiſtliches Oberhaupt, den Papſt Beißkopf, und rathſchlagen, einen König zu wählen. Theil 2. Schilderung des Pöbelregiments. Fabel vom Fuchs, der den Schnupfen hat; vom Löwen, der jung von Haſen erzogen wird und ſie nachher zerreißt; vom Schwanze, der dem Kopf nicht mehr gehorchen will; von den Schweinen, die ihren Hirten zerreißen; von den Gliedern, die ſich gegen den Magen empören (Fabel des Menenius Agrippa); vom Berge, der die Maus gebärt; vom Eſel, der aufs Eis geht; von den Pygmäen, die den ſchlafenden Herkules umbringen wollen; von Dem, der das Haus verbrannte, bloß um

die Fliegen los zu werden. Eine artige und ganz neue Fabel ſteht hier Cap. 10. Der Affe ſieht zum erſtenmal Glühwürmer und bläst hinein, um mit ihnen Feuer zu machen, weil er ſie für Funken hält. Theil 3. Der König iſt dem Volk ſo nothwendig, wie die Seele dem Leibe. Beiſpiel des Bienenweiſels. Theil 4. Fabel vom Eſel, der ſich über das alte Weib beklagt, das ihn pflegt (muſterhaft eckelhafte Schilderung derſelben Cap. 4) und ſich bei Gerbern verdingt, die ihn ſo barbariſch durchgerben, daß es ihn reut, nicht im alten Zuſtand geblieben zu ſeyn. Die Fröſche machen einen Bloch (Klotz) zum König, der aber abgeſchafft wird. Buch V. Sie wählen den Storch zum König, der ſie auffrißt, bis ſie ſich helfen und ſo lange der Storch da iſt, ganz ſtill bleiben und einen Froſch zum König wählen, neben dem aber ein anderer als Papſt geiſtlich fortregiert. Buch III. Wird im Eingang die Fama ſehr launig beſchrieben, voller Augen, Ohren und Zungen. Dann die Fabel von den Fröſchen der Latona; die von dem ehernen und tönernen Topf, die mit einander ſchwammen; vom Pferde, das einen Reiter aufnahm, um den Hirſch deſto beſſer zu fangen, aber ſelbſt gefangen blieb; von der Maus, die ein Vogel werden wollte und eine Fledermaus wurde, den vierfüßigen Thieren und Vögeln nun gleich verhaßt; vom Eſel in der Löwenhaut; vom Froſch, der ſich zum Ochſen aufblaſen wollte; vom Rattenfänger zu Hameln; vom Erzbiſchof Hatto; vom Pferdſchwanz und Pfeilbündel, als Sinnbilden der Einigkeit.

Viel geringer als Rollenhagens Froſchmeuſeler iſt „der Mücken- und Ameiſenkrieg“, zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem Italiener Folenzo gedichtet, bald darauf deutſch bearbeitet von Fuchs, und 1611 von Balthaſar Schnurr. Ueber das italieniſche Original vergl. Genthe, macaroniſche Poeſie 1829, über die Arbeit von Fuchs Genthe, Dichtungen des Mittelalters II. S. 584.

Der Gansk önig von Wolfhart Spangenberg, Straßburg 1607 gedruckt, und die Martinsgans von Variscus, 1607, enthalten ein komiſches Lob der Gans mit allerlei eingeſtreutem Witz über die Zeitverhältniſſe. In Spangenbergs Gedicht wird die Gans zum König gewählt, findet es jedoch räthlicher, wieder abzudanken, macht ein weiſes Teſtament und wird nach ihrem Tode unter die Sterne verſetzt.

Der Eſelk önig von Adolph Roſen von Kreutzheim, Ballenſtedt 1617, iſt eine mattere Nachahmung des Reinecke Fuchs.

Grimmbart, der Löwe, iſt als König der Thiere alt geworden und ſtirbt. Sein Prinz Herzmut iſt gerade abweſend, weshalb der Fuchs eine Empörung

anſpinnt und für Simpel, den Eſel, eine Partei wirbt, in deſſen Namen er dem Volk der Thiere viel größere Freiheiten und Vortheile verſpricht. Es iſt der Gegenſatz von abſoluter und conſtitutioneller Monarchie; aber die Reden ſind zu lang ausgedehnt und die Wettkämpfe, denen ſich Herzmut und Simpel unterziehen müſſen, burlesk ohne eigentlichen Zweck. Sie laufen und ſpringen um die Wette, wobei der Eſel mit Hulfe des Fuchſes obſiegt und zum König erwählt wird. Das Königsfeſt iſt wieder äußerſt burlesk. Unter andern kommen beim Tanz Widder und Bock, die beide mit derſelben Ziege vortanzen wollen, in Streit. Indem der Eſel die Regierung antritt, melden ſich Nachtigall und Kukuk, daß der entſcheide, welcher von ihnen am ſchönſten ſinge. Der Entſcheid fällt zu Gunſten des Kukuks aus. Der König der Vögel, Gansköniq, richtet hierauf eine ewige Freundſchaft mit dem Eſelkönig auf, alſo daß vierfüßige Thiere und Vögel ſich nie mehr anfeinden ſollen. Dem Fuchs iſt das nicht recht; denn wie ſollte er von nun an Hühner freſſen? er tödtet alſo heimlich einen Haſen und beſchuldigt den Adler, den Mord begangen zu haben. Der Ganskönig ſchickt den Hahn und läßt ſich ſehr entſchuldigen. Der Eſel verzeiht, aber der Fuchs tödtet nun den Hahn und gibt den Iltis als Mörder an. Dieſer wird gehenkt, was große Unzufriedenheit gegen den Fuchs erregt. Der Fuchs aber ſchleicht ſich davon, hetzt den Wolf zur Empörung gegen den Eſelkönig auf und ſchickt im Namen aller geplagten Müllereſel einen Brief an den König, er ſolle ſie befreien. Da beginnt Simpel Krieg mit den Müllern, wird aber geſchlagen, gefangen, ſeiner Löwenhaut entkleidet und ſelber zum Sacktragen verurtheilt. Zwar befreit ihn der Affe und er kehrt in ſein Königreich zurück; hier aber wird er verlacht und wird ihm vom Fuchs die Kopfhaut über die Ohren abgezogen und dem Herzmut dargebracht, deſſen Reſtauration erfolgt. Man vergleiche hiezu Luthers Fabel (S. 123).

Im gleichen Jahre 1617 gab Meſſerſchmidt ein Buch „von des Eſels Adel und der Sau Triumph“ heraus, elendes Zeug.

Randolf van Duysburgk gab zu Leipzig 1638 „die Legation der Eſel in Parnaſſem“ heraus, worin ſich die Eſel bitterlich über die Müller, Eſeltreiber, Reiter ꝛc. beſchweren, auch von Apollo einen günſtigen Beſcheid erhalten, aber keinen Gebrauch davon machen, da ſie fürchten, von den Menſchen nachher nur noch ärger gepriigelt zu werden. Sehr breit und geiſtlos durchgeführt.

Renner in Bremen ſchrieb 1732 eine Nachahmung des Reinecke Fuchs, „Hennynk de Han“, angeblich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, nur zum Scherz, um die Gelehrten irre zu führen und zu beweiſen, daß man auch heute noch niederdeutſche Gedichte im Geiſt des

Reineke ſchreiben könne. Vgl. die neue Ausgabe von Mayer, Bremen 1813. Die Dichtung iſt aber gering.

Henning, der Hahn, beſchwert ſich beim König Löwe über die Tyrannei des Reichskanzlers Reineke und wird vom Hunde unterſtützt, erhält aber den Abſchied. Dem übertriebenen Lob des Hahns, welches bei dieſem Anlaß ertönt und den Hahn unendlich eitel macht, ſetzt der Fuchs gehörigen Spott entgegen. Der Hund begleitet den Hahn ins ehrenvolle Exil; die Familie des Hahns wird bei der Heimkehr in arger Zerrüttung gefunden; am Schluß wird der Hahn getröſtet durch die Nachricht vom Tode des Reineke; aber, warnt der Dichter:

Jo Reincke doet de ſlimme Droch
So lauert Renardyn doch noch.

So unbedeutend dieſe politiſche Spielerei iſt, findet ſie doch eine gute Anwendung auf die maßloſe Eitelkeit des unfruchtbaren Conſtitutionalismus, deſſen Vertreter als Tugendhelden umherſtolziren und ſich mit Ehrenbechern bedenken laſſen, während ſie gegenüber dem ſchlauen Cabinet und der Diplomatie doch nie etwas ausrichten.

Im „güldenen Hunde“ (1675) wurde des Apulejus goldner Eſel roh nachgeahmt durch einen in einen Hund verwandelten böhmiſchen Edelmann, der in dieſem Zuſtande Gelegenheit hat, der Menſchen Schlechtigkeit und ſeines eigenen Weibes Untreue zu beobachten.

In den „Geſprächen der redenden Thiere“, von denen ich nur die 5. Ausgabe, Frankfurt 1745, kenne, unterhalten ſich die Thiere nur über die Fehler der Menſchen, ohne beſondern Witz.

Nicolaus Bär gab 1695 in Bremen ein Ornithophonia (Vogelſang) heraus, worin er zugleich in lateiniſchen Hexametern und deutſchen Verſen die Natur und Lieblichkeit der Singvögel pries.

Hier eine kleine Probe aus der Schilderung des Canarienvogels:

Du mein Canaria,
Wer gleichet dir in Liedern?
Du ſingſt hilaria
Die niemand kann erwidern.
Dein ſchlaues Schnäbelein,
Das kühne Gäbelein
Iſt gleich dem Cornettinchen
Und hellen Zitharinchen.

Eine feine Beobachtung macht der Dichter am Stieglitz:

Der Schnabel bleibt dir oft, als hauchend, offen ſtehen,
Als wollt ein Seufzer dir aus deinem Halſe gehen.
Vielleicht brennt dir das Herz vor Liebe.

Man erkennt in Bär überall das Vorbild des ungleich berühmter gewordenen Brockes. Im Ganzen zu breit und langweilig, iſt ſein Buch doch voll Naturwahrheit.

So viel von den Fabeln und der poetiſchen Thierwelt. Was die Gleichniſſe betrifft, ſo treten an die Stelle der ältern Priameln jetzt die Madrigale, kleine lehrhafte Gedichte mit einem witzigen Pointe oder glücklichen Vergleichung. Caspar Ziegler in Leipzig brachte ſie 1653 zuerſt in Uebung. Viele andern folgten nach, Stockmann, Olearius, Kempe, Jacobi, alle unbedeutend. Erſt in Heinrich Bredelous Madrigalen, Helmſtädt 1689, werden wir durch ſehr feine Sinnſprüche überraſcht, z. B.

Die Lügen ſind dem Schneeball gleich,
Sie nehmen zu, will man ſie lange wälzen,
Doch werden ſie am Ende weich
Und müſſen vor der Sonnenhitze ſchmelzen.

* * *

Die Spinnweb iſt ſehr zart, was nützt ſie aber?
Du kriegſt vor tauſend Pfund nicht einen Viertel Hader.

* * *

Nicht alle Leiſetreter ſind Seligmacher. — Der Adler
Fängt keine Fliegen.

* * *

Kaninchen ſie ſind klug, doch ſchaden ſie den Häuſern.
Ein Haſ iſt klug vor ſich, doch ſchadt er Kohl und Reiſern.
Ein Maulwurff auch, allein er nützet nicht dem Garten.

Ueberaus reich iſt im 16. und 17. Jahrhundert das Sinngedicht. Epigramm (unter dem Namen Ueberſchrift) vertreten. Ich bin nicht im Stande geweſen und habe mir zum Theil auch nicht die Mühe genommen, die Sammlungen lateiniſcher Epigramme genau durchzugehen, denn faſt jeder Profeſſor ließ dergleichen drucken und ſie ermüden durch ewige Wie-

derholungen aus Owen, durch perſönliche Beziehungen, deren Bedeutung uns verloren iſt, und durch Mangel an Geiſt. Auch deutſche Gedichtſammlungen jener Zeit findet man ſelten ohne einen Anhang von Epigrammen. Ueber einige Epigrammendichter hat Hoffmann in ſeinen Spenden nähere Auskunft gegeben, ſo über Buchler (gnomologia), Petri (der Teutſchen Weisheit, 1605, worin allgemeine Sprichwörter mit eigenen Gnomen vermiſcht ſind), Genſchedel (ethica christ.), Schneuber (teutſches Stammbuch 1647). Ferner über zwei Parabel- und Streckversdichter, Samuel von Butſchky (500 lehrreiche Reden, 1666, Roſenthal 1679, Pathmos 1707) und Joh. Riemer, (Apophthegmatiſcher Vormund, 1687).

Friedrich, Frhr. von Logau, ein Schleſier, Beamter des Herzog von Liegnitz, († 1655), ſchrieb unzählbare Sinngedichte, die er zuerſt 1638 in einer kleinen, 1654 in einer ſehr dickleibigen Sammlung unter dem Namen Salomo von Golau herausgab. Sie leiden an allen Fehlern der erſten ſchleſiſchen Schule, viele ſind im Gedanken matt, im Witze platt, im Ausdruck gemein oder unbeholfen; aber es finden ſich darunter auch eine gute Anzahl in jeder Beziehung vortrefflicher Epigramme, die ſeinen Namen unſterblich machen. Zugleich verdient ſein hoher Patriotismus Auszeichnung. Tief empfand er die Leiden des Vaterlandes im dreißigjährigen Kriege und lieh in vielen Epigrammen ſeinem Zorn und Schmerz einen kräftigen Ausdruck.

An die Schweden.

Alles Unſchlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Aſche von geſammtem Ort, den ihr ſetztet in den Brand,
Gäb' an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaſchen innern Fleck, drüber das Gewiſſen richt!
Fühlt es ſelbſten, was es iſt, ich verſchweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgeſpielet, ſelber weiß.

Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, ſollt' uns kriegen für den Glauben?
Freiheit ſollten ſchützen die, die uns Freiheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freiheit was du willſt erlauben.

Das begrabene Deutſchland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor ſie Deutſchland konnten recht in ſich ſelbſt vergraben.

Jetzt ſind ſie doppelt ſorgſam den Körper zu verwahren,
Damit nicht neue Geiſter in ſolchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutſchland nicht wiederum, wie billig,
Auch ſeine Todtengräber ſey zu beſtatten willig.

Auch viele andern Epigramme ſind geiſtreich, z. B.

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie itzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Aſche und Kohle.

Aſch' und Kohle ſind Geſchwiſter; Holz iſt Mutter, Vater Feuer;
Aſch iſt Schweſter, Kohle Bruder; beide ſind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter ſind alsbald durchaus verloren,
Wann der Sohn und ſeine Schweſter werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kommt der Wirbel, treibt die Tochter ſchnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nicht zu reiben hat, wird beides ſelbſt gerieben.

Damals waren die Epigramme des Engländer Owen auch ſehr verbreitet. Sie wurden von Löber (1653) überſetzt. Moller ſchrieb 1668, Knittel 1672 ſogenannte Kurzgedichte.

Auch die bei den lateiniſchen Dichtern beliebte Spielerei mit Anagrammen wurden im Deutſchen nachgeahmt, ſo von Stender in ſeinen Letterwechſeln (1667).

Die Sammlung von Sprüchwörtern wurde durch die adagia des Erasmus und Tunnicius (1515) angeregt. Die erſte deutſche Sammlung von Georg Schnitter (Agricola) erſchien 1528. Die von Eyring wurde erſt 1601 nach des Verfaſſers Tode gedruckt. Auch Seb. Frank ſammelte Sprüchwörter. Später Petri, Topp, Olorinus, Lehmann (polit. Blumengarten 1630), Paul von Winkler (vgl. Hoffmann Spenden zur deutſchen Literaturgeſchichte 1843). Daran reihen ſich die ſogenannten apophthegmata oder denkwürdige Reden und Sentenzen berühmter Männer. Das reichſte Buch dieſer Art ſchrieb Zinkgref 1623: Apophthegmata oder „der Teutſchen ſcharpfſinnige kluge Sprüche“ darin

denkwürdige Reden und kleine Anecdoten von allen berühmten Deutſchen enthalten ſind, eine Charakteriſtik der Nation am Faden der Geſchichte. Viel gemeiner ſind die studentica des Joh. Leib, Coburg 1627. Sie enthalten Sprüchwörter, deutſch und lateiniſch, aus dem Studentenleben. z. B.

Von Jen und Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gſundem Leib,
Von Helmſtadt ungeſchlagen,
Weiß wohl von Glück zu ſagen.

Aber noch viel mehr Sprüche ganz allgemeinen Inhalts.

Witze, Räthſel, die auf kleine Ueberraſchungen und Wortſpiele hinauslaufen, kommen in einem zu Augsburg im 16. Jahrhundert gedruckten Büchlein vor. Vgl. Wackernagel in Haupt, Zeitſchr. III. 25 f.

Da finden wir z. B. Wer iſt der leichteſte Heilige? St. Quinten (Quintus), derer gehen 4 auf 1 Loth. — Was für Steine ſind im Rhein am häufigſten? Die naſſen. — Welches Thier iſt dem Wolf am ähnlichſten? Die Wölfin. — Warum heißt ein Meſſer Meſſer? Weil es einen Griff hat, ohne Griff hieße man es Klinge. — Warum niſten die Störche nicht auf Mühlen? Weil ſie fürchten, die Müller ſtehlen ihnen die Eier. Sogar ganz abgeſchmackte moderne Wortwitze à la Saphir kommen hier ſchon vor, wie z. B. Welche Zeit iſt die beſte zu lachen? Der April, weil es da vom Regen viele Lachen gibt.

Zu Magdeburg erſchien 1635 Sommers aenigmatographia, eine reiche Räthſelſammlung. In der verwilderten Zeit der Religionskriege wurden äquivoke Räthſel Mode. Indem man ſie aufgab, ſchien es, als ſpräche man von den allerobſcönſten und unflätigſten Dingen, die Auflöſung war jedoch die unſchuldigſte von der Welt. Dieſe Räthſel waren ausdrücklich erſonnen, um ſittſame Damen in Geſellſchaft erröthen zu machen und dann ſeinen Spaß daran zu haben. Sie finden ſich ſchon in Kellers Erzählungen S. 482 und kommen noch vor in Hoffmannswaldaus auserleſenen Gedichten, alſo in der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule.

8.

Die Entwickelung des deutſchen Schauſpiels.

Zur Zeit der Reformation ſehen wir noch das deutſche Faſtnachtsſpiel zu Nürnberg in voller Blüthe, während die Renaiſſance anfing, die Univerſitäten und Höfe zu erobern.

Von den geiſtlichen Schauſpielen, den lateiniſchen Schulcomödien der Proteſtanten und den großen allegoriſchen Feſtſpielen der Jeſuiten haben wir ſchon gehandelt. Beide waren der Renaiſſance verfallen. Hans Sachs ſelber hatte ſchon viel Antikes aufgenommen. Terenz wurde 1539 durch Volz überſetzt und ſeine Manier als Regel geprieſen. In den gelehrten Schulen verſuchte man nun wieder, wie zur Zeit der Hrotswitha, chriſtliche Stoffe in claſſiſchem Latein für die Bühne zu bearbeiten. Die Schüler ſelbſt führten die Stücke auf, nicht wenige Schulrectoren glänzten als dramatiſche Dichter. Neben den bibliſchen und allegoriſchen Stoffen die wir bei Proteſtanten und Katholiken ſchon kennen gelernt haben, wurden nach und nach auch ſehr viele Stoffe aus der claſſiſchen Mythologie und alten Geſchichte beliebt. Eine unzählbare Menge Stoffe der letztern Art, die ſchon Hans Sachs flüchtig ſkizzirt hatte, wurden nunmehr in lateiniſchen Schulcomödien und noch häufiger in Singſpielen vielfach ausgearbeitet. Das Singſpiel, urſprünglich von dem Wechſelgeſang der Hirten und den Weihnachtsſpielen entlehnt, daher zunächſt Schäferſpiel, vervollkommnete ſich zuerſt in Italien zur Oper, indem man antike Götter und Helden in prächtigen Coſtümen mit reichen Decorationen und zauberhaften Maſchinerien, desgleichen auch Tanz auf die Bühne brachte. Für die Oper wählte man am liebſten Motive aus Ovid, wodurch die antiken Götter, Heroen, Nymphen ꝛc. gewiſſermaßen in ein romantiſches Licht geſtellt wurden: Andromeda am Felſen, Ariadne auf Naxos, Flora und Zephyr, Apoll und Daphne, das Urtheil des Paris, aber auch mehr tragiſche Stoffe: Medea, Orpheus ꝛc. In den Schultragödien zog man dagegen die geſchichtlichen Stoffe vor: Lucretia, Virginia, Kleopatra, Cadmus, Mutius Scävola, Camillus, Alexander Scipio, Nero, Cenobia, Sophonisbe ꝛc. Die Freundſchaft zwiſchen Da-

mon und Pythias wurde schon 1568 von Omichius auf die Bühne gebracht. In einem Stück „Ritter Julianus“ 1580 von dem Schlesier Links verfaßt, finden wir die erste Spur einer Anwendung der antiken Schicksalsidee. Dem Ritter wird vorhergesagt, er werde seine Eltern umbringen, was auch in Erfüllung geht, so daß er nun ein blindes Werkzeug in der Hand des Schicksals wird.

Unter diesen fremden Einflüssen kam den deutschen Dichtern die Erinnerung an die alte Poesie ihres eignen Volkes fast abhanden. Daß in Schwaben bei den lateinischen Dichtern selbst der altdeutsche Volkshumor gegen die Renaissance reagirte, haben wir bereits oben erkannt; aber Frischlin drang mit dieser volksthümlichen Tendenz keineswegs durch. Die deutsche Comödie, in welcher Samuel Hebel schon 1539 „die schöne Magelone“ in reimlin brachte, blieb ganz vereinzelt.

Es war schon so weit gekommen, daß sich der bessere Geist in Deutschland nicht mehr aus eigner Kraft gegen die Renaissance zu erheben vermochte. Aber gerade damals war der große Shakespeare in England aufgetreten und erfüllte das Schauspiel auf englischem Boden alles das, was Hans Sachs nur versprochen hatte, indem der uns stammverwandte Engländer alle Elemente der germanischen Poesie frei entwickelte und mit überlegenem Humor und überreicher Phantasie die Renaissance beherrschte. Dieser Geist einer mächtigen germanischen Reaction drang über das Meer herüber, belebte die schon erstorbene Comödie und Tragödie des Hans Sachs wieder und gründete ein Volkstheater gegenüber der schulmäßigen Bühne. Und zwar geschah das alles durch eine Bande englischer Comödianten, welche durch Deutschland zogen, ins Deutsche übertragene englische Schauspiele aufführten (von denen eine kleine Anzahl 1620*) gedruckt wurden mit mehreren minder erheblichen Fortsetzungen) und ungeheuren Beifall einerndteten, eben weil sie den Volkston trafen. Es waren keine Engländer, sondern Deutsche, die sich in England ausgebildet hatten.

*) Neben dem Fortunat mit seinem Wunschseckel, des Königs Sohn aus England und des Königs Tochter aus Schottland, Sidonea und Theagena, Julia und Hypolyta finden wir Titus Andronicus, Amor als Arzt, Damons Triumphspiel. Neben Esther und Haman und dem verlornen Sohne die lustige Comödie von Jemand und Niemand, das lustige Pickelheringspiel von der schönen Maria, den Hahnrei in der Einbildung ꝛc. Alles bloße Nachbilder Shakespeares, aber zugleich schon Vorbilder der späteren deutschen Dramaturgie in ihren Hauptrichtungen.

Voraussetzung eines Laufes von 125 geographischen Meilen (mit d'Anville ⅓ auf die Krümmungen gerechnet) 5 Fuß Gefälle auf die Meile. Durch die beiden anmuthigen und temperirten Thäler von Guaduas und Villeta, von denen, sonderbar genug, das entferntere, südöstlichere das tiefere ist, steigt man von Mave ununterbrochen durch einen dichten Wald zur Hochebene auf. Anfangs erscheinen, etwa von einer unteren Grenze von 4200 Fuß Höhe an, einzelne Stämme von Cinchona (Bäume von Fieberrinde), später zwischen dem Acerradero und Noble findet man die schönen dunkeln Gebüsche der Neu-Granadischen Eiche. Bei dem Dorfe Facatativa tritt man in das Plateau, eine cultivirte, fast baumlose, unabsehbare Ebene, in welcher Chenopodium Quinoa, Kartoffeln und Waizen (dieser fünfzehn bis zwanzigfältiges Korn gebend) sorgsam angebaut werden. Einzelne niedrige Hügel, wie der Cerro de Suba und Cerro de Facatativa, stehen als Inseln zerstreut auf dem alten Seeboden. Bis zur Hauptstadt hat man volle vier Meilen. Die Mitte der Hochebene ist etwas gesenkt und sumpfig. Hier liegt das Dorf Funzha, unter der spanischen Herrschaft einst Bogota genannt, ein Dorf, das vor der Conquista der Hauptsitz der alten Muyscas war. Seit der Revolution und Unabhängigkeit von Neu-Granada oder Cundinamarca hat man die geographischen Benennungen geändert. Der Name des Dorfes Bogota ist auf die Hauptstadt übergegangen, die von ihrem ersten Gründer Gonzalo Ximenez de Quesada (weil er aus Santa Fe in der schönen Vega de Granada gebürtig war) Santa Fe de Bogota genannt wurde. In der neuen Ordnung der Dinge wollte man, wie bei allen Colonial-Revolutionen, die Erinnerung an das Mutterland vertilgen. Das Gebiet durfte nicht mehr Neu-Granada, die Hauptstadt nicht mehr Santa Fe heißen. Dem Lande wurde der indische Namen Cundinamarca gegeben, ich glaube nicht sehr sprachrichtig, denn der älteste Name unter der Herrschaft des Zaque war Cundirumarca. Ich folge der neuen, jetzt allgemein angenommenen geographischen Nomenclatur.

Die Stadt Bogota, von Alleen riesenmäßiger Daturen umgeben, liegt dicht an einer fast senkrecht abgestürzten Felswand. Ueber der Stadt hängen an derselben Felswand, fast in 2000 Fuß Höhe, nesterartig zwei Kapellen, Monserrate und Guadalupe, die ich bestiegen, um sie barometrisch zu messen, und von denen man eine

Man ahmte ihre Stücke nach und nannte alles „englische Comödien“, wenn es auch in Deutschland fabricirt war.

Unter ihrem Einfluß nun schrieben Ayrer, Gryphius und Herzog Julius von Braunschweig und bildete sich nach dem Schrecken des dreißigjährigen Kriegs die Bande von Velthen aus, welche die in dem großen Kriege gänzlich verwilderte englische Comödie wieder regenerirte unter dem neuen Titel „Haupt- und Staatsactionen“.

Diese ganze Gattung unterscheidet sich von den Schuldramen durch den Grundzug, den sie von Hans Sachs und Shakespeare entlehnt hat. Man bezeichnet ihn gewöhnlich als das Romantische im Gegensatz gegen das Classische, es ist jedoch besser, ihn als das germanische, mittelalterliche, gothische Princip gegenüber dem der antiken Welt zu bezeichnen. Uralte Züge des heidnischen Heldenliedes, des Volksmärchens kehren in dieser neuen Gattung wieder. Je feiner und zärtlicher sich die Nerven der classischen Poeten in der Schäferei herabstimmen, je mehr stählen sich wieder die der volksthümlichen Dichter. Es ist nicht bloß Folge der Gräuelzeit des dreißigjährigen Kriegs gewesen, welche das Volksschauspiel so grausam und blutig machte, sondern es tritt darin auch ein Grundzug der germanischen Natur in sein Recht ein. Der verweichlichten Schule gegenüber mußte die Härte der ursprünglichen Volksnatur in voller Unbarmherzigkeit entgegentreten.

Eben so keck machte sich der uralte Humor des Volkes wieder geltend. Aus den Spaßmachern bei den öffentlichen Festen, sonderlich aus den Masken der Fastnacht, waren die Narren hervorgegangen, die seit Brant und Erasmus classificirt wurden und in sofern den eigentlich volksthümlichen Charakter verloren. Merkwürdigerweise wurden in gleicher Art auch die Teufel classificirt und Narren und Teufel beherrschten geraume Zeit hindurch die humoristische Literatur Deutschlands. In den Fastnachtsspielen brauchte namentlich Hans Sachs die Narren häufig und in derselben Verallgemeinerung, wie Brant und Erasmus. Erst nach und nach sank der Narr zu einem obligaten Diener in der Comödie herab, besonders nach dem anregenden Beispiel der englischen Comödie. Bis dahin aber wurden noch immer Stücke in Deutschland aufgeführt, in denen die Narren als solche gleichsam familienweise und exclusiv spielten. Man sah noch immer nach des Erasmus Weise die Narrheit in der Welt

regieren und Alles, Staat und Kirche, Gemeinde und Familie, jeden Stand voll Narren. Insgemein spielten die Narren die Hauptrolle in Vor- und Zwischenspielen, ähnlich den antiken Satyrspielen. Als Anhang zum Schelmuffski schrieb Hilarius 1696 eine Hochzeit und einen Kindbettschmaus des Harlekin, woraus man noch die grobe Unfläterei erkennen mag, die sich in solchen Stücken aus den Fastnachtsspielen in die Hofschauspiele fortgepflanzt hatte.

Im ersten Stück geht Harlekin auf verbotenen Liebeswegen, bekommt Prügel und muß eine Andere heirathen. Im zweiten kommt eine öffentliche Dirne als Braut zu früh nieder, unter fabelhaften Unfläthereien, die noch durch Improvisation zu überbieten der Dichter den Schauspielern anräth.

Der Harlekin war von der italienischen Bühne entlehnt, der sogenannte Pikelhering aus Holland. Aecht deutsch war nur der Hans-Wurst, von dem man übrigens keine ältere Spur als in Luthers Schriften findet. Es ist der alte grobe bäurische Rüpel der Fastnachtsspiele, nur mit einem neuen Namen beschenkt. Er protestirt gleichsam als der nationale Urnarr gegen die fremden und gelehrten Narren. Und doch hat sich die fremde Mode auch ihm einigermaßen angehängt. Wenigstens haben ihn die Schauspieler nach dem Harlekin und englischen Clown gemodelt. Der Hanswurst kommt zuerst in einem Fastnachtsspiel des Nürnberger Probst von 1553, dann in einer Comödie Rolls vom Falle Adams 1573 vor. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 120, bezieht die Wurst auf die Lieblingsspeise der Deutschen, wie den Pikelhering auf den holländischen Hering, den Jean Potage auf das französische Nationalgericht ꝛc.

Dem Beispiel der englischen Comödianten folgten bald ganze Banden von deutschen Studenten nach, die schon auf ihren heimischen Schulen in der Schauspielkunst geübt, dieselbe jetzt auch anderwärts geltend machen wollten. „Gewiß ist, daß die am meisten bekannt gewordenen Schauspieltruppen des 17. Jahrhunderts fast ganz aus Studenten bestanden und daß darüber der Name der englischen Comödianten sich nicht lange erhielt, um so mehr als bei diesen Studententruppen sich eine Rückkehr zu den gelehrten und moralischen Tendenzen wieder geltend machte. Die Truppen wurden von den Prinzipalen geführt, welche Besitzer des theatralischen Apparates, Inhaber der nöthigen Privilegien, die Gesammt-

thätigkeit regelten und daher auch Komödiantenmeister genannt wurden. Der erste dieser Prinzipale, welcher bekannt geworden ist, war ein gewisser Treu. Er besuchte Berlin von 1622 bis 1625 mehreremale, und einer seiner besten Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen seyn. Aus Studenten bestanden auch die Truppen des gekrönten Poeten von Sonnenhamer, so wie Karl Pauls, der eines Osterstlieutenants Sohn und besonders bemüht gewesen seyn soll, die Possenspiele zu verdrängen und Uebersetzungen einzuführen. Der Hamburger Pastor Rist, dieser fruchtbare Komödienschreiber, berichtet, daß, 1646 Andreas Gärtner mit seinen, gelehrten und wohlgeschickten Studenten von Königsberg nach Hamburg gekommen sey und so viel Beifall gefunden, daß als er sich nach Danzig zurückgewandt, man ihm den Schauplatz für seine Wiederkehr offen erhalten habe. Recht charakteristisch war die Erscheinung einer Studententruppe, welche 1648 zu Mainz in einer Bude unter ihrem Prinzipal Schneider spielte. Dieser schrieb sich „Magister Sartorius, Präses und Herzog Thallens" und seine Schauspieler nannten sich „Parnaßbrüder, auch Emporiumsassen." Sie spielten Schäferspiele und geistliche Stücke aus dem alten Testamente und den Evangelien, und geriethen um der letzteren Gattung willen mit den Jesuiten in Streit, weil diese sich das Monopol der geistlichen Spiele anmaßten, und richtig die Vertreibung der rivalisirenden Studententruppe aus der Stadt durchsetzten. Im Jahr 1660 erschien wieder eine Gesellschaft von Studenten in Berlin, geführt von Karl von Zimmern." Nach Devrient. Bald darauf wurde die Velthensche Komödiantenbande gegründet, die zuerst die italienische comedia del arte einführte und den Mimikern größere Freiheit gestattete, auch zum erstenmal Frauenzimmer auf die Bühne brachte, da bisher nur Mannspersonen in Verkleidung die weiblichen Rollen hatten spielen dürfen.

So viel von den Schauspielern. Was die Dichter betrifft, so empfingen sie von jenen ersten englischen Comödianten einen mächtigen Impuls, und zwar zunächst Ayrer, Nachfolger des Hans Sachs in Nürnberg, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Ihnen gingen einige Unbedeutende voran.

Omichius, Schulmeister zu Güstrow, gab zu Rostock 1578 die Comödie von Damon und Pythias heraus, in Knittelversen wie bei

H. Sachs, mit luſtigen Bauern und einem „Hofteufel“. Im Uebrigen verlauft die bekannte Freundſchaftsprobe, die in Schillers Bürgſchaft wiedererzählt iſt, ganz ernſthaft, nur zu breit. Der Autor zerlegt ſeinen Stoff in der Art, daß er die perſonificirte Freundſchaft ſelbſt lange Reden halten läßt. — In demſelben Jahr erſchien des Valentin Apelles Narrenſchule, eine ſehr beliebt gewordene Comödie, in der zuletzt die Schüler den Lehrer durchprügeln. Der volksthümliche Humor behauptet ſich auch in den geiſtlichen Schauſpielen. Wie ſchon früher in den Weihnachtsſpielen die Hirten bäuriſche Späße machen durften, ſo wurden ſie jetzt noch freier behandelt. Die Hirten oder Bauern auf der einen, die Teufel auf der andern Seite theilten ſich in die komiſchen Rollen, auch in ernſthaften Stücken.

Rudolf von Bellinkhauſen, kein Edelmann, ſondern ein Schuſter und Amtsbote zu Osnabrück, ſchrieb wie Hans Sachs Comödien, auf die zuerſt wieder Lichtenberg in ſeinen vermiſchten Schriften IV. 3 aufmerkſam gemacht hat. Das von dieſem auszugsweiſe mitgetheilte Stück stratagema diabolicum iſt in Knittelverſen geſchrieben, doch daneben ein gutes Auto.

Satan will heirathen, die Sünde räth ihm, Fräulein Ebrietas (Trunkenheit) zu wählen, die auf der Bühne friſchweg ſieben Töchter gebiert, die ſie wieder verheirathet, die Arrogantia an den Adel, die Avaritia der Kaufmannſchaft, Hypocrisis den Pfaffen, Invidia den Handwerkern ꝛc.

Ein zweites Stück, Donatus, iſt vom Jahr 1615.

Donatus hat eine hübſche Magd, Musa, und einen Magiſter für ſeine Kinder. Der Magiſter verliebt ſich in die Magd, aber scamnum (die Bank) verräth ſie und Donatus nöthigt den Magiſter, ſeinen Fehler durch eine Heirath wieder gut zu machen. Zur Hochzeit werden eingeladen die ſechs casus ꝛc.

Ich kenne leider die übrigen Stücke nicht.

Jakob Ayrer, Notarius in Nürnberg, ſchrieb Tragödien und Comödien, die jedoch erſt nach ſeinem Tode (1605) erſchienen, unter dem Titel opus theatricum, 1618 mit einem Anhang von 36 Faſtnachtsſpielen, die ſchon 1610 gedruckt wurden. Er ſchreibt noch in des Hans Sachs Manier, allein es arbeitet ſich etwas in ihm heraus. Wahrſcheinlich war er der erſte, der Singſtücke in das Luſtſpiel einlegte. Auch iſt die

Intrigue in ſeinen Faſtnachtsſpielen mehr entwickelt wie bei Sachs. Ayrer hatte ſich ſchon nach dem beſſern engliſchen Theater richten lernen und ſeine ausführlichſten Bühnenſtücke ſind in der That nur Uebertragungen aus dem Engliſchen. Vgl. Tieck in der Vorrede zum altd. Theater. In Prutz liter. Taſchenbuch 1847 hat Helbig nachgewieſen, daß Ayrer viele ſeiner Stücke, worin ſich die engliſchen Muſter verrathen, ſchon 1595—98 geſchrieben hat, daß ſomit auch die engliſchen Comödien ohne Zweifel ſchon um dieſe Zeit in Deutſchland geſpielt wurden. Damit ſtimmt überein, daß ſchon 1591 die Eliſa des Weimer zu Danzig gedruckt wurde, eine neue und „luſtige Comödie", welche die Liebesgeſchichte Eduards III. mit der Gräfin von Warwik enthält.

Ayrers opus theatricum (sic) beginnt mit römiſcher Geſchichte und geht dann zur neueren und zu freien Stoffen über.

Von Erbauung Roms, Romulus und Remus, den Horatiern und Curiatiern, den Königen, Brutus, Lucretia, Mutius Scävola. Dann die bekannte Sage von der untreuen Kaiſerin Maria von Aragonien, eine Uebertragung des geiſtvollen Julius redivivus von Friſchlin, die Geſchichte der h. Kunigunde. Von Machumet II., wie er Conſtantinopel eingenommen, eine ſchröckliche Tragödie. Am Schluß noch die Scene, wie der Sultan ſeine geliebte Hircavena eigenhändig niederhaut, um die über ſeine Liebe grollende Armee zu beruhigen. Die Comödie vom König Theodoſius zu Rom. Derſelbe hat einen bösartigen Sohn, Luxurius, den er von Geburt an einſperren muß, (wie in Calderons Leben ein Traum), und eine etwas üppige Tochter, Frigia, die ſich in den Jüngling Amor verliebt, und, weil er die Treue gegen den König nicht verletzen will und ſie abweiſt, ihn beſchuldigt, er habe ihr Gewalt anthun wollen (wie Potiphars Weib den Joſeph beſchuldigte). Als der arme Junge aber ſterben ſoll, geſteht Frigia alles und ihr gütiger Vater gibt ihn ihr zum Manne. Alſo hat dieſes Stück zwei Hälften, von denen nur die letztere ausgeführt iſt. Der Verrath und die Hinrichtung dreier Großen des Reichs bildet nur eine Epiſode.

Die Tragödie vom Kaiſer zu Conſtantinopel und ſeiner Tochter Pelimperia: König Amurat ſitzt auf dem Thron, da führt ihm ſein Sohn Laurentius den Fürſten Balthaſar von Portugall und andere Gefangene vor. Laurentius lügt, er habe den Balthaſar gefangen, dieſer ſelbſt bekennt, das habe Horatius, des Marſchalls Sohn, gethan. Aus Neid läßt nun Laurentius den Horatius meuchlings umbringen und aufhängen. So findet den Todten ſein alter Vater, der Marſchall, und fällt in Wahnſinn. Zu ihm geſellt ſich Pelimperia, des Königs Tochter, deren Geliebter Alerius gleichfalls von ihrem boshaften Bruder ermordet worden iſt. Laurentius bringt in ſeine Schweſter,

nunmehr den gefangenen Balthasar zu heirathen, aber sie weigert sich standhaft. Beide Trauernde, der alte Marschall und die Prinzessin, veranstalten vor dem König ein Schauspiel (wie im Hamlet bei Shakespeare), spielen selbst mit, und da sie in ihren Rollen den gleichfalls mitspielenden Laurentius und Balthasar scheinbar tödten sollen, stechen sie dieselben wirklich todt, enthüllen zugleich den Leichnam des gehenkten Horatius und tödten dann jeder sich selbst. Vgl. bei Tieck, altd. Theater I. Vorrede XXI. die sogenannte spanish tragedy, die schon 1570 in England gespielt wurde. — Hierauf folgten Stücke von Hugdietrich, Otnit, Wolfdietrich, nach dem Heldenbuch, Valentin und Urso, der schönen Magellona. Ferner von Theseus und Minotaurus und Ariadne.

Ein gutes Stück von Soldan von Babilonia und dem Ritter Torello von Pavia: Zu dem reichen Torello kommt der Sultan incognito auf einer abendländischen Reise und wird überaus gastfrei aufgenommen. Als nachher Torello ins Morgenland zieht und gefangen wird, erwiedert ihm der Sultan die Gastfreundschaft und bringt ihn noch zu rechter Zeit zurück, als eben sein Weib einen andern heirathen soll. Torello wirft unerkannt seinen Ring in den Becher, den ihm seine Gattin an der Hochzeitstafel reicht (ein in den Sagen vom Hahnkrähen und von der Rückkehr aus dem Orient sich stets wiederholender Zug). Ein Jude Abraham und Jan, der Hanswurst, unterbrechen die ernsten Partien dieses Stücks durch ihre witzigen und derben Wettkämpfe, in denen der arglistige Jude von dem mutterwitzigen Jan allemal abgetrumpft wird. Eine recht gute Gegenüberstellung der jüdischen Tücke und des deutschen Humors.

Von dem getreuen Ramo. Soldan, der türkische Kaiser, hat einen Sohn erster Ehe, Ramus. Dieser entdeckt, daß seine Stiefmutter Petromeda mit dem Malefictus buhlt und verräth es dem Vater. Die böse Stiefmutter aber beschuldigt ihn selbst, ihrer Ehre nachgestellt zu haben, wie Potiphars Weib dem Joseph, und Ramus wird verbannt. Da findet er drei Handwerksburschen, von denen er drei wunderbare Gaben erkauft, nämlich sich unsichtbar zu machen, durch die Luft zu fliegen und die Leute einzuschläfern. Mit diesen Begabungen kehrt er heim und rächt sich, freilich nicht auf die nobelste Weise, indem er unsichtbar sich zu des Malefictus unschuldigen Töchtern schleicht und dieselben beschläft. Nachdem er dem Kaiser, seinem Vater, die buhlerische Stiefmutter in flagranti hat ertappen lassen, gibt er sich zu erkennen, und nimmt noch eine der Töchter des Malefictus, für den er um Gnade bittet, zur Ehe.

Von König Eduard III. und Elipsa, Herrn Montagii Gemahl. Die schöne Elipsa, deren Gatte in Frankreich gefangen wurde und gestorben ist, wird von König Eduard geliebt, weigert sich aber aufs entschiedenste, sich ihm hinzugeben. Nur wer sie zur Kirche führe, dürfe sie auch zu Bette führen. Ihr eigner Vater Frigius, Graf von Barucken (Warwik), beschwört sie nachzugeben, und verbirgt sich dann aus Scham, seiner Tochter einen solchen Un-

trag gemacht zu haben, als ſie auch ihn ſtolz abweiſt. Endlich entſchließt ſich der König zur Heirath und ſetzt ihr die Krone aufs Haupt.

Vom König in Cypern, wie er die Königin in Frankreich bekriegen wollt und zu der Ehe bekam. Dieſe im Titel bezeichnete Eheſtiftung bildet nur den Anfang der Comödie. Die Hauptſache iſt, daß die Königin fälſchlich beſchuldigt wird, einen Ritter Philipp zu lieben, der ins Gefängniß geſetzt, aber durch ſeine Geliebte Mariana befreit wird, um für die Unſchuld der Königin zu kämpfen und zu ſiegen. Der beſiegte Verläumder war Marianas eigener Bruder. Als witzige Epiſode kommt in dieſem Stück die Einfalt des Hanswurſts Jan vor, der überredet wird, wenn er einen Stein auf die Achſel lege, ſo werde er unſichtbar und der ſich nun einbildet, unſichtbar zu ſeyn, während Jedermann ihn ſieht. Aus dem Engliſchen. S. Tieck altd. Theater I. XXIII.

Von der Schönen Phönicia. Nach einer Novelle des Bandello. In von Bülows Novellenbuch IV. 365. Von zweien Zwillingsbrüdern, nach Plautus.

Von der ſchönen Sidea. Ludolf, der Fürſt von Lithauen, wird von Leudgaſt, dem Fürſten in der Multau, beſiegt und verbannt. Indem er mit ſeiner ſchönen Tochter Sidea umherirrt, findet er Leudgaſts jungen Sohn Engelbrecht und raubt ihn. Die jungen Leute verlieben ſich in einander und entfliehen dem Vater. Engelbrecht will an ſeines Vaters Hof eilen und Kutſche und Pferde holen, derweil ſetzt er die Sidea auf einen Baum, wo ſie ihn in Sicherheit erwarten ſoll. Unter dem Baum aber iſt eine Quelle. Weiber kommen, Waſſer zu ſchöpfen und erblicken im Waſſerſpiegel ein himmliſches Bild. Ein Schuſterweib erzählt es ihrem Manne, dieſer holt Sidea vom Baume und pflegt ihrer. Unterdeß wird Engelbrecht an ſeines Vaters Hofe genöthigt, eine gewiſſe Julia zu heirathen. Da kommt Sidea in gemeiner Weibertracht und gibt ſich für ihre eigne Botin aus. Nun will Engelbrecht ſich zur Strafe ſeiner Untreue umbringen, aber Sidea hält ihn auf und gibt ſich ihm zu erkennen. Julia tritt zurück, Sidea wird ſeine Gemahlin, ihr Vater verſöhnt. — In den Zwiſchenſcenen tritt der Hanswurſt Jan als Müller auf, ſtiehlt Mehl und ſchwängert mehrere Mädchen zugleich, deren Eltern reclamiren ꝛc.

Von einem alten Buhler und Wucherer. Derſelbe ſtellt einer ſchönen Buhlerin nach, läßt ſich in einem Sack zu ihr tragen, wird aber von verkleideten Teufeln gequält und ausgeplündert. Die Buhlerin (Maria) lockt ihn aber doch wieder, daß er ſie zur Ehe nimmt, wogegen ſein Sohn umſonſt proteſtirt. Der Alte enterbt ihn. Nun betrügt ihn aber ſein junges Weib auf alle Art, bis er ſich einmal todt ſtellt, um zu ſehen, ob ſie wohl betrübt ſeyn werde. Aber ſie ladet Gäſte ein, tanzt und jubelt und läßt die vermeinte Leiche des Alten dabei ſtoßen und treten. Dadurch kommt er zur Beſinnung und vererbt ſein Gut dem Sohne.

Von zwei fürſtlichen Räthen, die um ein Weib buhlten. Es gilt, die treue Frigia in Abweſenheit ihres Gatten zu verführen. Sie iſt aber liſtiger, als

ihre Verführer und ſchiebt ihnen ihre zwei Mägde unter, während jeder glaubt, er habe ſie ſelbſt.

Im zweiten Theile des Opus theatricum ſind 36 Faſtnachtsſpiele enthalten.

Andreuzo, Meiſter Simon, beide nach Boccaccio. — Der Markgraf von Rom will die Kunſt eines Nikromanten ſehen; da läßt dieſer zwei Ehepaare dergeſtalt berauſchen, daß das junge Weib des alten Manns zum jungen Mann des alten Weibes gethan wird und umgekehrt. Aber das junge Paar freut, das alte zankt ſich nur eine kurze Nacht hindurch, indem der Markgraf die frühere unnatürliche Paarung wiederherſtellt. Ein ganz guter Schwank. — Der Jude Aaron will einem Dieb geſtohlenes Tuch um ein Spottgeld abkaufen, der Dieb ſchenkt es ihm ganz, da er ſich verfolgt ſieht, und nun wird der Jude für den Dieb genommen. — Ein alter Wucherer läßt ſich von ſeinem lüderlichen Sohn verleiten, ſich zu betrinken und eben ſo lüderlich zu werden, wie er. — Klaus Gerngaſt bittet den Tod zu Gevatter und erhält von ihm die Gabe, Andern zu weiſſagen, wann ſie ſterben werden und wann nicht, womit er viel Geld verdient. Auf einmal aber holt ihn der Gevatter ab; denn er ſelbſt hat ſich nicht weiſſagen können.

Podagra, das Hurenkind der Venus und des Bacchus, leidet ſehr, Venus bittet den Jupiter, ihr zu helfen und er heilt ſie, aber nur unter der Bedingung, daß der Schmerz nachher deſto heftiger wiederkehren ſoll. Das Leidweſen des Fräulein Podagra iſt gut geſchildert, ſie klagt, nicht mittanzen zu dürfen ꝛc.

Prozeß der Königin Podagra. Der klagende Theil iſt König Priamus von Troja, ſein Anwalt Hans Sachs, für die Königin plaidirt Petrarca; der Richter iſt Kaiſer Severus, der ſich zu Gunſten der Krankheit entſcheidet, welche eine gerechte Strafe für alle Sünder ſey. Leider ſind die Anachronismen der Perſonen das einzig Geniale in dieſem Stück.

Zwei Bauern kommen an den Hof Alexander des Großen und machen ihm etliche Poſſen vor. Unter anderm ſingt ihm einer das Lied vom hölzernen Johannes (dem Abbild des verſtorbenen Mannes, mit dem die Wittwe zu Bett zu gehen pflegte, bis ſie einmal damit den Ofen heizte, um ihren neuen Liebhaber zu wärmen).

Hans Themagen des Bauern beſoffenes Weib Alodea wird nackt ihrem Mann heimgeſchickt, er will ihr den Teufel austreiben laſſen, es iſt aber keiner da, nur Wein. — Claus Themagen der Bauer macht eine Wallfahrt, um ſeiner kranken und vom Teufel beſeſſenen Frau Heilung zu verſchaffen, die ihn nur fortgeſchickt hat, um unterdeß ſicher mit dem Pfaffen zu buhlen. Als der Mann heimkommt, findet er die Frau geſund, munter und ſchwanger und dankt Gott, daß er ſeine Gebete erhöret hat. — Während der Abweſenheit eines Kaufmanns hütet der Teufel deſſen Weib, aber mit ſolcher Mühe, daß er nie

zum zweitenmal ein ſolches Amt übernehmen will. — Der Teufel holt eine Pfarrköchin, obgleich ihm der Pfarrer den Ablaßbrief entgegenhält. Ich verſtehe kein Latein, ſagt der Teufel und fährt mit der fetten Beute davon. — Der bekannte Schwank von zwei Buhlern, die bei derſelben Frau zuſammentreffen und vom Mann überraſcht werden. Sie müſſen ſich ſtellen, als habe einer den andern mit dem Degen verfolgt und als ſey der Flüchtling nur in der Angſt ins Haus gerathen. — Der Schwank von der Kupplerin, die ein verheirathetes Weib zu einem Pfaffen führen will, als dieſer aber eine Abhaltung hat, es unwiſſend ihrem eigenen Manne zuführt, welchem gegenüber das Weib ſchnell beſonnen ſich ſtellt, als habe ſie ihn nur prüfen wollen, und ihn tüchtig auszankt. — Die Frau eines Bäckers läßt drei verheirathete Männer, die in ſie verliebt ſind, liſtig ankommen, überraſcht werden, in Mehlſäcke ſich verſtecken, bindet dann die Säcke zu und überliefert ſie den drei Frauen der Eingeſperrten. — Ein Eiferſüchtiger hofft ſeine Frau beim Liebhaber im Bett zu überraſchen, ſie hat es aber gemerkt und die Magd ins Bett gelegt; nun beſchuldigt ſie ihn, er habe bei der Magd gelegen. — Ein armer Mann verabredet mit ſeiner Frau, daß ſie ſich todt ſtellen ſolle und erweckt ſie mit ſeiner Geige. Da kauft ihm ein reicher Mann, auf den er es abgeſehen, die Zaubergeige um viel Geld ab, um ſein wirklich todtes Weib auch zu erwecken, und ſieht ſich betrogen. — Die bekannte Sage vom Juden im Dorn. Der Geiger heißt Fritz Dölla.

Der engliſche Jan Poſſet (Hanswurſt) läßt ſich einen Brief ſchreiben an einen, der ihm ſeine große Trommel wieder mit einem Kälbfell überziehen ſoll, der Schreiber aber ſchreibt, man ſolle ihn ſelbſt tüchtig trommeln. — Derſelbe frißt Birnen, die er Einem überbringen ſoll. In zweierlei Versmaß. — Derſelbe dient einer Frau, die ihn ausſchickt, Wein zu holen. Unterdeß kommt ihr Buhler, ganz wie er gekleidet, ebenfalls mit Wein und ſtößt ihn zurück, er ſey der wahre Jan. Die Frau kommt auch, erklärt den Liebhaber für den wahren Jan und nimmt ihn mit. Jan bleibt vor dem Hauſe, bis der Herr kommt. Da beſchwert ſich die Frau, die den falſchen Jan ſchon entfernt hat, über das lange Ausbleiben des Jan mit dem Weine und Jan wird ausgezankt.

Der dumme Bauer Hempel will ein Doctor werden und wird geſoppt.

Drei Landsknechte werden von St. Peter nicht in den Himmel eingelaſſen, aber auch von Lucifer aus der Hölle gewieſen, weil ſie zu viel freſſen.

Sorciapel, der ruchloſe Notar, der alle möglichen Sünden auf ſich geladen, bekennt in der letzten Beichte einem Mönch unter dem Schein größter Angſt und Gewiſſenhaftigkeit nichts als kleine unbedeutende Fehler, ſo daß der Mönch ihn nicht nur abſolvirt, ſondern für einen Heiligen erklärt. Obgleich ihn nun der Teufel holt, ſo hat er doch die Genugthuung, daß die Mönche ſeinen Ruhm als Heiliger ausbreiten. — Ein Pfaff ſchleicht ſich zu einem frommen Weiblein, um ſie unter der Maske des h. Franciscus zu verführen, ein Nach-

bar aber verkleidet ſich als St. Petrus, ſchlägt mit dem Schlüſſel auf den falſchen Franciscus los und heißt ihn in den Himmel zurückkehren, aus dem er ohne ſeine Erlaubniß weggegangen ſey. — Ein böſer Juriſt entſchließt ſich, Mönch zu werden, um ſowohl ſeine Seele zu retten, als das Vergnügen zu haben, die zahlloſen Prozeſſe des Kloſters durchzufechten. — Drei böſe Weiber prügeln ſich, weil jede das Wetter anders haben will, die eine Regen zur Saat, die andere Trocken zur Wäſche. Ein böſes Weib zankt ſich mit ihrem Mann über eine Kuh, von der ihr — geträumt hat.

Ein Weib gibt einem Pfaffen Geld, es ihrem erſten Mann im Paradies zu bringen. Er hält ſie deshalb für einfältig, iſt aber nicht wenig überraſcht, als daſſelbe Weib, mit der er eine Liebſchaft angefangen, ihren zweiten Mann auf die feinſte Weiſe betrügt. Das weibliche Naturell iſt in dieſem Stück vortrefflich durchgeführt. — Der dumme Bauer Knörren Künzlein geht zum Doctor und bittet ihn um ein Mittel, ſein böſes Weib zu curiren. Er ſchreibt ihm Fünffingerkraut und ungebrannte Aſche vor, aber der einfältige Mann merkt lange nicht, was das bedeute, bis es ihm einer ſagt, und nun hilft es gleich. — Der Mönch Hans ſchleicht ſich zu einer hübſchen Frau, die ihn aber nur foppt, indem ſie ihn vor ihrem Manne in einem Käskorb verſteckt und dann ſeinen Abt aus dem Kloſter rufen läßt und ihm den Mönch im Korbe zeigt.

Magiſter Stolzius ſetzt in der Faſtnacht einen Narrenhut auf und will den Narren ſpielen, läßt aber überall den Pedanten durchblicken. — Claus Narr wird ins Narrenbad geſchickt, um die Narrheit auszuſchwitzen, hilft ſich aber heraus. In dieſem Stück kommt die für jene Zeit enorme Blasphemie vor, daß der Narr wünſcht, Gott möchte den Menſchen lieber ſeine Tochter hingegeben haben, als ſeinen Sohn Chriſtus. — Eulenſpiegel ſoll einen Braten nicht verbrennen laſſen, da ſtellt er ihn in den Keller. — Derſelbe wird ſpöttiſch von einem Bürger zu Gaſt geladen, der ihm die Thür vor der Naſe zuſchließen will, ſchleicht ſich aber in ſeiner Abweſenheit in ſein Haus, überredet die Frau, ſie ſolle zu ihrem Mann auf den Markt gehen, um ihm einen großen Fiſch, den er gekauft, heimtragen zu helfen, übernimmt unterdeß die Hut des Hauſes, ſchließt hinter der Frau zu und richtet ſich eine köſtliche Mahlzeit an, die er verzehrt, während Herr und Frau draußen vor der verſchloſſenen Thüre ſtehen.

Sogar ein deutſcher Fürſt ſtellte ſich an die Spitze der deutſchen Partei, die im volksthümlichen Geiſt der antinationalen Renaiſſance entgegentrat. Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig (Henricus Julius Brunsvicensis et Luneburgensis dux edidit hunc actum oder HIBELDEHA pflegte er ſich zu zeichnen), ließ auf ſeinem Hoftheater Stücke in engliſchem Geſchmack aufführen und ſchrieb ſelbſt eine noch nicht ganz ermittelte Zahl von Comödien, wovon 1593 und 1594 acht

herrliche Aussicht auf die ganze Gebirgsebene und die Schneeberge der gegenüberliegenden mittleren Andeskette (der von Quindiu) genießt. In Südwesten sieht man fast ununterbrochen eine Dampfsäule aufsteigen. Sie bezeichnet den Punkt, wo der ungeheure Wasserfall des Tequendama liegt. Der Charakter der ganzen Landschaft ist großartig, aber melancholisch und öde.

Der Anblick jener in den ewigen Schnee reichenden Kette erinnert recht lebhaft daran, wie Berggipfel, auch wenn sie unter den kleinsten Winkeln am Horizont erscheinen, dennoch einen majestätischen Eindruck hervorbringen. Was über dem nahen Waldgebirge emporragt, jenseits des Magdalenathales, in 21 Meilen Entfernung, ist im Westen der abgestumpfte Kegel des Vulkans von Tolima, der nach meiner bei Ibague ausgeführten trigonometrischen Messung fast 17200 Fuß hoch und daher wohl der höchste Berg des Neuen Continents nördlich vom Aequator ist. Weiterhin, auf den Tolima folgend, erkennt man gegen W. N. W. zuerst eine Reihe von drei kleineren Bergkuppen, dann eine Mesa, das heißt einen langgedehnten dachförmig abfallenden Rücken.

Die untere Schneegrenze erscheint, wie immer in solcher Ferne, ohne alle Ungleichheit, in horizontaler Richtung, rein abgeschnitten. Sie berührt kaum die Gipfel der drei kastellartigen Kuppen; nur die Mesa ist, wie der Kegelberg, von einem großen weit leuchtenden Schneemantel umgeben. In Bogota nennt man jene Kuppen Paramo de Ruiz, die lange Mauer Mesa oder Paramo de Erve, auch Herveo. Ueber die Richtigkeit der letzteren Benennung ist aber, bei Gelegenheit eines neuen vulkanischen Ausbruchs [1] im Paramo de Ruiz, ein noch ungeschlichteter Streit entstanden. Tolima ist nach dem Cotopaxi der schönste, regelmäßigst geformte Kegelberg, den ich unter allen Vulkanen gesehen. Die Schneedecke umhüllt alle Unebenheiten des Abhanges; Roulin hat das Verdienst, in einem Manuscripte des Padre Simon die Beschreibung einer

---

[1] Ausbruch von 1828, gesehen von den Höhen des Naizal bei Guaduas, wie auch zu Marmato, westlich von Rio Cauca. S. meine Fragmens asiatiques. T. I. p. 137 und II. p. 602.

Ein genauer Beobachter, Herr Carl Degenhardt, der erst im vorigen Jahre den Bergwerks-Distrikt von Marmato verlassen hat, versicherte mich, daß noch jetzt Rauchsäulen aufsteigen.

gedruckt erſchienen, und ſieben erſt kürzlich in der Originalhandſchrift aufgefunden worden ſind. Profeſſor Holland hat die ſämmtlichen Schauſpiele des Herzogs, Stuttgart 1855, darunter einige in doppelter Redaction edirt und commentirt. Sie ſind alle in Proſa geſchrieben und haben in dem luſtigen Diener einen Hanswurſt, der immer plattdeutſch ſpricht, während die übrigen Perſonen ſich hochdeutſch ausdrücken. Der Witz iſt nur leicht, die ganze Weiſe aber volksmäßig, übereinſtimmend mit dem, was gleichzeitig Friſchlin ſogar in lateiniſcher Sprache anſtrebte.

Des Herzogs Stücke ſind: 1) Suſanna, die bekannte bibliſche Geſchichte reich ausgeſchmückt und gleichſam in die moderne Welt verſetzt. Suſanna hat noch Eltern und Kinder, ihr Gatte iſt abweſend. Sie kommt in große Noth durch ungerechte Richter. Aber der obligate Narr (Clant) und eine höchſt ſeltſame Geſellſchaft von Bauern, von denen jeder aus einem andern deutſchen Stamme iſt und eine andere Mundart redet, halten durch ihren guten Humor dem Tragiſchen das Gegengewicht. Zuletzt kommt Suſannas Gatte zurück und alles wendet ſich zum Guten.

2) Von einem Weibe, wie daſſelbige ihre Hurerei für ihrem Ehemann verborgen. Die bekannte Geſchichte vom Einäugigen, der nach Hauſe kommt, als ſein Weib gerade einen Andern bei ſich hat, aber von ihr betrogen wird, indem ſie ihm raſch das geſunde Auge zuhält und ihn theilnehmend fragt, ob er aus dem blinden Auge nicht ſehe, es hätte ihr geträumt, er ſehe wieder. Unterdeß entwiſcht der Buhler.

3) Von einer Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht. Der Buhler erzählt dem Ehemann immer ſelbſt, wie ſein Weib ihn betrogen habe. Zuletzt will der wüthende Hahnrei das Haus, in dem der Buhler iſt, ohne daß er ihn finden kann, anzünden. Die Frau aber bittet ihn, wenigſtens ihre beſten Kleider zu ſchonen, und indem er ihr ſelber hilft, dieſelben in einem Korbe hinauszutragen, trägt er den unter den Kleidern verſteckten Buhler hinaus, ohne es zu ahnen. Als er es erfährt, wird er wahnſinnig und das böſe Weib holt der Teufel.

4) Von einem Buler und Bulerin. Der freche junge Buhler wird endlich erſchlagen und ſie ſchneidet ſich den Hals ab. Ihre Leiche holt der Teufel. Dieſes Stück iſt ſehr roh. Das böſe Weib rauft unter anderem ihrem alten Mann den Bart aus.

5) Von einem Wirthe. Zu einem Wirth, der alle Gäſte betrügt,

kommt einmal Satan. Dieſen betrügt er auch, verſichert aber, wenn er das Geringſte zu viel gefordert, ſolle ihn gleich der Teufel holen. Da gibt ſich Satan zu erkennen und holt ihn. Das iſt das einfachſte unter den acht Stücken.

6) Von einem Wirthe, wie derſelbe von drei Wandergeſellen betrogen worden ſey. Einmal fragen ſie: können wir hier für unſer Geld eſſen? Ja. Nun eſſen ſie, haben aber nur einen Pfennig im Vermögen. Das zweitemal ſollen ſie frei ausgehen, wenn ſie dem Wirth ein Lied ſingen können, was ihm gefällt. Da greift einer in die Taſche und ſingt: nun will ich bezahlen. Das Lied gefällt dem Wirth, da er glaubt, er werde wirklich bezahlt werden, muß ſich nun aber mit dem Liede begnügen. Das drittemal ſoll der zahlen, den der Wirth als Blindekuh greifen wird. Als ihm aber die Augen verbunden ſind, laufen alle fort. Lauter bekannte Anekdoten.

7) Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben. Der Abt ſoll entweder 300 Dukaten zahlen, oder die Fragen beantworten: wo iſt der Mittelpunkt der Welt? was bin ich werth? was denke ich in dieſem Augenblick? Für den Abt antwortet der in deſſen Kleidern verborgene Johann Bouſet: hier iſt der Mittelpunkt der Welt, wenn du es nicht glaubſt, ſo miß es ſelber aus! — du biſt nur 29 Groſchen werth, einen weniger als der Heiland, der für 30 verkauft wurde. — Du denkſt, ich ſei der Abt, ich bin aber Johann Bouſet. Der bekannte Schwank vom dummen Abt und klugen Schäfer.

8) Von Vincentio, Ladislaw Sacrapa von Mantua, Kämpfern zu Roß und zu Fuß, einem Bramarbas, der am Hofe eines kleinen Fürſten ſich wichtig macht, immer frecher wird, zuletzt aber, als er eben im Begriff iſt, ins Bett ſeiner vornehmen Braut zu ſteigen, in eine Kufe eiskalten Waſſers fällt, mit der man ihn zu ſeiner Demüthigung überliſtet hat. Dieſes Stück, gedruckt 1594, iſt wohl eine der freieſten Wiederholungen des miles gloriosus von Plautus. Zudem iſt es merkwürdig wegen der Aufſchneidereien, die darin erzählt werden und die ſpäter zum großen Theil in Münchhauſens Schwänke übergingen, z. B.:

Vincentio rühmt ſich, nach einer Heldenthat in eine Feſtung zurückgeritten zu ſeyn, wobei das herabfallende Thorgitter dicht hinter ſeinem Rücken das Pferd durchſchlagen habe, ſo daß das Hintertheil außerhalb des Thores geblie-

den, er aber auf dem Vordertheil fortgeritten ſey, ohne den Defect zu merken. Ferner: er habe einſt geſehen, wie eine blinde Sau ſich am Schwanz des Ferkels hielt, habe das Ferkel getödtet und mit deſſen Schwanz die Sau ruhig heimgeführt. Einmal habe er einen wilden Eber gereizt, bis er ſich mit den Zähnen in einen Baum feſtgerannt. Einmal habe er einem Wolf in den Rachen und durch den ganzen Leib gegriffen bis zum Schwanz und dann umgekehrt, das Innere nach außen, wie einen Handſchuh. Einſt habe er einen Mann geſehen, der Granaten gegeſſen habe und dem ein Granatenbaum aus dem Maul gewachſen ſey. Ein Reiter ſammt dem Roß ſey von einem großen Fiſch verſchlungen worden und lebendig wieder herausgekommen. Der Hanswurſt bemerkt dazu: und er habe eine Pfanne hämmern ſehen, ſo groß, daß die daran arbeitenden Schmiede wegen der weiten Entfernung einander nicht hätten hämmern hören können, dieſe Pfanne ſey gemacht worden, um jenen Fiſch darin zu braten. — Vincentio habe einen Schmied im Dienſt gehabt, der ein Pferd in vollem Laufe habe beſchlagen können. Desgleichen ein Pferd, das einmal alle ſeine Hufeiſen in einem Moraſt ſtecken ließ, ſich aber umwandte und mit einem Satz alle vier traf und ſie ſich von ſelbſt wieder anfügten. — Es iſt wahrſcheinlich, daß Bürger, indem er den Münchhauſen abfaßte, dieſes Luſtſpiel benützte.

Das ſind die acht längſt gedruckten Stücke. Hollands Ausgabe enthält noch folgende:

Vom ungerathenen Sohn. Nero, der jüngere Sohn des alten Herzog Severus, ermordet, um ſtatt ſeines älteren Bruder Proteus zur Herrſchaft und zum reichen Erbe zu gelangen, auf eine ruchloſe Art mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin, Neffen, ja ſeinen eigenen Baſtardſohn, deſſen Herz er verzehrt, um ſich dadurch zu feien. Nachher aber fällt er in Todesangſt und wird von den Geiſtern der Gemordeten verfolgt, bis ihn die Teufel holen. Einige Scenen z. B. wie der Vater ſein eigenes Kind ermordet, wie Proteus die Eltern todt im Garten liegen findet ꝛc., ſind rührend, das Ganze aber gar zu grell. Die Aehnlichkeit mit Shakeſpeares Richard III. fällt auf.

Der Fleiſchhauer. Metz, ein reicher und übermüthiger Metzger, beſticht den Großvogt und Marktmeiſter, verkauft ſchlechtes und verdorbenes Fleiſch zu hohen Preiſen und fällt deßhalb in die Gewalt des Teufels, der ihn ſyſtematiſch zu Grunde richtet, bis er am Galgen ſtirbt. Aber auch die ungerechten Beamten ereilt die Nemeſis.

Sommer, Cyenaeus (von Zwickau) ſchrieb ein Lob der Martinsgans 1609, eine luſtige Ethnographia mundi, ſammelte Sprüchwörter ꝛc., brachte des Herzog Heinrich Julius Weiberliſt in Reime und überſetzte Cramer'ſche Stücke ins Deutſche, auch Wichgrews Cornelius.

Georg Mauritius, Rector in Nürnberg, ſteht zwiſchen Ayrer und Klay, aber auch unter beiden. Er dichtete geiſtliche Comödien von David und Goliath, den h. drei Königen, Haman, Nabal, Joſaphat ꝛc. aber auch eine Comödia von Walther und Griſeldis, eine von allerlei Sünden, eine vom Schulweſen. Alle ſeine Comödien gedruckt in Leipz. 1607.

Zu Magdeburg erſchien 1614 ein Luſtſpiel Amantes amentes oder von der Leſſelei, worin die blinde Thorheit der Verliebten verſpottet wird. Als Verfaſſer nennt ſich Angelius Lohrbere Liga (Rollenhagen?).

In der zweiten ſchleſiſchen Schule ſteht Lohenſtein, den wir ſchon kennen, als Schauſpieldichter oben an. Sein berüchtigter Metaphernſchwulſt wird im Trauerſpiel mit der gräßlichſten Scenerie, mit den haarſträubendſten Handlungen verbunden. Aber man würde dieſe in ihrer Art einzige Erſcheinung mißverſtehen, wenn man ſie nicht einigermaßen entſchuldigen wollte durch die allgemeine, mehr unbewußte als bewußte Tendenz der zweiten ſchleſiſchen Schule, die ich oben ſchon als eine Reaction deutſchen Kraftbedürfniſſes gegen den blaſirten Opitzianismus charakteriſirt habe. Man wollte lieber in Wildheit und Grauſamkeit mit Kannibalen wetteifern, als in fader Mittelmäßigkeit untergehen. Die Lohenſteiniſchen Trauerſpiele waren Keulenſchläge des deutſchen Michel, der es nicht ertragen konnte, ſich in der franzöſiſchen Hoftracht zu ſehen, die er gleichwohl auch nicht abzulegen wußte, daher einfach toll wurde und um ſich ſchlug. Ich will nun Lohenſteins einzelne Stücke durchgehen.

Den Ibrahim Sultan dichtete er zur Vermählung des Kaiſers Leopold I. Prolog des thraciſchen Bosphorus, worin die keuſche Ehe des Kaiſers geprieſen wird im Gegenſatz gegen die Unzucht des türkiſchen Sultan. Bekanntlich hatte dieſer Kaiſer noch ſchwere Kämpfe mit den Türken zu beſtehen, die 1683 Wien ſelbſt belagerten. Das Schauſpiel hat daher einen edeln patriotiſchen Zweck. Es iſt auf wirkliche Geſchichte gegründet. Die Abſetzung des Sultan Ibrahim erfolgte 1648.

Ibrahim Sultan will ſeines Bruders Amurath IV. Wittwe Siſigambis entehren, woran ihn ſeine Mutter hindert. Nun wirft er ſein Auge auf die ſchöne Ambre, des Muftis Tochter. Ambre weigert ſich. Poetiſcher Wettſtreit allegoriſcher Figuren der Tugenden und Laſter. Ibrahim will ſeine fünf Söhne tödten, um mit Ambre neue zu zeugen. Er läßt ſie in ſein Bett bringen. Er

jagt ſie entehrt im Kleide einer Buhlerin wieder fort, ſie erſticht ſich. Die drei Furien verfolgen ihn. Die Janitſcharen empören ſich, ermorden ſeinen Günſtling Achmet und entſetzen ihn. Er wird im Kerker, nachdem ihm Ambres Geiſt erſchienen iſt, von den Stummen erwürgt. Sein Sohn beſteigt den Thron.

Verſchieden von dieſem Trauerſpiel iſt Ibrahim Baſſa:

Ibrahim iſt durch ſeine Talente vom Sclaven zum Günſtling des Sultans Solyman erhoben, hat aber eine ſchöne Gemahlin Iſabelle, in die ſich der Sultan verliebt. Sie fliehen und werden wieder eingefangen. Der Sultan will Ibrahim tödten laſſen und ſchon hat dieſer den Strick am Halſe, als er ihn wieder begnadigt. Aber noch einmal erfaßt ihn der Haß und er läßt ihn wirklich tödten, was ihn nachher ſo reut, daß er Iſabelle frei läßt.

Ziemlich untergeordnet ſind Lohenſteins Trauerſpiele Sophonisbe, worin beſonders widrig die Unnatur auffällt, mit welcher Sophonisbe ihren Selbſtmord beſchließt, blos um der Dido zu gleichen; und Kleopatra, worin aller Liebreiz des Shakeſpear'ſchen Stücks vermißt wird und nur das Grauſenhafte vorherrſcht. Gut iſt der Schluß. Hier treten als allegoriſche Perſonen die Flüſſe auf und zuletzt Rhein und Donau, welche mit Stolz das Bild der Zukunft entrollen und in dem Augenblick, in welchem Auguſtus die römiſche Weltherrſchaft gründet, deren Zerſtörung durch die Deutſchen verkündet.

Lohenſteins Agrippina übertrifft an Frechheit alles, was man wohl je in der Welt auf einer Bühne geſehen hat.

Sie ſelbſt iſt es, die ihren Sohn verführt, ſich ſchamlos vor ihm entblößt und ihm alle ihre Reize Stück für Stück vorhält, beſchreibt und preist. Nero benimmt ſich dabei anfangs ganz vernünftig und lehnt ihre Wuth ab, am Ende aber gibt er ſich ihr hin, um ſie hintendrein ermorden zu laſſen. Mit den Furien, die den Nero wegen dieſes Muttermords am Schluß verfolgen, kommt auch Oreſtes, um zu ſagen: ich mordete die Mutter, weil ſie mich unnatürlich haßte, wie viel ſchwerer verſündigt ſich Nero, den ſeine Mutter nur unnatürlich liebt!

Das Trauerſpiel Epicharis iſt merkwürdig, weil die Heldin eine politiſche Dame, eine Vorkämpferin für die Völkerfreiheit, ein weiblicher Marquis Poſa iſt.

Sie bewegt ihren Liebhaber Proculus, den Tyrannen Nero aus der Welt zu ſchaffen, aber er iſt zu feig, die That auszuführen. Sie ſtößt ihn von ſich,

da verräth er sie, und sie wird mit ihren Freunden und Mitverschworenen den grausamsten Martern unterworfen, bis sie sich selbst erwürgt. Die objective Kälte und Ruhe, mit der sie auf ihre eigenen Marter herabsieht und davon spricht (S. 115). ist äußerst unnatürlich, und die Art, wie sie den Tyrannen mit Schimpfwörtern überhäuft (S. 126) ist unschön.

Bei alldem darf man nicht vergessen, Lohenstein war eine edle Natur und die Geschmacklosigkeit, in die er verfiel, demselben eigentlich nicht angemessen. Es hat viele Dichter gegeben, welche mit besserem Geschmack schrieben und selbst sittlich verworfene Menschen waren. Bei Lohenstein war es umgekehrt. Ein durchaus sittlich reiner, patriotischer Charakter verfiel hier einer Art fremdartiger Bezauberung. Das war die Wirkung der Renaissance auf das deutsche Naturell.

Die Trauer-, Freuden- und Schäferspiele des Joh. Christ. Hallmann von Breslau (1673) enthalten Uebersetzungen aus dem Italienischen (Kaiserin Adelheid und Heraclius), nebst sieben eigenen Stücken, alle in Alexandrinern und Lobensteinischem Schwulst, aber mit einer merkwürdigen Neigung zum Phantastischen.

1) Adonis und Rosabella, ein Schäferspiel zu Ehren der zweiten Vermählung Kaiser Leopolds, beginnt damit, daß die mit ihren Nymphen in der Donau badende Venus eine kostbare Perle sucht und erfährt, sie sey von Jupiter an den Himmel gesetzt worden. Und siehe, in den Wolken erscheint Margaretha (die Perle), des Kaisers verstorbene Gemahlin. So wird seine zweite Heirath sinnreich motivirt. In der Schäferin Rosabella, welche schlummernd den Namen Adonis ruft, erkennen wir nun das Vorbild der neuen Braut, so wie in Adonis selbst den Bräutigam. In ihrem Zauberschlafe gilt sie für todt und soll eben auf dem Holzstoß verbrannt werden, als sie erwacht. Sieg der Liebe über den Tod. Alle griechischen Götter und eine Menge Allegorien mischen sich ein, die Scenen wechseln sehr lebendig. Bald singen die Musen, bald Dianas Nymphen, bald die Grazien, bald stürmen Jäger herein, treiben schlesische Bauern dumme Possen, werden Mädchen im Bade überrascht, singen Liebe, Einbildung und Zorn ein Terzett, stellt die Bühne eine Todtengruft voll hingerichteter Leichen, dann wieder das Boudoir der Frauenlist dar voll von Spiegeln, Larven, Kleidern, Fuchsschwänzen, Brillen ꝛc. Das Schauspiel muß Ruhm erlangt haben, denn es wurde 1750 zu Augsburg noch einmal in Quart mit sehr vielen Kupfern herausgegeben. — 2) Die berühmte Legende von der h. Sophia mit ihren drei Töchtern Fides, Spes und Charitas und vielen allegorischen Personen als geistliches Trauerspiel behandelt, ganz im Geist Lohensteins. Wie bei diesem Agrippina vor Nero sich entblößt, um ihn zu verführen, so hier der Kaiser Hadrian vor Sophien und nur ein Blitz und Donner hindern ihn, die

Schändung auf der Bühne zu vollziehen. — 3) Urania, ein Schäferſpiel, worin die Heldin ihre Treue bewährt, wieder mit vielen Allegorien. — 4) Mariamne, ächt Lohenſteiniſch mit viel Blut, Raſerei und Erſcheinungen der Hingerichteten als Geiſter. — 5) Theodorich, ein ähnliches Stück. Auf der Bühne werden Symmachus, Boetius und Andere hingerichtet und erſcheinen nachher dem durch den Fiſchkopf entſetzten König als Rachegeiſter. Unter den Allegorieen kommt hier Roma vor, an den Triumphwagen der Tyrannei geſpannt und bitter klagend. Der Geiſt des Auguſtus aber erſcheint, erklärt, dem entarteten Rom geſchehe Recht und das Kaiſerthum werde hinfort an die Deutſchen kommen. — 6) Antiochus, verliebt in ſeine Stiefmutter Stratonice. Um ihn von ſeiner Liebeskrankheit zu heilen, bewilligt ihm der Vater die Schöne und am Schluß werden ſie feierlich zu Bette gebracht und Hofdamen und Cupidines ſtreuen wetteifernd Blumen über ſie aus. — 7) Katharina, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII., das Opfer der Anna Boleyn, in ihrem Leiden und Sterben dargeſtellt. Zuletzt erſcheint ihr Geiſt dem zitternden König, verkündet ihm und ſeinem Hauſe Unheil und verſchwindet unter Donner und Blitz.

A. A. von Haugwitz gab 1684 zu Dresden einen Prodromus poeticus, oder: Poetiſcher Vortrab heraus. Darin zuerſt ein Trauerſpiel: Schuldige Unſchuld oder Maria Stuarda.

Der Vorhang rollt auf, der Himmel öffnet ſich und nieder ſteigt die Einigkeit, um in ächt Calderoniſchen Trochäen die eitle Größe der Fürſten zu ſchildern.

Wißt ihr nicht, daß auf die Klippen
Wo des Adlers hohes Neſt,
Als auf niedrige Geſtrüppe
Mehr der ſtarke Sturmwind bläst? —
Sind ſie doch, wie jene dort,
Die die hohen Alpen decken,
Die vor jedem Donnerblick
Nicht ſo gar geſchwind erſchrecken.
Doch hat auch das blinde Glück
Oefters die wohl ſelbſt betrogen,
Die auch mitten in der Schooß
Großer Herrſchaft ſind erzogen.
Oftmal ſchlug ein harter Stoß
Ihren Scepter, Thron und Reiche
Und den goldnen Königskranz
Aus der Hand mit einem Streiche.

Man erſtaunt, dieſe Sprache auf der deutſchen Bühne ſchon 132 Jahre vor Müllners Schuld zu hören. Aber Haugwitz fährt leider nicht in Trochäen

fort, ſondern wie die Ewigkeit abtritt, beginnt auch ſchon der Dialog in den herkömmlichen ſteifen Alexandrinern. Das beſte an dieſer Tragödie iſt die feine Charakterſchilderung der Eliſabeth, die den Tod Marias will, aber ſcheinbar immer dagegen proteſtirt und zuletzt noch den beſtraft, der ſie am beſten errathen und die Hinrichtung befohlen hat.

Obſiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman, ein Miſchſpiel von demſelben.

Sultan Soliman liebt Iſabellen, die Geliebte ſeines Vezirs Ibrahim, der ein Renegat und geborner Genueſer iſt. Nach morgenländiſchem Gebrauche will er den läſtigen Nebenbuhler hinrichten laſſen, ſein beſſeres Ich ſiegt aber ob, er läßt beide frei und vermählt ſie mit einander. In Alexandrinern. Im Dialog redet man ſich per Er und Sie an.

Flora, ein Luſtſpiel deſſelben nach einem franzöſiſchen Ballet. Alle Blumen huldigen zuletzt den franzöſiſchen Lilien.

Der geiſtreichſte Dramatiker unter den Schleſiern war Andreas Gryphius von Glogau. Im dreißigjährigen Kriege frühe verwaiſt, indem die Peſt ihm Eltern und Geſchwiſter raubte, mit Armuth ringend und alles nur ſeinem eigenen Geiſt verdankend, machte er zehn Jahre lang Reiſen in England, Holland, Frankreich und Italien und ſtarb 1664 als Syndicus in ſeiner Vaterſtadt. Der tiefe Ernſt, der durch ſein Leben ging, bewahrte ihn vor der poetiſchen Spielerei ſeiner Zeitgenoſſen. Sein Geiſt bricht oft mächtig wie ein Blitz, oft zart wie Paradieſeshauch aus der harten, ſteifen, altmodiſchen Hülle hervor. Neben dem großen Shakeſpeare macht er einen peinlichen Eindruck, eben weil man ſieht, ſein Geiſt blieb gefangen und konnte ſich nicht zu voller Freiheit hindurchringen. Dennoch iſt es verkehrt, ihn, wie Gervinus thut, mit Seneca zuſammenzuſtellen. In Seneca liegt keine Ahnung von dem trefflichen, echt deutſchen Humor des Gryphius. Am meiſten ſchadete ihm, daß er ſich den Niederländer Vondel (ſtatt Shakeſpeares) zum Muſter nahm. Vondel verband den altteſtamentariſch gefärbten Fanatismus der Calviniſten mit der Renaiſſance. Gryphius überſetzte deſſen „Gibeoniter“, ſo wie des franzöſiſchen Jeſuiten Cauſinus lateiniſch geſchriebene Tragödie Felicitas (die chriſtliche Mutter, vor deren Augen ihre ſieben Söhne umgebracht werden). Er überſetzte ferner im Geſchmack der Zeit des Lalande berger extravagant nach des jungen Corneille Bearbeitung im „ſchwärmenden Schäfer“. Desgleichen „die Säugamme“ des

Italieners Razzi. — Gryphius ſchrieb ſeine Stücke in den fatalen Alexandrinen, je in 5 Abhandlungen (Akten), die Scenen heißen bei ihm „Eingänge“. Er hat Reigen (Chöre), durchgängig allegoriſche Perſonen, Tugenden und Laſter, vornehmlich Geiſter, die in Geſängen die allgemeinen Beziehungen und Nutzanwendungen ausdrücken. Die Geiſter treten auch handelnd und unmittelbar mitwirkend bei ihm ein. Uebrigens iſt die Motivirung der Handlung und die feinere Charakteriſtik der Perſonen zurückgedrängt unter der breiten hiſtoriſchen Relation und unter der pathetiſchen Declamation, wie bei Lohenſtein, nur in geringerem Grade. Sein erſtes Stück, Leo, erſchien zu Straßburg 1646, die erſte echte (von einer von ihm ſelbſt für verfälſcht erklärte von 1650 zu unterſcheidende) Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen zu Breslau 1657. Die 2te von 1663 iſt noch nicht vollſtändig, die 3te vollſtändigere von 1698 hat viele Druckfehler. Von ſeinen lyriſchen Dichtungen war oben ſchon die Rede. Sein Leben iſt beſchrieben in Bredows Schriften.

Sein älteſtes Trauerſpiel iſt Leo Armenius, die Geſchichte des im Jahre 1320 ermordeten griechiſchen Kaiſers.

Michael Balbus, Leos oberſter Feldhauptmann, trachtet nach der Krone. Die Verſchwörung wird entdeckt, Michael zum Tode verurtheilt, die Vollziehung aber bis nach dem Chriſtfeſt verſchoben, und auf Bitten ſeiner Gemahlin Theodoſia ſchenkt Leo ihm das Leben. Michael verlacht ihn wegen dieſer Schonung und erneuert ſeinen Anſchlag. Der Kaiſer überraſcht ihn unerkannt im Kerker, wie er ſchon den Purpur angethan hat. Nur an ſeinen geſtickten Schuhen wird erkannt, es ſey der Kaiſer geweſen; die Verſchwornen eilen nun, ihn zu ermorden und Michael wird auf den Thron erhoben. — Wie roh und unedel auch Michael erſcheint, ſo entſchuldigt ihn doch, wie er ſelbſt ſagte, das höchſte Ziel des Ehrgeizes. S. 13.

Ein Heldengeiſt, der lachet
Dies leichte Schrecken aus. Ein Mann wird, mag er leben,
Nur einen Tag gekrönt, in höchſte Noth ſich geben.
Dies was unmöglich ſcheint, wird möglich, wenn man wagt!

Scheut er alſo keine Gefahr und keinen Tod, wie ſollte er das Verbrechen ſelbſt ſcheuen! — Der milde Charakter der Theodoſia gibt ſich in einem Geſpräch mit Leo zu erkennen S. 33. Leo frägt ſie, ob er den wilden Eber, kaum gefangen, wieder frei in den Wald laſſen ſolle? Sie aber erwiedert:

Man kann die Schlange ſelbſt durch Güte ſo bewegen,
Daß ſie das grauſe Gift pflegt von ſich abzulegen.

Einen faſt comiſchen Eindruck machen die Höflinge, die einen Chor bildend, von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit ſingen, der ſie dennoch unabläßig dienen. Am verfehlteſten ſcheint die Geiſterbeſchwörung durch einen der Verſchwornen (warum nicht durch Michael ſelbſt?). Sie läuft nur darauf hinaus, daß ein Geiſt des Leo Untergang verkündet. Von der tiefen Bedeutung und Wirkung der Hexenſcene im Macbeth iſt hier keine Spur G. 52. — Leo erſcheint durchweg unbedeutend, leicht beſtimmbar und ſchwach. Am Schluß wird Theodoſia wahnſinnig und bildet ſich ein, indem ſie ihren todten Gatten vor ſich ſieht, es ſeyen die Leichen der ermordeten Verſchwornen. Eine gewiß unnatürliche Täuſchung.

Beſſer iſt das im folgenden Jahre gedichtete Stück Catharina von Georgien.

Die Heldin hat ſich an den Hof des Perſiſchen Schah Abbas begeben, um Schonung ihres Landes zu erflehen, iſt aber gefangen zurückbehalten worden. Abbas hat ſich in ſie verliebt. Der ruſſiſche Geſandte verlangt ihre Freilaſſung und erhält ſie, aber der Schah wird noch einmal von ſeiner Leidenſchaft überwältigt, er bietet Katharinen ſeine Hand an. Sie weigert ſich, da läßt er ſie aufs grauſamſte martern mit glühenden Zangen und ſie verbrennen. Nachher reut es ihn wieder, ihr Geiſt erſcheint ihm und kündigt ihm den Untergang ſeines Hauſes an. Er kniet vor ihr bebend. — In dieſem Stück bilden die Tugenden und der Tod den Reihen.

Auf eine viel höhere Stufe erhob ſich das tragiſche Talent des Dichters in der ermordeten Majeſtät oder Carolus Stuardus, eines ſeiner merkwürdigſten Stücke, bald nach der Hinrichtung des Königs ſchon gedichtet und auf die Bühne gebracht, voll von tiefer Indignation über den ungeheuren Frevel der Revolution, daher auch im düſterſten und ſchauerlichſten Colorit.

Gleich im Eingang erſcheinen zwei Geiſter, der hingerichtete Günſtling Strafford und Laud, denen ſich der Geiſt der hingerichteten Maria Stuart anreiht, um den ſchlummernden König zu ängſtigen, und denen ein ganzer Chor ermordeter Könige nachfolgt. Sie verwünſchen England.

Ach, Inſel, rauher denn dein Meer,
Die jederzeit der Mörder Heer
Auf deine Prinzen ausgeſchickt ꝛc.

Des Fairfax Gemahlin bittet für den König, aber umſonſt. Sein Tod wird beſchloſſen und vollzogen. Der Dichter läßt ihm aber Zeit in langen Geſprächen und breiten Reden ſein Martyrium und die erhabene Seele, mit der er es trägt, zur Schau zu tragen. In dieſen royaliſtiſchen Declamationen

Eruption des Tolima vom 12. März 1595 aufgefunden zu haben; ich sage das Verdienst, denn nördlich vom Vulkan Puracé bei Popayan (Breite 2° 17') war bisher, in der ganzen Andeskette bis nach Costa Rica und Nicaragua hin, kein einziger, in historischen Zeiten thätiger Vulkan bekannt. Die Entfernung vom Tolima bis Puracé ist 40 geographische Meilen. Beide Trachytberge gehören zu derselben Kette, nämlich zu der mittleren Cordillere. Solche Betrachtungen geben einem Schneeberge, der am Horizonte aufsteigt, ein eigenes Interesse, und nach dem großartigen Eindruck, den man empfangen, traut man anfangs kaum seinen Instrumenten, wenn man sieht, daß der Gipfel der Pyramide von Tolima in dem oberen Theile der Stadt Bogota, ohne Correction für Strahlenbrechung, nur unter einem Höhenwinkel von 32 Minuten über dem Horizont erscheint.

Die Schnelligkeit, mit der so oft auf der hohen Ebene, ohne alle Veränderung in der Richtung des Windes, wohl durch senkrechte Luftströme und durch Wechsel in der electrischen Spannung der Atmosphäre, dichte Nebel (Paramitos) auf die größte Heiterkeit plötzlich folgen, macht dort trigonometrische Messungen und astronomische Beobachtungen sehr unbequem. Oft ist man in einer Stunde mehrmals in diese Nebel gehüllt. Auch ist der Anblick der Zahlen, welche die mittlere Temperaturverhältnisse ausdrücken, dort erfreulicher als der Lebensgenuß, den man von dem sogenannten ewigen Frühlingsklima, das heißt von der Gesammtheit der Modificationen des Luftkreises in den hohen Ebenen der Tropen empfängt. Die mittlere Jahreswärme von Bogota ist 14°,3; also 3° kälter als in Popayan und selbst $^7/_{10}$ Grad kälter als in Quito.[1] Das letztere Verhältniß ist sehr auffallend, denn Bogota liegt zwar 2556 Fuß höher als Popayan, aber noch 850 Fuß niedriger als Quito. Ist es nur die geschütztere Lage in einem engen Thale am Fuß des Vulkans von Pichincha, welche der Stadt Quito (trotz ihrer Höhe) ein minder kaltes Klima gibt? Auffallend scheint es freilich, daß Boussingault, welcher die mittlere Luftwärme unter den Tropen sehr

[1] Ich folge der sehr genauen Arbeit von Boussingault, die in den Annales de Chimie, Juillet 1833 enthalten ist. Ich selbst fand ehemals für Bogota 14°,1, für Popayan 18°,7, für Quito 14°,4. S. mein Mémoire sur la distribution de la chaleur et sur les lignes isothermes in Mem. de la société d'Arcueil, T. III. p. 389.

findet ſich manche gute Bemerkung und Wahrheit, z. B. S. 31. Dem Volk waren die leichten Steuern zu ſchwer, jetzt wird es von einer unerſättlichen Soldateska ſyſtematiſch ausgeplündert. Das Volk hielt den ſchwachen König für einen Tyrannen, jetzt hat es ein ganzes Heer wirkliche Tyrannen. Noch feiner iſt der Tadel, der über die Feigheit des Adels ausgegoſſen wird, ſofern er anfangs dem Parlament in ſeiner Oppoſition gegen den König half.

Man ſtieß die Biſchöf' aus, jetzt folgt der Adel nach,
Der über Straffords Hals das blutge Urthel ſprach,
Der den gekränkten Land half auf den Mordplatz führen.
Fühlt nun, wie ſüß es ſey, die Freiheit zu verlieren,
Zu küſſen Block und Beil.

Ein lieblicher Gedanke iſt, einen Chor von Jungfrauen auftreten zu laſſen, in deren Kreis der König ſtirbt.

Dieſem lebendig aus der Zeit herausgegriffenen Trauerſpiel folgte ein Renaiſſancestück, der ſterbende Papinianus:

Der römiſche Kaiſer Baſſianus bringt ſeinen Bruder Geta im Schooß ſeiner Mutter Julia um und verlangt von Papinian, er ſoll eine Rechtfertigung des Mordes ſchreiben. Er weigert ſich als Ehrenmann. Julia will ſich an ihrem unnatürlichen Sohn rächen und bietet dem Papinian ihre Hand an wenn er den Baſſianus aus dem Wege räumen wolle, aber er weigert ſich abermals als Ehrenmann und bietet ſich den Henkern des jungen Kaiſers zum Opfer. Den Chor bilden die Raſereien (Furien), die gemeinſchaftlich einen Dolch ſchmieden und damit dem ſchlafenden Baſſianus drohen.

Das vortrefflichſte Trauerſpiel des Gryphius iſt Cardenio und Celinde, wie er in der Vorrede ſagt, einer wirklichen Begebenheit entnommen, die er in Italien erfahren habe.

Ein Spanier, der junge, ſchöne, edle Cardenio liebt zu Bologna auf der Univerſität die junge, ſchöne, edle Olympia, hält ſich zu viel vor ihrem Fenſter auf, wird deshalb von ihrem Bruder Viren hart angelaſſen und verwundet ihn im Zweikampf. Er muß fliehen, ein gewiſſer Lyſander ſchleicht ſich aber, nachdem er das Kammermädchen beſtochen, in Olympiens Schlafgemach und wird zwar vertrieben, da aber Olympia in der Angſt des Cardenio Namen nennt, ſo wird der abweſende Cardenio des Attentats beſchuldigt und nun ſtellt ſich Lyſander wieder ein und erbietet ſich, Olympien zu heirathen. Viren iſt gleich bereit, ihm die Schweſter zu geben, um ihren Ruf herzuſtellen, und ſie willigt ein. Mittlerweile, fällt Cardenio in die Schlinge der ſchönen Celinde, die ſich aufs heftigſte in ihn verliebt, obgleich ſie von dem Ritter Marcellus unterhalten wird. Cardenio wird einmal von dem Ritter bei ihr gefunden und tödtet ihn im Zweikampf. Als aber Cardenio erfährt, wie er um Olympien betrogen worden, verläßt er Celinden, denkt nur an Olympien und

will den Lyſander ermorden. So weit erhellt aus der Erzählung des Cardenio im Geſpräch mit einem Freunde, ohne daß bis dahin irgend die Geſchichte in lebendiger Handlung ſich bewegte. Erſt von nun an beginnt die letztere. Celinde ſingt und zerreißt unmuthig die Saiten der Laute. Da kommt die Zauberin Tyche und ſagt ihr ein Mittel, wie ſie Cardenios Liebe gewinnen könne. Sie ſolle nämlich des Nachts in die Gruft gehen und des todten Marcellus Herz, das ſie ſo treu geliebt, herausſchneiden und verbrennen. Mit dieſem Zauber werde ſie das Herz Cardenios wenden. — Cardenio ſelbſt ſucht Olympien auf und wird durch ein Geſpenſt derſelben getäuſcht, dem er folgt und das ihn auf den Kirchhof lockt, um ihn plötzlich als ſcheußliches Todtengerippe anzugrinſen. Auf demſelben Kirchhof erſcheint Celinde und die Zauberin, um ihr finſteres Werk zu verrichten. Celinde ſteigt in des Marcellus Gruft, da tritt Cardenio hervor und beide erkennen ſich. Was ſie hier erlebt, hinterläßt den tiefſten Eindruck bei ihnen und ſie beſchließen, die gefährliche Leidenſchaft abzulegen und Gott und der Ehre zu dienen. Cardenio kniet vor Olympien nieder, um ihr dieſen Entſchluß zu verkündigen.

Gervinus ſpricht von dieſem Stück nur mit herablaſſender Anerkennung und Vilmar nennt es gar eins der ſchwächſten Stücke des Gryphius. Ich ſtelle es ungleich höher. Der Sieg des Glaubens und der Ehre iſt trefflich wie bei Calderon durchgeführt; ihnen gegenüber findet die feurigſte und zärtlichſte Leidenſchaft ihre Geltung. Der edle Achillescharakter des Cardenio contraſtirt trefflich mit dem berechnenden Lyſander, eben ſo die hohe, reine, unantaſtbare Olympia mit der in Gluth ſich verzehrenden wilden Celinde. Das Genialſte aber an dem Stück iſt, daß Lyſander der einzige Glückliche bleibt, der welcher es am wenigſten verdient, und daß er dieſes Glück nur der Großherzigkeit der Andern verdankt. — Läßt es Gryphius an der Ausführung fehlen, ſo iſt doch die Anlage ſeines Stückes ſo vortrefflich, daß ich es ohne Bedenken allen ſeinen übrigen Stücken vorziehe. Es verdient, wie Don Juan, einer Bearbeitung weniger durch einen Dichter, als durch einen großen Componiſten, der im Stande wäre, die ſchauerliche und finſtere Tiefe der Leidenſchaft in Cardenios und Celindens Seele zu ergründen. Olympia wäre ganz Donna Anna, eine Celinde mehr als eine Elvira, Cardenio ſelbſt aber ein ganz neuer Charakter. — Ueber die beiden modernen Bearbeitungen des Stoffs von Achim von Arnim und Immermann hab ich mich im Literaturblat 1825 Nr. 1. 2 ausführlicher ausgeſprochen und hege dieſe Anſicht heute noch.

Gryphius ſchrieb auch Luſtſpiele, zum Theil vortreffliche. Im erſten, Majuma von 1653, iſt er ganz der Renaiſſance hingegeben.

Chloris iſt von Zephyr verlaſſen. Sie klagt über ſeine Untreue. Er kehrt aber wieder und rechtfertigt ſich, Boreas habe ihn gefangen und in Feſſeln von Eis zurückgehalten. Sie führt ihn in ihren Blumengarten, aber da hat Mars alle Blumen zertreten. Sie klagt bei den Göttern, die ihr den Mars gefangen überliefern. Sie ſtellt ihn als Gärtner an. Da werden ſie, ihre Freundin Maja und Zephyr, in drei Kaiſerkronen, Mars aber in den kaiſerlichen Adler verwandelt und Merkur erſcheint, um zu melden, Kaiſer Ferdinand IV. ſey gewählt.

Piaſtus, ein Luſt- und Geſangſpiel, gibt die liebliche polniſche Sage von Piaſt wieder.

Der böſe König Popiel fällt den Rachegeiſtern anheim. Der fromme Bauer Piaſt und ſein Weib Rzepicha werden von Engeln beſucht und reichen ihnen Speiſe und Trank, was ſie haben. Da füllen ſich alle Schüſſeln und Gläſer, des Fleiſches wird immer mehr, je mehr man davon ſchneidet ꝛc. Endlich kündigen ihm die Engel an, er werde noch zum König gewählt werden.

Das verliebte Geſpenſt, ein Geſangſpiel, dem ein Scherzſpiel „die geliebte Dornroſe“ eingeflochten iſt, wurde zwar dreimal gedruckt, findet ſich aber nur ſelten den Ausgaben des Gryphius angebunden und iſt nicht in dieſelben aufgenommen, indem es in eigener Seitenzahl fortlauft.

Es beginnt zweimal mit dem Eros, der im Prolog verkündet, er wolle ſeine Macht zeigen. Nun tritt eine Dienerin der Donna Cornelia mit einer Schüſſel voll überzuckerter Früchte auf. Dieſe ſüße Speiſe iſt für den Sulpitius beſtimmt und ein Aphrodiſiacum, womit Cornelia ihn zur Liebe reizen will, denn er liebt nicht ſie, ſondern ihre ſchöne Tochter Chloris. Chloris aber ſchreibt unter die giftigen Früchte ein Zettelchen, welches ihn warnt. Sofort gibt Livius, der verſchmähte Liebhaber der Cornelia, dem Sulpitius den Rath, ſich zu ſtellen, als ſey er vom Genuß der giftigen Früchte geſtorben und dann der böſen Cornelia als Geiſt zu erſcheinen. Der Schwank wird glücklich ausgeführt und Cornelia, durch die Erſcheinung des Geiſtes erſchüttert, bittet ab und iſt bereit, dem Livius ihre Hand zu reichen. Sulpitius erſcheint auch ſeiner Geliebten Chloris, die ihn für todt hält, und erprobt als vermeinter Geiſt ihre Treue. Nachher lebt er wieder auf und erhält ihre Hand.

Dieſem heitern Stück iſt das andere eingeflochten, ſo daß die Scenen ſich durchkreuzen, und zwar ein Bauernſpiel in ſchleſiſcher Volksmundart. Zwei Bauern ſind alte Feinde und thun ſich alles gebrannte Herzeleid an, Barthel

und Jockel. Dieſer ſchlägt dem Hahne des andern ein Bein ab, jener verbrüht den Hund des andern mit heißem Waſſer. Ein Vetter des einen aber, Kornblume, liebt die Tochter des andern, Dornroſe, und kann wegen des Haſſes der Eltern nicht zu ihrem Beſitze gelangen. Doch prügelt er einen aufdringlichen Freier ſeines Dornröschens tüchtig durch. Endlich kommt der Gutsherr an und ſchlichtet den Handel, Kornblume bekommt die Dornroſe, die beiden Alten werden beſtraft, der eine muß den Hund tragen, der andere im Stock ſitzen. Eine alte Kupplerin wird geſtäubt und muß die Ohren laſſen. Der Schluß dieſer Gerichtsſcene lautet: Alſo muß man den Bauern den Pflug teilen.

Herr Peter Squenz, Schimpfſpiel, ſtimmt vollkommen mit der bekannten Epiſode aus Shakeſpeares Sommernachtstraum überein, wo vor Theſeus und ſeiner Gemahlin die Fabel von Pyramus und Thisbe von elenden Dorfſchauſpielern aufgeführt und traveſtirt wird. Indeß hat Gryphius den ſehr beliebten und verbreiteten Stoff nicht aus Shakeſpeare, ſondern von herumziehenden Comödianten in Deutſchland entlehnt, denn er ſagt ſelbſt in der Vorrede, ein gewiſſer Schwenter in Nürnberg habe vor ihm daſſelbe Sujet auf die Bühne gebracht. Der Ruhm, den der Stoff erlangte, erklärt ſich nicht blos aus dem geſunden und natürlichen Witz deſſelben, ſondern auch aus dem Umſtand, daß darin von einem höheren und modernen Standpunkt aus die alte Volkskomödie und die Gemeinheit und Armſeligkeit der herumziehenden Truppen verſpottet wird. Es mußte nothwendig einen ſehr widerlichen Eindruck machen, Götter und Könige mit vornehmen Reden von den roheſten und bettelhafteſten Menſchen dargeſtellt zu ſehen; dieſer Contraſt wurde nun komiſch aufgefaßt und zu jener Satire verarbeitet, die von England nach Deutſchland überſiedelte. Da Gryphius wohl nicht blos den Stoff überhaupt, ſondern auch die einzelnen beſten Witze (die auch zum Theil mit Shakeſpeare übereinſtimmen) entlehnte, ſo läßt ſich beim Lobe ſeines Werkes nicht beſtimmen, was ihm ſelbſt davon angehört. Was es von Shakeſpeares Werk unterſcheidet, iſt die bei weitem größere Rohheit.

Die Schauſpieler ſind ſich ihrer Fehler mit einer Art von Prahlerei bewußt, nennen dieſelben Säue und verlangen dafür extra Bezahlung, weil ſie die hohen Herrſchaften dadurch doppelt ergötzt haben. Direktor iſt der Schulmeiſter Peter Squenz, Schauſpieler der Schmied, der den Mond, der Blaſebalgmacher, der die Wand, der Tiſchler, welcher den Löwen, der Leineweber, der den Brunnen, und der Spulenmacher, der die Thisbe ſpielt. In der

Einleitung werden die pomphaften Ankündigungen der Comödianten nachgeahmt und verſpottet. Im Stück ſelbſt, das in Hans Sachsiſchen Knittelverſen geſchrieben iſt, wird die Art und Weiſe des älteren Schauſpiels traveſtirt. Den Hauptſpaß geben aber die genannten Säue. Die Schauſpieler fallen aus der Rolle und prügeln ſich, des Königs Narr (Pikelhering) kämpft mit der Wand, der Mond mit dem Löwen. Der Gipfel der Frechheit iſt, daß ſich Thisbe unter dem Rock erſticht.

Horribilifcribrifax, ein Scherzſpiel, iſt das berühmteſte Stück des Gryphius, doch inſofern nicht originell, als es den miles gloriosus der Alten, den bramarbaſirenden capitano und den pedantiſchen Doktor der Italiener wiedergibt. Da aber durch die verwilderte Soldateska aller Nationen, die ſich im 30jährigen Kriege auf deutſchem Boden tummelten, und durch die lateiniſche Pedanterie der damaligen Schulen beiderlei Carikaturen zu Gryphius Zeiten in Deutſchland eingebürgert erſchienen, ſo handelt es ſich bei ihm doch nicht um bloße Nachahmung, ſondern um eine geniale Auffaſſung, die man ihm zugeſtehen muß.

Nach dem großen Kriege halten ſich zwei kaiſerliche Officiere von ungewiſſer Herkunft in einer Stadt auf. Sie reden durcheinander alle Sprachen und prahlen fürchterlich. Beiden iſt es darum zu thun, ſich mit reichen Mädchen zu verheirathen, da der Krieg zu Ende iſt und ſie keine Ausſichten mehr haben. Einer hat wirklich das Glück, ein einfältiges Mädchen zu bethören, die ihn für einen reichen und vornehmen Cavalier und unüberwindlichen Helden nimmt, hinterdrein aber nur einen armſeligen Windbeutel an ihm findet. Er heißt Daradiridatumtarides, ſie Seloniſſa. Um ſeinetwillen hat ſie muthwillig die Liebe zweier edlen Männer verſcherzt, die jetzt zu andern ſich wenden. Sein Kamerad Horribiliſcribrifax und der pedantiſche Schulmeiſter Sempronius lieben die ſchöne Cöleſtine, die aber beide verachtet. Sempronius ſchickt eine Kupplerin mit einem Briefe zu ihr, worüber Cöleſtine aber ſo entrüſtet iſt, daß ſie durch ihren Diener die Kupplerin mit Koth beſchmieren und davon jagen läßt, (eine für ein ſo adeliges Haus rohe Scene). In den Geſprächen zwiſchen den beiden verſchmähten Liebhabern, Horribiliſcribrifax und Sempronius, und im Geſpräch des letztern mit der Kupplerin, erreicht die Sprachverwirrung ihren Gipfel. Der Capitän überbietet ſich in italieniſch-ſpaniſch-franzöſiſchem, der Schulmeiſter in griechiſch-lateiniſchem Sprachgemenge und die Kupplerin findet in allen Fremdwörtern einen deutſchen Anklang und Sinn. Doch iſt der Witz, den Gryphius in dieſe Geſpräche verſchwendet, zu künſtlich ausgedacht. Eine dritte Schöne, die arme Sophie, opfert ihr herrliches Haar und läßt es durch ihre Mutter verkaufen, um deren Noth zu lindern. Der vornehme und reiche Cleander ſieht das ſchöne Haar, verliebt ſich in die unbe-

kannte Beſitzerin deſſelben, beſchließt ſie zu prüfen, läßt ſie entführen, findet ihre Tugend bewährt und heirathet ſie. Während ihrer Entführung ruft ſie um Hilfe und fleht die beiden Capitäne um Beiſtand an, die aber, nachdem ſie arg geprahlt, ſich feig in die Flucht ſchlagen laſſen. Zuletzt entſchließt ſich der Schulmeiſter, die Kupplerin zu heirathen.

Man wird nun den Gryphius hinlänglich kennen, um ihm nachrühmen zu dürfen, daß etwas Volksthümliches, ein echter Humor und ein Zug zur Romantik bei ihm gegen die claſſiſche Mode reagirt und ihre ſchwere Feſſeln zu durchbrechen ſtrebt.

Die 1661 zu Breslau gedruckten ſehr langathmenden Trauerſpiele des Daniel Caſpar bearbeiten antike Stoffe in Alexandrinern und ſtehen in der Mitte zwiſchen denen von Gryphius und Lohenſtein. Sie bewahren den Sinn für das Nachdrucksvolle und Kühne, wenn auch in ſchleppenden Theſen.

Das große Trauerſpiel Cleopatra enthält die tragiſche Geſchichte dieſer Königin. Der Ueppigkeit und dem Morde und Verrath, die am Hofe lauern, werden idylliſche Schäfer, ein Bild des reinſten Friedens, entgegengeſtellt. Als zuletzt Antonius und Cleopatra unterliegen und auch der letzteren Sohn von Cäſar, Cäſarion, ermordet iſt, ſchließt der Sieger Octavianus Auguſtus auf würdevolle Weiſe, indem er ſich das Grab des großen Alexander öffnen läßt und als Ebenbürtiger ſofort das große römiſche Reich gründet, gleichſam als Wiedergeburt des macedoniſchen. Der Chor der Flußgötter ſingt dazu; Rhein und Donau aber werden mit dem Tiber uneins und verkündigen ganz am Schluß, auch das eben gegründete Römerreich werde nicht beſtehen, ſondern an die Deutſchen fallen.

Nein, ſtolzes Rom, wir ſchaun ſchon jene Zeit vergehn,
Da uns wird ehrn nicht nur ein Kreis der Erden.
Es wird dies unſer Maas voll Diamanten ſtehn ꝛc.

Dann wird vom Haus Habsburg vorhergeſagt:

Die itzge Welt iſt ihm zu klein,
Es wird noch eine Welt entſtehn,
Ihm wird die Sonne nicht untergehn.

Die zweite Tragödie Caſpars, nicht minder groß und perſonenreich, iſt Epicharis, die in einer Verſchwörung gegen Nero begriffen, gefangen und aufs gräßlichſte gemartert wird, aber noch unter der Folter dem Nero kräftigſt ins Gewiſſen redet. In dieſem Gegenſatz liegt ſchon etwas von dem des Schillerſchen Poſa gegen Philipp II. Aber die Alexandriner ſind gar zu lang ausgedehnt und hölzern.

Von Tobias Fleiſcher erſchienen 1666 zwei Tragödien Polieyt (Polieuct) und Cinna.

Harsdörfer ſchrieb ein Luſtſpiel „Meliſa", das gar nicht übel iſt.

Die Heldin wird von mehreren Freiern bedrängt, liebt aber nur einen jungen Studenten. Die Nebenbuhler ſinnen eine Liſt aus und wollen Meliſas lange abweſenden Vater durch einen Andern vorſtellen laſſen, wählen aber zu dieſer Rolle den wirklich zurückgekehrten Vater aus, der ſie nun alle täuſcht und die Liebe ſeiner Tochter begünſtigt. In erneuter Form könnte dieſe Erfindung heute noch Glück machen.

Artig iſt auch deſſen „das Schauſpiel deutſcher Syrüchwörter".

Florinda läßt ſich von Lydias entführen, beide werden von Zigeunern geplündert und müſſen ſich mit den zurückgelaſſenen Kleidern derſelben begnügen, kehren nun aber in dieſer Maskirung in die Stadt zurück, wo man ſie nicht wiedererkennt und necken die Bekannten. Der Entführer wird endlich dem Vater ſeiner Geliebten vorgeſtellt und der Vater ſelbſt bietet ihm nun die Tochter an.

Das Luſtſpiel „die Redekunſt" von demſelben iſt eine bloße Spielerei mit Stylarten. Die Perſonen reden jede in einem andern affectirten Styl, lehrhaft, bilderreich, emphatiſch ꝛc. Das Singſpiel „Seelewig" ſtellt in Seelewig die Seele dar, in andern Perſonen das Gemüth, Gewiſſen, die Sinnlichkeit und die Zucht.

Amelinde, ein 1657 zu Braunſchweig aufgeführtes Singſpiel, erinnert einigermaßen an die Agnes Bernauerin. Amelinde eine arme Schäferin wird von einem Prinzen in Hirtentracht geliebt, ohne ſeinen Stand zu kennen, von ſeinem ſtrengen Vater aber verhaftet und in Ketten gelegt, bis er ſich erbarmt und die Liebenden gewähren läßt.

Verwechſelung der Verlobten, ein Schauſpiel ohne Verfaſſer, Druckort und Jahr in einem Bande der Stuttgarter Bibliothek mit einigen Stücken von Birken zuſammengebunden, enthält die Schickſale der Melicerte, einer macedoniſchen Prinzeſſin, die in männlicher Kleidung und auf der Flucht von der theſſaliſchen Prinzeſſin Polierite geliebt und zur Ehe begehrt wird, bis ihr aus der Gefangenſchaft erlöſter Bruder die Bräutigamsſtelle für ſie einnimmt und ſie dagegen von einem Bruder der Polierite geheirathet wird.

Wenn die Vermuthung Koberſteins (Grundriß II. 780) richtig iſt, wäre Schwieger der Verfaſſer mehrerer in Rudolſtadt aufgeführter und

anonym gedruckter Stücke (Filidors Traum-, Luſt- und Miſchſpiele, 1664), die jedoch nicht alle von ihm herrühren können, da ſie zum Theil bekannten Quellen entlehnt, zum Theil zu geiſtreich ſind, als daß man ihre Erfindung ihm ſelbſt zuſchreiben könnte. Das 1665 zu Rudolſtadt aufgeführte Stück „der vermeinte Prinz“ handelt nach einer italieniſchen Quelle vom König Orimanthes von Sicilien, der ſeine Tochter als Knabe erziehen läßt, ſo daß ſie ſelber lange in dem Wahne verharrt, ſie ſey ein Mann. Das Stück „Ermelinde oder viermal Braut“ iſt noch geiſtvoller und da es am engliſchen Hofe ſpielt, wohl aus einer engliſchen Quelle. Der „betrogene Betrug“ iſt nach Scarrons komiſchem Roman bearbeitet. Origineller ſind die in Rudolſtadt, als der Fürſt von Schwarzburg ſich vermählte, 1666 aufgeführten „Wittekinde“.

Der alte Sachſenheld Wittekind iſt bekehrt und kämpft für Karl den Großen in Spanien, während ſeine noch heidniſchen Söhne durch zarte Liebesbande ebenfalls zum Chriſtenthum hingezogen werden.

Die Stücke ſind ſämmtlich mehr in volksthümlich gemeinem, als in gelehrtem Styl geſchrieben. Die Baſilene, Rudolſtadt 1667 habe ich nicht zu Geſicht bekommen.

Zu Darmſtadt wurde 1667 ein „glückwünſchendes Schauſpiel“ gedruckt, welches von der h. Eliſabeth und ihrem Gemahl Ludwig handelt. Es iſt in Proſa geſchrieben, die Prologe ſprechen Fama, Pietas. Neben einem Harlequin machen Bauern und Bettler groben Spaß. Räuber werden überwunden, der Landgraf erwirbt den Ruhm eines Ordners und liebreichen Landesvaters. Eliſabeth thut an Armen Gutes. Am Schluß großes Vivat für die zuſchauenden Herrſchaften des heſſiſchen Hauſes. — Huldreich Friedland ſchrieb 1672 zu Ehren der Hochzeit Herzog Friedrichs von Württemberg eine Ariana oder „Streit der Rache und Liebe“.

Eines der merkwürdigſten Schauſpiele iſt die Politica dramatica geweſen, welche der Superintendent Mitternacht zu Neuſtadt an der Oſtra öffentlich durch ſeine Schüler aufführen ließ, gedruckt 1667.

Bauern treten auf, klagen über die unmenſchliche Behandlung, die ſie erleiden müſſen, und ſinnen auf Empörung gegen die Amtleute. Bürger treten auf, klagen über den Rath. Einer wird arretirt und von den Schergen blutig geſchlagen. Ein Edelmann tritt vor den Thron des Königs und klagt, ein anderer Edelmann habe ſeine Tochter geſchändet. Der König wird erzürnt und

befiehlt den Thäter zu beſtrafen, aber die Edelleute rotten ſich zuſammen und empören ſich gegen den wohlwollenden König. Unterdeß ſind auch Bürger und Bauern in voller Revolution. Der arme König wird gefangen, angeklagt, hingerichtet. Anarchia iſt nun des Landes Meiſterin. Alles geht drüber und drunter. Jeder Stand hat jetzt mehr zu leiden als vorher. Endlich treten wieder Vertrauensmänner aus allen Ständen zuſammen und wählen einen neuen König.

Man kann nicht ſagen, daß dem Dichter hier nur Karls I. Tod vorgeſchwebt habe. Die Motive ſeiner Revolution ſind nicht aus England entlehnt.

Alexander Romanus ſchrieb 1674 ein politiſches Schauſpiel „Gabile und Salibert“ oder die wiedererrungene Freiheit. Gabile bedeutet Holland, deſſen Freiheit damals von Frankreich her ſchwer bedroht war, jedoch glücklich gerettet wurde.

Des Caſpar von Stieler „Willmut“ (1680) iſt ein allegoriſches Schauſpiel.

Willmut, Fürſt zu Herzberg (der menſchliche Willen) ſchwankt zwiſchen zwei Fräulein, der Allguda und Scheinguda, bis er ſich für erſtere entſcheidet.

Kundegis, Wahrgilt und Willbald, Stücke des Heinrich Tolle (ſchon von 1670—73) ſcheinen ähnlicher Art geweſen zu ſeyn.

Ich muß hier noch ein Paar geiſtliche Schauſpiele nachholen. Im Jahre 1676 führten die Studenten in Wittenberg ein thriumphus Concordiae consensus im Sinne des ſtrengſten Lutherthums auf, worin der dem Vater gleichgeſinnte Sohn des berühmten Calixtus, der die ſtreitenden Religionsparteien gerne verſöhnt hätte, als feuerſpeiender Drache verhöhnt wird. Gedruckt zu Wittenberg 1676. Im Jahr 1682 wurde zu Uerdingen am Rhein ein Drama aufgeführt, worin ein Haereticus eifert und geifert, bis er, durch zwei verdammte Seelen belehrt, zur alleinſeligmachenden Kirche heimkehrt, aber auch dann noch ſeine burleske Rolle fortſpielt. Rein, vier geiſtliche Spiele, Crefeld 1853.

Eryfila oder die verrathene Zauberkunſt. Nürnberg 1680, nach dem Franzöſiſchen. Ein Luſtſpiel, in welchem die Wahrſagerin Eryfila, die aus Geldgier adelige Familien hinter einander hetzt, endlich durch einen braven Cavalier entlarvt wird, der einen als Teufel verkappten Kerl, indem derſelbe zum Schrecken der Damen erſcheint, feſthält und ihm eine Piſtole auf die Bruſt ſetzt, daß er jämmerlich um Gnade bittet.

Die Schauspiele des Johann Joseph Beckh sind so selten geworden, daß die Literargeschichte ihrer noch kaum gedacht hat, und doch sind sie besser als viele andere jener Zeit. Leider habe ich mir (außer dem oben bei der Faustsage S. 199 erwähnten) bisher nur noch zwei Stücke von Beckh verschaffen können:

Die erneuerte Chariclia, Dresden 1666, nach dem bekannten altgriechischen Roman frei behandelt. Chariclia, von ihrem geliebten Theagenes in immer neuen Gefahren und Leiden getrennt, soll von ihrem eigenen Vater, dem Mohrenkönig, geopfert werden, Theagenes wird von der in ihn verliebten Königin Arsace verfolgt, endlich aber endet alles glücklich. Die comische Person ist ein gewisser Alamod, den der Pedant Celintes in verschiedenen Wissenschaften unterrichten will, der aber alle Wissenschaften nach einander verspottet, wie Mephistopheles in Goethes Faust. Der Dichter ringt nach Geist und Witz, aber seine Sprache bleibt hart. — Die wiedergefundene Liarta, nach einer Episode aus Biondis Eromena frei behandelt. Prinz Almadero hat gegen seines Vaters Willen Liarten geheirathet. Sie wird ihm nun entrückt und für todt ausgegeben. Er heirathet die Laodomia, findet aber die schöne Liarta in der Gruft wieder, hält sie anfangs für ihren Geist, schließt sie aber bald lebendig in die Arme. Alles endet gut, die böse Laodomia wird verstoßen.

Kochs Comendium S. 233 nennt unter dem Namen Beck (statt Beckh) nur „Polinte oder die klägliche Hochzeit, Hamburg 1609", die ich nicht auffinden konnte. Gervinus erwähnt gar nichts von Beckh, außer ganz kurz der Chariclia. Bei allen andern Literarhistorikern habe ich Beckh vergeblich gesucht.

Ganz eben so vergessen war bisher Johann Gottfried Burckhart, dessen poetisches Trauer-Freudenspiel, die singende Charilene (gedruckt 1672 und dem sächsischen Prinzen August zugeeignet), schon deshalb merkwürdig ist, weil es zum erstenmal (noch früher als Haugwitz, vgl. S. 401) den Schwung der Calderon'schen Trochäen nachahmt, gemischt mit wohlklingenden fünffüßigen Jamben. Die Erfindung ist schlecht.

Charilene und ihr Geliebter sollen auf Befehl des eifersüchtigen Königs eben hingerichtet werden, als „die Beständigkeit" in Blitz und Donner vom Himmel niederfährt und sie rettet. Charilene klagt unter anderm:

Daß ich fortan an nichts darf denken,
Als meinen Geist bis in den Tod zu kränken,
Denn da ich mich in kummervollen Sorgen
Ganz abgematt bei der verlaufnen Nacht

ſcharfſinnig nach der Bodentemperatur in ſehr geringer Tiefe mißt, für Quito, Riobamba und Lactacunga ſtatt 14° oder 13°,5 zwiſchen 15°,8 und 16°,4 findet. Ueberall ſteht man hier über dem großen vulkaniſchen Herde der Provinz Quito, aber bei der geringen und langſamen Durchwärmung mächtiger Geſteinslagen und bei dem Gleichgewichte, welches in langen Perioden die Ausſtrahlung herzuſtellen ſtrebt, wagt man kaum dieſe höhere Temperatur von Quito den innern Erdkräften zuzuſchreiben.

Die Tageswärme iſt gewöhnlich in Bogota, in jedem Theile des Jahres, zwiſchen 15° und 18°, die Nachtwärme zwiſchen 10° und 12°. Unter + 2°½ iſt das Thermometer wohl nie geſehen worden, auch in Quito, bei 8980 Fuß Höhe, ſinkt es (12 Fuß über dem Boden) nicht bis zum Nullpunkte herab. Da die klimatiſchen Einflüſſe auf alle Lebensproceſſe des Organismus mehr von der Vertheilung der Wärme unter die verſchiedenen Jahres- und Tageszeiten, als von der mittleren Temperatur des Ortes abhängen, ſo ſind Vergleichungen der Hochebenen unter den Wendekreiſen mit Punkten der gemäßigten und kalten Zone, die wenig über der Oberfläche des Meeres erhaben ſind, nur unter gewiſſen Einſchränkungen zu empfehlen. Die jährliche Mittelwärme von Bogota bei 8130 Fuß Höhe und 4° 36′ Breite iſt die jährliche Mittelwärme von Rom, ſie iſt aber in allen Monaten des Jahres ſo gleichförmig, daß ſie z. B im Jahr 1823 in 10 Monaten nur um 1°, in 12 Monaten nur um 2°,4 ſchwankte.[1] Der wärmſte Monat war 16°,6; der kälteſte 14°,2. Ebenſo war es fünfzehn Jahre früher[2] In älteren Beobachtungen von Caldas finde ich in ſieben aufeinanderfolgenden Monaten nur $^{6}/_{10}$ Grad Unterſchied. Ebenſo iſt es mit dem Drucke der Luft: wenn man in einem ganzen Jahre den Stand des Barometers in den Wechſelſtunden ſeines regelmäßigen Ubrganges beobachtet, um 9 Uhr Morgens, wo das Queckſilber am höchſten, und um 4 Uhr Nachmittags, wo es am niedrigſten ſteht, ſo findet man in keinem Monate mittlere Differenzen, die um mehr als eine Linie verſchieden wären. In 10 Monaten ſind ſie bisweilen nur $^{17}/_{100}$ einer Linie.

---

[1] In Rom iſt die Schwankung 16°, der Januar hat 7°,3, der Juli 23°,7 mittlere Wärme.

[2] Relation hist. T. III. pag. 302.

Zu meiner Ruh gemacht,
So dünket mich an dem gar frühen Morgen,
Als käme mein
Lyſand (ihr Geliebter) ſo in einen Galme für.
Sein Kleid war weiß und ſeine Wange blaß,
Dies machte denn ſo bald die meinen naß.
Ich ſuchte ſeine Gunſt
Und fing ihn an ganz inniglich zu flehen ꝛc.

Kongehl (Prutenio), ein Pegnitzſchäfer zu Königsberg in Preußen, ſchrieb 1683 „Beluſtigungen bei der Unluſt“ voll geiſtlicher Lieder und Cantaten und weltlicher Gratulationsgedichte ohne alle Originalität. Manche Eigenthümlichkeit haben die Schauſpiele, die er für ſeine Schüler ſchrieb. So ſein Prinz Tugendhold, 1691.

Der Prinz und ſein Freund Hilario werden mit hölliſchem Zauber vom Pfade der Tugend abgelockt durch den Philoſophen Ariſtipp, welcher die Wolluſt für das höchſte Gut erklärt. Dieſe Wolluſt perſonificirt ſich dem Prinzen in der ſchönen Hedonie, dem Freund in der ſchönen Bibula. Aber ſie gehen in der Wolluſt zu Grunde, der Prinz wird wahnſinnig und der Freund ein Bettler. Da erbarmt ſich die Göttin Euſebia des unglücklichen Prinzen und verjagt die Megära, die mit einer Schaar von Furien denſelben in ſeinem Wahnſinn peitſcht und ängſtet. Auch der Freund Bettler findet ſich wieder und die Reuigen finden am Hofe der Königin Sophia Troſt, deren Tochter Aretina des Prinzen Gemahlin wird. Mitten unter den ernſten und tragiſchen Scenen treibt ein Pikelhering ſeinen Spaß. Am ergötzlichſten iſt die Beſchreibung ſeiner Heirath mit einer Frau, die in der Brautnacht nicht nur ihre Kleider, ſondern auch Haare, Zähne, ein Auge ꝛc. abgelegt habe, ſo daß nichts als eine fahle Katze von ihr übrig geweſen ſey.

Die Tragicomödie Phönizia des Kongehl behandelt in elenden Alexandrinern einen romantiſchen Stoff, den bekanntlich auch Shakeſpeare behandelt hat.

Timberus, Graf von Cardona, liebt die ſchöne Phönizia und entſchließt ſich, da ſie ſtolz und keuſch ſeine Anträge zurückweiſt, ſie trotz ihres geringen Standes und Vermögens zu heirathen. Ihr früherer Liebhaber Gerondas beneidet jetzt, obgleich er ſelbſt Zeit genug gehabt hätte, ſich um die Jungfrau zu bewerben, Timberus Glück und wird durch Neidhard, ſeinen Diener, darin beſtärkt. Dieſer Neidhard iſt ein Geſelle der Furie Tiſyphone, alſo ein Dämon als Hanswurſt, nicht ohne Genialität erſonnen. Dieſer Teufel iſt ſonderlich auch ſtark in Zoten. Es gelingt den Böſewichten leicht, Timberus zu täuſchen, als ſey Phönizia ihm untreu, am Tage vor der Hochzeit, die dadurch

verhindert wird. Die unschuldige Phönizia stirbt vor Kummer. Gerondas klagt sich als ihren Mörder an und verzweifelt, wird aber von der Furie verhöhnt und mit Schlangen gegeißelt. Nichts kann ihn trösten, als das Bekenntniß seiner Schuld. Er wirft sich dem Grafen zu Füßen, der an Phönizias Grabstein Thränen vergießt. Zum Glück war die Jungfrau aber nicht wirklich gestorben, sondern hatte sich bei einer Freundin auf dem Lande verborgen. Nachdem ihre Unschuld erkannt ist, findet man sie wieder und nun wird fröhlich die Hochzeit begangen.

Abgesehen von jeder Vergleichung mit dem großen Shakespeare ist dieses deutsche Stück doch keineswegs ganz zu verachten. Noch einen zweiten Shakespearischen Stoff (Cymbeline) hat Kongehl in der Innocentia behandelt, die ich nicht auffinden konnte.

Johann Caspar Weissenbach, Rath des Fürstabts von Einsiedeln, ließ im Jahr 1672 öffentlich im Städtchen Zug eine im folgenden Jahre daselbst gedruckte Comödie aufführen „Eidgenossisches contrafeth auf- und abnehmender Jungfrawen Helvetiae. Die Verse darin sind hart und grob, aber die Gesinnung tüchtig.

Die fröhlichen Hirten loben Gott und die gefesselte Helvetia erhebt flehend ihre Hände zu Gott, da erheben sich die drei Tellen und stiften den ersten Bund der Freiheit in den Alpen. Auch Wilhelm Tell erscheint und schießt den Apfel von seines Kindes Haupt. Die adeligen Burgen fallen, die stolzen Fürsten werden in unsterblichen Schlachten besiegt und „Christus hält mit Helvetia liebreiches Gespräch", der Papst erkennt die Schweizer als seine liebsten Söhne. Da kommt der Franzose mit vollen Geldsäcken und verführt die ehrlichen Schweizer, daß sie unehrlich werden. Da kommen „drei verkehrte Tellen, Atheysmus, Interesse, Politicus und sprengen zu verderben Helvetia Mißsamen aus". Sie treten förmlich in einen Bund, um die Eidgenossenschaft zu zerstören, wie die ersten drei Tellen sie auferbaut. Die Parzen spinnen Unheil, „wie giftige Spinnen" überweben sie das Land. Helvetia wird siech und klagt den 13 Cantonen ihre Noth. Da berathen die Cantone, aber Remo wird schuldig befunden, alle haben Ausreden. Aerzte werden berufen, aber Helvetia wird immer schwächer und sinkt in Schlaf. Da erscheinen die alten drei Tellen, aufgestiegen aus ihren Gräbern, und drücken ihr Staunen und Unwillen aus. Gott selbst ist schwer erzürnt, aber der h. Nicolaus von der Flue, als Schutzpatron des Landes, bittet für.

Derselbe Weissenbach ließ 1678 zu Feldkirch noch „Damonis des unseligen Hirten einfältige Cither" drucken, worin er abermals gegen die

Geldgier, die Gemeinheit, den unpatriotiſchen Hader der Zeitgenoſſen eifert, freilich ohne Erfolg zu hoffen:

Wenn dann hierzu ein Redtlich Mann
Zu gutem was thuet ſagen,
So fallen ihn die Parthen an
Wie Wind und Wellen ſchlagen.
Hierzu ein Biedermann auch will
Mit gſundem Sinn einrathen,
Wird undermiſcht das Karten Spiel,
Bleibt ihm die böſte Karten.

In einem Gedicht vergleicht er den Religionsſtreit ſeit der Reformation mit den verwirrten Zungen am babyloniſchen Thurmbau, bereits im burlesken Ton des Blumauer.

Ein jeder bracht ein ſonder Lehr
Thun keinen darumb tadeln.
Obwohl die unterſchieden ſehr,
Jeder ſein Lehr wollt adeln.
Der ein flickt aus, der ander ein
Und will der beſte Meiſter ſeyn
Mit ſeiner Feder Nadeln.

Iſt dieß das wahre Licht vielleicht
So man ſtets thuet abbutzen?
Die Sonn und Sterne dürfen nicht
Des Putzes, weil ſie glitzen
Von alters her gleich bis daher,
Glückſelig, der bei ſolchem Schein
Noch ruhig bleibet ſitzen.

Man begreift, warum dieſer biedere Altſchweizer in allen Literargeſchichten vergeſſen blieb.

Einer der beachtenswertheſten Gegner der Renaiſſance war der Schulrector Chriſtian Weiſe zu Zittau († 1708), der nebſt vielen lyriſchen und lehrhaften Sachen hauptſächlich Schauſpiele ſchrieb und von ſeinen Schülern aufführen ließ. Seiner trefflichen Lehrgedichte iſt oben ſchon gedacht. Die lyriſchen Gedichte, ſonderlich die geiſtlichen (Tugendlieder 1719, Troſt- und Sterbandachten 1720) ſind minder bedeutend, jedoch hatte er eine Ahnung, die Poeſie liege in den Volksliedern und nicht in den Liedern der gelehrten Renaiſſance, denn er ſagt in ſeinen

cur. Gedanken von deutſchen Verſen (1692), er ziehe die alten einfältigen Kneipenlieder den neuen künſtlichen vor und in dieſer Einfalt liege etwas, „welches Manchem in ſeinem Lorbeerkranz verborgen ſey.“

Der 'grünenden Jugend nothwendige Gedanken Leipzig 1690 enthalten Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten, Sterbefälle, Gönner und Freunde. Dazu eine Anweiſung zum Dichten oder vielmehr Reimen. Endlich Gelegenheitsreden voll ungeheurer Complimente gegen die hohen Gönner des Zittauer Gymnaſiums, mitunter aber auch recht gefühlvoll.

Seite 650 ſchildert er z. B. den Schmerz um die verſtorbene Geliebte: „Man lebt und lebt nicht. Das Herz klopft in der Bruſt und befindet ſich doch außer dem Leibe. Die Seele merket, daß ſie im Leibe wohnt, und begleitet doch eine Perſon, die abweſend iſt. Die Liebe lebt und das Geliebte iſt todt. Ja das Geliebte muß noch leben, weil die Liebe nicht geſtorben iſt“ ꝛc.

Ueberall hält Weiſe die Natur und Wirklichkeit feſt und idealiſirt die lebenden Perſonen nicht zu Helden, noch Nymphen oder Schäfern und Schäferinnen. Er ſteht deshalb auf Seite der nationalen Oppoſition gegen die gelehrte Renaiſſance.

Am bedeutendſten iſt Weiſe als Dramatiker. Sein erſtes Stück iſt der „bäuriſche Machiavellus“ von 1679.

Hier wird Machiavelli wegen ſeines berühmten Buchs als Urheber aller Tücke in der Welt vor dem Thron Apollos angeklagt und nebſt ſeinem Handlanger Appetitus in Ketten gelegt, damit die Welt künftig wieder ehrlich werde. In einem Zwiſchenſpiel treiben die Bauern Poſſen, um zu beweiſen, daß der Machiavelliſmus auch bei ihnen zu Hauſe und ganz naturwüchſig ſey. In einem andern ſtreiten die Perſonificationen Quoniam, nescio, extra, intra, adjectivus, Vademecus, Scibilis, excipo etc. Man wird dabei an Gryphius und noch mehr an Rabelais erinnert, aber bei aller erfinderiſchen Phantaſie und bei allem Muthwillen kommt Weiſe doch nie von der pedantiſchen Sprache los.

Dieſe gekünſtelte Allegorie kehrt im „dreifachen Glück“ von 1690 wieder, worin das Glück der Stadt und Univerſität Leipzig geprieſen wird.

Philynus (Leipzig) bot Mercurien (die Meſſe), hat Solinus (Halle) und Golous (Erfurt) zu Nebenbuhlern, während ſeine Schweſter Heliconia (die Leipziger Univerſität) von Germanus (der deutſchen Jugend) geliebt wird. Dieſe, die mit ihrer Mutter Euſebia (der Religion) geraubt worden iſt, fällt in die Gewalt einer Kupplerin (Rom), von der ſie ſchwarz angefärbt wird, bis der Barbier Albanus (Luther) ſie reinigt. Die Liebenden werden glücklich.

Der Jugend Zeitvertreib oder Zittauisches theatrum von Weise 1690 enthält:

1) Jacobs Heirath, nach der Bibel, die Werbung um Rahel und die endliche Hochzeit, wobei ein Volkslied und alte Sitten und Gebräuche vorkommen, wie sie damals in der Oberlausitz üblich waren; nebst dem obligaten derben Spaß, der in allen Schauspielen Weises wiederkehrt.

2) Trauerspiel von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello. Abgesehen von der Weitläuftigkeit und dem pedantischen Allongeperückenstyl, wo es dem Dichter ernst ist, und dem plump dreintappenden Spaß, wo er scherzt (wie tief unter der Leidenschaft und dem Humor Shakespeares), ist in diesem Stücke doch der Grundgedanke gut. Er concentrirt sich in der lauernden Schadenfreude des Vicekönigs, der Schritt vor Schritt die Revolution beobachtet und die Pöbelwelle steigen und fallen sieht. Ein solches Volk kann sich nicht selbst regieren. Es muß unter das Joch zurück.

3) Absurda comedia, Nachspiel von Tobias und der Schwalbe. Wie im Pater Squenz führen rohe Bauern hier das biblische Stück auf, unter Unfläterei und Prügelei.

In Lust und Trutz der spielenden Jugend 1692 von Weise kommt vor:

1) Der keusche Joseph, ein Schauspiel in Prosa, mit sehr viel Personen, wie dies bei Weise immer der Fall ist. Das Stück beginnt in Pharaos Hause, wohin Joseph schon verkauft ist und endet mit der Erhebung Josephs aus dem Kerker. Die Verführungsgeschichte ist möglichst decent behandelt. Dagegen fehlt es, nach ächt deutscher Weise jener Zeit, an Eulenspiegeleien nicht. Der Deutsche war damals viel anständiger in erotischen Dingen, aber desto unfläteriger in der nicht erotischen Schweinerei. Von dieser letztern Gattung gibt hier der comische Diener Ro, der Harlekin des Stücks, viel zum Besten, z. B. eine Erzählung, wie er zwischen einem Faß und einer Sau gelegen. Beide, das Faß und die Sau waren verzapft. Aber den Zapfen am Faß öffnete er selbst, bis er trunken unter dem immer noch ausfließenden Wein liegen blieb, während zugleich der Zapfen der Sau durch innere Winde gesprengt wurde und nun über den trunkenen Ro noch eine zweite Ergießung kam. Mit diesen Rohheiten contrastirt seltsam die höfliche Sprache des Dramas. Die alten Aegypter sprechen per Er und Sie, machen Reverenzen, reden mit den Titeln Monsieur und Mademoiselle an ꝛc. — Aehnlich ist der 1682 besonders gedruckte Abraham, die Geschichte der Opferung des Isaac mit obligaten Bauernspäßen.

2) Die unvergnügte Seele. Vertumnus ist hypochondrisch. Man räth ihm, sich mit dem schönen Geschlecht zu erheitern, aber es geht ihm schlecht damit. Er heirathet eine gewisse Therese, die ihn aber nicht befriedigt, weil sie alte Liebhaber hat, sich krank stellt, unerträglich wehleidig ist. Nun sucht er die

Luſt bei Trinkgelagen und findet ſie nicht; in einem ehrenvollen Amte, im Reichthum einer großen Erbſchaft, endlich in Kunſt und Poeſie und findet ſie nicht, bis er, als ein neuer Timon, in den Wald läuft und hier einen armen Mann, namens Contento mit ſeiner Frau Quiete trifft, die vollkommen glücklich leben und ihn anweiſen, wie auch er glücklich ſeyn kann, wenn er nämlich Gott fürchtet und genügſam bleibt. Ein guter Gedanke, aber das Stück iſt etwas zu lang ausgedehnt.

3) Der betrogene Betrug. Jungfrau Renzel hat der Bauernfrau Walpe Geld aufzuheben gegeben, dieſe verleugnet und behält es, und verhehlt es auch vor ihrem zweiten Manne Lampe. Nun bemerkt aber Lampe, daß die Frau gern unter der Kirche zu Hauſe bleibt, belauſcht ſie einmal, ſieht, wie ſie das Geld zählt, und raubt ihr heimlich den Schatz. Aber Flinckfleck, der luſtige Diener, hat es geſehen und ſtiehlt den Schatz. Zum Glück iſt Renzel heimlich Zeuge dieſes letzten Diebſtahls und bemächtigt ſich eben ſo heimlich ihres Eigenthums. Flinckflecks Herr aber, der Verwalter Karſten, iſt Renzels Geliebter und heirathet ſie nun ſammt dem Gelde, während Lampe und Walpe einander die Haare ausraufen. Kein übles Stück, auch kurz.

4) Der Fall des Grafen von Olivarez. Der Graf beherrſchte als Günſtling den ſchwachen König Philipp IV. von Spanien gänzlich, vernachläſſigte die Angelegenheiten des Reichs, beleidigte die Königin, die kaum ihren Gemahl ſehen durfte, und empörte alles gegen ſich, und es bedurfte erſt der alten Amme des Königs, um dieſem die Augen zu öffnen. Das iſt gewiß ein charakteriſtiſcher Zug, der ſich zu politiſcher Satire beſſer hätte benutzen laſſen, als ihn Weiſe benutzt hat.

5) Der großmüthige und wunderthätige Alfanzo. Eine Schrauberei. Alfanzo, Diener des Comte Duca wird zu einem kurzweiligen Rathe präparirt und bei ſeiner Einbildung, ein König zu ſeyn, auf alle Art geſchraubt. Man läßt ihm wahrſagen. Man gibt ihm zwei grobe Bauern, die für Königsſöhne gelten, zu Kameraden. Man läßt ihn durchprügeln durch angebliche Verehrer, die ſich ſtellen, als kennten ſie ihn nicht und als vertheidigten ſie nur ſeine Ehre. Man macht ihn verliebt in einen als Frauenzimmer verkleideten Mann, der ſich noch dazu rieſengroß darſtellt. Man läßt ihn von Gläubigern überfallen und herumzauſen. Seine Diener ſtellen ſich einmal, als ſähen ſie ihn nicht, während er mitten unter ihnen iſt. Am Ende erfährt man, der Comte Duca (der Günſtling Olivarez) ſey geſtürzt und die Königin habe befohlen, den armen Alfanzo nicht weiter zu quälen.

6) Eine Miscelanee von der ſogenannten Tragödie und Comödie in der Hiſtorie vom König Wenzel. Durch eine Verſchwörung und Volksempörung wird der verwahrloſte junge Böhmenkönig Wenzel auf den Thron erhoben und das Regiment, das ſeine üppige Mutter Kunigunde mit ihrem Liebhaber Zabiſch geführt hatte, geſtürzt. Dabei ein luſtiger Diener und allerlei Späſſe.

7) Schauſpiel vom niederländiſchen Bauer, den Herzog Philipp der Gute

von Burgund im Schlaf aufheben, in ein Fürſtenbett legen und beim Erwachen als Fürſt behandeln ließ. Ein ſehr oft bearbeitetes Sujet, hier ohne viel Geiſt behandelt, nur derb roh.

8) Die betrübten und vergnügten Nachbarskinder. Zwei Nachbarskinder lieben ſich, Robert und Ottilia, aber ihre Väter leben in Zank und Streit und verbieten ihnen jeden Umgang. Robert muß fort, läßt ſich für todt ausgeben und rührt durch ſein plötzliches Wiedererſcheinen den Vater ſo, daß er Erlaubniß erhält, Ottilien zu heirathen.

Der geſtürzte Markgraf von Ancre, 1681 zu Leipzig beſonders gedruckt, enthält die Geſchichte des bekannten franzöſiſchen Günſtlings, der wie Olivarez geſtürzt, aber nicht gleich dieſem geſchont, ſondern grauſam umgebracht wurde. So viel Verwünſchungen über ihn gehäuft werden, läßt der Dichter doch die Königin Mutter mit großer Wärme an ihm hängen.

Die theatraliſche Sittenlehre von Chr. Weiſe 1709 und zum zweitenmale 1719 gedruckt, enthält den auch 1705 beſonders gedruckten Körbelmacher und die triumphirende Keuſchheit.

Der Körbelmacher iſt eins von Weiſes beſten Stücken. Petroni, Sohn eines reichen Kaufmanns, liebt die Suſanna, die Tochter eines armen Körbelmachers, des Fabian, wagt es aber nicht, ſeine Liebe dem reichen Vater zu geſtehen und ſchlägt nur jede anderweitige Verbindung aus. Der Vater kommt endlich hinter das Geheimniß und ſtellt ſich, um den Sohn zu prüfen, als wolle er ſelbſt die ſchöne Körbelmacherstochter heirathen. Nun bekennt Petroni ſeine Liebe. Aber der ſtolze Körbelmacher gibt ſeine Tochter keinem, als einem Meiſter ſeines eigenen Handwerks und ſo muß ſich Petroni bequemen, Körbe flechten zu lernen. Nun heirathet er Suſanne, ſein Vater ſtirbt, aber all ſein Reichthum vergeht durch Unglücksfälle. Petroni muß vor den Gläubigern flüchten und als Schreiber auf einem Schiffe dienen, während Suſanne der Veruntreuung fälſchlich beſchuldigt in den Kerker geworfen wird. Da kommt ein reicher Schiffer, meldet des Schreibers Untergang im Meere, befreit Suſanna aus dem Gefängniß, verlobt ſich mit ihr und verſchreibt ihr ſein ganzes Vermögen, indem er nur noch vor der Hochzeit eine Reiſe macht. Auf dieſer Reiſe ſtirbt er. Suſanne iſt nun reich und wird von vielen Bewerbern umringt, bis ſie einmal ein Körbchen erblickt, das ihre Magd eben auf dem Markt gekauft hat. Sie erkennt darin die Arbeit Petronis, ſucht ihn auf und wird nun für immer mit ihm glücklich. Vgl. die Geſchichte des Danischmend von Wieland.

Die triumphirende Keuſchheit, ein Luſtſpiel. Ein verbannter junger ſchöner Graf Heinrich dient unter dem Namen Floretto beim neapolitaniſchen Hof-

marſchall Rodoman und ſpielt deſſen Gemahlin Clariſe gegenüber die Rolle des keuſchen Joſeph, wird nun von ihr angeklagt (in ſehr rohen Ausdrücken), hat aber das Glück, durch ſein bezauberndes Saitenſpiel (wie David den Saul) einen wahnſinnigen König zu heilen und wird endlich als ein ſächſiſcher Fürſt erkannt und glänzend gerechtfertigt mit ſeiner Geliebten Beliſe verbunden. Auch hier ſind Harlekinaden eingemiſcht. Der luſtige Diener ſoll gehenkt werden oder ein häßliches altes Weib heirathen. Die Expectorationen dieſer Alten gegenüber ſind ſehr derb.

Dieſes Stück wurde unter dem Titel „Floretto“ 1834 von Haltreich neu herausgegeben.

Von Johann Riemer in Weißenfels ſind einige Schauſpiele erhalten, die aus Weiſes Schule ſtammen, betreffend das Unglück der Maria Stuart, die bekannte Geſchichte des Grafen von Gleichen, „Amor der Tyrann“ und „Rathian“, die ich nicht geſehen habe.

9.

Staats- und Liebesgeſchichten.

Der Ritterroman des Mittelalters endete in den ſogenannten Amadisromanen der ſpaniſchen Dichter mit Allegorien. Die Ritter und ihre Damen wurden zu perſonificirten Tugenden und ſpreizten ſich gegeneinander in hochtrabenden Reden, die Zugabe von Rieſen- und Drachenkämpfen und Wundern aller Art wurden immer mehr Nebenſache und fielen ganz weg, als die neue Mode der Schäferromane in Italien, Spanien uud Frankreich aufkam. Die Schäfer und Schäferinnen behielten noch etwas Prinzliches und Vornehmes und mehr oder weniger auch etwas Allegoriſches; aber die Abentheuer und Wunder fielen weg. Endlich belebte man die Einförmigkeit der Schäfereien durch hiſtoriſche Hintergründe und erſchuf den eigentlichen Geſchichtsroman, wenn auch immer noch behaftet mit den Gewohnheiten der Amadis- und Schäferromane, nämlich mit übertriebenem Pathos, Verſtecken ſpielender Allegorie und breiter Galanterie. Die Modebücher dieſer neuen Art erhielten den Namen von Staats- und Liebesgeſchichten, weil der Ernſt der Geſchichte darin mit der Anmuth von Liebesbegebenheiten verbunden ſeyn ſollte. Man griff aber dabei bis tief in die bibliſche Geſchichte zurück

durch die des Orients und der antiken Welt bis in die allerneuſten Staats- und Hofgeſchichten Europas. Nur die Geſchichte des Mittelalters fiel aus, auf ſie wurde keine Rückſicht mehr genommen. Die Renaiſſance duldete bibliſche, perſiſche, türkiſche Stoffe neben den claſſiſchen, nur keine Romantik des Mittelalters. Die Deutſchen ahmten nun das alles nach.

Alle dieſe neuen deutſchen Romane wurden in Proſa geſchrieben, zum epiſchen Verſe verſtieg ſich nur noch ſelten ein Dichter. Im Style ſind ſie alle gleich unbeholfen, ſchwülſtig, hart und breit. Die Helden und Damen reden und handeln im Coſtüm des 17. Jahrhunderts, auch wechſeln ſie immer Briefe nach Art der ovidiſchen damals ſehr beliebten und oft nachgeahmten Heroiden. Nichts iſt lächerlicher, als altbekannte bibliſche Perſonen oder Helden des claſſiſchen Alterthums, dann wieder perſiſche Könige und türkiſche Sultans in dem nämlichen gravitätiſchen und complimentenreichen Style converſiren zu hören; alle in Allongeperücken und Reifröcken. Ohne Umſtände verlegen die Dichter den Schauplatz der galanten und höfiſchen Abentheuer nach Hinterindien oder gar Afrika und erfüllen die Barbarenländer und Wüſten mit europäiſcher Eleganz.

Der aus Schleſien ſtammende, aber anonyme Schäferroman Amöna und Amandus (Leipzig 1632) beſchreibt eine ſehr leidenſchaftliche und nachher doch aus Vernunftgründen kalt abgebrochene Liebe als wahre Geſchichte, in einem noch ſehr rohen Styl.

Das theatrum amoris oder Schauplatz der Liebe, Hanau 1644, enthält eine Menge Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und zwar des altgriechiſchen Romans von Achilles Tatius, der Liebe der Luna zu Endymion, der cypriſchen Prinzeſſin-Charitea und der ſpaniſchen Lozia, alles im Styl der Staats- und Liebesgeſchichten.

Georg Neumark, der Kirchenliederdichter (ſ. oben), war auch Epiker. Sein poetiſch hiſtoriſcher Luſtgarten, Frankfurt 1666 enthält in Alexandrinern die Geſchichte Davids, der Abigail, der Sophonisbe. Eigenthümlich iſt nur die Geſchichte der Bolzena.

Das war ein Bauernmädchen, welche der böhmiſche Prinz Ulrich einmal beim Waſchen fand und ſie ihrer Schönheit und Tugend wegen heirathete.

Ferner die Geſchichte der Kleopatra, in welcher der Dichter die Verführung des Antonius und des ganzen römiſchen Heeres ſehr lebendig

ausmalt. Kleopatra gleicht den vollendetſten Pariſer Koketten. In dem letzten Gedicht „Filamon“, beſpricht der Dichter mit ſervilen Bücklingen den Liebeshandel eines vornehmen Herrn, der ſich zum Schäfer machte nur der Schäferſtunde wegen.

Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel († 1714), ein gelehrter Herr, der die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek mit Büchern füllte, war ſelbſt Dichter und Verfaſſer vieler ſchwülſtiger Romane. Als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Siegprangende, jetzt ſind aber ſeine Lorbeern längſt verwelkt und nur ſeine Bücherſchätze noch in Ehren. Sein großer Roman „Aramena oder die durchlauchtige Syrerin erſchien 1669.

Ein Werk, worin auf die geſchmackloſeſte Weiſe drei Coſtüme vermiſcht erſcheinen. Der Schauplatz iſt nämlich Syrien und Paläſtina; die daſelbſt handelnden Juden, Gallogriechen, Phöniker, Meder, Araber ꝛc., haben aber außer den Namen nichts Nationales, ſondern geberden ſich wie die Prinzen und Ritter im Amadis; doch iſt auch dieſes ritterliche Coſtüm nicht mehr rein erhalten, ſondern die Chevalerie iſt ſchon ganz untergegangen in den Hofintriguen im Geſchmack des Siècle de Louis XIV., aus dem der Roman ſtammt. Die Charakterzeichnung iſt eben ſo matt, wie die Erfindung. Der faſt endlos ausgedehnte Roman enthält eine Menge ſchlecht motivirte Verwicklungen, veranlaßt durch Mißverſtändniſſe und Verwechſelungen. Bald wird eine Prinzeſſin ſtatt der andern entführt, bald ſoll ſie einen Andern als ihren Geliebten heirathen, und dieſer Andere iſt am Ende doch der rechte. Einmal macht ſich eine falſche Sentimentalität geltend, indem z. B. eine Freundin der Aramena blos deßwegen einen Andern heirathet, „damit ſie ihren Geliebten deſto ungeſtörter beweinen könne.“ Ein andermal wird jedes Zartgefühl mit Füßen getreten. Aramena liebt einen gewiſſen Tuscus, ihr Bruder fällt aber in die Gewalt des Königs Marſius und dieſer iſt ſo grauſam, ihn hinrichten laſſen zu wollen, wenn Aramena ihm nicht ihre Hand reiche. Sie ſchickt zu Tuscus um Hülfe. Vergebens, Tuscus kommt nicht. In Verzweiflung treibt ſie ihre Syrer an, das Schloß zu ſtürmen, worin ihr Bruder gefangen liegt. Hunderte, tauſende opfern ſich für ſie vergebens. Endlich bewegt ſie das Geheul der Wittwen und Waiſen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen und ſie ſelbſt entſchließt ſich, den Marſius zu heirathen. Da erblickt ſie dieſen verhaßten Marſius und ſiehe — es iſt Tuscus, es iſt ihr alter wohlbekannter Geliebter, den ſie unter andern Namen gekannt und von dem ſie nicht gewußt hat, daß es Marſius ſey. Man hat ſich nur einen Spaß mit ihr gemacht und ihr den kleinen Schmerz nicht erſparen wollen, um ihre Liebe zu prüfen. An die zahlloſen Opfer, welche dieſer Spaß gekoſtet, wird weiter nicht gedacht, und Ara-

Der häufige Nebel, welcher in der Hochebene von Bogota beſonders an ihren Rändern herrſcht, tränkt die Pflanzen und gibt ewige Friſche der Vegetation. Herboriſationen an den ſteilen Felsmaſſen, auf welchen die beiden zierlichen, den heiligen Jungfrauen von Monſerrate und Guadalupe gewidmeten Kapellen in 9900 und 10122 Fuß Höhe erbaut ſind, gehören zu den Genüſſen, deren Andenken ſchwer verliſcht. Hier beginnt die myrtenblättrige Vegetation der Paramos. Unter dem Schatten von **Vallea stipularis** von Weinmannien und ſchirmförmig ausgebreiteten Escallonien fanden wir die prachtvollen Blüthen von Alſtroemerien, Paſſifloren, neuen Arten von Fuchsia und Rherien. Jede dieſer Kapellen, die durch eine tiefe Felskluft (el **Boqueron**) getrennt ſind, hat ihre eigene Art von Paſſifloren; die eine Kapelle hat die Curubita, mit der man an großen Feſten die Altäre ſchmückt, (**Tacsonia speciosa**); die andere hat die ſchöne **Tacsonia mollissima**, welche ihrer eßbaren Früchte wegen in Popayan cultivirt wird. Den Felſen dicht bedeckend, wuchern hier gruppenweiſe **Myrica pubescens**, Gaulſherien, purpurblüthige Thibaudien, **Hypericum brathys** von Smith, und unſer ſchönes Genus Aragoa mit tannen- und cypreſſenartigen, ſchmalen Blättern. Von den fieberheilenden Cinchonen verirret ſich keine mehr auf dieſe Höhen: denn **Quina naranjada** (**Cinchona lancifolia, Mut.**), die man vor meiner Reiſe nach Loxa mit **C. condaminea** verwechſelte und für die ächte **C. officinalis** von Linnée hielt, verließ uns ſchon in dem Eichenwalde, lange ehe wir die Hochebene von Bogota erreichten. Dagegen ſteigt, und dieſe Erſcheinung iſt ſehr auffallend, eine hohe Alpenpflanze, der wollige Frailejon (**Espeletia grandiflora**) bis zum oberen Theil der Stadt Bogota herab. Die größere Zahl dieſer neuen Gewächſe iſt in meinem und Bonpland's Werke: **Plantes équinoxiales** abgebildet. Obgleich die Kapellen von Monſerrate und Guadalupe (an abſoluter Höhe faſt der des Aetna gleich) zweitauſend Fuß ſenkrecht über der Hauptſtadt liegen, ſo wird doch häufig von den Gläubigen dahin gewallfahret. Die ſonderbare Oertlichkeit dieſer Stationen macht ſie für gleichzeitige Beobachtung der ſtündlichen magnetiſchen Abweichung und der ſtündlichen Barometer-Oscillationen überaus empfehlungswerth. Ich habe mit großer Sorgfalt eine Vergleichung der magnetiſchen Inclination und der Intenſität der magnetiſchen Kraft angeſtellt. Beide waren etwas kleiner in der oberen Station, die

mena wird mit ihrem geliebten Tuscus-Marſius durch den Hohenprieſter Melchiſedek getraut. — Der fürſtliche Dichter ſoll Zeitgenoſſen in den Perſonen des Romans portraitirt und kleine Hofgeſchichtchen ſeiner Zeit eingeflochten haben, die herauszufinden aber der Mühe nicht lohnen dürfte.

Der zweite große Roman deſſelben Autors iſt „Octavia".

Hier wird die Geſchichte einer ganzen Reihe von römiſchen Kaiſern mitgetheilt mit einer Menge von Epiſoden, die unter fremden Namen wieder nur Hofgeſchichten und Anecdoten der neuern Zeit enthalten.

Der Herzog ſchrieb noch: Chriſtfürſtliches Davids Harfenſpiel, Nürnberg 1667, geiſtliche Lieder, zum Theil in die lutheriſchen Geſangbücher übergegangen. Ferner: Gott gewidmetes Opfer der Heiligen, Gebete von ſeiner Gemahlin Eliſabeth Juliane, mit Zuſätzen von ihm. Oettingen 1732. Endlich Singſpiele: Andromeda, Orpheus, Iphigenia, Jakobs Heirath, Paris Urtheil, Selimene, die verſtörte Irmenſeul (Bekehrung Sachſens unter Karl dem Großen).

In Stockfleths „kunſt- und tugendgezierter Macarie (erſter Theil 1669, zweiter 1773)

wird Macarie als das Ideal eines ſowohl hochgebildeten als tugendhaften Frauenzimmers geprieſen und zum höchſten Ziel der Wünſche gemacht für den liebhabenden Polyphilus, der endlich, gleich dem treuen Amadis, ſein ſchönes Ziel erreicht. Zugleich breitet ſich von Macarie aus über alle Verhältniſſe und Perſonen Ruhe, Klarheit, Veredlung. Eine entartete Königin wird bekehrt ꝛc. Das Ganze iſt allegoriſch zu verſtehen. Macarie perſonificirt das geſammte Streben der akademiſchen Poeſie jener Zeit im Gegenſatz gegen die Rohheit des eben überwundenen 30jährigen Kriegs. Stockfleths Frau, die gekrönte Pegnitzſchäferin Dorilis, deren ſelbſtgefälliges und herausforderndes Bildniß dem zweiten Theile voranſteht, hat ihrem Mann bei Abfaſſung des Romans nicht blos geholfen, ſondern ſcheint auch die Idee dazu angegeben und ſich ſelbſt ein klein wenig darin vergöttert zu haben. Der zweite Theil iſt ganz von ihr und auch von ihr als Verfaſſerin unterzeichnet.

Mich. Wiedemanns poetiſche Gefangenſchaften Leipzig, 1689, enthalten nach den Monaten zwölf ſeltſame oder Liebesgeſchichten, deren Held immer ein Gefangener iſt, erſt die Erzählung, dann die poetiſche Umſchreibung in langweiligen Alexandrinern, endlich eine Laſt von gelehrten Anmerkungen. Meiſt aus fremden Quellen und von ſehr geringer Erfindung.

In Bergonens und ſeiner tugendhaften Areteen, Lebens- und Liebes-

geſchichte, 1700 von Otto Friedrich von der Gröben, wird das menſchliche Leben allegoriſch als eine Wallfahrt zum h. Grabe in Jeruſalem aufgefaßt. Aretee iſt die Tugend, ihr Bruder Sfortunian perſonificirt das Unglück. Das Ganze iſt langweilig, aber ſinnreich.

Ungeheuer viel Unnützes war ſchon von den gekrönten Poeten lateiniſch und deutſch gedruckt worden, jedoch nur aus Rückſicht auf die in dieſer Gratulationspoeſie gefeierten Gönner. Die eigentliche Fabrikation von poetiſchen Unterhaltungsſchriften, namentlich Romanen, begann erſt mit den Helden- und Liebesgeſchichten, zunächſt in dem betriebſamen Hamburg. Es war eine Induſtrie, eine Produktion für den Verkauf. Seit dieſer Zeit, ſchon über anderthalb Jahrhundert blüht dieſer Induſtriezweig in Deutſchland und droht, wie geiles Unkraut, den ganzen Garten der Poeſie zu überwuchern. Die Literarhiſtoriker pflegen ſich nur an die vornehme, zu dauerhafter Geltung gekommene Poeſie zu halten, und von jener, nur auf die Mode des Augenblicks berechneten und mit ihr wieder untergegangenen Fabrikation abzuſehen. Allein es iſt keineswegs gleichgültig, mit welcher Geiſtesſpeiſe ſich das große Publikum genährt hat, welche Art von Geſchmack in der Maſſe der Nation gewechſelt hat. Die gemeine Unterhaltungsliteratur kann von der Poeſie der vornehmen Geiſter auch ſchon deshalb nicht getrennt werden, weil beide ſtets auf einander eingewirkt haben. Hier wurde das Gold eines Vornehmen von der Gemeinheit breit geſchlagen und dort kokettirte umgekehrt der Vornehme mit der Gemeinheit, und ging auf ihre Art und Weiſe ein, um ihr Liebling und überall geleſen und bewundert zu werden. Ich werde daher von nun an auch auf die gemeine Unterhaltungsliteratur eingehen, wenn auch nur, um ſie in ihren Hauptrichtungen und Wechſeln, immer in Verbindung mit der politiſchen Geſchichte und mit den höheren Geiſtesentwicklungen, zu charakteriſiren. — In ihren erſten Anfängen war die poetiſche Fabrikation darauf berechnet, den niedern Ständen etwas vom Geſchmack der Höhern beizubringen, und ſchmeichelte noch nicht der Gemeinheit von unten. Die Romane der Ziegler, Zeſen, Happel, Franciſci ꝛc. blieben, indem ſie ſich möglichſt populär zu machen ſuchten, doch vornehm und lehrhaft.

Ziegler von Klipbauſen, ein reicher Rittergutsbeſitzer in der Lauſitz († 1690), war ein Schüler Hoffmannswaldaus und ahmte zunächſt

deſſen Heldenbriefe in bibliſchen Briefen nach, worin ſchon Adam und Eva, Abraham und Sarah einander verliebte Briefe in ſchwülſtigen Alexandrinern ſchreiben. Nachher wandte er ſich zu Proſaromanen. Auch ſchrieb er einen berühmten „Schauplatz der Zeit“, worin er Weltbegebenheiten nach den Monatstagen zuſammenſtellte. Am berühmteſten iſt ſeine „Baniſe“.

Der Anfang lautet: „Blitz, donner und hagel, als die rächenden werkzeuge des gerechten himmels, zerſchmettere den pracht deiner goldbedeckten thürme und die Rache der Götter verzehre alle beſitzer der ſtadt. Wollten die Götter, es könnten meine augen zu donnerſchwangern wolken und dieſe meine thränen zu grauſamen ſündfluthen werden. Ich wollte mit tauſend keulen, als ein feuerwerk rechtmäßigen zornes nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen ꝛc.“ Der Inhalt des Romans iſt folgender:

Prinz Balacin von Ava ſieht im Traum, indem er im Tempel Pandior ſchläft, die Erſcheinung der wunderſchönen Prinzeſſin Baniſe von Pegu, und eilt, das Urbild ſelbſt aufzuſuchen. Aber er muß einen fremden Namen annehmen, da ſein Vater ein Feind von Baniſens Vater Xemindo iſt. Er kommt nach Pegu, ſieht die geliebte Baniſe in dem Augenblick zum erſtenmal, in welchem ſie eben von einem Panther angefallen wird, und rettet ſie. Dieſe That erwirbt ihm ihre Liebe und die Gunſt ihres Vaters. Indem er aber um ihre Hand wirbt und nach Hauſe reist, alles in Richtigkeit zu bringen, überfällt der ſchreckliche König Chaumigrem von Brama (Birma) das Reich Pegu, erobert die Hauptſtadt, läßt Xemindo und deſſen ganzes Geſchlecht hinrichten und befiehlt auch Baniſe zu ermorden. Allein dieſe wird durch einen treuen Diener gerettet, ſpäter entdeckt und von Chaumigrem begnadigt, weil ihre Schönheit ihn entzückt. Natürlicherweiſe ſpricht er nun das Recht des Siegers an und ſie hat die größte Noth, ſeinen zärtlichen Ungeſtüm aufzuhalten. Balacin iſt unterdeſſen zurückgekommen, aber ohne Armee, hält Baniſen für todt, und will verzweifeln, bis man ihm vertraut, daß ſie noch lebe, und ihn ſogar heimlich nach Pegu bringt und in dem Zimmer verſteckt, in welchem Chaumigrem ihr zuſetzt. Da muß er anhören, wie ſie demſelben ſchmeichelt und die Ehe verſpricht. Sie thut es aber nur, um dadurch Zeit zu gewinnen, bereitet dem Tyrannen einen Schlaftrunk und läßt ſich, während er ſchläft, von Balacin entführen. Allein ſie wird wieder eingeholt und kommt in die allergrößte Noth, als plötzlich Chaumigrem abberufen wird, um wider das Reich Siam zu Felde zu ziehen. Er läßt Baniſe in der Obhut des alten Oberprieſters Xalim zurück, der aber ebenfalls von ihren Reizen verführt, ihr Gewalt anthun will und dem ſie einen Dolch in die Bruſt ſtößt. Nachdem nun Chaumigrem ſiegreich von der Zerſtörung Siams zurückgekehrt iſt und erkennt, daß Baniſe ihn nur haßt, beſchließt er, ſie der Rache der beleidigten Prieſter zu überliefern und läßt ein

großes Fest veranstalten, an welchem sie feierlich den Opfertod sterben soll. Ueberdieß aber ist Balacin mit einer großen Armee und vielen Bundesgenossen, lauter Feinden des Tyrannen, bei der Hand, hat in der Stadt Anhänger und wagt es sogar, als Opferpriester verkleidet, mit dem Strick in der Hand selber die Rolle des Henkers zu übernehmen, der die reizende Banise, die mit einer Krone geschmückt und mit goldenen Ketten gefesselt in Procession zum Altar geführt wird, erwürgen soll. Allein in dem Augenblick, da das Gräßliche geschehen soll, wirft Balacin den Strick nicht Banisen sondern dem Tyrannen um den Hals, erwürgt ihn und stößt ihn nieder. Seine Anhänger rufen: es lebe Banise! Seine Krieger stürmen die Stadt. Die Anhänger Ghaumigrems unterwerfen sich und Balacin wird zum Kaiser ausgerufen. So weit der erste Theil, mit dem der Roman billig hätte schließen dürfen. Ziegler hat noch einen zweiten hinzugefügt, in welchem Banise abermals von ihren verhaßten Liebhabern gedrängt und in Gefahren gestürzt wird, welche langweilige Intriguen aber wieder nur mit ihren und Balacins Triumphen endigen. Die Sprache des Romans ist überaus schwülstig, doch nicht ohne Wärme. Man sieht, der Verfasser lebte in dieser Geschichte und schwärmte für seine Heldin. Das Publikum schwärmte ebenfalls für sie und so mußte denn die Banise auch aufs Theater gebracht werden.

Auch Philipp von Zesen in Hamburg lieferte Romane in der breiten Manier der Staats- und Liebesgeschichten. Nur der eine, „die adriatische Rosamunde“ ist originell, sofern er darin seine Liebschaft mit einer Leipziger Jungemagd mit dem ganzen Pomp des politischen Romanstyls beschreibt. Seine Feinde aber kamen hinter das Geheimniß und mißhandelten ihn dafür aufs greulichste. Die andern Romane hat Zesen nur überarbeitet, den Simson nach dem Italienischen, die Assenath nach dem Englischen. Biblische Stoffe machen im Styl der Allongeperückenzeit, der übertriebenen Complimente ꝛc. einen komischen Eindruck. Der Stoff der Assenath aber ist schön:

Asseneth oder Asnath, die Tochter des Priester Potiphar (nicht des Kämmerers, um dessen Frau willen Joseph gelitten), wurde dem keuschen Joseph zur Braut gegeben, als derselbe in König Pharaos Gnade kam. Sie war sehr schön, sehr reich und so keusch wie er, denn sie wohnte in einem Thurme, unter vielen Kostbarkeiten mit sieben ihr dienenden Mädchen eingeschlossen und hatte nie einen andern Mann gesehen als ihren Vater. Als sie nun voll Scheu dem Bräutigam nahte, erstaunte sie nicht wenig, bei diesem eine noch größere Keuschheit und Strenge zu finden, denn Joseph wollte sie nicht einmal anrühren, noch den Kuß annehmen, den sie auf des Vaters Geheiß ihm geben sollte. Das that er, weil sie eine Heidin war und in ihrem Thurm die Götzen der

Aegypter verehrte. Beide trennten ſich alſo; aber das Mädchen trauerte tief und zog ſchwarze Kleider an. Da erſchien ihr ein Engel und gebot ihr, ſich bräutlich zu ſchmücken und einen Tiſch zu bereiten, an dem er ihr Brod und Wein als Sakrament austheilte und wodurch er die Finſterniß des Heidenthums von ihr nahm und ſie ins Licht des wahren Glaubens führte. Da nahte ihr Joſeph alsbald als liebender Gatte und ſie gebar ihm den Manaſſe und Ephraim. Vgl. Fabricii codex pseudepigr. I. 774. II. 84.

Zeſen ſchrieb auch noch einen Moſes.

Zeſens afrikaniſche Sophonisbe (1646) hat Sypbar und Maſſiniſſa nur im Hintergrunde, im Vordergrunde ſtagegen ihren geliebten Kleomedes.

Der Roman beginnt mit einem Seeſturm, nach deſſen Beruhigung der Liebende an der Küſte von Afrika landet, und ſchließt mit ihrer Vermählung, die der Dichter nicht ausmalen will, damit der Leſer nicht zu neidig werde. In der ungeheuer langen und breiten Mitte des Romans beſtehen die Liebenden unzählige Todesgefahren, Trennungen ꝛc., kommen aber immer glücklich durch.

Intereſſant iſt an dieſem langweiligen Roman nur, daß der Dichter durch einiges Tempelgeheimniß in das ewige Einerlei der Abentheuer einen romantiſchen Reiz zu bringen und zum erſtenmal dem Leſer heimliches Grauen einzuflößen ſucht durch Mittel, wie ſpäter die Ritterromane und Schauerſtücke durch Fehmgerichte.

Zeſens Lyſander und Kalliſte iſt nur aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Einer der eifrigſten Nachahmer Zieglers war v. Glaubitz, deſſen „anmuthige Piſtophile", Frankfurt und Leipzig 1713, wie die Banſe anhebt: So will denn der erzürnte Himmel nur allein über mich Unglückliche die blitzende Donnerwolken betrübten Unglücks ausſchütten? und ſoll ein rauſchender Hagel ꝛc."

Piſtophile iſt die Erbin eines Königreichs, ihr geliebter Aganor in der Ferne, ihr ungeliebter Freier Apagus beſtürmt ſie und nimmt ſie gefangen. Sie iſt in der größten Noth, während Aganor, durch allerlei Helden- und Liebesabentheuer zurückgehalten, ihr nicht helfen kann und Apagus ſeinen Plan mit eben ſo viel Liſt und Trug als Gewaltthätigkeit verfolgt. Da Piſtophile ſtandhaft bleibt, befiehlt Apagus endlich in der Wuth, ſie zu enthaupten. Statt ihrer leidet aber eine Andere in ihren Kleidern den Tod. Ein treuer Freund ihres Geliebten, Lepidus, rettet ſie, Aganor kehrt zurück, ſiegt und vermählt ſich mit ihr.

Ganz ähnlich die afrikanische Bernandis des Palmenes, Leipzig 1715. Auch sie beginnt: „Das Wüthen und Toben der ungestümmen Wellen ꝛc.“ Auf dem Titelkupfer steht die Heldin als behelmte Amazone, stolz ihr eigenes flammendes Herz in der Hand, während Blitze auf sie niederstürzen.

Prinz Saraculo leidet Schiffbruch und Gefangenschaft, seine Geliebte Prinzessin Bernandis und ihr Vater werden ebenfalls gefangen. Nach vielen Nöthen erkämpft der Prinz seine Geliebte. Der Tyrann Neroan, der von einem Berge herab den Sieg Saraculos mit ansehen muß, will die Prinzessin, die ihn verschmäht, umbringen, wird aber selbst den Berg herabgestürzt und die Liebenden feiern Hochzeit und Thronbesteigung.

In allen diesen Romanen fließt unsäglich viel Blut und werden die Völker in Masse hingeschlachtet.

Die amazonische Smyrna, gleichfalls ein nur langweiliger Staats- und Liebesroman, in welchem nach langweiligen Trennungen und Episoden die sämmtlichen verliebten Prinzen und Prinzessinnen zuletzt unverhofft zusammentreffen und Hochzeit feiern. Von romantischem Reiz des Amazonenlebens ist nichts zu spüren, alles bewegt sich im steifen prüden Hofton der Scuderie und des Herzogs Anton Ulrich. — Bohse (Talander) schrieb eine „getreue Sklavin Doris“ (1710):

Bellante, die Kronprinzessin von Aegypten, sollte umgebracht werden, entkam, wurde unter dem Namen Doris Sklavin und diente der Prinzessin Adalia, ihrer Nebenbuhlerin, denn beide waren in den Prinzen Sykorantes verliebt. Das Schicksal aber wollte, daß Adalia einen andern Prinzen heirathen mußte und daß Doris, nachdem sie als Amazone ritterlich wider ihre Feinde gestritten, die Hand ihres Geliebten und ihren Thron wiedererhielt.

Mirandors „heldenmüthige Prinzessin Belisandra“, Frankfurt und Leipzig 1742, ist mitten im Schwulst der galanten Reden und Briefe und der lächerlichen Grandezza, die hier aus Europa auf die orientalischen Höfe übertragen wird, eine hübsche Amazonenfigur.

In männlicher Tracht als sogenannter Löwenritter vollbringt sie wundervolle Thaten, bis sie, in den Armen einer kaiserlichen Prinzessin überrascht, genöthigt wird, deren Eltern ihr Geschlecht zu entdecken, worauf sie selbst einen standhaften Prinzen und treuen Liebhaber zum Gemahl nimmt.

Joachim Meier gab 1697 Heldengeschichten der durchlauchtigsten Hebräerinnen Zipka, Rebecca ꝛc. heraus. Lehm (Pallidor) 1710 eine

Eſther, eine Liebesgeſchichte Abſalons und ſeiner Schweſter Thamar, die unglückliche Prinzeſſin Michal 1707. Ernſt 1653 eine Liebesgeſchichte Sichems und der Dina.

Die alte Geſchichte wurde viel auf dieſe Art ausgebeutet. In Anton Ulrichs Octavia, des Amydor Scipio 1696, in dem anonymen Roman „Conſtantius und Amalaſontha, Augsburg 1699, in Meletaons (Roſts) Thameſtris 1712. Des Bohſe (Talander) Arſinoe; Lochners und Damiros Roſamunde 1676 und 1729. Die alte Mythologie in Bohſes Alceſtis 1689, in des Ormenius Medea 1719, des Meletaon Otalante 1717.

Die Hamburger waren fleißig im Sammeln aller ähnlich intereſſanten Stoffe, wenn ſie dieſelben auch nicht zu verarbeiten verſtanden. Wie es ſcheint, übte Lohenſteins gelehrter Arminius desfalls den größten Einfluß auf ſie. Der Hamburger Polyhiſtor Happel folgte ganz ſeiner Richtung. Nichts Jämmerlicheres als die Proſa dieſes Vielſchreibers, auch in der Auswahl ſeiner Stoffe hat er wenig Geſchmack gezeigt, allein er iſt gar nicht zu verachten, da ſeine bändereichen Werke, ſonderlich die relationes curiosae einen reichen Schatz von intereſſanten Materialien enthalten. Die eigenen Erfindungen Happels ſind mager und bilden nur Rahmen um ſeine gelehrten Auskramungen. Seine merkwürdigſte poetiſche Production iſt „der aſiatiſche Onogambo, darin der jetzt regierende große chineſiſche Kaiſer Xunchius als ein umbſchweifender Ritter vorgeſtellt wird."

Onogambo, ein fremder Prinz am perſiſchen Hofe, liebt die Prinzeſſin Theraga, wird aber verleumdet und muß flüchten. Er abentheuert nun durch ganz Aſien, kommt nach Indien, endlich nach China, und wir erfahren nun, er ſey der tatariſche Prinz Xunchius und durch ſeine Ausdauer und Heldengröße wird er nicht nur Kaiſer von China, ſondern erwirbt auch die Hand ſeiner vielgeliebten Perſerin. In dieſem Rahmen ſind nun Beſchreibungen aller aſiatiſchen Länder und der Geſchichtsverlauf ihrer Völker einverleibt.

Happel ſchrieb eben ſo weitläuftig noch eine ſpaniſche Quintana, einen engliſchen Eduard, einen deutſchen Carl.

In dieſem letztern wird in dem Roman des Ritter Carl und der ſchönen Cyclaſte die ganze Geſchichte des laufenden Jahres 1689 mit allen Zeitungsnachrichten eingeflochten.

Im „insulanischen Mandorell“ beschreibt Happel alle damals bekannten Inseln.

Wir müssen nur noch einen Blick auf die Sammlungen kleinerer Novellen und Erzählungen werfen. Eine der ältesten und geistreichsten ist das theatrum tragicum von Zeiller (1628). Er behandelt 24 Novellen nach de Rosset. Seine Commentare dazu sind breit und langweilig, aber die Stoffe zum Theil sehr pikant.

N. 20. Celinde von Montabel, ein edles Fräulein, verliebte sich beim ersten Anblick in einen gewissen Julian dermaßen, daß sie wie todt umfiel und nachher an nichts anders mehr dachte und von nichts anderem mehr sprach und träumte, als von ihm. Da glaubte man, er habe sie behext, machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Tode. Zuvor aber ließ man das Fräulein noch einmal zu ihm, und vor dem Schaffot mußte er sie berühren, um den Zauber von ihr zu nehmen. Er küßte ihre schöne Hand, man kann sich denken, mit welchen Empfindungen. Sie weinte bitterlich. Gleich darauf wurde er an den Galgen gehenkt und sein Leichnam verbrannt, die Asche in alle Winde zerstreut. Einer der interessantesten Stoffe, werth, von einem Dichter wie Heinrich von Kleist behandelt zu werden. In Celindes Wesen ist etwas vom Käthchen von Heilbronn.

Joh. Peter Titz, Professor in Danzig in der Mitte des 17. Jahrhunderts, schrieb außer einigen ketzerischen Gedichten einige Erzählungen in Versen (Von der Hagen, Germania X. 205 f.).

1) Die Grabesheirath. Gaurin liebt die schöne Rhode, die aber ihr Vater dem reicheren Sylas gibt. Sie stirbt und wird begraben. Gaurin gräbt sie heimlich wieder aus, findet sie nur scheintodt und rettet sie. Darauf erzählt er dem Sylas eine ähnliche Begebenheit und frägt ihn, wem die gerettete Frau gehöre? dem ersten Mann oder dem Retter? Sylas sagt: dem Retter. Wohlan, hier ist sie, ruft Gaurin und stellt ihm Rhode in vollem Putz gesund und blühend vor. Sylas erhält nun zwar die Gattin unverletzt zurück, ist aber so erschrocken, daß er stirbt und Weib und Vermögen dem Gaurin hinterläßt.
2) Die Geschichte der römischen Lucretia, sehr warm und lebendig erzählt.
3) Die Geschichte von Rhodope.

Die von Lochner in Nürnberg 1606 herausgegebenen Wintermärchen enthalten in der langweiligen Gesprächsform Happels elf Novellen und Märchen

von der treuen Liebe zwischen Fileno und Dorinda, welche zur See großes Ungemach erlitten, vom Zauberbrunnen, in dessen Wasserspiegel neben jeder

Perſon, die geſehen wurde, die er am meiſten liebte, von der unſchuldig angeklagten und verfolgten Eugenia, von der Prinzeſſin Jayda, welche die Ermordung ihres Geliebten grauſam an ihrem Vater rächt, von einem unter arcadiſchen Schäfern verweilenden Prinzen, von einer Schlangenjungfrau, von der unſchuldig verfolgten Bertha (Karls des Großen Mutter). Eine recht gute Auswahl von Stoffen, aber ſehr ſchlecht vorgetragen.

In den „ſeltzamen Liebeshändeln, Leipzig 1691“ ſind vorzugsweiſe franiſche Dinge erzählt, in ſteifer Sprache und höchſt ermüdendem Styl. Eben ſo iſt Boccaccios berühmte „Giemunda“ in einem deutſchen Roman von 1725 jämmerlich breit geſchlagen.

Ueberaus reich an Stoff ſind Harsdörfers „jämmerliche Mordgeſchichten“ (1649), nach Gamus bearbeitet.

Ein ſchönes Mädchen, Hermione, wurde von einem gewiſſen Lancelot verleumdet, als habe er ihre Gunſt genoſſen, was doch nicht wahr war. Er wollte nun andere Freier, insbeſondere den Pacian, von ihr abhalten. Allein Pacian forderte ihn zum Zweikampf, beſiegte ihn und zwang ihn mit dem Degen auf der Bruſt, ſeine Lüge zu bekennen. Darauf ließ ſich Pacian, welcher ſchwer verwundet war, zu Hermionen bringen und ſtarb in ihren Armen. (Nr. 25).

Ein Marktſchreier in Venedig gab vor, einen spiritus familiaris verkaufen zu können, der dem Käufer großes Glück bringen werde, that aber nur eine gemeine Spinne ins Glas. Der Teufel aber, der bei ſolchen Gelegenheiten immer bei der Hand iſt, ging in die Spinne ein, die nun ein wirklicher spiritus familiaris wurde und die Seele des Käufers gewann. (Nr. 70).

In dem „teutſchen Geſpenſt“, Leipzig 1684 finden ſich auch ſehr originelle Erzählungen und Märchen.

Sammlungen von allerlei hiſtoriſchen, romantiſchen oder komiſchen Begebenheiten häuften ſich immer mehr. Ich übergehe hier die hiſtoriſchen, unter denen Laurembergs acerra philologica von 1637. 1) Zinkgrefs apophthegmata von 1626 am berühmteſten geworden ſind. Der „Unluſtvertreiber“ von 1643 iſt nach Caron bearbeitet; 300 Hiſtorien enthält Breitenfels hiſtoriſches A B C von 1603. Die Vielſchreiber Happel, Franciſci, Ernſt, Paullini, Drexel, Männling lieferten jeder mehrfache Sammlungen, deren Titel ich nicht abſchreiben mag. Ein Oeſterreicher, Abele, ſchrieb 1668 „ſeltſame Gerichtshändel“, die oft wieder gedruckt wurden, worin manches ſehr launig.

Hier wirkte überall die Renaiſſance und fremde Mode ein. Wir gehen nun zu der Gegenwirkung der vaterländiſchen Geſinnung über. Zuerſt

begegnet uns „Wendunmuth“ von Kirchhoff (Frankfurt 1563), eine Sammlung von Erzählungen, um dem Unmuth zu wenden, d. h. um das Gemüth des Lesers aufzuheitern. Sie hat drei wesentlich verschiedene Bestandtheile. Den Anfang machen kleine anecdotenartige Geschichtsbilder aus der alten Welt und den Schluß Scandala aus der Papstwelt und dem Mönchthum, die der Verfasser als fanatischer Protestant mit Animosität vorträgt. In der Mitte des Buchs finden sich dagegen eine Menge guter deutscher Volksschwänke, lustiger Geschichten von einfältigen Bürgern und Bauern, als Ergänzungen des Lalenbuchs und des Eulenspiegels. Das Buch ist oft wieder gedruckt und vom Verfasser selbst mit mehreren Fortsetzungen versehen worden, ein Beweis, wie beliebt es war. Den ursprünglichen zwei Theilen folgten noch drei andere nach, in denen aber die Benützung der Alten und die reformatorische Polemik vorherrscht und von echten Volkswitzen sich wenig mehr findet.

Andreas Heinrich Bucholtz, Superintendent in Braunschweig († 1671), schrieb: des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte 1659. Er hielt es für unpatriotisch, daß sich die Deutschen mit den erlogenen spanischen Rittergeschichten füttern ließen und wollte ihnen dafür etwas Einheimisches bieten, aber unwillkührlich behandelt er den deutschen Stoff wieder in derselben fremden Manier, die er selber tadelte.

Herkules ist im Anfang des 3. Jahrhunderts nach Christo geboren und Sohn des Großfürsten der freien Deutschen, Henrich. Schon im fünfzehnten Jahre bringt er einen deutschen Ritter um, der eben ein Bauernweib nothzüchtigen will, und flüchtet deshalb nach Böhmen, wo Prinz Ladisla sein treuer Freund wird. Räuber bringen ihn als Sclaven nach Rom, wo seine heldenkräftige Tugend die Weiber verliebt macht und er oft den keuschen Joseph spielen muß. Ladisla entdeckt ihn und kauft ihn los. Beide reisen zurück und befreien unterwegs drei nackte Damen, die eben von Räubern entehrt werden sollen. Darunter die schöne Römerin Sophia, in die sich Ladisla sterblich verliebt. Herkules seinerseits verliebt sich in Valisca, des Ladisla Schwester. Diese soll von Unbekannten entführt werden, rettet sich aber durch einen Sprung in die Moldau, durch welche sie hindurchschwimmt. Herkules folgt ihren Spuren, besteht unterwegs allerlei Abentheuer, wobei er immer rettet und rächt, findet in Creta eine Inschrift, worin Valisca sagt, sie sey unter dem Namen Herkuliskus gereist, aber von Räubern zum Partherkönig Artaban ge-

Oscillationen in Verhältniß von 226 : 224. Die Inclination war in Bogota 27°,15, in der Kapelle Guadalupe aber 26°,80 (hunderttheilige Div.) Auch das Geſetz der Wärmeabnahme zu verſchiedenen Stunden des Tages und der Nacht wäre hier trefflich zu prüfen.

Aus der Felskluft, durch welche die beiden Wallfahrtsorte getrennt werden, ſtürzt das Flüßchen San Francisco herab, durchſtrömt die Stadt, wie zwei andere Bäche (die Caños de San Agoſtin und del Arzobispo), und vereinigt ſich in der Mitte der Ebene (Llanura) mit dem Hauptfluſſe Rio de Funzha oder Rio de Bogota. Letzterer empfängt alle von der öſtlichen Gebirgswand kommenden Waſſer, theilt die Ebene, von Norden gegen Süden fließend, in zwei Hälften und findet endlich durch eine plötzliche Wendung gegen Südweſten eine enge Oeffnung in der angrenzenden Bergkette. Er bildet hier den berühmten Salto oder Waſſerfall von Tequendama und fließt dann am weſtlichen Abhange der öſtlichen Cordillere, neun Meilen lang (durch eine Kluft, die ſich allmälig in ein Thal erweitert), dem Magdalenaſtrom zu. Die Confluenz iſt 12 Meilen oberhalb Honda.

Die Hochebene von Bogota hat, wie ihr eigenes Klima, ſo auch ihre eigenen Mythen. Sie bildet gleich der Hochebene von Mexiko (dem alten Tenochtitlan) ein geſchloſſenes Becken, aus dem die Waſſer nur an einem einzigen Punkte einen Ausfluß finden. Beide enthalten in ihrem Schuttboden die foſſilen Knochen elephantenartiger Thiere der Vorwelt, doch die Llanura de Bogota in größerer Zahl. Dem Becken von Mexiko, das 1100 Fuß minder hoch, und ringförmig von Trachyt- und Porphyrketten umgürtet iſt, entſtrömen die Waſſer nur durch den künſtlichen, 1607 begonnen Durchbruch bei Huehuetoca, welcher die Waſſer in den Rio de Tula und mit dieſem in die Südſee führt. Dagegen iſt der Paß, in dem ſich die Cataracte von Tequendama bildet, ein natürlicher: es iſt eine gangartige Felsſpalte, entweder mit der Hebung der ganzen Bergkette in Verbindung ſtehend oder in urweltlicher Zeit durch ſpätere, noch jetzt hier nicht ungewöhnliche Erderſchütterungen entſtanden. Würde der Paß von Tequendama geſchloſſen, ſo wandelte ſich gewiß, trotz der Verdunſtung, der kleine Sumpf von Funzha in einen Alpenſee um. So war es, laut der Tradition der Eingebornen, im Anfange der Dinge. Ehe der Mond der Begleiter unſeres Planeten wurde, lebte das Volk der Muyscas oder Mezcas

führt worden. Als ſchöner Jüngling wird ſie von Artaban beſtimmt, unter ſeine Caſtraten aufgenommen zu werden, als man aber das Meſſer bei ihr anſetzen will, zieht ſie den Säbel und haut barbariſch um ſich, worauf ſie ihr Geſchlecht entdeckt. Artaban iſt entzückt, läßt ſich aber von ihr bereden, ſie ſey eine Veſtalin und dürfe erſt nach Abfluß eines Jahres die Seinige werden. Inzwiſchen iſt Herkules in Ecbatana angekommen, wo er, als Weib verkleidet, mit Ladiſla, ohne ihn zu kennen, als Amazone turnirt. Er entdeckt ſein Geſchlecht, die Freunde erkennen ſich wieder und vereinigen ſich, Valiſcen zu ſuchen. Herkules findet ſie, kommt heimlich mit ihr zuſammen und erfreut ſich ihrer höchſten Gunſt. Dann erſt entführt er ſie, kämpft für ſie eine Menge Schlachten und erlebt bald Vaterfreuden, indem Valiſca ihm in Jeruſalem einen kleinen Herkuliſkus gebiert. Als ſie endlich beinkommen, findet Herkules ſeine Eltern von den Wenden entführt, auch ſeine Schweſter Clara, die von ihrem Geliebten, dem mediſchen Prinzen Arbianes gerettet wird, wofür ſie ihm die höchſte Gunſt gewährt, wie Valiſca dem Herkules. Nach langem Kampfe werden alle frei und die drei jungen Helden Herkules, Ladiſla und Arbianes erfreuen ſich ihrer Weiber und Kinder. Arbianes wird noch zu guter letzt vom Satan verſucht, um ihn von der chriſtlichen Religion abzuhalten, aber alle ſeine atheiſtiſchen Gründe werden widerlegt und er muß mit Stank abfahren.

Der zweite Theil führt den Titel „Herkuliſkus und Herkuladiſla“. Der erſte dieſer jungen Helden iſt Herkulis, der zweite Ladiſlas Sohn. Der erſte liebt Eva Maria, die Schweſter des letztern; der letztere liebt Eliſabeth, die Schweſter des erſtern. Eliſabeth wird von dem rohen Sikamberfürſten Nathan entführt, aber von Herkuladiſla wieder befreit. Die beiden jungen Helden ziehen auf Abentheuer aus und machen eine große Rundreiſe durch Frankreich, Spanien, Afrika und England, bis ſie nach allen möglichen Gefahren, Rettungen und Siegen wieder heim nach Prag kommen.

Wolf Helmhart von Hohenberg gab als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft 1664 zu Erfurt den „Habsburgiſchen Ottobert“, ein Heldengedicht in nahezu 40000 Alexandrinern heraus. Obgleich es den Habsburger Namen trägt, fehlt ihm jede geſchichtliche Grundlage. Es iſt ein gemeiner galanter Heldenroman im Geſchmack der Zeit, miſcht jedoch in den Amadisſtyl ſchon etwas von Robinſonade. Unerträglich langweilig, in den unbehülflichſten Verſen enthält es nur ſehr wenige wirklich poetiſche Erfindungen.

Ottobert und ſein Freund Siegewald leiden Schiffbruch. Der letztere findet auf einer wüſten Inſel einen Einſiedler und bei dieſem die ſchöne Amazone Auremunde. Ottobert befreit unwiſſend die Eltern der letztern aus der Gefangenſchaft, erblickt ihr Bild und verliebt ſich in ſie. Auch lernt er ſie bald

ſelber kennen, indem er einen Kampf mit ihr zu beſtehen hat, der mit Erkennung und Verſöhnung endet. Unterdeß jagt Siegewald der ihm entriſſenen däniſchen Geliebten Adelinde nach. Ottobert aber beſiegt den Sarazenen Hortibal, der als Kind von den Heiden entführt, den Adel ſeiner Abſtammung bewahrt hat und in einer nicht übeln Epiſode als Mohrenſclave ſeiner Geliebten Naraide dient, ſie ſchwimmend aus dem Waſſer rettet, allmählig ihre Liebe gewinnt und ſich ihr endlich als ebenbürtig zu erkennen gibt. Einmal findet Ottobert die ſchöne Auremunde ſchlafend und faßt eine brennende Liebe zu ihr, welche ſie erwiedert. Nach einem großen Seeſieg über die Heiden werden ſie durch Schiffbruch wieder zu einer wüſten Inſel getrieben und treten in eine Höhle, man meint ſchon, wie Dido und Aeneas, aber aus der Höhle tritt ihnen wie Genovefa die ſchöne Euphraſia mit einer Hirſchkuh entgegen. Dieſe Euphraſia verliebt ſich in Auremunden, die ſie für einen Mann hält und nachdem ſie zu ihren Eltern zurückgebracht iſt, will ſie ſich mit Auremunde verheirathen, Auremunde aber ſchiebt ihr ihren früheren Liebhaber Ariſton unter. Das iſt die ſchönſte Scene des ganzen Gedichts. Auremunde hat in männlicher Rüſtung bei dem Hochzeitsturnier alle Gegner beſiegt, und erſcheint nun auf einmal in weiblicher Tracht beim Hochzeitstanze, jetzt noch mehr Siegerin über alle Männer, als vorher. Aber Auremunde wird dem Ottobert entrückt. Er hört, ſie ſey durch Gift getödtet, aber man hat ſie nur durch einen Schlaftrunk betäubt. Er beſteht nun Heldenkämpfe in Böhmen zu Gunſten der Königin Libuſſa. Hier verwirrt die Zauberin Dragonera alle Köpfe. Originell und gut ausgedacht iſt die Scene, in welcher Dragonera ſich in die Geſtalt jeder der von den anweſenden adeligen Herren und Helden geliebten Dame verzaubert, ſo daß jeder ſie allein haben will und alle über einander herfallen. Ottobert ſiegt auch hier, rettet Libuſſens Reich und findet auch ſeine Auremunde wieder, die in einem Nonnenkloſter, ihren treuen Hund noch immer zur Seite, vom langen Schlaf erwacht iſt. Dann ſchnelle Hochzeit und Ende.

Deſſelben Dichters „unvergnügte Proſerpina", Regensburg 1661, iſt in eben ſo halsbrechenden Alexandrinern geſchrieben und enthält noch weniger poetiſche Motive.

Geiſtreich iſt nur der Gedanke, daß Cupido ſelbſt ſich in den Spiegel der Proſerpina verwandelt. Die Späße der Moridia, durch welche Proſerpina luſtig gemacht werden ſoll, ſowie die Erzählungen des Polyphem, die gleichfalls einen comiſchen Contraſt mit dem übrigen Ernſt des Gedichts bilden ſollen, ſind äußerſt roh und gemein vorgetragen. Auch die Schilderung der Unterwelt iſt werthlos.

Das merkwürdigſte Product des deutſchen Patriotismus aus jener Zeit iſt des oben ſchon genannten Freiherrn von Lohenſtein „Groß-

müthiger Feldherr Arminius oder Hermann nebſt ſeiner durchlauchtigſten Thusnelda in einer ſinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeſchichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutſchen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in vier Theilen vorgeſtellt und mit ſaubern Kupfern ausgeziert." Erſte Ausgabe von 1689. Die zweite, Leipzig 1731, enthält erſt die Fortſetzung von ſeinem Bruder Hans und den Schluß von dem Leipziger Prediger Wagner. Zwei ſtarke Quartbände. Da ich noch keine Literargeſchichte gefunden habe, aus der mir hervorzugehen ſchien, daß die Verfaſſer den Lohenſtein'ſchen Arminius je einmal wirklich geleſen hätten (der Auszug in Jördens Lexikon III. 447 iſt viel zu kurz und ungenügend), ſo halte ich es für Pflicht, hier wenigſtens eine wenn auch gedrängte, doch klare Analyſe des ungeheuer ausgedehnten Werkes zu geben und auf einige der wichtigeren Stellen aufmerkſam zu machen. Der verhältnißmäßig reine und gute Styl iſt ſchon von andern erkannt worden. Dem Reichthum der Erfindung hat man aber bisher noch nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, weil man die Mühe ſcheute, dem Faden der Erzählung durch das Labyrinth der dicken Quartbände zu folgen. Der Arminius iſt nicht nur Lohenſteins beſtes Werk, ſondern er darf auch mit den ausgezeichnetſten Staats-, Liebes- und Heldengeſchichten der Franzoſen wetteifern. Ueberhaupt hat die zweite Schleſiſche Schule auch in ihren Nachahmungen und Uebertreibungen des frivolſten italieniſchen und franzöſiſchen Geſchmacks jenes ehrliche deutſche Naturell nie verleugnet. So bricht in Lohenſteins Arminius durch die Nachahmung der Scuderi'ſchen Romane mächtig die deutſche Natur hindurch, nicht nur im wärmſten Patriotismus, in einem gemüthlichen Behagen des Adelsbewußtſeyns, ſondern auch in der großen Ueberlegenheit des gelehrten Wiſſens. Lohenſtein hat in ſeinem Roman faſt alles Wiſſen ſeiner Zeit hineingewebt und namentlich die umfaſſendſten geſchichtlichen, geographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe mit großem Geſchick angebracht. Seine Arbeit iſt dadurch monſtrös geworden, verſetzen wir uns aber in ſeine Zeit, in die traurige Zeit zwiſchen dem erſten Rheinbund und dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, in welchem Ludwigs XIV. Politik ſo grauſam mit Deutſchland umging, ſo können wir nicht umhin, den patriotiſchen Dichter zu preiſen, der die Deutſchen ſo warm ermahnte, ſich der Ueberwältigung vom Rhein her zu widerſetzen, und der zugleich bewies, wie überlegen

der Deutſche dem ſich klüger dünkenden Nachbar in jeder Art von Wiſſen ſey. Ich füge hinzu, daß in der Ausgabe von 1731 Lohenſteins ernſtes, etwas leidend ausſehendes Bildniß voranſteht. Die übrigen Kupfer taugen nichts. Sie miſchen römiſche Koſtüme mit der damals allgemein vorausgeſetzten germaniſchen, nur durch Thierfelle verhüllten Nacktheit, was ganz und gar nicht zu Lohenſteins feiner Auffaſſung des cheruskiſchen Hoflebens paßt.

Erſter Theil. 1. Buch. Hermann der Cheruſker verſammelt die Deutſchen im Deutſchburgiſchen Hain (teutoburger Wald), um ſie zur Rache anzuflammen, nachdem eine deutſche Jungfrau, die ſchöne Walpurgis, ſich ſelbſt entleibt hat, um den Nachſtellungen des römiſchen Feldherrn Varus zu entgehen. Hermann wird zum Feldherrn gewählt. Als ſie wider die Römer ausziehen, tritt ihnen ein römiſcher Ritter entgegen und begehrt einen Zweikampf, um des Krieges Schickſal zu entſcheiden. Er wird beſiegt und als Frauenzimmer erkannt. Es iſt Erato, eine Königin aus Armenien, die durch wunderbare Abentheuer, die wir nachher erfahren, hieher verſchlagen worden. Der deutſche Ritter, der dieſe verkappte Königin im Zweikampf beſiegt hat, iſt ſelbſt ein Frauenzimmer, nämlich — Thusnelda, die heroiſche Tochter des Segeſt, die ſich an Hermanns Zug angeſchloſſen hat, ohne zu wiſſen, daß ihr Vater Verrath ſpinnt und zu Varus übergegangen iſt. Vater und Tochter treffen in der Schlacht zuſammen, die Tochter erkennt den Vater, als eben Hermann ihn niederhauen will, und beſchützt ihn, indem ſie den Hieb auffängt. Durch die Wunde wird ſie genöthigt, ihr Geſchlecht zu verrathen. Er läßt ſie nach Deutſchburg (Teutoburg) bringen, ſowie ihren gefangenen Vater. Varus aber unterliegt und gibt ſich den Tod. Die in einen Wald geflüchteten römiſchen Weiber und Kinder werden durch einen furchtbaren Waldbruch, durch die Stürme herbeigeführt, zerſchmettert. Hermann feiert den Sieg. Segeſt wird als Verräther verurtheilt. Ritter Neſſelrode weiſt den Brief vor, den Segeſt an Varus geſchrieben. (Ueberall führt Lohenſtein die Ahnen noch lebender deutſcher Adelsgeſchlechter als damalige Gefährten und Diener des Arminius, Marbod ꝛc. ein, theils um den Familien mit dem hohen Alter ihres Adels zu ſchmeicheln, theils um ihre Vaterlandsliebe anzufeuern. So finden wir hier außer den Neſſelroden die Wittgenſteine, Windiſchgrätz, Schwarzenberg, Stolberg, Barby, Stahremberg, Reuß, Schönberg, Oettingen, Oldenburg, Tecklenburg, Delmenhorſt, Naſſau, Solms, Bentheim, Spiegelberg, Waſſenaar, Waldeck, Lippe, Hoya, Sayn, Falkenſtein ꝛc.). Segeſt ſoll ſterben, da will ſich Thusnelda für ihn opfern. Aber man duldet es nicht. Dem Segeſt wird verziehen, wogegen er einwilligt, ſeine Tochter dem Hermann zu geben. — In dieſem Buche findet ſich S. 60 ein Wechſelgeſang der Barden und Jungfrauen zu Ehren des Siegs

über Varus, worin Hermann mit dem Alciden (Herakles) verglichen wird, alſo alle volksthümliche Wahrheit fehlt.

2. Buch. Unter den gefangenen Römern befindet ſich ein fremder Fürſt, Zeno, der befreit wird und mit Hermann und den andern ſiegreichen Herren einer großen Jagd anwohnt. Der Dichter beſchreibt bei dieſem Anlaß weitläuftig das Jagdweſen, die Natur des Wildes, der Hunde, die Arten der Jagd. Dann während der Mahlzeit wird dem Fremden Aufſchluß gegeben über der Deutſchen Herkommen. Dieſe Urgeſchichte, die Lohenſtein des weitern erzählt, hat ganz den unpoetiſchen Charakter des Aventinus und Hunibald. Da folgen ſich die durchaus unvolksthümlichen, unſagenhaften, nur aus gelehrten Fictionen hervorgegangenen Könige Hermio, Vandal, Aleman, Hunnus ꝛc.

3. Buch. Erato wird von Zeno als ſeine verlorene Geliebte erkannt. Wir erfahren ihre Antecedentien, wobei uns die ganze Geſchichte Armeniens vorgeführt wird. Sie iſt die Tochter des armeniſchen Königs Artarias und der Olympia, der Tochter des Tiridates. Zeno iſt als Mädchen auferzogen worden, weil ſein Vater ihn einer Prophezeiung wegen (der Vater ſollte vom Sohn getödtet werden) verſtoßen hatte. Er ſoll (als Mädchen) heirathen und entflieht. Erato ſoll als Thronerbin einen Andern heirathen, liebt aber ſchon den Zeno, entflieht ebenfalls und kommt zufällig nach Deutſchland, wo ſie wie durch ein Wunder ihren Zeno in Hermanns Hofburg wiederfindet.

4. Buch. Wir werden nach Rom verſetzt, in die ganze Ueppigkeit des römiſchen Kaiſerhofes. Wir ſehen Auguſt auf einem Prachtwagen als Sonnengott verehrt, ſeine laſcive Tochter Julia ꝛc. Doch alles nur in Beſchreibungen, als Fortſetzung der Hofgeſpräche in Deutſchburg. Das Geſpräch wird plötzlich unterbrochen durch das Geſchrei, Thusnelda und die übrigen Damen ſeyen aus dem Luſtgarten entführt worden durch ihren Vater Segeſt und den Marbod, dem er ſeine Tochter zur Gemahlin beſtimmt habe. Hermann eilt ihm nach, wird aber gefangen und gefeſſelt, doch ſogleich wieder durch Thusnelda befreit, die er hatte befreien wollen. Marbod flieht verwundet und ſchießt aus Grimm noch einen Pfeil auf Thusnelden ab, der aber nicht trifft. — Zur Erhöhung der Freude über Thusneldens Rettung kommt ihr Bruder Flavius mit „Poſtpferden“ an, nämlich mit der römiſchen Poſt. Er lebte unterdeß in Rom und wurde wegen ſeiner Schönheit ſehr von den Damen verfolgt, als aber ſein Bruder Hermann den großen Kampf mit Rom begann, traute ihm Kaiſer Auguſtus nicht mehr und ſchickte ihn in die Verbannung, aus der er entfloh.

5. Buch. Zeno erzählt ſeine Geſchichte, wie er, immer noch als Frauenzimmer verkleidet, auf der Flucht zu den Amazonen gekommen ſey, deren Königin Penthefilea und ihre Schweſter ſich in den getiſchen Prinzen Oroyaſtes verliebt hätten, während dieſer ſelbſt ſich in ihn, Zeno, als vermeinte Jungfrau verliebt hätte. Minothea läßt ihre Schweſter Penthefilea aus Eiferſucht blenden. (Hier iſt ein Wettſtreit zwiſchen den blauen und ſchwarzen Augen ein-

geſchoben, Thusnelda die blauaugige Schöne vertheidigt die ſchwarzen, Erato, die ſelbſt ſchwarze Augen hat, die blauen). Den Oroyaſtes will Minothea entmannen laſſen. Er entflieht aber mit Zeno. Sie kommen zum Heiligthum des Prometheus auf dem Kaukaſus, dann nach China, deſſen Wunder phantaſtiſch beſchrieben werden, und nach Indien, wo die Weisheit und die Sitten der Braminen geſchildert werden. Mit einer indianiſchen Geſandtſchaft kommt Zeno nach Rom und wird dem Mäcenas vorgeſtellt. Allerdings kramt der Dichter in dieſen Abentheuern Zenos zu viel Gelehrſamkeit aus, aber das Ganze macht ſich doch ſehr phantaſtiſch und muß den Leſern zu ſeiner Zeit in hohem Grade anziehend geweſen ſeyn.

Zweiter Theil. 1. Buch. Fortſetzung der Hofgeſpräche. Erato und Zeno erfahren die ältere deutſche Geſchichte, die Kriege des erſten und zweiten Brennus, der Kimbern und Teutonen, ſehr ausführlich nach den bekannten Geſchichtsquellen.

2. Buch. Beſchreibung der altdeutſchen Sitten und des Cultus, wobei galliſches Druidenthum mit deutſchem Prieſterthum vermiſcht wird. Dann Schilderung der Kämpfe Arioviſts mit Cäſar, ſowie des belgiſchen Ambiorix. Von Marbod wird erzählt, wie derſelbe einſt in einer Höhle einen alten Einſiedler gefunden, der ſich ihm als der todt geglaubte Arioviſt zu erkennen gegeben und ihm in dem Innern der Höhle das criſtallene Grab des Thuisco gewieſen habe. Darauf ſey Arioviſt geſtorben und von Marbod beerdigt worden; worauf Marbod einen fünfhundertjährigen Wurzelmann angetroffen, der ihm viel von den Schätzen, Wundern und Geſpenſtern des Rieſengebirges erzählte.

3. Buch. Man trifft Anſtalt zur Hochzeit Hermanns und Thusneldens, ihr Brautſchatz wird beſchrieben. Eine Aliorumne findet ſich ein und weiſſagt. Es iſt die verloren geglaubte Mutter Thusneldens, Asblaſte. Sie erzählt, wie ſie mit ihren Kindern, durch Druſus geraubt, nach Rom gekommen ſey. Wir erfahren, Kaiſer Auguſtus ſelbſt habe der jungen Thusnelda nachgeſtellt, während Terentia, die Tochter des Mäcenas, den jungen ebenfalls als Geißel in Rom befindlichen Hermann mit ihrer Liebe verfolgt habe, aber beide ohne Glück. Terentia habe ſich aus Verzweiflung erſtochen und Mäcen ſey ihr aus Gram nachgeſtorben. Nun aber habe des Kaiſers Tochter, die üppige Julia, ſich in Hermann verliebt; als aber Hermann zum erſtenmal bei einem Feſt ſeine Landsmännin Thusnelda erblickt, indem ſie eben die Rolle der ſchönen Helena habe übernehmen müſſen, ſey er zu ihr in Liebe entzündet worden und habe Julien verſchmäht. Nun begann auch Tiberius, die Thusnelda zu lieben, und ließ den Hermann durch Meuchelmörder überfallen. Hermann aber ſchlug dieſe zurück und wurde von Auguſt in ſeine Heimath entlaſſen, um nach ſeines Vaters Tode den cheruskiſchen Thron zu beſteigen. Vorher hatte er noch das Glück, Thusnelda und ihren Vater Segeſt aus den Händen von Seeräubern zu befreien. Thusnelda begab ſich in ein hermunduriſches Warmbad, wo Mar-

bod ſie zum erſtenmal ſah, ſich in ſie verliebte und in ihren Becher den Ring des Polykrates fallen ließ, in deſſen Beſitz er als ein im Oſten mächtiger König gelangt war. Aber ſein Plan mißlang, Tiberius kam nach Mainz und verlangte Thusnelden für ſich. Indem Marbod und Tiberius um ſie ſtritten, wurde ſie auf ihrer Flucht von Hermann aus einer großen Waſſersnoth gerettet. Bald darauf wurde Hermann gefangen, jedoch gegen den von ſeinen Cheruskern gefangenen Sigismund, Segeſts Sohn und Thusneldas Bruder, ausgewechſelt. Tiberius mußte vor Marbod weichen, Hermann aber wandte alles an, Thusnelden wieder aus ihres Vaters Gewalt zu befreien. Indem er deſſen Schloß Henneberg belagert, ſtürzt Segeſt ſeine Tochter die Felſen hinunter, da er ſie dem Sieger nicht lebendig laſſen will, aber ſie bleibt unverſehrt und wird von Hermann gefunden.

4. Buch. Asblaſte erzählt ihre Abentheuer, wie ſie eine Druidin, eine Veſtalin und zuletzt im Norden bei den Kimbern eine Aliorumne geworden ſey, alſo alle Weisheit weiſer Frauen und Seherinnen der damaligen Welt in ſich aufgenommen habe. Im Norden ſey ſie von König Frothes Liebe verfolgt worden. Nun die Vermählungsfeſtlichkeiten Thusneldens und Hermanns, Kampf- und Schauſpiele aller Art, nicht nur römiſche, ſondern auch perſiſche und indianiſche Vorſtellungen, ein Elephantentanz. Das anziehendſte und geiſtreichſt durchgeführte iſt ein poetiſcher Wettſtreit der Blumen und der Preis der königlichen Roſe.

Dritter Theil. 1. Buch. Eine neue Verwicklung beginnt. Flavius verliebt ſich in Grato; Hermanns Schweſter Jämene in den Zeno. Das Orakel der Hertha ſoll entſcheiden, bei welchem Anlaß der Herthaſee (bei Paderborn) ausführlich beſchrieben wird. Das Orakel beſtimmt, Zeno ſoll die Grato meiden und Jämenen erhalten. Flavius geht zu den Römern über.

2. Buch. Germanicus kommt mit einem großen römiſchen Heere, die Niederlage des Varus zu rächen. Ausführliche Schilderung des römiſchen Weinbaus am Rhein, woran eine Schilderung aller möglichen Pflanzenculturen anderer Länder ſich anreiht. Hermann belagert Mainz, Marbod vermittelt den Frieden.

3. Buch. Agrippina ſtattet der ſchwangern Thusnelda einen Beſuch ab. Große Pracht der Dame, was den Dichter veranlaßt, eine lange Abhandlung über die Edelſteine einzuſchalten. Zeno wird im Zweikampf von Flavius ſchwer verwundet und tritt ihm ſterbend Grato ab, wird aber doch wieder geheilt, indem Jämene das Blut aus ſeiner Wunde ſaugt. Dadurch gewinnt ſie ſeine Liebe, ſpäter wird er König von Armenien und heirathet Jämenen.

4. Buch. Arpis, der celtiſche Fürſt, vermählt ſeinen Sohn mit Marbods Tochter. Germanicus und Hermann kommen an dieſem Hofe zu einer friedlichen Jagd zuſammen.

5. Buch. Agrippina kommt nochmals mit Thusnelden in den Schwalbacher Bädern zuſammen. Marbod zieht an die Oſtſee, heirathet die Marme-

line, Königin der Astyer, und empfängt den Tribut des Bernsteins. Bei dem Hochzeitfest spielen die Ostsee, der Bernstein und das fremdartige Zauberwesen des Nordens eine große Rolle.

Vierter Theil. 1. Buch. Tod und Begräbniß des Augustus, römische Scenen, Thronwechsel. Germanicus muß die Deutschen wieder angreifen und überfällt die Marsen beim Herthafest. Die Römerin Sentia, die dem Segest vermählt worden, lockt durch Buhlerei den deutschen Fürsten Boyokal, um ihn von Hermann abzuziehen. Sie schickt ihm erst vier junge Mädchen aus West, Süd, Ost und Nord, damit er an allen Eigenthümlichkeiten der Zonen sich ergötzen könne, dann gibt sie sich ihm selber preis und hält erbauliche Gespräche mit ihm über die Mannigfaltigkeit weiblicher Reize. — Thusnelda und ihr junger Sohn Thumelich werden durch ihren treulosen Bruder den Römern überliefert. Hermann wirft sich in verzweifeltem Kampf dem Heer des Germanicus entgegen.

2. Buch. Fortgesetzter furchtbarer Kampf, in dem endlich Hermann siegt und Germanicus weichen muß. Ein Seesturm zerstört seine Flotte.

3. Buch. Vermählung der Adelgunde, Tochter des Marbod, mit Inguiomar, wobei große Feste und Schauspiele, in denen die Geschichte des Pelops, der Atalante und des Antäus sehr umständlich vorgetragen wird.

4. Buch. Thusnelda wird nach Rom gebracht, wo Tiberius ihr wieder nachstellt. Als er aber bei einem Fest vor Trunkenheit entschläft, entflieht sie. Segest ertappt den Boyokal in Sentias Bett und schneidet ihm die Ohren ab, sie wird so lange geschlagen, bis sie sich den Kopf an einem Baum einstößt. Hermann besiegt den Marbod, der zu den Römern fliehen muß, wird aber von Inguiomar, Marbods Eidam, überfallen, schwer verwundet und vollends enthauptet; aber Inguiomar selbst fällt Hermanns rächenden Freunden in die Hände und soll auf dessen Grabe geopfert werden. Thusnelda hat sich glücklich aus Rom eingefunden, da — tritt ihr Hermanns Geist entgegen. Aber der Geist lebt, Hermann war nicht wirklich todt, ein anderes Haupt ist statt des seinigen aufgepflanzt worden. Er verzeiht dem Inguiomar und zieht triumphirend wieder in Deutschland ein. Jedoch tritt er die cheruskische Krone dem Flavius ab, der die Erato heirathet.

Der sehr unhistorische Schluß ist wohl nicht die ursprüngliche Absicht des Dichters gewesen, sondern von seinen Fortsetzern hinzugedichtet.

Christian Heinrich Postel, Advokat in Hamburg († 1705), ist am bekanntesten durch seinen Federkrieg mit dem Epigrammendichter Wernike. Dieser spottete über den Schwulst Hofmannswaldaus und Lohensteins; Postel, ein Nachahmer der letztern, schrieb ein Sonnet, worin er

Wernike mit einem Haſen, Lohenſtein mit einem todten Löwen verglich. Wernike ſchrieb nun ein Heldengedicht „Hans Sachs", worin er Poſtel als Stelpo mit dieſem Reimſchmid verglich (deſſen Werth Wernike nicht erkannte). Für Poſtel antwortete ſein Freund Hunold im „thörichten Pritſchmeiſter". Poſtel hat viele Opern aus dem Italieniſchen, Franzöſiſchen und Holländiſchen überſetzt und einige eigene verfertigt, im Geſchmack der Zeit in Alexandrinern, aus der Bibel, aus der alten Mythologie und Haupt- und Staatsactionen aus der Geſchichte. Im Jahr 1700 gab er „die liſtige Juno" heraus, eine Epiſode aus dem Homer in Alexandrinern, mit vielen Anmerkungen. Zu ſeinem unvollendet gebliebenen Epos, der große Wittekind, erſt nach ſeinem Tode gedruckt 1724, verräth ſich der Stolz norddeutſch proteſtantiſcher Bildung, welche alles andere unter ſich ſieht. Hundert Jahre ſpäter hat Voß einmal den Sachſenherzog Wittekind geprieſen, daß er ſich des von Karl dem Großen über Deutſchland gebrachten heilloſen katholiſchen Pfaffenthums ritterlich erwehrt habe und iſt ſogar ſo weit gegangen, zu ſagen, Wittekinds Wodan ſey als unſichtbarer Gott höher geſtanden, als der Götze des Bonifacius und Karls des Großen. Wittekind ſey demnach ein würdiger Vorgänger der modernen proteſtantiſchen Bildung geweſen, durch welche jenes katholiſche Götzenthum aus Sachſen wieder verbannt worden ſey. Dieſe Tendenz herrſcht nun auch ſchon in Poſtels Epos. Nur daß der Proteſtantismus hier gänzlich durch Humanismus erſetzt und das ganze Gedicht von claſſiſchen Erinnerungen durchdrungen iſt.

Das Epos hebt an: Wer teutſche Geiſter hegt im innern Schrein der Bruſt, wem nur eine Ader ſchlägt nach ſächſiſchem Geblut, derſelbige befindt des Deutſchen Hermann Geiſt im großen Wittekind. Der Held wird als ein Ideal der Mannhaftigkeit etwas tabellariſch beſchrieben. Zu den glänzenden Beſchreibungen gehört ein Pferderennen, und das Niederſchlagen eines Waldes, um Schiffe zu bauen. Nach dem Verluſt einer großen Schlacht muß Wittekind zur See flüchten, leidet Schiffbruch und wird unfern der Alhambra an den Strand geworfen, wie Odyſſeus. Auch eine ſchöne Nauſikaa iſt bald bei der Hand, denn Fatime, die Tochter des König Belis von Granada, iſt mit ihren Geſpielinnen am Strande und nimmt ihn freundlich auf. Eben ſo der König, ihr Vater, dem er (wie Aeneas der Dido Trojas Fall) die geſammte Geſchichte der Deutſchen nach römiſchen Quellen erzählt. Der Wunderpalaſt

der Alhambra enthält (gegen alle muhamedaniſche Sitte) eine Unzahl antiker Bildwerke, unter denen der gekreuzigte Amor nach Auſonius in der Beſchreibung die erſte Stelle einnimmt. — Dann folgt eine lange Epiſode. Der Dichter ruft die Liebe an und gibt eine üppige Schilderung derſelben. Die Natur wird als ein Tempel der Liebe angeſehen. Wie alle Thiere, ſogar die Pflanzen, ſich gatten, wird in langer Scenerie dargeſtellt.

Wie wetzt der brünſtige Stier mit unermüdtem Streichen
Der Hörner krumme Spitz an Klippen und an Eichen,
Es fliegt der Schwanz empor, das Auge wird verdreht,
Wann ſeiner Jo ſich ein fremder Buhle näht.
Noch größere Wunder ſind von Liebesgluth zu ſehen,
Man ſieht die Bäume ſelbſt in Liebesbanden gehen.
Was windt den Epheu auf an einem Eichenſtamm?

Ueberhaupt legt der Dichter den größten Werth auf Beſchreibungen nach der Natur oder nach Gemälden und verräth darin die Manier des Brockes. Nach dieſer bis zum Cyniſchen üppigen Einleitung führt uns der Dichter zu der Zauberinſel der Galiana, einer Urenkelin der Circe, und läßt hier einen andern ſächſiſchen Flüchtling, den Adelvig, landen und verführt werden. Wie die ſächſiſchen Helden am Ufer die ſchönen Dienerinnen Galianens überraſchen und dieſe kokett durch Dorn und Geſtrüpp entfliehen, daß möglichſt viel von ihren natürlichen Reizen entblößt wird, alles aber mit fröhlichem Bekanntwerden, Liebkoſen und Umarmen endet, das wird hier, wie in der Luiſiade des Camoens, nur in derb naiven Zügen geſchildert. Unter anderm wird der afrikaniſche Teint einer Schönen mit Beiſpielen aus den Claſſikern entſchuldigt. Adelvig ſelbſt wird auf ausgeſuchte Art von der Galiana verführt in einem völlig durchſichtigen Florkleide, aus grüner Seide und Gold wie aus Luft gewebt. Aber ſein Gefährte Diephold empfängt von einem Greiſe das berühmte Kraut Moly und löst damit die Bezauberung, ſo daß ſie alle glücklich der gefährlichen Inſel entkommen. — Unterdeß hat Belis ein großes Heer geſammelt und Wittekind zum Feldherrn deſſelben ernannt. Das Heer wird ſehr weitläuftig beſchrieben. Wir finden auch Amazonen dabei, von der ſchönen Alcinde von Antiopien geführt. Wittekind rächt an der Spitze dieſes Heeres im Thal von Ronceval die Niederlage an der Haſe. Hier bricht dies Gedicht ab. Nur die Wehmuth Wittekinds beim Anblick eines fränkiſchen Kindes, das ihm nach der Schlacht eine ſterbende Mutter zum Schutz empfiehlt, damit deutſches Blut nicht zum Sclavendienſt herabgewürdigt werden möchte, deutet uns an, der Dichter habe eine für beide Theile ehrenvolle Ausſöhnung der beiden deutſchen Stämme in Ausſicht genommen. Dieſe kleine Epiſode auf dem Schlachtfeld iſt rührend, wie auch ſo manche andere Schilderung, wenn auch in ſchlechten Alexandrinern und oft zu grobſinnlich, doch naturwahr und poetiſch.

in roher Sitte, ohne Pflanzenbau und ohne Götterverehrung. Da erſchien, von dem Gebirge hinter Bogota herabgeſtiegen, ein langbärtiger Mann anderen Geſchlechts als die Muyscas. Er hatte drei Namen, unter denen der Name Botſchika (Bochica) der gefeiertſte war. Der heilige Mann kam alſo, wie Manco Capac, von Oſten her aus den Grasfluren des Rio Meta, vielleicht aus der Waldgegend des Orinoco, wo hohe Felswände bis zum Rupunury und Eſſequibo hin mit ſymboliſchen Zeichen und Bildern bedeckt ſind. Wie Manco Capac (und ſo beginnen alle Mythen, die den Völkern das unbegriffene Phänomen eines Ueberganges zur Anſiedelung und Geſittung löſen ſollen) lehrte Botſchika die Gebirgsbewohner ſich kleiden, Mays und Quinoa ſäen, und geſellt durch religiöſen Cultus, wie durch Glauben an die Heiligkeit gewiſſer Orte, ſich in ein Volk zu verſchmelzen. Botſchika war begleitet von einem Weibe, das, wie er, drei Namen führte, aber alles bösartig ſtörte, was der heilige Mann zum Glücke der Menſchen erſonnen hatte. Durch ihre Zauberkünſte ließ Huythaca den Fluß Funzha anſchwellen. Die ganze Hochebene wurde ein See und nur wenige Menſchen retteten ſich auf das nahe Gebirge. Da erzürnte der Alte und verjagte das unglückbringende Weib. Huythaca verließ die Erde und wurde der Mond, welcher den erſten proſeleniſchen Muyscas, wie den erſten Arcadiern, nicht geleuchtet hatte. Botſchika, des Menſchengeſchlechts ſich erbarmend, öffnete nun mit ſtarker Hand bei Canoas eine Felswand, ließ den Funzha hinabſtürzen und trocknete ſo die ganze Hochebene. Die Cataracte, das Naturwunder der Gegend, iſt alſo ſein großartiges Werk. Botſchika ſammelte die durch die Lokalfluth zerſtreuten Menſchen, lehrte ſie Städte bauen, führte den Sonnendienſt und eine eigene, von mir an einem andern Orte [1] beſchriebene Einſchaltungsmethode der Mondjahre ein: er gründete eine politiſche Verfaſſung, die an den uralten Prieſterſtaat von Meroe und an das ſpät erſt buddhiſtiſche Tübet erinnert, indem er die Obergewalt unter einen weltlichen Herrſcher, [2] den Zaque, und einen geiſtlichen, den

---

[1] Vues des Cordillères et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique T. I. pag. 88. T. II. pag. 226.

[2] Der erſte weltliche Fürſt der Muyscas hieß Huncahua, der Weiſe: er gründete die jetzige Stadt Tunja, die nach ihm den Namen Hunca

Der beſte Roman des 17. Jahrhunderts iſt der berühmte, 1854 durch A. von Keller in einer kritiſchen Ausgabe neu edirte, Abentheuerliche Simpliciſſimus, ein Werk von Chriſtoph von Grimmelshauſen, eines geb. Gelenhauſers, der als ſtraßburgiſcher Amtsſchultheiß in Renchen 1676 ſtarb. Vgl. über ihn Paſſow in den Blättern für lit. Unterhaltung 1843 Nr. 259—64. 1844 Nr. 119. 1847 Nr. 273. Kuhn in von der Hagens Germania IX. 86 f. Die erſte Ausgabe des dicken Romans iſt 1669 zu Mömpelgart gedruckt. Ihm folgten mehrfache andere und viele Fortſetzungen und Nachahmungen.

Simplex, auch Simplicius oder Simpliciſſimus von ſeiner Einfalt genannt, iſt der uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Die letztere gebar ihn auf der Flucht mitten im Walde und ſtarb, arme gemeine Bauersleute nahmen ihn zu ſich und er wuchs mit dem Vieh wie ein Vieh auf, bis im dreißigjährigen Kriege fremde Soldaten das Dorf plünderten, die Männer erſchlugen, die Weiber ſchändeten und er ſelbſt nur eben das Leben davontrug. Da führt ihn ſein guter Geiſt im Walde zu einem Einſiedler, der ihn, den er nicht kannte, der aber ſein Vater war, ein Herr Sternfels von Fuchsheim. Derſelbe hatte nach dem Tode ſeiner Geliebten, einer Schweſter des ſchwediſchen Gouverneurs von Hanau, des Herrn von Ramſay, der wilden Weltluſt entſagt und war (als frommer Katholik) Einſiedler geworden. Von ihm nun wurde der junge Wildling zu gleicher Frömmigkeit erzogen. Aber aufs neue drang die wilde Soldateska in ſeine Nähe. Er wurde aus ſeiner Einſamkeit herausgeriſſen und ſchwamm nun auf den Wogen des Kriegs. Anfangs kam er gefangen nach Hanau, wo der Gouverneur, ſein Großvater, ohne ihn zu kennen, von einer natürlichen Regung der Zärtlichkeit ergriffen, ihn zu ſeinem Pagen machte. Bald aber riß ihn der Trubel der Zeit wieder mit fort. Er geräth unter die verwilderſten Croaten. Da beginnt auch ſeine Bekanntſchaft mit der Wunderwelt. Er ſieht einmal den Hexen zu, wie ſie zum Sabbath fahren, fährt mit, vernichtet aber den ganzen Höllenſpuck durch den Namen Jeſu. Obgleich nun von angebornem Adel des Leibes und der Seele, muß er immer tiefer in den Schlamm der Welt ſinken und den Croaten als Narr in voller Narrenkleidung dienen, alle Laſter des Lagers kennen lernen, Spielen, Saufen, Huren, Rauben und eine entſetzliche Geſinnungsloſigkeit, da Jeder eben nur der Fortuna nachzieht und Fahne und Eidſchwüre wie Kleider wechſelt. Der Glaube an Gott iſt in dieſem angeblichen Religionskriege ganz abhanden gekommen. Man glaubt nur noch an die Sterne. Aſtrologie und Goldmacherei ſind an die Stelle der Theologie getreten. Wie ſich der Soldat das Paradies denkt, wird geiſtvoll als Wiederkehr der alten

heidnischen Walhalla ausgemalt. Die Soldaten hausen nämlich in einem Frauenkloster, welches Paradies heißt und lassen sich hier beim schwelgerischen Schmause von den Nonnen wie von Engeln (Walkyrien) bedienen.

Endlich ist Simplex herangereift genug, um selber Soldat werden zu können und das Erste, was ihm in diesem Stande auffällt, ist, daß die kriegerischen Deutschen, die in diesem Kriege einander in fremder Herren Namen zerfleischen, nicht lieber wie Ein Mann zusammenstehn! Die Soldaten unterhalten sich von einem „teutschen Helden", der da kommen werde, um dem kläglichen Religionsstreit ein Ende zu machen, einen allgemeinen Frieden zu gebieten und Deutschland zu einem „Schlaraffenlande" zu machen. Denn so viele Kräfte schlummern im deutschen Volke, daß man sie nur zu vereinigen brauche, um uns wieder zum ersten Volk der Welt zu machen. Aber mit diesem schönen Traum tritt die Wirklichkeit in grellen Contrast. Deutschland wird von seinen eigenen Kindern zerfleischt, verbrannt, verödet, und Simplex — macht mit, raubt, wird reich und hält sich sechs Maitressen zumal. Als er aber die Tochter eines höhern Officiers verführt, wird er gezwungen, sie zu heirathen. Er wendet sich aber wieder der Weltlust zu und macht in Frankreich als beau Allman großes Glück bei den Damen. Nach Deutschland zurückgekehrt findet er an Olivier einen tapfern, aber wüsten und verbrecherischen Gesellen, der an seiner Seite im Kampfe fällt und dem er seine reiche Beute abnimmt. Da erkennt er in einem elenden Bettler einen früheren Kameraden, den „Herzbruder" wieder und pflegt ihn bis an seinen Tod ehrlich. Jetzt erst findet er den alten Bauern wieder, der sein erster Pflegevater gewesen und erfährt von ihm, wer seine Mutter und sein Vater gewesen. Andere Bauern erzählen ihm vom berühmten Mummelsee im nahen Schwarzwald. Da geht er hin und die Wassergeister führen ihn unter den See und zeigen ihm ihr verborgnes Paradies. In einläßlichen Gesprächen erfährt er von dem Prinzen des Sees, die Wassergeister (wie alle Elben) seyen den Menschen zwar an Macht, aber doch nicht an Glück überlegen, weil sie keine Seele hätten und nicht selig werden könnten. Darum sey der ärmste und elendeste Mensch doch mehr als sie. Diese Worte machen den tiefsten Eindruck auf Simplex. Er erkennt, die Welt sey eine Delila, die den gläubigen Christen auf alle Art zu reizen und zu verführen trachte, und es komme nur darauf an, seinem lieben Gott ein treues Herz zu wahren. Das thut er, indem er feierlich von der Welt Abschied nimmt und wie sein Vater ein Einsiedler wird.

Der Dichter selbst nennt seinen Roman (im Vorbericht zum zweiten Buch) „ein dunkles Scherzgedicht, das Geschichtsweise etlichermaßen erzehlet und vorstellet das Begehen des dreißigjährigen Kriegswesens und derer im Schwang gehenden Lastern" ꝛc. Es ist in sehr rauher Sprache

geſchrieben und ſtellenweiſe zu lehrhaft breit. Aber in dieſer rauhen Schale verbirgt ſich ein Kern ſo herrlicher Poeſie, daß wir ihm im ganzen Jahrhundert nichts Schöneres an die Seite zu ſetzen haben. Ein tiefer religiöſer und zwar katholiſcher Ernſt trägt das ganze Gedicht. Die uralte heidniſche Volkspoeſie ragt mächtig in daſſelbe hinein und ſchlägt alles, was aus der damaligen Mode der Renaiſſance ſich eindrängt, ſiegreich zurück. Zugleich katholiſch und durch und durch volksthümlich vermittelt dieſer Roman, wie kein anderer, die ritterliche Poeſie unſeres Mittelalters mit der ſpäteren Romantik. Er ſteht daher außerhalb und hoch erhaben über der geſammten Poeſie der Renaiſſance.

Der Roman machte ungeheures Glück und wurde nicht nur oft wieder aufgelegt, ſondern auch fortgeſetzt und nachgeahmt. An ihn reiht ſich daher eine ganze ſ. g. *ſimpliciſaniſche Literatur* an. Vgl. über ſie Jördens II. 428 f. und v. Keller, Simpliciſſimus am Schluß des 2. Bandes. Grimmelshauſen ſelbſt ſchrieb noch eine Menge Romane und Humoresken, von denen einige ſogar dem Simpliciſſimus ſchon vorhergingen.

Dem letztern am nächſten ſteht ſein „Springinsfeld", die Geſchichte eines Landſtörzers und Bettlers, der wie Simpler im 30jährigen Kriege alles durchmachte.

In die ſchauerlichſte Noth kam der Held in der Gegend von Bahlingen im Schwarzwald, wo er in der ganz ausgebrannten Gegend von hungrigen Wölfen verfolgt auf das Dach eines Hauſes flüchten mußte und von ihnen belagert faſt verſchmachtete, bis Hilfe kam. Unter den übrigen Figuren dieſes Romans zeichnet ſich der kurbayeriſche Oberſt Lumpus und des Springinsfeld Beiſchläferin, die Leyrerin, mit ihrem unſichtbar machenden Zeiſigneſt aus.

Fortſetzung davon iſt „das ſimpliciſaniſche Vogelneſt".

Nach der Leyrerin Tode bemächtigt ſich der Held dieſes kleinen Romans des Neſtes und bedient ſich deſſelben, um unſichtbar aus fremder Leute Schüſſeln zu eſſen und Krügen zu trinken, auch zu ſtehlen und allerlei Spuck zu treiben. So reitet er einmal unſichtbar das allein ſichtbare Pferd eines Andern, der es gerne haſchen möchte und nicht kann. Doch wie Simpler iſt er gutherzig und ein frommer Katholik. Als einmal ein Calviniſt die h. Jungfrau Maria läſtert, ſchlägt er ihn mit einer furchtbaren unſichtbaren Ohrfeige zu Boden. Indem er einmal ein Bauernweib die Käſe, die ſie zu Markt bringen ſoll, vorher mit

ihrem eignen Waſſer einſalzen ſieht, ſetzt er ſie gelind in einen Haufen Neſſeln hinein. Indem er zuſieht, wie Einer eine Frau verführt, hebt er ihn plötzlich aus dem Bett und wirft ihn auf den Miſt. Da er aber ſelber einmal eine Jungfrau verführt, erkennt er, daß er nicht berufen ſey, Andere zu richten, bereut dies, wirft das Reſt weg und läßt ſeine Beſtandtheile von Ameiſen verſchleppen, daß es niemand mehr mißbrauchen kann.

Hieran reiht ſich zunächſt: „Trutz-Simplex oder wunderſeltſame Lebensbeſchreibung der Erzbetrügerin und Landſtörzerin Courage.“

Schon im Simpliciſſimus iſt dieſer merkwürdigen Amazone gedacht. Als Zigeunermutter leitet ſie die Verführung des Simplex durch ein allerliebſtes Zigeunermädchen ein. Simplex iſt voll Ungeziefer, das kann er nur durch eine Salbe loswerden, aber nur, wenn er ſich nackt von der jungen Zigeunerin ſalben läßt. — Derſelben alten Courage Jugend wird nun hier erzählt. Sie iſt das uneheliche Kind eines böhmiſchen Edelmanns und heißt Libuſchka. Als 1620 die Bayern Prag einnehmen, verkleidet ſie ſich als Knabe und dient einem Rittmeiſter, ohne erkannt zu werden; ja ſie weiß ſich durch ihre Bravour nicht wenig in Anſehen zu ſetzen. Als ihr aber einmal Einer bei einer Rauferei nach den Beinkleidern greift, verräth er ihr Geſchlecht. Sie ſchlägt ihn zwar im Zorn zu Boden, muß nun aber doch dem Rittmeiſter bekennen und wird ſeine Geliebte. Weil ſie naiv geſagt hatte „er hat mir nach der Courage gegriffen“, empfängt ſie den Namen Courage und muß ihn behalten. Ihr Rittmeiſter fällt in Ungarn, ſie lebt eine Zeitlang als ehrbare Wittwe, läßt ſich aber von ihrer Wirthin zu einem ſchändlichen Leben verführen und flüchtet endlich vor der Polizei. Unterwegs wird ſie von elf Mannsfeldiſchen Reitern geſchändet, aber von einem Hauptmann gerettet und geheirathet. Als auch dieſer in der Schlacht bei Wiesloch gefallen, bleibt ſie auf eigne Hand bei dem kaiſerlichen Heere und hält ſich als Amazone ſo tapfer, daß ſie mehrere feindliche Officiere nach einander gefangen nimmt. Ein Lieutenant heirathet ſie, wird aber von ihr durchgeprügelt, als er ſich die Herrſchaft anmaßen will, und entflieht. Sie lebt wieder als ſcheinheilige Wittwe, zieht dann aber nochmals in den Krieg und hat das Unglück, von einem Major gefangen zu werden, den ſie früher gefangen gehabt hatte. Dieſer rächt ſich nun, indem er ſie entkleidet dem ſchändlichſten Muthwillen der Soldadeska preis gibt. Ein däniſcher Rittmeiſter erlöst ſie und ſchickt ſie auf ſein Schloß, aber ihre Mutter ſchickt ſie nach Deutſchland zurück. Hier heirathet ſie einen Musquetier, der aber ſtandrechtlich erſchoſſen wird, nachdem er einem Corporal nicht hatte geſtatten wollen, bei ſeiner Frau zu ſchlafen. Sie folgt dann einem Marquetender mit Altringers Heer nach Italien, wird wegen einer Untreue durch eine künſtlich erzeugte Windcholik beſtraft, kauft einen kleinen Teufel im Glaſe, be-

geht mehrere Diebſtähle, heirathet einen Hauptmann, verliert ihn wieder, lebt wieder als ſcheinheilige Wittwe, wird wegen ihrer Lüderlichkeit verbannt, heirathet wieder einen Musquetier, treibt Tabakhandel, geht endlich unter die Zigeuner und hilft ihnen herumlungern und ſtehlen.

In dieſen Kreis gehört ferner die kleine Novelle „der ſtolze Melcher“, wiederabgedruckt in v. Bülows Novellenbuch III. Nr. 4.

Ein junger Bauer beſinnt ſich, ob er nicht Soldat werden ſoll. Da kommen drei Soldaten aus dem Kriege heim, darunter der ſtolze Melcher, ein Bauernſohn aus demſelben Dorf, der früher ein Schuldenmacher und ausbündig lüderlich, jetzt krank, elend und bettelarm heimkehrt. Seine Mutter ſchilt ihn aus, ſein Vater will ihn gar nicht aufnehmen, die Junker und Pfarrer und des Sohnes jämmerliche Klage ſie zum Mitleid bewegen.

Der Soldatenſtand iſt hier mit gar zu ſchwarzen Farben gemalt, die Grundanſicht philiſterhaft. Aber die Bauernfamilie iſt höchſt wahr und lebendig bezeichnet. Man hat hier ein Vorbild der Romane des Bitzius.

Grimmelshauſen ſchrieb einen „keuſchen Joſeph“, „Dietwald und Amelinde, Proximus und Lympida“, Romane im gewöhnlichen Styl und die erſtern wohl früher als den Simplex ſelbſt.

Die „Seltſame Traumgeſchichte von Dir und mir“, vielleicht ſchon von 1660 herrührend (vgl. v. Keller II. 1175), iſt ein humoriſtiſches Traumgeſicht mit einer echt ſimplicianiſchen Beſchreibung der weiten Hoſen, in die ein Schornſteinfegerjunge bequem hineinkriechen könne, und andere Modenarrheiten, ſo wie eines Prahlers, der überall war und alles weiß und kann, der z. B. ſagt: das Franzöſiſche, Spaniſche, Italieniſche iſt ſo kinderleicht, daß es in Paris, Madrid und Florenz ſchon die kleinſten Kinder verſtehen ꝛc. — Mehr Erfindung herrſcht in einem andern Traumgeſicht Grimmelshauſens, in des „Bilgram von Hohenwandern Reiſe in den Mond“. Hier kommt er in den Mond, in deſſen Bewohnern er dieſelben Laſter und Thorheiten findet, wie auf der Erde. Ergötzlich iſt der Schluß. Er wird mit einer Mondbewohnerin vertraut, aber ein Eiferſüchtiger ertappt ihn und nöthigt ihn zum Fenſter hinauszuſpringen. Da fällt er auf die Erde herab und ſanft in ſein Bett hinein, in dem er wieder erwacht.

Des Grimmelshauſens „teutſcher Michel“ iſt blos eine patriotiſche Abhandlung über die Vorzüge der deutſchen Sprache vor jeder andern, und eine Warnung vor der fremden Mode und vor den „Teutſchverderbern.“ — Weiter ſchrieb Grimmelshauſen noch „Schwarz und Weiß oder der ſatiriſche Pilgram“, Renchener Mühlenordnung, einen ewig währenden Calender, Rathsübel Plutonis, die verkehrte Welt, ein Galgenmännlein ꝛc. — Im Jahr 1665 erſchien zu Hanau „Don Iro oder Hoheit, Glückſeligkeit ꝛc. beim Bettelleben von Hätt-gern.“ — Die rationis status anatomia, 1678 iſt eine Satire auf die Statiſtiſchen, d. h. Richter und Beamte aller Art, der Anatom ſecirt die Leichen des Staats und findet im Herzen alles faul, ſchlecht, bösartig, in der Zunge nur Falſchheit, Schmeichelei, Läſterung, Lüge ꝛc., im Auge nur Verblendung, Neid, Geilheit ꝛc.

Schelmuffsky wahrhaftige curioſe und ſehr gefährliche Reiſebeſchreibung zu Waſſer und Land iſt eine Satire (vom Jahr 1696) auf die abentheuerlichen Romane jener Zeit.

Schelmuffsky iſt ein Handwerksburſch, der nie weit gekommen iſt, den Leuten aber vorlügt, er habe weite Reiſen gemacht und überall den Helden und Liebling aller Damen geſpielt. Das Ganze iſt ein rohes und gemeines Machwerk, worin aber wenige einzelne Züge von Rabelaisſchem Geiſte vorkommen. Der Styl iſt eckelhaft. Immer das dritte Wort iſt „der Tebelhohlmer“, oder „O Sappermint!“ oder „brav Kerl“. Das iſt nun allerdings der Styl eines beſoffenen und ganz gemeinen Handwerksburſchen, aber auf die Länge eines Buchs ausgedehnt wird derſelbe unerträglich. In der Reiſeſchilderung ſelbſt herrſcht erſtaunlich wenig Phantaſie. Der Held treibt ſich überall nur in Wirthshäuſern, bei Gelagen, in Raufhändeln und bei galanten Damen herum. Bald duellirt er ſich, bald empfängt er Ohrfeigen und rauft ſich. Bald iſt er Gaſt und Liebling in einem Palaſte, bald hat er im Spital die Krätze. Bei einer Hochzeit betrinkt er ſich und ſpeit der Braut, neben der er ſitzt, in den Buſen. Beim Großmogul verunreinigt er das Bette ꝛc. Aber die Einleitung der Erzählung iſt genial. Der Held ſchildert wie er geboren worden ſey, mit allen Nebenumſtänden, wie es Sterne im Triſtram Shandy nicht beſſer gethan hat, ja, wie es mir ſcheint, mit noch mehr ächtem Humor.

Der edle Finkenritter (vgl. Görres Volksbücher S. 180. Reichards Romanbibl. XVI. 64), gehört zu der burlesken Gattung, wie Markolfus, Eulenſpiegel, das Lalenbuch, und iſt gewiſſermaßen das Vorbild der berühmten Schwänke von Münchhauſen.

Es enthält nämlich die lügenhaften Abentheuer, die Herr Polycarp von

Kirrlariſſa, genannt der Finkenritter, drittehalb hundert Jahre vor ſeiner Geburt auf Fahrten durch alle Länder beſtanden. Wie Lucian in ſeinen Lügengeſchichten, ſo häuft der Verfaſſer auch hier lauter luſtigen Unſinn zuſammen, ohne beſtimmte ſatiriſche Abſicht, rein aus humoriſtiſcher Luſt. Die Späſſe kommen und verſchwinden wie die Bratwürſte, mit denen der Teufel den Weg des Ritters vorn pflaſtern und die er hinter ihm wieder aufeſſen muß. Indem der Ritter Gras mäht, haut er ſich aus Verſehen ſelber den Kopf ab, der von ihm fliegt und dem er überall nachläuft ꝛc. Ihr kommt in die verkehrte Welt, wo der Haſe die Hunde jagt, das Schaf die Wölfe hütet ꝛc.

Görres glaubt, das Buch ſey nicht älter als der dreißigjährige Krieg, indem ſein Ton der damaligen Soldatenprahlerei entſpreche.

Achtes Buch.

Die Herrschaft des französischen Geschmacks.

1.

Die Rococozeit.

Was zwischen der zweiten schlesischen Schule und Klopstock liegt, kann man mit dem Rocococharakter bezeichnen. Das ist der leichte, tändelnde, galante, wollüstige und seelenlose Geschmack, wie er unter Ludwig XV. in Frankreich herrschend wurde, nachdem man sich dort der heroischen Grandezza des siècle de Louis XIV. entledigt hatte. Es war der Uebergang von der Allongeperücke und vom großen spanischen Degen zu Puder und Zopf und zum kleinen dünnen Galanteriedegen, vom schweren goldenen Prunkbecher zur chinesischen Porzellanvase.

Ohne Zweifel bedurfte man der Erleichterung, der frühere Geschmack lag wie der bleierne Mantel der Verdammten in Dantes Hölle auf den Seelen. Die Deutschen waren zwar noch nicht so tief gesunken, daß sie um jeden Preis und unter allen Umständen die Affen der Franzosen hätten werden müssen. Wenn sie aber in jener Rococozeit unter der Leitung ihres damaligen Großschulmeisters Gottsched ausschließlich solche Affen wurden und nichts mehr gelten lassen wollten, als den neuesten französischen Geschmack, so entschuldigt sie einigermaßen das wirklich dringende Bedürfniß, aus den spanischen Stiefeln ihres bisherigen Geschmackes herauszukommen und freien leichten Fußes in dünnen Schuhen zu gehn.

Man verſteht die damalige deutſche Literatur nicht recht, wenn man die franzöſiſche nicht kennt. In Frankreich ſelbſt ließ die Muſe der Renaiſſance Helm, Schild und Speer und ein Stück vom Harniſch nach dem andern fallen, um zuletzt als leichtgekleidete üppige Soubrette dazuſtehen. Die ſteifen Staats- und Liebesgeſchichten, die mit den Amadisromanen aus Spanien gekommen waren, und in denen noch immer eine heroiſche Tugendpruderie vorgewaltet hatte, machten den leichtfertigen Memoiren Platz, in denen die Lüderlichkeit des franzöſiſchen Hofes ſich immer naiver und ungenirter abſpiegelt. Das wirkte denn auch in Deutſchland fort. Schon 1670 erſchien „etlicher hoher Standesperſonen Liebesgeſchichte durch den Vorwitzigen", darin die Liebeshändel Ludwigs XIV. (mit der Lavaliere) und der Königin Chriſtine (mit Monaldeschi) und andere abgeſchildert wurden. Aber auch die lyriſche Poeſie ſtimmte ſich in Frankreich immer ſatiresker. Die Lebensweisheit und Lebensluſt der Höflinge ſuchte ihre Muſter in Horaz und Anakreon. Höfiſch, unſittlich und feige war dieſe franzöſiſche Lyrik doch liebenswürdig und hinter dem Satyr vermißt man faſt nie die Grazien.

Die allmächtige franzöſiſche Mode wirkte nun auch auf Deutſchland ein, um endlich die Alexandriner und die ſteife Gratulationspoeſie zu verdrängen und unter den Reifrock mit mehr oder weniger frivoler Luſt die natürlichen Füßchen hervorzuſtrecken. Der Uebergang geſchah aber nur ſehr allmählig.

Chriſtian Wernike trat in ſeinen „Ueberſchriften" (Epigrammen), jedoch noch nicht in der erſten Auflage 1697, ſondern erſt in den ſpäteren, zu Hamburg mit ungemeiner Selbſtgefälligkeit dem Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Schule entgegen, bezeichnete die Unnatur und den Schwulſt derſelben aufs treffendſte und machte der ſchon mit Opitz aufgekommenen Koketterie mit malenden Beiwörtern und monſtröſen Metaphern ein Ende.*) Vergebens ſuchten Hunold und Poſtel die Ehre der gefeierten Schleſier zu retten. Wernike hatte den franzöſiſchen Geſchmack für ſich. Aber indem er den Deutſchen ſtatt des geiſtloſen Wortſchwalls Geiſt

*) Die Unnatur Lohenſteins bewies er namentlich aus den frechen und zotenhaften Worten, die er dem zwölfjährigen ganz unſchuldigen Ambre im Ibrahim in den Mund legt, und den metaphoriſchen Schwulſt Hoffmannswaldaus in deſſen Schilderung der Brüſte „Zinnober krönte Milch auf weißen Zuckerballen."

in ſchlichten Worten und natürlicher Ausdrucksweiſe empfahl, wog er ſelber den Geiſt in ſo kleinen Portionen ab, daß man ihn mit dem Vergrößerungsglaſe ſuchen mußte, und dann freute er ſich und drückte die Bewunderung ſeiner ſelbſt in unſäglich eiteln Anmerkungen aus.

Für das beſte ſeiner Epigramme erklärte er das auf Antonius und Cleopatra:

Es wählen in der Angſt und in der letzten Noth
Cleopatra das Grab, Antonius den Tod.
Es liest Verzweiflung hier ein ſeltſam Urtheil ab:
Der ſchlägt ſich ſelbſten todt, die trägt ſich ſelbſt ins Grab.

Das ſoll nun geiſtreich ſeyn. Eben ſo ein Epigramm auf die Chloris, worin es heißt, ihre Augen ſeyen Aetna und Nil zugleich, wie ſie flammen und wie ſie weinen. Das hätte Hoffmannswaldau auch ſagen können. Wernike liebt das Spitzfindige. Einen Hahnrei nennt er einen Pfalzgrafen, weil dieſer das Recht hätte, uneheliche Kinder zu legitimiren. Von einem Andern, der etwas kindiſch iſt, ſagt er: deine Kinder gleichen zwar dir nicht, aber du ihnen. Die Antitheſenſucht geht bei Wernike bis ins Ekelhafte. So ſagt er von der Tullia:

Des Ehmanns blutig Herz in Vaters Herze ſteckte,
Und liegend unter dem, ſie über dieſen fuhr.

Und von der Portia:

Sie iſſet Feuer, weil er aus dem Lethe Waſſer trinkt.

Und von Cimons Tochter, die ihren Vater im Gefängniß ſäugt:

Sie empfindt mit Zittern gleiche Luſt
Indem ſie dich erhält, als wie du ſie gezeugt.

Auch geniert ſich der galante Dichter nicht, die pöbelhafteſten Zoten vorzutragen, z. B. im Urtheil des Paris.

Den Epigrammen hat Wernike einige heitere und leichte Schäfergedichte beigefügt. Sehr verſündigt hat er ſich aber durch ſein Pasquill „Hans Sachs“, worin er dieſen Dichter als Herrſcher im Reiche der Dummheit den Stelpo (Poſtel) zu ſeinem Nachfolger einweihen läßt. Poſtel ſchrieb ſeinerſeits gegen Wernike den „thörichten Pritſchmeiſter 1704“.

Benjamin Neukirch, ein Schleſier, riß ſich von Hofmannswaldaus Schule los, um zu der leichtern franzöſiſchen Manier überzugehen, weshalb ihn ſpäter Gottſched in beſondern Schutz nahm. Neukirch beging

Oberprieſter von Iraca (öſtlich von der Stadt Tunja), theilte. Seine Miſſion war nun vollendet. Er zog ſich in das heilige Thal von Iraca zurück und lebte dort, wie Buddha und der aztekiſche Wundermann Quetzalcoatl, in beſchaulicher Andacht und in ſchweren, ſich ſelbſt aufgelegten Büßungen hundert Muyscas-Cyclen, das heißt zweitauſend Mondjahre.

Dieſe Mythe, ein geognoſtiſcher Roman, wie ihn die älteſten heiligen Bücher ſo vieler Völker (und oft neben einem hiſtoriſchen) darbieten, iſt theils durch die Localverhältniſſe des hohen Beckens von Bogota und die Ueberſchwemmungen des Flüßchens Funzha, theils durch die ſymboliſirende Tendenz der frühеſten Menſchheit erzeugt. Unter allen Zonen, in Vorder-Aſien, in den Hochebenen und Keſſelthälern von Hellas, ja in Inſeln der Südſee von geringem Umfange, finden wir dieſelben geognoſtiſchen und moraliſch-politiſchen Mythen wieder. Botſchika und Huythaca ſind das gute und böſe Prinzip. Sie kämpfen gegen einander. Botſchika iſt ein Heliade, wie Manco-Capac, vielleicht die menſchgewordene Sonne ſelbſt. Huythaca, das feuchte Prinzip, erregt die Fluth und wird der Mond. Botſchika, das erwärmende, trocknende Prinzip, verjagt die Waſſer, gibt ihnen Abfluß, indem er eine Felſenſpalte öffnet. Botſchika, als Trimurti, hat drei Namen, auch zeigten die Prieſter

---

erhielt. Die erſten ſpaniſchen Ankömmlinge nannten ſie Tunca. Der Name Bogota iſt nach Roulin verſtümmelt aus dem Muysca-Worte bakata das heißt Feldgrenze, Ende des Bebauten, weil unter der Herrſchaft der Eingebornen die Bergkette hinter der jetzigen Hauptſtadt bakata genannt wurde. Huncahua unterwarf ſich das Land von den Gebirgen von Opon bis zu den Grasſteppen von San Juan de los Llanos. Ich habe im Text die alte Verfaſſung des Muysca-Staates nicht mit der Verfaſſung von Japan verglichen, in der man lange fälſchlich den Dairi ein geiſtliches, den Seogun ein weltliches Oberhaupt genannt hat. Dieſe Vertheilung der Gewalt hat in Japan nie exiſtirt. Der Seogun iſt der Feldherr, der ſich ſeit dem zwölften Jahrhundert die Oberherrſchaft angemaßt hat, der Dairi iſt das Haupt des entthronten Stammes. Der Dairi, einſt weltlicher Alleinherrſcher, iſt aber göttlichen Urſprungs und ſeine Perſon iſt ſo heilig, daß man ihm die Nägel nur im Schlafe abſchneidet, was im Japaniſchen Hofdialekte „dem Kaiſer die Nägel ſtehlen" heißt. (S. Nipon o dai itoi Ran, 1834 pag. 436.)

die fabelhafte Geſchmackloſigkeit, Fenelons proſaiſchen Telemach in einer Prachtausgabe mit Kupfern metriſch zu überſetzen.

Neukirchs poetiſche Briefe ſind dem Boileau nachgeahmt. Beſſer ſind ſeine Satiren wider die Wolluſt, Ehrſucht, den Geiz ꝛc. aber ohne poetiſchen Werth. Nur die Satiren auf die Kinderzucht und auf die Trägheit ſind auszuzeichnen, weil ſie die damalige Corruption von „Klein Paris“ ſehr anſchaulich machen. Dorilis, eine Leipziger Jungemagd in höherer Potenz, die durch Koketterie einen reichen Mann gewinnt, um nachher ſein Geld zu verthun, iſt ein ſehr gelungenes Genrebild.

Der Freiherr von Canitz († 1699) machte in ſeiner Jugend viele Reiſen und diente dem Kurfürſten von Brandenburg im Feld und als Geſandter, wobei er ſich die feinſte Bildung des damaligen Europa aneignete. Dies führte ihn denn auch dahin, den Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Schule bald abgeſchmackt zu finden, und die Weitſchweifigkeit durch Kürze, den pathetiſchen Schwulſt durch einfache Natürlichkeit zu erſetzen. Er nahm ſich deshalb den Franzoſen Boileau und deſſen noch älteres Vorbild, den Horaz zum Muſter.

Wie gewandt ſeine Sprache iſt, zeigt ein galantes Gedicht, das er 1696 für zwei junge Damen ſchrieb, die ihm an ſeinem Putz geholfen hatten.

Vergönnt mir, Schönſten, daß ich mag
Durch dieſen Brief die Hände küſſen,
Die geſtern einen ganzen Tag
Zu meinem Dienſt ſich regen müſſen,
Und daß ich meine Dankbarkeit,
Zu der ich euch verbunden bleibe,
Bei dieſer frühen Morgenzeit
Gehorſamſt zu erkennen gebe.

Gut iſt ſeine Satire auf die geiſtloſen Poeten ſeiner Zeit, dagegen die berühmte Ode auf ſeine verſtorbene Gattin Doris verkünſtelt und langweilig. Ueberhaupt iſt er nicht durch ſeine Werke, nur durch die Richtung, die er andern gab, bemerkenswerth.

An Hofmannswaldau erinnert immer noch von Boſtel, deſſen „poetiſche Nebenwerke“ zu Hamburg 1708 erſchienen. Sie geben ſich für gelenkig und ſind doch noch ſehr ſteif.

Sie enthalten in gewohnter Weise geschraubte Andachten, Hochzeits-, Trauer- und Ehrengedichte, dann verliebte Gedichte.

Galante Lucie,
Dein höfliches Geschicke
Zeucht meinen lüstern Sinn
Durch tausend angenehme Blicke
Zu etwas Süßes hin ꝛc.

In dieser steifen Affectation der Leichtigkeit bewegt sich der seichte Poet durchgängig. Das witzigste Gedicht ist das, worin er einen Floh seiner Geliebten beneidet, nach dem Lateinischen. Eingestreut sind einige plattdeutsche Gedichte, theils im Volksliederton, theils in Alexandrinern, leider nicht blos in der Sprache, sondern auch in den Gedanken platt.

So auch Daniel Schönemann, ein Berliner Poet im Anfang des 18. Jahrhunderts, von dem Hofmannswaldau VII. 54 sagt, er halte ganze Predigten in Versen und pflastere alle Gassen Berlins mit Reimen.

Unter seinen Reimereien in den geistlosesten Alexandrinern steht ein Leiden Christi oben an, dann eine Klage über die Katholisirung der Stadt Thorn. Bei jeder Gelegenheit ließ er seinen Zorn an den Katholiken aus. Seine Predigt zur Hubertsburger Friedensfeier wurde 1762 gedruckt und ist ganz in Versen. Vgl. Hagen, Germania VI. 111 f.

Ergötzlich sind die „poetischen Rosen" der kaiserlich gekrönten Poetin, Jungfer Sidonie Hedwig Zäunemann, Erfurt 1738.

Die Poetin sieht aus dem Titelkupfer als ein lustiges junges Mädchen gar naiv heraus, aber ihre Rosen, die fast nichts als Gratulationspoesie enthalten, deuten auf ein dornenvolles Leben. Ihre Verse fließen leicht.

Aus Augustus tapfern Lenden
Kommt nun jetzt des Landes Glück.
Nach dem Leide
Folgt die Freude
Und ein heller Sonnenblick
Schaut zurück.
Auf Charlottens hohen Händen
Schlummert sanft des Landes Glück.

Sie genoß besonders am Hofe zu Weimar Almosen, wofür sie sich immer sehr liebreich bedankt. Man muthete ihr dort aber auch das Aeußerste zu, nämlich Verse für einen Becher zu machen, auf dem ein höchst unzüchtiges Jagdbild dargestellt war (S. 558), aus welcher Verlegenheit sich die sittsame Jungfrau noch gut genug herauszog. — Ein originelles Denkmal der Zeit ist

ihr „Ilmenauiſches Bergwerk“, welches ſie aus Anlaß eines fürſtlichen Beſuchs treu in der Bergmannsſprache beſang. Auch erzählt ſie einen Schwank ganz in der Manier der contes de Lafontaine, aber nach einer wirklichen Begebenheit.

Ein Geiziger läßt durch ſeine ſchöne Frau einen reichen Cavalier zu einem Rendezvous locken, in der Abſicht, ihn zu überfallen und ihm außer der Kaufſumme, die er gleich mitbringen muß, noch eine große Summe Geldes abzudringen, und verſteckt ſich unter dem Bette. Der Cavalier kommt, legt das Geld hin, zieht aber ein paar Piſtolen heraus und ſchreckt dadurch den Mann unter dem Bett ab, daß er nicht muckst, indeß der Cavalier die Frau liebkost. Nachher aber ſieht der Cavalier unter das Bette, erklärt, eine ſolche Belauſchung ſey gegen den Vertrag, nimmt ſein Geld wieder und geht fort.

Heräus, Inſpektor der k. k. Antiquitäten, gab 1721 deutſche und lateiniſche Gedichte heraus, welche ausſchließlich für Feſtivitäten Kaiſer Karls VI. und ſeines Hauſes geſchrieben wurden, Gratulationen, Condolenzen, vorzugsweiſe aber Programme für Feſtſpiele, Anordnung von Illuminationen, Ausſchmückung großer Gebäude und Räume, mit Allegorien und Inſchriften, und ſo viele allegoriſche Darſtellungen und Inſchriften für Medaillen, daß die Hälfte des Werkes der Beſchreibung eines Münzcabinets gleicht. Die deutſchen Gedichte ſind alle in ſteifen Alexandrinern geſchrieben und bewegen ſich im gravitätiſchen Menuetſchritt damaliger Höflinge. Merkwürdig iſt ſeine Anſprache an Kaiſer Karl VI. in deutſchen Hexametern, von denen er ſelbſt ſagt:

Gönne der eifrigen Pflicht dies nimmer geſehene Dichten
Von nicht geſehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.

Zu ihm gehört ein eben ſo längſt vergeſſener Dichter, Conlin, Canonicus in Augsburg, welcher in demſelben Jahr 1721 „die Thaten Karls VI.“, d. h. eine Beſchreibung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges herausgab. Das Gedicht, in wahrhaft gräßlichen Knittelverſen, iſt nur kurz, deſto länger aber der Commentar dazu in Proſa, der eine Menge für die Sittengeſchichte der Zeit höchſt ſchätzbare Einzelnheiten enthält. Auch der gleichzeitige nordiſche Krieg wird beſchrieben. Um eine Probe der Verſe zu geben, ſtehe hier, was der Dichter von Karl XII. ſagt:

Carolus, ein Kron der Helden,
Schweden Zier, ein Krieges-Blitz,
Von dem d' Welt nur Sieg wurd melden,
Wann Maaß g'habt hätt ſeine Hitz.

Conlin ſchrieb auch ein halb ſatiriſches Lehrgedicht „der chriſtliche Weltweiſe beweint die Thorheit von 50 Närrinnen“ (Augsburg 1710), worin alle Arten böſer und unartiger Weiber aufgezählt werden, und „die glückliche Narrenkur“ 1724.

In Caſpar Abels ſatiriſchen Gedichten, Quedlinburg 1714, finden ſich außer Ueberſetzungen aus Boileau und Horaz nur wenige eigene Sachen, darunter aber eine recht aus dem Leben kommende Schilderung der Noth, in welcher ſich die armen proteſtantiſchen Paſtoren gegenüber ihren weltlichen Patronen befanden, wenn ſie, bei zahlreicher Familie und ärmlicher Beſoldung, ſich von rohen Junkern und geizigen Vorſtänden die niederträchtigſte Behandlung mußten gefallen laſſen.

L. E. von Faramond (Schütz) ſchrieb 1731 „das Reich der Eitelkeit und Thorheit“, eine ſatiriſche Schilderung der wirklichen Welt, angeblich aber eines fernen und wunderbaren Reichs, das er in einer Traumwelt kennen gelernt haben will, langweilig und ohne Geiſt.

Johann Simon Buchka ſchrieb 1731 zu Leipzig eine Satire „Muffel, der neue Heilige“, worin er die Frömmelei verhöhnte, die er aber ſpäter zurücknahm und durch „evangeliſche Bußthränen“ wieder gut zu machen ſuchte.

Eine ſehr mittelmäßige Satire iſt der Banquerottier von Marforio, von 1737, gedruckt in Frankfurt, Leipzig und Berlin. Obgleich ſie offenbar vom Zorn diktirt und von einem geſchrieben iſt, den die Blutegel geſogen haben, ſo iſt doch die Sprache zu rauh und grob.

Karl Sigmund von Kottwitz ſchrieb (Leipzig und Breslau 1739) moraliſche Gedichte und Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, ganz trivial und ohne Geiſt.

Die zu Berlin 1751 gedruckten deutſchen Gedichte von Joh. Victor Krauſe enthalten außer gemeinen Hochzeits-, Condolenz- und Gratulationsgedichten viele Lobpreiſungen des großen Friedrichs und ſeiner Siege, aber ohne Geiſt. Noch ſchwächer ſind der Maria Chriſtiana Kochin poetiſche Gedanken, Gießen 1747, alles nur Gelegenheitsgedichte. Auch Lindner preiſt in ſeinen deutſchen Gedichten, Breslau 1743 außer dem großen Friedrich in geiſtloſen Verſen nur ſein geliebtes Hirſchberger Thal.

Nur als Gottſcheds Lehrer iſt Pietſch, Profeſſor in Königsberg

(† 1733) einigermaßen bemerkenswerth. Gottſched gab deſſen Gedichte ſchon 1725 mit Vorrede und eigenen poetiſchen Nachträgen heraus.

Pietſch beſang Kaiſer Karl VI., den Prinzen Eugen, den erſten und den zweiten König von Preußen und andere Gönner in ſchon viel gewanderteren Alexandrinern, als die der zweiten ſchleſiſchen Schule zu ſeyn pflegten, aber ohne Geiſt. Außer magern Leichen- und Hochzeitsgedichten folgt nur noch ein längeres Lobgedicht Gottſcheds auf Peter den Großen, vorherſagend die Macht und Größe Rußlands, das beſte der ganzen Sammlung.

Johann Chriſtoph Gottſched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt in Leipzig († 1766), war eine zeitlang der verehrteſte und gefürchtetſte Literat in Deutſchland, Geſetzgeber und Tyrann des Geſchmacks, und hierin weſentlich unterſtützt durch ſeine gleichfalls ſchriftſtellernde und geiſtig ſehr regſame Gattin, Louiſe Adelgunde Victoria, geb. Kulmus.

Gottſched trat 1727 an die Spitze der Leipziger deutſchen Geſellſchaft, die ſeit 1730 ihre „eigenen Schriften und Ueberſetzungen“ herausgab. Er ſelbſt gab ſeit 1732 die „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache“, und ſeit 1754 „das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit“ heraus, kritiſche Zeitſchriften, in denen er ſeinen Geſchmack dictatoriſch geltend machte, alles lobend, was ihm zuſagte, alles verdammend, was nicht. Wahres Verdienſt erwarb er ſich als Literarhiſtoriker durch ſeinen „Nöthigen Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt“, (1757), ein Verzeichniß aller ihm bekannten älteren Faſtnachtsſpiele, Myſterien, Singſpiele, Comödien und Tragödien der Deutſchen, ein noch jetzt unſchätzbares Quellenwerk.

Die zeitweiſe Dictatur in der deutſchen Literatur erlangte er aber nur dadurch, daß er den damaligen franzöſiſchen Geſchmack, zu dem ohnehin alles hinneigte, zum Geſetz erhob und in ein Syſtem brachte. Er ſchrieb eine deutſche Dichtkunſt, Redekunſt und Sprachkunſt. Die erſtere war die wichtigſte. Auf dem Titelblatt bringt Merkur vom Olymp herab den unten verſammelten Dichtern ein Exemplar des Horaz. Im Uebrigen nimmt Gottſched alle Grundſätze des Franzoſen Batteaux an, welche ziemlich die der Poetik des Ariſtoteles ſind, d. h. Dichtkunſt iſt Nachahmung der Natur unter vorgeſchriebenen Formen. Nun iſt aber die Ausführung im vollſten Widerſpruch mit dem Princip, denn Gottſcheds Lehre iſt die

der ausgesprochensten Unnatur. Im 17. Jahrhundert wird dem deutschen Volksstamme zugemuthet, der eigenen Natur, wie der eigenen Geschichte zu entsagen, alle sprachliche und poetische Ausbildung der Vergangenheit zu vergessen, und eine ganz neue Poesie ausschließlich nach dem Muster der Franzosen anzufangen.

Um nun den französischen Geschmack in Deutschland auszubreiten, übersetzte Gottsched Bayles großes Lexicon (mit sehr schätzenswerthen gelehrten Zusätzen), eine Menge der sogenannten classischen Tragödien und Comödien von Corneille, Racine, Voltaire, Molière, Destouches ꝛc. in der „Deutschen Schaubühne, in 6 Theilen, Leipzig 1746—50.“ Ferner Batteaux im Auszug, und Fontenelles Gespräche.

Auf das Theater legte Gottsched besonders großen Werth, als Mittel der Geschmacksbildung. Man kann nun nicht leugnen, daß er sich ein Verdienst erwarb, indem er eine feinere und anständigere Sitte auf der deutschen Bühne einzuführen trachtete, im Gegensatz gegen die außerordentliche Rohheit der damaligen herumziehenden Truppen, ihre Spectakelstücke und unflätigen Possen. Insoferne erscheint es gerechtfertigt, daß er in Gemeinschaft mit der berühmten Schauspielerin Nauber öffentlich zu Leipzig 1737 den alten deutschen Hanswurst verbrannte. Er sah in ihm nicht mehr den Träger echt deutschen Volkshumors, sondern nur den Topf, in den jeder Unflath hineingeworfen wurde, um wieder von der Bühne aus herauszusprudeln.

Gottscheds einziges von ihm selbst geschriebenes Trauerspiel Cato ist nur eine Bearbeitung des gleichen Stücks von Addison. Seine Gedichte sind sehr schwach und unbedeutend. Sie erschienen 1736 und vermehrt 1751.

Bisweilen ist er so naiv, anstatt wirklich etwas zu erfinden, nur die Qual zu schildern, die es ihm gemacht, nichts erfinden zu können. So Theil I. 73 beginnt er eine Ode auf das hochfürstliche Schwarzburgische Beilager 1728:

Kann, Durchlauchter, ein Gedichte
Deiner Freude dienstbar seyn:
O so stellt dies Blatt sich ein,
Hofft ein gnädig Angesichte.
Eifer, Treue, Schuld und Lust
Wollen um den Vorzug streiten,
Wem das Rühren meiner Seyten,
Wem ein Wunschlied mehr bewußt.

Kann euch denn kein Seufzer regen,
Harte Muſen! Säumt ihr noch?
Haßt ihr mich, ſo helft mir doch
Des vermählten Paares wegen.
Hundert andern helft ihr ein,
Tauſend Dichter lehrt ihr ſingen;
Ey ſo laßts auch mir gelingen,
Dieſer Luſt ein Lied zu weihn.

Halt! ich fühle Geiſt und Triebe,
Theurer Prinz! Der Muſen Kraft
Schenkt mir Witz und Wiſſenſchaft,
Blos zum Lobe deiner Liebe.
Hochbeglücktes Freudenfeſt!
Phöbus ſtimmt mir ſelbſt die Leyer,
Da er mir zur Hochzeitfeyer.
Reim und Wunſch gerathen läßt.

Dieſes Gedicht iſt maßgebend für das poetiſche Genie Gottſcheds. Gottſched beſingt faſt alle deutſchen Fürſten ſeiner Zeit, ſchickt allen ſeine Bücher zu, ſtellt ſich ſchweifwedelnd bei allen hohen Geburts-, Hochzeits- und Trauerfällen ein. Damals regierte in Sachſen der berüchtigte ſtarke Auguſt, der das arme Land aufs furchtbarſte ausſog und die ſcandalöſeſte Lüderlichkeit zur Schau trug. Das alles hindert Gottſched nicht, ihn als den Vater des Vaterlandes anzupoſaunen und ihn mit dem römiſchen Auguſt zu vergleichen.

Ueber die ungeheuren Erpreſſungen und Verſchwendungen des Königs Auguſt äußert ſich Gottſched:

Mein König war auch hierin groß,
Er nahm Tribut, um mehr zu geben.
Denn pflegt die Sonne gleich viel Dünſte zu erheben,
Und dörrt ſie oft des Tellus Schooß,
So tränkt ſie bald den Grund zu deſto reicherem Segen,
Durch kühlen Thau und warmen Regen.

Beſonders oft beſingt Gottſched das habsburgiſche Haus, Kaiſer Karl VI., Maria Thereſia, die Geburt Joſephs II. ꝛc. Dabei verfehlt er nicht, ruhmredig zu berichten, wie er vor Maria Thereſia in Perſon gekniet und ihre Hand geküßt habe, wie ſie ihn gnädig habe aufſtehen heißen ꝛc. Aber er nimmt eben ſo eifrig für Friedrich II. Partei. Am würdigſten iſt ſeine Ode an Prinz Eugen. Ueberall dient die alte Mythologie dem poetiſchen Serviliſmus Gottſcheds als Arſenal. Die Ernennung verſchiedener Ritter des goldenen Vließes in Wien veranlaßte ihn, die begnadigten Ritter als neue Argonauten zu beſingen.

I. 89 heißt es, wie Diana als Mondgöttin den Schein aller Sterne verdunkelt, ſo die Univerſität Helmſtädt alle andern Städte in der Welt, weil ſie gewürdigt worden, daß der junge Reichsgraf von Oettingen daſelbſt den Doctorhut empfing.

Am widrigſten iſt Gottſcheds Aufklärungsprahlerei. Als Ueberſetzer Bayles huldigte er der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit. Als Proteſtant verkündete er in einer ſchwärmeriſchen Ode am Reformationsfeſt, Luthers Lehre werde noch ſiegreich die römiſche Kirche und ſogar den Islam überwinden, und doch vergötterte er den katholiſch gewordenen Auguſt und die katholiſchen Habsburger, und nahm ſich der vertriebenen Salzburger mit keinem Verſe an.

Trotz ſeiner Gravität konnte nun Gottſched allgemeine Achtung nicht erlangen, weil er ſie nicht verdiente. Am verächtlichſten mußte er begreiflicherweiſe am Hofe des Königs Auguſt ſelbſt erſcheinen, vor dem er ſo arg ſchweifwedelte. Er fand daher ſeinen grauſamſten Feind an dem jungen Roſt in Dresden, der zwar ſelbſt ganz in der Frivolität franzöſiſcher Erotik verſunken war, aber Gottſcheds Pedantismus haßte und „eine Epiſtel des Teufels an Gottſched“ drucken und demſelben, als er einmal eine Reiſe machte, auf jeder Poſtſtation ein Exemplar davon überreichen ließ. Roſt war Sekretair des damals allmächtigen ſächſiſchen Miniſters Grafen Brühl. Gottſched klagte bei dieſem und der Graf ließ Kläger und Beklagten zu ſich kommen und zwang den erſteren, die boshafte Epiſtel ſelber abzuleſen. In dem Gedicht „das Vorſpiel“ ſpottete Roſt über Gottſcheds Zerfall mit der Nauberin. Von andern Verfaſſern erſchien ein Trauerſpiel, „Gottſched oder der parodirte Cato“, Zürich 1765 und ein „Zorn des Herrn Profeſſor Gottſched“ 1750. — Dieſelbe Frau Nauber, die er ſo ſehr begünſtigt hatte, wurde ſeine Todfeindin, weil er nach einiger Zeit die Schönemann'ſche Truppe der ihrigen vorzog. Nun rächte ſie ſich aufs grauſamſte, indem ſie 1741 in Leipzig unter ſeinen Augen ein Stück aufführen ließ „der allerkoſtbarſte Schatz“, worin Gottſched ſelbſt als „Tadler“ in einem Narrenkleide mit einer goldenen Sonne um den Kopf, aber mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne in der Hand (um Fehler zu ſuchen) dargeſtellt wurde. Vgl. Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt II. 51.

Gottſcheds Hauptgegner aber waren Bodmer und Breitinger in Zürich,

welche die französische Schule verwarfen und sich an die Engländer hielten. Ihr besserer Geschmack, ihre größere Natürlichkeit erlangte nach und nach das Uebergewicht.

Gottscheds Frau übersetzte außerordentlich viel, im Geschmack und im Interesse ihres Mannes. Sie behauptete aber eine gewisse Selbstständigkeit in ihren Satiren.

Aus den Schriften des Corvinus, der noch in allem Schwulst Lohensteins befangen war, las sie ein conto zusammen und trug es ihm selbst in einer großen Gesellschaft zum allgemeinen Gelächter vor. — Bougeants frère docteur, eine Satire gegen die jansenistischen Blaustrümpfe, wandte sie auf die deutschen Pietisten an, „die Pietisterei im Fischbeinrock. Lustspiel. Rostock 1736." Horatii, des Schiffers, Zuruf an alle auf dem Meer der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer, eine Satire gegen den homiletischen Schlendrian. Der kleine Prophet von Böhmischbroda. Satire gegen Weise ꝛc.

Christoph Otto, Frh. von Schönaich, sächsischer Kürassierlieutenant, schrieb auf Gottscheds Antrieb sein berühmtes Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland", welches Gottsched im Jahr 1753 mit vielen Kupfern geziert herausgab. In der Vorrede rühmt Gottsched, daß der große Voltaire, dem er das Manuscript zugeschickt, dasselbe hoch gepriesen habe und läßt den Brief Voltaires abdrucken. Die Literarhistoriker pflegen darüber zu spotten, daß Voltaire seinen Brief mit den Worten unterschrieb: „Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire". Aber sie hätten es noch auffallender finden sollen, daß Gottsched für ein rein patriotisches Gedicht sich um den Beifall eines Franzosen umsah. Als ob die Lieder, welche nach Tacitus auf den Arminius in Deutschland gesungen wurden, erst in Rom die Approbation des Horaz hätten einholen sollen. Patriotismus war aber gar nicht das Motiv des Gedichts. Gottsched wollte nur dem ihm verhaßten Neuling Klopstock ein Epos entgegensetzen, das den Ruhm seines Messias verdunkeln sollte und er ahmte nur die Henriade von Voltaire nach. Schönaichs Epos steht in jeder Beziehung tief unter dem Roman Lohensteins. Lohenstein schrieb seinen Arminius als wahrer Patriot in der Zeit, in welcher die Politik Ludwigs XIV. Deutschland verwirrte, schändete, verheerte. Es war ihm Ernst mit seiner Mahnung, und wenn auch im schlechten Geschmack seiner Zeit geschrieben, ist sein Werk doch von reicher Invention.

Schönaichs Gedicht ist dagegen armselig. Nur die Anfangs- und Schlußverse athmen patriotisches Feuer, die breite Mitte ist kühl, matt, leer.

Sigmar, Fürst der Cherusker, ermahnt seinen Sohn, Deutschland zu retten vor Varus; Hermann reist zu dem mächtigen Markomannenkönig Marbod, um dessen Hilfe zu erbitten. Unterwegs kommt er zu einem gastlichen alten Barden, der ihm der Väter Lob vorsingt. Marbod nimmt den jungen Helden gastlich auf, seine Tochter Mathilde verliebt sich in ihn. Er muß von seinem Jugendaufenthalt in Rom erzählen (schwache Nachahmung der Erzählung des Aeneas von der Dido bei Virgil). Mathilde gesteht ihre heimliche Liebe ihrer Freundin Frygunde. Auf dem Kupferstich erscheinen beide gut frisirt, im Geschmack des Zeitalters Ludwigs XV., während die Deutschen halbnackt in Thierfellen auftreten und Hermann selbst halb römisch, halb im deutschen Fell auftritt. Mathilde reitet als Amazone in einem Lustreffen dem Hermann vor und thut einen ungeschickten Fall. Frygunde wird von ihrem Vater, dem Höfling Gismund, angeregt, den Hermann in ihr buhlerisches Netz zu ziehen, da es ihr aber nicht gelingt, aus Zorn von ihrem eigenen Vater erstochen. — Die allegorische Person der Zwietracht weckt den Segest, der zu Varus übergeht und Verrath spinnt. Hermann frägt die Seherin Hollda, die ihm Glück verheißt. Sigmar ruft die Cherusker in einem Walde zur Empörung wider die Römer auf und läßt den Verräther Segest festnehmen. Die Cherusker beginnen voreilig den Kampf. Hermann hält sie zurück. Sein Vater läßt ihn den Römern ewigen Haß schwören (Nachahmung des bekannten Schwures des jungen Hannibal). Varus hält Rath, Tarpejus greift voreilig an und fällt durch Hermann. Varus verbietet seinem Heer die Schwelgerei, worüber es sich empört (der einzige sinnreiche Zug des Gedichts). Segest entkommt zu den Römern, die einen nächtlichen Ueberfall vorbereiten, aber Hermann erkennt sie beim Schein eines Blitzes und sieht sich vor. Nächtlicher Kampf. Thusnelda kämpft als Amazone mit und zerschmettert im Finstern den Helm ihres Vaters Segest, von diesem wird Sigmar getödtet. Varus bringt ein großes Opfer. Der Kampf entbrennt von neuem. Varus unterliegt und stürzt sich in sein Schwert. Sein Schatten kommt in die Unterwelt, wo ihn alles flieht.

Ein zweiter Epos Schönaichs „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen“ 1757 ist eigentlich eine politische Allegorie.

Heinrich weigert den Hunnen (Ungarn) den bisherigen Tribut. Der Geist seines Vaters offenbart ihm die Zukunft nicht etwa Deutschlands, sondern des Hauses Habsburg, dem der Dichter schmeicheln will. Zulthan, König der Ungarn, wird im Traum in die Hütte versetzt und sieht darin Attila und andere Weltzerstörer (Gegenbild zum Friedensreich der Habsburger). Dann Kampf und Niederlage der Ungarn.

(Lamas) von Iraca oder Sogamozo den ersten spanischen Eroberern, den Begleitern des Adalantado, Ximenez de Quesada, Idole, in welchen der Sonnensohn mit drei Köpfen abgebildet war. Botschika ist dabei eine Personificirung, ein Repräsentant menschlicher Gesittung, eine große historische Gestalt, erdacht, um ihr einfach und bequem, als plötzliche Erfindung, alle geistlichen und bürgerlichen Einrichtungen, wie das zur Anordnung der Feste (Opfer- und Wallfahrts-Epochen) so nothwendige Kalenderwesen, zuzuschreiben. Was sich allmälig gebildet und entwickelt hat, wird gedacht als simultan, durch einen fremden Wundermann oder Ankömmling hervorgerufen. So verschieden auch immer die Grade der Civilisation seyn mögen, zu denen die Menschheit sich erhebt, auf dem Rücken der Cordilleren, oder an den Ufern des Mittelmeeres, in Griechenland, Klein-Asien oder Aegypten, überall finden sich die Spuren desselben Ganges der Ideen, überall die wiederkehrenden Formen des Glaubens und phantasiereicher Erdichtung.

Die alte geognostische Mythe der Muyscas, eines kaum der Barbarei entgangenen oder vielleicht halb in dieselbe zurückgesunkenen Volkes, hat, aus dem physikalischen Gesichtspunkte betrachtet, wenigstens den Vorzug, daß sie die Oeffnung des Thales und den Abfluß des Alpensees einer auf einmal und gewaltsam wirkenden Kraft zuschreibt. Diese Ansicht entspricht den Bedingungen des Naturphänomens, der Gestaltung des Felsenthores. Die Schichten des Kalksteins liegen horizontal. Die Spalte scheint neuer als die Erhärtung und Hebung, es ist nicht eine Lücke, welche unter ungleichen Winkeln einschießende Flötzlagen, indem sie herausgeschoben wurden, zwischen sich zurückließen. Es ist eine Spaltung, ein Querthal, erzeugt durch dieselben geheimnißvollen Kräfte, die sich in jeder Reaction des innern Erdkörpers gegen seine Oberfläche (die Erdrinde) offenbaren. Hat sich die Oeffnung von einer anfangs engen Spalte allmälig zu ihrer jetzigen Dimension von 36 Fuß durch den Stoß der Wasser erweitert, wie einige wissenschaftlich gebildete Einwohner und fleißige Beobachter der Lokalverhältnisse mich überreden wollten? Ich bezweifle diese allmäligen Bildungen und hydraulischen Wirkungen des Stoßes. Die Aufgabe ist hier keine isolirte, sie wiederholt sich in jedem Alpenthale des Alten und Neuen Continents. Die jetzt rinnenden Wasser (so weit berufene Namen sie auch als Flüsse tragen) haben sich enge Furchen in breiten Thälern

Hieher gehört auch „Vitichab und Dankwart“ oder „die Allemanniſchen Brüder“, ein Trauerſpiel in Alexandrinern von Benjamin Ephraim Krüger (Leipzig 1746), zugeeignet der Frau Gottſched.

Durch römiſche Argliſt und durch Mißverſtändniſſe und Uebereilung des Temperamentes werden zwei Brüder dahin gebracht, einander ſelber zu verderben, bis ſie zu ſpät ihren Irrthum einſehen. Allerdings eine gute Allegorie des ewigen Bruderzwiſtes in Deutſchland.

Der ſächſiſche Prinzenraub, 1743 von Triller in ein Epos gebracht, erzählt in geiſtloſen Alexandrinern den bekannten Frevel des Ritter Kunz von Kauffungen und ſeine Beſtrafung. Es iſt nichts bemerkenswerth darin, als daß von dem treuen Köhler, welcher den Ritter im Walde niederſchlug und gefangen nahm, der Dichter ſelbſt ein Abkömmling iſt. Derſelbe Triller, der als Arzt und Profeſſor erſt 1782 in Wittenberg ſtarb, ahmte ſpäter Haller und Brockes in Naturſchilderungen nach.

Ein Schüler Gottſcheds, Joachim Schwab, gab ſeit 1741 „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ heraus, woran Mylius, Rabener, Zachariä ꝛc. Theil nahmen, aber ſchon 1744 trennten ſich die meiſten jungen Talente von Gottſcheds Schule und gingen zu Chr. Gärtner über, der „neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes“ herausgab, die zugleich in Leipzig und Bremen erſchienen und nachher nur „Bremer Beiträge“ hießen. In ihnen erfolgte der vollſtändige Bruch der jungen Geiſter mit der alten Gottſched'ſchen Partei.

Michael Richey, ein Schulman in Hamburg, emancipirte die Hochzeits- und Gelegenheitspoeſie, von der ihm die ſtädtiſche Sitte noch nicht ſich loszureißen erlaubte, wenigſtens durch reinere und freiere Behandlung und unterſcheidet ſich dadurch ſehr vortheilhaft von den Schleſiern und Oberſachſen. Seine Gedichte ſind von Schütz 1764 herausgegeben. Indeß wurde der leichtere Ton, den Canitz angeſchlagen, erſt ſeit dem Auftreten eines andern Edelmanns, von Hagedorn († 1754) an vorherrſchend. Dieſer leiblich und geiſtig reiche Herr in Hamburg, der auch über Kunſt ſchrieb, ließ ſeine erſten Gedichte 1729 drucken.

Er begann mit „moraliſchen Gedichten“, unter denen „die Glückſeligkeit“ eine Ermahnung an die Deutſchen, ſehr anſpricht. Er tadelt ihren allzugroßen Hang zur Gelehrſamkeit und frägt, ob ſie durch ihre Studien Germanien zu

befreien, oder nur eine Stadt zu beschützen, der Unschuld Recht zu verschaffen, den Frevelmuth zu stören, die Tugend groß zu machen wüßten?

Seine Epigramme sind zum Theil nur Uebertragungen, zum Theil eigen und vortrefflich. Er sagt z. B.: Manche tadeln jetzt den Hofmannswaldau, die nicht einmal Genie genug besessen hätten, seine Fehler zu begehen.

Auch unter den Fabeln Hagedorns sind viele gute, z. B.: Der Fuchs steigt auf dem Bock aus dem Brunnen. Der magere Wolf mag doch mit dem fetten Hund wegen dessen Halsband nicht kämpfen. Eine erstarrte Schlange sticht den Bauer todt, der sie im Busen gewärmt. Der Fuchs, der den Schwanz eingebüßt, will den andern einreden, sie sollen sich den ihrigen abnehmen lassen, es sey schöner. Indem zwei Diebe sich um den Esel streiten, holt ihn der dritte. Johann der muntere Seifensieder. Coridon gibt der Elise für jeden Kuß ein Schaf, empfängt sie aber um denselben Preis zurück. Sehr artig der Ursprung des Grübchens im Kinn ꝛc.

In den Oden hat Hagedorn einiges aus Horaz übersetzt. Die erste des zweiten Buchs „an die Freude" war mit das Vorbild für Schillers berühmtes Lied.

Stoppes neue Fabeln und moralische Gedichte, Breslau 1745 sind ohne Geist.

Der kindliche Gehorsam stirbt, da hängt man sein Bild auf und daneben das Bild des Wohlergehens und des langen Lebens, der Jugend zur Warnung. Die mit Eis beblümten Fensterscheiben schelten über den häßlichen Ofen, von dessen Gluth sie aber bald schmelzen ꝛc. Das Gewissen, vom Hofe vertrieben, läßt sich in einem Dorfe nieder und die Bauern kommen überein, es zum Nachtwächter zu machen ꝛc.

Stoppe ahmte schon Lafontaine nach und hielt zu Gottsched, daher die Reinheit seiner Verse vom alten Schwulst, eine verhältnißmäßige Leichtigkeit, aber auch ein bis zum Abreißen dünner Geist und nüchterner Verstand. Er schrieb auch Gedichte von gleicher Schwäche. Näheres bei Hoffmann, Spenden II. 177.

Sucros Versuch in Lehrgedichten und Fabeln, Halle 1747 ahmen Boileau in kalten Abhandlungen über Furcht und Hoffnung, über Stoicismus, Gemüthsruhe, über den Menschen ꝛc. und Lafontaine in etlichen Fabeln nach.

Drollinger, badischer Hofrath († 1742), dessen Gedichte erst 1743 nach seinem Tode erschienen, gehört schon der feinern Richtung von Canitz an. Das beste, was er leistete, ist seine „unschuldige Frühlingslust", worin er ein Veilchen suchendes Mädchen in allen ihren

leichten Bewegungen verfolgt. Im Uebrigen findet ſich in ſeinem pomphaft angekündigten Buche nur wenig Erträgliches, meiſt Ueberſetzungen. Einmal peitſcht er ſich, um ſingend den Geſang zu beſingen. „An die Muſik.“

Die berühmte Karſchin (Anna Louiſe geb. Dürbach), eine ſchleſiſche Waiſe, die in ihrer Jugend das Vieh hüten mußte und gegen ihren Willen nach einander mit zwei roben ungeliebten Männern verheirathet wurde, kam endlich durch ihr poetiſches Talent in eine etwas beſſere Lage. Ihre Gedichte erſchienen unter Gleims Vermittlung 1764. Sie wimmeln von obligaten Lobhudeleien auf ihre Gönner und Wohlthäter, die leider manchen ihrer erſten Jugendlieder, die wahrſcheinlich beſſer waren, den Platz wegnehmen.

Zum Namen einer Sappho berechtigt die arme Karſchin nichts, denn ſie war ſtets eine duldende ergebene Frau, die ſich mit der Zärtlichkeit des liebenden Herzens niemals verirrte. Nur ein paar zarte Spuren des keuſch verſchloſſenen Feuers finden ſich in ihren Gedichten. Einmal in der Ode an die ihr geſchenkte goldene Feder heißt es S. 63 ſehr ſchön:

O du mir köſtliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldſand,
Und ſagte ſeufzend dabei:

Wo bleibt der liebende Jüngling?
O mir verächtlicher Staub!
Sein Herz im lächelnden Aug
Glänzt mehr, iſt theurer als du!

Dann ſagt ſie in der Ode an den Domherrn von Rochow, in welcher ſie ihre tiefſten Klagen ausſtrömt, S. 111.

Ohne Regung, die ich oft beſchreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erſtieg.

Sing ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk ich den zärtlichſten der Männer,
Den ich immer wünſchte, nie erhielt;

Keine Gattin küßte je getreuer
Als ich in der Sappho ſanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt.

Ein Freiherr von Creuz († 1770) ſchrieb außer einigen politiſchen Schriften und philoſophiſchen Verſuchen auch Oden (1750). Seneca, ein Trauerſpiel (1754). Die Gräber (1760) und Lucreziſche Gedanken, eine Rhapſodie. Im Ganzen ſchwache Sachen. Seneca matte Declamation, das Intereſſe abgelenkt auf eine erdichtete Liebe.

Bedeutender war Joh. Fr. von Croneck, deſſen „Einſamkeiten", ein Lehrgedicht, 1756 erſchienen. Er ſchrieb ſodann ein Trauerſpiel Codrus, in Alexandrinern und im Styl des Corneille, ein zweites „Olint und Sophronia", worin die Liebe durch Großmuth überwunden wird. Auch ein Luſtſpiel „der Mißtrauiſche", der ſich beſſert. Vorzüglicher als alles das ſind ſeine Oden. Er handhabt antike Versmaaße zum erſtenmal mit ſüßem Wohllaut z. B. in dem Liede an Chloris:

Schweigend ſenkt ſich der Schlaf von dem Olymp herab.
Mit balſamiſcher Kraft ſtärkt er die müde Welt.
Alles ruht — nur dein Kummer,
Allzureizende Chloris, wacht.

Leibnitz, unſer großer Philoſoph, war auch Dichter. Doch ſind ſeine wenigen Dichtungen vergeſſen geblieben und nur ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten haben ihn groß gemacht. Seine lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Gedichte ſind von Pertz 1847 mit kleinern Proſaaufſätzen verbunden, beſonders herausgegeben worden. Es ſind durchgängig Gelegenheits- und Lehrgedichte untermiſcht mit Epigrammen. Sie gehören noch theils zum feierlichen Renaiſſance-, theils ſchon zum frivolen Rococoſtyl, beſonders die franzöſiſchen Gedichte. Doch läßt ſich der große Geiſt nicht ganz verkennen.

In den politiſchen Gedichten herrſcht die reinſte Vaterlandsliebe vor, wobei man ſich nur wundern muß, daß er ſelbſt faſt immer nur lateiniſch oder franzöſiſch ſchrieb und ſich niemals Mühe gab, des deutſchen Ausdrucks Meiſter zu werden. Sein deutſcher Styl iſt wirklich kläglich und ſeines Geiſtes nicht würdig. Hier ein patriotiſches Gedicht:

Auf die Nachahmer der Franzoſen.

Wenn der Franzoſen Schaum die teutſchen Häupter ehren
Und unſre Nation das Joch zu tragen lehren

Von denen, die ihr Land auch ſelbſten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bey uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Geſetze geben ſollen,
Wenn wir die Kleider ſelbſt aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutſchen Kopf muß ſtehn ein fremder Hut,
Wenn man faſt nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen ſeyn und ſie uns äffen müſſen,
Wenn keiner wird gehört, er muß franzöſiſch wiſſen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutſche Geld, wenn man des Teutſchen lacht,
Wenn manche Höfe ſich der teutſchen Sprache ſchämen,
Franzoſen an den Tiſch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzoſen ſelbſt uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was iſt es Wunder dann, daß auf der teutſchen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt franzöſiſch werden!
Bei Herren wird der Schad am allergrößten ſeyn:
Der Bürger lernet Franzſch weit leichter als Latein.

Sehr holprig iſt ein deutſches Lied, welches Leibnitz dem Amor in den Mund legt und an die Nacht richtet. Hier, wo der kleine Liebesgott ins Spiel kommt, ſollte die Sprache Anmuth und Leichtigkeit verrathen, aber dieſe gelangen unſerm Philoſophen nicht.

Das beſte unter den deutſchen Liedern iſt offenbar ein geiſtliches:

Jeſu, deſſen Tod und Leiden
Unſre Freud und Leben iſt,
Der du abgeſchieden biſt,
Auf daß wir nicht von Dir ſcheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Deine Arme ausgeſtrecket,
Zeigen deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So dein Kreuz zu Lieb erwecket:
Wer nicht unempfindlich iſt,
Sich in Deine Arme ſchließt.

Als ſich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küſſen mich,
Da der Geiſt ſchon lezet ſich,
Noch ſich Deine Liebe zeiget.

Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

In den franzöſiſchen Gedichten iſt Leibnitz überaus galant gegen ſeine berühmte Zeitgenoſſin, das Fräulein von Scudery, die er als Inbegriff aller Muſen preiſt:

Vôtre Agathe, Sapho, montre un Parnasse uni,
C'est qu'un Parnasse entier par vous seul est rempli,
Quand cette Lyre d'or, qui vous fut présentée etc.

So weit konnte der große Leibnitz ſich verirren. Unter den franzöſiſchen Liedern fällt auch noch eins zum Lobe des Geldes auf:

Si vous avés l'argent qu'il faut,
Fussiés vous le plus grand lourdaut,
On vous fera des reverences.
Avec l'argent on obtient tout,
Et on vient aisément à bout
Des Altesses et Excellences.

Der Philoſoph der Rococozeit war nicht der geniale Leibnitz, ſondern der trockene und geiſtloſe Wolf, der Aeſthetiker aber Baumgarten, der noch lateiniſch ſchrieb. Dieſe Männer und Gottſched zeigen gleiche Dürre. Man ſieht wie im Anfang März nur Zweige, noch keine Blätter. Aber dieſe kahle Literatur verkündigte einen deſto üppigeren neuen Frühling der Poeſie. Wolf erweckte bei der ſtudirenden Jugend eine Art von Begeiſterung für das Geiſtloſe. Nicht ohne Verdienſt um correctes, klares Schreiben war er doch zugleich Fanatiker für die Trivialität. Das Gemeinſte, Selbſtverſtändlichſte mit der Anmaßung von Eleganz auszuſprechen, das kennzeichnet die Schule.

2.

Klein Paris an der Pleiße.

Gottſched hielt, bei aller Geſchmackloſigkeit, doch auf Ernſt und Würde. Auch die Lyriker ſeit Canitz ſchlugen eine edlere Richtung ein. Andere Dichter aber und zwar unter Gottſcheds Augen und unabhängig von ihm, gaben ſich ganz der frivolen Richtung der franzöſiſchen Modedichter hin. Die franzöſiſche Galanterie wurde nirgends ſo einheimiſch,

als in Leipzig, welches man daher auch das kleine Paris nannte. Die Frivolität, die am Hofe Ludwigs XV. herrschte, fand mit allen andern Modethorheiten hier schon deshalb den meisten Eingang, weil Leipzig ein großer Handelsplatz für Modeartikel aller Art war. Zachariä setzt in seinem Renommisten ausdrücklich das galante Leipzig dem roh burschikosen Jena entgegen. Die Galanterie der zweiten schlesischen Schule verlor wirklich in Leipzig etwas von ihrer Steifigkeit und Schwerfälligkeit und näherte sich der Pariser Leichtigkeit. Den Uebergang zu dem spätern Weiße bildet in dieser Beziehung der Leipziger Advokat Corvinus, der sich als Dichter Amaranthes nannte. Corvinus hat ihn weit unterschätzt und ganz oberflächlich mitgenommen. Man muß an den allerdings nur zu elenden Poeten jener Zeit doch wenigstens die Gerechtigkeit üben, jeden in seiner Eigenheit aufzufassen. Seine „Proben der Poesie" erschienen 1710, ihm schloßen sich noch „reifere Früchte" 1720 an.

Vergleicht man Corvinus mit den übrigen galanten Dichtern der Hoffmannswaldauischen Schule, so fällt die große Mannigfaltigkeit seiner galanten Scenerie auf. Er flattert von Blume zu Blume und liebt auf der nächsten Seite immer wieder eine andere. Er neckt sich und zankt beständig mit den Schönen, tändelt mit ihnen, spielt mit ihnen Würfel, Brett, Karten, sogar Billard, macht ihnen kleine Geschenke oder wenigstens witzige Verse auf ihre Bänder, Schürzen, Hauben, Ringe, Fächer, Muffe, auf ein verlorenes Band ꝛc., fährt mit ihnen Schlitten, sucht im Sommer mit ihnen Erdbeeren, läßt sich von maskirten Damen necken, belauscht sie durch das Schlüsselloch, findet sie doppelt reizend in der Gewitterfurcht, kurz er gewinnt dem wirklichen Leben tausenderlei kleine Reize ab. Wenn er weniger und kürzer gedichtet hätte, wenn er nicht immer wieder in die breite und schwülstige Manier des Hoffmannswaldau, z. B. bei einer metaphorischen Beschreibung des weiblichen Mundes (Proben I. 91), und in die Spielerei mit classischen Gottheiten, z. B. in Amors Lotterie (II. 52) gefallen wären, so würden seine erotischen Scherze gar nicht zu verachten seyn. Nach der Sitte der Zeit beschwerte er diese Liedchen der Liebe mit vielen Hochzeits-, Grab- und Gelegenheitsliedern. Die Hochzeitsgedichte sind sehr frei, viele ziemlich witzig.

Diese galante Zuchtlosigkeit culminirt in Celanders verliebten Gedichten, gedruckt Hamburg und Leipzig 1716. Der Verfasser schreibt die Vorrede aus Oldenburg.

Seine Gedichte sind die zotenreichsten, die je in deutscher Sprache gedruckt wurden und übertreffen noch Hoffmannwaldaus Sachen in unverschämter Frei-

heit der Sprache. Die Tändeleien des Corvinus liegen weit hinter ihm, er geht überall gleich auf den geilſten Sinnengenuß ein und beſchreibt denſelben in allen Stadien. Seine Sprache bleibt dabei roh und ſteif, ſeine Alexandriner ſchwellen noch von Metathesen. In der „Freudenarie der Wolluſt“ S. 411 ruft er:

Jo, io, Triumph
Ich habe obgeſiegt
Der Wolluſt ſanfter Weg
An Anmuth überwiegt
Den rauhen Tugendſteg.
Ich habe obgeſiegt.

Gelander beruft ſich in ſeiner Vorrede auf ein früheres Gedicht „der verliebte Student“. Vielleicht iſt er identiſch mit Wolterek, einem in Leipzig gebildeten Holſteiner, der 1712 „Holſteiniſche Muſen“ herausgab. In dieſen letztern findet man aber viel mehr Zurückhaltung, neben geiſtlichen Gedichten, nur zahme Satiren und Epigramme und in Oden und Madrigalen kleine verliebte Tändeleien. Die Leichtigkeit der Verſe zeigt den Uebergang von Hofmannswaldau zu Hagedorn.

Johann Chriſtian Trömer, ſchrieb unter dem Namen Jean Chretien Toucement als Deutſch-Franzos zu Dresden (ſeit 1728) allerlei „luſtige Schriften“ in gereimten Alexandrinern und in einem Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch, wie es Franzoſen zu ſprechen pflegen, die einige Zeit unter Deutſchen gelebt haben, genau der Natur abgelauſcht, doch nur mit einer kleinen vis comica. Was er dem Deutſchfranzoſen in den Mund legt, iſt äußert trivial. Am beſten iſt: Ehn luſtigk Lebenlauff und artigk avantur, die ehne Deutſch Franços aht in der Welt passir, in 5 Theilen, 3. Auflage, Leipzig 1731. Die frühern dürften nicht lange vorher erſchienen ſeyn.

I. Der Deutſchfranzoſe hat einen Franzoſen zum Vater, eine Deutſche zur Mutter, wächst als unartiger Bube auf und übt Schelmenſtreiche aller Art. Unter Anderem beklebt er einmal den Abtritt mit Vogelleim, ſo daß ſein alter halbblinder Lehrer darauf ſitzen bleibt, und als er ſich gewaltſam losreißt, die Brille mitnimmt. Ein andermal wird ihm ſelbſt die Naſe in die Bibel gequetſcht und dünne gedrückt. Einſtmals erſchreckt er ein Liebespärchen, indem er ſich als Geſpenſt vermummt ꝛc. II. Er kommt nach Leipzig, ſieht einem Fiſcherſtechen zu ꝛc. Hier macht er den Hans Arſch von Rippach, d. h. indem er von ihm hört und ihn gerne ſehen möchte, führt man ihn vor den Spiegel.

III. Er kommt nach Nürnberg, wo er wieder die Merkwürdigkeiten besieht. Vor allem fällt ihm das berüchtigte, jetzt weggenommene Bild von dem verwunschenen Schusterjungen in die Augen.

Man sah da ehne Weib, die Riese Frau keweß,
Die von ehn Schuster sick laß ehn Paar Schuh anmeß,
Die arme klehne Mann sie aht ehn Augelück
Just da sie nehm die Maaß, und sie sich woll was bück
So stolper par hazard, daß sie nit steh kann bleib
Und fall die arme Schelm in kroße Frau ihr Leib,
Sie iß reckt tief kefall, die kleene Pumper-Nuß,
Denn von die klehne Mann man sah nur Behn und Fuß.
Man sah kanß ordentlich wie sie kestrappelt aht,
Die arme klehne Narr in ihre Lager Stadt.

Indem der Deutschfranzos mit einem Juden weiterreist, erzählt er, ein Wagen mit Eiern, auf dem ein Bauernweib saß, sey vorbeigefahren. Der Jude frägt im Scherz den Bauer, ob er ihm nicht die Henne droben verkaufen wolle? nein, sagt der Bauer, aber die Eier, die sie lege. Er kommt nach Wien, fährt auf einem Kahn, fällt um und hält sich an die Füße eines Schwans. Diesen packt ein Greif und trägt ihn hoch in die Luft. Da reißt dem Schwan ein Bein aus und der Deutschfranzos fällt in einen Fischteich, wo man ihn mit dem Netze herausfischt in der Winden Land. IV. Hier sind nur Hochzeitscarmina zu hohen und bürgerlichen Vermählungen eingeschaltet; alle im gleichen Kauderwelsch. In dem einen wird viel schlechter Witz über den kinderbringenden Storch gerissen. V. Der Deutschfranzos beschreibt einen Maskenball und wie er sich dabei in eine Dame verliebt, in der er, als sie sich demaskirt, ein abscheulich häßliches altes Weib erkennt.

Daran ist in der Ausgabe von 1732 noch angefügt eine Parentation vom Pauker Mohr. Dabei wird die berühmte Sage vom Schmidt von Jüterbock erzählt.

In diesen Stücken ist nun wenigstens etwas derber Witz, so daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, die des Verfassers Ruf begründeten, vielleicht noch vor 1728, und daß die Festbeschreibungen von Potsdam und Aehnliches erst später entstanden, weil man sie von ihm, der schon bekannt war, beschrieben wußte.

Gegen die Ausländerei erschienen viele Satiren, ein eigener Alamode-Teufel (Dresden 1679). Merkwürdig ist besonders Velemnon's kur. Bauernlexikon, Freistadt 1728, worin nicht nur die richtige, sondern auch die damals übliche falsche Aussprache der Fremdwörter zu finden ist.

David Faßmann (Sprachlehrer in Leipzig † 1744) schrieb sehr

beliebte und oft nachgeahmte „Gespräche im Reiche der Todten", in 16 Bänden, Leipzig 1718—39.

Nach dem Muster der lucianischen Gespräche. Alle mögliche historische Personen kommen hier in der Unterwelt zusammen und unterredeten sich von dem, was sie auf der Oberwelt gethan und erlebt hatten. Ohne allen Humor, nichts als Relationen und Meinungen über bekannte Begebenheiten, und höchst langweilig. Derselbe Verfasser schrieb noch eine Menge Biographien und historische Sammlungen, zum Theil gleichfalls in „Discursen". Auch von gelehrten Narren 1729 und von reisenden Chinesen.

Zu den Todtengesprächen gehört „die oberländische Zizamia" (ohne Ort und Jahr gedruckt).

Zizamia, ein böses Weib aus dem Oberlande, hat längst gewünscht, die Xantippe kennen zu lernen. Dieser Wunsch wird ihr nach dem Tode gewährt. Sie geräth in die Versammlung aller bösen Weiber in der Hölle, wo alle über die Welt, über die Männer, über alles und sich selbst lästern.

Der Gedanke ist gut, die Ausführung schwach.

Christoph Dietrich von Böhlau, dessen „poetische Jugendfrüchte" Triller mit einer Vorrede herausgab, schrieb zwischen 1729—1739 Lobgedichte auf Gönner, Oden und Episteln höchst ordinären Inhalts; nur in lasciven Schilderungen zeigt er sich munter und lebendig.

Kommt eine Feldschalmei
Dem holden Zwitschern bei,
Wann nach des Weibchens Flucht
Der Hahn sie liebreich sucht?
Wie lockt und flieget er
In Lüften hin und her.
Kein Baum, kein grüner Ast
Vergönnt ihm Ruh und Rast
Bis er sein Weibchen hat,
Dann liebt er sich kaum satt.

Von dem damaligen Sittenzustand in Sachsen gibt er keinen guten Begriff:

In dem erborgten Gold sich in der Kirche blähn
Des Tags zum nassen Schmauß, des Nachts nach Burgau gehn,
Im Lhombre und Piket die schönsten Griff zu wissen,
Die Jungfer und die Magd in einem Bett zu küssen,
Macht keinen Cavalier, das Saufen keinen Held ꝛc.

ausgegraben; ſie ſchlängeln ſich durch die weiten Räume dieſer Thäler. Es ſind kleine Naturphänomene, welche den alten, die Unterbrechung des allgemeinen Reliefs beſtimmenden Urſachen fremd blieben. Das Syſtem allmäliger Wirkungen und der ſchwachen Kräfte, die langer Dauer bedürfen (ein wiſſenſchaftliches Syſtem, das periodiſch wiederkehrt und im klaſſiſchen Alterthume ſich auf Delta-Bildung, auf Anſchwemmungen und Höhlenſinter gründete), befriedigt wenig bei dem Anblick der Erdtrümmer, die uns heute zum Wohnplatz dienen. Der „Regentropfen" durchbohret wohl durch langes Fallen einen Stein, er gibt aber der Rinde unſeres Planeten nicht ihre jetzige phyſiognomiſche Geſtaltung.

Der weitberufene Waſſerfall des Tequendama verdankt ſeinen impoſanten Anblick dem Verhältniß ſeiner Höhe zu der Waſſermaſſe, die in zwei Abſätzen herabſtürzt. Der Rio de Funzha, nachdem er ſich bei Facatativa und Fontibon in einen mit ſchönen Waſſerpflanzen bedeckten Moraſt ausgebreitet, zieht ſich wieder bei Canoas zu einem engern Bette zuſammen. Ich fand ſeine Breite dort 130 Fuß. Bei großer Dürre ſchien mir das im Salto de Tequendama herabfallende Waſſerprofil, wenn man ſich eine ſenkrechte Fläche durch den Fluß gelegt denkt, von 700 bis 780 Quadratfuß. Die große Felswand welche dem Salto gegenüber ſteht, und die durch Weiße und Regelmäßigkeit der Flötzlagen an Jurakalkſtein erinnert, das wechſelnde Spiel des farbig gebrochenen Lichtes in der Dunſtwolke, welche ſtets über den Cataracte ſchwebt, die perlartige Zertheilung der herabſtürzenden Waſſermaſſe, das Zurückbleiben ihrer Cometenartigen Schweife, das donnernde, von den Bergen wiederhallende Getöſe, das Dunkel der tiefen Felskluft, der Contraſt zwiſchen der oberen nördlichen Eichenvegetation und den Tropenformen am Fuße des Salto, alles dieß giebt dieſer nicht zu beſchreibenden Scene einen individuellen, großartigen Charakter. Nur bei ſehr hohem Stande ſtürzen die Waſſer auf einmal ſenkrecht und von der Felswand abgebogen, in den Abgrund. Wenn dagegen der Fluß ſeichter iſt (und ſo fand ich ihn bei dem Beſuche dieſer Gegend) iſt das Schauſpiel größer und erfreulicher. Die Felswand hat nämlich zwei Vorſprünge, einen in 5, den andern etwa in 30 Toiſen Tiefe. Dieſe verurſachen einen wahren caſcadenartigen Fall, wobei ſich unten alles in ein Schaum- und Dampfmeer verliert. Wenn man ſich nahe an den äußerſten Rand der Felsbank wagt, von welcher der Fluß hinabfällt

Chriſtian Friedrich Henrici, Steuereinnehmer in Leipzig, ſchrieb unter dem Namen Picander. Seine zahlloſen Gelegenheitsgedichte wurden ſeit 1727 viermal aufgelegt, weil ſie eine Art von Familienchronik Leipzigs und des Sachſenlandes überhaupt enthielten, denn es ſind nichts als Gelegenheitsgedichte auf Geburt, Hochzeit, Beförderung und Tod hoher Gönner, und unzähliger Perſonen, für die Henrici die übliche carmina um Geld geſchrieben hat.

Die Ausgabe von 1748 zeigt auf dem Titelkupfer eine Muſe mit Lorbeern bekränzt und die Lyra in der Hand, aber in einer Schnürbruſt, am Tiſch ſitzen; neben ihr ſteht ein etwas friſirter Satyr. Das erſte Gedicht lobpoſaunt dem ſtarken Auguſt, König von Polen.

Mein König, Fürſt und Herr, hier ſteht zu deinen Füßen
Die Angſt der Dürftigkeit dich um Erbarmung an ꝛc.

Unverholen geſteht der Dichter, daß der Hunger ſeine Muſe, der leere Magen der Reſonnanzboden ſeines Saitenſpiels ſey. In den Gelegenheitsgedichten an hohe Perſonen kehrt die bettelnde Demuth immer wieder. So heißt es I. 193 in einem Hochzeitscarmen auf ein hohreichsgräfliches Paar:

Erhabne theure Zwei, vergönnet dieſen Zeilen,
Die furchtſam und gebückt zu euren Füßen eilen,
Nur einen ſolchen Blick ꝛc.

Zuweilen quält ſich der arme Poet entſetzlich ab, um ſich zu begeiſtern. I. 89 ſoll er die Geburt eines jungen Grafen Flemming beſingen und beſteht einen ſchauerlichen Zank mit der Muſe, bis er ſie zwingt, ſeinem Intereſſe zu dienen. Indeſſen konnte H. auch ganz leichte und ſogar ſehr frivole Verſe machen. Unter ſeinen Hochzeitspäſſen findet man II. 483 die Erzählung von dem blöden Jüngling, der nie ein Frauenzimmer geſehen hatte, und dem man, als er die erſte ſah, weis machte, es ſey eine Gans. 495 eine Sportelltaxe der Liebe. 504 Amor als Apotheker gibt den kranken Weibern Mittel für alle Schäden. 515 ein Büchercatalog mit äquivoken Titeln. 532. Die Kunſt zu küſſen. 562 das l'Hombrespiel der Liebe. II. 598 die Frau, als der nöthigſte Hausrath angeſehen. 687 Lob einer kurzen und dicken Braut. 708 im Gegentheil einer magern. 767 Fabel von den Amazonen, die alle ihre Männer umbringen, bald aber ein ſolches Bedürfniß nach Männern ſpüren, daß ſie in den Nachbarſtaat ſchicken, man ſolle ſie doch um Gotteswillen wieder mit Männern verſehen. Nun ſchickt man ihnen nur die Männer aus dem Spital, und ſo elend ſie immer ſind, werden ſie doch mit tauſend Freuden und Liebkoſungen aufgenommen. 774 ein Storch, der Kinder bringt. 777 Extract aus den verliebten Acten bei einer Juriſtenhochzeit. 793 eine Vergleichung

der Liebe mit der Jagd. 876 Taſchenkalender der Frauenzimmer, mit kurioſen Bildern für jeden Monat. Dabei unter andern: Januar: Cupido hat ein Frauenzimmer am Bratſpieß ſtecken; Februar: Verſammlung der Hahnreihe; Juni: eine Wittwe mit einer Scheibe und einem geſattelten Pferde (Sinnbilder ihrer Wünſche); Auguſt: ein Frauenzimmer im Hemde fängt Flöhe, die ein Satyr mit dem Hammer auf einem Ambos zerknickt; October: drei Jungfern ſchlagen ſich um ein Paar Junggeſellenhoſen; November: eine Jungfer kniet vor dem Bett und betet zum h. Andreas; December: ein Vogelfänger fängt Jungfern im Netze. 1005 eine höchſt zornige Venus, welche die Aerzte fortjagt, weil ſie das wahre Heilmittel bei ihr nicht verſtehen. S. 1014 Vergleichung der Braut und ihrer Reize mit einem Bergwerk, Zollmandat der Liebe, Vergleichung zwiſchen einer Rent- und Brautkammer, Kometenbetrachtungen in der Hochzeitnacht, poſtamtliches Referat über in der Hochzeitnacht verlorene Sachen ꝛc.

Bis zu welchen Spielereien der Witz der Noth den Poeten trieb, erhellt aus S. 908.

Das Bett in einer Jungfer ſchlief,
Die ſtach den Flöhen große Flecke,
Und als das Fleiſch zur Katze lief,
So hing der Schornſtein in dem Specke.
Der Haber frißt die Gänſe gern
Und als die Magd anfing zu ſchreyen,
So griff der Prügel nach dem Herrn
Und ſchlug den Tod faſt zum Lakaien.

Indeß fühlte der arme Dichter wohl die Schmach dieſes handwerksmäßigen Verſemachens, denn er ſingt einmal:

Und macht es auch die Welt
Zu arg mit mir,
So ſey, mein treuer Gott, auch mein Panier,
Mein Schutz, der mich erhält,
Wenn meine Seele in Schwachheit fällt.

Henrici hat auch Schauſpiele geſchrieben, in denen er in einem viel vortheilhafteren Lichte erſcheint. Hier hält er nämlich Leipzig, dem kleinen Paris, den Spiegel vor und ſchildert deſſen damalige Lüderlichkeit in ausgezeichneten Sittengemälden. Picanders deutſche Schauſpiele, 1726 enthalten erſtens den „academiſchen Schlendrian".

Galanthomme, ein ausgelernter Student und Taugenichts, borgt bei ſeinem eigenen Bedienten Harlekin den letzten Gulden; dieſer beklagt ſich wie Leporello im Don Juan. G. braucht immer Geld, weil er anſtatt zu ſtudiren,

der Wollust nachgeht. Er lebt hauptsächlich von reichen listigen Kaufmannsfrauen. Eine derselben, Frau Vielgeld, hat eine vertraute Freundin, Caroline, die ihre ganze Zeit zwischen Kaffeetrinken, Putzen, Spiel mit einem Schooßhündchen, Liebelei mit Studenten und Klatschereien zubringt, ferner ein Kammerkätzchen, die in allen Listen abgefeimt ist und es mit dem Hofmeister der arg vernachlässigten Kinder hält, ein Muster von Leipziger Jungemagd. Als der alte Herr Vielgeld die Untreue seiner Frau merkt, muß diese vorsichtiger seyn. Unter anderem ladet sie einmal Gentilhomme auf's Land „zu Gevatter" und feiert unter diesem Aushängeschild ihre Orgien. Als der Mann auch das entdeckt und dem Gentilhomme nachstellen läßt, will die Frau noch einmal bei Nacht von dem letztern Abschied nehmen und ihm ein reiches Geschenk machen, während zugleich die Zofe ihrem Hofmeister eine Flasche köstlichen Wein bringen will. Im Dunkeln aber empfängt der Hofmeister die Dame und Harlekin die Zofe. Gentilhomme geht leer aus, sticht aber aus Zorn den Hofmeister nieder und muß sich flüchten. Frau Vielgeld will sich nicht von ihm trennen, rafft an Juwelen und Geld zusammen, was sie fortbringen kann und flieht mit ihm; er aber, nachdem er ihr alles abgenommen, läßt sie sitzen. Caroline wird ebenfalls sitzen gelassen. Eine Damenunterhaltung in der Wochenstube gehört zu den Würzen dieses ganz aus dem Leben gegriffenen Stückes.

Das zweite Stück „die Weiberprobe" ist eine Posse.

Zwei verheirathete Frauen werden ihren Männern untreu und sitzen ehelich auf dem Sopha, einen Liebhaber zwischen sich, als ein verschlagener Diener, der unter dem Sopha versteckt ist, sie alle mit den Kleidern zusammennäht, plötzlich pfeift und die Ehemänner mit den Prügeln hereinstürzen und dreinschlagen.

Im dritten Stück „der Säufer" ist der Held wieder ein Leipziger Student, dem die Venus Geld verschaffen muß, damit er dem Bachus dienen könne.

Polyzythus versetzt den Liebesbrief, den ihm eine schöne und edle Jungfrau geschrieben hat, weil ihr daran gelegen seyn muß, daß ein solcher Brief von ihr nicht veröffentlicht werde, der Borger also Gewißheit hat, daß sie ihn bezahlen werde. Diese Niederträchtigkeit klärt die Jungfrau erst über den wahren Charakter ihres Liebhabers auf.

Ganz im Geist des Henrici schrieb auch ein pseudonymer Musophilus, dessen vergnügter poetischer Zeitvertreib zu Dresden und Leipzig 1717 erschien. Alles Gelegenheitsgedichte, galante Gedichte, Epigramme. Am meisten wetteifert er mit Henrici in der Gattung des s. g. Quodlibet,

die damals in Leipzig Mode gewesen zu seyn scheint. Der Dichter phantasirt in irrsinniger Willkühr alles durcheinander, wenn es sich nur reimt, und je heterogener die Dinge sind, die er mit einander verbindet, desto besser. In dieser Gattung war die versteckte oder auch offene Zote besonders beliebt.

Johann Ulrich von König, ein geb. Eßlinger, wurde Hofpoet am kleinen sächsischen Hofe zu Weißenfels, setzte sich aber auch mit andern Höfen in Verbindung und schrieb Schauspiele zu Festspielen und Texte zu Cantaten und Oratorien, ohne irgend eine Originalität. Die heroische Gravität des poetischen Hof- und Ceremonialstyls lernte er den Franzosen ab. Sein „August im Lager" (ein unvollendetes Epos von 1731) entspricht vollkommen dem Louis XIV. inmitten seiner Helden, Maitressen und Schranzen. Von gleicher Art ist sein „Großmuth Karls V" aufgeführt beim Krönungsfest Kaiser Karls VI. und sein Heraklius, den er dem vielschreibenden Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Karls VI. Schwiegervater zueignete. Für Augusts berühmte Maitresse, Aurora von Königsmark, schrieb er eine „heimliche Liebe der Diana" (zu Endymion). Uebrigens huldigte er auch dem Hamburger Brockes als Naturmaler und ließ sich selber zur gemeinen Natur herab, indem er in einer 1718 gedichteten Oper „Heinrich der Vogler" den Spaßmacher ein Lob auf Braunschweiger Wurst und Mumme in plattdeutscher Sprache singen ließ, ein noch heute beliebtes Lied. Vgl. Koberstein, Grundriß II. 76.

Dem Leipziger Kreise gehört auch der sächsische Sekretair Gottfried Benjamin Hancke an, der 1735 zu Dresden und Leipzig vier Bände Gedichte herausgab, gewöhnliche geistliche und weltliche Gelegenheitsgedichte, dazu viele Uebersetzungen aus den damaligen französischen Modedichtern und einige Satiren, in denen das „kleine Paris" mit seinen verbuhlten Weibern, spitzbübischen Jungemägden, geldgierigen Roués ꝛc. Das Bild eines alten reichen Weibes, die ein Jüngling um des Geldes willen annimmt (II. 1.), ist juvenalisch. In einem größeren Gedicht stellt Hancke den alten Deutschen des Tacitus dieses moderne Leipziger Geschlecht strafend gegenüber. Aber er selbst erhob sich nicht über das Gewöhnliche.

Sein bester Freund war der Neukirch, dessen Satiren an Hanckes Gedichte angebunden und ganz in gleichem Sinne gegen die Corruption der damaligen gebildeten Stände gerichtet sind, obgleich derselbe

Neukirch noch die große Sammlung „Hofmannswaldaus und anderer Deutscher Gedichte“ 1695 herausgab, die von Obscönitäten wimmelt.

Hudemann in Hamburg schloß sich eng an die Leipziger und Dresdener an, übersetzt viel aus dem Französischen und Italienischen, schrieb ein Lob aller Künste, wie sie damals in Dresden geübt wurden, wobei er auch den sächsischen Hofprediger König anposaunte, legte in seine deutsche Oper Constantin der Große italienische Arien ein, ahmte aber später dem Klopstock nach. — Ein anderer Hamburger, Lambrecht, schrieb 1741 ein comisches Gedicht „die Tänzerin“, der er noch eine „Nachtigall“ nachfolgen ließ. Der dritte, Dreyer schrieb 1763 „schöne Spielwerke bei Wein, Punsch ꝛc.“, die der städtische Rath so unanständig fand, daß er sie öffentlich verbrennen ließ, und fecht später mit für Gottsched gegen die Schweizer, die er in schlechten Satiren verhöhnte.

Joh. Christoph Rost, Sekretair des berüchtigten Minister Grafen Brühl in Dresden gab 1742 in Berlin seine sehr laseiven „Schäfererzählungen“ und 1743 die Schäferschauspiele heraus, wozu noch 1763 „die schöne Nacht“ kam, die ohne sein Wissen in einer Prachtausgabe mit Kupfern erschien. Sämmtliche Gedichte erschienen wieder 1768. Sie zeichnen sich durch ungemeine Leichtigkeit und Anmuth der Sprache in den erzählenden Jamben aus, die später Wieland und Thümmel adoptirten, so wie durch die Art, mit welcher Gegenstände der feinsten Sinnlichkeit behandelt werden. Die Grazien der Wollust, der Kampf des Scham mit dem Triebe, die angeborne Schlauheit des Geschlechts, die feine Koketterie und Scheinerei in den Schäferscenen, wie wir sie bei Rost finden, sind von einigen nur erreicht, nie wieder übertroffen worden.

Die kleinern lyrischen Gedichte von dem nachher noch als Dramatiker zu besprechenden C. F. Weiße, 3 Bände, Leipzig 1772 gehören zu den besten Nachahmungen der französischen Galanterie und Plaisanterie im schäferlichen Rococostyl der Zeit Ludwigs XV. Weiße hat deßfalls unter unsern Lyrikern eben so den Vorrang, wie Wieland unter den Epikern. Weiße ist nur deßwegen unterschätzt geblieben und vergessen worden, weil er gar zu unbedeutende und frivole Schäferscenen, gleichsam nur lyrische Dosenstücke ausmalte, von denen sich die Nation wie billig bald wieder abwandte. Allein er schrieb so angenehm, daß man bedauern muß, ihn

des Vergeſſenwerdens für werth zu erklären. — Die lyriſchen Gedichte Weißes enthalten einige Ueberſetzungen aus Tyrtäus, Horaz, und den Engländern, Kinderlieder, in denen zu viel Reflexion vorwaltet, Amazonenlieder, in denen eine Schöne ganz ernſthaft und empfindſam ihren im Felde kämpfenden und fallenden Geliebten beklagt, vornehmlich aber und der größten Zahl nach ſcherzhafte Lieder, in denen Leipziger Bonvivants und Griſetten unter Schäfernamen Scenen aus einem ſehr freien Umgang aufführen. Beſonders wohlgefällig ſchildert der Dichter die Schwächen der Frauenzimmer: bei ihm ſind alle verliebt, geben alle ſich hin, ſuchen die Männer auf und verkehren die natürliche Zurückhaltung und Scham in ihr Gegentheil. Das alles geſchieht nicht ohne die Färbung einer reizenden Natürlichkeit, bezeugt aber, wie ſehr die durch claſſiſche und franzöſiſche Beiſpiele aufgeregte Sinnlichkeit der gebildeten Claſſen die alte nationale Keuſchheit und ſittliche Kraft damals ſchon, lange vor Kotzebue, erſchlafft hatte. Hier einige Proben:

Nerine wirft dem Damus vor, daß er wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliege. Damus wirft ihr vor, daß ſie wie eine Blume einen Schmetterling nach dem andern auf ſich dulde. — Der Dichter ſagt einer alten Kokette, ſie gefalle ihm, meint aber, ſie werde wohl Spaß verſtehen. Dann erblickt er die loſe verſteckte Doris und frägt ſie. Du wirſt doch Spaß verſtehen? meint ſie. Aber er läßt ſich nicht irre machen und meint, das ſey eben der Spaß. — Er kußt eine Blondine in Geſellſchaft. Geh doch, ſagt ſie und ſchämt ſich. Er kommt des Abends zu ihr. Warte doch, ruft ſie, der Nachbar guckt heraus, und ſchämt ſich wieder, — bis ſie die Vorhänge zugezogen hat. — Phyllis rühmt ſich, den Damon viel mehr zu lieben, als er ſie. Fordere mehr, ſagt ſie, dann ſiehe zu, wer ſtärker liebt, ich oder du! — Bedrängt von Hylas ruft Roſilis ihre Mutter zu Hülfe, aber als dieſe kommt, ſagt ſie ſanft: geh nur wieder, es iſt ſchon geſchehen. — Die kleine Blondine, noch unreif, wird vom Dichter doch ſchon aufgefordert, das Lieben zu lernen. — Chloe fleht den Morpheus an, ihrer Mutter Augenlider feſt zuzudrücken, derweil ſie ihren Thyrſis liebkost. — Am beſten iſt „der Türke“. Mar der Ehemann hört, wie viel Weiber ein jeder Türke nehmen dürfe, und wünſchte ſich, auch einer zu ſeyn, aber ſeine Frau lächelt: du würdeſt ein feiner Türke ſeyn.

Viel berühmter noch als Weiße wurde ſein Freund Chriſtian Fürchtegott **Gellert**, Profeſſor in Leipzig († 1769). Dieſer fing wie Weiße mit ſcherzhaften Dichtungen und Schauſpielen an, endete aber mit Kirchenliedern und moraliſchen Schriften. Seine zuerſt 1746 erſchienenen „Fabeln

und Erzählungen“ in Jamben geſchrieben, haben Hagedorns und Weißes liebenswürdige Leichtigkeit der Form, übertreffen ſie aber weit an Geiſt und Stoff. Sie ſind zum Theil aus ältern und fremden Quellen entlehnt, doch die meiſten originell und in hohem Grade gefällig durch eine gewiſſe naive Schalkhaftigkeit. In der Anſpruchsloſigkeit iſt Gellert einzig, zur wahren Beſchämung der Klopſtockiſchen Pausbackigkeit. Gellerts Manier iſt in ihrer Einfachheit die feinſte und vornehmſte; ſelbſt Leſſing kam ihm darin nicht ganz gleich, da Leſſing als Sophiſt Unwichtiges wichtig zu behandeln liebte. Mit Recht wurden Gellerts Fabeln das Lieblingsbuch der Zeit und werden heute noch gern geleſen. Die Hauptſachen darin ſind weniger die Fabeln, als die komiſchen Erzählungen.

Die geiſtvolle Geſchichte vom Hute, vom Greiſe, das Bad der Hinkenden, das Geſpenſt, der Selbſtmord, vom Blinden und Lahmen, Hannchen, das Unglück der Weiber, Hans kommt durch ſeine Dummheit fort, die beiden Nachtwächter, die Lügenbrücke, die Mißgeburt, Eulenſpiegel, der Freigeiſt, die ſchlauen Mädchen, das Hoſpital, am Galgen, das 14jährige Mädchen, die Bauern und der Amtmann, der Schatz, Hans Nord. Hierin liegt ein Schatz von Lebensweisheit und Kenntniß der menſchlichen Schwächen und Thorheiten, die mit unnachahmlichem Humor behandelt werden.

Gellerts Schäfer- und Luſtſpiele ſind viel unbedeutender. Es handelt ſich darin um Eiferſucht und Verſöhnung, um den beſtraften Eigennutz eines Liebhabers, der von zwei Bräuten keine bekommt, um ein Lotterieloos, welches ein armes Mädchen gewinnt ꝛc. Geiſtvoller ſind nur das 2te und 6te.

2. Das Orakel, eine Operette in gereimten Jamben. Alcindor liebt Lucinden. Seine Mutter, eine Zauberin, befiehlt ihm Kraft eines Orakelſpruchs, ſich taub und ſtumm zu ſtellen; da er ſchön iſt, wird Lucinde auf's äußerſte in ihn verliebt und je mehr, je mehr er einer Statue gleicht, bis ſie die Zauberin inſtändig bittet, ihm Sprache zu geben. Die Zauberin heißt ſie ihn ſelbſt in der Sprache unterrichten und Alcindor ſpricht und ſingt ihr nach, bis er aus der Rolle fällt und ſie durch das Geſtändniß beglückt, er habe Sprache und Verſtand, wie irgend Jemand.

6. Die kranke Frau, ein Nachſpiel in Proſa. Frau Stephan iſt todtkrank, wird aber plötzlich geſund, als ſie eine moderne Andrienne, um die ſie eine Freundin beneidet hat, zum Geſchenk erhält und damit Staat machen kann.

Von Gellerts Roman später. Er schrieb auch beliebte Kirchenlieder, z. B. „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", das Abendlied: „Herr, der du mir das Leben", in Krankheit: „Ich hab in guten Stunden". — Die „moralischen Gedichte" Gellerts sind gar zu prosaisch, z. B. der Menschenfreund, Reichthum und Ehre (die geringer als die Tugend zu schätzen seyen), der Christ (Werth der religiösen Gesinnung), die Freundschaft ꝛc. Sehr beliebt waren Gellerts „moralische Vorlesungen". Alle seine Schriften, so wie auch seine Briefe erschienen gesammelt in 10 Bänden, Berlin und Stettin 1772.

Der frivolen sächsischen Schule gehört auch noch Petermann an, welcher 1754 und 1756 Fabeln und Erzählungen in Coburg herausgab, seichte Nachahmungen Gellerts, ganz ohne Geist, denen er aber einen Hautgout zu geben wußte durch einige sehr starke Zoten. — Anständiger schrieb Blohm (vermischte Gedichte, Altona 1756), meist zärtliche Oden und kleine Erzählungen in Gellerts Ton, aber ohne seinen Geist. Eben so Röder in den anonym zu Frankfurt 1766 erschienenen „anmuthigen und sittlichen Schriften", welche Fabeln und kleine Erzählungen enthalten. Hieher gehört auch Gottlob Wilhelm Burmann, ein Schlesier, welcher 1773 Fabeln und zu verschiedenen Zeiten noch lyrische Gedichte herausgab, unter andern „Gedichte ohne den Buchstaben R", ein armseliger Poet und verkümmerter Sonderling.

Magnus Gottfried Lichtwer, Regierungsrath in Halberstadt († 1783), gab 1748 gleichfalls Fabeln heraus, die in den Schulen sehr verbreitet wurden, aber indem sie die leichten Verse Gellerts nachahmen doch überall dessen köstlichen Humor vermissen lassen und oft durch triviale Moralität langweilen.

Hier einige der bessern: Einer verehrt die Sonne so sehr, daß er in ihrem Anstaunen erblindet, der andere verbirgt sich, um diesem Schicksal zu entgehen, in eine finstere Höhle. — Des Vulcanus drei Ehen, zuerst mit der lüderlichen Venus, dann, um nicht ferner durch Hausfreunde belästigt zu werden, mit der zänkischen Eris, endlich, um nicht mehr von seinem Weibe geplagt zu werden, mit der geistlos alles nur nachplappernden Echo. — Die seltsamen Menschen. Ein wunderliches Volk wird geschildert von höchst seltsamen Sitten. Was thun sie denn? wird endlich gefragt. Antwort: sie spielen. Es sind Kartenspieler, die, ins Spiel vertieft, nichts sehen, hören und fühlen. — Ein Vater

verliert die Nase und läßt sich eine wächserne machen. Aber seine Kinder drehen ihm nun die Nase auf alle Weise, jedes anders.

Lichtwer schrieb noch ein langweiliges Lehrgedicht „das Recht der Vernunft“ in Alexandrinern und einige schwache lyrische Gedichte.

Die „abentheuerliche Welt in einer Pickelheringskappe“ oder satirische Gedichte 1718, ohne Druckort, wovon mir 7 Stück vorliegen, liefert Satiren in Alexandrinern auf die trunkenen Weiber, die gutwilligen Hahnrelhe, die Pietisten, die damaligen Liebesromane, die Nürnberger Regentücher, den Schnupftabak, das à la mode-Kochen, die Complimentisten, die alten Junggesellen, Geld und Kaufleute, und spiegelt, wenn auch ohne viel Geist und Witz, doch die Modethorheiten der Zeit und namentlich die Corruption der französischen Bildung ab.

Christian Ludwig Liscow, ein Mecklenburger, Sekretair am Hofe in Dresden, wurde wegen einer Satire auf den englischen Gesandten verhaftet und auf die Veste Gulenburg gesetzt, wo er 1760 gestorben seyn soll. Einer der feinsten Köpfe seiner Zeit, Meister der Ironie, schrieb er zuerst eine klare, leichte, ungezwungene Prosa. Die ungeheure Pedanterie der Zeitgenossen weckte in ihm den natürlichen Oppositionsgeist; er nahm sich den ersten besten langweiligen und geistlosen Literaten aus seiner Nähe zum Gegenstand, an dem er seinen Spott auslassen konnte, der aber nur scheinbar dem Individuo, wirklich der ganzen Gattung galt.

Liscow schrieb 1732 seine erste Satire „Anmerkungen zur jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem des Herrn Sievers“, eines aufgeblasenen und dummdreisten Candidaten, der ein elendes Buch von gedachter Zerstörung Jerusalems geschrieben hatte. Indem sich Liscow demüthig anstellt und die vollste Ehrerbietung gegen den Autor zur Schau trägt, wird seine Satire um so beißender. Er badet in der ganzen Wollust der Ironie, und hat auch in allen späteren Schriften diese Manier beibehalten. — Die Neuheit der Sache frappirte. Man lachte mit und Sievers wurde sehr böse. Aber seine Gegenschriften veranlaßten Liscow nur, den Spaß noch weiter zu treiben, und in einem zweiten Theil „der sich selbst entdeckende XYZ“ über den Eifer zu spotten, mit dem Sievers den ihm noch unbekannten Verfasser der ersten zu entdecken suchte. Da Sievers auch in die Naturgeschichte pfuschte, verspottete ihn Liscow in einem besondern Schriftchen „über die nachdenklichen Figuren auf einer gefrorenen Fensterscheibe“ (erinnert an die spätern Scherze im Wandsbecker Boten).

In demſelben Jahr 1732 griff Liscow noch einen andern unwiſſenden literariſchen Marktſchreier und Pedanten an, den Profeſſor Philippi in Halle, auf den er unter dem Titel „Briontes der Jüngere“ eine ironiſche Lobrede drucken ließ. Da ſich Philippi biſſig wehrte, ließ Liscow noch einige weitere kleine Satiren folgen, worunter eine, in der er ankündigte, Philippi ſey geſtorben, und eine weitere, in der er trotz Philippi's wüthender Proteſtationen bewies, er ſey wirklich geſtorben. — Dieſem Scherze folgte 1736 eine längere Schrift „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, gründlich erwieſen.“

Seine Schriften erſchienen geſammelt in der „Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften“ Frankfurt und Leipzig 1739, ſpäter noch einmal edirt von Müchler, 1806. Leſſing hat viel von Liscow angenommen und einer ähnlichen Liebhaberei ſich hingegeben, kleine unbedeutende Geiſter mit meiſterhafter Ironie zu verfolgen.

Fr. Wilh. Zachariä, Prof. in Braunſchweig († 1777) ahmte zwar zunächſt dem Pope nach, der in England den franzöſiſchen Geſchmack einzuführen verſuchte, behauptet aber viel deutſche Eigenthümlichkeit.

Sein berühmteſtes Werk (1744) iſt „der Renommiſt“, worin die Abentheuer des Jenenſer Studenten Raufbold geſchildert werden, welcher wegen ſeiner rohen Lüderlichkeit von Jena religirt, durch eine nächtliche Erſcheinung der von Möpschen gezogenen und von Complimenten begleiteten Göttin Mode nach Leipzig verlockt wird, wo er ſich in die reizende Selinde verliebt und die Schwachheit hat, ſich kämmen, ſcheeren, friſiren, ſtriegeln und biegeln zu laſſen, um anſtändig vor ihr zu erſcheinen. Allein da ſie ſchon einen begünſtigten Liebhaber an dem Studenten Sylvan, einem alten Bekannten des Raufbold, hat, der viel wohlgezogener iſt als er, ſo bricht ſeine rohe Natur wieder durch. Er entſchlägt ſich des fremden Putzes und fordert Sylvan zum Zweikampf, wird aber beſiegt und zieht mit Beſchämung ab. Der Contraſt zwiſchen Jena und Leipzig, der wilden Studentenwirthſchaft und dem zierlichen „kleinen Paris“ an der Pleiße iſt mit ſehr glücklichem Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird ein hübſches Zeitbild bleiben.

In andern komiſchen Heldengedichten iſt Zachariä weniger glücklich, viel weniger originell. In ſeinen „Verwandlungen“, welche tief unter denen des Ovid ſtehen, läßt er den „Pudergeiſt“ um die ſchöne Selinde werben, die ſich ihm ſpröde erweiſt. Eine Fee, die im Kyffhäuſerberge wohnt (dem durch deutſche Mythe berühmten Berg, der am wenigſten hieher paßt), ſchenkt ihm ein Band, durch deſſen Berührung er alles, was er will, verwandeln kann. Nun rächt er ſich an Nebenbuhlern, ungeſchickten Dienern oder Schönen, in-

ſo ſammelt man in Menge ein Pflänzchen aus der Richardſchen ſeltenen Familie der Podostemeen, ein neues Geſchlecht **Marathrum** mit vielfach gefiederten, feinen, faſt haarförmigen Wurzelblättern, die in die tobenden Waſſer tauchen. [1]

Die genaue Beſtimmung der Höhe des Salto iſt wegen der Lokalität ein ſehr ſchwieriges Problem. Der Fall der Steine, da man dieſelben nicht ganz ſenkrecht fallen laſſen kann, ſondern ihnen eine Wurfkraft mittheilt, hat mich wenig befriedigt. An das Meſſen einer Baſis in der engen Felskluft (Quebrada) iſt vollends nicht zu denken. Dazu verhindert die ſchlangenförmige Richtung der Kluft die Anſicht des ganzen Falles und die Beſtimmung des ganzen Höhenwinkels. Das einzig anzuwendende Mittel ſchien daher das mühevolle Herabſteigen von Canoas in das Thal von Povaſa, wozu ich drei Stunden brauchte. Obgleich ſehr viel Waſſer während des Falles verloren geht, ſo war doch der Strom noch unten ſo reißend, daß das Barometer nur in großer Entfernung vom Fuß des Falles von mir aufgeſtellt werden konnte. Die Schätzung des fehlenden Gefälles nach Diſtanz und nach Zählung der einzelnen ſtufenförmigen Caskaden, machte das Reſultat, welches ich damals erhielt, ſehr ungewiß. Wenn man den Salto von unten ſieht, ſo erinnert er an einen Silberteppich, deſſen Saum nur hie und da die Erde berührt. Herr Roulin hat die Operation, die ich verſuchte, glücklicher wiederholt; er hat ſich dem Fuße des Salto mehr genähert als ich, ungefähr bis auf 20 Toiſen Entfernung, ſeitwärts am Felsrande, wo er ſich dann mit dem Fuße in gleichem Niveau glaubte. Ich ziehe daher gern ſein ſpäter erhaltenes größeres Reſultat (870 Fuß) dem meinigen vor. Die Temperatur des Waſſers fand ich oben und unten vollkommen gleich, was ich wegen der Kälte erregenden Verdunſtung nicht vermutete. Sie war 15°,6.

Ich habe mehrmals die ſenkrecht abgeſtürzte Kalkſteinwand genannt, die ſich jenſeits des Salto von Tequendama gegen Oſten aus dem Abgrund erhebt und welche die von Gmelin in Rom geſtochene ſchöne Kupferplatte recht maleriſch darſtellt. [2] Es iſt hier

---

[1] Marathrum foeniculaceum, Humb. et Bonpl. (Pl. aequin. T. I. tab. 11.)

[2] Humboldt, Vues des Cordillères ou Atlas pittoresque du Voyage aux Regions équinoxiales. Planche VII. (fol.)

dem er den einen in einen Hund, den andern in einen Haubenſtock, in Wind, in Dunſt, in Bäume, in einen Papagei, in einen Bären ꝛc. verwandelt. Endlich verwandelt er die unerbittliche Selinde ſelbſt in Stein.

Das komiſche Heldengedicht „das Schnupftuch" handelt von dem Schnupftuch der ſchönen Belinde, das ein junger Herr findet und ſich aneignet, das er wieder ausliefern muß und nochmals von der zärtlichen Dame freiwillig wieder bekommt. Nachahmung des Lockenraubs von Pope.

„Der Phaeton", Parodie der Mythe bei Ovid. Statt eines Jünglings iſt es hier eine junge Dame, welche die Lenkung wilder Roſſe von ihrem Papa verlangt und dabei ins Waſſer fällt. Dieſes Gedicht iſt in Hexametern geſchrieben, die vorhergehenden in Jamben.

„Murner in der Hölle". Ein verreckter Kater ſchreckt als Geſpenſt die Frauenzimmer im Hauſe. Dabei wird erzählt, was er in der Hölle geſehen habe: lauter Thiergeſpenſter, die beſtimmt ſind, künftig in Menſchenkörper zu fahren; wobei der Witz auf eine Vergleichung der Menſchen- und Thiercharaktere hinausläuft. Auch in Hexametern.

„Hercynia", ein komiſches Heldengedicht aus Proſa und Jamben gemiſcht, beſchreibt eine Winterreiſe in den Harz und die unterirdiſche Halle der Berggöttin voll Erzſtufen ꝛc.

„Die Tageszeiten" und „die vier Stufen des weiblichen Alters", beide in Hexametern, ſind Thomſons Jahreszeiten nachgebildet, und Beſchreibungen, zum Theil ſehr gute enthaltend, wobei der Dichter ſich immer wieder ein wenig bei den Charakterſchilderungen zur Satire hinneigt.

„Die Schöpfung der Hölle", ein Fragment in Hexametern, iſt Klopſtocks Meſſias nachgebildet, nur zu ſclaviſch.

Unter den lyriſchen Gedichten fallen die auf die Muſik und ihre Wirkungen beſonders auf. Man ſieht, wie ſich der Dichter für Muſik intereſſirt haben muß. Vgl. das Lied „die Orgel", Werke II. 319. Auch die erſchütternde Wirkung einer Bombe iſt S. 343 gut geſchildert. Lieblich iſt II. 399 „die Linde", die ihre Blüthen auf ein hübſches Mädchen regnen läßt.

Unbedeutend ſind die Pilgrime auf Golgatha und das befreite Israel, geiſtliche Singſpiele, aber auch das nicht vollendete Epos „Gottes" in Jamben, ſo wie die „glückliche Inſel", eine Phantaſie von Otahaiti nach Bougainvilles Reiſe.

Man findet in Zachariäs Werken auch eine Ueberſetzung der Fabeln des Burkhard Waldis und des verlorenen Paradieſes von Milton. In des Zachariä Manier erſchienen noch mehr komiſche Heldengedichte z. B. die Margaretiade von F. L. von der Oſten 1760, der verlorene Hut von Eberlen 1761, das Strumpfband 1765, die Salopye von Krauſeneck, 1767, der Schuh 1772, Hannchen 1778.

Gottlieb Wilhelm Rabener, Obersteuerrath in Dresden († 1771), wurde als Satiriker viel populärer als Liscow, obgleich er ihm an Geist nicht gleichkam. Er wählte populäre, allgemein mehr interessante Stoffe.

Seine Satiren erschienen zuerst 1751, alle in Prosa, in der Form von kleinen Abhandlungen oder Briefwechseln.

Am artigsten sind: 1) die Lobrede auf Amouretten, ein Schooßhündchen. 2) Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit, der immer die Wahrheit sagte, daher schrecklich mitgenommen wurde. 3) Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft geplagter Ehemänner gehalten. Bei weitem das beste in Rabeners Schriften sind die Briefwechsel, und unter denselben wieder am anziehendsten die Correspondenz der alten Jungfer, die in ihren Blüthetagen die annehmlichsten Freier aus Muthwillen abwies und in ihren welken Tagen vergebens nach Freiern angelte und überall abschlägige Antworten bekam. Das crescendo und decrescendo ist vortrefflich. — Minder anziehend sind die Correspondenzen in Bezug auf einen Hofmeister, welcher gesucht wird; in Bezug auf eine Dame, die vom Großvater und Enkel zugleich geliebt wird; in Bezug auf einen Bankerutirer ꝛc. Die verschiedenen Briefe, worin Bestechungsversuche gemacht werden, sind wieder lesenswerth. Im letzten Theil commentirt Rabener unter dem Namen Anton Pansas von La Mancha, eines Nachkommen des Don Quixotischen Sancho Pansa, verschiedene Sprüchwörter. Dem schließt sich ein Märchen vom ersten April an. Durch eine Fee geht der große Siamma unter, zu dessen Grabe, als zu einem Orakel, geschickt wird, der aber nichts von sich hören läßt. Sein Todestag wird am 1. April gefeiert, daher noch die Sitte des vergeblichen Schickens an diesem Tage.

Sehr tief unter Rabener stand v. Justi, ein Abentheurer, der, nachdem ihm die Oberleitung des Bergwesens in Berlin anvertraut worden war, sein Leben auf der Festung endete. Seine satirischen Schriften (1760) spotten zwar über Staat, Literatur, Sitten, aber ohne Berechtigung nämlich ganz ohne Geist. Eben so armselig sind seine Lustspiele, z. B. in der „kranken Frau“ tritt er eine artige Fabel Gellerts unerträglich breit.

3.

Die Rococoromane.

Einige eigenthümliche Gattungen von Romanen bilden den Uebergang von den Staats- und Liebesgeſchichten der Renaiſſance zu den empfindſamen oder komiſchen Familiengemälden der ſpätern Zeit.

Zunächſt machte ſich in den ſteifen Moderomanen ein allmähliger Uebergang von der ſpaniſchen Grandezza und vom italieniſchen Pathos zu der rein franzöſiſchen Leichtfertigkeit bemerklich. Das Uebergewicht erlangten je mehr und mehr die blos galanten Romane.

August Bohſe, Profeſſor der Rechte zu Jena, ſchrieb unter dem Namen Talander eine große Menge Staats- und Liebesgeſchichten nur des Geldes wegen als Büchermacher von Profeſſion. Im gemeinen Styl der Zeit ſind gehalten: Alceſtis (1689), die getreue Bellamire (1692), die durchlauchtige Olorama, die getreue Sklavin Doris, die unglückliche Arſinoe, die albaniſche Sulima. Alle äußerſt langweilig mit eingelegten Briefen. Die Liebesgeſchichten des Don Pedro mit der Agnes, und der Ariadne von Toledo ſpielen in Spanien. Die verliebten Verwirrungen der ſicilianiſchen Höfe ſind wahrſcheinlich wie ſeine letzte Arbeit (Tauſend und eine Nacht und 1001 Viertelſtunde) nur Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Freier vom hiſtoriſchen Styl halten ſich: der Irrgarten der Liebe, das Liebescabinet (1695), Amor am Hofe, die Amazoninnen aus dem Kloſter. Sie bilden ſchon den Uebergang aus dem Renaiſſance- in den Rococoſtyl, indem ſie nicht mehr Staats- und Liebesgeſchichten, ſondern Lebensgeſchichten ſchlechtweg ſind, doch haben ſie nicht an Reiz gewonnen. Auch ſie ſind überaus langweilig und ſchlecht erfunden.

Im Liebescabinet z. B. wird der Held von einer buhleriſchen Gräfin gefangen gehalten, ſo lange, bis er ihren zärtlichen Wunſch erfüllt. Ein von der Gräfin verſchmähter Liebhaber bittet ihn, ihr ſcheinbar zu willfahren, und will dann im Dunkeln ſeine Stelle vertreten. Nachdem das weitläuftig vorbereitet iſt, kommt die Sache nicht einmal zu Stande, ſondern der Held entflieht in der Verwirrung eines Brandes.

Verliebte Prinzeſſinnen bleiben immer noch die Hauptheldinnen der Moderomane. So des Bertrandus treue Prinzeſſin Thereſia 1736, des Florandes Prinzeſſin Darine 1730, des Leanders Prinzeſſin Bellante 1726, des Luiscus durchlauchtige Hutze 1716, des Montinus Königin Sarah 1712, des Damiro Gräfin Mortane 1719, die Prinzeſſin Normana 1718, Echika 1728, Amira 1745, Scheibes Thusnelda 1749, Pollmons Prinzeſſin Emma und der durch ihre Liebe höchſt beglückte secretarius Eginhard 1749.

Daran reihen ſich zahlloſe andere Frauentitel: Charmoſyne 1692, Meines Lesbia und Delia (1690 und 1697), des Meliſſus: die rachgierige Fleurie 1717, die nordiſche Lucretia, (eines Bürgermädchens, die ſich aber nicht erſticht, ſondern glücklich verheirathet wird), 1731; Hermione 1733, des Miraculoſo Floriſante 1740, die ſchöne Cadmäa 1751, Olizia von Avalon 1753.

Seltener ſind auf den Titeln die Männernamen, z. B. Amantos verliebter Europäer 1682, des Meliſſus Graf Rifano 1720, Celanders Graf Florandor 1725, Evandors Florimond 1735, Meletaons Graf Caſtro 1737.

Den ſtehenden Romanfiguren einen neuen Reiz zu geben, mußte das Coſtume und die Landesart dienen. Daher eine Menge Fabrikromane mit den Titeln: die ſchöne Oeſterreicherin (von Lysantes 1718), die ſchöne Tirolerin (von Deer 1746), die liebenswürdige Amerikanerin (von Briontes 1736), dito Europäerin (von Conſtantini 1734) ꝛc. die ſchöne Finnländerin 1751.

Sehr häufig beginnen jetzt auch die Romantitel: Begebenheiten, z. B. Jürgen Müllers 1708, des Herzog von Lydio 1730, Philanders 1733, der Jungfer Bontems 1740, der Frau von Borneveldt 1740, des Herrn von Janzac 1741, eines Automats 1750, eines Schneidergeſellen 1750, des Prinzen Adalrich 1751, in ſüdlichen Ländern 1759, eines Avanturiers 1760 ꝛc. Ferner Geſchichte des Wilhelm von Hohenberg 1758, des Grafen von P. 1760.

Studentenromane: der verliebte und endlich verzweifelnde Student 1591. Happels akad. Roman (in einer ſchönen Liebesgeſchichte) 1690. Die galante Salinde von Meliſſus 1718, der verliebte und galante Student

Lübeck 1734, die unerwarteten Verhängniſſe 1767 ſind alles Liebesgeſchichten von Studenten. Ein pſeudonymer Sarcander ſetzt des Talanders Amor am Hofe einen „Amor auf Univerſitäten“ 1710 an die Seite. Zu Frankenau erſchien 1667 ein Studentenconfect“ mit 300 auserleſenen Hiſtorien und Poſſen. Ein Muſander ſchrieb 1739 den „Studenten und ſeine Probejahre“. Begebenheiten eines Leipziger Students, 1767.

Die Rohheit der Zeit verräth ſich noch in vielen plumpen Scherzen. Beliebt waren z. B. Bücher wie: der ſtaubiße Jungfernpelz 1690. Sincerus, Jungfernanatomie 1735. Der Frauenzimmer Schulkrankheit 1683. Leſins gewaſchener Pelz und parfumirte Hoſe 1703. Sambelles Weiberbechel und Jungfernhobel, 1680 und 1681. Philanders Hahnreimacherei 1738. Frauenliſts Hahnreiſtutzer. Sechswochius verplauderte Strohhochzeit 1679. Des Simplicius Triumphwagen Actaeontis 1685.

Dazu noch ein närriſcher Cupido 1713, ein entlarvter Cupido 1704. Der in letzten Zügen liegende Cupido von Murantes 1747. Zur obſcönen Gattung gehört Pygmalion oder die belebte Statue 1748.

Chriſt. Friedr. Hunold, ein Thüringer, der lange in Hamburg lebte und ſich Menantes nannte, gab 1706 daſelbſt einen „ſatiriſchen Roman heraus“, der ſo ziemlich alles bisher Erſchienene an Unſittlichkeit überbot.

> Der Held will die Unſchuld einer bedrängten Dame retten, ihr Bedränger iſt aber nur ein Herr Caſtrato. Eine andere Dame erſcheint als Spiegel aller Tugenden und wird nachher als Tribade belauſcht. Eine dritte hat den Helden ganz bezaubert, als er in einem von ihr verlorenen Kalender ein Tagebuch entdeckt, worin ſie, als ein öffentliches Frauenzimmer, alle ihre Erlebniſſe mit größter Naivität eingetragen hat ꝛc.

In dieſem Roman ſollen wirkliche Perſonen compromittirt worden ſeyn. Hunold ſchrieb noch viele galante Romane: verliebte und galante Welt 1715, der Europ. Höfe Liebes- und Heldengeſchichten 1715, die liebenswürdige Adaline 1731, die ſchöne Türkin 1733. Auch ein Paar Singſpiele, ſodann Gedichte und akademiſche Nebenſtunden voll von Gelegenheits- und Gratulationsgedichten im Geſchmack der Zeit. Obgleich er ſelbſt nicht das Geringſte von poetiſchem Werth leiſtete, war er doch ein ſcharfer Kritiker und tadelte ſehr mit Recht, was Andere ſündigten. In ſeiner „Einleitung zur teutſchen Poeſie“ erhebt er ſich ſogar auf eine

nationale und christliche Höhe und verdammt die ganze Dichtungsweise, die aus der „heidnischen Philosophie des Ehrgeizes und der Wollust hervorgehe.“ Am strengsten rügt er die Versunkenheit der deutschen Poesie in das Zotenhafte. In seinen „theatralischen Poesien“ 1722 hält er strenges Gericht über die Opern seiner Zeit, wirft ihnen ihre Unnatur, ihr falsches Pathos, ihre Empfindsamkeit ꝛc. vor und travestirt zuweilen den abgeschmackten Ernst in komischen Nachahmungen. Gegen Wernike schrieb er einen „thörichten Pritschmeister“, wie dieser gegen ihn einen „Hans Sachs“. Wernike, schon ganz der Gallomanie verfallen, sah auf Hunold als auf einen altfränkischen, groben Schüler des Hans Sachs herab. In Hans Sachs selbst aber erblickten die modernen Gallomanen den Inbegriff alles Rohen und Geschmacklosen der frühern Zeit. Es macht Hunold noch Ehre, mit Hans Sachs zusammengestellt worden zu seyn, obgleich er diese Ehre nicht einmal verdient hat. Wie wenig Geist Hunold hatte, erhellt am besten aus seinem Lobgedicht auf den fürstlichen Leibhund in Weißenfels. Da fehlt aller echte Humor. Auch die Harzreise im Gewitter unter seinen Gedichten, die ihm Gelegenheit bot, einigen Geist zu zeigen, ist nur voll von Hoffmannswaldau-Lohenstein'schem Schwulst in Alexandrinern. Nur unter den Fabeln, die Hunold seinen Uebersetzungen der Lafontaine'schen als eigenes Product beigefügt hat, findet sich eine sehr preiswürdige, so daß es zweifelhaft erscheint, ob sie von ihm selbst erfunden ist.

Ein Bauer geht in die Stadt, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Der Barbier schindet und überfordert ihn noch dazu. Der Bauer holt sich Raths beim Advokaten, dieser aber macht ihn durch die Prozeßkosten arm. Vor Kummer erkrankt der Bauer und der Arzt hilft ihm vollends heim.

Eine ganz gute Satire auf die Vortheile, welche dem deutschen Bauer aus der fortschreitenden Civilisation des Bürgerstandes erwuchsen.

Pöllnitz, ein im Beginn des 18. Jahrhunderts an vielen Höfen abentheuernder [illegible], den Friedrich der Große noch als Hofnarr behandelte (Flögel, [illegible]chte der Hofnarren S. 240), witzig und lüderlich in gleichem Maaße, ein moderner Parasit, schrieb außer galanten Memoiren im Geist des Brantome einen kleinen Roman, das galante Sachsen, in französischer Sprache (auch deutsch 1734), worin er die Liebesabenthouer König Augusts II. von Polen, des Starken, nicht ohne

romanhaften Reiz zusammenstellte. Zugleich ist das Buch der treueste Spiegel der Zeit.

Friedrich August, Bruder des regierenden Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg IV., meidet aus sittlicher Entrüstung über die Maitressenherrschaft unter seinem Bruder den Hof und geht auf Reisen. In Madrid wohnt er einem Stiergefecht bei, mischt sich unter die Kämpfer und erlegt einen Stier trotz dem besten Matador. Seine Heldengestalt erregt allgemeine Bewunderung. Der Hof ladet ihn ein. Da erst gibt er sich als Prinz von Sachsen zu erkennen. Die schönste Dame des Hofes, die Marquise von Monzera, erobert sein Herz. Sie kommen heimlich zusammen, aber ihr Gemahl entdeckt dieß und läßt die schöne Gattin vergiften. Der Prinz entkommt nur durch seine Tapferkeit den bestellten Mördern. Er begibt sich nach Venedig, wo ihn eine junge kokette Wittwe fesselt, bis er einmal einen Mönch bei ihr trifft, den er durch's Fenster in den Canal schleudert. Hier besucht er auch kokette Nonnen. In Siena aber, wo ihm eine reizende Jungfrau geopfert werden soll, verschont er sie großmüthig und vermählt sie mit ihrem armen Geliebten. Nach Sachsen heimgekehrt, wird er Nachfolger seines verstorbenen Bruders und übertrifft ihn noch weit in der Begünstigung von Maitressen. Dieselben wechseln bei ihm in erstaunlicher Menge (wie er denn 352 uneheliche Kinder hinterlassen hat). Unter ihnen ragt zuerst hervor die schöne Schwedin, Aurora von Königsmark, der er während vierzehntägigen Festen im Schloß Moritzburg, als Sultan gekleidet und starrend von Brillanten, das seidene Schnupftuch zuwarf. Nachher eine schöne Wienerin, Frau von Osterle. In Wien erwarb er sich in so hohem Grade des Kaisers Gunst (Josephs I.), daß ein Mönch denselben, als Gespenst verkleidet, vor ihm warnte. Friedrich August aber versteckte sich in der nächsten Nacht hinter dem Bette des Kaisers, packte das Gespenst und warf es zum Fenster hinaus. Bald darauf wählten die Polen den starken Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige und eine schöne gefangene Türkin, der er zuletzt seine Huld zugewendet, mußte der Fürstin Lukomirska weichen. Er ließ sie nach Sachsen einladen, und als sie kam, reiste er ihr entgegen. Sie war in Amazonentracht, ringsumher Wald. Da befahl er gleich ein großes Jagen und vereinte sich mit der schönen Polin, die nachher in Dresden die Frechheit hatte, sich der Gemahlin ihres Liebhabers vorstellen zu lassen. Sie wurde jedoch bald wieder von andern abgelöst. Am längsten behauptete sich in seiner Gunst die Gräfin Cosel, noch während er schon wieder andere liebte, bis auch sie mit Undank verstoßen und sogar gefangen gesetzt wurde. Die letzte Maitresse des Königs war die wunderschöne Orselska, seine eigene Tochter von einer französischen Schauspielerin und vorher schon Maitresse ihres Bruders, des Grafen Rutowski, eines unehelichen Sohnes des Königs. Unter allen Söhnen des Königs aber erlangte

Auroras Sohn, der berühmte Moritz, Marschall von Sachsen, den größten Ruhm.

Das Beispiel des sächsischen August wurde von vielen andern Fürsten in Deutschland nachgeahmt. Die Maitressenwirthschaft, Galanterie und muthwillige Tändelei liebte nun den steifen Ernst der frühern Zeit nicht mehr, auch nicht mehr bei den Poeten. Den Einfluß des sächsischen Hofes auf „Klein Paris an der Pleiße" haben wir oben schon erkannt.

Interessant ist ein kleines Buch, gedruckt Freistadt 1746, „die Liebesgeschichte Gulduvir, Königs der Karfern" (Ludwigs XIV., Königs der Franzosen), wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Es schildert die bekannten Liebeshändel jenes Königs mit einer Menge von Maitressen, aber in einer Einkleidung, die für ihre Zeit charakteristisch ist.

Die Gemahlin des Gulduwir läßt sich von den Pfaffen überreden, alle eheliche Gemeinschaft mit ihrem Gemahle aufzuheben und einzig für den göttlichen Jusse (Jesus) zu leben, dadurch wird der König genöthigt, sich Maitressen hinzugeben, wie es sein Vezier Erichevil (Richelieu) haben will. Im Anhang ein Antrag, wie den Pfaffen entgegenzuarbeiten sey, und ein Vorschlag, die Klöster aufzuheben und die Mönche unter die Soldaten zu stecken.

Das Seitenstück dazu, in demselben Jahr angeblich zu Amsterdam erschienen, waren die „Liebesbegebenheiten des Widegulerdfunfzehend, Königs der Zofransen", worin das schändliche Leben Ludwigs an den Pranger gestellt ist. — Frauenstadt schrieb eine Fontange 1690. Der Vallière Liebe gab ein Floretto 1695, der Maintenon Aventuren ein Fernando 1710 heraus. Ein Leben der berühmtesten englischen Koketten und Maitressen erschien 1721. Galante spanische Geschichten 1712 mit einem Titelkupfer, auf welchem amazonenhafte Damen grausame Rache an untreuen Geliebten üben.

Der französische Gyges, von Terpo Mirifano angeblich aus dem Lateinischen (gyges Gallus 1659), gedruckt Cosmopoli 1687 ist merkwürdig, sofern darin die französische Revolution gleichsam im ersten Keime angedeutet liegt.

Charmion findet im Grabe eines Druiden den unsichtbar machenden Ring des Gyges und schwärmt nun sein Leben lang unsichtbar umher, um alle Stände genau kennen zu lernen. Die Scene ist Frankreich, die Hauptgegenstände des Interesses sind dem unsichtbaren Beobachter der Staat und die

Gesellschaft. Er raisonnirt über Königthum, Aristokratie und Volksrecht. Er steigert sich bis zu einem drohenden revolutionären „Gruß der Dürftigen an die Prasser". Eben so zornig, wie über die weltlichen Vornehmen, die auf Kosten des armen Volks schwelgen, ist er über die Geistlichkeit, oder vielmehr über die „geistlich ausgekleidete Schande". Hier wird sein Haß am giftigsten. Der Refrain ist „man soll sich am meisten vor den Frommen hüten".

Die zehnmal übelgerathene Heyrath, Leipzig 1735 ist ein Vorbild der spätern Althing'schen Frivolität.

Der von sich selbst erzählende Verfasser heirathet nach einander zehn Frauen, die alle übel gerathen, glücklicherweise aber sterben, so daß er noch mit der elften glücklich wird. Die erste ist ihm untreu, die zweite eine Verschwenderin, die dritte eine Prude, die sich in der Hochzeitnacht unnahbar in ihre Kleider eingenäht hat, die vierte eine Säuferin, die fünfte eine Kupplerin, die gleich ein zweites schönes Fräulein ins Ehebett mitnimmt, die sechste ist eben dieses Fräulein, dem Spiel ergeben, die siebente eine Zänkerin, die achte eine Betschwester, die neunte eine Müßiggängerin und Schwätzerin, die zehnte gar eine Hexe und Werwölfin.

Der Pendant dazu ist „die siebenmal übelgerathene Ehe eines Weibes," daselbst 1735.

Besondern und verdienten Ruhm genoß ein anonymer, wahre Geschichte enthaltender, übrigens äußerst frivoler Roman: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" 1738.

Ein reicher deutscher Edelman geht auf Reisen und jagt nach Triumphen in der Liebe. Seine schöne kräftige Gestalt, seine Kühnheit, sein Geld begünstigen ihn. Doch sucht und findet er überall einen romantischen Reiz in überraschenden und ungewöhnlichen Abentheuern. So genügen ihm gewöhnliche galante Damen nicht, er dringt in ein Kloster zu den Nonnen ein; er wird zu einer vornehmen Dame gebracht, die ihm alles gewährt, aber nur en masque. Eine Dame erscheint ihm als Geist, um ihn nach dem ersten Schreck durch desto wärmere Lebendigkeit zu erfreuen. Oft stürzt ihn seine Verwegenheit in Gefahr, einmal soll er sogar hingerichtet werden. Endlich kehrt er heim und sieht einmal in einer Vision alle die Schönen, mit denen er jemals gebuhlt hat, in einem Wagen daherfahren, aber als Verdammte im Zustand halber Verwesung, stinkende mit Schlangen durchwundene Gerippe, und thut Buße.

Dieser merkwürdige Roman, ungleich geistreicher als die voyage du chevalier errant des Jean de Charténi von 1577, auf die man ihn hat

zurückbeziehen wollen, ist die Frucht eigener reicher Lebenserfahrungen eines vornehmen Wollüstlings.

Indem die Galanterie sich für eine besondere Romangattung ausschied, fand auch die Abentheuerlichkeit ihre besondere Ablagerung in den Robinsonaden. Während jene sich in französischen Uebersetzungen und Nachahmungen vertieft, folgt diese den Holländern und Engländern in die neue Welt. Die Abentheuer Robinsons, die von dem Engländer Defoe verfaßt, zum erstenmal 1719 in deutscher Uebersetzung erschienen, waren übrigens keineswegs das erste Buch dieser Art. Schon der Schluß des Simplicissimus führte über Meere, schon Happels Mandorell von 1688 enthielt die Seeabentheuer des Spanier Serrano. Auch schon in viel früheren Zeiten, seit der Meerfahrt des heil. Brandanus und Mandevilles abentheuerlichem Buche hatte sich die Einbildungskraft mit den einsamen Inseln des fernen Oceans beschäftigt. Seitdem aber, insbesondere von Holland aus, in allen Welttheilen Colonien angelegt wurden, übte die Fremde einen immer stärkeren Reiz.

Wahrenbergs glückselige Inseln, Königsberg 1723, sind mir nicht zur Hand gekommen. Die Begebenheiten des Herrn von Lydio (1730) sind ganz denen des Robinson ähnlich. Robinsone erschienen in Deutschland in ungeheurer Anzahl, ein französischer, italienischer, schwedischer, schlesischer, sächsischer, westphälischer ꝛc., auch ein jüdischer, ein unsichtbarer ꝛc. Vgl. die Uebersicht in Bouterweks Geschichte der deutschen Poesie II. 387.

Das geistreichste Werk dieser Gattung war die „Insel Felsenburg", ein deutscher Roman, der so berühmt wurde, wie der Simplicissimus. Der Titel der ersten Ausgabe von 1731 zu Nordhausen lautete: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii". Wiederaufgelegt 1768 und zu Halberstadt 1772. Als Verfasser gilt Kammersekretair Schnabel in Stollberg. Eine neue Ausgabe veranstaltete Zinck 1826. Der Däne Oehlenschläger aber hat in den „Inseln im Südmeer" den alten Roman sinnreich umgearbeitet und bereichert. Der wunderbare Roman verhält sich, wenn man so sagen darf, zum Simplicissimus wie die Odyssee zur Ilias. Wie nämlich Grimmelshausen die Greuel des 30jährigen Krieges schildert, so Schnabel die Flucht edler Deutscher aus der Corruption, welche dieses Krieges Folge war, in den idyllischen

der Ort, das Verhältniß dieser Kalkstein-Formation zu den älteren, vielleicht sie untertenfenden, zu schildern. Ganz nahe bei den herrlichen Weizenfeldern von Canoas liegt ein Steinkohlenflötz, vielleicht das höchste in der bekannten Welt. Einige Meilen gegen Nordost, in der Mündung der Thäler von Usme und Futscha (letzteres war einst der Landsitz des Vicekönigs von Neu-Granada) bringt die Pflugschaar oft aus sehr geringer Tiefe riesenmäßige fossile Knochen elephantenartiger Thiere an das Licht. Es ist das Campo de Gigantes, wie es schon die ersten spanischen Ankömmlinge genannt haben. An dem entgegengesetzten Ende der Hochebene, gegen Norden bei Zipaquira, wird ein mächtiges Steinsalzlager abgebaut. Aus allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang dieser merkwürdigen geognostischen Verhältnisse folgt, daß Steinsalz- und Kohlenflötze hier nicht Lokalbildungen, Erzeugnisse aus einem ausgetrockneten Alpensee (dem Funzha der Muysca-Mythe) sind, sondern daß diese Bildungen mit größeren Phänomenen verkettet sind, mit solchen, die sich auf ganze Länderstrecken beziehen. Diese Phänomene erneuern sich, so zu sagen, weit hin über Berg und Thal, und gehören dem tiefen Flußbette des Magdalena-Stromes, wie den Ebenen des Meta und Orinoco (westlich und östlich von der großen Cordillere) gleichmäßig zu. Nach geognostischen Ansichten, die einer längst verflossenen Zeit zugehören, einer Zeit, in der die noch wenig ausgebildete Wissenschaft die Formationen fast nur nach ihrer Aufeinanderfolgerung und äußeren Gestaltung, oder nach einer scheinbaren Analogie mit gewissen Typen benannte, schienen mir in der Hochebene von Bogota drei Flötzformationen auf einander zu folgen: von unten nach oben gezählt, Sandstein, Gips und Kalkstein.

Die Sandsteinformation wird überall sichtbar in der östlichen Gebirgswand hinter der Stadt Bogota, wie gegen den nördlichen Ausgang der Bergebene hin, wo hoch am Gebirge der kleine Alpensee Guatavita liegt. Der Kalkstein scheint sich weniger hoch zu erheben. Der Fels, auf dem die Kapelle von Monserrate steht, ist bis zur Spitze Sandstein, dagegen ist am Cerro de Guadalupe der Fuß und nur das erste Drittel Kalkstein. Bouſſingault und Roulin, als sie ihre für astronomische Ortsbestimmungen wichtige Expedition nach den Llanos des Meta machten, überstiegen die ganze östliche Cordillere zwischen Bogota und den Quellen des Meta, welcher in den Orinoco einmündet. Sie fanden überall auf der Höhe

Frieden der Südseeinseln. Schnabel macht seine Colonie zu einem Musterstaate voll Unschuld, Tugend und zugleich Wohlstand und praktischer Tüchtigkeit. Er schon fühlte das Bedürfniß einer Regeneration der Menschheit, welches später vorzüglich in Rousseau seinen Ausdruck fand. — Die „Insel Felsenburg" ist der Form nach eigentlich nur eine Aneinanderreihung von Lebensbeschreibungen.

Eberhard Julius ist der Sohn eines reichen Kaufmanns, der fallirt und in die weite Welt geht. Der Jüngling ist ziemlich verlassen, als ihn ein unbekannter Capitain Wolfgang auf eine etwas mystische Weise nach Amsterdam einladet und ihm eröffnet, ein Bruder seines Großvaters, Albert Julius, ein mehr als neunzigjähriger Greis beherrsche im Weltmeer die schöne reiche Insel Felsenburg und wünsche ihn bei sich zu sehn. Eberhard ist sogleich bereit, ihm über das Meer zu folgen. Unterwegs erzählt der Capitain seine Geschichte. Das Wesentlichste darin ist, daß er auf dem Cap der guten Hoffnung ein schönes Frauenzimmer entführt und geheirathet hat.

Sie kommen nun auf der Insel Felsenburg an und Eberhard wird von seinem ehrwürdigen Großoheim aufs liebreichste aufgenommen. Derselbe herrscht patriarchalisch seit 78 Jahren unter seinen zahlreichen Nachkommen, die durch Gestrandete von außenher vermehrt sind und sich im glänzendsten Wohlstand befinden. Die Insel ist fruchtbar und wie ein Paradies durch Gartenanlagen verschönert.

Der alte Albert erzählt nun seine eigene Geschichte, welche die Krone des ganzen Werkes ist. Als ein bescheidener Jüngling verrieth er das schändliche Leben einer Amtmannsfrau ihrem Gatten, mußte deßhalb flüchten, trat in die Dienste des Herrn van Leuven, half ihm in einer weiblichen Verkleidung dessen Geliebte, die schöne Concordia Plürs, entführen und ging mit beiden zur See. Das Schiff scheiterte an der Felsenburg. Nur sie drei und der Capitain Lemelie blieben am Leben, retteten aber so viel vom Wrack des Schiffes, daß sie sich ziemlich bequem einrichten konnten. Lemelie hatte ein Auge auf die schöne Concordia, obgleich sie in guter Hoffnung war, und da sie ihn mit Verachtung abwies, ersah er die Gelegenheit und stürzte einst unversehens ihren Gatten in einen Abgrund. Nachher wollte er bei Concordia Gewalt brauchen und verwundete den ihr treu beistehenden Albert, rannte aber selber in dessen vorgehaltenes Bajonet und hauchte seine sündenvolle Seele mit einem reuevollen Bekenntniß aller seiner Schandthaten aus. Nach kurzer Zeit genas Concordia eines Töchterleins und nach einem Jahre belohnte sie Alberts Bescheidenheit und Treue dadurch, daß sie ihm selber ihre Hand antrug. Wie sie einen Altar errichten und er selbst die priesterliche Einsegnung verrichtet und wie sie zusammen beten, ist ein Bild voll hoher Unschuld und lieblicher Poesie.

Schon lange vor ihnen war die Insel bewohnt gewesen durch Schiffbrüchige, von denen Einer, der Spanier Don Cyrillo de Valaro alle andern überlebte und nebst einer Menge in einer vorborgenen Wohnung noch erhaltenen Utensilien auch seine Lebensgeschichte schriftlich zurückgelassen hatte. Diese wird ausführlich mitgetheilt. Valaro hatte ein ruchloses Weib; als er endlich ihre Schande entdeckte, ließ er ihren Buhler entmannen. Sie erhenkte sich. Er mußte fliehen und scheiterte. Da sie keine Weiber hatten, starben sie aus. Seine Gefährten hielten sich zu Aeffinnen. Auch Albert und Concordia bedienen sich der Affen als Hausknechte. Die Affen helfen erndten, Garben binden, dreschen ꝛc., was doch gar zu abentheuerlich ist.

Nun folgen die Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Colonisten. Zuerst erzählt die schon sehr alte Judith von Manders ihre Geschichte. Sie ist nebst zwei Männern eine der ersten, die nach Albert auf die Insel verschlagen wurde. Die Hauptbegebenheit ihres Lebens ist die ritterliche Vertheidigung ihrer Tugend. Indem sie nebst zwei Begleiterinnen auf ein Schiff entführt worden, erdolchten alle drei Mädchen die Frevler, die es wagten, sie entehren zu wollen. — Eine andere, Virgilia von Gatmers, war fälschlich des Kindermordes angeklagt worden. — Ein Mathematicus Lißberg erzählt, wie er seinen Nebenbuhler im Duell erschossen habe, dieser aber noch so boshaft gewesen sey, eine zweite Pistole auf seine Braut abzufeuern und sie zu durchbohren. — Mechanicus Plager beschreibt, wie sein Vater sich mit einer Falschmünzerbande eingelassen und wie er selbst mit betrügerischen Alchymisten in Verbindung gekommen sey. — Tischler Lademann erwähnt aus seiner Jugend einen komischen Fall. Als Lehrling hatte er in einer hölzernen Bonifaciusstatue eine Menge Goldstücke gefunden, entging aber kaum einer heimlichen Anklage, weil er die heilige Statue dabei zerbrochen hatte. — Müller Krätzer erzählt von seinen tollen Abentheuern, wie er mit Soldaten sich herumgeschlagen, dann den Cavalier gemacht, das Gewerbe des falschen Spielens getrieben habe ꝛc., bis er nach glücklicher Flucht aus dem Gefängniß Buße gethan. — Drechsler Herrlich erzählt, wie er Spottbilder gedrechselt habe und durch einen klugen Advokaten sich der Verantwortung entzogen habe. — Posamentier Harkert berichtet, wie sein Stiefvater seine Schwester habe heirathen, zugleich ihm aber die Vaterschaft seines eigenen unehelichen Kindes habe aufbürden wollen. — Von Peter Morgenthal erfahren wir, wie ihn seine eignen Eltern furchtbar mißhandelt hätten und wie er dann unter eine Diebsbande gerathen sey. Kurz es handelt sich fast überall nur von der gesellschaftlichen Corruption, wie sie durch den dreißigjährigen Krieg sich ausgebildet hatte.

Eberhard macht eine Reise nach Europa zurück, rettet seine Schwester von einer verhaßten Heirath, findet seinen lange verlorenen Vater wieder und bringt beide nach Felsenburg. Die Schwester heirathet den Prediger Schmelzer auf der Insel. Eberhard selbst heirathet die schöne Cordula.

Nun beginnen wieder Liebesgeschichten. Zunächst erzählt Herr von Blac

sehr umständlich, wie er in Marocco gefangen worden sey. Man wollte ihn unter die Verschnittenen stecken, er wurde aber durch Fürbitte einer schönen Landsmännin gerettet, die sich in des Kaisers Harem befand und mit der er glücklich entfloh. Sie war früher schon an einen andern Mann verheirathet gewesen, der ihre Liebe nicht verdiente, und auch bereits eine zweite Frau genommen hatte. Dadurch frei geworden, heirathete sie den von Vlac.

Episode vom Tode des alten Albert und von der Auffindung eines heidnischen Tempels auf der Insel. Dann die ausführliche Lebensbeschreibung des Capitain Horn. Darin kommt vor, daß eine verheirathete Marquise sich in Horn verliebt und der Marquis darum weiß und ihn selbst aufmuntert. Ein andermal will Horn heirathen, als er entdeckt, daß seine Braut eben ein uneheliches Kind heimlich geboren hat. Dazu viele Abentheuer und Gefechte zur See. — Frau von Barby erzählt, wie ihr Vater bei einer Buhlerein ermordet, ihre Mutter wahnsinnig geworden und wie ihr Gatte im Kampf mit Seeräubern umgekommen, sie selbst aber durch Horn aus der Sklaverei befreit worden sey.

Die Portugiesen verlangen, daß die Insel Felsenburg mit der erst auch bevölkerten Nebeninsel ihnen huldigen solle. Sie werden aber siegreich abgeschlagen. Dabei figurirt auch ein Regiment als Amazonen gekleideter Felsenburgerinnen. Zum Schluß die Geschichte der persischen Prinzessin Nirgamanda, die von einer christlichen Mutter geboren und von einer deutschen Amme erzogen, der blutschänderischen Liebe ihres eigenen Vaters nur durch ein Wunder entging, indem ein Blitz zwischen ihnen hindurchschlug. Später in die Gewalt eines andern Fürsten gekommen, erdolchte sie diesen, als er sie umarmen wollte, sollte dafür lebendig verbrannt werden, wurde aber gerettet und kam durch Schiffbruch auf die Insel.

„Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix, 1754" ist eine platte Nachahmung der Insel Felsenburg. Das Liebespaar colonisirt eine Insel und stiftet ein ideales Reich ohne irgend eine *Originalität*. „Die cur. Begebenheiten des Herrn von Brachfeld", Eisenach 1759, schildern, wie Brachfeld Schiffbruch leidet, an der glücklichen Insel Jaketan landet, Eidam und Nachfolger des dortigen Königs und weiser Bekehrer und Gesetzgeber der Wilden wird. „Ophir", ein zu Frankfurt und Leipzig 1769 anonym erschienener Roman, läßt den Prinzen von Sidon (in Phönizien) nach Ophir, d. h. dem verlorenen Atlantis oder Amerika übers Meer entfliehen und dort ein Reich gründen. — Der weitgereiste Straßburger, Copenhagen und Leipzig 1752, ist die geistlos erfundene Lebens- und Reisebeschreibung eines angeblichen Franz Lilienstein, der nach allerlei Abentheuern auf der Insel Ceylon eine Prinzessin

heirathete und dieſelbe mit großen Schätzen nach Straßburg brachte. Eine Nachahmung des däniſchen Aventurier.

Inzwiſchen hatten ſich in Spanien und Frankreich die Romane vermehrt, in denen man aus der Ueberſchwänglichkeit der ältern Ritter- und Schäferpoeſie immer mehr zur gemeinen Wirklichkeit zurückkehrte. Die Herrſchaft der Spanier in den Niederlanden und das große Anſehen, welches die niederländiſchen Maler in Spanien genoßen, hat ohne Zweifel dazu beigetragen. So entſtanden die ſ. g. Schelmenromane, in denen von gemeinen Spitzbuben tolle Abentheuer erzählt werden. Allen Ruhm der ſpaniſchen Romane übertraf der franzöſiſche Gil Blas des Leſage. Nun konnten auch Nachahmungen in Deutſchland nicht ausbleiben. Simpliciſſimus und ſeine Sippſchaft war ja ſchon vorangegangen. Den Anfang der neuen Gattung machte der „moraliſche Lebenslauf eines Wollüſtigen, von ihm ſelbſt erzählt". Frankfurt und Leipzig 1752. Er enthält die durchaus gemeinen Abentheuer eines Lüderlichen, der ſich zuletzt in die kluge Reſignation eines Erfahrenen zurückzieht. Ganz ohne Geiſt.

Der Weltlauf in einigen ſonderbaren, meiſt ſelbſt erlebten Begebenheiten vorgeſtellt, Halle 1754, tadelt in der Vorrede die Robinſonaden als Fabeleien und will wirkliche Wahrheit geben.

Bankier Briard kommt durch ein üppiges Weib um ſein Vermögen, geht auf Reiſen und überläßt ſeine Kinder einem treuen Freunde, dem Herrn v. L. Nach ſeiner Rückkehr in beſſere Verhältniſſe kommend, beſucht er erſt den Freund und erzählt ihm ſein Lebensſchickſal. Dem ſind epiſodiſch noch andere Biographien einverleibt. Einiges iſt immerhin merkwürdig, das Ganze aber ohne Poeſie oder nur innern Zuſammenhang.

In den „Pagen", ein Roman von 1765, kommt ein Page vom Hofe weg durch viele Länder, auch Amerika ꝛc. und erlebt unzählige galante Abentheuer. — Heinrich Gottfr. von Bretſchneider, k. k. Hofrath, ſchrieb 1775 einen „Ferdinand von Thon", das Leben eines aus ſeiner natürlichen Bahn herausgeworfenen, ſich unter allen Ständen umhertreibenden Edelmanns. Anonym erſchien im folgenden Jahre die „Geſchichte Donat Feuerlings"

eines böſen Buben, der an Eltern und Lehrern jeden Hohn übt, auch als Erwachſener ſeine ſchlechten Streiche fortſetzt und doch zuletzt glücklich wird,

und „Leben und Tod Sebaſtian Sillings", gleichfalls eines Taugenichts.

1779 erſchien ein verjüngter Eulenſpiegel, ein Leben Menadis, ein Leben des Muſikus Gulden ꝛc.

Eine vierte Gattung von Romanen jener Zeit bilden die moraliſchen Romane, in denen Keime zur erſten Entwicklung drängten, die erſt in einer ſpätern Periode völlig reif wurden. Sie gingen theils aus einer Reaction des beſſern deutſchen Gefühls gegen die franzöſiſche Galanterie, theils aus einem Bedürfniß nach ſanfteren Rührungen hervor. Durch die bisherigen Dichtungen waren die Sinne gekitzelt, das feinere Gefühl geſchreckt und mißhandelt, und mehr das Ohr und die Einbildungskraft, als das Herz beſchäftigt worden. Unwiderſtehlich drängte es dieſes unter dem Druck der Reformationszeit, des 30jährigen Krieges und der franzöſiſchen Modethorheit gepreßte deutſche Herz zu edleren Rührungen, zur Reinigung von dem bisherigen Schmutz, zur ſittlichen Beſſerung hin. Die Kirche wurde vergeſſen. Die gebildeten Proteſtanten fingen an, ſich von ihrer eigenen orthodox verknöcherten Kirche abzuwenden, wie von der alten. Dagegen ſuchten ſie das Ideal in der Humanität, in einer immer mehr aus eigener Kraft ſich veredelnden Menſchheit. Daher auf einmal in der Romanwelt an die Stelle der ritterlichen Amadiſe und zärtlichen Seladons die Helden der modernen ſocial-politiſchen Tugend auftreten.

Johann Michael von Loen, Lingen-Tecklenburgiſcher Geheimerath, ein vielgereiſter Herr, gab 1740 den „redlichen Mann am Hofe heraus“, einen gar nicht übeln Roman mit originellen Kupfern.

Der Graf von Rivera lernt am aquitaniſchen Hofe die ſchöne und edle Gräfin von Montera kennen und lieben. Beauftragt, für den König ſelbſt um ihre Gunſt zu werben, benutzt er dieſen Anlaß, ihre Tugend zu erproben, und findet ſie felſenfeſt. Der König aber ſchickt ihn aus Zorn auf eine Feſtung, wo er von andern Staatsgefangenen deren intereſſante, als Epiſoden eingeflochtene Lebensgeſchichten erfährt. Der König begnadigt den Grafen unter der Bedingung, daß er eine Andere als die Montera heirathe. Er ſchlägt es aber aus und wird nun in den Krieg geſchickt, um darin umzukommen, erficht aber glänzende Siege, kommt dadurch wieder zu Ehren und findet in dieſer Zeit zufällig bei einem ländlichen Feſt ſeine geliebte Gräfin wieder, die vor Freude in Ohnmacht ſinkt. Nachdem der Graf den Frieden und eine ſtandesmäßige Vermählung des Königs vermittelt hat, hält er mit demſelben ſeinen Triumpheinzug in die Hauptſtadt, die Gräfin erblickt ihn aus dem Fenſter und bald erſcheint er als ihr Freier.

Loens moraliſche und kleine Schriften ſind unbedeutender, enthalten aber manches Gute, z. B. die Schilderung eines „galanten Generals", wozu es nur zu viel Originale in der damaligen Zeit gab, denn wie viele Generale kamen damals aus den Boudoirs der k. Maitreſſen! Ferner die merkwürdige Entrüſtung über den gelehrten Gundling, der am preußiſchen Hofe als Narr mißhandelt wurde; eine bittere Satire auf die Reichsjuſtiz jener Zeit, eine Zornrede gegen die Nachäffung der Franzoſen ꝛc. Kurz überall blickt ein edles Gemüth und ein rückſichtsloſer Patriotismus bei ihm hervor. Aber ſchon im Geſchmack des modernen Rationalismus ſchlägt er (II. 480 der kleinen Schriften) eine Union zwiſchen Lutheranern und Reformirten vor.

Die „ſonderbaren Begebenheiten zweier gewanderter Jungfern", Frankfurt und Leipzig 1742, ſind nicht ganz ſchlecht.

Eine reiche Jungfer träumt, ſie werde von einen Jüngling aus Todesgefahr gerettet. Am folgenden Tage begegnet ſie demſelben Jüngling und fällt in Ohnmacht. Er ſteht ihr bei und wird ſo mit ihr bekannt. Da er ſehr unterrichtet iſt, nimmt ihn ihr Vater als Hofmeiſter an und läßt ſich, da er noch eine große Erbſchaft macht, von der Tochter bereden, mit einer andern jungen Freundin und dem Hofmeiſter eine Reiſe durch Europa, zunächſt nach Holland zu machen. Unterwegs nun entwickelt der Hofmeiſter nicht nur ſo viel Einſichten und Kenntniſſe, ſondern auch in Gefahren ſo viel Muth, daß der Vater nicht anſteht, ihn mit der Tochter zu verbinden. In den Rahmen dieſer Erzählung ſind eine Menge intereſſante kleine Geſchichten und Anecdoten eingeflochten.

Weit geringer iſt „die Braut bis ins Alter" oder die „nachdenkliche Geſchichte Jungfer Julchens" (1764 ohne Ort). Die Heldin iſt immer Braut, ohne je heirathen zu können, und ſinkt zuletzt in den tiefſten Abgrund der Gemeinheit.

Der angeblich aus dem Franzöſiſchen überſetzte Hamburger Roman von 1751 „die unglückſeligen Verliebten oder Geſchichte des H. und der Fr. von Burg" iſt einer der erſten eigentlich empfindſamen Romane in Deutſchland.

Herr von Burg wird durch einen bösartigen Bruder verfolgt, ſeine Ehe mit Agathen nicht anerkannt. Er bleibt dieſer aber trotz alles über ihn hereinbrechenden Unglücks, Armuth, Krankheit ꝛc., unverbrüchlich treu und triumphirt zuletzt.

Höchſt merkwürdig iſt „das Leben der ſchwediſchen Gräfin", der einzige (1746 erſchienene) Roman von Gellert.

Die Gräfin erzählt ihre Schickſale ſelbſt. Als arme Waiſe bei einem verwandten Edelmanne erzogen, gewann ſie die Achtung und das Herz eines reichen ſchwediſchen Grafen, der ſie heirathete. Sie fand, daß ſie dieſes Heirathsglück nur einer gewiſſen Caroline, früheren Geliebten des Grafen, zu verdanken habe, die ihm, obgleich ſie ſchon Kinder von ihm hatte, entſagte, damit er eine ebenbürtige Heirath ſchließen könne. Die junge Gräfin dankte dafür Carolinen durch zärtliche Freundſchaft. Sie kamen an den Hof. Ein Prinz verliebte ſich in die Gräfin, ſie wies ihn ab. Dafür wurde der Graf in einem Kriege auf einen gefährlichen Poſten poſtirt, ſchwer verwundet und noch dazu wegen angeblicher Nachläſſigkeit zum Tode verurtheilt, ſtarb aber an ſeinen Wunden. Die Wittwe floh von dem Prinzen in Begleitung eines Herrn R., der des Grafen Freund geweſen, nach Amſterdam, wo R. ſie heirathete. Sie bekam eine Tochter. Unterdeß war ein unehelicher Sohn des Grafen, Carlsſohn, herangewachſen und hatte ebenfalls geheirathet, und zwar eine gewiſſe Marianne, die als ſeine Schweſter erkannt wurde. Er wollte ſich nicht von ihr trennen, ſtarb aber plötzlich. Marianne heirathete einen gewiſſen Dortmund, als dieſer plötzlich irre redete und bekannte, er habe Carlsſohn vergiftet, um Mariannens Hand zu bekommen. Er floh, Marianne öffnete ſich die Adern und ſtarb. — Auf einer Reiſe nach Rußland wurde die Gräfin plötzlich von einem Unbekannten feurig umarmt, es war ihr erſter Gemahl, der Graf, der ihr nur fälſchlich todt angeſagt worden war, der als Gefangener nach Sibirien geſchickt worden und endlich von dort wiedergekehrt war. Herr R. trat ihm großmüthig die Gattin wieder ab. Nach einigen Jahren ſtarb aber der Graf wirklich. Eben ſo R. und die Gräfin blieb Wittwe. Am Schluß die Erzählung von den Schickſalen des Grafen in Sibirien mit einigen Epiſoden.

Dieſer Roman iſt der Prototyp unzähliger Romane der Folgezeit, indem er über die Empfindſamkeit des 18. Jahrhunderts ſogar ſchon in die ſociale Unnatur des 19. hinüberführt. Mit Recht hat ſchon v. Eichendorf darin die äſthetiſche Beſchönigung des Sündhaften und die den ſ. g. guten Herzen zugetheilte Befugniß erkannt, alles, auch das Widerlichſte, zu entſchuldigen und zu vergeben.

4.

Die franzöſiſche Theaterſchule.

Oben ſchon iſt flüchtig erwähnt, daß Gottſched in Leipzig, um dem franzöſiſchen Geſchmack auf der Bühne Bahn zu brechen, den deutſchen Hanswurſt feierlich verbrennen ließ. Dies drückte am beſten die Gegenſätze jener Zeit aus.

Im Jahr 1708 eröffnete der Schleſier Stranitzki in Wien ein comiſches deutſches Theater, in welchem der Hanswurſt die Hauptrolle ſpielte, concurrirend mit dem damals in Wien blühenden italieniſchen Geſchmack. Es gelang ihm, die Lacher auf ſeine Seite zu bekommen und er wurde ungeheuer beliebt als Schauſpieler. Als Dichter hat er weniger geleiſtet. Er ſchrieb 1722 die olla potrida des übertriebenen Fuchsmundi voll luſtiger Geſpräche, Schwänke und Witze, eine zweite Auflage unter dem Titel „der kurzweilige Satyricus 1728". Fuchsmundi (Stranitzki ſelbſt in allerlei Verkleidungen) ſpielt hier in allen möglichen Rollen, um Poſſen und Satiren durchzuführen. Vgl. Nicolai Reiſen IV. 566 f. und die Auszüge in Flögels Geſchichte des Groteskkomiſchen S. 125 f. Stranitzki ſchrieb auch eine luſtige Reiſebeſchreibung aus Salzburg in verſchiedenen Ländern, ſehr rar. Flögel S. 133. Der Sinn iſt, „'s gibt nur a Kaiſerſtadt, 's gibt nur a Wien." Die ganze übrige Welt iſt mit Wien nicht zu vergleichen.

Dem Stranitzki folgte Joſeph Felix von Kurz unter dem Namen Bernardon als Hanswurſt des Leopoldſtädter Theaters, für welches er eine Menge gemeine Poſſen ſchrieb (1737—1774); Bernardon im Tollhauſe, Bernardon als Großmogul, Bernardon als ABC Schütz ꝛc. Vgl. Flögel, Geſch. des Groteskkom. 153. Selbſt ſah ich nur ſeine Prinzeſſin Pumphia.

Cyrus, Vater der Pumphia, wird vom Tartaren Kulican in der Schlacht überwunden. Pumphia beſchreitet das Schlachtfeld, indem ihr mitten durch das Blut die Schleppe nachgetragen wird. Sie vergleicht die blutigen Todten mit rothen Krebſen. Kulican trägt ihr ſeine Liebe an, ſie antwortet: geh nur weg, du biſt mir wie ſaures Bier. Er läßt ihrem gefangenen Vater den Kopf abſchlagen, aber der Zauberer Sophokles curirt ihn wieder und befreit

die Prinzessin, zu der sich ihr heimlicher Gatte und das schon von ihr geborene Kind finden. Alles in Alexandrinern und in burleskem Tone.

An die Stelle des welschen Bernardon trat seit 1760 in Wien der deutsche Lipperl und in den 80er Jahren Kasperl. Indem man anfangs die italienische comedia del' arte nachahmte und die komischen Schauspieler improvisiren ließ, entstanden zu Anfang des Jahrhunderts eine Menge von dramatischen Harlekinaden: Harlekins Hochzeit, der singende Harlekin ꝛc. Ihnen folgten deutsche Hanswurstiaden: „die Braut von ungefär", in welcher Hans Wurst als Offizier auftritt und zwischen eine ehemalige und eine neue Geliebte gestellt wird. Dann: „der in ein Ei versetzte Hanswurst", Hanswurst, der unvorsichtige Schwätzer ꝛc. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspiele am Schluß des ersten Bandes.

Die Posse wurde aber auch ins haarsträubende Trauerspiel eingemischt. Von den Haupt- und Staatsactionen, wie man die großen Spectakelstücke nannte, die unter Stranitzki in Wien aufgeführt wurden, haben sich 15 Stück handschriftlich erhalten, welche Weiß 1854 herausgab. Sie sind allzuvoll nicht nur von Mord, Selbstmord, Hinrichtung und blutigen Schreckensscenen aller Art, Geistern ꝛc., sondern auch von Intriguen und Verwicklungen, namentlich zwischen je mehr als einem Liebespaare, und in den Hanswurstscenen oft unflätig. Allein man findet in ihnen auch echt tragische Charaktere, tief rührende Scenen und einen aristophanischen Humor. Hier einige Beispiele.

Die Enthauptung Ciceros. Julius, der schöne Sohn des Antonius, ist auf der Jagd von einem Eber verwundet worden und liegt hülflos in seinem Blute. Da kommt sein Diener, der Hanswurst, voll Angst vor einem Bären, der gar nicht da ist, und stürzt über seinen Herrn, den er anfangs für den Bären hält. Er ruft um Hülfe, aber nur das Echo antwortet. Da kommen zwei schöne Jägerinnen, Tullia, Ciceros Tochter, und Emilia in Amazonentracht und nehmen sich des Verwundeten an. Beide lieben ihn, aber nur Tullia wird wiedergeliebt. Ein Holzbauer, mit dem Hanswurst Streit anhebt, führt den Julius in die Stadt. Cecina, der verschmähte Liebhaber Tullias, sucht seines Nebenbuhlers Verderben und verdächtigt Tullias Vater Cicero bei Kaiser Augustus. Cicero wird von seiner geängstigten Frau ermahnt, zu fliehen. Julius räth ihr dasselbe in einem Brief, aber der Hanswurst läßt sich diesen Brief von Antonius' ablocken, der dem flüchtigen Cicero nacheilt und denselben köpfen läßt. Hanswurst bringt den Kopf in einem Tuche unter

dummen Poſſen der ſchrecklich überraſchten Tullia, wird aber nachher vom begünſtigten Liebhaber ſeiner Schweſter, der Bromia, mit deren Hülfe in den Tiber geworfen. Er kommt wieder heraus, ſoll nun aber, weil er der Bromia Ehre angetaſtet, geköpft werden, wird es nur zum Schein, bildet ſich aber ein, es ſey wirklich geſchehen ꝛc. Die arme Tullia muß den Cecina heirathen, ein großer Thierkampf auf dem Theater ſoll die Feier der Hochzeit erhöhen. Da fällt dem Cecina Tullias Bildniß vom Balkon herunter, er ſoll es wiederholen, fürchtet ſich aber vor den wilden Thieren. Da ſteigt Julius hinab und holt es. Hanswurſt, der nicht mit will, wird ihm nachgeworfen. Julius tödtet ſämmtliche Beſtien und bringt das Bildniß zurück. Cecina will es wiederhaben, ſie kämpfen und Cecina fällt. Sterbend ermahnt er Tullia, den tapfern Julius zu heirathen. Daſſelbe ſagt ihr der Geiſt ihres Vaters, der auf der Bühne erſcheint. Auguſtus ſelbſt gibt am Ende nach und Julius und Tullia werden vermählt.

Ziemlich ähnlich iſt „der großmüthige Ueberwinder ſeiner ſelbſt.“ Zum betrunkenen Hanswurſt kommt Rüpel mit einem ſchwarzen Bock, auf dem Hanswurſt hinreiten ſoll nach Salzburg, wo ihm eine Menge Dirnen zugleich kleine Hanswurſte geboren haben. Er antwortet aber, Rüpel ſoll nur auf den Bock einen Prügel binden und wieder mit heim nehmen. Die edelſte Parthie des Schauſpiels bildet die ſchöne Jsmene, welche König Kasroes im Kerker hält, weil ſie ihn nicht wiederlieben will, und ihr Geliebter Prinz Vardanes. Trotz der ſchwerſten Verſuchungen und Prüfungen iſt indeß Kasroes großmüthig und läßt Jsmene die letzte Probe beſtehen. Sie wird zu einem Block und Beil geführt und muß das Tuch vom Leichnam ihres hingerichteten Vardanes aufheben, darunter liegt aber Scepter und Krone und der lebende Vardanes ſinkt in ihre Arme. Kasroes tritt ihm Jsmene und das Reich ab. Hanswurſt bindet ſeine widerſpenſtige Brunette in eine Wiege und wiegt ſie wie ein Kind, bis ſie ganz zahm iſt. Eine Menge alter Weiber mit Beſen fallen über ihn her, aber Brunette ſelbſt beſchützt ihn.

In dem „Tempel Diana's“ ſoll Jphigenia ihren Bruder Oreſtes opfern, weigert ſich aber und das Orakel tritt endlich dazwiſchen und rettet die Geſchwiſter ſammt ihren Geliebten. Hanswurſt wird in dieſem Stück von zwei Weibern geliebt, die ihn zerren, bis ihm die Hoſen zerreißen. So ſteht die tollſte Poſſe hier dicht am Tieftragiſchen.

Eine der beſten Haupt- und Staatsactionen iſt „die Marter des Johann von Nepomuk“ die auf Stranitzkis Wiener Theater aufgeführt wurde.

König Wenzel iſt ein abſcheulicher Tyrann und ſtellt ſeiner treuen Gemahlin Auguſta nach dem Leben, um ſich ganz ſeiner Buhlerin, der ſerbiſchen Alahibama, widmen zu können. Er läßt ſie des Ehebruchs anklagen und in einem Hundeſtall verhungern. Weil ſich ihr Beichtvater, der Johann von Nepomuk, nicht hergeben will, ihm zu ſagen, was ihm Auguſta gebeichtet, läßt er denſelben in die Moldau werfen, aber fünf über dem Waſſer erſcheinende Sterne

Sandstein. Sie sagen dazu, daß dieser oft muschelreich[1] war. Der Paramo, den man übersteigt, führte sonst irrig in Bogota den Namen Chingasa: er verdient aber mehr den Namen des Paramo de Chiguachi (corrumpirt Choachi) wegen des weiter östlich liegenden Dorfes Chiguachi am Fuß des Paramo, ein Dorf, das aber schon so niedrig liegt, daß Zuckerrohr dabei gebaut werden kann. Dieser Sandstein ist eine mächtige, weit ausgedehnte Formation. Ich bin derselben ununterbrochen von Bogota bis in das Magdalenathal, über Pandi und die natürliche Brücke von Fusagasuga hinabsteigend, gefolgt. Etwas nördlicher, bei Villeta, ruht sie auf Thonschiefer mit Kupfererzen.[2] Die Verbreitung einer und derselben Sandstein-Formation, aus beiden Thälern und Ebenen, den östlichen und westlichen, sich erhebend und quer über ein Gebirge von wenigstens 12000 Fuß Höhe fortsetzend, ist eine wichtige Thatsache, eine der vielen, die für die Erhebung der Andeskette sprechen. Pentland hat ganz ähnliche Verhältnisse auf der hohen Bergebene von Titicaca beobachtet. Aus dem Littoral von Chili steigt ein Gips-, Steinkohlen-, Steinsalz- und Kupferhaltiges Sandstein-Gebilde (er nennt es New Red Sandstone) über die Cordillere weg und erreicht die östlichen Ebenen des Rio Beni, gleichsam das Becken des Amazonenflußes.

Auf dem Plateau von Bogota und 6000 Fuß tiefer, unterhalb Pandi, gegen Melgar hin im Magdalenenthale, ist der Sandstein gelblich weiß, quarzreich, feinkörnig, mit thonigem Bindemittel, so rein von Kalktheilen, daß er nicht mit Säuren brauset. Bei Honda sah ich feinkörnige Schichten mit Lettenlagen und groben Conglomeratschichten wechseln, die eisenhaltig und gelblich braun waren. Sie schlossen 2 bis 3 Zoll große eckige Stücke von Lydischem Stein, Thonschiefer, Gneis und Lagerquarz ein. Auch weit oberhalb Honda, bei Espinal, zeigten sich dieselben Conglomeratschichten. Wenn, wie ich glaube, sowohl der Sandstein bei Zambrano am Magdalenaflusse,

---

[1] Auch an tieferen Punkten, auf dem Cerro del Portachuelo (auf einer Höhe von 3730 Fuß) fand ich im Sandstein viele mikroskopische Trochiten (?)- Versteinerungen.

[2] Am Wege von Bogota nach Honda, zwischen Hatillo und Guaduas hat Roulin 8—10 zöllige Ammoniten (Goniatiten, Buch?) in schwarzem (Uebergangs-?) Kalkstein gefunden.

beurkunden seine Heiligkeit. Wenzel wird wahnsinnig und stirbt am Schlage. Sein böser Rathgeber ist der bekannte böhmische Zauberer Zyto. Das Stück ist vortrefflich angelegt.

Aus dem spanischen Erbfolgekriege hat sich ein gutes Stück erhalten:

„Der vom Prinzen Eugenius und duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV.“, eine satirische Comödie, in der ersten Siegeslust geschrieben, zeichnet sich durch die patriotische Stimmung und durch aristophanische Derbheit aus. Bei jeder neuen Nachricht vom Kriegsschauplatze müssen Ludwig XIV. und der Herzog von Anjou vomiren und brechen nach einander unter convulsivischen Angstreden alle die Städte, Festungen und ganze Königreiche aus, die sie vorher erobert hatten und die ihnen jene tapfern Helden wieder abgezwungen.

Sehr merkwürdig sind die von sächsischen Schauspielern 1709 aufgeführten Comödien, deren Devrient I. 316 f. gedenkt.

Sie zeigen uns die gräßlichsten Dinge, Mord und Henker, Unzucht und Geisterwesen immer in lustiger Verbindung mit dem Harlekin, z. B. den Tyrannen Nero mit dem Harlekin und daneben noch eine Närrin Pasquina, den ihren Liebhaber Horatio verfolgenden Geist Isabellens mit dem Harlekin. Deßgleichen spielte (Devrient S. 346) die Schönemannische Truppe eine Haupt- und Staatsaction von „Tamerlan und den in den Abgrund der Verzweiflung gestürzten Bajazo“ mit einem Vorspiel „der weibliche Arlequin“. Ein anderes Stück von 1734 handelt von Simson und Delila mit dem Harlekin als Kuppler. Ein 1736 in Hamburg gegebenes Stück stellt Leben und Tod „des Ungeheuers“ Wallenstein dar „mit Hanswurst“.

Mehrere Stücke jener Zeit, die ich mir nicht verschaffen konnte, sind in Franz Horns schöner Literatur Deutschlands (von 1813) II. 39 genannt: Almira von 1704, Ali und Sofira, Isabella und Rodrigo (1717), die zwar gedrückte, doch wieder erquickte Liebe (1719), die vom Himmel beschützte Unschuld oder Bellerophon (1720), Achmet und Alminde (1721), der vergötterte Herkules (1726), Florentin, der schwärmerische Schäfer (1728), Donna Violante (1732), die durch Regiersucht gestürzte Basta (1735).

Im Jahr 1734 kam der Schneider Reibehand mit seinen Marionetten in die Mode, die er gräßliche Haupt- und Staatsactionen im Marktschreierton aufführen ließ. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 117. Sein Name wurde sprichwörtlich.

Die Singspiele, die namentlich Klay in Nürnberg in Flor gebracht, wurden nach und nach, insbesondere am glänzenden Hofe in Dresden zu

Opern, nach dem Muſter der italieniſchen, ausgebildet und mit Ballet verbunden. Den Uebergang machte Breſſand mit ſeinen Singſpielen „die doppelte Freude der Muſen (1695), Circe und Penelope (1696).“ In Heyſes Bücherſchatz S. 152 ſind 72 hamburgiſche und 24 braunſchweigiſche Opern verzeichnet. Gottſched in ſeinem nöthigen Vorrath verzeichnet eine noch größere Zahl von Opern, die am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurden, ein Beweis, wie ſehr die Sache Mode geworden war und jede bedeutende Stadt, jeder Hof ſeine Opern haben wollte. In Hamburg componirte der Kapellmeiſter Keyſer († 1739) nicht weniger als 116 Singſpiele und Opern. Die italieniſchen Muſter herrſchten vor. Die opera seria behandelte meiſt bibliſche oder antike, mythologiſche und hiſtoriſche Stoffe, die opera buffa aber nahm die Elemente der alten Faſtnachtsſpiele, den Hanswurſt und Scenen aus dem gemeinen Leben in ſich auf. Ja man ſuchte Ernſt und Scherz, Grauen und tolle Luſtigkeit in der Poeſie mit dem Genuß der Muſik, des Schauſpiels und Tanzes zu verbinden. Aber die Opern bezweckten ſo ſehr nur den augenblicklichen Effect und ſchweiften deßhalb ſo ſehr in frappanten Decorationen, phantaſtiſchen Situationen, Ungeheuerlichkeiten und Zoten aus, daß es der berühmte Gottſched zu einer ſeiner Lebensaufgaben machte, die Opern auszurotten. Auf eine charakteriſtiſche Weiſe reagirte der deutſche Humor gegen die Renaiſſance auch in der Oper, zunächſt in Hamburg. In dieſer freien Hanſeſtadt fing man an, ſich an den mythologiſchen Stoffen zu langweilen, und machte daher der Oper zu Pflicht, den Hanswurſt in ſich aufzunehmen. In Poſtels Oper „Kleopatra“, einer opera seria mit tragiſcher Selbſtentleibung am Schluß, erſcheinen im Feſtſaal der Königin Schornſteinfeger und ſingen ein höchſt frivoles Lied, ja wenden ſich zuletzt an das Publikum und fragen die ſämmtlichen anweſenden Damen, ob es nichts zu fegen gebe? — Eine Oper, „die Hamburger Schlachtzeit“ von 1725, hielt der Einwohnerſchaft nur ein Spiel des eigenen Lebens vor, Ochſenkauf, Schlachten, Schmauſen. Eine Oper, zu Arnſtadt 1705 aufgeführt, brachte in ähnlicher Weiſe dem Publikum die Bierbrauerei zur Anſchauung. In den Opern „die Leipziger Meſſe“ oder le bon vivant, „Fröhlicher Brüder Saufluſt“ (1714), Harlekins Hochzeit und Kindbettſchmaus ꝛc., wie in vielen andern artete die Poſſe dermaßen aus, daß ſchon 1681 der Hamburger Paſtor Anton Reiſer in ſeiner theatromania,

ſo wie ſpäter Gottſched in Leipzig mit höchſter Entrüſtung dem Opernunfug zu ſteuern befliſſen war. Gegen Reiſer ſchrieb Rauch eine theatrophania, 1682, worin er nur die chriſtliche Oper zu retten ſuchte. Aber auch an den kleinen Fürſtenhöfen miſchte ſich der Hanswurſt getroſt unter die Götter, Nymphen und Satyrn. Das war es gerade, was Gottſched ſo ſehr gegen die Opern erbitterte. Von anderer Seite her trat der allzu üppig und gemein gewordenen Oper der große Händel mit ſeinen feierlichen Oratorien entgegen. Es iſt bemerkenswerth, daß die höchſte Blüthe des Oratoriums unmittelbar der tiefſten Entartung der weltlichen Oper nachfolgte. Man kann dieſe Erhebung aus dem Sumpf des Heidenthums zur heiligen Höhe des Calvarienberges, wie ſie in der Muſik Statt fand, keineswegs von der Poeſie rühmen. Dieſe verſank vielmehr immer tiefer in Weltlichkeit und claſſiſches Heidenthum.

Einen höheren Flug verſuchte Berthold Feind, ein Hamburger Advokat, welcher in ſchleswigſchen Dienſten als Anhänger Karls XII. gegen Dänemark ſchrieb, deßhalb in Verhaft kam und 1717 in einem däniſchen Kerker ſtarb. Er war viel gereiſt, hatte die berühmteſten auswärtigen Theater geſehen und erklärt ſich in den proſaiſchen Zugaben zu ſeinen 1708 in Stade erſchienen „Deutſchen Gedichten“ 1) für eine höhere ſittliche Aufgabe des Schauſpiels, weshalb es Unrecht ſey, es vom chriſtlichen Standpunkt aus überhaupt zu verwerfen, 2) für das Phantaſtiſche, Abentheuerliche und Romantiſche, weil es die Seele am tiefſten ergreife. S. 109 erzählt er, „daß etliche, wenn ſie des renommirten Engliſchen tragici Shakespeare Trauerſpiele vorleſen hören, oft lautes Halſes an zu ſchreien gefangen und häufig Thränen vergoſſen.“ *) Auf die Thränen legte Feind den größten Werth und er iſt deßhalb als der Vorgänger Kotzebues und Iffflands zu betrachten. Im Ganzen hat er ſich nicht an Shakeſpeare gehalten, ſondern ſich durch die italieniſchen Formen des Singſpiels gebunden. Seine Stücke ſind eigentlich Vaudevilles mit zahlreichen eingelegten Arien und Chören. Die darin geführten Reden ſind noch ſehr ſchwülſtig und hochtrabend, aber ſie ſprechen uns viel angenehmer an, als Lohenſteins Alexandriner, weil ſie in fünffüßigen

*) Man hat noch keine frühere Oper von Shakeſpeare in deutſchen Bühnen entdeckt, als dieſe.

Jamben geſchrieben ſind. Man kann nicht ſagen zum erſtenmal, denn der oben genannte Burckhart iſt älter.

Im erſten Stück „Octavia“ beginnt Kaiſer Nero:

Vom kalten Angelſtern bis an Canopus Hügel
Schwingt unſer Adler ſeine Flügel ꝛc.

Nero verliebt ſich in Ormöna, Gattin des armeniſchen Königs Tiridates, und verläßt um ihretwillen ſeine treue Gemahlin Octavia. Dieſe will ſich erſtechen, wird aber durch Piſo daran verhindert, verhüllt ſich und ſchreckt den Nero, als ob es ihr Geiſt wäre, und wird nachher dem reuigen Nero wieder zugeführt. Das Stück aber ſchließt wie ein Kotzebue'ſches Luſtſpiel mit allgemeiner Umarmung. In den eigentlichen komiſchen Scenen geräth Davus, die luſtige Perſon, auf einen Kirchhof, unterhält ſich mit den ſatiriſchen Grabſchriften und wird von Todtengräbern geneckt, die zuletzt einen Tanz halten; eine völlig mißlungene Nachahmung der bekannten Kirchhofſcene im Hamlet.

Man ſieht aus dieſer erſten Probe, wie tief Feind unter Shakeſpeare ſteht, doch iſt ſein Nero als Jambenſtück und als erſtes eigentliches Rührſtück bemerkenswerth. Im zweiten Stück, „die kleinmüthige Selbſtmörderin Lucretia oder die Staatsthorheit des Brutus“, ſollte man dem Titel gemäß eine ironiſche Auffaſſung als Traveſtie erwarten, aber auch hier findet man nur Rührung. Eben ſo im: Masaniello furioso.

Herren und Damen vom Hofe des Vicekönigs von Neapel haben ſich auf dem Lande vergnügt, als ſie von ferne Tumult in der Stadt vernehmen. Der Fiſcher Maſaniello hat das Volk empört, es verweigert den Zoll und trotzt den Soldaten.

Vor dieſem war ein Fiſcherknecht,
Der von der Höllen Dienſtbarkeit
Die Welt befreit.
Ich bin zwar auch ein Fiſcher nur,
Dennoch will ich das heilige Recht,
So in Neapolis geſchwächt,
Im alten Stande wieder ſchaffen.
Ergreift die Waffen!

Das Intereſſe wird aber ganz von der Revolution abgezogen auf Liebelei. Don Antonio wird vom Volk gefangen und muß als Sklave Waſſer zu den Galeeren tragen. Die ihn liebende Marquiſe Mariane ſucht ihn auf und wird ſelber Sklavin, um ihn gewiß zu finden. Unterdeß aber hält er ſie für untreu, wird frei und verliebt ſich in Aloyſia. Da erſticht ſich die treue Mariane und er

aus Reue thut das gleiche, beide aber ſind nur verwundet und bleiben am Leben. Aloyſia, die ſchon zum zweitenmal verheirathet iſt, findet ihren erſten Mann wieder, mit dem ſich der zweite verſöhnt, und das Stück ſchließt wieder mit allgemeiner Umarmung, während der arme Maſaniello in Raſerei daherkommt, nur noch einige Worte ſpricht und erſchoſſen wird.

In dem Stück „die bezwungene Beſtändigkeit oder die liſtige Rache des Sueno“ nimmt wieder alles einen tragiſchen Anlauf, um mit den obligaten Rührungen luſtſpielartig zu enden.

Das Stück fängt ſehr romantiſch an. Die däniſche und norwegiſche Flotte begegnen ſich bei Nacht auf dem Meer, während ein großer Komet am Himmel ſteht. Sie kämpfen. Sueno der Däne ſiegt, Olaus der Norweger aber verſöhnt ſich mit ihm. Sueno will ſeine Tochter Angelica mit ſeinem tapfern Admiral Hulderich, der eben den Seeſieg erfochten hat, vermählen. Sie liebt aber den Olaus. Dieſer, ſchon verlobt mit der verwittweten Königin von Schweden, Gunilde, läßt ſich verführen, um Angelica zu bekommen, die Gunilde von der Schiffbrücke ins Meer fallen zu laſſen, wird aber doppelt betrogen, indem Angelica, die ſich vergiftet, ſtatt wirkliches Gift nur einen unſchädlichen Trank bekommt und nach des Olaus Abgang ſich entſchließt, den tapfern Hulderich zu ehelichen, während ihr Vater zugleich Gunilden die Hand reicht. Doppelumarmung am Schluß.

In der „krankenden Liebe“ iſt die bekannte Geſchichte des Antiochus, der ſich in ſeine Stiefmutter Stratonice verliebt, gleichfalls als Rührſtück behandelt. — Feind ſchrieb auch viele Gelegenheitsgedichte, ein bewunderndes Lobgedicht auf Karl XII. in Alexandrinern, ein Lehrgedicht, worin er alle philoſophiſchen Syſteme durchgeht, ein philoſophirendes Hochzeitsgedicht und viele Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen.

Salomon Seemann, ein Danziger, Erzieher der ruſſiſchen Kaiſerin Anna, deſſen „Turnus und andere deutſche Gedichte“, zu Marburg 1729 erſchienen ſind, erſcheint als der Prototyp jener Deutſchruſſen, die mit deutſcher Bildung ſlaviſche Gewandtheit verbinden und insbeſondere die Sprache mit Leichtigkeit handhaben. Das Drama Turnus iſt zwar eine Monſtroſität, ſofern es gegen die virgilianiſche Tradition läuft, aber die Sprache iſt theilweiſe vortrefflich. Seemann bediente ſich noch regelmäßiger, als Feind, des fünffüßigen Jambus, wenn auch nicht in der Reinheit, wie ſpäter erſt Leſſing im Nathan.

Der alte König Latinus läßt ſich von den Pfaffen beſchwatzen, ſeine Tochter Lavinia dem fremden Abentheurer Aeneas zu geben, im Widerſpruch mit dem Intereſſe des Volks und Landes und mit der zärtlichen Liebe, welche Lavinia bereits dem Turnus zugewandt hat. Der alte König redet die Trojaner an:

Ihr treuen Bürger unſers Vaterlands,
Ihr tapferen Trojaner, deren Reich
So herrlich, ſo berühmt, ſo mächtig war,
Wie ſehr beklag ich euch.

Dieſe Sprache, ſo lange vor Schiller, gereicht dem Danziger zur Ehre. Lavinia klagt:

Unglückliche Geburt, wenn wir mit Kronen
Zur Welt geboren werden!
Wie ſelig ſind für uns auf Erden
Dieſelben, ſo in ſchlechten Häuſern wohnen.
Die arme Schäferin —
Sie liebt den, der ſie liebt,
Der ſie bittet, der ihr gute Worte gibt.
Uns zwingt das Schickſal, uns zwingt der Staat.
Wir geben zwar das Recht, doch nach dem Rechte
Wird nicht mit uns verfahren ꝛc.

Lavinia, als Amazone gerüſtet, wirft ſich in den Kampf zwiſchen Aeneas und Turnus. Aeneas fällt, die Pfaffenpartei flieht, der alte Latinus ſieht ſein Unrecht ein und Turnus und Lavinia werden ein glückliches Paar.

Die Wendung am Schluß iſt ſo auffallend, daß man verſucht wird, ſie irgend einer politiſchen Rückſicht in St. Petersburg zuzuſchreiben. — Der lyriſchen Gedichte Seemanns ſind wenige, meiſt Gratulationen. In einem Hirtengeſpräch zeigt ſich wieder des Dichters Gewandtheit.

Wie aber kann ich widerſtehen?
Ich ſeh zwei Augen auf mich blitzen,
In welchen tauſend Liebesgötter ſitzen,
Ich muß für ihrer holden Macht vergehn.
Mein Herze iſt gefangen
Und meine Seele rührt der ſüße Wunderſchein.
Ich ſpür ein ſehnliches Verlangen
Dieſen Strahlen nahe zu ſeyn.

Das iſt die erſte Spur jener Innigkeit des romantiſchen Gefühls, wie es ſpäter bei Tieck ſich ſo reich entfaltete. Beiläufig ſey bemerkt, daß

dieſes intereſſanten Dichters in den bisherigen deutſchen Literaturgeſchichten noch gar nicht gedacht worden iſt.

Der mächtige Gottſched ſchrieb, wie oben ſchon geſagt iſt, ſelber nur einen überarbeiteten „Cato“, ließ aber viele franzöſiſche Tragödien und Comödien als Muſter für Deutſchland überſetzen. Sein beſter Schüler war Elias Schlegel, Sekretair des ſächſiſchen Geſandten in Kopenhagen, nachher Profeſſor, † aber ſchon im 31. Jahre (1745). Er ſchrieb viele Tragödien im echten Renaiſſanceſtyl: Oreſt und Pylades, Dido, Hekuba, Elektra. Aber es zog ihn aus dem claſſiſchen Zwange heraus. In ſeiner Lucretia vertauſcht er die ſteifen Alexandriner ſchon mit freier Proſa. In ſeinem Trauerſpiel Canut verräth er, daß er bei längerem Leben vielleicht eine ganz andere Richtung, als die Gottſched'ſche, würde eingeſchlagen haben.

In dieſem Trauerſpiel ſtellt Ulfo, der des großmüthigen König Canut Schweſter verführt, einen höchſt bizarren Charakter dar, der nicht einmal des Königs Gnade annimmt, ſondern trotzt und den Tod erzwingt.

Das deutet ſchon von ferne die Sturm- und Drangperiode an. Auch Schlegels „Hermann“ iſt zwar noch in den leidigen Alexandrinern geſchrieben, hat aber viele Originalität und eine ganz moderne Charakteriſtik.

Die Hauptſache in dieſem Trauerſpiel iſt der Contraſt zwiſchen dem vaterlandstreuen Hermann und dem Römling Flavius. Am Schluß der Triumph des erſtern über den Varus. — Segeſt ſpielt eine gute Rolle, indem er die dynaſtiſche Staatsklugheit über den Patriotismus ſetzt und den Satz anführt, ein König kenne nur ein Intereſſe, dürfe nie ein Sentiment oder natürliches Gefühl, nicht einmal für Weib und Kind haben.

Etwas Bizarres gibt ſich auch in den Luſtſpielen Schlegels zu erkennen, trotz der von ihm erſtrebten franzöſiſchen Correctheit. So im „Triumph der guten Frau“.

Rikander, ein frivoler Ehemann, verläßt ſeine treffliche Frau Hilaria bald nach der Hochzeit und ſpielt zehn Jahre lang den Don Juan bei andern Damen, ohne ſich einer Einzigen dauernd zu widmen. Da beſchließt Hilaria, ihn zu beſtrafen, verkleidet ſich als Mann, treibt die Donjuanerie noch ärger als er, und ſticht ihn bei allen Damen aus, die für den neuen Ritter ſchwärmen, bis ſie ſich dem beſchämten Rikander zu erkennen gibt.

Ziemlich ähnlich iſt „der Geheimnißvolle“.

Der junge Graf Bährenfeld ſoll nach Straßburg reiſen, hält ſich aber incognito in Kopenhagen auf, um ſeine ihm beſtimmte Braut unter fremdem Namen zu prüfen, und gewinnt als Maske auf einem Ball, ſpäter in allerlei Verkleidungen ſie lieb, wird verdächtigt und arretirt, aber durch die Ankunft ſeines vornehmen Vaters wird alles aufgeklärt.

In der „ſtummen Schönheit“ ſchmeichelt der Dichter dem Adel auf Koſten der Naturwahrheit.

Hier wird ein hübſches, aber dummes und deßhalb auch wortarmes Bauernmädchen als Dame erzogen, die ächte Tochter des Hauſes aber in Armuth, und macht die letztere durch ihren Geiſt den Irrthum des Glücks wieder gut. Als ob alle Bauernmädchen dumm und alle Fräulein geiſtreich ſeyn müßten.

Im „geſchäftigen Müßiggänger“ wollte Schlegel ein Molière'ſches Charakterbild aufſtellen, es blieb jedoch matt und etwas langweilig. Beſſer iſt der „gute Rath“, in welchem Einer die Manie hat, allen Leuten zu rathen, und böſe wird, wenn man ihm nicht folgt.

Man hat von E. Schlegel noch mehrere Bruchſtücke z. B. eines angefangenen Epos „Heinrich der Löwe“, auch Cantaten und Gelegenheitsgedichte, Epiſteln und verſchiedene Aufſätze über das Schauſpiel. — Sein jüngerer Bruder Adolf ſchrieb ein Lehrgedicht „der Unzufriedene“ in Alexandrinern.

Der Menſch iſt unzufrieden über ſein Loos. Da verwandelt ihn Jupiter in einen Vogel, Fiſch, Hirſch ꝛc., bis er einſieht, das Loos des Menſchen ſey doch ein viel glücklicheres, als das anderer Geſchöpfe.

Andere Schüler Gottſcheds wetteiferten in Verfertigung von Tragödien, die in hölzernen Alexandrinern antike Stoffe behandelten. So erſchienen 1741 Darius von Pitſchel, Alceſte und Aurelius von Quiſtrop, Timoleon von Behrmann, der ſterbende Sokrates von Baumgarten, 1746 Oedipus von Joh. Heinr. Steffens, 1748 Octavia von Cammerer, Brutus von Blaufuß, 1754 Telemach von Heubel, 1757 die Horazier von Kepner, 1758 Candaules von G. W. Schmid.

Fr. von Derſchau gab 1747 einen Pylades und Oreſtes heraus, der die Opferung des letztern durch Iphigenia auf Tauris behandelt. Ohne Geiſt.

Iphigenia iſt weichherzig. Pylades will ſich für Oreſt opfern, dieſer gibt

er nicht zu. Troas der böſe König, befiehlt nun beide zu opfern. Aber die Handlung wird unterbrochen durch einen Greis, namens Hermes, welcher das Volk aufwiegelt und zugleich nachweist, die Tomira, die angebliche Tochter des Troas, ſey die Tochter des früheren Königs, die allein rechtmäßige Erbin des Throns. Oreſt ergreift das Opferſchwert und erſticht damit den Troas.

Dreſcher ſchrieb 1751 ein Luſtſpiel „der adelige Freier“ und 1760 eine Lutheriade in 12 Geſängen.

In Benjamin Schmidts „muſikaliſchen und andern Gedichten“, Leipzig und Rudolſtadt 1748, wird die Geſchichte des Amor und der Pſyche als Singſpiel behandelt. In der „belohnten Treue“ wird eine verloren gegangene Prinzeſſin als Schäferin wieder entdeckt. Schöne Stoffe, aber ohne Geiſt behandelt. In vielen „Serenaden“ wettſingen allegoriſche Perſonen, Tugenden, Blumen, die ſächſiſchen Flüſſe ꝛc. zum Lobe fürſtlicher Perſonen.

Patzki's Virginia, 1755 gedruckt, in ſteifen Alexandrinern iſt bei nobler Geſinnung ebenfalls geſchmacklos. Patzki, der ein Prediger in Magdeburg war, ſchrieb auch viele Singſpiele, bibliſchen und antiken Inhalts.

Den Einfluß Molieres und noch mehr Holbergs läßt Borkenſtein in ſeinem „Bocksbeutel“ von 1742 erkennen, worin er die vornehme Spießbürgerlichkeit der norddeutſchen Seeſtädte geißelt, ein Vorbild zu Kotzebues Kleinſtädtern.

Johanna von Orleans, ein Trauerſpiel des Johann Gottfried Bernhold, Nürnberg 1752, iſt in mancher Beziehung nicht unintereſſant.

Johanna tritt gleich in der erſten Scene keck auf:

Es hüpfet mir das Herz, wenn die Karthaunen brüllen,
Und mit beflammtem Schall und Dampf die Luft erfüllen.
Wenn Schild und Feur und Schwert in treuen Fäuſten blitzt
Und echter Frankenmuth die Tapferkeit erhitzt.

Aber der Dichter kümmert ſich nicht im mindeſten um die tiefe Bedeutung ihrer Jungfräulichkeit. Ganz arglos ſpinnt er ein Liebesverhältniß zwiſchen ihr und dem Baſtard Dunois an. Johanna wird nicht als Hexe verbrannt, ſondern tödtlich verwundet und ſtirbt in Dunois Armen:

Ich ſterbe noch vergnügt, weil du mich ſchon gerochen,
Mein Wunſch iſt auch erfüllt, ich hab dich noch geſprochen.
Erweiſe mir, mein Schatz, zu meiner ſüßen Ruh
Den letzten Liebesdienſt, drück mir die Augen zu.

Derſelbe Dichter ſchrieb 1752 ein Trauerſpiel „Irene“, worin die fürſtliche Mutter ihrem Ehrgeiz den eigenen Sohn aufopfert.

Joh. Chriſtian Krüger († 1750), verdorbener Theologe und Schauſpieler, rächte ſich an ſeinem frühern Stande durch Verſpottung in Luſtſpielen. Seine „Landgeiſtlichen“ wurden deßhalb confiscirt. Seine „Träume“ von 1754 habe ich mir nicht verſchaffen können. Seine übrigen Luſtſpiele ſind in ſeinen poetiſchen und theatraliſchen Schriften, Leipzig 1763, enthalten:

1) Der blinde Ehemann. Aſtrobald iſt blind auf die Welt gekommen zur Strafe für ſeine Mutter, die ihn im Ehebruch empfangen. Aſtrobald heirathet die edle und treue Laura, die aber verleumdet wird, ſo daß der arme blinde Mann von Eiferſucht verzehrt wird, bis Lauras Tugend erprobt und er ſelbſt zum Lohn derſelben ſehend wird.

2) Die Candidaten. Hermann, der lange einem Grafen treu gedient hat, ſucht durch ihn vergebens eine Rathsherrnſtelle zu erlangen. Der alte üppige Graf will es nicht anders thun, als um eine gewiſſe Gefälligkeit der Frau. Die alte Gräfin iſt eben ſo üppig und führt das Regiment im Hauſe. Da, um ſich wegen einer Beleidigung an ihr zu rächen, ſchickt ein alter Oberſt einen jungen Fähnrich in ihr Haus, der ſich für einen Candidaten ausgeben und ihr ein wenig die Cour machen muß, worauf er ſogleich die bewußte Stelle erhält, ſie aber beſchämt, indem er ſeinen Stand entdeckt. Endlich bekommt Hermann doch noch die Stelle.

3) Der Teufel ein Bärenhäuter. Ruthe, der Schulmeiſter, hat ſich in ein ſchönes Mädchen im Dorfe verliebt und verkleidet ſich als Teufel, um ihren Bräutigam abzuſchrecken. Dieſer verſteht aber keinen Spaß, packt ihn, prügelt ihn erbärmlich durch, bindet ihn an Händen und Füßen und läßt ihn eine ganze Nacht lang liegen. Da kommen Leute. Aus Scham hält ſich der Schulmeiſter mäuschenſtill und hört, daß es ſeine eigne Frau iſt, die ihm bisher, ohne daß ers merkte, Hörner aufgeſetzt hat, und ſich mit ihrem Liebhaber auf ihn ſelber ſetzt, in der Meinung, es ſey nur ein Klotz. Im launigſten und derbſten Styl.

Ich ſtelle dem eine andere, viel zartere Schulmeiſtercomödie gegenüber, welche Friedrich der Große 1754 aufführen ließ. Ihr Verfaſſer iſt mir unbekannt.

Druſilla, eine Schulmeiſterswittwe, hält für ihren verſtorbenen Mann Schule und verliebt ſich in ihren jungen Schüler Lindero; aber deſſen Oheim Leander iſt ſelbſt in ſie verliebt und bewacht ſie voll Argwohn. Da tappt auch

kaum 16 Meilen vom Meere entfernt, als der kohlenschieferhaltige Sandstein vom Rio Sinu zu derselben Formation gehören, so ist auch eine globuleuse Struktur hier anzuführen, wie man sie an mehreren Punkten in Deutschland findet. Etwas elliptische Kugeln sehr feinkörnigen Sandsteins (von 2 bis 3 Fuß Durchmesser) mit schalig abgesonderten Stücken (ich zählte oft 12 bis 15 dieser Lagen) sind nämlich in grobkörnigem Sandstein bei Zambrano eingebacken. Nirgends fand ich diese Flötzformation von einer anderen unterteuft. Der Sandstein ruht unmittelbar auf turmalinhaltigem Granit am Peñon de Rosas, am Rio Magdalena und bei Mariquita; auf Gneis am Rio Lumbi nahe der Silbergrube von S. Anna; auf Uebergangs-Thonschiefer zwischen dem Alto de Gascas und dem Eichenwalde des Alto del Roble, im Wege von Bogota nach Honda. Auf der Hochebene bei Facatativa, wie auch am westlichen Abhange der Cordillere bei Pandi, soll der Sandstein Höhlen enthalten.

In dem Sandsteingebilde, das ich beschreibe, aber freilich nicht unmittelbar von diesem, sondern von mächtigen Lagen Schieferthon bedeckt, kommen wahre Steinkohlen (nicht Lignite) vor, von denen mehrere abgebaut werden. Wie das Steinsalz, von dem ich weiter unten reden werde, liegen diese Reste einer urweltlichen Vegetation in sehr verschiedenen Höhen. Ich kenne sie zwischen 3000 und 8300 Fuß Erhebung über dem Meere: zwischen la Palma und Guaduas; bei Velez und Leiva; in der Hochebene von Bogota unfern dem Wasserfall des Tequendama und bei Chipa, im inselförmigen Hügel von Suba, wie auch eine halbe Stunde westlich vom Steinsalzwerke Rute bei Zipaquira. Spuren von vegetabilischen Abdrücken sind allerdings in dem Dachsteine dieser hochliegenden Steinkohlen gefunden worden, aber noch keine Farren, keine Lycopodiacern oder deutliches Coniferen-Holz. Die Schieferkohlenflötze bei Guaduas sollen 4 bis 5 Lachter Mächtigkeit erreichen.

Der Sandstein ist an vielen Punkten bedeckt mit Gipsflötzen. Sie sind mächtig in dem Steinsalzberge von Zipaquira, vereinzelt, zertrümmert und halb weggewaschen an andern Punkten der Hochebene, im Thal von Usme, wie hoch am Cerro de los Tunjos. Das Steinsalz ist hier, wie überall in beiden Continenten, mit dem charakteristischen graulich blauen, von Erdpech, Selenit, Schwefelkies und natürlichem Schwefel in großen Massen durchzogenen Salzthone bedeckt. Die ganze Steinsalzniederlage von Zipaquira, die ich auf

noch ſein Vater und Lindoros Großvater Belflore, der ſich gleichfalls in die ſchöne Wittwe vergafft hat, mit einer Liebeserklärung dazwiſchen und der verſchmähte Leander rächt ſich, indem er den Großvater gegen den Onkel hetzt. Am Ende aber läßt ſich der Alte verſöhnen und Lindoro bekommt die ſchöne Wittwe. Ein leichtes, frivoles, aber graziöſes Singſpiel.

Schenks komiſches Theater, Breslau 1759 enthält nur ſchwache Stücke:

Clementine. Zwei junge Leute ſollen ſich heirathen, haben ſich aber jedes ein Ideal gebildet, wollen daher einander nicht, bis ſie ihr Ideal jedes im andern wiederfinden. — Die Liebe in der Grotte, ſehr unbedeutend. — Pigmalion, in eine Cypreſſe verwandelt, von Thamira auch als Baum noch wirklich umarmt, wird glücklich wieder entzaubert.

Chr. Felix Weiße in Leipzig, den wir ſchon als Lyriker kennen gelernt, war auch ein fruchtbarer Schauſpieldichter. Er edirte ſchon 1759—68 Beiträge zum deutſchen Theater in 5 Bänden, ſpäter erſchienen geſondert 1767—71 komiſche Opern, 3 Theile, 1776—80 Trauerſpiele in 5 Theilen, 1783 Luſtſpiele in 3 Theilen.

Die Trauerſpiele ſind noch in Alexandrinern geſchrieben. Racine und Corneille ſind ſeine Muſter. Es zieht ihn hin zu Shakeſpear'ſchen Stoffen, allein er kann ſie doch nur in der franzöſiſchen Manier behandeln. Seine Stärke liegt in der Charakteriſtik der Leidenſchaften, allein er läßt ſich zu ſehr in declamatoriſchem Pathos, in der Reflexion über die Leidenſchaften gehen.

1. Eduard III. Iſabella hat aus Liebe zu ihrem Buhler Mortimer ihren Gemahl Eduard II. ermorden laſſen und für natürlichen Todes geſtorben ausgegeben. Sie will ihren Sohn noch zum Morden der Edelſten im Lande verleiten, um ihre Schmach deſto beſſer zu verbergen; allein es wird vereitelt, des Königs Leiche dem jammernden Sohn gezeigt und der Mord bewieſen. Das ganze Stück iſt nur zur Charakteriſtik Iſabellens geſchrieben, die zuletzt verzweifelnd ihren Buhler von ſich ſtößt. Gut contraſtirt mit ihr der ſchwache Sohn.

2. Richard III. Weiße läßt den Richard nicht die ganze Stufenleiter von Verbrechen durchlaufen, wie Shakeſpeare, ſondern greift nur den Mord der beiden jungen Prinzen und die ſchmerzliche Klage ihrer Mutter heraus, worauf ſogleich Richmond erſcheint und den Tyrannen ſtürzt. Innerhalb dieſer engeren Schranken hat das Weißeſche Trauerſpiel immerhin viel Anerkennenswerthes. Die Leidenſchaft, der Ehrgeiz, die teufliſche Bosheit und zugleich die Be-

ſpenſterfurcht des Königs contraſtiren vortrefflich mit der Mutterangſt der Königin.

3. Criſpus, Sohn Conſtantin des Großen, wird von ſeiner Stiefmutter Minervina bis auf den Tod verfolgt.

4. Muſtapha und Zeangir. Roxane, zweite Gemahlin des Sultan Soliman, läßt den Muſtapha, deſſen Sohn erſter Ehe, umbringen, um den Thron ihrem eigenen Sohn Zeangir zu erhalten, allein dieſer iſt ſeinem Bruder ſo treu und ergeben, daß er, die böſe Mutter verwünſchend, ſich erſticht, um dem Bruder im Tode nachzufolgen. Gar zu empfindſam und unwahrſcheinlich.

5. Die Befreiung von Theben, ein kaltes Stück. 6. Atreus und Thyeſt, die bekannte Greuelgeſchichte. 7. Roſamunde, die bekannte Mörderin Alboins. 8. Romeo und Julie. Man kann dieſe pathetiſche Declamation nach Shakeſpeares Dichtung unmöglich ausleſen, obgleich der Stoff nicht ſchlecht aufgefaßt iſt. 9. Die Flucht, unbedeutend. 10. Jean Calas, nach Voltaire.

Wie Corneille und Racine für das Trauerſpiel, ſo war Moliere das Muſter für das Luſtſpiel. Weißes Luſtſpiele haben ſeinen Ton:

Die Poeten nach der Mode. Zwei Dichter, der eine voll Lohenſteiniſchen Schwulſtes, der andere nach der neuen galanten Manier, bezaubern einen Herrn Gerante ſo, daß er einem von ihnen ſeine Tochter geben will, was aber durch den Geliebten derſelben verhindert wird. — Der Naturalienſammler will ſeine Tochter eben ſo unpaſſend verſchenken, wird aber auch abgehalten. — Die Matrone von Epheſus. — Großmuth für Großmuth. Karoline kommt in männlicher Verkleidung, um die ſchöne Wittwe kennen zu lernen, die ihren Geliebten liebt, findet ſie ſeiner werth und tritt ſie ihm ab, die Wittwe aber vergilt Gleiches mit Gleichem und nöthigt ihr den Geliebten auf. — Die Haushälterin, als Erbſchleicherin eines alten Herrn, will deſſen Sohn um das Seine bringen. — Der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt, entgeht kaum der Schlinge, die ſeiner Blödigkeit durch einen argliſtigen Freund gelegt wird. — Der Projectmacher empfängt die Strafe ſeines Leichtſinns. — Weibergeklatſch. Durch Geklatſch verführt, glaubt Ferdinand, ſeine Braut Louiſe habe ein Kind gehabt und beſchuldigt ſie deſſen; wie ſehr beſchämt ſie ihn aber, als ſie ihm ein Kind vorſtellt, welches er ſelbſt unehelich mit einer Andern gezeugt hat. Doch verzeiht ſie ihm großmüthig. — Die Freundſchaft auf der Probe. Blandfort hat die ſchöne junge Indianerin Corally der Obhut ſeines Freundes Nelſon überlaſſen, der ſich aber ſterblich in ſie verliebt hat. Nun iſt Blandfort ſo großmüthig, ſie ihm zu überlaſſen und dafür Nelſons Schweſter Juliane zu heirathen. Corally iſt hier übrigens nicht naiv, wie Kotzebues Gurli. — Liſt über Liſt. Die böſe Frau Argante wird durch Liſt dahin gebracht, ihre Tochter Caroline dem jungen Valer zu verheirathen, was gerade der innigſte Wunſch ihres Bruders Ariſt iſt, während ſie ſich einbildet, es geſchähe ihm zum Poſſen.

Weiße ſchrieb auch einige ſehr beliebte komiſche Opern, z. B. Lottchen am Hofe, aber nur nach franzöſiſchen und engliſchen Texten. Seine berühmteſte Oper, der Dorfbarbier, ahmt Krügers Schulmeiſter nach.

Der beſoffene Barbier Barthel und ſein liſtiges Weib Suſanne ſollen ausgepfändet werden, helfen ſich aber, indem ſie den Gläubiger, Schulmeiſter Ruthe, und er deſſen Weib verführt.

Joſeph, Frhr. von Petraſch, deſſen Luſtſpiele zu Nürnberg 1765 von der deutſchen Geſellſchaft in Altorf in 2 Bänden herausgegeben wurden, war ein Nachahmer Molieres, aber ſehr breit.

Ein abgeſchmackter Herr von Tiefſinn kommt von Wien zurück und ſpielt den geheimnißvollen Diplomaten. Gut erſonnen, aber geiſtlos ausgeführt. — Das Gilland der Buckligen, die ſich über den Geſunden, der zu ihnen kommt, luſtig machen. — Leander, ein Dichter, der das Beſte der Menſchheit will, wird eben deßhalb von der Dummheit und Bosheit verfolgt, aber zuletzt durch den Fürſten ſelbſt gerechtfertigt. Sehr langweilig. — Der übelgerathene Länderreiſer, ein deutſcher Edelmann, der aus Paris abgeſchmacktes Franzoſenthum mitbringt. — Philander bringt ſich durch ſeine Neugier um eine edle Geliebte. — Der jütiſche Obmann Magnus will nichts von neuen Moden wiſſen, aber ſeine Tochter Julchen wird ihm durch den neumodiſchen Klitander entführt. — Goldmann, der junge Ehemann, iſt am Tage nach der Hochzeit wie aus den Wolken gefallen, da ihm ſeine junge Frau hinter der Gardine bekannt hat, daß ihr angeblicher Reichthum nur erheuchelt und ihr Brautkleid und Brautſchmuck nur geborgt geweſen ſey, da ihr Kammermädchen kommt und ihn um Geld bittet, weil ſie von der Dame ſeit acht Jahren keinen Lohn erhalten; da der Schwiegervater und Schwager ſelbſt ihm Geld ablocken wollen ꝛc. Seine Noth iſt köſtlich, und zuletzt bildet er ſich ein, ſie wollen ihn gar vergiften, um ihn zu beerben. — Das iſt das beſte Stück, die noch übrigen ſind ſehr gering.

Johann Heinrich Faber, Profeſſor in Mainz, überſetzte eine Menge franzöſiſche Opern und Schauſpiele für die deutſche Bühne von 1769—1776, gab 1788 eine Zeitſchrift „der Illuminat“ heraus und hinterließ noch einen Roman „Louiſe oder der Sieg der Tugend“, den ich nicht geſehen habe.

Auch Karl Chriſtian Gärtner, der mit an den Bremiſchen Beiträgen arbeitete, überſetzte aus dem Franzöſiſchen, wie denn ſein einziges eigenes Schäferſpiel „die geprüfte Treue“ von 1768 wieder ins Franzöſiſche überſetzt wurde.

Der österreichische Feldmarschallleutenant Cornelius von Ayrenhoff († 1794) schrieb seit 1772 eine Menge Schauspiele zuerst in steifen Alexandrinern und so sehr nach französischem Muster, daß er in einem „Sendschreiben" heftig gegen die Ausschweifungen Shakespeares loszog. Es ist merkwürdig dabei, daß er als vornehmer Mann sich nicht genirt, die ganze Corruption Wiens zur Schau zu tragen.

Seine Trauerspiele behandeln antike Stoffe, Cleopatra, Virginia, Antiope, Aurelius (eine erdichtete Verschwörung gegen Trajan), sodann einige altdeutsche, Hermanns Tod und Tumelicus. Dieser junge Sohn Hermanns will seinen Vater rächen, wird aber durch die von Druiden und Barden umgebene Velleda daran gehindert. Unwahr und abgeschmackt. — Besser sind die Lustspiele, aber sehr frei: Der Postzug. Ein Graf von Reitbahn verhandelt seine junge Braut Leonore an den Major von Rheinberg um einen Postzug von herrlichen Schecken. Das Fräulein ist wohl damit zufrieden, weil sie Rheinberg liebt. Einer meint, mancher würde gerne seine Frau für ein Paar Schecken verkaufen. Das Ganze ist ein treues Spiegelbild der verdorbenen Sitten der Wiener Aristokratie, und Vorbild zu Kotzebues „beiden Klingsbergen". — Noch unsittlicher ist „die große Batterie". Um eine gute Heirath zu machen, prahlt ein Offizier, eine Batterie erstürmt zu haben. Der Bruder seiner Braut übertrifft ihn noch an Frivolität und will mit dem hübschen Kammermädchen davonlaufen, nachdem sie seiner Schwester Kleider gestohlen hat. Sie werden ertappt und er entschließt sich nun, die zur Braut zu nehmen, die ihm seine Mutter bestimmt, behält sich aber unter allgemeinem Lachen vor, das Kammermädchen mit seinem Kammerdiener zu verheirathen, um sie in der Nähe zu behalten. Auch der Hauptmann bekommt seine Braut, obgleich er lachend gesteht, welches elende Mittel er angewandt, ihr zu imponiren. — Eben so abscheuerregend ist „die Freundschaft der Weiber". — A. hat auch ein Paar allegorische Lustspiele geschrieben: der Nationen Streit, worin eine reisende Polin vorkommt, die in einem Gasthofe von Liebhabern aller Nationen umlagert wird, bis sie als Gemahlin eines ungarischen Generals erkannt wird. — Das Reich der Mode, in welchem Repräsentanten aller Stände sich zusammenfinden, aber zuletzt vor der Göttin der Natur erbärmlich bestehen, indem diese, begleitet von der Philosophie und gefolgt von „starken wohlgewachsenen Soldaten" das Reich der Unnatur, d. h. der Mode zerstört. Mit diesem merkwürdigen Stück macht Ayrenhoff alle seine eigenen Modesünden wieder gut.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, hat ziemlich viel in russischer oder französischer Sprache gedichtet, das beste sind ihre Lustspiele:

Der Familienzwiſt, ein Luſtſpiel, abgedruckt in der deutſchen Schaubühne, 1789, Band V. enthält die kleine Familiengeſchichte des Pankrat Sobrin. Alles in ſeinem Hauſe iſt in Frieden und Harmonie, als ein gewiſſer Hausläſſer durch Ohrenbläſerei Mann und Frau und alles hinter einander hetzt, bis ſeine Lügen an den Tag kommen und man ſich wieder verſöhnt. Die erlauchte Verfaſſerin mochte wohl einen Ohrenbläſer ihres eigenen Hofes im Auge haben.

Der Betrüger. Hier wird die Familie Samlin durch einen Caglioſtro, der ſich Kaliſalkſcherſton nennt, betrogen, doch wird der myſtiſche Heuchler noch frühe genug entlarvt.

Der Verblendete (Berlin 1788 gedruckt). Hier iſt es die Familie Radekrow, die von zwei Abentheurern beſtohlen wird, die ſich ſo ſehr in des Herrn Gunſt geſetzt haben, daß ihnen Tochter und Nichte des Hauſes geopfert werden ſollen. Aber auch ſie werden entlarvt. Der Reiz dieſes Stücks liegt in der höchſt naiven Haltung der Nichte Sophie, die immerfort Knixe macht und die Einfältige ſpielt, aber ganz geſcheidt iſt.

Es iſt merkwürdig, daß alle dieſe Luſtſpiele Täuſchung ruſſiſcher Einfalt durch fremde Abentheurer zum Inhalt haben. Sie hat noch mehrere Comödien geſchrieben, die ich nicht kenne. (O Zeit, das Mißverſtändniß, der Namenstag der mürriſchen Frau, der Friedensſtörer, die Comödie vom ſibiriſchen Prieſter, Schmeichelei und Täuſchung ꝛc.). Auch einige komiſche Opern, zwei ernſthafte Schauſpiele aus dem Leben Rurik's und Olegs von ſchwacher Erfindung, und zwei ruſſiſche Volksmärchen, wohl nur von ihr überarbeitet. Obgleich oberflächlich hingeworfen, verdienten dieſe Dichtungen der geiſtvollen Kaiſerin eine vollſtändige Ausgabe. Hauptmann Scübert in Stuttgart hat viel dazu geſammelt.

5.

Anfänge der Empfindſamkeit.

Schon die italieniſche und ſpaniſche Schäferpoeſie hatte etwas ſtark Sentimentales, was jedoch in Frankreich und Deutſchland theils durch das Allegorienſpiel, theils durch erotiſche Reize aufgewogen wurde. Als nun aber Rouſſeau in Frankreich die Sentimentalität in Aufſchwung brachte, wurde ſie auch in Deutſchland als Mode nachgeahmt. Indeſſen gereicht es dieſer Richtung der Poeſie zur Entſchuldigung, daß die Greuel der Kriege und das Intriguenſpiel der europäiſchen Diplomatie eine Sehnſucht nach Frieden und Unſchuld hervorrufen mußten, deren Ideal man in der Schäferwelt ſuchte. Aber allmählig wurde die Schäferpoeſie, nachdem

ſie das noble italieniſch-ſpaniſche Gewand abgelegt, in der franzöſiſchen Schule (gleich dem Romane) frivol und ſatiresk.

Joh. Nik. Götz, der als Baden-Durlachiſcher Superintendent 1781 geſtorben iſt, gab ſchon 1752 Gedichte in der verliebten franzöſiſchen Manier heraus und überſetzte Mehreres aus dem Franzöſiſchen (Greſſets Ververt, Montesquieus Tempel von Guidos), wie auch Sappho und Anakreon. Er gehörte zu Gleims intimen Freunden. Nach ſeinem Tode gab Ramler ſeine ſämmtlichen Gedichte in 3 Bänden heraus, 1785. Hier einige Proben ſeines Geſchmacks:

Die Hirtin Tamira wandelt auf der Blumeninſel, Keuſchheit, Unſchuld und Sittſamkeit aber gehen mit verſchränkten Armen hinter ihr her. — Hylas weiht auf dem Altar der Venus zwei Roſenknöspchen, als Sinnbilder der Lippen ſeiner Geliebten. — Ein Reiſender kommt zum Schloſſe einer Herzogin. Iſt das ein Schloß? fragt er, nein, ein Tempel, denn ich ſehe eine Göttin. — Der geblendete Amor hört von Galatheens Schönheit, reißt ſich die Binde von den Augen, ſieht und ruft gleich nach den Grazien: verbindet mir die Augen wieder, denn ſo viel Schönheit können ſie nicht ertragen. — So ſchwache Galanterien bilden den Hauptinhalt der kleineren Gedichte. Unter den größeren iſt die ſogar von Friedrich dem Großen gelobte Mädcheninſel am berühmteſten geworden, aber auch ſie iſt von ſchwächlicher Erfindung. Der Dichter träumt ſich hundert Jahre lang unter reizenden nackten Mädchen auf einer Inſel zuzubringen, dann aber ſollen ſie auch noch ſein „wohlriechendes Skelett“ auf dem Altare der Venus aufſtellen und aus ihren viel tauſend Thränen ſollen lauter kleine Amorn entſpringen. — Sehr frei iſt das Gedicht „Palmyra“. Dieſe Jungfrau wird im Thal Tempe mit Gewalt entehrt, ein Schauſpiel, vor dem die Grazien fliehen und die Nymphen unter dem Waſſer ihre Spindeln fallen laſſen, während die Tugend, an einen Baum gelehnt, laut ſchreit, ohne helfen zu können, doch noch ſo glücklich iſt, „mit ſachter Hand das irrende Seelchen ihrer Tochter“ d. h. die Unſchuld Palmyrens aufzufangen und in den Himmel zurückzutragen, wo ſie hergekommen. Das Thal Tempe aber verlor ſeitdem ſeine ganze Schönheit. — Nur ein Gedicht von Götz iſt edel und rührend. Alcimadure verſchmäht ihren treuen Daphnis. Er ſtirbt aus Gram. Sie weigert ihm eine Thräne nachzuweinen und ſchilt ſogar den Amor, bei dem man ſie beſchwört. Aber nach ihrem eignen Tode erblickt ſie im Reiche der Schatten den Daphnis und verliebt ſich in ihn, ohne wiedergeliebt zu werden, denn hier liebt Niemand mehr, und

Wenn ja noch Jemand liebt,
So liebt er ungeliebt, o Schäferin, zur Strafe,
Daß er auf Erden nicht geliebt.

Zu derselben Zeit, in welcher der Hamburger Hauptpastor Götze, weil er, wenn auch ohne Geist, doch ehrlich, und wie es seine Pflicht war, das Christenthum gegen die frivolen Angriffe von Reimarus und Lessing vertheidigte, allgemeinem Hohn Preis gegeben wurde, erfuhr Consistorialrath Götz wegen seiner üppigen Mädcheninsel nur Wohlwollen und Ehrenbezeugungen. So war es damals mit der Religion der Gebildeten bestellt.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, Lottodirektor in Altona gab 1759 „Tändeleien" heraus, üppige Bilder aus dem Faunen- und Nymphenleben, in poetischer Prosa, mit Versen untermischt, halb wollüstig üppig, halb schwärmerisch empfindsam, als Vorbild von Wieland und Geßner zugleich; aber nach französischen Mustern, Theokrit und Anakreon im Costume des Watteau.

Unter den Tändeleien kommen vor: die Geburt des Amor aus einer Rosenknospe; der Catalog eines Venuspriesters, später benutzt in Mozarts Don Juan

Erst aus Athen nur zwanzig
Und dann noch fünfzehn andre,
Dann halt' ich zu Korinthus
Ein ganzes Heer von Mädchen,
Dann noch 2000 Mädchen
Aus Karien und Lesbos,
Jonien und Rhodus ꝛc.

Der Unterricht im Küssen, sehr steif und pedantisch. O Unvergleichliche, wie nennest du diese Wollust? frägt er. Sie aber antwortet mit einem heldseligen Lächeln: Küssen. — Ein kleiner Amor hängt sich an die Brust der spröden Phyllis und flößt ihr Liebe ein, zerdrückt aber zwischen den schwellenden Hügeln einen seiner Flügel; da kommt ihr Liebhaber, umarmt sie und drückt den Amor zwischen beiden Brüsten so zusammen, daß er auch den andern Flügel abbricht. — Amor schießt dem Bachus einen Pfeil in den Leib und von dem herabträufelnden Blut wächst die Rebe. — Aglaya hat sich von den übrigen Grazien verirrt, wird gesucht, statt ihrer aber Chloe gefunden. Als deren Liebhaber sich darüber beklagt, daß sie ihm von den Grazien entführt wird, kommt Aglaya selbst, ihn statt Chloens zu trösten. — Eine Schilderung des Liebesparadieses, in welchem Amor mit seiner Psyche lebt. — In dem Gedicht „Cypern" wird eine schreiende Nymphe, die sich auf der Flucht den Gürtel hält, daß er nicht in Rosenhecken sich verwirre, von einem trunkenen Satyr verfolgt, und der Triumphzug des Bachus beschrieben ꝛc.

Die Cantate „Ariadne auf Naxos“ 1765 ſchildert blos den Schmerz dieſer verlaſſenen Ariadne, von der Ankunft des Bachus iſt nicht die Rede.

In dem „Poetiſchen Wäldchen“ kommt die Ueberraſchung einer Najade durch einen Faun vor. Arge Koketterien. „Liebes Fäunchen, ſprach ſie bittend, liebes Halbgöttchen! iſt es dir nicht genug, ein argloſes Nymphchen im Bade überraſcht zu haben? mußt du mir auch mit deinen Blumenfeſſeln die Arme wund drücken?“ Er will ſie nicht loslaſſen, außer um ein Küßchen. Das wird endlich bewilligt, viele andre folgen nach und die Najade ſelber meint, man ſolle das Gaisblatt, unter dem die Scene vorfällt, Jelängerjelieber nennen. — In der Hochzeit der Venus und des Bachus wird die üppige Umarmung dieſer beiden in Gegenwart aller Götter beſchrieben.

Später wandte ſich Gerſtenberg von dieſer franzöſiſchen Manier ab und Klopſtock zu.

Salomon Geßner, Buchhändler in Zürich († 1787), druckte nicht nur ſeine Schriften in eigener Buchhandlung, ſondern ſchmückte ſie auch mit eigenen Radirungen aus. — Er erlangte durch ſeine „Idyllen“ einen ungeheuren Ruhm, faſt mehr noch in Frankreich, als in Deutſchland, und galt unbeſtritten als ein Dichter der erſten Größe. Man nannte ihn den deutſchen Theokrit. Aber er hat ſeinen großen Ruf auch nicht entfernt verdient. Er iſt einer der ſchwächſten Geiſter ſeiner Zeit und der affectirteſte. Er beſitzt auch nicht eine Spur von Wahrheit und Volksthümlichkeit. Auf ſeinen wäßrigen Dichtungen ſchwimmen nur wenige blaſſe Spiegelbilder von fremden Poeſien, geborgt von Theokrit, Oſſian und aus der italieniſchen Schäferpoeſie. Sollte irgend etwas an ihm originell genannt werden dürfen, ſo wäre es die echt Kotzebue'ſche Weichherzigkeit, mit der bei ihm alles verziehen und alles durcheinander mit Thränen und Küſſen beſchleimt wird. Als allgemeines Rezept zur Geßner'ſchen Idyllenpoeſie recipe: O, ach, ach, o, aber ach, o Götter! Dazu ſtete Wiederholungen: wie glücklich, mein Vater, o wie glücklich werden wir ſeyn! Du Chloe, immer trägſt du dein Körbchen im Arm. Ja Phillis immer trag ich mein Körbchen im Arm ꝛc.

In der erſten Idylle beſingen zwei Hirten ihren eigenen Geſang. In der zweiten ſingt eine Hirtin, ein Hirt behorcht ſie, lobt ſie nachher überſchwenglich und wird zum Dank geküßt. — Ein zärtlicher Sohn betrachtet ſeinen ſchlafenden Vater mit vielem O und Ach! — Damon und Daphne treten aus der Höhle, in welcher ſie ſich vor dem Gewitter verborgen. Man meint, es könnte etwas vorgegangen ſeyn, wie dem Aeneas mit der Dido begegnet, aber

ſie ſind nur begeiſtert von den blitzenden Regentropfen des wieder entwölkten Waldes. — Ein trunkener Faun hat ſeinen Krug zerbrochen und iſt eingeſchlafen. Die Hirten binden ihn an einen Baum und laſſen ihn nicht eher frei, bis er ein Lied geſungen zu Ehren des zerbrochenen Kruges. — Der erſt 16jährige Damon erklärt der erſt 13jährigen Phillis in aller Form ſeine Liebe. — Alexis bringt einem armen alten Mann Speiſe. Am Schluß wird die Mythe der von Pan verfolgten und in eine Quelle verwandelten Erythia erzählt. Dieſe letzte Schilderung hat einige Wärme, iſt aber auch ein wenig ſchlüpfrig und paßt inſoferne wieder nicht zu den kühlen Sentimentalitäten der übrigen Idyllen.

Beſſer iſt das ſelbſtſtändige Gedicht „der erſte Schiffer". Hier wird ein junges Mädchen mit ihrer Mutter durch eine Ueberſchwemmung auf einer Inſel vom Feſtland abgeſondert, bis ein junger Mann ſich den erſten Kahn zimmert und hinüberfährt. Das Mädchen Melida, das noch nie eine Mannsperſon geſehen, iſt naiv entzückt über das neue Geſchöpf.

„Daphnis", ein längeres Gedicht, worin der Jüngling eiferſüchtig, aber durch die Treue der Geliebten bald wieder beſchämt wird.

„Semira und Semin", ein Gemälde aus der Sündfluth, zwei Liebende, die mit einander untergehen, das ärgſte der ſentimentalen O und Ach Duette, faſt ganz in Ausrufungszeichen geſchrieben.

In Geßners berühmtem Gedichte vom Tod Abels iſt Kain gänzlich verfehlt, nämlich ein melancholiſcher Grübler, welcher unterweilen ſogar ſentimental wird, in weinerliche Rührungen fällt, den Bruder wieder liebt, gegen ſein eigenes Weib und ſeine Kinder ganz Kotzebue wird und wie in Menſchenhaß und Reue in ſentimentalen Umarmungen verweichlicht. Und doch ermordet er den Bruder. Noch erbärmlicher als Kain ſelbſt ſteht Adam, als der ſchwache, immer nur ſtehende Papa da.

Geßner hat auch zwei dramatiſche Dichtungen geſchrieben, die in ihrem Dialog ganz ſo affectirt ſentimental und voll O und Ach ſind, wie die Idyllen. Auch ſie ſind, wie dieſe, in Proſa.

Evander und Alcimna lieben ſich heimlich, jeder glaubt, er müſſe eine Andere heirathen, als ſie aber zuſammenkommen, erkennen ſie, daß ſie es ſelbſt ſind, vor denen ſie ſich gefürchtet hatten.

Graft, ein armer Jäger, von drückenden Nahrungsſorgen gequält, wird durch ſeine liebende Gattin getröſtet und wieder glücklich. Das Geſpräch der beiden Gatten in ihrer Noth iſt ſo unwahr als möglich, ſowohl was die

kunſtreich geſetzte Sprache, die zu vertraulichen Ehegeſprächen nicht paßt, als was die Heiterkeitsaffektation der Frau anlangt.

Jak. Fr. Schmidt, Paſtor in Gotha, ſchrieb 1761 gleichfalls Idyllen aus der Unſchuldswelt der Vorzeit, jetzt vergeſſen. Eben ſo Ernſt Brückner, Paſtor in Neubrandenburg, desgleichen Georg Aug. von Breitenbach (bukol. Erzählungen 1763 und jüdiſche Schäfergedichte 1765). Von Andreas Graber erſchienen 1773 und von Krauſeneck 1776 Idyllen, worin Natur und Liebe verherrlicht werden.

Geßners vorzüglichſter Schüler war Franz Xaver Bronner, der aus einem Kloſter in Donauwörth nach der Schweiz floh und bei Geßner gut aufgenommen wurde. Seine Lebensgeſchichte (Zürich 1795) erregte Aufſehen, denn die Reformirten verfehlten nicht, den weichlichen Mönch, dem der Cölibat zu hart fiel, zu hätſcheln. Schon ein Jahr früher erſchienen ſeine „Fiſchergedichte", Idyllen in Proſa, wie bei Geßner, nur daß hier Fiſcher an die Stelle der Schäfer treten. Kleine Bildchen, empfindſam, häufig läppiſch, im Ganzen aber beſſer als die von Geßner. Bronner bleibt der wirklichen Natur und dem gemeinen Leben ein wenig treuer.

Da kommt eine Idylle vor, die blos darauf hinausläuft, daß einer ſich Blumen auf den Hut ſteckt; eine andere, in welcher Kinderchen mit Butterſchnitten beſchenkt werden; wieder andere, worin ein armer alter Greis mit Wein erquickt wird ꝛc. Die tugendhafte Wittwe Thebe wird von dem gerührten Manne, der ein Kind von ihr zu ſich nehmen wollte, am Ende ſelbſt zu ſich genommen ꝛc. Ein Fährmann führt ein ſchönes Mädchen entzückt über das Waſſer; ein ehrlicher Fiſcher kommt an den Hof und ſeine Simplicität contraſtirt mit der Corruption der Hofwelt. — Eine kleine Mythe von dem Zeichen der Fiſche im Thierkreiſe. Das ſollen nämlich zwei Liebende geweſen ſeyn, die durch den eiferſüchtigen Proteus in Fiſche verwandelt und an den Himmel verſetzt wurden. Oft verräth ſich der lüſterne Mönch. Da kommt vor, wie ein Fiſcher badet, als er ein Mädchen im Ertrinken begriffen ſieht, daſſelbe rettet und nun nackt ſo lange tröſtet, bis bei ihr die Schamhaftigkeit ſtärker wirkt als die Dankbarkeit. — Ein badender Fiſcher wird gewahr, daß ein hübſches Mädchen auch baden will, und verſteckt ſich, als ein Maikäfer an ihn heranſummt, ihm um ſeinen nackten Leib kriecht und dadurch zu einem kleinen Schrei veranlaßt, den die Schöne hört, worauf ſie eilends entflieht.

Chriſtlob Mylius, deſſen Schriften 1754 von Leſſing edirt wurden, ſchrieb langweilige Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, Gedanken

Anregung des Vicekönigs Mendinueta in einer eigenen, spanisch abgefaßten Abhandlung beschrieben, ist sammt dem Gypse und Salzthon an 700 Fuß mächtig. Diese Mächtigkeit ist neuerlichst durch einen, längst von mir vorgeschlagenen Abbau an tiefern Punkten bestätigt worden. Sphäroidische, sehr abgeplattete, innen hohle oder mit Krystallen von Spath-Eisenstein angefüllte Concretionen von 18 bis 20 Zoll Durchmesser liegen in dem Salzthone. Auch erhält derselbe oft, durch eingebackene eckige Stücke verhärteten Thones, (Schliefs) ein porphyr- oder breccienartiges Ansehen.

Zipaquira ist aber, wie schon oben erwähnt, nicht ein isolirtes geognostisches Phänomen. Auf fast gleicher Höhe geben Steinsalzflötze zu Tage aus bei Enemocon, westlich von Gachansipa, und bei San Juan zwischen Sesquiler und Chaleche; ja tief am entgegengesetzten östlichen Abfall der Cordillere von Bogota, gegen die Provincia de los Llanos hin, finden sich Salzthon und reines Steinsalz bei Chamesa. Zählt man zu den vier, schon entblößten Steinsalzflötzen die vielen ausbrechenden Salzquellen zwischen dem Rio Negro (der, die smaragdreiche Provinz Muzo bewässernd, zum Magdalenathale gehört) und den Llanos von Casanare, gegen den Meta und Orinoco hin, so zeigen sich hier gangartige Spalten, die in einer eigenen, aber breiten Zone (von Westen nach Osten gerichtet) die mächtige östliche Andeskette durchziehen [1] und in ganz verschiedenen Höhen Steinsalz, gypshaltigen Salzthon und Jodführende Salzquellen an die Oberfläche gebracht haben. So unvollkommen auch noch unsere Karten von diesen Gegenden sind, so dienen sie doch schon dazu, sich über diese Salzzone von Cundinamarca, die an die große vulkanische Spalte in Mexico erinnert, zu orientiren. [2] In der mittleren Cordillere, in der von Quindiu und Tolima, entsprudeln Salzquellen am westlichen Abhange (vielleicht

---

[1] Hier die Reihenfolge, in welcher die Steinsalzflötze, um sie von den Salzquellen zu unterscheiden, mit größeren Lettern gedruckt sind: Pinceima am Rio Negro, Zipaquira, Enemocon, Tausa, Mina de San Juan, Gacheta, Medina, Chita, Chamesa und El Receptor. Die drei letzteren Punkte liegen am Eingange der Llanos de Casanare, gegen den Rio Crabo hin. Das Ganze bildet eine breite Zone (nicht eine Spalte), die eine und dieselbe Richtung hält.

[2] Siehe in meinem geographischen Atlas Nr. 19 und 21.

von der Seele, vom höchſten Gut und Uebel ꝛc. und wenige Gedichte, worin neben gereimten Reflexionen doch auch in ziemlich leichten Verſen eine Sommernacht, ein Donnerwetter, eine Mondsfinſterniß, der Frühling und Winter ausgemalt werden. Sein Hauptgedicht iſt „die Schäferinſel".

Montan hat viel Unglück erlebt und zieht ſich auf eine Inſel zurück, wo er mit zwei Kindern ein Schäferleben führen will. Sie werden jedoch geſtört. Ein längſt verſchwundener Freund kommt wieder, die Kinder, die für Geſchwiſter galten, haben verſchiedene Eltern und dürfen ſich nun lieben und den das Unglück auf die Inſel geführt, führt das Glück nun wieder zurück.

Leſſing liebte, das Unbegreifliche durchzuſetzen. Mylius war nie werth, gedruckt zu werden. Wir werden ſpäter noch öfter wahrnehmen, wie eigenſinnig Leſſing ganz unbedeutende Geiſter gerieſen und empfohlen und dann wieder arme Mücken, als wären ſie Ungeheuer, mit der Keule des Herkules erſchlagen hat.

Die Schäferpoeſie wurde noch glänzend vertreten durch den blinden Pfeffel, den Elſäßer, deſſen Schatz (1761) und Philemon und Baucis (1763) die franzöſiſche Schule verrathen.

Indem die Schäferpoeſie durch Geßner in das Extrem falſcher Idealität und ſentimentaler Unnatur hinübergeführt wurde, trat die derbe volksthümliche Reaction dagegen in der „Schafſchur" des Maler Müller auf: der brachte nämlich wirkliche Landleute und wirkliche Schafe mit dem ganzen Geruch der Natürlichkeit in die Poeſie.

Die Empfindſamkeit theilte ſich nunmehr auch der lyriſchen Dichtung mit, bei vielen Dichtern ſpielt noch das frivole Element ſtark in das empfindſame hinein, aber es bezeichnet ſchon den Uebergang vom Sinnlichen zum Sittlichen, daß neben der Liebe auch die Freundſchaft bis zur Schwärmerei getrieben wurde. Dieſe Richtung nahm ihren Anfang mit Gleim. Joh. Wilh. Ludwig Gleim, Sekretair des alten Deſſauers, ſpäter Sinecuriſt als proteſtantiſcher Canonicus in Halberſtadt († 1803 im hohen Alter), erlangte großen Ruhm, zuerſt durch ſeine Kriegslieder, die er zum Ruhm der Preußen im ſiebenjährigen Kriege herausgab, dann durch ſeine Wein- und Liebeslieder als der ſ. g. deutſche Anakreon, und noch mehr durch ſeine zahlreichen literariſchen Verbindungen als ein Vater aller jungen Poeten in Deutſchland.

Gleims Kriegslieder laſſen ſehr viel zu wünſchen übrig. Ihr größter Fehler iſt, daß ſich der Sänger immer ſpornt und zum Singen treibt, und ſagt: nun ſingen wir, nun ſchalle Lied ꝛc., dabei das Citiren antiker Götter, die in das Coſtüm der Zeit nicht paſſen, vor allem aber der gemeine bänkelſängeriſche Sington, deſſen Plattheit zu dem erhabenen Aufſchwung der Begeiſterung nicht paßt.

Außer einer freien Ueberſetzung des Anakreon ſelbſt ſchrieb Gleim mehrere Bändchen Lieder, in denen der anakreontiſche Grundton (Liebe und Wein) vorherrſcht, aber die Modulation der leichten franzöſiſchen Lyrik und die ſchalkhafte Simplicität von Gellerts Fabeln und Weißes Liebesliedern annimmt, in verliebter Derbheit aber auch ſchon die draſtiſchen Effecte des ſpätern Bürger vorbereitend.

Zur Charakteriſtik der verliebten Lieder Gleims mögen folgende Beiſpiele aus der Ausgabe von 1779 dienen. Er küßt Chloe, ſie hält ſtill dazu, als er aber ſatt iſt, fängt ſie erſt an und kußt ihn, bis er Halt rufen muß. — Beliſſe küßt einen Schäfer, ſagt aber, ſie küſſe jeden andern eben ſo gern, was ſich gleich einer zu Nutzen macht. — Gott ſchafft die Eva, die ſich gleich an den blöden Adam macht, „Närrchen, ſieh mich an, ich bin gemacht, mit dir zu ſpielen.“ — Die Mutter ſagt dem, der um ihre Tochter wirbt, er werde Mühe haben, jene erſt das Lieben zu lehren, während er es bequemer haben würde, ſie, die Mutter, zu lieben, die es ſchon verſtehe. — Der Liebhaber ſchenkt dem Manne Wein, um unterdeß mit der Frau ſcherzen zu können. Der Mann lacht ihn aus, aber die Frau meint ernſthaft, der Wein müſſe bezahlt werden. — Er verläßt ſie und fordert ſeine Geſchenke zurück, da will ſie ihm auch alle ſeine Küſſe zurückgeben. — Er ſpottet über die Sklaverei der Ehe und lobt die freie Buhlerei. Hymen hat den Anakreon überfallen wollen, aber Amor hat ihm glücklich die Fackel entwunden. Anakreon dankt ihm und meint, beſſer eine Stadt mit der Fackel verbrennen, als ihn zur Ehe zu zwingen. — Alles liebt, alle Thiere auf dem Felde, in Luft und Waſſer, warum nicht auch ich? — Wenn ich ſchlafe, ſagt Gleim, träume ich von nichts als Mädchen. Wär' ich ein Bildhauer, Maler, Tapetenweber ꝛc., ich wollte nichts als Mädchen meißeln, malen, wirken. Als Aſtronom ſeh ich im Monde wieder nichts als Mädchen. Alle lieb ich, groß und kleine (ganz wie im Don Juan). — Er möchte einmal Schöpfer ſeyn, dann würde er nichts als Mädchen ſchaffen, und wie Schneeflocken ſollten in der Luft die Mädchen wimmeln.

In der Geſammtausgabe der Werke Gleims von 1811 ſteht I. 76 ein verliebtes Sonett, das erſte ſchöne Sonett der deutſchen Sprache. Es handelt von Belinde, wie ſie ſich entkleidet. — Ein kleines Epos in drei Geſängen,

Alexis und Elise, ſchildert eine glückliche Liebe und Ehe in hüpfenden Verschen, die den ersten Charakter ausſchließen. — Ein kleines Luſtſpiel „der blinde Schäfer“ in Alexandrinern iſt dadurch bemerkenswerth, daß der blöde Seladon trotz aller Koketterien der Jemene und ihrer Freundin Filinde nicht dreiſt gemacht werden kann und davonflieht, als ſie ihn derber angreifen, worauf ſie ihn für unheilbar einfältig erklären. — Ein Cyclus kleiner Gedichte „Amor und Pſyche“ iſt wieder ganz anakreontiſch und enthält Scenen und kleine Scherze aus der Liebe der beiden bekannten mythiſchen Weſen.

Von dieſen früheren frivolen Liebesliedern ſind die ſpätern von dem Greiſe unter dem Namen Hüttchen geſammelten Lieder ſehr verſchieden. Hier ſpricht ſich nämlich nur noch das Behagen eines friedlich in ſeinem Hüttchen wohnenden gaſtlichen Alten aus, der ſeine Zufriedenheit und ſeine lieben Gäſte preiſt, die er auch gern namhaft macht, einen Stollberg, einen Herder ꝛc. Zwar kann er auch jetzt noch immer eines Mädchens nicht entrathen, aber es iſt — die Muſe.

Gleim ſchrieb auch eine Menge Sinngedichte, die zum großen Theil des Witzes entbehren.

Den weiſen Solon ſchuf Gott der Herr,
Den weiſen Nathan aber ſchuf uns Er (Leſſing).

* * *

Dein Apfelbiß war Schuld, Frau Eva, — habe Dank! —
Daß ein Meſſias kam und Klopſtock ihn beſang.

Gleims Fabeln ſtimmen ganz mit den Gellertſchen überein und ſind zuweilen noch kürzer und naiver. Ihre Simplicität iſt äußerſt reizend, daher ſie auch bei Kindern noch beliebter geworden ſind, als die Gellertſchen, die mehr für ältere, lebenserfahrene Leſer taugen.

Unter den ernſten Dichtungen Gleims ſteht ſein Trauerſpiel „der Tod Adams“ oben an, enthält übrigens nichts Geniales, außer der ſehr ausgemalten Todesangſt Adams. — Einem Paar ſ. g. Romanzen Gleims, die nur Mordgeſchichten im Bänkelſängerton vorgetragen ſind, hat man zu viel Ehre angethan, indem man mit ihnen die Gattung der Romanzen in Deutſchland erſchöpft wähnte. Dieſe Gattung war in den viel beſſeren Volksliedern längſt vorhanden.

Halladat, oder das rothe Buch, iſt eine poetiſche Caprice Gleims. In zwangloſen Liedern oder vielmehr Elegien wird darin im Namen eines muhamedaniſchen Weiſen der muhamedaniſche Deismus geprieſen, das

Daſeyn der Gottheit bewieſen, die Zweifler verdammt, in der Schöpfung ihr großer Meiſter, auch in dem unſchuldigen Spiel der Kinder, ſelbſt in der Luſt des Wurms das Weben des göttlichen Geiſtes durch die ganze Natur nachgewieſen. Der allereinfachſte und gewöhnlichſte Rationalismus von der Welt, den aber Gleim hinter geheimnißvolle Redensarten und fremdklingende Namen ſo gut verſteckte, daß man ihm etwas Myſtiſches zum Vorwurf machte.

Gleims Gaſtlichkeit und Freundſchaftsenthuſiasmus, ſeine brüderliche Verbindung zunächſt mit Uz und Götz, dann mit einem noch ausgedehnteren Kreiſe gleichgeſinnter Dichter, der Schutz, den er jüngern Dichtern angedeihen ließ, war einerſeits löblich und rührend, führte aber andrerſeits einen faſt weibiſch empfindſamen Ton unter den Freunden herbei, ein gegenſeitiges Gekoſe und Geküſſe, Kokettiren, Loben und Preiſen und Befriedigen der Eitelkeit, unnatürlich, gekünſtelt, widrig. — Doch war Gleim nicht ohne männliches Vaterlandsgefühl. In den Zeitgedichten, die er am Ende ſeines Lebens während der franzöſiſchen Revolution ſchrieb, klagt er bitter über die ſelbſtverſchuldete Schwäche Deutſchlands und empfiehlt (1800) den Wahlſpruch:

Deutſche Treue, deutſcher Wein
Ganzer und nicht halber Rhein!

Jeder Trunk Wein ſoll uns erinnern, daß unſere Nationalehre nicht wiedererrungen iſt, ſo lange nicht der ganze Rhein wieder unſer iſt. Dieſer ſchöne Trinkſpruch erhebt unſern alten Gleim hoch über den Anakreon.

Giſeke (ungariſch Köszeghi) ſchrieb Lieder zu den Bremer Beiträgen, ahmte Thomſon nach, pries Brockes, liebte Hagedorn und feierte in ſeinen Oden und Cantaten die durch Weisheit gemäßigte Liebe, die durch die Grazien verſchönerte Freundſchaft. Er ſchrieb auch einige Fabeln und Briefe in demſelben lahmen Geiſt der Zeit. Seine poetiſchen Werke erſchienen 1767, das Glück der Liebe in 3 Geſängen 1769. Er ſtarb als Superintendent in Sondershauſen 1765.

Die Gleim'ſchen Soldatenlieder wurden nachgeahmt in den „Helden Oeſterreichs" und Kriegsliedern von Cornova (1775) und in den Liedern eines ſächſiſchen Dragoners von Contius (1778).

Joh. Benj. Michaelis, ein intimer Freund Gleims, bildet den

Uebergang von diesem zu Wieland. Seine Werke erschienen zu Gießen 1780 und bestehen aus Liedern, Episteln, Satiren, Fabeln und Operetten. Unter den letzten ist Amors Guckkasten (1772) die munterste und voll Wielandischer Lüsternheit.

Komus kommt mit dem Guckkasten.

He, Raritäten,
Lieblich zu schauen!
Püppchen und Puppen,
Herren und Frauen!
Männer und Jüngferchen,
Wittwer und Weiber,
Götter und Götterchen,
Täubchen und Täuber.
Ha, heisa, trallera!

Am Schluß gucken alle in den Kasten, um zuzusehen, was der Stier-Jupiter mit Europa thut.

In dem Gedicht „Pleodie" ironisirt Michaelis sich selbst, indem er gesteht, welch ungeheurer Unterschied zwischen der poetischen Schäferwelt und dem gemeinen deutschen Bauer sey.

Auch Johann Peter Uz, Landrichter in Anspach († 1796), ging in seiner Manier von Gleim zu Wieland über, dem er in leichter Frivolität sehr nahe kommt.

Chloe kokettirt gar artig mit ihm. Im Traume sieht er, wie seine Schöne zum Bade geht. Im „Morgen" beschreibt er den Schlummer einer reizenden jungen Frau. „Silen und Syrinx" sind mit faunischer Lust ersonnen. Im „Traum" sieht er eine Schöne zum Bade gehen und jammert, als er schon aufwacht, ehe sie mit dem Auskleiden fertig ist.

Zu Hagedorn und Gleim gesellt sich der Hamburger Joh. Arnold Ebert, dessen Gedichte (1789) theils von der Phyllis singen, deren Namen er in Rinden schneidet, während er seine Schafe weidet, oder an die er „im Schooße der sichern Luft von Bachus wohl versorgt" mit dem Becher in der Hand denkt, theils Episteln an Freunde und Gönner sind, alles schwache anakreontische und horazische Affectationen.

Der Berliner Geheimerath von Göckingk gab 1772 „Lieder zweier Liebenden" heraus,

die von ihm selbst unter dem Namen Amarant und seiner nachherigen Gattin unter dem Namen Rantchen handeln und voll Naturwahrheit wirkliche

Ereigniſſe, heimliche Begegnungen, Scherze, Klagen, kleine Eiferſüchteleien ꝛc. auf reizende Weiſe ſchildern.

Weniger ſpricht Göckingk in ſeinen poetiſchen Epiſteln an; dagegen ſind ſeine „proſaiſchen Schriften“ zwar nur Jugendverſuche, doch voll guter Laune, namentlich die Briefe der Thiere, des Reitpferds, Schooßhunds ꝛc., die Geſchichte eines Seelenwanderers und die Bürgermeiſterswahl.

An Gleim reiht ſich Clamer Schmidt in Halberſtadt. Seine erſten Gedichte (1769) ſind in Gleims heiterer und leichter Manier, dann ergab er ſich chriſtlicher und patriotiſcher Schwärmerei, um plötzlich wieder ins andere Extrem der Frivolität zu fallen (Erzählungen von aktäontiſchen Nachkommen, 1784). Später huldigte er einer mäßigen Aufklärerei bei ſtets heiterer Laune, durch die ſein ſanfter Freund Tiedge ſich öfter von der Schwermuth heilen ließ (neue Briefe 1790 S. 143). Man macht ſich einen Begriff von dieſem Freundeskreiſe, wenn man lieſt, wie Schmidt eine Confirmandin mit „Jüngerin des Sokrates der Chriſten“ anſingt, und wie er Eliſe von der Recke mit einem ganzen Gefolge von Poeten beſchreibt. In „Tellus und Urania“ 1795 faßt er die Erde und den Himmel als durch die „Grazie der Humanität“ innig verbunden auf.

In dieſem Werkchen gibt er einige lebendige Schilderungen vom Luſtſchloß Hohenheim, wie es noch unter Herzog Karl blühte, von dem Kronenſturm in Genf, wo 1794 alle Kronen von den Wirthshäuſern abgebrochen wurden, von der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes. Am merkwürdigſten aber iſt hier S. 249 ſein Gedicht von dem Automaten, welches ein Stuttgarter Mechaniker Enslin in Verbindung mit einer Geiſtererſcheinung ſehen ließ. Das iſt ein vortreffliches Sinnbild der deutſchen Poeſie, in welcher hier geiſtloſer Mechanismus fortdichtet, dort der Geiſt vergebens einen Leib ſucht.

Johann Georg Jacobi von Düſſeldorf, Bruder des Philoſophen Friedrich Heinrich, Gleims beſter Freund und gleich ihm Canonicus in Halberſtadt, gab das beliebte Damentaſchenbuch Iris heraus (Düſſeldorf 1774—76. Zürich 1803—11), an dem viele Dichter mitarbeiteten. Seine eigenen Gedichte erſchienen 1773. Noch ganz in der Gleim'ſchen und Wieland'ſchen Schule tändelnder Grazien und Amoretten befangen, tendirt Jacobi doch ſchon in die duftige Mondſcheinſentimentalität hinein, in welcher ſpäter Matthiſon und Tiedge ſich gefielen. Die feſten Nymphen und Faune, die noch derb umarmen konnten, zerfließen bei Jacobi nach und nach in bloße Frescobilder, endlich ganz in Dunſt und huſchen nur noch elfenartig umher.

Schon als Jüngling, als er sich Gleim und dessen Manier hingab, erschien ihm dessen Sinnlichkeit vergeistigt; er sah in allen seinen üppigen Nymphen nur Musen, in den Silenen nur den Sokrates. Er läßt sich gar in mehreren Liedern die Amorn in ganzen Schaaren nachlaufen, aber es sind nicht mehr Eroten, es sind nur noch Schmetterlinge. Wenn er wirklich üppige Reize oder Empfindungen ausmalt, so spürt man immer etwas Kühles, Gemachtes dabei, z. B. Venus im Bade, die Vestale, deren Feuer erlischt, an Belindens Bette. — Ein Gemisch von Prosa und Versen ist „Nachtgedanken" überschrieben, worin aber keine ernste Betrachtung, keine melancholische Stimmung hindurchgeht, sondern allerlei Anliegen an Gleim, an Belinden, Andenken an eine schöne Nonne, ein Abschied an Amor, ein Brief an eine Gräfin über die Philosophie der Grazien ꝛc. zusammengeworfen sind. Eben so willkührlich ist allerlei in die „Winterreise" verpackt. Bei einem mit Schnee bedeckten Acker malt sich der Dichter die fröhliche Ernte aus. Unterwegs trifft er im Regen einen Reiter, der ihm ein Manuscript in Versen hinterläßt, das er eben so gut anderswo, als auf einer Winterreise hätte bekommen können, und das nur philosophische Rhapsodien enthält. Eine Ueberschwemmung veranlaßt den Dichter zu einem poetischen Gebet an den Fluß, derselbe möge ihn doch passiren lassen, damit er zu seinem Bruder kommen könne, und nun wird das Lob dieses Bruders gesungen. Der Dichter besucht ein Mönchskloster und wird, so fremd ihm auch das katholische Wesen ist, von dem stillen Klosterfrieden tief gerührt. Weniger heilig sind seine Gefühle während der „Sommerreise" in einem Nonnenkloster, wo ihn der Anblick einer außerordentlich schönen Nonne überrascht. Auf dieser Sommerreise stellt er Betrachtungen über eine vom Kriege zurückgelassene Brandstätte, ferner über ein verführtes Mädchen an, die er sentimental in Schutz nimmt. — Die Neigung des Dichters zum geisterhaft Schwebenden spricht sich am deutlichsten aus in seinem Singspiel „Elysium". Die spielenden und singenden Personen sind hier lauter „Schatten im Elysium", die ihres Wiedersehens Wonne feiern. — Von abschreckender Kühle ist das längere Prosagedicht „Gharmides und Theone, oder die sittlichen Grazien". Ein Bildhauer, der statt der irdischen Venus nur die himmlische formt, beschließt zugleich mit seiner weisen Gattin Theone ein Erziehungsinstitut für schöne Mädchen zu gründen, welche nach demselben Ideal, nach dem seine marmornen Venusbilder geformt sind, im lebendigen Fleische zugeschult werden und „Priesterinnen der himmlischen Venus" heißen. Zu solchem empfindsamen Unsinn mußte man aber gelangen, wenn man es einmal unternahm, die schöne Sinnlichkeit der Hellenen auf norddeutsch protestantische Manier zu vergeistigen und ins Moralische zu übersetzen. Am ärgsten ist Jacobi's Gedicht „an Elisen", worin antike Eroten und Grazien mit christlichen Engeln und Tugenden gemeinschaftlich das neugeborene Mädchen empfangen.

6.

Höchste Blüthe des französischen Geschmacks.

Die Renaissance weckte alle heidnische Sympathien wieder auf, ihre Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber wurden daher Todfeinde des Christenthums. Der Despotismus der französischen Könige bediente sich dieser neuen Geistesrichtung, um den Papst zu demüthigen, den Staat immer höher über die Kirche zu stellen. Nachdem König, Hof und Adel, selbst der höhere Klerus von der Sittenstrenge abgewichen, wurde allgemeine Lüderlichkeit und Sinnengenuß die Losung und lag das ganze gebildete Frankreich auf den Knieen vor der aus ihrem Berge wieder ans Licht gezogenen Frau Venus. Ihr Cultus wurde gerade bei den geistreichsten französischen Dichtern von nun an Hauptsache. Negativ wirken sie gegen alles Heilige, spotten über jede Autorität, himmlische und irdische, positiv aber beten sie nichts an und lieben sie nichts, als die Wollust. So Voltaire, Lafontaine, Diderot, Crebillon, Cazotte, Parny, Beaumarchais ꝛc.

In diesen erotischen Taumel wurde nun auch die deutsche Dichtung hineingezogen. Eine Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters. Der kräftige Deutsche hat eine derbsinnliche Seite und einen frischen freien Humor, er läßt daher gern der Natur ihr Recht, aber er ist zu gemüthreich, edel und ernst, um der Wollust den ersten Rang einzuräumen und im Raffinement derselben seinen Geist zu erschöpfen. Deswegen konnte der bezeichnete französische Geschmack nur die Gebildeten und auch nur auf eine Zeit lang in Anspruch nehmen.

Keiner unserer Dichter ging in diese Geschmacksrichtung so tief ein und erreichte, ja übertraf die Franzosen so sehr in der Grazie des Wollüstigen, wie Christoph Martin Wieland, geb. 1733 zu Biberach, Sohn eines evangel. Predigers. Schon sehr frühe durch poetisches Talent ausgezeichnet und deshalb von Hagedorn und Bodmer geschätzt, schrieb er Anfangs nur fromme und moralische Gedichte, aber auch schon in ihnen versteckt sich kaum die sinnliche Lüsternheit.

In dieser ersten Periode schrieb er: die Natur oder die vollkommenste Welt, ein Lehrgedicht vom Jahr 1751 in ungemein fließenden und wohl-

klingenden Alexandrinern, worin er beweisen will, daß die gegenwärtige Welt die vollkommenste sey. Indem er die biblische Ansicht gegen Pantheismus und Materialismus vertritt und eine sogar moralische Miene annimmt, kann er doch den Kitzel nicht unterdrücken, sich auch die reine Geisterwelt als getrennt in zwei Geschlechter zu denken und am Schluß des 4. Buchs eine äußerst warme und zärtliche Schilderung des weiblichen Geschlechts zu entwerfen. Der Dichter zählte damals erst 18 Jahre. Aus dem folgenden Jahre sind seine moralischen Briefe, worin er die Seelenruhe, die durch Sittlichkeit errungen werde, als das Höchste bezeichnet. Daran schloß sich ein Anti-Ovid, worin er die platonische Liebe gegen die sinnliche vertheidigte. — In den Erzählungen (auch noch von 1752) in ungereimten Jamben gab er kleine rührende Liebesgeschichten, z. B.:

Zemin wird fern von jedem weiblichen, Gülhindy fern von jedem männlichen Wesen erzogen. Als sie herangereift, werden sie sich beide zum erstenmal entgegengeführt, staunend über ihre fremdartige Schönheit, und in Liebe einander in die Arme sinkend.

Selim, der Blinde, erhält erst in Selimas Armen das Gesicht wieder und seine Geliebte ist das erste Wesen, was er erblickt.

Die Briefe von Verstorbenen (1752) enthalten zarte Poesien, Idyllen aus dem Himmel.

Alexis, der auf Erden blind war, schildert, wie erst im Himmel sein Auge sich geöffnet und welche Wonne er genossen habe. — Charikles versichert von der Sonne herab, die er jetzt bewohnt, seiner noch lebenden Geliebten, daß er sie fortdauernd liebe und sie in der schönen Sonne wiederzusehen hoffe. — Der Dichter schildert eine himmlische Welt, in der es nur Töne und Düfte gibt, etwas überzart. — Gestorbene mahnen und trösten ihre Geliebten und Freunde auf mannigfache Art.

Im nächsten Jahr (1753) schrieb Wieland einen „geprüften Abraham" in Hexametern, eine Studie nach Klopstocks Messias, 1754 „Sympathien", worin er noch schwärmerischer als je vorher Unschuld der Seele und christlichen Wandel predigt, als ob ihm nichts in der Welt so abscheulich vorkäme, wie Sinnenlust. Gleichen Ton hielten noch die „Empfindungen eines Christen" von 1755.

Auf einmal verläßt Wieland dieses ätherische Gebiet und wird heroisch; 1757 versuchte er sich in einem Epos „Cyrus", ließ es jedoch unvollendet

und machte einen zweiten raſchen Verſuch im Drama, der ihm gleichfalls mißglückte. Sein Schauſpiel „Araſpes und Panthea“ von 1758 zeigt bereits wieder den Durchbruch der Sinnlichkeit. Hier zum erſtenmal bekennt Wieland, des Menſchen Herz oder vielmehr Fleiſch ſey ſchwach und man brauche ſich deſſen nicht zu ſchämen.

Araſpes, der den Cyrus warnt, ſich nicht durch die ſchöne Panthea verführen zu laſſen, wird mit ihrer Hut beauftragt und verliebt ſich nun ſelbſt in ſie. Cyrus aber verzeiht ihm, denn alle Menſchen ſeyen ſchwach.

Im „Theages“ 1760 muß dieſer gegen die Pruderie plaidiren und die Rechte des Herzens vertheidigen. Viel unbedeutender ſind die Schauſpiele „Johanna Gray“ (1760) und „Clementina von Porreta“. Wieland kehrte hier zu der frühern ſentimentalen Schwärmerei zurück. Johanna Gray iſt ein langweiliger Tugendſpiegel, noch langweiliger Clementina, das Vorbild aller ſpätern „Entſagenden“.

Sie entſagt dem tugendhaften Grandiſon, blos weil ihre Eltern ſie einmal dem Kloſter beſtimmt haben. Nicht einmal aus einem katholiſchen Pflichtgefühl, ſondern aus reiner Empfindſamkeit.

Da dieſe Stücke kein Glück machten, begann Wieland, gleichſam zu ſeiner eigenen Beſſerung, die deutſche Ueberſetzung des Shakeſpeare und faßte beinahe gleichzeitig den Entſchluß, fortan ſeiner wahren, eigentlichen, d. h. ſehr ſinnlichen Natur zu folgen. In ſeinen komiſchen Erzählungen (1762) warf er den Mantel der Moralität, der ihn bisher eingeengt, weit von ſich weg und ſtand plötzlich in kecker Nacktheit wie ein Faun da. Dieſe merkwürdige Veränderung wird insgemein dem Einfluß des Grafen Stadion zugeſchrieben, in deſſen Schloß zu Warthauſen bei Biberach Wieland damals gaſtlich eingeführt wurde. Der Graf beſaß die feinſte franzöſiſche Modebildung jener Zeit, und Wieland fand auch in Sophie von la Roche die entſprechende geiſtreiche Freundin. Allein dieſe Einflüſſe hätten Wieland nicht zu dem gemacht, was er von nun an wurde, wenn er nicht zugleich aus dem Mißlingen ſeiner früheren Verſuche das Bedenkliche der Unnatur genugſam erkannt hätte und durch Shakeſpeare ermuntert worden wäre, der Natur unter allen Umſtänden ihr Recht zu gewähren.

Seine eigene Natur war nun freilich eine dionyſiſch-erotiſche. Jetzt erſt überließ er ſich ihr ganz, und ſeine komiſchen Erzählungen über-

durch in der Nähe wirkende vulkaniſche Kräfte gehoben) auf offenen Spalten dem Granite ſelbſt. Ich hatte auf meiner Reiſe von Carthago nach Popayan bereits von einer ſolchen Erſcheinung gehört. Sie erregte damals noch mehr Erſtaunen, da man von den Salzquellen im Porphyr und von der natürlichen Steinſalz-Produktion am Rande des brennenden Veſuv-Kraters noch keine Kunde hatte. Ein ſehr aufmerkſamer und ſcharf beobachtender Reiſender, Herr Carl Degenhardt, wird dieſen Gegenſtand bald durch Zeichnungen erläutern. Die Salzquelle kommt bei El Quarzo (weſtlich von dem Urſprung des, in den Rio de Nares fließenden Rio Negro) aus dem Granit unmittelbar hervor.

Die Sandſtein-Formation und vielleicht an einigen Orten auch der wenig verbreitete unzuſammenhängende Gyps iſt mit dichtem Flötzkalkſteine bedeckt. Er ſteigt von der Vergebene bis Melgar und Tocayma in das tiefe Magdalenathal hinab, wo er verſteinerungsreicher als in den hohen Theilen der Cordillere zu ſeyn ſcheint. Bei Tocayma fand ich in dieſem Kalkſtein die erſten Ammoniten, die ſich mir unter den Tropen gezeigt hatten.

Das Schuttland, welches das Plateau von Bogota bedeckt, iſt aus der Zertrümmerung des Sandſteins entſtanden. Glücklicherweiſe iſt es an vielen Punkten mit Letten und Mergel gemengt, und daher dem Bau europäiſcher Cerealien ſehr günſtig. In ärmern quarzreichern Strichen wuchern unter dem Schatten einzelner Stämme von **Alnus ferruginea** niedere Grasarten, **Pharus scaber**, **Poa infirma** und **Olyra cordifolia**, wie kleine Arten von **Tagetes**, **Viola** und **Hemimeris**. In dem Gigantenfelde, wo ich mehrere Tage lang habe nach foſſilen Knochen graben laſſen, ruhen im aufgeſchwemmten Lande Reſte von Maſtodonten, nach Cuviers Unterſuchung meiſt **Mastodon angustidens**.[1] Die in Mexico auf der Hochebene gefundenen Reſte gehören dagegen wahren Elephanten (untergegangener Arten) an. Recht auffallend iſt es, daß in dem tropiſchen Theile des Neuen Continents (nicht in der nördlichen und ſüdlichen gemäßigten Zone) die meiſten bisher aufgefundenen foſſilen Gebeine von Elephanten und Maſtodonten dem hohen Rücken der Cordillere, und alſo der Tierra Fria, und nicht den heißen angrenzenden Ebenen

[1] Cuvier Rech. sur les Ossemens fossiles (1821) T. I. p. 137, 261 u. 264.

ſprudeln von Behagen, wie ſie denn auch formell an Anmuth mit Gellerts berühmten Fabeln wetteifern.

1) Das Urtheil des Paris. Die bekannte Mythe, aber mit moderner Ironie behandelt. Am frivolſten iſt das Sträuben der Pallas geſchildert, ſich nackt von Paris in Augenſchein nehmen zu laſſen.

2) Endymion, die bekannte Mythe von der Luna, die zum ſchlafenden Jäger hinabſteigt. Sehr unziemlich und ganz gegen den Charakter der Mythe iſt der Schluß. Diana, von dem Schläfer in ihren Begierden nicht befriedigt, nimmt die Huldigungen eines Satyrs an.

3) Juno und Ganymed. Aus Eiferſucht gegen Jupiter, dem der ſchöne Ganymed zu gut gefällt, ſpinnt Juno mit dieſem letztern ſelbſt eine Liebſchaft an und meint, er paſſe doch beſſer zu ihr, als zum Jupiter.

4) Aurora und Kephalus. Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und ſeine eiferſüchtige Gattin Prokris dadurch beſchämt, daß Kephalus ſich unter der Maske des Seladon zu ihr ſchleicht, ihre höchſte Gunſt gewinnt und ſich dann erſt als ihr Mann zu erkennen gibt.

Einen unverhältnißmäßigen Ruhm erlangte Wielands frivole Nadine.

Die Schöne, auf deren Stirne ſich ein kleiner Scherz ſetzt. Amynt, ihr eiferſüchtiger Liebhaber, will ihn fangen, er entſchlüpft in das Grübchen ihrer Wangen, zwiſchen ihre Lippen, unter ihr Halstuch und, überall verfolgt, immer weiter, bis er gefangen wird.

Zu einem feineren Maaß kehrte Wieland in dem Gedicht „Muſarion oder die Philoſophie der Grazien" zurück (1768):

Der Philoſoph Phanias ſieht ſich gekränkt durch die ſchöne Muſarion, die er liebt, die ihm aber um eines hübſchen dummen Jungen willen untreu wird. Er geht in die Einſamkeit und lebt als Cyniker mit zwei andern Philoſophen. Da kommt Muſarion ihm mit einer reizenden Koketterie nachgeſchlichen, bezaubert ihn aufs neue und ladet ſich ohne Umſtände in ſeine Hütte ein. Als ſie daſelbſt ankommen, liegen ſich die beiden andern Philoſophen zu Phanias nicht geringer Beſchämung in den Haaren. Eine ſchöne Dienerin Muſarions bringt Speiſen und Wein und ſticht den Cynikern ſo in die Augen, daß ſie den Anſtand vergeſſen und endlich total betrunken hinfallen. Nachdem Muſarion auf dieſe Art den Phanias auf das Unpaſſende ſeines Umgangs aufmerkſam gemacht hat, führt ſie ihn an der Hand der Grazie zu ſeinem beſſern Selbſt zurück, gewährt ihm aber ihre Liebe nicht eher, bis ſie ihn ganz geheilt weiß.

Zwei Jahre ſpäter gab Wieland die „Grazien" heraus, in Proſa mit untermiſchten Verſen, in reizender Sprache.

Die drei Grazien finden den kleinen Amor ſchlafend, werden unwiderſtehlich

durch seinen Anblick angezogen, haben aber so viel Schlimmes von Amor gehört, daß sie, aus Furcht, das schlafende Kind sey Amor, davonfliehen wollen. Aber Amor erwacht und bittet sie, zurückzukehren und schmeichelt so süß, daß sie ihn herzen und küssen, sich von ihm mit Guirlanden umwinden lassen und ihn endlich, in einem Korbe voll Blumen, ihrer Mutter oder Amme bringen, der alten Schäferin Lycänion; aber als diese sie vor dem Knaben warnt, hat dieser schon seine Macht über die Alte selbst ausgeübt und sie — verjüngt nun ihre alten Liebhaber gleichfalls. Dann bezaubert er die spröde Phyllis, daß sie sich dem zärtlichen Daphnis ergibt, und schwebt dabei mit den Grazien zum Himmel empor, den Hirtinnen und Hirten Arkadiens die Versicherung hinterlassend, Amor und die Grazien würden dennoch immer unter ihnen bleiben. Im Olymp selbst haben sie noch viel zu thun, um gewisse Wildheiten der Götter zu bezähmen. Dann üben die Grazien ihren Einfluß auf die hellenische Bildung von Perikles bis Alexander, und insonderheit wird ein heimlich von der Grazie Thalia mit einem Faun gezeugtes reizendes Mittelding von Faun und Amor der Genius der sokratischen Philosophie; während eine andere Grazie Pasithea dem Schlafe die Träume gebiert. Zum Schluß noch eine Badetoilette der Psyche unter den Händen der Grazien.

Im „Combabus" bearbeitete Wieland sodann (1771) eine Erzählung des Lucian mit aller möglichen satirischen Ironie.

Combabus, ein Syrer, mußte die schöne syrische Königin Stratonika auf einer Reise begleiten, schnitt sich aber vorher die Mannheit ab und gab sie dem König in einem Kästchen in Verwahrung, ohne daß dieser wußte, was es sey. Unterwegs verliebte sich die Königin in ihn, wie Potiphars Weib und klagte ihn hernach an, er habe sie verführen wollen. Der König wollte ihn hinrichten lassen, fand aber seine volle Rechtfertigung im — Kästchen. Wieland hat dem Combab noch ganz besonders edle und tugendhafte Motive untergelegt, nicht die Furcht vor dem Tode.

Das Ideal, was dem Dichter schon im Musarion vorgeschwebt, bildet sich in seinen verliebten Träumen immer reizender aus. Der früher Moral und Mäßigung gepredigt, verkündet jetzt die Lehre, der Mensch habe ein Recht, ja gewissermaßen die Pflicht, sein Leben zu genießen, den höchsten Genuß aber gewähre der vertraute Umgang mit einer Lais, einem Weibe, die mit dem üppigsten Körperreiz einen hochgebildeten Geist verbinde. So entstand 1766 Wielands berühmter Prosaroman „Agathon".

Agathon, der aus Platos Protagoras bekannte durch seine körperliche Schönheit ausgezeichnete Dichter, geräth unter eine Schaar die Bachanalien feiernder Weiber, die, von seiner Schönheit bezaubert, ihn verfolgen und ihm

mit dem Schicksal des Orpheus drohen. Da plötzlich landen Seeräuber und entführen den schönen Jüngling sammt seinen Verfolgerinnen. Unterwegs findet er seine Jugendgeliebte, Psyche, wieder, aber nur, um wieder von ihr getrennt zu werden. Er wird in Smyrna an den reichen Sophisten Hippias als Sklave verkauft. Dieser üppige Epicuräer ärgert sich, daß der schöne Agathon tugendhaft ist und für sittliche Ideale schwärmt und veranlaßt eine Schülerin der Aspasia, die früher von Alcibiades geliebte, eben so geist- und seelenvolle als körperlich reizende Danae, ihn kennen zu lernen, in der Ueberzeugung, ihre Liebe werde bald seine Tugend zu Falle bringen. Dies geschieht denn auch. Er wird Psychen ungetreu und schwelgt in den Armen der schönsten Sterblichen. Nun aber tritt der satyreske Hippias wieder auf und verhöhnt ihn, Danae, an deren Seelenschönheit er glaube, sey eine gemeine Hetäre und er selbst, Hippias, habe sie zur Buhlerin gehabt. Er flieht. Wir erfahren nun auch etwas von seiner Jugend. Er lernte die schöne Psyche dienend bei einer Oberpriesterin kennen. In der Nacht, in der er in Psychens Arme zu sinken glaubte, umarmte er unwissend die Oberpriesterin und riß sich wüthend von ihr los, aber nun verlor er auch Psychen. — Nach seiner Entfernung von Smyrna lebt Agathon zu Athen, mischt sich in die Staatssachen, wird aber bald verbannt, weil der tugendhafte Idealist überall die Dummheit und Schlechtigkeit sich zu unversöhnlichen Feinden macht. Er kommt nach Syrakus und wird Günstling des Tyrannen Dionysius. Aber Kleoniſſa, deren Liebe er verschmäht, wird des Tyrannen Buhlerin. Der edle Dion, zu dem Agathon sich hält, will den Tyrannen stürzen. Es mißlingt. Agathon aber wird von dem edeln Archytas nach Tarent gerettet. Hier findet er seine Psyche wieder, erkennt aber in ihr — seine Schwester. Beide sind Kinder des Archytas. Nun findet auch Danae sich wieder ein. Wir erfahren ihre Jugendgeschichte. Als Tänzerin erzogen wurde sie Schülerin der Aspasia, Geliebte des Alcibiades, endlich Sklavin des Perserkönigs Cyrus, nach dessen Niederlage sie aber wieder frei wurde. Ihre gänzliche Bekehrung vom Realismus zum Idealismus und von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit bewährt sie dadurch, daß sie ihr Leben künftig mit Agathon zubringt, aber nicht in Liebe, sondern lediglich in Freundschaft.

Es ist schon von Andern mit Recht bemerkt worden, daß Wieland die Moral am Schluß nur als Keuschheitsmäntelchen braucht. In seinem „Diogenes" von 1770 führt er die Philosophie der Sinnlichkeit wieder in anderer Weise aus.

Diogenes vertheidigt seinen Cynismus mit viel Geist. Zuerst rechtfertigt er seine Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit damit, daß Andere eben zu viel bedürfen; seine derbe Sprache mit der Heuchelei und dem falschen Pathos Anderer. Daß er auf seine Toilette so gar nichts verwende, will er für keinen Fehler angesehen wissen, er habe immer noch Eigenschaften, die den Frauen-

zimmern schätzbar seyen, und darauf allein käme es ja an, wenn man sich dem Geschmacksurtheil der Damen aussetze. Er erzählt uns auch von seiner geliebten Glycerion, einem unschuldigen Naturkinde, der Tochter der berühmten Lais, die ihm frühe gestorben sey, und von seinem Umgang mit der Kokette Lysistrata, die er auf den Punkt gebracht habe, wo ihre scheinheilige Tugend in grobe Sinnlichkeit überging, worauf er sie unbefriedigt verlassen habe, um sie zu bestrafen.

Angehängt ist „die Republik des Diogenes". Nachdem er alle Unnatur der menschlichen Gesellschaft bisher negirt hat, will er auch etwas Positives geben und schlägt eine Regeneration der Menschheit vor durch eine Musterrepublik welche fern von der verdorbnen Welt durch eine Schaar vollkommen gesunder und unschuldiger Naturkinder gegründet werden soll. Hunderttausend der kernigsten und schönsten Mädchen sollen in verschiedenen Ländern insbesondere in den Gebirgen, wohin die Corruption noch nicht gedrungen, auserlesen und mit hunderttausend eben so beschaffenen Jünglingen vermählt werden. Dann wird ihnen in ihrer Colonie Feldbau, Fischerei und Jagd angewiesen, sonst nichts. Eine Staatsverfassung sollen sie nicht haben, nur Sitten. Was die Religion betrifft, so heißt es, sie sollten eine haben, aber eine ganz andere, als man bisher gehabt. Welche? wird nicht gesagt. Hier bricht das Buch ab.

In der „geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" (1791) schildert Wieland einen andern Cyniker.

Kaum herangewachsen wird Proteus von einer verheiratheten Frau, der üppigen Kallippe, verführt, aber in der Schäferstunde überrascht und entkommt mit Noth dem „Rettich" (im Hintern, Strafe des Ehebruchs). Er kommt nach Halikarnaß, wo er viel von dem heiligen Hain der Venus Urania hört, wo die schöne Theoklea, eine Tochter des großen Apollonius von Tyana geheimnißvollen Gottesdienst feiert. Er macht die Bekanntschaft dieser Priesterin und sie erlaubt ihm, den heiligen Hain zu besuchen, in welchem er eine Venusstatue von himmlischer Schönheit entdeckt. Als er dieselbe zum zweitenmal sieht, lebt sie und bewegt sich und blickt ihn huldvoll an. Da bemächtigt sich seiner das süßschreckliche Bewußtseyn, von einer Göttin geliebt zu seyn und in dieser Schwärmerei verharrt er, als sie sich wirklich in der vollen Lebenswärme des schönsten Weibes in seine Arme wirft. Ein andermal erblickt er sie als Anadyomene oder badende Venus im Wasser. Aber endlich schwindet die Täuschung. Er erkennt in der Göttin eine überaus reiche und üppige Römerin, Mamilla Quintilla, die mit der schlauen Theoklea im Bunde hier schöne junge Männer genießt. Wenn sie den Einen durch den Zauber ihrer Schönheit geblendet hat und seiner satt ist, so löst sie sich von ihm ab und überläßt ihn dem nicht minder verführerischen Trost der geistvollen Theoklea, während sie selbst schon wieder einen Andern in ihrem Netze fängt. Als es nun dahin gediehen ist, daß Proteus sich mit Theoklea verbinden soll, zu welchem Behuf er

als Bacchus, ſie als Ariadne im heiteren Satyrſpiel auftreten, ſubſtituirt ſich Mamilla in der Dämmerung ihrer Freundin und als ſie eben in ſeinen Armen liegt, kommt Ariadne mit dem ganzen Gefolge und Proteus wird ſchrecklich beſchämt.

Er flieht, lernt das Chriſtenthum bei einer frommen Gemeinde von Johannisſchülern kennen, fällt aber wieder in die Schlinge des Gnoſtikers Kerinthus. Kerinthus hat einen geheimen Bund geſtiftet, deſſen Zweck die Ausrottung jedes Aberglaubens, jeder Prieſterherrſchaft und jedes Deſpotismus iſt. Als Aushängeſchild braucht er aber gnoſtiſche Myſtik und Zauberweſen. Als der verbotenen geheimen Geſellſchaft Mitgenoſſe wird Proteus eingekerkert; da tritt eine Dame mit Erfriſchungen zu ihm herein. Es iſt Theoklea, die als Schweſter des Kerinthus hier wieder myſtiſchen Betrug übt. Die Einſamkeit des Kerkers und das plötzliche Wiederſehen ihrer verführeriſchen Perſon bewirkt, daß er, ſobald er ſie erkannt, zum Satyr wird und ſie gegen ihren Willen überfällt, um die Ariadne nun wirklich als Bacchus zu beſitzen, um die man ihn früher getäuſcht hatte. Sie thut ſehr böſe, verzeiht aber. Er wird frei, flieht das Netz, in dem er abermals gefangen geweſen und ſucht die Johannisſchüler wieder auf, um in ihrem idylliſchen Glück Befriedigung zu finden. Allein er findet ſie nicht. Er erkennt ihren frommen Glauben für Selbſttäuſchung, die ganze chriſtliche Wahrheit für eine Fabel und — wird Cyniker. Als ſolcher kommt er nach Rom, erregt die Aufmerkſamkeit der kaiſerlichen Prinzeſſin Fauſtina, die es übernimmt, ſeinen zur Schau getragenen cyniſchen Weiberhaß zu beſchämen. Nachdem ſie ihn durch den Anblick ihrer im Schlummer entblößten Schönheit verführt hat, bewilligt ſie ihm eine Schäferſtunde, ſchiebt ihm aber im Dunkeln eine Andere unter und überraſcht ihn in ihren Armen. Voll Verdruß entflieht er, das Leben dünkt ihm nicht mehr der Mühe werth und, um wenigſtens ruhmlich zu enden, verbrennt er ſich.

Ein ſchlechter Roman, ohne tiefere Anlage, voll Wiederholungen und in ſeiner Schwärmerei wie in den grobſinnlichen Scenen gleich wüſt. — Nicht beſſer iſt der Roman „Agathodämon“ von 1798.

Hegeſias hört dumme Bauern vom diktäiſchen Gebirge von dämoniſchen Erſcheinungen eines göttlichen Greiſes, einer ſchönen Nymphe ꝛc. reden, iſt ſogleich überzeugt, daß es nur wirkliche Menſchen ſeyn können und ſucht die Unbekannten auf. In dem mehr als neunzigjährigen Greiſe, den er findet, erkennen wir, obgleich er ſich Agathodämon nennt, alsbald den berühmten Apollonius von Tyana, der hier ſeine alten Tage in glücklicher Einſamkeit mit ſeiner Familie verlebt. Während bekanntlich Apollonius im Alterthum als ein göttliches Weſen galt, Wunder that und als Nebenbuhler Jeſu auftrat, läßt ihn hier Wieland ſelbſt bekennen, er ſey nichts als ein Charlatan geweſen, der mit den Menſchen zu ihrem eignen Beſten ſein Spiel getrieben habe, mundus vult decipi, ergo decipiatur. Wieland legt es nun darauf an, alle vom

Apollonius erzählten Wundergeſchichten auf natürliche Weiſe zu erklären (wie in neuerer Zeit durch den Rationalismus die Wunder Jeſu). Seine Todtenauferweckung läuft darauf hinaus, daß er ein ſcheintodtes Frauenzimmer wieder auferweckt. Sein berühmtes Hochzeitswunder, wie er nämlich eine Braut am Hochzeitstage als Empuſa entlarvt und zum Verſchwinden nöthigt, läuft darauf hinaus, daß er entdeckt, die Braut ſey eine berüchtigte Buhlerin, die ſich ſofort mit ihren Schätzen auf und davonmacht. Daß er im Augenblick, in welchem Kaiſer Domitian ermordet wurde, weit davon entfernt, deſſen Tod verkündete, wird aus ſeiner Mitwiſſenſchaft um die Verſchwörung erklärt. Auf dieſe triviale Weiſe werden alle poetiſchen Wunder des Apollonius aufgelöst. Auch eine Liebesbezauberung wird als Betrug entlarvt, deßgleichen Hexerei und Feldbezauberung. Das Gleichniß vom Weinberg, in dem ein Schatz geſucht und nicht gefunden, der aber durch das Umgraben deſto fruchtbarer wird und durch ſeinen reichen Ertrag den Schatz erſetzt, wendet Apollonius hier praktiſch an, indem er die dummen Bauern überredet, in ihren Feldern das myſtiſche Ei auszugraben. Kurz, das Syſtem des Apollonius, womit auch Hegeſias übereinſtimmt, iſt: die Menſchen ſind zu dumm und ſchwach, als daß man ſie nicht, um ſie zu leiten, beim Glauben, der immer nur Aberglaube iſt, faſſen müßte.

Schließlich kommen ſie auf das Chriſtenthum zu ſprechen, das damals eben im Beginne war. Apollonius hegt große Verehrung vor Chriſtus und weiſſagt ſeiner Lehre auch eine weite Verbreitung. Im Zweck ſey er mit ihm einig, nur im Mittel unterſcheide er ſich von Chriſtus. Während er, Apollonius, nämlich die Leute zu ihrem Beſten glauben mache, ohne ſelbſt zu glauben, habe Chriſtus den Vortheil, ſelbſt an das zu glauben, was er glauben mache. Die Wunder Chriſti werden übrigens ganz ſo natürlich erklärt, wie die des Apollonius. Die Auferſtehung z. B. daraus, daß Chriſtus am Kreuz nur ohnmächtig und ſcheintodt geworden ſey. Zuletzt ſieht Apollonius vorher, wie die Macht des Wahns in der chriſtlichen Kirche die Menſchheit überwältigen werde, jedoch nicht auf immer. — Gewiß eine der geiſtloſeſten Schriften Wielands im Nicolaitiſchen Sinn. Man hätte ihm doch mehr Geſchmack zutrauen ſollen, als dem Nicolai. Die Frage, was denn der weiſe Apollonius Beſſeres weiß, als Chriſtus, drängt ſich dem Hegeſias, wie dem Leſer auf. Apollonius gibt darauf den Beſcheid, der Gott, den er nicht glaube, ſondern nur ahne, ſey „das Geheimniß der Natur", oder noch etwas deutlicher „der allgemeine Genius der Natur". Welche Plattitude!

Den ſpäteſten Roman dieſer Gattung, den „Ariſtipp", gab Wieland erſt 1800 heraus. In ihm concentriren ſich gewiſſermaßen die früheren. Sein weibliches Ideal iſt hier leibhaftig die Lais.

Um den Philoſophen Ariſtipp gruppiren ſich Philoſophen, Künſtler und andere bedeutende Perſönlichkeiten, wodurch wir bald in die Hallen der griechiſchen

Philoſophen und in den Kerker des Sokrates, bald in die Ateliers der bedeutendſten Künſtler, bald in die politiſchen Sphären der Zeit eingeführt werden; aber der eigentliche Mittelpunkt des Romans iſt die berühmte Hetäre Lais. Ariſtipp iſt gleichſam nur der Adminiſtrant am Altare dieſer Göttin. Wieland ſieht in ihr das Ideal des Weibes ſchlechthin, vollkommen umgreifend alle Höhen und Tiefen, Stärken und Schwächen des Weibes, aber in einer Concentrirung, in welcher die Natur zum Ideal werden muß. Man muß zugeben, daß in dem verdorbenen Zeitalter Ludwigs XV. und der Revolution, in welchem Wieland dichtete, das weibliche Ideal der gebildeten und ſittenfreien Welt nichts anders als eine galante Dame geweſen iſt, und daß unter allen von franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Dichtern geſchilderten Frauen, die dieſes Ideal darzuſtellen ſtrebten, Wielands Lais ohne Zweifel die gelungenſte Schöpfung iſt. — Ariſtipp kommt nach Korinth und erblickt zufällig im Bade die ihm noch unbekannte Lais. Sie ergötzt ſich an ſeiner Verlegenheit und bleibt unbefangen, ohne ihm den Anblick ihrer göttlichen Reize zu entziehen. Er geht nach Athen und berichtet in ſeinen Briefen über die politiſchen Schöpfungen des Perikles und über die Philoſophie des Sokrates, deſſen Vorleſungen er hört, über Ariſtophanes, über die bildende Kunſt ꝛc. Einmal führt ihn ein Freund zu der berühmten Lais, die eben auf einer Villa in der Nähe angekommen iſt, und entzückt erkennt er in ihr die badende Venus von Korinth wieder. Er wird mit ihr bekannt und bis auf einen gewiſſen Grad vertraut. Er darf nämlich die Schöne geiſtig unterhalten, die körperliche Unterhaltung iſt ihm dagegen verſagt. Aus den Umarmungen reicher Schwelger oder begünſtigter Adoniſſe zieht ſie ſich gern in einen engen Kreis geiſtreicher Liebhaber zurück, um hier eben ſo viel geiſtig zu genießen, wie dort leiblich, und ſich hier geiſtig zu bereichern, wie dort materiell. Ariſtipp findet, daß das Leben einer ſolchen Hetäre ein weit glücklicheres und der höhern Beſtimmung des Menſchen angemeſſeneres ſey, als das ehrbarer Matronen, deren Tugend ſich in ein geiſtloſes Einerlei auflöst. Unter den Anbetern der Lais befindet ſich auch der berühmte Bildhauer Skopas, dem ſie das Ideal plaſtiſcher Schönheit und Modell der Venus iſt. Indem ſich ihr Charakter immer mehr vor uns entfaltet, befürchten wir, ſie müſſe gemüthlos ſeyn, denn ſie erklärt, die Männer im Allgemeinen als eine feindliche Parthei behandeln zu müſſen; Zärtlichkeit im gemeinen Sinn ſey ihr von der Natur verſagt, die femme libre ſtecke ihr in allen Adern. Allein Sokrates ſelbſt iſt es, der ihr eine höhere Stellung anweiſt, indem er in ihr nicht blos, wie Skopas, das Ideal der körperlichen Schönheit, ſondern auch den Inbegriff aller Grazien findet. Ob nun dieſes ſchöne und anmuthvolle Weſen nach unſeren Begriffen liebt oder nicht, darauf komme es nicht an; es ſey genug, daß es ſich gebe, daß jeder, der Gefühl für ſo himmliſchen Reiz hat, ihn an ihr bewundern und genießen könne. Ariſtipp reiſt nach Syrakus und wechſelt von dort aus Briefe, meiſt politiſchen Inhalts, das Königthum betreffend. Dann Tod des Sokrates. Betrachtung über Plato-

von dem Ariſtipp ſagt, er hätte ein Dichter und kein Philoſoph werden ſollen. Eine Scene aus dem Atelier des Parrhaſius, der ein Bild der Leda derjenigen Schönen ſchenken will, die ihn den Schwan ſeyn läßt. Lais merkwürdige Aeußerungen über Unſterblichkeit. Sie ſagt, ſie ſey eine ſo große Freundin vom Leben, daß ſie gern glaube, ſie werde immer leben. Sie ſtellt ſich das ſo vor, als ob ſie künftig als ein geflügelter Kopf fortleben werde, frei von dem Leibe, den ſie als das Niedrige an ſich erkennt. Dies hindert ſie indeſſen nicht, ihren Leib dem unermeßlich reichen Perſer Arſakambes zu verkaufen, mit dem ſie eine Zeit lang herumzieht und dem ſie große Summen entlockt. Der Maler Kleonidas hat daher zur rechten Zeit den Einfall, zwei Bilder des auf dem Scheidewege ſtehenden Herkules zu malen, und zwar auf dem einen die Lais als Tugend, auf dem andern die Lais als Laſter. Lais ſchreibt an Ariſtipp über ihr Verhältniß zu dem Perſer, deſſen ſie ſpottet. Ariſtipp iſt ſeinerſeits nicht eiferſüchtig auf ſie, ſo wenig als auf die Sonne, die allen ſcheint. Indem er ſich immer tiefer in den Charakter der Lais hineinſtudirt, glaubt er zu entdecken, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit liege gerade in der Verbindung unauflöslicher Widerſprüche in ihrem Charakter. — Die Aufmerkſamkeit wird auf den Atheiſten Diagoras abgelenkt, der in einem allegoriſchen Zerrbilde aller Götter ſpottet und deßhalb von den Prieſtern überall verfolgt wird. — Ein Mädchen der Lais, die ſchöne Laſthenia, wird in ihrer Verkleidung als Jüngling von dem ſcharfſichtigen Ariſtipp erkannt. Sie bleibt verkleidet als Kamerad des ſchönen Kleofron, von dem ſie bald guter Hoffnung wird, während der göttliche Plato ſelbſt unterdeß ſich in den ſchönen Kleofron verliebt. — Charikon, ein Jüngling, wird bis zum Wahnſinn verliebt in die Statue der koiſchen Venus, die nach dem Modell der Lais verfertigt worden iſt. Lais iſt ſo mitleidig, ihn von ſeiner Krankheit zu heilen, indem ſie das Märchen der Statue Pygmalions nachahmt und ihn als lebendig geworden in die Arme ſchließt. — Ariſtipp entſchließt ſich, die ſchöne Kleone zu lieben, da ihm Lais doch zu unerreichbar bleibt. Lais ſelbſt bemerkt, ſie gehöre keinem Manne an, ſie könne keinem andern angehören, ſie ſey ein Ganzes für ſich, keine Hälfte für eine andere Hälfte. Bald darauf aber wird ſie für ihre Einbildung beſtraft. Sie erzählt dem Ariſtipp einen ſeltſamen Traum, den ſie gehabt. Sie glaubte nämlich, ein wunderſchöner Vogel zu ſeyn. Da wurde ſie von Amor mit Pfeil und Bogen überraſcht. Sie ſchmiegte ſich flehend an ihn, er möge ſie ſchonen. Aber er zog ihr alle ſchöne Federn aus den Flügeln und floh davon, ſie troſtlos verlaſſend. Dieſer Traum ängſtigt ſie und geht bald in Erfüllung. Ein überaus ſchöner Jüngling, Dorylas, läßt ſich als Sklave an ſie verkaufen, um ſie unter dieſer Maske in ſich verliebt zu machen, erreicht ſeinen Zweck vollkommen, bezaubert die, von der ſonſt alle bezaubert wurden, und verläßt ſie ſtolz und untreu, indem er ihr die ganze Ueberlegenheit des Mannes über das ſchwache weibliche Herz zu fühlen gibt. Da verſchwindet ſie vom Schauplatz. Aus Kummer und Scham läßt ſie nie wieder etwas von

ſich hören. — Zum Schluß langweilige Unterhaltungen über Platos Republik und antiplatoniſche Briefe des durch und durch realiſtiſchen Ariſtipp, der Platos Ideen rein nicht verſtehen zu können erklärt, und dem auch der Geiſt nur eine verfeinerte Sinnlichkeit iſt.

Daran ſchließen ſich noch: „Menander und Glycerion“ ein Roman in Briefen (1803).

Glycerion iſt die reizende Blumenhändlerin, deren der ältere Plinius gedenkt, und von der auch ein Brief bei Alciphron erhalten iſt. Auch hier correſpondirt ſie, der ganze Roman iſt in Briefen geſchrieben. Es herrſcht darin ein feiner attiſcher Ton, wie im Ariſtipp und eben ſo lockere Sittlichkeit. Menander zweifelt nicht, daß Glycerion zu ſehr ſeine Freundin ſey, um ihm ſein Glück bei ihrer Freundin (einer koſtſpieligen Hetäre) zu mißgönnen, ſo wie er auch ihr nicht mißgönnt, daß ſie ſich an einen reichen Leabier hängt.

„Krates und Hipparchia“ (1804).

Hipparchia geht aus Neugier in der Verkleidung eines Jünglings in die Vorleſungen des weiſen Sonderlings Krates, er gefällt ihr aber ſo, daß ſie ſich ihm ganz hingibt und ihn bewegt, nachdem ſie alle Proben eines beſcheidenen und einfachen Weibes beſtanden, ſie zu heirathen.

In den Kreis der gräciſirenden Dichtungen Wielands gehören auch die „Göttergeſpräche“ (1791), in denen er des Chriſtenthums ſpottet und dagegen die heitere Götterwelt des alten Hellas preiſt.

Herkules unterhält ſich mit Jupiter über die Narrheit der Menſchen, die da glauben, Gott ſey nur ihretwegen da, um ihnen in allen ihren Kleinigkeiten zu helfen. Zugleich Scherz über die Söhne Gottes, man ſolle einen Schleier darüber decken, wie ſie entſtanden ſeyen. Verdeckte Ironie gegen das Chriſtenthum. — Athenagoras, der Chriſt, ſchmäht die heidniſchen Götterbilder, Lycinus, der Bildhauer, vertheidigt ſie: da ſchlägt der olympiſche Jupiter die Augen auf, redet ſelbſt mit und beſchämt den Bilderſtürmer. — Livia unterhält die Juno von den ſchlauen Mitteln, die ſie angewendet, um den Auguſt zu beherrſchen. — Hekate, Luna und Diana ſpotten über die Mythologen, die ein Weſen aus ihnen dreien machen wollen. Ein verſteckter Angriff auf die chriſtliche Dreieinigkeit. — Auf den Olymp kommt die Nachricht, alle Götter ſeyen in Rom abgeſetzt worden. Jupiter ſagt den Untergang des ſchönen Alterthums und die chriſtliche Barbarei voraus. — Jupiter im Geſpräch mit Numa wird von einem Unbekannten (Chriſtus) unterbrochen, der ihnen ſeinen Weltplan vorlegt, am Ende aber zugibt, daß auch er nichts gegen die ewigen Naturgeſetze vermöge.

Die „Gespräche im Elysium" sind unbedeutend, eben so die kleinen Lustspiele „Pandora" und das „Urtheil des Midas". Dagegen verbindet Wieland auf eine merkwürdige Weise altdeutschen Volkshumor mit dem griechischen Costüme in der „Geschichte der Abderiten" (1774), aber auch hier wird das deutsche, wie griechische Element in französischer Frivolität aufgelöst:

Die Abderiten, Einwohner der thrakischen Stadt Abdera, begehen allerlei Schildbürgerstreiche. Sie lassen (wie die Nürnberger) einen wunderschönen Brunnen verfertigen, haben aber kein Wasser dazu. Sie besitzen eine berühmte Venus von Praxiteles, stellen sie aber so hoch auf eine Säule, daß Niemand mehr ihre Schönheit zu erkennen vermag. Sie wählen zu ihrem Bürgermeister stets nur den besten Sänger ꝛc. Unter ihnen lebt der vielgereiste lachende Philosoph Demokritus. Sie aber halten ihn für einen Sonderling und Narren, so oft er ihnen die Wahrheit sagt. Insonderheit unterhält er sich gut mit den Damen und gibt ihnen oft Gelegenheit, sich gütlich zu thun. Einmal aber bringt er sie dergestalt zum Lachen, daß die armen Abderitinnen darüber alle Contenance verlieren und — den Saal unter Wasser setzen. Nun will es keine gethan haben. — Einmal kommt man auf die Treue der Weiber zu reden und Demokrit macht sich den Spaß, zu behaupten, wenn man einer schlafenden Frau eine Froschzunge aufs Herz lege, so müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Ehemänner stellen nun ihre Frauen auf die Probe, alle Frauen schweigen, sind also folglich treu und man ist mit diesem Erfolge außerordentlich zufrieden. Nur die Priesterschaft der Latona wüthet, denn die heiligen Frösche haben die Zungen hergeben müssen. Demokrit, als der die Veranlassung dazu gegeben, wird schwer angeklagt. Als Großinquisitor sucht zumal der Priester Strobylus ihn zu verderben. Aber Demokrit weiß sich zu helfen; ein gebratener Pfau mit Goldstücken gefüllt stellt den wüthenden Pfaffen zufrieden. — Dennoch kann sich Abdera nicht beruhigen, und der große Arzt Hippokrates wird beauftragt, die Verstandeskräfte des Demokritus zu untersuchen, da es einmal feststehe, er sey nicht wie andere Leute. Hippokrates erklärt ihn jedoch für einen Mann bei ganz gesundem Verstande. Auch Euripides kommt nach Abdera, seine Aeußerungen mißfallen aber so, daß man ihn durchaus nicht für den berühmten Dichter halten will, bis man erkennt, er ist es doch, und ihn nun gehörig verehrt. Die Aufführung seiner Andromeda entzückt sogar die Abderiten dergestalt, daß sie alle närrisch werden. Hippokrates heilt sie mit Nieswurz. — Im vierten Buch hat Wieland den Prozeß über des Esels Schatten den Abderiten angehängt. Ein Zahnarzt miethet einen Esel zum reiten und will sich unterwegs beim Ausruhen auch in den Schatten des gemietheten Esels legen, der Eseltreiber aber sagt, den Schatten habe er ihm nicht mit vermiethet und behauptet, nur er habe das Recht, im Schatten

eigenthümlich ſind. Bleiben ſie in dieſen unter der üppigen Vegetationsdecke mehr verſteckt? Sind ſie durch die Erhebung der Gebirge entblößt worden? Wenigſtens ſcheinen die, mit Goldſand gemengten Maſtodonten- und Rhinoceros-Knochen auf dem Rücken der Uralkette, zwiſchen ähnlichen Knochen im Schuttlande öſtlich und weſtlich, im Irtyſch- und Kamathale, für eine ſolche Erhebung zu zeugen.

Ich habe die Auflagerung der Flötzformationen nach bloßen Raumverhältniſſen beſchrieben, ohne ſie einzeln nach dem Parallelismus oder vielmehr nach ihrer Identität mit wohlerkannten europäiſchen Typen zu benennen. Eine ſolche Vorſicht iſt nöthig zu einer Zeit, wo das genaue Studium zoologiſcher Kennzeichen und charakteriſirender Foſſilien der faſt einzig ſichere Wegweiſer geworden iſt. Ich hielt ſonſt die in den Cordilleren ſo mächtige, weit verbreitete Sandſtein-Formation mit ihren Steinkohlen und ihrem aufliegenden Steinſalze für alten Sandſtein (todtes Liegende), den Kalkſtein an der Felswand des Waſſerfalls von Tequendama theils für gypshaltenden Zechſtein, theils für Jurakalkſtein. Wir wiſſen jetzt, daß Steinkohle mit wahren Farren, mit Monocotyledonen und Coniferen-Holze (wie das Steinſalz) durch viele verſchiedenartige Formationen geht. Das Steinſalz kennen wir, wie noch neuerlichſt Herr von Dechen [1] ſchön entwickelt hat, vom Gypſe der Zechſteinbildung unter dem Stinkſtein (bei Köſtritz) an, durch den engliſchen bunten Sandſtein, den ſchwäbiſchen Muſchelkalk und den lothringiſchen Keuper, bis in die untere Kreide. Zu den wenigen Verſteinerungen, die ich aus der Tropengegend der neuen Welt mitgebracht, kommen jetzt allmählig reichere und viel wichtigere Zugaben. Dem Kalkſtein von Merico, Neu-Granada und Peru, die man als Zechſtein und Jurakalk anſprach, ſteht daſſelbe Schickſal bevor, welches die Kalkſteine unſerer Schweizeralpen erfahren haben, die ſeit dreißig Jahren von Uebergangskalk, durch viele Mittelſtufen durchgehend, größtentheils als umgewandelter Lias oder gar als Kreideſchichten erkannt worden ſind. Iſt die untere Kreide auch in der Andeskette, aus dem Amazonenthale anſteigend, über große Höhen verbreitet? Iſt die mächtige Quarzformation von Peru, die ich beſchrieben, Quaderſandſtein oder ſind vielleicht die neueſten Flötzformationen

[1] Karſten, Archiv für Mineralogie. B. I. (1828) S. 334.

zu liegen. So entsteht dieser berühmte Prozeß, der Abdera in zwei Parteien spaltet. Auch die Priester mischen sich wieder ein. Endlich verreckt der Esel selbst, man errichtet ihm ein Denkmal, stiftet Frieden und theilt die Kosten. Die Frösche der Latona kommen aufs neue, weil sie mit halten im Prozeß orakeln müssen, in Ansehen. Man legt einen neuen Froschgraben an und die Thiere vermehren sich ungeheuer. Um keines zu zertreten, entschließen sich die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

In den „neuen Gedichten" (1770—1777) mischt Wieland antike, romantische und orientalische Stoffe zusammen. Der frivole Grundton bleibt derselbe. Darunter: „der verklagte Amor."

Amor „das arme Mittelding von Sperling und von Gott", wird von Minerven, der keuschen Göttin, und vom Ehegott Hymen verklagt und durch Beschluß des Götterrathes wirklich verbannt. Nun können aber weder Götter noch Menschen ohne Liebe leben; die ungeheuerste Langeweile tritt ein. Amor muß und muß zurückgerufen werden. — Psyche, zärtliche Liebesklage. Olympia, Apollo will eine Schäferin bestrafen, indem er aber den Bogen spannt, klingt die Sehne so schön, daß er den Pfeil wegleyt und aus dem Bogen die erste Lyra macht. — Aspasia und Alkahest lieben sich platonisch, aber durch je höheren Geistesschwung sie sich entkörpern wollen, um so sicherer sinken sie zur gröbsten Sinnlichkeit herab. — Mehrere Dichtungen sind dem altfranzösischen Roman (Geron der Adelige, des Maulthiers Zaum), oder der arabischen Tausend und Eine Nacht entlehnt.

Sonnemon verachtet alle ihre Liebhaber. Nur Einer hält aus, Gandalin, dem sie aufgibt, drei Jahre in der Welt umherzuziehen, keinem Liebesabenteuer auszuweichen und ihr dennoch treu zu bleiben. Das blieb er auch, bis ihn einmal eine unbekannte Schöne an sich lockte, die in Schleier eingehüllt, keinen lieben wollte, der sie nicht blos um ihres Geistes willen liebte, ohne sie gesehen zu haben. Ihre Unterhaltung war so geistreich, daß er vor Neugierde starb, sie zu sehen. Das bestochne Kammermädchen ließ ihn ihre Reize im Bade sehen, nur nicht das Gesicht. Dennoch blieb er Sonnemon treu und floh. Als er nun die Probe bestanden und zu Sonnemon zurückkehrte, empfing ihn diese kälter als je. Da rief ihn das Kammermädchen seiner Unbekannten zu dieser, die ihm nachgereist war. Er besuchte sie, erklärte ihr aber, er liebe nur Sonnemon. Da entschleiert sich die Unbekannte, und — es ist Sonnemon selbst.

Eine ganz ähnliche Sammlung von Erzählungen enthält Wielands „Hexameron von Rosenhain." Ich hebe nur die merkwürdigsten aus:

Narcissus und Narcissa. Dagobert ist wie Narcissus nur in sich selbst verliebt, ganz eben so Heliane. Ihre Schutzgeister bringen sie zusammen, jedes wird durch die Kälte des andern beleidigt und so entsteht unmerklich aus dem

Intereſſe die Liebe. Immer noch wollen ſie es ſich nicht geſtehen. Aber ſie werden vor einen Zauberſpiegel geführt, in dem man nicht ſich ſelbſt, ſondern das Bild deſſen, den man liebt, ſpiegelt, und ſo verrathen ſie ſich. — Daſnidion wird von dem jungen Jäger Föbidas verfolgt, ihre zauberkundige Mutter, eine Prieſterin Dianens, geſtattet ihm nur ſie mit einem Sinne wahrzunehmen. Er zieht den Gefühlsſinn vor, faßt im Dunkel eine warme zarte Hand, wird aber unartig und zurückgeworfen. Er läßt ſich durch einen Zauberer in Mädchengeſtalt verwandeln und miſcht ſich ſo unter die Landmädchen, der Daſnidion beizukommen, aber durch den ſtärkeren Zauber ihrer Mutter entlarvt ſieht er ſich wieder in einen Jüngling umgewandelt und ſtatt in Daſnidions, in den Armen einer groben Bauerndirne. — Freundſchaft und Liebe. Der ernſte Mondor heirathet die fröhliche Selinde, der leichte Raymund die ernſte Klariſſe. Bald ſtoßen ihre Charaktere ſich ab und ſie finden es angemeſſener, zu tauſchen. In der neuen Ehe aber machen ſie wieder die Entdeckung, daß gleiche Charaktere noch weniger zuſammen paſſen, als ungleiche, weil jeder ſein natürliches Gegengewicht verlangt und ſo tauſchen ſie abermals und ſind nun zufrieden.

Die Erzählung „Clelia und Sinibald“ erlangte mehr Ruhm, als ſie verdient, da ſie ohne tiefere Charakteriſtik nur unwahrſcheinliche Verwicklungen enthält.

Die „Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens“ (1770), enthalten kleine Erzählungen in Voltaires Manier.

Zuerſt die Geſchichte des Korkor, eines Knaben in Mexiko, der nach der Sündfluth allein übrig blieb und einſam heranwuchs, bis er einmal ein ſchlafendes Mädchen fand, die ſchöne Kikequetzal, die ebenfalls aus der Sündfluth übrig war. Wieland ſchildert nun mit viel Geiſt die erſte Annäherung dieſer beiden völlig unſchuldigen Weſen und wie die Macht der Natur in ihnen wirkt. Allein nach einiger Zeit entdeckt ſich noch ein dritter der Sündfluth entkommener, ein ſtarker breitſchultriger Mann, der ſogleich die ſchöne Kikequetzal zu ſeinem Weibe macht. Die Unſchuldige denkt gar nichts Arges dabei und wundert ſich, daß die Natur in Korkor eine ganz andere Empfindung für den Neuangekommenen gelegt hat. Seine Eiferſucht iſt ihr unerklärlich; das iſt alles arges Raffinement. Endlich finden ſich für den Starken drei andre Weiber und das zarte Paar wird ſich ſelbſt überlaſſen. — Die zweite Erzählung betrifft den ägyptiſchen König Pſammutis, der von der Unſchuld der Negervölker hört und ſich mit ihnen in Verbindung ſetzt. Die Folge aber iſt, daß der Neger Unſchuld gerade erſt durch die Civiliſation, die ihnen noch mehr Glück bringen ſollte, verloren geht. Die Hauptpointe liegt darin, daß die Negerinnen vollkommen keuſch waren, ſo lange ſie nackt gingen, aber alsbald die Unſchuld verloren, ſobald ſie Kleider anzogen. — In der dritten Erzählung „Bekenntniſſe des Abulfaouaris“ bekennt dieſer Prieſter des Anubis, ein-

mal die schöne Mazuliya, in die er zum Sterben verliebt war, dadurch getäuscht zu haben, daß er vergab, sein Gott suche ihre Umarmung und in der tiefen Tempelnacht selber des Gottes Stelle vertrat.

Sofern sich Wieland auch dem Romantischen zuwandte, geschah es doch nur im damaligen französischen Geschmack. Er übersetzte französische Feenmärchen und fügte einige Nachahmungen hinzu in der Sammlung „Dschinnistan". Sie sind durchaus leichtfertig und oberflächlich.

In dem Roman „Don Sylvio von Rosalva" (1764) ahmte Wieland dem Cervantes nach und machte die Schwärmerei für das Romantische und Wunderbare lächerlich.

Sylvio ist von seiner Tante, Donna Mencia, in Valencia etwas barok erzogen. Weil sie ihn so viele Feenmärchen hat lesen lassen, glaubt er, die Welt stecke wirklich voll Feen. Zufällig findet er ein reizendes Frauenminiaturbild und bildet sich ein, es sey das Bildniß einer zu einem blauen Schmetterling, den er eben verfolgt hat, verwünschten Fee. Sein Bedienter Petrillo läßt sich von seinem Wahn anstecken. Mit ihm entflieht er, um seine Fee zu suchen. Sie bestehen allerlei komische Abentheuer. Ein Paar schöne Frauenzimmer kommen, als Sylvio eben entschlafen ist. Sie bewundern seine Schönheit, die Eine ist dem Bildniß sprechend ähnlich. Leider entfernen sie sich, ehe er erwacht. Bald darauf hat Sylvio Gelegenheit, eine edle Dame, Donna Hyacinthe und ihre Begleiter von Räubern zu befreien; nachher aber das Unglück, mit Bauernmädchen in Händel zu kommen, weil die Eine einen blauen Schmetterling gefangen hat. Bei diesem Anlaß verliert er sein Medaillon und wird ein wenig mißhandelt. Allein die Dame, Donna Felicia, die ihn schlafend gefunden, sorgt für ihn. Das Medaillon wird ihm wieder gebracht. Es ist nicht das Portrait Felicias, sondern ihrer sehr ähnlichen Großmutter. Sylvio kommt auf ihren Landsitz. Auch Hyacinthe findet sich ein, die, unter Zigeunern aufgewachsen, eine zweite Preciosa. Sylvios verlorne Schwester ist. Das Ende lauter frohe Heirathen.

Im Hause Felicias erzählt Don Gabriel zur Unterhaltung das Märchen vom Prinzen Biribinker, das seiner starken Frivolität wegen vor diese zarte Gesellschaft nicht gehört. Hier nur einige Notizen aus dem Märchen, z. B. daß der Prinz nur Pomeranzenblüthewasser und Confect von sich gibt; daß einmal, indem er ein Naturbedürfniß befriedigt, das Nachtgeschirr sich in die schöne Fee Crisstalline verwandelte, die in das Gefäß verwünscht worden ist und schon zweihundert Jahre darin zugebracht hat ꝛc.

Von ähnlichem frivolen Charakter ist „Idris und Zenide" (1767).

Ritter Idris sucht das Original zu einem ihm erschienenen Traumbild. Unterwegs im Bade überfällt ihn eine üppige Nymphe, der er kaum entrinnen

kann. Da kommt der derbſinnliche Itifall, ein liebenswürdiger Wilder mit Keule und Tigerfell, ſpottet ihn aus, daß er ein ſo ſchönes Mädchen verſchmähe, und geräth darüber in Streit mit ihm. Sie fechten, ſind ſich an Kraft gleich und verſöhnen ſich. Nachdem ſie ſich getrennt, befreit Idris ein ſchönes Mädchen, Lila, aus den Händen eines Centauren, und da er erfährt, dieſer Centaur hätte auf ſeinem Zauberſchloß einen ganzen Harem von gefangenen Königstöchtern, geht er auf das Schloß, ſiegt mit Hülfe ſeines diamantenen Zauberſchwertes und widerſteht mit gewohnter Keuſchheit den Umarmungen der Centauriden. Jede nämlich, die ſich dem Centauren ergeben, iſt dadurch ſelbſt Centauride geworden. Um ſich dieſen üppigen Damen zu entwinden, bezaubert ſie Idris, daß ſie alle in der Stellung verſteinern müſſen, in der ſie ſich eben befinden. Nur die ſchöne Dejanira wird verſchont, die noch ihre menſchliche Geſtalt durch ihre Keuſchheit gerettet. Leider aber hat ſich ihr Geliebter, der Prinz von Caſchemir, weniger tugendhaft gehalten und iſt zum Centauren geworden. Dejanira verzeiht ihm, findet ſeinen Pferdeſchweif ſogar ganz artig und ſetzt ſich auf ſeinen Rücken, um ihn durch einen mächtigen Zauberer wieder zum Menſchen umſchaffen zu laſſen. Idris wird von Lila und ihrem Geliebten Zerbino bewirthet. Der letztere erzählt ſeine Geſchichte. Wie er als Papagai in Lilas Kammer gekommen ſey ꝛc. Itifall gelangt unterdeß in einen Zaubergarten, worin verſchiedene Königsſöhne als Papagaien in Vogelbauern hängen, weil ſie ihr Glück bei der ſchönen Zenide vergebens geſucht haben. Indem er im Garten umherirrt, erblickt er auf einmal dieſe Zenide ſelbſt ganz nackt, die ihm den Rücken zukehrt und ſich wäſcht.

Er ſah, was lüſtig, ſträubend nur
Die überwundne Scham dem Blick der Liebe wehret,
Was, unverhofft erblickt, die Weiſeſten bethöret,
Das Meiſterſtück der ſcherzenden Natur,
Wovon uns Lucian den lächelnden Contour
An jener Venus preiſt, die man zu Gnid verehret,
Kurz was in aller Welt Liebhaber immer fand,
Doch einen Tempel nur im alten Griechenland.

Itifall macht ſich ein Vergnügen daraus, die Schöne zu überfallen und in die äußerſte Verlegenheit zu bringen. Sie fällt in Ohnmacht und verzeiht nachher. Aber alles iſt ihr daran gelegen zu wiſſen, was ihm am beſten an ihr gefallen habe, und als er es ihr offen geſteht, der Theil, auf den ſie ſitze, geräth ſie ins höchſte Entzücken, denn vermöge einer Verwünſchung ſollte ſie nie eher lieben und einen Mann bekommen, bis ſich Einer gerade in dieſen verachteten Theil an ihr verlieben würde. — Idris gelangt auf abentheuerlichen Wegen und nachdem er zum drittenmal ſeine Keuſchheit erprobt, gleichfalls in den Zauberkreis Zenidens, denn das Bildniß, das ihn ſo weit gelockt, iſt das Zenidens. Aber er erblickt auch jetzt nur ihre lebloſe Statue,

und vermag nicht, wie Pygmalion, ſie zu beleben. Jedoch die reizende Amöne verbirgt ſich ſelbſt in den Marmor und fängt plötzlich in Idris Armen an, den Stein zu beleben.

Noch berühmter wurde „der neue Amadis“ (1771).

Die Töchter des Schah Bambo ſollen das ſuchen, was ſie nicht haben. Am Fuß des Atlas ruhen ſie aus. Es befinden ſich nur zwei Cavaliere bei ihnen, Bleumourant, Prinz von Trebiſond, der einſam umherſchleichend, die ſpröde Leoparde vergebens liebt, und Herr Caramell, der zu Schatouillieuſens, der Prüden, Füßen ſchmachtet. Da erſcheint ein neuer Paladin, dem ein auf einem Elephanten reitender Rieſe vorauskommt. Durch des Rieſen Anblick wird aber Prinzeſſin Leoparde, die ſich eben heimlich mit ihren Zofen badet, dergeſtalt erſchreckt, daß ſie im Stande der Natur davonfliegt, und Schatouillieuſen geht es nicht beſſer, auch ſie flieht ſo raſch, daß Caramell ihr nicht nachfolgen kann, und ſtürzt ſich endlich in blinder Angſt am Ufer — einem Triton in die Arme. Der fremde Paladin heißt Parafol und führt einen Zauberfächer mit ſich, auf dem in 99 kleinen Feldern alle die Damen bis auf das kleinſte Härchen abgemalt ſind, die ihn, wie er prahlt, glücklich gemacht hätten, nur das hundertſte Feld iſt noch offen. Die dritte Prinzeſſin Goliſchon bezeugt die glühendſte Neubegier, den Fächer zu ſehen, was ihr aber Parafol nur unter der Bedingung erlauben will, daß ihr Bild das hundertſte Feld ausfülle. Indem ſie noch mit ihm ſtreitet, zeigt ſich abermals ein Paladin, der neue Amadis, im Kampfe mit Mohren, die er alle beſiegt. Die vierte Prinzeſſin, die runde Dindonette,

ein gutes Mädchen, zu Tiſch und zu Bette,
fromm wie ein Lamm, an Leib und Seele rund,

vergafft ſich in dieſen ſchönen und tapfern Ritter und thut ihren Gefühlen keinerlei Zwang an. Sie verbindet ſeine Wunde, pflegt ihn und erzählt ihm die ſaubere Geſchichte vom goldnen Hahn, der von einem Thurm herabfallend, eine ſchöne Dame wie ein Aff drückt und ein Ei in ihren Buſen fallen läßt. Da kommt die Nachricht, Dindonettens Eichhörnchen ſey in den Wald gelaufen und ſie verläßt den Amadis, um das Thierchen zu fangen. Amadis ſeufzt, denn er ſucht ein Ideal. Goliſchon pickirt ſich, ihm als ſolches zu erſcheinen. — Inzwiſchen ſteht die prüde Schatouillieuſe alle mögliche Noth bei dem ekelhaften Triton aus, dem ſie als Frau dienen muß. Endlich läßt ſie ſich, als er einmal entſchlafen iſt, von Ritter Boreas entführen. Nun begegnet ihnen aber Caramell, der Anſpruch auf die Dame macht. Dieſe ſelber ſoll entſcheiden und ſie wählt ſich den Boreas. Caramell iſt wüthend und beſchließt, Dindonetten zu ſeiner Dame zu wählen. Amadis mit der übrigen Geſellſchaft kommt zum Schloß eines Negers, der die fünfte Prinzeſſin, die blonde Blaffardine, in ſeine Gewalt bekommen hat. Amadis befreit ſie. Sie erzählt ihm mit unnachahmlicher Naivetät, wie der Neger ſie zuerſt im Bade erblickt

habe und wie es mithin sehr verzeihlich sey, daß er sich in sie verliebt habe, denn solche Reize zu erblicken, sagt sie, und zeigt davon dem Amadis mehr als er zu wünschen wagt, solche Reize, das muß wohl jeden Mann verführen. Amadis wird in der That verführt, aber als er eben sein Glück vollenden will, kommt der Mohr und bezaubert ihn, daß er in der kritischen Stellung versteinern muß. Und Blaffardinen bleibt nur die Wahl, sich sofort dem Neger zu ergeben, oder sich in ein häßliches altes Weib verwandeln zu lassen. Sie ist muthig genug, es auf die Probe ankommen zu lassen, kann sie aber doch nicht aushalten und bewilligt alles, nur um wieder schön zu werden. Indem Caramell die runde Dindonette sucht, findet er sie in den Armen eines Faunen, der sie heirathen will und sich schon auf die vielen kleinen Fäunchen freut, sich aber trunken machen und einschläfern läßt. Nun flieht Caramell mit Dindonetten, aber ein Gewitter nöthigt sie, wie Aeneas und Dido, in einer Höhle Zuflucht zu suchen, wo die Tugend der Dame in große Gefahr kommt, als plötzlich Caramells Roß sich losreißt und er ihm nachläuft, es zu fangen. Dindonette schläft ein, da kommt ein Gymnosophist und macht ihr die Zumuthung, ihm bei der Hervorbringung eines mystischen Homunculus in der Retorte dadurch zu helfen, daß sie nackt und tête à tête mit ihm bis zur Vollendung der dämonischen Kocherei aushalte ohne die mindeste Regung des Fleisches. Sie willigt ein und bleibt auch ganz ruhig. Er aber kann es nicht und der Zauber ist gestört. Schatouillieuse spielt die Spröde gegen Boreas, um ihn glauben zu machen, sie habe sich auch so gegen den Triton benommen. Indem Boreas zu viel trinkt und einschläft, kommt Schatouillieuse in einen Garten und erblickt hier die Statue des Amadis. Entzückt von seiner Schönheit, rührt sie ihn an, und sogleich belebt er sich wieder. Sie flieht, er ihr nach, sie fallen. Da kommt Boreas und will das Paar durchbohren, aber der Neger ist bei der Hand und macht, daß Boreas Schwert verschwindet und er beschämt entfliehen muß. Der Neger aber gibt seinen Gästen glänzende Feste. — Amadis reist weiter und trifft mit dem Ritter Anti-Seladon zusammen, dem wahren Eigenthümer des Fächers, der diesen Talisman dem schlafenden Parasol abgenommen hat. Er erzählt die Geschichte des Fächers mit erstaunlicher Geringschätzung des schönen Geschlechts. — Unterdeß ist Leoparde von Bleumourant im Bade erblickt worden und hat ihn abermals verbannt, aber den Boreas, der gleiches Glück genossen, als ihren Beschützer bei sich behalten. Aber Anti-Seladon erscheint mit Amadis, es kommt zum Kampfe, Amadis wird verwundet, Boreas fällt. Amadis wird in einer Hütte von Olinden gepflegt, dem häßlichsten Mädchen, das aber die schönste Seele zeigt. Nach langem Kampfe mit sich selbst überwindet er die Sinnlichkeit und fühlt eine heiße, aber ganz reine Seelenliebe für sie. Nachdem er sie für seine Braut erklärt und sie mitten unter die Töchter des Schah geführt, entsteht unter diesen ein entsetzliches Gelächter über seine Thorheit, aber plötzlich ist Olindens Häßlichkeit verschwunden und sie steht da als die reizende Florbepine, die sechste Tochter Schah Bambas. Alle staunen und müssen ihr den Preis zuerkennen.

Nun gruppiren ſich alle übrigen Paare. Schatouillieuſe will den Anti-Celadon, den Caramell, den Bleumourant, den Neger, aber alle lehnen ihre Hand ab und ſo bleibt ihr nur der ärmliche Parafol. Leoparde aber geſellt ſich den Anti-Celadon, Goliſchen den Caramell, Dindonette den Bleumourant und die blonde Blaſſardine, des ſchönen Farbencontraſtes wegen, den Neger zu.

Ins Jahr 1773 fällt eine antikiſirende Oper Wielands „Alceſte“, worin er Euripides nachahmt, denſelben aber inſofern auch verbeſſert, als er den Admet nicht mehr als bloßen Egoiſten und Feigling auffaßte. — Die frivole Richtung bleibt aber bei Wieland vorherrſchend.

Seine „kleine Chronik des Königsreichs Tatojaba“ eine Nachahmung des jüngeren Crebillon, gehört zu ſeinen frivolſten Gedichten.

Prinz Sintos heirathet die ſchöne Prinzeſſin Miss, ſieht ſich aber in der Hochzeitnacht außer Stande, den ehelichen Pflichten nachzukommen, weil ihn eine böſe Fee behext hat. Das iſt Sackacki, die Königin der alten Jungfern, die er verſchmäht hatte. Inzwiſchen kommt die Prinzeſſin mit einem jungen Prinzen nieder, und wundert ſich, daß ſich Sintos darüber wundre, denn ſie behauptet, was er wachend nicht könne, das könne er ſchlafend. Damit iſt Sintos getröſtet. Der neugeborne Prinz, der einem Gardecapitain ſprechend ähnlich ſah, heißt Amatin. Die böſe Fee behext auch ihn, daß er immer lachen muß, aber die gute Fee Genkaiſama nimmt ihn in Schutz. Sackacki ſelbſt ſucht ihn vergebens im Dunkeln zu verführen. Er geht auf Reiſen und macht mit verſchiedenen Prinzeſſinnen Bekanntſchaft, die ihm alle Blößen und Schwächen des weiblichen Charakters zeigen. Endlich findet er in der Prinzeſſin Iſſvaka eine Geliebte, wie ſie ſeiner würdig iſt.

Doch iſt Oberon (1780) Wielands berühmteſtes und bekannteſtes Werk, und in der That auch in hohem Grade ausgezeichnet durch den Wohllaut der gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße ungezwungenen Stanzen, ſowie durch den Inhalt. Der letztere iſt dem altfranzöſiſchen Heldengedicht von Huon de Bordeaux entlehnt.

Huon wird von einem bösartigen Sohn Karls des Großen, Charlot, unter fremdem Namen angegriffen, verhöhnt und dergeſtalt gekränkt, daß er den frechen Jüngling tödtet. Erſt nachher erfährt er, es ſey des Kaiſers Sohn. Karl der Große verbannt ihn aus ſeinem Reiche. Nicht eher ſoll er wiederkehren, bis er Folgendes verrichtet. Er ſoll nach Babylon gehen, ſich unter die Gäſte des Sultans drängen, wenn er eben Tafel hält, dem, der dem Sultan zur Linken ſitzt, den Kopf abſchlagen, daß das Blut auf die Tafel ſpritzt, dann vom Sultan deſſen Tochter zur Frau begehren und endlich dem Sultan vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare ausreißen.

Huon macht ſich auf den Weg und trifft im Waldgebirge Libanon einen wilden Mann, der ſtaunend die ſchöne Sprache vom Ufer der Garonne vernimmt und ſich als Scherasmin (im altfranzöſ. Originale Gerasmes), einen alten treuen Diener ſeines Vaters zu erkennen gibt, der auf einem Kreuzzug hier zurückgeblieben. Scherasmin folgt dem jungen Herrn als Knappe. Sie kommen nun in ein Kloſter, wo es luſtig hergeht. Hier erſcheint zum erſtenmal Oberon, der ſchöne Elfenkönig in Knabengeſtalt, um Huons Schutzgeiſt zu werden. Von ihm empfängt Huon ein Horn, deſſen Ton alles umher tanzen macht, und einen Becher, der nie leer wird. Das Horn wird verſucht an den lüderlichen Mönchen und Nonnen, die alle durch einander tanzen müſſen. Ehe Huon nach Babylon kommt, befreit er noch die ſchöne Angela aus der Gewalt eines Rieſen und gibt ſie ihrem Geliebten wieder.

Bald darauf erblickt Huon ſeine eigene künftige Geliebte, die ſchöne Rezia, im Traum, und den nämlichen Traum träumt Rezia, die Tochter des Sultan von Babylon. Ihre Seelen erkennen ſich ſchon, noch ehe ihre Körper einander genaht ſind. Glücklicherweiſe kehrt Huon in Babylon bei einer alten Frau ein, welche Rezia's Amme geweſen iſt und noch mit ihr verkehrt. Durch ſie hört er von der ſchönen Rezia und ihrem Traum. Durch ſie erlangt er koſtbare Kleider, um ſich an den Hof des Sultans begeben zu können, der eben ſeine Tochter mit dem Fürſten der Druſen vermählen will. Huon tritt in den Saal, erblickt zum erſtenmal die ſchöne Rezia, haut ihrem Bräutigam den Kopf ab, daß das Blut über den Tiſch ſpritzt, bläst ins Horn, daß die auf ihn eindringenden Feinde tanzen müſſen, hält unterdeß Rezia in ſeinen Armen, benutzt die allgemeine Ermattung nach dem Tanze, um ſich auch der Zähne und Barthaare zu verſichern, und entführt unter Oberons, der herbeigekommen, perſönlichem Beiſtand, die Geliebte. Oberon bringt ſie auf ein Schiff, befiehlt ihm aber, keuſch zu bleiben, bis Papſt Sylveſter ihren Bund eingeſegnet habe.

Unterwegs erzählt Scherasmin ein Märchen von dem alten blinden Gangolf und ſeinem jungen hübſchen Weibe Roſette, welche ihren jungen Liebhaber Walter in Gegenwart des nichts ahnenden Alten umarmt, aber übel wegkommt, als Oberon dem Alten plötzlich die Augen öffnet. Gleichwohl weiß Roſette ſich zu helfen und überredet den Alten, er habe nichts geſehen. Ueber dieſe Treuloſigkeit iſt Oberon ſo empört, daß er dem ganzen weiblichen Geſchlecht mißtraut und ſich von ſeiner zärtlichen Gemahlin Titania für immer zu trennen beſchließt. In dieſer Trennung lebt er noch.

Trotz Oberons Verbot überlaſſen ſich Huon und Rezia dem Entzücken ihrer Vereinigung und merken nicht einmal das furchtbare Ungewitter über ihren Häuptern. Sie ſündigen und in demſelben Augenblick leiden ſie Schiffbruch und bringen nur das nackte Leben davon. Das Horn, der Becher, Scherasmin und Rezia's treue Fatme ſind verloren. Sie finden einen ehrwürdigen Eremiten, bei dem ſie unterkommen und leben in einſamer Buße. Rezia

gebiert einen ſchönen Knaben. Einſt hat ſie ihn verloren, ſucht ihn voll Angſt und wird von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almanſor gebracht. Huon gelangt, indem er ſie ſucht, glücklich eben dahin, findet hier auch Scherasmin und Fatme als Sklaven bei der Gartenarbeit wieder und hofft mit ihrer Hülfe Rezia zu befreien. Aber die Königin Almanſaris verliebt ſich in ihn und ſpielt, da er keuſcher Joſeph iſt, die Rolle von Potiphars Weibe. Er ſoll lebendig verbrannt werden und als Rezia für ihn flehend, des Königs Anträge ſtandhaft zurückweiſt, ſie mit ihm. Beide ſtehn mit dem Rücken an den Pfahl gebunden und erwarten den Flammentod, da hilft ihnen Oberon. Huon findet plötzlich ſein Horn wieder, bläſt und macht, daß alles tanzen muß, voran Almanſor und Almanſaris, ſo ungern ſie es thun. Im Tumult entkommt er mit Rezia und ſeinen treuen Dienern. Oberon aber erſcheint ihnen jetzt an der Seite der Titania. Beide haben ſich wieder vereinigt, um ſich nie wieder zu trennen und dieſes Wunder iſt bewirkt durch Huon und Rezia, durch die Treue, an die Oberon nicht mehr geglaubt hatte. Sie bekommen auch das Kind wieder und ziehen im Triumph in Paris vor Karls des Großen Thron auf.

Oberon iſt die Krone aller Wieland'ſchen Dichtungen. Von ſeinen politiſchen Romanen wollen wir nur kurz bemerken, daß in ihnen allen (der goldene Spiegel von 1772, der weiſe Danischmend, Schah Lolo) ein Philoſoph voll Reſignation einem weiberſüchtigen König und intriganten Pfaffen gegenüberſteht. Wieland drückt darin ſeinen tiefſten Haß gegen alle Kirchen, ſeine Verachtung ſchwacher Könige, aber zugleich auch den Zweifel aus, ob es der Weisheit je gelingen werde, die Macht zu beſſern. Kaum aus dem Elend zur Nähe des Thrones erhoben muß der Philoſoph dem Fürſten, der ſich ſeines weiſen Rathes bedienen will — als Kuppler dienen. — Die vielen kleinen philoſophiſchen und kritiſchen Schriften Wielands, ſo wie ſeine vortrefflichen Ueberſetzungen des Lucian, Horaz und Shakeſpeare, begnügen wir uns nur zu nennen.

Genug, um den jetzt vergeſſenen Wieland wieder in der ganzen Machtfülle zu charakteriſiren, womit er einſt ſeine Zeitgenoſſen bezauberte. Mit allen Grazien der altgriechiſchen und neufranzöſiſchen Bildung ausgerüſtet, voll Phantaſie und ein Muſter der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem falſchen und fremden Principe und verleugnete, wie die chriſtliche Gottesfurcht, ſo auch die deutſche Scham und Treue. In ihm nahte der Nation eine der gefährlichſten Verführungen, die der erotiſchen Verweichlichung. Es war, als hätte ſeit der

Reformation die Hölle ihre böſeſten Geiſter nacheinander ausgeſchickt zu unſerem Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeiſter, die Dämonen des Haſſes, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grauſamkeit, der Beſtialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutſchlands tobten; nach dem großen Kriege aber beſchlichen uns die feineren Ueberliſter, die Wolluſtteufel, die liebkoſenden Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geiſtigen Hoffahrt, des witzigen Geſpöttes. Und doch erſcheint Wieland noch viel unſchuldiger, als ſpäter Göthe und die andern gottloſen Weichlinge, welche die ſündige Luſt bemäntelten mit hohen ſchwärmeriſchen Phraſen und unter empfindſamen Thränen die Unſchuld berückten. Wieland war wenigſtens ehrlich. Seine Satyrn und Nymphen gaben ſich für nichts Beſſeres aus, als ſie waren. Auch wo er am rückſichtsloſeſten frivol iſt, erſcheint er daher immer harmlos und liebenswürdig.

Zu Wielands Nachahmern gehört der Appellationsrath v. Hopffgarten in Dresden, deſſen Roman „Irin“ von 1776 nur eine nicht gerade geiſtreiche Umſchreibung des Muſarion iſt, ein Sieg der Liebe und Natur über die Schulpedanterei. Seine übrigen Romane (Sieg der Einfalt über den Verſtand, der Kavalier und der Menſchenfreund, der Miniſter, Heim) kenne ich nicht. Auch der Zürcher Joh. Bürkle ſchrieb 1773 in Wielands und Gleims Art „Amors Reiſen“, ſpäter aber Schweizerlieder.

Am weiteſten ging in der Wieland'ſchen Manier ein „Almanach der Grazien 1776“ anonym herausgegeben, worin der ganze Kalender, die Jahreszeiten, der Thierkreis, die Monate, die Planeten, die Aſpecten, Witterung ꝛc. erotiſch gedeutet wurden, worauf eine Menge höchſt üppiger Gedichte von Küſſen, vornehmer Verführung, dörflicher Liebe, von Leonorens Schäferſtunden ꝛc. folgte. — Das erotiſche Märchen Wielands (eigentlich Diderots und Crebillons) wurde meiſterhaft nachgeahmt in dem anonym erſchienenen „Orpheus, eine tragiſchkomiſche Geſchichte, Genf 1778“.

Der ſchöne Aza hat die Fee Brillante verſchmäht und wird deshalb von ihr in den Armen ſeiner geliebten Arande getödtet. Sein und Arandens Sohn Bambino darf zwar leben, aber die grauſame Fee läßt ihn entmannen, und nun wächst er als der ſchönſte Jüngling von der Welt auf, ein Abgott aller Damen und kann keine lieben. Erſt wenn eine ihn wahrhaft lieben wird, ohne an ſeinem Mangel ſich zu ſtoßen, ſoll dieſer Mangel verſchwinden. Die in ihn verliebten Damen wetteifern in der Probe durchzufallen. Immer und

ohne Zwiſchenglieder auf todtes Liegende gelagert? Bei immer anwachſendem Material zur Unterſuchung wird dieſe wichtigen Probleme bald der Geognoſt[1] zur Löſung bringen, welcher auch in dem Studium der Verſteinerungen die phyſiologiſchen und geognoſtiſchen Anſichten bisher mit gleicher Klarheit und gleichem Glücke verfolgt hat.

Berlin, im März 1838.

---

[1] Leopold von Buch.

immer wieder beweisen sie, daß es weder der schöne Geist, noch die schöne Seele, ja nicht einmal der schöne Körper ist, den sie am Manne lieben, sondern nur jenes verächtliche Ding, das dem Bambino fehlt. Alle diese Scenen und Schwachheiten der Damen werden mit feiner Satyrlust geschildert. Endlich erfüllt Ganzane die Bedingung, sie liebt Bambino ohne Sinnlichkeit und in demselben Augenblick gibt ihm die Fee wieder, was sie ihm geraubt. Aber nur auf so lange, als er der Liebe eines so reinen Wesens, wie Ganzane ist, werth bleibt, und das dauert nicht lange. Bald wieder in die vorige Armseligkeit zurückversetzt, kann er nur durch ein einziges Mittel wieder zum Besitz der Kraft gelangen, indem er nämlich seine Feindin Brillante selbst umarmt. — Neben dieser Hauptbegebenheit geht eine Episode her, die märchenhafte Geschichte der elfenbeinernen Bettlade im Besitz der Fee Lucinde, in die auch Brillante und Ganzane hineingerathen. Jede Dame, die in diesem Bette schläft und in ein daran hängendes Horn den Namen eines schönen Mannes ruft, hat denselben sogleich und zwar mit unerschöpflichen Kräften bei sich. Dabei schlägt eine über dem Bett befindliche Uhr vierundzwanzig Stunden vorwärts und rückwärts und bei jedem Schlage wird die Dame wieder zur Jungfrau. — Eine zweite Episode ist das Wachsen von Hirschhörnern am Kopf des König Hahnreih (nicht neu).

Joh. David Hartmann schrieb 1785 komische Erzählungen in Wielands Manier.

Auch Büschels launige Gemälde von 1795 ahmen Wielands Märchenton nach.

Unter andrem wird die Prinzessin Direlette von einem Riesen in den Sack gesteckt und eine Fee steckt den Prinzen Didi zu ihr.

Friedrich Schulz, in Magdeburg geboren, Professor in Mitau, 1798 im Wahnsinn gestorben, schrieb seit 1781 viele Romane sehr leichtfertiger Art.

In den frei nach dem Französischen behandelten Feenmärchen wird mit Namenübertreibungen kokettirt: Pipipi, Zievriev, Häßlibini, Ibinhäßli, Bübst, Wiwi, Lilili, Fangfang ꝛc. — In dem kleinen Roman „Moriz" von 1785 erzählt der Knabe, wie er sich stellend, als ob er schliefe, seinen vermeinten Vater behorcht habe, als derselbe seiner Pflegerin Martha verrieth, der Knabe habe einen ganz andern Vater. Ferner, wie dann die besorgte Martha sich zu ihm herabgebeugt habe, ob er auch wirklich schlafe, und wie sie dann in lautem Monologe seine weiße Haut, sein derbes Fleisch, seine süße Röthe bewundert und nicht habe satt werden können, ihn zu küssen. Solche Erzählungen im Munde des Knaben selbst sind höchst widerlich. Moriz wächst als ein Wildfang auf. Seine Geliebte, Malchen, hält ihn für ermordet, man

ſagt ihr, der Mörder komme, aber es iſt — Moriz ſelbſt. Den Roman „Leopoldine“ lobt Tieck wegen des pſychologiſchen Intereſſes, welches er darbietet. Doch iſt er zu gekünſtelt. Ein Mädchen und ein Knabe, von Räubern entführt, lieben ſich von früher Jugend an und bleiben ſich trotz aller Hinderniſſe treu.

Johann Auguſt Weppen, ein Hannoveraner, war ein ſehr ſchwacher Nachahmer Wielands in komiſchen Erzählungen und kleineren Gedichten. Obgleich ſeine Verſe den Wielandiſchen ganz ähnlich ſehen, fehlt doch überall der Geiſt.

In ſeiner Pſyche, nach dem Märchen des Apulejus, iſt er ſo geiſtlos, die zarte Pſyche von Amor zur Mutter machen zu laſſen und zwar zur Mutter — der Wolluſt. Unter den kleineren Gedichten ſind einige erträglich witzig, z. B. ſagt er von den Pictinnen, die ſich bekanntlich am ganzen Leibe bemalten, als Mädchen hätten ſie ſich mit Blumen, als Frauen aber mit Ungeheuern bemalt. Artig iſt auch die Reiſe der Perelle in Schmetterlingsgeſtalt. Sie lernt die Weiber aller Zonen kennen, und als ſie ſich zuletzt entſcheiden ſoll, welchen ſie ſich zuzugeſellen wünſcht, wählt ſie — die Wilden.

Derſelbe Verfaſſer ſchrieb noch drei beſondere komiſche Erzählungen: der Liebesbrief 1768, die Kirchenviſitation 1781, das ſtädtiſche Patronat 1787 und einige Luſtſpiele, die ich nicht kenne. —

Ottkar Reichard, Theaterintendant in Gotha, ſchrieb ſeit 1772 Nonnenlieder, Launen und Einfälle, das Märchen Blauauge, eine natürliche Geſchichte von Tunkin ꝛc., alles in Wielands Weiſe.

Joh. Friedr. Löwen († als armer Regiſtrator zu Roſtock 1771) ſchrieb ſehr viel, die erſte Anweiſung zur Mimik „Grundſätze von der Beredſamkeit des Leibes 1755“, und eine Geſchichte des Theaters, auch verſchiedene Luſtſpiele, meiſt nur ſchwach oder entlehnt, ein Paar langweilige Lehrgedichte und Oden. Nur ſeine Romanzen hat die Kritik bisher gelten laſſen; allein auch ſie folgen im Weſentlichen dem ſchlechten Geſchmack der frivolen franzöſiſchen Dichter, namentlich Grecourt, von dem er auch einiges entlehnte. Am Ende beſteht die ganze Bedeutſamkeit dieſes platten Herrn Löwen darin, daß er zuerſt in der derben, drolligen und polternden Manier zu traveſtiren anfing, in der ſich ſpäter Bürger hervorthat und die Blumauer am glücklichſten ausbeutete.

Man höre z. B. das Lied von der Lucretia.

Tarquin, der Staatsſtug', wie ihr wißt,
Mohnköpfe wild zerfetzte.

Und, wie man in der Chronik lieſt,
Aß, trank, ſchlief, küßt und hetzte.
Tarquin (manch Weibchen wünſcht ihn ſich)
Lucretia beſiegte dich.

Einſt, ganz mit Ambra parfümirt,
Ohn Dietrich, ohne Hammer,
Von keinem Junker eingeführt
Brach er in ihre Kammer.
Von Ungemach und Kammerherrn
War noch Roms Etikette fern.

Sie ſtaunt, will klingeln — o Natur!
O Rom, Tarquin, o Sitten!
Der Buhler hatte längſt die Schnur
Vom Glöckchen abgeſchnitten,
Sie wollte laut um Hülfe ſchrein,
Vielleicht aus Furcht, vielleicht zum Schein.

So iſt auch die berühmte Geſchichte des Grafen von Gleichen mit ſeinen zwei Frauen behandelt S. 53. Freche Gemeinheit athmet „das entweihte Nonnenkloſter" S. 65, Amor im Kloſter S. 136 und S. 113 und 131.

Dagegen findet ſich manches Gute in ſeiner „Walpurgisnacht".

Hier erſcheint der Teufel als der regierende Zeitgeiſt, der alle herrſchenden Claſſen und Moden inſpirirt, zum Jammer und zur Schande des chriſtlichen Volks. Der Dichter erhebt ſich einigemal zu patriotiſcher Würde. Das ganze tolle Treiben der Gebildeten und der Literatur erſcheint ihm wie ein Hexentanz. Auch Dr. Fauſt läßt er auftreten und das Programm zum Göthe'ſchen Gedicht entwerfen: die Neuzeit befindet ſich auf einem zu vorgerückten Standpunkt, als daß man noch den alten Aberglauben hegen dürfte, der Teufel habe mich geholt.

Ein Herr von der Goltz ſchrieb 1795 „Ausſchweifungen" und 1797 „Nuditäten" in der frechſten franzöſiſchen Manier eines Grecourt.

Die Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter, Archivar in Gotha (Ausgabe von 1787), enthalten eine in Alexandrinern abgefaßte Elegie „der Dorfkirchhof", eine ſchwache Nachahmung der Elegie von Gray (wie die ſpätern von Matthiſon und Tiedge), Erinnerungen und Lobpreiſungen von Schauſpielern und einige meiſt leichtfertig gehaltene Romanzen, von Lucretia und Tarquin, Blaubart und Antiochus und Stratonice.

Originell iſt die burleske Romanze von Sibyllen, der ſtrengen Mutter. Dieſe droht ihrem Töchterchen, der Teufel ſoll ſie holen, wenn ſie fortfahre,

ihren Geliebten zu lieben. Da verkleidet ſich der Geliebte als Teufel und holt ſie wirklich zum großen Schrecken der Mama. Witzig iſt beſonders die Romanze „Jupiter und ſein Repräſentant“ vom Jahr 1786. Nachdem geſchildert worden, wie Jupiter ſich im Himmel bei Nektar und Ambroſia wohl ſeyn läßt, wie er nur ſeinen Lüſten nachjagt und ſich um die Menſchen nicht bekümmert, wird ein moderner irdiſcher Monarch in ſeinem Thun und Treiben genau eben ſo, als ſein treues Spiegelbild geſchildert. — Etwas frei, aber ſehr ſinnreich und reizend iſt das kleine Gedicht „Laura am Morgen nach ihrer Brautnacht.“

Ein wenig blaß, doch ſchön, wie die belohnte Liebe,
Vom ſüßeſten der Träume kaum erwacht,
Schleicht ſie zum Garten; doch iſt für des Morgens Pracht
Ihr ſchmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Damon ſieht ein Kind der letzten Nacht,
Ein Röschen, eilt und bringt es ihr und lacht,
Und küſſet ſie und ſpricht: o Laura, meine Liebe,
Wann bringſt du mir ein Kind der letzten Nacht?

Gotter gehört inſofern noch zu Wieland, dem er auch huldigt.

Apollo, ſagt er, wußte nicht, wen er zum Dichter der Grazien machen ſollte und hielt Rath mit Grazien und Muſen. Da kamen die Grazien den Muſen zuvor und liſpelten dem Gott ins Ohr: Wieland!

Gotter wandte die Wieland'ſche Leichtfertigkeit auf die Romanze, wie Muſäus auf das Märchen an. Doch erklärte ſich Gotter in einem längeren Lehrgedicht gegen Voltaire. Gotter ſchrieb auch Schauſpiele, aber nur matte Nachahmungen der Alten und Ueberſetzungen (Medea, Oreſt, Electra, das tatariſche Geſetz nach Gozzi, mehrere Stücke aus dem Franzöſiſchen).

Medea iſt bei ihm ein Tugendſpiegel und Jaſon allein der Schuldige. Nicht aus Rache, ſondern nur um ihre Kinder zu retten, tödtet ſie dieſelben. Ganz gegen den wahren Medeacharakter.

Die nach Shakeſpeares Sturm bearbeitete Geiſterinſel iſt nur durch Zumſteegs Muſik dazu berühmt geworden. In Eſther traveſtirte Gotter die bibliſche Geſchichte. Sein Luſtſpiel „die Erbſchleicher“ iſt abgeſchmackt erfunden.

Die „Kunſt zu lieben“, welche der wackere Rector Manſo in Breslau 1794 herausgab und die in den Xenien verſpottet wurde („auch zum Lieben bedarfſt du Kunſt! hat die Natur denn gar nichts für dich gethan?“), verrieth noch ganz die Schule Wielands.

Ich singe, was zuerst der zärtliche Ovid
Den Söhnen seines Volks am Tiberstrand verrieth,
Des stillen Amathunts geheimnißvolle Lehren ꝛc.

Der pedantische Schulmann bestrebt sich, anmuthig, sogar ein wenig leichtfertig, wie Wieland, zu seyn, aber die Moral nimmt ihn immer wieder beim Kragen. Das dritte Buch, in dem er sich anmaßt, die Frauenzimmer zu belehren, wie sie gefallen sollen, ist wirklich lächerlich.

L. Heinrich von Nicolay ahmte den Oberon nach in „Reinhold und Angelica" (1781), einem Stoffe, den er nebst den andern kleineren Gedichten aus Ariost entlehnte. Seine vermischten Gedichte enthalten theils Fabeln in der Manier Gellerts, theils komische Erzählungen und sind, wenn auch nicht originell, doch von gutem Styl. Der Dichter kam nach Petersburg und wurde ganz Russe.

Eines Traugott Andreä „Rino und Jeannette oder der goldene Rosenzweig", Riga 1793, gehört auch zu den Nachahmungen des Oberon. Der rühmlich errungene Rosenzweig gibt den Liebenden und ihren Freunden am Schluß die Jugend zurück. Sehr mittelmäßig.

Gramberg, ein oldenburgischer Beamter, gab 1801 „Kränze" heraus, Liebesgedichte und Erzählungen in Wielands Manier, ein größeres Gedicht in Hexametern „der Pfarrers Sohn von Cola" und ein Trauerspiel „Sophonisbe".

Das katholische Deutschland lag damals in tiefem Geistesschlaf. Zu Wien wollte Kaiser Joseph alles auf einmal aufklären. Daher auch hier Wieland warme Bewunderer und Nachahmer fand. So Johann Baptist von Alxinger († 1797), der 1787 einen „Doolin von Mainz" und 1791 einen „Bliomberis", beide nach altfranzösischen Quellen und ganz im Styl des Oberon schrieb, aber ohne alle Phantasie, kühles langweiliges Gereime.

Doolin von Mainz, an Karls des Großen Hofe erzogen und durch Bertrand in eine Art Maurergeheimnisse eingeweiht, kämpft siegreich mit den Dänen, gewinnt der schönen Flandrian ihr Reich wieder und wird ihr Gatte. — Bliomberis, früh verwaist, wird ein Held, gewinnt die Liebe der schönen Königstochter Celine, muß sich aber so lange von ihr trennen, bis er sie durch Thaten verdient haben wird, vollbringt eine Menge Siege und Rettungen, kämpft, ohne ihn zu kennen, mit seinem eigenen Vater Palamed, bis sich beide erkennen und umarmen und erreicht endlich sein Ziel.

Von Wielands feinerer Ironie, überhaupt von Scherz ist bei diesem

Dichter keine Spur. In seinen lyrischen Gedichten finden wir zwar viel Wiener Liebelei, aber verbunden mit vornehm thuender und kalter Prüderie.

Die Liebesprobe. Ein Liebender überrascht die Geliebte beim Auskleiden und — flieht. Wer im gleichen Fall nicht Gleiches thut, sagt der Dichter, der sage ja nicht, daß er liebt.

Auch Friedr. Aug. Müller in Wien ahmte den Oberon nach in drei Gedichten: „Richard Löwenherz von 1790, Alfonso und Adalbert der Wilde.

Wielands geistvollster Nachahmer in Wien war Herr von Steigentesch, österreichischer General und Gesandter († 1827). Er schrieb Gedichte, Schauspiele, Erzählungen und Romane, die alle den Weltmann verrathen, der an die leichtesten Sitten gewöhnt ist.

Unter den Gedichten, die zuerst 1799 erschienen, macht sich neben vielem Conventionellen und Unbedeutenden eine recht gute Vertheidigung des Stadtlebens gegen Jacobis übertriebene Anpreisung des Landlebens, und unter den späteren 1805 und 1815 erschienenen Gedichten und Märchen die versificirte Mythe des Echo bemerklich, ferner „die Gelehrsamkeit der Liebe", eine poetische Erzählung, worin ein alter Seneschal zu seinem Aerger einsehen muß, daß er die Freuden der Venus einem Jüngeren abzutreten und sich mit denen des Bachus allein zu trösten habe. Eine lange poetische Erzählung „Keratophoros" (Hörnerträger), worin von der schönen Fatime berichtet wird, die ihrem Gatten entrissen wird, mit einem wilden kräftigen Beduinen lebt, dann in den Harem eines Schahs kommt, sich von einem Jüngern entführen läßt und endlich ihren Gatten wiederfindet, dem sie ein Märchen vorlügt und vollkommen unschuldig zu erscheinen weiß. Eigentlich nur eine Nachahmung der fiancie du roi de Garbe in Lafontaines contes. Dazu ein sehr üppiges Gemälde: Loth unter seinen Töchtern. Alles in den leichten Jamben Wielands.

Marie, ein Roman, enthält in Briefen die Geschichte einer überaus tugendhaften Gräfin, die aber um Verzeihung bitten muß, daß sie tugendhaft ist. Ihr Liebhaber, Baron Gilsen, schreibt ihr, wie thöricht es sey, in der großen Welt eine Ausnahme machen zu wollen, da es in ihr ja keine treue Frau geben dürfe, und sie muß sich bei ihm deshalb entschuldigen, daß sie dennoch so bürgerlich empfinde, treu bleiben zu wollen. In einer Fortsetzung dieses Romans zeigt der Dichter vollends, wie Marie in der Ehe vor Gram zu Grunde geht.

Das Lustspiel: „der Briefwechsel" ist sehr unbedeutend. „Die Kleinigkeiten". Amalie von Wellen verlangt von ihrem Manne liebkosend immer nur Kleinigkeiten, die aber im Jahr eine ungeheure Summe kosten. Alles

nennt ſie Kleinigkeiten, daher ihm das Wort ſchrecklich zuwider iſt. Am Ende wird er noch eiferſüchtig auf ſie, indem er den Liebhaber ſeiner Mündel Luiſe für den ihrigen hält. Der Irrthum klärt ſich auf und er wird beſchämt. „Die Abreiſe". Troll will Luiſen von Gilſen in Abweſenheit des Mannes verführen. Der Mann kommt aber ſo ſchnell zurück, daß er nicht Zeit hat und Luiſe die Tugendhafte ſpielt. Er tröſtet ſich damit, daß ſie eine ganz andere Rolle geſpielt haben würde, wenn er nur Zeit gehabt hätte.

Erzählungen: 1) Zwei Tage auf dem Lande. Ein blaſirtes Ehepaar, Graf Droſt und Gemahlin, reist aufs Land. Der Mann weckt die Frau, um einen Sonnenaufgang mit anzuſehen. Sie iſt aber ſo ſchlaftrunken, daß ſie ſich nachher den Thee über die Finger ſchuttet und ganz elend iſt, bis ſie ſich wieder in die Stadt rettet. Der Ton des Blaſirten iſt ſehr gut getroffen. 2) Die Tugend. Graf Milden bittet ſich die Ehre aus, ſeine Geliebte, eine ſehr ſpröde Dame, malen zu dürfen, trifft ſie nicht und geräth in die größte Angſt, da er in ihrem Rothwerden Zeichen des Unwillens und Zornes erblickt. Nach 25 Jahren geſteht ſie ihm, ihr Erröthen ſey damals Liebe geweſen und er habe es nur nicht gemerkt, wie ſehr ihre Tugend in dieſem Moment in Gefahr hätte ſeyn können. 3) Die Stufenfolge der Liebe, die eine Dame durchmacht vom Fähnrich zum Rittmeiſter, Bürgermeiſter zum Arzte und zugleich von der jugendlichen Sinnlichkeit zum reifen Verſtande des Alters. 4) Marie, ein Schweizer Mädchen, das von einem vornehmen Reiſenden verführt, ſich mit ihrem Kind in den Abgrund ſtürzt. 5) Sind Sie verheirathet? Einer, dem auf dieſe Frage keine Antwort wird, erkennt aus gewiſſen Symptomen, daß ein Herr und eine Dame mit einander verheirathet ſeyn müſſen, weil — er ihr keine Aufmerkſamkeit und Galanterie beweiſt. 6) Eine Frau wird auf ihren Mann eiferſüchtig, weil ſie die Liebeserklärungen, die er in einem von ihm verborgen gehaltenen Trauerſpiel anbringt, zufällig mit anhört und ſie für an eine Lebende gerichtet hält. 7) Der Beruf. Ein Oberſt macht der Braut eines jungen Vicars den Hof, ſtellt den Vicar auf ſeinem Gut als Pfarrer an, kommt einmal zum Beſuch und läßt ſich in den Armen der jungen Frau vom Manne überraſchen, bleibt aber ganz ruhig und tröſtet ihn, jeder Menſch habe ſeinen Beruf. Er, der Oberſt, ſey durch einen Tanz mit einer Dame, die ſich beim Miniſter für ihn verwendet, avancirt; und er, der Pfarrer, ſey wieder durch ſeine, des Oberſten Verwendung, avancirt. Man müſſe das Glück hinnehmen, ohne an ſeinem Urſprung zu kritteln.

Auch Blumauer und ſeine zahlreiche Sippſchaft hatten etwas von der Wielandiſchen Art zu ſpotten angenommen, ich glaube ſie jedoch erſt ſpäter mit den Nicolaiten und Freigeiſtern zuſammenfaſſen zu ſollen.

Moriz Auguſt von Thümmel, Miniſter in Coburg († 1817), einer der geiſtreichſten Köpfe, verband die feine Frivolität der franzöſiſchen

Aristokratie mit der philosophischen Ruhe und dem guten Humor der Engländer. Schade, daß sich eigentlich nichts Deutsches an ihm findet, als die Sprache. Seine Werke erschienen gesammelt in Leipzig 1832. Eine nicht große Zahl lyrischer Gedichte schrieb er nur zu Gelegenheiten, meist für fürstliche Personen oder aus Galanterie an Damen seiner Bekanntschaft. Ein etwas längeres erzählendes Gedicht „die Inoculation der Liebe" ist fast noch freier, als Wielands komische Erzählungen.

Ein junges Fräulein hat entsetzliche Angst vor dem Inoculiren der Blattern. Ein junger Ritter verspricht ihr, die Sache ganz leicht zu machen. Doch stellt er die Ehre der Verführten her durch eine Heirath.

Wilhelmine, ein komisches Heldengedicht in poetischer Prosa, begründete Thümmels Ruhm. Es erschien 1764 in einer meisterhaften Sprache, classischer als wohl je vorher deutsche Prosa, die Lessing'sche ausgenommen, geschrieben war, und wurde bald in vielen Auflagen verbreitet. Im Allgemeinen ahmt es die Manier des Pope nach, erzählt alltägliche und lächerliche Begebenheiten mit epischem Pathos, als ob von homerischen Helden die Rede wäre.

Der junge Dorfpfarrer Sebaldus schwankt, ob er die Tochter eines Superintendenten, durch den er befördert werden kann, oder die arme, aber reizende Wilhelmine heirathen soll. Wie er nun zu lange schwankt, wird ihm Wilhelmine auf vier Jahre in die Stadt entführt durch einen Hofmarschall, der zufällig auf die Schönheit dieses Landmädchens aufmerksam gemacht worden ist. Sie dient bei ihm als Kammermädchen und macht, wie man sich denken kann, die ganze Schule Amors durch. Amor, der Lose, ist aber darauf bedacht, sie anständig zu versorgen und aus den Armen des Hofmarschalls, der sie nicht ewig behalten kann, in die des Pfarrers abzuliefern. Er erscheint also dem guten Sebaldus im Traum und feuert ihn an, in die Residenz zu gehen und sich das Kammermädchen unterthänigst auszubitten. Der Wintermorgen, an dem das vor sich geht, ist trefflich beschrieben. Sebaldus folgt dem himmlischen Rufe und geht in die Stadt, wo die schelmische Wilhelmine ihn auf die artigste Weise von der Welt empfängt und heimlich über den glücklichen Zufall lachen muß, der ihr ungerufen eine gute Parthie zuführt. Der Herr Hofmarschall empfängt den unbehülflichen, in Devotion ersterbenden Pfarrer eben so gnädig und ladet sich selbst zur Hochzeit ein unter der Bedingung, daß der Pfarrer auch eine benachbarte junge Gräfin einlade, mit der er bei diesem Anlaß ein Stelldichein verabredet. Der Hochzeittag, ein reiner und kalter Wintertag, erscheint. Die Hofschlitten setzen sich in Bewegung nach dem Pfarrhause, wo des Hofmarschalls Köche

schon die Mahlzeit einrichten. Die Schlittenpartie im Geschmack der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist höchst anmuthig und lebendig gemalt. Eben so der Hochzeitschmauß mit den Gästen, dem arglosen glückseligen Bräutigam, der schlauen und über ihr Glück frohen, zwischen dem Bräutigam und dem alten Gönner ihr Vergnügen theilenden Braut, dem noch schlaueren Marschall, der gräflichen Geliebten, und den übrigen der altmodischen Hofwelt als kostbare Exemplare entnommenen Gestalten. Die Nacht kommt. Amor zündet mit seiner Fackel eine Speckseite an und Feuerruf unterbricht das heitere Mahl. Diese günstige Gelegenheit benützt der Hofmarschall, um die junge Gräfin zu retten. Das Feuer wird gelöscht.

Man hat Thümmel vorgeworfen, er habe den ganzen Pfarrerstand lächerlich gemacht. Ein ungerechter Vorwurf. Er hat nur, ganz naturgetreu, das damalige Verhältniß armer Pfarrer zu den höhern Ständen geschildert. Wer weiß es nicht, wie damals die Pfarreien nur zu oft unter der Schürze vergeben wurden, von den Consistorialräthen an die Candidaten, die ihre abgestandenen Töchter, und von den adeligen Patronatsherrn an solche, die deren ehemalige Maitressen heiratheten.

Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1785—1786) erschienen 1791—1805 in 10 Bänden. Sie sind sein vorzüglichstes Werk. Er machte die Reise auf der Stube, es ist nichts als eine humoristische Phantasie.

Der Reisende ist ein reicher Herr, schwindsüchtig, bleich, von der übelsten Laune. Man räth ihm die Luft des südlichen Frankreich an. Er setzt sich in den Wagen, einen guten deutschen Bedienten auf den Bock, einen Mops sich gegenüber. In Frankfurt sieht er einen Arzt an der Tafel, einen Gaukünstler, was ihn zu satirischen Reflexionen über die Aerzte überhaupt veranlaßt. In Straßburg findet er einen alten Freund als Magnetiseur wieder und wird von ihm mystificirt. In der Provence angelangt, läßt er sich, um die herrliche Luft zu genießen, in dem kleinen Dorf Caverac nieder, wo er bei armen Leuten im gleichen Zimmer mit seinen Wirthsleuten schlafen muß. Zu diesen Schläfern gesellt sich bald noch die junge schöne Margot, ein reizendes Naturkind voll französischer Lebendigkeit. Er verliebt sich in sie, aber seine Krankheit, sein Stand, ihre Unschuld halten ihn zurück. Die berühmte Scene, wie er ihr den Strohhut aufsetzen muß, ist wirklich reizend. Scherzend erzählt er ihr von Amor, den sie nicht kennt, und überredet sie, es sey ein böser Geist, der in der Nähe im Walde hause. Als er nun einmal im Walde ist und in verliebtem Wahnsinn, an Margot denkend, einen Baum umarmt, stößt er sich blutig an die Stirne. Margot ist um ihn besorgt und glaubt in heller Unschuld, Amor habe ihm diese Verletzung zugefügt. Sie macht sich ihr Hals-

tuch los, um es ihm um die Stirne zu binden. Endlich muß er zu seiner bittersten Beschämung erfahren, daß der kleine kindliche Engel sich in seinen viel dümmern, aber jüngern Bedienten verliebt hat, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein Pärchen aus ihnen zu machen und mit einem französischen Bedienten, Margots Bruder Bastian, weiter zu reisen. Er kommt nach Avignon und miethet sich hier in ein streng katholisches Haus ein, in welchem er gleichwohl die Statue eines schlafenden Amor findet, der als ein christlicher Engel gilt. Er hört in der Nähe eine wundervolle Stimme singen und glaubt, es sey die häßliche Alte, die einzige Person, die er im Hause gesehen. Allein bald wird er inne, daß die Stimme ihrer Nichte, der schönen Clara angehört, die ein Ausbund von Heiligkeit ist. Sie ist sehr spröde, allein er überzeugt sich bald, daß daran nur ein Probst Schuld ist, der täglich bei ihr aus- und eingeht. Clara staubt einmal den schlafenden Amor ab, läßt aber an einer gewissen Stelle den Staub liegen, woraus der Reisende auf ihre Unschuld schließen möchte. Eine Auction, auf welcher Reliquien versteigert werden, gibt ihm erwünschten Anlaß, sich bei Clara zu empfehlen. Er kauft ein Strumpfband der Mutter Gottes und bietet es Clärchen an. Er knüpft aber eine Bedingung verfänglicher Art daran. Sie will erst den Probst, ihren Gewissensrath fragen; aber er beweist ihr aus den jesuitischen Casuisten, Escobar ꝛc., daß sie dem Gewissensrath nichts einzugestehen schuldig sey. Nach langem Bedenken willigt sie, um die kostbare Reliquie behalten zu dürfen, in alles. Aber als der entzückte Reisende den ihm überlieferten herrlichen Körper in Besitz nehmen will, entdeckt er auf demselben ein schwarzes Kreuz, welches der Herr Gewissensrath irgendwo heimlich angebracht hat, und von dessen täglicher Erneuerung, wie sie selber sagt, die Erhaltung ihrer schönen Singstimme abhängen soll. Diese Wahrnehmung stört die ganze Verhandlung, der erboste Reisende soll das Kreuz, das er verwischt hat, wieder auffrischen, malt aber statt des Kreuzes einen Stimmhammer, und verschüttet dabei die Farbe, weßhalb sie ihn mit äußerster Entrüstung fortjagt. In stiller Wuth verbrennt er die casuistischen Bücher im Kamine vor der Büste des Rousseau, diesem zum Opfer. Die Tante kommt dahinter, klagt ihn der Heiligenschändung und des Kirchenraubs an und läßt ihn gefangen nehmen. In seinem Gefängniß bringt ihn die Erinnerung an seine Untüchtigkeit auf eine Geschichte, die er ausführlich erzählt. Ein deutscher Fürst nämlich sah voraus, daß seine Nachkommen untüchtiger werden würden, als er es war, ließ daher ein geheimes Cabinet mit den sinnlichsten Bildern ausmalen und gab ein Hausgesetz, nach welchem künftig jede Braut des nachfolgenden Regenten in der Hochzeitnacht in dieses Cabinet geführt werden mußte, um mit Hülfe der Phantasie einen kräftigeren Stammhalter des Geschlechts zu empfangen, als es sonst der Fall gewesen wäre. — In den zwei päpstlichen Soldaten, die ihn bewachen müssen, lernt der Reisende zwei drollige Puppenspieler kennen, die er nachher als Bediente mitnimmt, nachdem er sich frei zu machen gewußt hat. Er behauptet nämlich, die h. Clara selbst habe ihm offenbart,

Troſtworte für Kleingläubige.

Die endloſen Klagen über die Gefahr einer Auflöſung der bürgerlichen Geſellſchaft könnten am Ende zu dem Glauben treiben, als wäre dieſe in Wirklichkeit bedroht, und die verſchiedenartigen Angriffe zu der Meinung, man halte ſie nun für leichter zerſtörbar als früher, und man brauche nur die Stöße recht oft und recht kräftig zu wiederholen, ſo werde und müſſe ſie zuſammenbrechen.

Zugegeben, daß man kein unbedingter Lobredner entſchwundener Zeiten zu ſeyn brauche, um Manches unbequem, ungehörig, ja bedenklich im gegenwärtigen geſellſchaftlichen Zuſtand zu finden; zugegeben ferner, daß die Verſuche einer Reſtauration eher den Glauben an die Unmöglichkeit, reſtauriren zu können, herbeiführen müßten, als die Hoffnung nähren, daß dem wankenden Gebäude eine neue tüchtige Grundlage untergezogen werden könne.

Wenn der Freund der Menſchheit in dieſen Wirren ſich nach Troſt umſieht, ſo wird er dieſen in der Geſchichte finden, wenigſtens was den deutſchen Volksſtamm betrifft, in ſeiner weiteſten Bedeutung genommen.

Man hat den Geſchichtſchreiber mit Recht einen umgedrehten Propheten genannt. Wenn ſchon nie dieſelbe Erſcheinung zweimal mit gleichen Bedingungen und Folgen wiedergekehrt iſt, ſo blieben dennoch die Faktoren dieſelben, und wenn die gemachten oft ſo ſchmerzlichen Erfahrungen den Einzelnen, dem Staate, der Menſchheit nur zu oft verloren gehen, ſo gehen ſie doch nicht Allen und überall verloren. Hätte Jeder ſie ſtets gegenwärtig, ſo

daß die berühmten drei Gallenſteine, welche ſie in ſich getragen, und von denen jeder ſo viel als alle drei wog (um das Wunder der Dreieinigkeit zu veranſchaulichen), die aber verloren gegangen waren, ſich nun im lebendigen Leibe des Avignoner Clärchens befinden ſollten. Die Richter und Clärchen ſelbſt acceptiren das Wunder, der Reiſende iſt glänzend gerechtfertigt und nimmt einen ſolennen Abſchied. — Die Erzählung ſpinnt ſich noch durch mehrere Bände, aber viel matter fort. In einem wüſten Traum ſchweben ihm alle greulichen Folgen des Cölibats vor. Einige von Voltaires Hand an eine Fenſterſcheibe geſchriebene Worte veranlaſſen ihn, dieſem Freigeiſt mit eben ſo viel Liebe und Verehrung zu huldigen, als er der alten Kirche Haß, Hohn und Verachtung bietet.

Im 7. Bande der von Grüber herausgegebenen Werke Thümmels findet ſich noch ein ſehr frivoles Gedicht „das Erdbeben von Meſſina."

Ein junger Graf Wolf und ſeine geliebte Agneſe, die ſich nicht heirathen dürfen, werden durch das Erdbeben in dem nämlichen engen unterirdiſchen Raum wieder zuſammengeführt und führen hier, ohne ſich um die Naturſchrecken zu bekümmern, eine Scene wie im Boudoir. Nachher kommen Mönche, graben ſie auf und finden die Schöne in reizender Nudität. Es braucht nicht geſagt zu werden, wie widrig dieſe frivole Witzelei in Verbindung mit einem furchtbaren öffentlichen Unglück gebracht iſt.

Noch erübrigt uns, des großen Dichter-Königs zu gedenken, von dem ein ganzes Zeitalter den Namen trug.

Unter den Dichtern jener Rococozeit nimmt Friedrich der Große den hohen Rang ein, wie Lord Byron unter den neuen. Man muß ſich wundern, daß die deutſchen Literarhiſtoriker ihn immer überſehen haben, weil er nicht deutſch, ſondern franzöſiſch dichtete. Abgeſehen von dem franzöſiſchen Idiom und von einigen Modeſchwächen, die ihm noch ankleben im Gebrauch der antiken Mythologie, blitzt aus den Gedichten des Philoſophen von Sansſouci echtes poetiſches Genie hervor. Es ſind keine Spielereien des Witzes, ſondern tiefe königliche Gefühle im edelſten Ausdruck. Man kann ihn nicht ohne Bewunderung leſen, ſelbſt wo man ſeinen blinden Haß gegen die chriſtliche Religion verdammen muß. Sein Weltſchmerz hat etwas furchtbar Wahres und Rührendes.

Gleich in der erſten Ode vom Jahr 1757 nennt ſich Friedrich ſelber einen Adler, der hoch in den Lüften ſchwebt über der Erde, aber auch einen Kometen, der nur raſch vorübereilend die Nacht der Zeit erhelle. Im finſterſten Schleier ſieht er das Vaterland verhüllt. Er ſelber weiß noch nicht, ob er in dem ſchrecklichen Kriege, der eben begonnen hat, nicht untergehen werde.

Ringsum Ungeheuer, aber er verzagt nicht. — In der zweiten Ode wendet er sich an das deutsche Gesammtvolk: „bis in den tiefsten Grund fühlt der Rhein die Schmach, daß seine Wogen ein fremdes Joch belastet," denn die Franzosen waren über den Rhein gekommen. In dem dritten Bande beklagt er das unglückliche Deutschland, in dem, wie einst in Griechenland Athen und Sparta, zwei Staaten (Oesterreich und Preußen) sich unversöhnlich befehden müssen. Sein geistvollstes Gedicht ist die Epistel an seine Schwester Amalie von 1760. Sie leugnet, wenn nicht Gott, so doch die ewige Vorsehung. Diese taube Gottheit, sagt er, weiß nichts von unsern Bitten. Die Menschenwelt ist ein wildbewegtes Meer, die Wogen steigen und fallen, ihm ist es gleich. Könige entarten und sinken auf die Stufe der niedrigsten Stände hinab, Buhldirnen und Stallknechte werden in ihrem Namen Herrscher. Glückspilze wachsen über Nacht, ohne Verdienst wird man überschüttet mit Ehren und Glück, während der Adel der Menschheit untergehen muß, wie die unglücklichen Stuarts, wie der noch bejammernswerthere Iwan. Ihnen sieht im Geist der edle König selber sich zugesellt, endlich erliegend seinem Unglück, denn das Genie, wenn noch so unermüdet, kann doch des Zufalls nicht Meister werden. Der Kampf mit dem Ungefähr ist das Entsetzlichste, wozu ein edler Geist verdammt werden kann. Einmal versetzt sich der König in die Lage des Cato von Utica und überlegt „seyn oder nicht seyn?" Daher die Sage, er habe in der gefahrvollsten Zeit des Krieges Gift bei sich getragen. — In einer andern Epistel preist er den Frühling, die süßen Wohlgerüche, die Wärme, der Vögel wiederkehrenden Gesang, die süßen Triebe, welche die Hirtin mit der Heerde theilt — und wendet sich plötzlich mit tiefem Schmerze ab. Ihm ist alle Liebe verloren, nur im Heldenruhm, im Glück der Schlachten blüht ihm allein noch eine Rose. — Dieselbe Resignation in den Episteln an den „alten Sultan" Graf Hodiz, den er einen Thoren nennt, weil er die Wollust der Jugend verewigen wolle. — Wieder in einer andern Epistel denkt er an seine Jugend, in der er den Menschen noch für das beste und edelste Geschöpf gehalten habe. Jetzt wisse er, daß der Mensch tief unter dem Thiere stehe. — In einer Epistel an seinen Katte mahnt er diesen, ja nicht ernst zu denken, sondern leicht über das Leben hinwegzugaukeln. An den Engländer Mitchel schreibt Friedrich: „Wir Menschen sind Ameisen. Auch die Ameise denkt wohl, für sie sey Erd- und Himmel geschaffen, und im nächsten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau." In den Episteln an d'Alembert wird der König oft im höchsten Grade erbittert über alles, was Kirche heißt. Er vergleicht sich mit Julian dem Apostaten. Im „Stoiker" zeigt er sich fest gegen jedes Mißgeschick.

In allen diesen ernsthaften Dichtungen erblicken wir den großen König wie im tiefen Schatten, unheimlich und doch in einem keines-

wegs unreinen Feuer vorblitzend wie ein Diamant. In den ſcherzhaften Dichtungen iſt er liebenswürdig.

Nur eine Satire, ſein „Codicil“, worin er alle zu ſeiner Zeit regierenden Fürſten wie in einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menſchen der Reihe nach vorführt, iſt nicht unbefangener Spott, ſondern gallenbitter. Am Schluß dieſes fürchterlichen Liedes, das Schubarts „Fürſtengruft“ weit hinter ſich läßt, ſagt er: „ſo fahrt denn, ihr Könige, dahin. Zur höchſten Würde ſteige Wahnſinn auf! die Dummheit ſteure euch auf gutes Glück und euer Schiff zerſchelle!“ Eine Vorherſagung der franzöſiſchen Revolution. — Die übrigen Spottgedichte ſind viel unbefangener. So über den vom Papſt geweihten Degen Daun's, über die drei Weiber (Maria Thereſia, Eliſabeth und die Pompadour), mit denen er ſich herumſchlagen muß; über den lüderlichen Pöllnitz ꝛc. Reizend erſcheint das Gedicht auf das muntere Fräulein von Knefebek, als ſie durch einen Sprung aus dem Wagen ihr Leben gerettet hatte. Sehr ſatiriſch dagegen iſt die Fabel des Königs von zwei Hunden, die ſich um einen Knochen zanken. Sie wiſſen doch warum, ſie haben doch etwas von dem Knochen; aber die Könige zanken ſich oft um nichts. Vortrefflich iſt ſein Philokyros, ein Hohngedicht auf die Finanziers, deren er ſich ſelber bediente. O Menſchenloos, ruft er aus, wunderbares Geſchick der Könige! welches Verhängniß warf mich unter dieſe Taugenichtſe! — Ganz dem Cäſar Friſchlins gleicht Friedrichs Mark Aurel, der wiederauflebend von einem Barfüßermönch erfahren muß, daß zu Rom jetzt der Papſt regiere, das Kaiſerthum aber „in eine kleine Stadt an der Donau“ verlegt ſey.

Daß ſich der große Friedrich dem deutſchen Volke ſo abſichtlich fremd gegenüber ſtellt, daß er nirgends ſeinen Ekel, ſein geheimes Grauen vor den deutſchen Geſammtzuſtänden verhehlt und eben deßhalb ſich aus ſeiner Adlerhöhe, wenn auch Nacht und Sturm ihn umdrohen, nicht gern zu der Gemeinheit unten herabläßt, mehr einem Flüchtling aus einem andern Planeten, als einem Bewohner des unſeren gleich, das alles hat eine tiefe welthiſtoriſche Bedeutung. Seit die alte Kirche, das alte Reich zerrüttet war, die Nation ſich ſelbſt entfremdet, ohne Glauben mehr an ſich ſelbſt, getheilt, zerſtückelt, zerfahren, zum Dienſt des Auslands zugeſchult war, wie hätte in dem ſpiegelklaren Geiſt des großen Friedrich etwas anderes ſich concentriren können, als eben das ſchreckliche Bewußtſeyn der Zerriſſenheit!

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Abderiten . . .	544
Abendvesper . . .	107
Abgott von Meißen	174
Acerra philol. . .	433
Adelheid von Adelhausen	167
Affen, Ursprung der	18
Affenspiel . . .	140
Agathon	536
Agathodämon . .	539
Agathyrsus . . .	244
Ahasver	200
Albertus Magnus .	186
Alexandriner . .	300
Alfanzo 420 . .	420
Alraun	160
Altweiberbad . .	94
Amadis	549
Amantes amentes .	398
Amelinde	411
Amöna u. Amandus	423
Anagramm . . .	381
Andriscus . . .	294
Andreas, das Kind	179
Apophthegmata 381.	433
Aramena	424
Aretogonia . . .	280
Aristipp	540
Arminius . . .	437
Aschenzauber . .	177
Auge, das böse . .	153
Bahrrecht . . .	178
Bärenburg . . .	173
Banise	427
Barbier, der gespenstische	168
Barfüßer Mönche der, Alcoran . . .	125
Bassanus	294
Bauern, einfältige .	73
Bauernschwänke . .	71
Beichte . . . 97.	104
Belisandra . . .	430
Bergreihen . . .	40
Bernardis . . .	430
Bernhard v. Weimar	140
Bertha von Windeck	172
Bildzauber . . .	180
Bileams Esel . .	134
Blutbund . . .	178
Blutzauber . . .	177
Bockebeutel . . .	513
Bräutigamsschiff .	173
Braut bis ins Alter	500
Brüder, böhmische .	204
— , die feindlichen	66
Brobrinde . . .	167
Büßende, die . .	51
Burg, Herr von .	500
Capnionis thriumph.	117
Cardenio und Celinde	405
Carneval	142
Carolus Stuardus .	404
Cavalier, der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde .	493
Centonen	296
Christophel, der große	289
Ciceros Enthauptung	503
Claus Narr . . .	90
Clauert	87
Colloquia . . .	114
Combabus . . .	536
Comödie, die schweb.	143
Concordine triumph.	413
Cornelius relegatus	295
Courage	448
Curd	141
Dank der Todten .	55
Deutschfranzos . .	472
Deutschland, d. friedewünschende und friedejauchzende .	145
Dianea	145
Diebe, die schlauen	89
Diener, die todten .	169
Diogenes	537
Dorfbarbier . . .	517
Dosch, Bauer . .	88
Drosselkart . . .	82

	Seite
Eberſtein	59
Ego	257
Epigramme	379
Epistolae obsc. vir.	117
Erlinde	174
Eryſila	413
Elfenkönig	376
Eſopus	372
Eulengeſchrei	140
Eulenſpiegel	84
Eumelio	198
Evas Kinder	15
Fabeln	371. 481
Facetiae	286
Faſtnachtsküchlein	142
Faſtnachtsſpiele	5
Fauſt	191
Felix. Don	497
Felſenburg	494
Feuerzauber	182
De fide concubinar.	116
Filamon	325
Finkenritter	450
Fiſchergedichte	524
Flohhatz	137
Floja	297
Flötlein, mirantiſches	250
Freiſchützen	162
Freudenburg	55
Friedrich d. Rothbart	121
Froſchmeuſeler	374
Fuchsmundi	502
Gäuchmatt	126. 131
Galliart	300
Ganskönig	376
Geiſtergeſchichten	166
Geiſterliebe	169
Gerichtshändel, ſeltſame	433
Geſangbücher	203
Geſellſchaft, d. fruchtbringende	317
Geſpenſt, d. deutſche	433
—, d. verliebte	407
Geſpräche im Reich der Todten	474
Gleichen, Graf von	60
Glockenſagen	65
Gräfin, die ſchwed.	511
Graf von Rom	45
Grobianus	365
Guelfis	331
Hätzlerin	29
Hahnenbalken	185
Halladat	527
Hand aus d. Grabe	170
Hansoframea	294
Hanswurſt	386. 503
Harlekin	386. 503
Hatto	59
Haupt im Brunnen	47
Haupt- und Staatsactionen	503
Hecastus	220
Heckenſennig	161
Heinrich v. Kempten	58
— der Vogler	464
Helvetia	416
Henneberg, Graf von	60
Henninf der Han	377
Henno	285
Hercynia	305
Herkules, der chriſtl.	230
— u. Valiska	434
Hermann	463. 512
Herrnhuter Geſangb.	217
Hexe von Bernek	156
Hexenweſen	147
Himſchleifer	362
Hochzeit, chymiſche	229
Hörſelberg	357
Holländer, d. fliegende	175
Horribilisribrifax	407
Humanismus	111
Hund, der güldene	378
Hundegruß	124
Hundereiterin	98
Jacobsbrüder	132
Jägerlieder	39
Jägerſchrein	26
Japeta	144
Idris und Zenide	547
Jeſuitenhütlein	138
Johanna v. Orleans	513
Johannes, d. hölzerne	96
Iphigenia	504. 512
Irrlichter	172
Irrthum, d. pedant.	371
Jude, der ewige	199
Judenſchwänke	81
Jungfern, die gewanderten	500
Jungfernſprung	67
Jungfrau v. Erfurt	156
— mit dem Todtenkopf	172
Julius redivivus	290
Kalverle	503
Kaufmann	94. 135
Keule	70
Kinderlieder	44
Kindsmörderin	356
Kirche, d. verſchwundene	248
Kirmeßbruder	87
Kleyſan	26
Knittelvers	300
Knochen, blutende	179
— ſingende	54
Koker	24
Königin, die buhler.	49
Körbel	93
Körbelmacher	421
Kriſtalliehen	180
Kuhreigen	27
Kurbishütte	316
Kynaſt	67
Labyrinth	125
Lalenbuch	75
Lazarie	45
Lebenslicht	158
Leu, Peter	100
Liber vagatorum	358
Liebeshändel, ſeltſame	433
Liebeslieder	29. 348
Liebesproben	44
Liebeszauber	98. 181
Lieder, hiſtoriſche	7
Lippert	503
Liſt der Belagerten	64
Loch im Thurm	96
Lügenmärchen	84
S. Luſthilfeis	57
Ludus ludentem Luderum ludens	128
Ludwig XIV.	505
Lutheriade	513
Lyderik	58

	Seite
Macaronische Poesie	296
Machiavellus	418
Madrigale	379
Mädcheninsel	520
Mägde, kühne	68
Magie	176
Maler von Lübek	158
Mann, der redliche am Hofe	499
Margar. Maultasch	63
Maria Stuarda	401
Martinsgans	376
Martinslieder	41
Masaniello	419. 508
Melcher, der stolze	449
Meisterdiebe	89
Meisterlügner	89
Meistersänger	1
Menippus	229
Messe	129. 137
Möringer	45
Monachopornomachia	128
Mondreise	449
Mordeltern	355
Moria	293
Mücken- u. Ameisenkrieg	376
Müllerin, die tapfere	69
Musarion	535
Narr, der große	127
Narrenbeschwörung	126
Narrenschiff	9
Narrenschwänke	20
Narrenspiel	285
Narrheit, Lob der	113
Nasentanz	21
Nepomuk	504
Nero	508
Neurode	157
Nithart	85
Nonnenklagen	37
Novella	133
Oberammerg. Spiel	234
Oberon	551
Onogambo	431
Opern	506
Ophiletes	149
Orlamünde	49
Ornithophonia	378
Otto der Schütz	67
Ottobert	435
Päpstin Johanna	101
Pagen, die	498
Pallas, Göttin	18
Pammachius	135
Parthenia	143
Pelimperia	389
Peregrinus Proteus	538
Peter Squenz	406
S. Petrus	17
Pfaff von Kalenberge	99
Pfaffenbuhlerei	105
Pfaffenschwänke	99
Phasma	289
Phönizia	415
Pickelhering	386
Pilatus	256
Politica dramatica	412
Pomoria	143
Postreuter, calviniſt.	142
Priameln	23
Priscianus	289
Prozeß, der luſtige	370
Pſyche	223
Pumphia	502
Ramus	390
Räthſel	382
Rauſch, Bruder	103
Rechenbergs Knecht	158
Reiter, drei	47
Reim dich	368
Renaiſſance	112
Renommiſt	484
Rhynſolt	48
Ring im Schädel	171
Ritter, d. chriſtl.	139. 140
Ritterſpruch	68
Robinſonaden	494
Rodenſtein	173
Romanzen	44
Roſenkreuzer	229
Rübezahl	90
Satire, kirchliche	110
Schäferromane	422
Schalksnarren	83
Scharfrichter	183
Schauſpiele, geiſtliche	219
Schediasmata	274
Schelmenlieder	43
Schelmuffsky	450
Schildbürger	75
Schlemmer, der	139
Schloſſer von Kannſtadt	89
Schnaderhüpfel	350
Schneiderſchwänke	79
Schreiber im Garten	96
Schüler, fahrende	88. 107
Schützenausreden	79
Schulcomödien	221. 383
Schwaben, ſieben	72. 262
Schweſter, die nackte	46
Segenſprüche	26
Sergius	116
Sidea	390
Simon von Pyrmont	156
Simpliciſſimus	445
Singſpiele	383
Sinngedichte	379
Smyrna	430
Soldatenlieder	354
Sonnemon	545
Sprichwörter	24
Spruchdichtung	23
Staats- und Liebesgeſchichten	422
Ständchen	34
Stargaris	143
Stiefmutter	170
Studentes	295
Studentenromane	488
Suevia	248
Sylvio von Roſalva	547
Tell	62
Tetzelocramia	140
Teufel, der ehrliche	97
— im Glaſe	160
Teufelsbuhlerei	154
Teufelslulius	146
Teufelsglocke	163
Teufelskinder	157
Teufelspferd	160
Teufelsſpiegel	181
Theatrum amoris	423
— diabol.	362
Thebel Unververden	159
Theophr. Paracelſus	189

	Seite
Theuerdank	10
Todesküſſe	172
Todtenfreſſer	132
Todtenſchiff	174
Torelle	370
Trinklieder	348
Trithemius	187
Triumphus Veneris	286
Trutz Nachtigall	238
Tugendbuch	239
Tugendhold	415
Turbo	230
Turnus	509
Urania victrix	243
Verwechſelung der Verlobten	411
Vögtly, Anna	152
Vogelneſt	447
Volkslieder	28. 347
Wachsbilder	180
Wagner	197
Wahrſprüche	26
Walthers Schlag	69
Wandersmann, der cherubiniſche	240
Weiber, böſe	92
Weiberliſt	95
Weiberſchwänke	92
Weibertreue	59
Weingrüße	27
Weinlieder	41
Weinregen	46
Weinſegen	27
Weinsberg	59. 291
Weißkunig	11
Welſen	56
Wendelgard	290
Wendunmuth	434
Wetthauten	64
Wittekind	443
Wilhelmine	562
Willmut	224
Windmühle v. Greifswalde	157
Wolfgeſang	124
Wurmland	258
Wunderhorn	29
Wurſtologia	370
Zähringer	57
Zauberkämpfe	185
Zelotypia	139
Zizania	474
Zyto	188

II.

Dichter.

	Seite
Abel, Caſpar	458
Abele	433
Aberlin	219
P. Abraham	259
Abſchatz	344
Acidalius	278
Aeneas Sylvius	111
Agricola	267. 381
Agrippa von Nettesheim	188
Albert	316
Albertanus	358
Albertinus	362
Alberus	125. 207
Albilithanus	371
Albinus	198. 219. 226 280. 332
Albrecht von Eybe	357
Altenburg	211
Alxinger	559
Amanio	488
Amnicola	122
Amthor	342
Andreä, Joh. Val.	229
— , Traugott	559
Angelus Sileſius	240
Anhorn	143
Anton Ulrich	424
Apelles	388
Arnim	29
Arnold	208. 214
Aſig, Hans v.	215
Auerpach	237
Avancini	245
Ayrer	388
Ayrenhoff, v.	518
Bach, Caſpar	359
Bär, Nicol.	357
Balde, Jakob	241
Barth, Caſpar v.	281
Baumann	211
Bebel	285
Beccau	344
Bechmann	312
Becker, Corn.	219
Beckh	199. 414
Behrmann	512
Belemnon	473
Bellander	342
Bellinkhauſen	388
Bernardon	502
Bernhold	513
Bersmann	278
Berthandus	488
Beſſer, von	341
Birken	224. 330
Biſſel	240
Blaufuß	512
Blaurer	207
Blehm	482
Böhlau, v.	474
Böhme, Jakob	227
— , Martin	219
Behſe	430. 487
Borkenſtein	513
Beſtel, v.	455
Brant, Seb.	9
Bredelou	379
Brehm	316
Breitenbach	524
Brentano	29
Breſſand	506
Bretſchneider, v.	498
Briontes	488

Seite

Bronner 524
Brückner 524
Buchholz 434
Buchka 458
Buchler 380
Bürkle 554
Büschel 555
Buchner . . 283. 327
Burckhard . . . 414
Burmann . . . 482
Busche, von dem . 270
Butschky 380

Calisius 309
Callenbach . . . 258
Camerarius . . . 276
Cammerer . . . 512
Caniz, v. . . . 455
Caspar, Dan. . . . 410
Celander . . 471. 488
Celtis . . . 113. 267
Chyträus . 222. 277
Cisner 275
Claus 254
Cochem, Pater . . 260
Cochläus 128
Conlin 457
Conradi 280
Conradinus . . . 279
Constantini . . . 488
Contius 528
Copernicus . . . 236
Cordus 270
Cornova 528
Corvinus . . . 471
Cramer 280
Cretschmer . . . 282
Creuz, v. . . . 468
Crösel 237
Croneck, v. . . . 468
Cropacius . . . 279
Crotus 117
Czepla 343

Dach, Simon . . 315
Dachtler 140
Damiro 485
Dantiscus . . . 235
Decius 204
Dedekind, Christian 222
— , Fr. 139. 363
Seite

Deer 488
Delius 364
Donatius . . . 300
Derschau, v. . . 512
Deutsch 187
Dietrich 231
Ditherr 330
Donatus 248
Dornavius . . . 297
Drescher 513
Drever 479
Drollinger . . . 466

Eberlen 486
Ebert 529
Erasmus 113
Ernst . . . 431. 433
Erythreus . . . 248
Evander 488
Eybe, von . . . 357
Eyring 381

Faber . . . 226. 517
Fabricius . . . 225
Faramond . . . 458
Faßmann . . . 473
Feind 507
Fernando . . . 492
Filidor 412
Finceline 278
Finkelthaus . 219. 317
Fischart 136
Flayder 293
Fleischer 411
Flemming . . . 313
Florander . . . 488
Floretto 492
Folz 8
Forer 141
Francisci 433
Frank, Sebast. 358. 381
Frauenlob . . . 2
Frauenstadt . . . 492
Freigius 237
Freilinghausen . . 213
Freinsheim . . . 104
Frenzel . . 226. 299
Friedland . . . 412
Friedrich der Große 565
Frischlin 267
Fuchs 376
Fürstenberg . . . 249

Gärtner, Chr. . . 465
— , Karl Chr. 517
Geiler v. Keysersberg 10
Gellert . . 481. 501
Gengenbach . . . 130
Gerhardt 208
Gerstenberg, v. . 521
Gesellschaft, d. fruchtbringende . . . 319
Gesner 522
Gisele 528
Glareanus . . . 270
Glaubitz, v. . . . 429
Gleim 524
Gliubice 280
Göckingk 529
Gödeke 326
Göz 520
Golt 257
Golz, von der . . 557
Gotter 557
Gottsched . . . 459
Grader 524
Gramberg . . . 559
Grefflinger . . . 144
Gretser 141
Grimmelshausen . 445
Gryphius, Andr. 339. 402
— , Christian 343
Günther 345

Hagedorn . . . 465
Halbsuter . . . 8
Hallmann . . . 400
Hamconius . . . 296
Hancke 478
Happel . 431. 433. 494
Harpprecht . . . 293
Haredörfer 327. 411. 433
Hartmann, David . 555
Hasenberg . . . 128
Hasenstein, v. . . 289
Hastler 310
Haugwitz, v. . . 401
Hausmann . . . 267
Hebel, Sam. . . 384
Heermann . . . 210
Hegendorf . . . 272
Heinrich von Meißen 2
Heinrich Julius von Braunschweig . 394

Seite

Helmhart von Hohenburg 435
Helwig 332
Hemmerlin . . . 111
Henrici 475
Heräus 457
Hermann, Nicol. . 210
— Zach. . 374
Herzheimer . . . 142
Heſſus, Eobanus . 271
Heubel 512
Hilarius 386
Hildebrand . . . 292
Höck 299
Hoffmann, Chr. . 359
— J. J. . 283
Hoffmannswaldau . 334
Homburg . . . 321
Hopffgarten . . . 554
Hornmold . . . 292
Hoven, v. . . . 235
Hoyers 317
Holzwart 222. 301. 359
Huber 255
Huchald 296
Hudemann . . . 479
Hunold 489
Hutten, Ulrich von 118

Jacobi, Joh. Georg 530
Jardinius . . . 241
Johann v. Nürnberg 88
Johannes von Soeſt 22
Johannſen . . . 222
Jonas, Juſtus . . 207
Juſti, v. 486

Kaldenbach . . . 316
Karſchin 467
Katharina II. . . 518
Kepner 512
Kiene 215
Kindermann . 326. 365
Kipphius 226
Kirchhoff . . . 72. 434
Kiſtener 132
Klay 223. 327. 330. 359
Klein 226
Kloß 284
Knittel 381
Knorr v. Roſenroth 224. 360
Kochin 458
König, von . . . 478
Kongehl . . 212. 415
Kottwitz, v. . . . 458
Krauſe 458
Krauſeneck . 486. 520
Kruger . . 465. 514
Kuhlmann . . . 228
Kurz, v. 502
Kuttenberg . . . 141

Lambrecht . . . 479
Lang 237
Lange 213
Laubanus . . . 280
Lauremberg 144. 367. 433
Laurent v. Schnüffis 250
Leander 488
Leſſn 489
Lehm 430
Lehmann 381
Leib 382
Leibnitz 468
Leiſentritt . . . 233
Lemnius 128
Lenthner 254
Lichtwer 482
Lindner 458
Links 384
Liscow 483
Litzel 253
Lobwaſſer . . . 219
Locher 270
Lochner 432
Loen, v. 499
Löwen 556
Löwenſtein, v. . 210
Logau, v. . . . 380
Lohenſtein, v. 337. 398. 436
Lonicerus . . . 275
Loos 237
Lotichius 273
Louiſe Henriette, Kurfürſtin 212
Lucienberger . . . 277
Luiscus 488
Lund 310
Luther . . 122. 203
Lyſantes 488

Macropedius 220. 294
Mannling . 343. 433

Seite

Maier 124
Major 142
Manſo 558
Manuel 129
Marſorio 458
Martinus . . . 312
Matheſius . . . 214
Mauritius . . . 398
Meier, Joachim . 430
Meiſterſänger . . 1
Melanchthon 206. 225
Meletaon 488
Meliſſus . . 274. 488
Mellemannus . . 279
Menantes . . . 489
Mencke 342
Meſſerſchmidt . . 377
Michithonius . . . 291
Micyllus 276
Mikrälius . . . 144
Milag 219
Miraculoſo . . . 488
Mirander . . . 430
Mirifano 492
Mitternacht . 212. 412
Moller . . 278. 381
Montanus . . . 72
Montinus . . . 488
Moſcherosch . . . 365
Moſellanus . . . 139
Muglin 5
Muhlyfort . . . 342
Muller, Friedr. Aug. 560
Murantes . . . 489
Murner 126
Muſander . . . 489
Muscatblut . . . 5
Muſophilus . . . 477
Mutianus . . . 118
Mylius . . 226. 524
Mynſinger . . . 277

Nachtigall . . 71. 272
Naegeorgus . . . 134
Naſus 213
Neukrecker . . . 343
Neukirch . 222. 454. 478
Neumann . . . 216
Neumark . 211. 321. 473
Neumayr 256
Neumeiſter . . . 213

	Seite
Nicolai	211
Nicolay, v.	559
Nigrinus	138
Noel	253
Obsopoeus	272
Olearius	116. 143
Oldenburger	283
Omeis	332
Omichius	384. 387
Opitz	302
Oräus	141
Orthus	276
Osten, von der	486
Otto von Passau	357
Paläus	140
Pallidor	430
Palmenes	430
Pazki	513
Paulli	71
Paullini	433
Pegnitzschäfer	326
Perillus	226
Petermann	482
Petrasch	517
Peucker	343
Pfinzing	50
Philander von Sittewald	365
Philomusus	270
Picander	475
Pietsch	458
Pirkheimer	124
Pitschel	512
Plankenauer	216
Pöllnitz	490
Postel	442. 506
Prätorius	143. 280
Prasch	282
Probst	386
Puschmann	22
Quistorp	512
Rabener	374. 486
Rachel	370
Rämann	359
Randolf v. Duisburgk	377
Ranzau, Graf	280
Rappolt	140
Rauscher	138
Rebhun	221
Reibehand	605
Reichard	556
Reimarus	296
Reinhold	318
Reitter	233
Rempler v. Löwenhalt	326
Renner	377
Reuchlin	116. 258
Reusner	278
Rhumel	373
Richey	465
Riemer	380. 422
Ringwald	211. 359
Rinkhart	140. 211
Riss	145. 325
Rivander	142
Roberthin	316
Röder	482
Rogaccius	241
Rollenhagen	374
Romanus	413
Rosacius	247
Rosen	376
Rosenfeld	223
Rosengesellschaft	323
Rosenpluet	6
Rost	479
Rosthius	300
Roth	375
Rottenpacher	249
Ruäus	250
Ruef	220
Sabinus	272
Sachs, Hans	11. 92. 94
Sailer	261
Salbach	273
Sambelle	489
Sander	222
Sarcander	489
Sautel	252
Schalling	210
Scharnberg	102
Schede	274. 300
Scheffler	240
Scheibe	488
Schenk	515
Scherffer	397
Schilling	141
Schimmler	219
Schirmer	219. 312
Schlegel, Adolph	512
— , Elias	511
Schlosser	280
Schmelzle	237
Schmidt, Benjamin	513
— , Clamer	530
— , G. W.	512
— , Jakob Fr.	524
Schmolk	213. 331
Schnabel	494
Schneyperer	6
Schneuber	380
Schnitter	381
Schnurr	376
Schoch	295
Schönaich, v.	463
Schönemann	456
Schopper	295
Schorus	358
Schottel	322
Schubert	370
Schulz	555
Schumann	72
Schuppius	368
Schwab	465
Schwanorden	325
Schwarz, Chr. Gottl.	284
— , Sibylle	318
Schweinitz, v.	210
Schwinger	324. 411
Scierpius	237
Scriver	212. 231
Sculteius	306
Seemann	509
Siefried	145
Simler	311
Sincerus	489
Simgen, v.	215
Sommer	283. 370. 382. 397
Spangenberg	138. 222. 376
Spee	236
Spengler	208
Speratus	207
Stackdorn	363
Stessens	512
Steigentesch, v.	560
Steinhövel	111
Stender	281
Stiefel	123

müßte jeder friſche Muth, jedes eigenthümliche kräftige Auftreten verſchwinden und alles Leben ſich abrollen, wie eine algebraiſche Formel, und ſo darf, ſo wird es dem Menſchen nie erſcheinen.

Gehen wir von den gegenwärtigen Zuſtänden zurück in die Vergangenheit, erforſchen wir ihren Urſprung, ihr Wechſelverhältniß, ihre Ausbildung und fortwährende Umänderung. Es wird ſich überall herausſtellen, daß aus jedem Abſterben ein neues Leben, aus jedem Uebel ein Gutes und aus dem Unerträglichſten das Erfreulichſte geboren worden ſeye, und daß wir zwar den Gang der Weltgeſchichte nicht vorauszuſagen vermögen, wohl aber bereits eine hinlängliche Länge der Curve vor uns haben, um die Entwickelung des Menſchengeſchlechts aus dem Vergangenen für das Zukünftige mit einiger Wahrſcheinlichkeit berechnen zu können.

Faſſen wir die Klagen, welche ſo laut erſchallen, unter ihren Hauptveranlaſſungen zuſammen. Abſterben des religiöſen Glaubens und der Kirchlichkeit, Verſchwinden der Volksthümlichkeiten, Eindringen einer bleiernen Proſa ins Leben, Vermiſchung der Stände und Berufe, Mangel an Achtung für alles Geſchichtliche, für alle Ueberordnung, Jagen nach Geld und Genüſſen, Entäußerung von alter Zutraulichkeit und Rechtlichkeit, in den Geſetzgebungen Weitläufigkeit ohne zweckmäßig wirkende Kraft, in den Wiſſenſchaften unendlicher Spreu bei wenigem Kern, im gewöhnlichen Leben viel Heuchelei und Schein, wenig Genuß und Ergebniß, in der Ehe ſtets mehr Convenienz und weniger Liebe, in der Kinderzucht viel Unterricht und wenig Erziehung, der lebende große Mann verhöhnt und einſam, der todte in Erz auf den Markt gepflanzt. —

Wahrlich, wären dieſe Uebel ſo wirklich, als ſie meiſt es zu ſeyn ſcheinen, man müßte an ſich und Andern verzweifeln, und der Beſchränkteſte wäre ſchon darum der Glücklichſte, weil er wenigſtens ſpäter als die Andern die Augen gegen das Meduſenhaupt aufſchlagen würde. Dem denkenden und empfindenden Menſchen aber bliebe nicht einmal mehr eine Freiſtätte in einem Trappiſtenkloſter, um über ſich und ſein Geſchlecht in ewiger Trauer nachdenken und den Tod als einziges Rettungsmittel mit Sehnſucht erwarten zu können.

Sollte hier vor Allem nicht die Bemerkung eingeſchaltet werden müſſen, daß wir nur in Zeiten der Ruhe über uns

	Seite
Stieler, v.	413
Stigel	273
Stockfleth	425
Steckmann	213
Stoll	342. 386
Storre	466
Stranitzki	502
Strauß	124
Striger	139
Stymel	295
Sucro	466
Talander	430. 431. 487
Taubmann	278. 361
Terſteegen	218
Theophr. Paracelſus	189
Thümmel, v.	561
Tiz	432
Tolle	413
Treizſaurwein	11
Triller	465
Trommer	472
Tſchirnig	306
Thuanicus	381
Turchetto	371
Uhland	29
Uz	529
Vanicius	376
Vogel	360
Voigtländer	340
Wahrenberg	494
Wahrmund	365
Walpis	371
Waſſerhun	310
Weber, Veit	8
Weckherlin	301
Weichmann	342
Weiſe	366. 417
Weiß	204. 373
Weiße	480. 515
Weiſſenbach	416
Weitenauer	257
Wenzel	342
Weppen	556
Werdenberg, v.	145
Werder, v.	145. 321
Werneke	453
Wichgrew	295
Wickram	72. 358
Widmann	101
Widl	247
Wiedemann	425
Wieland, Chriſt M.	532
— , Seb.	145
Winkler	371. 381
Wittel	139
Wolterek	472
Wulffer	364
Wyle, v.	111
Zachariä	484
Zännemannin	456
Zehner	212
Zeidler	142
Zeiller	432
Zeſen, v.	323. 428
Ziegler, Caspar	379
— , Hieron.	221
— v. Kliephauſen	427
Zinkgreff	309. 381. 434
Zinzendorf	217
Zuber	279
Zwick	207
Zwingli	125. 207

Berichtigungen.

B. 1 S. 289 Z. 9 v. o. l. Quellen ſt. Blättern. S. 303: Barthel hat die hier citirte Stelle von Dr. Caſſel aus dem Weimariſchen Jahrb. 1 469 entlehnt. S. 330 Z. 14 v. u. l. auf ſeinem Grabe ſt. aus ſeinem Garten.

B. II S. 25: dieſe Art Sprüchwörter ſind am umfaſſendſten geſammelt von Edmund Höfer: „Wie das Volk ſpricht“. 1856. 3. Aufl. S. 84 Z. 6 v. u. l. alter. S. 99 Z. 4 v. o. l. Hahnreigeſchichten. S. 144 Z. 7 v. o. l. Lauremberg. S. 182 Z. 5 v. u. l. peinlichen ſt. heimlichen. S. 201 Z. 10 v. u. l. Kerner. S. 220 Z. 3 v. u. l. der Manier. S. 226 Z. 7 v. u. l. Marterbilder. S. 228 Z. 3 v. u. l. ſein berüchtigter. S. 237 Z. 6 v. u. l. einen ſt. ein. S. 238 Z. 3 v. o. l. Badergeſell. S. 239 Z. 12 v. o. l. innerſte ſt. neueſte. S. 271 Z. 11 v. o. l. blaſſes ſt. großes. S. 272 Z. 17 v. u. l. Nachtigall. S. 273 Z. 13 v. o. l. Grotus. S. 296 Z. 8 v. u. l. pugna. S. 298 Z. 14 v. u. l. Staatsactionen. S. 299 Z. 2 v. o. l. den ſt. dem. S. 354 Z. 9 v. u. l. Reformation ſt. Reſtauration. S. 355 Z. 10 v. u. l. Haupt ſt. Hauff. S. 363 Z. 5 v. o. l. Bauchſorgenteufel; Z. 7 v. o. l. Freund ſt. Freund; Z. 13 v. o. l. der ſt. von. S. 371 Z. 7. v. u. l. wirkliche ſt. zeitliche. S. 376 Z. 14 v. u. l. Solengo. S. 383 Z. 12 v. u. l. in ſt. und. S. 385 Z. 16 v. u. del. gegenüber. S. 401: Hier iſt noch ein Trauſpiel Hallmanns zu erwähnen „Liberata“, welches ich noch nicht einſah. S. 402 Z. 2 v. o. l. Alexandrinern. S. 410 Z. 14 v. o. l. Verſen ſt. Theſen. S. 411 Z. 4 v. o. l. Trauer ſt. Traum. S. 422 Z. 12 v. o. l. Halling ſt. Halfrich. S. 425 Z. 14 v. o. l. Selimene. S. 430 Z. 18 v. u. l. Scudery; Z. 1. v. u. l. Zieka. S. 432 Z. 17 v. u. l. lyriſchen ſt. ketzeriſchen. S. 445 Z. 4 v. o. l. Weinhauſers. S. 464 Z. 8. v. u. l. zweites. S. 469 Z. 6 v. u. l. Adalie.

Deutsche Dichtung

von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Dritter Band.

BIBLI...

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

F539e

50 B. 440
M. 12.50
NA

Druck von J. Rieger in Stuttgart.

2233c

Inhalt.

Neuntes Buch: Die Natürlichkeitsperiode. . . . . Seite 1

1. Einfluß der Schweizer und Engländer 1
2. Romane in englischer Manier 23
3. Wiedergeburt der deutschen Schaubühne 52
4. Die Grökomanie 62
5. Die philisterhafte Natürlichkeit 79
6. Die Herrschaft der Empfindsamkeit 99
7. Die liederliche Natürlichkeit 119

Zehntes Buch: Die Sturm- und Drangperiode 145

1. Die freigeistigen Poeten 147
2. Die Kraftgenies 167
3. Die Poesie des Egoismus 174
4. Poetischer Universalismus 206
5. Die sittliche Erstarkung 230

Eilftes Buch: Romantik 245

1. Die falsche Romantik 277
2. Die echte Romantik 277
3. Patriotische Dichtung 290
4. Phantastische Ueberreizungen 314
5. Rückfall der Romantik in den Dämonismus 339
6. Schicksalstragödien und romantischer Modekram 358
7. Die Nachromantiker 373

Zwölftes Buch: Die jüngste Dichtung . . . . . Seite 403

1. Die Epigonen 404
2. Die Jambentragödien 422
3. Weberemane 434
4. Revolutionäre Dichtung 450
5. Die tiefste Corruption der deutschen Dichtung 464
6. Die unabhängige Lyrik 484
7. Der unabhängige Humor 494
8. Neue Keime volksthümlicher Dichtung 514
9. Wiedererstarkung der Religiosität 532

Deutsche Dichtung.

Neuntes Buch.

Die Natürlichkeitsperiode.

1.

Einfluß der Schweizer und Engländer.

Die Unnatur der Renaiſſance- und Rococozeit, der claſſiſchen Affectationen wie der franzöſiſchen Moden, des pedantesken Schwulſtes wie der Voudoirphiloſophie, befremdete und beleidigte das germaniſche Nationalgefühl zuerſt da, wo theils die Natur in ihrer majeſtätiſchen Herrlichkeit, theils uralte germaniſche Freiheit vorwalten, in der Schweiz und in England. Einfache, ſittenreine Männer dieſer Länder wieſen von der in der Hof- und Schulluft verderbten Poeſie wieder hin auf den ewig jungfräulichen Reiz der Natur.

Johann Grob von Herisau in Appenzell, der ſich Meinhold von Frauenthal nannte, hinterließ ein 1700 gedrucktes „poetiſches Spazierwäldlein", welches mir hauptſächlich deßwegen bedeutend erſcheint, weil hier zum erſtenmal die oberdeutſche Natur mit ihrem Mutterwitz und Behagen, der Unnatur der Schule gegenüber, ſich ſelber zum Bewußtſeyn kommt.

In großer Einfachheit, aber mit der beſten Laune ſtellt ſich uns der Dichter als ein Mann der Proſa und des praktiſchen Lebens dar, der durch die herrlichen Alpen nur — als Weinhändler reist, um im Veltlin Wein aufzukaufen, im Veltlin, das er viel reizender findet, wie Graubündten, es der ſchönen Magd einer häßlichen Frau vergleichend. Mitten in den Alpen und während er ſeinem Geſchäft nachdenkt, im düſteren Engpaß des Hirſchſprunges

tritt ihm plötzlich Apollo entgegen im Glanz seiner Gottheit, aber „die Hatze verkehrt auf den Lenden“ und mahnt ihn an seinen Dichterberuf. Der Reisende wird aber nicht verlegen, sondern sagt dem Gott, wenn ich erst meinen feurigen Veltliner daheim haben werde, wird mir das Dichten schon wieder kommen. — Ueberall verräth sich des Appenzellers munterer und praktischer Verstand.

Ein Wort, das meinem Mund entwichen,
Ist auf der Stelle nicht mehr mein.
Es wird von andern ausgestrichen.
Es muß oft mein Verfolger seyn.
Zum Redeverkehren ist keiner faul,
Wer ruhig will leben, der halte das Maul.

Feinde, sagt der Dichter, nützen uns mehr als Freunde.

Bei Freunden wird viel Zeit auf Spiel und Scherz verwandt,
Bei Feinden nimmt man bald das Betbuch in die Hand.

Wer, sagt er unter anderm, zu rasch will reich werden, dem geht es, wie einem, der sich zu rasch wärmen will und sich verbrennt. — Vom Pöbel sagt er: derselbe ist

Ein Hof, worinnen man mehr Thier' als Menschen schaut,
Ein fauler, tiefer Teich, der gleichwohl Sturm erreget,
Ein blindes Pferd, das oft den Reiter von sich schmeißt,
Ein Hund, der Brocken nimmt und gleich den Geber beißt.

Wer sind die vier Hoffärtigsten in der Welt?

Ein alter Schulregent, der halb Latein versteht,
Ein ausgefreite Magd, die gleich zur Trauung geht,
Ein neuer Bauernschulz, ein Bettler, so besoffen,
Ob diesen zweien wird nichts Stolzers angetroffen.

Vortrefflich ist die Schilderung eines allzudicken Mannes S. 194. Auch spottet er der fremden Trachten, der neuen Moden. Ueberall ist bei ihm Natur und er ist hierin ein Vorbild Hallers, aber ungezwungener und viel heiterer als dieser.

Albrecht von Haller aus dem berühmten Berner Patriziergeschlecht, ausgezeichneter Naturforscher und Anatom, gab 1729 einen „Versuch schweizerischer Gedichte“ heraus. Das erste und älteste Gedicht enthält „Morgengedanken“ von wirklich lichter Frische eines neuen Dichtermorgens. Es ist ein Durchfühlen der Morgenlandschaft mit der Andacht

ſelbſt nachzudenken pflegen, und daß der Menſch nur ſich und ſein Befinden genau zu beobachten braucht, um ſich unwohl zu fühlen?

Man behauptet, der religiöſe Glaube ſey abgeſtorben, die Kirchlichkeit nahezu verſchwunden.

Unterſcheiden wir zuerſt, von welchem der chriſtlichen Bekenntniſſe dieſes gelten ſolle. Die morgenländiſch-griechiſche Kirche bleibt in ruhiger Unbeweglichkeit, und wenn auch viele Sekten ſich von ihr ausgeſondert haben, ſo betraf der Streit ſtets mehr die Form als die Grundlage, und der Vorwurf des Zerfallens und der Unkirchlichkeit trifft wohl ſie am wenigſten, eher der, daß ſie ſich weder wiſſenſchaftlich zu begründen, noch praktiſch den Bedürfniſſen der Zeit anzuſchließen verſtehe. Der Grund dieſer Uebel mag in der Scheidung des höheren, aus Mönchen allein genommenen Klerus von der niedern Geiſtlichkeit beſtehen, welcher jedes Vorrücken in höhere Stellen durch die Ehe abgeſchnitten iſt. Die römiſch-katholiſche Kirche, wie ſie ſeit der Trienter Kirchenverſammlung ſich neu ausgebildet hat, verdient zwar die Vorwürfe nicht mehr, von welchen die italieniſchen Claſſiker des 15ten und 16ten Jahrhunderts wimmeln, doch vernimmt man noch das Sprichwort: „Je näher bei Rom, deſto ſchlechter der Chriſt," und der wahre Eifer für die Kirche ſcheint ſich wirklich mehr in entfernten Gegenden, in Irland, Brabant und Polen, zu zeigen, als unter den Völkern romaniſchen Stammes. Bei dieſem zerfällt die Geiſtesrichtung meiſt in den unbedingteſten Unglauben, wie die Encyklopädiſten ihn gelehrt haben und in Janſenismus, welchen man wohl nicht mit Unrecht oft einen verlarvten Proteſtantismus genannt hat. In Deutſchland dagegen ſucht das Dogma der römiſchen Kirche ſich auf eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu ſtellen, und wenn man hier auf halbem Wege ſtehen geblieben iſt, ſo war ein Verbot aus Rom hieran Schuld. Kein Unbefangener wird leugnen, daß die wiſſenſchaftliche Ausbildung des deutſchen Klerus ſeit 25 Jahren bedeutend vorgeſchritten, daß ſeine Aufführung untadelhafter, ſein Streben nach Beſſerem ungleich lebendiger ſeye, als früher. Wenn er es auch nicht offen geſteht, ſo zeigt er es deutlich durch die That, wie viel er den wiſſenſchaftlichen Strebungen der Proteſtanten und ihrem Nebenſtehen verdanke. Der Proteſtantismus endlich braucht nur ſeinem natürlichen

eines frommen Chriſten und zugleich eines Naturforſchers, denn als ſolcher verräth ſich hier ſchon der ſiebzehnjährige Jüngling. Sein berühmteſtes Gedicht ſind „die Alpen“.

Er ging dabei nicht ſowohl auf prächtige Naturſchilderungen aus, als auf das Lob altſchweizeriſcher Einfachheit und Naturwüchſigkeit. Er preiſet ſeine Landsleute vor allen Völkern der Welt glücklich, weil ſie die alte Naturkraft und reine Sitte bewahrt hätten. Er beſchreibt ihre Schwingfeſte, ihr häusliches Leben, das Käſebereiten, die winterlichen Geſchäfte. Erſt nachdem er das Volk geſchildert, entwirft er ein aufſteigendes Bild des Gebirges.

Ein rührendes Gedicht bewahrt das Andenken ſeiner verſtorbenen Gattin Marianne. Hallers übrige Gedichte behandeln meiſt ernſte und abſtrakte Dinge. Eines ſeiner gedankenreichſten Gedichte iſt ferner das „über den Urſprung des Uebels“.

Der Dichter verſetzt ſich in die Alpen und überblickt die reiche Landſchaft. Welche Größe der Schöpfung! Aber wie kam das Uebel in die Welt? Nachdem er die Schöpfung der Engel geſchildert, die alle vollkommen geweſen, fährt er fort: „Die Kenntniß ihres Lichts gebar die Finſterniß“. Sie verloren ihre Unſchuld, indem ſie ihre ganze Größe und Herrlichkeit kannten u. ſ. w. Bekannte Sätze, aber ſchön von Haller vorgetragen.

Noch ein Gedicht, „über die Ewigkeit“, enthält den kühnſten Ausdruck des Grauens, das den Denker faßt, wenn er in dieſen Begriff ſich vertieft.

Haller ſchrieb in ſpätern Jahren auch einige politiſche Romane, die inſofern bedeutſam ſind, als ſich ſchon in ihnen der ſtreng conſervative Geiſt ausſprach, der ſpäter in ſeinem als Staatsrechtslehrer berühmten Enkel zum vollſten Durchbruch kam.

Albrecht von Haller ſchrieb den Roman Ufong, worin er als geborner Republikaner den Satz durchzuführen bemüht iſt, daß auch ein abſolut regierender Deſpot den Staat beglücken und deſſen ſittliche Zwecke erreichen könne. In dem „König Alfred“ ſtellte er ein ähnliches Muſterbild conſtitutioneller oder beſchränkter Monarchie auf, während er in dem „Fabius und Cato“ der Ariſtokratie das Wort redet gegen die Demokratie.

Durch Hallers Alpen angeregt, gab Kralles 1750 zu Breslau ein Gedicht über das ſchleſiſche Rieſengebirge heraus und widmete es Hallern.

Daſſelbe enthält einige ſehr ausgemalte Naturſchilderungen in der Manier von Brockes, z. B. des Nebels, der aus Bläschen in Eiskriſtall und dann in

Schnee übergeht, der Wasserfälle ꝛc. Auch die Schilderung der weiten Aussicht über die schlesische Ebene ist nicht edel, dagegen schildert er in gar bescheidener Weise die Gebirgsbewohner nur als ein armes, aber genügsames Volk, und ist weit entfernt, ein Ideal daraus machen zu wollen, wie Haller aus seinen Schweizern.

Hallers Jugendfreund war der berühmte Johann Jakob Bodmer, Professor und Großrath in Zürich. Obgleich dieser Bodmer nur ein schwacher Poet war, so erwarb er sich doch als unermüdlicher Kritiker das große Verdienst, Gottsched und den französischen Geschmack vom Standpunkt gesunder Natur und Moral aus zu bekämpfen und endlich auch zu besiegen. Er stützte sich dabei auf den neuen in England aufgekommenen Geschmack und auf die alten Griechen, deren edle Natürlichkeit in der Renaissance zu baarer Affectation und Unnatur geworden war. Er setzte mithin der Gallomanie die Anglo- und Gräkomanie zugleich entgegen. Den Kampf allein aus dem nationalen und kirchlichen Bewußtseyn heraus durchzuführen, war er nicht Manns genug, der junge schwache Sproß eines bessern Geschmacks bedurfte noch der fremden Stütze.

In England wirkten dieselben Elemente wie in der Schweiz dem französischen Geschmack entgegen, aber gesunder Sinn und Freiheitsgefühl, zugleich aber auch das religiöse Gewissen, welches die immer ärger gewordene Freidenkerei in Frankreich abstieß. Milton in seinem berühmten Gedicht vom verlornen Paradiese erreichte zwar den großen Dante nicht, war aber der erste Protestant, der aus der gänzlich verholzten und ausgetrockneten Orthodoxie wieder eine prachtvolle Blüthe der Poesie hervorzauberte. Durch ihn wurde Klopstock in Hamburg, von dem sogleich die Rede seyn wird, zu seinem „Messias“ angeregt. Bodmer ahmte Klopstock in einem Epos von Noah nach, aber ohne dessen idealistischen Flug, mehr als Naturbeschreiber. In Bezug auf Naturschilderung war aber in England Thomson mit seinem Gedicht „die Jahreszeiten“ vorangegangen. Vor allen nahm sich Bodmer als Kritiker den berühmten englischen Journalisten Addisson zum Muster, der ohne eignes Dichtergenie den größten Einfluß auf den Geschmack übte durch die von ihm vertheidigten Grundsätze des Natürlichen.

Im Kampf wider Gottsched hatte Bodmer, im innigen Verein mit Breitinger, schon 1721 eine feste Stellung eingenommen in einer literari-

ſchen Geſellſchaft in Zürich, die ihre kritiſchen Grundſätze durch eine vertoſ-
diſche Schrift »Discurſe der Maler« ausbreitete. Die Verfaſſer hatten
ſich nämlich die Namen berühmter alter Maler beigelegt. Riedald wehrte
ſich Gottſched und ſeine Leipziger Schule mit Händen und Füßen für den
franzöſiſchen Geſchmack gegen die neue Züricher Schule und es begann
ein lebhafter Federkrieg, in Folge deſſen Bodmer noch eine lange Reihe
kritiſcher Betrachtungen, Briefe ꝛc. herauszugeben Gelegenheit fand, die
Gottſcheds engherziges Geſchmacksregiment zu Grunde richteten.

Bodmers eigene Dichtungen ſind: 1747 Pygmalion (mit ſeiner leben-
dig gewordenen Statue), kleine Elegien und Lehrgedichte, dann 1752 »der
Noah« ein Epos in Hexametern, dem Klopſtocks ſchon 1748 erſchienene
erſten Geſänge des Meſſias zum Vorbild dienten, fortgeſetzt in einem
zweiten Epos »die Sündfluth«.

Im Noah ſtehen die frommen Noachiten der verderbten Menſchheit gegen-
über und werden empfindſam genug aufgefaßt. Den größten Fleiß aber wen-
det Bodmer auf die Naturſchilderungen. Der feierliche Einmarſch der Thiere
in die Arche hat viel Komiſches. Da heißt es

Nach ihm folgte das Federheer: Zuerſt das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit convexen klemmenden Schnäbeln,
Dann die, ſo ſchwimmen, mit Schnäbeln wie ſägende Zähn' eingeſchnitten,
Die in einander ſchließen, und Häutchen an Klauen zu ſchwimmen.
Andre mit langen cylindriſchen Schnäbeln ꝛc.
Dann die vom Hühnervolk mit coniſchem, krümmendem Schnabel,
Endlich beſchloſſen den Zug die Vögel vom Sperlingsgeſchlechte,
Mit dem coniſchen abgeſtutzten Schnabel ꝛc.

Bodmer nimmt an, ein großer Komet habe ſich der Erde dermaßen ge-
nähert, daß er all ihr Waſſer an ſich gezogen und auf eine Seite getrieben
habe, wodurch die Sündfluth entſtanden ſey. Der naſſe Tod überraſcht die
Menſchen mitten in ihren Schandthaten und Lüſten. Schön iſt die Scene, wie
eben einige edle Söhne im Angeſicht des Vaters durch einen Tyrannen ſollen
ans Kreuz geſchlagen werden, als plötzlich die Sündfluth Märtyrer und Hen-
ker verſchlingt. Was ſpäter Babel wurde, iſt hier vor der Sündfluth die un-
geheure Stadt Thamiſta, in welcher der Rieſenkönig Og gebietet. Dieſer hat
ſich ein großes Schiff, den Leviathan, bauen laſſen, in das er mit allen Ge-
noſſen ſeiner Lüſte flüchtet und ſich ſo ſicher wähnt. Hier ſitzen ſie und zechen
und höhnen bei vollen Bechern die Sündfluth. Die große Stadt geht allmäh-
lig unter, nachdem ſie lange das überſchwemmte Land noch ſiegreich überragt.

Aber auch Og geht unter: eine der schönsten und großartigsten Schilderungen in diesem Gedicht. In dem engen Raum des Schiffs rücken alle Laster näher an einander und beginnen mit einander zu ringen. Erst erfüllt eine allgemeine Orgie das Schiff, diesen Wollüsten folgt Neid, Eifersucht, brutale Rauflust und ein allgemeines Gewürge erfüllt das Schiff mit Blut und Leichen, bis Og ganz allein lebendig übrig bleibt. Aber auch über ihn stürzt ein Berg und begräbt ihn, als er eben ans Ufer treten will.

In seiner Calliope 1768 vereinigte Bodmer die Sündfluth, fünf alttestamentliche Idyllen von Jakob und Joseph, sodann „Colombona", ein Epos, welches die Entdeckung Amerikas durch Columbus schildert, gleichfalls in Hexametern, aber zu sehr voll langweiliger Monologe und Dialoge, während die Beschreibung des Meers und der neuen Welt zu sehr vernachlässigt ist. Dann folgen Uebersetzungen aus der Ilias, der Koluthos (Raub der Helena), und Stellen aus dem Parcifal und aus den Nibelungen, seltsamerweise in Hexameter gebracht. Die Calliope enthält ferner noch drei merkwürdige Dichtungen Bodmers.

Zuerst Zilla, in Hexametern, eine Nachahmung des verlornen Paradieses von Milton, aber von eigener Erfindung. Hier heißt das erste Weib Zilla und der erste Mann, Zadik, läßt sich nicht von ihr verführen, sondern bleibt Gott treu. Als nun Zilla ganz in die buhlerischen Schlingen des Satan gefallen, der ihr vorspiegelt, Gott zu seyn und sie zu göttlicher Würde zu erheben, schafft Gott dem Zadik eine neue, ganz reine und unschuldige Zilla, die ihm treu bleibt und ihn beglückt, während ihr verfinstertes Ebenbild zwar ihre Sünde bereut, aber zur Strafe, wie Kain, flüchtend umherirrt.

Inkel und Yariko, die rührende Geschichte des treulosen Engländers, der in der Gefangenschaft von einem wilden Mädchen gepflegt, dasselbe nachher als Sklavin verkauft und sich freut, da sie von ihm schwanger ist, ein paar Thaler mehr zu bekommen. Der Contrast der durch ihre Unschuld sittlichen Barbarei mit der die Cultur begleitenden Unsittlichkeit kann nicht frappanter ausgedrückt werden, als in diesem Gedicht, das Gellert in seinen Fabeln abgekürzt wiedergab und Pelzel 1770 in ein Schauspiel umarbeitete.

Auch Monima ist ein sehr interessantes Gedicht. Diese dem König Mithridates verkaufte Griechin klagt aufs rührendste über das traurige Schicksal einer gebildeten und edeln Hellenin im Harem eines Barbaren, der, nur ihren Körper suchend, ihren Geist verachtet. Die Ehre einer Königin ist ihr so verleidet, daß sie, als Mithridates auf der Flucht ihren Tod befürchtet, und sie sich mit ihrem Diadem erdrosseln will, es aber abreißt, sarkastisch ruft: auch dazu taugst du nicht einmal?

Die Töchter des Paradieses 1768 in Hexametern habe ich nicht ge-

funden. Auch nicht den in Hexametern epiſch behandelten Conradin von Schwaben und die Gräfin Hedwig von Gleichen 1771. Wilhelm von Oranſe (Bearbeitung des Wolfram in Hexametern) 1774, Hildebold und Wibrade und Maria von Brabant 1776, deßgleichen Sigowine und Adalbert 1776, alle in Hexametern; deßgleichen Telemach und Nauſikaa, Evadne und Kreuſa 1777.

Bodmer ſchrieb noch eine Menge epiſche Dichtungen in Hexametern und noch mehr Schauſpiele. Man iſt kaum mehr im Stande, alle ſeine Dichtungen einzeln aufzutreiben.

In den „Apollinarien" 1783 wurden die kleinen epiſchen Dichtungen claſſiſchen Inhalts geſammelt (Meleager, Orpheus, Medea, Philemon und Baucis ꝛc). Macarie, die ſich opfernde Tochter des Hercules, erſchien beſonders. — Die Schauſpiele haben bibliſchen Inhalt (der Tod Adams, der keuſche Joſeph, Iſaaks Opfer), oder antiken (Ulyſſes, Electra, Patroklus, Oedipus, Cicero, Cato, Brutus, Timoleon, Octavius, Gracchus, Nero, Patus, Ariſtomenes ꝛc.) aber auch romantiſche und moderne Stoffe (Johanna Gray, Friedrich von Toggenburg, Heinrich IV., die Cheruſker, der Hungerthurm von Piſa, Arnold von Breſcia, Wilhelm Tell ꝛc. Ich kenne ſie nicht alle, aber die ich kenne, ſind ohne Werth. Bodmer pickirte ſich, es beſſer machen zu wollen, und ſetzte daher dem Weiße einen „neuen Romeo", Leſſing einen „Odoardo Galotti" entgegen. Nie war ein Dichter von ſo geringer Befähigung erpichter darauf, alle andern zu übertreffen.

Johann Jakob Breitinger war noch weniger Dichter als Bodmer, ſchrieb aber 1740 eine kritiſche Dichtkunſt, gab Boners Edelſtein heraus „Fabeln der Minneſinger", mit Bodmer die ſchwäbiſchen Minneſinger und vieles andere, da er und Bodmer immer Hand in Hand arbeiteten.

Ein Schüler Bodmers, Heinrich Lange in Halle, ſchrieb „Thyrſis und Damons freundſchaftliche Briefe" 1745, die Hiſtorie vom gehörnten Siegfried, eine rohe Satire auf die Herrnhuter, und ein Lehrgedicht von Cometen. Bedeutender war ſein erſter Verſuch, in horaziſchen Versmaaßen zu ſchreiben.

Lehrgedichte in Hallers und der Engländer Manier erſchienen noch öfter. In dem „Verſuch in moraliſchen und Schäfergedichten" von Zernitz 1748 findet ſich ein langweiliges Lehrgedicht vom Endzweck der Welt. Withof ſchrieb Lehrgedichte gegen die „moraliſchen Ketzer" d. h.

die Philoſophen, ein Gedicht von der Redlichkeit ꝛc. Seine Werke erſchienen geſammelt als „akademiſche Gedichte“, 1782. Thienemann beſang 1753 die Vorſehung, dann Johanne Charl. Unzerin 1753 den Nachruhm. Ludwig von Heß, ſchwediſch-pommerſcher Beamter, der zu Hamburg privatiſirte, ſchrieb 1746 eine Satire „Glückſeligkeit der ungerechten Richter“ und ſpäter noch mehr ſatiriſche Schriften, die ihn auch wieder von Hamburg vertrieben, unter andern Juno abortans und crater Helenae. G. Hier. Bohn ſchrieb 1753 „die ſchwache Wiſſenſchaft der heutigen Aerzte.“ In demſelben Jahr erſchien anonym eine „Bibergalliade“ in Alexandrinern, Satire auf die Klatſchgeſellſchaften.

Angeregt von Thomſon und Haller zugleich begann Senator Barthold Heinrich Brockes in Hamburg 1732 ſein „irdiſches Vergnügen in Gott“, welches erſt 1740 mit dem 9. Bande ſchloß.

Beſchreibungen und moraliſch-religiöſe Betrachtungen der Natur, zum Theil ſehr ſteif und langweilig, zuweilen aber auch von homeriſcher Schönheit. Alles zerfällt in einzelne Bilder. Das größte Talent hatte Brockes für die Auffaſſung flüchtiger Naturerſcheinungen, die Wechſel des Lichts und der Schatten, das Spiel der Wolken, der Wellen, der Sonne und des Windes im Laube ꝛc. In faſt unzähligen Gedichten wiederholt ſich dieſer optiſche Reiz. Beiſpiele: Theil 2 S. 7 die Schilderung bewegter Wolken, 5. 270 des bunten Farbenſpiels an einer Saiſenblaſe, 1. 142 eines Gewitters, 1. 34 eines Waſſerſpiegels, 7. 92 des ſtillen, 7. 87 des ſtürmiſch bewegten Meeres; 1. 48, 209; 5. 10, 11; 8. 37 der Lichteffecte im Laubwald, 2. 179; 6. 70; 7. 123 in einem wallenden Kornfeld, 1. 321 des Schnees im Winter, 1. 358 des lebendigen, leckenden, freſſenden Feuers. — Auch die Pflanzenwelt wird aufs lieblichſte geſchildert, wie im Frühling die Pflanzen hervorkeimen z. B. 1. 4, oder wie ſie im Herbſt welken 1. 263; 8. 228, wie das Getreide 1. 110, wie das Obſt 1. 267 geerntet wird. So auch einzelne Pflanzen, z. B. die Kaiſerkrone 1. 64, die Roſe 1. 83, der Weintraube 1. 269, 281, 284, einer Kirſchenblüthe im Mondſchein 2. 38, das Moos 2. 91. In der kleinlichen Ausmalung überaus treu, wenn auch weniger poetiſch, ſind die Beſchreibungen der Erdbeere 1. 98, Nelke 1. 248, Lilie 2. 109, des Kürbiſſes 2. 306, der Quitte 2. 422, des Kaſtanienbaums 3. 593, der Balſamine 5. 218, des braunen Kohls 6. 211, der Klette 8. 129.

Wie einzelne Pflanzen, ſo werden auch einzelne Thiere von Brockes mit Meiſterſchaft gemalt. Bei der Schilderung ausländiſcher Thiere benutzte Brockes die berühmten Stiche von Riedel, nach deſſen Blättern er eine ganze Reihe von Thieren vortrefflich beſchreibt. Am beſten gelang ihm die mütterliche Leopardin 4. 247, der lauernde Hirſch 6. 219, das ruhende Wildſchwein

6. 227, die Füchſin mit den Jungen 6. 233, das ſäugende Reh 6. 234. Nicht übel iſt auch der Biber aufgefaßt, 6. 247.

Unter den Vögeln preiſt Brockes am meiſten die Nachtigall und bezeichnet die Mannigfaltigkeit ihrer Töne mit großem Geſchick, 1. 23, 65, 68. Sehr gut und ächt niederländiſch iſt die Beſchreibung des Hühnerhofes, 4. 162 und des ſchönen Pfau 4. 164, 165. Gut auch die Beſchreibung der Fiſche 1. 36; 2. 129; 7. 104. Komiſch die des Froſches 2. 61, das Gequack des Froſches ſoll lauten: merk es, merk es! Nämlich: Menich! merke die Wunder Gottes auch in mir! Sehr ſchön iſt der weiße Schmetterling 1. 221, gut auch die grüne Fliege 5. 120. Der Menſch iſt in ſeinen natürlichen Eigenſchaften am wenigſten berückſichtigt. Theil 3 S. 167 finden wir eine Schilderung des Schlafes, nebſt Dank für dieſe Gabe, und 6. 623 eine ſehr weitläuftige Beſchreibung der menſchlichen Hand und aller in ihr liegenden Talente.

Der Natur huldigte auch der Freiherr Bachoff von Echt in ſeinen Gedichten „der Herbſt“ und „die Landluſt“, beide von 1748. Auch Bohn in Lübeck ſchrieb 1754 eine „Landluſt“.

Triller, ein Arzt in Wittenberg, ahmte in 5 Bänden „poetiſcher Betrachtungen“ 1750 das irdiſche Vergnügen von Brockes nach, aber faſt nur ſeine Fehler ohne ſeine Vorzüge. Beſonders widrig iſt ſeine verſificirte Beſchreibung des thieriſchen Organismus, des Ernährungs- und Zeugungsprozeſſes, der Krankheiten ꝛc.

Nathanael Reichel ſchrieb 1755 „poetiſche Gedanken über den geſtirnten Himmel“, als Vorbild der ſpätern Urania von Tiedge, mit ſteter Rückſicht auf die Atheiſten, welche Gott und die Unſterblichkeit leugnen, und voll Ehrfurcht vor der Majeſtät Gottes in dem größten ſeiner Werke.

Johann Chriſtian Cuno aus Berlin wurde Soldat, heirathete eine reiche Wittwe in Amſterdam, diente lange in Oſtindien und ließ ſich ſpäter in der Gegend von Durlach nieder. In ſeiner Ode über ſeinen Garten von 1749 ſpricht ſich ſeine Freude an der ſchönen Natur in der Weiſe von Brockes aus. Die Holländer hatten ſeinen guten Geſchmack aber ſo gänzlich verdorben, daß er, als er 1762 wagte, dem Meſſias von Klopſtock eine zu Amſterdam gedruckte Meſſiade entgegenzuſetzen, dieſelbe folgendermaßen begann:

Ich ſtimmte ſonſt verzogne Saiten
Auf längſt verlegtem Dichterſpiel;

Die Sittenlehre war mein Ziel
Nebſt Blumen, die zum Schöpfer leiten.
Jetzt weckt ein größrer Gegenſtand
In meiner Bruſt ein ſtärker Feuer.
An ſtat des Rohrs, an ſtat der Leier,
Füllt die Trompete mir die faſt zu küne Hand.

Im Uebrigen verbirgt ſich in dieſer geſchmackloſen Form mancher tiefe Gedanke und viel Eigenthümliches, es erſcheint z. B. Satan in der Geſtalt des von den Juden fälſchlich erwarteten Meſſias dem Hohenprieſter, um ihn gegen den wahren Meſſias aufzureizen; während der Engel am Grabe ſitzt und die Wächter ſchlafen, ſchleicht die „Verweſung“ heran, erzeugt vom Tode und von der Sünde, die alles Fleiſch frißt, und deren Beſchreibung ſo meiſterhaft iſt, als wäre ſie von Milton.

Naumann, ein Nachahmer Bodmers und Klopſtocks, ſchrieb 1752 ein Epos „Nimrod“. Ein anderer, Friedrich Ewald von Kleiſt, preußiſcher Major, der in der Schlacht bei Kunnersdorf den Heldentod fand, ahmte Thomſon in dem berühmten Gedicht vom „Frühling“ nach (1749):

Daſſelbe iſt in Hexametern mit einer eigenthümlichen Vorſchlagſylbe geſchrieben und wimmelt von zierlichen kleinen Naturbeſchreibungen, die der Dichter auf ſeiner ſogenannten Bilderjagd im Wald und Felde ſammelte.

Kleiſt war ein großer, martialiſch ausſehender Mann, was man nicht glauben ſollte, wenn man ſeine ſanften Lieder lieſt. Allein er hat auch Heldenlieder geſchrieben.

Vortrefflich iſt ſeine Ode an die preußiſche Armee von 1757, worin der ganze Unmuth und Stolz eines preußiſchen Kriegers über die allgemeine europäiſche Verſchwörung gegen Friedrich den Großen ſich ausſpricht und der edelſte Muth gegenüber den zahllos ſich um Preußen aufthürmenden Gefahren. Auch das Gedicht Ciſſides und Paches athmet dieſen Muth, ſo wie auch das Trauerſpiel Seneca, wo der verblutende Seneca gleichſam als Vorbild des verblutenden Dichters ſelbſt anzuſehen iſt.

Von Palthen (Verſuch zu vergnügen, 1759) ahmte ebenfalls Thomſon nach, ſuchte aber, wie die holländiſchen Maler dieſer Zeit, die Natur in den gemeinſten Dingen, wie Viehſtücken, plumpen und gemeinſinnlichen Bauernſtaffagen ꝛc.

Ungleich ſeiner waren die „Blicke in das Landleben“ des Freiherrn Eberhard von Gemmingen (1752), in denen einige ſchöne Landſchaftsbilder ausgemalt werden, ſonderlich eins vom Ufer der Nagold im Schwarz-

wald. Sehr langweilig sind die „Spaziergänge“ des Joachim Christian Blum zu Frankfurt an der Oder, weil sie nur moralische Betrachtungen enthalten, die der Dichter auf Spaziergängen anstellte (1774).

Hirschfeld, Justizrath in Kiel, schrieb 1767 ein „Landleben“, worin er vom Genuß der Natur und Landschaft handelte, später „den Winter“, eine moralische Betrachtung, und einige andere moralische Schriften. Seine „Gartenkunst“ von 1779 hat das Verdienst, zuerst wieder nach dem Beispiel der Engländer von der französisch-holländischen Künstelei zur Natur, zum Verständniß landschaftlicher Schönheit zurückzukehren. Ganz unbedeutend ist Tscharners „Wässerung der Aecker“ 1754, ferner „der Landbau“, ein Lehrgedicht von Rössig 1779; „den Fels“ von Weisenhahn 1774 konnte ich mir nicht verschaffen. „Die Weser“ von Curtius ebenfalls nicht. „Der Harz“ von Dannenberg 1781 enthält nur eine trockene Beschreibung der Bergwerke in Hexametern. Aber Valerius Neubeck, ein schlesischer Arzt, schrieb 1796 ein berühmt gewordenes Lehrgedicht „die Gesundbrunnen“, worin er Naturbetrachtung Belehrung und Sentiment glücklich vereinigte. Schon 11 Jahr früher hatte er eine „Zerstörung der Erde nach dem Gericht“ geschrieben, die ich nicht kenne.

Einen weit höheren Flug als alle diese Naturdichter nahm schon zu Bodmers Zeit der Quedlinburger Friedrich Gottlieb Klopstock, der als dänischer Pensionär in hohem Alter erst 1803 zu Hamburg gestorben ist. Er ließ bereits 1748 die ersten Gesänge seines weltberühmten „Messias“ in den Bremer Beiträgen abdrucken. Im Allgemeinen Bodmers antigottschedischer Richtung folgend, erkannte er richtig, daß der deutschen Literatur nur durch zwei Potenzen aufzuhelfen sey, durch eine feurige Religiosität und durch eine eben so feurige Vaterlandsliebe. Obgleich fast jeder Dichter damaliger Zeit seinen weltlichen Liedern geistliche voranschickte, so waren die letztern doch meist handwerksmäßig gekünstelt. In den eigentlichen Kirchenliedern, Cantaten und Oratorien hatte sich das Bedürfniß nach einer innigern und lebendigern Erfassung des christlichen Stoffes kund gegeben. Klopstock glaubte nun, das Höchste in dieser Richtung zu erreichen, wenn er die Evangelien selbst in einem neuen lyrisch-epischen Feuer verklärte. Er wollte das Heiligste und Größte in der schönsten Sprache darstellen. — Eben so glühend war seine Vaterlandsliebe und

er griff in dieſer Beziehung in die zweite ſchleſiſche Schule zurück, und machte, wie Lohenſtein, den Hermann zum Hauptgegenſtand ſeiner patriotiſchen Poeſie, wie den Meſſias zu dem der religiöſen. Aber Klopſtock verirrte ſich auf dem Wege zu dieſen beiden hohen Zielen in das fremde Gebiet der Claſſicität. Er brauchte zu ſeinem Meſſias die Versart Homers, zu ſeinen Geſängen altdeutſcher Barden die des Horaz.

Was man Klopſtock am meiſten vorzuwerfen hat, iſt, daß er die Gemüthseitelkeit in die deutſche Poeſie einführte. Gottſched war eitel auf ſein vermeintliches beſſeres Wiſſen, auf ſeinen vermeintlich beſſeren Geſchmack; auch den ſchleſiſchen Dichtern hatte es nicht an einer Ueberſchätzung ihrer Talente gemangelt; aber Klopſtock war der erſte, der mit ſeinem Herzen wichtig that und gerade mit dem am meiſten prahlte, was das beſcheidenſte ſeyn ſoll. Das Beiſpiel dieſes berühmten Mannes wurde nun bis zur Ungebühr nachgeahmt. Faſt alle Widerlichkeiten der ſentimentalen Poeſie in Deutſchland führen auf dieſe Quelle zurück.

Vom Meſſias ſagte ſchon Leſſing, er werde von Jedermann bewundert, aber nicht geleſen, und Herder, er faſſe Chriſtum und die Apoſtel (man kann hinzuſetzen, ſogar den Teufel) zu weichlich und ſentimental auf. Ich möchte ihm am meiſten vorwerfen, daß er von den Thatſachen der Offenbarung und der kirchlichen Tradition abweicht und ſich willkührliche und unpaſſende Erdichtungen geſtattet. Fries tadelte formell die räumlichen Mißverhältniſſe im Gedicht und verglich den Meſſias mit einer großen leeren Leinwand, auf der man nur hie und da zerſtreute Sterne, ganz unten in einer kleinen Ecke aber das gelobte Land ſehe.

Im Eingang huldigt Klopſtock der Prädeſtinationslehre. Nicht nur Gott Vater und Sohn contrahiren ausführlich über die Miſſion des letztern, ſondern auch von den Apoſteln heißt es, ihren ſchon lange vorhergeſchaffnen Seelen ſeyen Stühle im Himmel neben den vierundzwanzig Aelteſten geſetzt geweſen, ehe dieſe ihre Seelen in den irdiſchen Leib eingezogen ſeyen. Alſo fällt das Naive der Fiſcher und Zimmerleute, die durch Chriſtus zum Apoſtelamte erweckt werden, ganz weg. — Erſt nachdem der Dichter auf dem feſten Boden der Erde angelangt iſt, hat er in wundervoller Sprache Scenen von hoher Schönheit ausgemalt. Man denke nur an das Bild, wie der Heiland vor Kaiphas ſteht, mitten unter dem Toben ſeiner Feinde ſo ruhig, „als ſäh er den Abfall einer Quelle“. Auch die Einmiſchung der böſen Welt iſt nicht ſelten tiefpoetiſch gefaßt. Wie z. B. Abramelech vor des Heilands Blick zurückbebt, indem er ihn belauert, im fünften Geſange, iſt ſehr ſchön. Eben ſo

Gange überlaſſen zu werden, um in Forſchung und Vorſchritt ſeine organiſche Ausbildung zu vollenden, Man befreie ihn nur von hochkirchlichem Drucke, von ungehörigen Agenden, von kleinlicher Bevormundung, und die Kraft und Theilnahme der Gemeinde wird von ſelbſt wiederkehren, wird da, wo ſie nie verſchwunden war, ſich noch verſtärken. Die große Kraft der evangeliſchen Kirche liegt darin, daß ſie der Wiſſenſchaftlichkeit nicht entbehren kann, daß ihr geſammter Klerus durch Familienbande dem Volke angehört und einen Gelehrtenſtand geſtiftet und durch Jahrhunderte fortgepflanzt hat. Mögen immerhin Schwärmgeiſter aus der evangeliſchen Kirche in großer Anzahl hervorgehen. Große ewige Wahrheiten ſcheiden ſich nur nach langem Streiten aus und die Vielfältigkeit und Verſchiedenheit der Sekten bringt durch Mitbewerbung von ſelbſt größere Innigkeit, wahre Duldung und Uebung jeder chriſtlichen Tugend. Daß die Alleinherrſchaft Einer Kirche daſſelbe vermöge, wäre wenigſtens noch zu beweiſen.

Und angenommen, es zeige ſich in allen Formen des Chriſtenthums Etwas, was den Wehen einer Wiedergeburt ähnle, ſo iſt unverkennbar, daß im Judenthum, im Islam, ja in den uralten Glaubensformen der Hindus ſich Aehnliches offenbare. Ueberall fühlt ſich das Beſtehende von einer gewaltigen Zeit, von einer Abründung der Eigenthümlichkeiten überholt, mit welchem es ſtreben muß, ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen, wenn es nicht untergehen will. Der vermehrte Verkehr, der Handel, welcher Stände und Völker einander nähert und wechſelsweiſe Achtung der praktiſchen Tugenden, zugleich aber Duldung der dogmatiſchen Verſchiedenheiten lehrt, die Vorſchritte der Naturwiſſenſchaften, durch welche ein Dogma nach dem andern in gewaltiges Gedränge kommt — wie können dieſe zuſammenwirkenden Bedingungen zu etwas anderem führen, als zur Rückkehr zu den einfachen allgemein verſtändlichen Urformen der Religion, welche zuerſt die ganze Menſchheit umfaßte?

Wo Alles auf höhere Urſache, auf fortwährende und in koloſſalen Verhältniſſen organiſche Entwicklung hinweiſt, dürfen uns weder das Gezänke der Schule, noch verfehlte Rückgriffe in eine bereits abgethane Vergangenheit irre machen. Genug, daß eine kaum merkbare Convergenz von Linien beſteht, welche man ſeither als parallel annahm.

wie der reuige Abadonna ihm am Oelberge naht. Viele Episoden sind aufs sinnvollste dem Ganzen eingeflochten, Nebenpersonen ist eine Bedeutung gegeben, die dem Ganzen, ohne es zu stören, einen wahren poetischen Reichthum verleiht. Die Bilder sind oft von homerischer Schönheit, die Sprache immer würdig und begeistert. Allein das Gedicht ist im Ganzen zu lang, die Begeisterung ermüdet durch die endlosen Exclamationen. Und die Einmischung der über- und unterirdischen Gewalten wird namentlich beim Tode Jesu gar zu willkührlich, phantastisch, durchaus unevangelisch. Wie erhaben ist in der Bibel die Vorstellung der Finsterniß beim Tode Jesu. Wie aber hat Klopstock dieselbe motivirt? Es ist kaum glaublich: Er ersinnt einen Kometen namens Adamida, der alle noch ungeborne Seelen enthalten soll und sich geschwind vor die Sonne schiebt, um dieselbe zu verfinstern. Dann steuert aber Engel Gabriel diesen Irrstern zur Erde, damit die Ungebornen noch den Tod Jesu sehen können. — Völlig verfehlt ist der Charakter Abadonnas als eines reuigen, weinenden, sentimentalen Teufels. Nicht ganz passend erscheint auch die Einmischung Adams und Evas. Wenn Klopstock die Eva sich weinend über den Leichnam des Heilandes ausstrecken und dessen Angesicht magdalenenhaft mit ihren blonden Haaren bedecken läßt, so ist das gewiß ein originelles Bild, allein es stört den ernsten Eindruck, den die Pietabilder sonst auf uns zu machen pflegen und machen sollen. Hieher gehört Maria, nicht Eva. — Am weitesten aber entfernt sich Klopstock von der biblischen und kirchlichen Poesie, indem er Christi Höllenfahrt nicht in die Zeit des Begrabenseyns, sondern erst hinter die Auferstehung verlegt. Auch befreit Christus nicht die Propheten, (denn diese sind bei Klopstock schon lange selig), sondern verwandelt plötzlich alle Teufel in — Todtengerippe. Das sollen sie fortan bleiben und der sublime Gedanke des Dichters ist, daß Tod und Teufel eigentlich Eines seyen, oder daß sich wenigstens unsere aufgeklärte Neuzeit die Vernichtung als die einzige Strafe, die den Sünder treffen könne, vorzustellen habe. — Dazu kommt auch noch die seltsame Vorstellung, daß das Innere der Erde von einer Centralsonne ausgefüllt sey, in welcher die Seelen der jung verstorbenen Kinder wohnen und friedlich von einem Engel geleitet werden, also im ganz Innern der Erde kein Platz für die Hölle übrig bleibt.

Klopstocks biblische Dramen sind 1) der Tod Adams, 2) David, 3) Salomo.

Der Tod Adams ist in poetischer Prosa geschrieben und voll O und Ach sentimentaler Exclamationen und Rührungen:

Adam. Ach, ich habe so sanft geschlummert.

Seth. O ihr Engel, er lächelt! Kommt, kommt, komm Eva, komm Haman und Selima, kommt ihr Mütter. Wir alle sind hier, segne uns, mein Vater!

Das Trauerspiel „David“ ist in Jamben geschrieben und handelt von Davids Uebermuth und von der Strafe der Zählung des Volks durch die Pest. Das Trauerspiel „Salomo“, gleichfalls in Jamben, handelt vom Götzendienst dieses Königs und seiner reuigen Rückkehr zu Jehovah.

Abbt verspottete diese Dramen und sagte vom Salomo, es handle sich hier eigentlich nur darum, ob der katholische Caplan oder der reformirte Hofprediger bei Hofe speisen solle? Grölber war der Hohn, den Gottscheds Anhänger Triller in seinem „Wurmsamen“ über Klopstock ausgoß.

Ein Dämon aus der scythischen Wüste streut Wurmsamen umher, aus welchem die neumodischen Epen in Hexametern hervorwachsen.

Die geistlichen Lieder Klopstocks leiden an Empfindelei. „Der Ewigliebende, von einer Klarheit zur andern Klarheit, der Weg zum Unendlichen, der Geist der Auserwählten, der Wehmuth Thräne“, das ist nicht ächter Kirchenstyl. Wenn daher Klopstock, wie er sagt, im Sinn hatte, allein ein ganzes Gesangbuch zu schreiben, so würde es wohl nirgends eingeführt worden seyn.

Klopstocks Oden erklären dem deutschen Reim den Krieg, als einer Barbarei, aus der sich die deutsche Muse, an der Hand der griechischen, emancipiren müsse. Er selbst dichtet daher nur in alcäischen, sapphischen chorjambischen ꝛc. Versen und in Hexametern. In einer Ode an Voß sagt er: der gute Genius sey allein bei den Alten gewesen, statt dessen sey in die neuern Sprachen ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' ist der Wohlklang, Rede das Sylbenmaaß,
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
Was der, was sagt es, sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Es ist merkwürdig, daß weder Klopstock noch Voß merkten, wie das Gepolter rein auf ihrer Seite war. Eben so unangenehm fällt es auf, daß Klopstock, wenn er nun doch griechisch singen wollte und die Muse, den Genius, Apollo und sonstige griechische Götter anrief, nicht in dieser griechischen Illusion blieb, sondern sie beständig durch die Anmaßung störte, er sey ein Barde, stimme die nordische Telyn, singe ein Bardiet,

wetteifere mit andern Barden, Braga begeiſtere ihn, Iduna umſchwebe ihn ꝛc. Seinen Stolz, die deutſche Sprache und Poeſie wiedergeboren zu haben, drückt Klopſtock in der ſchwülſtigen Weiſe aus:

So ertönt, ſo ſtrömt der Geſang, Thuiskon,
Deines Geſchlechts. Tief lags, Vater, und lang
Im ſäumenden Schlaf, unerweckt
Von dem Aufſchwung und dem Tonfall

Des Apollo, wenn der Helläner Dichter,
Phöbus Apoll Lorbeern, und dem, Eurot
Geſänge des höheren Flugs
In dem Lautmaaß der Natur ſang.

Die Oden wimmeln von ſprachlichen ohrzerreißenden Härten, indem ſie gerade dem Ohr zu ſchmeicheln ſich rühmen, z. B. aus der Ode „unſere Sprache“:

Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert!) o feyere, dich
Wagte der geſchreckten Feſſel nicht
Zu feſſeln! Die Adler entflohen und du bliebſt,
Die du wareſt!

Aus der Ode „die Maaßbeſtimmung“:

Dich Harmonie, der gehorchend, ſich zu Mauern
Felſen wälzen! Der Baum, zu ſchatten,
Wandelt ins Sonnengefild!

Zaubert ſo gar der Meiſter nicht ſtets. Hat das Urtheil
Etwa den Theil, und das Theilchen nicht mit ſcharfem
Blick gemeſſen? Bemerkt es Ausart
In das zu groß und zu klein?

Die nicht? Genau das Maaß nicht gedacht; und der Umriß
Ründet ſich nicht mit der Biegung, der es glücket.

Aus der Ode „Delphi“:

Schon noch einſt, wo gleichen ſich darf, wer nur lärmt,
Gar den Erguß des Erfinders noch mit Schlamm trübt,
'S Kind dem Manne, da rags von hohen
Ohren, nicht leerer, hervor?

Gegen dieſen krampfhaften Unſinn iſt der ſchon früher von Andern gerügte klopſtockiſche Comparativ eine unſchuldige Kleinigkeit. Klopſtock

pflegte nämlich, bloß um des Metrums willen, aus dem Positiv der Beiwörter den Comparativ zu machen und z. B. zu ſagen: der ſtillere Abend ſtatt der ſtille Abend, auch wo keinerlei Vergleichung mit einem weniger ſtillen Abend ſtattfand. Neben dieſem unerlaubten Mißbrauch der Sprache fällt in Klopſtocks Oden beſonders unangenehm die wechſelſeitige, ſchon bis zur Lobaſſekuranz gediehene Anpoſaunung der damaligen Poeten auf. Wie Klopſtock von ſeinen Zeitgenoſſen und jüngern Anhängern über alles Maaß geprieſen wurde, ſo gibt er ihnen auch das Lob reichlich zurück und ſeine Oden wimmeln vom Preiſe Gleims, Gellerts, Cramers, Hagedorns, Stolbergs, Ramlers ꝛc. Neben den Poeten wird auch die Muſe, die Leyer ꝛc. geprieſen: kurz, der Sänger preist vor allem ſich ſelbſt, ſeines Gleichen und den Geſang. Die entſetzliche Geſchmackloſigkeit der Oden auf die Leyer ging zwar nicht von Klopſtock aus, wurde aber doch durch ihn mehr als je in Deutſchland eingebürgert. Unzertrennlich damit verbunden ſind die Anrufungen an die allegoriſchen Perſonen derjenigen Gefühle, die der Dichter ausdrücken ſoll. Anſtatt ein frohes Lied zu ſingen, ruft der Dichter die Freude an:

Komm und lehre mein Lied, jugendlich heiter ſeyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beſeelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

Statt begeiſtert zu dichten, wird die Begeiſterung angerufen:

O Begeiſterung! ſie erhebt ſich, feuriges Blicks
Ergießet ſich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ström! denn du ſchoneſt deß umſonſt,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

Auch darin gab Klopſtock den nachfolgenden deutſchen Dichtern ein böſes Beiſpiel, daß er an die Stelle des reinen Ausdrucks des ächten Gefühls hohle Exclamationen ſetzte. Man leſe z. B. die Ode „der Erbarmer"!

O Bewundrung, Gottes Bewundrung,
Meine Seligkeit!
Nein, wenn ſie nur bewundert,
Hebt ſich die Seele zu ſchwach!

Erſtaunen, himmelfliegendes Erſtaunen!
Ueber den, der unendlich iſt!

O du der Seligkeiten höchste,
Ueberströme du meine ganze Seele ꝛc.

Leider iſt in dieſer Andachtsgluth die Aufmerkſamkeit des Dichters immer auf ſich ſelbſt gerichtet. Klopſtock kokettirt mit ſeiner werthen Perſon. Ich bete, ich bewundre, ich ſehe, ich ſtaune, ich hebe mein Auge auf, ich fühle ꝛc., immer ich und ich und ich!

Ich legte meine Hand auf den Mund, und ſchwieg
Vor Gott!
Jetzt nehm' ich die Harfe wieder aus dem Staub auf,
Und laſſe vor Gott, vor Gott ſie erſchallen!
Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde! ꝛc.

In der Ode „Teutone" preiſt er ſich ſelbſt als den Liebling Deutſchlands, dem die Göttin Teutone zulächelt, und den die Geiſter ſeiner Geſänge zur Unſterblichkeit emportragen. Unter dem unpaſſenden Namen „Vaterlandslied" ſchrieb Klopſtock das berühmte Lied:

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein Aug iſt blau und ſanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel iſt, und ſtolz und gut.

Jahn verlangte, jedes deutſche Mädchen ſollte dieſes herrliche Lied auswendig lernen. Mir aber ſcheint dieſes Lied unwahr, eine eitle Prahlerei, eine Koketterie mit der deutſchen Jungfräulichkeit zu ſeyn. Welches Mädchen wird wohl ſo frech mit ihrer Tugend und Nationalität dahergeprahlt kommen!

Aedone und Aedi, Mutter und Tochter in Klopſtocks „Lehrſtunde", welches Gedicht von Nauman in Muſik geſetzt wurde und ſeiner Zeit beliebt war, ſind ein non plus ultra von Sentimentalität.

Die Mutter gibt der Tochter Unterricht im Singen; die naive Tochter verlangt immer ſchönere, immer ſüßere Lieder zu hören und endlich entſchließt ſich die Mutter, ihr ein Liebeslied zu ſingen, wozu die Nachtigall flötet. Der Schluß iſt allgemeine Auflöſung in Wonne. Klopſtocks Sprache iſt in dieſer Dichtung von Göthescher Wärme; nur ſollte ſtatt der Mutter ein Liebhaber den Unterricht ertheilen.

Von der Natur iſt in Klopſtocks Oden wenig die Rede, außer wo er die Sterne commandirt, nach dem Tact ſeiner ſchwülſtigen Oden Gott

zu beweisen. Dreimal jedoch besingt er das Schlittschuhlaufen, das er gern trieb, freilich weniger schöne winterliche Landschaftsbilder, als wieder confuses Posaunen im hohen Odenton. Das einzige wahre Naturbild ist das berühmte Mondlied.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin!

Eine Anzahl der spätern Oden ist politischen Inhalts. Er preist die Reform Josephs II. Er begrüßt die französische Revolution als die Aurora der bessern Zukunft. Aber bald ekelt auch ihn der Greuel der Jakobiner an und er klagt bitter über die verlorene Hoffnung der Freiheit.

Klopstock schrieb drei patriotische Schauspiele, die er selber Bardiete zu nennen beliebt (barditus nach Tacitus), also Bardenspiele. 1) Hermanns Schlacht, 2) Hermann und die Fürsten, 3) Hermanns Tod.

Alle drei sind in Prosa geschrieben mit untermischten Chören und Arien der Barden. Die Prosa hat viel von Macphersons Ossian geborgt, dazu aber noch eine Menge O und Ach, so daß die altgermanischen Helden nicht selten reden, wie Geßners Schäfer. Man höre z. B. wie Hermann über den Tod seines Vaters klagt: „Hast du ihn gesehen, Brenno? Du antwortest mir nicht? Dein Blick wird ernster! Rede, rede, Brenno, bei Wodan, rede! Redet, wer hat meinen Vater gesehen? Warum seyd ihr so bestürzt? Will mir Keiner sagen, ob er meinen Vater gesehen hat? — Du weinst, Brenno? Ich habe dich nie weinen gesehen. — Todt ist er? ach mein Vater! o Wodan, Wodan, du gabst mir der Freuden viel. Aber dieser Schmerz — ach mein Vater! ach mein Vater! Ist er todt? ꝛc.“

Das Bardiet „Hermann und die Fürsten“ lehrt, wie trotz Hermanns Eifer und Muth durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten der Sieg verloren geht. Es ist Schade, daß Klopstock diesen fruchtbaren Stoff nicht mit mehr Geist und Witz ausgearbeitet hat. Der einzige treffliche Sarkasmus, der dem zürnenden Hermann entfährt, ist: „Wohlan denn, wenn es die Fürsten nicht wollen, so wollen es die Götter auch nicht, und ich unterwerfe mich.“ Dieselbe Uneinigkeit und Vaterlandsvergessenheit motivirt „Hermanns Tod.“ Klopstock macht hier seinem jungen Freunde Stolberg das Compliment, unter Hermanns Freunden schon einen Stolberg, als Ahnherrn des Hauses, anzuführen.

Zuletzt schrieb Klopstock noch ein wunderliches Buch in Prosa „die deutsche Gelehrtenrepublik“, worin er vorschlug, das ganze gelehrte und schriftstellende Deutschland zunftmäßig zu organisiren, das Genie und das

Gute zu belohnen, Dummheit und Bosheit unwirksam zu machen. Als ob die Geisterwelt je einen Zunftzwang ertragen könnte!

Klopstocks begeistertster Freund war Johann Andreas Cramer, Kanzler in Kiel, der „Er und über ihn" schrieb und ihn im aufgeblasenen Odenton sklavisch und geistlos nachahmte. Eine seiner längern Oden an Luther erlangte unverdienten Ruhm. Johann Adolf Schlegel (des Elias Bruder und der August Wilhelm und Friedrich Vater) ging in seinen geistlichen Oden von Gellerts Manier zu der Cramers über.

Unter dem Einfluß Klopstocks entstand 1760 die „Lutheriade" des v. Derschau, obgleich nicht in Hexametern, sondern in Alexandrinern geschrieben.

Neben Luther, als er die Völker vom Joche Roms befreit, glänzt hier Moritz von Sachsen, als der die Fürsten vom Kaiser emancipirt. Schon ganz modern bureaukratisch aufgefaßt.

Conrad Arnold Schmid schrieb 1761 Gedichte auf die Geburt des Erlösers, welche vergessen sind, während seiner witzigen „Jugendgeschichte und Vision des h. Blasius" noch rühmlich gedacht wird. Das war aber nur ein Scherzgedicht zu Ehren seines alten Freundes Gärtner, als derselbe am Stift St. Blasien in Braunschweig Canonicus wurde.

Friedrich Hudemann gab zu Bützow und Wismar 1765 einen „Lucifer" heraus, ein Epos in Hexametern, matt, geistlos, voll falscher Empfindsamkeit.

Die Erde ist noch nicht geschaffen. Gott will sie schaffen. Lucifer wird darüber wüthend und empört sich gegen Gott, unterliegt aber dem Erzengel Michael. Sie führen förmliche Schlachten im leeren Raum aus, die Heere ziehen sich zurück, avanciren wieder ꝛc. wie Regimenter. Michael ist des Siegs nicht sicher, Gabriel muß ihm zu Hülfe kommen. Endlich sind die Rebellen besiegt und Gott beginnt die Schöpfung, Tag für Tag, nach dem Wortlaut der Genesis, aber vom Dichter mit wenig Phantasie ausgeführt. Wie Bodmer in der Noachide gibt er kleine Thierbilder; der Schöpfer selber redet z. B. die Gänse, indem er sie schafft, also an:

Schwebt in der Fluth und der Luft, ihr stets geschwätzigen Gänse,
Schneidt mit dem Schnabel das Gras in wackelnder Leibesbewegung.

Schließlich wird das erste Menschenpaar geschaffen und die Geschlagenen in der Hölle fordern den Satan auf, die Eva zu verführen. Das sündige Pärchen wird aus dem Paradiese verbannt, aber Christus selber tröstet sie:

„alle Sünden sind euch vergeben und völlig getilgt, wenn ihr bereut. Gleich nach eurem Tode sollt ihr in den Himmel kommen ꝛc.“

Diese widrige Sentimentalität macht die ganze tiefe Bedeutung des Sündenfalles zu nichte. Derselbe Dichter schrieb auch noch einen auferstandenen Messias und behandelte Kains Brudermord und die Tochter Jephthas als Trauerspiel.

Caspar son, einer schwedischen Familie entstammt, Professor in Kassel, ließ sich durch Klopstock und die Schweizer für das Altdeutsche begeistern, gab den Wilhelm von Oranse heraus, und schrieb in Klopstocks Manier Bardenstücke: Thasnilde 1768 und Theutomal (Thusneldens Sohn) 1771. Karl August Küttner in Mitau schrieb 1773 Oden und 1791 eine „Kurona“, Dichtungen aus der nordischen Vorzeit. Friedrich Hahn aus Zweibrücken schrieb ein „teutonisches“ Gedicht an Minnehold (Müller).

Auch der galante Gerstenberg warf sich in Klopstocks Manier; 1766 schrieb er „den Skalden“, ein kleines Epos in gereimten Jamben, worin ein Skalde den Fall der alten deutschen Götter beklagt. Ganz in der Bardenmanier ist das lange Melodrama „Minona oder die Angelsachsen“ gedichtet, 1785.

Die keltischen Britten sind von den Römern unterjocht, werden aber durch die Angelsachsen befreit. Minona, die Schwester des brittischen Königs von Morven, deren Gesänge wie Geisterstimmen die Handlung durchtönen, liebt den heldenkräftigen Edelstan, Herzog der Angeln, der die Römer überwältigt und ihren gedemüthigten Anführer Aurelius sammt der heißblütigen Aezia, die ihn liebt und Minona aus Eifersucht ermorden wollte, heimschickt. Zuletzt stürzt auch noch der Sieger Edelstan die blutigen Altäre der Druiden und macht die edle Menschlichkeit gegenüber dem Priesterthum geltend. Nun sollte man meinen, es sey leidenschaftliches Interesse genug in diesem Stück, damit Sprache und Handlung rasch seyn könnten; aber die Reden werden zu breiten Parlamentsreden und Zeitungsartikeln.

Ins ärgste Extrem des Schwülstigen und Grauenhaften sprang der sonst so leicht tändelnde Gerstenberg über in der Tragödie Ugolino (1768).

Die bekannte Episode aus dem Dante, Ugolino und seine Kinder im Hungerthurme schmachtend. Was Dante weise verschwiegen, malt Gerstenberg breit aus, behaglich wühlend im Gräßlichen. Der Knabe Anselmo bittet (Theil I. S. 505) den Vater, er solle ihn nicht fressen, wenigstens nicht, so lange er noch lebe. Um das bestialische Anpacken der Kinder gewissermaßen zu verhei-

digen, läßt Gerſtenberg den Ugolino in eine Art Raſerei fallen, in der er ſich einbildet, ſein Sohn ſey der verhaßte Feind, gegen den er nun mit Recht wüthen darf. In dieſer ſchäumenden Wuth faſelt Ugolino trivialen Unſinn und das Schreckliche wird lächerlich. S. 509: „Teufel, Teufel! du mein Richter? Weißt du, was der Tod des Verhungerns iſt? Hungertod? ha, ha, Hungertod! — Hungertod, dein Name iſt Tartarus!“

Karl Friedrich Kretſchmann, Advokat in Zittau, deſſen Werke 1784 erſchienen, ahmte Klopſtock und Oſſian zugleich nach in „Ringulfs Klage“, worin Ringulf über Hermann des Cheruskers Tod ungefähr jammert, wie Oſſian über Fingal. In demſelben Ton klagt er über Kleiſts Tod. Daneben ahmte er aber auch Gellert nach und benutzte deſſen „alten böſen General“ zu einem breiten Luſtſpiel. — Daniel Jenisch, Prediger in Berlin, ſchrieb eine „Boruſſias“ in Hexametern voll Schwulſt und Pathos, worin er die Thaten Friedrichs im ſiebenjährigen Kriege verherrlichte, ſtürzte ſich aber, weil ſeine Poeſie keinen Anklang fand, 1804 in die Spree.

Einen merkwürdigen Nachahmer fand Klopſtock in dem joſephiniſchen Oeſterreich. Michael Denis, Bibliothekar in Wien, genoß den ungeheuerſten und übertriebenſten Ruhm als angeblicher Morgenſtern des beſſern Geſchmacks in Oeſterreich, als erſter Lichtträger in das mittelalteriſche Dunkel des katholiſchen Deutſchland. Aus ſeinen Liedern geht hervor, daß er ein gutmüthiger Oeſterreicher und höchſt loyaler Unterthan, aber ein ſchwacher und unglaublich eitler Geiſt war. Durch Anagramm ſeinen Namen in Sined verkehrend, nahm er nicht den mindeſten Anſtand, ſeine eigenen Lobgedichte auf Maria Thereſia und Joſeph II. in unzertrennlicher Verbindung mit ſeiner Ueberſetzung des Macpherſonſchen Oſſian (in Hexametern) unter dem pomphaften Titel „Oſſians und Sineds Lieder“, in einer Prachtausgabe in Quart erſcheinen zu laſſen. Wien, 1784. Er ſelbſt ſagt darin, Oſſian habe ihm, dem deutſchen Barden, ſeine Leyn hinterlaſſen. — Den Inhalt ſeiner eigenen Lieder bildet immer Denis ſelbſt. Was er auch ſonſt beſingen mag, voran ſteht immer er ſelbſt als Barde. Von ſich, über ſich, zu ſich ſpricht er, oder von ſeiner Harfe. Da beſingt er ſeine eigene Geburt, wie die eines Gottes, und bedauert ſeinen Vater, daß er den Ruhm des Sohnes nicht mehr habe erleben können.

Wenn damals in Frankreich die Dichter alle antike Götter anriefen, um Ludwig XV. bei der Toilette und bei Tiſche zu bedienen, oder ſeinen Maitreſſen aufzuwarten, ſo glaubte Denis patriotiſcher zu handeln, indem er, ähnlich den Oſſianiſchen Geiſtern, ſämmtliche in Walhalla verſammelte altdeutſche Helden und Barden herbeikommen ließ, um die Wiege und den Thron der Habsburger in Wien zu umſchweben. Doch trotz all dieſes geſchmackloſen Schwulſtes iſt etwas Rührendes in Denis Liedern zum Lobe der Maria Thereſia. Seine Devotion nimmt nicht ſelten den Ton der Zärtlichkeit an. — Das patriotiſche Epos „Rüdiger von Stahremberg oder das belagerte Wien“ von Huber (1788) konnte ich mir nicht verſchaffen.

Ein noch merkwürdigerer Nachahmer Klopſtocks war Franz von Sonnenberg, gebürtig aus Münſter, der in Jena privatiſirte und ſich nach der Schlacht bei Ulm (1805) aus Verzweiflung am Vaterlande aus dem Fenſter ſtürzte. Seine glühende Seele verräth ſich auch in ſeiner großen Epopöe „Donatoa“, in Klopſtockſchen Hexametern.

Der Genius der Erde klagt, daß die Erde nun ſchon ſo alt geworden und die Menſchen ſo verdorben ſeyen. Gott beſchließt, den Donatoa, den erſtgebornen Engel, den des Todes, zu rufen. Unterdeß berathen ſich die drei Perſonen der Gottheit, worauf der Sohn den Todesengel umarmt und zu ſeiner Beſtimmung einweiht, nämlich, die böſe Welt zu vernichten, damit eine beſſere an die Stelle trete. Donatoa fliegt über die Erde und ſieht unter ſich die ſündenvollen Städte der Menſchen, auch Rom, die verderbteſte von allen (Sonnenberg war Katholik). Erzengel Michael erbittet für die Menſchen noch eine Friſt und weiſet auf eine Gegend hin, wo noch reine Unſchuldsmenſchen leben. Das iſt der Greis Elidra, der das längſt vergeſſene Chriſtenthum predigt, ſeine Tochter Herkla und ihr Geliebter Heroal. Endlich kommt Satan mit allen Mächten der Hölle, entſchloſſen, ſich dem Tode entgegen zu ſtellen, um die Menſchheit als ſein Volk zu retten. Das iſt der genialſte Gedanke des Gedichts. Mit den Bildern nimmt es übrigens der Dichter nicht ſehr genau, denn Satan erſcheint hier geflügelt und fährt doch auf einem Wagen mit Roſſen. Satan hofft, Gott ſelbſt zu überwinden. Einſtweilen begnügen ſie ſich mit der Erde, über welche ſie den Abdul zum Alleinherrn ſetzen, weil Deſpotismus das beſte Mittel iſt, die Menſchen zu verſchlechtern. Dann wieder Liebesſcenen zwiſchen Herkla und Heroal. Die Liebenden werden ſelbſt bedrängt, während Abdul erſt die alte Welt erobert, dann mit Donatoa um den Beſitz von Amerika kämpft. Heroal tritt an die Spitze der Amerikaner für die Freiheit gegen Abdul. Er unterliegt und wird der verlorenen Schlacht entrückt in

Viele fürchten, das geſellſchaftliche Gebäude müſſe zuſammenſtürzen, weil die Stützen der verſchiedenen Volksthümlichkeiten täglich morſcher werden.

Dieſen könnte man vor Allem erwiedern, daß erhöhte, allen Völkern gemeinſchaftliche Bildung ſchon an und für ſich beſſer dazu dienen müſſe, das Allgemeine zu ſichern, als die Verſchiedenheit, welche ſich ſeither in den Volksthümlichkeiten vorzüglich herausgeſtellt hat.

Ein Stamm, welcher im Laufe der Zeit ſich zum Völkchen oder Volke vermehrt, wird ſich von ſelbſt in ſchroffen Umriſſen, in unzähligen Eigenthümlichkeiten der Geſtalt, Geiſtesgaben, Sitten und Anſichten von anderen auszeichnen, und je länger er in vereinzeltem, ungemiſchtem Zuſtande beharrt, deſto hartnäckiger und ſchärfer wird das in ihm ſich geſtalten, was man bei Thieren Race zu nennen pflegt. Auch zurückgegangene Civiliſation und nachfolgende Iſolirung auf vorhergegangene Miſchung werden ſich dieſen uranfänglichen Zuſtänden wieder in den meiſten Beziehungen nähern, wie das Beiſpiel der Mainetten, der Sardinier und der Korſen beweiſet. So lange die Bedürfniſſe beſchränkt ſind, die Nahrung ohne viele Arbeit einfach aber nicht ſpärlich ſich darbietet, wird dieſer Stamm nicht nur in ſeiner Eigenthümlichkeit beharren, ſondern auch in derſelben, ohne Beimiſchung fremden Bluts, ſich veredeln können. Sobald aber die Bedingungen des allgemeinen Weltverkehrs auch auf ihn anwendbar ſind, ſobald der Boden für Pflugſchar und Spaten in Anſpruch genommen wird, ſobald das Volk vom Baume der Erkenntniß genaſcht hat, wird das Bedürfniß allmähliger Auffriſchung durch fremdes Blut bei den Menſchen ſo ſehr fühlbar werden, als bei den Thieren, deren Arbeit ſie in Anſpruch nehmen, und es wird nur durch zweckmäßige geiſtige und körperliche Kreuzung der Verluſt an Kräften erſetzt werden können, welche die vermehrte Anſtrengung aufzehrt. Wo die Bedürfniſſe der Zeit dieſer Kreuzung zu ſehr voraneilen, wie in Spanien, im neapolitaniſchen Gebirge und in Sicilien, da wird das Volk namenlos unglücklich mitten unter reichlichen Gaben der Natur. Dagegen bildet gleichförmige Beſchäftigung und daſſelbe Klima auch aus verſchiedenartigen Beſtandtheilen bald etwas Eigenthümliches, wie der Norden und Weſten Nordamerikas zur Genüge beweiſt.

ein Thal, wo er unerwartet ſeine Herkla wiederfindet. Indem ſie ſich entzückt umarmen, ſterben ſie im Kuß und ihre Seelen ſchweben zum Himmel auf. — Die Dreieinigkeit wiederholt den Beſchluß der Weltvernichtung. Adami, der Genius der Erde, nimmt rührenden Abſchied von Selenoa, dem Genius des Mondes. Die Mondkinder ſchlummern nur ein. Die Menſchen aber werden vertilgt durch furchtbare Ungewitter, Erdbeben, Empörung des Meeres ꝛc. Donatoa überſchüttet ſie mit allen Schrecken der Natur. — Aber die Todten ſtehen bald wieder auf. Adam und Eva genießen das Schauſpiel, alle ihre Kinder auf einmal überſehen zu können. Zuerſt werden die guten Menſchen abgefunden und alle ſelig. Während dieſes Gerichts aber dauert die Zerſtörung anderer Welten fort. Nicht nur Erde und Mond, alle Planeten und Sonnen gehen unter und kommen vor das Gericht. Hier aber iſt das Urtheil viel ſummariſcher. In Bauſch und Bogen werden ganze Sterne und Sterngruppen abgefertigt. Nachdem alles in der Natur todt iſt, kommt der Himmel ſelber dran, die Engel müſſen ſterben. Michael ſtirbt ſchön. Gott ſelbſt drückt ihm die Augen zu. Endlich iſt außer Gott nur noch Donatoa übrig, auch er, der perſonificirte Tod, muß nun ſterben. Gott deckt ihn mit den Trümmern des Himmels zu und iſt nun ganz allein auf den Gräbern der Welt. Aber Gott weckt alles Leben wieder auf, jetzt gereinigt, ſündenlos. Die Hölle ſelbſt wird gereinigt und ausgeputzt und zum Himmel gemacht. Satan ſieht es mit Schaudern und Ingrimm; alles iſt von ihm abgefallen, alles fromm und bekehrt und ſelig, nur er allein noch perſonificirt die Höle. Da rafft er ſich noch einmal zuſammen, verſtellt ſich und ſpielt den Bekehrten. Gott aber durchſchaut ſeinen Trug und verdammt ihn, — ins Nichts zu verſchwinden.

So endet dieſes merkwürdige Gedicht, das nahezu 20,000 Verſe zählt und wegen ſeiner breiten Manier trotz der großartigen Anſchauung des Ganzen doch den Leſer ermüdet. Am meiſten aber gereicht dem Gedicht die falſche Sentimentalität zum Vorwurf, in welcher Teufel und Hölle wie in Zuckerwaſſer aufgelöst werden.

2.

Romane in engliſcher Manier.

Je mehr in den franzöſiſchen Romanen und Schauſpielen die Lüderlichkeit überhand nahm, um ſo entſchiedener wandte ſich der ernſte, kalte und ſtolze Engländer von der unreinen Berührung mit ihnen ab und erfand eine neue Gattung moraliſcher Familienromane, in denen er ſeinem ſtrengen Pflichtgefühl und ſeiner Frömmigkeit Genüge that, aber auch ein

wenig Prüderie zur Schau trug. Der Schöpfer dieſer neuen, meiſt ſehr bändereichen engliſchen Romane war Richardſon, der aber an ſeinem Geiſt und poetiſchem Gefühl von Goldſmith übertroffen wurde. Guten Humor brachten Fielding und Smollet hinzu. Der Schöpfer einer eigenen Gattung empfindſamer Reiſen wurde Sterne, der zum erſtenmal einen Zug Shakeſpeares in den Roman übertrug, die echt humoriſtiſche Paarung von Weinen und Lachen, tiefer Rührung und Sarkasmus.

Bei der Stammverwandtſchaft zwiſchen Engländern und Deutſchen und dem gleichen Bedürfniß beider, ſich dem Einfluß der franzöſiſchen Sittenverderbniß zu entziehen, war es natürlich, daß bald viele deutſche Dichter auf den engliſchen Ton eingingen.

Johann Timotheus Hermes, Superintendent in Breslau, ahmte Richardſon nach, zuerſt in der Geſchichte der Miß Fanny Wilkes (1766), dann in dem langen Roman, der ſeinen Ruf begründete, „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen“ 1769.

Sophie von Hohenwald, die Tochter eines engliſchen Schiffers, wird bei einer Dame in Memel erzogen, die eine Tochter in Sachſen verheirathet, aber lange keine Nachricht von ihr hat. Sophie entſchließt ſich, hinzureiſen, um ihr Nachricht zu bringen, und dabei ihre eigne Neugier zu befriedigen, da ſie gerne die Welt ſehen möchte. Nun begegnen ihr unterwegs eine Menge Abentheuer. Sie wird mit vielen intereſſanten Charakteren bekannt, die ſich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt ſich in einen gewiſſen Herrn Leſſe, mit dem ſie zufällig in einem Bette zuſammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entſagt ſeinetwegen dem braven Seemann, Cornelius Puf, der ſie aus mehreren Gefahren errettet. Ein ruſſiſcher General Tſchernoi ſtellt ihr nach und entführt ſie nach Danzig. Puf aber befreit ſie wieder. Der obligate Böſewicht des Romans und ihr eigentlicher böſer Dämon iſt ein gewiſſer Schulze. Endlich da Leſſe ſie aufgibt, muß ſie einen armen Schulmann heirathen, der ſie anfangs plagt, mit dem ſie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenperſonen, Epiſoden und moraliſche Excurſe faſt ganz verſchwinden gemacht.

In dem Roman „Für Töchter edler Herkunft“

iſt ein Prälat heimlich verheirathet, muß aber ſeinem habgierigen Bruder das Verſchweigen des Geheimniſſes mit dem größten Theil ſeines Beſitzes abkaufen. Da wäre nun wenigſtens Anlage zu etwas Romantiſchem, das aber in der Ausführung durchaus vermißt wird. Was Töchter edler Herkunft daraus lernen ſollen, iſt ſchwer zu errathen.

In dem Roman „Zwei literariſche Martyrer und deren Frauen“ kommt im Anfang des 2. Theils eine einzige hübſche Scene vor,

wie ein Reiſender ein unſchuldiges Mädchen beſchützt und ſich dann unter einer Weide ſitzend mit ihr unterhält. Ein Johanniswürmchen umkreiſt ihren ſchönen weißen Arm. Ihr Halstuch iſt von dem Poſtillon etwas mit Branntwein beſchüttet worden. Der Geruch ekelt ſie, der Reiſende bietet ihr ein anderes Tuch an und ſie ſteckt das ihre vor ab, um das ſeinige umzulegen. Eine echte Scene wie aus Gerricks Reiſen. Im Uebrigen iſt dieſer Roman unendlich widrig durch ſeine Verworrenheit, durch das häufige Verlieben, das zu nichts führt; durch die Nahrungsſorgen und das ewige Vorzählen von Thalern, die der Held oder die Heldin zu wenig haben.

Genug, Hermes (den ich noch perſönlich kannte, da er erſt 1821 im höchſten Alter geſtorben iſt) war zu zerſtreut und confus, als daß ſeine Sittenpredigten einen tiefern Eindruck hätten machen können.

Wielands Freundin, Sophie von Laroche, gab ein Jahr nach „Sophiens Reiſe“ (1771) einen Roman unter dem Titel „das Fräulein von Sternheim“ heraus.

Hier iſt es wieder eine Sophie, die ihre Tugend mitten unter Nöthen bewahrt. Aber die Laroche packt den Gegenſtand mit großer Energie an. Sophie von Sternheim wird durch den diaboliſchen Lord Derby um Alles gebracht, durch eine falſche Trauung betrogen, durch einen Diener des Böſewichts zuletzt in einen Thurm geworfen, den ſie nur ſterbend wieder verläßt, aber bei alledem bleibt ſie immer gleich edel, gleich tugendhaft und läßt ſich nicht aus dem Gleichmuth einer ſchönen Seele herausbringen.

Die Verfaſſerin hat ſich nicht ſowohl Richardſon und Hermes, ſondern den jüngern Crebillon zum Muſter genommen, in deſſen orphelins ein Don Juan der engliſchen Ariſtokratie mit unnachahmlicher Kunſt eine edle Dame verführt. In den ſpätern Romanen der Laroche wird jene erſte Energie vermißt. Sie erſcheint darin lehrhaft, tugendkokett, langweilig. In dem Roman „Schönes Bild der Reſignation“ zerfließt ſie in O und Ach. Ein empfindſamer Georg ſteht hier mit getheiltem Herzen zwiſchen zwei für ihn betenden Mädchen. Es lohnt nicht der Mühe, alle ihre Romane: Meluſinens Sommerabende, Briefe an Lina, Liebehütten ꝛc. zu analyſiren.

Johann Jakob Duſch, Profeſſor in Altona, begann 1754 mit langweiligen Lehrgedichten, ging allmählig in die Nachahmung Kleiſts als

Naturbeſchreiber über, unterbrach dieſe gelſtloſen Sachen mit einigen komiſchen Epopöen im Geſchmack des Pope und Zachariä (den Schooßhund, das Toppée), überſetzte Pope und Hume, und endete mit Romanen in engliſcher Manier, nachdem er 1780 in „der Stärke der edleren Liebe“ den griechiſchen Roman des Heliodor matt nachgeahmt hatte. Am berühmteſten wurde ſein „Karl Ferdiner“ (1776).

Karl liebt zwei gleich vortreffliche Frauenzimmer zugleich, kann ſich deßhalb nicht entſchließen, welche er heirathen ſoll, läßt ſich mit der Einen ein, verſchiebt aber den Hochzeittag und läßt ſie am Ende ſitzen, um der Andern nachzugehen, die ihrerſeits die Großmüthige ſpielen und ihn Jener laſſen will. Wie in Göthes Stella, widerliches Zeug! Ein ſo wankelmüthiger Mann verdient nicht, als ein intereſſanter Romanheld dargeſtellt, ſondern ausgepeitſcht zu werden.

Noch widriger iſt „die Puxille“, ein Roman in Briefen von 1798.

Die Helden des Romans ſind die Puxille, ein verwaistes, ſehr ſchönes Mädchen Namens Minna und ihr Geliebter Waller. Die Kataſtrophe iſt ein Maskenball, auf dem Waller in der Trunkenheit ſeine Minna entehrt, ſich aber einbildet, es ſey eine Andere geweſen, während auch Minna glaubt, es ſey bei ihr ein Anderer geweſen. Ein boshaftes Paar nährt den Irrthum, bis er ſich aufklärt und Waller und Minna ein glückliches Paar werden. Die unſchöne Art, wie Caroline ſich bei dieſer Geſchichte benimmt, entfremdet ihr das Herz ihres Liebhabers Felsberg.

Müller von Itzehoe, Buchhändler, ſpäter Privatmann, ahmte die komiſchen Romane des Fielding nach. Sein berühmteſter Roman „Siegfried von Lindenberg“ erſchien 1779 mit Kupfern von Chodowiecki. Müller ſchilderte darin einen jungen Pommerſchen Edelmann als einen noch ganz ungeleckten jungen Bären, aber voll Gutmüthigkeit. Leider glaubte er manches von Don Quixote auf ihn übertragen zu müſſen, wodurch die Naturwahrheit dieſes pommer'ſchen Sittengemäldes wieder Noth litt.

Siegfried iſt nur Cornet, aber reicher Gutsbeſitzer. Aus Langeweile läßt er ſich einmal durch den Schulmeiſter (Ludimagiſter Schwalbe) den gehörnten Siegfried vorleſen und bekommt Luſt zu ſolchen Geſchichten. Der Schulmeiſter überredet ihn, ſeine eigenen Thaten, wie die jenes ältern Siegfried, mittelſt eines Wochenblattes der Welt zu verkünden, und wirbt in der nächſten Stadt ein brodloſes Genie, den Herrn Fix, dieſes Blatt nebſt dem Druck zu übernehmen. Hier lernt er aber auch den braunen Mann, das Muſter eines ſchlichten, vernünftigen Mannes und Familienraters kennen. Nun wird die kleine erbärm-

liche Chronik des Pommerſchen Dorfes in den Nummern des neuen Blattes preisgegeben. Die darin vorkommenden Aufſchneidereien läßt ſich der ehrliche Junker aber nicht gefallen. Um die Welt zu ſehen, geht Siegfried auf Reiſen, von Ludimagiſter und Fix begleitet, aber ſchon am nächſten Stadtthor kehrt er wieder um, weil er incognito hat reiſen wollen und die unverſchämte Wache am Thor ſeinen Namen wiſſen will. In einem Wirthshaus begegnet er zum erſtenmal der ſchönen Eliſe, einer reiſenden Dame, die zum Glück in ſeiner Nähe wohnt und der er bald ſeine Aufwartung macht. Der Schulmeiſter fällt aus der Rolle, indem er ſich von ſeinem böſen Weibe jämmerlich durchprügeln läßt, welchen Exceß der Junker ſtreng beſtraft. Fix macht ſich nützlich, indem er den Junker aus den Händen von Räubern befreit. Endlich kommt auch noch der braune Mann wieder, macht den Junker auf ſeine begangenen kleinen Thorheiten aufmerkſam und bildet ihn zum praktiſchen Manne aus, in welchem Geſchäfte ihm Eliſe gern behülflich iſt, die dem treuherzigen Junker Herz und Hand gibt.

Unter dem braunen Manne verſtand Müller ſich ſelbſt, gab daher ſpäter noch mehrere Romane „aus den Papieren des braunen Mannes“ heraus. Seine Sprache iſt affectirt natürlich, in Siegfried noch gekünſtelter, ſpäter allzu vertraulich und aufdringlich. In dem „Herrn von Waldheim“ ſchildert er wieder einen derben Landjunker mit ſeinem Sohn und verhöhnt nebenbei einen orthodoxen Geiſtlichen als Kuppler. Im „Emerich“ ſtellt er eine geſunde ländliche Natur der ſtädtiſchen Corruption gegenüber und greift wiederum die Orthodoxen heftig an. Hierin zeigt er eine Wahlverwandtſchaft mit Nicolai. In „Friedrich Beck“ häuft der Verfaſſer neue Abentheuer, in „Ferdinand“ ſogar Greuel, was zu ſeiner erſten Manier nicht mehr paßt.

Als ein gutes Sittengemälde war der 1784 von Helene Unger (Frau eines Berliner Buchhändlers) geſchriebene Roman „Julchen Grünthal“ berühmt, weil in demſelben das damalige Unweſen der franzöſiſchen Moden und frivolen Sitten gegeißelt wird.

Julchen iſt die wohlerzogene Tochter eines Amtmanns auf dem Lande und wird, um „Welt“ zu bekommen, in eine weibliche Penſionsanſtalt der Reſidenz geſchickt, wo ſie ſtatt der vaterländiſchen Sitten und geſunden Verſtandes- und Herzensbildung nur die franzöſiſche Unnatur und Corruption findet und bald, in dem Strudel derſelben fortgeriſſen, als gemeine Buhlerin endet.

Eine viel ſchwächere Nachahmung iſt „Lottchens Reiſe ins Zuchthaus“, worin die Schwächen und Thorheiten eines Mädchens geſchildert

werden, welche ſie zuletzt ins Zuchthaus bringen. Vgl. allgemeine deutſche Bibliothek 35, 182.

Johann Gottlieb Schummel, Profeſſor in Breslau, hatte ſeinen ausgezeichnet guten Styl an Wieland und Leſſing gebildet. Es iſt mir nie gelungen, ſeiner älteſten Sachen habhaft zu werden. „Luſtſpiele ohne Heirathen, Wittenberg 1772. Kinderſpiele und Geſpräche, Leipzig 1776. Fritzens Reiſe nach Deſſau daſ. 1776. Wilhelm von Blumenthal daſ. 1780. Das blinde Ehepaar, Breslau 1788. Reiſe durch Schleſien, 1792.

Ich kenne nur ſeine „empfindſamen Reiſen durch Deutſchland“ von 1771.

Eine geiſtloſe Nachahmung der empfindſamen Reiſen von Yorik (Sterne), voll von Langweiligkeiten und Gemeinheiten, wie man ſie einem ſonſt ſo feinen Geiſte, wie Schummel, nicht hätte zutrauen ſollen. Der Reiſende ſchildert, wie er von einer Stiefmutter mißhandelt, in die weite Welt gegangen ſey, wie eine gutmüthige Bäckersfrau ihn beſchenkt, dann ein Kaufmann ihn zu ſich genommen habe, deſſen ſchon ältliche Frau ihn verführen wollte, wobei er ſich wie der keuſche Joſeph benahm. Durch eine Erbſchaft plötzlich reich geworden, geht er auf Reiſen und kommt zuerſt nach Leipzig, wo er mit verſchiedenen Frauenzimmern ziemlich geiſtloſe Abentheuer beſteht, indem er ſich einer Kranken, dann einer Gefallenen erbarmt und endlich die Bäckersfrau wiederfindet, die er als „Mutter“ zu ſich nimmt. Im dritten Theil entſchließt ſich Einer großmüthig, ein Mädchen zu heirathen, die von einem Andern ſchwanger iſt. Auch wird ſich einer Kindsmörderin erbarmt und werden die Leiden eines Geiſtlichen unter einer Maſſe von Gemeinheiten ſeiner Umgebung geſchildert. Auch iſt ein Luſtſpiel eingeflochten, „die unſchuldige Ehebrecherin oder viel Lärm um nichts.“ Der dumme Töffel will des Nachts zur Magd, verirrt aber in die Schlafſtube der Frau, welch letztere nun des Ehebruchs beſchuldigt wird, bis erwieſen iſt, daß Töffel in der Angſt ſich verirrt hat und die Frau von nichts wußte. Dieſe Albernheiten werden nun noch pretiös in einem kurzgehackten Style vorgetragen, ſo daß man vor Verdruß oft kaum weiter leſen kann.

Beſſer iſt Schummels „kleiner Voltaire“.

Die Geſchichte des Auguſtin, Sohn eines reichen und angeſehenen proteſtantiſchen Prälaten und einer vortrefflichen Mutter. Auf der Univerſität kommt dieſer Jüngling in Geſellſchaft von Freigeiſtern und wird Mitglied eines geheimen Ordens, deſſen Zweck Beſeitigung des Chriſtenthums und Cultus der Natur, Emancipation des Fleiſches iſt. Man lieſt in dieſem Klub nur atheiſtiſche und obſcöne Schriften, namentlich aus der franzöſiſchen Schule. Einſt beſucht der alte Vater den Sohn, als derſelbe gerade ein Mädchen bei ſich hat. Schnell wird dieſelbe ein wenig maskirt und für einen kranken Stu-

denten ausgegeben. Der arglose Vater tröstet den vermeintlichen Kranken, faßt seine Hand und meint, er habe große Hitze. Man kann sich denken, wie der Klub nachher darüber lachte (S. 456.). Eine Krankheit der Mutter führt den Sohn zurück. Er sieht sie sterben, die ihn aufs innigste zur Besserung ermahnt. Eine Heirath führt ihn auch wirklich auf bessere Wege, aber seine junge Frau stirbt; er trifft mit einem alten Ordensgenossen, der als falscher Spieler reich geworden, wieder zusammen, geht mit ihm auf Reisen, wird in Italien im Ehebruch ertappt und vergiftet. — Der Roman ist etwas breit und mit viel Gelehrsamkeit durchspickt, doch in den gelehrten Notizen wird die Seite der Literatur, gegen welche Schummel seine Angriffe richtet, gut beleuchtet. Die zweite Auflage ist von 1785, die erste muß also älter seyn.

Am besten ist Schummels „Spitzbart", eine tragikomische Geschichte für unser Jahrhundert (1779).

Inspector und Pastor Spitzbart, Pastor in Rübenhausen, hat ein „Ideal einer vollkommenen Schule" herausgegeben, voll von Basedow'scher Schwärmerei. Weil aber dieser pädagogische Schwindel damals Mode war, so zieht ihm sein Buch den Ruf auf das Directorat einer größeren Schulanstalt zu, und triumphirend zieht er, als der gefeierte Pädagog, in die Stadt ein, in der er Wunder thun soll. Nun ist er aber im höchsten Grade unwissend und unpraktisch und fängt alles verkehrt an. Das gute Alte schafft er ab und kann nichts Besseres dafür bieten. Das Leichteste macht er sich schwer. Befehle, die er gegeben, nimmt er aus Noth selbst wieder zurück. Gute Lehrer stößt er vor den Kopf, schlechte zieht er hervor ꝛc. Endlich spielt ihm seine eigene Familie die schlimmsten Streiche. Der die ganze Menschheit erziehen will, kann nicht einmal seine eigenen Kinder erziehen. Seine Tochter Zielchen wird schwanger, sein Söhnchen Israelchen ist der gottloseste Bube unter der Sonne, den er am Ende in fremde Zucht geben muß. So schwer muß er für seine Eitelkeit büßen, bis ihn der Kummer über die Tochter tödtet. — Das Buch ist in sehr gutem Styl und in der besten Laune geschrieben. Das häusliche Leben des alten Mannes und die Schulscenen sind trefflich geschildert. Unter den letztern besonders die Versuche des Idealisten, die sokratische Methode als die Hebammenkunst des Geistes, in der Schule einzuführen.

Geringer ist wieder „die Revolution in Scheppenstedt", 1794.

Die französische Revolution findet Nachahmung in Scheppenstedt. Gastwirth Springer regt die Köpfe auf. Der Fürst befiehlt, die Leute machen zu lassen, in der Absicht, durch die zu erwartende Dummheit der Scheppenstedter alle Nachbarn abzuschrecken und die Gefahr durch Karikirung ihres Scheines abzuwenden. Die guten Spießbürger schmücken sich nun mit Kokarden, errichten Klubs und Freiheitsbäume, überlassen sich der Führung von

Thoren und Spitzbuben und werden auf einmal durch fürstliche Truppen überfallen und ins alte Geleis gebracht.

Johann Karl Wezel von Sondershausen, der als Privatmann lebte und in hohem Alter († 1819) noch wahnsinnig wurde, schrieb bald nach dem siebenjährigen Kriege Schauspiele und Romane, die sich durch viel Natürlichkeit und oft durch guten Humor auszeichnen, aber eine gewisse Linie des Gemeinen doch nicht hinter sich lassen.

Sein vierbändiger Roman Tobias Knaut (1773) ist sichtbar dem Tristram Shandy und auch ein wenig dem Candide nachgeahmt.

Die Körper- und Seelenbildung Knauts wird bis in den Zeugungsakt verfolgt. Knaut ist der Sohn eines Dorfschulmeisters, zwerghaft, bucklig, phlegmatisch, wird in der Jugend mißhandelt, läuft aber davon, um Soldat zu werden, weil er von diesem Stande viel Schönes gehört hat, ohne zu bedenken, daß er zu einem Helden zu klein ist. Unterwegs betrügt ihn eine Zigeunerin, die ihm, während er badet, die Kleider stiehlt. Nackt im Teiche wird er von zwei Fräulein gefunden, unter denen Adelheid ihm besonders Mitleid widmet. Durch sie bekommt er Kleider und ein Reisegeld. Nachher hat er das Glück, dieselben Damen aus einer Wassersnoth zu retten und wird dadurch noch weiter gefördert. Ein Herr Seelmann nimmt sich seiner an, erzieht ihn, bildet ihn zum Philosophen und hinterläßt ihm sein ganzes Vermögen. Inzwischen stärkt den kleinen Knaut eher sein angeborenes Phlegma, als sein Glück und seine Philosophie. Was in Voltaires Candide Reflexion ist, die beste Welt des Magister Pangloß, erscheint bei Knaut nur als natürliche Gutmüthigkeit. Als er hört, Jemand habe das Bein gebrochen, freut er sich, daß er nicht beide gebrochen hat. Einmal verzehrt er eine Schüssel voll Cicheln, um zu beweisen, auch bei solch roher Kost könne man glücklich seyn. Als ihn ein lebenslustiger Freund das erstemal in ein Bordell führt, findet er dort Fräulein Adelheid wieder und heirathet sie auf der Stelle.

In diesem Roman ist bei aller Natürlichkeit doch etwas Ungesundes. Der Zug echt deutscher Gutmüthigkeit erscheint zu sehr karikirt Es beleidigt unser Gefühl, unsre Volksthümlichkeit zu einer solchen Personification verschrumpft zu sehen. Der deutsche Michel ist eine bessere Figur, weil er wenigstens drein schlagen kann. — In einem andern Roman, Belphegor (1776) zeichnet Wezel den nämlichen Charakter noch einmal, aber nicht mehr in Glück, sondern unter fortwährenden Schlägen des Mißgeschickes. Hier hat er Candide bis in Einzelnheiten copirt, ohne gleich Voltaire das Widrige und Schaudererregende durch Witz und köstliche Laune zu neutralisiren.

Belyhegor wird von der ſchönen Akante mit ſo derben Fußtritten aus dem Hauſe geſtoßen, daß er das Hüftbein zerbricht. Der Grund ihres Zorns iſt keine Empfindſamkeit. Sie will nicht Seele, nicht Geiſt, ſondern Fleiſch und Geld, und hat ſich bereits dem reichern Fronal hingegeben, der als Belyhegors Freund es für dieſen ſelbſt heilſam hält, von ſeiner thörichten Liebe loszukommen. Belyhegor geht in die weite Welt, um Akante zu vergeſſen, findet ſie aber überall wieder, denn ſie iſt nur die perſonificirte Ungerechtigkeit der Welt überhaupt. Ueberall ſieht er nur Böſes geſchehen, den Gerechten und die Unſchuld leiden. Das boshafte Schickſal zwingt ihn, um ſein Leben zu retten, ſelber Böſes zu thun. Einmal ſoll er gehenkt werden, als ein Erdbeben ihn befreit. Einen Troſt findet er erſt, indem er ſeinen alten Freund Medardus wiederſieht, der bei allem Elend gelaſſen bleibt und nicht höher ſchwört, als bei dem Apfelwein ſeiner Heimath, den er in Ruhe trinken möchte. Nach einiger Zeit geſellen ſich auch Akante und Fronal zu ihm, die ſich beide rein waſchen, als hätten ſie nur Belyhegors Beſtes gewollt. Akante wird hier ganz der Papſttochter in Candide nachgebildet. Sie erzählt, wie ſie mit Papſt Alexander VI. gebuhlt habe, dann als Maitreſſe eines Markgrafen aus Eiferſucht der Naſe und rechten Hand beraubt und im ganzen Geſicht geſchunden worden ſey, welche Mängel ſie indeß durch Kunſt wieder erſetzt habe ꝛc. Plötzlich kommt eine Waſſerhoſe und entführt in ihrem Wirbel Belyhegor und Medardus nach der Türkei, wo ſie blutige und ſchreckliche Abentheuer erleben, Sklaven werden ꝛc. Dann gerathen ſie nach Afrika unter die heimiſchen Neger, zu Menſchenopfern ꝛc. Gar phantaſtiſch iſt ein Amazonenſtaat geſchildert. Hier haben die Weiber überaus lange Brüſte und in der Kunſt, ſie über die Achſel zu werfen oder nachläſſig fallen zu laſſen, beſteht ihre höchſte Koketterie. Zu Geſellſchaftern haben ſie nur Affen, deren Schwanz ein natürlicher Spiegel iſt, worin ſie ſich gern beliebäugeln ꝛc. Aus der Gewalt dieſer Damen befreit, findet Belyhegor endlich ein Paradies der Unſchuld und glaubt zum erſtenmal, es gäbe doch noch Glück auf Erden, aber am andern Morgen iſt die Gegend von Feinden verbrannt und verheert, ſind die unſchuldigen Menſchen alle ermordet. In einer gemeinen Straßenhure findet er ſeine Akante wieder, läßt ſich von ihr gutmüthig beſchwatzen und verzeiht ihr alles. In ihrer Geſellſchaft kommt er in das Wunderland der weiſen Zwerge, lediglich eine verkleinerte Copie der Menſchenwelt, ſo daß auch ſie ihn nicht befriedigt. Da reißt ein Erdbeben den Boden, auf dem er mit Akante ſteht, vom Feſtlande los und treibt ihn als ſchwimmende Inſel in den ſtillen Ocean. Von Hunger gequält ſpäht nun derſelbe Belyhegor, der eben erſt die ganze Menſchheit verflucht und ſich in die entlegenſte Einſamkeit gewünſcht hat, ängſtlich nach Menſchen aus, nach einem Schiff oder einem gaſtlichen Ufer. (Die einzige geiſtreiche Ironie im ganzen Roman.) Sie landen unter Kannibalen, werden nackt an einen Pfahl gebunden und man zwickt ihnen Stück vor Stück das Fleiſch ab, doch werden ſie abermals gerettet. Akante wird, als ſie

einen Ehemann verführen will, todtgeschlagen. Belyheger aber, mit Medardus und Frenal wieder vereinigt, findet endlich Ruhe in einer bescheidenen Einsamkeit am Apfelweinkruge des Medardus.

Peter Marks, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit vortrefflichen Kupferstichen von Chodowiecki.

Marks heirathet ein schönes, aber so einfältiges Mädchen, daß sie auch in der Ehe noch mit Puppen spielt. Sie stirbt in der ersten Niederkunft. Da heirathet er eine überaus kluge Dame, die ihm aber bei jedem Wort widerspricht und ihren Mops lieber hat als ihre Kinder. Auch sie stirbt. Nun heirathet er eine Kokette, die ungeheuren Aufwand macht, bis sie an französischen Versen erstickt, die ihr ein Liebhaber in ein Stück Torte versteckt hatte. Zum viertenmal heirathet er eine Geizige, die vor Aerger stirbt, als er es nach langen Demüthigungen zum erstenmal wagt, sich ihr zu widersetzen. Seine fünfte Frau ist eine Reiche, aber so übermüthig und freigeistisch, daß sie an einem Bußtage durch ihren Putz und frechen Betragen das Volk reizt und mißhandelt wird, ein Affront, der sie tödtet. Endlich findet er in einem einfachen Mädchen die sechste Frau, mit der er glücklich ist.

Die wilde Betty, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit schönen Kupfern von Chodowiecki, ist das Seitenstück zu Marks.

Betty ist in England geboren. Ihre Mutter heirathet zum zweitenmal in Deutschland. Betty ist ungeheuer wild, plagt die Knaben im Dorfe, tummelt sich allen zuvor, ist daher sonnverbrannt und schmutzig. Endlich scheuert und striegelt man ihr den Schmutz ab und verheirathet sie an einen Criminalrath, einen bleichen kalten Pedanten, der sie streng hält. Sie erholt sich in Späßen mit ihren Mägden und läßt sich sogar von einem Officier ein Reitkleid schenken und reitet; aber der Herr Gemahl versteht keinen Spaß. Sie wird den Eltern zurückgeschickt und entschließt sich, reuig wieder zu ihm zu gehen. Nochmals mit einem Liebhaber ertappt, wird sie von ihrem Mann vor Gericht gestellt, er stirbt aber und der Prozeß wird niedergeschlagen. Sie heirathet einen Kapitain, der ein solcher Trinker ist, daß er sich ein Faß Wein sogar im Schlafzimmer hält, bis er einmal todt davor liegen bleibt. Nun nimmt sie zum dritten Mann einen Landedelmann, der vorher ausschweifend gelebt hat, und den jetzt eine frömmelnde Schwester bekehren will. Der Edelmann überrascht aber einmal die Schwester, indem sie einen Frömmler bei sich im Bett hat und veilscht diese durch. — Ein durchaus elendes Machwerk ohne alles Zartgefühl. Eine wilde Natur, wie diese Betty hätte ungleich geistvoller aufgefaßt werden müssen.

Hermann und Ulrike, komischer Roman, 1779.

Hermann wird als hübscher junger Knabe von einer Gräfin aufgenommen,

Und iſt es denn ein ſo beklagenswerthes Ereigniß, daß Frankreich der engliſchen Weiſe von Jahr zu Jahr ſich mehr nähert, daß Holland, die Schweiz, Dänemark, ja Belgien den Einfluß Deutſchlands in dem Grade mächtig verſpüren, in welchem dieſes ſelbſtbewußt ſich ausbildet und vorſchreitet? Iſt es zu bedauern, daß die Anwohner der See überall allgemeinen Anſichten, fremdem geiſtigen Erwerbe zugänglicher ſind, als der Hirte des Gebirgs? Kein Volk beſitzt Alles, keine Provinz kann der andern ganz entbehren, wir ſind ja von Natur auf Austauſch, auf wechſelſeitiges Ergänzen gewieſen, und um ſo glücklicher je ausgebreiteter dieſer Tauſch iſt. Der rauhe, mäßige und kräftige Hochländer, der in großen Städten die ſchwere Arbeit um reichlichen Lohn verrichtet, und dieſen in ſein Thal zurückbringt, er hätte ja in dieſem nicht ſein Leben friſten können. Er und der Lohnſoldat, welcher noch jetzt im Süden der ſicherſte Hort der Regierungen iſt, ſie mußten ihre Volksthümlichkeit aufgeben, die theure Heimath auf Jahre verlaſſen, nur um exiſtiren zu können.

Oder ſollen wir das Beiſpiel der ſogenannten demokratiſchen Kantone der Schweiz anführen? Da finden wir bei kaum merklichen Abgaben, bei feſtem Beharren am Alten, bei den uranfänglichen Saumwegen die ausgebildetſte Oligarchie, den kraſſeſten Aberglauben und alle Verderbtheit des ausgebildeteren geſellſchaftlichen Zuſtandes, ohne die Vorzüge des nicht ausgebildeten und nur von Phantaſten als idylliſch aufgefaßten.

Der Säumer des Gebirgs, welcher in der Stadt behaglich im Kaffeehauſe ſeine Taſſe ſchlürft, der Hirte, welcher den Rauch ſeiner Pfeife in die friſche Morgenluft bläst, die Abbruzzeſin, welche engliſchen Stockfiſch für den nächſten Faſttag ſorgfältig auf dem Wochenmarkte ausliest, ſie alle ſprechen durch die That die Unmöglichkeit der Iſolirung, die Nothwendigkeit des Austauſches und ſomit das Todesurtheil aller ganz durchgeführten und ſelbſtſtändigen Volksthümlichkeiten aus. Manche aber möchten ſo gerne das Ergebniß ohne die Bedingungen, von einem unzertrennlichen Ganzen nur gerade das, was ihnen anſtändig wäre, ein China ohne ſeinen Hong im Süden und ſeine Mauer im Norden.

Gleichen Fehler begehen die, welche über das Verſchwinden alles Poetiſchen aus dem heutigen Leben zu klagen lieben. Sie umgeben ſich ſo gerne mit allen Genüſſen, welche nur eine geſteigerte

um als Amor bei einem Fest zu figuriren, dann im Hause behalten und erzogen, und verliebt sich in das Fräulein Ulrike, mit der er aufwächst. Die Sache wird entdeckt, er wird verstoßen, und auch das Fräulein, eine entfernte Verwandte des gräflichen Hauses, muß fort. Die Liebenden finden sich im Hause eines Kaufmanns wieder, er als Lehrling, sie als Erzieherin. Da sie aber von ihm schwanger wird, werden sie abermals verstoßen und getrennt. Er treibt sich nun als Spieler umher, ist aber so treu, mit dem gewonnenen Gelde ein idyllisches Hüttchen in der Schweiz zu kaufen, auf dem er sich mit Ulriken niederläßt. Aus diesem kleinen Elysium wird aber Ulrike durch ihre vornehmen Verwandten heimlich entführt und muß plötzlich aus einer Schweizer Bäuerin eine Hofdame werden. Doch auch diesmal findet Hermann sie wieder, weiß sich beim Hofe einzuschmeicheln, wird ein vornehmer Mann und heirathet endlich die vielgeprüfte Geliebte. Im Grafen Oblau soll Wezel den Grafen Günther von Schwarzburg-Sondershausen aufs treueste portraitirt haben. Wieder, Deutschland III. 241.

Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit, 1782.

Der beste Roman Wezels, obgleich von widerwärtigem Inhalt. Wilhelmine ist dem reichen Kaufmann Arend in Hamburg verheirathet, plagt ihn aber mit ihrer Empfindelei, so daß er sich an eine französische Operntänzerin Pouilly hält, die seinem Geschmack besser zusagt und ihn amusirt. Durch Vermittlung eines klugen Arztes, der den Kaufmann vor der habgierigen Tänzerin warnt und der Frau zuredet, den Mann weniger ihre Reizbarkeit merken zu lassen, werden die beiden Eheleute mehreremale wieder versöhnt, allein auf die Länge kann es Arend bei der pimplichen Frau nicht aushalten und läßt sich immer wieder durch die muntere Französin verlocken. Auf den Rath des Arztes versucht es Wilhelmine mit Eifersucht und nimmt einen gewissen Webster zum Hausfreund an, allein auch das Mittel schlägt nicht an. Arend ist schon so tief gesunken, seiner Frau ihren Schmuck, sogar ihren Trauring entwenden zu lassen und damit seine Buhlerin auszuzieren. Wilhelmine, die aus Trauer sich gar nicht mehr schmückt, geht zum ersten- und letztenmal zu der Pouilly, um sie zu rühren, daß sie ihr ihren Mann zurückgebe, findet aber nur Hohn und Uebermuth und als sie mit Erschrecken ihren eigenen Schmuck an der ruchlosen Person gewahr wird, entreißt sie ihr den gestohlenen Trauring. Nun ist keine Versöhnung mehr möglich. Arend vernachlässigt alle Geschäfte, ist tief verschuldet, lebt außer dem Hause mit der Pouilly und als er ihr nichts mehr zu geben hat, mit noch gemeineren Buhldirnen. Unter diesen Umständen gibt Wilhelmine der Stimme des Herzens Gehör und folgt Webstern, den sie liebt. Aber um keinen Preis läßt sie sich bewegen, ihren Mann vor Gericht zu laden, und eine Scheidung zu erzwingen. Aus Empfindsamkeit und Schwäche zieht sie es vor, Hamburg zu verlassen und in der Abgeschiedenheit des Thüringer-

waldes mit Webster heimlich getraut zu leben. Man begreift nicht, wie Webster und der kluge Arzt eine so unvorsichtige Wahl gut heißen können. Wilhelmine fühlt sich zwar in Websters Armen höchst glücklich, allein dieses Glück wird ihr unaufhörlich gestört durch den Gedanken, sie lebe in Bigamie. Dazu kommt noch, daß Arend ihr einen Brief schreibt, worin er auf seinen Ansprüchen beharrt, und ihre Rückkehr fordert. Das kann ihre zarte Natur nicht aushalten. Sie kränkelt, fällt in Irrsinn und stirbt. Arend kommt, als sie schon begraben ist, jammert und möchte sie aus der Erde wieder herauskratzen. — Die psychologische Wahrheit dieses Romans ist ergreifend, aber es empört, so viel Jammer zu sehen, der durch einfachen Verstand hätte vermieden werden können.

Wezels Lustspiele (von 1778) haben viel Natürliches, sind aber zum Theil allzu frei.

Rache für Rache. Ein lustiger Graf macht einem jungen Herrn weiß, das schöne Fräulein Lottchen sey — ein verkappter Jüngling. Er glaubt dieß und wird sehr unartig gegen das Fräulein, welche die Ursach davon nicht begreift, was zu einigen sehr heitern Scenen führt.

Ertappt! Ertappt! Zwei junge Liebende werden erkannt als Bastarde zweier alten adeligen Herren, die über diese Entdeckung ihrer Jugendsünden sehr beschämt sind.

Eigensinn und Ehrlichkeit. Hermann, der Hofmeister, liebt nur das Kammermädchen, bekommt aber die Gräfin selbst. Es kostet den Dichter Mühe, zu beweisen, daß er diese Wahl nicht aus Eigennutz trifft.

Der blinde Lerm. Ein Edelmann von wunderlicher Laune will seiner Nichte, einer jungen Wittwe, nur unter der Bedingung wieder zu heirathen erlauben, daß sie in der neuen Ehe drei Kinder bekäme. Eine Nebenbuhlerin verleumdet nun ihren Anbeter, er sey abälardisirt und erst ein fingirter Brief, wornach eine Pariser Opernsängerin von ihm in guter Hoffnung seyn soll, beruhigt und erfreut den alten Onkel dergestalt, daß er die Hände der Liebenden zusammenfügt. Das damalige Publikum konnte viel aushalten. — Die übrigen Stücke sind ganz unbedeutend. Ebenso das Trauerspiel „der Graf von Wikham", in dem am Schluß der sterbende Liebhaber noch so viel Kraft behält, die untreue Geliebte zu erstechen und mit ihr zu sterben.

Karl Philipp Moritz, geb. zu Hameln, gest. als Professor und Akademiker in Berlin 1793, schrieb vielerlei Unbedeutendes, nur seine unter dem Titel „Anton Reiser" 1785 erschienene eigene Lebensbeschreibung ist interessant, weil aufrichtig und naiv in der englischen Manier.

Reiser, ein gänzlich verwahrloster Knabe, wurde Hutmacherlehrling, nachher Schauspieler ꝛc. Seine Abentheuer wie seine spätern Auszeichnungen ge-

währen weniger Interesse, als die Schilderung seiner Seelenzustände und das Schulleben seiner Jugend.

Ein noch viel merkwürdigerer Selbstbiograph war Stilling (eigentlich Johann Heinrich Jung), daher auch oft Jung-Stilling genannt, aus dem Nassauischen, ein Schneidergesell, Schullehrer, dann, nachdem er Medizin studirt, berühmter Augenarzt in Heidelberg und zuletzt noch Professor der Staatswissenschaften († 1817). Mit dem edelsten Muthe sich mitten im Reich der Aufklärung und Religionsspötterei für Christum zu bekennen, verband er eine seltsame literarische Koketterie. Seine Schriften wurden in vielen Kreisen der Frommen gelesen. Gesammelt in Stuttgart, bei Scheible 1838, in 14 Bänden. — Am bekanntesten ist seine Selbstbiographie oder „Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter."

Die treuherzige Art, in der er seine gedrückte Jugend beschreibt, das Idyllische der Armuth, die Genremalerei aus der dörflichen Schulmeister- und Schneiderwelt hat vielen Reiz und das fromme Gottvertrauen etwas Erhebendes. Es liegt sogar eine tiefere nationale Idee in diesem Buche, sofern es deutscher Muth und Fleiß, deutscher Geist ist, der sich aus so tiefer Niedrigkeit und Beschränktheit zum Hohen emporarbeitet, wie das Samenkorn aus Erde und Mist. Doch wird man beim Lesen dieser Geschichten ein drückendes Gefühl nicht los, dasselbe, wie es Anton Reiser einflößt: und dieses drückende Gefühl nimmt in dem Maße zu, in welchem der Autor in glücklichere Verhältnisse kommt und nur noch seine Erfolge und seine Freude zu schildern hat. Das Drückende ist die Kleinlichkeit, der Pedantismus, die geheime Eitelkeit des Mannes, der sich selbst denn doch gar zu wichtig vorkommt und der Mit- und Nachwelt auch das Unbedeutendste aus seinem Leben, sogar aus der Kinderstube seiner Kinder erzählen zu müssen glaubt. Seine Anhänglichkeit, man darf wohl sagen seine Schwärmerei für seine Gattin hat etwas Rührendes, aber sie wird fast komisch, wenn man liest, wie ihm eine Frau nach der andern stirbt und er eine nach der andern heirathet, Christine, Selma, Elise, und für jede neue wieder eben so schwärmt, wie für die frühere. Das hat denn auch auf seine Romane eingewirkt, in denen ein wahrer Luxus von christlicher Kuppelei und Ehesegen herrscht.

Die ganze Eigenthümlichkeit Stillings tritt hervor in seiner „Geschichte des Herrn von Morgenthau". Von 1779.

Der junge Candidat Streitmann lernt den Herrn von Morgenthau, einen erst dreißigjährigen aber sehr ernsthaften und geheimnißvoll orakelnden Edelmann, kennen und bewundern, zuerst bei der Leiche einer Bettlerin, in der die

verſtoßene Schwiegertochter des böſen Herrn von Haberklee erkannt wird. Morgenthau läßt ſie begraben und nimmt ſich der verwaiſten Kinder an. Da kommt auch der Gatte der Verſtorbenen, der junge Haberklee, als abgeriſſener Bettler. Sein alter böſer Vater will ihn holen, aber Morgenthau verwehrt es ihm. Der Alte bekommt einen Schlag von ſeinem Pferde. Morgenthau verpflegt ihn und bringt es dahin, ihn zum Chriſten zu bekehren. Denn Morgenthau iſt ſelbſt der frömmſte Chriſt. Nachdem er manches Gute von Johannetten, Streitmanns Schweſter, gehört hat, geht er einmal incognito zu ihr und zwar des Nachts, als ſchon alles im Hauſe ſchläft. Sie iſt ſchon in Negligé, macht ihm auf und nimmt keinen Anſtand, als er ſie unter dem angenommenen Namen Adam erſucht, einen Spaziergang im Mondſchein mit ihm zu machen, dieß zu thun. Gleich bei dieſer erſten Zuſammenkunft ſchmelzen ihre Seelen in einander. Einige Jahre ſpäter zieht er als Herr von Morgenthau auf und holt die freudig überraſchte Braut, deren Eltern, alle Pfarrersleute, er ebenfalls zu ſich nimmt. Aus dieſer einen Heirath folgen andre, der junge Streitmann wird Pfarrer und heirathet eine Seelenſchweſter, deren Bruder wieder eine andre, der junge Haberklee dieſe und ſo fort. Es iſt eine recht himmliſche Kuppelei. Dazwiſchen werden theologiſche Geſpräche geführt, die falſche Orthodoxie vom wahren Chriſtenthum unterſchieden und der ſchale Deismus verdammt. Ein Verbrecher wird hingerichtet und vorher bekehrt. Adelſtolz wird gedemüthigt und bekehrt. Der waltende Geiſt iſt ein etwas männlich geſteiftes Herrnhuterthum, mit amerikaniſchem Freimuth. Um den freien, nur an Chriſto gebundenen Geiſt Morgenthaus noch glänzender ins Licht zu ſetzen, macht ihn der Dichter zu einem Prinzen, der am Schluß des Romans auch wirklich auf den Thron gelangt, trotz ſeiner Mißheirath mit der Pfarrerstochter.

Etwas ſpäter ſchrieb Stilling die Geſchichte Florentins von Fahlendorn, 1781.

Ein verwaiſter Knabe, deſſen Eltern todt, deſſen Schloß verbrannt iſt, bettelt ſich durch die Welt, wächſt heran, fällt Werbern in die Hände und muß in Amerika als Soldat dienen, wird aber durch alle dieſe grauſamen Schickſale nur geprüft und geläutert, ſo daß er, in ſeinem Stande rehabilitirt und zu großem Beſitze gelangt, an der Seite des eben ſo geprüften und gefühlvollen Fräuleins Roſalie, ſeiner Jugendliebe, ein frommes Herrnhuterleben führt, ein großes Waiſenhaus gründet ꝛc. Die Begebenheiten und ſelbſt die Charaktere ſind Nebenſache, die Hauptſache ſind die lyriſchen Ergießungen; die Hymnen in Proſa, in denen irdiſche und himmliſche Liebe bis zur Ununterſcheidbarkeit in einander fließen.

In dem Roman „Theodor von Linden“ 1780, werden verſchiedene Perſonen geprüft, bekehrt und am Ende gibt es eine Menge Hochzeiten

zugleich. In „Theobald oder der Schwärmer“ unterscheidet Stilling den ächten Frommen von den Frömmlern. In seinem berühmten „Heimweh“ von 1794 kokettirt er aber selber etwas zu viel mit der Frömmigkeit. Es ist ein allegorischer Roman.

Christian Ostenheim ist der Christ, der seine wahre Heimath im Osten, d. h. bei Christo suchen soll. Als er herangewachsen, weihen ihn seine Eltern in wunderliche Mysterien der sogenannten Felsenmänner ein, d. h. von fest auf Gott Vertrauenden und im Glauben Wurzelnden. Er wird auf Reisen geschickt und muß unterwegs allerlei Prüfungen seines Glaubens und seiner Tugend bestehen. Wenn er dabei strauchelt, so kommen ihm die geheimnißvollen Felsenmänner allzeit rasch zu Hülfe. Die Verführer sind nur immer Allegorieen der Weltlust, der bösen Neigungen und Sünden, so wie die Felsenmänner Allegorieen der christlichen Tugenden. Zur Belohnung für seine Ausdauer wird er mit der wunderbar schönen Urania verlobt, die ihn anfangs freilich mit der Larve eines Todtengesichts zurückschreckt, das sich aber später in ein Angesicht voll himmlischer Schönheit verwandelt. Diese Urania stellt die Wahrheit vor, so wie Christian, der von nun an Eugenius (der Wohlgeborene) heißt, den Glauben. Verschiedene Versuchungen, ihn wieder von Uranien abzulocken, mißlingen. Einmal wird der Jüngling von einer reizenden Dame im Bett überrascht, steigt aber muthig heraus, packt sie und wirft sie unbarmherzig zur Thüre hinaus. Solche Heldenthaten machen ihn nun nach und nach fähig, das höchste Ziel zu erreichen. Er beginnt die Reise zur Heimath, in den Orient. In Aegypten wird er im Innern einer Pyramide in die ältesten Geheimnisse der ägyptischen Weisheit eingeweiht. Damit soll nichts anderes als das geschichtliche und menschheitskundige Studium gemeint seyn, das der Christ durchmachen muß, um die hohe Bedeutung des Messias auf Erden gehörig zu verstehen. Auch zu den Persern kommt er, um ihnen ihren Lichtgott Ormuzd als Christum zu deuten. Endlich wird er Fürst von Salyma und richtet eine christliche Monarchie ein, die ein Surrogat für das Reich Christi im himmlischen Jerusalem seyn soll, und in welchem die menschliche Schwäche noch einige Unordnung veranlaßt, die aber bald wieder gehoben wird. Die Polizei und Censur in diesem Staat ist sehr aufmerksam. So unumschränkt die Gewalt des christlichen Fürsten nach unten ist, so hängt er doch nach oben von einem Zwölfergericht ab, dem hohen Rath von Despera, unbekannten Obern, dem er verantwortlich ist und Rechenschaft ablegen muß. Das sind die apostolischen christlichen Urkunden. — Die Erklärung gab Stilling in seinem „Schlüssel zum Heimweh“. Die Allegorie hat etwas an sich so Kühles und Langweiliges, daß man sich hüten sollte, ein warmes christliches Herz mit diesem Eismantel zu bedecken. Hier aber spielt Jung noch dazu mit den christlichen Wahrheiten Versteckens, mystificirt die Leser und tän-

delt in das ernste Christenthum die Geheimnißkrämerei der Freimaurer hinein. Das alles macht einen unerquicklichen Eindruck.

Noch mehr verfehlt ist „der graue Mann", eine Fortsetzung des Heimweh,

worin Ostenheim die letzten Zeiten verkündet. Das Buch wurde in der Zeit nach Napoleons Sturz vollendet, daher ist auf die Meinung Rücksicht genommen, derzufolge Napoleon der Antichrist seyn sollte. Aber Stilling behauptet, der wahre Antichrist sey der Papst.

Die kleineren Erzählungen Stillings handeln von Gottes wunderbaren Fügungen in Rettung von Armen und Unglücklichen, Bekehrung von Sündern, im Zusammenbringen von Menschen, die sich zu lieben bestimmt sind, in Bestrafung von Verbrechern ꝛc. Er bearbeitete auch biblische Erzählungen und machte Gedichte. Unter den letzten findet sich eines auf seine drei Frauen, deren er sich fast muhamedanisch freut, als könne er sie, die er nach einander gehabt, einst alle zugleich haben. Endlich verfiel er auf Geisterseherei, schrieb eine „Theorie der Geisterkunde" voll interessanter Beispiele und „Scenen aus dem Geisterreiche".

Gespräche im Himmel. Die Seligen freuen sich der neuen Herrlichkeit, beschäftigen sich aber doch mehr mit Erinnerungen an die Erde. Da werden ganze Kapitel aus der Kirchengeschichte abgehandelt. Noch öfter wird einzelner frommen Männer gedacht, deren Ankunft im Elysium oder deren „Verklärung" besonders gefeiert wird. Das ist eine Art Kultus des Genius, wie er wenigstens unter den Frommen nicht vorkommen sollte. Ein eitles Ausframen persönlicher Verdienste. Da umarmen sich und disputiren mit einander Lavater und Heinrich Heß, jener unter dem Namen Israel, dieser Jesajah genannt. Abgeschmackte Lobhudeleien, die sich die himmlischen Brüder wechselseitig spenden. Hin und wieder aber schlagen doch tiefere Gedanken vor. So z. B., daß die Verdammten vermittelst einer nur jenseits zu erlangenden Geistersprache oder unmittelbaren Einsicht alle Laster an Andern erkennen und einander mit unsäglichem Abscheu fliehen möchten und nicht können.

Im Anhange ein episches Gedicht in achtzeiligen Stanzen: Chrysäon oder das goldene Zeitalter, der Versuch einer Schilderung des tausendjährigen Reichs. Selmar blickt in ein paradiesisches Thal mit einem Tempel, wünscht dort hinein zu kommen, muß aber erst viel Prüfungen bestehen. Endlich kommt er hinein und findet im Garten den Hausvater Gottfried, der ihm über den Antichrist und das nach seinem Sturz angebrochene goldene Zeitalter Nachricht gibt. Dann kommt er nach der Hauptstadt Antiochia, wo eine vortreffliche Kinderzucht und Schule eingerichtet ist und wo er ein Concert hört, den sinn-

bildlichen Ausdruck der hier herrschenden vollkommenen Harmonie. Weiter besteigt er das Gebirge Libanon, findet hier seine auferstandenen Eltern wieder und empfängt aus den Händen des Apostel Paulus das Abendmahl. Endlich kommt er noch nach Jerusalem, sieht den Heiland selbst und — erwacht aus seinem Traum.

Theodor Gottlieb von Hippel, ein Ostpreuße, studirte Theologie, wurde aus Liebe zu einem adeligen Fräulein Jurist, Advokat und starb als Bürgermeister und sehr reicher Mann in Königsberg. Er war ein Sonderling, spielte den Republikaner von Grundsatz und ließ sich adeln, war sehr häßlich und ließ sich oft malen. Er schrieb ein Lob der Ehe und heirathete nie. Als Dichter war er der gefühlvollste Mensch, liebenswürdig edel zum bewundern, als Geschäftsmann aber hart und eiskalt. Sein Hauptwerk sind die: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie, in 4 Bänden, Berlin 1778 mit Kupfern von Chodowiecki. Er wollte zuerst sein, dann seines Vaters, dann seines Großvaters Leben beschreiben, daher der Titel, hat aber doch nur sein eigenes beschrieben, mit Erinnerungen an das väterliche vermischt. Unter den handelnden Personen finden wir treue Portraits von Hippels Eltern und Freunden, dem Philosophen Kant ꝛc. wieder. Im Allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß er Swift und Sterne sich zum Muster genommen, allein seine deutsche Natur bricht durch die Nachahmung des fremden Musters gleichsam verstohlen, aber mit einer unwiderstehlichen Macht hindurch. Sein Gefühl ist unendlich tiefer, als das seiner englischen Vorbilder. Man sieht, wie hier die schönste, liebenswertheste Seele, durch Ungunst der Umgebung, durch ein hartes Schicksal wie die zarte Blume durch den rauhen Nord erfror, und die eiskalte Reflexion, zuletzt der Egoismus des Geschäftsmannes und alten Junggesellen übrig blieben.

In den Lebensläufen wird wie in Sternes Tristram Shandy in breitester Weitläuftigkeit eine Jugendgeschichte erzählt. Der Vater ist Pastor in Kurland, ein Ausländer, der aus seiner Heimath ein tiefes Geheimniß macht, aber täglich davon redet, wie ganz anders, wie viel schöner es in seiner südlichen Heimath sey. Die Mutter ist eine biedere Hausfrau, streng lutherisch, bewandert in den geistlichen Liedern, aus denen sie in allen Fällen Trost schöpft, und dabei echt weiblich naiv. Der Sohn heißt Alexander und hat eine Jugendgespielin, die kleine Mine. Er wird todtkrank, sein Krankenlager, die Sorge seiner treuen Eltern, sein rührendes Testament lassen die tiefsten Blicke in die menschliche Seele thun. Er wird wieder gesund, zum Staunen und heim-

lichen Verdruß des unfähigen Arztes. Er widmet ſich der Theologie, bei ſeiner erſten Predigt ſieht er nur auf ſein aufgeblühtes ihm gegenüber ſitzendes Minchen. Es iſt äußerſt merkwürdig, wie der Dichter hier die alt-lutheriſche Frömmigkeit verbindet mit der modernen Empfindſamkeit. Nie fällt es ihm ein, des Heiligen zu ſpotten, vielmehr hat man es oft an Hippel getadelt, daß er zu viel chriſtliche Erbauung einmiſche, und ſo fällt es ihm eben ſo wenig ein, es unpaſſend zu finden, daß der junge Prediger nur ſein Minchen im Auge hat. Einſt iſt er mit Minchen im Walde und umarmt ſie aufs zärtlichſte, da überraſcht ihn ſein Vater, der dabei faſt mehr in Verlegenheit kommt, als die jungen Leute ſelbſt. Dieſe Scene iſt unübertrefflich wahr geſchildert. Der beſtürzte Vater will nicht zürnen, weiß nicht was er ſagen ſoll und fragt Minchen: iſt Ihr Herr Vater nicht da. Sie antwortet: nein, er iſt auch nicht da geweſen! Der Sohn, dem das Mädchen ſchon entſchlüpft iſt, hält in ſeiner Ueberraſchung noch immer den Arm gebogen, wie er ſie umfaßt gehalten. Bald darauf ſtirbt Minchens Mutter und bei ihrer Leiche ſchwören ſich die Liebenden ewige Treue.

Dazwiſchen kommen nun freilich ellenlange Excurſe über allerlei theologiſche, akademiſche ꝛc. Fragen vor. Am bemerkenswertheſten ſind die Lehren, welche des Autors ſterbende Mutter ihm hinterläßt, ein langer, langer Lehrbrief, noch viel mehr enthaltend, als Wilhelm Meiſters Lehrbrief bei Göthe. Dazu kommen Dialoge zwiſchen dem Paſtor und einem Edelmann, die zu des Autors Zeiten mehr Bedeutung hatten als jetzt, ſofern er den Kantianismus dem ſtrengen Lutherthum zu vermitteln ſucht.

Der Autor muß Minchen verlaſſen und auf die Univerſität gehen. Mittlerweile kommt Minchen in die Dienſte eines hochadeligen Hauſes und ein junger Edelmann trachtet ſie zu verführen. Da es ihm nicht gelingt, ſo hofft er ſie mürbe zu machen durch Furcht und Schrecken, indem er ſie des Diebſtahls anklagen läßt. Sie flieht und ſtirbt im tiefſten Elende. Zu ſpät erfährt es der Autor und findet ſie ſchon todt.

Mit dem Tode Minens ſchließt der zweite Band. Die beiden ſpätern Bände enthalten wieder anziehende Abhandlungen, z. B. über das Gewiſſen, die weitläuftige Geſchichte des Todes ſeiner Mutter, Scenen aus dem kurländiſchen Landleben, Geſpräche des Paſtors mit dem Edelmann ꝛc. Dann gewinnt die eigentliche Geſchichte erſt wieder Leben. Der Autor wird Soldat und zieht mit der ruſſiſchen Armee in den Türkenkrieg. Bei Bukareſt wird er ſchwer verwundet und begibt ſich zum Behuf der Heilung nach Pyrmont. Nachdem er wieder geneſen, verliebt er ſich in das Fräulein Tine, als er ſie betend erblickt. Sie iſt Braut mit einem Andern, aber die Heirath zerſchlägt ſich und ſie wird ſeine Gattin. Die Art, wie er Minen in Tinen ſieht und beide verwechſelt, iſt allzu empfindſam und ſtört außerordentlich den reinen und tiefen Eindruck, den uns ſein Verhältniß zu Minen hinterlaſſen.

Unter den Epiſoden iſt eine lange des dritten Bandes zu bemerken. Sie

handelt von einem frommen Grafen, der sich in den Tod verliebt und alle seine Zimmer mit den phantastischen Emblemen des Todes ausgeschmückt hat. Dieses Grafenhaus und das Ordenswesen im nachfolgenden Werke scheint nicht ohne Einfluß auf Göthe's Wilhelm Meister geblieben zu seyn, der ebenfalls in adelige Höfe allerlei hineingeheimnißt.

Als Hippel reich geworden war, richtete er sich einen großen Garten ein, in dem er unter anderm auch einen förmlichen Kirchhof haben mußte. Offenbar verfehlte seine Einbildungskraft in diesen Kirchhof die, die er in seiner Jugend geliebt hatte, und mitten unter Geldmachen und weltlichem Egoismus blieb er einer tiefen Jugendemyfindung treu.

Wir vergessen alle Capricen seines Humors und hören immer nur den, durch alles hindurchklingenden süßen, tiefen Klageton. Er drückt, ohne daran zu denken, den Schmerz eines unterdrückten Volkes aus. Wenn man seine Lebensläufe, eine Idylle der Ostseeufer, liest, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem trüben Novembertage über die Steppenfelder Kurlands in geheimnißvollem Wehlaut hinziehen. Welche heitere Bilder der Dichter uns auch vorführt, wie viele deutsche Gelehrsamkeit er in muthwilliger Ironie verbreitet, um, wie Jean Paul, Witz auf Witz mit ihr zu treiben, der Hintergrund aller Vordergründe bleibt bei ihm immer die Melancholie jenes nordischen Strandes und seines armen Volkes. Das gastliche Haus des Edelmannes, die idyllische Wohnung des Pastors, der die ganze deutsche Literatur und Bildung an jenem öden Nordstrand angesiedelt, können uns vergessen machen, wo wir sind; immer aber verräth es sich wieder; blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Thür herein, und streicht der kalte Wind seewärts her über ein armes frischgegrabenes Grab. Die Geschichte des liebenswürdigen, von einem lüsternen Edelmann bis zum Tode verfolgten Mädchens in den Lebensläufen gehört zu dem Rührendsten, was je geschrieben worden ist, und man muß sich wundern, daß sie nie vom Liberalismus ausgebeutet worden ist, da sie wahrhaftig näher läge, als die Atar Gulo, Parlas und so viele andere poetisch verherrlichte Opfer der Kastentyrannei, von denen ungleich mehr die Rede ist. Das Bezaubernde an Hippels Darstellungen ist übrigens etwas, was ihn von den modernen Dichtern des menschlichen Elends auffallend unterscheidet, nämlich die Bescheidenheit. Während Trotz und Prahlerei, oder wüthender Haß und

Fanatismus alle neuen Dichtungen des Proletariats charakterisirt, tritt die Armuth und Unterthänigkeit bei Hippel nur in stillster Demuth auf und wagt fast keinen Schmerzlaut, nur eine Thräne, und sie stirbt ohne Verwünschung, nur mit einem Seufzer. Warum merken denn die neuern Dichter nicht, daß diese Oekonomie der Klage unendlich tiefer die Seele des Lesers ergreift, als der pathetische Bombast, in dem sie sich gefallen?

Die Kreuz- und Quergänge des Ritters A bis Z von Hippel, zwei Bände, Berlin 1793 haben einen ganz andern Charakter als die Lebensläufe. Sie verspotten erstens den Adel in der ausführlichen Auseinandersetzung der Ahnen- und Familienverhältnisse des Helden, und sodann die Maurerei, in deren verkünsteltsten Grade der Autor stufenweise aufgenommen wird, um zuletzt der Natur zurückgegeben zu werden und in einer glücklichen Ehe die Alfanzerei zu vergessen. Uebrigens ist seine Geburt und Taufe wie in Sternes Tristram in ungemeinem ausführlichen Humor vorgetragen.

Hippel schrieb auch ein Lustspiel „der Mann nach der Uhr", worin er einen gutmüthigen Pedanten charakterisirt, sodann Schriften über weibliche Bildung und bürgerliche Verbesserung der Weiber, über Gesetzgebung, eine Spottschrift auf den Arzt Zimmermann und eine Selbstbiographie. Seine Werke erschienen in 12 Bänden gesammelt, Berlin 1827.

Einige bedeutende Geister in Deutschland gefielen sich damals in nur kurzen Abhandlungen, Fragmenten, Aphorismen, worin sie, halb in Swifts, halb in Sternes Manier, frappante Sätze mit absichtlicher Dunkelheit, unvollendet, halb mit mystischem Tiefsinn, halb ironisch vortrugen. Hinter dieser Maske versteckte sich namentlich der berühmte Magus aus Norden, ein lange anonym gebliebener Schriftsteller, der es in seinem Leben nicht weiter brachte als bis zum Amt eines Packhofverwalters in Königsberg. Johann Georg Hamann war nur ein rhapsodischer Philosoph, aber tiefsinniger als die Systemmacher seiner Zeit. Er hielt mehr von den Offenbarungen der innersten Menschennatur in Stimmungen, Neigungen, Einfällen, Entschließungen, als von den Berechnungen der s. g. Vernunft. Eben so hoch standen ihm Erfahrung, Geschichte und Offenbarung, die alle unverrückbar seyen gegenüber den Kunststückchen der sogenannten Vernunft. Er sah daher mit souverainer Verachtung, wie auf die Vernunftpedanterei des Philosophen Kant, so

Handels- und Gewerbsthätigkeit, alſo die beklagte Proſa ſelbſt, anzubieten vermögen, wünſchten aber nur, daß dieſe Genüſſe nicht auch von denen geſucht würden, welche unter ihnen ſtehen. Sie vergeſſen, daß das Volk einſt elend und arm, der Rechtszuſtand unſicher, die rohe Gewalt das nächſte Auskunftsmittel waren, daß jene aus fernen Zeiten ſo poetiſch herüberſchimmernde Ritterſchaft in ihren Genüſſen auf den Ertrag des eigenen Feldes beſchränkt, und zu Kenntniß und Geſittung vielleicht kaum auf der Stufe ordentlicher Landwirthe unſerer Zeit war.

Und ſollte unſere Zeit keine Seiten haben, welche die Nachwelt eben ſo poetiſch wird auffaſſen können, wie wir die der Vorzeit? Wahrlich dieſe Fähigkeit, ſich ſchnell und ohne große Mühe und Koſten in fremde Welttheile zu verſetzen, ſich mit Kenntniſſen aller Art zu bereichern, an den Genüſſen aller Völker Theil zu nehmen, dieſes allgemeine und gleichmäßig erwachte Intereſſe an jedem geſellſchaftlichen Verſchritt, auch ſie ſind großartig, ſind des Schweißes der Edeln werth. Den kommenden Geſchlechtern werden der Tyroler Aufſtand durch ſeine religiöſe und lokale Beſchränkung, die Bewaffnung aller Deutſchen 1813 durch die Vereinigung aller Oppoſitionen in eine nationale, die große Woche von Paris durch Selbſtbeherrſchung und politiſchen Takt der Kämpfenden gewiß ſehr poetiſch erſcheinen, wie ſchon jetzt das Walten Napoleons allen alten Kriegern erſcheint, welche unter ſeinen Adlern willig oder unwillig ihre Sporen verdient haben.

Der Baum der Menſchheit treibt nicht nur Blüthen, ſondern es geſtalten ſich aus dieſen auch Früchte; damit dieſe reifen, müſſen die Blüthen fallen. Aber er treibt auch nicht alle Blüthen zu derſelben Zeit, auf demſelben Zweige, und die Früchte, welche vor andern reifen, ſind beſtimmt zuerſt zu fallen, oft ohne ihre Vollkommenheit erlangt zu haben.

Wer aber dem deutſchen Vaterlande eine poetiſche Zeit wünſcht, wie die der Philippe in Spanien, die Zeit Arioſto's und Taſſo's in Italien, die Ludwigs XIV. in Frankreich war, der bedenkt nicht, daß Vernichtung aller politiſchen Rechte, unaufhaltbares, obſchon im Beginnen kaum merkliches Sinken, Verfolgung des freien Gedankens und reich vergoldete Unſittlichkeit die bevorzugten Geiſter in jenen Zeiträumen ins Gebiet der Dichtkunſt getrieben haben, und daß jene nur darum eine poetiſche Welt um ſich her ſchufen, weil

auf die frivole Sophiſtik des eiteln Leſſing herab und züchtigte insbeſondere den frechen Juden Mendelsſohn. Doch konnte ihm dieſer edle Muth im Zeitalter der Aufklärung nur ſchaden. Herder, Jacobi nahmen ſich ſeiner an, von den Meiſten war er gehaßt oder wurde abſichtlich ignorirt. Erſt nach ſeinem Tode hat man ihn recht zu würdigen angefangen und ſogar überſchätzt. Jean Paul hat wohl recht, wenn er ſeine Werke mit einem dunkeln Nachthimmel voll Sterne vergleicht, unter denen ſich noch viele unaufgelöste Nebel finden: aber verborgene Offenbarungen in ihm zu ſuchen, wäre thöricht. Er hatte keine Weisheit als die längſt offenbarte des Chriſtenthums.

Matthias Claudius, Reviſor in Wandsbeck, ſchrieb 1763 Tändeleien, im verliebten Geſchmack des Gerſtenberg, aber 1778 ſeinen berühmten Asmus omnia secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, 4 ſpäter 7 Bände, worin der geſunde Menſchenverſtand im Gewande naiver Einfalt die vornehmen Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit verſpottet, zugleich aber auch das natürliche Gefühl oft in wehmüthige und tief rührende Klagen ausbricht. Der Gedanke an den Tod geht durch das ganze, oft ſo launiſche Buch durch, ſo daß man an dem Gelächter faſt erſchrickt, als ob es von einem Grabe herkäme. Die große Wirkung des Buchs liegt nur darin, daß der tiefſte Schmerz über die Selbſtentwürdigung, wie über die Leiden des Menſchen in Spaß und burleske Gemeinheit eingekleidet iſt. Sein Vorbild war Moriks ſentimentale Reiſe von Sterne, Aber er mahnt ſchon an Jean Paul, indem er ſein eigenes Doppelweſen in zwei Hauptfiguren ſpiegelt, ſeine volksthümliche Natürlichkeit und Einfalt im Asmus, ſeine gelehrte Bildung im Vetter Andres.

Die erſten Bände des Asmus ſind die beſten, die letzten werden breit und verlieren ſich in hiſtoriſch-philoſophiſche Betrachtungen ohne Humor. Sie enthalten 1) Volksthümlich empfundene Lieder, von denen einige wirklich wahre Volkslieder geworden ſind, vor allen das weltberühmte Rheinlied:

Am Rhein, am Rhein da wachſen unſre Reben ꝛc.

Man hat in neueren Jahren behauptet, Claudius habe das Lied nicht ſelbſt gedichtet, ſondern nur aufgenommen, und es ſey von Sander aus Baden verfaßt. Allein die Beweiſe iſt man ſchuldig geblieben. Das Lied iſt ſo ganz im Geiſte des Claudius empfangen, daß man nicht berechtigt iſt, einem Andern etwas Aehnliches zuzutrauen. Sehr beliebt wurde auch das Lied:

Der Mond iſt aufgegangen.
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hell und klar ꝛc.

Ein gar hübſches Lied iſt das von Philinen, einem jungen Mädchen, welches nicht begreifen kann, warum ihr Liebhaber ſo wild und ſcheu zugleich iſt, weil ihr das Weſen männlicher Liebe noch fremd iſt. Es iſt bisher wenig beachtet. Philine überſchrieben (I. 34), hat aber eine pſychologiſche Tiefe und hohen natürlichen Reiz. — Urians Reiſe um die Welt:

Wenn jemand eine Reiſe thut,
So kann er was verzählen ꝛc.

hat zwar inſofern Bedeutung, als dieſe burleske Manier weſentlich auf Burger und Blumauer Einfluß übte und auf Kortum (Jobſiade) ꝛc. und eine ſtehende Gattung von Liedern begründete; allein es iſt im Ganzen wenig Witz darin. In demſelben Ton werden von Claudius kleine Familienſcenen geſchildert Das Tändelnde des Vater Gleim vereinigt ſich hier mit der Haushahngrandezza des alten Voß. Eine durchaus verfehlte, gemachte und widrige Manier. So z. B. IV. 93 und 94. Ein Kind reflectirt:

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenſter herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das iſt ſo ſeine Art.

Mama liegt wohl und fürchtet ſich,
O lieber Storch, ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart.

He, he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen ſeyn.
Aber du weineſt ja.
Hat er dich auch gebiſſen, Papa?

Gleich darauf S. 94 beſingt Claudius die Geburt ſeiner nachherigen Frau und hätte ſie gar zu gern in den Windeln geſehen.

Das Tragiſche dagegen tritt im Asmus oft höchſt rührend hervor, z. B. in der nur kurzen Betrachtung über die Schönheit einer Leiche I. 7. In den kurzen Schmerzliedern, Klage um Anſelmo's Tod I. 13. Im Liede am Grabe des Vaters I. 139. Einen tief rührenden und zugleich furchtbaren Eindruck machen die vier wahnſinnigen Brüder im Irrenhauſe IV. 125. Doch hat ſich Claudius auch in dieſen tragiſchen Parthieen verleiten laſſen, zu tief ins Natürliche zu malen, z. B. in dem wahrhaft ekelhaften Liede für Schwindſüchtige IV. 106.

In der Maſſe zerſtreut finden ſich einige treffliche Satiren, z. B. das

Concert der Kapaune, zur Verspottung der falschen Empfindsamkeit seiner Zeit IV. 67. Das kleine Epigramm auf Adam: dein erster Schlaf war deine letzte Ruh (weil Eva daraus entstand) I. 67, vor allem der köstliche Spott über Göthe's Werther I. 52.

Nun mag ich auch nicht länger leben.
Verhaßt ist mir des Tages Licht;
Denn sie hat Franze Kuchen geben.
Mir aber nicht.

Am eigenthümlichsten ist Asmus darin, daß er zugleich fromm und liberal ist, zugleich gegen die falsche Aufklärung eifert und doch Opposition macht gegen Fürsten- und Adelswillkür im Namen des dritten Standes. Er vertrat den Bauernstand gegenüber den Herren. Eine furchtbare Anklage enthält in spielenden Worten das Schreiben eines parforce gejagten Hirsches an den Fürsten, III. 93, zum Theil auch der Neujahrswunsch des alten lahmen Invaliden Görgel, III. 28. Die beste ist wohl die Audienz des Asmus beim Kaiser von Japan, III. 49. Die Frömmigkeit tritt bei Claudius überall hervor. Am schönsten in dem kleinen Beispiel vom Wasserfall in Nordamerika IV. 83. Ein Europäer untersucht und mißt aus, während der Indianer nur ehrfurchtsvoll den großen Geist anbetet. In demselben Sinn vertheidigt Claudius den Jacobi gegen die Angriffe von Mendelssohn und Lessing. Zugleich gibt sich Claudius Mühe, durch Naturbetrachtungen (wie Brockes) zur Religiosität zu stimmen. Hier fällt er aber auch wieder ins Triviale hinab. So heißt es I. 6: die Juden seien doch recht böse Menschen gewesen, daß sie im Angesicht des freundlichen Mondes einem gerechten und unschuldigen Mann (Christus) hätten Leid thun können. Als ob die empfindsame Betrachtung des Mondes allein sie davon hätte abhalten sollen.

Ein guter Humorist war auch Abraham Gotthelf **Käſtner**, Professor der Mathematik und Physik in Göttingen. Seine vermischten Schriften erschienen zuerst Altenburg 1783 und mit vielem Einzelnen vermehrt in 4 Bänden, Berlin 1841.

Sie enthalten 1) Epigramme, in denen nicht bloß Witz, sondern auch eine edle, insbesondere patriotische Gesinnung vorherrscht, z. B. in denen auf Kepler, die Schlacht bei Roßbach, Friedrich den Großen ꝛc. 2) Oden, Lieder, Elegien. Gut ist die Parallele zwischen schönen Wachsfiguren und geistlosen Mädchen. Ein philosophisches Lehrgedicht von den Kometen ist nur gelehrt, nicht witzig. Unter den wenigen Fabeln ist die von der Eule die beste. 3) Miscellen, Anecdoten, Einfälle in Prosa. Einmal, sagt Käſtner, konnte ich ein neues theologisches Werk nicht in den Bücherschrank bringen, es fiel immer wieder heraus, weil — unbemerkt ein Neues Testament in kleinem Format in der Ecke stand, von dem es zurückgestoßen wurde. 4) Reden und kleine Auf-

ſätze, darunter bemerkenswerth das gerechte Urtheil über Gottſched in einer Vorleſung von 1767. — Alt und in der Manier von Swift iſt die ſchon 1744 in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes gedeutete Schilderung der Mondregentinnen, eine Satire auf den philoſophiſchen Streit der Zeit, indem die eine Regentin Atome und die andere Monade heißt, jene der Ausdruck der franzöſiſchen Atomiſtik, dieſe des Leibnitzianismus.

Einer der angeſehenſten Vertreter des engliſchen Geiſtes in Deutſchland war der Göttinger Profeſſor Georg Chriſtoph Lichtenberg, ein kleiner, bucklicher Mann, aber ſehr munter und geiſtreich. Er lehrte Naturwiſſenſchaften und ſchrieb in dieſem Fach. Außerdem aber zeichnete er ſich durch eine Menge kleiner Aufſätze und Aphorismen aus, die nach ſeinem Tode in 9 Bänden geſammelt erſchienen unter dem Titel „Vermiſchte Schriften von Lichtenberg" Göttingen 1800. Hier zeigt er ſich als ein überaus feiner Menſchenkenner und witziger Kopf. Sein Styl iſt leicht und klar, wie der von Leſſing, dem er auch in Scharfſinn am nächſten ſteht. Andrerſeits neigt er im leichten Scherz wieder mehr zu Wieland.

In ſeinen „Bemerkungen über ſich ſelbſt"

entfaltet Lichtenberg die geheimſten Falten der menſchlichen Seele, mit der Aufrichtigkeit Rouſſeau's, aber nicht mit dem armen Sündergefühl Rouſſeau's, ſondern mit dem Vergnügen eines Anatomen, der im feinſten Nervenſyſtem neue Entdeckungen macht. Die Analyſe der unbewachten Empfindungen und geheimſten Beſtimmungen der Meinung und des Willens gelingt ihm am meiſten. Er geht damit bis ins Kindesalter zurück und berührt hier Saiten, die in neuerer Zeit zuerſt wieder Bogumil Goltz angeſchlagen hat.

In der Abhandlung „über die Macht der Liebe"

verfolgt er mit derſelben Schärfe der alles analyſirenden Lanzette die geheimſten Empfindungen der Zärtlichkeit. Dieß iſt wohl einer der originellſten und merkwürdigſten Aufſätze von ihm. Aber ich geſtehe, ſie iſt mir unbehaglich, eine ſolche Viviſection des noch ſchlagenden Herzens.

In den „philoſophiſchen Bemerkungen" geſteht Lichtenberg offen, er ſey kein Chriſt, er weiſſagt der Philoſophie den Sieg über die Kirche und verzweifelt nicht, in einigen Jahrhunderten werde geläuterter Spinozismus die allgemeine Weltreligion geworden ſeyn. Alſo mußte auch dieſer ſonſt ſo feine Geiſt dem Vorurtheil der Zeit huldigen. — Von ausgezeichnetem pſychologiſchem Intereſſe iſt Lichtenbergs Abhandlung

„über die Bedienten" im 4. Bande, mit Kupfern von Chodowiecki. In demſelben Bande findet ſich auch eine humoriſtiſche Abhandlung vom Nutzen der Prügel. Die letzten Bände ſind faſt ganz mit Abhandlungen über einzelne Zweige der Naturwiſſenſchaft angefüllt, voll feiner Bemerkungen aber meiſt nur Gelegenheitsſchriften ſeiner Zeit. Das Witzigſte liegt verborgen in den kleinſten Aufſätzen und Aphorismen. Hier nur eine Auswahl:

Band I. S. 95: Bittſchrift der Wahnſinnigen. S. 344: Geſpräch zweier Zwillinge im Mutterleibe. S. 369: Nachahmung der engliſchen Croth-readings, oder Zuſammenſtellung von Zeitungsnachrichten, ſo daß über die Spalte hinübergeleſen wird und zum Anfang des einen der Schluß des andern Artikels kommt, z. B.: Heute wurde Madame N. mit Zwillingen entbunden — wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekommt das elfte gratis. — Band III. 231: Anſchlagzettel im Namen des Zauberers Philadelphia. Als dieſer Taſchenſpieler nach Göttingen kam, kam ihm Lichtenberg mit einem witzigen Anſchlagzettel voll komiſcher Aufſchneidereien zuvor und Philadelphia ſah ſich genöthigt, abzureiſen, ohne ſeine Kunſt producirt zu haben. S. 589 Fragment von Schwänzen, d. h. von Zöpfen, die hier als Schwänze der Menſchenthiere phyſiognomiſch aufgefaßt werden.

Unter den kleinen epigrammatiſchen Witzen iſt zu bemerken I. 191: Ein Dreigroſchenſtück iſt immer beſſer als eine Thräne. II. 141: Mädchen fangen ſchon an, ſich dumm zu ſtellen, ehe ſie noch klug ſind. S. 159: Ob Mädchen auch im Dunkeln erröthen? Eine Frage, die ſich nicht beim Licht ausmachen läßt. S. 363: Wenn Jemand dem größten Schelm in Deutſchland 100,000 Louisd'or ausſetzte, wie viel Bewerber würden ſich melden? II. 49: Wenn es einmal in der Welt keine Barbaren mehr gibt, iſt's um uns geſchehen. 106: Es gibt einen Zuſtand, in dem man die Gegenwart einer geliebten Perſon eben ſo wenig verträgt, als ihre Abweſenheit. 109: Zuweilen gefällt einem ein Gedanke, wenn man liegt, aber nicht mehr, wenn man aufſteht. 411: Sujet für einen Maler, zwei Mädchen, die in einen Brunnen ſehen, aus dem die Kinder kommen ſollen, und durch ihr eigenes Spiegelbild getäuſcht werden. 422: Warum ſchielen die Thiere nicht?

Das witzige Hauptwerk Lichtenbergs ſind ſeine Erklärungen der Kupferſtiche von Hogarth, voll Geiſt und Gelehrſamkeit.

Friedrich Dominik Ring, Geh. Hofrath in Karlsruhe, ſchrieb im Lit. Anzeiger von 1799 Nr. 148 eine hübſche Abhandlung über Ueberſetzermißgriffe mit vielen ſehr komiſchen Beiſpielen, und Nr. 149—151 eine andre über den deus Risus der Alten.

Eine der beliebteſten komiſchen Dichtungen wurde das in Knittel-

verſen und in der Manier des engliſchen Hudibras geſchriebene Epos des Johann Arnold Kortum, Arzt zu Bochum in der Grafſchaft Mark, die Jobſiade, zuerſt 1784 in Münſter gedruckt.

Jobs, ein ganz gemeiner, aber munterer Burſche, ſollte ſtudiren, lebte aber faul und lüderlich, ſo daß er im Examen durchfiel. Dieſes Examen iſt der Glanzpunkt des Gedichts. Fragen: Wer waren die Apoſtel? Antwort: Große Bierkrüge (die man auf Univerſitäten ſo nennt). Wer war der heilige Auguſtin? Der Pedell (weil dieſer wirklich ſo hieß). Wie viel gibt es Engel? Er kenne nur den blauen (ein Wirthshaus). Was glaubten die Manichäer? Ich würde ſie bezahlen, aber ich habe ſie geprellt ꝛc. Bei jeder Antwort heißt es:

Ueber dieſe Antwort des Candidaten Jobſes
Geſchah ein allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inſpector ſprach zuerſt: hm, hm.
Darauf die andern secundum ordinem.

Als Jobs heimkehrt, ſtirbt ſein Vater vor Verdruß, er ſelbſt muß Schulmeiſter werden, ſinkt bis zum Nachtwächter herab und ſtirbt. — Später erſchien ein zweiter Theil, worin er wieder auflebt und zu Ohnewitz Pfarrer wird. Das Leben eines gemeinen, nur dem Schlendrian folgenden Landgeiſtlichen, iſt darin nicht übel geſchildert, der zweite Theil aber iſt matter als der erſte.

Kortum ſchrieb auch einen Märtyrer der Mode, die magiſche Laterne und Amors Hochzeitfeier, die ich mir nicht habe verſchaffen können. Andre geiſtliche Humoresken waren Weppens Kirchenviſitation 1781 und ſtädtiſches Patronat 1787, und Walders Stutzperücke 1785, Paſtor Rindvigius 1798.

Levin Sander von Itzehoe ſchrieb ſeit 1783 eine Menge komiſche Erzählungen und Humoresken, auch ein Paar Luſtſpiele und Ueberſetzungen aus dem Däniſchen.

Eines der beſten und auch volksthümlich gewordenen Bücher jener Zeit waren die „wunderbaren Reiſen und Begebenheiten des Freiherrn von Münchhauſen", 1787 angeblich aus dem Engliſchen, aber am wahrſcheinlichſten verfaßt von Bürger, der nur ältere Jägerſchwänke mit neuen vermehrte. Vgl. Theil II. 89, III. 396, wozu noch die mendacia ridicula in des J. P. Lange deliciae acad. von 1606 nachzutragen ſind. Ob Bürger den Miniſter Münchhauſen damit ärgern wollte, iſt gleichgültig. Das Buch hat nur Werth als Volksbuch voll luſtiger Jägerlügen.

Der edle Freiherr von Münchhausen dreſſirt ſein Pferd ſo gut, daß er damit auf einem Theetiſch herumtanzt, an welchem Damen ſitzen. Er reitet durch eine vorbeifahrende Kutſche durch und begrüßt die darin ſitzenden Damen im Durchflug. Er bindet ſein Pferd im Schnee an einen Pfahl, erwacht des Morgens, nachdem der Schnee geſchmolzen iſt, unten an einem Kirchthurm, ſieht ſein Pferd oben am Thurm hängen, ſchießt den Zugel mit einer Piſtolenkugel durch und reitet weiter. — Im Sumpf verſunken zieht Münchhauſen ſich ſelbſt und damit zugleich das Pferd, auf dem er ſitzt, am Zopf heraus. — Einen Bären fängt er, indem er Honig an eine Deichſel ſtreicht, an der ſich der Bär fortleckt, bis er wie am Spieße daran ſteckt. — Ein Jagdhund läuft ſich auf langer Jagd die Beine kurz ab, auf der Rückkehr aber wieder lang an. — Eine gehetzte Häſin wirft Junge, die nachſetzende Hündin auch und die kleinen Hündchen helfen gleich die Häschen jagen. — Bei einer Belagerung ſetzt ſich Münchhauſen auf eine Kanonenkugel, indem ſie abgeſchoſſen wird, beobachtet aus der Höhe den Feind und kehrt auf einer feindlichen Kugel, die ihm entgegenfliegt und auf die er ſich geſchwind ſetzt, zu den Seinen zurück. — Ein Waldhorn an der Wand fängt plötzlich zu blaſen an, weil die darin erfrorenen Töne aufthauen.

Ich ſchließe hier noch einige Satiren der Zeit an. Die „Geſchichte einer Laus“ 1782 ohne Angabe des Druckorts, iſt eine matte Sammlung von Charakteriſtiken und Intriguen des franzöſiſchen und engliſchen Hofes, welche eine Laus, die ſich auf den Köpfen und Perücken des Hofvolkes umgetrieben, beobachtet haben ſoll. Nur der cyniſche Geiſt eines Rabelais könnte ſo etwas mit dem gehörigen Witz ausbeuten. Noch geringer iſt E. G. F. Hoffmanns „Leben und Wanderungen eines Flohes“, 1803. — „Der blaue Eſel“, Berlin und Leipzig 1786, ſoll beweiſen, daß ein Eſel eigentlich vernünftiger ſeyn könne, als die Menſchen. Den philoſophirenden und moraliſirenden Eſel durch zwei dicke Bände hindurch zu begleiten, erweckt Langeweile. Humor dieſer Art muß kürzer gehandhabt werden.

Johann Karl Auguſt Muſäus, Profeſſor in Weimar († 1787) iſt merkwürdig als Romanſchriftſteller durch den leichtfertigen, ſpöttiſchen, gemein familiären Ton, den er in die Literatur einführte, und der einerſeits in Spieß und Cramer ꝛc., andererſeits in Kotzebue Nachahmer und eine weite Verbreitung fand. Bisher war noch kein deutſcher Autor in ſo tiefem Negligée erſchienen. Die ſchlechten Bücher, die er geſchrieben hat, ſind jetzt vergeſſen und viele Literarhiſtoriker ſprechen von ihm, ohne ſie geleſen zu haben. Nur ſeine berühmten deutſchen Volksmärchen kennt

Jedermann und nur nach ihnen pflegt er, viel zu günstig, beurtheilt zu werden. Es ist wahr, in diesen Märchen fällt seine medisante und salope Manier weniger unangenehm auf, als in seinen langen und langweiligen Romanen, weil diese Märchen überhaupt viel kürzer sind und weil der ächten Volkssagen entnommene Stoff schon durch sich selbst interessirt.

Außer den Volksmärchen sind das beste, was Musäus geschrieben „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier", ein moderner Todtentanz, dem berühmten Basler nachgebildet, aber mit modernen Motiven. So erscheint der Tod als Vulkan, der die Liebenden im Netze fängt; als eine Buhlerin, die einen galanten Herrrn beschleicht: als Schulvisitator; als Werber ꝛc. Auch löst er als Reformator ein Kloster auf, sucht einen im Luftball hoch oben auf ꝛc.

Die moralische Kinderklapper des Musäus (Erzählungen für Kinder) ist dem Französischen des Monget, die Operr „das Gärtnermädchen" einem französischen Roman entnommen.

Der deutsche Grandison, Roman von Musäus, ist ein schlechtes Produkt, dem Müllerschen Siegfried von Lindenberg einigermaßen ähnlich.

Ein bornirter Landedelmann will die wernigen Romane, die er liest, auch spielen. So spielt er anfangs den Robinson und isolirt sich auf einer Insel in einem Teiche. Später liest er den Grandison und will aus seinem Neffen einen zweiten Grandison machen. Derselbe wird nach England geschickt, wo er erst entdeckt, daß Grandison nie wirklich existirt hat. Seine Geschichte bricht ab. Die des Onkels aber wird vollendet. Derselbe will sich mit einem jungen Fräulein verheirathen, die aber am Hochzeitstag mit einem jungen Offizier davonläuft. Matt erfunden und in einem widrig spöttischen Ton durchgeführt.

Die Straußfedern, ein Bändchen kleiner Erzählungen von Musäus, zweite Auflage, Mannheim 1802 enthalten vier Geschichten ohne Ueberschrift.

Nur zwei sind bemerkenswerth, die von einem Grafen, der sich bei einem Maskenball in Wien durch eine gemeine Grabennymphe, die er für eine vornehme Dame hält, prellen läßt, und die eines gewissen Walther, der sich dem Bösen ergibt, unter der Bedingung, nur denn Wein und der Liebe zu leben, und nachdem er eine anständige Heirath gemacht, vom Teufel gemahnt wird und mit Wahnsinn und Selbstmord endet. Ein kleiner Anfang der spätern Callot-Hoffmannschen Manier.

Die phyſiognomiſchen Reiſen von Muſäus ſind das unerträglichſte Buch, das vielleicht je in Deutſchland geſchrieben wurde.

Zwei Bände hindurch wird man ununterbrochen mit einem Styl gemartert, der ſich in vertraulichen Abkürzungen, kleinen Flüchen ꝛc. gefällt. Anfang: „Hätte weiß Gott! nimmer gedacht, daß es ſo kommen würde, wies nun kommen iſt, daß ich in der Buchſchnützlergilde ſollt' zünftig werden. Hab' die Buchmacher ſchier nicht anders gedacht, als die Hutmacher ꝛc.“ Das Ganze iſt eine Satire auf Lavater, deſſen phyſiognomiſches Syſtem hier ſpottend widerlegt wird, indem durch alle drei Bände das Thema durchgeht, der Schein trügt.

Muſäus war in Weimar der Lehrer des jungen Kotzebue. Leicht möglich, daß von dieſem Lehrer die widerliche Spottluſt, die plumpe Spaßmacherei und der familiäre Ton auf Kotzebue übergegangen iſt.

Ein ſpäterer Anhänger der engliſchen Schule war Ulrich Hegner, geboren 1759 zu Winterthur, Arzt und Senator daſelbſt, deſſen Werke 1828 erſchienen. Sie beſtehen 1) in geſchichtlichen Relationen, die mit maleriſchem Auge als Genrebilder aufgefaßt ſind, und zwar: „auch ich war in Paris“, die Schilderung ſeiner Reiſe dahin zur Zeit des Conſulats 1801, und „Salys Revolutionstage“, meiſterhaft gemalte Idyllen aus der Zeit der Schweizer Revolution von 1798. 2) Eigentliche Romane, die Molkenkur 1812 und als Fortſetzung Suschens Hochzeit. 3) Ein Werk über die Kunſt: Hans Holbein der Jüngere, 1827.

Die Molkenkur. Ein alter norddeutſcher Oberſt, der ſich in Gais im Appenzeller Lande durch eine Molkenkur vom Podagra heilen will, ſchreibt fleißig an ſeine Schweſter daheim, deren blühende Tochter Chlotilde mit dem Kammermädchen Suschen ihn begleitet hat. In Gais findet er einen alten Profeſſor aus Zürich, einen offenen, wahrheitsliebenden und vielerfahrenen Mann, den er bald lieb gewinnt und durch den er viel über die Schweiz erfährt. (Hegner ſpricht ſich bei dieſem Anlaß über manche Mängel der Schweiz aus, während er andererſeits auch ihre Tugenden, ſonderlich des Landvolks hervorhebt. Am meiſten tadelt er die Koketterie mit Schweizernatur, Schweizertracht ꝛc., die nur eine Speculation auf die Albernheit von Fremden ſey.) Eine vornehme Chanoineſſe, deren junge Begleiterin, ein reiches Mädchen aus der Schweiz, Chlotildens poetiſche Freundin wird (indem beide dichten), faſelt viel über die Erziehung des Menſchengeſchlechts, wird aber von einem alten Schulmeiſter beſchämt. Eine feine Satire auf das Unweſen der Muſtererziehungsanſtalten in der Schweiz, welche Hegner, wie es ſcheint, auf eine direktere Weiſe doch nicht anzugreifen wagte. Ein junger Schweizer Pfarrer

verliebt ſich in Suschen und auf ihrer Hochzeit wollen alle einander befreundet gewordene Gäſte wieder zuſammenkommen. — In Suschens Hochzeit (zwei Bändchen) wird die Geſchichte fortgeſetzt. Der alte Oberſt fährt mit Suschen nach Schaffhauſen, unterwegs ſtürzt der Wagen, der alte ehrliche Diener des Oberſten wird verwundet und Suschen zerreißt ſich ihr Kleid auf eine ärgerliche Weiſe. Aber der dadurch herbeigeführte Aufenthalt in Schaffhauſen iſt Urſache, daß Suschen mit Pfarrers Guſtav zuſammentrifft, dem Jugendgeſpielen Chlotildens, Pfarrersſohn von ihrem Heimathsort. Er hat ausſtudirt und ſoll in Welſchland einige Zeit verweilen, um franzöſiſch zu lernen. Der Zufall führt ihn zu Suschen und mit ihr zurück zu Chlotilden. Ein gewiſſer Sommerthal wird ſein Nebenbuhler, aber Chlotilde bleibt ihm treu. Der Oberſt iſt in großer Verlegenheit, er ſelbſt würde am Ende das Adelsvorurtheil gegen den Pfarrerſohn ablehnen, aber ſeine Schweſter, Chlotildens gnädige Mama, wird die Tochter nie einem Bürgerlichen geben, der alte Profeſſor und die Chanoineſſe ſind den jungen Liebenden günſtig. Nach verſchiedenen Zwiſchenfällen (Händel mit zwei Engländern, Stoß durch einen wilden Stier, ein Sturz in den Rhein, eine mißlungene Alpenreiſe, eine Feuersbrunſt ꝛc.) langt die Nachricht an, Chlotildens Mutter ſey todt. Nun iſt ſie frei und Chlotilde wird Braut, wie Suschen. Eine der hübſcheſten Parthien des letzten Bandes iſt die mißlungene Alpenreiſe. Die Geſellſchaft will den Sonnenaufgang ſehen, wird aber durch das Klagegeſchrei einer armen Wöchnerin in einer Hütte aufgehalten, indem die Damen Hülfe leiſten.

Heinrich Hirzel gab in „Eugenias Briefen“, zweite Auflage 1811, Gemälde der Alpennatur, des Familienlebens, der Freundſchaft, mit viel eingeſtreuten Bemerkungen über Welt und Leben, worin er ein vortreffliches Herz, doch weniger Geiſt als Ulrich Hegner verrieth. Derſelben Claſſe gehören auch noch die beliebten Genfer Novellen von Rudolf Töpffer (geſammelt 1837) an, in denen die Alpenwelt den Hintergrund bildet und deren kleine Lebens- und Familienbilder von klarem Verſtande und äußerſt feinem Gefühl zeugen.

3.

Wiedergeburt der deutſchen Schaubühne.

Der lange Kampf zwiſchen dem Renaiſſancetheater und dem deutſchen Faſtnachtſpiel hatte, wie wir oben ſahen, mit einem Siege des franzöſiſchen Rococogeſchmacks geendet. Wie aber dieſer letztere überall durch die

die Wirklichkeit ihr reizbares Gemüth erdrückt haben würde. Ein geübtes Ohr hört aus ihren Geſängen den Schmerzensſchrei über ihre Zeit und das Schickſal ihres Volks heraus. Auch unſere Zeit bietet hie und da ähnliche Erſcheinungen, eben ſo die der erſten Imperatoren. Nachdem Cato ſich erdolcht hatte, begannen die Dichter zu ſingen.

Mit der Klage über das Eindringen der Proſa iſt die über die Vermiſchung aller Stände und Berufe nahe verwandt. Ehe man ſie laut werden läßt, wäre wohl zu bedenken, ob man ſelbſt ſich frei fühle vom Hange, dem Utilismus und Induſtrialismus für ſich ſelbſt eine vortheilhafte Seite abzugewinnen, ob die höheren Stände — und dieſe allein klagen hierüber — nicht ſelbſt die Mehrzahl des Volks in dieſe Bahn geſtoßen und genöthigt haben, wie es namentlich bei den Holländern durch den Kampf mit Spanien, bei den Hugenotten in Frankreich durch die Ausſchließung von allem Staats- und Heerdienſte, bei den Juden in der ganzen Chriſtenheit der Fall war. Und wenn dieſe Richtung ein zwar erklärter und geſchichtlich wohl begründeter, aber dennoch ein höchſt unbequemer Uebelſtand wäre, ſo würde er gleichwohl unbeſtreitbar wenigſtens Eine ſehr heilſame Folge haben. Das Talent nämlich wird fortan in der Lage ſeyn, ſich ſeine Bahn brechen zu können. Jede groſſe Kataſtrophe liefert den unumſtößlichen Beweis, daß die nothwendige Zuthat ausgezeichneter Geiſtes- und Charakterkräfte ſtets vorhanden ſeye, und von ſelbſt in üppiger Reichlichkeit ſich entfalte, ſobald hiezu die äußeren nothwendigen Bedingungen die Veranlaſſung geben. Nun aber ſcheint ein langdauernder und mit Beharrlichkeit feſtgehaltener Friedenszuſtand eine Compenſation für jene Bedingungen in ſich ſelbſt ſuchen zu müſſen. Wir wiſſen es nur zu gut, wie theuer große Männer durch die Revolutionen erkauft werden, welche jene heben und zu Tage bringen mußten; wir müſſen alſo ihnen im friedlichen Gebahren die Möglichkeit geben, auch ohne Umwälzungen ihre Stelle zu finden. Wenn jetzt jeder leidlich öffentlich ſpricht, jeder reine Wäſche trägt, und ſich im Eilwagen als wohlerzogener Mann beträgt, ſo können wir hierin kein Unglück ſehen, und wenn der Diener ſich nicht mehr prügeln läßt, wie zu Moliere's Zeiten ſo iſt es ein Beweis, daß Geſinde und Geſindel nicht mehr ſo nahe verwandt ſind als damals.

Anglomanie und Natürlichkeitssucht wieder verdrängt wurde, so geschah das auch auf dem Theater.

Das Theater kam aber überhaupt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in eine nie vorher gekannte Aufnahme. Es begann, wenigstens bei den Gebildeten, die immer mehr gering geachtete Kirche zu ersetzen. Man fing an, für das Theater, als für eine Schule der Humanität, zu schwärmen. Sein größter Förderer war Lessing.

Gotthold Ephraim **Lessing**, geboren 1729 zu Kamenz in der Lausitz, wo sein Vater Prediger war, sollte Theologie studiren, hatte aber keine Lust, sondern schloß sich zu Leipzig an Weiße an und begann Schauspiele zu dichten. 1760 wurde er Sekretär des General Tauenzien in Breslau, machte sich aber schon 1765 wieder frei und ging nach Hamburg, wo er die berühmte Dramaturgie schrieb; 1769 wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, wo er 1781 starb. Seine sämmtlichen Werke erschienen in 30 Bänden zuerst 1771—1794.

Lessing gehörte zu den ersten Geistern des Jahrhunderts. Als Dichter ist er von höchster Bedeutung für das Schauspiel, weil er zuerst eine durchaus natürliche, tiefe und feine Charakteristik der Personen einführte und damit die herkömmlichen theils vom französischen Theater, theils noch aus dem deutschen Possenspiel entlehnten Schablonen durchbrach. Er that das auf eine einfache, ihm eigenthümliche Weise, er verließ die Gallomanie, ohne in die Anglomanie zu fallen. Er blieb von jedem fremden Einfluß frei, macht daher einen überaus erquicklichen und erfrischenden Eindruck. Es thut wohl, den deutschen Geist in dieser jugendlichen Kraft aus den zerfallenen Gräbern aller alten Moden emporsteigen zu sehen.

Lessings jugendliche Lustspiele sind unbedeutend und verrathen selbst in den Namen noch die Nachahmung des Plautus und Moliere.

Zuerst charakterisirt er 1747 „den jungen Gelehrten" als einen capriciösen Narren. Sodann im „Misogyn" einen aus schlimmer Erfahrung eingefleischten Weiberhasser. Im „Schatz" bearbeitet er, wetteifernd mit Destouches, den Triumnus des Plautus. Eigenthümlicher sind „der Freigeist" und „die Juden" von 1759. Hier offenbart Lessing zum erstenmal, wie sehr er das Christenthum unterschätzte. Sein Freigeist ist so sehr gegen die gesammte Geistlichkeit eingenommen, daß er sich wundert, einmal einen tugendhaften zu finden, und sein Jude wird als Erretter eines Baron dargestellt, der ihm zum

Dank seine Tochter anbietet, bis er erfährt, jener sey ein Jude, und nun aus dem Dank nichts mehr werden kann.

Eine neue Bahn schlug Lessing mit dem in Prosa geschriebenen Trauerspiel „Miß Sara Sampson" ein, 1755, wobei ihm jedoch die englischen Muster gekränkter Tugend von Richardson vorschwebten.

Der lüderliche Mellefont verliebt sich in die tugendhafte Sara und entführt sie, was sie jedoch nur unter der Bedingung zugibt, daß er sie sofort heirathe. Diese Heirath aber verzögert er jetzt; seine frühere Geliebte Marwood, von der er schon ein Kind hat, sucht ihn abzuhalten, und da sie ihre Absicht vereitelt glaubt, gibt sie der armen Sara Gift. Zur Sühne ersticht sich Mellefont. — Zwar verleugnet Lessing auch hier seinen scharfen Geist nicht, die Charaktere sind trefflich gezeichnet, aber das Ganze ist unerquicklich. Die Marter eines edeln Mädchens unter so niederträchtiger Umgebung erscheint empörend.

Seltsam ist das kleine Trauerspiel Lessings „Philotas" von 1759, nur in einem Act.

Philotas, der junge Sohn des Königs von Macedonien, ist in der Schlacht verwundet und gefangen worden. Der Sohn des Siegers aber, des Königs Aridäus, ist von den Macedoniern gefangen worden. Nun sollen beide Knaben gegeneinander ausgelöst werden, aber Philotas überlegt, wenn er sich umbringe, so müsse Aridäus seinen Sohn unter den für Macedonien günstigsten Bedingungen lösen. Also ersticht er sich. — Man hat dieses kleine feurig geschriebene Stück sehr gepriesen, allein ich finde die dem Knaben in den Mund gelegte Reflexion durchaus unerträglich und das Ganze hochgeschraubt.

Lessings Genie für das Drama emancipirte sich erst in seiner lieblichen „Minna von Barnhelm" von 1763.

Minna, eine reiche Erbin in Sachsen, hat im siebenj. Kriege den preußischen Major Tellheim kennen und lieben gelernt. Sie haben Ringe mit einander gewechselt. Aber als er nach beendigtem Kriege zurückgesetzt wird und zu mittellos geworden ist, um seinem Stande gemäß als Bräutigam aufzutreten, läßt er nichts mehr von sich hören und lebt mit seinem Bedienten Just in einem Wirthshaus in Berlin höchst kümmerlich, als abgedankter auf halben Sold gesetzter Officier. Sein vormaliger Wachtmeister Werner hat ein kleines Gut und bringt ihm den Ertrag desselben, den er aber nicht annehmen will. Die Wittwe eines Officiers, dem er Geld geliehen, will es ihm wiederbringen, aber er verleugnet die Schuld und läßt ihr das Geld. Der schurkische Wirth gibt ihm keinen Credit mehr, und er muß — Minnas Ring ihm versetzen. Eben aber ist Minna in demselben Gasthof abgestiegen, denn sie ist gekommen,

um Tellheim zu ſuchen. Der Wirth zeigt ihr den Ring, den ſie ſogleich an ſich nimmt. Mit Hülfe ihres luſtigen Kammermädchens Franciſca iſt ſie nun bemüht, den ſtolzen Geliebten zu kirren, was ihr aber nicht eher gelingt, als bis die Kränkung und Zurückſetzung, die ihn betroffen hat, durch den König ſelbſt gehoben und wieder gut gemacht wird. Denn ſo zart er ihre hingebende Liebe aufnimmt, ſo geht ihm doch die Ehre über alles, und er will nicht von den Wohlthaten einer reichen Frau leben. Minnas Onkel kommt dazu, das Glück aller iſt vollſtändig, der wackere Werner heirathet Franciſca.

In dieſem Stück ſpiegelt ſich der Geiſt des preußiſchen Heeres auf die glänzendſte Weiſe. Das zugeknöpfte Weſen des preußiſchen Officiers, in deſſen harter Schale der edelſte Diamant der Ehre ſich birgt, kann nicht wahrer, nicht liebenswürdiger dargeſtellt werden. Das iſt Mannheit ohne alle Prätenſion. Und dieſem ſtrengen und ſchweigſamen Mann gegenüber die Fülle weiblicher Liebe, Anmuth und Geſchwätzigkeit in der reizenden Minna!*) Hier iſt alles Seele, warmes Leben.

Der Minna, dieſem makelloſen Spiel der Grazien mit Ehre und Liebe, ließ Leſſing 1772 das vielbewunderte, aber auch oft getadelte Trauerſpiel „Emilia Galotti“ folgen, eine Uebertragung der römiſchen Virginia auf moderne Verhältniſſe.

Emilia, Braut des Grafen Appiani, ſtürzt am Hochzeitsmorgen entſetzt in das elterliche Haus, indem ihr in der Kirche der regierende Fürſt von Maſſa Carrara ſeine Liebe erklärt hat. Auch der Bräutigam erſcheint heute trübſinnig. Da kommt der raffinirte Marinelli, der geheimſte Rathgeber des Fürſten, um Appiani zum Geſandten zu ernennen und ſchleunigſt zu entfernen. Appiani merkt die Falle und lehnt den Antrag ab. Aber als er noch an demſelben Tage mit der Braut aufs Land reiſt, wird er unterwegs von dazu beſtellten Banditen erſchoſſen und die Braut von dazu beſtellten fürſtlichen Dienern in das Luſtſchloß des Fürſten gerettet. Vater und Mutter kommen an, aber auf Marinellis Rath erklärt ihnen der Fürſt, wegen Unterſuchung des Mordes müſſe die Tochter von ihnen getrennt bleiben. Die abgedankte Maitreſſe des Fürſten, Gräfin Orſina, die vor Eiferſucht vergeht, gibt dem alten Odoardo Galotti ihren mitgebrachten Dolch und mit dieſem erſticht der alte Vater ſeine Tochter Emilia, um ſie vor der Schande zu retten. — Alle Charaktere in dieſem Stück ſind mit Meiſterhand gezeichnet. Aber man tadelt die faſt epigrammatiſche Kürze im Dialog.

*) Ein Luſtſpiel „der Jungfernflieg“, gedruckt zu Hamburg 1746 zeigt uns die Kehrſeite der Minna von Barnhelm.

Ein reicher Hamburger Kaufmann hat einen Narren gefreſſen an den tapfern (preußiſchen) Kriegsleuten und will ſeine Tochter nur einem ſolchen geben. Da verſtellt ſich ein genialer Abenteurer als ſei er ein zum Krüppel geſchoſſener Officier, wird aber, ehe er zum Zweck kommt, durch den Geliebten des Mädchens entlarvt.

A. W. Schlegel über dramatiſche Kunſt III. 391 ſagt, Leſſing habe, um den deklamatoriſchen Schwulſt zu vermeiden, die kalte und lauſchende Beobachtung des Komikers ins Trauerſpiel eingeführt, und die Leidenſchaften in Emilia Galotti ſeyen mehr ſcharfſinnig und witzig charakteriſirt, als beredt ausgedrückt. Daran iſt wohl etwas Wahres, aber es hindert nicht, daß Leſſings Trauerſpiel einen tiefen und ergreifenden Eindruck macht.

Dieſes ſchöne Trauerſpiel iſt vorzüglich merkwürdig als die erſte öffentliche Regung ſittlicher Oppoſition gegen die damalige Lüderlichkeit der Höfe, als die erſte Mahnung des Liberalismus an die Throne.

Eben ſo geiſtvoll, wie Leſſings Schauſpiele, ſind ſeine kleinen Liedchen, Epigramme, Fabeln. Den größten Ruhm aber und die umfaſſendſte Macht über die Geiſter in Deutſchland erwarb er ſich als Kritiker. Obgleich er anfangs ſeinen Wein in das Waſſer Nicolais goß und dieſem faden Berliner die Literaturbriefe ſchreiben half, und auch ſpäter ſich noch oft mit unbedeutenden Kleinigkeiten abgab und ſeinen Scharfſinn an deren Betrachtung verſchwendete, kann man doch keine Seite von ihm leſen, ohne durch die Claſſicität und Klarheit ſeiner Sprache entzückt zu werden. Unter ſeinen kritiſchen Leiſtungen ſind am berühmteſten ſeine hamburgiſche Dramaturgie und ſeine durch Winkelmanns Begeiſterung für die Antike veranlaßte Schrift über Laokoon. Wo Leſſing es nur mit der Kunſt zu thun hatte, war er ſo unbefangen als möglich und trug mehr als jeder andere zur Verbreitung eines guten Geſchmacks bei.

Neben Leſſing ſchrieb auch Karl Franz Romanus in Dresden 1761 Luſtſpiele im Style des Terenz und Plautus (die Brüder, Criſpin, der Vormund ꝛc.) und Joachim Wilhelm Brawe einige leidenſchaftliche Trauerſpiele. Brawe ſtarb ſchon im 20. Jahre als Student (1758), aber ſeine Stücke hatten ihn ſchon berühmt gemacht.

Der Freigeiſt. Henley verführt ſeinen frommen und tugendhaften Nebenbuhler Cleondon aus Eiferſucht mit teufliſcher Argliſt, bis ſie alle dabei zu Grunde gehen. Brutus, der Mörder Cäſars, wird von den Triumvirn verfolgt und von einem gewiſſen Marcus, ſeinem eigenen Sohn, der ihn nicht kennt, getödtet. Dieſes in Jamben geſchriebene Stück iſt voll von jugendlichem Feuer.

Eben ſo ganz in Leſſings Manier geſchrieben erſchien „Amalia“, Trauerſpiel. Frankfurt und Leipzig 1766.

Amalie iſt mit Charles heimlich vermählt, deſſen Vertrauter Sanville ihn

aber betrügt, indem er Amalie für sich behalten will und deßhalb Charles Vater gegen die Liebenden aufhetzt. Zwar erkennt der Vater sein Unrecht, aber zu spät. Amalie wird das Opfer der ausgestandenen Angst und stirbt. Sanville fleht die Sterbende noch um Verzeihung.

Eben so „Lucie Woodwill" von Johann Gebhard Pfeil (1760), „der Freiherr von Bardenfels" von Major von Trautzschen (1772), die Schau- und Trauerspiele von Anton v. Klein seit 1769.

Johann Christoph Unzer aus Wernigerode, Professor in Altona, schrieb 1775 ein merkwürdiges Trauerspiel „Diego und Leonore".

Diego ist ein deutscher Protestant, der in Lissabon lebt, und in den sich die katholische Portugiesin Leonore zum Sterben verliebt. Ein ruchloser Mönch, der selbst nach ihren Reizen gelüstet, stürzt sie ins Verderben. Diego fällt in die Hände der Inquisition und nichts kann ihn retten. Da entschließen sich die Liebenden, durch Gift ihr Leben zu enden. Die sterbende Leonore aber fleht ihren Geliebten an, damit er mit ihr selig werden könne, ihren Glauben anzunehmen, und jetzt erst bricht dem bisher Standhaften das Herz, und er, der allen Schrecken der Inquisition getrotzt, wird ihr zu Liebe noch unmittelbar vor dem Tode katholisch. Eine originelle Wendung, verstößt aber gegen das erste ästhetische Gesetz, nach welchem, wenn Glauben und Liebe kämpfen, der erste siegen muß. Die Liebe steht über allem, nur nicht über der Religion, nur nicht über der Vaterlandsliebe, nur nicht über der Ehre und nur nicht über der Mutterliebe. Außerdem über allem.

Desselben Dichters „neue Emma" wiederholt die bekannte Liebesgeschichte Eginhards und Emmas. Seine „Drossel" ist nach Boccaccio bearbeitet. Auch schrieb er einen tragischen Roman „die Geschichte der Brüder des grünen Bundes", worin der Günstling eines Fürsten als unglückliches Opfer schlechter Menschen elend zu Grunde geht.

Helfrich Peter Sturz aus Darmstadt, in dänischen Diensten, beschrieb seine Reisen ꝛc., hinterließ aber auch ein Trauerspiel „Julie", abgedruckt in seinen Schriften, 1779.

Diese Julie liebt den armen Belmont und soll den reichen Woldemar heirathen. Ihr Vater stellt ihr vor, wie unbesonnen und vergänglich in der Regel die erste Liebe sey, wie man die Vernunft fragen müsse ꝛc. Sie läßt sich durch nichts von ihrem Belmont abbringen. Ein roher Oheim versucht es mit Härte, Einsperren und Mißhandeln; es gelingt ihm eben so wenig, sie umzustimmen. Woldemar richtet die zärtlichsten Bitten an sie, allein sie gibt ihm so rührende Beweise von der Tiefe ihrer Liebe zu Belmont, daß er selbst sich zum Vertheidiger dieser Liebe umwandelt, ihr freiwillig entsagt und sie

ſogar aus dem Hauſe entführt, um ſie vor ferneren Mißhandlungen zu ſchützen. Nun kommt aber Belmont verkleidet zurück, ſieht in dieſer Entführung ein innigeres Einverſtändniß, überfällt den vermeintlichen Nebenbuhler und wird von ihm im Zweikampf erſtochen. Julie ſinkt um, man weiß nicht, iſt ſie todt, oder wird ſie zum Wahnſinn erwachen. — Die Motivirung der Kataſtrophe iſt ſchlecht. Die Entführung war nicht mehr nöthig, ſobald Woldemar ſich dem Vater erklärt; auch Belmonts Mißverſtändniß war mit zwei Worten zu löſen. Trotz dieſer zwei Fehler (die auch in Schillers Kabale und Liebe vorkommen) hat das Stück etwas Rührendes, was beſonders im Charakter und Benehmen der zärtlichen Julie liegt. In ihrer Ueberreizung hat ſie viel Aehnliches mit Leſſings Emilia, ſo wie Sturz auch in der Gemeſſenheit der Sprache ſich Leſſing zum Muſter genommen zu haben ſcheint.

Neben Leſſing war für Hebung des deutſchen Theaters am thätigſten der aus Mecklenburg gebürtige Friedrich Ludwig Schröder, Theaterdirector in Hamburg, einige Zeit auch in Wien. Der größte deutſche Schauſpieler ſeiner Zeit, wirkte er zugleich als dramatiſcher Dichter auf den Geſchmack wohlthätig ein, indem er, wie Leſſing, der Natur und den Engländern huldigte. Nebenbei war er ein Reformator des Freimaurerordens, den er von ſeinen franzöſiſchen Verirrungen zur engliſchen Einfachheit zurückführte. Sein Leben iſt ausführlich beſchrieben von Meyer, Hamburg 1819. Seine Schauſpiele herausgegeben von C. von Bülow, Berlin 1831 in 4 Bänden, mit einer Vorrede von Tieck. — Als Schauſpieldichter hat zwar Schröder wenig Originelles geſchaffen und meiſt nur mehr oder weniger frei überſetzt, aber er hat den deutſchen Bühnen ein vortreffliches Repertoir gegeben, indem er hauptſächlich engliſche und von den franzöſiſchen Stücken nur die beſſern, feinern und witzigen wählte. Naturwahrheit galt ihm vor allem, doch wollte er ihr die Poeſie nicht opfern; in ſeinen Familiengemälden iſt daher weit mehr Leidenſchaft, Verwicklung, Ueberraſchung und poetiſches Wunder, als in den ſpätern von Iffland, Kotzebue ꝛc. Unter ſeinen geiſtreichen Bearbeitungen ausländiſcher Originale zeichnen ſich beſonders aus: der Ring, ſtille Waſſer ſind tief, die heimliche Heirath, die Wankelmüthige, der vernünftige Narr. „Der Fähndrich“, von ſeiner eigenen Erfindung, zeichnet ſich durch die Wärme der Charakteriſtik aus.

Ein alter reicher Offizier, Baron Harrwitz, verbirgt unter dem alten Polterer ein ungemein gutes Herz, ſtürmt die Leute öffentlich an und thut ihnen heimlich wohl, iſt dabei äußerſt zerſtreut und ein heimlicher Kum-

mer nagt an ihm. Niemand weiß ihn zu behandeln, als sein Arzt, der auch das Werkzeug seiner Wohlthaten ist. Er hat eine Tochte Sophie, um die sich ein Hauptmann bewirbt, die aber einen armen Fähnrich lieber hat. Dieser wohnt im Hause zur Miethe und ist in seiner Armuth stolz und etwas störrisch, zufahrend rasch, und doch von großer Herzensgüte, gerade so, wie der alte Baron. Dieser Alte steckt einmal bei Tisch einen silbernen Löffel in Gedanken in die Tasche und nun wird der arme Fähnrich beschuldigt, ihn entwendet zu haben. Als der Irrthum entdeckt ist, beeifert sich der Baron, den Jüngling noch zärtlicher zu behandeln, als zuvor, da er ihm schon durch den Bedienten heimlich Geld hat zufließen lassen. Der Alte selbst ist es, der, nachdem er die heimliche Liebe Sophiens zum Fähnrich bemerkt, ihre Hände in einander legt. Nur ein Hinderniß gibt es noch. Der Fähnrich hat eine heimliche Bekanntschaft. Da entdeckt es sich, es sey nicht eine Geliebte, sondern seine arme alte Mutter, für die er alles gethan. Diese Mutter aber ist die vom alten Baron Verlassene, um die er sich so schwere Gewissensbisse gemacht, und der Fähnrich ist sein Sohn. Zum Glück aber erklärt sich nun auch, daß Sophie nur seine angenommene Tochter ist, und so werden sie denn noch ein Paar.

Von ähnlicher Charakteristik und meist von spannenden Scenen ist Schröders „Vetter aus Lissabon".

Wagner, ein Kaufmann, hat sich durch seine zweite Frau (nachdem er ihre Hand durch Vorspiegelung, er sey reicher als er wirklich war, erschlichen hatte) beherrschen und sein Vermögen vergeuden lassen. Aus Scham und angeborner Schwäche wagt er keinen Widerstand. Zugleich wird seine Tochter erster Ehe, Sophie, als Aschenbrödel mißhandelt. Das Geld ist z Ende, der Vater muß ins Gefängniß, die ungerathenen Kinder zweiter Ehe, Charlotte und Wilhelm, gehen mit einem Abenteurer durch. Ein reicher Kanzleirath, der um Sophie geworben, läßt sie sitzen, weil sie heimlich erheirathet gewesen und ein Kind hat. Die Hoffnung auf einen reichen Vetter aus Lissabon scheitert auch, da ihm ein Brief meldet, er sey plötzlich um all sein Vermögen gekommen. — In dieser äußersten Noth tritt ein Herr Sivers, der im Hause wohnt und bisher über die üble Wirthschaft strengen Tadel ausgesprochen und sich deßwegen den Haß der Hausfrau zugezogen hat, als Retter auf. Er selbst nämlich ist der Vetter aus Lissabon, der unter fremdem Namen seine Verwandten eine zeitlang beobachtet und geprüft hat. Er heirathet Sophie, verzeiht der Hausfrau, nachdem sie Besserung versprochen, und läßt die Geflüchteten arretiren und bessern.

Ein recht guter Schauspieler und Schauspieldicher war Heinrich Beck, welcher seit 1788 einige beliebte Stücke im Geschmack Schröders und der Engländer schrieb: das Herz behält sein Recht — alles aus

Eigennutz — Verirrung ohne Laster — die Quälgeister — die Schachmaschine. Der „Bettelstudent“ von Paul Weidmann (1775) machte durch seine gute Laune Glück auf der Bühne.

Zwei Brüder aus Breslau, Christoph Gottlob und Gottlieb Stephanie, wurden Lustspieldichter, aber nur der jüngere erlangte einigen Ruhm. Derselbe diente im siebenjährigen Kriege als preußischer Husar, wurde von den Oesterreichern gefangen, nahm bei ihnen Dienste, stieg zum Offizier, wurde aber plötzlich Schauspieler und Schauspieldichter und half das Nationaltheater in Wien in Aufnahme bringen. Seine Schauspiele erschienen zuerst 1771, vollständig 1789.

Es sind großentheils Soldatenstücke, voll Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg, aber nicht so geistvoll wie Lessings Minna. Mehrere Stücke, worin die Werber und ihre Listen eine Rolle spielen, der berühmt gewordene „Deserteur aus Kindesliebe“, die „Kriegsgefangenen“, die „Wölfe in der Heerde“, ein Stück, worin soldatische Brutalität auf dem Lande in ihre Schranken zurückgewiesen wird, der „Oberamtmann und die Soldaten“, worin ein braver General den Retter spielt, die „abgedankten Offiziere“, die sich laut und bitter über ihr Schicksal beklagen, aber durch einen großmüthigen Minister befriedigt und beschämt werden. Dazu noch ein Rührstück „die Liebe für den König“, die Flucht und Rettung Karls II. in England darstellend (später von Kotzebue benützt); ein gutes Lustspiel „der Spleen“, worin zwei Engländer, die eben ins Wasser springen wollen, zusammentreffen und den Selbstmord verschieben, bis einer des andern Tochter heirathet. Als Vorbilder Kotzebues kann man „das Mädchen in der Irre“ und „den Ostindienfahrer“ ansehen. Das erstere schadet durch Leichtsinn ihrem guten Ruf, wird deßhalb von ihrem Bräutigam verlassen, aus Mitleid und Rührung aber nachher doch noch von ihm angenommen. Der Ostindienfahrer, eine offene und derbe Natur und sehr reich, freit ein armes Mädchen in Holland. Die übrigen Stücke übergehe ich. Am längsten erhielt sich auf der Bühne seine komische Oper „Doctor und Apotheker“.

Auch Friedrich Aloysius, Graf von Brühl, polnischer Kronfeldzeugmeister und Sohn des berühmten Ministers, schrieb 1785 theatralische Belustigungen, worin noch die Erinnerung des siebenjährigen Krieges lebt.

Die Brandschatzung, bezüglich auf die Großmuth des preußischen Offiziers, welcher auf Friedrichs des Großen Befehl die Güter des Grafen plündern sollte, sie aber großmüthig schonte. — Die Rache. Ein alter Soldat, dem ein feindlicher Offizier muthwillig als schon Gefangener die Hand abgehauen, reißt eben diesen Offizier edelmüthig aus dem tiefsten Elend. — Ein Jeder

reitet ſein Steckenpferd. Zwei Offiziere entlarven einen Betrüger, der ſchon im Begriff iſt, die Hand eines edeln Mädchens zu erſchleichen. — Der „Bürgermeiſter“, abermals ein edler Retter. — „Edelmuth ſtärker als Liebe“. Major Tiefenau iſt verabſchiedet und vernachläſſigt, wie Leſſings Tellheim. Sein treuer Reitknecht Herold liebt die Tochter ſeiner Wirthin, läßt ſich aber dennoch abermals bei den Soldaten anwerben, um mit dem Angeld ſeines Majors Schulden zu bezahlen. Inzwiſchen wird der Major vom König wieder anerkannt und hochgeſtellt und Herold wieder frei.

Der Roman „Henriette oder der Huſarenraub“, von Beuvius (1779) verſetzt uns lebhaft in den ſiebenjährigen Krieg, iſt aber trotz des Intereſſes, welches man von dem verlornen und wiedergefundenen Mädchen nimmt, im Ganzen langweilig, hauptſächlich wegen der Briefform. Ein Pendant dazu iſt Sattlers „Friederike oder die Huſarenbraut“.

Hatte man, ſeit der engliſche Geſchmack aufkam, der franzöſiſchen Tragödie und den Alexandrinern entſagt, ſo fühlte man ſich doch immer noch angezogen vom franzöſiſchen Luſtſpiel. Das heitere und geiſtreiche Paris ſchuf deren immerwährend und iſt heute noch unerſchöpflich in dieſer Gattung von Erfindungen. Dem Geſchmack der deutſchen Höfe ſagten die etwas frivolen Luſtſpiele der Franzoſen eben ſo zu, wie die Gedichte Wielands. Unter den vielen Dichtern, welche franzöſiſche Luſtſpiele und Operetten auf die deutſche Bühne brachten, war der Epigrammatiſt Johann André in Offenbach beſonders thätig, ſeit 1772. Sam. Gottl. Bürde in Breslau, der Milton und Goldſmith überſetzte, bearbeitete auch Voltaires Alzire und ſchrieb einige dramatiſche Sachen ohne Bedeutung. Auch Joh. Chr. Bock in Dresden überſetzte viel für die Bühne.

Wie ſich 1746 Gottſched ſeine deutſche Schaubühne, eine Sammlung der ſeiner Schule angehörigen Stücke (meiſt nach franzöſiſchen Muſtern) herausgegeben hatte, ſo erſchienen jetzt neue Sammlungen von Stücken des veränderten Geſchmacks: ein Theater der Deutſchen ſeit 1776 in 16 Bänden, eine deutſche Schaubühne ſeit 1789 in 72 Bänden, geſammelte Schauſpiele in 13, Luſtſpiele in 16 Bänden.

Im bürgerlichen Schau- und Luſtſpiel ging man aus der Moral und Humanität je mehr und mehr zur Philiſterei und Empfindſamkeit über.

Hin und wieder kam eine kräftige Charakteriſtik in den deutſchen Stücken vor.

So Hilaria in dem Luſtſpiel „Triumph der guten Frauen“ (Theater der

Deutſchen, Berlin und Leipzig 1767. V.), die verlaſſene Frau des treuloſen Nikander verkleidet ſich als Mann, geht ihrem Gatten nach, ſtört ſeine neuen Liebeshändel und bringt ihn endlich zur Reue. Ein lebendiges Bild, aber voll Thorheiten. Nikander ladet ſeine Frau, die er für einen Mann hält, „auf ein hübſches Mädchen“ ein.

4.

Die Gräkomanie.

Bodmer war der erſte, der die antiken Dichter rein von allem Schnörkel der Renaiſſance aufzufaſſen und wiederzugeben verſuchte. Mit wenig Talent freilich, aber mit richtigerem Blick als ſelbſt der viel geiſtreichere Wieland, der die griechiſche Anmuth noch viel zu ſehr mit franzöſiſcher Ueppigkeit würzen zu müſſen glaubte. Aber der erſte Anſtoß war gegeben und man fuhr fort, die klaſſiſchen Dichter des Alterthums in ihrer reinen Eigenthümlichkeit zu erkennen, zu überſetzen, nachzuahmen. Samuel Gotthold Lange, Paſtor in der Nähe von Halle, ahmte 1746 in den „horaziſchen Oden“ horaziſche Versmaaße nach, wenn auch ohne Geiſt, weshalb ihn Leſſing mißhandelte. Mehr noch als die römiſchen, zogen die griechiſchen Dichter an. Es war ein natürliches Bedürfniß des guten Geſchmacks, dem Perücken und Reifröcke immer wunderlicher wurden und den es unwiderſtehlich hinzog zur ſchönen Naturwahrheit der Hellenen. Allein es war doch nicht möglich, die deutſche Natur in die griechiſche umzuſetzen und je echter man Grieche ſeyn wollte, um ſo mehr fiel die Unechtheit auf. Die Natürlichkeit, die man ſuchte, war gerade die größte Unnatur. Denjenigen, der die ioniſchen Formen am ſtrengſten durchführen wollte (Voß), hatte die Natur zu einem mehr als böotiſchen Bauern geſtempelt. Das rauhe Klima des Nordens ſo wenig wie der keuſche Sinn des Volkes paßt zur griechiſchen Nacktheit. Selbſt der weiße Marmor verwittert im Eiswinde, der von der Oſtſee herweht.

Der Uebergang vom falſchen Claſſicismus der Renaiſſance und Rococozeit zur echten und treuen Auffaſſung des Antiken wird bezeichnet durch die Verdrängung des Alexandriners und das Aufkommen des Hexameters, hauptſächlich ſeit Klopſtock. Das iſt in der That ein äußeres Kennzeichen. Indeß war Klopſtock viel zu ſehr Schwärmer für das Chri-

Daß unſere Zeit nur zu häufig der geſchichtlichen Grundlage ermangle, kann zugegeben werden. Aber die gute alte Zeit zerarbeitete und ſchwächte dieſe zu ſehr, mit zu beharrlicher Folgerechtigkeit, als daß es möglich wäre, dieſe auf Einmal ſo wiederherzuſtellen, wie die Sachlage es erfordern würde.

Daß überall das Bedürfniß einer Wiederherſtellung erkannt, und viel klarer erkannt werde als früher, beweiſen nicht nur die Forſchungen der Gelehrten, die Arbeiten vieler Vereine, es beweist es ſelbſt die Sprache, welche der Ausdruck des allgemeinen Strebens iſt, und fortwährend ſich bereinigt und durch glückliche Rückgriffe bereichert und kräftigt; es beweiſen es die ſchönen Künſte, die Wiederherſtellungen ſchön gelegener Ritterburgen, die Aemſigkeit der Sammler, ja ſelbſt die Richtung der Moden. Kein Volk hat je ſyſtematiſcher und fanatiſcher gegen ſeine Vorzeit gewüthet, als die Franzoſen dieſes thaten. Und dieſes Volk, welchem wir nur zu lange und zu oft nachgeahmt hatten, ſucht nun in ſeiner Vorzeit die Grundzüge ſeines geſellſchaftlichen Zuſtands wieder auszugraben, und wenn nicht herzuſtellen, doch ſich klar zu machen.

Daß der deutſche Volksſtamm ſtets ſeine Vorzeit mit Liebe betrachtete, mit Pietät ehrte, beweiſen unzählige Züge ſeiner Geſchichte und die ganze Geſtaltung des Lebens der Reichsſtädte, in welchen keine Richtung verkümmert oder aufgedrungen werden, ſondern Alles ſich ſelbſtſtändig ausbilden konnte. Holland und England gingen hierin noch weiter, und ſelbſt das blutjunge Nordamerika holt ſich fortwährend das Sterlingsgewicht zu Abwiegung ſeiner geſellſchaftlichen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Zuſtände aus dem Mutterlande, und hängt feſter an dieſem, und an deſſen altbegründeten Anſichten, als es bekennen will.

Zuweilen war das Verlaſſen des alten Herkommens ein nothwendiger Schritt zum Beſſeren, und Niemand wird wohl im Ernſte behaupten, daß die alten Hörigkeitsverhältniſſe, das getheilte Eigenthum des Bodens, die endloſen Verſchiedenheiten der bäuerlichen Leiſtungen, der jetzt durchgeführten Befreiung und Vereinigung des Bodens vorzuziehen ſeyen.

Die vorzüglichſte und einzig nothwendige geſchichtliche Grundlage iſt die des wohlerworbenen Rechts, und dieſe hat Deutſchland, Gott ſeye dafür gelobt, nie verloren, und wenn auch oft mit

ſtenthum und Deutſchthum, als daß ſeine claſſiſchen Formen mehr als eben nur Formen hätten ſeyn können. Auch ſein niederſächſiſcher Landsmann und Nachahmer Johann Heinrich Voß, der es übernahm, die Herrſchaft dieſer Formen in der deutſchen Dichtung durchzuführen, blieb beim Formellen ſtehen, denn man müßte vor Homer und Plato erröthen, wollte man behaupten, Voß ſey auch in den Geiſt der alten Griechen eingedrungen. Selbſt ſein Fanatismus gegen das chriſtliche Mittelalter war nur mit einem dürren Rationalismus gepaart und ging keineswegs etwa aus einer Fülle heidniſchen Schönheitsgefühles hervor. Es iſt charakteriſtiſch, daß er ſchon die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland mit dieſem Haſſe begrüßt. Der heidniſche Wodan ſey ein viel reinerer, vernünftigerer, humanerer Begriff geweſen, als der chriſtliche Jehovah. Von Karl dem Großen ſagt Voß in der Ode „Deutſchland“, die er Stolberg zueignet (III. 29):

Die Sklavenfeſſel klirrt in das Eigenleb,
Die uns der Frank' einſt (wecke den Mönch, der ihn
Als Großen pries) um Hals und Knöchel
Schlang, da mit triefendem Stahl der Herrſchſucht,
Für Gott, der Heuchler, mordet' ein fromm Geſchlecht,
Die Prieſter austilgt', und dir, o Wittekind,
Statt Wodans unſichtbarer Gottheit
Wurmige Götzen gebot zu feyern.

In einem „Geſang an die Deutſchen“ beginnt Voß mit einer gräßlichen Schilderung der mittelalterlichen Finſterniß:

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd auf Deutſchlands dumpfen Gauen ꝛc.

In dem „Penſeroſo“ ſagt Voß:

Und bet', o heilige Natur!
Dich an mit Zeno, Epicur,
Pythagoras und Sokrates
Und Plato und Diogenes:
Dich, Weltgeiſt, hehr und unbekannt,
Den Weiſen minder nur, genannt
Jehovah, Jupiter und Thot,
Zeus, Oromazes, Tien und Gott.

Fünf Fabeln widmet Voß „den Lichtſcheuen“, worin der Papſt als Oberuhu auftritt. Doch einen Cultus erkennt der Deiſt an, den der Frei-

maurer. Ihm widmet er mehrere Festlieder. Politik treibt Voß nicht; nur verstohlen verknüpft er ein paarmal die politische Freiheit mit der Glaubensfreiheit, während er mit großer Ostentation seine Loyalität kund gibt, den Kaiser Alexander anposaunt und die schöne Marseillaise der Franzosen in einem eckelhaft servilen deutschen Philisterliede parodirt. In einem Liede, „die Anschwärzer", schwärzt er selbst die Gläubigen an, als seyen sie allein die Revolutionäre, die Freigeister aber alle loyal:

Bekämpft sey, was ihr trachtet,
Papstthum und Barbarei.
Kein Volk, wo Dummheit nachtet,
Bleibt Gott und Fürsten treu!

In der „Warnung an Stolberg" wird die christliche Kirche von der Bekehrung an bis auf Luther als ein Reich der Dummheit, des Truges und der Bosheit, als „grauser Hildebrand unmenschliche Frohn" aufgefaßt, von der erst Luther „zum Licht zwangloser Vernunft" und die classischen Studien durch den „Anhauch griechischer Luft" befreit hätten. Die langen Jahrhunderte unserer nationalen Größe und Herrlichkeit warf dieser pedantische Schulmeister als nichtswürdig weg.

Nichts geht über seine Anmaßung in dem die Homerübersetzung einleitenden Gedicht an Stolberg. Hier erscheint ihm der alte Homer selbst und weiht ihn ein, für Deutschland zu werden, was er für Hellas gewesen. Und das dedicirt Voß boshaft an Stolberg, der vor ihm eine Uebersetzung desselben Homer gewagt hatte, die nun durch die Voßische vernichtet werden sollte. Voß hat den Homer, Hesiod, Orpheus, Theokrit, Bion, Moschus, Aristophanes, Aratus, Virgil, Horaz, Tibull und Lygdamus (in Verbindung mit seinen Söhnen auch den Aeschylos und Shakespeare) übersetzt. Insbesondere sein Homer erlangte ungeheuern Ruhm, weil er wirklich möglichst treu übersetzt und zugleich gut skandirt ist. Allein dieser Correctheit der Verse opferte Voß jede Grazie der Natürlichkeit und des Wohllauts auf. Unter dem Hammerschlag seiner Hexameter wird das zarteste Gefühl zerknickt. Man vergleiche zum Beispiel die liebliche Anrede der Gäste: „woher kommt ihr? und welcher Leute Kind seyd ihr?" die bei Homer so einfach, landüblich und gemüthlich klingt, mit der Uebersetzung von Voß:

Woher der Männer und wer die Erzeuger?

Kann man pedantiſcher, thorſchreibermäßiger, inquiſitoriſcher fragen? — Eben ſo verſchwindet bei Voß jede virgiliſche Anmuth. Statt Mutter ſagt er Gebärerin, ſtatt Amme Säugerin. Zum verkünſtelten Horaz paßt er etwas beſſer, aber der romantiſche Shakeſpeare iſt in dieſer Voßiſchen Radebrechung ganz ungenießbar. Ueberhaupt iſt es bezeichnend für die Voßiſchen Ueberſetzungen, daß alle Dichter, die er überträgt, mögen ſie noch ſo verſchieden ſeyn, alle zu kleinen Voßen werden, alle wie er reden müſſen und ihre Eigenthümlichkeit ganz verlieren.

Karl Wilhelm Ramler, Profeſſor in Berlin († 1787) überſetzte den Horaz, Catull, Martial, Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften und gab Sammlungen von Sinngedichten und Fabeln heraus, auch eine lyriſche Blumenleſe. In ſeinen eigenen Gedichten ahmt er hauptſächlich den Odenton des Horaz nach.

Auf dem Titelkupfer der Ausgabe von 1800 ſitzt er mit einem merkwürdigen, halbängſtlichen, halbpedantiſchen deutſchen Philiſtergeſicht vor einer Lyra da, die ihm eine recht niedliche, etwas ſoubrettenartige Muſe hält. Wie groß aber immer der Contraſt zwiſchen den Zeiten ſeyn mag, ſo hatte doch das 18. Jahrhundert mit ſeinen abſoluten Fürſten und ihren poetiſchen Lobrednern in vieler Beziehung etwas mit dem auguſteiſchen Zeitalter gemein, und was Horaz für den Auguſtus war, konnte Boileau für Ludwig, Ramler für Friedrich ſeyn. Boileau war es aber mehr im franzöſiſchen Geſchmack, Ramler dagegen ſchreibt ſclaviſch den Formen des Horaz nach, Klopſtock folgend, ſucht er nicht nur die antiken Versmaße, ſondern auch die Conſtruktion, den ganzen Gedankengang und die Bilderſprache der Römer nachzuahmen, unter Beiziehung des mythiſchen Apparates und der antiken Namen. Singt er von Liebe, ſo iſt es in alcäiſchen, ſapphiſchen, choriambiſchen Verſen und ſeine Damen heißen wie bei Horaz Chloe, Lalage, Delia ꝛc. In der achten Ode beſingt er den Tod einer Wachtel, ganz ſo wie Catull den des Sperlings. Doch iſt die Zärtlichkeit bei ihm nicht die Hauptſache, er iſt dazu viel zu ernſt. Seine meiſten Oden ſind Gelegenheitsgedichte auf das königliche Haus und auf vornehme Gönner, ganz wie bei Horaz. Andere enthalten allgemeine Betrachtungen und Lehren, ebenfalls wie bei Horaz. Dazu eine Menge ernſter Cantaten.

Die 39. Ode von Venus Urania, bezeichnet den horaziſchen Ton des Ganzen und zeigt zugleich, wie der Dichter im franzöſiſchen Allegoriengeſchmack ausſchweift.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unſers Cineas Sohn, ſeinen vollendeten

Tempel: zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erstgeborne des Himmels ein!
Freude hupfe voran, Unschuld begleite dich
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm,
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach. ꝛc.

Die Klopstockische Eitelkeit schlug auch bei Ramler stark vor. Eine Cantate, Dankopfer für Friedrich Wilhelm II., beginnt er mit den Worten:

Mein Geist beginnt erhabene Gesänge.
Monarch, dir ist mein Lied geweiht,
Dir meine Zunge, dir mein Meistergriffel.

Die sehr zahlreichen Oden Ramlers auf Friedrich II., bei den verschiedensten Gelegenheiten, sind von schönem Enthusiasmus durchglüht, wenn gleich die antike Sprache ganz und gar nicht dazu paßt.

In der 15. Ode wird Friedrich mit Herkules und seinen zwölf Arbeiten verglichen. Leider verdirbt Ramler den guten Eindruck gerechten Lobes durch unvernünftiges Schmeicheln. So sagt er in der 31. Ode, die zum Triumpheinzug des Königs in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege gedichtet war: „Schäme dich, Camillus, schäme dich, Cäsar, daß ihr triumphirtet. Hier ist ein weit größerer Held ꝛc.“ Bekanntlich wollte aber Friedrich der Große selbst damals von einem Triumph nichts wissen und zog bei Nacht in einem schlichten Wagen ein.

Unter den Cantaten sind einige rein antik mythologisch, z. B. Ino, Pygmalion, Cephalus und Prokris, immer mit viel Exclamation. Einige allegorisch z. B. das Opfer der Nymphen Eprea, Pregolla, Wiadrina, Wissula, (der huldigenden preußischen Flüsse). In einem Singspiel „Cyrus und Cassandane“ soll der reisende Cyrus den reisenden Großfürsten von Rußland (Paul I.) bedeuten. — Einige Cantaten sind christlich, z. B. der durch Grauns schöne Composition berühmt gewordene Tod Jesu.

Christ. Aug. Clodius, Professor in Leipzig, dessen vermischte Schriften 1780 erschienen, wurde schon von Göthe verspottet wegen des hohlen Pathos seiner Oden und seiner geschraubten Prosa. Er hat nichts Großes geschrieben, nur lauter kleine Dialoge, Erzählungen, Gedichte, Briefe, Fabeln geringen Werthes. — Mehr reines und edles Gefühl verrieth der im Odenton mit Ramler wetteifernde Jesuit Karl Mastalier in Wien (Gedichte und Oden 1785).

Wenn Gleim der deutsche Anakreon, Ramler der deutsche Horaz, Voß der deutsche Homer, Wieland der deutsche Lukian seyn sollte ꝛc., so

stellte in dieser Reihe der Gräkomanen Joh. Gottl. Willamow den deutschen Pindar vor. Seine Dithyramben erschienen 1766, dialogische Fabeln 1791. Er liefert übrigens den Beweis, wie schlecht es mit solchen spätern Copien alter Originale bestellt ist, da er in den Tönen und mit dem Schwunge des hellenischen Sängers nichts zu besingen wußte, als die allerhöchsten Geburtstage, großfürstliche Genesungen von den Pocken und Siege russischer Generale.

Nur eine Ode auf Friedrich den Großen und eine auf Johann Sobiesky machen hievon eine Ausnahme. Diesen Fürsten zu besingen, war wohl eines Pindars werth. Mitten unter den pindarischen Erinnerungen, antiken Göttern ꝛc. fällt es Willamow zuweilen ein, sich einen Sohn Teuts und Barden zu nennen, wie es in der Klopstock'schen Schule Sitte war. Aber das macht die Schmeicheleien, die er den Russen widmet, noch widriger.

O daß der Barde, der entzückt
Sein Saitenspiel dir weiht,
Held Romanzov ꝛc.

Wenn deutsche Barden russischen Epaulettes nachschleichen, so ist das ekelhaft. Doch faßt Willamow die russische Natur großartig auf. Der ganze Druck der russischen Winteratmosphäre verräth sich in der schönen Ode an das Schicksal.

Im furchtbaren Gewand heiliger Dunkelheit,
Wie vom stürmenden Pol sich eine Mitternacht
Dick um Eisberge lagert,
Sitzt das Schicksal, ein mächtiger Gott.

Hoch vom ehernen Thron hängt von der schweren Hand
Dieß die Wage des Glücks; um ihn herum entstehn
Künftige Tage der Menschen
Und erwarten gebückt ihr Loos.

Hingerafft vom West wällt sich ein lautes Heer
Eitler Wünsche zum Thron unbewußt ihrer selbst.
Doch die mächtige Wage
Gibt den Ausschlag und sie sind hin.

Willamow hat sich auch an rein antike Stoffe gemacht, namentlich an bachische Scenen. So besingt er auch das Erwachen Ariadnens in des Bacchus Armen. Ferner ein Wunder des Gottes, wie er das öde Burgund in ein fruchtbares Weinland umschafft. In den „Himmelsstürmen" schildert er den Titanensturz, nur mit zu viel Exclamationen.

Alle diese Dichter kokettirten und prahlten nur mit der angeblich

echten Classicität. Die wirklich echte fand erst der große Johann Joachim Winkelmann. Sohn eines armen Schusters in Stendal wurde er Sekretair des sächsischen Ministers von Bünau, lernte in Dresden die vom König August von Polen gesammelten Antiken kennen und studirte mit dem regsten Eifer die alten Classiker. Ihm nun ging das erste reine Verständniß der plastischen Ideale der Alten auf und wie keiner vor ihm erklärte er der überraschten Welt schon in seiner ersten Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke“ 1755 den Zauber des menschlich Schönen in ihnen Idealen. Im Zeitalter der häßlichsten Moden war dieser Zug zum Schönen instinctartig. Winkelmann, ein echter Norddeutscher, männlich schön, selber von dem edeln „Gewächs“, das er an den Hellenen pries, konnte die Verzerrung der Menschen nicht länger ertragen. Es wäre freilich noch besser gewesen, wenn er das männliche Ideal in Thaten gesucht hätte, aber als Mann der Schule in dem Zeitalter bloß geistigen Lebens suchte er es nur in den Marmorresten der griechischen Sculptur, nur in der schönen Form. Der Einblick in den verlornen Himmel der griechischen Götter sollte hinreichen, uns über die Gegenwart zu trösten.

Durch Winkelmann wurden vornehmlich Lessing, Göthe und Herder begeistert, die Männer, die damals in Deutschland das feinste Schönheitsgefühl besaßen. Was Klopstock durch sein prahlerisches Pathos, was Wieland durch seine frivole Auffassung des Alterthums nimmer erreichen konnte, das erreichte Winkelmann durch seine einfache, aber tiefe Ergründung des griechischen Schönheitsideals. Er weckte eine allgemeine Begeisterung. Um aber in Italien unter den Antiken leben, um mit ihnen ganz Grieche, also Heide werden zu können, wurde Winkelmann katholisch und ließ sich in Rom von Cardinal Albani anstellen. Auch eine von den vielen Unnaturen der Zeit. Er zog aber das für Schönheit schwärmende Deutschland hinter sich her. Es wurde Mode, nach Italien zu reisen, um dort die noch erhaltenen antiken Kunstwerke zu studiren. Tausende sind bis auf den heutigen Tag nach Rom gewallfahrtet, um im Vatican nicht den Oberhirten der abendländischen Kirche, sondern die marmornen „Götter Griechenlands“ zu suchen.

Inzwischen darf man nicht außer Acht lassen, daß auch durch große musikalische Componisten der Sinn für antike Schönheit lebhaft geweckt

wurde. Neben den biblischen Stoffen der Oratorien hatten schon längst classische Operntexte geglänzt. In dem Maaß aber, wie die geistliche Musik durch Bach und Händel sich veredelte, nahm auch die Composition zu antiken Stoffen einen ungleich tieferen Ernst und reichere Fülle des Ausdrucks an. Die Opern Glucks (Iphigenia, Alceste, Helena, Orpheus) hatten eine nicht minder große Wirkung, wie die Schriften Winkelmanns. Auch die Opern von Benda (Ariadne auf Naxos, Text von Brandes; Medea, Text von Gotter, 1775). Seitdem mehrten sich die deutschen Tragödien nach antiken Mustern: Polyxena von Bertuch 1775, Kephalus und Prokris von Ramler, Achilles Schatten von Berger 1777, Elektra von Dalberg 1780, Andromeda und Perseus von Braun 1780, Orpheus und Euridice von Riebl, 1787.

Lessing, von Winkelmann mächtig angeregt, drückte nach seiner kritischen Weise seine Begeisterung für die Antike nur in einem scharfsinnigen und gelehrten Werke „Laokoon" aus, der viel phantasiereichere und productivere Göthe aber, der sicher zugleich von Gluck und Benda angeregt war, dachte sogleich daran, mit den classischen Dichtern der Alten selbst in Darstellungen zu wetteifern. Uebrigens verband auch er mit der Liebe zu den alten Heiden den Haß gegen die Kirche des Mittelalters, wie Voß, blieb aber nicht so ganz in seichtem Nationalismus befangen, sondern griff aus dem Alterthum den Prometheustrotz gegen die Götter auf, um ihn anzuwenden auf das stolze Ich gegenüber den christlichen Autoritäten und Geboten.

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal?
Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

Dieselbe Grundidee hat Göthe später im Faust durchgeführt, die Un-

antaſtbarkeit des Menſchlichen durch das vermeinte Göttliche. — Davon abgeſehen vertiefte ſich Göthes Schönheitsſinn in die antike Tragödie, wie Winkelmann in die antike Plaſtik. Beiden ſtrahlte ein wunderbar reiner Glanz entgegen, von dem jedes angeborne barbariſche Gefühl in äſthetiſcher Andacht ſich gefangen gab. Was Winkelmann verſagt war, was lange nach ihm erſt Canova und Thorwaldſen verſuchten, mit feſter Hand die antiken Götterideale ſelber in Marmor nachzubilden, das wagte Göthes nie verſagende Kraft in Nachahmung der großen Tragiker der Alten. Jedoch nur einmal (1787) in ſeiner Iphigenia. Darin eint ſich ſophokleiſche Reinheit und Klarheit allerdings ſchon mit etwas wärmerer Färbung, jedoch ohne die euripideiſche Unreinheit. Mit Recht hat zwar ſchon Julian Schmidt bemerkt, wie ſehr Göthe in ſeiner Iphigenia auch die reine griechiſche Form erſtrebt hat, „würden die Alten dieſen Inhalt: das in ſich reflectirte Herz, das ſeines Widerſpruchs mit ſich und der Allgemeinheit bewußt iſt, nicht verſtanden haben und die Löſung des ſittlichen Conflictes widerſpricht ſeiner Vorausſetzung.“ Allein der moderne Leſer unterſcheidet nicht ſo genau und wird in Göthes Iphigenia immer einen ſo hohen ſittlichen Adel und eine ſo vornehme Simplicität bewundern, wie bei Sophokles ſelbſt. Aber je weniger Göthe ein Sophokles war, je gewiſſer er ſich hier nur künſtleriſch auf einen ganz fremden Boden verſetzt hat, um ſo mehr muß die Virtuoſität ſeines ſchönen Talentes überraſchen. Die Behauptung, er habe nach Ueberwindung des innern Kampfes oder des prometheiſchen Standpunktes in der Iphigenia die wiedergefundene Harmonie und den heiligen Frieden ſeines Innern abgeſpiegelt, iſt abſurd. Göthe hat erſt nach der Iphigenia den zweiten Theil des Fauſt und manches andere noch ſehr Unruhige geſchrieben. Es war ihm überhaupt nie um Beruhigung, ſondern nur um geiſtiges Schaffen zu thun, und der Dämon in ihm legte, wie er ſelber ſagt, in ſeinen Werken nur eine Schlangenhaut nach der andern ab. Die Iphigenia zu ſchreiben trieb ihn lediglich nichts, als das Bewußtſeyn und der Stolz ſeiner ſchaffenden Dichterkraft in einer Zeit, in welcher alles für die Antike begeiſtert war. Er wollte das Größte in dieſem Gebiete durch die Iphigenia leiſten, wie er das Größte auf dem empfindſamen Gebiet durch den Werther und auf dem Gebiet der philiſtröſen Poeſie durch die Dorothea leiſtete.

Amalie v. Imhoff suchte in dem Epos „die Schwestern von Lesbos" (1801) der Götheschen Iphigenia nahe zu kommen, weshalb man auch eine Zeitlang Göthe selbst für den Verfasser hielt. Ideale Weiblichkeit in der Entsagung und Hochstellung über die Leidenschaft darzustellen, ist ihr auch wohlgelungen.

Kleinere Schöpfungen Göthes im griechischen Style waren die beiden von äschyleischem Geist eingegebenen Dramen von Prometheus und Pandora, die heitere freie Bearbeitung der Vögel des Aristophanes, das etwas langweilige Erwachen des Epimenides, wodurch er das Erwachen des deutschen Volks im Jahr 1813 feiern sollte; aber gerade, weil man ihn dazu aufforderte und er es nicht gern that, fiel das Werk so kühl und nüchtern aus. Im Elpenor, welcher unvollendet blieb, wollte Göthe eine ächt antike Tragödie vom Vatermord und Blutrache des Sohnes ausführen. Auch begann Göthe ein homerisches Epos „Achilleis" und beabsichtigte eine „Nausikaa" zu schreiben. Seit Göthe in Süditalien geweilt und die weiche Luft Großgriechenlands geathmet, schrieb er reizende Elegien ganz im Geist der Anthologie. Hier unterhält sich Pausias mit seinem Blumenmädchen. Hier erblickt der Dichter (in der Elegie Euphrosyne) die antiken Heroen und Heroinen und rühmt sich der Poesie, welche eben so ewige Gestalten dem ewigen Ruhm liefere, wie die wirkliche Geschichte. In den römischen Elegien, wozu noch die reizende Idylle „Alexis und Dora" gehört, ahmt Göthe freilich mehr dem Tibull und Properz nach, indem er seine in Rom verlebten kleinen Liebesabenteuer in antiken Formen schildert. Seit 1795 ließ Schiller die „Horen" erscheinen, 1797 erließen Goethe und Schiller gemeinsam die „Xenien", Blitze des jovischen Doppeladlers, der im Reich der Geister zu herrschen begann. Das alles hatte antiken Zuschnitt. Göthe schwärmte für die Alten nicht ohne feindseligen Hinblick auf die damals aufsprossenden ersten Keime der romantischen, d. h. christlichen Poesie.

Auch der geschmackvolle Herder, den wir erst später nach dem ganzen Umfang seiner Leistungen werden kennen lernen, war groß im Classischen. Er übersetzte viel aus Horaz, Persius, Pindar, der Anthologie ꝛc. und dichtete selbst viele Oden und Elegien im antiken Versmaaß, meist lehrhaften Inhalts. Am zartesten sind seine Auffassungen von Amor und Psyche, Amphion und die Paramythien. Die letztern sind eigentlich Fa-

beln, in denen aber ſtatt der Thiere Götter handeln, liebliche kleine (erſt von Herder erfundene) Mythen von der Aurora, Sphinx, Flora, vom Tode (an Leſſings Grab), vom Feſt der Grazien, von der Minerva als Schutzgöttin der Frauen, von Kalligeneia als Mutter der Schönheit. Dazu kleine dramatiſche Fragmente, charakteriſtiſche Scenen aus der Mythe der Alkeſtis, Ariadne, des Philoktet ꝛc. Bezeichnend iſt ſein entfeſſelter Prometheus, worin er nicht, wie Göthe, einen Gott trotzenden Titanen, ſondern den mit Gott verſöhnten Förderer der Humanität erkennt. Hieher gehört auch die ſeltſame Scene vom Tode des Brutus. In ihm ſieht Caſſius den letzten Römer und mit ihm die Freiheit ſterben. So dichtete derſelbe Herder, der in hohem Odenton die ruſſiſche Katharina beſang.

Eine ganz eigenthümliche Abzweigung der claſſiſchen Dichtung bildeten die antiken Stoffe in moderner Balladen- oder Romanzenform. Sie gefielen außerordentlich und gelten heute noch in der Schule vorzugsweiſe als die beſten Memorirſtoffe. Der Beifall, den ſie fanden, erklärt ſich aber durch die Verwandtſchaft ſo vieler antiker Sagen mit den heimathlichen Sagen, welche den Stoff der beliebteſten Volkslieder bilden. In der That eignet ſich der griechiſche Stoff, den Göthe ſo meiſterhaft in der „Braut aus Korinth“ bearbeitete, ganz eben ſo zur Ballade, wie der deutſche Stoff zu Bürgers Lenore. In antiken Balladen errang Friedrich Schiller, von dem wir ſpäter erſt ausführlicher reden, eine hohe Meiſterſchaft. Urſprünglich ein wildes Genie und durchaus naturaliſtiſch, wandte ſich Schiller unter Göthes Einfluß in Weimar dem antiken Geſchmack zu, wobei er theils die antike Schickſalsidee feſthielt, z. B. im Ring des Polykrates, in der Zerſtörung von Troja (der ſchönen Ueberſetzung des zweiten Buchs der Aeneide), der Caſſandra, der Klage der Ceres, der Kraniche des Ibykus, theils den herrlichen Mannesmuth pries, wie in der Bürgſchaft, theils ſich hingeriſſen zeigt für die Schönheit der griechiſchen Form und des Idealen im griechiſchen Leben. Im „eleuſiſchen Feſt“ erhebt ſich die ganze althelleniſche Bildung wie eine aufgehende Sonne aus der alten Nacht der aſiatiſchen Barbarei, und in den „Göttern Griechenlands“ wagt es Schiller ſogar, dieſelbe Bildung als eine untergehende Sonne wieder verſchlungen zu denken von der neuen Nacht der (chriſtlichen) Barbarei im Mittelalter. Dieſes ſchöne melancholiſche Gedicht, welches den Untergang der heiteren griechiſchen Götterwelt beklagt,

Weitläufigkeit und Schwerfälligkeit, doch ſtets mit gutem Glauben und Liebe an ihr fortgebaut.

Das Abgeſtorbene iſt darum nicht minder abgeſtorben, wenn es auch als Mumie erhalten, oder als Reliquie am Halſe getragen wird, und Klagen über das Naturnothwendige und Unwiederbringliche geziemen ſich um ſo weniger, je mehr wir auf erweiterte Weltanſicht Anſpruch machen. Es handelt ſich für uns um Feſthaltung des organiſchen Typus, um Ausſcheidung des Zufälligen und ewig Wechſelnden vom Weſentlichen und Ewigen, und wie keinem Baume ein ganz gleiches Ebenbild aus Wurzelſchoß oder Fruchtkeim entwächst, obgleich dieſe am Charakter der Gattung feſthalten, ſo iſt auch in der menſchlichen Natur und in ihrem Aggregat, der Volksthümlichkeit das Bleibende dem Veränderlichen, die Nothwendigkeit der Freiheit entgegenſetzt.

So erhält ſich das geſchichtliche Prinzip ſelbſt bei den Völkern, welche es am wenigſten ehren, beſonders durch die Frauen, und wo es beinahe erloſchen ſcheint, wird es mit neuem Glanze hervortreten, wenn ſeine Stunde gekommen ſeyn wird. Es iſt oft dem wünſchenswerthen Vorſchritt hinderlich, daß die Maſſen ſo beharrlich und zähe ſind, aber noch weit öfter tritt der Fall ein, daß man ihnen Glück dazu wünſchen muß, daß ſie ſo zähe ſind, und alles Ungehörige und Fremdartige oft in lange dauernder Heilung doch am Ende ausſondern, und den angewieſenen Weg in den ſonderbarſten Krümmungen doch wiederfinden.

Es iſt beſonders merkwürdig, wenn in den Landen, welche einſt den Proteſtantismus in ſich aufgenommen hatten, und dann durch den Willen der Herrſcher zum Katholicismus zurückgeführt wurden, der äußerlich längſt verwiſchte Proteſtantismus ſich im Innern der Familien als ſtille Oppoſition erhält, wie der Elſaßer nicht aufhören kann, dem deutſchen Vaterlande anzugehören, welches ihn verließ und aufopferte, wie der Deutſche in Nordamerika ſeine angewachſenen Eigenſchaften dort feſthält und ausbildet.

Gewiß bei ſolchen Erſcheinungen dürfen wir nicht fürchten, daß unſer Volk je ſich ſelbſt untreu werden werde. Es iſt ſich treu geblieben, während alle Regierungen ihm untreu wurden, es wird in Zukunft um ſo mehr ſich treu bleiben, da dieſe nun ihren Standpunkt und ihre Pflichten beſſer erkannt haben.

iſt mit Recht vielfach angefochten worden. Es war des großen Schiller nicht würdig, ſich ſo zärtlich in das griechiſche Heidenthum zu verlieben, und ſich von dem unendlich höhern Ideal der chriſtlichen Weltanſchauung wie ſcheu abzuwenden. Als Graf Stolberg das Gedicht Schillers tadelte, antwortete dieſer mit einer feierlichen Ausſtoßung Stolbergs vom Parnaß. Ohne Zweifel übte dabei Göthe großen Einfluß auf Schiller, gerade in der Zeit, in welcher Göthe den antiken Geſchmack auf alle Weiſe hob, um den romantiſchen nicht aufkommen zu laſſen.

Ganz in dieſen Ton ging auch Auguſt Wilhelm Schlegel ein, in den ſchönen Balladen von Arion, Pygmalion, Ariadne. In ſeinem Prometheus vermiſſen wir die einfache Größe des kleinen Götheſchen Gedichts. In der „Erfindung des Küſſens“ ſteigt Schlegel zu Wieland hinab. In der „Kunſt der Griechen“, ein Lehrgedicht in Diſtichen, ſchließt er ſich ganz der Anſicht Göthes an, dem er auch dieſes Gedicht gewidmet hat. In der großen Elegie „Rom“ miſcht er die Erinnerungen ſeines Aufenthalts in Italien mit der Bewunderung der antiken Denkmäler. Schlegel verſuchte ſogar ſeine Tragödie „Jon“ der Götheſchen Iphigenia an die Seite zu ſtellen, 1803. Göthe ſelbſt protegirte dieſen Jon, weil er ſeiner Iphigenia zur Folie dienen mußte. Obgleich von ſchöner Sprache getragen, iſt Jon doch ein ſchwächliches Produkt.

> Jon, der zarte Jüngling, wächst unter der Hut der Pythia im delphiſchen Tempel auf, bis zwei Mütter ſich ſtreiten, welche ihn geboren habe. Apoll entſcheidet für den Kreuſa, indem er ſie an die ſüße Schäferſtunde erinnert. Das iſt der ganze Inhalt, von einem ſchweren Unglück, von einer höheren ſittlichen Kraft iſt hier nirgends die Rede.

Die Tragödien, welche hiſtoriſche Stoffe aus dem claſſiſchen Alterthum entlehnten, führen aus der Steifigkeit der Schule Gottſcheds allmählig zur politiſchen Schwärmerei der Sturm- und Drangperiode hinüber. So Graf Stolbergs Timoleon und Dyks Coriolan, beide von 1785, die vielen Stücke von Collin, Cramers Themiſtokles, Saumes Miltiades, beide von 1805 ꝛc.

Nach Göthes Iphigenia wuchs die Zahl der antikiſirenden Tragödien immer mehr an. Ihre Strömung theilt ſich in zwei Arme. Die Einen hielten ſich an mythiſche Stoffe, die Andern an geſchichtliche. Von der erſtern Art waren: Menöceus von Bouterwek 1788, Theſeus

von Rambach 1791, Pygmalion von Herklot 1794, Iphigenia in Aulis von Lewezow 1805, Niobe von W. v. Schütz 1807, Achill auf Skyros von Zimmermann 1808, Ino von Pfeiffer 1809.

Einige Dichter faßten am Alterthum vorzugsweise das furchtbar Erhabene, das unbarmherzige Schicksal, die colossale Leidenschaft und den heroischen Untergang der Helden auf, aber mit romantischer Gluth, ja fast Ueberschwänglichkeit. Unter ihnen steht der genialе Maler Müller von Kreuznach, mit seiner schon 1778 erschienenen „Niobe" voran. Ich kann von ihnen erst später handeln.

Johann Apel, Senator in Leipzig, wollte Göthen noch übertreffen und in drei Tragödien je den Aeschylos, Sophokles und Euripides wiedergeben, zu welcher Trilogie noch ein Satyrspiel kommen sollte. Er wurde aber nur mit dem ersten und dritten Stück fertig. Im ersten „Polyidos" von 1805

wird der Sohn P., nachdem ihm das Orakel verheißen, er werde als König begraben werden, fälschlich eines Mordes beschuldigt und wirklich mit königlichen Ehren, aber — lebendig begraben. Zum Beweise, wie das schrecklich Schicksal mit dem Menschen spiele.

In den „Aitoliern" wird Meleagers tragischer Tod behandelt. Apel hielt es aber bei der strengeren antiken Manier nicht aus, sondern fiel ins Sentimentale und Weinerliche. Seine „Kallirhoe"

soll dem Dionysos geopfert werden, weil sie dessen Priester nicht lieben will, der zärtliche Priester tödtet sich an ihrer Statt, nun will sie sich aber an Großmuth nicht übertreffen lassen und tödtet auch sich selbst.

Von gleicher Art ist sein balladenähnliches Gedicht Olenos und Lethäa.

Das Volk opfert der Venus, König Olenos aber sagt: was nützt es todten Göttern zu opfern, ich opfere meiner lebendigen Lethäa, den schönsten Wesen der Natur. Da erzürnt die Göttin und verwandelt seine Königsburg in einen Tempel und Lethäa versteinert zum Götterbilde, als dessen Priester nun Olenos ihr sein Leben lang opfert.

Vorzugsweise sentimental war „Kyllenion oder ein Jahr in Arkadien" von Herzog August von Gotha 1805 verfaßt. Karl Philipp Conz, Professor in Tübingen, der den Tyrtäus, Aeschylos ꝛc. übersetzte und ein Trauerspiel Conradin schrieb, hat auch recht gute lyrische Ge-

dichte geschrieben (erste Ausg. 1792), worin das „Maigewitter“ und „die silberne Hochzeit“ das beste, desgleichen viele Romanzen, worin alte deutsche Sagen behandelt sind. Auch den guten Schwank:

Hermotimus, ein Magier, pflegte des Nachts seinen Körper zu verlassen und als Geist in der Welt herumzuschwärmen, bis sein Weib einmal, ärgerlich darüber, daß er ihr nicht Gesellschaft leiste, seinen Körper verbrannte. Als er nun nach Hause kam, fand er den Leib nicht mehr und lebte wüthend im Hause und in der ganzen Stadt umher. Aber sein Weib kümmerte sich nicht um ihn und heirathete einen Anderen, der die ganze Nacht hübsch bei ihr blieb. Die Bürger der Stadt beschlossen, den Poltergeist zu sühnen und errichteten ihm einen Altar mit Kultus und Opfern, seine Frau aber lachte dazu.

Am unpassendsten waren die empfindsamen Verarbeitungen antiker Stoffe in den Romanen von Meißner, Fessler, Lafontaine, Bouterwek, Rambach (Cicero und seine Familie) der Frau Naubert, der Frau Karsch, Pichler ꝛc. Indeß hatten schon die Franzosen Fenelon, Marmontel, Florian ꝛc. das Beispiel dazu gegeben. Dann gesellten sich die sentimentalen Romane, in welchen die Neugriechen, wie die Italiener, als romantische Helden auftreten, seit dem Vorgang von Lindau in seiner Heliodora, oder die Lautenspielerin in Griechenland (1799).

Friedrich Matthison, aus dem Magdeburgischen, Lektor und Reisegefährte der Fürstin von Dessau, später in württemb. Diensten, stellte eine Mischung aus Salis und Ramler dar. Eigenthümlich ist diesem Dichter die Landschaftsmalerei. Er verstand sehr gut in wenig Worten die italienischen und Schweizerlandschaften hinzumalen, die er gesehen. Aber er stört den einfachen Eindruck solcher Landschaftsbilder durch das fatale Einmischen antiker Götter, und noch mehr durch die erkünstelte Empfindsamkeit. Hierin erreicht er fast den unerträglichen Salomon Geßner. Außerdem folgt er in der Neigung zu Nebelgestalten dem Jacobi. Am meisten indignirt an ihm die Eitelkeit, mit der er sich selbst die himmlische Seligkeit und unsterblichen Ruhm zuerkennt, und die innerliche Verlogenheit seiner Poesie, indem er, wie ihm schon Gleim vorwarf, von der sanften Melancholie, mit der er vor der Welt kokettirt, gar nicht beschwert wurde, sondern es sich allezeit wohl seyn ließ. Er zerfloß in Thränen, wie ein Schooßhund, wenn er sich zu dick gefressen hat.

Bezeichnend ist die Anekdote von König Friedrich von Württemberg, der

ihm einmal, als er ihn nach einem großen Diner im Garten belästigte, um ihn los zu werden, befiehlt, an einem gewissen Platz in der Mittagshitze stehen zu bleiben, bis er ein Mondscheingedicht vollendet haben würde. Als derselbe König das große Jagdfest zu Bebenhausen abhielt, bei dem die Bauern, die treiben mußten, kaum weniger geplagt waren, als die Hirsche, gab Matthison als Hofdichter eine pomphafte Beschreibung des Festes heraus, worin er den dicken Herrn mit dem fernhintreffenden Apollo verglich, ein non plus ultra von poetischer Schweifwedelei.

Nun ist nicht zu verkennen, daß gerade die Sentimentalität den reinsten und edelsten Charakter voraussetzt, wenn sie nicht anwidern soll. Bei Hölty ist sie rührend, aber bei Matthison und Kotzebue ist sie ekelhaft. — Auch die „Erinnerungen" des Dichters, ein Werk in Prosa, das manche schätzbare Nachrichten über seine Zeit und Zeitgenossen enthält, stecken voll von persönlichen Rücksichten und Eitelkeiten. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Zürich 1826 in 8 Theilen.

Unter seinen berühmten Gedichten stehen die Landschaftsbilder oben an, zuerst „der Genfer See", worin aber die Landschaft gar nicht gemalt wird, sondern der Dichter sich von der sokratisch milden Freude bekränzen läßt und an Platos und Xenophons Hand einhergeht, um sich im Geist mit Rousseau, Bonnet ꝛc. zu unterhalten. Um den See und seine Umgebung zu schildern, weiß er nichts besseres, als zu sagen, die Aussicht vom Aetna und Stromboli sey weniger schön, und wenn er zugleich ein Weiser, wie Haller, ein Seher, wie Geßner, ein Held, wie Anson, ein Mahler, wie Claude Lorraine wäre, so würde er an nichts denken, als immer nur wieder an den Genfer See. Endlich wünscht er sich ein Grab an diesem See, umschattet von Trauerweiden und Reben, ohne ein Marmordenkmal, „da ihn der eitlen Größe Schimmer nie geblendet."

Die berühmte „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben."

Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt ꝛc.

ist sei von den antiken Reminiscenzen, die Seufzer über die Vergänglichkeit der Dinge sind aber affectirt, wie schon aus der Wirmung des ganzen Liedes erhellt.

Hier ꝛc., wo der Vorwelt Schauer mich umwehn,
Sey dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht.

Der Dichter soll uns wehmüthig stimmen, aber nicht von der Wehmuth reden. Der „Herbstabend" ist wieder viel zu classisch:

Hefperd bleiche Trauerkerze
Lodert an des Tages Gruft ꝛc.

Am beſten gelingen dem Dichter die etwas nebelhaften Abendbilder aus der norddeutſchen Landſchaft, z. B. „das Kloſter“.

Der Weſtgewölke Purpurſaum ergraut
Aus Eichendunkel ſteigt der Mond empor.
Die Winde ſeufzen bang im Haidekraut.
Der Elfen Tanz weht leiſ am Meilenmoor ꝛc.

Aber lächerlicherweiſe „lehnt hier die Melancholie an Grabestrümmern“. Aehnlich die Landſchaftsbilder im „Todtenopfer“:

Die Berge ſtehn ſo düſter
Von Nebeldoft umſtort.
Durch hangen Rohrgeflüſter
Rauſcht ſchwach das Bächlein fort ꝛc.

Das „Mondſcheingemälde“:

Der Vollmond ſchwebt im Oſten
Am alten Geiſterthurm ꝛc.

Auch hier wieder ein Mühlenbach und Linden an ſeinen Ufern. In einem andern Landſchaftsgemälde „Melancholie“ wiederholt ſich das eben ſchon gebrauchte Bild vom Abendſtern, der als Grablampe leuchtet:

Der Abendſtern blickt auf die Veilchenmatten
Blaß wie der Schmerz auf Gorkophags Schrank.

In den Erinnerungen an Italien ſchlägt auf eine witzige Weiſe das Kokettiren mit den Dichtern und Philoſophen des Alterthums vor, die Matthiſſon als ſeinesgleichen anſieht, und deren Namen er in alle Verſe einwebt. Daneben giftiger Haß gegen die Kirche. Nur als Staffagen in ſeinen Mondſcheingemälden mag er Kirchen und Kapellen leiden; den Gottesdienſt in der Kirche aber haßt er, der nur die Götter Griechenlands und den eingebildeten eigenen Genius anbetet. So verhöhnt er im tempo vaccino den frommen Kapuziner, der hier auf den Trümmern des claſſiſchen Alterthums predigt, als eine lächerliche Karikatur Bierots. In demſelben Geiſt iſt ſeine „Nonne“ gedichtet, der er affectirte Thränen nachweint, weil ſie das Recht der Natur nicht befriedigt und ſeinen Mann gehabt habe. Dahin gehört auch die abgeſchmackte Vergötterung des elenden Rouſſeau. Doch wagt Matthiſſon nur ein einzigesmal dem antiken Satyr zu opfern in einem ſpäzigen „Hausmittel“. Im Uebrigen iſt er mehr prüde als keuſch. Der claſſiſche Zopf hängt durch die ganze Sammlung hindurch. Von Friederike Brun ſagt Matthiſſon:

Du rührſt im Grazienſchleyer
Die keuſche Leyer.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21381 / 057

Indem er ſich Agathon zu ſeyn wunſcht, preiſt er, wie dieſer im Myrthenhain, wo Pſyche und Amor ſich umarmen, von Hebes Blumen umduftet, den Grazien opfert.

In einer ſapphiſchen Ode an die Nachtigall, die ein Muſter von Schwulſt iſt, (z. B. heißt es da:

elyſiſch
Hallten, gleich Harmonikatönen, ihre
Silberakkorde) S. 51.

muß Diana den Wagen lenken, reicht der Sohn Cytherens dem Vogel Götterſpeiſe und Nektar. In dem Gedicht aus Tibur S. 55 weiht der Dichter dem venuſiſchen Schwan das dunkelglänzende Haar der keuſchen Daphne und ſprengt opfernd milden Albanerwein.

In einem fürſtlichen Geburtstagsfeſtgedicht S. 188 läßt er Parzen, Muſen, Horen und Dryaden um Franzens Altar den Kreis ſchließen. Unter ſeinen claſſiſchen Gedichten iſt nur eins wirklich ſchön, Elyſium S. 38, in welchem die Pſyche, in Elyſium angelangt, Vergeſſenheit trinkt. Ganz hübſch iſt auch „das Lied aus der Ferne" S. 175, worin der Geiſt eines verſtorbenen Freundes den Freunden vorübergeht. Gar nicht übel iſt ferner die Charakteriſtik der Elementargeiſter S. 124.

Das berühmte Gedicht an Adelaide S. 53 iſt ſo gekünſtelt und affectirt als möglich, von jeder wahren Empfindung baar. Ein gewiſſer Wohllaut erſetzt bei ihm, wie das Prunken mit claſſiſchen Namen, den Geiſt.

Eine wahrhaft ekelhafte Eitelkeit ſpricht aus den Gedichten Wunſch S. 115 und die Vollendung S. 159. In dem einen ſchwebt er als unſterblicher Geiſt und Seliger empor zu Xenophons und Platons Weisheit und zu Anakreons Myrthenlaube, im andern gelangt er zu „göttlicher Vollendung".

Karl Victor von Bonſtetten, ein Berner Patrizier, nahm als Matthiſons Freund Theil an deſſen Ruhm, obgleich er außer einigen philoſophiſchen und ethnographiſchen Studien nur einen Verſuch in der Idyllenmanier Geßners geſchrieben hat. Einen ebenſo unverdienten Ruf genoß Matthiſons Freundin Friederike Brun, Schweſter des gelehrten Biſchof Münter, ein ſentimentaler und eitler Blauſtrumpf, unnatürlich in die Höhe geſchraubt durch eben ſo eitle Männer, insbeſondere durch Matthiſon, lächerlich verliebt in ihre Tochter Ida, die ſie ſelbſt in ihren Schriften zu einem Weltwunder erzogen zu haben ſich rühmte. Man hat von ihr viele ſchwache empfindſame lyriſche Gedichte und proſaiſche Schilderungen ihres Aufenthalts in Italien. Ohne allen Werth, empfindſame Phraſen und alberne Wichtigthuerei.

Auch der preußiſche Geſandte in Neapel, von Ramdohr, ſchrieb

ſeit 1787 außer über das Schöne in Natur und Kunſt, moraliſche Erzählungen, eine etwas ſchwärmeriſche Venus Urania und „die vier weiblichen Syſteme der Glückſeligkeit“ (1807).

5.

Die philiſterhafte Natürlichkeit.

Das philiſterhafte Behagen fand ſeinen bequemen Ausdruck in der Poeſie bereits in den Gelegenheitsgedichten der Pegnitzer, der Schleſier und der Leipziger. Doch ſtellte man damals die gemeine Wirklichkeit der Familie und Häuslichkeit noch tief unter die eigentliche Poeſie, die man ſich noch von Göttern und Heroen nicht getrennt denken konnte. Erſt die neue Begeiſterung für Natur und Natürlichkeit machte den Philiſtern Muth, ſich ſelbſt und ihre nächſte Umgebung mit dem poetiſchen Object zu identificiren. Der poetiſche Zauber, den zuerſt Thomſon, Haller, Brockes, Kleiſt in Wald und Wieſe und im Garten kennen gelernt, zog nunmehr durch alle Thüren und Fenſter in die Wohn-, Studier- und Kinderſtube ein. Das Haus mit Hausbund und Hauskatze, der Schlafrock und die Schlafmütze, die gemüthliche Pfeife und Tabaksdoſe, alles wurde auf einmal poetiſch. Es bedurfte nicht einmal mehr intereſſanter Unglücksfälle oder wunderbarer Fügungen, um einen Familienroman, ein Familiendrama, eine Familienidylle poetiſch zu machen, das Familienhafte, Alltägliche, Gemeine ſchon an ſich galt als Poeſie. Der Hauspapa im Kreiſe der Seinen oder unter den übrigen Philiſtern ſitzend, mit allen ſeinen kleinen Schwachheiten, wurde das Ideal der in Rede ſtehenden Poeſie.

Gleim, den wir ſchon kennen, darf als der poetiſche Urphiliſter betrachtet werden. Er nennt ſein gaſtliches Haus immer nur ſein „Hüttchen“. Das Wohlwollen, das er zahlreichen Freunden und namentlich jüngeren Dichtern bewies, wurde von allen Seiten erwiedert und er wurde als „Vater Gleim“ der Großpapa der damaligen deutſchen Dichterwelt. Aus ſeinem weiten Freundeskreiſe aber, der noch ganz formlos war, ging allmählig ein engerer förmlicher Freundesbund hervor, der berühmte Göttinger Hainbund, deſſen Mitglieder zwar in ihren Richtungen mannigfach divergirten, die jedoch im philiſterhaften Freundſchaftsenthuſiasmus lange harmonirten.

In Paris erschien 1765 der erste Almanac des Muses. Nach diesem Vorbilde gab Bote in Göttingen, in Verbindung mit Gleim, Klopstock, Gotter ꝛc. 1770 den ersten deutschen Musenalmanach heraus. Indem sich aber mehrere junge Dichter damals in Göttingen zusammenfanden, stifteten sie daselbst einen Dichterbund, 1772, der, von den Grundsätzen Bodmers und Klopstocks ausgehend, nach Natürlichkeit und Wahrheit strebte, zum Theil sogar mit patriotischer Gesinnung der deutschen Vorwelt gedachte, vorzugsweise aber die alten Classiker zum Muster nahm und in Gleims Weise auf eine übertriebene und affectirte Weise für Freundschaft schwärmte, daher auch im wechselseitigen Loben und Bewundern der Mitglieder das Unglaubliche leistete.

Die Seele des Bundes war der Mecklenburger Bauernsohn, Johann Heinrich Voß, der sich durch Fleiß aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hatte. Er studirte zu Göttingen, wurde Rector in Eutin, zuletzt Professor in Heidelberg. Eine gewisse Steifigkeit, Zähigkeit und Grobheit der Bauernnatur, die er sein Lebenlang nicht ablegte, wäre ihm nicht übel angestanden, wenn er nicht die Marotte gehabt hätte, theils es den Hellenen an Feinheit nachzuthun, theils als zärtlicher Familienpapa empfindsam zu schwärmen. Als einen echten nordischen Barbaren ergriff ihn die Schönheit der griechischen Sprache und Poesie mit einer unwiderstehlichen Zaubergewalt, aber gleichsam wider seinen Willen, und riß ihn in lächerlichen Zuckungen umher, ohne daß er je im Stande gewesen wäre, seine angeborne Bärenhaut fallen zu lassen und plötzlich in voller hellenischer Anmuth dazustehen. Von seinen berühmten Uebersetzungen des Homer ꝛc. wie überhaupt von der Gräkomanie war schon oben die Rede. Hier haben wir es nur mit Voß, dem deutschen Philister, zu thun.

In seinen Oden, Liedern, Elegien folgt Voß ganz dem Muster Klopstocks, wählt antike Versmaaße und überschwillt von Begeisterungen. Ueberall aber schlägt der harte Tact vor. Auch wo Voß anmuthig zu hüpfen versucht, wird es nur steifes Getrampel. Was den Inhalt betrifft, so ist die Hauptsache eitle Selbstbespiegelung und manierirtes Lob Anderer, um wieder von ihnen gelobt zu werden. „Sie glauben gar nicht," schrieb Gleim einmal an Vossens Frau, „wie wir einander gelobt haben" (Briefe von Voß II. 370). Sodann Lob der Dichtkunst überhaupt, Anrufungen der Muse, des Genius, Oden an die Laute ꝛc., jenes unglück-

ſelige Beſingen des Singens, worin ſich immer nur mittelmäßige oder eitle Dichter gefallen. Auch in ſeinen zahlreichen Rundgeſängen und Trinkliedern ſetzt er ſich immer die Sporen an: ſingt, wir wollen ſingen, laßt uns ſingen ꝛc. Nichts kann pedantesker klingen. Ein paar Proben:

Traulich auf ein ſchmal Gericht
Seyd ihr eingeladen,
Auf ein friedlich Angeſicht
Und auf dieſen Fladen.
Hält man nur den Fladen feucht,
Dann verdaut und ſchläft man leicht.

* * *

Ausgeleert des Weines Gläſer,
Den der Wirth erlas!
Edleres Getränks Erleſer,
Schafft er reines Glas.
Fröhlich nun des ſtillen Wunſches
Schlürfen wir geſtählten Punſches
Volles Maaß! volles Maaß!

Noch pedantiſcher ſind die Arbeitsgeſänge, z. B. ein Geſang der Milchmädchen.

Mädchen, nehmt die Eimer ſchnell,
Habt ihr ausgemolken ꝛc.

Lieg' und wiederkäu' in Ruh
Dein geſegnet Futter:
Alles, gute fromme Kuh,
Milch und Käſe ſchenkeſt du,
Rahm und ſüße Butter.

Ein Lied beim Flachsbrechen.

Plauderinnen, regt euch ſtracks,
Brecht den Flachs,
Daß die Schebe ſpringe
Und der Brechen Wechſelklang
Mit Geſang
Fern das Dorf durchdringe! ꝛc.

Ein Lied beim Spinnen zu ſingen.

Schnurre, Rädchen, mit Geſang
Sorg und Schlaf hinunter.

Die, jedem Gemeinwesen unentbehrliche Unter- und Ueberordnung würde sich von selbst machen, wenn die, welche zu befehlen hatten, stets ihre Pflicht und ihre ganze Pflicht erfüllt haben würden. Denn das Volk begehrt es nicht besser, als denen zu gehorchen und die Sorge für sein Wohl zu überlassen, welche sich wirklich damit befassen. Es glaubt aber verlangen zu können, daß der Befehlende obenanstehe in Klugheit, Rechtlichkeit, Leidenschaftslosigkeit und feiner Sitte. Das Sprüchwort: „wie der Herr so der Diener" bezieht sich nicht nur auf Fürst und Staatsbeamten, auf Hausfrauen und Dienstmädchen, sondern auf alle Untenstehenden den Höhergestellten gegenüber.

Oft hat anscheinende Ruhe und Theilnahmlosigkeit von Seite der Beherrschten verblendete Regierungen getäuscht, und sie bis zu dem unheilbringenden Punkte kommen lassen, wo die öffentliche Meinung sich ohne Scheu von ihnen trennte. Die Gräuel der nachfolgenden Revolutionen bieten von selbst die Kritik des vorhergegangenen bürgerlichen Zustands. Germanische Völker schütteln fremde Obergewalt ab, lassen aber alles Uebrige beim Alten (die vereinigten Niederlande und Nordamerika), die Franzosen löschten Namensbenennungen aus und schafften den Kalender ab.

Nachdem jede Zwischengewalt verzichtet war, die Regierung für Alles sorgen, Alles leiten, Alles verantworten wollte, waren ihre Pflichten auf eine Höhe gesteigert, welche auch der reinste Wille, auch das mehr als gewöhnliche Talent nicht mehr erreichen konnten. Die Forderungen für allgemeine Zwecke machten die höchste Anstrengung der geistigen und körperlichen Kräfte nöthig, und diese Anstrengung müßte nothwendig zu größerer Ausbildung derselben, und diese zu Selbstbewußtseyn führen.

Somit wurde das beinahe unmöglich, was man in früheren Zeiten patriarchalisch-väterlich regieren nannte.

Man hat diesem Ausdruck nur zu oft die Bedeutung des Gehorchens aus einem unbedingten Glauben an die gute Absicht der Regierung, einer Unterordnung verstanden, welche über die Grenzen des Rechts hinaus zu gehen hätte. Bei der Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche unser Jahrhundert bietet, möchte eine solche Regierung sehr schwer zu handhaben seyn, so wenig ein herangewachsener Jüngling sich wie ein Kind wird behandeln lassen. Jedes Alter, jede Bildungsstufe erfordern eine

Trägheit macht den Abend lang,
Arbeit hält uns munter.
Was im Kopf uns heimlich murrt,
Wird abgeschnurrt. ꝛc.

Endlich das berüchtigte Kartoffellied.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang! ꝛc.

Voß hat auch eine ziemliche Anzahl Liebeslieder gedichtet. In diesen spielt er gern den Schalkhaften, was ihm überaus possierlich ansteht. Man höre das Minnelied:

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing ich fröhlichen
Minnesang:
Denn die Reine,
Die ich meine,
Winkt mir lieblichen Habedank. ꝛc.

Der Frauentanz.

O herum mit Gesang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freiern Tanze!
Wann die Haube uns geziemt,
Sey das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Dann so friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberschritt!
Nach der Weise
Tanzet leise
Auch das fromme Männchen mit!

Daß auch Ehestands- und Kinderstubenlieder nicht fehlen, versteht sich.

Ein Wiegenlied V. 286 ist höchst wunderlich, weil seine Naivetät qualvoll erkünstelt ist. Auch in dem Gedicht „die säugende Mutter" VI. 50 waltet zu sehr dieses Bewußtseyn und das Beschreiben der eignen Empfindung vor. Dagegen ist ein Gedicht auf den Geburtstag seiner Frau V. 208 ein ansprechendes Genrebildchen. Auch das kleine Wintergemälde III. 182 ist gut. Das beste Gedicht unter allen ist die Spinnerin IV. 184.

Die Oden und Lieder enthalten auch mancherlei Polemik. Voß war ein Rationalist, Todfeind nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der lutherischen Rechtgläubigkeit. Dieses hing mit seiner Schwärmerei für die heidnischen Classiker zusammen. Es gehörte aber auch gewissermaßen zu seiner amtlichen Stellung. Denn er wurde vom Großherzog von Baden nur deßhalb nach Heidelberg berufen, um der Rheinbundspolitik zu dienen, von welcher bekanntlich der kirchliche Geist systematisch unterdrückt und unter der deutschen Bevölkerung, um sie mit Napoleons Tyrannei auszusöhnen, ein bornirtes und behagliches Philisterthum nach Möglichkeit gepflegt wurde.

Bedeutender als die Oden und Lieder sind die Idyllen von Voß:

1) Der Frühlingsmorgen. Eine Braut geht früh in den Garten, um mitten unter den Blumen des Lenzes an einem Geschenk für den Geliebten zu sticken. Da fallen ihr Tropfen vom Baum auf ihren Stickrahmen, weil es noch zu früh ist, und sie sieht, bis die Sonne den Thau ausgesogen haben wird. Ein recht ansprechendes Genrebild. 2) Das erste Gefühl. Schilderung einer Wochenstube. Die Mutter hat geboren, das junge Kind wird beguckt von den anderen Kindern, die alle das neue Schwesterchen sehn wollen. Man mahnt zur Stille. Da hört man den leisen Gesang zweier Schutzengel, die das Kind umschweben. 3) Die Leibeigenen. Zwei Leibeigene unterhalten sich von der Rohheit des Junkers und von ihren Leiden, der eine mit mehr Gelassenheit, der andere mit tiefster Erbitterung. 4) Das Gegenbild. Ein braves, adeliges Ehepaar freut sich, die schweren Lasten der Bauern erleichtert zu haben. 5) Ein ähnliches Gemälde. Ein Freigelassener freut sich mit seiner Braut der neuen Freiheit. 6) Die Bleicherin. Anna wird, indem sie ihre Aussteuer bleicht, von Freundinnen besucht und mit dem Bräutigam geneckt, gekitzelt und mit Wasser begossen. 7) De Windrawend (Winterabend), in plattdeutschen Hexametern, höchst unnatürliche Sprachspielerei. Wie kommt der niedersächsische Bauer zum Hexameter? 8) Das Ständchen. Ein häßlicher Edelmann wimmert vor dem Fenster einer schönen Försterstochter, die das Nachtgeschirr über ihn ausschüttet. Schlechtes Machwerk, worin nicht reiner Humor, sondern Adelshaß das Motiv ist. 9) Der Bettler, unbedeutend. 10) De Geldhapers, handelt von der Lotterie, wieder plattdeutsch. 11) Der Riesenhügel. Ein Krämer läßt sich von einem Schäfer vom Hünengrab erzählen und von einer Beschwörung des Geistes und Schatzes daselbst. Voß hat hier den Fehler gemacht, antike Beschwörungsformeln in den deutschen Aberglauben einzumischen. 12) Die büßenden Jungfrauen, erscheinen geisterhaft an einem Teich einem Jüngling, ihn zu ermahnen, daß er heirathe, indem sie es im Leichtsinn versäumt. 13) Der Abendschmaus. Ironische Beschrei-

bung eines Festmahls in Hamburg, an dem zwölf dickbauchige Herren und zwölf breithüftige Damen Theil genommen 14) Die Kirschenpflückerin. Ein Mädchen ist auf den Baum gestiegen und pflückt schwarze Kirschen, ein anderes steigt über den Zaun zu ihr, so daß jene sie warnt, die Nesseln würden sie in's Kinn stechen. Dann plaudern sie vom Geliebten der erstern. Würde zuletzt nicht ein abgeschmacktes Lied gesungen, so wäre dieses Genrebild artig. 15) Der Teufel Lucian findet den Teufel Pux mit eingeklemmtem Schwanze. Gaßner hat ihn da hingebannt. Er erzählt nun von Gaßner, bis Lucian ihn frei macht. Sehr albern. 16) Der siebzigste Geburtstag, mit Recht die berühmteste Idylle von Voß. Ein alter Schulmeister, der an seinem siebzigsten Geburtstag seinen zum Pfarrer ernannten Sohn an einem schneereichen Wintertage besucht, gewährt ein sehr anmuthiges Genrebild. Die junge Frau des Pfarrers weckt den im Sorgenstuhl entschlafenen Alten mit einem Kuß. 17) Die Heuerndte. Bartel und Lene begrüßen sich beim Heumähen und er muß ihr ein Heulied singen, ein ganz abgeschmacktes Lied, worin eben blos das Heumähen beschrieben wird. 18) Philemon und Baucis, die bekannte antike Mythe.

Louise, ein ländliches Gedicht (1783) ist Voßens berühmteste Dichtung.

Der Pfarrer von Grünau feiert den Geburtstag seiner Tochter Louise, wobei auch der Hofmeister der adeligen Gutsherrschaft, Louisens Liebhaber „der edle bescheidene Walter", zugegen ist. Das ländliche, aber reiche Mahl wird in den schönsten Hexametern beschrieben. Beim Kaffee orakelt der Pfarrer und kramt Voßens Lieblingstheorie aus. Laßt uns freuen

mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, den liebenden, und Zoroaster
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn ꝛc.

Walter erzählt eine Legende, wie einst ein Katholik habe in die Himmelsthür eindringen wollen, Petrus ihn aber auf die Bank vor der Thür gewiesen habe. Darauf sey ein Reformirter und ein Lutheraner gekommen und auch sie hätten auf die Bank müssen, bis sie dem Tanz der Gestirne und Engel zuschauend erkannt hätten, es gebe nur Einen Gott und die Unterschiede, die sie auf Erden gemacht hätten, seyen Thorheit. Nach dieser Herzenserleichterung wird wieder getafelt. Walter faßt den Kelch oben an, daß es schlecht klingt. Der Papa zankt ihn deßhalb aus. Er entschuldigt sich, er sey durch einen Blick Louisens verwirrt worden. Sie erröthet, stellt sich aber unbefangen und schnellt nach Karl einen Kirschkern ꝛc. — Walter ist bereits Pfarrer und Louisens erklärter Bräutigam. Er kommt an einem kalten Wintermorgen und umarmt die noch schlaftrunkene Braut. Endlich die Hochzeit, wobei die Gutsherrschaft. Beim Abendschmause witzelt der Alte, als ob er schon ein wenig benebelt wäre, über die Bibelstelle „ein Bischof sey eines Weibes Mann" und

ſchenkt dabei Biſchof ein. Dann wird ein Hochzeitlied geſungen vom Liebchen, das warm im Bette liegt beim Männchen, dann ſchwanger wird und ſich ſchwer ſchleppen muß, bis es ſich endlich hinlegt und das Kindlein ſäugt und Vater ehrbar ſitzt und wiegt.

Schade für die wohllautenden Verſe, in denen dieſe trivialen Dinge vorgetragen werden.

Unter den vielen Dichtungen, welche erſt durch die Louiſe hervorgerufen wurden, ſteht Göthes Hermann und Dorothea oben an. Ohne dem, was in Göthes Geiſt einheitlich iſt, irgend Abbruch thun zu wollen, glaube ich doch die Materien und Manieren, mit denen er ſo oft gewechſelt hat, ſondern zu müſſen, hebe alſo hier wieder nur, was hieher gehört, ſeine Dorothea heraus. Er ſchrieb dieſe Idylle in Hexametern lediglich in Rückſicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für ſeine Louiſe eingeerntet hatte. Es kitzelte Göthe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philiſter zu wetteifern und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch beſſer machen könne. Dorothea erſchien 1798.

Dorothea kommt mit Auswanderern, welche den Schrecken der franzöſiſchen Revolution entfliehend den Rhein überſchreiten, in die Nähe eines kleinen deutſchen Städtchens, erregt die Aufmerkſamkeit eines braven Jünglings, dem ſie an einem Brunnen Waſſer reicht, und gewinnt ſeine Liebe. Er iſt der Sohn eines reichen Wirths, der mit ſeinen Freunden, einem Pfarrer und Apotheker, zu Rathe geht. Am Ende aber, da ſie des fremden Mädchens Rechtſchaffenheit erkennen, willigen die Eltern ein, daß ihr Sohn ſie freie.

Das alles iſt viel ſchlichter, einfacher und natürlicher gehalten, als in der Louiſe von Voß. Das Mädchen aus der Fremde, der bewegte politiſche Hintergrund, die faſt bibliſche Brunnenſcene bringen einen romantiſchen Zug in die im Uebrigen ganz philiſterhafte Idylle. Man muß dieſe Dichtung loben, aber für ſie zu ſchwärmen und was weiß ich für erhabene Geſinnungen herausleſen zu wollen, iſt lächerlich. Am Schluſſe meint zwar der Bräutigam, wenn alle ſo dächten, wie er, ſo würden die Deutſchen aufſtehen und die Franzoſen bändigen. Aber ſo etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohlwiſſend, daß doch Niemand aufſtehen wird, iſt keine Probe eines feurigen Patriotismus. Nebendem hat Göthe noch 1813, wie E. M. Arndt berichtet, der deutſchen Begeiſterung geſpottet: „Ihr Guten, ſchüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet ſie nicht los, der Mann (Napoleon) iſt euch zu groß.“

Jens Baggesen, Professor in Kopenhagen, schrieb geläufig deutsch, wie dänisch, und war hauptsächlich ein Nachahmer und Parteigänger von Voß. In seinen lyrischen Gedichten affectirt er in horazischen Versmaaßen die krampfhafte Dichtart seines Meisters. Z. B. in der Ode an Klopstock S. 163.

Tag des Ruhms, Lichtgefild der Heroen, Sminthens
Zauberkreis, der, Horen umtanzt, von Aufgang
Durch die Luft weitstrahlend hinab ins Weltmeer
Helios wandelt ꝛc.

Am meisten gefällt er sich in dithyrambischen Krämpfen, in einer wahrhaft unausstehlichen, weil nur erkünstelten Trunkenheit der Worte. In der Ode „an die Dichter" lermt er alle Dichter der Welt, die lebenden wie die todten, aus ihren Gräbern zusammen, um — den großen Napoleon zu besingen, und hat die Schamlosigkeit, die Göttin Teutonia als das personificirte Deutschland den Reigen führen zu lassen. In dem längern Gedicht „Napoleon" an Voß gerichtet I. 167 f. wagt es Baggesen, als Affe des großen Dante sich den Virgilius erscheinen und sich von demselben zum Sänger weihen zu lassen, um Napoleon zu besingen.

Nenn' ich den heiligen Namen? verkünd' ihn Zunge, mit Ehrfurcht,
Einst den gekanntesten weit: Napoleon Buonaparte!
Sing ihn du der bewundernden Welt und der staunenden Nachwelt!

Das einzige Gedicht Baggesens, was einigen Ruhm erlangt hat, ist das heitere Trinklied

„Als Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut ꝛc.,

eine Satire auf die Fichte'sche Philosophie. Merkwürdig ist auch das Gedicht auf Göthe:

Der Schalk spielt Blindekuh mit allen Pierinnen,
Mit allen Chariten versteckt,
Kaum steht er sternbekränzt auf Säulen oder Zinnen,
Husch, liegt er irgendwo mit Eicheln zugedeckt ꝛc.

In dem „Karfunkel oder Klinklingel-Almanach" 1802 trachtete Baggesen in Sonetten die romantischen Dichter in Heidelberg zu verspotten, die damals seinen Freund Voß plagten. Es ist darin wenig Witz, weil Baggesen den Werth und das Verdienst von Schlegel, Tieck ꝛc. gänzlich

verkannte. In dem ſ. g. „vollendeten Fauſt“ parodirt Baggeſen Göthe's Fauſt mit einer Menge von Anſpielungen auf die Dichter im Beginn des 19. Jahrhunderts.

Baggeſens humoriſtiſches Epos „Adam und Eva“ 1826 iſt in der leichten Manier Wielands in freien Jamben gedichtet und etwas breit.

Doch ſind einige witzige Parthien darin. Das erſte Schmollen Evas iſt ſehr artig geſchildert. Auch der Gedanke, daß die verführeriſche Schlange franzöſiſch ſpricht und des Weibes Herz mit Eitelkeit erfüllt, iſt glücklich. Die Neugierde der guten Eva, zu wiſſen, was Kinder ſeyen, iſt höchſt naiv und liebenswürdig, aber zu weit ausgeſponnen.

In einem höchſt abgeſchmackten Singſpiel „die Zauberharfe“ von Baggeſen

beſitzt der Sänger Terpander eine Zauberharfe, verliebt ſich in die Prinzeſſin Dione, muß ſich gleich den übrigen Freiern derſelben der harten Probe unterwerfen, wer ſeiner Liebe das größte Opfer bringen könne? und beſteht die Probe, indem er der zur See verunglückten und im Froſt verſchmachtenden Prinzeſſin ein Feuer aus — ſeiner Harfe macht.

In „Parthenais oder die Alpenreiſe“ ahmte Baggeſen die Voſſiſche Louiſe nach, aber nach Art der ältern komiſchen Heldengedichte mit Herbeiziehung des antiken Olymp. Parthenais heißt das Gedicht zu Ehren der drei Jungfrauen, deren grazienhafte Gruppe den Mittelpunkt deſſelben bildet.

Drei junge Schweizerinnen, Cynthia, Daſne und Myris haben Luſt, eine Parthie auf die Jungfrau im Berner Oberlande zu machen und laſſen ſich, mit Erlaubniß ihrer Eltern, von dem jungen Dichter Nordfrank begleiten. Dieſer ſieht, wie ſie ein Fußbad nehmen, dann im Mondſchein als Grazien tanzen ꝛc. Da wird Gott Hermes, der die ſchönen Mädchen ſelber führen wollte, eiferſüchtig auf Nordfrank und verſchwört ſich mit dem kleinen Eros, der auf das Finſteraarhorn hinaufſtiegt, wo Zeus thront und denſelben gegen Nordfrank einzunehmen ſucht. Aber Apollo, als Gott der Dichtkunſt, beſchützt den Nordfrank und lenkt den tödtlichen Blitzſtrahl von ihm ab. Eros überfällt in der Nacht den jungen Dichter und verwundet ihn mit ſeinem Pfeile, woraus das große Unglück entſteht, daß Nordfrank ſich von nun an allein in die jüngſte der Heldinnen Myris verliebt. Die kleine Geſellſchaft fährt über den Thunerſee, erlebt einen kleinen Sturm, wird naß. Kaum haben die Mädchen ſich getrocknet, ſo läuft Myris ſchon wieder einem Schmetterling nach und verirrt ſich. Der Dichter folgt ihr und findet ſie in der Beatushöhle, aus der er ſie zurückführt, ohne auch nur einen Kuß zu wagen. Dabei auch eine gute

Beſchreibung des Staubbachs. Die drei Mädchen kommen an einen Bergſpalt, Nordfrank muß eine nach der andern hinübertragen; als er Myris trägt, zittert ſein Herz, er ſchwindelt und fällt. Dieſe einfache und hübſche Scene wird unerträglich verunziert, indem Baggeſen alles durch ſeine Götter motivirt. Eros hat den Dämon des Schwindels heraufbeſchworen, der den Nordfrank angrinſen und erſchrecken muß. Aber indem er fällt, rettet Apollo wieder ſeinen Schützling und veranlaßt den Helios eine Bergwand einſtürzen zu laſſen und den Abgrund in aller Geſchwindigkeit auszufüllen. Die kleine Reiſegeſellſchaft kommt nun glücklich auf die Wengernalp und genießt die entzückende Ausſicht auf die Jungfrau, verdirbt dieſelbe aber unnöthig durch die fadeſten Anrufungen der Muſe und durch bombaſtiſche Entzückungsphraſen. Endlich wagt es Nordfrank, ſein Herz der Myris zu entdecken und ſie verloben ſich. Die Eltern kommen und ſtimmen zu.

Der Prediger Fr. Wilh. Aug. Schmidt zu Werneuchen in der Mark gab 1797 Gedichte heraus, die Göthe in ſeinem Gedicht „Muſen und Grazien in der Mark“ verſpottete. In ihnen gipfelt die Gemeinheit des Natürlichen.

Rümpft ihr Modegecken nur die Naſen,
Wenn den einzgen Rock ich, ungeputzt,
Trage ſchier bis auf den letzten Faſen
Und mein Weib mir die Perücke ſtutzt.

Das Stillleben mit ſeinem Weibchen ſchildert der gute Paſtor, wie wenn von Vögelchen im Neſt die Rede wäre. Aus dieſer Beſcheidenheit aber poltert er immer wieder derb heraus, wie Voß, und gefällt ſich in Pfützen, Ententeich, Miſt und Vieh.

Ludwig Theobul Koſegarten, Probſt zu Altenkirchen auf Rügen, ließ ſich zur Zeit der franzöſiſchen Occupation 1808 zum Profeſſor in Greifswald machen. Nachdem er (weil Rügen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zu Schweden gehörte) in ſervilen Lobgedichten auf den ſchwediſchen König Gott gedankt, daß der Deutſche in Pommern und auf Rügen mit den Finnen und Lappländern vereinigt für das Wohl gedachten Königs bete (Dichtungen X. 228), huldigte Koſegarten mit eben ſo ſerviler Hingebung ſeit 1808 den Franzoſen und hielt eine berüchtigte Rede am Napoleonstage in Greifswald 1809, worin er dem Unterdrücker Deutſchlands aufs niederträchtigſte ſchmeichelte. Kaum aber hatte Napoleon Unglück und erhob ſich Deutſchland im Jahr 1813, ſo beeilte ſich Koſegarten auch ſchon wieder, Friedrich Wilhelm III. und die Koſacken zu beſingen. Dies

genügt zur Charakteristik des Dichters. Er war ein unausstehlicher, aufdringlicher Poet ohne alle Originalität und Wahrheit, nur mit fremden Begeisterungsphrasen und fremden Empfindsamkeiten sich schmückend, ein Nachäffer von Voß. Kaum ist es zu verantworten, daß Literarhistoriker und Mustersammler diese Lakaienseele immer noch unter die deutschen Classiker einschreiben.

Kosegarten schrieb auch nach dem Muster der Vossischen Louise zwei Idyllen. „Die Inselfahrt" 1808.

An sich hätte die Fahrt eines Jünglings mit zwei Mädchen, worunter eine seine Geliebte (Aloysius und Agnes) am romantischen Ufer der Insel Rugen auf einem Kahn an einem schönen Sommertage, den ein schreckliches Gewitter und ein kleiner Schiffbruch endet, aus dem jedoch die Liebenden gerettet werden, viel Anziehendes. Aber Kosegarten hat weder Naturgefühl noch Phantasie. Sein Gedicht ist eine fade Nachahmung der Parthenais von Baggesen und der Louise.

Gleichsam um an Voß wieder gut zu machen, daß er aus dem Baggesen'schen Abwasser und nicht unmittelbar aus Voß geschöpft hatte, schrieb Kosegarten 1808 die „Jucunde", eine sklavische Nachahmung der Louise.

Denn auch hier ist es ein langweiliger orakelnder Pfarrer, ein edler bescheidener Freier, eine empfindsame Pfarrerstochter und eine Freundin, um die alles sich dreht. Nur daß die Scene aus dem Binnenlande ans rügenische Ufer verlegt ist. Sonst ist der Hexameter, das Ausmalen des Haushalts, die Salbaderei und Familienpimpelei ganz die nämliche, nur daß der Vossische Hexameter viel reiner und metallischer, und die sentimentale Pedanterie wenigstens ursprünglicher ist.

Die Insel Rügen fand noch später ihre Sänger; Arkona wurde episch 1828 von Furchau, 1835 von Christen, 1840 dramatisch von C. A. Menzel, die Stubenkammer noch 1843 von Boltze besungen. Karl Lappe in Stralsund schrieb seit 1801 ein historisches Gedicht „Minona" und andre, worin er gleichfalls vorpommerisches Landleben pries.

Zu den schwachen Nachahmungen gehören Fischers „die Letten zu Buchen", Halle 1804.

Lettische Bauern empören sich. Einem deutschen Gutsherrn wird mit dem Tode gedroht, aber das Zeugniß seiner Leibeigenen, daß er ein braver Herr sey, rettet ihn. Alles in Hexametern, phrasenreich und empfindsam.

Friedrich von Oertel († 1807), der viele englische Romane übersetzte,

ſchrieb ein Gedicht Diethelm, eine empfindſame Nachäffung von Hermann und Dorothea und Louiſe. Sklaviſche Nachahmungen der Louiſe waren noch 1816 Holzapfels Wilhelm und Emma, Heinels Pfingſtfeſt 1833, die Verlobung von Truſius und der Feierabend eines Greiſes von Kirſch, beide von 1844. Noch ſpät klingt Hermann und Dorothea nach in den patriotiſchen Idyllen „Richard“ von V. v. Strauß (1841) und „Irmgard“ von Tellkampf (1850).

Johann Martin Uſteri, Rathsherr in Zürich, ſchrieb „vermiſchte Gedichte“, voran der berühmt gewordene Rundgeſang „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ ꝛc. Die übrigen Gedichte ſind ſehr mittelmäßig, ſchwächliche Ermunterungen zur Freude, didaktiſche Betrachtungen, Gelegenheitsgedichte, auch viele Künſtlerlieder. Beſſer ſind einige Balladen wenigſtens durch ihren Inhalt, ſo Ida von Toggenburg und andre Sagen und geſchichtliche Erinnerungen aus der Schweizer Vorzeit. Auch ſchrieb er Dichtungen in Züricher Mundart. Abgeſehen von dem rein ſprachlichen Intereſſe kann ich dieſe Arbeiten Uſteri's nur für verfehlt halten, weil ſie uns lediglich in die Kinderſtube und in die Familienpimpelei des Schweizer Philiſterthums einführen und nie und nirgends das Heroiſche der Schweizernatur zu erkennen geben. Es iſt ſeltſam, daß dem kräftigen nordalbingiſchen Volksſtamm mit den Idyllen des Johann Heinrich Voß das nämliche begegnen mußte. Die wahre Schweizer Idylle iſt weder bei Geßner, noch bei Uſteri zu finden. Außer Kinderliedern hat Uſteri in Züricher Mundart drei alterthümlich gehaltene geſchichtliche Erzählungen in Proſa „Zeit bringt Roſen“, „Gott beſcheert über Nacht“ und „der Erggel im Steinhuus“ und zwei große moderne Idyllen in Hexametern geſchrieben „de Vikari“ und „de Herr Heirl“. In dieſen waltet eine unleidliche Gemüthlichkeitsaffectation und ein Kokettiren mit dem Alltäglichen vor, welches die wahre Natürlichkeit doch ausſchließt, weil ſich immer erkünſtelte Sentimentalität einmiſcht.

Ludwig Neuffer, Stadtpfarrer in Ulm, ahmte ebenfalls Voß in Idyllen nach, der Herbſttag (1802), ein Tag auf dem Lande, Hilkar ꝛc. Er war eine patriarchaliſche Natur, von viel mehr Wohlwollen als Voß, aber ſchwächer an Geiſt.

Von dieſen Idyllendichtern, die wir zuſammenfaſſen mußten, gehen

wir zur Betrachtung der Schauſpieldichter über, die ihnen am nächſten verwandt waren.

Otto Heinrich, Freiherr von Gemmingen bearbeitete zuerſt Diderots père de famille unter dem Titel „der deutſche Hausvater“ (1783) und machte dadurch die Philiſterei auf der deutſchen Bühne heimiſch. Denn der Franzoſen empfindſame und zugleich praktiſche Familienliebe nahm in Deutſchland den nationalen Beigeſchmack an, den man vorzugsweiſe als den philiſtröſen bezeichnet.

Der Hausvater Gemmingens iſt ein Graf, der mit ſeinen beiden Söhnen ſeine liebe Noth hat. Der eine iſt Offizier und macht Schulden (Ferdinand), da er ſich aber in einer Ehrenſache cavaliersmäßig benimmt, ſo vergibt ihm der gute Papa und bezahlt ihm die Schulden. Der andere Sohn, Karl, ſoll ſtandesmäßig eine Gräfin Amaldi heirathen, die ihn liebt, liebt ſelbſt aber Lottchen, eine arme bürgerliche Malerstochter. Dieſes Lottchen iſt naiv genug, zur Gräfin hinzugehen und ſie zu bitten, ſie möge ihr doch ihren Karl laſſen, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß ſie ſich bereits von Karl in guter Hoffnung befindet. Das beſtimmt die Gräfin, Karln wirklich aufzugeben. Auch den alten Hausvater weiß Lottchen durch ihre naiven Lamentationen zu rühren und er entſagt allem Adelsvorurtheil, nicht auf Geburt, nur auf Tugend komme es an ꝛc. Der gute Hauspapa hat auch eine Tochter, Sophie, die an einen Weltmann, Herrn von Monheim, verheirathet und im Begriff iſt, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen. Beim Abſchied wird ihr einziges Kind gebracht, das aber beide bei den Kleidern zerrt und keines von beiden fortlaſſen will und dadurch wird Herr von Monheim ſo gerührt, daß er die Scheidung aufgibt und Sophie behält. Am Schluß ruft der Hausvater pathetiſch aus: Meine Belohnung? Daß ihr mich liebt, und dann, wenn ich einſt todt bin, daß ein deutſcher Biedermann an mein (sic) Grab vorbeigehe und ſage: er war werth, Vater zu ſeyn!

In dieſem merkwürdigen Hausvater liegen ſchon alle Elemente der Iffland-Kotzebueſchen Poeſie, das biedermänniſche Gepolter wie das lüderliche Sündigen und Verzeihen. Julius Graf von Soden ſtellte ihm 1797 ein Schauſpiel „die deutſche Hausmutter“ an die Seite.

Hier hat die Mutter ihre liebe Noth mit einem verdorbenen Sohn, einer wahnſinnigen Tochter und einer Schwiegertochter, welche die Kaſſe beſtiehlt, ſie verliert aber nie den Muth als gute Chriſtin.

Auguſt Wilhelm Iffland aus Hannover, ein berühmter Schauſpieler, der die höchſte Meiſterſchaft in ein natürliches und wahres Spiel im Gegenſatz gegen die Lernmacherei und das manierirte Pathos ſetzte,

eigenthümliche Behandlung, und wenn auch der reife Mann nie aufhören ſoll, ſeinen Vater zu ehren, und ihn in der Regel auch ehren und ſich ihm unterordnen würde, ſo lange dieſer im vollen Genuſſe ſeiner Geiſteskräfte iſt, ſo wäre dennoch eine ganz durchgeführte Vergleichung der väterlichen und der Regierungsgewalt dieſer gefährlicher, als ſich beim erſten Anblicke herausſtellen möchte.

Wir erblicken in der allgemeinen Wehrpflicht und in den freien Vereinen das beſte Gegengewicht gegen die ungebührlichen Strebungen, alle Ueberordnung zu vernichten. Der Krieger lernt nach einfachen Formen ſeine Perſönlichkeit einem allgemeinen großen Zwecke unterordnen und ſeine Pflicht in ſtrenge abgeſtufter Verantwortlichkeit unter Befehlshabern zu erfüllen, welche zu gehorchen haben wie er, aber ihm gegenüber die Intelligenz, das Rechts- und Sittlichkeitsprinzip zu vertreten und in Todesverachtung ihm voranzugehen haben. Wir halten dieſe Schule für die wirkſamſte, welche ein Menſch haben kann, der Vornehme, weil er dadurch die Maſſe kennen, achten und führen lernt, der Aermſte, weil er nur hiedurch als Glied des Ganzen und doch auf ſich ſelbſt und ſeine beſten Kräfte angewieſen, daſteht.

Die freien Vereine ſind dagegen das Mittel, das ausgezeichnete Einzelnweſen in ſeiner Beſonderheit in die geeignete Thätigkeit zu bringen, die kleinen Eitelkeiten zu befriedigen und den Unbeſchäftigten nutzbar zu machen, welcher ſonſt grollend von allem Oeffentlichen ſich ferne gehalten, vielleicht aus Thatentrieb und Langeweile mit derſelben Kraft wider die Staatszwecke gearbeitet haben würde, welche er nun nur der Ehre wegen fördert.

Dieſe freien Vereine ſind darum ſo wichtig, weil ſie hinreichen, wohin die Regierungen nie hinreichen werden, wenigſtens nicht für die Dauer mit Folgerechtigkeit und der Beſonderheit, welche der Zweck fordert. Ihr Wirken bezeichnet das Zurücktreten der Staatsgewalt in ihr wahres beſtändiges Bette, und ſie vermögen zu erſetzen, was bei Vereinfachung der Staatsformen, bei Nivellirung der Zwiſchengewalten verloren gegangen war. Karavanen ſchaaren ſich den Räubern der Wüſte, Klöſter einem wilden Feudalweſen, gefährliche geheime politiſche Geſellſchaften einer zerfallenden Regierung oder einer Kirche gegenüber, welche den Forderungen der Zeit nicht mehr zu entſprechen vermag, freie Vereine

aber auch seinerseits in der studirten Effectmacherei des natürlichen Spiels zu weit ging, schrieb auch viele Familienschauspiele, rührende Scenen aus dem bürgerlichen Leben. Nur sehr selten ging er in die ältere Periode zurück, wie z. B. mit seinem schlechten Stück Kaiser Friederich III., den er, um den Kaiser Leopold II. 1791 zu loben, aus einem Faulthier zu einem sittlichen Ideal erhebt. Trotz dieser Hofschmeichelei war Iffland in vieler Beziehung liberal und sogar ein Oppositionsmann. Wenn auch noch so ergeben der unverletzlichen Majestät, bringt er doch in seinen Stücken furchtlos alle Mißgriffe und Willkührlichkeiten der Beamtenwelt seiner Zeit zur Sprache. Ja die Corruption, der Nepotismus, der Kastengeist ꝛc. der höheren und auch niederen Beamten bildet ein Hauptmotiv der tragischen Begebenheiten, die er auf die Bühne bringt. In andern Stücken contrastirt er die Unnatur der höheren Stände mit der schönen Einfalt des ländlichen Daseyns. Nicht selten aber fällt er in den Fehler, die menschliche Schwäche allzu nachsichtig zu entschuldigen, der lieben Natur gar zu sehr den Lauf zu lassen. — Er hat seine „Theatralische Laufbahn" selbst beschrieben, aber mit zu viel Selbstgefälligkeit. Ich gebe hier nur eine charakteristische Auswahl aus seinen vielen Bühnenstücken.

Ifflands erstes unbedeutendes Stück war „Albert von Thurneisen", 1781. Erst das zweite machte bedeutenderes Glück „Verbrechen aus Ehrsucht" ꝛc. 1784.

Der junge Ruhberg liebt eine vornehme Dame, die ihn zu großen Ausgaben veranlaßt. Um ihre Hand zu erlangen, setzt er alles aufs Spiel und bestiehlt zuletzt die Kasse des Vaters. Das Verbrechen wird entdeckt, anfangs der Vater beschuldigt, aber durch des Sohnes Geständniß gerechtfertigt. Der Sohn flieht, nachdem er dem Vater gelobt, sich kein Leids anzuthun. Es fällt auf, daß Iffland den elenden Buben von Sohn mit so vieler Vorliebe und Schonung zeichnet. Aber das war es, was man damals verlangte, Strenge hätte man ihm mehr verübelt. Daher konnte Iffland es wagen, noch zwei Fortsetzungen dieses beliebten Stücks zu schreiben: „Bewußtseyn" und „Reue versöhnt", worin der junge Ruhberg als völlig gebessert und purificirt wieder in den Schooß der Familie zurückkehrt.

Im „Mündel" (1785) tritt zum erstenmal ein böser Kanzler auf, der einen ehrlichen Mann ins Unglück stürzen möchte, aber entlarvt wird.

Der ehrliche Mann ist Vormund eines leichtsinnigen Jünglings, den der

Kanzler verführt, wird der Vermögensveruntreuung angeklagt, aber glänzend gerechtfertigt.

Alle bisherigen Stücke Ifflands übertrafen „die Jäger“ 1785, die bis auf diesen Tag als sein Bestes gelten.

Der alte biedere aber jähzornige Oberförster Warberger läßt seine Nichte Friederike, die früher bei ihm lebte, in der Stadt erziehen. Sie kommt einmal zum Entzücken seines eben so ungestümen Sohnes Anton, der sie längst liebt. Die Mutter jedoch, die gutmüthige aber schwache Oberförsterin, hat im Sinn, ihren Anton mit dem Fräulein von Zeck, Tochter des reichen aber bösen Amtmanns, zu verheirathen. Ihre Bedenken machen den Oberförster zornig und in diesem Zorn fährt er Anton rauh an, der nun gleich toll wird und fortläuft, um sich zum Soldaten anwerben zu lassen, was natürlich niemand ahnt. Während die Familien beim Fest zusammensitzen, bekommt Anton draußen unterwegs Streit mit Mathes, dem Diener des Amtmanns, und als man bald darauf denselben Mathes verwundet findet, so wird Anton als Mörder verhaftet. Aber die Angst der Familie dauert nicht lange, denn ein älterer Diener, den Mathes mit List um's Brod gebracht, war der Thäter und entdeckt sich, um Anton zu retten. Der Amtmann zieht mit Fräulein Tochter ab und Anton bekommt seine Friederike.

Der Reiz dieses Stücks liegt in der unübertrefflichen Wahrheit der Charakterzeichnung. Auch dieses Stück wurde, seiner ungeheuren Beliebtheit wegen, von Iffland fortgesetzt in „der Hand des Rächers“, worin der Amtmann, als der den Staat betrogen ꝛc., entlarvt und unter dem Fluch seiner eigenen Kinder zur Strafe abgeführt wird.

Der „Frauenstand“ 1792

schildert eine Frau, die Hofräthin Testenfeld, deren Gatte sich im häuslichen Kreise zu enge fühlt, falschen Freunden folgt und sich vollends gegen die treffliche Gattin einnehmen läßt. Es kommt so weit, daß er sich einbildet, das Geld, das sie zur Bezahlung seiner Schulden angewendet, könne sie nur von einem Liebhaber erhalten haben. Sein Verdacht wird durch die Delikatesse ihres Stillschweigens genährt, bis sie ihm endlich alle Beweise liefert und er reuig zu ihren Füßen zurückkehrt.

Noch mehr auf Schrauben gestellt ist „Elise von Vallberg“, 1792

ein 16jähriges Fräulein vom Lande, in das sich der Fürst verliebt, auf welches die Fürstin eifersüchtig wird, das aber durch seine Unschuld, Offenheit und Moralpredigen ihn bessert, sie vollständig befriedigt. Alles sehr unwahrscheinlich.

Die „Hagestolzen“ (1793) wurden am beliebtesten nächst den Jägern.

Ein schon 40jähriger, durch die vornehme Welt geeckelter Hofrath Rein-

hold läßt sich von seinem ehrlichen Pächter bereden, einmal zu ihm aufs Land hinaus zu kommen und sich zu erholen. Da findet er in des Pächters Schwägerin Margarethe ein Naturkind von eben so großer Schönheit, als Herzensgüte, und beschließt, seiner listigen Schwester zum Trotz, dieses Dorfmädchen zu heirathen. Die Schwester sammt einigen älteren Bekannten kommen nun auch aufs Land hinaus, um den Flüchtling wieder zu holen, aber er bleibt standhaft und heirathet sein Mädchen, deren Naivetät zwar übertrieben, aber rein und fern von aller Kotzebue'schen Schlüpfrigkeit ist.

Eines der besten Stücke Ifflands ist ferner: „Dienstpflicht" von 1795.

Der ehrliche alte Kriegsrath Dallner hat eine schändliche Betrügerei beim Lieferungswesen entdeckt und die Schuldigen angeklagt. Es sind aber einflußreiche Personen, sogar ein unmittelbarer Vorgesetzter von ihm dabei betheiligt und durch falsche Anklage bringt man es beim Fürsten dahin, daß er durch Pensionirung beseitigt wird. Zugleich hat sein Sohn, ein Sekretär, von einer koketten Wittwe verführt, Schulden gemacht und ein Kapital seines Schwagers unterschlagen. Die Lieferanten kommen dahinter und drohen nun dem alten Dallner, den Sohn zu verderben, wenn er nicht in Bezug auf die Lieferung ein Auge zudrücke. Aber er bleibt seiner Pflicht treu und opfert den Sohn, der zwar Gelegenheit zur Flucht hat, aber die Schande nicht überleben will. Der schon entlassene Dallner will um jeden Preis den Fürsten sprechen. Die Hofschranzen versperren ihm lange den Weg, endlich gelingt es ihm. Der Fürst hört ihn und der ehrliche Jude Baruch bringt den Beweis herbei, wie schändlich Fürst und Armee durch die Lieferanten betrogen werden. Da drängt sich ein kleiner Knabe mit dem Bildniß des Fürsten herein, das Original suchend, und fleht ihn um Hülfe an, sein Onkel habe sich eben durch den Kopf geschossen und seine Mutter weine so sehr. Es ist des alten Dallners Enkel, Sohn seiner verwittweten Tochter. Der Fürst tröstet den Alten über den Verlust seines Sohnes, stellt seine Ehre her und gelobt, den Mißbräuchen ein Ende zu machen.

„Der Vormund", Schauspiel von Iffland, 1795.

Rothenburg, der 50jährige Vormund der schönen und wohlhabenden Louise, hat sich dieses Mädchen durch seine treue Sorge und Liebe so zur Dankbarkeit verpflichtet, daß sie ihn und keinen andern heirathen will. Allein wie sehr er sie auch liebt, so sorgt er doch dafür, daß sie einen jungen ausgezeichneten Offizier zum Mann bekommt, der sie innig liebt, und erträgt geduldig die Verleumdungen, als speculire er auf das Vermögen der Mündel. Zuletzt steht er gereinigt da, als Märtyrer der Uneigennützigkeit.

Das weibliche Seitenstück dazu zeichnete Iffland in dem Schauspiel „Selbstbeherrschung".

Die verwittwete Baronin von Rosenstein liebt ihren Sekretär, den jungen Willnang, und ist im Begriff, ihm ihre Hand anzubieten, als sie merkt, er liebe ihre Gesellschafterin, die junge Louise. Großmüthig entsagt sie nun und macht die armen Liebenden glücklich.

Der „Spieler" Ifflands wurde sehr beliebt.

Der junge Baron Wallenfeld ist von seinem reichen Oheim schlecht erzogen und, weil er ein armes bürgerliches Mädchen heirathete, enterbt worden. Aus Noth spielt er, verliert alles und muß Croupier des v. Posert werden, des Spielers, der ihn um alles gebracht hat. Seine Gattin duldet treu. Endlich wird Posert wegen falschen Spiels verhaftet und ein alter General übernimmt es, den Mitschuldigen Wallenfeld zu bessern und zu retten. Er veranstaltet eine Bank in seinem Hause, Posert muß Bankier, Wallenfeld Croupier seyn. Weib und Kind von Wallenfeld setzen ihr letztes auf die Karte und verlieren. Da setzt der General den Knaben Wallenfelds selbst auf die Karte. Der erschütterte Vater reißt das Kind weg und erhält — Verzeihung.

„Die Advokaten", 1796.

Einige unmündige Waisen sollen um ihr Erbe gebracht werden. Niemand nimmt sich ihrer an, als der alte chiragrische Advokat Wellenberger, der das Verbrechen aufspürt und dem vornehmen Böswicht die Stirne bietet. Dieser will ihn bei einer Unterredung unter vier Augen vergiften, was aber mißlingt, und er wird entlarvt. Der Charakter des alten Advokaten ist meisterhaft gezeichnet und wurde eben so meisterhaft von Seydelmann gespielt.

In den „Höhen" zeichnet Iffland

einen schändlich verleumdeten Präsidenten von Lerchenfeld, der endlich gerechtfertigt wird, aber es in der vornehmen Welt nicht mehr aushält und sich in ländliche Einsamkeit zurückzieht.

Dies mag genügen, Ifflands Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Auf seine vielen anderen unbedeutenderen Stücke will ich nicht eingehen.

Am nächsten steht ihm Joh. Christian Brandes, der zwar schon früher zu dichten anfing, als Iffland, aber von Lessings Manier später zu der Ifflands überging. Brandes war in Stettin geboren, brachte seine Jugend in großer Noth zu als Krämer, Bedienter ꝛc., bis er Schauspieler wurde. Zuerst schrieb er Trauerspiele.

Seine „Olivia" (1774) ist ein Greuelstück. Eine böse Stiefmutter vergiftet den Gatten und will auch dessen Tochter erster Ehe vergiften, bekommt aber das Gift selbst. — Eben so „Ottilie" (1780). Eine edle Maitresse opfert alles für ihren Geliebten, bis das Uebermaß seiner Treulosigkeit sie

dahin bringt, ihn und ſich ſelbſt zu erdolchen. — In den „Mediceern“ bringt er die bekannte Verſchwörung der Pazzi auf die Bühne. — Mehrere ſeiner Stücke ſind nur Nachahmungen, z. B. Rahel, die ſchöne Jüdin, nach dem Spanier Huerta; der Gaſthof, eine Scene aus Fieldings Amalia; das Trauerſpiel Alderſon, nach einer Erzählung der Frau von Riccoboni; der liebreiche Ehemann nach Marmontel; der Schiffbruch nach Prevots Manon Lescaut.

Beſſer ſind die bürgerlichen Schau- und Luſtſpiele, in denen Brandes Iffland nahe kommt, z. B. „der Bürgermeiſter“.

In einer entfernten Provinz regiert Graf Sellenthal als Statthalter, ergibt ſich Maitreſſen und Schmeichlern, läßt die Provinz ausſaugen, das Recht verkaufen, Unterſchleif üben ꝛc. Wer Geld bringt, bekommt Recht; wer nichts bringt, wird brutal abgewieſen. Eine Maitreſſe tyranniſirt das ganze Haus, ſchon aber ſchleicht eine Kupplerin umher, die dem Statthalter die wunderſchöne Louiſe, Tochter des verabſchiedeten und blutarmen Hauptmann v. Weghorſt zukuppeln ſoll. Der Hauptmann iſt ausgepfändet und lebt in den ärmlichſten Umſtänden, aber Sekretär Wiederau, der die Tochter liebt, nimmt ſich ſeiner an. Ein anderer Sekretär, Springel, führt eine verrätheriſche Correſpondenz mit einem auswärtigen Miniſter, die durch Zufall in Wiederaus Hände kommt, aber Springel iſt ſo frech, ſie aus Wiederaus erbrochenem Schreibtiſch zu ſtehlen, ſie an Wiederau ſelbſt zu adreſſiren und ihn dann als Verräther zu denunciren. — Inzwiſchen iſt im Wirthshaus, wo Weghorſt ſich aufhält, ein fremder Baron angelangt, in dem wir alsbald den König erkennen. Incognito unterſucht er das Benehmen ſeiner Beamten und wird nun hier bald der Retter und Rächer. Springel wird zum Tode verurtheilt, Sellenthal abgeſetzt, Wiederau wird an ſeiner Stelle Statthalter.

„Die Schwiegermutter“

Das eheliche Glück des Baron Reichenau wird durch die beiderſeitigen Schwiegermütter, eine Generalin und eine Landräthin, geſtört. Insbeſondere die erſtere, ſeine Mutter, tritt aufs feindſeligſte gegen ſeine Frau auf, indem ſie dieſelbe in den Verdacht bringt, ein fremdes, von ihr angenommenes Kind ſey ihr eigenes, vor der Ehe geboren. Zu ihrer Beſchämung zeigt es ſich aber, daß es ein uneheliches Kind des Barons iſt, welches die Baroneſſe großmüthig angenommen hat.

Am originellſten iſt „Hans von Zanow oder der Landjunker“ (1785).

Ein echter Pommerſcher Junker kommt in die ſeine Reſidenz und ergötzt durch ſeine Grobheit und Gutherzigkeit. Er ſpricht echt plattdeutſch. Seine ſchöne, feine, ſchalkhafte und hochgebildete Tochter Wilhelmine, die am Schluß eine glückliche Braut wird, contraſtirt ſehr gut mit ihm.

Franz Kratter in Lemberg schrieb seit 1782 Stücke in Ifflands Manier, voll Edelmuth und Empfindsamkeit, ließ sie aber meist an Höfen spielen, so daß die höchsten Personen ganz bürgerlich fühlen und reden.

So faßt er im „Mädchen von Marienburg" Katharina I. auf. Desgleichen Menzikoff und Natalie, Eginhard und Emma. Im „Vicekanzler" geht der Liebende in seiner weinerlichen Großmuth so weit, seine Geliebte selber zu überreden, daß sie sich einem verhaßten Feinde hingebe, um den Vater zu retten.

Aehnlich Isenburg von Burk, welcher viele Anecdoten von Friederich II. und Joseph II. herausgab und 1787 Schauspiele schrieb, in denen in Ifflandscher Art Großmuth geübt wird.

„Das Intelligenzblatt". Der junge Durbach erfährt, sein reiches Erbe gehöre rechtmäßig einem armen Mädchen, sucht dieses auf und findet in ihr seine Geliebte. „Die Matrosen". Ein alter Schiffscapitän hilft einem liebenden Mädchen aus der Noth und entdeckt in dem Mädchen seine verlorene Tochter.

Haß und Liebe, Schauspiel von Chr. Fr. von Bonin (Deutsche Schaubühne VII. 1).

Geheimerath von Steinau hegt eine Affenliebe zu seinem ruchlosen Sohn Ferdinand und einen tödtlichen Haß gegen seinen braven Sohn Karl, weil seine schöne Frau an der Geburt des letztern gestorben ist. Ferdinand bestiehlt des Vaters Kasse und stürzt ihn in eine Anklage, während er zugleich seinem Bruder Karl nicht nur die Geliebte zu rauben sucht, sondern ihn auch durch einen falschen Brief bis nahe an die Todesstrafe bringt; doch der Fürst entdeckt alles und Karl wird mit der Hand der Geliebten und der Versöhnung des Vaters belohnt.

In den Schauspielen des schon unter Klopstocks Nachahmern erwähnten Kretschmann kommt vor:

Die Familie Eichenkron. Ein unschuldiges Mädchen wird vor den Nachstellungen eines Prinzen geschützt. — Die Hauskabale. Eine adelige Schwiegermutter plagt die bürgerliche Schwiegertochter, bis der letzteren Vater ihr beisteht. — Die Belagerung. Ein Oberst läßt sich durch nichts irre machen in Vertheidigung einer Festung und wird durch glückliche Liebe belohnt. — In der Erzählung „Hoheit und Stolz" kehrt der Kampf zwischen Patrizier und Plebejer wieder.

Gust. Fr. Wilh. Großmann, ein geborener Berliner, Schauspieldirector zuletzt in Hannover, schrieb mehrere dramatische Werke und Uebersetzungen, ohne Werth. Nur das Stück „Nicht mehr als sechs Schüsseln" erlangte bedeutenderen Ruf,

weil darin ein zäher deutscher Hausvater geschildert ist, der bei seinen 6 Schüsseln bleibt, wie sehr auch seine adeligen Verwandten ihn bestürmen, wenigstens 18 Schüsseln auf den Tisch zu stellen und ein großes Haus zu machen.

Johann Jakob Engel, Professor und Prinzenlehrer, später Theaterdirektor in Berlin, dessen Werke 1801—1806 in 11 Bänden erschienen, war Mitglied der Akademie und wurde ungeheuer gepriesen, weit über seinen Werth. Auch er war ein Erzvater deutschen Philisterthums. Sein Hauptwerk ist der Roman „Lorenz Stark" von 1801.

Ein echt deutscher Hausvater mit allen seinen Tugenden und Schwächen, ehrlich, fleißig, dadurch reich geworden, aber ein wenig kleinlich, händelsüchtig, argwöhnisch gegen seinen eigenen Sohn, dessen Verdienst er mißkennt. Dazu die Hausfrau, eben so bieder und gegen den Sohn viel mütterlicher. Einige andere Verwandte, Hausfreunde und Diener von guter und schlimmer Art, ganz aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts gegriffen. — Stark, der Sohn, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes Lyck, dessen Wittwe ihm dabei ein zärtliches Interesse einflößt. Stark, der Vater, hält den Sohn mit Unrecht für einen Spieler und Verschwender und kränkt ihn durch seinen Tadel aufs bitterste. Die Wittwe ist genöthigt, um Gläubiger befriedigen zu können, sich an die Großmuth des Alten selbst zu wenden. Eine meisterhafte Scene, das beste, was Engel je geschrieben. Er meint es gut, hat aber rauhe Formen und hört schlecht. Sie spricht in der Angst leise und wird mißverstanden. Als sie ihre Absicht so verfehlt sieht, fällt sie in Ohnmacht. Starks Tochter aber klärt seinen Irrthum auf und nun hilft er der Wittwe. Am Ende, überzeugt von dem Werth dieser Wittwe, versöhnt er sich mit seinem Sohne und erlaubt ihm, sie zu heirathen.

Neben Lorenz Stark figurirt in Engels Werken Tobias Witt, die Hauptfigur in seinem „Philosophen für die Welt".

Derselbe hat gewisse praktische Maximen, die er in Beispielen deutlich macht. Es ist ein Bauwesen, Einer blickt immer tiefsinnig vor sich hin, sieht den vorstehenden Balken nicht und stößt sich an den Kopf; ein Anderer hat die Nase immer hoch, sieht die Steine unten nicht, fällt und bricht ein Bein. Einer spricht immer von 50 Thälerchen als einer Kleinigkeit und wird bankerott; ein Anderer spricht von derselben Summe immer als von etwas Großem und Ehrwürdigem und wird reich.

Unter den Schauspielen Engels erlangte unverdienten Ruf „der Edelknabe" von 1772.

Der Edelknabe schläft, der Fürst findet neben ihm einen angefangenen Brief an seine Mutter, wird dadurch gerührt und sorgt fortan für Mutter und Sohn.

Noch unbedeutender sind: Eid und Pflicht, der dankbare Sohn, der Diamant, Titus, Stratonice. Desgleichen die lehrhaften Schriften, der Fürstenspiegel und die „Ideen zur Mimik", aus denen man seiner Zeit viel zu viel machte.

6.

Die Herrschaft der Empfindsamkeit.

Das empfindsame Wesen hatte schon mit der Schäferpoesie angefangen, und war eine natürliche Reaction gegen die Barbarei der Religionskriege. Es wurde genährt durch die Verweichlichung, in welche das Rococozeitalter verfiel, und durch die falschen Humanitätsideale, die seit Rousseau aufkamen. Man bildete sich ein, die ganze Menschheit sey gleich einem vornehmen Kinde, welches seinen Eltern, seinem natürlichen Beruf entrissen, unter unnatürlichem Zwange und allen Arten Mißhandlungen geseufzt habe und das man nun erlösen, dem man für so viel Noth nun wieder schmeicheln und liebkosen müsse. Das menschliche Herz sey rein und gut, und alles Schlimme liege nur in den Verhältnissen, welche dieses arme Herz kränken. Daher bei den Dichtern ein Wetteifer, das Herz zu rühren, zu pflegen und zu verhätscheln, und der Ausdruck eines Weltschmerzes, der das leidende Herz beklagt. Es lag wohl etwas Wahres in dieser Auffassung, aber man übertrieb, indem man das Herz überschätzte, die Erbsünde ganz und gar vergaß und aus purer Eitelkeit sich in sich selbst verliebte. Nur einige anspruchslose Dichter faßten das Wahre an der Sache auf, indem sie Worte liehen dem stummen Schmerz, der durch einen großen Theil des Volkes ging. Wir haben diese Berechtigung zur Wehmuth schon an dem wundervollen Roman von Hippel erkannt. Ein großer Theil des Volkes litt unter der Tyrannei eines halbbarbarischen Adels, einer durch alte kirchliche Sympathien und gutes altes Herkommen unbarmherzig durchfahrenden Bureaukratie, an der Ertödtung jeder nationalen Begeisterung, unter Nahrungssorgen, in trivialer Lebensgewohnheit und hatte nicht einmal mehr den rechten Trost der Religion denn die Seelsorger waren fast durchgängig schale Rationalisten. Das deutsche Volk war nie vorher in einem so verkommenen Zustande gewesen, so ganz ohne Nationalgefühl, ohne Bewußtseyn der Kraft und Größe,

verstückelt, zerklüftet, kunstreich klein gemacht, gehudelt, gepudelt, verachtet, und zur Selbstverachtung officiell verpflichtet. Da konnte ein tiefer Schmerz, wenn man sich seiner auch aus Unterthantreue nicht einmal recht bewußt zu werden wagte, doch nicht ganz, nicht immer unterdrückt werden und machte sich irgend einmal im süßen Klageton eines Volksliedes laut oder stimmte die melancholische Harfe eines gebildeten Jünglings, dessen krankes Herz die Krankheit der Zeit mitfühlte, dessen Todesahnung in der eigenen geknickten Lilie das Sinnbild eines nationalen Hinsterbens sah.

Das Volkslied, seiner natürlichen Anspruchslosigkeit gemäß, kokettirt mit keiner Thräne, drückt aber nur um so wahrer den tiefempfundenen Schmerz aus. Welches Klagelied der Kunstdichter gleicht desfalls an zarter Innigkeit dem Heimwehlied des Schweizers, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den gemeinen Soldaten entstanden ist:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an.

Der Schweizer Söldner stand Schildwacht, da hörte er von ferne ein Alphorn klingen, oder glaubte es nur zu hören, sprang hinunter und fort, wurde aber als Deserteur ergriffen und sang das rührende Lied auf seinem letzten Gange.

Diesen edelsten und bescheidensten Ausdruck des Schmerzes kannten nur wenige Kunstdichter, die immer zu viel winselten. Ludwig Heinrich Christian Hölty aus Marienſee bei Hannover, studirte in Göttingen, wurde dort ein ausgezeichnetes Mitglied des Dichterbundes, starb aber bald, noch als Candidat, an der Schwindsucht, 1776. Seine Gedichte sind einfach, zart, der treue Ausdruck einer reinen unentweihten Jünglingsseele, durchdrungen von einem süßen Wehe, durchzittert von einer Thräne. Der tiefe Eindruck, den sie auf die Nation gemacht haben, der Ruhm, den Hölty heute noch mit Recht genießt, beruhte auf dieser rührenden Charakterschönheit mehr noch, als auf dem reizenden Wohllaut und der edeln Simplicität seiner Sprache.

Unter seinen heitern Liedern ist am berühmtesten:

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?

Doch am meisten spricht sich sein Wesen in den mehr ernsten und wehmüthigen Liedern aus, z. B. an den Mond (der ein geliebtes Grab bescheint), an ein Veilchen, in das seine Seele übergehen und das am Busen der Ge-

liebten sterben soll. Elegie auf ein Landmädchen und der arme Wilhelm (beide auf den Tod eines jungen Mädchens).

Viele Seufzer im Mondschein und süße Liebesthränen kommen auch in Johann Martin Millers, des Ulmers, im Uebrigen ziemlich geringen Gedichten von 1783 vor. Am berühmtesten wurde dessen Lied:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?

Neben Hölty zeichnete sich der Graubündtner v. Salis durch edle Einfachheit und eine gewisse natürliche Wehmuth aus.

Er hat nur wenig gedichtet, aber mehrere seiner Lieder fanden unter den gebildeten Classen in Deutschland die weiteste Verbreitung. So das berühmte:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich
Und ein kleiner eigner Heerd ꝛc.

Und das Frühlingslied:

Unsre Wiesen grünen wieder,
Blumen duften überall
Fröhlich tönen Finkenlieder
Zärtlich schlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern, grünen,
Liebe girrt und lockt darin.
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin ꝛc.

Wie auch das berühmte Grablied:

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand,
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land ꝛc.

Ein Lied, welches dem Rationalismus der Zeit besonders zusagen mußte, da keine Spur von christlicher Gefühlsweise darin ist. Nur diese einfach gehaltenen Lieder begründeten Salis Ruhm. In den meisten übrigen findet man classische Affectation; z. B. in dem Gedicht „Berenice":

Lauscht, Nymphen, lauscht, Dryaden lispelt leiser!

Und in der Abendwehmuth:

Ueber den Kiefern blickte Hespers Lampe.

Vorbilder für Matthissons sind seine Landschaftsbilder:

aber ſind die Ergänzung einer weiſe ſich ſelbſt beſchränkenden Staatsgewalt, ihre Vorſchule und ihre Stütze. Sie erſcheinen überall in letzter Inſtanz als Bürgerbewaffnung, wenn der erſte Zweck des Staats, Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, bedroht iſt, die Regierungsgewalt aufgehört hat thätig zu ſeyn, und das ſchlimmſte aller Uebel, Pöbelherrſchaft, droht.

Die freien Vereine ſind ferner für eine Zeit von der größten Bedeutung, welche die Menſchen in große ſich bekämpfende Parteien ſcheidet; denn ſie bieten die Möglichkeit dar, ſich auf einem andern Boden als dem des Kampfs, kennen, ſchätzen und ſchonen zu lernen.

Wenn man die Schriftſteller aus den Zeiten unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege lieſt, ſo findet man in ihnen genau dieſelben Klagen über Kipper und Wipper, über ausſchweifenden Luxus in Tafel und Kleidung und jede Ueppigkeit, welche jetzt uns in die Ohren ſchallen. Nur hatten jene Zeiten eine gegründete Urſache zur Klage mehr als unſere: die Völlerei. Dagegen iſt das Börſenſpiel ein neu hinzugekommenes Thema, welches die Alten nicht kannten.

In Zeiten des Ueberfluſſes und der Ruhe gehen die Menſchen unwillkürlich dem Genuſſe nach, und wollen ſich ſtarke Gemüthsbewegungen erkünſteln, wenn die Zeiten ihnen nicht dergleichen bringen; ja ſelbſt zwiſchen blutigen Gefechten ſucht der Krieger Karten und Würfel hervor.

Was ſonſt an dieſe geſetzt wurde, wird nun, um den Zufall weniger, der eigenen Klugheit aber mehr Spielraum zu geben, in Börſengeſchäften umgetrieben. Wenn es ſtets Menſchen gegeben hat, welche es ſehr bequem fanden, im Schlafrocke reich zu werden, ſo gab es doch nie ein ſo verführeriſches Spiel als das mit Staatspapieren, weil der Weiterſehende, der Beſſerunterrichtete, der mit ſtarken Kapitalien auftretende ſo ausnehmend viel voraus hat vor denen, welche im gewöhnlichen Wege kaufen und verkaufen. Es iſt ſo angenehm Andere zu überliſten, jeden Börſentag ſeinen Vortheil zu realiſiren, ſein Kapital von einem Papier auf ein anderes zu übertragen und ſomit der Langeweile der ausſchließlichen Beachtung Eines Kredits überhoben zu ſeyn. Man wird jedoch bereits auf allen Handelsplätzen finden, daß die Zahl der Dilettanten in dieſem Handel zuſehens abnimmt. Sie haben

Abendglockenhalle zittern
Dumpf durch Moorgedüfte hin ꝛc.

oder:

Der Mond, umwallt von Wolken, ſchwimmt
Im feuchten Blau der Luft,
Der Forſtteich matt verſilbert glimmt
Durch zarten Nebelduft.

Merkwürdig ſind die Lehrgedichte „das Mitleid“ und „die Wehmuth“, weil ſie ganz im Versmaaß und allegoriſchen Bilderſchwulſt gefaßt ſind, wie Schillers Lied an die Freude.

Chriſtoph Auguſt Tiedge, geboren zu Gardelegen bei Magdeburg, durch Gleim begünſtigt, begleitete nachher die Frau von der Recke auf ihren Reiſen und lebte bei ihr bis ins hohe Alter in Dresden († 1841). Von einer Frau lebend, war Tiedge weniger ein Mann, als ein gutes Kind, allgemein geſchätzt wegen ſeiner Seelengüte und Beſcheidenheit, gewiß nächſt Hölty unſer ſanfteſter Dichter. Er dichtete ſeit 1796, ſeine ſämmtlichen Werke wurden 1823 geſammelt und ſeitdem wieder aufgelegt. Seine Gedichte ſind meiſt elegiſch und man bemerkt in ihnen den Einfluß engliſcher Dichter, der Nachtgedanken Youngs und der Oſſian'ſchen Nebelgebilde. Die Hauptſache iſt bei ihm immer die mit überſchwenglicher Empfindſamkeit hervortretende Subjectivität, in deren Gefühlsfluidum Stoff, Gedanken und Bilder verſchwimmen. Sodann wählt er vorzugsweiſe gern Bilder, die nichts Feſtes und Beſtimmtes darbieten, ſondern ſchon zerfließen, ehe man ſie recht anſchauen kann. Die meiſten Bilder ſtehen nicht, ſondern ſie wehen, ſind nicht von ruhenden Gegenſtänden, ſondern von vorübergehenden Bewegungen hergenommen, und ſind oft nur das nämliche, wie das, dem ſie zum Gleichniß dienen ſollen.

In der „Morgenfeier“ heißt es:

Lebensathemzüge wehen
Und ein großes Auferſtehen
Rauſcht vom Traum der Nacht empor.
Zarte Blüthen taumeln nieder,
Ueber die der Geiſt der Lieder
Wie ein lindes Säuſeln fuhr:
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Einmal besingt Tiedge das abstrakte Wesen „Wiedersehen", beschreibt aber dabei nur seine eigene Ungewißheit, wie er es besingen soll? man kann die Entfernung des Gefühls von der Wirklichkeit eines poetischen Gegenstandes in das leere Nichts der Reflexion nicht weiter treiben.

Wiedersehn!
Endlich tönt dir mein Willkommen,
Meine höchsten Huldigungen,
Sollen dir entgegenwehn!
Endlich hab ich dich errungen,
Hell wie Frühlingsauferstehn,
Leuchtest du, o Wiedersehn! ꝛc.

In einem Liede auf Laura's Tod sagt Tiedge:

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodisch, wie die Harfenseele,
Lieple dort die Abgeschiedenheit.

Tiedge's Empfindsamkeit culminirt in dem poetischen Briefwechsel zwischen Abälard und Heloisen und in dem Gedicht „Vergiß mein nicht". — Obgleich es dem Dichter immer gut ging und seine Seelenruhe nie getrübt erscheint, ist er doch aus angeborenem Temperament melancholisch. Er liebt nur bange Dämmerungen, mondbeglänzte Ruinen in stiller Nacht, die Freundin trauernd an der Urne ꝛc.

Der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.

Wie dieses Landschaftsbild, so ist seine ganze Poesie. Nirgends aber tritt bei ihm der Ernst eines tiefen Schmerzes in erschütternder Wahrheit hervor. Der Tod ist ihm nur Ruhe, Schlummer. — Nichts charakterisirt das melancholische Temperament des Dichters besser, als sein „Gesellschaftslied", das zur Freude stimmen soll, aber ganz wehmüthig und weinerlich ist.

In der „Geburt der Freude" feiern Amor und Psyche ihre Hochzeit in einer Palmenlaube (die hochstämmigen Palmen eignen sich nicht zu Lauben). Indem sie im höchsten Entzücken liegt, tropft es von den Palmen auf Psyche herab und der Tropfen wird zur Thräne, d. h. Freudenthräne. Aus Amors und Psyches Umarmung aber wird sofort die Freude geboren, „Theogone" genannt. Musen, Grazien und die Weisheit pflegen sie. Sie reist sodann durch

die Welt, bleibt aber immer die kühle moraliſche Freude, die Schülerin der Weisheit.

Abgeſehen von dieſen Schwächen des Dichters erfreut ſeine Milde und Zartheit.

Seine berühmte Elegie auf dem Schlachtfeld von Kunnersdorf iſt nicht empfindſamer, als es eine ſo traurige Gelegenheit verlangt; aber die Idee iſt aus dem Engliſchen des Gray (Elegie auf einen Dorfkirchhof) geſchöpft. Sehr ſchön iſt ſein Gedicht „auf dem Komoor", worin er Betrachtungen über die rings um ihn herum ausgebreitete Alpenwelt anſtellt. Unter ſeinen Romanzen iſt am bekannteſten „die Blume der Lauenburg". Die Nonne Bertha wird aus dem Kloſter entführt, ſtirbt aber unterwegs, ehe der wilde Ritter ihrer habhaft wird und ſeitdem geht ihr Geiſt auf ſeiner Burg um. Die Romanze „Robert und Klärchen" erinnert an Hölty's ländliche Romanzen. Robert bleibt zu lange aus, Klärchen ſtirbt vor Gram. Als er wiederkehrt, ſtirbt er ihr nach. „Im Echo oder Alexis und Ida", läßt der Liebende Ida's Namen vom Echo wiederhallen. Alle kleine Reize der Annäherung, des Fliehens und Wiederkehrens ſind hier anmuthig aufgefaßt. Berühmt iſt das Lied mit der Roſe „an Alexis ſend ich dich."

Tiedge's größtes Werk iſt die berühmte, ſehr oft gedruckte Urania, zuerſt 1801 erſchienen.

Sie handelt von der Unſterblichkeit und beantwortet theils die Zweifel daran, theils die hoffnungsloſe Sehnſucht darnach. Tiedge malt die Fülle der Natur und des Lebens, den unermeßlichen Reichthum der Schöpfung aus und ſtellt ihnen dann den herben Gedanken der Vergänglichkeit gegenüber. Seine Philoſophie iſt weſentlich Kantianismus, er greift nur nach ſogenannten Forderungen der Vernunft und übergeht die Verheißung, die chriſtliche Offenbarung gänzlich. Seine Hauptargumente ſind: 1) der Menſchengeiſt iſt Licht, zum Licht geboren; ſein Wiſſensdrang kann nur im höchſten Wiſſen ſein Ziel finden. 2) Die Tugend kann nicht untergehen; der moraliſche Werth iſt die ſicherſte Bürgſchaft der Fortdauer. Der letzte Gedanke iſt der Schlußgedanke und allerdings poetiſcher, als das übrige. Dieſes rein philoſophiſche Gedicht ſucht die Trockenheit der Gedankenfolge überall durch weiche Rührungen und ſchwärmeriſche Begeiſterung zu verbeſſern.

Auch in einigen ſeiner kleineren Gedichte huldigte Tiedge dem Rationalismus der Zeit. In einer dramatiſirten Cantate „die Apoſtel am Pfingſttage" läßt er jeden Apoſtel eine der verſchiedenen Confeſſionen und religiöſen Meinungen bedeuten und ſagt, in ihnen allen ſey doch nur ein Geiſt. — In einer Betrachtung der Ruinen Roms bejammert er, daß

ruchlose Pfaffen die Erben des antiken Heldenthums hätten werden müssen, und in dem Gedicht „Duldung" sagt er von einem großen Geiste, es sey ihm erlaubt, nicht an Gott zu glauben, weil er, indem er selbst ein Gott sey, beweise, was er leugne.

Den geringsten Werth haben die rein didaktischen Gedichte Tiedge's, die Episteln, der Frauenspiegel, die Wanderungen durch den Markt des Lebens. Alles Betrachtungen über Welt und Menschen in Jamben, mild und freundlich, nur sehr selten witzig oder einigermaßen geistreich.

Es hält schwer, alle empfindsamen Dichter der Zeit herauszufinden, da ihrer so viele waren. In den Göttinger Musenalmanach schrieben unter andern v. Stamford 1777 das berühmte Lied „Wenn die Nacht mit süßer Ruh" und ein sächsischer Pastor Senf daselbst 1782 das Lied „Auf des Mondes sanftem Strale", Keltzen 1788 das Lied „Im Arm der Liebe ruht sichs wohl" ꝛc. Christ. Adolf Overbeck gab 1786 „Lieder für empfindsame Herzen" heraus. Von ihm das berühmte Lied „Blühe, liebes Veilchen". — Der Schwede v. Brinkmann gab unter dem Namen Selmar 1789 deutsche Gedichte heraus, in antiken Versmaaßen, empfindsam und schwärmend für Einsamkeit, Freundschaft, meist Episteln an Freunde und Freundinnen. Ohne Originalität, in Matthissons Ton. — Isenburg von Burk ist in seinen Gedichten (Basel 1784) schwermüthig, wie Hölty und Tiedge, klagt um Laura und läßt sie aus dem Grabe antworten. — Munoch in seinen Gedichten (1796) preist in empfindsamen Tönen eine „Wallina und Minona".

Der Dichter liebt zwei Mädchen, Wallina und Minona zugleich, und weint und jammert nun, daß es nicht blos eine ist, und daß er, weil er nicht blos eine liebt, von beiden verschmäht wird. Eine solche Situation sentimental aufzufassen, ist höchst ungeschickt und schwächlich. Ein rechter Mann ist entweder tugendhaft und dann liebt er nur eine, oder er ist es nicht und dann liebt er alle beide, aber lustig und frivol. Die sentimentale Donjuanerie, die in Lenau ihren Gipfelpunkt fand, ist hier in ihrem Beginne angedeutet.

Indem wir zu den empfindsamen Romanen übergehen, ist voraus zu bemerken, daß Rousseau's neue Heloise den Ton angab, in dem alle späteren fortklangen. In diesem weltberühmten Roman verliebt sich der Held schwärmerisch in eine schon verheirathete Frau, und alles läuft darauf hinaus, das Recht des Herzens gegenüber der Pflicht der Ehe in

Schutz zu nehmen. Das alte Thema, welches schon Gottfried von Straßburg im Triſtan behandelte. Unter den deutſchen Dichtern, die nach Rouſſeau auf dieſes Thema zurückkamen, ſteht wieder Göthe oben an mit ſeinem berühmten Roman „Leiden des jungen Werther“, den er ſchon 1774 geſchrieben hat. Außer Rouſſeau's Heloiſe ſchwebte ihm Oſſian vor. Der Engländer Macpherſon hatte kurz vorher (1760) die angeblichen Dichtungen eines altſchottiſchen Sängers Oſſian herausgegeben, die ſich durch ihre moderne Sentimentalität als verfälſcht erwieſen, an deren Echtheit man aber damals glaubte und die durch ihre Weinerlichkeit alles mitweinen machten. Göthe flocht nun eine Ueberſetzung aus dem falſchen Oſſian ſeinem Roman ein und taufte ihn reichlich mit Thränen.

Werther iſt ein edler und ſehr gebildeter Jüngling, aber bürgerlich, wird einmal in einer adeligen Geſellſchaft ſchlecht behandelt und fortgewieſen und iſt darüber untröſtlich. Schon an Selbſtmord denkend verläßt er Amt und Eltern, wird aber an einem dritten Ort durch die ſchöne Lotte gefeſſelt, die Verlobte und nachher Gattin Alberts. Ihre Liebe bleibt eine platoniſche, aber da er ſie mehr zu verdienen, ihrer würdiger zu ſeyn glaubt, als der geiſtig ihm weit untergeordnete Albert, ſo verbittert ihm dies Verhältniß vollends das Leben und er ſchießt ſich wirklich todt. Der Dichter hat den Schwächling nicht nur idealiſirt, ſondern gibt auch nirgends zu erkennen, daß er den feigen Selbſtmord mißbillige. Auch die ſonſt praktiſche Lotte thut nicht, was jede tuchtige und fromme deutſche Frau thun würde, um einem ſolchen ſentimentalen Hämling den Kopf zurecht zu ſetzen.

Vergebens erklärte ſich Leſſing gegen dieſes „kleingroße, verächtlich ſchätzbare Original“, vergebens ſpottete der praktiſch fromme Claudius und der nüchterne Nicolai, v. Göchhauſen (Wertherfieber) ꝛc., die große Mehrheit des gebildeten Publikums begann dennoch für Werther zu ſchwärmen, ja es entſtand ein ſog. „Wertherfieber“, das lange in Deutſchland graſſirte. Das Jünglingsideal der deutſchen Dichtung, einſt der tapfere, treue, anſpruchsloſe, arbeit- und thatenreiche Sifrit, wurde jetzt der ſchmachtende, weinerliche, faule, feige und doch anſpruchsvolle und im Egoismus erſtickende Werther. Indem ſich die gebildete Welt für dieſen erbärmlichen Geſellen intereſſirte, verrieth ſich ihre ganze ſittliche Fäulniß und Charakterſchwäche.

Unter den Nachahmungen, die alsbald den Büchermarkt überſchwemmten, erlangte nur des Ulmer Profeſſors Joh. Martin Miller thränen-

reicher „Sigwart, eine Kloſtergeſchichte“ vom Jahr 1776 faſt gleichen Ruhm wie Werther.

Xaver Sigwart, der Sohn eines Amtmanns an der Donau in Schwaben, kommt einmal als Knabe in ein Kapuzinerkloſter und wird durch den ehrwürdigen Pater Anton und durch die fremdartige Heiligkeit, die ihn hier umgibt, bewogen, ſich ſelbſt für das Kloſter zu beſtimmen. Auf der Vorbereitungsſchule lernt er einen jungen Herrn von Kronhelm kennen, mit dem er aufs Land zu deſſen Vater reiſt, wo das roheſte Junkerthum, Sauſen, Liederlichkeit und Bauernſchinderei herrſcht. Andererſeits beſucht Kronhelm mit Sigwart auch deſſen Familie und verliebt ſich in deſſen Schweſter Thereſe. Dieſes aufgeweckte Mädchen hat proteſtantiſche und moderne Bildung verſchmeckt, weiht ihren Bruder in die Poeſie Gellerts, Klopſtocks ꝛc. ein und macht ſelbſt Verſe, worin ihr der Bruder bald nachahmt. Eine gewiſſe Sophie verliebt ſich zum Sterben in ihn und wir bekommen ihr ſapphiſches Schmachten zu leſen. Aber er liebt ſie nicht wieder und ſo reſignirt ſie ſich, in ihm einen reinen, ihr ewig unerreichbaren Heiligen und Engel Gottes anzubeten. — Inzwiſchen verliebt ſich Sigwart als Student in Ingolſtadt in die ſchöne Marianne, Tochter des Hofraths Fiſcher, und bald liebt ſie ihn wieder und ſie verbimmeln zuſammen. Da Kronhelm, trotz des väterlichen Zornes, durch Vermittlung eines guten Oheims in den Stand geſetzt wird, Thereſen, als ein bürgerliches Mädchen, heirathen zu können, will auch Sigwart das Kloſterleben aufgeben und Marianne heirathen, aber ihre Eltern wollen ſie einem Andern geben und ſperren ſie, da ſie ſich ſträubt, in ein Kloſter. Aus dieſem iſt Sigwart eben im Begriff, ſie heimlich zu befreien, als ſie plötzlich, die ſchon lange vor Gram kränkelte, das Leben aushaucht. Aus Verzweiflung geht er ins Kloſter. Nach einiger Zeit kommt er als Beichtvater zu einer ſterbenden Nonne, es iſt Marianne, die jetzt erſt wirklich ſtirbt. Nun kann auch er es im Leben nicht mehr aushalten. Er wird vermißt und auf ihrem Grabe gefunden.

Auch noch ſehr ſentimental iſt Millers „Geſchichte Karls von Burgheim und Emiliens von Roſenau“, ein Roman in Briefen.

Er handelt von der Liebe des Herrn von Burgheim zu Emilien, die den Herrn von Alten liebt. Karl tritt dieſem auf's großmüthigſte Emilien ab, als aber Alten kränkelt und ſtirbt, überläßt er ſeine Witwe wieder ihrem erſten Liebhaber und Emilie hält es für ihre Schuldigkeit, ihn nunmehr glücklich zu machen. Der Verfaſſer hat ſich gar zu ſelbſtgefällig gehen laſſen, auch ſeine eigene Perſon, als Freund der adeligen Familien, von denen er ſchreibt, mit eingeflochten.

Zu den Nachahmungen des Sigwart gehörten: Hartmann, eine württembergiſche Kloſtergeſchichte von David Chriſtoph Seybold, 1779;

Pater Hyacinth, 1782; Verfolgungen des Pater Hartung von Winkopp, 1782; die Wanderungen des Pater Abilgard, 1797.

Der Pater entflieht dem Kloster und wird von einer Dame unterstützt, bei der er die Klosterſitten ablegt und die Weltſitten annimmt. Seine Schüchternheit und das klöſterliche Befremden, womit er in die Welt tritt, ſind nicht ohne Reiz geſchildert.

„Das Paradies der Liebe", ein Kloſterroman von Schad (1804). Hieher gehören noch: „Sophie Berg, ein Beitrag zur geheimen Geſchichte des Kloſterlebens" von Albrecht (1781) und „die Widerwärtigkeiten der jungen Emilie" zum Unterricht tugendhafter und empfindſamer Seelen. Leipzig 1778.

Emilie iſt ins Kloſter gebracht worden, ihr Geliebter küßt eben durchs Gitter ihre ſchöne Hand, als ſein Nebenbuhler dazu kommt. Es gibt ein blutiges Duell. Nach allerlei Nöthen aber heirathen ſich die Liebenden. Im Kloſter lernt Emilie eine andere Nonne kennen, die von einem Liebhaber geſchwängert und von dem uneigennützigen andern in dieſem Zuſtand gepflegt worden war.

Eine der beſſeren Wertheriaden war der 1782 anonym erſchienene Roman „Guſtav Wolart".

Guſtav iſt ſchwärmeriſch in Julie verliebt. Sie wird endlich gezwungen, einen gewiſſen Süßkind zu heirathen. Guſtav grämt ſich zu Tode, in ſeiner Sterbeſtunde aber erſcheint Julie, ſinkt in ſeine Arme und ſtirbt mit ihm.

Werthes († 1817 in Stuttgart) ſchrieb die „Begebenheiten Eduard Bomſtons in Italien". Sie knüpfen ſich an Rouſſeau's neue Heloiſe an. (Altenburg 1782.)

Bomſton verliebt ſich in die ſchöne Laura, die einem wollüſtigen Cardinal zum Opfer gebracht, in dieſem Verhältniß dennoch die Unſchuld ihrer Seele bewahrt hat und als ſie endlich ihre Schande inne wird, in Verzweiflung geräth. Weiter verliebt er ſich in eine ſchöne Gräfin, deren Gatte auch ſo gefällig iſt, zu ſterben. Da aber die Gräfin nicht ſo viel Seelenadel beſitzt, wie Laura, kehrt Bomſton zu dieſer zurück und will ſie heirathen, als ſie freiwillig ins Kloſter geht. So von zwei Frauen geliebt, bekommt er gar keine.

Werthes überſetzte den Arioſt zum erſtenmal in achtzeiligen Stanzen, auch Gozzi, und ſchrieb noch Hirten- und Mädchenlieder, einige vergeſſene

Schauspiele und Opern. — Karolinens Tagebuch von Maria Anna Sagar (1772) konnte ich nicht einsehen.

Die moralischen Romane tränkten sich immer mehr mit Empfindsamkeit. Was sonst nur als „Begebenheit" eines zärtlichen Paares oder einer Familie hatte interessiren sollen, mußte jetzt schon mehr zum Gefühl sprechen. Die Zahl dieser Romane aus den achtziger Jahren ist sehr groß, sie wurden schon fabrikmäßig bearbeitet, um dem Publikum als Modelecture feil geboten zu werden. (Emilie Sommer von Thilo, 1780. Eleonore, wahre Geschichte in Briefen von Friedel, 1780. Emilie Goldbach v. Trützschler, 1783 ꝛc.) Es fehlte jedoch auch nicht an Opposition. Nicolai verhöhnte den empfindsamen Werther und den Dichter Jacobi (im Nothanker). Timme schrieb 1781 einen empfindsamen Maurus Pancratius Ziprianus Kurt als Satire.

Deutschland hatte damals auch einen empfindsamen Philosophen. Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf, Kaufmann, Hofkammerrath und endlich Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, war ein Philosoph, den seine Schmeichler den deutschen Plato nannten, während ihn Schelling wie einen dummen Jungen behandelte (beides übertrieben) und zugleich Dichter, als solcher nicht weniger mittelmäßig. Tiefe, einschneidende Wahrheit oder herzgewinnenden Zauber des Poetischen findet man nirgends bei ihm, wohl aber eine edle, jedoch ein wenig eitle Gefühlsschwärmerei. Für das, was er glauben macht, daß er sey, ist er in der Wirklichkeit immer zu wenig. Offenbar hat Jacobi im Privatleben durch seine Tugenden sich einen großen Freundeskreis gebildet, aber die Achtung, die dem Menschen gezollt wurde, auf den Philosophen und Dichter, der sie weniger verdiente, übergetragen. Dieses entschuldigt die stillschweigende Voraussetzung, daß seine Helden, d. h. er selbst in ihnen, von höchster Vortrefflichkeit seyen.

Seine Romane sind: „Woldemar" von 1779.

*Der reiche, stolze, eigensinnige Kaufmann Hornich hat drei Töchter, aber keinen Sohn. Die älteste Tochter heirathet einen reichen jungen Kaufmann von Bildung; die jüngste einen jungen Gelehrten, der, um ihre Hand bekommen zu können, Kaufmann werden muß. Die mittlere Tochter, Henriette, ist überaus geistreich und seelenvoll; ihres jüngeren Schwagers jüngerer Bruder, Woldemar, der alles weiß, aber noch viel mehr fühlt, tritt mit ihr in Rapport, flieht aber vor ihrer Ueberlegenheit und heirathet gleichsam aus

Trotz eine andere. Nachher erkennt er seinen Fehler und schämt sich bis zum Wahnsinn, aber Henriette heilt ihn. Vor der Reinheit ihrer Liebe muß jeder Schmutz, jedes Dunkel weichen. Ihr Triumph ist, daß Woldemar seine Alwine wieder liebt, ja mehr als zuvor, und daß sie beiden Freundin bleibt. — Der Roman verkehrt die Geschlechter. Henriette hat männliche Festigkeit, Woldemar ist ein eitles und schwaches Weib.

Eduard Allwills Briefsammlung von 1792.

Amalie Gerdon und Sylli Gerdon, die Frauen zweier Brüder, und ihre Cousinen Lenore und Clärchen von Wallberg unterhalten sich in Briefen von einem gewissen Eduard Allwill, einem jungen kräftigen und etwas eigensinnigen Mann, der viel in Amaliens von ehelichem Glück und Kindern gesegnetes Haus kommt, allen Mädchen die Köpfe verrückt, als großer Mann behandelt wird und zwar nichts thut, aber desto mehr Philosophie auskramt. In dem höchst sententiösen, aber ganz inhaltlosen Geschwätz tauchen nur wenige halbwegs charakteristische Züge auf. So erfahren wir von Allwill, er habe sich als Kind eingebildet, sein hölzernes Pferd müsse lebendig werden, wenn er eine lebendige Fliege hineinbringen könne, was er denn standhaft zu bewerkstelligen versuchte. Ein andermal habe er seinen Bruder in Gegenwart des Vaters geschlagen, als er von diesem selbst Strafe zu erwarten hatte. Wieder einmal setzt er sich, ehe Amalie aufgestanden, in deren Sessel und trinkt ihren Kaffee aus. Als sie zum Frühstück kommt, entschuldigt er sich, der Kaffee sey schon zu kalt für sie gewesen und servirt ihr galant eine Chokolade. Kurz er soll einen genialen Sonderling vorstellen, in dem eine tiefe philosophische Weisheit steckt. Eine gewisse Lucie hat sich in ihn verliebt, die er aber sitzen läßt. Er ist so unverschämt, ihr zu schreiben, sie könne eben so gut die Sonne am Himmel fixiren, als ihn. Darauf antwortet sie indeß in einem Brief mit überlegener Vernunft und weiblicher Würde. Damit bricht der unerträgliche Roman glücklich ab.

Zu den empfindsamsten Schwärmern der Zeit gehörte der Züricher Pfarrer Johann Caspar Lavater. Die beste Schilderung von ihm gaben Ulrich Hegners Beiträge zur Kenntniß Lavaters, Leipzig 1836. Lavater war groß und schlank gewachsen, leichten und vornehmen Ganges, gleichsam ätherisch schwebend, sein Gesicht edel, fein und weiß. Er hatte als tapferer Schweizer mehr als andre den Muth, sich in einer entchristlichten Gesellschaft als Christ zu gebaren. Aber sein Muth wurde Prahlerei und Affectation. Er war nicht nur ein Christ, sondern spielte auch einen Heiligen. Unter allen christlichen Tugenden war ihm die Demuth am fremdesten. Er reiste, von einem Nimbus umgeben und von salbungsreicher Rede überfließend, durch ganz Deutschland (ein kleines Gegenbild

zu der Reise Pius VI.). Er ließ sich von andächtig verliebten Weibern beräuchern. Er hielt sehr viel darauf, ein schöner Heiliger zu seyn, und sein berühmtes Werk über Physiognomik hatte eigentlich nur den Zweck, auf die ideale Schönheit hinzuweisen, zu welcher die Stufenleiter der Thierphysiognomie hinaufführe. Diese Physiognomik sollte eigentlich nur der Rahmen zu seinem eigenen Porträt seyn. Er schrieb Psalmen (1765), geistliche Lieder, einen Jesus Messias (Nachahmung Klopstocks), einen Pilatus, Joseph von Arimathia und ähnliche Sachen, alle viel zu oratorisch und empfindsam, Aussichten in die Ewigkeit und Predigten, auch eine Anzahl „Schweizerlieder". Seine Werke wurden von Orelli 1842 in einer Gesammtausgabe edirt.

August Gottlieb Meißner aus Bautzen, Professor in Prag, schrieb seit 1778 „Skizzen", später historische Romane fabrikmäßig, indem er fremde Stoffe verarbeitete und über alles eine sentimentale Brühe goß. Sein Styl ist affectirt. Ueberall verräth sich der gemeine Tropf, der gern vornehm scheinen möchte. Seine Skizzen enthalten in 13 Bänden eine Menge kleine Erzählungen, meist entlehnt. Darunter sind die gräßlichen Kriminalgeschichten noch am anziehendsten, die empfindsamen Geschichten aber am widrigsten.

Eigenthümlich ist sein Hundssattler, ein Raubmörder, der als Krämer umherzieht mit zwei riesenhaften Hunden, welche seinen Kram tragen und zugleich auf das Packen von Menschen abgerichtet sind. Mit ihm contrastirt ein frommer Leineweber, den er unglücklich macht. Wie ruchlos nun aber auch der Hundssattler ist, Meißner läßt ihn doch noch unter dem Galgen gerührt werden. — Nicht minder originell sind „die Spießruthen". Ein Unteroffizier dient seinem Hauptmann als postillon d'amour bei einer verheiratheten Frau, die einen überaus bösen Mann hat. Er wird von diesem ertappt, verräth aber den Hauptmann nicht, sondern opfert sich für ihn und läuft Spießruthen. Der böse Mann stirbt, der Hauptmann erneuert bei der Wittwe seine Anträge, aber sie hat unterdessen seinen schlechten Charakter kennen gelernt und heirathet — den braven Unteroffizier. — Was wagt eine Mutter nicht? Donna Elvira hat eine Tochter Clara, die den Don Alvaro liebt, aber Maitresse des Königs Philipp werden soll. Da geht sie zum König und eröffnet ihm, Clara sey seine Schwester, heimlich mit ihr vom König, seinem Vater, erzeugt. Nun darf Alvaro sie heirathen. — Die ältere Ehefrau, Helene, ist so gefällig, als ihr Mann eine andere liebt, sich todt zu stellen und zum Schein begraben zu lassen. Lange lebt sie verborgen, um ihn seine Geliebte heirathen zu sehen und aus der Ferne ihr Glück theilnehmend zu beobachten. Erst spät wird ihre

herausgerechnet, daß die Bankiers allein in die Länge gewinnen, wie bei den Glücksſpielen auch, daß man zwar als einfacher Spekulant Einmal ſehr viel gewinnen kann, aber im Verlaufe verlieren muß. Sie ſind entweder in Genoſſenſchaft mit den Bankhaltern getreten, oder ſpielen nur noch um den Kaffee, nicht mehr um das Mittagseſſen, wie das franzöſiſche Sprichwort anräth.

Zudem glauben wir bemerken zu müſſen, daß bei dem Aktienſchwindel doch am Ende eine Eiſenbahn, ein Kohlenſchacht, ein großes Fabrikgebäude entſteht, und zwar nicht der Promeſſenkäufer an ihnen gewinnen wird, wohl aber das Gemeinweſen, wenn jene Anſtalten aus den leerbleibenden Händen der Getäuſchten in reine und fleißige eines Fachmanns übergegangen ſeyn werden.

Die Maſſe der Staatspapiere, die Vorabnahme auf Rechnung einer ungewiſſen Zukunft, bringt eine Genoſſenſchaftlichkeit des Kredits, eine unabweisliche Aufmerkſamkeit eines Schuldners auf den andern, und ein unverrücktes Streben hervor, den Friedenszuſtand zu erhalten und zu kräftigen, jede Störung möglichſt zu beſeitigen und durch Hebung des Wohlſtands ſich die Mittel zu ſichern, die Rentenzahlung auf dem Laufenden zu erhalten. Es iſt demnach ein Glück für die Welt, daß auch nicht ein bedeutender Staat ohne Schulden iſt und einen baaren Schatz liegen hat, er könnte und würde die übrige Welt in ganz andere Verlegenheiten bringen, als Friedrich der Große 1740 und 57 die Regierungen, welche er mit Krieg überzog.

Wir möchten nicht gerne Unrecht thun, können aber doch nicht verſchweigen, wie es uns ſcheine, die Klage über Verſchwinden der alten Herzlichkeit und Zutraulichkeit rühre vorzüglich von denen her, welchen eine ſonſt ſehr bequeme Maske abgenommen worden ſeye. Wir meinen hier die ſogenannten guten alten Deutſchen, welche der überwiegenden Mehrzahl nach die Derbheit als Mittel gebrauchten, für etwas gehalten zu werden, was ſie ganz nicht waren.

Der vermehrte Verkehr bildet von ſelbſt die Kunſt der Menſchenbehandlung, der richtigen Schätzung aus. In Handel und Wandel gibt und nimmt man nun gewiß mehr Kredit als vordem, ja nach dem Urtheil Sachverſtändiger zu viel. Der wahre Ehrenmann ſchließt heutzutage deſto feſter ſich an Seinesgleichen,

Großmuth entdeckt. — Die Matrone, wie es deren wenige gibt. Eine reiche Wittwe bei Jahren heirathete einen jungen Mann, der ihr wohlgefiel, trat ihm ihr ganzes Vermögen ab und ließ sich freiwillig wieder von ihm scheiden, indem sie selbst ihn nöthigte, ein junges Mädchen, das er liebte, zu heirathen. — Charlotte Ormond. Eine reich gewordene Maitresse liebt einen Jüngling, der sie wieder liebt, und heirathet ihn, legt ihm aber in dem ersten Halbjahr der Ehe das strengste Cölibat auf, um ihn dadurch zu überzeugen, daß sie alle Schwächen des Fleisches abgelegt und nur in seine schöne Seele verliebt ist. — In der Sentimentalität ist jedoch bei Meißner die echte Kotzebue'sche Frivolität nicht ausgeschlossen. Was er, ein Prediger und Consistorialrath, dem Publikum damaliger Zeit bieten durfte, erhellt am besten aus der Skizze I. 20 in welcher auf's Rührendste die glückliche Erkennungsscene zwischen einem jungen Manne und seinem Vater, einem Pastor Primarius, geschildert wird, der ihn einst im Ehebruch gezeugt hat. Meißner nimmt daran nicht den mindesten Anstoß, als ob sich solche kleine Verirrungen von selbst verstünden und nur das Rührende und „Reinmenschliche" dabei in's Auge zu fassen wäre. Echt Kotzebuisch sind auch folgende Gedanken: Blutschänder, Mordbrenner und Mörder zugleich den Gesetzen nach und doch ein Jüngling von edler Seele.

Gern schmückt sich Meißner mit fremden Federn. Die schöne patriotische Anekdote, die er von Herzog Alexander von Württemberg erzählt, ist einer lateinischen Comödie des Frischlin entlehnt, ohne daß Meißner diesen nennt. Die frivole Erzählung von Hammelfell hat er wie Langbein, von den Franzosen entlehnt.

Die größeren Romane Meißners sind alle abgeschmackt.

Alcibiades ist fast durchaus in Dialogen fortlaufend, mit philosophirender Affectation geschrieben, aber nur Gemeinplätze enthaltend. Das Plastischschöne der antiken Gestalt wird in einer durchaus ungriechischen Gefühlsschwärmerei, die noch dazu aus Phrasen aufgedunsen ist, verschäumt. Der geniale Leichtsinn echt hellenischer Wollust wird höchst pedantisch in ein Paar moralische Hosen versteckt und noch am Schluß faselt des Alcibiades letzte Buhlerin von seinem (sittlichen) Manneswerthe.

Ganz ohne Geist sind die Romane: Julius Cäsar, Epaminondas, Spartacus, Masaniello ꝛc. Mehr Interesse gewährt „Bianca Capello", das Leben einer italienischen Buhlerin (nach Sanseverino). M. schrieb auch ein Paar ganz unbedeutende Schauspiele und übersetzte viel, unter andern Humes Geschichte von England.

August Lafontaine, Canonicus in Halle, schrieb Romane in ungeheurer Anzahl, alle voll von schwärmerischer Zärtlichkeit. Keiner

hat die Sentimentalität so sehr übertrieben und keiner sie so populär gemacht, als Lafontaine. Gewiß hat er nicht wenig dazu beigetragen, die Deutschen zu verweichlichen und sie über ihr nationales Unglück mit den süßlichen Schwächlichkeiten des Herzens wie Kinder mit Zuckerbrod zu täuschen. Seine Sentimentalität wird nicht selten ehrlos, wie die Kotzebue'sche, und wie die Sentimentalität überhaupt nie verfehlt, irgendwo mit der Ehre in Conflict zu kommen, weil sie immer darauf ausgeht, Schwächen zu entschuldigen. Nie aber fällt Lafontaine ins Frivole, wie Kotzebue. Nie wird er ein lachender Faun, immer, auch wenn er verführt, thut er es seufzend und weinend. Seine größte Verirrung ist, daß er die Liebe schon in Knaben und kaum erwachsenen Mädchen sich zur vollen Reife entfalten läßt. — Ich zeichne nur die am meisten charakteristischen seiner Werke aus. Im Anfang schrieb er Revolutionsromane. Zuerst Clara du Plessis und Clairant (1794).

Clara, die schöne Tochter eines Vicomte, liebt Clairant, den Sohn eines Pächters, erweckt aber dadurch den wildesten Zorn ihres adelstolzen Vaters. Da bricht die Revolution aus. Clairant rettet ihren Vater vor der Volkswuth. Sie muß mit ihrem Vater flüchten. Clairant folgt ihr nach, läßt sich heimlich in Deutschland mit ihr trauen und lebt mit ihr einsam im Walde in idyllischer Wonne, als plötzlich der böse alte Vater ihr Glück zerstört und Clairant mit Gewalt fortschleppen läßt. Sie stirbt aus Gram, von ihm ist jede Spur verschwunden.

Das Gegenstück dazu war der Roman: Liebe und Dankbarkeit.

Graf d'Ormeston will den armen Pächter Salier vertreiben. Er wird vorgebeten, er darf bleiben, der junge Salier wird Bedienter im Hause des Grafen. Die Revolution bricht aus. Der alte Salier gibt sein Leben hin für Rettung des Grafen und der junge beschützt ihn in einer Höhle, bis .. ihn in Sicherheit bringen kann. Mehr als einmal wagt er sein Leben. Dadurch wird des Grafen Tochter Julie, die den jungen Salier von Jugend auf gern gesehen, so gerührt, daß sie ihn, als sie wieder in glückliche Umstände gekommen, trotz aller Standesvorurtheile heirathet.

Auch der Roman „St. Julien" spielt mitten in der Schreckenszeit der Revolution, ist aber viel verworrener.

Rudolf von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens.

Graf Rudolph ist der bekannte historische Held, der sich im Appenzellerkriege zum Landvolk schlug, als Bauer kämpfte und lebte und Appenzell die Freiheit

errungen hat. Hier aber erſcheint er verweichlicht, wie in einer Geßnerſchen Idylle.

Dann fiel Lafontaine ein wenig in die Manier des Müller von Itzehoe. Sein Quinctius Heymeran von Flaming (1795) erinnert ſehr an den Siegfried von Lindenberg.

Der edle Freiherr rühmt ſich, von römiſchem Blut zu ſeyn, und daß das flaminiſche Geſetz „keiner von Adel darf Handel treiben“ von ſeinen Vorfahren ſtamme. Zudem hat er ſich ein Völkerſyſtem gemacht, wornach nur die keltiſche Race den wahren Adel darſtellt. Aber ſeine Theorien ſcheitern an der Erfahrung. Ueberall täuſcht er ſich und wird betrogen, bis er dahin gelangt, die Negerin Iglou zu heirathen, die durch ihre Tugend und treue Hingebung allen weißen Frauen, die er je geliebt, weit den Rang abläuft.

„Die Familie von Halden“ von 1797, gleichfalls die Geſchichte eines ſonderbaren adeligen Hauſes, iſt viel verwickelter und geiſtloſer. Dieſelbe Manier herrſcht noch in „Wenzelfalk“.

Sofort legte ſich Lafontaine auf das Naive und ahmte Kotzebue's Gurli nach in der „Tochter der Natur“, einem Drama in Proſa von 1799, und in „Engelmanns Tagebuch“ von 1800.

Hier wird ein holdes Suschen in aller Unſchuld ſchwanger, ein Thema, was Lafontaine ſpäter noch oft variirt hat. Die liebe Natur thut, was ſie nicht laſſen kann, und ahnt dabei nichts von Sünde, noch auch nur von Unanſtändigkeit.

Von dieſer Art war auch „der Naturmenſch“ und „Hermann Lange“, worin wieder eine unſchuldige Pfarrerstochter außerehelich ſchwanger wird. Rührend iſt Fedor und Marie oder Treue bis zum Tode, 1802.

Fedor Dolgoruki trifft unterwegs mit drei Damen zuſammen. Ein überſchwemmter Fluß nöthigt ſie, einen Tag lang ſich in einer ſchlechten Hütte zu behelfen. Die Mutter will ihm wohl, noch mehr aber ihre ſchöne Tochter. In Petersburg angekommen, wird er von der Kaiſerin, ſeiner Siege in Perſien wegen, ſehr ausgezeichnet und erkennt in der Dame, die er unterwegs lieb gewonnen, Marie Menzikoff, die Tochter ſeines Todfeindes, des Miniſters. Die Kaiſerin ſelbſt aber führt ſie ihm zu und er muß mit ihr tanzen. Sie hat noch von der Reiſe, denn die Kaiſerin ließ ſie ſogleich eintreten, den grünen Schleier auf, Fedor ſteckt ihn in die Taſche und behält ihn als ewiges Andenken. Marie ſoll dem Kaiſer vermählt werden, bleibt aber ihrem Fedor treu. Menzikoff wird plötzlich geſtürzt und mit der ganzen Familie nach Sibirien geſchickt. Fedor, unter dem Vorwand einer Reiſe nach Frankreich, folgt ihnen nach. Die Mutter erblindet, der alte Menzikoff ſtirbt, Marie

ſelbſt wird ſiech, Fedor aber iſt immer an ihrer Seite. Rührend iſt die Schilderung, wie die Liebenden einmal auf einer Eisſcholle vom Orkan weggeſchwemmt, doch glücklich gerettet werden. — Unterdeß hat Dolgoruki, der alte, die Allgewalt in Rußland erlangt und will ſeine Tochter mit dem Kaiſer vermählen, allein der Kaiſer ſtirbt, die Dolgoruki werden verbannt und kommen in Sibirien an, eben als Marie ſtirbt. Fedor weint ihr nach, ſitzt, den grünen Schleier in der Hand, troſtlos da, bis auch er ſtirbt.

Einer der beſten Romane von Lafontaine iſt das „Leben eines armen Landpredigers“ (1801).

Der arme Pfarrer Bebenroth, der immer bebt und leicht erröthet, wie die furchtſamen Jünglinge bei Jean Paul, lebt mit ſeiner braven Frau gar ruhig auf dem Lande, nur gehaßt vom Amtmann, der früher Livrée getragen und dem die Pfarrerin, weil er ſie hatte verführen wollen, die Livrée vorgeworfen hatte. Ihre älteſte Tochter Eliſabeth heirathet einen armen Edelmann, von Pahlen. Deſſen Oheim ſpielt unter dem Namen Friedleben eine humoriſtiſche Rolle, neckt die Familie, reißt ſie aber auch wieder, denn er iſt ungeheuer reich, aus aller Noth. Zu einer Geſellſchaft trägt Eliſabeths Schweſter Auguſte Perlen, die ihr der alte Oheim geſchenkt hat, und ſtaunend erkennt die Amtmännin, daß es echte Perlen ſind. Bebenroths älteſter Sohn Karl wird auf des böſen Amtmanns Betrieb entfernt und als Recrut über See geſchickt. Auguſte verliert ihren Geliebten. Der junge Pahlen wird hart bedrängt durch einen andern Oheim. Aber Friedleben hilft überall und verzeiht ſogar dem heruntergekommenen und reuigen Amtmann, deſſen Tochter den glücklich heimkehrenden Karl heirathet. — Trotz mancher Unnoth in dieſem Roman, macht die reine Gutmüthigkeit und Unſchuld der armen Pfarrersfamilie einen rührenden Eindruck.

Wie weit derſelbe Lafontaine verirren konnte, beweiſt ſein Roman „die beiden Bräute“.

Hier heirathet Amalie einen Andern bloß aus Liebe zu Norden, damit dieſer Roſetten heirathen könne, nicht etwa als ob Norden Roſetten mehr liebte, als Amalie, ſondern nur, weil er zwiſchen beiden ſchwankt und Amalie ihren Ruhm darin ſucht, die Großmüthige zu ſpielen.

Faſt alle andern Romane Lafontaine's ſind Fabrikarbeit, in denen immer die gleichen Charaktere und Situationen in derſelben widrig empfindſamen Sprache wiederholt werden.

Sehr ähnlich ſind die Romane von Schmiedtgen im Saatfeld, ſeit 1796 (Anna, Dämmerungen, der hohe Windbruch, die ſtille Ecke am Rohrteiche, die Liebe am See, Clementine oder mein Wonneleben, Adonide ꝛc.).

An Lafontaine lehnte ſich auch Sophie Brentano, geb. Schubert, an, die mit ihm gemeinſchaftlich 1799 eine kleine Romanbibliothek herausgab. Unter ihren lyriſchen Gedichten iſt „die Schwärmerei der Liebe“ am bekannteſten geworden. Schiller ſelbſt nahm einige Gedichte von ihr in die Horen auf. Sodann ſchrieb ſie „das Blüthenalter der Empfindung“ (1794), die Margarethenhöhle, Amanda und Eduard und überſetzte viele ausländiſche Romane und Novellen. — Die Weimar'ſche Oberhofmeiſterin, Frau von Wolzogen, ſchrieb 1797 einen Roman, der ſehr beliebt wurde, „Agnes von Lilien“.

Ein Minister ſtört als obligater Böſewicht das Glück der Liebenden, die Heldin muß entſagen, aber lauter vortreffliche Menſchen nehmen ſich ihrer an und führen ſie in die Arme ihres geliebten Nordheim. Die Sprache iſt ein Strom von Empfindſamkeit.

Friedrich Jacobs, der berühmte Philolog in Gotha, der 1807 nach München berufen wurde, um Baiern aufklären zu helfen, überſetzte mit Geſchmack die griechiſche Anthologie, gab ſich aber übrigens ganz weibiſchen Gefühlen hin und ſchrieb für Weiber wie ein Weib: Roſaliens Nachlaß, Renate an ihre Tochter, Schule der Frauen ꝛc. Ein merkwürdiger Gegenſatz zu denjenigen Philologen, die durch die Alten zur griechiſchen Liebe verführt wurden und nichts mehr als Männliches liebten. — Eben ſo gut gemeint und ſchwach ſind die Seelengemälde, die ländlichen Studien aus Agathens Leben, Euphranor ꝛc. von Ehrenberg ſeit 1805, und Familienromane von Fr. Rochlitz in Leipzig, ſeit 1794, und die des Halleſchen Buchhändlers Chriſt. Eberhard ſeit 1798. Des letztern Idylle „Hannchen und die Küchlein“ erlangte einigen Ruhm als Seitenſtück zur Louiſe von Voß; daneben ſein „Ferdinand Werner“, der arme Flötenſpieler.

Roſegarten, den wir ſchon als Voßens Nachahmer in Idyllen kennen, ſchrieb auch empfindſame Proſaromane. In „Ida von Pleſſen“ (1800)

ſchildert ein Engländer in Briefen an ſeine eigene Geliebte die Liebe eines andern Engländers zu der ſchönen Ida. Da wird auf der Inſel Rügen am Meeresufer geſeufzt, geacht und geeht, geküßt und verhimmelt, dann wieder getrennt und geweint.

Beſſer iſt ſeine „Adele Cameron“ von 1803, wieder in Briefen:

Der Hauptbriefſteller iſt ein Miſſionsgeiſtlicher, der auf die äußerſte Nord-

küſte Schottlands und die benachbarten Inſeln geſchickt wurde, deren wildſchöne Natur und weltfremde Menſchen er ſeiner geliebten Eweline ſchildert. Dabei fließen viele empfindſame Betrachtungen an Oſſian ein und ſogenannte Volkslieder, die aber den echten Ton ſchottiſcher Nationallieder entbehren und zugleich koſegartenifiren, ſo nennt ſich im Eingang ein angebliches Schwanenlied. — Die Heldin des Romans iſt Adele, eine reiche Erbin, eine der vornehmſten Töchter des Landes, die aus der Hauptſtadt Briefe ſchreibt. Hier contraſtirt das glänzende Hofleben mit dem einfachen, aber unendlich anmuthenderen Gebirgsleben der Heimath. Man ſtellt ihr nach, ſie wird auf der Heimkehr zweimal entführt und zweimal gerettet. Der Entführer iſt der Seeräuber Roß, der letzte glückliche Erretter, der ihr Gatte wird, Angus of Errol, ihr ritterlicher Landsmann. — Obgleich etwas breit, hat doch dieſer Roman manche ſchöne Züge und iſt beſſer als alles, was Koſegarten in Verſen geſchrieben hat.

Er ſchrieb noch einige empfindſame Romane: Ewalds Roſenmonde 1790, Hainings Briefe, Bianca del Giglio.

Einer der weichlichſten Romanſchreiber war der Ballenſtedtiſche Oberhofprediger Gotthelf Wilhelm Chriſtoph Starke. Seine Gedichte und Predigten ſind vergeſſen. Nur ſeine „Gemälde aus dem häuslichen Leben", Berlin 1793—98, erlangten Ruf, weil ſie der damaligen Mode, die Häuslichkeit über alles zu preiſen, entſprachen. Starke iſt ein ſüßlicher Autor, der auf die Dauer zu leſen faſt unerträglich wird, indem er nicht etwa häusliche Scenen in anſpruchsloſer Natürlichkeit und mit homeriſcher Einfalt malt, ſondern eine predigende Lobpreiſung derſelben auskramt und immerwährend mit ſeiner Reflexion darüber ſteht.

So beginnt er z. B. die Erzählung „Mutterliebe": „Einfach und herzlich ſey meine Rede von Clementinens Mutterliebe. Für wen bedürfte Mutterliebe großen Preiſes, damit er gerührt werde? Wen hat ſie nicht im Leben willkommen geheißen? wen nicht ꝛc.? über weſſen Wiege ꝛc.? weſſen Schlummer ꝛc.? an weſſen Krankenlager ꝛc.? wem nicht ꝛc.? wen hat ꝛc.? wer hat ꝛc.?" In dieſem Salbaderton geht es fort. Worin beſteht aber dieſe erſtaunlich bevorwortete Mutterliebe? Eine Schlange hat Clementinens Töchterchen geſtochen und ſie ringt die Hände und ſchreit, bis der Vater dazukommt und merkt, daß es eine unſchädliche, gar nicht giftige Schlange geweſen iſt. — In „dem Blumenfreund in Tonſtädt" iſt ein herzguter Landpaſtor geſchildert, der über ſeinem Nelkenflor alles, ſogar auch ſeinen Anzug vergißt, während das Töchterchen ſich mit Brautgedanken erquickt. Das wäre nun alles recht natürlich, wenn es nicht ſo breit gedehnt wäre. — In der dritten Erzählung „Emilie Normann" wird eine alte Jungfer, die ſich um ihre Nebenmenſchen

redlich verdient macht, mit folgender süßlichen Sauce übergossen: „O gute, gute Emilie Normann, frommes graues Mädchen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an dich denke und mein Herz schlägt höher und ich werde befestigt in meinem Glauben an Menschenwürde, und nenne dich einen Engel mit einer Inbrunst, mit welcher gewiß nur selten eine zwanzigjährige Schöne so genannt wird. Gute Emilie Normann, ist dein Kuß auch nicht so süß, als die Umarmung der blühenden Huldin, so ꝛc.“

Sehr süßlich war auch Herm. Christ. Gottfr. Demme, der seit 1792 unter dem Namen Karl Stille „Erzählungen, Abendstunden, aus Burgfelds Leben, Pächter Martin und sein Vater“ schrieb.

Die Schwärmerei für Liebe und Ehe, welche die Deutschen verweichlichte, ganz ins Privatleben sich vertiefen und von den großen Interessen des Vaterlandes absehen ließ, culminirte in dem Berliner Legationsrath Franz von Kleist († 1797). Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahr, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem alles, was deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint. Zamori ist in schönen weichen achtzeiligen Stanzen geschrieben.

Zamori, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Mannes, liebt Mindora, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Weibes, und vereinigen sich beide „in der Religion der Liebe“, die zugleich Naturcultus ist. Da Liebe aber nicht allein das Herz des Mannes ausfüllen kann, so muß Zamori auch noch in Achmed das Ideal eines zur Freundschaft geschaffenen Mannes finden, nach dessen „Kuß“ er sich nicht minder sehnt, wie nach dem Mindora's. So nun von Liebe und Freundschaft umschlungen, findet Zamori schon hier auf Erden die höchste Seligkeit.

Die damals die ganze Modewelt beherrschende Schwärmerei für Liebe ist in keinem deutschen Gedichte einfacher und in reinerer Harmonie ausgedrückt, wie hier. Der Dichter schwimmt in Wonne und kommt nicht einen Augenblick aus der Sicherheit und Klarheit ihres Genusses heraus. — Derselbe Dichter hat noch mehrere Dichtungen in gleichem Geist und Ton geschrieben; Hohe Ansichten der Liebe an Minona, das Glück der Liebe, das Glück der Ehe, Sappho ꝛc. — Aeußerst sentimental ist auch „Siama und Galmory“, ein Epos in Hexametern von Siegfried, ein 1801 erschienenes Prachtwerk mit Kupfern von Schnorr.

Siama, indianischer Prinz von Panama, und Galmory, Prinzessin von

Peru, werden mit Willen ihrer Eltern unter den glücklichſten Umſtänden vermählt und führen ein paradieſiſches Leben, als die Spanier hereinbrechen und ihr Glück ins tiefſte Elend verwandeln. Der Contraſt der noch wilden Unſchuld mit einer ſchon wieder verwilderten Civiliſation iſt an ſich poetiſch, hier aber zu ſehr in Empfindſamkeit verſchwommen.

In dieſe Epoche gehört auch Aloys Schreiber, welcher 1802 „Gemälde der Kindheit und des häuslichen Glückes“ ſchrieb, und Klinkicht mit den „vier Stufen des weiblichen Alters“, 1804. Auch die Kinderſchriften, die mit Rochows und Weiße's Kinderfreund (1776) und Schummels Kinderſpielen, Pfeffels dramatiſchen Kinderſpielen noch praktiſch und lehrhaft, wenn auch ſchon widrig ſchwatzhaft begonnen hatten, wurden immer empfindſamer. So das beliebte Kinderbuch „Gumal und Lina“ von Loſſius (1795) und die Familiengemälde für die Jugend von Glatz ſeit 1799. Die Bearbeitung des Robinſon Cruſoe für Kinder von Campe in Hamburg ſchreibt ſich von 1779 her. Sie wurde nicht wegen der lehrhaften Zuſätze, ſondern wegen des romantiſchen Inhalts unermeßlich populär.

7.

Die lüderliche Natürlichkeit.

Nachdem Wieland, wenn auch immer mit ſeinem Geiſt und äſthetiſchem Vorbehalt, doch das Recht der Sinnlichkeit über die ſittliche Pflicht hatte triumphiren laſſen, und Göthe der Herzenslüderlichkeit im Werther, in der Stella, den Geſchwiſtern ꝛc. offen das Wort geredet, genirten ſich auch Dichter niedern Ranges nicht mehr, und das Hohnlachen einer leichtfertigen Moral über die alte deutſche Familientugend wurde Mode. Dieſe Mode aber paßte für die deutſche Nation nicht und ſtand ihr ſchlecht. Sie verträgt ſich mit franzöſiſcher Pikanterie, ſie ſteht einem chevalereſken Polen an, ſie kann in einem ſpaniſchen Don Juan, einem italieniſchen Caſanova zu einer intereſſanten Natürlichkeit werden, aber dem Deutſchen bleibt ſie immer unnatürlich. Das urſprünglich kräftige, ernſte und unſchuldige Naturell des Deutſchen kann durch ſie nur entſtellt werden. Wenn man gefunden hat, daß unter dem lüderlichen Geſindel in Nordamerika die Deutſchen am gemeinſten, eckelhafteſten und verächtlichſten

ſeyen, ſo macht dieſe Wahrnehmung unſerer Nation keine Schande. Nur wer hoch ſtand, kann ſo tief ſinken.

Schwerlich würde die Frivolität ſich ſo raſch eingebürgert haben, wenn ſie nicht an der Hand der Sentimentalität gekommen wäre. Das Herz diente zum Vorwande. Was der fein egoiſtiſche Göthe desfalls begonnen, ſetzte hauptſächlich Kotzebue fort zur gänzlichen Demoraliſirung der gebildeten Claſſen.

Wir werden den großen Göthe auf andern, höhern Gebieten wiederfinden. Hier müſſen wir ihn als den Protector der lüderlichen Moral betrachten. Schon die im Werther war nicht weit her. In der Weinerlichkeit verbarg ſich das verbotene Gelüſten. Noch ungezwungener äußert ſich Göthe in dem 1776 erſchienenen Schauſpiel „Stella", worin er die Bigamie eben ſo ſentimental beſchönigt, wie im Werther die Gier nach des Nächſten Weibe.

Fernando hat die Cäcilie geheirathet und eine Tochter mit ihr gezeugt, da verliebt er ſich in die junge Stella, bringt ſie auf ein abgelegenes Gut und lebt mit ihr in wilder Ehe. Aber ſein Blut läßt ihn nicht ruhen, er geht in den Krieg für eine ſchlechte Sache (die Unterdrückung der Corſen) und kommt unbefriedigt zu Stella zurück. Unterdeß iſt die verlaſſene Cäcilie mit ihrer Tochter verarmt und von Stella, ohne das Verhältniß zu Fernando zu kennen, liebreich aufgenommen worden. Als Fernando ſich zwiſchen beiden Frauen ſieht, geräth er in Verzweiflung, Cäcilie aber hilft ihm aus der Noth, indem ſie ihm den Vorſchlag macht, er ſolle, wie der Graf von Gleichen, mit beiden Frauen zugleich leben. Damit ſchloß Göthe das Schauſpiel in ſeiner erſten Auflage. Später ſah er ein, daß die Welt daran Anſtoß nehmen könne und änderte den Schluß: Fernando und Stella tödten ſich ſelbſt.

In den „Geſchwiſtern" gefällt ſich Göthe, die Linie der Schweſterliebe mit dem feinſten ſinnlichen Raffinement zu überſchreiten. Ein wollüſtiges Spiel der Phantaſie, ſich die eigene Schweſter als Braut zu denken. Dieſe Geſchwiſterliebe kommt bei Göthe noch einmal vor. In W. Meiſters Lehrjahren wird Auguſtin wahnſinnig, weil er gegen ſeine Schweſter in unerlaubter Liebe entbrannt iſt.

Sentimentalität und Frivolität reichen ſich die Hand in Göthe's „Claudine von Villa Bella" 1776.

Claudine, als Geliebte zwiſchen einen ſentimentalen Liebhaber, Don Pedro, der ſie zuletzt bekommt, und einen frivolen geſtellt, Don Carlos, genannt Augantino, der ſie mit Liſt und Gewalt verfolgt und durchaus gern zu Fall

bringen möchte, aber nicht reuſſirt. Gleichwohl hat Göthe dieſem Carlos zuletzt als einem liebenswürdigen Wildfang volle Verzeihung angedeihen laſſen. Eine äußerſt ſchwache Produktion.

Die Frivolität feiert ſofort ihren glänzendſten Triumph in Göthe's „Mitſchuldigen".

Hier läßt ſich die Frau von einem Liebhaber verführen und der Mann weiß ſich dafür zu rächen und zu tröſten, indem er dem Liebhaber ſein Geld ſtiehlt.

Man kann die Gemeinheit nicht weiter treiben. Selbſt Kotzebue hat ſie nicht weiter getrieben. — Unter den ſpäteren Dichtungen Göthe's gehören der hier in Rede ſtehenden Richtung hauptſächlich noch die „Wahlverwandtſchaften" an.

Der Held dieſes Romans, ein reicher, junger, phantaſievoller Edelmann, Eduard genannt, heirathet die mehr verſtändige Charlotte, die ſein Herz nicht befriedigt. Er wendet die ganze Gluth deſſelben der jungen, lieblichen, neben ihm aufſproſſenden Ottilie zu, während Charlotte ſich an den Hausfreund, einen echt männlichen, klaren und ruhigen Hauptmann attachirt. Nun könnten alle glücklich ſeyn, wenn die fatale Ehe nicht wäre, oder wenn ſie Muth genug hätten, dieſe Ehe aufzulöſen. Aber Eduard iſt zu ſchwach dazu, Charlotte fürchtet zu ſehr das Gerede der böſen Welt; der Hauptmann iſt zu ſtolz und Ottilie zu unſchuldig, um die Initiative zu ergreifen. So bleiben ſie denn in der peinlichſten Spannung, bis die Unnatur ein tragiſches Ende herbeiführt. Das feinſte und boshafteſte Raffinement hat Göthe in die Scene gelegt, in welcher Eduard als rechtmäßiger Gatte ſeine Frau umarmt und doch, weil er ſie nicht liebt, weil er dabei an eine Andre denkt, in Wahrheit im eigenen Ehebette ein Ehebrecher iſt. Das aus jener Umarmung hervorgegangene Kind iſt nun begreiflicherweiſe ein Unglückskind. Ottilie muß das unſchuldige Werkzeug ſeines Todes werden und ſtirbt ſelbſt aus Schmerz darüber. Der ſchwache Eduard ſtirbt wieder aus Schmerz um ſie und Charlotte und der Hauptmann, welche übrig bleiben, fühlen ſich nun doch durch jene Gräber von einander getrennt. Es würde Aufſehen erregen, wenn ſie nach ſolchen Vorgängen ſich heirathen wollten. Alſo müſſen ſie, getrennt bleibend, den Fluch der Unnatur forttragen.

Dieſe nichtswürdige Verhöhnung des heiligen Eheſtandes bot der große Göthe dem gebildeten deutſchen Publikum gerade zu der Zeit dar, als die tapfern Tiroler ihr Blut für alte deutſche Treue vergoſſen, im Jahr 1809. Mit ſolchem elenden Zeuge beſchäftigten ſich die höheren Claſſen in Deutſchland, während allein der gemeine Mann im Volk des hohen Ruhmes der Ahnen würdig blieb.

je nothwendiger dieſes Anſchließen wird, je weniger jetzt religiöſe und geſellſchaftliche Vorurtheile ihm entgegenſtehen.

Niemand wird wohl im Ernſte die Zeiten zurückwünſchen, wo man den Gaſthöfen aus dem Wege ging, um bei Bekannten und Verwandten ſich einzulagern, aber Niemand wird behaupten können, daß bei wirklichem Bedürfniſſe, bei augenblicklicher Noth, Theilnahme, Hülfe und Beiſtand ſeltener gefunden werden, als ehemals. Nur unterſcheidet man ſchärfer, und hütet ſich mit mehr Vorſicht vor Täuſchung. Wenn ſonſt der eintretende Fremdling ſchon deßhalb willkommen war, weil er einige Veränderung in ein einſames, eintöniges Leben brachte, etwas Neues zu erzählen wußte, ſo wird nun die Thüre nur dem geöffnet, welcher entweder als geprüfter Freund, oder als augenblicklich Bedrängter anklopft. Die Gaſtfreundſchaft der alten Zeit ward ſtets im umgekehrten Verhältniſſe des Verkehrs gefunden, und wir glauben nicht, daß man die Völker um ihre Lage zu beneiden habe, welche noch jetzt ſie — und allein aus dieſem Grunde — üben.

Wenn die Geſetzgebung ſehr im Argen liegt, ſo iſt die Trägheit der Regierungen, der Thätigkeit der Juriſten gegenüber, daran Schuld. Sie theilt dieſes Schickſal mit der Arzneikunde, welche durch Aerzte unverſtändlich wurde, mit der Gottesgelehrtheit, welche die Geiſtlichen mit tiefſinnigen Diſtinctionen umbauten, ja mit der Weltweisheit, welche Alles zu lehren ſcheint, nur nicht weiſe für dieſe Welt zu ſeyn.

Aber auch hier iſt die inwohnende Heilkraft der menſchlichen Natur ſo ſichtbar, daß man den Sieg über alle Unnatur trotz der Abgötterei vorausſagen kann, welche mit alten und fremden Geſetzbüchern noch heute getrieben wird. Sie mögen unerreichtes Muſter für ihre Zeiten und die Völker ſeyn, welchen ſie gegeben wurden; ihre Hauptgrundſätze werden ewig ſeyn, aber jede Zeit, jedes Volk hat ſeine eigenen unabweislichen Bedürfniſſe, und eine Geſetzgebung kann ſo wenig für ewig feſtgeſetzt werden als eine Sprache.

Die franzöſiſchen Geſetzbücher ſetzten bekanntlich ſehr wenig Neues feſt, faßten aber das Alte einfach und klar zuſammen, und müſſen doch nicht ſo ganz verwerflich ſeyn, weil man ſich bewogen fand, ſie auch da beizubehalten, wo die franzöſiſche Oberherrſchaft durch Kriege vernichtet worden war. Denn man hat einſehen gelernt, daß Beſtimmtheit der größten Subtilität,

Aber wenigſtens bis in die Mittelklaſſen, die Handwerker und den Stadtpöbel hinab ſollte die lüderliche Poeſie eindringen. Dafür ſorgten Dichter, welche viel geringeren Ranges als Wieland und Göthe, doch ungleich größere Verbreitung und Popularität fanden mittelſt der Leihbibliotheken und der immer zahlreicher in allen deutſchen Städten auftauchenden Theater. Hier entſtand ein Publikum, welches ſich an Bildung bereits hoch über das einfache Landvolk erhoben fühlte und doch immer noch ſehr tief unter der Geſchmacksbildung der höheren Claſſen zurückblieb. Kotzebue namentlich, von dem wir ſogleich mehr handeln müſſen, fand den ungetheilteſten Beifall in dieſen mittleren Regionen und wurde unermeßlich populär, weit mehr als Göthe, den doch nur die feineren Geiſter recht goutirten.

Ein guter Humor waltete noch in dem 1764 erſchienenen Roman „die Braut bis ins Alter".

Die Heldin macht eine Hochzeit nach der andern, wird immer dabei geſtört und verliert den Bräutigam, ſo daß ſie ihr lebenlang Braut bleibt.

Aber in „Lottchens Reiſe ins Zuchthaus" von Kirſten (1778) iſt die Moral ſchon ſehr zweideutig, indem die kleinen Schwächen und Sünden, die ins Zuchthaus führen, nicht um der Abſchreckung, ſondern des Anreizes willen beſchrieben ſind.

Als ein Vorläufer Kotzebue's iſt der Wiener Theaterdichter, Freiherr von Gebler anzuſehen, deſſen Werke 1772 erſchienen. Er bearbeitete franzöſiſche Comödien und gab auch Originale, in denen Frivolität und Rührung um den Rang ſtreiten.

Maßgebend iſt deßfalls beſonders ſein „Leichtſinn und gutes Herz," worin um des letztern willen das erſte verziehen wird. Auch das Geld ſpielt hier bereits eine große Rolle. In der „Verſühnung" kommt eine Heirath zwiſchen edeln Weſen nur durch Zufall zu Stande, ſofern [illegible]cherer, der den Liebhaber ſeines Vermögens beraubt hat, das Geld wieder abgenommen wird. In dem ſentimentalen in Aegypten ſpielenden „Thamos" kommen ſchon verliebte Sonnenjungfrauen vor, kurz, überall guckt, wie ein neckiſcher Kobold, der künftige Kotzebue hinter Geblers Theatervorhang heraus.

Zu Kotzebue's Vorläufern gehört ferner noch Chriſtoph Bretzner, ein beliebter Schauſpieler, der ſelber viele Stücke ſchrieb, z. B. den Text zu Mozarts „Belmont und Conſtanze". Am längſten erhielt ſich auf der Bühne ſein „Räuſchchen", worin echt kotzebue'ſch ein gutmüthiger Papa be-

trunken gemacht wird, damit die Mädchen ihm seine Einwilligung zu ihren Verliebungen ablocken können. Berühmt wurde auch sein „Leben eines Lüderlichen“.

Karl Wild verführt Sophie, sie stirbt vor Gram, ihr Vater wird wahnsinnig, ihren Bruder tödtet er im Duell. In tiefste Lüderlichkeit versunken, nachdem er all sein Geld verspielt, schießt er sich todt und wird noch als Leiche von einem andern Mädchen, das er verführt hatte, gesegt und geliebkost.

Felix und Hannchen.

Felix und Hannchen, zwei bildhübsche Naturkinder vom Lande, kommen in die Stadt. Da verlieben sich alle Damen in ihn, alle Herren in sie. Aber die Naturkinder haben Mutterwitz und sind schlauer als die Städter, foppen sie daher und bleiben einander treu.

Die ganze Frivolität der Zeit spiegelt sich in Bretzners Lustspiel „Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator“.

Lizentiat Storr hält ein Heirathsbureau und verkuppelt für Geld Alle, die sich bei ihm melden. Da meldet sich eine lustige Hofräthin aus Dresden und ihre jungfräuliche Tante Olympia, auf der andern Seite ein Hauptmann Wild und ein Doctor Linde; während Julie, des Lizentiaten Mündel, eine Liebschaft mit einem jungen Menschen Namens Gisch hat, der sich für einen Baron ausgibt und auch nur nach Berlin gekommen ist, um eine reiche Frau zu fischen. Kaum hat Wild die Hofräthin geangelt und sie sich willig erklärt, so kommt deren Mann, der Hofrath, an, wird aber als Bildernarr durch ein kostbares Bild bewogen, seine Frau dem Hauptmann abzutreten. Linde, der die Hofräthin ebenfalls hat heirathen wollen, wird, ohne es zu wissen, mit der Tante Olympia getraut, die in der Hofräthin Kleidern und verschleiert für sie eintrat, und muß sie behalten. Der junge Gisch wird durch die Ankunft seines Vaters entlarvt, erhält aber Verzeihung und Juliens Hand.

Noch frivoler ist „die verstorbene Ehefrau“, worin selbst mit dem Ernst des Todes Hohn und Spott getrieben wird.

Frau Arnold ist gestorben, Bediente und Mägde tanzen im Hause herum, weil sie nun den tyrannischen Hausdrachen los sind. Ihr Wittwer selbst ist äußerst froh und denkt sogleich auf eine neue Heirath mit der sanften Juliane. Dasselbe Mädchen will aber auch sein Schwager, ein alter Offizier, und sein Sohn heirathen. Sie begünstigt den Sohn und entflieht mit ihm. Indem sie über den Kirchhof retiriren, wird dort der Sarg der Mutter von spitzbübischen Bedienten, die ihr den Schmuck abnehmen wollen, geöffnet. Die Scheintodte erwacht, gibt den Liebenden ihren Segen und kehrt ins Haus zurück, um Mann und Bruder zu strafen.

Die „Erbschaft aus Ostindien“, ein Lustspiel Bretzners, ist merkwürdig, sofern es den Dorfschulmeister Rabe, der durch seinen aus Ostindien reich heimkehrenden Bruder geprüft wird, als Vorbild der demokratischen Schulmeister unserer Tage auffaßt. Rabe ist ein Philosoph, schwärmt für die Ehre, ein Mensch zu seyn, und spottet des Edelmanns, der sich für besser halte, als andere Menschen.

An Geist ihm ziemlich nahe verwandt war Joh. Fr. Jünger, geboren in Leipzig, Hoftheaterdichter in Wien, aber 1794 entlassen und bald darauf im Elend gestorben. Er schrieb viele Lustspiele, deren erste Sammlung 1785 erschien, dazu auch Romane. In seinen Stücken werden, wie bei Kotzebue, die Alten durch die Jungen betrogen, leichtsinnige Treulosigkeiten gesühnt, und entsteht besonders viel Spaß durch komische Verwechslungen. Ich zeichne nur ein Paar seiner Stücke aus.

Im „Strich durch die Rechnung“ werden bei einer Entführung die Personen verwechselt, was zu sehr lustigen Verwicklungen führt. In „Maske für Maske“ geben sich Herr und Dame, die einander heirathen sollen, ohne sich zu kennen, für Bedienten und Kammermädchen aus, indem jedes das andre unter dieser Maske prüfen will. Aehnlich „Freundschaft und Argwohn“.

In mehreren Stücken spiegelt Jünger das lüderliche Leben der vornehmen Wiener. So in „Verstand und Leichtsinn“.

Die Baronesse Olban durchschwärmt die Nächte auf Bällen, fährt mit windigen Cavaliers herum, verliert viel Geld im Spiel und hört nicht auf die sanften Warnungen ihres Gatten, bis sich ein gewisser Stornbach, ein Krösus, im Hause einnistet, ihr tüchtig den Kopf zurechtsetzt und den Baron dahin bringt, es bis zur Scheidung zu treiben. Indem sie aber die schändlichen Anträge eines ihrer Gesellschafter stolz abweist, wird ihre Tugend erprobt und ihr Gatte verzeiht, der alte Stornbach aber gibt sich als Onkel und Gouverneur zu erkennen.

Die „Unvermuthete Wendung“, gleichfalls aus dem Wiener Leben.

Graf Mittelburg ist verschuldet und verlangt von seinem Sohn, einem Hauptmann, er soll die reiche Wittwe Palmer heirathen. Er will auch das Opfer bringen, obgleich er nicht die Wittwe, sondern deren jüngere arme Schwester Fanny liebt. Aber die Wittwe ist so großmüthig, ihn mit Fanny zu vereinigen. Daneben läuft noch eine andere Intrigue. Der alte Graf sucht die junge Baronesse Flottenbach zu verführen, die mit ihrem eben so jungen Männchen immer im Zank lebt, die Baronin wird aber durch seine besonnene Gemahlin, die Gräfin, gewahrt. Dieser Graf Mittelburg ist ohne Zweifel ein aus dem Leben gegriffener Charakter, in dem die ganze innere

Nichtswürdigkeit des verdorbenen Wiener Adels mit aller äußern Feinheit und Glätte aufgefaßt ist. Ein Pendant zu Kotzebue's Klingsbergen.

Aehnlich das Wiener Lustspiel „Der Ton unserer Zeiten". Gleiche Frivolität waltet in Jüngers Romanen vor.

Sein komischer Roman „Fritz" von 1796 hat einen ganz ordinären Jungen zum Helden, der nach allerlei leichtfertigen Abentheuern in den Hafen der Ehe gelangt. — „Wilhelmine". Die klösterlich Erzogene liebt einen vielversprechenden Jüngling, aber erst in der Ehe mit ihm merkt sie, wie sehr sich ihre Unerfahrenheit vom äußern Schein hat täuschen lassen und daß er ihrer nicht würdig ist. — „Ehestandsgemälde". Eine gewisse Antoinette, ein von Jugend auf verzärteltes Fräulein, macht ihren Mann unglücklich und läßt sich von einem Grafen verführen. — Ein gewisser Ferdinand macht auf ähnliche Art seine Frau unglücklich und lebt mit einer Gräfin. — „Prinz Amaranth mit der großen Nase" ist in Wielands Manier geschrieben.

August Kotzebue aus Weimar, wo sein Vater Legationsrath war, lebte bei der guten, nur zu nachgiebigen Mutter, spottete seiner Hofmeister und zeigte schon sehr frühe Neigung zu Lügen und Bubenstreichen, später zu sinnlichen Ausschweifungen. Schon in Weimar hatte ihn das Theater über die Maßen angesprochen. Als Student in Jena begründete er ein Liebhabertheater, seine ersten Stücke gefielen aber nicht, bis er „die Weiber nach der Mode" schrieb und darin einige Damen aus Jena an den Pranger stellte. Dieses hämische Stück machte Glück und so erkannte er, wie Medisance und Bosheit die besten Hülfsmittel seyen, um in der Welt sein Glück zu machen. Als er aber 1781 in Weimar Pasquille auf dortige Damen machte, erregte er solche Indignation, daß er flüchten mußte. Durch Empfehlungen kam er als Sekretair des Generals Bawr nach Petersburg, schrieb auch dort für das Theater (einen Demetrius), erwarb die Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde Präsident des Oberappellationstribunals in Reval, wo er ein Liebhabertheater errichtete und das reiche Fräulein von Essen heirathete, 1784. Hier schrieb er Adelheid von Wulfingen, das erste Stück, das in weiterem Kreise Aufmerksamkeit erregte, dann 1786 sein weltberühmtes Stück „Menschenhaß und Reue." Hiemit betrat er die Bahn der alle Moral erschlaffenden weichlichen Rührung, der systematischen Vertheidigung jeder Sünde, Schwäche und Gemeinheit im Namen des guten Herzens. Menschenhaß und Reue ist wie Göthe's Werther und Wahlverwandtschaften eine sentimentale Entschuldigung des Ehebruchs.

Eulalie läuft mit einem Offizier davon und läßt nicht nur ihren tugendhaften Gemahl, Herrn von Mainau, sondern auch zwei Kinder zurück. Ihrerseits wieder von ihrem Buhlen verlassen, bereut sie und dient in einem fremden Hause als Wirthschafterin unter dem Namen Madame Müller. Zufällig kommt Mainau, als Menschenhasser, in dieselbe Gegend und lebt einsam in einem Häuschen, von wo aus er in Erfahrung bringt, wie tugendhaft, wie wohlthätig ꝛc. seine ihm noch unbekannte Nachbarin, die Madame Müller sey. Da erblickt er sie endlich, erkennt sein treuloses Weib und verzeiht noch nicht, bis die von beiden Eltern im Stich gelassenen Kinderchen kommen. Da schließt das Stück mit allgemeiner Umarmung und Vergebung.

Hauptsächlich in Bezug auf dieses Stück sagte Schiller: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ Um dieses ekelhafte Tugendmahl noch mehr zu würzen, schrieb Kotzebue eine Fortsetzung*) „Die edle Lüge“.

Nachdem Mainau die reuige Eulalie wieder zu sich genommen, will er sie ganz in ihrem Gewissen beruhigen und erkauft ein von einem Bauernburschen geschwängertes Mädchen, um auszusagen, er habe sie geschwängert. So stellt er sich freiwillig in der Schuld mit Eulalie gleich, um ihr dadurch die ihrige zu erleichtern. Das ist womöglich noch ärger, als Menschenhaß und Reue.

Dies charakterisirt den Dichter völlig. Ehebruch entschuldbar, Lüge sogar edel. Bald darauf brachte Kotzebue die geschwängerte Unschuld, mit welcher Lafontaine so viel Glück machte, schamlos auf die Bühne in der „Sonnenjungfrau“.

Rolla, Feldherr des Yuka von Peru, liebt die schöne Sonnenjungfrau Kora, muß ihr aber entsagen, da diese Jungfrauen als Vestalinnen keinen Mann lieben dürfen. Der Oberpriester weist ihn mit Strenge in die Schranken, bekennt ihm aber am Ende, daß er selbst eine Sonnenjungfrau geliebt habe, daß sie wegen Verletzung ihrer Keuschheit eines grausamen Todes habe sterben müssen und daß — Rolla selbst ihr Sohn sey. Inzwischen hat sich der Spanier Alonso ebenfalls in Kora verliebt und sie sich in ihn. Auf das unbefangenste gesteht sie ihm, daß sie guter Hoffnung sey, und freut sich unmäßig auf das kleine Kind. Alonso aber weiß besser, was dieß zu bedeuten hat und ist äußerst erschrocken. In der That wird Kora angeklagt, ihr Gelübde gebrochen zu haben und soll geopfert werden. Mit ihr soll der Verführer Alonso

*) Auch Ziegler schrieb eine Fortsetzung: „Eulalie Mainau“, worin er von der Unnatur zur Natur zurückführen wollte. Mainau und Eulalie leben nach ihrer Versöhnung nicht glücklich, die Untreue der Gattin und Mutter läßt sich nicht aussöhnen. Der Officier, der Eulalien verführt, wird von Mainau erschossen. Dieser flieht nach Amerika und Eulalie bleibt einsam büßend zurück.

ſterben. Rolla rettet ſie großmüthig und der Inka erſcheint, um das harte Geſetz überhaupt aufzuheben und den Sonnenjungfrauen zu erlauben, künftig guter Hoffnung zu werden, von wem ſie wollen; wozu auch zwei unter ihnen, Koras Geſpielinnen, große Luſt tragen. Kotzebue hat in dieſer Kora Marmontels Kotaly copirt.

Als Fortſetzung ſchrieb Kotzebue: „die Spanier in Peru oder Rolla's Tod."

Abermalige ungeheure Großmuth Rolla's. Kora hat ihr Kind verloren, Spanier haben es gefunden und der grauſame Pizarro behält es als Geißel, aber Rolla entreißt es ihm, wird dabei verwundet und bringt es, ſelbſt ſterbend, geſund der Mutter zurück.

Auf die naive Kora, die ungeheures Glück machte, ließ Kotzebue die noch naivere Gurli folgen in dem Stück „die Indianer in England".

Kaberdar, der vertriebene Nabob von Myſore, ſein Sohn Fazir und ſeine Tochter Gurli leben in England bei einem reichen Kaufmann Smith, der auch einen Sohn und eine Tochter hat, Robert und Lidy, welche beide Pärchen am Ende unter einander heirathen. Der ganze Witz beſteht darin, daß Gurli, als ein Naturkind, ganz und gar keinen Begriff von den europäiſchen oder von menſchlichen Sitten überhaupt hat und in aller Unſchuld die verfänglichſten Dinge ſagt. Als ſie ſchon Roberts Braut iſt, will ſie aus Mitleid deſſen Bruder heirathen ꝛc. Lidy ihrerſeits ſollte anfangs den alten Kaberdar heirathen, wurde aber mit dem Sohn beglückt. Gurli mit ihren affectirten Naturlichkeiten, die lediglich Plattituden und ſtudirte Schlüpfrigkeit ſind, machte beim deutſchen Publikum unermeßliches Glück und war lange Zeit die dankbarſte Rolle für die Schauſpielerinnen. Aber ſie iſt gar nicht einmal von Kotzebue's Erfindung, ſondern von Chamfords jeune Indienne entlehnt.

Zu dieſen Naivetäten gehört auch das Schauſpiel „Bruder Moritz".

Moritz iſt pikirt darauf, ein gefallenes Mädchen zu heirathen, die ihm ihren Unfall geſteht. Gerade dem Vorurtheil der Welt zu trotzen, gefällt ihm, und ihr kleines Verſehen verzeiht er ihr leicht, denn „alles liebt ſich ja, alles baut ſich Neſter." Dieſes Stück iſt in einer Spatzenlaune geſchrieben.

Die Moral ſolcher Stücke fand unermeßlichen Beifall in der von aller Religion und Vaterlandsliebe immer mehr entleerten Zeit. Die Kotzebue'ſche Sittenlehre, vom Theater herab verkündet, drängte immer mehr die chriſtliche von der Kanzel herab verkündete Sittenlehre in den Hintergrund.

Klein und ſchwächlich von Natur, frühe ausſchweifend und raſtlos mit der Feder beſchäftigt erkrankte Kotzebue in Reval und nahm Urlaub

zu einer Erholungsreise. Sein Arzt war der berühmte Zimmermann, der damals eine literarische Fehde mit Bahrdt hatte. Nun schrieb Kotzebue, angeblich für Zimmermann, aber wesentlich aus eigener Malice und um sich einmal so recht behaglich im eigenen Koth zu wälzen, die Brochure „Bahrdt mit der eisernen Stirne", das schmutzigste, ekelhafteste Pasquill, das je geschrieben worden, wobei er als Verfasser Knigge auf dem Titel nannte, und außer Bahrdt auch den genialen Lichtenberg und andre mit Unflath überschüttete. Als man ihm, als dem muthmaßlichen Verfasser, auf die Spur kam, versicherte er seiner Mutter in einem Briefe heilig und theuer, er sey es nicht, und bestach einen jungen Mann, sich als Verfasser zu nennen. Aber alle diese Ränke halfen nichts. Es wurde ihm bewiesen, daß er allein der Verfasser sey und er mußte abermals aus Deutschland flüchten. Aber in Rußland wurde ihm von der Kaiserin Katharina II. leicht verziehen, weil er vorgab, alles für Zimmermann, den sie sehr schätzte, gethan zu haben, und weil er sie durch ein Buch über den Adel bestochen hatte, 1790. In demselben Jahre starb seine Frau, die er auf dem Krankenbett verließ, ehe sie noch gestorben war, um nach Paris zu eilen und sich schon unterwegs, wie er selber in seiner „Flucht nach Paris" naiv bekennt, bei hübschen Mädchen erholte. Nachdem er Paris genossen, blieb er eine Zeitlang in Mainz und schrieb Schauspiele, 1795 kehrte er nach Rußland zurück und heirathete ein Fräulein von Krusenstern. 1797 ging er nach Wien, von wo man ihn angeblich durch Intriguen wieder vertrieb. Er wollte sich nun in Weimar niederlassen, aber Göthe goutirte ihn nicht und die Schlegel fingen an, ihn kritisch zu geißeln. Da schrieb er gegen diese die Satire „der hyperboreische Esel" und machte sich davon. Aber in Rußland war unterdeß Paul I. zur Regierung gekommen, der den Rückkehrenden für einen geheimen Agenten des Auslands nahm und sogleich nach Sibirien transportiren ließ, 1800. In Tobolsk angekommen, wurde er noch in demselben Jahre zurückgerufen, nachdem er den Kaiser durch das in Petersburg aufgeführte servile Lustspiel „der alte Leibkutscher Peters III." versöhnt hatte.

Nach Pauls Ermordung begab sich Kotzebue nach Berlin, nachdem er erfahren hatte, welchen ungeheuren Beifall gerade dort seine Stücke bei Hofe wie beim Publikum gefunden hatten. In der That herrschte

zwiſchen der damaligen Berliner Frivolität und Sentimentalität und der Kotzebue'ſchen eine Wahlverwandtſchaft. Kotzebue wurde wie der größte geiſtige Heros in Berlin empfangen und vom König zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, von der Königin zum Vorleſer ernannt. 1804 nach dem Tode ſeiner zweiten Frau heirathete er die dritte, eine Verwandte der letzteren. Als Napoleon Preußen überwältigte, floh Kotzebue wieder nach Rußland.

Von Rußland aus begann nun Kotzebue eine politiſche Polemik gegen Napoleon in der nordiſchen „Biene", wie er denn 1813 dem ruſſiſchen Hauptquartier nach Deutſchland folgte. Nach Beendigung der Kriege blieb er im Solde des Kaiſers Alexander in Deutſchland, um demſelben in „literariſchen Bulletins" Bericht zu erſtatten über die Zuſtände der deutſchen Preſſe und Univerſitäten. Da er dieſes Vertrauen des Kaiſers benutzte, um ſeine perſönlichen Gegner zu verdächtigen, und überhaupt die damaligen deutſchen Patrioten denuncirte, ſo wurde der Haß in der deutſchen Jugend gegen ihn allgemein und am 23. März 1819 ſtach ihn Ludwig Sand aus Wunſiedel, Student der Theologie aus Jena, in Mannheim mit einem Dolche nieder.

Kotzebue hat unzählbare Schauſpiele, auch viele Romane und Erzählungen geſchrieben. Ich gruppire ſie nach dem Inhalt. Zu der oben charakteriſirten ſentimental-lüderlichen Gruppe geſellt ſich eine von reinſter Frivolität, deren Mittelpunkt „die beiden Klingsberge" bilden, ein Luſtſpiel von 1805. v. Hormayr ſagt in ſeiner letzten Schrift „Kaiſer Franz und Metternich" S. 30, unter Klingsberg ſey Fürſt Metternich gemeint und das Ganze beruhe auf einer wahren Geſchichte.

Graf Klingsberg, der Vater, iſt ein ewig heiterer gutmüthiger Lebemann, aber ein alter Geck, der noch jeder Schürze nachläuft. Sein Sohn iſt ein vollkommener Roué, wie der Vater in ſeiner Jugend, beide im Punkt der Weiber einer ſo verdorben wie der andere. Adolph, ſo heißt der Sohn, ſchleicht einem ſchönen Frauenzimmer in der Nähe Wiens auf einem Dorfe nach. Auf dieſelbe hat auch der Vater ſein Auge geworfen. Sie treffen unvermuthet zuſammen. Der Sohn erzählt dem Vater einen Spaß, wie er geſtern bei einer ſchönen Italienerin geweſen und von dem alten Herrn, der ſie unterhalten, beinahe ertappt worden wäre. Der alte Herr aber iſt der Vater ſelbſt. Aergerlich, daß ihm der Sohn überall ins Gehege geht, hat der Papa doch eine Freude daran, daß ihm der Sohn ſo ganz nachſchlägt. Der Sohn küßt das Kammermädchen, der Vater auch. Der letztere will ihr

einen Shawl schenken, aber seine alte Schwester kommt dazu und er muß nun die Miene annehmen, als sey der Shawl ihr bestimmt gewesen. Der Alte hat die Schöne vom Lande listig in die Stadt gelockt und macht ihr seine Anträge, der Sohn kommt wieder dazu und thut desgleichen, beide aber werden abgewiesen und überlistet, denn Amalie, so heißt die Schöne, ist bereits mit einem Offizier, von Stahl, verheirathet, der jedoch in armen Umständen lebt. Zufällig hat dieser Offizier eine hübsche Schwester, Henriette, welche Adolph ausspürt und der er gleich Anträge macht. Sie weist ihn ab, da wirft er das Geld zum Fenster hinaus. Die Straßenbuben schlagen sich drum, es gibt einen Auflauf. Stahl kommt dazu und stellt den leichtsinnigen Grafen zur Rede. Sie schlagen sich. Adolph bereut seinen Leichtsinn, und da er erfährt, Stahl sey von gutem Adel, so entschließt er sich, die Ehre der Schwester durch eine Heirath herzustellen. Ohne davon zu wissen, kommt nun auch der alte Graf zu Henrietten und macht ihr Anträge. Als er nun alles erfährt und ihm Henriette durch seinen Sohn, Amalie durch Stahl entführt ist, tröstet er sich damit, sein liederlicher Sohn werde in vier Wochen an seiner Frau genug haben und dann sey noch immer Zeit, wieder bei ihr anzuklopfen.

Ein anderes eben so frivoles Stück von Kotzebue ist der „Rehbock".

Auf des Grafen Gut hat Pächter Grauschimmel einen Rehbock geschossen und soll vom Gute gejagt werden. Die Baronesse Freyling, eine junge Wittwe, Schwester des Grafen, die ihn seit früher Jugend nicht gesehen und eben ankommt, trifft mit den weinenden Pächtersleuten zusammen und erbietet sich, in den Kleidern seiner jungen Frau zum Grafen zu gehen und fürzubitten. Gleich ist nicht nur der Graf, sondern auch sein Stallmeister in sie verliebt. Dieser Stallmeister ist ein Baron, Bruder der Gräfin, aber eben so wenig von ihr erkannt, wie die Baronesse von ihrem Bruder, dem Grafen, und hat daher auch bereits als Liebhaber Glück bei seiner Schwester gemacht. Der Baron kauft dem Pächter seine vermeinte Frau um Geld ab, dieser will ihm aber ehrlich seine wirkliche Frau abtreten. Als endlich alles sich aufklärt, bleibt keiner übrig, der nicht die Treue gebrochen hätte, da auch die Pächterin sich in der Baronin als Jüngling verkleidetes Kammermädchen verliebt hatte.

In den „Pagenstreichen" wird mit dem ehrwürdigen Alter der frivolste Spott getrieben. In den „Stricknadeln" wird einer galanten Dame, die sich Liebhabern und hohem Spiel ergibt, von dem treuen Ehemann aus der Noth geholfen und verziehen. Ein seltenes Rührei von Empfindsamkeit und Unzucht ist Kotzebue's Roman „Leontine".

Leontine von Blondheim heirathet ihren Cousin Arlhofen, nachdem sie dem Rittmeister Wallerstein, der bei ihr verleumdet worden, als habe er eine Maitresse gehalten, den Korb gegeben. Nachher findet sich, er sey ganz unschuldig

und ein edler Mann, Arlhofen dagegen der Wüstling. Jetzt erst liebt sie Wallerstein, bleibt aber keusch, versagt sich seinen Begierden und treibt ihn von sich in den Krieg. Als Arlhofen ein Kammermädchen schwängert, stellt sich Leontine schwanger und übernimmt das Kind. Arlhofen kommt in einem Duell um. Der Rittmeister hat sich im Kriege ausgezeichnet und will eine gewisse Louise heirathen, aber gute Freunde schieben ihm Leontine unter und es gibt ein glückliches Paar.

Aus der Masse lüderlicher Sachen, welche Kotzebue geschrieben, unterscheidet sich ein Jugendroman „die Leiden der Ortenbergischen Familie" als rührend ohne falsche Empfindelei, und das berühmte Lustspiel „die deutschen Kleinstädter".

Sabine, die Bürgermeisterstochter von Krähwinkel, war eine Zeitlang in der Residenz, hat dort den jungen, liebenswürdigen und reichen Olmers kennen gelernt, der ihr die Cour gemacht, glaubt sich aber von ihm vergessen, da sie, in ihr Vaterstädtchen zurückgekehrt, nichts mehr von ihm hört. Auf einmal kommt er selbst mit einem Empfehlungsbriefe seines Freundes, des Ministers, an ihren Vater. Zufällig hat ihre Großmutter sie ertappt, wie sie das Portrait von Olmers betrachtet, und Sabine hat es in der Verlegenheit für das Bildniß des Königs ausgegeben. Nun wird Olmers für den König gehalten und von der Familie und ihrer redseligen Frau Muhme auf lächerliche Art venerirt. Nachdem der Irrthum erkannt ist, stimmt die Familie ihre Meinung von Olmers um so mehr herab, als er es vernehm versäumt, sich in die kleinstädtischen Sitten zu fügen, jedem und jeder den gebührenden Titel zu geben ꝛc. Als er nun förmlich um Sabine anhält, beschließt der Familienrath, sie ihm nicht zu geben, sondern den bisherigen Bräutigam, Bau-, Berg- und Weginspectorssubstitut Sperling beizubehalten. Aber Olmers und Sabine verabreden in dessen Gegenwart in äquivoken Reden, die er nicht versteht, ein Rendezvous auf den Abend. Bei diesem werden sie ertappt, Sabinens Ruf ist dadurch compromittirt und es wird Olmers nun um so leichter, ihre Hand zu erhalten, als er jetzt mit einem Titel herausrückt, die Gunst, die er beim Minister genießt, gehörig geltend macht, dadurch den Bürgermeister aus einer Verlegenheit, in die er durch die Flucht einer Delinquentin gekommen ist, zu reißen verspricht und endlich der alten Großmutter, dem Vater und Onkel, sowie allen Frau Muhmen ihren Titel gibt und Jedem den altherkömmlichen Respect erweist.

Das Stück wurde ungeheuer beliebt, ohne daß es irgend Geist verriethe. Es faßt nur eine, und noch dazu ziemlich unschuldige Lächerlichkeit an der Kleinstädterei auf, die Titelsucht und Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten.

Im Allgemeinen ist an Kotzebue's Lustspielen der leichte Dialog,

Verſtändlichkeit der tiefſten Gelehrſamkeit vorzuziehen ſey, und daß mit ſchneller Beendigung der Rechtsſtreite und mit wohlfeiler Rechtspflege dem Ganzen mehr gedient ſey, als mit einer Gründlichkeit der Entſcheidung, welche bis auf die 12 Tafeln zurückgeht.

Das Gegengewicht gegen die Oberflächlichkeit, welche leicht aus einer bebenden Aburtheilungsweiſe entſteht, iſt in klarer vollſtändiger Aufzählung der Gründe und alsdann in wörtlicher Erklärung der Geſetze, beſonders aber in der Oeffentlichkeit zu ſuchen, welche auf die Richter eben ſo vortheilhaft wirket, als auf das Volk.

Dieſe Oeffentlichkeit wird endlich überall durchdringen, denn ſogar unbeſchränkte Regierungen werden einſehen lernen, daß nur durch ſie die Ueberzeugung vom Beſtehen eines wirklichen Rechtszuſtands in den Völkern feſt wurzeln kann, und ohne dieſe Ueberzeugung mangelt auch einer ſcheinbar kräftigen Regierung die Grundlage ihres Weſens.

Mit dieſer Oeffentlichkeit wird eine Vereinfachung der Formen, eine Art Formularjurisprudenz, und eine Zurückführung auf wenige, Allen verſtändliche Grundſätze eintreten und beſonders wird das große Unglück der langen Dauer aller Rechtsſtreite verſchwinden. Wir bekennen unumwunden, daß wir eine türkiſche Juſtiz, ja oft ein Halme-Ziehen der Streitenden dem Schneckengange der heutigen Rechtspflege vorziehen würden. Dieſes Uebel gehört aber nicht unſerer Zeit an. Es iſt aus der guten alten Zeit herübergeſchleppt und in unſern Tagen eher vermindert als verſtärkt worden.

Wenn man errathen will, welchen Gang die Geſetzgebung der künftigen Zeiten nehmen wird, ſo muß man den Handel, welcher täglich an Ausdehnung, Wichtigkeit und Einfluß auf die Regierungen zunimmt, in der Ausbildung ſeiner Herkommensrechte betrachten. Er hat es verſtanden, dieſe Geſetzgebung ſich neben den Folianten der Juriſten zu erhalten, und Napoleons Handelscodex iſt weiter nichts, als Niederſchreibung und Einordnung des Vorhandenen. So wie der Handel zu allgemeiner religiöſer Duldung führte, ſo wird er auch vermögen, das poſitive Recht deutlicher, einfacher und bindender zu machen, als es bis jetzt in allen ihn nicht unmittelbar berührenden Beziehungen geweſen iſt.

mancher gute Witz, eine meist natürliche Auffassung der Charaktere zu loben. Aber der Leichtsinn, mit dem er alles Ernste, Würdige und Heilige behandelt, kann nur Ekel erwecken. Und doch wagte er sich ins tragische Gebiet und wollte mit Schiller wetteifern. Aber seine ernsten Dramen: Octavia, Rudolf von Habsburg, Bela's Flucht, Bajard, Eduard in Schottland, Graf Benjowski ꝛc. ertränken den oft guten Stoff in empfindsamen Effekten und hochtrabenden Phrasen, hinter denen immer die Kotzebue'sche Gemeinheit hervorblickt. Wie er sich zur Romantik verstieg, davon noch später.

Burchard, Rechtsgelehrter in Rostock († 1787) schrieb unter dem Namen Roller zwei Schauspiele, die in Effekten mit Kotzebue's Stücken wetteifern.

Im Grafen von Santa Vecchia (1792) stellt er den zu jener Zeit berüchtigten Cagliostro und alle verwandten Mysterien und Charlatanerien an den Pranger und läßt den gesunden Menschenverstand und die Aufklärung einen glänzenden Sieg feiern. In der „Dichterfamilie" weiß er die Zuhörer durch das Elend eines verarmten Poeten fürchterlich zu rühren.

Joh. Ludwig Huber, Oberamtmann in Tübingen († 1800), gab schon 1751 Oden und Lieder, 1787 affectirte Reden mit Gott heraus, und schrieb 1791 das lüderliche Trauerspiel Zamira.

Eine Pest verheert Golkonda. Der König will seine einzige Tochter Zamira den Göttern zur Sühne opfern. Ihr Geliebter Mora raubt ihr nun eilig noch vor dem Opfermorgen die Eigenschaft der Jungfräulichkeit, als die unerläßliche Bedingung des Opfers, und rettet dadurch zwar sie, verfällt aber selbst der Todesstrafe. Zamira aber stirbt mit ihm.

Nächst Kotzebue wirkte hauptsächlich der pensionirte preußische Lieutenant Julius von Voß durch seine in allen Leihbibliotheken weitverbreiteten Schriften auf das Berliner und norddeutsche halbgebildete Publikum ein. Er schreibt zum Theil grob, unzüchtig und höchst gemein, aber seine längst verworfenen und vergessenen Romane sind der treueste Sittenspiegel seiner Zeit, zunächst der preußischen Corruption vor der Schlacht von Jena. Die zuerst von ihm geschriebenen „Begebenheiten eines schönen Offiziers, der wie Alcibiades lebte und wie Cato starb" (Berlin 1817), erschienen anonym, weil das Buch ein nur zu treues Bild des Berliner Offizierslebens vor der Schlacht von Jena enthielt und der Autor sich keinen Vorwürfen persönlich aussetzen wollte.

Der Held des Romans ist der junge Herr von Sall, ein Standartenjunker von der Garde comme il faut, als Ideal einer ganzen in Berlin wohlbekannten Gattung von jungen liederlichen Edelleuten in malerischer Uniform. Die Lieblinge des Hofes, spielten sie die erste Rolle bei allen Bällen, wurden von den vornehmsten Damen protegirt und zu Rathe gezogen, verführten junge Mädchen, feierten Orgien, verschwendeten ungeheure Summen, machten eine Studienreise nach Paris, um das Schwelgen aus dem Grunde kennen zu lernen, und gaben öffentlichen Skandal durch Bubereien aller Art. — Der noch blutjunge Sall verführt, wie Faublas, ein junges Fräulein, indem er sich, der noch Bartlose, in Mädchenkleidern zu ihr stiehlt. Er verführt noch viele und läßt sich verführen. Er übertrifft alle Nebenbuhler an Keckheit. Einmal wettet er, ohne Hosen an Damen vorüberzureiten und thut es; wegen seinen hohen Stiefeln und des Kürassierrocks sieht man nur einen Streifen seiner Beine und merkt nicht, daß man bloß die Haut sieht. Ein ganzes Heer von Mädchen und Frauen zieht an seinem Triumphwagen. Wie dem Don Juan sind ihm alle recht, Groß und Klein, Prinzessin und Kammermädchen. Dafür bekommt er frühzeitig die Gicht. Der lange Frieden erlaubt kein Avancement. Als endlich der Krieg ausbricht, wird er gleich anfangs gefangen. Diese Demüthigung und das frühzeitige Schwinden seiner Kräfte machen ihn schwermüthig und er schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Wie Voß hier die Offiziers- und Adelswelt, eben so meisterhaft, wenn auch mit aristophanischer Freiheit, schildert er die tiefere Schicht in den „Begebenheiten einer Marketenderin mit ihren kritischen Ansichten der Feldzüge von 1806 und 1807". (Berlin 1809.)

Die Heldin Veronica ist Tochter einer Kupplerin in Weimar, im Bordell geboren und erzogen, aber angeflogen von der Geistigkeit der Stadt und ihrer poetischen Koryphäen. Ihre Mutter kommt ins Zuchthaus und zuletzt an den Galgen. Sie selbst wird Magd und verliebt sich in den Schusterlehrling Samuel, dem sie (immer auf dem Abtritt) ästhetische und philosophische Bildung beizubringen sucht. Ein alter Vormund, der sich in sie verliebt hat, wird von Samuel durchgeprügelt, weßhalb dieser letztere fliehen muß. Er wird Soldat. Seine ästhetische Bildung zieht ihm Spießruthen zu. Veronica folgt ihm und will ihn heirathen, aber ihre Trauung wird stets gestört. Sein Oberst stellt ihr nach, aber sie rettet sich vor ihm, indem sie ihn bittet, erst seine Stiefel auszuziehen, und ihn dann mit den Beinen und den halb ausgezogenen Stiefeln zappeln läßt und davonläuft. In der Schlacht bei Jena kommt ihr Samuel um. — Ein Wundarzt Wolf nimmt sich ihrer an und heirathet sie. Auf der Flucht bekommt sie einen Schuß in den Theil, der sie der Venus Kallipygos ähnlich macht, und wird von ihrem kundigen Gatten geheilt, verliert ihn aber durch den Tod. Ein Kanonier schützt sie vor der Brutalität anderer Soldaten und wird ihr dritter Mann, fällt aber auch

Ein italieniſcher Offizier, in deſſen Gewalt ſie geräth, macht ihr die zarteſte Liebeserklärung, ſtößt ſie aber kalt wieder von ſich, als er entdeckt, ſie ſey ein Weib und kein — Jüngling. Ein Herrnhuter hilft ihr, heirathet ſie, berührt ſie aber nicht und geht in einem Schiffbruch unter. Nach der blutigen Schlacht bei Eilau wird ſie von einem Koſaken ausgeplündert und mit Gewalt geheirathet. Er frißt ſich aber beim Hochzeitsſchmauſe zu Tode und ſie flieht. Der junge ſchöne Pole Boleslaw verliebt ſich in ſie und heirathet ſie, gibt ſich aber im Brautbett als — Weib zu erkennen. Beide werden arretirt und ſollen ſterben, als Samuel wieder erſcheint und ſie rettet. Sie wird nun für immer ſeine Gattin und ihre übrigen Männer, die ſich alle ebenfalls wieder einfinden, werden auf andere Art abgefunden.

In dieſer plebejiſchen Manier, die alles ſagt und das Gemeinſte und Widrigſte der Wirklichkeit wie in einem holländiſchen Schmutzgemälde ohne Scheu ausmalt, ſchrieb J. v. Voß auch ſein Schauſpiel „die Liebe im Zuchthauſe", worin aller Gemeinheit ungeachtet mehr Menſchenkenntniß und Witz vorkommt, als in mancher koſtbaren Jambentragödie.

Voß ſchrieb, weil ſeine erſten Romane Glück machten, noch mehrere dergleichen, die Geſchichte eines öſterreichiſchen Partheigängers, eines Huſarenoffiziers, einer Uhlanenbraut, einer franzöſiſchen Marketenderin, alle aber minder originell. Dagegen iſt ſeine kleine Erzählung von Herrn von Schiefelbein vortrefflich.

Dieſer Schiefelbein iſt ein dummer Junge, aber von Adel und wird protegirt, ſo daß er mit all ſeiner Dummheit von Stufe zu Stufe immer höher ſteigt bis zum General und Geſandten. Auch ein nur zu wahres Spiegelbild der Zeit, wie die Commandanten der preußiſchen Feſtungen in den Jahren 1806 und 1807 bewieſen haben.

In dem Roman „die Flitterwochen" (1818) behandelt Voß nicht ohne Geiſt den Leichtſinn der damaligen Berliner in Bezug auf Ehe und Eheſcheidungen.

Herr von Ebenthal, ein ſentimentaler Bräutigam, feiert mit ſeiner eben ſo ſentimentalen Braut Julie eine ganz eigenthümliche Hochzeitsfeier und nachher höchſt romantiſche Flitterwochen, indem er mit ihr auf einer einſamen Inſel halb nackt im reinſten Unſchuldsſtande zubringt. Aber dieſe Phantaſterei nimmt ein übles Ende. Das zärtliche Paar findet ſich nach und nach langweilig, entdeckt hinter dem theatraliſchen Schein eine gemeine Wirklichkeit, ekelt ſich, erzürnt ſich und ſcheidet ſich.

Die Unnatur des Comödianten- und Literatenthums, ſeine innere Lüge, die Frechheit, mit der es auf das Publikum ſpeculirt, auch dieſe

Corruption wurde von J. v. Voß meisterhaft dargestellt in seinem Lustspiel „Künstlers Erdenwallen".

Ein Paar junge Leute vom Lande hoffen in der Stadt hohe Kunstgenüsse und halten jeden Dichter und Künstler für ein Menschheitsideal. Da geräth der junge Mann an eine in allen Intriguen abgehetzte Sängerin, das junge Mädchen an einen abgefeimten Tagesschriftsteller, werden von denselben ausgebeutet und merken endlich ihre Täuschung.

Die übrigen zahlreichen Romane und Erzählungen dieses Autors enthalten viel Frivoles, aber auch Pikantes.

In seiner „Tausend und einen Nacht" kommt eine Erzählung vom Pfeile vor, deren geniale Obscönität nur von Rabelais und Aristophanes übertroffen wird. In dem Roman „die Flöte" bekennen Bräutigam und Braut höchst schüchtern jedes, schon ein uneheliches Kind zu haben, als sie die überraschende Entdeckung machen, es sey nur ein einziges, dasselbe, und zwar ihr beiderseitiges Kind. Im „Don Vigo und Donna Gajetania" machen Bräutigam und Braut eine noch seltsamere Entdeckung, nämlich, daß er ein Mädchen und sie ein Jüngling ist. Im „verwünschten Prinzen" wird ein etwas übermüthiger Prinz durch weise Verkehr gebessert, indem man ihn in eine Verschwörung verwickelt, einkerkern, entfliehen, in der Noth Rekrut werden läßt und in harte Zucht nimmt, bis er reif genug ist, um die Wahrheit zu erfahren und von seiner Pein erlöst zu werden.

Einem guten Theil dessen, was Julius v. Voß geschrieben hat, wird im nächsten Jahrhundert dieselbe Ehre widerfahren, die dem Simplicissimus in unserem widerfuhr, und er verdient es. — Sein sehr schwacher Nachahmer in Bayern war Adolf v. Schaden, der mit seinen Blumen- und Fischermädchen, seiner Leipziger Jungemagd, seinem deutschen Don Juan ꝛc. kein Glück machte, obgleich ihn Voß bevorwortete.

Einer der gelesensten Romanschreiber war damals auch Gustav Schilling, dessen erster vierbändiger Roman „Guido von Sohnsdom" 1791 erschien.

Guido ist ein sächsischer Cavalier und Offizier, ein Alcibiades, in den alle Damen sich verlieben, der wüthend eifersüchtig wird, als er erfährt, seine Geliebte Julie sey Maitresse des Fürsten, alsbald einen Mord begeht, ins Gefängniß kommt, bald aber selbst deren Beispiel nachahmt und das Leben genießt ohne alle Rücksicht auf Moral. Als er endlich die schöne Emilie heirathet, langweilt ihn diese bald und er stürzt sich in neue Abentheuer ꝛc. Das Ganze ist eine rohe Kette von Schäferstunden, Mord und Kerkerscenen. Die Damen reden und handeln alle wie in einem Bordell.

Derselbe Verfasser hat noch eine große Menge Romane verwandten Geistes geschrieben, die in den Gesammtausgaben von 1810 und 1828 sich auf 50 Bände beliefen. Er war sächsischer Offizier und spiegelt neben dem Preußen Julius von Voß am besten die damalige Lüderlichkeit des Offizierslebens. Inzwischen steht er tief unter Voß.

Der thüringische Forstrath Karl Gottlob Cramer, von dessen politischen und Ritterromanen wir später handeln werden, schrieb auch viele Romane von der lüderlichen Art. Seine Schriften waren sehr beliebt und durch die Lesebibliotheken verbreitet. Besondern Ruf erlangte sein deutscher Alcibiades (1802).

Albert, ein junger Graf, wird von allen Mädchen und Frauen geliebt und liebt immer ein Paar zu gleicher Zeit. Dabei renommirt er entsetzlich mit Thatendrang und Tugend und will ein großer Mann werden. Das wird er auch, Feldherr und Fürst, derweil er immerfort zugleich liebt. Fast immer hat er zwei um sich. Seine Gemahlin Risa und seine Geliebte Julie theilen sich in ihn. Eine dritte, die ihn mit tödtlicher Eifersucht verfolgt, Gräfin Therese, verwundet ihn durch einen Pistolenschuß, wird aber von einem seiner Jäger mit dem Hirschfänger „wie eine Sau" abgefangen und muß sterbend sehen, wie er vor ihren Augen seine Risa küßt und ihrer spottet. Alle Teufel, Donnerwetter und die gemeinsten Schimpfwörter aller Art erfüllen den Roman.

Als Anhang dazu schrieb Cramer den Hermann von Nordenschild. Nicht besser ist sein Roman „der Glückspilz".

Ein gewisser Fritz, junger Gehülfe eines alten Verwalters, wird von dessen junger Frau Dorchen verführt; der Alte ertappt sie einmal im Ehebruch, läßt sich aber nichts merken und schickt einfach den jungen Menschen fort. Fritz hat noch eine zweite Liebschaft mit Lottchen, einem hübschen Mädchen in der Nähe, und kommt nach einiger Zeit glücklich zurück und heirathet sie, während Dorchen, die mit seinem Nachfolger ebenfalls gebuhlt hat, von demselben schändlich bestohlen wird. Die lockersten und schlechtesten Sitten werden in diesem Roman als etwas, was sich von selbst verstehe, vorausgesetzt. Doch ist der Charakter des üppigen Weibes kräftig und sehr wahr gezeichnet.

Aehnlich ist Cramers „Freiherr von Rubin".

Adolph ist der Sohn eines Marschalls, der im Kriege großen Ruhm erwirbt. Adolph selbst aber dient nicht als Soldat, sondern ist nur ein im Irrgarten der Liebe herumtaumelnder Cavalier, ermordet den Bruder seiner geliebten Louise und indirekt auch ihren Vater, weil dieser aus Schrecken an einem Schlage stirbt. Das hindert Louisen nicht, ihn aufs zärtlichste, ja lustigste zu lieben. Als sie aber seine Frau ist, buhlt sie gleich wieder mit einem

Baron, den er ebenfalls niederschießt. Sie stirbt aus Gram, er heirathet eine andere und wird glücklich. Sein Freund Albrecht, an den er alles schreibt, was ihm widerfährt, erschießt seinerseits die ihm untreu gewordene Henriette. Toller Roman in der gemeinsten Sprache. Die vornehmsten Leute reden beständig per Kerl und fluchen und schimpfen.

Die größten Frivolitäten findet man in Cramers Rasereien der Liebe (1801), lauter kleine verbuhlte Erzählungen.

Julius, Graf von Soden, preuß. Gesandter beim fränkischen Kreise in Nürnberg, schrieb viele Schauspiele. Eines seiner frühesten und das am meisten phantastische ist seine Aurora von 1790.

Als die natürliche Tochter eines Königs ist Aurora ein Kind der Liebe und will ihr ganzes Daseyn nur der Liebe weihen. Zu dem Behuf sucht sie sich einen gewissen Antonio, einen schönen, aber etwas einfältigen und wundersüchtigen Offizier aus, erscheint ihm bei einer Geisterbeschwörung als Satan verkleidet und bietet ihm alle möglichen Wege zum Glück an, die er alle ausschlägt, endlich die Liebe, die reinste, idealste, beseligendste Liebe. Diese wählt er. Da verschwindet Satan und unter seiner schwarzen Hülle erscheint die himmlisch schöne Aurora, die sich nun für ein bloß geistiges Wesen, für das Geschöpf seines bloßen Wunsches ausgibt und diese phantastische Rolle mit vieler Anmuth durchspielt, bis er endlich merkt, daß sie von Fleisch und Bein und eine Prinzessin ist.

In der „Macht der Wallungen" 1791 ist es eine Lina, die den in sie verliebten Prinzen durch Moralpredigten zur Tugend zurückführt. Im „neuen Timon" bleibt eine Leonore, obgleich ein Fürst sie liebt, ihrem von Allen verlassenen Geliebten treu. „Laura" wird in dem Augenblick von einem Prinzen entführt, in dem sie Nonne werden soll. „Schah Sadi" erflicht sich aus purer Großmuth, um die schöne Alma sammt dem Reiche ihrem Geliebten Almansor zu überlassen. „Franz von Sickingen" vermählt aus Empfindsamkeit und Liberalismus seine einzige Tochter einem armen Hirten. Dergleichen überspannte Großmuth kehrt noch öfter in Sodens Stücken wieder. Er wagte sich auch in Trauerspielen an Medea, Kleopatra, Virginia, Heinrich IV., Inez de Castro, Anna Boley, Pizarro ꝛc., bleibt aber überall zu empfindsam. Die ganze Kotzebue'sche Lüderlichkeit kehrt wieder in Sodens „Emmi oder die zerbrochenen Eier", einer Idylle in Hexametern wie Göthe's Dorothea, Vossens Louise ꝛc.

Emmi ist ein naives Schweizermädchen. Im Jahr 1814 kommen Kosaken ins Quartier. Edmund, ein schöner Kosakenoffizier, verliebt sich in Emmi;

und als sie einmal mit einem Korb Eier zu Markte geht, kommen sie in einen zärtlichen Conflikt, daß die Eier zerbrechen. Der Kosak muß weiter ziehen und vergißt das kleine Abentheuer. Emmi aber wird guter Hoffnung. Ihr Vater, anstatt böse zu werden, tröstet sie (S. 109):

Emmi, verloren ist deine jungfräuliche Ehre,
Doch nicht die Unschuld, ich fühl' es, Er raubte dir jene,
Diese konnt' er nicht rauben.

Zufällig kommt Kathinka, Edmunds Braut, die ihm nachreist, in dieselbe Gegend, erfährt was vorgegangen und beschließt, Edmund zu Gunsten Emmi's zu entsagen. In Straßburg, wo Kathinka ihren Bräutigam wiedersehen soll, setzt sie ihm am Osterfest ein großes Osterei vor, und als er es neugierig öffnet, findet er darin sein und Emmi's Kind. — Ganz gegen das in ihr liegende frivole Motiv ist diese Idylle nicht im satirischen Styl mit humoristischer Laune geschrieben, sondern im empfindsamsten Ernst.

August Friedrich Ernst Langbein, ein geborner Sachse, aber als Censor in Berlin angestellt, war lange Zeit beliebt durch seine zahlreichen Schwänke und komischen Erzählungen, in denen er, noch in Gellerts und Wielands Manier, altdeutsche, italienische und französische Stoffe behandelte. Er schrieb diese kleinen Sachen abwechselnd in Versen und Prosa. In einem größern Roman „Thomas Kellerwurm" von 1806 wetteifert er mit Julius von Voß.

Der Held ist ein Major von Pampel, ein dicker Falstaff, zubenannt der Kellerwurm, weil er schrecklich viel trinkt. Wie sehr er bramarbasirt, ist er doch feig und während er bei einer nächtlichen Affaire sich ins Heu verkriecht, zieht seine zärtliche Freundin, die Marketenderin Gertrud Schnick, seine Kleider an und siegt für ihn, fällt aber, als sie diesen Kleidertausch zum zweitenmal unternimmt, und seine Schande kommt an den Tag.

Die kleineren Erzählungen und erzählenden Gedichte erscheinen unter vielen Titeln als: Schwänke, neue Schwänke, komische Erzählungen, Märchen, Jocus, Novellen, Herbstrosen, Talisman gegen die Langeweile, Zeitschwingen, Feierabende, kleine Romane, Gedichte. Sie sind zuweilen arg frivol, im Ganzen aber ist darin viel Geist und echter Witz, weil sie fast alle älteren guten Quellen entnommen sind. Was Langbein selbst erfunden hat, ist durchgängig schwächer, doch zuweilen recht heiter, wie er denn auch beliebte Gesellschaftslieder dichtete, z. B. „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen". — „Magister Zimpels Post- und

Brautfahrt", die beste und auch berühmteste Erzählung von Langbein, erschien im Becker'schen Taschenbuch auf 1813.

Der Magister erzählt selbst, wie er in Gimpelwalde als dritter Lehrer angestellt, durch ungeschickte Höflichkeit beim Jubelfest des Superintendenten Allen zum Spott geworden sey. Indem er nämlich den Superintendenten beglückwünscht, stieß er mit dem Allerwerthesten den Bürgermeister auf den Bauch, und indem er sich wieder umwandte, trat er den Justizamtmann auf den gichtischen Fuß. Dann bei Tafel stieß er eine Baumtorte um, ꝛc. Da er nun von allen Damen des Orts verhöhnt wurde, wollte er sich eine Braut in der Residenz suchen und setzte sich auf die Post, fand aber die Zukünftige schon im Postwagen, nämlich eine junge hübsche Wittwe. Bei einem Sturz aus dem Wagen zersprengte er sich die Beinkleider und verwundete sich leicht an der Stirne. Die Wittwe verband ihn mit einem Tuch. Der Hosen wegen mußte er auf der Station zurückbleiben. Dann traf er mit einem Heer von Studenten zusammen, die ihn foppten. Einer derselben kleidete sich als Mädchen und lockte ihm eine Menge lächerlicher Höflichkeiten ab, zog aber nachher eine Tabackspfeife hervor und demaskirte sich. Kaum diesem Hohngelächter entgangen, traf Zimpel auf der Weiterreise mit einem grimmigen Förster zusammen, der die Wittwe auch liebte und ihr nachreiste. Dieser erkannte das Tuch, nahm es dem armen Zimpel ab und ließ ihn arretiren, als wisse er von der Vermißten oder habe sie wohl gar ermordet (weil Blut an dem Tuche war). Da erschien die Wittwe selbst wieder, auf der Rückreise, befreite ihn und wurde seine Braut. — Der Ton dieser Erzählung ist sehr launig, und Zimpel bleibt trotz aller Lächerlichkeit liebenswürdig.

Im Style der Langbein'schen Schwänke, aber ungleich frivoler schrieb unter dem Namen Althing Professor Christ. Aug. Fischer in Mainz im Anfang unseres Jahrhunderts viele erotische Erzählungen (Dosenstücke, der Hahn mit neun Hühnern, Hannchens Hin- und Herzüge, Geschichte der sieben Säcke ꝛc.). Dieser Classe gehörten auch schon die „Natürlichkeiten" des Freiherrn von Goltz (1798) an, und dessen „Gedichte in Grecourts Geschmack" (1771). Mit welcher Speise man das Publikum damals labte, mag aus folgenden Titeln von aus den Leihbibliotheken ausgelesenen Romanen hervorgehen: Christinchen in tausend Gefahren oder Mutter und Tochter im Kindbett (1806), Cölestinens Strumpfbänder (1805), Röschens Verlegenheiten, Gustchens Geschichte oder so mußte es kommen, um Jungfer zu bleiben (1805), Mariannens Schäferstunden (1801), Nonne und Aebtissin im Wochenbett (1797), das wunderthätige Unterröckchen (1800), das Unterröckchen, wie es seyn soll;

Felix mit der Liebesgeige, Julchens Schwachheiten, Guſtavs Verirrungen, die Honigmonate, acht Probenächte ꝛc.

Anton Wall (der eigentlich Chriſtian Lebrecht Heyne hieß und zu Hirſchberg im Vogtlande privatiſirte) ſchrieb neben jetzt vergeſſenen Kriegsliedern dramatiſche Kleinigkeiten und einige Romane, die bekannter gewordenen „Baggatellen“, die einige Luſtſpiele, Erzählungen und Anecdoten enthalten, doch auch nur von geringem Werth.

Die Findung eines Strumpfbandes iſt artig erzählt. Witzig auch das Gaſtmahl eines toleranten Oberprieſters, der ſechzig Prieſter von eben ſo viel verſchiedenen Sekten bei ſich tafeln läßt im „herzlichen Einverſtändniß“. Sentimental iſt die Geſchichte einer Dame, welche, zur Heirath gezwungen, ihren Mann haßt und flieht, bis ſie ſich beim Anblick ſeines Portraits und indem ſie hört, auf welche ihm zur Ehre gereichende Weiſe er ein Auge verloren habe, ſich plötzlich in ihn verliebt.

Albrecht, Arzt in Altona, ſchrieb 1789 den Roman „Lauretta Piſana“, der dreimal aufgelegt wurde,

die Geſchichte einer eiteln Buhlerin, welche durch Pfaffen verführt, immer tiefer ſinkt, bis ein edler Engländer ihr ſittliches Gefühl wieder erweckt, worauf ſie in ein Kloſter geht.

Sehr viele Romane hatten berühmte Buhldirnen und fürſtliche Maitreſſen zum Gegenſtande. Eigenthümlich war dabei das Idealiſiren der Buhlerinnen. Schiller in ſeiner bürgerfreundlichen Lady Milford hatte den Ton angeſchlagen. Maitreſſen, die ihre Fürſten zum Guten lenkten, und aus dem Laſter eine Tugend machten, wurden in Romanen und Schauſpielen beliebt. Auch glaubte man in dem Vagabundenleben von Buhlerinnen niedrigſter Extraction das Romantiſche ganz nahe in der eignen Heimath zu beſitzen und gleichſam neu zu entdecken. Daher nicht nur fürſtliche Maitreſſen und Schauſpielerinnen, ſondern auch gemeine Bettlerinnen zu Romanheldinnen erhoben wurden. Alle fürſtlichen Celebritäten dieſer Art aus älterer und neuerer Zeit kamen in deutſche Romane. Eben ſo Italienerinnen, Lauretta Piſana, Bianca Capello ꝛc. Selbſt noch lebende deutſche Maitreſſen, wie die Gräfin Lichtenau, Diana, Berlins erſtes öffentliches Mädchen (1794), Jettchen Schönthal, die ſchönſte Buhlerin ihrer Zeit, Galanterien von Wien, Berlin ꝛc., Adelma, die Fürſtenbuhlerin (1805), Eliſe, die Buhlerin (1804). Amalie, die ſchöne Solotänzerin. Eliſe oder Bekenntniſſe einer Buhlerin. Die dreifache

Friederike, glückliche Schauspielerin ꝛc. Goldchen, das Zigeunermädchen. Hannchen, die schöne Schinderstochter. Rosa, das Bettlermädchen. Das Schleifermädchen. Selma, das Mädchen vom Hundsrück.

Clauren (eigentlich Karl Gottlieb Samuel Heun), geheimer Hofrath in der preußischen Staatskanzlei, später beim Postwesen, kam Kotzebue am nächsten. Er schrieb eine ungeheure Menge Novellen und Romane, auch einige Schauspiele, die vom Berliner Publikum eben so verschlungen wurden, wie früher die Sachen Kotzebue's und aus demselben Grunde, weil sie zugleich frivol und sentimental waren, und sich gerne zum Gemeinen hinabließen. Er löste Kotzebue nur ab. Seine Epoche fällt in die Jahre 1815—1825.

Die Hauptsache bei Clauren ist das Kokettiren mit Unschuld und Naivetät, zu keinem andern Zweck, als um lüstern zu machen. Sein Meisterstück in dieser Art ist die Erzählung „Mimili".

Ein preußischer Offizier macht nach der Einnahme von Paris eine Erholungsreise in die Schweiz, bewundert die Schönheiten des Lauterbrunnerthals und findet auf einer Alpe ein Wundermädchen, die schöne Mimili, die mit der vollen Naivetät des Bauernmädchens eine hohe Bildung, Bücherkenntniß, Clavierspiel ꝛc. verbindet. Ihre Alpenhütte ist voll von Kupferstichen und Prachtbänden und sie macht ihrem Gast eine Limonade von Ananasscheiben. Kurz Dame und Alpenmädchen sind hier eins. Natürlich ist der Ritter gleich bis über die Ohren verliebt und Mimili läßt ihn gewähren, bietet ihm die volle Brust, damit er von einem daran steckenden Erdbeerstrauch die Beeren mit den Lippen abpflücke, setzt sich auf seinen Schoß, läßt ihn sogar bei Nacht zu sich. Das Ende ist dann eine glückliche Heirath. — Wer die Alpenwelt kennt, weiß, daß es keine Mimili gibt, oder daß die geputzten Dirnen, die auf den Alpen Fremde à la Mimili locken, nur Hetären sind. Clauren aber erreichte seinen Zweck, indem er den verdorbenen Berlinern den wollüstigsten Reiz vorspiegelt, den das Comfortable einer Residenzdame mit dem Unschuldsreiz und der Naturfülle der Alpen vereinigt darbieten können.

Daneben viel Rührung. Clauren kokettirt auch gern mit der Armuth, wie Kotzebue. In dieser Art ist sein Hauptwerk ein Lustspiel „der Bräutigam aus Mexiko".

Don Alonso Montequilla, Erbe von vielen Millionen, kommt aus Mexiko um sich in Deutschland eine brave Frau zu suchen. An eine gräfliche Familie auf dem Lande gewiesen, findet er in derselben zwei durchaus verzogene und verbildete Comtessen Töchter, in der Nähe aber ein liebes unschuldiges schönes Kind, das arme Suschen, das ihre Mutter mit ihrer Händearbeit ernährt.

Auch das Strafrecht wird von lauter Gerechtigkeit ungerecht, durch zu viele Gelehrſamkeit zweckwidrig. Die Unterſuchungen dauern ſo lange, die Relationen werden ſo weitläufig verfaßt, daß man den größten Schurken zu bemitleiden anfängt über die Länge ſeines Unterſuchungsverhaftes, ehe die Strafe erfolgt.

Hier wird das Geſchworenen-Gericht vielleicht neben gelehrten Richtern die beſte Heilung des Uebels bringen. Wenn nämlich dem Angeſchuldigten die freie Wahl zwiſchen gelehrten Richtern in zwei Inſtanzen und den Geſchworenen in Einer gelaſſen wird, ſo iſt ſchwer einzuſehen, was gegen dieſes altdeutſche, und in Verbindung mit der Oeffentlichkeit ſo unendlich wichtige Inſtitut vorgebracht werden könnte.

Wie ſehr das Gefühl der legislativen Nothwendigkeiten in unſerer Zeit lebendig ſeye, beweist nichts mehr, als das Beiſpiel der Nordamerikaner. Der wildeſte Geſelle läßt ſich ohne die geringſte Weigerung von dem Stabe des Conſtables berühren und verhaften, während in Rom, wenn eine Mordthat auf offener Straße begangen wird, die Furcht, als Zeuge vor Gericht geſchleppt zu werden, jede Neugier, jede menſchliche Regung zur Hülfeleiſtung überwiegt und alle Zuſchauer zu eiliger Flucht treibt.

Da nach und nach jeder Bürger Handel treibt und Waffen trägt, ſo kann er mit Recht verlangen, im Bürgerlichen wie die Kaufleute, im peinlichen ſtandrechtlich behandelt zu werden, und ungefähr dahin deuten die Heilmittel, welche unſere Zeit mehr als jede andere dieſem wunden Flecke des geſellſchaftlichen Körpers angedeihen läßt. Sie hat den Vorwurf nicht verſchuldet, er trifft vier Jahrhunderte vor dem unſern. Da er aber dennoch ſo häufig vernommen wird, ſo ſchien nicht unzweckmäßig, ihn als Beiſpiel der Unbilligkeit hier abzuhandeln.

Die Wiſſenſchaften ſcheinen freilich an innerem Gehalt in dem Verhältniſſe zu verlieren, in welchem ſie anfangen Gemeingut zu werden, und ſcheinen fortan dazu beſtimmt zu ſeyn, als Scheidemünze einzulaufen.

Aber ſie ſcheinen nur in dieſer nachtheiligen Stellung zu ſeyn. Der wahre Erwerb wird in der Fluth überflüſſigen und populär ſeynſollenden Geſchreibes nicht bemerkt, und dieſes hat denn doch auch ſeine günſtige Folgen. Hie und da eignet ſich ein fähiger Kopf den geiſtigen Gewinn aus dieſen Schriften zu,

Nachdem er seinen Hofmeister für sich selbst, sich aber nur für einen Diener ausgegeben, und in dieser Verkleidung die Herzen geprüft hat, entscheidet er sich, das arme Suschen zu heirathen, und die ihn kurz vorher noch mit schlichten Kartoffeln im Pelz traktirt, wird eine Millionärin. Die Wonne dieses Glückswechsels ist bis zum Ekel ausgebeutet und Plutus ist hier Stellvertreter des Amor, wie aller Musen und Grazien.

Wer die übrigen süßen Lieschen, Liesli und Elsi, Molly, das Christpüppchen, das Dijonnöschen, das Mädchen aus der Fliedermühle, die unterirdische Liebe, die Rutschpartbie ꝛc. genauer kennen lernen will, wird sie noch in allen Leihbibliotheken finden.

Einer der fruchtbarsten Romanschreiber war Fr. Aug. Schulze in Dresden, der unter dem Namen Laun seit 1790 eine Menge Romane und Erzählungen herausgab. Er neigte zum Romantischen und gab mit Apel das reichhaltige Gespenster- und Wunderbuch heraus. Seine meisten Romane bewegen sich aber im modernen Leben und sind harmlose, unbedeutende Familien- und Liebesgeschichten: „Heirathshistorien, die Gevatterschaft, Kleinstädtereien, Brautproben, der große Mann in Liebesnöthen, Verlegenheiten, die Stiefmutter, die Handschuhe ꝛc.“

Karl Ludwig Woltmann, Professor in Jena, dann Geschäftsträger des Kurerzkanzlers in Berlin und in den Adelstand erhoben, schrieb Geschichtsbücher, nicht ohne Geist, aber flüchtig, und einen diplomatischen Roman „Memoiren des Freiherrn von S—a“ (1815), woran seine Frau Karoline mitgearbeitet haben soll. Man erkennt hieraus den parvenue, den bürgerlichen Diplomaten, der um jeden Preis den Adeligen spielt und selbst das Frivolste nur affectirt. Aber der Roman enthält gute Schilderungen aus der Zeit.

Der Verfasser kommt nach Berlin, im Anfang des Jahrhunderts. Die damaligen Diplomaten werden charakterisirt, Haugwitz, Hardenberg, Johannes Müller, Woltmann selbst. Sehr gut wird die damalige Confusion vor und nach der Schlacht bei Jena geschildert. Der Verfasser hat sich inzwischen in die schöne, geistreiche Gräfin Rosamunde verliebt, der er bei der Flucht aus Berlin den Koffer packen hilft. Er findet sie in Prag wieder. — Im zweiten Theil erzählt ein italienischer Marchese seine diplomatischen Abentheuer, und schildert mit südlicher Sonnengluth seine geheime Liebe zu der Gräfin Agnes, die an einen alten Geizhals vermählt gewesen, als Wittwe von dem Fürsten geliebt wird, an dessen Hofe er beglaubigt ist, die aber nur ihn, den Marquis liebt. Er belauscht sie, wie sie sich auskleidet, bei Nacht am Fenster.

Er wird endlich von ihr aufgenommen und staunt, daß sie noch eine Jungfrau ist. Gut ist die Schilderung der geheimen Liebe während einer großen Hoftrauer. Die Liebenden werden getrennt, der Marquis muß schnell verreisen. — Im dritten Theil findet der Marquis Agnes auf ihrem schönen Landgut wieder, auf dem sich auch der Fürst einfindet, aber durch seine gleichfalls angelangte Gemahlin neutralisirt wird. — Der Verfasser ist wieder in Berlin, schildert abermal den Hof, Blücher, Scharnhorst, die Leichenfeier der Königin Louise. Er ist mit Rosamunde vereinigt und verläßt die diplomatische Laufbahn, um einzig dem Glück seiner Liebe zu leben. Agnes kommt nach Berlin und ihr Marquis schreibt; auch er entsagt dem Dienst, auch dieses zweite Pärchen will ungestört sein Glück für sich genießen.

Hieher gehören auch die französisch geschriebenen Memoiren des Grafen Alexander v. Tilly, der alle Weiber verführte, ein Don Juan und Casanova zugleich. Vgl. über ihn das Ausland 1828 Nr. 264.

Christian Ernst, Graf von Benzel-Sternau, in der Rheinbundzeit Minister des Fürsten Primas, schrieb eine große Menge von Romanen, worin die Schwärmerei des Herzens, unmittelbar in die Blasirtheit des Weltmanns übergehend, dem Leser nur Aufregung und ein schmerzliches Unbehagen zurückläßt. In seinen spätern Erzeugnissen tritt die Empfindsamkeit zurück und eine mehr heitere Ironie und Satire wird vorherrschend. Am berühmtesten ist sein vierbändiger Roman „das goldene Kalb" von 1802.

Onkel Klarenfeld erschließt seinem Neffen Alfred die Geheimnisse seines Pultes, vier weibliche Porträts von großer Schönheit und eine Anzahl alter Papiere unter einem kleinen Bilde des goldenen Kalbes. Die Papiere enthalten des Onkels unglückliche Liebesgeschichten. Das erste Porträt ist das Purpurinens, die er als ihr Bräutigam mit einem Andern im Bade überrascht. Das zweite gehört der geheimnißvollen Bella William an, einer Engländerin, die als sein Schutzgeist in männlicher Tracht nur unter der Bedingung mit ihm reist, daß er sie nie an ihr Geschlecht erinnere. Unter ihren Augen verliebt er sich in die reizende Zoë (das dritte Porträt), aber auch sie findet er untreu. Vergebens bestürmt er Bella um ihre Liebe, sie trennt sich von ihm für immer. Aber in der feenhaften Hulda, die eine Insel der Glückseligkeit bewohnt, wohin jeder Arme und Bedrängte flüchtet, findet er reichen Ersatz. Schon ist sie seine Braut, da wird sie ihm entführt und er findet nur spät ihr Grab wieder. Der Sinn ist: die Welt wird vom Eigennutz regiert, alles betet das goldene Kalb an, zarte Jünglinge und Mädchen allein erheben sich über diese Gemeinheit, deren Opfer sie zuletzt werden müssen. — Das Ganze

wäre nicht übel erdacht und insbesondere die Zwittererscheinung Bella's reizend, wenn nicht der Verfasser so gar breit und geistlos schriebe.

Venzel-Sternau ließ dem goldenen Kalbe nun noch mehrere Werke nachfolgen „aus dem Klarfeldschen Archive", worin er seine Lebensweisheit weiter entwickelt. Darunter ist „Proteus oder das Reich der Bilder" 1806 das beste, „Morpheus" das ärmlichste.

Proteus zeugt mit der Wahrheit eine Menge Kinder, Fabeln, Allegorien, Parabeln ꝛc. Solche nun enthält das Buch. Einige Fabeln sind gut erdacht, sinnig und fein, z. B. S. 37. Einige Trauerweiden werden beim Gesang der Nachtigall tief gerührt, indem sie dabei an die Heimath ihrer Vorfahren, Babylon denken, der sie für immer entrissen sind. Die Nachtigall aber spottet ihrer, daß sie im Genuß der schönen Wirklichkeit und im heitern Lenz sich so unnütze Sorgen machen. S. 65 Zeus schuf die Sonne und als sie aufging, fiel ein Wiederschein ins Meer und in den Orkus. Da wurde Neptun neidisch, wollte auch so etwas Schönes schaffen und schuf die Fata Morgana, und auch Pluto wurde neidisch und schuf das Mondlicht. S. 123. Die Elster stiftete allerlei Uebel, wobei sie die schwarzen Federn herauskehrte; wurde dann geklagt, so sagt sie, der Rabe habe es gethan; geschah aber durch den Schwan etwas Gutes, so kehrte die Elster ihre weißen Federn vor und sagte, sie habe es gethan. S. 155. Die Gans producirte sich im Gehen, Fliegen und Schwimmen und sang dazu, hielt sich daher für eine große Virtuosin.

„Der steinerne Gast" (1808) ist ohne Zweifel die mit dem meisten Geistesaufwand hervorgebrachte Schrift des Grafen, aber eben deshalb auch seine unausstehlichste. Denn mit allen Fehlern seiner früheren Schriften, den kurzen, unklaren, abgerissenen Sätzen und der künstlichen Verwirrung in der Erfindung, verbindet er hier noch eine krampfhafte Nachahmung des Jean Paul'schen Styles. Da seinem Genius keine so langen Schwingen gewachsen sind, wie dem Jean Pauls, so kann man sich denken, wie ungeschickt er mit den kurzen Stummeln flattert. Unter den dramatischen Arbeiten des Grafen ist „Weiß und Schwarz" (1826) die beste.

Ein Graf und Diplomat spielt bei sehr beschränktem Verstande den tiefsinnigen Staatsmann, seine bürgerlich geborene Gemahlin hat bei sonstigen Vorzügen doch die Schwachheit, auf ihren Adel eitel zu seyn. Auch die Nebenfiguren sind aus dem Leben gegriffen.

Zehntes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode.

Ich behalte diesen Namen bei, weil er schon herkömmlich ist und auch den Charakter der betreffenden Periode nicht übel bezeichnet. Es war allerdings ein Stürmen und Drängen der gesunden Natur aus dem Zwange der Unnatur heraus. Die Natürlichkeit, zu welcher die deutschen Dichter nach dem Vorgange der Engländer zurückgekehrt waren, genügte nicht. Sie war Landschaftsmalerei, Genremalerei, eine Art Quietismus des Stilllebens. Man brauchte aber wieder Kraft, Leidenschaft, Begeisterung. Auf die Gefahr hin, wieder nur, wie in der zweiten schlesischen Schule, in Schwulst und Uebertreibung zu fallen, mußte man doch aus der Philisterei und schwächlichen Empfindsamkeit sich herausreißen. Die deutsche Dichtung kam in die Lage eines lebenslustigen Jünglings, der es in der Philisterei des elterlichen Hauses absolut nicht länger aushalten kann und nach allen Seiten wild ausschlägt, wenn auch renommistisch, doch berechtigt.

Es war damals noch nicht möglich, daß die Gebildeten der Nation sich wieder hätten zurechtfinden können im reinen einfachen Nationalgefühl Schon zu sehr verbildet und an fremde Muster oder an philosophische Abstraktionen gewöhnt, schufen sie sich Utopien, unerreichbare Ideale und begeisterten sich für Dinge, welche mit der wahren Natur und dem eigentlichen Bedürfniß der Nation geradezu im Widerspruch standen. Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das Volk ältere Rechte und die Volksthümlichkeit eine unvertilgbare und nie verjährende Macht besitzt, verlang-

ten sie, durch Presse und Schule solle sich das gesammte Volk plötzlich umgestalten und wie aus einer neuen Form gießen lassen nach einem Modell, wie es gerade das Vorurtheil und die Mode der Zeit mit sich brachten. Man hatte den guten Willen, das deutsche Volk und alle Völker glücklich zu machen. Man schwärmte für die Menschheit. Man würde es für kleinlich gehalten haben, sich als Deutscher zu fühlen, man glaubte sich als Mensch, als Weltbürger (Kosmopolit) fühlen zu müssen. In der allgemeinen brüderlichen Menschenliebe, die ihren symbolischen Ausdruck vorzüglich im Maurerbunde fand, glaubte man den Talisman gefunden zu haben, durch den die Welt gebessert, alle Menschen gebildet und glücklich werden könnten.

Negativ war also der Sturm und Drang gerichtet gegen alles bisher Bestehende. Er verachtete und haßte die Kirche, sah in ihr nur eine Zwangs- und Verdummungsanstalt und ließ am Christenthum selbst nur die moralische Seite, eine Art von Sokratismus, gelten. Zerstörung aller alten Kirchen und Alleinherrschaft der Loge war das Feldgeschrei. Nicht minder war der Sturm und Drang dem Staate gegenüber revolutionär, denn wenn er auch in milderer Form die Fürsten zur freiwilligen Anerkennung der Menschenrechte und zur offiziellen Menschenbeglückung aufforderte, so ließ er doch merken, daß, wenn die Fürsten nicht nachgeben würden, die Revolution unvermeidlich sey. Der Sturm und Drang focht auch mit aller Macht jegliche Aristokratie an. Alle Menschen sollten Brüder seyn, frei und gleich. Diese Mißkennung aller natürlichen Unterschiede der Racen, Stände, Geschlechter und Alter veranlaßte eine Menge poetischer Ungeheuerlichkeiten. Man legte es darauf an, alles, was bisher als heilig und erhaben galt, herunterzuwürdigen und alles Niedere zu erhöhen. Wie Lessing den bisher verachteten Juden als Idealmenschen bezeichnet, so wurden von andern Dichtern sofort edle Neger, edle wilde Indianer, edle Räuber, edle Galeerensträflinge, edle Maitresse.. ꝛc. auf die Höhe der Menschheit gestellt und zur Bewunderung und Nachahmung empfohlen, indeß alle Priester, alle Könige, aller Adel als verdorben, ruchlos, niederträchtig dem Haß und der Verachtung bloßgestellt wurden.

Unvermerkt aber schlich sich in den Sturm und Drang, der nur das allgemeine Beste zu wollen schien, der raffinirteste Egoismus ein. Einige

beſonders begabte und kühne Dichter glaubten den Umſturz alles Beſtehenden nur für ſich ausbeuten zu dürfen. Glaubt, dachte ein ſolcher Dichter, das Volk nicht mehr an Gott, wohlan, ſo ſoll es an mich glauben. Gehorcht es keinem Geſetz und keiner Sitte mehr, wohlan, ſo ſoll es meiner Sophiſtik, meiner Verführung gehorchen. Gelten die zehn Gebote nicht mehr, deſto beſſer, ſo will ich mich der ſüßen Wolluſt, ſie übertreten zu haben, noch rühmen.

Wir beginnen mit der antichriſtlichen Richtung der Poeſie, welche, obgleich äußerſt leer und nüchtern und von den eigentlichen Philiſtern ausgehend, doch die Revolution vorbereitete, wie wer Wind ſäet, Sturm erndtet.

1.

Die freigeiſtigen Poeten.

Das deutſche Volk innerhalb beider großen Religionsparteien hatte ſich einen guten Glauben bewahrt und hing um ſo treuer daran, als es im dreißigjährigen Kriege und unter dem nachfolgenden harten Fürſten- und Adelsdruck beten gelernt hatte. Aber die Höfe und Univerſitäten, der Adel und höhere Bürgerſtand fielen in immer tieferen Unglauben. In Frankreich verſpottete Voltaire und ſeine allmächtige Schule alle Religion, in England begannen die Deiſten die chriſtliche Geſchichte zu einem kahlen Gottesbegriff zu deſtilliren. In Deutſchland wurde das gleich nachgeahmt und die proteſtantiſchen Theologen fingen an, die h. Schrift zu kritiſiren, und das, was ſie mit ihrer ſ. g. Vernunft nicht vereinigen konnten, zu beſtreiten, oder aber, was buchſtäblich als Wunder verkündet war, durch die Auslegung natürlich zu erklären. Dieſe Neologen, ſpäter Rationaliſten genannt, ſollten das ganze proteſtantiſche Deutſchland erobern und die alte lutheriſche Rechtgläubigkeit verdrängen.

Auch unſere Dichtung nahm an dieſer Umwandlung weſentlichen und thätigen Antheil. Allen andern Dichtern aber, die gegen das Chriſtenthum zu Felde zogen, geht der berühmte Leſſing voran. Dieſer behielt ſich das Recht eines freien Geiſtes vor, keine Autorität zu glauben, ſondern ſich ſeine Ueberzeugungen erſt ſelbſt, ſey es aus Erfahrung, ſey

es durch Schlüsse zu bilden. Er sagte: wenn man ihm mit einer Hand die Wahrheit, mit der andern den Irrthum böte, würde er nach dem Irrthum greifen, nur um die Wahrheit suchen zu müssen. In diesem stoischen Stolze gefiel er sich, ohne zu ahnen, daß dem Geschöpf denn doch so viel Stolz dem Schöpfer gegenüber nicht gebührt und daß es einem Lessing keine Schande gemacht hätte, wenn er sich auch vor Christo gebeugt haben würde. Er trotzte seinem Heiland und trug mehr als jeder Andere zu dem beklagenswerthen Abfall vom Christenthum bei, der seitdem die protestantische Gesellschaft charakterisirt hat. Das Manifest, welches er gegen das Christenthum schleuderte, waren die „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten", im Jahr 1777.

Diese berühmten Fragmente rührten von dem Hamburger Professor Reimarus her, wurden aber von Lessing herausgegeben und vertheidigt. Ihr Zweck ist, die christliche Offenbarung als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Als der Hamburger Hauptpastor Götze in frommem Eifer das wirklich höchst schädliche Buch verdammte, fiel Lessing mit einem Witz und Spott über ihn her, dem die ganze damalige gebildete Welt Beifall zujauchzte.

Ein Freund und Anbeter des großen Lessing, der Berliner Jude Mendelssohn, griff gleichzeitig in seinem „Jerusalem" unter der Maske einer unpartheiischen Forschung über den Talmud das Christenthum mit dem giftigsten Hasse an. Das wollte der edle Hamann in Königsberg nicht leiden und deckte des Juden hämische Bosheit auf in der Schrift „Golgatha und Scheblimini". Aber die Aufgeklärten achteten nicht auf die christliche Stimme und Lessing ging in seiner Verirrung so weit, um seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hinzustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel „Nathan" mit der bestimmten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen.

Nathan der Weise ist der Form nach eines der besten Schauspiele Lessings, meisterhaft charakterisirt und in schönen Jamben geschrieben. Aber der Grundgedanke ist scandalös. Ein Jude nämlich wird hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Muhamedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester. Und um noch deutlicher zu machen, was er will, flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten, worauf jeder den seinen für echt hielt. Das heißt, keine Religion ist die wahre. Das Frevelhafte des Stückes liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm

als Meſſias verworfenen Chriſtus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in ſeinem preciös friſirten Nathan entgegenſetzt.

In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Mendelsſohn nannte Leſſing das Chriſtenthum „das abſcheulichſte Gebäude des Unſinns, deſſen Umſturz der Chriſt nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne," und pries den Juden glücklich, der dieſe Rückſicht nicht zu nehmen brauche. Dieſe Marotte Leſſings privilegirte die modernen Literaturjuden, ſyſtematiſch unſere Religion zu verhöhnen und ihren Koth auf Alles fallen zu laſſen, was dem Deutſchen heilig iſt. So verblendet war damals das gebildete Deutſchland, daß es dem Nathan zujauchzte und daß es Niemand wagte, das Chriſtenthum gegen ihn zu vertheidigen, außer der Hofprediger in Meiningen, Joh. Georg Pfranger in ſeinem „Mönch vom Libanon" von 1782, welcher dreimal aufgelegt wurde.

Pfranger ſetzt Leſſings Gedicht einfach fort. Saladin erkrankt ſchwer, die Nathan'ſche ſich ſelbſt erlöſende Menſchenvernunft kann ihn nicht heilen. Ein Mönch vom Libanon aber heilt ihn geiſtig und leiblich und zeigt das Chriſtenthum in einem Lichte, vor welchem das Nathan'ſche Reformjudenthum in's Nichts zurückſinkt. Schön iſt beſonders ein Geſpräch des Mönchs mit Recha, worin er ihr von den Apoſteln, Martyrern und Heiligen ſpricht:

Wenn Betrug
Sie zu Bekennern Chriſti machte? nein,
So konnten ſie nicht denken, ſo nicht dulden,
Nicht ſchreiben, wie ſie ſchrieben. Recha, lies,
Und fühle nur, es braucht da nicht viel Wiſſens,
Nichts als ein redlich unbefangnes Herz.

Pfranger brauchte kein großer Dichter zu ſeyn, um durch bloße Hinweiſung auf die welthiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums die modernen Juden und Judengenoſſen ad absurdum zu führen. Aber freilich damals betete das ganze gebildete Publikum der noch ſ. g. Proteſtanten weit mehr Leſſings Nathan an als das Evangelium. — Der größte Förderer des Leſſing'ſchen Ruhmes und Einfluſſes war ein Berliner Buchhändler. Ueberhaupt verlegte damals die kahle Verſtandesdürre, wie ſie in der Wolfiſchen Philoſophie und Gottſched'ſchen Poeſie vorgewaltet hatte, ihre Reſidenz aus Sachſen nach Berlin. Chriſtoph Friedrich Nicolai, in ſeiner Art ein großer Mann, begann hier als Buchhändler, Kritiker, Philoſoph und Dichter und als Chef einer mächtigen literariſchen Partei

eine Rolle zu ſpielen, in der er Gottſched zwar nicht an leerem Ruhm, aber an vollgehaltiger Wirkſamkeit weit übertraf. Der Geſchmack war ihm nämlich nur noch Nebenſache, Hauptſache dagegen der Kampf gegen das Chriſtenthum. Das gab ſeinem höchſt nüchternen Raiſonnement eine pikante Würze und machte ihn ſeinen gleichgeſinnten Zeitgenoſſen überaus lieb und theuer. Sein reicher Verlag in Berlin war das Bollwerk der antichriſtlichen Partei unter dem Schutz des Philoſophen von Sansſouci, der jedoch in keiner Weiſe ſich mit den Nicolaiten gemein machte, ſondern ſie immer nur tief unter ſich ſah. Wie Gottſched warf ſich Nicolai zu einem Tyrannen der Literatur auf zuerſt ſeit 1754 durch die Literaturbriefe, dann durch die Allg. deutſche Bibliothek, große Rezenſionsanſtalten, denen er die eigene Feder lieh. Eine Zeitlang ſchrieb ſogar Leſſing in die Literaturbriefe. Nicolai's Hauptmitarbeiter war der ſchon genannte Jude Mendelsſohn und der Wolfianer Abbt, das proſaiſchſte Weſen, das je in Deutſchland eine Feder führte, von inſtinktartigem Haſſe gegen Phantaſie oder Geſchichte erfüllt und für nichts empfänglich, als dürre Verſtändigkeit.

Als er vom König von Preußen im ſiebenjährigen Kriege als Profeſſor zu Frankfurt an der Oder angeſtellt worden war und dicht vor den Thoren dieſer Stadt der Dichter Kleiſt in der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf fiel und der neue Profeſſor veranlaßt wurde, etwas über den Tod für das Vaterland zu ſchreiben, um Muth und Ehrgefühl aufrecht zu erhalten, glaubte er ſein Thun philoſophiſch conſtruiren zu müſſen: „Um den Tod für das Vaterland als eine Pflicht darzuſtellen, mußte nothwendig vorher die Verbindlichkeit zur Liebe für das Vaterland dargethan werden“ ꝛc.

Ganz ſo dürr iſt Abbts Schrift „vom Verdienſte“, der Nicolai einen ungeheuren Ruhm verſchaffte. Nur der Haß gegen das Chriſtenthum machte ihn einmal witzig; als Secundant Leſſings contra Götze ſchrieb er nämlich eine „erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich zu errichtenden proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte.“ Wogegen Michaelis in ſeiner oriental. Bibliothek X. 3. mit mehr Recht ſagte, die Allg. deutſche Bibliothek ſey eine „Inquiſition der Aufklärung“ und ihre Kritiken ſeyen „Autodafé's der Toleranz.“

Nicolai beſaß die echte Berliner Arroganz, eine unzerſtörliche Selbſtwerthſchätzung und entſprach darin auf wunderbare Weiſe ſeinem Antipoden, dem in ſeiner Weiſe eben ſo ſtolz dahinfahrenden Lavater. Davon

zeugt unter anderm auch ſeine Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz in 12 Bänden. Hier verhöhnt er Alles, was in ſeinen Berliner Kram nicht paßt, mit beleidigender Geringſchätzung. Todfeind war er vor Allem der katholiſchen Kirche, dem Mittelalter, der Romantik, ſo wie allem Gemüthlichen und Gefühlvollen. Nur der praktiſche Verſtand galt bei ihm, verbunden mit der nüchternſten Moral. Daß er von dieſem Standpunkt aus die entgegengeſetzte Einſeitigkeit der Gefühlsſchwärmerei und Sentimentalität bekämpfte, war natürlich. So verſpottete er Göthe's Werther gleich nach ſeinem Erſcheinen durch die „Freuden des jungen Werthers". Aber auch, als von der Schweiz aus Sinn für die altdeutſche Poeſie und die Volkslieder geweckt worden war, gab Nicolai 1777 ſeinen „kleinen feinen Almanach" heraus, worin er echte Volkslieder geſchmacklos verhunzt hatte, um die Freunde der altdeutſchen Dichtkunſt zu perſifliren. Geiſtlos ſind auch ſeine dem Swift nachgebildeten „Meditationen eines alten Kautz über Beſenſtiele, Stiefelknechte, Schuhbürſten" ꝛc. und die Geſchichte der Perücken. Lobenswerth dagegen die Anecdoten von Friedrich dem Großen. Nicolai's beſte Werke ſind:

Leben und Meinungen des H. Magiſter Sebaldus Nothanker 1773.

In einem kleinen deutſchen Fürſtenthum hat der Magiſter Sebaldus Nothanker die aus Thümmels Gedicht berühmte Wilhelmine geheirathet. Verführt von einem vornehmen Herrn, bei dem ſie Kammermädchen war, mußte ſie an den Mann gebracht werden und der gute Landpaſtor merkte nichts. Ihr erſter Sohn kam etwas zu früh auf die Welt. Der ſiebenjährige Krieg begann. Nothanker ließ ſich durch ſeine dem Erhabenen zuneigende Frau überreden, in einer Predigt den Tod fürs Vaterland zu rühmen, was einige junge Bauern reizte, unter den Preußen Dienſte zu nehmen. Das Conſiſtorium nahm das ſehr übel und da ohnehins das Factotum darin, Dr. Stauzius ihm ſpinnenfeind war, weil Nothanker nicht an die ewigen Höllenſtrafen glaubte, und weil die Frau Stauzius früher gern den Nothanker geheirathet hätte aber von ihm übergangen worden war. Der Abgeſetzte ging ins Elend, Wilhelmine ſtarb. Der Sohn und die Tochter mußten in der Fremde ihr Brod ſuchen. Nothanker kam nach Leipzig, wo er zufällig einen Sohn ſeines Feindes Stauzius aus den Händen preußiſcher Werber rettete, indem ein alter preußiſcher Major ſein Freund geworden war. Der alte Stauzius verſprach, aus Angſt vor den Preußen, die auch ſein kleines Fürſtenthum beſetzt hatten, den Nothanker wieder anzuſtellen, hielt ihn aber hin und wies ihn, ſobald die Preußen entfernt waren, höhniſch ab. Nothanker gerieth nach Berlin unter Pietiſten und Frei-

und verarbeitet ihn auf ſeine Weiſe, ſey es auch nur zu Vervollkommnung ſeines Gewerbs.

Den merklichen Vorſchritt in den Naturwiſſenſchaften, der Geſchichts- und Alterthumsforſchung, der Staatswirthſchaft, der Kriegswiſſenſchaft wird kein Unbefangener zu läugnen vermögen. In allem was Erbe der Zeit iſt, ſind wir ſchon von ſelbſt reicher als die, welche vor uns auf Erden wandelten, und werden es täglich mehr. Was der Menſch nur aus ſich ſelbſt ſchöpfen kann, vermag nur in Kampf und Krieg, nur in Zeiten allgemeiner Bewegung ſich zu erſchließen. Dieſe Zeiten aber werden die Klagenden ſo wenig zurückwünſchen als wir. Die Früchte des Baums kann man im Treibhauſe erzwingen, die Früchte der Menſchheit aber verlangen ihre Jahrszeit, ihre Sonne und Gottes freie Luft.

Jetzt vermag wenigſtens jeder das ihm anvertraute Pfund umzutreiben. Auch dem Aermſten wird der Zutritt zu den Hauptthoren des Wiſſens geſtattet, oft aufgenöthigt. Während eines Jahrhunderts war die Unterdrückung freier Geiſtesbildung im katholiſchen Deutſchland an der Tagesordnung. Dieſes hatte die natürliche Folge, daß die ganze Literatur Deutſchlands proteſtantiſch wurde, daß alle Namen, welche das Vaterland mit Stolz als ſeine Dichter und Schriftſteller nannte, ausſchließlich der evangeliſchen Glaubensform angehörten, während die höchſtbegabteſten Menſchen, als der geiſtigen Knechtſchaft anheimgefallen, verfolgt wurden, verkümmerten oder wenigſtens in ſinnliche Genüſſe verſanken, in welchen ſie Troſt für ihr Zerfallenſeyn mit ihrer äußeren Lage geſucht hatten. Dieſes geſchah noch bei Menſchengedenken, und geſchieht nun nicht mehr. Wenn auch noch nicht überall Preßfreiheit als die wirkſamſte Sicherheitsklappe der Staatsmaſchine angeſehen wird, ſo iſt dennoch eine Rückkehr des vorigen Drucks nicht mehr zu fürchten, und namentlich macht in Deutſchland das, was uns politiſch als unmächtig erſcheinen läßt, eine gänzliche und gleichförmige Unterdrückung unmöglich. Philipp II. und Ludwig XIV. machte Jeder einen Wilhelm von Naſſau zu dem was dieſer wurde, Ludwig XV. Friedrich den Großen und dieſer Joſef II.

Wie in den Wiſſenſchaften, ſo iſt auch im heutigen Leben überhaupt ein Streben nach Gleichheit, Allgemeinheit und perſönlicher

geiſter. Hier fiel ſein Freund, der Major, in einem Duell durch Hinterliſt. Nothanker verſuchte ſein Glück in Holſtein, wo er mitten in das ärgerlichſte Gezänk orthodoxer Prediger gerieth; dann in Holland, wo ihn ein Seelenverkäufer kaperte. Ein edler Prediger rettete ihn, aber ein Buchhändler betrog ihn durch eine erdichtete Verfolgung. Er floh und erkrankte. Nach langer Zeit wieder geneſen erblicken wir ihn als Bettler, wie er von einem mitleidigen jungen Herrn Almoſen empfängt, von einem zweiten aber verhöhnt wird. Der erſte iſt Säugling, der Liebhaber ſeiner Tochter Marianne, der zweite Rambold, ſein mißrathener Sohn. Sie kennen einander nicht. Der junge Säugling nimmt ſich aber des alten Nothanker an und bringt ihn in das Haus ſeines Vaters. Da findet er ſeine Tochter wieder, weil aber der alte Säugling nicht in die Heirath mit einem ſo armen Mädchen willigen mag, räth Nothanker den jungen Leuten ſelbſt ab. Nun gewinnt er aber mit einem Lotterieloſe, das ihm geſchenkt worden war, und iſt auf einmal reich. Die jungen Leute dürfen ſich heirathen und der mißrathene Sohn gibt ſich reuig zu erkennen.

Das iſt der Faden der Geſchichte, an welchen Nicolai aber eine Menge Betrachtungen über die proteſtantiſche Kirche Norddeutſchlands anreiht, wie ſie damals war. Als flacher Rationaliſt ſchreibt er das ganze Buch nur, um den alten Glauben im Volk untergraben zu helfen; indem er von der Aufklärung nur die ſchöne, vom alten Glauben nur die häßliche Seite hervorkehrt. Seine Aufgeklärten ſind nämlich durchweg die edelſten und gefühlvollſten Menſchen, ſeine Gläubigen aber Dummköpfe, Pedanten und Böſewichte. Trotz dieſer Parteilichkeit iſt das Buch leſenswerth, weil es ins innere Getriebe der kirchlichen Parteien ein helles Schlaglicht wirft. In Säugling hat Nicolai den Dichter Jacobi, in Rambold den elenden Riedel perſiflirt.

In dem Roman „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutſchen Philoſophen“ ſpottet Nicolai über das gänzlich Unpraktiſche der gelehrten Speculation in Deutſchland, mit beſonderem Hinblick auf die Kantiſche Philoſophie.

Herzog Friedrich von Württemberg mußte ſich, als er den Hoſenbandorden bekommen, in London in eine Zunft aufnehmen laſſen und wählte die Weberzunft. Aus dieſem Anlaß wollte er ſelbſt etwas für Weberei thun, pflanzte öde Stellen bei Urach mit Flachs an und gründete ſo die großen Webereien daſelbſt. Gundibert, ein Weberſohn in Urach, ſtudirte Philoſophie und wurde in das a priori ſo vernarrt, daß er, wie Don Quixote, mit der Theorie überall an die derbe Praxis anſtieß. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen und während er über die Theorie der Straßen philoſophirte, half ein Praktikus den Wagen aufrichten. Er erklärte einer Dame, die er heirathen wollte, das Weſen der Liebe; ſie aber ging mit einem Praktikus durch. Er diſputirte mit einem über die Wahrheit, ſagte ihm, wo das Geld ſeines reichen Reiſegefährten liege, und dieſer Praktikus ſtahl es ꝛc. Nach den bitterſten Er-

fahrungen solcher Art sah er den Unsinn der Philosophie ein, ging heim und wurde ein Weber, überzeugt, daß das Weben mit Flachsfäden solider sey als alle Gespinnste der Philosophie.

In der „Geschichte des dicken Mannes" 1794 persiflirt N. die Eitelkeit und Schwärmerei der Pädagogen. — Das Buch „Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer, aus dem Engländischen 1778", wird gewöhnlich dem Nicolai zugeschrieben, ist jedoch von einem Andern, wenn auch ganz in seiner Richtung verfaßt; eine in Romanform gebrachte Apologie des Deismus.

Der junge Bunkel schwärmt für die Religion der Vernunft und kommt insbesondere immer mit gleich schwärmerischen Frauenzimmern in Berührung, mit denen er sich weniger von Liebe, als von theologischen Gegenständen unterhält. Auf der einen Seite wird die geoffenbarte Religion bestritten und verdammt, auf der andern wird für die Vernunftreligion auf eine Weise gefaselt, daß man Musteranstalten für sie in protestantischen Mönchs- und Nonnenklöstern und eine Idealkirche auf glückseligen Inseln stiftet. Bei alledem spielt der Ehestand und das Erzeugen von künftigen Himmelsbürgern so sehr die Hauptrolle, daß Bunkel nach einander neunmal entweder wirklich heirathet oder sich wenigstens verlobt, indem er das Unglück hat, daß ihm seine Bräute immer schon vor der Hochzeit und die jungen Frauen bald nach der Hochzeit wieder absterben. Bei jeder neuen Wahl verwahrt er sich gegen die Meinung, als treibe ihn Liebe zu der neuen Ehe; durchaus nicht, nur die Pflicht, Kinder zu zeugen.

Ein schwacher Nachahmer Nicolai's war **Kindleben**, der als Prediger in Berlin wegen Lüderlichkeit entlassen werden mußte. Er schrieb 1779 ein „Leben des Schlurius" als Pendant zum Nothanker, einen Emanuel Hartenstein, das Leben eines verunglückten Philosophen und Studentenlieder, welche verboten wurden.

Christian Friedrich **Sintenis**, Consistorialrath in Zerbst, schrieb seit 1776 eine Menge moralische Romane, Bücher über Menschenwürde, für Familien, Predigten ꝛc., empfindsam und langweilig, aber mit einer merkwürdigen liberalen Tendenz. Er droht der Monarchie mit Revolution, wenn sie sich nicht zu liberalen Reformen im Sinn der humanen Aufklärung bequeme. In „Hallo's glücklichem Abend" 1783 zeichnet er ein politisches Utopien.

Hallo magnetisirt den schwachen Fürsten Gustav mit liberalen Ideen, daß

er, um die Menschen vollkommen glücklich zu machen, die alten Gesetze und Sitten abschafft und einen neuen Staat nach dem schulmeisterlichen Recept des Nationalismus construirt. Alles wird auf der Goldwage der Humanität gewogen. Unter andern wird die Todesstrafe abgeschafft, weil auch der Sünder ein Mensch und als solcher nur schwach sey, seine Schwäche aber nicht in der Erbsünde, sondern nur in der Erziehung und im Beispiel ihren Grund habe, ein Regent also niemals befugt sey, Menschen, die er nicht besser erzogen hat, mit dem Tode zu bestrafen (Th. I., S. 190). Das ganze Buch schwimmt in Thränen der Rührung, mit denen sich Gustav und Hallo gegenseitig einweichen.

In „Flemmings Geschichte" von 1789

ist es ein gewisser Flemming, der als Minister seinen schwachen Fürsten eben so am liberalen Gängelbande führt und ihm schließlich beweist, nur wenn er so regiere, habe man die eben in Frankreich ausgebrochene Revolution nicht zu fürchten. Nebenbei auch etwas von Liebe. Die Heldin des Romans wird aus einem Nonnenkloster gerettet, um zu heirathen. Die alte Kirche wird mit noch verhaßtern Farben geschildert, wie die Revolution. Der moderne Liberalismus soll, so lehrt Sintenis, jene verschönern, um diese zu ver[illegible].

Ein merkwürdiges Aufsehen erregte der österr. Major Wilhelm Friedrich von Meyern, gebürtig aus Ansbach, im Jahr 1787 mit seinem dicken Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer", angeblich aus dem Sanskrit übersetzt.

Dya ist ein edler Schwärmer für die Menschheit. Durch einen geheimnißvollen Bund mit maurerischen Formen empfängt er die höhere Weihe. Die Zeit ist jedoch noch nicht reif für die Ausführung des großen Planes „Erlösung der Menschen durch sich selbst". Dya und seine Freunde werden verbannt, kehren aber zurück, bilden ein Freiheitsheer, und kämpfen. Dya siegt und fällt. Aber mit ihm ist der Geist entwichen. Die Seinen vermögen das Errungene nicht zu behaupten. — Nebenbei wird viel Theophilanthropie getrieben, die ganze Natur ist ein Tempel, der Maurer der allein berechtigte Priester ꝛc.

Der Roman wurde bald zum zweitenmal aufgelegt, so entzückte er das josephinische Zeitalter. Ein norddeutscher Gelehrter ging so weit, zu sagen, Dyanasore werde ein ewiges Buch bleiben, wie die Bibel und Homer. Der tragische Ausgang, eine sanfte Schwermuth, der halb Ossianische oder Wertherton, die ganze sentimentale Behandlung der Politik, das Ahnungsvolle des Buchs, sofern es zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution erschien, trugen zur Empfehlung desselben gewiß noch

mehr bei, als der Gebrauch der maureriſchen Modeformeln und der Reiz des Geheimnißvollen. Hinter allen optiſchen Täuſchungen des Myſteriöſen und Sentimentalen findet man aber zuletzt nur ein kahles und mageres Denkſyſtem.

Das Zauberweſen hatte ſich auf der Wiener Bühne von Stranitzky an erhalten, der es mit dem italieniſchen Carnevalshumor mitgebracht, und war auch in den kleinen Puppentheatern, die überall in Deutſchland aufgeſchlagen wurden, nicht erſtorben. Die neue Mode friſchte es nur wieder auf und brachte neue Elemente hinein. So entſtand eine der merkwürdigſten Opern, die je über die Bühne gegangen, die Zauberflöte. Der Wiener Theaterdirector Schikaneder wußte ſein Publikum nicht mehr zu befriedigen, ſein Haus nicht mehr zu füllen und erſann ein Stück, das alle möglichen Effekte vereinigen und zugleich eine Huldigung für die große Mode der Zeit, die Maurerei, ſeyn ſollte. Der große Componiſt Mozart aber ſchrieb ihm aus Mitleid die Muſik dazu und umkleidete allen Unſinn Schikaneders mit dem Zauber der Grazie. Die Oper entſtand 1792.

Prinz Tamino flieht vor einer Schlange, und wird von den Dienerinnen der Königin der Nacht gerettet, die in ihrem Sternenſchleier erſcheint und ihn auffordert, ihre Tochter Pamina, deren Bildniß ihm gezeigt wird, aus der Gewalt des böſen Saraſtro zu befreien, der ſie gefangen hält. Zu dieſem Behufe bekommt er eine Zauberflöte, deren Töne unwiderſtehlich zum Tanzen reizen, und einen Diener an dem Vogelfänger Papageno, der ganz in bunte Federn gekleidet iſt. Sie langen beim Saraſtro an, welcher ein König, Prieſter und Zauberer zugleich iſt, umgeben mit Pyramiden und ägyptiſchem Prieſterthum und Zauberanſtalten aller Art, in welchem aber Tamino nach kurzem Zweifeln den Repräſentanten des guten Princips erkennt, der die ſchöne Pamina ihrer Mutter nur geraubt hat, um ſie zu retten, weil die Königin der Nacht das böſe Princip iſt. Seinerſeits erkennt auch Saraſtro in Tamino, obgleich er als blindes Werkzeug der nächtlichen Königin aufgetreten, die innere Vortrefflichkeit und beſtimmt ihm die geliebte Pamina zur Braut, wenn er erſt mit ihr die verſchiedenen Tugendproben, ſchließlich die Muthprobe im Durchgehen durch Feuer und Waſſer beſtanden hat. Dieſe Proben beſteht er, während Papageno in lächerlicher Furcht denſelben erliegt. — Der Grundgedanke iſt eine Apotheoſe der Freimaurerei, der Sieg der Tugend über Meineid und Verrath, des Lichts über die Finſterniß, der Weisheit über die Dummheit, aber durch Mittel, welche der Dummheit noch reichliche Rechnung tragen, in-

dem Saraſtro noch den Zauberer ſpielen und allerlei Künſte anwenden muß, um die Uneingeweihten zu blenden.

Schikaneders theatraliſche Werke erſchienen 1792 und enthielten noch andre Opern (der Spiegel von Arkadien, das luſtige Elend ꝛc.), einige Poſſen und ſogar ein Paar Trauerſpiele.

Ein großer Agitator unter den Aufgeklärten und Freimaurern war der Freiherr von Knigge aus dem Hannöver'ſchen, deſſen Vater ſchon ein berüchtigter Schuldenmacher geweſen war, und der ſich ſelbſt durch Windbeutelei forthelfen mußte, ein adeliger Proletarier, wie weiland Ulrich von Hutten. Er verleitete den Landgrafen von Caſſel zur Errichtung einer großen Meerſchaumköpfefabrik und zum Bau von Cichorien in großem Maßſtab, machte ſich durch jugendlichen Uebermuth Feinde und wurde entlaſſen. Nun warf er ſich auf die Freimaurerei, wurde am Hofe des heſſiſchen Erbprinzen Wilhelm in Hanau aufgenommen, wo er zugleich ein Theater gründete, mußte ſich aber auch von hier wieder wegen Unvorſichtigkeiten entfernen. Es iſt charakteriſtiſch, wie dieſer Höfling, Projectmacher und Schauſpielarrangeur auf die erhabene Idee eines Menſchheitspriſterthums fallen konnte, dem er ſofort mit allem Eifer nachtrachtete. Durch die Maurerei ſollte die Menſchheit ſocialiſtiſch umgeſchaffen werden in eine aufgeklärte, weiſe, friedliche Brüdergemeinde, unter der Leitung von Obern mit prieſterlicher Weihe. Es war ihm damit voller Ernſt. Damals hatte Weishaupt in Bayern den Illuminatenorden geſtiftet mit dem ausgeſprochenen Zweck, das katholiſche Deutſchland für die Aufklärung zu erobern, aber auch mit revolutionärer Tendenz gegen das Beſtehende. Knigge wurde von den Illuminaten gebraucht, nachher wieder zurückgeſtoßen. In Hannover ließ er ſich noch einmal auf eine neue maureriſche Sekte, die ſog. Union des Dr. Bahrdt ein, weshalb Kotzebue „Bahrdt mit der eiſernen Stirne" unter Knigge's Namen herausgab. Dieſer ſtarb 1796. Gödeke hat ihn in ſeiner Schrift „Knigge's Leben und Schriften" 1844 möglichſt in Schutz genommen, als habe er wenigſtens redlich geſtrebt, ſich über die eigene Schwäche, wie über die Mißgunſt des äußeren Schickſals durch Selbſtkritik und freien Geiſt emporzuarbeiten.

Das berühmteſte ſeiner Werke iſt das „über den Umgang mit Menſchen", worin er 1788 das Reſultat aller ſeiner Lebenserfahrung niederlegt.

Es ist verunglimpft worden als eine Lehre, sich eben blos mit List und Verstellung durchs Leben zu helfen. Allein so unsittlich ist das Buch nicht. Es geht vielmehr von der Erfahrung aus, daß wer immer nur das Rechte thun und behaupten will, bei den Menschen anstößt und seinen Zweck verfehlt; er empfiehlt also eine Accommodationsmethode, ohne darum das Rechte zu verleugnen.

Der „Roman meines Lebens" von 1781 enthält Wahrheit und Dichtung in zu bunter Unordnung gemischt, ist planlos und konnte daher bei weitem nicht den Eindruck machen, wie der Umgang. — In drei merkwürdigen Romanen hat Knigge noch weiter seine Ansichten vom Menschenleben entwickelt. Einzeln erscheinen diese Romane ziemlich werthlos, es kommen gemeine Scenen darin vor und die Sprache ist vernachläßigt. Aber in ihrem Ineinandergreifen zeugen sie, wie Knigge seine Werke fein durchdachte.

Die „Geschichte Peter Clausens" 1783

zeigt uns einen jungen Menschen von gemeiner Geburt, gemeinen Sitten, gemeinem Charakter, schmählichem Leichtsinn, entehrenden Handlungen und Erfahrungen, der endlich durch Erfahrung nicht nur klug, sondern auch weise und tugendhaft wird. Es ist der Sohn eines Schusters, der in seiner Jugend Bedienter ist, sich von einer nicht mehr jungen und zahnlückigen Kammerfrau verführen läßt, Soldat, Deserteur, Schauspieler, Schriftsteller, Virtuose, Gesandtschaftssekretär, Günstling eines Fürsten und am Ende noch Minister wird.

Die „Verirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg" 1787.

zeigen einen Charakter von ganz entgegengesetzter Art, einen systematischen Mann, der immer nur nach Grundsätzen handelt, aber damit eben so übel fährt, als Clausen mit seinem Leichtsinn. Denn unbewußt folgt Seelberg doch immer nur inneren Trieben und Leidenschaften, deren Zweckmäßigkeit er sich in einem System zurechtlegt, so daß er die Systeme nicht selten wechselt und durch keines befriedigt wird, bis eine brave und kluge Frau ihn heilt.

Die „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" 1789

zeigt uns einen Mann, der allein auf Rechtschaffenheit sieht und immer und unter allen Umständen edel handelt, aber eben deßhalb seinen Zweck nie erreicht, überall anstößt und oft statt des Guten, das er im Sinn hat, einen Schaden stiftet. Am Ende muß er erkennen, daß es nicht bloß die Dummheit und Bosheit der Menschen ist, die sein besseres Wollen vereitelt, sondern seine eigene Unvorsichtigkeit. Hätte er sich, mit denselben sittlichen Grundsätzen,

ein wenig mehr nach den Menſchen accommodirt, ſo hätte er mehr ausgerichtet.

Man ſieht deutlich, daß Knigge in dieſen drei Romanen nur drei Seiten ſeines eigenen Naturells und ſeiner eigenen Erfahrungen aufgefaßt hat. Wie ernſt es ihm war, erſieht man auch daraus, daß er auch „Predigten“ ſchrieb, welche Beifall fanden.

Merkwürdig iſt „die Geſchichte des Amtmann Gutmann“ 1794,

eines Mannes, der durch Unglück viel heimgeſucht wird, ſich aber in Alles findet und Alles zur Ausbildung ſeines Ich und zur Befeſtigung ſeines innern Friedens benützt.

Charakteriſtiſch für die Neigung Knigge's zum maureriſchen Geheimthun iſt der Roman „das Zauberſchloß oder Geſchichte des Grafen Tunger“ 1791.

Graf Tunger läßt ſich ein kunſtreiches Schloß bauen, in welchem er vermittelſt geheimer Thüren Alles beobachten und überall als deus ex machina erſcheinen und das ſtrafende und lohnende Schickſal ſpielen kann.

In „Noldmanns Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien“ 1791 hat Knigge den Rouſſeau'ſchen Staat nach der Idee des contrat social als verwirklicht darzuſtellen geſucht, ein höchſt langweiliges Utopien ſeiner maureriſchen und illuminatiſtiſchen Schwärmerei, wenn es eine Schwärmerei und nicht vielmehr Berechnung war. — Beſſer iſt „des abyſſiniſchen Erminiſters Wurmbrand politiſches Glaubensbekenntniß“ 1792, worin er die franzöſiſche Revolution erklärt und rechtfertigt.

Am beſten ſind Knigge's witzige Schriften und vorzugsweiſe ſein komiſcher Roman: „die Reiſe nach Braunſchweig“.

Amtmann Baumann ließt in der Zeitung, der berühmte Luftſchiffer Blanchard wolle zu Braunſchweig aufſteigen und ladet ſeine Freunde und Nachbarn, den Paſtor Ehrn Schottenius und Förſter Dornbuſch ein, dahin zu reiſen und das nie geſehene Schauſpiel zu ſehen. Auch nimmt er ſeinen großen verwahrloſten Sohn Valentin mit. Unterwegs finden ſie im Wirthshaus eine Schauſpielertruppe, die gerade bei einer Probe der „Agnes Bernauerin“ beſchäftigt iſt. Als die arme Agnes eben abgeführt werden ſoll, ſpringt Förſter Dornbuſch hinzu, zieht den Hirſchfänger und rettet ſie. In der Nacht darauf hat Valentinchen ein Bedürfniß, verfehlt bei der Rückkehr das Zimmer und legt ſich zu der alten Schauſpieldirectrice, deren Mann den Eiferſüchtigen ſpielt. Am Morgen haben Buben des Paſtors Manuſcript von Predigten, die er in Braunſchweig drucken laſſen wollte, aus dem Wagen geriſſen und Papierdrachen

davon zu machen angefangen. Der Förſter begegnet ganz unerwartet ſeiner Tochter, die er in Braunſchweig in Penſion gethan, auf der Flucht mit einem jungen Offizier. Er eilt ihnen nach. Den Amtmann und ſeinen Sohn nimmt ein fremder Reiſegefährte in Beſchlag, der ſehr vornehm thut, als ſie aber in Braunſchweig angekommen ſind, Valentinchen auf dem Abtritt einſperrt und den Koffer des Amtmanns leert, während dieſer ſelbſt mit dem Paſtor vorausgegangen iſt, in der Meinung, ſie werden nachkommen. Auf der Wieſe angelangt, wo Blanchard aufſteigen ſoll, iſt es ſehr heiß. Die beiden alten Herren ſetzen ſich in eine Bierhalle und gerathen in ein tiefſinniges Geſpräch mit dem Poeten Klingelzieher, worüber ſie den Luftballon vergeſſen. Als ſie nachſehen, iſt der Ballon eben wieder zur Erde gekommen. Valentinchen hat natürlich eben ſo wenig etwas vom Luftballon ſehen können, da er in dem einſamen Hauſe eingeſperrt zurückblieb. Er wird nun befreit. Der Amtmann findet Troſt bei alten Bekannten und bleibt bis zu einem Maskenball. Auf demſelben findet ſich auch der Förſter, ſeine wiedergefundene Tochter und ihr jetzt anerkannter Liebhaber ein, und ſie erkennen den Amtmann bald, da ein Schelm ihm hinten einen Zettel aufgeklebt hat mit den Worten „guten Abend, Herr Amtmann Waumann“. Alle Gäſte leſen den Zettel laut und der Amtmann kann ſich nicht genug bücken, alle dieſe Grüße zu erwiedern, und iſt ganz ſelig über die Ehre. Darauf kehren ſie alle glücklich wieder heim.

In den „Briefen auf einer Reiſe aus Lothringen nach Niederſachſen“ (1793) läßt ſich Knigge behaglich gehen in kleinen Abentheuern und Geſprächen, ohne daß ein geſchichtlicher Faden durchliefe. Die „Reiſe nach Freiſtar vom Kammerjäger und Titularrattenfänger Spiesglas“ (1794) iſt eine Parodie der pretiöſen Reiſebeſchreibung Lavaters, aber nicht ſo geiſtreich, als Weber (Demokritos XI. 120) behauptet, vielmehr ziemlich platt.*) Witziger iſt Knigge's Parodie auf Zimmermanns Geſpräch mit Friedrich II.: „Meywerk des kurhannover'ſchen Hoſenmachers Unterredung mit Friedrich Wilhelm dem Liebreichen“ 1788. Der große König läßt ſich von einem Schneider Hoſen anmeſſen, findet Genie in ihm und traktirt mit ihm von Staatsſachen. — Knigge's „hinterlaſſene Papiere des Etatsrath von Schafskopf“ 1792 enthalten die ſatiriſche Selbſtbiographie eines hochadeligen und frömmelnden Schafskopfs, welcher die Grundſätze des Pinſelordens entwickelt, der ſich zur Aufgabe geſetzt hat, der Aufklärung entgegenzuwirken. Ganz im Geiſt der Zeit, aber ohne Witz.

*) Gödeke ſagt in ſeinem Leben Knigge's (S. 181), er habe die Reiſe nach Freiſtar nicht auftreiben können. Sie iſt aber noch im Buchhandel und zwar ganz in ſeiner Nähe zu haben bei Vieweg in Braunſchweig, von wo ich ſie auch angezeigt bekommen habe.

Knigge war klein, schwächlich, unschön, und auffallend durch sein überaus langes Kinn.

Wilhelm Ludwig Weckherlin, aus der Familie des älteren berühmten schwäbischen Dichters, schrieb seit 1777 eine Menge politisch-satirische Schriften, unter denen Anselmus Rabiosus, die hyperboreischen Briefe, das graue Ungeheuer (1784) am meisten Ruhm erlangten. Er war ein frivoler Freigeist, Mädchenjäger, Trinker und rücksichtsloser Spötter, daher überall gemieden und zurückgestoßen.

Die „Raritäten" des Rummelburger Küster Valdrian Schwarzbuckel von 1778 sind ein jämmerliches Machwerk, eine ganz geistlose Buchhändlerspeculation auf das lachlustige Publikum. Eben so geistlos ist „der Teufel auf Reisen" von 1789.

Eine der frechsten Aufklärungsschriften aus Nicolai's oder der Berliner Schule war Steinsbergs „zweiundvierzigjähriger Affe von 1784."

Der vielgereiste Affe erzählt, wie es bei den Menschen, im Staat, den Höfen, bei der Klerisei ꝛc. zugehe. Ein Gemälde schaudervoller Corruption und Unvernunft, in welchem vorzugsweise aller Haß auf die alte Kirche, ihre Klöster, Beichte ꝛc. abgeladen wird. Alles was mit der Kirche zusammenhängt, ist hier schwarz, und nur die Freigeisterei gilt als Tugend.

Damals schon drängten sich die Proletarier der Presse, mißrathene Candidaten oder abgesetzte Beamte, zur Demagogie. Im Allgemeinen Literatur-Anzeiger von 1799 Nr. 48 lesen wir:

„Es erwachsen aus der zahllosen Menge von Magistern und Studenten die Schmeichler, die Mode-Autoren, die Lohnschriftsteller. Sie schreiben, wenn sie nicht bald befördert werden, gegen die Religion und gegen den Staat; wenn sie Aufsehen erregen können, so sind sie nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Die verfluchtesten Schriften kamen seit den letzten 35 Jahren zum Vorschein, und über 7000 Romane und Liebeshistörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutschen Töchter und Weiber schrecklich verdorben haben. So wie diese den Müßiggang beförderten, die Ehen zerrütteten und die Sitten allgemein verschlimmerten, so arbeiteten sie zugleich dem Despotismus in die Hand, denn sie machten die Nation eitel, weichlich, kleinsinnig."

Im Jahr 1800 erschien anonym (verfaßt von Venturini) eine „natürliche Geschichte des großen Propheten", worin das Evangelium zu einem gemeinen Roman verarbeitet ist.

Christus ist ein wohlwollender und mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter

Menſch, der ſeine Kenntniſſe der Natur und Heilkunſt benutzt, um durch frommen Betrug die Menſchen zu veredeln, indem er für göttliches Wunder ausgibt, was ganz natürlich zugeht. Nebenbei ſpielt er einen ganz zärtlichen Roman mit der ſchönen Magdalene.

Auch das Leben der h. Jungfrau Maria wurde von Jakob Friedrich Schmidt (1765) als Roman behandelt, was dem Verfaſſer die ſchwere Ungnade der Kaiſerin Maria Thereſia zuzog.

Der Zweibrückiſche Präſident v. Rebmann (der ſich auch Janus Eremita nannte) ſchrieb außer unbedeutenden Romanen und ein Paar politiſchen Sachen eine empfindſame Reiſe nach Schilda (1793), einen jüngeren Münchhauſen, einen Obſcurantenalmanach (1798), der ihm Verdruß zuzog ꝛc. Eine Nachahmung des Sebaldus Nothanker war Rebmanns „Hans Kick in die Welt“ 1795.

Paſtor Bieder wird wegen Heterodoxie vom Amte gejagt und muß faſt durch alle Welttheile wandern, um überall gleiche Intoleranz zu finden, bei Calviniſten und Katholiken, wie bei den Lutheranern und überall. In die Schilderung des aſiatiſchen Bonzenthums und der „drei Pantoffelſyſteme“ wird alles das hineingelegt, was der Verfaſſer eigentlich von ſeiner eigenen Heimath ſagen will. Nur bei den Türken findet Bieder Duldſamkeit und in dem neuen Freiſtaat Nordamerika.

Alles ziemlich geiſtloſe Klopffechtereien der damaligen Aufklärung. — Von ähnlichem Schlage waren die von dem Berliner Auguſt Wilhelm Cranz anonym edirten Bücher: Galerie der Teufel (1776), Kraut und Rüben, Berliner Chronik, Silen, Charlatanerien, Bockiaden ꝛc.

Der Freiherr von Gockhauſen aus Weimar trieb wie Knigge hauptſächlich Maurerei und diente dem Zweck derſelben mit vielen Schriften (Syſtem der Weltbürgerrepublik 1786, Geſchichte der Meinungen eines Menſchenſohns, Geſchichte des Sokratismus, Antoinette, ein Mädchen aus der andern Welt). Gegen Göthe's Einfluß ſchrieb er 1776 „das Wertherfieber“.

Die Freigeiſter, die ſich ihres feinen Verſtandes und Geſchmacks rühmten, mußten Einen unter ſich leiden, in dem die ganze Gemüthsverwilderung und Sittenrohheit des Unglaubens als in einem Vorbild des Sansculottismus hervortrat. Das war der Sachſe Karl Friedrich Bahrdt, der in ſeiner Lebensbeſchreiburg (Frankfurt 1790) von ſich ſelbſt erzählt,

Unabhängigkeit unverkennbar, Ueberſiedelungen, Ueberſpringen von einem Erwerbszweig auf einen andern, Reiſen, vermehrte Anſprüche an geſellſchaftliche Geltung, ſind von plethoriſcher Ueberfüllung aller Stände in langem Friedenszuſtand unzertrennlich. Wer ſonſt in ein Freicorps trat, oder den preußiſchen Werbern ſich überantwortet hätte, muß nun im bürgerlichen Leben ſeine Stelle ſuchen, ſeine Nahrung finden. Wer in Klöſtern ſonſt ganz ſtille geſchwärmt hätte, thut es nun ſchwarz auf weiß. Die Sonne eines langen Friedens ruft neben üppigem Pflanzenwuchſe auch allerlei Ungeziefer ins Leben. Nun wünſcht aber doch wohl Niemand, daß es ewig Winter ſeyn möchte, nur damit die Mükken ihn nicht behelligen. Unſere ſo ſehr geläſterte Zeit wird vielleicht der Nachwelt wie ein verlorenes Paradies erſcheinen, wenn die große Mehrzahl der Uebel, von welchen hier die Rede iſt, verſchwunden ſeyn wird, wenn es ſich aber um endliche und vollſtändige Löſung der Fragen handeln wird, welche unſere Zeit ſorglich, ja ängſtlich umgebt, und mit Recht, da friedliche Verſtändigung weiter führt als rohe Gewalt, und manche Löſung ſchon durch die Zeit herbeigeführt wird, wenn man vermag, dieſe zu gewinnen.

Die Heuchelei und Unwahrheit unſerer Zeit iſt dieſelbe, welche unſere Ahnen verabſcheuten und haßten; ſie hat nur eine andere Larve vor ihr ſcheußliches Antlitz gebunden und muß der erſtarkten öffentlichen Meinung mehr Opfer zollen als früher, was wir für ein gutes Zeichen halten müſſen.

Die Gehaltloſigkeit unſeres Lebens dürfte eher ſcheinbar ſeyn, als wirklich. Wir haben ſolche bewegte Zeiten, ſolche beiſpielloſe Umwälzungen erlebt, daß der einfache Gang der Zeiten uns fade und ungeſchmack vorkömmt, wie dem, welcher ſich im fernen Oſten an überwürzte Speiſen gewöhnen mußte, die tägliche Koſt des väterlichen Herds.

Daß überall der Markt überführt, der Gewinn herabgedrückt, die Mitbewerbung durch jedes Mittel thätig wird, darf als nothwendige Folge der vermehrten Bevölkerung, des entwickelten Gewerbfleißes angeſehen werden. Das Uebertreiben frißt ſich ſelbſt auf, und wenn Unſchuldige dadurch Schaden leiden, ſo wollen wir hoffen, daß ſie dadurch wenigſtens klug werden. Die Gemüthsruhe der Deutſchen offenbart ſich ſogar unter den überfreien

wie er Theologie ſtudirt, jedoch gleich in ſeinem erſten Amte die Frau eines älteren Geiſtlichen verführt habe. Später als Prediger in Leipzig, wurde er von einer gemeinen Buhldirne als Vater ihres Kindes angeklagt und fortgejagt. Bei dieſem Anlaß ſagt er: von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa ſey keiner beſſer, als er. S. 382 folgt eine förmliche Apologie des Ehebruchs, eine Vertheidigung der Natur gegen die Convention. Von der Kirche verfolgt, wurde Bahrdt als Märtyrer der Aufklärung ſchnell ein berühmter und gefeierter Mann. Die Aufgeklärten, die damals ſchon viele Anhänger unter Fürſten und Miniſtern zählten, verſchafften ihm eine Anſtellung auf der Univerſität Erfurt, wo er als Theologe und unter der Maske, chriſtliche Dogmatik und Moral zu lehren, das Gift eines unglaublich ſeichten Deismus und Naturalismus verbreitete. Das böſe Gewiſſen trieb ihn insbeſondere an, gegen die Erbſünde anzukämpfen und alle Laſter und Schwächen des Menſchen als liebe Natürlichkeit zu entſchuldigen. Damals ſuchte er auch eine Frau, nur um des Geldes wegen, wie er geſteht, und fand eine, die er, nachdem er ihr Geld verbraucht hatte, ſtündlich mißhandelte und elend machte, wie er alles naiv ſelbſt erzählt. Um dieſe Frau zu bekommen, beging er, wie er ſelbſt berichtet, eine niederträchtige Täuſchung, um die fromme Schwiegermutter glauben zu machen, er ſey kein Freigeiſt, ſondern gleichfalls fromm. Kaum war er verheirathet, ſo ging er alle Tage ins Theater, das ihn mehr intereſſirte, als die Kirche. Nachdem ſich Bahrdt durch ſeine Frechheit in Erfurt Feinde gemacht und die Behörden ſelbſt gegen ſich aufgebracht hatte, zogen ihn ſeine atheiſtiſchen Freunde und Gönner nach Gießen, wo er dieſelbe Rolle aufs neue ſpielte, unter der Maske eines gelehrten Theologen die baare Irreligioſität und Immoralität durch Lehre und Beiſpiel zugleich zu predigen. Da ihm nach jeder Schandthat und nach jeder Ausweiſung an andern Orten nur immer größere Ehre erwieſen wurde, legte er bald die letzte Scheu ab und trat immer offener als direkter Bekämpfer des Chriſtenthums auf. Damals gab er auch ſeine „neueſten Offenbarungen Gottes“ heraus, eine vorgebliche Unterſuchung des neuen Teſtamentes, aber nichts als ein Syſtem von Blasphemien gegen das Chriſtenthum. In Folge deſſen war ſeines Bleibens nicht länger in Gießen. Begierig nahm er einen Antrag des Herrn von Salis in Graubündten an, dort ein Philanthropin zu gründen. Der liederliche Atheiſt wagte es, eine Muſteranſtalt für Menſchenbildung leiten zu wollen; Lavater fühlte ihm aber auf die Zähne, Salis überließ ihm die oberſte Leitung nicht, und Bahrdt machte, daß er wieder davon kam, um ſein Philanthropin in der Pfalz mit beſſerem Erfolg zu gründen. Hier wurde er nun ganz zum gemeinen Speculanten und prellte die vornehmen Eltern, die ihm ihre Söhne anvertrauten, um ihr Geld. Da er zugleich mit ſeiner atheiſtiſchen Schriftſtellerei fortfuhr, wurde er 1778 durch Reichstagsbeſchluß aller Aemter und Würden unfähig erklärt und aus dem Reiche verbannt.

Alsbald aber nahm man ſich ſeiner in Preußen an und er wurde mit offenen Armen in Halle aufgenommen, wo er Vorleſungen hielt, bis er es auch hier zu arg trieb und man ihm das Leſen unterſagte. Nun verlor er ſeine brave Frau, die er bis aufs Blut gemartert hatte, und hielt mit einer Magd, ſeiner Concubine, eine Kaffeewirthſchaft in einem Garten bei Halle, wo er endlich 1792 ſtarb.

Außer ſeiner Lebensgeſchichte, ſeinen faden Lehrbüchern und Streitſchriften ſchrieb Bahrdt auch Satiren, eine Standrede an Götzens Grabe (des Hamburger Hauptpaſtor, den Leſſing verſpottet), das Religionsedict (ein Luſtſpiel), einen Kirchen- und Ketzeralmanach und Romane, worin er die Orthodoxie verſpottet und ſeinen Deismus lehrt: Zamor oder der Mann aus dem Monde, Ala Lama oder der König unter den Schäfern. Von ihm ſoll auch „die Reiſe des Prinzen Chakanpol“ vom Jahr 1790 geſchrieben ſeyn. Vgl. Allg. deutſche Bibliothek 110 S. 121. In Form einer Reiſebeſchreibung derbe Satire gegen alle Kirchen.

Verwandt iſt: „der Gevatter Matthies oder die Ausſchweifungen des menſchlichen Geiſtes.“ Berlin 1790, 2. Aufl.

Der Gevatter, ein junger Franzoſe, macht Reiſen durch Europa und findet überall den Unſinn walten, was ihn zur Menſchenverachtung bringt, bis er auf dem Todbette noch Mönchen in die Hände fällt. Die einzelnen Begebenheiten, ſo wie die Erzählungen der Freunde und Nebenperſonen ſind vom Autor darauf berechnet, das poſitive Chriſtenthum als Unſinn darzuſtellen und im Leſer den Eindruck eines edlen Zorns über ſo vielen Unſinn zurückzulaſſen. Uebrigens iſt die Schrift nichts weniger als witzig oder ſcharfſinnig, ſondern anmaßend und langweilig.

Der anonym 1797 zu Riga erſchienene Roman „der Wilde“ hat denſelben Zweck, das Chriſtenthum verhaßt zu machen.

Der Peruaner Azeb, der als Heide in Einfalt und Unſchuld mit ſeiner geliebten Gattin Luna in einer abgelegenen Gegend unter dem tropiſchen Himmel im ſchönſten Garten der Erde wie im Paradieſe lebt, wird plötzlich ins tiefſte Elend geſtürzt durch die Ankunft der Chriſten, die ihm den chriſtlichen Glauben aufzwingen, ihm ſein ſchönes Weib zu ſchnöder Luſt rauben, ihn in den Kerker werfen und der heiligen Inquiſition überlaſſen.

Die Preſſe wurde überſchwemmt mit Schriften, die das Chriſtenthum offen verhöhnten. In dieſem Sinne ſchrieb Paalzow ſeine Geſchichte des Aberglaubens, Geſchichte der religiöſen Grauſamkeit, ſeinen Hierokles und Porphyrius, Wünſch einen Horus (1783) ꝛc. An die Stelle des

Christenthums sollte eine Religion der sich selbst anbetenden Menschheit mit maurerischem Ceremoniel treten.

Ignaz Aurelius Feßler entfloh als Kapuziner aus Bamberg, wurde in Preußen Protestant und Freimaurer und kam 1809 nach Rußland als Präsident des Consistoriums zu Saratow. Seine freimaurerischen Schriften und seine Geschichte von Ungarn haben mehr zu seinem Ruhm beigetragen, als seine Dichtungen. Diese nämlich sind hauptsächlich historische Romane, in denen antike Helden auf die langweiligste Weise zu sentimentalen Schwärmern und Weichlingen modernisirt werden. In der bekannten Weise des Franzosen Marmontel. So weichte Feßler den Mark Aurel 1790, Aristides und Themistokles, Alexander, Attila, Matthias Corvinus auf. Seine Hauptabsicht war aber, in seinen Romanen die Vernunftreligion zu predigen, die er, wie alle damaligen Aufklärer, an die Stelle des Christenthums setzen wollte.

In „Bonaventura's mystischen Nächten" 1807 suchte sich Feßler selber zu idealisiren.

Bonaventura ist dem Kloster bestimmt und wird von Jesuiten erzogen, wird aber durch die Bewunderung der Kunst zur Philosophie hingezogen, studirt Plato, gibt das Klosterleben auf, wird eng verbunden mit Paoli auf Corsika, schwärmt für die Freiheit, für „die Ideen der Allgemeinheit", für Menschenrechte, heirathet, wird Vater, sieht mit Freuden den Jesuitenorden untergehen, muß zwar selbst, nach Paoli's Niederlage, von Corsika flüchten, erlebt aber noch eine Art Verklärung in der kleinen Republik San Marino, wo er, „nachdem die drei Steine seines Wesens zu einem einzigen diamantenen Spiegel von unwandelbarer Klarheit zusammengeschmolzen waren, und die Offenbarung der Macht und Heiligkeit des Idealen im Menschen in seinem Daseyn erreicht war", als für die Erde schon zu vollkommen geworden, derselben in unmittelbarer Vergötterung entschwindet.

Die eitelste Selbsttäuschung eines Freimaurers, die in der deutschen Literatur vorgekommen ist.

Auch im „Nachtwächter Benedict", Berlin 1809, huldigt der entsprungene Mönch, nachdem er seiner Kirche für ewig abgeschworen, dem modernen Cultus des Genius.

Der verkappte Nachtwächter ist ein Philosoph, wird Orakel von Minister und Fürst und endet als Geheimerath und Gemahl einer edeln Dame. In seinen Vorlesungen verräth sich der im Irrgarten der modernen Classiker herumtaumelnde Kapuziner. Unter anderem schildert er das Elysium der Dichter.

In der Mitte eine Tafel, an welcher Dante, Camoens, Cervantes und Shakespeare ſichs ſchmecken laſſen; daneben macht Ariſtophanes dem Moliere und Gozzi „die Honneurs“, umarmt Homer den Arioſt, wallen Leſſing, Swift und Pope Arm in Arm, empfangen Prometheus (sic), Milton, Young den Klopſtock, gehen Pindar und Euripides dem Schiller entgegen ꝛc.

Eulogius Schneider, Franziscanermönch in Bamberg, gehörte wie Bronner, Feßler, Schad, zu den Emancipirten. Schon als Mönch ſchrieb er Gedichte, die nichts als Wolluſt athmen. Sie erſchienen jedoch gedruckt erſt 1790. Unter andrem ſingt er:

Einſam ſchmacht ich hier im Bette,
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Vielleicht, fährt er fort, wird Kaiſer Joſeph mich retten, aber zu ſpät.

Wenn dein Jüngling einſt als Greiſe
Zittert und am Stabe keucht,
Lina, dann geſchichts vielleicht.

Eine andere ſeiner Mönchsliebſchaften nennt er Babette. Eine dritte Minette. Als er dieſe küßte, ſah es ihre Schweſter und verrieth ihn. Darüber dichtet er ein artiges, für einen Mönch freilich höchſt frivoles Liedchen mit dem Schluß: was? beim Ofen ſeys geweſen? nicht doch, es war beim Kleiderſchrank.

S. 215 ſingt er:

Oft, wenn ich in der finſtern Zelle
Auf hartem Strohe lag,
Da malte mir der Gott des Traumes
Mein künftig Mädchen vor ꝛc.

Sinnenluſt, welche die Kette ſprengen will, athmet aus allen dieſen Kloſterliedern heraus. Eine Toleranzpredigt von ihm machte großes Aufſehen und bewog den Herzog Karl, ihn an ſeinen Hof zu berufen. Bald darauf berief ihn der aufgeklärte Kurfürſt von Köln nach Bonn. Hier als Profeſſor an der katholiſchen Univerſität ſang Schneider S. 177:

Lebewohl, Theologie!
Lange haſt du mich gequält,
Wintermärchen mir erzählt
Und gedacht, ich glaubte ſie ꝛc.

Und S. 223:

So kamen einſt bepurperte Spionen
Und hochgeweihte Straßenräuber,
Thuiskons Erde auszuplündern,
Vom Vatikan geſandt.

Da ſogen ſie das deutſche Mark
Und gaben Ablaß ihm dafür
Und Aeſer, die man faſſen ſollte
Mit Perlen und Rubinen.

Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ging Schneider nach Straßburg, wurde Jakobiner und Terroriſt, ließ köpfen und wurde 1793 ſelbſt geköpft. Er war ein eitler Tropf, der um jeden Preis eine große Rolle ſpielen wollte, wie ſpäter Johannes Ronge.

Friedrich Juſt Riedel, Profeſſor in Erfurt, ein höchſt gemeiner und flacher Geiſt, brachte es durch ſeine Vergötterung Wielands, Nicolai's, Mendelsſohns ꝛc. dahin, daß er als Aufklärungsmiſſionär einen Ruf als k. k. Rath in Wien erhielt und auch dann noch, als er wegen Atheismus abgeſetzt wurde, vom allmächtigen Miniſter Kaunitz als Vorleſer beibehalten wurde. Er ſtarb in Wahnſinn 1785. Eitelkeit ſcheint ihn zu der Rolle getrieben zu haben, der er nicht gewachſen war. Seine geſammelten Werke erſchienen 1778 in Wien in fünf Bänden. Alles ſeyn ſollende Satiren, aber unendlich platt und fade.

Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere, die ſich über die Menſchen beklagen oder ihrer ſpotten. Ohne Witz. Das Märchen von einem Zauberhut, der die Gabe hat, dem, der ihn aufſetzt, Charakter, Stand und Amt zu verleihen. Gut ausgedacht, aber ohne Geiſt durchgeführt. Neues Lehrgebäude der Seelenwanderung, von elender Plattheit. Skribleriana gegen ſchlechte Skribler, zu denen der Autor ſelbſt gehört. Der Trappenſchuß, komiſches Epos in Proſa, ein ſchwacher Spaß, indem ſtatt eines Trappen ein Eſel geſchoſſen wird. Der Reſt, den ich nicht aufzählen will, iſt noch viel geringer. Einen großen Raum nehmen die Briefe an die damaligen Größen der Aufklärung und Riedels Gönner ein.

Welch eine Zeit, in der ein ſo ſeichter Geiſt vom römiſchen Kaiſer nach der Hauptſtadt des katholiſchen Deutſchland berufen werden konnte, um dort Licht zu verbreiten! In demſelben Wien ſchrieb Hofrath Ignaz v. Born eine lateiniſche Monachologia, worin er die Mönche nach dem Linnéſchen Syſtem als Thiergattungen claſſificirte. Im gleichen Sinn ſchrieb

Heinrich Gottfr. v. Bretſchneider einen „Almanach der Heiligen“, worin er den katholiſchen Glauben aufs frechſte verhöhnt. Bretſchneider war ein Sachſe, ging im ſiebenjährigen Kriege zu den Oeſterreichern über, half ihnen bei Collin ſiegen, ging dann wieder zu den Preußen über, abentheuerte durch die Welt und endete doch noch als öſterreichiſcher Hofrath. Er ſchrieb auch Wiener Sittenſchilderungen in zwei Romanen „Abentheuer des Junker Ferdinand von Thon“ und „Wallers Leben“. Hieher gehört auch des Biſtorius „Kronik der Heiligen“ mit Kupfern, Wittenberg 1787, eine Parodie der echten Legenden in Blumauers Manier, voll Spott über den katholiſchen Glauben. Alle Heiligen werden hier ungefähr wie Antonius der Große von den Teufeln, die ihn unter allen möglichen Geſtalten zu necken und zu verführen trachteten, von den Witzeleien des Dichters umdrängt. — Noch gemeiner iſt die „neue Legende der Heiligen“, Salzburg 1784, worin die ſchändlichſten und albernſten Dinge von Heiligen erzählt werden (in Proſa).

Den meiſten Ruhm unter allen Aufklärern Wiens erlangte Aloys Blumauer. Bei ihm verband ſich der ſeichteſte Rationalismus und Humanismus mit der alten Genußſucht der Wiener zu der frivolen Spötterei, die ſich, weil ſie ſelbſt nichts Originales ſchaffen konnten, am bequemſten im Traveſtiren deſſen bewegten, was Andern groß, erhaben oder fein und edel erſchien. Der halbgebildete Pöbel hat Blumauer vergöttert, weil er alle ſeine Neigungen in ihm wiederfand.

Blumauer gab zuerſt 1780 ein langweiliges und geiſtloſes Ritterſpiel „Erwine von Steinheim“, dann 1782 Gedichte heraus. Unter dieſen nehmen die burlesken den erſten Rang ein. Nur ſie waren es, die ein Publikum und zwar ein großes fanden und heute noch finden. Die poſſenhafte und zum Theil laſcive Art, wie er das Lob der Gans, des Flohes, des Ochſen, des Eſels, des Schweins und des Nachtſtuhls in Knittelverſen ſang, erregte wiederndes Gelächter. Auch ein Lob des Tabaks oder Schmauchlied ſang er. Am merkwürdigſten iſt das Gedicht „der evangeliſche Bauernjunge in der katholiſchen Kirche“. Hier läßt er einen Bauernjungen erzählen, was derſelbe alles in der katholiſchen Kirche, in der er zum erſtenmal war, geſehen hat, lauter Dummheit und kraſſen Unſinn. Er ſchließt:

„Laß ſie Hocus Pocus treiben
Und die Narren Narren bleiben.“

So durfte Blumauer über die Landeskirche ſchreiben. Dennoch gerieth er

in eine literariſche Fehde mit dem Berliner Nicolai, der doch ganz und gar ſo dachte, wie Blumauer, nur weil der Wiener anderweitige Scherze des Berliners über die Wiener auf Ambition nehmen zu müſſen glaubte.

An die Stelle der Kirche trat bei Blumauer die Loge. Eine Menge ſeiner Gedichte ſind Freimaurerlieder. Er pries Joſeph II. als den großen Gönner und Förderer der Logen im Gegenſatz gegen die Kirche. Er ſah im Geiſt ſchon die Kirche vernichtet und die Loge als Tempel der Humanität auf ihren Trümmern erbaut. Unter anderm beſang er die Aufnahme Voltaires unter die Maurer (im Jahr 1778), wobei er denſelben den „liebſten Sohn der gütigen Natur“ nennt. Bei jeder Gelegenheit brachte er in der Loge Geſundheiten in Verſen aus, ſo auch alljährlich in den Schweſterlogen. Man macht ſich einen Begriff von der Höhe, bis zu welcher Humanität und Natürlichkeit damals in Wien getrieben wurden, wenn man lieſt, was Blumauer den Schweſtern in offener chriſtlicher Verſammlung Alles ſagen durfte. Da leſen wir bei der Feier des Johannisfeſtes 1782:

Wenn eine Schweſter ſeitwärts ſchielt ꝛc., ihr Ehemänner, da nehmt geſchwind die Binde um die Augen als blinde Brüder. Seht nichts, das iſt das beſte, was ihr thun könnt. Wenn eine Schweſter zankt, daß ſie keine Kinder hat, ihr guten Ehemänner, ſo

Beruhigt ſie für dieſen Fall
Und machet für ein andermal
Die Ehſtandsarbeit beſſer.

Im folgenden Jahre 1783 wieder bei der Johannisfeier ruft Blumauer den Schweſtern die frivolſten Aequivoken zu, indem er ihnen die Sinnbilder der Maurerei erklärt, und ſchließt:

Für euch nun endlich feuern wir
Aus den Kanonen, welche hier
In voller Ladung ſtehen.
Drum laßt die Arbeit uns, und ſeyd
Zufrieden, wenn ihr jederzeit
Da erntet, wo wir ſäen.

Beim Namensfeſte der maureriſchen Schweſter Thereſia von S. verhöhnt er die h. Thereſe. Die trage zwar einen lichten Schein um das Haupt, aber das Licht im Kopfe habe die Maurerei ꝛc.

Blumauers Hauptwerk iſt die „Aeneis“, eine Traveſtie der virgiliſchen, in Knittelverſen.

Es war einmal ein großer Held,
Der ſich Aeneas nannte,
Als Troja nahm ers Zerſengeld,
Als man die Stadt verbrannte.

Juno bittet den Gott der Winde, dem Fliehenden auf dem Meere einen Sturm zu senden. Er thut es, klagt aber (S. 6):

Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am besten brauchen könnten,
Ist athemlos — ich lieh ihn den
Berliner Rezensenten.
Die machten ihn zum Hekticus,
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Geisesmilch kuriren.

Die Winde toben. Neptun aber spricht sein Quos ego und droht den Winden „das Maul zu vernähen". Venus bittet um Schutz für ihren Sohn Aeneas, und Jupiter, der eben auf dem Nachtstuhl sitzt, gewährt ihn gnädig. Aeneas kommt glücklich nach Karthago und geht in ein Kaffeehaus, wo er den Reichspostreiter liest. Dido läßt ihn kommen und erzählen: Infantin, laßt das Ding mir nach, es kostet mich nur Thränen. (Infandum, regina, jubes, renovare dolorem.) Doch erzählt er vom Untergang Troja's (S. 43):

Wie Ihro Majestät gesehn,
Wenn Sie oft Flöhe fingen,
Daß ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte springen,
Und ängstlich hurfen hin und her
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Aeneas erzählt seine Flucht. Das Ungeheuer der Scylla wird S. 79 als eine kokette Tänzerin geschildert, die mit dem kurzen Röckchen zu sehr gewirbelt und dadurch die Männer verführt habe, wofür sie zur Strafe an den Fels gebannt worden sey, bellende Hunde am untern Theil um sich habe und beständig im Strudel das Meer und die Schiffe um sich bewegen lassen müsse. Polyphem wird als ein Großinquisitor aufgefaßt. — Als Aeneas seine Beichte geendigt, wird Dido immer verliebter. Sie wendet sich an ihren Beichtvater, einen Jesuitenpater, der da meint, weil Aeneas Prinz heiße, so dürfe sie es mit ihm wagen, und sey im Voraus absolvirt. Nun das Gewitter und die (ganz decent gehaltene) Höhlenscene. Als Aeneas fort muß, überhäuft ihn Dido mit den pöbelhaftesten Schimpfreden (S. 113). Dann geräth sie in Verzweiflung. Als er fort ist, klagt sie:

Du süßes ewig theures Band,
Das ich, o sel'ge Stunden,
Aeneen oft mit eigner Hand
Um seinen Kopf gewunden ꝛc.

Es mag genug ſeyn, um die Gattung zu charakteriſiren. Die drei letzten Geſänge der Aeneis, die bei Blumauer fehlen, ergänzte Schaller 1794. Bald erſchien auch eine traveſtirte Ilias, ein traveſtirter Ovid. Der letztere in vielen Bänden.

Unter Blumauers Nachahmern ſteht Schaller, der Straßburger, oben an, deſſen Stutziade oder der Perückenkrieg (1802) ganz im Ton und Versmaße Blumauers geſchrieben, aber in der Erfindung originell iſt.

Die olympiſchen Götter ſind im Begriff, ſich zu moderniſiren und haben ſich eben die neueſten Moden von Paris kommen laſſen. Apoll erſcheint in Pantalons, Mars als Incroyable, Juno trägt eine cul de Paris ꝛc. Da bringt Merkur die erſten Damenperücken, welche allgemeines Staunen erregen. Venus aber ärgert ſich darüber und wirft ſie zum Himmel hinaus. Sie fallen auf das Eiland der Circe, welche ſich gleichfalls über die ſeltſamen Geſchöpfe wundert und ſie aus Mitleid lebendig macht. Es iſt eine rothe und eine ſchwarze Perücke. Kaum können ſie ſich ſelbſtſtändig bewegen, ſo fallen ſie über einander her und zerzauſen ſich. Die Olympier bemerken es und kommen, nachdem ihr einziges Opernglas, weil es Jeder haben will, zerbrochen iſt, ſelber herunter, dem Perückenkrieg zuzuſehen, der ſie ſo lachen macht, daß Aeolus zerplatzt und eine furchtbare Exploſion hervorbringt. Indeſſen währt der Krieg nicht nur fort, ſondern rüſten ſich auch alle Perücken auf Erden, Partei zu ergreifen, und im Olymp ſelbſt ſtellt ſich Venus auf Seite der rothen, Juno auf die der ſchwarzen Perücken. Beide Göttinnen gerathen in höchſt unerbaulichen Hader. Der Krieg der Perücken beginnt nun im großen Style (mit vielen Anſpielungen auf Mack, Suwarof, Napoleon und die wirklichen Kriege der Zeit). Junone führt die ſchwarze, Cyprine die rothen Perücken an. Indaſine verräth die letztern an jene. Unterdeß hat Jupiter eine Anwandlung von Aufklärung und läßt die Verbannten aus der Unterwelt wieder frei, da aber der unverſchämte Irion ihn gleich wieder zum Hahnrei machen will ꝛc. und Momus, als olympiſcher Hofrath, kräftig Einſprache thut, proklamirt Jupiter, die böſe Welt ſey für die Aufklärung noch nicht reif und ſperrt die Emancipirten wieder in die Hölle ein, in der wir auch Robespierre, Carriere und die übrigen Ungeheuer der Revolution büßen ſehen. — Die Göttinnen nehmen fortwährend Theil am Perückenkrieg. Indem Juno zur Erde niederſchwebt und ihr Kleid ihr majeſtätiſch nachwallt, wird dieſe ſchöne Situation das Motiv zur Erfindung der Schleppe. Indem Venus auf die Inſel der Circe kommt und mit dieſer bald in Streit geräth, wird ſie von der boshaften Zauberin ſelber in eine Perücke verwandelt, kämpft heldenmüthig in Cyprierns Heer, wird aber arg zerzauſt und flieht weinend zum Vater Jupiter. Dieſer ſchleudert endlich einen Blitz auf die Inſel und die glücklich davon entzündeten Perücken lodern in Rauch auf.

Dieſer ſehr ſchalkhaften und geiſtreichen Dichtung fehlt nichts, als die Kürze, ſie iſt in drei Bänden zu lang ausgeſponnen.

Ratſchky in Wien, ein Freund Blumauers, verſpottete die franzöſiſche Revolution 1793 in einem komiſchen Heldengedicht „Melchior Striegel“ in der Manier des engliſchen Hudibras.

Der Held ſtiftet einen Clubb, der Gaſthof zur Krone wird in den zur Jakobinermütze umgetauft. Die große Frage iſt, ob der Kegelkönig noch den Vorrang behalten ſolle ꝛc.

Joſeph Richters „Briefe des Eipeldauer über die Wienſtadt“, ſeit 1774 geſchrieben, geben in burlesker Bauernſprache eine juvenaliſche Schilderung der Wiener Lüderlichkeit.

Man hat den Eipeldauer in Wien gut angeſtellt, indem man ihm die Maitreſſe eines vornehmen Herrn als Frau anhängt. Dieſe hält ihn nun unter dem Pantoffel und macht das luſtige Wiener Phäakenleben, Schlemmerei, Schleckerei, Ehebruch, Galanterien jeder Art, Bälle, Theater, Prater, neue Moden, Lotterie, Schulden ꝛc. mit. Selbſt in den Kirchen läßt uns der Eipeldauer nur Unzucht ſehen. Die Kirchen dienen nur zur Schauſtellung der tollſten neuen Moden und zu Rendezvous, oder um eine Meſſe ſingen zu hören von einer Sängerin, die geſtern Nacht noch als Bachantin raste. Um den Narrenthurm aber ſtehen die Wiener den ganzen Tag und hänſeln die Narren, damit ſie noch närriſcher werden. Allen Ständen wird, immer mit gutmüthigem Humor, der beſchämende Spiegel vorgehalten.

Dieſes zu ſeiner Zeit oft (1796 ſchon zum viertenmal) aufgelegte, heute vergeſſene Werk iſt der beſte Sittenſpiegel Wiens, wie die Romane des Julius von Voß der Berlins.

Ich muß hier noch eine Anzahl wohlmeinende, zum Theil edle Schwärmer anſchließen, welche die Welt mit ihrer neuen Aufklärung beglücken wollten.

Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Rouſſeau in Genf eine Revolution der ganzen Erziehung vorgeſchlagen, um ein neues philoſophiſch gebildetes Geſchlecht aufzuziehen, dem alle Erinnerung an die bisherigen aus dem Mittelalter noch ererbten chriſtlich-ſocialen Zuſtände verſchwunden ſeyn ſollten. Dieſen Gedanken faßte nun der Hamburger Baſedow auf, um ihn zu verwirklichen, indem er 1774 zu Deſſau ein ſ. g. Philanthropin als Muſterſchule der künftigen Erziehung des Menſchengeſchlechts gründete. Hier ſollten die Kinder alles ſpielend ler-

Anglo-Amerikanern. Die Mehrzahl fährt gewiß fort, in langſamem beharrlichem Erwerb, in Sparſamkeit und Mäßigung ihr Heil zu ſuchen, und für die Dauer zu finden.

Die Bande der Verwandtſchaft und der Ehe ſind durch die allgemein geſteigerten Bedürfniſſe und die daraus entſpringende Selbſtſucht gelockert, aber ſie ſind dieſes nicht erſt in unſeren Zeiten. Die reichen Landleute behandeln ſeit Jahrhunderten die Verheirathungen ihrer Kinder wie eine Art Viehkaufs, und wenn man nun das Kind bei dem rechten Namen zu nennen wagt, ſo muß erſt entſchieden werden, ob es aus Freimuth oder aus Schamloſigkeit veröffentlicht werde. Es iſt durch den allgemein verbreiteten Luxus allerdings ſchwer geworden, den Hausſtand mit der frühern Einfachheit durchzuführen, und der unnatürliche Zuſtand eingetreten, daß man das Nothwendige entbehren muß, um zu ſcheinen, als beſitze man das Ueberflüſſige. Aber zu allen Zeiten hat die reiche Erbin, auch wenn ſie höckrig oder ſkrophulös war, unter ſtattlichen Freiern wählen können, während das ſittſamſte liebenswürdigſte arme Mädchen nicht unter die Haube kam.

Bedenken wir, daß dem 19. Jahrhundert zwar die Verſorgungsorte für alternde Mädchen und egoiſtiſche Hageſtolze, die Klöſter, beinahe überall fehlen, alſo durch dieſen Mangel das Uebel größer erſcheint als früher, bedenken wir aber auch, daß der ſcheußliche Zwang zur Eheloſigkeit in den ſtehenden Heeren meiſt verſchwunden iſt, indem die Dienſtzeit in billige Grenzen eingeſchränkt wurde, und daß bereits im Verſenden wirklicher Koloniſten nach Auſtralien der grellſte Uebelſtand gehoben, oder wenigſtens ſeine Hebung verſucht wurde. Dieſes iſt ſchon an und für ſich ſehr viel. Es beweist, daß die Regierung das Uebel kennt, ihm abhelfen will und die rechten Mittel zur Abhülfe angewendet hat, welcher mehr Menſchen unterthan ſind, als es je dem alten Rom waren.

Wir werden weiter unten zu entwickeln ſuchen, wie der zukünftige Hang der menſchlichen Geſellſchaft wahrſcheinlich wieder zu früheren und häufigeren Ehen führen werde. Mit dieſen wird das geſchichtliche Prinzip von ſelbſt wieder in die Familien zurückkehren. Der Enkel wird wieder durch die Großeltern das Traditionelle erhalten und ebenſo auf ſeine Nachkommen fortpflanzen, während jetzt beinahe jede Haushaltung von vorn anfängt, und

nen, nie bestraft werden ꝛc. Er machte aber bald Bankerott und wurde ausgelacht. Viel nüchterner und praktischer fing sein Schüler Salzmann die Sache an, indem er zu Schnepfenthal bei Gotha eine noch jetzt blühende Erziehungsanstalt gründete und hier zunächst nur die Unnatur der damaligen Mode, Puder, Zöpfe, Perücken, Reifröcke, Schnürbrüste ꝛc. abschaffte und bereits lange vor Jahn das Turnen einführte, um die Knaben zu kräftigen. Er hat auch viel geschrieben, 1781 sein berühmtes Krebsbüchlein, worin er lehrt, wie man die Kinder nicht erziehen soll, und 1783 den großen Sittenroman „Karl von Karlsberg" in sechs Bänden.

Darin verbreitet sich Salzmann über alle Verkehrtheiten der Mode und socialen Mißbräuche seiner Zeit. Scharf tadelt er, daß man in den Schulen griechisch und lateinisch lehre und die Knaben doch nicht zu kräftigen Bürgern erziehe, sondern philisterhaft vertrocknen lasse. Die Verweichlichung der Sitten, die häßlichen und ungesunden Moden, die gesellschaftlichen Lügen sind es vorzüglich, die seinen Unwillen erregen. In Bezug auf die politischen Gebrechen äußert er sich vorsichtiger und was die Kirche betrifft, so bleibt ihm dieselbe fremd und er hofft alles nur von der Aufklärung.

Dem gleichen Zwecke dienten Salzmanns übrige Volksschriften in „Constants sonderbaren Fatalitäten (1791), wie Haberfeld aus einem Bauer ein Freiherr wurde, und Sebastian Kluge", sämmtlich Anweisungen für das Volk im Sinn des aide toi et le ciel t'aidera.

Johann Heinrich Merk, den man als Göthefreund belorbeert mit herumzuschleppen pflegt, stand seiner Tendenz nach Salzmann nahe. Er wollte Natur, Wahrheit, Einfachheit, gab sich aber, anstatt sich an das Altvolksthümliche und an die Kirche zu halten, einem falschen Idealisiren und Experimentiren hin und ging darüber zu Grunde, denn wegen schlechter Speculationen schoß er sich 1791 todt. Er war ein Kunst- und Petrefactenliebhaber. Unter den vielen kleinen Aufsätzen, die er geschrieben, zeichnen sich zwei Erzählungen in Wielands Merkur (von 1778 und 1781) aus.

Die Geschichte des Herrn Oheims, eines der gebildeten Gesellschaft freiwillig entfliehenden Genies, welches sich der Landwirthschaft widmet und ein idealer, alles rationell behandelnder Bauer wird, ein natürlicher Mustermensch nach Merks Herzensmeinung. — Lindor, die Geschichte eines von Kindheit auf durch seinen Scharfsinn ausgezeichneten Jünglings, welcher hernach emporkommt und Günstling eines Ministers wird, jetzt aber erst mit tiefer Beschä-

mung erkennt, daß ihn alle Welt nur ausbeuten und benutzen will, ohne Achtung für ihn, ja ohne Verständniß seines Werthes. So der Minister, die eigene Frau ꝛc. Ein Gemälde von hoher psychologischer Wahrheit.

Ausgewählte Schriften von Merk edirte Stahr, 1840.

Einen ähnlichen Weg wandelte seit 1781 der Züricher Pestalozzi, der in seiner Musterschule eine neue Methode durch Ausbildung des Anschauungsvermögens, des Formen-, Zahlen- und Sprachsinns anwandte, und eine solche Hoffahrt unter die Schulmeister brachte, daß dieselben seitdem den Pfarrern aufsätzig wurden, und in den nach Pestalozzi's Grundsätzen allmählig in ganz Deutschland gegründeten Schullehrerseminarien die Ueberzeugung genährt wurde, es sey für die aufgeklärte Menschheit an der Schule genug und die Kirche müsse ganz verschwinden. Pestalozzi selbst dachte freilich nicht, daß es so weit kommen würde, noch wollte er es. Seine Fabeln, die zuerst unter dem Titel „Figuren zu seinem ABCbuch“ 1797 erschienen, enthalten viel Schönes z. B.

Einer hält ein Thal für gesegnet, weil es so viel Quellen habe, aber ein Bewohner des Thales sagt: es sind der Quellen zu viel, sie machen die Ebene zum Sumpf. Das paßt ganz auf die deutsche Poesie, in der nur zu viel gemacht wird. — Der Fels frägt die Statue, was sie sich brüste, sie sey nichts mehr, als er. Die Statue aber antwortet: ich brüstete mich nicht, so lange ich zu dir gehörte, ich thue es erst, seit ich von dir los bin. — Ein König wünscht, seine Unterthanen möchten so an ihm hängen, wie die Blätter an der Linde. Die Linde aber sagt: ich nähre sie mit Saft, du aber willst den Saft aus ihnen ziehen. — Einer schalt, es sey zu wenig Gemeingeist im Volke. Ein Bauer aber antwortete, ich fordere von meinem Reich nur Gemeinkraft.

Eben so edel ist sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ von 1781.

Didaktische Romane zur Belehrung des Volks: der philosophische Bauer von Hirzel 1774 (dem noch ein philosophischer Kaufmann folgte), Gottfried Walther, der Tischler von J. M. Miller 1786, die gute Christine, eine Geschichte für Dienstboten, von Essich 1793. Das Noth- und Hilfsbüchlein von Rudolph Zacharias Becker (Hofrath in Gotha) 1788 nebst einem Liederbuch ꝛc. der Mildheim'schen Mustergemeinde.

Sehr rührig in der deutschen Literatur war damals Heinrich Zschokke, ein Magdeburger, der, nachdem er Ritterromane, (Kurd von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehm-

gerichts), ein Räuberschauspiel (den großen Abällino) ꝛc. geschrieben hatte und nachdem er in der Schweiz Erzieher gewesen war, sich der Revolution in die Arme warf, 1798 helvetischer Commissär wurde, und später für die göttliche Mission Napoleons und für den Rheinbund gegen die Spanier, Tiroler und Preußen schrieb. Eine mit seinem Namen verbreitete Flugschrift von 1807 kündigte Deutschland die glücklichste Zukunft an, seitdem sich Napoleon und der russische Alexander desselben erbarmt hätten. Dabei war Zschokke ein eifriger Maurer, verbreitete Aufklärung und machte eine glänzende Speculation mit seinen rationalistischen „Stunden der Andacht". Diesem Standpunkt gehört auch schon sein Roman von 1802 „Alamontade" an.

Alamontade liebt eine verheirathete Frau, von der er sich aus Tugend wieder trennt, um abermals eine gewisse Clementine zu lieben, von der ihn das Schicksal trennt, indem er im Cevennenkriege als Reformirter gefangen und auf die Galeere geschleppt wird. Hier bringt er fast dreißig Jahre in nicht christlicher, sondern philosophischer Gelassenheit und Geduld zu, bis der Tod ihn erlöst.

Ein anderer Roman Zschokke's, „das Goldmacherdorf", machte noch weit mehr Glück, indem er darin der modernen Schulmeisterei schmeichelte und das Ideal einer Dorfgemeinde schilderte, in der „Bildung und Wohlstand für Alle" durch den jungen Schulmeister Oswald erreicht wird.

3.

Die Kraftgenies.

Im instinktartigen Gefühl, daß man bisher immer zu schwach, zu weichlich, zahm und nachgiebig gegen das Herkommen oder die Mode gewesen sey, begannen viele Dichter, mit groben Worten um sich zu schlagen und mit ihrer wirklichen oder nur eingebildeten Kraft zu renommiren. Es war nicht immer die kochende und brausende Jugend, die sich so geberdete, es schlich sich bald auch Affectation ein, da der neue Ton imponirte und Mode wurde. Ein ähnliches Gefühl hatte schon früher die Kraftausdrücke und den Schwulst der zweiten schlesischen Schule sowie der

Klopſtockiſchen Bardiete motivirt, und auch jetzt ſchöpfte man wieder einen Theil der neuen Kraft aus dem Stolz auf die deutſchen Ahnen, auf das alte Heldenthum der Nation.

Hier trug Graf Stolberg die Fahne voran. Seinen patriotiſchen Romanzen aber gingen ſchon ältere vorher. Als die erſte Romanze der Neuzeit gilt „Hermin und Gunilde“ von Raſpe, vom Jahr 1766, obgleich ſie nach des Verfaſſers eigenem Bekenntniß mehr dem Arioſt, als dem deutſchen Volksliede nachgebildet iſt. Eben ſo unbedeutend ſcheinen 1768 Schiebelers Romanzen, ſowie die von Geißler 1773, Grabl 1776, Keſtinger 1779 geweſen zu ſeyn, da ſie unbeachtet verſchwunden ſind.

In dem jungen Dichterbunde in Göttingen, der ſeine Weihe hauptſächlich von Klopſtock empfing, nahm Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, mit ſeinem Bruder Chriſtian, einen hervorragenden Rang ein. Einem der älteſten Adelsgeſchlechter am Harz entſtammt, von echtem deutſchem Kern, faßte Friedrich Leopold die Grundgedanken Klopſtocks „Religion und Vaterland“ viel tiefer, als Klopſtock ſelbſt. Seine Religioſität blieb nicht der willkührliche, von aller Tradition emancipirte, empfindſame Christianismus vagus, ſondern führte ihn zur wirklichen alten Kirche zurück, und ſeine Vaterlandsliebe blieb auch nicht im affectirten Bardiet ſtecken, ſondern ſuchte das wirkliche alte deutſche Reich, Adel und Volk. Ein tiefer magnetiſcher Zug, ein unwillkührlicher naturnothwendiger Trieb, wie er im Wurzelſaft eines oben abgehauenen Baumes ſich regt, um neue Aeſte zu treiben, führte den poetiſchen Grafen mitten durch alle Täuſchungen und Schmeicheleien, wie ſpäter durch alle Anfechtungen einer Zeitbildung hindurch, die von der Naturwahrheit abgewichen war. Es dauerte lange, bis er ſelbſt ſich faßte und begriff. Er ſchwankte in Sympathien und Manieren umher, bis gleichſam gegen ſeinen Willen, wenigſtens gegen alle Erwartung, immer die ſichre Natur in ihm den rechten Weg fand.

In ſeinen Gedichten ſchwärmt er anfangs wie Voß, Cramer ꝛc., für Klopſtock und ergießt ſich im hohen Odenton in Begeiſterungen für die Freunde, für den Geſang ꝛc. Bald aber ſehn wir ihn aus den antiken Versmaßen heraus zum deutſchen Reim, zum Ton des Volksliedes ſich durchringen. Er vergleicht die gute alte Zeit deutſcher Kraft und Herr-

lichkeit mit den verkommenen Zuſtänden der Gegenwart und mahnt, die alte Kraft zu verjüngen in dem Liede vom deutſchen Knaben:

Mein Arm iſt ſtark und groß mein Muth ꝛc.

Im Liede des alten ſchwäbiſchen Ritters.

Sohn, da haſt du meinen Speer,
Meinem Arm wird er zu ſchwer ꝛc.

Im Liede auf das Rüſthaus zu Bern:

Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüſtung ſeh ꝛc.

In einigen Balladen, unter denen „die Büßende“ am berühmteſten wurde, ſuchte Stolberg gleichfalls den Sinn für die alte Zeit, Zucht, Sitte und Gemüthlichkeit zu wecken. Auch ſein Bruder Chriſtian ſchrieb dergleichen, doch ſind deſſen Gedichte nur ein ſchwächerer Abglanz der brüderlichen.

Das Griechenthum, für welches in Göttingen alles ſchwärmte, machte auch unſerem deutſchen Grafen viel zu ſchaffen. Nachdem er ſich einmal damit eingelaſſen, verräth es ſeinen großartigen Sinn, daß er gleich (1776) die Ilias überſetzte (ſowie ſein Bruder den Sophokles). Aber das war nicht ſein Beruf, ſeine Ueberſetzung wurde bald durch die von Voß verdrängt. Sodann ſchrieb er einige Schauſpiele in antiken Formen, und auch hier bezeugte ſich wieder ſein höher ſtrebender Geiſt, ſofern er in dieſen Werken Ideen der Freiheit zur Geltung bringen wollte. Damals gab es viele ausgezeichnete Edelleute, welche im Sinne des däniſchen Miniſters Bernſtorff, für Humanität begeiſtert, die Bauern emancipiren und zu edler Freiheit heranziehen wollten. Es war die Zeit, in welcher die vereinigten Staaten ſich vom engliſchen Mutterlande losriſſen und in ihrer Republik ein Ideal von Humanität, Freiheit, Geſittung, Wohlſtand und allen Bürgertugenden darzuſtellen und Rouſſeau's Ideal zu verwirklichen ſchienen. Im Gefühl, der Feudaladel habe ſich am Landvolk bisher verſündigt, nahm ſich ein franzöſiſcher Edelmann, Lafayette, mit leidenſchaftlicher Wärme des Volkes an, und regte ſich daſſelbe Gefühl auch in einem Theil des norddeutſchen Adels. So erklärt ſich die Freiheitsgluth in Stolbergs gräciſirenden Dramen.

Im „Thäſeus“ wird dieſer Held Befreier der Athenienſer und Gründer ihrer bürgerlichen Freiheit. „Timoleon“ erobert die Freiheit wieder.

Chriſtian ſchrieb zwei ähnliche Stücke:

„Belſazer“ wird in der Fülle ſeiner Sünden von den Perſern überfallen und unter obligaten Freiheitsrufen auf ſeinem eigenen Thron ermordet, in der That eine Art Viſion in Bezug auf das Schickſal der tiefverſchuldeten Dynaſtie in Frankreich. „Otanes“ muß zuſehen, wie der ſchlaue Darius ſich durch unwürdige Liſt der Herrſchaft in Perſien bemeiſtert, rettet aber ſich und die Seinen in ein Aſyl edler Freiheit.

Merkwürdig iſt Leopolds Roman „die Inſel“, in Proſa, 1788.

Der durch Unglück geprüfte Sophron unterrichtet auf einer ſchwäbiſchen Donauinſel einige Jünglinge und malt ihnen die beſte Republik aus, die faſt ganz ſocialiſtiſch iſt: Gleichheit des Standes und Beſitzes, das Geſetz faſt ganz entbehrlich durch die Sitte, Unſchuld und Sittenreinheit die Grundlage, der Erfolg: das Paradies auf Erden.

Ganz verſchieden von dieſen Dichtungen iſt Leopolds „Säugling“, nach Stoff und Form völlig claſſiſch, ein allegoriſcher Mythus.

Die ſchöne Kritäis wird am Ufer durch wunderbare Töne, Düfte ꝛc. in ſüßen Schlummer gewiegt, als ſie aber wieder erwacht, liegt ihr abgelöſter Gürtel neben ihr und eine Stimme verkündet ihr, daß ihr ein Gott beigewohnt habe. Der Gott war Apollo, das Kind, das ſie ihm gebiert, iſt Homer. Auf Befehl des Gottes wird das Kind ihr geraubt, um auf dem Helikon von den Muſen gepflegt zu werden. Da klagt die Mutter in den rührendſten Tönen, bis Apoll ihr das Kind wieder ſendet, um endlich beide, Mutter und Kind, zu ſich zu nehmen.

Das iſt Stolbergs ſchönſte und vollendetſte Dichtung, und obgleich in ſtreng claſſiſcher Form, doch von beinah indiſchem Charakter. Die Klage der Kritäis kann mit nichts verglichen werden als mit der Klage der Sakuntala, Draupadi, Savitri und der Verlaſſenen von Maghaduta.

Stolbergs „Jamben“ von 1784 ſind poetiſche Epiſteln und Lehrgedichte, die ſeine edle Geſinnung und ſein richtiges Gefühl bekunden.

In dem „Rath“ räth er ironiſch, die Franzoſen nachzuahmen, jede Modethorheit zu pflegen, die alte Treue und Sitte zu verlachen, Religion und Prieſter zu haſſen ꝛc. In den „Schafpelzen“ aber ſtraft er die falſchen Pfaffen, Heuchler und Miethlinge. Unter dem „Kleinod“ verſteht er die Ehre des Mannes und die Keuſchheit des Weibes, dieſes Kleinod ſoll ewig bei uns gewahrt werden.

Als Schiller die „Götter Griechenlands“ gepriesen und eine poetische Wehmuth darüber ausgedrückt hatte, daß eine schöne heitere Götterwelt durch das finstere häßliche Christenthum verdrängt worden sey, nahm sich Stolberg des letzteren an, wurde dafür aber auch gleich in den Bann gethan, denn welcher deutsche Dichter damals nicht dem Christenthum seine Mißachtung bezeugte, durfte unter den Classikern der Nation nicht mehr geduldet werden. Schiller und Göthe schrieben eine Xenie, worin sie Stolberg feierlich vom Parnaß herunterwarfen, damit er, wie sie spöttisch hinzufügten, in seinen Himmel eingehen könne. Stolberg aber duldete dieses erste Martyrium als Christ, trat 1800 zur römischen Kirche über und begann eine langathmende Kirchengeschichte zu schreiben. In hohem Alter fiel noch sein Jugendfreund Voß über ihn her, um ihn als Finsterling und Römling, dem Haß und der Verachtung der gebildeten Welt preiszugeben. Stolberg antwortete mit Würde und verschied in Frieden 1819.

Gottfried August Bürger aus dem Halberstädtischen, schloß sich an den Göttinger Dichterbund an und gab 1778 daselbst den Musenalmanach heraus, blieb aber bei den vornehmen Professoren verachtet, weil er ein etwas roher Polterer war und Unglück in der Ehe hatte. Zwei Frauen starben ihm, die dritte, die sich ihm aus Anlaß seines Lieds von der Weibertreue als biederes Schwabenmädchen selber angeboten und an den Hals geworfen hatte, quälte ihn mit ihren schlechten Sitten zu Tode (1794) und langweilte die Welt noch lange als herumziehende Declamatorin und mit geistlosen Schriften, in denen sie sich Theodora oder die „Pilgerin zum Heimathlande“ nannte. Bürgers Werke erschienen 1835 gesammelt. Schiller griff ihn ungerecht an, A. W. Schlegel vertheidigte ihn. Sein Verdienst ist, daß er sich zum Ton und Geist des Volksliedes hingedrängt fühlte und eine Menge alte Sagenstoffe in Romanzen verarbeitete. Allein er trug noch zu sehr den Zopf der Zeit, um nicht, wie Stolberg, in ein rohes Poltern zu fallen. Die heilige Zartheit des echten Volksliedes hat er nie erreicht. Er lernt, prahlt zu viel und wird burlesk, wenn er populär seyn möchte. Er wird gemein, indem er sich zum Volk herabzulassen vermeint, ohne zu merken, daß das alte Volkslied voll Adel ist. In diesen Fehler waren auch schon Claudius und Löwen gefallen. Auf Bürger wirkten auch die altenglischen Balladen ein,

die damals gesammelt worden waren. Aus ihnen entlehnte er hauptsächlich die Geisterschauer, z. B. seiner Lenore:

In Lenoren kommt bei Nacht plötzlich ihr Liebhaber, ein in der Schlacht (im siebenjährigen Kriege) gefallener Reiter als Gespenst, holt sie ab, setzt sie hinter sich aufs Roß und reitet mit ihr in die Hölle. Vgl. die kleine Abhandlung über sie von Wackernagel in Haupts altdeutschen Blättern I. 174 f. August Wilhelm Schlegel hat diese Ballade so sehr gepriesen, daß er sagt: um ihretwillen allein würde Bürger unsterblich seyn. Gleichwohl vermag ich in der Form der Bürgerschen Ballade den echten volksthümlichen Ton nicht zu erkennen. Es ist ein Poltern, ein Aufhebens, ein Wichtigthun darin, die der edeln Einfachheit des echten Volksliedes geradezu widersprechen. Doch kann das dem poetischen Inhalt keinen Abbruch thun. Dieser gehört nicht Bürger, sondern der deutschen Sage an. Vgl. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig, Holstein Nr. 224.

In Lenore und in „des Pfarrers Tochter von Taubenheim" sind Treue und Untreue schön und in ihrer ganzen leidenschaftlichen Tiefe contrastirt. Der wilde Jäger macht mehr nur Lermen. Weniger volksthümlich erscheint Lenardo und Blandine. Etwas zu gedehnt ist das einem reizenden alten Fablian entlehnte „Lied von der Treue". Viel Lerm um nichts macht das lange Gedicht „die Entführung". Gut ist der altdeutsche Schwank vom Abt und Schäfer. Viel zu prahlend das berühmte Lied vom „braven Manne". Eins der bekanntesten Gedichte Bürgers ist sein Zechlied:

Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben!

Es ist gleichfalls verschroben. Halb hat es die herrlichste Trinkerlaune, halb ist es wieder gemein und niedrig.

Schubarts und Schillers Kraftgefühl und Oppositionsgeist regt sich in folgenden Liedern: Männerkeuschheit.

Wer nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß ꝛc.

und:

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Am merkwürdigsten ist aber in einigen Liedern Bürgers der erhabene Schiller'sche Schwung. In der Nachtfeier der Venus glaubt man schon die Klage der Ceres von Schiller zu hören. So erinnert „Adeline" an Schillers begeistertes Lied auf Laura.

Es war jedenfalls ein richtiges Gefühl, was Bürgern aus der Classicität heraus riß zum deutschen Volksgeist und Ton; wenn er auch vor-

erſt nur das Draſtiſche daran vorzog. Es bedurfte erſt ſtarker Nervenſchläge, ehe die feinern Nerven leichtere Berührungen ertrugen.

Einige Lieder Bürgers verrathen noch ganz die Gleim'ſche Schule anakreontiſch-catulliſcher Tändelei, z. B.:

Freund Amor, kannſt du machen
Für einen hübſchen Kuß,
Daß mein Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß? ꝛc.

Ein paar Lieder ſind ganz Voßiſch, ſo beſonders das Spinnlied:

Hurre, hurre, hurre,
Schnurre, Rädchen, ſchnurre ꝛc.

Vgl. S. 21. Andere ganz nach Claudius Weiſe, z. B. an den Mond:

Ei ſchönen guten Abend dort am Himmel,
Man freuet ſich, Ihn noch ſein wohl zu ſehn ꝛc.

und:

Herr Bacchus iſt ein braver Mann,
Das kann ich euch verſichern,
Mehr als Apoll, der Leyermann
Mit ſeinen Notenbüchern ꝛc.

Echt bürgeriſch ſind vorzüglich die Lieder, worin der nachläſſigſte Ton der Vertraulichkeit angeſtimmt wird:

Mein Trautel hält mich für und für
In feſten Liebesbanden ꝛc.

oder:

Mädel, ſchau mir ins Geſicht ꝛc.

Im Löwen- und Blumauerſchen Styl burlesker Traveſtie der claſſiſchen Mythendichter iſt beſonders die Menagerie der Götter gedichtet. Desgleichen die Traveſtie der Europamythe, das Lied von der Frau Schnips, die auch noch im Himmel ihre Galle ausläßt und alle Heiligen ausſchimpft.

Friederich Müller, gewöhnlich der Maler Müller genannt, weil er zugleich malte und dichtete, geboren 1750 in Kreuznach, lebte ſeit 1776 in Rom, wo er 1825 ſtarb. Sturm und Drang des Gemüths raubten ihm die Klarheit und Ruhe. Er hat im Scherz wie im Erhabenen etwas Wildes und dieſe Wildheit iſt gerade das Schönſte an ihm. Man glaubt zu bemerken, wie er, von den Monieren anderer Dichter überwältigt, ſich mit ſeiner eigenſten Natur durchſchlagen will.

Zuerſt ſtand er unter dem Einfluß Miltons, Klopſtocks und Geß-

ners, daher seine biblischen Idyllen in poetischer Prosa, „Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte“ und „der erschlagene Abel“.

Im Allgemeinen erwehrt sich Müller mit Glück der unleidlichen Ach's und O's, und hält mehr den ernsten und feierlichen Ton Miltons und Klopstocks ein. Doch einigemal sinkt er tief unter sein eigenes Genie herab, indem er dem guten Adam die trivialsten modernen Phrasen in den Mund legt, z. B. (Müllers Werke, Heidelberg 1811. I. 96): „Adam spricht leise nun zu Eva: Höre, schöne Mutter, laß uns forteilen an den Ort der Ruhe, stark sehnt sich wieder einmal mein Herz nach dem Genusse deiner Liebe. Theure, laß mich nicht länger schmachten. Schmachten verzehrt das Leben, meine Liebe“ ꝛc. Zuweilen bricht auch mitten durch den heiligen und feierlichen Ernst der paradiesischen Idylle die derbe Pfälzernatur hindurch und Kain, eifersüchtig auf das Lob, das dem Adam gespendet wird, ergeht sich S. 71 in gemeinen Schimpfwörtern. — Adams erstes Erwachen schließt mit einer Versöhnung, indem der trotzige Kain durch Liebe gezähmt wird und seine „branne“ Schwester Melboe heirathet, durch welches glückliche Familienereigniß der alte Adam eben zu seiner schmachtenden Schwärmerei für die alte Eva angereizt wird. Das zweite Gedicht, Abels Tod, schildert Kains Rückfall und ist nur kurz und unbedeutend.

Auf andere prosaische Idyllen Müllers hat Wieland und haben die Franzosen eingewirkt, die Faune und Satyrn erscheinen mehr in ihrer derben Natürlichkeit als bei Geßner.

Man sieht, wie die gute Natur Müllers mit dem verderbten Modegeschmack seiner Zeit kämpft, am besten in der Idylle „der Faun“. Obgleich hier noch ganz in Geßners Manier ein Faun um den Tod seiner geliebten Gattin klagt (was ungefähr so viel bedeutet, als wenn der deutsche Hanswurst im Ernst um den Tod der seinigen klagen sollte), so ist doch in der komischen Auffassung der weinenden kleinen Faunkinder dem Humor die gebührende Rücksicht geworden. — In fataler Mittelmäßigkeit hält sich die längere Idylle „der Satyr Mopsus“. Dieser besoffene Satyr wird nackt und übel verkratzt in Dornen gefunden, in die ihn eine schalkhafte Nymphe gelockt hat. Er singt nun den Hirten, die ihn befreien, die Geschichte seiner Liebe. Die mitleidigen Hirten fangen die Nymphe und binden sie an einen Baum, in welcher Situation sie auch ein langes Lied singen muß, eine Recapitulation antiker Mythen. Dafür wird sie dann losgelassen und muß versprechen — übermorgen den Mopsus zu heirathen. Das ist für den Scherz viel zu zurückhaltend und für den Ernst zu frivol. — Auch die Idylle „Bacchidon und Ailon“ macht keinen angenehmen Eindruck, indem es sich hier bloß darum handelt, daß ein schalkhafter Hirt durch seine üppigen Schilderungen die Sinnlichkeit eines schon total besoffenen Satyrs noch mehr anfacht.

die Kinder möglichſt frühe in Penſionen geſendet werden, aus welchen ſie höchſtens Sonntags ihre Eltern zu Geſicht bekommen.

Der Unterricht iſt in demſelben Uebermaß ausgedehnt worden, in welchem man die Erziehung vernachläſſigt hat. Die Kinder ſollen Alles lernen, aber man lehrt ſie nicht was ſie am häufigſten im Leben brauchen. Es erſcheint als ſo dringende Nothwendigkeit, daß der Unterricht praktiſcher werden müſſe, daß wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es werden werde. Die Kleinkinderſchulen ſind bereits ein ſehr großer Schritt zu beſſerer Erziehung, die Turnanſtalten deßgleichen, nur wünſchten wir dieſe auch auf das weibliche Geſchlecht ausgedehnt.

Es iſt überall mehr guter Wille und klareres Erkennen der Uebelſtände, als früher bemerkbar bei den Behörden ſowohl als bei den Schriftſtellern. Wie vieles Gute nehmen wir kalt hin als unabweisliche Pflicht einer Regierung, wofür unſere Väter recht ſehr dankbar geweſen wären!

Wir können endlich nicht zugeben, daß große Männer der Gegenwart minder geehrt und mehr verfolgt werden, als zu den Zeiten unſerer Väter. Sie werden ſtets einſam und beneidet in der Mitwelt ſtehen. Ihre Heimath iſt die Nachwelt. Wir ehren die Vergangenheit mehr als unſre Altvordern, daß aber auch der Lebende zu ſchwindelnder Höhe erhoben, und ſo lange darauf erhalten werde, als er der Grundlage ſeiner Größe nicht untreu werde, davon liefert gerade unſere Zeit ein Beiſpiel, wie keine andere es aufzuweiſen hat.

Somit treffen die bedeutendſten Befürchtungen den Zuſtand eines Uebergangs, welcher ſich auf natürlichem Wege leicht, auf erzwungnem aber gewaltſam und ſchmerzhaft macht. Statt wie Einige behaupten, zu weit gegangen zu ſeyn, ſind wir hie und da in halber Entwicklung ſtehen geblieben, und haben die Erfahrung nicht genützt, daß der zurückgeſtoßene Strom die Ufer überſchwemmen muß, wenn er durchbricht, ehe er ſeinen natürlichen Lauf wieder aufnehmen kann. Wir müſſen vorwärts Alle in Allem, und die Uebelſtände unſerer bürgerlichen Geſellſchaften werden ſich ohne Krämpfe heben, wenn der Handel überall von unnatürlichen Feſſeln befreit ſeyn wird. Zehnmal mehr baufähiges Land als Europa enthält, wartet auf Bebauer und dieſe wird die vorſorgende Staatsgewalt, der auf ſeinen Vortheil bedachte Handelsmann

Diese Geßner-Wielandische Manier läßt Müller auf einmal fallen und schreibt (1775) in der „Schafschur“ und dem „Nußkernen“, zwei „pfälzischen Idyllen“, ohne allen Ueberrest der Schäferpoesie und der Renaissance, nur auf modernem Boden gewachsene Dichtungen, Schilderungen einer ländlichen Schafschur in der Pfalz und eines geselligen Kernens oder Nüsseknackens.

Die betheiligten Personen sind hier ein Schulmeister, dort ein Schultheiß, ein junger von der Universität kommender Sohn des Schulzen, ein Paar hübsche Mädchen, obligate Bauern ꝛc. Man scherzt sehr frei, man ist lustig, man zankt, man singt Volkslieder, man erzählt alte Geschichten, man liest endlich eine Comödie vor. Die Laune, der etwas sehr aufdringliche Conversationston, die Abwesenheit der Pruderie sind echt pfälzerisch, allein man würde dieser Idylle doch zu viel Ehre anthun, wenn man sie für eine volksthümliche halten wollte. Die Vorlesereien beurkunden hinlänglich, daß sie das nicht sind.

Unter dem Titel „Kreuznach“ hat Müller eine seltsame Rhapsodie in poetischer Prosa geschrieben, an das Lob seiner Vaterstadt anknüpfend die Schilderung einer alten Fehde derselben aus dem Mittelalter. Hier erkennt man den affectirten Volks- und Biedermannsstyl aus Göthens Götz wieder. Ebenso in dem Schauspiel „Genovefa“. Müller hat diesen Stoff zweimal behandelt.

Zuerst in einem idyllenartigen Gedicht „Ulrich von Goßheim“. Ritter Ulrich kehrt bei einem Schäfer ein, der ihm die Geschichte der Genovefa in ein Paar dramatisirten Scenen vorträgt. Dabei verliebt sich Ulrich in des Schäfers schöne Tochter und nimmt sie, allem adeligen Vorurtheil trotzend, zur Frau. In diesem sehr unpassenden idyllischen Rahmen sind nun die Scenen aus Genovefa eingeschlossen, die zum Theil sehr schön, voll Leidenschaft und Naturwahrheit sind. Als Golo der Pfalzgräfin den schändlichen Antrag macht, ergreift sie ein Schwert:

Sieh her, her, hab ein Schwert,
Ha, meines Siegfrieds Schwert,
Will tief ins Herz mirs drücken,
Anlachen dich.
Ich, ich?
Lieber den Teufel als dich!
Entweich, Scheusal, tödtest mich.
Hölle sind mir deine Blicke,
Verrätherischer, elender Mann,
Lächlest du mich noch einmal an,
So stoß ich zu, so ist's gethan.

1825 erſchien von Maler Müller noch: Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie, mit einem ſehr originellen Motive.

Der todte Adonis iſt in der Unterwelt, Venus auf der Oberwelt untröſtlich um ihn. Da will der kleine Amor ihr helfen, geht zur Unterwelt hinab und ſchießt einen Pfeil in Proſerpina's Herz, die nun für Adonis entbrennt, aber auch den Amor zurückbehält und der bittenden Venus einen zurückgeben will, entweder den Geliebten, oder den Sohn. Sie wählt — als Mutter und fordert Amor zurück. Damit aber hat ſie die Probe beſtanden und bekommt nun den Geliebten noch dazu.

Müllers genialſtes Werk iſt die „Niobe".

Dem kalten antiken Marmor iſt hier das wildeſte Feuer der Leidenſchaft eingehaucht. Niobe, von allen ihren Söhnen und Töchtern begleitet, geht in den Tempel, um ſich ſelbſt als Göttin anbeten zu laſſen, da ſie ſich mehr zu ſeyn dünkt, als Latona. Da kracht die Decke des Tempels, furchtbarer Donner rollt und Flammen zucken umher, Diana und Apollo, Latonens Söhne kommen, die verſchmähte Mutter zu rächen und

Sie nickten fürchterlich, anſpannend
Die ſchwarzen Bogen, ſchreiend:
Niobe, wir kommen nun herab,
Opfer dir zu bringen.

Die eigenen Kinder Niobe's ſind die Opfer, die an ihrem Altar von dem Pfeil der zürnenden Götter hingeſtreckt werden. Ehe Niobe ſich dem Schmerz hingibt, tobt ſie erſt alle Wuth aus mit der Grazie des Gräßlichen, echt antik. Endlich bricht ihr das Herz, ſie hat nur noch eine einzige Tochter übrig und jammernd wirft ſie ſich zu Dianens Füßen, wenigſtens das Leben dieſer letzten zu erflehen, aber unbarmherzig ſtreckt Dianens Pfeil das Lieblingskind nieder:

Zu ſpät deine Reue!
Ha an meiner Säule
Sollt ich nicht rächen den Frevel?
Verzweifelnd lerne Götter ehren!

Da wird Niobe im Schmerz verſteinert.

Großen Einfluß, wie auf faſt alle Dichtergruppen im damaligen Deutſchland, ſo auch auf die Kraftgenies übte ſeit 1773 Göthe durch ſein berühmtes Ritterſchauſpiel „Götz von Berlichingen". Von dieſem ſchwäbiſchen Ritter war aus der Reformationszeit eine Selbſtbiographie erhalten und auch gedruckt worden. Angereizt durch ihren naiven Ton brachte nun Göthe dieſen Götz auf die Bühne. Obgleich er den Haupt-

charakter verfehlte und aus dem naturwüchsigen, rohen, eigennützigen und verschmitzten Raubritter, der von sich selbst ohne Arg Gemeinheiten erzählt, einen sentimentalen deutschen Hausvater machte, ja das Hauptinteresse faß mehr auf den jungen Ritter Weißlingen lenkte, in den sich die Damen verlieben, so übte doch, indem man zum erstenmal wieder mittelalterliches Ritterwesen auf der Bühne sah, dieser Reiz der Neuheit und zudem die derbe und treuherzige Sprache des Ritters, welche Göthe beibehielt, einen Zauber aus und plötzlich begann ein Schwärmen für das Ritterthum und die Sprache des Götz. Natürlich, kurz angebunden, vertraulich, zutäppisch, grob seyn wurde Modeton.

Es ist erstaunlich, wie viele Trauerspiele alsbald in diesem Ton geschrieben wurden. Zuerst folgte Sprickmann seit 1774 (Eulalia, die natürliche Tochter, der Schmuck), dann Möller seit 1775. Leopold Wagner (den Göthe im Faust verewigt hat) schrieb für Göthe gegen Nicolai, als dieser den Werther verspottet hatte, ein Spottgedicht „Prometheus, Deucalion und seine Rezensenten", und ein gräßliches Trauerspiel „die Kindsmörderin" (1776).

Auffallend erscheint ein bayrischer Kammerherr, Freiherr v. Nesselrode, der schon 1774 einen „adeligen Tagelöhner" und „die Ahnenstolzen auf dem Lande" auf die Bühne brachte mit der ausgesprochenen Tendenz, der Convenienz die Natur entgegenzusetzen.

Johann Anton Leisewitz, Präsident in Braunschweig, schrieb 1776 das seiner Zeit berühmte Trauerspiel „Julius von Tarent", dessen Feuer auf Schiller Einfluß geübt zu haben scheint. Dieses Werk und einige kleine Sachen, namentlich Dialoge, erschienen unter dem Titel „sämmtliche Werke von Leisewitz, Braunschweig 1838".

Julius, Erbprinz von Tarent, liebt eine Nonne, und ist (wie Shakespeare's Romeo) ganz aufgelöst in Liebe. Eben deßhalb hält ihn sein kriegerischer Bruder Guido für weichlich und feig und macht ihm in einer Anwandlung von Uebermuth die Geliebte streitig. Julius soll eine Andere heirathen; da bleibt ihm nichts übrig, als die Nonne zu entführen, aber Guido überrascht und tödtet ihn. Die sanftere, aber reine, treue, dauerhafte und unüberwindliche Liebe des einen, die wilde, rasche, eitle und flüchtige des andern Bruders contrastiren auf eine sehr poetische Weise. Beide sind gleich leidenschaftlich, doch jeder auf so ganz andere Art, daß sie sich wechselseitig zur Folie dienen. Eine schöne Wärme belebt das Gedicht.

Sehr hochgeſchraubt und überſpannt war Bergers Trauerſpiel „Galora von Venedig“, 1778.

Jakob Michael Reinhold Lenz, Pfarrersſohn aus Livland, lernte in Straßburg Göthe kennen und wurde 1777, als Frau Schloſſer, Göthe's Schweſter, ſtarb, wahnſinnig, aber ſo weit geheilt, daß er, ziemlich blöde geworden, das Schuſterhandwerk lernte. Endlich wurde er völlig geſund, kehrte nach Rußland zurück und ſtarb 1780 in Moskau. Seine Werke gab Ludwig Tieck 1828 in drei Bänden heraus. In Lenz vulſirt dieſelbe Fieberhitze der Sturm- und Drangperiode wie in Maler Müller, Leiſewitz, Klinger, Schiller ꝛc., aber maßlos. Heiße Vollblütigkeit wird toll und ſucht, wenn auch unter Späſſen, die tödtliche Wunde, die dem Blut Abfluß, der brennenden Gluth Abkühlung gewähren ſoll. Aber von Pflichtgefühl, Gewiſſenhaftigkeit, keuſcher Zucht, den mannhaften Mitteln, das heiße Blut zu beherrſchen, iſt bei Lenz nicht die Rede. Er iſt Egoiſt und erlaubt ſich alles, wie Göthe, nur daß er kein ſo glückliches Temperament hat und nicht ſo klug berechnet.

Seine Schauſpiele ſind:

1) Der Hofmeiſter. Läuſer, ein junger Hofmeiſter, verliebt ſich in das Fräulein des Hauſes. Sie wird ſchwanger, beide fliehen und werden getrennt. Der beleidigte Vater findet ſpäter den Verführer und verwundet ihn. Läuſer ſieht ein, wie ihn ſein Blut in üble Verſuchung geführt und ihm und andern nur Verderben gebracht habe, und — entmannt ſich. Gleichwohl will eine hübſche Schulmeiſterstochter, in deſſen Hauſe er aufgenommen worden, ihn abſolut heirathen und er läßt es ſich auch gefallen. Das verführte Fräulein mit ihrem Kinde wird wieder aufgefunden und ein adeliger junger Herr iſt ſo großmüthig, ſie zu heirathen und das Kind zu adoptiren. Bei dieſem wunderlichen Kampf zwiſchen den Standesvorurtheilen der Zeit auf einer, der Natur und Poeſie auf der andern Seite kommen hier die letztern doch ziemlich zu kurz, und das Schauſpiel iſt, wenn auch gewiß originell, doch bizarr und unnatürlich.

2) Der neue Mendoza. Eine ſpaniſche Dame, Donna Diana, die immer mit dem Dolch bei der Hand iſt, ſtört durch ihre furchtbare Eiferſucht das Glück zweier Liebenden, des Prinzen Tandi und Wilhelminens, die als Bruder und Schweſter ewig getrennt werden ſollen, als entdeckt wird, Tandi ſey nicht Minens, ſondern Diana's Bruder.

3) Das leidende Weib. Eine Geſandtin liebt den von Brand, ein Graf Louis kommt dahinter und beutet das Geheimniß ihrer Liebe für ſich aus, indem er die ſchöne Geſandtin überfällt. Aber Brand kommt dazu und erſchießt

ihn. Durch diesen Mord wird ihr Verhältniß ruchbar und sie stirbt vor Scham, ihr Gatte findet sie als Leiche. Das ist ohne Zweifel das einfachste, durchdachteste, durchfühlteste, in sich vollendetste und beste der Lenz'schen Stücke. Nach Tiecks Vorrede S. CXXII erschien das Stück anonym und man hat es Klinger oder einem unbekannten Nachahmer des Lenz zuschreiben wollen. Tieck aber hat Recht, wenn er das Stück nach seinem ganzen Ton lieber dem Lenz, als einem andern vindicirt.

4) Die Freunde machen den Philosophen. Im Geschmack der Götheschen Stella, Mitschuldigen und Wahlverwandtschaften, eine sentimental-frivole Verhöhnung der Ehe. Der liebenswürdige junge Philosoph Strephon liebt Seraphine, die Braut des Prado, und Prado ist so gefällig, zwar Seraphinen auf seinen Namen zu heirathen, alle Eherechte aber an Strephon abzutreten.

5) Die Soldaten. Marie, die Tochter des Kaufmann Wesener in Lille, wird von einem jungen Offizier, der im Hause einquartiert ist, ver- und entführt. Ihr Vater sucht sie lange vergebens, endlich zuletzt ihn einmal in der Dämmerung eine feile Schöne an. Es ist seine Tochter, sie erkennt ihn, beide sinken zu Boden. Ein treues Bild aus dem wirklichen Leben, widrig, aber tief ergreifend.

6) Der Engländer. Der junge Robert Hot verliebt sich in Italien in die schöne Prinzessin von Garignan, ohne sie besitzen zu können. Sein besorgter Vater kommt an, ihn zur Vernunft zu bringen, aber als Robert hört, seine Geliebte gehe eine vornehme Vermählung ein, wird er rasend. Man schickt ihm eine schöne Buhlerin zu, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er entreißt derselben eine Scheere und ersticht sich. Vielleicht das heiß- und vollblütigste, was Lenz geschrieben.

7) Die beiden Alten. Ein Sohn läßt den Vater umbringen, der Mörder läßt ihn leben, sperrt ihn ein und befestigt ihn. Durch Zufall entdeckt ihn ein alter Freund und rettet ihn. Dieses kleine Schauspiel ist vom Jahr 1776 und mag auf Schillers Räuber Einfluß geübt haben, obgleich sich das Interesse nur um den Alten dreht; der Sohn bereut und bittet am Schluß um Vergebung, ganz wie in einem Kotzebue'schen Stücke.

8) Pandaemonium germanicum, eine dramatische Skizze, worin Göthe vor allen, dann Lessing, Klopstock und Herder als die großen Genien deutscher Nation gepriesen und den verspotteten Nachahmern des französischen Geschmacks, Wieland, Jacobi, Hagedorn, Weiße, Rabener ꝛc. entgegengesetzt werden. In der Art, wie früher Aristophanes und später Ludwig Tieck (im Prinzen Zerbino) die Dichter seiner Zeit durchnahm, doch an Witz weit unter beiden. Göthe steigt einen Berg hinauf, seine Nachahmer kommen ihm nicht nach. Rabener kommt: „Platz, Platz für meinen Bauch!“ Wieland langweilt die Damen mit Vorlesungen, bis eine bessere Unterhaltung beginnt, indem „die Herrchen ungezogen zu werden anfangen,“ Göthe aber stürzt herein und stört sie, indem er ihnen ihr undeutsches Treiben vorwirft und ihnen einen Knochen

als Reliquie ihrer Vorfahren vorhält. Am Schluß wird Göthe von Leſſing, Klopſtock und Herder geſegnet, und Lenz hinwiederum von Göthe als Bruder umarmt.

Außerdem hat Lenz mehrere Luſtſpiele des Plautus moderniſirt (das Väterchen, die Ausſteuer, die Entführungen, die Buhlſchweſter, die Zuckerſklavin) und Shakeſpeare's Love's labours lost überſetzt. — Das Fragment einer Farce „der Höllenrichter" läßt Bacchus den Dr. Fauſt aus der Hölle, in der er ſich verzweifelt langweilt, heraufholen.

Kein Drama mehr, ſondern nur eine Reihe philoſophirender Dialoge zwiſchen dem aus Swift bekannten Gulliver und gewiſſen Luftgeiſtern ſind die Geſpräche „über Delikateſſe der Empfindung". Eine Betrachtung über die Fliege (III. 325) iſt vielleicht das beſte in dieſer ſonſt ſehr unzuſammenhängenden Gedankenſammlung.

Man hat von Lenz auch einige Erzählungen in Proſa: 1) Der Landprediger (1777). Weit entfernt, einer ländlichen Idylle zum Mittelpunkt zu dienen, wie der engliſche vicar of Wakefield, verſteigt ſich dieſer Lenziſche Landprediger vielmehr in die höhere Sphäre ſtädtiſcher Bildung, als aber auch ſeine liebe Frau Albertine davon angeſteckt wird. Verſe macht und die Sappho ſpielt, beſinnt er ſich und hilft ſich und ihr, indem er ſie an einen Abgrund trägt und verlangt, wenn ſie wie Sappho ſchreibe, ſolle ſie auch wie Sappho handeln. Sie zieht es vor, keine Verſe mehr zu machen.

2) Zerbin oder die neue Philoſophie (1776). Ein junger Berliner Philoſoph mit „kühner glühender Einbildungskraft" verführt ein Mädchen. Sie ſetzt das Kind aus und wird als Kindsmörderin hingerichtet, er ſtürzt ſich ins Waſſer. Die philoſophiſchen Gründe, aus denen er die Verführung für erlaubt hielt, hätten noch ſtärker dürfen hervorgehoben werden.

3) Die Geſchichte des Felſen Hygillus iſt leider nur eine Skizze, enthält aber ein reiches poetiſches Motiv, das der Dichter wohl hätte ausbeuten können. Hygillus iſt Bruder des Aesculap und kann ſich in jede Form verwandeln, wie er will. Er erzählt der ſchönen Königin Thaumaſia, in welchen Geſtalten er ſchon die ſeltſamſten Abentheuer beſtanden habe. Einmal hatte ſich König Admet bei ſchwelgeriſcher Tafel durch Apollos Zaubertöne in immer ſüßere Wolluſt einwiegen laſſen und wollte noch mehr hören, da nahm Hygillus des Apollo Geſtalt an und ſang ihm in plärrendem Schulmeiſterton ein moraliſches Lied zum Preiſe der Keuſchheit und Mäßigkeit. Ein andermal verwandelte er ſich in die Taube vor dem Wagen der Venus und ärgerte ſie, indem er plötzlich zu Minervens Eule wurde. Noch einmal verwandelte er ſich in eine Hindin Dianens und wurde, als ſie entſchlummert, plötzlich ihr Endymion. Die Königin Thaumaſia heißt ihn, als er dieß erzählt, ſogleich für immer ſchweigen und verurtheilt ihn, auf ewig ein Fels zu werden.

In ſeiner Jugend dichtete Lenz auch einige lyriſche und didaktiſche Stücke, Oden an Katharina II., ein Lehrgedicht „die Landplagen", worin er in Hera-

metern den Krieg, die Hungersnoth, die Peſt, die Feuersnoth, Waſſersnoth und das Erdbeben beſchreibt. Ganz im Geſchmack des Milton und Thomſon und ihrer deutſchen Nachahmer, nicht ohne manchen glücklichen Zug, im Ganzen aber von langweiliger Empfindſamkeit. — In dieſe erſte Jugendzeit gehört auch das Fragment eines Gedichts auf das Begräbniß Chriſti, kloppſtockiſirend. — Ein Gedicht ſchildert die zärtlichen Leiden des Petrarca, in einem fingirten poetiſchen Briefe Tancreds an Reinald ſchildert der erſtere ſeine Liebe zu Chlorinden.

Ludwig Philipp Hahn, ein Pfälzer, ſchrieb 1776 den „Aufruhr in Piſa", ferner den „Grafen Karl von Adelsberg", worin eine verbuhlte Gräfin ihren alten Gatten ermorden läßt, und 1778 „Robert von Hoheneck", alle im Styl des Götz und mit Echauffement geſchrieben, aber ohne höheren Werth. — Tieferen Eindruck machte der bayriſche Graf Törring-Seefeld, deſſen Trauerſpiel „Agnes Bernauer" in etwas roher, aber natürlicher und ergreifender Proſa geſchrieben, unzählige Thränen hervorlockte. Sein „Kaſpar der Thorringer" iſt weniger rührend. Nächſt ihm machte ein anderer Bayer, Franz Marius v. Babo, mit ähnlichen Kraftſtücken ſein Glück.

Sein berühmteſtes Trauerſpiel (von 1782) iſt „Otto von Wittelsbach", in Proſa, im Styl des Götz, die Geſchichte der Ermordung Kaiſer Philipps behandelnd, aber voll von falſcher Sentimentalität. Der Mörder wird keineswegs als roher rückſichtsloſer Hitzkopf aufgefaßt, ſondern als ein überaus edler und gefühlvoller Menſch, der ſo wenig an ſich ſelbſt denkt, daß er ohne Neid das Glück ſeiner regierenden Vettern in Bayern mit anſieht, und der ein ſo guter Reichsunterthan iſt, daß er noch ſterbend ſeinen Kindern Treue gegen das Reich empfiehlt. Wie ein ſo lieber guter Mann dazu kommen kann, dennoch aus Eigennutz und Trotz den beſten aller Kaiſer zu ermorden, fragt der Leſer vergeblich. Der Schlüſſel zu dieſem Widerſpruche liegt aber darin, daß Babo dem Hauſe Wittelsbach nicht weh thun wollte. — Ziemlich feurig iſt Babo's „Arno", worin nur von Ehre, nicht von Liebe gehandelt wird. Die übrigen Schauſpiele Babo's ſind nicht viel werth. In „den Römern in Deutſchland" erſticht ſich Mathilde, um der römiſchen Gefangenſchaft zu entgehen. „Dagobert", König der Franken, wird auf ſeinen Thron zurückgeführt. In „Greuel und Rache" behauptet die weiſe Königin von Cypern den Thron gegen ihren eignen übelgerathenen Sohn. In den „Strelitzen" ſpielt Czar Peter den Großmüthigen. „Bürgerglück" und „die Maler" ſind ſehr unbedeutende Rührſtücke. Das Beſte von Babo iſt das Luſtſpiel „der Puls". Ein kluger Arzt erkennt am Pulſe eines jungen Grafen, derſelbe liebe ſeines Vaters Braut, und am Pulſe dieſer Braut, daß auch ſie ihn liebe. Nun ſagt er dem

Vater, der Sohn liebe seine (des Arztes) Braut, und der Vater gibt sich alle Mühe, den Arzt zur Abtretung seiner Braut für den Sohn zu bereden, um dieses geliebten Sohnes Leben zu erhalten. Er, der Arzt, sey ja schon ein zu alter Mann ꝛc., da sagt der Arzt: das ist Ihr eigner Fall, so treten Sie denn selbst Ihrem Sohn Ihre Braut ab, denn sie ist es, die er liebt. Der überraschte Vater muß sich fügen.

Vaterländische Schau- und Trauerspiele im Style des Götz, der Agnes Bernauer ꝛc. erschienen nun eine Menge. Von Werthes seit 1775 Rudolf von Habsburg und Conradin; von Blum das befreite Rothenau 1775; von Julius Graf v. Soden Heinrich IV., Sickingen, Anna Boley, der Graf v. Gleichen ꝛc.; von d'Arien der Seeräuber Stortebeker; von Hagemeister Johann von Procida, die Jesuiten, Waldemar, Pausanias, Gustav Wasa; von Hagemann Ludwig der Springer, Otto der Schütz, Friederich von Oldenburg; von Kalchberg die deutschen Ritter vor Accon; von Brömel die Adjutanten, Gerechtigkeit und Rache; von Conz Conradin von Schwaben; von Längenfeld Ludwig der Bayer; von Ramdohr Otto III.; von Destouches in München Arnulf, Graf Arco, die Rache Albrechts III.; von Reinhard Heinrich der Löwe; von Koller Konrad von Zähringen; von Caspar Max I. von Bayern; von Cremeri der Bauernaufstand ob der Enz; von Kayser Arnold von Winkelried.

Lessings Nachfolger als Hamburger Dramaturg, Johann Friedrich Schink, schrieb sehr viel durcheinander, ohne festen Charakter und ohne Geist, immer nur sich forcirend.

In Gianetta Montaldi (Trauerspiel von 1795), Lina und Walter, Adelstan und Röschen, affectirte er die Sprache des Werther und Götz. Im Theater von Abdera, dem travestirten Hamlet ꝛc. haschte er nach fadem Witz.

Ein sehr schwacher Geist war Heribert von Dalberg, der als Theaterintendant in Mannheim Schiller vornehm im Stich ließ, und als badischer Minister (1806) starb. Er schrieb mehrfach für die Bühne, eine Electra, Kora, Montesquieu (schwache Anecdoten), Orinooko (ein edler Negersklave, der seine Geliebte tödtet, um sie der Verführung durch Weiße zu entreißen). Merkwürdig ist nur sein „Mönch von Carmel“ (1787) als ein Vorbild der Müllner'schen Schuld.

Ritter Hildebrand hat den Grafen Wallori ermordet. Die Wittwe Ma-

thilde wird wahnsinnig, ihre Vernunft kehrt aber zurück und sie erzieht ihren Sohn unter dem Namen Montgomery als einen Fremden, um ihn vor Hildebrands Nachstellungen zu sichern. Als er herangewachsen zum Jüngling, strandet ein Schiff am Felsen vor Mathildens Schloß. Die einzigen Geretteten sind der Mönch von Carmel und der durch den Schiffbruch schwer verwundete Hildebrand, den Niemand kennt. Mathilde gesteht dem wilden Montgomery, daß sie seine Mutter sey und fordert ihn auf, sich an Hildebrand zu rächen und ihn deßhalb aufzusuchen. Aber ehe er geht, tritt ihm der Mönch in den Weg. Dieser nämlich ist der todt geglaubte alte Wallori, der den Jüngling nicht für den Sohn, sondern für den Buhler der Wittwe hält und ihn verwundet. Erst indem er sich zu erkennen gibt, erfährt er auch den Irrthum. Zum Glück ist Montgomery nicht gefährlich verletzt. Mittlerweile stirbt auch Hildebrand und bekennt vorher reuig seine Schuld. Der Anfang ist spannend, die rauhe Küste, das geheimnißvolle Schloß ꝛc., aber die Entwickelung befriedigt nicht.

Friedrich Wilhelm Ziegler aus Braunschweig, auch Schauspieler, schrieb viele Stücke, welche zu Wien 1791 erschienen. Obgleich er nur zu den Dichtern zweiten Ranges zu zählen ist, unterscheidet er sich doch zu seinem Vortheil durch eine edle Wärme für das Natürliche und für die Tugend. Er macht den Uebergang von Iffland zu Schiller. Sein bestes Stück ist die Mohrin.

Georg Fleetwell, Sohn eines Lords, gilt als ertrunken und wird von seinem Vater und von seiner Braut Aurelie tief betrauert. Er ist aber aus dem Schiffbruch gerettet worden durch die treue Negerin Joni, die er einst gekauft hatte, um sie vor Mißhandlungen zu retten, und durch ihren Bruder Zangi. Dieselbe Joni ist ihm, obgleich er ihr einen Freibrief ausgestellt und sie fortgejagt hat, doch überall nachgefolgt, seinem Wagen nachgesprungen, hat ihn nie und nirgends verlassen und ihm noch öfter das Leben gerettet, so daß er fest entschlossen ist, ihre Treue durch seine Hand zu belohnen. Als er aber zu seinem Vater zurückkehrt und seiner Braut auf die schonendste Weise die Veränderung seiner Gesinnungen ankündigt, tritt seine Tante Lucie wuthend dazwischen und will durchaus nicht zugeben, daß ein Lord sich mit einer Schwarzen verheirathe. Joni beruhigt sie, da sie entschlossen ist, Georg zu entsagen, und will schleunigst entfliehen. Nur nimmt sie von Aurelien Georgs Bildniß an, wofür sie ihr das Original zurückläßt. Aber Tante Lucie will ihr nicht einmal das Bild lassen, nimmt es ihr ab und verschließt es in ihrem Schreibtisch. Empört über so viel Niederträchtigkeit schlägt die starke Mohrin das Pult auf und nimmt in der Hast eine der ihrigen ähnliche Brieftasche, worin sie das Bild wähnt, und flieht. Die Tante aber läßt ihr nachsetzen und klagt

hinüberſenden. Wenn die Auswanderungen organiſirt ſeyn werden, ſo iſt bereits dem kranken Körper durch Ableitung überflüſſiger und ſchädlicher Säfte die Möglichkeit der Heilung gegeben. Die allgemeine Wehrpflicht wird die ſtärkere und feſtere Gliederung der Staaten, lange dauernden Friedenszuſtand und Unabweislichkeit der Intelligenz auch fernerhin verbürgen.

Die Geſammtheit eines geſunden lebenskräftigen Volks hat ſtets vermocht, die krankhaften Stoffe am Ende auszuſtoßen, und wenn es durch gewaltſame Umwälzungen geſchehen mußte, ſo war es nicht ihre Schuld. Sie hat etwas vom Individuum. Man ſehe nur wie unſere Kinder, gleich jenen vor Jahrhunderten, ihre Spiele nach der Jahrszeit mit einer unbewußten Zweckmäßigkeit wechſeln, wie jedes Aeußerſte in Menſchen, Vereinen, Vorfällen ſogleich ein Gegengewicht findet, und man lerne hoffen und vertrauen und ehrlich anerkennen, daß die heutige Welt nicht nur nicht ſchlechter ſeye, als die früherer Jahrhunderte, ſondern ſelbſtbewußter und daher in mancher Beziehung beſſer!

H. K.

sie als Diebin an, weil in der Brieftasche 500 Pfund gewesen seyen. Joni wird arretirt, es gibt eine wilde Scene, Georg ist außer sich. In der Brieftasche fehlen die 500 Pfund; aber Aurelie beweist, daß sie gar nicht darin gewesen seyen, indem sie selbst sie früher herausgenommen hat. Der alte Lord hatte sie seinem Neger geschenkt, die geizige Tante sie zurückgehalten, Aurelie sie aber dem Neger heimlich wiedergegeben. Der Neger selbst kommt und zeigt sie vor. So ist Joni's Unschuld erwiesen und die ganze Familie beeilt sich, das Unrecht wieder gut zu machen. Joni wird Georgs Gattin. — Ziegler hat sie als eine einfache und kräftige Seele geschildert, ohne irgend eine Affectation. Sie erinnert vielfach an das Käthchen von Heilbronn.

Am beliebtesten wurde Zieglers politisches Schauspiel „Parteienwuth".

Im englischen Bürgerkriege hat Lady Johanna Laud ihren Vetter Heinrich, Obersten der geschlagenen königlichen Armee, bei sich versteckt. Der Oberrichter Gottlieb Kocke nimmt Quartier in demselben Hause und Heinrich rettet sich, indem er seine Wirthin verräth (kraft des Parlamentsbeschlusses, der Jedem Gnade sichert, der seinen Wirth angibt). Er handelt dabei aus Eifersucht, weil er Johanna liebt, die aber den Sherif Sir Hamilton vorzieht. Kocke verurtheilt die Lady zum Tode, unmittelbar vor der Hinrichtung aber wird er von dem wieder reuig gewordenen Heinrich erschossen, die Soldaten durch Hamiltons Getreue entwaffnet und alle Betheiligten entfliehen zu Schiff nach Holland. — Ein sehr lebendig anregendes Schauspiel, worin leider der Hauptcharakter Kocke karikirt ist. Er spielt den abgerissenen Bettler, den alten kranken und schwachen Mann, den Demüthigen und Gutmüthigen gar zu absichtlich und ohne Noth.

Sehr beliebt war auch Zieglers Stück „Thekla die Wienerin", voll von Wiener Patriotismus. Minderen Werth haben die Stücke „Rache für Weiberraub" aus der Ritterzeit, „der Brudermörder wider Willen" aus Attila's Zeit, „Fürstengröße" aus der Zeit Ludwigs des Bayern. Unter Zieglers Lustspielen macht sich „der Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" bemerklich.

Graf Liebenau liebt die schöne Marie, Tochter eines stolzen Schmiedes in einer Reichsstadt, kann als Ritter nur verstohlen zu ihr gelangen und nie darauf Rechnung machen, ihre Hand zu erhalten, verkleidet sich daher als Schmiedgesellen Konrad und dient dem Schmiede unerkannt. Das Mädchen selbst kennt ihn nicht und schwankt zwischen der Liebe zum Grafen und zum Schmiedeknecht, bis der letztere entschieden den Vorzug erhält. Nun macht der Graf öffentlich solche Anstalten, als wolle er Marien mit Gewalt entführen, daß der alte Schmied Stadinger es vorzieht, sie schnell mit dem Gesellen Konrad zu verheirathen, um sie dem Grafen zu entziehen. Aber wie staunt er,

als nach der Trauung der Geſell und der Graf als eine und dieſelbe Perſon erkannt werden!

Im „Incognito“ ſtiftet ein Fürſt unerkannt Gutes. „Die Schöne und Häßliche“ iſt bizarr, ſofern hier ein Lord ein Ideal der Häßlichkeit ſucht und untröſtlich wird, es nicht zu finden. „Weltton und Herzensgüte“ beweiſt, bis zu welcher Verſchrobenheit man damals ſchon gelangt war.

Präſident von Berg vernachläſſigt ſeine edle Frau Amalie, hält Maitreſſen, macht ungeheure Schulden. Sein Bruder Fritz kommt vom Lande, ein reiner kräftiger Naturmenſch und reich, auf den daher ſogleich Bergs kokette Schwägerin, eine Wittwe, Jagd macht. Aber Fritz liebt ſchon das Kammermädchen, Antonie, eine edle arme Waiſe, der ſein Bruder im eignen Hauſe nachſtellt. Ja Berg geht ſo weit, Fritz zu belügen, Antonie ſey eine Buhlerin, nur um ſie für ſich ſelbſt behalten zu können. Amalie bittet ihren Mann, ihr ſein Herz wieder zu ſchenken, er ſchenkt ihr aber eine Pomeranze. Ein Sohn Bergs liegt krank auf dem Lande, Berg kümmert ſich nicht darum, bis das Kind ſtirbt. Kurz er iſt nicht nur leichtſinnig, ſondern handelt in jeder Weiſe niederträchtig. — Unterdeß hat ein Juſtizrath aus altem Haß den Sekretär Bergs beſtochen, deſſen Handſchrift nachzuahmen und ihm ſtaatsverbrecheriſche Papiere unterzuſchieben. Berg wird verhaftet, der Sekretär brennt mit einer Summe Geldes durch, gibt aber zuvor noch ein Packet an Fritz ab, was die Beweiſe von Bergs Unſchuld und des Juſtizraths Verrath enthält. Dadurch wird Berg gerettet und gelobt, fortan der Tugend zu leben.

Stark kotzebuefirt. Das Stärkſte iſt, daß Amalie im Grimm gegen den unwürdigen Gatten ſich ſelbſt einem Major anträgt, der ſie liebt, ihr aber erwiedert, er liebe nur die Tugend in ihr, nicht das Laſter. Dadurch wird ſie denn bewogen, ſich wieder an den Hals ihres elenden Gatten zu hängen.

Johann Gottfried Dyck, ein Leipziger Buchhändler, überſetzte viele franzöſiſche Stücke und ſchrieb ein paar eigene Trauerſpiele: „Thomas Moore, Heinrich IV., Eſſex, Coriolan“ in ziemlich feuriger Proſa, aber mit zu viel Tugendpathos.

Friedrich Eberhard Rambach, ruſſiſcher Staatsrath in Dorpat, ſchrieb ſeit 1791 mittelmäßige Schau- und Trauerſpiele „Theſeus, Hiero, Otto mit dem Pfeil, Friedrich von Zollern, der große Kurfürſt zu Rathenau, die eiſerne Maske“ ꝛc.

Der Schauſpieler Johann David Beil ſchrieb ſelbſt Schauſpiele und ſteht Iffland nahe, doch ſchon mit Sturm und Drang. Unter ſeinen leidenſchaftlichen Stücken (Dietrich von Ruben, Armuth und Hoffarth,

Curt von Spartau, die Familie Spaden) sind besonders „die Spieler“ merkwürdig, weil er sich darin die schrecklichen Folgen des Spiels, dem er selbst ergeben war, vor Augen stellte. Er hörte auf zu spielen, starb aber gramvoll und erschöpft im besten Alter (1794). Isenburg v. Buri, hessischer Offizier, brachte seit 1791 die Zerstörung der Bastille, so wie den Tod des Königs und der Königin von Frankreich auf die Bühne und schrieb auch einige Lustspiele.

Friedrich Maximilian Klinger, geboren zu Frankfurt a. M., studierte Theologie, wurde Sekretair einer Schauspielergesellschaft, österreichischer Offizier, dann russischer Vorleser Pauls'I. als Prinz, General und Direktor des Kadettenkorps, Curator der Universität Dorpat. Ein Schwärmer für die Freiheit endete er als recht eigentlicher Despotendiener. — Klinger blickte in seiner Jugend tief und ernst in die Schlechtigkeit und Dummheit der Menschenwelt hinein. Der Trost der Religion war ihm versagt, ja er erblickte in der Kirche selbst nur eine Corruptionsanstalt. Er schildert nun in fast allen seinen Dichtungen, wie edle und gute Menschen, ja Engel selbst vergebens die Menschen zu bessern suchen und wie starke Menschen im furchtbaren Kampf gegen das Böse erliegen. Nur die helle Schönheit der Charaktere, die auf diese Weise vom immer dunkler werdenden Abgrunde verschlungen werden, entschädigt für das schmerzliche Gefühl, das seine Dichtungen zurücklassen. In der Auffassung und Sprache Klingers herrscht anfangs noch etwas Wildes, ja fast Rohes, aber sie verfeinert sich von Jahr zu Jahr.

Klinger begann mit Trauerspielen voll Leidenschaft. Von seinem Stück „Sturm und Drang“, das von einem blutigen Familienkampf in Schottland handelt, erhielt die ganze Periode krampfhaft hitziger Dichtung den Namen. In den „Zwillingen“ (1774)

haßt der feurige Guido seinen sanften Zwillingsbruder von Jugend auf und mordet ihn um der schönen Kamilla willen, die den milden Bruder dem wilden vorzieht, bietet sich aber nachher standhaft zur Sühne dar und läßt sich von seinem eigenen Vater erdolchen.

In den „falschen Spielern“ von 1780 hat Klinger einigermaßen den ein Jahr später erschienenen Räubern von Schiller vorgearbeitet.

Franz von Stahl wird von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und in Noth gestürzt, daß er sich dem Spiel ergibt. Zuletzt aber erkennen die Ver-

wandten und die Geliebte (Juliette), daß er auch im Verderben noch edler geblieben iſt, als der Schleicher Karl, deſſen Treuloſigkeit beſtraft wird.

Beſſer iſt das Trauerſpiel „Elfride“ von 1782.

Elfride, ein Fräulein, die der engliſche König Edgar liebt, um die ihn aber ſein Günſtling, Ethelwald, betrügt, indem er ſie ſelbſt heirathet und durch Argliſt von ihm fern hält. Aber die Liebe findet dennoch ihren Weg, der König entdeckt, wie ſchändlich er betrogen wurde, und tödtet den falſchen Günſtling, um ſeiner Wittwe die Krone aufzuſetzen. Derſelbe Gegenſtand iſt als Roman behandelt von einer pſeudonymen Maria, 1824. Der Stoff hat etwas mit dem alten Romane von Bertha mit dem großen Fuß Verwandtes.

Sehr merkwürdig iſt Klingers Luſtſpiel von 1783 „der Schwur gegen die Ehe“.

Graf von Blumin, ein Weiberhaſſer, läßt ſeinen Sohn ſchwören, daß er nie ein Weib heirathen, aber ſo viel Weiber als möglich verführen ſolle. Der junge Graf hält den Schwur, gerieth aber endlich an eine junge ſo reizende und liebreiche Wittwe, daß er bei ihr den Schwur gern vergeſſen möchte. Sie reizt ihn noch mehr dadurch, daß ſie ihm ſagt, ſie habe ihrer Mutter ganz den nämlichen Schwur ſchwören müſſen, alle Männer zu verführen. Der alte Graf erfährt, daß ſein Sohn im Begriff iſt, den Schwur zu brechen und weiß kein anderes Mittel, es zu verhindern, als daß er ſelbſt der ſchönen Wittwe ſeine Hand anbietet, die ſie auch annimmt, aber nur unter der Bedingung, einen jungen Liebhaber im Hauſe zu halten. Am Schluß werden Vater und Sohn von der Wittwe überliſtet, indem ſie keinen von beiden nimmt, beide beſchämt und ihre Hand dem Baron Fabris reicht.

Man traut kaum ſeinen Augen, wenn man in der Vorrede lieſt, Klinger habe „deutſche Sitten“ ſchildern wollen.

Klingers Trauerſpiel „Konradin“ von 1784 iſt beſſer, als die vielen Duzend Stücke, die denſelben Gegenſtand behandeln. Vor allem iſt zu rühmen, daß Klinger ſeinem Helden keine Geliebte gibt und das Intereſſe für ſein kaiſerliches Streben nicht abſchwächt in einer ſentimentalen Liebelei.

Conradin erſcheint hier als ein feuriger, tapferer, dem Tode ſtolz entgegengehender Jüngling und dennoch zart und weich, ein echter Hohenſtaufe. Auch ſeine Freunde ſind edel und natürlich gehalten. Seine Mutter Eliſabeth beſtreit zuletzt ſeine Leiche, um ſie, mit der Friedrichs, am Strande des Oceans zu begraben.

Im „Günſtling", einem Trauerſpiel von 1785, verläßt Klinger ſeine Härte, um faſt Kotzebue'ſch weich zu werden.

Brankas, der Günſtling des Königs Fernandez, ermordet ſeine Gattin, als er erfährt, ſie buhle mit dem König, rettet aber dennoch denſelben König großmüthig vor ſeinen Feinden.

Von da an bildete Klinger ſich ein eigenes Syſtem von Menſchenverachtung aus, wie es ſchwarzgalligter in keines Volkes Poeſie je gefunden wurde. Ganz im Contraſt mit Göthe, der aus allem, was in jenem erbärmlichen Jahrhundert vorging, doch nur ſüßen Honig für ſich ſelbſt ſog.

„Sohir oder der goldene Hahn" von 1784 iſt ein ſehr mittelmäßiges Märchen.

In den goldenen Hahn verzaubert iſt Sohir, Eva's Erſtgeborener, der einem unſchuldigen Paare zum Schutzgeiſt dient gegen ihren ruchloſen Verfolger.

Weit beſſer iſt das damit zuſammenhängende Bruchſtück „das zu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit".

Der Genius der Menſchheit wird von Paris angerufen und kommt, hofft endlich das ganze Menſchengeſchlecht beglücken zu können (nachdem er vorher nur auf einer fernen Inſel bei einem Unſchuldsvölkchen ein Unterkommen gefunden), ſieht ſich aber furchtbar getäuſcht. Hinter dieſer Pariſer Menſchheit grinſt die ganze Hölle. Schaudernd flieht der Genius aus der Stätte des Wahnſinnes und Mordes und frägt, vor Gottes Thron knieend, ein jammerndes Warum? aber ihm antwortet nur ein ſchaudervolles, zermalmendes Schweigen.

Darauf ließ Klinger vier antikiſirende Tragödien folgen, die „Medea in Korinth" und „Medea auf dem Kaukaſus" voll heißer Leidenſchaft, den „Ariſtodemos" voll patriotiſcher Begeiſterung, und „Damokles", worin Klinger den Culminationspunkt poetiſcher Schwärmerei erreicht, indem Damokles den Tyrannen zwar erdolchen könnte, aber den Dolch fallen läßt, weil der Tyrann nicht würdig ſey, von ſo edler Hand zu fallen. — Eine der feurigſten Dichtungen iſt „Medea in Korinth" von 1786.

Das Schickſal tritt auf und verkündet die Strafe der Schuld. Jaſon verläßt Medea und heirathet Kreuſa. Medea flieht ihn umſonſt an, dann übt ſie die ſchreckliche Rache, ermordet die unſchuldigen Kinder, fährt auf dem Drachen

davon und übergibt Jason den in Person auftretenden Furien. Klinger faßt sie erhaben und echt antik auf, nur läßt er Medea etwas zu viel von ihrer eigenen „furchtbaren Größe" reden. — Medea auf dem Kaukasus, 1790. Schluß des vorigen. Medea lebt auf dem Kaukasus, hier soll eben die Jungfrau Norane vom Oberdruiden den Göttern geopfert werden, zum Jammer ihres Geliebten, Sophar. Da tritt Medea rettend dazwischen und zerstört mittelst ihrer Zauberkünste durch Blitze den Opferaltar und verscheucht die Priester. Aber die, die zum Bösen jede Macht besaß, verliert alle ihre Zauberkräfte, nachdem sie einmal sie zum Guten angewendet. Die Druiden erkennen den Verlust ihrer Zaubermacht und suchen Rache an ihr, der sie zuvorkommt, indem sie sich ersticht.

Ein Prosatrauerspiel ist auch „Aristodemos" 1787.

Aristodemos hat seine Tochter Hermione dem Kleonnys verlobt, als das Unglück des Vaterlandes eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Herakliden zum Opfer heischt. Dieses Opfer muß Hermione werden und sie opfert sich willig. Aus Verzweiflung behauptet Kleonnys, sie sey schwanger von ihm, um sie zu retten. Hermione birgt vor Scham ihr Gesicht an des Vaters Brust, der sie ersticht. Matronen erkennen ihre reine Jungfräulichkeit. Kleonnys stürzt sich in den Kampf, dem nun die Götter Sieg verleihen. Die Charaktere des Vaters und der Tochter sind höchst edel gehalten.

Und „Damokles" 1788.

Damokles hat der Insel Rhodos Gesetze gegeben, selbst die Krone ausgeschlagen und sie dem Attalos gelassen. Während Damokles abwesend im Kriege ist, unterjocht Attalos das Volk und bindet des Damokles Sohn Kallias an sein Interesse, indem er ihm seine Tochter Antioche verlobt. Das Volk fleht Damokles an, ihm die Freiheit zurückzugeben, läßt ihn aber im Stich. Er wird gefangen und im Kerker vergiftet. Antioche klagt sich bei dieser Nachricht selbst als seine Mörderin an, da sie es gewesen, die seinen Sohn Kallias zum Verrath am Vater verführt hat. Kallias ersticht sie und stürzt sich in's Meer. Eine bittere Satire auf das Volk.

„Fausts Thaten und Höllenfahrt", ein dialogisirter Roman von 1791, läßt uns in die ganze Tiefe der Klinger'schen Melancholie blicken.

Faust ist hier der Erfinder des Bücherdrucks, den er aber nur durch magische Kunst erlernte. Man begreift nicht, welcher Magie es zu dieser einfachen Sache bedurft habe? Es geht ihm schlecht, man will ihm seine gedruckten Sachen nicht abkaufen und er kommt in große Noth. Wiederum höchst unwahrscheinlich. Da nimmt er seine Zuflucht zur Hölle und Leviathan wird sein Diener und Gefährte. Zuerst muß dieser ihm eines Bürgermeisters schöne

Frau zukuppeln, obgleich Faust selber schon verheirathet ist. Das wird durch einen sentimentalen Abschied Fausts von seiner Frau gleichsam ausgeglichen. Nun geht die Reise durch die lastervolle Welt lustig fort, und Faust findet überall nur Bosheit, Heuchelei, Schwäche, die sich bereitwillig dem Teufel in die Arme wirft. Diese frazzenhaften Schilderungen sollen die Menschenverachtung Fausts rechtfertigen. Wie verzerrt nun dieses Weltbild auch seyn mag, so ist es doch consequent durchgeführt, indem es in der Hofhaltung des scheußlichen und in allen Wollüsten ersoffenen Pabst Alexander VI. seinen Mittelpunkt findet. Hier tritt der Mensch noch greulicher hervor, als der Teufel selbst. Der Pabst macht dem Leviathan, den er nicht kennt, einen schändlichen Antrag und drängt ihn so, daß dieser sich endlich durch Enthüllung seiner Diabolität — retten muß. Durch den Anblick so entsetzlicher Greuel wird Faust im höchsten Grade mißgestimmt und kein Genuß mehr kann ihn erheitern. Nun fängt der Teufel an, mit raffinirtester Grausamkeit ihn eben so von Qual zu Qual zu führen, wie vorher von Lust zu Lust. Er zeigt ihm seinen ältesten Sohn am Galgen, sein verlassenes Weib in Lumpen und im tiefsten Elende, in das sie seine Flucht versetzt hatte. Dann ruft er ihm alle Sünden ins Gedächtniß, die er begangen, führt ihn in die Luft empor und reißt ihn in tausend Stücke.

Verwandten Geistes ist Klingers „Geschichte Raphaels de Aquilas", ein Schreckensgemälde, unter den ersten Eindrücken der französischen Revolution entstanden, vom furchtbarsten Haß gegen Priesterthum und Königthum durchzuckt.

Der junge Raphael wächst in den Gebirgen von Valencia auf dem einsamen Schloß seines blinden Vaters auf. Dieser ist im Kerker der Inquisition grausam geblendet worden auf Befehl König Philipps II., weil Raphaels Mutter sich den Lüsten dieses Königs widersetzt hat. Nach des Vaters Tode geht Raphael nach Madrid, um ihn zu rächen, verliebt sich aber hier und schwängert die Donna Seraphine, die Tochter Don Antonio's, des königlichen Kupplers, und als er erfährt nicht nur, daß Seraphine mit dem König buhlt, sondern daß Antonio auch am Unglück seines Vaters Schuld ist, stößt er ihm den Degen durch den Leib und flieht in seine Gebirge. Hier findet er die Moriskos, seine Vasallen, und in ihres Häuptlings Suleimas schöner Tochter Almerine Ersatz und heirathet sie nach maurischer Sitte. Seraphine schreibt ihm, sie habe einen Sohn, sie sey unschuldig, der König habe sie nicht berührt und fleht ihn an, sich mit ihr zu versöhnen. Aber er will nicht. Mittlerweile kommt der Befehl, sämmtliche Moriskos sollen nach Afrika übergeschifft werden. Raphael begleitet den traurigen Zug. Unterwegs auf dem Schiffe übt Perez, der Capitän, die rohesten Grausamkeiten an den Moriskos aus. Die schwangere Almerine kann sich nur vor ihm retten, indem sie in's Meer

ſpringt und ertrinkt. Raphael und Suleima ſpringen ihr nach und kommen wieder am ſpaniſchen Ufer an, kämpfen im Gebirge verzweiflungsvoll und unterliegen; Raphael wird verwundet und gefangen nach Madrid gebracht. Der König verzeiht ihm und läßt ihn frei. Als er aber auf ſeinem Schloß ankommt, findet er die unterirdiſche Moſchee von fanatiſchen Prieſtern erbrochen und Suleima auf den entweihten Gräbern ermordet. Nun ſtillt er ſeine Rache, indem er alle chriſtlichen Prieſter niederhaut, und flieht aus Spanien. In Neapel will er ſich nach dem Orient einſchiffen, um ein Muhamedaner zu werden, wird aber ergriffen und nach Spanien zurückgeſchleppt, wo er in den Kerkern der Inquiſition unter den gräßlichſten Qualen der Folter ſtirbt.

Dieſelbe Bitterkeit geht durch Klingers „Geſchichte Giafars des Barmeciden", 1791.

Giafar, der berühmte Vezir des Chalifen Harun Alraſchid, will das Menſchengeſchlecht beglücken. Das will der Teufel nicht leiden und verſucht ihn in der Geſtalt des weiſen Achmet, der ihm die Menſchheit darſtellt, wie ſie iſt, nämlich als nicht werth, daß man ſich für ſie opfere. Giafar widerſteht ihm, weil aber ſeine heimliche Geliebte Abaſſa, des Chalifen Schweſter, ihm ein Kind geboren, werden Mutter und Kind gemordet und er ſelbſt an eine Säule gekettet. Da erſcheint ihm Achmet abermals, enthüllt ihm Vergangenheit und Zukunft und beweiſt ihm, daß er mit all ſeinem hohen Glauben doch immer nur ein Spielball des Schickſals geweſen und daß ſein Wirken der Menſchheit nichts genutzt habe. Doch auch jetzt bleibt Giafar ſtandhaft und hüllt ſich in den Mantel ſeiner Tugend. Der Teufel muß beſchämt abziehen, Giafar wird hingerichtet, aber der Chalife bereut den Frevel und ſchenkt einem Greiſe, der es zum Erſtenmale wagt, ihn an Giafars Verdienſt zu mahnen, eine Schüſſel von Gold. Da ruft der Greis: ſeht da noch eine Wohlthat des Barmeciden! ein Ausruf, der nachher im ganzen Morgenlande ſprichwörtlich geworden iſt.

Dieſelbe Menſchenverachtung kehrt wieder in Klingers „Reiſen vor der Sündflut", 1794.

Mahal lebt mit den übrigen Sethiten im Gebirge in der alten Unſchuld. Da überkommt ihn der böſe Geiſt des Forſchens. Er will wiſſen, wie es in der übrigen Welt beſtellt iſt und macht mit ſeiner ſchönen Tochter Milka einen Ausflug in die Ebene. Da kommen Räuber vom Stamme Kains und entreißen ihm die Tochter, die erſte Strafe für ſeinen Forſchungstrieb. Gott befiehlt ihm, noch einmal in die Welt zu gehen und zu erfahren, was aus den Menſchen wird, wenn ſie ſich mit der Unſchuld nicht mehr genügen laſſen. Mahal findet eine reizende weibliche Geſtalt, entſetzt ſich aber, denn ſie iſt kalt und todt, nämlich eine Statue der Liebesgöttin. Schöne Kainitinnen kommen, ihr zu opfern. Er empört ſich über den Götzendienſt und wird ins Gefängniß

geworfen, aber bald wieder befreit, da der Sultan des Landes erfährt, es sey der Vater der schönen Milka, die er zu seiner Lieblingsgemahlin erhoben hat. Aber er findet seine Tochter selbst schon ganz verdorben und flieht. Er kommt in ein anderes Land, wo das Gold als Götze angebetet wird. Milka's Gemahl fordert seine Auslieferung, der Sultan des Goldlandes aber besiegt ihn und nimmt die Milka selbst. Mahal, der das Gold nicht anbeten will, flieht wieder und kommt in ein Reich, wo die Aristokratie unter dem Namen von Göttern über das in tiefer Dummheit erhaltene Volk herrscht. Hier hat er gute Tage bei einer üppigen Dame, bis er deren früheren Liebhaber, einen Schwächling, nicht für einen Gott anerkennen will und dadurch die ganze Aristokratie beleidigt. Er bekommt einen Dolchstich, wird jedoch geheilt und flieht in ein viertes Reich, wo die Schriftsteller herrschen. Alle wohnen in Laternen, weil alle gleichsam Lichter sind. Auch hier mokirt sich Mahal, wird daher wieder vertrieben. In einem fünften Reiche waren nur Atheisten, die ihn, weil er einen Gott predigt, abermals verjagen. Er kehrt nun ins Gebirge zurück und findet Gott, der ihm sagt, er habe nun seine Neugier befriedigt, weil sie aber sündhaft gewesen, so müsse er nun auch in der Sündfluth mit all den Bösewichtern und Narren sterben, welche kennen zu lernen er allzu begierig gewesen sey.

„Der Faust der Morgenländer" ist ein Anhang zu den Reisen vor der Sündfluth.

Abdallah ist der edelste und gerechteste unter den Menschen, den der Sultan deshalb auch hoch achtet, vor dem er aber immer eine geheime Scheu behält, weil Fürsten die Tugend auch in ihrem eigenen Interesse nicht lange ertragen können. Abdallah gewinnt durch einen Zauberer einen dienstbaren Geist der ihn immer warnt, wenn er aus reiner Güte eine unweise Handlung begehen will. Nachdem dies oft geschehen ist, will der Sultan hinter das Geheimniß kommen und Abdallah ist so schwach, es ihm zu verrathen. Da verbannt ihn der Sultan. In der Wüste wird er geplündert, aber von einem Hirten aufgenommen. Als ihn einmal der Anblick des jungen Hirtenweibes und ihres Säuglings innig erfreut, erscheint ihm der Geist wieder und sagt ihm, dieses unschuldige Weib werde die Ehe brechen, den Tod ihres Gatten verschulden und ihren Säugling einer Schlange opfern. Da ekelt Abdallah das Leben an und er stürzt sich ins Meer. Aber Fischer retten ihn und er findet das Leben bei ihnen so idyllisch, daß er sich mit einer Fischerstochter verlobt und hier seine Tage beschließen will. Zufällig geräth er einmal in die Nähe von Verschwörern und erkundet, daß des Sultans eigener Sohn den Vater vom Throne stürzen will. Er eilt zum Sultan, ihn zu warnen, und kehrt dann wieder zu den Fischern zurück, um Hochzeit zu feiern. Da verläßt ihn der Geist für immer, indem er sagt: du folgst doch immer nur einem Hange und bedarfst also meiner nicht mehr.

Die spätesten Werke Klingers sind: „der Dichter und der Weltmann", 1797, ein Dialog, worin zwei Charaktere mit großer Feinheit und Wahrheit durchgeführt werden. Der Dichter, heißt es am Schlusse, kann nur glücklich seyn in der abgeschlossenen Welt seiner Illusionen, die er sich möglichst ungestört erhalten muß. Der Weltmann kann nur glücklich seyn im Rückblick auf das, was er Gutes zu thun Gelegenheit hatte, mag er auch mit noch so viel Verderbniß und Thorheit zu kämpfen gehabt haben. Die „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" 1802 in drei Bänden enthalten einen Schatz von Menschenkenntniß und Welt- und Bücherersahrung, in bunten Aphorismen niedergelegt. Hier scheint der Sturm in der Seele des alten Dichters völlig beruhigt, aber in seinem letzten Werk „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" von 1810 bricht der ganze alte Unmuth, die ganze alte Menschenverachtung noch einmal aus dem glühenden Greise, wie Feuer aus dem schneebedeckten Vulkane hervor.

Ernst von Falkenburg ist in der Gunst eines Fürsten hoch gestiegen und hat dadurch die Eifersucht seines eigenen Oheims, des bisher allmächtigen Präsidenten erregt. Die Feindschaft des Oheims gegen den Neffen wird noch bitterer, als Ernst die schöne Amalie, Tochter des neuen Ministers, eines armen Fremden, heirathet, der den Einheimischen von altem Adel tödtlich verhaßt ist. Die französische Revolution bricht aus. Ernst macht Vorschläge, durch weise Reformen in Deutschland eine so blutige Katastrophe zu vermeiden. Da wird er von der Parthei der Alten selbst als Revolutionär bezeichnet und muß flüchten. Zugleich wird ihm Amalie untreu und buhlt mit dem schönen Ferdinand, einem Freunde, dem Ernst sie anvertraut hatte. Sie hören, Ernst sey in Paris, wohin er geflüchtet, als auswärtiger Edelmann guillotinirt worden, was Amalie so erschüttert, daß sie Ferdinand entsagt, der ihr aber antwortet, sie sey und bleibe durch die Sünde an ihn gekettet. Inzwischen ist Ernst frei gelassen worden und zieht zu seinen Gesinnungsgenossen nach Amerika, um das Ideal der Menschheit, für das er umsonst in Deutschland geglüht, unter den Wilden am Ohio zu finden.

Forstrath Cramer zu Dreißigacker bei Meiningen, der seit 1782 eine große Menge Romane, weit mehr als je ein Deutscher vor ihm, schrieb und den wir oben schon unter den Lüderlichen kennen lernten, gesellte sich auch zu den Kraftgenies und hatte seiner plebejischen Sprache wegen auf die Massen mehr Einfluß als vornehmere Dichter. Seine Bücher füllten die Leihbibliotheken und wurden von den halbgebildeten Classen

Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland.

Schon seit langer Zeit gibt die französische Mauthverwaltung eine jährliche tabellarische Uebersicht der Ein- und Ausfuhr heraus; aber erst im Jahr 1838 hat sie angefangen, Dezennaltabellen zu verfertigen, damit man den Gang des Handels mit dem Auslande während einer Reihe von zehn Jahren überschauen könne. Diese unter dem Titel **Tableau décennal du commerce de la France avec les Colonies et les puissances étrangères, publié par l'administration des Douanes 1827 — 1836. Paris 1838, imprimerie royale**, in einem aus zwei Abtheilungen bestehendem Foliobande erschienene Arbeit muß unendliche Zeit und Mühe erfordert haben, und ist wahrscheinlich der Anfang ähnlicher Arbeiten, die von zehn zu zehn Jahren erscheinen werden, so daß zehn solcher Uebersichten hinreichen werden, um den Gang des Handels während eines ganzen Jahrhunderts zu beurtheilen. Da die Tabellen aus den amtlichen Angaben zusammengetragen worden sind, so verdient der Inhalt volles Zutrauen. Nur darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß auch die sorgfältigste Berechnung selten ganz fehlerlos ist, und daß, wo man sich auf den Fleiß und die Genauigkeit subalterner Kalkulatoren verlassen muß, man doch immer einige Irrthümer voraussetzen kann. Ferner vergesse man nicht, daß auch die wachsamste Verwaltung nicht allen Unterschleifen vorbeugen kann, und daß der Schleichhandel ebenfalls

verſchlungen. Schon deßhalb darf der Geſchichtſchreiber der Poeſie an ihm nicht verächtlich vorbeigehen wollen. Cramer verdient aber auch noch um ſeiner beſondern Gaben willen Auszeichnung. Wie roh und gemein er auch ſchrieb, ſo war doch eine friſche und geſunde Kraft in ihm und ſeine Oppoſition gegen die falſche Empfindſamkeit und Vornehmthuerei war eine echt volksthümliche. Das Erfreuliche an ihm iſt die derbe, kerngeſunde Jägernatur, die den Waldgeruch auch ins Boudoir mitbringt, ſich nichts verſagt und noch mitten im Exceß eine gewiſſe Liebenswürdigkeit bewahrt. Das Unerfreulichſte dagegen ſind bei ihm die Myſtificationen mit Weltverbeſſerungsplänen. Sein beſter Roman iſt das „Jägermädchen“ (von 1798).

Curt, ein junger Offizier, und Auguſte, ein junges Fräulein, verirren ſich und die Folge iſt die Geburt eines jungen Mädchens, welches ausgeſetzt und von einem ehrlichen Förſter gefunden und unter den Augen der Gutsherrin, einer Gräfin, erzogen wird. Henriette wächst in herrlicher Blüthe heran und vereint mit der Derbheit des Jägermädchens einen Anflug höherer Bildung aus dem gräflichen Hauſe. In dieſem Hauſe lernt ſie Auguſte kennen, ohne daß beide ahnen, wie nahe ſie einander verwandt ſind. Ein armer Dichter, Namens Durſt, ſchmachtet um Henriette, die ihn mit zartem Mitleid behandelt. Vornehme Herren ſuchen ſie zu verführen, aber vergebens, das kräftige, keuſche Mädchen ſpielt mit der Gefahr. Endlich kommt ein junger Jägerburſch, nimmt beim Förſter Dienſte und gewinnt ihre Liebe. Die Gräfin erwartet ihren lange abweſenden Sohn und befiehlt, bis zu ſeiner Rückkehr das Wild zu ſchonen, damit er eine gute Jagd machen könne. Aber Walter, der junge Jägerburſch, ſchießt einen Edelhirſch. Als er dafür beſtraft werden ſoll, ſagt er trotzig: ich habe ihn auf meinem eigenen Grund und Boden geſchoſſen! und gibt ſich als der Gräfin Sohn zu erkennen. Wie ſoll nun aber die arme Jägerstochter hoffen, ſeine Hand zu erlangen? Der alte Curt erſcheint, heirathet Auguſte, und Henriette wird als ihre verlorene Tochter und Erbin wiedererkannt, ſo daß ihrem Bunde mit dem Grafen nichts mehr im Wege ſteht. — Das Jägermädchen iſt vortrefflich gezeichnet, zwar viel zu derb für den verzärtelten Geſchmack, aber um ſo natürlicher. Allerliebſt iſt die Art, wie ſie einmal einen vornehmen Herrn abfertigt, der ihr ſeine goldene Uhr von 100 Dukaten Werth für einen Kuß anbietet. Sie nimmt die Uhr und gibt ihm den Kuß, bietet ihm aber ſogleich wieder dieſelbe Uhr um einen Kuß von ihm an. Alle Anweſenden lachen den Herrn aus, welcher erröthend dem Mädchen den verlangten Kuß gibt, die Uhr wieder nimmt und, um ſeine Ehre zu retten, 100 Dukaten ins Armenhaus ſchickt. Nicht minder reizend iſt die Verwirrung des Mädchens geſchildert, als ſie erfährt, ſie werde von einem Herrn geliebt,

den ſie für Auguſtens Liebhaber hält. Sie, voll Zärtlichkeit für Auguſten, auch ehe ſie noch weiß, daß es ihre Mutter iſt, und voll Unſchuld, glaubt nun dadurch, daß ein Anderer, auch ohne ihr Wiſſen und Willen, ſie liebt, eine Sünde, einen Raub an Auguſte begangen zu haben. In ſolchen Zügen liegt ein hoher Zauber des Natürlichen, um welchen mancher viel höher geſtellte Dichter den verachteten Cramer hätte beneiden dürfen.

Viel unbedeutender ſind das „Harfenmädchen“ (voll unſinniger Abentheuer) und das „Hirtenmädchen“, welche Cramer nachfolgen ließ. Er ſchrieb noch eine Menge Romane dieſer Art, alles mehr oder weniger wilde Liebesgeſchichten, der braune Robert, das blonde Nantchen, Nettchens Hochzeit ꝛc.

Große Theilnahme fanden zu ihrer Zeit beſonders die politiſchen Romane Cramers. Der erſte war „Leben und Meinungen des Erasmus Schleicher“ von 1789.

Erasmus Schleicher begegnet in der Rolle eines reiſenden Mechanikus dem alten General Grafen Jericho und intereſſirt ihn, noch mehr aber deſſen ſchöne Tochter Aurore. Sie macht ihn zu ihrem Vertrauten, aber nicht zum Liebhaber, denn das iſt ſchon ein gewiſſer Goralli, Diener ihres Vaters. Dagegen verhimmelt Schleicher mit einer gewiſſen Louiſe, obgleich ſie ihn einmal „aufs Maul ſchlägt“ und „Affe“ nennt. Als er zum Erſtenmale in ihren Armen geſchwelgt, will er „die Welt gegen den Mond ſprengen“, ſo übermüthig iſt er geworden. Aber ſie läßt ihn wieder fahren und er tröſtet ſich bei einer gewiſſen Antonie, obgleich ſie ihn „Schurke“ nennt. Aber auch Antonie gibt ihn auf und er genießt das ſchöne Schauſpiel, ſie mit einem Andern aufs Sopha fallen zu ſehen. Zum Ueberfluß erzählt er Auroren noch von einer älteren Liebſchaft zu einer gewiſſen Bianka, die auch nicht glücklich ausfiel. Endlich kommt Schleicher mit dem Fürſten in Berührung, iſt ſo frei, ihn auf allerlei in ſeiner Nähe waltende Ungerechtigkeiten aufmerkſam, findet aber für nöthig, ſich eben deshalb bald aus dem Staube zu machen. Unterwegs begegnet ihm der vacirende Hofnarr Oſop, ſein Seelenbruder. Sie reiſen zuſammen. Schleicher bekommt eine neue Liebſchaft in Seraphine. Nachher finden ſie den einſamen alten Piſo, der ein verbannter Fürſt und Goralli's Vater iſt. — Seraphine iſt in Mannskleidern entflohen, kommt mit Antonie zuſammen, wird von ihr für einen Jüngling gehalten und mit Liebe bedrängt, gibt ſich ihr daher zu erkennen. Nun wendet ſich die treuloſe Antonie wieder zu ihrem Ritter Harras. — Schleicher ſchlägt einen Mönch, wird in den Kerker der Kirche gebracht, aber vom alten Oſop, der zum Spaß unter die Räuber gegangen, befreit. Sie nehmen den alten Piſo mit, der ſeinen Sohn wieder findet. Der alte Jericho willigt in Aurorens Verbindung mit Goralli, ſobald in dem letzten ein Fürſtenſohn erkannt iſt. Die edle Seraphine tritt

ihren Schleicher einer gewiſſen Auguſte ab, die aufs heftigſte in ihn verliebt iſt, die Tochter des Miniſters von Hammer. Hammer ſelbſt gibt ihm ſeine Tochter, wie er ſagt, „als Biergeld“ und ſorgt dafür, daß Schleicher Landrath wird und alle Gelegenheit bekommt, der Menſchheit im Staat durch nützliche Reformen zu dienen. Seraphine wird durch Karl, einen Neffen Jericho's, entſchädigt. Alle ſind glücklich. Der Staat Sommerſett iſt von dieſem trefflichen Menſchen trefflich regiert. — Aurore und Coralli wohnen mit Piſo und Äſop bei dem alten Jericho auf dem Lande. Als ſie in die Reſidenz Palmira ziehen wollen, warnt ſie der alte Äſop vergebens. Die Folge iſt, daß der junge Prinz Hanno in der heftigſten Leidenſchaft für Aurore entbrennt. Der alte Äſop tritt öfter warnend und hindernd dazwiſchen, unter anderem reißt er einmal den Ofen in dem Zimmer ein, in dem ſie allein ſind. Endlich aber wird ſie doch von Hanno entehrt. Als es Coralli erfährt, ſchießt er auf den Prinzen, verwundet ihn aber nur in den Arm und muß flüchten. Aurore ſtirbt aus Gram. Schleicher wird wie alle Redlichen gezwungen abzudanken und wandert mit ſeiner geliebten Auguſte und dem alten Äſop aus. Harras folgt Coralli in den Krieg. Der alte Jericho iſt vor Gram geſtorben, eben ſo Piſo. Eine gewiſſe Henriette, welche Hanno ferner entehrt, vergiftet ſich. Als er nun auch von Aurorens Tod erfährt, geht der Prinz in ſich, ſtößt ſeinen Günſtling und Verführer Adelſon mit Fußtritten von ſich und zieht in den Krieg. Auf dem Felde der Ehre verſöhnt er ſich wieder mit Coralli. Schleicher aber kommt zu dem edeln Grafen von Trakinor und hilft ihm die Menſchen weiſe regieren und glücklich machen. Der alte Äſop ſtirbt bei ihm.

Im Jahr 1793 ſchrieb Cramer auch „Leben und Meinungen des Paul Äſop“ und 1794 die des „lahmen Wachtelpeters“, beide voll lüderlicher Geſchichten. Wieder etwas mehr politiſchen Charakter haben die „Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley“ (von 1797).

Wie Schleicher, ſo iſt auch der reiſende Baumeiſter Luley ein vacirendes Genie und Tugendprahler. Er kommt an den Hof, ſagt überall die Wahrheit, nennt Statuen und Bilder, die für Originale gelten, Copien, macht den Fürſten auf die Nachläſſigkeiten und Schlechtigkeiten im Staatsdienſt aufmerkſam ꝛc. und bekommt unzählige Feinde. Eben dadurch gewinnt er aber auch, wie Schleicher, die Herzen der Damen. Eine gewiſſe Bertha, der er bei der erſten Begegnung eine Raupe, die ihr den Buſen hinab unter das Kleid gekrochen iſt, herausſuchen hilft, wird ſeine Seelenfreundin, ſo wie ihr rauher, grimmiger, aber grundehrlicher Vater, der alte Oberſt Hartwig mit dem hölzernen Bein, ſein Seelenfreund. Sofort dreht ſich das Hauptintereſſe des Romans darum, daß die Hofſchranzen den Wahrheitsfreund nicht zum König laſſen wollen und alles Mögliche thun, ihm den Zutritt zu verſperren. Bald muß der König krank werden; bald bricht in dem Augenblick, in dem Luley bei

ihm eintritt, eine künſtlich zu dieſem Zweck angelegte Feuersbrunſt aus; bald läßt man den König verreiſen. Bald wird Luley ſelbſt heimlich aufgehoben, und in eine Feſtung geſteckt, ohne daß es der König weiß, aber von Bertha und dem Oberſten wieder befreit. Bald wird ihm ein reizendes Mädchen zugeſchickt, die ihn verführen ſoll, was aber eben ſo wenig gelingt. Endlich wird die ſchöne Eliſe, die junge Gattin ſeines Freundes Walter, der bisher zurückgeſetzt in bitterer Armuth ſchmachtete, durch das Verſprechen ſeiner Erhebung beſtochen, den Luley auszuhorchen, ihn auf eine feine Weiſe durch Seelenliebe zur ſinnlichen hinüberzuführen und dann ſeine Geheimniſſe zu errathen, aus denen die Hofſchranzen eine Anklage herausſpinnen wollen. Aber Luley merkt es, läßt Eliſen bis zum Aeußerſten kommen und ſagt ihr dann ruhig: nun geh und verrathe mich! Das erſchüttert ſie aufs tiefſte. Luley triumphirt über alle ſeine Feinde durch — ein Gartenhaus, das er für einen Freund gebaut hat und das dem König überaus gefällt. Nun ladet ihn der König ſelber zu ſich, läßt ihn bauen und gibt ihm Gehör, ſo viel er will. — Inzwiſchen iſt eine gewiſſe Lindore mit einem Kinde von ihrem Liebhaber, Herrn von Engern, verlaſſen worden und Luley erfährt, dieſe Lindore ſey ſeine Schweſter, er ſelbſt ein geborener Freiherr von Sturm. Der alte Oberſt (warum nicht Luley?) fordert Engern, dieſer aber ſchießt mit der Piſtole in die Luft, bittet um Verzeihung und heirathet Linderen. Luley heirathet Bertha, die Königin wird aber von den Hofſchranzen abgehalten, der Hochzeit, wie ſie wollte, beizuwohnen. Luley ſieht die höchſten Ehrenſtellen offen, glaubt aber die Welt doch nicht beſſern zu können und zieht ſich auf's Land zurück.

Cramer ſchrieb auch noch „Leben und Meinungen des Baron Hirkus", eine nicht üble politiſche Satire.

Hirkus iſt ein dummer und fader Edelmann, den ſeine Tante in der Jugend allerlei Vogelſtimmen hat nachahmen lehren, wodurch er in vornehmen Geſellſchaften amuſirt, der in Hofämtern aufſteigt und, nur um Andern, die angeſtellt ſeyn wollen, Platz zu machen, immer höher geſchoben und am Ende ſogar Miniſter wird. Nachdem er penſionirt iſt, unterhält er ſich mit einem reducirten Hofſchneider, der kein Blatt vor den Mund nimmt, über ſeine intereſſante Laufbahn.

Chriſtian Heinrich Spieß, ein Wirthſchaftsbeamter in Böhmen, ahmte Cramer nach.

Sein Mäuſefallen- und Hechelkrämer (von 1792) iſt ein in Deutſchland mit Mäuſefallen herumziehender Savoyarde, aber in ſeinem ärmlichen Kleide ein Genie, kommt mit vornehmen Leuten in Verbindung und macht eine glückliche Heirath. In dieſem Buche kommen einige erheiternde idylliſche Bilder vor. Die erſte Begegnung des im Walde verirrten Savoyarden mit Emilien,

die ſich in einer Bauernhütte die ſchönen Haare kämmt und ſpäter die zärtliche Verfolgung des Fliehenden durch eben dieſe Emilie, iſt ein friſches Naturbild.

In ſeinen „Deutſchherren"

iſt die Heldin Hannchen eine Schinderknechtstochter, die ihres Standes wegen durch Verachtung bis zum Tode gequält wird, weil ſie ſelbſt das Geheimniß ihrer unehelichen Geburt aus vornehmem Stande aus Edelſinn verſchweigt.

Ganz grell ſind ſeine Biographien der „Selbſtmörder", dito der „Wahnſinnigen" und „ſeine Reiſen durch die Höhlen des Unglücks" (gräßliche Criminalgeſchichten).

„Cecilie oder die gottloſe Tochter", ein zu Leipzig 1763 gedruckter Roman, iſt merkwürdig als Vorbild der modernen franzöſiſchen Schule.

Die Heldin iſt ein emancipirtes Weib, welches, erſt 18 Jahre alt, Verbrechen über Verbrechen häuft, in allen Laſtern ausſchweifend, ihren Gatten, ihre Eltern, alle Umgebungen ruinirt und zuletzt in Nordamerika unter die Cannibalen geräth, die ihrer vertrauteſten Freundin und Mitſchuldigen die Brüſte abſchneiden und freſſen, ſie ſelbſt aber nur verſchonen, weil ſie, indem ſie nackt und zitternd unter den keulenſchwingenden Wilden ſteht, den Leib voll Spuren einer ekelhaften Krankheit zeigt. Ihr Fleiſch iſt zu unrein, um verzehrt werden zu können. Das rettet ihr das Leben, aber ſie ſtirbt bald darauf im äußerſten Elend.

Nicht minder merkwürdig iſt „Aurelie von Waldenborn", ein anonymer Roman von 1797.

Aurelie, die Maitreſſe eines Fürſten, gibt ſich ihm blos deßhalb hin, um ihn im Sinne und aus Auftrag eines geheimen Tugendbundes zu leiten, daß er das Land gut regiere und die Unterthanen beglücke.

3.

Die Poeſie des Egoismus.

Sowohl die Natürlichkeitsſchwärmerei, als der Sturm und Drang mußten eine egoiſtiſche Richtung der Dichter fördern.

Die beſcheidenen Dichter, die zuerſt die Natürlichkeit empfahlen, Haller, Brockes, Kleiſt, hielten ſich nur an die äußere Natur und verloren ſich in ihrer Bewunderung. Nach und nach aber machten die

Dichter auch ihre innere Natur geltend und ſetzten ſich über alles Herkommen und Geſetz hinweg, um die angeblich wahre, bisher nur unterdrückte Natur zum Durchbruch kommen zu laſſen. Das hing genau mit dem Sturm und Drang zuſammen. Man wollte ſich über das Gemeine erheben, ein Genie ſeyn und ſchlug nach allen Seiten aus. Es gab auch unter dieſen Grobianen noch beſcheidene Geiſter, die für etwas Allgemeines ſchwärmten, für die Menſchheit, für die Freiheit, für die Wahrheit, für die Kunſt ꝛc., aber auch Selbſtlinge, welche die Mode der Zeit keck ausbeuteten, nur um von ſich reden zu machen, nur um ſich bewundern zu laſſen und ſo viel Lebensgenuß als immer möglich daraus zu ſchöpfen. Im Grunde waren alle dieſe neuen Genies nur Epikuräer gleich Wieland, aber ſie waren noch eitler, ſie verlangten nicht blos Sinnengenuß, ſondern auch Vergötterung. Die Religion war abgeſchwächt, in den gebildeten Ständen faſt vergeſſen, der Nationalgeiſt in allen politiſchen Aeußerungen gelähmt, gebunden oder tief eingeſchlummert, es war alſo damals möglich, das öffentliche Intereſſe geiſtreichen Egoiſten zuzuwenden und ſie als Schooßkinder der Zeit zu liebkoſen. Dichter dieſer Art genoſſen das Vorrecht von ſchönen Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, für die man ſich lebhaft intereſſirt, wenn man Muße dazu hat und nicht von wichtigeren und höheren Dingen in Anſpruch genommen iſt.

Die Poeſie des Egoismus war zunächſt eine wenn auch unwillkührliche, doch aufs künſtlichſte ausgebildete Koketterie mit dem Publikum. Sie ging darauf aus, nicht für irgend welchen Gegenſtand der Dichtung, ſondern ausſchließlich für den Dichter einzunehmen, ſo wie eine Schauſpielerin nicht will, daß das Publikum ſich für das Stück intereſſire, ſondern daß es ſich in ihre Perſon verliebe. Der Dichter ſtellte ſich auf den Standpunkt des Virtuoſen, er wollte nicht mehr durch den Inhalt ſeiner Werke erſchüttern, rühren oder erheitern, ſondern nur durch ſein perſönliches Talent bezaubern. Cultus des Genius war hier die Loſung.

So weit es möglich war, wurde dieſer Cultus auch der ſterblichen Hülle des Dichters, ſeiner perſönlichen Schönheit und ſo recht eigentlich ſeinem Fleiſche dargebracht. Da dies jedoch nur im engeren Kreiſe geſchehen konnte, mußte das Herz dem Fleiſche zu Hülfe kommen. Daher das charakteriſtiſche Kennzeichen dieſer ganzen neuen Gattung von Poeſie die „ſentimentale Donjuanerie“. Die erkünſtelte Sentimentalität, die Affec-

tation von Seelenrührung und Seelenſchmerz, unterſcheidet die neue Schule von der älteren franzöſiſchen, oder mit zwei Worten Göthe von Wieland.

Ich ſage Affectation, weil Göthe nicht wirklich empfindſam war, ſondern immer nur mit ſeinen Leſern kokettirte. Es gab eine Herzkrankheit der Zeit, eine Herzenserweiterung, durch welche die unglücklichen Dichter dahin gebracht wurden, ſich einzubilden, ihr Herz ſey zu groß für die Welt, die Welt zu klein für ihr Herz. Es ging ein bis heute noch forthallender Klageton ſ. g. Dichterſchmerzen durchs deutſche Land, denn je höher ſich die Dichter ſchraubten, deſto weniger paßten ſie zur Wirklichkeit und hielten ſich dann für verkannt. Es gab auch einen Herzensdurchfall, eine Proſtitution des Herzens in Kotzebue'ſchen Stücken und Lafontaine'ſchen Romanen. Aber das alles paßt auf Göthe nicht. Dieſer vornehme Geiſt war zu gemüthlos, um Schmerzen zu fühlen, deren Schilderung ihm nur Behagen gewährte und Ehre brachte, und zu klug und geſchmackvoll, um ſich zu proſtituiren. Er putzte ſich ſo ſchön als möglich heraus. Ihn in der günſtigſten Beleuchtung zu zeigen, war das Geheimniß ſeiner Poeſie wie ſeines Empfangzimmers. Aber er war doch kein Gott, ſondern nur ein eitler Selbſtling.

Göthe nahm bekanntlich am Unglück der deutſchen Nation zur Zeit Napoleons nicht den mindeſten Antheil. Während die Tiroler bluteten, ſchrieb er ſeine Wahlverwandtſchaften. Im Jahr 1811 beſang er lobpreiſend Napoleon und hielt ſich noch von der Begeiſterung des Jahrs 1813 fern, ohne ſie mit einem einzigen Liede, ja nur mit einem Worte gut zu heißen. Erſt nach der Einnahme von Paris ließ er ſich bewegen, des „Epimenides Erwachen", eine kühle Allegorie, zu ſchreiben, um ſich dem patriotiſchen Ton, den damals ſelbſt die Höfe angenommen hatten, anzubequemen. Was, ſchien er zu denken, braucht Deutſchland Freiheit oder Einheit! es hat ja mich. Aber das Ideal, was Göthe in ſeinem Spiegelbilde dem deutſchen Volke aufſtellte, war des alten großen Volkes nicht würdig.

War einſt der treue und beſcheidene, aber ſtarke und herrliche Held, Jüngling oder Mann, jedenfalls in „grozer Arebeit" bewährt, kraft ſeines tapfern Armes und Gemüthes durch große Gefahr ſich durchkämpfend, das Ideal der deutſchen Poeſie geweſen, ſo trat ihm jetzt ſein Gegenbild gegenüber in einem weichlichen Wollüſtling, der an nichts dachte, als an Leib und Seele

behaglich zu genießen, in einem sentimentalen Don Juan, den hauptsächlich Göthe zum eigentlichen Helden der modernen Poesie stempelte. Nur in der tiefen Erniedrigung deutscher Nation unter fremde Herrschaft, unter den Einfluß fremder Bildung, fremder Sitte, bei gänzlicher Vaterlandsvergessenheit und Entsittlichung war es möglich, den Egoismus, die gemeinste Eitelkeit und Sinnlichkeit zum männlichen Ideal der Poesie zu erheben. Hinter allen Helden der Göthe'schen Dichtung, Werther, Wilhelm Meister, Faust, Egmont, Weißlingen, Ferdinand in der Stella, Clavigo, Tasso ꝛc. steckt nichts anderes als ein ganz gemeiner, nur sentimentaler Don Juan, der in unerlaubter Weiberliebe den Kitzel nicht nur des Fleisches, sondern insbesondere der Eitelkeit zu befriedigen sucht und dabei den Leidenden, von Gott und der Welt Unbefriedigten spielt und sich für etwas so Kostbares gehalten wissen will, daß die Welt eigentlich seiner nicht werth sey. Alle diese Helden sind Schwächlinge, die nur groß thun, und ihre Einführung in die Poesie war nur in Deutschlands niederträchtigster Zeit möglich.

Wir sind dem aus einer reichen Bürgerfamilie in Frankfurt am Main herstammenden, später geadelten Weimar'schen Geheimenrath Johann Wolfgang von Göthe schon öfter begegnet, da er vielseitiger als irgend ein anderer deutscher Dichter sich in den verschiedensten Manieren als Meister zu zeigen liebte. Wir kennen ihn als Dichter der meisterhaftesten aller den Griechen nachgebildeten Tragödien, Iphigenia (S. 70), als Dichter der berühmten Idylle Dorothea (S. 85), des berühmtesten aller empfindsamen Romane, Werther (S. 107) und einiger lüderlicher Stücke, Stella, die Mitschuldigen ꝛc. (S. 121). Jetzt müssen wir in die geheimste Werkstätte seines Geistes eindringen, um ihn als Maler seiner selbst, als den modernen Sejanus kennen zu lernen, der seine eigene Statue auf den Altar stellte, um ihr zu räuchern und zu opfern.

Ehe sich Göthe zu diesem Cultus der Eitelkeit entschloß, fühlte er eine gewisse Scham, die er erst überwinden mußte. Er überwand sie aber, indem er sich ihrer im „Clavigo" entledigte. In diesem merkwürdigen Trauerspiel, welches er 1774 in Prosa und noch ganz im Ton der nur zwei Jahr früher erschienenen Emilia Galotti von Lessing schrieb, stellt er zum erstenmal sein eigenes Spiegelbild, den eiteln genußsüchtigen Dichter, den sentimentalen Don Juan auf die Bühne, aber mit gewissen-

haſter Scheu. Noch fällt es ihm nicht ein, ihn zu hätſcheln und zu ſchützen und (wie ſpäter im Fauſt) trotz aller ſeiner Sünden und Erbärmlichkeiten in den Himmel zu erheben; es iſt ihm aus ſeiner Kinderzeit noch erinnerlich, daß es einen Gott gibt, der die Sünde verbietet und beſtraft.

Clavigo hat ſich in der Zeit, in der er noch unbedeutend im Leben daſtand, in die ſchöne Marie, Schweſter des berühmten Dichter Beaumarchais, verliebt, ſie aber nachher im Glück verleugnet und verlaſſen. Der Gram zieht ihr die Schwindſucht zu. Ihr bekümmerter Bruder kommt nach Madrid, erfährt alles und ſchreckt den poetiſchen Schwächling ſo, daß derſelbe ſich erbietet, Marie zu heirathen. Aber ein Freund ermuthigt ihn, dieſer Schwäche wieder zu entſagen und ſein Anſehen bei Hofe zu benützen, den läſtigen Schwager zu entfernen. Darüber bricht Marien das Herz, aber an ihrem Sarge, bei dem der Zufall den treuloſen Clavigo mit Beaumarchais zuſammenführt, kommt es zwiſchen beiden zum Kampf und Clavigo fällt.

Allmählig aber geht dieſer Rechtsſinn bei Göthe verloren. In ſeinem Trauerſpiel „Egmont“ von 1788 geht der ſentimentale Don Juan, denn Graf Egmont iſt hier wieder nichts anderes, zwar noch zu Grunde, aber nicht ohne eine Apotheoſe.

Graf Egmont, ein großer niederländiſcher Herr, mit dem Prinzen von Oranien und Grafen Horn Haupt der Patrioten, die ſich der ſpaniſchen Tyrannei widerſetzen, dazu verheirathet, denkt doch an weiter nichts, als ſeine heimliche Maitreſſe, das ſchöne Clärchen, und ſie, dem Volk angehörig, welches damals in den Niederlanden eine ſo große und furchtbare Rolle ſpielte, denkt auch an weiter nichts als an ihren lieben Grafen und ſpielte mit ſeiner Ordenskette, in kindiſcher Eitelkeit ſeine eigene nährend. Endlich kommt der grauſame Alba und Egmont läßt ſich, nur ſo nebenbei, als liege ihm gar nichts dran, abfangen, einkerkern und hinrichten, denn er denkt doch nur an ſein Clärchen und dieſelbe erſcheint am Schluß als Genius, um ihn als Volksheiland und politiſchen Welterlöſer zu krönen.

Man kann kaum etwas, was alberner wäre, erſinnen. Aus dieſer Auffaſſung des Volks und der Verfechter ſeiner Freiheit erkennt man den tiefen Gegenſatz Göthe's gegen Schiller, der niemals ein ſo vornehmes Spiel mit dem Volke ſpielen zu wollen ſeinem Gewiſſen abgewonnen hätte.

Schon in ſeiner Jugend hatte Göthe zwei kleine Stücke „Künſtlers Erdenwallen und Künſtlers Apotheoſe“ geſchrieben, worin alles Intereſſe ſich um die Noth, das Verdienſt, den Lohn und Ruhm des Künſtlers dreht. In dem durch ſeine herrliche Sprache, gleich der in der Iphigenia,

mit Recht gepriesenen Schauspiel „Tasso“ von 1790 faßt Göthe den Künstler von seiner anspruchsvollsten Seite auf, als den eine Prinzessin liebenden italienischen Sänger Tasso, den die Prinzessin wieder liebt. Muß er auch hier dem Weltlauf nachgeben und den Tasso trostlos sterben lassen, so läßt er es doch auch bei ihm an der Apotheose nicht fehlen. Das ganze Stück ist darauf berechnet, allen Prinzessinnen in der Welt zu sagen, daß sie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollen.

Das Stück ist bewundernswürdig schön geschrieben, aber alles ist nur Gespräch, Act ohne Handlung. Der unglückliche Tasso liebt vergebens und wird vergebens geliebt, die Staatsraison steht unerbittlich zwischen ihnen. Ihm bleibt nur der Trost, Schonung zu finden auch bei denen, die ihn verdammen, und das Bewußtseyn, der schönen Fürstin Eleonore nicht gleichgültig geblieben zu seyn.

Wie zart diese Liebe hier aufgefaßt ist, so guckt doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus.

Die Liebe des Dichters zur Prinzessin verwandelt sich einige Jahre später (1794) in dem berühmten Roman Göthe's „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ in die Liebe eines bürgerlichen jungen Kaufmanns zu einer Gräfin, nimmt den Charakter vollkommener Ruhe und Behaglichkeit an und endet nicht nur mit der Befriedigung seiner Wünsche, sondern zeigt uns auch ein wahres Jagen, Rennen und Turnieren der Damen, vornehm und gering, alt und jung, um den allgeliebten sentimentalen Don Juan — Wilhelm, während sich dieser selbst nicht die geringste Mühe zu geben braucht. Eine solche Umkehr der altdeutschen Rittersitte, ein solches Buhlen der Weiber um den Mann war in der Poesie vorher noch nicht vorgekommen und charakterisirt vollkommen die Verkehrtheit des Standpunkts, auf welchen Dichtereitelkeit stellt.

Wilhelm Meister, ein junger Kaufmann, hält erst mit einer jungen Schauspielerin zu, will sich dann selbst dem Theater widmen und gesellt sich einstweilen zu einer wandernden Truppe, bei der er wegen seiner Wohlhabenheit und Schönheit wohlgelitten ist. Besonders buhlen die Frauenzimmer um ihn, unter denen sich die lustige Philine durch ihre liebenswürdige, obgleich etwas unreinliche Natürlichkeit und das Kind Mignon durch den zauberhaften Reiz des Unnatürlichen auszeichnen. Mignon ist die Frucht eines Inceste zwischen Bruder und Schwester, geräth schon als Kind unter Seiltänzer, kommt mit ihnen aus Italien und bewahrt in ihrem Elend eine höchst poetische

beträchtliche Ein- und Ausfuhren veranlaßt, welche natürlich nicht mit in Berechnung kommen. Eben so wenig sind manche von Reisenden in und aus Frankreich gebrachten Waaren einer genauen Berechnung unterworfen worden. Die Dezennaltabellen geben folglich nur die an der Mauth deklarirten Waaren an, können also den wahren Verkehr Frankreichs mit dem Auslande nur um einige Millionen weniger, als es wirklich der Fall ist, zu erkennen geben. Es wäre interessant, genau zu wissen, um wie viel Procente hier die Ein- und Ausfuhr zu gering berechnet wird; es ist aber nicht möglich, dieses Verhältniß zu bestimmen. Das beste Mittel, der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wäre, die Ein- und Ausfuhrverbote aufzuheben und die Mauthzölle so viel als möglich herabzusetzen. Dazu sind bereits mehrere Schritte in den letzten Jahren geschehen, und vielleicht sind deßhalb die Tabellen der letzten Jahre richtiger als diejenigen der frühern Jahre, weil nunmehr der Schleichhandel kein so lebhaftes Interesse mehr hat als zuvor, die Mauthschranken zu umgehen. Allein es werden noch manche Jahre vergehen, ehe die großen Handelsstaaten zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Handel voller Freiheit bedarf, und daß alle Schranken nur einigen Privatinteressen förderlich sind.

Zum richtigen Gebrauche der französischen Dezennaltabellen muß man noch wissen, daß die Mauthverwaltung nach einer, seit langer Zeit üblichen Abschätzungsart verfährt, wornach die Waaren unter gewisse Rubriken gebracht werden, so verschiedenartig sie sonst seyn mögen. So z. B. begreift die Rubrik mercerie, Krämerwaare, vielleicht zwanzig ganz verschiedene Sachen in sich, womit ehemals die Zunft der merciers oder Krämer handelte, und die seitdem stets unter dem Namen mercerie im französischen Handel begriffen worden sind, obschon sie heut zu Tage von verschiedenen Professionisten geliefert werden.

Auch in Hinsicht der Ortsbestimmungen verfährt die französische Mauth in ihren Angaben etwas summarisch. Die päpstlichen Staaten z. B. werden nirgends angeführt; aber nach der mir ertheilten Auskunft sind sie unter der Rubrik Toscana einbegriffen, welche wahrscheinlich auch die kleineren italienischen Staaten, als Lucca u. a. in sich befaßt. Was Deutschland betrifft, so scheint Allemagne die Bundesstaaten zu bedeuten, aber doch auch nicht die gesammten Bundesstaaten, denn die Hansestädte haben eine

Sehnsucht nach der schönen Heimath ihrer Kindheit. Aber weder Philine noch Mignon können Wilhelm fesseln, den einige hochgräfliche Damen von hoher Schönheit und hoher Bildung viel mächtiger anziehen, bis er eine derselben zu heirathen so glücklich wird. Mignon stirbt an früh gebrochenem Herzen, Philine wird außerehelich schwanger und ist ganz lustig dabei. In einer großen Menge Nebenpersonen entwickelt Göthe sein darstellendes Talent und seine Menschenkenntniß. Das Mystische in den sogenannten Lehrjahren seines Helden ist durchaus nur gemacht und hat kein inneres Motiv weder in seinem Charakter, noch in seiner Lage. Der Dichter braucht diesen Nothbehelf mit einigem freimaurerischem Apparat nur, um die Mißheirath Nataliens mit ihm weniger grell erscheinen zu lassen. Er ist unausstehlich kokett und läßt sich immer nur das Liebkosen der Weiber um ihn gefallen, ohne irgend thätig einzugreifen oder nur ein lebhaftes Interesse zu zeigen. Das beste am ganzen Roman ist das trefflich gezeichnete Leben der herumziehenden Truppe. Doch ist diese Schilderung Skarrons komischem Roman mehr oder weniger nachgebildet.

Später hat Göthe noch „W. Meisters Wanderjahre" geschrieben, worin der arme Wilhelm immer mehr zum Philister hinabsinkt, indem ihn wegen seines bisherigen genußreichen Müßiggangs das Gewissen zu rühren scheint und er „nützlich" werden möchte. Dabei entwickelt er wahrhaft alberne Erziehungspläne mit einem durch Philosophie und Humanitätsempfindsamkeit zusammengebackenen Polytheismus, in welchem Apollo neben Abraham verehrt, die christliche Religion aber „als Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten und Fliehenswerthen" nur geduldet werden soll, wie etwa Henkerbilder und Karikaturen in einer Gallerie neben den schönen und anziehenden Bildern. Die dem W. Meister angefügten „Bekenntnisse einer schönen Seele" sind in ihrem pietistischen Charakter begreiflicherweise eine Affectation Göthe's, oder ein Versuch, im Ton Lavaters und Jung-Stillings zu schreiben, eine eigentlich nur ironisch gemeinte Stylübung.

In Göthe's „natürlicher Tochter" hat man die allerdings darin liegende politische Idee zu wichtig genommen. Der Uebergang der Heldin zum bürgerlichen Leben ist doch vom Dichter nur als psychologisches Problem gelöst worden und die darin liegen sollende Allegorie auf die französische Revolution allzu versteckt. Das Hauptinteresse lag hier für den eiteln Dichter wieder nur in der behaglichen Vorstellung einer zum Bürgerssohn herabsteigenden Prinzessin.

Göthe's poetischer Egoismus gipfelte im Faust. Das ist seine

letzte große Dichtung, an der er die beste Zeit seines Lebens fortgearbeitet hat, denn das erste Fragment erschien 1786, die Fortsetzung 1808, der zweite Theil erst 1831. Da die großartige Legende von Dr. Faust (vgl. Theil II. S. 191) schon vor dreihundert Jahren in sich abgeschlossen und vollendet war, würde es als eine grobe Anmaßung Göthe's, wie der zwei Duzend andern modernen Faustdichter erscheinen, sich an denselben Stoff gewagt zu haben, wenn sie nicht der Zeitgeist dazu gewissermaßen berechtigt, ja sogar aufgefordert hätte. Denn in einer Zeit, in welcher man Gott selbst leugnete, um nur das eigne Ich anzubeten, und die Offenbarung selbst von einer spöttischen und wahnsinnigen Kritik verfälscht und zum Nutzen des eiteln Ich mißdeutet wurde, konnte auch die tiefsinnige Faustsage der Verfälschung und Mißdeutung zu gleichem Zwecke nicht entgehen. Und zwar um so weniger, als die Legende im Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der Kirche führte, personificirt hatte. Im Boden dieser Kirche wurzelnd hatte die Legende den Fall des Faust mit dem Falle des Lucifer verglichen und das critis sicut deus auf ihn angewendet. Vom Gesichtspunkt der modernen Aufklärung aus mußte nun begreiflicherweise versucht werden, diese Schmach von Faust hinwegzunehmen und ihn als straflos, ja als triumphirend aufzufassen. Man dachte sich ja das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt, die Kirche als niedergeworfen und besiegt, den Geist kirchenfeindlicher Wissenschaft und Bildung aber, den Faust schon nach der Legende vertrat, als den nicht überwundenen, sondern als den für jetzt und alle Zukunft zur Herrschaft berufenen. Das erklärt hinlänglich die Wendung, welche Göthe seinem Gedicht gegeben hat und mit dem auch die meisten andern neueren Faustdichter übereingestimmt haben und übereinstimmen mußten.

Obgleich der erste Theil insofern noch der ursprünglichen Sage treu bleibt, daß er noch die Macht des Teufels und die Verdammniß des Faust voraussetzt, ist er doch schon bedeutend von wesentlichem Inhalt und Geist der alten Sage abgewichen, indem er von dem unersättlichen Wissensdurste des Faust absieht und gleich einen Don Juan aus ihm macht. Man sollte meinen, von dem Augenblick an, in welchem Faust sich alle Zauberkräfte der Hölle unterworfen hat, in welchem es ihm frei steht, die weitesten Räume blitzschnell zu durchreisen ꝛc., würde er nun dieser Gaben sich bedienen, um seinen Wissens- oder vielleicht auch Thatendrang zu stillen. Allein das thut er nicht. Er thut vielmehr nur Dinge, zu denen es gar keiner höllischen Zauberkräfte, keiner

Luftſtüge und desgleichen bedarf. Er verführt ein unſchuldiges Mädchen. Das iſt alles. Dabei fällt er von der Höhe ſeines Geiſtes in die gewöhnlichſte Sentimentalität und verliebte Weinerlichkeit, wozu es durchaus nicht der außerordentlichen Erſcheinung eines Fauſts bedarf. Für dieſe Schwäche und Weichlichkeit des Hauptcharakters kann alles Geiſtreiche in den Nebenpartien und auch der trefflich gezeichnete Mephiſtopheles nicht entſchädigen.

Göthe hat ſo lange an ſeinem Fauſt gearbeitet, weil er darin ſeinen eigenen Egoismus immer fortgeſponnen und ſich zum Bewußtſeyn gebracht hat. Daher die mancherlei Phaſen und auch Widerſprüche in Fauſts innerer Entwicklung und das kokette Ende mit komödienhaften Selbſttäuſchungen. Hier in gedrängter Skizze der Inhalt des zweiten Theils:

Fauſt ſchläft. Geiſter umtanzen ihn. Er erwacht geſtärkt. Er blickt mit neuem Muth ins Leben, deſſen Sturm ein Etwas in ihm niemals überwältigen kann.

Mit dieſer feſten Ueberzeugung, daß nichts, ſelbſt nicht die Hölle ihn zu überwältigen vermöge, ſtürzt er ſich aufs neue in den Strom des Lebens. Er kommt, begleitet von Mephiſtopheles, an den Kaiſerhof. Zahlreiche Anſpielungen auf die moderne Politik. Die Erſchaffung des Papiergelds als ein Zauberſtückchen Mephiſtos ꝛc. Der durch alle dieſe Zauberei geblendete und unerſättliche Kaiſer verlangt, daß Fauſt die ſchöne Helena aus der Unterwelt heraufbeſchwöre. Es geſchieht, aber Fauſt wird von ihrer Schönheit ſo ergriffen, daß er auf das Zauberbild zuſtürzt. Es entweicht und er ſtürzt ſinnlos zu Boden. — Wir finden ihn wieder in ſeiner alten Wohnung, noch erſtarrt. Mephiſtopheles ſchnüffelt umher.

So wie Mephiſtopheles ſich wieder in den Profeſſorsornat geworfen hat, erſcheint auch jener alte Schüler aus dem erſten Theil des Fauſt wieder, er iſt aber inzwiſchen Baccalaureus und wie ein Hegelianer allwiſſend geworden, bruskirt den Teufel und geht ſtolz ab.

Auch Wagner tritt wieder auf. Er iſt eben beſchäftigt, durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu deſtilliren, und der Homunculus kommt wirklich zum Vorſchein. Der Kleine geberdet ſich, ſeiner Entſtehungsart würdig, als ein durchaus fertiges, ſelbſtſtändiges, frei waltendes Weſen, lacht den Vater Wagner aus, rümpft ſelbſt über den Teufel die Naſe und arrangirt allein, was jetzt mit Fauſt angefangen werden ſoll. Was iſt dieſer Homunculus in den Augen des Dichters? Das Geſchöpf der Einbildungskraft, der Geiſt des Traums, der ſeinen Urheber ſelbſt überwältigt und willenlos mit ſich fortreißt; Mephiſtopheles ſagt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Zunächſt iſt in dem Homunculus die durch das Bild der ſchönen Helena

ins Claſſiſche fixirte Imagination Fauſts repräſentirt oder perſonificirt. Daher ſagt auch der Kleine, indem er den Teufel bei Seite ſtößt und ſich zu Fauſts Führer aufdrängt:

Du (Teufel) aus Norden,
Im Nebelalter grau geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!

Kurz der Homunculus führt Fauſt in die griechiſche Mythenwelt, deren antike Geſtaltenfülle die claſſiſche Walpurgisnacht aus dem goldnen und elfenbeinenen Traumthor zugleich hervordrängt. Die Wahrheit dieſer antiken Welt iſt immer nur die Wahrheit eines Traums, den Fauſt träumt, Fauſt, der ſchon lange vor ſeinem Bündniß mit dem Teufel für griechiſche Trauerſpiele ſchwärmte und jetzt für Helena, das ſchönſte Weib der Erde, entzündet iſt. So kann, ſo muß Fauſt träumen. Die ganze claſſiſche Walpurgisnacht erklärt ſich nur aus der unwillkürlichen Erinnerung an die romantiſche Walpurgisnacht, die ſich in den Traum beſtändig einmiſcht. Auch die phantaſtiſche Erzeugung eines Sohnes mit der ſchönen Helena trägt durchaus den Traumcharakter. Endlich erſcheint der Teufel ſelbſt ſo fremd in dieſer griechiſchen Welt, daß man nicht ihn ſelbſt, ſondern nur ſein Bild in Fauſts claſſiſchem Traum erblickt.

So phantaſtiſch dieſer Traum begonnen, endet er auch, zerplatzt gleichſam und wir finden Fauſt von einer Wolke getragen auf einem hohen Berge wieder. Die Wolke (der Traum) verſchwindet, und auf dem Gipfel des Gebirgs erhebt ſich Fauſt zu edlen, hohen, reinen Entſchließungen. Alle ſeine Erinnerungen, Helena-Gretchen, fließen zuſammen, ſtimmen ihn wehmüthig und ſtärken ihn doch in ſeiner jetzt viel beſonneneren, nur auf Edles gerichteten Willenskraft.

Mephiſtopheles kommt. Fauſt läßt ſich durch ihn nicht irren, ſondern fordert von ihm zum Erſtenmal zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, etwas Nützliches zu thun.

Der Kaiſer erſcheint wieder, in Krieg begriffen. Fauſt verſchafft ihm durch Zauberkünſte den Sieg und erhält dafür zum Lohn den Theil des Meeres, dem er durch Austrocknung und Dünen feſtes Land abgewinnen will. Dieſes Werk wird vollbracht, aber nun bekommt Fauſt aufs neue Langeweile und üble Laune und die Fliege an der Wand ärgert ihn. Die alte Hütte und das Gärtchen, worin Philemon und Baucis wohnen, ſtören ſeine neuen Anlagen, ſtehen ihm im Wege. Erſt will er ſchonend gegen ſie verfahren, dann aber fällt er in die alte Deſpotenlaune und Mephiſtopheles verdirbt ſie. Da ſtellt ſich zum erſtenmal ſtatt des unruhigen Dranges, der ihn bisher vorwärts getrieben, die ſtill daheim ſitzende Sorge bei ihm ein. Um ſich von ihr zu befreien, ſich Zerſtreuung zu verſchaffen, läßt er einen ungeheuern Palaſt erbauen und das Land ringsum in ein Paradies für ein thätiges und freies Volk umſchaffen.

Aber dieſer Augenblick iſt ſein letzter. Der Augenblick, in dem er durch ſeinen Egoismus Andern dient, gibt ihm den Tod. Und dadurch wird zugleich die Rettung motivirt. Mephiſtopheles ſammelt die hölliſchen Schaaren um ſich, um ſich der Seele des Fauſt zu bemächtigen, ſobald ſie dem Körper entſchweben wird. Aber da kommen die Engel vom Himmel herab und ſtreuen Roſen auf das Grab.

Mephiſtopheles ſtutzt, mißgeberdet ſich, aber der Engel Gegenwart bezaubert ihn, macht ihn ohnmächtig und verführt ihn. Das Gefühl, das ſie in ihm bewirken, wird vermöge ſeiner ſchmutzigen Natur ſogleich thieriſche Wolluſt, und durch das Mittel, durch das er Fauſt betrog, wird er nun ſelbſt betrogen. Während er wie ein Satyr auf die ſchönen Engel gafft, entführen ſie ihm die Seele Fauſts.

Den Schluß macht die Apotheoſe mit Chören von Heiligen und Engeln im theatraliſchen Brillantfeuer. Ohne Reue und Buße fährt Fauſt gen Himmel, wo er übrigens weder Gott den Vater, noch Sohn, noch Geiſt, ſondern nur Maria findet, mit den Schlußworten:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Man iſt ſo einfältig geweſen, in dieſem Schluß eine Huldigung für den katholiſchen Glauben ſehen zu wollen. Aber Maria iſt hier nur auf unwürdige Art herbeigezogen und mißbraucht zu einer Huldigung, welche der eitle Dichter lediglich ſich ſelber bringt.

Der Grundgedanke iſt: Fauſt verfällt dem Teufel nicht, weil es gar keinen Teufel gibt, weil der Teufel nur ein Spiel der Einbildungskraft iſt. Auch bedarf er, um in den Himmel zu kommen, keiner Reue und keiner Buße, weil auch die Hölle, weil die himmliſchen Heerſchaaren ſelbſt nur ein Spiel der Einbildungskraft ſind. Das menſchliche Ich, welches ſich mit dieſen Einbildungen beſchäftigt, ſteht über beiden. Im Menſchengeiſt allein liegt das Stätige, Ewige, Unüberwindliche. Das Hölliſche, wie das Himmliſche in Göthe's Fauſt, beides iſt nur allegoriſch zu verſtehen. Der Teufel und Maria bilden nur die Schildhalter ſeines koſtbaren Ich. Eigentlich ſollte nicht Maria, ſondern Gott ſelbſt den Gegenſatz zum Teufel bilden, aber er iſt am Schluß des Göthe'ſchen Gedichts abweſend, gar nicht vorhanden. Das darf man ſich nun nicht etwa erklären als eine letzte Scham und Scheu Göthe's vor Gott, ſondern es verſteht ſich von ſelbſt, wenn man erwägt, daß Göthe in ſeinem „das ewig Weibliche zieht uns hinan“ ſeinen Glau-

ben an ein nicht männliches, ſondern weibliches Princip des Guten und Schönen beurkundet hat. Dieſes weibliche Princip iſt aber nicht Gott. Gott iſt überhaupt niemand als Fauſt ſelbſt, Göthe ſelbſt, das menſchliche Ich ſelbſt, welches ſeiner mephiſtopheliſchen Seite ſich entzieht, um ſich in der marianiſchen wohl ſeyn zu laſſen. Das ganze Gedicht iſt eine reine Allegorie, die Apotheoſe des Ich.

v. Eichendorff (deutſcher Roman S. 210) und Oeſterzee in einer eignen Schrift über Göthe (1858) haben bereits nachgewieſen, wie Göthe ſelbſt ſich einen „decidirten Nichtchriſten" nannte, wie er das Chriſtenthum zu den ihm widerwärtigſten Dingen, wie Tabak, Knoblauch und Hundegebell zählte, wie er das Chriſtenthum für einen „Raub" an der Menſchheit erklärte, ſofern man „allem Geflügel die Federn ausrupfte, um allein den Paradiesvogel (d. h. Chriſtus) damit zu ſchmücken," das „Gnadenreich Chriſti" ſey ein Irrthum, es gebe nur eine „von Gott eingeſetzte Ariſtokratie", und zu dieſen Geiſterfürſten, in denen ſich Gott ſelbſt offenbart, gehöre natürlich er, Göthe, vor allen. Einer Notiz von Arndt (Meine Wanderungen mit Freiherrn von Stein 1858 S. 232) zufolge erzählte der Großherzog von Weimar einmal öffentlich, der „weichſchaalige" Göthe habe ſich eingebildet, ſeine eigene Perſönlichkeit werde nach dem Tode „durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen." Das ſtimmt ganz mit dem „Ewig Weiblichen" am Schluſſe ſeines Fauſt. Es iſt die Religion des wollüſtigſten Egoismus.

Jetzt erſt ſcheint es mir paſſend, alle andern modernen Fauſtdichtungen vergleichend an die Göthe'ſche anzureihen. Unter allen Neuern hat es Leſſing zuerſt unternommen, die Fauſtſage in einem Drama umzuarbeiten, allein er führte ſeinen Vorſatz nicht aus und ſchrieb nur zwei Scenen, aus denen hervorgeht, daß jedenfalls der Teufel zu kurz kommen ſoll.

In der erſten Scene, die uns nur von Engel in einem Briefe von Leſſings Bruder aufbewahrt iſt, verſammeln ſich die Teufel in den Trümmern einer Kirche (ſehr gut!) und berathſchlagen, wie dem durch und durch feſten und mannhaften Fauſt beizukommen ſey? Die Entſcheidung fällt dahin aus, daß nur ſein ungemeſſener Wiſſensdurſt eine Blöße darbiete. Dabei wollen ſie ihn packen. Aber ein Engel ſchwebt vorüber und verkündet voraus, daß ihnen der Sieg nicht gelingen werde. Wenn das Leſſing wirklich ſo gedacht hat, und wir dürfen an Engels treuer Auffaſſung nicht zweifeln, ſo ſchwebte ihm wohl

etwas vor, wie es später Göthe ausgeführt hat. Der Berichterstatter fährt fort, Lessing habe beabsichtigt, den Faust durch seinen Schutzengel in Schlaf versenken und den Teufeln, die ihn versuchen wollen, ein Scheinbild des Faust Preis geben zu wollen. Das würde noch deutlicher beweisen, daß Lessing, so gut wie Göthe, seinen Faust auf alle Art in Schutz zu nehmen bereit gewesen ist. Die einzige noch ausgearbeitete Scene des Lessing'schen Fragments ist dem Puppenspiel entnommen, nämlich der Musterung der Teufel nach dem Grade ihrer Schnelligkeit.

Im deutschen Museum 1777 S. 254 steht ein kurzes Fragment von Lenz. Faust ist hier schon in der Hölle und wimmert kläglich über seine Verlassenheit, da kommt Bacchus und holt ihn zur Oberwelt zurück. Wozu, weiß ich nicht. — Ein allegorisches Drama von Faust, gedruckt zu München 1775, habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. Auch nicht den Soden'schen Faust von 1797. Der Faust des Maler Müller von 1776 (vgl. S. 183) und der 1791 gedruckte von Klinger (vgl. S. 196) beide halten ausnahmsweise die Verdammniß des Faust fest. Dagegen endet Faust in A. W. Schreibers „Scenen aus Fausts Leben" 1792 wieder modern sentimental, indem er nicht in die Hölle kommt, sondern Schutzgeist seines Sohnes wird. Auch von Chamisso liegt ein Fragment „Faust" vor, ähnlich wie das von Lessing, aus dem Jahre 1801 (Werke IV. 186).

Faust ist hier zwischen seinen guten und bösen Genius gestellt, keiner genügt ihm. Den Qualen der Ungewißheit und des diesseits unlösbaren Zweifels zu entgehen, erflicht er sich, um nach dem Tode sey es Verdammniß, sey es Vernichtung, vielleicht Erkenntniß, nothwendig aber Gewißheit zu finden.

In der „Jubelfeier der Hölle" von Benkowitz (1801) wird Faust der Jüngere wieder ausnahmsweise vom Teufel geholt, wie bei Klinger. Vulpius, Göthe's Schwager, schrieb 1803 einen Roman „der Zwerg", nach dem ersten, aber vor dem zweiten Theil des Götheschen.

Adelbert ergibt sich hier dem Teufel, der in Gestalt eines Zwerges erscheint. Merkwürdig ist, daß später Göthe im zweiten Theil seines Faust dem Ideengange seines Schwagers wesentlich gefolgt ist, denn Vulpius läßt seinen Adelbert zuletzt gerechtfertigt in den Himmel eingehen, wie später Göthe den Faust.

In dem Faust von Joh. Fr. Schink, Berlin 1804

treten die Fakultäten sowohl, als die Tugenden in Personifikationen auf. Von komischem Effekt ist die Theologie, eine Kugelgestalt mit mönchischen Attri-

buten. Heutzutage müßte sie freilich ganz andere haben. Die richtigste Allegorie ist eine ihm vorgespiegelte Personifikation der Liebe, für welche Faust in der heftigsten Leidenschaft entbrennt und deren Original er in Italien finden soll. Das ist das Meisterstück des Mephistopheles. Denn Faust hat sich diesem auf zwölf Jahre verschrieben, wenn er durch ihn zu einem Laster verleitet werden könne, hat aber bisher jeder auch noch so listig eingeleiteten Versuchung widerstanden; wobei ihm eine gewisse Mathilde, die ihn unerkannt in männlicher Tracht als sein Schutzgeist begleitet, beisteht. Erst der Anblick jener allegorischen „Liebe" bringt Faust dahin, wo Mephistopheles ihn haben will. Das Urbild der Schönen wird in der Herzogin von Montalte gefunden, und Mephistopheles kartet alles ab, daß sie hinter dem Rücken ihres Gemahls dem Faust überantwortet werden soll. Aber im Himmel ist's anders beschlossen. Das Rendezvous wird unterbrochen, der Engel Ithuriel bemüht sich eigens vom Himmel herab, den Teufel zu verjagen, Faust zu retten und Mathilden zu belohnen, denn Faust, dem nun erst die Augen aufgehen, beeilt sich, ihr Herz und Hand anzutragen.

Ganz armselig ist „Faust, eine romantische Tragödie von Karl Schön, 1807".

Hier ergibt sich Faust dem Teufel bloß aus Noth und Hunger, wird von ihm an den Hof Kaiser Friedrichs III. gebracht, spielt hier ganz zwecklos den Reformator, kommt deßhalb ins Gefängniß und wird vom Teufel befreit, d. h. geholt.

Im Jahr 1815 erschien Klingemanns Faust.

Derselbe muß, gemäß einer älteren Vorstellung, die in einem von Zeller mitgetheilten Zigeunerdrama enthalten ist, gewisse Todsünden verrichten: die Vergiftung seiner schwangern Gattin um der schönen Helena willen und die Ermordung seines blinden alten Vaters. Allein der Dichter macht nichts aus ihm, als einen herabgekommenen, an der Menschheit verzweifelnden Handwerker, der sich aus Noth und Groll gegen die Menschen dem Teufel ergibt. Von höherem Streben ist bei ihm nicht die Rede.

Die Oper Faust von Bernard, Musik von Spohr 1814 und die Wiener Zauberposse „Fausts Mantel" von Bäuerle, 1819, so wie die Oper Fausto von Bertin, Paris 1831, und eine andere von Berlioz, daf. 1846, brauchen wohl nur erwähnt zu werden. Faust Lehrling, eine kleine Erzählung von Gerle in dessen Schattenrissen, Leipzig 1824, kenne ich nicht. Eben so wenig den umgekehrten Faust von Seybold, Heidelberg, 1816. Der durch seine frivolen Schriften berüchtigte Julius von Voß schrieb 1823 einen Faust (Trauerspiel mit Gesang und Tanz)

und ging darin von dem sehr richtigen Gedanken aus, in Faust den Vertreter der modernen Revolution zu sehen. Er identificirt ihn mit dem Buchdrucker Fust und zeigt die dämonischen Wirkungen der neuen Erfindung in der allen Glauben und alle Autorität zerstörenden Wirkung der Presse. Allein die Idee wird nicht großartig durchgeführt, nur eben angedeutet und in den Hauptsituationen ist Faust auch hier wieder nur Don Juan, immer mit Weibern beschäftigt, und bei seinen neuen Liebschaften durch eine verlassene Geliebte (die Nonne Seraphina) wie Don Juan durch die Elvira gestört. Originell ist unter diesen Scenen nur die eine, wo Faust sich einer Heiligenstatue substituirt und das ihn anbetende Mädchen in dieser Situation verführen will. Am Schlusse holt ihn der Teufel.

1823 schrieb ein gewisser Schöne eine Fortsetzung des Göthe'schen Faust.

Hier tröstet sich Faust über Gretchens Verlust durch Befriedigung der gröbsten Sinnlichkeit bei andern Weibern, Winzerinnen, Nonnen ꝛc. ganz als Don Juan. In Venedig verführt er eine edle Degentochter, fängt aber an, sich für Kunst zu begeistern und wird durch diese in die Kirche und zum Glauben geführt. Er kommt dann, man weiß nicht warum, nach Paris, um die Bluthochzeit mit zu erleben, sieht dann auf der Heimkehr Gretchens bleiche Gebeine auf dem Rabenstein, eckelt sich an der Welt und will sterben. Da holt ihn der Teufel; aber in einem Nachspiel im Himmel zwingt Gott den Teufel, den „gläubigen" Faust wieder herauszugeben und nimmt ihn zu Gnaden an.

Don Juan und Faust, Tragödie von Grabbe, 1829.

Der geniale, aber verrückte Grabbe hatte den wunderlichen Einfall, Faust und Don Juan in einem und demselben Stück zu contrastiren, allein er war weit davon entfernt, die Tiefe ihres Gegensatzes, nämlich der geistigen und leiblichen Unersättlichkeit aufzufassen. Sein Faust ist nur ein zweiter Don Juan.

Beide streiten um Donna Anna. Jeder von beiden will sie an ihrem Hochzeittage, indem sie mit Octavio vermählt wird, entführen. Don Juan tödtet den Bräutigam und den Vater, Faust aber bringt unterdeß durch seine Zauberkunst die Braut auf ein Schloß, das er auf dem Gipfel des Montblanc erbaut. Don Juan folgt ihm nach, wird aber von Faust durch die Luft auf den Kirchhof zurückversetzt, wo er die Statue des ermordeten Don Guzman (Anna's Vater) findet. Nun begibt sich alles wie in Mozarts Don Juan, das Gastmahl, die Erscheinung des steinernen Gastes, die Höllenfahrt Don

Juans. Was Fauſt anlangt, ſo gibt ſich dieſer vergebens alle Mühe, Anna's Liebe zu gewinnen. Sie verſchmäht, ſie haßt ihn. Da tödtet er ſie mit einem Wort und beſchließt, da er ohne ſie nicht mehr leben kann, ſich ſelbſt ebenfalls zu tödten.

Im Jahre 1831 erſchienen zugleich: Fauſt, der wunderthätige Magus des Nordens, von Holtei; Fauſt im Gewande der Zeit von Harro Harring; Mantelkragen des verlornen Fauſt von demſelben; Roſenkranz, geiſtig Nachſpiel zu Göthe's Fauſt; Guſtav Pfizer, Fauſtiſche Scenen (im Morgenblatt 1831).

Guſtav Pfizer gibt nur wenige Schlußſcenen zum erſten Theil des Göthe'ſchen Fauſt, worin der Gedanke ausgeſprochen iſt, eine Thräne Gretchens löſche das Blut aus, mit dem Fauſt der Hölle ſich verſchrieben. Doch ſagt Mephiſtopheles am Schluß, die Sache ſey noch nicht entſchieden und Fauſt wird neuen Verlockungen ausgeſetzt.

Der erſte Theil von Göthe's Fauſt wurde 1833 durch einen gewiſſen J. D. Hoffmann fortgeſetzt, in der Grundidee ganz ſo wie ihn Göthe ſelbſt vollendete.

Fauſt nämlich wird trotz ſeines Bluthundes mit dem Teufel am Ende ſelig, weil das ihm inwohnende Göttliche von ſelbſt über alles Gemeine, Sündhafte und Teufliſche ſiegen muß.

Bechſtein hat 1833 ein epiſches Gedicht „Fauſtus" in Nibelungenverſen herausgegeben. Er hält ſich an das Volksbuch, aber auch an Göthe.

Nachdem Fauſt weder durch Ruhm, noch durch Wiſſen, noch durch Schwelgen in allen möglichen Genüſſen der Sinne (auch mit Helena) das Glück und die Befriedigung gefunden, die er ſucht und um derentwillen er ſeine Seligkeit im Voraus verkauft hat, wendet Satan das letzte Mittel an und gewährt ihm eine reine Liebe, aber nur, um ihm die Nähe des Verderbens und die Schadenfreude der auf ihn lauernden Hölle deſto entſetzlicher zu machen.

Im Fauſt des Braun von Braunthal, Leipzig 1835

finden ſich manche originelle Gedanken, z. B. das Geſpräch Fauſts mit ſeinem eigenen Schatten, der ſich ſofort in den Teufel verwandelt. Doch herrſcht in der Hauptſache die Göthe'ſche Reminiscenz vor, ſo in der Liebſchaft des Fauſt zu einer gewiſſen Bianca, die nur ein etwas umgeformtes Gretchen iſt. In Bezug auf den Schluß ſcheint der Verfaſſer mit ſich ſelbſt nicht recht einig geweſen zu ſeyn, denn er endet mit einer Verſöhnung und hintendrein doch noch mit Wahnſinn und Selbſtmord.

eigene Rubrik, villes anséatiques. Preußen und Oeſterreich haben jedes eine beſondre Rubrik; ob aber erſteres bloß das Königreich bedeuten ſoll, oder auch die dem deutſchen Bunde einverleibten Provinzen, iſt nicht recht einleuchtend; wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß bloß das Königreich Preußen oder doch die Seeprovinzen Preußens unter der Rubrik **Prusse** verſtanden werden ſollen, und daß dieſe Rubrik ſich hauptſächlich auf den Seehandel mit Preußen bezieht. In Hinſicht Oeſterreichs iſt es ſo ziemlich ausgemacht, daß das lombardiſch-venezianiſche Königreich mit einbegriffen iſt, da keine Specialrubrik für die Lombardey vorhanden iſt. Eben ſo iſt unter dem Wort **Sardaigne** das Geſammte der ſardiniſchen Staaten, alſo die Inſel Sardinien, Genua, Piemont und Savoyen zu verſtehen. Eine letzte Bemerkung muß noch vorangeſchickt werden zur richtigen Deutung der Dezennaltabellen. Die Ausfuhr und zum Theil auch die Einfuhr wird immer auf den beiden gegenüberſtehenden Seiten doppelt angegeben, auf der linken Seite nämlich ſummariſch, oder nach dem ſogenannten **commerce général**, das heißt ohne Rückſicht auf den Urſprung der Waaren, alſo ohne Unterſcheidung der franzöſiſchen oder fremden Herkunft derſelben. Dagegen findet man immer auf der rechten Seite dieſelbe Tabelle genau wiederholt, aber mit Hinweglaſſung der Waaren fremden Urſprungs, alſo mit bloßer Bezeichnung der Menge und des Werthes der ein- oder ausgeführten franzöſiſchen oder franzöſirten Waaren. Wenn nämlich für die fremde Waare der Mauthzoll erlegt worden iſt, ſo wird ſie als franzöſiſche betrachtet. Zuweilen iſt der Unterſchied zwiſchen den Angaben der doppelten Tabelle unbedeutend; zuweilen iſt er aber weſentlich; es müſſen mithin ſtets beide Tabellen mit einander verglichen werden, wenn man genau wiſſen will, was für fremde und franzöſiſche Waaren ein- und ausgeführt werden, und worin der bloße Tranſitohandel beſteht.

Dies vorausgeſchickt, können wir nun zu den wichtigen Reſultaten übergeben, welche die tabellariſchen Zuſammenſtellungen des franzöſiſchen Handels mit dem Auslande liefern.

Was zuerſt auffällt, iſt die bedeutende regelmäßige Zunahme dieſes Handels während der letzten zehn Jahre (von 1827 bis 1836).

Millionenweiſe nimmt ſich dieſer Handel in den zehn Jahren folgendermaßen aus:

Der Fauſt von Lenau, 1836

iſt in der Sprache auffallend Göthiſch, macht auch aus Fauſt nur einen Don Juan, läßt ihn aber wenigſtens nicht verhimmeln, ſondern noch, wie es ſich gebührt, vom Teufel holen. Fauſt iſt eben mit ſeinem Famulus beim Anatomiren eines Leichnams beſchäftigt, da kommt zum erſtenmal Mephiſtopheles als fahrender Schuler zu ihm, um ihn zu belehren, daß man vom menſchlichen Leibe ganz andere Genüſſe haben könne, als durch Seciren. Fauſt ergibt ſich ihm, verbrennt die Bibel und macht nun alle Wolluſte mit Weibern durch. Aber ſo ſehr ſein Leib dadurch befriedigt wird, ſo wenig ſeine Seele. Er ſehnt ſich mit ſeiner verderbten Phantaſie nach Unſchuld, mit ſeiner Sünde nach reinen Frauen. Er findet eine ſolche im häuslichen Kreiſe, aber ſie ſtößt ihn zurück. Nun wendet er ſich in die heiligen Kloſterräume, um eine Nonne zu verführen, alles aus Sehnſucht nach dem Reinen. Endlich findet er eine Prinzeſſin, das Bild der höchſten Reinheit und adeligſten Unſchuld, und da er ſie nicht gewinnen kann, tödtet er wenigſtens ihren Bräutigam, worauf ſie aus Gram nachſtirbt. Nun verzweifelt Fauſt, geht in die Einſamkeit und philoſophirt. An Buße iſt bei ihm nicht zu denken. Sein Egoismus ſucht, da ihm das Erſehnte verloren ging, einen Troſt nur in dem Gedanken, daß doch alles nichtig ſey. Er will vernichtet ſeyn und erſticht ſich. Ueber ſeiner Leiche ſteht Mephiſto, ihn verhöhnend, er werde auch das Licht nicht finden, ſondern das, was ſeine Schuld verdient habe.

Fauſt, dramatiſches Gedicht von F. Marlow, 1839 (nicht zu verwechſeln mit dem älteren engliſchen von Marlowe).

Fauſt iſt mit ſich und der Welt zerfallen, ein Zerriſſener. Da benützt der Teufel ſeine leiblichen Gelüſte, um ſeine Seele zu verderben, aber der abſolute Geiſt, die unzerſtörbare, über Gutes und Böſes erhabene Denkkraft, die das Ewige im Menſchen iſt, erſcheint ihm als Schutzengel und rettet ihn aus allen Wirrſalen und befreit ihn von aller Sündenſtrafe.

Fauſt, ein Gedicht von Woldemar Nürnberger, 1842.

Epiſch, hin und wieder dialogiſirt, in wohlklingenden Jamben. Der Dichter läßt den Fauſt nicht verhimmeln, ſondern im Elend enden, doch ohne ihn dem Teufel zu übergeben. Als Greis verliert Fauſt im Schnee ſeine Krücken und ruft zum letztenmal den Teufel als ſeinen Diener herbei, ihm die Krücken zu holen.

Fauſt, dramatiſches Gedicht von Chilsky, Halle 1843.

Hier iſt Fauſt ganz Don Juan, den Mephiſtopheles mit Mädchenbildern umgaukelt und der nicht minder in der derben Wirklichkeit genießt. Am Ende muß ihm aber der Teufel die Bluthandſchrift wieder herausgeben, ja es zeigt ſich, daß der Teufel eigentlich gar nicht exiſtirt, ſondern nur Trug und Maske

ſey. Ein Geiſterchor am Schluß verkündet die Göttlichkeit des Menſchen und den ewigen Genuß.

Amadäus, dramatiſches Märchen von Wilhelm Gärtner, 1845,

iſt wieder ein Fauſt, welcher wie der Götheſche durch das Ewigweibliche hinangezogen, nämlich zuletzt durch eine fingirte Weltmutter Hilga gerettet wird.

Der „Fauſt“ von Friedrich Reinhard, 1848.

läßt ſich am Schluß ganz gemüthlich von einem frommen Mönche bekehren und betet das Kreuz als das Zeichen allgemeiner Weltverſöhnung an. Der Dichter erklärt, nur die Liebe daure ewig, der Haß und der Tod müßten vergehen vor ihr.

So weit die moderne Fauſtliteratur. Ich gehe nun wieder zu den andern ältern Dichtern neben Göthe über.

Als poetiſcher Egoiſt ſtand Wilhelm Heinſe zwiſchen Wieland und Göthe. Aus Thüringen gebürtig kam er in Dienſt des aufgeklärten Kurfürſten in Mainz und durfte unter den Augen dieſes geiſtlichen Herrn alle ſeine obſcönen Bücher ſchreiben und ſie ihm vorleſen. Das war Geiſt der Zeit und an geiſtlichen Höfen nicht mehr auffallend. Mit der ſatiresken Manier Wielands verband Heinſe eine feurige Begeiſterung für das Kunſtſchöne, nur daß ſie lange nicht ſo rein iſt, wie die Winkelmanns. Immer will er die ſüßen Töne der Nachtigall nicht nur hören, ſondern gelüſtet auch wie eine Katze nach ihrem ſüßen Fleiſche. Sein Egoismus iſt ganz götbiſch, vornehm, wähleriſch, ſentimentale Donjuanerie, Genialitätsſucht, Selbſtbekomplimentirung und Schönſeelenmarterei.

Heinſe gab zuerſt 1771 Sinngedichte heraus, nach einem älteren Geſchmack contra Bav und Mav, aber auch ſchon ſchlüpfrig, z. B.

Chloes glücklicher Spatz wird vom Dichter beneidet, weil er ſie im Bade ſehen darf, aber der Spatz ſeufzt dem Dichter nach, weil er nicht Ledas Schwan iſt.

Unter dem Namen Laidion ſchrieb Heinſe 1774 noch ganz in Wielands Manier ein berühmtes Buch, welches die Schickſale der griechiſchen Hetäre Lais nach ihrem Tode erzählt.

Das geiſtreichſte darin iſt Kapitel 9 des erſten Buchs der Abſchied ihres ſchönen Seelchens von ihrem noch ſchöneren Körper, in dem ſie ſo zahlloſe Wonnen auf Erden genoſſen. Inzwiſchen bleibt ihr verklärter Leib auch im Elyſium noch jedes Genuſſes fähig. Sie ſchweift nach dem Tode unter den

Sternen unstät umher, bis sie auf dem Abendstern einen reizenden Jüngling findet, der sich ihr als der verklärte Anakreon zu erkennen gibt, grau auf Erden, aber im Himmel wieder braun. Er bedeutet sie, daß sie nun erst vor ein Todtengericht gestellt werden müsse, das aber nicht aus den finstern drei Höllenrichtern, sondern aus einer Commission seliger Geister zusammengesetzt sey, aus Orpheus nämlich, Solon und Aspasia. Vor ihnen erzählt nun Lais ihre Lebensgeschichte und rühmt sich, den Himmel wohl verdient zu haben, da sie als öffentliche Hetäre theils durch ihre Küsse die Jugend des Vaterlandes zu Heldenmuth begeistert, theils auch die Alten beglückt und von dem, was sie den Reichen für ihre Gunst abgewonnen, wieder die Armen entschädigt habe. Mit einem Wort, sie habe die Wage der Gerechtigkeit unter dem Hemde getragen (wie Schillers Karl Moor als Räuber ebenfalls den Reichen nimmt, um den Armen zu geben). Vermöge dieser hohen Moralität hat sie die elysischen Wonnen verdient, die ihr noch dadurch erhöht werden, daß sie in Aspasien ihre Mutter und in Orpheus ihren Vater wiedererkennt. Denn wenn auch Orpheus viel früher gelebt hat, so hat sie selbst schon mehr als ein Leben auf Erden mittelst der Seelenwanderung durchgemacht. Eine vollständigere Apotheose der Hurerei ist kaum in einer andern Literatur zu finden, wie überhaupt die deutschen Dichter sich nicht zu ihrem Vortheil dadurch bemerklich gemacht haben, daß sie die Wollust so gern sentimental machen, während sie von den Dichtern anderer Nationen schicklicher nur satirisch und humoristisch aufgefaßt wurde.

Im Anhang zu Laidion findet man ein in der heißesten, aber auch süßesten Gluth der Wollust geschriebenes Gedicht vom Bade, in welchem die schöne Almina überfallen wird.

In demselben Geist waren auch Heinse's Erzählungen für junge Damen (1775) geschrieben, und die Kirschen (1773) nach dem Französischen.

Ein unschuldiges Bauernmädchen bringt dem alten Edelmann ein Körbchen frische Kirschen auf das Schloß, als er gerade mit andern alten Herren geistlichen und weltlichen Standes Tafel hält. Die Schönheit der Kleinen wird bewundert und der Gutsherr befiehlt ihr, wie sehr sie auch jammert, sich auszukleiden und nackt die aus dem Körbchen auf den Boden geschütteten Kirschen einzeln wieder ins Körbchen zu sammeln. Nach dieser Augenweide für die alten Herren nimmt der Wirth aber den Hut und sammelt von den Gästen die Trinkgelder ein, die so reichlich ausfallen, daß das arme Mädchen dadurch ein schönes Heirathsgut gewinnt.

In diese Classe der Arbeiten Heinse's gehört auch seine Uebersetzung des Petronius. Später nahm er einen Aufschwung, vom Sturm und

Drang der Zeit ergriffen, und ſo entſtand 1787 ſein merkwürdiger Malerroman „Ardinghello".

Ardinghello, Baſtard eines Prinzen und Maler, ein Don Juan unter den Weibern und Philoſoph unter den Männern, raiſonnirt den ganzen Roman hindurch über die bildenden Künſte und ihre Werke, namentlich in Italien, und ſagt darüber hin und wieder etwas ſehr Schönes und Paſſendes, entbehrt aber alles ſittlichen Haltes. Erſt verliebt er ſich in eine gewiſſe Cäcilie, ſchwängert ſie und erſticht ihren Bräutigam am Hochzeittage. Dann flieht er, findet eine gewiſſe Lucinde und trachtet ſie zu verführen. Eine Freundin derſelben, Fulvia, weiß ſich unvermerkt unter dem Namen Lucindens zu ihm zu ſtehlen und beglückt ihn ſtatt ihrer keuſcheren Freundin. Zur Entſchädigung für den ihm geſpielten Betrug verſpricht ſie ihm nun aber, ihm Lucinden in die Arme zu liefern. Dieſe widerſteht jedoch, weil ſie ſchon einen Bräutigam hat, der aber bei den Sarazenen gefangen iſt. Da ihr jedoch Ardinghello keineswegs mißfällt, ſo hat ſie eine ſonderbare Grille, ihm ein ſchriftliches Verſprechen zu geben, daß ſie ihm den Vorgenuß ihrer Reize gewähren wolle, wenn er ihren Bräutigam befreie. Als der Bräutigam nun wirklich frei wird, iſt Ardinghello ſo großmüthig, ihr die Verſchreibung zurückzuſtellen, und nun wird ſie darüber wahnſinnig. Ardinghello entfernt ſich aus dieſem Kreiſe, in welchem er Fulvien ſchwanger zurückläßt und geht nach Rom, wo er ſich neuen Liebſchaften überläßt und mit andern Künſtlern Orgien feiert, in denen antike Bacchanalien nachgeahmt werden. Dann macht er Bekanntſchaft mit einer ſtolzen Römerin Fiordimona, die als femme libre leben, und ſtatt einem Ehemann unterworfen zu ſeyn, ſich jedem frei überlaſſen will, der ihr und ſo lange er ihr gefällt. Ardinghello wird ihr Liebhaber, ohne auf ſeine Mitbuhler eiferſüchtig zu werden. Auf dem Gipfel eines Berges im Angeſicht der Sterne umarmt er ſie das erſtemal. Dann reiſt er mit ihr und ſie verkleidet ſich als Mann, um Scherz auf Scherz zu häufen. Alsbald entbrennt ein ſchönes Mädchen, Gimbra, in ſie, während eine andere, Candida, ſich in Ardinghello verliebt. In einer Nacht will Candida zu Ardinghello ſchleichen und findet ihn in Fiordimonens Armen. Dieſe letztere kommt am Ende mit Zwillingen nieder und heirathet den Ardinghello, damit ihre Kinder auch einen Vater haben. Sie willigt aber ein, daß Ardinghello mit ein Paar Freunden ſich auf den griechiſchen Inſeln anſiedelt, und daſelbſt alle ſeine früheren Geliebten mit ihren unterdeß geborenen Kindlein in einem philoſophiſchen Harem verſammelt. Nur Fulvia verunglückt unterwegs.

Im Jahr 1795 ſchrieb Heinſe einen muſikaliſchen Roman „Hildegard von Hohenthal".

Die Heldin iſt eine amazonenhafte Sängerin, in die ſich Beckmann, der Kapellmeiſter, verliebt, und mit der er drei Bände durch über die aufgeführten

Opern und Symphonieen geiſtreiche Kritiken durchſpricht. In den Pauſen macht er eine Menge Angriffe auf ihre Keuſchheit, wozu ſie ihm Veranlaſſung gibt, die ſie aber mit überlegener Kraft zurückweiſt. Sie ſpielt mit ihm wie eine große engliſche Dogge mit einem kleinen Pudel. Endlich heirathet ſie zu ſeinem großen Verdruß einen Lord.

Zuletzt ſchrieb Heinſe 1803 einen Roman „Anaſtaſia", der ausſchließlich von den Reizen und Geheimniſſen des Schachſpiels handelt, wobei aber nebenbei wieder geliebt wird. — Unter Heinſe's Namen erſchien ein Roman „Flormona", angeblich verfaßt von Meyer, ſehr ſchwach und nur in den ſchlüpfrigen Scenen einigermaßen an das Original erinnernd.

Athenor, ein Epos, welches 1807 zum drittenmal aufgelegt wurde ſchildert in achtzeiligen Stanzen einen Helden des Egoismus von der weichlichen Götheſchen Art.

Athenor liebt Belinden, verläßt ſie aber, um der Theadene, als dem höchſten weiblichen Ideale, nachzujagen. Dieſe aber wird ihm durch den Fürſten Huon (den der Dichter mit Wielands Huon identificirt) entriſſen und er ſelbſt durch die treue Belinde, die ihn mit allerlei Zauber täuſcht, zu ſeiner urſprünglichen Liebe zurückgeführt. Die Treue des Weibs iſt der ſchönſte und reinſte Zug in dieſem Gedicht, der Held aber ein eitler und widriger Schwächling.

Ernſt Wagner in Meiningen, ein gemüthreicher Dichter, war weit reiner als Göthe, konnte aber doch von den Gelüſten nicht laſſen, in ſeinem Helden den Dichter ſelbſt abzuſpiegeln, daher auch hier alles auf ſentimentale Donjuanerie hinauslauft. Sein erſter Roman (von 1806) war ein verliebter Künſtlerroman: die reiſenden Maler.

Am Dreiherrenſtein, wo dreier Herren Gebiete zuſammengränzen, finden wir unter einer Zigeunerbande, die bald wieder abzieht und nur die romantiſche Pforte des Buchs mit ihren Arabesken verziert, drei intereſſante Maler, welche hier der Naturſchönheit wegen länger verweilen. Zu ihnen geſellt ſich Herr von Steinbach, der kleinſte unter den Grundherren, deren Gebiet hier angränzt, und der in ihnen alte Bekannte wiederfindet. Der zweite Grundherr iſt ein reicher alter Miniſter, deſſen ſchöne, wilde und ſcheue Tochter Louiſe von Steinbach heimlich geliebt wird. Der dritte iſt ein Fürſt, der von einem der reiſenden Maler, Schweizer, aus dem Waſſer gezogen wird und deſſen Tochter Franziska eine gewiſſe Gräfin Ida zur Buſenfreundin hat, in die ſich eben jener Schweizer verliebt. Beide Liebſchaften ſcheinen traurig ausgehen zu ſollen, denn Steinbach iſt, durch die Schuld ſeines verſtorbenen Vaters, arm und zu ſtolz, um einem reichen Mädchen nachzugehen. Louiſe

aber ist reizbar, heftig und von unnahbarer jungfräulicher Scheu. Endlich siegt dennoch die Liebe. Die Scenen, in welcher sie sich beleidigt, aufgeregt, verschlossen vom Geliebten abwendet und dann wieder in hinschmelzender Liebe ihre Natur überwindet, sind das Schönste in diesem anziehenden Roman. — Ordinärer ist die zweite Liebschaft. Schweizer bringt es so weit, daß Ida ihm ihre Liebe gesteht, und dann erst, als sie in ihm den bürgerlichen Künstler liebt, offenbart er ihr, daß er ihr ebenbürtig und ein reicher deutscher Reichsgraf sey, der sie nur habe prüfen wollen und nur aus Laune den bürgerlichen Rock angezogen habe. — Unter den Nebenpersonen ragt der zweite Maler, Fink, hervor, der den Humoristen spielt, aber ohne wahre poetische Genialität.

In „Willibalds Ansichten des Lebens", die Wagner in demselben Jahr herausgab, wird der Held von allen Weibern geliebt, wie Göthe's Meister.

Willibald ist der Sohn eines reichen Bankiers. Sein älterer Bruder Albert wird Bräutigam der schönen Marianne, eines adeligen Fräuleins, die aber, als sie den größern, schönern und geistreichern Willibald kennen lernt, eine tiefere Liebe zu diesem faßt, als zu Albert. Wie sich diese geheime Liebe verräth, wird vom Dichter mit seiner in dieser psychologischen Feinheit stets bewährten Meisterschaft geschildert. Außer der stillen Marianne faßt auch noch eine benachbarte feurige und an Geist übersprudelnde Gräfin die lebhafteste Neigung für Willibald. Dieser aber entzieht sich den ihm von der Liebe gelegten gefährlichen Schlingen dadurch, daß er aufs Land geht und bei einem französischen Schweizer, der eine rationelle Wirthschaft treibt, die Oekonomie lernt. Indem er selbst mit pflügt und mäht ꝛc., kommt er in anmuthige Berührung mit der Tochter seines ökonomischen Lehrers, der reizenden, scheuen, festen Mathilde, einem Racemädchen, die bald sein ganzes Herz gewinnt. Besonders lebendig ist die Scene, in der sie ihren verloren gegangenen kleinen Bruder sucht und er ihr beisteht. Die beiden andern Damen aber kommen wieder in Beziehung zu ihm. Die Gräfin benützt eine warme Sommernacht, ihn zu überfallen und ihm im Taumel der Sinne Mathilden auf einen Augenblick vergessen zu machen. Er weiß nicht, wer sein nächtlicher Besuch gewesen ist. Erst später gesteht es ihm die Gräfin, wobei sie ihm erklärt, sie sey durch seine und Mathildens Reinheit nun selbst gebessert, und bittet ihn um einen Kuß, in dem sie auf ewig von der Sünde Abschied nehmen will (eine nicht sehr gelungene Scene). Marianne ist bereits verheirathet und guter Hoffnung, fällt aber von dem Augenblick an, in welchem Willibalds Liebe zu Mathilde offenkundig ist, in tiefe Schwermuth und stillen Wahnsinn, so daß sie sich für die geisterhaft umwandelnde Bertha hält. Sie stirbt, noch ehe sie geboren. Ihr folgt im Tode der im geheimnißvollen Rapport mit ihr gestandene italienische Kapellmeister Minelli. Willibald aber führt seine Mathilde heim. — Das sind die Lebensansichten Willibalds. Die Lebensansichten, von

denen im Titel die Rede ist, spielen aber keine große Rolle. Er lernt mehr, als er bestimmte Ansichten aufstellt. Doch knüpft Wagner hier, wie überall, in den Gesprächen, die seine Romanhelden führen, allgemeine Lebensansichten, Betrachtungen über die Menschen, die Kunst ꝛc. an.

Wagners „Reisen aus der Fremde in die Heimath" von 1808 schildern die Liebe des Reisenden zu zwei Mädchen, von denen eine einen Andern heirathet, die zweite als Nonne ihm unerreichbar bleibt. Das Schönste in diesem Roman aber sind die Erinnerungen des Reisenden an seine Jugend. Nichts kann wahrer und schöner erzählt werden, als der Zank zwischen den Knaben und Mädchen, der Trotz beider Geschlechter gegen einander in den Jahren kurz vor der Entwicklung. — Wagners Roman „Isidora" von 1812 ist unbedeutend.

Ein Graf verliebt sich in Isidora, sie sich in ihn, sie muß aber einen Prinzen heirathen, und als derselbe ankommt, erkennt sie in ihm — ihren Grafen.

Wagners Roman „Thalheim" ist eine Robinsonade.

Candidat Thalheim, auf eine wüste Insel verschlagen, wird durch die Ankunft vieler schöner Mädchen ergötzt, die von einem Seeräuber aus einer Pension entführt worden, aber gescheitert waren. Darunter befindet sich eine deutsche Prinzessin, die er heirathet.

Das historische ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen von Wagner enthält nur Aphorismen.

Friedrich Heinrich Bothe, Privatgelehrter in Mannheim, gab 1803 „satirische Schriften" heraus, die einen männlichen Geist verkünden.

Bothe verhöhnt die modernen Schöngeister, die einander immerwährend loben, an einander alles interessant finden und in lächerlicher Eitelkeit und Selbstbewunderung versunken, durch den Einfluß der Lecture und des Theaters das deutsche Volk vollends entnerven.

O wenn ein Tropfen in uns von der Ahnherrn Blute noch strömte,
Duldeten wir die Schmach? Weich tönt, den Zähnen entlispelt,
Jegliches Blatt; matt summt, dem Gesumm der Mücke vergleichbar,
Scherz auf der Bühn' und Spott und der Stachel verletzet die Haut kaum.
So entschlummert die Kraft in uns; ungespannt zu Thaten
Hängt an der Wand der Bogen und harrt auf seinen Odysseus.

Das war der allein richtige Gesichtspunkt, aus welchem Göthe und sein Jahrhundert gewürdigt werden mußte. Ebendeshalb wollte Niemand

auf Bothe hören. — Eben so trefflich sind dessen Satiren auf die einzelnen Modethorheiten der Theaterwuth, des Kunstvirtuosenthums, der Kinderzucht ꝛc. Das Schrecklichste, was er geschrieben, ist die Satire „Tonkunst", in welcher Priapus als Apollo erscheint. Nur zu wahr, denn das Herz nannte, und den Priap meinte man damals. — Bothe ist so verschollen, daß ich leider seine Schauspiele und seine „Rosaura" nicht mehr habe auftreiben können.

Der Egoismus schuf nach Göthe's Tasso eine eigene zahlreich vertretene Gattung von Künstlerschauspielen und Künstlerromanen. Künstler, Dichter, Schauspieler traten an die Stelle der Helden. Der Dichter vor dem eignen Spiegel war sich selber Held genug, er wurde ein Narcissus. Auch Tieck wurde von seiner wahren Richtung hauptsächlich dadurch abgeführt, daß er nicht immer blos auf das Werk, sondern nur zu viel auch auf das Machen und den Macher sah. In Sternbalds Wanderungen liebäugelt er mitten in der Andacht für die heilige Kunst doch zu viel mit dem eitlen Künstler. In Shakespeare's Leben überträgt er in merkwürdiger Verblendung was von Göthe gilt, auf Shakespeare und reißt unser Interesse von der herrlichen Dichtung los, um es ausschließlich dem Dichter und noch dazu seinem ganz falsch aufgefaßten Bilde zuzuwenden.

Großen Beifall fand 1816 Oehlenschlägers „Correggio" und ging sehr oft über die deutsche Bühne.

> Der italienische Maler Correggio wird verkannt. Für ein herrliches Bild bietet ihm ein Reicher nur eine geringe Summe und zahlt sie ihm noch höhnisch in Kupfer aus. Der schon lange kranke Dichter erliegt nun unter der ungewohnten Last und stirbt.

Hier wird tiefes Mitleid rege und die Künstlereitelkeit verstummt. Andre Dichter haben aber desto mehr wieder der letzteren gefröhnt. Kind brachte „Van Dyks Landleben" (1818), Döring den „Cervantes", Braun den „Raphael" und „Quintin Messis" (1819), Brummer den „Tasso", Smets „Tasso's Tod", Holtei und Braun von Braunthal den „Shakespeare", Schier den „Palestrina" und „Mengs", v. Schenk, Usso Horn, Halm und Chezy den „Camoens", Büssel „Winkelmanns Tod", Hallrsch, Immermann und Christine Westphalen den „Petrarca", die Birch-Pfeiffer den „Rubens" und „Guttenberg", Döring den „Gellert", Wiese

den „Beethoven“, Halirſch den „Hans Sachs“, Kollmann den „Dante“, Oehlenſchläger „des Schauſpieler Schröder Jugendzeit“ auf die Bühne.

Karl Förſter handelte von Raphael in einem großen Cyclus von Gedichten, 1827.

In dem Roman „die Dichter“ 1817 ſchildert Franz Horn

das Leben eines gewiſſen Heinrich, eines ſentimentalen Don Juan, der von Frauen und Freunden geliebt, ſich im Bewußtſeyn ſeiner Genialität Ausſchweifungen ergibt, zuletzt im Feldzug gegen Napoleon Beſinnung, Ehrgefühl und das eiſerne Kreuz gewinnt, wenig zu ſeiner verlaſſenen Geliebten zurückkehrt, aber nur, um zu ſterben.

„Guiscardo der Dichter oder das Ideal“ von demſelben Verfaſſer habe ich nicht mehr aufgetrieben. Horn ſchrieb noch ſehr viel, alles ſüß und ſchwach. Seine Werke über deutſche Poeſie entbehren ſehr eines ſcharfen und geſunden Urtheils.

Deinhardſtein, unter Metternich lange Cenſor in Wien, ſchrieb lyriſche Gedichte, eine dem Herrſcherhauſe dargebrachte Huldigung „Maximilians Brautzug“ und eine Anzahl ſentimentaler „Künſtlerdramen“ in Jamben.

Die Helden aller dieſer Schauſpiele ſind Dichter oder Künſtler, Pigault Lebrun, Boccaccio, Salvator Roſa, Hans Sachs, Garrik in Briſtol. Den Inhalt bilden kleine Anecdoten aus ihrem Leben, welche Deinhardſtein mit möglichſter Auskramung von Künſtlereitelkeit ausgeputzt hat.

4.

Poetiſcher Univerſalismus.

Wie der Drang der jungen Kraft ſich einerſeits in dem Egoismus der poetiſchen Donjuanerie concentrirte, ſo dehnte er ſich andrerſeits in die Breite aus, um gleichſam alles zu erobern, was poetiſch ſey.

Die deutſche Dichtung hatte in der Aneignung fremder Geſchmäcke und Manieren ſchon oft genug gewechſelt. Als nun vollends vom Deutſchen verlangt wurde, er ſolle nichts als reiner Menſch ſeyn, wurde ihm auch zur Pflicht gemacht, ſich alles menſchlich Schöne aller Zeiten und Völker anzueignen, das Bild der ganzen Menſchheit in ſeiner Liebe abzuſpiegeln. Der Kosmopolitismus, der die Philoſophie, die maureriſche

Begeiſterung, die der Revolution vorhergehende edle Schwärmerei für das allgemein Menſchliche an die Stelle des Chriſtenthums und Deutſchthums geſetzt hatte, mußte nothwendig zu einer ſyſtematiſchen Allbuhlerei mit der Poeſie aller Zonen und Jahrhunderte führen. Daß dies die Aufgabe für den gebildeten Deutſchen ſey, ſprach zuerſt Herder aus. Noch kühner aber fühlte ſich Göthe, indem er unternahm, nicht blos wie Herder empfangend, ſondern ſelbſtzeugend in den Geſchmäcken und Stylen der verſchiedenſten Art zu dichten. Und ſeitdem wird in allen Manieren fortgedichtet und das Aufgehen der deutſchen Literatur in die Weltliteratur immer noch gepredigt. Schwärmt man auch nicht mehr für die allgemeine Menſchheit, ſo wird doch die Eitelkeit der Dichter befriedigt, indem ſie, wie ein Virtuoſe auf mehreren Inſtrumenten zugleich, ihre Kunſtfertigkeit bewähren und durch Abwechslungen der Mode die Langeweile betrügen.

Der hochgebildete Deutſche ſoll wohl alles kennen lernen, von allem das Beſte für ſich benutzen, aber nicht alles nachahmen, nicht ſeine eigne Nationalität aufgeben oder in eine fremde verſtellen.

Johann Gottfried Herder (ſpäter geadelt wie Göthe und Schiller), geboren 1744 zu Morungen in Preußen, Rector zu Riga, zuletzt Oberhofprediger in Weimar, wo er 1803 ſtarb, hatte das große Verdienſt, von der einſeitigen Gallo-, Anglo- und Gräkomanie zu einer allſeitigen Anerkennung der Poeſie aller Zeiten und Völker hinüberzuführen und insbeſondere auf die von keiner weltlichen Kunſtpoeſie jemals zu erreichende Schönheit der bibliſchen und der echten Volkspoeſie aufmerkſam zu machen. Trotz ſeiner Weltbürgerei hat er alſo doch der damals ſo tief verkannten chriſtlich-deutſchen Idee gedient. Er ſelbſt glaubte nur der Menſchheit zu dienen. In ſeinen berühmten „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ lehrte er, wie ſich aus der Weltgeſchichte allmählig die Humanität entfalte. Auch als Theologe ſah er im Chriſtenthum nur das Mittel, die Humanitätsidee zu verwirklichen. Deshalb fiel es ihm auch leicht, chriſtliche und antikheidniſche Ideale zu verſöhnen, anſtatt eines durch das andre auszuſchließen, wie Schiller in den „Göttern Griechenlands“. Während er der Begeiſterung für antike Schönheit völlig zuſtimmte, war er es doch, welcher zuerſt wieder auf die unnachahmliche Schönheit des hohen Liedes, der Pſalmen ꝛc. aufmerkſam machte und von

Jahr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Zuſammen.	Handel zu Lande.	Handel zur See.
	Mill. Fr.	Mill. Fr.	Mill. Fr.	Mill. Fr.	Mill. Fr.
1827	566	602	1,168	357	811
1828	608	610	1,218	372	846
1829	616	608	1,224	363	861
1830	639	573	1,211	338	839
1831	513	618	1,131	343	788
1832	653	696	1,349	389	960
1833	698	760	1,459	442	1017
1834	720	715	1,435	443	992
1835	761	834	1,595	503	1092
1836	906	961	1,867	573	1295
Totalſumme	6674	6983	13,657	4136	9521

Man erſieht aus dieſer Zuſammenſtellung, daß ſich Ein- und Ausfuhr ſo ziemlich die Wage halten, daß beide durch die Julirevolution einen Stoß erlitten haben, erſtere im Jahr 1831, letztere bereits im Jahr 1830 ſelbſt, und daß beide vom Jahr 1835 bis 1836 einen außerordentlichen Aufſchwung genommen haben. Für die Einfuhr beträgt die Erhöhung im letzten Jahre 145 Mill. Fr., eine wirklich erſtaunenswerthe Erſcheinung; für die Ausfuhr beträgt die Zunahme im letzten Jahre 127 Millionen. Während des Dezenniums hat der ausländiſche Handel Frankreichs um 60 Procent zugenommen.

Es folgt auch noch aus obiger Vergleichung, daß der franzöſiſche Seehandel während eben dieſes Dezenniums mehr als das Doppelte des Landhandels ausmacht. Aus einer folgenden Tabelle ſieht man jedoch, daß der Transport der Waaren mehr dem Auslande als dem franzöſiſchen Reiche zu gute gekommen iſt.

	Millionenwerth der Ein- u. Ausfuhr durch franzöſiſche Schifffahrt.		Millionenwerth der Ein- u. Ausfuhr durch fremde Schifffahrt.	
Jahr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr.	Ausfuhr.
1827	230-1	245-1	465	446
1828	248-9	218-9	451	356
1829	241-3	217-3	439	408
1830	254-4	199-9	443	416
1831	208-6	199-3	395	393
1832	247-4	243-1	492	468
1833	278-2	239-9	318	499
1834	301-5	339-9	341	451
1835	268-3	264-3	333	339
1836	307-9	277-2	385	710

den Trübungen und Willkührlichkeiten Miltons und Klopstocks zur reinen Quelle biblischer Poesie zurückführte, ja es sogar wagen durfte, auch die lange schon in Staub und Moder begrabene, tief verhaßte und verachtete katholische Legende in ihrer zarten Heiligkeit (wie viel später Boisserée die altdeutschen Gemälde) wieder hervorzuziehen und der staunenden und beschämten Gesellschaft zur Bewunderung anzuempfehlen. Auch war es Herder, der den seit einem Jahrhundert schon vergessenen Jesuiten Balde wieder zu Ehren brachte und eine gute Anzahl seiner schönen Gedichte übersetzte.*) Von größter Bedeutung waren ferner die von Herder 1778 herausgegebenen „Stimmen der Völker", eine Sammlung echter und überaus schöner Volkslieder der verschiedensten Nationen, worunter auch viele deutsche, die man bisher nicht beachtet hatte und auf deren Werth zum erstenmal die höher gebildete Gesellschaft aufmerksam gemacht wurde. Da erkannte man, wie unendlich viel schöner das einfachste deutsche Volkslied sey, als die vornehmste Klopstock'sche oder Ramler'sche Ode. Und das machte sich vor allen Göthe zu nutze, indem er sich nicht entblödete, wirkliche alte Volkslieder mit kleinen Abänderungen als sein eigenes Erzeugniß drucken zu lassen, z. B. Röslein roth, dort droben auf jenem Berge ꝛc. — Inzwischen wurde damals die christliche und deutsch nationale Richtung bei Herder noch nicht so beachtet, wie seine kosmopolitische. Seine Stimmen der Völker eröffneten uns zum erstenmal die altromanische, vorzugsweise spanische Poesie. Herder übersetzte den schönen Romanzencyclus des Cid. Ebenso eröffnete er zuerst die Poesie des slavischen Osten, und wies zuerst auf die verborgenen Paradiese der muhamedanischen und indischen Poesie hin. Ja bis zu den Wilden Afrika's und Amerika's und zu den Völkern des Nordpols tasteten Herders Nerven nach dem Schönen. Das Wenige, was er hier fand, diente doch, den Wahn zu nähren, den sentimentale englische Weltumsegler aufgebracht, bei den Wilden, sonderlich auf den glücklichen Inseln der Südsee, sey noch der erste Unschuldszustand der Menschheit zu finden. Die Empfindsamkeit des Zeitalters vermischte nun diese wilden Kinder mit den Humanitätsidealen.

Herders lyrische Gedichte zeichnen sich durch den sanften Grundton

*) Bei diesem Balde blieb es aber stehen. Die übrigen zahlreichen und zum Theil ausgezeichneten lateinischen Dichter des 17. Jahrhunderts waren vergessen und blieb es mir übrig, sie zum erstenmal wieder in die Erinnerung der Deutschen einzuführen.

einer ſchönen Seele aus. Bei ihm iſt alles Ruhe, Güte, Liebe, die Einförmigkeit dieſes Tones aber weiß er aufzufriſchen durch ſinnige Bilder und Parabeln.

„Das Kind der Sorge". Die Sorge macht aus Lehm den Menſchen; die Erde, von der er genommen iſt, ſpricht das Kind als das Ihrige an und muß es behalten. — Wie der farbige Regenbogen, ſo verſchwinden die Hoffnungen der Jugend. — Aus dem Leibe wird die Seele frei, wie aus der häßlichen Raupe der ſchöne Schmetterling. — Ein Regentropfen fällt ins Meer und ſcheint verloren, aber die Muſchel fängt ihn auf und er wird zur Perle. — Der Greis ruft den Tod, als aber der Tod kommt, bittet ihn der Greis, er ſolle ihm nur helfen, ſeine ſchwere Bürde wieder aufladen.

Herder malt auch treffliche Naturbilder, z. B.

Flattre, flatt' um dieſe Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeſchwingt.
Flieg auf deinen hellen Flügeln
Auf der Sonne blauen Spiegeln ꝛc.

So die Lieder von den Erdbeeren, vom Storch, vom Cistanz ꝛc. Einige patriotiſche Gedichte haben noch Klopſtocks Odenton. In „Deutſchlands Ehre" preiſt Herder die größten deutſchen Helden, entlehnt aber die Leier dazu vom altgriechiſchen Orpheus. Auch „Gott" beſingt er in dieſem hohen Ton:

Wie nenn ich dich, du Unnennbarer, du?

Herders geiſtliche Lieder ſind von dieſem Ton nicht frei und heben immer nur die Liebe (Humanität) und nicht den Glauben hervor. Chriſtus iſt darin mehr Lehrer und liebreicher Erzieher, als Richter und Erlöſer.

Was Herder im Claſſiſchen geleiſtet, iſt ſchon oben berichtet.

Herder überſetzte auch viele jüdiſche und muhamedaniſche Mythen und Märchen, vieles aus Saadis perſiſchem Roſengarten, auch aus dem Indiſchen und ſogar Chineſiſchen. Er empfahl zuerſt die indiſche Sakontala ꝛc. und ſtand zum erſtenmal auf der Berghöhe, von wo der Dichter des alten Fauſtbuchs ahnungsvoll ſeinen Fauſt in die von der Morgenſonne wunderbar beglänzte Ferne Indiens ſehen ließ.

Eigentlich vollendete Herder nur, was der vielſeitige Bodmer angefangen, denn ſchon Bodmers Seele wandte ſich bald der Bibel, bald

den Alten, bald der vaterländiſchen Vorzeit zu, mehr empfangend als zeugend.

Seit Herder hat es ſich der deutſche Wiſſenstrieb zur Aufgabe geſtellt, das Schöne und Intereſſante aller Zeiten und Völker zu erforſchen und ſind nach einander auf den Univerſitäten Lehrſtühle für die orientaliſchen, altdeutſchen, altromaniſchen ꝛc. Studien geſtiftet worden. Auch hat man fleißig aus den fremden Sprachen überſetzt. Der hochgebildete Deutſche darf ſich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gedichtet worden, um ſich verſammelt zu haben. Indeſſen hat dieſes Ueberwiegen des weiblichen Dranges nach fremder Empfängniß doch in vielen Geiſtern die Nationalkraft geſchwächt und zu unzählbaren höchſt widrigen Mißgeburten geführt. Nicht nur die ſchwachen Geiſter wurden zu blinder Nachahmung geführt, auch ſtärkere Geiſter erlagen der allzu mächtigen magnetiſchen Anziehung durch das Fremde. Daher ſelt dieſer Zeit ſo viele deutſche Dichter nicht recht wußten, wohin ſie ſich wenden, was alles ſie dichten ſollten, und die ungeheure Verſuchsliteratur in allerlei fremden Manieren, die einem einzigen coloſſalen Abortus gleich kommt.

Herder verführte dazu, Göthe aber gab das Beiſpiel, wie man es machen müſſe, um den geilen Trieb nach fremden Weibern und Götzen gleichſam in ununterbrochenen ſalomoniſchen Nächten zu befriedigen. Ihm verſtattete ſein Talent in allerlei fremden Manieren anſprechend zu dichten und ſeine Eitelkeit gefiel ſich darin, wie die eines Virtuoſen, beſtändig von einer Tonart, ja von einem Inſtrument ins andere überzuſpringen. Indem er gewiſſermaßen den Fußtapfen Herders folgte, um überall, wo dieſer nur vom fremden Geiſt empfangen, keck mit demſelben zu zeugen, ſprang er von der ſentimental engliſch-oſſianiſchen Manier in Werther zu der altdeutſchen im Götz, von der antiken Manier in der Iphigenie zu der romantiſchen im Meiſter, von der franzöſiſchen im Mahomet zu der orientaliſchen im Diwan ꝛc. über, um am Ende im Fauſt alle Geſchmäcke wie in einem allerfeinſten Ragout zu concentriren. Da ich Göthe's Hauptdichtungen an diejenigen Gruppen der deutſchen Dichtung überhaupt vertheilt habe, denen ſie dem Inhalte und Charakter nach gehören, will ich hier alle ſeine übrigen Dichtungen zuſammenfaſſen.

Am liebenswürdigſten und achtbarſten erſcheint Göthe als Lyriker. Sein feiner Geſchmack erkannte bald, daß im naiv rührenden Tone des

Volksliedes ein Zauber liege, den alle bisherigen Kunstdichtungen nicht erreicht hatten. Er stimmte daher viele seiner Lieder auf diesen Ton, ja er war so frei, sich einige alte Volkslieder anzueignen, als ob er selber sie gemacht hätte, wie oben schon gesagt ist. Auch das süße Nachtlied „O gib vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör" ist wörtlich aus dem Italienischen übertragen. Meist jedoch schlug Göthe den Ton des Volksliedes nur spielend an, etwa wie eine Prinzessin sich als Schäferin gerirt. So in den Liedern: „An dem reinsten Frühlingsmorgen. — Ein Veilchen auf der Wiese stand. — Da droben auf jenem Berge. — Ich kenn' ein Blümlein wunderschön. — Wenn ich doch so schön wär ꝛc." Am wahrsten und wärmsten sind einige Lieder der Liebe, z. B.: „Im Walde schleich ich still und wild. — Wie kommts, daß du so traurig bist?" ꝛc. Von hoher Schönheit einige Naturbilder, z. B.: „Hoch auf dem alten Thurme steht des Helden edler Geist" ꝛc. und das Mondlied: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz". Manches beim ersten Hören durch seinen wunderbaren Ton bezaubernde Lied Göthe's gewährt bei näherer Betrachtung doch ein unerquickliches Gefühl. So das berühmte Sehnsuchtslied Mignons: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" Die Sehnsucht nach der schönen Heimath im Süden ist an sich natürlich und rührend, aber der Vortrag im Munde des armen Kindes viel zu kokett. Auch im „König von Thule" und im „Erlkönig" liegt der Reiz nur in dem geheimnißvollen Ton. Daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich lediglich nichts Rührendes und einen Erlkönig kennt der Volksglaube gar nicht. Göthe hat hier das alte Volkslied von König Olaf vor Augen gehabt, aber nicht verbessert. Der Fischerknabe ist dagegen die glücklichste Anwendung einer alten Nixensage, die wir kennen, und eine der schönsten Romanzen der Neuzeit überhaupt: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran" ꝛc. Gleich bewunderungswürdig ist „die Braut von Korinth" einer altgriechischen Erzählung entnommen, und „Gott und die Bajadere", obgleich die Worte „Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor" in Göthe's Munde leicht zweideutig erscheinen. Den „Zauberlehrling" entlehnte Göthe aus dem Lucian, die Erfindung ist nicht sein eigen. — In den geselligen Liedern Göthe's zeigt sich häufig ein kleiner Zwang, besonders wo er maurerischen Ernst zur Schau tragen

mußte, und ein Sichforciren zur Lustigkeit, wahrscheinlich der zu vornehmen und steifen Gesellschaft wegen. Nur die Lieder „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ und „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“ sind wirklich lustig und frei.

Wie Göthe in allen diesen Liedern sich mehr oder weniger dem deutschen Volksliede näherte, nahm er in andern lieber den elegischen Ton der Alten an und ahmte insbesondere die erotischen Dichter des Augusteischen Zeitalters in den anmuthigsten Versen nach. Von dieser Art sind seine „römischen Elegien“ dem Properz nachgebildet, reizende, wenn auch etwas freie Schilderungen der verliebten Abentheuer, mit denen sich der Dichter in Rom ergötzt hat.

Der Zahl nach übertreffen die Gelegenheits- und Lehrgedichte, Epigramme, wilde und zahme Xenien alle andern Gedichte Göthes. Sie verrathen einen feinen Geschmack, ein gewähltes Urtheil, aber auch viel Selbstgefälligkeit. Sonderlich in seinen spätern Jahren hat Göthe gar gewöhnliche Gedanken mit einer Prätension vorgetragen, als ob es Orakelsprüche wären.

Die Xenien gab Göthe mit Schiller gemeinschaftlich heraus, im Jahr 1797. Göthe zog sich damals den genialen Schiller zurecht. Es ist hier der schickliche Ort, über das Beisammenseyn unserer großen Dichterheroen in Weimar zu reden.

Die Vereinigung von Wieland, Göthe, Schiller und Herder in Weimar war kein Zufall. Die Herzogin Amalie, welche sie dahin berief, war der personificirte Genius der Zeit, ihre Huld die des Jahrhunderts. In jenen vier Dichtern culminirten die Hauptrichtungen deutscher Dichtung. In Wieland die noch vom französischen Geschmack beherrschte Schule, in Göthe die Natürlichkeit, in Schiller der Sturm und Drang, in Herder der poetische Universalismus. Nur die eigentliche, echte, d. h. zur Vorzeit der Nation zurückgreifende und christliche Romantik war in Weimar nicht vertreten, den herrschenden Geistern fremd, allen bisherigen Geschmacksrichtungen zugleich entgegengesetzt. In Weimar feierte die dem heidnischen Geist, der christusfeindlichen Philosophie, dem vaterlandslosen Kosmopolitismus, der rationalistischen Schwärmerei für das allgemein Menschliche und der Buhlerei mit den Genien aller Zeiten und Völker verfallene Poesie ihren höchsten, aber auch letzten Triumph. Die kleine

weiße Hand der Herzogin Amalie lenkte die Quadriga des vierfachen Pegasus, als ob sie geahnt hätte, nur ein Weib könne ein Jahrhundert geistig beherrschen, in welchem die deutsche Nation den Nerv ihrer Mannheit verloren hatte. — Wenn aber auch in einem Sinn einverstanden, waren doch die vier großen Dichter einander zu scharf entgegengesetzt, als daß sie sich persönlich hätten eng aneinander schließen können. Nur den jüngeren und leicht zu enthusiasmirenden Schiller fand Göthe gefügig und zugleich seiner großen Popularität wegen wichtig genug, um mit ihm ein Duumvirat zur Beherrschung des deutschen Parnasses zu stiften. Die Xenien waren eine Revue der damaligen Modeliteratur und geißelten jeden schlechten Dichter mit einem kleinen Distichon, immer witzig, fast immer gerecht.

Für die Unterhaltungen des Weimarschen Hofes schrieb Göthe in seiner ersten Glanzzeit daselbst kleinere heitere Stücke und Scherze der Liebe und Eifersucht: Laune des Verliebten, Jery und Bätely, die Fischerin, Scherz, List und Rache, die ungleichen Hausgenossen. Erwin und Elmire ist nach einer englischen Romanze in Goldsmiths Vicar bearbeitet. In Claudine von Villa Bella klingt ein Ton an, wie in Shakespeare's Lustspielen, aber alles ist geringerer Art, man glaubt den Shakespeare von Metastasio bearbeitet. Lila ist eine sehr schwache Nachahmung.

Lila, die nervenschwache Gemahlin des Baron von Sternthal, wird nach seiner Abreise schwermüthig, bildet sich ein, er sey todt und wird ein wenig verrückt, so daß sie ihn, obgleich er wiederkommt, gar nicht mehr erkennt und in den Wald flüchtet. Da verabreden die Verwandten eine Comödie, umgeben sie mit Masken von Feen, Zauberern und dergl. und heilen sie, indem sie in ihren Wahnsinn eingehen, nur so erkennt sie in ihrem Irrsinn den Gatten wieder und erst durch dieses Wiedererkennen wird sie vom Irrsinn geheilt. Das poetische Motiv, das Nichtwiedererkennen des wirklichen Geliebten im Schmerz um den eingebildeten ist aus dem arabischen Roman Medschnun und Leila entlehnt (daher auch Göthe schon den Namen beibehalten und nur die Geschlechter gewechselt hat). Da das arabische Original von Dschami so schön ist, hätte Göthe diese Nachahmung unterlassen können.

In kleinen Stücken spottete Göthe mehrmals über Wieland. So in „Götter, Helden und Wieland", worin er mit Recht die tiefe Kluft zeigte, die zwischen der Wieland'schen Auffassung der Antike und den wirklichen Alten bestehe, und in „Orpheus und Euridice", einer Parodie von Wie-

lands Alceste. Die Cyniker der Natürlichkeit verhöhnte Göthe im „Satyros“, der die Philister erst zur freien Natur hinauslockt, sie dann aber durch seine Bocksnatur erschreckt und ärgert. Der Pietisten lachte Göthe im „Pater Brey“, einem Nachbild des Tartuffe und echtem Mucker; aber auch der seichten Rationalisten im „Doctor Bahrdt“. Im „Groß-Cophtha“ spiegelt er die Charlatanerie des Cagliostro ab, von der sich damals die Höfe berücken ließen. Im „Bürgergeneral“ und in „den Aufgeregten“ macht er die deutschen Schwärmer für die erste französische Revolution lächerlich. Im „Triumph der Empfindsamkeit“ spottet er über seinen eigenen Werther. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweiler führt uns ins lebendige Gewühl eines kleinstädtischen Marktes mit obligatem Theater, auf dem eine Haupt- und Staatsaction aufgeführt wird. Fast alle diese launigen Stücke erinnern in der Kürze wie in den Knittelversen an Hans Sachs, dem Göthe den Reiz des naiven Humors glücklich abgelauscht hat.

Unter den kleinen Gemälden, welche Göthe in Prosa entwarf, steht sein römischer Carneval und sein St. Rochusfest zu Bingen oben an. Gar viel Schönes oder wenigstens zart von Poesie Angehauchtes findet sich auch in seinen Schriften über Kunst und Alterthum, über die Farbenlehre, über die Metamorphose der Pflanzen, in den Wanderjahren, in Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben ꝛc. Aber alle seine spätern Prosaschriften sind pretiös geschrieben, als nahte Herr von Göthe selbst immer nur in Ehrfurcht und gleichsam zitternd seiner eigenen Gottheit.

In seiner letzten Zeit wandte sich Göthe auch noch der orientalischen Poesie zu und schrieb den „westöstlichen Diwan“, 1819, kokette Nachahmungen der Liebes- und Weinlieder von Hafis, der arabisch-persischen Liebesgeschichten von Jussuf und Suleicha und der orientalischen Spruchdichtung, hauptsächlich angeregt durch v. Hammers Uebersetzungen. Im Grunde nur eine ältliche Wollüstelei. Der alte Herr wollte noch Haremsluft athmen und unter Wohlgerüchen sterben.

August Wilhelm Schlegel (später geadelt), der mit seinem Bruder Friedrich gewöhnlich zum Haupt der Romantiker gemacht wird, hängt mit der wahren Romantik nur locker zusammen und war vielmehr der Großceremonienmeister des poetischen Universalismus, wie er von Herder in der Theorie festgestellt, von Göthe praktisch ausgeführt wurde. Schle-

gel huldigte den Griechen, Shakespeare und Calderon zugleich, machte sich zum Sklaven einer Französin (Frau von Staël), schrieb in ihrem Dienst französisch und vertiefte sich zuletzt ausschließlich in indischen Studien. Er dichtete wenig Eigenes, ahmte mehr nach und errang sein großes Ansehen nur durch seine zahlreichen Kritiken, seine Geschichte der dramatischen Kunst, seine treffliche Shakespeareübersetzung. Von seinem antikisirenden Schauspiel „Jon" und seinen griechischen Balladen war oben schon die Rede. Daneben schrieb er auch zärtliche Gedichte, viele Ansprachen an Freunde und Gönner, eine Menge Sonette auf die berühmtesten Dichter und Künstler, sogar ein Freiheitslied auf Tells Capelle. Den Romantikern näherte er sich durch seine Gedichte „der Bund der Kirche mit den Künsten, der Glaube, die geistlichen Gemälde." In den letztern drückt er in Form von Sonetten den Inhalt und Charakter der schönsten Kirchenbilder aus. Auch gesellte er sich zu den Romantikern in ihrem satirischen Kampf gegen die Zopfpoeten. Er schrieb eigens eine „Ehrenpforte für Kotzebue" (wogegen Kotzebue den „hyperboreischen Esel" schrieb). und ein ausgezeichnetes Gedicht, worin er die Manieren von Voß, Matthisson und Feldprediger Schmidt parodirte. Deßhalb griff ihn auch Voß wüthend an als einen Kryptokatholiken, aber Schlegel erklärte öffentlich, er habe die katholischen Sympathien seines Bruders Friedrich nie getheilt, und sey und bleibe ein Protestant. In ihren letzten Jahren arbeiteten beide Brüder noch sehr viel für das Studium des Sanskrit und die Einführung der indischen Poesie in den Kreis unserer Betrachtung.

Friedrich Bouterweck, Professor in Göttingen († 1828), bekannt durch eine Geschichte der Poesie und Beredsamkeit in 12 Bänden; war selbst Dichter.

Bouterweck ahmte in lyrischen Gedichten hauptsächlich Klopstock nach, z. B. in seinem Kirchhof, auch ein wenig Matthisson und Schlegel in antikisirenden Sachen, z. B. die Vergötterung des Herkules. Unter anderem besang er die Gefühle eines otaheitischen Mädchens am Grabe ihres Geliebten. So weit holte er die Gelegenheit her, sich und Andere zu rühren. Das ist die Unnatur des poetischen Universalismus. „Mahomeds Himmel" faßte er sentimental auf. In den „Halbbrüdern im Geisterreich" contrastirt er die wahre Religion mit ihrem Zerrbilde, dem Fanatismus, d. h. die Aufklärerei mit der Kirche. In einer düstern No-

velle „der Schwur der Liebe“ läßt er eine Braut durch ihren ersten Liebhaber, dem sie die Treue gebrochen, am Hochzeittage erschießen. Alle diese Sachen stehen in seinen Miscellaneen, Berlin 1792, 2 Bände. Er schrieb auch einige philosophische Romane „Paulus Septimius, oder das letzte Geheimniß des Eleusinischen Priesters“ (1795) und „Gustav und sein Bruder“ (1796); mehr Reflexion als Poesie. Nur der Roman „Graf Donamar“ (1790) erregte Aufsehen, obgleich er ohne alle poetische Oekonomie und Klarheit die romantischen Effecte durcheinanderwirft

Graf Donamar wird kurz vor dem siebenjährigen Kriege preußischer Rittmeister. Unterwegs findet er einen umgestürzten Wagen und steht einer Dame von hoher Schönheit bei, die eine Französin ist. Bald darauf kommt er im Lager mit St. Julien, einem geheimnißvollen, überaus schönen und männlichen preußischen Husarenoffizier zusammen, schlägt sich mit ihm und versöhnt sich. Als gleichgesinnte Seelen werden sie die innigsten Freunde. In einem Auftrage des Königs nach Berlin geschickt, wird er dort von einer reizenden Wittwe Laurette von Wallenstädt umstrickt. Schon ganz von ihr verführt, entdeckt er, daß sie noch Andere liebt und flieht sie. Noch einmal begegnet ihm auf dem Wege die unbekannte französische Schöne. — Im zweiten Theil erzählt St. Julien seine Geschichte. Er ist in Spanien geboren, war einmal in Tunis gefangen und Sklave, kehrte zurück, entführte eine Nonne und fiel der Inquisition anheim, aus deren Kerkern er mit genauer Noth entrann. Donamar findet in Berlin in einer glänzenden Gesellschaft die schöne Reisende mit den herrlichen Augen wieder, es ist ein Fräulein d'Aubrecourt, aber bald erkennt er in ihr eine verloren gegangene Gespielin seiner Kindheit, Franciska von Sternach, wieder. Ihr Begleiter, der Marquis von Greiff, an den sie durch einen Eid gebunden ist, lockt Donamar in einen Hinterhalt, aber Donamar sticht ihn nieder und schlägt alle seine Begleiter glücklich ab, muß aber fliehen vor den Gerichten. Der verwundete Marquis geht in sich und gibt Franciska ein von ihm verborgenes Kästchen mit Kleinoden und läßt sie frei. Auf einmal ergibt sich, daß Franciska dieselbe Nonne Gabriele ist, die St. Julien einst geliebt hat, und um deren Besitz ihn der schlaue Marquis betrogen, der jedoch nur Franciskas Schutz, nicht aber ihre Liebe begehrt. Franciska erklärt dem Donamar, sie könne nie die Seine werden, da sie ihrem Pedro (St. Julien) nicht untreu werden wolle, obgleich sie ihn für todt hält. — Im dritten Theil kommt Donamar an einen kleinen Hof, wo Laurette, die ihn immer noch liebt, aus Eifersucht und Rache ihm Fallen stellt und ihn in einen Hochverrathsprozeß verwickelt. Als die Hinrichtung unvermeidlich geworden, will sie ihm wenigstens den öffentlichen Tod ersparen und gibt ihm Gift. An seinem Sterbebette erscheint Franciska wieder, erblickt St. Julien, der sich auch eingefunden, und stirbt vor Alteration. Sie wird mit Donamar begraben.

Gerh. Anton v. Halem, Regierungsdirector in Oldenburg, ſchrieb ſeit 1780 und ſchwankte beſtändig zwiſchen dem claſſiſchen und romantiſchen, abend- und morgenländiſchen Geſchmack. Er ſchrieb Idyllen von Amor, Pan, Echo, das Orakel zu Pharä, die Schlange Python, Porcia, Arria ꝛc. Dann behandelte er wieder altfranzöſiſche und ſpaniſche Stoffe aus den Zeiten der Troubadours. Drittens ſchrieb er ein Epos von Guſtav Adolf und eine Tragödie von Wallenſtein, ſogar ein Epos „Jeſus“ und nicht minder kleine Geſchichten von Indianern und Negern. Alles bunt durch einander, aber ohne originellen Geiſt.

Guſtav Fülleborn, Profeſſor in Breslau, überſetzte den Perſius und gab mehrere kleine Sammlungen zur Unterhaltung heraus (Papiere aus Heno's Nachlaß 1792, bunte Blätter, kleine Schriften und den Breslauer Erzähler), meiſt Bearbeitungen, aber voll Geiſt und Heiterkeit.

Johann Daniel Falk aus Danzig, lebte in Weimar anfangs als ein ſatiriſcher Schriftſteller ohne Genie und Erfolg, bekehrte ſich dann plötzlich, gründete 1813 eine große Anſtalt für verwahrloſte Kinder und endete 1826 als ein frommer allgemein verehrter Mann. Seine wenig erheblichen Schriften ſind:

Die heiligen Gräber zu Rom, 1796, Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire 1793—1803, worin das Beſte aus fremden Originalen entlehnt iſt. Satiren 1800 und 1804. Prometheus 1803. Amphitruo 1804. Irrfahrten des Johann von der Oſtſee, 1805. Elyſium und Tartarus 1806. Sämmtliche Werke, 7 Bände 1817; auserleſene Werke, 3 Bände 1819. Bußſpiegel 1826.

In ſeinen Satiren ſchwankt er beſtändig zwiſchen Antik und Romantiſch, Superfein und Poſſenhaft, Reim und Proſa herum und kann zu keiner Eigenthümlichkeit gelangen. Auch ſind alle ſeine Sachen klein und kurz. Am ausgearbeitetſten iſt ſein Prometheus, dramatiſches Gedicht.

Prometheus lebt in einer Höhle auf einer Inſel unter den letzten Kindern, die er belebt hat, denen aber Merkur noch drei hinzugepfuſcht hat, die als Philoſophen, indem ſie zur urſprünglichſten Natur zurückkehren wollen, auf allen Vieren gehen. Da landet ein engliſches Schiff, deſſen Capitän ſich in eine ſchöne Prometheustochter verliebt. Die Philoſophen aber gehen in die Werkſtätte des Prometheus und beleben vorwitzig einige angefangene Statuen. Unter anderen einen Cerberus, deſſen drei Köpfe als Dogmatismus, Idealismus und Spinocismus gegen einander reden, und eine Urania, zu welcher ſich der eine Philoſoph wie Pygmalion verhält. Lauter Anklänge von Ideen, ohne

Hier iſt wieder der Aufſchwung der Ausfuhr durch fremde Schifffahrt im letzten Jahre zu bemerken. Sie hat um 151 Mill. zugenommen, wogegen die Ausfuhr durch franzöſiſche Schifffahrt ſich nur um 13 Millionen vermehrt hat. Ein anderes Verhältniß ergibt ſich dagegen aus der Vergleichung der beiderartigen Einfuhr. Hier beträgt die Zunahme der fremden Schifffahrt 52 Millionen, dagegen die der franzöſiſchen Schifffahrt 39 Millionen.

Aus der Vergleichung der Tonnenzahl der franzöſiſchen Schifffahrt mit derjenigen der fremden Schifffahrt folgt, daß erſtere während des Dezenniums nur um 30 Proc. zugenommen hat; dagegen hat die Tonnenzahl der fremden Schifffahrt ungefähr um 60 Procent, alſo ums Doppelte zugenommen. Hält man ſich bloß ans letzte Jahr (1836), während deſſen die Tonnenzahl der franzöſiſchen Kauffahrteiſchiffe 911,640, diejenige der ausländiſchen Kauffahrteiſchiffe aber 1,459,781 betragen hat (die bedeutendſte Zahl im ganzen Dezennium), ſo ſieht man England an der Spitze mit 611,000 Tonnen, dann folgen die nordamerikaniſchen Freiſtaaten mit 230,000, Schweden und Norwegen mit 178,000, Sardinien mit 122,000. Andernſeits hatten die franzöſiſchen Kolonien 343,000 Tonnen. Späterhin ſoll auch die Schifffahrt der kleinern Mächte angegeben werden. Hier die Ueberſicht der angekommenen und abgeſegelten Schiffe mit Angabe ihrer Mannſchaft.

	Ankunft.		Abfahrt.	
Jahr.	Schiffe.	Mannſchaft.	Schiffe.	Mannſchaft.
1827	74,659	333,795	72,850	325,024
1828	77,499	339,685	75,381	328,338
1829	77,383	349,134	74,033	330,792
1830	81,968	366,865	78,214	349,455
1831	78,384	348,711	75,526	338,114
1832	84,187	382,113	81,203	357,543
1833	87,180	389,958	84,682	374,352
1834	80,942	366,158	78,449	358,692
1835	75,202	354,762	72,167	335,057
1836	79,659	393,114	78,996	371,301

Ein flüchtiges Durchlaufen dieſer Tabelle reicht ſchon hin, um die Bemerkung zu machen, daß ſich die Zahl der Schiffe nur um einige tauſend während des Dezenniums vermehrt hat, und dennoch haben wir früher geſehen, daß die Vermehrung der Tonnenzahl ſich einerſeits auf 30 und andernſeits auf 60 Procent

daß irgend eine Grundidee hier energiſch hervorträte, und einige pikante Situationen, die aber abgeriſſen und ohne Zweck daſtehen.

Friedrich Rochlitz ſammelte in ſeiner Glycine (1805) verſchiedene Dichtungen.

Glycine iſt der Name einer „irregulären Schmetterlingsblume". Das Beſte in der Sammlung iſt ein Schauſpiel „die Zwillinge", verfolgte Königskinder, die durch einen Genius geſchützt werden, nachdem die Schweſter dieſen Genius aus einer Quelle, in die er gebannt war, erlöst hat. Des Schah Kosru Zorn und Mißverſtändniß werden überwunden, der königliche Vater verſöhnt. Ueber den ſich Wiederfindenden ſchwebt der Genius empor. Ein zwar ſeltſamer Verſuch, Romantik auf den Orient überzutragen, doch mit viel Wärme geſchrieben. „Eduards Papiere" in Proſa ſind viel pretiöſer. Reinhold, Graf zu Donа, noch unbedeutender.

Karl Streckfuß, ein höherer Beamter in Berlin, machte ſich als Ueberſetzer des Arioſt, Taſſo und Dante berühmt. Seine eigenen Gedichte (von 1811) ſind vergeſſen: wohlklingende, aber ſtoffloſe Sonette, einige ſchwache Romanzen. Sein Beſtes ſind die Elegien in welchen Diſtichen, den Götheſchen nachgebildet, worin das Entſtehen und Wachſen eines zärtlichen Verhältniſſes nicht ohne Anmuth geſchildert wird. Seine erſte größere Dichtung war Ruth 1805, dann Altimor und Zemire, beide voll Zärtlichkeit, das Trauerſpiel Maria Belmonte (1807), Klementine Wollmer und mehrere Bändchen voll Erzählungen. Sein Roman „Julie von Lindau" (1811) iſt ſehr ſchwach und faſt kotzebue'ſch.

Julie bricht die Ehe, bereut gleich nach der That, rennt wie raſend ihrem Buhler davon, daß ihr der Athem vergeht und fällt, indem ſie einen Blutſturz bekommt, ihrem Gatten zu Füßen. Der Buhler kommt ihr nach. Sterbend geſteht ſie ihre Schuld und der Gatte — verzeiht beiden mit zarter Rührung.

Dem poetiſchen Univerſalismus wurde nach Herders Vorgang hauptſächlich durch Ueberſetzungen geholfen. Ich kann mich hier jedoch nicht auf alle dieſe Arbeiten einlaſſen, ſofern ſie durch folgende immer beſſere wieder verdrängt wurden. Man fuhr fort, die griechiſchen und römiſchen Dichter zu übertragen. Voß und ſeine zwei Söhne trieben das Geſchäft fabrikmäßig, wurden aber im gegenwärtigen Jahrhundert von vielen andern, beſonders von dem fleißigen und gewandten Donner erſetzt. Inzwiſchen blieben bis auf dieſen Tag doch noch viele Griechen unüberſetzt, z. B. Nonnus. Auch die franzöſiſchen und engliſchen Dichterwerke zu

überſetzen wurde in Deutſchland raſtlos fortgefahren. Aus der italieniſchen Literatur begann man vorzugsweiſe die über der Schäferpoeſie vergeſſenen älteren Dichtungen zu übertragen, den Dante, Arioſt, Taſſo, Petrarka, Boccaccio, Gozzi ꝛc. Aus Spanien hatte man früher nur die Amadis- und Schelmenromane entlehnt, und nur einige deutſche Jeſuiten den Calderon benutzt. Jetzt wurden nach Herders Cid Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Camoens ꝛc. überſetzt. Damals ſchon durfte ein gewiſſer Karl Große auf die Fremdſucht der deutſchen Leſewelt ſpeculiren, indem er 1794 unter dem falſchen Namen eines Grafen von Vargas „ſpaniſche Novellen“ herausgab, die man mit der größten Begierde las, als ſeyen ſie Erzeugniß der ſpaniſchen Poeſie. Als aber der Betrug entdeckt wurde, ward der Dichter bald verachtet und vergeſſen. Sein Talent war ſehr mittelmäßig. — Reichardts Romanenbibliothek gab in mehr als zwanzig Bänden Auszüge aus altromaniſchen Dichtungen.

Joſeph von Hammer in Wien öffnete den muhamedaniſchen Orient durch ſeine trefflichen Werke über die arabiſche, perſiſche und türkiſche Poeſie, durch ausgezeichnete Ueberſetzungen (insbeſondere der perſiſchen Schirin 1809) ꝛc., ſchrieb aber auch eigne Gedichte, z. B. „Italia“, 101 Städtchen (1830). Seine erſte vergeſſene Dichtung war „Die Befreiung von Akri“ mit Noten. Spät ſchrieb er noch die romanhafte Geſchichte eines großen Hexenprozeſſes „Die Gallerin auf der Riegersburg“ 1845. Neben Hammer wirkte Hartmann vorzüglich für Uebertragung morgenländiſcher Dichtungen und Habicht gab zum erſtenmal die ganze 1001 Nacht heraus. Die mongoliſche Mythologie und Märchenwelt enthüllten zuerſt Pallas, J. J. Schmidt, Bergmann. Slaviſche Volkslieder und Märchen, auch ungariſche, finniſche ꝛc., endlich Lieder und Märchen ſogar der Wilden wurden als etwas Neues und Seltſames verbreitet.

Die reichſte Ausbeute für die Poeſie, wie für die Philoſophie fand man bei den Indern. Das Studium des Indiſchen war von den Engländern begonnen worden, fand aber bald ſeine fleißigſten Förderer in Deutſchland, wo jetzt faſt jede Univerſität einen Lehrſtuhl des Indiſchen aufzählt. Außer den Schlegeln erwarben ſich hier das größte Verdienſt Bopp, Laſſen, Brockhaus, Holtzmann, Höfer ꝛc. Das altperſiſche Heldenbuch von Iran übertrugen Görres und v. Schack.

Der einfache Humanismus verhielt ſich zum poetiſchen Univerſalis-

mus wie das Licht zum Regenbogen. Der Mensch an sich war doch gar zu abstrakt, das Bedürfniß trieb dazu, ihn in allen Specialitäten der Race, der climatischen Bedingung und der historischen Entwicklung aufzufassen und wo möglich in allen diesen Situationen zu lieben. Das war aber nicht die Menschenliebe, welche das christliche Gebot verlangt, sondern im Gegentheil der Rückfall aus dem Christenthum in die heidnische Anschauung, denn weit entfernt, die Race von ihrem niedern Standpunkt auf einen höheren zu heben, sie zu bekehren und zu heiligen suchte man eben nur ihre specifische Unart festzuhalten. Am Ende schwand auch das humanistische Interesse. Man suchte nicht mehr das Reinmenschliche bei allen Racen und Völkern, sondern gerade das Verschiedenartige in der Physiognomie, im Charakter und Costume. Es entstand ein Wetteifer, wie bei einem römischen Carneval, durch neue und immer wechselnde Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich zu locken. Was Göthe aus Virtuoseneitelkeit gethan, um sein Talent gleichsam auf allen Instrumenten spielen und glänzen zu lassen, das wiederholte nachher die literarische Industrie und lieferte fabrikmäßig antike und romantische, philisterhafte und idealistische, französische, englische, italienische, spanische, nordische, slavische, muhamedanische, indische, chinesische, amerikanische Poesie wie in einem wohlassortirten Waarenlager.

Nach Lessings widrigem Vorgange, als der zuerst einen Juden zum Ideal der Humanität erhoben (im Nathan), wurden bald alle möglichen Heiden, Türken, Mohren, Mulatten, Wilde, Räuber ꝛc. gleichfalls dazu erhoben. Die edle weiße und christliche Race war freilich entartet genug, allein es ziemte sich doch nicht, daß sie sich an die Farbigen wegwarf. In Gellerts Inkle und Yarko war die niedere Race doch nur als das unschuldige Opfer der höheren Race (der Engländer verkauft nämlich hier eine Wilde, seine Lebensretterin, als Sklavin) bezeichnet worden. Aber der oben schon genannte v. Nesselrode, der 1778 sein Rührspiel „Zamor und Zoralde“ vor dem Herzog Karl von Württemberg aufführen ließ, schildert die Neger als so vortreffliche und an Tugend den Weißen überlegene Menschen, daß er mit der Phrase schließt, „die Neger hätten weiße, die Europäer schwarze Seelen.“ Die Geßnerschen Unschuldsideale wurden jetzt auf Wilde übertragen, auf Kotzebue's Gurlis und Koras. Mit den Ständen verhielt es sich eben so. Während

Könige, Prieſter, Adel und ſelbſt der Bürgerſtand mit gehäſſigen Farben geſchildert oder lächerlich gemacht wurden, erhob man dagegen Räuber, Hechelkrämer ꝛc. zu Idealen.

5.

Die ſittliche Erſtarkung.

Unter allen ſeit der Herrſchaft der Renaiſſance und des franzöſiſchen Geſchmacks verlorenen Gütern der Nation war keines in der deutſchen Dichtung ſo lange vermißt worden, wie der ſittliche Adel, das ritterliche Ehrgefühl. Man war zur Natürlichkeit zurückgekehrt, man hatte ſich auch im Geiſt gekräftigt, aber viel länger ließen das ſittliche Erzürnen, das Erröthen der wiedergebornen Unſchuld, die Donnerſtimme des erwachten Gewiſſens, die volle Ermannung der Nation in ihren edelſten Vertretern auf ſich warten.

Juſtus Möſer in Osnabrück war einer der erſten, welcher, ruhig aber feſt, die verderbte Neuzeit zum erſtenmal wieder mit den geſunden Augen eines alten Cheruskers anſah und in ſeinen unſterblichen „patriotiſchen Phantaſien“ das lebende Geſchlecht mahnte, möglichſt zur guten alten Natur, Sitte und Praxis zurückzukehren. Auch in einem Trauerſpiel „Arminius“ von 1749 friſchte er die Vaterlandsliebe wieder auf, von der einſt Lohenſtein beſeelt geweſen war.

Dieſes Stück enthält trotz der langweiligen Alexandriner, in denen es noch geſchrieben iſt, viel Schönes und beſonders iſt der Charakter des böſen Segeſt gut durchgeführt.

Ohne dieſes jetzt vergeſſene Stück würde Klopſtock ſchwerlich ſeine Hermannſchlacht (1769) geſchrieben haben.

Nicht lange nach Möſer erhob ſich auch eine vaterländiſche Stimme in Schwaben. Unter allen deutſchen Stämmen hat der ſchwäbiſche in ſeinem öffentlichen Leben am meiſten von dem alten Rechtsſinn und von verfaſſungsmäßiger Redefreiheit bewahrt, denn die württembergiſche Verfaſſung iſt vierhundert Jahre alt. Hier hatte ſchon Friſchlin in lateiniſcher Sprache für Bürger und Bauern gegen den Adel geeifert. Von hier aus erhoben ſich auch im 18. Jahrhundert beredte Stimmen gegen den fürſt-

lichen Despotismus. Friedrich Karl v. Moſer (nicht zu verwechſeln mit ſeinem Vater Jakob, dem wackern Vertheidiger der ſtändiſchen Rechte in Württemberg, der dafür in den Kerker kam und eine Menge frommer Lieder dichtete), ſtand in darmſtädtiſchem Staatsdienſt, aus dem er ſpäter in Ungnade entlaſſen wurde, gewann aber zuletzt ſeinen Prozeß mit dem Fürſten vor dem Reichskammergericht. Von ihm ſind erhalten „Der Herr und Diener“ von 1763, ein politiſcher Roman, worin er das Ideal eines guten Fürſten aufſtellt, und „Doctor Leidemit“, fragmentariſche und aphoriſtiſche Betrachtungen über Welt und Menſchen, nicht ohne Geiſt. Auch ſeine „politiſchen Fabeln“ ſind nicht ſo ſchlecht, wie Gervinus glaubt. Etwas ſeltſam iſt ſein „Daniel in der Löwengrube“, ein Heldengedicht in poetiſcher Proſa. Der herrliche allbekannte Stoff hat durch das ſentimentale Pathos des Gedichts nichts gewonnen. — Noch viel intereſſanter und berühmter war Schubart.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, unter dem kunſtliebenden Herzog Karl von Württemberg Muſikdirector, machte ſich durch ſeine Freimüthigkeit und bittere Kritik Feinde und verfiel im Umgang mit den welſchen Sängern des Herzogs in koloſſale Lüderlichkeit und Freigeiſterei. Die Lüderlichkeit brachte ihn ins Gefängniß. Kaum wieder frei, mußte er wegen eines Spottgedichts flüchten, 1772. Er irrte nun lange umher, da ſeine ſchlimmen Sitten und ſein übler Ruf ihn überall wieder vertrieben, von Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, München. In Augsburg fand er endlich einen Platz als Zeitungsſchreiber und gab die „Deutſche Chronik“ heraus (1774—1777, fortgeſetzt erſt 1787—1791). Dieſes merkwürdige Blatt iſt der Prototyp aller ſpäteren deutſchen Oppoſitionsblätter. Es war politiſch liberal, vertheidigte das Reinmenſchliche gegenüber dem Beſtehenden, verlangte Abſchaffung der Prügelſtrafe ꝛc. Endlich war er für alle leidenden Völker intereſſirt, in welchem Sinn die Deutſche Chronik ſogar wagte, die Polen bei der erſten Theilung ihres Reichs zu beklagen und in Schutz zu nehmen. Neben ſo edeln, ja erhabenen Stellen bietet die Chronik aber auch viel ſeichte Aufkläreret. — Von Augsburg vertrieben floh er nach Ulm, wäre unterwegs aber beinah von den katholiſchen Bauern todt geſchlagen worden, da er die katholiſche Geiſtlichkeit durch ſeine Angriffe gereizt hatte. Aber auch in Ulm blieb er nicht lange. Herzog Karl ließ ihn aus der Stadt locken, feſt nehmen

und auf den Asperg führen, 1777. Man glaubte, ein berüchtigtes Epigramm sey die Veranlassung gewesen. Als nämlich der Herzog 1770 die hohe Karsschule in Stuttgart stiftete, schrieb Schubart:

Als Dionys aufhörte ein Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Allein der Herzog, der gegen Schubarts treue und edle Gattin gnädig war und später auch ihn selbst wieder zu Gnaden annahm, hat ihn nur bessern wollen. Schubart blieb ein Jahr in einem sehr dunkeln und rauhen Kerker und durfte sich mit nichts beschäftigen als mit geistlichen Dingen. Dann erst brachte man ihn in ein lichteres Zimmer und unter die andern Gefangenen, deren Elend ihn vollends zerknirschen sollte. Das gelang denn auch so weit, daß er von dem Consistorium, welches ihn früher seiner Gotteslengnerei wegen excommunicirt hatte, die Gnade erflehte, wieder zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden. Auch machte er viele geistliche Gedichte. Im Jahr 1785 ließ man auch Frau und Kinder zu ihm, um den durch Religion Gezähmten nun durch die Familiengefühle zu fesseln und als der Herzog glaubte, sein pädagogisches Meisterstück an ihm gemacht zu haben, ließ er ihn 1787 nicht nur wieder heraus, sondern kündigte ihm auch seine Befreiung selber an. Der Gebesserte wurde nun Theaterdirector in Stuttgart und gab auch die Chronik wieder heraus, natürlich nicht mehr im alten Geist, starb aber schon 1791.

Es war wohl ein gewaltig brausender Geist in diesem unreinen Gefäß, und da alles zusammenwirkte, um ihn zu schwächen und zu ermatten, so muß man sich nur wundern, wenigstens in einzelnen Strahlen ihn noch in so feuriger Reinheit zu finden. Seine gesammelten Gedichte bilden ein wunderliches Durcheinander von frommen geistlichen und von wilden kecken Trotz- und Freiheitsliedern und von Gelegenheitsgedichten, die er als Hofpoet zu machen hatte.

Unter den Gedichten, in denen er ganz seine Eigenheit aussprach, sind am merkwürdigsten die berühmte „Fürstengruft“:

Da liegen sie die stolzen Fürstentrümmer ꝛc.

Noch besser „Deutsche Freiheit“:

Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arm ꝛc.

Die Erinnerung an seinen Leidensbruder Frischlin:

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

Dann das berühmte Abschiedslied der vom Herzog Karl an die Holländer verkauften Soldaten oder das „Kaplied“:

Auf, auf ihr Brüder und seyd stark.

Der wilde Naturschrei in seinen Liedern muß uns mit der moraiischen Versunkenheit versöhnen, in die er hineingerieth, ein trauriges Opfer seiner Zeit, in der sich die bessere Natur wenigstens wehrte. Er hat den größten Einfluß auf Schiller geübt.

Der blinde, aber als Lehrer zu Colmar im Elsaß unermüdlich bis ins hohe Alter thätige Gottlieb Conrad Pfeffel († 1809) steht seit 1761 als Dichter zwischen Gellert und Schubart. Seine Fabeln und Erzählungen, womit er 10 Bände gefüllt, sind alle in der Form den Gellert'schen ähnlich, doch in der politischen Freimüthigkeit reicht er nahe an Schubart. Von Gleim, Claudius ꝛc. entlehnte er den scherzhaften Modeton, wonach damals vor die antiken Götter englische Titulaturen gesetzt wurden, Miß Hebe ꝛc.

Rührend ist sein Minnelied zweier Blindgeborner „wir altern nie, weil wir uns nicht sehen können.“ Berühmt ist sein Lied von der Tabakspfeife des alten Invaliden. Das Lied „der freie Mann“ ist, obwohl pedantisch, doch ein Vorbild unzähliger Freiheitslieder geworden.

Wer ist ein freier Mann?
Der, dem nur eigner Wille
Und keines Zwingherrn Grille
Gesetze geben kann;
Der ist ein freier Mann ꝛc.

Das „Lied eines Negersklaven“ ist ein Hohn über die deutschen Fürsten, die ihre Unterthanen nach Amerika verkauften, einem Neger in den Mund gelegt, der sich über die „weißen“ Sklaven freut. Von so vielen Fabeln hier nur einige politische. Apis, ein Ochse in Aegypten als Gott verehrt. Nicht zu verwundern, solche Ochsen werden heute noch vergöttert, auf Thronen. — Das Goldstück. Ein Knabe findet ein Goldstück, ein alter Jude erklärt es aus Neid für falsch und der Knabe wirft es weg. Eine treffliche, gegen Lessing gerichtete Fabel.

Ihr raubt den Christen
Ein Gut, das euch nicht nutzen kann.
Gelehrte Herrn Fragmentenschreiber,
O werdet lieber Straßenräuber!

Der Elephant pflegt in der Gefangenschaft nie der Liebe, weil er keine Sklaven zeugen will. — Der Stier macht noch unmittelbar in dem Schlachthause seinen Rang vor dem Schöps geltend. — Eine Kreatur erhält von Jupiter die Gabe, ganz Mensch oder ganz Pferd zu werden. Nachdem er einige Zeit Mensch gewesen, wird er lieber Pferd, denn als Pferd wird er doch nur von Einem, als Mensch von Jedermann geritten. — Ignorantia wird schwanger und gebärt ein Wunderkind, die „Meinung", das aber in der Taufe den Namen „Wahrheit" empfängt.

Auch ein gewisser Fischer gab 1796 zu Königsberg politische Fabeln heraus von ziemlich ähnlicher Art.

Seit Haller die Schweizer gepriesen und Klopstock an die Hermannschlacht erinnert, hatten die Dichter öfter den Nationalstolz wiederaufzurufen angefangen, was aber nicht recht Feuer fangen wollte, da der deutsche Michel zu tief schlief oder sich in der classischen und französischen Mode zu wohl gefiel. Die Schweizer rührten sich am meisten. Zwei Luzerner, Ignaz Zimmermann und der Exjesuit Grauer schrieben patriotische Schauspiele, der erste seit 1777 einen Tell und eine Schlacht bei Sempach, der andere seit 1778 einen Berthold von Zähringen, Kaiser Albrechts Tod und einen Oberst Pfeyffer, dazu schrieb Ambühl von Wattwil 1779 einen Schweizerbund und 1782 noch einen Tell, Müller Friedberg von Stäfels 1781 eine Schlacht bei Morgarten. Alles vergessene Gedichte, die aber das Vaterlandsgefühl genährt haben.

Friedrich Schiller, 1759 zu Marbach geboren, bildete sich auf der hohen Karlsschule in Stuttgart zum Regimentsarzt aus, durchbrach aber schon als Schüler die doppelten Schranken, welche ihn einengten. Je tyrannischer sein Herzog Karl regierte, um so mächtiger empörte sich in dem jungen Genius das Freiheitsgefühl, und je verdorbener die Sitten des Hofes und der Schule selbst waren, um so unwiderstehlicher trieb es ihn aus diesem Schmutz zum sittlichen Ideal hin. Zum erstenmal regte sich ihm unbewußt die uralte Sigfridsnatur. Hohe Gestalten reiner edler Heldenjünglinge schwebten ihm vor. Er konnte sie aber nur in grellem Gegensatz gegen die Wirklichkeit des modernen Lebens auffassen. So entstanden seine ersten Trauerspiele, die noch in Prosa geschrieben sind.

In den „Räubern", gedruckt 1781, die er noch als Karlsschüler schrieb, ist Karl Moor ein unbewußter Sigfrid, das nie verjährende Ideal eines deutschen Heldenjünglings, strotzend von Kraft, „als fühle

er eine Armee in ſeiner Fauſt", und unſchuldig, unbefangen, treuherzig, hingebend. Darin, daß Schiller ihn durch die Verhältniſſe dahin gebracht werden läßt, ein Räuber zu werden, liegt eine tiefe Symbolik. Der Sinn iſt, die Nation iſt phyſiſch und moraliſch ſo verkommen, daß ihr beſter Sohn keinen Platz mehr in ihr findet oder die ſchlechteſte Rolle in ihr übernehmen muß. Das begriff auch die Jugend der Nation mit wunderbarer Schnelligkeit und was man auch über die Verwilderung und Karikirung in dieſem erſten Werke Schillers mit Recht ſagen mochte, es wurde mit rauſchender Begeiſterung begrüßt.

In „Kabale und Liebe" (1784) hatte der junge Held ſich überraſchend ſchnell verfeinert, ohne von ſeiner Kraft nachzulaſſen. Hochgebildet und hochgeehrt, Günſtling des Fürſten und Sohn des allvermögenden Miniſters, war doch Ferdinand von Walter wieder nur jene uralte und ewig junge Sigfridsnatur, indem er der Perſonificirung aller der Nation angekünſtelten Schande zurief: ich verwerfe dich, ein deutſcher Jüngling! Schiller aber fühlte auch hier wieder, wie fremd dieſer uralte ſittliche Adel der Zeit geworden war und ſo mußte ſein Held und deſſen lilienreine Geliebte tragiſch untergehen. Dieſes tief rührende Trauerſpiel hat nicht mehr den phantaſtiſchen Anſtrich der Räuber. Er ſchildert die Menſchen und die Verhältniſſe ganz ſo, wie ſie zu jener Zeit waren, wirft aber ein Schlaglicht von brennendem Glanze hinein, wie einen Strahl aus der reinen Region ewiger Unſchuld.

„Fiesco" (ſchon von 1783) iſt mit jenen erſten großen Dichtungen nicht mehr zu vergleichen. Der Held iſt nicht rein, nicht deutſch genug. Aber es liegt etwas Prophetiſches in ſeinem Schickſal. Die Auffaſſung iſt welthiſtoriſch. Das Genie, will der Dichter ſagen, vermag mit all ſeiner Cäſargröße oder Alcibiadesliebenswürdigkeit doch nichts gegen das ewige Recht der Völker.

Seine ſpäteren Trauerſpiele ſchrieb Schiller in Jamben, und in dieſen, wie in ſeinen lyriſchen Dichtungen tritt eine ganz neue glänzende Seite des Dichters hervor, nämlich ſeine hinreißende, pindariſche Beredſamkeit im muſikaliſchen Rhythmus, ein Schwung der Begeiſterung, wie ihn vor ihm noch kein deutſcher Dichter beſaß. Auf der Woge des Wohllauts ſcheint ſich unſerem Ohr ein Schwan zu wiegen und plötzlich verwandelt er ſich vor unſerem Geiſt in einen blitztragenden Adler, den

die Gedanken ſind hier noch mächtiger, als das Wort. Aber wir verlieren in dieſem prächtigen Strom von Klang und Geiſt das urſprüngliche Bild des jungen Dichters. Man hat dieſe ſeine Wandlung ſo bezeichnen zu müſſen geglaubt, als ſey (namentlich unter dem Einfluß Göthe's in Weimar, wohin Schiller berufen wurde) die in ihm „geſättigte Kraft zur Anmuth zurückgekehrt". Aber das iſt kein Lob. An Anmuth hat es ſchon vor Schiller der deutſchen Dichtung nicht gefehlt, wohl aber ſehr an Kraft. Es läßt ſich nicht leugnen, ſein Wohlgefallen an der poetiſchen Beredſamkeit als ſolcher, beſonders an den ſogenannten ſchönen Stellen, an majeſtätiſchen Sentenzen, am Doctrinären, an der philoſophiſchen Betrachtungsweiſe hat ſeiner Erfindungskraft Eintrag gethan. Die urſprüngliche Kraft iſt in den Charakteren ſeiner ſpätern Trauerſpiele nicht mehr ſo naturwahr zuſammengedrängt, wie in den ältern, ſie löst ſich zu ſehr in der ſchönen Rede auf. Unverbrüchlich treu aber bleibt der Dichter ſeinem ſittlichen Ideale, und das erhebt ihn über alle Dichter ſeiner Zeit. Die deutſche Jugend hat von Schiller edel fühlen und denken gelernt, die Nation hat an ihm nur Ehre erlebt, ihre eigne uralte Ehre in ihm wieder gefunden.

Im „Don Carlos", dem berühmten Trauerſpiel, welches Schiller zuerſt in Proſa, dann in Jamben ſchrieb, handelt es ſich, wie im Fiesco um das ewige Recht der Völker gegenüber den Herrſchern.

König Philipp II. von Spanien hat Eliſabeth, die frühere Geliebte ſeines Sohnes Don Carlos, geheirathet, und iſt deßhalb eiferſüchtig auf dieſen ſeinen Sohn, weil derſelbe für die empörten Niederländer Sympathien hegt. Ein Maltheſerritter, Marquis Poſa, des Don Carlos Freund, wagt es, dem König ſelbſt die gerechte Sache der Völker ans Herz zu legen, Philipp aber läßt den Marquis erſchießen und Don Carlos heimlich hinrichten. Als Epiſode iſt eingeflochten die ſchwärmeriſche Liebe der Prinzeſſin Eboli zu Don Carlos, während ſie zugleich des Königs Maitreſſe iſt.

Poſa iſt das Urbild des modernen Liberalismus, der auch aus ſeinen Reden eine Menge Sentenzen geſchöpft hat, durchaus ehrlich und edel, aber unpraktiſch, ſchwärmeriſch und ein wenig ſchwatzhaft und eitel.

„Wallenſtein", eine Trilogie von einem comiſchen Vorſpiel und zwei Trauerſpielen, iſt reich an Schönheiten der Charaktere, wie der Gedanken und Sprache, aber der Hauptcharakter verfehlt.

Das Vorſpiel „Wallenſteins Lager" iſt ein höchſt lebendiges und treues

beläuft; es müßte nun noch ausgemittelt werden, ob die eben angegebene Vermehrung der Schiffe genau mit derjenigen der vorhin angezeigten Tonnenzahl übereinſtimmt. Hiezu fehlen aber die Mittel. Bei allen dieſen Berechnungen iſt der Küſtenhandel (Cabotage) außer Acht gelaſſen; ſchon dieſer allein hat in jedem der zehn Jahre über 2 Mill. Tonnen betragen.

Zu welchen ungeheuern Summen ſich der Werth der im Dezennium ein- und ausgeführten Waaren, alſo im Allgemeinen der Handel mit dem Auslande belaufen hat, zeigt folgende Tabelle.

Jahr.	Allgemeiner Handel. Franken.	Specieller Handel. Franken.	Erlegter Mauthzoll. Franken.	Schifffahrts-zölle. Franken.	Neben-zölle. Franken.
1827	1,168,105,304	920,960,738	93,136,806	2,753,598	778,214
1828	1,217,599,933	964,976,259	103,612,043	2,971,883	898,233
1829	1,224,172,043	987,600,768	101,028,086	3,236,146	856,336
1830	1,211,003,497	942,144,026	99,020,715	3,291,136	629,811
1831	1,130,995,462	829,763,020	93,004,274	2,313,307	613,571
1832	1,349,154,473	1,012,508,462	102,319,463	2,932,777	583,410
1833	1,439,592,064	1,050,562,325	102,893,195	2,681,444	700,065
1834	1,434,899,374	1,013,925,425	102,486,309	2,775,507	842,149
1835	1,595,148,914	1,097,684,186	103,668,031	2,940,809	823,451
1836	1,966,860,115	1,193,349,033	106,793,709	3,034,311	949,766

In den zehn Jahren hat die franzöſiſche Mauth eingenommen 1,011,962,634 Franken, und außerdem ſind von der Schifffahrt erlegt worden an Gebühren 28,951,118 Fr. und an Nebenzöllen 7,275,006 Fr.; in Summa 1,048,188,758 Fr. Im Durchſchnitte genommen hat die Mauth in jedem der zehn Jahre 101,196,263 Franken eingenommen, oder wenn man lieber eine runde Zahl will, ſo hat ihr Einkommen 100 Mill. betragen, alſo ein 9tel oder ein 10tel der geſammten Einnahme des Staats. Würde die Mauth abgeſchafft, ſo müßten die jährlichen 100 Millionen entweder durch andere Auflagen erſetzt oder die Staatsausgaben um 100 Millionen vermindert werden, das heißt, es müßte eine gänzliche Umwandlung in den Finanzen vorgehen. Dazu iſt kein Anſchein vorhanden, und wahrſcheinlich wird ein ſo ergiebiger Zweig der Staatseinkünfte noch lange mit großer Sorgfalt von den Finanzminiſtern gepflegt werden. Wenn man nun bedenkt, daß die jährlichen 100 Millionen von einer Gütermenge erhoben werden, deren Werth auf 480 Mill. angeſchlagen wird, daß alſo ungefähr der Zoll um 21 Procent den Werth der Waaren erhöht, ſo muß man erſtaunen,

Bild. In den folgenden ernſten Stücken ſehen wir den großen Feldherrn kurz vor ſeinem Ende im Zweifel, welchen Weg er einſchlagen ſoll? Der Bedächtige läßt ſich von ſeiner feurigen Schweſter, der Gräfin Terzky, hinreißen und fällt dem Verrathe zum Opfer. Des Hauptverräthers Oktavio Piccolomini Sohn Max liebt Wallenſteins Tochter Thekla und fällt in der Schlacht.

Der wahre Wallenſtein war ein verſchloſſener Charakter, ſprach ſehr wenig, vertraute ſich niemand. Schiller läßt ihn geſchwätzig und ſogar gemüthlich ſeyn. Die äußere Pracht der Scenerie und Sprache deckt dieſe Hauptſchwäche des Stücks nicht zu.

Die „Jungfrau von Orleans" iſt Schillers brillanteſte Dichtung.

Jeanne d'Arc, unterm Zauberbaum dazu begeiſtert, wagt ſich als arme Schäferin ins Lager der von den Engländern beſiegten Franzoſen, führt die letzteren raſch wieder zum Siege und ſetzt den rechtmäßigen König Karl VII. auf den Thron ſeiner Väter. Als ſie ſich aber in den ſchönen Engländer Lionel in dem Augenblick verliebt, in dem ſie ihn tödten will, verliert ſie das Vertrauen zu ſich ſelbſt, wird von ihrem Vater als Hexe angeklagt und folgt einem Hirten, den ſie einſt geliebt, in die Verbannung. Als ſie aber von den Engländern gefangen wird und Lionel ſie um Liebe beſchwört, erfaßt ſie der göttliche Geiſt von neuem, ſie zerreißt ihre Ketten und fällt im Kampf. Der ſiegende König der Franzoſen läßt ihre Leiche mit allen Fahnen ſeines Heeres bedecken.

Die heilige Begeiſterung für das Vaterland, die ſchöne Amazone, die hinreißende Gewalt in Schillers Verſen, alles vereinigte ſich, um dieſem Trauerſpiel den glänzendſten Erfolg zu ſichern. Man rühmte Deutſchland, daß hier jene herrliche Jungfrau, die in Frankreich durch Voltaire's Pucelle in den tiefſten Staub und Schmutz begraben worden, wieder verherrlicht worden ſey. Und doch war es ein Fehler Schillers, der Jungfrau die Schwäche anzudichten, von welcher die Geſchichte nichts weiß. Es bleibt gewiß merkwürdig, daß ſelbſt Schiller die Strenge und Conſequenz glaubensſtarker Charaktere des Mittelalters nicht zu faſſen vermochte und ihnen kleine Menſchlichkeiten zutrauen mußte.

„Maria Stuart" iſt von Schiller als leidende und mitleidswerthe Gefangene aufgefaßt worden und ihre früheren Sünden hat er verſchleiert, um ſie zu einem ſo reinen Opfer als möglich zu machen. Da ohnehin nicht viel Handlung in dem Stück ſeyn konnte, herrſcht der elegiſche Klageton vor.

„Wilhelm Tell" ergreift wieder weit mehr und erhebt ſich auf die

Höhe der Jungfrau von Orleans. Auch hier handelt es sich darum, das Vaterland von fremder Tyrannei zu befreien. Im Allgemeinen folgt Schiller der Chronik von Tschudi und schildert die Alten und die Männer der Urcantone mit bewundernswürdiger Frische und Lebendigkeit. Seine Sprache ist hinreißend wie immer. Die Reden, aus denen der Liberalismus seine Tendenzen schöpft, fließen hier wieder reichlich. Aber Tell selbst ist nicht der naive Sohn der Berge, der er seyn sollte, sondern reflectirt viel zu viel und ist insofern verfehlt, wie Wallenstein.

Die „Braut von Messina" ist Schillers sprachlich vollendetstes Werk, ein bloßes Kunststück, ein mißrathener Versuch, die deutsche Bühne zur altgriechischen umzuwandeln und die antiken Chöre wiederherzustellen. Dazu ist der Inhalt abschreckend widrig. Zwei Brüder bekämpfen sich auf Tod und Leben um den Besitz des Mädchens, das sie zuletzt als ihre eigene Schwester erkennen. Trotz alledem aber ist dieses Stück ein einziger langer Strom von musikalischer Rede, von schönen Stellen, herrlicher Lyrik und Gnomik, in der That wetteifernd mit den Chören der alten Tragiker oder mit den Oden des Pindar.

Schillers Uebersetzungen des Macbeth (nach Shakespeare) und der Turandot (nach Gozzi), der Phädra (nach Racine), des Parasiten und Neffen als Onkel (nach dem Französischen) will ich nur eben erwähnen. Vier Stücke hat er angelegt, ohne sie auszuführen, den falschen Demetrius (aus der russischen), Warbeck (aus der englischen Geschichte), die Malteser (aus der Geschichte des Ordens), die Kinder des Hauses (ein altfranzösischer Criminalprozeß). Sie würden, wären sie auch vollendet, schwerlich einen Fortschritt des Dichters bezeichnen, der schon viel Größeres geschaffen hatte.

Schillers lyrische Gedichte und Balladen halten den ernsten Grundton seiner Trauerspiele ein und wetteifern mit den „schönen Stellen" derselben im Feuer der Begeisterung und im Wohllaut. Die Natur tritt hier zurück oder bildet nur den landschaftlichen Hintergrund. Der Mensch mit seinen Idealen, oder wenigstens mit seinen feurigen Leidenschaften steht immer im Vordergrunde. Schillers Liebeslieder, die berühmten Lieder an Laura, von Amalia „schön wie Engel voll Walhallas Wonne", der Triumph der Liebe, „Selig durch die Liebe, Götter, durch die Liebe", Hektors berühmter Abschied ꝛc. gemahnen uns alle wie seine „Semele",

denn immer ist es ein Gott, der den geliebten Gegenstand mit seinem Blitz umhüllt und in Flammen verzehren will. — In den geselligen Liedern strebt Schiller die Flamme seines Busens über die ganze Tafelrunde auszubreiten, aber in diesen poetischen Toasten steigert er sich selbst zu sehr. Die Beredsamkeit wird schwülstig. So in dem berühmten Liede an die Freude, dessen Ueberschwenglichkeiten von Jean Paul mit feiner Ironie erörtert worden sind.

Zu den herrlichsten Schöpfungen Schillers gehören seine zahlreichen Balladen. Leider sind nur wenige darunter der vaterländischen Vorzeit entnommen, wie Eberhard der Greiner, der Graf von Habsburg; oder dem ritterlichen und romantischen Kreise, wie der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh, Ritter Toggenburg; einige auch dem modernen Leben, wie die Kindesmörderin und die wundervolle Mädchenklage „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn", mit einem starken Anklang an die altenglische Ballade. Die meisten und schönsten Dichtungen dieser Art widmete Schiller antiken Stoffen, die wir oben schon kennen lernten.

Schiller hatte immer etwas Pathetisches, daher seine vielen Lehrgedichte und philosophirenden Prosaschriften. Am meisten echte Poesie liegt in seinen kleinen Lehrgedichten, welche Fabeln und Parabeln gleichen, z. B. die Theilung der Erde, das Mädchen aus der Fremde, das verschleierte Bild zu Sais. Dagegen macht sich die Lehrhaftigkeit als solche zu breit in den größeren Dichtungen: die Ideale, das Ideal und das Leben, die Künstler, der Spaziergang, Würde der Frauen, das Lied von der Glocke. Die Sprache in allen diesen Gedichten ist prachtvoll, der Gedanke glänzend, der Sinn nicht selten tief, aber es ist doch nur Lehre und Beredsamkeit in poetischem Gewande, es ist nicht Poesie selbst und allein. Diese Bemerkung hält uns jedoch nicht ab, in der Glocke das größte bekannte Meisterwerk der sogenannten didaktischen Poesie zu erkennen.

Unter Schillers prosaischen Dichtungen ist der Geisterseher die bedeutendste. Es erschien davon nur der erste Band, 1789.

Ein Graf von O. lernt in Venedig einen deutschen Prinzen kennen. Zur Carnevalszeit sitzen sie einmal beisammen, als die Maske eines Armeniers sich ihnen gegenübersetzt und die Uhr ziehend ausruft: „Wünschen Sie sich Glück,

Prinz, um 9 Uhr iſt er geſtorben.“ Nach einiger Zeit erfährt der Prinz durch einen Trauerbrief, der Erbprinz ſeines Landes ſey geſtorben, genau um 9 Uhr an jenem Tage. Nun iſt nur noch ein Thronerbe vor ihm übrig. Der Prinz wird von einem Sicilianer, einem Gaukler, ins Netz gezogen, der ihm den Geiſt eines Freundes erſcheinen läßt, um von ihm ein Geheimniß zu erfahren. Kaum aber iſt der falſche Geiſt aufgetreten, als er durch den wahren verdrängt wird, ſo wie der Betrüger ſelbſt durch den Armenier, der aber den wirklichen Geiſt beſchworen hat. Dadurch wird nun der Prinz immer mehr von der geheimnißvollen Macht des Armeniers überzeugt. Bald darauf wird er raſend verliebt in eine wunderſchöne Griechin, die für ein Kind der Liebe eines Fürſten ausgegeben wird, kommt dadurch in Gefahr, wird zugleich von ſeiner Schweſter daheim, die ihn bisher mit Geld unterſtützt, verlaſſen und iſt in größter Noth, als ihn der Armenier abermals rettet, um einen Preis, der am Schluſſe nur kurz erwähnt iſt. Der Prinz iſt nämlich katholiſch geworden. Die ganze Intrigue hatte keinen andern Zweck.

In den folgenden Theilen ſollte wahrſcheinlich der Prinz einen kleinen deutſchen Thron beſteigen. Es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß Schiller an den Herzog Karl Alexander von Württemberg gedacht hat, der in Venedig katholiſch wurde und im Anfang des vorigen Jahrhunderts das proteſtantiſche Land erbte. Nur daß Schiller die Geſchichte mehr moderniſirt hat. Der Roman wurde alsbald von mehreren Andern fortgeſetzt, ohne Geiſt. Schiller ſelbſt hat mit Recht die undankbare Arbeit, mit der er in einem Augenblick der Noth dem Modegeſchmack ſchmeichelte, fallen laſſen. Auch ſeine kleinen Erzählungen „der Verbrecher aus verlorner Ehre“ und „Spiel des Schickſals“ hätte ein Geringerer ſchreiben können.

Schiller ſchrieb auch größere Geſchichtswerke, eine Darſtellung des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs, beide Meiſterwerke in Styl und Behandlung, aber aus unzulänglichen, zum Theil trüben Quellen geſchöpft, daher dem Sachinhalt nach gar nicht zu brauchen. Die zahlreichen Abhandlungen ſodann, in welchen Schiller über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts, über naive und ſentimentale Dichtung, über das Erhabene, über äſthetiſche Sitte, über den Gebrauch ſchöner Formen ꝛc. ſeine Begeiſterung ergoſſen hat, ſpiegeln uns überall das liebenswürdige Bild des großherzigen Dichters wieder, erklären uns auch zur Genüge, warum ſein Schönheitsgefühl aus der Zopfzeit heraus

zum antiken Ideale zurückſtrebte, haben aber weder einen chriſtlichen noch volksthümlichen Boden.

Neben Schillers leichtem lebensfriſchem Heldengeiſte erblicken wir die düſtere Geſtalt eines Landsmanns, der edel, wie er, doch dem Schickſal nicht zu trotzen vermochte. Friedrich Hölderlin von Lauffen verſank, nachdem er Herrliches gedichtet, ſchon als Jüngling in einen Wahnſinn, der ihn vierzig Jahre lang, bis an ſeinen Tod (in Tübingen) nicht mehr verließ. Das Ideal, wonach er ſtrebte, blieb ihm unerreichbar; der Weltſchmerz, Menſch bleiben zu müſſen, wo man Gott ſeyn möchte, verzehrte ihn. Er war aber kein eitler Egoiſt, ſondern der Schmerz Anderer lag auf ſeiner Bruſt. Er trauerte tief um das Vaterland.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
Alduldend gleich der ſchweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn ſchon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Beſtes holen.

Er trug, was er fürs eigne Vaterland empfand, auf Griechenland über und dichtete den 1798 im Druck erſchienenen Roman „Hyperion" deſſen Held für alles Hohe und Schöne, für Vaterland, Freiheit und Tugend und dabei auch für eine ſchöne Diotima (Hölderlins eigne, aber verbotene, unerreichbare, weil ſchon verheirathete Geliebte) ſchwärmt. Später ſchrieb er den „Empedokles", worin er ſchon aller Hoffnung entſagt. Der Held kann der Gemeinheit, welche die ganze Welt beherrſcht, nicht dienen und muß daher in erhabner Einſamkeit untergehn. Zuweilen hält Hölderlin warm am Leben. Er malt ſeine ſchwäbiſche Heimath im hellſten Sonnenſchein, ein liebliches Bild:

Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinſtock,
Nieder ins ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.

Noch ſchöner iſt das bewundernswürdige Rheinlied, gewiß das ſchönſte

unter allen den unzähligen, in denen der Vater Rhein zum Sinnbild des deutschen Volks selbst gewählt worden:

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter über einander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wunschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kann darf es enthüllen ꝛc.

Tieferührend sind die Gesänge Hölderlins, in denen ihn die Ahnung seines künftigen Unglücks ergreift. Seine sämmtlichen Werke sammelte Christoph Schwab 1846.

Man wird es mir vielleicht verdenken, daß ich hier schon von Jean Paul rede und diesen empfindsamen und humoristischen Dichter an Schiller

anreihe. Allein ich thue es mit Ueberzeugung, weil das Hauptsächliche an Jean Paul weder seine Thränenseligkeit, noch sein brillanter Witz, sondern sein edler Charakter, seine Seelenhoheit, Seelenschönheit, Seelenunschuld ist. Friedrich Richter (geboren 1763 zu Wunsiedel, gestorben als Titularlegationsrath in Bayreuth 1825), nannte sich als Autor nur Jean Paul. In armen Verhältnissen aufgewachsen und lange mit Noth kämpfend, war er einer der reichsten und liebenswürdigsten Geister auf deutscher Erde. In ihm vollendete sich, was Hippel angedeutet, der Humor, der mit einem Gesichte lacht und mit dem andern weint. In dem Engländer Sterne und noch früher in Shakespeare sind die ersten Muster dieses echt germanischen Humors zu suchen, dessen die Romanen so wenig fähig sind, als es die Griechen und Römer waren. Es gehört germanisches Gemüth dazu.

Jean Paul hat seiner Zeit das Publikum hingerissen und wurde schwärmerisch geliebt. Lichtenberg sagt (vermischte Schriften II. 309), an Jean Paul interessire nur der Autor selbst, seine Manier, nicht der Gegenstand seiner Werke. Doch ist das nicht richtig. Er bringt, wenn auch nur in grellem Contraste, doch das Innerste der deutschen Volksnatur zur Erscheinung, so objectiv wie irgend ein anderer. Ueberall kehren in seinen Werken folgende Grundgestalten wieder.

Vor allem der „hohe Mensch", ein an Leib und Seele gesunder reiner, keuscher, vornehmer Jüngling, in dessen idealer Schilderung etwas an Sifrit gemahnt, trotz aller modernen Civilisation. Jean Paul gefällt sich besonders darin, diese so hochadelige Persönlichkeit in jugendlicher Unschuld und Blödigkeit zu schildern, die dennoch den kühnsten Heroismus nicht ausschließt. Darin spiegelt sich wahrhaft das Schönste in der deutschen Jünglingsnatur ab, und diese interessante Gestalt verschwimmt nicht in phantastischen Bildern oder empfindsamen Thränen.

Diesem Jüngling entspricht ein eben so reines, vornehmes Mädchen fast mehr amazonen- als madonnenhaft, von fast männlicher Festigkeit, ein Ideal, vor dem der Dichter aus innerer Andacht in der Ausführung des Gemäldes zuweilen stockt und gleichsam vor seiner eignen Schöpfung blöde wird.

Der dritte überaus reizende Gegenstand der Dichtungen Jean Pauls, mit jenen beiden ersten contrastirend, ist die Demuth, Bescheidenheit und

das ſtille Glück der genügſamen Armuth, der unverſiegbare Frohſinn in äußerer Dürftigkeit.

Die vierte Figur iſt der kapriziöſe Freund des hohen Menſchen, der deſſen Ernſt und Würde in der tollſten Poſſenhaftigkeit parodirt, hinter ſeiner Satyrsmaske aber alle Grazien verbirgt, um, wo es darauf ankommt, mit ſarkaſtiſcher Miene und unter Hohn und Spott das ſchwerſte Opfer für den Freund zu bringen.

Als fünfte und ſechste Hauptfigur kehren ein ſchwindſüchtiges Mädchen von edelſter, durchſcheinendſter Zartheit, und ein blinder gleichfalls an der Schwindſucht ſterbender Jüngling öfters in Jean Pauls Romanen wieder. Jene iſt gewöhnlich die erſte Liebe des hohen Menſchen und welkt vor ſeinen Augen wie eine Lilie. Der andre iſt der Freund des hohen Menſchen, in unendlicher Liebe und Treue an ihm hängend und gleichſam ſein muſikaliſches Echo, ſein Gefühl in Flötentöne überſetzend und ihn damit umſpielend. An dieſes empfindſame Paar, das aber nie ein Paar wird, hängt Jean Paul alles an, was ſeine ſchöne Seele an weichſten und zarteſten Gefühlen ausſtrömt und was für feſtere Geſtalten nicht paſſen würde. Es iſt darin etwas von Engelsreinheit und elfenartiger Feinheit, aber auch etwas Krankhaftes, was den Leſer um ſo unangenehmer berührt, als Jean Paul es ſich angelegen ſeyn läßt, um den Reiz des Contraſtes zu erhöhen, die Schmerzen jener zarten wunden Seelen und hektiſchen Brüſte mit dem Anatomiemeſſer des lachenden Humors zu ſeciren.

Die ſiebente Hauptfigur iſt im Contraſt zu jenen beiden überzarten Weſen ein cyniſcher Arzt, der gleichſam von Amtswegen unzart iſt und den Jean Paul zum Träger aller der Witze braucht, die ſelbſt für die vierte Figur zu derb wären.

An dieſe Hauptfiguren reihen ſich nun noch Geſtalten aus dem Hofleben eines Duodezfürſten, die jedoch nur den Hintergrund bilden. Der Fürſt wird gewöhnlich als ausgelebt mit Ironie, die Fürſtin als zurückgeſetzt mit zartem Mitleid behandelt, die unſchuldige Prinzeſſin mit einer jugendlichen Andacht angebetet. Unter den Hofleuten findet ſich ein ſarkaſtiſcher Junker als obligater Böſewicht.

Der Duodezſtaat Flachſenfingen oder Scheerau wird vom Dichter

ſtets mit überlegenem Humor verſpottet und darin auch manche geſunde politiſche Satire auf größere Staaten angebracht.

Dem kleinen Hofe und ſeinen Cabalen gegenüber liegt gewöhnlich in Jean Pauls Romanen der ſtille Frieden eines ländlichen Thales und Dörfchens in paradieſiſcher Maienluft.

Obgleich Jean Paul durch und durch deutſch iſt, Deutſchland nie verließ, auch alle ſeine Stoffe und Gefühle Deutſchland entlehnt, hat er doch die Schwäche, ſeinen Romanhelden gern fremde Namen und wenigſtens den Schein eines fremden Urſprungs anzudichten; ſo wie er denn auch ſeinen eigenen deutſchen Namen franzöſirt in Jean Paul.

Die eigentliche Geſchichte iſt in Jean Pauls Romanen ſtets eingetaucht in ein unendliches humoriſtiſches Raiſonnement. Jeden Augenblick ſpringt der Dichter von ſeinem Gegenſtande ab, um in eine perſönliche und höchſt bequeme Converſation mit dem Leſer einzutreten und Nebengedanken auszuſpinnen. Hierin hat er Sterne's Licenz oft bis zum Unleidlichen mißbraucht. Dazu ein Cumulus von Anhängſeln aller Art, Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Einſchiebſeln, Ausſchweifungen, Zugaben, Aphorismen ꝛc. Uebrigens iſt alles an Jean Paul geiſtreich. Daher ich ſchon vor dreißig Jahren von ihm ſagte, er gleiche einem Prisma, das alles und jedes, und wäre es auch nur eine Dachrinne, im poetiſchen Farbenglanze des Regenbogens ſieht.

Sein erſtes Werk waren 1783 die „Grönländiſchen Prozeſſe“, noch kein Roman, ſondern nur

> ſatiriſche Excurſe über Schriftſteller, Ahnenſtolz, Weiber, Stutzer, Lob der Narrheit, Verhältniß zwiſchen Genie und Regel, Bittſchrift der Satiriker und Epigramme in Proſa (was Jean Paul ſpäter Streckverſe nennt) ꝛc. Seine ganze Manier iſt hier ſchon fertig, nur die ſentimentale Seite tritt noch nicht in vollem Glanz hervor, ſondern birgt ſich noch in herber Knospe.

Ein ganz ähnliches Quodlibet war auch noch die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ von 1789. Dann erſt ging Jean Paul zum Roman über. Sein erſter iſt „die unſichtbare Loge“ von 1793.

> Rittmeiſter von Falkenberg hat den ſeltſamen Einfall, ſeinen Sohn Guſtav durch einen Herrnhuter unter der Erde ohne Sonnenlicht erziehen zu laſſen und erſt als er zum Knaben heranreift, ihm zum erſtenmal die Oberwelt zu zeigen, als ob es ein Himmel ſey. In der neuen Welt findet Guſtav einen jungen Seelenfreund an dem ſchönen blinden Bettelknaben Amandus, den

der Rittmeiſter gerettet hat, der aber ſchmachtend dahinſtirbt. In der Stadt tritt ein Dr. Frank als die humoriſtiſche Perſon auf und Beate als die hohe Jungfrau, die den auf Amandus Grabe entſchlummerten Guſtav findet, eine ſehr empfindſame Mondſcheinſcene. Ein andermal ſind ſie in großer Geſellſchaft und können ſich nur durch den Spiegel ihre Empfindungen ausdrücken. Ihre glücklichſten Momente erleben ſie in dem paradieſiſchen Orte Lilienbad. Lieblich iſt die Schilderung eines Gewitters, das die Liebenden nöthigt, unter einem Baum unterzuſtehen. Aber der Roman bricht ab. Wir erfahren nur noch eben, daß Guſtav eine geheime Geſellſchaft „die unſichtbare Loge" geſtiftet hat. Aber was weiter mit ihm geworden, bleibt unbekannt. Dieſe wenigen Begebenheiten des Romans ſind eingehüllt in ungeheure Effulgurationen des redſeligen Witzes. Im Anhang gibt Jean Paul die liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeiſterlein Maria Wuz in Auenthal", ein Muſter von liebenswürdiger Reſignation und Frohſinn im Elend.

Dann folgte ein noch weit ausgebildeterer Roman „Heſperus oder die 45 Hundspoſttage" 1795. Jean Paul läßt ſich die Nachrichten von den im Roman auftretenden Perſonen durch einen Hund überbringen, daher der Titel. Heſperus iſt ein ziemlich willkührlich gewählter Name. Jean Paul wünſcht, das Buch möge abgeblühten Leſern zum Abend-, aufblühenden zum Morgenſtern werden.

Im Badderſe St. Lune erwartet der Prediger Cymann mit ſeiner Familie ſeinen Pflegeſohn Victor und deſſen Vater, Lord Horion. Der Lord iſt blind, der Sohn deßhalb ein Augenarzt geworden und das Pfarrhaus wird auserſehen zur Kur, die vollkommen gelingt. Der Lord iſt Freund und Günſtling des deutſchen Duodez-Fürſten Jenner von Flachſenfingen, bei dem nun Victor Leibarzt wird. Am Hofe verliebt ſich Victor in die hohe Klotilde, die im Fräuleinſtift zu Maienthal von dem blinden Lehrer Emanuel zu einem Ideal gebildet worden, obgleich ſie die Tochter eines raffinirten Hofmanns, Lebaut, iſt. In daſſelbe hohe Weſen iſt aber auch Matthieu, Sohn des Miniſters, der obligate Böſewicht des Romans, ein über alles ſpottender Geiſt, und zugleich der Regierungsrath Flamin, Cymanns vermeinter Sohn, verliebt. Dieſer Flamin iſt aber eigentlich Jenners unehelicher Sohn und Klotildens Bruder. Die Liebe Victors zu Klotilden entwickelt ſich langſam und überaus zart. Ihre Geſichter begegnen ſich in einer Orangerie, indem ſie an demſelben duftenden Geſträuch riechen. Agnola, eine italieniſche Prinzeſſin, langt an als Jenners Braut. Emanuel weiht in der Johannisnacht ſeinen Schüler Victor zur Tugend ein. Dieſer wird ein wenig auf die Probe geſtellt durch Jakobine, Matthieu's ſchöne Schweſter, und durch Agnola ſelbſt, der er einſt in einer Augenkrankheit beiſtehen muß. Es kommt ſo weit, daß er, indem die Fürſtin ihre Augenbinde löst und ſein Geſicht dicht über dem ihrigen hängt,

wie ungeachtet eines ſo ſtarken Druckes noch ein ſo lebhafter und ſtets ſich mehrender Handel ſtattfinden kann. Zu dem beſagten Einkommen von 100 Mill. tragen die natürlichen Conſumtionsartikel etwas über $^{30}/_{100}$ (im Jahr 1836 nur etwas über $^{25}/_{100}$), die fabrizirten Sachen etwa $^{17}/_{100}$, die dem Gewerbfleiße nöthigen Materialien aber nur $^{12}/_{100}$ bei. Der auf die Ausfuhr gelegte Zoll bringt im Durchſchnitte nur 1,300,000 Fr., alſo etwas mehr als den hundertſten Theil der ſämmtlichen Mauthzölle, ein, und wird zu $^{1}/_{4}$ Proc. des Werthes der ausgeführten Waaren angeſchlagen. Was den Tranſitohandel betrifft, ſo wird dieſer über ſechs Grenzorte Frankreichs geführt, und zwar über Straßburg, Marſeille, Havre, Bayonne, Lauterburg und Saint-Louis. Dieſe haben im Jahr 1836 Waaren von folgendem Gewichte erhalten:

Straßburg . . .	8,238,000	Kil. (zu 2 Pfd.)
Marſeille . . .	6,685,000	„ „ „ „
Havre	6,000,000	„ „ „ „
Bayonne . . .	2,183,000	„ „ „ „
Lauterburg . . .	1,426,000	„ „ „ „
Saint-Louis . .	1,187,000	„ „ „ „

Straßburg, welches den ſüddeutſchen Handel beſorgt, iſt alſo bei weitem der wichtigſte Punkt für den Tranſitohandel, wenigſtens was das Jahr 1836 betrifft. Dies iſt es erſt ſeit Kurzem geworden; denn im Jahr 1832 betrug der Straßburger Tranſitohandel nur noch 223,000 Kil., wogegen Marſeille ſchon 5,021,000 Kil. tranſitirte. Zu Havre betrug der Tranſito damals 3,938,000 und zu Bayonne 1,276,000 Kil. In dieſen beiden Grenzorten iſt er alſo nicht einmal aufs Doppelte geſtiegen. Dagegen waren zu Lauterburg im Jahr 1832 nur 110,000 Kil. Waaren angekommen; hier hat ſich alſo der, ebenfalls aus Deutſchland kommende Tranſito beinahe vervierzehnfacht. Zu Saint-Louis belief er ſich im J. 1832 auf 276,000 Kil.; hier hat ſich der Handel ungefähr verfünffacht. Es bleibt alſo ausgemacht, daß von den ſechs zum Tranſitohandel beſtimmten Grenzörtern die beiden, welche Deutſchland zunächſt liegen, in den vier letzten Jahren den größten Aufſchwung genommen haben. Hier iſt aber nur die Einfuhr gemeint. Nimm man die Ausfuhr des Tranſitohandels in Betracht, ſo findet man, daß die erſten drei Orte, welche zuſammen im Jahr 1836 mehr als 21 Mill. Kilogrammen Waaren eingeführt, im Durchſchnitte jedes nur etwa 1 Mill. Kil. ausgeführt haben. Für die Ausfuhr

in einen Kuß mit ihr zusammenfällt. Allein das ist, wie der erste, so auch der letzte. Die Fürstin verzeiht ihm und er wendet sich ausschließlich Klotilden zu. Einst erblickt er sie, wie sie ihn von fern für sein Wachsbild hält und lange weinend anblickt, während er, um ihr die Täuschung nicht zu nehmen, steif stehen bleibt. Ein andermal schmelzen ihre Seelen zusammen beim Anhören einer Harmonika. Einmal gehen sie unter ihrem schmalen Sonnenschirmchen zusammen im Regen. Endlich erklärt er ihr seine Liebe. In Maienthal segnet der blinde Emanuel den Bund ihrer Herzen ein. „Zum Mitleiden genügt ein Mensch, zur Mitfreude gehört ein Engel". — Aber Flamin, der noch nicht weiß, daß Klotilde seine Schwester ist, überrascht sie, wie Victor sie küßt, und stürzt wüthend auf sie los, von Matthieu aufgereizt. Es gibt eine wilde Scene. Inzwischen wird alles wieder ruhig. Victor wirbt um Klotilden und nimmt rührenden Abschied von dem sterbenden Emanuel, eine übertrieben empfindsame Scene, wozu ein gleichfalls blinder Zögling Emanuels, Julius, die Flöte spielt. Hier berauscht sich Jean Paul in der weichsten und wollüstigsten Empfindsamkeit und läßt den Schwindsüchtigen im Blumenduft und an der Süßigkeit der Töne sterben. Flamin ist so toll, sich mit dem alten Lebaut zu duelliren und ihn zu erschießen. Warum sagte dieser nicht vorher, daß jener Klotildens Bruder sey? Nun kommt wieder eine Neuigkeit, Victor sey nicht des Lords Sohn, sondern einfach Eymanns Sohn, der blinde Julius aber sey des Lords Sohn und Klotilde des Lords Tochter. Flamin wird frei und Victor mit Klotilden glücklich verbunden.

Die satirischen Intermezzos sind in diesem Roman nicht häufig. Am artigsten ist der Hofapotheker Zeusel gezeichnet, bei dem Victor in der Stadt wohnt. Dieser Zeusel ist ungeheuer eitel und dabei sehr klein. Wie er für Victor, den neuen Leibarzt, mit dem alten in Ungnade gefallenen groben Doctor Kuhlpepper zankt und wie er seinen als Kellner dienenden Zwillingsbruder vornehm verleugnet, sind sehr ergötzliche Scenen.

„Des Rektor Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg," 1795.

Der Rektor unternimmt seine Ferienreise mit 12 Schülern, die zu Fuß gehen, und seiner Tochter Cordula, die auf einem Cabriolet mitfährt und Proviant mit sich führt. Der Zweck der Reise ist, Erholung mit Belehrung zu verbinden. Jeder Tag hat seinen bestimmten Unterricht. Einmal wird Feld gemessen und Mathematik getrieben, ein andermal natürliche Theologie und Gott in der schönen Natur bewundert (wozu natürlich Regenwetter und allerlei üble Umstände kommen). In jedem Wirthshaus bekommt der geizige Rektor Händel, weil er aus eigenen Vorräthen zehrt und zu wenig zahlt. Einmal bekommt er Prügel, weil er bei einer Messung der Nase eines schlafenden Fleischers zu nahe kommt. Einmal erregt er Mißfallen, indem er seine Schüler im Fluchen, jedoch nur lateinisch, wetteifern läßt. An einem armen ungari-

ſchen Soldaten, der unterwegs erſchoſſen wird, tadelt er das ſchlechte Latein der letzten Rede vor dem Tode. Einem Wirth demonſtrirt er die Conſtruktion eines kleinen Rades vor, welches er am großen Spinnrade anbringen ſoll, um daran die Umſchwünge des großen zu meſſen und ſich zu verſichern, ob die Tochter fleißig geweſen. Die Tochter aber meint: das ſieht er ja am Garne. Auf den Berg kommen die Reiſenden nicht, weil ihnen Jean Paul mit der Nachricht entgegenkommt, das Wetter beſſere ſich nicht. — Nur eine Stelle in dieſer humoriſtiſchen Reiſebeſchreibung iſt ſentimental, betreffend den ſtillen Kummer der zurückgeſetzten und mißhandelten Cordula.

„Biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin", 1796. Unter der Rieſin iſt die Jungfrau Europa zu verſtehen. Man ſollte bei dieſem Titel wieder nichts als humoriſtiſche Excurſe erwarten, aber man wird durch einen förmlichen Roman überraſcht.

Die Italienerin Adolina folgt vom Grabe ihrer Eltern einer Freundin nach Schottland, wo der edle Lismore, der ſie ſchon in Italien geliebt hat, ſie wiederfindet und ſich unter höchſt empfindſamen Thränen mit ihr verlobt. Hier nehmen Jean Pauls hohe Menſchen aufs beſtimmteſte den Charakter der beiden Nationalitäten an, welche die meiſte romantiſche Anziehungskraft auf Jean Paul übten, auf Koſten ſeiner vaterländiſchen Gefühle.

„Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", 1796.

Der Armenadvokat Firmian Leibgeber hat ſeinen Namen mit ſeinem Buſenfreund und Ebenbild Siebenkäs getauſcht. Er lebt im Reichsmarktflecken Kuhſchnappel, den Armen dienend, deßhalb ſelber arm. Der Heimlicher St. Blaiſe, ein alter Verwandter, vorenthält ihm eine Erbſchaft. Sein ſarkaſtiſcher Freund Leibgeber aber zwingt den alten Geizhals durch ſeinen großen Hund, angſtvoll auf dem Stuhl ſitzen zu bleiben und ſilhouettirt ihn unter unaufhörlichen ſatiriſchen Injurien. Das iſt die einzige Rache, die ſie nehmen. Der Armenadvokat hat eben die hübſche Linette geheirathet, ein armes ungebildetes Mädchen, welches die geiſtige Unruhe ihres Mannes nicht begreift. Anfangs geht es ganz gut, bald aber wird Siebenkäs durch die Wirthſchaftlichkeit ſeiner Linette, durch das ewige Kehren mit dem Vorſtbeſen ꝛc. geſtört. Sie aber wird durch ihn tief gekränkt, da er anfängt, aus Noth die Möbeln zu verkaufen. Was er ganz leicht nimmt, iſt für ſie das Drückendſte. Was ſie ganz unbefangen thut, macht ihn toll. Linette weiſt zwar die Huldigungen eines parfumirten ſüßen Patriciers, Roſa von Meyern, ab, wird aber deſto unbewußter von dem Schulrath Stiefel bezaubert, dem Hausfreund, deſſen gemeſſenes und proſaiſches, langweilig ehrwürdiges Weſen zu dem ihrigen paßt. Dieſe Verhältniſſe ſind mit trefflichem Humor geſchildert, am ergötzlichſten die Noth und das Glück bei einer Kirmes, indem der bereits von Allem

entblößte Armenadvokat bei einem Vogelschießen die ersten Gewinne trifft, während Linette sich von dem ehrbaren Schulrath trösten läßt. — Als Episoden werden hier zwei Traumbilder eingeschoben: Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sey, eine Ausgeburt humoristischer Verzweiflung, die ein sentimentales Gewand annimmt; und: ein Traum im Traum, eine sentimentale Apotheose der Mutterliebe. — Siebenkäs reißt sich endlich einmal von der Trübsal seiner Häuslichkeit los, besucht seinen Leibgeber und macht die Bekanntschaft der geistreichen und hochgebildeten Engländerin Natalie. Da gibt ihm Leibgeber den Rath, den er befolgt. Er kehrt heim, stellt sich, als rühre ihn der Schlag, stirbt zum Schein und läßt einen leeren Sarg begraben, während er selbst Leibgebers Stelle als Inspector in Vaduz annimmt und Natalien, die über seinen Tod getrauert, plötzlich überrascht und heirathet. Es versteht sich von selbst, daß unterdeß auch Stiefel die verwittwete Linette geehelicht hat und sehr glücklich mit ihr lebt. Das ist der einzige Roman Jean Pauls, gegen dessen Sittlichkeit viel einzuwenden wäre.

„Leben des Quintus Fixlein", 1796. Ein etwas potenzirtes Schulmeisterlein Wuz, aber eben so meisterhaft geschildert.

Fixlein ist Quintus einer Stadtschule und wird zu einer Landpfarrei befördert, wodurch es ihm möglich ist, ein blutarmes adeliges Fräulein, die bescheidene Thienette, zu heirathen. Es ist eine köstliche Figur dieser gute, immer fröhliche, fleißige Mensch. Wie er die Ferien benützt, um zu seiner armen alten Mutter aufs Land zu reisen, und wie er in deren ärmlichen aber saubern Häuslichkeit das Fräulein sieht, ihr seine Liebeserklärung macht ꝛc. und endlich mit ihr auf der Pfarrei aufzieht, gehört zu dem Anmuthigsten, was Jean Paul je gedichtet hat.

Als Anhängsel des Quintus Fixlein drei merkwürdige poetische Traumgesichte.

Die Mondfinsterniß. Auf dem dunkeln Monde zittern die noch ungebornen Seelen, die zur Erde kommen sollen, vor einer Riesenschlange, die sich von der Erde gegen sie aufbäumt, sie werden aber durch einen schönen Jüngling, den Genius der Religion, geschützt. Ein Bild von sehr schwacher Erfindung, aber vortrefflich ausgeführt. — Der Tod eines Engels. Ein Extrem von Zartheit, wie sterbender Flötenton und verzitterndes Mondlicht. — Der Mond. Die Seelen kehren von der Erde wieder zum Monde zurück. Ein Kind ist den Eltern vorangegangen, der Vater Eugenius folgt ihm nach und winkt nun der sterbenden Mutter, das Kind an der Hand, aus dem Monde zu.

„Das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele", 1797.

In dem bekannten reizenden Pyrenäenthale kommen befreundete Menschen

zusammen, unter andern Victor aus dem Hesperus, und unterhalten sich inmitten dieses irdischen Paradieses über die Fortdauer der Seele. Einer bezweifelt sie, gibt aber am Ende nicht den Verstandes-, sondern Gefühlsgründen der andern nach. Hier überläßt sich Jean Paul allen Wonnen seiner sanftesten Gefühle, so daß er sogar den Blumen eine Seele und Seelenfortdauer zuschreibt und ein künftiges ungestörtes Paradies. Uebrigens durchzieht das Ganze ein hoher sittlicher Ernst. Der Hauptbeweis für die Unsterblichkeit liegt dem Dichter in dem Daseyn der Tugend, Wahrheit und Schönheit. Dieser auf Erden so deutlich vernehmliche Dreiklang setzt nothwendig die Musik höherer Sphären voraus, aus denen sie zu uns geflogen. — Als humoristischer Anhang die Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. — Unter dem Titel Selina erschien eine unvollendete, aber in zahlreichen Bruchstücken erhaltene Fortsetzung des Kampanerthals, worin abermals alle Fragen über Unsterblichkeit durchgesprochen werden. Sie enthält sehr schöne Gedanken, aber zu sehr mit Bekanntem gemischt. Hier hätte Jean Paul nicht philosophiren, sondern einzig Dichter seyn und nur Neues geben sollen.

„Der Jubelsenior", von 1797. Eine Idylle,

die Jubelfeier eines Schulseniors und seiner alten treuen Ehehälfte schildernd: aber so überladen mit humoristischen Ausschweifungen, daß sich die eigentliche Erzählung darunter fast ganz verliert.

Palingenesien, 1798. Auch unter dem Titel Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg.

Nichts als humoristische Digressionen, unter denen der dünne historische Faden, durch den sie zusammenhängen, kaum mehr bemerkt wird.

Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf, 1799. Desgleichen Jean Pauls Freiheitsbüchlein oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm und die Abhandlung über die Preßfreiheit.

Aus Anlaß eines Verbotes, das von der Censur der Universität Jena ausgegangen war, weil ihr die Dedication nicht discret und conventionell genug vorkam. Viel Lärm um nichts.

Der „Titan" von 1800 ist Jean Pauls Meisterwerk. Hier hat er den „hohen Menschen" vollendet. Es ist wieder der Victor des Hesperus, aber um Vieles erhabener.

Albano, der junge spanische Graf von Cesara, in Deutschland auf dem Lande erzogen, fährt mit seinem humoristischen Gesellschafter, dem Bibliothekar Schoppe, und mit dem griechischen Baumeister Dian über den Lago maggiore

nach der zauberischen Insel Isola bella, um daselbst zum erstenmal seinen Vater, Don Gaspard, Ritter des goldenen Vließes, wiederzusehen. Um die volle Wonne der schönen Aussicht zu genießen, verbindet er sich die Augen und macht die Binde nicht eher los, als bis er auf der hohen Terrasse der Insel steht. Die Naturschilderung ist um so bewundernswürdiger, als Jean Paul nie in Italien war. Der feurige Sohn findet einen kalten, wenn auch sorglichen Vater, der ihm einen neuen Hofmeister, den Lector Augusti, einen glatten und kühlen Weltmann zuführt, mit welchem er die Universität und den kleinen Hof in Pestiz beziehen soll. Das ist die Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Hohenflies, in welchem Albano bisher auf dem Lande zu Blumenbühl bei dem Landschaftsdirector von Wehrfritz erzogen worden ist, dessen treffliche Gattin Albine und dessen gutmüthige Tochter Rabette Mutter- und Schwesterstelle bei ihm vertreten hatten. Es war ihm nie erlaubt, zur Stadt zu kommen. Aber er hatte oft von der lieblichen Liane, Tochter des Ministers von Froulay, und ihrem genialen Bruder Roquayrol reden hören. Als er nun endlich in die Residenz kommt, wo er bei dem arroganten Leibarzt Dr. Spher ein Quartier nimmt, was zu sehr komischen Nebenparthien Anlaß gibt, hört er mehr von der schönen Liane. Eben ist der alte gute Fürst, der einmal den Knaben Albano im Walde gesegnet hatte, gestorben und Dr. Spher hat ihn secirt und sein Herz nach fürstlicher Sitte in eine besondere Kapsel gethan. Als Roquayrol über die Brust ohne Herz sarkastische Bemerkungen macht, entsetzt sich die sanfte Liane so sehr, daß sie, da ohnehin eine heftige Migraine bei ihr im Beginn ist, plötzlich erblindet. Um ihre Augen zu heilen, verordnet der Doctor Wasserstaubbäder. Sie stellt sich also in einem Wasserhäuschen dem feinen Gestäube der Springbrunnen bloß, und Albano schleicht sich in den Garten, um sie zum erstenmal näher sehen zu können. Ihre Engelsschönheit im Mondlicht übertrifft alle seine Erwartungen. Sie gewinnt die Sehkraft wieder. Beide lernen sich lieben, aber sie trägt den Todeskeim im zarten Busen, und verlangt von ihm, er solle nach ihrem Tode die wunderschöne Gräfin Linda de Rameiro, seine spanische Landsmännin lieben und heirathen, dieselbe, die ihm schon auf Isola bella durch einen taschenspielerischen Geisterspuck als die ihm bestimmte Braut verheißen war. Albano wird noch einmal durch Geisterspuck an Linda erinnert, in welche zugleich Roquayrol und Schoppe verliebt sind. Linda war in ihrer Jugend einmal in Pestiz. Roquayrol liebte sie schon als Kind. Albano gesteht diesem, daß er dessen Schwester Liane liebe, und tritt ihm sogleich gerne die unbekannte Linda ab. Da wird Roquayrols Freundschaft noch feuriger und er hilft ihm nach Kräften, macht sich dabei aber das Vergnügen, die unschuldige Rabette ein wenig zu verführen. Inzwischen wird das geheime Treiben der Liebenden verrathen und der Minister speit Feuer und Flammen. Liane bleibt standhaft, bis sie zu dem „guten Vater", dem frommen Bußprediger Spener, geschickt wird. Dieser ehrwürdige Greis beweist ihr, sie dürfe Albano nicht heirathen und müsse ihm entsagen, und sie

muß einen heiligen Eid schwören, es nie zu verrathen. Diesen Eid hält sie, nimmt noch einen rührenden Abschied von Albano und — stirbt. Albano fällt aus Gram in ein Fieber, dem er hätte unterliegen müssen, wenn nicht die Prinzessin Idoine, die viel Aehnlichkeit mit Liane hatte, ihn durch ihr Erscheinen getröstet hätte. Diese Idoine war eine Tochter des benachbarten Fürsten von Haarhaar und bewohnte ein idyllisches Dorf, wo sie ein Ideal von Menschenglück verwirklichte. — Ihre Schwester Isabelle muß inzwischen den jungen Erbfursten von Hohenflies, Luigi, heirathen, einen entnervten, dem Tode entgegensiechenden Menschen. Daher Isabelle sich nicht befriedigt fühlt und ihre Augen auf den schönen, wiedergenesenden Albano wirft. Sie reisen zusammen mit Don Gaspard nach Italien. In seiner Unschuld versteht er Isabelle nicht und verletzt ihren Stolz aufs höchste, so daß er sich von ihr trennen muß. Er muß nach Neapel. Auf der Insel Ischia trifft er zum erstenmal mit Linda, der so oft ihm Verheißenen, zusammen, und findet sie wirklich so amazonenhaft schön und geistreich, daß er Lianens letzten Willen erfüllen und Linda lieben zu müssen glaubt. — Sie kommen nach Pestiz zurück. Hier findet Albano seinen geliebten Scheppe im Narrenhause und muß ihn endlich sterben sehen. Hier ist das Tragische des Humors auf eine solche Höhe getrieben, daß man erstaunt, ihn gleich darauf auf eine noch höhere getrieben zu sehen in Roquayrols Trauerspiel. Roquayrol nämlich liebt Linda noch immer zum Sterben und muß sie in Albano's Armen sehen. Da treibt ihn Isabelle, die ihn zum Buhler angenommen, aus Rache an, die Aehnlichkeit, welche seine Stimme mit Albano's Stimme hat, und Linda's abendliche Blindheit zu benutzen, um sie, als sey es Albano, im Garten zu verführen. Linda, voll Hingebung gegen Albano, glaubt ihn zu umfassen und wird von Roquayrol entehrt. Der Bösewicht führt aber gleich darauf das lange schon von ihm angekündigte Trauerspiel auf, in welchem er in der Rolle des Selbstmörders sich wirklich todt schießt.

Linda muß, als sie die Verwechslung entdeckt, auf ewig fliehen. So hart wird ihre frühere Männerverachtung und der Ehrgeiz ihres Vaters bestraft. Denn nun erst erfahren wir, sie ist Don Gaspards Tochter und von ihm sind die geisterhaften Gaukeleien ausgegangen, durch die Albano dahin gebracht werden sollte, sie zu heirathen. Albano selbst aber ist der Bruder Luigis, der rechtmäßige Thronerbe von Hohenflies. Sein ehrwürdiger alter Vater, der verstorbene Fürst und dessen Gemahlin hatten ihn absichtlich entfernt und ländlich erziehen lassen, um ihm die Kräfte und Tugenden zu retten, welche Luigi schon frühzeitig durch die gewöhnliche Prinzenerziehung und durch die Arglist des Haarhaar'schen Hofes, der den Hohenfliesischen beerben wollte, eingeleitet hatte. Nun gestaltet es sich so, daß der Erbprinz von Haarhaar ebenfalls entnervt war und starb und daß auch sein Erbe mit der Hand der edlen Idoine unserem glücklichen Albano, so wie das Erbe von Hohenflies zufallen mußte.

Die komiſchen Anhänge zum Titan enthalten 1) Das Peſtizer Realblatt voll unabhängiger humoriſtiſcher Digreſſionen.

2) Die clavis Fichtiana, Excurſe über die Fichte'ſche Philoſophie.

3) Giannozzo's Seebuch.

Giannozzo iſt der Seelenbruder Scheppe's, voll von Sarkasmen über die Gemeinheit, Dummheit und Schwäche der Menſchen faſt mehr noch als über ihre Laſter. Ueber die Laſter kann man ſich wenigſtens erzürnen, über jene nur ärgern. Dieſem bittern Aerger überläßt ſich Giannozzo ſo recht con amore, indem er auf ſeinem Luftſchiff über die Millionen Philiſter und Schwachköpfe hinüberfährt. Reflexionen dieſer Art nehmen den größten Theil ſeines Tagebuches ein. Dazwiſchen aber finden ſich auch artige Abentheuer. So landet Giannozzo im kleinen Fürſtenthum Vierreuter und läßt an der Hoftafel des Abends heimlich ein Paar lebendige Fledermäuſe los, die er mitgebracht hat. Dann beſchreibt er den Tumult, das Geſchrei der Damen, die Tapferkeit der Hofleute und Ritter, die mit gezogenem Degen die Fledermäuſe verfolgen, unter welchem Spektakel er ſelbſt unvermerkt wieder in die Luft aufſteigt. Ein andermal läßt er ſich in Mülanz nieder, um den Cenſor Fahland, den er im Mondſchein mit einer Dame verdächtige Wege gehen ſieht, in einer Rotunde zu erſchrecken. Sein Schiff bleibt aber oben in der Oeffnung ſtecken und er muß ſich begnügen, dem fliehenden Paare ſeine Sarkasmen nachzuſchleudern. Sehr witzig iſt Giannozzo's „flüchtiger Plan zu einem Jubiläum des Nürnberger Galgens", desgleichen bei einer Leſung des Blocksberges die „Vorrede des Teufels zum Brockenbuche". Einmal wird Giannozzo ſehr gerührt, als er nämlich über Italien fliegt und einer reizenden Dame Liebesbote wird. Einmal wird er gefangen, entflieht aber während eines Ungewitters. Ueber der kleinen Feſtung Blaſenſtein ſchwebend fordert er ſie ſpöttiſch zur Uebergabe auf. Endlich fährt er einer Gewitterwolke entgegen, ſchildert noch den wilden Reiz des Schrecklichen, das ihn umgibt, und wird vom Blitz erſchlagen. Die herabgeſtürzte Leiche findet ſein Freund Leibgeber.

„Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer", 1801.

Der Conſiſtorialrath Pereſix hat eine gewiſſe Minette verführt und ſitzen laſſen. Sie weiß ſich zu helfen, neckt einen Berggeſchworenen, den kurzſichtigen Herrn Tortupal, ſie werde ihn in den April ſchicken und bekommt ihn richtig zum Manne. Unter ſeiner Firma nun wird ſie Mutter einer gewiſſen Kora, deren wahren Vater, den Conſiſtorialrath ſie nun dadurch quält, daß ſie der Tochter eine ihm im höchſten Grade widerwärtige Erziehung gibt. Der Conſiſtorialrath bekommt in rechtmäßiger Ehe einen Sohn, Wolfgang, der im Kriege einen Arm verliert und nach ſeiner Heimkehr ſich innig in Kora verliebt. Da muß endlich der Conſiſtorialrath, ſo ſchwer es ihm wird, dem Sohn ſeine Jugendſünde eingeſtehen, um zu verhindern, daß der Bruder nicht die

Schweſter heirathe. Ein aus dem Leben gegriffener Stoff. Die Qualen des ſündigen Vaters ſind ſehr gut beſchrieben.

„Die wunderbare Geſellſchaft in der Neujahrsnacht.“ Im 39. Theil der geſammten Werke dem heimlichen Klagelied angehängt.

Eine Viſion in der Neujahrsnacht des neuen Jahrhunderts, 1800. Das Pikanteſte darin iſt die Vorahnung des letzten Menſchen, der einſt allein am Ende aller Jahrhunderte noch übrig ſeyn wird.

Die „Flegeljahre“ von 1804 ſind wieder eines von Jean Pauls Meiſterwerken.

In der kleinen Reſidenz Haslau wird das Teſtament des kinderlos verſtorbenen Herrn van der Kabel eröffnet. Sieben weitläufige Verwandte ſind geladen. Derjenige unter ihnen ſoll ſein Haus in der Stadt erben, der binnen einer halben Stunde die erſten Thränen über ihn weinen könne. Köſtliche Schilderung der Erben, wie ſie ſich abquälen, bis endlich der arme Frühprediger Flachs, der es wirklich am Nöthigſten hatte, die nöthigen Waſſertropfen im Augenwinkel auftreibt. Weiterhin ſetzt das Teſtament den Gottwalt Harniſch zum Univerſalerben ein, einen unbedeutenden Jüngling vom Lande, den er zufällig kennen gelernt als das offenſte, liebenswürdigſte Gemüth. Aber das Teſtament ſchreibt ihm komiſche Klauſeln vor, die den Zweck haben, den jungen Menſchen mehr ans praktiſche Leben zu gewöhnen. Eine Klauſel verlangt, es ſoll ein Schriftſteller geſucht werden, der das Benehmen der Erben niederzuſchreiben habe und dem für jedes Capitel eine Nummer aus van der Kabels Naturalienkabinet verabfolgt werden ſoll. Der Schriftſteller iſt nun Jean Paul und jedes Capitel hat die Ueberſchrift einer Naturalie. Die letzte Klauſel verlangt, Walt ſoll Pfarrer werden, wo möglich in Schweden. Dabei eine Beſchreibung der Glückſeligkeit eines ſchwediſchen Pfarrers an einem der längſten Tage, an dem die Sonne kaum untergeht.

Der glückliche Erbe weiß noch nichts, aber ſein Zwillingsbruder Vult (quod deus vult), der ſchon ſeit Jahren davongelaufen und ein berühmter Flötenſpieler geworden iſt, hat es in der Stadt erfahren, iſt der Nachricht vorausgeeilt und ſieht in ſpäter Dämmerung von einem Baume herab, von wo aus er ins nahe Fenſter ſehen kann, dem Abendgeſpräche der geliebten Familie und dem neidiſchen Hofſiscal Knoll (einem der zurückgeſetzten Miterben) zu, der gekommen iſt, den jungen Walt als künftigen Notar zu examiniren und zu legitimiren und erſt hintendrein wie beiläufig des Teſtaments erwähnt. — Walt begibt ſich nach Haslau, um hier als Notar zu prakticiren und die verſchiedenen kleinen Proben des Teſtaments zu beſtehen. Im Nankinkleide auf einem alten ſteifen Schimmel reitend ſpielt er eine tragikomiſche Figur, wobei ſein Bruder Vult, der ihm unerkannt nachfolgt, ihn bald auslacht, bald ihm hilft. Walt hat durch ſeine Liebenswürdigkeit auch auf den weiterfahrenen

Bruder denſelben Zauber geübt, wie auf den alten Kabel. Vult beſchließt daher, ſich des Bruders anzunehmen, um ihm durch die Fußangeln der Teſtamentsklauſeln möglichſt durchzuhelfen. Er gibt ſich ihm zu erkennen, worüber Walt ganz ſelig iſt. Doch wird er von des Bruders Schärfe und humoriſtiſcher Härte hin und wieder abgeſtoßen.

Die größte Albernheit, die dem armen Walt paſſirt, iſt ſeine poetiſche Liebe zu dem ſtolzen Grafen Glotar. In dieſem glaubt er das Ideal aller männlichen Hoheit zu erblicken und ſucht ihm nahe zu kommen, findet aber, wie ihm Vult vorausgeſagt, einen kalten Geiſten. Als ihm Walt einmal in der Seligkeit der unerwiederten Freundſchaft im Garten nachläuft, geht der Graf in eine Pyramide, die ein maskirter Abtritt iſt. Faſt noch derber iſt die Entzauberung, als Walt ſich als Edelmann verkleidet, durch ſeinen Bruder beim Grafen einführen läßt, ihn ſehr artig findet, ſich ihm daher entdeckt und nun plötzlich von ihm per Er angeredet und auf's gröbſte behandelt wird. Minder gewaltſam ſtößt der gute Walt überall gegen das praktiſche Leben an. Aber er begeht nichts Lächerliches, was nicht zugleich das Liebevolle und Poetiſche ſeines Weſens darlegte. Deßhalb iſt er auch in der Liebe glücklich. Als Kind an den Blattern ſchwer erkrankt und vorübergehend erblindet, war er durch die kleine Tochter des Gutsherrn General von Zabloki getröſtet worden, die ihn an einem Aurikelſtrauße hatte riechen laſſen. Dieſer Duft blieb ihm ſeitdem unvergeßlich. Er hatte die Generalstochter, Wina heißt ſie, ſeitdem nicht wieder geſehen. Jetzt erfährt er, ſie ſey die Braut Glotars. Er iſt ſo uneigennützig, daß er's tief bedauert, als die Heirath rückgängig wird. Er ſieht Wina zum erſtenmal in einem himmelblauen Kleide, Perlen im dunkeln Haar bei ſeines Bruders Flötenconcert (humoriſtiſche Epiſode beim Concert: die Schlacht unter den Inſtrumentiſten) und wird von tiefſter Liebe ergriffen. Er hat das Glück, ſie öfter zu ſehen, indem ihr Vater ſich von ihm franzöſiſche Briefe erotiſchen Inhalts abſchreiben läßt. Wina ſieht einmal Vult, hält ihn wirklich für blind und führt ihn. Nun wird auch er ſterblich in ſie verliebt. Walt hört Wina das Lied von Salis „nur ein Hüttchen ſtill und ländlich“ ſingen, ein Beweis, daß ſie nicht hoch ſtrebt. General und Tochter reiſen ins Bad. Walt reist — auch, trifft mit ihnen zuſammen, wird über Erwarten gut aufgenommen und empfängt unter einem Waſſerfall den erſten Blick der Liebe von Wina. Seine Liebenswürdigkeit rührt ſie, ſeine Dichtergabe flößt ihr Achtung für ihn ein. Noch iſt er ſo unſchuldig, daß er nicht mehr wagt als poetiſch zu träumen, was er glaubt, das Wina träumen könne. Dieſer Traum von Wina's Traum iſt nicht ſehr zart. Sie bittet ihn, ihrer Freundin Raphaele Neupeter eine kleine Freude zu machen an ihrem Geburtstag. Walt dichtet den Wunſch, Wina ſingt, Vult ſpielt die Flöte dazu. In der heitern Mondnacht fahren ſie auf dem Eiſe Schlittſchuh. Endlich wird Vult überzeugt, Wina liebe nicht ihn, ſondern Walt, wird ein wenig kalt und geht in die weite Welt. Hier bricht der Roman ab.

Der Hauptreiz der Flegeljahre ist die unübertreffliche Schilderung einer unverdorbenen deutschen Jünglingsnatur.

Das deutsche Seitenstück zu Rousseau's Emil ist die Levana von 1807, eben so rein menschlich, empfindsam und freisinnig, aber weit tiefer in die Seelensphäre der Kinder eindringend. An diesem Meisterwerk ist nur eins auszusetzen, daß es nämlich ganz unmöglich ist, den gemeinen Vätern und Schulmeistern die Feinheit der Empfindung und geistige Capacität beizubringen, welche dazu gehört, um Jean Pauls Winke zu verstehen und seinen Vorschriften nachleben zu können.

Nun folgen einige mehr wissenschaftliche Arbeiten, die „Vorschule der Aesthetik", 1804. Ein Buch voll der feinsten und wahrsten Bemerkungen, voll genialer und witziger Gedanken, worin aber doch das richtige Gefühl und der Mutterwitz mehr walten, als irgend welches System. Unter allen Schriften Jean Pauls, die keine Romane sind, ist diese eben so vorzugsweise die reichste und beste, wie unter den Romanen der Titan. — Daran reiht sich die „kleine Bücherschau", 1825, gesammelte Vorreden und Rezensionen, z. B. über Hoffmanns Phantasiestücke, über Deutschland und die Corinna von Frau von Staël (echt deutsch und männlich der Französin und dem Weibe gegenüber).

Ein ganzes Buch schrieb Jean Paul „über die deutschen Doppelwörter" 1820, worin er mit unendlicher Zähigkeit und Weitschweifigkeit das Weglassen des s in Doppelwörtern verficht. Seitdem schrieb er sich auch nicht mehr Legationsrath, sondern Legationrath, und feierte keinen Geburtstag mehr, sondern nur noch einen Geburttag. Durch diese Bizarrerie sind alle spätern Auflagen seiner Werke entstellt.

„Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flötz" von 1807 ist wieder eine anmuthige Idylle.

In dieser humoristischen Reisebeschreibung charakterisirt sich Schmelzle als ein ausgemachter Hasenfuß, sucht es aber durch seine Selbsttäuschung zu bemänteln. Am ergötzlichsten ist sein Paratonnerre, ein auf einem Regenschirm angebrachter Blitzableiter; seine Angst vor einer Hure, die ihn fälschlich als Vater eines Kindes angeben könne; seine Noth, als er eine Tafel vor sich sieht, auf der vor umhergelegten Selbstschüssen gewarnt wird; seine Furcht, der Barbier könne toll seyn ꝛc. Er sucht bei einem General um eine bessere Anstellung an, dieser aber weist ihn ab, weil er einmal aus einer Schlacht davon gelaufen sey. Vergebens beweist Schmelzle, daß er aus Furcht gar nicht einmal bei der Schlacht anwesend gewesen sey, also auch nicht aus ihr

des Tranſitohandels ſind Häningen und Saint-Louis die wichtigſten Grenzorte.

Es iſt nun Zeit, den franzöſiſchen Handel in ſeinen Verhältniſſen mit dem Auslande, und beſonders mit Deutſchland, zu betrachten. Seehandel kann Frankreich nur mit zwei deutſchen Mächten, nämlich mit Preußen und den Hanſeſtädten treiben.

Was Preußen betrifft, ſo iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß nach den Ergebniſſen des letzten Dezenniums die preußiſche Einfuhr in Frankreich weit mehr die fabrizirten Konſumtionsartikel, als die dem Gewerbfleiße nöthigen Materialien betrifft. Bei der Ausfuhr nach Preußen hingegen belaufen ſich die Naturprodukte zuweilen aufs Doppelte der fabrizirten Gegenſtände.

In den fünf letzten Jahren hat ſich der Seehandel Preußens mit Frankreich folgendermaßen geſtaltet:

	Preußiſche Einfuhr.		Preußiſche Ausfuhr.		Schiffe	
Jahr.	Allgem. Handel.	Spec. Handel.	Allg. Handel.	Spec. Handel.	Eingelaufen.	Ausgel.
	Franken.	Franken.	Franken.	Franken.		
1832	23,268,918	18,484,296	10,681,034	9,037,642	255	83
1833	20,491,293	13,506,238	7,401,060	6,748,990	192	60
1834	19,678,582	12,511,348	7,397,441	7,023,988	243	30
1835	23,062,648	13,132,793	9,627,934	8,578,504	305	71
1836	29,304,969	16,112,369	8,348,330	7,097,541	266	60

Man ſieht, daß der Werth der Einfuhren in jedem der fünf Jahre mehr als das doppelte, im letzten Jahre weit über das dreifache des Werthes der Ausfuhren betrug. Anders verhielt es ſich mit Nebenländern, z. B. Holland, deſſen Einfuhr in Frankreich während des Jahrs 1836 ſich auf 8,284,827 Fr. (allg. Handel) und 6,810,343 Fr. (ſpec. Handel) belief, wogegen ſeine Ausfuhr 15,315,684 Fr. (allg. Handel) und 13,476,069 Fr. (ſpec. Handel) betrug. Belgien aber naht ſich Preußen in jenem umgekehrten Verhältniſſe, übertrifft es jedoch bei weitem in der Wichtigkeit ſeines Handels mit Frankreich, welches ſich leicht aus ſeiner Nachbarſchaft, aus ſeiner Fruchtbarkeit und aus ſeiner Sinnverwandtſchaft mit Frankreich erklären läßt. In eben dem Jahre 1836 hat Belgien in Frankreich eingeführt für 83,939,083 Fr. (allg. Handel) und für 76,383,105 Fr. (ſpec. Handel); es hat dagegen ausgeführt nur für 45,761,570 Fr. (allg. Handel) und 34,764,075 Fr. (ſpec. Handel). Frankreich treibt mit Belgien

hätte können weglaufen. Ueber Nacht im Wirthshaus wird ihm die Bettdecke weggezogen und er badet im Angstschweiß, bis seine ihm nachgereiste lustige Gattin und ihr Schwager, ein derber Dragoner, der sich einen Spaß mit ihm gemacht, ihn aus seinem Irrthum reißen. — Die angehängte Beichte des Teufels bei einem großen Staatsbeamten ist forcirt. Auch in Schmelzle selbst ist manches zu sehr ûdirt und erkünstelt.

Doch ist es sehr merkwürdig, daß den Dichter gerade in den Unglücksjahren der französischen Ueberwältigung die Laune beschlich, die Feigheit zu persifliren, besonders in Bezug auf das nachfolgende Buch, „Dämmerungen für Deutschland" von 1809, worin ein patriotisches Herz schlägt.

In demselben Jahre erschien: „Dr. Katzenbergers Badereise". Unter den Dichtungen Jean Pauls, worin Witz und Humor über der Empfindsamkeit vorherrschen, die klassischste. Hier ist alles gesund gefühlt und wahr.

Dr. Katzenberger ist ein grober Arzt, der sich nicht nur vor keiner Gemeinheit scheut, sondern sie geflissentlich begeht und sich vor Niemand genirt, aus einem gewissen Zunftcynismus. Er schwärmt hauptsächlich für Mißgeburten und ist ihm nie wohler, als wenn er in ekelhaften medicinischen Materien wühlen kann. Er sucht, in der Hoffnung, ihm die Reisekosten aufzuladen, einen Mitreisenden nach dem Bade Maulbronn, wo er seinen Rezensenten durchprügeln will. Da meldet sich ein Herr von Nieß, der unter dem Namen Theudobach rührende Theaterstücke geschrieben und damit unbekannter Weise Katzenbergers feurige Tochter Theoda bezaubert hatte. Nieß gibt sich nun für einen Freund des berühmten Theudobach aus, aber je mehr sie diesen bewundert, desto weniger macht sie aus dem anwesenden Nieß. Katzenberger läßt das mitreisende junge Pärchen machen und ärgert alle Welt unterwegs durch seinen Cynismus. So verschlingt er Maikäfer und Spinnen, theilt einen Pfefferkuchen, den er der Gesundheit wegen auf bloßem Leibe getragen, Kindern aus, übersetzt jede Regung der Seele in eine des Körpers ꝛc. In einem kleinen Städtchen wird ihm die Mißgeburt eines achtfüßigen Hasen zum Kauf angeboten. Er gibt ein zu leicht wiegendes Goldstück dafür, läßt es deßhalb auf eine kleine Prügelei (im Apothekerladen) ankommen und zieht mit seiner Beute triumphirend ab, da er die Gegner durch einen in seinem Spazierstock verborgnen Giftpfeil schreckt. — Unter den Abenteuern unterwegs ist auch gut erzählt, wie ein Schwimmer, der öffentlich seine Kunst sehen lassen, von einem zufällig anwesenden Halloren, der ihm ins Wasser nachspringt, aus Kunstneid durchgeprügelt wird. — Am meisten Humor herrscht jedoch in Katzenbergers Tischreden vor, die darauf berechnet sind, den Mitessenden Ekel zu erregen und

doch so fein gewendet, daß der Leser nur lachen kann. In diesen Tischreden fließt denn auch der verbissene Grimm gegen den Rezensenten ein. Dieser, der Brunnenarzt Dr. Strykius, ist zugegen und hört alles mit an, wird aber von dem abgefeimten Katzenberger lange in Ungewißheit zappeln gelassen, und überbietet sich in Artigkeit gegen ihn. — Nieß gibt ein Declamatorium und berauscht sich in der Befriedigung seiner Eitelkeit. Am Schluß bekennt er, daß er *selbst* der berühmte Theudobach sey, dessen Verse er so eben vorgetragen. Nun ist aber eben ein wirklicher und leibhaftiger Hauptmann von Theudobach zufällig in den Saal getreten, bildet sich ein, jener poetische Schwächling bediene sich *seines* Namens und sagt ihm ganz trocken, *er* sey der wahre Theudobach. Nieß vertheidigt seinen Autornamen, aber Theodo drängt sich dazwischen mit Entrüstung und behauptet, nur der Hauptmann könne der wahre Theudobach seyn, nur er entspreche dem Ideal, das sie sich von ihm gemacht habe. Als sie nachher ihren Irrthum erkennt, ist sie sehr beschämt, aber den Hauptmann interessirt das schöne Mädchen und ihre Herzen finden sich. — Katzenberger beißt durch cynische Reden die letzten beiden Fräulein von der Abendgesellschaft hinweg und setzt sich dann mit Strykius zum Trinken hin, indem er vorgibt sich betrunken machen zu wollen, um an seinem eigenen Zustand medicinische Beobachtungen anzustellen. Er macht Strykius ganz sicher, der ihn am Ende mit nach Hause nimmt. Hier aber, in tiefer Nacht, zieht Katzenberger plötzlich ein Pistol hervor und zwingt seinen Gegner, eine in der Zeitung abzudruckende schmähliche Abbitte nicht nur zu unterzeichnen, sondern auch auswendig zu lernen. Dann will er ihm ein Glied zerbrechen, läßt es sich aber abkaufen durch das Skelett einer Hand mit sechs Fingern, und begnügt sich, den Rezensenten blos derb auf die Hand zu schlagen. Dann reist er entzückt mit seinen zwei Trophäen, dem Hasen und der Hand, heim und findet am Bett einer befreundeten Wöchnerin seine Tochter und den Hauptmann, den er als Gidam annimmt, als er erfährt, derselbe sey reich und habe auf seinen Gütern eine Höhle voll urweltlicher Knochen.

In den Anhängen: eine Empfehlung von Hebels alemannischen Gedichten, Dr. Jenks Leichenrede auf den Magen eines Fürsten, über den Tod nach dem Tode (höchst sentimental, der Tod im Himmel oder Paradiese, der Tod am Ende des zweiten Lebens). Die Kunst einzuschlafen; das Glück, auf dem linken Ohr taub zu seyn; die Vernichtung, eine Vision (apokalyptisch, aber nicht so einfach schauerlich wie Byrons Nacht). Ein warmes Andenken an die edle Charlotte Corday und mehrere Digressionen und Aphorismen.

„Leben Fibels", des Verfassers der Bienrodischen Fibel, 1812. Eine Idylle wie die von Fixlein und Wutz.

Gotthelf Fibel ist der Sohn eines armen Vogelstellers und wächst in wilder Unschuld auf. Da empfängt einmal der Pfarrer einen Besuch von seinem Bruder, dem Rector, und Gotthelf muß ihm einen redenden Staar überbrin-

gen, bei welchem Anlaß er die gelehrten Herren von dem Bedürfnisse eines beſſeren ABCbuchs reden hört. Der pedantiſche Rector holt von Gotthelfs Kopf eine Laus und zeigt ſie unter dem Mikroskop, um an ihr die Größe Gottes in der Natur bewundern zu laſſen. Zum Spaß ſchenkt der Rector ihm auch eine Matrikel, in die der junge Fibel auch ſeinen Namen eintragen darf; der Rector ſelbſt unterſchreibt aber nicht. Seitdem heißt Fibel nur der Student und iſt mit dieſem Titel überglücklich. Drolla, die hübſche Förſterstochter, die er liebt, ermahnt ihn zur Geduld. Sein alter Vater ſtirbt, hinterläßt aber einen kleinen Schatz in Gold. Ueberdies erfindet er das nach ihm benannte berühmte ſächſiſche ABCbuch. Ein verdorbener Magiſter Pelz gibt ihm den Rath, ſein Büchlein zu drucken und dem Markgrafen zu überreichen. Fibel thut das, hält aber in der Reſidenz jeden galonnirten Bedienten für den Markgrafen und fällt ihm zu Füßen, bis er den Markgrafen ſelbſt, welcher ſchläft, für einen Bedienten hält und weckt. Der Markgraf donnerwettert ein wenig, muß aber über den armen Schelm lachen, und verſpricht ihm Einführung ſeines Büchleins in den Schulen. Auch darf Fibel jetzt ſeine Drolla heirathen und ſchwimmt in Seligkeit. Sämmtliche Intereſſenten ſterben, nur Fibel nicht, den der Verfaſſer noch in ſeinem 128. Jahre beſucht und ihn noch immer beſeligt findet von ſeinem Verdienſt und Ruhm.

„Mars und Phöbus Thronwechſel", 1814.

Der Dichter hebt darin das Lügenſyſtem Napoleons auf die ſchärfſte Weiſe hervor und bewährt den Adel deutſchen Gefühls gegenüber dieſer welſchen Lüge in der feinſten Auseinanderſetzung der verſchiedenen Gattungen von offizieller beſonders lachender und auslachender Lüge. Die Pointe iſt aus Stellers Reiſe nach Kamtſchatka, das Beiſpiel des Bären, der erlegt und gebraten auf dem Tiſch ſo angeredet wird, als ob er, ſtatt verſpeiſt zu werden, ſelber der Mitſpeiſende und Ehrengaſt wäre.

„Friedenspredigt für Deutſchland", 1818.

Wieder politiſche Digreſſionen, ſogenannte Nachdämmerungen für Deutſchland. Dabei eine rein humoriſtiſche Schilderung des Krieges zwiſchen zwei Duodezfürſten, Marka und Tiberius.

„Der Komet" oder „Nikolaus Marggraf", 1820. Jean Pauls letzter größerer Roman, unvollendet geblieben.

Henoch Elias Marggraf, Apotheker im Städtchen Rom in der Markgrafſchaft Hohengais, heirathet eine italieniſche Sängerin, die ihm (etwas zu früh) einen Sohn Nicolaus und dann noch drei Töchter gebiert. Hierauf ſtirbt ſie, bekennt aber vorher in der Beichte, daß Nicolaus nicht Henochs, ſondern eines deutſchen Fürſten Sohn iſt, dem er auch ſehr ähnlich ſehe. Die Aehnlichkeit beſteht hauptſächlich in zwölf angeborenen kleinen Pockennarben auf der Naſe

und in der Phosphorescenz des Haars, in der der kleine Nicolaus zuweilen wie in einem Nimbus strahlt. Henoch hat die Beichte belauscht und ist nichts weniger als zornig, sondern schätzt sich die hohe Verwandtschaft zur Ehre und spekulirt darauf, vom unbekannten Fürstenvater einmal für die Erziehung des Pflegesohnes reichlich belohnt zu werden. Nicolaus ist voll Liebe und Güte gegen Jedermann schon als Kind, hat aber eine große Einbildung von sich theils wegen seines Heiligenscheins, theils wegen der fürstlichen Geburt, die ihm Henoch verrathen. Als dieser aber stirbt und Nicolaus von dessen letztem Erbe studirt, ohne seinen fürstlichen Vater auffinden zu können, muß er heim und die Apotheke übernehmen. Es geht ihm schlecht, er wird bitter arm und verfällt auf allerlei Projecte, reich zu werden. Erst will er die Goldtinktur erfinden, dann versucht er, Diamanten künstlich zu erzeugen. Dabei vertraut er seinem dummen aber treuen Stößer Stoß alle seine Hoffnungen, wie er durch Reichthum seine fürstliche Geburt geltend machen und dann die wunderholde Prinzessin Amanda heimführen werde. Diese nämlich hat er einst als Knabe gesehen und geliebt, einen Orangenzweig, den sie fallen gelassen, als Heiligthum aufbewahrt und sogar ihre Wachsbüste nächtlicher Weile vom Brett, auf dem sie ausgestellt gewesen, gestohlen und in einem leeren Uhrgehäuse aufbewahrt wie ein Madonnenbild, zu dem er täglich betet. Inzwischen mißräth der Diamant, auf den er so sicher gerechnet, daß er Gäste eingeladen hat. Nun hat er keinen Heller Geld, und morgen soll er wegen Schulden gefangen gesetzt werden. Zu allem kommt noch der ihm feindselige Doctor, um die Apotheke zu visitiren, und findet alles schlecht. Aber ihn unterbricht des Stößers Ruf, es strahle im Ofen mit unbeschreiblichem Glanze. Man untersucht und siehe — der zweite Diamant ist makellos und die große Erfindung gelungen. Ein Jude bezahlt gleich 5000 Thaler dafür, weit unter dem Werthe. Nicolaus bewirthet gleich fürstlich jeden, der kommt, und will auch Feinden Gutes thun. Er nimmt also eine Geldrolle und steigt Nachts auf einer Leiter in das Fenster des verarmten Unteraufschläger Schleifenheimer, um demselben die Geldrolle heimlich einzulegen, gerade weil derselbe ihn einmal als Kind mißhandelt hat. Aber Nicolaus wird auf der Leiter erblickt und für einen Dieb gehalten, was zu einer kleinen Straßenschlacht führt. Sie endet damit, daß alle Kämpfer sich auf die Geldstücke wälzen, die der Rolle entrollen, indem Nicolaus sie im Handgemenge zerschlägt. — Durch diesen Vorfall wird Nicolaus Widerwille gegen das kleinstädtische Nom, in dem es ihm bisher so übel ergangen, noch gesteigert und er beschließt, als Fürst incognito auf Reisen zu gehen, um seinen Herrn Vater und die Prinzessin zu suchen. Seine wenigen bisherigen Freunde nimmt er mit, lauter humoristische Figuren, die allerlei Hofchargen übernehmen müssen. Gleich auf der ersten Station findet er Jean Paul selber als Wetterpropheten und nimmt ihn auch mit. In der ersten Stadt, in der sie anlangen, hält Nicolaus alle Maler, die sich bei ihm melden, für die längst verstorbenen Meister, deren Bilder sie nur copiren, und

verſchwendet ſein Geld an ſie, indem er ſich von allen malen läßt. In der Bildergallerie findet er auch eine der kleinen Prinzeſſinnen, die ſeine Amanda begleitet hatten, jetzt erwachſen wieder, und redet Unſinn an ſie hin.

Hier hört der Roman auf, ohne daß Nicolaus den Vater oder die Geliebte gefunden hätte, oder daß wir vorauswiſſen könnten, ob ſein Wahnſinn geheilt werden oder tragiſch enden wird

Außer den aphoriſtiſchen Anhängen zum Kometen enthält derſelbe zwei der geiſtvollſten Epiſoden.

1) Das große magnetiſche Gaſtmahl des Reiſemarſchalls Warbel (ſchon im Anfang des erſten Theils eingeſchoben), eine treffliche Satire auf den Wiener Congreß. Nur Einer ißt, die übrigen Gäſte glauben nur zu eſſen, indem durch Magnetismus ihre Eßwerkzeuge und Sinne in täuſchende Bewegung geſetzt werden.

2) Die Traumgeberei. Fünf Studenten verſchwören ſich, dem Polizeidirector Saalpater und andern würdigen Perſonen ängſtigende, beſchämende und höchſt ärgerliche Träume einzugeben, welche dieſelben, durch Sympathie gezwungen, nothwendig träumen müſſen. Die Studenten werden deßhalb als Demagogen verfolgt. Meiſterhafte Satire auf die Mainzer Centraluntersuchungscommiſſion.

Kleinere Aufſätze Jean Pauls wurden geſammelt in ſeiner „Herbſtblumine“ von 1810. Darunter der „Traum einer Wahnſinnigen“, ein „Traum von einem Schlachtfelde“. Ferner ein „Muſeum“ von 1814. Darunter das Frappanteſte: „des Geburtshelfer Walter Viermeiſſel Nachtgedanken über ſeine verlornen Fötus-Ideale“, indem er nichts geworden als ein Menſch. Weitere Aufſätze aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften, Briefe ꝛc. enthalten die fünf Schlußbände der Geſammtausgabe, und Ernſt Förſter, Jean Pauls Schwiegerſohn, Spazier, Jean Pauls Neffe, haben noch ganze Bände von Material, Bruchſtücken, Aphorismen und Briefen nachgeliefert.

Eilftes Buch.

Romantik.

1.

Die falſche Romantik.

Man pflegte alles romantiſch zu nennen, was weder antik noch auch philiſterhaft modern war, ſondern worin Geſtalten und Scenen des ritterlichen Mittelalters vorkamen, oder, wenn es die Jetztzeit galt, wenigſtens Bilder aus fremden oder eingebildeten Ländern. Unter dem Romantiſchen wurde eigentlich das Anfremdende gemeint, was jene Geſtalten und Scenen für die gebildete Leſewelt hatten, die bisher in der Schule nur an das Antike, zu Hauſe nur an das Philiſtertum gewöhnt worden war.

Begreiflicherweiſe wurde das Ritterlich-Mittelalterliche wie das Ausländiſche nicht nach ſeiner Art, ſondern nach claſſiſchen Schulbegriffen und philiſterhaft aufgefaßt, weshalb dieſe ganze Richtung nur eine falſche Romantik war. Die Philiſter fühlten ſich wunderbar angezogen von den ritterlichen Heldengeſtalten, minniglichen Jungfrauen, alten Burgen und Harſthörnern, von der heiligen Veme, von Klöſtern im Mondſchein, von Geiſtern u. dgl., aber ſie verſtanden das Mittelalter nicht mehr und trugen ihre modernen Begriffe hinein.

Die Ritterromane, ſcheinbar zurückführend in das Mittelalter und deſſen Geiſt, waren gerade die wildeſte Ausgeburt der Aufklärung in ihrem Haß gegen das katholiſche Mittelalter. Durchgängig ergreifen ſie

Partei für den modernen Staat gegen die alte Kirche und verlegen in den angeblichen Ritterbünden die moderne Maurerei in jene fernen Jahrhunderte zurück.

Leonhard Wächter († 1822 in Hamburg) schrieb unter dem Namen Veit Weber „Sagen der Vorzeit" in sieben Bänden 1787, worin durchaus diese Tendenz vorherrscht. Von echten Volkssagen finden sich hier nur schwache und entstellte Spuren. Alles ist moderne Erfindung. Bischöfe, Aebte, Mönche sind die obligaten Bösewichter, die alle erdenklichen Greuel begehen und dafür von dem „Ritterbund für Recht und Freiheit" gezüchtigt werden. Daneben kommen auch wilde Ritter vor, die das Faustrecht mißbrauchen, Räuberei treiben, Weiber schänden, bis zuletzt ein volksfreundlicher Fürst ihrem Unfug ein Ende macht und die Segnungen des modernen Staates in Aussicht stellt. Fast unerträglich ist die Affectation des mittelalterlichen Styles in mehreren dieser Sagen. Nur eine einzige, im dritten Theil, „Tugendspiegel", ist als Composition aus echten Sagen nicht übel durchgeführt.

Floribelle, die schöne Königin von Dänemark, kommt in Mannskleidern an den Hof der Königin Genovefa von Frankreich, um zu erfahren, ob sie wirklich so sehr schön und schöner noch als sie selbst sey? Hier kommt sie als Jüngling in Verdacht, mit der Königin zu buhlen, und muß sich vor dem König durch Entblößung ihres Busens rechtfertigen. Der Dänenkönig, ein Graf Adolph von Dachsburg, Floribellens Gemahl, thut aber, wessen sie fälschlich beschuldigt war, und buhlt mit Genovefen. Eine gewisse Wulfhilde, die ebenfalls mit ihm buhlen möchte, wird von Golo betrogen, der sie verkleidet und mit verstellter Stimme, als ob er Adolph wäre, umarmt. Dieser Golo vollbringt noch allerlei Missethaten, bis er entlarvt und durch die zornmüthige Wulfhilde erstochen wird.

In den „Holzschnitten" Veit Webers wird ein Bruder Gramsalbus als Vorbild aller mittelalterlichen Pfaffen verhöhnt, z. B. neben eine junge Schöne ins Bett gelegt, aber, so wie er sie berührt, jedesmal schmerzlich gezwickt, in einer Mummerei, als wäre er in der Hölle, entsetzlich geängstigt, zuletzt aber noch bei lebendigem Leibe zum Heiligen ernannt und der Schwank schließt damit, daß er vor seinem eigenen Altar sich selbst bittet: „Bitte für mich".

Den wüthendsten Haß gegen die Kirche trug der Hofgerichtsrath

Maler in seinem Ritterschauspiel „Fust von Stromberg“ zur Schau, aufgeführt zu Mannheim 1782.

Fust von Stromberg ist der Sohn eines Ritters mit der Leibeigenen eines Klosters. Auf diesen Umstand gründet die ruchlose Pfaffheit den Plan, die Güter des Ritters an sich zu reißen. Aber sein Heldenmuth und der treue Beistand des Adels vereitelt den Plan. In einer großen Menge von Nachträgen häuft der Dichter alle erdenklichen Verbrechen auf die Pfaffen.

Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vemgerichte. Zwei Theile. Frankfurt und Leipzig, 1789.

Kaiser Wenzel feiert die Hochzeit zu Prag mit Sophie von Bayern. Reizende Mädchen umringen die junge Kaiserin mit Blumen. Die reizendste von allen, Ida, Tochter eines Bildhauers, gefällt der Kaiserin so sehr, daß sie deren Liebling wird. Der Liebling des Kaisers aber, Hermann von Unna, verliebt sich in Ida. Nur der Stand trennt sie. Ida wird aber von Neidern als Hexe angeklagt, weil Schönheit alle Welt behext, und vor das Vemgericht gezogen. Ihre lichte Unschuldsgestalt vor den schwarzen Richtern im Verborgenen ist der Glanzpunkt des ganzen romantischen Gemäldes. Ihre Unschuld wird beschützt durch den Grafen Eberhard von Württemberg, den wir plötzlich als ihren wahren Vater auftreten sehen. Der Bildhauer hatte das junge Mädchen dem Vater nur entführt, um es vor einer bösen Stiefmutter zu schützen. Unterdeß wird Hermann ebenfalls falsch angeklagt, als hätte er mit König Sigmunds Weibe Barbara gebuhlt. Nach allerlei Gefahren und Abenteuern aber kommt auch er gerechtfertigt zurück und wird mit seiner Ida vermählt.

In seinen Ritterromanen ahmt der oben schon charakterisirte Forstrath Cramer die naive Sprache des Götz, zugleich die Kraftausdrücke der Schillerschen Räuber und den glühenden Pfaffenhaß Klingers nach. Die Tendenz ist: tapfere Ritter und gute Fürsten schützen das Volk vor der Ungebühr der Pfaffen. Alles erdenkliche Böse wird den Pfaffen zugeschrieben. Man begreift den Pfaffenhaß der Freigeister, aber es war doch eine grobe Verirrung, wenn die Dichter sich ins Mittelalter zurückversetzten, um ritterliches Faustrecht und dynastische Usurpation zu preisen und dagegen die Kirche zu beschimpfen. Cramer hat seine Romane dramatisirt.

Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel. — Hier ahmt Cramer den biderben Styl der Ritterstücke von Törring nach und schmückt seine Reden nicht nur mit den bei ihm herkömmlichen Flüchen, sondern auch mit vielen: traun, schier, unwirsch und ähnlichen kokett angebrachten alten Redensarten. Der

Raugraf iſt im Kampf mit den Pfaffen, denen alle möglichen Laſter angedichtet werden. Als guter Regent beſchützt er das Volk gegen die Tyrannei, Räuberei und Hurerei der Pfaffen. Einmal läßt er die Mönche in einem Kloſter lebendig verbrennen und freut ſich, wie die Mäuſe pfeifen. Ein geiler Propſt raubt ihm ſeine Geliebte Adelheid. Er rettet ſie, aber ſie iſt ſchon von Kummer ſo herabgekommen, daß ſie in ſeinen Armen ſtirbt. Der Propſt wird ermordet und furchtbare Rache genommen. Dann zieht ſich Adolph von der böſen Welt zurück, die keinen Reiz mehr für ihn hat.

Haſpar a Spada. Auch hier kämpft der biederherzige Held wider die Argliſt des Biſchof von Würzburg und eines buhleriſchen Abts. Haſpars Mutter iſt von einem Pfaffen verführt worden und mit dem Gerippe deſſelben im ſchauerlichen Kerker eingeſperrt; Haſpars Gattin wird ihm von Pfaffen geraubt, doch wieder frei durch einen Freund, der, um nur ihr Verſteck zu erfahren, mit des Biſchofs Maitreſſe buhlen muß. Dieſe Maitreſſe liebt neben vielen andern auch einen jungen Pagen, den ſie auf alle Art mißbraucht, bis er ſie und ſich zugleich vergiftet. Am Schluß tritt der Herzog von Braunſchweig, den Haſpar kennt, als volksfreundlicher Retter auf. In dieſem Romane kokettirt Cramer am meiſten mit dem Schauerlichen, Kerkernacht, Gewitterſchwüle, grauenvoller Stille, Wilduiß, Gift und Dolch, Schlacht und Brand ꝛc.

Spieß, Cramers Nachahmer, deſſen auch ſchon oben gedacht iſt, ſchrieb 1790 das Spektakelſtück „Klara von Hoheneichen".

Klara liebt den Ritter von Adelungen, dem ſie Landgraf Heinrich von Thüringen zu entreißen ſucht. Adelungen wird gefangen, aber von Klara befreit. Klara iſt in Heinrichs Gewalt, wird aber von Adelungen wieder befreit und Heinrich, beſiegt und gefangen, entſagt verzweiflungsvoll und geht in ein Kloſter.

„Die Löwenritter"

bilden einen Bund zur Aufrechterhaltung des Rechts in Deutſchland. Die Geſchichte beginnt mit dem Tode Heinrichs VI. und endet mit der Thronbeſteigung Friedrichs II. Der Bund prüft dieſen letzten jugendlichen Hohenſtaufen und unterſtützt ihn, als er ihn bewährt gefunden, und hilft ihm auf den kaiſerlichen Thron, indem er die Ritter des „ſchwarzen Bundes" beſiegt. Alles übrige dreht ſich um eine italieniſche Gräfin Adelgunde und ihre Abentheuer im Abend- und Morgenlande. Geiſtlos, lang, breit, eine Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei ganz im Style des damaligen Maurerthums und der Theaterhelden mit Rüſtungen von Pappendeckel.

Spieß ſchrieb auch eine „Maria Stuart", welche viel beſſer iſt.

Eliſabeth ſpricht zu viel von ihrem guten Herzen und von ihrem weichen Mitleid, indem ſie doch hart handelt. Nicht übel iſt der Herzog von Norfolk

in die Mitte zwiſchen beide Königinnen geſtellt. Er liebt Marien und wird von Eliſabeth geliebt. Er hat ſich tief in die Verſchwörung gegen Eliſabeth eingelaſſen. Sie verzeiht ihm. Er glaubt, ſie habe auch Marien verziehen, als er aber, ſchrecklich getäuſcht, erkennt, daß die Verzeihung nur ihm gelte und daß Mariens Todesurtheil ſchon unterzeichnet ſey, überläßt er ſich vor Eliſabeth ſeiner Verzweiflung. Wüthend will ſie ihn nun verhaften laſſen, aber er erſticht ſich vor ihren Augen.

Im „Petermännchen“ von Spieß

wird Ritter Rudolph von Weſterburg (wie Fauſt) vom Teufel durch alle Stufen des Laſters durchgeführt.

Merkwürdig ſind die Geiſterromane von Spieß, weil ſie ſich an die altdeutſchen Sibenſagen anknüpfen.

Im „Hans Heiling“ kommt ein reicher Bauer in das Geiſterreich im Innern eines Berges, wird mittelſt eines Zauberringes ſelber Geiſterkönig, verliert aber ſeine Macht durch Unklugheit und Verführung böſer Geiſter. Hier ſchweift der Roman weit ab, läßt den Helden in eine Tochter des Inka von Peru verliebt werden ꝛc. — In „den Berggeiſtern“ iſt es Hannchen, ein reiches Bauermädchen, die nicht wirklich ins Geiſterreich kommt, ſondern nur unter phantaſtiſchen Vorſpiegelungen einem ſchlauen Liebhaber in die Arme geführt wird.

Verwandt mit den Sagen von Abderer iſt der Roman von Spieß „der alte Ueberall und Nirgends“, der 1792 zuerſt in Prag erſchien.

Dieſer alte Ueberall iſt nämlich Ritter Georg von Hohenſtauffen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte und ſeine Ritterpflichten ſo ſtreng übte, daß er überall die Unſchuld und das Recht ſchirmte, ſelbſt im Widerſpruch mit dem höchſten Staatswillen. Natürlich verfiel er dem Geſetz und Karl der Große ließ ihn wegen ſeiner ungeſetzlichen Tugendſchwärmerei enthaupten. Allein weit entfernt, nun im Himmel den Lohn ſeiner Tugend zu erndten, ward ihm geboten, ſo lange, und zwar in beliebigen Geſtalten, auf Erden umzuwandeln, bis er wenigſtens fünf Handlungen verrichtet haben würde, die wirklich groß und gut zu nennen wären. Er ſetzt nun in allerlei Geſtalten ſeine Tugendübungen fort, allein mit Schrecken wird er inne, wie ſchwer die ihm geſtellte Aufgabe ſey, denn faſt alle ſeine Handlungen ſind entweder bloß einfache Pflichterfüllungen, die nicht beſonders belohnt und verehrt werden können, oder es ſind wohl gar Anmaßungen und Täuſchungen, die anſtatt eines guten Erfolges einen böſen herbeiführen. Was immer Spieß für abgeſchmacktes Zeug geſchrieben hat, die Idee dieſes Romans macht ihm Ehre.

Eine Kaufmannsfrau in Leipzig, Frau Benedikte Naubert, Tochter des Profeſſor Hebenſtreit, wetteiferte mit Veit Weber und Muſäus

beinahe doppelt so viel Handel als mit Preußen und den Hanseſtädten zuſammen.

Mit letztern (den Hanseſtädten) hat ſich Frankreichs Handel in der zweiten Hälfte des Dezenniums folgendermaßen ausgenommen:

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr (aus Frankreich).	Schifffahrt. Eingelauf.	Ausgelauf.
	Franken.	Franken.	Anz.	Anz.
1832	13,204,775	16,688,515	390	360
1833	8,560,775	18,045,071	114	389
1834	6,536,394	14,442,989	113	330
1835	10,745,640	16,190,194	149	331
1836	16,942,346	20,714,583	198	325

Man bemerkt hier einiges Schwanken wie bei Preußen; dies wird ſich in der Folge, wenn von den einzelnen Handelszweigen die Rede ſeyn wird, noch mehr ausweiſen; obſchon der Handel Frankreichs mit beiden Ländern im Fortſchreiten begriffen iſt, ſo ſind doch die Jahre von einander oft ſehr verſchieden. Es erfolgt ein plötzliches Sinken oder Steigen, zuweilen ſchleicht ſich der Handel einige Jahre lang ſo ziemlich gleichmäßig fort, bis er plötzlich einen Stoß bekömmt, ohne daß man die Urſache dieſes unvorhergeſehenen Sinkens oder Steigens deutlich einſieht. Weit regelmäßiger ſteigt Frankreichs Handel mit den deutſchen Bundesſtaaten, oder der Landhandel mit Deutſchland, wenigſtens was die Einfuhr betrifft, die Ausfuhr hingegen hat abgenommen, wie aus folgenden Angaben erhellt.

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr.
	Franken.	Franken.
1832	22,395,405	49,352,925
1833	29,367,139	41,945,770
1834	33,131,063	43,281,433
1835	37,321,463	36,014,452
1836	70,021,340	39,764,040

In der Einfuhr der Waaren aus Deutſchland ſind bald die Naturprodukte, bald die fabrizirten Artikel in größerer Anzahl. Bei der Ausfuhr nach Deutſchland hingegen belaufen ſich die fabrizirten Artikel auf das vierfache der Naturprodukte und rohen Materialien. Das ſtarke Zunehmen der Ausfuhr aus Deutſchland läßt ſich theils aus der zunehmenden Bevölkerung und Conſumtion, ſowie aus dem zunehmenden Wohlſtande Frankreichs, theils aus

in der Wiedererweckung altdeutscher Sage. Ihre 1789 erschienenen „neue Volksmärchen der Deutschen“ sind weit besser als Webers Sagen der Vorzeit und enthalten echten Sagenstoff von Rübezahl, den Kindern von Hameln, Roßtrapp, der weißen Frau ꝛc., sie muthen aber nicht so an, wie des Musäus Märchen, weil sie in einem zu empfindsamen Romanton geschrieben sind. — Zwischen 1785 und 1818 schrieb die Naubert 50—60 historische Romane. Man thut ihr zu viel Ehre an, wenn man sie die Schöpferin dieser Gattung nennt, da schon die Staats- und Liebesgeschichten historische Romane waren. Sie behielt auch von diesen noch die abentheuerlichen Verwicklungen und zum Theil sogar noch die galante Briefstellerei bei. Aber sie trug viel mehr Empfindsamkeit hinein und bewährte eine warme Liebe zum romantisch Ritterlichen, so daß sie ungefähr wieder zum Standpunkt der Amadisromane zurückkehrte oder zu der Grenze, wo Renaissance und Mittelalter sich berührt hatten.

Die Geschichte Emmas und Eginhards (von 1785) ist ziemlich ergötzlich wegen des gänzlich modernisirten Costüms. Ritter, gnädige Frauen und Hoffräuleins wie in der galantesten Zeit, und sentimentale Briefwechsel mit den schönsten Romanfloskeln. Dazu viele Nebenpersonen und kleine Verwicklungen, wie immer bei der Naubert. Das Hauptinteresse dreht sich indeß um die Liebe des Geheimschreibers zu der schönen Tochter Karls des Großen, die (eine nicht unglückliche Erfindung) dem Sachsenhelden Wittekind zur Besieglung des Friedens verlobt werden soll. Am Schluß die bekannte Entdeckungsscene im Schnee.

Alf von Dülmen, ein Roman der Naubert von 1791, läßt den Helden als Freund des Otto von Wittelsbach mit ihm gegen das Leben des Kaiser Philipp verschworen, mit ihm verbannt und verfolgt, gefangen, gefoltert und in den Kerker geworfen werden, aus dem ihn endlich zwar ein Freund rettet, aber nur um den ganz Entkräfteten zu begraben. Dieser tragische Roman ist voller Abentheuer, Vemgerichte, mittelalterlicher Rohheit und moderner Sentimentalität in buntem Gemisch, nicht ohne Lebendigkeit, aber unnatürlich und unhistorisch, da der gute Kaiser in die moralische Schattenseite und der barbarische Otto in die Lichtseite gestellt wird.

Im Conradin von Schwaben lenkt Frau Naubert das Hauptinteresse auf eine kleine Liebschaft dieses Prinzen, und selbst im Walther von Montbarry, dem Hochmeister des Templerordens, beschäftigt sie das große Schicksal des Ordens und des Mannes nicht, sondern wieder nur eine Liebschaft, die sie ihm andichtet. Auch dem Hatto, Bischof von Mainz, legt sie eine Maitresse bei, der sie alles aufbürdet, was die Volkssage dem Bischof selbst zuschreibt. Die Thekla von Thurn, Tochter des berühmten böhmischen Rebellen, läßt Frau

Naubert doch gar zu wunderliche Abentheuer bestehen. Die Barbara Blomberg, Mutter des Juan d'Austria, macht sie nur zu einer Scheinmutter ꝛc.

Nur wenige und meist schwächere Romane der Naubert gehen vom historischen zum Familienromane über. So die Zwillingsschwestern von 1791. Eine Gräfin Mutter hat die Freude, „den Zwillingscherub" ihrer Töchter nach vielen Sorgen und Gefahren, die besonders eine Tochter veranlaßt, glücklich verheirathet zu sehen. Nebenpersonen spielen, wie überall bei der Naubert, eine große Rolle. Das beste in diesem Roman ist die schlichte und sehr lebendige Schilderung eines Bootsmanns, wie er im Schiffbruch ein kleines Mädchen gerettet habe. In dem Roman „die Irrungen" von 1808 wird eine gewisse Viole ihrem Geliebten durch Verleumdungen entrissen, heirathet seinen Vater und findet sich nun darein, des Geliebten Mutter zu seyn. Eine recht greisenhafte Erfindung der alten Frau.

Ein Nachahmer der Naubert war der Vielschreiber Gottlieb Heinrich Heinse mit seinen Romanen: Margarethe Maultasch, Turnier zu Prag, Ludwig der Springer, Ludwig der Eiserne, Dietrich der Bedrängte, Kanut der Heilige ꝛc.

Lindau, dessen „Heliodora oder die Lautenspielerin aus Griechenland" von 1802 einen gewissen Ruf erlangte, schrieb noch unzählige Ritterromane, eine Erminia oder Einsiedlerin unter Roms Ruinen ꝛc.

Friedrich Schlenkert († als Professor der Forstacademie in Tharand) schrieb von 1780 an dialogisirte Ritterromane von äußerster Langweiligkeit und Rohheit, sofern er ohne eigene Erfindung nur bekannte geschichtliche Stoffe über seinen Leisten schlägt. So Friedrich der Gebissene, Kaiser Heinrich IV., Wiprecht von Groitsch, Moritz von Sachsen, Rudolph von Habsburg, Bernhard von Weimar, Theudelinde ꝛc. Er steht tief unter der Naubert und Cramer.

Ferdinand Ludwig Huber gab 1795 zu Berlin Schauspiele heraus, erstens das heimliche Gericht.

Ritter Southeim hat einen andern Ritter erschlagen, um sein Weib zu freien. Es wird entdeckt und er wird vor die heimliche Veme geladen. Ein Freund rettet ihn, indem er sich selbst opfert, Southeim aber kehrt zurück, wirft sich über seine Leiche und während die Vemrichter mit gezogenen Dolchen um ihn stehen — fällt der Vorhang.

Breit und geistlos behandelt, die Sprache in Göthe's Götz nachäffend. Im zweiten Stück, in dessen Vorrede Huber sich „eines gewissen höheren Costumes des Conversationstons", wie Göthe in seinem Tasso, rühmt,

opfert ſich die ſchöne und geiſtreiche Juliane durch freiwillige Flucht auf, damit ihr Geliebter, ein Graf, auch wieder zu ſeiner Gattin zurückkehren könne. „Die Wehmuth, die ich ihm in meinem Andenken hinterlaſſe, ſoll das Band zwiſchen ihm und mir heiligen.“

Man ſollte faſt glauben, ſeine Frau, Thereſe Huber, die ſo viel Entſagungsromane ſchrieb, habe dieſes Stück für ihren Mann geſchrieben.

Auch Kotzebue pfuſchte in die Ritterſchauſpiele. Wie er ſich zur Romantik verhielt, erhellt am beſten aus ſeiner „Johanna von Montfaucon“.

Johanna iſt die Gemahlin Adalberts, deſſen Vater einſt den Grafen von Granſon aus ſeinem Erbe vertrieben. Adalbert macht ſich über den unrechtmäßigen Beſitz Gewiſſensbiſſe, kann aber keine Nachkommen des alten Grafen mehr finden. Inzwiſchen bemächtigt ſich ein böſer Nachbar, Ritter Lafarra, mit Liſt und Gewalt des Schloſſes Granſons und Johannens, die er längſt heimlich liebt. Adalbert entkommt mit Noth. Lafarra gibt ſich nun alle Mühe, Johannen zu gewinnen, und droht ihr endlich mit der Hinrichtung ihres einzigen geliebten Sohnes. Schon ſteht der Henker mit dem breiten Beile bereit, da bricht ihr Herz und ſie bewilligt alles; mittlerweile aber hat Philipp, ein junger treuer Diener Adalberts, dieſen gerettet und die Hirten auf den Alpen zu Hülfe gerufen. Sie kommen zu rechter Zeit, um Granſon zu überfallen und die Hochzeit zu hindern. Während gekämpft wird, zieht Johanna ſchnell eine Rüſtung an, waffnet ſich, ſtürzt ſich ins Gefecht und erſchlägt Lafarra ſelbſt in dem Augenblick, in welchem er Adalbert ſchon beſiegt und niedergeworfen hat. Johanna iſt frei, aber gleichzeitig hat man entdeckt, daß der alte Eremit, bei dem Adalbert auf ſeiner Flucht Schutz gefunden, der alte Graf von Granſon, und die niedliche Hildegard, die als Tochter eines Meiers gegolten und Philipps Geliebte iſt, des Grafen Tochter und Erbin iſt.

In den „Kreuzfahrern“ ſcheint er an Leſſings Nathan gedacht zu haben, indem er alles Gehäſſige auf chriſtlicher, alles Noble auf muhamedaniſcher Seite geſchehen läßt.

Balduin von Eichenhorſt rettet die gefangene Emirstochter Fatime aus der Gewalt der Chriſten und gibt ſie ihrem Vater zurück. Verwundet kommt er in ein Nonnenkloſter, wo eine junge Nonne ihn pflegen ſoll, die er als ſeine alte Geliebte erkennt, Emma von Falkenſtein, die ihm aus Deutſchland gefolgt und, weil ſie ihn todt geglaubt, ins Kloſter gegangen war. Sie fliehen, werden entdeckt. Schon ſoll Emma eingemauert werden, als der Emir ſie rettet. Der Biſchof Ademar kommt dazu und löſt großmüthig der Nonne Gelübde, ſo daß ſie den Ritter heirathen kann.

Im „Eremiten von Formentera“ müſſen ſich alle Confeſſionen den maureriſchen Bruderkuß geben.

Beſagter Eremit lebt einſam, als der Zufall ſeinen eigenen, anfangs unerkannten Sohn Pedro mit der Türkin Selima, die derſelbe entführt hat, auf die Inſel führt. Durch einen noch größeren Zufall kommt auch Selimas Vater Haſſan auf die Inſel und man verſöhnt ſich. Pedro darf Selimen heirathen, ſie darf aber eine Türkin bleiben, denn, ſo ſchließt das leichtfertige Opus: unſer Glauben iſt verſchieden, doch die Herzen ſind ſich gleich.

Ritterſchauſpiele und Ritterromane entſtanden, weil ſie ſo ſehr beliebt wurden, zu hunderten und tauſenden und bilden jetzt noch eine ſtehende Rubrik in den Leihbibliotheken. Hier nur einige Titel.

Kuno von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerſtörer des heimlichen Vemgerichts. Kuno von Schreckenſtein oder die weiſſagende Traumgeſtalt. Wolfgang von Teufelſtein oder die goldene Roſe. Urach der Wilde. Kurt von der Wetterburg. Der Todtenritter. Adolph von Bomſen oder Ritterkraft und Mönchsliſt. Das Burgverließ oder die blutrothe Todtenfackel. Die Verſchleierten im ſchwarzen Schloß. Buſſo von Falkenſtein oder die Geheimniſſe der Todtengruft ꝛc.

Neben den Ritterromanen entſtanden unzählbare Räuberromane und Räuberſchauſpiele. Hierin ging Schiller, von dem wir erſt nachher ausführlich reden, voran. Die modernen Räuber galten als Vertreter des Rechts, wie die oben genannten Ritterbünde. Die gebildete Welt ſtand auf dem Kopfe, indem ſie ihre eigne philiſterhafte Einrichtung zu verachten und zu haſſen und für die Feinde der bürgerlichen Ordnung, die Räuber, zu ſchwärmen begann. Sie trug ſchon revolutionären Geiſt in ſich, indem ſie den Wahn ausheckte, alles Verderben gehe von den Prieſtern und Beamten aus und edle Räuber ſeyen berufen, das gekränkte Recht zu rächen, das Beſtehende umzuändern.

Am weiteſten ging Cramer in ſeinem Domſchützen und Zſchokke in ſeinem Abällino.

Der Domſchütz, ein Wilderer und Räuberhauptmann, ſpielt mit ſeiner Bande die Rolle des Vemgerichts, ſtraft die Böſen der höhern Stände und belohnet die Guten und Armen. Als Verbrecher ſteht nicht der Räuber vor dem Richter, ſondern der Richter und Beamte vor dem Räuber. Zuletzt ſtellt ſich der Räuber vor den Fürſten, wie Marquis Poſa vor Philipp II., belehrt, erſchüttert ihn aber nicht nur durch Reden, ſondern enthüllt ihm, daß faſt alle ſeine Beamten Böſewichter und Hochverräther ſeyen, er, der Räuber und ſeine

Bande allein seyen loyale Unterthanen und am Schluß des tollen Werkes steht der Fürst mitten unter den Räubern, während die Beamten in Ketten abgeführt werden.

Zschokke's Abällino spielt die Doppelrolle eines Prinzen und Räubers. In der letzten Rolle übt auch er ein Vemgericht über alles Böse im Staat und wird ungeheuer gefürchtet, bis er sich als vornehmer Herr zu erkennen gibt.

Der vertriebene neapolitanische Graf Olizzo liebt die schöne Rosamunde, Tochter des Dogen von Venedig, und erwirbt ihre Hand durch kühne und listige Ueberwältigung der in der Republik übel hausenden Banditen, indem er sich unter dem Namen Abällino in einer Verkleidung selbst an ihre Spitze stellt und sie so lange täuscht, bis er sie völlig in seiner Gewalt hat und dem Gerichte überliefern kann. Mit der Rolle des fürchterlichen Abällino abwechselnd, spielt er die eines gewissen Flodoardo, eines höchst feinen Florentiners, der unter den venetianischen Nobili sich eben so viel Ansehen erwirbt, wie Abällino unter den Banditen und der scheinbar an der Spitze der Sbirren gegen eben diesen Abällino zu Felde zieht. — Das Ganze ist die anmaßendste Koketterie, die sich denken läßt, dazu gemein geschrieben.

Christian August Vulpius, dessen schöne und üppig gebaute Schwester die Haushälterin und Maitresse Göthe's wurde (und die Göthe 1806 nach der Schlacht von Jena im Lerm der Zeit unbemerkt heirathete), war Sekretair des Grafen Soden in Nürnberg, dann Theaterdichter und endlich Bibliothekar in Weimar. Er erwarb sich 1798 einen großen Ruhm durch seinen „Rinaldo Rinaldini", der unter allen Räuberromanen der Zeit der beliebteste wurde. Vulpius mischte hier den Charakter Karl Moors von Schiller, des edeln Räubers, mit dem des Don Juan, des Lieblings aller Weiber. Auf den zahlreichen Kupferstichen, die dem Roman beigegeben wurden, erscheint Rinaldo stets mit einer großen weit vorstehenden Adlernase. Ein solcher Held war ganz geeignet, das damalige frivol sentimentale Publikum, sonderlich die Weiberchen, zu entzücken. Zum Ueberfluß mischte Vulpius noch Mysterien hinein, die dem freimaurerischen Geschmack der Zeit zusagten. So abgeschmackt nun auch ein solcher Held ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß, wenn man sich einmal in die Illusion seiner Zeit versetzt, er eine Menge Leser in hohem Grade anziehen und befriedigen mußte. Durch die ungeheure Donjuanerie und immerwährend abwechselnde Schäferscenen kitzelt er die Sinne des Lesers; durch die Räuberrenommisterei von Geistesgegenwart, Tapferkeit ꝛc.

ſchmeichelte er dem ſoldatiſchen Geſchmack der Zeit, zugleich war das an ſich verwerfliche Räuberleben bei ihm durch die großmüthige Art, in der er es wie Karl Moor trieb, und noch mehr dadurch entſchuldigt, daß er ein Werkzeug geheimer Oberen eines hohen Menſchheitsbundes ſeyn ſollte. Endlich umſchwebte ihn immer eine ſüße Melancholie, mitten in der Ausübung ſultaniſcher Zeugungsluſt ſeufzt er immer als unglücklich Liebender. So war denn alles in ihm vereinigt, lüſternen und zugleich empfindſamen Leſerinnen den Kopf zu verrücken.

Rinaldo liegt im Walde bei ſeinem Freund Altaverde. Liebeskummer quält ihn, er hat Aurelien geſehen und weiß noch nicht, wer ſie iſt. Bei dem Einſiedler Donato findet er ihre Spur und entdeckt, ſie ſey die Tochter des Prinzen Della Roccella. Aber ſie wird ihm heimlich entführt und muß einen Andern heirathen. Rinaldo wird von ſeinen Leuten aufgefordert, nicht müßig der Liebe nachzuhängen, ſondern etwas zu thun. Er überraſcht eine reiſende Herrſchaft, erzählt ihr, als ob er ein Förſter wäre, eine kecke That Rinaldo's und vollbringt ſie in demſelben Augenblick, indem er ihnen all ihr Geld abnimmt und ihnen ſagt, er ſelbſt ſey der Gefürchtete. Aber er wird von Soldaten überfallen und ſchlägt ſich mit Muhe durch. Nachdem er ſich etwas erholt, ſtößt er auf Zigeuner und kauft ihnen ein ſchönes Mädchen ab, Roſalie, die ſeine Beiſchläferin wird. In den Ruinen einer Burg tödtet er einen andern gefürchteten Räuber, ſeinen Nebenbuhler, und ſammelt ſich hier eine neue Schaar. Auf einem ſeiner Streifzüge findet er Aurelien wieder, unglücklich verheirathet an einen Baron, der ſie mißhandelt. Rinaldo ſtraft ihn und ſeine ſchlechten Geſellen und Buhlerinnen und bringt Aurelien in ein Kloſter. Weiter ziehend tröſtet er ſich abermals in den Armen zweier Judenmädchen. Als er zu hart verfolgt wird, zieht er ſich incognito nach Neapel zurück. Hier kommt ihm, durch Ludovico, einen früheren Räuber, der unter ihm diente, belehrt, ein Abentheurer auf die Spur, ein corſiſcher Hauptmann, der ihm Geld abzupreſſen ſucht und ihn wirklich in Gefahr bringt; aber die reizende Dame Olympia, eine Buhlerin erſten Ranges, die ſich in ihn verliebt hat, rettet ihn. Die erſte Schäferſtunde mit Olympien hat etwas Pikantes, indem ſie ſich vorher nicht hat ſehen laſſen, jetzt aber, indem er gerade in ihren Armen ſchwelgt, plötzlich alles Licht auf das Bett fallen läßt und ihm ihre ganze Schönheit enthüllt. Aber der Capitain denuncirt ihn und er wird gefangen. Olympia befreit ihn aus dem Kerker und gibt ihm Briefe nach Meſſina. Hier verliebt er ſich in die ſchöne Laura, vergißt ſie aber bald über der weichen liebreichen Gräfin Dianora, in deren Armen er das höchſte Glück ſeines Lebens genießt, bis ſie entdeckt, wer er iſt, und ihn flieht. Auch hier verfolgt ihn der Capitain und eine Geſellſchaft von ſchwarzen Verborgnen. Aber der vom Capitain abgefallene und wieder zu Rinaldo übergegangene

Ludovico und der Räuberhauptmann Luigino schützen ihn. Olympia befreit ihn zum zweitenmale; endlich tritt ihm der Alte von Fronteja als sein lebendiger Schutzgeist entgegen, der wie Saraſtro oder der Alte vom Berge zugleich Zauberer und Meister vom Stuhl einer geheimen Loge ist, in der sehr schöne Schwestern neben den Brüdern dienen und geheime Naturweisheit neben Menschenbeglückung getrieben wird. Bei einem Besuch bei Laura finden sich Räuber ein, die Rinaldo durch Nennung seines Namens zurückschreckt. Statt eines Lohnes erbittet er sich von Laura's Vater nur, daß er sie ihrem Geliebten, einem armen Schreiber, vermähle. Dafür tröstet ihn die wiedergefundene Rosalie, die ihm ein Kind bringt, aber bald stirbt. Nochmals gefangen, wird er aber vom Alten von Fronteja gerettet. Der Capitain wird endlich getödtet, aber andere Feinde verfolgen Rinaldo. Er wird in einer Villa verborgen, wo er Serenen, das schöne Gärtnermädchen, schwängert. Dann verbirgt man ihn auf der Insel Pantaleria, wo er Dianora wiederfindet, die ebenfalls ein Kind von ihm hat. Hier erfahren wir die erste Nachricht von Rinaldo's Jugend. Er ist als Hirtenknabe aufgewachsen, von einem Klausner gebildet, dann Soldat und wegen Subordinationsvergehen geflüchtet endlich Räuber geworden. Rinaldo wird auch hier entdeckt und von Soldaten überfallen. Da, um ihn zu retten, stößt ihm der Alte von Fronteja den Dolch in die Brust.

Rinaldo lebt aber als Ferrandino wieder auf auf der Insel Lampidosa. Dann kommt er nach Cagliari in Sardinien und gewinnt die Liebe der schönen Fortunata. Der Alte weist ihn nach Ragusa, wo er eben so die Liebe der schönen Seraſina gewinnt und auf einem einsamen Schloß die der Marvalisa. Zu diesen neuen Liebschaften gesellen sich die alten, denn sowohl Olympia, die im Dienst des Alten steht, als Serene und Dianora folgen ihm in den Orient. Eine Zeit lang scheint es, als sollte Rinaldo Corsika's Freiheit erkämpfen, dann die der Heiducken, allein er kommt nicht dahin, sondern nach Cypern. Hier nämlich ist der Alte von Fronteja — Pascha und gibt sich als Rinaldo's Vater zu erkennen. Auf Cypern hat nun Rinaldo eine gute Zahl seiner Liebschaften im Harem um sich, verliebt sich aber wieder extra in Ismunde, eine schöne Cypriotin. Als Türke wird er gefangen und nach Malta gebracht, aber auch hier wieder frei und durch die Liebe der schönen Milita getröstet. In seinen Harem nach Cypern zurückgekehrt, wird er von seinem Vater zum türkischen Heer geschickt, um gegen die Russen zu fechten, wird aber besiegt. Als später Cypern sich weigert, dem Sultan neue Truppen zu stellen, und die Türken die Insel angreifen, kommt Rinaldo um.

Vulpius schrieb noch „romantische Geschichten der Vorzeit", eine „Saalnixe", mehrere Schauspiele, aber ohne Geist und mit nachlässiger Breite. Auch seine Sammelwerke „Curiositäten" und „die Vorzeit" sind sehr oberflächlich.

Noch andre Räuberromane waren

Aborni, der Räuber, ein Retter der unterdrückten Menschheit. Alessandrini oder die Räuberrepublik in Italien. Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin. Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ortellino, Italiens Furcht und Schrecken. Rolando Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst. Glorioso, der große Teufel. Rollino, der furchtbare Räuberhauptmann in den apenninischen Felsenklüften. Josephine, die Banditenbraut im Nonnenkloster. Moraldini, der edle Banditensohn. Romalino, der furchtbare Mädchenräuber. Coronato, der Schreckliche. Salardo, der Schreckliche. Sebastiano, der Verkannte ꝛc.

Die Freimaurerei spielte in der Unterhaltungsliteratur eine große Rolle, theils durch den Zauber des Geheimnisses, der sie umgab, theils durch das günstige Vorurtheil, das sich an sie knüpfte, sie sey die geheime Wohlthäterin und Erlöserin der duldenden Menschheit. In den hieher gehörigen Romanen ist es in der Regel ein geheimnißvoller Greis, wie der Alte von Fronteja im Rinaldo Rinaldini, oder wie der Groß-Cophtha Göthe's, der Armenier in Schillers Geisterseher, der die unsichtbaren Fäden des Geschickes lenkt.

Solche Romane waren z. B.: Alinon, der Greis in vielerlei Gestalten oder die Geheimnisse der Felsengruft. Roderigo Anderugo oder die Unbekannten in den Klüften von Piombino. Die Brüder des Bundes für Menschenglück. Euphemien, der Unerforschliche. Mirakuloso, der Schreckensbund der Illuminaten. Die Nachtwandlerin oder die schreckliche Bundesgenossin der Finsterniß. Die Gerichte des furchtbaren Bundes. Sionio, der Greis des Gebirges. Die furchtbaren Unbekannten oder die Ritter für Tugend und Recht. Die Verborgenen aus Griechenland.

Das Geisterwesen spielte dabei eine große Rolle. Hier einige Büchertitel, aus denen man die ganze Gattung erkennt.

Schauervolle Abentheuer im Todtengewölbe zu Bentheim. Golisano, der reitende Dämon. Grestena, die Braut von Marmor. Der Geisterliebling oder die Entschleierung im Grabe. Gelaor, der Geist. Die Geisterzwillinge. Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe. Die Geister der Schauerhöhle. Die Mitternachtglocke. Der steinerne Sarg im Ulmenthale. Der Schreckensthurm am See oder die mitternächtliche Todtenglocke. Theobul, der Geisterkönig.

Auch in die erotische Erzählung kam mehr Romantik. Das französische Boudoir wurde ein orientalischer Harem, oder in venetianische und andalusische Nächte, oder nach den Südseeinseln verlegt. Die Leihbibliotheken füllten sich mit Büchern wie:

Abduls Liebesnächte in Stambul. Heliodora, die Lautenspielerin aus Griechenland (von Lindau). Marhanna oder die Liebe auf Otahaiti. Mathildens Carriere durch Inquisition und Serail. Thirza, die Seherin aus Griechenland. Janequeo, das Heldenmädchen aus Chili. Pauliska, das Kosakenmädchen. Albina, das Blumenmädchen. Reise einer Negerin.

Das Romanschreiben wurde Lebensberuf für Leute, die zu besserer Thätigkeit verdorben waren, und erzeugte ein literarisches Proletariat. Ein merkwürdiges Exempel dieser Art war der erste adelige Proletarier von Baczko, ein ostpreußischer Edelmann, der 1775 seinen ersten (die academischen Freunde) und 1822 seinen letzten Roman (Bodo und Laura) schrieb, sein Leben lang mit Nahrungssorgen kämpfte und erst in hohem Alter mit einer Professur begnadigt wurde. Baczko gefiel sich am besten in historischen Romanen, schrieb aber auch Familiengemälde und Operetten, alles für die Vergessenheit. Und wie viele folgten seinem kläglichen Beispiele! Der literarische Markt wurde und wird heute noch überschwemmt mit Producten der literarischen Hungerleiderei, die sich für Poesie oder wenigstens Unterhaltungslecture ausgeben. Einer der ersten unter diesen völlig überflüssigen Vielschreibern war Karl Friedrich Benkowitz, der seit 1797 Reisen, Zaubergeschichten, Robinsonaden, einen Faust den jüngern, die Geschichte eines Affen, einen sentimentalen Abadonna, einen lustigen Hilarion ꝛc. schrieb, alles forcirt und ohne Beruf.

2.

Die echte Romantik.

Unter Romantik ist nichts anderes zu verstehen, als die Wiedererweckung des christlich-deutschen Geschmacks, wie er im ganzen Mittelalter geherrscht hatte, im Gegensatz gegen die Renaissance, als die Wiedererweckung des antikheidnischen Geschmacks der vorchristlichen Zeit. Romantik ist ein unpassender Ausdruck. Die s. g. romantische Schule setzte die deutsche Nationalität zum erstenmal wieder dem Kosmopolitismus, dem allgemeinen Humanitätsideale entgegen, und das kirchliche, mittelalterliche Christenthum der Aufklärung. Sie griff um drei, vier Jahrhunderte zurück. Das war nun nach so viel Verirrungen und Ausschweifungen ein ganz natürlicher Act des wieder zu sich selbst kommenden National-

geistes, allein er fand in der gründlich verderbten Zeit keinen Glauben, ja die meisten Romantiker ließen sich einschüchtern, verloren selbst den Glauben an ihre Mission und capitulirten mit den Mächten, die sie überwinden zu können verzweifelten.

Die Romantik ging von norddeutschen Protestanten aus. Das ist sehr merkwürdig. Die Katholiken verhielten sich dabei passiv. Weder gegen die protestantische Aufklärerei, noch gegen den seichten Josephinismus in Oesterreich und Illuminatismus in Bayern erhob sich ein katholischer Dichter. Die ganze tiefe Ideenfülle des Katholicismus schien todt und begraben. Der mächtige Jesuitenorden fand selbst in seiner schrecklichen Katastrophe nicht einen Dichter, der seinen Untergang beklagt hätte. Dem diabolischen Muthwillen der Freigeister wurde keinerlei Erinnerung an die Herrlichkeit des Evangeliums, an die großen Heiligen, Helden, Denker und Dichter der alten Kirche entgegengesetzt. Ueberall nur dummes, dumpfes Schweigen. Wer in der katholischen Welt irgend als Dichter auftrat, stand auf Seite der Freigeister. Die romantische Reaction ging von Protestanten aus und wurde gerade von den Katholiken am wenigsten begriffen und unterstützt.

Die Romantiker selbst waren sich noch nicht klar. Sie verwechselten in der ersten Begeisterung, was der Nation, was der Kirche und was der Poesie gebührte und nicht gebührte. Im Grunde ging auch die ungeheuerste Schwärmerei des Novalis und einiger späteren Romantiker, sofern sie die ganze Welt in Poesie eintauchen, gleichsam vernichten und poetisch wiedergebären wollten, aus einem nur mißverstandenen Katholicismus hervor, indem sie der Poesie eine Mission der Verklärung zudachte, die nur der Kirche zukommt. Die bezeichnete Schwärmerei kannte eigentlich nur *ein* Sakrament, die Transsubstantiation aller Prosa in Poesie. Dieses Eintauchen der ganzen Welt in Poesie war aber eine Uebertreibung, eine Unnatur, die sich bald rächen mußte. Die poetischen Enthusiasten flohen, haßten, beschimpften die Wirklichkeit der Dinge und fielen in bodenlose Phantasterei.

Die Katholiken machen das den Romantikern zum Vorwurf, die Protestanten sind umgekehrt schon über die bloße Tendenz der Romantiker zum Katholicismus unzufrieden. In dieser Zwitterstellung konnten sie nicht festen Fuß, nicht dauernde Achtung und überlegene Macht gewinnen. Ihre

dem immer ſteigenden Handel Frankreichs mit Nordamerika, wovon ſpäter die Rede ſeyn ſoll, erklären. Warum aber in den fünf Jahren die franzöſiſche Ausfuhr nach Deutſchland um zehn Millionen Franken abgenommen hat, muß vielleicht in dem unruhigen und unſichern Stande einiger öſtlichen Länder Europa's geſucht werden, welche manche franzöſiſche Waaren aus Deutſchland bekamen, vielleicht aber auch in dem Grunde, daß über Marſeille jetzt ein höchſt wichtiger Handel mit der Levante getrieben wird, wodurch alſo manche Waaren, die ſonſt nur durch die Meſſen Deutſchlands nach dem Morgenlande gelangten, jetzt durch das Mittelländiſche Meer dahin geführt werden. Daß jetzt Marſeille der erſte Handelshafen Frankreichs iſt, ſieht man aus einer einzigen Jahresüberſicht. Im J. 1836 belief ſich nämlich die Tonnenzahl der Marſeiller Schifffahrt auf 540,000, zu Havre war ſie nur 330,000, zu Bordeaux 224,000, zu Nantes 89,000 Tonnen ſtark. Alſo die vier Hafen zuſammen hatten eine Schifffahrt von 1,183,000 Tonnen, wogegen alle andern Häfen Frankreichs nur 624,000 Tonnen Schifffahrt hatten.

Der Ein- und Ausfuhrhandel mit Oeſterreich ſteigt, wiewohl langſamer als der Einfuhrhandel mit den deutſchen Bundesſtaaten, wie folgende Angaben beweiſen.

Jahre.	Einfuhr aus Oeſterreich.	Ausfuhr nach demſelben.	Eingelaufen.	Ausgelaufen.
	Franken.	Franken.	Schiffe.	Schiffe.
1832	34,173,448	7,417,803	134	47
1833	48,242,379	6,637,401	118	56
1834	33,995,049	5,217,313	181	87
1835	41,804,343	6,783,539	148	89
1836	43,184,777	9,896,639	110	68

Die Einfuhr beſteht größtentheils aus Naturprodukten, und über die Hälfte der Ausfuhr betrifft dieſelbe Waarenart.

Mit England treibt Frankreich natürlich einen ſtarken Handel, der jedoch dies Beſondere hat, daß erſtlich die Einfuhr aus England bei weitem nicht ſo beträchtlich iſt, als die Ausfuhr nach demſelben, daß bei erſterer die Naturprodukte den Gewerbprodukten ein wenig überlegen und bei letzterer (der Ausfuhr nämlich) die Naturprodukte faſt doppelt ſo ſtark ſind, als die fabrizirten Waaren. Da nämlich beide Länder einen ſtarken Gewerbfleiß treiben, auf einander eiferſüchtig ſind, und ihre wechſelſeitigen Gewerbprodukte ſtark verzollen, ſo muß ſich der Handel wohl gezwungener Weiſe

Poesie stieg am einfärbigen norddeutschen Himmel wie ein in den prächtigsten Farben des Südens brennendes Meteor auf, nur um bald wieder zu erlöschen. Aber in ihrer Fata Morgana spiegelte sie die Poesie des Mittelalters in die der Zukunft hinein. Die Romantik glich einer Vision der schlafenden Nation. Es war etwas Geisterhaftes und Prophetisches darin. Auf geheimnißvolle Weise und unvermerkt wurden viele Seelen umgestimmt. Der Zusammenhang der tiefgesunkenen und durch fremde Bildung verdorbenen Nation mit ihrer schöneren und edleren Vergangenheit machte sich geltend. Die Romantik war ein Heimweh der Nation. Wie glänzend auch ihre dichterischen Versuche ausfielen und die Welt durch eine Fülle der Phantasie und Geist überraschten, so war doch noch wichtiger und tiefgreifender, was, angeregt durch jene romantischen Dichter, für Wiederanerkennung der alten Kirche und der herrlichen, bisher ganz vergessenen Dichtungen unseres Mittelalters, so wie für die Aufsammlung aller alten, von der gebildeten Welt bisher verachteten Poesie im Volk geschah.

Der eigentliche Begründer der modernen Romantik in dem bezeichneten Sinne war Novalis.

Friedrich von Hardenberg, geboren 1772 in Wiederstadt im Mansfeldischen, studierte in Jena mit Friedrich Schlegel, dann zu Freiburg das Bergfach, wurde Salineninspector in Weißenfels und starb schon 1801. Er wurde berühmt unter seinem Schriftstellernamen Novalis, der aber keineswegs etwas Neues oder Außerordentliches ausdrücken sollte, sondern nur entlehnt war von einem Gute dieses Namens, nach welchem sich die ältere Linie des Hauses Hardenberg unterschied, wie die jüngere sich nach dem Gute Rostorf nannte (Tiecks gesammelte Novellen, Breslau 1838 S. 60). Seine Werke wurden gesammelt von Tieck und Schlegel und bestehen, einige Lieder ausgenommen, fast nur aus Fragmenten, aus denen aber ein wunderbares Licht in den köstlichsten Farben strahlt.

In dem unvollendet gebliebenen Roman „Heinrich von Ofterdingen", welcher 1802 zum erstenmal erschien,

stellte Novalis diesen aus der Minnesängerzeit so berühmten Heinrich in den Mittelpunkt der ganzen Welt als dasjenige Subject, welches alles Object der Welt, des Himmels und der Erde durchdringen und sich gleichsam aneignen sollte durch die geheimnißvolle Formel der Poesie. Denn eine andere Einheit

gab es für Novalis nicht, als die poetiſche, wie er überhaupt die Welt nur als ein mißkanntes Gedicht anſah, bei dem es nur darauf ankomme, ſeine ewige und vollendete Poeſie zu begreifen. Seine poetiſche Alleinslehre ließe ſich auf indiſchen Pantheismus zurückführen, wenn ſie ſich nicht zu einem gothiſchen Dome wölbte. Das geheimſte Räthſel der Poeſie ſelbſt kann nur durch den chriſtlichen Glauben gelöst werden und die Welt mit all ihrer Sinnlichkeit und Materie wird in höherem Sinne doch ganz zur Kirche, und zwar zur katholiſchen, denn Novalis konnte dem Proteſtantismus nur ein Oppoſitions-, nicht das urſprüngliche kirchliche Beſitzrecht zugeſtehen. Ihm ſchwebte die Einheit des Reichs mit der Kirche vor, wie ſie in der beſten Zeit des Mittelalters beſtanden hatte. Ein ſo doppelter und wieder vielgegliederter und doch einiger Organismus ſollte die ganze Welt werden, nach Raum und Zeit, Natur und Geſchichte. Der unvollendete Roman ſollte, wie Tieck bemerkt, mit einer Verſöhnung des Chriſtenthums und Heidenthums ſchließen durch Vermittlung der Maria. Das iſt wohl nur ſo zu verſtehn, daß das Heidenthum alle ſeine poetiſchen Schätze der Madonna zu Füßen legen ſollte, wie die heil. drei Könige gethan.

Sey dem, wie ihm wolle, ſo erſcheint allerdings des Novalis poetiſcher Pantheismus nur als der concentrirteſte Herder'ſche Univerſalismus: allein die Tendenz zum deutſchen Mittelalter und Katholicismus ſchlägt bei ihm doch in der Art vor, daß er mit Recht den Romantikern zum Führer gegeben wird. Er dichtete die ſchönſten Marienlieder, die von moderner Lyrik floſſen, aber er wurde nicht katholiſch. Freiherr von Eichendorff ſagt, die innere Rückkehr in ihn ſelbſt ſey noch nicht vollbracht geweſen und habe alſo auch in ſeinen Dichtungen noch nicht zum vollen Ausbruch kommen können. Daſſelbe zeigt ſich bei Ludwig Tieck und den meiſten übrigen Romantikern. Alle trieb es zur alten Kirche hin, aber ſie blieben vor der Kirchenthüre ſtehen, eine magnetiſche Gegenſtrömung ſtieß ſie zurück.

Myſtiſch, märchenhaft ſind auch des Novalis Hymnen an die Nacht. In der Form vollendet ſind nur ſeine wenigen lyriſchen Gedichte, die geiſtlichen:

Fern im Oſten wird es helle ꝛc.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt ꝛc.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu ꝛc.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt ꝛc.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt ꝛc.

Dazu die ſchönen weltlichen Lieder, das Bergmannslied:

Das iſt der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt ꝛc.

Und das Weinlied:

Auf grünen Bergen ward geboren ꝛc.

Im Anhang zu den Schriften von Novalis häuft ſich eine ungeheure Menge tiefſinniger Aphorismen wie ein Schutt von Perlen und Juwelen auf. Sie alle ſollten noch in den kaiſerlichen Schmuck des Heinrich von Oſterdingen eingeſtickt werden.

Ganz entſchieden ſprach das katholiſche Princip der proteſtantiſche Berliner Wilhelm Heinrich Wackenroder aus, indem er (1797) „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ ſchrieb, das Programm der neuen chriſtlichen Kunſt und ein mächtiger Impuls für die romantiſche Richtung in der Poeſie. Tieck, dem Wackenroder befreundet wurde, veränderte darnach ſeine ganze Richtung.

Der erſte Romantiker, der von überaus reichem Geiſt und produktiv zugleich der Form Meiſter war und der neuen Richtung eine breite Bahn brach, war Ludwig Tieck, Sohn eines Sellers in Berlin. Es wird immer wunderbar bleiben, daß der romantiſche Geiſt gerade in einem Berliner Gamin erwachen mußte, der mitten in der Windigkeit und Lüderlichkeit Berlins unter der Herrſchaft Kotzebue's aufwuchs. Aber es erklärt ſich aus der Geſundheit der deutſchen Natur, die endlich anfängt ſich zu ekeln, wenn man ſie allzu gemein behandelt, und die dann das Edle aus ſich ſelbſt herſtellt. Tiecks bedeutungsvolle Werke überraſchen um ſo mehr, als man einen ſtarken Charakter bei ihm immer vermißte und ſeine Flexibilität erſtaunlich iſt. In ſeinen älteſten Erzählungen jagen ſich lichte und ſchwarze Wolken der Leidenſchaft in einem noch ganz unſtäten Gemüthe.

Almanſor, eine Idylle von 1790, zeigt uns einen von ſeiner Geliebten betrogenen Jüngling, den ein Greis tröſtet. Auch im „grünen Band“ wird Treue gebrochen. In den „Brüdern“ bewährt dagegen ein Bruder dem anderen ſeltene Treue. Im „Fremden“ erſchrickt ein Bräutigam vor dem unerwarteten Anblick ſeines bleichen Nebenbuhlers ſo, daß er die Treppe hinunterſtürzt und

ſtirbt. In „Siegmunds Leben“ bewirbt ſich ein würdiger Candidat lange vergebens um ein Amt, bis er es durch ein Freudenmädchen erhält. Der „Geniale“ liebt drei zugleich und heirathet eine, während die zweite von ihm ſchwanger iſt und die dritte abgefunden wird. „Die männliche Mutter“ bringt ihre geſchwängerte Tochter dadurch zu Ehren, daß ſie ſelbſt als Mann verkleidet ſich mit ihr trauen läßt. Die lüderlichſte unter dieſen Erzählungen iſt das „Schickſal“ von 1795. Hier wird der ſchüchterne Anton allmählig durch muthwillige Mädchen kühn genug gemacht, um in einem Nonnenkloſter den Faublas zu ſpielen, als Lakai verkleidet ſeine Herrin zu liebkoſen ꝛc., bis er verdiente Peitſchenhiebe bekommt.

In dieſer lüderlichen Manier culminirte Tiecks Roman „William Lovell“ von 1795.

William iſt ein junger Lovelace und Don Juan zugleich, der allen Schönen die Köpfe verrückt, allen mit ſentimentaler Schwärmerei naht und alle wieder mit herzloſer Kälte verläßt. Sohn eines vornehmen Engländers verhimmelt er zuerſt in Liebe mit Amalie Wilmont. Wie ſie einander ihre Liebe zum erſtenmal geſtehen und einander in die Arme ſinken, iſt mit dem ſüßeſten Feuer der Poeſie, faſt mit der Gluth wie in Shakeſpeare's Romeo und Julie geſchildert. Aber der junge Herr läßt ſeine zärtliche Herzensdame bald ſitzen, reiſt nach Paris, amuſirt ſich dort und verliebt ſich in die muntere und nichts weniger als ſpröde Louiſe Gräfin Blainville. Nachdem er in ihren Armen geſchwelgt, läßt er auch ſie ſitzen und reiſt nach Rom. Hier feſſelt ihn die liebliche Roſalie, deren Bräutigam er wie zum Spaß erdolcht und die er dann wieder ſitzen läßt. Sie ſtürzt ſich in die Tiber. Eine gewiſſe Bianca übernimmt ihre Stelle und wird ſeine Geliebte, aber gleichfalls von ihm verlaſſen. — Amalie, der er förmlich abgeſagt, hat einen gewiſſen Mortimer geheirathet. Lovell's Vater iſt geſtorben, er kehrt nach England zurück und findet die Gräfin Louiſe, nachdem ſie entführt und von Blattern entſtellt verlaſſen worden, als Aufſeherin in Mortimers Hauſe. Schnell mit ihr einverſtanden verabreden ſie einen Streich gegen Amalie. Louiſe erregt in Mortimers Abweſenheit eine kleine unſchuldige Feuersbrunſt, Lovell iſt bei der Hand und rettet die ohnmächtige Amalie, wobei er ſie küßt und umarmt, ohne daß ſie es merkt. Das Feuer aber hat ſich weiter verbreitet, als er gewollt, das ganze Haus liegt in Aſche. Noch ärger handelt er an Emilie Burton, der Schweſter eines ſeiner älteſten Freunde. Er entführt ſie, nachdem er ihren Bruder vergeblich zu vergiften getrachtet hat, und läßt ſie ſitzen, ſie ſtirbt vor Gram. Aber Karl Wilmont, Amaliens Bruder, der Emilien geliebt hatte, ſchwört ihm Rache. Amalie bekommt einen Sohn, man kann nicht errathen, ob eine Frucht jener Nacht, da Mortimer kein Bedenken trägt, ihn als den ſeinigen anzuerkennen. — Lovell flieht aus England, wird Spieler von Profeſſion, betrügt und ſinkt endlich ſo tief, daß er ſich aus Verzweiflung in toller Laune zu einer Räuber-

bande in Italien gesellt. Karl Wilmont ist ihm nachgereist, findet ihn unter den Räubern, beide aber kommen dießmal noch unverletzt auseinander. Lovell kehrt nach Rom zurück, wo Bianca eben stirbt. Auch sein alter Freund, der Maler Andrea stirbt, erklärt sich noch vor dem Tode als seinen Landsmann Waterloo und beweist ihm, wie er ihn bisher am Gängelbande geführt und zu seinen Liebschaften listig angeleitet habe, wie auch die mißlungene Vergiftung Burtons nur seinen Zwecken hätte dienen sollen, da er dessen Verwalter sey und ihn zu beerben gehofft habe ꝛc. Noch ganz verblüfft von diesen Enthüllungen wird Lovell endlich von Karl erreicht und im Duell erschossen.

Man hat in Lovell ein Vorbild Byrons und den ersten Repräsentanten der modernen Zerrissenheit sehen wollen. Allein zu Tiecks Ehre müssen wir protestiren. Lovell wird nirgends von seinem Verfasser als eine edle Prometheusnatur, sondern immer nur als ein egoistischer Bösewicht aufgefaßt. — In den übrigen Jugendprodukten Tiecks macht sich ein Zug zum Phantastischen und zum Humor bemerklich.

Abdallah (in einer Erzählung von 1792) folgt der Lehre Omars, daß Gutes und Böses einerlei sey und der Geist über beiden stehe. Das treibt ihn bis zum Vatermorde. Dann aber erwachen in ihm alle Furien, wie im Orest, und er schleppt ein halbwahnsinniges Daseyn fort. — In „den Freunden" geräth einer der Freunde, indem er für den andern Heilung sucht, ins Elbenreich. — Im „Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli" faßt dieser nach allerlei glücklichen und unglücklichen Abentheuern den Entschluß, um ein ruhiges Brod zu finden, nicht die bisherigen mühseligen Wege einzuschlagen, sondern lieber gleich Kaiser zu werden, was ihm denn auch mit einiger dämonischer Hülfe und etwas Goldmacherei schnell gelingt. Der trockene Ton mit vielen Abkürzungen, in dem der Kaiser alles erzählt, was ihm begegnet, und das Wunderbarste ganz ordinär nimmt, ist höchst ergötzlich. — Im „Peter Lebrecht" spricht sich Tieck humoristisch im Ton Sterne's und Hippe's über Menschen und Dinge aus. Zwei kleine Schauspiele oder eigentlich nur Dialoge, „ein Prolog" 1796 und „der Autor" 1800, enthalten Satiren auf den schlechten Bühnengeschmack. Zwei größere dramatische Werke Tiecks sind nur dem Johnson nachgebildet, der Herr von Fuchs dem Volpone und Epicöne oder das stille Frauenzimmer. Das älteste Drama Tiecks von 1790 „Alla-Moddin" nach einer Erzählung im deutschen Merkur, ist nicht der Rede werth.

Größere Bedeutung sprach erst 1795 das Trauerspiel „Karl von Berneck" an, ein romantischer Orestes.

Walther von Berneck kehrt aus den Kreuzzügen nach langer Gefangenschaft zurück und findet bei seinem Weib einen Buhler, der ihn umbringt. Sein Sohn Karl aber rächt ihn, stößt den Buhler nieder und tödtet in der Wuth

auch seine Mutter, büßt dann seine Schuld, von Furien verfolgt, bis ihn auf seine dringende Bitte zur Sühne sein eigener Bruder ersticht.

Die „Theegesellschaft", Lustspiel von Tieck in Prosa, 1796, ist eines seiner witzigsten Werke.

Er schildert eine gemeine Berliner Theegesellschaft mit allen ihren conventionellen Redensarten, Höflichkeiten und Fadheiten! Man spricht vom Kartenschlagen und Wahrsagen. Ein gewisser Werner, der Demokrit in diesem großstädtischen Abdera, wird beschuldigt, sich von einem alten Weibe haben wahrsagen zu lassen, über welche abergläubige Schwäche sich alle im Gefühl ihres aufgeklärten Verstandes empören. Allein gerade der alte Herr, der sich am heftigsten darüber erklärt hat, sucht noch am nämlichen Abend selber das alte Weib auf, und die ganze Theegesellschaft thut desgleichen, nur aus Langeweile und des Spasses wegen. Wie erstaunen sie nun, als sie sich bei dem alten Weibe alle beisammen finden, und noch weit mehr, als ihnen die Alte in der That allen die Wahrheit sagt, die manchem centnerschwer aufs Herz fällt. Zuletzt sagt sie dem Fräulein Julie, ihr Bräutigam liebe sie nicht, liebe nur ihr Geld und sey gar kein Baron, sondern ein Aventurier und falscher Spieler. Der Baron braust auf, da läßt das alte Weib die Kleider fallen und steht als — Werner da, der heute erst die Beweise für seine Aussage erhalten hat und nach Entfernung des Betrügers selber Juliens Hand erhält.

Die „sieben Weiber des Blaubart", Erzählung von Tieck, 1797. Neben seinem Drama, welches viel besser ist, schrieb Tieck auch diese Erzählung in der Manier wie den Peter Lebrecht, ein wenig an Sterne, Hippel und Jean Pauls Humor streifend, eine Manier, die er aber bald wieder, als ihm nicht ganz natürlich, verlassen hat, und mit Recht.

Blaubart empfängt hier von einer Fee einen bleiernen Kopf, der ihm wahrsagt und in allen Dingen Rath ertheilt. Diesen Kopf hält er geheim, weckt aber dadurch die Neugier seiner Weiber und bestraft jede mit dem Tode. Die Pointe der Erzählung liegt nun in der Contrastirung der sieben Weiber, von denen die eine ernst, die andere lustig, die eine vornehm, die andere ländlich naiv ist ꝛc., die aber alle in der Neugier einander gleich sind.

Das „Ungeheuer" und der „verzauberte Wald", musikalisches Märchen von Tieck, 1798.

Prinz Aldrovan, dessen älterer Bruder durch eine böse Stiefmutter mit Hülfe einer bösen Fee in ein Ungeheuer verwandelt worden, wird angereizt, gegen dasselbe zu kämpfen, damit wo möglich beide umkommen. Allein dadurch wird gerade des Bruders Entzauberung bewirkt, und in gleicher Weise schlägt der bösen Weiber Arglist fehl in Bezug auf Aldrovans Geliebte, An-

gelica, welche sie wahnsinnig gemacht haben. Ein guter Genius sichert das Glück der Liebenden. Die Erfindung ist schwach, aber die Ausführung desto geistreicher. Ergötzlich ist besonders die Rolle eines aufgeklärten Ministers, der mitten unter märchenhaften Wundern doch an dieselben nicht glauben will, und die großartigen Wahnsinnsscenen am Schluß, indem der Wahnsinn den ganzen Hof ansteckt und alle in ihrer Tollheit ein Ballet tanzen.

Die „verkehrte Welt", ein historisches Schauspiel von Tieck, 1798, auch im Phantasus.

Die Idee dazu entlehnte Tieck aus Christian Weise's Zittauischem Theater. Das poetische Motiv ist die humoristische Umkehr aller Verhältnisse. Der historische Faden, an den sich alles reiht, die Einsetzung des Skaramuz auf den Thron des Parnasses, als Herrscher im Gebiet der Kunst, statt des verbannten Apollo. Im Uebrigen wird der Zusammenhang jeden Augenblick durch Autor, Leser, Maschinist ꝛc. unterbrochen. Die tollste Willkühr wie im besoffensten Moment eines Carnevals herrscht durchs ganze Stück. In diesem Wirrwarr geht dann der Haupteffekt des witzigen Contrastes zu Grunde, die Vorstellung schlechter Poesie und Kunst verschwindet als solche in dem allgemeinen Taumel.

Erst jetzt bemerken wir bei Tieck den Einfluß seines Umgangs mit Wackenroder. Plötzlich begeistert er sich in seinem Sternbald für das Altdeutsche und Katholische. Franz Sternbalds Wanderungen, „eine altdeutsche Geschichte" (1798) war ein Kunst- und Künstlerroman, wie sie Heinse schon früher geschrieben, aber nicht mehr huldigend der Wollust, sondern dem Ernst der Kirchenmalerei, nicht mehr der Antike, sondern der Gothik. Zum erstenmal wurde hier nicht blos der Künstlereitelkeit gehuldigt, sondern dem Inhalt der Kunst, dem Geist des christlich-deutschen Mittelalters.

Franz Sternbald lernt die Malerei bei Albrecht Dürer in Nürnberg und kehrt heim nach Franken. Unterwegs lernt er Pirckheimer kennen und den Schmied Quintin Messys. Eine kunstliebende Dame von hoher Schönheit hat er kaum erblickt, als ein Wagen sie ihm entführt. Sie bleibt sein Ideal. Er besucht die Niederlande, lernt dort die großen Maler kennen und tritt die ihm bestimmte Braut ihrem Geliebten, dem jungen Schmiede ab, der ein großer Maler geworden ist. Auf der Reise geräth er im Wald in eine von der Jagd ausruhende heitere Gesellschaft und lernt eine schöne Gräfin kennen, durch die er nach Italien gewiesen wird, wo er Michel Angelo und andere große Künstler kennen lernt und endlich sein Ideal findet, dessen Besitz sein edles Streben nach dem Schönen lohnt. — Durch das ganze Buch zieht sich eine sanfte

Schwärmerei für die altdeutsche Kunst und Kirchenmalerei. Zum erstenmal wird hier Th. II. S. 248 im Namen des Schönen gegen den Protestantismus protestirt, der das Schöne aus den Kirchen verbannt habe.

Bald darauf folgte das katholische Programm der Romantik in Tiecks Trauerspiel: „Leben und Tod der heiligen Genovefa" (1799). Nach dem bekannten Volksbuch, aber mit Shakespeare'schem Geiste durchgeführt, Tiecks bestes dramatisches Werk. Es ist besonders dadurch wichtig, daß es zum erstenmal wieder seit den Dichtungen des Mittelalters die „Glorie der katholischen Religion" am Horizont heraufführte. Der Grundgedanke ist, daß alle Leidenschaften der Menschen ihre endliche Beruhigung und Versöhnung in der Kirche finden.

Im Prolog tritt der h. Bonifacius auf, mit mächtigen Worten Deutschland für die alte Kirche reclamirend. Dieses Werk unterscheidet sich auffallend von den unkirchlichen Produktionen der modernen Poesie und doch hängt es mit ihnen wieder nahe zusammen durch eine einzige Schwäche. Tieck konnte nämlich nicht unterlassen, den Bösewicht Golo sentimental zu behandeln, ihm eine schwärmerische Liebe für Genovefa anzudichten, ihn als edel und unglücklich zu bezeichnen, mit einem Wort ihn zu entschuldigen. Das gestattet aber der Stoff und Geist der alten Legende nicht, und verbietet sich von selbst, einen Mann, der an einem Weibe so grausam handeln kann, der so heimtückisch seinen Herrn verrathen und einen unschuldigen Diener opfern kann, empfindsam aufzufassen.

Hieher gehört Tiecks dramatisirter „Kaiser Octavianus" nach dem bekannten Volksbuch, wieder eine der bedeutendsten Dichtungen Tiecks.

Es ist ein in vielen Variationen sich wiederholender Text, die Trennung einer Familie theils durch Leidenschaft und Unglauben, theils durch äußere Zufälle und ihre Wiedervereinigung durch den Glauben. Die ganze Geschichte des Christenthums ist in dieser Legende vorgebildet, die Trennung der heidnischen Völker und ihre Vereinigung zu einer einigen Gemeinde durch die Kirche. Dieses einigende Princip ist hauptsächlich in der frommen duldenden Mutter, Kaiserin Felicitas, dem personificirten Glauben dargestellt. Unter den beiden verlorenen Söhnen ist Florens, der bei einem Spießbürger in Paris erzogen wird, dessen Heldenkraft aber bald zum Durchbruch kommt, der liebenswürdigste Repräsentant des weltlichen Ritterthums im Mittelalter, während sein Bruder Leo mehr die ideale Seite des Ritterthums darstellt. Doch verlieben sich beide und heirathen, Florens die muntere Rose, Leo die stille Lilie. In der sentimentalen Allegorisirung dieser beiden Blumen herrscht außerordentlich viel Wohllaut, doch kommt uns diese Parthie kühl vor oder läßt uns wenigstens kühl. Hier folgt Tieck auf einmal dem Calderon und fällt somit

aus der Illusion des Volksbuches heraus. Wollte er Calderon folgen, so hätte er es in der Manier des Autors thun sollen und die kirchlichen Grundideen des kirchlichen Gedichts, nicht aber den Gegensatz zweier Seiten der weltlichen Liebe auffassen sollen.

Diese Dichtung bildet den Uebergang zu den Bearbeitungen der mehr heidnischen Volksbücher. Unter diesen ist der „Fortunat" Tiecks schönste dramatische Dichtung.

Der Reiz liegt hier in der Furchtbarkeit und Grausamkeit des Glückes, das seine giftige Tücke unter der üppigsten Fülle von Lust und Witz verbirgt. Auch fehlt hier die schwärmerische Parthie romantischer Sentimentalität, die im Octavianus und in der Genovefa zu viel Anspruch an uns machen. Alles ist natürlicher, shakespearischer.

Eben so geistreich und durchaus heiter ist das dramatische Märchen vom „kleinen Däumling".

An den Oger, der den kleinen Däumling und seine Brüder fressen will, knüpft Tieck eine Reihe Satiren auf die moderne Bildung an. Statt der großmüthigen Riesen der echten Sage nämlich gibt er ihm einen modernen Blaustrumpf, eine gewisse Malwina, zur Gattin, ein zartes Wesen, welches er geraubt hat und nun unbarmherzig zu seinen häuslichen Diensten zwingt. Daneben hält er sich einen gleichfalls geraubten Hofrath Semmelziege, blos zu dem Zweck, ihn täglich auf einem Brett in die Höhe zu prellen und sich an seinen Lustsprüngen zu erlustigen. Dieser Hofrath vertraut Malwina sein früheres unglückliches Schicksal. Er hatte nämlich eine gewisse Ida zur Frau und beide Eheleute konnten sich einen Fehler nicht verzeihen. Semmelziege nämlich hatte unaufhörlich das garstige Wort im Munde, das volksthümlich in einer Sylbe den Theil des Körpers bezeichnet, mit dem er jetzt durch das Prellen am meisten bestraft war. Die Frau aber pflegte immerfort zu stricken und selbst während der zartesten Mysterien des Ehestandes kratzten ihn ihre Stricknadeln auf dem Rücken. — Nachdem der Riese und Menschenfresser durch Däumlings List umgekommen, versöhnt sich der Hofrath mit seiner Frau, und einer seiner Freunde heirathet die vielgeprüfte Malwina.

Im „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" hat Tieck das bekannte Volksmärchen in seiner liebenswürdigen Manier behandelt, ohne Einmischung moderner Satire.

Der „Blaubart", dramatisirt, in Prosa. Die bekannte Volkssage, aufs anmuthigste frei bearbeitet. Um die beiden Säulen der Dichtung, den harten Mann und die neue Eva, rankt sich köstlicher Humor. Die Feinde des Blaubart, abgeschmackte Ritter mit ihrem muntern Narren

und langweiligen Rathgeber sind vortreffliche Zugaben. Auf der anderen Seite ist auch der tieferen Empfindung Rechnung getragen. Simon, der Bruder der Agnes, die in Blaubarts Gewalt die furchtbare Strafe für ihre Neugier erwartet, ahnt auf wunderbare Weise in seiner träumerischen Natur das Unheil und es treibt ihn zur Rettung.

In Prosa hat Tieck sehr anmuthig folgende altdeutsche Volksbücher überarbeitet: Magelone, Melusine, die Haimonskinder. In Versen ein Fragment aus König Rother. Vom Donauweibchen schrieb Tieck nur den ersten Act. Das alte Schildbürgerbuch hat Tieck gleichfalls artig behandelt, nur passen die Anspielungen auf die Revolution und auf das moderne Schulwesen nicht hinein, das stört die alterthümliche Illusion.

Das dramatisirte Märchen vom gestiefelten Kater ist mit dem köstlichsten Humor geschrieben, aber fast ganz moderne Satire, wie seine Fortsetzung im „Prinz Zerbino". Diese Dichtungen haben, wie es heißt Tieck viel geschadet, weil der darin vorkommende gutmüthig pedantische König Gottlieb dem König Friedrich Wilhelm III. durch Kotzebue als eine Stichelei auf ihn, den König, denuncirt worden seyn soll. Tieck mußte als Privatmann leben und später als sächsischer Hofrath in Dresden, und erst als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg (1840), wurde Tieck ehrenvoll nach Berlin berufen.

Im „gestiefelten Kater" bezeichnet der König das alte Regime vor der Revolution, der Popanz die kurze Herrschaft des Volks, Gottlieb die moderne aufgeklärte Regierungsweise und der Kater den Genius des Fortschritts.

In Zerbino ist Gottlieb König geworden, der alte König hat als schwachsinnig abgedankt. Der Kater ist Minister. Gottliebs Sohn, Prinz Zerbino sucht den guten Geschmack; überall, wohin er kommt, versichert man ihn, hier sey der gute Geschmack, aber überall findet er Abwechslungen der nämlichen armseligen Narrheit des Modegeschmacks, bis er endlich durch Zauberei in den wahren Garten der Poesie gelangt, wo die Bäume und Blumen singen und die Geister der größten Dichter umherwandeln. Aber diese poetische Erfahrung hilft ihm nichts, denn sein eigener Hund, Stallmeister, der ihm entsprungen und heimgekehrt ist, hat das Ministerium des Unterrichts übernommen, reformirt das ganze Land, rottet allen alten romantischen Aberglauben, auch den an die Poesie, aus und erzieht die Menschen nach einer neuen rein rationalistischen und moralischen Methode. Als nun der Prinz zurückkommt, wird er für verrückt erklärt und so lange eingesperrt, bis er aller Poesie abschwört

vorzüglich mit den Naturprodukten abgeben. Im Handel beider Länder miteinander bemerkt man zuweilen zwischen zwei Jahren bedeutende Unterschiede in Ein- und Ausfuhren; man muß den Grund davon in politischen Begebenheiten, innern Bewegungen, z. B. Finanzmaßregeln, Schwanken des Staatskredits u. s. w. suchen. Hier folgen die Angaben des Handels mit England:

Jahr.	Einfuhr aus England. Franken.	Ausfuhr nach demselben. Franken.	Schifffahrt. Eingelaufen. Anz.	Schifffahrt. Ausgelaufen. Anz.
1833	43,958,925	101,737,410	3870	3701
1833	39,741,639	116,195,838	3563	3719
1834	53,488,203	93,766,289	3869	4048
1835	61,288,898	99,370,836	3719	4178
1836	66,134,177	113,849,476	4135	4147

Die Handelsgeschäfte zwischen Frankreich und der Schweiz haben in dem letzten Dezennium so bedeutend zugenommen, daß die Einfuhr, besonders der Fabrikwaaren, ums vierfache, die Ausfuhr nach der Schweiz ums doppelte gestiegen ist. Bei der Ausfuhr haben ebenfalls die Fabrikwaaren überhand genommen. Im Jahr 1827 belief sich die Einfuhr aus der Schweiz nur etwas über 17 Mill. Fr. und die Ausfuhr etwas über 36 Millionen. Im J. 1836 erblicken wir hingegen eine schweizerische Einfuhr von 82,999,004 Fr. und eine Ausfuhr nach der Schweiz im Werth von 76,486,299 Franken. Hier scheint sich also Ein- und Ausfuhr allmählig ausgleichen zu wollen.

Auch mit Spanien wird kein unbeträchtlicher Handel getrieben, so zerrüttet dieses Land schon seit langer Zeit ist; was würde aus diesem Handel nicht werden, wenn die spanischen Finanzen sich in blühendem Zustande befänden und Spanien der Ruhe genösse, nicht der trägen und hinbrütenden der vorigen Zeit, sondern der Ruhe anderer Länder, welche sich durch Gewerbfleiß und Handel bereichern. Im J. 1836 belief sich die Einfuhr aus Spanien in Frankreich auf 44,426,346 Mill. und die Ausfuhr auf 93,230,153 Fr.

Hollands Handel mit Frankreich ist, wie schon oben bemerkt, in Vergleich des belgischen nur unbedeutend. Die holländische Einfuhr betrug im J. 1836 nur 8,284,827 Fr. und die französische Ausfuhr nach Holland 15,315,684 Fr. Hieraus sieht man, wie wichtig es für Frankreich ist, Belgien in seinem jetzigen Zustande, welcher

und ſich vor Stallmeiſter demüthigt. — Durch die Satire zieht ſich eine romantiſche Idylle voll ſchwärmeriſcher Liebe hindurch, die einen Gegenſatz gegen die derbe ariſtophaniſche Proſa bilden ſoll, doch aber hieher nicht paßt. Schon am Dichtergarten war es ja des Contraſtes genug. — Auch in den komiſchen Perſonen ſcheint uns zu große Vervielfältigung. Ariſtophanes und Shakeſpeare würden hier weniger Figuren und vielleicht mit mehr Erfolg gebraucht haben. Die beiden Alten, Hinze und der alte König aus dem geſtiefelten Kater, ſind unübertrefflich. Eben ſo Stallmeiſter und Neſtor, aber die beiden letzten haben ſchon zu viel Verwandtes. Polykomicus bleibt im Ganzen unverſtändlich. Die Richtung, die er bezeichnet, iſt auch ſchon durch andere Parthien des Gedichts bloßgeſtellt.

„Das jüngſte Gericht", eine Viſion von Tieck, 1800.

Eine humoriſtiſche Schilderung des jüngſten Tages, nicht durchgeführt, nur ſkizzenhaft, aber mit einigen guten Schilderungen. Das beſte iſt das Vertreten der Prüden, die ſich nackend allen vordrängen, um zu zeigen, wie ſchamhaft ſie wären ꝛc., ſehr frivol, à la Wieland, aber voll Witz. Zuletzt wird der Autor ſelbſt vorgenommen und zur Rechenſchaft gezogen, weil er in ſeinem Zerbino ehrenwerthe Schulmänner ꝛc. verſpottet habe.

Im „Phantaſus" (von 1812) ſammelte Tieck Erzählungen und Märchen, als würden ſie vorgetragen in einem Kreiſe edler Herren und Damen nach dem Vorbild des Decameron. In den Geſprächen dieſer Geſellſchaft findet ſich viel Treffliches und Feines über die deutſchen Dichter geſagt, wird aber an Göthe viel zu viel Weihrauch verſchwendet. Ueberhaupt gibt Tieck hier zu erkennen, wie weit er ſich von dem eigentlichen Ziel der Romantik ſchon entfernt hatte. Von Nation und Kirche iſt nicht mehr die Rede, alles läuft auf guten Geſchmack und „glückliche Behandlung" hinaus. Das Schöne, hatte Göthe geſagt, iſt das Reſultat einer glücklichen Behandlung. Doch enthält der Phantaſus treffliche Erzählungen.

Der blonde Eckbert. Eckbert, ein Ritter, heirathete die ſchöne Bertha, eines Hirten Tochter, die, ihrem ſtrengen Vater entflohen, zu einer Fee oder Hexe gekommen war, der ſie wiederum mit einer Menge Perlen und Edelſteinen entflohen war. Das Ehepaar lebte ganz einſam auf ſeiner Burg, wo niemand hinkam, als zuweilen Ritter Walther. Da ſaßen ſie einmal vertraulich beiſammen und Eckbert bat Bertha, dem Gaſtfreund die Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen. Walther hörte ruhig zu und ließ nachher wie zufällig den Namen des Hundes fallen, den Bertha bei der Fee gekannt hatte, auf den ſie ſich aber ſeitdem nie wieder hatte beſinnen können. Walther mußte alſo mehr wiſſen, als nöthig war.

Dieß verſetzte ſie in grauſame Beängſtigung. Eckbert aber war ſo erboßt, dieſem Walther vertraut zu haben, daß er ihm auflauerte und ihn mit der Armbruſt erſchoß. Aber Bertha ſtarb aus Kummer. Da fand ſich ein gewiſſer junger Hugo bei dem troſtloſen Wittwer ein, dem dieſer auch eine Zeit lang vertraute, bis die alte Hexe zu ihm kam und ihm plötzlich eröffnete, ſie ſey ſowohl Hugo als Walther, und habe dieſe Verkleidungen nur angenommen, um ſich an Bertha zu rächen, welche ſeine eigene Schweſter und dem Hirten nur von ſeinem Vater anvertraut geweſen ſey. Da wurde Eckbert wahnſinnig. Von tief romantiſchem Anklang, aber nicht gut durchgeführt.

Der treue Eckart und der Tannhäuſer. Nach der bekannten Sage, ſehr ſchön ausgeführt. Dem treuen Eckart läßt ſein grauſamer Lehnsherr, der Herzog von Burgund, nach einander alle ſeine Söhne hinrichten und verbannt ihn ſelbſt. Einſt aber, als der Herzog auf der Jagd verirrt iſt und verſchmachten will, hilft ihm der treue Eckart und der reuige Herzog ſetzt ihn ſtrikend zum Vormund ſeiner eigenen Söhne ein. Dieſe aber werden von einem zauberiſchen Spielmann in den Venusberg gelockt; da dringt Eckart in den Berg ein und kämpft mit der Zwerge ungeheuern Schaaren, bis er ihnen die Söhne ſeines Herrn wieder abgewonnen. Er ſelbſt aber ſtirbt an ſeinen Wunden und hält ſeitdem als Warner vor dem Venusberg Wache. Lange nachher kommt einmal der Ritter Tannhäuſer zu ſeinem alten Freunde, Friedrich von Wolfsburg, und erzählt ihm ſeine traurigen Schickſale. Er habe wegen einer Geliebten, die ihm untreu geworden, deren Bräutigam ermordet, ſie aber ſey aus Gram geſtorben. Dann habe er in wilder Verzweiflung den Böſen angerufen und habe von ihm ein Zauberlied gelernt, das ihn in den Venusberg geführt habe. Dort habe er gelebt, bis ihn die Sehnſucht nach der Heimath wieder herausgeführt. — Der Freund ſuchte ihn zu tröſten, aber in der Nacht entfloh der Tannhäuſer, nachdem er Wolfsburgs Gattin ermordet hatte, denn ſie eben war ſeine alte Geliebte. Wolfsburg ſelber aber mußte, weil er von Tannhäuſer einen Kuß empfangen hatte, vom Zauber fortgeriſſen, in den Venusberg folgen.

So vortrefflich der erſte Theil der Erzählung vom treuen Eckart iſt, ſo wenig genügt der letzte Theil vom Tannhäuſer. Man muß ſich wundern, warum Tieck ſich nicht ſtreng an die echte Volksſage gehalten hat, die viel ſchöner iſt.

Der Runenberg. Der junge Jäger Chriſtian wird von einem Fremden auf den geſpenſtiſchen Berg verlockt, wo er ein wunderſchönes Weib erblickt, die ſich vor ihm bis aufs Hemd auskleidet, ſich nackt in der vollen Majeſtät ihrer Schönheit zu ihm wendet und ihm ein goldenes Täfelchen reicht. Plötzlich iſt alles wie ein Traum verſchwunden. Er kehrt um, heirathet und tritt in die Pacht ſeines Schwiegervaters als Landmann. Nach langer Zeit kommt einmal ein häßliches altes Weib auf ihn zu, redet ihn als bekannt an und — verwandelt ſich, indem ſie abgeht, in die Schöne der Runenburg. Zugleich

erblickt er etwas Glänzendes im Grase und findet die goldene Tafel wieder. Von Stund an vom Zauber ergriffen, eilt er zum Runenberg und kehrt nicht wieder. Sein Weib Elisabeth heirathet einen Andern. Da kommt Christian endlich noch einmal wieder, aber nur, um seine Kinder zu sehen und eilt gleich wieder zum Berge. — In diesem Roman hat Tieck das Wesen der sogenannten Waldminnen glücklich erfaßt.

Liebeszauber. Emil, ein reicher Fremder in Rom, hatte sich in ein reizendes Mädchen, das ihm gegenüber wohnte, verliebt, als er durch den Fensterritz sehen mußte, wie sie in Gemeinschaft mit einer häßlichen Alten ein siebenjähriges Mädchen abschlachtete und ihm das Blut abzapfte. Ohnmächtig zurückfallend, verlor er die Erinnerung, nicht ahnend, daß jenes unschuldige Blut zu einem Liebeszauber benützt wurde, der ihn selbst umstrickte. Denn bald darauf war er Bräutigam jenes schönen Mädchens. Beim Hochzeitsfest aber sah er im maskirten Gefolge seiner Braut die Alte wieder und einen türkischen Dolch, den er damals getragen, und der ihn an die Schauderscene plötzlich erinnerte, und nun durchbohrte er mit demselben Dolche die Braut. Höchst ergreifende Schilderungen, nur im Eingang fehlend, sofern gegen einen schon Verliebten eigentlich kein besonderer Liebeszauber angewendet zu werden braucht.

Die fünfte Erzählung des Phantasus ist die Lebensgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence, von 1796, eine höchst liebliche Bearbeitung des bekannten Volksbuchs.

Die Elfen. Die kleine Marie geräth einmal in ein Tannenwäldchen, worin die Elfen wohnen. Zerina, eine junge Elfe, wird hier ihre Gespielin, lehrt sie aus Goldsand plötzlich Blumen hervorschießen lassen, sich auf Bäumen wiegen und fliegen ꝛc., zeigt ihr die liebreiche Elfenkönigin und den halb schlafenden gnomenhaften Metallkönig und macht eine kleine Reise durch die Elementarreiche der Luft, Erde, Wasser und Feuer. Auch lernt sie den Vogel Phönix kennen, dessen Ankunft das ganze Elfenreich in Bewegung setzt. Mit einem Ringe beschenkt wird sie wieder entlassen, unter der Bedingung, nie etwas von dem, was sie gesehen zu verrathen, indem ihr gesagt wird, die Elfen, die der ganzen Gegend Glück bringen, würden augenblicklich verschwinden und mit ihnen das Glück, wenn sie verrathen würden. Marie schweigt, wächst heran, heirathet und wird eine glückliche Mutter. In all dieser Zeit ist die Gegend voll Segen. Ihr Kind Elfriede aber erhält die kleine Zerina zur Gespielin, gerade so, wie sie einst ihre Gespielin gewesen war. Erst als einmal Zigeuner ausgewiesen werden sollen, die in jenem Tannenwäldchen hausend von den Elfen in Schutz genommen sind, und Mariens Gatte heftig auf sie schilt, verräth Marie in edlem Unmuth ihr Geheimniß und sagt, daß von dem Frieden jenes Tannenwäldchens der Segen der Gegend abhänge. Da nimmt Zerina Abschied, schon am andern Tage erfährt man, ein Fährmann habe die Elfen über den Fluß führen müssen, die ganze Nacht hindurch, und von Stund an herrscht Unglück in der Gegend und in Mariens Hause, alle

ſterben im Elend. — Schöne Auffaſſung der echten deutſchen Sage, nur der Phönix paßt nicht dazu.

Der Pokal. Ferdinand erblickt in der Tiefe eines goldenen Pokals durch Zauber eine nackte weibliche Geſtalt von verführeriſchen Reizen, will ſie küſſen und macht dadurch den Zauber verſchwinden. Nach vielen Jahren kommt er wieder einmal in dieſelbe Stadt, iſt bei einem Kaufmann zu Tiſch und erblickt ein Mädchen, das auffallend jener Schönen im Becher gleicht. Zu ſeinem Entſetzen kommt auch der nämliche Becher auf den Tiſch und geht um. Aber am Ende erfährt er, das ſchöne Mädchen bei Tiſch ſey die Tochter der älteren Dame, die ſich ihm als die Schöne des Bechers zu erkennen gibt. Eine ziemlich ſchwache Erfindung.

Ich ſchließe hier noch den „Pietro von Abano“ an, obgleich dieſe Novelle erſt ſpäter erſchien.

Petrus Apone, ein berühmter italieniſcher Arzt, verliebt ſich in die Leiche der reizenden Crescentia, weckt ſie durch ſeine Zauberkunſt wieder auf und lebt mit ihr, bis ſie einmal zu Oſtern dem Hochamt beiwohnt, die Nähe des Heiligen den Zauber löſt und ſie endlich wirklich ſterben kann. Wie ſie in ihrem lebend todten Zuſtand ihren Geliebten, Antonio, wiederſieht und ihm den von ihr begangenen Frevel geſteht, iſt eine erſchütternde Scene; abgeſchmackt dagegen, daß Antonio ſpäter durch Crescentia's ihr täuſchend ähnliche Zwillingsſchweſter entſchädigt wird.

Die lyriſchen Gedichte Tiecks ſind ſehr ſchön. Er gab eine Auswahl altſchwäbiſcher Minneſänger heraus und ahmte ſelbſt deren Form nach, nur daß er den grünen Wald mit noch viel jubelnderer Luſt beſang. Seine Waldlieder ſind das Schönſte, was wir in dieſer Art beſitzen. Keiner vertiefte ſich ſo innig in die deutſche Waldeinſamkeit, bald in kühner Jagdluſt mit welthallendem Waldhornklang, bald in trüber Melancholie, bald in ſüßer Liebesſehnſucht. Seine Liebeslieder haben die Einfachheit und Gewandtheit des echten Volksliedes, aber ſchon eine etwas ſüdliche romaniſche Gluth.

Geliebte, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnſucht und Kuß.

* * *

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Aufs glücklichſte drückt er den Zauber des Märchens aus, der ſeine beſten Dichtungen adelt.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Aber indem er Sterne, Wolken, Bäume, Blumen Wettgeſänge halten läßt, fällt er aus dem echten Volkston ſchon wieder zu ſehr in das Allegorienſpiel der Renaiſſance zurück. Oft tändelt er zu viel mit dem Wohllaut.

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen,
Ach, ſie trachten
Weit noch ferne,
Wo ſie wähnen
Schöne Sterne.

Dazu ſchlägt ſeine Liebe in Sonetten, wie in einem Blätterwalde aus. Seine italieniſche Reiſe beſingt er auf allen Stationen und beſondere Ehre in Lobliedern erweiſt er den Meiſtern der altitalieniſchen Muſik. Einiges Lehrhafte mahnt an Göthe.

Mag Tugend ſich und Laſter gatten,
Sie ſind nur Dunſt und Nebelſchatten!
Das Licht aus mir fällt in die finſtre Nacht,
Die Tugend iſt nur, weil ich ſie gedacht.

Auch andere „Zweifellieder“ beweiſen, wie in Tieck der poetiſche Egoismus, den er Göthe abgelernt, mit der Demuth der echten Romantik kämpfte. Erfreulich unter ſo vielen Liedern, worin ſich die ſubjektive Schwäche ausſpricht, erſcheint eine Erinnerung aus der Durchreiſe durch Tirol.

Wer da will Männer ſehn,
Geh' ins Tirolerland.

In Romanzen leiſtete Tieck nicht viel. Sein Arion iſt ſchwächer als der von Schlegel, ſein Sifrit und Weland in kurzen Verſen zu knapp behandelt. Nur der treue Eckart befriedigt durch die faſt bänkelſängeriſch einfache und doch edle Art des Vortrags.

In ſeinen letzten Jahren ſchrieb Tieck nur noch Novellen und einige

Romane, in denen seine Romantik ausgeglüht hat und er sich höchstens noch auf den Standpunkt der alles belächelnden Ironie stellt.

Der Wassermensch, eine ästhetische Conversation, worin Schillers Taucher dem Göthe'schen Fischer hintenangesetzt wird. Der Mondsüchtige, worin alles abermals auf eine Huldigung Göthe's wegen seines Mondliedes hinausläuft. — Die Sommerreise, aus Tiecks Jugendzeit, frisch erzählt, aber wieder voll Göthomanie. — Auch in vielen andern Novellen Tiecks wird über Literatur und Poesie conversirt, immer leicht und ironisch. Das Beste dieser Art ist „die Vogelscheuche". Einer hat einen ledernen Automaten, eine Vogelscheuche, mit vieler Kunst gefertigt, derselbe wird ihm gestohlen, er glaubt ihn aber in einem Herrn von Lederbrinna wiederzuerkennen, der eine lederne Akademie gestiftet hat (Theodor Hell) und verlangt vor Gericht seine Auslieferung. Der Lederne wird jedoch frei gesprochen und behauptet das Feld gegen die Phantasten. In dieser Novelle, die vortrefflich geschrieben, aber etwas zu lang gedehnt ist, kommt unter anderem eine Vertheidigung der Schminke vor, die an die besten Excurse Jean Pauls mahnt. — Auch im jungen Tischlermeister ergeht sich Tieck in literarischen Bemerkungen, namentlich in einem breiten Lobe des Göthe'schen Götz. Im übrigen handelt es sich um die in späteren Jahren fortgesetzte Jugendfreundschaft zwischen einem Edelmann und einem ehrbaren Tischler. — Das alte Buch oder die Reise ins Blaue macht Athelstan zu einer neuen Verkörperung des Oberon und zugleich Personification der poetischen Kraft. Als Ergänzung und Befriedigung dieser Kraft ist ihm Gloriana, eine neue Verkörperung der Titania, zugesellt. Sie verkehren mit den größten Dichtern aller Zeiten und beherrschen frei das selige Reich der Poesie. Athelstan kommt inzwischen in Conflict mit der modernen Muse, die sich für Poesie ausgibt und das Gegentheil davon ist.

Verführt von Göthe ließ es sich Tieck auch angelegen seyn, Poeten zu Helden zu machen. In seinem „Dichterleben" von 1826 und im „Dichter und sein Freund" schildert er des großen Shakespeare's Jugend, aber Shakespeare gleicht hier nicht sowohl sich selbst, als dem pretiös sich herablassenden Göthe. Im „Tode des Dichters" langweilt sich Tieck an den Qualen des armen Camoens.

In andern Novellen treten seltsame Charaktere und Sonderlinge auf oder werden Thorheiten der Zeit verspottet. So in den Wundersüchtigen die maurerische Geheimnißkrämerei, in den Wunderlichkeiten die Kunstliebhaberei. In der Gesellschaft auf dem Lande wird der Uebergang von der alten zur neuen Mode und das Abschneiden des Zopfes sehr anmuthig geschildert. Im Zauberschloß ist nur die Episode von der wilden Eng-

länderin von Intereſſe. Dieſe ſchöne, aber prude Amazone weiſt alle Männer ab, bis ſie einmal beim Abſteigen vom Pferde ausgleitet, ſo daß ihr Liebhaber ſie völlig entblößt ſieht. Da befiehlt ſie ſelbſt dem doppelt überraſchten Liebhaber, ſie auf der Stelle zu heirathen, denn nur ihr Gatte dürfe geſehen haben, was er ſah. Minder heiter iſt „Eigenſinn und Laune“, weil hier ein ähnlicher weiblicher Sonderling die Folgen ihrer Wunderlichkeiten ſchwer tragen muß. Sie wollte nämlich zwanglos ohne Ehe lieben und wurde entehrt. Im Geheimnißvollen ſchildert Tieck einen jungen Mann, der die unwiderſtehliche Neigung hat, zu lügen und ſich für etwas Anderes auszugeben, als er iſt. In den muſikaliſchen Leiden und Freuden ſpricht Tieck ſehr ſchön über Muſik.

Eine der anmuthigſten Novellen Tiecks ſind „die Reiſenden“.

Ein junger Edelmann wird auf einige Zeit zu ſeiner Beſſerung in ein Irrenhaus gebracht und läßt ſich aus Langeweile und durch die unwiderſtehliche Macht des Beiſpiels von einem Irren überreden, es liege ein Schatz im Keller verborgen, den er zu heben eifrig mithilft. Endlich wird auch der Director der Anſtalt angeſteckt, hält ſich allein für verrückt und alle ſeine Irren für geſcheidt und entläßt ſie freiwillig.

Mehrere Novellen Tiecks handeln von glücklicher Liebe. Der „Gelehrte“, ein Bücherwurm, macht endlich ein armes im Hauſe zurückgeſetztes Mädchen glücklich. Eine junge Gräfin, die ihrem bürgerlichen Geliebten entſagen muß, wird zufällig durch deſſen Mutter aus großer Gefahr gerettet und darf ihn nun heirathen. In den „Abendgeſprächen“ gibt ſich eine lange geſuchte Cäcilie endlich dem ſie Suchenden als Jokei zu erkennen, der mit ihm ſelbſt gereist iſt. Im „Alten vom Berge“ werden die Liebenden verbunden, nachdem ein Böſewicht von Nebenbuhler entlarvt iſt. Hieher gehören noch „Liebeswerben“ und „Waldeinſamkeit“. Rührend iſt „der Weihnachtsabend“, in welchem eine arme Wittwe ihren verloren geglaubten Sohn in Glück und Wohlſtand wiederkehren ſieht Aehnlich „des Lebens Ueberfluß“.

Ins romantiſche Gebiet der Wunder reichen noch einige Novellen hinein. Im „Schutzgeiſt“ rettet eine Gräfin, von ihrem Schutzgeiſt geleitet, ihrem Sohn das Leben. In der „Klauſenburg“ wird der umirrende Geiſt einer Ahnfrau dadurch erlöst, daß ihr Nachkomme einmal eine Bürgerliche heirathet zur Sühne eines von der Ahnfrau an einem armen Weibe begangenen Verbrechens.

Ein Paar Novellen Tiecks sind historisch: „die Glocke von Aragon", ein Bild aus der spanischen Geschichte; „der griechische Kaiser", die tragische Geschichte Balduins von Flandern, der einige Jahre lang lateinischer Kaiser in Konstantinopel war.

In der größern, aber unvollendet gebliebenen Novelle „der Aufruhr in den Cevennen" (1826) machte sich Tieck an eine Aufgabe, welcher er nicht mehr gewachsen war.

Edmund, ein junger Cavalier und eifriger Royalist, zieht mit gegen die Camisarden zu Felde, wohnt aber einmal zufällig einer Andacht derselben bei, bekehrt sich und tritt auf ihre Seite. Mit seinem raschen Feuer contrastirt die Ruhe eines katholischen Geistlichen, mit dem er sich in ein Religionsgespräch einläßt. Der Schluß fehlt. Tieck hätte auch keinen befriedigenden zu Stande gebracht, da Gegenstände so ernster Art nicht mit Ironie abgefertigt werden können.

Eine große Verirrung Tiecks war 1840 sein Roman „Vittoria Accorombona".

Die Geschichte einer italienischen Dame, die von ihrem Gemahle an einen Cardinal verkuppelt werden soll, selber aber die Ehe schon geistig mit einem Herzog bricht, den sie liebt. Der Herzog vernichtet den Plan des Cardinals, der dafür den ehrlosen Kuppler und Gemahl erdolchen läßt. Als Wittwe kann sich V. nun ganz dem Herzog hingeben und lebt mit ihm in paradisischer Wonne, bis auch ihn das Gift der Rache hinrafft.

Eine ganz wüste Geschichte und von sehr zweifelhafter Moral.

Tiecks Schwager, August Ferdinand Bernhardi, gab 1797 „Bambocciaden" heraus, eine Sammlung gemischter Erzählungen und Lustspiele, auf die ohne Zweifel Tieck Einfluß übte, die aber nicht Gehalt und Bedeutung genug hatten, um nicht vergessen zu werden; derselbe Bernhardi stand Tieck und Schlegel bei im Kampfe wider Kotzebue, der die Romantiker mit wüthendem Hasse verfolgte.

Tiecks Schwester, Sophie Bernhardi, in zweiter Ehe v. Knorring, gab zu Berlin 1804 „dramatische Phantasien" heraus, in recht schönen Versen, aber nur ein sehr blasses Abbild der Romantik ihres Bruders, gleichsam in einem etwas bewegten Wasserspiegel, in dem Farben und Formen in einander rinnen.

Es sind drei phantastische Dramen, in denen je am Schluß ein alter König aus dem Schlaf oder aus einer Einsiedelei durch seine glücklichen Kinder

geweckt wird. Das iſt im letzten Stücke „Frühlingszauber“, eine Allegorie des Naturlebens ſelbſt.

Ihr Epos „Flore und Blanchefleur“ von 1822, in achtzeiligen Stanzen, führt den bekannten Stoff (vgl. Theil I. S. 4) etwas breit aus. Zuletzt erſchien noch 1836 ein von ihr hinterlaſſener Roman „Evremont“.

Ein lebendiges Gemälde aus Preußens Unglückszeit von 1806—1813. Der Held, ein verlorener Sohn erſter Ehe, wird in einem ſchwerverwundeten jungen franzöſiſchen Offizier wiedererkannt, den man auf das Schloß ſeiner Gräfin Mutter bringt. Deren zweiter Gemahl, des Jünglings Stiefvater, bewährt unter mancherlei Aufregung einen klaren, ruhigen, edeln Charakter. Auch alle Nebenfiguren ſind meiſterhaft gezeichnet.

Friedrich Schlegel, der Bruder Auguſt Wilhelms, mit Tieck befreundet, ſchritt geradeaus dem Ziele der Romantik zu, von dem ſich Tieck ſo weit entfernte. In Tieck glauben wir eine halbſlaviſche, leichtblütige, kobold- und elbenartige, mehr der heidniſchen Märchenwelt als der mittelalterlichen Kirchenpoeſie zugeneigte Natur zu erkennen, während Schlegel mehr die deutſche, niederſächſiſche Feſtigkeit offenbart. Auch er fiel in Verlockung, aber er riß ſich mannhaft los. Gerade je weiter er in ſeiner berüchtigten Lucinde verirrte, um ſo mehr Energie und Dauer gewann ſeine Bekehrung. Man hat es den Romantikern zum ſchwerſten Vorwurf gemacht, daß ſie in den neunziger Jahren in eine Art von Wolluſtraſerei verfielen, und doch war ihre kurze Tollheit eher zu entſchuldigen, als die langſame, ein halbes Jahrhundert fortgeſetzte Unterwühlung jeder ſittlichen Autorität und Pflicht in den Schriften von Wieland, Göthe, Kotzebue. Friedrich Schlegels Roman „Lucinde“ von 1799 erinnert an Wieland und Heinſe.

Julius liebt erſt unerfahrene Jungfrauen und allzuerfahrene Hetären bis er die Lucinde, eine moderne Aſpaſia findet, die mit dem raffinirteſten Körpergenuß zugleich den geiſtigen zu verbinden weiß. Das ganze Buch iſt angefüllt mit Reflexionen über dieſe Vereinbarung ſinnlicher und geiſtiger Wolluſt als das Höchſte auf Erden. Zugleich iſt das Buch eine Entſagung des männlichen Geſchlechts zu Gunſten des weiblichen. Der Dichter behauptet S. 197, die Weiber allein ſeyen mitten in der Corruption der Bildung reinere Naturmenſchen geblieben, und während der Mann immer zu heiß oder zu kalt ſey, wohne nur den Weibern dauernd die Wärme bei, in der das ſchönſte Maaß wie das ſüßeſte Glück liege. Mit dieſer weiblichen wolluſtigen Wärme

ſucht er nun ſein ganzes Buch zu durchdringen, in dem die verführeriſcheſten Scenen der Luſt mit geiſtvollen Reflexionen abwechſeln.

Dieſe ſ. g. Religion der Wolluſt gefiel damals. Selbſt der berühmte Theologe Schleiermacher ſchrieb beifällige Briefe über die Lucinde. In dem Roman „Florentin", der Schlegels Gattin zugeſchrieben worden iſt (1801)

iſt der Held als Maler ein etwas zahmerer Ardinghello, ſchwängert ſein weibliches Modell und geräth nachher in Raſerei, weil ſie das Kind abtreibt. Dann ein das poetiſche Recht herſtellender ſchöner Traum von Kindern.

Das Trauerſpiel „Alarcos" war ein Einfall Friedrich Schlegels und ſteht mit ſeinen großartigeren Werken nicht im Einklang.

Graf Alarcos hat um die Hand der Infantin geworben, nachher aber eine Dame geringen Standes geheirathet, Clara. Der König macht ihm ſchwere Vorwürfe, Clara aber iſt ſo großmuthig, ſich ſelbſt umzubringen, damit er die Infantin heirathen kann. Er will ſich aber an Großmuth nicht übertreffen laſſen und tödtet ſich gleichfalls.

Das Schönſte unter den wenigen Poeſien Friedrich Schlegels ſind ſeine lyriſchen Gedichte. Obgleich auch er, wie ſein Bruder, claſſiſche Formen nicht verſchmähte und ein Lehrgedicht „Herkules Muſagetes" in Hexametern ſchrieb und in ſeiner „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) altindiſche Dichtungen übertrug, dazu Altſpaniſches von legendenhaftem Inhalt ꝛc., blieb ſein Herz doch dem Vaterlande in ſteter Treue zugewendet. Zu Anfang des Jahrs 1800 ſchrieb er eine ſehr patriotiſche Mahnung „an die Deutſchen".

Vergeßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!

Vom echteſten Heimathsgefühl zeugen ferner Friedrich Schlegels wunderbar ſchöne Gedichte „vom verlornen Schloß":

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See ꝛc.

und „vom Speßhart".

Jahrtauſende wohl ſtandſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kuhn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn
Und webteſt fort dein Grün.

den Handelsverhältniſſen ſo günſtig iſt, aufrecht zu halten und zu beſchützen. Belgien iſt einer der beſten Kunden Frankreichs, einer der vorzüglichſten Lieferanten von Materialien und Abnehmer ſeiner Waaren. Als Holland und Belgien noch vereint waren, hatte der wechſelſeitige Handel wenig Thätigkeit und Bedeutung; ſein großer Aufſchwung muß vom Revolutionsjahre 1830 an datirt werden.

Aber mit keinem Lande der Welt macht Frankreich jetzt bedeutendere Geſchäfte und treibt einen ausgebreiteteren Handel als mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Auch dieſem Lande hat Frankreich einſt geholfen, ſeine Unabhängigkeit zu erwerben, und die jetzige franzöſiſche Regierung erntet die Früchte deſſen, was die Regierung Ludwigs XVI. ausgeſäet hatte. Die Triebfedern der damaligen Politik waren die Rivalität mit England und die öffentliche Meinung, welche ſich zu Gunſten der Freiheit und Unabhängigkeit der engliſchen Kolonien in Nordamerika laut ausſprach. Zwar hoffte man dadurch auch einige Handelsvortheile zu gewinnen, war jedoch weit entfernt zu ahnen, welche außerordentliche Entwickelung dem franzöſiſchen Handel mit Nordamerika bevorſtehe. Und wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung Nordamerikas anſehnlich wächst, und daß in minder als dreißig Jahren dieſe Bevölkerung doppelt ſo ſtark ſeyn kann, als jetzt, ſo läßt ſich nicht abſehen, wie hoch der Handel zwiſchen beiden Ländern noch ſteigen, und welchen Einfluß er auf den geſammten Gewerbfleiß und Handel Europas ausüben wird. Nordamerika muß Frankreich mit dem größten Theile des Bedarfs an Baumwolle, die jetzt das wichtigſte Material der Gewebefabrikation iſt, mit Tabak und andern Naturprodukten verſehen, und Frankreich liefert den Nordamerikanern dagegen die meiſten Luxuswaaren, welche der nordamerikaniſche Gewerbfleiß nicht hervorzubringen vermag. Im J. 1836 betrug die Einfuhr aus den Vereinigten Freiſtaaten in Frankreich 110,769,640 Fr. und die franzöſiſche Ausfuhr nach Nordamerika 238,874,057 Fr. Es iſt alſo klar, daß das gute Einverſtändniß mit den Freiſtaaten wichtiger iſt, als das mit irgend einem andern Lande, und daß kein europäiſches Kontinentalland den Franzoſen ähnliche Märkte darbietet, wie Nordamerika. Dies fühlt man auch in Frankreich recht wohl, und daher richtet ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr nach Havre, dem

Der Romantik leiſtete Friedrich Schlegel Vorſchub durch ſeine Bearbeitungen des Roland, Merlin, Luther und Maller, durch verſchiedene kritiſche Schriften über Kunſt und Literatur, am meiſten aber durch ſeine philoſophiſchen Arbeiten und durch ſeine Vorleſungen über Geſchichte. Hier nämlich trat er zuerſt mit großer Geiſtesüberlegenheit dem Vorurtheil entgegen, welches das vorige Jahrhundert beherrſcht hatte, nämlich der Ueberſchätzung der alten und der modernen Welt auf Koſten des Mittelalters. Er zuerſt lehrte wieder, in die Nacht des Heidenthums habe das Licht des Evangeliums geſtrahlt, und aus der tiefen Corruption des Alterthums habe nur das ſittliche Princip des Chriſtenthums zu retten vermocht, und auch das moderne Heidenthum und die moderne Corruption könne auf keine andre Weiſe überwunden werden, als durch die alte, ewig die eine und gleiche Kirche. Gegen dieſe Lehre empörte ſich begreiflicherweiſe die ganze gebildete Welt, der Voß längſt eingeſchärft hatte: Im Anfang gingen die Menſchen auf allen Vieren, bis griechiſchem Geiſt das erſte Licht der Civiliſation entſtrömte. Herrlich glänzte das claſſiſche Alterthum in dieſem Licht, da brach die Finſterniß des Mittelalters herein, rabenſchwarze Nacht des Pfaffenthums. In dieſe brachte wieder Luther das erſte, noch ſchwache, der Humanismus aber, die Renaiſſance und die moderne Claſſicität und Philoſophie das volle Licht.

Joſeph Görres, Profeſſor in Coblenz, geborner Katholik, erfaßte, obgleich kein Dichter, doch die Romantik am tiefſten und bewies, daß ihre Anſprüche nicht auf das formelle Dichten ſich beſchränken. Indem er im Anfang des Jahrhunderts einige Jahre in Heidelberg zubrachte, wirkte er auf den dort verſammelten Kreis genialer Dichter eben ſo principiell ein, wie früher Novalis auf Tieck und Schlegel, denn er beſaß unter allen den tiefſten, klarſten und umfaſſendſten Geiſt. Ihm erſchien die ganze moderne Bildung ſeit der Reformation und Renaiſſance als eine Krankheit, an welcher das deutſche Volk zehre, oder als ein ſchwerer Alp, der auf ihm laſte, und er ſah das Heil nur in der Wiederfindung der eigenen deutſchen Urnatur, des alten Reichs und der alten Kirche.

Die nächſten Beſtrebungen dieſes Heidelberger Kreiſes gingen dahin, die alten Volkslieder, Volksbücher, Volksſagen, die altdeutſchen Dichtungen, die altkatholiſche Legende wieder zu Ehren zu bringen. v. Arnim und Brentano ſammelten ſeit 1806 in „des Knaben Wunderhorn“ die

alten Volkslieder, Görres 1807 die „Volksbücher“. Alle drei gemeinsam gaben 1808 die „Einsiedlerzeitung“ heraus, worin sie theils alte deutsche und romantische Dichtungen sammelten, theils die classischen Philister, besonders den alten Voß verspotteten. Die noch sehr jungen Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in Cassel sammelten seit 1812 Volksmärchen, ebenso Büsching in Breslau 1807 Volkslieder und 1812 Volkssagen. Von der Hagen gab 1807 das Nibelungenlied heraus, das jetzt zum erstenmal wieder einen weiten Leserkreis fand. Gräter in Ulm, der schon 1789 mit nordischer Literatur beschäftigt war und die skandinavischen Dichtungen durch Uebersetzungen verbreitete, kann doch kaum zu den Romantikern gerechnet werden, weil er noch Klopstocks classischen Bardenton festhielt. Das waren die ersten Anfänge eines Studiums, welches seither ununterbrochen alle Schätze altdeutscher Dichtung wieder zu Tage gefördert und das vergessene und verachtete Mittelalter unserer Nation in einem neuen Glanze gezeigt hat.

Natürlicherweise war das die stärkste Reaction der deutschen Natur gegen die classische seit drei Jahrhunderten herrschende Unnatur. Aber so sehr war der größte Theil der gebildeten Welt schon von der classischen Schule verzogen, daß er die neue Erscheinung nur mit Staunen, Mißtrauen und Widerwillen aufnahm. Am meisten tobte dagegen Napoleons damaliger Lobhudler Baggesen und in Heidelberg selbst der vom badischen Großherzog dahin berufene Voß im Geist und Interesse der damaligen Rheinbundpolitik.

Aber auch der alte Göthe erklärte sich entschieden gegen die Romantiker. Sein plötzlich erwachter Eifer für das Classische, sogar für die Renaissance erklärt sich aus seinem Widerwillen gegen Novalis, Tieck, Wackenroder und die durch sie zunächst bei den Malern erweckte Begeisterung für altchristliche, mittelalterliche, altdeutsche Kunst. Die Nazarener, wie man diese romantischen Maler nannte, welche größtentheils katholisch wurden und unter denen Overbeck den größten Ruhm erlangte, waren ein Greuel für Göthe, der unter den Malern einzig die mattherzigen Tischbein und Hackert pries. Er entzündete in Weimar eine künstliche Begeisterung für das Classische, ließ Plautus und Terenz, Corneille und Racine aufführen, übersetzte selbst Voltaire's Mahomed und Tancred und bewog Schiller, die Phädra von Racine zu übersetzen.

Unter den Satiren gegen die Romantiker finden wir aus dem Jahr 1808 eine anonyme Comoedia divina,

die aus drei Vorreden, einigen Scenen und einer Blumenlese aus den Schriften von Novalis, Görres, Fr. Schlegel ꝛc. besteht. Sie deckt die schwachen und bedenklichen Seiten der Romantik, insbesondere die Frechheit der Lucinde auf, erklärt aber auch manche Aussprüche der Romantiker für Unsinn, wo sie es keineswegs sind. Wie gemein die Auffassung ist, mag daraus erhellen, daß hier Novalis in eine Gans verwandelt und von einem in einen Fuchs verwandelten Buchhändler gefressen wird.

Dagegen kam der Schmerz der Zeit und das allmählig immer stärker erwachende Nationalgefühl unter dem Druck Napoleons der Romantik zu Statten. Die gebildete Jugend fand da keinen Trost mehr bei den Glassikern, sondern versenkte sich viel lieber in die Erinnerung der deutschen Vorzeit, jener herrlichen Kaiserzeit, in welcher die deutsche Nation die herrschende in Europa gewesen war. Die Stimmung bis zum Jahr 1813 wurde immer romantischer und von allen Seiten standen Dichter auf, die theils mit schmetternden Trompetenklängen zum Kampfe riefen, theils die Heldenbilder der Vorzeit in die Gegenwart hineinmalten.

Göthe ließ diesen romantischen Sturm vorüberbrausen, fing aber 1817 in seinem „Kunst und Alterthum“ schon wieder an, „gegen die neudeutsche religiös-politische Kunst“ mit verbissenem Hasse zu eifern.

3.

Patriotische Dichtung.

Unter den romantischen Dichtern faßte keiner die Bedeutung der Schmach und Erhebung Deutschlands zur Napoleonischen Zeit so tief auf, wie Max v. Schenkendorf, welcher aus Tilsit gebürtig als Regierungsrath in Coblenz 1817 gestorben ist. Er nämlich erkannte, daß es sich um eine Wiedergeburt der Nation und Kirche handle, daß das Unglück Deutschlands nicht von Napoleon, sondern von viel früher herrühre, von der traurigen Zeit an, in welcher man den alten Glauben, die alte Sitte aufgegeben. Deshalb geht durch die Gedichte Schenkendorfs (1814 und 1815, später noch in einer Gesammtausgabe erschienen 1837) ein nicht blos ritterlicher, sondern auch frommer Ton. Deshalb

ruft er nicht blos die deutsche Jugend zum Streit in den schönen Liedern „erhebt euch von der Erde", „Freiheit, die ich meine", im „Landsturmliede" ꝛc., und ehrt das Andenken unlängst für das Vaterland gefallener Helden, wie in dem lieblichen Liede auf Andreas Hofer, sondern er mahnt auch an die Vorzeit, an die Ehren, die verloren gingen und wieder errungen werden müssen, in den schönen Liedern vom Straßburger Münster, vom Dom zu Speyer, vom Rhein („Es klingt ein hoher Klang" ꝛc.), vom 1000jährigen Todestage Karls des Großen (28. Januar 1814), in der Mahnung an den Kaiser ꝛc. Ueberall erinnert er an die Kaiserzeit, das Mittelalter und wünscht im neuen Frühling der Nation nur den alten wiederzufinden. Seine wärmste Liebe hat er in den Frühlingsgruß an das Vaterland gehaucht: „Wie mir deine Freuden winken".

Als Sänger der Freiheit und Frömmigkeit zugleich stand ihm Ludwig Giesebrecht am nächsten, ohne seinen poetischen Werth zu erreichen.

Poetischer als alle andern, wenn auch nur in Prosa, faßte Görres in seinem Rheinischen Merkur die romantische Wendung im Jahr 1813 auf. Keiner wie er sprach in so flammenden Worten die Wahrheit aus, daß wenn wir nicht zur Einheit der Kirche und des Reichs zurückkehren, alle unsere Siege vergebens erfochten sind.

Nur augenblickliche Kampflust und Siegestrunkenheit charakterisirt andre Dichter des Befreiungskampfes.

Ernst Moriz Arndt, geboren auf der Insel Rügen, machte am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Reisen in Süd und Nord, entwich als Professor zu Greifswald vor Napoleon 1808 und schürte den deutschen Patriotismus durch feurige Reden und Lieder, die ihm besonders in den Jahren 1813—1815 seine Unsterblichkeit sicherten. Mit Stein nach Deutschland zurückkehrend als dessen Sekretair, wurde er Professor in Bonn und baute sein Haus am Rhein, wurde jedoch nach den Karsbader Beschlüssen lange suspendirt, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn herstellte. Eine kräftige, derbe Persönlichkeit, grundehrliches norddeutsches Wesen, ein zarter Sinn für das Häusliche, die Kinder und ihre wunderbare Märchenwelt, Lust an geselliger Freude, männlicher kriegerischer Ernst, Zorn gegen alles Undeutsche haben ihn bei Jung und Alt und selbst bei den Gegnern populär gemacht.

Er ſchrieb zuerſt eine „Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Italien“ 1800, „durch Schweden“ 1806. Seine Gedichte von 1803 enthalten Oden, Dithyramben und viele lange poetiſche Epiſteln an Freunde, worin noch ſehr der claſſiſche Geſchmack vorherrſcht, Bacchus und Amor und die horaziſche Lebensweisheit geprieſen werden, daneben aber auch ſchon echt deutſche Lieder. Ganz Klopſtockiſch iſt „Hermanns Siegeslied“ von 1787.

Wodan! Donnerer, ſie ſanken
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch den ſchlanken
Teutſchen Todesſpeer.

An Herder und Schiller zugleich mahnt das ſchöne Lehrgedicht:

Heilig ſind die Schlüſſel der Herzen
Bei Göttern und Menſchen.

Die ganze männliche Freiheitsluſt Arndts beſeelt das Gedicht „Natur“, worin er ausruft:

O ſo nehmt, ihr hochfliegenden
Vögel! nehmt mich mit, o Falken!
Tragt mich, tragt, wo der Punkt wird
Die Erde, die Sonne funkelt dem Blick
Ein ſtrahlendes Feuergebirg!

Das iſt der Schwung Hölderlins, aber mit ungebrochenen, nie zu brechenden Flügeln. In ſeinen ſpäteren Gedichten ſchlägt das kriegeriſche Feuer vor. Ein guter Theil der Arndt'ſchen Lieder ſind wahre Volkslieder geworden und werden hunderttauſendſtimmig, ſo weit es Deutſche gibt, geſungen. Vor allem das Lied „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ In allen Liederbüchern finden wir wieder: „Sind wir vereint zur guten Stunde“, „Wer iſt ein Mann? wer beten kann“, „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte“ ꝛc. Welcher unter unſern ältern Leſern erinnert ſich nicht noch, mit welcher jubelnden Luſt vor vierzig Jahren das Blücherlied von Arndt erklang „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus“ ꝛc., und mit welcher Wehmuth die Lieder auf Schill „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“ ꝛc. und auf Scharnhorſt „Wem ſoll der höchſte Preis ſeyn?“ Und wer kennt endlich nicht die frohen Trinklieder unſres Arndt „Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen, drum

ſchenkt mir ſüßes Feuer ein“ ꝛc., und „Bringt mir Blut der edlen Reben, bringt mir Wein!“

Arndt dichtete auch Romanzen und wählte dazu manchen ſchönen Stoff, z. B.

Rudolph von Burgund wird von einem Mädchen geliebt, die ihm unerkannt als Page dient und als er ſchwer verwundet daliegt, ſich das Hemd abreißt, um ihn zu verbinden. Als der König ihr Geſchlecht erkennt, erhebt er ſie zum Lohn ihrer Treue zu ſeiner Gemahlin.

Ein Luſtſpiel Arndts „der Schab und ſeine Familie“ verſpottet (1804) einige damalige Philoſophen und Pädagogen.

Arndts „Märchen“ von 1818 enthalten ſehr treue Züge aus echten Volksmärchen Norddeutſchlands, aber auch viel Willkührliches und ſind etwas zu breit erzählt.

Das Märchen von den ſieben Mäuſen iſt volksthümlich, auch das vom ſtarken Klas Avenſtacken Grad Durch, vom Wehrwolf, vom Johann Dietrich und den Eiſen.

Aber das Märchen von einem in ein Schneeflöckchen verwandelten Mädchen, das vom Erdwürmchen, vom Rattenkönig Birlibi ꝛc. ſind Spielereien einer ſchon ganz modernen Einbildungskraft. Die Märchen vom Zaunkönig und Wiedehopf ſind eben ſo modern und willkührlich und paſſen um ſo weniger, als man echte deutſche Volksmärchen vor ihnen hat, die viel ſchöner ſind. Daß die Geſchichte der Prinzeſſin Anemone, die geſtorben iſt, weil ſie die Seufzer erlöſen wollte, kein echtes Volksmärchen enthält, verſteht ſich gleichfalls von ſelbſt. So im erſten Theil. Der zweite iſt noch weniger befriedigend.

Die politiſch-philoſophiſchen Jugendaufſätze Arndts ſind vergeſſen, nur ſeine feurigen Flugſchriften aus den Befreiungsjahren noch im geehrten Andenken, beſonders „Der Rhein, Deutſchlands Fluß, nicht Deutſchlands Grenze.“ Im Alter ſchrieb Arndt in mehreren Werken die Erinnerungen ſeines Lebens nieder, ein wenig redſelig, aber immer noch feurig und friſch.

Ein ehrendes Andenken verdient Karl Chriſtian Wolfart aus Hanau, welcher unter dem Druck Napoleons in ernſten und würdevollen Trauerſpielen an Gott und Vaterland appellirte. Seine „Katakomben“ von 1809 zeigen uns die erſten Chriſten ſtandhaft unter Nero's blutiger Tyrannei, ſein „Hermann“ malt den Sieg der Deutſchen über die Römer.

Hieher gehört auch ein früh verſtorbener Ehrenmann. Johann Gottfried Seume aus der Gegend von Weißenfels ſtudirte in Leipzig.

wurde aber auf einer Reise nach Paris von hessischen Werbern ergriffen und nach Amerika verkauft, wo er den Engländern als gemeiner Soldat im Kampfe gegen die Volksfreiheit dienen mußte. Die gemeinste Rohheit, in welcher der Kamaschengeist des alten Europa und der Geist amerikanischer Sklavenhändler sich wechselseitig überboten, umgrinsten den edeln Mann Tag und Nacht, wie Frazzen der Hölle. Dann kam er nach Rußland und Polen, wo die Knute nicht lieblichere Melodien sauste, als in Virginien. Dann fand er sein theures Vaterland in der tiefsten Schmach und Entehrung unter Napoleons eiserner Ruthe. Seine Freiheit und Patriotismus athmenden Schriften sind voll von Ingrimm über die damaligen Zustände, über den Geist, wie er war vor der Schlacht bei Jena. Aber einsam mit seinem gekränkten Herzen und knirschenden Unmuth mußte er umherirren im Vaterlande. Er konnte es nicht aushalten. Da machte er einen Spaziergang nach Syrakus, um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Alterthum zu träumen. Bald aber schlief er zu einem schönern Traum ein und starb, um die Deutschen ewig daran zu erinnern, wie unglücklich man trotz allem Geist als eine Deutscher seyn kann, und um wie viel unglücklicher, je mehr man Deutschland liebt. Seine Lebensbeschreibung, sein Spaziergang nach Syrakus, sein Sommer 1805, seine Aufsätze und Aphorismen, worin sich sein männlicher Charakter treu abspiegelt, sind interessanter als seine Dichtungen, welche hinter der Büste des ernsten Mannes zu sehr den classischen Zopf herabhängen lassen. Er ist etwas pathetisch wie Klopstock und Schiller (seine Minna an der Harfe copirt nur Schillers Laura am Clavier) und tobt gegen Pfaffen und Bonzenthum wie Voß, als ob die arme Kirche, die damals so schwer mit unserem Vaterlande litt, an den Leiden schuld gewesen wäre. Er flüchtet in die antike Welt, um alte Römertugend und Griechenfreiheit aufzusuchen. In einem Trauerspiel in Jamben verherrlicht er den Miltiades. Er flüchtet auch ein paarmal, um sich zu zerstreuen, in die Idylle (das polnische Mädchen und die Weinlese). Besser als alle seine andern Sachen aber sind die kräftigen, muthigen Lieder, worin er mitten in der Franzosenzeit dem deutschen Hermann sein feuriges Opfer bringt, mitten in der Schande an die Ehre mahnt und furchtbare Anklagen erhebt.

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit fliehn wir, wie die Pest.
Eh man öffentlich, was recht ist, ehrt,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheert,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten
Stolz auf Knechtschaft, hin ins fremde Land.
Kriechen dort in der Clienten Heere ꝛc.

Neben Seume muß sein Freund Heyno, Freiherr v. Münchhausen genannt werden, der schon 1791 ein Schauspiel „Sympathie der Seelen" und 1797 mit Seume „Rückerinnerungen" herausgab und 1801 „Versuche". Seine Gedichte sind von gleicher Freiheits- und Vaterlandsbegeisterung durchdrungen.

In Oesterreich trauerte Mathias Schleifer über die Schmach des Vaterlandes. Seine Gedichte wurden erst 1847 wieder gesammelt und gehen bis auf 1797 zurück. Sie feiern den Erzherzog Karl und klagen tief über den greulichen Verfall der Sitten in der Franzosenzeit.

Heinrich Joseph von Collin, k. k. Hofrath in Wien (wo er 1811 starb), ahmte Schiller nach, wie früher Denis den Klopstock, nämlich mit übertriebenem Pathos und Schwulst. Jedoch zeichnet ihn eine warme Vaterlandsliebe aus. Als Oesterreich dem gewaltigen Napoleon unterlag, hörte Collin nicht auf, sein Volk zu ermuthigen, namentlich in seinen Wehrmannsliedern. Auch in seinen Trauerspielen erfreut zuweilen das edle Feuer der Freiheitsliebe und des Patriotismus, im Uebrigen sind sie Epigonenarbeit voll hohler Phrasen, hochtrabender Rede und falscher Empfindsamkeit.

1) Regulus. Für die patriotische Aufopferung des römischen Helden, die eines Jeden hohe Bewunderung erwecken muß, kann nur dann das Herz abgekühlt werden, wenn sie, wie hier, zur phrasenreichsten Tugendprahlerei breit geschlagen wird. Attilia, des Regulus Gattin, kommt ihm, um ihn zum Bruch seines Eides zu bewegen, ganz kotzebue'sch mit Thränen und obligaten Kindern. 2) Coriolan. Auch hier langweilige Phrasen. 3) Polyxena. Einige Abwechslung von den Schiller'schen Jamben gewähren hier die eingestreuten kurzen Versmaße; aber sie nehmen sich im Munde der ernsten Cassandra unwürdig und possirlich hüpfend aus. Am Ende aber fällt Polyxena, indem sie geopfert

werden soll, wieder in die allertrivialsten Phrasenmacherei und denkt in einer langen Rede vor ihrem Sterben an nichts, als wie sie durch ihren Tod wenigstens der Mutter und Schwester die Freiheit erkauft habe (was nicht einmal wahr ist). Man kann einen Stoff von furchtbarer tragischer Größe nicht kleinlicher auffassen. 4) Die Horatier und Curiatier. Hier wird in breitem pathetischem Schwulst besonders der Streit zwischen dem römischen Bürgersinn und dem Naturgefühl durchgeführt, sofern Horatius, der seine Schwester mordet, das eine, der tiefgekränkte Schwiegervater der Ermordeten, der alte Curiatius, aber jenes vertritt. Der Schluß eine kotzebue'sche Verzeihungsscene. 5) Mäon. Dieser Neffe des Odenat liebt dessen Gemahlin Zenobia nur platonisch. Odenat wird eifersüchtig und fällt im Zweikampf von Mäons Hand. Das Volk steht auf und mordet Mäon, der zuvor noch Zeit hat, rührend von Zenobia Abschied zu nehmen und ihr zu empfehlen, doch ja an den Werken Odenats fortzubauen und Palmyra's Größe zu gründen. Abgeschmackter Platonismus. 6) Balboa. Der tapfere Balboa heirathet Marien, Tochter des stolzen Pedraria, spanischen Statthalters in Darien, der ihn tödtlich haßt und als Hochverräther unschuldig hinrichten läßt, obgleich Balboa großmüthig die Freunde, die ihn retten wollen, fortschickt. Maria stirbt aus Gram und nun jammert der alte Vater wie ein kotzebue'scher Papa. 7) Bianca della Porta. Die bekannte Heldin von Vassano, die, von dem Tyrannen Ezzelino verfolgt, sich am Grabe ihres hingemordeten Gatten ersticht, um der Schande zu entgehen. 8) Bradamante. Nach Arioſto. Roger entgeht den Nachstellungen der Fee Alcina und damit ja Kotzebue und die Rührung nicht fehle, wird Alcina selbst am Schluß reuig, gebessert und von der Strafe befreit. 9) Julie von Billenau. Julie wird von ihrem Gatten mit furchtbarer Eifersucht geplagt, und schon glaubt man an den blutigen Ausgang eines Trauerspiels, als sich entdeckt, das geheim gehaltene Kind, das für Juliens gehalten wurde, sey von einer Verstorbenen und Julien habe nur ein Eid gebunden, es nicht zu verrathen. Noch dazu aber sey Vater des Kindes gerade der ruchlose Verleumder, der Billenau's Ehe nur trennen wollte, um sich das Erbe desselben anzueignen. 10) Kindespflicht und Liebe, unbedeutend.

Collins jüngerer Bruder, Mathäus, schrieb auch einiges für die Bühne, eine Oper in Ossianischem Style („Calthon und Colmal") und ein Trauerspiel „Bela's Krieg mit dem Vater" aus der ungarischen Geschichte.

Unter Schillers Epigonen wurde Theodor Körner der beliebteste. In Dresden gebürtig, Sohn eines alten Freundes von Schiller, von Jugend auf für diesen begeistert, studirte er zuerst die Bergwerkskunde, wurde nachher aber Theaterrichter in Wien, ging 1813 unter das Freikorps von Lützow, schrieb begeisterte Vaterlandslieder und fiel im

Treffen bei Gadebuſch. — Im Schwunge der Begeiſterung wie der Verſe ſteht er Schiller ſehr nahe; doch fehlt ihm deſſen ſententiöſer Ernſt wie deſſen ſarkaſtiſche Kraft. Er iſt in jeder Beziehung jugendlicher und freundlicher, daher auch heiterer Luſtſpieldichter.

Die Vaterlandsgeſänge und feurigen Kriegslieder, die er 1813 in ſeinem kleinen Buche „Leyer und Schwert“ veröffentlichte, ſind die Blüthe ſeines Geiſtes. Viele davon wurden damals allgemein geſungen und hatten eine tyrtäiſche Wirkung. Schon vorher dachten ſeine Lieder des Andreas Hofer, der Schlacht bei Aſpern ꝛc. Ein reizendes Sonett beſang den Todesſchlaf der preußiſchen Königin Louiſe. Unter den Kampfliedern von 1813 ſind die berühmteſten:

Friſch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.

Das ſchöne Lied beim Rückzug nach der Schlacht bei Groß-Görſchen:

Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus?

Das Sonett, das er als Verwundeter ſang:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.

Das wilde Lied von Lützows Freiſchaar:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?

Das kräftige Lied „Männer und Buben“:

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los.

Zu pathetiſch iſt das Bundeslied während der Schlacht:

Ahnungsgrauend, todesmuthig ꝛc.

Desgleichen das Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!

Die Vergleichung des Schwertes mit der Braut:

Du Schwert an meiner Linken ꝛc.

iſt zu ſehr gemacht, zu wenig unmittelbar empfunden. Ganz mißrathen iſt das Lied „Troſt“, das mit folgendem ſelbſtgefälligen Geſchwätz anfängt:

Wie wir ſo treu beiſammen ſtehn
Mit unverfälſchtem Blut!
Der Feierſtunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.

vorzüglichſten Hafen für den Verkehr mit der neuen Welt, welcher alſo unfehlbar für den franzöſiſchen Seehandel von der größten Wichtigkeit ſeyn muß. Nicht mit Unrecht ſucht man daher ſchon ſeit mehreren Jahren Havre und Paris in nähere Verbindung zu bringen, und es iſt bereits in der letzten Seſſion der geſetzgebenden Kammern die Genehmigung zur Anlegung einer Eiſenbahn von Paris nach Havre ertheilt worden, wiewohl Frankreich noch vielfältiger Erfahrung und Belehrung bei ſo ungeheuren Unternehmungen bedarf. Mit den andern amerikaniſchen Staaten hat Frankreich natürlich weit weniger Verkehr als mit den Vereinigten Freiſtaaten, indeß iſt derſelbe doch keineswegs unbedeutend; aber wahrſcheinlich werden die Handelsverhältniſſe zwiſchen Frankreich und den neuen Staaten Südamerikas nicht nach dem Maaßſtabe des Wachsthums der Handelsverhältniſſe mit den United States ſich ausbreiten. In Hinſicht Merikos ſtanden im Jahr 1836 Ein- und Ausfuhr ungefähr auf gleichem Fuße; beide betrugen nämlich über 8 Millionen. Bedeutender waren für den franzöſiſchen Handel Cuba und Braſilien. Erſtere Inſel, mit Einſchluß der noch übrigen ſpaniſchen Inſelkolonie Portorico, verführte nach Frankreich für 10,038,743 Fr. und erhielt dagegen 14,873,914 Fr. für Waaren; 89 Kolonialſchiffe liefen ein und 47 aus. Von Braſilien erhielt Frankreich für 10,034,472 Fr. Waaren, alſo nicht mehr als aus Cuba und Portorico; aber es ſendete Waaren dahin im Werthe von 25,220,789 Fr. Die Ausfuhr nach Braſilien wird alſo ſchon bedeutend. Der franzöſiſche Handel mit ſeinen eigenen Kolonien im Jahr 1836 ergibt ſich aus folgender Zuſammenſtellung:

	Einfuhr nach Frankreich. Franken.	Ausf. aus dems. Franken.	Schifffahrt. Eingel.	Ausgel.	
Algier	2,434,326	13,762,907			
Senegal	2,890,771	6,123,166	20	12	
Bourbon	16,134,257	7,369,044	28	68	
Beſitzungen in Indien .	3,344,104	237,026	3	7	franz. Schiffe.
Guadeloupe	23,641,254	20,203,758	163	136	
Martinique	15,428,532	15,655,825	123	113	
Franz. Guiana . . .	3,031,555	2,758,345	28	29	
St. Pierre u. Miquelon	7,519,309	3,423,298	481	491	

Bei der Einfuhr aus letzterer Kolonie mögen die Fiſchereien wohl den einzigen Artikel ausmachen. Im Ganzen hat Frankreich im

Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort —
Was gilts, ich sprech es aus.

Das ewige Sichselbstrühmen ist überhaupt der Fehler der meisten neuen Freiheits- und Muthlieder.

Im Trauerspiel eiferte Körner dem Schiller'schen Schwunge am meisten nach. So im „Zriny" 1812.

Die berühmte Geschichte der Eroberung von Sigeth in Ungarn durch Sultan Soliman II., gegen dessen ungeheure Uebermacht sich Graf Niclas Zriny aufs heldenmüthigste wehrte, zuletzt sich hinausstürzte unter die Türken, während seine tapfere Gemahlin sich mit der Burg in die Luft sprengte. Körner contrastirt den sterbenden Greis Soliman, in dem die letzte Wuth des Tyrannen aufblitzt, sehr gut mit dem festen Zriny. Daneben läßt er noch Zriny's Tochter eine zarte Liebe pflegen mit dem jungen Helden Juranitsch, dem treuen Todesgefährten Zriny's (wie Schillers Max und Thekla). Als alles verloren ist, tödtet der Jüngling die Geliebte durch einen Dolchstich, ehe er sich selbst unter die Feinde stürzt. — In diesem Stück herrscht das ganze kriegerische Feuer Schillers und man merkt ihm die seit der Schlacht bei Aspern in Oesterreich gewachsene Begeisterung und den tiefen Haß gegen die Uebermacht Napoleons an.

Gewöhnlicher Art ist das Trauerspiel „Rosamunde".

Die bekannte Geliebte Heinrichs II. von England, die von seiner eifersüchtigen Gemahlin vergiftet wird.

Einen neuen und eigenthümlichen Reiz gab Körner dagegen seiner „Hedwig", obgleich er den Stoff nur alter Volkssage entlehnte. Vgl. Theil II. S. 69.

Räuberhauptmann Rudolfo ist aus Italien geflohen und dient als Förster unerkannt beim Grafen Felseck, wo er sich in das dort dienende Mädchen Hedwig verliebt und sie zur Frau begehrt. Aber schon vor ihm hat der junge Graf sich in sie verliebt und erklärt sich heftig gegen diese Verbindung. Hedwig, obgleich sie den finstern Förster nicht liebt, sondern ein Grauen vor ihm hat, gelobt ihm dennoch ihre Hand, um dem jungen Grafen die Mesalliance zu ersparen und den alten Eltern desselben keinen Kummer zu machen. Aber Rudolfo merkt wohl, daß Hedwig ihn nicht liebt, und das Leben verleidet ihm; er will sich im Walde erschießen. Da plötzlich steht seine alte Räuberbande um ihn her und alsbald faßt er einen andern Entschluß, nämlich in Abwesenheit des alten und jungen Grafen die alte Gräfin im Schloß zu überfallen, das Schloß auszuplündern und Hedwig zu rauben. Im Beginn der Nacht

geht Rudolfo zu den geängſtigten Frauen, pfeift durchs Fenſter und läßt die Bande ein. Aber indem ſie im Keller nach den Schätzen wühlen, ſchließt die ihnen leuchtende Hedwig ſchnell beſonnen die Kellerthür zu und zündet einen Stall an, um durch das Feuer die Bauern des nächſten Dorfes herbeizulocken. Sie hat nicht bemerkt, daß Rudolfo nicht mit im Keller iſt. Er kommt, entreißt ihr die Schlüſſel und will eben den Keller wieder aufſchließen, als ſie ein Gewehr ergreift und ihn niederſchießt. Nun kommt Hülfe und der zurückkehrende Graf lohnt ihr mit der Hand ſeines Sohnes.

Ziemlich ähnlich iſt „Toni", ein Schauſpiel, welches Körner nach der Erzählung Kleiſts bearbeitete. Im „Heldenreich" verbirgt ein treuer Corporal, nachdem er ſeinen Hauptmann gerettet hat, auch noch ſeine eigne ſchwere Wunde, damit jener zuerſt verbunden werde. „Die Söhne" ſind ein wüſtes Stück nach einer franzöſiſchen Criminalgeſchichte.

Ein Bruder heirathet das Weib des andern, indem er ihn todt glaubt. Jener kommt zurück und alles endet mit Mord.

Körners Luſtſpiele unterſcheiden ſich kaum von den gewöhnlichen.

1) Die Braut. In Alexandrinern. Graf Holm, Vater und Sohn, ſind die allein auftretenden Perſonen, Nebenbuhler um dieſelbe Dame, die ſich natürlich dem Sohn zuwendet und den Vater beſchämt. Ein ſehr unbedeutender Scherz. 2) Der grüne Domino. In Alexandrinern. Hier treten nur zwei Mädchen auf, Pauline und Marie, die ſich um einen Herrn im grünen Domino ein wenig quälen, bis man entdeckt, er ſey Paulinens Bruder und Mariens Geliebter. 3) Der Nachtwächter. In Jamben. Zwei Studenten betrügen den Nachtwächter Schwalbe, indem ſie ihn verlocken, auf das Dach ſeines Hauſes zu ſteigen, dann die Leiter wegziehen und ihm ſeine hübſche Muhme Röschen entführen. 4) Der Vetter aus Bremen. In Jamben. Pächter Veit erwartet einen Vetter aus Bremen, um ihm ſeine Tochter Gretchen zu verheirathen. Ihr Liebhaber Franz, ein junger Bauer, verkleidet ſich und ſpielt dieſen Vetter. Das ſchalkhafte Gretchen verkleidet ſich aber gleichfalls in den Vetter und jagt dem erſten falſchen Vetter nicht wenig Schrecken ein, bis beide ſich entdecken und der Vater ihre Liebe billigt. Körners beſtes Luſtſpiel. 5) Die Gouvernante. In Alexandrinern. Zwei junge Mädchen betrügen eine Gouvernante, indem eine ſich in einen jungen Herrn verkleidet. Der Zweck iſt, ihr ein paar Briefe herauszulocken, in denen ihrer beider künftiges Schickſal enthalten iſt.

Aehnlich die Opern von Körner.

1) Das Fiſchermädchen. Schwache Nachahmung von Shakeſpeare's Sturm. 2) Der vierjährige Poſten. Duval, ein franzöſiſcher Soldat, iſt auf dem Vorpoſten vergeſſen worden, bleibt im Lande und heirathet. Nach vier Jahren

kommt sein Regiment wieder an denselben Ort. Da holt er seine Uniform und Waffen hervor, stellt sich auf denselben Posten und sagt, er habe vier Jahre hier gestanden. Der General lacht und erlaubt ihm, bei seiner Frau zu bleiben. 3) Die Bergknappen. Röschen wird von einem Berggeist Runal entführt, aber von ihrem Geliebten wieder glücklich herausgebracht. 4) Alfred der Große. Harald hat eine Braut geraubt, wird aber besiegt und ersticht sich. 5) „Der Kampf mit dem Drachen". Der Drachenbesieger erwirbt die Hand eines schönen Fräuleins.

Körners prosaische Erzählungen.

1) Hans Heilings Felsen. Heiling macht einen Bund mit dem Teufel, um die schöne Gisbeth zu gewinnen, aber sie liebt den abwesenden Arnold, der endlich zurückkehrt. Da am Hochzeitstage beider bewirkt Hans durch Teufelskunst, daß das Brautpaar und alle Gäste versteinern. 2) Waldemar. Dieser Jüngling ist Officier, verliebt sich in eine schöne Italienerin, hat aber das Unglück, in einer Schlacht unwissend unter den Feinden ihren Bruder zu tödten, worauf sie vor Gram stirbt. Er stürzt sich in die Schlacht und kommt ebenfalls um.

Unter unsern patriotischen Romantikern nimmt der edle Freiherr Friedrich de la Motte-Fouqué eine bedeutende Stelle eine. Obgleich einer französischen Emigrantenfamilie entstammt, wollte er doch vor allem altfränkischer Ritter seyn und sah in dem kriegerischen Aufschwunge Preußens im Jahr 1813 das echte germanische Ritterthum wiedererstehen, um, wie St. Georg mit dem Kreuz bezeichnet, den Drachen der welschen Revolution und des welschen Imperialismus zu überwinden. Als Reiteroffizier verstand er überdies, wie kein Anderer, den Zauber des mittelalterlichen Ritterthums in das moderne Soldatenwesen überzuführen, und in jedem Lieutenant und Cornet auf seinem „Lichtbraunen" das wahre Ritterthum wiedergeboren zu sehen. Seine Romane wurden daher auch mit großer Begierde gelesen und feuerten die kriegerische Lust der preußischen Jugend nicht wenig an. Allein er gefiel sich in einer affectirten Kindlichthuerei, tändelte mit den Begriffen von Loyalität, Ehre, Ritterthum und Frommheit wie mit Puppen, und prahlte andererseits zu viel. Wie glücklich hatte Lessing im Major Tellheim einen Tapfern des siebenjährigen Kriegs gezeichnet, bescheiden, schweigsam, zugeknöpft bis unter das Kinn, wogegen Fouqué seine Helden mit dem Roß courbettiren, traversiren, mit dem blanken Harnisch und bunten Helmbusch kokettiren und überall sich in die Brust werfen unrd renommiren ließ.

Eigentliche Kriegslieder hat Fouqué nicht geſungen, oder nur ſehr ſchwache. Seine lyriſchen Gedichte (1816) enthalten aber viel Schönes. Das tiefſte Gefühl für deutſche Treue und Ritterehre ſpricht ſich aus in dem Gedicht „Liebesprobe". Auch ſeine zahlreichen Romanzen, welche meiſt deutſche und nordiſche Sagen behandeln, haben viel Anziehendes.

Mitten im Kriegslerm von 1813 ſchrieb Fouqué das Heldengedicht „Corona", daher auch im Anfang des Geſanges die gleichzeitigen Kriegsereigniſſe erwähnt und die Siege der Deutſchen gefeiert werden. Das Gedicht ſelbſt iſt eine Allegorie des Kampfes der Zeit.

Der tapfere Ritter Romuald, der ſeiner frommen Gattin Blanka treu bleibt und ſich durch alle Zaubergewalt der ſchönen Corona nicht überwältigen noch berücken läßt, bedeutet das treue und fromme deutſche Volk, das ſeine angeſtammten Fürſten nicht verräth. Corona ſelbſt bedeutet die poetiſche Bezauberung der Welt durch die Revolution und Napoleon. Dieſe Corona wird zuletzt von Romuald beſiegt, ſchwer verwundet und läßt ſich ſterbend von ihm taufen, wie Chlorinde bei Taſſo. Eine geraume Zeit hindurch laſtet auf Romuald der Fluch, obgleich er von allen der Tapferſte iſt, dennoch immer ſiegelos zu bleiben.

Fouqué hatte aber auch ſchon 1804 „dramatiſche Spiele" herausgegeben, worin er mit vielem Feuer „den Helden des Nordens" d. h. den Sigurd (Sifrit) feierte, als leuchtendes Vorbild für alle deutſchen Helden. In der Zeit, in welcher die deutſchen Mächte nichts als Niederlagen erfuhren, war das eine löbliche Mahnung des Dichters an die Heldenkraft der Ahnen. Die übrigen Stücke: Alboin, Eginhard und Emma, Thaſſilo, Hieronymus von Stauf (ein Opfer ſeiner eigenen Intriguen am bayriſchen Hofe) bedeuten weniger. Fouqué gefiel ſich am beſten unter den Nordlandsrecken. Großen Beifall fand ſein Roman „Sintram und ſeine Gefährten".

Der wilde Ritter Björn Gluthauge zu Drontheim in Norwegen thut einmal in der Juulnacht, obgleich Chriſt, das heilige Gelübde auf den Eber, jeden Hanſekaufmann zu tödten, der ihm in die Hände fallen würde. Da klopft es ans Thor und ein alter Hanſeate und ſein Sohn bitten um gaſtlichen Einlaß. Die Reiſigen wollen der Gäſte ſchonen und Verena, die Hausfrau, bittet für ſie; aber Björn ſetzt ſeinen einzigen Sohn Sintram aufs Spiel und ruft Tod und Teufel herbei, wenn er nicht ſein Gelübde halte. Dennoch geſchieht durch Verena's Gebet ein Wunder, die Knechte hauen fehl und der Sturm

reißt das verſchloſſene Thor auf, durch das die Kaufleute entkommen. Von der Zeit aber iſt der junge Sintram durch die geſpenſtiſche Erſcheinung zweier furchtbarer Gefährten geplagt, des klapperdürren langen Todes und des kurzen dicken und koboldartigen Teufels. Wild, wie ſein Vater, überfällt er einſt räuberiſch die mit einem fremden Schiff gelandete Geſellſchaft, wird aber von dem Schiffsherrn, Ritter Folco von Montfaucon, einem edeln Normannen, niedergeworfen und dann ritterlich geſchont und als Verwandter erkannt. Nun lockt ihn der Teufel, ſich der himmliſch ſchönen Gemahlin Folco's zu bemächtigen, der edeln Gabriele; aber ſein beſſeres Selbſt ſiegt ob. Er wird des Teufels los und ein ſo wackerer Ritter, daß ihm Folco ſelbſt ſeinen Sohn zuſchickt, um ihn zu erziehen. — Fouqué hat Sintrams beide Gefährten einem berühmten Kupferſtich des Albrecht Dürer entlehnt, aber nicht gut angewendet. Bei Dürer begleiten ſie einen ernſt vor ſich hinreitenden Ritter, der durch das Grauſenhafte ihrer Nähe und durch ihr Hohnnecken ſich nicht irre machen läßt und in dem auch mit andern Schreckniſſen, phantaſtiſchen Felſen und Baumwurzeln, Schlangen und Pilzen angefüllten Thale feſt und mannhaft vorwärts dringt. Irrthümlich hat man den Ritter für Franz von Sickingen gehalten. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß ſich Dürer unter ihm einfach das chriſtliche Ritterthum und die deutſche Mannhaftigkeit überhaupt gedacht hat.

Denſelben Contraſt zwiſchen Nord und Süd faßte Fouqué in dem Roman „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers“ auf.

Pietro von Caſtelfranco, ein toscaniſcher Ritter, hat die ſchöne Margherita, Tochter eines ſtolzen provenzaliſchen Freiherrn, entführen müſſen, weil er ſeine ältere Tochter Iſolde zuerſt verheirathen wollte, dieſe aber alle Männer abwies. Durch Sturm werden ſie nach Island verſchlagen und begegnen dem rieſenhaften Jüngling Thiodolf, der ſie in ſeines Oheims Gehöft in Sicherheit bringt und, obgleich Heide, ihnen einen Chriſtenprieſter mit Gewalt herbeiholt, um ſie zu trauen. In Thiodolf ſchlägt bei großer Treuherzigkeit und Heldenart doch die heidniſche Wildheit vor. Schade, daß ihn der Dichter gar zu alberne Streiche machen läßt, z. B. wie er als Elfenkönig vermummt die zarte Margherita ſchreckt. Ein ſchönes Naturgemälde gewährt der feuerſpeiende Hekla. Das neugetraute Paar wird auf einem isländiſchen Schiffe, von Thiodolf geführt, in die Heimath gebracht. In der Provence recognoscirt Thiodolf das Schloß des ſtolzen Freiherrn und begegnet Iſolden, deren Schönheit und hohe Würde ihn entzücken, aber nicht abhalten, ſie auf den Arm zu nehmen und zu entführen. Es wird jedoch vereitelt. Thiodolf hört ſpäter, Iſolde ſey entführt, er ſucht ſie unter allerlei Heldenabentheuern vergebens, findet endlich in Conſtantinopel den greiſen Nordlandsheiden Helmfried als Heerführer der Wäringer, dient unter ihm und wird Chriſt. Hier begegnet ihm wiederholt die ſogenannte heimliche Helferin, ein myſtiſches verſchleiertes Weſen, das bei allen Gefahren in der Stadt rettend dazwiſchen tritt. Die Bulgaren

ſtürmen in ungeheuern Schwärmen heran, Helmfried fällt, Thiodolf wird Heerführer und ſiegt. Eine Kaiſerstochter wird ihm angetragen, aber er ſchlägt ſie aus. Da, bei einem Schauſpiel, welches Sigmunds Drachenkampf darſtellt, ergreift ihn der Zorn und er ſpringt auf die Bühne und haut den Drachen von einander. Da iſt unter ihm ein Mann verborgen, den er verwundet hat. Das Volk dringt auf Thiodolf ein, aber die Helferin ſchützt ihn. Es iſt Iſolde. Auch ihr Vater, der alte Freiherr kommt und ſagt: „nun ſey der Fluch geſühnt, einer alten Prophezeihung ſeines Ahnherrn zufolge.“ Iſolde aber wird Thiodolfs Weib.

Dieſelben Gegenſätze, nur noch reicher entwickelt, liegen in Fouqué's größtem und berühmteſtem Roman „Der Zauberring“ von 1812.

Der junge Otto von Trautwangen ergötzt ſich auf einer Wieſe an der oberen Donau mit Pfeilſchießen, die hübſche Bertha von Lichtenried leiſtet ihm Geſellſchaft. Da nahen ſich Ritter und Damen und ſchlagen ein Zelt auf. Es iſt die ſchöne Gabriele von Portamour und ihr Ritter Graf Archimbald von Walbeck. Bereitwillig erzählt ſie unſeren jungen Leuten, ſie ziehe aus, den Ritter Folco von Montfaucon zu ſuchen, deſſen Schweſter Blancheflour ihr einen koſtbaren Erbring vorenthalte. Zufällig kommt Folco ſelbſt und der Zweikampf um den Erbring beginnt auf der Stelle. Archimbald unterliegt. Otto aber will an ſeine Stelle treten und fordert Folco heraus, der ihn aber abweiſt, weil er noch nicht Ritter ſey. Alsbald bittet Otto ſeinen greiſen Vater, Herrn Hugh, um den Ritterſchlag, der ihm auch zu Theil wird. Bei der nächtlichen Waffenwacht hat er geſpenſtiſche Schrecken zu beſtehen und haut gewaltig unter die alten Harniſche hinein gegen einen dämoniſch auf ihn herabblickenden Helm mit Geierflügeln. Darauf nimmt er Abſchied von Vater und Geliebten und zieht aus, um mit Folco um Gabrielens Ring zu kämpfen. Zu ihm geſellt ſich Tebaldo, ein junger Kaufmann aus Italien, der die Liebesgeſchichte eines tapferen Ritters Uguccione und der ſchönen Mailänderin Lisberta (ſeiner eigenen Mutter) erzählt. Lisberta ſtarb, von Uguccione verlaſſen, aus Gram. Als Otto ſeine eigene kleine Liebesgeſchichte erzählt, fährt ein junger Ritter, den ſie unterwegs gefunden, wild auf. Es iſt Heerdegen, Bertha's Bruder. Er bekämpft Otto, wird aber von dieſem im Zweikampf hart verwundet. Otto aber ſieht ſeinen Harniſch nicht gerne vom Blute ſeines künftigen Schwagers gefärbt und tauſcht ihn aus gegen den Harniſch Archimbalds, mit dem er wieder zuſammengetroffen. Heerdegen wird nach Trautwangen gebracht und von Bertha gepflegt. Bertha ſelbſt muß nachher zu ihrer Muhme, Frau Minnetroſt, die wie Mondſchein in den Roman hineinſtrahlt. Hier findet ſie einen Zauberſpiegel, in dem ſie ihr eigenes Bild blutend erblickt. Auch zeigt ſich ihr in dem Spiegel ein ſeltſamer Thurm in einer nordiſchen Gegend. Mit Heerdegen einmal am Ufer luſtwandelnd ſtößt ſie auf eine wunderbar fremdartige Geſtalt, eine normanniſche Heidin,

Gerda, die hier Kräuter ſammelt, und bald darauf werden ſie von einer Menge normanniſcher Seeräuber umringt und in den hohen Norden über See entführt.

Unterdeß macht Otto Bekanntſchaft mit dem Meiſter Blondel, der dem König Richard zum heiligen Grabe folgt, und gelangt endlich zur Burg Folco's, wo die ſchöne Gabriele, ſeit jenem Zweikampf ausgeſöhnt bei Blancheflour verweilt. Ein ganzer Hof von Rittern iſt zugegen. Da gibt ſich Otto zu erkennen und Folco muß ihn im Kampf beſtehen. Bei dieſem Anlaß erfahren wir, der Erbring ſtamme von dem tapferen Ritter Huguenin, der Blancheſleurs und Folco's Vater geweſen, aber die Mutter wieder verlaſſen habe, die nachher der Ritter Portamour geheirathet und ihm Gabrielen geboren habe. Der Zweikampf iſt heiß und dauert lange, endlich ſiegt Otto und überreicht knieend den Ring Gabrielen, die ihn auf die Stirne küßt und im Begriff iſt, ſich als ſeine Braut zu erklären. Da öffnet ſich die Thür und der normanniſche Seekönig Arinbiörn tritt mit Bertha und Heerdegen herein, auf dem Kopfe einen Helm mit Geierflügeln, gleich dem, vor dem Otto ſich einſt entſetzt hatte. Dieſe dämoniſche Erinnerung und Bertha's plötzliches Erſcheinen wirken ſo mächtig auf Otto, daß er in die Berſerkerwuth fällt, um ſich haut und Bertha an der Hand verwundet, bis er von Arinbiörns furchtbarem Arthieb niedergeworfen wird.

Als Otto wieder geneſen, folgt er Arinbiörn in den hohen Norden, um gegen die heidniſchen Finnen mitkämpfen zu helfen. Hier erfährt er, Arinbiörns Vater habe mit dem Ritter Hugur um die ſchöne Aſtrid geſtritten, der dieſelbe aber unglücklicherweiſe getödtet habe, als er ihr begegnete, wie ſie den Geierhelm vor ſich hertrug und er ſie für ſeinen Feind anſah.

Die Damen Gabriele, Blancheſleur und Bertha werden inzwiſchen in der Provence, in Folco's Abweſenheit, von dem Sarazenen Muza, der als Gaſt bei ihnen iſt, aber das Gaſtrecht bricht, nach Spanien entführt, jedoch ſo ſittlich behandelt, daß ihre Tugend keine Gefahr läuft. Folco aber und Tebaldo reiſen ihnen in Verkleidungen nach und Tebaldo rettet ſie mit Hilfe von Gabrielens Erbring, in dem Zauberkräfte ſtecken. Muza fällt im Kampf, auch Folco, den aber Tebaldo in der Gruft wieder zum Leben ruft. Aber der Emir Nureddin, der Bertha gefangen, glüht in Liebe zu ihr und läßt ſie zum zweitenmal entführen. Da erfährt ſie, er ſey der Sohn des tapferen Ritters Hygins, einſt in Damascus gezeugt mit einer ſchönen Sarazenin. Bertha bewegt ihn, unter dem Namen Chriſtophorus Chriſt zu werden.

Otto kämpft mit den heidniſchen Finnen fort und kommt auf den geheimnißvollen Thurm, den einſt Bertha im Zauberſpiegel geſehen. Hier findet er die Frau Minnetroſt als ſeine Mutter wieder. Sie heißt Hilldirdur und iſt eine Schweſter Aſtrids, die demſelben Hugur (ſeinem Vater Hugh von Trautwangen) einen andern Sohn, Lothur, geboren hat. Dieſer Lothur ſieht ihm völlig gleich, und als ſich beide zum erſtenmal begegnen, entſetzen ſie ſich.

werden dann aber die beſten Freunde. Otto iſt nicht zufrieden mit den Zauberkünſten ſeiner Mutter, zerſchlägt ihren magiſchen Spiegel und bewegt auch Lothar, ein Chriſt zu werden. Darauf ziehen alle heim nach Deutſchland. Im Harz finden ſie unvermuthet die Zauberin Gerda wieder, die hier von dem noch heidniſchen Bergvolk als Göttin Freja verehrt wird. Die jungen Helden werden von ihr bezaubert, liegen Wochenlang in tiefem Schlafe, müſſen ſich das Blut abzapfen laſſen ꝛc., bis Archimbald kommt, ſie weckt und rettet. Lothar wird Mönch unter dem Namen Zelotes und begrüßt ſeinen Vater auf Trauwangen, um ihn wegen ſeines ſündhaften Lebens ins Gebet zu nehmen und ſeine Seele zu retten. Die übrigen kommen nach. Hilleidur iſt die einzige noch übrige von Hughs zahlreichen Frauen und Geliebten, deſto mehr aber ſind Söhne und Töchter vorhanden, die alle nach und nach anlangen. Am ſchlimmſten geberdet ſich Tebaldo, der mit dem Zauberring Unfug treibt und alle ſchreckt und gegen einander hetzt, bis Bertha erſcheint und ihn durch einen bloßen Blick zwingt, den Ring herauszugeben. Nun vertheilen ſich die Paare ſo: Otto heirathet die Bertha, Folco die Gabriele, Arinbiörn die Blancheflour, Archimbald die bekehrte Gerda. Heerdegen iſt im Harz todt geblieben, Tebaldo geht ins heilige Land, Chriſtophorus aber iſt noch ſo ſehr Turke, daß er meint, ein einzelnes Weiberherz genüge ihm nicht. Zum Schluß kommt noch Meiſter Blondel wieder, nachdem er ſeinen Herrn gerettet hat.

Die Donjuanerie des Herrn Hugh, welcher Huguenin, Uguccione, Hygins und Hugur zugleich iſt, widerſpricht zwar ſehr der deutſchen Treue, Ehrbarkeit und Ritterpflicht, iſt inzwiſchen vom Dichter nicht böſe gemeint, denn ſie ſoll ihm blos zu dem allegoriſchen Zwecke ſeines Werkes dienen. Unter Hugh verſteht er das deutſche Volk, das in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen ſeinen Einfluß nach allen Richtungen ausgebreitet, ſich mit allen Völkern vermiſcht hat.

In dem Roman „Sängerliebe“ zeichnet Fouqué die uneigennützige Treue eines provenzaliſchen Sängers.

Arnold liebt eine verheirathete Dame, widerſteht jeder fremden Lockung, rettet das Kind ſeiner Dame und ſtirbt mit dem einzigen Troſt, ſie habe ihn ihren Sänger genannt.

Noch viel Liebreiz hat ein ſpäterer Roman Fouqué's „Der Verfolgte“.

Der junge Sachſe Engelſchall bringt ein ſechsjähriges Mädchen, die luſtige kleine Siegaminne, weit aus Sachſen her nach ihrer Heimath am Neckar zurück. Sie war von hier geraubt worden, und ſollte auf dem Harz eben von einer heidniſchen Prieſterin geopfert werden, als der junge Engelſchall ſie durch

den Mord der Prieſterin rettete, denn er war ein Chriſt. Die kleine befehlshaberiſche Perſon reiſt voll Anmuth durch die grünen Thäler des Neckars und erkennt an einer Kapelle auf dem Berge die Heimath wieder. Ihr verwittweter Vater Eberhard, der in tiefe Schwermuth verſunken war, iſt überglücklich durch ihre Heimkehr. So beginnt der Roman auf eine höchſt anziehende Weiſe. Bald aber wird er langweiliger. Engelſchall beſteht abenteuerliche Kämpfe in der Lombardei, lebt als Wächter auf dem St. Bernhardsberge, zieht ſpäter gegen die Türken aus, entreißt ihnen die entführte Siegaminne und heirathet ſie nach ſeiner Heimkehr in Sachſen, wo ſich Herzog Wittekind unterdeß bekehrt hat.

Die übrigen Romane Fouqué's, „die vier Brüder von der Weſerburg, Aledmar und Diona, Elidouc, der Refugié" ꝛc. ſind viel matter. Dagegen haben wir von ihm noch eine gute Zahl von reizenden kleinen Erzählungen. Unter ihnen iſt die „Undine" am berühmteſten geworden (von 1811).

Jenſeits eines geſpenſtiſchen Waldes wohnt ein frommes altes Fiſcherpaar. Zu dieſem kommt einſt Ritter Huldbrand von Ringſtetten, dem Fräulein Bertalda ihren Handſchuh verſprochen hat, wenn er Muth habe, den ungeheuerlichen Wald zu durchreiten, der ſich aber verirrt hat. Der Fiſcher nimmt ihn gaſtlich auf, aber als er bei Tiſch ſitzt, ſpritzt es gegen das Fenſter, und bald tritt die blonde, reizende, lachende und neckiſche Undine herein, die Pflegetochter des alten Fiſcherpaars. Traulich ſetzt ſie ſich zu des Ritters Füßen und liebkoſt ihn, der Alte verweiſt es ihr. Da wird ſie wild und zornig und läuft davon. Ueber Nacht ergießt ſich ein Waldbach ſo ſtürmiſch, daß die Landzunge, auf der die Fiſcherhütte ſteht, vom Walde losgeriſſen wird und eine Inſel bildet. Der Ritter kann nun nicht mehr zurück. Undine aber macht ihm die Gefangenſchaft durch ihre Liebe bald ſehr behaglich. Nur als er von Bertalda erzählt, beißt ihn Undine wie aus kindiſchem Scherz in den Finger. Als des Fiſchers kleiner Weinvorrath ausgeht, ſchwimmt ein volles Faß ans Ufer. Der Ritter wird immer verliebter in Undinen. Da wird ein verirrter Prieſter mit ſeinem Kahn ans Ufer verſchlagen und angegangen, das junge Paar zu trauen. Er erkennt die Undinennatur, iſt aber bereit, das ſchöne Mädchen dem Ritter zu vermählen, um dadurch dem Himmel eine Seele zu gewinnen, denn nach uralter Sage ſoll die ſeelenlos geborene Nixe eine Seele bekommen, ſobald ſie ſich mit einem Menſchen vermählt. Die Hochzeit wird gefeiert und das wilde, ungezogene Wellenmädchen wird von Stund an, nachdem ihr eine Seele geworden, ſanft und mild und recht fraulich. Nun wird auch der Landweg wieder geöffnet und das ſchöne junge Paar begibt ſich auf den Rückweg durch den Wald. Hier erlebt der Ritter wieder den nämlichen Spuck, wie auf dem Herritt; denn Undinens Onkel, Kühleborn,

ein Waldbach, umgaukelt ihn in allerlei phantaſtiſchen Geſtalten, ſchreckt ihn und macht ihn naß. — Nachdem ſie in der Stadt angelangt ſind, entdeckt es ſich, daß Bertalda die einſt ins Waſſer gefallene und wunderbar errettete Tochter der armen Fiſchersleute iſt, die von einem Herzog auferzogen worden. Bertalda folgt dem Ritter und Undinen auf des Ritters Burg und lebt hier mit ihnen, um ihren Frieden zu ſtören. Zwar läßt Undine den Schloßbrunnen mit einem Stein zudecken, damit Kuhleborn nie wieder mit ihr in Berührung kommen könne und meidet auf jede Art die Nähe des Waſſers. Aber immer noch wird Huldbrand zuweilen durch das elementariſche Weſen ſeiner Gattin geſchreckt und es zieht ihn inſtinktartig zu dem ihm verwandten menſchlichen Weſen Bertalda's hin. Einmal unternehmen ſie eine Luſtfahrt auf der Donau nach Wien, da iſt Kuhleborn wieder da, raubt neckiſch Bertalda einen koſtbaren Goldſchmuck, Undine holt ihn wieder, aber Huldbrand macht ihr, daß ſie immer noch mit ihrem alten Verwandten in Verbindung ſey, zum ſchwerſten Vorwurf und ſchilt ſie. Da nimmt ſie mit Thränen Abſchied und verſchwindet im Fluß. Er kehrt mit Bertalda auf die Burg zurück und heirathet ſie. Als aber die Braut am Hochzeitstage, um ein Paar Sommerſproſſen in ihrem Geſichte zu vertilgen, den ſchweren Stein vom Schloßbrunnen heben läßt, deſſen Waſſer ihr früher dagegen geholfen hat, taucht Undine in tiefſtem Schleier daraus hervor und tödtet den Ritter mit einem Kuſſe.

Die Erzählung iſt voll Anmuth, der Stoff echt ſagenhaft, die liebliche und wilde Eigenſchaft des Elementes meiſterhaft aufgefaßt im Charakter der Undine. Daher die Gunſt, welche dieſe Erzählung erlangte. Undine wurde gemalt von Steinbrück, desgleichen ihre Trauung von Schnorr. Die berühmte Tänzerin Fanny Gerito führte in dem Ballet „Undine" in London als Undine einen Tanz im Mondſchein aus, indem ſie, aus dem Waſſer tauchend, am Ufer mit ihrem eigenen Schatten ſpielend immer vor ihm tanzt. (Illuſtrirte Zeitung 1843. Nr. 26.)

Dem Waſſergeiſt ließ Fouqué ſpäter noch Luft-, Erd- und Feuergeiſter nachfolgen. Sehr artig iſt ſeine „Sophie Ariele" von 1825.

Zu Marſeille lebt Doctor Matthieu, ein gelehrter Arzt, mit Swedenborg in Verbindung durch eine Taubenpoſt. Da wird ihm ein Kranker angekündigt Oberſt Guſtav Gyllenſkiold. Er leidet an furchtbaren Träumen, in denen ihm insbeſondere oft ein mit einer Krone geſchmückter blutiger Ritter erſcheint. Während er dem Doctor erzählt, tritt deſſen Gattin, die liebliche Sophie Ariele herein, ein weißes Täubchen auf der Schulter. Zart und leicht, kindlich fröhlich birgt ſie tiefes Wiſſen und eine magiſche Gewalt über die Natur in ihrem einfachen Weſen. Sie ſtammt von fürſtlichen Eltern, die ſie nach einer harten Schlacht in früher Kindheit verloren. Sie iſt auf einem Thurm hoch in den Apenninen erzogen, wo der Doctor ſie auf einer botaniſchen Reiſe gefunden. Sie kennt wunderbare Heilkräfte, und gern folgt ihr der Gatte.

Jahr 1836 für 13,290,100 Fr. Fiſche von Außen erhalten und davon für 3,201,735 Fr. wieder ausgeführt.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, einige ſpecielle Waaren der Einfuhr in Frankreich durchzugehen, und dabei die Länder zu bemerken, welche das Meiſte davon geliefert haben. An Kolonialwaaren wurde im Jahr 1836 für 103,281,723 Fr. eingeführt; hievon ging zur Verzehrung über für 66,651,753 Fr. Das andre blieb alſo in den Entrepots oder wurde in verſchiedene europäiſche Länder ausgeführt. Hierunter waren 22,725,875 Kil. Kaffee und 79,260,600 Kil. Rohzucker aus den franzöſiſchen Kolonien. Guadeloupe allein hat beinahe 36 Mill. Kil. geliefert.

Man ſieht hieraus, wie wichtig die Aufrechthaltung dieſer Zuckerkolonie für Frankreich iſt, und kann es der geſetzgebenden Macht nicht verdenken, wenn ſie es nicht wagt, der Runkelrübenzuckerfabrikation den Schutz angedeihen zu laſſen, welchen dieſe ſo laut anſpricht. Von den obengenannten 22 Mill. Kil. Kaffee ging ungefähr die Hälfte in Conſumtion. Cuba und Portorico hatten über 5 Mill. geliefert, Braſilien über 3 und Haiti beinahe 4 Mill. Kil. — Gewürze erhält Frankreich weniger als andere Länder, weil der Franzoſe die erhitzenden Naturprodukte in den Speiſen nicht liebt.

An Getränken hat das ſo reichlich mit Weinbergen verſehene Frankreich wenig zu beziehen nöthig, und kann im Gegentheile ſeinen Ueberfluß andern Ländern zukommen laſſen. Deßhalb wurde im beſagten Jahre nur für 1,684,064 Fr. Getränk ein- und für 72,333,104 Fr. ausgeführt. Unter letztern war kaum für 2 Mill. fremdes Getränk.

An Tabaksblättern und Stengeln hat Frankreich vom Auslande 5,830,625 Kilogr. bezogen, und zwar $\frac{4}{5}$ dieſer Menge von den Vereinigten Freiſtaaten; die Hanſeſtädte, welche in manchen Jahren gar nichts liefern, haben diesmal 242,796 Kil. zu dem Bedarfe der Staatsfabriken eingeführt. Den ganzen Bedarf von rohem Kampfer (9949 Kil.) hat Frankreich auch von den Hanſeſtädten erhalten, ſo wie das Opium (9949 Kil.) von Egypten und der Türkei. Bedeutender iſt der Verbrauch der Chinarinde; hievon ſind 195,496 Kil. eingeführt worden, meiſtens aus Chili. Seinen Theebedarf (149,240 Kil.) bezog Frankreich direkt aus China und den philippiniſchen Inſeln; nur ein geringer Theil der Einfuhr

Auch dießmal zerreißt sie, was der Doctor über des Gastes Krankheit niedergeschrieben und verspricht, ihn selbst zu heilen. Sie gibt ihm ihr Täubchen mit, das zu seinem Haupte schläft, und dessen Macht wirklich die Träume bändigt: Der Grundton seiner Träume ist „Leben ist Sterben". Die fröhliche Sophie lehrt ihn „Leben ist Leben". Eine Brieftaube kommt von Swedenborg, er tödtet einen Geier, der sie verfolgte. Dann rettet er Ariele, als sie von mauriſchen Seeräubern entführt werden soll. Er wird dabei verwundet und stillt das Blut mit ihrem Schleier. Da lehrt sie ihn: „Sterben ist Leben". Er genest aber von seiner Wunde wie von seinen Träumen und kehrt in den Norden zurück. Nach vielen Jahren findet er zur See den Sohn Matthieus und Arielens auf einer wissenschaftlichen Reise, behält ihn auf sein Bitten bei sich und fällt in einer Seeschlacht, mit den Worten „Sterben ist Leben".

Der Ausgang dieser Erzählung ist, wie so oft bei Fouqué, matt und unbefriedigend und entspricht dem reizenden Anfang nicht. Allein darauf kommt es hier weniger an, als auf die Charakteristik und man muß gestehen, die Sylphennatur in Arielen zu zeichnen, ist Fouqué eben so gut gelungen als die Undinennatur in seiner Undine. Ariele ist der weibliche Ariel Shakespeare's, der Luftgeist, das personificirte Element, jedoch nur in seiner Reinheit und sonnigen Heiterkeit.

„Erdmann und Fiammetta" von 1826.

Erdmann ist der Sohn eines verschütteten Bergmanns in Goslar, widmet sich frühe der Malerkunst, obgleich er nur bei einem Maler lernen kann, dessen Bilder den Schützen zur Scheibe dienen, und lebt still bei seiner Mutter Erdmuthe, als einmal der welsche Marchese di Rosso Gallo in die Gegend kommt, auf seine Leistungen aufmerksam wird, ihn ermuntert und nach Italien einladet. Bald darauf findet er zufällig bei seinem Meister das Bildniß eines reizenden Mädchens, aus dessen Beischrift er erkennt, es sey Fiammetta, die Tochter eben jenes Rosso. Nun ruht er nicht mehr, sondern eilt nach Italien. Unterwegs, bei Nürnberg, trifft er mit einem Welschen im Walde zusammen, zeigt ihm arglos das schöne Bild und wird dessen beraubt, denn der Fremde behauptet, das Bild sey sein. Erdmann schlägt ihn zu Boden und nimmt ihm das Bild wieder ab. Der Fremde flieht. Da kommen Nürnberger Kriegsschaaren, an der Spitze Albrecht Dürer, die welschen Räuber, von denen sie geneckt worden, zu vertreiben. Erdmann lernt nun Dürer näher kennen, zieht aber weiter. — In Sicilien findet er am Aetna die Villa Rosso's, ähnlich einer Blumenvase, oben ganz bedeckt mit herrlichen Pflanzen, darunter Fiammetta im feuerrothen Kleide. Er wird von dem Vater und ihr gut aufgenommen und zum Dank für das zurückgebrachte Bild, streut sie die Feuerlilien, mit denen ihr schönes Haupt bekränzt war, über ihn aus. Er erfährt jetzt, jenes Bildniß sey von ihrem unbändigen Liebhaber Ardente gemalt wor-

den, der es habe in das Eis des Nordpols mitnehmen wollen, um dort einen Zauber mit ihr zu treiben, durch welchen sie, die Tochter des Aetna's, gezwungen werden sollte, ihn zu lieben. Erdmann weilt in der Villa und lernt die Meisterwerke Rosso's kennen, deren Schlüssel ist das Mysterium des Abyssus. Auch Ardente kommt zurück und wird gastlich geduldet. Die beiden Liebhaber bekommen oft Streit, immer aber bleibt Erdmann Meister. Fiammetta schwankt zwischen beiden, bald dem natürlichen wilden Feuer, wenn sie mit Ardente sympathisirt, sich überlassend, bald unwiderstehlich hingezogen zu dem milden, aber kräftigen Deutschen. Inzwischen will der Vater das Mysterium des Abyssus enträthseln und den durch Jupiter in den Aetna verbannten Giganten, deren Sturz er gemalt hat, ein Bild des Jupiter zum feierlichen Opfer bringen. Erdmann will sich zu so heidnischen Dingen nicht hergeben, geht aber doch auf den Berg, um im Nothfall Fiammetta beizustehen, und hat das Glück, sie wirklich aus den Flammen des Aetna zu retten. Weil aber die Geliebte sich doch nicht losreißen kann von dem dämonischen Zauber des südlichen Feuers, verläßt er sie und kehrt heim. Aber bei einem Besuch in Nürnberg kommen Rosso und Fiammetta als Pilger, reuig, bekehrt. Ardente ist im Aetna verglüht, Fiammetta wird Erdmanns Weib und Rosso erkennt, das Mysterium sey nicht im Abyssus, sondern nur in der Liebe zu finden. — Hier ist wieder recht sinnig das Element des Feuers in der Südländerin, und das Element der Erde in dem ruhigen Deutschen verkörpert.

Interessant sind noch folgende Erzählungen: „Das Galgenmännlein".

Reichard, ein junger Deutscher, lebt ziemlich lüderlich in Venedig und verliert dabei sein Geld; aber ein Hauptmann verkauft ihm ein Galgenmännlein, d. h. einen Teufel im Glase, der alle Wünsche gewähren und Geld in Fülle bringen muß, wofür er des Inhabers Seele bekommt, wenn dieser ihn nicht zuvor um eine geringere Summe wieder verkauft, als um die er ihn gekauft hat. Reichard bedient sich des Teufels, bis ihm Angst wird, da verkauft er ihn. Durch Zufall aber bekommt er ihn immer wieder und kann ihn endlich gar nicht mehr los werden, da er ihn schon für die kleinste Münze, einen Heller, wiederbekommen hat. Nun sucht er in der ganzen Welt einen halben Heller und wird für wahnsinnig gehalten und der „Halbheller" genannt, bis er das Glück hat, im Wald einem Fürsten auf der Jagd das Leben zu retten. Aus Dankbarkeit schlägt ihm nun der Fürst Halbheller, so viel er will und so wird er den Teufel endlich los.

„Mandragora", Novelle von 1827.

Capitain St. Edmé will seinen Freund, den Grafen Armand, und Paris verlassen, weil er Armands Gattin Victoire liebt. Aber Armand selbst ladet ihn ein, zu bleiben, da der lilienreinen Frau Umgang so reinigend auf seine Leidenschaft wirken werde, daß er nirgends besser Heilung finden könne. Diese ungeheure Ironie findet er auch bestätigt, indem er bleibt. Eines Abends ist

in der Gesellschaft die Rede von der Wurzel Mandragora. Da erinnert sich die Gräfin, sie selbst habe in ihrem kleinen Naturalienkabinet ein solches ungeheuerliches Ding. Sie nimmt das Licht, es den Herren zu zeigen, als aber die scheußliche menschenähnliche Wurzel sich zu bewegen scheint, den ihr eigenthümlichen Leichengeruch verbreitet und sogar einen Weheton vernehmen läßt, entsinkt ihr der Leuchter. Edmé verspricht, sie von dem unheimlichen Schatze zu befreien, steckt die ekelhafte Wurzel in die Tasche und will sie vergraben. Ehe er aber dazu kommt, geräth er an eine Pharaobank und gewinnt eine ungeheure Summe Geldes. Der Bankier sagt ihm auf den Kopf zu, er habe eine Mandragora bei sich, sonst lasse sich das Glück nicht erklären. Nun will Edmé die Wurzel vergraben, wird aber gestört und schnell abberufen. Von dem Augenblick an, in welchem die Wurzel nicht mehr in Armands Hause ist, hat Armand Unglück, kommt um Geld, geräth in böse Händel ꝛc. Edmé hilft und gewinnt hohe Gunst beim Minister, so wie ihn dieser zum erstenmal sieht, und wird gleich zum Obersten befördert. Er gräbt die Wurzel nun wirklich ein, Graf und Gräfin verschwinden aus dem Lande, Edmé geht in den Krieg, wird verwundet und von einer schönen Albaneserin gepflegt, die er anfangs für die Tochter des Bankiers hält, dem er das Geld abgewonnen und der nachher in einem Duell erstochen worden, und von der er glaubt, sie heiße Mandragora, vor der er daher eine arge Scheu hat, bis sie sich als eine gewisse ganz unschuldige Aurora zu erkennen gibt, deren edler Vater nur von jenem Bankier betrogen worden. Er heirathet sie und kehrt mit ihr zu Armand und Victoire zurück, so daß sie hinfort in Frieden leben. — Fouqué schwankt hier auf widrige Weise zwischen dem romantischen Wunder und dem Nationalismus.

„Fata Morgana", Novelle von 1830.

Der junge Doctor Färber reist nach Sicilien, um die Fata Morgana zu holen und dieses Phänomen naturwissenschaftlich zu studiren, an Ort und Stelle aber wird er von dem Fischer Guglielmo, der fest an die Wirklichkeit der Feenpaläste und Gärten glaubt, mit dem gleichen Wahnsinn angesteckt, bis ihm die Besinnung zurückkehrt und er heimreist zu seiner treuen Geliebten. — Eine poetische Spielerei, an die Fata Morgana angeknüpft, wie eine ähnliche an die Mandragora, ohne tiefere Poesie, das schöne Wunder immer wieder durch die Wirklichkeit zerstörend, ohne damit einen Humor zu verbinden. Der sentimentale Dichter muß im Glauben an seine Wunder verharren, zerstört er es, so muß er nothwendig Humorist werden.

Adam Oehlenschläger, ein Däne, schrieb zugleich deutsch und dänisch, hatte sich aber ganz nach deutschen Mustern gebildet, seit 1808. Zwar hoffte er sich eine gewisse Originalität zu sichern, indem er vorzugsweise altnordische Stoffe auf die Bühne brachte, aber die Riesen und

Recken der Edda sind zu gewaltig, als daß sie auf die Bühne paßten. Sie wurden vom Dichter abgeschwächt, ihr Metall auf dem wässerigen Wege zersetzt. Fouqué wußte sie mit weit mehr Kraft und Feuer aufzufassen, als Oehlenschläger. Die Stücke des letzteren: Baldurs Tod, Vaulundur, Hagbarth und Signe, Starkather, dazu die mehr historischen: die Wäringer, Palnatoke, Erich und Abel, Axel und Walburg kamen gar nicht auf die deutsche Bühne oder konnten sich nicht halten. Nur ein empfindsames Künstlerdrama von Oehlenschläger war einige Zeit beliebt, „Correggio" 1816.

Der berühmte italienische Maler Correggio lebt im tiefsten Elend. Schwindsüchtig trägt er einen schweren Beutel mit Kupfergeld, den ihm der Käufer seines Bildes zum Hohne aufgeladen, nach Hause und stirbt an Erschöpfung. Zu spät wird sein hoher Werth erkannt, der Lorbeer kann ihm nur noch die entseelte Stirne kussen.

Oehlenschläger bearbeitete auch einige Märchen der 1001 Nacht, dramatisch, ferner des Sokrates Tod.

Hier macht Sokrates den Aristophanes, der ihn öffentlich verhöhnt, gleichwohl zu seinem Schwiegersohn.

In der „Ludlams Höhle"

wird ein böser in der Höhle hausender Geist dadurch erlöst, daß eine Mutter lieber ihren Mann als ihr Kind opfern will.

Im „Hirtenknaben"

geht ein Knabe verloren und wird als Leiche wiedergefunden; bald aber zeigt es sich, die wunderbar erhaltene Leiche sey des Knaben im Gebirg einst verunglückter Großoheim, während der Knabe selbst lebend und munter zurückkehrt.

Im „Hugo von Rheinberg"

begeht Hugo scheußliche Verbrechen und kokettirt am Schluß noch mit der Vorstellung, wie er als irrender Geist umgehen und die Leute erschrecken werde.

In Prosa bearbeitete Oehlenschläger die Insel Felsenburg unter dem Titel „die Inseln im Südmeer" sehr glücklich, mit Zusätzen und ohne Zweifel sein bestes Werk. Ferner eine nordische Sage von Hroar, und mehrere Novellen.

In den „Mönchbrüdern" verirrt sich die falsche Empfindsamkeit des Dichters so weit, daß er den Papst einem verliebten Mönch auf Raphaels Für-

bitte Dispens zum Heirathen ertheilen läßt. — Echter Humor herrscht dagegen in der „Strafe nach dem Tode". Ein Wucherer stirbt am Schlage. Ein armer Barbier, den er um alles gebracht hat, will ihm in derselben Nacht ein geschlachtetes Schwein stehlen, hebt statt dessen im Dunkeln die Leiche auf, erkennt sie und hängt sie an einen Baum. Zigeuner hängen sie an den Galgen. Da kommt des Morgens ein Jude, des Wucherers Mitschuldiger bei vielen Verbrechen, des Weges daher, sieht seinen Freund am Galgen, glaubt, alles sey entdeckt, und hängt sich ihm freiwillig gegenüber.

Um wieder auf die Kriegs- und Freiheitslieder von 1813 zurückzukommen, so schrieb deren unter andern auch J. G. Wetzel (dessen Gedichte 1838 wieder gesammelt wurden), ziemlich trivial und noch in der Gleim'schen Grenadierweise.

So recht, Herr König, wirf ihm keck
Den Fehdehandschuh hin!

Derselbe Dichter schrieb auch Romanzen, ein Paar schwache Trauerspiele (darunter eine Jeanne d'Arc, viel schwächer als Schillers Jungfrau), und ein Paar harmlose Humoresken (Rhinozeros als Anhang zu Tiedge's Urania, und ein Prolog zum großen Magen).

Die „Kriegsgesänge" des Staatsrath von Stägemann (1814) sind dagegen des Tyrtäus würdig, voll preußischen Stolzes und hohen Schwunges, aber zuweilen zu steif und nicht einfach genug gehalten, als daß sie volksthümlich hätten werden können. — Mindern Anklang fanden Julius August von der Heydens „Katzbachhymnus" (1814), „Lied an sein Schwert" und „Liederkränze aus der Zeit der Schmach und Erhebung". Desgleichen die „Kampflieder" von Karl Lappe (1814), der auch einige nordische und norddeutsche Sagen in Romanzen brachte und ein romantisches Epos „Miranda" schrieb.

Die patriotische Begeisterung der Kriegsjahre wirkte nach in vielen epischen Dichtungen, worin unsre geschichtlichen Helden gepriesen werden. So in Brauns Hermann (1819), in des Schweizers Henne Divico (1826), in Klemms Herfest (Arioviſt), Sutners Karl dem Großen, Becks Otto dem Großen, Kunze's Heinrich dem Löwen ꝛc. Auch die alten Apostel der Deutschen und Glaubenshelden wurden episch gefeiert. So der Apostel Pommerns, Otto vom Bamberg, durch Meinhold, das Kreuz in der Mark (die Bekehrung der Mark) durch Seidel, Adalbert von Preußen durch Furchau.

Ludwig Follenius aus Heſſen übertraf in ſchmetternden Trompetentönen alle andern Freiheitsſänger der Zeit. Man glaubt, das wilde Heer komme, wenn er beginnt:

An der Katzbach, an der Katzbach
Heiſa gabs ein luſtig Tanzen,
Wilde wüſte Wirbelwalzer
Rißt ihr dort, ihr ſchnöden Franzen!

Aber er fiel in Bombaſt z. B. in dem vielgeſungenen Liede „Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen“ mit dem ſelbſtgefälligen Schluß:

Nordlands brauſender Orgelklang,
Sturmgeſang,
Stolz lockender Klang.

Das Renommiren wurde der Hauptfehler dieſes Dichters, der als Student die deutſche Kaiſerkrone vor dem Spiegel probirte, nachher aber als politiſcher Flüchtling in der Schweiz eine reiche Müllerstochter heirathete, zuletzt Schweinzüchter wurde und nur noch vegetirte. Seine „freien Stimmen friſcher Jugend“ erſchienen 1819, ſeine „Harfengrüße aus der Schweiz“ 1822. Er überſetzte auch einige lateiniſche Kirchenlieder und verſuchte ſich in Romanzen.

Joh. F. Schick ſchrieb ein Drama „Satans Baſtard“, worin Napoleon als Sohn des Teufels auftritt.

Friedrich Rückert in Coburg begann ſeine poetiſche Laufbahn unter dem Namen Freimund Raimar mit „geharniſchten Sonetten“ (1814) voll patriotiſcher Zornflammen, Trompetenklänge der Schlacht, die ihm großen Ruhm erwarben, obgleich auch ſchon in ihnen eine kleine Neigung zu Wortſpielereien hervortritt. Damals ſchrieb Rückert auch zwei politiſche Comödien.

1) „Napoleon und der Drache“. Der galliſche Hahn brütet ein Ei, aus dem der Drache kommt, dem man das Futter mit der Guillotine zuſchneidet, deſſen Bette aus den Lilien der Bourbons und aus den dem Hahne ſelbſt ausgerupften Federn beſteht und der, immer größer wachſend, ganz Frankreich aufzufreſſen droht. Endlich kommt Napoleon, macht den Drachen durch Zauberei ganz klein und verſchlingt ihn. Von da an aber ſpeit Napoleon Feuer. 2) „Napoleon und ſeine Fortuna“. Napoleon verläßt die Fortuna und hätſchelt nur ſein Kind zweiter Ehe, den Ruhm, der von ihm den Storch vom Thurm in Moskau verlangt. Napoleon will den Storch holen, erfriert aber

faſt in Rußland und kehrt plötzlich zurück, um ſich am warmen Hintern ſeines ſchlafenden Söhnleins wieder ein wenig zu wärmen. Rückert wollte noch ein drittes Stück ſchreiben, that es aber nicht.

Den merkwürdigen Uebergang von den Sängern der Freiheitskriege zu den ſpäteren conſtitutionellen und demokratiſchen Freiheitsſängern macht Ludwig Uhland in Tübingen. Seine politiſchen Lieder kämpfen 1815 zunächſt nur für das alte gute Volksrecht, gegen Napoleoniſchen Deſpotismus und Miniſterialwillkühr in Württemberg, liehen aber dem damaligen Streben der geſammten deutſchen Nation nach verfaſſungsmäßigem Recht einen klaren, beſtimmten und edlen Ausdruck. Sein Lied „am 18. Oktober 1819“ ſprach den ganzen Schmerz und Zorn des deutſchen Patrioten aus. Im „Nothruf“ hebt er ſtolz hervor, daß es in Deutſchland ſeit uralteſter Zeit kein anderes Recht gibt, als Vertragsrecht, gegründet auf gegenſeitige Treue, im Gegenſatz gegen alle modernen Staatskünſteleien. Auch in ſeinen beiden Schauſpielen „Herzog Ernſt“ und „Ludwig der Bayer“ verherrlicht Uhland nur die alte deutſche Treue, wie ſie wahren Männern ziemt. Im erſteren bleibt der Freund dem Freunde treu bis zum Tode; im zweiten brechen ſich die verſöhnten Fürſten die Treue nicht, trotz aller gegenſtrebenden Intereſſen. So geht auch durch die übrigen lyriſchen Dichtungen Uhlands ein Zug von hohem ſittlichem Adel, z. B. in dem „Geſang der Jünglinge“. Die ganze Friſche deutſcher Jugend aber athmet in dem Liede „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“. Und die echte Anſpruchsloſigkeit des gemeinen deutſchen Mannes, wie rührend iſt ſie ausgedrückt in dem „guten Kameraden“! Ueberhaupt zog es Uhland aus der empfindſamen und reflectirenden Kunſtdichtung immer zur Einfachheit des Volksliedes hin, daher ſprechen ſeine Romanzen ſo freundlich an, z. B. „des Goldſchmieds Töchterlein“.

Der Ritter ſieht des Goldſchmieds ſchöne Tochter, beſtellt ſich bei ihrem Vater einen Brautring und ſchmückt ſie ſelbſt damit.

So die reizende Romanze von Graf Eberſtein (vgl. Theil II. S. 59), die hübſchen Lieder von Graf Eberhard dem Greiner. In andern Romanzen ahmte Uhland theils altnordiſche, theils ſüdromaniſche Formen nach. Von höchſter Schönheit iſt, was er in der letzteren leiſtete; „der Caſtellan von Coucy“ (deutſch die Sage vom Brennberger, vgl. Theil I. S. 388), „Don Maffias“.

Dieſer edle Sänger liebt eine Dame, deren eiferſüchtiger Gatte ihn gefangen ſetzen und umbringen läßt, aber überall tönen ihm die Lieder des Verhaßten entgegen. Den Sänger rächt ſein Ruhm.

Und „Dante's Jugendliebe". Zum Schönſten, das Uhland gedichtet, gehört ferner „König Karls Meerfahrt".

Karl fährt mit zwölf Gefährten über Meer, ein Sturm droht ſie zu verſchlingen, da reden die zwölf nacheinander, jeder wünſcht oder gelobt etwas. Karl aber, ſtatt ein Wort zu reden, handelt und ſteuert das Schiff glücklich durch die Wellen.

Echt romantiſch iſt Uhlands „verlorene Kirche". Man hört im fernen Walde läuten und Kirchengeſang, aber niemand kann dahin gelangen. Das iſt das beſte Sinnbild für die Verblendung der Romantiker, welche zwar immer die Kirche geſucht, aber nicht gefunden haben.

4.

Phantaſtiſche Ueberreizungen.

Diejenigen Dichter, welche nicht tief oder nicht lange genug die nationale und katholiſche Bedeutung der Romantik erkannten und feſthielten, fielen in der Regel in eine phantaſtiſche Spielerei, welche alsdann von den Gegnern dem romantiſchen Princip ſelbſt zur Laſt gelegt wurde. Schon Tieck war auf dieſen phantaſtiſchen Irrweg gerathen. Die argloſen und ſtolzen Dichter glaubten, es ſey genug, ſich vom claſſiſchen Zopfe frei zu wiſſen, ohne zu ahnen, was der Ernſt der Romantik ihnen für poſitive Pflichten auferlegte. Mehrere von ihnen ließen ſich durch die Götbe'ſche Form beſtechen und ſahen nicht ſo klar, wie Novalis, eine Schlange der Lüge und Verführung unter den Blumen.

Einer der liebenswürdigſten Romantiker war Ludwig Achim von Arnim, aus einer altbekannten preußiſchen Adelsfamilie, der ſich mit der geiſtreichen Bettina, Schweſter des Clemens Brentano, aus einem reichen Frankfurter Hauſe vermählte, eine Zeitlang in Heidelberg lebte, ſpäter aber auf ſeinem Gute Dahme privatiſirte († 1831). Er begann wie Tieck mit heißen wilden Sachen, zuerſt 1802 mit „Hollins Liebeleben".

Hollin verliebt ſich wie raſend in Marien, folgt ihr nach, trifft auf dem Brocken ihr Zimmer eben von der Abgereiſten verlaſſen, ihr Bett noch warm und wälzt ſich in deſſen Wolluſt. Als er angeſtellt iſt, ſchreibt er ihr und bittet um ihre Hand; reiſt aber dem Briefe gleich nach. Durch Zufall und Nachläſſigkeit des Beſtellers iſt der Brief nicht abgegeben worden. Hollin findet alle ganz unbefangen und glaubt ſich verrathen. An demſelben Abend ſoll auf dem Liebhabertheater Schillers Maria Stuart aufgeführt werden. Hollin übernimmt die Rolle des Mortimer und erſticht ſich auf der Bühne. Erſt ſterbend erkennt er ſeinen Irrthum.

In „Ariels Offenbarungen“ von 1804 zeigt ſich eine ſtarke Neigung zum rein Phantaſtiſchen, dem aller natürliche Boden fehlt. Der Dichter ſpielt mit Geſtalten des nordiſchen Mythus ohne Sinn und Verſtand.

Durch eine blutſchänderiſche Verbindung der Freyja mit ihrem Bruder ſoll ein auf Hermanns und Thusneldens Enkeln ruhender Fluch geſühnt werden. Angehängt ſind Sonette auf Bilder berühmter Maler, nach dem Beiſpiel A. W. Schlegels.

Nachdem Arnim zu Heidelberg unter edeln Freunden gelebt und in Verbindung mit Brentano das „Wunderhorn“ herausgegeben und kleinere Sachen in „Tröſteinſamkeit“ und dem „Wintergarten“ geſammelt hatte, ſchrieb er 1810 ſeinen größten und beſten Roman: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“.

Der italieniſche Palaſt des verſtorbenen Grafen P. ſteht gänzlich leer und der herrliche Garten verwildert. In den weiten Räumen wohnt Niemand mehr als ein alter Bedienter und die beiden bis zur Bettlerarmuth herabgekommenen Töchter des Grafen, zwei eben aufblühende Mädchen. Die ältere iſt die ernſte und ſtrenge Klelia, die jüngere die immer luſtige und leichtfertige Dolores. Das Leben dieſer verlaſſenen Geſchöpfe in dem öden Palaſt wird mit höchſter Anmuth geſchildert. Da kommt einmal ein junger Graf Karl als Student vorüber, ſieht die reizenden Mädchen ihr bischen Wäſche trocknen und verliebt ſich in Dolores, die gegen den Willen ihrer Schweſter ihn auf's freundlichſte empfängt, nachdem ſie alles was beide Schweſtern etwa noch Kleidſames beſitzen, allein angezogen und ſich damit herausgeputzt hat. Die heiterſte Jugendluſt lacht uns aus dieſen Schilderungen entgegen. Aber Karl muß zu ſeinen Studien zurück, Klelia geht als Geſellſchafterin einer Verwandten, der Frau eines Schweizer Oberſten, nach Sicilien. Dolores bleibt allein, kann jetzt aber nicht mehr einſam leben, miſcht ſich daher in die Geſellſchaften der kleinen Stadt und wird, als Karl ſie das erſtemal wieder beſucht, von ihm auf einer Wieſe gefunden, wie ſie eben als Blindekuh einen jungen Herrn

erhascht. Das gefällt ihm gar nicht, allein er versöhnt sich bald wieder mit dem schönen Mädchen und sie heirathen und ziehen auf des Grafen Landgut. Hier folgt Dolores ungenirt ihren Launen, oft zum Aerger Karls, den sie aber durch ihre liebenswürdige Fröhlichkeit immer wieder bezaubert. So verkehrt sie mit einem bizarren, halbverrückten Mädchen, der tollen Ilse, die ihm ein Greuel ist. So läßt sie sich mit einem pockennarbigen Nachbarn, einem äußerst rohen Landjunker, in Spottgefechte ein und wird von ihm tief beleidigt, so daß sie weinend beim Manne Hülfe sucht. Dieser fordert den Baron, der ihn aber auslacht und sich sogleich zur feierlichen Abbitte bereit erklärt. Er leistet sie wirklich vor dem Fenster der Gräfin und zwar in frühester Morgenstunde, wobei sie wieder in der besten Laune und im bloßen Hemde zum Fenster hinaussieht.

Hier werden mehrere Episoden eingeschoben, meist phantastisch oder frivol, z. B. die Geschichte des Prediger Frank, welcher behauptet, durch bloßen Blick die Frauen fruchtbar machen zu können. Die Erzählung dreier sitzen gebliebener Fräulein. Eine Stiftsdame erzählt die Geschichte des Mohrenjungen. Eine Aebtissin glaubt im Dunkeln den Baum zu umarmen, den sie ihrem Geliebten geweiht hat, umarmt aber einen Mann, der unter dem Baum steht und wird schwanger. Ihre kinderlose Schwester, eine Herzogin, stellt sich nun ebenfalls schwanger und trifft alle Vorbereitungen, um der Aebtissin Kind als das ihrige zu empfangen. Aber als die Stunde kommt und Gäste geladen sind, das ersehnte Kind zu bewundern, wird es als ein kleiner Mulatte erfunden, denn der Mann unter dem Baum ist ein Mohr gewesen. — Dann fährt die Geschichte der Gräfin Dolores fort, nachdem sich auf ihrem Gut ein bürgerlicher Dichter Waller eingefunden und Frau und Kind verloren, mit der Ilse eine Liebschaft angefangen hat ꝛc., alles Nebensachen, ohne Bedeutung für das Ganze. — Im zweiten Bande sehen wir das gräfliche Paar in die Residenz versetzt, wo Dolores Mutter eines gesunden Knaben wird. Zugleich erhält sie Nachricht aus Sicilien, wo sich Klelia mit einem Herzog von A. vermählt hat. Da wird Dolores neidisch, weil sie nur eine Gräfin, die Schwester aber eine Herzogin ist. Ein Vetter dieses Herzogs, der Marchese D. wird nun der Gräfin Dolores doppelt interessant und es gelingt ihm, sie zu verführen, während ihr Karl auf das Land zurückkehrt, um für seine Güter zu sorgen. Bald aber wendet sich Dolores mit Abscheu von dem Marchese ab, weil er ihre hingebende Liebe mit kaltem Hohn belohnt. Der Graf Karl wird unterdeß auf der Reise zu ihr durch allerlei nicht hiehergehörige Gaukelei, einen Wunderdoctor, ein unsichtbares Mädchen und einen Flötenspieler, aufgehalten. Als er zu Dolores kommt, martert sie seine unschuldige Zärtlichkeit mehr als alles. Er wünscht, daß das Kind, weil sie abermals schwanger geht, nach dem Marchese Johannes getauft werden möge, ohne zu ahnen, daß es des Marchese Kind sey. Aber als er sie im Schlafe reden hört, erfährt er seine Schande. Er nimmt sich aber zusammen und verräth nichts.

(568 Kil.) kam aus England. Unter der oben erwähnten Tabakseinfuhr sind 10,387,838 Cigarren, meistens aus Kuba und Portorico kommend, nicht mit einbegriffen. Elegante junge Leute, welche sich ein Gewissen daraus machen würden, mit einer Pfeife zu erscheinen, halten es nicht unter ihrer Würde, täglich eine oder mehrere Cigarren zu rauchen; daher nimmt die Einfuhr derselben beträchtlich zu, obschon auch die Pariser Tabaksfabrik eine ungeheure Menge Cigarren, freilich schlechtere liefert. Oben ist die Rede von der Einfuhr des Rohzuckers gewesen. Außer jener Summe hat Frankreich im Jahr 1836 vom Auslande 7,291,342 Kil. weißen Zucker erhalten, wozu jedoch die französ. Kolonien nur einen geringen Theil, nämlich 65,422 Kil. beigetragen haben.

An Metallen bekam Frankreich in dem oft erwähnten Jahre den Werth von 53,042,855 Fr. aus vielen Gegenden. Von 21,899,588 Kil. Eisenerz und Rohguß lieferten England und Belgien, jedes beinahe die Hälfte. Aber von den 8,262,134 Kil. Stangeneisen wurde beinahe die Hälfte von Schweden geliefert. Kupfer wurde aus allen Welttheilen bezogen, in einer Masse von 6,260,928 Kil.; hievon lieferte Rußland mehr, England etwas weniger als ein Drittel. Seinen Bleibedarf bezog Frankreich zu $^{5}/_{6}$ aus Spanien, das übrige kam aus England und den Hansestädten, so wie das Zinn zur Hälfte aus Holland oder vielmehr aus dem holländischen Ostindien kam. Dagegen ist das Zink größtentheils ein deutscher Einfuhrartikel. Von den 10,451,491 Kil. (einer beträchtlichen Menge, die wohl durch den Gebrauch des Zinks zur Bedachung der Gebäude erfordert wird) hatte nämlich Preußen 5,509,045 Kil., und die Hansestädte 2,457,246 Kil. geliefert. Das übrige war aus England gekommen. Quecksilber kömmt meistens aus Spanien (140,130 Kil. im Jahr 1836). Nur im Jahr 1834 haben die Hansestädte 126,750 Kil. geliefert, seitdem und zuvor aber gar nichts. Woher kam diese Menge eines Metalles, mit welchem sie sonst keinen Handel zu treiben scheinen? An Marmor hat Frankreich einen großen Reichthum; dennoch zieht es eine Menge schönen Marmors aus Belgien. Seitdem das Erdharz zu Trottoirs und Straßenpflaster gebraucht wird, sieht sich Frankreich in andern Ländern nach diesem Materiale um; die Türkei und Toskana haben seit einigen Jahren angefangen etwas zu liefern. Das meiste, das man braucht,

Am andern Tage ist ein Königschießen, dem er mit seiner Gemahlin anwohnt. Sie will mitschießen und hat das Ungeschick, ihren Gatten zu treffen. An seinem Krankenbette zeigt sich nun Dolores' aufrichtige Buße. Dafür wird ihr der Trost, daß sie einen Knaben gebärt, der nicht dem Marchese, sondern dem Grafen sprechend ähnlich ist. Er wird aber Johannes getauft. Sie widmet sich nun ganz der Häuslichkeit und den Kindern.

Abermals wird eine Episode eingeschoben, von der Päpstin Johanna, die Arnim später in einem größeren Werke ausführlicher behandelt hat.

Inzwischen ist der längst todtgeglaubte Vater Dolores', der alte Graf P. mit einer Ostindierin unermeßlich reich zurückgekehrt und hat den verwahrlosten Palast hergestellt. Und auch der Fürst des Landes, dessen Minister er früher gewesen, ist zurückgekehrt. Die Fürstin reist nach Italien, begleitet vom Grafen Karl und Dolores, die ihre Schwester Klelia aufsuchen wollen, deren Gatte, der Herzog, gestorben ist. Die Fürstin besteigt mit Karl den Aetna, ist in ihn verliebt und glaubt ihn des Nachts in den Armen zu haben, es ist aber ihr junger, längst in sie verliebter Schreiber. Mittlerweile wird des Fürsten Sohn, der lange verlorene Erbprinz, als gemeiner Husar wiedergefunden. Die Fürstin, als sie des Schreibers Frevel inne geworden, tödtet sich und ihn mit Gift. Karl, den Dolores für schuldig gehalten, ist vollkommen gerechtfertigt. Da stirbt Dolores, an demselben Tage und in derselben Stunde, in der sie einst ihrem Karl die Treue gebrochen, unter dem geistlichen Trost ihres Priester gewordenen Sohnes Johannes.

Sehr interessant, aber ohne Schluß ist der noch weit phantastischer ausschweifende Roman „die Kronenwächter" von 1817.

Berthold wird als neugebornes Kind mit dem Todtenkopf seines ermordeten Vaters dem Mörder desselben, einem alten Thurmwächter, in Waiblingen übergeben, wächst hier in Armuth auf, verliebt sich in die schöne Apollonia, des Bürgermeisters Tochter, und schwärmt in einem (in den sonst Jedermann unzugänglichen Ruinen eines Palastes des Barbarossa) verborgenen Garten, wo er erfährt, daß er selbst ein Hohenstaufe sey. Die verlorne Krone seiner Väter werde von einem geheimnißvollen Bunde bewacht. Sein Vater habe sie einst geraubt, als ihm rechtmäßig gebührend, aber dafür den Tod erlitten. Berthold findet auch seine Mutter wieder, verliert aber die Geliebte, denn der Bürgermeister muß wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt mit seiner Tochter fliehen. Berthold wird an seiner Statt Bürgermeister und altert. Da kommt der Wunderdoctor Faust und macht ihn wieder jung, indem er ihn sein Blut mit dem des Knaben Anton tauschen läßt. Der verjüngte Bürgermeister reist nach Augsburg, um den Kaiser Maximilian I. empfangen zu helfen. Es regnet heftig. Er begegnet der bildschönen Anna, die ihre Festkleider beschmutzt hat und steht ihr bei. Beide gefallen sich und er heirathet sie, als er entdeckt, daß sie Apolloniens Tochter ist. Er lebt lange glücklich mit ihr, aber

ein geheimnißvolles Band knüpft sich nun zwischen Anna und Anton an, weil es doch eigentlich Antons Blut ist, das in ihres Gatten Adern fließt. Die Geschichte nimmt aber keine frivole Wendung, sondern endet tragisch, indem Anton bei einem Aufruhr schwer verwundet wird und in Anna's Armen stirbt, Berthold aber, der Blutsympathie wegen abwesend, gleichfalls in demselben Augenblick sterben muß.

Man sieht, dieser Roman ist in der Erfindung unglücklich. Wie zwei quer durcheinandergewachsene Krystalle stehen sich hier die eine Geschichte, deren Mittelpunkt die Krone der Hohenstaufen ist, und die andere, deren Mittelpunkt der Bluttausch ist, wechselseitig im Wege, ohne zu einem organischen Ganzen verschmelzen zu können. Die große Erwartung, die uns die geheimnißvoll bewahrte Krone erweckt, wird am Ende durch nichts befriedigt. Aber alles Einzelne in diesem Roman ist meisterhaft; das Stillleben des Knaben auf dem Wachtthurm und in den Trümmern des Hohenstaufenschlosses ist eben so lieblich, wie das der jungen Dolores im öden Palast und Garten ihrer Ahnen. Man kann sich vom Reiz dieser Gemälde kaum losreißen und vergißt sie nie.

Arnims Wittwe hat noch spät eine Fortsetzung herausgegeben voll reicher Phantasie. Sehr ähnlich ist seine gleichfalls unvollendet gebliebene Novelle „Martin Martir“,

worin er die Schicksale der Marille, einer verloren gegangenen Kaiserstochter, unter niedern Ständen und Verhältnissen mit eben so phantastischem Humor zu schildern angefangen hatte.

Unter Arnims kürzeren Erzählungen und Novellen steht „Isabella von Aegypten“ obenan.

Das Zigeunermädchen, in das sich Kaiser Karl V. in seiner ersten Jugend verliebt, mit hohem poetischem Reize durchgeführt, schwankend zwischen dem süßesten Liebesglück und dem Glanz der Krone hier, und dem gemeinen, tollen, wilden und dämonischen Zigeunervolke dort.

Im Wintergarten (1809) hat Arnim viele alte Geschichten des 15. und 17. Jahrhunderts überarbeitet.

1) Euryalus und Lucrezia des Aeneas Sylvius, 2) die Insel Felsenburg, 3) Arbogast von Andelon nach Lyrers Chronik, 4) das Soldatenleben nach Philander von Sittewald, 5) die Geschichte der Mistreß Lee, die sich entführen läßt und nachher ihren Entführer heimlich anklagt, als ihr zufällig ihr Mann begegnet, 6) die Geschichte Cliffons aus Froissarts Chronik, 7) die drei Erznarren nach Christian Weiße und Erinnerungen an Schelmuffski und Jakob Böhme, 8) Poliphil und Polia, aus dem Italienischen nach der phantastischen Dichtung des Mönchs Colonna, 9) Abentheuer des Prinzen Karl Eduard Stuart. Dazu noch eine Phantasie in Versen, Nelson und Medusa

In den eigenen Novellen herrſcht bei Arnim immer das phantaſtiſch Barocke vor.

Seine „Melûk Maria Blainville“ iſt eine Muhamedanerin, welche erſt eine fromme Nonne und dann eine kokette franzöſiſche Schauſpielerin wird. In den „drei liebreichen Schweſtern“ läßt die Madonna Sterne vom Himmel als Goldſtücke niederfallen, um die Armuth zu beglücken. „Cosmus.“ einer Gräfin verlorener Sohn muß Seiltänzer werden. In der „Eheſchmiede“ zu Greinagreen führt der Dichter eine Menge ehelustiger Paare zuſammen. „Frau von Saverne“ wird von einem Intriguanten für verrückt ausgegeben und nur gegen das Verſprechen, ihn zu heirathen, wieder frei, entkommt ihm aber und läßt ihn in einer Tretmühle ängſtigen, bis er alles, was zu ihrer Ehrenrettung nöthig, zuſagt. „Fürſt Ganzgott“ läßt eine Zeitlang den ihm ſehr ähnlichen „Sänger Halbgott“ ſeine Stelle bei ſeiner Gemahlin vertreten, welche äußerſt zärtlich wird und den Sänger in die größte Verlegenheit verſetzt. In der „zerbrochenen Poſtkutſche“ treten Werther und Lotte, in der „Weihnachtsausſtellung“ Siegfried von Lindenberg auf. Im „Pfalzgrafen“ wird dieſer junge hübſche Graf an die Stelle der Leiche Philipps des Schönen in den Sarg gelegt, um die wahnſinnige Königin Juana zu heilen, und kommt derſelbe Pfalzgraf ſpäter einmal zu einer andern Geliebten ſo brennenden Herzens, daß er nicht merkt, daß ſeine Kleider brennen. In der „Kirchenordnung“ verſchwindet ein Pfarrer während einer Sonnenfinſterniß und findet ſich nach vielen Jahren wieder. Im „Raphael“ ſchildert Arnim den Tod dieſes großen Malers. In den „Metamorphoſen der Geſellſchaft“ ergeht ſich der Dichter in Betrachtungen der Geſellſchaft, Literatur ꝛc.

Ich übergehe die übrigen Novellen. Unter den dramatiſchen Dichtungen Arnims iſt „Cardenio und Celinde“ am ausgezeichnetſten, eine freie Bearbeitung des ſchönen Trauerſpiels von A. Gryphius (Theil II. S. 405).

Die Liebe ſiegt hier gegen alle Convenienzen der Welt und ſelbſt über die Macht der Hölle. Nie, außer in Shakeſpeares Romeo und Julie, iſt die erſte Jugendliebe ſüßer und feuriger geſchildert worden. Zwar hat Arnims Humor alle möglichen fremden Dinge, die Halloren, den ewigen Juden, Napoleon, Sir Sidney Smith ꝛc. hineingezogen und eine Fülle lyriſcher Ergüſſe und doch iſt das Schauſpiel nicht überladen und wie viel Blumen auch der Dichter in das Feuer ſeiner Dichtung wirft, als wollte er ſie erſticken, die Gluth dringt doch durch alles hindurch mit ihrem ſchönen Purpur, ohne eine Blüthe zu verletzen.

Ungleich unpaſſender ſind die willkührlichen Zuſätze zu der „Päpſtin

Johanna". Ueber die ältere Dichtung vgl. Theil II. S. 101. In Arnims Schauspiel

ist Johanna die Unschuld selbst. Sie wächst als Knabe, als Jüngling auf, bildet sich ein, als solcher in die schöne Stephana verliebt zu seyn, wird ohne Zuthun und ohne Arg Papst und verliebt sich jetzt erst als Mädchen in den schönen Pfalzgrafen, dem sie am Ende auch unter Zustimmung des neuen Papstes vermählt wird.

Wir sehen hier, wie Arnim den höchsten romantischen Reiz in einer willkührlichen Zerstörung aller mittelalterlichen Denkart suchte. Mit ähnlicher Willkühr behandelt er in den „Gleichen" die alte Sage vom Grafen mit seinen zwei Frauen. Vgl. Theil II. S. 61.

Während der Graf mit der schönen Amra aus der Gefangenschaft zurückkehrt, zieht ihm seine daheim zurückgebliebene Gemahlin mit ihrem platonischen Liebhaber Plesse entgegen. In Venedig treffen sie sich. Die Gräfin aber, die sich in Mannskleidern nur für ihren Bruder ausgibt, macht nun Amra heftig in sich verliebt. Auf dem Schlosse des Grafen leben sie dann keineswegs, wie die alte Sage will, in Frieden, sondern Plesse wird erschossen durch den Hofmeister Hartmann, aus dem der Geist Hugo's, des Ahnherrn der Gleichen redet. Zugleich wird Joseph, der lebendig begrabene Bruder der Alt-Gleichen, entdeckt und gerettet. Die Alt- und Neugleichen kämpfen und fallen, bis auf Joseph, der bestimmt ist das Geschlecht allein fortzupflanzen. Der Graf geht ins Kloster, die Gräfin ditto, nachdem sie sich noch dem sterbenden Plesse vermählt hat. Amra heirathet den wirklichen Bruder der Gräfin. Eine wirklich sinnlose Verdrehung des einfachen alten Stoffes.

Die historischen Stücke Arnims aus der brandenburgischen Geschichte sind ziemlich langweilig: Markgraf Karl Philipp, der echte und falsche Waldemar, der Bürgermeister Glinde, der Stralauer Fischzug, die Vertreibung der Spanier von Wesel. „Die Appelmänner" enthalten einen guten Stoff.

Der Bürgermeister A. von Stargard läßt als Pommerischer Brutus seinen schuldigen Sohn enthaupten. Arnim aber erbietet sich, den Todten durch ein Zauberstäbchen wieder lebendig zu machen und mit Wiedersehen und Versöhnung echt kotzebue'sch zu schließen.

Auch im „Auerhahn" hat Arnim zu willkührlich die schöne Sage von Otto dem Schützen (Theil II. S. 64) verändert. Eine Anzahl kleiner Possen- und Puppenspiele hat Arnim älteren deutschen Schwänken entlehnt,

z. B. das Loch im Thurm, ein Hahnreifspiel, Jemand und Niemand, der wunderthätige Stein ꝛc.

Bei Arnims Schwager, Clemens Brentano, tritt das Phantaſtiſche noch viel zügelloſer hervor. Sein erſter Roman: „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter," iſt ſo verwildert, wie Tiecks Lovell und Schlegels Lucinde.

Violette, deren Mutter ſchon eine femme libre war, lebt ganz nur der Wolluſt. Die Jungfräulichkeit will ſich ihr gar nicht anpaſſen und ſie ſucht ſie ſobald als möglich los zu werden. Der ihr vom Schooße abgelöste Gürtel wird ihr um die Augen gebunden und macht ſie blind für alles, daß ſie nur allein die Luſt genießt. In dieſer raſt ſie nun durch den Roman mit der wilden Grazie einer Bänade. Dabei entwickelt ſie ſchon vollſtändig alle Regeln der Weiberemancipation. Sie haßt die Ehe wegen ihrer unendlichen Flachheit als eine ewige Proteſtation gegen das freie Streben zur Höhe. Sie haßt die Tugend, denn ſie ſey ein Zwang, und ſich zur Tugend zwingen, ſey eben das wahre Laſter. Die Religion läßt ſie gelten, aber nur als Sinnlichkeit. Religion ſey nichts als unbeſtimmte Sinnlichkeit, ſagt ſie II. 361. Andächtig ſeyn könne man nicht als Menſch, ſondern nur als Mann oder Weib. Sie geſteht, daß ſie eine Heidin ſey und daß ſie alle Männer für Götter halte wegen des Männlichen. Die chriſtliche Religion ſey zu geiſtreich, deßwegen werde ſie untergehen und das Heidenthum beſtehen bleiben ꝛc.

Aber Brentano läuterte ſich, wurde überaus fromm und blieb es. Im Uebergange ſchrieb er viele Humoresken, Märchen und kleine Erzählungen. Am bekannteſten iſt ſein „Gockel, Hinkel und Gackeleia".

Der Graf Gockel von Hanau und ſeine Gemahlin Frau Hinkel von Henneberg ſind arm geworden und bewohnen eine elende Hütte in den Ruinen ihrer Stammburg. Das einzige Beſitzthum des Grafen iſt ein Hahn und eine Henne, die er, als ſeine Wappenthiere, unter allen Umſtänden behalten will. Einmal kommen drei Juden und bieten ihm eine große Summe für den Hahn, der auf ſeiner Schulter ſitzt, aber er gibt ihn nicht her. Frau Hinkel indeß und ihre Tochter Gackeleia können den Hahn nicht leiden, weil er ſie immer zu früh durch ſein Krähen aufweckt, und ſtecken ihn in einen Sack, wo er von Tag und Nacht nichts mehr weiß und nicht mehr kräht. Unterdeß wird auch die Henne mit ihren Küchlein durch Gackeleia's Unvorſichtigkeit von einer Katze gefreſſen. Als der Graf den Hahn endlich befreit, verlangt das halbverhungerte und über den Tod der Henne tiefbetrübte Thier ſelber, er ſolle ihn tödten. Wenn er es mit ſeinem gräflichen Schwerte thue, ſo ſey das ein ehrenvoller Tod, und überdieß werde er in ſeinem Kopfe einen Zauberſtein finden, der ihm alle Wünſche gewähren werde. So war es auch. Der Graf

enthauptete den Hahn, fand den Stein, wünſchte ſich und ſeiner alten Frau Jugend und Schönheit, ein ſchönes Schloß in der Reſidenz und Gut die Hülle und Fülle. Der König borgte von ihm, behandelte ihn als ſeinen beſten Freund, und wollte ſeinen Sohn mit Gackeleia vermählen. Aber Gackeleia hatte, obgleich der ſterbende Hahn ausdrücklich verlangt, ſie ſolle nie mit einer Puppe ſpielen, weil ihr Glück daran hänge, ſich von einem Juden eine ſchöne Puppe aufſchwatzen laſſen und ihm dafür, wie er verlangt, den Zauberſtein des Vaters gegeben. Der Graf konnte nun nicht mehr zaubern und der boshafte Jude machte, daß das ſchöne Schloß verſank, der Graf und die Gräfin wieder alt wurden und ſammt der Tochter als Bettler fortgejagt wurden. Gackeleia nahm die Puppe mit. Sobald der Graf dieſe erblickte, ahnte er, was an ſeinem Unglück ſchuld ſey und wollte Gackeleia ſtrafen. Dieſe lief davon und kam nicht wieder. Allein in ihrer Puppe ſteckte ein weißes Mäuschen, das der Jude hineingethan, um der Puppe lebendige Bewegungen zu geben, und das Mäuschen war einſt vom Grafen aus den Zähnen einer Katze befreit worden. Aus Dankbarkeit gab es jetzt der betrübten Gackeleia das Rettungsmittel an, ſchlich ſich in der drei Juden Haus, ſtahl ihnen, die ſich unterdeß moderniſirt, baroniſirt, beordensbandet ꝛc. hatten, bei Nacht den Zauberſtein, verwandelte ſie in Eſel und gab dem Grafen all ſein voriges Glück zurück, der Königsſohn aber heirathete die Tochter.

Wie hier dem romantiſchen Ritter das moderne Judenthum, ſo ſteht im „Märchen vom Rhein“ der in den Rhein gefallenen und vom jungen Müller geretteten romantiſchen Prinzeſſin die moderne Schulweisheit in Herrn Ciſto Janus gegenüber. Im Märchen „vom Murmelthier“ wiederholt ſich das alte vom Aſchenbrödel. In andern variirt Brentano nur die alten Märchen von den ſtarken Geſellen, vom Tiſchlein deck dich, vom Siebentod auf einen Schlag, und viele Märchen des Neapolitaners Baſile, alle mit ſehr phantaſtiſchen Auswüchſen. — Meiſterhaft iſt die Satire „der Philiſter“, worin Brentano den deutſchen Spießbürger in der Napoleoniſchen Zeit ſchildert. Ein bloßer Scherz ſind „die mehreren Webmüller“, voll komiſcher Verwechslungen aus Anlaß eines ſtrengen Peſtcordons an der Grenze.

Ernſt und tragiſch iſt zuerſt die merkwürdige „Geſchichte des braven Kaſperl und des ſchönen Annerl“, in welcher die liebliche Naivetät der Idylle mit allem Gräßlichen eines Criminalprozeſſes gepaart erſcheint. Annerl wird als Kindsmörderin hingerichtet. Im älteren ehrbaren Chronikenſtyl ſchrieb Brentano die Begebenheiten des Schüler Johannes und

das Tagebuch einer Ahnfrau. In den „drei Nüssen“ gehen Omina dem Morde vorher.

Brentano schrieb auch mehrere Schauspiele. Am meisten wird sein „Ponce de Leon“ geschätzt (schon von 1801), der auch in der That öfter Shakespeare'schen Geist verräth, aber das Interesse weniger in Charaktere, als in tolle Verwicklungen und Verkleidungen legt und überhaupt an zu viele Personen vertheilt. „Die lustigen Musikanten“ und „Viktoria und ihre Geschwister“ sind Singspiele für die Siegesfeste von 1813, aber in humoristischem Ton geschrieben, das letztere erinnernd an Wallensteins Lager von Schiller. Demselben patriotischen Zwecke dient das längere episch-dramatische Gedicht „die Gründung Prags“, höchst wunderlich und bizarr die alte mythische Geschichte Böhmens mischend mit der Verehrung für das sächsische Königspaar, welches damals in Prag in unfreiwilliger Verbannung zubrachte.

Besser als alle diese allzu ausschweifenden Sachen sind die lyrischen Ergüsse Brentano's. Seine weltlichen Gedichte sind voll Zartheit und süßer Gluth. So das schöne Lied an den Mond, das Heimwehlied, die Blumenklage, die Romanze von der Lorelei. Die Romanzen vom Rosenkranz sind allegorisch zu verstehen und enthalten zum Theil nur persönliche Beziehungen und Erinnerungen. Aufs würdigste aber schließt Brentano mit den geistlichen Gedichten ab, die uns die heiligsten Bilder im reichsten Blumenkranze zeigen.

Oft vertieft er sich in reiner Blumenluft in dem immer höher ihn überrankenden, immer üppiger ihn umdrängenden Blumenflor und unter dem immer düfteschwerer auf ihn niederschattenden Blüthenüberhang, während kaum noch ein sonnenbeglänzter grauer Schein durch die bunte Farbenfülle blickt und an die Nähe der Kirche mahnt. Oft fällt er unwillkührlich in den Ton, der in den Liedern des h. Franziscus von Assisi überall wiederklingt, preisend die Natur als Gottes Schöpfung und verweilend beim geringsten der Geschöpfe als einem gottgeschaffenen Wesen, z. B. S. 455. Am schönsten in dieser Art ist das Frühmorgenlied vom Kirschenblüthenstrauß, S. 484. Zuweilen tritt die Persönlichkeit gar zu kindisch naiv hervor, z. B. in dem Liede vom Aderlassen vor dem Abendmahl, wo die Beziehung des Blutens auf den Tod am Kreuz nicht ziemlich erscheint. Allein man kann das kindliche Gefühl nicht wahrer ausdrücken und es gefällt uns besser, daß der Dichter sich ihm überläßt, als wenn er sich genirt und vor dem strengen Publikum mit allerlei vornehmer Zurückhaltung Position genommen hätte.

Die reiche Phantaſie Brentano's kehrt wieder bei ſeiner Schweſter Bettina v. Arnim, aber noch minder geregelt und noch willkührlicher. Daß ſie ſich (in Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde) in eine Liebe zu dem viel älteren Göthe hineinträumen konnte, war ein Verrath an der echten Romantik.

Ebenfalls dem Heidelberger Kreiſe befreundet und gleichfalls einer angeſehenen Frankfurter Familie angehörig, leuchtete Karoline v. Günderode früh in poetiſchem Feuerwerk auf, um ſchnell zu erlöſchen. Sie liebte im Anfang des Jahrhunderts den berühmten Heidelberger Philologen und Symboliker Creuzer (einen Freund von Görres) und gab ſich ſelbſt den Tod. Bettina ſchrieb über ſie ein Buch und 1857 gab Götz ihre ſämmtlichen Dichtungen heraus. Von dem Schmerz, der die Günderode zum Selbſtmorde trieb, zeugen faſt alle ihre lyriſchen Gedichte.

Ein Schwanken, eine ängſtliche Verwirrung, ob ſie vergeſſen ſoll, ohne zu ſterben, oder ſterben, um zu vergeſſen, durchzittert das wunderbare Lied „Lethe". In einem andern Liede „die Bande der Liebe" gibt ſie zu verſtehen, die Erinnerung und der Tod ſey für ſie daſſelbe, ſie müſſe an der Erinnerung ſterben. Wieder in einem andern Liede „der Adept" ſchildert ſie die Unerträglichkeit der Zeit, die ewig daſſelbe wieder bringt. In tödtlich ermattender Ungenüge ſchwankt ſie zwiſchen Lebens- und Todesluſt. Eines der ſchönſten Lieder, in das ſie die ganze Poeſie ihres Schmerzes gehaucht hat, iſt das „Stumm und Leer".

Kann Lieb ſo unlieb ſeyn,
Von mir ſo fern, was mein? —
Kann Luſt ſo ſchmerzlich ſeyn,
Untreu ſo herzlich ſeyn? —
O Wonn', o Pein!

Immer beſtimmter neigt das ſchöne ſchwere Haupt dem Abgrund zu. Sie will ſterben.

Auf Naxos Felſen weint verlaſſen Minos Tochter.
Der Schönheit heißes Flehn erreicht der Götter Ohr.
Von ſeinem Thron herab ſenkt Kronos Sohn die Blize.
Sie zur Unſterblichkeit in Wettern aufzuziehn.

Man wird nicht leicht rührendere Klagen in ſo ſchöner Sprache geleſen haben. Die Günderode ſteht, was ihre Sprache anlangt, in der erſten Reihe unſrer romantiſchen Dichter.

Ihre dramatiſchen Dichtungen ſind weniger vollendet.

Auffallend klingt durch dieſelben des falſchen Oſſian Harfe durch. Das kleine Stück „Mora“ iſt ganz oſſianiſch. Es iſt gewiß merkwürdig, wie ſich von dieſem Pſeudobarden (dem in Sentimentalität ſpeculirenden Macpherſon) gleichzeitig der harte Napoleon und die zarte Günderode haben verführen laſſen. In dem kleinen Stück „Immortalita“, einem lucianiſchen Geſpräch ähnlich, gelangt Erodion über den Styx und wird durch Immortalita (d. h. die Liebe durch die Unſterblichkeit) nach Elyſium geführt. Das kleine Drama Hildgund ſchildert die Vorbereitung zu Attila's Mord durch dieſes Mädchen. Udohlah iſt das ſchwächſte Stück, in der Sprache auffallend an Leſſings Nathan erinnernd. Ein Sultan entſagt ſeiner Geliebten, weil entdeckt wird, er habe den Mord ihres Vaters verſchuldet. „Magie und Schickſal“ iſt dem antiken Oedipus nachgebildet. Eine Mutter entbrennt für den eignen Sohn, den ſie in der Jugend hulflos verlaſſen hatte, ſpäter in unreiner Liebe, ohne zu wiſſen, wer er iſt. Merkwürdig ſticht gegen dieſes düſtere Schauſpiel „Muhamed“, ab, der unter allen Umſtänden, in Gefahren, in Trauerfällen, bei Gelegenheiten, wo er ſich rächen könnte ꝛc., die vollkommenſte Ruhe, Milde und Großmuth bewahrt. Hätte die Dichterin ſelbſt dieſe ideale Ruhe beſeſſen, ſo würden wir ihren frühen Tod nicht beklagen müſſen.

In Heinrich v. Kleiſt erkennen wir einen der liebenswürdigſten, aber auch der unglücklichſten Romantiker. Sohn eines preußiſchen Offiziers irrte er, ohne eine rechte Beſtimmung zu wählen, unſtät umher, hatte das Unglück, obgleich er ſelbſt gar nicht Soldat war, 1806 für einen Offizier gehalten und als Gefangener nach Frankreich geſchleppt zu werden, verliebte ſich nachher in Adolphine Vogel, geb. Keber, und erſchoß ſich mit ihr gemeinſchaftlich 1811. Durch das zerriſſene Gewölk ſeiner Seele blicken wir in klare ſchöne Landſchaften von wunderbarem Reize. Daß die Liebe ein Zauber ſey, dieſe Wahrheit hat kein Dichter tiefer erkannt, als Heinrich v. Kleiſt. Aber er verſenkte ſich zu tief in dieſen Zauber. Wer die ganze Süßigkeit der Sympathie ausdenken will, muß mit dem Leben zerfallen. In ſeinem erſten Trauerſpiel „die Familie Schroffenſtein“ ſchwebte ihm Romeo und Julie vor.

Rupert, das Haupt des einen Zweiges der Familie, glaubt, Sylveſter, das Haupt des andern Zweiges, trachte ihn um des Erbes willen zu verderben. Da Ruperts jüngſter Sohn zufällig verunglückt, heißt es, Sylveſter habe ihn ermorden laſſen und Rupert beginnt die blutige Fehde wider den ganz unſchuldigen Sylveſter. Inzwiſchen aber kommt Ruperts Sohn Ottokar mit Sylveſters Tochter Agnes im Walde zuſammen, denn beide lieben ſich. Als Rupert es erfährt, überfällt er ſie. Ottokar hat aber noch Zeit, ſeine Kleider mit denen ſeiner Geliebten zu vertauſchen. Eine Scene voll Reiz, indem er

dem keine Gefahr ahnenden Mädchen die Wonne der Brautnacht vorspiegelt, indem er sie entkleidet. Darauf kommt Rupert und ersticht seinen eigenen Sohn Ottokar, indem er ihn für Agnes hält. Agnes entkommt, wird aber nun von ihrem Vater, der sie für Ottokar hält, getödtet. Ueber ihren Leichen versöhnen sich die ihres Irrthums inne werdenden Väter.

Die tiefste Bezauberung durch die Liebe, wie sie je ein Dichter auffaßte, liegt in Kleists „Käthchen von Heilbronn" vom Jahr 1810.

Das Käthchen ist die vermeinte Tochter eines Waffenschmiedes in Heilbronn. Ritter Wetter vom Strahl besucht die Schmiede seiner Rüstung wegen. das Mädchen sieht ihn, wird sogleich magnetisch mit ihm verbunden und stürzt ihm in somnambulem Zustande aus dem Fenster nach aufs harte Pflaster. Der Schmied klagt den Ritter bei der Veme auf Zauberei an. (Kannte wohl Kleist die ältere, schönere Erzählung, die ich Th. II. S. 432 mitgetheilt habe?) Der Ritter ist unschuldig. Er treibt das wieder geheilte Mädchen, das ihm wie ein Hund folgt, mit der Peitsche fort. Sie ist aber durch den unauflöslichen Zauber der Sympathie an ihn gebunden und kann ihn nicht lassen. Sie leistet ihm die wichtigsten Dienste, als Feinde ihn verfolgen. Dankbarkeit, Mitleid erweichen sein Herz. Er findet sie schlafwachend unter einem Fliederbaum und beginnt ein Gespräch mit ihr, die immer fortschläft und doch spricht. Sie stürzt sich für ihn ins Feuer der brennenden Burg. Aber erst als sie als eine verloren gegangene Tochter des Kaisers wiedererkannt wird, kann er sie heirathen.

In diesem rührenden Schauspiel, das sehr großen Beifall fand, ist die blinde Liebe und Hingebung des Weibes in unnachahmlich reizenden Zügen geschildert. Viel schöner als in der Griseldis. Sehr schön ist Kleists „Prinz Friedrich von Homburg".

Der Prinz, ein junger ritterlicher Held, dient unter dem großen Kurfürsten und liebt dessen Nichte Natalie. Als Nachtwandler begegnet er ihm zufällig und verräth in diesem bewußtlosen Zustande seine Liebe. In der Schlacht bei Fehrbellin erringt seine unwiderstehliche Tapferkeit den Sieg, aber gegen Befehl, und wegen Ueberschreitung seiner Ordre wird er verhaftet. Auch in der Haft verläßt ihn seine edle Schwärmerei keinen Augenblick und bald entläßt ihn der Kurfürst mit hoher Auszeichnung und gibt ihm Natalien. Eine sehr originelle und reizende Mischung von junger Kriegerehre und fast mädchenhaftem Somnambulismus. Der männliche Pendant zum Käthchen desselben Dichters.

In „der Hermannsschlacht" legte Kleist den ganzen Schmerz seines patriotischen Herzens nieder. Er sah Deutschland innerlich zerrissen, von Napoleons Heeren rettungslos überschwemmt. Da ballte sich seine

wird aber aus Frankreich selbst gezogen. Auch mit Korn ist Frankreich gewiß sehr reichlich versehen; dennoch wird oft noch viel eingeführt. So betrug im Jahr 1836 die Waizeneinfuhr 158,540,589 Litres, wovon über 59 Mill. aus Rußland, 32 Mill. aus den österreichischen Staaten kamen. Im Jahr 1833 haben letztere sogar 300 Mill. Lit. geliefert, also beinahe das doppelte der gesammten Waizeneinfuhr des Jahrs 1836; aber im darauffolgenden Jahre gar nichts. Ueber die Hälfte der Einfuhr des Reises (13,556,091 Kil. im Jahr 1836) kommt aus den Sardinischen Staaten, das übrige hauptsächlich aus den nordamerikanischen Freistaaten. Die Versorgung der Franzosen mit Pfefferkuchen haben fast ausschließlich die Belgier, denn von den eingeführten 13,801 Kil., kamen 12,958 aus Belgien. Holland hat beinahe ⅔ der eingeführten 5,195,313 Kil. Käse geliefert, und die Schweiz den größten Theil des übrigen. In Hinsicht der Eyer scheint eine starke Concurrenz zwischen Deutschland und Belgien zu herrschen, welche beide fast die gesammten 462,458 Kil. geliefert haben.

Ein nicht unerheblicher Handelsartikel sind bekanntlich die Blutigel, deren Verbrauch wegen des hohen Ansehens einer gewissen Schule, welche diese Thiere im Uebermaaß anwendet, in der jetzigen Zeit außerordentlich gestiegen ist. Im Jahr 1836 sind deren 19,736,800 Stück eingeführt worden, die beinahe 600,000 Fr. gekostet haben, Hievon sind

9,484,950	Stück	aus	Oesterreich,
5,038,000	„	„	Sardinien,
2,418,300	„	„	der Schweiz,
2,132,100	„	„	Griechenland,
418,900	„	„	Algier,
138,000	„	„	der Türkei,
134,800	„	„	Deutschland,
71,000	„	„	Belgien,
20,000	„	„	Preußen

gekommen. Hier ist starke Concurrenz, in welcher einige europäische Mächte zu unterliegen scheinen. So lieferte Rußland im Jahr 1832 noch 1 Mill. Blutigel, seitdem aber gar nichts mehr. Dagegen ist Algier seit 1831, und die Türkei seit 1836 als Lieferant aufgetreten. Deutschland lieferte anfangs die Blutigel millionenweise, muß aber wohl seine Sümpfe und Teiche größtentheils

Fauſt und er träumte ſich zurück in die Zeit des Arminius. Aber er ſpiegelte in dieſem Heldenbilde zugleich den ganzen Verrath der Gegenwart, die Zwietracht, Schwäche und Erbärmlichkeit deutſcher Fürſten ab. — Eben ſo genial ſind die griechiſchen Dramen Kleiſts.

Penthesilea's Geſchichte iſt noch von keinem Dichter genialer aufgefaßt worden als von ihm in dem gleichnamigen Trauerſpiel. Schade nur, daß er den Stoff ganz willkührlich behandelt hat.

Penthesilea nämlich bildet ſich ein, den Achilleus beſiegt zu haben und hingeriſſen von ſeiner Schönheit, behandelt ſie ihn mit einer Großmuth, die raſch in die innigſte Hingebung der Liebe übergeht. Auch er kann dieſem holden Liebreiz der gewaltigen Amazone nicht widerſtehen und gibt ſich ihr ganz hin. Nun entſteht aber ein kleiner Zank zwiſchen ihnen. Da er nämlich der Sieger iſt, will er ſie mitnehmen, während ſie ſich einbildet, ihn in ihr Reich mitnehmen zu können. Sobald ſie ihren Irrthum inne wird, fällt ſie in Raſerei. Alle ihre weibliche Hingebung war motivirt durch die Großmuth, die ſie als Siegerin äußern konnte. Unter dem Geſichtspunkt einer Beſiegten mußte ſie dagegen unziemlich und verächtlich erſcheinen. Daher die Wuth, in welche Penthesilea ausbricht und die ſo weit geht, daß ſie den nämlichen Achill, den ſie eben noch ſo heiß geliebt, tödtet und wie eine Bachantin in Stücke reißt.

Nicht minder keck weicht Heinrich v. Kleiſt auch in einem Luſtſpiel von der alten Tradition ab, im „Amphitruo".

Hier entfernt ſich Jupiter nicht, ſondern bleibt auf dem Platze als Amphitruo und ſtellt ſich dem wahren Amphitruo entgegen. Alkmene ſoll entſcheiden und hält den falſchen Amphitruo für den wahren. Nun kann man ſich denken, in welche Verlegenheit dieſer letztere geräth, bis Jupiter dem Schmerz ein Ende macht, ſich als Gott zu erkennen gibt und den armen Hahnreih fühlen läßt, daß er es noch als eine Gnade anzuſehen habe, einen ſolchen hohen Gaſt im Bette ſeiner Frau gehabt zu haben.

Kleiſts Trauerſpiel „Robert Guiscard" blieb Fragment. Sein Luſtſpiel „der zerbrochene Krug" iſt unbedeutend. — Unter ſeinen kleineren Erzählungen

iſt die erſte „Michael Kohlhaas" einer wahren Begebenheit der brandenburgiſchen Geſchichte nacherzählt. In der zweiten Erzählung läßt „die Marquiſe von O." in die Zeitungen einrücken, ſie ſey ohne ihr Wiſſen ſchwanger geworden und fordere den unbekannten Vater ihres Kindes auf, ſich zu melden. Ein Graf meldet ſich, ſie heirathet ihn aber erſt, nachdem er ſich demüthig um ihre Liebe hat bewerben müſſen. — „Das Erdbeben in Chili." Joſephe,

eine junge Dame zu St. Jago in Chile mußte wider Willen Nonne werden, ihr Geliebter, Don Aſteron, ſchlich ſich aber heimlich zu ihr, ſie wurde ſchwanger und gebar ein Kind unterwegs während einer Prozeſſion. Wegen dieſes Skandals ſollte ſie eben enthauptet werden und Aſteron wollte ſich gleichzeitig umbringen, als ein ungeheures Erdbeben ſie unterbrach. Sie kamen glücklich mit dem Leben davon, fanden ſich in der allgemeinen Zerſtörung wieder und lebten noch kurze Zeit glücklich, bis das Volk ſie erkannte und ermordete. — „Die Verlobung in St. Domingo.“ Toni, eine junge Meſtize auf Hayti, im Hauſe eines der wildeſten und unbarmherzigſten Negerhäuptlinge, verbirgt Guſtav, einen jungen franzöſiſchen Offizier, während des großen Negeraufſtandes, indem ihr wildes Herz von der heftigſten Liebe zu ihm ergriffen wird. Auch ihn feſſelt an ſie nicht nur Dankbarkeit, ſondern auch der Umſtand, daß ſie ſeiner ermordeten Geliebten ähnlich iſt. Der Neger überraſcht ſie, da ſchnell entſchloſſen bindet ſie dem Jüngling mit wilder Geberde die Hände, als hätte ſie ihn eben gefangen genommen und rettet ihn ſo wenigſtens vor augenblicklicher Ermordung. Dann in der Nacht ſucht ſie mit größter Anſtrengung Weiße auf, die ihn befreien; aber kaum hat er die Hände frei, ſo ſchießt er die arme Toni nieder, indem er nicht weiß, was ſie für ihn gethan hat. — „Das Bettelweib von Locarno.“ Ein Marcheſe jagt eine Bettlerin aus dem Winkel, wo ſie ruht, ſie ſteht auf und bricht todt zuſammen, ihr Geiſt aber verfolgt den Marcheſe, bis er das Schloß und ſich ſelbſt mit verbrennt. — „Der Findling.“ Piachi, ein Kaufmann in Rom, erbarmte ſich in Raguſa auf einer Reiſe eines verwaiſten peſtkranken Knaben Nicolo, durch den aber ſein eigener geliebter Sohn angeſteckt wurde und ſtarb. Trotzdem fuhr er fort, Nicolo zu pflegen und behielt ihn an Sohnesſtatt. Als er aber erwachſen war, entehrte Nicolo mit Gewalt ſeine Pflegemutter, Piachi's Gattin, daß ſie vor Entſetzen ſtarb. Piachi ermordete dafür den ſchändlichen Pflegeſohn, der ſo viel Unglück über ihn gebracht, und wollte, als er ſelber hingerichtet wurde, keine Buße thun, noch Abſolution annehmen, um gewiß in die Hölle zu kommen und dort ſeine Rache an Nicolo zu vollenden. — „Der Zweikampf.“ Littegarde, die edle Wittwe des Ritter von Auerſtein, wurde vom Grafen Jakob dem Rothbart geliebt, den ſie aber verſchmähte. Jakob brachte ſeinen Bruder, den Herzog von Breiſach, um und rächte ſich zugleich an Littegarde, indem er ihr ſchamlos erklärte, in der Nacht des Mordes bei ihr geſchlafen zu haben. Die ſcheinbaren Gründe für dieſes Alibi genügten. Littegarde wurde von ihren Brüdern ins Elend geſtoßen. Ritter Friedrich von Trota nahm ſich ihrer an, rief das Gottesurtheil im Zweikampf an, unterlag aber und nun ſollten beide als Frevler gegen das Gottesgericht, das ſie ſchuldbewußt angerufen hatten, ſterben, als der ſchwer erkrankte Rothbart ſein Verbrechen und jener beiden Unſchuld erklärte.

Der Maler Philipp Otto Runge aus Wolgaſt, deſſen Werke nach

seinem Tode 1840 erschienen, schrieb zuerst die berühmt gewordenen Märchen vom Machandelbaum und vom Fischer und seiner Frau nieder und componirte selbst mit dem Pinsel wie mit der Feder Märchen, in denen die Blumen eine große Rolle spielen.

Die Blumen dienen ihm zum allegorischen Ausdruck. So malt er in der Geschichte einer weißen Lilie den Wechsel der Tageszeiten, von ihrem Erwachen bis zu ihrem Hinabsinken. Alles von dieser Art kann eigentlich nur als Randzeichnung gelten, aber kein Maler war je so reich in den Arabesken, als Runge.

Der schlesische Dichter, Joseph Freiherr v. Eichendorff, welcher zuerst 1815 auftrat, hat in seinen lyrischen Gedichten, wenn dieselben Waldeinsamkeit, Morgen- und Reiselust oder stille Liebe schildern, viel von Novalis und Tieck angenommen, in den Capriccios aber von Chamisso. Seine Novellenprosa erinnert am meisten an Arnim, gelegentlich auch an Sternbalds Wanderungen. Im Drama ist er warm, wie Heinrich von Kleist. Ueberall wiederholen sich bei ihm die zartesten Bilder und Töne unserer besten romantischen Dichter, aber Eichendorff selbst tritt uns nicht in festumrissener Originalität entgegen.

Sein erster Roman „Ahnung und Gegenwart" wurde 1815 durch Fouqué eingeführt.

Der junge Graf Friedrich fährt von lustigen Studenten begleitet die Donau herab. Da fesselt ihn ein fremdes schönes Mädchen, Rosa. Er folgt ihren Spuren, geräth in eine Räuberherberge, wo ein schönes junges halbnacktes Mädchen ihn warnt und ihm im Kampf gegen die Räuber beisteht. Obgleich Sieger, wird er verwundet und erwacht, nach langer Ohnmacht, auf Rosa's Schloß, neben sich den Knaben Erwin, der ihn im Walde gefunden haben will. Es ist das als Knabe verkleidete Mädchen aus der Räuberschenke, die ihm fortan unerkannt dient, ohne daß er sie wiedererkennt oder ihr Geschlecht erräth. Er genest und findet die beste Gesellschaft im Schloß. Mit einem hier gewonnenen Freund Leontin besucht er ein anderes Schloß, wo Julie, Leontins Geliebte, wohnt, und endlich das Schloß der geistreichen Gräfin Romana, die sich mit aller Gluth einer Italienerin in ihn verliebt. Er kommt in die Residenz, wo Rosa von einem Prinzen umgarnt ist. Er kämpft für das Vaterland in einem Gebirgskriege mit (dem Tirolerkriege), weßhalb er geächtet und seine Güter confiscirt werden. Er kommt wieder zur Gräfin Romana, die sich, da sie ihn nicht gewinnen kann, wie Dido-Armida benimmt, nämlich sich erschießt und zugleich ihr Schloß in Brand steckt. Er findet Erwin wieder, der bei seinem Anblick todt auf die zerbrochene Laute

ſtürzt, die er eben geſpielt hat. Jetzt erſt erkennt man in ihm das Mädchen Leontin heirathet Julien, Friedrich aber geht in ein Kloſter.

Es ſind da überall hübſche romantiſche Anklänge und Anfänge, aber nichts iſt durchgeführt. Der Knabe iſt eine ſchwache Erinnerung an Mignon, ſein Charakter wird eigentlich nie entwickelt. Friedrich erhebt ſich aus der romantiſchen Liebelei, kämpft für das Vaterland und weiht ſich der Kirche; aber das iſt alles nicht gehörig in ſeiner Charakteriſtik motivirt und erſcheint wie zufällig.

„Krieg den Philiſtern". Dramatiſches Märchen von Eichendorff (1824) iſt eine Nachahmung und ärgſte Uebertreibung der von Tieck im Zerbino und in der verkehrten Welt beliebten Manier.

Das Heer der Poetiſchen bricht feindlich in das Land der Philiſter ein, auf Schiffen, die über Land fahren. Sie landen an verſchiedenen Punkten und unter verſchiedenen Klaſſen der Philiſter. Sodann reiſen Narr, Kritikus ꝛc. rückwärts in die Vergangenheit, in die Perücken- und Reifreckzeit, in die alte Ritterzeit ꝛc. Endlich ſpricht nicht nur der Autor des Stückes ſelber mit, ſondern auch der Rezenſent und wird die Illuſion in jedem Augenblick zerſtört. Es fehlt in dieſem Stück durchaus nicht an feinen Anſpielungen und guten Witzen, die ſich auf den verkehrten Geſchmack des Publikums, die Anmaßung der Dichter, die Einſeitigkeit der Schulen und Lächerlichkeit der Moden beziehen; aber die Scenen wechſeln gar zu bunt mit den Perſonen ſelbſt; es hätte doch mehr Einheit wenigſtens durch die Hauptperſonen in das Stück gebracht werden ſollen. Die Aufmerkſamkeit des Leſers wird zu ſehr zerſtreut.

Eben ſo phantaſtiſch iſt die Novelle „Viel Lärm um nichts", in welcher die Poetiſchen, Prinz Romano und Gräfin Aurora, in das Beſitzthum des Herrn Publikum gerathen. Die poetiſche Gräfin kehrt ſehr oft bei Eichendorff wieder. So in der Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts".

Der Taugenichts iſt ein armer Junge, der mit einer Geige ſingend in die Welt hinausgeht und von zwei Damen hinten auf dem Wagen mitgenommen wird, weil ſein Geſang und Spiel ſie ergötzt. Er wird in ihrem Schloß aufgenommen und Gärtner. Die junge ſchöne der beiden Damen, Gräfin und Gemahlin des Schloßherrn, intereſſirt ſich ſehr für den Taugenichts, er ſingt und ſpielt oft heimlich vor ihrem Fenſter. Plötzlich wird er einmal im Walde von Räubern entführt, die ſich aber nachher als Maler kund geben und mit denen er nach Italien geht. Die Maler bewundern ſeine Schönheit, auch eine unbekannte Gräfin, die er für die ſeine hält, in der er aber eine fremde erkennt und gegen die er ſich ſo ungeſchickt benimmt, daß ſie ihn fahren läßt

Endlich kommt er zurück und findet ſeine Gräfin wieder, aber jetzt erſt entdeckt er, daß es gar keine Gräfin, ſondern die Nichte des Portiers und nur im Schloß erzogen iſt. Nun bekommt er ſie zur Frau. Das Ganze läuft alſo auf eine romantiſche Myſtification hinaus, die gar anmuthig durchgeführt iſt. Der Styl mahnt an Arnims Kronenwächter. Aber die durchdachten Lieder paſſen nicht für einen ſo jungen unerfahrenen Taugenichts. Auch iſt der Dichter etwas nachläſſig geweſen, indem beim Abſchied des Taugenichts noch Schnee vom Dache ſchmilzt und er an demſelben Tage noch durch wogende Kornfelder wandert.

Aehnlich die Novelle „das Marmorbild".

Ein gewiſſer Floris wird ganz eben ſo myſtificirt durch eine junge Dame, die ihm in mannigfaltiger Geſtalt erſcheint, bis er ſie in Knabentracht wiederfindet und ſie ſeine Braut wird. Der Dichter führt uns durch italieniſche Paläſte und Gärten voll reizender, nur zu flüchtiger Erſcheinungen. Alles iſt zu nebulos und traumhaft, die Auflöſung der Räthſel, wie in der früheren Novelle, zu nüchtern.

Die Novelle „Dichter und ihre Geſellen" (1834) verdient am meiſten den Vorwurf, eines jener unglücklichen Produkte der Romantik zu ſeyn, in denen die Dichter nicht die Welt, ſondern nur ſich und ihre Lieblingslecture und Kunſtgenüſſe beſpiegeln. Nicht geſchöpft aus der Tiefe der Natur- und Lebensanſchauung, ſondern aus Göthe's Wilhelm Meiſter und Tiecks Sternbald.

Baron Fortunat, halb Student, halb Jäger, reiſt luſtig durch die Welt, findet in einem kleinen Städtchen ſeinen Univerſitätsfreund Walter und macht mit ihm einen poetiſchen Luſtritt zu dem nicht fern wohnenden Dichter Grafen Victor. Unterwegs in einem Amtmannshauſe lernt er die reizende Florentine, Walters Geliebte, kennen, und beneidet ihn. Victor iſt nicht zu Hauſe. Indem Fortunat ſeinen Weg weiter nimmt, begegnen ihm während eines Ungewitters vornehme Damen zu Pferde, im naſſeſten Zuſtand, die ſchwarzen Locken an dem ſchönen Geſicht der Einen, die ſpäter als Gräfin Juana erkannt wird, herunterhängend und triefend. Dazu kommt noch eine total verregnete Schauſpielerbande, wodurch wir plötzlich in Göthe's Meiſter verſetzt werden. Die Gräfin Juana iſt im Gefolge einer Fürſtin, deren Gemahl die Schauſpieler beſtellt hat. Auch Fortunat beſucht ihren Hof, an dem der ritterliche Literat Lothario und ein phantaſtiſch humoriſtiſch ausſchweifender Poet Dryander, den die Fürſtin liebt, der Maler Albert ꝛc. die äſthetiſchen Genüſſe leiten. Auch ein engliſcher Lord iſt da, der „die Geſchichte der wilden Spanierin" erzählt, einer Gräfin, die aus Patriotismus unter den Franzoſen greulich gemordet, aber einen franzöſiſchen Offizier, nachdem ſie ihn verwundet,

gänzlich zu ihrem Sklaven und Mitkämpfer gegen sein eigenes Volk gemacht hat. Man ahnt, daß das eben die Gräfin Juana sey, die ein italienischer Marchese heirathen soll, vom Fürsten geliebt, von Lothario entführt wird, sich aber unterwegs ins Wasser stürzt. Fortunat sieht ihr Leichenbegängniß und flieht ins Land der Kunst, nach Italien. Hier verliebt er sich in die schöne Fiammetta, findet alte Bekannte, Maler und Dichter, wieder. Jetzt erst erfahren wir, daß Lothario der Dichtergraf Victor ist. Die Fürstin täuscht in der angenommenen Kleidung Juana's. Er endet als katholischer Geistlicher. Fortunat verliert Fiammetten, aber nur, um sie in Deutschland wiederzufinden und zu heirathen.

Eichendorff schrieb auch zwei contrastirende Trauerspiele von schöner Anlage, den „Ezzelino von Romano" 1828.

Ezzelin als echter Sohn seiner wilden Zeit aufgefaßt, der noch wilder als sie, mit ihrer Wildheit spielt und das ghibellinische Ideal eines blühenden weltlichen Reichs im Auge, doch zugleich weiß, daß es nur hinter Strömen von Blut zu erreichen ist, in denen er untergehen muß, in die er sich aber wie in ein erfrischendes Bad stürzt.

Dagegen ist Heinrich Reuß von Plauen im „letzten Ritter von Marienburg" (1830)

ein Ideal von christlicher Ritterpflicht und unerschütterlicher Festigkeit im Dienste des höchsten Herrn, muthig in der höchsten Noth, würdevoll im Unglück, ganz ohne Egoismus.

Schade, daß Eichendorff, anstatt so viel zu wilhelmmeistern und zu sternbalden, nicht mehr darauf Bedacht nahm, starke männliche Charaktere zu zeichnen. Er hat auch ein Lustspiel geschrieben, welches den besten spanischen Stücken an Feinheit gleichkommt, „die Freier" (1833). Im Grunde nur eine Wiederholung von Jüngers „Maske für Maske", aber viel geistvoller.

Ein junger Graf Bernard will seine Zukünftige, die er noch nicht kennt, die schöne Gräfin Adele, prüfen und kommt als lustiger Schauspieler auf ihr Schloß. Sie selbst aber hat sich bereits in ihr Kammermädchen verkleidet und in diesen Masken verlieben sich beide in einander. Anders aber hat Eichendorff das Kammermädchen behandelt, die hier (Flora) wenigstens eben so geistreich ist als ihre Herrin und durch ihre Munterkeit als angebliche Gräfin den Reiz des Ganzen erhöht.

Der Jugend- und Liebesmuth des Grafen, der Adele, und des Jägers Victor, der Floren erobert, ist mit hoher Genialität aufgefaßt und mahnt an Shakespeare's beste Lustspiele.

In ſeinen ſpäteren Jahren ſchrieb Eichendorff mehrere Werke über die neuere, vorzugsweiſe die romantiſche Poeſie, worin er ſie vollkommen richtig beurtheilte, das Herrliche an ihr hervorhob und gegen Verunglimpfung ſchützte, aber auch ihre Mängel nicht mißkannte.

5.

Rückfall der Romantik in den Dämonismus.

Da die meiſten Romantiker Proteſtanten und Kinder ihrer Zeit waren, wurden ſie von der alten Kirche, zu welcher doch der Weg aller Romantik führte, nicht mächtig genug angezogen, ja viele wichen ſcheu vor ihr zurück. Weil ſie aber die Lichtſeite flohen, geriethen ſie in die Nachtſeite und ihre Phantaſie, dem Mittelalter entrinnend, fand keinen andern Ausweg als den in die Dämonomanie des Reformationszeitalters. So reproducirte ſich das „Hereinragen der Hölle in die deutſche Dichtung“ wie vor dreihundert Jahren jetzt wieder in der von ihrem Ziel rückwärts entweichenden, herabſinkenden Romantik.

Schon in den Ritterromanen, dieſen Ausgeburten der falſchen Romantik, hatten Geiſter geſpuckt. Im Jahr 1808 erſchien Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde, worin gelehrt wurde, daß die Geiſter der Verſtorbenen wirklich erſcheinen könnten, während die Rationaliſten eine Menge Bücher verbreiteten, worin umgekehrt der Geiſterglauben als Wahn und Obſcurantismus verſchrieen wurde. In den Jahren 1810—1816 gaben Johann Auguſt Apel, Senator in Leipzig, und Friedrich Auguſt Schulze (genannt Laun) in Dresden ein Geſpenſterbuch heraus, welches echt poetiſche Stoffe dieſes Gebiets verarbeitete. Am berühmteſten wurde Apels Erzählung „der Freiſchütz“. Vgl. Theil II. S. 163. „Die Bräutigamsvorſchau“ iſt derſelbe Stoff, den Tieck im „Dolch“ behandelte. Vgl. Theil I. S. 142. Schön iſt „das ſtille Kind“ und ſehr eigenthümlich „die Todtenbraut“.

Hildegarde, die verſtorbene Zwillingsſchweſter Libuſſa's, von ihr nur durch ein kleines Maal am Nacken unterſchieden, geht als Geiſt um, wird mit ihr verwechſelt und ſtört das Glück ihrer Liebe. Am Ende aber entdeckt ſich, daß es nicht die Todte ſelbſt iſt, die etwa wie die Braut von Korinth umgeht,

ſondern eine andere längſt geſtorbene Perſon, die verdammt iſt, ſo lange auf Erden umzugehen, bis ſie ein liebendes Paar findet, deren Glück ſie nicht zerſtören kann. Dieſe nun bedient ſich der ſchönſten Leichen jüngſt verſtorbener Mädchen zu ihrem Zweck und ſo auch Hildegardens.

Unter allen romantiſchen Dichtern, welche ſich dieſer Vorliebe für das Dämoniſche hingaben, erlangte den höchſten Ruhm der ſ. g. Callot-Hoffmann. So pflegt man zum Unterſchied von ſo vielen andern Hoffmannen den aus Königsberg gebürtigen Bamberger Muſikdirector, ſpäteren Berliner Kammergerichtsrath Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann zu nennen, weil er ſeine erſten poetiſchen Gemälde „in Callots Manier" herausgab. Der Lothringer Callot, aus der Zeit Ludwigs XIV., malte höchſt phantaſtiſche und groteske Bilder. Hoffmann war ein nervöſer, überreizter Menſch, habitueller Trinker und etwas unheimlich in ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften. Er wußte nicht wie Jean Paul und Tieck die rege Einbildungskraft mit der Wirklichkeit auszuſöhnen. Das eigentlich Poetiſche und weſentlich Eigenthümliche bei Callot-Hoffmann iſt, wie er ſelbſt es in den Serapionsbrüdern I. S. 11 gut bezeichnet, „das Entſetzen an dem tief geſpenſtiſchen Philiſtrismus". Was wir jetzt Natur und Alltäglichkeit nennen, iſt ſo unnatürlich und fremdartig, daß die Bewohner anderer Himmelskörper und unbefangene Geiſter ſich daran als an etwas Dämoniſchem' entſetzen müßten. Daher faßt Hoffmann nicht immer das gemeine Leben als das Gewiſſe und die phantaſtiſchen Träumereien ſeiner verliebten Jünglinge und Enthuſiaſten als Wahn auf, ſondern öfter kehrt ſich bei ihm das Verhältniß um, die zarte Elbenwelt, die Wunderweſen des Traums werden zum Natürlichen und Wahren und die Hofräthe und Kammerſekretaire und Profeſſoren ꝛc. werden zu Geſpenſtern und ungeheuerlichen Weſen. Hier iſt der eigentlich romantiſche Standpunkt, der die Seelenruhe des Glaubens mit der nationalen Heldenkraft verbindet, ſchon wieder verloren gegangen, und man ſieht deutlich, wie das poetiſche Vermögen der Neuzeit die Heiligkeit und Mannhaftigkeit des Mittelalters nicht vertragen kann und ſich unvermerkt von der Ritterzeit wieder in die Perückenzeit zurückzieht. Callot-Hoffmann wird daher nur noch uneigentlich zu den Romantikern gezählt. In ihm reproducirte ſich vielmehr der Dämonismus des 17. Jahrhunderts in ſeiner höchſten poetiſchen Blüthe. Das Geheimniß ſeiner Poeſie liegt in dem

ſüßen Grauen zauberiſcher Verlockung, in der ſchönen Angſt der Unſchuld vor dem Böſen und in den Capriccios der Diablerien, und indem er desfalls in die Gefühlsweiſe einer früheren Zeit über hundert Jahre zurückgehen mußte, war auch ſeine Affectation eines altfränkiſchen Coſtumes ganz angemeſſen. Er ſtellt in dem pſychologiſchen Entwicklungsgange der modernen Poeſie ein höchſt intereſſantes Moment dar, aber man begreift, daß er weder recht populär werden, noch in ſich ſelbſt befriedigt werden konnte, weil er der Gegenwart ſcheu und in fieberhafter Angſt entfliehend doch die alte Heimath der Nation nicht hat wiederfinden können. Die ganze Diſſonanz der deutſchen Nation concentrirt ſich in Hoffmann. Daß in ſeinen Erzählungen die Muſik eine ſo gewaltige Rolle ſpielt, iſt gewiß eine Nothwendigkeit. Alvina weint in der Gewalt des Winterriefen. Dieſe uralte Wehklage tönt durch alle Werke des unglücklichen Amadeus.

Zuerſt erſchienen von ihm: „Fantaſieſtücke in Callots Manier, Blätter aus dem Tagebuch eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit Vorrede von Jean Paul, Bamberg 1814.“

I. 1) Jacques Callot, eine Betrachtung über dieſen kecken Maler. 2) Ritter Gluck. Der Enthuſiaſt trifft im Berliner Thiergarten mit einem alten Herrn zuſammen, und ſpricht mit ihm über Muſik, trifft ihn wieder im Theater bei der ſchlechten Aufführung der Gluck'ſchen Armide und wird von ihm in ſein Haus mitgenommen. Hier ſpielt derſelbe die Armide ſelbſt aufs genialſte dem Enthuſiaſten vor und gibt ſich ihm dann als der Autor Ritter Gluck zu erkennen. 3) Kreisleriana. Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler ergeht ſich ſarkaſtiſch über den elenden Muſikunterricht, über den Mißbrauch der Muſik als bloßes Unterhaltungsmittel, über die Charakterloſigkeit und Eitelkeit in den Concerten. Höchſt ergötzlich iſt die ausführliche Beſchreibung eines Berliner Thee mit obligater Claviermuſik der Fräulein Töchter. Dazu eine Charakteriſtik der genialen Muſik des verkannten Beethoven, mit der Hoffmann in den wilden Contraſten und Capriccios harmonirt. — 4) Don Juan. Der Enthuſiaſt hört in einer fremden Stadt dieſe Oper und iſt entzückt beſonders von der Donna Anna. Da im Zwiſchenact ſteht dieſelbe hinter ihm in der Loge und läßt ihn in die Tiefe ihrer muſikaliſchen Seele blicken. In derſelben Nacht ſtirbt ſie. Doch iſt das bei Hoffmann öfter vorkommende Verklingen des Lebens und der Stimme hier nicht die Hauptſache, ſondern ein neuer Schlüſſel zum Verſtändniß der Mozart'ſchen Oper. Donna Anna, ſetzt Hoffmann voraus, habe den ſchönen heldenmäßigen Don Juan ihrem ſchneidermäßigen Bräutigam vorgezogen, Don Juan ſey wirklich glücklich bei ihr geweſen, und und

Donna Anna's Tönen rede nicht der Schmerz über den Verluſt des Vaters, ſondern die Verzweiflung der Liebe. Ich bin überzeugt, daß Mozart, auf den es allein hier ankommt, der Meinung Hoffmanns *nicht* geweſen iſt. — 5) Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza. Nachahmung der bekannten Hundenovelle des Cervantes, mit Beibehaltung deſſelben Hundes, der ſich höchſt vernünftig über die unvernünftigen Menſchen beklagt und zwar hauptſächlich wieder, wie Kreisler, den ſchlechten Geſchmack und die Eitelkeit geiſtloſer Menſchen, die ſich für Kunſt als Modeſache enthuſiaſmiren, geißelt. Einmal wird er, als eine große mimiſche Künſtlerin (die Heudel-Schütz) eine Sphinx darſtellt, derſelben gegenübergelegt, um ſie zu perſifliren, eine ſehr gelungene Satire. Zuletzt rächt er die beleidigte Unſchuld und Schönheit, eine gewiſſe Cäcilie, an ihrem rohen Bräutigam, indem er in der Hochzeitsnacht über ihn herfällt und ihn halbtodt beißt.

II. 1) Der Magnetiſeur. Die junge Baroneſſe Marie, Geliebte des Hippolyt, wird durch einen gewiſſen Alban, den dämoniſchen Magnetiſeur, der gleich einem Vampyr vor dem Tode das Leben des edlen Mädchens langſam ausſaugt, ihren Verwandten und ihrem Geliebten unvermerkt entriſſen. — 2) Der goldene Vogel, ein Märchen. Der Student Anſelmus, ein ſchwärmeriſcher Jüngling, führt ein Doppelleben in der gemeinen Welt, und in der Wunderwelt, in der ihn eine reizende Elfin als goldgrüne Schlange Serpentine verführt. Wie in allen Märchen Hoffmanns iſt auch in dieſem der Gegenſatz zwiſchen der Proſa unſeres bürgerlichen Beamten- und Honoratierenlebens und der poetiſchen Traumwelt mit trefflichem Humor durchgeführt. — 3) Die Abentheuer der Sylveſternacht. Der Enthuſiaſt ſieht ſeine Jugendgeliebte wieder, wird von neuem raſend in ſie verliebt, findet auch ſie ihm zärtlich geneigt, wird aber aus allen ſeinen Himmeln geriſſen durch die Ankunft ihres — Mannes, eines häßlichen widrigen Geſellen, da er gar nicht einmal gewußt hat, daß ſie verheirathet ſey. Er trinkt ſich Muth in einem Weinhauſe und geräth hier mit Erasmus Spikher zuſammen, der ſein Spiegelbild an den Teufel verloren hat, wie Peter Schlehmil ſeinen Schatten. Schwache Nachahmung Chamiſſo's. — 4) Kreisleriana. Wieder muſikaliſche Klagen und Satiren.

Hierauf folgten „Nachtſtücke" 1816.

I. 1) Der Sandmann. Ein Geſpenſt der Kindermärchen, das den Kindern Sand in die Augen ſtreuen und ihnen dann die Augen ausreißen ſoll, um ſeine Kinder damit zu füttern. Der Knabe Nathanael wird durch die Erſcheinung dieſes Sandmanns, der oft zu ſeinem Vater kommt, um mit ihm geheim Chemie zu treiben, geängſtigt. Sein Vater kommt bei dieſen Verſuchen um. Der Sandmann, bisher unter dem Namen Coppelius erſchienen, tritt erſt viel ſpäter wieder auf als italieniſcher Wetterglashändler Coppola, der dem Profeſſor Spalanzani die Augen für ſein Automat, die wunderſchöne

erschöpft haben. Die Abnahme seiner Blutigelausfuhr nach Frankreich zeigt sich in folgendem Verhältniß:

Jahr	1827	= 18,000,000	Stück,
„	1828	= 28,000,000	„
„	1829	= 39,000,000	„
„	1830	= 38,000,000	„
„	1831	= 8,100	„
„	1832	= 1,291,000	„
„	1833	= 9,000	„
„	1834	= 17,000,000	„
„	1835	= 13,000,000	„

Es scheint als ob die Julirevolution im Jahr 1830, oder die Cholera den deutschen Blutigelhandel gestört hätten; er hat sich seitdem nicht wieder erhohlt.

Ein wichtigerer Handelszweig ist der der rohen Häute, von denen im Jahr 1836 aus der Fremde 5,045,909 Stück eingeführt worden sind. Hievon kamen 1,953,020 vom **Rio de la Plata**, 820,295 aus Brasilien, 353,820 aus den Vereinigten Freistaaten und 106,362 aus den Hanseſtädten. Bei dieser Lieferung nimmt Deutschland also den vierten Platz ein; dagegen hat es den ersten bei der Lieferung des Pelzwerkes, dessen Einfuhr im Jahr 1836 auf 950,111 Franken geschätzt wurde. Hievon kamen auf Deutschland oder vielmehr den deutschen Bund 670,502 Franken, auf England 83,893 und die Hanseſtädte 22,658 Franken. Bei der weit wichtigeren Welleneinfuhr, die fürs Jahr 1836 zu 37,938,564 Fr. angeschlagen wurde, wetteifert Deutschland wieder mit Spanien und Belgien. Die eingeführte spanische Wolle war nämlich 13,168,208 Fr., die belgische 8,623,907 und die deutsche 5,968,333 Fr. werth.

Seinen höchst wichtigen Seidenbedarf bezieht Frankreich, da seine eigene Produktion zu den zahlreichen Fabriken nicht hinreicht, hauptsächlich aus Italien. Im Jahr 1836 wurde derselbe zu 68 Mill. Franken angeschlagen. Hiebei ist die gefärbte Seide, deren Werth zu 3,498,470 Fr. geschätzt wurde, nicht einbegriffen. Von der rohen Seide liefert das österreichische Italien, von der gezwirnten Sardinien den Haupttheil.

Von 27 Mill. Metres gesägten Bauholzes kamen 13 Mill. aus Norwegen. Zwei Drittel der 3 Mill. Kil. Mahagoniholz hatte

und gesangreiche Donna Olimpia, liefert. In diese Olimpia verliebt sich Nathanael und fällt nun ganz den dunkeln Mächten anheim, denen er als Knabe kaum entronnen war. Zwar scheint er von seinem Wahne geheilt und ist bereits Bräutigam seiner Jugendfreundin Clara, als er von einem Thurm herab den Sandmann wieder erblickt und plötzlich in den Wahnsinn zurückfallend erst die Braut hinunterstürzen will und da ihm dies nicht gelingt, sich selbst zu Tode fällt. — Dummheiten, die aber den Wahnsinn der Angst sehr gut bezeichnen. — 2) Ignaz Denner. Andreas, ein armer deutscher Jäger, heirathet eine Italienerin Giorgine, mit der, wie unschuldig sie selbst auch ist, doch der Fluch in sein Haus zieht, denn ihr Vater ist der schreckliche Räuberhauptmann Ignaz Denner und ihr Großvater war ein Hexenmeister, die nun den guten deutschen Forstmann mit ihrem Höllentrug umspinnen, denen er aber doch zuletzt mit seiner Ehrlichkeit entrinnt, indem er den ruchlosen Schwiegervater todtschießt. — 3) Die Jesuitenkirch ein G. Berthold, der Maler, erstrebt mit aller Gluth der Seele den Besitz der schönen Angeola; kaum aber besitzt er sie, so wird sie ihm eben so verhaßt, als er sie vorher liebte; er stößt sie mit Füßen von sich und stirbt im Wahnsinn. — 4) Das Sanktus. Der kranken Bettina hat der Arzt das Singen verboten, aber sie bricht das Verbot und singt ein Sanktus, dessen heilige Wirkung sie völlig gesund wieder herstellt.

II. 1) Das öde Haus. Theodor sitzt in einer Allee, als er in einem Hause der Vorstadt ein Fenster sich öffnen sieht, aus dem ein wunderschöner Arm hervortaucht. Bald darauf hört er eine entzückende Singstimme und wird wunderbar von der unbekannten Schönen angezogen, zumal, als er erfährt, das Haus sey gänzlich unbewohnt. Als er endlich in das Geheimniß desselben eindringt, findet er ein altes wahnsinniges Weib darin. — 2) Das Majorat. Der Diener Daniel stürzt den Majoratsherrn Wolfgang in einen Abgrund, worauf dessen jüngerer Bruder Hubert erbt. Der alte Bösewicht Daniel wird aber von Gewissensbissen geplagt, geht mondsüchtig um und erscheint auch noch als Gespenst. Widerliche Greuelgeschichte, die Vogel sogar auf die Bühne brachte. — 3) Das Gelübde. Hermenegilde glaubt in einer Nacht von ihrem geliebten Stanislaus besucht zu werden und wird Mutter. Später erfährt sie, Stanislaus sey in derselben Nacht weit von ihr entfernt im Kriege gefallen. Der seine Rolle gespielt, war ein Graf Xaver, welcher sich nunmehr einbildet, die Hand der Schönen gewonnen zu haben. Aber sie weist ihn mit Abscheu von sich und geht in ein Kloster. — 4) Das steinerne Herz. Ein alter Hofrath glaubt sich selbst als Jüngling gespensterhaft zu erblicken, es ist aber sein früher von ihm verstoßener Neffe, mit dem er sich nun versöhnt.

Hierauf erschienen die „Elixire des Teufels", 1816.

Der Mönch Medardus trinkt alten köstlichen Wein aus einer verborgenen

Flasche, die sich unter den Reliquien seines Klosters befindet und angeblich ein Elixir des Teufels enthält. Diese Meinung scheint sich zu bestätigen, indem er von nun an tief in Sünden hineingelockt wird. Er entflieht aus dem Kloster, trifft einen gewissen Victorin, Offizier, am Rand eines Abgrundes, weckt ihn, sieht ihn hinabstürzen, beraubt den Leichnam seiner Uniform und läßt ihm seine Mönchskutte zurück. Der Zufall will, daß er dem Offizier sprechend ähnlich ist und von dem Bedienten desselben immer noch als der alte Herr anerkannt wird (überaus unwahrscheinlich). Nun lebt er als großer Herr, verführt Aurelien, Victorins Geliebte, und ermordet ihren Bruder. — Abermals auf der Flucht, wird er am Hofe eines kleinen Fürsten auf's freundlichste aufgenommen. Zugleich entdeckt er, sein Doppelgänger Victorin lebe noch, jetzt in seinen Mönchskleidern, indem er seit seinem Sturz wahnsinnig geworden und nachdem er die Kutte, die Medardus weggeworfen, angezogen hatte, sich einbildet, ein Mönch zu seyn. Zwar wird Medardus verdächtig, aber desto glänzender gerechtfertigt, als sein Doppelgänger allein alle Sünden auf sich nehmen muß. Als Victorin als vermeinter Mörder zum Tode geführt wird, erblickt ihn der wirkliche Mörder Medardus vom Fenster aus und wird von dem Anblick selber so wahnsinnig, daß er Aurelien den Dolch in die Brust stößt. — Von seinem Wahnsinn geheilt, findet er sich in einem Kloster in Italien wieder, thut Buße und kehrt in sein deutsches Kloster zurück. Aurelie war nicht todt; er findet sie als Nonne wieder. Sie wird aber zu guter letzt doch noch von dem wahnsinnigen Victorin erdolcht und bleibt diesmal wirklich. Victorin und Medardus sind Brüder, heimlich von demselben Vater gezeugt, daher ihre Aehnlichkeit. Das Elixir ist nichts Teuflisches, sondern einfacher Wein, aber in der Verlockung zur Sünde liegt das Teuflische.

„Seltsame Leiden eines Theaterdirektors", 1818.

Im Schloßhofe einer Residenz treffen zwei wunderliche Gäste zusammen, die sich beide als Schauspieldirektoren zu erkennen geben und einander ihre Leiden klagen. Der eine gehört zu den Geduldigen und Raffinirten, der andere zu den zornigen Enthusiasten und Idealisten. Alles, was sie sagen, ist voll Wahrheit und charakterisirt die Verderbenheit der Theater vortrefflich.

„Die Serapionsbrüder", gesammelte Erzählungen und Märchen, 1819. — Mehrere Berliner Freunde bilden eine s. g. Serapionsbrüderschaft zu Ehren eines zum Einsiedler gewordenen wahnsinnigen Grafen Serapion. Sie theilen einander ihre Erzählungen und Märchen mit und unterreden sich in der Zwischenzeit von allerlei, was den Verfasser besonders interessirt, namentlich von Musik, Somnambulismus, Theater rc.

Die erste noch in den Text verflochtene Erzählung handelt von einer Sängerin Antonie, deren Seele mit einer Geige dergestalt sympathisirt, daß sie

ganz von derſelben abhängt. Antonie kann nicht mehr ſingen, man ſtimmt die Geige an und ſie ſingt wieder. Endlich ſtirbt ſie im ſüßeſten Tone. — Die Erzählungen mit Ueberſchriften ſind: I. 1) die Fermate und 2) der Dichter und der Componiſt, beide enthuſiaſtiſch für Muſik. — 3) Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Im Berliner Thiergarten kommen drei Freunde zuſammen, erblicken ein allerliebſtes Mädchen und verlieben ſich. Zwei von ihnen tappen in Einbildungen von ihr herum, nur der dritte, Alexander, findet und heirathet ſie und überraſcht ſeine beiden Freunde zwei Jahre ſpäter an dem nämlichen Platze im Thiergarten mit ſeiner hübſchen Frau. Das Anziehendſte in dieſer Erzählung iſt die Beſitznahme des Erbes einer alten Jungfrau durch ihren jungen Neffen, wie er zum erſtenmal in das Heiligthum ihrer Wohnung tritt und in derſelben durch geiſterſtiſchen Spuck geſtört wird. — 4) Der Artushof, eine der anziehendſten Erzählungen. In dem berühmten Artushofe zu Danzig zieht den jungen Kaufmann Traugott das Bild eines Jünglings neben einem Alten in dem großen Wandgemälde auf's wunderbarſte an. Er copirt es, alle Geſchäfte darüber vergeſſend, und ſiehe da, plötzlich ſtehen die Originale des Jünglings und des Alten lebendig vor ihm. Es iſt *ein italieniſcher Maler* und ſein Sohn, der ſich aber, als Traugott in ſeine Wohnung eingelaſſen wird, in eine Tochter verwandelt. Seitdem taumelt Traugott in verliebter Phantaſterei umher, wird Maler und ſucht ſeine Geliebte in Italien. Endlich erfährt er, ſie habe Danzig gar nicht verlaſſen und dort geheirathet. Da heirathet auch er eine Andere. Matter Schluß eines ſehr ſpannenden Anfanges. — 5) Nußknacker und Mäuſekönig. Die Kinder Fritz und Marie warten im Dunkeln auf das Oeffnen der lichthellen Zimmer mit den Weihnachtsgeſchenken. Unter dieſen findet Marie einen hübſchen Nußknacker, in den ſie ſich verliebt. Sie kann nicht ſchlafen. Mäuſe ſchrecken ſie bei Nacht. Daraus entſpinnt ſich ihr ein fieberhafter Traum von einer Schlacht des Nußknackers, der Puppen und Tragantfiguren mit den Mäuſen, und ein Märchen, in welchem der idealiſirte Nußknacker als ein Neffe des Pathen Droſſelmeyer auftritt. Als das Mädchen von ihren Fieberträumen geneſt, iſt ein leibhaftiger Neffe angelangt, der Mariens Bräutigam wird.

II. 1) Der Kampf der Sänger, die berühmte Sage vom Sängerkrieg auf Wartburg und von der Todesgefahr Heinrichs von Oſterdingen und vom Zauberer Klingſor. Sehr gut vorgetragen. — 2) Die Automaten. Eine nächtliche Erzählung wie der Sandmann, nicht ganz vollendet. Ein Profeſſor hat ein ganzes Concert aus Automaten fabrizirt und es handelt ſich um das Schauerliche, das darin liegt, wenn die lebendige Menſchenſtimme durch todten Mechanismus nachgeahmt wird. — 3) Doge und Dogareſſa. Der greiſe Doge von Venedig, Marino Falieri, erhebt die arme aber ſchöne Annunziata zu ſeiner Gemahlin. Aber ſie liebt heimlich den jungen Antonio. Die Hauptſcene iſt die, in welcher Antonio in der Tracht eines Gondeliers bei dem

großen Fest vom Markusthurme an einem Seile herabgelassen an der schönen Dogaressa vorbeischwebt und ihr nach der Volkssitte im Namen der Gondelierzunft einen Blumenstrauß überreicht. Später wird der greise Doge, weil er die Aristokratie stürzen wollte, hingerichtet, Annunziata sticht mit ihrem Antonio, beide kommen aber im Meer um. Die alterthümliche Pracht Venedigs und seiner Feste und die Sehnsucht der Liebenden ist gleich gut aufgefaßt. — 5) Meister Martin der Küfer und seine Gesellen. Der reiche, stolze, ehrliche Meister Martin hat eine wunderschöne Tochter Rosa, aus Liebe zu welcher der Ritter Conrad, der Patrizier Reinhold und der Silberarbeiter Friedrich als Gesellen in die Lehre gehen, weil er die Tochter nur einem Küfer geben will. Aber nur Friedrich hält aus, gewinnt des Mädchens Liebe und wird, weil er wenigstens ein bürgerlicher Gewerbsmann bleibt, ihr Gatte. — 5) Das fromme Kind. Felix und Christlieb, die Kinder des auf einem einsamen Landgute lebenden Herrn von Brackel, finden im Walde ein Elfenkind, mit dem sie in innigster Gemeinschaft und in einer Wunderwelt leben, aus der sie durch einen aus der Stadt verschriebenen Hofmeister, Magister Tinte, gerissen werden, der eben so der Vertreter aller städtischen Unnatur und Prosa ist, wie das Elfenkind Vertreter der Natur und Poesie. Am Ende gibt sich der Magister Tinte als eine große Brummfliege zu erkennen und wird vom Hofe gejagt, indem der alte Herr von Brackel ihm mit der Fliegenklatsche nachläuft. Aus der Wunderwelt aber erfährt man, er sey der böse Genius Peyser und der Sieg über ihn durch eine Fee bewirkt worden. Eine der besten, wo nicht die beste Erzählung Hoffmanns; sowohl der Gegensatz von Schule und Natur, als die kindlichen Gefühle überhaupt sind hier höchst reizend ausgedruckt.

III. 1) Die Brautwahl. Albertine Voßwinkel erscheint hier als die travestirte Portia. Bildschön und reich wird sie von drei Freiern begehrt, einem gelehrten Pedanten, Geheimen Ganzleisekretär Tuckmann, einem jüdischen Baron Dünkmel und einem jungen Maler, Edmund Lehsen, den sie liebt. Der Vater läßt drei Kästchen hinstellen und die Freier wählen; wer das wählt, worin Albertinens Bildniß ist, der soll sie haben. Auf dem goldenen Kästchen steht: wer mich wählt, Glück ihm nach seines Sinnes Art. Der Baron wählt es und findet eine Feile, welche die Eigenschaft hat, daß die damit abgefeilten Dukaten immer vollwichtig bleiben. Auf dem silbernen Kästchen steht: wer mich erwählt, bekommt viel mehr, als er gehofft. Der Pedant wählt es und findet ein Zauberbuch, welches die Eigenschaft hat, sich in seiner Tasche in jedes beliebige Buch, das er wünscht, zu verwandeln, wodurch er in den Besitz der reichsten Bibliothek kommt. In dem elfenbeinernen Kästchen steht: wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit. Der Maler wählt es und findet darin das Bild. Alle sind zufrieden. Der Schwank ist köstlich erzählt. — 2) Der unheimliche Gast. Angela, die Somnambule, ein edles Fräulein, die einen Offizier liebt, aber durch einen italienischen Grafen S., der sie als

Magnetiseur durch die magische Gewalt seiner Blicke berückt, eine Zeitlang wie bezaubert und dem Geliebten Moritz entfremdet wird, bis der Magnetiseur selber stirbt, worauf etwas in ihr wie ein Crystall zerspringt, der böse Zauber gelöst ist und sie ihrem Geliebten wiedergegeben wird. — 2) Das Fräulein von Scuderi. Das als Romanschreiberin berühmte Fräulein empfängt in Paris unter Ludwig XIV. auf geheimnißvolle Art einen kostbaren Juwelenschmuck. Seit einiger Zeit waren die Besitzer neuer Schmucksachen in den Straßen erdolcht worden und kein Liebhaber getraute sich mehr, seiner Geliebten einen Schmuck zu bringen. Das Fräulein hatte bei Hofe etwas spöttisch bemerkt: ein Liebhaber, der sich vor Dieben fürchtet, ist keiner Liebe werth. Das kam den unbekannten Räubern zu Ohren und zum Lohne schickten sie dem Fräulein jenen Schmuck. Bald darauf aber wird sie heimlich gewarnt, sie möge doch ja den Schmuck dem Juwelier, der ihn verfertigt, René Cordillac, zurückschicken und in der nächsten Nacht wird derselbe Cordillac in ihrer Straße ermordet gefunden. Als sein Mörder wird sein Geselle Olivier angeklagt, der seine Tochter Madelon hatte heirathen sollen. Aber er, wie Madelon, behaupten standhaft seine Unschuld. Endlich enthüllt Olivier dem Fräulein in einem geheimen Gespräch die ganze Sache. Cordillac war so wahnsinnig in seine Arbeiten verliebt, daß er sie Niemand lassen konnte und Jeden, der einen bei ihm bestellt hatte, ermordete, um ihm den Schmuck wieder abzunehmen. So hatte er dem Fräulein den Schmuck zwar geschenkt, konnte sich aber nicht überwinden, ihn ihr zu lassen und wollte sie umbringen. Olivier stellte sich des Nachts an ihre Thüre, sie zu retten, Cordillac wurde aber von einem Anderen erstochen. Dieser Andere, ein Edelmann, meldet sich und somit wird Oliviers Unschuld klar und er wird noch Madelons glücklicher Gatte. — 4) Spielerglück. Der junge Sigfried ist reich und denkt nicht an die Lust des Spieles, als ein Zufall ihn zu der Entdeckung führt, das Glück sey ihm gewogen und verlasse ihn nie. Er gewinnt für einen Andern im Spiel eine ungeheure Summe und wird nun erst selbst Spieler. Aber ein alter Spieler stellt sich ihm warnend entgegen und erzählt ihm seine Geschichte. Es ist der Chevalier Menars, der unter ganz ähnlichen Umständen, vom Glück verführt, Spieler von Profession wurde, dann auf einmal Unglück hatte und in der Wuth des Spieles sein letztes, sein treues und geliebtes Weib Angela auf die Karte setzte. Er verlor und führte den Gewinner zu seiner Angela, damit er sie habe, aber — sie war todt. Er hatte sie umgebracht.

IV. 1) Signor Formica. Der berühmte Maler Salvator Rosa ist schwer erkrankt. Der kunstliebende Doctor Accorambeni hat ihn halbtodt curirt, wie er alle Maler behandelt, um ihnen durch die Kurkosten Bilder abzupressen. Der junge Maler Antonio Scacciati, der früher Wundarzt gewesen, rettet ihn. Dafür steht ihm Rosa bei, den alten geizigen und verliebten Capuzzi zu übertölpeln, dessen schöne Nichte Marianna Antonio liebt. Dies gelingt ihm hauptsächlich mit Hülfe des Signor Formica, eines berühmten geistreichen

Schauspielers. Das Lustigste ist, daß der Alte seine Nichte mit Antonio auf dem Theater auftreten sehen muß. Er will aus dem Parterre hinaus auf die Bühne, aber man hält ihn zurück und die Liebenden entfliehen. Später werden sie durch Rosa noch mit dem Alten wieder versöhnt. — 2) Erscheinungen, eine Erinnerung aus dem Jahre 1813, von einem Ausfall der Franzosen und von einem wahnsinnigen Bettler handelnd. — 3) Der Zusammenhang der Dinge. Edgars Abentheuer in Spanien unter dem Guerillaführer Empecinado, seine glückliche Liebe und Vermählung mit Donna Emanuela, werden von Edgar selbst in Deutschland erzählt. Unter den Zuhörenden glaubt Ludwig, die schöne Victorine liebe Edgar, während nur er selbst es ist, der von ihr geliebt wird. — 4) Die Königsbraut, Anna von Zabelthau, ein gutes ehrliches Landfräulein, liebt nichts mehr als ihren Krautgarten, wird von dem die Gemüsewelt beherrschenden Elfenkönig Daucus Carota mit phantastischen Zaubereien umgeben und zur Braut erwählt; aber der Zauber wird bald wieder lustig gelöst, sie fällt in die ganze Prosa des Landlebens zurück und heirathet einen irdischen Liebhaber.

„Klein-Zaches, genannt Zinnober", ein Märchen, 1819.

Ein altes Weib beklagt sich über ihr Wechselbälgchen, einen kleinen überaus häßlichen Knaben. Aber eine Fee kommt, kämmt das Kind und beschenkt es mit der Gabe, daß alles Gute und Schöne was Andere thun, von ihm geglaubt werden soll. Der kleine Zaches kommt nun unter dem Namen Zinnober auf die Universität. Fabian, ein mitleidiger Student, hilft dem Knirps auf ein Pferd und belacht seine Ungeschicklichkeit und Zwerghaftigkeit, nachher aber hört er, daß Jedermann diesen Zwerg für den besten Reiter in der Stadt hält. Balthasar, ein anderer Student, zum Sterben verliebt in die Professorstochter Candida, liest dieser und dem Gesellschaftskreise ihres Vaters sein neuestes Gedicht vor, und alles wird bezaubert und bricht in Bewunderung Zinnobers aus, denn jeder bildet sich ein, Zinnober sey der Dichter. Candida küßt ihn sogar, und Balthasar stürzt in Verzweiflung hinaus. Ein fremder Virtuose geigt und alles jauchzt Zinnobern Beifall zu. Ein Minister liest dem Fürsten ein Promemoria vor und der Fürst dankt dem Zinnober und schenkt ihm den großen Orden. Unter diesen Umständen wird Zinnober selbst Minister und Bräutigam der schönen Candida. Dem unglücklichen Balthasar aber steht der Doctor Prosper Alpinus bei, der das Fräulein von Rosenschön (die Fee Rosabelverde) durch Gegenzauber überwältigt und zwingt, den häßlichen Zinnober nicht mehr zu beschützen. Nun werden diesem, gerade als er Hochzeit feiern will, durch Balthasar die drei rothen Haare ausgerissen, durch welche die Verblendung der Menschen bewirkt worden war, und plötzlich wird er von Jedermann als das häßliche Mißgeburtgen erkannt, das er ist. Alles verabscheut ihn, er muß flüchten und endet sein Leben in einem Nachtgeschirr. Balthasar und Candida heirathen einander.

„Lebensansichten des Kater Murr nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern", 1820. In der äußern Form Jean Paul'ſche Bizarrerie. Der Kater erzählt ſeine Geſchichte in abgeriſſenen Handſchriftsblättern und zwiſchen jedem Fetzen iſt ein Makulaturblatt eingeſchoben aus einer Biographie des J. Kreisler, ſo daß beide Geſchichten in einander verflochten ſind.

Der Kater erinnert an einigen Stellen an Tiecks geſtiefelten Kater, indem Hoffmann das Katzennaturell humoriſtiſch auffaßt und in ſeinen Feinheiten lebendig darzuſtellen bemuht iſt. Er ſchildert ſeine Jugend von der erſten Blindheit an, ſeine zärtliche Mutter, einen gutherzigen Pudel, der mit ihm in demſelben Hauſe lebte und bald ſein Freund wurde, ſeine erſte Liebe zu einem niedlichen Kätzchen, die ihm aber durch einen ſtärkern Nebenbuhler abſpenſtig gemacht wird, ſeine Bekanntſchaft mit dem glücklichen Nebenbuhler und Aufnahme durch denſelben in ein Burſchencorps von jungen Katern, wobei die Studentengebräuche perſiflirt werden, ein Duell auf den Biß, das Wiederfinden ſeiner Tochter Mina am Grabe des Nebenbuhlers, und eine neue poetiſche Liebſchaft mit der ſentimentalen Katze Minona. Dann erfahren wir nur noch, der Kater ſey geſtorben. Das Ganze iſt in der glücklichſten Laune geſchrieben, doch die Erfindung oft zu willkührlich und die Ausführung zu breit. — Eine der hübſcheſten Epiſoden iſt die Geſchichte des Hundes, der ſeinem Herrn, dem Profeſſor, als derſelbe eben mit ſeiner ſchönen Gemahlin Lätitia in der größten Zärtlichkeit begriffen iſt, einen Handſchuh apportirt, den ein Baron unter dem Sopha der Frau Profeſſorin hat liegen laſſen. Der Profeſſor wird wüthend eiferſüchtig, aber die Dame weiß ihn zu beſchwichtigen und niemand wird beſtraft, als der arme Pudel, den nun Herr und Frau wetteifernd mißhandeln. — Johannes Kreisler lebt als genialer reiſender Kapellmeiſter eine Zeitlang am Hofe des kleinen Fürſten Irenäus und bezaubert durch ſeine muſikaliſche Wundergabe und intereſſante Perſönlichkeit nicht nur das Hoffräulein Julie von Benzon, ſondern auch die Prinzeſſin Hedwiga. Aber der italieniſche Prinz Hektor wird Bräutigam der letztern und ſtellt zugleich der erſtern nach. Kreisler ſchreckt ihn durch eine Erinnerung an Italien, wird aber dafür im Walde banditenmäßig überfallen und durch einen Schuß für todt hingeſtreckt. Er erholt ſich wieder und hält ſich in einem Kloſter auf, wo er wieder muſicirt. Der Prinz flieht anfangs, kehrt aber heimlich zurück und erhält wirklich die Hand Hedwiga's. Die letztere wird von ihrem Starrkrampf geheilt, von dem ſie ſeit Kreislers vermeintlichem Tode ergriffen war. Julie ſoll den blödſinnigen Bruder Hedwiga's heirathen und dadurch um ſo ſicherer eine Beute ihres kunftigen Schwagers werden. So wird es Kreislern geſchrieben. Hier bricht die Geſchichte ab und wir erfahren nicht, was Kreisler etwa dagegen zu wirken vermocht hat. — Kreislers Freund und Correſpondent, der

Meiſter Abraham iſt mit ſeiner mignonartigen Pflegetochter Chiara, die er in einem engen Kaſten eingeſchloſſen als „unſichtbares Mädchen“ herumführt und orakeln läßt, der Held einer Epiſode. Daran ſchließt ſich die Erzählung eines von dem Prinzen Hektor in Italien begangenen Mordes. Confuſes und unerquickliches Zeug.

„Prinzeſſin Brambilla“, 1821. Ein Capriccio.

Giacinta, die hübſche römiſche Putzmacherin, probirt das Prachtkleid an, das ſie gefertigt, und gleicht einer Prinzeſſin. Ihr Liebhaber, der arme Comödiant Giglio Fava erblickt beim Carneval den phantaſtiſchen Zug der Prinzeſſin Brambilla, in die er ſich ſofort ſterblich verliebt, wobei er ſich ſelbſt für einen Prinzen der Märchenwelt hält. Ein alter Herr begünſtigt die poetiſche Illuſion, aus der ſie zwar geriſſen werden, die ſie aber mit Bewußtſeyn fortſetzen, indem beide Liebende, Giacinta und Giglio, als Colombine und Arlekino in der comedia del' arte freiwillig und mit dem köſtlichſten Humor die Märchenrolle fortſpielen. — Einige phantaſtiſche Skizzen von Callot haben bei Hoffmann dieſes geiſtvolle Capriccio hervorgerufen. Es iſt unverantwortlich, daß in der Reimer'ſchen Ausgabe die Kupfer fehlen.

„Meiſter Floh“, ein Märchen 1822.

Der Floh verliebt ſich in Alinen, die auch als Dörtchen Everding in Holland und als Prinzeſſin Gamaſch auftritt, ihn aber grauſam einem Mechanicus ausliefert, der ihn in goldne Kettchen legt und an ein Wägelchen geſpannt dem Publikum vorweiſt. Herr Peregrinus Tyß wird ſein Retter und dieſem erzählt er ſeine tragikomiſchen Begebenheiten. — Dieſes Märchen befriedigt nicht. Wenn ein Floh redet, ſo iſt das märchenhaft genug, des Geiſter- und Prinzeſſinnenweſens bedarf es da nicht mehr. Wo ein Floh die Hauptperſon iſt, muß nicht das phantaſtiſch Romantiſche, ſondern der cyniſche Humor vorwalten. — Eine hübſche kleine Epiſode iſt die Erzählung vom Schneider, dem ein Apothekerburſche anſtatt Schnaps brennbare Luft eingab, wovon er hoch in die Luft hinaufgetrieben wurde, eben verbrannte und als Meteorſtein wieder herabfiel.

Die letzten Erzählungen Hoffmanns ſind im 11. und 12. Bande ſeiner ſämmtlichen Werke, Berlin 1825 als Supplemente erſchienen. Sie ſind ſehr ſchwach.

1) Der Doppeltgänger. Zwei, die ſich ſehr gleich ſehen, lieben Eine, die aber keinen nimmt, ſondern ins Kloſter geht. 2) Die Räuber. Zwei Reiſende gerathen unter die Schiller'ſchen Räuber. 3) Die Irrungen. Ein Berliner Junker verliebt ſich in eine angebliche Fürſtin aus Griechenland, es iſt aber nur ein — Schickſelchen. 4) Der Elementargeiſt. Eine rothhaarige, dicke ſtrumpfſtrickende Baroneſſe erſcheint als Elſe. 5) Datura fastuosa. Die Ver-

lobung eines deutschen Studenten durch eine jesuitische Propaganda. 6) Johannes Wacht, schwacher Pendant zum Meister Martin.

Ein jämmerlicher Nachahmer Gallot-Hoffmanns war Weisflog, der eine Menge Lesefutter in die Leihbibliotheken geliefert hat, aber ganz ohne eignen Geist sein triviales Geschwätz nur mit einigen von Hoffmann gestohlenen Wunderlichkeiten würzte.

Ein sehr merkwürdiger Dichter war dagegen Adalbert von Chamisso, nicht blos wie Fouqué französischen Ursprungs, sondern in Frankreich selbst geboren. Als Knabe schon während der Revolution emigrirt, wurde er in Berlin ganz zum Deutschen, so daß er sogar als deutscher Liederdichter einen hohen Rang einnahm. In mehreren seiner Dichtungen theilt er den patriotischen Schmerz der Deutschen. Doch vermied er, gegen sein Vaterland zu fechten, als die Deutschen sich gegen Napoleon erhuben, und brachte diese Zeit über auf einer Weltumsegelung (auf dem russischen Schiff Otto's von Kotzebue) zu, die er schön beschrieben hat und in deren Folge er als Naturforscher die übrigen Jahre seines Lebens im botanischen Garten in Berlin unter den Erinnerungen der fremden Welttheile wohnen konnte. — In seinen Dichtungen contrastirt eine milde Zartheit des Gefühls mit grellen Aeußerungen des Sarkasmus, ja oft mit einem Wohlgefallen am Schmerz, am Gräßlichen und Tollen. In der letzten Beziehung scheint sein Landsmann Beranger Einfluß auf ihn gehabt zu haben. Aber auch Lord Byron.

Chamisso's Invalid im Irrenhause, sein Bettler, der sich aus Elend umbringt und um den Niemand trauert, als sein Hund ꝛc., erinnern ganz an Beranger. Aber Chamisso hat tieferen Ernst und klagt wie Byron über den Völkermord, die Völkernothzucht. Alle unterdrückten Völker, von den Indianern und Negern an bis zu den Polen und den Franzosen der Restaurationszeit wecken sein tiefes Mitgefühl. Mit herzzerreißenden Romanzen voll der düstersten Gemälde läßt er sodann Satiren wechseln, unter denen das Lied vom Zopf fast zum Volksliede wurde.

'S war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing.
Der Zopf, der hängt ihm hinten ꝛc.

Große Beliebtheit erlangte das moderne Märchen Chamisso's „Peter Schlemihl".

Peter ist arm, der Teufel kauft ihm um große Glücksgüter seinen Schatten

ab, aber Peter erkennt jetzt erst, was für eine unentbehrliche Sache der Schatten sey, denn er darf sich im Lichte gar nicht mehr blicken lassen, ohne wegen seines Schattenmangels verhöhnt, wo nicht als verflucht gemieden zu werden. Endlich kommt er in eine wahnsinnige Angst und will um jeden Preis seinen Schatten wieder haben, den ihm der Teufel höhnisch vorzeigt, aber nicht erreichen läßt. Endlich wird er durch den Gewinn von Siebenmeilenstiefeln getröstet, mit denen angethan er sich die Welt beseht. — Chamisso hätte diesen Stoff im Geist der alten Teufelssagen durchführen und nicht in so phantastischer Willkühr enden sollen.*)

Lauritz Kruse schrieb seit 1822 eine Unzahl gräßlicher Criminalgeschichten, denen er aber den Reiz des Geheimnißvollen und Dämonischen zu geben suchte, im Uebrigen ohne Geist.

Das schwarze Herz, die Klosterruine in Norwegen, schweres Mitwissen, die Rache, der Verschollene, das Judasbild, das geheimnißvolle Haus ꝛc.

Ein noch roherer Fabrikant von Criminal- und Gespenstergeschichten war Tarnowski seit 1840.

Eine eigenthümliche Stellung nahm Justinus Kerner, Arzt in Weinsberg, ein. In seiner Jugend schon dem romantischen Kreise in Heidelberg befreundet, kämpfte er als trefflicher Humorist mit gegen die Philister, schwärmte aber zugleich für Magnetismus, Geister- und Dämonenwesen und wurde weltberühmt durch sein Buch über die „Seherin von Prevorst", eine arme Frau aus dem Württembergischen, deren Visionen ꝛc. im somnambulen Zustande er niederschrieb. In seinen schönen lyrischen Gedichten bemerkt man aber weder von jener Satyrmaske, noch von dieser Schwärmerei etwas, sie sind vielmehr von einer anspruchslosen süßen Zärtlichkeit erfüllt für alles, was er liebt, oder von Wehmuth über die Flucht der Zeit, über die Menschen und Dinge. Am rührendsten sind die Lieder, die er seiner mit ihm alternden treuen und vortrefflichen Frau gewidmet hat, dann die auf die Leiden seines Standes Bezug haben „der Arzt und sein Hündchen" und „Arzt und Pferd". Auch

*) Denselben Stoff behandelte später der Däne Andersen auf andere Art. Er schildert einen hypochondrischen dänischen Gelehrten, dem sein Schatten davonläuft und Glück in der Welt macht, während das Original unglücklich wird. Eine ganz vom gesunden Boden der Sage sich entfernende Phantasterei. Bernath in seinen Märchen (Berlin 1845) wendet den Stoff wieder anders um und läßt dem Teufel den Leib eines ihm Verfallenen, während die Seele desselben im Schatten sich rettet und körperlos umherirrt.

die Inſel Haiti geliefert. Von 754 Maſten, das Stück zu 100 Fr., hatte Preußen 384, Rußland 310 Stück geliefert.

Rußland und Toskana verſorgen Frankreich mit gehecheltem Hanfe (6,269,905 Kil. im Jahr 1836). Belgien hat faſt die ausſchließliche Lieferung des Flachſes (die Einfuhr deſſelben Jahres war 1,059,674 Kil., worunter 941,170 Kil. aus Belgien kamen; letzteres hatte außerdem noch 180,613 Kil. feinen Flachſes geliefert). Aber den geſponnenen Hanf und Flachs bezieht Frankreich aus England, wo bekanntlich dieſer Induſtriezweig die größte Vollkommenheit erhalten hat. Unter den eingeführten 1,639,662 Kil. roben Hanf und Flachsgarns kamen 973,168 Kil. aus England, 513,769 aus Belgien, und nur 75,634 aus Deutſchland; und von den 267,539 Kil. gebleichten Garns beider Art hatte England 151,106 Kil., Preußen 62,039 und Belgien 54,124 Kil. geliefert.

Es ſind erſt wenige Jahre her, ſeitdem England die Oberhand in dieſem Gewerb- und Handels-Zweige gewonnen hat. Man bemerke den außerordentlichen Aufſchwung deſſelben im letzten Dezennium.

Ausfuhr nach Frankreich von rohem engl. Garn. Jahr	Kil.	Von gebleichtem Garn. Kil.
1827	8	6
1828	—	18
1829	285	28
1830	2138	338
1831	9328	2121
1832	16,334	11,160
1833	193,146	65,668
1834	319,439	109,774
1835	782,903	111,769

In Hinſicht des Zwirnes zu Spitzen hatte Deutſchland ſonſt einige Vortheile. So lieferte es im Jahr 1827 an Frankreich noch 392 Kil., ſeitdem nichts mehr. Ebenſo lieferte Preußen 147 Kil., und ſeitdem beinahe eben ſo wenig als die Bundesſtaaten. Dagegen tritt im Jahr 1836 zum erſtenmale Toscana, das zuvor nichts geliefert hatte, mit 499 Kil. auf, (die geſammte Einfuhr betrug 621 Kil.). In der Lieferung des gebleichten Zwirnes hält ſich Preußen noch etwas aufrecht, indem es von den eingeführten 7517 Kil. 4851, alſo viel über die Hälfte lieferte. Aber auch hierin nimmt ſeine Lieferung ab; denn im Jahr 1829 betrug ſie noch 10,664 Kilogramm.

dichtete Kerner einige ſchöne Romanzen, z. B. der Geiger von Gmünd (die Sage von der h. Kümmerniß vgl. Theil I. S. 296), und St. Alban.

Als dieſer Heilige ins Land kam war alles Wildniß, ſobald er aber des Satans Bild auf dem Felſen mit ſeinem Hammer zerſchlagen und das Kreuz an ſeine Stelle geſetzt, verwandelte ſich die Wildniß in ein lachendes fruchtbares Land.

Darin liegt die Ahnung, daß die Macht des Kreuzes auch einmal die heidniſche Wildniß unſrer Dichtung reinigen werde. — Kerner ſchrieb auch in Proſa Humoresken, die hin und wieder an Jean Paul und Callot-Hoffmann erinnern, doch aber ſehr eigenthümlich ſind. In den „Reiſeſchatten“ (von 1811) ſchildert er eine phantaſtiſche Reiſe, worin alle Arten von gelehrten und ungelehrten Philiſtern höchſt ergötzlich verſpottet werden.

Conducteur des Poſtwagens iſt der Verleger mit den gefrorenen Augenbrauen (der ſelige Cotta). Wie viele wirkliche Perſonen der Dichter in dieſen Schatten noch vorführte, iſt den ſpäteren Generationen nicht mehr erkennbar. Die Reiſe nimmt einen tollen Verlauf. Chineſiſche Schattenſpiele werden aufgeführt, worin die Perſonen beliebig in eine zuſammenſchmelzen und wieder in viele auseinandergehen ꝛc. Die Sonnenjungfrau von Kotzebue ſoll aufgeführt werden, voll tiefſter Erwartung ſitzen die Philiſter da, aber ein Corps Studenten hat die Ausgänge beſetzt und erzwingt die Aufführung eines anderen Stückes, zur Verzweiflung der Philiſter, welche zuſehen müſſen. Das Stück heißt: der Todtengräber von Feldberg. Beſagter Todtengräber kann der Gräber wegen die Erde nicht mehr ausſtehen und will durchaus fliegen. Endlich bringt er aus Wuth Weib und Tochter um, wird gehenkt und lernt nun am Galgen fliegen. Seine Tochter hatte einen Poeten zum Liebhaber, den ihr der Gärtner in einem Blumenſcherben brachte. Aus den Gräbern ſteigen zwei Todtengerippe, vormals Liebende, die ſich immer noch liebkoſen ꝛc. Nachher lernen wir den Chemicus Staudenmeier kennen, der ſich ein Haus aus lauter Surrogaten baut, in welchem, zum Ruhm der menſchlichen Intelligenz, die es ſo weit gebracht hat, daß nichts Natur, ſondern alles falſch iſt, kein wahrer Stein, kein wahres Holz, kein wahrer Kalk, kein wahres Eiſen ꝛc. Später finden wir einen Pfarrer und einen Brunnenmacher in einem Gaſthof belagert, weil die Leute glauben, ſie ſeyen von einem tollen Hunde gebiſſen worden. Wüthend ſchreien ſie nach Eſſen und Trinken ꝛc. Noch wahnſinniger wird der Spuck, als nächtlicherweile die Wirthshausſchilder ſich von ihren Häuſern losmachen und einen grimmigen Kampf beginnen, das Lamm vom Bären zerfetzt, dieſer vom Löwen angegriffen, alle aber vom Elephanten umſchlungen werden, indeß der goldene Eſel den grünen Rezenſenten frißt ꝛc.

Die „Heimathlosen" enthält die Geschichte des Serpentin und der Lilie, eine Phantasie in Callot-Hoffmanns Style. — „Ein ärztliches Spiel." Der Kranke stirbt, während der seelenlose Arzt nur von seiner Kunst fortplappert. — „Der Bärenhäuter im Salzbade." Eine dramatische Posse. Ein Schneider wird vom Teufel zum Bärenhäuter gemacht und bringt in einem Bakeri alles durcheinander, bis ihn der Teufel wieder als armseligen Schneider demaskirt, in einen Bock verwandelt und auf ihm durch alle Lüfte davonreitet.

3.

Schicksalstragödien und romantischer Modekram.

Die letzten Verirrungen der Romantik waren gleichzeitig in den zwanziger Jahren die Schicksalstragödien, in denen die vor dem Kreuze fliehende Romantik, nachdem sie durch die neue Gespensterangst gegangen war, sich dem antiken Fatum ergab, und die Zurechtschneidung romantischer Stoffe für das große Publikum als kurze Nürnberger Waare und Kinderspielzeug mit Goldflitter in den Taschenbüchern.

Die Schicksalstragödien gingen von Zacharias Werner aus, einem Königsberger, der 1810 katholisch wurde und 1823 als Redemptorist starb, aber auch nach seiner Bekehrung, wie vorher, bis zum Unsinn überspannt war. Zeitgenossen rühmten seine geistreichen Predigten, aber was er uns in Versen hinterlassen hat, ist Geheimnißkrämerei und Wundersucht, indem alle seine Helden und Heldinnen willenlos als bloße Puppen von Schicksalsmächten regiert werden. Sein erstes großes Trauerspiel erschien schon 1803 und war eine Verherrlichung der Maurerei: „Die Söhne des Thals" in zwei Theilen.

I. Die Templer auf Cypern. Schon sind die Tempelherren aus dem h. Lande vertrieben und hausen auf Cypern, schon ist der Orden innerlich entartet, schon lauert Philipp von Frankreich im Einverständniß mit dem Papst, den Orden anzuklagen, zu vernichten und seine Schätze zu rauben, als noch der Großmeister Jakob von Molay mit wenigen treuen Freunden das Ideal des Ordens, den Aufbau eines großen Tempels der Menschheit, festhält. Ueber den Wissenden des Tempelordens stehen aber noch die „Söhne des Thals", ein uralter Orden, der die älteste ägyptische Weisheit noch im Christenthum fortcultivirt, sofern Isis nur die Madonna, ihr Sohn Horus nur Christum vorbedeutet. Den Söhnen des Thals ist die Herrschaft über die

Natur verliehen, weil ihnen das Geheimniß klar geworden, daß die ewige Liebe mit der Mutter Natur und der ewige Geist mit der Sonne identisch ist. Molay kennt selber die Geheimnisse des Thales nicht, wird aber von der unsichtbaren Macht des Thales umschwebt und zu seinem Martyrertode eingeweiht. Aus den Flammen seines Scheiterhaufens soll der Orden gereinigt wieder auferstehen. Ein junger schottischer Ritter, Robert d'Heredon, ist berufen, das Geheimniß aus dem Scheiterhaufen zu retten und nach Schottland zu verpflanzen, wo es im Freimaurerorden forteultivirt werden soll. Deßhalb steht dieser Robert unter dem besonderen Schutz des Thales und ist ihm ein vierzehnjähriges Mädchen, Astralis, eine angebliche ägyptische Anachoretin, als Schutzgeist beigegeben. Dieses mystische Kind faselt pantheistischen Unsinn aus den angeblich ägyptischen Mysterien, wie sie denn auch sehr pretiös sagt: gelobt sey Horus, statt gelobt sey Jesus Christus ꝛc., und hängt mit schwärmerischer Liebe an dem schönen schottischen Ritter, indem sie zugleich als Hohepriesterin vor ihm orakelt. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß Werner, als er dieses Wunderkind schuf, der ein uralter mit der Harfe umwandelnder Greis zur Seite steht, dabei Göthe's Mignon vorgeschwebt hat, die ebenfalls ein alter Harfner begleitet. Nebenpersonen sind der Freund Molay's, Herzog Philipp von Anjou und sein verloren geglaubter Sohn Adalbert, der in den Orden eingeweiht wird. Der alte lahme mürrische, aber kreuzbrave Gomthur, der immer sagt: Gott besserd! Ein junger etwas stutzerhafter Ritter, Franz von Brienne. Endlich die obligaten Bösewichter, Noffodei und ein Prior, die wegen Verraths im Kerker liegen, sich aber befreien und in Frankreich zum Verderben des Ordens beitragen. II. Die Kreuzesbrüder. Der Prozeß des Ordens in Frankreich. Am Schluß wird Molay befreit, die Templer und ihre Freunde haben den König in der Hand, aber die Thalbrüder verlangen das Opfer zur Läuterung des Ordens, ein Blitz entzündet den Scheiterhaufen und Molay stürzt sich freiwillig hinein. So wird der Held zur Puppe der Schicksalsmächte.

Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" erschien 1807.

Luther ist im Allgemeinen als geschichtlicher Held aufgefaßt, aber Katharina von Bora wird zu einem Engel, der den Helden umschwebt. Luthern zur Seite steht ein Famulus Theobald, der, erst 15 Jahr alt, bereits Thereſen liebt, die erst neunjährige Gesellschafterin Katharina's. Diese Therese ist die wieder aufgelegte Astralis, und der personificirte Engel der Liebe, Theobald aber der Engel der Kunst. Ihr Attribut ist die Hyacinthe, das seinige die Flöte. Diese mysteriöse Einmischung der Allegorie in das sonst geschichtlich nüchterne Drama macht einen sehr fatalen Eindruck.

„Das Kreuz an der Ostsee".

Aus der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden. Warmio, ein

heidnischer Preuße, wird durch seine Geliebte, die polnische Malgona, bekehrt und stirbt mit ihr den Martyrertod in den Flammen, als Gefangene der wüthenden Heiden. Ueber ihrer Liebe schwebt segnend der Geist des h. Adalbert, der in Gestalt eines Spielmannes durch das Stück spuckt, wie der Harfner in den Söhnen des Thales.

„Wanda, Königin der Sarmaten".

Die bekannte Sage von der Wanda, Königin der Polen, die freiwillig in die Weichsel springt, um unvermählt zu bleiben. Werner faßt die Sache ganz anders auf, Wanda und Rüdiger lieben sich, sinken einander, nachdem sie mit einander gekämpft, auf's zärtlichste in die Arme, können aber ihre Liebe nicht genießen, weil Rüdiger, dessen Heer geflohen ist, die Schande nicht überleben will. Wanda erzeigt ihm den Liebesdienst, ihm selbst das Schwert ins Herz zu stoßen und stürzt sich dann ins Wasser. Wieder im höchsten Grade unnatürlich.

Eben so überspannt ist „Attila". Als Werner katholisch geworden, warf man ihm seinen Luther vor. Daher beeilte er sich, 1814 in einem Gedicht „die Weihe der Unkraft" seine frühere Begeisterung für Luther als eine Verirrung zu bezeichnen. Argen Spott ergoß über ihn Caspar in der „Karfunkelweihe" 1817. Als Katholik schrieb übrigens Werner nichts, was eine geniale Auffassung katholischer Ideen verkündet hätte. Seine 1818 erschienene „Cunegunde, die Heilige" ist fast läppisch.

Die bekannte Legende von ihrer Reinigung durch die Feuerprobe. Heinrich II., ihr Gemahl, lebt mit ihr in jungfräulicher Ehe, glaubt, sie vergehe sich mit dem sechszehnjährigen Florestan und klagt sie an, aber der junge Florestan rechtfertigt sie und sich durch den Zweikampf mit dem Ankläger, den er besiegt und selber stirbt. Dann geht sie ins Kloster, erscheint aber am Schluß wieder, um zu prophezeihen von der Größe des Hauses Habsburg und von der Leipziger Schlacht.

Auch „die Mutter der Maccabäer" ist in der Ausmalung des Gräßlichen wie des Heroischen überspannt.

Sein kleines nur einaktiges Trauerspiel „der 24. Februar", in welchem der Mensch als Spielball des einfachen antiken Schicksals, nämlich des grausamen Zufalls, aufgefaßt wird, erschien 1815, also drei Jahre später, als Müllners 29. Februar, ist also nur als eine Nachahmung desselben anzusehen, aber charakteristisch, weil er beweist, wie weit Werner von der echten Romantik abzuirren geneigt war.

Kunz Kurath, Wirth zu Schwarzbach am Gemmi, einem einsamen Wirths-

haus am Daubensee zwischen Kandersteg und Leuk, hat eine arme Pfarrerstochter, Trude, geheirathet, womit sein Vater unzufrieden war. Die Mißhandlungen und Beschimpfungen des Vaters reizen den Sohn einmal am 24. Februar so zum Zorn, daß er das Messer nach dem Vater wirft. Dieser gibt ihm seinen Fluch und stirbt. Nach einigen Jahren hat sein ältestes Büdchen Kurt dasselbe Messer, will mit seinem kleinen Schwesterchen Hühner schlachten spielen und schneidet ihr in aller Unschuld den Hals ab. Kunz will ihn nicht mehr sehen, er geht in die weite Welt und kommt nach langer Zeit wieder, reich, unerkannt, wieder an einem 24. Februar, in der Nacht. Am darauf folgenden Tage soll Kunz wegen Schulden aus dem Hause getrieben werden. In der Noth ermordet er den fremden Gast, um ihm sein vieles Geld zu nehmen, und entdeckt zu spät, daß es sein Sohn ist.*)

Adolf Müllner, Advokat in Weißenfels, schrieb 1812 den „29. Februar".

Am 29. Februar, der nur alle 4 Jahre wiederkehrt, zeugt Horst außerehelich ein Kind, ein Mädchen, das heimlich auferzogen wird, und ohne es zu wissen, wieder am 29. Februar ihren einzigen Bruder Walter heirathet. Sie haben beide schon einen Knaben, da kommt ihres Vaters Bruder aus fernen Landen zurück und trennt ihre blutschänderische Ehe, wieder am 29. Februar. Walter ermordet die Frucht derselben, den unschuldigen Knaben Emil, und überliefert sich den Gerichten, um auf dem Schaffot zu sterben. Seine Gattin-Schwester verspricht ihm zuzusehen, damit der Traum erfüllt werde, in welchem sie sein blutiges Haupt zu ihren Füßen habe rollen sehen. Lauter krampfhafte Unnatur! — Später hat Müllner den Schluß abgeändert. Es wird nämlich entdeckt, daß die Frau nicht die Schwester des Mannes ist und so bleiben alle gesund. Noch jämmerlicher!

Sodann schrieb Müllner „Die Schuld" (1816) in spanischen Trochäen, wie die Stücke Calderons.

Donna Elvira, die spanische Gemahlin des nordischen Grafen Hugo von Derindur, sitzt an einem düstern Herbstabend bei der Laute. Sie entfällt ihr und eine Saite reißt mit einem Klagelaut, was ihre bange Seele Unglück ahnen läßt. Jerta, Hugo's Schwester, die feste, stolze nordische Jungfrau kommt dazu. Im Gespräch contrastiren beide Damen des Südens Gluth und des Nordens Frost, mit viel zu viel naturphilosophischem Bewußtseyn. Hugo kommt spät von der Jagd zurück. Elvira plagt ihn mit Eifersucht. Er er-

*) In Engelhardts Naturschilderungen aus den Alpen (1840 S. 82) ist nachgewiesen, daß in gedachtem einsamen Alpenwirthshause die Wirthsleute selbst von zwei italienischen Räubern ermordet worden seyen, was Werner zu seiner Tragödie veranlaßt habe, wobei er aber die unschuldigen Opfer in die Mörder selbst ungerechterweise verwandelt habe.

innert sie, wie innig er sie geliebt habe, als ihr erster Gatte, Carlos, noch gelebt. Dann fällt er in düstere Phantasien und meint, wie? wenn jetzt in dieser finstern Stunde Carlos aus dem Grabe stiege und zwischen sie träte. Da geht die Thür auf und zwar nicht Carlos, aber dessen alter Vater, Don Valeros, tritt ein, eben angekommen aus Spanien, und macht der erschrocknen Familie sogleich bekannt, es triebe ihn durch die ganze Welt umher, um den Mörder seines Carlos zu finden. Hugo wird ohnmächtig. Valeros spricht mit seinem Enkel Otto, Carlos Sohn, Hugo's Stiefsohn, wobei Otto von einer That Hugo's bei einem spanischen Thiergefecht erzählt (fast wörtliche Nachäffung des Handschuh's von Schiller). Dann spricht Valeros mit Jerta und erzählt, wie einst in den Pyrenäenbädern seine schwangere Gemahlin eine Bettlerin beleidigt habe, die ihr darauf den Fluch gegeben, der Sohn, den sie unterm Herzen trage, solle seinen älteren Bruder umbringen. Wegen dieses Fluchs habe die Mutter ihren Sohn vor ihm verheimlicht und eine nordische Gräfin habe ihn mitgenommen und als ihren Sohn erzogen. Alsbald ergibt sich, daß Hugo dieser Sohn und des ermordeten Carlos Bruder ist. Daher in ihm „der Zwiespalt der Natur", die Extreme des Südens und Nordens vereint. Erschüttert von dieser Entdeckung bekennt Hugo, was man schon lange vorausgeahnt hat, daß er selbst Carlos Mörder ist, und zwar daß er ihn heimlich auf der Jagd, tückisch hinter einem Baum lauernd, erschossen habe, um dessen Gattin Elvira heirathen zu können. Das alles erzählt er, ohne die Niederträchtigkeit seiner That zu fühlen, blos wieder den wunderbaren Zwiespalt seiner Natur zur Schau darlegend, wie wunderbar es sey, daß er, der ritterliche Held, in einem fieberhaften Augenblick den Hahn an der Flinte mit unbewußt zuckendem Finger abgedrückt habe. Anstatt nun ferner Buße zu thun, schwärmt er für die Idee, sich öffentlich hinrichten zu lassen und malt sich sehr lebhaft die Effectscene auf dem Schaffot aus. Elvira aber bringt ihn davon ab, indem sie sich den Dolch in die Brust stößt, welchem Beispiel er nun nachahmt.

Abgesehen davon, daß die Menschen hier wieder nur Puppen des Schicksals sind und das Verbrechen begehen müssen, weil es ihnen prophezeiht war, ist das Großthun, die heroische Prahlerei und die Gefühlsaffectation des feigen Meuchelmörders unerträglich. Gleichwohl war seiner Zeit alles in dieses elende Drama vernärrt und es erlebte in wenigen Jahren drei Auflagen und drei Nachdrucke.

Ein Jahr später schrieb Müllner den „König Yngurd", eine schlechte Nachahmung von Shakespeare's König Johann.

Was bei Shakespeare Johann ist hier Yngurd, der Usurpator, was bei Shakespeare der unglückliche, dem Tyrannen geopferte legitime Knabe Arthur, ist hier Prinz Oscar. Aber unfähig, Shakespeare in der rührenden Anmuth

und Unſchuld des Knaben zu erreichen, macht Müllner den Oscar etwas älter, gibt ihm eine Geliebte und eine wahnſinnige Mutter, die mit karikirten Verſen mehr orakelt, als jammert, eine der unausſtehlichſten Mißgeburten, welche die moderne Effectjägerei auf der deutſchen Bühne hervorgebracht hat. Wie weit die Frechheit Müllners ging, erhellt aus dem Geſpräch zwiſchen Ingurds Gemahlin Irma und ihrer Tochter Asla, Oscars Geliebten. Dieſe erzählt der Mutter, wie ſie in der vorigen Nacht aus einem Kinde ein Mädchen geworden ſey, und beſchreibt ihre erſte Menſtruation in Verſen von Göthe'ſcher Meiſterſchaft.

„Die Albaneſerin", Trauerſpiel von 1820.

Albana heirathet als vermeinte Wittwe des Fernando deſſen Bruder Enrico. Der Todtgeglaubte kehrt zurück und Enrico entbrennt in wüthender Eiferſucht, Albana iſt in Verzweiflung, Fernando aber thut ihnen den Gefallen, ſich zu vergiften, damit ſie fortan ungeſtört ihr Glück genießen können.

Beſſer ſind Müllners Luſtſpiele, obgleich durch zu viele Reflexionen und Hervorblicken der Abſichtlichkeit die heitere Laune geſtört wird.

1) Die Vertrauten. Fräulein Sophie v. Kraft wird von zwei Offizieren geliebt, die, ohne einander zu kennen, beide auf den Einfall gerathen, der eine als Gärtner, der andere als Reitknecht, ſich im Hauſe der Geliebten einzuniſten. Der Major, Reitknecht Chriſtian, verräth ſich dem Kammermädchen und unglücklicherweiſe auch Heinrich dem Gärtner, der ein Hauptmann und ſein unbekannter Nebenbuhler iſt. Natürlich benutzt nun dieſer das Vertrauen, das ihm der Major als ſeinem angeblichen Helfershelfer ſchenkt, um ihn aus dem Sattel zu heben. Ein ſehr luſtiges Stück, gut erfunden, aber mit zu viel Prätenſion durchgeführt und in Alexandrinern geſchrieben.

2) Der angeliſche Kater oder die Königin von Golconda. Gedachte Königin aus der bekannten Oper heißt Aline, eben ſo eine Katze, die drei Junge wirft. Durch Mißverſtand hat der Herr des Hauſes, Franz, ſeine unverheirathete Schwägerin Lucinde im Verdacht, ſie ſey in andern Umſtänden.

3) Die Zurückkunft aus Surinam, nach Voltaire's femme qui a raison. Der reiche Kaufmann Schmalt kommt verkleidet und unerkannt aus Surinam zurück und findet ſein ehemals beſcheidenes Bürgerhaus in vornehmem Glanze, ſeine Tochter mit einem Edelmann, ſeinen Sohn mit einem Fräulein vermählt, alles ohne ſein Wiſſen und Willen, verzeiht aber, als er erfährt, das Geld für den neuen Aufwand komme aus den Zinſen eines unterdeß von ſeiner Frau ergiebig umgetriebenen Kapitals.

4) Der Blitz. Fritz ſoll eine gewiſſe Roſalie heirathen, beide treffen in einem Gaſthof zuſammen, ohne einander zu kennen und ſtreiten ſich um den Beſitz des beſten Zimmers, als er ſie noch nicht geſehen. Als er ſie ſieht, iſt ihm, als hätte ihn der Blitz getroffen. Er bietet ihr das Zimmer an, ſteht

sie um Vergebung ꝛc. Nun ist sie aber böse und läßt ihn abfahren, bis sie allmählig beide merken, wer sie sind, und sich fröhlich versöhnen. Ist recht artig.

5) Die Onkelei. Freiherr v. Hagenbuch will seinen Neffen verheirathen, er ist aber schon mit einem armen Mädchen heimlich verheirathet und die ihm zugedachte Dame hat auch schon einen Freier. Sie spielen nun alle zusammen dem alten Onkel eine Comödie, bis es zur Entdeckung kommt und er das allgemeine Schicksal der Onkels leiden, nämlich verzeihen muß.

6) Die Zweiflerin. Gräfin Adelheid mißtraut der Liebe des Baron Halt, bis sie ihn geprüft hat. Daß er sich für sie schlagen will, reicht noch nicht aus; daß er ihr aber entsagt, weil er sie nicht mehr achten zu können glaubt, entscheidet bei ihr. Sie bietet ihm nämlich zum Scheine an, sie wolle einen Andern heirathen, dann aber doch seine Geliebte werden. Man muß gestehen, diese Art, den Geliebten zu prüfen, ist von Seiten der Dame wenig zart.

7) Die großen Kinder. Ein noch junger Vater, Graf Albert, hat schon große Kinder, deren junge Gouvernante seine eigene Geliebte ist, während sein Sohn Fritz das Kammermädchen Leonore (eine geschickte Malerin) und seine Tochter Lina den Bedienten (einen verkleideten Offizier) liebt. Daß unter diesen Umständen der Vater vergebens Respect von den Kindern gegen die Gouvernante und von den Dienstboten gegen die Herrschaft verlangt, ist der Witz von der Sache.

Den übelsten Ruf erwarb sich Müllner als Kritiker, indem er die Frechheit hatte, gleich einem Gottsched die Tyrannis in der Literatur anzustreben, ohne auch nur durch eine Idee und durch große Kenntnisse unterstützt zu seyn, wie Gottsched. Müllner folgte in seinen Kritiken immer nur der Laune und persönlichen Rücksicht.

Auf Müllner folgte Franz Grillparzer in Wien 1817 mit seinem Trauerspiel „die Ahnfrau", gleich der Schuld ein Schicksalsstück in Trochäen.

Im Geschlecht Berotin muß die Ahnfrau, weil sie das Geschlecht im Ehebruche fortgepflanzt hat, so lange als Geist umgehen, bis der ganze Bastardstamm untergegangen ist. Das geschieht, indem der letzte Sprößling, Jaromir, als Räuberhauptmann und in einer unglücklichen Liebe zu seiner eignen Schwester Bertha endet.

Grillparzer wagte sich an antike Stoffe, Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geist mit sentimentaler Phraseologie, wie auch seine Oper „Melusine". Auch sein „Ottokar" ist nur eine Ovation für die habsburgische Dynastie, sein „der Traum im Leben" nur Nachahmung eines französischen Stückes.

Ruſtan ſieht im Traum, was ihm alles geſchehen würde, wenn er ſeiner Leidenſchaft gefolgt wäre, ein Leben voll Verbrechen mit ſchrecklichem Ende. Zum Glück erwacht er und beſſert ſich.

„Der treue Diener ſeines Herrn“ von Grillparzer iſt die Mißhandlung eines edlen hiſtoriſchen Stoffs.

Benedict Banchanus, Urban unter König Andreas II. von Ungarn, hatte eine ſchöne Gemahlin, welcher der Bruder der Königin, Ekbert von Meran, vertriebener Biſchof von Bamberg, nachſtellte. Die Königin Gertrud begünſtigte ſo ſehr die Lüſte ihres abſcheulichen Bruders, daß ſie ſelbſt die unglückliche ſchöne Frau ihm in die Arme lieferte. Die Geſchändete benahm ſich nun zwar nicht wie Lucretia, aber ihr Gemahl Benedict trat mit dem Schwert in der Hand ins Gemach der Königin, die eben mit ihren zwei Kindern daſaß, entfernte die unſchuldigen Kinder von ihr und ſchlug dann mit ſolcher Furie auf die Königin hinein, daß er ſie buchſtäblich in Stücke hieb. Der König ließ ihn und ſein ganzes Geſchlecht hinrichten (1213). So berichtet die Geſchichte. Grillparzer aber hat ſich nicht geſchämt, aus dem Manne, der die Ehre ſeines Weibes ſo ſchrecklich rächte, ein ſerviles Ideal zu machen, einen Hahnrei, der es ſich zur Ehre ſchätzte, für ſeinen König Schmach zu leiden, und der den Schänder ſeines Weibes ſelbſt gegen das Volk, das ihn zerreißen will, in Schutz nimmt, weil es der Schwager Sr. Majeſtät iſt. Grillparzer ſchrieb dieſes Stück, womit er ſeine Muſe entweiht hat, in der Zeit, in welcher das Princip der Legitimität auf den europäiſchen Congreſſen in ſchroffeſter Einſeitigkeit geltend gemacht wurde.

Beſſer iſt Grillparzers Luſtſpiel „Weh dem, der lügt“.

Ein kecker Küchenjunge in eines Biſchofs Dienſt befreit den Neffen des Biſchofs aus der Gefangenſchaft eines Grafen und nimmt auch noch die ſchöne Tochter des Grafen mit. Die Charaktere ſind trefflich gezeichnet, die Behandlung nur etwas breit.

Es folgten noch viele Schickſalstragödien. Thereſe v. Artner ſchrieb zu Müllners Schuld eine „That“, worin ſie die Vorgeſchichte Hugo's und Elvirens in Spanien darſtellte. Theodor Mörtl ſchrieb 1828 den „Vierzehnender“.

Einen Vierzehnender ſchießen bedeutet dem Jäger Unglück. Robert ſchießt einen, da graut ihm und er erzählt, wie er einſt ſeine eigne Mutter ins Waſſer geſtürzt habe. Damit das Verbrechen nicht entdeckt werde, will er den, der ihn verrathen könnte, vergiften, trinkt aber ſelbſt das Gift. Das Pathos ſteigert ſich in dieſem Drama bis zum Lächerlichen.

G. A. Freiherr v. Maltitz schrieb 1825 einen Schicksalsroman „Der Klosterkirchhof".

Ein edles Geschlecht, in dem eine unheilbare Krankheit forterbt, soll durch Uebereinkunft der drei letzten Glieder desselben aussterben. Aber einer der Brüder bricht das Gelübde und wird durch eine Nonne Vater eines Sohnes und einer Tochter, welche aufwachsen, ohne einander zu kennen, sich in einander verlieben und zu spät das schreckliche Geheimniß erfahren; sie befindet sich bereits guter Hoffnung, da tödtet er sich und sie.

Das schwächste aller Schicksalsstücke ist Otto Ludwigs „Erbförster".

Der Vater will den Liebhaber seiner Tochter erschießen, trifft aber die Tochter selbst, alles in Folge von Träumen der Tochter und Mißverständnissen des Vaters.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald in der Lausitz, schrieb 1821 auch ein Schicksalsstück, „Der Leuchtthurm", in Trochäen.

Graf v. Holm hat die schöne Mathilde über Meer entführt und auch ihren kleinen Sohn Walther mitgenommen. Ihr rechtmäßiger Gatte, Ulrich, harrt als wahnsinniger Harfner viele Jahre lang am Ufer, bis sie zurückkommen soll, und hat deshalb mit seinem Bruder die Pflege des Leuchtthurms übernommen. Da strandet einmal sein Sohn Walther, ohne daß er ihn kennt, und verliebt sich in seine Nichte Dorothee. Als das junge Paar einmal mit einander plaudert, löscht Ulrich die Lichter im Leuchtthurm aus und veranlaßt dadurch (höherer Macht folgend, wie er selbst versichert) das Scheitern des Schiffes, auf dem sich Holm und Mathilde befinden. Mathilde ertrinkt, Ulrich findet ihre Leiche und stürzt sich mit ihr ins Meer, nachdem er über ihre Leiche herüber dem Grafen den Friedenszweig gereicht hat.

In „der Heimkehr" ist ein heimkehrender Gatte, indem er sein Weib mit einem Andern glücklich findet, so großmüthig, um ihr Glück nicht zu stören, sich zu vergiften. In Houwalds „vermischten Schriften" läßt sich ein Hofnarr eben so großmüthig anstatt des Vaters seiner Geliebten hinrichten. Man findet bei Houwald fast nichts Einfaches und Natürliches.

Ein ziemlich schwacher Nachzügler der Romantik war Graf von Löben, welcher sich Isidorus Orientalis nannte und seit 1808 einen Guido, das Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers, Arkadien, Ritter- und Minnedienst, Klotars Irrsale, Lotosblätter ꝛc. schrieb, confuse Sachen voll Gefühlsschwärmerei ohne festen Inhalt.

Wilhelm v. Schütz, einer der verachtetsten romantischen Trauer-

Die Einfuhr des feinen Baumwollengarnes war in Frankreich vor dem Juni 1834 verboten; seitdem das Verbot aufgehoben ist, nehmen die englischen Versendungen zu; schon in den sechs Monaten des Jahrs 1834 betrugen sie 9554 Kil., im folgenden Jahre stiegen sie auf 44,879 Kil. Im Jahr 1836 beliefen sie sich jedoch nur auf 22,619 Kil., da die ganze Einfuhr nicht 24,751 Kil. überstieg. Wahrscheinlich hat England nun gegen die französ. Baumwollenspinnereien, welche sich ebenfalls merklich vervollkommnen, anzukämpfen. Von anderm Baumwollenzwirne waren 43,202 Kil. eingekommen, wovon England 25,043, und Deutschland 15,438 geliefert hatte. Letzteres gewinnt auch an Absatz; im Jahr 1833 betrug derselbe nur noch 350 Kil., im folgenden Jahr stieg er schon auf 21,183 Kil., fiel aber im Jahr 1835 auf 12,048 Kil.

Die Einfuhr der Leinwand verdient wegen der Theilnahme Deutschlands an derselben eine ausführliche Betrachtung. Die französ. Mauth theilt die Leinwand erstlich in rohe und gebleichte, und beide wieder nach ihrem gröbern oder feinern Gespinnste in mehrere Klassen ab.

Einfuhr der rohen Leinwand.

a) 8 — 12 drähtige	2,044,930 Kil. Hievon waren 1,997,424 aus Belgien, 49,338 aus Deutschland, 30,876 aus Preußen.
b) 12 — 16 drähtige	333,848 Kil., wovon 306,965 aus Belgien, 19,711 aus England, 4902 aus Deutschland.
c) 16 — 19 drähtige	42,605 Kil., wovon 39,262 belg., 1058 hanseat. und 201 preuß.
d) 19 — 20 drähtige	10,903 Kil. wovon 9577 belg., 723 engl.
e) 20 drähtige und darüber	4665 Kil. im Werthe von 139,950 Fr., wovon 3495 belg., 791 preuß.

Einfuhr gebleichter Leinwand.

a) 8 — 12 drähtige	428,943 Kil. wovon 196,801 engl., 123,368 belg. 10,863 deutsche.
b) 12 — 16 drähtige	136,464 Kil. woven 69,998 belg., 29,789 schweizer, 25,081 hanseat., 14,299 engl. und 13,123 deutsche.
c) 16 — 18 drähtige	22,006 Kil. wovon 11,342 belg., 3369 schweiz., 2193 deutsche.
d) 18 — 20 drähtige	12,324 Kil. wovon 8194 belg., 1469 engl., 1342 deutsche.
e) 20 drähtige und darüber	9548 Kil. wovon 2994 belg., 1804 engl., 1799 hanseat.

ſpieldichter, iſt keineswegs ſo gering, als man ihn gemacht hat. In ſeinem verrufenen „Lacrimas“ (1802) ſpricht ſich ein rührender Zug zur Kirche aus, auch in ſeinen „Gleichen“ wird Gott die Ehre gegeben. Im „Graf Schwarzenberg“ zeigt er die übeln Folgen, wenn Princip und Natur nicht zuſammenpaſſen. Auch „Karl der Kühne“ iſt eine ſtolze und mächtige Geſtalt. Bei alledem wird Schütz widerwärtig durch die überall in ſeinen Dichtungen vorblickende Abſichtlichkeit und durch die harte Sprache.

Zu den Nachzüglern der Romantik gehörten auch die beiden ſchleſiſchen Brüder Conteſſa (Chriſtian Gottlieb und Karl Wilhelm), Freunde Fouqué's, Houwalds und Callot-Hoffmanns. Sie ſchrieben nur unbedeutende und längſt vergeſſene Schauſpiele und einige Erzählungen, mit mehr Gefühl als Geiſt.

Das ältere Gedicht „der Schiffbrand“ ſchildert mit ſchrecklicher Wahrheit, was ſich noch unlängſt im Brande der Austria verwirklicht hat.

Ernſt Schulze, Privatdocent in Göttingen, ſtarb aus Kummer über den Tod ſeiner Braut, 1817. Seine Werke gab Bouterwek in vier Bänden heraus, 1818. Wegen ſeiner rührenden Treue, ſeines frühen Todes und des zauberiſchen Wohllauts ſeiner Verſe iſt er ſeiner Zeit ungeheuer hoch geſtellt worden, aber er verdient dieſen Ruf nicht. Seine ganze Poeſie iſt krankhaft, ſeine berühmte Roſe nur eine Röthe der Schwindſucht. Sein Wohllaut ſelbſt thut weh durch ſeine weichliche Süßigkeit, wie Harmonikaglöckchen. Man wird bei ihm zuweilen an Tiedge, deſſen verſchwebende und verduftende Verſe er häufig nachahmt, erinnert. Dieſes Schwimmen im Wohllaut der Worte, die aber nur unbeſtimmte Gegenſtände bezeichnen und unaufhörlich fort das Nämliche nur wenig variiren, macht das Leſen der Ernſt Schulze'ſchen Gedichte zu einer wahren Pein. Der Gegenſtand, von dem er wiederholt in allen Geſängen ſpricht, iſt weniger Cäcilie, als er ſelbſt, und weniger er ſelbſt, als ſein Lied. Hundertmal und tauſendmal beſingt er ſein eigenes Singen und ſagt uns im Grunde nichts, als daß er ſinge, daß er die Blumen ſeines Schmerzes in Kränze flechte für Cäcilie; daß ihn Töne des Schmerzes umwehen, die er harmoniſch einige im Geſang; daß ihn Quellen tiefer Gefühle umrauſchen, auf deren Wellen er im Liede dahinſchwebe, oder in deren Schaum jedes Bläschen ihm die Himmliſche male ꝛc. Die

Ausdrücke „Schmerzen, Bilder, Träume, Blüthen, Kränze, Quellen, Sterne, Düfte, Töne“ spielen hier wie in einem Kaleidoskop auf die mannigfachste Weise durcheinander, immer anders gruppirt und doch immer dieselben.

Sein beſtes Gedicht iſt die ſchon 1807 begonnene „Pſyche“, die bekannte Liebe zwiſchen Amor und Pſyche nach Apulejus. Dagegen iſt die berühmte „bezauberte Roſe“ eine widerlich ſchwülſtige Dichtung.

Alpino, ein ſchmachtender Sänger, aus Seufzern, Mondſchein und ein Paar Harfenſaitenklängen zuſammengeſetzt, erblickt die ſchöne Prinzeſſin Klotilde, die eine Roſe ins Waſſer wirft, damit ſie zu ihm ſchwimme. Mit der Roſe fabelt er nun in der Welt umher, bis er Klotilden wiederfindet, die nun ſelber in eine Roſenknoſpe verwandelt iſt und nur für den ihrer würdigen Gatten entwandelt werden ſoll. Drei Kaiſer bewerben ſich um ſie, die Roſe bleibt verſchloſſen. Alpino ſingt zur Harfe und — die Roſe thut ſich auf. — Bis zum Ekel weichliche Dichtung in ſchönen kunſtgerechten Verſen.

Das Epos „Cäcilie“ bezieht ſich ſpeziell auf des Dichters Geliebte.

Es beſingt die Eroberung des heidniſchen Lethra (der alten Hauptſtadt Dänemarks) durch die chriſtlichen Deutſchen unter Kaiſer Otto I. Indeſſen fehlt den Kampfbildern der kräftige Ausdruck. Der ganzen Intonation fehlen die Durtöne, alles iſt im Mollton geſungen, in den weichſten, fließendſten Verſen, wie unter beſtändigen Thränen. Nur eine kräftige Geſtalt geht durch das Lied, aber auch nur wie ein dunkler Schatten, die Amazone Thorilde, der Chlorinde Taſſo's nachgebildet. Im Vordergrunde aber erblicken wir immer nur die zarte, bleiche, ſterbſüchtige Cäcilie und ihren eben ſo zartſchmachtenden Sänger Reinald. Am Schluſſe nimmt ſie zwar eine ganz heroiſche Haltung an und zieht, gleich der Jungfrau von Orleans, mit der Kreuzesfahne den Chriſten voran; aber ihr ſanftes Schwert verwundet Niemanden, nur ihre heilige Erſcheinung verblendet die Heiden; und nachdem Lethra erobert iſt, alle Götzenbilder geſtürzt ſind und in der großen Domhalle der chriſtliche Gottesdienſt gefeiert wird, und Cäcilie als liebliche Braut eben mit ihrem Sänger durch Prieſterhand verbunden werden ſoll, hat ſie das Höchſte erreicht, was ſie auf Erden wünſchen und verdienen konnte und ein längeres Leben würde ihren Glanz nur matt werden, ihre Blüthen nur welken laſſen. Darum öffnet ſich ihrem verklärten Blicke der Himmel und Engel ſteigen nieder, ihre reine Seele emporzutragen. Der Sänger aber bleibt bei der ſchönen Leiche zurück, um ſie im Liede zu beklagen.

Im Jahre 1855 gab Hermann Marggraff ein Leben Schulze's heraus worin des letzteren Briefe beweiſen, daß ſeine Liebe zu Cäcilien nur Dichtereitelkeit war, daß er daneben große Ausſchweifungen beging, ja

am Krankenbette Cäciliens mit deren Schweſter liebäugelte. So ſchwindet der letzte Nimbus von dem Dichter.

Eliſe Ehrhardt ſchrieb 1820 „Die Wunderblume“, eine Nachahmung der bezauberten Roſe, eben ſo verſchwommen.

Indem ſich die Romantik auch nach dem durch und durch rationaliſtiſchen Sachſen verirrte, mußte jene gutmüthige Baſtardpoeſie entſtehen, die hauptſächlich durch Friedrich Kind in Dresden vertreten iſt, alte Natürlichkeit, Familienhätſchelei, auch noch ein wenig Wielandiſche Schalkhaftigkeit mit einem romantiſchen Anflug. Rambergs Kupferſtiche zeigen uns daſſelbe im Bilde, Sentimentalität und Frivolität in romantiſchen Formen. Kinds berühmteſte Dichtung iſt ſein von Weber wundervoll in Muſik geſetzter „Freiſchütz“, eine Volksſage, die er mit ſeiner Empfindſamkeit total zu Schanden gemacht hat (vgl. Theil II. S. 163).

Noch ein zweites Stück Kinds, „Van Dyks Landleben“, war wenigſtens eine Zeitlang beliebt, eine gleichfalls empfindſame Maleranecdote. Kinds Romane und Novellen ſind ſchwach und vergeſſen. Eben ſo ſeine Schauſpiele, unter denen ſich nur „Das Nachtlager von Granada“ durch anecdotenartigen Reiz auszeichnet. (Der junge Kaiſer Max II. geräth in Spanien einmal unter Räuber). Kind hat auch viele Romanzen geſchrieben, die immerhin zu den beſſern gehören, Bearbeitungen alter Sagen und Legenden, auch antike Stoffe (Bacchus auf dem Seeräuberſchiffe, Pygmalion). Seine längſte Romanze ſchildert eine altruſſiſche Liebesgeſchichte vom Kloſter Otrotſch (der Einſiedler an der Twerza).

Ein ähnlicher Autor war Gerle, der 1819 „Volksmärchen aus Böhmen“, ſpäter „Artus und die Tafelrunde“, „den kleinen Phantaſus“ und „die Liebesharfe“ ſchrieb.

Viel tiefer als alle dieſe ſtand Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden, deſſen „Abendzeitung“ die Romantik in das Theewaſſer einer geiſtloſen Klatſchgeſellſchaft auflöste, und der überdies „des Maurers Leben“ in neun Geſängen feierte. Hell bezeichnet den tiefſten Stand der Poeſie zur Zeit der Reſtauration.

Dem Dresdener Kreiſe gehörten damals noch einige beſſere Dichter an, Karl Förſter, Ueberſetzer des Dante, Petrarca, und der auch ſelbſt einige hübſche (von Tieck herausgegebene) lyriſche Gedichte und Romanzen ſchrieb; ſodann Arthur vom Nordſtern (Miniſter v. Noſtiz),

„der ſchon 1802 „geſellige Geſänge“ und 1819 ein Friedensepos „Irene“, „Sinnbilder für Chriſten“, „Anregungen fürs Herz“ ꝛc. ſchrieb; Hohlfeld, Armenadvokat in Dresden, der 1810 eine „jüngere Urania“ nach der Tiedge'ſchen „zur Befeſtigung des Glaubens“, „Harfenklänge“, „neue Horen“ ꝛc., alles wohlwollende, aber ſchwache Sagen ſchrieb.

Zu den Spielereien, womit man ſich in der langweiligen Reſtaurationszeit die Langeweile vertrieb, gehörten die poetiſchen Taſchenbücher in kleinem Format und elegantem Goldſchnitt. Dem erſten Muſenalmanach Boie's nachgebildet, begann zuerſt Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen den lyriſchen Gedichten Proſaerzählungen beizumiſchen. Seitdem erſchienen jährlich als Weihnachtsgaben eine Menge, zuletzt bis zu 20—30 auf einmal.

Aglaja, Alpenroſen, Aurora, Concordia, Cornelia, Eidora, Flora, Fortuna, Frauentaſchenbuch, Gedenke mein, Helena, Huldigung der Frauen, Immergrün, Iris, Lies mich, Minerva, Orphea, Penelope, Philomele, Polyhymnia, Thalia, Urania, Vergißmeinnicht, Veſta, Vielliebchen, Wintergrün ꝛc.

Dazu Almanache aller Art, bis zum Jahr 1837 gab es ſchon nicht weniger als 43 verſchiedene Muſenalmanache. Später wechſelten damit die Album ab. Daneben noch unzählige Sammlungen von Erzählungen und Gedichten mit Blumennamen: Akazienblüthen (von Sydow), Cactusblüthen (von A. Schreiber), Camellen, Cyanen, Herbſtroſen, Hortenſien, Lilien, Malven, Roſen, Tulpen, Vergißmeinnicht ꝛc.

Ein literariſcher Hauptfabrikant war ſeit 1789 Karl Müchler in Berlin, der in einer Menge von Taſchenbüchern und Sammelwerken Erzählungen, Anecdoten, Parodien, Räthſel, Epigramme ꝛc. zuſammentrug, auch Gedichte, Luſtſpiele ꝛc. verfertigte.

Anecdotenalmanach, Taſchenbücher: Aurora, Eugenia, Euphroſine, Gedenke mein, Klio, Momus, Taſchenbuch für Kinder Israel, Taſchenbuch zur geſelligen Unterhaltung, Taſchenbuch der Liebe und des Frohſinns, Berliner Taſchenbuch, Vergißmeinnicht ꝛc.

Zu den halbromantiſchen Vielſchreibern gehörten auch Aloys Schreiber in Baden ſeit 1791 (Erzählungen, Gemälde, Herbſtroſen, Gedichte, Damenbibliothek), Guſtav Linden (eigentlich Stein) ſeit 1805 mit zahlreichen Romanen, auch Dramen, Blumenhagen desgleichen, Streckfuß, der den Dante, Taſſo und Arioſt überſetzte, ſämmtlich ſeit 1805.

August Mahlmann in Leipzig, Redakteur der eleganten Zeitung daselbst, schrieb seit 1802 theils lyrische Gedichte, unter denen sein Lied des Frohsinns „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" am berühmtesten wurde, theils romantische, etwas empfindsame Romane und Erzählungen. Von dieser Art war sein erster Roman „Albano, der Lautenspieler", desgleichen seine Erzählungen.

1) „Bruno" will fort, hört Thirza um ihn klagen, fällt ihr um den Hals und — bleibt. 2) Die Urne. Sie wird verlassen und stirbt, der Verräther weint bitterlich um sie. 3) Eduards Bekehrung zum Ehestande. Die Bekehrerin ist eine gewisse Liddy, in deren Armen er zuletzt Freudenthränen weint. 4) Biographie eines Engels. Der Autor findet einen interessanten alten bärtigen Armenier, der ihm naiv sagt: „ich bin ein Engel" und ihm erzählt, wie er wirklich unter den Engeln gelebt und, um die Menschen kennen zu lernen, unter ihnen geboren worden sey. Schwacher Anklang an die altorientalische Erzählung von Harut und Marut ohne die tiefsinnige Motivirung. — Und so noch Anderes von minderem Belange.

Endlich schrieb Mahlmann eine Travestie der Hussiten vor Naumburg von Kotzebue „Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister",

worin Herodes die bethlehemitischen Kinder nicht umbringen, sondern mit Nüssen und Kuchen beschenken läßt. Die Parodie ist gut, aber Mahlmann war doch nicht berufen, über Kotzebue zu spotten, da er selbst von Rührung überzufließen pflegte.

Und einige Marionettenpossen.

„Der bezauberte Prinz" handelt von dem in einen Zeisig verwandelten, von seiner Geliebten gepflegten und dann wieder zum Jüngling gewordenen Prinzen Lelio. Eine andere: König Violon, er und sein Sohn sind beide in dieselbe Dame verliebt und bringen sich alle freiwillig um, eine Satire auf die Schicksalstragödien, aber zu leicht skizzirt.

Damals wurden manche romantische Sagenstoffe auf die deutsche Bühne gebracht. So von Holbein „Hildolin" (nach Schillers Gang zum Eisenhammer). So von Holtei „Lenore" (nach Bürgers Ballade) und „Robert der Teufel", von dem Schauspieler Pius Alexander Wolff „die Preziosa" (des Cervantes), welche durch Maria v. Webers Musik sehr populär wurde.

7.

Die Nachromantiker.

Die Romantik wirkte noch lange nach und mitten in die jüngste Zeit hinein, wie viel ihr auch widerstrebte. Wenn sie auch nicht mehr viel Originelles zeugte, so entfaltete sie dafür desto glänzender ihren alten Reichthum. Denn durch eine Menge der ausgezeichnetsten altdeutschen Sprachforscher (die Brüder Grimm, von der Hagen, Karajan, v. Laßberg, Lachmann, Schmeller, Hoffmann von Fallersleben, Leo, Wackernagel, Maßmann, Haupt, Pfeiffer, Ehmel, Diemer, Müllenhoff, Hahn, Ettmüller ꝛc.) wurden hunderte von bisher ungedruckten altdeutschen Dichtungen zum erstenmal gedruckt und der Jetztzeit zugänglich gemacht. Zugleich wurden auch viele Schätze der altfranzösischen, altspanischen und altitalienischen Poesie, alle der Romantik des Mittelalters angehörig, eröffnet (durch Uhland, Diez, Ferdinand Wolff, v. Keller, Holland, v. Kausler). Eben so rührig waren die Kunsthistoriker in Entdeckung, Sammlung und Erklärung unzähliger Denkmäler der mittelalterlichen, sonderlich kirchlichen Künste. Die Meisterwerke der gothischen Baukunst wurden nicht nur prachtvoll illustrirt, sondern zum Theil auch weiter ausgebaut, vor allem der Kölner Dom. Die politische und Kirchengeschichte selbst erlitt einen Umschwung, indem durch gründliche Studien (die zunächst wie die neue Romantik von Protestanten ausgingen, von E. A. Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer, Hurter) die mannigfachen Verleumdungen des Mittelalters und der alten Kirche widerlegt wurden. Was endlich für die Sammlung und Erhaltung der alten deutschen Volkssage und Legende in den letzten vier Jahrzehnten Großes geschehen ist, haben wir im zweiten Buche dieses Werks schon ausführlich kennen gelernt.

Im Vergleich mit diesen alten Funden ist die Productivität der jüngsten Romantiker allerdings nur von geringerem Belange. Ich will hier ihr Namhaftestes zur Uebersicht bringen. Noch in die erste durch von der Hagen und Fouqué angeregte Begeisterungszeit gehören die romantischen Tragödien Armida von Gleichbrecht (1809), Fr. R. Hermanns Nibelungen (1819), Johann Wilh. Müllers Chrimhildenrache, Kuffners

Minneſänger (1825), Zarncke's Tod Siſrits (1826), welchen Dörings treuer Eckhardt (1833), Bürks König Arthur (1834), v. Nordſterns Chlorinde ꝛc. folgten.

Der Wiener Dichter Joſeph Chriſtian Freiherr v. Zedlitz gehört zu den beſten der Zeit. Seine Todtenkränze von 1827 ſind Elegien in klangvollen Verſen, ſchwermüthige, aber zugleich hochherzige Betrachtungen über die gefallenen Größen der Jahrhunderte, über die längſt vom Grabe zugedeckten Dichterherzen, die einſt ſo feurig ſchlugen, wie das Herz Taſſo's, Petrarka's. Man merkt, daß Zedlitz ein wenig von der Schwermuth Lord Byrons angeſteckt war, deſſen Childe Harold er meiſterhaft überſetzte. In ſeinen andern lyriſchen Gedichten zeigt Zedlitz dieſelbe düſtere Melancholie.

Am berühmteſten wurde ſeine „nächtliche Heerſchau". Ein geſpenſtiſcher Tambour weckt die Todten der großen Armee, die ſich als Gerippe zuſammenſchaaren, um von „dem Mann im kleinen Hütchen" gemuſtert zu werden. Dazu „das Lied eines Wahnſinnigen", „der blinde Geiger", „das Weib des Räubers", „das Geiſterſchiff", „das Auge der Schlange", wobei wir bald an die melancholiſchen engliſchen Dichter, bald auch an den Franzoſen Beranger denken müſſen, deſſen Gedichte wohl auf Zedlitz viel Einfluß übten. Allein es finden ſich auch heitere Gedichte bei ihm, die uns den Wiener Lebemann nicht ganz verkennen laſſen. — In den Schauſpielen, die er ſeit 1821 ſchrieb, verräth er die ſpaniſche Schule.

Sein „Stern von Sevilla" iſt aus dem Lope de Vega übertragen. Ein äußerſt düſteres Gemälde enthüllen uns „die beiden Nächte von Valladolid". Während Munnez, Bruder des Garcia, deſſen Gattin Eſtrela mit Liebe verfolgt, flüchtet Fugage, der zum Tode verurtheilt iſt, in ihr Haus und ſtirbt in ſeinem Verſteck. Munnez, der einzige Vertraute des Geheimniſſes, benutzt es, Eſtrela zur Liebe zu zwingen und da ſie ſtandhaft bleibt, ſich an ihr zu rächen, indem er Garcia's Eiferſucht beim Anblick des Todten, den er bei Eſtrela als Liebhaber gefunden und erdolcht zu haben vorgibt, ſo anfacht, daß er ſeine unſchuldige Gattin erſticht. Daß ſich die Leiche einen Act hindurch auf der Bühne herumſchleppt, iſt mit Recht ſtark getadelt worden. — Im „Herrn und Sklaven" hat Zedlitz die gräßliche Rache eines Sklaven geſchildert, der ſeines Herrn Weib und Kind ermordet, ein alter ſchon in Happels rel. cur. aufgenommener Stoff. — In „der Liebe Kram" zeichnet Zedlitz einen Dichterhelden, Namens Alonzo. Derſelbe liebt die Königin von Granada, bringt

in ihren Harem ein, um jedoch nur ein keusches schmerzlichsüßes Gespräch über ihre Trennung zu halten, und kommt am Ende des Stückes noch einmal zum Vorschein, um die verleumdete Ehre der Königin durch einen Zweikampf mit dem Ankläger zu vertheidigen, in welchem Kampf er aber fällt. — In „Kerker und Krone" soll Tasso, kaum dem Kerker entrissen, öffentlich mit dem Lorbeer als Dichter gekrönt werden und — winselt vor Vergnügen über diese Ehre, die „ein holder Traum" ihm früher schon vorgeschwebt, und ist so beglückt dadurch, daß er vor Freude stirbt und der Lorbeer erst seiner Leiche aufgedrückt werden kann. — „Turturell", die Tochter des verbannten König Bramor, liebt den auf der Jagd zu ihr verirrten König Gavin, der sich für einen gemeinen Ritter ausgibt. Denselben liebt aber auch die Königin Gylfe, Gemahlin des Sinewald, der den Bramor vertrieben. Gylfe will ihren Gatten verstoßen oder umbringen und Gavin auf den Thron erheben, erfährt von seiner Liebe zu Turturell und läßt diese ersäufen. Ihre Leiche findet der alte Bramor, als Harfner verkleidet und bringt sie der Königin.

Zedlitz hat auch ein Paar Lustspiele geschrieben, „Liebe findet ihre Wege" in spanischen Trochäen und ganz im Ton Lope de Vega's, und „Cabinets-Intriguen", die übrigens nicht in einem königlichen Cabinet spielen, sondern in dem eines listigen Kammermädchens.

Später (1844) schrieb Zedlitz ein Märchen „Das Waldfräulein".

Das Waldfräulein, eine Frucht der Liebe, wird im Walde gefunden und von einer guten Fee erzogen. Diese merkt, das schöne Kind habe ein leicht entzündbares Herz, warnt sie daher vor der Liebe und schärft ihr insbesondere ein, den kostbaren Pantoffel, das einzige Andenken ihrer Mutter, als einen Talisman nicht von sich zu lassen. Aber da kommt einmal ein schöner junger Ritter durch den Wald daher, Herr Aechter von Mösselbrunn, und augenblicklich ist der Rath der Fee vergessen. Sich sehen und lieben und in die Arme sinken und die höchste Staffel auf der Himmelsleiter des Liebesglücks ersteigen, war eins; wobei man den Dichter fragen könnte, warum er der Scham nicht wenigstens fünf Minuten Zeit gelassen habe? Doch es handelt sich von einem Märchen und in Märchen liebt man die raschen Effekte. Die Scham stellt sich erst nachher ein, motivirt die rasche Flucht des schönen Waldfräuleins und das Vergessen ihres Pantoffels. Der bleibt dem glücklichen Ritter als theures Angedenken. — Nun fällt aber das Fräulein zur Strafe ihrer Schuld in die Gewalt eines bösen alten Weibes, bei der sie spinnen und als Magd dienen muß. Diese glückliche Wendung der Dichtung erinnert an das schöne Märchen von Amor und Psyche. Auch Psyche muß für ihre Schuld durch harten Magddienst büßen. Inzwischen wird das Waldfräulein endlich, als sie den häßlichen Sohn des alten Weibes heirathen soll, durch einen Einsiedler gerettet und entkommt. Herr Aechter hat sich unterdeß mit dem Bilde des Fräuleins unausgesetzt beschäftigt und sie vergebens gesucht. Auf einer Fahrt nach

Köln verlockt ihn die Nixe des Lurley, der ganze Liebreiz der Undinen breitet sich vor ihm aus, doch bleibt er seiner Sylve treu, indem ihn ein Paar Schwalben aus seinem Liebesrausche wecken und an das Waldfräulein erinnern. Dieses findet er nun am Hofe ihres Großvaters wieder, wohin sie auf ihrer Flucht gelangt ist. An dem Pantoffel wird ihre hohe Geburt erkannt und sie wird des Ritters glückliche Gattin. Die Schwalben, die ihn am Rhein gewarnt, kommen wieder und bauen ihr Nest an seiner Burg.

Unmittelbar nach den glänzenden Siegen Radetzki's in Italien schrieb Zedlitz sein „Soldatenbüchlein", worin er in schönen, zum Theil freilich etwas schnell entworfenen Liedern die kaiserlichen Truppen und ihren großen Feldherrn preist.

Am besten ist das Lied von Curtatone, in welchem die Verdunkelung der Sonne durch Wolken, die sie endlich doch durchbricht, sehr glücklich auf die anfängliche Verdunkelung und den nachherigen Siegesglanz der kaiserlichen Waffen angewendet wird.

Einer der spätesten, aber interessantesten Romantiker war Julius Mosen, dessen 1831 erschienener „Ritter Wahn", ein Epos aus dem Italienischen, eine der schönsten altdeutschen Sagen (vgl. Theil I. 65. 187. 307) wiederholt. In demselben Jahr gab Mosen den Roman „Georg Venlot" heraus, welcher gleichsam den Bankerot der Romantik proklamirt.

Der Held ist ein poetischer Enthusiast, der sich in die Wirklichkeit nicht zu finden weiß, von dem Contrast der gemeinen Welt mit dem poetischen Zauber zerrissen wird und in Wahnsinn endet. In der Manier des Callot-Hoffmann und zum Theil des Tieck'schen Zerbino.

Dieser merkwürdige Roman, der nicht so schnell hätte vergessen werden sollen, erklärt am deutlichsten, warum bald nachher die realistische, an die Wirklichkeit sich haltende Dichtung emporkam. Mosen selbst trat, im Widerspruch mit seinem eigentlichen Beruf, als Theaterdirektor in Oldenburg, zu den Epigonen der Jambentragödie über.

Ludwig Bechstein in Meiningen reiht sich auch noch an die Romantiker in seiner epischen Bearbeitung der Haimonskinder und des Faust, in seinen Romanzen, seinen Sagensammlungen aus Thüringen, Franken und Oesterreich, seiner Ausgabe des Todtentanzes. Seine Verse sind schöner als seine Prosa, überall aber zeigt er warmen Sinn für den poetischen Zauber der Vorzeit und ihre Sagen. In seinen Arabesken

(1832) hat er schöne Hymnen an die Natur gedichtet. Sein Epos „Luther“ (1834) hat prächtige Verse, paßt aber nicht recht zur Romantik.

Herr v. Keudell in Dresden begann 1847 mit einer eigenthümlichen Gattung vornehmer Romane „Außerhalb der Gesellschaft“ und „Vergan“.

Im ersten Roman hat ein Malergraf eine schöne Tochter, die von Rudolf ein uneheliches Kind bekommt. Rudolf aber wird von der Gräfin Mathilde geliebt, die vor Neugier brennt, sein schönes Kind von der Nebenbuhlerin zu sehen, ohne alle Eifersucht wie in Göthe's Stella. — Im zweiten Roman geräth ein Enthusiast wie Callot-Hoffmanns Kreisler in Wuth über das Alltägliche und Gemeine. Höchst phantastisch ist die Uebersetzung einer Beethoven'schen Symphonie in Worte, wunderschön ist eine Beschreibung der Medusa und dann wieder seltsam sentimental das schöne Harfenmädchen, das ihrem Geliebten, einem Verbrecher, unverbrüchliche Treue bewahrt.

Man erkennt, daß v. Keudell wie Immermann in der Welt Göthe's und der Romantiker fortlebte und aus dieser Wolkenregion nicht mehr zum Boden der Wirklichkeit herabkonnte. Auch in seinem Roman „die Politiker“ von 1849 schüttet er nur den aristokratischen Ekel über den Revolutionspöbel aus.

Eduard v. Bülow bearbeitete italienische und altfranzösische Novellen und schrieb selbst einige (1846) schwache Nachahmungen Tiecks, meist bizarr.

Selbsttäuschungen und Launen blasirter Personen, durch die sie ihr Liebesglück verscherzen. Widerliche Situationen charakterloser Personen in unpassender Ehe. Verbrechen eines buhlerischen Mönchs. Sehr überflüssige Nachahmung des Dolches von Tieck, des Faluner Bergmanns von Callot-Hoffmann u.

Ziemlich viel wurde immer noch bis auf die neueste Zeit für das Märchen geleistet. Der geistreichste Märchendichter aber war Alexander v. Sternberg aus Reval, der in Berlin eine große Menge von Romanen und Novellen geschrieben hat. Er zeichnet sich durch schönen Styl und vornehme Eleganz aus, doch ist er in seinen Salongemälden und geschichtlichen Romanen kühler und nur im frivolen phantastischen Märchen wird er genial und feurig. Aber er schweift sehr in die frivole Manier der altfranzösischen contes hinüber und wir glauben Wieland vor uns zu haben. Sein ausgeführtestes Feenmärchen ist „Fortunat“ von 1838.

Man ſieht hieraus, daß Deutſchland in der Lieferung der feinen Sorten nur den dritten Platz einnimmt; dieß war im Anfange des Dezenniums nicht immer ſo. In der zweiten Klaſſe z. B. sub b. lieferten die Hanſeſtädte im Jahr 1830 30,033 Kil., und die Bundesſtaaten im Jahr 1829 15,282 Kil., und sub c. verſendeten im Jahr 1830 die Hanſeſtädte 9215 Kil. nach Frankreich. England dagegen tritt erſt in den letzten Jahren hervor, und hat ſich zur erſten oder zweiten Stelle aufgeſchwungen. An Tiſchleinwand erhielt Frankreich im Jahr 1836 = 30,556 Kil., wovon 13,267 aus Belgien und 9423, die größte Menge in den 10 Jahren, aus Deutſchland kamen.

Mit Spitzen verſieht Belgien faſt ausſchließlich die franzöſiſche Nation. Seine einzigen Concurrenten beinahe ſind die Deutſchen. Der Werth der im Jahr 1836 eingeführten Spitzen belief ſich auf 2,290,786 Franken, davon kamen 2,048,264 Fr. auf Belgien (die höchſte Summe in den 10 Jahren), 212,810 Franken auf die Hanſeſtädte, und 15,927 auf den deutſchen Bund, welcher im Jahr 1834 für 267,983 Franken Spitzen geliefert hatte. Dieß war das Höchſte; ſeitdem iſt er dieſem Gipfel nicht mehr nahe gekommen. Spitzen werden wahrſcheinlich in eben ſo großer Anzahl durch Schleichhandel, als auf dem öffentlichen Wege, in Frankreich eingeführt. Die Einfuhr der mit der Hand und der Spindel gewebten war vor 1834 ganz verboten; ſeitdem werden ſie in ziemlicher Menge hereingebracht, im Jahr 1836 kamen derſelben für 131,419 Franken herein, wovon 79,850 Fr. für engliſche, 35,595 Fr. für hanſeatiſche, 7085 Fr. für deutſche Spitzen bezahlt wurden. Im Jahr 1834 hatte der deutſche Bund für 74,064 Franken dergleichen Spitzen eingeſchickt.

Was an Muſſelin und baumwollenen Halstüchern eingeführt wird, iſt faſt lauter Schweizerwaare.

Von Kaſimir und Merinos, ſo viel deren auch in Frankreich ſelbſt verfertigt wird, kömmt doch noch eine bedeutende Menge aus England und Deutſchland. Im Jahr 1836 betrug die Einfuhr 76,985 Kil. (3,618,295 Franken an Werth), wovon 52,447 aus England, 15,077 aus den Hanſeſtädten und 5575 aus Preußen kamen. Letzteres liefert, im Wetteifer mit England, auch wollene Shawls, aber nicht in bedeutender Menge. Die Kaſimirſhawls, deren Einfuhr erſt ſeit 1834 erlaubt iſt, weil man

Fortunat ist der bekannte Held des Volksbuchs, das Tieck in einem seiner schönsten Gedichte dramatisirt hat. Er tritt hier als ein junger Page auf, der mit drei andern Pagen vom Hofe zu Cypern verbannt wird, weil er in einem kleinen Streithandel dem König Recht gegeben und nicht der allgebietenden Maitresse desselben. Die vier Jünglinge müssen auswandern, erhalten aber von der abscheulich häßlichen Fee Kakombre mit dem großen Zahn, die sie zuvor im Bade bedienen müssen, vier Geschenke, Fortunat den unerschöpflichen Geldsäckel, Ganelon eine Flasche mit Verjüngungswasser, Tulipan eine Brille, die durch alles hindurchsieht, und Roger den Hut, welcher unsichtbar macht. Sie sollen sich nun an den Hof der Prinzessin Kalypso in der Provence begeben und aus den verführerischen Netzen derselben den Genius Tuberose befreien helfen, der um ihretwillen die junge Fee Jonquille verlassen hat. Unterwegs auf dem Schiffe macht sich Tulipan vermittelst des Hutes unsichtbar und liebkost die junge Frau des alten Schiffsherrn, der endlich dahinter kommt und sich toll geberdet, aber durch einen Schluck aus der Verjüngungsflasche reichlich entschädigt wird. In der Provence angekommen, begegnet Fortunat der schönen Kalypso zuerst bei einem Maskenzuge, verfolgt sie und ereilt sie endlich, indem sie mit ihrem Esel zusammenstürzt und in einer sehr unsittsamen Attitude daliegt. Fortunat wird, da er ziemlich abgeschabt aussieht, in den Kerker geworfen; hier aber vertreibt er sich die Langeweile, indem er aus seinem Säckel Goldstücke holt und die Enten im Burggraben damit wirft. Sobald das Geheimniß seines Reichthums entdeckt ist, wird er frei und erster Liebhaber der Prinzessin. Diese benutzt eine Schäferstunde, ihm den Säckel wegzunehmen, hat die Frechheit, in seiner Gegenwart (während er schläft) einen Besuch des Genius Tuberose anzunehmen ꝛc. Der skandalöse Auftritt, der nun folgt, übertrifft die bereits erwähnten an Unanständigkeit, ist aber noch nicht das Indezenteste, was dieses Märchen enthält. Die drei Gefährten Fortunats werden auf ähnliche Weise durch treulose Hofdamen um ihre Talismane betrogen. Fortunat wird durch den Genius Tomogiston gerettet, in welchem er seinen Vater erkennt. Er belauscht dann die schöne Magelone im Bade. Sie wird von einer großen Spinne überfallen und fortgetragen. Fortunat rettet sie, und sie wird seine Geliebte. Vermittelst eines gewissen Moose, auf das er sich setzt, wird er in ein Mädchen verwandelt, und vermittelst eines Apfels, den er ißt, wieder in einen Mann. Er nimmt nun diese beiden Zaubermittel zu sich, um sich an der falschen Kalypso zu rächen. Magelone begleitet ihn, was wieder zu einer der indezentesten Scenen führt. Am Hofe der Kalypso angelangt, läßt er das Bett derselben mit seinem Moose polstern und sie bekommt einen fürchterlichen Bart. Mittlerweile ist Magelone von einem Zudringlichen überfallen worden, Fortunat hält sie für untreu und verstößt sie. Sie wandert allein durch die Welt, findet einen männlichen Anzug, glaubt darin sicher zu seyn, vermißt aber die inexpressibles, kauft ein Paar und entdeckt darin eine verzauberte Dame, die wegen ihrer Pruderie in

dieſes Kleidungsſtück verwandelt worden. Inzwiſchen ſind die drei Hofdamen, welche Fortunats Gefährten ihre Talismane geraubt, übel damit gefahren. Die eine hat zu viel von dem Verjüngungswaſſer getrunken und iſt ein kleines Kind geworden; die andere hat zwar die Zauberbrille auf der Naſe, iſt aber blind; die dritte bleibt beſtändig unſichtbar, um ihren Liebhaber zu bewachen und regalirt ihn bei jeder Gelegenheit mit Ohrfeigen. Die ganze Geſellſchaft fährt durch die Luft nach den Maulwurfsinſeln, wo ihnen Entzauberung verheißen iſt. Unterwegs läßt Magelone das Bündel mit den Kleidern fallen, Fortunat, einem Schiffbruch entronnen, findet es und zieht — die prude Prinzeſſin an. Endlich kommt alles auf den Maulwurfsinſeln zuſammen, wo die Fee Jonquille, vom Zauberſchlaf erwacht, ihren Tuberoſe wiederfindet und auch die Sterblichen ſich durch die Bank heirathen.

„Palmyra", die Geſchichte eines Papagays, der nach einander in die Hände vieler Damen kommt, und „Tutu" (von 1848), der als gefallener Engel auf unſern Planeten und in unſere vornehme Geſellſchaften kommt, ſind nur im Rahmen märchenhaft, den weſentlichen Inhalt bildet eine ironiſche Schilderung moderner Sittenverderbniß. Sternberg hat auch kleinere Märchen geſchrieben. So ein „Buch von den drei Schweſtern" (1847). Das Märchen vom rothen Zwerge.

Leon, ein junger Mann, macht mit einem rothen Zwerge einen Pakt wie Fauſt mit dem Teufel, übernimmt aber nur die Verpflichtung, dem Zwerge bisweilen ſeinen Leib zu leihen. Komiſch iſt die Angſt, mit welcher Leon nun alle Bewegungen, Anſtrengungen und Genüſſe verfolgt, die der Zwerg aus ſeinem Leibe gewinnt.

In den „Schifferſagen" von 1837 kommt neben gewöhnlichen Niren- und Perlenmärchen auch ein Auſtermärchen vor. Ein Auſtermännchen verliebt ſich in eine ſchöne Sterbliche und zwingt ſie zu ſeinem Dienſt. Sternbergs „Erzählungen und Novellen" von 1844 ſchildern in Callot-Hoffmanns Manier den phantaſtiſchen Wahnſinn des Maler Koek, eine andere die unglückliche Miß Pamela, die mit ihrem verſtorbenen Geliebten in Rapport ſteht ꝛc. Voll düſterer geſpenſtiſcher Phantaſie iſt auch die Sammlung, welche Sternberg 1854 unter dem Namen „Nachtlampe" herausgab.

Unter den größeren hiſtoriſchen Romanen Sternbergs ſteht „die gelbe Gräfin" von 1848 oben an. Hier nur eine Scene daraus.

Zenzi, ein ſchönes junges Mädchen, wird vom Grafen Orlof für die natürliche Tochter der Kaiſerin Eliſabeth gehalten, die er im Intereſſe der Kai-

ſerin Katharina II. verderben will, und nachdem ſie gebadet, in dem Badezimmer nackt eingeſchloſſen. Dieſes Zimmer, das rothe Kabinet, iſt mit Kupferblech tapezirt, das von außen nach und nach glühend gemacht wird, ſo daß das ſchöne nackte Mädchen darin halb verbrennen, halb erſticken muß. Im Wahnſinn der Angſt träumt ſie, in einem Walde verirrt zu ſeyn und ſieht in den Brandblattern, die ſich überall auf ihrem zarten Leibe bilden, bunte Schmetterlinge, die ſich auf ſie ſetzen.

In den Romanen „Suſanne“ und „Diana“ ſind die Heldinnen gleichfalls unſchuldige, durch ruchloſe Menſchen grauſam verfolgte und unglücklich gemachte Mädchen. In „Paul“ ſchildert Sternberg den etwas verwilderten Sprößling eines adeligen Hauſes. Verfehlt iſt ſein „Miſſionär“, ſofern derſelbe Herrnhuter und ein Freimaurer höheren Grades ſeyn ſoll.

Viel Eigenthümliches hat C. M. Winterling, der 1829 mit Sonetten begann, 1834 „Graziani's Eroberung von Granada“, 1836 „Apulejus“ und „Longos“ bearbeitete, 1842 „ein launiges Märchen“ dramatiſirte.

Aby wird zur Strafe für ein Vergehen, an dem er ſchuldlos iſt, in einen Greis verwandelt und ſoll nicht eher entzaubert werden, bis ein Mädchen ihn von freien Stücken liebt. Alle Verſuche ſchlagen fehl, bis er in das Land kommt, wo nur das Alter für ſchön gilt und hier gleich zwei Prinzeſſinnen ſich in ihn verlieben. Sobald er aber wieder Jüngling iſt, fliehen ſie ihn und er kann nun der Neigung ſeines Herzens folgen.

Winterling ſchrieb ferner Epigramme (1847).

Dieſe ſind nicht, wie gewöhnlich, kurz, ſondern weiter ausgeführt in der Form der griechiſchen Anthologie und enthalten viel Geiſtreiches, auch einige politiſche Witze.

Winterling ſchrieb auch zwei unerhebliche Schauſpiele (darunter eine Griſeldis) und ein Luſtſpiel „die Colonie“.

Auf einer Inſel ſoll die Gleichheit erzielt werden dadurch, daß die ſchönen Mädchen an die reichen Männer verſteigert werden. Ein armer Liebhaber verliert ſo ſeine ſchöne Geliebte, die einen reichen Bauern (der immer in ſeiner Mundart ſpricht) heirathen ſoll. Ein als Mädchen verkleideter Bedienter des Liebhabers lockt aber den Bauern ab.

Eduard Mörike in Stuttgart hat außer ſchönen lyriſchen Gedichten vorzugsweiſe Idyllenartiges geſchrieben. In ſeinem erſten Roman „Maler Nolten“ von 1832, der gern geleſen wurde,

verläßt ein junger Maler seine ländliche Braut, tritt in die große Welt und wird der Geliebte einer kunstliebenden Gräfin. Ein humoristischer Freund aber schreibt in seinem Namen der Verstoßenen immer noch zärtliche Briefe, als kämen sie von Nolten. Da findet die Gräfin einmal die zärtlichen Antworten der Braut, wird wüthend und verfolgt Nolten bis in den Kerker. Dieser erkennt sein Unrecht und kehrt reuig zur ersten Geliebten zurück, bei der er alles unverändert findet und deren Bild vom Dichter reizend ausgemalt ist.

Im Jahrbuch schwäbischer Dichter von 1835 steht ein Märchen von Mörike „der Schatz",

worin die Abentheuer eines jungen Goldarbeiters gar anmuthig in der Art Callot-Hoffmanns geschildert sind. Am hübschesten ist die Angstscene auf der öden Heide, wo der gespenstische Wegweiser sich umdreht.

Die „Idylle vom Bodensee" schrieb Mörike 1846 in Hexametern.

Der Fischer Martin rächt sich humoristisch an einem Brautpaare, dem er bei Nacht die ganze Aussteuer in den Wald fährt und mit lustigen Kameraden hier die Hochzeit feiert, wobei zwei Puppen als Brautpaar figuriren. Ein sehr einfacher Schwank, der aber Reiz gewinnt durch den ironischen Ernst der Sprache.

Im Stuttgarter Hutzelmännlein von 1853 hat Mörike einige alte schwäbische Volkssagen in Märchenform verschmolzen und mit bestem Humor behandelt. Solche Humoresken von kleinem Umfang enthalten auch seine Gedichte, z. B. „das Märchen vom stechen Mann", worin die tollsten und komischesten Dinge mit ernsthafter Würde voller Schalkheit vorgetragen werden, und die „häuslichen Scenen", das köstliche Gespräch des Präceptor Ziborius mit seiner Gattin vor dem Einschlafen.

Chamisso's Manier nahm der sonst sanfte und heitere J. G. Seidl an, einer von Oesterreichs besseren Lyrikern. Seine „Dichtungen" und „Bifolien" von 1836 (Liedertafel von 1840) sind zarte, zum Theil scherzhafte Liebeslieder und Genrebilder, wie seine niederösterreichischen Flinserln, aber seine Romane enthalten schauerliche Verzweiflungsbilder, wie die von Chamisso. Eben so seine Novelletten von 1839.

1) Das Herz eines Weibes bricht mit einer Kadenz Beethovens. 2) Eine Stelle in einem alten Buch wird prophetisch für ein liebendes Paar. 4) Ein Kind wird wüthend auf die Leiche seines Vaters geschleudert, damit er es mitnehme. 7) Tanzende Holzgruppen in einem Guckkasten scheinen einem fieberhaften Träumer lebendig zu werden. 10) Ein Verzweifelter, der sich ermorden will, versucht noch einmal, ein menschliches Herz zu finden, stellt sich als einen

Bettler an und bittet einen jungen Herrn um eine Gabe, dieser aber — ist zu faul, den Rock aufzuknöpfen. 12) Todtengräber. Verführung, Mord. 13) Widrige Mißhandlung des Weibes durch den Mann. 14) Eine unglücklich Verheirathete stirbt in dem Augenblick, in welchem ihr Ehering, den sie einem Bräutigam geliehen hat, an den Finger einer andern Glücklicheren gesteckt wird. 16) Ein Ehemann stürzt den Verführer seiner Frau heimlich in einen Abgrund und sagt öffentlich, er habe seine Frau treu gefunden. Die übrigen Erzählungen sind von mehr heiterem Charakter.

Ein anonymer Roman von 1837 „die Höllenbraut" ist sehr phantastisch.

Ein Primaner lebt in der wirklichen und zugleich in einer Feenwelt und liebt hier wie dort eine gewisse Adelheid, die ihn auf die wunderlichste Weise neckt und bald beglückt, bald in Verzweiflung stürzt. Am Ende löst sich das poetische Märchen in Prosa auf. Der schöne unschuldige Jüngling hat einer genialen Prinzessin gefallen, die mit Hülfe einer ihr ganz ähnlichen Zwillingsschwester ihm den Spuck gespielt, ihn in ihre Gärten hat entführen lassen ꝛc.

In dem Roman „die Reise des letzten Menschen" von Kuffner, Wien 1837, ist der Gedanke durchgeführt, daß der Mensch ohne seinesgleichen nicht existiren kann. Alle Menschen sind gestorben, nur einer ist übrig, und obgleich ihm die Elementargeister zu Dienste stehen, sehnt er sich doch dergestalt nach Menschen, daß er sogar lieber Puppen dafür nimmt, als Geister.

Anmuthig und phantasiereich ist „der Diamant" von C. Terpen (1840), halb Prosa, halb Verse.

Die schöne Herzogin Alix in Paris liebt heimlich einen armen Grafen. Ein Oheim Vormund will sie weit höher hinauf vermählen und aus Rücksicht auf die Welt gibt sie nach. Aber plötzlich ändert sich alles durch ein Wunder. In der That ein Wunder. Die Dichter thun ganz wohl, das Wunderbare wieder in die Alltäglichkeit einzuführen. Die schöne Alix wird durch einen Geist überrascht, der in einen von ihrer Mutter geerbten Diamanten gebannt ist. Dieser Geist fängt zu reden an und redet fort und fort und wir vergessen Paris und die schöne Herzogin und ihre Liebhaber und versenken uns in die indische Natur und Mythe. Die Prosa verschwindet, der Brahmine spricht in lauter Versen. Erst wenige Seiten vor dem Schlusse des ganzen Buches enden diese Phantasien, in denen die Liebe der schönen Menala und Urwasi mit halb idealen, halb indischen Lokalfarben ausgemalt wird. Wir erfahren plötzlich, daß alle diese schönen Dinge der Herzogin Alix — nur geträumt haben, wir finden sie von einer neuntägigen Fiebergluth sich erholend. Aber jene Visionen haben ihr ganzes Herz umgewandelt. Sie vergißt alle occidentalen Rücksichten

und folgt allein der Natur und der Liebe, die sie in den schönen orientalischen Bildern kennen gelernt. Der Graf wird zurückgerufen. Er ist schon da, er hat sich als Bedienter verkleidet und sinkt in die Arme der Herrin.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg in Wien wagte 1841 in seiner „Ironie des Lebens" und in „humoristischen Novellen" den vornehmen Humor der Romantiker gegen das Alltagsleben aufzufrischen, und wieder 1846 durch den „modernen Eulenspiegel".

Am besten ist unter den Novellen die erste Fahrt eines altmodischen Onkels auf der Eisenbahn, eine meisterhafte Persiflage der ästhetischen Moderarrheiten, der Paganiniwuth, des Saphir in Wiener Gickeln ꝛc. und der moderne Mythus von Midas, weniger spricht Eulenspiegel an, weil er ohne eigentliche Handlung nur kritisirend mit Künstlern und Schauspielern umgeht.

„König Rübezahl" von Heinrich Schwarzschild (1842) ist ein romantisches Epos in Wielands Manier.

Es enthält die aus Musäus bekannte Geschichte vom Berggeist, der für die schöne Emma, während sie ihm entfloh, Rüben zählen mußte, mischte aber eine Menge launiger Raisonnements über die Gegenwart und ihre Thorheiten ein.

Die „Haus-, Wald- und Feldmärchen" der Adele Schopenhauer (einer Tochter der Frau Johanna) von 1844 enthalten hübsche Märchen von guten Hausgeistern, zärtlichen Elfen ꝛc. Am launigsten sind die „Abenteuer eines Irrlichts", das unter Menschen geräth, aber unter den Pariser Literaten und Karlsbader Badegästen doch zu viel von seinem ursprünglichen Charakter verliert.

Göthe's gleichnamiger Enkel, Wolfgang v. Göthe, gab 1845 eine wunderliche Sammlung von Prosa und Versen heraus, worin das dramatische Gedicht von Erlinden vorwiegt.

Erlinde, die Nixe der Ilm, verlockt den Grafen Berka, sich ihr hinzugeben, muß ihn aber wieder losgeben und sterben lassen, weil er nicht fähig ist, den in ihr repräsentirten Naturgeist zu begreifen. Sinnige, doch etwas zu verwickelte Dichtung. Vgl. meine Kritik im Literaturbl. 1845, Nr. 65 u. 66.

Das „Märchen" des Ritter v. Levitschnigg (1847) ist wild und üppig.

Ein moderner Don Juan tanzt seine Geliebten zu Tode, das ist sein höchster Genuß. Er will alles niedertanzen, und fordert auch eine Todte auf, aus

dem Grabe zu steigen und mit ihm zu tanzen. Da erscheint seine erste Geliebte als weiblicher Vampyr und reißt ihn fort zum Tanze mit ihren blutlechzenden Gefährtinnen, aber das Krähen des Hahnes rettet ihn aus der dämonischen Gewalt, und er endet als glücklicher Gatte, was zum Charakter des Märchens gar nicht paßt.

Die See- und Waldmärchen von F. Brunold (1845)

handeln von Meerfrauen, Waldfrauen, Moorfrauen, die im Waldnebel und Wellenschaum auftauchen, auch von Einem, dem der Teufel den Leib entführt und der fortan nur im Schatten fortlebt, von Einem, der dem Morgenroth nachläuft, bis er stirbt ꝛc.

Bertha Werders „Traumfahrt in das Land des Aufgangs" von 1851 enthält geistvolle, zarte, aber auch überzarte Märchen.

Ein Engel schwebt zu den Menschen nieder, wird aber in seinen liebevollen Erwartungen durch ihre Rohheit arg getäuscht. Ein Mondstrahl läßt sich in eine höchst empfindsame Liebe zu einer Palme ein. Eine Gazelle stirbt am Heimweh, eine Mimosa pudica an der ersten Berührung. Die Thräne einer Mutter wächst so groß, daß sie den Durst ihres verschmachtenden Kindes stillt ꝛc. Besser als diese Weichlichkeiten ist das phantastische Märchen vom Haar der Sklavin. Essica, eine Tscherkessin, wird geraubt und kommt als Sklavin zu dem kunstreichen Weber Hassan in Stambul und stirbt. Dieser kann sich nicht enthalten, das wundervolle blonde Haar seiner Sklavin ihr noch im Grabe abzuschneiden und als Goldfäden einem seiner schönsten Teppiche einzuweben, webt aber unbewußt Essica's traurige Geschichte ein, denn ihr Geist umschwebt ihn. Den Teppich erblickt ein Tscherkessenfürst, der Essica einst geliebt, kauft ihn für schweres Geld und bringt ihn in die Heimath. Als Essica's Eltern ihn sehn, reißt sich die Gestalt des Mädchens aus dem Teppich los und wird lebendig, aber nur auf einen Augenblick, um sie zu grüßen und auf immer Abschied zu nehmen. Und mit ihr ist auch das goldene Haar aus dem Teppich verschwunden.

Von ähnlicher Zartheit waren auch die „Parabeln" von Agnes Franz (1841).

Kleine Märchen zur Erklärung von der Entstehung der Blumen. Z. B. der Eisenhut wuchs da, wo der Venus Tauben im Helm des Adonis genistet. Der Mond entstand aus der Thräne eines Engels ꝛc.

In Berlin erschienen 1853 „drei Märchen" anonym, das erste ist sehr reizend.

Prinz Ohnesündchen findet im Walde ein reizendes Kind. Das sagt ihm: ich bin das Heimelchen und habe keinen Heller Geld. Hierauf entspinnt sich

eine zarte Liebe. Aber die Hanebüchne Kälte, eine garstige Fee, stört das Glück der Liebenden und stellt dem jungen Prinzen nach, um ihn mit ihrer Tochter, dem Haidegeldche, zu vermählen. Dieses Töchterchen ist ungeheuer reich. „Von vorn, da schauts gar niedlich drein mit seinem Röckchen von Tresorscheinen mit Falbelas von Eisenbahnaktien, das Schürzchen von Metalliques; das goldgestickte Mieder mit Brüßler Rentenspitz und Schleifen und fliegende Bänder von allerlei Coupons, und die Perlenschnur um den Hals und der fliegende Federstrauß im goldigen Haar." Der arme Prinz wird weggelockt. Heimelchen stirbt aus Gram und wird begraben. Ohnesündchen kommt in gute Gesellschaft und wird Sündchen. Aber Heimelchens Herz lebt noch im Grabe und sie steht mit dem Frühling wieder auf. Die Hanebüchne Kälte verliert ihre Macht, die Liebenden finden sich wieder. Es ist ein echtes Wintermärchen, verwandt dem Schneewitchen und Dornröschen.

Auch die beiden andern Märchen sind anziehend, die Spatzenmemoiren mehr satirisch, des Mondkönigs Tochter wieder recht empfindsam. Ein armer Bauernknabe wird hier vom Mondschein geliebt und aus der bösen Welt hinauf gehoben in des Mondes Reich.

Den Sieg der Lebensprosa über den Märchenzauber feiert Waldmüller in seinen Irrfahrten (1853).

Eine Else beschenkt den Jäger mit einem Zauberhorn. Er schweift durch alle Länder, verführt alle Weiber, ist aber endlich satt, wirft den Talisman weg und heirathet als Philister.

Artig ist „das Rosenmärchen" von Pauline Schanz (1854).

Der Rosenkönig und seine wunderschöne Tochter Rosenblüth, die ein unsichtbares Feenreich beherrschen, feiern ihr Maifest und belohnen bei dieser Gelegenheit die fromme Pflege, die eine junge Mutter bisher den Rosen im Garten angedeihen ließ, durch das Geschenk einer nie verblühenden Rose, die mit dem zarten Töchterlein jener Mutter aufwächst und ihr Glück bringt. Das ist der einfache Inhalt des Gedichts, dem echt weibliche Zartheit und der Liebreiz romantischer Rosendämmerungen in süßduftender Mainacht nicht abzusprechen sind.

Eine erfreuliche Erscheinung war 1854 „der Trompeter von Säkkingen", eine jugendfrische Dichtung Joseph Victor Scheffels.

Werner, ein junger Student, musikalisch, in der Wonnegährung des Alters, welches die rosige Wange bräunt, bringt einer Pfalzgräfin unbefugtermaßen eine Serenade und empfängt dafür die Relegation. Lustig in die Welt hinaus abentheuernd gelangt er zum alten Herrn von Säkkingen und wird — dessen Burgtrompeter. Da kommen Feinde, er hilft die Burg wacker vertheidigen und wird verwundet. Des Burgherrn schöne Tochter Margarethe pflegt ihn

Beide lieben sich, der alte Herr aber fährt dazwischen, denn dieser Eidam ist ihm zu gering. Werner abentheuert weiter, immer frisch auf, kommt nach dem schönen Italien, nach der heiligen Roma und wird hier — Kapellmeister des Papstes. Ebendahin kommt die schwäbische Margaretha als Begleiterin einer Aebtissin. Die Liebenden sind sich treu geblieben und der wohlwollende Papst fügt ihre Hände zusammen. Dies der Faden der Ereignisse, in den aber eine Menge kleinerer Blumen der Erzählung und auch lyrische Gedichte und Gnomen eingeflochten sind. Desgleichen Wunderbares, aber im humoristischen Geist des Ganzen gehalten und wegen der kritischen Tendenz an das dramatische Märchen Tiecks mahnend. Insbesondere spielt der Hauskater der Säkkinger Burg, Hiddigeigei, als spiritus familiaris die Rolle des kritischen Geistes.

Später schrieb Scheffel einen Roman „Ekkehard", der weniger ansprach.

Ekkehard ist der geistreiche Mönch, welcher der schwäbischen Herzogin Hedwig auf Hohentwiel vorzulesen pflegt, sich in sie verliebt und fliehen muß. Ein schwäbischer Hirtenknabe wird von den Ungarn weggeschleppt, entkommt ihnen aber und raubt ihnen sogar ihren großen Schatz ꝛc. Ein Herzog, Graf, überhaupt ein rechter Mann wird in diesem Roman vermißt. Mönche, Weiber und Knaben herrschen zu sehr darin vor.

Joseph Pape schrieb 1856 ein Epos im Nibelungenversmaaße „Schneewitchen vom Graal" voll reicher romantischer Anklänge.

Aber das Schneewitchen wird hier aus dem ihm heimathlichen Kreise des heidnischen Märchens herausgezogen und als Kaiserbraut in den Kölner Dom geführt, unter dem Einfluß des Albertus Magnus, vor dessen christlicher Mystik jene Märchenwelt ganz in den Hintergrund tritt.

Wir müssen noch der Balladen- und Romanzendichter gedenken, die in so großer Menge auftauchten, daß Hub mit nur einer Auswahl ihrer Romanzen einen dicken Musterband anfüllen konnte. Sie nahmen in neuerer Zeit hauptsächlich deshalb zu, weil zugleich so viele echte Volkssagen aus dem Volksmunde gesammelt wurden. Das gab reichen Stoff, den die Dichter sofort in Versen verarbeiteten, leider oft handwerksmäßig genug.

Einer der besten und berühmtesten war Gustav Schwab, Uhlands Freund. Unter den vielen gemüthlichen Liedern dieses schwäbischen Dichters erlangte das Studentenlied „Demooster Bursche zieh ich aus" die weiteste Verbreitung. In vielen schönen Romanzen (seit 1819) verarbei-

tete er die Volkssagen der rauhen Alb, des Schwarzwalds, des Bodensee's, auch einige Schweizersagen, und in größeren Cyclen das Jugendleben Herzog Christophs, den Möringer, die schwäbischen Kammerboten, den Appenzellerkrieg, Walther und Hiltgund, Robert den Teufel, die schöne Legende von den heiligen drei Königen.

Gustav Pfizer in Stuttgart steht unter den jüngern schwäbischen Dichtern im sittlichen Ernst und auch in der Neigung, in poetischer Form zu philosophiren, Schiller am nächsten. Seine Gedichte erschienen zuerst 1831 (neue dazu 1835 und 1840).

Von der epischen Gattung sind die Tatarenschlacht, Ozzeline, Salomo's Nächte. In diesem letzteren Gedicht wird besonders des Königs Liebe zur schönen Königin von Saba reizend aufgefaßt, doch waltet im König selbst nicht die salomonische Ruhe und Weisheit, sondern ein unendlicher Sehnsuchtsdrang. Am tiefsinnigsten ist „Magie und Liebe", worin gezeigt wird, welche reinigende und heiligende Kraft in der Liebe selbst liege, auch dann, wenn sie aus unreiner Quelle kam. Pfizer war in Italien und brachte von dort viele poetische Erinnerungen mit, darunter die schönste an Pompeji, voll heiligen Ernstes. Unter den Zeitgedichten ist „der Tod Ferdinands VII." besonders kräftig mahnend.

Es war kein Wunder, daß sich Göthe über diesen reinen und edlen Sänger ärgerte, aber Göthe's ungerechter Ausspruch über Pfizer war für diesen doch eine gerechte Strafe, weil er Göthe einmal „den Fürsten der Wahrheit" genannt hatte. — Friedrich Julius Krais, ein Schüler Uhlands, schrieb auch einige schöne Romanzen (1839), desgleichen Ludwig Seeger (1843).

Johann Rudolph Wyß in Bern, gab 1818 „Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz" heraus, dann „eine Reise ins Berner Oberland", die auch voll von Volkssagen ist, und Schweizer Kuhreihen und Volkslieder mit Melodien. Alles höchst dankenswerthe Leistungen, obgleich das echt Volksthümliche nicht streng genug geschieden ist von der Zuthat des Bearbeiters. Ihm trat Franz Kuenlin würdig zur Seite, der besonders in dem Taschenbuch „die Alpenrosen" viele schöne Sagen aus der Schweiz bearbeitete, obgleich in zu empfindsam romantischem Conversationston. Seine besten Sachen erschienen 1840 gesammelt. Viele schöne Schweizersagen brachte Otte (Zeller in Mühlhausen) seit 1840, insbesondere

ſie doch nicht verhindern konnte, kommen natürlich alle aus den engliſchen Beſitzungen und Indien, entweder direkt, oder durch die engliſchen Kaufleute. Im Jahr 1836 zahlte Frankreich für dieſen Artikel 1,024,325 Franken.

Der Seidenzeuge bekömmt Frankreich eine große Menge vom Auslande, obſchon ſie für Frankreich ſelbſt einer der Hauptgegenſtände der Ausfuhr ſind. Im Jahr 1836 betrug die Einfuhr der einfachen Seidenſtoffe 23,684,430 Franken. Die Waaren wogen 215,315 Kil., wovon 86,005 aus der Schweiz, 41,020 aus England, 39,548 aus Sardinien und 31,587 aus Preußen kamen. Letztere Summe war die höchſte der Lieferungen während des Dezenniums. Im Jahr 1834 hatte Preußen 21,026 Kil., und im folgenden Jahr 26,174 Kil. geliefert. Die preuß. Einfuhr ſcheint alſo zu ſteigen. Von den eingeführten 7119 Kil. ſogenannter façonnirter Seidenzeuge war die Mehrzahl, 4228, preußiſch (im vorigen Jahre 4879 Kil.). England hatte 2023 Kil. geliefert; aber England ſcheint zuletzt die Oberhand gewinnen zu wollen. Im Jahr 1831 führte es nur 12 Kil. ſolcher Stoffe aus; es hat ſich alſo ſchnell emporgearbeitet. An Gaze wurden 2791 Kil. eingeführt, wovon 1738 aus der Schweiz, 947 aus Preußen kamen. Da im Jahr 1827 Preußen nur 7 Kil. einführte, ſo läßt ſich daraus folgern, daß dieſer Gewerbszweig ſich hebt. Bedeutend muß ſchon die Verfertigung der ſogenannten melirten Seidenſtoffe in Preußen vorgerückt ſeyn. Unter den im Jahr 1836 nach Frankreich eingeführten 70,500 Kil., deren Werth ſich beinahe auf 5 Millionen Franken belief, waren 50,816 Kil. preußiſcher, und 14,157 hanſeatiſcher Stoffe dieſer Art. Preußen ſendete vor 1832, und die Hanſeſtädte vor 1834 nichts von dieſen Zeugen ein. Erſteres hat ſeitdem in ſeinen Sendungen ſtets zugenommen, und zwar in folgendem Verhältniſſe:

Jahr 1832 = 9446 Kil.
„ 1833 = 13,963 „
„ 1834 = 20,638 „
„ 1835 = 39,303 „

Hier iſt offenbarer Fortſchritt. In den Seidenſpitzen ſucht Deutſchland der Schweiz nachzukommen, welche im Jahr 1836 an Frankreich für 70,500 Fr. abſetzte, die Hanſeſtädte (in dieſem Jahr zum erſtenmale) für 43,393 Fr. und die Bundesſtaaten für

Volksſagen aus Graubündten Alfons von Flugi 1843 und Tiroler Sagen Johann Zingerle in Romanzenform.

Ehrenfried Stöber in Straßburg lehnte ſich an ſeinen Landsmann Pfeffel an, ſchrieb patriotiſche Lieder als Franzoſe in deutſcher Sprache, was ſich nicht ſchickte. Seine lyriſchen Gedichte (1811) enthalten viele zarte Züge, auch brachte er manche hübſche Sage des Elſaſſes in Romanzenform. In letzterer Beziehung übertraf ihn noch ſein Sohn Auguſt Stöber, deſſen Alſatia (ſeit 1842), Elſäßiſches Sagenbuch, oberrheiniſche Sagen ꝛc. den reichſten Stoff mittheilen und deſſen ſchöne Gedichte den Straßburger Münſter zum Zeichen nehmen, daß drüben über dem Rhein auch noch deutſches Land ſey.

Geib brachte 1828 die Volksſagen vom Rhein in Romanzen, Adelheid von Stolterfoth ahmte ihn nach, Simrock in Bonn aber übertraf ihn. Der letztere war zugleich der fleißigſte Ueberſetzer altdeutſcher Dichtungen ins verſtändlichere Neudeutſch und erwarb ſich durch die weitere Verbreitung ſolcher Dichtungen ein großes Verdienſt. Schnezler brachte viele oberrheiniſche Sagen in Romanzenform, Fried in ſeinen Epheuranken Pfälzerſagen, Wolfgang Müller mehr niederrheiniſche, aber auch viele andere, Bechſtein, Adolf Bube (1825) und Welcker (1831) die Sagen Thüringens.

Eine Menge Romanzen gemiſchten Inhalts dichtete Krug von Nidda, der auch Erzählungen ſchrieb, die zu den beſſeren gehören (1821), ferner Samuel Chriſtoph Pape (1821) noch in Fouqué's empfindſamem Tone, Auguſt Nodnagel (1836), Fr. Förſter (1838), Louiſe v. Plönnies (1844), Alvin Reinbold (1846). Eine ungeheure Menge Romanzen, bändeweiſe, ſchrieb Nepomuk Vogl in Wien ſeit 1830. v. Gaal behandelte 1822 ungariſche Sagen in deutſchen Romanzen. Der Schotte Sinclair brachte 1812 altnordiſche Stoffe in deutſche Romanzen und behandelte den Cevennenkrieg in einer dramatiſchen Trilogie.

Zwölftes Buch.

Die jüngste Dichtung.

Aeußerlich fällt an der deutschen Dichtung, wie sie sich in den letzten vierzig Jahren seit dem Verfall der Romantik ausgebildet hat, nichts so sehr auf, als die ungeheuerliche Menge der Dichtungen. Kein Jahr vergeht, in welchem die Meßcataloge nicht hundert neue lyrische Werke, eben so viel oder noch mehr Romane und wenigstens halb so viel Schauspiele verzeichnen. Die Zahl unserer lebenden Dichter ist eine Myriade, und nicht einmal zu viel für die mehr als tausend jetzt in Deutschland bestehenden Buchhandlungen. Die Poesie, ehemals monarchisch, priesterlich oder wenigstens aristokratisch, ist demokratisirt worden, und nicht nur glaubt sich jeder, sobald es ihm nur einfällt, berechtigt, zu schreiben und drucken zu lassen, sondern eine zahlreiche Classe von Proletariern der Presse wird von den Verlegern zur poetischen Fabrikarbeit förmlich gedungen. Ein Kriterium des guten Geschmacks gibt es nicht mehr. Reiche Verleger und Lobassecuranzgesellschaften unter den Literaten selbst, oder das politische und kirchliche Parteiinteresse diktiren das öffentliche Urtheil. Nie zuvor ist daher so viel Schlechtes angepriesen und verbreitet, so viel Gutes verachtet und unterdrückt worden. Eine so monströse, unnatürliche und werthlose Production aber bei einer so charakterlosen Kritik steht zum wahren Bedürfniß und Recht der Nation in verkehrtem Verhältniß und kann nicht von Dauer seyn.

Als durchgreifende Tendenz im Chaos dieser poetischen Superfötation war zunächst eine gewaltige und unwiderstehliche Reaction gegen die Ro-

mantik wahrzunehmen. Je weniger die romantischen Dichter ihrer großen Mission, zur Nationalität und Kirche zurückzuführen, genügt hatten, um so schadenfroher und übermüthiger erhoben sich von allen Seiten die Anhänger des classischen Alterthums, der Renaissance, des poetischen Universalismus und Kosmopolitismus, des vornehmen Egoismus, des seichten Rationalismus, verbunden mit den jungen Schwärmern für den französischen Liberalismus und Socialismus, die neuen Propheten der Lüderlichkeit, die Fleischesrehabilitatoren und die Todfeinde des Christenthums, die Juden. Darin gab sich nun nicht weniger Unnatur zu erkennen, wie in der äußern Demokratisirung und im Industrialismus der poetischen Presse.

Die Mehrheit theilte sich in eine Rechte und Linke. Die aristokratische Rechte füllte sich mit Epigonen, welche den Ruhm der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts sich als rechtmäßige Erben aneignen zu können glaubten, wenn sie nur in ihrer Manier fortdichteten, die demokratische Linke aber mit Anarchisten, welche die Poesie nur wie Schießbaumwolle präparirten, um damit alles Bestehende auseinander zu sprengen. Die Epigonen behaupteten das Uebergewicht, so lange die Restauration dauerte. Die Anarchisten erhielten es, als von Frankreich her die Revolution Fortschritte machte.

Erst nachher gelang es unter dem Schutt des gestürzten Epigonenthums und der mißrathenen Revolutionspoesie einigen jungen Keimen einer bessern Zukunft durchzudringen. Allerdings noch schwache Keime, die aber bedeutungsvoll sind, weil ihnen naturnothwendig noch viele von mehr Lebenskraft nachtreiben müssen. Keime nämlich einer wieder christlichen und wieder volksthümlichen Dichtung, derjenigen, zu der wir von allen Verirrungen, wie bisher, so künftig, immer und immer wieder zurückkehren müssen.

1.

Die Epigonen.

Es ist nicht ganz leicht, diese Herren zu rubricieren, eben weil es Epigonen sind. Sehr viele unter ihnen, und gerade die vornehmsten,

haben Göthe's Beispiel nachgeahmt und ihre Virtuosität in gar vielen Manieren zu zeigen gesucht. Das formelle Talent, schöne Verse, auch eine schöne Prosa, zeichnet die meisten aus, während ihre Erfindungen schwach sind. Man sieht, daß sie nicht mit frischem, eigenem, unverfälschtem Geiste einen neuen Gegenstand oder auch einen alten in ganz neuer Weise ergriffen, sondern daß die Gedanken, Bilder, Gefühle und Verse großer Meister, in die sie sich ganz hineingelebt hatten, in ihnen nachklangen, sich unwillkührlich in ihnen reproducirten und die Originalität in ihnen, wenn auch eine Anlage dazu da war, nicht mehr aufkommen ließen.

Den echtesten Epigonencharakter trug Karl Lebrecht Immermann aus Magdeburg, Landesgerichtsrath in Düsseldorf. Nie aus Leben und Natur schöpfend, sondern sich immer nur an fremder Dichtung begeisternd, ahmte er Shakespeare, Göthe, Tieck ꝛc. nach, ohne je selber original zu werden. Und doch scheint er sich eingebildet zu haben, so groß zu seyn, wie seine Vorbilder, denn er hielt und sprach viel von sich.

Schon in seinen lyrischen Gedichten (1822 und 1830) sieht er sich selbst als Endymion in süßem Schlummer von seiner Göttin geküßt und kramt, gleich dem alten Göthe, die Eitelkeiten seiner persönlichen Sympathien und Antipathien aus, als ob es der Welt ungeheuer interessant seyn müßte, dergleichen zu erfahren.*) Dabei macht sich schon in der ersten Jugendblüthe bei ihm ein Gelangweiltseyn, jene Blasirtheit und Europamüdigkeit bemerklich, mit der nachher so viele junge Dichter förmlich kokettirten, ohne zu ahnen, wie verächtlich sie sich selbst dadurch machten. Immermann singt einmal:

Du endlich, lieber Gott, gehörst
Zu denen auch, die mich verletzet.
Hast, ohn einmal zu fragen erst,
Mich auf den Sündenball gesetzet,
Doch, wie du dich an mir vermessen,
Es sey vergeben und vergessen.

*) Zur Sittengeschichte gehört, was wir dem Buch der Ludow. Assing über „Elise von Ahlefeld, Freundin Immermanns“ (1857) entnehmen. Elise, die Gattin des Major Lützow, der 1813 das berühmte Freicorps führte, fand ihren Mann zu prosaisch, schied sich von ihm und lebte mit Immermann, bis dieser eine jüngere heirathete, die ihm aber auch wieder nicht genug poetisch war. Lützow heirathete auch eine andere, ließ sich aber nochmals scheiden. Elisens und Immermanns Freundin Johanna Motherby lief ihrem Mann und zwei Kindern davon, einem jungen Manne nach, der sie wieder sitzen ließ, dann dem Shakespeare-Uebersetzer Kaufmann, der mit Selbstmord endete. Alles aus Schöngeisterei.

Man merkt hier den verderblichen Einfluß, den der Jude Heine auf Immermann geübt hat. — Mit den Gedichten zugleich erschienen 1822 „die Papierfenster eines Eremiten", Briefe, Fragmente und Aphorismen in Wertherischer Prosa mit einem kleinen romantischen Schauspiel als Anhang „die Verschollene", deren Stoff aus den von uns Theil I. S. 243 erzählten Legenden entlehnt ist. — Sodann gab Immermann eine Menge Trauerspiele heraus, mit denen er jedoch kein Glück machte, da er in der Regel gute Stoffe nur verzerrte und verdarb.

König Periander und sein Haus, 1822. Periander, Tyrann von Korinth, entriß dem Volk seine Freiheit und beging die schändlichsten Grausamkeiten. Unter andrem trieb er Blutschande mit der Mutter und trat seine schwangere Gattin mit Füßen todt. Seinen Sohn Lykophron, der darüber weinte, verbannte er ꝛc. Diesen häßlichen Tyrannen nun macht Immermann zum Helden seines Trauerspiels und putzt ihn mit Empfindsamkeit auf. Der gute Vater kann es nicht übers Herz bringen, daß ihn seine Kinder nicht lieben. Neben dem Lykophron hat er noch den Thrasyll und die Melissa, die sich eben so kalt gegen ihn benehmen. Das macht ihn ganz trostlos. Lykophron fällt in der Verbannung in Wahnsinn und tobt, halb wie Hamlet, halb wie Lear, bis ihn die Korkyräer erschlagen. Der Vater stirbt nicht, sondern geht am Schluß nur mit verhülltem Haupte ins Elend, freiwillig sich verbannend.

Das Thal von Roncevall, die bekannte Sage von Rolands Tod. Hier wird von Immermann in hergebrachten Schiller'schen Jambenphrasen geprahlt, getrotzt und gejammert. Nichts ist dabei neu, als die obligate Liebe Rolands zu der Mohrenprinzessin Zoraide, die sich Maria taufen läßt und noch den Schwerverwundeten tröstet. Wie ungeheuer trivial im Vergleich zum Tode Rolands im alten Ruolantes Liede!

Edwin, rechtmäßiger Erbe des englischen Thrones, wird durch Rebellen, die ihn erkennen, auf den Thron erhoben. Immermann affectirt hier die Sprache Shakespeare's, seine Dichtung bleibt aber höchst mager.

Petrarca. Während Petrarca sich um Laura bemüht, mit ihrem Manne vor ihrem Fenster sich herumschlägt und endlich von ihr für immer abgewiesen wird, bringt sich Jeanneton, des Wirths in Avignon Tochter, die aus Liebe zu Petrarca, den sie für den heiligen Sebastian hält, närrisch geworden ist, ums Leben. Die unpassendste Auffassung der zarten Sängerliebe Petrarca's.

Cardenio und Celinde, eine mittelmäßige und kahle Bearbeitung der schönen Dichtung des Andreas Gryphius. Vgl. Theil II. S. 405.

Ghismonda, eine eben so schwache Bearbeitung der altitalienischen Novelle. Neu ist nur der Umstand, daß der Liebende, weil ihm von seiner Geliebten Stillschweigen auferlegt worden ist, sich von ihrem Vater ganz ruhig und stillschweigend erdolchen läßt.

Das Trauerspiel in Tirol (1828), die bekannte Geschichte des Andreas Hofer, aber widrig entstellt dadurch, daß das Weib eines treuen Tirolers mit einem französischen Offiziere buhlt und Hofer selbst nur ein matter Abklatsch des Marquis Posa ist, indem er dem Vicekönig von Italien liberale Vorlesungen hält, wie Posa dem spanischen Philipp.

Kaiser Friedrich II. In diesem Trauerspiel charakterisirt Immermann nicht etwa den großen Kampf zwischen Staat und Kirche, sondern lenkt das Interesse allein auf die schöne Sarazenin Rezolane, in welche sich beide Söhne des Kaisers, Enzius und Manfred, verlieben, bis sie entdecken, sie sey des Kaisers natürliche Tochter und ihre eigene Schwester. Sie aber, den gefangenen Geliebten und den kranken Vater nicht achtend, nimmt Gift. Der Dichter kann eine große Zeit und große Männer nicht jämmerlicher mißbrauchen.

Alexis (1830), die klägliche Geschichte des russischen Thronfolgers, welchen sein eigener Vater, Peter der Große, hinrichten ließ. Sehr breit ausgesponnen und ohne daß der Dichter die wahre Geschichte und das eigentliche Motiv des Mordes gekannt hätte.

Etwas besser ist Immermanns Lustspiel „das Auge der Liebe".

Amanda, eine Prinzessin, Liebling der Elfenkönigin Titania, wurde von dem erzürnten Gemahl derselben, Oberon, um die Titania zu kränken, entführt und häßlich gemacht und sollte nicht eher wieder schön werden, als bis sie auch in dieser widerlichen Gestalt geliebt würde. Ein Prinz, ihr früherer Geliebter, findet sie und das Auge der Liebe erkennt auch in der äußersten Entstellung die Geliebte wieder, wodurch der Zauber gelöst wird.

Ziemlich unbedeutend ist das kleine Rührstück „die Nachbarn".

Abgeschmackt dagegen ist „die Schule der Frommen" (1829).

Ein Herr von Kamäleon spielt den Pietisten, schleicht sich bei einer hübschen jungen Wittwe ein, thut ehrbar und mäßig, hat aber heimlich Liebschaften und frißt Leberpasteten ꝛc. bis er ertappt wird; als er aber hört, es sey ein Regierungswechsel eingetreten und die Pietisten gelten nichts mehr, wirft er die Maske ab und wird überaus lustig und frivol. Unwahr und karikirt. Kein wahrer Tartuffe benimmt sich so.

In dem „Prinzen von Syracus", in der „Verkleidung", im „Magenschmerz", im „Merlin" arbeitet sich Immermann in Witz ab, worin er dem Shakespeare, Calderon und Tieck gleichkommen möchte, aber die Absichtlichkeit zerstört den Eindruck, man ist wie auf Schrauben gestellt.

Unglaublich fade ist „der neue Pygmalion", eine Erzählung Immermanns von 1830.

Ein reicher Baron liebt ein armes Mädchen und wird von ihr geliebt.

Aus zarter Scham verschweigen sie ihre Neigung, bis das Mädchen einmal einem Maler als Statue des Pygmalion zum Modell dient und den Baron im Zimmer daneben um sie seufzen hört. Da springt sie vom Postament herab und zur Thüre hinaus in seine Arme.

Immermann schrieb nur zwei größere Romane in Prosa; in dem einen ahmt er Göthe's Meister, in dem andern Tiecks Novellen nach.

„Die Epigonen" sind das am besten stylisirte Buch Immermanns. Die Sprache kommt an Schönheit der des Göthe'schen Wilhelm Meister auffallend nahe. Wenn nur auch der Inhalt dem jenes Meisters nicht auch so gar nahe käme. Wir haben eine ganz epigonenmäßige Nachahmung vor uns; ein Schüler macht es hier dem Meister nach „wie er sich räuspert und wie er spuckt." — Hier eine Skizze des Inhalts.

Hermann, der Sohn eines Lübecker Senators, ist auf einer Reise und trifft zufällig im Walde die junge wilde Fiametta (Flämmchen), Tochter eines in der Schlacht gefallenen polnischen Offiziers und einer Spanierin, die von einem herumziehenden Komödianten erzogen worden ist und jetzt einem alten Johanniterritter übergeben werden soll. Hermann glaubt zu schändlichen Zwecken, wirft sich zum Ritter des unglücklichen Kindes auf, beleidigt den Ritter und wird von ihm im Zweikampfe schwer verwundet, aber im Walde von dem lieblichen Flämmchen gepflegt, die, in wunderlichem Aberglauben aufgewachsen, sich fest einbildet, Hermann sey ein Prinz und ihr zum Gemahl bestimmt. Als Knabe gekleidet folgt ihm Flämmchen in das Schloß eines Herzogs, wo er langsam genest und die interessantesten Bekanntschaften macht. Der Herzog ist kinderlos und beerbt eine ausgestorbene sehr reiche Linie, deren Besitzungen aber dem Oheim Hermanns verpfändet sind. Als Hermann wieder hergestellt ist, sorgt er für Flämmchens Ausbildung und verlobt sich selbst mit seiner Cousine Cornelie, Tochter des reichen Onkels; verliebt sich aber in die schöne Johanna, eine uneheliche Schwester des Herzogs, und glaubt in ihren Armen zu ruhen, aber Flämmchen hat die täuschende Nacht benützt, ohne daß er es weiß. Zu seinem Glück, denn später wird entdeckt, Johanna sey seine Schwester, er selbst ein Bruder des Herzogs. Flämmchen gebiert ein todtes Kind und stirbt selbst, schickt aber noch vor ihrem Ende den Ring, den sie in der geheimnißvollen Nacht Hermann entrissen, diesem zurück. Nun erst erkennt er seinen Irrthum; und Johanna, die vollkommen rein vor ihm als Schwester steht, führt ihm lächelnd die schöne und reiche Braut Cornelie zu, auf deren bedeutende Güter er nun ein doppeltes Recht hat als Bräutigam und als Erbe des herzoglichen Hauses.

Abgesehen von den vielen eingestreuten Gesprächen über allgemein interessante Gegenstände, Dichtkunst, Erziehung, Adel ꝛc., auf die ich keinen großen Werth legen möchte und die immer die Handlung eines Romans stören und uns statt

des Gedichts zu sehr den Verfasser zeigen, ist der Roman vom Verfasser mit seltener Wärme und Liebe ausgearbeitet, die Malerei durchsichtig klar, die Sprache classisch. Vorzüge, die auf jeder Seite an das große Vorbild, Göthe's Wilhelm Meister erinnern. Aber gerade diese Erinnerung stört den behaglichen Eindruck; zumal da es nicht bloß die Sprache, sondern auch der Inhalt ist, den Immermann von Göthe geborgt hat. Hermann, der Kaufmannssohn, ist ganz der nämliche, wie Wilhelm, der Kaufmannssohn; reich, jung, schön, empfänglich für alle Reize, besonders der Vornehmigkeit, überläßt er sich der Woge des Zufalls, die ihn immer sicher zu seinem Glücke trägt, und läßt sich von den Frauen still und laut anbeten, sich überwiegend passiv zu ihnen verhaltend, und den männlichen Pol umdrehend in den weiblichen. — Eben so ist Flämmchen eine Wiederholung der Mignon Göthe's, sie lebt, sie liebt, sie stirbt wie Mignon; nur daß sie ungleich munterer und wilder, ich möchte sagen, zigeunermäßiger aufgefaßt ist, wobei dem Dichter andere Vorbilder aus Arnim und namentlich aus Eichendorffs Ahnung und Gegenwart vorschweben mochten. Das herzogliche Haus erinnert vielfach an das gräfliche in Meister, auch die erfahrenen, klugen, aber sonderbarlichen Nebenpersonen.

Immermann hat den Roman „die Epigonen" genannt, theils weil er einen Industrieritter zum Erben eines alten Fürsten macht, theils weil er unsere ganze Generation mit Epigonen vergleicht, die nur noch vom geistigen Erbe des vorigen Jahrhunderts, sonderlich von Göthe, zehren. Aber dieses Epigonengefühl Immermanns ist ein krankhaftes und irrthümliches. Unsere Zeit ist gar nicht so arm an eigenem Geist, wie Immermann sich einbildet. Dieser Geist ist sogar viel gewaltiger und tiefer, als der des vorigen Jahrhunderts. Die neue Zeit schmiedet Schwerter und Harnische genug, es ist gar nicht nöthig, sich in Göthe's Schlafrock hinzusetzen und ins vorige Jahrhundert hineinzuträumen. Die Arbeit des laufenden Jahrhunderts ist großartiger und vielversprechender als die des vorigen. Die deutsche Nation war im philosophischen Jahrhundert unter der Herrschaft des classischen Geschmacks sich selbst entfremdet worden. Jetzt erst beginnt sie die Wiedergeburt. Alle jüngeren Geister sind berufen, aus diesem frischen klaren Born des neuen Lebens zu schöpfen, und nicht mehr aus dem stehenden faulen Abwasser des vorigen Jahrhunderts, dessen theatralische Eitelkeit und poetische Schminke doch nur eine sumpfige Tiefe vergoldete. Statt der gekrönten Poeten und ästhetischen Hofräthe haben wir doch jetzt etwas, was einigermaßen mit einem

Nationalgefühl verglichen werden kann, und ſtatt des Theaters haben wir wieder eine Kirche. Wer jetzt noch kein anderes Allerheiligſtes deutſcher Nation anerkennen will, als das Göthehaus in Weimar, den ſchleudert das Rad der Zeit weit hinter ſich zurück.

Der zweite große Roman Immermanns iſt „Münchhauſen“ (1838).

Ein Enkel des großen Lügners, Münchhauſen, hält vor einem einfältigen Edelmann, ſeiner ſchmachtenden Tochter und einem Schulmeiſter, der obgleich halb verrückt, noch den meiſten Verſtand hat, eine unendlich lange ironiſche Rede, worin er aus dem Hundertſten ins Tauſendſte kommt, vorzugsweiſe über die damals neuſte deutſche Literatur und kühlt ſein Müthchen an ſeinen Gegnern eklig, grämlich, verbittert, ohne Witz und ohne geſundes Urtheil. Hier nur eine Probe, die Schilderung einer Bücherſchlacht. Er hat Görres' Myſtik zuerſt mit Strauß Leben Jeſu, dann mit Voltaire's Pucelle zuſammengeſtellt. Im erſten Fall ſchlagen ſich die Bücherdeckel grimmig, im zweiten läßt ſich die Pucelle durch den heiligen Nachbar bekehren und der Druck verſchwindet von dem wieder weiß werdenden Papier. — Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das vorausſetzen! Wie weit entfernt iſt er von Tiecks heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünſteln ſtrebt.

Die hübſcheſte Dichtung Immermanns iſt das „Tulifäntchen“, ein komiſches Epos in hochtrabenden Eidverſen.

Prinz Tulifäntchen, ein Däumling, über deſſen Kleinheit ſich ſeine königlichen Eltern ſehr betrüben, beſchließt, durch die Größe ſeiner Thaten zu erſetzen, was ihm fehlt. Er ſetzt ſich zu Pferde, aber nur ins Ohr des Pferdes, weil er zu klein iſt, ihm auf den Rücken zu ſitzen. Er kommt ins Land der Amazonen, erlegt ſiegreich eine große Brummfliege, welche die ſchlafende Königin beläſtigt und erfährt von dieſer, ihre Tochter ſey in der Gewalt eines Rieſen. Indem er auszieht, um ſie zu befreien, gibt ihm eine liebreiche Fee das Mittel an. Er darf nur einen kleinen Stift ausziehen, der die ganze Mauer des Rieſenſchloſſes zuſammenhält, ſo muß ſie zuſammenfallen und den Rieſen erſchlagen. Er thut es, befreit die Prinzeſſin und wird ihr Gemahl, aber die ſtolze Prinzeſſin findet ihn viel zu klein, ſperrt ihn in einen Vogelbauer und hängt ihn ans Fenſter. Dieſe Schmach kann er nicht überleben und ſtürzt ſich aus dem Käfig hinab auf die Straße; aber die Fee fängt ihn in ihren weichen Armen auf und trägt ihn in ihr Wunderland.

Immerhin ein artiger, wenn auch unbedeutender Scherz, und mit beſter Laune in heroiſch komiſchem Style vorgetragen.

Einen ebenſo echten Epigonencharakter, wie Immermann, trug auch der Bayer Auguſt Graf v. Platen an ſich, und eben deshalb haßten

ſich beide tödtlich und verbitterten ſich das Leben. Jeder von beiden nämlich wollte nach Göthe als der erſte deutſche Dichter gelten. Schadenfroh ſchürte der kleine Jude Heine das Feuer dieſes Neides. Platen hatte von Heine, als dem Freunde Immermanns, geſagt, ſeine Küſſe duften nach Knoblauch. Dafür rächte ſich Heine in ſeiner ſchamloſen und heimtückiſchen Art, indem er aus ſeinem ſicheren Pariſer Verſteck heraus den unſchuldigen Grafen des griechiſchen Laſters zieh. Platen aber ſetzte ſich aufs hohe Roß und hoffte mit majeſtätiſchen Parabaſen den einen wie den andern ſeiner Gegner niederzuſtampfen.*)

Platen verſtand meiſterhaft, klangvolle Verſe zu machen, bildete ſich aber auf die Muſik ſeiner Sprache zu viel ein, da ihr der Inhalt an Werth und Anziehungskraft nicht immer gleich kam. Auch ſchwankte er zu unentſchieden zwiſchen entgegengeſetzten Manieren umher, zwiſchen Claſſicität und Romantik, Occident und Orient. Noch als Jüngling gab er 1821 die „Gaſelen" heraus und weihte ſie Göthe.

Gaſelen, morgenländiſche Gefühle und Gedanken in morgenländiſchem Versmaß, nach Hafis und Bakis, blumenreich, weinſelig, noch mehr liebetrunken, behaglich, weichlich, zuweilen gnomiſch, immer aber wohlklingend.

Es folgten noch „ein Spiegel des Hafis" und „neue Gaſelen" in demſelben Ton und Geiſt, dann „lyriſche Blätter" und „vermiſchte Schriften" mit vielen Liedern und Romanzen und den erſten Verſuchen in claſſiſchen Oden, Elegien, Eklogen, worin der Dichter Meiſter werden ſollte. Eben ſo cultivirte Platen die romaniſche Form des Sonetts, überall kunſtgerecht, ſprachgewandt, wohllautend, geiſt- und phantaſiereich, aber nicht genug feſſelnd durch den Inhalt ſeiner überall nur kleinen und aufs mannigfachſte wechſelnden und ſpielenden Gedichte. Die Kraft des Dichters war nicht concentrirt und nicht auf einen großen Gegenſtand gerichtet. Er ſchien das zu fühlen und begann 1823 dramatiſche Arbeiten, aber zum Tragiſchen fehlte ihm die Tiefe.

Sein Tod Marats war nur ſkizzirt. Sein gläſerner Pantoffel miſcht zu willkührlich zwei deutſche Märchen in einander, Aſchenbrödel und Dornröschen. Noch weniger konnte er aus dem Schatz des Rampſinit machen, den Jeder

*) Platen ſpottete in ſeinen „neuen Propheten" 1817 über die Frommen mit eben ſo frechem Witz, wie Heine, hatte alſo kein Recht, ſich über ihn zu beklagen. In jenem Gedicht läßt er den h. Auguſtin das cyrolmo do in natura und den h. Ignatius die pucelle ſtudiren.

15,230 Fr. (im Jahr 1834 für 35,748 Fr., die höchſte Summe im Dezennium). Eine erſt ſeit 1833 begonnene deutſche Einfuhr iſt die der Seidentülle, die 12,033 Kil. im Jahr 1836 betrug, und auf 900,000 Fr. geſchätzt wurde. Dagegen iſt die Lieferung der Seidenbänder (194,861 Kil.) größtentheils in den Händen der Schweizer, und Preußen hat nur mit 20,791 Kil. dazu beigetragen, aber ſeine Lieferung iſt im Steigen. Im Jahr 1834 hatte ſie nur 7910 Kil., im vorhergehenden Jahre aber 15,091 Kil. betragen. Deutſchland hat die Oberhand in der Lieferung der baumwollenen Tülle und Gaze. Unter den eingebrachten 99,563 Kil. (an Werth 19,912,600 Fr.) waren 76,466 deutſche und 19,785 engliſche. Auch dieß iſt für Deutſchland ein neuer Ausfuhrartikel; im Jahr 1832 betrug derſelbe an der franzöſiſchen Mauth nur noch 97 Kil. Ferner verſieht Deutſchland ſeinen Nachbar ziemlich regelmäßig mit Mineralwaſſer. Von den eingeführten 433,538 Kil. kamen 252,609 aus den Bundesſtaaten, und 140,868 Kil. aus Preußen, (wahrſcheinlich aus den Rheinprovinzen). Im Jahr 1831 lieferte Preußen nur noch 44,000 Kil.; aber dann ſtieg dieſe Ausfuhr plötzlich im folgenden Jahre auf 183,000. Ebenſo verſorgt Deutſchland die Franzoſen mit kleinen Spiegeln (die großen verfertigt Frankreich ſelbſt). Sie bleiben aber nicht in Frankreich, da die Franzoſen ſich nicht mit ſo kleinen Spiegeln begnügen, ſondern die franzöſiſchen Kaufleute verſenden ſie nach dem ſüdlichen Europa und nach Amerika. Im Jahr 1836 betrug die deutſche Spiegeleinfuhr beinahe eine halbe Mill. Franken an Werth. Ueber die Hälfte der in Frankreich eingeführten eiſernen Werkzeuge, Spielzeuge, muſikaliſchen Inſtrumente kömmt aus Deutſchland. So waren im Jahr 1826 unter 301,969 Kil. Sicheln 191,091 Kil. aus den Bundesſtaaten (im Jahr 1829 ſogar 225,703 Kil.) und 40,074 aus Preußen, (im Jahr 1834 72,814 Kil., und im folgenden Jahr 75,268) und unter 406,307 Kil. Feilen und Reibeiſen 243,284 Kil. aus den Bundesſtaaten. Preußiſche Meſſerſchmiedearbeit wird erſt ſeit 1831 eingeführt, und ſcheint an Gunſt zu gewinnen. Juwelierarbeit in Gold und Silber kömmt größtentheils aus der Schweiz. Zur Silberſchmiedearbeit (824,209 Grammen im Jahr 1836) tragen aber eine Menge Länder bei, vorzüglich Spanien und England. Erſteres lieferte 379,735 Grammen (im Jahr 1835

aus Herodot kennt. In Berengar iſt auch nur ein alter bekannter Märchenſtoff vom falſchen Bräutigam, den der rechte endlich vertreibt, wiedergegeben. Im Thurm mit ſieben Pforten desgleichen. Erſt „Treue um Treue“ erſcheint mehr ausgeführt und durch den Inhalt rührend. Es handelt ſich darin um die gegenſeitige Treue des jungen Grafen Rucaſſin und der ſchönen Nicolette, die um ſeinetwillen einen mächtigen und liebenswürdigen Herrſcher ausſchlägt; aber der Stoff iſt aus dem Franzöſiſchen entlehnt. Die Liga von Cambray feiert einen Sieg der Venetianer über die Deutſchen, ein für den deutſchen Dichter unpaſſender Stoff.

Alle dieſe Sachen ſind ſchwach und eines großen Dichters Ruf zu begründen unvermögend. Viel mehr Geiſt enthalten Platens ariſtophaniſche Luſtſpiele, wovon das eine gegen Müllner und die Schickſalstragiker, das andere gegen Immermann und die romantiſchen Epigonen gerichtet iſt.

Die verhängnißvolle Gabel, 1826. Eine allerdings nur arme Erfindung von einer Schickſalsgabel, die von einer Ahnfrau herſtammt, deren Geiſt nicht eher erlöst werden kann, bis der letzte des Stammes von der Gabel durchbohrt iſt „gleich einer gebratenen Gansbruſt“. An dieſem ſimpeln Gerüſt aber rankt ſich eine reiche Fülle von Witz empor, der in den prachtvollen Parabaſen juvenaliſch wird. Doch muß man auch wieder fragen, ob ſo viel Geiſteskraft auf den Tadel ſo kleiner Dinge und Perſonen verwendet, der Mühe werth war? Man braucht keine Blitze, um Käfer zu erſchlagen.

Der romantiſche Oedipus von 1829, gegen Immermann gerichtet, dem Platen wie einem Eſel die Löwenhaut umhängt, um ihn noch lächerlicher zu machen, als er ohnehin iſt. Der Held des Stücks „Nimmermann“ genießt unter den Heidſchnucken auf der Lüneburger Heide göttliche Verehrung und führt hier den ins Romantiſche überſetzten Oedipus des Sophokles auf, eine Quinteſſenz aller Unnatur und Unvernunft des modernen Theaters.

Bei alledem vergaß Platen, daß er ſelbſt nur ein Epigone war und daß ihn ſeine eigene Originalität nicht berechtigte, ſo gar tief auf Immermann herunterzuſehen. Beide haben ſich einander zu Tode geärgert. Platen lebte und ſchrieb in Italien. Er geſtand offen, er wolle nicht mehr nach Deutſchland heimkehren, bis ihm die höchſte Dichterehre erwieſen würde. Er wollte einfach und bequem auf Göthe's verlaſſenem Throne niederſitzen. Aber dieſe Hoffahrt, dieſes ſtete Verkünden von ſich ſelbſt, er werde noch Ungeheures leiſten, haben ihm in der öffentlichen Meinung geſchadet und der Tod erſparte ihm die Probe, das zu leiſten, was er verſprochen hatte.

Unter ſeinen kleinen Arbeiten iſt noch auszuzeichnen ein hübſches

Märchen „Rosensohn". Das epische Gedicht von den Abassiden zieht weniger an. Dagegen ist die Romanze von Zobir schön.

Platens Gabel wurde im „König Kodrus" von Karl Stahl 1839 nachgeahmt.

Auch hier wird der Modeliteratur und der Stutzerbärmlichkeit der jungen Poeten in klangvollen Versen gezürnt, sonderlich dem ästhetischen Theegeklatsch in Berlin und der Weiberemancipation ꝛc.

Die deutsche Dichtung fuhr fort, sich auch viel mit Italien zu beschäftigen. Jahr aus Jahr ein weideten deutsche Schafe drüben über den Alpen alles ab, was von Poesie etwa noch nicht abgenagt war. Durch Kunstreisen nach Italien, durch einen Aufenthalt in Rom, Florenz, Neapel oder Venedig glaubte sich der deutsche Dichtergeist immer noch zu adeln. Aber man suchte doch nicht die Kirche, sondern das Heidenthum, den Sinnenreiz. Schöne Italienerinnen mit tiefschwarzen Augen und Haaren und durch fremdartigen Wohlklang imponirende Namen wurden immer noch massenhaft für die deutschen Trauerspiele und Romane requirirt. Unter den deutschen Dichtern, die ihre zweite Heimath in Italien fanden, steht (abgesehen von Graf Platen) Herr von Rumohr oben an, ein wohlhabender Edelmann und Kunstkenner, der in Berlin eine geehrte Stellung einnahm, lange in Italien lebte und viel über die Kunst, auch über den Landbau in Oberitalien, eine Schule der Höflichkeit, ein Buch über Kochkunst schrieb, alles behaglich, vornehm, voll Verstand und feiner Ironie. In den „Denkwürdigkeiten aus alten Papieren" 1832 schildert er die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege. In seinen Novellen ist, was er aus Italien erzählt, besser, als seine Versuche in deutschen Dorfgeschichten. Erfindungsgabe ging ihm ab, auch fällt er immer in den redseligen Belehrungston. Am witzigsten ist sein „Hundefuchsenstreit" (von 1835) in Knittelversen.

Der Pfarrer ist in der Kirche, die Magd daheim eingeschlafen. Da plündern die magern Hunde die Küche und Speisekammer aus und tragen ihre Beute in den Wald. Der heimgekehrte Pfarrer glaubt, als die Hunde heimkommen, sie hätten die Diebe verfolgt. Nun spekulirt aber der Fuchs auf den Hühnerstall und besticht die Katze, ihn einzulassen. Unterwegs hört der Fuchs ein Gespräch mit dem Löwen einer Menagerie. Der Einbruch in den Hühnerstall erfolgt, die Hunde aber sind wachsam und fangen die Katze, der Fuchs

entſpringt, aber auch er wird im Freien noch ereilt. Die Natur der Thiere iſt von Rumohr ſehr treu und mit gutem Humor aufgefaßt.

Wilhelm Waiblinger, ein früh überreiftes Genie aus Reutlingen, ſtarb in Folge ſeiner Lüderlichkeit jung an Jahren in Rom, nachdem er ſchon viel hatte drucken laſſen. Er nahm ſich Hölderlin zum Muſter, ohne deſſen tiefes Gefühl zu beſitzen, und ſchrieb 1823 Lieder der Griechen (zum Beſten der eben damals gegen die Türken aufgeſtandenen Neugriechen), dann einen philoſophiſchen Roman Phaëton voll von jugendlichem Schwulſt. Später in Italien verweilend ſchilderte er das dortige Leben in Gedichten und Novellen.

Auch der Schleſier Auguſt Kopiſch, der als Dichter und Maler gleich ausgezeichnet in Berlin ſtarb, lebte viele Jahre in Italien, überſetzte den Dante und lieferte einen reichen Commentar dazu, übertrug auch unter dem Titel Agrumi die ſchönſten italieniſchen Volkslieder ins Deutſche und gab eigene Gedichte unter dem Titel „allerlei Geiſter“ heraus (1848), worin beſonders viele zarte Elben-, Nixenſagen und Märchenhaftes vorkommt. Sein Lied vom Meereslenchten, worin er das flammende Meer mit der Liebe vergleicht, in der er unterzugehen zittert, gehört zu den ſchönſten Bildern ſeiner italieniſchen Erinnerungen. Ueberhaupt iſt ihm das glückliche Auffinden geheimnißvoller Naturreize des Südens eigen, wie auch ihm zuerſt, dem kühnen Schwimmer, beſchieden war, die wundervolle blaue Grotte tief unter dem Felſen von Capri zu entdecken.

Ein großer Enthuſiaſt für Italien war auch ſein Landsmann, Franz Freiherr v. Gaudy, preußiſcher Offizier. Aus Armuth gezwungen, ſeiner Geliebten zu entſagen, beſang er ſie in zarten Elegien unter dem Titel Erato 1829. Nachher ſchrieb er noch zahlloſe Gedichte und Novellen und bereiſte Italien, ſtarb aber plötzlich, erſt 39 Jahre alt. Er beſaß viel Talent, ſchrieb aber zu flüchtig, zu viel und zu heterogen.

Bald ahmt er Jean Paul nach (in den Papieren des Candidaten Ballhorn, dem Sonntag eines Schulmanns, den elenden Bemerkungen über Orden, Reden bei der Taufe einer Mißgeburt ꝛc.), bald Cervantes und Callot-Hoffmann (im Hund Berganza). Bald ſchreibt er Kaiſerlieder zu Ehren Napoleons, bald Schildſagen zu Ehren des deutſchen Adels und ſeiner Wappen. Bald iſt er humoriſtiſch und witzig, bald tief tragiſch. In dem Gedicht „Paulina“ muß eine edle Polin ihren Geliebten, der die Nacht bei ihr zugebracht, am Morgen

vor ihrem Fenster als Opfer der Rache hängen sehen. In dem Gedicht „Ludwiga" entsagt die Dame ihrem Treugeliebten aus bloßer Rücksicht für ihren verstorbenen Vater. Ungleich besser ist die naive „Schülerliebe", eine Novelle. Italien hat ihn am meisten beschäftigt. Er schildert seine Reisen dort und schreibt eine Menge venetianischer, römischer und anderer Novellen, meist ernsten und düsteren Inhaltes. Weit besser als alle das ist sein „Tagebuch eines Schneidergesellen auf einer Reise nach Italien", die Parodie der jämmerlichen Reise Nicolai's, der damals die Welt mit abgeschmackten Klagen über die Reisenoth, die er in Italien ausgestanden hatte, erfüllte. Unter den vielen Romanzen Gaudy's kommen auch russische Märchen vor, unter dem Namen „Copien eines Laien" beschrieb er berühmte Bilder. Viele höchst zärtliche Lieder zeugen von seinem warmen Herzen. Aber es fehlt bei ihm auch nicht an guten Spottliedern auf die wiederkehrende Rococomode, auf die Stutzer, auf Thorheiten und Schwächen der Zeit aller Art.

Der 1840 in Breslau anonym erschienene Roman „Edward in Rom" (von Meyer).

sternbaldisirt insofern, als er einen jungen Enthusiasten die Kunstschätze Roms in Gesellschaft hochadeliger Personen genießen läßt. Damit aber der derben Prosa und dem schrecklichen Realismus der Zeit ihr Recht werde, gesteht die hochgebildete polnische Gräfin ihrem jungen Liebhaber Edward ganz naiv, sie habe ihren Mann umgebracht, worauf sich auch Edward verzweifelnd in's Wasser stürzt.

Auch die Romane von Levin Schücking sternbaldisiren ein wenig, sofern Adel und Künstler darin die Brennpunkte sind und es seine geistreichen Nordländer immer nach Italien hinzieht.

Aus dem „Schloß am Meere" (Roman von 1843), wo der Gutsherr durch falsche Leuchtsignale die Schiffe stranden macht und ausraubt, flieht die edle Tochter mit der zufällig hier gestrandeten Gräfin Albany und deren geliebtem Dichter Alfieri nach Italien und findet hier einen edeln deutschen Gatten.

Unter den Deutschen, die sich für Italien poetisch interessirt haben, macht sich Eduard Boas bemerklich durch seine liebliche Idylle „Pepita" von 1844.

Der Deutsche verliebt sich in Pepita, das reizendste Bauernmädchen von Sorrent. Ihr Liebhaber Cecco ist zu feig, es mit dem Deutschen aufzunehmen. Dieser reist nach Neapel, bleibt aber mit Pepita in Verbindung durch die Taubenpost, kehrt noch einmal zurück, ist noch einmal bei ihr glücklich und sieht sie dann nie wieder.

Ganz im Ton des Properz und Göthe. Die italienische „Reise des

Kriegscommissär Pipitz" von 1841, ein Prosaroman von demselben Verfasser, ist viel schwächer. — Im „Romancero" der Betty Paoli (1845) kommt vor:

Der empfindsame Tod des Componisten des stabat mater; die rührende Klage der Maria Pellico um ihren gefangenen Bruder Sylvio, den berühmten Dichter; ein Todtenopfer für zwei politische Verbrecher, „die Beichte des Mönchs," der sich in eine schöne Leiche verliebt, die durch Teufelskunst wieder lebendig wurde, um ihn zu verführen; Fiamma, die am Hochzeitstage im Becher Blut statt Wein findet, dadurch erinnert wird, daß sie in früher Jugend dem Heiland, der am Kreuze stirbt, verlobt worden, und plötzlich stirbt, um den irdischen Bräutigam mit dem himmlischen zu vertauschen.

Wir müssen hieher auch den Dichter Ferdinand Gregorovius zählen. In seinem „Werdomar und Wladislaw", einem Roman (1845),

loderte seine erste romantische Gluth auf, ein wenig wild. Schwärmerische Liebe, Tummeln in der großen Welt, Badeleben, Spielhölle, Selbstmord enden als rauschendes allegro im sentimentalen adagio der Heimath und des Stillebens.

In vollendeter Reife erscheint dagegen der Dichter in dem lieblichen Epos „Euphorion" von 1858, worin er mit dem Engländer Bulwer wetteifert, die Zerstörung Pompeji's auf das rührendste auszumalen.

Euphorion, ein aus Griechenland geraubter Künstler, muß Sklave werden in der Werkstatt des Arrius, eines reichen römischen Künstlers zu Pompeji, und verfertigt für ihn die künstlichsten Arbeiten, sonderlich einen (noch unter den Alterthümern von Pompeji erhaltenen) Kandelaber. Er hat manche Noth auszustehen von unwissenden Tadlern, macht aber, obgleich Sklave, das Königthum des Genies geltend. Nachdem ihm sein schönstes Kunstwerk gelungen, bekränzen ihn die Mädchen. — Menandros ist sein Tadler und Nebenbuhler. Des Arrius schöne Tochter Jone hat aber schon ihr Herz dem Künstler zugewendet. Euphorion vollbringt ein herrliches Kunstwerk, wofür er die Freiheit erhält. Da tobt der Vesuv, Pompeji geht unter und nur auf wunderbare Weise rettet Euphorion die Jone und ihren Bruder und ein griechischer Schiffer bringt sie in Euphorions schöne Heimath.

Das Gedicht ist in den schönsten Hexametern geschrieben.

Das alte Griechenland begeisterte die deutschen Dichter immer noch. Friedrich Adolf Kuhn in seinen Gedichten (1820) ahmte Schillers und Göthe's antike Balladen nach. (Sophokles, Anakreon, der schöne Greis, zu dem alle Götter niedersteigen.) Eben so Gries, der Uebersetzer des

Taſſo, Arioſt, Bojardo, Calderon ꝛc. (Phaeton, die Danaiden). Bacchus, Epos von Karl Baron von Norbek, 1827, in achtzeiligen Stanzen,

ſchildert die Liebe des Zeus zur Semele, die Geburt des Bacchus, ſein Heergefolge, ſeinen Zug nach Platäa, ſeine Beſtrafung des König Agaſtes, mit eingeflochtenen Epiſoden von Perſeus, Kephalos und Prokris ꝛc. Dieſe Auffaſſung bleibt weit hinter dem geiſtvollen Gedicht des Nonnus zurück.

Ein gar wunderliches Gedicht war 1817 die „Tantalis" des Herrn von Kurowsky-Eichen.

Tantalis, eine gewaltige Stadt an der Oſtſee, wird gegründet von Tantalus, dem Empörer gegen die Götter, dem böſen Princip, mit Hülfe der Furie Alecto und der Here, die immer das Böſe will. Aber Zeus ſteht unter der Leitung der Rhea, des guten Princips, alſo daß Tantalis zerſtört wird.

Eben ſo wunderlich iſt W. Heidelbergs Epos „Orpheus und Euridice" von 1829.

Orpheus geht in die Unterwelt, um ſeine geliebte Euridice zurückzuholen, findet aber nicht blos die alten, ſondern auch die neuen Bewohner der Hölle. Der proteſtantiſche Dichter läßt den thrakiſchen Sänger ſich weiden an den Höllenqualen des ſiebenten Gregor und der Marquiſe de Pompadour. Nachher ſchickt er ihn auch nach Elyſium, wo ſich die klaſſiſchen Dichter beiſammen finden und Göthe ſich bereits als Seliger oder Allerhöchſtſeliger präſentirt, obgleich er damals noch in Weimar lebte. Erbärmlicher Unſinn.

Groſchvetter beſang 1836 den Phaeton. Das ſchöne Märchen des Apulejus von Amor und Pſyche wurde 1836 von Ado Schütt in achtzeiligen Stanzen behandelt, und 1838 von H. A. Clodius ſeltſam umgeſtaltet.

Eros ſtellt hier, ganz unpaſſenderweiſe, die chriſtliche Liebe, das Chriſtenthum überhaupt vor. Pſyche ſoll an den unſichtbaren Gott glauben, ſehen wollen iſt ſchon Unglaube, ſie frevelt mit ihrer Neugier und findet zwar nach langer Prüfung den Eros wieder und wird mit ihm in Gegenwart der alten Götter vermählt, aber an der Hochzeit wird die ganze Götterwelt verſteinert, während Eros ſich wieder unſichtbar macht. Nun entſteigt zwar Pſyche als Seele dem kalten Stein, kann jedoch ihren Geliebten nicht wiederfinden und irrt rathlos umher, wie der ewige Jude.

Antike Tragödien wurden häufig nachgeahmt. Eine der beſten war der Laokoon von G. Chr. Braun (1824), weil hier durchgeführt iſt, wie der edle Seher, der allein die Wahrheit weiß, eben deshalb Opfer der Lüge wird. Um ſchöne Verſe und Sentenzen gaben ſich alle Dichter

Mühe, aber den alten antiken Styl erreichten sie doch nicht, weil ihnen die Schiller'sche Declamation und die Empfindsamkeit immer in die Quere kam. Die Zahl der antikisirenden Tragödien seit vierzig Jahren ist groß. Die Niobe allein wurde dreimal (von Wilhelm Schütz, Weichselbaumer und Julius Körner), die Dido gleichfalls dreimal (von Gehe, Weichselbaumer und Schöll), auch Sappho dreimal (von Kleist, Gubitz und Grillparzer), Achill auf Skyros zweimal (von Zimmermann und Klausen) behandelt, Polykrates von Schnitter, Nödon von Sondershausen ꝛc. Vorzugsweise sentimental 1805 faßte auch Weichselbaumer die antike Tragödie auf. In seinem Menökeus (1821) rettet dieser durch Selbstaufopferung das schwerbelagerte Theben. In seiner Oenone stirbt Paris in den Armen dieser seiner früher verschmähten Schönen. Eine fast Kotzebue'sche Versöhnung nach der unbarmherzigsten Beleidigung. Eben so weichlich hat er „Dido" und „Niobe" behandelt.

Unter den neuesten zeichnet sich Ariadne von Osann aus. Meleager von Heyse ist nicht mehr die antike Gestalt, sondern romantisch und sentimental geworden. In Telephos hat noch zuletzt (1858) Friedrich Beck eine trefflich stylisirte, aber kalte Mustertragödie aufgestellt, die uns mahnt wie ein Vasenbild.

Noch ungleich häufiger, als mythische, wurden geschichtliche Stoffe aus dem klassischen Alterthum in Jambentragödien behandelt. Kaum ist ein griechischer oder römischer Held, König, Weiser übrig, von dem man nicht ein, bisweilen ein halbes Duzend deutsche Trauerspiele aufzuweisen hat. Cholevius hat in seinem Werk vier ganze Seiten mit Namen derselben angefüllt und bei weitem noch nicht alle verzeichnet. Ich glaube sie übergehen zu sollen.

Die Versuche, altnordisches Heldenthum in modernen romantischen Verarbeitungen episch oder gar für die Bühne darzustellen, sind, meiner Meinung nach, alle mißlungen. Das Titanenhafte der nordischen Gestalten paßt nun einmal nicht in die romantische Kleinmeisterei und noch viel weniger auf die Bühne. Wie Elephanten zerreißen sie die Guirlanden zarter Verse, mit denen man sie halten, und zertreten die Bretter, auf denen man sie spielen lassen will. Zu den bessern Versuchen gehört des Herrn von Querfurth (Curt Oswald) „Harald Sängerkönig", 1856. Hier ist in würdiger Weise der tiefe Ernst der nordischen Sage

eingehalten und spielt die nordische Götterwelt lebendig in die Handlung hinein. Aber für die moderne Welt ist das Gedicht zu fremd und für die Zeit, die es schildert, doch viel zu modern. Der sanfte Geibel hätte sich nie an die gewaltige Brynhilddur wagen sollen, ebenso wenig Hebbel an die Nibelungen.

Der Poesie des Orients wandte sich, wie wir oben schon bemerkt, vorzugsweise Rückert zu. Der Bilder des Orients von H. Stieglitz (1833) ist nur zu erwähnen als eines Extrems von poetischer Impotenz bei krankhaftem Productionsdrange. Stieglitz malt nach orientalischen Dichtern und Reisebeschreibungen matte Bilder mit empfindsamer Zuthat. In jüngster Zeit hat Bodenstedt mit viel Feuer und Phantasie morgenländische Scenen behandelt, in seinem 1001 Tag (Reiseschilderungen und Gedichte vermischt mit Erzählungen) 1850, in seinen Schilderungen der Tscherkessen, seinem Gedicht „Ada, die Lesghierin",

ein hübsches Bild aus dem Kaukasus, in welchem ein Todfeind, indem er des Hauses Gastlichkeit genießt, zum Freunde wird und die Tochter des Hauses liebt, auch Schamyl auftritt ꝛc.

In den „Liedern des Mirza-Schaffy" hat Bodenstedt die ganze Ueppigkeit des Hafis und Bakis nachgeahmt und uns das orientalische Leben von seiner verführerischesten Seite gezeigt.

Wir müssen noch einige epische Dichtungen gemischten Stoffs durchmustern. Ladislaw Pyrker, Erzbischof von Erlau in Ungarn, gab 1819 ein Epos „Tunisias" und 1824 ein zweites „Rudolfias" heraus.

Das erste handelt von Kaiser Karls V. Zug wider Tunis, das zweite von Rudolf von Habsburg, beide zeichnen sich durch wohlklingende Hexameter und lebendige Schilderungen von Kriegsscenen, Land und Meer aus.

Er schrieb auch eine versificirte „Legende der Heiligen" und „Perlen der heiligen Vorzeit", Scenen aus dem alten Testamente. Noch Klopstocks Schule angehörend ist er kein schlechter Dichter, verdient aber nicht, unter die ersten Classiker der Nation gestellt zu werden, wie geschehen ist.

Peter Friedrich Kannegießer, nicht zu verwechseln mit Karl Ludwig Kannegießer, dem Uebersetzer des Dante, schrieb 1811 ein Heldengedicht in Hexametern: „Tataris oder das befreite Schlesien", voll lebendiger Kampfbilder und warmer Vaterlandsliebe. Krug von Nidda be-

ſang in einem Epos den Skanderbeg. Lindenhahn ſchrieb 1829 „das gerettete Malta“ in prächtigen Herametern

mit echt homeriſchen Beſchreibungen der Schiffrüſtung, der Schlacht, der Inſeln, des Samum, eines edeln Roſſes ꝛc. Aber der Dichter übertreibt und ſucht unmögliche Effecte, z. B. in einer förmlichen Schlacht von Tauchern unter dem Meere.

In demſelben Jahr gab Egon Ebert in Prag ſein Epos „Wlaſta“ heraus, welches den Krieg der böhmiſchen Amazonen ein wenig zu empfindſam auffaßt. In derſelben empfindſamen Manier iſt ſein „Kloſter“ gedichtet.

Ein junger Müller will eben ins Kloſter gehen, als er ſeine Geliebte wiederfindet und von dem menſchenfreundlichen Prior mit ihr verbunden wird.

Unter den zahlreichen epiſchen Dichtungen der letzten Jahrzehnte bemerken wir noch: Wolfarts Rheinfahrt (1815), Hagens Ottfried und Liſena (1820), Stubenrauchs Euſebia (1824), Eberhards Schöpfung (1828), Schölls Paulus und Graf Blankenſee's Wanderer, ein Lehrgedicht (1830), Graf Auerſpergs letzter Ritter (Mar I.), dem Duller die Wittelsbacher und Frankl das Habsburglied (1832) folgen ließ, der Adelheid von Stolterfoth Alfred und Waſſerburgs Sündfluth (1834), Otto's Columbus und Toblers Enkel Winkelrieds (1837), O. L. B. Wolffs Abälard und Heloiſe (1838), Becks Otto der Große (1839), Schramms Paulus und Hermann (1842), Simons Guſtav Adolph, Stamms Heſperus und Theodor Apels Meluſine (1844), Söltls Conradin (1844).

Eigenthümlichkeit beanſprucht Moritz Hartmanns Epos in Herametern „Adam und Eva“, iſt aber voll Unnatur.

Aus Furcht vor den Ruſſen wird die junge Eva im Walde verſteckt, mit ihr der junge Adam. Da leben ſie wie im Paradieſe, aber ein Ruſſenfeind und Demokrat, der in der Kutte privatiſirt, weiht ihn in die Revolution ein, zu deren künftigem Heros er heroiſch heranwächst.

Seit der Revolution von 1848 kam eine neue epiſch-lyriſche Manier auf, welcher viele Dichter ſich zuwandten. Es war eigentlich ein Zuſammenſchmelzen der ehemaligen Romanzencyclen in ein Ganzes in kurzen Verſen mit lyriſchen Ausſchweifungen. In dieſer Manier war ſchon 1847 Heſſemanns Juſſuf und Naſiſſe geſchrieben.

Eine freie Umſchreibung der berühmten morgenländiſchen Dichtung von

Juſſuf und Suleicha. Juſſuf dient als wunderſchöner Jüngling am Hofe eines Sultans, widerſteht allen Verfolgungen und erhält zuletzt die Hand der geliebten Prinzeſſin.

Größere Verbreitung fand die bezeichnete Manier, ſeit Oskar von Redwitz ſeinen berühmten Amaranth in dieſer lyriſch-epiſchen Form ſchrieb. Von ihm rede ich ſpäter, der Tendenz wegen unter den religiöſen Dichtungen.

Otto Roquette nahm die lyriſch-epiſche Form und von Bogumil Goltz die Vertiefung in den Naturzauber an. So entſtand ihm „Waldmeiſters Brautfahrt", ein Gedicht in kurzen Verſen, welches ſehr viel Beifall fand.

Waldmeiſter liebt die Prinzeſſin Rebenblüthe und trotz des zornigen Königs Gundermann und ſeines ſtachlichten Haushofmeiſters Wachholder gelangt er zum Ziel. Eine Allegorie des beliebten Maitranks.

Deſſelben Dichters „Tag von St. Jakob" (1852)

ſchildert den heroiſchen Tod einer Schweizer Jungfrau (Verena), die mit der Leiche ihres Geliebten, der bei St. Jakob fiel, in der Kapelle verbrennt, nachdem ſie mit dem Morgenſtern in kräftiger Fauſt ihren Bedränger niedergeſchlagen.

Im „Herrn Heinrich" beſingt Roquette die Wahl Heinrichs des Voglers zum deutſchen König. „Hans Heidekukuk" iſt eine Nürnberger Idylle.

Hans, ein Schreinerjunge, ſpielt mit in Faſtnachtsſpielen des Hans Sachs und liebt die Tochter eines vornehmen Rathsherrn, wird aber auf der Bühne ausgelacht und vom ſtrengen Rathsherrn, der ihn bei ſeiner Tochter überraſcht, ſchimpflich fortgejagt. Das Unglück aber gibt ihm Kraft. Er wird Soldat, zeichnet ſich aus, kommt als Sieger zurück und empfängt den Lorbeerkranz aus der Hand ſeiner Geliebten, und bald darauf dieſe ſelbſt.

Roquette hat auch viel Lyriſches geſchrieben, mit leichter Anmuth, meiſt von Natur und Liebe handelnd. Seine Romane „Orion" und „Jucunde" ſind ſchwach, ſeine Helden haben „etwas vom Studenten und etwas vom Künſtler".

Adolf Böttger ſchrieb in demſelben Styl 1850 „Dämon und Engel",

die Liebe Roberts des Normannen zur ſchönen Kaiſerstochter. Robert erſcheint erſt als Dämon, zuletzt als Engel zu ihrem Schutz.

sogar 1,159,525 Gr.), und letzteres 217,052 Gr. (im Jahr 1827 sogar 1,566,768 Gr.)

Dampfmaschinen (im Jahr 1836 für 1,778,163 Fr.) kamen bisher größtentheils aus England. Da man nun in Frankreich selbst sie verfertigen lernt, so wird diese Einfuhr wohl allmählig nachlassen. In der Uhrmacherei hat die Schweiz den Vorzug. Nach der Angabe kamen im Jahr 1836 an goldenen Uhren 33,974 Stück, und an silbernen 103,511 Stück herein; aber wahrscheinlich passirten noch eben so viele durch, ohne sich an der Mauth zu zeigen.

Dagegen hat Deutschland die Lieferung der hölzernen Uhren; die Gesammteinfuhr derselben belief sich im Jahr 1836 auf 197,698 Stück. Es wird für den Leser unterhaltend seyn, hier die Uebersicht der ungeheuren Menge der im Dezennium aus Deutschland nach Frankreich, und von da bis nach Amerika weiter versendeten hölzernen Uhren zu bekommen.

Jahr	Stück
1827	87,000
1828	97,000
1829	79,000
1830	101,000
1831	91,000
1832	101,000
1833	145,000
1834	163,000
1835	172,000
1836	195,038

Die Schwarzwälder Industrie ist also unfehlbar im größten Fortschritte begriffen.

Französische Hutmacher und Putzmacherinnen bedürfen einer außerordentlichen Menge von Strohhüten; grobe wurden deren 983,178 Stück, und feine 216,158 Stück aus Toscana und den nordamerikanischen Freistaaten eingeführt; außerdem bezog Frankreich noch aus Nordamerika, aus der Schweiz, aus Spanien und aus Deutschland 223,688 Kil. gröbere und feinere Strohflechten, um Hüte daraus zu machen.

Obschon Frankreich die ganze Welt mit Modesachen versieht, so kömmt doch auch etwas Mode aus der Fremde herein, aber

Drei Jahre ſpäter gab Böttger die „Habana“ heraus, in derſelben Form.

Habana iſt ein ſchönes Indianermädchen, in welches ſich ein Spanier verliebt und welches deshalb das Opfer ſchrecklicher Rache wird. Nach ihrem Namen nennt der Spanier die erſte Niederlaſſung auf Cuba.

Wolfgang Müller von Königswinter gab 1852 ſeine „Maikönigin“ heraus, eine hübſche ländliche Idylle. Auch einige heroiſche Geſchichtsſpiegel erſchienen in dieſer Form. Scherenberg ſchrieb ein Epos „Waterloo“ und Franz Löher 1854 einen „General Yorck“.

Yorck, eines Bauern Sohn, wird von ſeiner geliebten Grete abgewieſen, geht in den Krieg und ſteigt zum General auf. Als er die Grete wiederſieht, ruft er ihr zu: „Gretchen, wers gethan hätte!“ Sie aber antwortet: „Johannchen, wers gewußt hätte!“ Im Uebrigen beſchreibt das Gedicht die bunten Kreuz- und Querzüge und Heldenthaten des berühmten Generals.

In demſelben Styl ſchrieb Hocker 1855 „Engelhart und Engeltrut“, eine moderne Umgeſtaltung der ſchönen Sage, die wir Theil I. S. 391 kennen gelernt haben. Und Max Waldau (Spiller v. Hauenſchild) ſeine „Cordula“, eine Sage aus Graubündten.

2.

Die Jambentragödien.

In ſeinen ſentenziöſen Jambentragödien hatte Schiller ein Paradepferd geſattelt, auf dem in den letzten fünfzig Jahren jeder Stümper reiten wollte. Dieſe Jambentragödien ſind eine wahre Calamität der deutſchen Literatur. In ihnen bewährt ſich das Epigonenthum am zäheſten in Anmaßung ohne Verdienſt, im Erhaltungstrieb ohne Potenz. Die Mittelmäßigkeit wird nicht müde, auf den Stelzen dieſer hochtrabenden Jamben zu gehen und hohle, hundertmal gehörte Phraſen zu dreſchen. Das falſche Pathos iſt ihr Grundzug. Man wird an den Lumpenkönig in Hamlet erinnert. Und dieſe Tragödien ſehen ſich alle einander ähnlich, wie ruſſiſche Soldaten. Von Schillers leidenſchaftlichem Feuer, von ſeiner hinreißenden Beredſamkeit, von Shakeſpeare's feinem Geiſt und überreicher Phantaſie, von Leſſings milder Ruhe und Beredſamkeit iſt ſelten

eine Spur zu finden, faſt immer nur hohle Phraſe, Großthuerei und nichts dahinter. Indem die Dichter nur einen gegebenen geſchichtlichen Stoff bearbeiten, erſparen ſie ſich die eigene Erfindung oder wenden die letztere leider gar häufig nur zur Verunſtaltung des gegebenen Stoffes an, indem ſie die wahre Geſchichte verfälſchen, alten Helden und Naturmenſchen moderne Parteidoctrinen in den Mund legen oder ihnen dumme Liebſchaften andichten. Die Zahl dieſer Stücke beläuft ſich ſchon auf mehr als tauſend und da noch immer neue hinzukommen, wäre es nicht der Mühe werth, weder ſie nach den Namen der Verfaſſer, von denen die größte Mehrheit der Vergeſſenheit werth iſt, noch nach den geſchichtlichen Stoffen zu rubriciren. Kaum iſt ein Held und eine wichtige Begebenheit der Weltgeſchichte übrig, aus denen nicht eine Tragödie gemacht worden wäre. Ein an ſich löblicher Patriotismus zog immer zwar deutſche Stoffe vor, aber die Impotenz des Epigonenthums ſtellte ſich nur um ſo auffallender blos. Wie viele Dichter wagten ſich an die Hohenſtaufen und immer unglücklich! Conradin allein wurde der Held von wenigſtens 20 Trauerſpielen und gerieth nirgends.

Ernſt Auguſt Friedrich Klingemann, Theaterdirector in Braunſchweig, ſchrieb 1795 ein paar Ritterromane, dann aber viele Trauerſpiele für die Bühne, als Epigone Schillers ohne deſſen Geiſt. Er glaubte alles verarbeiten und bühnengerecht machen zu können, ſo das ganze Leben Moſis, ſo einen modernen Oedipus. In der „deutſchen Treue“ (Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer) ahmte er Wallenſtein, im „Wolfenſchieß“ Tell, im „Cromwell“ die Maria Stuart nach. Er ſchrieb auch einen Columbus, Alfonſo den Großen, Schill. Er wagte ſogar, einen Fauſt, Ahasver und Don Quixote zu ſchreiben. Wenn er nicht ſchon gegebene Stoffe geiſtlos verarbeitete, ſondern ſelbſt erfand, war er unerträglich. In ſeinem Originaltrauerſpiele „das Vemgericht“

hat Adelheid von Schwarzenberg ihren erſten Gatten Hohenau vergiftet, um den ſchönen Hugo von Schwarzenberg heirathen zu können, und bekennt dem letzteren, der nichts davon gewußt hat, in einer zärtlichen Stunde die Unthat, die ſie um ſeinetwillen begangen. Schwarzenberg iſt aber Freigraf bei der Vem und hat als ſolcher einen hohen Eid ſchwören müſſen, jeden zu ſeiner Kunde kommenden Frevel dem Gerichte anzuzeigen. Er muß alſo nun ſeine eigene Gattin anklagen und ſie wird als Giftmiſcherin auch wirklich hingerichtet. Ihr Geiſt aber erſcheint dem trauernden Gatten in lichtem Gewande

und aufſchwebend zum Himmel, zum Beweiſe, daß Gott ihr verziehen habe. Ein merkwürdiger Beleg, zu welcher Unnatur die tragiſche Muſe in Deutſchland entarten konnte. Der Mann konnte das verbrecheriſche Weib ermorden, aber nie durfte er ſie denunciren. Das Weib konnte aus Liebe ein Verbrechen begehen, aber nie durfte ſie dafür gen Himmel fahren.

Ernſt Raupach, ein Schleſier, der als ruſſiſcher Hofrath in Berlin lebte, ſchrieb eine große Menge Jambentragödien, aber auch Luſtſpiele. Wie Körner, iſt er einer der erſten Epigonen Schillers geweſen und wohnt ihm noch einige Wärme inne, die ſich bei den ſpätern Epigonen immer mehr abkühlt bis zu eiskalter Langweiligkeit. Raupach begann 1818 mit dem Trauerſpiel „die Fürſten Chawanski".

Jury Chawanski, junger ruſſiſcher Bojar, Freund des Czar Feodor, deſſen Schweſter Maria ihm zur Braut beſtimmt wird, kämpft gegen die äußeren Feinde des Reichs, während der Czar ſtirbt und deſſen andere Schweſter Sophia durch eine Revolution auf den Thron geſetzt wird. Er kommt zurück. Sophia verliebt ſich in ihn und will ihn auf den Thron erheben. Maria aber, von Eiferſucht entbrannt, verdächtigt ihn und macht Sophia glauben, er liebe dieſe nicht, ſondern wolle ſie nur als Werkzeug ſeiner Erhebung benutzen. Sophia, ſich getäuſcht glaubend, läßt im erſten Zorn Jury's unglücklichen Vater hinrichten. Zu ſpät entdeckt ſie, daß Maria ſie verrathen hat, daß Jury wirklich ſie und nicht Maria liebt. Er hat ſich ſchon, aus Gram über des Vaters Tod, den Feinden freiwillig überliefert und wird hingerichtet.

Noch mehr Intereſſe erregte 1826 Raupachs „Iſidor und Olga".

Iſidor, der uneheliche Sohn eines ruſſiſchen Fürſten, von einer Leibeigenen geboren, daher ſelbſt leibeigen, wird im Ausland erzogen und ein ausgezeichneter Maler. Sein Vater ſtirbt aber, ohne ihm einen Freibrief gegeben zu haben. Er wird daher Leibeigener ſeines rechtmäßigen jüngeren Bruders Wolodimir, der dies Verhältniß benutzt, um, indem ſich beide in die ſchöne Gräfin Olga verlieben, ſeinen brüderlichen Nebenbuhler zu beſeitigen. Er zwingt den Bruder, als Bedienter gekleidet ihm aufzuwarten, während Olga einen Beſuch bei ihm macht, und droht ihm, da er ſich gegen die Mißhandlung empört, mit der entehrenden Strafe, die Leibeigene trifft, wenn ſie ſich gegen ihren Herrn erheben. Olga muß ſich aus Liebe zu Iſidor endlich entſchließen, um ihn zu retten, den böſen Bruder zu heirathen. Ihre Hand iſt der einzige Preis, um den Wolodimir dem Iſidor den Freibrief ſchreiben will. Kaum hat aber Iſidor den Brief, ſo begibt er ſich zu ſeinem Bruder als freier Mann, fordert ihn auf Piſtolen und beide bleiben im Duell. Ein leibeigener Hofnarr, der, um ſich an ſeinem Herrn zu rächen, die Brüder verhetzen hilft, macht

das Stück ohne Noth noch greller und zieht die Aufmerkſamkeit unpaſſend von Iſidor und Olga auf ſich ab.

Dieſe ruſſiſchen Stücke ſind beſſer als Raupachs Trilogie Cromwell und als ſein Hohenſtaufencyclus in 7 Bänden, worin er dem unerreichbaren Shakeſpeare nachhinkte. Eben ſo ſchwächlich ahmte er Göthe nach in Taſſo's Tod. „Der Prinz und die Bäuerin" hat etwas Rührendes, ſofern hier des Prinzen ländliche Geliebte als armes Opfer durch Gift hinweggerafft wird. Aehnlich „der Müller und ſein Kind". Das Abſterben des kranken Mädchens iſt aber gar zu weinerlich. Am widrigſten erſcheint Raupach, wo er die äußerſten Schrecken der Erinnyen ausdrücken will, ohne die wahre Dichtergabe dazu. So in der „Erdennacht", wo der ruchloſe Sohn in endloſem Monologe mit ſeiner Eigenſchaft als Vatermörder gleichſam ſelbſtgefällig kokettirt. Auch in der „Corona von Saluzzo" werden Schmerz und Verzweiflung auf die äußerſten Schrauben geſtellt, indem Corona ſich heroiſch opfert, um die Rache eines Vaters zu ſühnen, deſſen verloren geglaubter Sohn auf einmal wiederkommt. In „den Freunden" läßt Fergoſo ſeinen beſten Freund aus Patriotismus, um der Ruhe Genua's willen, durch einen Banditen erdolchen. Bis zu welcher Unnatur Raupach gedieh, zeigt „Lorenzo und Cecilie".

Cecilie, eine ſchöne, aber arme Dame, in die ſich der Prinz Lorenzo verliebt, geht freiwillig ins Kloſter, damit er eine ſtandesmäßige Heirath treffe und ſie vergeſſe. Er entführt ſie und vermählt ſich mit Gewalt mit ihr. Da vergiftet ſie ſich, um ihn zu ſeiner fürſtlichen Pflicht zurückzuführen, die ſie ihm ſterbend den ganzen fünften Act hindurch vorjammert.

Eben ſo widrig iſt „Raphaele".

Der Held dieſes Stücks iſt ein türkiſcher Kaufmann, Abdallah, der für das Glück ſeiner Kinder zu ſorgen gedenkt, indem er ſeine Tochter Meinla mit einem mächtigen Paſcha, ſeinen Sohn Osmin aber mit der Griechin Raphaele, die ſeine Mündel iſt, vermählen will. Es findet ſich aber, daß Raphaele ſich ſchon mit einem andern Liebhaber, dem Griechen Heliodor, verſehen hat, und in dem Augenblick, da dieſer mit ſeinem Nebenbuhler Osmin zuſammentrifft, erdolcht er denſelben ohne weiteres und wird von einem Freund deſſelben wieder erdolcht. Raphaele erfährt nichts davon und wartet bei Nacht im Garten auf Heliodor, während ihre Freundin Meinla an ihrer Stelle in ihrem Bette ſchläft. Abdallah ſieht die Leiche ſeines Sohns, will ihn durch Raphaelens Tod rächen, und — ſpeculirt dabei auf die Schätze Raphaelens, die er bisher nur verwaltet hat und die er nun nach ihrem Tode zur Auf-

steuer seiner Tochter verwenden will. Er eilt in Raphaelens Schlafzimmer und erdolcht im Finstern Melula. Sobald er seinen Irrthum erkannt, wird er wahnsinnig, und Raphaele geht ins Kloster.

Dasselbe Motiv kehrt wieder in „Themisto", die ihren Stiefsohn morden will, im Dunkeln aber ihren eigenen trifft. In diesem Stück glaubte Raupach den Sophokles nachahmen zu müssen. Gering ist auch „Timoleon". Die „Semiramis" faßte er in der Manier Calderons auf, aber ohne dessen Geist mit einem affectirten Pathos, das an Zacharias Werner und Müllner erinnert. Des Romantischen war er überhaupt nicht mächtig, weil er ohne Gefühlstiefe nur immer bühnengerechte Effecte berechnete. Seine „Genovefa" blieb daher tief unter Tieck, auch sein „Robert der Teufel" nur ein Fabrikat. Im „Nibelungenhort" blieb er eben so hinter Fouqué zurück. In der „Schule des Lebens" behandelte er die alte Sage von den Prüfungen einer Frau mit der ihm eignen Lust am Peinlichen. Das „Märchen ein Traum" ist besser, obgleich nur eine Nachahmung des Calderon.

Die Herzogin Laura liebt den Ritter Leonardo und erbittet sich ihn von ihrem Gemahl Uberto zum Begleiter auf einer Reise. Im Traum aber sieht sie, wie weit ihre sündhafte Liebe sie hinreißt, bis zum Morde ihres Gemahls und einem Ende voll Verzweiflung. Da erwacht sie und wendet sich augenblicklich schaudernd von Leonardo ab.

Ganz albern ist „Mirabeau". Hier streitet sich am Schluß Mirabeau und sein Beichtvater, ob alles Große, was Mirabeau vollbracht, durch ihn selbst oder von Gott nur durch ihn vollbracht worden sey?

Raupach, als tragischer Dichter sehr schwach, hat einige gute Lustspiele geschrieben und würde noch bessere zu Stande gebracht haben, wenn er einfacher geblieben wäre und nicht immer hätte geistreich seyn wollen. Sein Versuch, den Till Eulenspiegel als humoristischen Diener und Rathgeber ins moderne Lustspiel einzuführen, und seine neue Schöpfung eines obligaten Barbierer Schelle mißlang, weil er diesen Figuren Shakespeare-Witz anquälte, anstatt sie natürlich reden zu lassen, wie den deutschen Hanswurst. Doch hat er hübsche Motive.

Sein „geraubter Kuß" und auch sein „versiegelter Bürgermeister" sind sehr heiter. In dem Stück „laßt die Todten ruhen" veranlaßt das Auftreten eines Fremden, der dem verstorbenen früheren Geliebten einer Dame ähnlich ist, und den der eifersüchtige Gemahl der letzteren arretiren läßt, sehr komische Scenen.

Im „Zeitgeist", den die Bauern im Walde einfangen, ist die Komik zu sehr bei den Haaren herbeigezogen. Noch mehr in der Posse „Schelle im Monde", einer sehr schwachen Nachahmung der Vögel von Aristophanes. Auch im „Denk an Gäsar" und in allen andern Lustspielen, wo Schelle oder Till mitspielen, flieht der natürliche Scherz. In den „feindlichen Brüdern" wird der Streit zwischen Homöo- und Alloiathen, in „Kritik und Antikritik" das Treiben der Literaten und Blaustrümpfe auf die Bühne gebracht.

Friedrich v. Uechtritz, preußischer Beamter in Berlin, später in Düsseldorf, schrieb seit 1823 mehrere Trauerspiele (Chrysostomus, Otto IV. Spartacus). Am meisten Ruhm erlangte sein Alexander und Darius.

Darin ist besonders von vortrefflicher Wirkung die Scene, in welcher Statira für ihren geliebten Darius, während er in der Schlacht ist, im bräutlichen Schmucke betet und von Ormuzd erfleht, er solle ihr den Todesengel senden, wenn Darius falle. Nachdem sie ihr glühendes Gebet geendet, tritt Alexander als Sieger ein und Statira sinkt todt zu seinen Füßen.

Eigenthümlich phantastisch sind desselben Dichters „die Babylonier in Jerusalem" (1836).

Zedekiah hält sich für den von den Propheten verheißenen Messias, bis ihn seine Niederlage und das Bekenntniß der schönen Mirjane aus seiner Täuschung reißen. Diese nämlich, die er leidenschaftlich liebte, hatte als falsche Prophetin ihn für den Messias ausgegeben, bekannte aber nachher, daß sie gelogen und daß ihr eine ganz andere Prophezeihung geworden, die auf Jesum Christum hindeute, der in Knechtsgestalt die Welt erlösen werde. Als aber Nebucadnezar dem unglücklichen Zedekiah die Augen ausstechen ließ, wurde derselbe wahnsinnig und in seinem Irrseyn kehrte ihm die Vorstellung wieder, er sey der wahre Messias. So sah der trauernde Jeremias ihn in die babylonische Gefangenschaft singend und jauchzend wegführen.

Einer der schwächsten Epigonen war Eduard v. Schenk, Minister unter König Ludwig von Bayern. Seine Schauspiele (1829) sind voll von falschem Pathos und absichtsvoller Rührung.

Nur Belisar hat auf der Bühne Glück gemacht, weil er in hochtrabenden Trochäen, wie Müllners Schuld, geschrieben und der übertriebenste Ausdruck der damals herrschenden Loyalität war. Der blinde Feldherr Belisar vergilt des Kaisers Undank mit beispielloser Treue, indem er den rettet, an dem er sich rächen könnte. Ganz unhistorisch und ein Mißbrauch der Poesie zu Gunsten des Servilismus. — „Henriette von England" ist eben so widerwärtig. Ihr Gemahl vergiftet sie und kniet dann reuig und winselnd vor der Sterbenden. — Die „Krone von Cypern" zeigt uns zwar die rührende Gestalt einer Fürstin, die als Sklavin dient, bis ihr Sohn herangewachsen ist, den

verlornen Thron wieder zu erobern, iſt aber ohne Shakeſpeare's Geiſt in gemeinen Theaterphraſen behandelt. — Die übrigen Stücke ſind Künſtlerdramen zu Ehren des Nürnberger Peter Viſcher und Dürer, oder Feſtſpiele bei Hofe.

Michael Beer, ein Berliner Jude, ſchrieb Trauerſpiele, die zu den beſſern der Epigonenzeit gehören. Seine Werke erſchienen geſammelt 1835.

Klytemneſtra, von ihrem Sohn Oreſt gemordet. — Die Bräute von Aragonien, worin eine Schweſter auf Antrieb der andern ins Meer geſtürzt wird, aber als Rachegeiſt wiedererſcheint; die Mörderin und ihr Geliebter, um deſſentwillen ſie das Verbrechen beging, müſſen untergehen. — Der Paria. Ein indiſcher Paria hat eine Brahminentochter geheirathet, weil das aber gegen das Geſetz iſt, wird ſie ihm grauſam entriſſen. Sie aber verzehrt mit ihm eine giftige Frucht und ſie ſterben als Treuliebende. — Struenſee, die ſchreckliche Kataſtrophe des däniſchen Miniſters, dem die Königin ihr Herz zugewendet hatte. — Schwert und Hand. Eleonore, die Gattin eines Generals, ſieht ihren früheren, todtgeglaubten Geliebten wieder, und wird in ſeinen Armen vom General überraſcht. Der General bleibt ruhig, läßt ihr aber ſeinen Degen zurück und ſie — richtet ſich ſelbſt, er findet ſie todt.

Ein wahrhaft tragiſcher Ernſt, würdevolle Sprache und große pſychologiſche Wahrheit ſind die Vorzüge dieſer Dichtungen.

Auch Friedrich Rückert, der originelle Lyriker, ſchrieb Jambentragödien, welche weit unter ſeinen kleinern Gedichten ſtehen, ohne Handlung und kühl, einen langweiligen Columbus, einen Kaiſer Heinrich IV. nach der vulgären Auffaſſung, dazu bibliſche Stücke: Saul und David, Herodes.

Leider finden wir nun auch den geiſtreichen Julius Moſen unter den Schiller'ſchen Epigonen. Er ſchrieb ſeit 1836

Heinrich der Finkler, Kaiſer Otto III., Cola Rienzi, die Bräute von Florenz. Das letztere iſt eine wahre Haupt- und Staatsaction voll Mord und übertriebenem, zähneknirſchendem Pathos. In dem Proſaſtück „Wendelin und Helene" ſpürt man etwas von Egmont und vom Käthchen von Heilbronn heraus. Ein Graf liebt ein Bürgermädchen und wird ihr untreu. Sie ſtirbt aus Gram, aber der Graf, von tiefer Reue ergriffen, erdolcht ſich an ihrem Grabe. — Später ſchrieb Moſen noch einen „Bernhard von Weimar".

Joſeph Freiherr v. Auffenberg, Theaterintendant in Karlsruhe, ſchrieb 21 Bände voll Trauerſpiele (geſammelt 1834), alle in Jamben, alle voll Pathos, eins immer länger wie das andere, indem die lyriſche Strömung unaufhaltſam und unaufhörlich den Damm des Dialogs durch-

bricht. In ſeiner „Alhambra“ kommt ein Monolog von mehr als 100 und noch einer von faſt 400 Seiten Länge vor. Man ſagte ihm nach, er habe jede Rolle in dem Coſtüm, welches dazu gehört, vor dem Spiegel geſchrieben, und dann habe ihn die Begeiſterung fortgeriſſen und er habe nicht aufhören können, dieſelbe Perſon fortreden zu laſſen. Er ſucht Schillers und Calderons Schwung zu vereinigen, da er aber immer in Extaſe bleibt und die Kraft bei ihm zum Krampfe wird, widert er bald an. In der Alhambra, einem Trauerſpiel, welches allein drei dicke Bände füllt, ſchildert er den Untergang des mauriſchen Reichs in Granada. Die Helden ſeiner andern Stücke ſind Pizarro, Savonarola, Pugatſchef, Skanderbeg, Erich von Schweden, Themiſtokles ꝛc.

An den Hohenſtauffen zerarbeitete ſich außer Immermann und Raupach auch noch Rienſtädt, der 1826 einen ganzen Hohenſtauffencyclus in 7 Bänden herausgab, eine ſehr ſchwache Nachahmung der Kämpfe der beiden Roſen von Shakeſpeare. Auch Friedrich von der Heyden, Rogge, Blech, Becker, v. Dyrhn, v. Lindner, Schleiß, Rueß ꝛc. brachten einzelne Staufen auf die Bühne. Ebenſo häufig kam Heinrich IV. und Gregor in Canoſſa vor (von Rückert, Köſter, Schleyhake ꝛc.). Alle alten Helden des Volkes polterten mit Schiller'ſchen Phraſen über die Bühne, Hermann immer wieder, Alboin mit ſeiner Roſamunde, mehrmals die Brunhild, faſt alle Kaiſer, alle irgend erheblichen Fürſten aus den großen Dynaſtien. Oft waren es nur hiſtoriſche Anecdoten, welche der Provinzialpatriotismus bei feſtlichen Gelegenheiten zu Ehren der regierenden Häupter in die Scene ſetzte. Alle Rührſtoffe wurden immer aufs neue bearbeitet, am häufigſten Conradins Ende, dann die Agnes Bernauerin, Anna Boley ꝛc. Oefters wurde verſucht, Schillers unvollendeten Demetrius fortzuſetzen ꝛc. Kirchliche und politiſche Tendenzen miſchten ſich ein. Unter den Helden der Reformation wurden Sickingen, Guſtav Adolf, Bernhard von Weimar am häufigſten gefeiert. Unter den Helden der Revolution Maſaniello, Cromwell, Spartacus, Sertorius, Andreas Hofer (dieſer allein von Immermann, Auerbach, Gärtner, Stebling). Der Schweizer Ludwig Ehriſt ſchrieb 1821 ein Trauerſpiel „Arnold von Winkelried“.

Deshalb merkwürdig, weil ſich vor der Schlacht Arnold und der öſterreichiſche Herzog lange und äußerſt eifrig über die Hegel'ſche Philoſophie unterhalten.

Wilhelm von Normann brachte 1817 den „deutſchen Bauernkrieg“ in einem Trauerſpiel, in welchem ein gewiſſer Wertheim den Poſa ſpielt, auf die Bühne.

Das Trauerſpiel „Don Juan“ von Wieſe (1841) häuft Greuel über Greuel und erſtickt alle Luſtigkeit in Blut und Mord.

Mathilde (Donna Anna) erſticht ſich, deren Kammermädchen (Zerline) ſtürzt ſich in den Brunnen, die wahnſinnige Alexandra (Elvire) vergiftet den Don Juan, ſeine Braut und ſich ſelbſt an deſſen Hochzeittage.

Originell iſt ein Trauerſpiel „Maria“ von Wilhelm Schnitter, 1842.

Maria, die fromme Nonne, wird aus dem Kloſter wider ihren Willen von einem Ritter und dieſem wieder von einem König entführt, deſſen Mutter aber durchſetzt, daß ſie als Hexe verbrannt werden ſoll. Ein Pilger rettet ſie vom Scheiterhaufen, das Volk aber will ihren Tod nochmals und obgleich ins Kloſter zurückgebracht, ſtirbt ſie vor Schrecken. Der Gedanke, ein ſo ganz unſchuldiges Weſen wie eine verfolgte Taube umherflattern und ganz unbewußt und willenlos ſo viel Unheil unter der Männerwelt anrichten zu laſſen, iſt nicht unglücklich.

Die Schauſpiele von Köſter (ſeit 1842) ſind ungewöhnlich ſchwunghaft. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, ſtatt der Schiller'ſchen Maria Stuart eine jüngere, nicht ſchon im Kerker ſchmachtende, ſondern noch in Luſt und Leichtſinn dahinſchaukelnde zu malen. Auch ſein „Conradin“ iſt beſſer gelungen, ſofern er nicht albern liebelt, wie die meiſten Conradine anderer Dichter, ſondern der großen Miſſion ſeines Geſchlechts lebt. „Luiſa Amidei“ zieht weniger an, weil die italieniſchen Parteikämpfe, denen ſie zum Opfer fällt, ſchon zu oft poetiſch bearbeitet worden ſind. Eben ſo „Paolo und Franzeska“. Im Heinrich IV. nimmt der Dichter zu ſehr Partei für den Kaiſer und häuft alle erdenklichen Verbrechen und Argliſte auf den Pabſt. Eben ſo fanatiſch feiert er „Luther“ und „Ulrich von Hutten“. Der confeſſionelle Eifer aber kann der poetiſchen Wahrheit nur Eintrag thun.

Die Trauerſpiele von Karl Gutzkow geben ſich alle als „gemacht“ zu erkennen. Es iſt etwas Hölzernes und Seelenloſes darin. Man wird an Meißner in Tiecks Zerbino erinnert, wie er bekannte Helden der Geſchichte in ſeiner Mühle ſchrotet.

So hier Wullenweber, Patkul, Pugatſchew. „Richard Savage“ iſt ſchon dem Stoff nach widrig. In „Otfried und Werner“ hat Gutzkow die Iſländiſche Manier verſucht, aber ſteif und ungelenk, „Ariel Acoſta“ iſt „voller Juden und doch ohne Handlung“. Im „Urbild des Tartuffe“ und im „Königslieutenant“ deckt er eigne Blößen mit den Portraits von Molière und Göthe. In „Zopf und Schwert“ macht er aus dem ernſten und ſtrengen König Friedrich Wilhelm I. einen alten Narren. Das „weiße Blatt“ iſt eine langweilige Entſagungsgeſchichte. Am verfehlteſten aber iſt das ſ. g. Volkstrauerſpiel „Liesli“, in Erfindung und Behandlung gleich matt.

Heinrich Laube, der ſeine Stücke öfters mit einem langen und breiten von Anmaßung ſtrotzenden Commentar empfahl, leiſtete doch nichts, was dieſer Ausposauneret irgend entſprochen hätte.

Sein Struenſee ſteht tief unter dem von Beer. Sein Monaldeschi iſt ein jedes Charakteradels entbehrendes Stück. Wer „Gottſched und Gellert“ auf die Bühne bringen konnte, ſtellte ſeiner Erfindungskraft ein Armuthszeugniß aus. Die „Karlsſchüler“ ſind gar nur einem Kurziſchen Romane nachgepfuſcht, ſo wie die „Bernſteinhexe“ dem Meinholdiſchen. Im „Prinz Friedrich“ iſt die Kataſtrophe Katte's, die Jedermann kennt, ermüdend in die Länge gezogen.

Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghauſen) in Wien, deſſen Werke 1856 geſammelt erſchienen, ſchrieb außer lyriſchen Gedichten eine gute Zahl Schau- und Trauerſpiele in Jamben, unerquicklichen Inhalts.

„Griſeldis“ wird von ihrem rohen Gatten Parcival, einer bloßen Wette des König Artus wegen, auf die grauſamſte Probe geſtellt, nachdem ſie dieſelbe aber mit der edelſten Aufopferung beſtanden, verachtet ſie den Gatten und verläßt ihn für immer. Eine ſehr willkührliche Entſtellung der alten ſchönen Griſeldisſage. — „Der Adept“ vergiftet ſich, um ſeinem Verfolger ſein Geheimniß nicht zu verrathen. — „Camoens“ ſtirbt im Elend, wird aber von einem Genius mit dem Lorbeer gekrönt. — „Imelda Lambertazzi“ iſt eine ſehr ſchwache Nachahmung der Julie Shakeſpeare's, das Opfer des Zwiſts zweier feindlichen Familien. — Im „milden Urtheil“ opfert ſich Gritly, das treue Weib, trotz der ſchwerſten Verleumdung, welche ſie getroffen, der Rettung ihres Gatten auf und erſt im Tode wird ihr Edelmuth erkannt. Ein ſchöner Charakter, nur vom Dichter zu ſtark geſchraubt. — „Der Sohn der Wildniß“. Parthenia, Tochter Myrons, des Schmieds von Maſſilien, wagt ſich mitten unter die wilden Tektoſagen, die ihren Vater geraubt, bietet ſich ſtatt ſeiner zur Sklavin an, wird angenommen, bewegt aber den Fürſten der Barbaren, Ingomar, die Wildniß zu verlaſſen, mit ihr nach Marſeille zu gehen und als Schwiegerſohn und Geſelle in der Werkſtatt ihres

freilich ſo wenig, daß es der Erwähnung kaum werth iſt, im Jahr 1836 für 15,306 Fr., wozu Deutſchland für 2814 Fr. beigetragen hatte. Aber dieſes Sümmchen hat Frankreich bald wieder erhalten, wie wir ſpäterhin ſehen werden. Sogar die Beſen bleiben von Seiten der Königl. Mauth-Verwaltung nicht unbeachtet, und ſie belehrt uns, daß Frankreich deren im Jahr 1836 910,952 Stück erhalten hat. Belgien, der Hauptbeſenlieferant, hat 429,514 Stück, Toskana 342,504 und Sardinien 38,099 eingeſendet. Dagegen gingen auch einige tauſend Beſen wieder aus Frankreich, unter andern hundert Stück nach den Hanſeſtädten.

Will man ſich nun auch nach der Lieferung geiſtiger Waare erkundigen, welche die Mauth abwiegt wie Wolle und Eiſen, ſo erfährt man, daß Frankreich im Jahr 1836 128,578 Kil. Bücher in todten und fremden Sprachen erhalten hat, und daß dieſelben 900,046 Fr. werth waren. Bei dieſer Lieferung ſteht Deutſchland oben an, und iſt im Fortſchreiten begriffen, wie man aus folgender Angabe ſehen kann.

Einfuhr im Jahr	Kil. Bücher aus Deutſchland
1832	30,940
1833	34,908
1834	44,565
1835	40,840
1836	44,393

England hatte im letzten Jahre 31,894 Kil. und Spanien 20,292 Kil. geliefert. Der ſonſt unbedeutende ſpaniſche Bücherverkehr mit Frankreich fängt an ſich zu heben, ſeitdem Spanien Preßfreiheit hat, und etwas liefern kann, was des Ausführens werth iſt.

Von 8128 Kil. Kupferſtichen, lithographiſcher Blätter und Muſikalien hatte England 3879 Kil., Deutſchland 2183 und Oeſterreich 390 Kil. geliefert; von den 612 Kil. Landcharten England 263 Kil. und Deutſchland 104 (im Jahr 1831 276). Mit Muſikpapier wird Frankreich meiſtens von Sardinien, ſo wie mit buntem Papier von Deutſchland aus verſehen.

Bisher haben wir die Wirkung des fremden Gewerbfleißes auf Frankreich betrachtet, jetzt muß man auch die Kehrſeite ſehen, die uns die Wirkung des franzöſiſchen Gewerbfleißes auf das Ausland zeigt. Die Ausfuhr erſtreckt ſich über eine unzählige Menge von

Vaters einzutreten. Das heißt den ſtolzen deutſchen Fürſten doch eine gar zu große Unwahrſcheinlichkeit zumuthen. — „Sampiero", der edle Corſe, mordet ſein eigenes geliebtes Weib, um zu beweiſen, daß er durch ſie nicht für Genua's Politik beſtochen worden ſey. — „Eine Königin", Donna Maria, Regentin von Caſtilien, beſchämt und ſchützt ihren ſchwachen Sohn gegen die Rebellen und macht, daß alle vor ihr knien. Die Gloriſicirung der weiblichen Macht iſt überhaupt die Force dieſes Dichters. Sie tritt auch im „Rechter von Ravenna" (Thumelicus, Sohn des Arminius, den ſeine eigene Mutter Thuskelda, um ſeiner Schande ein Ende zu machen, umbringt) ſo auffallend hervor, daß Jedermann dieſes Stück für ein echt Halmiſches erachtet haben würde, wenn der bayriſche Schulmeiſter Bacherl nicht das Proſaſtück hätte drucken laſſen, aus welchem Stoff und Hauptmotive entlehnt ſind.

Ein forcirter Trauerſpieldichter voll von Unwahrſcheinlichkeiten und Ueberſpanntheiten iſt Friedrich Hebbel. Seine lyriſchen Gedichte haben ſchöne weiche Verſe und manches liebliche Bild, widern aber durch die Dreiſtigkeit an, mit welcher der Dichter bald ſein Mädchen, bald ſein eignes Ich zur wirklichen, wahren und alleinigen Gottheit erhebt. Seine Trauerſpiele ſind voll Unnatur.

In der „Genovefa" faßt er den Golo als eine eigentlich edle und geniale Natur auf, etwa wie Göthe den Fauſt, daher er ihn auch nicht beſtraft werden, ſondern ſich nur freiwillig den Tod geben läßt. Ueberhaupt tritt in dieſem Stück Genovefa ganz in den Hintergrund und die Entwicklung der ſentimentalen Donjuansnatur in Golo iſt die Hauptſache.

In der Tragödie „Judith", welche 1840 in Berlin aufgeführt wurde, iſt auf die kläglichſte Weiſe die Schwäche der Jungfrau von Orleans gegen Lionel nachgeahmt. Judith iſt in Holofernes verliebt und dieſer ſelbſt renommirt auf eine kaum glaubliche Weiſe von ſeiner Kraft, und je mehr er ihr davon vorſchwatzt, je kirrer und verliebter wird ſie. Deshalb iſt ſie auch nach vollbrachtem Morde höchſt unglücklich und möchte ſich vor der ganzen Welt verbergen und klagt ſich vor ihrer Magd an. Als ſie endlich unter ihr Volk tritt, weiß ſie auch nichts Beſſeres zu thun, als die Juden zu beſchwören, ſie ſollen ſie ſogleich umbringen, wenn ſie etwa von Holofernes ſchwanger wäre. Die unwürdigſte Behandlung eines bibliſchen Stoffs. — In der „Julia" tritt ein unvermöglicher deutſcher Graf auf, der ein von ihrem Geliebten verlaſſenes italieniſches Mädchen auf der Stelle heirathet, einzig um ſie ihrem aufzuſuchenden Geliebten zu erhalten, und der nachher ſogar freiwillig ſterben will, um dem aufgefundenen nicht im Wege zu ſtehen. — Ganz verfehlt iſt auch „Agnes Bernauer" und bei weitem nicht ſo ergreifend und rührend wie das ältere Stück vom Grafen Thorring. Agnes ſoll entweder dem Albrecht entſagen oder ins Kloſter gehen. Das erſtere ſcheint ihr gegen die Ehre zu

ſeyn und darum läßt Albrechts Vater ſie erſäufen. Hätte ſie das Kloſter gewählt, ſo wäre ihr gar nichts geſchehen. Zuletzt tritt der Vater dem erzürnten Sohn auf ein Jahr die Regierung ab, damit er ſelber ſehe, was Regentenpflichten ſeyen. Alles unhiſtoriſch und eben ſo unpoetiſch. Sophismen, die nur die Wirkung haben, das Mitleid zu ſchwächen. — Im „Michel Angelo“ wird dieſer große Maler mit Raphael durch den Papſt ſelbſt verſöhnt zum Beſten moderner Künſtlereiteikeit. In „Gyges Ring“ tödtet die ſtolze Rhodope ihren Gemahl, weil er ſeinem Liebling Gyges ihre Schönheit gezeigt, heirathet dann den Gyges zur Sühne ihrer gekränkten Ehre, erſticht ſich aber unmittelbar darauf. Auch das iſt gegen den Geiſt der Alten und übertrieben. — Das „Trauerſpiel in Sicilien“ iſt eine gemeine Mordgeſchichte. Der „Rubin“, in den eine Prinzeſſin verzaubert iſt, hätte ungleich zarter im echten Geiſt des Märchens behandelt ſeyn ſollen. Nicht minder geſchraubt iſt „Herodes und Marianne“. Die letztere läßt ſich zum Tode verdammen, obgleich ſie leicht ihre Unſchuld hätte beweiſen können, aus reiner Renommiſterei, um den Herodes zu beſchämen. — In dem bürgerlichen Trauerſpiel „Maria Magdalene“ von 1844 hat Hebbel den Ton von Kabale und Liebe nachgeahmt. Klara, die Tochter eines Tiſchlers, wird von einem jungen Beamten verführt und geſchwängert, nachher aber von ihm verlaſſen, indem er um eine reichere freit. Klara's früherer Liebhaber, ein edler Sekretair, tödtet den Verführer im Duell und wird ſchwer verwundet, Klara aber ſtürzt ſich in einen Brunnen. Der alte Vater Tiſchler iſt entſetzt und begreift von allem nichts. Eine gräßliche Criminalgeſchichte, aber ohne Poeſie. Der Tiſchler, den die Tochter immer Er anredet, hat etwas von dem polternden Geiger in Kabale und Liebe, aber Klara iſt keine Louiſe, und auch Walter, überhaupt die „hohen Menſchen“ fehlen hier ganz. Die Kindsmörderin nun gar zur Maria Magdalene machen wollen, iſt unwürdig.

Hebbel ſchrieb auch Novellen (1855), worin er humoriſtiſche Charaktere ſkizzirt, etwa in Jean Pauls und Hofmanns Manier. So den Aſoten Haldvogel, den furchtſamen Paul ꝛc. Indeß ſind es nur ſchwache Nachbilder.

Agnes Bernauer wurde 1845 von Adolf Böttger dramatiſch eben ſo unglücklich, wie von Hebbel, behandelt.

Alle Schuld wird hier auf einen Kanzler geworfen, deſſen Liebe Agnes verſchmäht hat.

Wir wollen nun das Drama verlaſſen und die Epigonen der Romantik durchmuſtern.

3.

Moderomane.

Der Roman wurde immer mehr nur Modeartikel und massenhaft für eine rasch vorübergehende Neugier und Liebhaberei producirt, wie jede andere Modewaare.

In den Leihbibliotheken erhielten sich für die Lectüre der Wachtstuben, Bedientenzimmer ꝛc. die Ritter- und Räuberromane und wurden immer noch neu und massenhaft fabricirt. Für die Mittelclasse arbeiteten nach den großen Kriegen noch eine Menge halbromantische Romanschreiber nach den Schablonen von Fr. Kind ꝛc., allmählig jedoch übergehend in den historischen Roman in Walter Scotts Manier. So Georg Döring seit 1819, Blumenhagen, Gleich, Adrian, Loy, Starkloff, Theodor von Haupt, Theodor von Kobbe, Penseroso. Halbromantische Damen, die noch romantische Gestalten in ihren Romanen anbrachten, waren Fouqué's Frau Caroline, desgleichen Caroline von Woltmann, Amalie von Helwig, Helmine von Chezy, Julie von Richthofen, Caroline Lessing, Friederike Lohmann, Wilhelmine Lorenz, Elise von Hohenhausen ꝛc.

Seit der Restauration regierten in Frankreich die alten Weiber und kam eine eigenthümliche Aeltlichkeit auf, die auch auf die deutsche Damenwelt überging. Frau Johanna Schopenhauer, eine reiche Dame aus Danzig, zog nach Weimar, um in der Nähe der dortigen Dichterheroen zu leben, beschrieb ihr Jugendleben, ihre Reisen, charakterisirte die Bilder der Eyck und ahmte in ihren Romanen seit 1819 ein wenig die Staël nach, jedoch ohne ihren Geist.

„Die Tante" opfert sich großherzig für das Glück der Ihrigen. Eben so entsagt „Natalie" ihrem geliebten Fürsten, damit er standesmäßig heirathen kann. „Gabriele" stirbt aus Liebe zu Hippolyt, nachdem sie schon einen andern geheirathet hatte. „Sidonie" kann gleichfalls ihren Robert nicht haben und endet entsagend. Dieser Robert kniet einmal vor ihr und ruft: Sidonie! Angebetete! Du Sonne meines Daseyns, dich haben die Götter ꝛc. Du bist ein höheres Wesen. Sidonie, ich krümme in Todesangst wie ein Wurm mich zu deinen Füßen ꝛc. Endlich fällt der Weichling in Ohnmacht und sie muß ihn nach Hause fahren lassen.

Thereſe Huber, Tochter des großen Philologen Heyne, Gattin erſt des Weltumſeglers Georg Forſter, dann des Publiciſten Huber, fiel auf die ſeltſame Idee, in ihren Romanen die Ehe zu tadeln, nicht wie die Jungdeutſchen, die das Fleiſch emancipiren wollten, ſondern aus Prüderie, aus einer ſäuerlichen Geringſchätzung des männlichen Princips.

In dem Roman „die Eheloſen" von 1829 verlangt ſie förmlich eine Erziehung der Mädchen zur Eheloſigkeit und ſagt II. 88: „für das ſittlich ausgebildete Mädchen iſt nur der geiſtige Inhalt der Mutterſchaft Bedürfniß geblieben." Ihre Heldin Eliſabeth iſt zu zart für die rohen Männer und bleibt ledig, nur um die Kinder Anderer zu erziehen, nicht etwa aus weinerlicher Entſagung, ſondern abſichtlich und mit ſtolzer Verachtung der Männer.

Die übrigen Romane der Verfaſſerin ſind weniger pikant (Ellen Percy, Hannah die Herrnhuterin ꝛc.).

Fanny Tarnow in Dresden ſchrieb ſeit 1812 eine große Menge Romane, worin unglückliche Liebe und Entſagung die Hauptrolle ſpielen (Mädchenherz und Mädchenglück, Sidonie's Wittwenjahre, Margarethens Prüfungen ꝛc.). Sie hatte warmes Gefühl, mußte aber in ſpätern Jahren ums Brod ſchreiben und der Mode, nach dem Willen der Buchhändler folgen. Sehr empfindſam ſind auch die Romane der Agnes Franz, ſeit 1824 (Angela, Glycerion, Stundenblumen ꝛc.).

Die Familienromane der Henriette Hanke (ſeit 1821) ſind wegen ihrer Einfachheit und Beſcheidenheit zu loben.

Sie ſtellen in der Regel eine tugendhafte Jungfrau, Frau oder Wittwe in den Vordergrund und entwickeln deren edeln Charakter unter allerlei Widerwärtigkeiten und Nöthen. Das, womit die Geplagte zuletzt ſiegt, iſt immer ihre echt weibliche Demuth und Güte So die Romane: die Pflegetöchter, Wittwen, Freundinnen, Schwägerinnen, Schweſtern, die Schwiegermutter, der Schmuck, die Perlen ꝛc.

Von ähnlicher Art waren die Romane der Regina Frohberg, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette von Biſſing.

Der letztern Roman „Victorine" zeigt uns dieſes beſcheidene Mädchen, wie ſie als Gaſt zu einer Hochzeit geladen und durch die Nachricht überraſcht wird, ſie ſelbſt ſey die Braut.

Frau von Paalzow, eine preußiſche Dame, ſchrieb ſeit 1839 Romane, welche ſchnell beliebt wurden, jetzt aber ſchon wieder vergeſſen ſind. Sie enthalten durchgängig Bilder aus dem engliſchen und franzöſi-

ſchen Hofleben der Renaiſſancezeit (Godwie-Caſtle, St. Roche, Thomas Thyrnau), voll von Prätenſion, als ob dieſe Salonwelt, ihre Etikette und Mode das Wichtigſte in der Welt wäre.

Selbſt das tragiſche Intereſſe großen Heldenmuthes und großer Gefahr unterdrückt bei dieſer Dame niemals die vorherrſchende Rückſicht auf Coſtüm und Etikette, und daß z. B. in Godwie-Caſtle die Heldin des Romans nach unendlicher Noth zum ſchönen Ziel des Brautſtandes gelangt, gilt faſt für minder wichtig, als daß ſie bei Hofe des Tabourets gewürdigt wird.

Caroline Pichler, geborne von Greiner, eine ſehr geachtete Frau in Wien, ſchrieb ſeit 1804 viele hiſtoriſche Romane, zunächſt nach dem Vorbild der Naubert, aber mit viel mehr Gefühlsausdruck und auch mit reicherer Ausmalung, z. B. der Coſtüme, worin ſie ſchon an Walter Scott mahnt. Am berühmteſten wurde ihr „Agathokles“ von 1808, der allerdings ernſter und edler als Wielands, und wärmer als Feßlers und Meißners griechiſche Romane geſchrieben iſt, aber die weiche Frauenhand doch allzuſehr verräth. Dieſe weiche Hand paßt dann auch nicht ganz zu den kriegeriſchen Romanen aus der öſterreichiſchen Geſchichte (Friedrich der Streitbare, Ferdinand II., die Belagerung Wiens ꝛc.), wie auch nicht zu den Trauerſpielen (Germanicus, Heinrich von Hohenſtaufen, Rudolf von Habsburg ꝛc.). Ihr mehr gemäß, wenn auch dem Inhalt nach minder intereſſant ſind die Romane aus der Geſellſchaft (Leonore, Frauenwürde, ꝛc.).

Die hiſtoriſchen Romane kamen erſt in die Mode und wurden in ungeheurer Menge geſchrieben, als Walter Scott in England ſie in eigenthümlicher Weiſe mit größter Ausführlichkeit des Coſtüms wie niederländiſche Gemälde zu entwerfen begonnen hatte. Obgleich nun in dieſer Manier völlig fabrikmäßig geſchrieben wurde, ſo hielten ſich die Dichter doch meiſt an die Geſchichte und brachten wieder Vorſtellungen von kräftigern und heldenmäßigen Zeiten auf, was nach der Abſchwächung durch die Damenromane erquicklich war.

Van der Velde in Breslau ſchrieb ſeit 1820 eine Menge hiſtoriſche Romane, wetteifernd mit Walter Scott, welcher gleichzeitig aufkam und ohne deſſen Nachahmer zu ſeyn. Er erinnert vielmehr noch einigermaßen in der warmen Färbung des Ritterthums und der Vorzeit an Fouqué.

Am berühmteſten wurde ſein böhmiſcher Mägdekrieg; daran reihen ſich die

Lichtenſteiner, die Eroberung von Mexiko, der Maltheſer, die Wiedertäufer, Chriſtine und ihr Hof ꝛc.

Ihm folgte ſeit 1823 unter dem Namen Tromlitz Oberſt von Witzleben in Dresden mit vielen hiſtoriſchen Romanen, unter denen Sickingen, Heinrich IV. von Frankreich, die Pappenheimer, der Page des Herzogs von Friedland als lebendige Darſtellungen aus der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege am meiſten gefielen.

Karl Spindler aus Straßburg, der anfangs mit einer armen Schauſpielertruppe herumzog, begann 1824 Romane in der Manier Walter Scotts zu ſchreiben, machte jedoch erſt 1825 mit ſeinem „Baſtard“ Glück, dem bald immer größere und immer mehr mit Beifall aufgenommene Romane folgten. Spindler zeichnete ſich durch eine ſehr reiche Phantaſie aus, und hatte ſich auf ſeinen frühern Irrfahrten gewöhnt, alten Städten das romantiſche Intereſſe abzugewinnen und ſich in ihre Vorzeit hineinzuträumen. Am beſten gelangen ihm Darſtellungen aus der wirklichen Geſchichte, aus dem wirklichen Leben der Vorzeit, weniger die idealiſirten Situationen, das Märchenhafte, Orientaliſche und wieder Scenen aus der Neuzeit beſſer, wenn ſie der ländlichen, als wenn ſie der vornehmen Welt angehörten. Denn er ſtand mit ſeiner ganzen Natur und Erfahrung den niedern Sphären der Geſellſchaft näher als den höhern, und darin lag eben der Hauptreiz ſeiner Dichtungen, daß ihn die Welt mit allen ihren bunten Erſcheinungen, gleichſam wie einem wandernden Handwerksburſchen wunderbar anfremdete und er dieſen erſten friſchen romantiſchen Eindruck naiv wiedergab.

Der Baſtard iſt Archimbald, ein von ſeinem ältern Bruder und vom Schickſal ſchwer verfolgter Knabe und Jüngling, der aber am Ende durch innere Tüchtigkeit und gutes Glück triumphirt. Den reichen Hintergrund ſeiner Geſchichte bildet die Zeit Kaiſer Rudolfs II. kurz vor dem dreißigjährigen Kriege. Ein noch etwas rohes, aber höchſt phantaſiereiches Produkt aus Spindlers Jugendzeit, mit unzähligen Figuren in noch verworrenen Gruppen. — Klarer ſcheiden ſich die Gruppen im „Juden“. Hier ſteht einer reichen altbürgerlichen Chriſtenfamilie zu Frankfurt am Main eine Judenfamilie gegenüber und beiden draußen die wilde Ritterſchaft. Der Roman ſpielt zur Zeit des Conſtanzer Concils. Die Heldin iſt die idealiſirte Eſther, mit der theils ein energiſches, aber böſes Ritterfräulein, theils der in allen Bosheiten geübte Jude Zodik contraſtirt. — „Die Nonne von Gnadenzell.“ Die Heldin des Romans iſt Giſela, vertraulich Geißlin genannt, die ſchöne Tochter des durch Liederlichkeit

gänzlich herabgekommenen Ritter Götz, der, um sein Leben zu fristen, in Baden Badeknecht geworden ist. Der schöne und reiche Junker Heerdegen von Sperbereck lernt ihn im Bade kennen und verliebt sich in Gisela; sie wird ihm durch einen andern Bewerber entrissen, entkommt aber aus allen, sehr anziehend geschilderten Gefahren, und wird zuletzt in einem Kloster aufgenommen. Die Sittenverderbniß der Nonnen ist mit lebhaften Farben gemalt, ein blödsinniger Bube, die Frucht verbotner Liebe, bildet einen guten Contrast dazu, doch ist etwas zu viel Geheimnißkrämerei à la Walter Scott dabei. Dagegen ist das Geheimniß, das um den Grafen von Württemberg schwebt, mit seinen Decorationen von Wald- und Räuberleben desto ansprechender, und die geheime Liebe Gisela's zu diesem fürstlichen Helden kann nicht zarter behandelt werden.

Spindlers bester Roman war „der Vogelhändler von Imbst (1842). Seraphin Plaschur, ein armer Tiroler Waisenknabe, leidet mit seinem Schwesterchen große Noth. Einmal verweilt eine reiche Familie, deren Reisewagen zerbrochen ist, in der Gegend; dabei ist ein kleines Mädchen, die schöne Martina, und zwischen ihr und Seraphin knüpft sich auf die unschuldigste Weise ein geheimes Band der Seelen an. Die Erzählung, wie er ihr einen Vogel, den er singen gelehrt hat, und ein gemaltes Herz schenkt, ist entzückend und erinnert an das beste, was Jean Paul in dieser Art geschrieben hat. Diesem ersten Freudenblick des Schicksals folgen trübe Tage. Mitten im rauhesten Winter wird Seraphin von seiner grausamen Pflegemutter über Land geschickt. Ein alter böser Jäger, der Geld, das ihm anvertraut worden, bei ihm gesehen, will ihm auflauern und ihn umbringen, sinkt aber bei dem schrecklichen Winterfrost und Schneewetter in Betäubung und ist im Begriff, zu erfrieren, als der Knabe Seraphin ihn findet und rettet.

Die ganze Scene verändert sich durch die Erscheinung eines seltsamen Mannes, Egidi des Vogelhändlers, eines Engadiners, der nur gebrochen deutsch, mit Ladinischem (Romanischem) untermischt, redet. Mit den Eltern Seraphins bekannt, und innig an seinem Schicksal Theil nehmend, erkennt er sogleich, daß der Knabe hier nicht an seinem rechten Platze ist, und beschließt, für ihn zu sorgen. Sein Patron, der reiche Vogelhändler Tammerl zu Imbst im Oberinnthal, für den er im Auslande Geschäfte besorgt, hat eben seinen alten Vogelwärter verloren. Dieser Tammerl ist derselbe fremde Herr, dessen schöne Tochter Martina Seraphin auf der Reise kennen gelernt und der er einen von ihm selbst abgerichteten Vogel geschenkt hat. Indem nun der alte Herr von Egidi erfährt, daß der Knabe, den ihm dieser empfiehlt, derselbe sey, der jenen Vogel so gut abgerichtet, ist er sogleich bereit, ihm die Stelle des Vogelwärters anzuvertrauen und Seraphin wird, um alles Einreden abzuschneiden, von Egidi mit Gewalt entführt und nach Imbst gebracht. Wie erstaunt er, als er in der Tochter seines künftigen Herrn die hübsche Martina wiedererkennt. Er tritt nun wohlgemuth seinen neuen Dienst im abgelegenen

Bergwald an. Seraphin erhält in seiner Einsamkeit, die nur ein ehrlicher alter Schuhknecht mit ihm theilt, von der Familie Tammerl Besuch und darf sie wieder besuchen. Die Entwicklung der Liebesgeschichte zwischen ihm und Martina ist meisterhaft und echt volksthümlich. Im Hause des Herrn Tammerl herrschen drei Frauen zugleich, die alte Mutter, die Hausfrau und deren Schwester, eine vortrefflich gezeichnete halbvornehme und halbalte Jungfer, Magdalene, die wegen einer unglücklichen Liebe unverehelicht geblieben, aber reich und der gute Genius der Familie ist. Eben so glücklich sind die Hausfreunde, das redselige Veverl (Genovefa), Martina's Busenfreundin, und das ganze Treiben des Gebirgsmarkts Imbst geschildert. Alles scheint nun im gewöhnlichem Geleise auf eine Hochzeit hinauslaufen zu wollen. Allein Seraphin muß, ehe er seine Geliebte heirathen darf, noch auf Reisen gehen, wird in Holland zum Soldaten gepreßt und nach Indien verschlagen, kommt aber endlich glücklich heim.

Schwächer ist Spindlers Roman „Fridolin Schwertberger", die Geschichte eines kleinbürgerlichen Schreiners, der harte Verfolgungen erleidet, aber zuletzt noch glücklich wird. Am wenigsten genügt „der König von Zion", weil Spindler in diesem Roman den berüchtigten Wiedertäuferkönig Johann von Leiden nicht als Schwärmer, der er war, sondern als einen abgefeimten Schurken auffaßt.

Im „Jesuiten" stellt Spindler den Orden in dem verhaßten Lichte dar, wie es die Mode des Zeitalters verlangte. Im „Invaliden" zeichnete er Charaktere und Situationen aus der französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit mit gewohntem Talent.

Sein schlechtester Roman dagegen ist „Boa Constrictor", worin ein gewisser Georg teuflische Ränke ersinnt, um sich an einer befreundeten Familie zu rächen und alle ihre Glieder in Schande und Unglück stürzt. Seine Bosheit ist durchaus nicht ausreichend motivirt und die Greuel sind allzu grell und widrig.

Dagegen findet sich wieder in den kleineren Erzählungen und Novellen Spindlers viel Schönes, z. B. „der große Ruhlas" (das Frohnleichnamsfest in München). Toni, der Tiroler Schütze, soll seiner stolzen Geliebten Theres den besten Schützenpreis von München bringen und geht dahin, verliebt sich aber dort in die Afra, eine Tirolerin, die als Magd in München dient und wegen ihrer Schönheit ausgewählt wird, bei der Prozession die Madonna vorzustellen. Er gewinnt den Preis und bringt ihn der Theres, wie er versprochen, heirathet aber zum großen Verdruß der Stolzen die bescheidene Afra. Das Volksfest ist trefflich geschildert. — Zu den sehr interessanten Erzählungen Spindlers gehört auch „die Ulme des Vaurn".

Ludwig Storch, ein Thüringer, ergoß sich seit 1827 in einer ungeheuern Fülle von historischen Romanen, in denen er sich an Spindlers Manier hielt, und mit weniger Geist und Erfindungsgabe doch immerhin

reiche Gemälde, besonders des bürgerlichen Lebens der Vorzeit, aufstellte, z. B. der Glockengießer, der Freiknecht, der Leineweber ꝛc. Einer der gemeinsten Romanfudler war Velant (Häberlin, der seinen Roman aus dem Zuchthause schrieb), desgleichen Bruckbräu.

Nächst Spindler war der beste Nachahmer Walter Scotts der in Berlin privatisirende Schlesier Wilhelm Hering, der sich Willibald Alexis nannte.

Er begann 1820 mit einem harmlosen komischen Heldengedicht „die Treibjagd", wählte schon 1822 eine vaterländische Erinnerung zum Gegenstand seiner Dichtung aus „die Schlacht bei Torgau", vertiefte sich dann ganz in das Studium Walter Scotts, mystificirte 1825 das Publikum mit dem Roman „Walladmor", den man aus Scotts Feder geflossen wähnte, und fügte noch einen ähnlichen Roman „Schloß Avalon" hinzu.

Dann aber concentrirte er sich mehr in der Darstellung geschichtlicher Bilder aus der preußischen und zunächst brandenburgischen und Berliner Vorzeit, Bilder, die ihm sehr wohl gelungen sind und die seinem guten patriotischen Herzen Ehre machen.

Romane aus der älteren Zeit: Der Roland von Berlin, ein Gemälde des Berliner Bürgerthums, wie es vor der Reformation war. Der falsche Waldemar und die Hosen des Herrn von Bredow, Gemälde aus der Ritterzeit Brandenburgs. Cabanis, eine Scene aus dem Hofleben Friedrichs des Großen. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, aus dem Unglücksjahr 1806. Isegrimm, aus dem Heldenjahr 1813 ꝛc.

Recht hübsche Bilder aus dem alten Nürnberger Bürgerleben schrieb 1826 August Hagen (Norika 1820).

Rellstab in Berlin begann 1822 mit Griechenliedern und schrieb die geistvolle Novelle „Henriette",

in der er die berühmte Sängerin Sonntag abspiegelte, wie sich ein Schwarm von adeligen Müßiggängern, Theaterfreunden, Dichtern und Rezensenten gleich Mücken in ihre Flamme stürzen, während ihre Nebenbuhlerinnen alle Kunst der Verführung und Intrigue gegen sie in Bewegung setzen, bis ein edler Graf sie allen Gefahren entführt und heirathet. Ein treues Bild des damaligen Berlin.

Rellstab schrieb überaus viel: Erzählungen, Kritiken, empfindsame Reisen, Kunstnovellen, Sagen ꝛc. Am besten ist sein Roman „1812" vom Jahr 1834, ein höchst lebendiges Bild des russischen Winterfeldzugs.

Ein junger Sachse begegnet in Oberitalien einer wunderschönen Reisenden, findet aber ihre Spur nicht eher wieder, als im russischen Feldzug, indem er in der polnischen Armee gefangen und von der Schönen, welche die Tochter eines russischen Grafen ist, gerettet wird. Um einer verhaßten Heirath zu entgehen, flieht sie mit ihm und sie kommen unter allen Schrecken und Gefahren des Berezina-Uebergangs ꝛc. glücklich nach Dresden und heirathen sich.

Viel geringer waren die Romane von Ferd. Stolle (1813, Napoleon, Elba und Waterloo). Einer der geistreichern Romanschreiber, Professor O. L. B. Wolff, als Improvisator berühmt, schrieb einige freie Sachen, ein Seitenstück zur Flormona, einem dem Wilhelm Heinse untergeschobenen Roman, die Irrwische des Tags, die Liebesgeschichte des Grafen Mirabeau ꝛc. Zu den begabteren gehörte ferner Gustav von Heeringen, der seit 1834 viel historische Romane schrieb.

Adalbert Stifter in Wien trat 1844 mit „Studien“ auf, die großes Glück machten. Es sind Erzählungen in Prosa.

„Der Condor“. Eine Lady, die alles wagt, fährt auch einmal mit einem Luftschiff empor, aber „die Weiber können den Himmel nicht ertragen“, sagt der alte Luftschiffer, als sie ohnmächtig wird, und läßt sie herab. „Feldblumen.“ Zwei Freunde erblicken zwei wunderschöne Damen und einer ist so keck, bei der Wirthin nach drei Jahren ein Gastmahl zu bestellen, da er und sein Freund jene beide Damen als Bräute mitbringen würden. Und so geschah es. „Der Haidebewohner“, eine liebliche Idylle aus der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges. Eben so die letzte Erzählung vom armen Heinrich, der plötzlich reich geworden, doch nicht stolz wird, sondern seine ländliche Geliebte heirathet. Die späteren Sachen Stifters sind weniger ansprechend.

Heinrich Zschokke, dessen Abällino und Alamontade wir schon kennen, schrieb auch einen historischen Roman „die Prinzessin von Wolfenbüttel“.

Diese Prinzessin soll wegen Mißhandlungen, welche sie von ihrem rohen Gemahl, dem russischen Prinzen Alexis (Sohn Peters I.) erlitt, sich todt gestellt haben und während sie scheinbar begraben wurde, nach Amerika entflohen seyn, wo sie einen französischen Offizier heirathete.

Später schrieb Zschokke historische Romane in Scotts Manier: den Freihof von Aarau, Adderich im Moos ꝛc., geringen Werthes. In seinen Erheiterungen gab er unter vielen flachen Erzählungen doch auch einige gute, z. B. „der todte Gast“.

In einem Städtchen geht die Sage, alle 100 Jahre am ersten Advents-

Natur- und Gewerbprodukten, von denen auch manche, an sich unerheblich scheinende zu einem bedeutenden Handel Anlaß geben. An Menschenhaaren z. B. wurden im Jahr 1836 10,194 Kil. (im Jahr 1832 sogar 16,758 Kil.) versendet. Hievon bekam England 6266 Kil. Die Schweiz erhielt von Frankreich 11,668 Milchschweinchen (im Jahr 1834 sogar 18,450 Stück). Eben so erhielt Sardinien 6756 Kil., Spanien 7007 Kil., und beide Sizilien 3968 Kil. zubereitete Schreibfedern. Aber die Federn zum Putze, die weißen besonders, bekömmt zur Hälfte wenigstens Amerika: im Jahr 1836 bezogen die Vereinigten Freistaaten 741 Kil. von den 1444 Kil., die aus Frankreich ausgeführt wurden, und die eine ungeheure Menge Federn fassen mußten. Von den schwarzen Schmuckfedern ist auch Preußen ein bedeutender Abnehmer, vermuthlich wegen des Gebrauchs der schwarzen Federn im Heere. Von 1108 Kil. erhielt Preußen 294 Kil. (im Jahr 1835 sogar 324 Kil., im Jahr 1833 aber nur 192 Kil.)

Ich habe oben von der ungeheuren Menge von Blutigeln gesprochen, welche Frankreich vom Auslande bezieht. Diese bleiben jedoch nicht alle zur Verfügung der Anhänger der Broussaisschen Heilmethode: 1,015,245 Stück (im Jahr 1835 über 1,200,000) wurden im Jahr 1836 wieder ausgeführt, und zwar nach Spanien, den Vereinigten Freistaaten, Martinique und Brasilien. 35,000 gingen sogar nach Deutschland, welches sonst, wie wir gesehen haben, Frankreich mit einer außerordentlichen Menge dieser Thierchen versah. Spanien machte sonst wenig Gebrauch davon; es scheint aber, daß es nun anfängt, sich um die in andern Ländern üblichen Heilmittel etwas zu bekümmern.

Obschon Millionen von Austern in Frankreich verspeist werden, so wurden doch 387,150 Stück ausgeführt, wovon über 300,000 nach Belgien gingen. Nicht völlig 6000 gelangten nach Deutschland, welches keinen regelmäßigen Geschmack daran zu finden scheint; denn in manchen Jahren wird nichts dahin versandt; in den Jahren 1827 und 28 bekam es 11,000 Stück, und im Jahr 1829 sogar 12,030; dies war aber auch das höchste im Dezennium. Besser gehen im deutschen Handel die feinen Perlen ab. Von den 64,090 Grammen derselben, welche im Jahr 1836 aus Frankreich geführt wurden, bekam England 23,670 Grammen, Deutschland 19,000, und Oesterreich 16,720 Gr. Das

sonntage komme „der todte Gast“ und hole drei Bräute, indem er ihnen das Blut aus der Kehle sauge. Nun erscheint der einem Mädchen der Stadt bestimmte Bräutigam, ein so blasser, langer und unheimlicher Herr, daß er für den todten Gast gehalten wird, bis alles sich fröhlich löst. Mit trefflichem Humor durchgeführt.

Wilhelm Meinhold, Pfarrer auf der Insel Usedom, der schon einige Gedichte geschrieben hatte, mystificirte 1842 das Publikum mit der angeblichen Relation eines Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert über den Hexenprozeß seiner Tochter „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe“.

Der Vater erzählt, wie seine brave, schöne und hochgebildete Tochter auf Antrieb eines Beamten, von dem sie sich nicht hatte verführen lassen wollen, schändlich verleumdet worden sey als Hexe, wie man sie im Prozeß gequält und wie sie endlich nur durch die Dazwischenkunft eines braven Junkers gerettet und dessen Gattin wird.

Alles sehr unwahrscheinlich. In jener Zeit hätte kein Junker ungestraft dem Volksaberglauben getrotzt. Auch ist die alterthümliche Sprache des Buchs affectirt und spricht uns keineswegs an. Meinhold schrieb nachher noch eine zweite Hexengeschichte, die der Sidonia von Bork, treu nach der wirklichen Geschichte.

Sidonia, die Geliebte eines pommerschen Fürsten, wurde beschuldigt, durch Hexerei den Kindersegen der rechtmäßigen Gemahlin vereitelt zu haben, und unschuldig verbrannt.

Meinhold erregte noch größeres Aufsehen, als er, ein lutherischer Pastor, plötzlich katholisch wurde.

Hermann Kurz in Stuttgart schrieb außer einigen lyrischen Dichtungen und einer vortrefflichen Uebertragung der altdeutschen Tristan, einige schwäbische Romane: „Schillers Heimathjahre“, ein treues Bild aus der Zeit des Herzogs Karl, und „den Sonnenwirth“, die ausführliche und wahre Geschichte, welche Schiller in seinem „Verbrecher aus verlorner Ehre“ nur skizzirt hatte. Auch „Genzianen“ (1837), kleine schwäbische Novellen mit guter Lokalfärbung.

Der Romantiker Ludwig Bechstein wandte sich auch dem historischen Roman zu. Sein erster Roman, „die Weissagung der Libussa“ von 1829,

faßte aus der Chronik des Hageck die höchst interessante und phantastische

Geschichte der Wrssowezen auf, eines den böhmischen Königen feindlichen Geschlechts.

Recht lebendig schilderte Bechstein auch „das tolle Jahr", die Revolution in Erfurt zur Reformationszeit. Minder interessant war die Prozeßgeschichte Grumbachs, die Stiftung von Grimmenthal, der Fürstentag. Sehr anziehend aber Elsters von Bechstein herausgegebene Fahrten eines Musikanten. Viel geringer waren die böhmischen Romane von Wangenheim (Ziska, der dreißigjährige Krieg ꝛc.) und auch die von Herloßsohn seit 1827

Die 500 vom Berge Blanik, die Hussiten, der letzte Taborit, die Rosenberger, Wallensteins erste Liebe, der Ungar, der Freischutz vom Riesengebirge ꝛc.

Bronikowski seit 1825 aus der polnischen Vorzeit (Baratinski, Sobieski, Maina, Olgierd und Olga ꝛc.), Harro Harring aus der neuern Zeit Polens mit besonderer Hervorhebung der russischen Tyrannei: Maria Norden Patkuls Tod, den Brand von Para ꝛc. Riedmann und Gehe schrieben jeder einen falschen Demetrius; Albin von Seebach 1837 russische Novellen, der Deutschrusse Gretsch zu derselben Zeit den Roman „die schwarze Frau", Abentheuer eines russischen Officiers mit obligaten Geistergeschichten.

Unter die Nachahmer Walter Scotts stellte sich auffallender Weise auch der berühmte Naturphilosoph Henrik Steffens, ein Norweger, aber als Universitätslehrer in Breslau und Berlin und als Mitkämpfer im Jahr 1813 ganz Preuße geworden. Mit reicher Phantasie begabt und immer aus der Wissenschaft hinaus ins bunte Leben blickend suchte er alle poetischen Eindrücke seiner Erinnerungen und Forschungen in einem großen Bilde zu concentriren in dem 1827 erschienenen Roman Walseth und Leith.

Walseth, ein junger geistreicher Norweger, geräth im vorigen Jahrhundert in die mannigfachsten Conflicte, kämpft mit in Corsika, sieht die französische Revolution ꝛc., während Leith, von norwegischer Mutter Sohn eines sächsischen Grafen, uns an dem sächsischen Hof, unter die Herrnhuter und in den siebenjährigen Krieg führt. Endlich kommen sie in der nordischen Heimath zusammen und freuen sich der reichen Beute von Erfahrungen, gleichsam als geistige Seeräuber, die das große Festland im Süden ausgeplündert. Als Philosoph, Aesthetiker, Politiker sticht Steffens allerlei Bemerkungen über Wissenschaft

und Literatur der Zeit ein. Vorherrschend bleibt aber immer sein Stolz als Normann. Zu den Haupteffecten des Romans gehört die Schilderung des großen Schloßbrandes in Kopenhagen.

Der Roman erntete Beifall. Da schickte ihm Steffens 1828 „die vier Norweger" nach.

Diesmal sind es nicht blos zwei, sondern vier Norweger, die auf dieselbe Weise im Süden herumfahren, um alles zu sehen und zu erfahren, was nach der französischen Revolution sich begeben. Da nehmen sie Theil an der großen Erhebung des Jahrs 1813, an der deutschen Wissenschaft, Poesie, Kunst ꝛc. Kurz Steffens selbst vervierfacht sich hier, um überall auszukramen, was er selbst erlebt, gedacht, geträumt hat.

Die Form des historischen Romans hatte Steffens bisher nur gedient, seine eigenen Meinungen in bunter Mischung vorzutragen. Aber er schwankt mit seiner Meinung zwischen Göthecultus, Herrnhuterei, preußischem Heroismus, Schelling'scher Naturphilosophie, Werner-Humboldt'scher Geologie ꝛc. herum und ist nur ein geistreicher Epigone, ohne irgend eine eigene Idee umzusetzen. Hierin gleicht er Oehlenschläger, welcher gleichfalls mit lächerlichem Normannenstolz doch nur ein schwächlicher Epigone der deutschen Romantik war. Steffens ließ sich verführen, 1831 seinem nur vermeintlichen historischen Romanen einmal einen echten nachfolgen zu lassen, „Malkolm", der aber völlig mißlang.

Malkolm steht auf der Höhe der Bildung und wird von Steffens absichtlich mit allen Tugenden besonnener Mäßigung und Göthe'scher Ruhe ausstaffirt, läßt sich aber nachher doch darauf ein, den seinem Geschlecht von den Ururahnen her eingebornen Fluch zu erfüllen und stellt sich an die Spitze eines gemeinen Banditen- und Rebellenhaufens, was ihn zum Schaffot führt. Ein schlecht durchgeführter Charakter, dazu noch, wie in allen Romanen dieses flüchtigen Autors, eine Anhäufung von Nebenscenen und große Verwirrung in den Gruppen.

Noch schwächer fiel Steffens letzter Roman aus, „die Revolution", von 1837.

Louvet, das gute, und Adrian, das böse Princip, bekämpfen sich in der französischen Revolution. Edward, ein Enkel des ersteren, wird von einem gewissen Theodor in die geheimen Umtriebe und Verschwörungen in Deutschland eingeweiht, was dem loyalen Dichter Anlaß gibt, geistreich über Liberalismus und Conservatismus zu raisonniren.

Auch die Gebirgssagen von Steffens (1837) sind unbedeutend.

Unter dem halben Duzend kleiner Rübezahlsagen zeichnen sich nur zwei aus, die eine von Herrn von Emmerling, der im siegreichen Bewußtseyn der Aufklärung den ganzen ihn umgebenden Zauber für bloße Einbildung hält, bis die scharfsinnigen Bemerkungen, die er immerfort macht, sich in ein Gemecker auflösen und er sich in einen Bock verwandelt sieht. Die andere von einem Schatzsucher, dem die zerbrochene Thür zur Höhle einmal vom Berggeist da gezeigt worden, wo zwei Thürme in einer bestimmten Stellung zu einander sichtbar waren, welche Stellung er nun aber, trotz täglichen wahnsinnigen Suchens, nie wieder finden kann. Diese Rübezahliana umfassen nur 75 Seiten. Den größten Raum des Buchs nimmt sodann die Novelle „die schlafende Braut" ein; die Schlafende ist eine somnambule Seherin, der Schauplatz das Pyrenäenthal, die Zeit die der Hugenottenkriege, den Inhalt bildet die Geschichte der adeligen Hugenottenfamilie von Brisson unter den grausamen Verfolgungen der Katholiken. Zum Schluß eine nordische Novelle: „die Trauung". Ein alter Pfarrer traut ein geheimnißvolles vornehmes Paar und sieht nachher, wie die Braut vom Bräutigam erschossen wird.

Der romantische Reiz, den diese Erzählungen haben könnten, wird gänzlich verschlungen von dem widrigen Eindruck, den die vorherrschende Reflexion und die Eitelkeit seines Vortrags machen.

Theodor Mügge in Berlin schrieb viele Erzählungen und Romane, die sich als Landschafts- und Costümbilder auszeichneten, so früher den Chevalier (1835) und Toussaint (1840), beides höchst lebendige Gemälde aus der Negerrevolution auf Hayti, später seine Skizzen aus dem Norden, reizende Reisebilder aus Norwegen ꝛc. Biernazki's Romane seit 1835 enthalten reiche Nordseebilder aus Holstein und Schleswig, die von Heinrich Schmidt Seebilder von Hamburg.

Großen Ruf erlangten seit 1835 die anonymen Romane, als deren Verfasser später Sealsfield genannt wurde. Sie sind gut geschrieben, handeln aber nur von Amerika, wie die von Cooper und Washington Irving. (Lebensbilder aus beiden Hemisphären, der Virey, Land- und Seebilder ꝛc.). Wachsmanns Romane seit 1830 spielten in Spanien und Südamerika, die von Gerstäcker in der Südsee und den fernen Welttheilen. Robert Heller versuchte in seinen Novellen aus dem Süden (1842) eine romantische Durchkreuzung der Racen, als dem modernen Weltverkehr entsprechend.

Ein edler Franke heirathet eine arme Sklavin, der Schwede verbindet sich

mit der Italienerin, der Araber der Wüſte mit einer üppigen Stadtdame, der griechiſche Matroſe mit einer edlen Brittin ꝛc.

Guſtav Bernhard gab in ſeiner Fata Morgana von 1843 eine echte Kaufmannspoeſie Preis, die auf dem Wege des großen Handelsverkehrs aus aller Welt Enden Blumen mitbringt.

Der Handelsgott, Columbus, Venedig, die Meſſe zu Hurdwar (in Indien), London, Gold und Eiſen ꝛc.

Seit der Naubert und Caroline Pichler fuhren auch die Damen fleißig fort in hiſtoriſchen Romanen: Satori (Johanna Neumann), Franziska von Stengel.

Eine der gewandteſten Romanfabrikantinnen iſt Louiſe Mühlbach, Gattin des Theodor Mundt. Am beſten ſind ihr die memoirenartigen Schilderungen der Höfe aus der Rococozeit gelungen: Friedrich der Große und ſein Hof, 1855, Joſeph II. und ſein Hof, Hortenſe (ein napoleoniſches Lebensbild). „Ein Roman in Berlin“ von derſelben (1846) ſchildert die verderbten Sitten dieſer Stadt, aber ohne den feinen Geiſt, mit dem G. Sand Pariſer Sitten darſtellte.

Ueber alle ſchreibenden Damen erhob ſich Ida, Gräfin Hahn-Hahn, aus Mecklenburg. Unglücklich vermählt, voll Geiſt und Seele, ſtürzte ſie ſich, eine Magdalena, in den Strudel der Welt. Aber Reichthum und Genuß befriedigten ſie nicht. Es trieb ſie, durch fremde Länder zu reiſen, und in das Land der Phantaſie. Sie ſchrieb, was ſie auf Reiſen geſehn, und was ſie innerlich erlebt und erſehnt, in Proſa und Verſen nieder. Immer in ſchöner Sprache, voll Wärme und Innigkeit, in kurzen raſchen Sätzen, wie man ſpricht, überall natürlich und freimüthig. Dieſer liebenswürdigſte Zug an ihr wurde von geiſtloſer Prüderie mißkannt und man fing bald an, ſich über die gar zu aufrichtige Dame zu mokiren. Ihre lyriſchen Gedichte (1835), denen ſie neue und einen Band „venetianiſche Nächte“ (1836) beifügte, verrathen ein feuriges zärtliches Herz und einen offenen Sinn für alles Schöne. Die Mehrzahl ſind Reiſeerinnerungen und Romanzen. Sie ſelbſt vergleicht ſich hier einmal mit der Roſane, einem wilden Bergfluß in Tirol, der ſich ſchäumend von den Felſen ſtürzt.

Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten.
Nimmer kehr' ich heimathwärts.
Glücklichen mögt ihr gebieten,
Frei geht durch die Welt der Schmerz.

Dieſer innerſte Schmerz kehrt in den Romanen der Gräfin immer wieder. Sie ſucht und findet nicht, oder täuſcht ſich, wenn ſie zu finden geglaubt hat. Der geheimſte Grund dieſes Schmerzes iſt ihr unverſöhnlicher Haß gegen die Ehe, ohne die es doch kein wahres und berechtigtes Liebesglück auf Erden für ſie geben kann. Ihr erſter Roman „Aus der Geſellſchaft" 1838 malt eine emancipirte Dame, die mit dem Herzen eines ſchönen jungen Bildhauers ſpielt, aber in Verzweiflung geräth, als ſie es verloren hat und nicht wiedergewinnen kann. In dem Roman „der Rechte" von 1839

triumphirt ſchon die äußerſte Blaſirtheit, und zwar nicht etwa bei erſchöpften Lebemenſchen, ſondern bei einer Dame und einem Herrn, welche von Geburt und Geiſt gleich vornehm eigentlich den geſunden Kern des Adels darſtellen ſollen. Der geiſtreichen Katharina iſt keiner, dem geiſtreichen Ohlen keine recht, ſie bleiben unvermählt, weil die Ehe den poetiſchen Duft ihrer Freundſchaft abſtreifen würde.

In dem Roman „Ulrich" von 1841

heirathen die Liebenden nicht ſich, ſondern jedes eine andre Perſon. Der Heldin Unica aber wird ihr Gatte untreu und der Kummer tödtet ſie.

So abgewandt von der Ehe, die für die Gräfin nur Ekel und Schrecken hatte, ahnte ſie damals ſchon, daß ihr nichts werde übrig bleiben, als die himmliſche Liebe, gleich der büßenden Magdalena. Dies zeigt ihr Roman noch von demſelben Jahre, „Fauſtine".

Fauſtine, eine junge, geiſtſprühende, lebensluſtige und eben ſo launiſche Gräfin, die als ein weiblicher Fauſt-Don-Juan die Männer nur probirt, genießt und wieder wegwirft, weil keiner ihr ganz genügt. Dieſe unglücklichen Männer aber ſind ſo bezaubert von ihr, daß ſie in der Regel ihre Verabſchiedung nicht überleben, ſondern hinſterben wie die Mücken, die ſich am Feuer verbrannt haben. Sie ſelbſt vergleicht ſich mit dem Jupiter in dem Moment, in welchem er Semele naht. So verderblich ſey auch ihre Nähe jedem, der ſie lieben wolle. Endlich entſchließt ſie ſich, ins Kloſter zu gehen und will Gott ſelbſt zu lieben verſuchen, nachdem ſie lange genug ſeine Geſchöpfe geliebt hat.

Im „Sigismund Forſter" 1843

wird wieder sehr viel durch einander geliebt, bis die schöne Tosca ihren geliebten Sigismund zu einem Duell begleitet und fallen sieht. Sie beerdigt ihn, geht aber nicht ins Kloster, sondern in die weite Welt.

Im „Cecil" von 1844 entsagt ein liebenswürdiger junger Diplomat seiner Geliebten aus einem Uebermaß von Delikatesse. In „den beiden Frauen" von 1845 siegt der vornehme Stolz über die Liebe.

Die Geliebte wird Fürstin, der Geliebte, ein berühmter, aber bürgerlicher Publicist, heirathet eine dumme Frau.

Die „Sibylle" von 1846

ist eine überbildete Gräfin, die zuerst „ihre Sehnsucht nach Liebe für Liebe hält" und zuletzt damit endet, daß der Verlobte ihrer Tochter, weil er sich in sie selbst, die Mutter, verliebt hat, eilends entflieht.

Eine zärtliche Laune gab 1846 die Gräfin dem Roman „Clelia Conti" ein.

Clelia, im Kloster erzogen, wird eine hochgefeierte Schauspielerin, liebt aber nur einen armen Jüngling, dem sie alle Schätze weiht, die sie erwirbt. In diesem Roman ist nichts natürlich, als der heiße ungestüme Drang eines großmüthigen Herzens.

In dem Roman „Diogena" von 1847, der unter ihrem Namen erschien, wird die Gräfin nur arg persiflirt.

Diogena, schön und reich, trennt sich von ihrem Gatten, genießt das Leben, findet aber nirgends Rast und Ruhe, durchreist die halbe Welt und endet im Irrenhause.

Düster ist der Gräfin echter Roman „Levin" von 1848.

Levin ist ein geistreicher Dichter, der sein treues Weib verläßt, eine Andre liebt, um dieser willen im Duelle verwundet und geistesschwach wird. Die Treue der Frau, die ihn pflegt, ist das einzig Erquickliche in diesem widrigen Gemälde geistreicher Corruption.

Größern Beifall als ihre Romane fanden die geistvollen Reisebeschreibungen der Gräfin: „Jenseits der Berge" (italienische Reise 1840), „Reisebriefe" (spanische Reise, 1841), denen noch eine schwedische und orientalische Reise nachfolgten. In der letzten giebt sich schon eine große Ermüdung zu erkennen. Die Gräfin lernte endlich, daß einer so glühenden Sehnsucht, wie der ihrigen, Erfüllung nicht diesseits gefunden werden könne. Sie bekehrte sich, wurde katholisch, schrieb 1851 das Buch

„von Babylon nach Jerusalem" und widmete sich seitdem zu Mainz in klösterlicher Strenge dem Studium der Heiligen.

Ida von Düringsfeld aus Schlesien hat sich ein vorzügliches Verdienst erworben durch treffliche Uebersetzungen von böhmischen, italienischen, dalmatischen Volksliedern, und durch interessante Reiseberichte (welche die gelehrten Anmerkungen ihres Gatten noch werthvoller machen). Ihre Romane spielen in der „Gesellschaft" und handeln von bald glücklicher, bald durch Eigensinn und Mißverständniß verfehlter Liebe. Am besten ist „Hugo", 1845.

Hugo wendet sich von einer früheren Liebe einer gewissen Lea zu, die, obwohl von reichen Eltern, doch ohne Unterricht aufgewachsen ist und mit den Ansprüchen der höheren Stände etwas Wildschönes, halb Barbarisches vereinigt.

„Schloß Goczyn", der Roman, der ihren ersten Ruf begründet, (1841) ist blasirt.

Drei Brüder buhlen nach einander um die schöne Mathilde. Der älteste heirathet sie, um sie zu vernachlässigen, macht Schulden und bringt sich selbst ums Leben. Den zweiten liebt sie, heirathet ihn aber nicht aus Delicatesse. Vom dritten wird sie aufs feurigste geliebt, weist ihn ebenfalls ab und stirbt, um sich ihr Grab vom zweiten Bruder und dessen junger Gattin unter empfindsamen Thränen bekränzen zu lassen. Der jüngste Bruder schwärmt dabei für die Kunst in Italien.

Der Roman „Soll und Haben" von Georg Freitag (1854) erlangte rasch ungeheuern Ruhm und wiederholte Auflagen, nicht wegen seines poetischen Werthes, sondern weil er im Sinne moderner Lebenspraxis der Poesie Hohn sprach.

Ein romantisch schwärmender junger Kaufmann Anton und die ihn zärtlich liebende Lenore, ein adeliges Fräulein, lösen ihr Liebesverhältniß freiwillig auf, um anderwärts eine reiche Parthie zu suchen.

Einer der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller wurde in der letzten Zeit Hackländer in Stuttgart. Diese wohlverdiente Gunst des Publikums verdankt er einer liebenswürdigen Harmlosigkeit und anspruchslosen Auffassung des Lebens und der Menschen, wie sie sind. Am besten sind ihm seine Scenen aus dem Soldatenleben, Wachtstubenabentheuer ꝛc. und anderseits seine Schilderungen aus dem Schauspielerleben gelungen.

Sein bester Roman „Europäisches Sklavenleben" von 1854 erzählt das

Leben der Tänzerin Clara und ſtellt das Daſeyn der Choriſtinnen als wahres Sklavenleben dar. Eine ſolche Exiſtenz, hinter deren äußerem Flitter ſich Elend und Schande verbergen, und die ſo vieler „verſchämter Hausarmen“ aus dem Honoratorenſtande berechtigt den Dichter, mitten in unſrer Civiliſation und conſtitutionellen Freiheit von einem europäiſchen Sklavenleben zu ſprechen, welches drückender iſt, als das afrikaniſche. — In dem Roman „Eugen Stillfried“ hat der Verfaſſer die wahre Geſchichte der Roſine Klöble benutzt, die durch Vorſpiegelung eines unſichtbaren Freiers um ihr ganzes Vermögen betrogen wurde.

Hackländer ſchrieb auch ein paar heitere Luſtſpiele, „magnetiſche Curen“, worin ein Liebhaber als Magnetiſeur ins Haus kommt, und „der geheime Agent“.

Ein junger Herzog, unter Vormundſchaft einer ſtrengen Mutter, emancipirt ſich von dieſer, gelangt zur Regierung und gewinnt zugleich die Hand ſeiner ihm vorher verſagten Geliebten lediglich durch Vorſpiegelung eines geheimen Agenten, der gar nicht exiſtirt, unter deſſen Maske der junge Herr aber immer ſelbſt handelt.

4.

Revolutionäre Dichtung.

Durch die Karlsbader Beſchlüſſe 1819 wurde die von 1813 her nachglühende Begeiſterung für verbrecheriſch erklärt, die patriotiſche Preſſe und die „chriſtlich-deutſche“ Burſchenſchaft auf den Univerſitäten, die Turngemeinden ꝛc. unterdrückt. Die deutſchen Ständeverſammlungen und die wenigen nach und nach wieder entſtehenden unabhängigen politiſchen Blätter ſahen ſich unvermerkt in die Lage gebracht, ihren Rückhalt in der franzöſiſchen Deputirtenkammer zu ſuchen und ihre Hoffnungen mit denen der franzöſiſchen Liberalen zu identificiren. Sogar der kaum erſt vom deutſchen Boden vertriebene, tiefverhaßte Napoleon wurde wieder mit einem Heiligenſchein umgeben und man erfreute ſich an der Erinnerung ſeiner genialen Größe, weil man mit ſeinem Bilde die deutſchen Fürſten und Miniſter, wenn nicht mehr ſchrecken, doch noch necken konnte. Alles, was aus Paris kam, wurde wieder begierig in Deutſchland geleſen und überſetzt. Der deutſche Liberalismus begann ſogar der patriotiſchen Begeiſterung von 1813 zu ſpotten, weil die Völker ſich damals für die

Fürsten geopfert hatten, ohne einen Dank zu erhalten, ja nur zu fordern. Der Nationalstolz habe sich, meinten sie, als unfähig erwiesen, man müsse davon abgehen und sich mit den Franzosen einfach für die Freiheit verbinden. Durch die Freiheit allein könne beiden geholfen werden. Sofern nun die französische Poesie seit der Restauration von den Leidenschaften der unterdrückten Parteien fieberhaft durchglüht war und sich hier alles vereinigte, eine neue Revolution vorzubereiten, wurde auch die deutsche Poesie von dieser dämonischen Gier nach dem Umsturz alles Bestehenden mit ergriffen. Die französischen Dichterwerke, die am meisten gegen jede kirchliche und staatliche Ordnung, gegen Sitte, Ehe, sogar gegen das Eigenthum wütheten, wurden in Deutschland wie in Frankreich selbst verschlungen. Von Eugen Sue's ruchlosesten Romanen (den Geheimnissen von Paris und dem ewigen Juden) erschienen 1843 und 1844 je zehn deutsche Uebersetzungen zugleich.

Diese allgemeine Sachlage muß ich voraus bezeichnen, damit man verstehe, wie es kommen konnte, daß die deutsche Dichtung seit der Restauration eine so auffallend undeutsche und unchristliche, vorzugsweise französische und jüdische Färbung annahm. Die antinationale und antichristliche Opposition würde nicht so bald und nicht so viel Erfolg gehabt haben, wenn ihr nicht edler patriotischer und selbst frommer Männer bittre Unzufriedenheit mit der Lage des Vaterlandes vorausgegangen wäre. Es gab eine Zeit, in welcher der feurig katholische und patriotische Görres und der Jude Börne Aufsätze in dasselbe Blatt (die Waage) schrieben. In des edeln Chamisso Gedichten finden wir manches, was denen des Juden Heine nicht ganz unähnlich sieht. Der Tadel, der von Wohlgesinnten ausging, fand so viele Anerkennung und Achtung, daß auch der Tadel der Uebelgesinnten dadurch eine Zeitlang, ehe man den Unterschied in den Motiven wahrnahm, privilegirt erschien.

Man fühlt sich versucht, Joseph Görres von Coblenz nicht nur unter die politischen Dichter zu zählen, sondern ihm sogar den ersten Rang unter ihnen anzuweisen, denn obgleich er nur politische Flugschriften schrieb, ist nicht nur seine Sprache dithyrambisch, glühender Erzguß der erhabensten Beredtsamkeit und voll der genialsten Bilder, sondern auch seine ganze Auffassungsweise der deutschen Dinge ist poetisch, weil er die großen Ideen des Kaiserthums und der Kirche festhält.

aus Frankreich kommende rohe Fiſchbein geräth großentheils in die Hanſeſtädte (40,124 Kil. von den im Jahr 1836 ausgeführten 54,000 Kil.). Die Südamerikaniſche Vanille bekömmt Deutſchland größtentheils von Frankreich; in den 10 Jahren von 1827 bis 1836 beliefen ſich die Summen auf 863, 1417, 1350, 1040, 1621, 2234, 2443, 1786, 2348 und 2424 Kil. Außerdem bekamen im letzten Jahre die Hanſeſtädte 838 Kil. und Preußen 200 Kil.

Von 2,286,967 Kil. franzöſiſchen Obſtes bekam Belgien 703,673 Kil., Sardinien 627,740 Kil., England 616,517, und Preußen 40,624, (im Jahr 1827 ſogar 101,137 Kil., ſeitdem aber immer weniger); außerdem wurden 3,315,936 Kil. trocknen Tafelobſtes außer Landes geſchickt, und zwar 963,202 Kil. nach England, 608,181 nach Nordamerika, 360,825 nach Rußland und 20,848 Kil. nach Preußen, (im Jahr 1835 ſogar 100,424 Kil. die ſtärkſte Zahl des Dezenniums). Von 1,238,332 Kil. einige machter oder vielmehr eingezuckerter Früchte, einem bedeutenden Artikel der franzöſiſchen Conditorei, gingen 701,809 nach Nordamerika, 84,746 nach Cuba und Portorico, 75,103 nach England, 28,787 nach Guadeloupe, 18,057 nach den Hanſeſtädten und 8483 nach Preußen. Die Rubrik der Früchte iſt noch nicht zu Ende; denn es kommen noch über 400,000 Kil. Nüſſe verſchiedener Art, die meiſtens nach den Vereinigten Freiſtaaten und nach England gelangen, und 2,155,434 Kil. Mandeln, wovon im Jahr 1836 nach den Vereinigten Freiſtaaten 980,929 Kil., nach den Hanſeſtädten 244,412 Kil. (die bedeutendſte Menge in den letzten 10 Jahren), nach England 143,629 Kil., nach Rußland 111,436 Kil. und nach Preußen 46,237 Kil. beſtimmt waren.

Mehr als vierthalb Millionen Kil. Hülſenfrüchte gelangen aus Frankreich nach Spanien, den franzöſiſchen Kolonien und der Schweiz. Von 691,480 Kil. Reis kam die Hälfte nach Spanien, welches im Gegentheile Frankreich mit Reis verſehen ſollte; 151,704 Kil. wurden nach Algier verſendet, deſſen Boden ebenfalls der fremden Zufuhr nicht nöthig haben ſollte. 36,061 Kil. wurden von den Hanſeſtädten, 9378 Kil. von Rußland, 7753 Kil. von Preußen bezogen.

Weizen verſendete Frankreich im Jahr 1836 für mehr als 21 Mill. Franken, oder über 105 Mill. Lit., im vorhergehenden

Nur ſchwach erſcheint neben ihm der Advokat Jaſſoy in Frankfurt am Main, deſſen „Welt und Zeit“ (1816) jedoch voll Witz und derber Wahrheit iſt, die er muthig in die Zeit hineinſchleuderte.

Friedrich Seybold, der in den zwanziger Jahren die liberale Neckarzeitung nicht ohne Geiſt redigirte, ſchrieb auch mehrere politiſche Romane.

Am merkwürdigſten war ſein „Caſpar Hauſer“ (1834), worin er die Geſchichte des unglücklichen Jünglings nach der Hypotheſe ausſpann, nach welcher er der Erbprinz von B. geweſen ſeyn ſollte. Im „Camiſarden“ pries Seybold die Helden der Cevennen. Aber auch dem reactionären Helden der Basken, Zumalacarregui, ließ er in einem Trauerſpiel Gerechtigkeit widerfahren, das ſey doch in ſo elender Zeit einmal ein Held geweſen, gleichviel von welcher Partei.

Freiherr Gotthold Auguſt von Maltitz ſchrieb ſeit 1823 politiſche Satiren, worin er allerlei Unzufriedenheit mit den Reſtaurationszuſtänden in derber Weiſe, meiſt epigrammatiſch, ausſprach. So im Gelaſius, dem grauen Wanderer, in den Pfefferkörnern, humoriſtiſchen Raupen. Daneben ſchrieb er ein paar Revolutionsſtücke: Cromwell und Kohlhas, ein komiſches Heldengedicht „Kix Reiſe im Pomeranzenland“, eine Scene „Joko am Styx“ ꝛc., alles etwas herb, ohne Frohſinn.

Die Poeſie des politiſchen Haſſes voll Giftblumen, Dornen und Diſteln wuchs zuerſt auf jüdiſchem Boden. Der Jude Baruch in Frankfurt am Main, der ſich Börne nannte, trat anfangs als politiſcher Journaliſt auf mit den Zeitſchwingen (1818) und der Waage (1820), in denen noch der Geiſt der Freiheitskriege nachwirkte, ſowie mit Kritiken und dramaturgiſchen Blättern. Allein er gab der patriotiſchen Entrüſtung die er mit Arndt, Görres ꝛc. getheilt hatte, bald den Abſchied, um hämiſch wie Shylock ſeine ganze Judennatur hervorzukehren und nicht mehr blos die Reſtaurationspolitik, durch welche Deutſchland geknechtet war, ſondern die deutſche Nation ſelbſt zu läſtern, was er ungeſtraft thun konnte, da er ſich nach Paris zurückzog, von wo aus er eine Reihe von Bänden ſarkaſtiſcher Briefe ausgehen ließ. Er ſchrieb immer nur in Proſa, Briefe, kleine Aufſätze, nie ein größeres zuſammenhängendes Werk, überall aber zeigt er glänzenden Witz. Er ſagt auch ſehr viel Wahres über die ſchlechten Zuſtände Deutſchlands in jener Zeit, aber er freut ſich derſelben, wie Jonas, als er auf Ninive herabblickte, wie Shylock, als er das Meſſer

an Antonio's Bruſt ſetzte, und hat für das deutſche Volk kein anderes Gefühl, als echten Judenhaß. Sein ſchwächlicherer Nachahmer war der Jude Kaliſch (Mainzer Narhalla 1843, Schlagſchatten, Buch der Narrheit, loſe Hefte ꝛc.), der auch 1848 einen „Demokraten" redigirte. Viel mehr Feuer des Haſſes glüht wieder aus des Juden Karl Beck Nächten oder gepanzerten Liedern, ſtillen Liedern ꝛc. (ſeit 1837) hervor. Derſelbe erfrechte ſich auch, eine „neue Bibel" zu ſchreiben. Auch der Jude Creizenach, den Herwegh als Bote eines neuen Himmels und einer neuen Erde begrüßte, machte den hölliſchen Sabbath, den damals die Juden zu Deutſchlands Schmach auf deutſchem Boden aufführten, luſtig mit und ſchrieb unter anderem einen „Don Juan" und einen „Sohn der Zeit". An lyriſchem Talent aber übertraf alle dieſe jüdiſchen Schreier Moritz Hartmann (Kelch und Schwert, 1844, ꝛc.) aus Leitmeritz in Böhmen. Mit der Wiener Judenpreſſe des Jahres 1848 habe ich mich nicht näher bekannt gemacht. Nach den Proben zu urtheilen, muß hier der Literaturjudr an Frechheit alles überboten haben, was davon ſonſt in Deutſchland vorgekommen iſt.

Alfred Meißner trat in ſeinen Gedichten 1845 als Nachahmer Eugen Sue's und Georg Sands auf, indem er mit gräßlichen Schilderungen des Volkselends kokettirte und zur Revolution aufrief, als dem einzigen Mittel, das Volk ſeinem Elend zu entreißen. Da aber die Männer zu feig ſeyen, ſich zu erheben, ſollten es die Weiber thun. Dieſen Unſinn ſchöpfte Meißner aus ſeiner Vergötterung der G. Sand, an der ſich, wie er ſelbſt ſagte, „ſein Geiſt hinaufranke". In ſeinem „Ziska" von 1848 tobt er die ganze Revolutionshitze vollends aus, verzerrt aber das Bild der wilden und frommen Huſſiten gänzlich, indem er ihnen die moderne Selbſtvergötterungslehre andichtet. Er ſchrieb auch Schauſpiele:

Im „Weibe des Urias" thut David wegen ſeines Ehebruchs nicht etwa Buße, ſondern läßt ſeine ganze Wuth an den Leviten aus. Im „Reginald" verläßt der Held ſeine Clariſſe, um eine Reiche zu heirathen, die er aber, obgleich ſie viel edler und tugendhafter iſt, als die kokette Clariſſe, ſogleich vernachläßigt, ſobald er ihr Geld hat. Die Liebe zu Clariſſen erwacht wieder und er ſchießt am Ende den Rathgeber, den er gehört, und ſich ſelber todt. Darin ſoll „der Fluch des Geldes" anſchaulich gemacht werden.

Die Gedichte von Eduard Mautner von 1847 enthalten ſchwin-

delnden Jünglingssinn, aber mit der Routine des sittenlosen Wieners gepaart.

Der Dichter schwärmt für ungarische, polnische, deutsche Freiheit, zugleich aber auch für Wiens Hetären, und seine Phantasie schwelgt in wollustigen Wirbeltänzen mit gürtellosen Schönen. Den im Prater spazieren fahrenden Damen sagt er ins Gesicht: was hilft es auch, wenn man einen Triumph über euch feiert, den ja — der Lakai theilt. Und dieser lüderliche Poet stellte sich entrüstet darüber, daß man Schiller, den Sänger der Freiheit, in einer Fürstengruft beerdigt habe.

Ein politischer Romantiker war Harro Harring (ein Friese), der seit 1822, angeregt durch die griechische und italienische Revolution eine Menge demagogische Romane, Dramen und Erzählungen schrieb, die Malnotten, den Polen, den Carbonaro, den Corsaren, den Wildschützen, die Schwarzen von Gießen ꝛc. nicht ohne Frische des Gefühls, aber ohne Geist. Zu den politischen Romantikern gesellte sich auch Wilhelm Müller mit seiner lyrischen Schwärmerei für die Neugriechen und Julius Mosen mit seinen schönen Polenliedern, worunter „die letzten Zehn vom vierten Regiment" am berühmtesten wurde.

Graf Auersperg aus Krain schrieb unter dem Namen Anastasius Grün 1830 lyrische „Blätter der Liebe" und ein Epos „der letzte Ritter" zur Verherrlichung des Kaisers Max, gleichsam einen modernen Theuerdank. Aber schon im folgenden Jahre gab er „Spaziergänge eines Wiener Poeten" heraus, in denen der Grundgedanke lag: das schöne, sonnenhelle, reiche, fröhliche Oesterreich liegt unter dem Bann einer häßlichen, finstern, kalten Politik (unter Metternich seit der Restauration). In der Wärme dieser neuen Lieder spürte man den Einfluß der „Juliussonne" in Paris. Aehnliche Oppositionslieder enthielt das Buch „Schutt" von 1835, denen noch „die Nibelungen im Frack" (gegen seine Verleumder) und eine neue Sammlung „Gedichte" folgten. Der Dichter wurde bald sehr beliebt, nicht bloß wegen seiner leichten und schönen Verse und wegen der jugendlichen Frische seines Sanges, sondern auch und zwar hauptsächlich, weil er im Sinne des damaligen Liberalismus schrieb und zwar als Oesterreicher und als Graf, was man ihm hoch anrechnete.

Die Dichtungen von Friedrich Ernst (1837) haben etwas von Chamisso's Gluth.

Der Dichter schwärmt für die Freiheitskämpfer in Griechenland, Polen,

Spanien, Amerika, gedenkt der edelsten Kämpfer in der ersten französischen Revolution und kommt zuletzt an die Deutschen, um einen Invaliden von 1813 über den Undank des Vaterlands bitter klagen zu lassen.

Der unglückliche Messenhauser schrieb 1841 ein Trauerspiel „Demosthenes".

Hier steht Demosthenes in der von Philipp belagerten Stadt Athen den Zeus an: „gewähre gnädig der Freiheit den Sieg, so unwürdig wir uns derselben auch erwiesen."

Ganz in derselben Lage befand sich der Dichter selber nach sieben Jahren in dem belagerten Wien. Als Commandant des Aufruhrs fand er den verdienten Tod, aber die Wahrheit jener Worte muß uns rühren.

Büchner kokettirt in seinem Trauerspiel, Dantons Tod (1835), mit der philosophischen Weltverachtung, welche in der Welt nichts anders sieht, als das Chaos, aus welchem das Nichts geboren werden soll. Dadurch wird der demokratische Unsinn, der hier seine Schlagwörter auswirft, ziemlich wieder neutralisirt. Gripenkerl hat „die Girondisten" etwas nobler behandelt, aber auch sie taumeln in den Abgrund, ohne eine Ahnung ihrer eigenen Schuld, ganz trunken von Selbstüberschätzung.

Heinrich König schrieb seit 1826 viele historische Romane mit etwas revolutionärem Anstrich.

Die Waldenser, die Mainzer Klubisten ꝛc. Am meisten Ruf erlangte „die hohe Braut". Der bürgerliche Giuseppe wird als Revolutionär eingekerkert. Es gelingt ihm, an dem Tage frei zu werden, an welchem seine vornehme Geliebte, die adelige Blanca, d. i. die hohe Braut, einem Grafen vermählt werden soll. Er eilt in die Kirche und sticht den Bräutigam todt. Später bricht die große Revolution aus, die Mächtigen werden niedergeworfen und die hohe Braut kommt in Giuseppe's Arme.

Seit 1837 schrieb ein Anonymus derbe Satiren auf den deutschen Adel (Cavalier-Perspective, Cancan eines deutschen Edelmanns).

Hoffmann von Fallersleben kam nach und nach in Breslau, wo er nur die Stelle eines dritten Bibliothekars bekleidete, in solche Mißstimmung, daß er die Reihe seiner verdienstvollen Herausgaben altdeutscher Dichterwerke und seiner harmlosen lyrischen Gedichte plötzlich mit politischen, zum großen Theil sehr witzigen Satiren unterbrach („unpolitische Lieder" von 1840) und nach seiner Entlassung in Deutschland umherirrend ein Liebling der Demokraten wurde, bis er nach der Revolution

von 1848 wieder Ruhe fand und in seiner gelehrten Thätigkeit fortfuhr. Außer den unpolitischen Liedern schrieb er auch noch „Gassenlieder, politische Gedichte, Lieder aus der Schweiz, deutsche Salonlieder ꝛc.“

Einer der ärgsten Schreier der Revolution, Karl Heinzen, fing 1841 mit Gedichten an, die noch ziemlich harmlos waren. Später überbot er sich in radikalen Zornausbrüchen.

Unter den Revolutionspoeten machte sich keiner unnützer, als Herwegh von Stuttgart, dessen „Gedichte eines Lebendigen“ 1841 (den Briefen eines Verstorbenen vom Fürsten Pückler-Muskau entgegengesetzt) mit knabenhafter Renommisterei die ganze Welt umzukehren drohten.

Reißt die Kreuze aus der Erden.
Alle sollen Schwerter werden.
* * *
Die Liebe kann uns helfen nicht.
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.
* * *
Laßt endlich das Geleier seyn,
Und rührt die Trommeln nur.

Nachdem man ihn auf die übertriebenste Art (sogar in Berlin) gefeiert hatte, stellte er sich 1848 an die Spitze einer Freischaar, welche aus Paris ausmarschirte, um Deutschland zu erobern, als er aber kaum über den Rhein gezogen war, ließ er sich, obgleich 800—1000 Mann stark, von einer halben Compagnie Württemberger in die Flucht schlagen, und versteckte sich unter dem Spritzleder des Wagens, den seine muthigere Frau kutschirte. Ungleich weniger renommistisch und viel mehr von innerem Feuer glühend waren Ludwig Seegers demokratische Lieder im „Sohn der Zeit“ von 1843.

Die Gedichte Gottfried Kinkels paßten für einen Demokraten und Freischaarenführer nicht. Sein „Otto der Schütz“, ein 1846 erschienenes kleines Epos, worin er die von uns Theil II. S. 64 mitgetheilte Volkssage behandelt, ist ganz royalistisch. Seine vielen lyrischen Gedichte handeln von Liebe, vom eiteln Ich, von einer italienischen Reise, Klagen um Immermanns Tod, greifen empfindsam in Sappho's Lyra, wiegen sich in muhamedanischen Gaselen, und machen dann nebenbei in deutschem Pa-

triotismus und Revolution. Ein abgeſchmacktes Lied richtet er gegen die „Todesſtrafe“ und wollte doch ſelber ein Mann des Schwertes ſeyn. Seine Jambentragödie „Nimrod“ von 1857 läßt den Tyrannen durch ein Weib umkommen, welches ſich nachher ſelbſt umbringt, die ſchwachen Männer verhöhnend, die nicht ſo viel Muth haben, wie ein Weib.

Einer der feurigſten Freiheitsdichter von 1848 war Ferdinand Freiligrath, ein junger Kaufmann von ſanfter Gemüthsart, welcher durch ſeine reiche Phantaſie und durch den Beifall, mit dem man ihm ſchmeichelte, zum demokratiſchen Extreme fortgeriſſen wurde. Seine erſten Gedichte von 1838 enthalten faſt durchgängig Bilder des Meeres und ferner Länder, mit dem lebendigſten Pinſel ausgemalt, und von wunderbarer Sehnſucht romantiſch angehaucht, denn der Dichter nimmt vom kleinſten Begegniß in der Heimath Anlaß, ſeine Sehnſucht zur Ferne auszudrücken, und ſich dieſe Ferne auszumalen. Indem er für ſeine kranke Bruſt isländiſches Moos trinkt, dichtet er vom fernen Island und ſeinen herrlichen Vulcanen. Die Schwalbe im Frühling mahnt ihn an den ſchönen Süden, aus dem ſie kommt. Im Eilwagen erinnern ihn die vorgeſpannten Pferde an die türkiſchen Roßſchweife. Ein ſchlittſchuhlaufender Neger verſetzt ſeine Phantaſie nach Afrika. Jedes Schiff im Hafen der Stadt, in der er als junger Kaufmann dient, führt ihn in andre fremde Welten, nach den Urwäldern Südamerika's, unter die Gräber Aegyptens ꝛc. Hier finden wir auch ſein erſtes politiſches Lied „der Scheik am Sinai“.

Der Scheik hört, die dreifarbige Fahne wehe auf den Mauern von Algier, und glaubt, Napoleon ſey wiedergekommen. Als man ihm aber eine neue franzöſiſche Münze mit dem Kopf Ludwig Philipps zeigt, ſagt der Scheik verächtlich, das iſt er nicht, das iſt eine Birne.

Alle Gedichte Freiligraths zeichnen ſich nicht nur durch lebendige Färbung, ſondern auch durch Friſche und Wohlklang der Sprache aus. Schön ſind auch ſeine metriſchen Ueberſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Lyriker. Sein „Glaubensbekenntniß“, ſeine „Zeitgedichte“, das „Ça ira“ und die „neuen politiſchen und ſocialen Gedichte“ fallen in die demokratiſchen Delirien der vierziger Jahre. May merkt aber wohl, daß der ſanfte Dichter dieſe Wildheit nur erkünſtelt, ſie iſt ihm nicht Natur. Auch ſchlägt das Milde immer wieder vor.

Hermann Rollet ſtimmt in ſeinen „friſchen Liedern“ 1848 den

Lerchenſchlag an, der den Völkerfrühling verkünden ſolle, und klagt Oeſterreich an „Oeſterreich du ſchlafſt gar lang“. Doch handeln ſeine meiſten Lieder harmlos von Natur und Liebe.

Arnold Ruge, der in der vormärzlichen Zeit in ſeinen Halle'ſchen Jahrbüchern in frechſter Weiſe den Umſturz des Chriſtenthums verkündet und betrieben hatte, dann einer der wüthendſten Demokraten wurde, ſchrieb 1850 „Revolutionsnovellen“

voll revolutionärer, communiſtiſcher und antichriſtlicher Doctrinen, voll Hohn über Preußen, voll Lob des Schweizer Radikalismus, ſchließend mit der Auswanderung der politiſchen Flüchtlinge nach Amerika unter der Drohung, von dort her wiederzukommen und Deutſchland für die Republik wieder zu erobern. Ein abgeſchmacktes Ragout aus demokratiſchen Blättern.

Charakterlos erſcheint Dingelſtedt, welcher als Nachäffer Hoffmanns von Fallersleben, Freiligraths ꝛc. mit radicalen Nachtwächterliedern begann, dann Höfling wurde und Hauffs Lichtenſtein in die Scene ſetzte, Er ſchrieb auch (ſehr unbedeutende) Erzählungen und einen ſchwachen Roman aus der vornehmen Welt „Unter der Erde“ (1840).

Die hiſtoriſchen Stücke von Robert Prutz ſind verfehlt. Er macht nicht nur „Moritz von Sachſen“ zu einem edeln Schwärmer für die Freiheit, ſondern ſtellt ſogar den „Karl von Bourbon“ ins reinſte Licht. In dem bluttriefenden und wahnſinnigen „Bauernkönig Erich“ ſucht er einen Vertreter des modernen Liberalismus und läßt ihn nur zum Beſten des Volks unter der Ariſtokratie aufräumen. Der Verſuch in dem Stück „Nach Leiden Luſt“ Shakeſpeare'ſchen Witz ſpielen zu laſſen, iſt gänzlich mißlungen, des Pauſias Geſchwätz unerlaubt langweilig. In einem ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die politiſche Wohnſtube“, dem geiſtreichſten, was er überhaupt geſchrieben hat,

faßte Prutz die arme Germania als eine Proſtituirte, das Volk als einen Sklaven auf und goß eine bittere, nicht immer reine Lauge zunächſt über preußiſche Perſonen und Zuſtände aus.

Ferner ſchrieb Prutz 1851 einen ſocialiſtiſchen Roman „das Engelchen“ für die armen Weiber gegen den unſittlichen Fabrikherrn mit einer obligaten Liebesgeſchichte, in den Charakteren übertrieben und in der Schreibart zu gedehnt. In ſeinem zweiten Roman „Felix“ macht der Held in Umſturzpolitik, kehrt aber, da es ihm nicht gelingt, zur Poeſie

zurück. Gleichfalls schwach. — Eine Louise Otto schrieb 1846 einen Roman „Schloß und Fabrik", worin die Arbeiter sich gegen den herzlosen Fabrikherrn empören und einer von ihnen, der des Herrn Tochter liebt, mit ihr im Kugelregen fällt.

Eine der tollsten Tragödien schrieb 1850 J. L. Klein „Cavalier und Arbeiter".

Ein Erbschleicher verfolgt die rechtmäßige Erbin mit unbarmherziger Grausamkeit, so daß sie noch viel mehr Gefahren ausstehl wie Oliver Twist von Dickens. Obgleich ein Prinz sie heirathet, weiß der Erbschleicher noch einen Aufstand der Arbeiter zu erregen und das unglückliche Opfer durch Mord hinzuraffen, um aber seiner Ruchlosigkeit die Krone aufzusetzen, läßt er dieselben Arbeiter zuletzt durch fremde Truppen zusammenschießen.

Gottschall brachte 1850 die Amazone der ersten französischen Revolution, Lambertine von Mericourt, auf die Bühne und badet in der Wollust revolutionärer Reden, wobei auch das Christenthum verhöhnt und nur die heidnische Hoffnung einer Unsterblichkeit des Ruhms festgehalten wird. Gottschall schrieb auch 1848 Barrikadenlieder.

Daß unsere demokratischen Dichter die Helden der ersten französischen Revolution feiern würden, ließ sich erwarten. Heinemann brachte den Robespierre als hohen Tugendhelden auf die deutsche Bühne, E. Raupach (1850) den Mirabeau als politischen Leimsieder, der in seinen selbstgefälligen Reden alles zusammenleimt.

In den „Polizeigeschichten" von Ernst Dronke 1846 wird in dem Elend gewühlt, welches die Armen durch die Reichen leiden.

Ein armer Handwerker wird von einem Aristokraten überfahren und zum Krüppel gemacht. Ein armer Literat wird von einem Lieutenant verwundet und stirbt, Weib und Kind im Elend zurücklassend. Ein von einem Vornehmen verführtes Mädchen geht im Elend unter. Ein Polizeidiener übt grausame Rache an einem Paar armer Brüder. Ein Verfolgter übt eine solche an den Kindern seines ungerechten Richters.

Desselben Verfassers „Maikönigin" 1846 ist eben so düster.

Anna, die Maikönigin, wird grenzenlos unglücklich und verbrennt, indem sie ihr Fräulein rettet, im adeligen Schlosse, das ihr blödsinniger Vater aus Rache angezündet hat.

Dessen „Buch aus dem Volk" gleichfalls von 1846

enthält Geſchichten von verführten Mädchen, von Verbrechern, von elend im Spital Sterbenden, an deren Unglück überall nur die Armuth Schuld war.

An die Volksromane, die ſchon bei Bitzius einen politiſchen Anſtrich haben, lehnten ſich rein revolutionäre und ſocialiſtiſche an, in denen die Arbeiter auf Koſten aller höhern Stände gefeiert werden. Dieſe Mode kam von Frankreich her, wo Eugen Sue ihr größter Meiſter war. Hieher gehören „die Schickſale eines Proletariers“ von Eichholz, 1846.

Ein armer Weber erhebt ſich aus bitterſtem Elend durch ſeinen Fleiß zum Bürgermeiſter, verachtet als ſolcher Adel und Orden und opfert ſich ganz dem Wohl der arbeitenden Claſſen.

„Fürſt und Proletarier“ von Oelckers (1846).

Ein Prinz erkennt die Noth des Volkes und tritt in einen Geheimbund ein, der dem Volk helfen ſoll, wird aber entdeckt und ſeine Freunde müſſen fliehen.

Ernſt Willkomms „Europamüden“ von 1838 muß man unter die Judenromane zählen.

Der Jude Mardochai perſonificirt den Weltſchmerz, wie Nathan in Angſt und Nöthen, der ſterbend noch Legate vermacht „an Chriſten, die Judas Schmerz mitfühlen“, als ob von der Emancipation der Juden das Heil der Welt abhinge.

Deſſelben Verfaſſers Roman „Weiße Sclaven oder die Leiden des Volks“ von 1845 verſetzt die Cramer-Spießiſchen Romane ins Revolutionszeitalter.

Demokratiſche Novellen „Aus drei Jahrhunderten“ ſchrieb 1851 Uffo Horn, prahleriſch und ohne Geiſt.

Als Mahner der Böſen, Retter und Rächer der Unſchuld figurirt hier ein genial ſeyn ſollender Maulwurfsfänger. Das böſe Princip iſt ein Graf Boberſtein, Perſonification des Reichthums, der Bildung und Macht; das gute Princip iſt deſſen natürlicher Bruder Martell, der ins Proletariat verſtoßen als armer Spinner in der Fabrik des tyranniſchen Bruders dienen muß. B.üder ſind beide, um anzudeuten, daß Reiche und Arme, Regierende und Regierte urſprünglich gleich ſind. Der Graf ſtellt unſchuldigen Mädchen nach, mißhandelt ſeine Unterthanen und Arbeiter wie weiße Sklaven, wird aber zuletzt von ſeinen eigenen Arbeitern unter Leitung Martells gezwungen, zwölf Stunden hintereinander in der Fabrik zu ſpinnen, bis er ſich aus Verzweiflung in die Maſchine ſtürzt und zermalmt wird.

Alexander, Graf von Württemberg, gab 1837 Gedichte

heraus, voll Walduft, Jägerluſt, heiterem Sinn, aber auch zum Theil ſehr ernſten Inhalts.

Herrlich iſt das Lied, worin er beſchreibt, wie Andreas Hofers Leiche von Mantua in ſein heimathliches Tirol zurückgetragen wurde. Reizend die Beſchreibung der Iburg und der Tannenwälder im Schwarzwald. Eine Tanne pflanzte er ſelbſt auf das Grab ſeines treuen Negers im Bade Teinach und prophezeihte dem Baum, er werde einſt nach Jahren als Schiffsmaſt das Weltmeer ſehen, von wo der arme Schwarze gekommen iſt. Nach einer lieblichen Volksſage verlor der erlauchte Dichter im Wildbad einen koſtbaren Ring und ſagte ſcherzend, die Nixe der Quelle habe ihn genommen, um ihn an ſich zu binden. Bald darauf aber ſtarb der Dichter in demſelben Wildbad. — Zu ſeinen ſchönſten Schwarzwaldliedern gehört „der letzte Hirſch", denn er ſieht voraus, wenn die Welt ſo fortfährt, wird bald der letzte Hirſch mit dem letzten Edelmann verſchwinden. Auch aus Ungarn, wo der Dichter eine Zeitlang lebte, gibt er ſchöne Bilder z. B. vom Ritter Zerko, den ein prächtiger Schimmel verlockt, daß er denſelben um jeden Preis fangen wollte, aber in einer öden Haide von ihm in einen Abgrund fortgeriſſen wurde.

Die „Lieder des Sturms", die Alexander 1838 folgen ließ, ſind wirklich wie vom Sturm durchtobt.

Der Sturm ſelbſt wird beſungen, als echter Sohn des Nordens, wie er über das Eismeer brauſt und durch die brennende Wüſte ꝛc. Dann wird als ſein Sinnbild ein Pferd in ſeinem Sturmlauf herrlich geſchildert. Endlich wird der Sturm perſonificirt in einem franzöſiſchen Caperkapitän mit ſeinem ſturmſchnellen Schiffe.

Endlich ſchrieb Alexander 1843 Lieder „Gegen den Strom", worin er ſeinen ritterlichen Zorn über die entnationaliſirte und entchriſtlichte Dichtung der Zeit, über das junge Deutſchland, die Hegelianer, Juden und Judengenoſſen ausläßt, aber dieſe Jämmerlichkeiten ſehr richtig aus der Schwäche und falſchen Stellung Deutſchlands überhaupt erklärt. Der Sinn iſt: wären wir noch eine große Nation, in Einem Reiche vereinigt, ſo würde auch unſere Poeſie geſund ſeyn. Da wir aber verfaulen, leget ſich Ungeziefer aller Art in unſere Wunden.

Kein Wunder, daß die Juden ſtolzer werden,
Da wir ja ſelbſt mit frevelnden Geberden
Die alten Kreuze reißen aus der Erden.

Denſelben ritterlichen Geiſt athmen die Gedichte des Grafen Strachwitz von 1848. Der Dichter iſt jung geſtorben. Kühn trat er gegen

Jahre sogar 116 Mill. Lit., im Jahr 1834 hingegen nur 15, und im vorhergehenden Jahre nur 12 Mil. Lit. Jener Vorrath versah Spanien, Sardinien, die Schweiz und Algier. Ueberdieß wurde noch für mehr als fünftehalb Mill. Franken Weizenmehl ins Ausland verkauft; beinahe ein Viertel ging nach Algier, das Uebrige nach den französischen Kolonien und nach Sardinien.

Zucker ist für Frankreich ein bedeutender Handelsartikel. An nicht weißem Rohzucker wurden im letzten Jahre des Dezenniums 6,681,730 Kil., wovon ungefähr nur eine Mill. nicht französischer Kolonialzucker war, ausgeführt. Hievon bekam Sardinien 2,460,477 Kil., Belgien 1,612,673 Kil. An weißem Zucker wurde ein Viertel weniger, nämlich 5,275,369 Kil. ausgeführt. Sardinien, ein beständiger Kunde Frankreichs, erhielt hievon 2,112,974 und Oesterreich 584,775 Kil. Der Hauptabnehmer der französischen Zuckermelasse aber ist Deutschland. Von den im Jahr 1836 ausgeführten 3,556,774 Kil. gingen 2,131,945 Kil. nach den Hansestädten (im Jahr 1835 nur 1,807,457 Kil.) und 335,055 Kil. nach Preußen, welches das Jahr zuvor 1,725,706 Kil., im Jahr 1827 sogar 3,765,079 Kil., seitdem aber keine so starke Partie mehr bezogen hatte. Französische Bonbons und andere aus Zucker gemachten Süßigkeiten verbreiten sich in alle Welttheile, und gelangen bis zur Südsee. Im Jahr 1836 wurden 354,716 Kil. davon, über 600,000 Fr. am Werth, ausgeführt, wovon jedoch nur 227,822 Kil. französischen Ursprungs waren. Hievon bekamen die Vereinigten Freistaaten, die man bei sehr vielen Handelsartikeln Frankreichs immer an der Spitze der Kunden findet, 87,577 Kil., Guadeloupe 85,360 Kil., England 15,391, Senegal 11,365, Englisch Indien 12,236, die Insel Bourbon 12,180, Belgien 11,394, die Hansestädte 6799, Holland 6262, die Bundesstaaten 3038 (im Jahr 1830 sogar 18,245 Kil., im folgenden Jahre 15,508, und im Jahr 1834 14,542 Kil.), Preußen 2875, und Oesterreich nur 525, vermuthlich weil Oberitalien auch dergleichen Süßigkeiten wohl zu verfertigen versteht. Ein bemerkenswerther, durch die Revolution in unserem Jahrhundert hervorgebrachter Umstand ist es, daß Spanien, welches sonst die Cacaoländer besaß, jetzt seinen Bedarf zum Chokolademachen aus Frankreich beziehen muß, und ein Hauptabnehmer dieses Artikels geworden ist. Von den im Jahr 1836 ausgeführten 1,728,689 Kil. Cacao (im Jahr 1827

die Corruption der Zeit auf, hoffte aber, es werde wieder eine beſſere Zeit kommen.

Es wird eine Zeit der Helden ſeyn
Nach der Zeit der Schreier und der Schreiber.

Gleich feurig, ernſt und würdig ſind die Zeitgedichte Wilhelm Wackernagels von Baſel (1843). Nachdem derſelbe Gelehrte und Dichter ſchon 1828 und 1832 lyriſche Gedichte voll männlicher Friſche und zärtlicher Milde zugleich herausgegeben hatte, ſchrieb er dieſe Zeitgedichte in edlem Zorn über den radikalen Unfug der Zeit, über die brutalen Umtriebe für Dr. Strauß, über die künſtliche Entchriſtlichung und Entdeutſchung des Volks ꝛc.

Mir ſchwillt das Herz von Trauer und von Zorn,
Gewahr ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig ſich erladen ꝛc.

Einen guten Eindruck machte 1840 das patriotiſche Lied „Sie ſollen ihn nicht haben", welches ein namloſer Dichter am Rhein, Nicolaus Becker, damals anſtimmte, als Frankreich uns mit Krieg bedrohte. „Sie ſollen ihn nicht haben"! nämlich den Rhein, wiederhallte es von allen Enden Deutſchlands. Und doch wurde der arme Dichter von der jungdeutſchen und Judenpreſſe aufs frechſte verhöhnt.

Abraham Emanuel Fröhlich, Pfarrer in Aarau, ſchrieb 1825 vortreffliche politiſche Fabeln, mit noch mehr Geiſt, als früher Pfeffel, geißelnd die geiſtloſe Erbärmlichkeit jener Reſtaurationsperiode. Faſt zwanzig Jahre ſpäter geißelte er eben ſo ſcharf in zahlreichen Epigrammen „den jungen Deutſch-Michel" (1843), nämlich die Thorheiten und Verbrechen des damaligen deutſchen und Schweizer Radikalismus, der Straußianer, Chriſtusfreſſer, Fleiſchesemancipatoren ꝛc. Er ſelbſt hatte unter dem Radikalismus viel zu leiden, daher ſeine 1851 erſchienenen ſchönen und frommen „Troſtlieder". Außerdem umſchrieb er das Evangelium Johannis in Liedern und pries Zwingli und Ulrich von Hutten in epiſchen Dichtungen, ohne zu merken, daß Hutten ſelbſt der ärgſte Radikale geweſen war. — Ein ſchwächerer Nachahmer Fröhlichs in politiſchen Fabeln war der Züricher Vandlin (1845).

Otto Gruppe verſpottete 1831 die Hegel'ſche Schule in einem ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die Winde".

Oberon, der Elfenkönig, hat die Zauberformel verloren, durch die er die Welt beherrſcht, und ſeine Geiſter fliegen aus, ſie zu ſuchen. Nokturn, der Nachtwind, geräth in das Studierzimmer des Herrn Hegel. Der große Philoſoph ſitzt vor ſeinen Büchern und „fördert das Denken des Weltgeiſts", der ohne ihn nicht weiter denken könnte. Wenn Hegel nicht dächte, wäre es aus mit der ganzen Welt, denn er allein hat den Begriff und der Begriff iſt das Weſen ſelbſt. Und dieſen Begriff entführt ihm der Nachtwind, in der Meinung, Oberons Zauberformel zu erbeuten. Der Philoſoph jammert ariſtophaniſch. Der Nachtwind iſt unterdeß mit dem Papier davongeflogen und verſucht darin zu buchſtabiren. Er findet das Kapitel von der Luft, die er ſelber iſt, und lieſt beim Mondſchein: „Das Element der unterſchiedloſen Einfachheit iſt nicht mehr die poſitive Identität mit ſich, die Selbſtmanifeſtation, welche das Licht als ſolches iſt, ſondern iſt nur negative Allgemeinheit, als zum ſelbſtloſen Moment eines Andern herabgeſetzt" ꝛc. ꝛc. Der arme Nachtwind, es wird ihm ſo duſelich dabei. Der Philoſoph, der überhaupt in ſtarker Wahlverwandtſchaft mit der Behörde ſteht, zeigt den Diebſtahl ſogleich bei der Polizei an und macht auf das ungeheure Unglück aufmerkſam, das daraus entſtehen würde, wenn die Weltgeſchichte ſtill ſtehen müßte, weil der Weltgeiſt nicht weiter denken könne. Zum Glück kommen Hegels Schüler, Henning (der Hahn) und Gans, der letztere aber ahmt die Gänſe nach, die durch ihr Geſchnatter das Kapitol retteten.

Heinrich Hoffmann, Herausgeber des Struwwelpeter, eines ſehr beliebt gewordenen Kinderbuchs,

worin die demokratiſche Verwilderung und ihr Gegenſatz, der ruſſiſche Abſolutismus, unter dem Bilde eines ſtruppigen böſen Buben und des ihn züchtigenden Nicolas aufgefaßt wird,

ſchrieb auch noch humoriſtiſche Studien, wie der Teufel den Schwanz verlor, über den h. Rock ꝛc. und ein Handbüchlein für Töchter (1848), zur Verſpottung der damaligen Demokraten.

Die lyriſchen Gedichte des Emanuel Geibel erfreuten ſich ſeit den vierziger Jahren eines großen Beifalls. Im Gegenſatz gegen die wilden politiſchen Lieder jener Zeit waren ſie ſanft, heiter, zart in der Auffaſſung der Natur und Liebe, edel und patriotiſch in der Geſinnung. Geibel ſchrieb 1845 „einen Ruf von der Trave" für das Recht der Deutſchen gegen Dänemark, und mahnte in den „Juniusliedern" 1848 zur Mäßigung und Einheit. Für das Epiſche und Dramatiſche eignete ſich ſeine dichteriſche Gabe weniger, obgleich er ſich in einem Epos in Nibelungenverſen „Sigurds Brautfahrt" und im Trauerſpiele „Roderich" (der Ausgang des

letzten Westgothenkönigs) und „Brunhilde“ versuchte. Wie schon Oehlenschläger und Fouqué, bewies auch Geibel, daß die Riesengestalten der nordischen Sage nicht für die moderne Bühne taugen. Geibels Lustspiel „Meister Andrea“ weiß gar verschiedene Künstlercharaktere fein zu schattiren, hat aber zu wenig Handlung. Die „Lieder aus der Gegenwart“ von Franz Jahn (1850) treten im Geist Geibels und Wackernagels den Wühlern entgegen.

Einer der eifrigsten Kämpfer gegen die destruktiven Tendenzen unserer Zeit ist der Wiener Humorist Samuel Brunner, dessen „Nibelungenlied“ von 1845 die damaligen sogenannten Sänger des Völkerfrühlings, die Herwegh ꝛc. in ihrer ganzen Bubenhaftigkeit zeichnete, und dessen „Prinzenschule zu Möpselglück“ 1848 ganz eben so die Eitelkeit des welterlösenden deutschen Professorenthums lächerlich machte. Er schrieb ferner „die Welt“, ein Epos; Johannes Ronge; das deutsche Reichsvieh; des Genie's Malheur und Glück; Keilschriften ꝛc.

Theodor Meyer-Merian von Basel schrieb 1856 eine Satire „die Lichtfreunde“.

Eine Lerche soll unter die Lichtfreunde, d. h. Eulen aufgenommen werden, der Sonne abschwören und einem Stück faulen Holzes huldigen, als der wahren Lichtquelle, die Licht in die Nacht ergießt. Zugleich ist eine gelehrte Eule beschäftigt, die mechanische Urquelle zu erzeugen, aus der sie nachher nach Belieben Geschäfte, welche sie will, zu machen hofft. Wie es aber Morgen wird, erlischt das faule Holz und die Lerche fliegt zur Sonne.

5.

Die tiefste Corruption der deutschen Dichtung.

Die katholische Kirche hatte sich von den furchtbaren Zerrüttungen des Josephinismus und Napoleonismus noch nicht erholt und befand sich unter dem Druck der Staatsgewalt, welche lange dafür sorgte, daß kein Geist in ihr aufkam. Die protestantische Kirche war im Rationalismus und offenen Unglauben beinah aufgelöst. Hegel verkündete der preußischen Jugend, der Mensch selbst sey Gott. Aus der Gottesfurcht konnte man keinen sittlichen Halt mehr schöpfen. Auch der Patriotismus, der Trä-

ger sittlichen Adels, war officiell verboten. Daher in der Presse eine Entsittlichung und Niederträchtigkeit aufkam, wie nie vorher.

Daß bei dieser allgemeinen Vernachlässigung und Verachtung der Kirche die ältesten Feinde Christi, die Juden, eine ihnen so günstige Zeit benutzten, war nicht zu verwundern. Aus allen dunkeln Ecken kamen sie hervor, um mit affenartigem Zähneblecken, Grinsen und Zungenherausstrecken, was bisher dem Christen heilig war, zu verhöhnen, höllische Kerkopen, die Jahrhunderte lang unter dem schweren Gebälk der gothischen Kirche halbedrückt und ins Finstre verkrochen, nur scheu hervorgelugt, jetzt aber mit frechem Salto Mortale mitten in die verwilderte Gemeinde hinübersprangen und sie zur Anbetung des goldenen Kalbes und Vergötterung der Fleischeslust verführten.

Heinrich Heine, aus Düsseldorf, unterstützt von einem reichen Onkel aus Hamburg, begann 1822 mit noch harmlosen lyrischen Gedichten und 1823 mit ein paar ganz unbedeutenden Tragödien (William Ratcliffe und Almansor), stimmte aber 1826 in seinen „Reisebildern" und 1827 im „Buch der Lieder" einen ganz neuen Ton an. Von kleinem schwachem Körper und ungewöhnlicher Häßlichkeit wollte er doch immer den Don Juan spielen, und mußte daher die Folgen in einer Rückenmarksdarre auf dem Schmerzenslager Jahrzehnte lang bis an seinen Tod erdulden. Da es ihm mißlang, den romantischen Ritter zu spielen, wornach ihn früher gar sehr jückte, fand er in seiner Bosheit ausreichende Mittel, um sich an der Natur und Gesellschaft zu rächen und diese giftige Stimmung wuchs natürlich mit seinen Körperleiden. Sein Geist und Witz, an sich schätzenswerthe und eines bessern Gebrauchs würdige Dinge, mußten ihm nur dienen, alles Heilige und Hohe, Edle und Unschuldige in der Welt zu lästern. Seine Feder wurde buchstäblich eine Kothschleuder. Im Buch der Lieder stimmt er noch zuweilen einen romantischen Minneton an, aber im Bewußtseyn, daß es ihm nicht stehe, zerreißt er gewöhnlich die Saite mit einem grellen Mißton. Schon vor ihm hatte Chamisso die unglückliche Manier der sarkastischen Romanze aufgebracht, welche rührend und tragisch beginnt, um mit einem Hohnlachen zu endigen. Das war nun ganz der Heine'schen Natur gemäß. Auch in den Reisebildern sucht er den Hauptreiz im Herabziehen des Heiligen und Ernsten ins Gemeine. Wir sehen da den Judenjungen mit

der Hand in den Hosen frech vor den italienischen Madonnenbildern stehen. Zugleich spottete er mit vielem Witz über die politischen und socialen Zustände, was den liberalen Philistern überaus wohlgefiel. Nun ging er in seiner Frechheit noch weiter, schrieb eine Schandschrift zur Verhöhnung der romantischen Poesie und wagte in seinem „Salon" und in seinen „neuen Gedichten" geradezu das Christenthum als ein der Menschheit nicht mehr würdiges Institut zu verwerfen und die „Rehabilitation des Fleisches" in seine alten, durch das Christenthum ihm entrissenen Rechte zu verlangen.

> Die künftige Menschheit, sagt er im Salon, wird den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen Leib und Seele erregt hat, kaum begreifen können. Das Christenthum galt ihm lediglich als eine Störung der ursprünglichen Harmonie zwischen Leib und Seele, welche nach glücklicher Ueberwindung des Christenthums sofort zurückkehren werde. Christus erscheint ihm also als der Störefried, der böse Feind.

Heine durfte um so kecker auftreten, als er von König Ludwig Philipp einen ansehnlichen Jahrgehalt empfing, um von dem sichern Paris aus unaufhörlich die Mißstimmung in Deutschland zu nähren. Durch seine Krankheit vollends verbittert, schrieb er nun immer tollere und rücksichtslosere Sachen, unter denen Atta Troll, Deutschland ein Wintermärchen, Dr. Faust und der Romanzero nur literarischen Abtritten gleichen. Es kam Heine gar nicht darauf an, bekannte Ehrenmänner in Deutschland öffentlich als Päderasten zu bezeichnen, und um seinen Haß gegen sie auszulassen, schöne und starke Männer, bloß weil er so verkommen war, zu häßlichen Karikaturen auszumalen ꝛc. Wie ein wüthender Affe den eignen Koth als Wurfgeschoß braucht, das ist die beste Vignette zu Heine's spätern Gedichten. Sogar mit Börne überwarf er sich, dem er doch so viel verdankte, weil die Achtung, welche Börne genoß, ihm als dem stets mit ihm Genannten zu Gute kam. Schließlich gestand Heine selbst, seine ganze Poesie sey vergiftet, und wie eine verbissene Natter schlug er den letzten abgebrochnen Zahn in den eignen Leib.

Trotz seiner augenfälligen, absichtlich zur Schau getragenen Nichtswürdigkeit wurde Heine in Deutschland fast vergöttert und sammelte sich unter seiner schmutzigen Fahne eine ganze Schaar von Nachahmern. Diese Leute nannten sich „das junge Deutschland". Denkt man zurück an das

Urbild deutſcher Jugend, wie wir es im Siegfried erkannt, ſo hat man hier das ekelerregende Gegenbild. Die Phyſiognomie des jungen Deutſchland war die eines aus Paris kommenden, nach der neuſten Mode gekleideten aber gänzlich blaſirten, durch Lüderlichkeit entnervten Judenjünglings mit ſpecifiſchem Moſchus- und Knoblauchgeruch. Die Hauptlehre der Jungdeutſchen war „Rehabilitation des Fleiſches". Dafür ſchrieb zunächſt Karl Gutzkow aus Berlin (1835) den Roman „Wally, die Zweiflerin".

Darin wird nicht nur Unzucht gelehrt, geübt und geprieſen, ſondern auch Chriſtus mit affectirter Geringſchätzung „ein junger Mann, unehelichen Urſprungs, Stiefſohn eines braven Zimmermanns" genannt, der durch eine bedenkliche Verwirrung ſeiner Ideen auf den Glauben kam, er müſſe ein Befreier der Nation werden.

Mehr Geiſt hatten ſeine Jugendarbeiten „Briefe eines Narren an eine Närrin" und „Mahaguru", eine tibetaniſche Geſchichte. Im „Blaſedow und ſeine Söhne" zeichnete Gutzkow das Unglück eines Mannes, der (in ſeiner Einbildung) über dem Jahrhundert ſteht und doch in und mit ihm leben muß. Die „Seraphine" war ein kläglicher Verſuch des Dichters, weibliche Seelenſchönheit zeichnen zu wollen, von der er nie eine Ahnung hatte. In ſeinem Buch „aus der Knabenzeit" (1852) ahmte er das Buch der Kindheit von Goltz nach, aber ſchlecht. Im folgenden Jahr begann er einen neunbändigen Roman „die Ritter vom Geiſte", womit er gleichſam Sturm lief auf das Publikum.

Das Buch iſt noch langweiliger als lang. Die ſ. g. Ritter vom Geiſte bilden einen Orden, um, unabhängig von Religion, Sitte, Staat, das, was ſie Geiſt nennen, in der Menſchheit fortzupflanzen. Alſo der längſt abgeſchmackte Illuminatismus. Die Ritter thun überdies nichts, ſondern ſchwatzen blos, eſſen und trinken, lieben und verheirathen ſich, wie andre gemeine Leute.

Das Lebensbild „die Diakoniſſin" (1855)

beſchreibt, wie eine gewiſſe Conſtanze Diakoniſſin wird, ſich aber in dieſem Dienſte immer beſchämt und genirt fühlt und am Ende Gott dankt, einen Mann zu bekommen, der ſie von der leidigen Pietiſterei befreit.

Man kann den Dienſt der frommen Schweſtern nicht unwürdiger, unpoetiſcher und philiſterhafter auffaſſen. — Charakteriſtiſch erſcheint, daß Gutzkow noch ſo ſpät die Windigkeit, Charakterloſigkeit und Lüderlichkeit des Kotzebue'ſchen Berlin an Ludwig Tieck rächte. Ein Berliner, wie Tieck ſelbſt, ſuchte er aus Leibeskräften die Poeſie aus Tiecks romanti-

ſcher Höhe wieder herunterzureißen in die alte Gemeinheit. Indem Gutzkow Schlegels Lucinde neu herausgab, ſuchte er die Meinung zu verbreiten, die Romantiker ſeyen eben ſo unſittlich geweſen, wie das junge Deutſchland.

Heinrich Laube, ſpäter Vorſtand des Wiener Burgtheaters, wetteiferte mit Gutzkow in Anmaßung und war eben ſo arm an Geiſt und Erfindungsgabe. Seine Reiſenovellen, eine matte Nachahmung der Heine'ſchen Reiſebilder, (ſeit 1834), ſein „junges Europa“ ſtrotzten von Inſolenz. Auch gab er die obſcönen Schriften Heinſe's neu heraus. Sein Roman „die Schauſpielerin“ von 1836 und „das Glück“ von 1837 ſind ſchwache Gemälde aus der modernen Geſellſchaft, charakterlos, nichtsſagend. Etwas mehr Farbe haben ſeine Darſtellungen altfranzöſiſcher Lüderlichkeit, ein Element, in dem er ſich behaglich fühlte. So in ſeinem Roman „die Gräfin Chateaubriand“ von 1843.

> Der König buhlt mit ihr; als die Kataſtrophe ihrer Treuloſigkeit herannaht und ſie nach bretoniſchem Recht als Ehebrecherin ſterben ſoll, tritt der König unter den bretagne'ſchen Adel und hält ihm eine Vorleſung über die nothwendige Emancipation des Weibes, das Recht der Unzucht, das Unrecht der Ehe. Inzwiſchen emancipirt ſich die Gräfin mit Gift. Man weiß nicht, ob hier die Frechheit oder die Abgeſchmacktheit größer iſt.

In dieſem Geiſt ſchrieb Laube auch die „franzöſiſchen Luſtſchlöſſer“. Nicht viel beſſer iſt „der belgiſche Graf“, eine Pariſer Criminalgeſchichte aus der ſchlechteſten Zeit des Regenten. In dem Luſtſpiel „Rococo“ verſpottet Laube „die alten Herren“ und läßt einen Alten am Schluſſe ſagen: „wenn uns die Jugend vergiebt, ſo ſind wir begnadet, denn der Jugend gehört die Zukunft“. Das iſt ganz kotzebue'ſch. Aber die bubenhaften Spötter werden ſelber zu wackligen Greiſen.

Ein eifriger Parteigenoſſe des jungen Deutſchland war ferner Ludolf Wienbarg, weniger produktiv, aber geiſtreicher als die andern, wie ſeine ſatiriſchen „Wanderungen durch den Thierkreis“ darthun. Auch ſeine Schilderung Hollands hat viel Anziehendes. Seine äſthetiſchen Feldzüge und was er „zur neuſten Literatur“ ſchrieb, war wohl nur Verirrung des Augenblicks und mißverſtandene Kameraderei.

Auch Theodor Mundt ſchloß ſich dem jungen Deutſchland an und ſchrieb Romane und Erzählungen in demſelben arroganten und leichtfer-

tigen Ton, wie die andern. In seiner „Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen“ von 1835

> macht er dieselbe Affengeberde vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau wie Heine. Indem er die Rehabilitation des Fleisches den schönen Mädchen Prags verkündet, reizt ihn das specifisch Katholische derselben nur zu thierischer Wollust, deren er sich mit blasirter Vornehmthuerei rühmt.

In „Mutter und Tochter“ triumphirt gleichfalls das emancipirte Weib. Mundt schrieb auch ein Buch über Charlotte Stieglitz.

> Diese war die Gattin seines Freundes, des höchst mittelmäßigen, aber eiteln Berliner Dichters Stieglitz. Weil Stieglitz ihr immer vorlamentirte, die Heirath mit ihr hindere ihn an einem großartigen Emporkommen, gab sie sich freiwillig den Tod, und Stieglitz war so seelenlos, mit dem Dolche, mit der sie sich erstochen, hinterdrein zu kokettiren und in einem lebenden Tableau zu München öffentlich damit aufzutreten. Mundt aber machte ein Buch daraus.

Das Talent dieser Jungdeutschen würde sammt der Lobassekuranz, welche sie unter einander etablirt hatten, nicht ausgereicht haben, ihnen einigen Ruhm zu erwerben, wenn nicht die Zeitstimmung und Mode für sie gewesen wäre. Der deutsche Büchermarkt wurde damals überschwemmt mit Uebersetzungen der destructivsten, irreligiösesten und unsittlichsten Werke der französischen Dichter (Victor Hugo, Georg Sand, Eugen Sue, Balzak, Paul de Kock ꝛc.). Zugleich gingen die Saaten auf, welche die alten Rationalisten und die neuen Hegelianer auf den Universitäten gesäet hatten. Der Unglaube warf alle Scham von sich. Im Jahr 1835 erschien das berüchtigte „Leben Jesu“ von David Strauß, der die Evangelien für Mythen und Fischeranecdoten erklärte. Bald darauf thaten sich die Lichtfreunde in Sachsen, die Deutschkatholiken in Schlesien auf unter fast allgemeinem Zujauchzen der deutschen Presse, und in der Schweiz erhob der Communismus sein Haupt und warf seine Brandschriften nach Deutschland hinüber. Im Grunde ging diese ganze fieberhafte Wuth, womit man die Religion und Sitte verfolgte, von Frankreich aus, welches in der Periode zwischen der Juli- und Februarrevolution vor Ungeduld und Gier nach einer neuen Revolution sich bis zum Wahnsinn echauffirte. Deutschland ließ sich nur anstecken.

Wir müssen die Reihe der charakteristischen Zeiterscheinungen fortsetzen. Gustav Kühne überwarf sich zwar mit den Jungdeutschen, seine „Quarantaine im Irrenhause“ verräth aber, daß er an der Unruhe der

Zeit selbst betheiligt war. In den „Klosternovellen“ schildert er die traurigen Folgen der Asceſe, als ob Entsagung den Menschen unmöglich wäre. Auch schrieb er ein unnützes Buch über die Rahel und Bettina.

Rahel war eine durch ihren Geist berühmte Jüdin in Berlin, Gattin des Biographen Varnhagen von Enſe, der ein Buch über sie schrieb. Sie wurde hauptsächlich nur deshalb vergöttert, weil auch sie zu den von aller Religion Emancipirten gehörte.

Der Jude Berthold Auerbach machte damals (1837) den Spinoza zum Helden eines Romans.

Durch seine kühne Philoſophie zerreißt er die Feſſeln des Judenthums, die ihn bisher umſtrickt. Aber dafür ſtößt sein Volk ihn aus. Er will ſich mit einer schönen Katholikin trösten, findet aber, daß ſie ihn um eines reicheren Liebhabers willen verrathen hat. Ganz allein und verlaſſen hat er nun nichts mehr, als ſich ſelbſt und ſeinen Geiſt. Da erſcheint ihm tröſtend Ahasver, der ewige Jude und preiſt ihn als den wahren Meſſias der Juden, der ſie jetzt erſt erlöst habe von ihren alten Glaubensbanden durch den freien Geiſt.

Auerbach vergötterte in einem andern Roman „Dichter und Kaufmann“ den Juden Mendelsſohn, den ſchon Leſſing ſo lächerlich zum Ideal hinaufgeſchraubt hatte. Die wirklichen Juden der Neuzeit ſind von ſolchen Idealen himmelweit entfernt geblieben und haben ſich nur auf Koſten der Chriſten ungeheuer bereichert oder, wenn ſie in Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur machten, den guten Geſchmack verdorben (mit durchgängig ſehr geringen Ausnahmen) und einen Gifthauch von Irreligioſität und Entſittlichung um ſich verbreitet. Den beſten Judenroman ſchrieb W. von Chezy 1845 unter dem Titel „der fromme Jude“.

Nach einer Seite hin verfolgt er das Judenthum in den gemeinſten Schacher, in die Gaunerei und ins Zuchthaus; nach der andern Seite hin in die Comptoirs, in die Salons und Boudoirs. Hier wird ein Judenkind hinter dem Zaun geboren, hier werden Dietriche gebraucht, hier in der jüdiſchen Gaunerſprache Verbrechen verabredet, — dort heirathet die Tochter des geadelten Banquiers einen Grafen, kauft man große Herrſchaften und ſpielt den Pair ꝛc. Am frappanteſten ſind die Scenen, in welchen Verwandte zuſammenkommen, die beiden Richtungen angehören. Der eine Bruder oder Vetter hat ſein Glück gemacht, der andere iſt im Elend geblieben. Die reiche Judentochter am Arm eines Grafen, eine Anzahl armer Verwandter von ſehr zweideutiger Lebensſtellung muſternd (Theil IV, S. 192 f.), iſt ein ungemein gelungenes Bild.

Stolz und Verlegenheit, Trotz und Aerger auf beiden Seiten machen endlich wie auf einen Zauberschlag dem alles überwältigenden Gefühl der Verwandtschaft und des gemeinsamen Interesses Platz. Theil IV. S. 85 heißt es hier, daß ein zu edleren Gesinnungen berufener Jude kein Jude bleiben könne, ohne auf eine oder die andere Weise zu verderben. Henoch, der hier diese Richtung vertritt, wird das Opfer seiner Treue.

Auch die Jüdinnen drängten sich herbei. Fanny Lewald schrieb 1849 einen Roman „Prinz Louis Ferdinand".

Sie stellt diesen tapfern Prinzen dar, wie er drei Geliebten mit obligaten Kindern schwärmerisch liebt und sich von der Jüdin Rahel geistig beherrschen und langweilig hofmeistern läßt.

Zeitgemäßer Triumph des Judenthums über das Preußenthum: ihr Roman „auf rother Erde" (1850)

schildert die Revolution in Iserlohn, kokettirt mit Galgenfrist und Schleppsäbel und endet mit der Flucht der Demokraten nach Amerika.

In den „Hausgenossen" von 1856

läßt die Lewald einen jungen Arbeiter und sein Mädchen 2—3 Jahre lang in wilder Ehe leben und Kinder zeugen und findet das ganz schön und natürlich, erklärt es dagegen für ein Verbrechen an der Menschheit, daß die Polizei dem Skandal zuletzt ein Ende macht.

Auch in der „Lebensfrage" triumphirt die Liebe über die Pflicht. In „Jenny" steht eine Jüdin als Lichtgestalt unter christlichen Geistlichen als Ungeheuern ꝛc.

Aber auch christliche Frauen und Männer überboten sich in unsittlichen Romanen. Amalie Schoppe schrieb seit 1824 überaus viele Romane, anfangs noch sentimentale Entsagungsromane, dann historische, endlich sociale à la Georg Sand, z. B. „Aus Haß Liebe" (1842).

Gräfin Heloise, anstatt ihren kranken Mann zu pflegen, liest bis Mitternacht unzüchtige Romane, da wird sie von einem jungen Herrn besucht und nimmt ihn, „indem sich Traum und Wirklichkeit bei ihr vermischen", in ihren Armen auf. Aber dieser Liebhaber befriedigt sie so wenig, als ihr Mann, auch sterben beide und erst ein Dritter befriedigt sie ganz, so daß „jetzt erst bei ihr die Knospe ihre bis dahin verschlossene Hülle sprengt". So wird mit Jungfräulichkeit kokettirt, nachdem man schon tief in der Schande gebadet. Der neue Liebhaber traut auch nicht. Man trennt sich, versöhnt sich aber zuletzt wieder wie in Menschenhaß und Reue, wobei ein kleiner Bankert, die Frucht jener magischen Wirkung der G. Sand'schen Poesie, die Hauptrolle spielt.

ſogar 1,911,117 Kil.) bezog Spanien 907,637 Kil., die Schweiz 371,889 Kil., Sardinien 133,647 Kil., Oeſterreich 110,805 Kil. und die Hanſeſtädte 39,574 Kil. Eben ſo ſonderbar iſt es, daß eine Partie Cacao nach Amerika zurückgeht; Braſilien erhielt nämlich von der eben erwähnten Menge 4339 Kil. und ſogar Meriko, was man kaum glauben ſollte, hat in verſchiedenen Jahren des letzten Dezenniums eine Partie Cacao aus Frankreich erhalten (153,196 Kil. im Jahr 1828, 27,909 Kil. im Jahr 1830 und 15,395 im J. 1835). Es wäre intereſſant zu erfahren, durch welchen Zufall Meriko vor zehn Jahren in die Nothwendigkeit verſetzt worden iſt, eine ſo ungeheure Menge Cacao, nämlich über 3000 Zentner aus Frankreich zu beziehen, da Frankreich ſie wahrſcheinlich aus Meriko geholt hatte.

Obſchon die franzöſiſche Inſel Bourbon ihrer Kaffeeproduktion halber berühmt iſt, ſo verſendet Frankreich doch wenig franzöſiſchen Kaffee (im Jahr 1836 nur 2850 Kil.), aber deſſenungeachtet treibt es mit dem Auslande einen Kaffeehandel im Werthe von mehr als 10 Mill. Franken. Im J. 1835 betrug die Ausfuhr 9,012,993 Kil., dies war aber auch die ſtärkſte Ausfuhr in den letzten 10 Jahren. Im J. 1836 betrug ſie nur 8,570,063 Kil.; hievon bekam die Schweiz 3,295,146 Kil., in die Türkei, welche ehemals, da ſie Moka noch beſaß, ſelbſt großen Kaffeehandel treiben konnte, 1,820,315 Kil., Oeſterreich 1,017,851 Kil. (die bedeutendſte Menge im Dezennium), Sardinien 850,528 Kil., Toskana 304,324 Kil., Algier 203,024 Kil. (die Ausfuhr dahin nimmt jährlich zu) und die Hanſeſtädte 166,373 Kil. (im Jahr 1828 2,236,477 Kil., die größte Menge im Dezennium, im Jahr 1833 1,445,485 Kil., im Jahr 1834 118,977 Kil. und im Jahr 1835 961,202 Kil.). Die deutſchen Bundesſtaaten erhielten nur 47,584 Kil. und Preußen ſogar nur 628 Kil.

Im Jahr 1827 hatten die Bundesſtaaten von Frankreich noch eine ſehr ſtarke Partie Kaffee bezogen, nämlich 505,969 Kil. und im Jahr 1828 noch 257,072 Kil. Seitdem hat die Ausfuhr aus Frankreich nach ganz Deutſchland bedeutend abgenommen. Da nun aber der Gebrauch des Kaffee's bei den Deutſchen noch eben ſo ſtark iſt, als zuvor, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß jetzt ein anderer Lieferant, vermuthlich England, es übernommen hat, Deutſchland mit dem größten Theile des Kaffeebedarfs zu verſorgen.

Herr von Rehfues, ein Württemberger in preußischem Staatsdienst, schrieb 1832 den berühmt gewordenen Roman „Scipio Cicala".

Scipio ist einer der vielen Don Juans, deren Kraft darzustellen sich die Unkraft der modernen Poesie abmüht. Schön, heldenkräftig, eine in jeder Beziehung reiche Natur, in ein eben so reiches Leben hingestellt (in die Mitte zwischen die christliche und muhamedanische Welt und in die Zeit der sicilianischen Vesper), wird er gleichsam von allen Mächten des Himmels und der Hölle umbuhlt; wie es seit Göthe's Faust Mode geworden ist, sich den sterblichen Menschen als einen für die Unsterblichen überschwenglich interessanten Gegenstand zu denken, dem sie, ohne irgend eigne Selbstständigkeit, nur zu hofiren hätten. Doch hat Rehfues die poetische Gerechtigkeit walten und den Helden in seiner tief unsittlichen Richtung untergehen lassen.

Rehfues ließ „das Castell von Gozzo" nachfolgen.

Der Maler Camillo flüchtet mit seiner schönen Frau vom Lande in das Castell der Insel Malta, weil Türken landen. Die verschmähten Liebhaber der schönen Frau wollen aus Rache das Castell den Türken überliefern, aber Camillo kommt ihnen zuvor, indem er Weib und Kind vergiftet und selbst im Kampfe fällt. Die Verhöhnung eines Mönchs bildet eine lustige Episode in der tragischen Geschichte.

Und eine „neue Medea" (1836).

Eine Greuelgeschichte. Die neue Medea wird, wie die alte, von ihrem Jason betrogen und wirft ihm in wüthender Rache noch im Tode sein (und ihr) Kind nach.

Unter dem Namen Emerentius Scävola schrieb seit 1832 ein Herr von der Heyden (nicht zu verwechseln mit Friedrich van der Heyden) skandalöse Sachen, die alles übertreffen, was bisher der Roman in Sittenlosigkeit geleistet hatte. Sein erstes Product „die Genossen der Mitternacht" kamen mir nicht zu Gesicht; 1836 erschien sein „Adolar, der Weiberverächter".

Adolar verführt alle Weiber, bis ihn einmal Eine um beide Augen bringt. Blind und ohne Mittel setzt er dennoch seine Lüderlichkeit fort, indem er sich, immer noch ein schöner Mann und wegen seiner Blindheit um so gewisser discret, an vornehme Frauen verkauft und nunmehr Geld für das einnimmt, wofür er es sonst ausgab. Eine Hetäre männlichen Geschlechts.

Im Roman „Leonide"

bricht die Heldin als Nonne ihr Gelübde, um zwei Männer zu heirathen, denen sie sich abwechselnd hingibt.

Die Heldin des Romans „Learoſa“

iſt ein unſchuldiges Mädchen, fällt in die Arme mehrerer Verführer, bleibt aber unſchuldig, heirathet einen Greis und bleibt unſchuldig, bis ein Traum zum erſtenmal ſie darüber belehrt, wo die Unſchuld aufhört. Nun glüht ſie, den Traum zu verwirklichen, verliebt ſich, geräth aber im Dunkeln in die Arme eines Scheuſals. Außer ſich vor Aerger will ſie ſich auf andre Art entſchädigen, wird aber nochmals im Dunkeln betrogen durch — ihren eigenen Bedienten. Das Ende iſt im Bordell.

Genug, die Analyſe der noch übrigen Romane dieſes Scävola wollen wir uns erſparen.

Ein Wilhelm Müller, nicht zu verwechſeln mit dem ſanften Philhellenen, gab ſeit 1835 Greuelgemälde im Geſchmack der neufranzöſiſchen Romantik heraus.

Zuerſt ein Taſchenbuch „des Bettlers Gabe“, darin gräßliche Scenen aus Rußland, Erfrierungen im Winter 1812, Knutungen, daß man das Fleiſch davonfliegen und das Blut rauchen ſieht ꝛc. „Die Verworfenen“, ein Roman. Hier tritt der Held in ein Bordell ein, wo ihm alles geſtohlen wird und geht ab auf einem Karren mit Choleraleichen, um lebendig begraben zu werden. Zwiſchen dieſen beiden Greuelſcenen liegen noch unzählige andere, worin die unmenſchlichſte Grauſamkeit und Verruchtheit, bald im Verbrechen, bald in deſſen Beſtrafung ihre Triumphe feiern. Ein Paria wird verurtheilt, ſein eigenes Kind einem Tiger vorzuwerfen und ſieht es vor ſeinen Augen zerfleiſchen, wird dann wahnſinnig und verbindet ſich mit einem Juden und einem Neger, die auf ähnliche Weiſe mißhandelt worden ſind, um an der ganzen Menſchheit Rache zu nehmen. Sie gehen ins Giftthal und holen die Cholera heraus. — Bettlers Gabe wurde noch 1845 fortgeſetzt mit ähnlichen Greuelgeſchichten. Die rührendſte ſoll einer Volksſage entnommen ſeyn. Ein ruſſiſcher Page wurde mit ſeiner Braut und ihrem Vater von den Tataren geraubt, die der unglücklichen Braut einen von beiden, den Vater oder Bräutigam, beim Leben erhalten wollten, wenn ſie bei der Hinrichtung des Andern ſänge. Sie wählte den Vater und ſang bei der Hinrichtung des Bräutigams, aber ihr Geſang war ſo ſchauerlich, dämoniſch und mächtig, daß der Tataren großes Götzenbild zuſammenſtürzte und ſie und ihren Vater erſchlug. Seitdem hört man dort eine geiſterhafte Nachtigall ſingen.

Im „König Og und ſeinen Nachkommen“, einem anonymen Roman von 1839

radotirt ein gewiſſer Hillar gegen alle Religion und Ehe, will die Weiber und ſogar die Kinder emancipiren und endet damit, daß er ſeinem eignen Kinde den Kopf einſtößt und ſeine Geliebte wahnſinnig wird.

Im „Freigeiſt“ von Oelckers (1840)

figurirt wieder eine emancipirte Wally und ein Ritter vom Geiſte, der die Religion „einen Augenſchirm für Blödſichtige nennt, die den vollen Strom des Lichts noch nicht vertragen können,“ und nachher langweilig die junghegeliſche Lehre vom „Zuſichſelbſtkommen Gottes im Menſchen“ auskramt.

Die „Söhne und Töchter der Zeit“ von Wilhelm Elias (1840)

ſind deſſelben Geiſtes oder vielmehr Fleiſches, da hier aller Geiſt ins Fleiſch geſetzt wird. Sonderlich die Töchter der Zeit haben ſich in der Luft dieſes emancipirten Fleiſches mit philoſophiſchem Stolze. Die Eine, die ein uneheliches Kind bekommen hat, worüber ſich ihr früherer, jetzt wieder zu ihr zurückkehrender Liebhaber beklagt, ſagt zu dieſem, indem ſie das „incroyable Dogma“ verhöhnt: ich bin die Jungfrau Mutter, du ein heiliger Geiſt, und jener, von dem ich das Kind habe, mag den Joſeph vorſtellen.

Dagegen ſchrieb Egert Winnſteen 1843 eine Novelle „Antonia“, worin er beweist, daß die chriſtliche Ehe dem weiblichen Geſchlecht viel mehr zum Vortheil gereiche, als die Emancipation.

Antonia will durchaus emancipirt ſeyn, ſich keinem Ehezwang unterwerfen, aber doch Männer lieben. Sie ſelbſt trägt ſich einem Manne zur ehrloſen Buhlerin an, wird aber bald von ihm, der ſich an ihrer Unzartheit ärgert, verlaſſen und muß nun als Mutter eines unehelichen Kindes alle Schmach erleben.

In der Tragödie „Liebe“ von Held (1841) wird die Tugend mit dem Laſter in unglaublicher Unnatur vermiſcht und verwechſelt.

Die junge Gräfin Johanna liebt ihren Lehrer Eduard und wird geliebt vom Grafen Adlerhorſt. Da ſie den bürgerlichen Eduard nicht heirathen kann, iſt der Graf ſo gefällig, ſie zu heirathen, aber nur um ſie Eduard abzutreten, mit dem ſie nun in einem ſicheren Aſyl als Gattin lebt, bis ſie ſich in den großmüthigen Grafen ſelbſt verliebt und nun einmal in Eduards Armen dieſem geſteht: Eduard, ich liebe — meinen — Gatt — (die Stimme verſagt ihr, ſie ſinkt um). Eduard iſt wie vom Donner getroffen, ſpielt aber nun ſeinerſeits den Großmüthigen und vergiftet ſich.

„Die Seherin“ in einem dramatiſchen Gedicht von Emil Mecklenburg (1845)

ſucht als Maitreſſe eines Königs dieſen für die Hegel'ſche Philoſophie und für den Communismus zu gewinnen, deren Lehren ein gewiſſer Frei als radikaler Marquis Poſa des breiteren auskramt. Es gibt keinen Gott, verkündet er, wir Menſchen allein ſind Gott, jeder dem anderen gleich, jeder frei ꝛc. Der König will aber nichts davon hören und der Schwätzer endet im Kerker.

Ernst Wilhelm Ackermann, ein Königsberger, der als Hofmeister einer russischen Familie frühe starb, dessen poetischen Nachlaß aber Raupach 1848 herausgab, schwelgt in Wollust und verhöhnt das Christenthum.

In einem Gedicht sagt er einer schönen Jüdin: du mußt erst den wahren Glauben haben, d. h. glauben, daß ich dir treu bin, wenn du mich auch eine andere küssen siehst. Du mußt an die Dreieinigkeit glauben, d. h. ich bin das Seyn, du bist mein Entfalten und unsere Vereinigung ist der Kuß ꝛc. Im „Don Juan und Maria" spottet Don Juan in der Hölle über den „armen Gott", der nichts so Schönes zu schaffen wisse, als Er Don Juan in seiner üppigen Phantasie. Zum Lohn kommt Maria zu ihm in die Hölle, um ihn eigenhändig von da in den Himmel hinaufzuführen. Das ist noch ärger als am Schluß des Göthe'schen Faust.

Lenau (Niembsch, Edler von Strehlenau), der abwechselnd in Wien und Stuttgart lebte, begann 1832 mit lyrischen Gedichten, welche großen Beifall fanden und oft wieder aufgelegt und vermehrt wurden. Allein ich wies damals schon (in meinem Literaturblatt von 1835 Nr. 73 und 1839 Nr. 42) auf den kranken Punkt in Lenau's Seele hin.

Er besang ein Dutzend verschiedene Mädchen zugleich, von denen er jede einzelne bis zum Sterben zu lieben versicherte, und streckt dann noch jammernd die Arme nach einer aus, die einzig bestimmt sey, ihn zu beglücken, aber erst nach tausend Jahren geboren werden würde ꝛc. Das war nun nicht Affectation, sondern ganz ernsthaftes, aber krankhaftes Gefühl.

Sein Herzweh bestand in einer nicht zu befriedigenden, wenn auch nur sentimentalen Donjuanerie. Gewaltsam wollte er sich aus diesem innern Elend herausreißen und suchte instinktartig das gesunde praktische Leben in Nordamerika, aber die Prosa dort riß nur neue Wunden in sein zartes Herz und er kehrte zurück, um aufs neue seinen Schmerz in Liedern auszuströmen.

In einem morschen, lebensarmen, hohlen Baum, in welchem Bienen süßen Honig bereiten, sah er sein eigenes Bild. Er nannte die ihm angetraute Braut „die Qual". Er sah „den Geist unglücklicher Liebe, der über die Erde zieht".

Kurz überall nur schwarze Melancholie, aber sein Schmerz fand oft den rührendsten Ausdruck, weil er ein wirklich empfundener war. Aber überall vermißt man die männliche Erhebung, Selbstbeherrschung und Zucht seiner selbst. Der Dichter jammert immer über vorenthaltenes Recht und

denkt an keine Pflicht. In seinem Drama „Faust" identificirt er sich selbst mit Faust.

Der durch Wollust mit Weibern erschöpft, einer Unschuld nachtrachtet, die er nicht mehr finden kann und sich endlich selber umbringt, mit dem einzigen Wunsche, nicht mehr aufzuleben.

Lenau fühlte, er müsse aus diesem subjectiven Jammer heraus und sich erhabenen Gegenständen zuwenden. Da feierte er 1837 in dem epischen Gedicht „Savonarola" diesen florentinischen Reformator und entwarf ein abschreckendes Bild von der römischen Kirche. Dem ließ er noch 1842 „die Albigenser" nachfolgen mit derselben Tendenz des Hasses gegen Rom, aber auch mit Verachtung des reformirten Bibelchristenthums. Denn er läßt den Meister Theodor, nachdem er den Albigensern die Bibel erklärt hat, das h. Buch selber ins Feuer werfen und schließt mit einer Vergötterung des „Gedankens", der trotz römischem Purpur und Kutten fortwirken werde zur Befreiung der Völker.

Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter.

Lenau stellte sich also ganz in die Reihe der revolutionären Dichter, wofür ihm die Partei, welche damals die Presse beherrschte, reiche Lorbeerkränze zuwarf. Aber seine aristokratischen Gewöhnungen und Bedürfnisse und seine Sehnsucht nach idyllischer Häuslichkeit paßte nicht zu der Rolle eines Zeitgeistrenommisten. Im Conflict zwischen einer älteren und einer jungen reinen Liebe, welche letztere durch die Ehe geheiligt werden sollte, fiel er in Wahnsinn und endete im Irrenhause.

Eine lächerliche Parodie des tragischen Lenau bot E. Bleffig in seinen Gedichten von 1839 dar.

Ganze Bündel von zärtlichen Gedichten an nicht weniger als 26 verschiedene Schönen, in welche der Dichter immer gleich feurig verliebt, bei denen er aber nicht immer gleich glücklich ist, so daß wir ihn bald vor Vergnügen, bald vor Furcht und Aerger zappeln sehen.

Eduard Duller, ein Oesterreicher, der aber in Darmstadt lebte war anfangs ein harmloser Nachläufer der Romantiker und schrieb ein Epos „die Wittelsbacher" zu Ehren des bayrischen Königshauses, bis er sich in die antikirchliche Bewegung warf und eine Rolle unter den Deutsch-

katholiken spielte. Obgleich er die Worte gut zu setzen und blendende Farben aufzutragen verstand, sind seine Dichtungen doch nur hohl und aufgeblasen. Sein Roman „Loyola" von 1836 mag ihn charakterisiren.

Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu, handelt nicht aus tiefster Bußempfindung heraus, sondern aus Ehrgeiz, will keineswegs dem Herrn der Kirche dienen, sondern hegt von Anfang an die Absicht, den Papst zu seinem Diener und Werkzeug zu machen, und endet nicht wie ein Heiliger oder auch nur Fanatiker, sondern wie ein Kotzebue'scher Familienvater, indem er Gott und Kirche vergißt und nur, seinen leiblichen Sohn in den Armen, an dessen Mutter und die mit ihr genossene Wollust denkt.

Solche Pfuschereien in den tiefen Ernst der Geschichte hinein fanden damals Beifall. Im Jahr 1842 schrieb Duller ein Epos „der Fürst der Liebe",

worin Gott als Fürst der Liebe einen Engel in die Welt schickt, der dieselbe voller Sünder findet. Gott aber theilt den Menschen seinen Geist mit und hofft, nunmehr werden sie sich selbst erlösen. Den Sohn desavouirt er ausdrücklich:

Kein Bild am Kreuz! o nicht des Bildes
Bedarf es, da mit euch der Geist.

Duller schrieb noch einen Antichrist, Franz von Sickingen, Kaiser und Pabst ꝛc. Er wurde Vorstand einer deutschkatholischen Gemeinde. Eben so Heribert Rau, ein gewesener Commis, der in unzählbaren elenden Romanen Propaganda machte. Auch der Vielschreiber v. Alvensleben schrieb 1835 einen Roman „Betbruder und Betschwester". Gegen die Jesuiten wurde ungeheuer viel geschrieben, theils in historischen Excursen, theils in Romanen. Das war das Paradepferd für den rationalistischen Pöbel, sonderlich in Sachsen. Indem man aber übertrieb und alle Jesuiten ohne Ausnahme zu Teufeln machte, verfehlte man das Ziel. So Ellendorf mit seinen wüthenden Pamphleten. So Hesekiel mit seinem Roman „Schwaning" von 1845,

worin eine adelige Familie durch die Jesuiten arglistig ruinirt wird.

Unter den vielen Streitschriften, welche die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich (1839) hervorrief, findet sich auch eine „Straußiade" in Versen nach Blumauers Weise, gemein und geistlos der frommen Volkspartei spottend.

Leopold Schefer, Inspector zu Muskau, dem Sitz des als Autor

gleichfalls berühmten Fürſten Pückler, ſchrieb ſeit 1826 eine Menge Novellen, grell gefärbte Liebes- und Mordgeſchichten, in dem Greuelgeſchmack, der damals in Frankreich Mode war. Hier einige Motive.

Bianka di Sipolcro, Tochter einer Nonne und ſelbſt Nonne, ſoll von einem Maler aus dem Kloſter entführt werden. Statt ihrer wird ihre eben begrabene Mutter, die der Maler wieder ausgräbt, in ihr Bette gelegt, ſie wird aber bei dem Anblick wahnſinnig und der Maler erſticht ſich. Klingemann hat dieſen greulichen Unſinn ſogar auf die Bühne gebracht. — Genevion von Toulouſe wird von ihrem Liebhaber aus dem Grabe ausgegraben und durch eine wüthende Umarmung wiederbelebt. Eine Mutter legt die Leiche ihres Töchterchens in Genevions leeres Grab, der Gatte der letzteren kommt dazu und bildet ſich ein, das blumengeſchmückte Kind ſey Genevion ſelbſt, nur durch den Tod zuſammengeſchrumpft. Als er ſie aber groß und lebendig wiederſieht und reclamirt, nimmt ſie Gift. — Zwei fangen ſich an zu lieben, nachdem und weil ſie den boshafteſten Verrath an einander geübt. — Ein Vater verfolgt ſeinen eigenen Sohn mit wüthender Mordluſt. — Ein anderer verführt ſeine eigene Tochter. — Am gemeinſten ſind in ſeinen zahlreichen Novellen italieniſche und orientaliſche Greuel.

Merkwürdig iſt die Novelle, in welcher Schefer die h. Magdalena mißbraucht, um den angeblichen Beweis zu führen, daß der Menſch ſich in jeder Liebe ſelbſt betrüge.

Ein Jüngling betet ein wunderſchönes Magdalenenbild an, zu dem es ihn unwiderſtehlich hinzieht. Da kommt eine Pilgerin, die dem Bild ſprechend ähnlich ſieht und ſogleich verläßt er das Bild, kehrt ſich zu dem lebendigen Mädchen, will es verführen, braucht endlich ſogar Gewalt und — hat eine Todte in den Armen. Nun kann er ſich wieder von der Leiche nicht trennen und beweint ſie, bis es ſich zeigt, daß Kranke von ihrer Berührung geſund werden, und einmal ein blindes Mädchen kommt, das ſich durch ihre Berührung heilen will. Das Mädchen aber iſt wieder der Todten ſprechendes Ebenbild. Sie wird ſehend, richtet ihre Augen auf den Jüngling und dieſer hat augenblicklich auch die Todte wieder vergeſſen und will um jeden Preis die ſchöne Lebende heirathen. Sie willigt ein, wenn er ihr den Ring gebe, den die Todte von ihm hat. Raſch will er nun der todten Hand den Ring entreißen. Es geht nicht. Er braucht ein Meſſer. Wie er aber den Finger abſchneiden will, richtet die Leiche ſich auf und blickt ihn ſo ſchrecklich an, daß er auf der Stelle des Todes iſt.

Schefer iſt ein fanatiſcher Feind der Kirche.

Im „Weihnachtsfeſt zu Rom“ ſchildert er den Jammer eines Biſchofs, der

unter Gregor VII. seinem geliebten Weibe und seinen Kindern entsagen muß. Mutter und Kinder stürzen sich zuletzt von einem Thurme hinab.

Seinen Kirchenhaß äußerte Schefer meist in Versen, in mehreren cyclischen Lehrgedichten. Dieselben erscheinen ganz harmlos und sentimental, sie verbergen aber eine zitternde Wuth. Seine Poesie gleicht einer sanften, das Auge anlockenden Blume, deren unheimlicher Geruch aber bald ein tödtliches Gift verräth. So hat er in seinem Laienbrevier, indem er scheinbar nur die Natur und das menschliche Herz liebkoste, unter den süßesten Redensarten von der Welt das Christenthum als das heillosseste Uebel bezeichnet, das je die Welt verpestet, und seine Mitmenschen gleichsam mit dem innigsten Mitleid gebeten, doch ja von diesem Uebel abzulassen. Es liegt etwas Diabolisches in dieser Manier. Der Teufel kommt à la Kotzebue mit dem Thränentuch vor den Augen und klagt Gott als einen grausamen Tyrannen an. Lange habe er dem Greuel zugesehen, aber nun zwinge ihn die reinste Menschenliebe, den bethörten unglücklichen Menschen zu rathen, endlich diesem fürchterlichen Gotte zu entsagen. Wie Schefer im Laienbrevier lehrt, der Mensch solle nur die Natur und sich selbst anbeten, so sollen seine „Vigilien" heilige Morgengesänge der neuen freien Kirche, d. h. der Gottgewordenen Menschheit seyn, Auferstehungslieder des freien Geistes.

O Mensch, Naturgeist sollst du seyn und wissen,
Daß du es bist. So bist du Herr, bist Mensch,
Der freie, liebevolle Geist des Alls.
Gott lebt im Menschen
Und Gottes Geist ist Menschengeist.
Du sollst dich als den Göttergeist empfinden,
Den Allgemeinen, der das All erfüllt ꝛc.

Dieselbe Lehre wiederholt Schefer in seinem „Weltpriester" und noch 1855 in den „Hausreden". Hier macht er geradezu den Naturtrieb zur Religion.

Der reifen Jungfrau ist Religion
Sich einen Mann zu nehmen.
Das Menschenhaus mit Weib und Kindern drin,
Das ist der einzig wahre Tempel.

In seinen lyrischen Gedichten preist Schefer die Aspasia als die Seligste der Weiber, weil sie „so Viele beglückt habe", sie höhnisch gleich

ſam der Madonna gegenüberſtellend. In einem Gedicht „der Tod Gottes“ wird auseinandergeſetzt, Gott habe eigentlich nie exiſtirt, ſondern ſich an die Menſchengeiſter vertheilt. In einer Novelle ſtellt Scheſer den Giordano Bruno als Märtyrer der Menſchheit und der allein wahren Religion der katholiſchen Kirche entgegen.

Alles Chriſtliche iſt in dieſer Novelle unkoſcher und nur die Juden und Heiden werden geprieſen. Der einzige Kultus, auf den es der Dichter abſieht, iſt der Naturkultus. Von einem Mädchen, die durch einen Mönch zu Falle gekommen, heißt es S. 53 ausdrücklich, ſie habe Recht gehabt und der Mönch auch; was ihnen die Kirche verboten, das habe ihnen die Natur befohlen, ſie hätten alſo nur das Gebot Gottes erfüllt ꝛc. Zum Ueberfluß wird am Schluß die Hinrichtung Bruno's zu einem Afterbilde des Todes Jeſu am Kreuze gemacht. Wie dort die Madonna und Magdalena, ſo wohnen hier eine Mutter und Geliebte der Schreckensſcene bei und Bruno ſtrahlt einen Nimbus, der ſelbſt das Feuer überglänzt.

Friedrich von Sallet, ein unzufriedener Officier in Breslau, ſchrieb 1838 einige tolle Märchen: die wahnſinnige Flaſche,

worin ein habitueller Trinker mit der Flaſche ſelbſt identificirt wird und ſich mit allen Arten von Wein ꝛc. anfüllt, bis er im Rum untergeht.,

Und „Schön Irla“,

worin eine Fliege aus dem Süden einer in der Wiege liegenden Lappländerin liebliche Träume vorgaukelt, während ein altes Weib die Wiege ſchaukelt und häßliche Dinge ſieht, und zwar tauſend Jahre lang. Das Kind ſoll die europäiſche Menſchheit, das alte Weib die chriſtliche Kirche, die Fliege den Freiheitsruf bedeuten.

Sallet bekämpfte ſodann in ſeinen lyriſchen Gedichten alles Beſtehende mit dem tiefſten Haſſe. Sein „Laien-Evangelium“ von 1842 verhöhnte die Bibel und lehrte, Gott exiſtire nur im Menſchen, jeder Menſch müſſe ſich ſelbſt erlöſen, der Chriſtenglaube ſey Verdummung, die Revolution allein die wahre Religion. Auch die Weiber wollte er emancipiren.

Eins iſt Noth. Nicht waſchen, nähen, ſtricken ꝛc.
Wollts (ihr Weiber) uns ebenbürtig, Menſchen heißen,
Müßt, Geiſter ihr, mit uns im Geiſte leben.

In ſeinen geſammelten Gedichten von 1843 wiederholt ſich dieſelbe Emancipationswuth.

In der Schrift „die Atheiſten und Gottloſen“ verkündet Sallet

nur Selbstvergötterung sey der wahre Gottesdienst; Atheisten und Gottlose seyen nur die Könige und Pfaffen, welche das Christenthum erfunden haben, um die Völker damit in ewiger Dummheit und Knechtschaft zu halten. S. 128 sagen die Pfaffen zu den Königen: „warum seyd ihr so thöricht uns zu chikaniren? Wir sind Spitzbuben so gut wie ihr. Wir müssen uns die Hand reichen und verständigen."

Dem Beispiel Sallets und Herweghs folgten eine Menge anderer junger Dichter. Johann Scherr (laute und leise Lieder, 1842), Stolle (Nachtigallieder, 1842), Sievers (Kinder der Zeit, 1843) ꝛc. Alles Verkünder des „Völkerfrühlings", kleine Berangers „vor" der Revolution.

Auch ein Jude, Joseph Mendelssohn, rief 1843 in seinen „wilden Blumen" seinen Glaubens- und Stammgenossen zu, sie sollten das alte Testament und den Talmud ins Feuer werfen, und dem Messias entgegengehen, der mit dem Schwert und in Flammen daherkomme (die Revolution).

Im „Proteus" eines Franz Trautmann (München 1843)

erklärt Gott am Weltende, das Weltgericht sey überflüssig, es brauche sich Niemand davor zu fürchten, das Böse sey nur Er, Gott selbst gewesen, sofern er sich nämlich entäußert habe, und wieder zurückkehrend in sich hebe er auch das Böse wieder auf. Alles sey nur ein Vorgang in Gottes eigener Einbildungskraft gewesen. Eine sehr unschickliche Anwendung des indischen Brahma auf den Gott der Christen.

Der Frechsten einer war Titus Ulrich, der in seinem „Hohen Liede" (Berlin 1845) das ganze Verhältniß des Menschen zu Gott umkehrte.

Der Mensch hat Gott geschaffen, d. h. die absolute ewige dem Menschen allein zukommende Intelligenz hat sich entäußert an Gott, um durch ihn den Menschen zu dienen, aber Gott hat das ihm angewiesene Amt mißbraucht, die Menschheit verrathen, und nicht der Mensch hat gesündigt an Gott, sondern Gott am Menschen. Darum sey es Pflicht aller Menschen, sich gegen diesen Gott zu empören und die Natur aus den Sklavenketten, in denen er sie halte, zu erlösen durch den „Gedanken".

Schwächer ist desselben Dichters „Victor" von 1848,

nämlich ein radikaler Renommist, der als Flüchtling in der Schweiz mit einem Polen zusammentrifft und nun für allgemeine Freiheit und Republik in hohlen Phrasen poltert.

Wie die alte Legende von Dr. Faust durch die antichristliche Poesi

Eben ſo hat die Ausfuhr des Pfeffers und Piments aus Frankreich nach Deutſchland abgenommen. Im Jahr 1827 bekamen die Hanſeſtädte noch 91,626 Kil., im Jahr 1836 nur 2529 Kil.; und die deutſchen Bundesſtaaten, welche im Jahr 1827 noch 36,888 Kil. Pfeffer aus Frankreich bezogen hatten, beſchränkten ſich im letzten Jahre des Dezenniums auf 1702 Kilogramm. Auch in der Verſendung der Tabaksblätter aus Frankreich nach Deutſchland bemerkt man eine ähnliche Abnahme. Im Jahr 1829 bezogen die deutſchen Bundesſtaaten noch 230,439 Kil. und im folgenden Jahre ſogar 434,855 Kil. Am Ende des Dezenniums wurde aber gar kein Tabak aus Frankreich mehr dahin geſendet. Dagegen muß jetzt Spanien, die ehemalige Beſitzerin ſo guter Tabaksländer und auch noch jetzt Herrſcherin über gute Tabakskolonien, ſich zuweilen an Frankreich wenden, um ſeine Fabriken mit dem nöthigen Material zu verſehen. So ändert ſich die Lage der Dinge in Folge der Staatsumwälzungen!

Thee empfingen die Hanſeſtädte im Jahr 1836 von Frankreich 71,486 Kil., Zimmt 16,505 Kil. (im Jahr 1835 gar nichts) und Gewürznelken 2629 Kil. Im J. 1827 hatten ſie von letzterm Gewürze 109,364 Kil. und im J. 1832 ſogar 176,896 Kil. (über das Doppelte der Gewürznelken, die Frankreich ſelbſt roaſtirt) erhalten; aber im Jahr 1835 war die Lieferung auf die Kleinigkeit von 302 Kil. beſchränkt. Von der franzöſiſchen Ausfuhr des fremden Gummi, beſtehend aus 567,572 Kil. (das franzöſiſche Gummi abgerechnet), bekamen die Hanſeſtädte beinahe ein Fünftel, nämlich 109,072 Kil., im J. 1831 ſogar 178,756 Kil.; in einem andern Jahr aber nur 445 Kil.; zwiſchen dieſer höchſten und niedrigſten Angabe ſchwanken die Lieferungen der andern Jahre. Auch von dem franzöſiſchen Terpentin-Ertrag ſind die Hanſeſtädte bedeutende Abnehmer. Von den im Jahr 1836 ausgeführten 1,353,988 Kil. erhielten ſie 377,246 Kil., die ſtärkſte Partie in den 10 Jahren. Holland nahm 334,395 Kil. und Belgien 193,098 Kil.

Chinarinde bekamen die Bundesſtaaten 20,932 Kil. und die Hanſeſtädte 15,409 Kil., und von den ausgeführten 47,826 Kil. Sarſaparille bekam Oeſterreich 13,679 Kil. und die Hanſeſtädte 9,367 Kil. Baumöl verſendet Frankreich für mehr als 7 Mill. Fr., aber kaum ein Viertheil der Ausfuhr beſteht aus franzöſiſchem

entſtellt worden iſt, haben wir oben ſchon (S. 218 ff.) erkannt. Der Legende vom ewigen Juden iſt es eben ſo ergangen. Während nämlich das fromme Mittelalter im Ahasver das Judenthum, im Fauſt das Heidenthum als zwei dem Chriſtenthum feindſelige, bösartige, zum Glück unſchädliche Mächte auffaßte, hat die unfromme Neuzeit, dem Chriſtenthum ſelbſt entfremdet, ſowohl im Ahasver als Fauſt nur befreundete, dem Geiſt der Neuzeit innig verwandte Weſen erkannt und gegen das verhaßte oder verachtete Chriſtenthum in Schutz genommen. Was Ahasver betrifft, ſo laſſen ſich alle modernen Auffaſſungen deſſelben in zwei Rubriken bringen. Entweder Ahasver iſt ein ſtarker Geiſt, der eine ungerechte Mißhandlung mit edlem Stolz erträgt und ſich nicht beugen läßt; ein Prometheus, der Gott verachtet und die Menſchen bemitleidet, die einem ſolchen Gotte dienen; ein Vertreter des ſogenannten ewigen Menſchenrechts, welches die Diener des Altars und des Throns den Menſchen vorenthalten; eine Perſonification der ſocialen Republik, zu der es die Götter der Zeit nicht kommen laſſen wollen, für die er daher nur als Prediger in der Wüſte auftreten kann. Oder aber Ahasver erſcheint als eine ſchöne Seele, als ein weiches zartfühlendes Weſen, das in ſeinem Schmerze den geſammten Weltſchmerz der modernen Literatur concentrirt. In den Dichtungen dieſer weichlichen und weinerlichen Gattung tritt der ewige Jude immer als ein gemüthreicher Menſch auf, verrichtet gute Werke, hilft und tröſtet, verliebt ſich, heirathet ſogar, lebt als guter Familienvater und Mitbürger. Oder die Dichter nehmen einen höhern philoſophiſchen Schwung und beweiſen, aus Hegels Syſtem, der ewige Jude ſey erhaben über den ſittlichen Gegenſatz, aus dem ſeine Legende hervorgewachſen; es wird ihm demnach bequem gemacht, ſich zu emancipiren und zu der Höhe vergötterter Menſchheit zu erheben, von welcher man verächtlich auf den alten Chriſtengott herunterſieht. Hin und wieder kamen auch Dichter vor, die aus purer Gutmüthigkeit den ewigen Juden ſelig ſterben laſſen, z. B. Schubart, A. Schreiber, Theodor von Haupt. Kurz unter zwanzig bis dreißig Dichtern, die den Stoff behandelt haben, iſt auch nicht ein Einziger der chriſtlichen Grundidee der Legende treu geblieben. Ich hebe aus der von mir geſammelten Ahasverus-Literatur nur einige der bedeutſamern Erſcheinungen hervor.

Ganz abgeſchmackt iſt Klingemanns Drama (1827), worin Ahasver

während des dreißigjährigen Kriegs als deus ex machina rettet und hilft. Eben ſo der ewige Jude des Wilhelm Jemand von 1830, der ſich hier in mittelalterliche Ritter- und Vemgerichtsſcenen einmiſcht. Luſtig iſt nur, daß der gefeierte Jude einmal ruhig ſtehen bleibt, während Ritter und Knechte aus Leibeskräften, aber immer vergeblich, auf ihn hauen und ſtechen.

Einer der ſchwächſten Ahasvere iſt Eduard Dullers „Antichriſt“ von 1833.

Zwar verſchwendet der Dichter alle erdenkliche Greuel, um Effect zu machen, ſinkt aber immer wieder in weichliche Empfindſamkeit zurück. Zuletzt eine völkerwürgende Peſt, ein vor Angſt, angeſteckt zu werden, faſt wahnſinniger König, der ewige Jude als ſchadenfroher Zuſchauer, der Angſt und Verzweiflung noch anſchürt. Der König läßt ein Kind ſeines eigenen Blutes ſchlachten, um durch Trinken dieſes Blutes vor der Peſt ſicher zu ſeyn, aber vergebens. Des Kindes Mutter trauert, verliert aber mitten unter allen Schrecken nicht Glauben, noch Hoffnung. Sie pflegt eine Lilie, als ſey es ihr Kind. Da findet ſie die Lilie einmal abgeriſſen. Aber der Gärtner (Chriſtus) kommt ihr entgegen, die Lilie in der Hand und führt ſie in den Himmel, wo ſie ihr Kind findet. Dem allen ſieht der Jude grinſend und endlich verzweiflungsvoll zu. Da wendet ſich der Gärtner nach ihm um und ruft ihm tröſtend zu: „hoffe.“

Julius Moſen faßte den Ahasver in einer epiſchen Dichtung (Ahasver, 1838) titanenhaft auf

und war verſtändig genug, ihn nicht aus ſeinem melancholiſchen Charakter fallen zu laſſen, glaubt ihn aber immer noch als Prometheus, als Vertreter des gekränkten Menſchenrechts gelten laſſen zu müſſen und legt am Schluſſe Chriſto ſelber die unverſtändigen Worte in den Mund: „zwiſchen uns beiden wird einſt das allerletzte Weltgericht entſcheiden.“ Als ob der von der ganzen Chriſtenheit anerkannte ewige Richter ſelbſt an ein noch höheres Gericht appelliren könnte und als ob hier überhaupt noch ein Zweifel bleiben könnte.

In Auerbachs „Spinoza“

erſcheint der ewige Jude dieſem Philoſophen in dem Augenblick, in welchem ihn die Juden, ſeine alten Glaubensgenoſſen, ausgeſtoßen haben und auch die Geliebte ihn verrathen hat. Tröſtend verkündet ihm Ahasver, er habe die alten Glaubensbande ſeines Volkes geſprengt und ſey der wahre jüdiſche Meſſias.

Noch unſinniger iſt die tiefſinnige alte Sage mißdeutet in „dem neuen Ahasver“ von Ludwig Köhler, 1841.

Hier heißt es, Ahasver soll nicht eher sterben, bis die Freiheit auf Erden herrschen werde. Nun herrscht aber leider das Christenthum, bei dem keine Freiheit möglich ist, und der wahre jüdische Messias, Börne, „der Heiland der Freiheit" mußte sterben. Auf seinem Grabe in Paris jammert der ewige Jude, der nicht sterben kann, daß jener sterben mußte und daß die Unfreiheit ihn überlebt. Wüthender Christenhaß gluht durch das ganze Gedicht, das zu den kläglichsten Mißgeburten des franzosentollen und jüdelnden Jungdeutschland gehört.

Auf eine ganz eigenthümlich geistreiche Weise hat Theremin in seinen Abendstunden die Legende aufgefaßt.

Bei ihm ist Ahasver ein Philosoph, ein anticipirter Hegelianer und Aristipp zugleich, er glaubt nämlich nicht an das Jenseits und wünscht, das Diesseits so lange und vollkommen als möglich zu genießen. Indem er mit dem Heiland nun disputirt, denselben einen Schwärmer nennt und seinerseits allein vernünftig zu denken sich einbildet, wird ihm die Verheißung, er solle, weil er doch das Leben so sehr liebe, fortleben, bis Christus werde wiederkommen. Ahasver läßt sich das gern gefallen, genießt das Leben wirklich, aber ohne Mißbrauch, cultivirt seine Vernunft immer mehr, ist ein überaus braver Mann, fährt fort, das Jenseits für einen lächerlichen Wahn zu halten und gegen diesen Wahn zu kämpfen, nimmt an allem Theil, was dienen kann, das auf jenen Wahn gebaute Christenthum zu stürzen, kann deßhalb aber erst in der neueren Zeit recht froh werden, indem er in jedem Rationalisten ein Bruderherz findet und hofft, nun werde endlich die Vernunft und Wirklichkeit jenen Wahn vom Jenseits gänzlich überwinden. Eine der pikantesten Scenen in dieser Legende ist das Gespräch des Ahasverus mit dem Teufel, welch letzterem sonnenklar bewiesen wird, daß er gar nicht existire.

6.

Die unabhängige Lyrik.

Die lyrische Poesie, welche die Urgefühle der Jugend, die erste Liebe und die erste Freude an [illegible]r ausdrückt, wird mit jeder Generation neu geboren und bleibt [illegible] Wesentlichen gleich. In unsern Tagen ist sie nur, wie die Schriftstellerei überhaupt, zu sehr in die Breite gegangen. Es haben sich zu Viele damit befaßt und ohne Originalität und Geist nur die bekannten Redensarten und Bilder nachgelelert, die ihnen längst vorgelelert waren.

Wenn es erfreut, im friſchen grünen Wald auf allen Zweigen der Vögel Geſang zu hören, und wenn wir Deutſche ſtolz darauf ſeyn dürfen, daß der Fremde die bei uns zu Stadt und Land von muntrer Jugend geſungenen volksthümlichen Lieder und der Stimmen Zauber bewundert, ſo folgt daraus nicht, daß wir auch die centnerweiſe gedruckte Lyrik unſerer literariſchen Stubenhocker zu reſpectiren haben. Nur von jenen lebendigen Stimmen darf gelten, was Uhland ſang: „ſinge, wem Geſang gegeben!“ nicht von den Verſemachern. Ein geiſtreicher Mann hat jenen berühmten Vers Uhlands, den hundert ſchlechte Lyriker als Motto ihren gedruckten Gedichten vorangeſchickt haben, „die Marſeillaiſe der Maikäfer“ genannt. Dazu iſt er allerdings mißbraucht worden. Auf dieſen Vers eines großen Dichters hin haben die ſchlechten getroſt ſündigen zu dürfen geglaubt.

Außerdem iſt unſere Lyrik immer noch zu voll von Eitelkeit und Wehleidigkeit. Der Subjectivismus, der in allem vorherrſcht, hat wie die Körſe, ſo auch die Herzen verwöhnt und verhätſchelt. Unſtreitig hat das Herz ſeine Rechte. Auch der kräftigſte Jüngling hat einmal eine weiche Stimmung. Aber dieſe männliche Erweichung will von der Poeſie zart gefaßt, nur ſo objectiv als möglich in wenigen naiven Zügen ausgedrückt und muß auch beſtimmt motivirt ſeyn. Aber die unermeßliche Lamentation unſerer modernen Lyrik, das elende Liebesgewinſel von tauſend und aber tauſend Schwächlingen, die ihr Herz wie ein Schooßkind herumtragen und mit ihren Thränen begießen, iſt eine Krankheit, gleichſam eine naſſe Flechte am geſunden Leibe der Nation.

Doch erhält ſich das gute deutſche Gemüth in der alten Vorliebe der jungen Dichter für die Natur. Nie, ſo lange es Deutſche gibt, wird unſer grüner Frühling unbeſungen bleiben. Der Zug zur Natur, den weder die Alten kannten, noch den man bei den Romanen und Slaven findet, iſt den Deutſchen von der älteſten Heidenzeit an treu geblieben. Man bemerkt eben jetzt in der Lyrik einen Wetteifer mit der Landſchaftsmalerei, die Natur in ihren mannigfachſten Erhabenheiten, Schrecknissen, Schönheiten und Lieblichkeiten aufzufaſſen.

Man ſtellt gewöhnlich, und mit Recht, Uhland, den wir oben ſchon kennen lernten, an die Spitze der modernen Lyriker. Neben ihm Guſtav Schwab, deſſen oben ſchon unter den Romanzendichtern gedacht iſt. Eine ganz eigenthümliche und vorragende Stellung unter den neuern

Lyrikern nimmt Friedrich Rückert ein, den wir schon als politischen Dichter kennen. Derselbe breitete in seinen sechs dicken Bänden lyrischer Gedichte einen weiten Blumenteppich aus, reicher als irgend ein deutscher Lyriker vor ihm: die lieblichsten Auffassungen der Natur, Landschaftsbilder, Blumenstücke, Ausdruck der Stimmung zu allen Jahreszeiten, die zartesten Liebeslieder, Wallungen des jungen Herzens, Lieder der Freundschaft, der Ehre, gesellige Lieder, eine Fülle von Bildern, Gefühlen, Gedanken, Tönen, alle den Meister beurkundend. Rückert erfreute sich einer fast ununterbrochenen Schöpfungslust, und nicht wie der ängstliche Künstler, der da Maß hält und viel abzirkelt, sondern wie der Schöpfer der Natur, der im wildschönen Urwald alles durcheinander wachsen läßt. In seinem „Dichterselbstlob" sagt er daher:

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen.
Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen.
Kaiserkron und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich ihren Oberherrn, zu grüßen.
Um die dunkeln Locken farbige Wolkenbogen
Sind, ein buntgesticktes Diadem, gezogen.

Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ewigen Liebesklagen,
Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen ꝛc.

Rückert fällt aber, weil er der Sprache in seltenem Maße Meister ist, in den Fehler, ohne Noth Sprachschwierigkeiten aufzusuchen, um sie in kühner Verskünstelei zu lösen. Daraus entsteht eine rein willkührliche Schwerreimerei, worin der sonst so durch und durch romantische Rückert dem Johann Heinrich Voß ähnlich wird. Wo Rückert sich solcher Reime und künstlicher Härten bedient, fährt man in seinen Gedichten wie auf einem polnischen Knüppeldamme durch ein tropisches Paradies. Als die erste einigermaßen größere Dichtung schrieb Rückert 1825 die Idylle „Amaryllis".

Der Dichter hat sich auf's Zärtlichste in eine ländliche Schöne verliebt, die ihn aber immer spröde und übermüthig abweist. In der übelsten Laune klagt er nun sein Leid und nie war die Bitterkeit verschmähter Liebe mit so viel Süßigkeit echt poetischer Empfindung gepaart.

Bedeutend leistete Rückert auch in der Uebertragung und Nachahmung

indiſcher und muhamedaniſcher Poeſien (Nal und Damajanti, Amrilkais, die Verwandlungen des Abu Seid, Hamâſa, Roſtem und Suhrab, morgenländiſche Sagen). Sein letztes Meiſterwerk war „die Weisheit des Brahmanen", voll von Sentenzen, aus denen uns das liebenswürdigſte Gemüth und eine reiche Lebenserfahrung anſprechen.

Doch paßt der Titel nicht, denn überall verräth ſich darin der Deutſche, der eine ganz andere Grundanſchauung der Dinge hat, wie der Inder, und der z. B. ſeine Familie innig liebt, und ſich für immer mit den Seinigen identificirt, während bekanntlich der Brahmane mittelſt der Seelenwanderung durch eine Menge Körper hindurchzugehen glaubt, die ihn im Verlauf der Zeit mit einer Menge von Familien in Verbindung bringen, ſo daß er eine über der andern vergeſſen muß.

Ein hübſches und leichtes Talent beſaß Wilhelm Müller, Bibliothekar zu Deſſau, der (erſt 32 Jahre alt) 1827 ſtarb und deſſen Werke Guſtav Schwab herausgab. Am meiſten gefielen ſeine Griechenlieder, in denen er kurz nach der Erhebung der Neugriechen deren Helden und Heldenthaten ſchilderte. Außerdem ſchrieb er muntere Müller-, Jäger-, Reiſe- und Tafellieder, einige recht nette Liebeslieder und erotiſche Scherze, Reiſeerinnerungen aus Italien, Epigramme ꝛc. Weniger Werth haben ſeine Proſaerzählungen.

1) Der Dreizehnte. Dreizehn Perſonen ſitzen zuſammen an der Tafel. Nach dem bekannten Aberglauben ſoll binnen Jahresfriſt der Dreizehnte ſterben. Die Freunde behandeln die Sache mit Ironie, aber der Scherz wird trauriger Ernſt. — 2) Debora, eine ſchöne Jüdin, in die ſich ein edler Spanier, Don Alonzo, verliebt. Schöne Jüdinnen, in die ſich chriſtliche Ritter, ſogar Tempelritter verlieben, waren damals Mode, eine ekelhafte Ausartung der Romantik. Eine Nebenperſon der Erzählung, ein Marquis, trägt Jahre lang einen Kirſchkern, den einmal die Dame ſeines Herzens auf ihn geſchnellt, im Munde, durch ein goldenes Kettchen an einem Zahne befeſtigt. Das iſt weniger rührend, als ekelhaft.

Bei den Epigonen herrſchte der poetiſche Univerſalismus vor. Sie wurden mehr von fremder Schönheit angezogen, als daß ſie die des eignen Volks erkannt hätten, und kokettirten gern mit fremden Formen. Es waren meiſt paſſive, nicht aktive Geiſter, vollkommen angemeſſen dem tiefen Stand der religiöſen und patriotiſchen Geſinnung.

Nach Wilhelm Müller beſchäftigten ſich vorzüglich Iken, Theod. Kind

und v. Schmidt-Phiſeldek mit der Ueberſetzung von neugriechiſchen Volks- und Freiheitsliedern, alle 1827.

Zu den beſſern Lyrikern der Zeit gehörte Schmidt aus Lübek, deſſen Gedichte 1821 erſchienen; darunter das ſehr verbreitete Lied: „Fröhlich und wohlgemuth hüpfet das junge Blut“. Auch mehrere ſinnige Romanzen. Ein ſehr gewandter Lyriker war Wilh. Gerhard (1826), der nicht nur die ſerbiſchen Volkslieder, ſondern auch viel aus dem Griechiſchen, Engliſchen meiſterhaft übertrug, in den eignen Liedern aber zu viel tändelte und kindſchte. Die intereſſanteſte Dichterin jener Periode war die 1825 in St. Petersburg geſtorbene, erſt 17 Jahr alte Eliſabeth Kulmann, deren liebliche Gedichte 1846 in vierter Auflage erſchienen ſind. Das geiſtvolle Mädchen machte ſchon im 11. Jahre allerliebſte, gedankenreiche und wohllautende Verſe und verbreitete ſich, faſt wie Hans Sachs über alle Zonen und Zeiten, um überall Poeſie zu ſuchen. Obgleich ſie nun alles mit Geiſt auffaßt, und nichts, was ſie beſingt, verdirbt, ſo ſind doch immer ihre Naturſchilderungen am lieblichſten. So die Lieder vom Sonnenuntergang, das herrliche Bild vom Sonnenlauf die Lieder vom Hagel, vom Blitz, vom Rauch, von der Heideblume, die Klage der Schwalbe ꝛc. Im Geiſt ihr nahe verwandt iſt Minna von Mädler, geborne Witte, deren Gedichte (von 1848) ebenfalls Naturſchilderungen, z. B. ein ſehr ſchönes von den nordiſchen Tannen, und kleine nordiſche, auch indiſche Mythen in Romanzenform enthalten.

Im Jahr 1829 erſchienen die Gedichte des damals noch regierenden Königs Ludwig von Bayern, welche von der revolutionsſchwangern Zeit mißgünſtig aufgenommen wurden, die aber, trotz einiger ſprachlichen Härten und Sonderbarkeiten, ſehr viel Schönes enthalten. Vor allem iſt ſein deutſcher Patriotismus zu preiſen. Er ſingt:

Trauriges Bild des Reichs der Deutſchen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe beſtehn, ach da gebricht es am Kopf.

Mit Arndt wetteifernd, ſang der Prinz (1807):

Auf ihr Deutſchen, auf, und ſprengt die Ketten,
Die ein Corſe euch hat angelegt ꝛc.

Sodann zeichnen dieſe Lieder, wie die Friedrichs des Großen, königliche Gedanken aus, die ihm Niemand, der nicht König iſt, vordenken würde. Und was die Nachwelt mehr als die neidige Mitwelt ſchätzen

wird, ein großer Freimuth, der eigne Schwächen nicht verhehlt. Wo alle Wünsche sich erfüllen, tritt erst die rechte Armuth ein, diesen echt königlichen Gedanken drückt sein Lied „Sehnsucht nach Sehnsucht“ aus. Im Uebrigen hat der König-Dichter die meiste Poesie in das gelegt, was er von Italien, von den schönen Italienerinnen, von Kunst und Alterthum im schönen Welschland und ferner von Griechenland, seiner herrlichen Natur, seinen Ruinen und seinen jungen Freiheitshoffnungen singt.

Die Gedichte des Freiherrn von Feuchtersleben (1836) haben einen lehrhaften Charakter, empfehlen Besonnenheit und Praxis und enthalten auch hübsche Naturschilderungen, z. B. vom Morgen und Abend, einem ausgehauenen Forste ꝛc.

Eckermann, Göthe's dienstbarer Geist, ahmte in seinen Gedichten (1838) Göthe nach, freilich sehr schwach. Mit ungleich mehr Feuer schloß sich Matzerath an Schiller an. Seine Gedichte (1838) enthalten antikisirende Romanzen (der sterbende Ajax, die Apotheose des Herkules, die Tochter von Tarent ꝛc.), auch nordische und deutsche Volkssagen und Romanzen, endlich Naturbilder, am eigenthümlichsten in dithyrambischer Form, so besonders ein sehr schönes Lied an die Wolke. Endlich Elegieen und Idyllen in Hexametern. Ueberall hören wir bei diesem Dichter Schillers Rhythmus und hohen Schwung. Eben so in den Gedichten von J. G. Fischer (Stuttgart 1854). Die Gedichte des Straßburger Drechslermeisters Hirtz sind interessant als Beweis, wie im Bürger dieser Stadt noch ganz deutsches Gemüth gefunden wird. Weiter abwärts am Rhein begann 1841 Wolfgang Müller gar frische Lieder zu singen, theils zärtlichen Inhalts, theils schöne und treue Landschaftsmalereien. In demselben Jahr sang Rathusius ein schönes Weinlied, eine schöne Elegie vom Schwan in antikem und Balladen in romantischem Styl. Die Gedichte des Freiherrn von Pechlin tragen einen frommen Charakter, besingen dann Holstein und seine Natur, das Meer, die Jagd und schließen mit einer Bearbeitung der Psyche des Apulejus.

Otto von Deppen entrüstet sich in seinen Gedichten (1842) gegen die Holländer, stellte damals schon für Preußen das Gotha'sche Programm auf, es solle sich nicht an Rußland, sondern an das westliche und südliche Deutschland halten, gibt sich übrigens als einen heitern Lebemann und lustigen Tänzer zu erkennen.

Wir heben aus der Unzahl von lyriſchen Dichtern einige hervor, die ſich vorzugsweiſe als Dichter der Liebe ausgezeichnet haben. Es gibt wohl keinen, der nicht von Liebe geſungen hätte, es iſt das Recht und bisweilen auch der Fehler der Jugend. Unter den Dichterinnen jener Periode ſteht Louiſe Brachmann in Weißenfels als echte deutſche Sappho obenan. Die Tochter eines niederen Beamten, arm und nicht ſchön, in früher Jugend durch den Umgang mit Novalis und dadurch, daß Schiller ihre Erſtlingsgedichte in die Horen aufnahm, geſteigert, machte ſie zu hohe Anſprüche an die Männerwelt, von der ſie gemieden wurde. Ihr feuriges Herz täuſchte ſie noch im 43. Lebensjahr, als ſie aber erkannte, ſie könne nicht mehr oder habe nie ſo geliebt werden können, wie ſie verlangte, gab ſie ſich ſelber den Tod durch einen Sturz in die Saale, 1822. In ihren lyriſchen Gedichten hat ſie den tiefen Liebesſchmerz ausgetönt, trotz der griechiſchen Sappho. Hier nur eine ſie ganz charakteriſirende Stelle:

Tauſendmal wünſcht' ich ſchon, ihn nimmer geſehen zu haben.
Wünſchte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor.
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergeſſen, mein Herz wählte ſein Bild und den Tod.

Um das Unglück ihres Lebens voll zu machen, mußte ſie aus Armuth für die Buchhändler arbeiten, Erzählungen ſchreiben, was ſie mit formellem Talente that, aber ohne Erfindungsgabe. So ſchrieb ſie auch ein ſchwaches Rittergedicht „das Gottesurtheil". Vergeſſen wir dieſe bleichen Kerkerblumen und ſchmücken ihr Grab mit der unvergänglichen Blume des Ruhmes, die ihre ſapphiſchen Thränen bethaut haben!

Die Empfindſamkeit herrſcht noch bei den ältern Dichtern vor. Ein Karl Borromäus Freiherr von Miltitz (Amida's Thränen, Orangeblüthen ꝛc.) ſelt 1819 konnte noch ſingen:

O Thränen, Thränen, fließet fort,
Daß draus ein Strom entſteh,
Auf dem ich ſchwimme zu dem Ort,
Wo ich dich wiederſeh.

Zarte Liebesgedichte von ganz eigenthümlicher Süßigkeit des Tons enthalten des Schweizer Rudolf Tanner „heimathliche Bilder und Lieder" (1829). Sehr zärtliche Liebeslieder mit Gaſelen verbunden dichtete

Hermann von Hermannsthal (1830). Verliebte Trunkenheit in der luſtigſten Bräutigamslaune charakteriſiren die Gedichte von Heinrich Wenzel (1836). Den römiſchen Elegien Göthe's ſehr ähnlich ſind die in antiker Form behandelten Geſänge der Liebe von Peters (1840). Ein gewiſſer Eginhard gab 1840 einen „Marienkranz" heraus, den er ſeiner geliebten Maria aus zahlreichen Romanzen gewunden hat, die von der h. Maria, Maria von Burgund, Maria Stuart ꝛc. und vielen andern in Geſchichte und Sage berühmten Marien handeln. Eine eigenthümlich glühende Zärtlichkeit liegt auch in den „Cypreſſen" von Foglar (Wien 1841), Gedichte, in denen tiefe Schatten, dunkle Umriſſe, traumhafte Geſtalten, bei zweifelhafter aber glühender Beleuchtung uns fremdartig anſprechen, wie eine Landſchaft in tiefſter Abenddämmerung. Die Gedichte des Fürſten von Lynar (1843) enthalten reizende Genrebilder von glücklicher Liebe. Etwas frivol wird hier die Liebe aufgefaßt in dem Gedicht „Amors Münze".

Amor frägt, ob es nicht räthlicher ſey, anſtatt einer einzigen ſchweren Goldmünze (dem Eheſtande) lieber tauſend kleine Stückchen Scheidemünze (die freie Liebe) zu wählen.

Derſelbe Fürſt ſchrieb ein Trauerſpiel „der Ritter von Rhodus", ein Ideal der Treue, der Herz, Freiheit und Leben opferte für ſein Wort und die Ehre.

Zärtlich, ſchwärmeriſch, ein wenig zu weltſchmerzlich ohne Noth und in orientaliſchen Bilderſchwulſt eingehüllt geben ſich die Gedichte des Ritter von Levitſchnigg (1846), die er ſelbſt „weſtöſtlich" nennt, als bunte Saifenblaſen vornehmer Launen und Erinnerungen zu erkennen. Nur deutſch, aber glühend von reiner und hoher Freude ſind die Liebeslieder des Sigismund von Riesberch (1848) in ſehr wohllautenden Verſen. Die tiefſte und zarteſte Empfindung aber, gepaart mit einer ſanften Melancholie findet man in Ferdor Löwe's Gedichten (1854).

Wir geben nun noch eine Reihe von Lyrikern durch, welche vorzugsweiſe die Natur feiern.

Karl Mayer in Tübingen, ein Freund von Uhland, gab 1833 Lieder heraus, die in meiſt nur engern Rahmen eine ganze reiche Galerie der lieblichſten und treuſten Landſchaftsbilder enthalten. Zuweilen ſind es nur vier Zeilen, in denen er uns eine ganze Gegend, einen Wald im

Produkte. Das meiſte geht nach Nord- und Südamerika; Sardinien und Belgien bekommen das übrige.

Baubolz geht größtentheils nach den franzöſiſchen Kolonien; jedoch bekommt Preußen (wahrſcheinlich aus Lothringen) eine bedeutende Partie dünner Bretter. Von den 230,277 Mètres, welche die Ausfuhr des Jahrs 1836 betrug, erhielt es 129,465 (im J. 1834 ſogar 232,602 und im folgenden 230,309 Mètr.). Von 976,056 Mètres anderer Bretter unbeſtimmter Dicke erhielt es 368,680 Mètr. (In den drei vorigen Jahren war die Ausfuhr noch weit ſtärker geweſen; denn ſie betrug 426,044, 462,602 und 436,871 Mètres).

Das in Frankreich verarbeitete Korkholz geht nach vielen Ländern, ſogar nach der Inſel Bourbon und nach Indien. Im Jahr 1836 wurden davon 875,475 Kil. ausgeführt, im Werthe von mehr als dritthalb Mill. Franken; 147,794 Kil. gingen nach den Vereinigten Freiſtaaten, 98,503 Kil. nach Rußland, 75,921 Kil. nach Sardinien, 75,613 Kil. (im Jahr 1831 ſogar 121,843 Kil. und im folgenden 117,825 Kil.) nach den deutſchen Bundesſtaaten und 62,982 Kil. (im Jahr 1834 ſogar 149,425 Kil.) nach den Hanſeſtädten.

So wie Deutſchland den franzöſiſchen Handel mit Waid verſieht, ſo verſendet dieſer eine beträchtliche Menge von Farbeholz (mit Ausnahme des Fernambuc) nach den deutſchen Staaten.

Hier folgt die Ueberſicht desjenigen, was in den letzten 10 Jahren nach Deutſchland verſendet worden iſt.

Ausfuhr im Jahr	nach Preußen.	Oeſterreich.	den Hanſeſtädten.	den Bundesſtaaten.
	Kil.	Kil.	Kil.	Kil.
1827	373,333	324,638	330,116	—
1828	679,662	74,864	166,340	1250
1829	81,246	348,042	27,373	—
1830	379,236	84,571	31,379	1450
1831	280,208	234,681	124,173	—
1832	819,836	1,678,819	195,448	—
1833	1,634,204	1,037,208	109,997	—
1834	119,421	806,634	212,490	—
1835	657,379	329,263	27,721	2650
1836	2,431,809	282,343	233,423	1250

Die Ausfuhr nach den Bundesſtaaten iſt alſo unbedeutend; dieſe erhalten aber dagegen viel Krapp zum Rothfärben, deſſen

Sonnenſchein, eine alte Burgruine im Regen, eine reizende Blumengruppe ꝛc. malt. Ueberall aber liegt in dieſen Bildern zugleich der Reiz der reinen und edlen Empfindung deſſen, der ſie gemalt hat. Der Pfälzer K. J. Schuler kam auf Ewald von Kleiſt zurück und ergänzte deſſen Frühling durch einen Sommer (1833), Herbſt und Winter, die ſehr reiche und zarte Naturſchilderungen enthalten. In den Gedichten von Fr. W. Rogge (1839) glauben wir zu ſehen, wie der buhleriſche Frühlingswind in den Blumen wühlt.

Hübſche Naturbilder enthalten auch die Gedichte von Eduard Vogt (1839), noch reizender dadurch, daß ein frommer Ton durchklingt, wie die Glocke des „Waldkirchleins", dem eines der ſchönſten Lieder gewidmet iſt In den „Wellenſchlägen" von Georg Schirges (1840) hören wir das Meer rauſchen und ſeine bunten Muſcheln auswerfen, aber wir ſehen es auch überzogen von ſchwarzen Wolken und darin düſtere blutige Bilder, die von des Dichters Trübſinn zeugen. Die Naturgemälde in den Gedichten Rudolph Kulmanns (1841) ſind reich, aber nach orientaliſcher Art zu ſchwülſtig mit Metaphern überladen. Aus Tirol erhielten wir eine Reihe von ſchönen Alpenbildern, zuerſt in den Gedichten von Beda Weber (1842), ein Bild des Ortler, des Alpengebirges, ein Blick am Strom hinab, Erinnerungen an die Heldenkämpfe des Bergvolkes. Dann in den „Leierklängen" des A. G. von Lindenberg (1843) Frühlingsbilder, eine Mondlandſchaft, Herbſtbilder ꝛc. aus der Alpenwelt. In den Gedichten von Ignaz Zingerle (des Tiroler Sagenſammlers) ſchöne Landſchafts- und Genrebilder (1853) aus dem Volksleben; in denen von Adolph Pichler und Johann Pfeiffer gleichfalls treue Tiroler Natur- und Volksgemälde. Aehnliche Bilder aus den Schweizergebirgen enthalten die Gedichte von Reithard (1842) und von Gottfried Keller (1846), die letzteren jedoch gemiſcht mit politiſchen Excurſen. Hübſche Waldbilder ſind in den Gedichten von Theobald Kerner (dem Sohn des berühmten Juſtinus) von 1845 das Anziehendſte. Sehr eigenthümlich ſind die Gedichte von Adolph Schirmer (1846), ſofern der Dichter die Landſchaft gewöhnlich auf eine geiſtreiche Weiſe perſonificirt, z. B. die Nacht als Mohrenkönigin, den Felſen als Rieſen ꝛc. Die Gedichte von L. v. Morajn (1848) enthalten düſtere Nachtbilder, ſodann Romanzen und Liebeslieder. Die von Albert Werfer (1851) hübſche Frühlings-,

Herbſt- und Wanderlieder; die von Storm (1852) norddeutſche Heide- und Meerſturmbilder, ein ſchönes Oſterlied ꝛc. Sehr ſchön ſind die Gedichte von Hermann Lingg (1853), voll Malerei der Natur und Geſchichte, großartig und von leidenſchaftlicher Gluth.

Einige Dichter waren insbeſondere Blumenmaler, verbanden aber mit der Charakteriſtik der Blumen etwas Sinnbildliches. So ein Dichter aus dem Anfang des Jahrhunderts, deſſen Gedichte aber erſt 1848 vollſtändig erſchienen, Bernhard Trinius; ferner Karl Schimper, in deſſen Gedichten (1840) auffallend die Rückert'ſche Schwerreimerei nachgeahmt wird; und Pauline Klein, deren Parabeln (1841) überall nur ſinnige Deutungen der Blumen geben.

Was die Volkslieder betrifft, ſo wurden nach Arnims und Brentano's Vorgang die älteren vorhandenen in immer reicherer Fülle geſammelt, die des Kuhländchens von Meinert 1817, die ſchleſiſchen von Hofmann von Fallersleben 1842 mit Melodien und Varianten, die öſterreichiſchen von Aſchiſchka und Schottky 1844, die ſchwäbiſchen von Eduard Meier. Die am meiſten kritiſche Sammlung deutſcher Volkslieder gab Uhland, die umfaſſendſte v. Erlach heraus, mit den Volksliedern anderer Völker verbunden auch Talvj (Thereſe A. L. geborne Jacob, verheirathete Robinſon).

Auch entſtanden immer noch neue Volkslieder unmittelbar im Volke, die aber in den Sammlungen (von Schröter 1833, von Erk 1841) in den zahlreichen Liederbüchern für Singvereine ꝛc. meiſt ſehr vermiſcht ſind mit nur ſogenannten Volksliedern, welche durch die Geſangvereine dem Volk octroyirt wurden, oder beliebte Opernarien ꝛc. Ferner ſind auch die echten neuern Volkslieder häufig ſchon dem Zeitgeiſt verfallen, indem allerlei Wiſſen und Meinen der Halbgebildeten darin anklingt. Sie haben daher viel von der frühern Naivetät verloren. Einige ſind zu empfindſam, wie das:

Herz, mein Herz, warum ſo traurig?

Andere wieder zu kokett, z. B.:

Mädele, ruck, ruck, ruck!

Am liebenswürdigſten ſind wohl die Handwerksburſchen- und Soldatenlieder, in denen ſich die beſcheidene Reſignation des Standes, eine natürliche Rührung in trockenem Ausdruck ohne empfindſame Thränen,

und ein eben ſo beſcheidener Frohſinn der Armuth ausdrückt. Am unliebenswürdigſten dagegen die Tugend- und Freundſchaftsprahlereien der Philiſter, Freimaurer, Studenten, Turner ꝛc. und das ewige Beſingen des Geſanges in den Sängervereinen. Hier fehlt überall die anſpruchsloſe Naivetät und tritt eine Wichtigthuerei hervor, welche nur lächerlich iſt.

7.

Der unabhängige Humor.

Wie die lyriſche Poeſie, aus ewig junger Quelle des Gemüthes fließend, ſich frei erhielt von den Parteiungen der Zeit, ſo auch der geſunde Humor.

Der beliebteſte Epigrammatiſt Deutſchlands war ſeit 1791 Hofrath **Haug** in Stuttgart, deſſen 100 Hyperbeln auf Wahls große Naſe (1804) ein Meiſterſtück im grotesken Humor à la Rabelais ſind.*) Er ſchrieb unzählige Epigramme auf alles Mögliche, er ſoll ihrer täglich zu Dutzenden verfertigt haben, die in vielen Sammlungen, am meiſten aber zerſtreut in Zeitſchriften und Taſchenbüchern erſchienen. Eine Auswahl kam 1840 nach ſeinem Tode heraus, aber mit Weglaſſung gerade des Pikanteſten, aus Anſtand caſtrirt. — Von minderem Belange waren die Sinngedichte **Weishuns** (1790) und **Kyaws** (1809), die „Nachtgedanken Spiritus Aſpers über das ABC“ von **Hempel** (1808), desgleichen **Weiſers** ſatiriſche Werke (geſammelt 1818), der in ſcherzhaftem Ton meiſt nur unbedeutende, einem vorübergehenden Tagesintereſſe angehörende Dinge leicht, aber zu weitläuftig behandelte.

Karl Weitzmann († 1828) erlangte als burlesker Dichter, hauptſächlich in ſchwäbiſcher Mundart einigen Ruf, aber auch durch ſeine Unflätereien, z. B. ſeines Sch—ßliedes. Er ähnelt am meiſten Blumauer und Sebaſtian Sailer. Das Komiſche erzielt er oft durch Einmiſchung der griechiſchen Götter in unſer gemeinſtes Spießbürger- und Bauernleben.

Der pfiffige Michel ſoll Pfeffer und Ingwer holen, dreht den Teller um, um nachdem er den Pfeffer hat, den Ingwer auf die andere Seite zu legen.

*) Ein gutes „Buch von der Naſe“ erſchien noch anonym 1843 voll Witz.

Als er heimkommt, wird er gefragt, wo denn der Pfeffer ſey? Da, ſagt er, und dreht den Teller wieder um. — Schneider Windſpiels verſificirter Liebesſeufzer, voll Humor. — Die Drechſelbank im Olymp, ein längeres Gedicht in Blumauers Ton. Um beſſere Menſchen zu machen, wird eine Drechſelbank im Himmel angelegt. Auf derſelben ſchnitzelt Zeus zuerſt einen Bauer, dann einen Bürger (einen Schneider), da dieſe aber gleich Händel bekommen, um ihre Händel zu ſchlichten, einen Advokaten. Das iſt nun die ganze verbeſſerte Menſchheit. — Das Weltgericht oder der ſchwäbiſche Jupiter in ſeinem Grimme, eine Bauernrache in ſchwäbiſcher Mundart, in der Manier Sebaſtian Sailers. Eine Menge Sünder müſſen zuletzt in die Hölle hinab kutſchiren in Galawagen, Chaiſen, Bauernwägelchen ꝛc.

Carl Julius Weber in Langenburg, als Sekretär des Grafen von Erbach auf dem Raſtadter Congreß, dann Hofrath des Fürſten von Hohenburg, mit dem er zerfiel, worauf er privatiſirte, ſtarb 1832 unverheirathet, als ein Sonderling im Beſitz einer ſehr großen und ausgewählten Bibliothek, durch die er zum Schriftſteller wurde, denn alle ſeine Werke ſind Collectaneen, mehr oder weniger geiſtreich verarbeitet. Das Gäment aber iſt ein trefflicher Humor. Er ſchrieb erſt, als er ſchon über fünfzig Jahre alt war. Sein erſtes Werk war 1819 die „Mönchere“, eine im Allgemeinen hiſtoriſche, aber ganz von Satiren durchdrungene Schilderung des Mönchsweſens, wimmelnd von pikanten Anecdoten, die von einer unermeßlichen Beleſenheit des Verfaſſers zeugen, die Auffaſſung iſt durchgängig die Voltaire-Wieland'ſche, mit bedeutendem Wohlgefallen am Schlüpfrigen. — Dieſem erſten Werke Webers folgte ein zweites über das „Ritterweſen“ nach demſelben Plan, aber weniger pikant durchgeführt. Dann ſein berühmteſtes Werk „Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen“ 1826 in 4 Bänden, überaus reich an örtlichen Notizen, kleinen Sittenſchilderungen, pikanten geſchichtlichen Erinnerungen und Anecdoten, aus denen in der That die Eigenthümlichkeit der Stämme und Städte Deutſchlands ſehr lebendig hervortritt. Weber war ſelbſt ſehr viel in Deutſchland gereiſt und hatte immer ſcharf betrachtet und fleißig geſammelt.

Erſt nach ſeinem Tod erſchien ſein „Pabſtthum“, das Seitenſtück der Mönchere, und ſein vielbändiger „Demokritos, oder hinterlaſſene Papiere eines lachenden Philoſophen“, worin der Verfaſſer unter allgemeinen Rubriken über alle möglichen Seiten des Lebens ſeine Menſchenkenntniß, ſeine

Beleſenheit und ſeinen Humor ergießt, aber auch cyniſcher iſt, als in allen ſeinen älteren Schriften.

Der badiſche Staatsrath W. Reinhard gab noch im Alter (1838) „Ernſt und Laune“ und „Bekenntniſſe“ (1840) heraus, eine Sammlung von Erinnerungen aus ſeinem Leben, worin ſich viel Intereſſantes und Witziges, aber auch gar Frivoles findet.

Z. B. ein katholiſcher Geiſtlicher verführt eine Proteſtantin und entſchuldigt ſich nachher, er habe es aus Religionshaß gethan, um die Ketzer zu beſchimpfen. Arg iſt des Verfaſſers „Lenchen im Zuchthauſe“, worin über die körperliche Züchtigung geklagt wird, aber um dieſelbe mit ſauniſcher Lüſternheit zu beſchreiben.

Karl Heinrich, Ritter von Lang, bayriſcher Regierungsdirector in Anſpach, war ein tüchtiger fränkiſcher und bayriſcher Geſchichtsforſcher, aber auch ein bitterböſer Satiriker. Harmlos iſt ſeine „Hammelburger Reiſe“, die ſeit 1817 in vielen Fortſetzungen erſchien und von überaus geiſtreichen und ergötzlichen Anſpielungen auf die politiſche und andere Philiſterei im deutſchen Vaterlande wimmelt. Dagegen ſind ſeine erſt 1842 erſchienenen „Memoiren“ zwar voll Salz, aber auch voll Gift des perſönlichen Haſſes und der Verleumdungsſucht.

Nur kurze Zeit erregte Theodor Heinrich Friedrich (ein preußiſcher Beamter) ſeit 1814 durch ſeine „ſatyriſchen Feldzüge“ einem „Almanach luſtiger Schwänke“ und „Sardellen“ ꝛc. Aufſehen. Sein Witz iſt ſehr ordinär und würde weniger angezogen haben, wenn er nicht Berliner Perſönlichkeiten darin porträtirt und ſogar illuſtrirt hätte. Das machte ihm Feinde, weshalb er nach Hamburg zog, wo er 1819 ſtarb.

Einer unſerer gemüthlichſten Dichter war Kanzleirath Friedrich Ludwig Bührlen in Stuttgart. Seine Wanderungen durch den Schwarzwald, ſeine kleinen Erzählungen enthalten viele der Natur abgelauſchte Reize. Am liebenswürdigſten iſt ſeine humoriſtiſche Auffaſſung der Armuth. Er ſelbſt war arm und brachte ſeine brave Familie nur mit Entbehrungen durch. Er mahnt daher oft an Jean Pauls Quintus Fixlein und Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke. Ein meiſterhaftes Idyll iſt ſein „Enthuſiaſt“ von 1832, worin ſich Bührlen ſelbſt ſchildert.

Blank, der Archivar, ein braver, gemüthlicher Familienvater, aber trotz ſeiner Armuth ein Bildernarr, der mit der glühendſten Leidenſchaft nach dem

Beſitz koſtbarer und berühmter Bilder ſtrebt. Die Tantalusqualen des Armen, der einem unerreichbaren Schatze gegenüberſteht, die mannigfaltigen Täuſchungen der Phantaſie, die ihn verführen, in etwas Geringem etwas Vortreffliches zu ſehen; die komiſche Haſt und Neugier nach Bildern, endlich der Kampf in ſeiner Seele zwiſchen der Luſt, Bilder zu kaufen, und der Angſt, dadurch ſeiner Familie ihre Nahrung noch zu ſchmälern, ſind mit unübertrefflichem Humor geſchildert. Am anziehendſten iſt die Kataſtrophe. Blank will in einer Auction ein Bild von Huyſum erſtehen, die Angſt aber verblendet ihn ſo, daß er die Nummer überſieht und auf ein anderes ſchlechtes und noch dazu nicht ganz zuchtiges Bild eine enorme Summe bietet. Man denke ſich ſein Entſetzen, als ihm das ekelhafte Bild zugeſchlagen wird, während der erſehnte Schatz bereits, ohne daß er es bemerkt hat, um ein geringes Geld in eine andere Hand übergegangen iſt. Doch der Käufer des Huyſum tröſtet ihn, ſchenkt ihm das Bild und vermählt ſeinen Sohn mit Blanks ſchöner Tochter. Dieſer liebenswürdige Roman, einer der beſten, den die deutſche Literatur beſitzt, iſt zu ſeiner Zeit wenig beachtet worden, wird aber dennoch fortleben.

Miſes (eigentlich Guſtav Theodor Fechner), Profeſſor der Phyſik in Leipzig, ſchrieb ſeit 1822 eine Anzahl geiſtreiche Humoresken im Ton von Katzenbergers Badereiſe und Kerners Reiſeſchatten, voll Satire auf die Aerzte, aber auch mit einem zarten Anflug Jean Paul'ſcher Empfindſamkeit.

Er begann 1822 mit einem ironiſchen Panegyricus auf die jetzige Medizin. Seine Stapelia mirta von 1824 enthält ſodann zerſtreute Excurſe voll guten Humors, eine Fabel vom Merkur, der dem Apollo die Leier wieder geſtohlen hat (Satire auf den Materialismus der Zeit und auf die Abhängigkeit der Poeſie von buchhändleriſcher Induſtrie und Mode); eine Vergleichung der Cultur mit dem Magen, der nie zufrieden iſt mit dem Guten, was er ſchon hat, ſondern es verächtlich fahren läßt, um immer etwas Neues und ſey es auch das Schlechteſte, zu verſchlingen. Ein Beweis, daß die Weiber eigentlich nur die Kleider, und daß die in den Kleidern ſteckenden Perſonen Nebenſachen ſind ꝛc. Die 1825 edirte „Anatomie der Engel“ taugt weniger, weil ſie aus den Engeln erſt lebendige Planeten, dann Augen, dann gar nur ſonnenklare Blaſen machte. Dieſe ganze Witzelei widerſpricht der edlen Vorſtellungsweiſe, die man von Engeln haben muß. Ungleich beſſer waren wieder die kleinen Schriftchen „Beweis, daß der Mond aus Jodine beſteht“ und „Schutzmittel für die Cholera“, köſtliche Satiren auf die Geſchmackloſigkeit naturforſchender Charlatanerie und auf die innere Rathloſigkeit der äußerlich ſo laut demonſtrirenden und durch einander ſchreienden Aerzte. Die Gedichte von Miſes (1841) ahmten den capriciöſen Ton Chamiſſo's nach. Sehr witzig waren wieder 1846 die „vier Paradoxen“, worin er bewies, der Schatten ſey etwas

Lebendiges, es gebe noch Hexen und die Welt ſey nicht vom ſchaffenden, ſondern vom zerſtörenden Princip ausgegangen (eine vortreffliche Satire auf die Sophiſtik und das negative Ergebniß der Hegel'ſchen Philoſophie). In der „Nanna" (1849) wollte Mises halb ſcherzhaft, halb ernſthaft beweiſen, daß die Pflanzen eine Seele hätten.

In den „Memoiren eines Schornſteinfegers" (1830) verſuchte Louis Lax ein wenig zu jeanpauliſiren, aber mit wenig Glück.

Ein gewiſſer Präzel ſchrieb ſeit 1815 viele Erzählungen heiterer, zuweilen auch humoriſtiſcher Art, in die Taſchenbücher, auch Gedichte (beſonders mauriſche), alles harmlos, aber ſchwach.

In der „Kynomachie", einem humoriſtiſchen Heldengedicht von Brauns, Caſſel 1824,

kämpfen die Hunde unter einander aus Eiferſucht, indem ein alter Spitz einen jungen Pudel bei ſeiner Geliebten auszuſtechen bemüht iſt. Sie bekommen alle Prügel, der ſentimentale Pudel wird krank und clyſtirt. Die Liebe triumphirt inzwiſchen über die Intrigue und der weggebiſſene und weggeprügelte alte Spitz geräth zuletzt in Verzweiflung und erhenkt ſich. Das Gedicht iſt in Hexametern geſchrieben und das ſentimentale Pathos nimmt ſich, auf die Hundeliebe angewandt, oft ſehr comiſch aus. Doch ſind die Hunde als ſolche nicht charakteriſtiſch genug durchgeführt, indem ſie ganz wie Menſchen handeln. Insbeſondere liegt in der Art des Selbſtmords am Schluß durchaus nichts Hundiſches.

Geiſtreich iſt „der Ameiſen-Immenkrieg von Vereslas (1841) in Hexametern.

Der junge Bienenprinz und ſein Hofmeiſter kommen zum wimmelnden Volk der Ameiſen, deren Stadt dem hundertthorigen Theben verglichen wird. Der Ameiſenkönig nimmt ſie freundlich auf und bewirthet ſie; aber ſein Sohn, der Ameiſenprinz, der früher einmal von Bienen beleidigt worden, tödtet den Gaſt. Die Bienenkönigin beſchließt den Rachekrieg. Im Olymp ſelbſt wird darüber berathſchlagt. Die Götter ſtreiten ſich, welche Partei Jupiter ergreifen ſolle. Minerva beklagt ſich über die Ameiſen, von denen ſie einſt im Schlaf überfallen und kläglich geſtochen worden ſey. Merkur beſchwert ſich dagegen über die Bienen, von denen überhaupt hier mancher liebliche Mythenſcherz erzählt wird. Inzwiſchen entſcheidet ſich Zeus noch nicht. Der Krieg beginnt. Die Ameiſen waffnen ſich mit Haferlanzen, Tannennadelſchwertern, Gerſtenhülſenpanzern, Glimmerſchildern und Mohnkornhelmen; aber die Bienen ſiegen. Die Bienenkönigin rächt ihren Sohn, tödtet den Ameiſenprinzen und trägt ſein Haupt als Siegeszeichen davon. Da ruft Jupiter einen behaglichen Sperling

herbei, der nicht vor dem Gott, aber vor dem Adler jämmerlich erſchrickt, da ihm aber der Gott Muth zuſpricht, alsbald auf deſſen Befehl zum Schlachtfeld der Ameiſen und Immen hinunterfliegt und unter beiden Parteien aufräumt.

Wilhelm Hauff in Stuttgart, der ſehr jung ſtarb, trat 1825 mit einer launigen Perſiflage gegen den ſentimental-frivolen Glauren auf, „dem Mann im Monde", dem „Memoiren des Satan" folgten, die eben ſo leicht und heiter (für den Satan etwas zu ſchwach) gehalten waren. Ein freundliches Bild gewährten ſodann noch ſeine „Phantaſien im Bremer Rathskeller". Auch ſchrieb er hübſche Märchen für die Jugend. Dagegen verdiente ſein hiſtoriſcher Roman „Lichtenſtein" den großen Ruf, den er erlangt hat, weniger, weil das Charakterbild des Herzog Ulrich darin viel zu ſehr verſchönert und alles Böſe deſſelben einem Kanzler aufgebürdet wird.

Im Jahr der Juliusſonne (1830) ging auch der deutſchen Literatur ein ſtrahlender Stern auf in dem Fürſten Hermann von Pückler-Muskau. Er begann mit „Briefen eines Verſtorbenen", worin er der plebejiſchen Welt alle geheime Schwächen, Sünden und Thorheiten der vornehmen Welt, zunächſt der engliſchen Geſellſchaft, mit einer geiſtreichen Mediſance enthüllte, wie ſie früher nur am Hofe Ludwigs XV. vorgekommen war. Obgleich ſelber ein Ariſtokrat von Geburt und überdies ein vornehmer Geiſt ſchmeichelte er doch dem Liberalismus der Zeit außerordentlich mit der Verhöhnung ſeiner Standesgenoſſen und ſeine witzigen Bücher hatten mithin nicht blos eine literargeſchichtliche Bedeutung. In „Tutti Frutti" ging er ſodann mit gleicher Schadenfreude an die Enthüllung deutſcher Schwächen. Später reiſte er im Orient und ſchrieb über denſelben wohl zu viel, denn trotz ſeiner muntern Suade wurde er doch zuletzt ein wenig langweilig.

Eine der beſten Satiren auf das Unweſen der Kunſtakademien enthält die „Moderne Kunſtchronik" des berühmten Maler Koch in Rom (1834).

Er ſtellt die freie Begeiſterung und das angeborene Genie der ſich ſpreizenden Mittelmäßigkeit und ſeelenloſen Schulmanier gegenüber und verſpottet die Schmarotzer, die um jeden Preis nach Hofgunſt buhlen. Am witzigſten iſt „die Tiberfiſcherei". Die Akademie von S. Luca in Rom hat einen kürzlich auf einem Berge gefundenen Stein mit römiſcher Inſchrift in den Tiber geworfen, um ihn in Gegenwart des Kaiſers von Oeſterreich herauszufiſchen,

als ob der Kaiſer der glückliche Entdecker wäre. Der Stein wird ausgeſtellt, als der Kaiſer aber nach der mit Schlamm bedeckten Inſchrift fragt, zieht ein Spottvogel eine Abſchrift derſelben heraus und lieſt ſie ihm vor.

In der „Oſtſee", einem Gedicht von Guſtav Gardthauſen von 1847, wird eine Fahrt auf der Oſtſee, die Seekrankheit, dann die Kleinſtädterei an einem deutſchen Ufer recht anmuthig geſchildert.

Einer der geiſtvollſten Humoriſten der jüngſten Zeit iſt der Advokat Detmold in Hannover, der 1849 Reichsminiſter in Frankfurt wurde. Seine „Randzeichnungen" ſind das Beſte, was je über die deutſche Philiſterei während der Reſtaurationsperiode geſchrieben wurde.

In der Erzählung „die ſchwierige Aufgabe" handelt es ſich in einem Club um die Reinigung der Gypsſtatue einer mediceiſchen Venus, die vom vielen Streicheln der aus- und eingehenden Clubmitglieder nach und nach an einem gewiſſen Theile ſtark angeſchwärzt worden iſt. In den ernſthaften Vorſchlägen zu einer zweckmäßigen Reinigungsmethode und den erſchöpfenden Hin- und Wiederreden, endlich im Schlußvotum ſind die Debatten deutſcher Kammern, Gemeinderäthe und Comite's aller Art meiſterlich perſiflirt.

Dieſelbe Ironie waltet auch in ſeiner „Anleitung zur Kunſtkennerſchaft (1845).

Hier mag noch der witzigen Satiren aus dem Frankfurter Parlament von 1848 gedacht werden, die geiſtreich in der Karikaturmanier des Genfer Töpffer illuſtrirten Abentheuer des Parlamentsmitgliedes Pleymaier.

Auch die „humoriſtiſchen Studien" von Karl Alt (1844) ſind voll Witz.

Eine launige Zuſammenſtellung von Windbeuteleien der modernen Induſtrie, Neujahrsgedanken eines Zahnarztes. Humoriſtiſche Betrachtungen über den Neid. Eine artige Satire auf Wittwer und Wittwen. Die kleinen Leiden, z. B. eine ſehr gute Schilderung des Geſtörtwerdens im Schlaf durch nachbarliches Schnarchen. Endlich eine hübſche Naturgeſchichte des Spiegels.

Friedrich Hebbel, der Tragiker, ſchrieb 1850 eine Humoreske in Proſa, „Schnock".

Schnock iſt ein Schreiner von rieſenhaftem Wuchs, aber mit einem kleinen kindiſchen Kopfe, der anfangs als Held auftritt, indem er einen Verbrecher einfängt, bald aber nur als deutſcher Michel erſcheint, ſofern er ſich aus Dummheit und Gutherzigkeit von Allen alles gefallen läßt und ſich bei jeder Beleidigung, die er empfängt, ſo benimmt, als habe er ſelbſt deßhalb um Verzeihung zu bitten. Der Charakter iſt ſehr gut angelegt, aber die Durchführung läßt merken, daß die Komik nicht des Dichters eigentliches Fach iſt.

Das deutſche Luſtſpiel blieb auch in der jüngſten Zeit im Allgemeinen dem Charakter treu, den es von Schröder und Kotzebue empfangen hatte, d. h. es bewegte ſich vorzugsweiſe in der Sphäre des Adels und der bürgerlichen Beamten und handelte von Liebesintriguen, wobei irgend eine mehr oder weniger originelle Charakterfigur, die ein guter Schauſpieler durchzuführen hatte, das Hauptintereſſe einflößte. Die Empfindſamkeit nahm immer mehr ab, das Verſtändigſeynwollen, die glatte, aber dürre Converſation immer mehr zu. Die Erfindung war im Ganzen ſo arm, daß die deutſche Bühne mehr als je vorher von der franzöſiſchen borgte, denn nur in Paris ſprudelte die Komik aus unerſchöpflicher Quelle.

In und nach den Freiheitskriegen ſah man patriotiſche Luſtſpiele aufführen, die aber mehr guten Willen als poetiſche Gabe verriethen. Es waren dramatiſirte Anecdoten von Blücher, Wellington, dem alten Fritz, ein paar Karikaturen auf Napoleon, Koſackennaivetäten ꝛc. Den alten Fritz feierte beſonders Carl Töpffer und St. Schütz. — Im gewöhnlichen Gleiſe Schröders und Kotzebue's blieben Heinrich Beck (die Quälgeiſter, Alles aus Eigennutz), Coſtenoble (Almanach dramatiſcher Spiele), Kuvländer (dramatiſcher Almanach), Karl Schall (der Kuß und die Ohrfeige, die unterbrochene Whiſtpartie), Lebrun (deſſen beſtes Luſtſpiel Nr. 777 und die Fortſetzung dazu „die Verſtorbene").

Franz Ignaz von Holbein, Theaterdirektor in Wien, ſchrieb viele Bühnenſtücke, eine Bearbeitung z. B. von Schillers Fridolin, ein ſchwaches Trauerſpiel „Leonidas", mehrere Luſtſpiele. Sein beſtes ſind „die beiden Blinden": zwei die ſich lieben und deren Blindheit glücklich geheilt wird, ſo daß ſie endlich ſich ſehen.

Eine ſehr fruchtbare Schauſpieldichterin in Wien war Frau Johanna Franul von Weiſſenthurn. Sie ſchrieb außer ein paar ſchwachen Ritterſtücken meiſt bürgerliche Schau- und Luſtſpiele, recht gut angelegt, aber ohne Tiefe der Charaktere und ohne Feuer der Handlung. Eines ihrer beſten Rührſpiele iſt „die Fremde".

Marie, die Tochter eines als Rebell hingerichteten polniſchen Grafen lebt mit ihrer Mutter unter bürgerlichem Namen im tiefſten Elend. Die Mutter ſtirbt. Marie wird von einem ehrlichen Schuſter ins Haus genommen. Vor dem Hauſe ſtürzt ein junger Graf vom Pferde. Marie verbindet ſeine Wunde

Gebrauch immer mehr zunimmt und wahrscheinlich noch mehr zunehmen wird, da ein Italiener, Namens Brochieri, jetzt anfängt, vermittelst eines chemischen Verfahrens den Färbestoff aus der Pflanze zu ziehen. Von gemahlenem Krapp erhielt Deutschland die folgenden Quantitäten:

Jahr.	Preußen.	Hansestädte.	Bundesstaaten.
	Kil.	Kil.	Kil.
1827	1,058,280	33,445	617,214
1828	996,586	10,266	679,136
1829	863,707	13,401	768,148
1830	853,260	41,371	717,914
1831	971,809	28,921	353,671
1832	1,212,925	38,033	863,227
1833	608,825	31,600	1,713,348
1834	575,024	83,263	1,603,727
1835	934,495	209,128	617,707
1836	304,992	339,765	694,846

Oesterreich erhielt in den drei letzten Jahren folgende Quantitäten: 299,639, 649,945 und 642,915 Kil. Die größte Abnehmerin im letzten Jahre war aber die Schweiz, welche 2,854,883 Kil. Krapp aus Frankreich erhielt.

Von dem aus Frankreich ausgeführten Mahagoni und anderm fremden Holze bekömmt Deutschland wenigstens die Hälfte. Im Jahr 1836 erhielt Preußen 188,379 Kil. (im J. 1827 nur 50 Kil. und im J. 1835 22,063 Kil.), und nach den Hansestädten wurden versandt 131,587 Kil. (im J. 1827 nur 77,328, im Jahr 1834 aber 454,029 Kilogramm und im folgenden 72,514 Kil.). Dieser Handel scheint also mit dem Dezennium begonnen zu haben.

Ein auffallender Handelsartikel sind Distelköpfe zum Wollkratzen. Man erstaunt, wenn man liest, daß derselben für 1,690,520 Fr. ausgeführt worden sind. Preußen hat seit zehn Jahren eine ungeheure Menge Disteln aus Frankreich bezogen, und zwar:

im Jahr	Kilogramm.
1827	106,209
1828	67,413
1829	85,978
1830	140,377
1831	12,799

mit einem Schnupftuch, in welchem noch eine Grafenkrone eingestickt ist. Obgleich schon Bräutigam, verliebt er sich in Marien. Seine strenge Mutter untersucht die Sache und Marie macht sie zur Vertrauten ihres Unglücks. Da nun des Grafen Braut ebenfalls einen Andern liebt, hat der Wechsel keine Schwierigkeit und das arme Schustermädchen wird des Grafen Gemahlin.

Eines ihrer besten Lustspiele ist „der Brautschleier".

Caroline will den Hochzeitstag verschieben, weil ihr Brautschleier noch nicht fertig ist. Eduard, ihr Bräutigam, erkennt darin herzlose Eitelkeit und ist schon im Begriff, die ganze Verbindung aufzugeben, als Caroline den kostbaren Schleier erhält, aber Hingebung und Muth genug hat, ihn auf der Stelle zu zerreißen und ohne Schleier dem Bräutigam zum Altare zu folgen.

Recht anmuthige Lustspiele schrieb Amalie Heiter (Prinzessin Amalie von Sachsen, Schwester des König Johann), aus der bürgerlichen Sphäre (der Landwirth, Oheim, Verlobungsring, die Fürstenbraut).

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer schrieb sehr viele Bühnenstücke, meist Bearbeitungen nach fremden Dichtern, nur einiges Originelle.

Unter Anderem stellte sie Kotzebue's beiden Klingsbergen, in welchem Vater und Sohn dieselbe Liebschaft haben, das Schauspiel „Mutter und Tochter" gegenüber, in welchem die Mutter Ottilie und die Tochter Helene denselben Artur lieben. Aus dem Leben der vornehmen Wiener Welt, wie die Klingsberge, aber noch widriger, wenn auch mit aller möglichen Delikatesse behandelt.

Doch hat sich Frau Birch-Pfeiffer, vielfachen Anfechtungen trotzend, das Verdienst erworben, den Sinn für das Gemüthliche und Rührende im Zeitalter herzloser Fadheit immer noch von der Bühne herab zu pflegen.

Ihr Pfefferröschen (nach Dörings Sonneberg), ihre Bearbeitung von Dorf und Stadt (nach Auerbach) und der Grille (nach G. Sand) werden immer dem unverdorbenen Publikum zusagen.

Der angesehenste Wiener Lustspieldichter wurde Bauernfeld, dessen Stücke sich jedoch nicht über das Niveau von Jünger und Kotzebue erhoben.

Das Königsstädter Theater in Berlin strebte Volkstheater zu werden, wurde es jedoch nicht ganz in der Ausdehnung, wie das Leopoldstädter in Wien, sondern behielt immer noch zu viel von Bildung und vornehmem Anspruch bei. Unter den Dichtern dieser Bühne zeichnete sich seit den zwanziger Jahren Louis Angely durch heitere Lustspiele aus.

Am beliebteſten würden: Sieben Mädchen in Uniform, Schülerſchwänke, das Feſt der Handwerker, Schlafrock und Uniform, die Schneidermamſells.

Eben ſo Carl Blum.

Die beiden Brillen, die Brüder Philibert, der Sekretär und Koch, Mirandolina, die Märtel ꝛc.

Seſſa, Arzt in Breslau, beobachtete dort die Juden und ſchrieb die berühmte Poſſe „unſer Verkehr“, die beſte Satire, welche je auf Juden geſchrieben worden iſt. Sie wurde 1814 zum erſtenmal in Breslau aufgeführt von den beſten Schauſpielern (Louis Devrient, Anſchütz, deſſen nachmaliger Frau geb. Boutenop, Schmelka ꝛc.) und alle Masken waren nach damals in Breslau lebenden Juden treu copirt. Das überfüllte Haus dröhnte vom Lachen und Jubel.

Jakob Hirſch wird von ſeinem Vater in die Welt hinausgeſchickt mit der Lehre, „laß dich treten, laß dich anſpucken, nur gewinne Geld!“ Ein reicher Jude, deſſen Tochter Lydia in der chriſtlichen Kirche Arien ſingt und den Schöngeiſt ſpielt, nimmt ihn zum Bedienten, aber auch zum Schwiegerſohn an, da Jakob das große Loos gewinnt ꝛc. Die Charakteriſtik aller Haupt- und Nebenfiguren in dieſem Stück iſt meiſterhaft.

Dietrich Chriſtian Grabbe aus Detmold kündigte ſich 1827 mit „dramatiſchen Dichtungen“ als ein verrücktes Genie an, immerhin aber als ein Genie. Vom tiefſten Ekel an dem damals in der Poeſie ſich mit ſeiner Vornehmthuerei breitmachenden Epigonenthum ergriffen, ſchlug er mit Sarkasmen um ſich, wie Callot-Hoffmanns durch die Modemuſik bis zur Verrücktheit geärgerter Kreisler, zuweilen aber auch mit eben ſo feiner Ironie wie Tieck im Zerbino. Unter dem unpaſſenden Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ ſchrieb er 1827 ſein erſtes vortreffliches Luſtſpiel.

Der Teufel ſitzt in der Mittagshitze des Auguſt ganz in Pelz gehüllt da und erfriert. Naturforſcher finden und unterſuchen ihn. Es iſt heller Tag. Sie zünden aber noch ein Licht an. Da erwacht der Teufel und ſteckt den Finger ins Licht, um ſich ein wenig zu wärmen. Ein Baron nimmt ihn, der ſich für einen Canonicus ausgibt, ins Haus. Des Barons ſchöne Tochter Liddy treibt Belletriſtik mit dem immer betrunkenen Schulmeiſter Loci, der ihr die neueſten Dichterwerke, als Makulatur um alte Heringe gewickelt, mittheilt. Unter andern Houwalds fade und ſüßliche Sachen, die erſt durch die Umwicklung um den Häring Salz bekommen. Unter dieſelbe ſcharfe Lauge wird viel Anderes genommen. Unter anderem durfte Grabbe damals ſchon

schreiben: „Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleischessen besteht, spreizen sich auf den kritischen Richterstühlen; Schauspieler, die so langweilig sind, daß alles vor Freude klatscht, wenn sie endlich abgehen, heißen denkende Künstler. Die Muse der Tragödie ist eine Gassenhure geworden, die jeder deutsche Schlingel nothzüchtigt und mit ihr fünfbeinige Mondkälber zeugt.“ Liddy hat einen Herrn von Wernthal zum Freier, der sie aber nur um des Geldes willen heirathen will und sich vom Teufel eine beträchtliche Summe zahlen läßt, wofür er sie dem Herrn von Mordar abtritt. Diesem soll sie durch den Poeten Rattengift in die Arme geliefert werden, mit dem der Teufel eine höchst erbauliche Unterredung über deutsche Poesie hält. Aber ein früherer Liebhaber Liddy's tritt rettend dazwischen und der Schulmeister fängt den Teufel in einem Käfig, in den er Casanova's Werke gelegt hatte, die ihn unwiderstehlich, wie der Speck die Maus, anziehen.

In dem dramatischen Märchen „Aschenbrödel“ behandelt Grabbe den bekannten alten Sagenstoff in seiner freien Weise.

Die beiden Schwestern der Aschenbrödel gehen auf den Königsball, finden aber statt des Königs nur dessen Narren, der seine Rolle spielt, indeß der König selbst sich dem von gütigen Feen geputzten und geschmeichelten Aschenbrödel zuwendet. Neben dem Narren spielt die komische Person noch einen Juden, dem der drei Schwestern Vater Geld schuldig ist. Als der Kutscher den Schuldschein von 80,000 verschlingt, will der Jude ihm den Bauch aufschneiden und kommt in Verzweiflung, als er es nicht durchsetzt.

Im Trauerspiel ist Grabbe zu grell, ja sein erstes Stück „Herzog Theodor von Finnland“ hat etwas bluttriefendes wie die alten Haupt- und Staatsactionen. Es handelt sich um den Untergang des Hauses Gothland durch zwei feindliche Brüder unter gräßlichen Mordthaten und noch gräßlicheren Redensarten. Gothland ruft z. B.:

Ein Palast der Stürme ist
Mein Haupt, wie 'n tollgewordner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne in
Die Tiefen meiner Seele, meine Gedanken
Würgen sich —

Ich bin ein Hause von zusammen
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen ꝛc.

Marius und Sulla von Grabbe blieb nur Fragment. Sein Hannibal dagegen ist zum großen Trauerspiel ausgeführt, aber mit viel zu viel Willkühr bis zur Frivolität mißbraucht.

Die Römer und Karthager, im furchtbarſten Kampfe um die Exiſtenz ihrer Staaten und Nationalitäten begriffen, unterhalten ſich hier viel zu luſtig. Hannibal treibt beinahe Poſſen mit ſeiner Kriegsliſt und auch Scipio's Großmuth wird beinahe nur poſſenhaft aufgefaßt.

Grabbe ſchrieb auch zwei Hohenſtaufenſtücke, Friedrich Barbaroſſa und Heinrich VI., beide nach ſeiner Weiſe genial.

Im Barbaroſſa hebt er aber nicht den Gegenſatz zwiſchen Papſt und Kaiſer, ſondern vielmehr den zwiſchen den Völkerſtämmen hervor, und zwar wie zwiſchen Deutſchen und Italienern, ſo auch zwiſchen Süd- und Norddeutſchen, wodurch insbeſondere Heinrichs des Löwen Verrath am Kaiſer entſchuldigt wird. Auch im zweiten Trauerſpiel tritt der Gegenſatz der Normannen gegen die Schwaben hervor, der Italiener überhaupt gegen die deutſchen Landsknechte und gegen die arabiſchen Söldner der Hohenſtaufen, dann wieder der Gegenſatz der öſtreichiſchen Philiſter, die den Richard Löwenherz gefangen nehmen, und der um ihren Heinrich den Löwen ſich ſchaarenden Sachſen. Grabbe ſchildert alles mit größter Lebendigkeit, aber er fällt oft in Uebertreibungen.

Grabbe's kürzeſtes Trauerſpiel „Nanette und Marie" iſt ſein beſtes.

Graf Leonardo verliebt ſich in die arme Nanette, die ſich ihm mit naiver Unſchuld und Liebenswürdigkeit hingibt. Obgleich er ſchon mit der ſtolzen Marie verlobt iſt, macht ihm das keine Sorge, denn ſie war immer ſpröde gegen ihn und nimmt ſeine Erklärung, er liebe eine Andere, ſcheinbar ganz leicht auf. Aber hinter dieſer Maske verbirgt ſie die glühendſte Liebe für Leonardo. Ihr Bruder, der Marcheſe, kommt hinter das Geheimniß und läßt ſich hinreißen, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Er tödtet die arme Nanette, aber der raſende Leonardo tödtet dafür Marien und zuletzt bringen ſich Leonardo und der Marcheſe im Zweikampf gegenſeitig um. Die Leidenſchaft in dieſem Stück und die ſo heterogenen Charaktere ſind mit Meiſterzügen geſchildert. Das ganze Stück iſt voll Gluth, noch concentrirter als im Julius von Tarent von Leiſewitz. Es mahnt an Schillers Jugendarbeiten und an H. von Kleiſt.

Wahrhaft genial iſt auch Grabbe's „Napoleon" von 1831.

Pariſer Pöbel und Veteranen der großen Armee auf der Straße. Emigrantenadel wird verhöhnt. Obgleich Ludwig Philipp von Orleans populär erſcheint und er „Einſtkönig" genannt wird, ſagt er doch hinzu, auch er werde nicht lange regieren. Der Hof Ludwigs XVIII. in Meiſterzügen geſchildert. Napoleon auf Elba, ſein Gruß an das Meer, das ihn zum erſehnten Ufer Frankreichs tragen ſoll. In Paris langt die Nachricht ſeiner Landung an. Die Hofſcene wieder meiſterhaft, die Herzogin von Angouleme der einzige Mann in der Familie. Napoleons ſiegreiche Rückkehr. Dann die Schlacht

bei Waterloo. Die Scenen im preußiſchen Lager vortrefflich der Natur abgelauſcht. Wie in allen andern Trauerſpielen Grabbe's iſt auch hier der Nationalcharakter in den ſchärfſten Umriſſen ſkizzirt, das Ganze aber in großartiger, welthiſtoriſcher Weiſe aufgefaßt.

Grabbe's letztes Werk „die Hermannsſchlacht", ein Drama in Proſa, behandelt die Geſchichte des Auguſt, Varus, Arminius mit derſelben Genialität, wie die Napoleons, aber der moderne Ton paßt doch nicht recht zu dem alten Stoffe. Ungern hören wir den Arminius ſeine Thusnelda „Nelchen" anreden. — Der unglückliche Dichter ſtarb 1836.

Profeſſor Moritz Rapp in Tübingen ſchrieb 1828 „dramatiſche Studien", worin er die Prager Schlacht darſtellte und die Soldaten in ihren Mundarten reden ließ; ferner 1835 „Luſtſpiele von Jovialis" mit obligatem Eulenſpiegel, und 1836 „Atellanen", ariſtophaniſch, geiſtvoll, aber gar zu bunt.

Im „Wolkenzug" richtet ſich ſeine Satire auf gar zu ephemere Tageshelden der zwanziger Jahre; das Witzigſte darin iſt eine Mahlzeit im Himmel, bei der noch die Seligen ihre Rangſtreitigkeiten geltend machen. „Der Student von Coimbra" und eine Ueberſetzung der Acharner ſind ganz in ſchwäbiſcher Mundart geſchrieben. Im zweiten Theil: Guſtav Adolf, eine Zaubertragödie; des Kaiſers Zorn, ein Luſtſpiel (Anecdote aus dem Leben Karls V.) und eine Umarbeitung des Göthe'ſchen Egmont. Verfehlte Arbeiten, der Dichter hatte Geiſt genug, aber er wählte ſeine Stoffe nicht glücklich.

Genées „Königreich der Weiber" 1834 zeigt eine gänzliche Umkehr der Geſchlechter. Die Weiber herrſchen, die Männer verrichten Weibergeſchäfte, bis ein Paar Europäer ankommen, welche die Weiber dahin bringen, den Männern wenigſtens den Schein der Herrſchaft zu laſſen.

Einer der harmloſeſten Luſtſpieldichter iſt Roderich Benedix, deſſen dramatiſche Werke 1846 geſammelt erſchienen. Die kleinen Schwächen der Männer und Weiber werden darin recht fein charakteriſirt. Die handelnden Perſonen gehören meiſt der höheren Bürger- und Adelsſphäre an. Recht anmuthig war „das Recht der Liebe", Luſtſpiel von Robert Prölß (1847) in Jamben.

Das bekannte Thema „Maske für Maske". Der Herr gibt ſich für den Diener, die Dame für das Kammermädchen aus. Verwicklung und Löſung vom heiterſten Liebreiz.

Freitag, deſſen Roman allzuviel Ruhm erlangte, ſchrieb auch Schauſpiele.

Die Valentine. Ein kräftiger Mann will ſeine Geliebte erobern, ſie aber, eben ſo kräftig, will ſich nicht erobern laſſen, ſondern frei wählen. — Graf Waldemar, ein ausgelernter Roué, dem nichts mehr neu iſt oder Intereſſe einflößt, wird plötzlich kuriet und völlig verjüngt durch die Liebe. Er hatte bisher nur das Fleiſch gekannt, aber nicht das Herz.

Viele Luſtſpiele beſchäftigen ſich mit den neueſten Erfindungen und Gebräuchen. Halm ſchrieb eine „Zeitungsbraut", die man durch Annoncen geſucht hat; v. Breitſchwert ſchrieb „Eiſenbahn und Telegraph" voll Witz, desgleichen „Frack und Crinoline". Die literariſche Schwindelei, zuerſt in Jul. von Voß „Künſtlers Erdenwallen" trefflich gegeißelt, wurde noch oft auf die Bühne gebracht.

Schließlich betrachten wir noch die Lokalpoſſen.

Auf dem Wiener Volkstheater in der Leopoldſtadt erhielt ſich von Stranitzki's Zeiten her der Hanswurſt, wenn er auch als Kaſperle, Tiroler Waſtl, Staberle ꝛc. verſchiedene Moden durchmachte. Und mit ihm erhielt ſich auch der romantiſche Zug, den außerdem nur noch die Puppentheater beibehielten, die Einmiſchung der Feen- und Geiſterwelt. Am Ende des 18. Jahrhunderts ſchmückte Wenzel Müller die Wiener Volksſtücke mit lieblichen Melodien. Eins der beliebteſten Stücke wurde „das Donauweibchen", von Hensler, einer Volksſage entnommen, die wir ſchon Th. I, S. 93 kennen lernten, mit obligatem Kaſperl, tollem Spaß und reizender Muſik. Beliebt war auch deſſelben Henslers „Teufelsmühle am Wienerberg". Neben romantiſchen Stücken dieſer Art machte ſich natürlich auch der moderne Geſchmack geltend und auch Kotzebue's Manier wurde auf der Volksbühne ins Grob-Poſſenhafte hineingezogen. Von dieſer Art wurden beſonders des älteren Hafners „Schweſtern von Prag" beliebt.

In einer gewöhnlichen Liebesintrigue gegen einen alten Polterer gerichtet, wird den Liebhabern von einem Bedienten und Schmiedegeſellen geholfen, von denen jeder, ohne daß der andere es weiß, die Rolle einer aus Prag erwarteten Schweſter ſpielt, und dann jeder ſich einbildet, der andere ſey die echte.

Stegmeyer in Wien ſchrieb 1811 den „Rochus Pumpernickel", der an die alten Stranitzki'ſchen Poſſen mahnt. Man darf nicht außer Acht laſſen, daß die Wiener Poſſe von Anfang an in Wahlverwandt-

ſchaft ſtand mit der italieniſchen. Das Luſtſpiel geht hier in die tolle Luſt und den mannigfachen Wechſel des Carnevals über. Die zahlreichen Stücke von Bäuerle (geſammelt 1822) ſtehen zwiſchen dieſer Volkspoſſe und dem etwas höheren bürgerlichen Luſtſpiel Kotzebue's in der Mitte, ohne Geiſt. Bäuerle hat zwar im Staberl eine neue Bühnenfigur geſchaffen, dieſer gutmüthige Wiener Philiſter iſt aber geringer an Gehalt als der alte Kaſperl. Meiſl ſeit 1814 wurde der Vorläufer von Raymund, indem er Zauberpoſſen ſchrieb (der Männerfeind und die Männerfeindin, das Geſpenſt im Prater ꝛc.).

Unter den Dichtern der Wiener Volksbühne nahm Ferdinand Raymund den erſten Rang ein. Er war ſelbſt Schauſpieler und ſehr beliebt, aber Hypochonder, ſo daß er ſich 1836 im Wahn, er ſey von einem tollen Hunde gebiſſen worden, erſchoß. Seine Stücke ſind moderne Märchen, worin die Wirklichkeit des Wiener Volkslebens mit der Feenwelt contraſtirt. Ja Raymund wagte es, auch allegoriſche Perſonen, Tugenden und Laſter, Jugend und Alter, die Jahreszeiten ꝛc. einzumiſchen, wie das in den älteren Jeſuitenſchauſpielen in Wien üblich geweſen war. Die Charaktere, die er aus dem Volk aufgreift, ſind, wenn auch ein wenig burleſk gehalten, doch immer treue Spiegel der Wiener, ihrer Fröhlichkeit, ihres Leichtſinns, ihrer Gutherzigkeit. Die Moral iſt immer die, daß Unſchuld, Ehrlichkeit, Treue zuletzt ihren Lohn finden. Wie es das Märchen erlaubt, dienen große Glückswechſel den Leidenden zum Erſatz, den Hoffärtigen zur Strafe. Raymunds Werke erſchienen geſammelt 1837.

„Der Alpenkönig", nach einer alten Sage von Rübezahl. Der reiche Herr von Rappelkopf, ein Menſchenfeind ohne Grund, plagt ſeine brave Frau, verweigert ſeiner Tochter die Hand ihres Geliebten, weil er nur ein armer Maler iſt, zankt und rast beſtändig, daß Niemand mehr bei ihm aushalten kann. Da erſcheint der Geiſt des Gebirges der Tugendern Familie im Spiegel und ſagt ihnen Hülfe zu. Dem Rappelkopf ſelbſt aber hält der Geiſt einen andern Spiegel vor, indem er ſich ſelbſt in ihn verwandelt und nun vor ſeinen Augen in ſeiner alten Art ſchimpft und herumtobt, ſo daß es dem Rappelkopf zu viel wird und er ſelbſt ihn zur Mäßigung ermahnt. Zudem von dienenden Geiſtern geneckt iſt Rappelkopf endlich froh, ſeinen Leib wieder zu bekommen und von Stund an iſt er ein ſanfter Ehemann und zärtlicher Vater.

„Der Diamant des Geiſterkönigs". Eduard, der Sohn eines verſtorbenen Zauberers, gewinnt durch Treue, Muth und Ausdauer die Gunſt des Geiſter-

königs und erhält zuletzt einen Diamant zum Lohn, der nichts anderes iſt als das ſchönſte und beſte Mädchen. Geringe Erfindung, aber das Stück iſt überaus luſtig, denn am Hofe des Geiſterkönigs redet und handelt alles burlesk. Eduards Diener, als komiſche Perſon, wird in einen Pudel verwandelt ꝛc.

Sinnreicher iſt „Moiſafurs Zauberfluch“. Die Fee Alzinde, Königin des Diamantenreichs, wird durch den Fluch eines böſen Genius aus dem Himmel verbannt und in der Geſtalt eines alten Weibes auf die Erde geſetzt. Arme Leute nehmen ſich ihrer an. Sie weint vor Rührung und ihre Thränen ſind — Diamanten; das merkt ein habzieriger Nachbar, ſchleppt die arme Alzinde heimlich fort und will ſie zwingen, ihm Diamanten zu weinen. Aber ſie weint nicht mehr. Die Sache wird ruchbar, die Gerichte ſchreiten ein und Alzinde ſoll als Hexe verbrannt werden. Da erſcheint ihr Gemahl als Retter und ſie kehrt triumphirend in die Feenwelt zurück.

Eben ſo reizend iſt „der Bauer als Millionär, oder das Märchen aus der Feenwelt“. Die Fee Lacrimoſa iſt genöthigt, ihre Tochter Lottchen, bei einem Bauern zu verbergen. Ihre Feindin, eine böſe Fee, macht den Bauer zum Millionär, worauf er das arme Lottchen plagt und endlich verſtößt, weil es nicht nach ſeinem Willen heirathen mag. Der reiche Bauer lebt im Uebermuthe fort, bis einmal die Jugend in Perſon zu ihm kommt und mit der zärtlichſten Luſtigkeit von ihm Abſchied nimmt, worauf das Alter auftritt, ſich bei ihm häuslich niederläßt und ihn durch bloße Berührung zu einem zitternden Greiſe macht. Zudem verliert er auch ſeinen Reichthum und muß ſich als Aſchenmann vom Aufſammeln der Aſche in den Küchen nähren, bis ſeine Prüfungszeit vorüber iſt und die Fee, deren Lottchen überdieß einen treuen Liebhaber gefunden hat, ihn erlöst.

Der „Barometermacher auf der Zauberinſel“ iſt das bekannte Märchen von Fortunat (vgl. Th. I. S. 406), nur mit trefflicher Laune in den Wieneriſchen Volkston übertragen.

„Die gefeſſelte Phantaſie“ iſt etwas verkünſtelt. Die Königin Hermione will den heirathen, der das beſte Gedicht mache. Ihr geliebter Dichter Amphio wird aber gehindert, es zu machen, weil die Phantaſie in Feſſeln liegt. Ein elender Stümper iſt ſchon im Begriff, der Königin Hand durch ſein Gedudel zu erzwingen, als die Phantaſie endlich frei wird und Amphio zum ſchönſten Liede begeiſtert.

„Die unheilbringende Krone“, der alles ſich beugen muß, bringt zwar, auf das Haupt eines Rebellen geſetzt, den rechtmäßigen König um den Thron, dem Uſurpator zuletzt aber doch Unheil. Die komiſche Perſon in dieſem Stück iſt ein furchtſamer Schneider, welcher durch einen Zaubertrunk auf einmal Löwenmuth bekommt.

„Der Verſchwender“, ein gewiſſer Flottwell, welcher durch die Gunſt einer Fee überaus reich, dann zu ſeiner Prüfung auch wieder bettelarm gemacht wird, wobei ihm ſein Bedienter „Valentin“ Dankbarkeit und Treue bewahrt. Die

Fee ſtellt ſein Glück wieder her. Der gutmüthige Charakter Valentins, der auch ſeine etwas herbe Frau umſtimmt, iſt recht öſterreichiſch und war die letzte Rolle, in welcher Raymund die Wiener entzückte.

In dem Maße, wie man in Berlin eine der Wiener ähnliche Volksbühne mit ſtehenden Masken einzuführen bemüht war, nahm man auch in Wien unerwartet etwas Berliniſches an. In Berlin ſchuf Carl von Holtei den „Nante“, wie er ſelbſt triumphirend (in ſeinem Theater 1845, S. 325) ausruft. Dieſer Eckenſteher Nante ſollte für Berlin werden, was der philiſtröſe Staberl (den Bäuerle geſchaffen)' in Wien. Aber dem Berliner Pöbel war die Bonhommie des Wiener doch nicht abzulocken, während die Wiener Lokalpoſſen mehr und mehr von ihrer bisherigen Unbefangenheit verloren und ſich in Bewußtſeyn, Suffiſance, Wortſpielerei ſtark verberlinerten. Sie ſpiegelten nicht mehr das heitere Volk der Phäaken, noch weniger bemühten ſie ſich, auf ſein gutes Herz einzuwirken; ſie ſchmeichelten nur noch den Claqueurs, Flaneurs und der Saphir'ſchen Spaßmacherei, die echt berliniſch und jüdiſch obendrein nicht das Mindeſte mehr gemein hatte mit dem geſunden Humor einer chriſtlichen Bevölkerung. Man darf in dieſer Beziehung Neſtroy nicht unter d'e Verbeſſerer der Bühne zählen.

Johann Neſtroy ſteht unter Raymund, dem er nur nachahmt, indem er die gemeine Wirklichkeit des Wiener Lebens mit dem Märchenzauber durchdringt. Am beliebteſten wurde ſeine Märchenpoſſe „der böſe Geiſt Lumpacivagabundus oder das lüderliche Kleeblatt“, 2. Aufl. 1838.

Die Feen wetten, ob es der Fortuna möglich ſeyn werde, dem Lumpacivagabundus (Genius der Lüderlichkeit) von drei lüderlichen zwei zu entreißen, wenn ſie ſie trotz allem Verſchleudern immer wieder reich macht und dadurch endlich zum Inſichgehen bringt. Es werden nun die drei lüderlichſten Handwerksburſchen auserleſen und beglückt, der Tiſchler Leim iſt noch der brävſte, viel ſchlimmer der Schneider Zwirn, der hartnäckigſte aber der Schuſter Knieriem, deſſen ewige Beſoffenheit gewiß von Raymund nicht auf die Bühne gebracht worden wäre. Die beiden letztern bewähren ſich als unverbeſſerlich und Fortuna hat ihre Wette verloren, aber Amoroſa, die Fee der Liebe, rettet die ſchon Verdammten, indem ſie ihnen Liebe einflößt und ſie durch Häuslichkeit zur Ordnung zurückführt. Die Erfindung iſt nicht übel, auch die Charakteriſtik des lüderlichen Kleeblattes ſehr treu, nur iſt das Gemeine zu wenig vermieden.

Zu ebener Erde und erſter Stock, Lokalpoſſe von Neſtroy, 1838.

Der schöne Adolph, ein gemeiner Tagschreiber und Pflegsohn des armen Tandlers Schlucker zur ebenen Erde, liebt die schöne Emilie, Tochter des Millionärs Goldfuchs im ersten Stock, und wird wieder geliebt. Natürlich darf er nicht daran denken, öffentlich um sie zu werben und ist in großer Noth. Da erhält er Nachricht, er sey der Sohn eines unermeßlich reichen Kaufmanns in Indien, während Goldfuchs durch die Verschwendungen seines Sohnes und allerlei Unglücksfälle ruinirt wird, und am Schluß des Lustspiels zieht der arme Tandler mit Familie triumphirend in den ersten Stock hinauf, der reiche Goldfuchs aber in das Parterre hinunter. Beide Etagen aber versöhnen sich durch die Heirath Adolphs und Emiliens.

Auch Carl Haffner, dessen „österreichisches Theater" 1846 erschien, hat Raymund in possenhaften Geistermärchen nur nachgeahmt, ohne seine Zartheit und Gemüthlichkeit zu erreichen. Ein höchst vorzügliches Stück von Haffner ist dagegen ein Wiener Lebensbild, Therese Krones, treu nach einer wirklichen Begebenheit.

Therese, eine schöne Schlesierin, wurde die beliebteste Soubrette des Leopoldstädter Theaters und zwar ein Original, freigebig mit ihren Reizen ohne Rückhalt, aber auch freigebig mit ihrem Gelde. Eine Menge Anekdoten ihrer seltenen Großmuth gingen um. Da kam sie in ein Verhältniß mit einem polnischen Grafen, der bei einem Gastmahl, das er ihr gab, plötzlich als Raubmörder verhaftet und bald darauf gehenkt wurde. Sie durfte nun lange nicht mehr vor dem Publikum erscheinen, that es zwar noch einmal, starb aber aus Kummer. Haffner hat das schöne, leichtsinnige, aber gutmüthige und geniale Mädchen auf die zarteste Weise ins glänzendste Licht der Liebenswürdigkeit gesetzt.

Die österreichischen Lustspiele neuester Zeit von Feldmann, Kaiser, Baumann sind alle nicht mehr recht volksthümlich, sondern schon mehr im modernen Zeitgeschmack. In Frankfurt a. M. tauchte 1834 Malß mit seiner Hauptfigur Hampelmann in mehreren Lokalpossen auf.

Abgesehen von Lustspielen machte sich der lokale Witz auch in anderen Formen Luft.

Ignaz Friedrich Castelli war einer der beliebtesten Humoristen, der seit 1816 eine Menge witziger Kleinigkeiten, Sinngedichte, Anecdoten (Wiener Bären), gesellige Gedichte, Gedichte in niederösterreichischer Mundart, dazu Operntexte (zur Schweizerfamilie), eine Satire auf die Schicksalstragödien (der Schicksalsstrumpf) ꝛc. schrieb, ein überaus heiterer und harmloser Spaßmacher, der aber zuweilen schon in die fade Wortspielerei fiel, die bald darauf Saphir zu seiner Hauptaufgabe machte.

Im Jahr	Kilogramm.
1832	291,979
1833	106,817
1834	132,243
1835	171,745
1836	252,367

Es ist also nicht zu verwundern, wenn man in Frankreich und Belgien, zum Behufe der Fabriken, Disteln auf den Feldern wie Korn bauen sieht.

Noch ist zu bemerken, daß Belgien fast die gesammte Ausfuhr von französischer Cichorie in Beschlag nimmt, um daraus schlechten Kaffee zu bereiten. Im Jahr 1836 empfing es von seinem Nachbar 1,480,219 Kil. trockner Cichorienwurzeln. Dieser Handel scheint neu zu seyn, wenigstens war er vor 1834 sehr unbedeutend; dann aber erschienen auf einmal auf der belgischen Grenze 475,039 Kil. französischer Cichorie. Wahrscheinlich reichte die belgische Cichorie nicht mehr zu für die große Menge von angeblichen Kaffeetrinkern.

Auch 15 Millionen Schiefer gehen aus Frankreich nach Belgien über; dies ist aber nur ein Tausch, denn Frankreich bekömmt ungefähr eben so viele Schiefer aus Belgien. Drei bis vier Millionen Dachziegel und zwei bis drei Millionen Bauziegel werden nach Sardinien und den französischen Kolonien, wie auch nach Haiti versandt. Trüffeln für ungefähr 180,000 Fr. gehen nach England, Rußland und einigen andern Ländern. Deutschland scheint kein besonderes Behagen daran zu finden. Die Ausfuhr des Gipses nach Deutschland ist sehr beträchtlich. Auch von 88,241 Kil. ausgeführten Steinöles erhielt es den größten Theil, nämlich 51,411 Kil. (im Jahr 1834 aber 77,456 Kil. und im folgenden sogar 84,427 Kil.). Dieser Handelszweig ist im Steigen, wozu das Nachforschen nach Erdharz wohl beitragen mag.

Auffallend ist, daß Frankreich, obschon es genöthigt ist, einen großen Theil seines Steinkohlenbedarfes aus dem Auslande zu ziehen, doch über 32 Mill. Kil. dahin verschickt, und zwar beinahe die Hälfte nach Belgien, welches so reichlich damit versehen ist. Wahrscheinlich eignen sich die französischen Steinkohlen zu gewissen Verrichtungen besser, als die belgischen, die in anderer Hinsicht wiederum vorzüglicher sind.

Saphir, der Wiener Jude, der seit dem Jahr 1821 eine ungeheure Menge von angeblich humoristischen, in Wahrheit aber nur burlesken Sachen schrieb, war eine für die damalige Zeit höchst charakteristische Person, nämlich unter Metternichs langem geistlosem Regiment der privilegirte Spaßmacher, der den Leuten, wenn sie etwa heimlich zu murren Lust bekamen, die Zeit vertreiben und alles zum Lachen bringen mußte. Ein versteinertes Lachen, eine Maske des Momus der künftigen Revolution entgegengehalten, gleich den zungenausstreckenden Lallenkönigen an den Thoren der alten Schweizer Städte. Mehr unheimlich als wirklich lächerlich. Den armen Saphir charakterisirt der moderne Juden- oder Wortwitz, der sich durch seine Windigkeit von dem Kern- oder Sterlingswitz der alten Zeit so auffallend unterscheidet. Er spielt nämlich nur mit Namen- und Sylbenähnlichkeiten, ein Spiel des Zufalls, kindisch, nur möglich, wenn man die Langeweile tödten will, und doch selbst langweilig.

Nur einige Titel von Saphirs Werken: Dumme Briefe (ein Potpourri über Leben, Literatur, Theater), Conditorei des Jokus, humoristische Abende, humoristische Glosperlen ꝛc. Auch gab er mehrere humoristische Zeitschriften heraus, worin er sich zum Witz forcirte. Hier einige Proben. Zur Zeit der polnischen Revolution schrieb er „die Freiheit ist ein Magnet, der bei den Polen am schärfsten zieht". Zur Zeit der constitutionellen Kämpfe: „Die Arche Noä war die erste Pairskammer, denn jeder Verschlag faßte ein Paar." Diese Witze gehören noch zu seinen besten. Meist sind sie die werthloseste Spaßmacherei über Theater, Stadtneuigkeiten und Klatsch aller Art.

Die „wilden Rosen" Saphirs von 1838 sind lyrische Gedichte zärtlichen Inhaltes, die zwar auch viel Spielerei in Metaphern enthalten, im Ganzen aber ein feines und warmes Gefühl zeigen, das Beste, was Saphir je geschrieben.

Seit 1830 ahmte ihm ein anderer Jude Oettinger nicht ungeschickt nach in einem satirischen Taschenbuch „das schwarze Gespenst", ferner in „fashionablen Dummheiten, im confiscirten Eulenspiegel, Marabouts, Joujour, einem Narrenalmanach" ꝛc. Auch schrieb er kleine dramatische Desserts (Lustspiele), Liebesblicke (Gedichte) und einen größeren humoristischen Roman „Onkel Zebra", dessen Witz sehr forcirt, aber ganz harmlos ist. Im „Reich des Nostradamus" von 1845 wühlt Oettinger zu tief in den Erinnerungen der colossalen Sittenlosigkeit des altfranzö-

fischen Hofes. — Hermann Marggrafs humoristischer Roman „Fritz Beutel“ (1856) ist unerlaubt geistlos, indem er den ewig fliehenden Witz bei den Haaren zurückzerren möchte und nur Abgeschmacktheiten enthält. Zur Probe:

> Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürmt Sebastopol, indem ihm Guitarria, Cichoria, Cigarretta zu Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaiser Fritz Beutel mit seinem Marineminister über Eigenthumsrecht und den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit ꝛc.

Glasbrenner, der sich Brennglas nannte, schrieb seit 1834 eine große Menge witziger Humoresken aus Berlin und über Berlin.

> Berlin wie es ißt und — trinkt. Guckkastenbilder. Buffey in der Kunstausstellung. Der politisirende Eckensteher. Antigone in Berlin ꝛc., alles treu nach dem Leben und oft sehr witzig, so daß seit Julius von Voß keiner den Berliner Wind sicherer aufzufangen wußte, wie Glasbrenner.

Glasbrenner begann mit etwas phantastischen Sachen: Aus den Papieren eines Hingerichteten und Leben eines Gespenstes. Später schrieb er eine Walpurgisnacht und einen modernen Reinecke Fuchs voll politischer Anspielungen. Er fand bald Nachahmer in Berlin selbst an Wehl (Berliner Stecknadeln, der Teufel in Berlin, 1844), in Leipzig an Senff (buntes Leipzig 1842), sogar in Wien an J. C. Moser (seit 1842).

Die seit 1846 in München von Braun und Schneider herausgegebenen „Fliegenden Blätter“ enthalten einen reichen Schatz von echt volksthümlichem Humor. Wenn auch untermischt mit großstädtischen Witzeleien im gewöhnlichen Styl der Wiener und Berliner Witzblätter, besteht doch der Inhalt der Fliegenden Blätter größtentheils aus guten Schwänken, Charakterzügen und Bonmots, die dem bürgerlichen und ländlichen Leben, dem eigentlichen Volk entnommen sind und gegen alle Art von Ueberbildung und Modethorheit Opposition machen. Sie stehen hoch über allen andern illustrirten Witzblättern, die fast in jeder größern Stadt aufgetaucht sind.

8.

Neue Keime volksthümlicher Dichtung.

Hatte man ſich auch von der Romantik, wegen ihrer phantaſtiſchen Ausſchweifungen, abgewandt und war die politiſche Begeiſterung von 1813 erloſchen, ſo erhielt ſich doch ein nüchternes und behagliches Heimathsgefühl. Man hatte nun doch einmal ſich ſelber achten gelernt.

Zur volksthümlichen Reaction gegen die Ausländerei und Claſſicität gehörte zunächſt die Wiedererweckung der mundartlichen Dichtung. Kunſtdichter fingen an, ſich der Bauernſprache ihrer Heimath zu bedienen, um im Ton der Volkslieder oder in Idyllen, Volksmärchen und Schwänken das Volk in ſeiner ganzen Natürlichkeit bald mehr gemüthlich ernſt und empfindſam, bald mehr humoriſtiſch darzuſtellen. Dieſe Dichtungsart hatte aber häufig etwas Kokettes, Gemachtes und eben deßhalb nichts Natürliches, oder ſie faßte das Volk gar zu gemein auf. Schon Uſteri und Joh. Heinr. Voß hatten Idyllen, dieſer in Schweizer, jener in niederſächſiſcher Mundart geſchrieben, die jedoch zu ſehr claſſiſchen Muſtern nachſtreben, um natürlich und volksmäßig genannt werden zu können.

Joh. Peter Hebel von Lauſen bei Schopfheim am Fuß des Schwarzwalds, Kirchenrath und Prälat in Karlsruhe, ſchrieb ſeine berühmten „Alemanniſchen Gedichte“ 1803 in der lieblichen Mundart des ſüdlichen Schwarzwaldes, und einen nicht minder berühmten und beliebten Volkskalender, den Rheiniſchen Hausfreund, deſſen beſte Schwänke nachher im „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreunds“ geſammelt wurden. Viele ſeiner Gedichte ſind von liebenswerther Naivetät und das Volksthümliche dringt darin mächtig zu Tage. Allein widerlich entſtellt ſind andere durch Einmiſchung moderner, ſentimentaler Gefühls- und Ausdrucksweiſen der gebildeten Welt, ja ſogar durch die Einmiſchung des loyalen Beamtengeiſtes. Eine Anzahl beſteht aus kleinen Idyllen in Hexametern, aber die bäuerliche Naivetät und Rohheit paßt nicht in die prachtvoll ſtrömenden Verſe Homers. Gleich auf der erſten Seite heißt es:

Wo mit liebligem Gſicht us tief verborgene Chlüfte
d' Wieſen luegt, und check go Todtenau aben ins Thal ſpringt,
ſchwebt mi muntere Blick, und ſchwebe mine Gedanke.

Wo wird es je einem wirklichen Schwarzwälder Bauern einfallen, in ſolchen gebildeten Phraſen und mit ſo viel Bewußtſeyn von der Munterkeit ſeiner eigenen Blicke und ſeiner ſchwebenden Gedanken zu reden? Wir ſchlagen keine Seite bei Hebel auf, ohne daß uns dieſe unnatürliche Verbindung der Bildung höherer Stände mit der Sprache der niederen auffällt. Seine Muſe iſt eine Stadtdame im Coſtum einer Schwarzwälder Bäuerin. — Auch die Lieder Hebels, die nicht in Hexametern, ſondern in der gewöhnlichen deutſchen Liederweiſe gedichtet ſind, entbehren meiſtens des echten Volkstons. In „den Irrlichtern" heißt es:

Es wandlen in der ſtille dunkle Nacht
Wohl Engel um, mit Sterneblume bekrönt ꝛc.

Das iſt nicht volksthümlich.

In „dem Morgenſtern" heißt es:

Woher ſo früheih, wo ane ſcho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und ſufer gewäſchen im Morge-Thau?

Das iſt nicht volksthümlich.

In der „eine Frage" heißt es:

Sag, weiſch denn ſelber au, du liebi Seel,
Was 's Wienechteſchindli iſch, und heſchs bidenkt?
Denk wol i ſag dere, und i freu mi druf.
O 's iſch en Engel uſem Paradies
Mit ſanften Augen und mit zartem Herz ꝛc.

Das iſt nicht volksthümlich.

In dem „Käfer" heißt es:

Der Käfer fliegt der Ilge zu,
es ſitzt e ſchönen Engel dört,
er wirthet gwiß mit Blumeſaft
und 's choſtet nit viel, hani ghört ꝛc.

Das iſt nicht volksthümlich.

In dem „Jenner" wird von Bauersleuten der Jenner als allegoriſche Perſon weitläuftig nach allen ſeinen Eigenſchaften beſchrieben, was ganz und gar gegen die Natur der Bauerneinbildungskraft geht. — Auch die

ländliche Liebe wird von Hebel mit einer Absichtlichkeit, mit einer über dem Gefühl schwebenden Reflexion und in Ausdrucksweisen behandelt, die jede Naivetät und volksthümliche Wahrheit ausschließen. Man lese z. B. „die Ueberraschung im Garten“. .

Nur in den wenigsten Liedern Hebels klingt der rechte Volkston an. Hin und wieder in den Idyllen, so daß man wohl sieht, der Dichter hätte das Lieblichste dichten können, wenn er nur die Affectation, in Hexametern zu schreiben, hätte lassen können. So der Scherz mit dem kleinen, sich versteckenden Mädchen. Auch in dem „Herlein“, wo ein Bauer von einem hübschen Mädchen behext wird, sind volksmäßige Anklänge. In „der Mutter am Christabend“ ist die Naivetät der häuslichen Scenen aufs widerlichste gestört durch die Reflexion. Anstatt daß der Dichter die Mutterliebe nur in ihren Aeußerungen hätte malen sollen, spricht er empbatisch über „den zarten Muttersinn“, das „Mutterherz“, die „Mutterliebe“, was vollends im bäuerlichen Costüm unerträglich wird. — Am meisten dem echten Volkslied ähnlich sind „Hans und Verene“ und „der Schwarzwälder im Breisgau“, obgleich auch nicht ganz rein. Das einzige Gericht aber, das in jeder Beziehung vortrefflich ist und auch ganz gut unter die romanzenartigen echten Volkslieder eingereiht werden kann, ist „der Bettler“, worin der Geliebte, als Bettler verkleidet, zur Geliebten zurückkehrt und sie überrascht. Hier ist alles natürlich und innig.

Höchst eigenthümlich und vom liebenswürdigsten Humor eingegeben sind die Schwänke des Hebel'schen Schatzkästleins, eines der besten Schwankbücher, die wir besitzen.

In der Schweiz schrieb Kuhn 1806 „Volkslieder im Schweizer Dialekt“ und schon in Hebels reflectirender Manier. Viel gemeiner dagegen die Schweizer Volkslieder von Häffliger 1813. In der „Alemannia“ gesammelten Liedern von Dorn, Schneider, Hagenbach und Eichin herrscht die Hebel'sche Art vor und findet sich auch manche Humoreske. Von den alemannischen Gedichten, welche E. von Bülow 1851 aus verschiedenen neueren Schweizerdichtern zusammentrug, gilt dasselbe. Hier ragt Minnich hervor, aber auch er reflectirt zu viel und übersetzt nur die Gedanken eines gebildeten und empfindsamen Herrn in die Bauernsprache.

Von derſelben Hebel'ſchen Art iſt auch Corrodi's „der Herr Profeſſer“ (1857) in vortrefflichen Herametern.

Einzig in ihrer Art waren die Luſtſpiele des Schultheiß Wagner (ſeit 1823) in ſchwäbiſcher Mundart, durchaus realiſtiſch, die ganze Grobheit der Bauern zur Schau tragend, ohne alle empfindſame Beſchönigung, nur mit zu viel Verachtung des ungebildeten Standes, der nicht blos jene rauhen Seiten hat.

In der „Schulmeiſterswahl zu Blindheim“ mit einer Fortſetzung werden die Dorfintriguen mit trefflichem Humor geſchildert, die Schleichwege der Bewerbung, die Beſtechungsarten, die Politik der Mütter heirathsfähiger Töchter ꝛc. „Die Gemeindedeputirten zu Leer“ und „der Zinsvacht“, ſo wie „die Repräſentantenwahl zu Dippelsburg“ legen die Verſtocktheit der Bauern gegenüber von weiſen Verfügungen, und die Dummheit der Bauern gegenüber von ſchlauen Intriganten und dadurch „die Unmündigkeit des Volks“ gegenüber den liberalen Anforderungen der Zeit dar. Das Meiſterſtück aber iſt „der Handſtreich bis auf Spitz und Knopf“ mit einer Fortſetzung, womit Wagner ſeine Leiſtungen ſchloß (1827). Der Bauer Strobel will ſeinen Sohn Friederle mit des Bauern Hansobbet Tochter Judith verheirathen und ſchon iſt die Verlobung faſt am Ende, als die beiden groben Väter wegen einer Ausſteuerkuh, die dem andern zu mager iſt, in Hitze gerathen und fluchend und tobend auseinandergehen. Das gereicht aber zum Vortheil des Friederle, der längſt eine andre liebt. Dieſe andre bekommt er auch, aber erſt, als ſie durch eine Erbſchaft plötzlich reich wird. Die Bauerncharaktere ſind mit Meiſterhand gezeichnet und ſelbſt von Bitzius nicht übertroffen.

In der Nürnberger Mundart gab ſchon 1798 Joh. Conr. Grübel Gedichte heraus, die aber mehr ſprachlich merkwürdig, als poetiſch ſind.

Er ſchildert zwar den Spießbürger in ſeiner Behaglichkeit, Gutmüthigkeit und Beſchränktheit recht treu, aber es fehlt ihm die eigentliche vis comica. Solche Selbſtbeſpiegelungen des deutſchen Philiſterthums bedürfen einer ſtarken Würze von genialem Humor, um nicht zu langweilen.

In der Auffaſſung eher Grübel, in der Mundart eher Hebel ähnlich ſchrieb Daniel Arnold 1816 „den Pfingſtmontag“, ein Drama im Straßburger Dialekt.

Unterdeß hatte auch im deutſchen Norden Bornemann 1810 plattdeutſche Gedichte herausgegeben, die 1854 in ſechſter Auflage erſchienen. Man hat ihn ſehr geprieſen, ich mag ihn aber nicht, denn er iſt ein Muſter unerträglicher Koketterie und Wichtigthuerei.

Grandeer (Grenadier) bin ick ut Poamerland
Soldoat in Luſt und Fred.

Dieſes ewige Selbſtlob, welches Bornemann den Pommerſchen Bauern in den Mund legt, die ewige Selbſtausposaunung ihrer Biederkeit, Tapferkeit, Unſchuld und Naivetät iſt nur ekelhaft. Sehr gering ſind auch die Gedichte in oberſächſiſcher Bauernmundart von Döring (1821). Dagegen viel beſſer, geſünder, volksthümlicher die plattdeutſchen Gedichte des Claus Groth von 1823, die unter dem paſſenden Namen Quickborn (lebendiger Quell des Volksgefühls) erſchienen. Man findet hier den ganzen ſüßen Wohllaut, der die plattdeutſche Sprache auszeichnet, zum erſtenmal zu poetiſcher Geltung gebracht und auch den Inhalt der Dichtungen ungleich zarter und doch auch volksthümlicher behandelt, als bei Bornemann. Groth ſchließt ſich aufs genaueſte an das echte Volkslied an und bringt viel Volksſagen und Geſchichten. — Später erſchienen noch plattdeutſche Gedichte von Jung (1849), Gedichte in der Aachener Mundart von Joſ. Müller (1840), in der Luxemburger Mundart von A. Meyer. Im „Lappenkorb“ des Clement (1848) finden ſich allerlei Sprichwörter, Sagen, Genrebilder aus Friesland, desgleichen in Goldſchmidts kleinen Lebensbildern (1844) aus Oldenburg. Die reichſte Sammlung mundartlicher Lieder, Sagen ꝛc. aus allen Gauen Deutſchlands begann Firmenich in „Germaniens Völkerſtimmen“ zu ſammeln, theils echte alte Volkslieder, theils Neues.

Caſtelli gab 1828 Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart heraus, welche vielen Beifall fanden. Obgleich ſie nur auf die Unterhaltung der Wiener berechnet ſind, gibt ihnen Caſtelli's eigene Gutmüthigkeit und treffliche Laune doch einen gewiſſen Reiz des Natürlichen. Franz Stelzhamer ſchrieb 1837 Lieder in Obderenſiſcher Mundart (vermehrt in ſeinen Gedichten 1855), theils im Tone der von Tſchiſchka und Schottky herausgegebenen öſterreichiſchen Volkslieder, theils empfindſam im Tone Hebels. Dazu kommt noch ein Element von Wieneriſcher Blaſirtheit und ſchlechtem Witz. Die Mundart iſt nur ein Mittel, um das Wiener Publikum zu amuſiren. Von einem wahren tiefen Volksgefühl und von dem heiligen Ernſt, mit welchem ein tüchtiges, ſchönes, frommes Bergvolk aufzufaſſen wäre, iſt da keine Spur. Beſſer ſind die 1838 von Seidl in Wien herausgegebenen „Flinſerln“, denen er 1844 noch Gedichte in

niederöſterreichiſcher Mundart folgen ließ. Kartſch gab 1849 öſterreichiſche „Feldbleameln“ heraus.

Unter allen Lyrikern, welche volksthümlich und mundartlich gedichtet haben, gebührt dem Münchener Franz von Kobell der erſte Rang, denn keiner ließ ſo alle Affectation hinter ſich und dachte und redete ſo ganz rein aus dem Volk heraus. Seine Gedichte in oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart (mit einigen hochdeutſchen verbunden) von 1839 zeigen uns die Oberbayern und Pfälzer im treueſten Spiegel. Ein Bild aus dem bayeriſchen Gebirge.

Es ſchlaft a Diendl untern Baam
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag iſt warm, bei'm Baam iſ's kühl,
Sie ſchlaft ſo ſüeß, ſo guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
A alter finſt'rer Mon,
Der ſchaugt dees Diendl in ſein Schlaf
Grad in Vorbeigehn on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz ſteht er lang vor ihr,
Auf's Mieder ſchaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi Gſchnür.

Er werd' ja do koa Räuber ſeyn
Und werd' ihr ja nix thoan,
Iſt ja a bluetjunges Diendl no
Und grau iſt ſcho der Oan.

Na ſchau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat 'n was druckt,
Er hat ſi hinter'n Ohrna kragt
Und 's Huetl hat er g'ruckt. —

Echte Waldluft athmet auch das Lied vom Auerhahn.

Der Jäger bedauert das dumme Thier, das, von Liebe verblendet, den Feind nicht kommen ſieht, verſinkt aber ſelbſt dabei ſo in die Erinnerung ſeiner eigenen Liebe, daß er den Vogel vergißt, der ſicher davonfliegt.

Ein Bild aus der Pfalz:

Lieche, Lieche,
Halt a bieche,
G'ſchwind a Kitzche! —

„Nee, wann's Jemand sehe thät" —
Ei wie so.
'S is Niemand do
Als der Bu, der nix versteht!

(Kuß.)

Und dem Kuß guckt eener zu,
Und des war a kleener Bu!

Auch unter den hochdeutschen Gedichten Kobells finden sich sehr schöne z. B. das herrliche Weinlied mit majestätischer Melodie: „Ein König ist der Wein!" — Minderen Werth haben Pangkofers Gedichte in altbayerischer Mundart (1842).

Hübsche ländliche Genrebilder enthält das Buch „unterem Schindeldach" von Waldmüller (1851).

Eine neue Seite gewann Bogumil Goltz in Thorn (seit 1849) dem Volksgeiste ab, indem er in seinem „Buch der Kindheit" den geheimnißvollen Rapport der Kinder mit der sie umgebenden Natur und überhaupt die ganze Romantik der Kinderwelt enthüllte. Dabei kam er auf die tiefste Grundlage des deutschen Nationalcharakters. Sein Buch wurde schnell berühmt, wird aber auch noch für die Nachwelt von Bedeutung bleiben. In der schönen Begeisterung für seinen Gegenstand, in der edeln und freien Auffassung steht Goltz dem Jean Paul am nächsten. Er schrieb nachher noch mehrere Werke, ein „Jugendleben", eine „Reise nach Aegypten" ꝛc., alle voll Geist. Weniger poetisch, durchaus nüchterner faßte gleichzeitig Professor Riehl in München das Volksleben, zunächst seiner hessischen Heimath auf, und schrieb im Sinne der patriotischen Phantasien des alten Justus Möser viele treffliche Bücher über die Grundlagen des deutschen Nationallebens und Nationalwohls, die Familie, den Bauernstand ꝛc.

Gustav von Putlitz machte mit einem kleinen Buch in poetischer Prosa „Was sich der Wald erzählt" großes Glück, indem es rasch hinter einander zwanzig Auflagen erlebte (bis 1857). Er hat offenbar dem Buch der Kindheit die Natursprache abgelauscht und mag dabei auch ein wenig an Tiecks Märchen gedacht haben.

Die Blumen im Walde reden mit einander und erzählen einander ihre Entstehung. Desgleichen der Waldbach, der seinen Ursprung aus empfindsamen

Thränen herleitet, der alte Tannenbaum, der vom Winter erzählt, der bemooste Stein ꝛc., alles ſehr pretiös.

Am meiſten Beifall und Verbreitung erlangten die ſogenannten Volksromane, Dorfgeſchichten ꝛc. Man kam endlich von den hiſtoriſchen Romanen, die ſich unter allen Zeiten und Völkern ihren Stoff geſucht, zu Romanen zurück, die ausſchließlich im deutſchen Volk zu Hauſe blieben, von den Damenromanen „aus der Geſellſchaft" zu Schilderungen des Landvolks, und von den mehr oder weniger enthuſiaſtiſchen Tendenzromanen voll Illuſionen und Gedanken zu der gemeinen Wirklichkeit. Dieſe merkwürdige Wendung erfolgte im Culminationspunkt der antikirchlichen Schwärmerei, in der Mitte der dreißiger Jahre, als eben Strauß, Ruge, Feuerbach ꝛc. das Chriſtenthum zu ſtürzen wähnten, und zugleich im Culminationspunkt des literariſchen Judenthums, des Heine- und Börnecultus. Wie aber in den neuen Volksromanen und Dorfgeſchichten die Wirklichkeit des deutſchen Volks ſich gleichſam mit derben Ellbogenſtößen Platz machte, ſo erfolgte gleichzeitig auch die katholiſche Reaction in Köln. Der erſte Volksroman von Bitzius erſchien im Jahr der Kölner Wirren, 1837. Der große Durchbruch des neuen Geiſtes erfolgte in der nationalen wie kirchlichen Richtung.

Die Wendung wurde wie ein elektriſcher Schlag oder wie ein Erdbebenſtoß weithin gefühlt. In Frankreich ſelbſt, mit deſſen deſtructiver Poeſie wir damals überſchwemmt waren, blieb der mächtige Rückſchlag aus Deutſchland nicht lange ohne Folgen. Unter den geiſtreichſten Klerikern that ſich eine altfränkiſche oder gothiſche Schule auf, welche, zum Geiſt Montesquieu's zurückkehrend, den eigentlichen Kern, die Ehre und den Stolz der franzöſiſchen Nationalität nicht mehr im galliſch-römiſchen, ſondern im fränkiſch-burgundiſch-weſtgothiſchen Elemente fand, und die gothiſchen Formen des Mittelalters wieder hervorſuchte, weil ſie dieſelbe dem katholiſchen Weſen für angemeſſener hielt, als die Formen der Renaiſſance. Und die berüchtigte Madame Dudevant, das geiſtreichſte Weib in Frankreich, die unter dem Namen G. Sand bisher nur glauben- und ſittenzerſtörende Romane geſchrieben hatte, warf ſich, nach unſers deutſchen Bitzius Vorgang, auf einmal auf Dorfgeſchichten und ſchilderte in unübertrefflich reizenden Idyllen den alten frommen Glauben, die alten

Deutschland, Oesterreich und Preußen haben viele Soldaten, folglich auch viele Gewehre; ihren Bedarf an Feuersteinen scheinen sie vorzüglich aus Frankreich zu beziehen, welches durch den Verkauf dieser kleinen Waare jährlich über 200,000 Fr. löset. Im J. 1834 bekam Oesterreich die ungeheure Quantität von 310,648 Kil. Feuersteinen; im J. 1836 war die Lieferung auf 114,483 Kil. beschränkt. Das übrige Deutschland erhielt 49,969 Kil., im J. 1828 aber 75,910 Kil. und im Jahr 1835 74,668 Kil. Die Einführung der Zündhütchen muß natürlich die Ausfuhr nach Deutschland beträchtlich vermindern. Eben so bekömmt Deutschland eine Menge Schwefel aus Frankreich. Von mehr als 3 Mill. Kilogramm ausgeführten gereinigten Schwefels erhielten im Jahr 1836 die nordamerikanischen Freistaaten 799,306 Kil., die Hansestädte 642,947 Kil. (im Jahr 1835 nur 341,482 Kil.), Holland 392,136 Kil., Preußen 201,260 Kil. (im Jahr 1829 133,963 Kil., im J. 1834 nur 984 Kil. und im folgenden 61,032 Kil.), die Schweiz 192,732 Kil., die Türkei 144,340 Kil., Englisch Indien 138,773 Kil. und die deutschen Bundesstaaten 112,824 Kil. (im J. 1830 sogar 192,588 Kil., im folgenden 103,949 Kil., im J. 1834 aber nur 78,516 und im Jahr darauf 94,633 Kil.); außerdem erhielten letztere 14,883 Kil. sublimirten Schwefel oder Schwefelblüthe.

Wir gehen nun zu den Metallen über, einem wichtigen Ausfuhrartikel für Frankreich. Von dem geschlagenen, gezogenen oder gewalzten Golde, wovon Frankreich im J. 1836 über 2 Mill. Fr. an Werth ins Ausland schickte, erhielt Deutschland beinahe ein Siebentel. Seit 10 Jahren hat es folgende Quantitäten aus Frankreich bezogen: 78,350 Grammen, 107,900, 127,356, 176,200, 174,500, 174,550, 123,392, 109,000, 116,100 und 184,900 Gr., Preußen empfing nur 14,450 Gr. Von dem auf Seide gesponnenen Golde, wovon Frankreich über eine Million Fr. an Werth ausführte, erhielt Deutschland aber nur 24,580 Gr. (im J. 1834 nur 2000 Gr.), wogegen die Schweiz, welche im Anfange des Dezenniums eine unbedeutende Quantität bezog, im J. 1836 die bedeutende Partie von 503,440 Gr. kommen ließ. Wahrscheinlich haben sich in den letzten Jahren schweizerische Fabriken erhoben, welchen dieser Artikel unentbehrlich ist. An geschlagenem und gezogenem Silber erhielt Deutschland nichts; alles ging nach Spanien und zu den Barbareskn.

guten Sitten, Treue und Unschuld des vom Pesthauch der Städte unberührt gebliebenen Landvolkes.

Gehen wir in unserer Literatur zurück, so finden wir, daß eigentlich der beliebteste Kinderschriftsteller, Domherr Christoph Schmid in Augsburg, die ländliche Idylle zuerst in der Einfachheit und Natürlichkeit in Prosa auffaßte, wie wir es in den späteren Dorfgeschichten finden, nur daß er für Kinder und nicht ohne religiöse Weihe schrieb. Seine berühmtesten Erzählungen sind „die Ostereier" (1816) und „Heinrich von Eichenfels". Die schönste seiner Idyllen ist aber seine Selbstbiographie, herausgegeben und vollendet von seinem Neffen Werfer. Hier athmen wir die reinste Bergluft des Allgau.

Die erste eigentliche Dorfgeschichte ist der Irrwisch-Fritz, eine Novelle der Adelheid Reinbold, die unter dem Namen Franz Berthold schrieb und schon in früher Jugend starb. Ihre hinterlassenen Novellen, die sich durch frische Farben auszeichnen (russische Scenen, die Nebenbuhlerin ihrer selbst ꝛc.) und ihre größeren Romane, König Sebastian (in welchem eine Christin für den wahren, eine Muhamedanerin für den falschen Sebastian begeistert ist), gab Tieck heraus (1839). Der Irrwisch-Fritz erschien zuerst in dem Taschenbuch Urania, später in den Novellen 1842.

Fritz, ein armer junger Bauernbursch, bekommt den Uebelnamen vom Irrwisch, weil ihn seine Mutter unter freiem Himmel, vom Irrwische verlockt und verirrt, in Todesangst geboren hat und darüber gestorben ist. Er wird aber der schönste Jüngling im Dorfe und gewinnt die Liebe eines reichen Mädchens, die er im Felde aufsucht. Eine überaus lieblich ausgemalte Idylle, deren einzelne Züge sich in der kleinen Fadette der G. Sand wiederspiegeln. Der reiche Vater will dem Burschen die Tochter nicht geben, ihre jüngere Schwester, ein verzogenes Kind, macht ihr noch mehr Plage durch Angeberei und Eifersucht. Sie soll endlich mit einem Andern getraut werden und auch Fritz eine Andre heirathen, aber durch Zufall wird die Trauung in der Kirche bis zur Dunkelheit verspätet und fehlen die Lichter. Da werden die Paare verwechselt; Fritz, einmal mit seinem Lieschen getraut, behält sie und alles endet im besten Humor.

Die Erfindung ist zwar arm und der Schluß unwahrscheinlich, aber die Charaktere und Situationen sind meisterhaft natürlich und mahnen schon ganz an Vitzius, durchaus verschieden von den koketten Mimilis einer erlogenen Ländlichkeit.

Eine ganz neue Gattung von eigentlichen Volksromanen gründete

Albert Bitzius, der ſich Jeremias Gottheif nannte, reformirter Pfarrer im Canton Bern, indem er 1837 ſeine Schilderungen aus dem Berner Landleben begann. Er ſpiegelte einfach das Volk ab, wie es war, in Gemälden, die ſich durch ihre Naturtreue bald den allgemeinſten Beifall erwarben. Nur Poeſie vermißt man darin, weil der Dichter weniger im Sinne hatte, gebildete Leſer zu ergötzen, als das Volk ſelbſt zu beſſern. Er ſtellte ergreifende, oft ſchreckliche Beiſpiele des Verderbens auf, dem das Landvolk zum Opfer fällt, wenn es die angeborene Barbarei nicht mehr durch chriſtlichen Glauben und gute Sitte zügelt, ſondern ſich der berühmten Schweizerfreiheit und der modernen radikalen Errungenſchaften nur bedient, um der Genußſucht zu fröhnen, zu ſpekuliren und ſich zu ruiniren.

Sein erſter Roman „der Bauernſpiegel“ von 1837 enthält die Geſchichte eines armen Bauernknaben, welcher, früh verwaiſet, die niedrigſten Knechtsdienſte thun muß, das Mädchen, welches er zärtlich liebt, nicht heirathen kann, franzöſiſchen Soldienſt nehmen muß und endlich heimkehrt, um Privatſchulmeiſter, Dorfrathgeber und vielleicht noch Gemeindeſchreiber zu werden. An dieſen einfachen Faden reihen ſich ſehr ernſte Betrachtungen über die Herzensverhärtung, Geldgier ꝛc. auf dem Lande.

„Uli, der Knecht“ von 1842 iſt ein Seitenſtück dazu, nur daß hier der Knecht aus Charakterſchwäche ins Verderben rennt, bis ihn ſeine Geliebte, das treue und verſtändige Brenele, wieder auf den rechten Weg bringt.

„Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet“ von 1844 iſt eines der beſten Gemälde von Bitzius. In einer reichen Bauernfamilie regiert die Frau Anna Bäbi. Ihr ſanfter Sohn Jakobli verliebt ſich in Meyeli, eine blutarme Magd, die im härteſten Dienſt und in der roheſten Umgebung aufblüht wie eine Lilie im Sumpf. Er kennt die Geſinnung ſeiner Eltern und weiß, wie ungern ſie eine ſo arme Schwiegertochter im Haus aufnehmen würden, aber er kann es nicht über das Herz bringen, ihr zu entſagen. Indem er, in Träumen verloren, zu ihr gehen will, ſtößt er an einer Ecke mit ihr ſelbſt, die raſch daherkommt, ſo zuſammen, daß ihr der Korb voll Rüben vom Kopf fällt. Er aber reicht ihr die Hand und begehrt ſie zum Weibe. Sie wird durch ihn der Hölle, in der ſie bisher gelebt, entriſſen. Die Schwiegereltern und deren Geſinde nehmen ſie zwar nur hart und unfreundlich auf, aber „ihre innere Wärme trotzte“ und beſiegte die Kälte ihrer Umgebung.

„Der Geldstag“ von 1846 ſchildert einen jungen durſtigen Gaſtwirth, der eine reiche Frau nimmt, die ſtolze Eiſi, einen neuen Gaſthof errichtet, prahlt, trinkt, ſpielt, ſich als Freigeiſt geberdet, die radikale Mode der Zeit mitmacht ꝛc., bis er voller Schulden in Folge der Trunkſucht ſtirbt. Da wird

er vergantet und die ſtolze Eiſi muß zuſehen, wie alle ihre Fahrhabe verauctionirt und ihr großer ſchöner Spiegel von einer ſpöttiſch auf ſie herabblickenden Nebenbuhlerin erſtanden wird.

„Jakobs, des Handwerksgeſellen, Wanderungen durch die Schweiz" von 1846 zeigen uns den Geſellen in Zürich, Bern, im Waadtlande ꝛc. unter den verſchiedenſten Einflüſſen des Radikalismus, Straußenthums, Communismus ꝛc. jener Zeit. Er wird auch halb verführt, macht aber ſehr bittere Erfahrungen und iſt von ſo guter Art, daß er umlenkt und als frommer und fleißiger Handwerker in die Heimath zurückkehrt.

„Geld und Geiſt". Ein junger Bauer liebt ein braves Mädchen, deren Vater aber einen zweiten, widerwärtigen Freier, blos weil derſelbe noch reicher iſt, begünſtigt. Der junge Liebhaber kommt mit ſchmucken Roſſen ſelber im beſten Putz dahergefahren und das Herz des Mädchens pocht ihm liebevoll entgegen, aber der Vater empfängt ihn mit einer Miene voll Eiſig und Galle, nimmt an, er ſey nur gekommen, eine Schuld einzukaſſiren, zahlt ihm das Geld in den kleinſten und ſchlechteſten Münzſorten auf den Tiſch und heißt ihn gehen. Zum Vorwand der Abweiſung muß auch der Umſtand dienen, daß der junge Mann noch nicht ſelbſtſtändig iſt. Er ſoll erſt Herr des väterlichen Gutes, Vater und Mutter ins Hinterſtubchen verbannt ſeyn, worauf er aus kindlicher Pietät ſich nicht einläßt. Auf ſolche Weiſe nun tritt das gemeinſte Geldintereſſe einer in jeder Beziehung paſſenden ehelichen Verbindung in den Weg, und die beiden jungen Leute werden ſelbſt durch Mißverſtand und vermeintliche Kränkung einander im Herzen entfremdet, bis günſtigere Umſtände eintreten, die dem Jüngling unter den Augen ſeiner guten ſterbenden Mutter die Verſöhnung mit ſeiner Geliebten und eine glückliche Heirath möglich machen.

„Zeitgeiſt und Berner Geiſt" von 1852. Hans, ein reicher Bauernſohn, wird durch die Radikalen aus der Stadt beſchmeichelt, verführt und gänzlich ruinirt. Treues Spiegelbild des ſchändlichen Treibens der damaligen Berner Radikalen.

„Erlebniſſe eines Schuldenbauers" von 1854. Hans Joggi übernimmt ein größeres Gut mit Schulden, wird ſelber nicht bezahlt und wird von argliſtigen Menſchen ſo lange ausgeſaugt, bis er Haus und Hof verliert, tröſtet ſich aber in einem ſoliden Hausknechtsdienſt, in dem er ſorgloſer lebt, als früher.

In kleineren Erzählungen verſuchte Bitius zuerſt 1842 im „Sylveſtertraum" Jean Paul'ſchen Schwung der Phantaſie, dann 1843 in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz" romantiſche Volksſagen wiederzugeben, wovon er aber wieder abging. Die „Erzählungen aus dem Volksleben" von 1852 enthalten wieder nur ländliche Charakterbilder, z. B. das einer reichen Bäuerin, die einen jungen Freier ihrer Tochter aus der Stadt abfertigt, eines dörflichen Viepmeiers, der es mit allen Parteien hält, eines deutſchen Flüchtlings, der Schweizergnadenbrod mit Thränen eſſen muß ꝛc.

„Die Frau Pfarrerin“ iſt die letzte Erzählung von Bitzius (1855), eine Idylle von großem Reiz. Die Pfarrerin iſt eine einfache, beſcheidene, ſchüchterne Natur. Sie verliert Vater und Gatten und bleibt kinderlos, einſam, bis ſie eines Tages unvermuthet einſchläft und ſtirbt. Kein Verwandter trauert um ſie, nur ein kleiner Vogel, den ſie liebreich gepflegt, ſetzt ſich auf ihre Achſel, auf der er ſo oft geſeſſen, und ſtirbt mit ihr.

Wenn das Rauhe und Peinigende in der Schilderung des Wirklichen bei Bitzius viel mehr vorſchlägt, als eine der Einbildungskraft ſchmeichelnde Idealiſirung, ſo war es doch äußerſt nützlich und zeitgemäß, daß nach ſo viel magenverderbender Leckerei endlich wieder einmal derbe Hausmannskoſt auf den Tiſch kam.

Mehrere Schweizer ahmten Bitzius nach. A. Hartmann trat ihm mit ſeinen Kiltabendgeſchichten (1853) offen als Concurrent entgegen, ohne alle Berechtigung, denn er behielt von Bitzius faſt nur deſſen Fehler bei. Beſcheidener, aber nicht gehaltreicher ſind Bitters Geſchichten aus dem Emmenthal (1857). Ungleich beſſer ſind die Erzählungen von Th. Meyer-Merian: „der verlorene Sohn“, die Geſchichte eines in der vornehmen Welt ſich verirrenden, aber zur rechten Zeit in ſein natürliches Geleis zurücktretenden Handwerkers, und „Kienſeppli“, die rührende Lebens- und Todesgeſchichte eines unglücklichen Auswürflings der Geſellſchaft, der ſich zuletzt aus Dankbarkeit für ſeinen Wohlthäter bei einer großen Ueberſchwemmung aufopfert (1853 und 1855).

Bitzius beſter Nachahmer wurde ein aus dem Schwarzwald gebürtiger Jude, Berthold Auerbach. Derſelbe ſchien anfangs dieſer ſinnigen Vertiefung im chriſtlich-deutſchen Bauernleben durchaus fremd zu ſeyn. Er begann mit zwei Romanen, „Spinoza“ (1837) und „Dichter und Kaufmann“ (1840), welche beide darauf berechnet ſind, den „freien Geiſt“ des modernſten Judenthums im Gegenſatz gegen jeden poſitiven jüdiſchen, wie chriſtlichen Glauben, zu verherrlichen. Auf dieſer Bahn wäre Auerbach verſunken, wenn nicht die Romane von Bitzius heimathliche Jugendgefühle in ihm geweckt und ihn unwiderſtehlich zur Nachahmung getrieben hätten. In den „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“, deren erſte Bände Auerbach 1843 drucken ließ, verräth ſich überall die Bezauberung, in welcher derſelbe ſich befunden, ſeitdem er Bitzius geleſen. Noch führt der Schüler nicht mit voller Sicherheit den Pinſel des Meiſters, aber

überall blickt deſſen Manier hervor. Der Schauplatz iſt nur aus dem Canton Bern in den katholiſchen Schwarzwald verlegt. Die harten, groben Bauern, die Dorflöwen, die dummen Rüpel, die Mütter und die jungen zarten Dulderinnen im ländlichen Mieder ſind dieſelben, nur in ſehr wenig verändertem Coſtüm. Das Rauhe herrſcht, wie bei Bitzius, noch auffallend vor und das Zarte, Süße, Befriedigende der Idylle weicht ſcheu zurück wie des Acis und der Galathea Liebe vor dem gräßlichen Polyphem.

In den Dorfgeſchichten tritt zuerſt der Tolpatſch als der gehänſelte, dumme, aber gutherzige deutſche Bauernjunge (der echte deutſche Michel) charakteriſtiſch hervor. Dann der rauhborſtige böſe Schloßbauer, zu deſſen Füßen ſeine ſchöne Tochter Veſele wie die Felſennelke aufblüht und verwelkt; der gottloſe Frieder, der ſich im Gefängniß henkt; der durch den modernen Schwindelgeiſt zu tollen Speculationen verführte Diethelm, der zuletzt böswillig ſein verſichertes Gehöfte anzündet und im Zuchthaus endet; der durch die Hoffarth verführte Dorflöwe Florian, der, nachdem er aus dem Strafhaus entlaſſen iſt, als Scheerenſchleifer umherziehen muß, aber durch die treue aufopfernde Liebe ſeiner Crescenz getröſtet wird; der wilde Luzian, der ſich an dem Pfarrer vergreift. Die beſte unter dieſen harten Dorfgeſchichten iſt „der Lehenhof“. Hier ſehen wir Vater und Sohn, Bruder und Bruder im furchtbaren, handgreiflichen Kampfe um Theilung des großen Bauerngutes, und obgleich die Söhne zu Grunde gehen, tröſtet ſich der kinderloſe Vater noch mit Stolz, daß er die Untheilbarkeit des Gutes doch erhalten habe. Das iſt uralt alemanniſches Gefühl. Das knüpft die jüngſte Gegenwart an Eticho's Zeiten an. Eben ſo treu aus dem Leben gegriffen und rührend iſt die „Erdmuthe“, das arme Opfer einer Vergantung. Am rührendſten iſt die Erzählung von dem armen „Tonele mit der gebiſſenen Wange“. Das hübſche Bauernmädchen wird von ihrem Liebhaber in der verliebten Wuth wirklich angebiſſen, ſtößt ihn daher mit Abſcheu von ſich und nimmt die Liebe eines ehrlichen Jägers an, der aber im Zweikampf von dem tollen Nebenbuhler umgebracht wird. — Heiteren Charakter haben nur die Erzählungen von „Ivo, dem Hairle“, das Stillleben eines jungen, nachher den Stand ändernden Vicars; „der Lauterbacher“, das Stillleben eines Anfangs von den Bauern verachteten, aber durch ein braves Weib getröſteten und mit den Bauern verſöhnten Schulmeiſters; „Lorle“, das Stillleben einer vom Land in die Stadt an einen Profeſſor verheiratheten, aber geſchieden zurückkehrenden Frau, und die Liebe des fleißigen und treuen Maurers Broſi.

Nach dem Beiſpiel von Hebel und Horn zerblätterte Auerbach ſeine Dorfgeſchichten auch in Calenderweiſe, zuerſt im „Gevattermann“. Sein

Trauerspiel in Prosa „Andreas Hofer“ fiel schwach aus. Dahin paßt er nicht. In seinem Roman „neues Leben“ von 1852 hat er keine Fortschritte gemacht, sondern schwankt noch. Inzwischen eignete sich, nachdem 1847 das Buch der Kindheit von Vogumil Goltz erschienen war, Auerbach dessen warme Auffassung an und lernte von ihm, die Natur mit frischen kindlichen Augen ansehen. Nicht nur in seinen „deutschen Abenden“ plaudert des „Waldschützen Sohn“ mit den Bäumen und Vögeln des Waldes, sondern auch im „Schatzkästlein des Gevattermanns“ verräth sich vielfach die Goltzische Manier. Ungefähr gleichzeitig mit dem Buch der Kindheit erschien la petite Fadette der Madame Dudevant (George Sand) in Paris,

die rührende Geschichte eines armen zerlumpten Mädchens, schimpflich Grille genannt, die aber durch ihr gutes Herz und durch ihren glänzenden Verstand die Liebe des schönsten und reichsten Bauernsohns gewinnt.

Nach diesen Mustern nun dichtete Auerbach 1856 seine liebliche Idylle „Barfüßele“, entschieden sein bestes Werk.

Amrei (Anna Maria) und ihr Bruder Dami (Damian) verlieren ihre Eltern früh. Sie dürfen nicht einmal in das elterliche Haus zurück, an das sie oft klopfen, um die, wie sie glauben, noch lebenden Eltern zu rufen. Sie wachsen im Elend auf. Amrei muß immer barfuß gehen, daher man sie nur das Barfüßele nennt. Sie muß die Gänse hüten, der niedrigste und verachtetste aller Dienste. Aber unter freiem Himmel verkehrt sie sinnig mit den Sternen, Wolken, Bäumen, Kräutern und Thieren und lauscht der Natur ihre zartesten Geheimnisse ab. Die schwarze Maramn, eine phantastische Wittwe, bei der sie allein wohnt, bestärkt ihren Hang zum Sinnen und Schwärmen. Endlich kommt Amrei als Magd auf eines reichen Bauern Hof. Hier wird sie von Rosel, der hoffärthigen Schwester des Bauern, viel geplagt. Einmal darf sie mit auf eine Hochzeit in dem benachbarten Dorf Endringen. Da erregt sie die Aufmerksamkeit eines bildschönen und wohlgekleideten fremden Bauernsohnes (Johannes); während sie als arme Magd ohne Tänzer dastehen und den reichen Burschen und Mädchen ihres Dorfes die überflüssigen Kleider, Tabakspfeifen ꝛc. halten muß, geht er auf sie zu, fordert sie zum Tanz auf, tanzt mit ihr zu Aller Bewunderung, denn sie sind das schönste Paar zusammen, verläßt sie aber schnell, nachdem er erfahren hat, sie sey nur eine arme Dienstmagd und nachdem er einen kurzen wehmüthigen Abschied genommen hat. Sie sieht ihn nicht wieder und weiß nicht, wer er ist. Ihr Herz ist schwer. Neuer Kummer kommt über sie durch ihren Bruder, dem alles mißlingt und für den sie immer von neuem sorgen muß. Da meldet sich ein Freier für die Rosel und mit Entsetzen und Wonne zugleich erkennt Amrei in ihm den Tänzer

von Andringen. Ihr Herz pocht zum Sterben. Sie kann nicht ſchlafen. Sie irrt in der Nacht im Felde und Walde und zieht ſich dadurch einen dicken Backen zu. Dieſer aber ſchützt ſie nun, daß Johannes ſie nicht erkennt. Er wendet ſich an ſie, als die Magd des Hauſes, um über Roſels Charakter Erkundigungen einzuziehen. Ihre großmüthigen und verſtändigen Antworten erfreuen ihn, während ihn gar manches an Roſel ſelbſt abſtößt. Er iſt nur auf Probe gekommen, ſeine Eltern haben ihm alle Freiheit gelaſſen, ſich ſelbſt eine Frau zu wählen, und er iſt klug. Am Abend, als Roſels ganze Verwandtſchaft eingeladen iſt, erſcheint Amrei, wie ihr die Bäurin geheißen, in ihrem Sonntagsſtaat. Das will Roſel nicht leiden, ahnend, der Fremde könne jetzt erſt ein Auge auf ſie werfen. Amrei rechtfertigt ſich, aber Roſel wirft ſie zu Boden und ſchlägt ſie ins Geſicht. Da plötzlich ſteht Johannes zwiſchen ihnen, deckt Amrei, die noch am Boden kniet, mit ſeiner Hand und — erklärt ſie zu ſeiner Braut. Er begleitet ſie in ihre enge Kammer und zur ſchwarzen Marann', die, indem ſie in Johannes ihren verlorenen Sohn wiederzuſehen glaubt, vor Freude ſtirbt. Nachdem Amrei für die Todte geſorgt, ſetzt ſie ſich hinter Johannes auf ſeinen Schimmel und ſie reiten in die ſchöne Sommernacht hinaus, in heller Wonne, zunächſt in den Wald zum höchlich überraſchten Dami, der hier als Köhler lebt. Dann am Morgen reiſen ſie zu Wagen weiter nach des Johannes Heimath. Amrei geht allein voraus auf den Hof und gewinnt durch ihren überlegenen Geiſt und durch die edle Offenheit ihres Benehmens der reichen Eltern Gunſt, ſo daß ſie mit Freuden als Schwiegertochter anerkannt wird.

Ein zweiter Nachahmer des Bitzius, der Pfarrer Wilh. Oertel zu Horn im Hundsrück, der ſich W. O. von Horn nannte, gab ſeit 1846 einen Volkskalender voll kleiner Dorfgeſchichten unter dem Namen „Spinnſtube“ heraus, ſpäter „Rheiniſche Dorfgeſchichten“, „des alten Schmiedjakobs Geſchichten“ ꝛc. Er ſpiegelt das Bauernleben auf dem Hundsrück, an der Moſel, Ahr und im Naſſauiſchen ab. Da das rheinländiſche Blut leichter fließt, begegnen wir bei ihm keinen ſo ungeſchlacht groben Geſtalten, wie im Oberlande; er zeichnet ſeine Leute ſehr treu und weiß auch durch Geſchichten armer Kinder das Herz zu rühren; im Allgemeinen aber ſüßelt er ein wenig zu viel in der Manier der Düſſeldorfer Genremaler. — Aehnlich die „Geſchichten und Erzählungen“, „aus der Rockenſtube,“ „aus dem Altmühlthal“ ꝛc. von Karl Stöber (ſeit 1841).

Beſonders lieblich ſind darin die Schilderungen armer und frommer Kinder, welche Segen ins Haus bringen, und ſehr treffend die komiſche Beſtrafung

eines Juden, der zum erſtenmal in ein bis dahin von Luxus und Corruption jeder Art verſchontes Gebirgsdorf kommt.

In Belgien gab Hendrik Conſcience Dorfgeſchichten in vlämiſcher Sprache heraus, welche zuerſt der ehrwürdige Biſchof Diepenbrock 1845 in's Deutſche überſetzte. Seitdem hat man alle ſeine übrigen Romane ebenfalls überſetzt.

Sie ſchildern das altvlämiſche Leben im Bürger- und Bauernſtande und zwar im Gegenſatz gegen die moderne Bildung, in den Kriſen der Revolution, in den Bedrängniſſen des „Geldteufels“ ꝛc. und zeichnen ſich wie durch edle Einfalt, ſo durch tiefe katholiſche Frömmigkeit aus.

Von Joſef Rank in Wien erhielten wir 1843 Schilderungen „aus dem Böhmerwalde“, worin Leben und Sitten eines wenig bekannten, aber kerndeutſchen Volkes trefflich charakteriſirt waren. Dagegen fielen die Dorfgeſchichten, welche Rank nachher von jenem Urſtoff abzog, zu breit und empfindſam aus. So die: Weißdornblüthen, Florian ꝛc.

Joſeph Friedrich Leutner, ein junger Bayer, der ſich meiſt in Tirol aufhielt, deſſen Berge ihm lieb geworden waren, ſtarb frühe an Schwindſucht und hinterließ „Geſchichten aus den Bergen“, in denen ſeine Schwermuth ſich ſpiegelt. Die hier mitgetheilten kleinen Novellen ſind zum Theil ſehr rührenden Inhaltes. Ich hebe nur die am meiſten charakteriſtiſchen hervor:

Ein Zithermacher aus Tirol hört, ſeine Geliebte habe einen andern geheirathet, überfällt ſie im Wahnſinn und will ſie ermorden, wird aber noch verhindert. — Ein friſcher Tiroler, Florian, betrachtet vom Gletſcher herab das Dorf, in dem er bald ſeine Hochzeit feiern will, und läßt in ſeines Herzens Freude einen Juhſchrei laut durch die Berge hallen. Da von dem Schrei wird der Schnee erſchüttert und löst eine Lawine ſich ab, die ihn begräbt. — Die Mutter eines unehelichen Kindes, das ſie verloren, windet ihm immerfort Kränze. — Ein Schwärzer (Schmuggler) rettet ſeinen Todfeind, einen Zollbeamten, den er erſtarrt im Schnee findet. — Ein bayriſcher Aſſeſſor ſoll im Jahre 1809 eben von den Tiroler Bauern erſchoſſen werden, als ein Bauernmädchen auf ihn zuſtürzt und den andern zuruft, es ſey ihr Schatz. Da ſchonen ſie ihn, er will dem Mädchen danken, aber ſie verſchwindet. — Eine Mutter glaubt, ihr Kind habe ſich an einem Kraut vergiftet und ißt den Ueberreſt, um mit ihm zu ſterben, denn ſie hat ſonſt Niemand auf der Welt; aber das Kraut erweiſt ſich als unſchädlich.

Weniger anziehend ſind Leutners hiſtoriſche Dichtungen, „Ritter und

Bauer" aus dem 12. Jahrhundert und „der Tiroler Bauernſpiegel" vom Jahre 1809. Unbehaglich düſter das Novellenbuch (1848), voll Erinnerungen an die Zeit der politiſchen Verfolgungen, unter der auch er gelitten.

Unter andern muß hier Euphroſine, die Geliebte des verfolgten Clemens Müller, einen verhaßten Beamten heirathen. Ihr Geliebter wird vor ihren Augen von ihrem Manne mit Hülfe eines großen Hundes, der ihn niederreißt, verhaftet und in Ketten gelegt. Dann in langer Unterſuchung ergötzt ſich der Beamte, nicht nur den Gefangenen, ſondern auch ſeine eigne Gattin moraliſch zu martern. Am Ende aber ſtirbt er und der glücklich Befreite heirathet noch ſeine Wittwe. — In einer andern Novelle läßt ſich der treue Waſtel für den Bruder ſeiner Geliebten fünf Jahre lang als Wildſchütz ins Zuchthaus ſtecken, während ſie von einem ruchloſen Freier umſchlichen und bedrängt wird. Aber er wird noch frühe genug entlaſſen, um ſie zu retten und zu heirathen.

Der „Bauernſchinder" von H. E. Marcard (1844) iſt ein treues, ganz aus dem Leben gegriffenes, aber ſchauererregendes Bild der aus dem modernen „Fortſchritt" ausgeborenen Harpyen, die an Leib und Seele des Bauern nagen, der Wucherer, Güterſchacherer, treuloſen Creditgeber, Schuldſcheinmäkler, Verführer zu Luxus, Verſpotter der guten alten Sitten und Redlichkeit ꝛc.

Der Roman zeigt, wie durch ſolche hölliſche Künſte unter dem Schutz der Geſetze der ehrlichſte und bravſte Bauer um Haus und Hof, Ehre und Seligkeit gebracht werden kann.

Mit mehr religiöſem Auge und Troſt faßte Friedrich Ahlfeld und Glaubrecht (R. L. Oeſer) jener in fränkiſchen, dieſer in wetterauiſchen Dorfgeſchichten die Sünde und Corruption des Volkes auf. Die „norddeutſchen Bauerngeſchichten" von K. Ernſt (1850) ſind ſehr grell.

Da kommt ein „ganzes Dorf voll Schurken" vor, ein Sohn, der unwiſſend ſeinen Vater erſchießt; eine Hochzeit, auf welcher ſich die Braut als ſchon von einem Andern in guter Hoffnung erklärt ꝛc. Nichts als Criminal- und Polizeigeſchichten.

Hieher gehören noch die erzgebirgiſchen Dorfgeſchichten von Wilderhahn, eine niederſächſiſche von Schirges, die „aus dem Volksleben" von Fr. Friedrich ꝛc.

Im norddeutſchen Torfmoor wird ein junger Mann, der ſeinem Bruder

eben Geld bringen wollte, damit er heirathen könne, vom Vater der Braut ermordet und beraubt ꝛc.

Heinrich Pröhle, der die ſchönen alten Volksſagen des Harzes ſammelte, ſchrieb 1851 die „Walddroſſel".

Das iſt eine ſchöne muntere Förſterstochter, an deren einfache Liebesgeſchichte ſich die traurige Betrachtung der immer mehr durch Schulmeiſterei und Einfluß des modernen Staats verſchwindenden alten Volksſitte knüpft, mit der auch der tiefere innere Seelenfriede verſchwindet.

Pröhle's Vater ſammelte alle noch im Volk bis jetzt erhaltenen alterthümlichen Sitten und Gebräuche, um wenigſtens, ehe ſie vollends untergehen, ihr Andenken zu erhalten. Die Geſchichten „aus dem Volk" von Edmund Hoefer (1852) ſuchen das Intereſſe mehr in der Wahrheit, als im romantiſchen Reiz.

Am einfachſten und rührendſten iſt die Dorfgeſchichte „verhandelte Treue" worin zwei Liebende getrennt und an Ungeliebte verheirathet werden. Das „Verlaſſene Haus" zeigt uns einen dörflichen Virginius, der ſeine Tochter erſchießt, um ſie vor der Verführung eines Grafen zu retten. Dazu Soldatengeſchichten, Erzählungen eines alten Tambour.

Hoefer ſchrieb noch Geſchichten aus alter und neuer Zeit, bewegtes Leben, Norlen (Erinnerungen einer alten Frau), Schwanwiek (ein norddeutſches Natur- und Sittengemälde).

Vieler Beliebtheit erfreuen ſich auch die ſchwäbiſchen Sittengemälde von Ottilie Wildermuth (1852), die ſie ſeitdem nur zu fleißig fortgeſetzt hat. Sie gehen weniger auf romantiſchen Reiz, als auf Naturwahrheit in Schilderungen des häuslichen Lebens aus. Am eigenthümlichſten ſind ihre „ſchwäbiſchen Pfarrhäuſer". Sie ſchließt den heitern Scherz nicht aus. Ernſter, von tiefſter Gemüthlichkeit und ſehr fromm ſind die Erzählungen der jung verſtorbenen Frau Marie Nathuſius, unter denen „das Tagebuch eines armen Fräuleins" von 1853 am beliebteſten wurde.

Das arme Fräulein wird aus großer Noth und Armuth durch einen wackern Edelmann gerettet, der ſie heirathet. Voll Demuth und Anſpruchsloſigkeit weiß ſie ſelber nicht, wie liebenswürdig ſie iſt und welchen Eindruck ſie auf das Herz des Edelmanns gemacht hat. Das iſt eines der reizendſten Charakterbilder unſerer neueren Poeſie.

Neben ihren übrigen Erzählungen zeichnen ſich die „alte Jungfer"

Das Eisenerz, 681,500 Kil., wurde sämmtlich von Preußen angekauft, wohl für die Lothringen naheliegenden Gießereien; dagegen bezog die Schweiz fast das sämmtliche rohe Gußeisen, das aus Frankreich ging, so wie ein Drittel des Stangeneisens und über die Hälfte des Eisenblechs. Stahl ging meistentheils nach Spanien und der Schweiz, geschlagenes oder gewalztes Messing nach Belgien, der Schweiz und den Hansestädten (nach letztern erst seit 1832). Von 2,287,301 Kil. ausgeführten Bleis bezog Oesterreich, ein beständiger Ankäufer dieses Metalls, ungeachtet der Bergwerke von Idria, 523,462 Kil. (im Jahr 1831 sogar 1,042,623 Kil.). England kaufte den Haupttheil des ausgeführten Stangen- und Platten-Zinkes an. Eben so bekömmt England einen bedeutenden Theil des ausgeführten Queckſilbers.

Die Salzausfuhr ist für Frankreich beinahe 3 Mill. Fr. werth. Was davon nicht nach Saint-Pierre und Miquelon, zum Einsalzen des Stockfisches geht, wird von Dänemark, Norwegen, Holland, Schweiz, Preußen, England, Toskana, Algier und Brasilien aufgekauft.

Hier folgt die Salzversendung nach Preußen seit zehn Jahren:

Im Jahr	Kilogramm.
1827	3,870,188
1828	4,144,109
1829	2,276,027
1830	3,200,382
1831	2,535,969
1832	3,646,720
1833	4,465,538
1834	6,113,964
1835	4,534,389
1836	3,478,390

England, Toskana und Algier kaufen ungefähr eben so viel als Preußen. Die Hansestädte, welche im Jahr 1835 nichts genommen hatten, nahmen im letzten Jahre 113,124 Kil. Sehr ungleich ist die jährliche Versendung des französischen Salzes nach Oesterreich. Im Jahr 1830 bekam es 100 Kil., im folgenden Jahre gar nichts, im J. 1832 aber 345,006 Kil., im folgenden 550,037 Kil., dann aber auf einmal die ungeheure Quantität

und „Elisabeth“ am meisten aus, treue Bilder des weiblichen Lebens außer und in der Ehe.

Eine hübsche Dorfgeschichte „der Weihnachtsfund“ schrieb Hermann Kurz in Stuttgart 1856, nachdem er schon für eine gelungene Uebersetzung des Tristan und für seine Karlsschüler (Scenen aus dem Jugendleben Schillers) Beifall geerndtet hatte.

Eine fromme und brave Bauernmagd, Justine, wird verführt und betrogen, muß deshalb ihrem eigentlichen Geliebten, einem wackern Handwerksgesellen, entsagen, ohne daß er die Ursache ahnt, gebiert dann heimlich ein Kind und lebt in Ehrbarkeit fort, bis ihr Geliebter wiederkommt und sie ihm nun erst alles Vorgefallene gesteht. Er erkennt ihre Unschuld, heirathet sie und nimmt sich väterlich ihres Kindes an.

In dem Roman „Hieronymus“ von Maler Lucian Reich (1853) wird das Leben, Sitten, Tracht ꝛc. des Hebel'schen Heimathlandes in der Baar und im Schwarzwald zugleich in Schrift und im Bilde dargestellt. Die Zeichnungen sind sehr lieblich und treu.

Hieronymus ist ein armer Wäldler, an dessen Abentheuer sich die Schilderung des Landes und Volkes zwanglos anknüpft. Das Buch ist nicht blos Dorfgeschichte, sondern auch eine Quelle für die Sittenkunde.

9.

Wiedererstarkung der Religiosität.

Die unbedingte Herrschaft der Aufklärung währte nur bis zu dem großen Kriege im Jahr 1813. Damals im Unglück lernten die Gebildeten in Deutschland zum erstenmal wieder beten. Auch die katholisirende Romantik hing genau mit der patriotischen Reaction gegen Frankreich zusammen. Während der Restauration wurde dagegen sowohl in Oesterreich unter Metternich, als in Preußen unter dem verhegelten Ministerium Altenstein die kirchenfeindliche Frivolität gehegt und gepflegt. Nun ließ sich aber die einmal erwachte Sehnsucht edler Herzen nach der verlorenen Kirche nicht mehr unterdrücken und unter Protestanten, wie Katholiken wurde der Drang zur Kirche immer mächtiger. Davon gaben die Altlutheraner in Schlesien 1825 und edle Kämpfer für den Glauben

wie Harms, Scheibel, Hengſtenberg ꝛc. und noch viel energiſcher ſeit 1837 der Erzbiſchof von Köln, Görres ꝛc. Zeugniß. Nach langen Kämpfen des Unglaubens mit dem Glauben führte das tolle Jahr 1848 einen nicht geahnten Triumph des letzteren herbei, denn aus Angſt vor der Anarchie fingen nun auch die Bureaukraten und Philiſter an, der Kirche wieder Achtung zu erweiſen.

In der Poeſie haben ſich dieſe Kämpfe nicht ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Tiefe nach abgeſpiegelt. Das Leben war hier (wie eigentlich immer) viel reicher als die Phantaſiewelt der Dichter. Auf dem proteſtantiſchen Gebiete ſchafften die rationaliſtiſchen Conſiſtorien am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des unſern die alten frommen Geſangbücher ab und führten neue ein, worin die Stichwörter der alten Gläubigkeit (Chriſtus, Herr) vermieden und moderne Surrogate (Vorſehung, Himmel, Weisheit) dafür geſetzt, auch die beſten alten Lieder weggelaſſen und durch lehrhafte Altklugheiten erſetzt wurden. In Wilh. Bauer's Kirchenlied (1852) iſt die ältere und neuere Methode in ihren Contraſten am beſten charakteriſirt. Die rationaliſtiſchen Kirchenlieder wurden zu Freimaurerliedern herabgewürdigt. Da ſang man z. B.:

Vernunft, du ſollſt mich immer mehr
Die wahre Weisheit lehren.

* * *

Er thut, was Wohlſtand ihm gebeut,
Doch trügend Spiel und Ueppigkeit
Heißt ihn die Klugheit meiden ꝛc.

Auch das Lied von Sallis „das Grab iſt tief und ſtille und deckt ein unbekanntes Land" wurde in die Geſangbücher für die Kirche aufgenommen, der jenes Land nicht unbekannt ſeyn darf. Eine Menge literariſcher Spekulanten drängten ſich damals auf, um den Herren und Damen die nicht mehr genießbare Bibel und Orthodoxie mit einer glatten, niedlichen und biegſamen Toilettentheologie zu erſetzen, Witſchel ſeit 1798 mit ſeinen empfindſamen Morgen- und Abendopfern, Zſchokke mit ſeinen weit verbreiteten Stunden der Andacht, hundert Andere mit galanten Frömmeleien für gebildete Töchter ꝛc.

Nach den großen Kriegen bemühten ſich die wieder frommer und ernſter gewordenen Conſiſtorien, das Unkraut der Aufklärungszeit aus den

Gesangbüchern wieder auszutilgen und den alten Glauben im Kirchenliede herzustellen. Auch fanden sich viele neuere Sänger der Kirche. Ich werde sie hier nicht alle besprechen, so wenig wie alle älteren. Nur muß ich bemerken, daß bei den meisten die Frömmigkeit immer noch zu viel mit Selbstgefühl gepaart erscheint und daß in den neuen geistlichen Liedern das Wort Ich zu oft vorkommt. Auch haben die modernen Frommen mit den früheren Rationalisten in der Zurechtmachung der Toilettentheologie nur zu viel gewetteifert und in unzählbaren Communionbüchern, Hausandachten aller Art das Goldkorn des Wortes Gottes breit geschlagen zu Goldschaum und Modeflitter.

Einer der besten evangelischen Liederdichter ist Albert Knapp in Stuttgart, Sammler der alten Kirchenlieder (Liederschatz 1837). Seine eigenen geistlichen Lieder zeichnen sich durch die tiefste Frömmigkeit aus, werden aber oft zu wortreich. In seinen Hohenstaufenliedern (1839) besingt er den schönen Berg, auf dem einst die Burg unserer großen Kaiser stand, und knüpft daran stolze und wehmüthige Erinnerungen. — Sehr schön sind auch viele Lieder von Spitta: dessen „Psalter und Harfe", ein Buch, welches seit 1833 schon 22 mal aufgelegt und sehr verbreitet wurde. Sie sprechen durch tiefe Innigkeit des Gefühls und durch die Ruhe gläubiger Zuversicht an. — Aehnlich sind die schönen Lieder des Joh. Fr. von Meyer („Hesperiden") von 1836, voll hoher Andacht, Anbetung der Majestät Gottes, himmlischem Heimweh und Sehnsucht nach dem Frieden Gottes. Echt herrnhutische Lieder, nur etwas geschmackvoller, als die älteren, dichtete Karl Bernh. Garve.

Die Helden der Reformation wurden überaus oft gefeiert, besonders an der Jubelfeier von 1817 und 1830, aber meist [illegible]hlerisch, hochtrabend, geschmacklos. Keine Dichtung auf Luther erreichte an poetischem Werth das verrufene, aber am Ende doch geistreiche Schauspiel von Zach. Werner. Nur die epische Dichtung „Luther" von Bechstein (1834) nahm einen höheren und genialeren Schwung. Geringer waren die Schauspiele „Luther" von Klingemann, Haupt, Köster. Fröhlich feierte in epischen Dichtungen Zwingli und Hutten, Rellstab und Duller den Sickingen, in Schauspielen Schier den Huß; Schöne, Gebe, Fr. Förster den Tod Gustav Adolfs ꝛc.

Fr. Adolf Krummacher, ein angesehener Geistlicher Bremens,

hielt den Ton von Claudius und Herder ein. Seine „Parabeln“ von 1805 erlangten großen und verdienten Ruf durch ihre edle Einfachheit und Frömmigkeit. Aber der Dichter neigte etwas zu sehr zur weichen, empfindsamen Familienseligkeit hin.

Die Kinderwelt, 1806. Festbüchlein. Die Liebe, ein Hymnus. Apologien und Paramythien. Johannes, ein Drama. Bilder und Bildchen. Das Täubchen ꝛc.

Das Epos „Jesus“ von G. A. von Halem (1810) ist eine Ergänzung zu Klopstocks Messias, indem es da aufhört, wo dieser anfängt, sentimental und langweilig.

Großen, nicht durchaus verdienten, Ruhm erlangten die Glockentöne von Friedrich Strauß, 1815. Derselbe faßte im frommen Wuppertale die Eindrücke seiner nächsten Umgebung als Scenen aus dem Leben eines jungen Geistlichen zusammen, in einem äußerst salbungsvollen, kokett frömmelnden Tone, viel zu süßlich. Erscheint auch das Bestreben, die gebildete Welt wieder frömmer zu stimmen, an sich löblich, so sollte es sich doch anderer Mittel bedienen, als dieser eiteln Selbstportraittirung. Die Liebe zu Gott darf nicht verschwimmen mit der eigenen Beliebäugelung im Spiegel. Die Glockentöne verschafften dem jungen Dichter eine Hofpredigerstelle in Berlin. Er schrieb noch zwei geistliche Romane „Helons Wallfahrt nach Jerusalem“ und die „Taufe im Jordan“, beides nur belehrende und zugleich etwas sentimentale Sittengemälde aus der Anfangszeit des Christenthums.

Sämundis Führungen, ein Roman von J. A. Kanne mischt Christen- und Maurerthum.

Sämundis reißt sich aus den heidnischen Mysterien los, um sich in die christlichen einweihen zu lassen. Die ersteren, sowohl des Typhon als des Bacchus, sind in ihrer wilden Sinnlichkeit wenigstens kurzweiliger als die letzteren, in denen die Geheimbündlerei und maurerische Phrasenmacherei und Moralitätsprahlerei sehr langweilt. Fast komisch ist die Zuziehung der Frauenzimmer. Es muß sich in diesem sittlichen Roman alles paaren.

R. A. von Boguslawski schrieb ein Epos Diocles (Berlin, 2. Aufl. 1817) in Hexametern, zur Verherrlichung des Christenthums, gut gemeint, aber zu empfindsam.

Diocles (Kaiser Diocletian) hat Frau und Tochter verbannt, weil sie sich

zum Chriſtenthum neigen, entſagt ſpäter als Philoſoph der Regierung, verirrt einmal in der Einſamkeit des Gebirges, wird aus Lebensgefahr durch einen ehrwürdigen Greis gerettet und von demſelben in die Geheimniſſe des Chriſtenthums eingeweiht, erkennt deſſen Vortrefflichkeit an und findet nun auch Frau und Tochter wieder.

Beſſer waren Hefekiels Blüthen heiliger Dichtung und deſſen Bilder aus dem Leben eines Studirenden (1822), und Theremins Abendſtunden, Stimmen aus Gräbern, Adalberts Bekenntniſſe (1828).

Ein wenig ſeltſam war der Roman „Joſeph Sannazar“ von Theod. Melas (1837),

ſofern ſich hier zwei irdiſch Liebende bei jedem Händedruck und Kuſſe einbilden, Chriſtus müſſe zwiſchen ihnen ſtehen und jedes von beiden liebe und küſſe eben nur den Herrn. Das iſt gut gemeint, aber geſchmacklos und eine unſtatthafte Herbeiziehung des Heiligen.

Ein Extrem von Weichlichkeit ſtellten die übrigens recht frommen „Klänge aus der Welt des Gemüths“ von Wilhelm St. Paul (1839) dar.

Der Dichter verlangt, wir ſollen alle wieder Kinder werden, nur in der Kindheit allein könne der h. Geiſt wieder geboren werden.

Hieher gehören noch zwei fromme epiſche Dichtungen von D. Pape (die Sterne 1837 und Chriſtus 1840).

Eine merkwürdige Erſcheinung waren 1843 die Gedichte Friedrich Becks, weil ſie den damals die Literatur durchtobenden Heiden und Juden das Kreuz vorhielten und ſie mahnten, das Kreuz werde ſiegreich über dem Erdenrunde ſtehen bleiben. Auch neigte dieſer Dichter zur Form der alten Minneſänger hin.

Eine Roſe blühte, ſo lieb war keine mir;
Ich pflegte mit ſorglicher Hand ſie für und für,
Bald aber ſenkte das Haupt ſie welkend nieder,
Und mußte ſcheiden;
Meine Leiden
Gab ſie und ſprach: im Lenze kehr ich wieder.

Im Jahre 1841 hat Stehling ein „jüngſtes Gericht“ gedichtet,

worin die Welt nicht in der Fülle ihrer Kraft und Sünde durch Gottes Zorn zerſtört wird, ſondern gleichſam nur an Alter und Entnervung abſtirbt, wie eine alte Uhr ſtockt und ſtehen bleibt. Die Sonne läuft nicht mehr, das Meer

trocknet aus. Als letzter Menſch bleibt der ewige Jude übrig. Da brauſen Meteore hervor und ſtecken die Erde in Brand. Der Jude ſtürzt hinein. Die verbrannte Erde bleibt als Schlacke zurück, in der Satan nunmehr bequem ſeine Reſidenz aufſchlagen will. Da eröffnet Gott das Weltgericht, alle Todten ſtehen auf; der Tod ſelbſt, der entwichen war, kommt zurück, um — Satan zu tödten und ſtirbt dann ſelbſt. Zum Schluß allgemeine Amneſtie und Verſammlung der Menſchen in einer neuen Welt ohne Uebel. — Obgleich dieſe Dichtung in der That ſehr viel Schönes und Ergreifendes enthält, iſt ſie doch nicht kirchlich. — Derſelbe dichtete „Deutſchlands Freiheitskämpfe“ in einem langen Epos (1845).

In mehreren Tendenzromanen wurden die religiöſen Gegenſätze der Zeit geſpiegelt.

In dem Roman „Wahl und Führung“ von Heinr. Wilhelmi (1818) wird der gläubige Proteſtantismus gegenüber vom Katholicismus und Unglauben erhoben.

Der Katholik Leopold wird von dem Bewußtſeyn gequält, einen Meuchelmord veranlaßt zu haben. Die bekannten Heilmittel ſeiner Kirche gewähren ihm keinen Troſt. Erſt Theodorus, der ſanfte, alliebende, tolerante Proteſtant, gibt ihm die Seelenruhe zurück, hauptſächlich durch den Beweis, daß der ſcheinbar Gemordete noch lebe. Alle verſammeln und verſöhnen ſich dann am Grabe dieſes Theodorus, der ein wenig Leſſings Nathan nachſchlägt und eher ein Theophilanthropiſt, als ein Chriſt iſt.

Wilhelmi ſchrieb noch mehrere ähnliche Romane. Im „Cöleſtin“ ſtellt er dem Prieſter den Menſchen entgegen. Der berühmte Theologe de Wette ſchrieb 1821 den Roman „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ und 1829 „Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeiſt“. Beide lehrhaft.

Im erſteren beſchreibt er den Bildungsgang eines proteſtantiſchen Geiſtlichen unter Erwägung aller damals vorkommenden theologiſchen Richtungen, im zweiten den Bildungsgang eines Laien unter Erwägung der damals herrſchenden wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Anſichten. Ungefähr im Geiſt Herders gedacht, ein ſittlich-gemüthlicher Rationalismus unter ausdrücklicher Verwahrung gegen Pfaffenthum und Pietismus. Im Melchthal fällt widrig auf, daß es eine Dame iſt, von der alle theologiſche Weisheit ausgeht.

Merkwürdige Tendenzromane ſchrieb Profeſſor Saccow in Breslau unter dem Namen Vokgaru, 1829 die „Liebesgeſchichten“,

worin ein Graf einen fein epikuräiſchen in Göthe's Namen verſammelten kleinen Freundeskreis um ſich bildet, in welchen ein männlicher und ſittlich

reiner Baron als Gaſt eintritt, ſich bald aber unwillig wieder entfernt. Plötzlich aber wird der Kreis zerriſſen, indem der Bruder eines vom Grafen argliſtig verführten Mädchens dieſen ermordet.

Bald darauf fügte Succow den „Germanos“ hinzu, eine Apotheoſe des Proteſtantismus oder vielmehr der Zukunftskirche.

Eine durch Zwietracht und Verbrechen zerriſſene italieniſche Fürſtenfamilie verſöhnt ſich in dem neuen Glauben (zur Zeit Karls V). Der alte Germanos erblickt in einer Viſion eine allegoriſche Umdeutung der alten Schöpfungstage und zugleich der Apokalypſe in die neue Schöpfungszeit der Reformation, worin die letztere 1) dem „Es werde Licht“ und 2) ſogar dem großen Auferſtehungsmorgen gleich geſetzt wird.

Als die Kölner Wirren aus Anlaß der gemiſchten Ehen ausbrachen, (1837), ſchrieb Oberconſiſtorialrath Bretſchneider in Gotha, ein fanatiſcher Rationaliſt, einen Tendenzroman „der Freiherr von Sandau“.

Ein proteſtantiſcher Hauptmann liebt ein katholiſches Mädchen, die Tochter des Freiherrn von Sandau. Ein katholiſcher Pater mißbilligt dieſe Verbindung und intriguirt dagegen, aber ein bejahrter katholiſcher Weltprieſter findet ſie entſchuldbar und hilft ſie dem Fräulein erleichtern. Alles in der Manier Kotzebue's. Liebe geht über Religion. „Sie (die katholiſchen Prieſter) lieben nicht, die ſüßeſten Menſchenfreuden ſind ihnen verpönt; von Rom iſt keine Barmherzigkeit zu hoffen.“

Eben ſo iſt ein Trauerſpiel von Angelſtern (1839) gedacht.

Angelica von Detmaringen, eine Proteſtantin, die glückliche Gattin des katholiſchen Grafen Sigismund, wird von dem katholiſchen Prieſter Molina verfolgt, und als ſie nicht katholiſch werden will, der Untreue verdächtigt. Ihr Mann, ganz in des Prieſters Hand, hört auf ſie zu lieben und bedrängt ſie mit falſchen Beſchuldigungen. In der Angſt ſucht ſie Rettung bei einem proteſtantiſchen Jugendfreunde Walther, der einſt den Grafen vom Tode gerettet hat. Aber ihr Verhältniß bleibt nicht rein. Aus Verzweiflung vergiftet ſie ſich, Walther aber wird vom Grafen erſchoſſen.

Eine antiproteſtantiſche Tendenz hatte dagegen der Roman des zur katholiſchen Kirche übergetretenen W. Meinhold (der getreue Ritter oder Sigismund Hagen).

Unter den Romanen, die eine Vermittlung zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus anſtrebten, ſteht Tiecks Aufruhr in den Cevennen (ſiehe oben S. 309) voran, blieb jedoch ohne Ausgang. Friedrich von Uechtritz ſchrieb 1853 den Roman „Albrecht Holm“,

worin Agnes, eine ehemalige Nonne, als Gattin des einseitig protestantischen Holm zwischen diesem und seiner früheren Geliebten, der einseitig katholischen Lucrezia, stehend, den Gegensatz beider friedlich ausgleicht und den Beweis liefern soll, daß das Edelste beiver Glaubensformen wohl in einem Wesen könne verschmolzen werden.

Gotthilf Heinrich von Schubert, Professor in München, verband mit reichem naturwissenschaftlichem Wissen eine tiefe und sanfte Frömmigkeit. Alle seine gelehrten Werke sind von der letztern durchdrungen, vorzugsweise die astronomischen und die psychologischen.

Seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" von 1803, seine „Symbolik des Traums" 1814, sein großes Werk über „die Seele, die Seelenkrankheiten" ꝛc. haben Epoche gemacht.

Er schrieb auch Erzählungen, worin eine Art pietistische Richtung doch keineswegs zu Kopfhängerei führt, sondern der Jugend sehr praktische Lehren ertheilt werden und unter anderm auch vor dem falschen Pietismus gewarnt wird (in der Geschichte des Jakob Werner). Auch seine Lebensgeschichte, seine Reisen ꝛc. zeigen diesen frommen und zugleich verständigen Geist.

Einer der edelsten Dichter der frommen Richtung ist Victor v. Strauß, fürstlich Lippe'scher Geheimerath. Seine lyrischen Gedichte gehören zu den schönsten der Neuzeit, z. B. das vom Kölner Dom, die Anrede an sein Roß, die Dampffahrt ꝛc. Meister des Wohllauts ist der Dichter auch geistreich, wie der schöne Mythus vom Dampf beweist.

Hephästos sitzt, grollend über Aphroditens Untreue, am Meere. Da verwundet ihn Eros mit einem Pfeil und macht ihn in die schöne Galatea verliebt. Gierig stürzt nun der Feuergott in die kalte Fluth und zeugt mit Galatea (dem milchweißen Schaum) den Atmos (Dampf), welcher seines Vaters Liebling und von ihm in seiner Schmiede mit mächtigen Waffen ausgerüstet wird (der Dampfmaschine).

Im „Kirchenjahr im Hause" von 1845 hat Strauß fromme Betrachtungen in Versen an alle hervortretenden Tage des Kirchenjahrs angeknüpft; 1856 gab er noch weitere weltliche und geistliche Gedichte und ein Osterspiel „Judas Ischarioth" heraus.

In dem Schauspiel „Gudrun" machte Strauß den merkwürdigen Versuch, einen altnordischen Stoff in der Sprache des Sophokles zu behandeln, und in der That paßt diese ernste, würdevolle Sprache, in welcher

der sieben- mit dem fünffüßigen Jambus wechselt, sehr gut zu den hohen Charakteren des Gedichts. Diese Form sagt dem Stoff besser zu, als die, welche Fouqué und Oehlenschläger wählten. Dabei versuchte sich Strauß auch in einer classischen Tragödie „Polyxene", ein schönes, würdevoll ausgeführtes Charakterbild.

Die unglückliche Tochter des Priamus wird auf dem Grabe des Achilles, dem sie hätte vermählt werden sollen, geopfert.

In dem Trauerspiel „Katharina" (schon von 1828, seinem ersten) zeichnet Strauß mit Meisterschaft die geheime Liebe eines demüthigen und tugendhaften Mädchens, die an ihrem Schmerze stirbt, ohne ihn zu verrathen.

Das bedeutendste Werk des Dichters ist ein Epos „Robert der Teufel" von 1854.

Kinderlose Eltern wenden sich, um ein Kind zu bekommen, endlich an den Teufel und die Frau gebiert Robert, der von seinen schlimmen Eigenschaften der Teufel zubenannt wird. Nach ungeheuren Frevels bekehrt er sich und thut Buße. Nach altfranzösischer Sage. Strauß hat sowohl den verteufelten Sünder und Wütherich, als später den reuigen Büßer mit den lebendigsten Farben geschildert. Neben ihm nimmt seine Mutter mit ihrer Angst das Interesse am meisten in Anspruch. Die Reue in diesem Mutterherzen ist von ergreifender Wahrheit. Wie Robert Frevel auf Frevel häuft, wie seine Barone sich zusammenschaaren und ihn mit constitutionellen Vorstellungen zähmen zu können glauben, was ihnen kläglich mißlingt, das alles ist vom Dichter sehr gut gezeichnet. Die Bekehrung erfolgt endlich durch den Anblick der schönen Kaisertochter Aweline, welche Robert unterwegs überfällt, um sie zu berauben, und deren ganzes Gefolge er erschlägt. Ihr Anblick bezaubert ihn, wie die Dämonen der Manichäer der eines Engels. Sein ganzes Wesen wird umgewandelt, nur einmal noch tobt er seine alte Wuth aus, aber nur an den Gefährten seiner Wildheit.

Von ganz anderer Art ist das schon 1841 erschienene Epos „Richard", indem es ganz den durchsichtig klaren Ton und die Ruhe, wie Göthe's Dorothea, einhält.

Richard, ein junger Liberaler, der eine Zeitlang sogar auf die Festung gesetzt wurde, ist gleichwohl so loyal, die empörten Bauern zu beruhigen, wird im tapfern Kampf für seinen Fürsten verwundet, gewinnt aber dadurch die Gunst dieses wohlwollenden Herrn und die Hand seiner Geliebten.

Strauß hat in seinem Roman „Theobald" (1839), welcher in der

bewegten Zeit der Freiheitskriege spielt, hauptsächlich das zarte Verhältniß zweier Geschwister zu einander geschildert.

Durch einen Ruchlosen sind die Geschwister Theobald und Marie ihren vornehmen Eltern und ihrem reichen Erbe entrissen und zugleich von einander getrennt worden. Sie finden sich wieder, ohne sich zu kennen, Marie als die angebliche Tochter des ruchlosen Räubers, der endlich entlarvt wird. Nicht minder zart wie zur Schwester ist Theobalds Stellung zu seiner Geliebten Hildegard und ihrer Schwester Clara.

Im „Erbe der Väter" 1850 schildert der Dichter die Verschuldung und Buße eines jungen Mannes im Revolutionsjahr 1848.

Die „Erzählungen" von Strauß (1846 und 1854) enthalten treffliche Gemälde nach dem Leben, z. B.

die rührende Geschichte eines verloren gegangenen Knaben, der sich unter den niedersten Volksklassen in größter Verwilderung umtreiben muß, aber durch eine Erinnerung an seine bessere erste Jugend und später durch Gottvertrauen und Frömmigkeit getragen, sich edler ausbildet, als er es vielleicht als reicher Jüngling vermocht hätte. — Der Contrast zwischen einem alten frommen Schulmeister und einem modernen, im Seminar hochgeschraubten Herrn Lehrer. — Die rührende Geschichte Sophiens, einer armen von ihrem Vater roh mißhandelten Tochter, welche durch himmlische Geduld, durch Wohlthaten, welche sie ihren Feinden erweist ꝛc., endlich des Vaters Herz bezwingt und ihn bekehrt. — Triumph des religiösen Pflichtgefühls in der Ehe über Neigungen des Herzens. — Die Bekehrung eines Communisten, nachdem er in die ganze Verwilderung seiner Anhänger hineingeblickt. — Die Bekehrung eines dem Pantheismus verfallenen Theologen ꝛc.

Ignaz Heinrich, Freiherr von Wessenberg, als Verweser des Bisthum Constanz vom Papst nicht bestätigt, Bruder des österreichischen Ministers, schrieb seit 1800 viele Gedichte, auch religiöse, sittliche, kunstgeschichtliche Schriften. Unter den Gedichten stehen die epischen voran.

„Julius oder die Pilgerfahrt eines Jünglings" zeigt uns Julius in Begleitung des älteren Eudor, ungefähr wie Semme, aus Schmerz um das damals unter Napoleon leidende deutsche Vaterland, nach Italien pilgernd, wo sie sich in den großen Erinnerungen der Vorzeit zerstreuen. Julius bewahrt in treuem Herzen seine Liebe zu einem deutschen Mädchen, findet sie aber nicht eher wieder, bis er noch in Spanien hat kämpfen müssen.

„Irene", die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums, ein sehr lebendiges Gemälde des römischen Reichs, Athens und Jerusalems, wo sich die letzten Blüthen des antiken mit den ersten des christlichen Geistes berühren. Die Tendenz des Dichters gibt sich als tolerant zu erkennen.

von 12,962,124 Kil. und im Jahr 1835 830,383 Kil. Es ist Schade, daß man den Grund dieses Schwankens nicht kennt, denn der Salzhandel ist sonst einer der regelmäßigsten, die es gibt, weil er sich nach den beständigen Bedürfnissen eines Landes richtet. Die Bundesstaaten pflegen ihr Salz nicht aus Frankreich zu beziehen; allein im J. 1833 nahmen sie 397,548 Kil. französischen Salzes, seitdem nichts mehr.

Cochenille versendet Frankreich für ungefähr 7 Mill. Franken. Deutschland bekömmt den Haupttheil dieses feinen Farbestoffes. Im Jahr 1836 bezogen die deutschen Bundesstaaten 38,977 Kil. (im J. 1834 sogar 50,134 Kil.), die Hansestädte 18,144 Kil. und Preußen 3990 Kil. (im J. 1831 sogar 81,025 Kil.). Die Türkei, welche eigentlich die Cochenille liefern sollte, empfing 18,144 Kil. von den Franzosen.

Nicht mindern Absatz findet in Deutschland der von Frankreich gelieferte Indigo, wovon für 8 Mill. Fr. ausgeführt wird. Die Hansestädte empfingen im Jahr 1836 von den ausgeführten 415,994 Kil. 139,257 (im J. 1833 nur 10 Kil., dann 1834 und im J. 1835 15,364 Kil.), die Schweiz 64,888 Kil., und die deutschen Bundesstaaten 58,166 Kil., die stärkste Partie in den zehn Jahren.

Sonderbar verhält es sich mit dem Handel des Berlinerblaus. Sonst versahen Deutschland und Preußen die französischen Materialisten damit. Noch im Jahr 1836 lieferten die deutschen Bundesstaaten 1307 Kil., Preußen aber, welches in den neun vorigen Jahren folgende Quantitäten nach Frankreich verschickt hatte: 2233 Kil., 1533, 2286, 1387, 6830, 11,180 und 4724 Kil., lieferte im letzten Jahre nichts. Im Gegentheil sandte Frankreich 1329 Kil. Berlinerblau nach Preußen und 1601 Kil. nach den Bundesstaaten. Einen Beweis, daß dies kein zufälliges Ereigniß, sondern die Folge eines zunehmenden Gewerbzweigs in Frankreich ist, liefern die steigenden Angaben der neun vorigen Jahre.

Im Jahr.	Versendung nach Preußen. Kilogramm.	nach den deutschen Bundesstaaten. Kilogramm.
1817	—	65
1818	28	262
1819	75	131

Sie, deren Ideal und Christus zeiget,
Hält alles Wahre, Gute, Schöne werth,
Das Kleinod auch, im Heidenschacht erzeuget ꝛc.

„Franz und Paul oder die Wehen im Thal" iſt ein kleineres, minder bedeutendes Gedicht. Das Thal wird von einer großen Plage befreit, aber die Loſung iſt „der Freiheit Bahn ſey fortan Liebe".

„Padilla oder der letzte Freiheitskampf Caſtiliens" iſt eine Jambentragödie zur Verherrlichung der Maria Padilla, der ſpaniſchen Freiheitsheldin, die hier völlig wie ein weiblicher Marquis Poſa redet.

Herr von Weſſenberg ſchrieb auch ſehr viele lyriſche Gedichte, theils geiſtliche zur Ehre Gottes, theils Naturbilder, Reiſebilder, vornämlich aus Italien, Lieder der Freundſchaft, Lehrhaftes und Epigramme. Ueberall eifert er für edle Sitte, deutſche Tugend und Reinheit, Humanität und chriſtliche Liebe, Duldung und Verſöhnlichkeit. Der ſterbende Fechter, die weltberühmte Statue auf dem römiſchen Capitol, veranlaßt ihn zu einem ſeiner ſchönſten Gedichte.

Wer biſt du, Fechter! der ſo zierlich ſtirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um weicher Römer ſchnödes Lob noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben ſtrömt zur Erde?
Wie luſtberauſcht jetzt aller Augen blinken
Bei deines Hauptes ſchön abgeſtuftem Sinken!

O Schmach der Knechtſchaft, zu der Menſchheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt ſterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der ſieben Hügel!
Seht, jetzt erblaßt er. Hört von allen Stufen
Unmenſchlich Jubeln laut der Rache rufen!

Weſſenberg ſteht den frommen Proteſtanten noch ziemlich nahe. Dagegen hat die ſtrengere Richtung des Katholicismus nicht minder ihre Vertreter in der Poeſie gefunden.

Des feurigen Görres milder Sohn Guido dichtete ſeit 1838 zarte Marienlieder, ein Weihnachtskrippiein, ein Leben der h. Cäcilie in Geſängen und ein Paar hübſche Märchen (Schön Röslein und der Hörnene Sigfried). Der Zug zum kindlich Frommen charakteriſirt ihn. Es iſt etwas Morgendliches, friſch zum Leben Aufathmendes in ſeinen Dichtungen. Ihm zunächſt ſteht ſein Münchner Freund Graf Pocci, deſſen

Dichtungen 1843 gesammelt wurden (Romanzen, Legenden, Märchen, Kinderlieder), von zarter Gottesminne, warmer Vaterlandsliebe und einem edeln Sinne für das Einfache. Einen bedeutenden Ruf erwarb sich auch Wilhelm Smets 1840 mit seinen schönen Gedichten, die den gothischen Horizont heraufführen und die Glockentöne vom Kölner Dom her sinnig deuten. Doch ist auch vielerlei Weltliches in diesen Liedern, in denen noch besonders die Beziehungen auf seine Mutter, die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder, merkwürdig sind, sofern er erst im 20. Jahr erfuhr, daß sie seine Mutter sey.

Sehr interessant sind die frommen Lieder einiger jungen Kleriker. Michelis, der nicht unberühmte Caplan des Erzbischof von Köln, Droste zu Vischering, während der Kölner Wirren, saß lange in einer Festung gefangen und sang hier die zartesten Lieder, die erst nach seinem Tode 1857 gedruckt erschienen. Eines der lieblichsten ist ein Marienlied. Aber er vergißt über persönlichem Leid und Kummer der Gefangenschaft nie die Kirche, die er vertheidigt, und das Vaterland. Seine Gedanken gehen hoch. Er hört in seinem Kerker die feierlichen Töne der alten Glocke vom Magdeburger Dome und ruft:

Hoch auf der Thürme Wolkenthron
Prangt noch die alte Kaiserkron.
O schöne Zeit, wo noch im Bund
Das Reich mit Gottes Kirche stund.
Eh hier erlosch der heil'ge Glaube
Und dann das Reich zerfiel zu Staube.

Diesem edlen Sänger, der früh in's Grab sank, steht der Jesuit Georg, Fürst von Waldburg-Zeil, würdig zur Seite. Seine 1856 gedruckten Gedichte sind voll kindlicher Andacht.

Unter andrem singt er auch einmal von seinem berühmten Ahnherrn, dem Georg Truchseß, der im Bauernkriege die Bauern zu Tausenden niederhauen ließ, und fügt hinzu: auch er kämpfe wider die rebellischen Bauern (1849), und in denselben Gegenden, aber nicht mit dem Schwert, sondern als Missionär mit dem Worte Gottes. In einem andern Liede gedenkt er des wüthenden Hasses, der seinen Orden überall verfolge, und preist sich glücklich, die Schmach auf sich genommen zu haben, denn tapferer sey doch keine Schaar auf Erden, als zu deren Banner er geschworen.

Auch Pater Morel von Einsiedeln gab 1852 Gedichte heraus voll

Frömmigkeit und heiterer Sicherheit. Am anziehendſten ſind ſeine Schilderungen des katholiſchen Alpenvolkes, das in alter Treue nie von den Altären gewichen ſey.

Mitten im Sturmjahr 1849 tauchte ein junger Dichter auf, Oscar von Redwitz, deſſen epiſch-lyriſches Gedicht „Amaranth“ ungemeines Aufſehen erregte, ſo daß ſchnell ein dutzend Auflagen davon vergriffen waren. Beſonders die durch die Revolution geängſtigten adeligen Damen fanden einen Troſt darin und verbreiteten es in ihren Kreiſen.

Der edle Walther freit um die ſchöne Ghismonda. Sie aber iſt das emancipirte Weib, der Freigeiſt, die Perſonification der geſammten modernen von Gott abgewandten Bildung, weshalb er ſie verläßt, um ſeine Liebe der beſcheidenen Amaranth zuzuwenden, welche tief im Schwarzwald am Spinnrocken ſitzt und die alte gute fromme Zeit perſonifizirt. Der epiſche Faden des Gedichts verbindet aber nur einen Kranz von kleineren Gedichten, die bald romanzenartig erzählen, bald canzonenartig in Rede und Gegenrede wechſeln, bald in Sonetten, Waldliedern ꝛc. rein lyriſch bleiben und in einem eigenen, gleichſam ſüß träumeriſchen Ton geſchrieben ſind, der zuweilen an Tiedge mahnt, und deſſen muſikaliſche Wellen uns manch reizendes Bild entgegentragen.

Dieſes erſte und beſte Gedicht von Redwitz wurde zu ſehr gelobt. Die katholiſche Preſſe glaubte in ihm eine Art von Meſſias der Poeſie zu ſehen, welcher die heidniſch gewordene wieder chriſtlich machen werde. Zu einem ſo großen Werk war ſeine Kraft zu ſchwach und ſein Talent zu ſpielend. Die lyriſchen Gedichte, die er 1852 herausgab, waren gering. Er ſprach darin mit unangenehm auffallender Eitelkeit mehr von ſich, als von Gott. Gänzlich verfehlt aber war ſein mit großer Oſtentation angekündigtes Schauſpiel „Sieglinde“.

Sieglinde, die fromme Tochter des böſen Schenken von Limburg, der am Morde Kaiſer Albrechts betheiligt iſt, wird gezwungen, den noch böſern Wildgrafen von Stein zu heirathen und hat ſich bereits entſchloſſen, das ſchwere Opfer zu bringen, als ein deus ex machina ſie rettet. Man entdeckt nämlich, der Wildgraf ſey ſchon verheirathet mit einer Perſon, die er unglücklich gemacht hat. Nun iſt aber der Wildgraf im Beſitz eines Briefes, der den Schenken compromittirt, bedient ſich deſſelben und droht, die ganze Familie in Ketten und Banden zu bringen. Nur ein Mittel kann ſie retten: Sieglinde ſoll ſich dem Wildgrafen ergeben. Aber auch aus dieſer Noth wird ſie durch einen zweiten deus ex machina gerettet. Sie hat nämlich einen ſeufzenden Liebhaber, den jungen Arthur, der zufällig hört, die Kaiſerin Wittwe

weiſe in der Nähe. Zugleich gibt ſich eben dieſer Arthur als Prinz von Frankreich zu erkennen und ſagt Sieglinden, ſeine Mutter willige ein, ſie als Schwiegertochter aufzunehmen. Nun ſcheint alles Leid überwunden zu ſeyn, aber Sieglinde beſteht darauf, nur von einem Knecht begleitet und zu Fuß zur Kaiſerin zu gehen, um ihren Eltern Gnade zu erbitten, ſelber aber zu ſterben. Der Prinz — läßt ſie wirklich gehen; nun läuft ſie, läuft, daß der Knecht kaum nachkommen kann, und holt ſich einzig durch dieſes unvernünftige und durchaus unnütze Laufen wirklich den erſehnten Tod. — Da iſt alles Unnatur. Die Kaiſerin hat nie einem Mörder ihres Gemahls verziehen. Ein franzöſiſcher Prinz hat nie eines in Ketten liegenden armen deutſchen Edelmanns Tochter gefreit, oder hätte er ſie gefreit, würde er ſie auch gerettet haben. Sieglinde ſelbſt mußte entweder beim Prinzen bleiben und ihn heirathen, oder, wenn ſie der Welt entſagen wollte, ruhig in ein Kloſter gehen. Ihre Einbildung, ſie müſſe ſterben, um das verſtockte Herz ihrer Eltern zu erſchüttern, iſt lächerlich, und eine ſolche Bizarrerie mit dem Opfertode des Heilands zu vergleichen, aus Sieglinde einen weiblichen Chriſtus zu machen, wie Redwitz z. B. S. 73 thut, iſt ein arger Mißbrauch.

Später ſchrieb Redwitz ein hiſtoriſches Drama „Thomas Morus", verſtändiger angelegt, aber ohne beſondere Vorzüge, und eine „Philippine Welſer", die ich noch nicht geſehen habe.

Paul Heyſe brachte 1858 die Legende von der h. Thekla in ein Epos in Hexametern,

welches viele Schönheiten enthält, aber in der Hauptſache verfehlt iſt, weil es an die Stelle der chriſtlichen Demuth die Hoffarth des Hegel'ſchen Hommodien ſetzt.

Eine nicht glückliche Nachahmung des Meſſias von Klopſtock war 1843 die Mariade von Ferdinand Wirth. Auch dieſer katholiſche Dichter weicht von der kirchlichen Tradition willkührlich ab.;

Am Schluß fährt die Madonna auf, aber nicht zu einem gold- und roſenwolkigen Himmel, aus dem ſie Engel anlächeln oder der ewige Sohn oder der Vater, oder die Dreieinigkeit ihr die himmliſche Krone reicht, wie die Maler es darzuſtellen pflegen; ſondern ſie macht zuerſt eine Reiſe nach dem Monde, wo ſie von den ungetauften Kindern empfangen wird. Es iſt nun wohl eine ſchöne Sage, daß im Monde die ungetauften Kinder ſich bis zu ihrer Erlöſung aufhalten; doch entſprechen ihr keine andern Sagen von andern Planeten, wodurch die Himmelsreiſe der Madonna irgend motivirt werden könnte. Auf dem Planeten Veſta wird die „Virginität" repräſentirt, die „Generation" auf der Juno, die „Reproduktion" auf der Ceres, die „Inferiorität" auf der Pallas, die „Inſpiration" auf dem Jupiter, die „Attraktion"

auf dem Saturn, die „Geistesdisciplin“ auf dem Uranus. Das ist alles überaus willkührlich und ein gewiß unnöthiger Aufenthalt der Madonna auf ihrer Himmelfahrt.

Viel besser ist „der Christbaum“ von P. B. Piringer (1848).

Ein lyrisches Lehrgedicht, welches an den Christbaum, seine Lichter ꝛc. eine poetische Betrachtung der ganzen Welt anknüpft, wie in Schillers Glocke, voll schöner Schilderungen, nur daß alles von christlichem Ernst durchdrungen ist.

Aehnlich „die Welt ein Epos“ von Sebastian Brunner (1844), den wir schon unter den Bekämpfern der revolutionären Dichtung kennen lernten.

Der Dichter sieht in der ganzen Natur, in jedem kleinsten Dinge den Spiegel des Schöpfers und die Widerlegung der Zweifler. An diesen Grundgedanken reiht er schöne Naturbilder.

Zum Humor geneigt, wie Brunner, hat Alban Stolz zu Freiburg im Breisgau doch hauptsächlich durch den tiefen christlichen Ernst seines „Calenders für Zeit und Ewigkeit“ Ruhm erworben. Sein Humor polemisirt gegen Protestantismus und Aufklärung in seinen Streitschriften gegen Schenkel und in seinem Reisewerk „Spanisches“.

Die katholische Kirche fand eine Sängerin ersten Ranges in Annette von Droste-Hülshoff (1851).

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Asche grau;
O schnöder Lebensreiz,
Wie bist du schlau
Uns zu betrügen!
Mit Farben, hell und bunt,
Mit weiß und roth
Deckst du des Moders Grund;
Dann kommt der Tod
Und straft dich Lügen.

Dies ihre Weltanschauung, dies ihre Sprache. Die Frühverstorbene hinterließ in ihrem „geistlichen Kirchenjahr“ einen Schatz der schönsten und frömmsten Lieder. Am nächsten kam ihr Frau von des Bordes, geborne Brentano de la Roche in ihren geistlichen Liedern (1853), in denen der Ton inniger Liebe und Hingebung vorherrscht.

Die jüngste Dichterin der Kirche ist Emilie Ringseis in München, deren beide kleine geistliche Schauspiele „Veronica“ und „die Sibylle von Tibur“ von einem so heiligen Ernst, von einer so altkirchlichen Strenge sind, daß sie von keinem Manne hierin übertroffen worden wäre.

Indem ich schließe, muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht alle neueren Dichter, die es verdient hätten, genannt habe. Auch beim besten Willen ist es nicht möglich, die ungeheure Menge der Dichter zu übersehen. Es liegen mir an zweitausend verschiedene Sammlungen lyrischer Gedichte, alle aus den letzten vier Jahrzehnten, vor und das sind noch lange nicht alle, es sind ihrer noch mehr gedruckt worden. Es muß daher entschuldbar erscheinen, wenn auch einmal ein besserer Dichter vergessen wird. Ich kann nur den Wunsch ausdrücken, Autoren oder Verleger oder überhaupt Freunde der Dichtkunst möchten mich durch ihre Bemerkungen oder Zusendungen von übergangenen irgend werthvollen Werken in den Stand setzen, in einer zweiten Auflage meines Buches das etwa Versäumte nachzuholen.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Abälard . .	104. 420
Abällino	286
Abdera, Theater von	190
Abdul's Liebesnächte	290
Abel	161
Abendgespräche . .	306
Achill auf Skyros	74. 418
— Schatten . .	67
Achilleis	71
1812	440
Ada	419
Adam und Eva	87. 420
— erstes Erwachen	181
— Tod . . .	13
Adele Cameron .	116
Adelbert	336
Adelstan	190
Adept	431
Adjutanten . . .	190
Adolar	472
Adolf v. Bemfen .	285
— der kühne .	279
Adonis	184
Advokaten . . .	95
Aedon	418
Aedone	17
Aeneis	168
Affe, der 42jährige	160
Agathe's Leben . .	116
Agathokles . . .	436
Agent, der geh. .	450
Agnes Bernauer	189. 432. 433
— von Lilien .	116
Agrumi	414
Ahasver	484
Ahnenstolzen . . .	185
Ahnfrau	379
Ahnung und Gegenwart	354
Aitolier . . .	74
Alamontade . . .	174
Alarcos	311
Albaneserin . . .	378
Albano	386
Albert v. Thurneisen	92
Albigenser . . .	476
Alboin	325
Albrecht I. . . .	249
— III. . . .	190
Alceste	69
Alcestis	72
Alcibiades .	112. 136
Alemannia . . .	516
Alem. Gedichte . .	514
Alexander . .	164. 427
Alexis . . .	71. 407
Alf von Dülmen .	282
Alfred . .	3. 324. 420
Alhambra . . .	429
Alles aus Eigennutz	501
Alla Lama . . .	163
Allwill	110
Almanach d. Heiligen	167
— kleiner feiner	151
Alpen	3
Alpenkönig . . .	508
Alpenrosen . . .	401
Alte vom Berge .	308
Alten, die . . .	187
Altimor	242
Altmühl	528
Amadäus . . .	223
Amalia	56
Amaranth .	125. 544
Ameisenkrieg . .	498
Amida's Thränen .	490
Amaryllis . . .	486
Amor und Psyche .	417
Amphitruo .	241. 352.
Amtmann Gutmann	156
Anastasia . . .	226
Anatomie der Engel	487
Andromeda . . .	69
Angela	435
Anglomanie . . .	4
Anleitung zur Kunstkommenschaft . .	520
Anna Boley . .	137
Anne Bäbi . . .	523
Anselmus . . .	160
Antichrist	482
Antlas	439

Seite

Antonia 474
Apollinarien . . . 7
Apostel 104
Appelmänner . . 345
Ardinghello . . . 225
Arend 33
Ariadne . . 69. 72. 418
Ariels Offenbarungen 340
Ariele 331
Arion 73
Aristides 164
Aristomenes . . . 196
Arkona 89
Armida 387
Arminius 245
Arno 189
Arnold von Winkelried . . 190. 429
Arnulf 190
Arthur 368
Artus 384
Artushof 364
Aschenbrödel 411. 504
Asmus 43
Atellanen . . . 506
Atheisten 480
Athenor 226
Atta Troll . . . 466
Attila . . . 164. 375
Auerhahn . . . 345
Auf rother Erde . 471
Aufgabe, die schwierige 500
Aufklärung Abyssiniens 158
Aufruhr in den Cevennen . 309
— in Pisa . 189
Auge der Liebe . . 407
Aurelie 206
Aurora 137
Aus der Gesellschaft 447
Aus Haß Liebe . 471
Außerhalb der Gesellschaft . . . 391
Auswahl aus des Teufels Papieren 260
Automaten . . . 384

Babylonier . . . 427
Bacchus 417

Seite

Bärenhäuter . . 373
Baggatellen . . . 140
Bahrdt . . 128. 238
Bajard 132
Balboa 320
Bamboccianden . . 309
Barbara Blomberg 282
Barfüßele . . . 527
Bardenfels . . . 57
Barometermacher . 509
Baron Hirkus . . 205
Barrikadenlieder . 459
Bastard 437
Bauer als Millionär 509
Bauernkrieg . . . 430
Bauernschinder . . 530
Bauernspiegel . . 523
Beethoven . . . 230
Befreiung von Akri 243
Begebenheiten eines Offiziers 132
— einer Marketenderin . 133
Belagerung . . . 97
Bela's Flucht . . 132
— Krieg . . 320
Belmont und Constanze 122
Belyheger . . . 30
Belsazar 177
Benjowsky . . . 132
Berengar . . . 412
Berganza . 391. 414.
Bergen 391
Berlin 513
Bernhard von Weimar . . 283. 428
Bernsteinhexe . . 442
Bethbruder . . . 477
Bettelstudent . . 60
Bettlermädchen . . 141
Bettlers Gabe . . 473
Betty 32
Bianca Capello . 112
— della Porta 320
— di Sepolcro 478
Bibergailiade . . 8
Bifolien 395
Bild der Resignation 25
Biographie eines Engels 386

Seite

Biographische Belustigungen . . . 263
Blätter, fliegende . 513
Blasedow . . . 467
Blasius 19
Blaubart . 297. 300
Blitz 378
Blüthenalter der Empfindung . . . 116
Blumen, wilde . . 481
Blumen-, Frucht und Dornenstücke . . 263
Boa Constrictor . 439
Bockladen . . . 161
Böhmerwald, aus dem 529
Bonaventura . . 164
Borussiad . . . 21
Brambilla . . . 369
Brandschatzung . . 80
Bräute, die beiden 115
— von Aragonien 428
Bräutigam aus Mexiko 141
Braut, die . . . 323
— , die hohe . 455
— bis in's Alter 122
— von Messina 253
Brautproben . . 142
— schleier . . 502
— wahl . . . 365
Briefe eines Deutschen 495
— dumme . . 512
— hyperboreische 160
— eines Narren 467
— eines Verstorbenen 499
Bruder Moritz . . 127
Brüder, die feindlichen . . 427
— von von der Vorsehung . . 330
Brudermörder . . 192
Brunhilde . . . 464
Bruno, G. . . . 480
Brutus . . . 56. 72
Brynhildur . . . 419
Buch, das alte . . 307
— der Kindheit 520
— der Lieder . 465

Seite

Buch von den drei Schwestern . 393
— aus dem Volk 459
Bürgergeneral . . 238
— glück . . . 189
— meister . . 96
Buhlerinnen . . . 140
Bund, der grüne . 57
Bunkel 153
Burgfeld 108

Cabanis 440
Cäcilie . . 383. 542
Cäsar 112
Calender für Zeit und Ewigkeit . . . 546
Calliope 6
Calthon 320
Camoens . . 229. 431
Cancan 455
Carbonaro . . . 454
Cardenio . . 344. 406
Castell von Gozzo . 472
Cavalier und Arbeiter 459
Cavalierperspective . 455
Cecil 488
Cecilie 206
Cervantes . . . 229
Charlatanerie . . 161
Chateaubriand, Gräfin 468
Chavanski . . . 424
Chevalier . . . 445
Chrimhildenrache . 387
Christbaum . . . 546
Christinchen . . . 139
Christpüppchen . . 142
Christus 536
Chrysäon 38
Cicero 75
Clara du Plessis . 113
Claudine 120
Clausen 157
Clavigo 219
Clelia Conti . . 448
Cölestin 547
Cölestine 139
Cola Rienzi . . . 425
Colombona . . . 6
Colonie 394
Columbus 420. 423. 428
Comoedia divina . 314

Seite

Conditorei der Jocus 512
Conradin 7. 74. 145. 190. 195. 282. 420. 430
Constant 172
Cordula 422
Coriolan . 73. 193. 318
Corona 325
— von Saluzzo 425
Correggio . 229. 335
Corvinus . . . 164
Cromwell . 423. 450
Cunigunde . . . 375
Curen 450
Curt von Spartau 194
Cypressen . . . 491

Dämmerungen für Deutschland . . 272
Dämon und Engel 421
Däumling . . . 300
Dagobert . . . 189
Damenromane . . 434
Damokles . . . 196
Daniel 246
Dante 230
Dantons Tod . . 455
Datura 369
David 13
Delora 487
Demetrius . 253. 443
Demokritos . . . 495
Demosthenes . . 455
Denk an Cäsar . 427
Denner 362
Deserteur 60
Deutschherr . . . 206
Deutschmichel . . 482
Deus Risus . . . 47
Diaconissin . . . 467
Diamant . . . 99. 396
— d. Geisterkönigs 508
Diana 394
Dichter, die . . . 230
— und ihre Gesellen 356
— und Kaufmann . 470
— und Weltmann . 201
— familie . . 132
— leben . . 307

Seite

Dido 418
Diego 57
Diener, der treue . 380
Dienstpflicht . . . 94
Dietrich von Ruben 193
Dijonröschen . . 142
Diocletian 535
Diogenes 448
Discurie der Maler 5
Dithyramben . . 67
Divan, westöstl. . 238
Divico 336
Doctor Bahrdt . . 238
— Leidenit . 246
— u. Apotheker 60
Doge und Dogaressa 364
Dolores 340
Domino 323
Domschutz . . . 285
Donamar . . . 240
Donatoa 22
Donauweibchen . . 507
Don Carlos . . . 251
Don Juan 360. 430. 453
— , d. deutsche 135
— u. Faust 220
Don Pizo . . . 135
Dorfpelzänger . . 369
Dorfgeschichten . . 521
Dornröschen . . 411
Dosenstücke . . . 139
Dreizehnte . . . 487
Drossel 57
Dya-Na-Sore . . 154

Eckbert, der blonde 302
Ecke, die stille . . 115
Eckhart, der treue 303. 388
Edelknabe . . . 98
Edelmuth . . . 61
Eduard Bomston . 108
— von Schottland . . 132
— Papiere . 242
Edward in Rom . 415
Edwin 406
Eginhard und Emma 325
Egmont 210
Ehefrau 123
Eheloſen 435
Ehestandsgemälde . 125

Im Jahr.	Versendung nach Preußen. Kilogramm	nach den deutschen Bundesstaaten. Kilogramm.
1830	309	737
1831	139	234
1832	633	349
1833	1177	1060
1834	384	998
1835	1877	2809

Dem sonst für Frankreich nicht uneinträglichen Puder hat die Revolution den Garaus gemacht. Nur die republikanischen Amerikaner und einige alten deutschen Köpfe scheinen sich noch mit französischem Produkte zu pudern. Es wurden im Jahr 1836 an Puder 17,815 Kil. ausgeführt, die nicht mehr werth waren, als 8908 Fr. Die Nordamerikaner bekamen 16,911 Kil. und Deutschland nur noch 30 Kil. (im J. 1827 nur 12 Kil., aber in den folgenden Jahren 228, 416, 441, 569 Kil. u. s. w.). Dagegen behält der französische Senft seinen alten Kredit in Deutschland, und es werden jährlich im Durchschnitt 15 bis 16,000 Kil. dahin versendet.

Welche Quelle des Reichthums für Frankreich seine Weinberge sind, ist bekannt. Für Gironde- (Bordeaux-) Weine in Tonnen löfete es im Jahr 1836 die Summe von 16,869,306 Fr., und für andere Weine, ebenfalls in Tonnen, nur etwas weniger, nämlich 16,359,604 Fr., also zusammen über 33 Mill. Franken; hierzu kommen nun noch 7,883,360 Fr. für Girondewein in Flaschen und 6,509,794 Fr. für andere Weine ebenfalls in Flaschen. Die gesammte Weinausfuhr belief sich folglich auf den Werth von 47 bis 48 Mill. Fr. Vom Weinessig und Branntwein soll späterhin die Rede seyn. Diese Weine werden nach allen Gegenden versendet, und jetzt ist auch Algier bereits ein so bedeutender Markt für dieses Naturprodukt, daß es im letzten Jahre bei den Versendungen derjenigen Weine, die nicht von der Gironde kommen, obenan stand; unter den Kunden für die Girondeweine hingegen behaupten die Hansestädte den ersten Rang. Wir wollen nun sehen, was Deutschland seit 10 Jahren an französischen Weinen erhalten hat. Man bemerke, daß in der folgenden Tabelle die Girondeweine in Flaschen ausgelassen sind, weil Deutschland weit weniger davon nimmt.

	Seite
Ehrenpforte für Kotzebue	239
Eichenkron	87
Eid und Pflicht	89
Eigensinn	308
Einsiedlerzeitung	313
Eipeldauer	171
Eisenbahn und Telegraph	507
Ekkehard	400
Elegien	76. 242
— römische	71. 236
Elektra	190
Elsen	304
Elfride	195
Elementargeister	369
Eleonore	109
Elidouc	320
Elisabeth	532
Elise von Valberg	93
Eliriere des Teufels	362
Ellen Percy	435
Elpenor	71
Elysium	241
Emerich	87
Emilie Galotti	55
— Goldbach	109
— Sommer	109
—, die junge	108
Emma	282
—, die neue	57
Emmi	137
Empedokles	256
Engelchen	458
Engelhart	422
Engelmann	114
Engländer, die	187
Enthusiast	496
Epaminondas	112
Epigonen	408. 494
Epimenides	71. 208
Erasmus Schleicher	203
Erbe der Väter	541
Erbförster	381
Erbschaft aus Ostindien	124
Erdenmacht	425
Erdmann	332
Eremit von Formentera	285
Erich	429
Erlinde	397
Erminia	283
Ernst und Laune	496
Erwachen d. Genius der Menschheit	198
Erwin und Elmire	237
Erwin v. Steinheim	167
Esel, der blaue	49
— der hyperb.	239
Esser	193
Eugenia's Briefe	52
Eulenspiegel	397
Euphorion	416
Euphranor	116
Euphrosine	71
Europa, das junge	468
Europamüden	460
Eusebia	420
Ewald	117
Ewigkeit	3
Ezzelino	357. 401
Fabeln	246. 248
Fabius	3
Fälbel	262
Fähndrich	58
Fahlendorn	36
Familie v. Halden	114
— Spaden	194
Fata Morgana	334. 446
Faust	87. 183. 197. 213. 466
— der Morgenländer	200
Faustine	447
Februar, der 24.	375
—, der 29.	376
Fechter von Ravenna	432
Fedor und Marie	114
Feierabend	40
Feldbleameln	519
Felix	458
— und Hannchen	123
— mit der Liebesgeige	140
Feldzüge, satir.	496
Ferdinand	27
— von Thon	167
— Werner	116
Ferdiner	26
Fest der Handwerker	503
Fibel	273
Fiesco	250
Figuren aus dem ABC	173
Findling	353
Finnland, Herzog v.	504
Fiormona	226
Fischerin	237
Fischermädchen	135
Flasche, die wahnsinnige	480
Flegeljahre	269
Flemming	154
Flinserln	518
Flitterwochen	134
Flöte	135
Floh	49
Florentin	311
Florian	529
Formica	366
Forster	447
Fortunat	300. 392
Franz und Paul	542
Frau, die schwarze	443
Frauenspiegel	105
— stand	93
— würde	436
Freier, die	357
Freigeist	53. 56. 473
Freischütz	358
Fremde, die	501
Freuden des jungen Werther	151
Freund Hein	50
Freunde, die	425
—, die akad.	290
Fridolin	386
Friedrich Barbarossa	503
— der Große	446
— v. Hamburg	351
— II. Kaiser	407
Friederike	61
Fritz	125
— Beutel	513
Frühling	10
Frühlingzauber	310
Fürst der Liebe	477
— u. Proletarier	460
Fürstenbraut	502
— größe	192
Fust von Stromberg	279

	Seite
Babel, die verhängnißvolle	452
Gabriele	434
Galanterien	140
Galerie der Teufel	161
Galgenmännlein	333
Gallerin auf der Nieregeburg	243
Galora	186
Gaſelen	411
Gaſſenlieder	456
Gaſt, der ſteinerne	144
—, der todte	441
—, d. unheimliche	365
Gebirgsſagen	445
Gedichte eines Lebendigen	456
Gegen den Strom	461
Geheimnißvolle	308
Geiſterreich	38
Geiſterromane	289
Geiſterſeher	254
Gelaſius	452
Geld und Geiſt	525
Geldstag	523
Gelehrte, der	308
—, der junge	53
Gellert	229
Gelübde	362
Gemälde d. Kindheit	119
— aus dem häuslichen Leben	117
Genevion	478
Genfer Novellen	52
Genovefa 182. 299. 426. 432	
Genzianen	442
Georg Venlot	390
Germanicus	436
Germaniens Völkerſtimmen	518
Germanos	538
Gericht, d. heimliche	283
—, das jüngſte 305. 536	
Geſchichte aus den Bergen	529
— eines Deutſchen	201
— des dicken Mannes	153
Geſchichte d. H. Oheim	172
— d. 7 Säcke	139
— a. d. Volk	531
Geſchwiſter	120
Geſellſchaft, die wunderbare	209
Geſpenſt im Prater	508
—, d. ſchwarze	512
Geſpenſterbuch	358
Geſundbrunnen	11
Gevatter Matthies	163
Ghismonda	406
Giafar	199
Giannozzo	268
Girondiſten	455
Glasperlen	512
Gleichen 190	345
Glinde	345
Glocke von Aragon	309
Glockentöne	335
Glückspilz	136
Glycine	242
Gockel	346
Goczyn	449
Godwi	346
Godwie-Caſtle	436
Götter Griechenlands	72
—, Helden und Wieland	237
Götz v. Berlichingen	184
Gottesurtheil	491
Gottfried Walther	173
Gouvernante	323
Gräber, die h.	241
Graf, der belgiſche	468
— v. S. Vechia	132
Gräfin, die alte	393
Grandiſon	50
Griechenlieder	487
Griſeldis	431
Grönländ. Prozeſſe	260
Groß-Cophtha	238
Gudrun	539
Günſtling	196
Guido	381
— v. Sohnsdom	135
Guiscard 230	352
Gumal und Lina	119
Gundibert	152
Guſtav Adolf 241. 420	
— u. ſ. Brüder	240
Guſtav Wolart	108
Guſtavs Verirrungen	140
Guſtchens Geſchichte	139
Guttenberg	229
Gyges Ring	433
Habana	422
Haberfeld	172
Habsburglied	420
Hageſtolzen	93
Hahn mit 9 Hühnern	139
Haidvogel	433
Hallos Abend	153
Hamlet, d. traveſtirte	190
Hammelburger Reiſen	496
Hampelmann	511
Handſchuh	517
Hannah	435
Hannchens Hin- und Herzuge	139
Hannchen und die Kuchlein	116
Hans Heidekukuk	421
— Heiling	281
— Kick in die Welt	161
— Sachs	230
— von Zanow	96
Harald	418
Harfengrüße	337
— mädchen	203
Hartenſtein	153
Hartmann	107
Harz	11
Haſpar a Spada	280
Haß und Liebe	97
Hatto	282
Haus, das geheimnißvolle	271
—, das öde	362
Hauſer, G.	452
Hausfreund	514
— genoſſen 217. 471	
— kabale	97
— mutter	91
— vater	91
Hedwig	322
Heimelchen	398
Heimkehr	380
Heimweh	37
Heinrich IV. 137. 193. 283. 428. 429. 430. 505	

Seite

Heinrich v. Eichenfels 522
— der Löwe 190. 336
— von Oſterdingen 292
Heirathshiſtorien . 142
Helden des Nordens 325
Heliodora . . . 283
Henos Nachlaß . . 241
Henriette 440
— die Huſarenbraut 61
— von England . . 427
Herbſt 492
Herbſtblumine . . 276
Herbſttag . . . 90
Herfeſt. 336
Herkules Muſagetes 311
Hermann 18. 21. 317. 336. 420
— und Dorothea . . 85
— Lange . 114
— und Ulrike 32
— von Unna 279
Hermannſchlacht 351. 506
Hermin 175
Hermotimus . . . 75
Hero und Leander . 379
Herodes . . 428. 433
— v. Bethlehem 386
Herr und Diener . 246
— Heinrich . . 421
— Heiri . . . 90
— und Sklave . 388
Herz, das dankbare 428
— , das ſchwarze 371
— , das ſteinerne 362
Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders . 204
Herzog Ernſt . . 338
Heſperiden . . . 534
Heſperus . . 261. 420
Hiero 193
Hieronymus . . . 532
— v. Stauf 325
Hildegard v. Hohenthal 226
Hildgund 350
Hillar 90

Seite

Himmel, d. geſtirnte 9
Hirtenknabe . . . 335
Hochzeit, die ſilberne 74
Höhen, die . . . 95
Höllenbraut . . . 396
— richter . . 188
Hofer, A. . . . 429
Hofmeiſter . . . 186
Hoheit und Stolz . 47
Hohelied 481
Hohenſtaufen 427. 429. 534
Hollin 340
Holzſchnitte . . . 278
Honigmonate . . 140
Horatier 320
Horen 71
Hortenſe 446
Hugo 449
— von Rheinberg 335
Hundefuchſenſtreit . 413
Hunrösattler . . 111
Huſſiten 442
Hutten . 430. 462. 534
Hutzelmännlein . . 395
Hygillus 188
Hymnen an die Nacht 293
Hyperion . . . 256

Jäger 93
Jägermädchen . . 202
Jahr, das tolle . 442
Jahrmarkt v. Plunderdweiler. . . 238
Jakob 524
Jamben 177
Iba von Meſſen . 116
Idylle vom Bodenſee 395
Idyllen 83. 90. 181. 241
Jeanne d'Arc . . 336
Jenny 471
Jery und Bätely . 237
Jeſuit 439
Jeſuiten 190
Jeſus . . . 111. 535
Jettchen Schönthal 140
Ilias, die travestirte 170
Immortalita . . . 350
Incognito . . . 193
Indianer in England 127
Inez de Caſtro . . 137

Seite

Inkel und Yarike . 6
Ino 74
Inſeln im Südmeer 335
Inſelfahrt . . . 89
Intelligenzblatt . . 97
Invalide 439
Jobſtade 48
Jocus 138
Johann von Procida 190
Johanna von Montfaucon 284
Joko 452
Jon 239
Joſeph v. Arimathia 111
Joſeph II. . . . 446
Iphigenia . . 69. 70
Irene . . . 385. 541
Irmgart 90
Ironie des Lebens . 397
Irrfahrten . 241. 399
Irrungen . . . 283
Irwiſche 441
Irwiſch Fritz . . 522
Iſabella v. Aegypten 343
Iſidor und Olga . 424
Iſidora 228
Iſis 241
Italia 242
Jubelfeier der Hölle 218
Jubelſenior . . . 265
Jucunde . . . 89. 421
Jude 437
— , der fromme . 470
Juden, die . . . 53
Judith 432
Judin 437
Jugendleben . . . 520
Julchen Grünthal . 27
Julchens Schwachheiten 140
Julie 432
Julie 57
— von Villenau 320
— von Lindau . 242
Julius 541
— von Tarent 185
Jungfer, die alte . 531
Jungfernſieg . . . 55
Jungfrau v. Orleans 252
Juniuslieder . . . 463
Juſtuff 420

	Seite
Kabale und Liebe .	250
Käthchen von Heilbronn	351
Kaiſer, der griechiſche	309
Kaiſerlieder . . .	414
Kalb, das goldene .	143
Kalligeneia . . .	72
Kallirhoe	74
Kampanerthal . .	264
Kampflieder . . .	336
Karfunkelalmanach .	88
— weihe . .	375
Karl	190
— von Adelsberg	189
— von Bourbon	458
— von Burgheim	107
— der Große .	336
— von Karlsberg	172
— der Kühne .	382
Karlsſchüler . . .	431
Karolinens Tagebuch	109
Kaſpar d. Thoringer	189
Kaſperle	507
Katakomben . . .	317
Kater, der angoliſche	378
—, der geſtiefelte	301
— Murr . .	368
Katharina . . .	540
Katzbachhymnus .	336
Katzenberger . . .	272
Kelch und Schwert	453
Kerker und Krone .	389
Kienſeppli . . .	525
Kind, das fromme .	365
—, das ſtille .	358
Kinder, die großen	379
— des Hauſes	253
— der Zeit .	481
Kinderlieder . . .	542
— ſpiele . .	28
Kindsmörderin . .	185
— pflicht . . .	320
Kirchenjahr . 539.	546
— viſitation .	48
Kir Reiſe . . .	452
Klaglied, d. heimliche	268
Klarfeld'ſche Archiv	144
Klara v. Hoheneichen	280
Klauſenburg . .	308
Klein Zaches . .	367
Kleinſtädter . . .	131
Kleopatra . . .	137
Klingsberge . . .	129
Kloſter	420
Kloſterkirchhof . .	181
— novellen . .	470
— romane . .	107
Klotars Inſel . .	381
Klubiſten	455
Kluge	172
Klytemneſtra . .	428
Knaut	30
Kodrus	413
König Og . . .	473
— von Zion .	439
Königin, eine . .	432
Königreich d. Weiber	506
Königsbraut . .	367
Kohlhas . . 352.	452
Komet	274
Kreisler	360
Kreuz in der Mark	336
— an der Oſtſee	374
— und Querzüge	42
Kreuzfahrer . . .	284
Kreuznach . . .	182
Krieg den Philiſtern	355
Kriegsgeſänge . .	336
Krone von Cypern	427
—, die unheilbringende . . .	509
Kronenwächter . .	342
Krones	511
Krug, der zerbrochene	352
Künſtlerdramen . .	230
Künſtlers Erdenwallen 135.	210
Kuno v. Kiburg .	285
Kunſtchronik . . .	499
Kurona	20
Kuß und die Ohrfeige	501
Kyllenion . . .	74
Kynomachie . . .	498
Lacrimas . . .	382
Laidion	223
Laienbrevier . . .	479
— evangelium .	480
Lambertine . . .	459
Landleben . . .	10
Landluſt	9
Landplagen . . .	188
Landprediger . 115.	188
Landwirth . . .	502
Laokoon	417
Lappenkorb . . .	538
Laßt d. Todten ruhen	426
Laune des Verliebten	237
Laura	137
Lauretta Piſana .	140
Laus	49
Learoſa	473
Leben ein. Geſpenſtes	513
— Luderlichen	123
Lebensbilder . . .	445
— läufe . . .	39
Legende, neue . .	167
Lehrgedichte . . .	7
Leibkutſcher . . .	128
Leichtſinn und gutes Herz	122
Leiden der Ortenbergſchen Familie .	131
Leineweber . . .	440
Leipzig, buntes . .	513
Leipziger Jungemagd	135
Lenore . . 179.	386
Leonidas	501
Leonide	472
Leontine	130
Lermen, der blinde	34
Lesbos, die Schweſtern von . . .	71
Letten	89
Leuchtthurm . . .	381
Levana	271
Levin	448
Leyer und Schwert	321
Libuſſa	442
Lichtfreunde . . .	464
Lichtenſtein . . .	499
Liebe u. Dankbarkeit	113
— findet ihre Wege	389
— nach der Mode	123
— am See . .	115
Liebesgeſchichten .	537
— harfe . . .	384
— zauber . .	304
Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon . . .	192
Lieder, gepanzerte .	453
—, leiſe . .	481

	Seite
Lieder, stille	453
—, des Sturms	181
—, unpolitische	455
Liederschatz	534
Lienhard u. Gertrud	173
Lila	237
Lina	190
Lindor	172
Löwenritter	280
Loge, unsichtbare	260
Lorenzo	425
Lotosblätter	381
Lottchens Reise	122
Louis Ferdinand	471
Louise	84
Loyola	477
Lucifer	19
Lucinde	310
Ludlamshöhle	335
Ludwig d. Bayer 190.	338
— v. Seelberg	157
— d. Springer 190.	283
Ludwiga	415
Lüge, die edle	126
Luisa Amidei	430
Luley	204
Lumpaciwagabundus	510
Luther 370. 374. 391. 430.	534
Lutheriade	19

Madonna	464
Mädchen in der Irre	60
— von Marienburg	97
— d. polnische	318
— 7 in Uniform	503
Mädchenscherz	435
Mägdekrieg	436
Männerfeind	508
Mäon	320
Märchen	397
— vom siechen Mann	395
— vom Rhein	349
— u. Träumen	426
Märtyrer, zwei lit.	25
Magdala	478
Magelone	304
Magie d. Schicksals	350
Magister Zimpel	138
Magnetiseur	361
Mahagurn	467
Maikönigin 422.	459
Mainotten	454
Majorat	362
Maitressenromane	140
Maler	189
— Nolten	394
— die reisenden	226
Malkolm	404
Malta	420
Maltheser	253
Mandragora	333
Mann, der braune	27
— graue	38
— der große	142
— im Monde	499
— nach d. Uhr	42
Marabouts	512
Marats Tod	411
Marc Aurel	164
Margarethe Maultasch	283
Margarethenhügel	116
Maria Belmonte	242
— v. Frankreich	142
— Magdalena	433
— Schweidler	442
— Stuart 252.	280
Mariade	545
Marienkranz	491
— lieder	542
Marks	32
Marmorbild	356
Mars und Phöbus	274
Martin Martir	343
Masaniello	112
Maske, eiserne	193
— für Maske	124
Matrosen	97
Maurus Pancratius	109
Mausfallenkrämer	205
Maximilians Brautzug	230
Medea 69. 137. 196.	379
—, die neue	472
Meditationen eines alten Kauz	151
Meister Andrea	464
— Floh	369
Meister Martin	385
—, Wilhelm	211
Melchior Strigel	171
Melchthal	537
Melusine 379.	420
Memoiren d. Satan	499
— eines Schornsteinfegers	498
Mendoza	186
Menölkus 73.	418
Merlin	407
Messias 9. 11.	20
Meywerk	159
Michel Angelo	432
Mildenburg	157
Miltiades 73.	318
Mimili	141
Minna v. Barnhelm	54
Minona 20.	89
Mirza Schaffy	419
Mirabeau 426. 441.	459
Miranda	326
Misogyn	53
Mitschuldigen	121
Mönch von Carmel	190
— vom Libanon	149
Mohrin	191
Moisasur	509
Molkenkur	51
Monachologia	166
Monaldeschi	431
Mondsüchtige	307
Monima	6
Montaldi	190
Montesquieu	190
Moore	193
Mora	350
Morgarten	249
Morgen- und Abendopfer	533
Moritz v. Sachsen 283.	458
Morpheus	144
Morus	545
Moses	423
Müller und sein Kind	425
Müllerlieder	487
Münchhausen 46.	410
Mündel	92
Muhamed	350
Murmelthier	347
Musen und Grazien	88

Seite

Musenalmanach . 80. 385
Musikanten . . . 348
Mutter d. Maccabäer 373
— und Tochter 139. 469. 502

Nach Leiden Luſt . 458
Nacht, 1001 . . 135
Nachtigallenlieder . 481
Nachtlager von Granada . . 384
— lampe . . . 393
— ſtücke . . . 361
— wächter . . 323
Nachtwächter Benedict 164
Nachtwächterlieder . 458
Nächte, venetianiſche 446
— , zwei . . 388
Nanette 505
Nanna 498
Nante 510
Napoleon 148. 337. 505
Narrenalmanach . 512
Natalie 434
Nathan 148
Natürlichkeiten . . 139
Naturmenſch . . 114
Nauſikaa 71
Nebenbuhlerin ihrer ſelbſt 522
Nettchens Hochzeit . 203
Nibelungen . . . 387
— im Frack 454
— hort . 426
Nimrod . . . 10. 456
Niobe . . 74. 184. 418
Noah 5
Nonne und Aebtiſſin 139
— v. Gnadenzell 438
Norweger . . . 444
Nothanker . . . 151
Nro. 777 . . . 501
Nürnberg . . . 440
Nußkernen . . . 182
— knacker . . . 364

Obſcurantenalmanach 161
Octavia 182
Octavianus . . . 299
Oden . . . 14. 62. 65
Oedipus, d. romant. 412
Olenos 74
Olivia 95
Onkel Zebra . . 512
Onkelei 379
Orangenblüthen . 490
Orinooko 190
Orion 490
Orpheus . 69. 237. 417
Oſtereier 522
Oſtindienfahrer . . 60
Oſtſee 500
Otaneß 177
Ottilie 95
Otto von Bamberg 336
— III. . . . 428
— der Große 336. 420
— mit dem Pfeil 193
— der Schütz 190. 345. 456
— v. Wittelsbach 189
Ottokar 379
Ovid, der travestirte 170

Padilla 542
Pächter Martin . 118
Päpſtin Johanna . 344
Pagenſtreiche . . 130
Palingeneſien . . 265
Palmyra 393
Pandämonium . . 187
Pandora 71
Pantoffel 411
Paolo und Francesca 430
Papierfenſter . . 406
Parabeln . 398. 535
Paria 428
Paroxismus d. Liebe 108
Parthenais . . . 87
Parteiwuth . . . 192
Pater Abilgard . . 108
— Brey . . . 238
— Hartung . . 108
— Hyacinth . 108
Patkul 443
Paul 391
— der furchtſame 433
— Yſop . . . 204
Paulina 414
Paulus 420
— Septimius 240
Penthesilea . . . 352
Pepita 415
Periander . . . 406
Perlen 435
— die heiligen 419
Perückenkrieg . . 170
Petermännchen . . 281
Petrarca . . 229. 406
Pfarrerin, die Frau 525
Pfarrhäuſer . . . 531
Pfefferkörner . . 452
Pfefferröſel . . . 502
Pfingſtfeſt . . . 90
— montag . . 517
Phantaſie, die gefeſſelte 509
Phantaſien im Bremer Rathskeller . 499
Phantaſieſtücke . . 360
Phantaſus . . . 302
— , der kleine 384
Phaeton . . 414. 417
Philiſter 347
Philotas 54
Pietro von Abano . 305
Pilatus 111
Pizarro . . 137. 429
Pokal 305
Polen 434
Politiker 391
Polizeigeſchichten . 459
Polvides 74
Polykrates . . . 418
Polyrene . 69. 318. 540
Ponce de Leon . . 348
Poſten, d. vierjährige 323
Prags Gründung . 348
Preziosa 386
Prinz und Bäurin 425
— , d. bezauberte 386
— von Syrakus 407
— , d. verwünſchte 136
Prinzenſchule . . 464
Probenächte . . . 140
Profeſſor . . . 517
Proletarier . . . 460
Prolog zum großen Magen . . . 336
Prometheus 69. 72. 241
Propheten. Geſchichte des großen . . 161

	Seite
Proteus . .	144. 481
Pfalter und Harfe	534
Pugatſchef .	429. 431
Puls	189
Pupille	26
Pygmalion . . .	5. 74
— , der neue	417
Quälgeiſter . .	60. 501
Quarantaine im Irrenhauſe . . .	469
Quickborn . . .	518
Quintin Meſſis .	229
Quintus Fixlein .	264
— Heimeran	114
Räuber	249
Räuberromane . .	288
Räuſchchen . . .	122
Randzeichnungen .	500
Raphael	229
— de Aquilas	196
Raphaele . . .	425
Raritäten . . .	160
Raſereien der Liebe	137
Rathenau . . .	190
Raupen	454
Recht der Liebe . .	506
Rechte, der . . .	447
Refugié	320
Rehbock	130
Regulus	318
Reineke Fuchs . .	513
Repräſentantenwahl	517
Reiſe nach Braunſchweig .	158
— nach Fritzlar	159
— nach Schilda	161
Reiſebilder . . .	465
Reiſen, empfindſame	28
— a. d. Fremde	228
— des letzten Menſchen	396
— ein. Negerin	290
— vor d. Sündfluth . .	199
— d. Diakonpol	163
Reiſenden, die . .	308
Reiſer	34
Reiſeſchatten . .	372
Revolution . . .	444
Revolution in Schepenſtedt . . .	29
Rhinozeros . . .	336
Richard . . .	90. 540
— Savage .	431
Riedmar	330
Rinaldo	287
Rindvigius . . .	48
Ringulf	21
Ritter und Bauer .	530
— vom Geiſte .	467
— der letzte .	454
— — von Marienburg .	357
— von Rhodus	491
— , der treue .	538
— Wahn . .	390
Robert, der braune	203
— v. Hoheneck	189
— d. Teufel	426. 540
Robespierre . . .	459
Robinſon . . .	119
Rochus Pumpernickel	507
Rockenſtube . . .	528
Rococo	468
Roderich	463
Römer	189
Röschen	139
Roland in Berlin .	440
Rom	73
Roman in Berlin .	446
Romancero . . .	416
Romanzen . . .	402
Romanzero . . .	466
Roſamunde . . .	322
Roſaura	229
Roſe, die bezauberte	382
Roſen, wilde . .	512
Roſenmärchen . .	399
— ſohn . . .	413
Rothkäppchen . .	300
Rubens	229
Rubin . . 136	433
Rudolf v. Habsburg	132. 190 283. 419. 436
— v. Werdenberg	113
Runenburg . . .	303
Saalnixe . . .	288
Sämunds Führungen	535
Sängerliebe . . .	329
Säugling . . .	177
Sagen der Vorzeit	278
St. Julien . . .	113
Salome . . .	13. 401
Saly's Revolutionstage	51
Sampiero . . .	432
Sanden	538
Sandmann . . .	361
Sannazar . . .	538
Sappho	118. 379. 418
Sara Sampſon .	54
Sardellen . . .	496
Satyros	238
Saul	428
Savonarola .	429. 476
Scenen aus dem Geiſterreiche . . .	38
Schafſchur . . .	182
Schafskopf . . .	159
Schah, der . . .	317
— Gabi . .	137
Schauſpielerin . .	468
Schatz . . .	53. 395
Schatzkäſtlein . .	514
Schelle	426
Scherz, Liebe . .	237
Schickialeſtrumpf .	511
Schiewelbein . .	134
Schifferſagen . .	393
Schildſagen . . .	414
Schiff	423
Schindeldach . .	520
Schlemihl . . .	370
Schloß Avalon . .	490
— und Fabrik	459
— Goczyn . .	440
— am Meere .	415
Schlueterius . . .	153
Schmelzle . . .	271
Schmidtjakob . .	528
Schmuck	435
Schneewittchen . .	400
Schnok	500
Schön Irla . . .	480
Schöne, die . .	193
Schöpfung . . .	426
Schooßhund . . .	26
Schroffenſtein . .	350
Schulerliebe . . .	415
Schuſſeln, ſechs .	97
Schuld	370

	Seite
Schuldbauer . . .	524
Schule der Frommen	407
— des Lebens .	426
Schulmeiſterwahl .	517
Schutt	454
Schutzgeiſt . . .	308
Schwänke . . .	138
Schwärmerei d. Liebe	116
Schwaning . . .	477
Schwarzen, die .	454
Schwarzenberg . .	382
Schweizerlieder . .	516
Schweizerfamilie .	511
Schwert und Hand	428
Schwertberger . .	429
Schweſtern von Prag	507
Schwiegermutter .	96
Schwur der Liebe .	195
Scipio Ricala . .	472
Scudery	366
Sebaldus Nothanker	151
Sebaſtian . . .	522
See- u. Waldmärchen	398
Seherin	474
Selbſtbeherrſchung .	94
Semiramis . . .	426
Sempach, Schlacht bei	249
Serapionsbruder .	383
Shakeſpeare . . .	229
Siama	118
Sibylle	448
— von Tibur	547
Sickingen 137. 477.	534
Sidonie	434
— von Bork .	442
Siegfried v. Lindenberg	26
Sieglinde . . .	544
Siegwart . . .	107
Sifrits Tod . . .	388
Sigurds Brautfahrt	463
Sineds Lieder . .	21
Sintram	325
Skalde	20
Skizzen	111
Sklavenleben, europ.	449
Söhne des Thals .	373
— und Töchter der Zeit . . .	474
Sohir	196
Sohn, der dankbare	99
— , der verlorne	525
Sohn der Wildniß	431
— der Zeit 453.	456
Sokrates Tod . .	334
Soldaten, die . .	187
— büchlein .	390
— lieder . .	456
Soll und Haben .	449
Sommer	492
Sommerreiſe . .	317
Sonette, geharniſchte	337
Sonnenjungfrau .	126
Sonnenwirth . .	442
Sophie Berg . .	108
Sophiens Reiſen .	24
Spanier in Peru .	127
Spaniſches . . .	546
Spartacus . . .	112
Spaziergänge . .	11
Spaziergang eines Wiener Poeten .	454
Spiegel des Hofes	411
Spiel des Schickſals	255
Spieler	95
— , die falſchen	194
— glück . . .	366
Spinoza . . 470.	482
Spitzbart . . .	29
Spork	422
Staberl	507
Stahremberg . .	22
Stapelia	497
Stark, Lorenz . .	98
Stecknadeln . . .	130
Stella	120
Stern von Sevilla	388
Sterne, die . . .	536
Sternbald . . .	298
v. Sternheim . .	25
Stimmen, freie .	337
Storchbeker . . .	190
Strafe nach d. Tode	336
Straußfedern . .	50
Straußiade . . .	477
Streligen . . .	189
Strich durch die Rechnung	124
Struenſee . 428.	431
Stubbenkammer .	89
Studien	441
— , humoriſt .	500
Sturm und Drang	194
Sturmlieder . . .	481
Stutzperücke . . .	48
Sündfluth . . 5.	420
Suſanne	394
Suschens Hochzeit	51
Sylveſternacht . .	381
— traum . .	524
Sympathie d. Seelen	319
Tag von St. Jacob	421
— auf dem Lande	90
Tagebuch eines armen Fräulein .	531
Taglöhner, d. adelige	185
Tantalus . . .	417
Tanto	434
Taſchenbücher . .	385
Taſſo	211
Taſſo's Tod . . .	229
Tataris	419
Tatarenſchlacht . .	201
Taugenichts . . .	355
Telephos	418
Tell, W. . 249.	252
Templer auf Cypern	373
Teufel in Berlin .	513
— auf Reiſen .	160
Teufelsmühle . .	507
Teutomal . . .	20
Thasnilde . . .	20
Thal von Roncevai	406
Thamos	122
Thatſile	525
That, die . . .	380
Theaterdirektor . .	363
Thekla	545
— von Thurn	282
— , d. Wienerin	192
Themiſto	428
Themiſtokles 73. 164.	429
Theobald	540
— , der Schwärmer . .	37
Theodor	36
Thereſe Krones . .	511
Theſeus . 73. 177.	191
Theudelinde . . .	283
Thiedolf	328
Thomas Kellerwurm	138
Triumph der Empfindſamkeit . .	238

	Seite
Triumph der guten Frauen	61
Timoleon . 73. 177.	426
Timon	137
Tiroler Wastl	507
Tischlermeister	307
Titan	265
Titus	99
Töchter edler Herkunft, für	24
Tochter der Natur	114
— , d. natürliche	212
Tod des Dichters	307
Todtenbraut	358
— kränze	388
Ton unsrer Zeit	125
Toni . . . 323.	353
Toppée	26
Toussaint	445
Trauerspiel in Sicilien	433
— in Tirol	407
Traum ein Leben	379
Traumfahrt	398
Treibjagd	440
Treue, deutsche	423
— um Treue	412
Trösteinsamkeit	340
Trompeter von Säkkingen	399
Trostlieder	462
Tulifäntchen	410
Tunisias	419
Turturell	389
Tutti Frutti	499
Tutu	393

Uebels, Ursprung des	3
Ueberall und Nirgends	281
Ugolino	20
Uli, der Knecht	523
Ulrich	447
Undine	330
Ungeheuer, d. graue	160
Unter der Erde	458
Unterröckchen	139
Urania . . . 79.	104
Urtheil, das milde	431
Usong	3

Van Dyk	229
Valentine	507
Vemgericht	423
Verbrechen aus Ehrsucht	92
Verbrecher aus verlorner Ehre	255
Verfolgte, der	229
Vergnügen, irdisches, in Gott	8
Verkehr, unser	503
Verkleidung	407
Verlobung	90
Verlobungsring	502
Veronica	547
Verschollenen	406
Verschwender	509
Versöhnung	122
Verstand u. Leichtsinn	124
Vertrauten	378
Verworfenen	473
Vetter aus Bremen	323
— aus Lissabon	59
Vicekanzler	97
Victor	481
Victoria	348
Victorine	435
Viel Lermen um Nichts	355
Vierzehnender	380
Vigilien	479
Virey	445
Virginia	137
Vittoria Accorombona	309
Vögel	71
Vogel, der goldene	361
Vogelhändler	438
— scheuche	307
Volkslieder . 313.	493
— märchen 282. 313. 317.	384
— romane	521
Voltaire, der kleine	28
Vormund	94

Wachtelpeter	204
Wahl und Führung	537
Wahls große Nase	494
Wahlverwandtschaften	121
Walddrossel	520
Waldeinsamkeit	308
Waldemar, d. falsche	440
— Graf	507
Waldenser	455
Waldfräulein	389
v. Waldheim	27
Waldmeisters Brautfahrt	421
Walladmor	440
Wallenstein	251
Waller	167
Wallina	105
Wally	467
Walseth und Leith	443
Walther von Montbarry	282
Wanda	375
Wanderungen durch den Markt des Lebens	105
Wanderungen durch den Thierkreis	468
Wandsbecker Bote	43
Warbek	253
Wassermensch	307
Waterloo	441
Weh dem, der lügt	380
Wehmüller	347
Weib, das leidende	186
— des Urias	453
Weiber nach d. Mode	125
Weihe der Kraft	374
— der Unkraft	375
Weihnachtsabend	308
— fest	478
— freund	532
Weinlese	318
Weisheit des Bramanen	487
Weiß und Schwarz	144
Weiße Sklaven	460
Weißdornblüthe	529
Wellenschläge	492
Welt, verkehrte	298
— und Zeit	452
Weltpriester	479
— ton	193
Wendelin	428
Wendung	124
Werdomar	416
Werther	106
Whistpartie	501
Wiener Bären	511
Wilham	34

	Seite
Wilde, der	163
Wilhelmine	125
William Lovell	295
Willibald	227
Winde	462
Windbruch	45
Winkelried	420
Winter	492
Wintergarten	343
— märchen	466
Wiprecht v. Groitſch	283
Witt, Tob.	98
Wittelsbacher	476
Wlaſta	420
Wochenſtube, politiſche	458
Woldemar	109. 345
Wolfenbüttel, Prinzeſſin von	441
Wolfenſchieß	423
Wolfgang von Teufelſtein	285
Wollmer	243
Woodwill	57
Wullenweber	431
Wunderblume	384
Wunderhorn	312
Wunderſüchtigen	307
Wurmſamen	14
Xenien	71. 236
Yngard	377
Yulle	6
Zamira	32
Zamor	163. 244
Zamori	118
Zauberflöte	155
— harfe	57
Zauberring	327
— ſchloß	157
Zeitgedichte	462
— geiſt	427
— geiſt und Berner Geiſt	524
— ſchwingen	138
Zeitungsbraut	507
Zerbin	188
Zerbino	301
Zilla	6
Zizka	442. 453
Zorn und Schwert	431
Zriny	322
Zu ebener Erde	510
Zweiflerin	379
Zweikampf	353
Zwillinge	194. 242
Zwillingsſchweſtern	283
Zwingli	462. 534

II.

Dichter.

	Seite
Abbt	150
Adrian	434
Ahlfeld	530
Albrecht	108. 140
Alexander, Graf von Württemberg	460
Alexis, W.	440
Alt	500
Althing	139
Ambühl	249
André	61
Angely	502
Angelſtern	538
Arel	74. 358. 420
d'Arien	190
Arndt	315
v. Arnim	339
Arnold	517
v. Artner	380
Auerbach	483. 525
Auersperg, Graf	454
v. Auffenberg	428
Auguſt, Herzog von Gotha	74
v. Babo	189
Bacherl	432
v. Baczko	290
Bäuerle	219. 508
Baggeſen	86
Bahrdt	161
Bandlin	462
Bauernfeld	502
Baumann	511
Bechſtein	221. 390. 442. 534
Beck, Fr.	27. 418. 536
—, Heinr	59. 501
—, Karl	453
Becker	385
Beer	428
Beil	196
Belani	440
Benedix	506
v. Benkowitz	218. 290
Benzel-Sternau, Graf	143
Bereslas	498
Bernhard	446
Bernhardi	309
Bettina	349
Betty Paoli	416
Beuvius	61
Biernazki	445
Birch-Pfeiffer	229. 502
v. Biſſing	435
Biſtorius	167
Bitter	525
Bizius	523
Blankenſee	420
Blum, K.	503
—, J. Ch.	11
Blumauer	167
Blumenhagen	385
Boas	415
Bock	61
Bodenſtedt	419
Bodmer	4
Börne	452
Böttger	421. 433
v. Boguslawski	535
Bohn	8. 9
Boie	80

Jahre.	Bundesstaaten. Tonnen	Hansestädte. Tonnen	Preußen. Tonnen	
1827	—	12,127,273	2,024,612	Girondeweine.
„	1,340,338	1,860,327	735,510	andere Weine.
„	462,616	125,704	175,028	Weine in Flaschen.
1828	—	13,516,101	2,944,900	Girondeweine.
„	917,284	3,930,616	1,482,594	andere Weine.
„	451,870	97,778	175,819	Weine in Flaschen.
1829	—	10,401,887	3,046,216	Girondeweine.
„	1,030,483	2,245,214	893,801	andere Weine.
„	346,156	106,031	169,486	Weine in Flaschen.
1830	—	8,435,284	2,496,415	Girondeweine.
„	694,364	4,377,856	1,408,939	andere Weine.
„	371,213	118,160	303,137	Weine in Flaschen.
1831	—	7,035,402	2,523,224	Girondeweine.
„	899,844	3,895,463	1,241,153	andere Weine.
„	263,936	110,318	105,295	Weine in Flaschen.
1832	—	16,457,689	6,933,948	Girondeweine.
„	979,894	4,343,154	2,338,823	andere Weine.
„	389,194	108,212	334,167	Weine in Flaschen.
1833	—	23,806,275	3,383,888	Girondeweine.
„	1,230,474	4,636,395	2,024,261	andere Weine.
„	486,967	123,984	235,181	Weine in Flaschen.
1834	—	14,528,429	3,040,903	Girondeweine.
„	782,574	4,846,465	1,745,843	andere Weine.
„	316,034	133,174	497,730	Weine in Flaschen.
1835	—	9,188,191	4,108,995	Girondeweine.
„	425,192	3,297,840	1,318,439	andere Weine.
„	307,119	221,312	318,230	Weine in Flaschen.
1836	—	7,438,936	2,901,799	Girondeweine.
„	2,182,409	2,873,348	920,728	andere Weine.
„	288,948	332,494	703,552	Weine in Flaschen.

Von den Girondeweinen in Flaschen, welche meistens nach Amerika und England gehen, haben die Hanseſtädte in letztem Jahre nur 56,754 Ltr. und Preußen 66,842 Ltr. genommen. Oesterreich nimmt an dieser großen Weinconsumtion wenig Antheil. Im J. 1836 hat es an Girondeweinen in Tonnen 35,255 Ltr. bekommen; dies war das höchste im ganzen Dezennium. In Flaschen nahm es 25,320 Ltr. desselben Weines. Von den andern Weinen in Tonnen nur 79,019 Ltr. und in Flaschen 39,857. Auffallend ist der große Unterschied in der Weinconsumtion zwischen den Hanseſtädten und den Bundesstaaten, und man könnte erstere eines übergroßen Hanges nach fremden Weinen beschuldigen, wenn

	Seite
v. Bonin	97
v. Bonſtetten	78
v. Born	166
Bornemann	517
Bouterwek	73. 239
Brachmann	490
Brandes	95
Braun	417
— von Braunthal	221
Brauns	498
Brame	58
Breitinger	7
Brentano, Cl.	346
—, Sophie	116
Bretſchneider	538
v. Bretſchneider	167
Bretzner	122
v. Brinkmann	105
Brockes	8
Bronikowski	443
Bruckbräu	440
Brühl, Graf	60
Brummer	229
Brun	78
Brunner	484. 546
Brunold	371. 398
Bube	402
Büchner	455
Bührlen	496
v. Bülow	391
Bürde	61
Bürger	48. 178
Bürk	388
Büſſel	229
Burchard	132
v. Buri	99. 105
Caſpar	190
Caſparſon	20
Caſtelli	511. 518
v. Chamiſſo	218. 370
v. Chezy	434
Chiléty	222
Chriſt	419
Claudius	43
Clauren	141
Clement	518
Clodius, Ch. A.	57
—, H. A.	417
Collin, H. von	319
Collin, M. von	320
Corrodi	517
Conſcience	529
Conteſſa	382
Cotta	74. 190
Coſtenoble	501
Cramer, J. A.	19
—, K. G.	136. 202 276. 285
Crantz	161
Cramer	249
Creizenach	453
Cremeri	190
Cruſius	90
Cuno	9
Curtius	11
v. Dalberg	180
Dannenberg	11
Deinhardſtein	230
Demme	118
v. Deppen	489
v. Derſchau	18
Des Bordes	546
Destouches	190
Detmold	500
De Wette	537
Dingelſtedt	458
Döring	434. 518
Dorn	516
Dreis	21
Dronke	459
v. Droſte-Hülshoff	548
v. Düringsfeld	449
Duller	483
Duſch	25
Dyk	193
v. Dyhrn	429
Ebert	420
v. Echt	9
Eckermann	489
Eginhardt	491
Ehrhardt	284
v. Eichendorff	354
Eichholz	480
Eichin	516
Engel	96
Ernſt	434. 530
Falk	241
Fechner	497
Feldmann	511
Feßler	164
v. Feuchterslehen	489
Firmenich	518
Fiſcher	139. 469
v. Flügi	402
Förſter, F.	402
—, K.	364
Fogler	491
Follenius	337
Fouque, F. von	324
—, Carol. von	434
Franki	420
Franz	398
Freiligrath	457
Freitag	449. 507
Friedrich, F.	531
—, H.	496
Fröhlich	462
Frohberg	435
Fülleborn	241
Furchau	89. 336
v. Gaal	402
Gärtner	223
Gardthauſen	500
Garve	534
v. Gaudy	414
v. Gebler	122
Gehr	418
Geib	402
Geibel	463
v. Gemmingen	19. 91
Genee	406
Georg v. Waldburg-Zeil	543
Gerhard	485
Gerlach	443
Gerle	219. 384
v. Gersdorf	435
Gerſtäcker	445
v. Gerſtenberg	29
Giſebrecht	315. 387
Glasbrenner	513
Glaubrecht	531
Gleich	434
Gleim	99
v. Göchhauſen	161
Görres	312. 451
—, Guido	542
v. Göthe	69. 85. 106. 120 184. 208. 234

	Seite
v. Göthe, jun.	397
Göttinger Hainbund	79
Goldſchmidt	518
Golz, von der	139
—, Aug.	520
Gottſchalk	459
Grabbe	220. 503
Gregorovius	416
Gripenkerl	455
Gries	416
Grillparzer	379
Grob	1
Groſchvetter	417
Groſſe	243
Großmann	97
Groth	518
Grübel	517
Grün	454
Grutzpe	462
v. Günderode	349
Gutzkow	430
Hackländer	449
Häfflinger	516
Hafner	507. 511
Hagemann	190
Hagemeiſter	190
Hagen	440
Hagen	51
Hagenbach	516
Hahn, F.	20
—, L. P.	189
Hahn-Hahn	446
v. Halem	241. 535
Haliſch	230
v. Haller	2
Halm	430. 507
Hamann	42
v. Hammer	243
Hanke	435
Harro Harring	221. 443. 454
Hartmann, A.	525
—, M.	420. 453
Hauff	499
Haug	494
v. Haupt	434
Hebbel	432. 500
Hebel	514
v. Heeringen	441
Heidelberg	417
Heinel	90
Heinemann	459
Heinſe, W.	224
—, G. H.	283
Heinzen	456
Heiter	502
Hell	384
Heller	445
v. Hellwig	434
Hempel	494
Henne	336
Henſler	507
Herder	71. 231
Herklot	74
Herloßſohn	443
Hermann	389
v. Hermannsthal	491
Hermes	24
Herwegh	456
Heſekiel	536
Heſſemann	420
v. Heß	8
Heyden, von der	336. 429
Heyſe	545
v. Hippel	39
Hirſchfeld	11
Hirtz	489
Hirzel	52
Hocker	422
Hoefer	531
Hölderlin	256
Hölty	100
Hoffmann, H.	463
—, J. D.	221
—, Th. Ad.	359
— v. Hallers-leben	455
v. Hohenhauſen	434
Hohlfeld	385
v. Holbein	386. 501
Holtei	220. 229. 386. 510
Holzapfel	90
v. Horn	528
Horn, F.	230
—, R.	480
v. Houwald	391
Huber, J. L.	132
—, F. L.	283
—, Th.	435
Hubemann	19
Jacobi, F. H.	109
Jacobs	116
Jahn	464
Jaffoir	452
Jean Paul	258
Jemand	483
Jeniſch	21
Iffland	91
Immermann	405
v. Imhof	71
Jünger	124
Jung	518
Käſtner	45
Kaiſer	511
v. Kalchberg	190
Kaliſch	453
Kanne	535
Kannegießer	419
Kartſch	519
Kayſer	190
Keller	492
Keltzen	105
Kerner, J.	371
—, Th.	492
v. Kendell	391
Kind	228. 384
Kindleben	153
Kinkel	456
Kirſch	90
Kirſten	122
Klauſen	418
v. Klein	57
Klein, J. G.	459
—, P.	493
v. Kleiſt, E.	10
—, F.	116
—, H.	350
Klemm	336
Klingemann	219. 423. 483
Klinger	194
Klinkicht	129
Klopſtock	11
Knapp	534
v. Knigge	156
v. Kobbe	434
v. Kobell	519
Koch	499
Köhler	483
König	455
Körner	320

	Seite
Köſter	430
Koller	230
Kopiſch	414
Kortüm	48
Koſegarten	88. 116
v. Kotzebue	125. 284
Kraſe	401
Krattner	97
Kretſchmann	21. 97
Krug v. Nidda	402. 419
Krummacher	334
Kruſe	371
Kuenlin	401
Küttner	29
Kuffner	388. 396
Kuhn	416. 516
Kulmann, Th.	486
— , R.	492
Kunze	336
Kurländer	501
v. Kurowski-Eichen	417
Kurz	442. 532
Kyaw	494
Längenfeld	190
Lafontaine	112
v. Lang	496
Langbein	138
Lange, H.	7
— , C. G.	62
Lappe	69. 336
Laroche	25
Laube	430
Laun	358
Lavater	110
Lax	498
Lebrun	501
Leiſewitz	185
Lenau	222
Lentner	529
Lenz	186. 218
Leſſing	53. 147. 217
— , Car.	434
v. Levitſchnigg	397. 491
Lewezow	74
Lichtenberg	46
Linden	263
Linden	385
v. Lindenberg	492
Lindenhahn	420
Lingg	493
Löben, Graf	381
Löher	422
Löwe	491
Lohmann	434
Lorenz	434
Loſſius	119
Ludwig, König	488
— , Otto	381
Lynar, Fürſt v.	491
Mädler	488
Mahlmann	386
Maier	278
Malß	511
v. Maltitz	381. 462
Marcard	530
Markgraf	513
Marlow	222
Maſſalier	67
Matthiſſon	75
Matzerath	480
Mautner	453
Mayer	491
Meinhold	336. 442. 538
Meißner, A. G.	111
— , Ad.	453
Melos	536
Mendelsſohn	481
Merk	172
Meſſenhauſer	455
v. Meyer	534
Meyer, A.	518
Meyer-Merian	464. 525
v. Meyern	154
Michelis	543
Miller	101. 106
v. Miltitz	490
Minnich	516
Miſes	497
Mnioch	105
Möller	185
Mörike	394
Mörtl	380
Möſer	245
Morayn	492
Morel	543
Moritz	34
Moſen	390. 428. 454. 483
v. Moſer	246
Moſer	513
Müchler	585
Mügge	455
Mühlbach	446
Müller, J. W.	387
— , Joſ.	518
— , Maler	180
— , Wilh.	454. 487
— , Wolfg.	489
— , Friedberg	249
— von Ihehoe	26
Müllner	378
v. Münchhauſen	319
Muſäus	49
Mathuſius	489
— , Marie	531
Naubert	281
Naumann	10
v. Neſſelrode	185. 244
Neſtroy	510
Neubeck	11
Neuffer	90
Nicolai	149
Niedmann	443
Nienſtädt	428
Nodnagel	402
v. Nordeck	417
Norden	443
v. Nordſtern	384. 388
v. Normann	430
Novalis	292
Nurnberger	223
Oehlenſchläger	229. 334
Oelckers	460
v. Oertel	89
Oertel	528
Oettinger	512
Otte	401
Otto	459
Overbeck	105
v. Paalzow	435
Paalzow	163
v. Palthen	10
Pangkofer	520
Pape	400. 536
v. Pechlin	489
Penſerofo	434
Peſtalozzi	173
Peters	491
Pfeffel	248
Pfeiffer	492

Pfeil 57
Pfizer . . . 221. 401
Pfranger 149
Pichler, Ger. . . 436
— , Ad. . . 492
Piringer 546
Platen, Graf . . 410
v. Plönnies . . . 402
Pocci, Graf . . 542
Prägel 498
Pröhle 531
Prölß 506
Pruß 458
Pückler, Fürſt . . 499
v. Putlitz . . . 520
Pyrker 419

v. Querfurth . . 418

Rambach . . 77. 143
v. Ramdohr . 78. 190
Ramler 65
Rank 529
Rapp 506
Raſpe 175
Ratſchky 171
Raupach 459
Raymund . . . 508
v. Redmann . . 161
v. Redwitz . . . 544
Reich 532
Reichel 9
Rembold . . 402. 522
Reinhard, Fr. . . 223
— , W. . . 496
Reitberd 492
Reitſtek 440
v. Richthofen . . 434
Riedel 166
v. Riesbeck . . . 491
Ring 47
Ringseis 547
Rochlitz . . . 242
Röſſig 11
Rogge . . 429. 492
Rollet 457
Romanus . . . 58
Roquette 421
Rückert . 337. 428. 486
Ruge 458
v. Rumohr . . . 413
Runge 353

Sagar 109
St. Paul . . . 536
v. Salis 101
Salzmann . . . 172
Sander 48
Saphir 512
Satori 446
Sattler 61
Schad 108
v. Schaden . . . 135
Schall 501
Schaller 170
Scheffel 399
v. Schenk . . . 427
v. Schenkendorf . 314
Scherenberg . . . 422
Scherr 481
Schick 337
Schier 229
Schikaneder . . . 155
Schiller . 72. 236. 249
Schilling . . . 135
Schimmer . . . 493
Schink . . 190. 218
Schirges . . 492. 531
Schirmer . . . 492
Schlegel, A. W. 73. 238
— , Fr. . . 310
— , J. A. . 19
Schleifer 319
Schlenkert . . . 283
Schlieyhake . . . 429
Schmid, Ch. . . 522
Schmidt, C. A. . 29
— , H. . . 445
— , J. F. . 161
— , W. A. . 88
— von Lübeck 488
Schmiedigen . . 115
Schneider . . 165
— , A. . . 616
Schnezler . . . 402
Schnitter . . 418. 420
Schöll . . 418. 420
Schön 219
Schöne 220
Schopenhauer, A. . 397
— , J. . 434
Schramm . . . 420
Schreiber 119. 218. 385
Schröder 58
Schubart . . . 246
Schubert . . . 539
Schücking . . . 415
Schütt 417
Schutze 501
Schuler 492
Schulze, G. . . 382
— , J. A. 142. 358
Schummel . . . 28
Schwab 490
Schwarzſchild . . 397
Sealsfield . . . 445
v. Seebach . . . 443
Seeger . . 401. 456
Seidel 395
Seidl 518
Senf 105
Senff 513
Seſſa 503
Seume 317
Seybold 107. 219. 452
Siegfried . . . 118
Sievers 481
Simon 420
Simrock 402
Sinclair 402
Sintenis 153
Smets . . 229. 543
Soden, Graf 91. 137. 190. 218
Sondershauſen . . 418
v. Sonnenberg . . 23
Spieß . . 205. 280
Spindler 437
Spitta 534
Sprickmann . . . 185
v. Stägemann . . 336
Stahl 413
v. Stamford . . 105
Stamm 420
Starke 117
Steffens 443
Stegmeyer . . . 507
Stehling 536
Steinsberg . . . 160
Stelzhammer . . 513
v. Stengel . . . 446
Stephanie . . . 80
v. Sternberg . . 391
Stifter 441
Stieglitz 419

	Seite
Stilling	35
Stolle . . 441.	481
Storm	493
Stöber, A. . . .	402
— , L. . . .	528
— , U. . . .	402
Stolberg, d. Grafen	175
Storch	439
v. Stolterfoth . .	402
Stolz	546
Strachwitz, Graf .	461
Strauß, F. . . .	535
— , W. von .	539
Streckfuß . 242.	385
Stubenrauch . .	420
Sturz	57
Succow	537
Tanner	490
Tarnow	435
Tarnowski . . .	371
Terpen	396
Theremin . 484.	536
Thienemann . . .	8
Thilo	109
Tieck	294
Tiedge	102
Timme	109
Töpfer . 52. 497.	501
Törring-Seefeld, Graf	189
Tralles	3
Trautmann . . .	481
v. Trautzſchen . .	57
Triller	9. 14
Trinius	496
Tritſchler . . .	109
Tromlitz	437
v. Tſchabuſchnigg .	397
Tſchermer . . .	11
v. Uechtritz . 427.	536
Uhland	338
Ulrich	481
Unger	27
Unzer	8. 57
Ufteri	90
Vargas	243
Van der Velde . .	436
Venturini . . .	109
Vogel	402
Vogt	492
Voß, J. H. .	63. 80
— , Jul. von	132. 219
Vulpius . .	218. 286
Wachsmann . .	445
Wackenroder . . .	294
Wackernagel . . .	462
Wagner, G. . .	226
— , L. . . .	185
— , Schulth.	517
Waiblinger . . .	414
Walcau	422
Waldmüller .	389. 529
Wall	140
Wangenheim . .	443
Wafferburg . . .	420
Weber, B. . . .	492
— , C. J. . .	495
— , Veit . .	278
Weckherlin . . .	160
Wehl	513
Weichſelbaumer	418. 513
Weidmann . . .	60
Weiſenhahn . . .	11
Weiſer	494
Weißflog	370
Weißhun	424
v. Weiſſenthurn .	501
Weitzmann . . .	494
Welker	402
Wenzel . . . 30.	491
Weyden	48
Werder	398
Werfer . . 493.	522
Werner	373
Werthes . . 106.	190
v. Weſſenberg . .	541
Wetzel	336
Wieland	236
Wieſe . . . 229.	430
Wildermuth . . .	531
Wilhelmi . . .	537
Willamow . . .	67
Willkomm . . .	460
Winkelmann . .	68
Winkopp	108
Winterling . . .	394
Wirth	545
Withof	7
Wolf	386
Wolfart . . 317.	420
Wolff	441
v. Wolzogen . .	116
v. Woltmann . .	142
— , Carol.	143
	424
Wünſch	163
Wyß	401
Zarnek	388
v. Zedlitz . . .	388
Zernitz	7
Ziegler	191
Zimmermann . .	249
Zingerle . . 402.	492
Zſchokke . 173. 286.	441

Berichtigungen und Zusätze.

Band I. S. 254 ist durch einen Zufall das Blatt nicht abgedruckt worden, welches von Heinrich Suso, genannt Amandus, handelte. Dieser zu Constanz geborene, zu Ulm gestorbene Mönch des 14. Jahrhunderts schrieb mehrere mystische Werke (herausgegeben von Diepenbrock 1829), worin er seine Liebe zum Heiland als Roman seines Lebens mit seltener Kindlichkeit, Innigkeit und süßer Gluth schildert.

S. 433 ist nachzutragen: Strickers Märe von den Gäuhühnern (herausgegeben von Pfeiffer 1859). In diesem kurzen Gedicht spricht sich der ganze Trotz der niederösterreichischen Bauern (im 13. Jahrhundert) gegen den Adel aus.

Band II. S. 92 Zeile 3 von oben lies: Raffinement. Zu S. 502 ist zu bemerken, daß Stranitzki's Reise aus Salzburg, die ich nicht bekommen konnte, wahrscheinlich dasselbe Buch ist, was noch einmal von seinem Nachfolger, dem beliebten Wiener Hanswurst Prehauser, ohne Jahrzahl edirt wurde, mit einem Anhang „Hanswurstische Träume", ganz im ähnlichen Humor. Hier träumt der Hanswurst z. B., er werde in ein Kammermärchen verwandelt und müsse einer bösen Dame dienen. Doch sind alle diese Sachen schwächer als Stranitzki's olla-patrida (nicht olla potrida), die in der Gesprächsform an des Erasmus colloquia, in der Sprache an P. Abraham a St. Clara erinnert, aber in die schlechtesten Sitten der Zeit hineinblicken läßt. Am witzigsten ist S. 208 das Gespräch zweier Mägde.

Band III. Seite 1 Zeile 11 von unten lies Freienthal. S. 6 Z. 13 von oben l. des Koluthos. S. 42 Z. 7 v. o. l. Querzüge. S. 114 Z. 15 v. o. l. Wenzel Falk. S. 140 Z. 9. v. u. l. Buhlerinnen. S. 142 Z. 15 v. u. l. parvenu. S. 173 Z. 2 v. u. l. Kunz statt Kurt. S. 174 die Kapitelzahl 2 st. 3. S. 190 Z. 10 v. o. l. Rathenau. S. 241 Z. 17 v. u. l. Amphitruo. S. 243 Z. 17 v. u. l. Ständchen. S. 258 Z. 18 v. o. l. grellen Contrasten S. 343 Z. 11 v. u. l. 16 st. 15. S. 372 die Kapitelzahl 6 st. 3. S. 385 Z. 5 v. o. l. Sachen st. Sagen. S. 388 Z. 2 v. u. l. Krone st. Kram. S. 440 Z. 3 v. o. l. seine Romane. S. 458 Z. 10 v. u. l. Wochenstube. S. 472 Z. 13 v. u. l. von der Heyden.

50-3452,3.

Wolfgang Menzel's

Vertheidigungsrede

gegen

die Familie Zschokke.

Gehalten am 22. Februar 1859 vor dem K. Criminalamt in Stuttgart.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

Druck von J. Krauger in Stuttgart.

Vorrede an die Todten.

Euch tapfern deutschen Landsleuten, die ihr in den glorreichen Jahren 1813—1815 auf den Schlachtfeldern gefallen seyd, um jener heillosen Fremdherrschaft ein Ende zu machen, welche unser ungetreuer Landsmann Heinrich Zschokke beschönigt und gepriesen hat, euch und den Familien, welche in jenen großen Kämpfen gegen Napoleon all ihr Hab und Gut verloren, euch widme ich diese Flugschrift und wünschte, daß ihr die Worte hörtet, die ich im Jahr 1859 gesprochen habe, denn ihr würdet sie am besten verstehen.

man nicht wüßte, daß ein groſser Theil der Einfuhr weiter geht und zum Theile nach eben den Bundesstaaten.

Von französischen Liqueurweinen nimmt Deutschland wenig; aber dagegen bekommt es eine ziemlich bedeutende Quantität von den ausgeführten 26 Mill. Litr. Branntwein, welche Frankreich jährlich über 16 Mill. Fr. einbringen. In diesem Fache zeigt sich auch Oesterreich als starker Liebhaber, wiewohl ein weit geringerer als England, die nordamerikanischen Freistaaten, die Schweiz, Sardinien und Spanien. Hier folgt die Versendung des französischen Branntweins nach den Hansestädten und Oesterreich in den zehn Jahren.

Jahr.	Hansestädte. Litres.	Oesterreich. Litres.
1827	678,837	436,006
1828	2,033,338	1,263,028
1829	2,105,948	338,391
1830	391,186	202,033
1831	167,949	26,538
1832	491,285	31,602
1833	363,384	289,631
1834	286,613	275,958
1835	600,912	306,211
1836	511,219	379,782

Die starke Verminderung, die man im J. 1831 und bei Oesterreich auch noch im folgenden Jahre bemerkt, kam wahrscheinlich von der Angst vor der Cholera her. In beiden Ländern scheint man sich aber bald wieder beruhigt zu haben und zum beliebten Franzbranntwein zurückgekehrt zu seyn. Die deutschen Bundesstaaten müssen auſserordentlich nüchtern leben in Vergleich mit den Hanseaten und Oesterreichern. Sie haben im J. 1836 nicht mehr als 18,370 Ltr. direkt aus Frankreich bezogen; was sie aber sonst woher sich verschafft haben, bleibt natürlich unbekannt, wofern nicht etwa die preuſsische Mauth es weiß.

Französische Fayence geht meistens nach Amerika, Sardinien, Schweiz, Algier und den französischen Kolonien, und auch vom französischen Porcellan (beinahe 10 Mill. Fr. an Werth) sind die nordamerikanischen Freistaaten die stärksten Abnehmer. Nach diesem kommt Deutschland. Es hat seit zehn Jahren folgende Quantitäten aus Frankreich gezogen.

Vertheidigungsrede.

Ich bin angeklagt wegen eines Artikels in meinem Literaturblatt, worin ich zwei längstverstorbene Männer angegriffen habe. Mein Angriff bezieht sich auf Handlungen, welche dieselben in den Jahren 1806 und 1807, also vor mehr als 50 Jahren begangen haben. Nach einer so langen Zeit hätte man glauben sollen, jene Handlungen wären der Geschichte verfallen und man dürfe über sie öffentlich urtheilen, ohne sich einem Preßprozesse auszusetzen.

Ich bemerke, daß dies der erste Preßprozeß ist, in welchem ich angeklagt werde. Seit 30—40 Jahren verwalte ich als Geschichtschreiber und Kritiker ein strenges Richteramt und war oft genöthigt, gegen historische Personen oder Bücher sittliche Verdammungsurtheile auszusprechen. Dennoch hat man mich bisher nie deshalb angeklagt. Das spricht doch einigermaßen für die Gewissenhaftigkeit, mit der ich zu urtheilen pflege. Ich weise im vorliegenden Falle die Anklage, als hätte ich verleumdet, entschieden zurück.

Ich trete den Beweis der Wahrheit an, indem ich die geschichtlichen Thatsachen in's Klare setze, auf welchen meine wohlbegründete Meinung von Heinrich Zschokke's politischer Wirksamkeit beruht. Da ich aber mit ihm zugleich Johannes von Müller genannt habe, muß ich auch in meiner Vertheidigung vorerst beide zusammenfassen.

Johannes von Müller war ein berühmter Geschichtschreiber. Sein Charakter war weniger zu loben. Er stand im Jahr 1806 in preußischen Diensten, war ein hochgestellter Akademiker in Berlin und ein Günstling des Hofes. Er gehörte damals der russischen Partei an, welche den König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., zum Kriege gegen Napoleon drängte. Er gab im Sommer 1806 eine Flugschrift unter dem Titel „Die Posaune des heiligen Krieges“ heraus, worin er Preußen bei der Ehre faßte und ihm die Ehre absprach, wenn es nicht das Schwert ziehe. Das Schwert wurde gezogen und zerbrach. Die Preußen wurden bei Jena geschlagen und der König mußte flüchten. Kaum aber war Napoleon in Berlin eingezogen, als Johannes von Müller in seine Dienste trat und nach Paris ging, von wo ihn Napoleon wieder nach Deutschland schickte, um bei seinem Bruder Jerome in dem neu errichteten Königreich Westphalen Minister zu werden. Als solcher hielt er im Jahr 1808 in Kassel eine berüchtigte Rede, worin er dem deutschen Volke die Fremdherrschaft anpries: „Das Eigene haben die Deutschen, daß sie nichts aus sich selbst zu machen wissen und der Anstoß zu allem Großen von außen kommen muß. Jetzt kommt er von Napoleon, er, dem Gott die Welt in seine Hand gegeben. Nach 800 Jahren der Ungebundenheit gab er Deutschland Festigkeit. Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen sich dir u. s. w.“ Diese Rede ist abgedruckt in der Allgemeinen Zeitung und im Morgenblatt vom Jahr 1808, desgleichen in des Freiherrn von Strombeck Denkwürdigkeiten, wo noch mehr über Müller nachzulesen ist.

Ich habe dieses Benehmen J. Müllers in starken Ausdrücken getadelt. Ich bediene mich nicht gern und oft so starker Ausdrücke. Aber wo sie am Platze sind, warum nicht? Kein Ausdruck ist stark genug, um ein so ehrloses Benehmen, wie das von Johannes Müller, zu brandmarken.

Ich gehe nun auf Heinrich Zschokke über, der zu derselben

Zeit, wie Johannes von Müller, in denselben Sirenentönen sang, um Napoleons Gewaltherrschaft den Deutschen anzupreisen.

Im Jahr 1807, unmittelbar nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens, als eben Napoleon und Kaiser Alexander sich verständigt hatten, Oesterreich durch den Feldzug von 1805, Preußen durch den von 1806 niedergeworfen und Deutschland gänzlich geknechtet war, gab Heinrich Zschokke unter seinem Namen zu Gera eine Flugschrift heraus unter dem Titel: „Wird die Menschheit bei den politischen Verwandlungen unseres Welttheils gewinnen oder verlieren?“ Der Inhalt derselben ist ein unbedingtes und unbegrenztes Lob Napoleons und hat den Zweck, die Stimmung in Deutschland für ihn zu gewinnen, seine Herrschaft als einen Segen für Deutschland anzupreisen. Darin sagt er: „Diese Zeilen habe ich niedergeschrieben als einen Versuch zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die großen Weltbegebenheiten, welche sich unter unsern Augen entfalten — als einen Versuch, den furchtsamen, übel belehrten Zeitgenossen Muth und freudige Aussicht in die Zukunft zu geben.“ Unter den freudigen Aussichten eröffnet nun Zschokke den deutschen Lesern zuerst die, daß es kein deutsches Reich mehr gebe, und daß jetzt zwei andere Reiche, Frankreich und Rußland, die Sorge für uns übernommen hätten. Er sagt Seite 5 der Flugschrift:

> „Der Friede von Tilsit schied den Kontinent in zwei Staaten-Systeme, in einen occidentalischen und orientalischen Machtkreis. Jenem gehört Alles, was Europa in Kunst und Wissenschaft Herrliches besitzt, die größte Bevölkerung, die thätigste Industrie, die meiste Civilisation; diesem, dem orientalischen, gehören unermeßliche Länder ohne Cultur, Völker voller Kraft ohne Bildung, Despotismus nothwendig durch des Ganzen Barbarei.“

Zwischen diesen beiden großen Machtkreisen ist Deutschland verschwunden, d. h. vom occidentalischen verschlungen. Nun

ſollen wir Deutſche uns aber, fährt Zſchokke fort, nur freuen, denn Napoleon bringe uns den Frieden, einen ſegensreichen Frieden von ſo langer Dauer, daß ihn kein damals Lebender überleben werde. Seite 8:

> „Wir haben die Ausſicht auf einen langen, hundertjährigen Frieden — wahrlich für die Menſchheit ein unſchätzbarer Gewinn, der mit keiner Krone, keiner Provinz und keiner Wunde des Nationalſtolzes zu theuer erkauft iſt.“

Wer ſollte nicht erkennen, daß in dieſen Worten eine ungeheure, eine empörende Frivolität und ein unverzeihlicher Hohn gegen das deutſche Vaterland liegt!

Zweitens preiſt Zſchokke den großen Napoleon, als der uns Barbaren erſt Licht und Freiheit gebracht habe. Auf dem Titelkupfer ſeiner Flugſchrift erblickt man die Erdkugel, über der es Licht wird mit der Ueberſchrift: „Und Gott ſprach, es werde Licht und es ward Licht.“ Unter Gott iſt diesmal Napoleon verſtanden. Zſchokke identifizirt den Imperialismus mit dem Republikanismus und miſcht die Grundſätze beider wie ein geſchickter Taſchenſpieler durcheinander, als ſey es Napoleon um die Freiheit und das Recht zu thun geweſen. Was von anderer Seite dagegen geſagt wird, nennt Zſchokke „elende Lügen“. S. 32:

> „Es iſt merkwürdig, wie ehemals Schriftſteller und Philoſophen die franzöſiſche Revolution hoch erhoben und ihre Wirkungen prieſen, um der liberalen Grundſätze willen, die ſie verbreitete; merkwürdig, daß eben dieſe nach Zertrümmerung der republikaniſchen Formen ſchweigen, ungeachtet ein Monarch jetzt daſſelbe und mehr thut, als von der despotiſchen Eiferſucht der Wohlfahrts-Ausſchüſſe und des Direktoriums erwartet werden konnte Warum verſtummen ſie? Wenn das Gute nur gethan wird, ſoll es die Menſchheit nicht mit gleicher Dankbar-

keit empfangen, es ſey aus den Händen eines hochherzigen Monarchen oder eines hochherzigen Senats?"

und Seite 34:

„Eine Erwähnung dieſes Umſtandes verdient darum den künftigen Geſchlechtern aufbewahrt zu werden, damit ſie erkennen mögen, wie tief geſunken die Feinde des Mannes waren, daß ſie ſeine Zeitgenoſſen mit ſo elenden Märchen blenden zu können und Völker gegen ihn zu fanatiſiren hoffen mit Lügen, denen die Thatſache jedes Tages widerſprach; damit ſie erkennen mögen, daß Napoleon, keine Ausnahme vom Schickſal aller großen Männer der Vorzeit bildend, erhabener als ſein Zeitalter, von dieſem nicht begriffen worden. In einem kommenden Jahrtauſend wird von ihm geſprochen werden: Er lebte und wirkte unter halb barbariſchen Völkern, und entwöhnte ſie von der Rohheit ihrer Ideen und Uebungen, den Reſten der frühern verwilderten Jahrhunderte."

Die Bürgſchaft für den Frieden ſowohl, als für die ſonſtige Beglückung der Menſchheit und ſonderlich der deutſchen erkennt Zſchokke in der Allianee Frankreichs mit Rußland, denn er ſagt Seite 28:

„Rußlands liebenswürdiger Monarch überwand vielleicht den unüberwundenen Napoleon durch ſein perſönliches Erſcheinen und durch ſein Herz. Aber wer den erhabenen Gefühlen der Freundſchaft ein Opfer bringen kann ſolcher Art, muß er nicht ſelbſt eines erhabenen Gemüthes ſein? — Das iſt das Zeugniß des Verderbens in Europa, daß der größte Mann ſeines Zeitalters noch der Apologie bei ſeinen Zeitgenoſſen bedarf; daß ein Theil, der zu gewinnen hofft, oder zu verlieren fürchtet, den Eroberer ſeiner Macht willen vergöttert, — und daß der andere ſeine wahre Größe nicht anerkennen will, ihn verachten möchte, ihn haſſen kann. — Napoleon hat die

Palme errungen. Ob andere ihn heuchlerisch vergöttern, ob andere seine großen Eigenschaften verkennen, während sie selbst keine Eigenschaften haben, aber doch der alten Schmeichelei gewohnt sind — er bleibt in seiner Größe sich gleich, und sein Genius wirkt groß durchs Jahrhundert."

Am Schluß sagt Zschokke:

„Noch hat Napoleon sein Werk nicht vollendet; aber geschähe auch nichts mehr, die Menschheit hätte genug gewonnen. Sie hebt ihn segnend in die Reihe der Wenigen, deren kurzer, thatenreicher Lauf noch wohlthätig nach Jahrtausenden empfunden wird — der erhabensten Sterblichen, die man nennt, wenn die Namen der Könige und Eroberer verschollen und verachtet liegen — der Reformatoren der Welt. — Dieß zu sein und zu werden ist seine Bestimmung. Er will sie. Und seinen Willen hat er groß beurkundet. Das ewige Verhängniß wird über ihn und seine Thaten wachen.

Im Jahr 1809, als sich Oesterreich noch einmal in Waffen erhob, aber wieder unterlag, verfehlte Zschokke nicht, gleich wieder eine Flugschrift herauszugeben, diesmal in Aarau unter dem Titel: „der Krieg Oestreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund."

Diese Schrift ist nur ein historischer Abriß des Krieges von 1809, aber so geschrieben, wie sie nur ein Satellit Napoleons schreiben konnte. Auch hier wieder wird Napoleon als Vorkämpfer für die Ideen der Neuzeit gegen die Reaktion und noch insbesondere für die Freiheit des Meeres gegen England dargestellt. So heißt es hier S. 15 von Napoleon:

Er hatte nur schwache Heerhaufen im bezwungenen Deutschland zurückgelassen, und selbst vor Italien und den Fürsten des Rheinbundes Hülfsvölker entlehnt. — Nie hatte Napoleons des Großen Lage verzweiflungs-

voller geschienen, als Jetzt; nur er stritt furchtlos den großen Kampf um Europens neue Gestalt und um die Freiheit des Ozeans.

Oesterreich erscheint als Reich der Finsterniß und Knechtschaft, Frankreich, als das des Lichts und der Freiheit, Seite 18:

Gleichwie Frankreich durch diesen Zeitgeist mächtig geworden, der dem Staatsrecht Menschlichkeit, dem Menschen ewige Rechte, den Unterthanen Gleichheit vor Gesetzen, den Gewissen Freiheit, den Völkern Theilnahme an Gesetzgebung verlieh: so wollte Oesterreich das Alterthum aus dem Grabe rufen, und an der Spitze aller derer streiten, welchen der Kirche Hoheit, des Lehnwesens Glanz, ehrwürdige Heiligthümer geblieben.

und Seite 99:

Dies war der Ausgang eines Krieges, der mit riesenhaftern Entwürfen gegen Frankreich geführt ward, wie keiner vor ihm; und der vierte in der Zahl derer, welche fruchtlos in einem Zeitraum von siebenzehn Jahren durch den gleichen Beherrscher Oesterreichs gegen das gleiche Volk unternommen wurden. Jeder sollte das Vergangene wiederherstellen; jeder aber brachte neue Verwandlungen, weil keine menschliche Macht die Weltordnung bricht.

Alles Recht ist nach Zschokke's Darstellung auf Napoleons Seite. Von einem Recht der deutschen Nation, sich seiner Gewaltherrschaft zu erwehren, ist bei Zschokke nicht die Rede. Auch von der patriotischen Erhebung des Jahres 1809 in Norddeutschland spricht er nur mit Verachtung und nennt Seite 63 Schills Aufstand ein „frevelhaftes Beginnen“. Zschokke war ein geborner Preuße, um so gehässiger erscheint sein Hohn über den unglücklichen Schill, dessen Andenken in jedem preußischen Herzen lebt. — Bei Zschokke erscheint Napoleon überall nur als der personificirte bessere Genius der Menschheit, der neben Licht und

Freiheit nur den Frieden wollt. In dem Kriege von 1809 habe er nur Deutschlands Wohl im Auge gehabt. Seite 20 sagt Zschokke:

> Napoleon suchte durch freundliche Unterhandlung des Krieges Unheil von Deutschland abzuwenden. Er sprach zu des Erzhauses Gesandten, als fürchtete er weniger die Niederlagen, denn die Siege seines Heers. Er betheuerte, doch fruchtlos, daß er nichts begehre.

Bis zu welcher Schönthuerei es Zschokke trieb, um den Deutschen weiß zu machen, wie gut es Napoleon mit ihnen meine und wie ihn die Leiden der Deutschen, an denen er nicht schuld sei, gerührt hätten, beweist seine Erzählung von der Verbrennung der Stadt Enns in Oesterreich. Er schreibt nämlich Seite 42:

> Schaudernd ging am folgenden Tage Napoleon durch die verbrannte Stadt, wo zwischen Aschenhaufen und noch glühendem Gemäuer die verbrannten Leichname französischer und österreichischer Krieger umherlagen. Er hob wehmüthig den Blick zum Himmel und seufzte leise: O Gott!

Im Jahr 1813 gab Zschokke ein umfangreicheres Buch heraus, welches er schon im Jahre vorher geschrieben hatte, unter dem Titel: „der Krieg Napoleons gegen den Aufstand der spanischen Völker." Auch hier rühmt er wieder nur, welchen großen Segen Napoleon den Spaniern bringen würde, wenn sie nur weise genug wären, sich seiner Herrschaft gutwillig zu unterwerfen, und wirft gelegentlich verächtliche Seitenblicke auf die tapfern Tiroler, weil diese das Beispiel der Spanier nachgeahmt hatten.

Alle diese Schriften Zschokke's liegen gedruckt vor und beweisen, daß er Napoleon gedient hat, um die Stimmung des Publikums in Deutschland für denselben zu gewinnen, unbekümmert um die Ehre und das Interesse Deutschlands.

Ich muß hier daran erinnern, daß Zſchokke mitten unter den Ereigniſſen ſchrieb. Wenn lange nach Napoleons Sturz deutſche, wie franzöſiſche Geſchichtſchreiber dem großen Geiſt Napoleons haben Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo iſt das etwas Anderes und kann nicht getadelt werden. Aber daß Zſchokke als Deutſcher mitten unter den Ereigniſſen, die zu Deutſchlands ſchrecklichſtem Unglück und tiefſter Schmach führten, nur dem damaligen Unterdrücker und Tyrannen Deutſchlands ſchmeichelte und kein Wort der Klage oder des Mitleids für ſein Vaterland hatte, ſondern ſich behaglich die Hände rieb und mit der empörenden Frivolität, die ich Ihnen nachgewieſen habe, den Deutſchen das Joch Napoleons pries und anempfahl, das muß in jedem deutſchen Herzen einen edlen Unwillen erwecken.

Ich bin wegen einer Ehrenkränkung Zſchokke's angeklagt. Aber was für eine Ehre habe ich denn an ihm gekränkt? Seine Privatehre habe ich nicht angegriffen, ich habe ihn nur in dem Theil ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit angegriffen, in der er eben nicht ehrenhaft gehandelt hat. Denn ſolche Flugſchriften zu ſchreiben, in Deutſchlands ſchwerſter Unglückszeit, iſt unehrenhaft. Wer ſich ſo ſehr an der Ehre des Vaterlandes verſündigt, ſetzt ſeine eigene Ehre aufs Spiel. Soweit das Verhalten eines Mannes zu ſeiner Nation als Maßſtab für die Ehre dienen darf, hat Zſchokke ſelbſt in den von mir citirten Schriften ſeine Ehre befleckt. Ich habe nur dieſe ſchon vorhandenen Flecken gefunden, ich habe ſie nicht gemacht. Sie werden auch durch meine Verurtheilung nicht abgewaſchen werden. Es ſind geſchichtliche Thatſachen, die ſtehen bleiben werden. Zſchokke hat, als Deutſchland im tiefſten Unglücke war, dem Feinde zu bequemerer Unterjochung ſeiner Landsleute gedient. Das iſt durch ſeine eigenen Schriften bewieſen, und das wird ihm alles Waſſer, was den Rhein hinunterläuft, nicht mehr abwaſchen.

Daß Zſchokke ein Schmeichler der Gewalt geweſen iſt, wie Johannes von Müller, glaube ich ſonnenklar bewieſen zu haben.

Jahr.	Hansestädte.	Bundesstaaten.	Preußen.
	Kilogr.	Kilogr.	Kilogr.
1827	74,808	32,928	6,332
1828	36,096	70,003	7,412
1829	63,129	89,812	10,729
1830	75,088	75,227	7,357
1831	47,926	73,028	9,208
1832	74,090	93,274	11,863
1833	83,039	95,131	20,650
1834	84,997	117,476	21,036
1835	98,671	80,359	30,548
1836	99,270	51,345	36,816

Das französische Porzellan hat also in den zehn Jahren offenbar an Gunst in Deutschland gewonnen.

Wir kommen nun an die so vielfältige Verarbeitung der Wolle, des Flachses, der Seide und an die Versendung der großen Menge von daraus entstandenen Fabrikaten.

Die gemeine französische Leinwand geht nach Spanien und nach Amerika, etwas auch nach Afrika und der Schweiz; in diesem Gewerbszweige hat Deutschland viel mehr zu verkaufen als anzuschaffen. Auch von der feinen Leinwand, als Batist und Linon, wovon Frankreich doch für mehr als 18 Mill. Fr. an Werth ausführt, bezieht Deutschland nur wenig; das Meiste geht nach England, den nordamerikanischen Freistaaten und den Kolonien. Die deutschen Bundesstaaten bezogen im J. 1836 nur 4483 Kil. (im J. 1832 aber 6749 Kil.), die Hansestädte 1177 Kil., Oesterreich 403, und Preußen 343 Kil. Die französischen Tuchfabriken lieferten im J. 1836 zur Ausfuhr für mehr als 30 Mill. Fr. an Werth. Das Meiste davon ging nach Sardinien, der Türkei, Spanien, Schweiz, beiden Sicilien, Egypten, Toskana und den nordamerikanischen Freistaaten. Die deutschen Bundesstaaten nahmen nur 17,657 Kil. (im vorhergehenden Jahre 17,394 Kil.), die Hansestädte 4416 Kil. und Preußen nur 972 Kil. (im J. 1834 aber 2649 Kil.). Außer dem eigentlichen Tuche wird noch für 8 Mill. Kasimir und Merinos ausgeführt, wovon die deutschen Bundesstaaten 3723 Kil. (im J. 1827 nur 775 Kil.), die Hansestädte 1143 (im J. 1834 gar nichts und im folgenden Jahr nur 497 Kil.), Preußen nur 558 Kil. und Oesterreich 514 Kil. nahmen. Außerdem empfingen die deutschen Bundesstaaten noch 1093 Kil. sogenannter broschirter Shawls, 10,510 Kil. melirter Wollenstoffe

Nun bleibt noch der Vorwurf der Käuflichkeit übrig, d. h. es ist die Frage, ob Zschokke auch wie Johannes von Müller bezahlt worden ist? Oder hat er das, was er für Napoleon that, umsonst gethan aus unschuldiger Schärmerei und ganz uneigennützig, gleichsam nur um Napoleons schöner Augen willen?

Als ich im Jahr 1820 nach der Schweiz kam und einige Jahre in Aarau zubrachte, hörte ich oft und wiederholt von sehr ehrenwerthen Schweizern, namentlich auch von älteren Staatsmännern, welche die ganze Revolutionszeit mit durchgemacht hatten, Zschokke sei im Solde Napoleons und des damals im Rheinbunde sehr einflußreichen bairischen Ministers von Montgelas gestanden. Es war damals in Jedermannns Munde, daß Zschokke's schönes Landhaus bei Aarau von dem Gelde gebaut worden sei, welches er von Montgelas empfangen habe. Ich kann die Zeugen dafür jetzt nicht mehr stellen, denn sie ruhen unter der Erde. Es ist lange her. Ich bin seit beinahe 40 Jahren nicht mehr nach Aarau gekommen. Ich muß aber deßhalb auf die enorme Ungleichheit in der Anwendung des Gesetzes aufmerksam machen, welche darin liegt, daß nach einem so langen Zeitraum die Familie Zschokke mich trotz dieses langen Zeitraums noch anklagen darf, während ich wegen dieses langen Zeitraums die Zeugen nicht mehr stellen kann, die ich noch vor 40 oder 30 Jahren gewiß gestellt haben würde. Aber ich kann die Wahrscheinlichkeit, daß Zschokke nicht unbezahlt geblieben ist, aus andern Gründen sehr nahe legen.

Erstens: Zschokke war kein empfindsamer Schwärmer, sondern ein praktischer Mann, der seinen Vortheil wohl verstand.

Zweitens: Zschokke schrieb die erwähnten Flugschriften immer nur gerade in dem Zeitpunkt und bei der Gelegenheit, wo es für Napoleon am nützlichsten sein mußte.

Drittens: Napoleon selbst legte großen Werth auf die Stimmung in Deutschland und überwachte die Presse zu diesem Behuf mit großer Strenge. Er bestrafte grausam die, welche

die Stimmung in Deutſchland gegen ihn und ſeine Gewaltherrſchaft aufreizten, und belohnte reichlich die, welche ihm dienten, die Stimmung in Deutſchland für ihn zu gewinnen oder wenigſtens zu beſchwichtigen. Ich werde beides beweiſen.

Als im Jahr 1806 in Nürnberg eine anonyme Flugſchrift erſchien unter dem Titel: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung", worin die Fremdherrſchaft bitter beklagt wurde, ließ Napoleon ſogleich auf den Verfaſſer fahnden, und als der Verleger der Schrift, Buchhändler Palm, den edlen Muth hatte, trotz allen Drohungen den Verfaſſer nicht zu nennen, ließ Napoleon denſelben Palm ohne Zögern und zwar auf bairiſchem Boden erſchießen (am 29. Auguſt 1806), ohne daß, beiläufig geſagt, Miniſter von Montgelas, welcher damals in Baiern das Faktotum war, gegen dieſen Eingriff in das bairiſche Souverainetätsrecht proteſtirt hätte. Man erkennt aus dieſem Beiſpiel, welchen großen Werth Napoleon den Flugſchriften beilegte.

Im Jahr 1813, während des langen Waffenſtillſtandes, ließ Napoleon durch den Profeſſor Crome in Gießen eine Flugſchrift herausgeben unter dem Titel: „Deutſchlands Kriſe und Rettung." Crome hat nachher in ſeiner Selbſtbiographie, gedruckt zu Stuttgart 1833, offenherzig erzählt, wie es bei der Abfaſſung dieſer Schrift zugegangen ſei. Napoleon ſelbſt habe ihm, wobei der Miniſter eines Rheinbundſtaates den Vermittler machte, ein Programm zugeſchickt, die Grundgedanken enthaltend, die er in der Flugſchrift weiter ausſpinnen ſollte. Er wurde reichlich dafür bezahlt, fand ſich aber bewogen, nach der Schlacht von Leipzig Reißaus zu nehmen, um der Rache des Volks und der Studenten, die in ihm mit Recht einen Volksverräther ſahen, zu entrinnen.

Die beiden eben von mir erwähnten Flugſchriften von Palm und von Crome ſtehen nun beide in einem ziemlich genauen Zuſammenhange mit den oben ſchon von mir citirten Flugſchriften Zſchokke's. Denn Zſchokke's Flugſchrift vom Jahr

1807 war der Zeit und dem Inhalt nach die Antwort auf Palms Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Alles was in Palms Schrift als Deutschlands Unglück und tiefste Erniedrigung angesehen war, das sah Zschokke als ein Glück an und entschuldigte, beschönigte und pries die napoleonische Herrschaft. Was die Crome'sche Schrift anlangt, so ist sehr merkwürdig, daß dieselben Gedanken in den Zschokke'schen Flugschriften wiederkehren, und daß beide, die von Zschokke und die von Crome, wie nach einer Schablone gemacht sind. Beide wetteifern, in Napoleon den Genius des Lichts, der Freiheit, des Friedens und der Völkerbeglückung zu sehen, bei den Völkern aber, die sich gegen seine Herrschaft auflehnen, nur Finsterniß, Dummheit, Knechtschaft und Barbarei. Wenn Zschokke in der Flugschrift von 1809 sagte, Napoleon habe damals Deuschland gerettet, so sagte Crome auch im Jahr 1813, Napoleon habe damals Deutschland gerettet, weßhalb er auch seiner Flugschrift den Titel gab „Deutschlands Krise und Rettung“. Zschokke sah die Schlacht bei Wagram, Crome die Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen für Rettungsschlachten an, in denen Deutschland durch Napoleon befreit worden sei.

Wenn nun Zschokkes Flugschriften für Napoleon von großem Werthe sein mußten und wenn derselbe in einem ähnlichen Falle und für einen ähnlichen Dienst den Professor Crome reichlich bezahlte, so wird auch wohl Zschokke nicht unbezahlt geblieben sein.

Es ist der natürlichste Schluß von der Welt, der sich mit Nothwendigkeit aufdrängt. Nach allen Regeln der Logik, Psychologie und historischen Combination ist Zschokke wirklich für die Schriften, die er in den Jahren 1807 bis 1813 schrieb, bezahlt worden, da Niemand Schriften von dieser Tendenz und zu dieser Zeit schreiben konnte, der nicht im Solde Napoleons stand.

Es ist insofern ziemlich gleichgültig, wer etwa den Vermittler gemacht hat. Bei der Crome'schen Schrift war es ein Darmstädtischer Minister. Bei den Flugschriften Zschokke's ist

es wahrscheinlich Montgelas gewesen, der allvermögende bairische Minister, der feurigste Anhänger Napoleons und der Rheinbundspolitik, dem daran gelegen war, für Napoleon und die Napoleonischen Ideen in Deutschland Propaganda zu machen. Nach den Aussagen der Aarauer im Jahr 1820 empfing Zschokke Geld von Montgelas. Daß Zschokke mit Montgelas in naher Verbindung stand, beweist die Vorrede zu seiner bairischen Geschichte, worin er Montgelas und das damalige bairische Glück rühmt. Ich rede nicht gerne von diesen bairischen Dingen. Vor kurzem ist der alte ehrwürdige Patriot Ernst Moritz Arndt in Bonn in einem dem meinigen sehr ähnlichen Prozesse, nämlich gleichfalls wegen angeblicher Verläumdung von Männern der weiland Rheinbundsperiode, durch ein bairisches Gericht in contumaciam verurtheilt worden. Da ich nun Baiern sehr hochschätze und dort viele liebe Freunde habe, möchte ich nicht gern mit bairischen Gerichten in Conflikt kommen, nachdem ich hier schon zu Recht stehen muß. Ich begnüge mich also, von Montgelas nur zu sagen, daß die Geschichtschreiber ziemlich einstimmig seine Regierungsweise als eine willkührliche und despotische bezeichnen und daß er wenigstens das Prädikat der Weisheit nicht verdient, welches Zschokke in der Vorrede zu seiner bairischen Geschichte ihm beilegte. Welcher wirkliche freie Schweizer und ächte Republikaner würde sich aber dazu hergegeben haben, Montgelas Willkührherrschaft, d. h. den Absolutismus in seiner schneidendsten Schärfe und Rücksichtslosigkeit Weisheit zu nennen? Das kann nur ein Schriftsteller thun, der seinen Vortheil davon hat.

Nach Allem, was ich die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, hebe ich noch einen starken Beweis für die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, hervor, welcher darin liegt, daß die Familie Zschokke noch nicht den geringsten Versuch gemacht hat, mich zu widerlegen. Der angeklagte Artikel meines Literaturblattes erschien im Sommer des vorigen Jahres und besagte deutlich,

daß ich Johannes v. Müller und Zschokke wegen der schmählichen Dienste unter Napoleon verdamme. Die Familie Zschokke hatte also Zeit, mich zu widerlegen, wenn sie das vermochte, und wußte auch, wovon es sich handle. Hätte sie nun in den Schriften ihres Vaters nachgesehen, so mußte sie finden, daß ich vollkommen Recht habe, und dann mußte sie es unterlassen, mich anzuklagen. Oder hätte sie das Gegentheil gefunden, könnte sie irgend eine Rechtfertigung ihres Vaters in Bezug auf die Punkte, die ich ihm vorgeworfen habe, vorbringen, so hätte sie sich sogleich der Presse bedienen müssen, um mich auf Grund historischer Thatsachen durch Gegenartikel zu widerlegen. War es ihr so sehr um die politische Ehre ihres Vaters zu thun, so hätte sie sich nicht genug beeilen können, eine solche Widerlegung zu veröffentlichen. Aber sie hat es nicht gethan, einfach weil sie es nicht vermocht hat, weil die Thatsachen, wie ich sie Ihnen unter Beziehung auf Zschokke's eigene Schriften vorgetragen habe, schlechterdings unwiderlegbar sind.

Ich mache vollen Anspruch auf das Recht, über Dinge, die vor mehr als 50 Jahren vorgefallen sind und die bedeutungsvoll genug waren, um als integrirende Theile der deutschen Geschichte zu gelten, und die man nicht mit Stillschweigen übergehen kann, wo von der Zeit der französischen Herrschaft in Deutschland die Rede ist, frei meine Meinung zu äußern. Als Deutscher habe ich das Recht, als Geschichtschreiber und Kritiker noch insbesondere die Pflicht, diejenigen geschichtlich merkwürdigen Männer, welche recht und edel an Deutschland gehandelt haben, zu ehren und zu loben, diejenigen aber, welche das Gegentheil gethan haben, zu verdammen. Ich muß hier das Recht aller Geschichtschreiber und Kritiker wahren.

Unser Strafgesetzbuch will es auch nicht antasten. Ich habe selbst als Abgeordneter des Landes dieses Strafgesetzbuch mit machen helfen. Indem man darin den Paragraphen aufnahm, welcher Erben erlaubt, wegen Ehrenkränkung der Erblasser zu

klagen, hatte man nur Privatverläumdungen im Sinne und wollte das Recht der Kinder ſchützen, deren Kredit durch böswillige Verläumdung der Eltern Schaden leiden könnte. Aber man dachte nicht daran, den Geſchichtſchreiber und Kritiker in der Beurtheilung hiſtoriſcher Thatſachen zu hemmen.

Wenn wir über längſt vergangene Dinge nicht mehr frei urtheilen dürften, oder überall zu den geſchichtlichen Beweiſen auch noch juridiſche liefern ſollten, wäre keine Geſchichtſchreibung mehr möglich.

Denken Sie ſich in die Lage der deutſchen Geſchichtſchreiber, wenn ihnen von der Schweiz aus verboten werden könnte, irgend anders über Zſchokke zu urtheilen, als ſeine Kinder haben wollen. Zſchokke war, obgleich in der Schweiz naturaliſirt, ein geborener Deutſcher, gab in Deutſchland Schriften heraus in deutſcher Sprache, für die Deutſchen beſtimmt und handelnd von Deutſchland, Schriften, die ausdrücklich darauf berechnet waren, auf Deutſchland zu wirken. Somit trägt er auch alle Verantwortlichkeit eines Deutſchen. Wenn er in der Schweiz ruhig ſeinen Kohl gebaut hätte, ohne ſich ferner um Deutſchland zu bekümmern, nur dann würde er uns als naturaliſirter Schweizer nichts mehr angehen. Da er ſich aber fortwährend um Deutſchland bekümmert hat, Deutſchland bearbeitet hat, dem Feinde Deutſchlands gedient hat, ſo fällt er auch unſerem Urtheil anheim, und man ſollte uns Geſchichtſchreiber nicht ohne Weiteres deßwegen in's Gefängniß werfen, wenn wir aus ſeinen eigenen Schriften uns ein Urtheil bilden, welches ein anderes iſt, als die Familie Zſchokke haben will.

Ich vertrete hier nicht nur mich ſelbſt, ſondern alle deutſchen Geſchichtſchreiber und alle guten Patrioten. Es handelt ſich weniger um meine Perſon, als um ein großes Prinzip. Ebendeßhalb wird dieſer Prozeß Aufſehen in der Welt machen. Er berührt die deutſchen Nationalintereſſen im innerſten Mittel-

punkt und ich bin der Sympathien aller guten Deutſchen gewiß.

Ich vertrete das unveräußerliche Recht des Patriotismus. Es handelt ſich um die Stellung Deutſchlands zu Frankreich. Es würde mir daher nahe liegen, aus dieſem Prozeſſe eine politiſche Demonſtration zu machen. Allein ich ziehe die Mäßigung vor und mache keine Anſpielung auf die gegenwärtige Zeit. Nur das muß ich ſagen, daß, wenn ich hier verurtheilt werden ſollte, es der deutſche Patriotismus ſelbſt ſeyn würde, dem man das Urtheil ſpräche, und daß ich erwarte, das deutſche Recht werde auch das Recht des Deutſchen ſchützen.

Die öffentliche Meinung wird mir darin beiſtimmen, daß wenn ein deutſcher Mann, indem er nur Deutſchlands Ehre vertrat, und nur deßwegen, weil er ſie vertrat, vom Ausland her durch die Kinder eines untreuen Deutſchen, der ſein deutſches Vaterland im Unglück verhöhnt und deſſen Feinden gedient hat, auch angeklagt werden konnte, er wenigſtens nicht verurtheilt werden ſollte, und wenigſtens nicht vor einem deutſchen Gerichte!

Wenigſtens nicht hier in dieſem Saale, nicht tauſend Schritte weit entfernt von dem Standbild unſeres unſterblichen Dichters, der uns zugerufen hat:

> An's Vaterland an's theure ſchließ' dich an,
> Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.

und:

> Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Oder ſollte wirklich der deutſche Patriotismus gleichſam am Fußgeſtell des Schillerdenkmals verurtheilt und zum Opfer gebracht werden für das Geſpenſt des alten Napoleonismus?

Ich wollte wenigſtens den allerdings nur zufälligen Umſtand, daß wir dieſem Denkmal nahe ſtehen, nicht übergehen

da etwas Merkwürdiges und Symboliſches darin liegt, und will damit nur ſagen, daß wir hier auf deutſchem Boden ſtehen und daß ich eine deutſche Sache vertrete.

Ich ſchließe nun mit der Erklärung, daß ich auf Grund der von mir vorgebrachten geſchichtlichen Thatſachen und Zſchokke's eigener Schriften von meiner Unſchuld, d. h. von meiner Berechtigung, über das politiſche Wirken Heinrich Zſchokke's in den Jahren 1807—1813 das ſittliche Verdammungsurtheil, gleichviel ob in ſchwachen oder ſtarken Worten, auszuſprechen, vollkommen überzeugt bin, und bitte deßfalls, mich von der gegen mich erhobenen Anklage *freizuſprechen*.

Zuſatz.

Aus der Rede des Obertribunal-Prokurator Seeger.

Derſelbe vertheidigte den Dr. Menzel ausführlich und zwar hauptſächlich vom juriſtiſchen Standpunkt aus, was hier, da es ſich um die ſpezielle Württembergiſche Geſetzgebung handelt, übergangen wird. Seine Rede enthielt aber noch folgende intereſſante Zuſammenſtellung geſchichtlicher Daten an der Hand der von Zſchokke geſchriebenen „Selbſtſchau".

Zſchokke iſt in Magdeburg anno 1770 geboren.

Im Jahr 1796 wollte er nach Italien gehen, blieb aber in Chur und übernahm die Lehranſtalt in Reichenau. (Selbſtſchau S. 81.)

1798 mußte er in Folge der ausgebrochenen politiſchen

Stürme fliehen, begleitete später den Standespräsidenten Tscharner von Chur nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetischen Republik. (S. 103.)

In demselben Jahr wurde er von einem Minister der helvetischen Republik in die Verwaltung gezogen. (S. 116.)

Im Mai 1799 von dem Direktorium der Republik als Commissär nach Unterwalden gesandt, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen und den Muth der Patrioten zu unterstützen. (S. 120.)

Im Jahr 1800 als Regierungscommissär nach Wallis und von da in die italienische Schweiz, als Begleiter des französischen Generals Moncey. (S. 154.)

Gegen Ende desselben Jahres als Statthalter nach Basel. (S. 195.)

Von da kehrte er gegen Ende des Jahres 1801 in's Privatleben zurück „Rückkehr in's Privatleben". (S. 195, 98.)

Nun schildert er seine Thätigkeit in diesem „Privatleben", Er schrieb in dieser und der folgenden Zeit: den Alamontade (S. 210, 11); 1803: der Gebirgsförster (S. 226). Von 1808 an acht Jahre lang in Lieferungen die Stunden der Andacht, ohne seinen Namen zu nennen (S. 246). Ferner berichtet er von seiner Wirksamkeit in einer Freimaurerloge (S. 249) und in einer Gesellschaft für vaterländische Kultur (S. 255). So bis zur Restauration (S. 258).

In den Jahren 1813—1815 machte er wiederholte Reisen nach Bayern und kam einige Male mit dem Minister Montgelas zusammen. (S. 263, 65, 66.)

Diese Skizze dient dazu, seine verschiedenen Aeußerungen über Napoleon in ihrem rechten Licht erscheinen zu lassen:

Im Jahr 1800 sollte er in der italienischen Schweiz bei General Moncey Wiederherstellung der Einfuhr von Salz und Getreide und Rückgabe der, dem ersten Consul und dessen General zum Transport von Kriegsbedürfnissen über die Alpen

hingeliehenen Menſchen, Pferde und Fuhrwerke auswirken, ebenſo die Erſtattung von Geldſummen, welche Napoleon der Schweiz für Ankauf von Schlachtvieh und andern Lebensbedarf ſeiner Truppen ſchuldig geworden war. Er wandte ſich an Moncey, welcher ſich ſogleich zu Napoleon begab. (S. 171.)

„Aber die Antwort, welche er von demſelben zurückbrachte, war, wie ſie im gemeinen Leben etwa ein luſtiger, vornehmer Cavalier dem bürgerlichen Pack gibt, wenn er an Bezahlung ſeiner Schulden gemahnt wird.“

Sodann erzählt er (S. 175, 176), wie während ſteigender Hungersnoth in der Schweiz 4 helvetiſche Compagnieen, welche unter franzöſiſchen Generalen ſtanden, Befehl erhielten, jedes unerlaubte Einbringen von Lebensmitteln aus der italieniſchen Schweiz zu verhindern, und fährt wörtlich fort:

„So mußten die Schweizer knechtiſch dienen, Mangel und Elend ihres eigenen Landes zu ſteigern, um den Goldhunger eines franzöſiſchen Helden zu ſättigen.“

„Genug von dieſen Blutſaugereien der damals gefeierten Völkervampyre.“

S. 258 ſagt er von einer etwas ſpäteren Zeit: „während der Diktator des europäiſchen Abendlandes, Napoleon, mit dem Blut von 100 Schlachten die Länder vom Tajo bis zur Mosqua färbte, Thronen zerſchmetterte, neue ſchuf, Länder zerſtückelte, und Völker ausplünderte“, habe er die Schweiz aus politiſchen Gründen geſchont.

S. 313 nach den Julitagen 1830. „Zwar als Europa nach Napoleon's Verbannung in das Elend von Helena zum erſten Male wieder frei hatte aufathmen können, war ein ſchöner Augenblick gekommen ꝛc.“

Wie laſſen ſich dieſe gegen Napoleon ausgeſprochenen verwerfenden Urtheile mit den Lobeserhebungen vereinigen, die er ihm in den Flugſchriften der Jahre 1807 und 1809 gewidmet hat?

und 497 Kil. Kaſchemirſhawls. Letzterer Artikel bringt den franzöſiſchen Exportanten über 1,200,000 Fr. ein. Aber weit wichtiger noch für die Ausfuhr ſind die franzöſiſchen Seidenfabrikate. Bloß an einfachen Seidenſtoffen überſtieg die Ausfuhr im J. 1836 den Werth von 90 Mill. Fr. Deutſchland hat hier den zweiten Platz als Abnehmer; den erſten haben die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, welche von den ausgeführten 753,364 Kil. mehr als die Hälfte, nämlich 446,994 Kil., nahmen, alſo im Debet der franzöſiſchen Fabrikanten mit ungefähr 50 Mill. Fr. zu ſtehen kamen. Man begreift nun, weßhalb die Lyoner Fabriken ſo gewaltig erſchüttert wurden, als vor wenig Jahren ſo viele Falliſſements in Nordamerika ſtatt fanden. Dies iſt augenſcheinlich der Hauptkunde für ſie. Nach den einfachen Seidenſtoffen kommen die ſogenannten façonnées, deren Ausfuhr im Jahr 1836 auf 26½ Mill. geſchätzt wurde. Auch von dieſen nimmt, nächſt den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, Deutſchland den Franzoſen das Meiſte ab, wie man aus der nachſtehenden Dezennaltabelle urtheilen kann.

Jahr.	Ausfuhr nach Deutſchland von einfachen Kilogr.	von façonnirten Seidenſtoffen. Kilogr.
1827	30,362	36,406
1828	39,389	36,338
1829	34,024	41,490
1830	37,413	40,767
1831	35,958	33,689
1832	50,794	51,979
1833	41,730	47,265
1834	39,613	43,951
1835	34,954	37,723
1836	35,259	39,305

Die Hanſeaten ſcheinen erſt in den letzten Jahren ſich mit dem Handel mit Seidenſtoffen abgegeben zu haben. In den erſten Jahren des Dezenniums führten ſie nur einige hundert Kilogramme Seidenſtoffe aus Frankreich; aber im J. 1836 empfingen ſie an einfachen Stoffen 5403 Kil. und an façonnirten 2927. Ungefähr eben ſo verhält es ſich mit Preußen, das in den erſten Jahren ſehr wenig nahm, im letzten Jahr aber 1471 Kil. einfacher und 389 Kil. façonnirter Seidenſtoffe erhielt. Gold- und Silberbrokate gehen meiſtens nach Nord- und Südamerika, Spanien und der Türkei; indeſſen bekam Deutſchland doch auch im letzten Jahr

Wie kann man es ſich erklären, wenn Zſchokke den Mann, der, an Bezahlung ſeiner Schulden gemahnt, antwortete, wie ein vornehmer Cavalier dem gemeinen Bürgerpack, das ihn an Bezahlung ſeiner Schulden mahnt, deſſen Goldhunger geſättigt werden wollte; den er einen Völkervampyr genannt hat, von dem er ſagte, daß er Völker ausgeplündert habe, und daß nach ſeinem Sturz Europa zum erſten Male wieder habe frei aufathmen können, in ſeinen Flugſchriften in den Himmel erhebt.

Dieſer grelle Widerſpruch in dem Ausdruck der Geſinnung und Anſichten eines und deſſelben Mannes läßt ſich nur erklären, wenn man den Lobpreiſungen Napoleon's in den Flugſchriften von den Jahren 1807 und 1809 ein beſonderes Motiv zu Grunde legt und welches andere könnte es geweſen ſeyn, welches andere iſt denkbar, als — auri sacra fames? Ein goldener Regen, ſagt man, dringe überall durch und Zſchokke's Benehmen wird nur durch die Annahme erklärlich, daß der Regen auch zu ihm, in ſeine Hütte, zu ſeinem Kopf und Herzen durchgedrungen ſei.

Dieſe Annahme findet nun auch eine Beſtätigung durch eigene Aeußerungen Zſchokke's, indem er in der Selbſtſchau S. 271 erzählt, daß er, in den unverhofften Beſitz von Mitteln geſetzt, ſich eine Villa bei Aarau erbaut habe, und fortfährt: „Ring und Doſe der königlichen Geber bewahrte ich zu deren Andenken; aber die Edelſteine verwandelte ich, ohne chemiſchen Prozeß, in Kalkſteine. So konnte ich doch ſagen: ich wohne in Diamanten.“

So hat er denn alſo wirklich — er berichtet es ja ſelbſt — Geld oder Geldwerth aus Fürſtenhänden erhalten.

Und doch findet man in ſeiner Selbſtſchau in dem ganzen Zeitraum von dem Jahr 1801 an, da er „in das Privatleben zurückkehrte“, keine Spur davon, daß er mit Fürſten verkehrt, ſich um dieſelben Verdienſte erworben hätte. Von dem Jahr

1801 an berichtet er nur von Privatarbeiten, der Verfaſſung des Alamontade, des „Gebirgförſters“ und der Stunden der Andacht und ſeine Thätigkeit in Privatvereinen. Seiner politiſchen Flugſchriften von den Jahren 1807 und 1809 erwähnt er mit keiner Sylbe; ebenſowenig eines Verkehrs mit Fürſten — doch ja — in den Jahren 1813—1815 kam er zu wiederholten Malen mit dem bairiſchen Miniſter Montgelas zuſammen, welchen er „als einen ausgezeichneten Mann hochſchätzen lernte“ (S. 268). Ring und Doſe kamen auch, wie er angibt, von dem K. bairiſchen Hofe. Muß man nun nicht annehmen, daß er auch für die Gaben Napoleon's nicht unzugänglich geblieben und von demſelben für eine verhängnißvolle literariſche Thätigkeit — gleich Andern — gewonnen worden ſei und dadurch zum Theil die Mittel bekommen habe, um „in Diamanten zu wohnen?“

Zu dieſem Allem kommt, daß Zſchokke, wie in der weiteren mündlichen Ausführung der Klage geſagt wurde, von Herrn Menzel ſchon vor 30 Jahren in gleicher Weiſe wie neuerdings angegriffen worden iſt und darauf geſchwiegen hat. Warum hat er dieſes Stillſchweigen beobachtet und iſt nicht dieſen gegen ihn gerichteten Bezüchten entgegengetreten? Er war doch ſonſt immer ſo federfertig und ſchreibbereit. „Weil er ſich darüber erhaben geglaubt habe,“ ſagen die Kläger, aber weit näher liegt die Annahme, daß er ſeiner Schuld bewußt geweſen ſei, daß er es, beſonders weil damals die Zeugen noch lebten, nicht gewagt habe, gegen Herrn Menzel aufzutreten.

Durch alle dieſe Momente, durch den Inhalt der von Zſchokke zu Gunſten Napoleons geſchriebenen Flugſchriften, den grellen Widerſpruch, in welchem derſelbe mit ſeinen ſonſtigen Aeußerungen über Napoleon ſteht, ſein totales Schweigen hierüber in ſeiner Selbſtſchau, worin er ſonſt mit ſo vieler Redſeligkeit von ſich ſelbſt und ſeiner Wirkſamkeit ſpricht, den Empfang von königlichen Gaben und ſein Stillesitzen auf die

früheren Angriffe des Herrn Dr. Menzel gegen ihn wird der Beweis der Käuflichkeit seines literarischen Talents hergestellt. Es bedarf aber nicht einmal eines vollkommenen Beweises, um dem Art. 289 des Strafgesetzes zu genügen, sondern Freisprechung muß nach den Gesetzen schon alsdann eintreten, wenn die, die Strafbarkeit aufhebende Thatsache auch nur in geringerem Grade wahrscheinlich gemacht wird. (Dieß wird nun nach den Bestimmungen dieser Gesetze näher ausgeführt.)

Einer Ehrenkränkung macht sich nach Art. 283 des Strafgesetzes schuldig: „wer rechtswidrig einem Andern durch Rede, Schrift, Zeichen oder bildliche Darstellungen — Verachtung bezeigt oder ihre verächtlichen Eigenschaften oder Gesinnungen begünstigt.“ Die Bedingung der Rechtswidrigkeit schließt die Absicht zu beleidigen in sich ein. Bei einem Schriftsteller aber, welcher sich von dem Standpunkt der Geschichte und Kritik über die Handlungsweise eines, zumal Verstorbenen ausspricht, kann von einer solchen Absicht nicht die Rede sein. Daher sagt auch Weber (über Injurien und Schmähschriften I., S. 62), daß, wenn Schriftsteller wegen ihrer Aeußerungen von der Injurie freigesprochen werden, der gewöhnliche Grund immer der sei, weil die Absicht, zu beleidigen, in solchen Fällen hinwegfalle, oder wenigstens nicht vermuthet werde.

Hiezu kommt nun noch besonders die Veranlassung, welche Herr Menzel zu seinen Aeußerungen über Zschokke erhalten hat. Die Gräfin Dora d'Istria hat den Zschokke „einen Charakter“ genannt.

Ein Charakter, meine Herren! will viel heißen. Die Charaktere findet man nicht auf dem Wege. Unter einem Charakter verstehen wir einen Mann von festen Grundsätzen, einen Mann von unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit und Treue, dessen sittliche Kraft sich unter allen Umständen in der Feuerprobe bewährt, wie das reine Gold in dem Schmelztigel; einen Mann, der sich von den Sonnenblicken der Gunst und Gnade nicht

blenden läßt und vor den Stürmen der Gewalt nicht zurückbebt, mögen ſie nun von oben oder von unten gegen ihn andringen.

Das iſt ein Charakter! und einen Charakter hat die Gräfin d'Iſtria Zſchokke genannt, dieſen Zſchokke, der gegen ſein beſſeres Wiſſen, gegen ſeine eigenen Ausſprüche Napoleon als einen Wohlthäter der Menſchheit bis in den Himmel erhoben hat.

Konnte, durfte Herr Menzel dazu ſchweigen?

Noch iſt Zſchokke's eigene Autorität anzuführen („Gutachten über ein Geſetz gegen Preßvergehen" in ſeinen ausgewählten Schriften, Aarau bei Sauerländer, 1825, Theil X.) S. 233.

> „Freigegeben iſt jedem Schriftſteller das Oeffentliche, d. h. Dasjenige, was offen in Bezug auf Staat, Gemeinde und Menſchheit vorhanden iſt, was nicht mehr verhehlt werden kann. Daher ſind der Fürſt, wie ſeine Beamten, Gelehrte wie Handwerker in einer Gemeinde, inſoferne ſie öffentliche Perſonen ſind, dem öffentlichen Urtheil bloßgeſtellt. Ja ſelbſt Charaktere und häusliche Verhältniſſe der Verſtorbenen können, wenn es der Mühe werth geachtet wird, offenkundig gemacht werden, weil die Todten kein Intereſſe mehr haben, daß das ſie Betreffende verhehlt bleibe. Sie gehören nicht mehr den Lebendigen, nur noch der Geſchichte an. Dies Geſetz ward zu allen Zeiten und von allen Völkern beobachtet; dadurch haben wir Geſchichte. Es iſt auch vergebens, es nicht zu wollen oder zu verbieten, weil es eitel iſt vom Geſetzgeber, zu unterſagen, was er ganz und gar nicht hindern, oder zu gebieten, was er nicht vollſtrecken kann."

So hat ſich Zſchokke ſelbſt ausgeſprochen; ſeine Söhne und Enkel werden den eigenen Ausſpruch ihres Vaters nicht verwerfen wollen.

Nach unſerem Geſetz ſteht den Erben Verſtorbener allerdings ein Klagrecht zu. Aber dieſes Recht muß vernünftiger Weiſe eine Grenze haben, denn man kann nicht annehmen, daß der Geſetzgeber etwas Unvernünftiges habe verordnen wollen. Dieſe Grenze beſtimmt ſich ganz einfach und natürlich. Das Klagerecht der Erben hört da auf, wo das Recht der Geſchichte beginnt. Dies letztere hat aber längſt begonnen, denn die Schriften Zſchokke's, welche als Gegenſtand des ihm gemachten Vorwurfs erſcheinen, ſind mehr als ein halbes Jahrhundert alt.

Anhang.

I.

Aus der Anklageschrift des Rechtskonsulenten Hölder Namens der Zschokke'schen Erben, vom 4. Februar 1839.

Vermöge eines einstimmig gefaßten Beschlusses des K. Criminalamtes vom 29. v. M. wurde auf den Grund der gepflogenen Untersuchung Dr. Wolfgang Menzel von Stuttgart wegen mittelst der Presse in fortgesetzter Handlung verübten verleumderischen Bezüchts und Ehrenkränkung in den Anklagestand versetzt. Dieses Vergehen wurde mittelst eines in Nr. 52 Jahrgang 1858 des Literaturblattes erschienenen Aufsatzes verübt, in welchem ein von der Gräfin Dora d'Istria verfaßtes Werk über die Schweiz besprochen wird und unter Anderem folgende Sätze vorkommen:

„Dann kommt die Gräfin auf neuere Schweizer zu sprechen. Bei Johannes Müller beliebt es ihr, zu übersehen, wie vielen Herren derselbe gedient hat. Auch Zschokke nennt sie einen ‚Charakter', ohne daß es ihr, die doch eine Freiheitsschwärmerin ist, erinnerlich wird, wie viel Geld Zschokke seiner Zeit von Napoleon und Montgelas bekommen hat, um ihr despotisches System

anzupreiſen. Wann wird man endlich aufhören, jene feilen Seelen und käuflichen Speichellecker der Gewalt zu vergöttern!“

II.

Urtheil.

Im Namen des Königs!

In der Strafklagſache gegen den Redakteur und Herausgeber des Literaturblatts, Dr. Wolfgang Menzel von Stuttgart, erkennt das K. Criminalamt Stuttgart, in Betracht:

1) daß der Verklagte ſich als Verfaſſer des in Nr. 52 des Literaturblatts vom 30. Juni 1858 erſchienenen Aufſatzes mit der Aufſchrift „Länder- und Völkerkunde“ bekennt, und daß dieſer Aufſatz in Stuttgart ausgegeben worden iſt,

2) daß in dieſem Aufſatz dem † Heinrich Zſchokke der Vorwurf gemacht wird, daß er ſich von Napoleon und Montgelas habe bezahlen laſſen, um ihr deſpotiſches Syſtem anzupreiſen, und daß derſelbe mit Bezug hierauf eine feile Seele und ein käuflicher Speichellecker der Gewalt genannt wird,

3) daß ein Beweis der Wahrheit jenes Vezüchts der Beſtechung durch die von dem Angeklagten und deſſen Anwalt aus den Zſchokke'ſchen Schriften gezogenen Schlüſſe nicht erbracht und im Uebrigen nicht verſucht worden iſt,

4) daß eben hiemit auch die auf dieſen Bezücht geſtützte Injurie einer objectiven Begründung entbehrt,

5) daß das Maaß einer dem Schriftſteller erlaubten Kritik

durch dergleichen Schmähungen, welche auf nicht erwiesene Thatsachen gestützt sind und nicht blos historische Ereignisse oder die öffentliche Thätigkeit historischer Personen betreffen, sondern — wie hier — den Privatcharakter in seiner Totalität angreifen, überschritten wird,

6) daß eine solche Kritik des Charakters Verstorbener in der Bestimmung des Art. 292 des Strafgesetzbuchs seine Grenze vorgezeichnet findet, welcher ganz allgemein wegen Ehrenbeleidigung gegen dieselben den Erben ein Klagerecht einräumt,

7) daß die Zschokke'schen Erben auf Bestrafung des Dr. Menzel geklagt haben,

8) daß, was die Strafzumessung betrifft, ein schwererer Fall nicht vorliegt, sofern die fraglichen Vergehen gegen einen seit 10 Jahren Verstorbenen verübt worden sind, und zwar nur in Ueberschreitung eines an sich anerkennenswerthen schriftstellerischen Berufs, soferne weiter der Verklagte in gutem Glauben — wie zu Gunsten der Vertheidigung angenommen wird — handelte, und keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgte, auch sonst als unbescholtener ehrenhafter Mann anerkannt ist,

9) daß die Kostenzuscheidung eine Folge der Verurtheilung in der Hauptsache ist,

aus diesen Gründen erkennt das K. Criminalamt:

Daß der Angeklagte Dr. Wolfgang Menzel wegen Ehrenkränkung und verleumderischen Bezüchts mittelst der Presse in Gemäßheit der Art. 284 letzter Absatz 289. 292, 3. Absatz Art. 23 und 122 des Strafgesetzbuchs zu achttägigem Festungsarrest und einer Geldbuße von 25 fl., sowie zur Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten

verurtheilt ſeyn, auch daß dieſes Erkenntniß gemä Art. 294 des Strafgeſetzbuch durch das Literaturblat zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden ſolle.

So beſchloſſen im K. Criminalamte.

Stuttgart, den 22. Februar 1859.

Köſtlin.

151,000 Kil. davon, welche wohl großentheils von da in die Levante versendet wurden.

Die Ausfuhr von Geweben aus Seide und andern Fäden hat sich im Dezennium von 4 auf 14 Mill. Franken an Werth emporgeschwungen. Deutschland nahm 9776 Kilogramen derselben; ferner bezog es aus Frankreich für 41,696 Fr. Seidenblonden (im J. 1830 sogar für 158,760 Fr.), für 3352 Fr. Crep und 40,024 Kil. Seidenband (im J. 1832 sogar 64,534 Kil.). Die Ausfuhr dieses einzigen Artikels ist so bedeutend, daß man sie im Jahr 1836 zum Werthe von 56 Mill. Franken anschlug. Die Hanseſtädte erhielten 7251 Kil. solcher Bandfabrikate, Preußen aber nur 314 Kil. und Oesterreich 86 Kil.

Die in Frankreich jetzt allgemein getragenen Hüte von Seidenhaar scheinen nicht nach Deutschland zu kommen. Sie werden meistens nach Amerika versendet.

Nach den Seidenstoffen haben unstreitig jetzt die baumwollenen Gewebe die größte Wichtigkeit für die Industrie und den Handel Frankreichs. Hier muß man einen Augenblick stillstehen und einen Rückblick auf die Vergangenheit werfen. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die bedruckten Kattunzeuge in Frankreich von England aus bekannt wurden und die Nation anfing, Gefallen daran zu finden, verbreitete sich ein panischer Schrecken unter den Fabrikanten der Wollen- und Seidengewebe; sie empörten sich beinahe gegen die Kattune, und behaupteten, die beiden ächten Zweige der Nationalindustrie würden zu Grunde gehen, wenn man die Einfuhr der Baumwollenzeuge in Frankreich erlaubte. Die Regierung, die in Handels- und Gewerbsachen nicht aufgeklärter war als die Fabrikanten, und die, wie alle damaligen Regierungen, mit dem Verbieten sehr rasch verfuhr, ließ sich durch das Geschrei der Fabrikanten bereden und verpönte die Einfuhr und den Verkauf der Zitze als ein schweres Verbrechen. Wer solche Zeuge verkaufte, wurde zu den Galeeren verdammt, und die Steuereinnehmer waren berechtigt, den Leuten die kattunenen Kleider auf dem Leibe zu zerreißen, in die Häuser zu dringen und alle mit Kattun überzogenen Meubeln zu zerstören. Diese Maßregeln waren allzu abgeschmackt, als daß sie hätten können ganz in Ausführung gebracht werden. Indessen wurde die Einfuhr doch immer verhindert. Im J. 1754 wagte es Jemand, in einer

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860).

I.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860)

von

Wolfgang Menzel.

In sechs Bänden.

Erster Band.

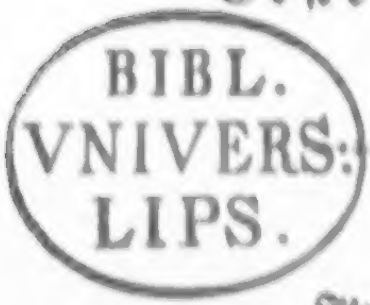

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorrede.

Nachdem der Verfasser schon in zwei kürzeren, in demselben Verlag erschienenen Werken (Geschichte Europa's von 1789 — 1815 und Geschichte der letzten 40 Jahre von 1816—1856) Hauptabschnitte der neuern Geschichte aus einem andern, als dem gewöhnlichen Gesichtspunkt aufzufassen und darzustellen versucht und diese Werke Theilnahme und eine große Verbreitung gefunden haben, glaubt er sie vereinigen und zu einem größeren Ganzen vervollständigen zu sollen, indem er ihnen nicht nur die Geschichte von 1740 an voranstellt und die jüngste seit 1856 nachfolgen läßt, sondern auch ihren Horizont erweitert und sich nicht mehr auf die Geschichte Europa's allein beschränkt, sondern die der ganzen bewohnten Erde umfaßt.

Wer die Gegenwart in allen ihren Verwickelungen begreifen und sich möglichst vollständig über das in ihr Bestehende und das aus ihr sich Entwickelnde Klarheit verschaffen will, muß in der Geschichte wenigstens bis zum Jahre 1740 zurück

gehen. Denn mit dem letzten Habsburger, der in diesem Jahre starb, wurde eine ältere Zeit begraben, und mit Friedrich dem Großen, der in demselben Jahre die Regierung antrat, eine neue Zeit begonnen. Es war das Zeitalter der Orthodoxie, des Religionshasses und der Religionskriege, der steifen spanischen Grandezza, des Klerus und des Adels, welches zu Ende ging, und das Zeitalter der Toleranz, der Philosophie, der Aufklärung, der bürgerlichen Freiheit, der Reformen und der Revolutionen, welches begann. Fast in die gleiche Zeit, nur wenige Jahrzehnte später, fallen die großartigen Umgestaltungen in der außereuropäischen Welt, die Eroberung Indiens und die Colonisirung Neuhollands durch die Engländer im Osten, die Entstehung der nordamerikanischen Freistaaten im Westen. Diese fernen Länder werden uns von Jahr zu Jahr wichtiger durch den Gegendruck, den jede politische oder merkantilische Bewegung von dort aus auf Europa ausübt und durch den Strom der Auswanderung, der sich von unserer Heimath aus in jene Fernen ergießt. Die Geschichte Asiens und Amerika's ist so bedeutungsvoll und wissenswürdig geworden, wie die europäische. Ohne ihr Verständniß fehlt den Zeitgenossen die wahre Bildung.

Europa behauptet den Vorrang über alle andern Welttheile durch die Energie der germanischen und romanischen Race. Die beiden Brennpunkte der europäischen Ellipse, von denen die welthistorische Bewegung hauptsächlich ausgeht und in ihren

Wirkungen auch die andern Welttheile ergreift und erschüttert, sind Paris und London.

Von Paris geht die revolutionäre Bewegung des europäischen Festlandes aus, welche sich schon vor dem Beginne der politischen Umwälzung durch eine Umstimmung der Geister, durch eine tendenziöse Bekämpfung aller früheren kirchlichen, staatlichen, sittlichen und socialen Autoritäten kund gab. Von London geht auf dem Seewege die Eroberung und Colonisirung der übrigen Welttheile aus, die Verbreitung europäischer Macht und Bildung über die ganze Erde. Im Grunde ist es derselbe gewaltig arbeitende Menschengeist, welcher hier Europa im Innern umgestalten will und dort ruhelos nach außen strebt, um alles Erreichbare sich zu unterwerfen und zum Mittel für seinen Zweck zu machen. Das feurige Volk der Franzosen gießt unaufhörliche Lavaströme über Europa, während vom meerbeherrschenden England aus die Radien nach allen andern vier Welttheilen laufen, um sie mit ihrem unentrinnbaren Netze zu umspinnen.

Die Kämpfe, welche die beiden Mächte der Initiative und des Fortschritts, Frankreich mehr gegen die Staaten und Völker Europa's, England mehr gegen die Asiens und Amerika's, zu bestehen hatten, bilden beinahe den ganzen Inhalt der neuern Geschichte. Alle diese Staaten und Völker aber verhielten und verhalten sich noch gegen Frankreich und England nur passiv, nur gezwungen reagirend, in verhältnißmäßig schwacher De-

fenſive, ſichtbar im Abnehmen begriffen oder wenigſtens ſtagnirend, mit einziger Ausnahme Rußlands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Rußland erhob ſich neben Frankreich als die zweite vorwärts treibende, wachſende und erobernde Continentalmacht lediglich durch kluge Benützung der Situation während der Kämpfe, welche Frankreich mit den Reactionen beſtand, indem es ſich bald mit jenem, bald mit dieſen alliirte und ſeinen Vortheil davon zog. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika machten ſich neben England als die zweite aggreſſive, vorwärts treibende, wachſende und erobernde Colonialmacht geltend durch die fabelhafte Energie und jährliche Steigerung ihrer Arbeitskräfte.

Alle andern Staaten und Völker in und außerhalb Europa ſind im Abnehmen begriffen. Vor allen Deutſchland, einſt das erſte Reich der Welt, jetzt ſeiner Grenzprovinzen beraubt, im Innern getheilt, in confeſſionellem und politiſchem Hader befangen. Sodann Spanien, ſeiner reichen Colonien beraubt und in ewigen kleinen Revolutionen ſeine edle Kraft verzehrend. Noch geſchwächter erſcheinen das einſt mächtige Schweden, Dänemark, Holland, Portugal, das gräßlicher als je zerriſſene Italien, und Polen iſt gänzlich vernichtet. Die Türkei, Perſien, alle muhamedaniſchen Staaten Aſiens und Afrika's ſind geſchwächt, neigen ſich immermehr dem Verfall. Das gewaltige Reich des Mogul in Indien iſt zertrümmert, China mit faſt

400 Millionen Einwohnern und das reiche Japan machen nur noch den Eindruck von ungeheuern Geldkisten, denen unbezwingliche Räuber den Deckel aufgeschlagen haben, um sie bis auf den Grund zu plündern. In Mittel- und Südamerika endlich ist kein Fortschritt wahrzunehmen, wie im Norden dieses Welttheils, und auch sie scheinen nur zur Beute für die anglo-amerikanische Race bestimmt zu seyn.

So steht es jetzt. Zu diesem Endergebniß ist die Weltgeschichte durch die Gährungen und Kämpfe der letzten 120 Jahre gediehen. Da man aber vor 120 Jahren noch keine Ahnung gehabt hatte, daß es so und nicht anders kommen würde, darf man sich auch heute nicht einbilden, daß es nach 120 Jahren noch so seyn werde, wie jetzt. Das Rad der Zeit dreht sich rasch und unberechenbar.

Die französische Revolution war eine welthistorische Nothwendigkeit, um den unerträglichen Zuständen, die ihr vorangingen, ein Ende zu machen. Aber sie nahm in ihrer Fiebergluth einen wahnsinnigen, einen dämonischen Charakter an. Sie verirrte so weit, die Absetzung Gottes zu decretiren, aus dem Herzen des Volkes alle Religion austilgen zu wollen. Sie verstand nur, zu zerstören, nicht zu bauen, deswegen endete das Uebermaß der Freiheit immer in einem Uebermaß des Drucks, die rothe Republik immer wieder in Militairdespotismus.

Die enorme Ausdehnung des russischen Reichs war wenigstens insofern eine welthistorische Nothwendigkeit, als die nur

Broſchüre die armen Kattunzeuge zu vertheidigen; aber ſogleich trat der ſtärkſte Staatsökonom, Forbonnais, auf, um in einer Gegenſchrift zu beweiſen, daß der Gewerbfleiß in Frankreich zu Grunde gehen würde, wenn man die Einfuhr des Kattuns, den man toile peinte nannte, erlauben wollte. Es vergingen einige Jahre mit Hin- und Herſchreiben; Flugſchriften für und wider die Kattune erſchienen in ziemlicher Menge; Abbé Morellet ſchrieb für ſie und Baron Grimm, welcher in ſeiner bekannten Korreſpondenz[1] von dieſer Angelegenheit ſpricht, ergreift auch die Partei des Kattuns und des freien Handels. Man bemerke hier im Vorbeigehen, daß die ſogenannte philoſophiſche Sekte, zu welcher Baron Grimm und Morellet gehörten, und der man ſo viel Unheil zuſchrieb, wie ſie denn zuweilen auch zu weit gegangen ſeyn mag, im Grunde doch vorgearbeitet hat, um Frankreich alle Arten von Freiheit, deren es jetzt genießt, als Preß-, Gewiſſens- und Gewerbsfreiheit, zu verſchaffen. Im Jahr 1758 endlich, als Silhouette die Finanzen Frankreichs übernahm, wurde die Regierung zum erſten Male vernünftig und erlaubte, was ſie doch nicht verhindern konnte. Bloß ein Zoll wurde auf die Einfuhr des Kattuns gelegt, und ſeitdem ward der Gebrauch deſſelben allgemein, ohne daß deßhalb der Wollen- und Seidenfabrikation der geringſte Abbruch geſchehen iſt. Damals aber war man noch weit davon entfernt zu ahnen, daß Frankreich ſelbſt einer der ſtärkſten Kattunfabrikanten in der Welt werden würde, und in der That iſt es ſeit 25 Jahren zu dieſer Höhe gelangt. Im J. 1836 führte es 2,356,121 Kil. bedruckter Baumwollzeuge aus, deren Werth die Summe von 61 Mill. überſtieg. Ein Viertel dieſer Ausfuhr ging nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, das übrige nach Spanien, den Kolonien,

[1] Correspondance inédite de Grimm et de Diderot, et recueil de lettres, poésies, morceaux et fragmens retranchés par la censure impériale. Paris 1829, S. 14 und 102. Die beiden Aufſätze, worin Grimm die Handelsfreiheit vertheidigt, waren beim Abdrucke der Grimmſchen Korreſpondenz unter der Napoleonſchen Herrſchaft von deſſen Cenſur unterdrückt worden. Napoleon ging in ſeinem Prohibitivſyſtem ungefähr auf eben den Punkt zurück, von wo man unter Ludwig XV. Regierung ausgegangen war. Aber kaum hatte mit ſeiner Regierung auch der Druck aufgehört, als der Handel mit ſtarker Schnellkraft ſeinen freien Flug nahm.

materielle Gewalt des Czaren, wie eine Geißel Gottes, die Sünden der Staaten und Völker bestrafte. Ueber die viel gebildeteren und edler organisirten Völker Europa's und Asiens zu herrschen, erhielt der Moskowiter erst die Macht, als diese Völker sich sittlich auflösten. Rußland wuchs und schwoll immer größer und ungeheuerlicher wie ein Riesenparasit aus dem verfaulten Organismus Europa's und Asiens empor, so daß in seinem eigensten Lebensodem ein eigenthümlicher Geruch des Todes haucht.

Die Seemacht und das Colonialsystem Englands waren eine welthistorische Nothwendigkeit, hervorgerufen durch das Bedürfniß der Auswanderung im übervölkerten Europa, und durch das Bedürfniß höherer Civilisation in den noch barbarischen Welttheilen. Aber die Engländer haben diesen Welttheilen eher Fluch als Segen gebracht, weil sie nur ihrem Egoismus fröhnten und nur zu nehmen, nicht zu geben wußten.

Das rasche Emporkommen der nordamerikanischen Freistaaten war eine welthistorische Nothwendigkeit, weil die ungeheure Emigration aus Europa doch irgendwo zur politischen Selbständigkeit gedeihen und die Mission übernehmen mußte, welche England nicht allein durchführen konnte oder wollte. Aber auch in diesen Freistaaten der neuen Welt ist eine so tiefe Corruption eingerissen, daß man im gegenwärtigen Augenblicke zweifelt, ob ihre Union sich nicht auflösen, ob ihr junger Organismus nicht vor der Reife zerfallen wird.

Ueberall demnach fehlt es den Mächten der Initiative, welche gegenwärtig die gesammte Bevölkerung unseres Planeten in allen seinen alten und neuen Continenten in Bewegung setzen, an dem sittlichen Charakter, welcher doch das Erbtheil der herrschenden kaukasischen Race und eine selbstverständliche Folgerung aus der christlichen Bekehrung seyn sollte. Vom Macchiavellismus der Kabinette, wie von der demoralisirten Demokratie ist kein Heil zu erwarten, mit welcher meisterhaften Sophistik auch die Parteien (und ihre Geschichtschreiber) ihre angeblichen Rechte beschönigen. Der sittliche Adel allein ist das Kriterium des echten Fortschritts, wie des wahren Conservatismus, und er gerade wird am meisten vermißt.

Wenn die Menschheit mit allen ihren modernen Errungenschaften der Bildung nicht versumpfen soll, wird irgendwo mit der sittlichen Erstarkung eine neue siegreiche Initiative beginnen müssen. Was auch von oben herab in ihr verdorben ist, es schlummern doch in manchen wohlorganisirten Völkern, zumal in den tieferen Schichten, welche der Natur und Gott treuer geblieben sind, noch hohe Tugenden, die erwachen werden, wenn es Zeit ist.

Sowohl die schwierigsten kirchlichen, politischen und socialen Fragen innerhalb Europa's, als auch die, welche das Hereinbilden der außereuropäischen Menschheit in die Sphäre der europäischen betrifft, können nur eine sittliche Lösung finden, oder keine. Vor dieser ernsten Wahrheit scheut der Egois-

mus, die Eitelkeit, das böſe Gewiſſen der Parteien zurück und ſucht ſie durch glänzende Sophismen zu verſchleiern oder todt zu ſchweigen. Aber je mehr die Vorausſetzung, die Geſchichte ſey eine Richterin des Vergangenen und eine Lehrerin der Zukunft, durch unſere gewöhnliche Schul-, Partei- und Fabrikſchriftſtellerei Lügen geſtraft wird, um ſo nöthiger iſt es, nach jener Höhe zu ſtreben, welche die geſchichtliche Wahrheit an die ewigen Sterne knüpft.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede V

Erstes Buch.

Der österreichische Erbfolgekrieg 1

Das deutsche Reich S. 1. Der letzte Habsburger 2. Maria Thereſia 4. Karl VI. 4 Preußen 6. Friedrich der Große 10. Frankreich 14. Ungarn 16. Der Breslauer Frieden 18. Die Franzoſen in Prag 19. Die pragmatiſche Armee 20. Der Dresdener Frieden 22. Der Marſchall von Sachſen 24. Der Kampf in Italien 25. Karl Eduard in Schottland 26. Aachener Frieden 28.

Zweites Buch.

Die Corruption der Höfe 30

Die Renaiſſance S. 30. Ludwig XV. 33. Voltaire 41. Spanien und Portugal 44. Pombal 45. Italien 47. Die deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten 51. Holland 59. England 61. Dänemark 65. Schweden 66. Polen 67. Rußland 67. Kaiſerin Eliſabeth 71. Die Türkei 77.

Seite

Drittes Buch.

Der ſiebenjährige Krieg 80

Friedrich der Große S. 80. Der Verſailler Bund 86. Friedrichs Einfall in Sachſen 89 und Böhmen 93. Roßbach 97. Leuthen 100. Zorndorf 103. Hochkirch 104. Kunnersdorf 108. Torgau 113. Hubertsburger Frieden 119.

Viertes Buch.

Weſt- und oſtindiſche Kämpfe 121

Engliſch-franzöſiſcher Krieg in Nordamerika S. 121. Der Bourboniſche Familienpakt 127. Engliſch-franzöſiſcher Krieg in Oſtindien 128. Clive 132. Hyder Ali 143. Warren Haſtings 144. Tippu Saib 147. Schah Allum 151.

Fünftes Buch.

Katharina II. 154

Peter III. S. 156. Katharina II. 160. Polniſche Wirren 168. Stanislaus Poniatowski 171. Die Conföderation zu Bar 175. Türkenkrieg 178. Die erſte Theilung Polens 184. Pugatſchef 190. Potemkin 193.

Sechstes Buch.

Jeſuiten und Freimaurer 197

Die Jeſuiten S. 197. Clemens XIV. 206. Aufhebung des Ordens 213. Die Freimaurerei 214. Die Illuminaten 220. Rouſſeau 226.

Siebentes Buch.

Der nordamerikaniſche Freiheitskrieg 229

Georg III. S. 229. Die engliſchen Colonien in Nordamerika 232.

Seite

Lord North 236. Der Thee in Boston 238. Beginn der Freiheitskämpfe 240. Washington 242. Die Unabhängigkeitserklärung 245. Franklin 247. Die bewaffnete Autorität 258. Gibraltar 260. Der Versailler Frieden 262. Englische Zustände 265. Die Vereinigten Staaten 271.

Achtes Buch.

Friedrich der Große 276

Seine Regierung S. 276. Der bayrische Erbfolgekrieg 286. Der Fürstenbund 290. Die Aufklärung 297.

Neuntes Buch.

Joseph II. 312

Maria Theresia S. 312. Josephs Reformen 214. Der Papst in Wien 330. Streit mit Holland 336. Türkenkrieg 338. Niederländische Unruhen 347. Leopold II. 354.

Zehntes Buch.

Gustav III. 361

Dänemark S. 361. Struensee 363. Hüte und Mützen in Schweden 369. Gustav III. 370. Der Staatsstreich 372. Schwedisch-russischer Krieg 382. Gustavs Tod 387.

Eiftes Buch.

Sittliche Erschlaffung in Deutschland 389

Friedrich Wilhelm II. S. 390. Unruhen in Holland 394. Deutsche Mittel- und Kleinstaaten 400. Sachsen 403. Bayern 404. Hessen 407. Württemberg 410. Anspach und Bayreuth 416. Gotha 417. Braunschweig 418. Mecklenburg 419. Geistliche Höfe 420. Weimar 424. Die classischen Dichter der Deutschen.

Seite

Zwölftes Buch.

Ludwig XVI. 433

Franzöſiſche Zuſtände 433. Maria Antoinette 434. Necker 438. Die Polignacs 439. Der Halsbandprozeß 444. Voltaire und ſeine Schule 447. Die Notabeln 452. Oppoſition der Parlamente 455. Neckers Rückkehr 458. Reichsſtände 460.

Erstes Buch.

Der österreichische Erbfolgekrieg.

Wir sind noch berechtigt, mit dem europäischen Mittelreich, dem deutschen Kaiserthum zu beginnen, denn bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts behauptete der deutsche Kaiser, wenn auch in seiner Macht verkürzt, doch noch vor allen Fürsten dieser Welt den Vorrang.

Indeß war kein innerliches Band des deutschen Reichs und der deutschen Nationalität mehr vorhanden. So lange die religiösen Leidenschaften tobten, betrachteten und behandelten sich die in das katholische und protestantische Lager getheilten Deutschen als Todfeinde. Als der religiöse Sinn zu erschlaffen begann, wurde die alte Zwietracht durch dynastische Interessen genährt und Oesterreicher und Preußen traten sich mit demselben Haß gegenüber, wie vorher Katholiken und Protestanten. Das Bewußtseyn, alle Deutschen gehörten einer großen Gesammtheit an, und die Einsicht, diese Gesammtheit solle mit vereinter Kraft ihr Interesse gegenüber den mächtigen Nachbarstaaten wahren, also, wenn die Formen des alten Reichsverbandes nicht mehr ausreichten, eine neue bessere Form schaffen, diese Einsicht fehlte den Deutschen ganz und gar. Die Fürsten kannten nur ihr dynastisches Sonderinteresse, Klerus und Adel vermochten der Fürstenmacht nirgends mehr mit Erfolg

zu opponiren. Büreaukratie und Schule lenkten die bürgerliche Philiſterwelt, duldeten keinen andern Cultus mehr, als den des politiſchen Servilismus und leiteten allen etwa noch übrigen Geiſt in die Schwärmerei für das claſſiſche Alterthum ab. Das brave Landvolk aber lag im geiſtigen Schlafe und wurde daraus nur durch Kriegsſchrecken geweckt. Dann aber bewährte es immer von neuem, daß es ſich ſeine alte Kraft und ſein nationales Ehrgefühl beſſer bewahrt hatte, als die höhern Claſſen insgeſammt.

Am 20. October 1740 verſchied der letzte Habsburger, Kaiſer Karl VI. Er hatte nur ein ſchwaches Regiment geführt. Das Erbe der ſpaniſchen Habsburger, um welches er in ſeiner Jugend in Spanien ſelbſt hätte kämpfen ſollen, dem Kampf aber eigentlich nur zugeſehen hatte, war ihm verloren gegangen, und während die in Frankreich regierende Familie Bourbon für ihre Nebenzweige die Kronen von Spanien, der beiden Sicilien und Parma erwarb, behauptete Karl nur die vormals ſpaniſchen Niederlande und die Lombardei. Er erwarb dazu noch Toscana als Secundogenitur, ſofern er ſeine einzige Tochter Maria Thereſia mit dem Herzog Franz von Lothringen vermählte, welcher Lothringen an den vertriebenen, aber von Frankreich beſchützten Polenkönig Stanislaus Lescinski abtreten mußte (nach deſſen Tode es an Frankreich fallen ſollte), und dafür mit dem Beſitz des Großherzogthums Toscana entſchädigt wurde. Allein das war im Ganzen ein dem deutſchen Reiche ſchädliches Uebereinkommen, denn mit Lothringen ging uns ein wichtiges Bollwerk gegen Frankreich verloren. Zudem hatte Karl VI. einen unglücklichen Krieg mit den Türken geführt und die ſtarke Grenzfeſtung Belgrad verloren. Seine von Höflingen elend geführte Armee hatte ſchmähliche Niederlagen erlitten.

Das Habsburgiſche Erbe hatte fünf Hauptbeſtandtheile, 1) das deutſche Oeſterreich mit Tirol und dem ſchwäbiſchen Vorderöſterreich, nebſt dem halb- oder ganz ſlaviſchen Steiermark, Kärnthen und Krain; 2) die halb niederdeutſchen, halb walloniſchen (franzöſi-

schen) Niederlande; 3) die überwiegend slavischen Länder, Böhmen, Mähren und Schlesien; 4) das magyarische Ungarn mit dem slavischen Croatien und Slavonien, Illyrien und Siebenbürgen, in welchem magyarische und slavische Bestandtheile mit deutschen und wallachischen sich mischten; 5) das italienische Herzogthum Mailand. Der ganze Kaiserstaat war katholisch, nur in Ungarn und Siebenbürgen genossen die Protestanten alte Rechte.

Im Innern des Kaiserstaats herrschte große Erschlaffung. Der Hof, in allzu langer Verbindung mit dem spanischen Hofe, der natürlichen deutschen Art entfremdet und einem steifen und geistlosen Ceremoniel verfallen, hatte dem alten Stolz, der dem römischen Kaiserthume inwohnte und gebührte, den spanischen Majestätsschwindel beigesellt, dem nichts unmöglich dünkte, der ziemlich naiv die Allmacht selbst ansprach und sich daher auch in der maßlosen Verschwendung orientalischer Despoten gefiel. Der erste Habsburger hatte bescheiden wie ein einfacher Ritter gelebt und für seine Person wenig gebraucht, der letzte hatte in Wien einen Hofstaat, der den größten Theil der Staatseinkünfte verzehrte. Man rechnete nicht weniger als 40,000 Einwohner Wiens, die ausschließlich vom Hofe und auf des Kaisers Kosten lebten. Die Feste mischten echt byzantinisch den Prunk der Kirche mit dem des Hofes. Sie trugen die ganze Geschmacklosigkeit des Renaissancestyles zur Schau. Der Wiener Prater ahmte dem Madrider Prado nach. An die Stelle der spanischen Hoftracht kam indessen nach und nach, seitdem Spanien für die Habsburger verloren war, die französische Allongeperücke und an die Stelle der finstern Bigotterie der blutigen ferdinandeischen Zeiten kam seit den Predigten des P. Abraham a St. Clara und seit Stiftung des Leopoldstädter Theaters unter Stranitzki immer mehr Lustigkeit auf. Das Volk zu Wien hatte reichlich panem et Circenses. Nur in den Provinzen herrschte viel Noth und Elend. Von einer gewissenhaften Fürsorge für das Volk von oben war so wenig wie von ständischer Vertretung die Rede. Die dem Namen nach bestehenden Provinzialstände waren

Sardinien, Schweiz, Braſilien, Deutſchland, Belgien u. ſ. w. Die Verſendungen nach Deutſchland, während der zehn Jahre, betrugen folgende Summen:

Jahre.	Ausfuhr nach dem deutſchen Bunde.	Nach den Hanſeſtädten.	Nach Preußen.
	Kil.	Kil.	Kil.
1827	44,988	20	5,178
1828	40,186	1,751	5,098
1829	48,194	2,818	9,578
1830	47,381	3,536	21,738
1831	100,980	230	3,416
1832	177,635	4,884	6,038
1833	78,109	805	7,804
1834	88,364	609	6,398
1835	86,268	7,390	7,432
1836	108,042	11,659	6,866

An Muſſelin bekamen die deutſchen Bundesſtaaten 8784 Kil. und an Bazin, Piqué und andern feinen Zeugen 4967 Kil. Frankreich verſendet jährlich für mehr als 2 Mill. Fr. Tapetenpapier. Nach den Vereinigten Freiſtaaten iſt Deutſchland dasjenige Land, wohin die bedeutendſte Ausfuhr geht. Von den im J. 1836 verſendeten 921,580 Kil. erhielten die deutſchen Bundesſtaaten 68,723 Kil. (im J. 1829 ſogar 133,414 Kil.), die Hanſeſtädte 50,190 Kil. (im J. 1835 68,754), Preußen 14,621 Kil. (im J. 1833 37,568 Kil.), Oeſterreich aber nur 459 Kil.

Die Bücherausfuhr nimmt zu, ungeachtet der Nachdruck im Auslande ſo ſehr gewachſen iſt. Sie iſt jetzt beinahe 4 Mill. Fr. werth. Belgien, der größte Nachdrucker, erhält auch die meiſten Exemplare von Originalauflagen, weil es doch nicht alles, was erſcheint, nachdrucken kann. Dann folgen die Vereinigten Freiſtaaten, die Schweiz, Sardinien, Deutſchland (im J. 1836 60,686 Kil. die bedeutendſte Zahl in den zehn Jahren), Preußen 10,429 Kil., Oeſterreich 8195, und die Hanſeſtädte, die ſo viel Bordeaurweine nehmen, haben nur 6185 Kil. franz. Literatur zu ſich genommen. Außerdem hat Deutſchland noch 6831 Kil. Bücher in todten oder fremden Sprachen aus Frankreich erhalten, ſo wie 892 Kil. Muſikalien (im J. 1834 aber 3189 Kil.) und 8959 Kil. Kupferſtiche und lithographiſche Blätter.

An dem franzöſiſchen Handel mit Fellen und Leder nimmt Deutſchland wenig Antheil; aber Handſchuhe kauft es nach Nordamerika

nur Gratulationsmaschinen.*) So weit indeß die Corruption von Wien aus nicht in die Provinzen eindrang und die Staatslasten und die Kriegsnöthe nicht zu arg wurden, erfreuten sich die Völker des Kaiserstaates noch all der reichen Gaben und Tugenden, welche einfache und patriarchalische Zustände auszeichnen. Die Geistlichkeit war populär und weit weniger verderbt, als in andern Ländern. Neben dem lüderlichen Hofadel gab es noch einen einfachen, biedern und tapfern Landadel. In des Kaisers Heer sah man daher die schönsten Leute, kräftige Söhne der Natur unter erbärmlichen von der Hofgunst ihnen vorgesetzten Generalen.

Karl VI. hatte von allen misgünstigen Mächten außerhalb und innerhalb des deutschen Reichs mit nicht geringen Opfern sich die „pragmatische Sanction" erkauft, in welcher jene Mächte seiner einzigen Tochter Maria Theresia sämmtliche damalige Besitzungen des Hauses Habsburg feierlich gewährleisteten. Kaum aber hatte der gewissenhafte Vater die Augen zugedrückt, als die Cabinette, nur ihrem Eigennutze folgend, unter den nichtigsten Vorwänden der Tochter ihre Zusage brachen und das habsburgische Erbe als eine gute Beute betrachteten, von dem ein Jeder rauben dürfe, was er vermöge.

Zunächst erhob sich der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, und machte geltend, daß, wenn im Hause Habsburg die Weiber erben dürften, er als Nachkomme der Anna, einer mit dem bayrischen Herzog Albrecht vermählten Tochter Kaiser Ferdinands I., ein älteres Anrecht auf das Erbe besitze. Allein der Wortlaut der Urkunde sprach gegen ihn. Es hieß nämlich darin, Anna's Nachkommen sollten das Haus Habsburg nur dann beerben, wenn es in diesem Hause einmal an ehelichen Nachkommen fehlen würde.

*) Die niederösterreichischen Stände redeten Karl VI. also an: „Des Himmels Fürstenlicht erstarret ob allerhöchst Deroselben nie gesehenem Glanze. Der Erdkreis wird zu klein zum Schauplatz solcher Werke, wobei die treugehorsamsten Stände vermeinen, den Gipfel ihres Glückes erstiegen zu haben, wo sie sich zu Ew. Majestät Füßen legen dürfen" ꝛc.

Der Bayer hätte nur dann auf das Erbe Anspruch machen können, wenn in die Urkunde „männliche" anstatt „eheliche" Nachkommen gesetzt worden wäre. Karl Albrecht war ein unfähiger, eitler Regent, Wollüstling und Verschwender nach dem Muster der französischen Könige, dabei aber noch von alterthümlicher Bigotterie nach Art des alten Wiener Hofes. Er baute mit 5 Mill. Gulden Aufwand im Schlosse zu München einen Saal, der alle Säle der übrigen europäischen Höfe übertreffen sollte, aber wieder abbrannte. Sein Parabebett kostete nahezu eine Million und wog 2½ Centner an reinem Golde. Der h. Mutter zu Loretto und dem h. Antonius zu Padua schenkte er Gefässe schwer von Gold und Silber. Nach Altötting wallfahrtete er zu Fuß und brachte der h. Mutter daselbst eine silberne Statue dar, so groß, wie sein Sohn, den ihre Fürbitte gesund gemacht hatte. Sein Lustschloß Nymphenburg sollte das bayrische Versailles werden. Hier ergötzte sich der Kurfürst mit seinen schönen Maitressen, deren Portraits der berühmte Van der Werff malte. Es waren ihrer sechszehn, mit denen der Kurfürst bei sanfter Musik im Bade herumgeschwommen seyn soll. Die vornehmsten dieser Damen waren eine Gräfin von Ingenheim und eine Gräfin Moravicka, die erstere verheirathete er an einen Spreti, die andere an einen Portia, beide Italiener von der Art, wie sie damals an allen deutschen Höfen gefunden wurden. Daneben war der Kurfürst dem Theater, der Oper leidenschaftlich ergeben und nicht minder der Jagd. Auch seine phlegmatische Gemahlin, die Erzherzogin Amalie, Tochter Kaiser Josephs I., war eine so große Freundin der Hunde, daß sie eine Menge derselben, besonders kleiner Windhunde, welche damals Mode waren, beständig um sich hatte.

Karl Albrecht, der nur über das kleine, durch seine Verschwendungen erschöpfte Bayern zu gebieten hatte und ohne Thatkraft, von Lüsten und Genüssen erschöpft, weichlich und schwachen Charakters war, würde es niemals haben wagen dürfen, Oesterreich zu

trotzen, wenn er nicht wäre von Frankreich und Preußen unterstützt und vorwärts getrieben worden.

Frankreich, der älteste und zäheste Feind des deutschen Reichs, erschien am meisten entschuldigt, wenn es damals den günstigen Augenblick benutzte, um den großen Ländercomplex der Habsburger auseinander zu reißen. Denn dieser Ländercomplex war der feste Kern des außerdem nur ein lockeres Conglomerat von Mittel- und Kleinstaaten darbietenden deutschen Reichs. Wurde dieser Kern durch einen starken Hammerschlag zersprengt, so war Deutschland ganz zerfahren, konnte der concentrirten Macht Frankreichs keinen nachhaltigen Widerstand mehr leisten und mußte ihm zunächst die Niederlande und die Lombardei Preis geben.

Um so mehr aber hätte, wenn nur ein Funken Nationalgeist bei den deutschen Fürsten übrig war, ihr gemeinsames Bestreben seyn müssen, die Machtstellung des deutschen Reichs in Europa's Mitte durch das Aussterben der Habsburger mit nichten gefährden zu lassen, sich eng an einander zu schließen und jede Einmischung Frankreichs in diese rein deutsche Sache mit gewaffneter Hand abzuwehren. So lag es im Gesammtinteresse der deutschen Nation, welchem aber das Sonderinteresse ihrer Fürsten schon vorlängst, seitdem kein starker und gewaltiger Kaiser sie mehr zügelte, systematisch entgegenarbeitete. Außerdem wäre es auch aus confessionellen Rücksichten damals unmöglich gewesen, die Deutschen gegen Frankreich zu vereinigen.

Preußen aber ergriff den günstigen Augenblick, um Oesterreich zu schwächen und sich selbst auf dessen Kosten zu vergrößern.

Preußen wurde lediglich durch die Thatkraft seiner Regenten aus dem Hause Zollern zu einer Großmacht erhoben. Hundert Jahre früher war der Markgraf Kurfürst von Brandenburg noch ein schwacher Herr, zwischen Oesterreich und Schweden fast erdrückt, noch ein Vasalle der polnischen Krone und unter den Fürsten des corpus Evangelicorum im deutschen Reich nach dem Kurfürsten von Sachsen, welcher der erste war, nur der zweite.

Der Besitz des souverainen Herzogthums Preußen brachte ihn in Abhängigkeit von Rußland, ohne dessen Zuneigung er sich Polens und Schwedens nicht hätte erwehren können. Der Besitz des Herzogthums Cleve am Rhein brachte den Brandenburger Kurfürsten in eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich und Holland, ohne deren Zuneigung er sich der starken katholischen Nachbarn in den Niederlanden und am Rhein nicht hätte erwehren können. Im Uebrigen besaß er Pommern (mit Ausnahme des s. g. Schwedisch-pommern mit Stralsund), das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin und das fernabliegende Neufchatel.

Der „große Kurfürst" Friedrich Wilhelm wußte jedoch seine ursprünglich schwache Stellung mächtig zu verstärken, indem er als deutscher Reichsfürst dem Kaiser siegen half über die Franzosen, in seinem eigenen Interesse über die Schweden siegte, sich von Polen unabhängig machte und im Innern seiner Staaten monarchische Einheit und büreaukratische Gleichförmigkeit herstellte durch Unterdrückung der ständischen Opposition in Preußen und im Erzstift Magdeburg. Sein Sohn Friedrich, unansehnlich von Gestalt, aber klug, „der königliche Aesop", verstand einen groben Fehler, welchen sein sächsischer Nachbar beging, trefflich zu benützen. Friedrich August nämlich, Kurfürst von Sachsen, ein Riese von Gestalt und Kraft, aber schwachen Geistes, der in Dresden und den umliegenden Lustschlössern die Hoffahrt und Pracht Ludwigs XIV. nachäffte, hatte sich anreizen lassen, katholisch zu werden, damit man ihn unter dem Namen August II. zum Könige von Polen wählen konnte, 1697. War nun auch seine Eitelkeit durch den Besitz einer Krone befriedigt, so genoß er doch bei dem freiheitstollen Adel Polens weder Macht noch Achtung, und hatte zugleich die Macht und Achtung, welche seine Vorfahren als erste Beschützer Luthers und als die Häupter des corpus Evangelicorum genossen hatten, für immer verscherzt. Von diesem Augenblicke an entwarf nun der Brandenburger Kurfürst seinen Plan und führte ihn binnen vier Jahren auch aus. Unbe-

stritten trat jetzt er anstatt des von Luthers Glauben abgefallenen Sachsen an die Spitze der protestantischen Partei im deutschen Reiche, um aber auch an äußerem Range nicht hinter dem Sachsen zurückzustehen, verlangte er den Titel Herzog von Preußen mit dem königlichen zu vertauschen. Und es gelang ihm wirklich, von allen europäischen Mächten im Jahre 1701 als erster König in Preußen*) anerkannt zu werden, indem er theils die wechselseitige Eifersucht der Mächte sich zu Nutzen machte, theils am rechten Orte Geldopfer brachte. Der deutsche Kaiser, gerade damals in schwerem Kampf mit Frankreich wegen des spanischen Erbes begriffen, willigte ein, um sich die Hülfe zu verschaffen, die ihm der neue Preußenkönig ritterlich leistete. Ein preußisches Heer, angeführt von dem Fürsten Leopold von Dessau, welcher ein berühmter Reformator des Heerwesens wurde, und dessen Namen sich in dem noch jetzt beliebten Dessauer Marsch in der preußischen Armee lebendig erhalten hat, half dem genialen Prinzen Eugen in Italien für Oesterreich die glänzendsten Siege erringen.

Friedrichs I. Sohn und Nachfolger war Friedrich Wilhelm I., ein rauher, aber kräftiger Regent, welcher die französischen Hofsitten, die weibische Verweichlichung und daher auch die moderne Bildung und Literatur nicht leiden konnte, sie geflissentlich von seinem Hofe fern hielt und nur die Gesellschaft von Offizieren in seinem „Tabakscollegium“ liebte. Seine berühmte Garde, aus den Riesen aller Länder auserlesen, ist ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden, bewies aber ein richtiges Gefühl seiner königlichen Seele. Er wollte ein Heldenvolk um sich haben und es fortpflanzen. Das Herabsinken der Race auf dem Wege der modernen Civilisation zu einem scrophulösen Zwergengeschlecht war ihm mit Recht

*) Der Titel lautete „in“ Preußen, weil der König nur Ostpreußen besaß; erst später, als auch das polnische Westpreußen nach der Theilung Polens hinzukam, nannte sich zuerst Friedrich der Große König „von“ Preußen.

ein Greuel.*) Dagegen hielt der König auf Sparsamkeit, Frömmigkeit, strenge Sittenzucht und hinterließ seinem Sohne und Nachfolger ein trefflich geschultes Heer und eine gefüllte Staatskasse.

So charakterisirte sich der preußische Staat schon seit dem großen Kurfürsten durch eine gewisse Stahlfestigkeit unter den übrigen mehr oder weniger erschlafften, verweichlichten und übel regierten Staaten. Seine Büreaukratie diente damals noch ausschließlich dem Staatszweck und hatte sich noch nicht zum Selbstzweck gemacht. Das patriarchalische Verhältniß zwischen dem Landadel und den Bauern war noch unangetastet und bildete die gesunde Grundlage der preußischen Macht. Der Bürgerstand trat noch wenig hervor. Man muß sich sehr hüten, das ruhmgekrönte Preußen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter heutigen Gesichtspunkten zu betrachten. Berlin war damals noch nicht die Metropole der Intelligenz, sondern eine kleine Residenzstadt, und Preußen ein nicht auf Schule, Wissenschaft, Industrie, sondern auf Ackerbau gegründeter Staat mit mazedonischem, nicht athenienſischem Charakter.

Die schwache Seite der preußischen Politik war aber von Anfang an seine Hinneigung zu Rußland. Preußen ist, wie oben schon gezeigt wurde, durch die Nothwendigkeit, sich Schwedens und Polens erwehren zu müssen, entschuldigt, allein der russische Nachbar wurde ihm am Ende gefährlicher, als der schwedische und polnische.

Die deutsche Politik Preußens war vor dem österreichischen Erbfolgekriege tadelloser als die irgend eines andern Reichslandes. Gegenüber von Schweden und Polen vertrat Preußen mit seiner eigenen auch die deutsche Sache. Gegen Frankreich half es dem deutschen Kaiser wiederholt mit schweren Opfern, ohne nur Dank dafür zu erndten.

*) Damit stimmte die tiefe Verachtung zusammen, die er den Akademikern angedeihen ließ, indem er z. B. einmal den Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften, von Gundling, mit bloßem Hintern aufs Eis setzen ließ.

Friedrich Wilhelms I. Sohn, der Kronprinz Friedrich, kam frühzeitig in Opposition mit seinem Vater, dessen lange Tischgebete ihn eben so anwiderten wie die Tabaksstube. Ein lebhafter und heitrer Geist, ein zu allen Genüssen des Lebens berufener Prinz konnte er unmöglich Geschmack finden an der steifen, hölzernen, geistlosen Sprache der damaligen Berliner Hofgeistlichkeit und an den Wachstubenmanieren der Hofcavaliere, und mußte dagegen die feine und lüsterne Grazie der französischen Sprache und Hofsitte ihn verführen. Seine Schwester, Friedrike Sophie Wilhelmine, später dem Markgrafen von Bayreuth vermählt, theilte seinen Geschmack und blieb demselben so treu, daß sie noch in ihren Memoiren mit unkindlicher Medisance den väterlichen Hof verspottete. Ein Lieutenant von Katte gab dem jungen Prinzen heimlich französische Bücher, die ihn ganz bezauberten. So wurde Friedrich ein Schüler und Vergötterer Voltaires und sog in vollen Zügen das Gift des Unglaubens, der geistreichen Frivolität und der Lust, alles zu verspotten, ein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in einigen auswärtigen Cabinetten die Bemühungen, den preußischen Kronprinzen zu verführen und zu verweichlichen, gerne gesehen und begünstigt wurden. Seine Schwester erzählt, auf welche verhängnißvolle Art er in die Corruption des sächsischen Hofes hineingezogen wurde. König Friedrich Wilhelm I. nahm mit dem Kronprinzen eine Einladung an diesen Hof an. König August II. führte die Gäste in seinen Schlössern und Zaubergärten herum und plötzlich befanden sie sich vor einem Sopha, auf welchem das schönste Weib im Costüm der Venus lag. Es war Orselska, die natürliche Tochter Augusts II., jetzt des eignen Vaters Maitresse und zugleich die Geliebte mehrerer ihrer Brüder, ein Ideal von körperlicher Schönheit mit einer über alle christliche und sittliche „Vorurtheile“ erhabenen Seele. Zwar erglühte der stolze König von Preußen bei ihrem Anblick vor Zorn und deckte seinen großen dreispitzen Hut über das Gesicht des Kronprinzen. Allein Friedrich hatte schon zu viel gesehen, kam mit der Orselska heimlich zusammen, für die

ihm der eifersüchtige August nachher die schöne Formera austauschte, und erbte aus dem lüderlichen Umgang eine Krankheit, die ihm um so gefährlicher wurde, als er sie vor dem Vater verheimlichen mußte. Dieser kam dennoch dahinter, ging aber in seinem nicht ungerechten Zorn zu weit, indem er den Sohn mit dem Stock mißhandelte. Friedrich, noch Schlimmeres fürchtend, wollte nach England entfliehen, wurde aber eingefangen und vor den Vater geführt, welcher doppelt erzürnt war, weil er hinter eine Intrigue kam, nach welcher Friedrich eine englische Prinzessin heirathen wollte oder doch in der Noth den Schein davon angenommen hatte. Der grimmige Vater würde nun den Sohn mit dem Degen durchbohrt haben, wenn sich General von Mosel nicht dazwischen geworfen hätte. Der König aber ließ den Kronprinzen ins Gefängniß werfen und als Deserteur zum Tode verurtheilen, 1730. Er scheint in der That entschlossen gewesen zu seyn, wie Philipp II. und Peter der Große, den entarteten Sohn lieber aus der Welt zu schaffen, als den Thron durch ihn entehren, den rocher de bronce, wie er die preußische Monarchie nannte, durch ihn aufweichen und in den Koth der französisch-sächsischen Corruption zerfließen zu lassen. Lieutenant Katte wurde wirklich und zwar vor den Fenstern des Kronprinzen, welcher zusehen mußte, enthauptet, der Prinz selbst aber durch die energische Fürsprache der Kabinette gerettet. Namentlich Kaiser Karl VI. nahm sich seiner an, was sich einfach daraus erklärt, daß es dem deutschen Kaiser nicht genehm seyn konnte, auf deutschem Boden einen das öffentliche Gefühl so tiefverletzenden Skandal, wie es die Hinrichtung eines Prinzen gewesen wäre, zu dulden. Friedrich wurde also nicht hingerichtet, sondern im Kerker hart gehalten, dann in die Kanzleien geschickt, um sich in den verschiedenen Verwaltungszweigen gründlich zu orientiren und endlich wieder völlig freigelassen. Damals wurden merkwürdige Intriguen in Bezug auf seine Vermählung gespielt. Eine Partei in Rußland wollte ihn mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg (Tochter Katharina's, der Schwester der Kaiserin

Anna), die nachher den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig ehelichte und Mutter des unglücklichen Iwan wurde, vermählen. Allein er selbst hatte keine Lust dazu und eben so wenig sein Vater, wie denn auch Oesterreich sich aufs entschiedenste dagegen verwahrte. Friedrich selbst schlug seinem Vater vor, ihn mit Maria Theresia zu vermählen, in welchem Fall er nur Oesterreich beherrscht, Preußen aber seinem zweiten Bruder August Wilhelm abgetreten haben würde. Allein es war ihm damit nicht Ernst, er wollte nur seinem Vater, der entschieden österreichisch gesinnt war, eine bessere Meinung von sich beibringen. Auch die Vermählung Friedrichs mit einer englischen Prinzessin schien unpassend, weil sich der Berliner und Londner Hof gegenseitig nicht leiden konnten. Der König wählte endlich, unter lebhafter Zustimmung Oesterreichs, für Friedrich eine ganz unscheinbare Braut aus, die Prinzessin Elisabeth aus der Nebenlinie Braunschweig-Bevern, die keinen mächtigen Anhang hinter sich hatte und, was für den König wohl die Hauptsache war, in Bezug auf den Umstand, daß sie vielleicht keine Nachkommenschaft zu erwarten hatte, discret seyn mußte.

Friedrich begann nach seiner Vermählung auf dem Schlosse in Rheinsberg ein ihm zusagendes von Musen und Grazien erheitertes Privatleben zu führen. Der Vater verzieh ihm vollständig, weil er sich überzeugt hatte, der Sohn besitze Geist genug, um seine Jugendfehler als Regent wieder gut zu machen. Damals schrieb Friedrich einen „Antimachiavell", d. h. eine Anweisung an die Fürsten, nicht nach Machiavells diabolischem System, sondern pflichtmäßig und zum alleinigen Besten der ihnen anvertrauten Völker zu regieren (gedruckt 1739).

Als nun der Vater am 31. Mai 1740, fünf Monate vor dem Kaiser Karl VI. starb, hinterließ er seinem Sohn, welcher als Friedrich II. den Thron bestieg, 30 Mill. Thaler baar im Schatz und eine wohlgerüstete Armee von 72000 Mann. Solche Mittel in den Händen zu haben der erschlafften österreichischen Regierung, den besiegten österreichischen Heeren gegenüber, mußte den

jungen und genialen König von Preußen erfreuen und zu einem thatkräftigen Eingreifen in die nach dem Tode des Kaisers eingetretene Verwirrung verlocken. Er hatte dabei aber die Erhebung seines Hauses über das Habsburgische, die Vermehrung seines Staates auf Kosten des österreichischen im Sinne und kümmerte sich dabei so wenig um das Gesammtinteresse der deutschen Nation, daß er keinen Anstand nahm, sich mit Frankreich gegen Oesterreich zu verbünden, nachdem ihm Maria Theresia abgeschlagen hatte, was er als Preis für seine Freundschaft verlangte. Er bot ihr nämlich an, auf ihre Seite zu treten und ihre Rechte gegen Jedermann zu schützen, wenn sie ihm das ganze Herzogthum Schlesien abtreten und zwei Millionen Thaler zahlen wolle. Als sie darauf nicht einging, sprach er einen Theil von Schlesien als ihm zuständiges, von Oesterreich bisher widerrechtlich vorenthaltenes Erbe an, nämlich das kleine Herzogthum Jägerndorf als Erbe des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, dem es im dreißigjährigen Krieg entrissen worden war, ferner die kleinen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg vermöge eines Erbvertrags des Herzogs von Liegnitz mit dem Brandenburger Kurfürsten Joachim II.

Um sich in Besitz dieser Erbstücke zu setzen, brach Friedrich II., ohne Zeit zu verlieren, mit seinem trefflich gerüsteten Heere in Schlesien ein und erfocht am 10. April 1741 bei dem Dorfe Mollwitz, unfern von Ohlau, einen Sieg über die vom Grafen von Neipperg wie gewöhnlich schlecht geführten Oesterreicher. Friedrich II. leitete seine Preußen in dieser Schlacht noch nicht selbst, sondern überließ das Commando dem General Grafen von Schwerin und lernte blos. Vorerst setzte er sich nun in den Besitz Niederschlesiens und nahm die Hauptstadt Breslau ein. England, welches gerne jedes Verständniß zwischen Preußen und Frankreich verhindert hätte, vermittelte und bewog Maria Theresia, nicht ohne schweren Kampf, weil diese feurige Dame*) lange nicht nachgeben

*) Sie glühte vor Zorn und ersann mit Hülfe ihres vertrauten Mi-

und England am meiſten. Im J. 1836 betrug die Ausfuhr franzöſiſcher Handſchuhe nach dem deutſchen Bunde 13,227 Kil. (im J. 1833 ſogar 26,226 Kil.), den Hanſeſtädten 2579, Preußen 3988 (im J. 1834 6402 Kil.); nach Oeſterreich nur 204 Kil. Der Handſchuhhandel mit dem Auslande iſt für Frankreich 7 Mill. Fr. werth.

Goldſchmiedarbeit bezieht Deutſchland ebenfalls nach den Vereinigten Freiſtaaten am Meiſten aus Frankreich (im Jahr 1836 48,982 Grammen; Oeſterreich erhielt 11,670 Gr. und Preußen 9775). An Silberſchmiedarbeit kamen nach Deutſchland 263,960 Gr., nach Preußen 244,272 Gr., nach den Hanſeſtädten 34,300 und nach Oeſterreich 17,460 Gr. (im J. 1827 noch gar nichts); ferner an Juwelierarbeit mit Steinen erhielt Deutſchland 10,718 Gr. und ohne Edelſteine 27,731 Gr. (im J. 1832 34,036 Gr.); an Silberjuwelenarbeit 51,807 Gr. Von letzterer nahm auch Preußen 6670 Gr. Auch die franzöſiſche plattirte Arbeit findet in Deutſchland einen regelmäßigen Abſatz. Eilf Millionen iſt der Werth der aus Frankreich ausgeführten Uhren. Der deutſche Bund bekam im J. 1836 15,420 Kil. derſelben, die Hanſeſtädte 12,066 und Preußen 3106 Kil. Krämerwaare, feine und grobe (unter welchem Namen, wie oben geſagt worden, die franzöſiſche Mauth eine Menge von Dingen begreift), wird aus Frankreich über 12 Mill. Fr. an Werth ausgeführt. Deutſchland bezieht davon einen nicht unbeträchtlichen Theil. Eben ſo unbeſtimmt iſt in den franzöſiſchen Mauthregiſtern die Rubrik: „verſchiedene Artikel der Pariſer Induſtrie," wovon im Auslande für mehr als 11½ Mill. Fr. verkauft wird. Nach den Vereinigten Freiſtaaten iſt Deutſchland hier wieder der Hauptabnehmer. Was dieſer Artikel in Zeit von zehn Jahren daſſelbe gekoſtet hat, kann man hier ſehen

Jahre.	Bundesſtaaten. Franken.	Hanſeſtädte. Franken.	Preußen. Franken.	Oeſterreich. Franken.
1827	351,791	144,180	24,904	18,467
1828	768,394	58,013	27,860	63,070
1829	1,079,360	117,045	48,860	120,379
1830	1,005,817	134,370	78,867	171,784
1831	895,040	92,080	113,960	115,130
1832	249,270	243,290	128,470	70,400
1833	1,149,130	218,920	142,580	115,680
1834	900,210	142,430	117,130	67,410
1835	590,220	362,600	145,800	43,540
1836	1,105,990	347,280	239,510	86,540

wollte, in einer geheimen Uebereinkunft zu Kleinſchnellendorf, Niederſchleſien und noch einen Theil Oberſchleſiens an Preußen abzutreten unter der Bedingung, daß Friedrich II. ſich nicht an Bayern und Frankreich anſchließe. Aber die Oeſterreicher verriethen dieſe geheime Uebereinkunft, um Bayern damit zu ſchrecken, und dieſe Tactloſigkeit lieh ihm den Vorwand, mit Oeſterreich ſchnell wieder zu brechen und die Anträge Frankreichs anzunehmen.

In Frankreich würde der regierende König Ludwig XV., weil er nur dem Sinnengenuß fröhnte und in die tiefſte Lüderlichkeit verſunken war, keine thatkräftige Rolle in der europäiſchen Politik geſpielt haben, und ſein damaliger Miniſter, der alte fromme Cardinal Fleury, war ſehr friedlich geſinnt. Allein auch in den verderbten Hofſphären von Paris gab es noch politiſche Köpfe, welche begriffen, welche gute Gelegenheit der Tod des Kaiſers und die Verlegenheit ſeiner Tochter Frankreich darbot, um ſich in die deutſchen Angelegenheiten einzumiſchen und die Niederlande, wenn nicht auch die Lombardei zu rauben. Vor allem betrieb der Graf von Bellisle dieſe Angelegenheit und erhielt den Auftrag, die deutſchen Fürſten für den Bayer gegen die Oeſterreicherin in Harniſch zu bringen, während Fleury erklärte, Frankreich habe die pragmatiſche Sanction zwar anerkannt, jedoch „unter Vorbehalt der Rechte Dritter.“ Bellisle überſchritt nun mit großem Pomp

---

niſters von Bartenſtein die abentheuerlichſten Pläne, um Friedrich zu verderben. Damals ſchon kam ihr eine Theilung Preußens in den Sinn, wofür ſie Sachſen-Polen durch Abtretungen in Schleſien und Frankreich durch Abtretung der Niederlande gewinnen wollte. Frankreich aber verſagte ſich ihr und ſie mußte endlich den dringenden Vorſtellungen ihres Gemahles und der übrigen Miniſter nachgeben und durch den engliſchen Geſandten Robinſon mit Friedrich unterhandeln laſſen. Sie bot ihm Geldern an, aber Friedrich antwortete: „mir iſt der Krieg recht, wollt ihr Frieden haben, müßt ihr mir ihn abkaufen und um den Preis, den ich fordere.“ Er verlangte Niederſchleſien und drohte, wenn Maria Thereſia nicht nachgäbe, das nächſtemal auch Oberſchleſien dazu fordern zu wollen.

und zahlreichem Gefolge den Rhein, sah mit großem Vergnügen, daß ihm der feurige Preußenkönig schon zuvorgekommen sey, und eilte zu ihm ins Lager von Mollwitz, als derselbe eben seinen ersten Sieg feierte. Noch wurde er hingehalten, noch wollte Friedrich sich lieber mit Oesterreich verständigen, als aber Oesterreich die Verabredung von Kleinschnellendorf nicht geheim hielt, schloß Friedrich II. mit Bayern und Frankreich den verhängnißvollen Bund zu Nymphenburg (unweit München) am 4. November 1741, worin er Karl Albrechts Ansprüche auf Böhmen, Oesterreich und Tirol anerkannte, den Franzosen alles, was sie am Rheine und in den Niederlanden erobern würden, zusicherte und dagegen sich selbst den Besitz von Schlesien garantiren ließ. Drei Tage später nahm er in Breslau die Huldigung dieses Landes entgegen und zwar als Soldat und Eroberer in abgeschabter Uniform, den Hut auf dem Kopf und das Degengefäß vorhaltend, indem alle Vertreter der Stände, die ihm huldigten, den Knopf seines Degens küssen mußten.

Dem Nymphenburger Bunde trat alsbald auch August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, bei, ein einfältiger und träger Herr, der sich aber von Bellisle bestechen und durch die Hoffnung, er werde Mähren bekommen, verführen ließ. Man verabredete nun, ein großes französisch-bayrisch-sächsisches Heer nach Böhmen zu schicken, um zunächst dieses schöne Land in Besitz zu nehmen, und zugleich die Wahl Karl Albrechts zum deutschen Kaiser zu betreiben. Frankreich ängstigte die rheinischen Kurfürsten, die bayrische und brandenburgische Stimme war schon gewonnen. Es handelte sich also noch um die hannöversche und König Georg II. von England ließ sich als Kurfürst von Hannover damals wirklich durch 120,000 Franzosen, die unter Maillebois Hannover bedrohten, einschüchtern und versprach dem Bayer seine Stimme.

Karl Albrecht, der von seinem Vater nicht weniger als 30 Mill. Gulden Schulden geerbt hatte und selbst ein Verschwender war, brachte trotz der reichlichen Subsidien, die ihm Frankreich ge-

währte, nur 10,000 Mann zuſammen, Sachſen aber 20,000, die mit einem größern franzöſiſchen Heere unter Bellisle vereinigt in das verwahrloste Böhmen einfielen, am 26. Nov. 1741 Prag überrumpelten und ſich daſelbſt feſtſetzten. Hier ließ ſich ſodann Karl Albrecht unter Bellisles Protectorat ſchon am 19. Dez. feierlich als König von Böhmen huldigen.

Unterdeß war Maria Thereſia nicht müßig geweſen. Sie hatte ſich nach Ungarn geflüchtet und die ſtolzen Magnaten wie das kriegeriſche Volk ſelbſt durch ihre Schönheit, (ſie war kaum 25 Jahre alt), und durch ihr Unglück gerührt und begeiſtert. Indem ſie ſich am 25. Juni 1741 als Königin von Ungarn die Krone des h. Stephan aufſetzen ließ, verfehlte ſie nicht, nach alter Sitte den Königsberg hinaufzureiten und das Schwert nach allen vier Himmelsgegenden zu ſchwingen. Doch erſt am 13. September, als ſie noch einmal, diesmal in Trauertracht mit der Krone und dem Schwert, vor den Magnaten erſchien, die ſie nach Preßburg berufen hatte, und denſelben ihre Noth klagte, brachen ſie in begeiſterten Zuruf aus. Sie weinte, und ihre Thränen ſteigerten noch den Enthuſiasmus der Ungarn. Ihr Gemahl Franz wurde als ihr Mitregent für Ungarn anerkannt und als er in dieſer Eigenſchaft ihr den Eid leiſtete und vor ihr kniend ſchwur, ihr Blut und Leben zu weihen, da rief die ganze Verſammlung moriamur pro rege nostro Maria Theresia! und bewilligte ihr Truppen und Geld, ſo viel das Land vermöge.

Friedrich aber hatte mittlerweile die Feindſeligkeiten wieder begonnen und dem Karl Albrecht, als nunmehrigem König von Böhmen, die Grafſchaft Glatz abgekauft. Die Feſtung Glatz ſelbſt, die noch in den Händen der Oeſterreicher war, ließ er durch den alten Deſſauer im April 1742 nehmen und ſchickte Schwerin voraus, welcher Olmütz nahm und deſſen Huſaren bis vor Wien ſtreiften. Allein er wurde durch die Franzoſen, Bayern und Sachſen nicht gehörig unterſtützt und wollte ſelbſt ſeine Kräfte ſchonen, in der

Hoffnung, Maria Theresia werde ihm doch noch die gewünschten Opfer bringen. Deshalb zog er seine Truppen einstweilen zurück.

Bellisle blieb den Winter von 1741 auf 1742 gar nicht in Prag, sondern begab sich nach Frankfurt am Main und ließ hier, nachdem alles auf diplomatischem Wege dazu vorbereitet worden war, den bayrischen Kurfürsten als Karl VII. am 24. Januar zum Kaiser wählen und krönen. Bellisle geberdete sich als der, der den Kaiser machte, mit äußerster Arroganz, und der neue Kaiser dankte seinem Gönner und Protector, dem König von Frankreich, in den demüthigsten französischen Briefen.*) Das Volk aber gab seinen Unwillen dadurch zu erkennen, daß es trotz Geldauswerfen, Stößen und Schlägen, wie Moser in seinen patriotischen Briefen erzählt, nicht zum Vivatrufen zu bewegen war.

Am 13. Februar, nur einen Tag nach der schnöden Kaiserkrönung, fiel die bayrische Hauptstadt München den Oesterreichern in die Hände.

Ein österreichisches Heer unter Khevenhüller operirte nämlich in Böhmen und Mähren, zunächst nur defensiv. Weil aber die Sachsen aus Mißtrauen gegen Preußen, das ihm Mähren nicht gönnte, zurückgingen und Friedrich II. selbst damals seine Kräfte noch zu schonen für gut fand, gelang es Khevenhüller ein zuweit vorgeschobenes Corps der Franzosen, 16000 Mann unter Segur, in Linz einzuschließen und zu einer Capitulation zu zwingen, am 24. Jan. 1742. Hierauf ließ Khevenhüller ganz Bayern durch seine Croaten und Panduren (vom ungarischen Aufgebot) überschwemmen, deren Anführer Oberst Menzel (ein Sachse), Oberst Pereklö (ein Ungar, auch Bärenklau genannt) und Oberst Trenk übel hausten. Menzel, der unter andrem befahl, allen Bauern, die mit den Waffen in der Hand angetroffen würden, Nasen und Ohren abschneiden zu lassen, nahm München ein, wohin auch der Land-

*) Je regarderai V. M. toujours comme mon seul soutien. Je tacherai toujours d'unir les interêts de l'Empire à ceux de la France. Ludwig XV. ernannte den Kaiser zum französischen Generallieutenant.

sturm aus Tirol vorgedrungen war. Pereklö eroberte das feste Ingolstadt. Aber das bayrische Landvolk, empört über die Mishandlungen, die es durch das fremde Volk zu leiden hatte, stand an vielen Orten auf und nahm schreckliche Rache an allen Feinden, die in seine Hände fielen. Die Einwohner von Tölz jagten den Panduren ihre reiche Beute wieder ab, die von Landsberg hielten sich tapfer gegen alle Begriffe, die von Cham und Marienburg aber unterlagen und wurden alle niedergemacht.

Die Fortschritte der Oesterreicher gefielen Friedrich nicht und er hielt es jetzt wieder für nothwendig, einen Gegenschlag zu thun, und weil ein größeres österreichisches Heer unter dem unfähigen Herzog Karl von Lothringen (Bruder des Großherzog Franz von Toscana) Böhmen wiedererobern sollte, rückte ihm Friedrich stracks entgegen und schlug ihn bei Chotusitz, am 17. Mai. Friedrich erreichte damit vollständig seinen Zweck, denn England machte jetzt zu Wien die ernstesten Vorstellungen, wenn Maria Theresia sich nicht mit Friedrich abfände, würde sie ihre Kräfte gegen diesen gefährlichen Feind allein erschöpfen müssen und nicht genug übrig behalten, um die Niederlande und die Lombardei zu retten, gegen welche eben Spanien mit Frankreich im Bunde zu operiren beschloß. Da sich nun Friedrich selbst die englische Vermittlung gerne gefallen ließ, weil England seine Forderungen unterstützte, erklärte er an Oesterreich, er wolle Frieden machen, wenn ihm ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz abgetreten würden.*) Da entschloß sich Maria Theresia, von allen Seiten gedrängt, in der Noth, wenn auch mit schwerem Herzen, Schlesien (mit Ausnahme der Herzogthümer Troppau und Teschen) fahren zu lassen und trat diese schöne Provinz dem großen Friedrich im Frieden zu Breslau förmlich ab (am 11. Juni), wogegen Friedrich 1⅛ Mill. Thaler für Oesterreich an Holland bezahlte und der Allianz mit Frankreich

*) Getreu seiner früheren Drohung, er werde, je länger Maria Theresia sich sträube, jedesmal mehr fordern. Erst wollte sie ihm Niederschlesien nicht geben, jetzt mußte sie ihm auch noch Oberschlesien dazugeben.

und Bayern entsagte. Er hatte um so mehr Grund dazu, sich mit der schlesischen Beute genügen zu lassen, als er keinen Augenblick sicher war, von Rußland angegriffen zu werden, wo damals eifrig für Maria Theresia gewirkt wurde.

Seitdem nun Böhmen nicht mehr von den Preußen bedroht war und die Sachsen sich zurückgezogen hatten, war es den Oesterreichern leicht, die Franzosen, die noch in Prag geblieben waren, einzuschließen. Sie wurden von Broglio commandirt, aber auch Bellisle, die Hauptperson in der französischen Parthie dieses Krieges, hatte sich in Prag wieder eingefunden, um es mit größter Zähigkeit zu behaupten. Als Karl von Lothringen sich gegen Prag bewegte, mußte auch Maillebois, der bisher die langsame Ansammlung englischer und holländischer Streitkräfte in Norddeutschland beobachtet hatte, eilends nach Böhmen aufbrechen und Broglio ging ihm mit einem Theil des französischen Heeres aus Prag entgegen. Aber die rauhe Jahreszeit (es war im October) und der Mangel rieben die Truppen auf dem Marsche auf. Es kam nicht einmal zu einer Schlacht, die Franzosen zogen sich nach dem Rheine zurück und überließen Bellisle in Prag seinem Schicksal. Dieser hielt sich noch bis zum 17. Dezember. Da in der Nacht brach er plötzlich mit allen seinen Leuten auf, schlüpfte glücklich durch die achtlosen Oesterreicher hindurch und entkam, aber mit ungeheuren Verlusten, denn seine Leute starben unterwegs vor Hunger und Kälte. Maria Theresia aber erhob sich nach Prag und ließ sich daselbst, wie ihr gebührte, als Königin von Böhmen krönen.

München dagegen hatten die Panduren wieder aufgeben müssen. Karl VII. hatte den wegen nicht ausbezahlten Gehalts mit Oesterreich verfeindeten alten Feldmarschall Seckendorf in seinen Dienst genommen, der ihm seine Hauptstadt wieder öffnete im April 1743, sich aber bald darauf von Khevenhüller bei Braunau schlagen ließ und überhaupt wenig leistete.

Nunmehr trat aber ein ganz neuer Kämpfer auf den Schauplatz. König Georg II. von England hatte lange schon gerüstet,

Oeſterreich gegen Frankreich zu unterſtützen, wie es auch im engliſchen Intereſſe lag. Aber erſt 1742 gelang es dem neuen Miniſter Carteret die Gegenpartei der Pelham zu überwinden und die innige Allianz, die einſt zwiſchen der Königin Anna und Oeſterreich beſtanden hatte, herzuſtellen, in der Hoffnung, beide Mächte würden wieder gemeinſchaftliche Siege erfechten, wie einſt unter Marlborough und Prinz Eugen. Man dachte ſchon an eine Theilung Frankreichs (wie man überhaupt damals mit Theilungsprojecten ſchnell fertig war). Maria Thereſia hatte den alten Cardinal Fleury mit Bitten beſtürmt, die den härteſten Felſen hätten erweichen müſſen, aber er hatte ihr geantwortet, es ſey zu ſpät, ſein König habe ſich ſchon anders entſchieden. Sie war daher gegen Frankreich nicht weniger erbittert, wie gegen Preußen. Georg II. ſtellte ſich in Perſon an die Spitze eines engliſchen durch Hannoveraner und Heſſen verſtärkten Heeres. Landgraf Wilhelm von Heſſen verkaufte damals ſeine Unterthanen um ſchweres Geld als Soldaten an jeden, der ſie kaufen wollte, 6000 an die Engländer und andre 6000 an die Bayern. König Georg führte ſein Heer, die ſ. g. pragmatiſche Armee, nur dem Namen nach, der wirkliche Befehlshaber war Lord Stair, neben dem noch Neipperg ein öſterreichiſches Corps anführte. Die Franzoſen hatten eben ein friſches Heer unter dem Herzog von Noailles über den Rhein geführt, das bei Dettingen mit der pragmatiſchen Armee zuſammenſtieß und geſchlagen wurde, am 27. Juni 1743.*) Dieſer Erfolg feuerte die ſäumigen Holländer an, endlich auch etwa 20,000 Mann unter dem Fürſten von Waldeck ins engliſche Lager zu führen, und nach der Eroberung Prags und dem Siege von Braunau und nachdem auch die Sachſen ſich an Oeſterreich angeſchloſſen hatten, konnte Karl von Lothringen alle öſterreichiſchen Streitkräfte

*) Friedrich II. ſpottete über das Benehmen Georgs II. in dieſer Schlacht. Der König von England habe den Degen in der Fauſt, den Fuß vor, in der Stellung eines Fechters dageſtanden, aber — nicht einen einzigen Befehl ertheilt.

sammeln und mit 80,000 Mann gleichfalls dem englischen Lager zuziehen. Ein ungeheures Heer war beisammen, so daß es nur den geschlagenen Franzosen hätte nachfolgen und in Frankreich selbst siegreich einrücken dürfen. Menzel und Trenk streiften wirklich schon bis nach Lothringen. Aber die Führer der großen Armee waren nicht einig. Georg II. unterhandelte lange mit Maria Theresia zu Gunsten Sardiniens, welches dafür, daß es Oesterreich gegen Frankreich half, eine Entschädigung haben wollte, und so verging die kostbare Zeit; auch Preußen regte sich wieder, auf das man merken mußte, und so blieb die große Militärmacht der vereinigten englischen und kaiserlichen Lager unthätig.

Friedrich II. fürchtete, wenn Oesterreich allzu große Siege über die Franzosen erfechte, werde es stark genug werden, um ihm auch Schlesien wieder zu nehmen. Er fuhr also rasch dazwischen, um das österreichische Glück auf ein kleineres Maaß zurückzubringen. Zudem lag er mit Hannover in Streit wegen Ostfriesland, dessen Grafenhaus mit Karl Edzard damals (25. Mai 1744) ausstarb und auf das ihm ein Erbrecht zustand.*) Er verband sich daher mit Schweden, welches ihm den Rücken decken sollte, und schloß am 5. Juni 1744 ein neues Bündniß mit Karl VII. zu Frankfurt, unter freudiger Zustimmung Frankreichs. Hierauf ließ er Ostfriesland besetzen, fiel selbst wieder in Böhmen ein und nahm Prag weg, am 16. September, mußte jedoch bald wieder zurückweichen, da die Sachsen in Schlesien einzufallen drohten und Maria Theresia aufs neue die Ungarn begeistert und durch den alten Grafen Palffy eine neue allgemeine Bewaffnung erwirkt hatte. Nadasdy rückte den Preußen nach und nahm Oberschlesien ein. Auch Karl von Lothringen zog mit seiner ganzen Macht vom Rhein herbei, konnte aber nicht hindern, daß ihm die Franzosen folgten und Frei-

*) Schon 1675 war dem großen Kurfürsten für seine Reichshülfe eine Entschädigung zugesichert und 1694 definitiv als solche die Erbfolge in Ostfriesland bezeichnet, auch wiederholt 1707 und 1715 von den Kaisern Joseph I. und Karl VI. bestätigt worden.

burg, die Hauptstadt Vorderösterreichs, eroberten, am 28. November. Unbekümmert um diesen Verlust zog Maria Theresia alle ihre Heere zusammen und schloß am 8. Jan. 1745 zu Warschau einen neuen Vertrag mit Polen-Sachsen, England und Holland zum Verderben Preußens, an dem sie endlich volle Rache nehmen wollte. Der schwache sächsische August ließ sich zu diesem Bunde bewegen durch die Zusicherung, er werde Magdeburg und Halle bekommen.

Dieses Ungewitter schien noch gefährlicher werden zu wollen. Wenige Tage nach dem Abschluß des Warschauer Bundes starb Karl VII. plötzlich (am 20. Jan.) und sein erst 18jähriger Sohn Max Joseph schloß, nachdem Ségur mit den zum Schutz Bayerns aufgestellten Franzosen bei Pfaffenhofen gefangen worden war, mit Maria Theresia schon am 22. April den Vertrag zu Füßen, worin er allen Ansprüchen seines Vaters auf Oesterreich und die Kaiserkrone entsagte. Friedrich hatte nun von dieser Seite her nichts mehr zu erwarten und stand dem Warschauer Bunde blosgestellt. Es war ihm daher alles daran gelegen, durch einen kühnen Schlag seinen Feinden neuen Schrecken einzuflößen. Das that er, indem er am 4. Juni in der glänzenden Schlacht bei Hohenfriedeberg hauptsächlich durch einen Reiterangriff auf das feindliche Centrum die unter Herzog Karl von Lothringen vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug und ganz Schlesien wieder in Besitz nahm. Er drang auch wieder in Böhmen ein, kehrte jedoch um, weil Maria Theresia hinter seinem Rücken einen kühnen Marsch nach Berlin befohlen hatte. Friedrich aber ließ es nicht dazu kommen, sondern schlug die Oesterreicher noch einmal bei Sorr, desgleichen der alte Dessauer die Sachsen bei Kesselsdorf (am 15. Dez.). Diese Niederlagen nun und die Vorstellungen Englands welches Preußen den Besitz von Schlesien schon verbürgt hatte, bewogen Maria Theresia zum Zweitenmale auf Schlesien zu verzichten in dem am 25. Dez. rasch abgeschlossenen Frieden zu Dresden.

Frankreich allein verharrte noch im Kriege und machte die

ernstlichsten Anstalten, um die Niederlande zu erobern. Den Befehl über das französische Heer führte zu Deutschlands Schande ein deutscher Prinz, der berühmte s. g. Marschall von Sachsen, Moritz, natürlicher Sohn des starken König August II. von Polen und der schönen Aurora von Königsmark, ein Riese von herkulischen Kräften,*) der Hufeisen zerbrach, wie sein Vater, aber ungleich begabter an Geist und Thatkraft, ein Kriegsgenie, welches überall und immer siegte. Ludwig XV. selbst mit seinen Maitressen und dem ganzen Prunk des Hofes kam in sein Lager, um abwechselnd die Theaterstücke, die er vor ihm aufführen ließ, und seine Schlachten mit anzusehen. Den Sieg, den er am 11. Mai 1745 bei Fontenoy erfocht, hatte er Abends vorher in seinem Theater durch eine Schauspielerin, seine Maitresse, ankündigen lassen.**) Die Engländer unter dem Herzog von Cumberland, dem Sohne des König Georg, die Holländer unter Waldeck und und die Oesterreicher unter Königseck vermochten ihm nicht zu widerstehen. Im Lauf des Jahres und im folgenden Winter eroberte Moritz fast alle feste Städte in Flandern und Brabant, in Brüssel allein nahm er 17 Bataillons und 12 Escadrons der Holländer

*) In London bekam er einmal auf der Straße Händel mit einem Karrenführer, der ihn zum Boxen herausforderte, warf ihn aber in seinen eigenen Karren, daß der Koth umherspritzte, zum Ergötzen des Volks.

**) Er führte einen ganzen Harem mit sich, Pariser Schauspielerinnen, die ihn auch nach gewonnener Schlacht auf der Bühne vor den Augen des Hofes mit Lorbeern bekränzten, mit denen er aber viel Noth hatte, weil er an der Wassersucht litt und seine Liebkosungen, wenn noch so reich bezahlt, doch den Hetären so widrig waren, daß er sie mit Gewalt requiriren mußte. Dabei bewachte er sie noch mit der lächerlichsten Eifersucht. Trotz seines herkulischen Körpers starb er schon im 54. Jahre in Folge seiner Ausschweifungen. Ludwig XV. ließ ihm ein berühmtes Denkmal in der Thomaskirche zu Straßburg setzen, an der Grenze Deutschlands, um den Deutschen zu sagen: seht da, der Sohn eures Landes hat mir einen nützlichen Frieden erkämpft. Ohne ihn hätte ich das Elsaß wieder an euch verlieren müssen.

Unter diesen Artikeln des Pariser Gewerbfleißes, welche so große Summen ausmachen, sind aber die Moden- und Putzsachen nicht miteinbegriffen. Diese bilden in der Mauthverwaltung ein eigenes Kapital, und sicher kein unbeträchtliches; denn was im J. 1836 an Putzsachen ausgeführt worden ist, betrug beinahe 6 Mill. Fr. Hier finden wir die Deutschen als Ankäufer im dritten Rang. Zuerst wieder die nordamerikanischen Freistaaten, dann England und dann Deutschland, worauf nach dem Range Cuba, Brasilien, Belgien, die Schweiz, Preußen, die Hansestädte, Holland, Mexiko, Toscana, Rußland, Englisch-Indien u. s. w. folgen. Zuletzt erscheinen sogar in der langen Reihe der Modesüchtigen China, die philippinischen Inseln, Saint Pierre und Miquelon.

Wir wollen auch die Summen nachrechnen, welche Deutschland seit zehn Jahren für Pariser Putzsachen ausgegeben hat.

Jahre.	Bundesstaaten.	Preußen.	Hansestädte.	Oesterreich.
	Franken	Franken	Franken	Franken
1827	139,690	18,349	35,632	20,522
1828	237,078	31,227	10,988	7,394
1829	254,319	21,137	24,718	39,282
1830	200,039	32,767	28,245	41,850
1831	125,862	21,106	22,237	33,339
1832	262,919	36,138	27,606	26,633
1833	295,790	38,345	38,789	46,584
1834	361,439	91,122	65,479	35,969
1835	376,667	125,303	134,697	40,539
1836	382,603	134,145	122,613	48,545

Also in Summa über eine Million Reichsthaler. Diese Zahlenreihe belehrt uns, daß die Sucht nach französischen Moden sich in allen deutschen Staaten sehr vermehrt hat, und daß der Ankauf der Moden am Ende des Dezenniums dreimal so stark war, als im Anfang, mit Ausnahme Oesterreichs, welches bloß seinen überhaupt schwachen Ankauf etwas mehr als verdoppelt hat. Wir wollen jedoch mit Niemand, am allerwenigsten mit den Damen, darüber rechten. Denn jener Umstand beweiset, daß der Wohlstand in allen deutschen Staaten zugenommen hat, und daß auch Frankreich in seinen Bestellungen aus Deutschland weiter geht als sonst; wäre dies nicht der Fall, so würden auch die Ankäufe von Moden, von „Artikeln der Pariser Industrie" und so vielen andern

gefangen. Im Frühjahr 1746 fielen auch Antwerpen, Mons, Namur und obgleich nach dem Dresdner Frieden ein neues österreichisches Heer unter dem Herzog Karl von Lothringen nach den Niederlanden zu Hülfe zog, schlug Moritz auch dieses bei Rancoux, am 11. Oct. 1746.

Unterdeß war nach Maria Thereſias innigem Wunsch ihr Gemahl im September 1745 zu Frankfurt als Franz I. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt worden. Ihr Zweck dabei war aber nur, die Vorrechte der Habsburger auf ihre Kinder zu vererben und den österreichischen Erbstaaten durch die Kaiserkrone Glanz zu verleihen, denn Franz selbst durfte nie regieren, Maria Thereſia allein behielt mit ihren Miniſtern das Heft in der Hand. Er lebte an ihrem Hofe nur wie ein Gast, wie ein behaglicher Privatmann und vertrieb ſich die Langeweile mit Galanterien, die ihm ſeine für ihre Perſon immer ſtrenge und tugendhafte Gemahlin überſah, und mit Geldgeſchäften. Im Gegenſatz gegen die Habsburger und ihre ſpaniſche Steifigkeit, beſaß er eine franzöſiſche Artigkeit, ein leutſeliges Entgegenkommen und jene familiäre Art, die man ſeither an den kaiſerlichen Perſonen als echt öſterreichiſche Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit verehrt. Unter Maria Thereſias Miniſtern begann um dieſe Zeit der mähriſche Graf Kaunitz eine vorragende Stellung einzunehmen. Indem er zum Frieden rieth, kam er den Wünſchen des neuen Kaiſerpaars entgegen.

Der damalige Sultan Mahomet V. hätte die Verlegenheiten Oeſterreichs benützen können, um es im Rücken zu bedrohen, war aber ein überaus frommer Fürſt, konnte ſich nicht genug wundern, warum die chriſtlichen Mächte ſich unter einander ſelbſt zerfleiſchten und erließ unterm 8. Februar 1745 ein Rundſchreiben an die ſämmtlichen chriſtlichen Höfe, worin er ſagt: „Gott hat den Menſchen geſchaffen und ihm die Herrſchaft über Erde und Meer verliehen, damit er glücklich lebe. Ihr Fürſten aber macht die Menſchen unglücklich durch eure unnützen Kriege. Schont des Blutes, laſſet die Jungfrauen nicht ſchänden, zerſtört den Wohlſtand des

Volks nicht, erzeugt nicht Armuth und Hungersnoth, sondern macht Frieden!"

In Frankreich war während des Feldzuges Ludwig XV. in Metz schwer erkrankt liegen geblieben und man fürchtete für sein Leben. Er erholte sich indeß und war ebenfalls zum Frieden geneigt, der sich nur noch wegen der italienischen und englischen Verwicklungen verzögerte. In Italien nämlich hatten schon seit dem Beginn des großen Krieges spanische Truppen unter Mortemar auf französischer Seite gegen die Oesterreicher unter Traun gekämpft, denen Karl Emanuel, König von Sardinien, beistand, weil er besorgen mußte, die Franzosen würden, wenn sie erst die Lombardei hätten, ihn in der Mitte erdrücken. Der italienische Krieg wurde übrigens äußerst schleppend geführt. Durch eine englische Flotte wurde der König von Neapel, Karl IV. aus dem spanischen Zweige der Bourbons, abgehalten, seine Truppen zu den spanischen in Oberitalien stoßen zu lassen. Die Flotte, auf der sie sich eingeschifft hatten, war bis Toulon gekommen, wurde aber hier von den Engländern nicht mehr herausgelassen. Im Winter auf 1743 eroberten die Franzosen und Spanier unter dem Infanten Don Philipp, dem im Nymphenburger Vertrage der Besitz der Lombardei zugesichert worden war, zunächst Savoien, und um nicht noch mehr zu verlieren, zumal da die Oesterreicher nach dem Breslauer Frieden freie Hand in Italien bekamen, ging der treulose Sarde plötzlich zu den Franzosen über. Nun fühlte sich Frankreich stärker, wollte die schimpfliche Einsperrung der spanischen Flotte in seinem Hafen Toulon nicht mehr dulden, vereinigte seine Flotte mit der spanischen und lief aus, allein beide Flotten wurden in der Nähe des Hafens von der englischen geschlagen und zerstreut, den 22. Februar 1744. Auch Don Philipp erlitt zu Lande eine Niederlage bei Coni. Aber im folgenden Jahre, als Oesterreich wieder mit Preußen zu kämpfen hatte, gewannen die Franzosen auch in Italien wieder die Oberhand, und erst 1746 erfochten die Oesterreicher wieder unter Browne einen Sieg bei Piacenza

über die diesmal von Minas geführten Spanier. Browne verfolgte die letztern bis in die Provence und hoffte ſich hier mit einem engliſchen Heere vereinigen zu können, was in Antibes landen ſollte. König Philipp V. von Spanien war eben geſtorben, und wenn gleich Browne nicht daran denken konnte, Spanien den Bourbons wieder zu entreißen, ſo übte doch ſeine Nähe einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung in Spanien. Philipps Sohn und Nachfolger Ferdinand VI. wollte nichts mehr von den Franzoſen wiſſen, welche die ſpaniſche Politik ins Schlepptau der ihrigen nahmen, und ſuchte Frieden. Nun ereignete ſich aber zum Nachtheil der Kaiſerlichen in Italien etwas ganz Unerwartetes. Browne hatte durch den General Botta (einen gebornen Genueſen in öſterreichiſchen Dienſten) die Stadt und Republik Genua beſetzen laſſen, Botta aber nahm ſich gegen ſeine Landsleute mehr heraus, als nöthig war, legte ihnen 3 Mill. Contribution auf und nahm ihnen ihre Kanonen weg. Die altersſchwache Regierung und der feige Adel unterwarfen ſich, aber das kräftige Schiffer- und Arbeitervolk leiſtete Widerſtand und warf nach einem mehrtägigen blutigen Straßenkampf*) die Oeſterreicher aus der Stadt, im Dez. 1746. Dieſer Vorfall lähmte die Bewegungen Brownes, der übrigens einen heftigen Sturm der Franzoſen am col di Sietta abſchlug.

Mittlerweile war Prinz Karl Eduard, der letzte Sproß des aus England vertriebenen königlichen Hauſes der Stuart, auf Antrieb und mit Hülfe Frankreichs in Schottland gelandet, hatte dl. katholiſche Partei zu den Waffen gerufen und ſo großen Anhang gefunden, daß er am 26. Sept. 1745 in Edinburgh zum König von Schottland gekrönt wurde und bei Preſton Pans einen kleinen Sieg über die Engländer erfocht. Allein Georg II. entblößte die Niederlande von engliſchen Truppen und ſchickte den Herzog von Cumberland mit einem großen Heere, bei dem ſich insbe-

*) Das Volk rief viva Maria, die Oeſterreicher aber riefen zum Hohn viva Maria Theresia, was nicht wenig zur gerechten Erbitterung des Volkes beitrug.

sondre die tapfern Hessen befanden, und dieser Uebermacht erlagen die Schotten in der Schlacht bei Culloden, am 27. April 1746. Der Prinz mußte nach Schottland auf die hebridischen Inseln flüchten, wo es der Treue seiner schottischen Freunde gelang, ihn in mancherlei Verstecken unter den drohendsten Gefahren vor seinen überall nach ihm spähenden Verfolgern zu verbergen, bis er über See nach Frankreich entkam. Die Poesie hat seine Flucht ausgeschmückt, er war indeß ein oberflächlicher und leichtsinniger Mensch ohne allen innern Werth. An den unglücklichen Schotten wurde furchtbare Rache geübt. Georg II. befahl die allergrausamsten Hinrichtungen und die Schaffotte rauchten von Blut. Eine Menge Schotten wanderten nach Amerika aus. Der hohe schottische Adel vertrieb aus Feigheit und um des Königs Gunst zu erkaufen, seine alten schottischen Pächter und Vasallen, um sie durch Engländer zu ersetzen und das ganze schottische Niederland wurde von Engländern überzogen, so daß jetzt englische Sprache und Sitte dort vorherrschen.

Aus Aerger über das Mißlingen des schottischen Aufstandes und um den Angriff der Engländer im südlichen Frankreich abzuwehren, machten die Franzosen desto größere Anstrengungen in den Niederlanden, fielen 1747 in Holland ein und richteten dort solche Verheerungen an, daß das Volk aufstand, die schlechte aristokratische Regierung absetzte und ein kräftigeres Regiment unter dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien herstellte. Der Herzog von Cumberland kam zwar aus England als Sieger von Culloden zurück, ließ sich aber von Moritz bei Lawfeld schlagen, 2. Juli 1747, worauf dieser Bergen op Zoom und am 11. Mai 1748 noch Maestricht eroberte.

Der Friede wurde längst zu Aachen unterhandelt. Die Spanier drängten am meisten dazu, denn sie hatten im Seekrieg die meisten Verluste erlitten. Seit 1744 die Engländer sich vor Toulon gelegt, um die spanische Flotte abzusperren, hatte Spanien an England förmlich den Krieg erklärt. Die Engländer aber raub-

ten auf allen Meeren, was ſie von franzöſiſchen und ſpaniſchen Schiffen und Gütern auftreiben konnten. Beſonders machte ſich Admiral Anſon in England unermeßlich populär durch die Keckheit und das Glück, mit dem er die Silberflotten der Spanier auf dem Weg aus Weſtindien und die waarenreichen Flotten aus Oſtindien wegfing und Millionen an Werth im Triumph in London aufführte. Im Jahr 1746 ſchlugen er und Admiral Warren die franzöſiſche Flotte unter Jonquière*) bei Cap Finisterre und glichen dadurch zur See die Landſiege des Marſchall von Sachſen aus. Auch von Neuengland aus, der engliſchen Colonie in Nordamerika, ſiegten die engliſchen Schiffe über die franzöſiſchen und nahmen Louisbourg, eine die Fiſcherei deckende Feſtung der Franzoſen weg. Nur in Oſtindien behielten die Franzoſen unter Labourdonnaye die Oberhand, ſiegten zur See an der Küſte von Coromandel und nahmen den Engländern Madras weg, 1746.

Die Spanier wünſchten nun ſehnlich den Frieden herbei, um ihren Colonialhandel wieder frei zu haben, die Franzoſen aber machten wegen ihrer Erfolge in Oſtindien und in den Niederlanden noch viel zu hohe Forderungen, welche Maria Thereſia nicht bewilligen wollte. Erſt jetzt, nachdem der Angriff der Oeſterreicher auf die Provence mißlungen war und durch die Fortſchritte der Franzoſen in Holland die Niederlande aufgegeben ſchienen, verlor Maria Thereſia den Muth. Schon hatte ſie mit Rußland einen neuen Krieg gegen Preußen verabredet und war ein ruſſiſches Heer in Mähren eingerückt, als ſie ſich wieder beſann und von dieſem gefährlichen Vorhaben abſtand. Sie gab daher den franzöſiſchen Forderungen nach und trat Parma und Piacenza den ſpaniſchen Bourbons, einen Theil des Mailändiſchen dem Sarden ab. Im Uebrigen behielt ſie im Aachener Frieden (18. Oct. 1748) die Lombardei und die Niederlande und Franz I. wurde als deutſcher

*) Anſon nahm zwei große franzöſiſche Schiffe Invincible und Gloire. Da ſagte der gefangene Jonquière zu ihm echt franzöſiſch: Monsieur, vous avez vaincu l'Invincible et la Glorie vous suit.

Kaiser anerkannt. Das Endergebniß des langen und blutigen Krieges war also, daß es wesentlich beim Alten blieb. Nur Friedrich II. hatte eine große Erwerbung auf Kosten Oesterreichs gemacht, Schlesien, und dadurch Preußen als zweite deutsche Großmacht neben Oesterreich etablirt. Vorher hatte das Haus Habsburg schon verbündete Widersacher in Deutschland gehabt, aber noch nie einen Einzigen, der es mit ihm allein aufzunehmen hätte wagen dürfen. Im deutschen Reich, dem Mittelreich in Europa, erhielt dadurch erst der confessionelle schon länger bestehende Dualismus auch den schärfsten politischen Ausdruck und es schien, als würden Oesterreich und Preußen in einem langen politischen Kampfe eben so blutig und vielleicht auch eben so vergeblich mit einander ringen müssen, wie ein Jahrhundert früher die katholische und reformirte Partei mit einander gerungen hatten.

Zweites Buch.

Die Corruption der Höfe.

Das große Beispiel der Corruption war den europäischen Höfen zunächst von Ludwig XIV. gegeben worden. Indessen war es schon seit dem vierzehnten Jahrhundert das unablässige Streben der französischen Könige gewesen, sich auf Kosten der römischen Kirche, des hohen Adels und der Parlamente eine absolut monarchische Gewalt zu gründen, jene irdische Allmacht, welche ihre Inhaber stets zu Lastern verführt. Durch diese Tendenz des französischen Königthums wurde das fränkisch-burgundisch-normannische oder germanische Element in Frankreich zurückgedrängt und dagegen das gallisch-romanische wieder zur Geltung gebracht, soviel Reste davon sich im Leichtsinn, in der Sinnlichkeit und Eitelkeit des französischen Charakters erhalten hatten. Durch die Verbindung der französischen Königsfamilie mit den Mediceern in Florenz aber war jenes romanische Element noch mehr zur Herrschaft gekommen. Die Mediceer gründeten ihre moderne Territorialhoheit in Italien lediglich als Schmarotzerpflanze auf dem alten Stamm der Kirche und des deutschen Kaiserthums und um ihrer Existenz, Fortdauer und Ausbreitung willen weckten und pflegten sie die künstliche Begeisterung für das verlorne und wiedergefundene Heidenthum der alten Griechen und Römer. Je mehr es ihnen gelang, diesen neuen Mode-

geschmack die s. g. Renaissance, zur Herrschaft zu bringen, um so gewisser schwächten sie das Ansehen der Kirche und zugleich die alte Achtung vor der deutschen Nationalität. Die französischen Könige, lange Zeit schwächer als die deutschen Kaiser und an Ansehen tiefer stehend, arbeiteten Jahrhunderte lang, um sich zu gleichem Ansehen emporzuschwingen, um aber das bis zum Ende des Mittelalters anerkannte Uebergewicht des deutschen Wesens zu entkräften, fanden auch sie nichts geschickter als die Renaissance. Sie adoptirten sie daher von den Mediceern und gebrauchten ihre königliche Gewalt dazu, um in allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst die altfränkische Art und Weise zu verdrängen und durch die Nachahmung des Antiken zu ersetzen. Weil aber um dieselbe Zeit die Reformation begann und die protestantischen Fürsten in Deutschland im Kampf zugleich mit dem Papst und Kaiser, das nämliche Interesse hatten, wie jene französischen Könige und Mediceer, so adoptirten auch sie die Renaissance und gründeten neue Schulen und Hochschulen vorzugsweise zu dem politischen Zweck, die jüngere Generation durch die heidnischen Sympathien von den ehrwürdigen Traditionen der Kirche und des Kaiserthums loszureißen. So ist die Renaissance entstanden und verbreitet worden, den Völkern octroyirt durch die Politik derjenigen Fürstenhäuser, welche ihre Macht auf den Trümmern der Kirche und des deutschen Kaiserthums gründen wollten.

Es verstand sich daher auch von selbst, daß die Renaissance aus dem weiten Gebiet des classischen Alterthums nur das auffaßte und herausgriff, was jener Fürstenpolitik genehm war, zunächst alles, was die Sinne verführt, den ganzen bachischen, erotischen und aphroditischen Cultus der Alten, sodann, was den Verstand anreizt, sich mit dem christlichen Glauben in Widerspruch zu setzen, die antike Philosophie, vornehmlich aber die Tendenz des augusteischen Zeitalters, die Vergötterung des omnipotenten Autokraten. In Italien und Paris arbeiteten hunderte von Malern und Bildhauern Jahr aus Jahr ein, um die Paläste, Villen und Gärten

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21382 / 058

der Fürsten mit üppigen und verführerischen Darstellungen aus der antiken Götterwelt zu schmücken, oder die antiken Götter allegorisch als Eigenschaften der modernen Herrscher aufzufassen. Die französischen Könige mutheten insofern den Künstlern am meisten zu. Der große Rubens mußte im Louvre alle Götter malen, nur damit sie die Toilette der Königin Anna besorgten oder die Tugenden ihres Sohnes Ludwig ausdrückten. Als Ludwig XIV. selbst in der Nähe von Paris das colossale Lustschloß Versailles baute, ließ er es durch Lebrun und dessen Schüler wieder ganz mit antiken Göttern anfüllen. Da treten wir in einen Saal des Herkules, in einen Saal der Venus, des Ueberflusses. Im königlichen Schlafgemach thront an der Decke der blitzeschleudernde Jupiter, der Götter höchster. In den Gärten wimmelt es wiederum von Statuen der Götter, Heroen, Nymphen und Satyrn. — Wie die Künstler, so wetteiferten auch die Gelehrten und Dichter mit Horaz, Ovid ꝛc. in Beschmeichelungen des Herrschers. Das siècle de Louis XIV. wurde ausdrücklich als die Wiederkehr des goldenen Zeitalters unter Kaiser Augustus bezeichnet.

Das alles war nicht zufällig, sondern die bereits herkömmliche Berechnung der Häuser Medicis und Valois-Bourbon, eine tiefgreifende Politik, gegen den Papst und gegen das deutsche Kaiserthum gerichtet. Durch die Renaissance, die Begeisterung für das classische Heidenthum, sollte die Achtung vor der Kirche, das Ansehen der Päpste und Bischöfe, so wie auch der alte Respect vor dem deutschen Kaiserthum, vor der deutschen Nation, vor den altfränkischen Gesetzen, Rechten und Parlamenten in Frankreich selbst geschwächt werden.

Das französische Königthum knüpfte insofern nur wieder an das altrömische Kaiserthum an und stellte eine absolut monarchische Gewalt her, zu welcher sich die Nation nur wie eine einzige große Masse von Sklaven verhalten sollte. Ludwig XIV. sagte: l'état c'est moi! und handelte darnach. Kein Wille sollte mehr gelten als der seinige und keine kirchliche noch sittliche Grenze ihm gezogen

Sachen aus Frankreich nicht zu-, sondern abnehmen. Jene Vermehrung der Ausgaben beweist also auch eine Vermehrung der Einnahmen, und in dieser Hinsicht ist sie kein unerfreuliches Zeichen, und wenn die Damen liebenswürdig sind, so müssen die Herren etwas Nachsicht haben, und die hunderttausend Reichsthaler, welche für Putzsachen nach Frankreich gehen, als etwas Unumgängliches betrachten. Rechnen doch die Damen auch den Herren die bedeutenden Summen nicht nach, welche für Franzwein außer Landes gehen. Freilich ist obiges Facit noch nicht ganz vollständig; denn es stehen in den Mautbrollen noch einige dahin gehörige Posten, z. B. Schmuckfedern, Kleidungsstücke und dergleichen items, die aber von der prächtigen Modenausfuhr verdunkelt werden, und sich in deren Glanze verlieren.

Depping.

seyn. Daher auch die Hinneigung dieses Königs zum Despotismus des Islam, die Behaglichkeit, mit der er sich als Sultan geberdete, die Schönen seines Hofes als seinen Harem betrachtete und Schauspiele in türkischem Costüme aufführen ließ.

Ludwig XIV. hatte Frankreich äußerlich sehr gehoben, innerlich aber zerrüttet. Es war ihm gelungen, als die Habsburger auf dem spanischen Thron ausstarben, Spanien und Neapel den deutschen Habsburgern zu entreißen und Prinzen seines eigenen, des bourbonischen Hauses, zu verleihen. Die Bourbons, die Dynastie der weißen Lilien, beherrschte somit Frankreich, Spanien, Unteritalien, dazu Mittel- und Südamerika, und reiche Colonien in Ostindien. Keine andre Dynastie war so mächtig. Ludwig XIV. hatte aber durch die langen Kriege, die er mit dem Hause Habsburg und mit England führen mußte, und noch mehr durch die unglaubliche Pracht seiner Hofhaltung, Frankreichs Finanzen erschöpft, durch die despotische Allgewalt, die er übte, den Klerus und hohen Adel unter das höfische Joch gebeugt und entsittlicht, das gemeine Volk durch Recrutirungen und Steuern decimirt und in tiefe Armuth gestürzt. Sein Neffe, Herzog Philipp von Orleans, der nach ihm für den minderjährigen Ludwig XV. regierte, dachte weder an Sparsamkeit, noch an sittliche Besserung, sondern machte Paris vollends zu einem Kloak aller möglichen gesellschaftlichen Corruptionen und Infamien. So wuchs denn auch der junge König nur unter glänzenden Lastern auf und blieb von seinem Regierungsantritt (1723) bis an seinen Tod ein Sklave der Weiber, an die er alles verschwendete. Ohne alle despotische Launen, ja ohne Herrschbegier, war er vielmehr sanft, weich und gutmüthig, aber leichtsinnig, oberflächlich und allen ernsten Dingen abgeneigt. Während er nur seinen Maitressen lebte, regierte für ihn der alte Cardinal Fleury bis an seinen Tod († 1743), ein frommer, friedliebender Mann, ohne alle Fähigkeit, Frankreich durch Reformen zu helfen, und nur darauf bedacht, den Krieg, der so viel kostete, zu vermeiden. Allein sobald das französische Staatsinteresse bei

den Verwicklungen, welche der Tod des letzten Habsburgers in Deutschland hervorrief, betheiligt war, unterlag die Friedenspolitik des alten Cardinals und Frankreich verfehlte nicht, thätig einzugreifen.

In kirchlicher Beziehung hatte Ludwig XIV. für seine Staaten die s. g. gallicanische Kirche geschaffen, die zwar im großen Verbande mit der allgemeinen römischen Kirche blieb, vermöge der Concessionen aber, die er dem Papst abgedrungen hatte, einer vom Monarchen allein abhängigen Staatskirche nahe kam. Ueberdies hatte er das Edict von Nantes aufgehoben, welches den Hugenotten (Protestanten) ihre Rechte bisher gesichert hatte, und alle Personen dieses Glaubens entweder durch die s. g. Dragonaden katholisch gemacht oder zur Auswanderung gezwungen. Tausende von diesen Refugiés hatte der König von Preußen in Berlin aufgenommen. Durch solche Mittel hatte Ludwig XIV. eine gewisse Gleichförmigkeit des Gehorsams im französischen Volke erzielt. Allein in Paris selbst, am Hofe, unter den Vornehmen, Gelehrten, Dichtern begann gerade damals ein Geist aufzutauchen, der, in der Frivolität und Corruption der höheren Gesellschaft wurzelnd, alles Heiligen und Ehrwürdigen spottete und unvermerkt die weltliche Autorität nicht weniger gefährdete, wie die geistliche. Alles Schlechte war in Frankreich neu und ging vom Hofe aus, um den höheren Adel und Klerus und die bürgerlichen Denker und Dichter anzustecken; alles Gute dagegen war alt und verharrte beim Landadel, beim niedern Klerus und beim Landvolke.

Was aber vom Hofe in Versailles (der großen von Ludwig XIV. eigens für sich erbauten Residenz unfern von Paris) ausging, wurde Vorbild und Regel für alle übrigen europäischen Höfe. Bis zum westphälischen Frieden war die lateinische Sprache die des diplomatischen Verkehrs gewesen, die Canzleisprache des Reichs und der Kirche. Seitdem aber die protestantischen Fürsten im Kampf gegen Kaiser und Papst um die Hülfe Frankreichs gebuhlt, hatten schon viele die französische Conversationssprache,

die Pariſer Sitte und Mode angenommen, und als vollends Ludwig XIV. die ganze Pracht eines Selbſtherrſchers entfaltete und allen Fürſten das Beiſpiel gab, welchen üppigen Genuß ſie aus ihrer Herrſchaft ſchöpfen ſollten, begann die franzöſiſche Sprache und Mode ihre wunderbare Tyrannei in der fürſtlichen und adeligen Welt von ganz Europa auszuüben. Damals ſchon eilte die vornehme Jugend aus Deutſchland, England, Polen, Schweden, nach Verſailles und Paris, um dort reden und leben zu lernen. Aber auch die bürgerlichen Gelehrten, Schriftſteller, Denker und Dichter in ganz Europa richteten ſich mehr oder weniger damals nach dem Geſchmack der franzöſiſchen. Dieſer Geſchmack war unter Ludwig XV. eine weſentlich frivole, ſeichte Religionsſpötterei, grobe Sinnlichkeit im Schleier feiner Grazie und ſ. g. Lebensphiloſophie, welche den Nutzen und das Angenehme an die Stelle der ſittlichen Pflicht ſetzte. In der geſammten ſchönen Literatur des damaligen Frankreich, ſo weit nicht noch der frühere Pedantismus in ihr nachwirkte, trat eine fauniſche, mediſante und lüſterne Phyſiognomie hervor, die vor allen Dingen das Heilige und den Ernſt verabſcheute.

Mit den Sitten, der Sprache und der Literatur wurden auch die Kleidertrachten des franzöſiſchen Hofes an allen andern Höfen herrſchend. Die ſpaniſche Hoftracht der früheren Zeit wurde nur noch für die niedrigſten Chargen, die Trabanten, beibehalten. Die franzöſiſche Hoftracht blieb ſich ſelbſt aber nicht gleich. Unter Ludwig XV. verſchwanden die ungeheuren Perücken, die den halben Rücken bedeckt hatten, und machten gepuderten Friſuren Platz, deren Formen beſtändig wechſelten. Dagegen begannen jetzt erſt die gepuderten Friſuren der Damen ins Ungeheuerliche auszuſchweifen. Das Princip dieſer Moden war Unnatur und Lascivität. Ein Glied des Leibes wurde durch die Kleidung auf Koſten aller andern rieſenhaft vergrößert, ſo der Kopf durch die Friſur, die Bruſt durch ungeheure Bauſchen, das Hintertheil durch den berüchtigten cul de Paris. Den erſten Frack trug ein aimable roué, der ſeine Hüften zeigen wollte. Das kokette Häubchen, in dem ſich die franzöſiſchen

Damen so lange gefielen, stammte von dem Fräulein von Fontanges her, der einmal bei einem frivolen Anlaß ihre Haube verschoben worden war.

Die Verachtung aller Moral war guter Ton. Kein Ehemann durfte sich in Gesellschaft seiner Frau blicken lassen, aber beiden Theilen war gestattet, dem Herrn mit seiner Maitresse, der Dame mit ihrem Liebhaber zu leben. Jeder Hofmann von Bedeutung mußte ein Don Juan seyn und in der keckſten Treuloſigkeit und den raffinirteſten Wollüſten ſich auszeichnen. Jede Hofdame von Bedeutung mußte eine Kokette seyn und ihre Liebhaber wie die Kleider wechseln. Der Prinz Regent von Orleans gab das Beispiel der Blutschande, welches der sächsische August nachahmte, wie zur Zeit der Caligula und Nero. Ludwig XV. war mit Maria Lescinska vermählt, der Tochter des abgesetzten Polenkönigs, der bis an seinen Tod zu Nancy in Lothringen Hof hielt. Diese arme Polin konnte ihn in seiner Maitressenwirthschaft nicht behindern. Ludwig hatte, ungerechnet zahlloser Geliebten für wenige Tage, nach einander dreißig begünstigte und öffentlich bei Hof declarirte Maitressen, an die er ungeheure Summen verschwendete und welchen der gesammte Hof huldigen mußte. Die vornehmsten Familien wetteiferten, ihm ihre Frauen und Töchter anzubieten und drängten sich zur Ehre des königlichen Bettes. Welche Tugenden auch noch der französische Landadel fern in den Provinzen bewahrte, am Hofe zu Versailles war er durch lange Gewöhnung unter dem vorigen König so entartet, wie die römischen Senatorenfamilien zu den Zeiten des Nero. Der erste Kuppler des Königs war der Herzog von Richelieu, und die erste Maitresse, die ihm von diesem zugeführt wurde, die Gräfin von Mailly. Während diese zum erstenmal bei ihm war, lauerten die Höflinge an der Thür und triumphirend trat das freche Weib unter sie heraus, um bald darauf ihrem königlichen Liebhaber auch drei ihrer schönen Schwestern zu den von Richelieu erfundenen pétits soupers und pétits appartements zuzuführen. Die eine dieser Schwestern, die Marquise von

Chateauroux, gefiel dem König so, daß er sie zur Herzogin machte und auf ihren Wunsch die Mailly entfernte. Die neue Herzogin aber machte einen Aufwand, für welchen der König die Summe von 1200,000 Franken brauchte. Als er das Geld von dem Finanzminister Orry verlangte, sagte dieser: ich staune, Sire, wie wenig Sie verlangen, ich habe schon 1500,000 zurückgelegt. Dennoch wirkte die Chateauroux günstig auf Ludwig XV. ein, indem sie ihn aus dem weichen Serailleben heraustrieb ins Feld und 1744 mit ihm zog. Als der König damals in Metz erkrankte und am Tode war, jagte man die Chateauroux fort. Als Ludwig genas, wollte er sie wiederhaben, aber sie war selbst erkrankt und starb.

Wenige Tage nachher lernte der König ein kokettes Frauenzimmer auf einem Maskenballe kennen, die sich frech herausnahm, ihn zu necken, und ihn so reizte, daß er sie zur Maitresse nahm. Das war Antoinette Poisson, die Tochter eines Fleischers, der wegen Betrugs kaum dem Galgen entronnen war, die aber wegen ihrer Schönheit einen Gemahl an dem Herrn d'Estioles gefunden hatte. Ludwig ernannte sie zur Marquise von Pompadour. Der alte Voltaire hofirte ihr und sie versicherte ihm, sie habe von Jugend auf geahnt, daß sie noch einmal von einem Könige werde geliebt werden. Sie wollte demnach auch wie eine Königin herrschen und bemächtigte sich des Königs gänzlich. Derselbe stellte sie dem gesammten Hofe vor und befahl seinem Sohn, dem Dauphin Ludwig (Vater Ludwigs XVI.), sie zu umarmen. Der Dauphin that es, streckte aber über ihrer Schulter die Zunge heraus. Auch die arme Königin Marie mußte sich gefallen lassen, die Maitresse zu empfangen und zu ihrer dame d'honneur zu ernennen. Selbst die Höflinge erbarmte es, als sie die blasse Königin mit sanfter Resignation die freche Buhlerin begrüßen sahen. Sie ernannte Minister und Generale und regierte allein. Orry war ihr bei weitem noch nicht gefügig und freigebig genug. Er mußte das Ministerium verlassen und sie brachte das Finanzwesen, die öffentlichen Bauten, die Steuerverpachtung ꝛc. alles an sich und ihre

Familie. Sie empfing in jedem Monat vom Könige 1,500,000 Franken, und verfügte noch außerdem über unberechenbar große Summen, um Geschenke zu machen oder Gelegenheitsausgaben zu bestreiten. Sie schenkte nämlich nicht nur Titel und Aemter weg, sondern auch s. g. croupes, Anweisungen auf die Staatscasse, welche sogleich honorirt werden mußten, und war daher immer von vornehmen Bettlern umgeben, die ihr den Hof machten. In jedem Jahre schenkte ihr der König eine neue reiche Herrschaft. Sie blieb bis an ihren Tod bei ihm in Gunst, weil sie ihn zu unterhalten und allen seinen Gelüsten zu genügen verstand. So lange sie selbst noch schön war, ergötzte sie ihn mit einem Liebhabertheater, in welchem sie selbst die verschiedenartigsten Rollen spielte, und erschien ihm auch außer dem Theater täglich in einem neuen überraschenden Costüm, um ihn immer neu zu reizen. *) Die erlauchtesten Familien Frankreichs drängten sich damals um die Ehre, mitspielen oder wenigstens zuschauen zu dürfen. Zur Abwechslung labte die Pompadour ihren königlichen Buhler in Stunden der Ermattung mit der chronique scandaleuse von Versailles und Paris. Sie hatte eine Art geheimer Polizei organisirt, durch die sie alle Laster, Schwächen und Lächerlichkeiten vornehmer Personen, alle unsauberen Anecdoten der damaligen Gesellschaft erfuhr, Dinge, die der König besonders gern hörte und die ihn zum Lachen kitzelten. Als die Pompadour in Folge ihrer Ausschweifungen 1748 in den Fall kam, durch ihre Ausdünstung dem König unliebsam zu werden, behauptete sie dennoch ihre ganze

*) Da vom „Gefallen" alles abhing, scheute die Pompadour keine Opfer, um sich von den geschicktesten Händen der Friseure, Modistinnen ꝛc. bedienen zu lassen, welche damals in Paris die gesuchtesten und gefeiertsten Personen waren. Der Friseur Dagé, dessen sich die Chateauroux bedient hatte, weigerte sich zur Pompadour zu kommen, indem er sich in seiner Eitelkeit einbildete, es sey von Wichtigkeit, welche Stellung er zu den Partheien des Hofes einnehme. Die Pompadour ließ sich nun in förmliche Unterhandlungen mit ihm ein, wie zwischen zwei Mächten.

Macht über ihn, indem sie ihn mit neuem Sinnenzauber umgab im s. g. parc aux cerfs. Hier im großen Park von Versailles, in einem reizenden Versteck, unterhielt sie ein Serail von unreifen Mädchen, deren liebliche Unschuld den stumpfen Sinn des alten Sünders noch aufregen sollte. Die Greuel, welche hier begangen wurden, erscheinen noch entsetzlicher, wenn man erfährt, der König habe regelmäßig und sehr andächtig mit den jungen Opfern gebetet. Uebrigens drängte sich wieder der Adel zu der Ehre herbei, ihm seine elfjährigen Töchter in den Hirschpark liefern zu dürfen. Ein dreizehnjähriges Fräulein Tiercelin fesselte den König so, daß die Pompadour eifersüchtig wurde und das Mädchen sammt ihrem Vater unter dem nichtigen Vorwand, sie hätten mit dem König von Preußen conspirirt, in die Bastille werfen ließ. Die Marquise von Pompadour starb 1764. Die Tiercelin wurde nun frei und hatte ihre Rolle so gut einstudirt, daß sie jährlich 30,000 Franken erhielt und daß ihr der König, da sie das dreifache zu brauchen pflegte, auch ihre Schulden bezahlte.

Es sind widrige, schmutzige Dinge, aber man darf sie nicht verschweigen, weil sie erklären, warum die Familie der Bourbons aufhören mußte, in Frankreich zu regieren.

Die Minister unter Ludwig XV. waren immer Günstlinge der privilegirten Maitressen. Die Pompadour bediente sich zuerst des durch seine ungeheuren Ausschweifungen berüchtigten Herzogs von Richelieu, nachher des eben so frivolen Bernis, den sie zum Cardinal erheben ließ. Um nämlich den französischen Hof nicht zu reizen, mußte der Papst die Wünsche der Maitresse erfüllen und nichtswürdige Subjecte ins Cardinalcollegium aufnehmen. Diese lüderlichen Cardinäle, Bischöfe und Abbé's am französischen Hof trugen aber nicht wenig bei, die Religion zu erniedrigen. Die wichtigsten Rollen unter ihnen spielten Jesuiten, welche damals, uneingedenk ihres ascetischen Stifters, den Lüsten dieser Welt und dem heidnisch-classischen Geschmack fröhnten, als gälte es, nicht mehr durch Tugenden, sondern durch Laster zu siegen. Diesen sophistischen Hof-

jesuiten hatten sich schon seit einiger Zeit die s. g. Jansenisten gegenübergestellt, französische Geistliche und Gelehrte, die im System des katholischen Holländers Jansen der katholischen Welt wieder Einfachheit und Sittlichkeit empfahlen. Der Hof nahm die Jesuiten in Schutz, wogegen die Parlamente die Jansenisten vertheidigten.

Das französische Volk besaß in seinen Parlamenten nur noch eine schwache Schutzwehr gegen den Despotismus der Könige. Die Parlamente, unter welchen das von Paris das einflußreichste war, dem die der Provinzen, der Bretagne, Normandie, Provence, Languedoc ꝛc., im Ganzen fünfzehn, meist zustimmten, waren eigentlich ein Ausfluß der alten Reichsstände. Indem die Könige Alleinherren wurden und die großen Vasallen von sich abhängig machten, zogen sich die Bischöfe und Pairs vom Parlament zurück und wurde dasselbe ein Collegium von lebenslänglichen Räthen, welche in höchster Instanz Recht sprachen, ohne deren Einregistrirung in die Bücher des Parlaments kein vom König gegebenes Gesetz, also auch keine Ausschreibung von Steuern gültig war. Aber der Widerstand der Parlamente war ohnmächtig. Ein s. g. lit de justice, d. h. das persönliche Erscheinen und Befehlen des Königs *) im Parlament reichte hin, die Beschlüsse des letzteren ungültig zu machen. Durch die ungeheuren Kriegskosten im österreichischen Erbfolgekriege, durch die Subsidien, welche Frankreich damals noch immer den meisten deutschen Fürsten auszahlte, durch die Verschwendung und Bestechung seiner Gesandten an allen Höfen, noch mehr aber durch die grenzenlose Verschwendung der Pompadour, die außer den 1½ Millionen, welche sie monatlich empfing, noch täglich die Staatskasse durch die oben bezeichneten croupes plünderte, deren sie nach und nach 20,000 unterzeichnete, waren Frankreichs Finanzen endlich dermaßen erschöpft, daß der König im Jahre 1747 eine Vorausbezahlung aller öffentlichen Pachten, eine

*) Der seltsame Name lit erklärt sich daraus, daß der König bei diesem Act auf fünf Kissen, wie in einem Bette saß.

Steuer auf alles Gold und Silber und noch eine unglaubliche Menge anderer Steuern aller Art mußte ausschreiben lassen.

Die Jansenisten, schon durch die päpstliche Bulle Unigenitus 1713 verdammt, konnten sich gegen den königlichen Willen in Frankreich nicht behaupten und gingen nach und nach aus, nachdem sie einem ihrer mit der Protestationsurkunde in der Hand gestorbenen jungen Geistlichen, Franz von Paris, als einem Heiligen einen übertriebenen Cultus gewidmet und sich dadurch lächerlich gemacht hatten. Nur in Holland erhielt sich eine besondere jansenistische Kirche zu Utrecht, im Ganzen 25 Gemeinden.

Den schärfsten Ausdruck fand der damalige Despotismus in den lettres de cachet, Billetten des Königs, die ohne Urtheil und Recht Jeden, den er bezeichnete, zum Kerker verurtheilten. Man holte die so Bezeichneten heimlich ab, warf sie in die Bastille, ein mit einem tiefen Graben und hohen Mauern und Thürmen umgebenes Kastell mitten in Paris, und ließ sie hier ohne Verhör sitzen, oft bis an ihren Tod, oft ohne daß man wußte, wo sie hingekommen seyen. Dieses traurige Schicksal traf meist wirkliche Bösewichte, besonders vornehme Verbrecher, aber auch alle, die sich einer königlichen Maitresse verhaßt gemacht hatten, und viele Unschuldige, die man verleumdete, um sie zu verderben. Das Geheimniß, welches sie umgab, erhöhte das Interesse für sie. Man widmete ihnen ein tiefes Mitleid, und die Einbildungskraft war beschäftigt, sich ihre Leiden auszumalen.

Gerade in diese Zeit fallen die Anfänge einer großen Geisterbewegung in Frankreich. Voltaire, der erste Geist der Nation, hatte damals zwar noch nicht seine ruchlosesten Schriften herausgegeben, aber bereits genug geleistet, um Religion und Sitte, Tugend, Unschuld und Ehrlichkeit zu verhöhnen. Dieser s. g. Philosoph von Ferney (seiner Villa bei Genf) war von fabelhafter Häßlichkeit, klein, dürr, satyresk, geil wie ein Affe und boshaft wie eine Katze, ein niederträchtiger Schmeichler der Pompadour, gewinnsüchtiger Bettler am preußischen und russischen Hofe, überall

nur nach Gold und Maitreſſen lechzend, aber überaus geiſtreich und witzig, daher der Abgott der lüderlichen Großen und ihrer Damen. Ganz in ſeinem Geiſte und unter ſeinem Protectorate gründete nun eine Geſellſchaft von ſ. g. ésprits forts et beaux, vor allen Diderot und d'Alembert, im Jahre 1748 die berühmte franzöſiſche Encyclopädie, worin durch alle Fächer des Wiſſens hindurch die chriſtliche Grundidee ſyſtematiſch bekämpft und dagegen die Alleinherrſchaft der Vernunft geprediget und die moderne Aufklärung verkündigt wurde, vor der aller alte Aberglauben ſchwinden müſſe. Unter dem Aberglauben verſtand man aber das Chriſtenthum, die Moral, den Ernſt der Dinge, Alles, was früheren Zeiten heilig und ehrwürdig geweſen war. Die Sünder des Hofes und der von ihm angeſteckten gebildeten Claſſen verlangten Emancipation vom Gewiſſen, wollten den Sinnen und jeder Bosheit fröhnen dürfen, ohne ſich einem Vorwurfe auszuſetzen. Die Encyclopädiſten waren nur Advocaten der damals herrſchenden Corruption, Apoſtel und Kirchenväter der Antikirche. — Im gleichen Jahr erſchien de la Mettrie's homme machine, worin Gott, die Unſterblichkeit, ja der Geiſt ſelbſt geleugnet werden. Das Buch wurde in dem frommen Holland durch den Henker verbrannt, Friedrich II. aber zog den Verfaſſer als Vorleſer an ſeinen Hof in demſelben Jahre 1748. Später ſchrieb de la Mettrie noch eine „Schule der Wolluſt“ und „Kunſt, zu genießen“.

Nur ein Jahr ſpäter, 1749, erſchien l'ésprit des loix von Montesquieu, das erſte Programm politiſcher Reformen, der erſte leiſe Ruf nach einem verfaſſungsmäßigen Zuſtande, eine Mahnung der franzöſiſchen Nation an die Freiheit, welche ſie aus den deutſchen Wäldern mitgebracht habe und welche ſich die Engländer zu bewahren beſſer verſtanden hätten.

Im folgenden Jahre, 1750, wurde Voltaire nach Berlin berufen und von Friedrich II. mit Ehren überhäuft, machte ſich jedoch dort unnütz und mußte fortgejagt werden. Unter Voltaires Werken erlangte die größte Popularität ſeine Pucelle, die Geſchichte der Jung-

Germaniſche und romaniſche Naturbetrachtung.

Der ganze Charakter eines Volks und damit ſeine Geſchichte im weiteſten Sinn, ſein Geſchick, hängt innig damit zuſammen, wie ſich das Verhältniß des Menſchen zu Allem, was ihn umgibt, das Verhältniß des Geiſtes zur Natur, in ſeiner innern Anſchauung geſtaltet. Den Nationen germaniſchen und romaniſchen Stammes ſcheint ein verſchiedenes Schema der Welt eingebildet. Dies vorzüglich bedingt jenen polariſchen Gegenſatz zwiſchen den beiden Völkergruppen, der von jeher ihre Beſtrebungen und Leiſtungen, im Geiſtigen wie im Leiblichen, ſo deutlich auseinander hält. Dieſe Spannung iſt es aber am Ende, welche, herüber und hinüber ſich entladend, die Geſchichte, und in ihr Wiſſenſchaft und Kunſt fortbildet. Das Doppelweſen in den europäiſchen Nationen deutet auf weithin getrennte Quellen des Urſprungs, deren verworrene Zweige der Geſchichtsforſcher in der Nacht der Zeiten verliert; die Grundverſchiedenheit in der Naturanſchauung erſcheint aber ſelbſt als ein großes, naturgeſchichtliches Problem, unauflöslicher als das hiſtoriſche; denn jener Dualismus in der Seelenſtimmung fällt mit dem ewigen Räthſel des Geiſtes ſelbſt zuſammen. Die Wirkungen dieſes Verhältniſſes im Ganzen und Großen ſind freilich dem allgemeinen Bewußtſeyn nahe genug; aber dieſem Gefühl deutliche Worte zu geben, möchte ſchon darum ſeine Schwierigkeiten haben, weil der Betrachtende ſich von der eigenthümlichen Vorſtellungsweiſe ſeines Volks nicht losmachen kann, und es dem Nichtdeutſchen nie an Einreden fehlen

frau von Orleans, das schmutzigste Buch, welches je auf Erden gedruckt wurde. Voltaire macht aus der begeisterten Jungfrau, die das Vaterland in der äußersten Noth rettete, eine Buhldirne und läßt sie als thierische Sodomitin enden. Und das nationale Selbstgefühl der Franzosen empörte sich nicht gegen diese Entweihung des Heiligen, vielmehr wurde Voltaire's Pucelle gleich Anfangs vergöttert und ist seitdem in hunderten von Auflagen mit den obscönsten Kupfern durch Frankreich und die Welt verbreitet worden. Voltaires Henriade, ein Epos zur Verherrlichung des Hauses Bourbon, und sein Trauerspiel Mahomed kokettirten mit Erhabenheit, aber in seinen meisten Schriften herrschte das Satyreske und Frivole vor, so im Zadig, im Candide ꝛc.

Neben Voltaire wurde Helvetius damals Liebling der französischen Großen, weil sein Buch l'ésprit (1758) den Machiavellismus aus dem Staatsleben in die Gesellschaft übertrug, jede Rücksicht auf Pflicht, Ehre, Moral und Gewissen für eine Albernheit, und den Eigennutz, das Handeln nach eigenem Nutzen und Wohlgefallen, das Ausbeuten Anderer für das allein Vernünftige und Practische erklärte.

Die Parlamente wagten nichts, um der Verschwendung und der Ueberlast der Steuern entgegenzutreten, entwickelten aber eine äußerst hitzige Thätigkeit im Kampf gegen den Hofjesuitismus. Veranlassung gab der Herzog von Orleans, Sohn des Regenten, ein jansenistischer Pietist, der sich jederzeit gegen die Jesuiten feindlich benommen und einer päpstlichen Bulle nicht gehorcht hatte. Zur Strafe dafür verweigerte ihm, als er 1752 starb, der Pfarrer von St. Sulpice die Sterbsacramente, das Parlament aber trat für ihn gegen den Pfarrer auf und führte einen langen und verwickelten Prozeß, in welchem sich ein verbissener Haß der Parteien kund that, welcher verrieth, daß es sich nicht um den Pfarrer allein handelte, der nur zum Vorwand diente. Die böse Stimmung gegen den Hof entlud sich in dem Mordversuch, den ein gewisser Damiens auf den König machte, am 3. Januar 1757, und der Haß

des Hofes gegen das Parlament beurkundete sich wiederum in der eigenmächtigen Verfügung des Königs, wonach Damiens nicht, wie es dem alten Gebrauch nach hätte geschehen sollen, durch das Parlament, sondern durch die Prinzen und Pairs gerichtet wurde, die ihn viertheilen ließen.

In Frankreich war mithin der monarchische Absolutismus in gänzliche Mißachtung wie der Rechte des Parlaments, so auch der Volkswohlfahrt, in ruchlose Vergeudung des Staatsvermögens, in schamlose Entsittlichung und in eine Modephilosophie verfallen, welche alles Heiligen spottete.

In Spanien vegetirte noch der erste König aus dem Hause Bourbon, Philipp V., bis 1746, ein schläfriger Regent ohne eine Spur von echtfranzösischem Feuer. Oft blieb er monatelang im Bett liegen, ohne nur das Hemd zu wechseln. Neben dem Schlaf beschäftigten ihn nur Essen und Beten. Allein er hatte doch das negative Verdienst, das spanische Volk bei seinem alten Glauben und bei seinen alten Gewohnheiten zu lassen, wodurch demselben mehr Tugenden bewahrt blieben, als irgend einem andern Volk in Europa. Als Seemacht war Spanien schon in einer Reihe von Kriegen den rührigeren Holländern und Engländern unterlegen, behauptete aber immer noch seine unermeßlichen Colonien in Mittel- und Südamerika und in Ostindien. Im Jahre 1746 folgte auf Philipp V. dessen Sohn Ferdinand VI., der von Blödsinn in Wahnsinn überging, jedoch Vernunft genug behielt, um die Mittel Spaniens nicht länger für französische Zwecke aufopfern zu wollen.

In Portugal regierte König Johann V. bis 1750, ein bigotter Fürst in altem Styl der Glaubenskriege, der noch 1742 ein Auto da Fe abhalten ließ, den Geistlichen alles gewährte, was sie wollten, und doch mit den Jesuiten in offenen Krieg gerieth. Die Jesuiten hatten nämlich in Südamerika am La Plataſtrom die Wilden bekehrt und eine musterhafte Verwaltung unter spanischem Schutz eingeführt. Nun machte aber Portugal auf die Stadt San Sacramento am Ausfluß des La Plataſtroms Anspruch

und duldete, daß die Engländer daraus einen Handelsplatz machten. Gegen dieſe Ungerechtigkeit vertheidigten ſich die Jeſuiten. Spanien aber gab Portugal nach. Ferdinands VI. Gemahlin nämlich war eine portugiſiſche Prinzeſſin und ſein Miniſter Farinelli (ein neapolitaniſcher Sänger) den Engländern geneigt, alſo kam 1750 ein Vertrag zu Stande, in welchem Portugal San Sacramento an Spanien, dieſes dagegen die Jeſuitenmiſſionen in Paraguay, oberhalb des Stromes, an Portugal abtrat. Dieſer auf Koſten der Jeſuiten abgeſchloſſene Vertrag führte großes Unglück herbei. Die Jeſuiten, deren Selbſtverwaltung Spanien bereits anerkannt hatte, bewaffneten ihre Indianer und ſetzten ſich zur Wehr, was einen blutigen Krieg zur Folge hatte. Die Jeſuiten waren im Recht, das von ihnen geleitete Volk glücklich, zufrieden, im blühenden Wohlſtand. Welche ſchlechte Subjecte der Orden auch an den europäiſchen Höfen wählen mochte, in den Miſſionen verwendete er durchgängig fromme, ehrwürdige Väter, hauptſächlich aus Deutſchland.

In demſelben Jahre, in welchem der treuloſe Vertrag geſchloſſen worden war, ſtarb Johann V. Sein unmündiger Sohn Joſeph wurde von ſeiner Mutter, einer öſterreichiſchen Prinzeſſin geleitet, deren Vertraute, eine Gräfin Daun, ſich mit Joſeph Carvalho, nachherigen Marquis von Pombal, vermählte und dieſem das Staatsruder in die Hände legte. Pombal aber war bereits von der franzöſiſchen Hofphiloſophie angeſteckt, ein Verächter der Religion und als Emporkömmling im Dienſt des Despotismus auch Feind des Adels. Der Krieg gegen die Jeſuiten in Paraguay kam ihm nun ganz erwünſcht, um alle Schmähungen, welche gegen dieſen Orden von Seiten der Proteſtanten und Janſeniſten vorgebracht worden waren, nun auch im Namen eines katholiſchen Königs zu wiederholen. Seine Truppen durften in Paraguay jede Gewaltthat an den unſchuldigen Indianern üben, die ſich für ihre Väter aufs tapferſte wehrten, bis ſie 1753 einem großen Heere, welches Pombals Bruder Mendoza führte, unterlagen. Doch endete der Krieg erſt 1755 mit der unbarmherzigſten Vertilgung oder

Vertreibung des den Jesuiten treu anhängenden Volkes. Als nun aber am 1. November desselben Jahres die große Stadt Lissabon durch ein furchtbares Erdbeben fast ganz zerstört wurde,*) sah man das als ein Zeichen des himmlischen Zornes an. Pombal ließ sich indeß nicht irre machen und regierte in seiner Weise fort, immer Adel und Geistlichkeit unter dem Daumen haltend. Er verfolgte jetzt die Jesuiten auch im Mutterlande Portugal. Als der junge König Joseph eine schöne Dame, Donna Teresa, aus dem adeligen Hause Tavora verführte und die Familie ihre Ehre wahren wollte durch ein Attentat auf den Verführer, welches jedoch mißlang, ließ Pombal die ganze Familie verhaften und hinrichten, schob aber das Attentat den unschuldigen Jesuiten zu, 1758. Als eine Gesellschaft zu Oporto unter dem tollen Vorwande, Portugal habe zu viel Wein und zu wenig Getreide, eine Menge der herrlichsten Weinberge ausrotten ließ und (wie man ihm vorwarf, zum eigenen Privatvortheil) ein Monopol des Weinhandels erließ und gegen diese schändliche Maßregel das Volk tumultuirte, schob er auch diesen Aufruhr den Jesuiten zu und decretirte die Aufhebung ihres Ordens und die Confiscation ihrer Güter, 1759. So mußte der Orden gerade da büßen, wo er nicht

*) In wenig Augenblicken lagen die größten Kirchen und Paläste und ganze Straßen in Trümmern. Ein großer Quai, eben erst von Marmor vollendet, auf den die Menschen aus der Stadt, weil er frei am Meere lag, flüchteten, versank mit der ganzen Menschenmenge und zahllosen Schiffen und Kähnen des Hafens ins Meer, ohne daß sich je eine Spur mehr von ihnen zeigte. Man fand das Meer an der Stelle, wo der Quai gestanden, nachher 600 Fuß tief. Eben so versank in der gleichen Minute eine ganze Reihe von Klippen am Ufer von Afrika (bei Mogador). Das Meer warf dreimal eine hohe Fluth auf und sank wieder zurück. Fünfzig Meilen weit vom Ufer empfanden Schiffe den Stoß. Die Erschütterungen wurden bis zu den Antillen und bis Abo in Finnland gespürt, die Quelle im böhmischen Bade Töplitz blieb aus und kam rothgefärbt zurück. Der Bodensee stieg um etliche Fuß und in Augsburg ließen alle Magnete das Eisen, das sie trugen, fallen.

gesündigt hatte. Im Jahr 1769 gab er alle geistlichen Güter an Laien in Pacht. Als aber 1777 der schwache König Joseph starb und ihm seine sanfte, mit ihrem Oheim Don Pedro vermählte Tochter Marie folgte, welche beide äußerst fromm und der Geistlichkeit ergeben waren (Pedro hörte jeden Morgen drei Messen in höchster Entzückung und hielt Abends Betstunden), mußte Pombal abdanken und wurden der Kirche in Portugal ihre früheren Rechte zurückgegeben (nur nicht den Jesuiten). Man öffnete Pombals Kerker und fand darin 845 Unglückliche, welche darin zum Theil schon zwanzig Jahre lang ohne Verhör schmachteten. Endlich 1781 machte man Pombal selbst den Prozeß, aber weil er schon 82 Jahre alt war, schonte ihn die Königin und Pombal starb schon im nächsten Jahre. Die Königin fiel später in stillen Wahnsinn und ihr Sohn Johann regierte für sie.

In Italien lavirte die römische Curie ängstlich zwischen dem habsburgischen und bourbonischen Einfluß. Da sie in der Politik unmächtig blieben, beschäftigten sich die Päpste damals mit Kunst und Wissenschaft. Clemens XII. († 1740) vermehrte und ordnete die schon vorhandenen Antiken im Vatican und auf dem Capitol, sein Nachfolger Benedict XIV. († 1758) die große Bibliothek im Vatican und die Münzsammlung. Benedict war so schwach, dem gottlosen Voltaire, als ihm dieser 1745 seine Tragödie Mahomet zuschickte, liebreich zu antworten und seinen Segen zu ertheilen. Als der Nachfolger der großen Beschützer Luthers, August II., katholisch wurde, machte das eine so freudige Sensation in Rom, daß seitdem der Verkehr zwischen Dresden und Rom auf alle Art, vorzüglich aber durch die schöne Kunst unterhalten wurde. August II. bereicherte seine prächtige Bildergallerie zu Dresden hauptsächlich durch Aufkäufe in Italien, hielt italienische Baumeister, Sängerinnen, Tänzerinnen ꝛc. Auch sein Nachfolger pflegte diese Verbindung mit Rom. Der damals berühmte Maler Mengs, der 1741 nach Rom kam, wurde dort katholisch und sächsischer Hofmaler; ihm folgte 1754 der große Winkelmann, ein Schuh-

macherſohn aus Stendal und armer Corrector an einer Winkelſchule, der von Begeiſterung für die claſſiſchen Schönheitsideale ergriffen, katholiſch wurde, um vom Grafen Brühl unterſtützt nach Rom kommen zu können, wo ſich Cardinal Albani, Roms größter Kunſtfreund, ſeiner annahm und er ſeine berühmten Werke über antike Kunſt geſchrieben hat. Rom wurde ſeitdem ein Zielpunkt für wiſſenſchaftliche und Kunſtreiſende. Aber das neue lebhafte Intereſſe, welches die Marmorſtatuen der alten heidniſchen Götter, Heroen, Nymphen, Eroten und Faunen erregten, kam der chriſtlichen Kirche nicht zu Gute und man mußte ſich wundern, die Nachfolger des Apoſtel Petrus Thürhüter des wiederauferſtandenen Olymps werden zu ſehen. Denn die vornehme und gebildete Welt pilgerte nicht mehr nach Rom zum Grabe des Apoſtels, ſondern nebenan zum belvederiſchen Apollo und zur capitoliniſchen Venus.

Damals gab auch Neapel ſeinen Beitrag zur neuen Mode. Man entdeckte 1709 unter der Lava und Aſche des Veſuv die alten Städte Herkulanum und Pompeji, und begann 1738 die zahlreichen dort erhaltenen Kunſtwerke und Alterthümer auszugraben und zu ſammeln. Sie ſind vereint im Museo Borbonico zu Neapel, aber die Fundorte ſind noch lange nicht erſchöpft. Im Königreich beider Sicilien regierte Karl III., Sohn Philipps V. von Spanien, bis 1759, mit eben ſo wenig Energie, wie alle übrigen Bourbonen der Zeit. Auch hier war bei Hofe und unter den höheren Ständen tiefe Unſittlichkeit zu Hauſe.

Den damaligen König von Sardinien, Karl Emanuel, lernten wir ſchon im erſten Buche kennen. Er folgte der herkömmlichen Politik ſeines Hauſes, durch ſchamloſen Verrath bald von Frankreich, bald von Oeſterreich etwas zu gewinnen, oder wenigſtens ungeſchlagen zwiſchen beiden durchzuſchlüpfen. Die Treuloſigkeit des Sarden war damals ſchon ſprüchwörtlich. — Die benachbarte Republik Genua war von einer engherzigen Ariſtokratie regiert, welche nicht nur den heroiſchen Muth des Volks im Jahr 1746 mit Undank belohnte, ſondern auch durch ihre Härte die noch

halbwilden Bergbewohner der Insel Corsica (die zu Genua gehörte) zur Empörung aufzureizen. Im Jahre 1743 war dieser Aufruhr so weit gediehen, daß sich unter dem Schutz Englands, welches überall, wo es den ältern See- und Handelsstaaten zu schaden galt, die Hand im Spiele hatte, ein westphälischer Abentheurer, Theodor von Neuhof, auf kurze Zeit als König von Corsica konnte ausrufen lassen, um später nach seiner Vertreibung in einem englischen Schuldgefängniß zu enden. An seine Stelle wurde der eingeborne Corsicaner Paoli Haupt der Insurgenten und bekämpfte die Genueser sammt den Engländern seit 1755 mit so viel Ausdauer, daß sich Genua endlich 1768 entschloß, die Insel an Frankreich zu verkaufen. Nun wurde Paoli durch die Franzosen besiegt und gezwungen, nach England zu flüchten.

Ungleich mächtiger als Genua, war die Republik Venedig damals doch schon sehr tief von ihrer früheren Höhe herabgesunken. Seit die Spanier und Portugiesen das atlantische und stille Meer beschifften, war der levantische Handel der Venetianer nicht mehr der mächtigste. Seit die Türken ihnen ihre Colonien in Griechenland abgenommen hatten, waren sie noch schwächer geworden. Indessen bewahrte die wunderbare Inselstadt mit der alten aristokratischen Verfassung doch noch großen alten Reichthum. Die Nobili allein waren Herrn des Staats. Sie wählten die Signoria, aus welcher der Doge als Haupt der Republik hervorging. Alles übrige Volk war gleich Sklaven unbedingt der Regierungsgewalt unterworfen. Staatsklugheit aber hatte die Nobili gelehrt, ihrem eigenen Uebermuth einen starken Zaum anzulegen durch das merkwürdige Institut der Staatsinquisition, welches halb Dictatur, halb Volkstribunat war. Es gab nur drei Inquisitoren, deren dem Dogen selbst unbekannte Befehle unbedingt vollzogen wurden, auch wenn sie Glieder der vornehmsten Familien trafen. Durchgängig richteten sie mit Weisheit, wie die alte Veme, rächten das Unrecht, genügten dem öffentlichen Gewissen und hielten die in der regen, menschenvollen Stadt so nothwendige Ordnung durch Furcht auf-

recht, ohne den Frohsinn, der die Stadt belebte, zu trüben. In jener Zeit allgemeiner religiöser und sittlicher Erschlaffung aber artete auch der Frohsinn Venedigs in eine bacchantische Sinnlichkeit aus. Die natürliche Ueppigkeit und das wollüstige Raffinement der Courtisanen Venedigs lockte kaum weniger Fremde nach der Inselstadt, als die galanten Marquisen und Grisetten nach Paris. Die in Venedig seit uralter Zeit einheimische Maskenfreiheit erhöhte den romantischen Reiz, der hier alle Sinnengenüsse verschönerte. Von hier ging daher auch der Hauptzug jener italienischen Colonie, jener Sängerinnen, Tänzerinnen, Musikanten, Spieler, Glücksritter, Geheimbündler, Geisterseher, Gold- und Diamantenmacher, Lebensverjüngrer ꝛc. aus, die sich an alle nordischen Höfe vertheilte, um überall die Fürsten und den Adel zur Wollust, zum hohen Spiel, zu Verschwendungen aller Art zu verführen. Ueber das merkwürdige Treiben dieser Italiener und ihren Einfluß auf die Corruption der Höfe geben die Memoiren des Venetianers Casanova, dessen Glanzrolle in die Jahre 1755—1764 fällt, den besten Aufschluß.

Die Insel Malta gehörte noch dem aus dem Orient vertriebenen Johanniter- oder Malteser-Ritterorden, der aber keine Kranken mehr heilte und auch die Ungläubigen nicht mehr bekämpfte, wie es in seiner ursprünglichen Bestimmung lag, sondern nur mehr eine Versorgungsanstalt für nachgeborne Söhne des gesammten katholischen Adels in Europa war.

Die Schweiz erfreute sich der ihr von den Großmächten zugestandenen Neutralität, wurde aber von einer egoistischen und mattherzig gewordenen Aristokratie regiert, wie Venedig und Genua, wie Holland und wie die geistlichen Staaten und Reichsstädte des deutschen Reichs. In Lucern herrschte noch ein solcher Fanatismus, daß hier der Bauer Schmidli, weil er die Bibel las und erklärte, noch im Jahr 1747 als Ketzer lebendig verbrannt wurde. In Bern verschwor sich ein Hauptmann Henzi gegen die herrschenden Patricier, wurde aber enthauptet, 1749. Lessing hat ihn besungen

und er war nicht ohne Geist, obgleich seine Schilderung der Berner Herrn übertrieben gehässig ist. Der kleinbürgerliche Neid wurde hier beschämt. Diese stolze Aristokratie hatte immer noch alte Kraft bewahrt, der Berner Bauernstand war wohlhabend, der Canton der bestregierte in der ganzen Schweiz. — Großes Ansehen genoß noch die altschweizerische Tapferkeit. In den Jahren 1742—45 dienten 20,000 Schweizer Soldtruppen in Frankreich, 20,000 in Holland, 13,600 in Spanien, 4000 in Sardinien, 2400 beim Kaiser und noch einige Regimenter bei dem Papste. Damals begannen einige naturwüchsige Schweizer zum erstenmal dem in Deutschland, besonders durch die Gottsched'sche Schule in Leipzig festgehaltenen französischen Geschmack entgegenzuwirken, der edle Albrecht Haller von Bern als Dichter, der tapfre Zürcher Bodmer als Kritiker.

Das deutsche Reich war seit dem dreißigjährigen Kriege der Schweiz und Hollands verlustig gegangen und hatte den Schweden die Insel Rügen und Vorpommern abtreten müssen. Die centrifugale Kraft, welche das Reich durch die unglücklichen Glaubenskämpfe von innen heraus zerriß, wirkte immer noch nach. Deutsche Dynastien strebten ins Ausland und blieben zum Theil im Ausland, beherrschten aber das Ausland nicht mehr von Deutschland aus, sondern behandelten im Gegentheil ihre deutschen Erblande als Provinzen, ja als Eroberungen des Auslands.

Im Jahre 1714 hatte der Kurfürst von Hannover, als Georg I. den englischen Thron bestiegen, residirte seitdem in London und ließ Hannover durch ein ganz von England abhängiges Ministerium regieren, welches ausschließlich den Adel begünstigte. Die ganze kurfürstliche Hofhaltung wurde in Hannover beibehalten, wenn gleich kein Kurfürst da war. Der Adel hatte alle einträglichen Stellen bei Hofe, im Staat und in der Armee besetzt. Seit 1727 regierte Georg II., dessen Minister von Münchhausen 1737 die Universität Göttingen gründete, damit die Hannoveraner nicht mehr nöthig hätten, an der kleinen braunschweig-wolfenbüttelschen Universität Helmstädt zu studiren.

In Sachsen hatte der Kurfürst, wie im ersten Buche schon bemerkt ist, seinen lutherischen Glauben aufgegeben, um unter dem Namen August II. König von Polen werden zu können, und Sachsen dem Vortheil Polens aufgeopfert. Zudem ahmte er Ludwig XIV. in Prachtbauten, üppigen Festen, allen Uebeln der Maitressenwirthschaft nach, verschwendete fabelhafte Summen und drückte das arme treue Sachsenland aufs unerhörteste. Sein Sohn, der ihm auch wieder in Polen als August III. jedoch nicht als Erbberechtigter, sondern durch Wahl folgte, war nüchterner, ließ aber seit 1746 seinen Minister Grafen Brühl walten, dessen Namen die berühmte Dresdener Terrasse bewahrt, einen Günstling, der glänzender lebte, als sein Herr, und um seinen fürstlichen Verschwendungen zu genügen, das Land abermals mit Steuern erschöpfte, öffentliche Kassen, sogar die Waisengelder einzog, gezwungene Anleihen machte ꝛc. Brühl bezog seine berühmte Garderobe (hunderte von Kleidungsstücken und Perücken), sogar Speisen von Paris, wie schon August II. einzig dem Geschmack von Versailles gehuldigt hatte. Dieser Geschmack drang nun auch unglücklicherweise durch die gelehrten Hofschmeichler und Poeten in die bürgerliche Classe ein. Leipzig, das Hauptmagazin französischer Modewaaren für Deutschland, hieß das „kleine Paris". Professor Gottsched daselbst, welcher damals als Literarhistoriker, Kritiker, Theatervater ꝛc. ganz Deutschland Gesetze vorschrieb und Jahrzehnte lang als die erste geistige Größe Deutschlands anerkannt wurde, ließ keinen andern Geschmack gelten, als den französischen, zerstörte das deutsche Volksschauspiel, indem er dessen Hanswurst feierlich verbrennen ließ, und duldete nur noch französisch-classische Stücke. Er herrschte nicht lange, weil er zu pedantisch war, um desto größere Verbreitung fanden aber die leichtfertigen und lasciven Romane der Franzosen nicht blos an den deutschen Höfen und beim Adel, sondern auch im gebildeten Mittelstande. Leipzig war durch seine berühmte Messe im Herzen Deutschlands der Mittelpunkt alles geistigen und socialen Verkehrs. Von hier aus wurden für ganz

wird, wenn der Deutſche ſeine Anſichten von Geiſt und Natur als die höhern, umfaſſenderen, der Wahrheit verwandteren in Anſpruch nehmen möchte.

In welchem Verhältniſſe ſteht das, was im Menſchen denkt und will, zu dem, was in ihm vegetirt, und zu dem, was vom Willen in Bewegung geſetzt wird? Sind zwei Naturen in uns oder nur Eine? wenn Eine, iſt ſie Geiſt oder Materie? wenn zwei, iſt die Seele eine Urkraft, oder ſind die Sinneneindrücke die einzige Quelle der Ideen, oder ſind dieſe das zuſammengeſetzte Produkt origineller Geiſtesthätigkeit und der Senſationen? — dies ſind die ewigen Fragen, welche von jeher der denkende Menſch ſich aufgeworfen, ſo oder anders beantwortet, oder früher und ſpäter an der Löſung verzweifelt hat. Jeder Menſch hat ſeinen Gott, ſeine Poeſie, ſein Gewiſſen; aber die Grundverſchiedenheit, welche am Ende alle Anſichten in zwei groſe Gruppen trennt, iſt nun eben die, ob man den Geiſt als etwas Urkräftiges, Selbſtthätiges betrachtet, oder ob man ſeine Thätigkeit, das Denken, bloß von den Eindrücken der Außenwelt abhängig macht; ob man glaubt, die beiden, mit Hieroglyphen bedeckten Pyramiden, deren Spitzen ſich im Bewußtſeyn zu berühren ſcheinen, ſeyen ungleichartig und außereinander gelegen, oder ob man ſie mindeſtens für kommenſurabel oder gar für identiſch hält.

Aus dieſen beiden Anſchauungsformen fließen einerſeits alle realiſtiſchen, empiriſchen, andererſeits alle idealiſtiſchen, ſpiritualiſtiſchen Syſteme in der Philoſophie mit allen ihren Conſequenzen für Selbſtbeſtimmung und Sittlichkeit. Aber dieſe doppelte Richtung iſt auch entſcheidend für die allgemeine Naturbetrachtung und für die Methode des Naturſtudiums.

Der menſchliche Geiſt, wenn er ſich auf die Natur richtet, ſey es im Kleinſten oder im Größten, im Singulärſten oder im Umfaſſendſten, arbeitet mit zwei unzertrennlichen Funktionen: er ſondert und verknüpft, er geht fortwährend aus dem Ganzen ins Einzelne, und aus dem Einzelnen ins Ganze. Auf dem Wechſelſpiel dieſer zwei Faktoren beruht, nach Goethes Ausdruck, wie auf einem Aus- und Einathmen, das Leben der Wiſſenſchaft und ihr Wachsthum. Als das Wünſchenswertheſte erſcheint nun das Gleichgewicht zwiſchen dieſen beiden Operationen, zwiſchen Analyſis und Syntheſis, zwiſchen dem Trieb in uns, der

Deutſchland die Modeartikel, ſowohl in Büchern, als in Kleidern und Putz beſorgt. Man pikirte ſich in Leipzig, ſo galant, leichtfertig und graziös zu thun, wie in Paris. Die Leipziger Stubenmädchen wurden vollkommene Pariſer Griſetten. Von der Entſittlichung Leipzigs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geben noch die damals dort erſchienenen Schriften voll von Stadtklatſch und Scandalen Zeugniß, die Gedichte von Corvinus, Celander, Henrici, von Böhlau, Roſt, Weiße ꝛc. Im dem komiſchen Epos „der Renommiſt“ contraſtirte Zachariä ſehr gut das galante, völlig franzöſirte Leipzig und das noch im germaniſchen Urzuſtand befindliche, roh kräftige Jena.

Der franzöſiſchen Schule in Leipzig wirkte außer Bodmer und Haller in der Schweiz vorzüglich eine norddeutſche Schule in Hamburg entgegen, zuerſt Brockes, der Nachahmer Thomſons als Dichter der Natur, ſodann **Klopſtock**, der Nachahmer Miltons als Dichter eines bibliſchen Stoffes. Beide empfingen von England ihren Impuls und ihr frommer Ernſt beſchämte die frivolen Leipziger. Klopſtocks berühmter Meſſias erſchien zuerſt 1748 und erndete ungeheuren Beifall, obgleich er im antiken Versmaaß geſchrieben und allzu empfindſam, zugleich willkürlich von der h. Tradition abwich.

Altdeutſche Kraft und Rohheit fern von dem Pariſer Raffinement fand ſich damals auch noch in **Mecklenburg**. Der wilde Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, der mit der ruſſiſchen Großfürſtin Katharina (der Tochter Iwans, eines ältern Bruders Peter des Großen) vermählt war und auf ruſſiſche Hülfe ſich ſtützend die brutalſte Tyrannei in ſeinem kleinen Lande übte, durch ruſſiſche Truppen ſeine eigenen Unterthanen wie Beſiegte plündern, mißhandeln und morden ließ, wurde endlich durch eine Ermannung des deutſchen Reichstags ſammt den Ruſſen aus dem Lande gejagt und durfte die Regierung nie wieder antreten, welche vielmehr im Jahr 1747 ſeinem Bruder Chriſtian Ludwig übertragen wurde. Dieſer Herr ſchloß mit den Ständen 1755 den be-

rühmten Erbvergleich, der in neuerer Zeit so viel angefochten worden ist, weil sich der Adel darin die Autonomie auf seinen Gütern vorbehielt und sich nur zu einer geringen Grundsteuer verpflichtete, so daß dem Herzog eine eigentliche Gewalt nur in seinen Domainen blieb. Allein Mecklenburg befand sich bei dieser Verfassung wohl. Das Landvolk stand zum Adel in einem patriarchalischen Verhältniß, genoß auf fruchtbarem Boden eine gedeihliche Existenz, bewahrte seine alte Körperkraft, Sitte und Frömmigkeit und war glücklich zu nennen im Vergleich mit andern. Die nämliche Erscheinung zeigte sich überall, wo das Landvolk von der Fabrikarbeit, von der städtischen Entsittlichung, von der Speculation und vom Schwindelgeist seiner aufdringlichen Advokaten frei blieb, in Mecklenburg und Pommern eben so wie in Tirol und in den aristokratischen Cantonen der Schweiz, in denen das Landvolk die alten herrlichen Racenzüge bewahrte, die sich in den s. g. freien Cantonen verloren.

Das Kurfürstenthum Bayern war schon lange elend regiert schon unter Max Emanuel, dann unter Karl Albrecht. Nach dessen Tode 1746 kam sein Sohn Max Joseph zur Regierung, welcher schwachen Geistes nur die Jagd liebte, aber sittenrein lebte und sich von Jesuiten leiten ließ. Zu seiner Zeit blühte noch in München unter den Jesuiten eine lateinische Dichterschule und Pater Neumayr glänzte mit kirchlichen Schauspielen, die in schöner lateinischer Sprache die Autos des großen Calderon nachahmten, von denen aber die deutsche Lesewelt keine Notiz nahm. Im Jahr 1759 errichtete der Kurfürst die bayrische Akademie der Wissenschaften zu München. Unter ihm arbeitete auch Kreitmayr sein neues, aber noch sehr strenges Criminalgesetzbuch aus. Das bayrische Volk lebte ziemlich noch im Mittelalter, während nur die höheren Stände von der modernen französischen Bildung ergriffen waren. Durch die frühere schlechte Verwaltung war das Volk an vielen Orten verarmt, der Bauer Thierriegel leitete daher 1764 eine große Auswanderung von 10,000 Bayern nach Spanien ein, wo Minister

Aranda durch den Grafen Olavides die menschenleere Sierra Morena mit ihnen bevölkern ließ.

In der Rheinpfalz mit Jülich und Berg regierte seit 1742 Kurfürst Karl Theodor, umgeben von einem lächerlich zahlreichen Hofstaat, Maitressen und Jesuiten. Es fällt widrig auf, in jener Zeit die Hofjesuiten so oft in Verbindung mit Maitressen anzutreffen. Die gesammten Erbstaaten Karl Theodors zählten damals noch nicht 600,000 Einwohner, sein Heer betrug nur 5500 Mann und doch hatte er 21 Generale, über 80 Kammerherrn, eine Schweizergarde, unzählige Heyducken, Läufer, einen Oberstallmeisterstab von 180 Personen, fremde Sänger, Schauspieler, Tänzer ꝛc. Seine beiden Residenzen Düsseldorf und Mannheim, so wie das schöne Heidelberg hätten ihm genügen können, allein er baute mit ungeheuren Kosten mitten in der Rheinebene das Lustschloß und die Gärten von Schwetzingen. Ein wie kleiner Herr er immer war, vergab er doch schon drei Orden (den Hubertusorden, den Pfälzer Löwenorden und den Damenorden der h. Elisabeth). Sein ganzes Leben verging in Ueppigkeit und Wollust, großen Tafeln, Jagden, Schauspielen. Unter seinen zahllosen Maitressen ragte die Tochter des Becker Huber in Mannheim und die Schauspielerin Seyffert hervor. Jene wurde zur Gräfin Bergstein, diese zur Gräfin Heydeck erhoben.

Das streng lutherische Herzogthum Württemberg war 1733 an einen katholischen Herrn gefallen, den Herzog Karl Alexander, der den Juden Süß Oppenheimer im Lande schalten und walten, das Volk aussaugen und die Sitten schänden ließ. Nach seinem plötzlichen Tode 1737 wurde der Jude verdientermaßen an einen hohen Galgen gehenkt. Karl Alexanders ältester Sohn und Nachfolger Karl war aber erst 9 Jahre alt. König Friedrich II. von Preußen nahm sich seiner an, zog ihn nach Berlin und erklärte ihn schon im Jahre 1744 für majorenn. Aber der junge Herzog bewies bald, daß er seines großen Lehrers und Gönners nicht würdig war, denn er trieb mit seinen Günstlingen

die schändlichsten Dinge und dachte nicht daran, weise zu regieren und sein Volk glücklich zu machen, sondern nur den Ständen und dem Volk das Geld abzupressen, womit er seine Lüste ganz im Geschmack Ludwigs XV. befriedigen wollte.

In der Markgrafschaft Baden hatte der eben so üppige Markgraf Karl Wilhelm 1715 die Stadt Karlsruhe gebaut, anfangs nur als einen Harem für seine zahlreichen Maitressen. Im Jahre 1738 folgte ihm Karl Friedrich, welcher 74 Jahre lang regierte und als weiser und liberaler Fürst heute noch gepriesen wird, obgleich er der Aufklärung zu viel, dem alten Glauben des Volkes zu wenig Werth beilegte.

Die Landgrafschaft Hessen-Cassel wurde schmählich regiert vom Landgrafen Wilhelm VIII., welcher seine Unterthanen wiederholt zu vielen Tausenden an die kriegführenden Mächte verkaufte und das Geld dafür in die eigene Tasche steckte. Sein älterer Bruder Friedrich war 1720 König von Schweden geworden. Sein Sohn Friedrich wurde heimlich katholisch; der Vater sorgte aber dafür, daß die lutherische Kirche in Hessen dadurch nicht alterirt wurde und ließ Friedrichs Söhne, seine Enkel, lutherisch erziehen.

In den fränkischen Markgrafschaften Bayreuth und Anspach regierten Nebenlinien des brandenburgischen (preußischen) Hauses. Markgraf Friedrich von Bayreuth hatte die Schwester Friedrichs des Großen, Wilhelmine, geheirathet, dieselbe, die in ihren Memoiren ihre eigene Familie keineswegs schonte und eben so leichtsinnig in Bayreuth wirthschaftete, indem sie ihren etwas unbeholfenen Gatten zu Verschwendungen trieb, die weit über die Kräfte seines kleinen Landes gingen. Sie baute z. B. die Eremitage, ein Kloster für lebenslustige Paare nach der Vorschrift des Rabelais, ganz im satyresken Styl der Zeit Ludwigs XV., und schmückte ihre Gärten mit einer Orangerie von 900 Bäumen, die sie aus Italien kommen ließ und wovon jeder einzelne 300 Gulden kostete. Friedrich der Große selbst sagte zu seinem Schwager, als ihm dieser die neuen Herrlichkeiten zeigte: Das vermag ich Ihnen nicht

nachzuthun. Von Dauer und Bedeutung war nur die Stiftung der Universität Erlangen 1743. Der Markgraf starb 1763 ohne Kinder. Ihm folgte sein schwachsinniger Oheim, Friedrich Christian, nach dessen Tode, 1769, die sehr verschuldete Markgrafschaft an Anspach fiel. — Hier regierte bis 1757 der wilde Markgraf Karl, vor dem man, wenn er in Zorn gerieth, des Lebens nicht sicher war.*)

Die Jämmerlichkeit der Kleinstaaten charakterisirt am besten der lächerliche Krieg, welcher 1747 zwischen Sachsen-Gotha und Sachsen-Meiningen ausbrach wegen des Rangstreits zweier Damen. Eine Gräfin Lich hatte sich in einen Bedienten, Namens Pfaffenhofen, verliebt und ihn geheirathet. Der Herzog von Meiningen

*) Er schoß einmal seinen Hundewärter nieder und ließ einen wachestehenden Bürgersoldaten, dem er das Gewehr abforderte und der es ihm auch aus Devotion hergab, als pflichtwidrige Schildwache an den Schweif eines Pferdes binden und im Wasser zu Tode schwemmen. Wie die meisten andern kleinen Herrn hatte er einen Hofjuden, Nathan, der als „Resident" beinahe das ganze Land regierte. Nun erfand der Markgraf den Orden des rothen Adlerordens (der nachher auf Preußen überging) und schickte das erste Großkreuz desselben an den König von England, in der Hoffnung, damit viele Ehre einzulegen. Nathans Handlanger aber, der Jude Ischerlein setzte statt der echten Brillanten in das Großkreuz falsche Steine ein. Der König von England warf das Geschenk daher verächtlich bei Seite und antwortete nicht. Karl wurde unruhig und immer unruhiger, bis er endlich erfuhr, warum Georg II. immer schweige. Nun entbrannte sein Zorn aufs furchtbarste gegen Ischerlein, den er sogleich aufs Schloß holte, auf einen Stuhl binden ließ und dem Scharfrichter befahl, ihn zu köpfen. Der Jude rannte mit dem Stuhl in Todesangst um den Tisch, der Henker ihm nach, der Markgraf dem Henker. Endlich fiel der Kopf. Aber auch Nathan bekam seinen Theil, wurde seines ganzen am Lande begangenen Raubes wieder beraubt und nackt und blos fortgejagt, 1740. Höchst originell war Karls Hader mit seinem wackern Hofprediger und Beichtvater Handel, bei dem er nicht mehr beichten wollte und den er fortjagte, der aber „seine Seele nicht fahren lassen wollte" und sich ihm immer wieder mit Strafpredigten aufdrängte, bis er ihn auf eine Festung setzen ließ.

hatte ihn zu seinem Hofrath gemacht und seiner Frau den Vorrang vor den andern Damen des Hofes gewährt. Dagegen empörte sich eine Frau von Gleichen und gerieth mit der Gräfin in einen Faustkampf, weßhalb ihr der Herzog den Hof verbot. Aber der gesammte Adel und der Herzog von Gotha nahmen sich der Frau von Gleichen an, gothaische Truppen rückten ein, der Herzog von Meiningen mußte flüchten und ein Jahr lang vor den Reichsgerichten Prozeß führen. — Die armen Deutschen aber, welche Unterthanen des großen französischen Reichs geworden waren, verriethen auch noch in der Begeisterung für Frankreich, in welche sie sich hineinlogen, ihre kleinstädtische Art.*)

---

*) Als Ludwig XV. 1744 nach Straßburg kam, bereitete ihm der dort allmächtige Prätor Klinglin phantastische Feste. Klinglin ließ die ganze Stadt ausmalen, aufputzen, illuminiren, die ganze Bürgerschaft in seltsame Uniformen stecken, je nach Ständen und Gewerben, sogar die Weiber und Kinder schauspielermäßig in Chöre theilen und phantastisch als Schäferinnen, die Kinder als alte Schweizer u. s. w. verkleiden, den Wein in Fontänen springen, bei Strafe aber alle Kranken, Gebrechlichen und Armen entfernen, damit der König nur Lust und Reichthum in der Stadt sähe. Alles auf Kosten der verarmten Stadt, die überdieß jährlich eine Million Livres in die Staatskasse steuerte. Klinglin aber und Paulus Bek, der Verwalter der öffentlichen Einkünfte, stahlen dazu noch in ihren eigenen Beutel, verkauften die Stadtgüter, die Wälder, die Aemter, das Recht an den Meistbietenden, und konnten nur durch die kluge Art, in welcher Stadtmeister Gail, Ammeister Faber und andre patriotische Bürger einen Streit des Ministers d'Argenson mit dem Intendanten des Elsaßes Sillery benutzten, endlich entfernt werden. Klinglin starb im Gefängniß 1753. Bek wurde gebrandmarkt und kam auf die Galeeren. — Schöpflin, der berühmte Verfasser der Alsatia illustrata, war ehrlos genug, eine Rede an den König zu halten, worin er diesen Wollüstling (der damals mit seiner Maitresse, der Chateauroux, zum öffentlichen Scandal umherreiste) „den Vater des Vaterlandes, den Beschützer der Musen, den Befreier des Elsaßes und einen großen Helden" nannte. Nürnberger Bildersaal XI. 267. „Wie tief war der edle biedere Charakter der Straßburger in einer Zeit

Die geiſtlichen Kurfürſtenthümer und das Deutſchmeiſterthum waren faſt ausſchließlich Secundogenituren der drei katholiſchen Höfe von Oeſterreich, Bayern und Sachſen geworden, nur ſelten fiel die Wahl der Domcapitel auf einen Andern, als einen Prinzen. Die noch übrigen Erzbisthümer und Bisthümer waren Pfründen des Landadels. Die Domherren gehörten durchgängig den adeligen Familien an, welche die ſtändigen Vaſallen des Bisthums waren, und wählten aus ihrer Mitte einen ihres Gleichen zum Biſchof, ſo daß die Macht weniger eine kirchliche und monarchiſche, als ariſtokratiſche war. Uebrigens ſchlief der Geiſt auch hier ein, wie in Oeſterreich und Bayern. Es kam noch vor, daß zu Würzburg 1749 eine ſiebzigjährige Nonne, Renata Seeger, als Zauberin enthauptet und dann verbrannt wurde, aber die Superſtition hinderte nicht, daß die Lüderlichkeit Platz nahm. Man quälte ſich nicht mehr gerne mit der Theologie, auch die geiſtlichen Herren bauten ſich ihre Luſtſchlöſſer, hielten große Jagden ab, hatten Kammerherren und Damen. Die galanten Cardinäle und Abbé's von Paris wurden auch hier Muſter.

Die Republik Holland war von ihrer politiſchen Höhe bereits herabgeſunken. Zur See hatte ſich ihr England überlegen erwieſen, zu Lande hatte ſie ſich kaum mit Hülfe des deutſchen Reichs der Franzoſen erwehren können. Gleichwohl beſaß ſie noch große Colonien, das Cap, Surinam, Ceylon, Java mit der großen Hauptſtadt Batavia*) und viele Inſeln und kleinere Niederlaſſungen, eine ſtattliche Seemacht und einen ſehr ſoliden Reichthum. Aber die Ariſtokratie der Reichen in den Generalſtaaten nahm nicht immer Rückſicht auf das Volk und machte ſich Feinde hauptſächlich

von 63 Jahren (ſeit ſie unter das franzöſiſche Joch gekommen) geſunken!" ſagt Frieſe in ſeiner vortrefflichen Geſchichte Straßburgs

*) Im Jahr 1749 machten die zahlreichen dort angeſiedelten Chineſen unter Anführung eines gewiſſen Nikóking eine Verſchwörung, alle Holländer zu ermorden, unterlagen aber der Tapferkeit der wachſamen Holländer und mehr als 10,000 Chineſen wurden niedergemacht.

durch den Geiz, mit dem sie sich Monopole und Vortheile aller Art zu sichern wußte und doch zur rechten Zeit für die Ehre der Republik nothwendige Ausgaben zu machen sich scheute. Die Staatenpartei war im österreichischen Erbfolgekriege entschieden gegen jede Theilnahme am Kriege, obgleich Holland, wenn es Frankreich nicht abwehren half, selbst die größte Gefahr lief. Die Oranische Partei, bisher in der Minderheit, machte daher feurige Anstrengungen für den Krieg. Wilhelm von Oranien, erster Statthalter der Republik Holland, hatte Nachkommen hinterlassen, welche ohne Erbberechtigung doch immer wieder zu Statthaltern gewählt wurden. Damals war der junge Oranier Wilhelm IV., von den Generalstaaten kurz gehalten, Statthalter von Friesland. Sein Freund, Onno Zwier van Haren, schrieb ein Epos, „Leonidas", worin er das Volk in glühender Begeisterung zum Kriege aufrief. Endlich siegte die Staatsraison, und die Generalstaaten mußten sich zur Theilnahme am Kriege entschließen; wie ungern, das erkennt man an der langen Säumniß, da die holländischen Truppen sogar zur Dettinger Schlacht zu spät kamen. Als im Verlauf des Krieges, wie wir oben sahen, der Marschall von Sachsen Holland ernstlich in Gefahr brachte, erkannte man, was die Generalstaaten versäumt hatten, und die Wuth des Volkes ließ sich nicht länger dämmen. Man warf der herrschenden Aristokratie nicht nur die Versäumniß der Landesvertheidigung, sondern auch ihre Habgier vor, das Institut der Abgabenpächter, die Ertheilung des Postmonopols an begünstigte Familien ꝛc. Die oranischen Farben wurden aufgesteckt, auch in Amsterdam erhob sich das Volk, und Wilhelm IV. zog dort im Triumph ein. Aber die Kriegsnoth währte fort, Bergen op Zoom fiel im September 1747, da trat ganz Holland unter die Waffen und erhob im October Wilhelm IV. zum Erbstatthalter. Nun schlossen die kriegführenden Mächte Frieden, und Holland bekam wieder Ruhe. Wilhelm IV. starb aber schon 1751 und hinterließ einen unmündigen Sohn, Wilhelm V., für welchen Prinz

Ludwig Ernſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel als Vormund die Regentſchaft übernahm.

England hatte die ganze Energie des Reformationseifers bewahrt, die in Deutſchland und auch in Holland erſchlafft war. Der Geiſt Cromwells regierte in England fort. Mit ehernem Fuß zertrat es das katholiſche Irland und führte ewigen Krieg mit dem katholiſchen Frankreich und Spanien. Durch die Vertreibung des Hauſes Stuart war der monarchiſche Factor geſchwächt, der ariſtokratiſche geſtärkt worden. Im Parlament allein lag die Macht. Die neue welfiſche Dynaſtie, welche mit Georg I. eintrat, dem 1727 ſein Sohn, Georg II., folgte, mußte ſich, nach manchem Verſuch, dem Parlament zu trotzen, doch endlich darein ergeben, ſich der Majorität deſſelben zu unterwerfen und die dem Parlament verantwortlichen Miniſter immer nur aus der jeweiligen Majorität zu wählen. Das Parlament war aber durch und durch ariſtokratiſch, das Oberhaus beſchickt von den Biſchöfen der reformirten Staatskirche und dem hohen Adel des Landes, das Unterhaus von der Gentry, größtentheils jüngeren Söhnen des Adels. In England gilt nämlich die Primogenitur. Nur der älteſte Sohn eines Lords kann wieder Lord werden, die übrigen Söhne ſtehen den Bürgerlichen gleich. Da aber die Wahlen ins Unterhaus damals noch nicht von den erſt neu entſtandenen großen Städten, ſondern nach uralter Gewohnheit von zum Theil längſt zerſtörten Burgen oder verfallenen Städtchen und Dörfchen ausgingen, welche Eigenthum der Lordsfamilien waren, ſo ſchickten dieſe Eigenthümer begreiflicherweiſe ihre jüngeren Söhne oder wenigſtens Anhänger der Ariſtokratie ins Unterhaus. Das Parlament erhielt damit einen ſo ausgeſprochen ariſtokratiſchen Charakter, daß weder die Königlichgeſinnten im Oberhaus, noch die Demokraten im Unterhaus gegen die Gewohnheitsherrſchaft der Lords aufkommen konnten, und daß auch die Parteiung in Tories (rechte Seite, Conſervative) und Whigs (linke Seite, Liberale) dem ariſtokratiſchen Grundzuge des Parlaments und dem Feſthalten am gemeinſamen Intereſſe keinen

Eintrag that. Von Frankreich herüber war schon seit Karl II. viel Corruption in die höhere Gesellschaft Englands eingeschleppt worden, und auch Georg I. und II. waren von laxen Sitten. Allein es fehlte der englischen Aristokratie auch damals nicht an ernsten und verständigen Staatsmännern. Die Lords waren nicht so schläfrig, wie die Nobili in Venedig, sondern von elastischer Energie. Ihre Söhne lernten etwas und ließen als Staatsmänner, See- und Landhelden das Heft nie aus der Hand. Gerne aber nahmen die Lords ausgezeichnete Talente, die aus dem gemeinen Bürgerstande auftauchten, unter sich auf und verstärkten ihre Partei durch frische Kräfte, welche sie der Demokratie entzogen. Ebenso ließ die englische Aristokratie gewissenhaft alle alten Volksrechte bestehen, damit auch der gemeinste Engländer sich trotz der herrschenden Aristokratie immerhin mit seiner Freiheit brüsten könne.

Die Hauptaufgabe für diese intelligente Aristokratie war aber, dem gemeinen Volke seine ökonomische Existenz zu sichern. Die britischen Inseln haben einen geringen Flächenraum, welcher die sich stets mehrende Bevölkerung nicht ernähren kann. Regierung und Parlament sorgten daher, den Ueberfluß der Bevölkerung theils in den Colonien, theils zu immer neuen Eroberungen und Gründung neuer Colonien in Ost- und Westindien zu verwenden, wodurch dem Mutterlande seine Armen entzogen und unermeßliche Reichthümer zugeführt wurden.

Charakteristisch war bei der englischen Aristokratie endlich, daß sie die reformirte Landeskirche als eine mit dem Staat innig verbundene Anstalt in vollem Ansehen erhielt, während die meisten Regierungen des Continents sich feindlich oder wenigstens gleichgültig gegen die Kirche benahmen und Religionsspötterei in der gesammten vornehmen Welt Mode wurde. Weder die Lüderlichkeit, die am Hofe schon seit Karls II. Zeit eingerissen war und durch die neue Dynastie keineswegs besiegt wurde, noch auch das lockende Beispiel Frankreichs vermochte die von der englischen Aristokratie, wie vom Bürgersinn getragene Staatskirche zu erschüttern. Lord

das, was in der Natur mit und durcheinander iſt, trennt, auseinander und neben einander ſtellt, und dem Trieb, der das Getrennte wieder zuſammenfaßt, begreift, unter eine gemeinſchaftliche Benennung bringt und auf Verwandtes bezieht. Aber das Weſen unſeres Geiſtes bringt es mit ſich, daß ſolches Gleichgewicht ſchon im Individuum mehr oder weniger geſtört iſt, und dieſe Störung zeigt ſich noch auffallender, wenn man zwei Epochen der Wiſſenſchaft und die idealen Perſönlichkeiten verſchiedengearteter Völker miteinander vergleicht.

Ein Menſch, eine Zeit, ein Volk, denen der Geiſt nichts iſt als eine vom Bau und der Thätigkeit gewiſſer Organe bedingte Funktion, als eine Schwingung inmitten unzähliger, ungleichartiger Schwingungen in der Natur, werden ſich beim Naturſtudium nothwendig zur Analyſis gezogen fühlen; ſie werden in unendlicher Aufhäufung und allmählicher Bewältigung des Materials relative Wahrheit ſuchen; ſie werden, wenn ſie ſich beſinnen, den eigenen Syntheſen, zu denen ſie in der Form von Hypotheſen und Theorien von unten nach oben gelangen, mißtrauen, die höhere, umfaſſende Syntheſe aber, welche eine keckere und freiere Betrachtung ihnen entgegenſtellt, als Anmaßung und Vorurtheil, im buchſtäblichen Sinne des Worts, abweiſen. Wer den Gedanken von den Senſationen abhängig macht, wer in dem Aggregat von Erfahrungen, die ſich auf der urſprünglich unbeſchriebenen Tafel des Gehirns einzeichnen, die einzige Quelle der Erkenntniß erblickt, der muß den Geiſt in die Materie, die Natur in den Mechanismus herabziehen; er iſt damit im Naturſtudium auf eine Methode verwieſen, die ſich möglichſt der mathematiſchen nähert; er hebt eine Syntheſe der Natur nach der andern auf, während ſie ihm immer eine neue entgegenſtellt, und wenn er verzweifeln möchte, daß ihm überall der Geiſt entſchlüpft, ſo tröſtet er ſich damit, daß ſein Syſtem, wenn auch im Prinzip ſchwankend und unklar, doch in der Form ſcheinbar iſt.

Dieſer Anſicht gegenüber ſteht diejenige, welche dem Gedanken urſprünglich freie Thätigkeit, dem Geiſte Autonomie zuſchreibt. Nach ihr iſt die Welt nach Geſetzen conſtruirt, deren Typus in unſerem Geiſte liegt. Die Idee des Weltganzen ſpiegelt ſich aber in jeder einzelnen Erſcheinung ab: in der Natur wird alles beherrſcht von einfachen Gedanken, nur die Form iſt unendlich mannigfaltig.

Bolingbroke, der mit Voltaire im Religionsspott wetteiferte, und Lord Chesterfield, der ein förmliches System der Immoralität (Briefe an Arthur Stanhope) aufstellte, blieben vereinzelte Erscheinungen. Shaftesbury vertheidigte die Moral, leitete sie aber nicht mehr aus der Gottesfurcht, sondern allein aus der Vernunft her. Eine große Rolle spielten im Anfange des Jahrhunderts die s. g. Deisten, voran Locke, die an einen Gott, nur nicht an den geoffenbarten Gott der Bibel glaubten, oder die, wie Tindal, Morgan, Chubb, das Christenthum selbst für die natürliche Religion nahmen, die nur durch Dogmen, Cultus ꝛc. entstellt worden sey. Allein diese Deisten fanden auf dem Continent mehr Anhang, als in dem strenggläubigen England selbst. Der Arzt Hartley, der 1749 bereits lehrte, „der Gedanke sei nur eine Action des Hirnes, wie der Urin eine der Nieren", blieb mit diesem groben Materialismus ebenfalls isolirt, im Gegentheil zeichneten sich die englischen Naturforscher durch die Ehre aus, die sie dem Schöpfer ließen.

Ganz entging England der Renaissance nicht. Pope spielte insofern in England dieselbe Rolle, wie Voltaire in Frankreich und Gottsched in Deutschland. Ihm galt so sehr nur das Classische als Maßstab, daß er, indem er Shakespeares Werke herausgab, sich hoch über diesen Dichter stellte, obgleich er selbst nur schwache Satyren und Lehrgedichte zu Stande brachte und sein bestes Gedicht „der Lockenraub" nur eine Nachahmung des Franzosen Boileau war. Aber Pope übersetzte zum erstenmal Homers Ilias und Dryden Virgils Aeneis ins Englische und verbreiteten dadurch die Liebe zu den Dichtern des Alterthums. Auch noch Ben Johnson, der Dichter und Kritiker, huldigte dem classischen Geschmack.

Indessen schnitt sich der stolze Engländer den classischen Zopf bald wieder ab. Sein kräftiges Volksthum ertrug die fremde Schule so wenig, wie sein kräftiger Glaube die lüderliche Freidenkerei. Schon 1731 gab Thomson seine berühmten Jahreszeiten heraus, worin er zur Betrachtung und Liebe der einfachen Natur aufforderte. Ein Geschmack, der bald auch in Deutschland Anklang

fand und von Brockes in Hamburg (irdiſches Vergnügen in Gott, 1732), ſo wie von Albrecht von Haller in Bern (die Alpen) und von dem preußiſchen Major Ewald von Kleiſt (der Frühling, 1749) nachgeahmt wurde. In demſelben Jahre, in welchem Thomſons Jahreszeiten zuerſt erſchienen, wurde auch das erſte „bürgerliche“ Schauſpiel in England aufgeführt: „der Londoner Kaufmann“ von Lillo, ſo daß zum erſtenmal ſtatt alter Helden und Könige moderne Bürger und das wirkliche Leben der Gegenwart auf die Bühne kam. Auch das wurde bald nachgeahmt, in Frankreich von Diderot, in Deutſchland vom Freiherrn von Gemmingen, Leſſing ꝛc. Im Jahre 1740 erſchien dann auch der erſte bürgerliche Roman, Sittenſchilderungen aus der Gegenwart enthaltend, die berühmte Pamela des Richardſon, dem bald die noch berühmtere Clariſſa folgte. War Richardſon noch ein wenig pedantiſch, ſo ließ dagegen ſein erſter Nachahmer Fielding in ſeinen Romanen die Menſchennatur ganz frei walten. In der liebenswürdigſten Mitte hielt ſich Goldſmith in ſeinem berühmten Vicar of Wakefield. Sterne (Yorik) miſchte Empfindſamkeit mit Spott, Smollet faßte mehr das Poſſenhafte im Leben auf. Der kecke Maler Hogarth aber hielt ſeiner Zeit einen merkwürdigen Spiegel in humoriſtiſchen Bildern vor. Dieſe Gattung engliſcher Empfindſamkeit und engliſchen Humors paßte weniger zum franzöſiſchen Charakter, wurde daher weit mehr in Deutſchland Mode. Endlich waren die Engländer auch die erſten, welche auf die Vortrefflichkeit älterer, namentlich volksthümlicher Poeſie aufmerkſam machten und dieſelbe hoch über die conventionelle Modepoeſie der Neuzeit ſtellten. Den erſten Anſtoß gab ein Buch des Biſchofs Lowth über die heilige Poeſie der Hebräer, 1753, und Percy's Sammlung altengliſcher und altſchottiſcher Balladen, 1765. Bald darauf gab Macpherſon ſeinen falſchen Oſſian heraus, angeblich echtſchottiſche Bardenlieder, die er aber nur ſelbſt erfunden und nach dem empfindſamen Geſchmack der Zeit nicht ohne Geiſt zugerichtet hatte. Sie machten ungeheures Aufſehen in der ganzen gebildeten Welt, was ſie wahr-

ſcheinlich nicht gemacht hätten, wenn ſie den empfindſamen Effect entbehrt hätten und einfach und echt geweſen wären. In dieſelbe Zeit (1764) fällt der berühmte Roman des Horaz Walpole: „das Schloß von Otranto", der erſte moderne Ritterroman, der Vater unzähliger deutſcher und der Großvater der Walter-Scott-Romane. Die Engländer bewieſen dadurch, daß ſie dem Mittelalter noch näher ſtanden, als die der Renaiſſance verfallenen romaniſchen Völker, trotz des Katholicismus.

Aus dieſer kurzen Skizze der engliſchen Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts mag man erkennen, wie ſelbſtändig, einer freien und männlichen Nation würdig ſie geweſen iſt, indem ſie ſich nicht in den Feſſeln der Renaiſſance hielt. Die deutſche Literatur hat durch die engliſche viel gewonnen, denn nur indem ſie dieſe nachzuahmen anfing, rettete auch ſie ſich aus der franzöſiſchen Bezauberung.

Die ſkandinaviſchen Reiche ſpielten keine vorragende Rolle mehr. Mit Dänemark war noch Norwegen, Island und Grönland verbunden. Der Norweger genoß einer alten freien Verfaſſung ohne Adel. In Dänemark war aber der Adel, beſonders der neue, nach der von König Chriſtian V. mit dem Danebrog- und Elephantenorden eingeführten Rangordnung (1670) ſehr mächtig. Chriſtians Nachfolger, Friedrich IV., gewann nach den großen Niederlagen Karls XII. von Schweden (1720) das Herzogthum Schleswig, welches dem Schwager Karls XII., dem Herzog von Holſtein, Karl Friedrich, damals abgeſprochen wurde, zum Hohne Deutſchlands, von dem man Schleswig abriß, um es den Dänen zu ſchenken aus Haß gegen Schweden, obgleich demſelben Schweden damals immer noch das deutſche Vorpommern gelaſſen wurde. — Auf Friedrich IV. folgte 1730 in Dänemark Chriſtian VI., der ein Beſchützer der Bauern und ein großer Freund der Bildung, zugleich aber fromm war. Unter ihm machte Niebuhr ſeine berühmte Reiſe nach dem Orient, Egede ſeine Miſſionsreiſe nach Grönland, wurde der fromme deutſche Sänger Klopſtock mit einem Jahrgehalt

bedacht ꝛc. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich V. seit 1746 hatte an dem ältern Bernstorff einen einsichtsvollen Minister, der zuerst den Bauern freies Eigenthum verschaffen wollte. Unter ihm blühte auch Dänemarks geistvollster Dichter, Holberg.

In Schweden hatte zum letztenmal Karl XII., der kecke Wittelsbacher (aus dem 1654 mit Karl Gustav auf den schwedischen Thron gekommenen Zweige der Pfalzgrafen), nach dem Beispiel Gustav Adolfs große continentale Politik gespielt, Polen erobert, Rußland erschüttert, hatte sich aber zu tief im unermeßlichen Rußland verirrt, sein Heer unterlag den Strapazen und der Uebermacht und seitdem fiel alles über ihn her, bis ihn die meuchlerische Kugel traf (1718). Seitdem verlor Schweden an Rußland seine Ostseeprovinzen (Ingermannland, Esthland, Livland) und allen früheren Einfluß auf die europäische Politik. Karl XII. hatte keine Kinder. Von rechtswegen hätte sein Holsteiner Neffe, der Sohn seiner ältern Schwester, Karl Friedrich, den schwedischen Thron mit Schleswig und Holstein erben sollen, aber man gönnte ihm die schwedische Krone nicht und entriß ihm auch noch Schleswig. Statt seiner mußte die jüngere Schwester Karls XII., Ulrike Eleonore, den schwedischen Thron besteigen und ihn ihrem Gemahl, dem Prinzen Friedrich von Hessen, überlassen, welcher ganz unselbständig blieb, indem der Adel allein regierte, selbst aber wieder in zwei Parteien, eine russische und französische, getheilt war.

In jener verderbten Zeit trat in Schweden der weltberühmte Immanuel Swedenborg auf, der als Bergbeamter anfangs naturwissenschaftliche Werke, namentlich über Mineralogie, herausgab, von 1747 an aber plötzlich ein Geisterseher wurde und in vielen lateinisch geschriebenen Werken eine neue Lehre verkündete, die er angeblich von Engeln und Seligen empfangen hatte und durch eine mystische Auslegung der h. Schrift erklärte. Die strenglutherische Orthodoxie in Schweden nöthigte ihn, nach London und Amsterdam zu fliehen, wo er seine Werke drucken ließ. Er war als ein tu-

gendhafter und weiser Mann geachtet, selbst Fürsten suchten ihn auf und er soll ihnen öfters die verborgensten Geheimnisse enthüllt haben. Nach seinem Tode (1772) bildete sich eine förmliche Sekte, s. g. Swedenborgianer, die sich nach Deutschland und Nordamerika verbreitete und noch existirt.

Auch Polen hatte seine frühere Macht und Bedeutung verloren, denn seit dem Aussterben des Jagellonischen Königshauses war die Krone ein ewiger Zankapfel zwischen den Adelsparteien, und da am Ende keine dieser Parteien allein stark genug war, ihren Candidaten durchzusetzen, gaben sie dem auswärtigen Einfluß Raum und die polnische Königswahl wurde eine Frage europäischer, namentlich russisch-österreichischer Diplomatie. Der französische Einfluß war, trotz allen Eifers dafür in Paris, doch der minder starke. Natürlicherweise duldeten die Großstaaten nicht, daß Polen je einen starken König bekam. Deßwegen hatte man dem schwachen sächsischen Kurfürsten August II. die polnische Krone geschenkt, dessen Sohn August III. sie noch, aber mit höchst beschränktem Einfluß behauptete. Der polnische Reichstag, ausschließlich vom Adel beschickt, duldete weder, daß der Monarch Macht über sie erhielt, noch daß dem armen Volke geholfen werde. Dieses Volk leibeigener Bauern, ohne Bürgerstand, bot eine höchst liebenswürdige Seite dar in seiner natürlichen Fröhlichkeit und Tapferkeit bei einer tiefen katholischen Frömmigkeit, aber auch eine schmutzige Seite, sofern die Leibeigenschaft und der Branntwein, den ihm die Juden aufdrängten, es erniedrigten. Die Juden, die einzigen Vertreter des Bürgerstandes in Polen, wurden die eigentliche Pest des Landes, indem es in ihrem Interesse lag, allen Lastern des Adels auf Kosten der Bauern zu fröhnen.

Das russische Reich hatte sich schon seit dem sechszehnten Jahrhundert auszustrecken angefangen, richtete sich aber erst im achtzehnten riesenhaft empor, um die übrigen Mächte Europa's wie unartige Kinder zu erschrecken. In alter Barbarei tief versunken, schien das russische Volk von der ewigen Gerechtigkeit ausersehen,

um die Civiliſation des Weſtens, ſofern dieſelbe zur Entſittlichung führte, zu beſchämen und zu beſtrafen. Allein Rußland ſollte ſich deſſen nicht rühmen dürfen, denn weil in ihm ſelbſt keine ſittliche Kraft, ſondern nur materielle Gewalt überwog, war ihm nicht beſchieden, den verdorbenen Weſten Europa's etwa in der Art zu verjüngen, wie einſt das verdorbene alte Römerreich durch die edle germaniſche Race verjüngt worden war, ſondern es war ihm vorbehalten, vom Gift der Civiliſation angeſteckt zu werden und den Stumpfſinn der alten Barbarei mit dem laſterhaften Raffinement und der Blaſirtheit der neuen zu vermählen.

Rußland hatte bereits das unermeßlich ausgedehnte, aber menſchenleere Sibirien erobert und ſeine nordweſtlichen Grenzen bis an den finniſchen Meerbuſen vorgerückt, indem es die vormals vom deutſchen Orden, dann von Schweden beherrſchten ſ. g. Oſtſeeprovinzen Ingermannland, Eſthland, Livland unterwarf, Länder, welche nicht von Ruſſen oder andern Slaven, ſondern von finniſchen Völkerſchaften bewohnt ſind. Nur Kurland bewahrte noch einen Schein von Unabhängigkeit und Polen war noch ein ſelbſtändiges großes Reich. Nach Südoſten hin hatte Rußland bereits die vorher freien Koſacken unterworfen, war jedoch noch nicht bis ans ſchwarze Meer gedrungen, deſſen Nordküſten nebſt der Krimm damals noch dem Chan der Tartaren unter türkiſchem Schutz gehörten.

Das kindiſch gutmüthige, aber auch kindiſch unartige, rohe und grauſame Volk der Ruſſen war kurz vorher noch mit Pfeil und Bogen in den Krieg gezogen. Peter der Große hatte es mit vieler Anſtrengung aus der Wildheit wenigſtens einigermaßen herausgeriſſen, indem er es auf europäiſche Art in Uniform ſteckte, exerciren und zu Handwerken abrichten ließ. Er hatte zu dieſem Zweck viele Ausländer ins Reich aufgenommen. Alles das verſchaffte ihm eine brauchbare Armee und auf der Oſtſee eine Flotte, half aber dem Volke nichts, welches dem Kaiſer und den Bojaren (jetzt ruſſiſche Fürſten genannt) leibeigen blieb, deſſen Seelſorge

rohe und unwiſſende Popen leiteten, und welches durch die Civiliſation, die Peter der Große dem Hofe und den Bojaren beizubringen ſuchte, nur einen Zuwachs an Leiden erfuhr, weil die Bojaren in dem Maaße, in welchem ſie an der weſteuropäiſchen Civiliſation Theil nahmen, auch genußſüchtiger, mithin geldgieriger wurden und den Leibeigenen mehr Laſten aufbürdeten.

Peter der Große verlegte ſeine Reſidenz von Moskau, der alten Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs, nach der von ihm 1703 am finniſchen Meerbuſen gegründeten Stadt St. Petersburg, um von hier aus zur See mit Deutſchland, Holland, England und Frankreich in lebhaften Verkehr zu kommen, weil dieſer Seeweg ihm bequemer war, als der weite Landweg durch Polen. Auf Peter den Großen war ſeine Gemahlin Katharina I., dann ſein Enkel Peter II. und als dieſer kinderlos ſtarb, Anna (Tochter Iwans, eines ältern Bruders Peters des Großen) gefolgt, die Wittwe Friedrich Wilhelms, des letzten Herzogs von Kurland aus dem Hauſe Kettler. Dieſe Dame folgte im Allgemeinen dem Syſtem Peters des Großen und vertraute das Reich Deutſchen an. Oſtermann war ihr erſter Staatsmann, Münnich ihr erſter Feldherr.

In demſelben merkwürdigen Jahre 1740, in welches die bedeutungsvollen Thronwechſel in Oeſterreich und Preußen fielen, erfolgte auch in Rußland der Tod der Kaiſerin Anna. Sie ſelbſt hatte keine Kinder, aber ihre Schweſter Katharina, mit dem berüchtigten Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin vermählt, hinterließ eine Tochter, Anna, welche mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig vermählt, am 24. Auguſt 1740 einen Sohn, Namens Iwan, gebar. Als nun die Kaiſerin wenige Monate nachher (28. Oct.) ſtarb, ernannte ſie dieſen Knaben in der Wiege zu ihrem Nachfolger. Sie hatte dazu ein doppeltes Recht, einmal, weil es Sitte in Rußland war, daß der letzte Herrſcher ſeinen Nachfolger beſtimmte, ſodann, weil der kleine Iwan der einzige directe Nachfolger des älteren Iwan war, dem nach dem Alters-

recht die Thronfolge vor Peter dem Großen gebührt hatte. Wenn nun auch noch Elisabeth, die jüngste Tochter Peters des Großen, lebte, so war dieselbe doch zur Thronfolge minder berechtigt, als Iwan.

Unglücklicherweise aber hatte die verstorbene Kaiserin Anna ihrem Liebling Biron die Regentschaft im Namen des kleinen Iwan übertragen. Darüber ärgerte sich nicht nur Anton Ulrich, der zurückgesetzte Vater des Kindes, sondern auch und hauptsächlich der geniale Münnich, der die Leitung des russischen Staats in seiner festen Hand zu behalten wünschte und jenen unfähigen Biron tief verachtete. Münnich und Anton Ulrich verständigten sich und ließen schon am 28. November den Regenten verhaften, an dessen Stelle Anton Ulrichs Gemahlin und Iwans Mutter, Anna, die Regentschaft übernahm. Nun gab es aber neue Zwistigkeiten am Hofe, hervorgerufen durch den großen Krieg in Deutschland. Einem alten Vertrage von 1726 gemäß hätte Rußland Oesterreich, wenn es angegriffen wurde, ein Hülfsheer stellen sollen. Münnich aber erachtete es der russischen Politik für angemessener, den großen habsburgischen Gesammtstaat zertrümmern zu helfen, schloß sich daher an Preußen an und verpflichtete sich in einem Vertrage vom 27. Dez. 1740, Friedrich dem Großen 12,000 Mann Hülfstruppen zu schicken. Nun arbeitete Botta, der österreichische Gesandte in St. Petersburg, bei der Regentin eifrig gegen Münnich. Die Schweden aber, denen ein Bund zwischen Rußland und Preußen am gefährlichsten war, machten eine Demonstration zu Gunsten Oesterreichs und griffen Rußland an.

Allein Schweden war schon nicht mehr im Stande, die große Rolle, die es vormals im europäischen Norden gespielt hatte, ferner durchzuführen. Als es weniger aus eigener Einsicht, als durch auswärtigen Einfluß zum Kriege gegen Rußland bestimmt wurde, blieb es sieglos. Das schwedische Heer bekam keinen Sold, die Soldaten liefen aus Hunger zu den Russen über, und in der

ersten Schlacht bei Wilmanstrand wurde der schwedische General Wrangel geschlagen, am 3. Sept. 1741.

Da nun Münnich durch den Grafen Lynar in der Gunst der Regentin verdrängt und diese sich wieder zu Oesterreich neigte, hielt es der verschlagene de la Chetardie, der französische Gesandte in St. Petersburg für das Beste und Kürzeste, durch eine Palastrevolution die bisherige Regierung zu stürzen und die Regentin Anna zu verdrängen. Sein Werkzeug war der Franzose Lestocq, ein Wundarzt, der Vertraute der Prinzessin Elisabeth. Diese hatte von Peter dem Großen, ihrem Vater, die derbe Natur und rohe Rücksichtslosigkeit geerbt, ohne seinen Geist. An geheime Ausschweifungen gewöhnt, hatte sie keine Lust, sich einem Gemahl zu fügen, den man ihr in der Person eines Bruders Anton Ulrichs aufdringen wollte, ließ sich also leicht bewegen, eine Revolution zu wagen, die ihr mit dem kaiserlichen Scepter zügellose Freiheit verschaffen sollte. Die unachtsame Regentschaft merkte nichts und traf keine Gegenmaßregeln. So führte Lestocq durch Bestechung der Gardesoldaten am 5. Dezember 1741 den beabsichtigten Staatsstreich fast ohne Widerstand durch. Elisabeth zeigte sich den Truppen, wurde, wie bestellt war, als Kaiserin begrüßt, befahl die Verhaftung der bisherigen Regierung und war am andern Morgen unbestritten die Selbstherrscherin aller Reußen. Münnich und Ostermann mußten nach Sibirien wandern, und der arme Iwan kam in einen Kerker, dem er nie mehr entrinnen sollte.

Gleichwohl wurde die französische Intrigue wieder durchkreuzt durch Bestuschef, der sich neben Lestocq in Elisabeths Rath drängte und der neuen Kaiserin begreiflich machte, es liege nicht im Interesse Rußlands, sich von Frankreich, welches ohnehin schon in Schweden den Meister spielte, bevormunden zu lassen. Deßwegen wurde der schwedische Krieg so lange fortgesetzt, bis Schweden vollständig gedemüthigt war. Die elenden schwedischen Generale Löwenhaupt und Buddenbrok ließen ihr Heer bei Helsingfors einschließen und flüchteten für ihre Person heimlich nach Stock-

holm, während ihre verrathenen Truppen sich den Russen ergeben mußten, im September 1742. Finnland war dadurch für Schweden so gut wie verloren. Von nun an triumphirte Bestuschef und brachte die schwedische Regierung völlig unter russischen, nicht mehr französischen Einfluß. Der schwedische Adel mußte sich von Rußland dictiren lassen, wen es nach des kinderlosen Friedrich Tode zum König haben solle. Anfangs wollte Elisabeth ihren Neffen zum König von Schweden machen. Ihre Schwester Anna war nämlich mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt worden und hatte ihm den Prinzen Peter geboren. Diesen ihren Liebling hatte sie aber bereits zu ihrem Nachfolger auf dem russischen Throne bestimmt, da sie selbst sich niemals vermählen wollte. Weil nun Peter eben deßhalb schon den griechischen Glauben angenommen hatte und also in dem strenglutherischen Schweden nicht König werden konnte und selbst auch keine Lust dazu bezeugte, denn Rußland war ihm genug, so bestimmte Elisabeth einen andern Verwandten, den Herzog Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, für den schwedischen Thron. Alle diese russischen Verfügungen besiegelte der Friede zu Abo, 1743, in welchem Schweden Finnland zurückerhielt. Ein Aufstand der schwedischen Bauern in Dalekarlien, die über das Adelsregiment entrüstet waren, wurde in demselben Jahre niedergeschlagen.

Wenn nun gleich de la Chetardie mit echt französischer Etourderie in St. Petersburg zu intriguiren fortfuhr, so fand er doch seinen Meister an Bestuschef, welcher mit echt russischer Insolenz ihn ergreifen und über die Grenze schaffen ließ. Aber Lestocq rächte sich an seinem mächtigen Nebenbuhler, indem er die Eitelkeit der Kaiserin aufregte. Er ließ derselben einreden, ihre (wirklich sehr schöne) Hofdame Natalie Lapuschin habe sich gerühmt, schöner zu seyn, als die Kaiserin, und dieselbe Dame habe mit der Gräfin Bestuschef (Schwägerin des Ministers) und dem damals in Berlin accreditirten, früher in Petersburg sehr thätigen österreichischen Gesandten, Marquis von Botta, und andern Personen des

Die Geſetze, denen die Seele in ihrer Thätigkeit gehorcht, fallen zuſammen mit den allgemeinen Naturgeſetzen, und ſo wird der Seele die Macht vindicirt, ſich unmittelbar der Natur gegenüberzuſtellen, ihre Gedanken nachzudenken, und aus den überall in der Erſcheinung zu Tage brechenden Analogien und Gegenſätzen die auf ein oberſtes und letztes Geſetz zurückweiſenden Geſetze zu diviniren. Es zeigt ſich nun aber, daß dieſe Betrachtungsweiſe der Erfahrung und Beobachtung, der Analyſis, ſo wenig entbehren kann, als die entgegengeſetzte der freien poetiſchen Thätigkeit des Geiſtes, und wenn dieß als ein polares Verhältniß erſcheint, ſo beſtehen die Uebertreibungen dieſer Richtungen darin, daß jede die Bedeutung des entgegenſtehenden Pols verkennt und ſeinem Zuge widerſtrebt, und ſo kommt es, daß, wenn der kraſſe Empirismus den Geiſt nirgends finden kann, der Myſticismus Gefahr läuft, die Natur zu verlieren.

Seit dem merkwürdigen Jahrhundert, das die Erfindung der Druckerpreſſe, die Entdeckung der neuen Welt, und die offene Losreißung des Geiſtes vom Dogma umſchließt, ſind es vorzugsweiſe drei Völker, an deren geiſtiger Thätigkeit Geſchichte, Künſte und Wiſſenſchaften ſich fortleiten: Deutſche, Franzoſen, Engländer. Dieſe Völker ſind die geiſtigen Mittelpunkte, denen ſich die übrigen mehr oder minder entſchieden anſchließen. Von jeher aber machte ſich zwiſchen den Völkern germaniſchen und denen romaniſchen Urſprungs eine durchgreifend verſchiedene Lebensanſicht bemerklich: die erſtern haben eben ſoviel Hang zum Spiritualismus und Idealismus, als letztere zum Realismus und Empirismus. Schon in den Beſchreibungen, welche uns die römiſchen Geſchichtſchreiber um den Beginn unſerer Zeitrechnung von Galliern und Germanen hinterlaſſen haben, iſt dieſer Gegenſatz fühlbar. Um ſo leichter konnte das italiſche Blut, in Verein mit dem celtiſchen, das in die Maſſe gefloſſene fränkiſche Blut neutraliſiren. Im Britten kämpft das doppelte Blut fort, und die beiden Elemente liegen in ſeinem Geiſte als Widerſprüche nebeneinander.

Was ein Volk von der letzten Urſache der Welt, von Geiſt und Materie denkt und glaubt, das iſt ſein eigentlicher spiritus familiaris. Das Gemeingefühl in dieſer Beziehung iſt es vorzüglich, was allen ſeinen Schöpfungen in Poeſie, in Kunſt und

Hofes von der Partei Beſtuſchefs ſich zum Sturz der Kaiſerin verſchworen. Eliſabeth glaubte alles, ſetzte ein Gericht nieder und ließ die ſchöne Lapuſchin, ihren Gemahl und Sohn und die Gräfin Beſtuſchef auf offenem Platze knuten und ihnen allen die Zunge ausreißen; ſodann empfingen noch Staatsrath Sibin, Fürſt Putätin und Gardeoffizier Moskow die Knute, und alle wurden nach Sibirien verbannt. Botta wurde, ſobald die Kaiſerin Eliſabeth auch gegen ihn Klage erhob, von Friedrich dem Großen, deſſen Argliſt den Vorfall raſch benützte, genöthigt, Berlin zu verlaſſen, und Maria Thereſia ſelbſt fand es räthlich, um die Freundſchaft des mächtigen Rußland zu erkaufen, ſich zu ſtellen, als hielte ſie den völlig unſchuldigen Botta für ſchuldig, und ihn eine Zeit lang auf die Feſtung zu ſchicken. In dieſer Zeit, in welcher Leſtocq wieder Einfluß übte und Beſtuſchef mit eiſerner Ruhe der Kränkung und Verſtümmelung ſeiner Schwägerin zuſah, um wenigſtens für ſeine Perſon möglich zu bleiben, wollte Leſtocq Rußland mit Preußen durch eine Heirath ſo eng als möglich verbinden. Der ruſſiſche Thronfolger Peter nämlich ſollte eine Schweſter des großen Friedrich zur Gemahlin nehmen. Friedrich jedoch lehnte es ab, weil er es ſeiner Würde nicht angemeſſen hielt, daß ſeine Schweſter die Religion wechsle, was ſie in Rußland hätte thun müſſen. Er ſchlug der Kaiſerin aber die junge Prinzeſſin Sophie von Anhalt-Zerbſt als Braut für den Thronfolger vor, ein ſchönes, geiſtvolles Mädchen, deren Mutter eine Jugendfreundin des großen Friedrich geweſen war. Sie wurde wirklich angenommen, erhielt mit der griechiſchen Confeſſion den Namen Katharina und feierte ihre Vermählung mit Peter im Jahre 1745. Allein Beſtuſchef hatte wenig Mühe, ſeine rohe und brutale Kaiſerin von dem allzufeinen Friedrich fern zu halten. Er flüſterte ihr zu, wie unehrerbietig ſich Friedrich in Bezug auf ihre Privaterholungen geäußert habe und was er für ein Religionsſpötter ſey. Das genügte, um ihren ganzen Groll gegen den Philoſophen von Sansſouci aufzuregen. Und doch nahm ſie zu gleicher Zeit (1745) die Huldi-

gungen des gottlosen Voltaire, der ihr auf die hündischeste Art schmeichelte und sie hoch über die englische Elisabeth erhob, bereitwillig an und gab ihm dafür 50,000 Rubel und andere kostbare Geschenke. In Voltaire und Elisabeth begrüßten sich die beiden tiefsten Corruptionen Europa's, die civilisirte des Westens und die barbarische des Ostens.

Elisabeth erhob sich ihrem Charakter und ihrer Gesittung nach nicht über eine öffentliche Dirne. Ihr ganzes Leben brachte sie zwischen dem Spiegel, der Branntweinflasche und dem Bette zu, in welchem sie gemeine Soldaten, Bedienten, Kutscher ꝛc. empfing. Die Elite ihrer Garde, ihre Leibcompagnie, deren Caserne sich unmittelbar unter ihrer eigenen Wohnung befand, bildete zugleich ihren Harem. Wie der türkische Sultan Weiber unterhielt, so hatte sie einen Harem von Männern. Die meisten dieser Elenden wurden von ihr zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs erhoben, z. B. der Bauernsohn Rasumowski zum Feldmarschall und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, wozu er nicht die geringste Fähigkeit besaß, der deutsche Bediente Sievers zum Grafen und Oberhofmarschall, der Stallknecht Woschinski zum Kammerherrn, der Leibeigene Loellin, der Kutschersohn Skarzof ꝛc. Am meisten Einfluß erlangte ein Schuwalof.

In dem Maaße, wie Bestuschef nun die Kaiserin von Friedrich abzog, zog er sie zu Maria Theresia hin, woraus ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Oesterreich hervorging (1746), in Folge dessen Rußland (1748) 37,000 Mann nach Böhmen schickte, welche in den Niederlanden gegen Frankreich kämpfen sollten, eine Hülfe für Oesterreich, die den Abschluß des Aachener Friedens wesentlich beschleunigte. In demselben Jahre gelang es Bestuschef, seinen alten Feind Lestocq vollends aus dem Herzen der Kaiserin zu verdrängen und nach Sibirien zu schicken, und 1750 zog Elisabeth ihren Gesandten von Berlin zurück und schickte keinen mehr hin. Allein Bestuschef fand einen neuen Gegner an Woronzow, der sich an den Thronfolger, Großfürsten Peter, hielt.

Hieraus entspann sich ein verhängnißvoller Zwist. Peter neigte immer mehr zu Preußen, je mehr Bestuschef sich Oesterreich näherte. Das war bei dem jungen Großfürsten nicht blos Folge der Lestocq-Woronzow'schen Intriguen, sondern persönliche Neigung, denn er liebte das Soldatenspiel und bewunderte das preußische Heerwesen. Da nun aber dieser wenig begabte Fürst nicht nach dem Geschmack seiner jungen Gemahlin war und mit Maitressen lebte, faßte Katharina eine tiefe Abneigung gegen ihn und verrieth zugleich ein Feuer des Temperaments, auf welches Bestuschef neue Pläne baute. Nach glaubwürdigen Berichten soll er die Einwilligung der alten Kaiserin zu einem geheimen Verkehr des schönen Soltikow mit der jungen Katharina erhalten haben, weil deren Ehe mit Peter kinderlos geblieben war. Das Ergebniß dieser Intrigue war sodann die Niederkunft Katharina's mit dem jungen Großfürsten Paul (1754). Daß aber die alte Elisabeth ihre Zustimmung gegeben habe, wird erklärt aus ihrer eigenen Lüderlichkeit, die am unerlaubten Verkehr mit andern keinen Anstoß nahm, aus dem Bedürfniß eines Thronfolgers, weil sonst der gefangene Iwan eine Partei erhalten haben würde, und aus der Entfremdung, welche zwischen Elisabeth und ihrem früheren Liebling Peter eintrat. Er beleidigte nämlich ihre Bigotterie, indem er öffentlich den griechischen Cultus verspottete, und reizte ihre Empfindlichkeit durch die Art, wie er seinen Haß gegen alles Russische kund gab, und durch seine Vorliebe für Preußen. Katharina dagegen verstand es, die alte Kaiserin durch verstellte Demuth und Frömmigkeit für sich zu gewinnen.

Nach dem Aachener Frieden begann eine neue Annäherung Rußlands an Frankreich, sofern sich das letztere sichtbar von Preußen ab- und Oesterreich zuwandte. Auch hier spielte wieder ein französischer Gesandter, dem besondere Verführungskunst eigen war, eine Hauptrolle, der Ritter d'Eon, dessen Galanterien so berühmt und originell waren, daß ihn die damalige Welt für einen Hermaphroditen hielt. Er gefiel der alten Elisabeth ungemein und

brachte sie dahin, dem französisch-österreichischen Bündniß gegen Preußen beizupflichten (1756).

Um diese Zeit begann eine merkwürdige Lebensregung in Polen. Hier war König August III. nur dem Namen nach König, und auch sein Minister, Graf Brühl, gab lieber prächtige Feste, als daß er sich mit Regierungssorgen geplagt hätte. Für ihn regierte die mächtige Adelspartei der Fürsten Adam und August Czartoryski. Adam aber hegte den Ehrgeiz, wenn erst der Sachse gestorben und die Krone wieder erledigt seyn würde, die Wahlstimmen auf sich zu lenken, und bemühte sich, um dereinst als König mit mehr Energie regieren zu können, schon jetzt die Rechte der Krone zu vermehren und die gesetzlich privilegirte Adelsanarchie einzuschränken. König August und Brühl billigten begreiflicherweise diese Bemühungen, als ihnen selbst günstig. Czartoryskis heftigste Gegner aber waren die Familien Potocki und Radziwil. Nun hegten die Czartoryski die thörichte Hoffnung, durch russischen Einfluß sowohl ihre monarchischen Reformen, als auch später ihre Erhebung auf den polnischen Thron durchzusetzen, und ließen für diesen Zweck den Fürsten Stanislaus Poniatowski, ihren Neffen, als polnischen Gesandten in St. Petersburg wirken, und zwar nicht mehr bei der alten Kaiserin, die nicht mehr lange leben konnte, sondern jetzt schon bei Peter und Katharina, die bald den Thron besteigen sollten. Peter konnte die Sachsen nicht leiden, hörte daher den Polen gern über sie spotten. Katharina aber verliebte sich förmlich in Poniatowski, welcher damals noch jung und einer der schönsten Männer seiner Zeit war. Dieses Verhältniß zerriß vollends alle Gemeinschaft zwischen dem großfürstlichen Ehepaare. Peter nahm die dicke Gräfin Woronzow zur Maitresse an und hielt mit ihr und ihrem Anhang einen eigenen Hof, während Katharina ihre heimliche Gunst dem Polen schenkte und demselben eine Tochter (Anna) gebar, 1757.

Für Rußland war es ein merkwürdiges Glück, daß, während es selbst seiner barbarischen Stärke sich bewußt und von intelli-

genten Deutſchen gelenkt wurde, ſeine einſt mächtigen Nachbarn alle erſchlafften, wie Schweden und Polen, ſo auch die Türkei, in welcher die Sultane in ihrem Harem einſchliefen, nichtswürdige Höflinge intriguirten, ſelbſt die ſoldatiſche Ariſtokratie der Janitſcharen allmählig entnervte, die Paſchas in den Provinzen die grauſamſte Willkühr übten und der Islam faſt nur noch fortvegetirte, ohne eines neuen Aufſchwungs fähig zu ſeyn. Seit 1730 regierte Sultan Mahmud I., deſſen Veziere noch glücklich wider das ſchlaffe Oeſterreich, aber unglücklich gegen das geſtählte Rußland gefochten hatten. Unter ihm fühlten die ſtolzen Türken zum erſtenmal das Bedürfniß, die Organiſation ihres Heeres einigermaßen nach der europäiſchen zu reformiren, und der Franzoſe Bonneval, der ein Muſelmann wurde († 1746), verbeſſerte ihre Artillerie. Im Jahr 1754 folgte auf Mahmud I. deſſen Bruder Oſman III., ein wunderlicher Mann, *) der nur drei Jahr regierte, worauf Muſtapha III. folgte.

In Perſien war 1747 der mächtige Nadir Schah geſtorben, nach deſſen Tode ſich eine Menge Thronbewerber bekämpften und das Reich in ſchreckliche Verwirrung gerieth. Eigentlich handelte es ſich darum, welcher Völkerſtamm den Vorrang haben ſollte, die Perſer, Turkomannen oder Afghanen, denn dieſe gewährten den ſtreitenden Prinzen und Häuptlingen ihre Unterſtützung. Die Pforte war zu ſehr erſchlafft, um aus dieſen perſiſchen Händeln Vortheil zu ziehen. Im Süden des Kaukaſus aber machte ſich 1752 der chriſtliche König von Georgien, Tahmuras, mit ſeinem Sohn Heraclius damals frei, erfocht glänzende Siege über die Lesghier und ſtellte ſich unter ruſſiſchen Schutz. Nach langem Kampfe in Perſien zerfiel dieſes Reich in mehrere ſelbſtändige Theile, unter denen

*) Er war ſein Leben lang, wie die meiſten türkiſchen Thronprätendenten, eingeſperrt geweſen und von den Weibern des Harems geplagt worden. Deshalb befahl er, daß an drei Wochentagen, in denen er in die Stadt zu kommen pflegte, kein Weib auf den Straßen Conſtantinopels ſichtbar ſeyn ſollte.

nur das westliche Persien mit der Hauptstadt Teheran wieder zu einem großen Reich erwuchs.

Im Innern Arabiens stiftete 1745 Wahab (Wechab) eine neue Secte, indem er den Islam zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückführen wollte und Gott allein anzubeten befahl, alle Verehrung muhamedanischer Heiligen, selbst des Propheten Muhamed, den Prunk der Moscheen und Ceremonien verwarf, statt der Verweichlichung die alte Heldenkraft, statt der Gier nach Schätzen die alte Brüderlichkeit und Armuth verlangte, weßhalb er auch Gemeinschaft der Güter einführte. Sehr ähnlich der kriegerischen Secte der Hussiten im 15. Jahrhundert breiteten diese Wechabiten ihre Lehre mit Feuer und Schwert aus und bestanden mörderische Kämpfe mit den arabischen Stämmen, die sich ihnen nicht anschließen wollten. Doch kamen sie erst am Ende des Jahrhunderts in offenen Kampf mit dem türkischen Reiche selbst.

In Abyssinien (Habesch), gegenüber von Arabien, hat sich bekanntlich ein uraltes christliches Reich erhalten, welches von den Muhamedanern nie erobert wurde. Damals regierte dasselbe der König Jesus (Jasus II.) von 1729—1753, im Kampf mit den tapfern und zahlreichen Gallanegern, die durch unaufhörliche Einfälle nach und nach die abyssinischen Grenzen verengerten. Ihm folgte Joas († 1769), der die Gallas zu gewinnen suchte, auch dieselben in seinen Dienst nahm, weßhalb Revolutionen ausbrachen, welche das Reich gänzlich zerrütteten. Die besten Nachrichten darüber gab der Engländer Bruce, der unter Joas das Land bereiste.

Das nördliche Afrika stand dem Namen nach unter türkischer Herrschaft; aber der Pascha von Aegypten trachtete nach Unabhängigkeit und wurde nur durch die ritterliche Aristokratie der Mameluken (gleich den Janitscharen zu Soldaten auferzogene Kinder, die man geraubt hatte, besonders Christenkinder) beständig im Schach gehalten. Die s. g. Barbaresken oder Raubstaaten hatten sich bereits von der Pforte unabhängig gemacht und wur-

den Tripolis von einem Pascha, Tunis von einem Bey und Algier von einem Dey selbständig regiert. Den Kern ihrer Macht bildete die türkische Aristokratie; die eingeborenen Barbarenstämme, insbesondere die Gebirgsvölker und herumschweifenden Araber (Beduinen), genossen viel Freiheiten. Das Hauptgeschäft der Uferbewohner war aber die Seeräuberei. Ihre Corsarenschiffe fingen die Kauffahrer auf dem Mittelmeere und im atlantischen Ocean weg und die europäischen Staaten sahen sich genöthigt, um ihren Handel zu sichern, den Barbaresken einen jährlichen Tribut zu zahlen. Dieses System hatte für Algier die merkwürdige Folge, daß die türkische Bevölkerung dem Dey den Alleinbesitz des nach und nach durch Raub und Tribut ungeheuer angeschwollenen Schatzes nicht gönnte, eine Art aristokratischer Republik einführte, den Dey nur wählte, auf Erhaltung und Mehrung des Schatzes verpflichtete und streng überwachte. Der Schatz wurde im s. g. Kaiserschloß auf der Höhe über der Stadt Algier aufbewahrt. — Das Kaiserthum Fetz und Marokko trieb ebenfalls das Corsarengeschäft und ließ sich von den Handelsstaaten Tribut entrichten. Im Innern war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Heer von 100,000 Negern zum Schutz des Thrones gegen die Aristokratie der Türken und gegen die freiheitslustigen Gebirgsvölker errichtet worden, benahm sich aber bald mit Prätorianerübermuth, so daß der Sultan Mulei Abdallah († 1757) und sein Sohn Sidi Muhammed († 1789) Mühe hatten, es nach und nach zu beseitigen.

Drittes Buch.

Der ſiebenjährige Krieg.

Der junge König von Preußen hatte gleich nach ſeinem Regierungsantritt die Welt mit Siegen überraſcht und aus dem großen Kriege den beſten Beutetheil erhalten, die fruchtbare und menſchenreiche Provinz Schleſien mit dem ganzen Odergebiet und zahlreichen Feſtungen, durch welche er hier Böhmen und Mähren, dort Polen bedrohte. Er überraſchte die Welt aber auch durch ſeine kluge Staatsverwaltung. Niemand hätte von dem leichtfertigen, ganz in franzöſiſche Frivolität verſunkenen Prinzen eine ſolche Energie und Weisheit erwartet.

Er blieb indeß auch noch als König ſeinen franzöſiſchen Sympathien treu. In Sans-Souci, dem in weiten Gärten liegenden nach ſeinem Geſchmack 1744 erbauten Luſtſchloß, wo er „ſorgenfrei“ leben wollte, ſah er vorzugsweiſe gern geiſtreiche Franzoſen um ſich. Er machte den elenden de la Mettrie zu ſeinem Vorleſer und zuerſt den Mathematiker Maupertuis, nachher den Encyclopädiſten d'Alembert zu Präſidenten der Berliner Akademie. Er ſelbſt ſchrieb in Proſa und Verſen franzöſiſch und ging am liebſten mit Franzoſen um. Zu dieſer franzöſiſchen Umgebung des Königs gehörten noch d'Argens, Darget, de Prades ꝛc. Der vornehmſte jedoch blieb Voltaire, den der König zum erſtenmal 1750 nach

Berlin kommen ließ, dem er den Orden pour le mérite und eine Pension von 1000 Louisdor verlieh und täglich bei der Tafel hatte, der ihm aber mit schändlichem Undank lohnte*) und den er noch auf der Rückkehr nach Frankreich verhaften lassen mußte, um ihm Gestohlenes (eigenhändig geschriebene Gedichte des Königs) wieder abzunehmen. Allein der Umgang mit diesen Franzosen war nun einmal die Marotte des Königs geworden, so daß er demselben Voltaire, wie tief er ihn auch verachtete,**) und was auch Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen war, später doch immer noch Briefe schrieb. Er spielte mit diesen ésprits nur wie mit den vielen hübschen Hunden, die er sich hielt. Da er in Folge der oben bezeichneten Krankheit zu einer kinderlosen Ehe und zu gänzlicher Entsagung in Bezug auf Maitressen verdammt war, hielt er sich, neben jener Tändelei mit den Franzosen, als ein nicht nur geistreicher, sondern auch charaktervoller Fürst hauptsächlich an achtbare Männer von diplomatischem und militärischem Verdienste. Seine intimsten Freunde waren der englische Gesandte Mitchel, der Engländer Keith, den er zum Mar-

---

*) Voltaire verhöhnte Maupertuis in dem Buch Akakia so unverschämt, daß der König das Buch vor Voltaires Fenstern durch den Henker verbrennen ließ.

**) Folgende Anecdote macht das Verhältniß am anschaulichsten. Der König reiste nach Pommern, Voltaire begleitete ihn in einem verschlossenen Wagen, weil es kalt war. Ein pommerscher Junker, Page des Königs, der Voltaire über die dummen Pommern hatte spotten hören, sagte nun den Bauern des Dorfes, in welchem Friedrich halten wollte, im hintern Wagen sitze des Königs Leibaffe, ein böses Thier, das sie nicht herauslassen sollten. Als nun der König abgestiegen und ins Haus gegangen war und auch Voltaire aussteigen wollte, schlugen ihn die Bauern auf die Hände und ließen ihn den Schlag nicht öffnen. Er wurde böse und dadurch immer affenartiger, so daß die Bauern ihn wirklich für ein Thier hielten und ihn verhöhnten. Als Voltaire sich beim König nachher beschwerte, jagte dieser sogleich den Pagen vom Hofe, aber nur, um ihn zum Offizier zu machen.

ſchall, der Schweizer Lentulus, den er zum General, der Italiener Algarotti, den er zum Grafen machte, Lord Marishal, (Keiths Bruder), die preußiſchen Generale von der Golz, Winterfeld ꝛc.

Friedrich war ein großer Freund der Muſik. Er ſelbſt ſpielte ſehr gut die Flöte und ließ ſich von ſeinem Lehrer Quanz in Concerten begleiten. Große Gunſt wandte er dem Kapellmeiſter Graun zu und ließ deſſen Opern aufführen, neben den italieniſchen Opern mit Ballet und franzöſiſchen Schauſpielen. Aber auch dem großen Sebaſtian Bach, dem Fürſten der Kirchenmuſik, erwies er alle Ehre. Er lud denſelben 1747 nach Berlin ein, um ihn Clavier und Orgel ſpielen zu hören. Als Bach bei ihm eintrat, ſaß Friedrich ſelbſt am Clavier und ſpielte ihm ein Thema vor, welches Bach ſogleich in eine Fuge ausführen ſollte. Bach that es zu allgemeiner Bewunderung. Dieſes ſ. g. „muſikaliſche Opfer“ wurde gedruckt und dem König zugeeignet. — In ſeinen Mußeſtunden ſchrieb Friedrich ſehr fleißig geſchichtliche, politiſche, kriegswiſſenſchaftliche Arbeiten und Gedichte, alles franzöſiſch, damals unter andrem einen Fürſtenſpiegel für den jungen Herzog von Württemberg, ganz im Geiſt des Antimacchiavell.

Auch war der König weit entfernt, für die franzöſiſche Encyclopädie Propaganda zu machen. Er berief zwar den trockenen Philoſophen Wolf, den ſein ſtreng orthodoxer Vater aus dem Lande gejagt hatte, in allen Ehren wieder zurück, ließ aber die Schriften Edelmanns, der abentheuernd in Deutſchland umherzog und als ein Prophet aus dem Pöbel damals ſchon die Abſchaffung des Chriſtenthums, den Umſturz der Throne und den Communismus predigte, durch den Henker verbrennen. Obgleich perſönlich kein Chriſt, hielt er ſich doch für verpflichtet gegen ſeine chriſtlichen Unterthanen, und weil er und das Königshaus mit Cleve reformirt, Brandenburg, Pommern, Preußen, Oſtfriesland, Magdeburg und Niederſchleſien lutheriſch, Oberſchleſien aber katholiſch war, machte er die Toleranz unter den drei chriſtlichen Religionen zu ſeinem Regie-

Wissenschaft Styl und Farbe gibt. Aber der Poet, der Maler, der Geschichtschreiber, der Naturforscher gehorchen meist unbewußt dem Genius ihres Volks, und es hat selten gute Früchte getragen, wenn sie, die Tiefe außer sich suchend, bei den philosophischen Spekulationen des Tages in die Lehre gegangen sind. Selbst in der spekulativsten aller Nationen, in der deutschen, bleibt zwischen der Masse der geistigen Arbeiter und den Schöpfern oder Auslegern der sibyllinischen Bücher, der transscendentalen Wahrheiten und Theorien, eine Kluft befestigt. Der diesseits Stehende unter uns, den dies stört, weil er sich sonst tüchtig im Geiste fühlt, möge sich zu seinem Troste nur gleich daran erinnern, daß einem unserer größten, umfassendsten Geister, Goethen, das Organ für das abstrakte Philosophiren abging. Und manchem Begabten muß es schon ergangen seyn, wie dem Altmeister: indem man sich bemüht, die sublimsten Lehren der Modephilosophie zu fassen und wiederzugeben, treibt der individuelle Geist sein neckisch eigensinniges Spiel, und man bringt nur wunderliche Analoga zu Tag, über die der nachsprechende Adept schadenfroh lacht, und der Meister nachdenkend lächelt. — Die philosophischen Systeme, welche ein Volk in jeder Periode bei sich zur Entwicklung bringt, sind als seine umfassenden Selbstbekenntnisse zu betrachten. Sie sind der Ausdruck seines ganzen Denkens, Wollens und Glaubens; und wenn ihr Wesen zunächst dadurch bestimmt wird, welche Begriffe sich das Volk von Natur und Geist und ihrem Wechselverhältniß macht, so müssen sie wieder rückwärts auf die ganze Methode der Naturbetrachtung vom entschiedensten Einfluß seyn. So ist es für den Punkt, der uns hier beschäftigt, prototypisch, in welchen Systemen die drei Hauptvölker der neuern Zeit ihr höchstes Glauben und Wissen ausgeprägt haben.

Aber derselbe Antagoismus, der sich in der Naturbetrachtung zwischen den Ideenkreisen der verschiedenen Völker bemerklich macht und durch sein Wechselspiel das Leben der Wissenschaft erhält, tritt auch im Großen in den Phasen der Geschichte auf, und im ewigen Kampf zwischen der Prosa und der Poesie des Wissens, zwischen dem nüchternden, sondernden und von unten aufbauenden Empirismus, und dem von oben her enthusiastisch zusammenfassenden Idealismus bezeichnen sich die Perioden der Wissenschaften nach der überwiegenden Herrschaft des einen oder des andern Elements.

rungsprincip;*) weil aber Preußen für Sachsen die Hegemonie unter den Protestanten im deutschen Reich übernommen hatte, hielt er sich für verpflichtet, insofern auch die Rechte der Protestanten nach allen Seiten zu wahren. Aus diesem klaren Princip folgte, daß er die Katholiken Schlesiens auf jede Weise schonte, ihnen ihre ganze kirchliche Verfassung und alle ihre fetten Güter ließ, daß er aber auch energisch einschritt, wenn irgend den Protestanten Unrecht geschah. Er forderte nur, daß das Bisthum Breslau aus dem Metropolitanverbande mit Prag ausscheide. Bischof von Breslau war damals Graf von Sinzendorf, dessen Coadjutor seit 1744 Graf von Schafgottsche, beide vom König hochgeehrt. Der Papst selbst ergoß sich 1742 in Lobeserhebungen über das Verfahren des Königs in Schlesien. — Friedrichs reformirter Vater hatte die lutherische Mehrheit der Unterthanen tief gekränkt, indem er eigenmächtig (denn was durfte damals ein Fürst nicht alles thun!) die lutherischen Chorröcke, Altarlichter und andres kirchliche Ceremonial als zu katholisch abgeschafft hatte. Gleich nach seinem Tode aber stellte Friedrich II. alle diese kirchlichen Einrichtungen wieder her. Sein Vater hatte auch die Herrnhuter und Mennoniten drangsalirt, Friedrich gewährte ihnen jetzt volle Freiheit und sogleich entstanden neue blühende Colonien der Herrnhuter in Schlesien (Neusalz, Gnadenberg, Gnadenfrei, Gnadenfeld) und blühten die alten Colonien der Mennoniten in Preußen wieder auf. In Niederschlesien waren unter der Herrschaft Oesterreichs die Lutheraner gedrückt worden und hatten nur wenige Kirchen. Sobald Friedrich dort Herr war, ließ er sogleich über hundert neue Kirchen bauen. Im Jahre 1747 intervenirte er in Wien für einen in Ungarn verfolgten lutherischen Prediger und der päpstliche Nuntius selbst unterstützte die Forderung des Königs, weil derselbe gegen die schlesischen Katholiken Repressalien hätte brauchen können. Im Jahre

*) Er schrieb einst: „die Religionen Müsen alle Tolleriret werden, den hier muß ein jeder nach Seiner Faßon Selig werden."

1750 ſchickte der König Truppen ins Hohenlohiſche, um das lutheriſche Conſiſtorium von Oehringen gegen das katholiſche Fürſtenhaus zu ſchützen. Eben ſo nahm er ſich 1754 eines aus Jülich vertriebenen reformirten Pfarrers energiſch an.

Im Uebrigen behielt Friedrich II. das wirthſchaftliche Syſtem ſeines Vaters bei, begünſtigte Adel und Bauern, legte weniger Werth auf den Bürgerſtand, noch weniger auf den Schulkram und war inſofern höchſt conſervativ. Die damals noch nicht ſehr zahlreiche Büreaukratie hielt er ſtramm im Zügel, die Miniſter waren nur ſeine Commis. In ſeiner Hand allein lag alles, er lenkte die ganze Staatsmaſchine aus einem Punkte.

Aber je feſter er ſeine Monarchie im Innern abſchloß, je gewaltigere Erſchütterungen drohten derſelben von außen. Er war denn doch zu wohlfeil in den Beſitz von Schleſien gekommen. Wer eine zweite Großmacht neben Oeſterreich im deutſchen Reiche zu gründen unternahm, durfte nicht glauben, daß es ihm Oeſterreich, daß es ihm die rivaliſirenden Mittelſtaaten im deutſchen Reiche verzeihen würden. Und ſelbſt Frankreich und Rußland, welches Intereſſe ſie auch hatten, Oeſterreich durch Preußen zu ſchwächen, mußten ſich doch auch wieder vor dem Aufkommen einer ſo elaſtiſchen Macht wie Preußen fürchten, Frankreich, weil der deutſche Nationalgeiſt, der unter den Habsburgern eingeſchlafen war, unter den Zollern wieder erwachen konnte, und Rußland, weil ihm Preußen, je mehr es erſtarkte, um ſo gewiſſer die Oſtſeeküſten und Polen ſtreitig machen mußte.

Man kann es der Kaiſerin Maria Thereſia nicht verdenken, daß ſie den Verluſt der ſchönen Provinz Schleſien beweinte und „den böſen Mann“, wie ſie Friedrich II. zu nennen pflegte, bitterlich haßte. Aber auch ihr Miniſter, der mähriſche Graf, nachher Fürſt Kaunitz, handelte nur im damals allgemein gültigen Machiavelliſtiſchen Syſtem, ſofern er ſeiner Kaiſerin rieth, mit Frankreich und Rußland im Bunde den neuen deutſchen Großſtaat Preußen wieder klein zu machen. Hatte Preußen im Jahre

1740 mit Frankreich gegen Oesterreich gemeine Sache gemacht, warum sollte 1756 nicht auch Oesterreich mit Frankreich gegen Preußen auftreten? Wenn sich Frankreich und Rußland dazu hergaben, dem österreichischen Interesse zu dienen, so hätte Kaunitz wenig Witz besessen, wenn er sich zweier bösen Nachbarn nicht gegen den dritten hätte bedienen wollen. Die Umstände waren für Oesterreich äußerst günstig. Frankreich, im Begriff, mit England einen See- und Colonialkrieg auf Leben und Tod zu beginnen, glaubte nicht anders, als daß sich Oesterreich wieder zu einem spanischen Erbfolgekriege mit England verbinden würde, und trug Preußen ein Bündniß an. „Nehmt Hannover, ihr dürft nur zugreifen!“ wurde dem preußischen Gesandten von Knyphausen in Paris gesagt. Aber Friedrich II. ließ sich von Frankreich nicht verlocken. Mit dem reformirten England in Verbindung zu bleiben, schien ihm natürlicher und sicherer. Da er nun aber auch einen heimlichen Antrag Ludwigs XV., ihm Neufchatel zu verkaufen, zu dessen Fürstin er seine Maitresse, die Marquise von Pompadour, erheben wollte, nicht ohne einen Ausdruck von Verachtung abgelehnt hatte, brütete diese Pompadour ihm Rache. Nun erschien Kaunitz selbst in Paris und schrieb seine stolze Kaiserin einen vertraulichen Brief an die französische Maitresse, worin sie dieselbe Prinzessin, Cousine, ja sogar Schwester nannte, und ehe man sich's versah, waren die alten Feinde Frankreich und Oesterreich die intimsten Freunde geworden. Alle Vorstellungen dagegen wurden weder in Paris, noch in Wien gehört. Dort hatte die Pompadour den König, hier Kaunitz die Kaiserin zur Seite. Vergebens erinnerte der englische Gesandte Keith in Wien die Kaiserin an das deutsche Reich, dem Frankreich, wenn es diesmal siege, wieder ein Grenzland wegnehmen werde. Wirklich hatte Oesterreich an Frankreich die Niederlande abzutreten versprochen, sobald es mit französischer Hülfe wieder in den sicheren Besitz Schlesiens gekommen seyn würde. „Ich kann mich,“ antwortete Maria Theresia, „um ‚entfernte Landschaften‘ nicht bekümmern und muß mich auf

die Vertheidigung meiner ‚Erbstaaten' beschränken." So scharf trennte sie das österreichische Sonderinteresse vom deutschen Reichs- und Nationalinteresse. Anders dachte ihr verachteter Gemahl, Franz I., welcher, als er zum erstenmal vom französisch-österreichischen Bündniß hörte, zornig auf den Tisch schlug und ausrief: „Solch unnatürliches Bündniß soll nicht Statt haben!" Aber er galt nichts, und das Bündniß wurde am 1. Mai 1756 zu Versailles abgeschlossen.

Maria Theresia würdigte sich wirklich so tief herab, daß sie in diesem Vertrage einen Theil der Niederlande an den König von Frankreich, den andern an den bourbonischen Herzog von Parma abtrat, desgleichen die Schleifung der Festung Luxemburg zusicherte, wofür ihr Frankreich 105,000 Mann gegen Preußen zu stellen und jährlich 12 Mill. Fcs. Hülfsgelder, dazu den Besitz von Schlesien und Parma versprach. Träte Rußland bei, so sollte dasselbe Kurland und Semgallen, Polen das alte Herzogthum Preußen, Sachsen das Magdeburgische, Schweden Pommern erhalten. Inzwischen unterhandelte man erst mit Rußland und war Sachsen noch nicht einmal ins Vertrauen gezogen.

Friedrich II. aber war von allem, was vorging, unterrichtet. Großfürst Peter, der für ihn schwärmte, ließ ihm durch den Staatsrath Wolkow alle Geheimnisse des russischen Cabinets mittheilen. Auch durch den österreichischen Gesandtschaftssekretair Weingart in Berlin und durch den Canzlisten Menzel in Dresden erhielt er Abschriften der gegen ihn gerichteten Depeschen und Verträge. Kurz, er wußte, daß dem Versailler Bunde bald auch Sachsen, Rußland ꝛc. beitreten würden. Die russische Kaiserin Elisabeth haßte ihn, weil er in Bezug auf ihre Ausschweifungen spöttische Bemerkungen gemacht hatte, und maskirte ihren Haß hinter russischer Bigotterie, indem sie ihn als Gottesleugner zu verabscheuen die Miene annahm. Schon 1750 hatte sie ihren Gesandten aus Berlin zurückgezogen und ihm sogar verboten, Abschied zu nehmen; also mußte der preußische auch St. Petersburg verlassen.

Man war noch nicht Feind, aber man begrüßte ſich nicht mehr. Friedrich II. fuhr fort zu ſpotten und nannte das Bündniß Maria Thereſia's mit der Pompadour und Eliſabeth den Bund der drei Unterröcke. In Sachſen hegte der allvermögende Graf Brühl ebenfalls bitteren Haß gegen Friedrich, weil dieſer ihn nach Verdienſt mit Verachtung behandelt hatte, und doch genoß der Kurfürſt von Sachſen als König von Polen, Auguſt III., nicht Anſehen genug, um auch Polen in den Krieg hineinzuziehen. Polen blieb zwiſchen Preußen und Rußland neutral. Auch Dänemark blieb neutral. Dagegen ließ der elende ſchwediſche Adel ſich von Rußland und Frankreich beſtimmen, gegen Preußen zu Felde zu ziehen. Was das deutſche Reich betrifft, ſo waren ſeine Fürſten, ſelbſt die proteſtantiſchen, weit zu ſehr intereſſirt und demoraliſirt, um ſich nicht an den Stärkſten, d. h. an die Mehrheit der gegen Preußen verbündeten Großmächte anzuſchließen.

England hatte ſeit einiger Zeit vergeblich gearbeitet, alle europäiſchen Mächte gegen Frankreich zu vereinigen. Es gelang vielmehr Frankreich, alle Mächte gegen Preußen zu vereinigen. Dieſen großen Triumph verdankte Frankreich lediglich dem Miniſter Kaunitz. England aber wollte die Franzoſen auf dem Feſtlande Europa's ins Gedränge bringen, weil es unterdeß die franzöſiſchen Colonien in Weſt- und Oſtindien wegzunehmen hoffte. Der Krieg aber war zwiſchen Frankreich und England noch nicht erklärt, weil man von beiden Seiten noch immerfort diplomatiſirte, um einander die Alliirten wegzufangen. England war ſogar noch ſpröde gegen Preußen, ſo lange es noch hoffte, Oeſterreich von der franzöſiſchen Allianz abzuziehen. Endlich aber öffnete Friedrich II. dem engliſchen Miniſterium die Augen. England hatte Rußland eine Armee abgekauft, die Hannover gegen Frankreich decken ſollte, Rußland aber hatte nach einer Verabredung mit Oeſterreich dieſe ſeine Truppen vielmehr zum Kriege gegen Preußen beſtimmt. Als Friedrich dieſe Intrigue enthüllte, ſchloß England mit ihm einen geheimen Vertrag zu Weſtminſter, am 16. Januar 1756, der aber Preußen

von Sachsen gleichnamige Tochter Maria Josepha war mit dem Dauphin Ludwig, Sohn Ludwigs XV. (und Vater Ludwigs XVI.), vermählt und forderte Genugthuung für ihre Mutter. Der Inhalt des Schrankes wanderte nach Berlin, wo Herzberg, des Königs geheimer Rath, ihn zu dem mémoire raisonné verarbeitete, in welchem der König öffentlich sein Vorgehen rechtfertigte und die gegen ihn gemachten Anschläge der ganzen Welt enthüllte.

Mittlerweile schloß Friedrich das sächsische Heer bei Pirna von allen Seiten ein und hoffte es durch Hunger, da es in der Eile nicht hatte verproviantirt werden können, zur Uebergabe zu zwingen. Brown rückte zwar heran und überschritt die Eger, wurde aber von Friedrich, der ihm rasch entgegenging, bei Lowositz (1. Oct.) zurückgeschlagen. Die Sachsen waren unterdeß unklugerweise den Preußen nachgeeilt, hatten ihre feste Stellung bei Pirna verlassen und wurden von den zurückkehrenden Preußen in einer engen Berggegend am Lilienstein, den die Elbe vom Königstein trennt, dergestalt umzingelt, daß sie, unter freiem Himmel von kaltem Regen durchnäßt und von Hunger aufs äußerste erschöpft, sich gefangen geben mußten, am 15. October.*) Friedrich ließ zehn Infanterieregimenter beisammen und nahm sie ohne Weiteres in preußische Dienste, die Reiterei steckte er einzeln unter seine alten Regimenter unter. Nur die Offiziere wurden entlassen. Das war nun nicht nach dem Geschmack der Sachsen, welche daher die erste Gelegenheit benutzten, um einzeln, ja sogar Regimenterweise aus dem preußischen Heere nach Polen oder ins Reich zu entfliehen und sich am Rhein den Franzosen anzuschließen. Polen blieb übrigens neutral und that nicht das Geringste, um Sachsen

*) Sie hatten zuletzt nur noch den Haarpuder, den sie kochten und mit Schießpulver salzten. Brühl, der auf dem nahen Königstein an voller Tafel schwelgte, verlangte, sie sollten sich dennoch nicht ergeben, sondern durchschlagen. Rutowski und sämmtliche Offiziere versprachen es ihm, wenn er selbst sie commandiren wolle.

zu retten, so wenig galt dort der König, als er vom Königstein nach Warschau flüchtete.

Friedrich blieb den ganzen Winter über in Dresden, nahm Sachsen „in Depot" und organisirte es, als ob es seine Provinz wäre, hob Steuern und Rekruten aus und rüstete sich bis an die Zähne, um dem Sturm, der ihm im Frühjahre drohte, zu trotzen. Alles Staatseigenthum in Sachsen betrachtete Friedrich als sein eigen, contribuirte daher und setzte sogar die zu hohen Gehalte vieler Beamten herab, nahm jedoch aus dem k. Schloß nichts hinweg und ließ auch die schöne Bildergallerie und das kostbare „grüne Gewölbe" unangetastet. Nur die vier Lustschlösser des Grafen Brühl ließ er ausplündern und eines sogar verbrennen. In einer Proclamation an die Sachsen sagte Friedrich: „sie könnten versichert seyn, daß sie von ihm zu nichts gebraucht würden, als zur Vertheidigung der protestantischen Religion und der Freiheit Deutschlands," und er hatte damit auch nicht Unrecht, denn wenn er unterlegen wäre, würden die deutschen Protestanten kein mächtiges Haupt mehr gehabt haben, und Frankreich würde auf Kosten Deutschlands ein Grenzland bekommen haben. Die Sachsen waren indeß zu erbittert, um sich damit trösten zu lassen und in den übrigen deutschen Ländern fand diese protestantische Mahnung Friedrichs nur hie und da beim gemeinen Volke Anklang. Die deutschen Fürsten wetteiferten, sich dem Versailler Bunde zur Verfügung zu stellen.

Das Vorgehen Friedrichs machte die Coalition seiner Feinde schnell fertig. Oesterreich und Frankreich stellten jedes 150,000 Mann gegen Friedrich ins Feld, Rußland 100,000, Schweden 20,000, das deutsche Reich 60,000. Dieses arme deutsche Reich wurde von Frankreich bezahlt. Bayern bekam schon seit 1750 von Frankreich monatlich 1½ Mill. Livres und vergaß darüber, was es Preußen verdankte. Württemberg zog 10 Mill. und der Herzog vergaß, was er Preußen schuldig war. Nur das gemeine Volk in Württemberg empörte sich bei der Recrutirung, wollte

nicht gegen das protestantische Preußen dienen und wurde hart deßhalb gemaßregelt. Die Pfalz bekam von Frankreich damals 11,300,000 Livres, Zweibrücken noch insbesondere 4,400,000, Köln 7,300,000, Mainz 500,000, Nassau, Darmstadt, Lüttich ꝛc. die kleinen zusammen 3 Millionen. Sogar die Markgrafen von Anspach und Bayreuth, Friedrichs Vettern, nahmen damals französischen Sold, und Mecklenburg, welches freilich durch Friedrich gereizt war, indem der große Preußenkönig schon den Herzog Christian Ludwig von Schwerin durch Werbungen, und als diese verwehrt wurden, durch Repressalien schwer gekränkt, dessen Sohn und Nachfolger Friedrich aber (seit 1756) den Groll des Vaters geerbt hatte. Der deutsche Reichstag erklärte Friedrich in des Reiches Acht, *) der preußische Gesandte in Regensburg aber, Herr von Plotho, ließ den Doctor April, der ihm das Decret überbrachte, die Treppe hinunter werfen. Merkwürdigerweise kümmerte sich der deutsche Kaiser um diese Dinge gar nicht, grollte vielmehr insgeheim dem ihm unnatürlich scheinenden Bündniß seiner Gemahlin mit Frankreich und besorgte sogar durch die dritte Hand Lieferungen für die Preußen, **) gegen die sein Bruder ins Feld rückte.

---

*) Im Ausschreiben der Reichsacht war durch einen Druckfehler anstatt „eilende" Reichshülfe gesetzt „elende".

**) Friedrich II. erzählt von Franz I.: „Der Käiser, welcher sich nicht in die Regierung mischen durfte, warf sich auf Handelsangelegenheiten. Er ersparte große Summen von seinen Einkünften in Toscana und legte sie in den Handel. Er brauchte immer Scheidekünstler, um den Stein der Weisen zu suchen und versuchte, mittelst Brenngläser mehrere kleine Diamanten in Einen zusammenzuschmelzen. Er legte Manufacturen an und lieh auf Pfänder, übernahm die Lieferung der Uniformen, Waffen, Pferden und Monturen für das ganze kaiserliche Heer. Mit einem Grafen Bolza und einem Kaufmann Schimmelmann hatte er die sächsischen Zölle gepachtet und im Jahre 1756 lieferte er sogar Fütterung und Mehl für das Heer des Königs von Preußen. Obgleich seine Gemahlin ihn leidenschaftlich

Damals hatte der König noch keinen nennenswerthen Bundesgenossen. In England war das Volk für ihn und fühlte, durch die Unterdrückung Preußens werde nicht nur der Protestantismus leiden, sondern auch Frankreich, Englands erster Feind, auf dem Festlande übermächtig werden. Pitt lieh dieser Stimmung kräftigen Ausdruck im Parlament und gelangte auch ins Ministerium, aber König Georg II., auf Preußen eifersüchtig wegen Ostfriesland und schon älteren Groll erbend gegen die preußische Königsfamilie, gab nur ungern der Volksstimme nach und that es mehr nur aus Furcht, die Franzosen könnten ihm sein Hannover wegnehmen. Daher auch der neue Vertrag, den er am 11. Januar 1757 mit Preußen einging, diesem noch nichts nützte, denn die darin versprochene englische Flotte, die Preußens Ostseeküsten schützen sollte, erschien nicht, und auf den Kriegsschauplatz in Deutschland sandte Georg II. nur seinen Sohn, den Sieger von Culloden, Herzog von Cumberland, den man seiner Körperlänge wegen spöttisch den Großen nannte. Der sollte die kleine hannöversche Armee, verbunden mit Braunschweigern und Hessen, die England in Sold nahm, anführen. Englische Truppen aber wurden nicht zu Hülfe geschickt. Auch mußte Pitt schon im April wieder aus dem Ministerium treten. Außer Hannover, dem Herzog Karl von Braunschweig und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen standen nur noch Herzog Friedrich von Gotha und Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg auf preußischer Seite. Friedrich II. hätte gern sein Cleve gegen Frankreich durch die Engländer schützen lassen. Das mußte er jetzt aufgeben und den Kriegsschauplatz auf seine alten Provinzen und Sachsen beschränken.

---

liebte und ein Muster ehelicher Zärtlichkeit war, hatte sie doch ohne das mindeste Murren seine unzähligen Beweise von Untreue ertragen. Am Tage vor seinem Tode stellte er seiner Geliebten, Fürstin von Auersberg, eine Anweisung auf 200,000 Gulden aus; nun wurde die Frage aufgeworfen, ob ein solches Geschenk gültig sey? Maria Theresia aber ließ sie ganz auszahlen."

Der Spiritualismus des Chriſtenthums hatte die Völker des Mittelalters kräftig umſchlungen und erzogen; es mußte aber, ſelbſt eine mächtige Syntheſe, von der Betrachtung und Erforſchung der Natur ablenken. Der menſchliche Geiſt ſah ſich um die Zeit ſeiner Wiedergeburt im fünfzehnten Jahrhundert in einem magiſchen Netz von Formeln gefangen: ſtarre Tradition, Scholaſtik, Alchemie, Aſtrologie, Zauberei, und das Dogma ſelbſt. Von welcher Seite man verſuchen mochte, in die Natur zu dringen, ſtieß man auf die geweihten Markſteine der Ueberlieferung, und überall hin begegnete der vorwitzige Verſtand nach wenigen Schritten hier der ſakramentellen Formel eines Alten, dort dem unverbrüchlichen Siegel, das die Kirche an die Pforte des Naturheiligthums gelegt. — Aber die Entwicklungen des Menſchengeſchlechts folgen denſelben Geſetzen wie die Naturprozeſſe: neben einer Richtung geht ſtill und unbemerkt wachſend ihr Gegenſatz her, bis ſich in einer raſchen Aufhebung des Gleichgewichts die Pole verwechſeln. Das Neue verfolgt ſofort ſeine eigenthümliche Bahn; aber der ewige Gegenſatz ſchleicht nebenher und ſammelt ſeine Kraft, bis in höherer Potenz ein neuer Umſchlag erfolgt. So hatte dem ſupernaturaliſtiſchen Zuge, der die Völker des Mittelalters im Glauben und Wiſſen einen magiſchen Zirkel beſchreiben ließ, längſt, erſt ſchüchtern, aber allmählig kecker und freier der Geiſt des Bemerkens und Vergleichens, der Ketzerei und des Zweifels entgegengewirkt. Auf einmal aber, nachdem einige entſcheidende Entdeckungen und Erfindungen das Maß voll gemacht hatten, ſtand rieſengroß dem Dogma die Proteſtation, und der Wiſſensformel die Skepſis gegenüber.

Wir ſehen ſchon am Alterthum, wie es die Natur des Menſchen mit ſich zu bringen ſcheint, daß er, in eine neue Bahn geworfen, zuallererſt ſeine Rechnung mit dem Himmel abzuſchließen, ſein Verhältniß zum Göttlichen auszumachen ſucht, wie er erſt dann zum Erkennen und Ordnen des Menſchlichen, zur Reform des Staats fortſchreitet, und erſt zuletzt der äußern Natur ſich zuwendet und ſich in der Geſchichte der ſichtbaren Dinge verſucht. So war es auch bei jener Revolution der Geiſter, welche die neuere Geſchichte eingeleitet hat, und Huß ging vor Galilei, Luther vor Baco geraume Zeit vorher. Aus Luthers: „Gott helfe mir, ich kann nichts anders!“ und aus Galileis:

Die Feinde ließen ihm auch jetzt noch Zeit und übereilten sich mit ihren Rüstungen und einem concentrischen Angriff nicht, so daß er auch den Feldzug von 1757 wieder selbst als angreifender Theil eröffnen konnte. Er rückte mit 100,000 Mann in Böhmen ein, trieb die vorgeschobenen Corps der Oesterreicher vor sich her und kam bis vor Prag. Hier stand die große österreichische Armee unter dem Bruder des Kaisers, Prinzen Karl von Lothringen, neben welchem Brown befehligen sollte. Brown aber war durch den Unfall bei Lowositz eingeschüchtert, stimmte nicht mit dem Prinzen Karl und verlor den Kopf. Der Prinz selbst war unfähig. Friedrich faßte daher den kühnen Gedanken, die österreichische Armee von Prag abzuschneiden und einzufangen, wie die sächsische bei Pirna. Das österreichische Fußvolk stand aber wie eine Mauer fest und schlug alle Angriffe der Preußen zurück. Feldmarschall Graf Schwerin rieth von einem neuen Angriff ab. Der König aber frug ihn: hat Er Furcht? Da ergriff Schwerin selbst eine Fahne und führte die Preußen wieder vor, fiel aber von fünf Kugeln durchbohrt. Dagegen gelang es der preußischen Reiterei unter Fürst Schöneich, den Oesterreichern in die Flanke zu kommen und eine große Niederlage unter ihnen zu verbreiten. Brown fiel und Prinz Karl wurde mit seinem ganzen Heere gezwungen, hinter die Mauern von Prag zu flüchten. Dennoch hatten die Oesterreicher nur 13,300, die Preußen aber 18,000 Mann verloren, am 6. Mai. Friedrich gab den Gedanken nicht auf, die österreichische Armee gefangen zu nehmen, da Prag für solche Massen Truppen (es lagen 50,000 in der Stadt) keinen Mundvorrath hatte, ließ daher die Stadt schrecklich bombardiren und zerstörte ihr 900 Häuser, um eine baldige Uebergabe zu erzwingen. Aber trotz aller Noth hielten die Oesterreicher aus.

Nun hatte Feldmarschall Daun eine zweite österreichische Armee, 54,000 Mann stark, bei Collin an der Elbe, östlich von Prag, gesammelt und sollte Prag entsetzen. Um ihn zu vertreiben, ging Friedrich, nachdem er seinen Bruder August Wilhelm mit

der kleinen Hälfte der Armee vor Prag zurückgelaſſen hatte, Daun mit 34,000 Mann entgegen, hatte aber allzugroße Eile, ihn los zu werden und unterſchätzte ihn, denn als er Dauns auf Höhen trefflich angelegte Verſchanzungen, trotz aller Warnungen des unter ihm dienenden Fürſten Moritz von Deſſau, angriff, wurden ſeine Preußen aus den öſterreichiſchen Batterien furchtbar zuſammengeſchmettert. Vergebens waren alle ihre Anſtrengungen. Nur der Küraſſieroberſt von Seidlitz ſiegte einen Augenblick durch den Ungeſtüm ſeines Angriffs, aber die ſächſiſche Reiterei unter Beckedorf nahm jetzt Rache für Pirna und vollendete durch ihre Wuth der Preußen Niederlage.*) Friedrich ſchickte alle ſeine Truppen ins Feuer und wollte immer noch nicht nachgeben. Als der letzte Angriff geſcheitert war und er noch allein zurückblieb, rief ihm Major Grant zu: wollen Ew. Majeſtät eine Batterie allein erobern? Nun wandte ſich der König, welcher in dieſer Schlacht 13,000 Mann, 45 Kanonen und 22 Fahnen verloren hatte, am 18. Juni.

Daun hätte das preußiſche Heer gänzlich aufgerieben, ſo zerrüttet war es, wenn er es verfolgt hätte. Aber das that er weder diesmal, noch ſpäter nach einem Siege, denn er ſuchte ſein Glück und ſeinen Ruhm in dem Zauberſyſtem des Fabius Cunctator. Friedrich konnte ungehindert nach Prag kommen, deſſen Belagerung er ſogleich aufheben und allgemeinen Rückzug befehlen ließ, weil er nicht mehr ſtark genug war, Böhmen gegen das ſiegreiche Heer Dauns, und das des Prinzen Karl zu behaupten. Sein Bruder Auguſt Wilhelm (Vater des Thronfolgers Friedrich Wilhelms II.) hatte ſich bei der erſten Nachricht von der Niederlage von Collin in Gegenwart der ganzen Generalität ſo erzürnt über den König geäußert und machte jetzt auf dem Rückzug aus Böhmen ſelbſt ſo große Fehler, daß er dabei 10,000 Mann verlor. Grund genug für den König, daß die-

*) Friedrich kam ſo in Wuth und Verzweiflung, daß er, wie man erzählt, den zum ſechstenmal zurückgeworfenen preußiſchen Reitern, als ſie zum ſiebtenmal anzugreifen zauderten, zurief: wollt ihr denn ewig leben?

ſer ihn nun in höchſter Ungnade von der Armee entfernte und ſich auch nie mehr mit ihm verſöhnte.*) Auf dem Rückzuge wurde die ſächſiſche Bergſtadt Zittau, als ſie den preußiſchen Nachtrapp der Magazine wegen gegen die nachrückenden Oeſterreicher vertheidigte, auf Befehl des Prinzen Karl in Brand geſchoſſen, wie man glaubte, um die Stadt, welche der böhmiſchen Induſtrie Concurrenz machte, zu verderben. Friedrich behauptete ſich indeß in Sachſen und Daun, die Seele der öſterreichiſchen Armee, obgleich Prinz Karl den Oberbefehl hatte, nahm nach ſeiner Gewohnheit eine unangreifbare Stellung bei Eckartsberge. Hier ließ ihn Friedrich, von 56,000 Mann unter dem Herzog von Braunſchweig-Bevern und dem General Winterfeld beobachtet ſtehen und zog andern Feinden entgegen. Die Langſamkeit Dauns nützte ihm jetzt mehr, als ihm die Niederlage bei Collin geſchadet hatte.

Ludwig XV. hatte ſich durch die Weiber in einen erkünſtelten Zorn jagen laſſen und eine furchtbare Macht aufgeſtellt, um Preußen zu zermalmen. Dieſe franzöſiſche Armee, welche Graf d'Eſtrées commandirte und bei welcher 41 Generallieutenants und 52 maréchaux de camp dienten, erhielt den Namen La Dauphine, als ſey in ihr die Tochter der ſchwergekränkten Königin von Polen vertreten, um die Mutter zu rächen, und beſetzte nicht nur Cleve und die von den Preußen abſichtlich verlaſſene Feſtung Weſel, ſondern auch Oſtfriesland ohne Widerſtand, weil Friedrich genug mit den Oeſterreichern zu thun hatte und jene entfernte Provinzen nicht decken konnte, der gänzlich unfähige Herzog von Cumberland aber, der Hannover decken ſollte, bei Haſtenbeck unfern von Hameln ſich ſchlagen ließ (26. Juli) und dann übereilt die aufdringliche Vermittlung des um ſeine eigenen Staaten beſorgten friedſeligen Dänenkönigs Friedrichs V., annahm und im Kloſter Zeeven

*) Auguſt Wilhelm ſtarb ſchon im folgenden Jahre. Er malte, ſpielte das Violoncell, trieb Mathematik und war von tadelloſen Sitten, aber nicht für den Krieg geboren. Seine Gemahlin Louiſe war eine Prinzeſſin von Braunſchweig.

eine Capitulation (7. Sept.) unterzeichnete, derzufolge die kleine hannöverſche Armee bei Stade ſtehen bleiben, die Heſſen, Braunſchweiger ꝛc. aber entlaſſen werden ſollten und Hannover ſelbſt den Franzoſen preisgegeben wurde. An d'Eſtrées' Stelle ſchickte damals die Pompadour ihren Liebling, den Herzog von Richelieu, der ſich mit nichts als Plündern und Erpreſſen beſchäftigte und ſo viel zuſammenſtahl, daß er davon einen prachtvollen Palaſt in Paris erbaute, den man deßhalb den Pavillon von Hanovre nannte. Sein Beiſpiel wurde von den Truppen nachgeahmt, welche ſchamlos raubten und Bürger und Bauern mißhandelten.

Unterdeß hatte auch das deutſche Reich in Folge der über Friedrich ausgeſprochenen Acht und Aberacht das Reichsexecutionsverfahren gegen ihn beſchloſſen und eine Reichsarmee unter dem Herzog von Sachſen-Hildburghauſen zuſammengebracht, großentheils mit Hülfe der den deutſchen Fürſten ausbezahlten franzöſiſchen Gelder. Allein dieſe Armee war eine bejammernswerthe Karikatur des weiland deutſchen Heerbannes. Man nahm dazu das ſchlechteſte Geſindel. Wegen der Unzahl von kleinen Reichsfürſten, Reichsgrafen und Reichsrittern, Reichsäbten und -Aebtiſſinnen, Reichsſtädten und Reichsſtädtchen ſtellte manches Reichsglied nur zwei oder gar nur einen Mann, das eine Kloſter den Reiter, das andere das Pferd dazu. Der größeren Contingente, wie der Bayern und Württemberger, waren nur wenige, und die letzteren zogen diesmal ungern zu Felde. Bei allen Proteſtanten war der Krieg gegen Preußen unpopulär, und den Wildlingen, die um Sold jeder Fahne folgten, gefiel der preußiſche Dienſt, wo man Ruhm ernten konnte, beſſer, als jeder andere, weßhalb ſie ſchaarenweiſe aus der Reichsarmee und ſelbſt aus der franzöſiſchen (denn auch ſie beſtand größtentheils aus Söldnern) zu den Preußen deſertirten oder, wenn ſie von den Preußen gefangen wurden, bei ihnen eintraten. — Mit der Reichsarmee nun vereinigte ſich ein Theil der franzöſiſchen Armee, welche Richelieu zu dieſem Zwecke unter dem Prinzen von Soubiſe detachirte, einem galanten Herrn, der, als beſonderer Günſtling

der Pompadour, geſchwind ſeine Lorbeeren verdienen ſollte, während Richelieu ſelbſt die Hannoveraner bei Stade beobachtete.

Friedrich ſchrieb damals dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig (Bruder des regierenden Herzogs Karl), der ſeine Truppen von der Armee Cumberlands zurückziehen und heimkehren mußte, er ſolle ſich im Nothfalle nach Magdeburg werfen und den Muth nicht verlieren: „Einer von uns muß vier andere werth ſeyn.“ Eben ſo klug als thatkräftig ſchrieb Friedrich auch an Richelieu ſelbſt, ſchmeichelte ihm, machte ſogar ein Gedicht auf ihn, benützte alle ihm bekannten Schwächen deſſelben und ſchläferte ihn mit Friedensanträgen ein. So blieb er auch mit Voltaire in Correſpondenz, um ihn malgré lui als Kundſchafter zu gebrauchen und durch ihn dem franzöſiſchen Hofe zu inſinuiren, was ſeinem Intereſſe gemäß war. Manche hielten Friedrichs übertriebene Anhänglichkeit an Voltaire für Charakterſchwäche, allein es war nur politiſche Berechnung. Während Friedrich nun den eitlen Richelieu täuſchte und fern hielt, bereitete er den entſcheidenden Schlag gegen Soubiſe vor. Schon am 19. September überfiel ſein unvergleichlicher Seidlitz dieſen Prinzen in Gotha, ſo daß derſelbe kaum noch zu Pferde ſteigen und entfliehen konnte. Dann wurde in der großen Leipziger Ebene manoeuvrirt, *) bis Soubiſe, deſſen Heer mit der Reichsarmee verbunden 64,000 Mann ſtark war, das kleine Heer Friedrichs von nur 21,000 Mann zu umzingeln und mit einemmal gefangen zu nehmen beſchloß, bei dem Dorfe Roßbach. Aber Seidlitz umging ihn ſelbſt, überraſchte ihn plötzlich und hieb mit der Reiterei ſo furchtbar ein, daß Franzoſen und Reichstruppen in paniſchem Schrecken flohen, ehe nur das preußiſche Fußvolk Zeit hatte, heranzukommen, ſo daß überhaupt

*) Brunet, ein franzöſiſcher Offizier, beobachtete einmal den recognoscirenden Friedrich aus einem Verſteck ganz nahe und frug ſeinen Chef, den Herzog von Crillon, ob es erlaubt ſey, den König zu erſchießen? Crillon aber reichte ihm ein Glas Wein und ſagte: einen recognoscirenden General erſchießt man nicht und noch viel weniger einen König.

nur sieben preußische Bataillone noch ins Feuer kamen. Nur die Schweizer in der französischen Armee schlugen sich brav. Seydlitz jagte den Fliehenden lange nach, welche 67 Kanonen und 300 Offiziere verloren, aber nur 5000 Gemeine, weil die Preußen die meisten Gefangenen wieder laufen ließen. Man erbeutete auch eine Menge Damen, Köche, Friseurs, Schauspieler und ganze Wagen voll von Gegenständen der Garderobe und Toilette, Luxuswaaren und Spielereien aller Art, denn die französischen Offiziere wollten sich im Lager vergnügen wie in Paris selbst. Diesen glänzenden Sieg erfocht Friedrich am 5. November zum allgemeinen Jubel der Deutschen, welche den Franzosen diese Demüthigung gönnten. Nur Friedrich selbst überhob sich nicht, sondern behandelte die gefangenen Franzosen mit der größten Zuvorkommenheit, gewährte ihnen in Berlin alle Annehmlichkeiten und suchte sich, wenn er auch den Hof von Versailles nicht versöhnen konnte, doch bei den Franzosen so beliebt und populär als möglich zu machen.

Nun erfolgte endlich auch der Umschwung in England. Das Betragen des Herzogs von Cumberland hatte alle guten Altengländer so empört, daß sein Vater selbst ihn seine Ungnade fühlen lassen und Pitt wieder ins Ministerium berufen mußte. Dieser sorgte nun dafür, daß Preußen nicht länger im Stiche gelassen wurde, sondern verabredete mit Friedrich, daß dieser selbst das nordöstliche Deutschland gegen Oesterreich, Rußland und Schweden, eine von England besoldete Armee unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig aber das nordwestliche gegen Frankreich und die Reichsarmee vertheidigen sollte. Als Richelieu alle diese Dinge erfuhr und sich von Friedrich dupirt sah, ärgerte er sich sehr, drohte, ganz Hannover zu verwüsten, wenn Ferdinand ihn angreife, und brannte, als Ferdinand dennoch angriff und ihm zwei vorgeschobene Corps zurückschlug, aus Rache die Stadt Zelle ab. Da es aber schon Winter geworden war, bezogen beide Theile Quartiere und hielten sich im Schach.

Unterdeß hatte Bevern mit dem preußischen Heere, welches

dem Prinzen Karl von Lothringen gegenüber in Sachsen stehen geblieben war, schlecht operirt. Der ihm beigegebene Liebling Friedrichs, General Winterfeld, ließ sich am 7. September bei Moys unfern von Görlitz durch die Oesterreicher unter Nadasdy überraschen und schlagen, wobei er selbst sein Leben einbüßte. Nun zog sich Bevern nach Schlesien zurück. Haddik aber mit 4000 Kroaten machte einen Streifzug nach Berlin und sprengte das schlesische Thor, welches nur von Landmiliz vertheidigt war, während die Königin nach Spandau flüchtete (16. October). Die Stadt ergab sich, Haddik aber benahm sich artig, forderte nur 200,000 Thaler Brandschatzung, hielt gute Mannszucht und zog bald wieder ab, da Moritz von Dessau der Stadt zu Hülfe eilte.

Der noch weiter entfernten Provinz Preußen konnte Friedrich keine Hülfe leisten. Ein Heer von 100,000 Russen unter Apraxin war eingerückt und verheerte das Land auf barbarische Art mit Rauben, Schänden, Morden, Sengen und Brennen, wobei altrussische Rohheit sich noch in ausgesuchten Grausamkeiten gefiel. Friedrich konnte ihm nur 30,000 Mann unter dem Feldmarschall Lehwald entgegenstellen, der aber am 30. August bei Groß-Jägerndorf geschlagen wurde. Nun hätte Apraxin ungehindert weiter vorgehen können, allein er zog sich gegen alle Erwartung zurück. Damals nämlich war die Kaiserin Elisabeth schwer erkrankt; ihr allmächtiger Minister Bestuschef glaubte, sie werde nicht mehr aufkommen, wollte sich auch nach dem Thronwechsel auf seinem Posten behaupten, schmeichelte daher dem preußenfreundlichen Thronfolger Peter, war überdies von England und Preußen (von Friedrich mit 100,000 Thalern) bestochen und gab Apraxin heimlichen Befehl, Preußen zu schonen. Da zufällig die Blattern unter den Kalmücken und Baschkiren im russischen Heere ausbrachen, diente das Apraxin zum Vorwand, um sich hinter die russische Grenze zurückzuziehen.

Friedrichs wunderbares Glück erprobte sich auch in der Unthätigkeit der Schweden. Diese vor hundert Jahren noch von

ganz Europa gefürchteten Schweden leisteten jetzt noch weniger als selbst die Reichsarmee. Das viele Geld, welches Frankreich spendete, um die schwedischen Rüstungen zu betreiben, verzehrte der Adel in Stockholm, indeß die nach Stralsund geschickte schwedische Armee unter dem alten Ungern-Sternberg an allem Mangel litt und die großen Verlegenheiten Friedrichs, die Entblößung Pommerns fast von allen Truppen zu nichts als ein Paar Streifzügen benützte.

Die Hauptsache für Friedrich war jetzt, Schlesien zu retten, wohin Prinz Karl von Lothringen mit dem großen österreichischen Heere den Herzog von Bevern verfolgt hatte. Aber am 11. November eroberte der kecke Nadasdy die schlesische Festung Schweidnitz in einem raschen nächtlichen Sturme, am 22. November wurde Bevern bei Breslau während eines starken Nebels vom Prinzen Karl geschlagen, verlor 8000 Mann und 80 Kanonen und ließ sich, um Friedrichs Ungnade zu entgehen, freiwillig vom Feinde gefangen nehmen, und am 24. November capitulirte auch General Lestwitz in Breslau und übergab diese feste Stadt den Oesterreichern. Friedrich kam mithin zu spät, um Schlesien zu retten, und auch die wohlgelungene Diversion Keiths, ein Streifzug in Böhmen, wodurch er die Oesterreicher aus Schlesien hinwegzuziehen versuchte (Ende November), kam zu spät. Nur durch eine siegreiche Schlacht konnte Friedrich hoffen, die Oesterreicher zu verjagen und Breslau und Schweidnitz zurückzuerobern. Er hatte nur 33,000 Mann, Prinz Karl fast das Doppelte, 60,000! Aber Friedrich mußte das Aeußerste wagen, griff die Oesterreicher am 5. Dezember bei Leuthen, unfern von Breslau an und siegte mittelst der berühmten „schrägen Schlachtordnung", deren sich der griechische Feldherr Epaminondas bedient hatte. Sein erster Angriff traf die Württemberger, die hier als Reichscontingent standen. „Dort sind die Württemberger," rief Friedrich, „die werden uns zuerst Platz machen." Er wußte, wie ungern sie gegen Preußen fochten, und sie wichen auch wirklich zuerst. Am Abend nach der Schlacht kam

Friedrich mit einem Adjutanten und Bedienten in den Schloßhof von Lissa, wo alles von österreichischen Generalen und Obersten wimmelte, die ihn leicht hätten können gefangen nehmen; er trat aber heiter unter sie und sagte: „Kann man da auch noch mit unterkommen?“ Sie sprangen auf, ihn zu begrüßen und gaben ihre Degen ab, da sein Gefolge bald nachkam. Friedrich machte in dieser Schlacht nicht weniger als 21,000 Gefangene, wozu 17,000 kamen, die sich ihm als die Besatzung von Breslau am 20. December ergeben mußten. Prinz Karl nahm für immer Abschied vom Kriege und wurde Statthalter in den Niederlanden. — Der Fürstbischof von Breslau, Graf Schafgotsche, hatte zu früh geglaubt, Friedrich müsse untergehen, daher während der kurzen Anwesenheit des Prinzen Karl in Breslau sich auffallend feindlich gegen Friedrich geäußert und sogar dessen schwarzen Adlerorden mit Füßen getreten. Er wurde jetzt flüchtig und ging, da man sein Betragen in Wien selbst mißbilligte, nach Rom.

So endete das blutige Jahr 1757. Während aber die Armeen in den Winterquartieren lagen, sammelte Friedrich neue Streitkräfte, indem er theils Landeskinder zu den Fahnen rief, theils seine Regimenter durch Deserteure ergänzte, die ihm von allen Seiten zuliefen. Auch unterhandelte er lebhaft mit England und am 11. April 1758 kam endlich der Subsidientraktat zu Stande, in welchem sich England verpflichtete, an Friedrich jährlich vier Millionen Thaler zu bezahlen, auch Ferdinands Heer zu besolden und denselben durch englische Truppen zu unterstützen. Das englische Geld aber reichte bei weitem nicht, um Friedrichs Truppen zu besolden und auszurüsten, der König sah sich daher genöthigt, gutes Geld in schlechtes umgießen zu lassen und so seine Thaler zu verdoppeln.

Friedrich beschloß im Frühjahr 1758 einen Hauptstoß zu führen. Nachdem er Schweidnitz wiedererobert hatte, im April, fiel er in Mähren ein und ließ durch Marschall Keith Olmütz belagern, während er selbst Daun beobachtete, der mit einem großen

Heere in Böhmen ſtand. Olmütz aber wehrte ſich aufs tapferſte, ſelbſt die Bürger *) kämpften mit, und als ein preußiſcher Transport von 3000 Wagen, der den Belagerern Lebensmittel bringen ſollte, trotz aller Vorſicht, trotz der 9000 Mann Bedeckung unter dem tapfern General Moſel und ſogar trotz dem General Ziethen, welcher dieſem zu Hülfe kam, durch den öſterreichiſchen General Laudon **) in wiederholten Gefechten überwältigt, gefangen oder zerſtreut wurde, im Juni, und Daun Miene machte, Friedrich ſelbſt einzuſchließen, mußte die Belagerung von Olmütz am 2. Juli aufgehoben werden. Friedrich aber vereitelte die Abſicht Dauns mit ſeinem gewöhnlichen Genie, indem er nicht da, wo ihm der Weg ſchon verlegt war, nach Schleſien umzukehren ſuchte, ſondern einen ſicheren Umweg durch Böhmen einſchlug.

Mittlerweile hatten ſich die Dinge in Rußland wieder ſehr ungünſtig für Preußen geſtaltet. Die Kaiſerin Eliſabeth war wieder geneſen, hatte die ihr geſpielte Intrigue entdeckt, den Großcanzler Beſtuſchef und Apraxin als Hochverräther vor Gericht geſtellt (der erſtere wurde verbannt, der zweite ſtarb an einer Krankheit) und an des letztern Stelle den Grafen Fermor an die Spitze des Heeres geſtellt mit dem Befehl, ſogleich ganz Preußen zu erobern. Fermor fand gar keinen Widerſtand und zog bereits am 22. Jan. 1758 in Königsberg ein und ließ alle Beamte der Kaiſerin huldigen, verhielt ſich nachher aber wieder ganz paſſiv, ohne zu Gunſten der Oeſterreicher eine Diverſion zu machen und weiter vorzurücken. Er war ein Livländer und eifriger Proteſtant

*) Zum Lohn erhob Maria Thereſia nachher die tapferſten Bürger in den Adelſtand, ſeltſamerweiſe nicht mit deutſchen, ſondern italieniſchen und ſlaviſchen Namen. Aus einem Kriſtel wurde ein Kriſtelli, aus Sebaſtian Sebaſtianski.

**) Gideon Laudon, eigentlich Loudon, ein proteſtantiſcher Livländer, der vergebens preußiſche Dienſte geſucht hatte (angeblich, weil dem großen Friedrich ſein Geſicht mißfiel), wurde katholiſch und der kühnſte und glücklichſte General der Oeſterreicher.

„e pur si move!“ ſpricht gleich energiſch der allgemeine Geiſt des Widerſpruchs gegen einen verlebten Zuſtand, und Baco von Verulam ſchrieb endlich das Programm der errungenen Freiheit des Geiſtes, und ſprach es ſtreng und klar aus, was fortan ſein Tagewerk ſeyn müſſe, nämlich Erfahrung. Baco erſcheint recht eigentlich als der Herold einer Zeit, die, nachdem ſie dem Myſterium und der Nachtſeite der Natur den Rücken gekehrt, ſich mit kecker Zuverſicht in eine grenzenloſe Bahn unendlicher Entdeckungen wirft, nachdem ſie die Fahrzeuge verbrannt, die bisher den Genius der Menſchheit getragen.

Baco gehorchte nur dem Trieb aller Geiſter, welche die eigentlichen Repräſentanten eines neu gewonnenen Inhalts einer Zeit ſind, indem er den Riß zwiſchen Ueberlieferung und neu zu gewinnender Erfahrung unheilbar machte. Seine Art räumte noch weit radikaler im Gebiete des Wiſſens und Meinens auf, als die Luthers in den Mißbräuchen der Kirche; er negirte, indem er das unförmliche Wiſſensmaterial der verfloſſenen Jahrhunderte bei Seite ſchaffte, mit allen ihren Theorien auch ihren Geiſt und entwarf auf einer tabula rasa dem Menſchen die Marſchroute, die er an der Hand der Erfahrung durch Verſuch und Analyſis zu verfolgen habe. Wie es aber bei allen Sprüngen geht, welche der Menſch macht, ſo auch hier: man hatte vor lauter Methode die Natur nirgends faſſen können; jetzt, da der Zaun ſtarrer Begriffe gefallen war, meinte man, es komme Alles darauf an, die Methode zu vermeiden, und der ſich ſelbſt überlaſſene Geiſt verlor ſich in grenzenloſer Empirie. Die Autorität hatte überall dem Weſen die hohle Form untergeſchoben; jetzt lautete der Wahlſpruch: in nullius verba! Aber den verbis magistri konnte der Experimentator leichter aus dem Wege gehen als dem ewigen Synthetiker im Menſchen ſelbſt, der Phantaſie; und ſo war das Feld der Wiſſenſchaft, von dem die Rieſenbäume der Scholaſtik und Cabbala abgetrieben worden, bald wieder mit einem wuchernden Unkraut von kleinlichen, unzuſammenhängenden Hypotheſen und Theorien bedeckt.

Die Entdeckung der neuen Welt hatte der Wiſſenſchaft den materiellen Beweis für die wahre Geſtalt der Erde geliefert, und dies hatte bald zur Ueberzeugung von ihrer Bewegung im Raume geführt. Es war, als ob der Geiſt dieſer Begriffe, der

und mochte wohl auch denken, die Kaiserin werde nicht lange mehr leben; daher sein Innehalten. Obgleich die Ostpreußen der Kaiserin steuern mußten, verstand es der Kammerdirecter Domhardt in Gumbinnen dennoch, dem Könige Geld zu schicken und viele Ostpreußen brachten damals patriotische Opfer. Erst Ende Mai bewegte sich Fermor langsam weiter vor, wodurch der preußische General Dohna genöthigt wurde, sich von Stralsund, wo er bisher die Schweden belagert hatte, abzuwenden. Fermor aber ging nicht ihm entgegen, sondern nach Polen, und schlug ein Lager bei Posen auf, was sich die Polen auch geduldig gefallen ließen. Von da zog Fermor an die Oder und ließ nach greulicher Verheerung des Landes am 15. August die Stadt Cüstrin zusammenschießen, ohne daß die Festung, welche Oberst Schach von Wittenau commandirte, sich ergeben hätte. Mit diesen Brutalitäten scheint er nur die Absicht gehabt zu haben, seiner Kaiserin zu schmeicheln und sein Zaubersystem zu maskiren. Schon im Frühjahre hätte er Berlin nehmen können, wenn es ihm Ernst gewesen wäre. Er wartete aber, bis Friedrich herankommen konnte und stellte seine 50,000 Mann bei Zorndorf am 25. August in einem ungeheuren länglichen Viereck auf, den Angriff der Preußen erwartend, welche nur 32,000 Mann zählten. Friedrich war sehr erzürnt über die grausame Verheerung des Landes, denn er sah ringsum nur verbrannte und verödete Dörfer, befahl daher, den Russen keinen Pardon zu geben. Aber die Russen hielten dem wüthenden und wiederholten Angriff der tapfersten preußischen Regimenter Stand, bis sie, im Siegeswahn, den zurückweichenden Preußen in Unordnung folgten und nun von der preußischen Reiterei unter Seydlitz in die Flanke genommen, überritten und ingrimmig niedergesäbelt wurden. Eine Menge Russen hatten sich auf ihre eigenen Branntweinfässer geworfen und wenn diese auch von den Offizieren zerschlagen wurden, leckten sie den Branntwein noch auf dem Boden auf und lagen betrunken umher. Das preußische Fußvolk folgte der Reiterei und räumte unter den Russen furchtbar auf, welche

21,000 Mann und 103 Kanonen einbüßten. Fermor ging nun zurück, unverfolgt, denn Friedrich mußte sich nach Sachsen wenden.

Dort war nämlich Daun mit dem österreichischen Hauptheer eingerückt und wollte Dresden wegnehmen. In dieser Hauptstadt aber commandirte der preußische General Graf Schmettau und bewirkte durch die Drohung, er werde die reichen Vorstädte abbrennen lassen, wenn Daun Ernst mache, dessen Abzug. Daun blieb aber in Sachsen und machte keine Miene, den Russen zu helfen, bis Friedrich nach seinem Zorndorfer Siege sich nach ihm selbst umwandte. Daun wählte eine sehr feste Stellung bei Kittlitz, und Friedrich hatte die Verwegenheit, sein Lager dem seinigen dicht gegenüber bei Hochkirch aufzuschlagen. Alles warnte ihn, Friedrich spottete selbst über die Oesterreicher, die seine Unvorsichtigkeit nicht benutzten, wurde aber plötzlich in der Nacht des 14. October von Laudon, der hier unter Daun operirte, überfallen. Ein Theil der preußischen Kanonen war schon erobert, ehe die Schläfer im Lager aufwachten, und weckte sie jetzt durch ihren Donner. Allein die Preußen, obgleich viele nur halb angekleidet unter die Waffen treten konnten, sammelten sich doch rasch genug und leisteten vermöge ihrer unübertrefflichen Disciplin und Tapferkeit den Oesterreichern mannhaften Widerstand, so daß sie sich am Morgen in guter Ordnung zurückzogen und nur eine halbe Stunde vom Schlachtfelde schon wieder ein neues Lager beziehen konnten. Sie hatten indeß doch 9000 Mann, darunter den trefflichen Marschall Keith, 101 Kanonen, 30 Fahnen und Standarten und fast alle Zelte verloren. Zum Dank für diesen Sieg empfing Daun von dem neuen Papste Clemens XIII. (Benedict XIV. war am 3. Mai gestorben) einen geweihten Hut und Degen, worüber Friedrich in seiner Weise sich in Spott erging. Clemens nahm die Miene an, den Krieg gegen Preußen als Religionskrieg zu behandeln, wie er auch dem Hause Habsburg-Lothringen das Prädicat „apostolisch“ beilegte. Unter den katholischen Bevölkerungen bemerkte man jedoch damals keinerlei

fanatische Bewegung, und Friedrich selbst war so billig, die Katholiken in Schlesien in Ehren zu halten, wie bisher.

Weil Daun nach seiner Art wieder nur Siegesfeste feierte, anstatt den geschlagenen Feind zu verfolgen, gewann Friedrich Zeit, sich zu erholen, und zog plötzlich nach Schlesien, gegen welches ein österreichisches Corps unter General Harsch eine Demonstration begonnen hatte. Derselbe belagerte Neiße, floh aber bei der Nachricht, der König komme, eilig wieder nach Mähren, im November.

Das französische Heer, welches dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig gegenüber im Hannöverschen stehen geblieben war, verlor im Winter seinen Feldherrn Richelieu und fast alle seine Offiziere, denn sie eilten nach Paris zurück, um sich dort den Winter über zu vergnügen. Richelieu, zufrieden, seinen Raub in Sicherheit gebracht zu haben und bange vor Ferdinand, kam nicht wieder. Statt seiner schickte die Pompadour den Grafen Clermont, einen Abbé, der vom Kriege nichts verstand und in den deutschen Wäldern gleich von solcher Varusangst befallen wurde, daß er, kaum in Hannover angelangt, bei der ersten Bewegung Ferdinands die Flucht gab und über den Rhein zurückeilte. Ferdinand aber jagte ihm nach, nahm ihm auf der langen Flucht 11,000 Gefangene ab, setzte selbst über den Rhein und schlug die Franzosen, als sie sich zweimal sammelten, bei Crefeld am 23. Juni. Nun aber bekam Marschall Contades den Oberbefehl über die Franzosen, und Ferdinand fand sich bewogen, über den Rhein zurückzugehen, um sich am 20. August zu Coesfeld mit 12,000 Engländern unter Marlborough zu vereinigen, unter denen sich auch 2000 Bergschotten befanden. Allein die abgesonderten Corps des Prinzen von Ysenburg und des hessischen Generals Oberg erlitten kleine Niederlagen durch den Prinzen von Soubise bei Sandershausen und am Lutterberge.

Damals fiel Cardinal Bernis in Ungnade, und an seine Stelle trat als erster Minister Frankreichs Stainville, Herzog von Choiseul. Derselbe hatte sich bei der Pompadour dadurch empfohlen,

daß er ihr eine seiner eigenen Verwandten als Nebenbuhlerin aufopferte, was ihr bewies, er wolle ganz ihr Sklave seyn. Ferner war er als französischer Gesandter in Wien aufgereizt worden. Das elende Benehmen des Abbé Clermont gereichte den französischen Waffen zur Beschämung. Choiseul drang auf mehr Energie und setzte einen neuen Vertrag durch (30. Dez. 1758), worin sich Frankreich verpflichtete, an Oesterreich monatlich 288,000 Gulden zu zahlen und außerdem noch ein starkes Heer ins Feld zu stellen, ohne daß Oesterreich eine Gegenleistung übernahm.

Nach der Entfernung Friedrichs aus Sachsen machte Daun noch einen Versuch, Dresden wegzunehmen, aber Schmettau ließ die Vorstädte ohne Weiteres abbrennen, und damit nicht die schöne Stadt selber durch das Bombardement zerstört werde, zog sich Daun für den Winter nach Böhmen zurück. Eben so wenig gelang es den Russen, nachdem sie von Zorndorf sich wieder rückwärts gewandt hatten, Colberg einzunehmen, welches der Invalidenmajor Heyden mit nur 700 pommerschen Milizen, aber von den bewaffneten Bürgern unterstützt, aufs tapferste vertheidigte.

Friedrich überwinterte in Breslau und betrieb wieder aufs eifrigste die Rüstungen für das kommende Jahr, insbesondere die Ausbildung der reitenden Artillerie, einer neuen, von ihm damals zuerst eingeführten Waffe. In diesem Winter preßte er besonders Mecklenburg aus, steckte alle brauchbare Mannschaft von dort unter seine Regimenter und erhob starke Contributionen an Pferden, Proviant und Geld.*) Das größte Verdienst um die preußische Armee aber erwarb sich Graf von Slabrendorf als Gouverneur von Schlesien durch die Umsicht, mit welcher er die Landesproducte, insbesondere durch den zwangsweise eingeführten Kartoffelbau, vermehrte und viele Vorräthe sammelte. „Ohne ihn," sagte Friedrich selbst, „wäre meine Armee Hungers gestorben." Die Kartoffel,

*) Mecklenburg, sagte Friedrich, ist wie ein Mehlsack, je mehr man darauf schlägt, desto mehr stäubt er.

aus Amerika herübergekommen und damals noch wenig in Europa bekannt, erhielt ihre unermeßliche Verbreitung auf dem Continent hauptsächlich erst, nachdem der siebenjährige Krieg ihren Nutzen dargethan hatte. Ein polnischer Fürst, Sulkowski, der in diesem Winter auf eigene Faust gegen Friedrich rüstete, wurde durch preußische Waffen schnell besiegt und gefangen. Auch der 85 Jahre alte Schwätzer, der so oft die Herren gewechselt, Feldmarschall Seckendorf, hatte mit den Oesterreichern von seinem Gute im Altenburgischen aus intriguirt und wurde jetzt verhaftet, bald aber gegen den bei Hochkirch gefangenen Moritz von Dessau ausgewechselt. Alle damals in preußischer Gefangenschaft befindlichen höheren Offiziere von allen Nationen waren in Berlin vereinigt und bildeten einen seltsamen Hof um die dort zurückgebliebene Königin. Sie wurden sehr zuvorkommend behandelt, auch die russischen Generale, obgleich die bei Zorndorf gefangenen ein paar Tage lang in den Casematten von Cüstrin hatten zubringen müssen, zur Strafe für die grausame und unnöthige Zerstörung dieser Stadt.

Im Beginn des Frühlings 1759 machte Prinz Heinrich von Sachsen aus einen tiefen Streifzug nach Böhmen, schlug die vorgeschobenen kleinen Corps der Oesterreicher, nahm ihnen große Magazine ab und zwang sie, das von Saatz, damit es nicht auch genommen werde, in Brand zu stecken. Hierauf streifte er auch im Reich, nahm bei Himmelskron 2500 Mann Reichstruppen unter General Riedesel gefangen und erhob in Franken, namentlich in Bamberg und Würzburg, große Contributionen. Durch diese Ausfälle sollte Daun in Böhmen zurückgehalten und seine Vereinigung mit den Russen wenigstens verzögert werden.

Größere Kämpfe erfolgten zunächst im Westen. Noch mitten im Winter überrumpelten die Franzosen Frankfurt am Main und machten daraus ihr Hauptquartier. Ferdinand von Braunschweig wollte sie daraus vertreiben, wurde aber vom Herzog von Broglio (unter Contades' Oberbefehl) am 13. April unfern von der Stadt beim Dorfe Bergen geschlagen und mußte sich zurück-

ziehen. Contades folgte ihm, ließ sich aber von ihm bei Minden schlagen, 1. August, und sein Verlust (8000 Mann und 30 Kanonen) wäre noch viel größer gewesen, wenn nicht Lord Sackville die englische Reiterei aus Eifersucht oder Feigheit zurückgehalten hätte, wofür er aus der Armee gestoßen wurde. Am gleichen Tage erfocht auch der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, Sohn des regierenden Herzogs Karl und des Feldherrn Ferdinand Neffe, einen kleinen Sieg über die Franzosen unter dem Herzog von Brissac bei Gohfeld, eilte dann aber nach Sachsen, um König Friedrich zu unterstützen.

Friedrich hatte von Anfang des Jahres an seinen Bruder Heinrich die Oesterreicher, und die beiden braunschweigischen Prinzen die Franzosen nur aufhalten lassen, um seinerseits die Russen zu beobachten, die wieder mit großer Macht unter dem Fürsten Soltikow heranrückten, welcher die Rachepläne der Kaiserin Elisabeth endlich ausführen sollte, nachdem Apraxin und Fermor so wenig gethan hatten. Aber auch diesmal kamen die Russen sehr langsam, und Friedrich wartete sie in Schlesien ab, weil er sich nicht zu weit entfernen durfte, um auch den Oesterreichern Schach zu bieten. Wirklich brach Laudon mit 30,000 Mann auf, um sich mit dem im Juli endlich herannahenden Soltikow zu vereinigen, während Friedrich noch Daun beobachtete. Da befahl Friedrich dem General Wedel, die Russen um jeden Preis anzugreifen; Wedel aber, der viel schwächer war, mußte unterliegen, bei Kay am 23. Juli, und Soltikow konnte sich mit Laudon an der Oder zwischen Züllichau und Frankfurt vereinigen. Jetzt erst, gewiß zu spät, eilte Friedrich selbst herbei und wagte mit nur 48,000 Mann den weit überlegenen Doppelfeind am 12. August bei furchtbarer Sommerhitze auf echt märkischem Sandboden bei Kunnersdorf anzugreifen. Die Russen standen auf den Hügeln, welche die Preußen von unten her durch tiefen Sand erstürmen mußten, wohl verschanzt. Gleichwohl gelang es dem General v. Schenckendorf, eine Batterie von 60 russischen Kanonen zu erobern, und schon waren

die wüthenden Preußen im Begriff, auch noch die Schanzen der Russen auf dem Judenberge zu erstürmen, als Laudon mit frischen Truppen hervorbrach und nach furchtbarem Gemetzel die erschöpften Preußen zurückwarf und ganz auseinandersprengte. Der König stand im dichtesten Feuer. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, ihm selbst zerschlug eine Kugel das goldene Etui in der Tasche. Rings um ihn fielen seine Adjutanten, und schon umringten ihn die Kosacken, als ein Rittmeister v. Prittwitz mit einigen Husaren ihn heraushieb und rettete. Er hatte aber nicht mehr 3000 Mann beisammen und brachte zwei Tage mit dem General Fink im Schlosse Reitwein in schrecklicher Ungewißheit zu. Die Preußen hatten 12,000 Verwundete und 8000 Todte, unter den letzteren den Sänger des Frühlings, Ewald von Kleist. Aber auch die Russen hatten so große Verluste erlitten, daß Soltikow sagte: „Noch einen solchen Sieg, und ich kann allein mit dem Stab in der Hand nach St. Petersburg pilgern, um die Nachricht davon zu bringen."

Trotz ihrer großen Zerrüttung stellte sich Friedrichs Armee bald wieder her, da sie, wie gewöhnlich, unverfolgt blieb und die Sieger sich wieder trennten. Die Reichsarmee, jetzt vom Herzog Friedrich von Pfalz-Zweibrücken befehligt, hatte Sachsen überschwemmt, wohin auch Daun abzog, um endlich Dresden zu nehmen. Friedrich, welcher noch die Russen im Auge behielt, schickte seinem Bruder Heinrich zwei kleine Corps unter Fink und Wunsch zu Hülfe, um Sachsen zu decken; weil er aber Schmettau in Dresden befohlen hatte, im äußersten Nothfalle die Stadt unter der Bedingung zu übergeben, daß er die Armeekasse mit 5,600,000 Thalern baar rette, und Dresden hart bedrängt wurde, capitulirte Schmettau und rettete das Geld (4. Sept.). Nur Oberst Hoffmann protestirte gegen die Uebergabe, wurde jedoch von seinen eigenen Leuten erschossen, angeblich, weil er betrunken war. Friedrich war heftig erzürnt, schrieb an Schmettau, es wäre besser gewesen, auch er und alle seine Soldaten wären wie Hoffmann be-

trunken gewesen, und gab ihm den Abschied. Wunsch, der nach Dresden zu spät kam, überfiel den Herzog von Aremberg bei Pretsch und machte 1400 Gefangene, der erste Glücksschimmer für Friedrich, den dieser Streich ausnehmend freute. Friedrich selbst kam nun noch in später Jahreszeit nach Sachsen und wollte Dresden um jeden Preis wieder haben. Aber die Hitze verleitete ihn, gegen besseren Rath, seinen Liebling, General Fink, mit 12,000 Mann nach Maxen zu commandiren, um Dauns Stellung zu umgehen und denselben nach Böhmen zu treiben, worauf Friedrich Dresden zu nehmen hoffte. Fink wurde dadurch isolirt, Daun merkte es sogleich und nahm ihn mit seinem ganzen Corps gefangen, 21. November. Der arme Fink, der hier schuldlos war, wurde wie Schmettau in Ungnaden entlassen. — Wenige Tage nach dem Unglück bei Maxen führte der Erbprinz von Braunschweig einen glücklichen Ueberfall aus. Herzog Karl von Württemberg nämlich stand mit 12,000 Mann in Fulda und gab eben einen glänzenden Ball, als Ferdinand über ihn herfiel und dem in aller Eile Fliehenden 1400 Gefangene abnahm, am 30. November.

Die Heere bezogen jetzt Winterquartiere, und Friedrich, obgleich er nur noch 24,000 Mann beisammen hatte, blieb in Freiberg, um Dresden nicht aus den Augen zu lassen. Er beschäftigte sich hier, wie mitten im Frieden, mit der Herausgabe seiner poésies diverses, die im Frühjahr 1760 erschienen. Das war weder Leichtsinn, noch Koketterie, sondern politisch wohl überlegt, weil es der Welt seinen unerschütterlichen Gleichmuth und ein Genie beurkundete, welches durch nichts gebeugt werden konnte. Eben so wohl überlegt war es von ihm, daß er für alle Fälle Gift bei sich führte und in Briefen an Freunde wiederholt aussprach, die Schande einer gänzlichen Besiegung nicht überleben zu wollen. Im Uebrigen rüstete er, wie immer, und brachte sein Heer wieder auf 90,000 Mann, diesmal aber schon mit Mühe. Besonders fehlten ihm tüchtige Offiziere, da er deren schon zu viele verloren hatte.

Im Frühjahr 1760 begann der Kampf in Schlesien. Hier

wollte Laudon wieder Herr werden, und Friedrich konnte ihm nur schwache Corps entgegenstellen. Ein pommersches Infanterieregiment, von Manteufel commandirt, wurde bei Neustadt am 15. März von drei österreichischen Reiterregimentern umringt und sollte sich ergeben oder über die Klinge springen. „Was wollt ihr?“ fragte Manteufel die Pommern. „Wir wollen ihnen was —!“ schrien diese und schlugen sich mit solcher Bravour durch die Reiter, daß diese 300 Mann verloren, während die Pommern nur 140 zurückließen. Aber ein paar Monate später glückte es Laudon, den General Fouqué, der mit 12,000 Mann das Gebirge gegen ihn hütete, bei Landshut dergestalt einzuschließen, daß er sich nach einer verzweifelten Gegenwehr mit 4000 Mann, dem einzigen Rest seiner Truppen, und 68 Kanonen ergeben mußte, 23. Juni. Er selbst lag verwundet auf dem Boden und würde vollends getödtet worden seyn, wenn sein treuer Reitknecht Treitschke sich nicht über ihn geworfen und 13 Wunden für ihn empfangen hätte. Wegen seiner heldenmüthigen Vertheidigung verzieh ihm Friedrich sein Unglück und ehrte ihn hoch bis an seinen Tod. Dagegen entging d'O, der preußische Commandant in Glatz, der nach einer nicht ausreichenden Vertheidigung die Festung an Laudon übergab, dem Kriegsgerichte nicht. Er wurde zum Tode verurtheilt, jedoch auf dem Gerichtsplatze begnadigt. Desto tapferer wehrte sich Tauentzien in Breslau. Als Laudon ihm sagen ließ, er werde, wenn er die Stadt mit Sturm nehmen müsse, das Kind im Mutterleibe nicht verschonen, antwortete der Preuße: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.“

Im Laufe des Sommers hatte Friedrich Dresden wegzunehmen versucht, aber vergebens, weßhalb er sich entschloß, Schlesien zu Hülfe zu eilen, wohin Soltikow mit den Russen gegangen war. Würde dieser sich mit Laudon und Daun selbst, welcher Friedrich zog, vereinigt haben, so hätten sie den letztern zermalmt. Aber Soltikow dachte nicht so kühn, sondern verlangte nur von den Oesterreichern, sie sollten Friedrich aufhalten und nicht über die

Oder laſſen, widrigenfalls er ſelbſt nach Polen umkehren würde. Friedrich ſchickte ſeinen Bruder Heinrich den Ruſſen entgegen, der ſie in der Nähe von Breslau aufhielt. Daun aber und Laudon vereinigten ſich und griffen Friedrich bei Liegnitz an, um ihn nicht bis an die Oder kommen zu laſſen. Laudon wollte die Preußen am 15. Auguſt früh vor Tage wie bei Hochkirch überfallen, wurde aber plötzlich von ihnen ſelbſt überraſcht und geſchlagen, ehe Daun, weil er bei ungünſtigem Winde den Kanonendonner nicht hörte, etwas davon wußte. Um 6 Uhr Morgens war Laudons Niederlage ſchon entſchieden, und Daun konnte nur noch ſeinen Rückzug decken. Nun ging auch Soltikow zurück, und die ſchrecklichſte Gefahr war von Friedrichs Haupt wieder abgewendet.

Er konnte zwar nicht hindern, daß fliegende Corps der Ruſſen unter Czernitſchew und Tottleben und ein öſterreichiſches unter Lascy ſich der offenen Stadt Berlin bemächtigten, am 8. October. Da die Königin aber und alles, was von Werth war, in der nahen Feſtung Spandau geborgen wurde und Tottleben, ein geborener Thüringer, trefflich Mannszucht hielt, kamen die Berliner mit 1½ Millionen Thaler Contribution weg. Nur Lascy duldete, daß ſeine Oeſterreicher, beſonders aber Sachſen, die unter ſeinen Truppen dienten, Charlottenburg verwüſteten und daſelbſt die Galerie Pollignac, koſtbare vom König angekaufte Antiken, zertrümmerten. Sansſoucy wurde durch den ungariſchen General Fürſten Eſterhazy gerettet. Am 12. October zogen ſämmtliche Truppen ſchon wieder ab, weil es hieß, der König komme. Die Ruſſen gingen, da ſie in dem durch ſie ſelbſt verödeten Lande keine Lebensmittel fanden, über die Weichſel zurück. Colberg, welches ſie abermals belagert und worin ſich Heyden mit den Bürgern zum zweitenmal aufs tapferſte vertheidigt hatten, wurde ſchon am 18. September durch General Werner entſetzt, der 6000 Preußen in Eilmärſchen herbeiführte, die ruſſiſche Belagerungsarmee plötzlich überfiel und alle ihre Kanonen erbeutete. — Auch die Schweden wurden damals,

Anſchauung des wahren Verhältniſſes der Erde zur Welt, als eines feſten Punktes bedurft hätte, um den Hebel an das gewaltige Gebäude der Ueberlieferung zu legen und die Welt neu zu conſtruiren. Die Forſchung war nach allen Seiten rüſtig, aus den Zweigen des Wiſſens das antike und arabiſche Element auszutreiben, aus den Trümmern der Alchemie den Kern einer Chemie herauszuleſen und in einer Aſtronomie die Formel der Natur zu finden, welche in der Aſtrologie von der voreiligen Formel des Menſchengeiſtes ſo lange verhüllt worden war. Die Naturforſchung des Zeitalters war ihrem Weſen nach vorzüglich auf Phyſik im weiteſten Sinn gerichtet, und damit die mathematiſche Methode vorherrſchend. Das Leben, der Organismus iſt aber mit dieſer nirgends zu faſſen, und ſo blieb für den empiriſchen Forſcher zwiſchen den Bewegungen der ſogenannten todten und deren der lebenden Natur eine groſſe Kluft befeſtigt. Während die Geſetze, denen die nicht organiſirte Materie folgt, ſeit Newtons groſſen Entdeckungen ſich in raſcher Folge enthüllten, blieb der Organismus, von welcher Seite man ihn betrachten mochte, eine unfaßbare Syntheſe. Wenn die Metaphyſik es wagte, die Geſetze des Lebens mit denen der todten Materie zu verknüpfen, ſo geſchah es vorzugsweiſe auch wieder nach mathematiſcher Anſchauungsweiſe. Aber auch in dieſer allgemeinen Richtung iſt der Unterſchied der Nationalcharaktere nicht zu verkennen. Fortſchritt in der Breite der Erfahrung, Empirie, Analyſis war die Sendung des Jahrhunderts; aber, wie immer, ſo folgte auch hier das andere, höhere, begeiſternde Element, die aus der Autonomie des Geiſtes fließende Syntheſe in kühnen Sprüngen dem immer breiter fließenden Strome der Erfahrung. Vergleicht man nun unter den groſſen Naturgeſetzgebern der Zeit diejenigen, welche für die eigentlichen Vertreter ihrer Nationen gelten können, ſo namentlich Descartes mit Leibnitz, ſo ſtellt ſich die dürre, wir möchten ſagen mechaniſche Einbildungskraft des Franzoſen mit ſeinen Wirbeln, Hacken und Schrauben der genetiſchen Phantaſie des Deutſchen, die ſichtbar durch die abſtruſe Form der Leibnitz'ſchen Spekulation hindurchbricht, auffallend genug gegenüber. Auch iſt es bedeutſam, wie der Deutſche Leibnitz das Loſungswort aller ſeitdem ausgebildeten idealiſtiſchen Syſteme ausgeſprochen hat, indem er, das Locke'ſche Syſtem bekämpfend, den

da sie wieder Ausfälle ins Land gemacht hatten, nach Stralsund zurückgejagt.*)

Nach dem Abzug der Russen beschloß Friedrich spät im Jahre noch einen Gewaltstoß gegen Daun zu führen, der, nachdem er durch die Schlacht bei Liegnitz Schlesien einbüßte, wenigstens Sachsen festhielt. Daun stand mit 65,000 Mann bei Torgau, wie immer in einer sehr festen Stellung auf den Siptitzer Höhen, Friedrich aber wollte ihn angreifen und ihm Ziethen (wie früher Fink bei Maxen) in den Rücken schicken, um ihn von Böhmen abzuschneiden. Der Angriff erfolgte früh am 3. November, die Preußen erstürmten die Höhen, wurden aber durch österreichische Reiterei wieder zurückgeworfen. Die preußische Reiterei hieb ein, wurde aber von den österreichischen Batterien furchtbar gelichtet. Nie zuvor hatte man einen so lauten und vollen Kanonendonner gehört, als in dieser hartnäckigen und äußerst blutigen Schlacht. Dem König wurden wieder zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, und eine dritte Kugel machte ihn einen Augenblick auf dem dritten wanken. Als der letzte Sturm der Preußen bei schon sinkender Nacht abgeschlagen wurde, hielt Friedrich die Schlacht für verloren. In der Dunkelheit irrten Preußen und Oesterreicher durcheinander, und erst am Morgen löste sich die Verwirrung, und der König erfuhr mit Staunen, er habe die Schlacht gewonnen, denn noch Abends spät hatte Ziethen von hinten her die Siptitzer Höhen genommen und die Oesterreicher vollständig geschlagen. Sie verloren 9000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene. Daun selbst

*) Die rothen Husaren unter Belling, eines der tapfersten preußischen Regimenter, nahmen am 20. Sept. 1760 unter andern einen jungen schwedischen Cornet gefangen, der sich leicht überreden ließ, zu ihnen überzutreten. Das war der nachmals weltberühmt gewordene Blücher, ein Junker aus Mecklenburg, den seine Eltern, damit er nicht Soldat werde, auf die Insel Rügen versteckt hatten, der aber hier beim ersten Trompetenton, der aus einem hier zufällig gelandeten schwedischen Reiterregiment ertönte, in dasselbe eingetreten war.

war verwundet, ließ aber Dresden durch ein Lager bei Plauen decken.

Die Franzoſen führten in dieſem Jahre wenig aus, obgleich ſie 100,000 Mann in Weſtphalen und 30,000 am Rhein ſtehen hatten. Broglio, ihr Feldherr, ſchlug den Erbprinzen von Braunſchweig, welcher ſich allein zu weit vorgewagt hatte und ſelbſt verwundet wurde, bei Corbach. Nachher erlitten aber wieder die Franzoſen unter May eine Niederlage bei Marburg. Im franzöſiſchen Lager war große Uneinigkeit. Herzog Karl von Württemberg zog alle ſeine Truppen zurück, weil er ſich von dem ſächſiſchen Prinzen Xaver, dem Bruder der Dauphine, nicht wollte befehlen laſſen. Aus gleichem Anlaß verließen auch die beſten franzöſiſchen Generale das Lager, und die Armee war in ſolcher Mißſtimmung, daß Broglio trotz ſeiner Uebermacht keine Schlacht wagte. Der Erbprinz von Braunſchweig benutzte das, ſetzte keck über den Rhein und belagerte Weſel, wurde aber durch den Marſchall de Caſtries mit Uebermacht vertrieben, wobei er abermals eine Wunde erhielt, bei Campen, am 16. October.*) Sein Oheim und Oberbefehlshaber, Herzog Ferdinand, begnügte ſich, ohne ſelbſt eine Hauptſchlacht zu wagen, den Feind immer im Schach zu halten.

Am 25. October ſtarb Georg II., und ihm folgte ſein noch junger Enkel, Georg III., deſſen Mutter Auguſte, eine gothaiſche Prinzeſſin, großen Einfluß auf ihn übte und ihren Geliebten, den Lord Bute, an's Staatsruder zu bringen ſuchte, damals ſich aber gegenüber von Pitt und dem Parlament noch zu ſchwach fühlte,

*) In dieſe Zeit fällt die Heldenthat des Ritter d'Aſſas vom Regiment Auvergne. Der Erbprinz wollte die Franzoſen überfallen, d'Aſſas wurde auf dem Vorpoſten überraſcht und man drohte ihm mit dem Tode, wenn er einen Laut von ſich gebe. Er aber ſchrie überlaut, damit es die Seinen hörten: à moi, Auvergne, voilà les ennemis! und wurde ſogleich getödtet. Archenholz, Voltaire und das bulletin universelle nennen ihn Ritter d'Aſſas, Preuß aber in ſ. Geſchichte Friedrichs ſagt, ohne ſeine Quelle zu nennen, es ſey ein gemeiner Soldat Namens Dubois geweſen.

weßhalb am 12. September der Subsidientractat, der Preußen Englands Hülfe sicherte, noch einmal erneuert wurde. Das englische Parlament und Volk schwärmte für Friedrich als den „protestantischen Helden."

Friedrich brachte den Winter über in Leipzig zu, dessen reiche Bürger er einsperren ließ, bis sie zahlten, was er verlangte. Er war in ungeheurer Geldnoth, weßhalb er auch durch den Berliner Juden Ephraim die Münze immer mehr verschlechtern (die s. g. Ephraimiten schlagen) lassen mußte. In Oesterreich litt man nicht minder Mangel an baarem Gelde und half sich mit Papiergeld. Weil Leipzig damals den Ton in der deutschen Literatur angab, ließ sich Friedrich den berühmten Gottsched vorstellen, fand ihn aber langweilig. Ungleich besser gefiel ihm Gellert, der damals durch seine heitern, leicht stylisirten Fabeln mehr noch, als durch seine geistlichen Lieder, Aufsehen erregte.

Im Beginn des Jahres 1761 schob Broglio seine Franzosen bis nach Thüringen vor, sie erlitten aber eine kleine Niederlage durch den Erbprinzen bei Langensalza, am 15. Februar. Herzog Ferdinand belagerte Cassel wieder vergeblich. Der Erbprinz wurde von Broglio, der eine große Uebermacht hatte, bei Stangerode geschlagen, siegte aber noch einmal bei Vellinghausen, am 16. Juli. Alles nichts entscheidende kleine Schläge. Man war auf beiden Seiten müde geworden, der große Krieg erlahmte.

Die Russen, 70,000 Mann stark, bekamen einen neuen Feldherrn an Butturlin und rückten wieder langsam nach Schlesien vor. Dahin zog auch Laudon mit 60,000 Mann, um sich mit ihnen zu vereinigen. Friedrich hatte nur 50,000 M., wollte keine Hauptschlacht wagen, hinderte daher auch die Vereinigung seiner Feinde nicht, die am 12. August 1761 erfolgte, zog sich aber in eine sehr feste Stellung bei Bunzelwitz zurück, die sich an die Festung Schweidnitz anlehnte. Hier nun standen sich die drei Armeen einander gegenüber, und die Russen und Oesterreicher wagten trotz ihrer Uebermacht keinen Angriff auf die Preußen,

weil der preußiſche General Platen einen großen Train von 5000 ruſſiſchen Proviantwagen auffing und nun der Hunger die Ruſſen nöthigte, am 10. September den Rückzug anzutreten und auch Laudon, um nicht allein von Friedrich überfallen zu werden, ins Gebirge zurückging. Kaum aber hatte Friedrich ſelbſt ſein Hungerlager verlaſſen, ſo wandte ſich Laudon wieder um und nahm Schweidnitz durch eine nächtliche Ueberrumpelung mit Sturm, am 1. October. Friedrich bot ihm vergebens eine Schlacht an, Laudon ging aus dem Gebirge nicht heraus, indem er Böhmen und Sachſen zugleich deckte; Friedrich aber bezog neue Winterquartiere in der Gegend von Strehlen. Hier wollte ein Herr von Warkotſch ihn heimlich aufheben, die Sache wurde jedoch vorher verrathen und vereitelt.

Hier empfing Friedrich auch eine Geſandtſchaft des Tartarchans, der von der Krimm aus die Ruſſen im nächſten Jahre anzugreifen verſprach, und erhielt durch ſeinen Geſandten von Rexin in Conſtantinopel, der dem Sultan koſtbare Geſchenke überbrachte, auch von dort die Zuſicherung, die hohe Pforte werde, um Preußen Luft zu machen, die Ruſſen angreifen. In demſelben Winter machte auch der berüchtigte Freiherr Friedrich von der Trenk, welcher wegen ſeiner Unbilden gegen den König *) zu Magdeburg im tiefen Kerker ſaß, ein Complott, mit Hülfe der zahlreichen hier

*) Trenk handelte in Bezug auf ein heimliches Verhältniß, in welchem er mit des Königs Schweſter Amalie ſtand, indiscret, war überhaupt ein Tollkopf, damals ſchon berühmt durch ſeine frühere kecke Flucht aus der Bergfeſtung Glatz und durch unglaublich verwegene Fluchtverſuche aus Magdeburg. Nachdem er 9 Jahre lang hier zwiſchen dicken Mauern in ſchweren Eiſen gefeſſelt gelegen, ließ ihn Friedrich nach dem ſiebenjährigen Kriege wieder frei. Er ging nach Oeſterreich, Maria Thereſia mußte ihn aber ſchlechter Streiche wegen ſchon wieder einſperren laſſen. Zuletzt warf er ſich noch als alter Mann in den Strudel der franzöſiſchen Revolution und wurde zu Paris guillotinirt.

befindlichen Kriegsgefangenen die Festung den Oesterreichern in die Hände zu liefern, wurde jedoch gehindert.

In demselben Winter fiel Colberg. Die Kaiserin Elisabeth war voller Zorn über die geringen Erfolge ihrer Armeen, ließ den General Tottleben, weil er Berlin zu sehr geschont habe, ins Gefängniß werfen und befahl, Colberg zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Englische Schiffe, welche die preußische Stadt hätten schützen können, ließen sich nicht blicken, der in Preußen dienende Prinz von Württemberg, Friedrich Eugen, *) und General Werner gaben sich umsonst alle Mühe, Proviant in die Festung zu bringen. Der tapfere Heyden mußte sich am 16. Dezember aus Hunger ergeben. Allein drei Wochen später starb die Kaiserin Elisabeth, am 5. Januar 1762, und augenblicklich änderte sich in Rußland alles zu Gunsten Preußens. Der neue Kaiser, Peter III., schwärmte für Friedrich, hatte ihm bisher schon heimlich immer Vorschub geleistet und trat jetzt offen auf seine Seite. Am 5. Mai wurde der russisch-preußische Friede geschlossen, am 8. Juli Königsberg und Ostpreußen, das bisher als russische Provinz behandelt worden war, so wie alle Gefangenen dem Könige feierlich zurückgegeben. In Folge dessen machte nun auch Schweden Frieden.

Im Frühjahr und Sommer 1762 behauptete Friedrich immer noch seine Stellung in Schlesien, nahe bei Schweidnitz. Der von seinen Wunden wieder hergestellte Feldmarschall Daun rückte ihm aber mit 80,000 Mann ganz nahe und nahm wieder eine sehr feste Position bei Burkersdorf, während die wieder herangekommenen Russen unter Czernitschef sich auf ihres Kaisers Befehl mit Friedrich vereinigten. Eben wollte die-

*) Jüngster Bruder des regierenden Herzog Karl, vermählt mit einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, dessen Kinder lutherisch erzogen wurden, um (da Karl und sein zweiter Bruder Ludwig Eugen keine Kinder hatten) als Thronfolger wieder der gleichen Confession anzugehören, wie das Land. In Preußen blieb dieser Prinz Friedrich Eugen der Corruption des Stuttgarter Hofes glücklich entzogen.

ser nun die österreichische Stellung erstürmen, als Czernitschef aus Petersburg die Nachricht erhielt, Peter III. sey ermordet und seine Gemahlin, Katharina II., habe den russischen Thron bestiegen. In ihrer Proclamation aber hieß es: „Die Gloire von Rußland ist durch den neulich geschlossenen Frieden mit seinem ärgsten Feinde unter die Füße getreten worden," und ihr Befehl lautete, Czernitschef solle sich sogleich von den Preußen trennen. Indessen ließ sich Czernitschef vom Könige bewegen, die Sache drei Tage lang geheim zu halten und so lange noch bei ihm zu bleiben. Während dieser Zeit aber stürmten die Preußen und schlugen Daun aus seiner Stellung glücklich hinaus, am 21. Juli. Darauf umarmte der König den russischen Feldherrn und schenkte ihm einen Degen mit Brillanten von hohem Werth. Daun zog sich zurück und Friedrich konnte mit aller Muße Schweidnitz belagern. In der Festung leitete die Vertheidigung der berühmte französische Ingenieur Gribauval, draußen aber leitete den Angriff ein anderer eben so geschickter Franzose Lefebvre, Gribauvals Freund, und beide wetteiferten in ihrer Kunst, bis ein Entsatzversuch, welchen Daun machte, durch des Königs Wachsamkeit vereitelt wurde und die Festung sich am 9. October ergeben mußte.

Im Laufe des Sommers hielt Herzog Ferdinand von Braunschweig fortwährend die Franzosen auf, schlug sie bei Wilhelmsthal und noch einmal bei Lutternberg (23. Juli), konnte ihnen aber Cassel immer noch nicht entreißen. Sachsen wurde vom Prinzen Heinrich gegen die Oesterreicher unter Serbelloni behauptet, der letztere bei Döbeln geschlagen, am 12. Mai. Ihm folgte Haddik im Commando, aber Prinz Heinrich erfocht über ein österreichisches Corps unter Solms bei Freiburg am 29. October noch einen Sieg, den letzten. Ein unbedeutendes Gefecht bei Tharand am 7. November beschloß den Krieg. Der Einfall von 6000 Preußen unter Kleist in Franken im November hatte nur noch den Zweck, die Reichsfürsten durch Contributionen zu schrecken und dem Frieden geneigter zu machen.

Rußland und Schweden hatten zuerst Frieden gemacht. In England wurde Pitt durch Lord Bute verdrängt, welcher der öffentlichen Meinung trotzend den Vertrag mit Preußen nicht erneuerte, sondern Unterhandlungen anknüpfte und am 3. November 1762 Preußen aufopfernd mit Frankreich Frieden schloß. Diese Treulosigkeit erklärt sich inzwischen nicht aus der Abneigung des hannöverschen Königshauses gegen Friedrich,*) sondern aus der natürlichen Politik Englands, in dessen Interesse es lag, in Bezug auf den Friedensabschluß Preußen zuvorzukommen und die große Beute, die es in den Colonien gemacht hatte, in Sicherheit zu bringen. Wir kommen auf den Seekrieg zurück.

Maria Theresia hatte ihre Finanzen erschöpft, ohne ihren Feind überwunden zu haben. Durch die bereits erfolgten Friedensschlüsse isolirt und von den ohnehin schwachen, treulosen oder furchtsamen Reichsgenossen schlecht unterstützt, entschloß auch sie sich, auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg um den Frieden zu unterhandeln. Am 11. Februar 1763 beschloß der deutsche Reichstag, die Reichsarmee auf den Friedensfuß zu setzen, Friedrich aber nahm die entlassenen Truppen, so wie auch die seit dem englischen Frieden aufgelöste Armee des Herzog Ferdinand in seinen Dienst und wurde dadurch so stark, daß Maria Theresia nicht länger anstand, alles zu bewilligen, was Preußen verlangte, d. h. daß Friedrich Schlesien behalten und daß alles beim Alten bleiben sollte, wie vor dem Kriege. Preußen verpflichtete sich nur, Maria Theresias erstgebornem Sohne Joseph seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. So wurde der Hubertsburger Friede geschlossen, am 15. Februar 1763.

---

*) Die Stimmung Bute's gegen Preußen verrieth sich nur in einer geheimen Unterhandlung, die er noch vor den Unterhandlungen mit Choiseul zuerst mit Kaunitz einleitete und worin er Oesterreich, wenn es Frieden machen wolle, eine preußische Provinz anbot. Kaunitz wies indeß diesen Antrag ab, weil er darin nur eine Falle sah, ihm gelegt, um Oesterreich von Frankreich zu trennen, wie es bereits von Rußland getrennt war.

König Friedrich war ſtill vergnügt, die ſiebenjährige furchtbare Gefahr ſo glücklich überſtanden zu haben und kehrte am 30. März Abends im Dunkeln ohne allen Prunk nach Berlin zurück.

Der ſcheinbar unnütze Krieg, der in der Lage der Dinge nichts verändert und nur das nördliche Deutſchland grauſam verheert hatte, war doch von großer Bedeutung für die Folgezeit. Erſt auf den Schlachtfeldern dieſes Krieges wurde Preußen als zweite Großmacht in Deutſchland legitimirt und wurde der confeſſionelle Dualismus im Reiche auch noch ein politiſcher. Weil aber Preußen den Ruhm davongetragen hatte, wurde es damals maßgebend für andre Staaten. Ueberall ſetzte man die Armeen auf den preußiſchen Fuß, ſuchte man Friedrichs Büreaukratie und Verwaltungsſyſtem nachzuahmen und adoptirte ſeine Grundſätze der Toleranz und Aufklärung.

Viertes Buch.

West- und ostindische Kämpfe.

Von nicht minder großer weltbistorischer Wichtigkeit war der gleichzeitige See- und Colonialkrieg zwischen Frankreich und Spanien einer- und England andrerseits, weil er den ersten Grund legte zu den für die neue und alte Welt wichtigsten Veränderungen, nämlich zum Aufschwung größrer Selbständigkeit und endlicher Emancipation der englischen Colonien in Nordamerika und zur Neubildung eines englischen Reichs in Ostindien. Während England an dem siebenjährigen Kriege auf deutschem Boden nur einen gleichsam widerwilligen und verhältnißmäßig wenig lebhaften Antheil nahm, verfolgte es seine Ziele in Amerika und Asien mit ungemeiner Energie.

Wir wenden uns zuerst nach Westindien, wie man Amerika seit seiner Entdeckung im weitesten Sinne zu nennen pflegte. Der ganze Süden Amerikas und auch noch der ganze südliche Theil von Nordamerika (Mexiko) war von Spaniern colonisirt und in spanische Provinzen eingetheilt, mit Ausnahme der großen, von Portugiesen colonisirten Provinz Brasilien, einiger kleiner Niederlassungen der Franzosen und Holländer in Surinam und der Engländer im benachbarten Guiana und der noch gar nicht colonisirten, nur von wilden Indianern bewohnten Strecken im äußersten Süden und in

der breiten Mitte Südamerikas. Die westindischen Inseln im Golf von Mexiko (die Antillen) gehörten verschiedenen europäischen Herren, die größte Insel Cuba den Spaniern, die zweitgrößte St. Domingo im cultivirtesten Theile den Franzosen, die drittgrößte Jamaika den Engländern. Was auf dem Festland Nordamerikas von Mexiko nordwärts lag, war damals nur erst an den Küsten, hauptsächlich an den Flußmündungen von Europäern angebaut, die ungeheure Tiefe des Binnenlandes aber lag noch öde, ein Tummelplatz wilder Indianer und die Walde ungeheurer von Raubthieren aller Art verfolgter Büffelheerden. Die Engländer besaßen damals nur den schmalen Küstenstrich von Acadien oder Neuschottland (mit dem Hafen Halifax) bis nach Georgien, welches an das spanische Florida grenzte. Die Franzosen besaßen dagegen viel mehr, und zwar auf beiden Seiten und im Rücken der Engländer, nordwärts das ungeheure Flußgebiet des Lorenzo (Canada) mit der Hauptstadt Quebec, südwärts das noch größere Flußgebiet des Missisippi (Louisiana) mit der Hauptstadt Neu-Orleans. Aber in der mehr concentrirten englischen Colonie lebte eine dichtere Bevölkerung, damals schon an zwei Millionen, welche in einzelne Provinzen gruppirt große Privilegien genoßen, die Freiheit liebten und viel Energie besaßen, während die französischen Colonisten viel weniger zahlreich, viel mehr zerstreut und von Haus aus despotisch regiert waren. Die Engländer wollten sich weiter ins Innere des Festlandes ausbreiten und insbesondere in den Prairien die Jagd und somit den ergiebigen Pelzhandel an sich reißen, die Franzosen aber bestritten ihnen das Recht dazu, legten die unklaren Grenzverträge in ihrem Sinne aus, zogen die Grenzen enger und errichteten, theils um Canada in directe Verbindung mit Louisiana zu bringen, theils um den Engländern die großen Seen des Lorenzoflußes und das Obiogebiet zu versperren, einen Ring von kleinen Festungen oder Forts.

Nun hatte sich 1750 in Virginien eine s. g. Obiogesellschaft gebildet und war vom englischen Parlament privilegirt und

Wahlſpruch des Senſualismus: „nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu,“ mit dem Satze beſchränkte: „nisi intellectus ipse.“ Auch Descartes machte die Seele zur Quelle aller Wahrheit und zur höchſten Richterin über dieſelbe; aber ſein Syſtem fand in ſeinem eigenen Volke die Entwicklung nicht, deren es vielleicht fähig war, und ſeine Wirbel wurden vom geradlinigten Strome der Empirie verſchlungen. — Der deutſche Kepler beurkundete mit den Spekulationen, durch die er Newtons Vorläufer wurde, ſiegreich die ſchöpferiſche Kraft des Gedankens, und er ſprach ein Wort aus, das in ſeiner ganzen Tiefe zu meſſen, in allen ſeinen Conſequenzen zu demonſtriren, es eines ebenbürtigen Genius aus einem ſtammverwandten Volke bedurfte.

Es wäre nicht zu ermeſſen, welches der drei Hauptvölker im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts das große Werk der Naturwiſſenſchaften am meiſten gefördert, welches mehr aufbauendes und erweiterndes Material herbeigeſchafft, welches mehr ordnenden und befruchtenden Geiſt in die Maſſe gegoſſen. Man müßte die Entdeckungen und Erfindungen nicht nur zählen, ſondern auch wiegen können, und dies iſt inſofern unmöglich, als Alles, was man Erfindung und Entdeckung nennt, nur die in einem Wirbel von Entwicklungen ſich bildenden Knoten ſind, welche der Verſtand pour mémoire fixirt, während alle die Kräfte, die dazu mitgewirkt, wenn ſie auch nicht latent bleiben, nachher in ihren Werthen keiner Berechnung unterliegen. Ein einziges geiſtreiches Wort, eine hingeworfene, ſcheinbar gewagte Analogie kann in fremdem Lande in einem Kopf eine Reihe von Aſſociationen wecken, welche zu einem Reſultate führen, das am Ende vielleicht erſt im dritten Lande und in einem ganz andern Kreiſe des Wiſſens zu einer wahren Offenbarung des Geiſtes wird. Je mehr ſich der Verkehr unter den Völkern ausgebreitet hat, ein deſto bedeutenderes Moment für die Entwicklung der Wiſſenſchaften iſt dieſes wechſelſeitige geiſtige Elektriſiren durch Berührung geworden. Dieſe Bethätigung herüber und hinüber förderte mächtig den Prozeß der Analyſis, indem z. B. eine ſinnreiche Methode des Experimentirens auf verſchiedenen Punkten mit verſchiedenem Geiſt und Glück auf denſelben oder auch einen ganz verſchiedenen Kreis von Phänomenen angewandt wurde, wobei die Reſultate durch ihre Verſchiedenheit nicht ſelten ſoviel und

mit 6000 Acker Land am Ohioſluſſe beſchenkt worden. Der franzöſiſche Gouverneur von Canada ließ ihnen aber ſagen, das Gebiet gehöre Frankreich und er werde jeden Engländer, der ſich dort niederlaſſen wolle, verhaften laſſen. Das that er auch. Die erſten Virginier, die ſich in die Gegend wagten, wurden aufgegriffen. Ein Mitglied der Ohiogeſellſchaft, Lawrence Waſhington, ſchickte ſeinen damals zwanzigjährigen Enkelſohn Georg in die unwegſamen Wälder, um nachzuſpüren, und dieſer benahm ſich ſo klug, daß er im folgenden Jahre noch einmal von Dinwiddie, dem engliſchen Gouverneur Virginiens, officiell mit einem Schreiben an den franzöſiſchen Commandanten St. Pierre abgeſchickt wurde, um von demſelben die Räumung des fraglichen Gebietes zu fordern. Unterwegs aber begegnete dem jungen Waſhington der Häuptling der wilden Huronen, Tamachalſon, und ſagte ihm ſehr wahr: „Das Land gehört weder den Franzoſen, noch euch, ſondern uns.“ Von den Franzoſen, wie zu erwarten war, zurückgewieſen, ſtellte ſich Waſhington ſofort an die Spitze von 400 Mann virginiſcher Milizen, um das franzöſiſche Grenzfort Duquesne wegzunehmen, unterlag aber der Uebermacht und mußte umkehren.

Hierauf traten zum erſtenmal Deputirte ſämmtlicher engliſcher Colonien in Albany zuſammen und eröffneten am 14. Juni 1754 einen Congreß, worin ſie die Sache Virginiens zu der ihrigen machten. Ihre Erklärung unterzeichnete Benjamin Franklin, Buchdrucker in Philadelphia, einer der kenntnißreichſten Coloniſten. Die engliſche Regierung bot Truppen an unter der Bedingung, daß ſie von den Colonien bezahlt würden. Deſſen weigerten ſich aber die Abgeordneten, weil ſie ſich, alten Privilegien zufolge, allezeit nur ſelbſt Geldleiſtungen auflegten, ſich dieſelben nie vorſchreiben ließen. Die engliſche Regierung ſchickte nun den General Braddock mit 1500 Mann, um das Ohiogebiet zu ſäubern und die Franzoſen zu züchtigen. Dieſer hoffärtige Britte wies mit Verachtung den Beiſtand der Huronen ab, die dadurch ſo beleidigt wurden, daß ſie ihm in den Wäldern, die er durchbrechen mußte,

einen Hinterhalt legten und ihn selbst sammt 64 Offizieren erschossen. Alle wären verloren gewesen, wenn nicht Washington mit den rohen, von Braddock verachteten Milizen den Rückzug gedeckt hätte. Dagegen erfocht eine andere Abtheilung Engländer unter den Generalen Johnson und Lymann, die sich von den wilden Mohawks beistehen ließen, weiter nordwärts am Hudson einen glänzenden Sieg über die Franzosen, deren General Dieskau umkam. Noch größeren Erfolge erfreuten sich die Engländer zur See. Sobald man in England von den ersten Feindseligkeiten in Amerika hörte, brauste der Nationalgeist auf, und man rüstete Caper, durch die auf allen Meeren französische Handelsschiffe weggenommen wurden. Im Jahre 1755 nahm der englische Admiral Boscawen zwei französische Linienschiffe.

Um die englische Flotte von den Colonien fern zu halten und einen Angriff im Mittelmeere zu maskiren, kündigte Frankreich mit großer Ostentation an, es wolle eine Armee in England landen lassen. Voltaire mußte deßhalb in die Posaune blasen, und die Engländer waren wirklich besorgt und in großer patriotischer Aufregung, obgleich der Karikaturmaler von Hogarth nachher die französische Expedition in Bildern von trefflichem Humor verspottete. Eilig nahm England hannöversche und hessische Truppen in Dienst und befestigte seine Küsten. Die Franzosen aber dachten an keine Landung, sondern rüsteten ganz still eine Flotte zu Toulon unter dem Herzog von Richelieu, der sofort die damals den Engländern zugehörige Insel Minorca überfiel und am 29. Juni 1756 durch Capitulation der Festung Mahon einnahm, nachdem der englische Admiral Byng, der sie mit seiner Flotte hätte entsetzen sollen, der Seeschlacht aus unbegreiflicher Muthlosigkeit ausgewichen war, wofür ihn der ganze Zorn des englischen Volks traf, so daß er verurtheilt und hingerichtet wurde. — Hierauf wagten die Franzosen sogar kleine Landungen an der englischen Küste, die sie 1757 und 1758 wiederholten, obgleich vergeoens, denn sie konnten ent-

weder nicht landen, wie bei Rochefort und St. Caſt, oder ſich nur kurz behaupten, wie in St. Malo und Cherbourg.

Der Landkrieg in Amerika gerieth aber ins Stocken durch die Unfähigkeit und das Phlegma des Generalcommandanten Lord Loudon. Erſt 1758 legte ſich die Flotte unter Boscawen und ein Corps Landtruppen unter General Wolfe vor Louisburg und nahmen dieſe wichtige Feſtung, welche den Ausfluß des Lorenzo beherrſchte, und die ganze Inſel des Cap Breton. Eben ſo glücklich war Oberſt Bradſtreet, der das Fort Fontenac, und General Forbes, der das Fort Duqueſne nahm, welches die Franzoſen freiwillig verließen und verbrannten. Wo Fontenac lag, iſt ſeitdem die Stadt Kingſton, und wo Duqueſne lag, ein Fort, zu Ehren des Miniſters Pitt genannt, erbaut worden, aus welchem nach und nach die große Stadt Pittsburg entſtand. Dagegen mißlangen die Angriffe des Generals Abercromble auf andere franzöſiſche Forts. — Im folgenden Jahre, 1759, ſollte General Wolfe von Louisburg aus wo möglich ganz Canada erobern und lieferte dem franzöſiſchen General Montcalm vor der canadiſchen Hauptſtadt Quebec eine blutige Schlacht, in welcher beide Generale umkamen,*) die Engländer aber ſiegten, am 13. September. Hierauf fiel Quebec in die Gewalt des engliſchen Admirals Saunders. Die Franzoſen ſiegten zwar noch einmal unter Vaudreil über die Engländer unter Murray, als die letzteren aber Verſtärkungen erhielten, verloren die Franzoſen mit der Stadt Montreal vollends ganz Canada.

Inzwiſchen bekamen die Engländer einen neuen Feind zu be-

*) Wolfe hörte ſterbend den Ruf „ſie fliehen.“ Wer flieht? frug er. Die Franzoſen, antwortete man. Nun ſterb ich gern, ſagte er und ſtarb. — Montcalm, als man ihm ſagte, er müſſe ſterben, antwortete nur: deſto beſſer, ſo erlebe ich den Fall von Quebec nicht. Ein berühmter Kupferſtich hat Wolfes Tod verherrlicht, und auf demſelben fehlen auch die wilden Indianer nicht, die bald den Franzoſen, bald den Engländern halfen, bald beide bekämpften.

kämpfen. Die wilden Irokesen, ein eingebornes, sehr tapferes, aber auch grausames Indianervolk des nördlichen Amerika, hatten bisher gute Nachbarschaft mit den englischen Colonisten gehalten und halfen ihnen bei der Einnahme des Forts Duquesne. Bei diesem Anlaß aber benahm sich der englische Commandeur Littleton brutal und ungerecht gegen die Irokesen, was diese zum bittersten Haß und förmlichen Kriege reizte. Sie fielen 1759 in die englischen Niederlassungen ein und wütheten darin mit Mord und Brand, aber in den folgenden Jahren 1760 und 1761, fielen die Obersten Montgomery und Great ins Land der Irokesen ein und legten dort alle Dörfer in Asche und zerstörten allen Anbau, bis die Wilden um Frieden baten. — Im Jahre 1763 erregte Pontiac, das Haupt der Ottowa's, eine Verschwörung unter sämmtlichen Wilden, und ihrer Arglist gelang es, durch raschen und gleichzeitigen Ueberfall mehrere englische Grenzforts wegzunehmen, am 7. Juli. Das Fort Mackinow nahmen sie, indem sie Ball werfend ganz nahe kamen, den Ball über die Mauer warfen und diese rasch erkletterten, während die arglosen Engländer dem Spiele zusahen. Aber das Hauptfort Detroit konnte Pontiac nicht nehmen und mußte bald um Frieden bitten.

Unterdeß machten die Franzosen einen Landungsversuch in Irland. Eine Flotte unter de la Clue wurde von Boscawen, eine andere unter Conflans von Hawke, diese während eines Sturmes, theils zerstört, theils weggenommen; nur eine dritte unter Thurot kam nach Irland im Februar 1760, fand aber unter den Irländern keinen Anhang, mußte umkehren und wurde unterwegs durch eine englische Flotte unter Elliot überfallen. Thurot selbst kam in dieser Seeschlacht um, seine Schiffe wurden genommen, 28. Februar. Im folgenden Jahre nahmen die Engländer die Insel Belleisle an der französischen Küste zum Ersatz für Minorca.

Bis jetzt hatte sich Spanien an dem Seekriege nicht betheiligt, gewarnt durch sein Unglück in früheren Seekriegen. Es wollte seinen Colonialhandel retten und die reichen Silberflotten,

die ihm das in den Bergwerken von Peru gewonnene Silber brachten, nicht wieder an die Engländer verlieren. Nachdem aber 1758 Karl III. den ſpaniſchen Thron beſtiegen hatte, behielt derſelbe nur ungern die Neutralität bei, denn er war, als er noch in Neapel regierte, im Jahre 1742 von einem engliſchen Capitain durch Drohung mit einem Bombardement der Stadt Neapel geſchreckt und geärgert worden und haßte ſeitdem die Engländer tief. Natürlicherweiſe bemühte ſich Frankreich, ihn zum Alliirten gegen England zu gewinnen, und ſtellte ihm große Vortheile in Ausſicht, wenn er, wenn alle Bourbons mit Frankreich treu zuſammenhielten. Unter Choiſeuls Leitung kam nun am 15. Auguſt 1761 der bourboniſche Familienpakt (pacte de famille) zu Stande, der die Bourbons in Frankreich, Spanien, Neapel und Parma zum engſten Zuſammenhalten, als wäre es nur ein Staat, verpflichtete. Unter dem Vorwande, Portugal dem engliſchen Einfluß zu entziehen, rückte ſofort eine ſpaniſche Armee in dieſes Land, um es einſtweilen zu occupiren. Ohne Zweifel war den Spaniern der Beſitz Portugals auch diesmal wieder, wie ſchon früher und auch noch ſpäter, als Lockſpeiſe vorgehalten worden. Aber England ſchickte den Portugieſen einen guten General in dem deutſchen Fürſten Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der unter Friedrich dem Großen den deutſchen Krieg mitgemacht hatte, wirklich die portugieſiſche Armee raſch diſciplinirte und die Spanier im Schach hielt.

Spanien durfte ſeine Unklugheit bitter bereuen, denn auf allen Meeren wurden nun ſeine Schiffe und die reichſte Handelsſtadt der Spanier in Weſtindien, Havannah auf der Inſel Cuba, wie auch die vornehmſte Beſitzung der Spanier in Oſtindien, Manilla, von den Engländern weggenommen. Im Hafen von Havannah allein eroberten die Engländer 11 ſpaniſche Linienſchiffe und 3 Fregatten und unermeßliche Reichthümer. In Manilla hatte ein einziges ſpaniſches Schiff, welches die Engländer nahmen, an Werth in Gold und Waaren 11 Millionen Pfund Sterling an Bord.

Den größten Theil dieſer ungeheuren Vortheile gaben aber die Engländer freiwillig wieder auf, als ſich der neue König Georg III., wie im vorigen Buch erörtert iſt, durch Lord Bute voreilig zum Frieden beſtimmen ließ. Der Friede zwiſchen England einer-, Frankreich und Spanien andererſeits wurde am 3. November 1762 zu Paris geſchloſſen. England behielt Canada, Florida, einige Antilleninſeln (Tabago, Dominique, St. Vincent, Grenada) und bekam Minorca zurück, gab dagegen Cuba und die Philippinen den Spaniern, und Guadeloupe, Martinique ꝛc. den Franzoſen zurück.

Der Krieg in Oſtindien verdient eine beſondere Darſtellung. Hier war ſchon lange vorher der heftigſte Kampf zwiſchen den Franzoſen und Engländern entbrannt. Die Franzoſen beſaßen im ſtillen Ozean zwiſchen Afrika und Oſtindien die beiden Inſeln Bourbon und Isle de France (vorher Mauritius genannt) und hatten von hier aus auch auf dem oſtindiſchen Feſtlande an der Küſte Coromandel (Oſtküſte der vorderindiſchen Halbinſel) die Stadt Pondichery zu ihrer Niederlaſſung gemacht, ſüdlich und nicht ſehr weit entfernt von Madras, einer Niederlaſſung der Engländer. Der franzöſiſche Gouverneur in den oſtindiſchen Colonien, Dupleix, war ein Mann von großer Energie und haßte die Engländer gründlich. Als der unter ihm commandirende General Labourdonnaye, wie oben ſchon kurz erwähnt wurde, ſchon während des früheren Seekriegs, der dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg parallel ging, die Stadt Madras (im Jahre 1746) erobert und den Beſiegten eine anſtändige Capitulation bewilligt hatte,*) welche Dupleix

*) Labourdonnaye wurde auf der Rückkehr nach Europa von den Engländern gefangen, aber wegen ſeines zu Madras bewieſenen Edelmuthes aufs ehrenwertheſte behandelt. Das war ſein Unglück, denn man verdächtigte ihn, ſein Chef Dupleix ſelbſt verleumdete ihn und Labourdonnaye wurde in die Baſtille geworfen, aus der er nie wieder frei wurde, um bald im Kummer zu ſterben. So ſchlecht belohnte Frankreich die Verdienſte wackrer Männer.

später brach, kam der letztere in Conflict mit den einheimischen Fürsten, denen der Grund und Boden gehörte, auf welchem der kecke Fremde Schlachten zu liefern und Eroberungen zu machen sich anmaßte, und von da beginnt eine Reihe welthistorisch höchst wichtiger Kämpfe.

Es ist hier der Ort, die damalige Lage des indischen Festlandes zu überblicken.

Den Nordwesten Indiens bildet das Flußgebiet des Indus. Zwischen diesem großen Strom und Persien liegt Beludschistan und Afghanistan mit sehr kriegerischen, aber immer uneinigen Stämmen. Von Persien her waren schon längst muhamedanische Eroberer bis tief nach Indien vorgedrungen und hatten mit Feuer und Schwert unter den eingebornen Hindu des Landes gewüthet, aber vergebens. Neben dem Islam, dem die meisten Fürsten und ihre kriegerischen Vasallen huldigten, behauptete sich in der Mitte Indiens immer noch die alte Religion des Brahma, gegen Norden und Osten Indiens aber (in Tibet, der Mongolei, China und Hinterindien) die durch eine Reformation aus dem Brahmaismus hervorgegangene gleichfalls heidnische Religion des Buddha, beide, wenn auch voll Aberglauben, doch geistvoll genug, um dem Islam die Waage zu halten. Im Allgemeinen hat der heidnische Götzendienst in Indien die Volkssitten nicht so sehr verderbt, als der Islam, wobei jedoch in Rechnung zu bringen ist, daß die Muhamedaner als Eroberer und Herren leichter zum Mißbrauch der Gewalt und zu Lastern verführt werden, die unterworfenen Hindu dagegen mehr an Demuth gewöhnt sind. Indessen erhielten sich trotz jahrhundertlanger Herrschaft der Muhamedaner in dem weitgedehnten Indien immer noch heidnische Volksstämme mit kriegerischem Geiste, z. B. die Mahratten in der Mitte Vorderindiens, und viele Rajahs (heidnische Fürsten) blieben im Besitz ihrer Länder, indem sie dem muhamedanischen Oberherrn nur tributbar wurden.

Dem Namen nach gehörte ganz Indien dem s. g. Großmogul, oder dem in Delhi residirenden Kaiser aus dem Geschlechte des

großen Eroberers Timur. Allein derselbe war ohnmächtig. Im Jahre 1739 hatte der schreckliche Usurpator Persiens, Nadir Schah, einen Einfall in den Norden Indiens gemacht und denselben grausam verheert. Nach seinem Tode behauptete sein General Abdallah die Herrschaft in dem von ihm gegründeten Reiche Candahar, vom Osten Persiens bis zum Indus. Im ganzen Vorderindien aber und im weiten Gangesgebiet hatten die Nabobs (Statthalter des Kaisers) sich bereits mehr oder weniger unabhängig gemacht, und neben diesen behaupteten wieder untergeordnete muhamedanische Vasallen, oder heidnische Rajahs, oder kriegerische Emporkömmlinge ihre Selbständigkeit, alle theils gegen den Kaiser, theils gegen einander selber kämpfend und einer den andern plündernd und verrathend. Die meiste Macht war bei den heidnischen Mahratten im Süden und bei den muhamedanischen Rohillas (Afghanen) im Norden von Delhi. Diese kriegerischen Stämme waren aber unter mehrere Fürsten, die oft wechselten, vertheilt. Selbst innerhalb der einzelnen dynastischen Familien intriguirten Bruder gegen den Bruder, Eidam gegen den Schwieger ꝛc. Ein tugendhafter Regent gehörte damals in Indien zu den größten Seltenheiten. Unter diesen Umständen wurden nun die Franzosen und nach ihnen auch die Engländer versucht, die Uneinigkeit, Indolenz, Habgier und Bestechlichkeit der indischen Fürsten zu benützen, um einen durch den andern zu verderben und ihre eigene Herrschaft auszubreiten.

Die Spanier, schon lange im Besitz der philippinischen Inseln, hatten doch nie einen Versuch gemacht, von dort aus (wie es die Franzosen von Isle de France aus thaten) Einfluß auf dem indischen Festlande zu gewinnen, ohne Zweifel, weil die ungeheure Ausdehnung ihrer westindischen Colonien ihnen schon genügte. Auch die Portugiesen gedachten ihre alte Niederlassung auf der Westküste von Indien (Malabar) zu Goa nicht zum Ausgangspunkt einer Herrschaft über Indien zu machen. Erst Dupleix faßte den Gedanken, durch Einmischung in die inneren Angelegenheiten In-

diens eine französische Macht in diesem Lande zu gründen. Bisheran waren sowohl Franzosen als Engländer in Indien nur als Handelsleute geduldet, mußten dem Nabob des Gebiets, auf dem er ihnen eine Niederlassung gestattete, Tribut bezahlen, durften aber zum Schutz ihres Handels ihre Magazine mit Befestigungen umgeben. Da die Nabobs ihren Vortheil dabei hatten, indem sie Tribut und Geschenke von den Europäern und, wenn der Handel in Schwung kam, hohe Zollbeträge erhielten, duldeten sie die Fremden gern.

Erst als Dupleix sich eine bewaffnete Macht schuf, die nicht nur aus Franzosen und aus Afrika herbeigeholten Kaffern, sondern auch aus eingebornen, auf europäische Art exercirten Indern (Spahis, Sepoys) bestand, und damit die englische Niederlassung Madras wegnahm, fand sich der Nabob von Karnatik als Grundherr veranlaßt, sich das eigenmächtige Gebahren der Fremden nicht gefallen lassen zu wollen, die Engländer mit einem Heere zu unterstützen und die Franzosen in Madras anzugreifen. Dupleix aber hatte eine so überlegene Artillerie, daß die Inder bald vor seinem Feuer auseinanderstoben (1746). Damals erst brach Dupleix die von Labourdonnaye den Engländern in Madras bewilligte Capitulation, plünderte sie gänzlich aus und führte sie als Gefangene in Pondichery im Triumph auf. Dagegen behaupteten die Engländer ihr Fort St. David, als es Dupleix angreifen ließ, und erhielten Verstärkungen aus England unter dem Major Lawrence, der einen Angriff auf Pondichery machte, aber gefangen wurde, 1748. Bald darauf wurde der Aachener Friede geschlossen und Madras den Engländern zurückgegeben. Aber der Frieden in Europa wurde in Ostindien nicht beachtet. Die Eifersucht zwischen Franzosen und Engländern auf diesem Boden war zu sehr entflammt, der Gewinn zu lockend. Man griff hier wieder zum Schwert und focht fort trotz aller europäischen Friedensschlüsse.

Lawrence begann 1749 das Beispiel von Dupleix nachzuahmen und sich in den Streit der indischen Fürsten zu mischen.

Der abgesetzte Rajah von Tanjore suchte seine Hülfe nach, Lawrence half ihm und erhielt dafür das Fort Deli Colah und ein Stück Land zum Lohne. Dupleix aber mischte sich damals in einen noch wichtigern Streit, der sich um das Erbe des verstorbenen Nabob von Karnatik drehte. Er unterstützte den Prätendenten Mirzapha Jung, schlug dessen Nebenbuhler Nazir Jung, eroberte die Felsenfeste Gingee, und ließ, indem er Mirzapha Jung als Nabob einsetzte, sich selbst die eigentliche Statthalterschaft im Namen des Kaisers zuerkennen, 1751. Das durften nun die Engländer nicht leiden, welche damals einen vortrefflichen General erhielten. Ein gewisser Clive, gemeiner Schreiber der ostindischen Compagnie, hatte sich bei der Eroberung von Madras glücklich aus dieser Stadt geflüchtet, Kriegsdienste genommen und sich bald ausgezeichnet, so daß man ihm, obgleich er noch jung war, schon die Führung der englischen Truppenmacht gegen Dupleix anvertraute. Der Prätendent, den die Engländer zum Nabob von Karnatik machen wollten, war Mahomed Ali. Clive nahm eine Anzahl Mahratten in seinen Sold und schlug die Franzosen in mehreren kleinen Gefechten. Der Rajah von Tanjore, Chunda Saheb, half zwar den Franzosen, wurde aber von seinen eigenen Truppen verlassen und ermordet. Man beschuldigt Lawrence, der wieder den Oberbefehl übernommen hatte, den Befehl zu seiner Ermordung ertheilt zu haben. Nachher wurden die Engländer wieder, als sie Gingee belagerten, zurückgeschlagen, Lawrence aber siegte in einer Schlacht bei Vahoor, 1752.

Dupleix machte verzweifelte Anstrengungen, seine Nabobschaft in Karnatik zu behaupten, wurde aber von Frankreich aus im Stich gelassen, erhielt weder Geld noch Verstärkungen, konnte die Truppen nicht mehr bezahlen und kam daher in große Noth. Europa war damals im Frieden und in Paris begriff man nicht, wie richtig Dupleix urtheilte, indem er immerfort mahnte, die Engländer aus Ostindien zu vertreiben. Damals würde es einer kleinen Verstärkung aus Frankreich noch möglich gewesen seyn, alle

mehr Licht verbreiteten als durch ihre Uebereinſtimmung. Dieſer Austauſch von Ideen förderte aber auch das zuſammenfaſſende Moment der höhern Naturanſchauung, das, wenn es auch vom Empiriker verkannt wird, ihm ſelbſt und für den Fortſchritt der Wiſſenſchaft ſo nothwendig iſt als die Analyſis ſelbſt. Jede Nation bildete bei ſich vorzugsweiſe diejenigen Wiſſenſchaften aus, zu welchen ſie ihre natürliche Anlage, ihre ganze Geiſtesrichtung am meiſten befähigte. Indem ſie dadurch an einzelnen Punkten in erhöhtem Maße Licht und Wärme entwickelte, ſtrömten dieſe in andere Regionen über und brachten in andern Sphären der Forſchung verwandte Keime zu höherer Entwicklung.

Indeſſen war man im Lauf des vorigen Jahrhunderts beim Aufbau der Wiſſenſchaften von unten faſt noch nirgends zu den Punkten gelangt, wo ſich am Ende alle unter einander berühren; die einzelnen Disciplinen liefen, einerſeits von mechaniſchen, andernſeits von metaphyſiſchen Begriffen loſe zuſammengehalten, parallel neben einander her, und die für jede aufgeſtellten allgemeinen Theorien blieben ohne lebendigen Bezug auf einander und auf ein Allgemeinſtes. Baco's Grundſatz war, man habe ſich wohl zu hüten, die Wiſſenſchaften abſolut von einander zu trennen, alle finden ihren Vereinigungspunkt in der allgemeinen Philoſophie. Man ſieht, daß dieſe Aufgabe eine unendliche iſt. Es kann nur davon die Rede ſeyn, daß man die Naturwiſſenſchaften in ihrer Geſammtheit in einem oberſten Grundſatz abſchließt, und ſich dabei nicht verhehlt, daß damit nur ein augenblicklicher Ruhepunkt gegeben iſt, jenſeits deſſen der Prozeß der Analyſis, nur nach einem andern Plane, von neuem beginnt. Es fehlte nie, und am wenigſten in der deutſchen Nation, an Verſuchen zu einem ſolchen Abſchluß; ſie konnten aber beim allgemeinen Zuſtand der Wiſſenſchaften, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herauf, nur unvollkommen ausfallen und mußten auf allen Seiten der Conſequenz entbehren.

Noch ſtanden die beiden großen Reiche der Natur in heterogener Abſchließung einander gegenüber. Das eine gehorcht in ſeinen Bewegungen und in ſeiner Ruhe ſcheinbar todten, mechaniſchen Geſetzen. Hier, in Luft und Waſſer, zerfließt die Materie für unſere Sinne in unfaßbarer Formloſigkeit; dort, in Erden und Metallen, liegen die kleinſten Theile wie zufällig neben

Erfolge zu vereiteln, welche die Engländer nur deshalb mit verhältnißmäßig geringen Mitteln erreichen konnten, weil ihnen die Franzoſen allzuſchwach widerſtanden. Indeſſen würden die Franzoſen noch weniger getaugt haben, in Indien zu herrſchen, wie die Engländer.

Die franzöſiſche Regierung ſchickte 1754 einen Bevollmächtigten, Godheu, nach Oſtindien, welcher mit den Engländern ein Uebereinkommen traf, ganz im Sinne der Pariſer Friedenspolitik, und wodurch Dupleix gänzlich desavouirt wurde. Die Urkunde, durch welche Dupleix angeblich die Statthalterſchaft im Karnatik im Namen des Kaiſers führen ſollte, wurde als nicht echt erfunden, die Anſprüche des engliſchen Candidaten dagegen als berechtigt anerkannt und Mahomed Ali zum Nabob erhoben. Im Uebrigen ſollten die Waffen fortan ruhen. Dieſer Vertrag war den Franzoſen äußerſt nachtheilig, da ſie unter dem talentvollen Buſſy eben einen großen Sieg zum Vortheil des Salabut Jung, Sohn und Erben des Mirzapha Jung, über die Mahratten unter Holkar erfochten hatten. Dupleix mußte nach Europa zurückkehren, ärmer als er gekommen war, weil er ſein Privatvermögen dem Dienſte des Staates geopfert hatte, und fand keinen Dank, keine Ehre. Kaum daß man ihm einen Schutzbrief gegen ſeine Gläubiger gab, damit er wenigſtens nicht im Gefängniß endete. Auch Godheu kehrte zurück und Buſſy, ohne Unterſtützung bleibend, wurde von Salabut Jung verlaſſen, der es jetzt räthlicher fand, ſich den Engländern in die Arme zu werfen.

Dagegen erlaubte ſich Suraja Dowlah, Subahdar (Statthalter) von Bengalen, ein roher und gewaltthätiger Mann, ohne allen Reſpect mit den Engländern zu verfahren. Die bengaliſche Niederlaſſung der letzteren zu Calcutta war damals noch klein. Sie wollten ſie befeſtigen, aber Suraja Dowlah als Grundherr duldete es nicht, zeigte ihnen nur Haß und Verachtung und erklärte es (mit Recht) für eine Unverſchämtheit von fremden, nur geduldeten Kaufleuten, auf ſeinem Gebiet Feſtungen anlegen und Krieg führen

zu wollen. Die Engländer beschlossen nun, die offene Stadt schleunigst zu verlassen, brachten Weiber und Kinder, Hab und Gut auf Schiffe, drängten aber in der Angst dermaßen, daß sich die Schiffe überfüllten und viele davonsegelten, um nicht überfüllt zu werden. Dadurch stockte die Flucht und viele mußten zurückbleiben. Nun kam der Subahdar mit Truppen in die Stadt und ließ die 146 Engländer, die er noch vorfand, in das Gefängniß einsperren, welches die Engländer selbst für ihre Gefangenen eingerichtet hatten. Man nannte diesen Kerker „die schwarze Höhle von Calcutta," sie bestand aus zwei engen Gemächern, viel zu klein, um einer so großen Menschenzahl Raum zu geben, daher die zusammengepreßten Männer größtentheils erstickten. Am andern Morgen fand man nur noch 23 am Leben, darunter Holwell, welcher später englischer Gouverneur wurde. Mehrere waren wahnsinnig geworden. Diese greuliche That des Subahdar verfehlte nicht, in Europa den tiefsten Abscheu zu erregen und brachte den Engländern einen großen Nutzen, denn sie diente ihnen zum Vorwand und zur Rechtfertigung aller Ungerechtigkeiten, welche sie hinfort gegen die unglücklichen Bevölkerungen von Ostindien begingen. Abgesehen von der Grausamkeit der Handlung, war der Subahdar in vollem Recht gewesen, die fremden habgierigen Räuber, die er nicht gerufen hatte und die sich Souveränitätsrechte auf seinem Grund und Boden anmaßten, zu verjagen, ja selbst zu vertilgen.

Clive war nach England gerufen worden, um dort allgemein gefeiert zu werden, kam aber bald nach Ostindien zurück, landete in Bombay, machte von hier aus dem Unwesen des Angria, eines kühnen Seeräubers, ein Ende, indem er dessen Felsennest Gheriah eroberte und eilte dann nach Madras, um von hier aus gegen Bengalen zu rüsten, 1756. Um den Erfolg zu sichern wurde Clive mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet. Am 2. Januar 1757 landete er vor Calcutta und nahm die Stadt nach kurzem Widerstande. Ein nächtlicher Angriff auf das Lager des Subahdar mißlang aber, weil die Truppen im dicken Nebel irre gingen. In

Folge dessen ging Clive einen Vertrag mit dem Subahdar ein, machte bald darauf aber neue Ansprüche, welche jener abweisen mußte, schritt daher in besserer Fassung wieder zum Angriff, fand unter den Indern selbst an Mir Jaffier einen Bundesgenossen und brachte in offener Feldschlacht bei Passy durch die Ueberlegenheit seines Geschützes den Subahdar, der seinen Truppen selbst nicht mehr traute, zur Flucht, am 23. Juni. Bald darauf wurde dieser von den Seinen verlassen, gefangen und auf Befehl eines Sohnes des Mir Jaffier umgebracht, der letztere aber an seine Stelle gesetzt. So rächte England mit Hülfe indischer Verräther die Kühnheit des Subahdar und wurde nun in Bengalen eben so mächtig wie in Karnatik.

In Paris merkte man endlich, wie viel man versäumt hatte, und Lally Tolendal wurde mit einer französischen Flotte und Landtruppen nach Ostindien abgeschickt, um den Engländern die Waage zu halten. Graf Lally war ein Irländer und brachte ein ganzes Regiment seiner Landsleute mit, die vor Begierde brannten, sich an den Engländern wegen deren Tyrannei in Irland zu rächen. Zugleich hatte der thätige Bussy, obgleich es ihm nicht gelang, den Subahdar von Bengalen gegen Clive zu unterstützen, doch Salabut Jung wieder umstrickt und die englische Niederlassung Vizigapatam am Meere zwischen Madras und Calcutta liegend, erobert. Man erwartete nun, Lally werde von Pondichery aus Madras nehmen, allein Lally hatte kein Geld, um seine Truppen zu bezahlen, und reizte sie durch sein brutales Betragen, so daß er am Ende, nur um Geld zu bekommen und sie zu befriedigen, einen Raubzug nach Tanjore unternahm, dessen Rajah den Franzosen für frühere Hülfe noch Geld schuldig war. Unterwegs plünderte er zu Nagore eine große und berühmte Pagode und ließ sechs Brahminen, die er für Spione hielt, vor seine Kanonen binden und „wegblasen", eine Form der Grausamkeit, welche die Engländer bald adoptirten und die bis auf unsre Tage in Indien fortdauert, im Sommer 1757. Doch gelang es ihm nicht, Tanjore zu nehmen, er mußte umkehren.

Immer aber noch in Geldnoth, beschloß er einen Angriff auf Arcot, die Hauptstadt von Karnatik, und eroberte diese Stadt, Mahomed Alis, des Brittenfreundes, Residenz, am 4. Oct. Nun erst folgte er Bussys Rath und griff Madras an, wurde aber durch eine englische Flotte unter Parker, die im Februar 1759 gerade zu rechter Zeit kam, um die Stadt zu retten, zum Rückzug gezwungen. Nun hatte Lally gar kein Geld mehr; seine Truppen ohne Sold, abgerissen, halb nackt und häufig auch ohne Lebensmittel, rebellirten und konnten nichts mehr für die französische Sache in Indien unternehmen. Desto energischer verfuhren jetzt die Engländer. Oberst Coote nöthigte Lally und Bussy bei Wandwash zur Schlacht, die bei dem schlechten Zustand der Franzosen zu deren Nachtheil ausfiel, am 22. Dezember. Bussy wurde gefangen, indem er die Seinen zu einem Bajonetangriffe führte. Hierauf nahm Coote auch Arcot und Gingee wieder ein und alle Plätze, welche der kühne Bussy vorher Frankreich erworben hatte. Im Mai 1760 war Lally auf Pondichery allein beschränkt und mußte, da keine Hülfe kam, nach einer langen Belagerung, die Stadt den Engländern übergeben, am 17. Jan. 1761. So hatte Frankreich alle seine Besitzungen auf dem festen Lande von Ostindien verloren und England allein triumphirte. Lally aber war kaum nach Europa zurückgekehrt, als man ihn auch schon in die Bastille warf, zum Tode verurtheilte und enthauptete. Er hatte Fehler begangen, aber die Hauptschuld seines Unglücks lag am Ministerium, welches ihn ohne alle Geldmittel gelassen hatte. Seitdem kämpften die Franzosen nicht mehr in Indien, erhielten aber im Pariser Frieden 1762 Pondichery zurück.

Mittlerweile war Clive in Bengalen geblieben, wo er, unabhängig vom Gouvernement zu Madras, allein schalten und walten konnte. Der Kaiser von Delhi, Allum Ghir, schickte statt des gemordeten Subahdar von Bengalen einen andern, und zwar seinen eigenen ältesten Sohn Schah Allum, um als sein Statthalter Bengalen zu verwalten, wozu er das klarste Recht hatte. Allein

es beliebte Clive, dieses Recht nicht anzuerkennen, vielmehr den einmal von ihm begünstigten Mir Jaffier allein als Subahdar anzuerkennen. Damals kamen sieben holländische Schiffe von Batavia nach Bengalen, um mitzurauben, wo der Engländer so ergiebig raubte, und sich in die Händel der einheimischen Fürsten einzumischen, wozu Mir Jaffier selbst sie veranlaßt hatte, indem er sie um Hülfe gebeten hatte, ehe er sich ausschließlich auf Clive stützte. Die armen Holländer kamen nun zu spät, ihre Schiffe und die gelandete Mannschaft fielen größtentheils den Engländern in die Hände. Dieser seltsame Zwischenfall hatte keine weitern Folgen, weil England und Holland sich damals im Frieden befanden. Auch Schah Allum richtete nichts gegen die Engländer aus. Grade damals (1760) wurde sein unglücklicher Vater Allum Gir in Delhi durch seinen eigenen Großvezier abgesetzt und ermordet, Schah Allum wurde nun zwar jetzt Kaiser (Großmogul), hatte aber eben so wenig Macht, wie sein Vater. Vergebens bat er die Mahratten um Hülfe; diese zogen sich von ihm zurück, weil sie das alte Ansehen des Großmogul nicht wollten herstellen helfen. Er wurde nun von Patna, welches er nicht erobern konnte, durch die Engländer unter Oberst Callioud und durch Miran, Mir Jaffiers Sohn, geschlagen, Miran selbst aber wurde in seinem Zelt mit seinem ganzen Gefolge vom Blitz getödtet, worauf sein Heer entsetzt davonfloh.

Damals ging Clive wieder nach England und Vansittart trat an seine Stelle, wenig erbaut durch die Wahrnehmung, daß alle Cassen leer waren. Der langwierige Krieg hatte alle regelmäßigen Einkünfte der ostindischen Compagnie aufgezehrt, die ungeheuren Summen aber, welche die einzelnen Beamten und Offiziere auf die Seite geschafft hatten, wurden verheimlicht. Die englische Armee in Patna war wegen Soldmangels der Auflösung nahe und die Sepoys, welche die Engländer nach dem Beispiel der Franzosen aus den Eingebornen errichtet hatten, desertirten compagnienweise. Da nun auch das Hülfsheer Mirans aufgelöst war, standen die

Dinge in Bengalen ſchlecht für England, trotz des Sieges bei Patna. Mir Jaffier, wohl gedrängt durch die patriotiſche öffentliche Meinung in ſeinem Volk, drohte die Engländer zu verrathen, aber ſein eigner Schwiegerſohn, Mir Kaſſim, ſchloß jetzt einen geheimen Vertrag mit den Engländern zu dem Zweck, den Schwiegervater zu verderben und an ſeiner Statt Nabob zu werden. An Verräthern fehlte es in dieſen muhamedaniſchen Familien nie. Schah Allum wollte die augenblickliche Schwäche der Engländer benützen, wurde aber vom Major Carnac in der Nähe von Patna nochmals geſchlagen und kehrte nach Delhi zurück, wo er als Kaiſer begrüßt wurde, weil der mächtige Abdallah, der eben von ſeinem nordiſchen Krieg von Afghaniſtan aus die 200,000 Mann ſtarken Mahratten in einer großen Schlacht beſiegt hatte, ihn anerkannte. Nun ſchloß auch Carnac mit ihm Frieden unter der Bedingung, daß er Mir Kaſſim anſtatt Mir Jaffier als Nabob beſtätige, 1761.

Abdallah, der auch oft mit ſeinem andern Namen Achmed und der Schah von Candahar oder Afghaniſtan, oder auch der Durane (ſeine Dynaſtie war die der Durani) genannt wird, fiel ſechsmal im nördlichen Indien ein und bedrohte den ſchwachen Großmogul in Delhi, bekam aber genug mit den Mahratten zu thun und mit den Sickhs im Pendſchab. Im Pendſchab, d. h. dem Lande der fünf Flüſſe, zwiſchen dem obern Ganges- und Indusgebiet, hatte ein gewiſſer Nanak genau zu Luthers Zeit eine Reformation begonnen, wonach ſeine Schüler (Sickhs) ſich aus Hindus der brahminiſchen und buddhaiſtiſchen Secten, wie aus Muhamedanern miſchten, allen bisherigen Religionen abſchworen und einen einfachen Deismus, d. h. den Glauben an ein vernünftiges höchſtes Weſen, annahmen und deren politiſches Ziel die Einheit aller bisher durch die verſchiedenen Religionen getrennten Hindus war. Dieſe Sickhs fanden im Beginn des 18. Jahrhunderts an dem jungen Guru Gowind ein kriegeriſches Haupt, als derſelbe aber umkam, führten ſie ein doppeltes Bauern- und Räuberleben und machten ſich durch plötzliche Zuſammenrottungen furcht-

bar, nach denen ſie eben ſo raſch wieder auseinander liefen und zum Pfluge heimkehrten. So verhielten ſie ſich, wenn Abdallah mit den Afghanen kam, ruhig, wenn er aber wieder umkehrte, fielen ſie über ſeine Leute her und brachten den Nachzüglern ſchwere Niederlagen bei. Um ſich zu rächen, kehrte Abdallah 1761 um, ließ den großen Tempel der Sickhs zu Omritſir in die Luft ſprengen und ihr großes Reinigungsbecken verunreinigen. Allein die Sickhs wehrten ſich aufs zäheſte, und Abdallah überließ ihnen endlich den Beſitz von Lahore, 1764. Allein in 12 Genoſſenſchaften unter verſchiedenen Häuptern vertheilt, geriethen dieſe unruhigen Sectirer unter einander ſelbſt in Kampf und mordeten ſich wechſelſeitig, bis unter ihnen Tſcharat Sing das größte Anſehen erlangte. Dieſem folgte 1774 ſein Sohn Maha Sing, Vater des ſpäter ſo berühmt gewordenen Runjet Sing. Es erſcheint merkwürdig, daß dieſe Sickhs eben ſo wenig im Stande geweſen ſind, ihren großartigen Reformplan in Indien ſiegreich durchzuführen, wie die Wechabiten den ihrigen in Arabien.

Die Sickhs berührten ſich damals noch nicht mit den Engländern, die es vielmehr zunächſt nur mit dem Großmogul, ſeinen untreuen Vaſallen und den Mahratten zu thun hatten. Der Friede konnte nicht lange währen. In den engliſchen Darſtellungen dieſer Wirren heißt es immer nur, die indiſchen Fürſten hätten aus Bosheit oder Thorheit die Verträge gebrochen, und wird der wahre Sachverhalt verſchwiegen. Trotz der tiefen Entſittlichung, in welche die muhamedaniſchen Fürſten durch ihre Seraillerziehung geſunken waren, und trotz der Zerklüftung des indiſchen Volks nach Stämmen, Confeſſionen und Kaſten waren die Inder doch Menſchen und hatten menſchliche Gefühle bei nicht geringen Verſtandesanlagen. Wie hätte ihnen das Hereinbrechen der räuberiſchen Engländer in ihr Land nicht tief verhaßt ſeyn ſollen! Wenn ſie, trotz der verrätheriſchen Verträge, welche ihre Fürſten, gezwungen oder nicht, eingegangen waren, jede Gelegenheit ergriffen, ſich des Joches zu erwehren, welches man ihnen auflud, ſo war das nur natürlich. Die

Engländer selbst aber waren es, welche die Verträge zuerst brachen oder so auslegten, daß sie auch mitten im Frieden ihre Gewaltherrschaft und ihre Beraubungen ausdehnten. Bisheran bestand noch das hauptsächlich von Clive ausgebildete Patronirungssystem, d. h. die Engländer warfen sich nur zu Beschützern der von ihren Nachbarn bedrängten indischen Statthalter auf und ließen sich zum Dank dafür allerlei Privilegien, die Erbauung von Festungen, das Einziehen von Steuern und Zöllen ꝛc. bewilligen, ohne daß sie aufhörten, Fremde im Lande zu bleiben. Immer noch betrachteten sie selbst sich noch nicht als die wirklichen und alleinigen Herren des Grund und Bodens, sondern nur als Belehnte. Daraus entstand nun eine für die indischen Bevölkerungen fast unerträgliche Doppelwirthschaft. Das wehrlose Volk mußte doppelt zahlen und sich doppelt mißhandeln lassen, von den einheimischen Beamten und von den englischen. Die Engländer aber waren unersättlich im Nehmen. Wenn ein Inder eine Gunst oder Gnade von seinem Rajah oder Nabob, der bereits von den Engländern abhing, empfangen wollte, so brauchte er nur die Engländer zu bestechen, die nach allen Seiten hin ihre gierigen Hände ausstreckten und die Einkünfte, welche der Compagnie entgingen, in die eigene Tasche schoben. Steuern, Zölle, Aemter, Recht, alles wurde käuflich, und überall zogen herzlose Engländer das Geld ein.

Im Jahre 1763 schrieb Mir Kassim einen verzweiflungsvollen Brief an Vansittart, worin er sich erbot, lieber seine Stelle niederzulegen, da er die Bedrückungen und Anmaßungen der Engländer nicht länger aushalten könne. Denn wozu hieße er Fürst, wenn die Engländer allein für sich alle Steuern und Zölle erheben und immer neue auflegen? Da man nicht auf ihn achtete, hob er eigenmächtig den von den Engländern verfügten Durchgangszoll auf. Zugleich empörte sich ein Theil der Sepoys in Patna, und in der Ueberzeugung, die Engländer würden ihn bald angreifen, suchte er Hülfe beim Kaiser und beim Nabob von Oude. Als nun die Engländer vorläufig Waffen nach Patna schickten, um diesen

Platz für ſich zu behaupten und dem Nabob zu entreißen, befahl dieſer, ſie aufzuhalten. Da fiel das erbitterte Volk über ſie her und erſchlug die engliſche Begleitmannſchaft. Nun wurde Mir Kaſſim ſogleich in Verruf erklärt, und Vanſittart zog den verbannten Mir Jaffier wieder hervor, um dieſe Puppe noch einmal zum Nabob zu machen. Mir Kaſſim aber fand für ſeine Truppen einen Führer an einem deutſchen Abenteurer, deſſen Name Sumru wohl nicht der rechte war und der ſich in der erſten Schlacht bei Geriah am 2. Auguſt 1763 ſo heldenmäßig ſchlug, daß die Engländer anerkannten, noch nie in Indien einen ſchwereren Kampf beſtanden zu haben. Allein Sumru führte nur Inder, keine Europäer an, mußte daher zuletzt unterliegen. Demnächſt fiel auch die feſte Stadt Mungir, Mir Kaſſims Waffenplatz, den Engländern in die Hände, was ihn ſo erzürnte, daß er die Hinrichtung aller gefangenen Engländer zu Patna befahl. Dieſe Grauſamkeit aber ſchadete nur ihm ſelbſt, denn nun war keine Ausgleichung mehr möglich. Die Engländer erſtürmten Patna; Sumru, von Oude her unterſtützt, wagte am 3. Mai 1764 noch eine Schlacht, unterlag aber auch diesmal, und Mir Kaſſim gab einſtweilen allen Widerſtand auf.

Bald darauf kam Munroe in Bengalen an, um den Armeebefehl zu übernehmen. Mit großer Strenge ſtellte dieſer General zuerſt die tiefgeſunkene Disciplin unter den Sepoys her und ließ 24 Mann davon vor die Mündung der Kanonen binden und „wegblaſen“. Im Januar 1765 ſtarb Mir Jaffier und ſein Sohn Nujim ad Dowla wurde Nabob. In demſelben Jahre kam Clive, in England zum Lord erhoben, nach Bengalen zurück und beſchloß ſogleich, den Vezier von Oude, Suja Dowla, weil er dem Mir Kaſſim beigeſtanden, zu züchtigen. Suja unterlag in der Schlacht bei Buxar, lieferte ſich dann ſelbſt den Engländern aus, wurde aber von Clive in der Herrſchaft über Oude beſtätigt, „um eine feſte Mauer zwiſchen den Afghanen und Mahratten zu bilden,“ ſtärker, als der arme Kaiſer Schah Allum ſie herſtellen konnte.

In dieſem Zeitpunkte änderte Clive ſein bisheriges Patronats-

ſyſtem, indem er ſagte: „jetzt wollen wir ſelbſt Nabobs werden,“ hob für einen großen Theil des Gebiets, in welchem die Engländer jetzt Meiſter waren, die Doppeladminiſtration auf und ſetzte die engliſche Compagnie einfach durch einen Machtbefehl in den Alleinbeſitz derjenigen Landſchaften, die er bisher durch von ihr abhängige indiſche Fürſten hatte regieren laſſen. Am 12. Auguſt 1765 erklärte Clive dem ohnmächtigen Schah Allum, derſelbe habe auf die Souverainetät über die Provinzen Bengalen, Lahore und Oriſſa zu verzichten, welche hinfort ausſchließliches Beſitzthum der Compagnie und auch allein von ihr ſelbſt regiert und verwaltet werden ſollten. Damit begann das britiſche Reich in Indien. Die Doppelwirthſchaft hörte aber damit nicht auf, denn die Diener und Agenten der Compagnie plünderten das Volk zu ihrem Privatvortheil mehr aus, als die Compagnie ſelbſt. Jedes Recht, das die Inder von ihrem neuen Herrn erlangen ſollten, mußte erkauft werden. Dazu wurden neue drückende Monopole eingeführt. Die Compagnie ſelbſt gewann wenig und war oft in Noth, wie ſie während des Krieges ihre Ausgaben beſtreiten ſollte, aber England genoß dennoch ungeheure Vortheile von Oſtindien, weil die Summen, die jeder dort angeſtellte oder Handel treibende Engländer zuſammenbrachte, ins Mutterland zurückfloſſen. Clive hatte ſich ſchon 1760 ein jährliches Einkommen von einer halben Million Gulden zuſammengeſtohlen und in dieſem Verhältniß raubten alle Engländer in Indien bis zum niedrigſten Diener herab. Wenn alſo auch nicht unmittelbar durch die oſtindiſche Compagnie, ſo wurde doch mittelbar durch die Bereicherung der Privaten das engliſche Nationalvermögen und das zu allen Unternehmungen disponible Capital unermeßlich vermehrt. Wie das engliſche Capital auf den Handel in Oſtindien zurückwirkte, zeigt am deutlichſten der Baumwollenhandel. Oſtindien lieferte an England die rohe Baumwolle, und obgleich in Indien die geſchickteſten Weber zu den niedrigſten Arbeitslöhnen zu haben waren, konnten indiſche Baumwollfabrikate doch mit den im Mutterlande fabrizirten nicht con-

einander oder ordnen ſich in ſtarrer geometriſcher Regelmäßigkeit. Im andern, im lebendigen Reiche, iſt ein Strom, der aus unbekannter Quelle bricht, in tauſendfache Strudel gebrochen, und jeder Strudel zerfällt wieder in unzählige Wirbel, und alle verfolgen conſtant die urſprünglich vorgeſchriebene Richtung, und jeder reißt beſtimmte Elemente der Außenwelt an ſich und ſtößt ſie verändert wieder aus. Hier, in Pflanzen und Thieren, wird die ewig wechſelnde, theils durchgehende, theils im Wachsthum ſich anlagernde Materie von der Form beherrſcht, die frei iſt in der Nothwendigkeit. Aus den Geſetzen der allgemeinen Attraktion, der Wärme, des Lichts, ſoweit ſie ermittelt waren, aus dem chemiſchen Wiſſen, wie es im phlogiſtiſchen Syſtem vorlag, aus den Begriffen von den Lebenskräften, wie ſie Haller vorzüglich zu entwickeln angefangen, war nirgends ein gemeinſamer Zug in den Bewegungen der Natur, nirgends ein gleichnamiges Leben in allen Veränderungen zu erkennen, oder auch nur zu ahnen. Aber durch einige glückliche Entdeckungen wurde auf einmal der Gang der Naturwiſſenſchaften ſo beſchleunigt, daß ſie an zahlreichen Punkten zuſammenſtießen und fortan durchgängig einander Vorſchub leiſteten, ſtatt daß früher nicht ſelten ihre Kreiſe ſich perturbirt hatten. Dieſe Bewegung hat ſich bis jetzt fortdauernd beſchleunigt; dieſer raſche Aufſchwung datirt aber nicht viel weiter als von zwei Menſchenaltern her.

Erſt durch die pneumatiſche Chemie und die vollſtändigere Enthüllung der Geſetze der ſogenannten imponderabeln Stoffe, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus, ward gleichſam ein gemeinſchaftlicher Athem allen Naturwiſſenſchaften eingehaucht, und erſt von hieraus wurde eine umfaſſende naturphiloſophiſche Betrachtung möglich. Durch den Sauerſtoff, dieſen Archäus der neuen Wiſſenſchaft, war die alte Chemie gleichſam umgeſtülpt worden; die Entdeckungen der Gaſe und ihrer Eigenſchaften, der chemiſchen Verwandtſchaften und der conſtanten, ſogenannten ſtöchiometriſchen Verhältniſſe, in denen die Elemente zu zweien und dreien ſtufenweiſe zu beſtimmten Bildungen zuſammentreten, hatten einen überraſchenden Einblick in die Oekonomie der Natur im Großen wie im Kleinſten eröffnet. Auf die Phyſiologie der Thiere und Gewächſe wurde hiedurch das kräftigſte Licht geworfen, und im Spiel der Lebenskräfte wenigſtens ein Analogon des in der übrigen

curriren, weil man in England die Spinnmaschinen.*) erfand, und die Inder mußten den Engländern die aus indischer Baumwolle in England gemachten Tücher wieder abkaufen.

Clive kehrte 1767 nach England zurück, zwar reich und mit Ruhm bedeckt, doch unglücklich, denn man zog ihn zur Verantwortung und warf ihm viele Gewaltthätigkeiten vor, was ihn sehr ärgerte; zuletzt aber scheinen ihn selbst Gewissensbisse gemartert zu haben, den er wurde schwermüthig und tödtete sich selbst durch einen Pistolenschuß (1774). In Ostindien folgte ihm Verelst im Amte, der sogleich mit einem neuen Feinde kämpfen mußte. Es war begreiflich, daß bei dem Verfall der indischen Fürstenhäuser kühne Häuptlinge, die etwas wagten, emporkommen mußten. Ein solcher war Hyder Ali, der Enkel eines gemeinen Fakirs, der sich aber durch seine Tapferkeit zum Beherrscher von Mysore emporschwang und zwischen den Mahratten und Engländern in der Mitte ein nicht unansehnliches Reich gründete. Gegen die letzteren trieb ihn der allgemeine Volkshaß, der die Fremdlinge vom indischen Boden entfernt wissen wollte. Man stritt über die Grenzen in Karnatik und der Krieg ließ nicht auf sich warten. In der Hoffnung, die Engländer endlich einmal los werden zu können, schlossen sich mehrere vorderindische Fürsten, die bisher vor Clive gezittert hatten, der Nizam Ali und der Nabob Mahomet Ali an den genialen Hyder Ali an, allein sie alle unterlagen in der ersten Schlacht bei Abur der überlegenen englischen Tactik und Artillerie unter Oberst Smith, 1767. Nun fielen die feigen Bundesgenossen geschwind von Hyder Ali ab und schmeichelten sich bei Verelst wieder ein. Hyder aber hielt sich das ganze Jahr 1768 hindurch im kleinen Kriege wacker, und erschien im Anfang des folgenden Jahres so plötzlich in Eil- und Geheimmärschen vor

*) Im Jahre 1767 erfand der Zimmermann Hargraves die spinning Jenny (das spinnende Hannchen) und wenige Jahre später Arkwright eine noch vollkommenere Spinnmaschine.

Madras, daß man ihm seine Entfernung durch einen guten Frieden abkaufte.

Zu derselben Zeit verfügte das Parlament eine strenge Aufsicht über die Diener der Compagnie, aber das Schiff, welches die Oberaufseher aus London bringen sollte, kam niemals in Indien an, es war ohne Zweifel untergegangen.

Im Jahre 1770 verband sich Schah Allum zu Allahabad mit einigen Mahrattenhäuptlingen, um seinen Thron in Delhi wiederzuerobern, was ihm nach dem Tode des dort residirenden Rohillahäuptlings auch gelang, 1772. Die Rohillas unter Zabita Chan unterlagen. Nun schloß sich auch der Vezier von Oude an den Kaiser an, wofür ihm dieser Allahabad, seine bisherige Residenz, abtrat, und die Engländer wurden aufgefordert, zur völligen Vertilgung der Rohillas mitzuwirken, zumal da noch einer ihrer Fürsten, Fyzulla Chan, große Schätze besitzen sollte. Nun war damals gerade Warren Hastings englischer Gouverneur in Ostindien geworden, ausgestattet mit neuen Vollmachten. Regierung und Parlament erwarteten von ihm, er werde die Ordnung und den Wohlstand der Compagnie gründlich herstellen, allein er war der größte Raubvogel, welcher bisher aus England nach Indien gekommen war, und übertraf hierin noch bei weitem seinen Vorgänger Clive. Indem er, wie dieser, gewaltig regierte, war doch sein Zweck immer nur die eigene Bereicherung. Hastings also ließ sich nicht lange bitten, englische Truppen gegen die Rohillas marschiren zu lassen. Oberst Champion führte dieselben an und schlug die Rohillas in einer blutigen Schlacht bei Babul Mulla, 1774. Hier kam ihr tapferer Häuptling Hafez Rhamet mit seinem Sohne um, Fyzulla brachte seine Schätze in Sicherheit, mußte aber die Hälfte derselben hergeben, um den Frieden zu erkaufen, und Oude wurde auf seine Kosten vergrößert. Die Macht der Rohilla war gebrochen.

Der Nabob von Karnatik, Mahomed Ali, hatte um diese Zeit den kleinen Rajah von Tanjore hart bedrängt, aber die Engländer

die ihm (wie immer für eine ungerechte Sache) beistanden, um den Lohn betrogen, indem er rasch mit dem Rajah Frieden machte und Geld von demselben nahm, 1771. Dennoch halfen die Engländer dem Nabob noch einmal, Tanjore zu erobern, weil der arme Rajah die noch versprochene Geldsumme nicht aufbringen konnte, und sicherten sich diesmal den Lohn, den ihnen der Nabob auszahlen mußte, 1773. Der unschuldige Rajah wurde gefangen und dem Nabob ausgeliefert, sein Reich dem Karnatik einverleibt. Dieser abscheulichen Ungerechtigkeit gereichten geheime Intriguen, welche der Rajah mit den Holländern angesponnen hatte, einigermaßen zur Beschönigung; der Rajah hatte Geld von ihnen geliehen und ihnen den Hafen von Nagore dafür verpfändet. Kaum aber hatten die Holländer denselben besetzt, als sie auch schon von den Engländern daraus vertrieben wurden. Holland protestirte feierlich, da es ein eben so gutes Recht hatte, mit indischen Fürsten Verträge abzuschließen, als England, wagte aber dieser Sache wegen doch nicht, England den Krieg zu erklären. Das Verfahren von englischer Seite gegen Tanjore war denn doch zu stark, als daß die Direction der ostindischen Compagnie in England selbst nicht hätte aufsehen sollen. Sie schickte den Lord Pigot mit unumschränkter Vollmacht, das Recht herzustellen und dem Unfug zu steuern. Pigot kam und führte feierlich den Rajah in Tanjore wieder ein, 1776. Nur von den Holländern war nicht mehr die Rede. Die Beamten der Compagnie in Indien ließen sich indeß niemals von Europa aus meistern oder wußten die getroffenen Maßregeln immer wieder zu vereiteln. Die Räthe zu Madras erklärten (nicht ohne Zuthun Warren Hastings) Pigots Verfahren für willkürlich und ungesetzlich und ließen ihn verhaften. In England erregte das große Sensation und das Directorium erließ Befehl zu Gunsten Pigots, allein ehe sie in Indien ankamen, war Pigot schon im Gefängniß gestorben, 1777.

Vor Hyder Ali hatten die Engländer längere Zeit Ruhe, weil er von den Mahratten angegriffen und 1771 fast seines ganzen

Reichs beraubt wurde, was ihnen aber wenig nützte, da er die festen Plätze behauptete und nur lauerte, bis sie unter einander selbst wieder uneins wurden. Dies geschah 1774, worauf er geschwind wieder die ihm geraubten Gebiete besetzte.

Die Macht der Mahratten war getheilt unter sechs vorherrschende Dynastien des Baladschi Rao, Rugadschi Bosla, Mozari Rao, Holkar, Scindia und der Guikowar. Nach Baladschi Raos Tode wurde dessen unmündigen Söhnen der Thron entrissen durch seinen Bruder Nagoba, welcher, als er selbst wieder gestürzt wurde, die Engländer um Hülfe rief. Diese aber standen nicht an, die ungerechte Sache zu verfechten, da ihnen dafür von Nagoba die Insel Salsette und andere Districte in der Nähe von Bombay abgetreten wurden, 1775. Aber Hastings, eifersüchtig auf die Präsidentschaft in Bombay, wollte lange nicht helfen, und als Oberst Cockburn endlich, weil sich französische Schiffe in den Häfen der Mahratten blicken ließen, mit einer Division gegen Puna vorrückte, wurde er von den Mahratten mit Uebermacht eingeschlossen und zu einer Capitulation gezwungen, 1779. Im folgenden Jahre aber rächte General Goddard diese Schmach, indem er ein großes Heer der vereinigten Mahratten bei Surat schlug und Scindias Lager eroberte, Capitain Popham aber die starke, für unüberwindlich gehaltene, große Felsenfeste der Mahratten, Gwallior, mit Sturm nahm. Doch schlossen die Mahratten erst 1782 Frieden und gelobten, mit Hyder Ali nicht gemeine Sache zu machen.

Im Jahre 1778 brach der Krieg zwischen England und Frankreich wieder aus, berührte jedoch Ostindien nur wenig. Die Franzosen besaßen hier nur noch Pondichery und das Fort Mahé, welche von den Engländern sogleich genommen wurden. Dennoch electrisirte die bloße Hoffnung, Frankreich könne ihnen gegen die verabscheuten Engländer helfen, die indischen Fürsten dermaßen, daß sich Hyder Ali, die Mahratten und der Nizam Ali verständigten und Hyder mit 100,000 Mann vor Madras rückte, 1780. Er konnte diese feste Stadt zwar nicht einnehmen, vernichtete aber eine

5000 Mann ſtarke Diviſion der Engländer unter Oberſt Baillie, die ſich von der Hauptarmee derſelben unter General Munroe hatte abſchneiden laſſen. Ein Drittel dieſer Truppen beſtand aus echten Engländern, die beiden andern Drittel aus Sepoys. Die Engländer wehrten ſich aufs Verzweifeltſte, 36 ihrer Offiziere wurden getödtet, die übrigen 16 und noch etwa 200 Gemeine ergaben ſich und wurden ſchwer mißhandelt. Nun führte Coote ein Erſatzheer aus Bengalen herbei und lieferte an Munroe's Seite dem Hyder Ali eine äußerſt blutige Schlacht bei Conjeveram, in welcher der letztere angeblich 10,000 Mann verloren haben ſoll. Coote verfolgte ihn und ſchlug ihn noch einmal 1781, ſo daß er eine Zeit lang auf die Defenſive beſchränkt blieb. Unterdeß eroberten die Engländer die holländiſche Niederlaſſung Negapatam, um Oſtindien ganz allein zu behalten. — So lange thaten die Franzoſen nichts. Plötzlich aber erinnerte man ſich in Paris, wie klug es wäre, die indiſchen Fürſten in ihrem Verzweiflungskampf gegen die Engländer zu unterſtützen, und man beſchloß es zu thun, aber nicht mit ausreichenden Mitteln. Eine franzöſiſche Flotte unter Suffrein mit nur 2000 Mann Landungstruppen unter dem vielverſuchten Buſſy ſegelte nach Oſtindien ab, erlitt zwar in der Praja-Bay im Weſten Afrika's eine kleine Schlappe durch die engliſche Flotte, brachte aber die Truppen glücklich nach Indien, ſo daß ſie ſich 1782 mit Hyder Ali's Heere vereinigen konnten, während Suffrein ſich wiederholt an den Küſten mit den engliſchen Schiffen herumſchlug.

Ungeheurer Jubel begrüßte die Franzoſen in Indien, und obgleich Hyder Ali im Dezember 1782 ſtarb, ſetzte ſein feuriger Sohn Tippu Saib doch den Kampf gegen die Engländer fort. Die letzteren befanden ſich zu Madras in einer übeln Lage, und dieſe Stadt wäre gefallen, wenn Tippu Saib den inneren Zuſtand derſelben genauer gekannt hätte. In Calcutta und Bombay ſtand dagegen die Sache der Engländer weit beſſer. Durch die Eroberung der ſtarken Feſte Gwalliors hatten ſie die Mahratten eingeſchüchtert und Tippu iſolirt, dem ſie, damit er Madras in Ruhe laſſe, eine ſtarke

Diverſion von Bombay aus machten. Unter General Matthews erſtürmten ſie die Feſtungen Onore und Bednore, 1783. In der letztern Stadt wurden ſie aber bald nachher, während ſie in Ueppigkeit ſchwelgten, von Tippu Saib überraſcht und gefangen. Ein anderes engliſches Heer, welches unter General Stuart von Madras ausrückte, wurde von demſelben Tippu, der ſich raſch darnach umwandte, bei Cuddalore in einer unentſchiedenen Schlacht aufgehalten, in welcher Stuart 62 Offiziere und 920 Mann, faſt lauter Engländer, verlor. In der Nacht noch wollten die Franzoſen das engliſche Lager ſtürmen, was ohne Zweifel gelungen wäre, wenn der alte Buſſy aus übertriebener Vorſicht nicht davon abgerathen hätte. Bald darauf kam die Nachricht, Frankreich habe mit England wieder Friede geſchloſſen, und damit verlor Tippu die europäiſchen Bundesgenoſſen. Sie halfen ihm eben die feſte Stadt Mungatore belagern, als Buſſy ſich von ihnen trennen mußte. Die Engländer unter Campbell konnten aber die Stadt nicht halten aus Hunger und capitulirten. Ein engliſches Entſatzheer unter Oberſt Fullarton erhielt Befehl, alle Eroberungen aufzugeben, weil drei engliſche Commiſſäre zu Tippu geſchickt wurden, um den Frieden zu unterhandeln. Nachher bekam derſelbe Fullarton wieder Befehl, das Eroberte zu behaupten, und über dieſe Wetterwendigkeit wurde Tippu ſo böſe, daß er den zu Bednore gefangenen General Matthews mit mehreren Offizieren ermorden und Galgen vor den Thüren der engliſchen Commiſſäre errichten ließ, die für ihr Leben zitterten. Endlich aber wurde der Friede geſchloſſen, und Tippu behielt alle Beſitzungen ſeines Vaters Hyder Ali, 1784.

Unterdeß trieb der Gouverneur Warren Haſtings in Calcutta eine höchſt merkwürdige Privatinduſtrie. Sein Hauptaugenmerk war nämlich das Geld, und indem er die Einnahme der Compagnie zu mehren trachtete, um davon ungeheure Ausgaben zu decken, geſchah es durch ungerechte, ja empörende Mittel, wobei er denn auch nicht verfehlte, ſeinen eigenen Beutel zu füllen. Als man ihn ſpäter anklagte, verarmte er durch den Prozeß und mußte

von der Compagnie unterſtützt werden. Dies beweist, daß er die Millionen, die er in Indien raubte, nicht alle mitnahm, ſondern ſie im Dienſte der Compagnie verwendete, deren dringende Geldbedürfniſſe er auch als Grund angab, warum er oft in der Noth gewaltſam habe verfahren und um jeden Preis ſich Geld verſchaffen müſſen. Am meiſten fällt ihm zur Laſt, daß er ſich eines gewiſſen Devi Sing als Agenten bediente, um in den der Compagnie unterworfenen Landſchaften Bengalens die Steuern einzutreiben. Dieſer Unmenſch raubte dem armen Landvolk Vieh, Häuſer und Aecker, um ſie zu Gelde zu machen, nahm Weibern und Mädchen ihre Kleider weg, ließ, die nicht zahlen wollten und noch etwas verborgen zu haben ſchienen, einſperren und martern, die ſchändlichſten Frevel am weiblichen Geſchlecht begehen ꝛc. Alles das durfte Devi thun als Beamter und Beauftragter des Gouverneurs. Haſtings ſelbſt aber raubte im Großen. Die Engländer waren in den Beſitz Bengalens nur als Vaſallen des Kaiſers und gegen eine jährliche Abgabe gekommen. Da ſich aber Schah Allum der Mahratten bedient hatte, um in Delhi wieder eingeſetzt zu werden, nahm Haſtings das zum Vorwand, ihm den jährlichen Tribut nicht mehr auszuzahlen. Im Jahre 1775 ſtarb Sujah Dowla, Vezier von Oude, der alte Verbündete der Engländer, und hinterließ das Reich ſeinem Sohne Aſof ul Dowla, den Haſtings ſofort wie eine Citrone auspreßte, ihm unter allen möglichen Titeln und Vorwänden immer mehr Geld abfordernd. Zu derſelben Zeit beging Haſtings eine Menge empörender Schändlichkeiten, alles um des Geldes willen. Die Wittwe des Rajah von Burdwan flehte ihn vergebens um Hülfe gegen die ihrem unmündigen Sohne geſetzten Vormünder, denn er ſelbſt hatte ſeinen Antheil an dem Raube, welchen dieſe Vormünder an ihr begingen. Einem hohen Beamten der Compagnie wurde nachgewieſen, er habe die Hälfte ſeines hohen Gehaltes an Haſtings abgegeben, der ihm dafür durch die Finger geſehen habe. Nunconar, ein angeſehener und rechtſchaffener Inder, wies nach, daß Haſtings in Angelegenheiten der Be-

gum, Regentin Wittwe von Nurſchedabad, ſich durch eine große Geldſumme habe beſtechen laſſen, das Recht zu beugen. Dieſe Anklage ärgerte Haſtings ſo, daß er den edlen Nunconar ohne Weiteres ergreifen, fälſchlich anklagen und hängen ließ, 1776. Damals wurde auch erſpäht, wie Haſtings durch dritte Perſonen, die den Namen dazu hergaben, ſich der Pachtungen in 13 bengaliſchen Provinzen bemächtigt hatte. Das Aergſte aber beging er 1782 an der Großmutter und Mutter des Veziers von Oude. Dieſe beiden Begums (Prinzeſſinnen) waren ſehr reich. Haſtings ließ ſie unter dem nichtigſten Vorwande verhaften, nahm den Frauen 6 Millionen Gulden ab und ließ ihre Eunuchen martern, damit ſie ausſagen ſollten, wo noch mehr zu finden wäre. Ja die Frauen ſelbſt ſollten durch Hunger gezwungen werden, zu verrathen, wo ſie noch etwas hätten. Endlich ließ Haſtings ſie wieder frei und nahm die Miene an, als ſeyen Andere Schuld an ihrer Verhaftung geweſen und er nur ihr großmüthiger Retter. Wegen aller dieſer Schandthaten leitete nach ſeiner Rückkehr nach England 1785 das Parlament einen Prozeß gegen ihn ein, und Burke und Fox ſetzten ihm ſcharf zu, allein er kam, nachdem der Prozeß zehn Jahre lang gedauert hatte, endlich doch mit einem blauen Auge davon, weil er die auf ſo grauſame Weiſe geraubten Gelder doch nicht alle in die Taſche geſteckt, ſondern im Dienſte verwendet hatte, weßhalb ſie auch gar nicht mehr aufzutreiben waren, und weil unter ſeinem Gouvernement doch im Ganzen die brittiſche Herrſchaft erweitert und befeſtigt worden war.

Unterdeß war bereits 1784 unter dem Miniſterium Pitts eine Indiabill durchgegangen, welche früher ſchon Fox durch eine ähnliche, welche nicht durchging, wenigſtens vorbereitet hatte. Danach wurde dem Directorium der oſtindiſchen Compagnie ein vom König ernannter Rath von ſechs Mitgliedern (board of controle) übergeordnet, womit eine neue Periode beſſerer Ordnung für die indiſche Verwaltung begann.

Der neue Gouverneur, Lord Cornwallis, regierte ſeit

1786 in Ruhe, während in Delhi die ſchreckliche Cataſtrophe erfolgte, in die er für gut fand, ſich einſtweilen nicht einzumiſchen. Der unglückliche Schah Allum nämlich, einſt der Bundesgenoſſe und Schützling der Engländer, war von ihnen verlaſſen und preisgegeben worden, ſeitdem er ſich den Mahratten in die Arme geworfen hatte; Scindia aber, der angeſehenſte Mahrattenfürſt, hielt ihn in Delhi in einer Art Gefangenſchaft, indem er ihm nur den Titel und das große und prächtige Schloß der alten Moguls, die Elephanten- und Pferdeſtälle, den zahlreichen Harem und die noch übrigen Schätze ließ, ihm aber die eigentliche Macht und Regierung abnahm. Nun wurde Scindia von dem kriegeriſchen Rajah von Joinapur angegriffen und beſiegt, Delhi dadurch entblößt und Golam Khadir, ein junger Rohillahäuptling, bemeiſterte ſich der alten Hauptſtadt des indiſchen Reiches, in der Abſicht, ſie zu plündern, 1788. Da er aber wußte, die Juwelen- und Goldkiſten ſeyen verſteckt, fing er die Sache ſchlau an, plünderte den Palaſt und die Stadt noch nicht gleich, ſtellte ſich, als wolle er nur die Familie des Mogul beſchützen und verlangte für dieſen Schutz Geld und immer wieder Geld. Nun lebten noch in Delhi zwei Wittwen eines früheren Schah Muhamed, die von Nadir Schah und Abdallah auf deren Eroberungszügen gefangen, aber geſchont worden waren und ſich noch im Beſitz großer Schätze befanden. Dieſe alten Weiber hatten einen Enkel von niederer Geburt, Sohn einer Tänzerin, Bader, den ſie gern ſtatt Allums zum Schah gemacht hätten, und für ihr Geld machte ihn Golam Khadir augenblicklich zum Schah, behielt aber beide Schahs ſammt den alten Weibern gefangen und begann ſie durch Mißhandlungen und Hunger zu peinigen, damit ſie ihm nicht nur alles hergaben, was ſie bei ſich hatten, ſondern auch anzeigten, wo ſie noch Koſtbarkeiten verborgen hätten. Monate lang wurden ſie mit ihren zahlreichen Dienern aufs ſinnreichſte gequält, die Weiber nackt angebunden und gegeißelt, bis ſie geſtanden. Ins feſte Caſtell eingeſperrt, hörte er die gefangenen Prinzen und Prin-

zessinnen flehentlich um Nahrung bitten, aber er ließ sie hungern, bis sie gestanden, wo sie noch irgend etwas versteckt hatten. Zugleich ließ er im Palaste alle Böden aufbrechen, alle Räume wie auch alle Personen bis auf die Haut durchsuchen und alles von Werth wegnehmen. Als er immer noch glaubte, Schah Allum habe noch nicht alles hergegeben, ließ er dessen erwachsene Söhne vor seinen Augen hoch in die Luft heben und auf den harten Boden herabstürzen. Als der Vater bei diesem Anblick jammerte, fiel Golam Khadir selbst über ihn her, warf ihn nieder und stach ihm mit einem Dolche beide Augen aus. Zwei jüngere Söhne Allums verhungerten unterdeß, auch viele Frauen starben diesen Tod und andere stürzten sich von den Mauern herab, um ihr Elend abzukürzen. Die noch übrigen Söhne Allums rief Golam Khadir zu sich und zwang sie vor ihm zu singen, was sie auch thaten, worauf er ihnen höhnisch zurief: „Ich wußte wohl, daß ihr Abkömmlinge von Sängern seyd, denn wenn ihr von Helden abstammtet, ließet ihr euch nicht gefallen, was ich euch befehle."

Nachdem er Palast und Stadt ausgeplündert hatte, verließ er Delhi, weil die Mahratten sich der Hauptstadt näherten und er mit seinem eigenen Bundesgenossen Ismael Bey wegen Theilung der Beute in Händel kam. Die Mahratten unter Rana Chan lieferten ihm am 21. Dezember 1788 eine blutige Schlacht bei Mhirta, in der er unterlag. Auf der Flucht verlor er sein Pferd, dessen Sattel mit den kostbarsten Juwelen angefüllt war. Er selbst wurde gefangen und mit abgeschnittenen Ohren, Nase, Händen und Füßen noch lebendig vor Schah Allum gebracht, den die Mahratten von dieser Zeit an wieder in Delhi beschützten, ohne ihm die geringste Macht zu lassen.

Im folgenden Jahre 1789 sah sich Cornwallis genöthigt, den Rajah von Tanjore gegen Tippu Saib zu unterstützen, der ihn unterjochen wollte, aber mit vieler Vorsicht verfuhr, da Cornwallis sich mit dem Nizam und den Mahratten gegen ihn verband. Erst 1790 brachen zwei englische Heere gegen Tippu auf, eines von

Natur herrſchenden Wechſels erkannt. Doch den eigentlichen, die ganze Sichtbarkeit durchzitternden Puls der Natur griff die Menſchenhand erſt in den wunderbaren Geſetzen der elektriſchen und magnetiſchen Materie, und noch tiefer, weil einfacher, in den Erſcheinungen des Elektromagnetismus und Elektrochemismus. Der allumfaſſende Begriff der Polarität, des Gegenſatzes ward ſofort faſt in allen Klaſſen von Naturerſcheinungen von der Erfahrung anerkannt; die Wiſſenſchaft ſchien nun reif zu einem proviſoriſchen Abſchluß, und ſo bemächtigte ſich die deutſche Naturphiloſophie jenes Begriffs, um in ihn als in eine Formel die Welt einzuſchließen.

Dieſe kühne Conſtruction der Welt erſcheint nur als eine natürliche Entwicklung der allgemeinen Richtung des deutſchen Geiſtes, angeregt durch die erfolgreichen Entdeckungen in Phyſik und Chemie, welche, der franzöſiſchen Staatsumwälzung kurz vorangehend, in ihren praktiſchen Reſultaten die Menſchheit auf ihren neuen Bahnen ſo mächtig getragen haben. Aus dem Genius unſeres Volks geboren, konnte dieſe Philoſophie auch nur in ihm recht verſtanden, und in ihrer Bedeutung gewürdigt werden. Aber derſelbe Antagonismus, der die Völker trennt, macht ſich auch zwiſchen den Individuen derſelben Nation geltend, und ſo mußte auch unter uns die Naturphiloſophie ihre Opponenten und Läugner finden, auch unter uns mußte, und zwar zum Heile der Wiſſenſchaft, der Empiriker ſeinen Standpunkt feſthalten, während andernſeits, und namentlich in neueſter Zeit, die umfaſſenden deutſchen Ideen in andere Nationen überfließen und dort das ideale Element bethätigen.

Seit es dem Menſchen gelungen iſt, jenes Ueberall und Nirgends, das uns hier als Licht und Wärme, dort als Elektricität und Magnetismus wahrſcheinlich nur verſchiedene Masken deſſelben Weſens zeigt, willkührlich ſo oder anders in die Erſcheinung zu bannen, und es im Experiment mit dem Verſchiedenartigſten in Conflikt zu bringen; ſeit die Laute, welche die Tortur des Verſuchs dieſem Proteus abzwingt, zu Orakelſprüchen geworden ſind, welche den Sinn ganzer Reihen von Naturerſcheinungen errathen laſſen: ſeitdem hat eine neue Epoche der Naturwiſſenſchaften begonnen, und die Völker arbeiten mit unerhörtem Wetteifer einander in die Hände. Wer auch nur obenhin überſchlägt, was ſeit Entdeckung des Oxygens (1774)

Madras aus unter General Medows, das andere von Bombay aus unter General Abercrombie. Tippu wandte sich damals an Frankreich, aber vergebens, weil dort schon die Revolution begann. Cornwallis selbst übernahm den Oberbefehl, erstürmte die Festung Bangalore und rückte bis vor Tippu's Hauptstadt Seringapatam, Tippu aber überfiel und schlug ihn, bevor Abercrombie herangekommen war, der nun ebenfalls zurückweichen mußte, 1791. Nun wurden auch die Mahratten schwierig und wollten nichts mehr für Cornwallis thun, wenn er ihnen nicht Geld gäbe. Da sah er sich genöthigt, alles edle Metall von den Chinaschiffen zu nehmen und schnell zu Geld für die Mahratten prägen zu lassen. Der Krieg beschränkte sich seitdem auf die Eroberung kleiner Bergfestungen, bis 1792 Cornwallis noch einmal Seringapatam erreichte. Ehe er es aber recht belagern konnte, bot ihm Tippu Frieden an. Dieser wurde nun wirklich abgeschlossen und Tippu trat an die Engländer und Mahratten bedeutende Grenzdistricte ab. Mill bemerkt in seinem Werke über die Herrschaft der Engländer in Ostindien: Tippu Saib habe den Ruhm eines trefflichen Regenten genossen, weshalb auch die Einwohner in den Bezirken, die er abtreten mußte, sich nach seiner Regierung zurückgesehnt hätten.

Wir schließen hier die interessante Geschichte Ostindiens, um sie später wieder aufzunehmen. Bisheran standen die zwei Thatsachen fest, erstens, daß Frankreich und Holland zu ohnmächtig gewesen waren, um die Engländer an ihren großen Eroberungen in Ostindien zu hindern, und zweitens, daß England selbst auf der einmal betretenen Bahn nicht mehr rückwärts gehen konnte, sondern in Ostindien, um das einmal Gewonnene zu behaupten, immer weiter erobern und sich in unabsehliche Kämpfe verwickeln mußte.

Fünftes Buch.

Katharina II.

Während Auguſt III. von Polen im ſiebenjährigen Kriege Sachſen ſo gut wie verloren hatte, benützte er ſeinen Aufenthalt in Warſchau, um eine neue Erwerbung für ſein Haus zu machen. Sein Sohn Karl nämlich bewarb ſich um Kurland, deſſen Herzog Biron noch immer in Sibirien gefangen ſaß. Das Herzogthum war dem Namen nach noch ein polniſches Lehen, hing aber ganz ab von Rußland. Karl ſtellte ſich daher der alten Kaiſerin Eliſabeth perſönlich in St. Petersburg (1758) vor, wußte ihr zu gefallen und erhielt ohne Schwierigkeit von ihr die Beſtätigung als Herzog von Kurland. Der kuriſche Adel aber wählte ihn gern, weil er Biron haßte und den Sachſen lieber hatte, als einen ruſſiſchen Statthalter.

In demſelben Jahr 1758 genas die Kaiſerin Eliſabeth von der ſchweren Krankheit, der oben ſchon gedacht iſt, worauf (am 25. Februar) die Ränke Beſtuſchefs entdeckt und beſtraft wurden. Dieſe Ränke betrafen aber nicht blos die oben ſchon erzählten Befehle an Apraxin, zu zaudern und Preußen zu ſchonen, ſondern auch die Thronfolge. Beſtuſchef entwarf nämlich mit Katharina, Gemahlin des Thronfolgers Peter, einen geheimen Plan, wonach, wenn Eliſabeth geſtorben ſeyn würde, Peter beſeitigt und Katha-

rina im Namen ihres Sohnes Paul Regentin werden sollte. Peter enthüllte diesen Plan und drang auf Genugthuung. Elisabeth begnügte sich jedoch, Bestuschef zu verbannen und verzieh Katharina, die sich ihr zu Füßen warf. Der arme Peter setzte nun zwar die Entfernung des schönen Poniatowski durch,*) Katharina grämte sich aber nicht darüber, sondern nahm andre heimliche Liebhaber an, z. B. den Artilleriegeneral Villebois, endlich den schönen riesenhaften Gregor Orlow.**)

Nach dem Hintritt der alten Kaiserin am 5. Jan. 1762 bestieg Peter III. als rechtmäßiger Erbe unbestritten den russischen Thron, verstand es aber nicht, sich beim Volke beliebt zu machen, denn er haßte und verachtete die russischen Sitten (mit Ausnahme des Sichbetrinkens, dem er gleich dem besoffensten Bartrussen ergeben war), führte die steifen preußischen Uniformen und Zöpfe ein und liebkoste ausschließlich seine holsteinische Garde. Als Prinz von Holstein-Gottorp hielt er sich nämlich eine Garde von Landsleuten und dachte immer an sein Holstein zurück, welches er den Dänen wieder entreißen wollte. Daneben betrachtete er sich als Selbstherrscher im vollsten Sinne des Worts, der alles thun könne, was er wolle, und ließ sich durch diesen Souverainetätsschwindel und vielleicht durch das Beispiel Pombals verlocken, mit einem Federstrich alle Kirchengüter einzuziehen, dieselben zum Fiscus zu

*) Poniatowski war schon abberufen, blieb aber heimlich in Petersburg und kam in Verkleidungen zur Katharina. Einmal im Garten ertappt, gab er sich für einen deutschen Schneidergesellen aus, man warf ihm aber ein Schnupftuch um den Hals und schleppte ihn vor Peter, der sich an seiner Verlegenheit ergötzte, ihn aber höflich entließ.

**) Es waren fünf Brüder Orlow, gemeine Soldaten, aber Riesen. Gregor, der älteste und schönste, hatte bereits eine der vornehmsten Damen, die Fürstin Kurakin, verführt, und sollte zur Strafe nach Sibirien wandern, blieb jedoch verschont. Katharina war neugierig, ihn zu sehen, kam heimlich mit ihm zusammen, ohne daß er wußte, wer sie sey, und entdeckte sich ihm erst, als sie seine Herzhaftigkeit erprobt hatte.

schlagen und die Geistlichen als Staatsdiener zu besolden. Sie verloren alle ihre ehrwürdigen Bärte und mußten sich auf seinen Befehl rasieren lassen. Desgleichen schaffte er alle Fasten ab und ließ alle Heiligenbilder in den Kirchen verbrennen, wodurch er sich den tiefsten Haß des Klerus und aller altgläubigen Russen zuzog. Auch machte es keinen guten Eindruck bei den Russen, daß er sich dem König von Preußen, den sie eben fünf Jahre lang als Todfeind bekämpft hatten, auf einmal wie ein thöricht Verliebter an den Hals warf, preußische Generalsuniform trug und wirklich mehr ein preußischer General als ein russischer Czar zu seyn schien.

Friedrich II. kam durch die Zumuthung, die ihm Peter machte, ihm Holstein erobern zu helfen und desbalb Krieg mit Dänemark anzufangen, in nicht geringe Verlegenheit, allein der Vortheil, Rußland jetzt gegen Oesterreich auf seiner Seite zu haben, überwog jedes Bedenken. Es war in der Zeit, in welcher Czernitschef ihm den guten Dienst gegen Daun leistete. Also besann sich Friedrich nicht lange, duldete, daß 40,000 Russen in Mecklenburg einrückten, um Holstein zu besetzen, und ließ 15,000 Preußen zu ihnen stoßen. Aber es kam gar nicht zum Kriege mit Dänemark.

Peter III. hatte begreiflicherweise lebhafte Sympathien für die Deutschen, welche früher Rußland regiert hatten und später nach Sibirien verbannt worden waren. Er rief daher Biron zurück und gab ihm wieder sein Kurland, welches Karl von Sachsen ihm streitig machte. Auch der alte tapfre Münnich wurde zurückberufen und Peters Rathgeber. Da nun Peter auch einen seiner Vettern, den Prinzen Georg von Holstein mit dessen Gemahlin und Kindern nach St. Petersburg zog und außerordentlich begünstigte und liebkoste, und bereits davon die Rede war, mit Ausschluß seines eignen, von ihm nicht anerkannten Sohnes Paul und dessen Mutter, jenem Georg und seiner Familie die Thronfolge im Reich der Czaren zu sichern, durfte Katharina nicht länger säumen, Gegenmaßregeln zu treffen. Schon lange hatte sie sich beim Volk und Klerus durch die pünktliche Erfüllung aller kirchlichen Vorschriften

beliebt gemacht, indem sie streng die Fasten einhielt, alle religiösen Ceremonien mitmachte und eine brünstige Andächtigkeit zur Schau trug. Peter dagegen hielt sich fern von der Hauptstadt und isolirte sich mit seinen Holsteinern in Oranienbaum. Hier mußte Katharina einmal bei einem Hoffest erscheinen und wurde von ihrem Gemahl gezwungen, der Woronzow, seiner dicken Maitresse, den Katharinenorden umzuhängen, am 21. Februar. Seit dieser rohen Scene mied Katharina den Hof gänzlich.

Nun fand sie aber an der neunzehnjährigen Fürstin Daschkow, die, wie sie selbst, von ihrem Gatten getrennt lebte, eine intime und äußerst schlaue Freundin, mit der sie um so unverdächtiger intriguiren konnte, als die Daschkow eine leibliche Schwester der Woronzow war. Im Hause dieser jungen Fürstin spann sich die Verschwörung an, welcher Gregor Orlow mit seinen Brüdern, Graf Panin, Erzieher des jungen Großfürsten Paul, der Kosackenhetman Rasumowski, Fürst Wolkowski, Oberstlieutenant der Garde und Neffe des immer noch verbannten Bestuschef, der Erzbischof Setschin von Nowgorod, Rußlands erster Geistlicher, nebst noch mehreren Offizieren und Staatsräthen beitraten. Durch die Unvorsichtigkeit eines Lieutenants wurde der Plan verrathen und der Lieutenant arretirt. Aber ehe derselbe noch einer Untersuchung unterzogen war, führten die Verschworenen mit Blitzesschnelle ihren Plan aus, in der Nacht des 9. Juli 1762. Katharina kam von Peterhof, wo sie wohnte, heimlich nach St. Petersburg und hielt eine Anrede an die aus den Betten geweckten und halb angekleideten, herbeitaumelnden Soldaten der Garde, die sie um Hülfe anflehte, als wollte man sie und ihren Sohn umbringen, und denen sie die Abschaffung aller verhaßten Neuerungen versprach. Die Soldaten jauchzten ihr zu, es erforderte jedoch noch Zeit, bis sämmtliche drei Garderegimenter herbeigekommen, verständigt und gewonnen waren. Die Artillerie wies Orlow zurück und wäre dem Kaiser treu geblieben, wenn nicht ihr General Villebois, Katharina's früherer Geliebter, der um die Verschwörung nicht wußte,

jetzt plötzlich von ihr selbst aufgefordert worden wäre, ihr zu folgen. Er that es. Hierauf begab sie sich mit ihrem ganzen Gefolge zur Kirche, wo der bereits bestellte Setschin an der Spitze des Klerus sie empfing, ein Te Deum anstimmte, ihr die Krone aufs Haupt setzte und sie als Selbstherrscherin, Katharina II., proclamirte, als welche sie auch sogleich von den vor der Kirche versammelten Soldaten anerkannt wurde. Das Volk sah ruhig zu oder bezeugte seine Freude, weil es den Kaiser haßte. An Wahrung des Rechts wurde nicht gedacht. Sah man auch den Thron für erledigt an, was er nicht war, so konnte nur der junge Paul ihn besteigen, nicht seine landfremde Mutter, die als Prinzessin von Zerbst auch nicht einen Schatten von Recht auf die Krone der Czaren besaß.

Peter III. ahnte nichts, hatte in unbegreiflicher Verblendung jede Ueberwachung seiner Gemahlin, deren Ränke ihm von 1758 her wohl bekannt seyn mußten, hintangesetzt und war bei der Nachricht, Katharina habe sich in der Hauptstadt zur Kaiserin ausrufen lassen, wie vom Donner gerührt. Vergebens bot sich ihm der alte Münnich an, ihm den Thron zu erhalten, wenn er ihm nur Vollmacht geben wollte. Peter blieb zaghaft und unentschlossen und verließ Oranienbaum nur, um nach Peterhof zu fahren, als ob er hier seine Gemahlin noch finden würde. Unterdeß erhielt Katharina immer mehr Anhang in der Stadt und setzte sich in einem Amazonenkleide nach altrussischem Schnitt mit fliegenden Haaren, strahlend vor Schönheit, ihr zur Seite die Daschkow und alle ihre Freunde, zu Pferde, um an der Spitze von 15,000 Mann ihren Gemahl in Peterhof gefangen zu nehmen. Dieser, der den Kopf ganz verloren hatte, schrieb ihr Brief über Brief und flehte ihre Gnade an. Vergebens forderte Woronzow, der Vater seiner Maitresse, ihn auf, sich gleichfalls zu Pferde zu setzen, nach St. Petersburg zu eilen und im Rücken der Kaiserin eine Contrerevolution zu machen. Eben so vergebens rieth ihm der alte Feldmarschall Münnich, nach Kronstadt zu eilen und sich von dort über

Memel zu flüchten, um wenigstens sein bedrohtes Leben zu retten. Der arme Kaiser war von Schreck gelähmt und keines Entschlusses mehr fähig. Erst als es schon zu spät war und er jeden Augenblick die Ankunft seiner Feinde erwarten mußte, floh er wirklich noch nach Kronstadt, wurde dort aber schon nicht mehr aufgenommen. Admiral Talitzin hatte bereits den Commandanten, General Lievers, der für den Kaiser war, überlistet und gefangen gesetzt und befahl jetzt, auf des Kaisers Jacht zu schießen. Ein Freund des letztern, Guduwitsch, faßte einen Pfahl am Ufer und hielt das Schiff, den Kaiser versichernd, er dürfe unbesorgt aussteigen, die Soldaten würden nicht auf ihn schießen, und mit kühnem Muthe könne er die Festung sich erhalten. Das nämliche rieth ihm Münnich; Peter aber hörte nicht, sondern verkroch sich aus Furcht vor dem Schießen in den untern Schiffsraum zu den heulenden Weibern. Die Jacht fuhr nun wieder davon und trieb in der Nacht bei schönem Mondschein auf dem Meere, unverfolgt. Da stellte der alte Münnich dem Kaiser vor, er solle nach Reval segeln, wo eine russische Flotte lag, und sich an die Spitze des noch in Pommern stehenden russischen Heeres stellen, dann werde er dem neuen Weiberregiment in Petersburg bald ein Ende machen, allein Peter und die Weiber, die ihn umgaben, sonderlich die Woronzow, die sich vor dem Wasser fürchtete, bildeten sich ein, er würde noch einen Vergleich mit der Kaiserin schließen können, und in dieser Hoffnung wollte er lieber bleiben. Ein gewisser Ismailow, durch den Peter seiner Gemahlin seine flehentlichen Briefe zugesendet hatte, war von Katharina gewonnen worden, ihn zu trösten und ihm Gnade zu versichern, damit er ihr nicht entwische und Münnichs Rathe nicht folge. So kehrte denn wirklich der bethörte Monarch nach Oranienbaum zurück. Hier lagen noch 3000 Holsteiner, die gern für ihn gekämpft hätten. Aber Ismailow hatte sich wieder eingefunden und beschwor ihn, keinen Widerstand zu leisten, weil er sonst die Gnade der Kaiserin verscherzen würde, und sich ihr lieber vertrauensvoll auszuliefern, da er einer schonungvollen Behandlung sicher seyn könne.

Nun entließ Peter seine Holsteiner, welche sofort entwaffnet wurden, fuhr nach Peterhof und ließ sich hier geduldig gefangen nehmen. Man riß ihm die Uniform ab, leerte ihm die Taschen aus und sperrte ihn, nur mit einem Schlafrock bekleidet, in ein Zimmer ein. Alsbald aber kam Panin zu ihm, um ihm im Namen der Kaiserin zu versichern, sie werde ihn frei nach Holstein entlassen, wenn er zuvor seine freiwillige Abdankung und die Anerkennung Katharina's als rechtmäßige Kaiserin urkundlich erklären und unterzeichnen wolle. Peter unterzeichnete voller Hoffnung. Nach wenigen Tagen kam Alexis Orlow zu ihm, um ihm seine baldige Befreiung anzukündigen und mit ihm darauf zu trinken, schenkte ihm aber Gift ein. Peters starke Natur überwand das Gift, nun aber warf sich Orlow mit seinen Gefährten Teplow und Baratinsky, alles starke Männer, über ihn und erdrosselten ihn mit einer Serviette, am 17. Juli.*)

Sein Günstling Georg von Holstein wurde, nachdem er gefangen gesetzt worden war, nach Holstein entlassen, die holsteinischen Soldaten nach schweren Mißhandlungen gleichfalls eingeschifft, aber unterwegs vom Sturm überfallen und größtentheils von den Wellen verschlungen.

Katharina selbst war nach St. Petersburg zurückgekehrt und lebte dort in Lust und Freude, im vollsten Genuß ihrer neuen Herrschaft. Ihren Buhler, Gregor Orlow, erhob sie damals schon zum Grafen und Generallieutenant und hatte ihn überall zur Seite. Auch ihre übrigen Helfershelfer wurden reich belohnt, der alte Bestuschef, mit dem sie früher schon so viel intriguirt hatte, zurückberufen und in alle seine Ehren wieder eingesetzt. Allein mitten unter den vielen Männern, die sie umgaben, behauptete sie

*) „Welch ein Schauspiel," schrieb der französische Gesandte von Breteuil nach Paris; „auf einer Seite der Enkel Peters I. vom Thron gestoßen und umgebracht, auf der andern der Enkel des Czaren Iwan in Fesseln schmachtend, während sich eine Prinzessin von Anhalt der Krone bemächtigt!"

als Weib ihren Willen und beherrschte alle durch die Ueberlegenheit ihres Verstandes. Sowohl Panin als Orlow täuschten sich, indem sie sich einbildeten, ihr Einfluß werde fortan ausschließlich gelten. Die Kaiserin hielt eine dieser Partheien durch die andere im Schach und verdarb es mit keiner. Orlow hatte nichts Geringeres gehofft, als Katharinens Gemahl zu werden, da sie von ihm in guter Hoffnung war, aber sie erhielt ihn als ihren Liebling bei guter Laune, ohne ihm den geringsten Anspruch auf höhere Rechte zu gestatten. Sie gebar heimlich einen Knaben, der den Namen Bobrinski erhielt. — Ebenso war Bestuschef nur ihr Werkzeug. Als Meisterin in der Politik bewährte sie sich gegenüber dem Klerus, denn sie wußte die allgemein erwartete Zurückgabe der geistlichen Güter zu hintertreiben, indem sie den Erzbischof von Nowgorod und die vornehmsten Bischöfe persönlich desto reichlicher befriedigte. Die leibeigenen Bauern auf den eingezogenen geistlichen Gütern, beinahe eine Million an der Zahl, wurden jetzt Oekonomiebauern, dann Kronbauern genannt. Je mehr die Zahl der Kronbauern, die unmittelbar unter dem Kaiser standen, zunahm, desto schwerer zog auch das monarchische Gewicht im Vergleich mit dem aristokratischen und näherte sich zugleich der Stand der Kronbauern mehr dem der Bauern im mittleren Europa, sofern ihre Abhängigkeit von kaiserlichen Beamten doch nicht mehr so sehr den Charakter persönlicher Leibeigenschaft trug, wie die vom Leibherrn auf den kleinen Adelsgütern.

Da sich der Erzbischof von Nowgorod gerade durch seine Bestechlichkeit beim übrigen Klerus verhaßt gemacht hatte, ließ ihn Katharina undankbar in Ungnade fallen. Eben so undankbar handelte sie an allen, die sie nicht mehr brauchte. So wurde Villebois entlassen und sogar die Fürstin Daschkow, diese originelle Dame, die alles für sie geopfert hatte. Während Katharina die Woronzows, die dem Kaiser angehangen hatten, großmüthig schonte, verbannte sie die einzige Tochter dieses Hauses, der hauptsächlich sie das Gelingen der Thronrevolution zu danken hatte, nach Mos-

kau, einfach, weil ihr dieſe Daſchkow durch ihre Eitelkeit läſtig wurde. Sie rief ſie zwar ſpäter wieder an den Hof, mußte ſie aber nochmals fortſchicken, weil dieſelbe ſich überaus ſtolz und trotzig benahm. *)

Im Uebrigen ſuchte die Kaiſerin ihre Armee in gutem Stande zu erhalten, und errichtete eine Pflanzſchule für das Geniecorps und die Artillerie, denn ſie dachte von ihren Armeen Gebrauch zu machen und ihre Nachbarn nicht in Frieden zu laſſen. Europa gegenüber aber äffte ſie den großen Friedrich nach und gab ſich den Schein einer „Philoſophin auf dem Throne“. Wie Friedrich

*) Katharina Daſchkow war ihrer eigenen Familie aus Eitelkeit und Genialitätsſucht entgegengetreten und aus einem Mangel an Pietät, welchen man aus dem Umſtand erklärte, daß ſie eines andern Vaters Tochter ſey. Nachdem die Revolution gelungen war, prahlte ſie vor aller Welt, ſie allein habe ſie gemacht und muthete der Kaiſerin zu, ſie zum Oberſten der Garde zu ernennen. Da wurde ſie als überläſtig nach Moskau verbannt, die Kaiſerin ließ aber ausdrücklich den franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Breteuil, erſuchen, Voltaire zu veranlaſſen, daß er, falls er über den Thronwechſel in Petersburg etwas ſchreibe, der Daſchkow gar nicht gedenken, ſondern alles ſo darſtellen ſolle, als ob die Kaiſerin allein alles geleitet habe. Nun hatte ſich aber die Daſchkow während der Verſchwörung in dem Grade für die Kaiſerin geopfert, daß ſie dem in ſie verliebten Panin, obgleich ſie ihn nicht ausſtehen konnte, doch ihre Gunſt gewährte, nur um ihn davon abzubringen, daß er nach Peters III. Sturz ſtatt Katharina den Sohn Paul zum Kaiſer ausrufen laſſen. So hatte die arme Daſchkow alles für ihre kaiſerliche Freundin gethan und erndtete nun den ſchnödeſten Undank dafür. Fortan ſchwur ſie aber auch der Kaiſerin ewigen Haß und ſorgte dafür, daß nicht die täuſchenden Erzählungen, welche die Kaiſerin ausbreiten ließ, ſondern die Wahrheit in Bezug auf die Petersburger Ereigniſſe in Umlauf kam. Als ihr nach einiger Zeit die Kaiſerin einen langen Brief ſchrieb, um ſie wieder zu bezaubern und zu gewinnen, da ſie deren Intriguen fürchtete, antwortete ihr die Daſchkow ſtolz nur mit vier Zeilen: „Ich weiß nichts von dem, was Sie wiſſen wollen, würde es Ihnen aber auch nicht ſagen, wenn ich es wüßte. Wollen ſie mich aufs Schaffot ſchicken? Wohl, ich bin bereit, es zu beſteigen.“

allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft ohne Ausnahme an Umfang und Tiefe zugewachſen iſt, was Alles dadurch für das materiell Nützlichſte, wie das ſcheinbar Unnützeſte, für Künſte, Gewerbe, und die Bequemlichkeiten des Lebens und Verkehrs, wie für Spekulation und ideale Weltconſtruction, gewonnen werden, der könnte, ſey er nun ein thätig Eingreifender oder nur theilnehmend Zuſchauender, erſchrecken über die Rapidität einer wie auf Eiſenbahnen erfolgenden Bewegung. Aber man weiß ja, daß in allen Entwicklungen des Menſchengeſchlechts auf eine rührige Zeit, in der man Baumaterial beiführt, zimmert, meißelt und in die Höhe richtet, eine Periode folgt, wo man Alles für fertig hält, ſich ſofort um die Benützung und Schmückung der innern Räume zankend, ſie im Unfrieden bewohnt und die Baumeiſter läſtert, bis es die Urenkel im unwohnlichen Gemäuer nicht mehr aushalten und zu Neubauten ſchreiten. — Wie dem ſey, Geſchichte und Wiſſenſchaft unſerer Tage mögen einen Gang nehmen, welchen ſie wollen, die Nachwelt wird das laufende Jahrhundert in keinem Fall mit einem unehrenwerthen Namen bezeichnen. Auf die Titel, welche eine Zeit ſich ſelbſt beilegt, kommt es nicht an: ſie werden, ob ſie ſich nun damit verläumdet oder überhebt, von der Geſchichte kaſſirt.

Wie viel die verſchiedenen, am Bau der Wiſſenſchaften thätigen Völker, jedes an ſeinem Theil, materiell und virtuell zur Förderung des gegenwärtig im Bau begriffenen Werks beitragen, dieß unterliegt, ſo lange die Bewegung in vollem Gange iſt, noch weit weniger einer ſtatiſtiſchen Schätzung, als wenn es ſich von abgeſchloſſenen Zuſtänden handelt. Immerhin aber läßt ſich betrachten, wie ſich die Völker, als Perſönlichkeiten angeſehen, als Baukünſtler geberden, nach welchen Riſſen und Methoden ſie arbeiten, und worin ſie vorzüglich die Feſtigkeit und den Beſtand des Gebäudes ſuchen. In der folgenden Skizze müſſen wir uns auf das Allgemeinſte beſchränken.

Der Geiſt der Forſchung hatte in Frankreich, durch die Anregung des Carteſius, im ſiebzehnten Jahrhundert eines gewiſſen philoſophiſchen Ernſtes nicht entbehrt, und Frau von Staël in ihrem Werk über Deutſchland meint, wenn die Franzoſen der metaphyſiſchen Richtung ihrer großen Männer des ſiebzehnten Seculums gefolgt wären, ſo würden ſie heutzutage die allgemeinen

selbst *) schrieb auch sie französisch (Lustspiele, Märchen), correspondirte mit d'Alembert und Voltaire, berief Diderot nach St. Petersburg, affectirte Begeisterung für Regentenpflicht und Menschenwohl, proclamirte sogar, sie wolle durch eine großartige Reform des Erziehungswesens „eine neue Generation schaffen", errichtete jedoch nur ein adeliges Erziehungsinstitut für 240 Fräulein und Gräfinnen und ein Paar Findelhäuser und erweiterte die von der Kaiserin Elisabeth gegründete Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Nicht wenige berühmte und unberühmte Federn in Deutschland und Frankreich posaunten ihren Ruhm aus und mancher kecke Abenteurer ging damals nach Rußland und machte dort sein Glück. Aber die Humanität der Kaiserin war Prahlerei und Aushängeschild. Das russische Volk, der russische Klerus blieb unter ihr in der alten Barbarei. Nur für den Adel that sie etwas, indem sie die Organisation, welche derselbe in den deutschen Ostseeprovinzen hatte, auf das ganze russische Reich ausdehnte. In jeder Provinz nämlich ließ sie den Adel eine eigene Corporation mit einem Marschall an der Spitze bilden, der die Vertheilung der Steuern, die Rekrutenaushebung, die Wahl der Justiz- und Verwaltungsbeamten überlassen blieb. Auch nahm sie darauf Bedacht, in den wenigen Städten ihres großen Reichs die Bürger in Zünfte, also ebenfalls in Corporationen mit großen Vorrechten zu gliedern. Allein diese Unterlagen einer germanischen Organisation aus dem Mittelalter war für das russische Volk unpassend. Der Adel besaß keinen Corpsgeist und machte von den ihm verliehenen Rechten keinen Gebrauch, sondern ließ den Gouverneur der Provinz und die niederen Beamten walten. Eben so wenig war der Russe fähig, die stolzen Bürgerschaften des deut-

*) Sugenheim hat in seinem Werke „Rußlands Einfluß" 1836 aus vielen kleinen Umständen die Vermuthung geschöpft, Katharina sey eine natürliche Tochter des großen Friedrichs gewesen, deren Mutter wenigstens seine intime Jugendfreundin und deren Vermählung mit dem russischen Thronfolger hauptsächlich sein Werk war.

ſchen Mittelalters herzuſtellen. Es war nur wieder eines von den vielen Zeichen der ins achtzehnte Jahrhundert hereinbrechenden Unnatur, daß in Rußland ſtändiſche Gliederungen und ſtändiſche Autonomie, da wo ſie gar nicht hinpaßten, gerade in dem Zeitpunkt eingeführt wurden, in welchem ſie in Deutſchland, wo ſie entſtanden, und der Volksnatur angemeſſen waren, durch die Bureaukratie zerſtört wurden. Aber die Bureaukratie wurde auch trotz Katharinens Adelscorporationen in Rußland Meiſter. Von der Kaiſerin ging alle Gewalt aus. Der Adel als ſolcher gab keinen Rang. Wer nicht der Kaiſerin gedient hatte, galt nichts in der Geſellſchaft, der geringſte Secondlieutenant ſtand inſofern an Rang dem reichſten Bojaren voran, wenn dieſer keinen Dienſttitel hatte. Der Dienſt (Tſchin) galt alſo vor allem, wie es einer abſoluten Monarchie auch angemeſſen war. Ihn bezeichnete die Uniform. Jeder, auch der niedrigſte Civilbeamte, ja ſelbſt der Student (als der künftig dienen ſollte) trug Uniform. Aus den Bojaren waren immer tapfere Generale und noch mehr ſchlaue Diplomaten hervorgegangen, da Schlauigkeit ein Grundzug im ruſſiſchen Nationalcharakter iſt. Aber für den mechaniſchen Verwaltungsdienſt waren ſie zu indolent, leichtſinnig oder auch zu vornehm. Die Verwaltung und Juſtiz kam alſo in die Hände der niederen Tſchinofniks (Kronbeamten) und der Iſprafniks (Adelsbeamten), einer Menſchenclaſſe, die, ohne Ehrgefühl und ohne die öffentliche Achtung zu genießen, nur auf ihren Vortheil bedacht und damals ſchon berüchtigt war durch Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit gegen die Schwachen, niederträchtige Kriecherei gegen die Mächtigen, Beſtechung, Betrug, Unterſchleif aller Art. Wie hätte man aber auch von dieſen ungebildeten Beamten ein Rechts- und Ehrgefühl erwarten ſollen, was nicht einmal in den höheren Regionen herrſchte! Das Princip der Regierung ſelbſt war das machiavelliſtiſche, die Geiſtlichen des Hofes bereicherten ſich auf alle Art, die Generale und Offiziere preßten den freiwillig unterworfenen Völkerſtämmen, wie den eroberten Provinzen das Lebensmark aus.

Der Russe hat überhaupt keine strengen Begriffe von Mein und Dein, weil von uralter Zeit her nicht nur in seiner Familie, sondern auch in seiner Gemeinde Gütergemeinschaft herrscht.*) Gegenüber den Nachbarstaaten war die Politik der „nordischen Semiramis", wie man sie nannte, so widerrechtlich, gewaltthätig und arglistig als möglich, so daß Machiavell nie eine größere Schülerin gefunden hat, als an ihr. Persönlich war die Kaiserin im höchsten Grade liebenswürdig, von bezaubernder Freundlichkeit, ungleich mehr verführerisch, als majestätisch, so daß, wer ihre noch jugendlichen Bildnisse sieht, kaum ahnen sollte, was sie ihren Henkern zu thun erlaubte und befahl.

Noch lebte der unglückliche Iwan, der als allein rechtmäßiger Erbe des Hauses Romanow, obgleich er von seiner frühesten Kindheit an zu Schlüsselburg gefangen saß, doch immer eine lebendige Protestation gegen Katharina's Kronenraub war. Peter III. hatte ihn einmal in seinem Kerker besucht und halb blödsinnig gefunden, weil der arme Knabe immer eingesperrt geblieben war, ohne einen Unterricht oder nur einen gebildeten Umgang zu genießen. Katharina II. war nicht so mitleidig, sondern trachtete den wehrlosen Nebenbuhler ganz unschädlich zu machen. Um aber einen Vorwand zu haben, ließ sie die Wache zu Schlüsselburg überreden, sie selbst, die Kaiserin, wolle sich mit Orlow vermählen und dann Iwan, als dem sie gebühre, die Krone abtreten. Die einfältigen Soldaten gingen in die Falle und schaarten sich um Iwan. Das nannte man nun eine gefährliche Rebellion, die wenigen Anhänger Iwans wurden gefangen genommen und Iwan selbst im Schlafe ermordet, am 5. August 1764. Mirowitsch, dessen sich Katharina zur Bethörung der Soldaten und zur Ermordung Iwans bedient hatte, wurde nicht dafür belohnt, sondern, als ob die Sache Katharina

*) Stirbt in einem Dorf der Vater und hinterläßt 6 Söhne, so theilen diese nicht etwa sein Gut, sondern sein Gut fällt der Gemeinde anheim und diese verleiht jedem der 6 Söhne wieder ein Gemeindegut auf Lebenszeit.

ganz fremd wäre, auf Befehl derſelben hingerichtet. Er glaubte, die Gerichtsſcene ſey nur Schein und er werde begnadigt werden, aber ſein Kopf fiel. — Iwans Vater, Anton Ulrich, lebte in ſeinem Verbannungsort bei Archangel noch bis zum Jahre 1776 als ein verächtlicher Trunkenbold.

Die Civiliſation, welche Katharina II. in Rußland verbreitete, war daher ſehr zweifelhaften Werthes. Wenn die Bojaren auch viel von ihrer alten blutigen Barbarei abſtreiften, ſo nahmen ſie doch mit dem franzöſiſchen Modekleide oder der knappen preußiſchen Uniform nicht den ritterlichen Geiſt des Abendlandes an, ſondern vielmehr nur die Corruption der vornehmen Stände. Der ruſſiſche Adel verband mit dem Pariſer Raffinement in Genuß und Laſtern orientaliſche Verſchwendung. Die Beamten entbehrten der Solidität und Gewiſſenhaftigkeit. Die reichen Bürger waren entweder Fremde, die nur ihr Glück in Rußland machen wollten, oder die Zunft dickbärtiger Kaufleute, die gleichfalls nur auf ihren Privatgewinn ausgingen. Von Ausbildung bürgerlichen Geiſtes konnte da nicht die Rede ſeyn. In der Geiſtlichkeit endlich, die im Abendlande einſt viele Jahrhunderte hindurch der einzige Träger der Bildung geweſen war, duldete Katharina keinerlei geiſtigen Aufſchwung. Hier erhielt ſie den alten barbariſchen Stumpfſinn am gefliſſentlichſten, denn wenn von einem gebildeten Klerus aus das Volk hätte können bearbeitet werden, würde ihr ſträfliches Leben einem Sittengericht unterworfen worden ſeyn, welches ſie um keinen Preis durfte aufkommen laſſen. Wie ſie die hohe Geiſtlichkeit geſchickt in ihr Netz zog, iſt oben ſchon gezeigt. Die niedere Geiſtlichkeit mußte in der bisherigen Verdumpfung fortleben. Weltgeiſtliche (Popen) durften immer nur die Söhne von Popen werden, eine gleich den jüdiſchen Leviten und indiſchen Braminen ſich ſelbſt fortpflanzende Prieſterſchaft. Aber dieſe Popen durften nicht predigen, nur die vorgeſchriebenen Ceremonien mechaniſch abmachen. Wenn der Pope ſeine Frau verlor, mußte er Mönch werden. In den Klöſtern aber fehlte der Geiſt ebenfalls gänzlich. So erfreute ſich

Katharina, während sie persönlich den gottlosen Diderot liebkoste und mit Voltaire*) correspondirte, an dem tiefen Geistesschlaf der gesammten Geistlichkeit des Reiches, welches sie beherrschte.

Als rühmlich muß anerkannt werden, daß Katharina durch Gmelin und Pallas ihr weites Reich und sonderlich Sibirien in naturwissenschaftlicher und ethnographischer Hinsicht durchforschen ließ, sowie auch in ihrem Auftrage der Engländer Billings die äußersten Küsten ihres Reiches in der Nachbarschaft Nordamerika's und Japans untersuchte.

Während die Kaiserin wie eine schmachtende Soubrette in den Armen ihres Orlow lag, beherrschte ihr Adlerauge gleichwohl die gesammte europäische Politik, und ließ sie sich nichts entgehen, was ihre Macht vergrößern, ihren Ruhm erhöhen konnte. Den ersten Schlag führte sie gegen Kurland aus. Prinz Karl von Sachsen war dort als Herzog anerkannt und vom Adel wohlgelitten. Peter III. hatte Biron zurückgerufen, war aber ermordet, ehe dieser den weiten Weg aus Sibirien zurückgelegt und seine früheren Rechte auf Kurland zur Geltung gebracht hatte. Aber schon drei Tage nach des Kaisers Erwürgung, am 20. Juli, forderte, mit Katharina's Zustimmung und von St. Petersburg aus, Biron den Kurländer Adel auf, ihm zu huldigen, und am 8. August verlangte Katharina selbst von August III., er solle sogleich seinen Sohn aus Kurland zurückziehen. Zugleich rückten 15,000 Russen in Kurland ein. August III. machte klägliche Gegenvorstellungen, er sey ja der treue Alliirte Rußlands im siebenjährigen Kriege gewesen, Kurland sey ein polnisches Lehen, und der zufällige Umstand, daß die Herzogin Wittwe Anna von Kurland russische Kaiserin geworden sey, hebe das alte polnische Lehensverhältniß nicht auf und gebe Rußland kein Recht an Kurland. Biron rückte unter dem Schutze der russischen Bajonette in Mitau ein und ließ sich

*) Nach Voltaires Tode wollte sie um eine große Summe dessen Bibliothek kaufen, die stolzen Erben aber machten ihr ein Geschenk damit.

daselbst am 10. Februar 1763 zwangsweise huldigen, während Herzog Karl sich noch im festen Schlosse der Stadt behauptete.

August III. frug den polnischen Reichstag um Rath. Die Czartoryski'sche Familie, welche ihren Neffen, den schönen Poniatowski, mit russischer Hülfe auf den polnischen Thron bringen wollte, wenn der alte kränkliche Sachse gestorben seyn würde, mahnte dringend von jedem Schritt gegen das mächtige Rußland ab und verlangte, man solle Kurland aufopfern und das sächsische Familleninteresse nicht mit dem polnischen Reichsinteresse verwechseln. Indeß siegte doch die patriotische Partei, welche begreiflicherweise in der Aufopferung Kurlands nur ein Zeichen der erbärmlichsten Schwäche und der freiwilligen Unterwerfung unter Rußland sah. Die Mehrheit entschied sich für Karl gegen Biron, und eine polnische Denkschrift setzte der russischen Kaiserin aufs neue die Rechte des ersteren auseinander. In dieser Denkschrift war aber unklugerweise Bezug genommen auf die illegitime Herrschaft der Kaiserin selbst, da nicht sie, die Zerbsterin, sondern der damals noch im Kerker schmachtende Iwan der rechtmäßige Thronerbe von Rußland sey. Grund genug für Katharina II., von nun an die Polen tödtlich zu hassen und die Vernichtung dieser ritterlichen Nation zu beschließen.

Auf ihren Befehl arbeiteten die Czartoryski, um die Sachsen zu vertreiben, nicht nur den Sohn aus Kurland, sondern auch den Vater aus Polen selbst. Als Fürst Radzivil, ein Patriot und Feind der Czartoryski, zu Wilna die Wahlen des neuen Obergerichts für Lithauen im Sinne des Königs zu Stande brachte, erschien ein russischer Oberst daselbst und drohte mit dem unverzüglichen Einmarsch von 40,000 Russen, wenn das Gericht nicht sogleich im Sinne der Czartoryski umgebildet würde, und der bestochene Bischof von Wilna, Skrassalki, erließ ein Manifest, worin er die russische Kaiserin förmlich zu Hülfe rief, die dann auch 8000 Mann nach Wilna schickte und Radzivils Partei entmuthigte. August III. aber, da er zu schwach war, sich der russischen Heere

und der Czartoryski'schen Partei in Polen selbst zu erwehren, namentlich weil er auch Preußen in dieser Frage auf die russische Seite treten sah, befahl seinem Sohn, Mitau zu verlassen, und kehrte selbst von Warschau nach Dresden zurück, um Polen nie mehr wiederzusehen, denn er starb am 5. October 1763.

Friedrich II. fand es wirklich seiner damaligen Lage angemessen, die habgierige Politik Rußlands zu unterstützen, obgleich die Erweiterung der russischen Macht durch die Annexation von Kurland und durch den überwiegenden Einfluß in Polen keinem Nachbar gefährlicher war, als gerade Preußen. Er konnte sich, seit Bute regierte, auf England nicht mehr verlassen und fürchtete, wenn er sich Kurlands und der polnischen Patrioten annähme, eine Coalition Katharina's II. mit Maria Theresia, während die Schwächung Sachsens, jedenfalls dessen Losreißung von Polen ihm erwünscht seyn mußte. Indem er auf die Seite Rußlands trat, rief er freilich geheime Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich hervor, deren Zweck war, den russisch-preußischen Einfluß in Polen zu neutralisiren; allein er wußte wohl, Frankreich werde keine Opfer bringen, um dem fernen Polen mit Armeen beizustehen, und Maria Theresia allein werde es noch weniger wagen, es mit der vereinten Macht Rußlands und Preußens aufzunehmen. Wirklich ließ Choiseul nur durch französische Agenten in Polen intriguiren, bot aber keine Hülfe. Und Maria Theresia drohte ohne Nachdruck.*) Am 11. April 1764 schloß Friedrich II. mit Katharina II. einen geheimen Vertrag, worin sich beide ihre Staaten

*) Bald nach dem Tode des sächsischen Kurfürsten kam Poniatowski's Bruder zu ihr, um ihre Stimme zu gewinnen. Sie verlangte nun, Polen solle selbständig handeln und sich Rußland widersetzen, dann werde sie im Bunde mit Frankreich, dessen sie gewiß sey, Polen unterstützen. Jedenfalls werde sie, wenn Russen in Polen einrückten, auch Oesterreicher einrücken lassen, was sie nachher doch nicht that. Ueberhaupt waren ihre Mahnungen an die Poniatowskis verschwendet, weil diese ja gerade russische Parteigänger waren.

garantirten, beide sich im Kriege beizustehen zusagten, Preußen in Kriegsfällen für Rußland eine Hülfsarmee zu stellen oder 480,000 Thaler jährliche Subsidien zu zahlen übernahm und beide sich insbesondere verpflichteten, eine heilsame Reform und Wiedergeburt Polens nicht zu dulden, keinen auswärtigen Prinzen mehr, sondern nur einen ohnmächtigen, von den Parteien und vom Auslande abhängigen Polen zum König wählen, die Krone auch niemals erblich werden zu lassen und die Confusion im polnischen Reichstage durch Aufrechterhaltung des liberum veto (Verhinderung jedes Beschlusses durch eine einzige Stimme) zu verewigen. Damit aber auch der katholischen Landeskirche Polens der Nerv durchschnitten werde, beschlossen in jenem Vertrag die griechische Czarewna und der protestantische König, sich der s. g. Dissidenten, d. h. aller Nichtkatholiken, gegen gedachte polnische Landeskirche kräftigst anzunehmen. Dieser letztere Punkt sollte vornehmlich zum Vorwand dienen, einen Bürgerkrieg in Polen anzufachen, welcher Rußland und Preußen zum bewaffneten Einschreiten Gelegenheit geben würde.

Mit diesem völkerrechtswidrigen Vertrag, den leider der große Preußenkönig zu unterschreiben sich nicht schämte, begann das Verderben des unglücklichen Polen.

Es handelte sich zunächst darum, wer dem Sachsen auf dem polnischen Throne nachfolgen sollte. Die Wahl stand bei einem außerordentlichen Reichstage, dem der gesammte bewaffnete Adel des Reichs anzuwohnen hatte und welcher vier Wochen nach Beschluß jenes Vertrags am 7. Mai zu Warschau zusammentrat. Die Czartorvski hatten die ganze Stadt mit ihrem bewaffneten Anhang (mit roth, weiß und grünen Farben) erfüllt, und rings um die Stadt lagerten 10,000 Russen unter General Repnin, an der Grenze aber standen 40,000 Preußen. Gegen diese Uebermacht vermochte Graf Potocki, obgleich er mit einer Menge bewaffneter Patrioten zum Reichstage kam, nichts zu unternehmen. Branicki, der Kronfeldherr, hatte zwar eine polnische Reichsarmee gesammelt,

die aber, wenig zahlreich, von der russischen Partei unterwühlt wurde und ihn größtentheils verließ. Fürst Radzivil glaubte sicherer zu verfahren, wenn er eine patriotische Bewegung in den Provinzen hervorriefe, aber Repnin schickte ein russisches Corps unter Dolgoruckl gegen ihn aus, welches ihn, obgleich er Anfangs einen Erfolg errang, doch überwältigte und über die Grenze jagte. Die conföderirte russische Partei der Czartoryski behauptete demnach die Oberhand auf dem Reichstage und setzte durch, daß am 7. September ihre Creatur, Stanislaus Poniatowski, Katharina's ehemaliger Buhle, zum König von Polen erwählt wurde. Dies würde nimmermehr geschehen seyn, wenn der polnische Adel freie Wahl gehabt hätte. Von 80,000 stimmberechtigten Edelleuten waren nur 4000, ohne die an Rußland verkauften, erschienen, die übrigen, eine ungeheure Mehrheit, waren nicht erschienen, weil sie sich den russischen Insulten nicht auszusetzen wagten.

Von nun an war aber nicht Stanislaus, sondern der mit seinen Truppen in Warschau verbleibende russische General und Gesandte Graf Repnin König von Polen, denn nur er befahl, nur er lenkte den Hof und den Reichstag. Gleichwohl hätten sich unter Stanislaus, weil er denn doch ein echter Pole war, die Parteien des Landes versöhnen und gegen Rußland vereinigen können, und lag es nahe, daß die Czartoryski, nachdem Rußland den Ihrigen auf den Thron erhoben hatte, Rußlands nicht mehr so sehr bedurften, wie vorher, also nach einiger Selbständigkeit trachten würden. Auch überlegte man in Petersburg wirklich, ob man die Czartoryski nunmehr nicht lieber auf die Seite werfen solle. Allein man entschied sich dahin, einen Passus des russisch-preußischen Vertrags, der den Fall schon vorbedächtig ins Auge gefaßt hatte, auszubeuten und einen ganz neuen Zankapfel nach Polen hineinzuwerfen, um daselbst zwei neue Parteien sich bilden zu lassen, welche durch ihre Zwietracht das Reich immer mehr schwächen, den armen Stanislaus immer ohnmächtiger und von Rußland abhängiger machen mußten. Diese ganze Intrigue hatte von Anfang an

einen ſo ſpecifiſch ruſſiſchen Charakter und bezweckte ſo ausſchließlich das ruſſiſche Intereſſe, daß man Friedrich II. nur ſein paſſives Verhalten dazu vorzuwerfen hat.

Im Auguſt 1765 erſchien der Biſchof von Mohilew in Warſchau, um ſich zu beſchweren, daß ſeit etwa vierzig Jahren 150 griechiſche Kirchen unirt, d. h. mit der katholiſchen Kirche vereinigt worden ſeyen. Das gab das Signal für die ruſſiſchen Agenten im öſtlichen Theile des polniſchen Reichs, überall die vormals griechiſchen Kirchen aufzuzeichnen, die auf einmal, nach dem Verlangen der ruſſiſchen Partei, der griechiſchen, d. h. ruſſiſchen Kirche zurückgegeben werden ſollten, ohne Rückſicht darauf, daß die Unirung eine freiwillige geweſen war. Bei alledem hütete man ſich, von der griechiſchen, d. h. ruſſiſchen Kirche zu reden, die im gebildeten Europa keine Sympathien gefunden haben würde. Man nannte die betreffenden unirten Gemeinden, die mit Gewalt aus der Union herausgeriſſen und ausſchließlich griechiſch, d. h. ruſſiſch werden ſollten, Diſſidenten, und betrachtete die Frage, wie die der Diſſenters in England, als eine reine Frage der Toleranz und Humanität, indem man auch die wenigen Proteſtanten und Socinianer Polens vorſchob, als ob es ſich nicht um ruſſiſche Habgier, ſondern um die in Europa damals ſo beliebt gewordene Gewiſſensfreiheit handle. Unter dieſem Geſichtspunkt erſchien Friedrich II. nur als ein gerechter Monarch, indem er ſich gemeinſchaftlich mit Rußland der Diſſidenten annahm, und ſelbſt in England gab man ſich das Anſehen und nahm die Miene an, als ſey die Sache der Diſſidenten in Polen die des Proteſtantismus.

Das polniſche Volk war ſcharfſichtiger. Es ſah den alten katholiſchen Glauben gefährdet und erhob ſich. Soltyk, Biſchof von Krakau, erließ in dieſem Sinne einen Hirtenbrief, Tag und Nacht ſtanden die Kirchen offen und wurde das Kreuz gegen die Diſſidenten gepredigt. Aber ruſſiſche Truppen unterdrückten die Bewegung und Katharina II. ließ dem Papſt bedeuten, wenn er nicht unter den polniſchen Katholiken Ruhe gebieten laſſe, werde ſie

Anſichten der Deutſchen theilen; denn Leibnitz ſey der natürliche Nachfolger von Descartes und Mallebranche, wie Kant der Nachfolger Leibnitzens. Aber eben, daß ſie die idealiſtiſche Richtung ſo gar nicht verfolgt haben, beweist, daß ſie ihrer Natur zuwider war. — Das Syſtem des Locke erſcheint als dasjenige, welches bei Engländern und Franzoſen die aus den mittlern Zeiten zurückgebliebenen ſpiritualiſtiſchen Nebel aus der Naturbetrachtung vollends verſcheucht und die Empirie als herrſchendes Element auch in der Wiſſenſchaft auf lange ſanctionirt hat. Dieſes Syſtem war im Schoße der engliſchen Nation entſtanden. Locke hatte, ganz gemäß dem religiöſen Sinn ſeines Volks, aber im Widerſpruch mit ſeinem Grundſatz, daß alle Erkenntniß aus der Erfahrung fließt, die Ideen von Gott, der Schöpfung, der ewigen Materie geradezu als Poſtulate hingeſtellt. Als dieſes Syſtem zur Herrſchaft kam, mußte die höhere Contemplation von der ſpekulativen Theologie abſorbirt werden, und ſich aus dem Gebiete der Sinnlichkeit, der Erfahrung zurückziehen, die Bearbeitung deſſelben vorzugsweiſe den niedrigeren Seelenkräften überlaſſend. Beim innigen religiöſen Gefühl des engliſchen Volks, konnte dieſes Syſtem in ſeinem eigenen Vaterlande von keinen verderblichen moraliſchen Folgen ſeyn; indeſſen verhinderte es durch die unüberſteigliche Kluft, die es zwiſchen Glauben und Wiſſen befeſtigte, das freie Ueberſtrömen des im Volke lebenden ſpiritualiſtiſchen Elements in die Naturbetrachtung, und vernüchterte ſomit den Geiſt der Forſchung. — Dieſe intellektuellen Folgen der ſenſualiſtiſchen Lehre waren nun in Frankreich dieſelben; ſie wurde hier aber, conſequent ausgebildet, auch vom entſchiedenſten moraliſchen Einfluß.

Eine Lehre, welche alle Erkenntniß aus der Quelle der Senſationen fließen läßt, mußte einer Nation zuſagen, in welcher, vielleicht als ein Erbtheil des kühlen römiſchen Blutes, der Zug nach dem Realen den nach dem Ueberſinnlichen von jeher überwogen hatte. Dieſe Nation mußte, einmal in dieſe Bahn des Gedankens geworfen, die ſinnliche Seite der Locke'ſchen Conſtruktionen in allen ihren Conſequenzen ausbilden, und am Ende folgerecht den metaphyſiſchen Hintergrund, den der Engländer ſeinem Gemälde gegeben, für eine Fata Morgana erklären. Das von Natur bei dieſem Volke nur loſe, gleichſam oberflächlich haftende

Rache nehmen. Auf unverantwortliche Weise ließen Oesterreich und Frankreich das alles geschehen, ohne zu Gunsten der katholischen Glaubensgenossen zu interveniren. Stanislaus, welcher seine Zeit nur unter Vergnügungen zubrachte und sich, um alle seine Ausschweifungen bestreiten zu können, von der russischen Kaiserin eine Pension bezahlen ließ, schauderte doch vor dem Abgrunde zurück, in welchen Polen durch die Dissidentenfrage gestürzt werden sollte, und suchte, wie auch die Familie Czartoryski, zu vermitteln. Damals beschwor Maria Theresia den König von Polen, sich gegen Rußland standhaft zu benehmen, und bot ihm sogar eine Erzherzogin zur Gemahlin an. Die Czartoryski riethen ihm ab und hofften immer noch Mäßigung von Rußland. Repnin aber hatte gemessene Befehle und drohte dem König mit Absetzung. Da mußte Stanislaus alle russischen Decrete gegen die Katholiken in Vollzug setzen. Weil er sich aber in dieser Sache nicht gefügig genug gezeigt hatte, ließ Katharina dem in Sachsen lebenden Radzivil geheime Anträge machen, und derselbe war wirklich so schwach, sich dem russischen Interesse zu verkaufen, um nach Polen zurückkehren zu dürfen. Wo irgend eine Charakterschwäche oder ein Laster zu benutzen war, benutzte es Rußland. Wo irgend eine Tugend übrig blieb, wurde sie von Rußland nicht nur mit Gewalt vernichtet, sondern auch noch verleumdet.

Immer um Rußlands eigentlichen Zweck zu maskiren, mußte Repnin überall, zunächst aber an den russischen und preußischen Grenzen unter dem Eindruck der dort blitzenden russischen und preußischen Bajonnette s. g. Conföderationen veranlassen, zuerst zu Sluk in Lithauen und Thorn (1767), in welchen sich die Dissidenten unter einander verbündeten und vor ganz Europa den Schein annahmen, als seyen sie die grausam Unterdrückten, als verfechten sie die heilige Sache der Glaubensfreiheit. Am 23. Juni vereinigten sich die Conföderationen zu einer einzigen in Radom, und Radzivil trat an ihre Spitze, um dem Reichstage sogleich vorzuschreiben, derselbe solle für alle Gesetze Polens Rußlands Garantie

einholen. Sodann überschwemmten russische Truppen das Reich und verübten im Namen der Glaubensfreiheit die barbarischsten Greuel im Gebiete der patriotischen Bischöfe, wo sie alles raubten oder zerstörten. Endlich ließ Repnin die Bischöfe Soltyk von Krakau und Zabuski von Kiew, sowie den Palatin Rzewuski und andere vornehme Patrioten verhaften und gefangen ins Innere Rußlands abführen, 4. October. Wer sich Rußlands Willen widersetze, erklärte er hierauf, dem werde es eben so ergehen. Alles zitterte, und Stanislaus sowohl, als der Reichstag vollzogen alles, was Repnin befahl. Durch neue Gesetze wurden alle Forderungen der Dissidenten, der Fortbestand aller alten Mißbräuche und die Unerläßlichkeit der russischen Garantie decretirt, am 28. Febr. 1768.

Am 10. August desselben Jahres erließ Repnin eine Note, worin er sagte: „die Kaiserin suche nur die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und die Freiheit. Der einzige Grund der Freiheit sey aber die Gleichheit (im liberum veto). Die Kaiserin könne die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als indem sie jene Gleichheit befördere.“ Man hat mit Recht bemerkt, das sey die Sprache der Jakobiner von 1793. Der russische Hohn erschien aber gewissermaßen entschuldigt durch die Ehrlosigkeit des polnischen Adels, der vor Repnin kroch, unter seinem Schutz den polnischen Staat bestahl und eifriger darauf bedacht war, seinen Privatbeutel zu füllen oder sich an persönlichen und Parteigegnern zu rächen, als der Nation in ihrem Unglück beizustehn.*)

*) Der englische Gesandte schrieb am 14. Dez. 1774: „Die Mitglieder des Reichstagsausschusses wiesen sich Jahrgelder, Starosteien, Erbgüter und jede Art von Einnahmen auf beispiellose Weise und auf Kosten der unglücklichen Republik an, so daß man dies für den letzten Gnadenstoß hält, den sie ihrer Ehre und ihrem Vaterlande geben. Man vergleicht sie allgemein mit einer Räuberbande, die in ein Haus einbricht und alles plündert und zerstört, was in ihre Hände kömmt. Ungerechtigkeit, Thor-

Dieſer brutale Hohn der Ruſſen und die furchtbaren Grauſamkeiten, mit denen die eifrigen Katholiken überall verfolgt wurden, empörte endlich die Gemüther und eine anſehnliche Zahl guter Patrioten verſammelten ſich im März zu Bar und bildeten hier unter der Oberleitung des Biſchofs Kraſinski von Kaminiec, des Joſeph Pulawski ꝛc. eine neue Conföderation zum Schutz des Vaterlandes und der Kirche. Zu gleichem Zweck trat eine Conföderation unter Rajewski in Lublin und eine dritte unter Jakob Potocki in Lithauen zuſammen. Allein ſie brachten keine ausreichende Heeresmacht zuſammen und konnten den Ruſſen, deren zahlreiche Truppen in Maſſen anrückten, nur vereinzelt einen verzweifelten Widerſtand leiſten. So Kaſimir Pulawski im Kloſter Berdiczow, ſo die Stadt Bar, in der 4000 Polen umkamen, und Krakau, welches die Ruſſen am 19. Auguſt mit Sturm nahmen und wo ſie auf's grau-

---

heit und Raubſucht herrſchten vom Anfange bis zu Ende des Reichstages, und die Geſchichte dieſes Landes zeigt kein Beiſpiel ſo ſchamloſer Sündhaftigkeit. Hier iſt ein ſolcher Mangel an Tugend und Ehre (ja ſelbſt des bloßen Anſcheins derſelben), ſolch ein Verderben, ja ſolche Umkehrung der Rechtspflege, daß Niemand, der es nicht ſieht, ſich davon einen Begriff machen kann. Faſt alle großen Aemter ſind ſo ſchlecht beſetzt, daß die nationale Würde verloren geht, und ob wir gleich die Worte Freiheit und Vaterlandsliebe oft hören, glaube ich doch, daß kein gebildetes Volk ſie weniger im Herzen trägt. Welche Hoffnung, welcher Verlaß iſt für ein Land in ſo elender Verfaſſung und in ſolchen Verhältniſſen." — Ganz ähnlich ſchreibt der franzöſiſche Geſchäftsträger Gerault den 29. October 1770: „Die unzähligen Plagen und Unglücksfälle, durch welche Polen zu Boden gedrückt iſt, vermindern die perſönlichen Feindſchaften und beſondern Leidenſchaften nicht, aus denen jene Uebel eher entſpringen. Der Stolz und die Begierde, über ihres Gleichen die Oberhand zu haben, ſind in den Gemüthern nicht erloſchen, welche ſonſt gegen die härteſten Erniedrigungen unempfindlich zu ſeyn ſcheinen, die ſie von den Fremden erleiden. Mit einem Worte: Sklaven, welche ſich ohne Widerſtand in Ketten ſchmieden laſſen, wollen noch über andre Sklaven herrſchen."

samste wütheten. Das Aergste aber geschah durch die von Rußland aufgewiegelten Kosaken und griechischen Bauern, die 20,000 Mann stark durch das südöstliche Polen zogen, einen Edelhof nach dem andern verbrannten, alle Edelleute und katholischen Priester erschlugen, Weiber und Kinder nicht schonten und alles raubten. Am schrecklichsten wütheten die Zaporoger Kosacken, Halbwilde, echte Skythen, die ohne Weiber lebten und sich durch geraubte Knaben ersetzten, wie die Mameluken. Sie fielen unter ihrem Häuptling Gonda in die Wojwodschaft Braklaw ein und eroberten die Stadt Human, in die alle Edelleute und Juden der Umgegend geflüchtet waren. Trotz der Capitulation ließ Gonda den polnischen Commandanten der Stadt lebendig schinden, seiner schwangern Frau das Kind aus dem Leibe treten, seine übrigen Kinder vor ihren Augen abschlachten und alle Einwohner und in der Stadt befindlichen Flüchtlinge ermorden. Er selbst behielt sich nur die kleinen Kinder vor, und schnitt mehr als 800 derselben die Kehle ab. Auch in Terespol wurden alle Frauen und Kinder erwürgt. Viele Juden wurden lebendig verbrannt. Oft sah man einen katholischen Mönch oder Priester, einen Juden und einen Hund an demselben Galgen hängen. Oft wurden die unglücklichen Polen bis an den Hals in die Erde gegraben und dann die Köpfe mit Sensen abgemäht. Einen schmählichen Ruf erwarb sich damals auch der russische Major Drewitsch, indem er die gefangenen polnischen Edelleute grausam ermorden oder ihnen die Hände abhauen und sie dann laufen ließ. Die Verwüstungen der Barbaren reichten bis nach Brody und man rechnete wenigstens 10,000 Polen jedes Alters und Geschlechts, die sie erschlugen. Der Jammer wurde noch gräßlicher, als viele falsche Patrioten auftraten, geheime Anhänger Rußlands, welche räuberische Banden unter dem Aushängeschild, als seyen es Conföderirte, bildeten, um die letztern in der öffentlichen Meinung zu schänden.

Die Conföderirten von Bar suchten Hülfe bei den — Türken, denn bei den katholischen Großstaaten, Oesterreich und Frank-

reich, fanden ſie ſie nicht. Aber die Miniſter der hohen Pforte waren beſtochen und ſtellten ſich, als hätten ſie von der Diſſidentenfrage keinen klaren Begriff, ja ſie trieben die Unverſchämtheit ſo weit, ſich bei Rußland darüber Aufklärung zu erbitten, nur um die Sache hinzuhalten. Die türkiſche Bevölkerung begriff die Sache beſſer und als die Koſaken auf ihrem Raubzug in Polen auch die Grenzſtadt Balta plünderten und verbrannten, welche zur Hälfte von Tartaren bewohnt und der Pforte unterthänig war, ließ ſich der Stolz und Zorn der Türken nicht mehr beſchwichtigen. Vergebens nahm der ruſſiſche Marſchall Romanzow einen Theil der Zaporoger gefangen und erbot ſich die Kaiſerin, welcher ein türkiſcher Krieg ungelegen kam, ſo lange ſie nicht mit den Polen fertig war, 200 gefangene Zaporoger als Räuber von Balta dem Sultan auszuliefern. Dieſer, heftig erzürnt über die ruſſenfreundlichen Umtriebe ſeiner beſtochenen Miniſter, ließ ſich nicht mehr beſchwatzen und erklärte ſchon am 4. Oct. 1768 Rußland den Krieg.

Dadurch bekam nun Polen wirklich etwas Luft. Die ruſſiſchen Heere mußten ſich gegen die Türkei wenden und konnten nicht mehr in Polen verwendet werden. In dieſem Zeitpunkt faßte Stanislaus den edlen Entſchluß, zu retten, was zu retten ſey, zunächſt wenigſtens die äußere Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzuſtellen und die Räuber zu bändigen, ſodann aber auch heilſame Reformen zu beginnen. Die Czartoryskis ſchloßen ſich ihm hierin an und auch Radziwil wurde auf einmal wieder patriotiſch, ließ ſich aber, als ihn ein ruſſiſches Commando überrumpelte und gefangen nahm, wieder auf die andere Seite ziehen und entſagte endlich der Theilnahme an den öffentlichen Dingen, mit allgemeiner Verachtung beſtraft. Im Felde wehrten ſich die Polen verzweifelt. Auch diesmal zeichnete ſich Kaſimir Pulawski*) durch

*) Sein Vater Joſeph ſtarb in türkiſcher Gefangenſchaft, von denen verrathen, deren Hülfe er angerufen hatte. Sein Bruder Franz fiel im

seine muthigen Kämpfe gegen die Russen aus. Krasinski, der Bischof von Kamininiec, gab sich unsägliche Mühe, die Conföderation von Bar zu kräftigen, scheiterte aber an der lächerlichen Eifersucht derer, die aus Ehrgeiz selbst an der Spitze stehen wollten und sich, als es ihnen nicht gelang, lieber absonderten. Es war nicht möglich, irgendwo ein größeres Heer von Polen zu sammeln; überall bildeten sich nur kleinere Freischaaren und Landsturm, die den disciplinirten Regimentern der Russen trotz aller Tapferkeit zuletzt unterlagen.

Unterdessen eröffneten die Russen den Türkenkrieg mit einem Meuchelmord, indem sie den kraftvollen Tataren Kerimgerai, damaligen Chan der Krimm, der mit 100,000 Mann in die russischen Grenzen einfiel, durch einen griechischen Arzt vergiften ließen. Sein Nachfolger Dewletgerai bewies seine Unfähigkeit, indem er die von den Russen unter dem Fürsten Galiczin belagerte türkische Festung Choczim nicht zu entsetzen wußte, die daher im September 1769 auf eine ziemlich sonderbare Weise fiel. Der russische General Weißmann erfocht nämlich in der Nähe der Stadt einen Sieg, was die Besatzung dermaßen erschreckte, daß sie davonfloh und die Stadt leer und offen zurückließ. In diesem Kriege fochten die Türken abwechselnd mit ihrer alten todesverachtenden Tapferkeit und flohen dann wieder auf die feigste Weise, was sich nur durch die Bestechlichkeit und Uneinigkeit ihrer Führer erklärt. In demselben Jahre nahm Weißmann auch noch die Festung Gallacz mit Sturm. — Den Feldzug von 1770 begannen die Russen mit glänzenden Erfolgen. General Bauer schlug die Tataren und Romanzow erfocht einen großen Sieg über die türkische Hauptarmee unter dem Großvezier Halil Pascha am Kaghul, am 21. Juli. Dann stürmte Graf Panin die Festung Bender, am 27. Sept., mit so ungeheurem Menschenverlust, daß die Kaiserin Katharina sagte, es

---

Kampf gegen die Russen damals bei Lomazy. Sein zweiter Bruder Joachim kam in russische Gefangenschaft.

wäre beſſer geweſen, er hätte die Feſtung gar nicht eingenommen. Die Türken wehrten ſich gegen den Sturm zehn Stunden lang und ermordeten dann ihre eigenen Weiber und Kinder, damit ſie den verhaßten Giaurn nicht in die Hände fielen. Bald darauf fielen auch die Feſtungen Akjermann, Ismail, Kilia, Ibrail. Die ganze Moldau und Wallachei fiel den Ruſſen in die Hände, aber über die Donau kamen ſie nicht hinaus.

Eben ſo glücklich waren ſie zur See. Katharina II. wollte das türkiſche Reich von allen Seiten, wie eine Rieſenſchlange den Tiger, umzingeln und erdrücken. Sie ließ daher nicht nur das Gros ihrer Landmacht am Dnieſter und an der Donau operiren, ſondern gleichzeitig auch eine Seemacht unter Alexis Orlow in's Mittelmeer einlaufen, die Türkei vom Süden her angreifen und durch Aufſtände in Griechenland, Aegypten, Syrien und Transkaukaſien ängſtigen. Aufgehetzt von Rußland erhoben ſich die räuberiſchen Mainotten auf Morea unter ihrem Häuptling Panojotti Benacki und mordeten zu Miſiſtra alle Türken, auch Weiber und Kinder, während die Ruſſen mit Truppen landeten und Koron, Novarin, Tripolizza belagerten. Aber die Türken wehrten ſich tapfer, mordeten nun ihrerſeits eben ſo unbarmherzig unter den Griechen und nöthigten die Ruſſen, ſich wieder einzuſchiffen, im Mai. Aber am 5. Juli erfocht Orlow, oder vielmehr der unter ihm dienende Engländer Elphinſton, einen glänzenden Seeſieg bei Tſchesme (unfern von Salamis) über die türkiſche Flotte, obgleich das ruſſiſche Admiralſchiff ſelbſt mit 700 Mann in die Luft flog. In der Nacht darauf verbrannten die Ruſſen noch den ganzen Reſt der türkiſchen Flotte im Hafen von Tſchesme. Die Nachricht von dieſer ſchrecklichen Niederlage brachte die Türken in Wuth. In Conſtantinopel wurde ein Brand angelegt, der 1500 Häuſer verzehrte. In Smyrna wurden alle Franken und Griechen erſchlagen. Orlow wagte, die Dardanellen zu forciren, um wo möglich vor Conſtantinopel ſelbſt zu rücken und ſich die unmittelbarſte Verbindung mit Rußland durch das ſchwarze Meer zu öffnen, aber die Dardanellen-

ſchlöſſer waren durch den franzöſiſchen Oberſt Tott gut armirt und ſeine Kanonenſchüſſe trieben die ruſſiſche Flotte von dannen.

Allen dieſen Vorgängen ſahen die europäiſchen Mächte mit einer faſt unglaublichen Gemüthsruhe zu. England half ſogar den Ruſſen. Frankreich ließ, ohne etwas zu wagen oder ein Opfer bringen zu wollen, in Warſchau wie in Conſtantinopel durch ſeine Agenten unfruchtbar intriguiren. Nur Oeſterreich war es Ernſt, den ruſſiſchen Uebergriffen eine Schranke zu ſetzen, weshalb es durch Thugut mit der hohen Pforte unterhandeln ließ. Sultan Muſtapha war als ein echter Türke trotzig, verwegen und ſchlau zugleich. Nie ließ er ſich von ſeinen Miniſtern leiten, ſondern ſetzte ſeinen eigenen Willen durch. Ueberzeugt, daß Oeſterreich ihm zuletzt gegen Rußland beiſtehen müſſe, daß Oeſterreich mit Preußen nicht zuſammenhalten könne, und daß Frankreich bei ſeiner damaligen Freundſchaft mit Oeſterreich kein Hinderniß darbiete, ſchlug der Sultan Oeſterreich eine enge Allianz gegen Rußland und eine Theilung Polens zwiſchen Oeſterreich und der Pforte vor, wodurch beide Mächte für alle Zukunft ſtark genug werden würden, ſich Rußlands zu erwehren. Der arme Potocki, der damals in Conſtantinopel Hülfe für Polen ſuchte, ahnte freilich nichts von dieſer Treuloſigkeit. Oeſterreich unterhandelte damals auch mit Preußen. Schon im Jahr 1769 kam Joſeph, der hoffnungsvolle Sohn Maria Thereſia's, ſeit 1764 zum römiſchen König erwählt, aber während der Regierung ſeiner Mutter noch nicht ſelbſtändig, in deren Auftrag in Neiße mit Friedrich dem Großen zuſammen, um denſelben vom ruſſiſchen Bündniß abzuziehen. Friedrich hatte auch wirklich keine Freude an den Erfolgen der Ruſſen, weil er vermöge ſeines geheimen Vertrages mit Rußland demſelben in Kriegszeiten jährlich 480,000 Thaler Hülfsgelder bezahlen mußte und weil die wachſende Macht Rußlands Preußen ſelbſt Gefahr drohte. Allein ſo lange Frankreich mit Oeſterreich zuſammenhielt und auf England kein Verlaß war, glaubte Friedrich den Bruch mit Rußland, damals ſeinem einzigen Alliirten, nicht wagen zu dürfen. Man wechſelte

daher in Neiße nur Complimente*) und bot der Pforte nur in allgemeinen Phrasen seine guten Dienste an, um den Frieden zu vermitteln.

Unterdeß ließ Friedrich der Kaiserin Katharina unter der Hand (als ob der Gedanke vom Fürsten Lynar komme) eine Theilung Polens zwischen Rußland und Preußen vorschlagen. Sie ließ ihm aber eine kurze abweisende Antwort geben, die so viel sagen wollte als: wie kommst du dazu, dich einzumischen und etwas von Polen haben zu wollen, über das ich ja bereits ganz und allein verfüge?

Diesen russischen Hochmuth konnte nun doch Friedrich nicht ertragen, veranlaßte daher eine abermalige Zusammenkunft mit Joseph, diesmal auf österreichischem Gebiet zu Mährisch-Neustadt, im August 1770, wo auch Kaunitz sich einfand**) und leitete für den Fall, daß Rußland nicht nachgäbe, seine türkischen Eroberungen nicht fahren lasse und auch fernerhin in Polen allein schalten wolle, eine Coalition, der auch Frankreich beitreten würde, gegen Rußland ein. Zugleich rückten österreichische Truppen im südlichen Theile Polens ein unter dem Vorwand, einige Districte des Reichs gehörten zu Ungarn, und preußische Truppen im westlichen Theile,

*) Friedrich sagte zu Joseph: „Wir Deutsche haben nun lange genug unter einander unser Blut vergossen. Es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen können." Nicht lange darauf ließ Kaunitz den König wissen, „wenn er damals Minister gewesen wäre, würde er die Abtretung Lothringens an Frankreich niemals zugegeben haben." Sie wußten also beide recht gut, daß es sich darum handelte, im Interesse Deutschlands hier Rußland, dort Frankreich mit gemeinsamer Kraft abzuwehren. Aber sie führten sich das gegenseitig nur im Vorbeigehen zu Gemüthe, und keiner dachte, im Ernst etwas für Deutschland zu thun, sondern verfolgte nur das österreichische und preußische Sonderinteresse.

**) Und Laudon. Als dieser Feldherr sich bescheiden im Hintergrund hielt und endlich dem König gegenüber sitzen sollte, zog ihn dieser an seine Seite und sagte: ich habe Ihn lieber neben mir, als gegenüber.

unter dem Vorwand, einen Cordon gegen die Peſt ziehen zu müſſen. Katharina gab ſich alle Mühe, dieſer Coalition durch ein fait accompli zuvorzukommen und den Sultan zu einem Separatfrieden zu bewegen, aber vergebens; der Sultan trotzte und berief ſich auf die Vermittelung der Mächte. Friedrich aber, ſobald er einen Rückhalt an Oeſterreich und Frankreich hatte, um Rußland imponiren zu können, verſuchte es noch einmal mit dem letztern und ſchickte ſeinen von jeher bis zum Fanatismus antiöſterreichiſchen Bruder Heinrich zuerſt, damit es wie eine Beſuchs- und Begrüßungsreiſe ausſähe, nach Stockholm, dann nach St. Petersburg, um der Kaiſerin Katharina begreiflich zu machen, ihre frühere Abweiſung der preußiſchen Vorſchläge ſeyen unklug geweſen und ſie habe nur die Wahl, Preußen als getreuem Alliirten gerecht zu werden oder eine große Coalition zwiſchen der Pforte, Oeſterreich und Frankreich zum Schutze Polens kommen zu ſehen, die nur dann nicht zu Stande kommen werde, wenn Preußen ſich auf Rußlands Seite ſtelle. Dieſer Logik konnte Katharina in der That nicht widerſtehen.

Oeſterreich that auf dem Schachbrett der damaligen europäiſchen Politik einen Gegenzug, indem es 50,000 Mann an die äußerſten Grenzen im Oſten vorſchob, um nöthigenfalls die Ruſſen an der Donau abzuſchneiden, und durch Thugut am 6. Juli 1771 mit dem Sultan einen Allianzvertrag abſchließen ließ, in welchem ſich Oeſterreich verpflichtete, die Rückgabe aller ruſſiſchen Eroberungen an die Türken und die Wiederherſtellung der Selbſtändigkeit Polens zu erwirken, allein es war klar, daß es ſo viel nicht durchſetzen konnte, wenn ſich Frankreich nicht thätiger anſtrengte. Deßhalb blieb dieſer Allianztractat in der Luft hängen und jene 50,000 Mann dienten nur, der Vorſtellung des Prinzen Heinrich in St. Petersburg Nachdruck zu geben.

Der Sultan wies inzwiſchen alle ruſſiſchen Mahnungen zurück und ſetzte den Krieg im Jahre 1771 fort. Derſelbe zettelte ſich an der Donau hin. Der Großvezier eroberte Giurgewo, konnte

religiöſe Gefühl war hier kein hinlänglicher Damm gegen den Materialismus. Von den Verſuchen Condillacs und Bonnets an, den im engliſchen Syſtem beſtehenden Widerſpruch zu vermitteln, entwickelte ſich mehr und mehr jene eſoteriſche Selbſtklugheit, den höhern Gefühlen und Ueberzeugungen gegenüber, die im vorigen Jahrhundert auch Deutſchland angeſteckt hat, ohne hier den kräftigen obern Geiſteszug überwältigen zu können. Die Religion ward ſpöttiſch aus der Sphäre der guten Geſellſchaft, wie aus den Kreiſen des Fühlens und Denkens hinauskomplimentirt, und wenn am Ende das „système de la nature“ die Freiheit im Menſchen und die Gottheit in der Natur vernichtete, ſo war dies nur die nothwendige Spitze einer Spekulation, welche ihre Conſequenz darin ſuchen mußte, daß ſie ein ganzes Gebiet der Seele ignorirte.

Wie ſchon bemerkt, die innerſte Geſinnung eines Volks iſt es, die ſich in ſeinen Doktrinen ausprägt, und dieſe, indem ſie die Literatur durchſtrömen, wirken wieder vielfältig auf die Geſinnung zurück. Eine Appellation an die der Erde zugekehrten Triebe im Menſchen findet immer weit bereitwilligeres Gehör, als eine an ſeine höhern, geheimnißvollern Vermögen und Regungen; und ſo mußte eine Lehre, welche vom Grundſatz der Paſſivität der Seele ausgeht, welche den Menſchen nicht ſowohl auffordert, als ihm erlaubt, nichts zu glauben, was nicht unmittelbar unter die Sinne fällt, oder durch Calcul demonſtrirbar iſt, auf den ganzen Volkscharakter einen weit bedeutenderen Einfluß üben, als eine Philoſophie im Stande iſt, welche an den Menſchen höhere Anſprüche macht, die dem Zug der Sinnlichkeit widerſprechen, welche den Menſchen in ſich gehen heißt, um die Wahrheit zu finden. Aber, und dieß iſt uns hier die Hauptſache, eine ſolche populäre Philoſophie des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes muß das von ihr ergriffene Volk zu einer weit compakteren, homogeneren Maſſe machen, muß die Geiſter in ihrer Einbildung weit mehr nivelliren, als Lehren wie die deutſchen, die ſelbſt in demotiſcher Ausprägung den Menſchen viel zu ſehr in die Tiefen der Natur und ſeines eigenen Geiſtes führen, um nicht immer mehr oder weniger den Charakter von Geheimlehren zu behalten.

Auf dieſem Standpunkt der aus dem Kern der Völker geborenen, und auf ihren Charakter wieder zurückwirkenden

aber nicht weit über die Donau vordringen, denn seine Truppen wurden auf allen Punkten in der Wallachei durch die tapferen Generale Weißmann, Miloradowitsch und Gudowitsch geschlagen und auf Giurgewo zurückgeworfen. Aber auch die Russen überschritten die Donau nicht. Dagegen gelang es den Russen unter Dolgorucki die von dem schon wieder gewechselten und mit einem Nebenbuhler streitenden Chan elend vertheidigte Krimm zu erobern, im Juli.

Diese Erfolge der russischen Waffen dienten der Kaiserin Katharina, wenn sie auch aus Rücksicht auf Preußen und Oesterreich den türkischen Eroberungen entsagen mußte, sich doch den besten Theil der polnischen Beute zu sichern. Schlau, wie immer, schloß sie zuerst mit Preußen am 17. Febr. 1772 einen geheimen Tractat ab, worin sie sich verpflichtete, den Eroberungen in der Türkei zu entsagen, dagegen aber von Preußen den ganzen Osten Polens bis zum Dniepr zugesichert erhielt, wogegen Preußen im westlichen Polen ein kleineres Gebiet erhalten sollte. Oesterreich hatte jetzt das Nachsehen und war um so mehr isolirt, als Choiseul, der immer das österreichische Interesse in Frankreich verfochten hatte, zu Weihnachten 1770 gestürzt worden war und Ludwigs XV. neue Maitresse, die Dubarry, sich Oesterreichs nicht mehr annehmen wollte.*) Indem sich nun das Wiener Cabinet zu schwach fühlte, allein den Kampf mit Rußland und Preußen aufzunehmen, entschloß es sich kurz, in ihr Lager überzugehen und mit ihnen gemeinschaftlich den Raub an Polen zu begehen. Die beiden nordischen Mächte waren gern bereit, um diesen Preis die österreichische Zustimmung zu ihrem Frevel zu erkaufen. Man verständigte sich. Vor allem sollte nun der türkische Krieg beendigt werden, Thugut erhielt also Befehl, zunächst einen Waffenstillstand einzuleiten, in welchem der französische Gesandte St. Priest, der vom polnischen Theilungsplan nichts wußte, so

*) Ludwig XV. soll später gesagt haben, wenn ich Choiseul behalten hätte, wäre Polen nicht getheilt worden. Das ist richtig, denn dann wäre Oesterreich, durch Frankreich unterstützt, stark genug gewesen, sich dem russisch-preußischen Project zu widersetzen.

naiv war, die Polen einschließen zu wollen, um auch diesen den Frieden und die Selbständigkeit zurückzugeben. Ein Congreß zu Fokschani sollte den Frieden vorbereiten, natürlicherweise nur ein Scheincongreß,*) denn es handelte sich nur darum, wieviel von der polnischen Beute Oesterreich geboten würde, damit es seinerseits die Pforte im Stich lasse und auf minder günstigen Bedingungen für dieselbe bestehe. Nicht in Fokschani, sondern in Petersburg wurde wirksam unterhandelt und endlich Rußland durch Oesterreichs und Preußens gemeinschaftliche Vorstellungen bewogen, die Moldau, Wallachei und Krimm wieder fahren zu lassen, um sich allein in Polen zu entschädigen.

Während des türkischen Krieges hatte Rußland nur eine geringe Kriegsmacht in Polen stehen, die leicht hätte vertrieben werden können, wenn das ganze polnische Volk sich einig in Waffen erhoben hätte. Allein der Krasinski und Pulawski waren zu wenige, der Verräther zu viele. Rußland verschwendete große Summen, um die Schwachen und Schwankenden zu bestechen. Man rechnete im Jahr 1770 nicht weniger als 30 Conföderationsmarschälle, die sich von Rußland gewinnen ließen. Ein Bierzynski benutzte seine Stellung, um zu dem, was er von Rußland erhielt, auch noch seine Landsleute selber zu bestehlen und entfloh mit 200,000 Dukaten nach Schlesien. Der talentvolle Dumouriez, welchen Choiseul nach Polen sandte, bemühte sich wenigstens in den Kriegsrath der Conföderirten Einheit zu bringen und die rohen Insurgentenhaufen zu disciplíniren, da er aber allein kam und kein französisches Hülfsheer mitbrachte, richtete er mit seinem guten Rath gegen das russische Geld wenig aus und als Choiseul noch

*) Thugut, der mit dem türkischen Botschafter Jasindschisade zum Congreß reiste, bemerkte einmal, daß derselbe sehr eifrig in einem Buche las und frug ihn, was er lese? Ein Buch, antwortete der Türke, aus dem ich mich über das europäische Recht und Gesetz belehren will. Thugut glaubte nun, er lese im Macchiavelli, als er aber das Buch in die Hand nahm, war es das neue Testament.

am Ende des Jahres gestürzt wurde, hatten die Polen vollends gar keine Hülfe mehr von Frankreich zu gewärtigen. Die einzelnen kleinen Schaaren der Conföderirten vertheidigten sich zuweilen glücklich, ihr Oberst Bielak erfocht einen kleinen Sieg, doch wurden sie im offenen Felde fast immer von den Russen geschlagen, so Oginski von Suwarow, Sept. 1771. In ihrer Noth wandten sich einige Polen an den Prinzen Heinrich von Preußen, um ihm die polnische Krone anzubieten, begreiflicherweise erfolglos. Ueberzeugt, welche schwere Schuld König Stanislaus durch seine Unfähigkeit an dem Unglück des Vaterlandes trage, erklärten die Conföderirten am 7. August seine Absetzung, und holten ihn auf Pulawski's Befehl einige polnische Waghälse in der Nacht des 3. Nov. 1771 mitten aus Warschau heraus, entführten ihn zu Pferde, verirrten aber und mußten ihn gegen Morgen wieder frei lassen, um selbst zu entkommen. Pulawski hielt Polens Fahne immer noch in Einzelkämpfen aufrecht, bis Suwarow Krakau, den letzten Zufluchtsort der Conföderirten, einnahm, am 15. August 1772. Kasimir Pulawski floh nach Amerika.

Unterdeß war aber schon am 5. August in St. Petersburg die erste Theilung Polens durch gemeinschaftlichen Vertrag Rußlands, Preußens und Oesterreichs besiegelt worden. Maria Theresia entschloß sich am schwersten dazu und äußerte offen ihren großen Kummer über diese an einem ganzen Volk begangene schreckliche Ungerechtigkeit. Allein Kaunitz stellte ihr vor, es sey besser durch Mitsündigen in Vortheil, als durch ausnahmsweise Tugend in Nachtheil kommen.*) Bei der Theilung bekam Rußland weit-

*) Maria Theresia schrieb damals an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muess bekhenen, daß zeitlebens nit so geängstiget mich befunten und

aus den größten Antheil,*) weil es nur um dieſen Preis ſeinen Eroberungen in der Türkei entſagen wollte, 2500 Quadratmeilen im Oſten des Dniepr, Oeſterreich nur 1500 Quadratmeilen, aber fruchtbares und mehr bevölkertes Land, nämlich den größten öſtlichen Theil von Galizien, Preußen aber nur 700 Quadratmeilen, das ſ. g. Weſtpreußen mit der Hauptſtadt Marienburg, das Bisthum Ermeland und den Netzdiſtrict, aber ohne Danzig. Im Theilungstractate verfügten die drei Großmächte ferner, alle alten Mißbräuche der polniſchen Verfaſſung, das liberum veto ꝛc. ſollten beſtehen bleiben und in dem noch übrigen ſelbſtändig bleibenden Königreich Polen keine Reform geduldet werden. Kraft dieſes Vertrages rückten Ruſſen, Preußen und Oeſterreicher in den Gebietstheilen ein, welche vom alten Königreich Polen abgeriſſen wurden und ſchreckte der ruſſiſche Geſandte von Saldern (ein geborner Holſteiner) den König Stanislaus und den polniſchen Reichstag unter Beiſtand ruſſiſcher Bajonette ganz ſo, wie früher Repnin gethan, bis ſich dieſelben bequemten, die Theilung anzuerkennen.

Frankreich und England machten, als ſie das fait accompli der polniſchen Theilung erfuhren, lange Geſichter an einander hin, warfen ſich gegenſeitig und eben ſo Oeſterreich ihre Schwachheit vor, beſchloſſen aber, die Sache gehen zu laſſen, da ſie unter einander ſelbſt im Hader lagen. Der franzöſiſche Geſandte in St. Petersburg ſagte zum engliſchen: „es gibt keine Sicherheit für Europa gegen die Uebergriffe Rußlands außer in einer engen Verbindung zwiſchen Frankreich und England," allein erſt achtzig Jahre ſpäter ſollte wirklich geſchehen, was der Geſandte damals erfolglos wünſchte.

---

mich ſehen zu laſſen ſchäme." Die deutſche Preſſe nahm faſt gar keine Notiz von dem himmelſchreienden Vorgang. Keiner der berühmten damaligen Publiciſten oder Dichter kümmerte ſich darum. Nur Schubart in ſeiner Schwäbiſchen Chronik beklagte „die jammerbleiche Polonia."

*) Friedrich ſagte zu van Swieten, dem Leibarzt Maria Thereſia's, das thue nichts, je mehr Rußland ſich vergrößere, deſto mehr ſchwäche es ſich. Joſeph aber glaubte, der König meine es nicht aufrichtig.

Wenn die Sache nicht gar zu traurig wäre, könnte man sich beinahe ergötzen an den gegenseitigen Vorwürfen der damaligen Cabinette, wie sie in den durch Fr. von Raumer veröffentlichten Gesandtschaftsberichten enthalten sind. Oesterreich warf Preußen vor, daß es zu Rußland halte, von dem es selbst einmal werde erdrückt werden. Preußen antwortete: ich würde gern zu dir, Oesterreich halten, wenn ich dir nur trauen könnte. Frankreich warf Oesterreich vor, daß es sich am Ende doch an Rußland und Preußen angeschlossen habe, wenn Oesterreich nur standhaft geblieben wäre, würden Frankreich und England es gewiß unterstützt haben. Oesterreich antwortete: ihr habt mir ja selbst erklärt, ihr würdet mir nur, wenn ich angegriffen würde, und nur mit 24.000 Mann beistehen. Frankreich warf England seine Unthätigkeit vor; England erwiederte, Frankreich hätte zuerst den Krieg an Rußland erklären sollen. Endlich eröffnete Georg III. das englische Parlament am 26. Nov. 1772 mit einer Rede, worin er sich freute, mit allen Mächten in Frieden zu leben und Polens auch nicht mit einem Wort erwähnte. In seiner Antwort an die drei Mächte, die ihm die Theilung Polens offiziell angezeigt hatten, sagte er nur: „er setze die Gerechtigkeit ihrer Ansprüche voraus, obgleich ihm die Beweggründe ihres Verfahrens unbekannt seyen.“ Frankreich aber beschloß, sich dieser englischen Erklärung anzuschließen.

Friedrich erndtete wenig Dank von seiner Hingebung an Rußland, denn 1778 war Panin unverschämt genug, dem russischen Gesandten in St. Petersburg zu sagen: „der König von Preußen ist nur eine russische Schildwacht.“

Mittlerweile wurde immer noch auf dem Congresse zu Fokschani über den Frieden mit der Türkei berathen. Die letztere wollte sich nicht fügen und setzte dem brutalen Auftreten des russischen Commissärs, Gregor Orlow, zähen Widerstand entgegen. Feldmarschall Romanzow erhielt Befehl, eine russische Armee über die Donau zu führen, erlitt aber bei Rustschuk eine Schlappe (im Juni 1773), dagegen siegte der tapfere Weißmann wieder bei Ka-

raſſu und ſpäter bei Kainardſche, wo er fiel. Auch Suwarow erfocht noch einen Sieg. Dennoch bewegten ſich die Ruſſen in dieſem ganzen Jahre nur in der Nähe der Donau. Ein Revolutionsverſuch zu Gunſten der Ruſſen ſcheiterte in Aegypten. Der Paſcha dieſer reichen Provinz, Ali Bey, erhob ſich gegen den Sultan, wurde vertrieben, verband ſich aber mit Tahir in Syrien und wurde durch eine ruſſiſche Flotte vor Bairut unterſtützt, fiel aber, ſchwer verwundet, in die Hände der Mameluken, mit denen ſein eigener Schwiegerſohn, Ebu Saheb, ihn von Aegypten aus verfolgte, und ſtarb. Am 24. Dez. 1773 ſtarb aber auch Sultan Muſtapha ſelbſt und hinterließ das Reich ſeinem ſeit 43 Jahren eng eingeſperrt geweſenen Bruder Abdul Hamid, einem ganz unfähigen Menſchen. Der Krieg dauerte auch noch im nächſten Jahre fort, der Großvezier Muhſinſade aber, der ſich am 16. Juni durch Kamenskoi und Suwarow bei Koslidſche ſchlagen und dann bei Kainardſche mit ſeiner ganzen Armee von den Ruſſen umzingeln ließ, 1774, ſchloß in dieſer Noth am 24. Juni den Frieden von Kainardſche ab, in welchem Rußland zufolge ſeiner Conceſſionen an Oeſterreich und Preußen zwar die Donaufürſtenthümer, Beſſarabien und ſeine Eroberungen in Transkaukaſien wieder herausgab, ſich aber von der Pforte die Kabardie und die Feſtung Aſow, ferner Jenikale, Kinburn und Kertſch am ſchwarzen Meere abtreten und die freie Schifffahrt auf dieſem Meere und die Durchfahrt durch die Dardanellen bewilligen ließ und den Chan der Krimm faſt ganz von der Pforte unabhängig machte. Durch dieſen Frieden gewann Rußland feſten Fuß am Ufer des ſchwarzen Meeres, lockerte das Band der türkiſchen Grenzprovinzen und konnte in jedem Augenblick mit ſeiner Seemacht, wie mit ſeiner Landarmee das angefangene Werk der Eroberung fortſetzen. Oeſterreich aber erhielt für ſeine Zuſtimmung zu den ruſſiſchen Angriffen damals die Bukowina.

Zum ſchnelleren Abſchluß des Friedens trug eine innere Revolution in Rußland ſelbſt bei, deren Gefahren erſt nach dem Friedensſchluß beſeitigt wurden. Die erſt ſeit Peter dem Großen

dem ruſſiſchen Reiche (unter für ſie günſtigen Bedingungen) einverleibten Koſaken fingen an, nach und nach die Süßigkeit des Tſchin, der ruſſiſchen Kanzleien und Steuerbehörden und jener Agenten der vom Winterpalaſt in St. Petersburg aus befohlenen Aufklärung zu ſchmecken. Die ruſſiſchen Beamten fuhren mit brutaler Gewalt und brennender Habgier durch die alten Rechte, Gewohnheiten und Sitten der Provinzen durch. Das führte ſchon 1766 und 1767 zu einzelnen Empörungen der freiheitgewohnten Koſaken. Deputationen dieſes Volks, die nach der Hauptſtadt reisten, um der Kaiſerin Landesmutter vertraulich ihre Beſchwerden vorzutragen, wurden unterwegs in Ketten geworfen und nach Sibirien geſchleppt. Eine zahlreiche Horde friedlicher Kalmuken, die auf den weiten Steppen zwiſchen der Wolga und dem Jaik weidete, wurde gleichfalls von den ruſſiſchen Beamten um Tribut und ganz neue Abgaben geplagt, ihr Chan, ein ehrwürdiger Greis, von einem ruſſiſchen Lieutenant beohrfeigt und ihre Heerden ohne weiteres weggenommen und von den Ruſſen verkauft. Da brach die ganze Horde, gewarnt durch das Unglück der Koſaken, mit ihren Heerden auf, um innerhalb des großen chineſiſchen Reichs Schutz zu ſuchen. Man zählte 30,000 Kibitken, mit denen ſie über den Jaik zogen. Der ruſſiſche General Traubenberg, der in Jaizk commandirte und ſich durch ſeine Rohheit und Habgier verhaßt gemacht hatte, befahl den Koſaken, den Kalmuken nachzuſetzen, damit dieſe ſteuerbaren Leute dem ruſſiſchen Reich nicht entgingen. Aber die Koſaken widerſetzten ſich, gaben den Kalmuken Recht, erſchlugen nach blutigem Kampf den General und henkten ihren eigenen Hetman Tambowzew als verhaßten Ruſſendiener auf, am 13. Januar 1771.

Nun wurden ſogleich ruſſiſche Truppenmaſſen entſendet, um die Kalmuken zurückzuholen und um die Koſaken zu beſtrafen. Das erſte gelang nicht mehr, die Kalmuken entkamen glücklich.*) Das

*) In Sibirien wiederholten ſich ſolche Auswanderungen. Die men-

zweite gelang, aber nur auf kurze Zeit. Durch den ganzen Süden Rußlands ging eine unruhige Bewegung. Das gemeine Volk begann der Kaiserin zu grollen, man weiß nicht, ob aufgehetzt durch polnische und türkische Agenten oder aus eigener Besinnung und Gewissenhaftigkeit. Ein Gemurmel lief überall umher, entweder Peters III. Sohn Paul oder der noch insgeheim lebende Peter III. selbst sey der rechtmäßige Czar und die Anhalterin eine Fremde ohne alle Berechtigung auf den russischen Thron. Die Kaiserin soll damals in großer Angst geschwebt haben (nach Berichten der englischen Gesandtschaft). Insgeheim wurden viele Verhaftungen vorgenommen. Eine Pest, die besonders in Moskau wüthete, vermehrte die Mißstimmung, im October 1771. Das Volk drängte sich in Masse zu den wunderthätigen Bildern in den Kirchen. Der aufgeklärte Erzbischof von Moskau ließ das Bild, um welches das meiste Gedränge entstand, wegnehmen; nun aber brauste die Menge auf, stürmte und zerstörte seinen Palast und brachte ihn selbst jämmerlich ums Leben. Da eilte Gregor Orlow nach Moskau, und seine imposante Persönlichkeit und der hohe Muth, mit dem er für seine kaiserliche Geliebte sich in die Woge des empörten Volksmeeres stürzte, stellte die Ruhe wieder her.

Aber unter den Kosaken glühte der Aufruhr fort. Im Sept. 1773 erhob sich der Donische Kosak Emeljan Pugatschef, gab sich für Peter III. aus, dem er ähnlich sah und der auf wunderbare Weise am Leben erhalten worden seyn sollte, fand großen Anhang unter den Kosaken und eroberte die kleinen Festungen, mit denen die russische Regierung das freie Kosakenland im Süden des Reichs durchspickt hatte, um es bequemer zu beherrschen, eine nach der andern. Verhaßte Beamte und Magistrate wurden dabei

golischen und tunguſischen Völkerschaften daſelbſt, durch die von räuberiſchen Koſaken unterſtützten ruſſiſchen Beamten geplündert und mißhandelt, flohen ins chineſiſche Reich, deſſen Grenzen ſich mit einem Gürtel zahlreicher Nomadenvölker umgaben, während das ruſſiſche Sibirien immer menſchenleerer wurde.

in der Regel umgebracht. Zuerst nahm er die Festungen Ilegkaja, Rassipnaja, Osernaja ꝛc. Im November belagerte er bereits mit 25,000 Mann die Stadt Orenburg. General Karr, der die Stadt entsetzen sollte, wurde zurückgeschlagen, Oberst Czernitschef mit 1500 Mann durch Verräther irregeführt und gefangen. Pugatschef ließ den letzteren mit 36 russischen Offizieren hängen. Ein gleiches Schicksal erlitten die Edelleute, die in seine Hände fielen, weßhalb der gesammte Adel eilends nach Moskau flüchtete. Aber auch dort gährte es unter den zahlreichen Leibeigenen, und begann man für den neuen Volkskaiser zu schwärmen. Da es Winter und das Land mit Schnee bedeckt war, kostete es den Russen Mühe, Truppen an Ort und Stelle zu schaffen, und erst im März gelang es dem Fürsten Gallezin, Orenburg, welches sich tapfer vertheidigt hatte, aber fast dem Hunger erlag, zu entsetzen. In der Schlacht, durch die er die Stadt befreite, verlor er nur 400 Mann, das schlecht disciplinirte und schlecht bewaffnete Heer Pugatschefs stob auseinander, der tapfere Chlopuscha, Pugatschefs talentvollster Anhänger, wurde gefangen und hingerichtet. Aber die Rebellen sammelten sich von neuem, und obgleich sie noch zweimal von den Obersten Bibikof und Michelson geschlagen wurden, so trat Pugatschef doch immer wieder an der Spitze neuer Schaaren auf, eroberte die Feste Magnitnaja, wobei er verwundet wurde, erlitt eine Niederlage durch den russischen General Decalong, dann wieder durch Michelson, nahm aber Ossa ein und rückte mit großer Macht vor die Hauptstadt Kasan, schlug die Besatzung, als sie ihm entgegenrückte, und zog am 12. Juni 1774 im Triumph ein, um die Stadt gänzlich ausplündern und dann in Brand stecken zu lassen. Aber Michelson war den Rebellen auf dem Fuße gefolgt, überraschte sie beim Plündern, schlug Pugatschef aus dem Felde und nahm Kasan wieder ein.

Pugatschef ließ sich aber nicht irre machen, floh über die Wolga und organisirte dort einen neuen großen Aufstand. Damals gesellte sich Joachim Pulawski zu ihm, Bruder des tapfern Kasimir.

Die Losung war: Befreiung des Volks, Verjagung des Adels, Abschaffung der Steuern und Herstellung der alten Kirche (der Altgläubigen oder Roskolniks, welche die Unabhängigkeit des Patriarchats vom weltlichen Czarenthum oder den Zustand, wie er vor Peter dem Großen gewesen war, zurückverlangten). Als das Ziel, wohin der Aufruhr zunächst sich wälzen sollte, wurde Moskau bezeichnet. Den schrecklichen Zug begleiteten Mord und Brand und Greuel aller Art. Die Edelleute wurden mit Weibern und Kindern, wo man sie fand, grausam ermordet. In der Stadt Saransk ließ Pugatschef deren allein 300 an Galgen hängen, Männer, Weiber und Kinder.*) In Pensa wurden zwölf Edelleute in dem Hause, in dem sie sich tapfer wehrten, verbrannt. In der Stadt Saratow ließ Pugatschef die Gefängnisse öffnen und alle Verbrecher frei, die Stadt plündern und alle Edelleute hängen.**) Entsetzt floh der junge Pulawski aus seinem Lager und gab sich lieber den Russen gefangen. Endlich am 25. August ereilte der rastlose Michelson Pugatschefs Heer bei Zarizyn, tödtete ihm 4000 Mann, nahm 7000 gefangen und schlug es gänzlich in die Flucht. Diese Niederlage war die größte, welche Pugatschef erlebte und von der er sich nicht wieder erholte, denn seine eignen Leute nahmen ihn gefangen und lieferten ihn den Russen aus. Ergeben in sein Schicksal sagte er: „es war Gottes Wille, durch mich Elenden Rußland zu züchtigen." Er wurde zu Moskau am 10. Jan. 1775 geviertheilt. Der ganze Aufruhr hatte ein Ende. Ohne die entsetzliche Barbarei und Zuchtlosigkeit der Rebellen würde das Verlangen nach Wiederherstellung der alten Würde der Kirche und der alten Volksfreiheit (denn die Leibeigenschaft in Rußland datirt erst

*) Als ein zarter Knabe, Sohn eines Edlen, ihn knieend um Erbarmen bat, drehte er sich um und schlug mit dem Fuß nach dem Knaben, daß der Sporn an seinem Stiefel demselben das Hirn zerschmetterte.

**) Als man ihm den Astronomen Lowitz gefangen brachte und ihm sagte, es sey ein Sternkundiger, ließ Pugatschef einen ungewöhnlich hohen Galgen für ihn errichten, damit er „den Sternen näher" sey.

Doktrinen überſieht man wie aus der Vogelperſpektive die Quellen der Tugenden und der Fehler, der ſtarken und der ſchwachen Seiten der Deutſchen und der Franzoſen. Der Mangel an Idealität in ſeinem Ich lähmt dem Franzoſen die Hand bei allen Beſtrebungen, welche die Tiefe und den Ernſt der höhern Seelenvermögen in Anſpruch nehmen, und ſie raubt ihm den Glauben an die Bedeutung und die Wahrheit von Gebilden, die, aus idealer Geſinnung geboren, ihn frappiren. Aber derſelbe Menſch, der als Madonnenmaler in Zügen und Haltung nicht über das Conterfei ſeiner ſchönen Nachbarin hinauskommt, und als Hiſtorienmaler bei Talma und Demoiſelle Georges in die Schule geht, derſelbe malt, wenn er bei ſeinem Leiſten bleibt, mit einer Herrſchaft über die Technik, mit einer Virtuoſität, um die ihn der Deutſche ſehr oft beneiden muß. Derſelbe claſſiſche Hiſtoriker, der die Motive materialiſirt und den Enthuſiasmus ſachte aus der Geſchichte abdampft, ſprüht Feuer und Flamme im Pamphlet, wo es gilt, der Begeiſterung des Moments Worte zu geben und die Leidenſchaft eines Kreiſes für nationelle Idole zu entzünden. Wer, der die beiden Völker beobachten konnte, ſieht nicht, daß der Franzoſe ein unendlich beſſerer Schauſpieler iſt als der Deutſche? wer fühlt nicht, warum dem ſo iſt, und warum deſſen ungeachtet die Nation niemals einen Garrick und Fleck hervorgebracht hat? — Ganz ſo iſt es nun, wenn der Franzoſe als Beobachter und Forſcher der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur gegenübertritt.

Je unklarer, gebundener, das der Tiefe, dem Ueberſinnlichen zugekehrte Element der Seele in ihm iſt, deſto heller und reger erſcheint in ihm der andere, in die Sinnlichkeit getauchte Pol. Er bringt zur Naturforſchung denſelben Eſprit, der in allen Verhältniſſen des ſocialen Lebens ſeine Griffe und Schritte ſo ſicher und ſelbſtbewußt macht, um ſo ſicherer, da die Geiſterſtimme der höhern und tiefern Gefühle in ſeinem Weſen zu ſehr verhallt, als daß ſie ihn durch ihre Einſprache verwirren könnten. Demſelben chemiſchen Witz, der im vorigen Jahrhundert die ganze geſellſchaftliche Tradition zernagte, weichen in beſchränkter Sphäre auch die Syntheſen der Natur, wenn es ſich davon handelt, an einem herausgegriffenen Problem ſo lange zu drehen und zu wenden, zu zerlegen und wieder zu combiniren, bis ſich ein Facit

vom 15. Jahrhundert) dem modernen ruſſiſchen Regierungsſyſtem höchſt gefährlich geworden ſeyn. Jene Volkswünſche hatten eine Berechtigung, zumal gegenüber der abſcheulichen Entſittlichung am Hofe Katharina's II.

Eine für dieſen Hof nicht unwichtige Folge des türkiſchen Kriegs war die Beſeitigung des Gregor Orlow. Während derſelbe unklug allzulange aus der Nähe der Kaiſerin entfernt blieb, um in der Türkei zu diplomatiſiren, verliebte ſich Katharina in den ſchönen Waſiltſchikof. Als nun Orlow zurückkam, fand er ſeinen Platz beſetzt und war außer ſich. Katharina ſelbſt fürchtete ſich vor ſeiner Rache, beſchwichtigte ihn aber durch Orden, Titel, Reichthümer. Sie ſchenkte ihm damals einen Marmorpallaſt und eine Million Silberrubel.*) Sein Bruder Alexis hatte, als er mit der Flotte in Livorno anhielt, daſelbſt ein geheimnißvolles Frauenzimmer entführt und gefangen nach Rußland gebracht, angeblich Eliſabeth Tanarakow, Tochter der Kaiſerin Eliſabeth von Raſumowski, alſo eine Kronprätendentin. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß es eine Perſon war, die nur im türkiſch-polniſchen Intereſſe zu der Rolle einer Prätendentin abgerichtet werden ſollte. In Livorno beſtellte Orlow bei dem Landſchaftsmaler Hackert eine Darſtellung der Seeſchlacht bei Tſchesme und als der Maler ſich entſchuldigte, er habe noch kein Schiff in die Luft fliegen ſehen, ließ Orlow ſogleich das erſte beſte ruſſiſche Schiff in Brand ſtecken und in die Luft fliegen, damit der Maler wiſſe, wie es ausſehe, zum größten Schrecken der unvorbereiteten Bevölkerung. Aber ſolche Prahlereien waren ganz im Geſchmack ſeiner Kaiſerin.

Waſiltſchikof war nicht geiſtreich genug, um ſich lange behaupten zu können. An ſeine Stelle trat Potemkin, ein herkuliſcher

*) Er lebte nachher meiſt auf Reiſen, heirathete, verlor ſeine junge Gattin, wagte nach Petersburg zurückzukehren, fiel in krampfhafte Luſtigkeit, die mit Zornausbrüchen wechſelte, wurde nach Moskau verbannt und völlig irrſinnig, indem er ſich von dem blutigen Geſpenſt Peters III. verfolgt glaubte, bis er 1784 ſtarb.

und willenskräftiger Russe, der sich bis an seinen Tod das Heft nicht mehr entwinden ließ. Alexis Orlow war wüthend über die Gunst, die ihm die Kaiserin zuwandte, suchte Händel mit ihm beim Spiele und schlug ihm ein Auge aus, aber das befestigte nur das neue Band der Kaiserin mit Potemkin. Auf seinen Rath und zum Aerger Panins, der von nun an bei der Kaiserin nicht mehr so viel galt, unternahm Katharina eine Reise nach Moskau und von dort aus 40 Werste weit eine Wallfahrt zu einem berühmten Kloster mit ihrem ganzen glänzenden Gefolge zu Fuß, das beste Mittel, nach Pugatschefs Besiegung die Herzen der gläubigen Russen wieder zu gewinnen, 1775. Doch brach grade damals eine neue Revolution unter den Baschkiren aus, die von den russischen Offizieren eben so mißhandelt und beraubt wurden, wie die Kalmucken.

Katharina hatte ihren Sohn Paul mit der Prinzessin Wilhelmine von Darmstadt vermählt. Diese machte mit dem Grafen Rasumowski geheime Umtriebe, deren Zweck nicht ganz ermittelt ist, die ohne Zweifel aber darauf hinzielten, die Thronbesteigung Pauls, welcher gar zu lange warten mußte, zu beschleunigen. Wilhelmine, oder wie sie mit ihrem russischen Namen hieß, Natalie, starb hierauf im Wochenbette und man beschuldigte die Hebamme, im geheimen Auftrag der Kaiserin ihren Tod veranlaßt zu haben. Hierauf vermählte Katharina ihren Sohn zum zweitenmale mit der Prinzessin Sophie von Württemberg, Nichte des regierenden Herzogs Karl, Tochter seines jüngeren Bruders Friedrich Eugen und Schwester des nachherigen Königs Friedrichs I. von Württemberg. Diese Prinzessin mußte, wie alle, die einen russischen Großfürsten heiratheten, die griechische Religion annehmen*) und erhielt den Namen Marie.

*) Sie wollte nicht, da mußte ein evangelischer Prälat sie bis nach Rußland begleiten, um sie zu überreden, dem evangelischen Glauben zu entsagen, dessen geschworner Diener er war. So weit ging damals der Servilismus kleiner deutscher Fürsten gegen Rußland und so wenig achtete man die eigne Landeskirche.

Der schlaue Potemkin merkte, wie die Kaiserin je älter desto schamloser wurde und ihren Begierden immer weniger Zügel anzuthun Lust hatte. Daher wurde er als ihr erster Liebhaber zugleich ihr Kuppler und führte ihr andre Liebhaber zu, den schönen Javadowski, den schönen Zoriz ꝛc., wodurch er sich selbst immer in gleicher Gunst erhielt. Theils aus Ehrgeiz, um in einem Türkenkriege als großer Feldherr und Eroberer auftreten zu können, theils um die Kaiserin auch in der Politik auf eine ihr zusagende Weise zu beschäftigen, suchte er wieder Händel mit den Türken anzubinden und richtete sein Augenmerk hauptsächlich auf die Krimm. Es war für Rußland von größter Wichtigkeit, nachdem es schon vollends festen Fuß am schwarzen Meere gefaßt hatte, Herr dieses Meeres zu werden. Nun hatten die Türken damals einen neuen Chan, Selim, über die Krimm gesetzt, weil unter dem bisherigen, Saheb, die Unruhen nicht aufhörten. Sogleich nahm sich Rußland Sahebs an und Feldmarschall Romanzof besetzte die Krimm, 1778. Dennoch kam es damals noch nicht zu einem größeren Kriege, weil Frankreich und England vermittelten. Katharina setzte aber doch durch, daß die Türken in einem neuen Vertrage vom 21. März 1779 zugaben, Saheb müsse Chan, die Krimm müsse ganz unabhängig bleiben, die Schifffahrt der Russen auf dem schwarzen Meere und die Rechte der griechischen Christen in der Türkei müssen ausgedehnt und jedem Christen erlaubt werden, in die desfalls besonders privilegirten Donaufürstenthümer (Moldau und Wallachei) auszuwandern.

Um diese Zeit fand Katharina wieder Gelegenheit, ein Machtwort in Europa zu sprechen. Der Seekrieg zwischen England und Frankreich war heißer als je entbrannt, weil Frankreich sich der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner gegen England annahm. Nun hatten die Engländer einige russische Schiffe aufgebracht und für gute Prisen erklärt, weil sie für Frankreich befrachtet waren. Die stolze Kaiserin aber vereinigte alsbald Schweden, Dänemark, Preußen, Oesterreich und Holland zu einem

Bunde für bewaffnete Neutralität. Sämmtliche Bundesgenoſſen erklärten, die neutrale Flagge decke die Waare, es dürfe alſo kein Schiff einer neutralen Macht ferner durchſucht oder gecapert werden. Wo nicht, würden alle England den Krieg erklären. Da wollte England die Zahl ſeiner Feinde nicht noch vermehren und gab die ruſſiſchen Schiffe heraus. Harris, der engliſche Geſandte in Petersburg, der durch eine ſchlaue Intrigue die Kaiſerin zu gewinnen gehofft hatte, bekam, als es ihm mißlang, die Gelbſucht. Mittelſt eines gewiſſen Korſakow, dem neuen Amanten der alten Kaiſerin, hoffte man Potemkin zu ſtürzen, allein dieſer ſetzte Korſakows Entfernung durch und entſchädigte die Kaiſerin durch den ſchönen, noch ſehr jungen Lanskoi, in den ſie dermaßen ſich verliebte, daß ſie, als er bald ſtarb, die bitterſten Thränen um ihn weinte und ganz in Verzweiflung war, 1780.

Potemkin ſagte zum engliſchen Geſandten: tretet der Kaiſerin die Inſel Minorca ab, dann werdet ihr ſie zu allem bringen! Das Auge der Czarewna ſchweifte ſchon weit hinaus über die Dardanellen und den Belt. Sie träumte bereits von einer Herrſchaft der Ruſſen im Mittelmeere.

Sechstes Buch.

Jeſuiten und Freimaurer.

Die Geſellſchaft Jeſu, von dem Spanier Ignaz Loyola gegründet, ſetzte dem wilden Freiheitsgeſchrei der Reformation wie der Verfleiſchlichung der alten Kirche eine gleich ſtrenge Buße und Asceſe entgegen, erweckte dadurch in der katholiſchen Welt eine edle Begeiſterung und gelang raſch zu großem Anſehen, alſo daß ſie vom römiſchen Stuhle zum geiſtigen Rüſtzeug auserſehen wurde, um die lutheriſche und calviniſche Bewegung zum Stehen zu bringen, wenn nicht zu überwinden. Allein in dieſer neuen Weltſtellung, in den Rath der weltlichen Herrſcher berufen und den höheren Unterrichtsanſtalten vorgeſetzt, verloren die Jeſuiten ihren urſprünglich asceſiſchen Charakter und wurden Diplomaten und Sophiſten. Von der Einfachheit des evangeliſchen Geiſtes und Lebens immer mehr ſich entfernend, ſtraften ſie den Machiavellismus der Cabinette nicht, ſondern dienten demſelben, verwarfen ſie das claſſiſche Heidenthum nicht, ſondern pflegten es in ihren Schulen und ſelbſt in den der Kirche dienenden Künſten, und lebten nicht, wie Mönche ſollten, nach dem Gelübde der Armuth, ſondern häuften einen unermeßlichen Reichthum zuſammen. Wenn ſie als die große Hülfsmacht der katholiſchen Fürſten zur Zeit der Glaubenskriege von proteſtantiſcher Seite furchtbar angefeindet und auch in ihren beſſern

Elementen verhaßt gemacht und verleumdet wurden, so hätten sie doch eigentlich viel mehr von einem streng katholischen Standpunkt aus im wohlverstandenen Interesse der alten Kirche getadelt werden müssen, weil sie zu viel mit den weltlichen Mächten kokettirten und die heidnische Schule emporbrachten. Sobald der Geist des Jesuitismus die katholische Welt durchdrang und beherrschte, wurden die ehrwürdigen altromanischen und gothischen Kirchen durch die im antiken Style erbauten heidnischen Tempeln ähnlichen Kirchen der Renaissance ersetzt, die heilige Demuth der alten Kirchenmalerei durch eine neue heidnische voll theatralischer Effecte, die alte innige Dichtungsweise durch steife und schwülstige Nachahmungen classischer, also heidnischer Vorbilder. Auch in den Lehrbüchern der Jesuiten wurde die apostolische Einfachheit vermißt und machte sich eine bis zu einer verdächtigen Moral hinüberschwindelnde Sophistik breit. Abgesehen von den ausgezeichneten Leistungen einzelner gelehrter Jesuiten, verfehlte die ganze jesuitische Erziehung den Zweck, indem sie auf die Nationalitäten keine Rücksicht nahm, die Landessprachen vernachläßigte, den eigenthümlichen Volksgeist nicht beachtete und in ihrem ewigen Latein keinen Ersatz dafür gab. Die deutsche, englische, französische, selbst die spanische und italienische Literatur entwickelte sich zu neuer schöner Blüthe, nicht mit Hülfe der zahllosen Jesuitenschulen, sondern trotz denselben und diente, weil sie von dem mächtigen Orden nicht gepflegt wurde, einem der Kirche feindselig entgegentretenden Geiste. Das Jesuitenlatein selbst aber konnte die alte Kirche um so weniger schützen, als es ganz vom classischen Geist durchdrungen war und das Evangelium und die Tradition der Kirche selbst in die Formen des Horaz und Virgil übertrug, den christlichen Himmel in den heidnischen Olymp übersetzte. Indem die Jesuiten das Volksthümliche, die heilige Einfalt und die tiefe Innerlichkeit der gothischen Zeit verachteten und in classischer Form sophistisch und declamatorisch das Christenthum gleichsam forcirten, gaben sie der katholischen Welt seit der Reformation ein neues Gepräge und zerstörten systematisch in den katho-

liſchen Bevölkerungen den tiefen angebornen Zug zum Romantiſchen, den ſie vielmehr hätten zum Grundzug ihres eignen Wirkens machen müſſen, um die Claſſicität im feindlichen Lager der Proteſtanten zu bekämpfen. Nur das Miſſionsweſen der Jeſuiten blieb rein, echt apoſtoliſch, weshalb auch vorzugsweiſe die gutmüthigen und gewiſſenhaften Deutſchen als Miſſionäre verwendet wurden, während die an den Höfen mächtigſten Jeſuiten von minder reinem Charakter faſt immer Italiener oder Franzoſen waren.

Als Europa der Glaubenskriege müde wurde, der Fanatismus im Blute des dreißigjährigen Krieges erſtickte, die gleiche Berechtigung der Confeſſionen Toleranz empfahl, die Erſchöpfung nach ſo langem Kampf den Sinn für die theologiſchen Fragen abſtumpfte und weltliche Geſinnung und Vergnügungsluſt emporkamen, war auch der Jeſuitismus entbehrlich geworden. Nur weil er eine Hofcharge geworden war, erhielt er ſich länger und ging aus der Periode der Renaiſſance in die des Roccocco über. Damals erhob ſich gegen den Orden zum erſtenmale die ſittliche Oppoſition der Janſeniſten und der Parlamente in Frankreich, wovon oben ſchon die Rede war. Pombal aber, der despotiſche Miniſter in Portugal, ging noch weiter und gab allen katholiſchen Monarchen das erſte Beiſpiel, daß ſie abſolut regieren und ſichs wohl ſeyn laſſen könnten auch ohne Jeſuitencollegien und jeſuitiſche Beichtväter. Er zuerſt machte den katholiſchen Cabinetten die nunmehrige Entbehrlichkeit der Jeſuiten klar, bewies ihnen, daß die Jeſuiten bereits unpopulär ſeyen, und zeigte ihnen endlich auch noch die großen Beſitzthümer des Ordens als eine lockende Beute.

Die erſte große Verfolgung der Jeſuiten in Portugal ging, wie im zweiten Buch gezeigt worden iſt, im Jahre 1755 vor ſich. Vier Jahre ſpäter duldete Pombal gar keinen Jeſuiten mehr auf portugieſiſchem Boden, außer die er hatte in den Kerker werfen laſſen. Haufenweiſe ließ er ſie, wie die Negerſklaven, auf Schiffe packen und an der Küſte des Kirchenſtaats ausſetzen, um ſie gleichſam dem Papſt als eine Waare, welche Portugal nicht brauche,

zurückzuschicken, 1759. Um diese Zeit griff Pombal auch schon andre geistliche Orden an, hob Klöster, die ihm unnütz schienen, auf, beraubte sie, schaffte viele Feiertage ab und ließ dagegen Druckereien errichten und unterstützte auf jede Weise die kirchenfeindliche Presse.

Dieses Beispiel wurde zunächst von Frankreich nachgeahmt. Im Jahre 1755 fallirte ein französisches Bankhaus auf der Insel Martinique wegen seiner Verluste während des damaligen Seekriegs. Der Chef dieses Hauses war aber Lavalette, ein Jesuitenpater, der dieses große Geldgeschäft für seinen Orden leitete. Da man das wußte, verlangten die Gläubiger, durch den Orden entschädigt zu werden, der Orden aber hatte die Unklugheit, sich dessen zu weigern. Es handelte sich um 2,400,000 Franken. Weil er diese Summe nicht opfern wollte, verlor er alles. Bei dem ungeheuren Reichthum des Ordens erregte dieser Fall eine allgemeine Mißstimmung gegen die Jesuiten und ein Gelüsten, ihnen ihre überflüssigen Schätze abzunehmen. Ludwig XV. brauchte Geld, mehr als jemals, da er im siebenjährigen Kriege Armeen und Flotten beschäftigte. Seine Pompadour war durch ihren jesuitischen Beichtvater, welcher ausnahmsweise zu den fürstlichen Schwächen und Sünden das Auge nicht zudrückte, tödtlich beleidigt, denn er hatte ihr die Absolution verweigert, wenn sie in ihrem ehebrecherischen Leben mit dem Könige fortfahre. Pater Perusseau ist der Name dieses Ehrenmannes. Der damals alles lenkende Minister, Herzog von Choiseul, mußte nun schon der Pompadour wegen gegen die Jesuiten vorgehen, faßte aber hauptsächlich ihre Güter ins Auge, durch deren Einziehung dem Staat geholfen werden konnte. Man zog die französischen Bischöfe zu Rathe. In der Versammlung derselben 1758 erklärten sich 51 Bischöfe gegen, nur 6 für die Jesuiten. Da ließ sich der Orden die Schwachheit beikommen, durch seinen Provinzial für Frankreich, de la Croix, öffentlich seinen Beitritt zu den Grundsätzen der gallicanischen Kirche zu erklären. Ein moralischer Selbstmord des Ordens, welcher als anerkannter Vorfechter des römischen Stuhles niemals der weltlichen Macht in cäsaropapistischen Ten-

denzen hätte dienen dürfen. Er nützte ſich aber auch nichts damit, ſondern machte ſich nur verächtlich.

Nun ſchritten die Parlamente ein, die ſchon früher ſtets auf der Seite der Janſeniſten gegen die Jeſuiten gekämpft hatten, jetzt aber vom Hofe ſelbſt unterſtützt wurden. Das Parlament von Paris verurtheilte 1761 den Orden, die Schulden Lavalette's zu bezahlen, und bewilligte dem König die Ausbebung einer Steuer von 60 Millionen Franken unter der geheimen Bedingung, daß er den Orden aufhebe und deſſen Güter einziehe. Die Biſchöfe machten noch einen Vermittlungsverſuch, der aber fehlſchlug, weil der General des Jeſuitenordens, Ricci, damals noch auf den Papſt ſich ſtützend, mit vieler Würde erklärte, man könne den Orden vernichten, aber nicht ändern: sint, ut sunt, aut non sint. Da erfolgte am 6. Auguſt 1761 von Seiten des Parlaments von Paris die förmliche Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu.

Auf dem päpſtlichen Stuhle war dem geſtorbenen Benedict XIV. 1758 Papſt Clemens XIII. gefolgt, der ſich in einer feierlichen Allocution gegen den franzöſiſchen Parlamentsbeſchluß verwahrte, dieſelbe aber ſchnell wieder zurücknehmen mußte, weil er irrthümlicherweiſe behauptet hatte, die Jeſuiten ſeyen gepreßt und gezwungen worden, die gallicaniſchen Punctationen anzuerkennen. Man belehrte ihn jetzt erſt, daß es freiwillig geſchehen ſey. Solcher Ohnmacht gegenüber brauchte ſich Choiſeul nicht lange mehr zu geniren. Am 14. Juni 1763 erklärte Ludwig XV. ſämmtliche in Frankreich liegende Güter des Ordens für Staatseigenthum und hob am 24. Februar 1764 den Orden überhaupt innerhalb der franzöſiſchen Grenzen auf.

Der Papſt wollte in dieſer großen Bedrängniß, da auch die übrigen Bourboniſchen Höfe in Spanien und Italien Miene machten, dem Beiſpiele Frankreichs nachzukommen, den Orden dadurch retten, daß er denſelben durch eine 1765 einſeitig von ihm decretirte neue Conſtitution zeitgemäß reformirte. Weil er aber die Cardinäle dabei nicht zu Rathe gezogen hatte, mißfiel dieſer päpſt-

liche Schritt und erregte nur ein ihm selbst und dem Orden ungünstiges Aufsehen. Die neue Constitution wurde von den katholischen Mächten gar nicht anerkannt. In demselben Jahre veranlaßten die Jesuiten die Errichtung zahlreicher Bruderschaften zur Anbetung des Herzens Jesu, was zum Zwecke hatte, die gläubige Menge für den Orden zu begeistern, ihnen aber nur als Exaltation und Affectation ausgelegt wurde und eher schadete, als nützte.

In dem eifrig katholischen Spanien ergriffen die Jesuiten selbst Mittel, die ihnen geeignet schienen, den Hof einzuschüchtern, indem sie das Volk zu fanatisiren strebten. Eine prophetische Nonne drohte Spanien den Untergang ꝛc. Allein diese Demonstrationen beschleunigten nur die Katastrophe des Ordens. Nach des wahnsinnigen Ferdinands V. Tode war 1759 sein bisher in Neapel unter dem Namen Karl IV. regierender Bruder nunmehr als Karl III. König von Spanien geworden, der schon in Neapel seinem Minister Tanucci allerlei Maßregeln gegen die Kirche, Abschaffung vieler Feiertage und Verminderung des Klerus, erlaubt hatte und auch wieder in Spanien den liberalen Minister Grimaldi nach demselben System regieren ließ. Der Sturz des Ordens wurde auch hier lange vorbereitet, und an allem, was der Regierung mißfällig war, mußten die Jesuiten schuld seyn. Der Finanzminister Squilace hatte den Verkauf der Lebensmittel monopolisirt und die alte spanische Volkstracht unter dem Vorwande, man verberge darunter Waffen, verboten. Gegen diese Verletzung seiner tiefsten Gefühle erhob sich das ganze Volk von Madrid am 23. März 1766. Die wallonische Leibwache richtete nichts gegen die Volksmasse aus, die spanischen Soldaten wollten nicht auf das Volk schießen. Der König trat auf den Balkon seines Schlosses und versprach dem Volke, alle seine Forderungen zu bewilligen, floh aber in der nächsten Nacht aus der Stadt nach Aranjuez. Das Volk beruhigte sich erst wieder, als Squilace entlassen wurde und das Land verließ. Auch Grimaldi trat in den Hintergrund, dagegen übernahm Graf Aranda das Staatsruder und lenkte es

ergibt, das knapp und nett in den Cadre der Disciplin paßt. Dieſelbe gewandte Einbildungskraft, welche bei Conſtruction einer Toilette oder bei Arrangirung einer Opernſcene überall das Schickliche findet, das Zuſammengehörende verſtändig ordnet und die Contraſte geſchmackvoll wirken läßt, dieſelbe faſt inſtinktive Kraft wirkt bei ihm auch mit genialer Sicherheit bei Gruppirung der organiſchen Weſen nach der Verſchiedenheit und der Uebereinſtimmung ihrer Merkmale, beim reinlichen Auseinanderfalten ihres Baues und beim fleißigen Vergleichen der Reſultate mit dem Analogen und dem Contraſtirenden. Er faßt überall die Natur von unten keck, feſt und ſicher, aber er faßt ſie nicht tief; er erweitert mit Virtuoſität die Erfahrung in der Breite, aber der elektriſche Funken, der, aus der Tiefe des Geiſtes brechend, eine ganze Reihe von Erſcheinungen in eine Idee zuſammenballt, wirkt für ihn nur Phantasmagorie und Selbſttäuſchung.

Der Franzoſe geht ſtetig vom Einzelnen in ein Ganzes, das er allerdings vorausſetzt, aber als ewig unerkennbar betrachtet; für ihn beſchließt ſich der Kreis der Naturforſchung in der Operation, „fortwährend beſondere Thatſachen zu ſammeln, allgemeine Beſtimmungen aufzuſuchen, welche die größtmögliche Anzahl derſelben umfaſſen, und allmählig zu immer allgemeineren Beſtimmungen aufzuſteigen,“ [1] aber der Tendenz, vermöge der Autonomie des Geiſtes im Complex der Erſcheinungen ein allgemeines Geſetz zu ahnen, und dieſe Ahnung in einem Worte auszuſprechen, geht er bei ſich und andern als einem Irrwiſch aus dem Wege. Und die Zuverſicht des deutſchen Naturphiloſophen, das Einzelne werde ſich einem divinirten Geſetz von ſelbſt unterordnen und daran entwickeln, ſieht ihm aus wie Vermeſſenheit. — Dieſer Antagonismus zwiſchen realiſtiſcher und idealiſtiſcher Geſinnung, wie er im Nationalcharakter des Deutſchen und des Franzoſen ſo deutlich hervortritt, erſcheint in ſeinem kürzeſten Ausdruck als der polare Gegenſatz zwiſchen Einbildungskraft und Phantaſie, zwiſchen Witz und Humor.

Nichts bezeichnet wohl die Grundverſchiedenheit in den Anſichten der beiden Nationen vom Weſen des Geiſtes, und damit von ſeinen Kräften und Befugniſſen auffallender, als die Geſchichte

[1] Cuvier, histoire des progrès des sciences naturelles depuis 1789.

ganz wie Pombal und Choiſeul. Indem er die Jeſuiten ſtürzen wollte, täuſchte er auf eine unwürdige Art den Papſt, den er in Sicherheit einwiegte, während er den zerſchmetternden Schlag gegen den Orden vorbereitete. Auch hier, wie in Frankreich, ſah man die Beraubung des reichen Ordens als Geldfrage an, denn der ſpaniſche Staat hatte im letzten Kriege ſeine Caſſen erſchöpft. Die Jeſuiten aber hatten ſich in Spanien beim Handelsſtande unpopulär gemacht durch ihre Concurrenz, indem ſie einen ausgedehnten Handel trieben und doch als geiſtlicher Orden keine Abgaben zahlten. In Mexiko, wo ſie große Gütermaſſen beſaßen, weigerten ſie ſich, den Zehnten zu bezahlen. Aranda benutzte das, um ſie verhaßt zu machen, und bürdete ihnen auch die Schuld des Märzaufſtandes auf. Da, gerade ein Jahr ſpäter, am 31. März 1767, erfolgte der große Staatsſtreich, durch welchen der Orden aufgehoben und in einer Nacht alle Jeſuiten in Spanien gefangen geſetzt wurden. Aranda verfuhr aber mit denſelben ganz wie Pompal, indem er ſie an der Küſte des Kirchenſtaats ausſetzen ließ, zum Hohne des Papſtes. Am 3. November deſſelben Jahres wurden im Königreich beider Sicilien, in welchem Karls IV. Sohn, Ferdinand IV., als König mit dem Miniſter Tanucci zurückgeblieben war, gleichfalls alle Jeſuiten verhaftet, der Orden aufgehoben und ſeine Güter confiscirt. Daſſelbe geſchah 1768 in Parma unter Herzog Ferdinand und deſſen liberalem Miniſter Du Tillot.

Gegenüber dieſen Gewaltthätigkeiten zeigten der Papſt und der Orden nur Schwäche und Uneinigkeit, und ergriffen nur falſche Maßregeln. Der Papſt, ohne an Frankreich, Spanien und Neapel zu rühren, proteſtirte nur gegen das kleine Parma. Dieſe Furcht vor den Mächtigen und Kühnheit gegen den Ohnmächtigen gereichte ihm aber in der öffentlichen Meinung zum äußerſten Nachtheil, zumal als ſich die katholiſchen Großmächte des kleinen Parma annahmen und Choiſeul den päpſtlichen Bezirk von Avignon in Frankreich, Tanucci aber die päpſtlichen Enclaven Benevent und Pontecorvo beſetzen ließ. Eine noch größere Unklugheit beging

Ricci, indem er eine Schrift ausgehen ließ, in welcher er dem Papst das Recht bestritt, den Jesuitenorden zu säculariſiren, was man dem Papst in der That von vielen Seiten zumuthete.

Zum Verderben des Ordens gereichte eigentlich nur die damalige Intimität zwiſchen Choiſeul und Kaunitz, der unnatürliche Bund der beiden katholiſchen Großmächte, des Hauſes Bourbon und Habsburg, welchem natürlicherweiſe der ſchon ſo ſchwer mißhandelte, verſtümmelte und um allen öffentlichen Credit gebrachte Orden zum Opfer fallen mußte. Das Opfer zu bringen aber wurde dem Papſt erſpart, indem er 1769 verſchied und das ſchwere Amt ſeinem Nachfolger überließ.

Das Conclave, aus welchem der neue Papſt hervorgehen ſollte, war diesmal von der äußerſten Wichtigkeit. Nach der Sitte hatte jeder katholiſche Staat einen Cardinalprotector, der ſein Intereſſe im Conclave vertrat, der deutſche Kaiſer aber deren zwei. Wie wenig nun auch von Seiten der Jeſuiten ſelbſt geſchehen war, um durch feſte Einigkeit mit dem römiſchen Stuhle und unbeugſame Conſequenz der Grundſätze der katholiſchen Welt Achtung einzuflößen, wie wenig der Orden noch fähig war, eine heilige Begeiſterung zu erwecken, oder auch nur im Martyrium ſelbſt hohen Seelenadel zu bezeugen, wie durchaus ſchwach, geiſtlos und eigentlich dumm er von der Bühne zu treten im Begriff war, da aus ſeinem Schooß nicht eine einzige Stimme ertönte, wie ſie früher die großen deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfe und Aebte Martin, Bonifacius, Odilon von Clugny, Bernhard von Clairvaux, ſpäter die Görres, Montalembert ꝛc. hören ließen — ſo erweckte doch der Fall dieſes einſt ſo mächtigen Ordens bei den wahren Freunden der alten Kirche ernſtes Bedenken. Unter den wenigen Vertheidigern des Ordens ragte Cardinal Migazzi, Erzbiſchof von Wien, hervor, der in dieſem Falle das Intereſſe des Hauſes Habsburg beſſer als Kaunitz vertrat. Er ſelbſt war früher mit den Jeſuiten in Hader gekommen, weil ſie in ſeine biſchöflichen Rechte eingriffen und unerhört übermüthig waren. Allein er unterſchied Mißbräuche

des Augenblicks und bleibende Intereſſen. Ihm erſchien die Aufopferung der Kirche von Seiten des Hauſes Habsburg nicht nur wie eine Sünde, ſondern auch wie ein politiſcher Fehler. Er glaubte, das Haus Habsburg ſolle ſich in dieſer Angelegenheit nicht vom Hauſe Bourbon am Schlepptau nehmen laſſen, ſondern vielmehr die Kirche vertheidigen. Indem auf der einen Seite die preußiſche Macht, geſtützt auf den Proteſtantismus und die Aufklärung, den Einfluß des Hauſes Habsburg im deutſchen Reiche ſchwächte, gab Oeſterreich auf der andern Seite freiwillig die Kirche, den Katholicismus preis und opferte Italien den Bourbons auf. Nach Migazzi's vollkommen richtiger Anſicht hätte Oeſterreich den Papſt in Italien gegen die Bourbons unterſtützen müſſen. Allein Maria Thereſia war gegen die Jeſuiten eingenommen, weil Geheimniſſe, die ſie einem jeſuitiſchen Beichtvater anvertraut, von dem letztern nicht waren verſchwiegen gehalten worden, und ihr Sohn Joſeph *) war ſchon als Jüngling theils von Kaunitz mißleitet, theils durch einen thörichten Ehrgeiz angeſpornt, es Friedrich dem Großen in der Aufklärung noch zuvorthun zu wollen. Der öſterreichiſche Einfluß wirkte unter dieſen Umſtänden, zumal da ſich Joſeph damals ſelbſt in Rom aufhielt, mit dem bourboniſchen Hand in Hand und verſchaffte im Conclave der ſ. g. Partei der Kronen gegen die jeſuitenfreundliche Partei der Zelanti (Eiferer) das Uebergewicht. Die Wahl fiel auf den Cardinal Ganganelli, der ſich als Papſt

*) Joſeph ſchrieb im Jan. 1770 an Choiſeul: „In Abſicht auf die Jeſuiten haben Sie meinen vollkommenen Beifall. Auch Kaunitz hält es mit Ihnen und Pombal. Ich kenne die Jeſuiten, wie Einer, alle ihre Entwürfe, Finſterniß auf dem Erdboden zu verbreiten.“ In einem ſpäteren Briefe an Aranda im Juli 1773 ſagt Joſeph: „Ein Inſtitut, welches die Univerſalherrſchaft erſtrebt und alles dem unfallibeln Senat im Lateran unterwerfen will, iſt ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskons.“ Doch, fügt er hinzu, ſey man den Jeſuiten gewiſſermaßen dafür Dank ſchuldig, daß ſie durch den Haß, den ſie auf ſich gezogen, auch Rom ſelbſt in Verachtung gebracht hätten.

Clemens XIV. nannte. Man erwartete von ihm, er werde in die Aufhebung des Ordens unter mildernden Formen einwilligen, doch war man deſſen ſo wenig gewiß, daß die Zelanti ſelbſt im letzten Scrutinium für ihn ſtimmten. Man verbreitete die Lüge, der neue Papſt ſey erſt dann gewählt worden, nachdem er ſich habe verpflichten müſſen, in die Aufhebung des Jeſuitenordens einzuwilligen. Clemens XIV. nahm aber bald Anlaß, ſeine Selbſtändigkeit darzuthun, indem er eine Grobheit Tanucci's mit edlem Stolz beantwortete: „Es hat Päpſte gegeben vor Tanucci und wird nach ihm welche geben.“

Der Papſt rechnete darauf, daß es unmöglich im Intereſſe des kaiſerlichen Hauſes liegen könne, ſich mit den Bourbons zur Beſchimpfung und zum Ruin der Kirche zu verbinden, gab ſich daher die größte Mühe, ſich mit Maria Thereſia zu verſtändigen. Allein er fand kein Gehör. Er wandte ſich nun gegen die bourboniſchen Höfe mit einem Breve vom 12. Juli 1769, worin er den Jeſuiten neue Privilegien in Bezug auf ihre Miſſionen ertheilte. Dieſes ganz unverfängliche Breve anerkannte nur eine wirklich lobenswürdige Wirkſamkeit der Geſellſchaft Jeſu, wurde aber vom Orden ſogleich ausgebeutet als eine Anerkennung des Ordens in allen ſeinen Tendenzen, ja die Jeſuiten ließen ein von ihnen erdichtetes Schreiben des Papſtes an Ludwig XV. drucken, welches den Papſt ſehr verdroß, aber ihnen ſelbſt nicht weniger ſchadete. Ueberhaupt war der Mißbrauch, den der Orden damals von der Preſſe machte, um durch erdichtete Prophezeihungen und Wundererſcheinungen den Fürſten zu drohen, bald ihnen wieder zu ſchmeicheln, ſie durch Lügen irre zu führen und die Gegner durch plumpe Verleumdungen und groben Witz zu beſchimpfen, eben ſo unwürdig, als unpractiſch.

Im Jahre 1770 beſiegelten die Häuſer Habsburg und Bourbon ihre Allianz durch Vermählung des Dauphin Ludwig, Enkel Ludwigs XV., nachherigen König Ludwig XVI. mit Marie Antoinette, Tochter Maria Thereſia's. Der Dauphin vollzog die Ehe nur zum Schein, nicht blos weil er erſt ſechszehn und die

Braut erſt fünfzehn Jahre zählte, ſondern auch, weil er im Haß gegen Choiſeul, den Hochzeitsſtifter, aufgezogen war. Sein Vater, der Dauphin Ludwig, einziger Sohn Ludwigs XV., ein ſittlich untadelhafter und äußerſt frommer Prinz, derſelbe, der einſt der Pompadour ſeine ganze Verachtung zu erkennen gegeben hatte, war 1765 plötzlich geſtorben und zwei Jahre ſpäter war ihm auch ſeine Gemahlin im Tode gefolgt, beide angeblich *) auf Choiſeuls Antrieb vergiftet, in deſſen Intereſſe es wenigſtens lag, die Gegner ſeiner öſterreichiſchen Politik aus dem Wege zu räumen, ſo lange der alte König noch lebte. — In demſelben Jahr, in welchem die Heirath Marie Antoinettes mit dem jungen Dauphin zu Stande kam, duldete Choiſeul auch eine neue Erwerbung des öſterreichiſchen Regentenhauſes in Italien, indem Erzherzog Ferdinand, Sohn Maria Thereſia's, die einzige Tochter und Erbin des Herzogthums Modena, Maria Beatrix, heirathen durfte, wodurch Modena, wie Toscana, eine öſterreichiſche Secundogenitur wurde. Und noch einmal wurde der Bund zwiſchen den Bourbons und Habsburg 1778 durch die Vermählung Ferdinands II. von Neapel mit Marie Karoline, einer jüngern Tochter Maria Thereſia's, befeſtigt.

Nie ſtand es ſchlimmer um die katholiſche Sache. In Polen wurden eben damals unter dem Vorwand der Toleranz gegen die Diſſidenten die katholiſchen Geiſtlichen mißhandelt, gefangen und nach Sibirien geſchleppt und im ganzen Oſten Polens das griechiſche Popenthum eingeführt. Im katholiſchen Deutſchland zeigten ſich bedenkliche Symptome des Abfalles, ſeitdem Oeſterreich die gute Sache der polniſchen Katholiken, ja den Papſt ſelbſt verlaſſen hatte und ſich an die Bourbons anſchloß. Im Jahr 1763 gab der Trierer Weihbiſchof von Hontheim unter dem Namen Febronius eine lateiniſche Schrift de statu ecclesiae heraus, worin er für die katholiſche Kirche Deutſchlands ungefähr eine Unabhängigkeit von Rom

*) Von dem wüthenden Haß der Hofparteien gegen einander gibt eine Flugſchrift Zeugniß, worin Choiſeul beſchuldigt wurde, der Liebhaber ſeiner eignen Schweſter, der Herzogin von Grammont, zu ſeyn.

verlangte, gleich der gallicaniſchen, wie er denn überhaupt die kirchenfeindlichen Anſprüche der franzöſiſchen Parlamente in's Deutſche überſetzte und zwar mit Wiſſen und Willen ſeines Kurfürſten-Erzbiſchofs, damals Johann Philipp von Walderdorf, dem 1768 Clemens Wenzel, Prinz von Sachſen, folgte. Die Schrift machte ungeheures Aufſehen, Pombal ließ ſie ſogar in's Portugieſiſche überſetzen. In ähnlichem Sinne ſchrieb auch der Bayer, Peter von Oſterwald, gegen die päpſtliche Monarchie. Alle Miniſter und Rathgeber der katholiſchen Staaten wollten damals gallicaniſiren, d. h. die allgemeine katholiſche Weltkirche in eine ganz von der Staatsgewalt abhängige Landeskirche umwandeln. Eine practiſche Folge des Hontheim'ſchen Buchs war 1769 eine Beſchwerdeſchrift der drei geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Köln und Trier über die bisherigen Eingriffe des Papſtes in ihren Sprengel. Alſo auch die geiſtlichen, wie die weltlichen Fürſten beanſpruchten jetzt Unabhängigkeit von Rom. Der feine Unterſchied, der aber zwiſchen kleinen geiſtlichen Fürſten und weltlichen Großmächten lag, wurde von Maria Thereſia markirt, welche die drei Kurfürſten mit ihren Beſchwerden zur Ruhe verwies.*)

Im ganzen katholiſchen Deutſchland erhob ſich damals nicht ein frommer Mann von Geiſt, um die umnebelte Mitwelt über die Bedeutung der Kirche aufzuklären, die Habgier der weltlichen Macht als ſolche zu bezeichnen, die Völker zu warnen, die Gebildeten zur Anerkennung des Heiligen zurückzuführen. Ueberall an den Höfen und bei den Großen war die Lecture Voltaires Mode, dem für Deutſchland der üppige und leichtfertige Wieland an die Seite trat. Dazu kam der überwältigende Einfluß der engliſchen und norddeutſchen Philoſophie, überhaupt der proteſtantiſchen Schule und Preſſe, indem gerade damals der Rationalismus, die Kant'ſche Vernunftlehre, die kirchenfeindliche Kritik Leſſings ꝛc.,

*) Dieſe Zurückweiſung machte die geiſtlichen Herren auf ihre Pflicht gegen die Kirche wieder ein wenig aufmerkſamer und Clemens Wenzel von Trier bewog Hontheim, im Jahre 1778 ſein Buch zu widerrufen.

die Geiſter mit ſich fortriſſen. Durch die Buchhändler wurden die neuen Mode-Artikel überall auf katholiſchem Gebiet verbreitet und bald darauf ſah man junge Mönche durch geheime Lecture verführt (wie einſt Friedrich der Große) aus dem Kloſter entfliehen und alles Katholiſche, was hinter ihnen lag, als Nacht, Dummheit, Geiſtesſklaverei, Qual und Hölle verläſtern. Man impfte der öffentlichen Meinung wirklich den Glauben ein, die Klöſter ſeyen Höhlen des Laſters. In Frankreich hatte Diderot in einem Roman (la Réligieuse) namentlich die Nonnenklöſter in dieſem Sinn verleumdet. Allerdings war die vornehme Unſittlichkeit in Frankreich wie auch in Italien, in die adeligen Nonnenklöſter und Penſionate eingedrungen, allein nicht in die abgelegenen ſtillen Aſyle bürgerlicher und ländlicher Unſchuld in den Provinzen, aus denen noch zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſo viele Märtyrerinnen hervorgegangen ſind.

Der Papſt benahm ſich in ſo großer Bedrängniß mit außerordentlicher Würde, Mäßigung, Feinheit, was man von den Jeſuiten nicht ſagen kann, die ihn im Gegentheil, während er ſie ſchonen und retten wollte, durch ihren verbiſſenen Trotz und ungeſchickt angelegte Ränke nur compromittirten, und immer noch die weltlichen Fürſten durch kleine Mittel zu gewinnen hofften, während ſie wiſſen konnten, daß ſie dort längſt aufgegeben ſeyen und nur der Papſt und ihre eigene Reſignation und Klugheit, wenn nicht mehr ihre Güter, doch ihre Geſellſchaft retten könne.

Ihre Kataſtrophe wurde durch den Sturz Choiſeuls beſchleunigt. Im Jahr 1764 war die Marquiſe von Pompadour geſtorben, und dennoch hielt ſich ihr Günſtling Choiſeul noch ſechs Jahre lang nach ihrem Tode auf ſeinem Poſten, weil ihn der König ungern entbehrte. Choiſeul hatte die Jeſuiten verfolgt, um die Parlamente zu gewinnen und die ungeheuren Staatsausgaben während des Krieges zu decken, war aber dem Orden nicht principiell feindlich geſinnt, begnügte ſich daher, ihn aus Frankreich verbannt zu ſehen, ohne vom Papſt zu verlangen, er ſolle Henker

des Ordens werden. Nun bemächtigte sich aber des schwachen Königs eine neue Maitresse von solcher Unverschämtheit und Rohheit, daß Choiseul nicht mit ihr auskommen konnte, wie früher mit der Pompadour, also durch ihren Einfluß gestürzt wurde. Der König war damals schon durch Debauchen erschöpft, was man sagt blasirt, und wie viel Mühe sich auch seine bisherigen Günstlinge gaben, ihn zu befriedigen und bei guter Laune zu erhalten, so vermochten doch die zu diesem Behufe in seine Arme gelieferten Buhlerinnen nicht seine stumpfen Sinne zu kitzeln. Nur weil sie nicht schamlos, nicht gemein genug waren. Da holte ihm Kammerdiener Lebel versuchsweise als letztes Mittel aus dem niedrigsten Bordell von Paris eine gemeine Dirne und der König — war entzückt. Er erhob die Dirne zur Gräfin Dubarry und gab sich ihr so ganz hin, daß sie sich sogar frech mitten in seinen Ministerrath setzen, mitsprechen, schon niedergeschriebene Befehle zerreißen und andere dictiren, Possen machen und einmal sogar den König um den Tisch jagen durfte. Als Choiseul und der Herzog von Praslin sich das nicht gefallen ließen, warf sie Orangen wie Bälle in die Höhe und rief dazu: saute Choiseul, saute Praslin! und zu Weihnachten 1770 erhielten sie ihren Abschied.

Unter der Dubarry gelangte nun der Herzog von Aiguillon, ein verrufener, mit Recht von der Justiz verfolgter und verurtheilter Wüstling, zur höchsten Gewalt, gegen den das Parlament der Bretagne ein strenges, aber gerechtes Urtheil gefällt hatte. Der König cassirte dieses Urtheil. Das Parlament aber protestirte, weil die Krone sich keinen Eingriff in die unabhängige Justiz erlauben dürfe. Das Parlament von Paris und die übrigen Parlamente stimmten dem der Bretagne bei und sistirten die Ausübung der Justiz, aber Kanzler Maupeou ließ am 19. Januar 1771 alle Parlamentsräthe verhaften und am 13. April desselben Jahres erklärte der König die sämmtlichen Parlamente für aufgehoben und ernannte nun s. g. königliche Richter zur Ausübung der Justiz.

Der Widerſtand der Parlamente in einer ſo despotiſchen Zeit fällt um ſo mehr auf, als die Parlamentsräthe ihre Stellen vom König kauften, man ſchätzt die Kaufſumme der vor der Revolution beſtehenden Parlamentsämter zu 80 Mill. Livres. Das Pariſer Parlament allein zählte einen erſten Präſidenten, 22 Präſidenten zweiten Ranges, 150 Räthe, 400 Procuratoren und 542 Advocaten. Aber in dieſem wunderlichen politiſchen Körper lebten noch die Erinnerungen an die alten Reichsſtände, ein zäher und ſtrenger Juriſtengeiſt und begannen die Wirkungen der modernen Philoſophie ſich zu äußern.

Nunmehr aber triumphirte d'Aiguillon und mit ihm der Finanzminiſter Terray, welcher die Staatskaſſe der neuen Maitreſſe *) zur Verfügung ſtellte. Der Despotismus legte die letzte Scham ab. Dieſer Aiguillon begann zunächſt den Papſt in der Jeſuitenfrage zu drängen. In Spanien fühlte die Regierung das Bedürfniß, den Papſt zum Mitſchuldigen an der Vernichtung der Geſellſchaft Jeſu zu machen. So lange der Papſt ſelbſt nicht den Orden aufhob, erſchien der Raub, den die bourboniſchen Höfe an den Gütern des Ordens bereits begangen hatten, in den Augen des

*) Die junge Dubarry trieb mit dem alten König ein unglaublich freches Spiel. Sie nannte ihn immer „Frankreich" und ſchrie ihm z. B. beim Frühſtück zu: „he, he, Frankreich, dein Kaffé läuft über." Einmal empfing ſie den Nuntius und den Großalmoſenier, als ſie im Bette lag, ſprang auf, warf ihnen ihre Pantoffeln hin und befahl jedem von ihnen, ihr einen Pantoffel anzuziehen, was ſie auch gethan haben ſollen. Wäre dieſe oft wiederholte Anecdote auch erlogen, ſo bezeichnet ſie doch die Sitte der Zeit, denn ſie wurde geglaubt. Walpole, welcher ſich damals in Paris aufhielt, erzählt in ſeinen Memoiren: „Seine bejahrte Majeſtät und ſeine unzarte Beiſchläferin balgten ſich, bewarfen einander mit Zucker und waren viel öfter läppiſch, als verliebt. — Der Monarch war bezaubert von ihrer Rohheit und Gemeinheit, weil ſie ihm neu waren und ſo natürlich erſchienen. Sie riß dem Kanzler die Perücke ab, ſpie dem Herzog von Laval ins Geſicht (wiederholt), nannte den König einen Narren und hieß ihn das Maul halten."

Volks nicht legitimirt. Das wurde hauptsächlich in dem frommen Spanien empfunden, weshalb auch Monino, der spanische Gesandte in Rom, den Papst am meisten antrieb und belästigte. Vergebens suchte Clemens XIV. eine Stütze, keine einzige katholische Macht erklärte sich zu Gunsten der Jesuiten, seitdem die Häuser Bourbon und Habsburg sich gegen dieselben verbunden hatten. Dem Papst blieb daher nichts übrig, als am Ende nachzugeben, aber mit Anstand und Klugheit, unter Vermeidung jedes Scheines, als ob er gezwungen werde und aus Schwäche handle, und mit kluger Benutzung der von den Jesuiten selbst begangenen Fehler. Indem er immer noch die förmliche Aufhebung des Ordens verweigerte und nur eine Reform desselben vornehmen wollte, zog er die Entscheidung so lange hin, bis er hinreichend gerechtfertigt erschien, alles versucht zu haben, was den Orden hätte retten können, wenn dieser selbst vorsichtiger zu Werke gegangen wäre. Die Jesuiten verloren vollends allen moralischen Credit, als sie sich noch zuletzt an Friedrich II. wandten und diesen protestantischen oder vielmehr ganz irreligiösen König baten, er solle sich für sie verwenden. Friedrich sagte ihnen zu, daß er sie in seinen Staaten nach wie vor dulden und ihnen alle ihre Güter lassen werde, treu den Bedingungen, unter denen er im Jahre 1740 Schlesien übernommen habe, allein außerhalb seiner Grenzen ginge ihn der Jesuitenorden nichts an und dürfe er als ein Ketzer sich nicht in die Angelegenheiten des Papstthums mischen.

So neigte sichs mit den Jesuiten zu Ende. Als sie merkten, der Papst werde nicht länger zaudern können, ihre Vernichtung auszusprechen, brachten sie geschwind noch von ihren Kostbarkeiten und Geldern fort, was fortzubringen war, und suchten auch dadurch, daß sie keinen Widerstand leisteten, ihr künftiges Schicksal als Exjesuiten zu verbessern. Von einem heiligen Prophetenzorn gerechter Gottesmänner, die man ungerecht verfolgte, war so wenig die Rede wie von einem Martyrium. Sie traten ab wie eine Handelsgesellschaft, der man ferner Geschäfte zu machen verbietet.

des thieriſchen Magnetismus in beiden Ländern. Wir deuten dieſes Verhältniß, als typiſch, mit wenigen Worten an.

Die Anſicht, welche dem Geiſt eine von ſeinen nächſten Organen unabhängige, freie Thätigkeit zuerkennt, und ſeine Kraft, gleichviel wie, mit der allgemeinen Naturkraft identificirt, mußte ſich mit höchſtem Intereſſe Erſcheinungen zuwenden, in welchen ihr eine herrliche Beſtätigung ihrer oberſten Grundſätze zu winken ſchien. Die doppelte Perſönlichkeit im magnetiſchen Zuſtand, die erſtaunliche Erweiterung der normalen Seelenthätigkeit, das Wandern der Sinne, das Schauen, Fühlen und Wirken in die Ferne, die mannichfachen Phänomene, welche die entfeſſelte Seele von den verſchiedenſten Stoffen und Kräften der Natur bald ſehnſüchtig angezogen, bald feindſelig abgeſtoßen zeigen — Alles dies war bei der vorausgeſetzten Verwandtſchaft des geiſtigen Prinzips mit den allgemeinen Agentien der Natur am Ende nicht wunderbarer, als das Räthſel des Geiſtes ſelbſt, obgleich unerklärlich wie dieſes; oder vielmehr, es war nur in dem Verhältniß unerklärlicher, in dem ein pathologiſcher Zuſtand, als eine Verwicklung eines ſelbſt noch unbegriffenen phyſiologiſchen, unſerem Verſtändniß noch ferner liegt, als das Spiel des normalen Lebens. Die ganze Seelenthätigkeit, als ein *phyſiologiſcher* Akt, iſt uns nicht einmal in dem beſchränkten Sinn begreiflich, in dem wir uns von manchen andern Lebensthätigkeiten, vom Kreislauf, von der Muskelkraft, von den Abſonderungen u. ſ. w. Rechenſchaft zu geben vermögen. Wie ſollten wir nun Phänomene faſſen können, in denen die Seele von den gewöhnlichen Bedingungen ihrer Wirkſamkeit, die wir höchſt unvollſtändig kennen, losgebunden erſcheint? Wie ſollten wir ins Reine kommen, über die ſonderbaren Erſcheinungen einer *Verſtimmung*, welche der Seele ganz andere Organe und Kräfte gibt, da das Weſen der normalen *Stimmung* ſelbſt die ewige Quelle aller unſerer Streitigkeiten über Geiſt und Materie iſt? Aber für die im deutſchen Gemüthe lebenden Ueberzeugungen ſind die vielſeitig und längſt conſtatirten Phänomene des thieriſchen Magnetismus allerdings von großer Bedeutung; wir können in ihnen die Dämmerung eines Wiſſens vom Geiſte erblicken, in deſſen Lichte vielleicht eine künftige Wiſſenſchaft ſich bewegen wird, und das gleichſam als Minimum der Erſcheinungen von der deutſchen *Beobachtung*

Am 17. Auguſt 1773 erließ Papſt Clemens XIV. die Bulle dominus ac redemptor noster, worin er die Geſellſchaft Jeſu innerhalb des geſammten römiſchen Kirchengebietes aufhob, in Erwägung 1) daß der Orden nichts mehr nütze, ſondern nur noch ſchade, 2) daß er dem h. Stuhl gegenüber leidenſchaftlich und eigenmächtig gehandelt habe, 3) daß die Kirche nicht eher wieder zum Frieden (zu einem billigen Abkommen mit den katholiſchen Mächten) kommen könne, bis der Orden beſeitigt werde. Der letztere Entſcheidungsgrund bewährte ſich ſogleich practiſch, als jetzt erſt Frankreich das Gebiet von Avignon und Neapel das von Benevent und Pontecorvo wieder herausgaben. Den Ordensgeneral Ricci und mehrere andere Jeſuiten in Rom fand der Papſt für nöthig, auf die Engelsburg gefangen ſetzen zu laſſen. In den deutſchen Landen geſchah den Jeſuiten nichts zu Leide. Die meiſten Exjeſuiten erhielten Profeſſuren oder blieben Beichtväter und ſetzten ihren alten Einfluß unter der Hand fort. Katharina II. ahmte dem König von Preußen nach, indem ſie die Jeſuiten in Polen eben ſo beſtehen ließ, wie Friedrich die in Schleſien. Sie dachte ſie als Werkzeug gegen Oeſterreich zu brauchen, wie ſpäter ihr Sohn Paul I. wirklich gethan hat. Die Jeſuiten in Schleſien erließen eine förmliche Proteſtation gegen die Aufhebung ihres Ordens, und erkannten dieſelbe, ſo viel an ihnen war, nicht an. Der Jeſuit Faller ſchrieb ein Pamphlet, worin er vom Papſt an ein Concilium appellirte und nur dem letzteren ein Richteramt über den Orden zugeſtand.

Clemens XIV. ſtarb ein Jahr nach der Aufhebung des Ordens, 1774, nicht an Gift, wie damals geglaubt wurde, ſondern, wie man nicht ohne Grund ſpäter annahm, wohl eher an Gegengift, welches er aus Angſt, vergiftet worden zu ſeyn, in ſchädlichem Maaße zu ſich nahm.*) Jedenfalls war ſein letztes Lebensjahr voller

*) Unmittelbar erfolgte ſein Tod, nachdem er gegen den Willen des Arztes bei einem Halsübel ſich Blutegel an den Hals ſetzen ließ.

Angſt und Sorge. Ricci war ſchon vor ihm in der Engelsburg verſchieden. Erſt im nächſten Jahre, 1775, ging aus dem Conclave Cardinal Braschi als Pius VI. hervor, einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, aber beſtimmt, in noch ſchwierigeren Lagen, als in die ſein Vorgänger gerathen war, im Sturm der Zeiten das Schiff St. Petri zu ſteuern.

Eine Anzahl Exjeſuiten ließ ſich in den Orden der Redemptoriſten oder Liguorianer aufnehmen, den deshalb derſelbe Haß traf, wie früher die Geſellſchaft Jeſu ſelbſt. Der Neapolitaner Liguori hatte dieſen Orden 1732 zum Zweck der Pflege der Aermſten und Verlaſſenſten im Volke gegründet.

Dem Niedergang des Jeſuitenordens entſprach der Aufgang des Freimaurerordens, welchem wir nun unſere Aufmerkſamkeit widmen müſſen.

Im Mittelalter war der Bau der großen gothiſchen Kirchen von den ſ. g. Bauhütten ausgegangen, in welchen die Corporation der Steinmetzen berieth und verwaltete. In der Regel wurden die Bauhütten durch Stiftungen erhalten, um fernerhin die erforderlichen Reparaturen zu betreiben, wie noch jetzt eine ſolche Bauhütte in Straßburg am Münſter beſteht. In England, wo ſehr viele gothiſche Kirchen gebaut und ſorgfältig gepflegt wurden, erhielten ſich die Bauhütten länger als in Deutſchland, wo ſie meiſt in den Religionskriegen untergingen. Die engliſchen Steinmetzen blühten noch fort als angeſehene Corporation und hielten Verſammlungen, Feſtmahlzeiten ꝛc. mit maureriſchem Ceremoniel, wobei die Kelle, das Schurzfell, Winkelmaaß ꝛc. bedeutſame Sinnbilder waren. Begreiflicherweiſe hielt dieſe Innung der Steinmetzen oder freien Maurer (ſo genannt zum Unterſchied von den gemeinen Maurern) während der Umwälzungen in England zur königlichen Partei der Stuarts, weil dieſe die alte Kirche vertrat, und conſtituirte ſich bei der Wiederherſtellung Karls II. unter einem gewiſſen Wren als politiſche Partei, 1660. Dennoch waren dieſe Freimaurer immer noch ausſchließlich Baumeiſter und nach dem großen

Brande der Stadt London wesentlich beim Wiederaufbau beschäftigt. Trotzdem die Stuarts auf dem englischen Thron wieder fest zu sitzen schienen, verlor die Gesellschaft ihren politischen Charakter und König Jacob II. achtete ihrer nicht. Dies mag dazu beigetragen haben, daß die englischen Freimaurer, nachdem die Stuarts vom Thron gestoßen waren, sich Wilhelm III. unterwarfen, der sich ihnen äußerst huldreich bewies und ihrer Arbeit zuerst den Namen der „königlichen Kunst" verlieh. Damals wurden zuerst auch Nichtmaurer in die Gesellschaft aufgenommen. Auch der erste Hannoveraner auf dem englischen Thron, König Georg I., war ihnen sehr gewogen und durch ihn kam „das G in einem Stern" in die Symbolik der Maurerei. Täglich füllten sich die Logen immer mehr mit Nichtmaurern, bis die ursprünglichen Baumeister ganz aus ihnen verschwanden. Aber die Hofgunst erweckte Neid und so erklärte sich die Loge (Bauhütte) von York für die älteste im Lande und sprach das Vorrecht an vor der in London. Eben so unabhängig erklärte sich die Loge von Dublin und Edinburgh. Unabhängig aber von der loyalen schottischen Loge in Edinburgh (reformirten Glaubens) entstand eine neue schottische Maurerei (katholischen Glaubens) mit ganz entgegengesetzter Tendenz, und zwar ausgehend von dem kleinen Hofe der nach Frankreich geflüchteten Stuarts. Hier wollte man sich der Freimaurerei als eines geheimen Mittels bedienen, um Jakob II. wieder auf den Thron zu setzen. So kam „die Jakobsleiter" in die Symbolik der Maurerei. Dieser neue schottische Maurer-Orden hatte gleich anfangs etwas Theatralisches, Chevalereskes, Französisches. Es war keine Maurergesellschaft mehr, sondern ein Ritterorden. Anstatt der einfachen englischen drei Maurergrade (Lehrling, Gesell, Meister) führte er fünf Grade ein, deren höchsten die Andreasritter darstellten. Die französischen Großen, den Stuarts befreundet und voll Haß gegen England, adoptirten die neuschottische Maurerei und gründeten demgemäß eine neue französische Loge im Palast Clermont, 1725. Hier kam die Lüge auf, die Freimaurer seyen nur die Fortsetzung der

alten Templer. Nachdem Philipp der Schöne den reichen Tempelherrnorden (welcher ganz das nämliche Schicksal erlitt, wie später der Jesuitenorden), um ihn zu berauben, unterdrückt hatte, sey ein Templer nach Schottland geflüchtet und habe dort die Geheimnisse des Templerordens bewahrt und so seyen sie auf die Freimaurer übergegangen. Man glaubt, die Jesuiten hätten sich bei dieser Fiction betheiligt, um der neuschottischen Maurerei einen halbkirchlichen Anstrich zu geben. Allein die neuen Templer zeigten sich überall nur als Charlatane und Comödianten.

Aus den engen geographischen und politischen Grenzen, welche ihren Ursprung bezeichnen, trat die Freimaurerei bald heraus, um sich über die ganze gebildete Welt auszubreiten. Dazu half hauptsächlich der Reiz des Geheimnisses, die magische Wirkung des sehr theatralischen Logenceremoniells, die Spannung der Seele in der ahnungsvollen Erwartung wunderbarer Enthüllungen hinter dem Vorhang der höheren noch verborgenen Grade; ferner die Brüderlichkeit unter allen Mitgliedern des Ordens und die eitle Einbildung, der Orden sey im Besitz, wenn nicht immer von Wunderkräften, doch von großer Macht. Das letztere wurde nach und nach wahr, insofern die Brüder wirklich einflußreich genug wurden, um sich und ihre Kinder gegenseitig bei Beförderungen, in Geschäften ꝛc. zu unterstützen. Die Loge muß aber vornehmlich als ein damals zeitgemäßes Surrogat der Kirche angesehen werden. Die Gebildeten waren der Kirche entfremdet, die Aufklärung duldete keinen Wunderglauben mehr; aber das menschliche Gemüth kann dennoch des Wunderbaren nicht entrathen. Dieselben englischen Deisten, französischen Freigeister und deutschen Rationalisten, die in der Verwaltung der Sacramente durch christliche Priester in ihrem Ornat nur noch Baalsdienst sahen und über die Wunder in der Bibel spotteten, ließen sich doch wieder in der Loge von heiligem Schauer überlaufen, wenn sie den Meister vom Stuhl in magischer Beleuchtung, angethan mit der himmelblauen Schürze, mit dem Hammer klopfen hörten, oder den Dreischritt über den

Sarg des todten Meisters thun mußten ꝛc. Etwas später, erst seit Rousseau's Auftreten, entwickelte sich aus den brüderlichen Gefühlen der Maurer auch eine gewisse Schwärmerei für die gesammte Menschheit, sofern man eigentlich jeden Menschen als Bruder ansehen solle. Insofern griffen die Maurer auch in die großen Humanitätsfragen der Zeit ein, z. B. in Betreff der Aufhebung der Leibeigenschaft und Sklaverei, in Betreff einer humanen Reform der Gesetzgebung, des Armenwesens ꝛc.

Von England aus verbreitete sich die englische, mehr nüchterne Maurerei nach Skandinavien, sogar nach Rußland, wo man sie aber nicht lange duldete, nach Deutschland, Spanien und Amerika, von Frankreich aus aber die schottische, mehr phantastische Maurerei hauptsächlich nach Deutschland, Schweden und Amerika. Ein Freiherr von Hund gab sich seit 1742 alle Mühe, die Templergrade in Deutschland einzuführen, nachdem in Holland, Hamburg, Berlin ꝛc. bereits die englische Maurerei eingeführt war. Es gelang ihm auch, weil ihm überall Eitelkeit und Wundersucht, zumal an den kleinen Höfen, wo man Langeweile hatte, entgegenkam. Sogar die große Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin ließ sich damals von ihm bethören. Am tollsten aber trieb man es in Frankreich, denn unter den Großen dieses Reichs nahm in gleichem Maße mit der Religionsspötterei und schamlosesten Lüderlichkeit auch die Wundersucht überhand. Ganz wie in der verderbten Zeit des altrömischen Kaiserreichs. Despotismus, Verachtung der Religion und Sitte, sinnliche Ausschweifung, sündhafte Uebertreibung in allen Genüssen führen immer zum Aberglauben, weil die Schwelger durch Zaubermittel den entfliehenden Geist fesseln, und die Schrecken der Krankheit, des Alters und Todes verbannen wollen. So wurden die schottischen und Templergrade in Frankreich nach immer neu entstehenden Systemen immer phantastischer ausgedehnt und pfropften sie der Maurerei neue Orden mit neuen Namen auf, nicht blos zu dem Zweck, der Eitelkeit müßiger und geistesschwacher Großen mit neuen prachtvollen Ordensinsignien und

Ceremonien zu schmelcheln, sondern auch um sie glauben zu machen, sie könnten, wenn sie erst die höheren Grade erlangt haben würden, Gold machen, das Leben verlängern, Geister sehen ꝛc. Ueberall aber waren die Stifter und Lenker solcher neuen Orden Abentheurer, welche die Corruption und Wundersucht ausbeuteten, um ihren eigenen Beutel zu füllen.

Unter diesen berühmten Abentheurern spielte seine Rolle zuerst der s. g. Graf von St. Germain (ein Savoyarde aus St. Germano), seit dem Jahr 1750, indem er vorgab, das Lebenswasser (aqua benedetta) zu besitzen, durch welches er sich ewig jung erhalten könne. Ein schöner und stattlicher Mann, behauptete er schon 3000 Jahre alt zu seyn und Christum und die Apostel persönlich recht gut gekannt zu haben. Er hatte ein ungeheures Gedächtniß, sprach alle Sprachen und spielte fast alle Instrumente. Auch wollte er Diamanten machen können. Kurz er entzückte alle europäischen Höfe und machte überall sein Glück, blieb aber auch nirgends lange, um nicht entlarvt zu werden. Endlich starb er zu Eckernförde bei Landgraf Karl von Hessen, 1780. Auch der Markgraf von Anspach war lange sein Gönner und erhielt von ihm ein Rezept zum Lebenselixir, das noch in Abschrift von vornehmen Familien sehr geheim bewahrt wird. — Ihm ahmte bald Joseph Balsamo, ein Proletarier-Kind aus Palermo, nach, indem er unter dem Namen eines Grafen von Cagliostro alle Höfe bereiste. Auch er war ein schöner Mann und hatte eine noch schönere Frau, Florenza, die er um große Geldsummen zeitweise an vornehme Herrn abtrat, als ob ihnen durch sie die ewige Jugend mitgetheilt werden könne, denn er behauptete, diese blühende Frau sey, wie er selbst, schon ungeheuer alt und habe sich nur durch ein Lebenswasser ihre Jugendblüthe und Schönheit bewahrt. Er fand solchen Zulauf, daß er in der vornehmen Welt einen Orden der angeblich ägyptischen Maurerei stiftete und als Groß-Kophtha das Großmeisterthum desselben antrat, indem er behauptete, die wahre Maurerei stamme von den Pyramiden her und sey erst viel später im Orient dem

Templerorden vermittelt worden. Er wurde 1785 in den berüchtigten Halsbandprozeß von Versailles verwickelt und endete in einem Kerker zu Rom, erst 1795. — Einer der keckſten und doch auch vorſichtigſten Abentheurer jener Zeit war der Venetianer Caſanova, der zwar auch die Wunderſüchtigen äffte, in der Regel aber ſich begnügte, als ein bildſchöner Mann die Weiber zu verführen, im Spiel zu gewinnen oder durch die damals an allen Höfen einheimiſchen italieniſchen Tänzerinnen und Sängerinnen, die für ihn ſchwärmten, die Protection hoher Herrn zu gewinnen und auszunutzen. Ein böhmiſcher Graf Waldſtein verſorgte ihn im Alter zu Dux in Böhmen, wo er Memoiren ſchrieb, welche im höchſten Grade laſciv, doch, wie Barthold in einem beſondern Werke bewieſen hat, die treuſten Gemälde der damaligen europäiſchen Höfe und ihrer Corruption enthalten. — Im ſüdlichen Deutſchland entſtand in der Mitte des Jahrhunderts der neue Orden der Roſenkreuzer, der ſeinen Urſprung fälſchlich von einer ältern alchymiſtiſchen Geſellſchaft herleitete, aber auch nur darauf berechnet war, die vornehme Einfalt durch Geheimnißkrämerei, angeblich magiſche Zaubermittel, Geiſterſeherei ꝛc. zu betrügen. Von ihnen ließen ſich noch König Friedrich Wilhelm II. und der Prinzregent Karl von Schweden dupiren. Der namhafteſte Roſenkreuzer war der abentheuerliche Schrepfer, der ſich zuletzt in Leipzig als Bankrotteur erſchoß.

In dieſes Treiben griff die wichtige Entdeckung des thieriſchen Magnetismus ein, welche von einem Wiener Arzt, Meſmer (gebürtig zu Weiler, bei Stein am Rhein), im Jahre 1772 gemacht wurde. Da Meſmer auf ſeine Kunſt reiſte und beſonders in Paris durch ſeine wunderbaren Curen großes Glück machte, zählte man auch ihn lange unter die Charlatane der damaligen Mode, bis ſich zeigte, daß er wirklich eine Naturkraft entdeckt und zur Anwendung gebracht habe. Viele Andere aber mißbrauchten ſeine Entdeckung in betrügeriſcher Abſicht. Gleichzeitig machte auch ein katholiſcher Prieſter, Peter Gaßner, in Schwaben und Bayern

großes Aufsehen durch seine halb geistlichen, halb magnetischen Teufelaustreibungen und Wundercuren.

Bedeutungsvoller als alle Auswüchse der Freimaurerei erscheint der 1776 vom Professor Weishaupt zu Ingolstadt mitten im altkatholischen Bayern gestiftete Orden der Illuminaten. Derselbe war direct gegen die Exjesuiten gerichtet und bezweckte, das noch in der dichsten katholischen Finsterniß befangene Bayerland aufzuklären. Weishaupt nannte sich Spartacus, nach dem berühmten Sklavenbefreier im alten Rom. Max Joseph von Bayern starb 1777 ohne Kinder, und mit ihm erlosch die bayrische Linie des Hauses Wittelsbach. Die Pfälzer Linie, früher reformirt, später wieder katholisch geworden, im Besitz von Jülich und Berg neben der Rheinpfalz, trat jetzt in der Person des Kurfürsten Karl Theodor in das bayrische Erbe ein. Die Illuminaten ersahen daher die Zeit des Thronwechsels als günstig für ihre Bestrebungen an und konnten sich auf Oesterreich stützen, wo Maria Theresia's Sohn Joseph, das System der Jesuitenverfolgung fortsetzend, die katholische Kirche ihrer alten Rechte beraubte und ihr tödtliche Wunden schlug. Karl Theodor flößte Niemand Achtung ein. Gewöhnt an ein zügelloses Leben in Mannheim und ohne legitime Nachkommenschaft, ging er nur ungern nach München und ergriff mit Begierde den Vorschlag, den ihm Joseph machte, Bayern an Oesterreich abzutreten gegen die Niederlande. Kam dieser Plan nun auch nicht zur Ausführung, weil es die andern Mächte nicht litten, so blieb doch Karl Theodor immer ein schlechter Bayer. Auch an der Kirche war ihm wenig gelegen. Mit den Gütern des aufgehobenen Jesuitenordens beschenkte er seinen illegitimen Sohn, dem er den Titel eines Fürsten von Brezenheim gegeben hatte. Die Illuminaten benutzten nun die Zeit seiner schwachen Regierung, um in der Stille die einflußreichsten Aemter an sich zu bringen. Weishaupt dehnte seinen Plan sogar weit über Bayern hinaus auf eine Eroberung aller Staats- und Kirchengewalten aus. „Die Gewalt," erklärte er, „befindet sich fast überall in unwür-

digen Händen; man muß ſie daher in die Hände der Illuminaten bringen, ganz ſtill und heimlich.“ Deßhalb forderte er tiefſtes Geheimniß und ſtrengen Gehorſam von allen Mitgliedern des Ordens und lockte durch die Ausſicht auf künftige Macht manchen kleinen vornehmen Herrn in den Orden, z. B. den regierenden Herzog Ernſt von Gotha und den Coadjutor, nachherigen Mainzer Kurfürſten von Dalberg. Der Freiherr von Knigge aber, welcher eine Verbindung der ſüddeutſchen Illuminaten mit den norddeutſchen Maurern betrieb, ſcheute vor deren geheimen politiſchen Zwecken zurück und ließ die Illuminaten im Stich. Als das Geheimniß derſelben nicht ohne Zuthun der Exjeſuiten, die durch ſeinen Beichtvater, Pater Frank, Einfluß auf ihn gewannen, verrathen wurde, ließ Karl Theodor die geheime Secte, die einen Staat im Staate bilden wollte, ſogleich ſtreng verfolgen, 1784. Weishaupt flob nach Gotha, wo Herzog Ernſt ihn ſchüzte.

Das Unweſen der Schotten, Templer, Roſenkreuzer einerſeits und die ſtaatsgefährliche Tendenz der Illuminaten andererſeits rief unter den loyalen Maurern eine Gegenwirkung hervor. In England war das Unweſen nicht eingedrungen, in Frankreich wurde es ſeit 1776 eingeſchränkt, indem die Logen ſich unter dem grand Orient de France (Großmeiſter war der Herzog von Orleans) vereinigten. In Deutſchland herrſchte die größte maureriſche Confuſion. In den freien Städten, ſonderlich zu Hamburg, wo 1733 die erſte deutſche Loge eröffnet worden war, und bei den Kaufleuten blieb das einfache engliſche Syſtem in Kraft; an den kleinen Höfen aber, unter dem müßigen Adel, den abhängigen Bureaukraten und Schulmännern übten die Templergrade einen romantiſchen Zauber aus, dem nichts widerſtand. Baron Hund verfocht dieſes franzöſiſche Unweſen mit ſeltener Energie, beſchwor ſelbſt in die Hand einfältiger Fürſten die heilige Wahrheit deſſen, was er ihnen vorlog, und behandelte alle deutſchen Maurer, welche nicht ſeiner ſ. g. „ſtricten Obſervanz“ folgten, d. h. ihm nicht blinden Glauben und Gehorſam ſchworen, mit Verachtung. Gleichwohl unter-

warfen sich ihm bei weitem nicht alle Logen, und als die Illuminaten auftauchten, kam eine starke Bewegung in die bureaukratischen Kreise Norddeutschlands, welche bisher für die Tempelgeheimnisse geschwärmt und um so weniger etwas Arges dabei gedacht hatten, als Friedrich der Große selbst sich in eine Loge hatte aufnehmen lassen und der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, seit 1783 nach dem Tode seines Vaters Karl regierender Herzog, Großmeister der deutschen Logen war. Loyale Beamten und Unterthanen konnten unmöglich das revolutionäre Gebahren der Illuminaten billigen und durften die von den Fürsten protegirte Maurerei nicht in den Ruf der Staatsgefährlichkeit bringen lassen. Vielleicht hatte man im protestantischen Norddeutschland auch einige Besorgniß vor den kühnen Plänen Josephs II., welcher die Maurerei in Oesterreich förmlich organisirte und damals noch in enger Verbindung mit Frankreich stand. Vielleicht dachte man an die Möglichkeit, die schottisch-französische Maurerei und die illuminatistischen Tendenzen könnten von der französisch-österreichischen Politik als Mittel gebraucht werden, um das protestantische Norddeutschland zu unterwühlen. Genug, man rüstete sich dort zur Abwehr, und auf einem großen Generalcongreß der deutschen Maurer in Wilhelmsbad bei Hanau wurde unter dem Vorsitz des Herzogs Ferdinand sowohl die stricte Observanz, als der Illuminatismus verworfen, 1783. Allein man wagte nicht, die höheren Grade schlechterdings zu beseitigen, sondern beschloß, nur die drei ursprünglichen englischen Grade (Lehrling, Gesell, Meister) zur Bedingung zu machen. Es war noch nicht möglich, die romantischen Selbsttäuschungen zu überwinden, in welchen sich damals gerade die nüchternsten Verstandesmenschen und Philister gefielen. In Berlin z. B., wo der Buchhändler Nicolai mit seiner Allg. deutschen Bibliothek damals alles niederschlug, was irgend noch an ein religiöses oder poetisches Gefühl mahnte, und nur wasserklaren Verstand und prosaische Nützlichkeit verlangte, gerade hier wollte man von den Geheimnissen des Tempels nicht lassen, und der aus Wien

Feſtgeſtellte hat längſt ſo ziemlich jeder deutſche Arzt und Philoſoph in ſeinen Ideenkreis aufgenommen, als Anhaltspunkt zu ferneren Combinationen.

Es war dem Deutſchen freilich nicht gegeben, hiebei ſtehen zu bleiben. Der im Somnambulismus wie aus einer andern Welt in unſere Sinnlichkeit fallende phosphoriſche Schimmer war zu lockend für den poetiſchen Myſticismus, als daß er dem Fluge der träumenden Seele nicht hätte in den Himmel und in die Hölle folgen ſollen. Die im Deutſchen wirkſame, die Materie vergeiſtende und den Geiſt verkörpernde Kraft bethätigte ſich hier in den erſtaunlichſten Stücken. Man darf es wohl ſagen, nichts contraſtirt ſchlagender unſern Nationalcharakter mit dem franzöſiſchen, nichts beweist auffallender die Achtung, mit der man bei uns jeder Art von Geiſtesoriginalität huldigt, als das Intereſſe oder die Schonung, womit in dem hier beſprochenen Handel Anſichten und Tendenzen aufgenommen wurden, welche in einem nüchternern, gemeinverſtändigeren Lande vom Spott im Keim erſtickt werden wären.

Wenn der Somnambulismus den Deutſchen lockte, ſich tiefer und tiefer in die magiſch beleuchtete Nacht der Seele zu verſenken, ſo mußten dieſe vorgeblichen Wunder auf den Franzoſen, deſſen Vernunft längſt alle Geiſter aus Natur und Geſchichte ausgetrieben zu haben glaubte, höchſt widerwärtig wirken. Die Behauptungen vom Wandern der Sinne, vom Vermögen der Fernſicht u. ſ. w., mußten in einem Syſteme, das nicht nur die ſogenannte Lebenskraft, ſondern die Geiſtesthätigkeit ſelbſt abſolut von der Organiſation abhängig macht, als Abſurditäten erſcheinen; und ſo wurde auch das, was wir eben das Minimum der deutſchen Beobachtung genannt haben, von der großen Mehrzahl der Urtheilsfähigen beharrlich abgewieſen. Wollte ſich eines der magnetiſchen Wunder in Frankreich ſelbſt den Hoheprieſtern der Wiſſenſchaft aufdrängen, ſo wirkte es wie ein Splitter im Fleiſch, und alle Kräfte des Skepticismus wurden aufgerufen, um das Widerſinnige, unheimlich Störende auszuwerfen. Mehrere in der neueſten Zeit von der Académie de médecine abgeurtheilte Fälle haben bewieſen, daß dem Franzoſen auf ſolchem Gebiete ſein ſonſtiger ſicherer Beobachtungsgeiſt nicht treu bleibt, und daß er auf ſeinem Standpunkt ganz recht hat, wenn er les opérations de

entsprungene Kapuziner Feßler, welcher in Berlin als Reformator auftreten durfte, brachte am Ende nur die s. g. eklektische Maurerei zu Stande, die angeblich von allen Systemen das Beste behielt. Als zweiter großer Reformator der deutschen Maurerei trat der berühmte Schauspieler Schröder in Hamburg auf, dessen System auf Vereinfachung im englischen Sinne hinauslief. Daß gerade ein entsprungener Kapuziner und ein Schauspieler als Reformatoren auftreten mußten, ist bezeichnend.

Inzwischen blieb in einem Theile der Maurerei trotz der Reformen immer noch die doppelte Tendenz einmal zur Wundersucht und theatralischen Spielerei (wie wir sie später am preußischen und schwedischen Hofe werden wiederkehren sehen), sodann zum Revolutioniren (was sich in der französischen Revolution und im italienischen Carbonarismus bewährte). Die Illuminaten setzten sich unter dem Namen der „deutschen Union" heimlich fort. Bode in Weimar wurde ihr Großmeister, richtete aber wenig aus und ging deßhalb mit von dem Busche nach Paris, um „Frankreich zu illuminiren". Wirklich dienten sie dort der Agitation, welche die Revolution verbreitete.

Papst Clemens XII. hatte schon 1738 die Freimaurerei verdammt und deren Glieder mit Bann und Interdict belegt, und das war sehr natürlich, denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß die Grundrichtung des Ordens eine antikirchliche war und blieb. Es kommt hierbei auf die zufällige Entstehung des Ordens gar nicht an. Nicht daß in der englischen Maurerei Protestanten den in der schottisch-französischen Maurerei zusammengeschaarten Katholiken gegenüberstanden, rechtfertigt das päpstliche Verdammungsurtheil, welches ja die eine Partei so gut wie die andere trifft. Entscheidend war und blieb für Rom immer nur, daß in den Logen von allen sichtbaren Kirchen abgesehen und an eine unsichtbare appellirt wurde, welche künftig einmal, und zwar durch die Arbeit der Maurer, sichtbar hervortreten und alle bisherigen Kirchen überflüssig machen sollte. Denn auch die gemäßigte eng-

lische und die deutsche eklektische Maurerei hielten an dem Grundsatz fest, daß in den Logen allein die Wahrheit und das Licht, außerhalb aber Finsterniß, und daß das höchste Ziel der Menschheit nur auf dem maurerischen Wege zu erreichen sey.

Ihr Kalender abstrahirt von Christi Geburt, sie datiren vom Jahre 4000 vor Christo, dem ersten Jahre des Lichts. Das Licht höherer Weisheit und Humanität konnte sich nach ihrer Voraussetzung immer nur als Mysterium unter wenigen Geweihten ausbilden und fortpflanzen, weil es die profane Menge nicht fassen konnte. Den Gedanken der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen konnten nur Wenige pflegen, da die Racen, Nationen, Stände, Sprachen, Sitten und Culte allzu verschieden waren. Diese Wenigen, die allein Erleuchteten oder Hüter des Lichts in der uralten Völkernacht, sollen die ägyptischen Priester von Memphis und Heliopolis gewesen seyn, von denen wie Pythagoras, Solon ꝛc., so auch Moses lernte, dessen Weisheit auf Salomon überging. Daher der Tempel Salomons mit seinem Schmucke das Urbild aller maurerischen Symbolik. Dieser Tempel wurde wieder zerstört, aber die Weisheit seiner Erbauer ging nicht unter. Den Tempel wieder zu erbauen, ist seitdem die Aufgabe der Eingeweihten. Nach der maurerischen Legende wurde Hiram, der Baumeister des Tempels, von andern neidischen Baumeistern erschlagen, und seine Leiche ging verloren. Er soll einst wiedererwachen, um den Tempel neu zu bauen. Deßhalb muß jeder Maurer, ehe er selbst Meister werden kann, den todten Meister suchen. Das Geheimniß wurde angeblich im Orient fortgepflanzt und während der Kreuzzüge den Templern mitgetheilt. Nach dem Untergange der Templer brachte ein nach Schottland geflüchteter Ritter Aumont (in der Maurersprache Notuma) das Geheimniß dorthin, wo es in die eigentliche moderne Maurerei überging.

Ist nun auch die reformirte und von den früheren Schwindeleien zurückgekommene Maurerei weit entfernt jene geschichtlichen Fabeln buchstäblich zu glauben, so faßt sie dieselben doch symbolisch

auf und versteht unter dem Tempelbau den Aufbau der Menschheit selbst nach dem maurerischen Plane, dessen letztes Ziel die Ueberwindung aller die Menschheit trennenden und feindlich gegen einander aufreizenden Nationalitäten, Kirchen, Stände ꝛc. und die Verwirklichung einer brüderlichen Vereinigung aller Menschen ist. Sie erkennt in den einzelnen Menschen, sobald sie maurerisch ausgebildet sind, lebendige Steine, aus denen der künftige lebendige Tempel erbaut werden soll, und das letzte Geheimniß ist, daß das Göttliche eigentlich mit der Menschheit selbst, wenn diese von aller Finsterniß erst durch das Licht der Maurerei gereinigt seyn wird, in Eins zusammenfällt. „Daß der Mensch ein Theil des göttlichen Wesens ist, dieses Bewußtseyn ist das heilige Licht, dessen Funke in jeder Menschenseele verborgen schlummert. Die Weisen aber bewahren das reine Licht, da kann ein jeder seinen inneren Funken entzünden." Das englische Ritual verlangt, daß der in den Maurerorden Aufzunehmende das erste Capitel des Evangelisten Johannes aufschlage und darin lese: „Gott ist das Licht der Menschen und das Licht scheint in der Finsterniß und die Finsternisse haben es nicht begriffen." Darum hießen auch die drei englischen Grade die Johannisgrade und ist der höchste Festtag der Maurer der Johannistag, nämlich der längste im Jahre, an welchem das Licht die größte Macht ausübt.

Um den Argwohn nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch gläubiger Protestanten zu beschwichtigen, wurde Hiram mit Christus identificirt (Homo Iesus Redemptor Ani Marum = Hiram) und Christus zugleich als Grundstein des zu erbauenden lebendigen Tempels anerkannt, allein auch scharf betont, daß es sich um eine Zukunftskirche handle, zu welcher sich die bisherige christliche Kirche eben nur wie verschiedene Farbenverdunkelungen zum reinen Lichte verhalte. Dieses Anschmiegen der Maurerei an das Christenthum ist aber ein blos conventionelles, nicht principielles, da im Gegentheil die echte Maurerei den Christen als solchen mit dem Muhamedaner, Juden und Heiden völlig gleich nimmt und sie allesammt nur

als Unmündige, Verdunkelte und Barbaren anſieht. „Die Maurerei," ſagt ein gewiegter Bruder Redner, „iſt nach dem bürgerlichen Verein wahrſcheinlich die älteſte Stiftung der menſchlichen Geſellſchaft und dasjenige Inſtitut, welches unter der Hülle von Sinnbildern verborgen die reinen Lehren der Vernunft, der Wahrheit und des Rechts durch alle Jahrhunderte der Barbarei hindurch als die heiligſten Myſterien der Menſchheit aufbewahrt."

Wie dieſe Tendenz in die Maurerei eindrang, welche urſprünglich in England nur einen lokalen politiſchen Zweck verfolgte, läßt ſich nur aus dem Drängen nach Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert erklären. Man glaubt zwar, Wren, der Großmeiſter unter Karl II. und Jakob II., habe die politiſchen Parteien ſeiner Zeit verſöhnen, den Frieden erhalten wollen und den Wiederaufbau der Stadt London und der Paulskirche als ſchöne Friedenswerke ſymboliſch genommen, und ſo ſey in die damalige Steinmetzenzunft die erſte Schwärmerei für Humanität eingedrungen. So ſagen die, welche die Sache erklären wollen, ohne an die Bewahrung von Templergeheimniſſen oder von ägyptiſcher Weisheit in den Bauhütten zu glauben. Wenn aber auch Wren ſo human dachte, ſo nahm doch erſt im achtzehnten Jahrhundert und in dem Maaße, in welchem durch die deiſtiſche Philoſophie und durch die franzöſiſche Freigeiſterei die antikirchliche Aufklärung befördert wurde, auch die Maurerei ihre ſtufenmäßige Entwicklung als unſichtbare und ideale Menſchheitskirche gegenüber der ſichtbaren und hiſtoriſch gewordenen Kirche.

Den größten Vorſchub leiſtete ihr das merkwürdige Auftreten Rouſſeau's in Frankreich. Vorher ſah man in Frankreich unter dem Einfluß Voltaire's und der Encyclopädiſten alles ſpöttiſch, höhniſch, herzlos und nur unter dem Geſichtspunkt eines ſcharfen Verſtandes an. Rouſſeau brachte zuerſt wieder das Herz zu Ehren und lehrte die Franzoſen wieder Rührung und Schwärmerei. Jean Jacques Rouſſeau, Sohn eines Uhrmachers in Genf, durchlebte eine elende Jugend, lief den Eltern davon, war einmal Be-

dienter, Zuhälter einer alten Frau, *) lebte in Paris vom Notenschreiben, wurde wegen seiner Schriften vom Klerus verfolgt, eines seiner Bücher, der Emile, öffentlich verbrannt ꝛc., hauste eine Zeitlang auf der Petersinsel im Bieler See unter dem Schutz des großen Friedrichs (dem Neufchatel gehörte), empfing auf einer Reise nach London dort große Huldigungen und endete so elend, als er fast immer gelebt hatte; denn nachdem er gewissenlos die mit seiner Haushälterin Therese erzeugten fünf Kinder alle als Findelkinder ausgesetzt hatte, 66 Jahr alt geworden war und seine Therese ihm untreu wurde und sich an einen Stallknecht hing, nahm er Gift und schoß sich, als das Gift nicht gehörig wirkte, mit einer Pistole todt, 1778. Dieser unmoralische Mensch und Schwächling gab gleichwohl seinem Jahrhundert einen unermeßlichen Impuls, wie früher Voltaire, welcher noch unmoralischer war. Die großen Geister, welche das antichristliche Jahrhundert bewegen sollten, durften keine Heilige seyn, sie mußten im Schlamme des unheiligsten Lebens aufwachsen. Das war eine welthistorische Consequenz. Rousseau schrieb zwar nicht unter seine Briefe wie Voltaire: écrasez l'infame (das Christenthum), aber er widersagte dem Christenthum auf eine vielleicht noch gefährlichere Weise, als Voltaire, nämlich im Namen der Natur, der Humanität, des guten Herzens. Ihm zufolge gab es keine Erbsünde, waren die Menschen alle von Natur gut und kam es nur darauf an, erstens durch Ausrottung der Kirche, der Monarchie und des Adels, durch Vernichtung jeder Knechtschaft und Ungleichheit unter den Menschen, und zweitens durch Erziehung der jüngeren Generation das ursprüngliche Gute in der gesammten Menschheit wieder zur Geltung zu bringen. Diese Grundgedanken lehrte er, nachdem er schon in andern Werken darauf vorbereitet hatte, 1762 in seinem contrat social, der den Zukunftsstaat aus den Wahlen

*) In seinen confessions bekennt er mit merkwürdiger Naivetät, daß er auch einmal gestohlen habe.

und Beschlüssen der Mehrheit Gleichberechtigter als reinste Republik hervorgehen lassen wollte, und im Emile, einer Anweisung, die Kinder vollkommen natürlich zu erziehen.

Hier kehrt also die Grundidee des Maurerthums wieder, nur daß Rousseau mit viel größerer Schärfe verlangte, man solle nicht abwarten, sich nicht blos mit dem Bewahren des Geheimnisses begnügen, sondern frischweg die Menschheit umzugestalten anfangen. Der Einfluß seiner Lehre war in der nordamerikanischen und französischen Revolution unverkennbar und unermeßlich. Seine Mahnungen an die bessere Menschheit erscheinen vollkommen gerechtfertigt und zeitgemäß, wenn man die tiefe Corruption des französischen Hofes, des Adels und des hohen Klerus, die nichtswürdigen Cabinetskriege, die Mißhandlungen der Völker in jener Zeit in's Auge faßt. Allein Rousseau war nicht dazu gemacht, die bessere Menschheit, an die er nur appellirte, selbst zu schaffen. Sein Emile sowohl als sein Contrat social mißkannte die menschliche Natur und verlangte das Volk, nicht wie es ist und seyn kann, sondern wie es der Philosoph und Dichter sich vorzustellen beliebt. Insbesondere sah Rousseau, indem er der Menschheit nur Rechte zuerkannte, gar nicht auf die Pflichten und hatte so wenig Moral, daß er nicht einmal die Nothwendigkeit der Ehe begriff. Rousseau brachte in die neue Schwärmerei für die Menschheit und für die Natürlichkeit von Anfang an einen unreinen Ton, was jedoch der Ausbreitung seiner Lehre zum Vortheil gereichte, weil er bei etwas strengerer Moral nicht so beliebt hätte werden können. In die Vergötterung des Natürlichen stimmten auch die lasciven Dichter aus Voltaires Schule ein, wie unter den Deutschen der damals allbeliebte Wieland.

Siebentes Buch.

Der nordamerikaniſche Freiheitskrieg.

Unmittelbar nach dem ſiebenjährigen Kriege begann es in England ein wenig unruhig zu werden, denn man war mit dem Miniſterium Bute, welches das proteſtantiſche Preußen im Stich gelaſſen und mit dem katholiſchen Frankreich voreilig Frieden geſchloſſen hatte, nicht zufrieden. Lord Bute war ein Schotte, kein Altengländer, dazu von geringen Fähigkeiten und äußerſt aufgeblaſen. Der neue König Georg III. aber ließ ſich ihn gefallen, weil es ſeine Mutter haben wollte, deren heimlicher Liebhaber dieſer Bute war.

Georg III. hatte viele gute Eigenſchaften, aber auch große Eigenheiten. Man hatte ihn in der Jugend zu ſehr abgeſperrt und da er wenig Beweglichkeit beſaß, wurde er König des Meerbeherrſchenden England, ohne je das Meer geſehen zu haben. Seine Lieblingsbeſchäftigung war die Theologie. Er ſprach gern über die Dogmen und über die von denſelben abweichenden Diſſenters. Aber er ſprach nur davon und miſchte ſich nicht durch Regierungshandlungen ein. Außerdem pflegte er eifrig ſeinen Garten und den Landbau, wobei ihm Arthur Young und Joſeph Banks zur Seite ſtanden. Der letztere hatte mit Capitain Cook eine berühmte

wiſſenſchaftliche Reiſe um die Welt gemacht. Auch der große Aſtronom Herſchel genoß des Königs beſondere Gunſt und mußte ſeine Sternwarte zu Windſor ganz in des Königs Nähe aufſchlagen. Unter dieſen Beſchäftigungen vergaß Georg gerne die Regierungsſorgen. Er ſelbſt war nichts weniger als ehrgeizig oder ſtreitluſtig.*) Aber ſeine Mutter Auguſte, eine geb. Prinzeſſin von Gotha, und ihr Liebhaber Bute hatten im Plan, „die engliſchen Lords zu demüthigen“ und der König, der dieſe kleine Camarilla gewähren ließ, ohne ihre Leidenſchaftlichkeit zu theilen, mußte doch die Unannehmlichkeiten davon tragen. Die ſtolze engliſche Ariſtokratie war nicht geneigt, nachzugeben. Vom König ſelbſt ſah ſie ſich durchaus nicht bedroht, weßhalb ſie ihn ſchonte; aber die Königin und Bute wurden dem Haß und Spott des Volkes Preis gegeben. Als der König einmal zu ſeiner Mutter fuhr, ſchrie ihm das Volk zu: ob er ſich ſäugen laſſen wolle? Georgs Gemahlin, Sophie von Mecklenburg, übte keinen Einfluß. Die Mutter**) aber konnte mit dem ihrigen nicht durchdringen. Selbſt einem ſtarken Manne auf dem Throne würde es unmöglich geweſen ſeyn, die ariſtokratiſche Regierung Englands in eine monarchiſche zu verwandeln, einem ſchwachen Weibe konnte es noch weniger gelingen.

Als der König ſo zähe an ſeinem Bute hing, ſchloßen ſich

---

*) Als ein Biſchof ſich über die Methodiſten beſchwerte, ſagte der König ſpöttiſch: macht Wesley zum Biſchof, ſo wird er euch nicht mehr gefährlich ſeyn. In der gleichen Weiſe ſah er die ganze Ariſtokratie als ein unvermeidliches Uebel an.

**) Auguſte hatte Unglück mit ihren Kindern. Ihr Sohn, der König, wurde ſpäter blind und wahnſinnig. Ihre Tochter Karoline Mathilde heirathete den Dänenkönig, wurde des Ehebruchs angeklagt und endete in der Verbannung; die zweite Tochter Auguſte wurde Gattin des als Erbprinz im ſiebenjährigen Kriege ausgezeichneten Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, der bei Jena tödtlich verwundet wurde, und Mutter des Herzogs Wilhelm, der bei Quatrebras fiel.

die Whigs und Torys näher an einander und ließen einen gewissen Wilkes wie einen bösen Hund gegen das Ministerium los. Diese gemeine, aber derbe Natur besaß populäre Beredsamkeit, Frechheit*) und Verschmitztheit, wie sie nur bei englischen Demagogen vorkommen, weil Englands Rechtsformen bald die ausgelassenste Freiheit der Rede gestatten, bald wieder zu schlauer Vorsicht nöthigen. Bute hatte das altenglische Nationalgefühl durch seinen Frieden verletzt und Wilkes fiel als Zeitungsschreiber schonungslos über ihn her, unter lautem Beifall des Volks und stillem des Parlaments. Bute wich dem Sturm aus und nahm seine Entlassung. Sein Nachfolger Grenville gab dem Zorn des Königs nach und ließ Wilkes verhaften, den aber die Gerichte wieder frei ließen unter heftiger Protestation gegen die Ministerialwillkür und Wahrung der Rechte Englands. In London, England, Europa wiederhallte damals der Name Wilkes.

Das war mehr nur Spectakel. Ernster aber wurde der Kampf, als das Parlament die Kosten des Krieges prüfte, eines Krieges, dessen Erfolge durch den schlechten Friedensschluß fast wieder vereitelt worden waren. Der Krieg hatte ungeheuer viel Geld gekostet und Englands Schuldenlast vermehrt. Es ging dem englischen Staate wie der ostindischen Compagnie. Beide kamen in's Gedränge und mußten Schulden machen, während der Privatreichthum in England eine immer fabelhaftere Höhe erreichte. Die Erschöpfung der englischen Staatscasse machte nun neue Steuern nöthig und der König bestand darauf, die englischen Colonien in Nordamerika seyen gleichfalls zu besteuern, weil der kostspielige Seekrieg hauptsächlich zu ihrem Vortheil geführt worden sey, worin er gewiß nicht Unrecht hatte. Allein die Colonien hatten alte Privilegien, denen zu Folge sie keine Steuer zu zahlen brauch-

*) Wilkes war fabelhaft häßlich, rühmte sich aber doch, wenn er nur 24 Stunden Vorsprung hätte, bei jeder Dame jeden noch so ausgezeichneten Nebenbuhler auszustechen.

ten, außer welche sie selbst unter sich umlegen würden; deswegen erschien es gefährlich, ihnen durch Parlamentsbeschluß eine Steuer aufzulegen, an deren Bewilligung sie keinen Antheil gehabt hatten, weil die Colonien im Parlamente nicht vertreten waren. Man durfte sie entweder nicht besteuren oder mußte ihre Vertreter ins Parkament rufen. Die Steuer aber wollte man schnell haben, weil eine Reform der Parlamentswahlen weitläufige Verhandlungen herbeigeführt haben würde. Grenville gab also dem König nach und brachte am 5. April 1764 ein Gesetz ans Parlament, welches den Colonien eine Abgabe von den gangbarsten Einfuhrartikeln und eine Stempeltaxe auferlegte, jedoch vorsichtig erklärte, der Betrag dieser Steuern solle nur zur Deckung der für die Colonien selbst aufgewachsenen Kosten verwendet werden. Unter dieser Bedingung nahm das Parlament das Gesetz an, die Colonien in Nordamerika aber protestirten dagegen.

Wir müssen nun diese Colonien näher ins Auge fassen. Sie waren zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden und zum Theil von Gesellschaften gegründet, die ihre Privilegien schon aus dem Mutterlande mitbrachten, bildeten daher verschiedene Provinzen, denen zwar je ein englischer Gouverneur vorstand, die aber gesetzgebende Körper aus ihrer eigenen Mitte wählten. Den Kern der damals schon an drei Millionen Seelen betragenden Colonialbevölkerung bildeten religiöse Gesellschaften aus der alten Welt, die man gern ziehen lassen und mit Privilegien begabt hatte, nur um sie loszuwerden. So eine Masse Puritaner und Independenten, die nach der Restauration unter Karl II. im englischen Mutterlande gedrückt worden waren und sich hauptsächlich in Boston festsetzten, so die Quäker, die unter William Penn Philadelphia gegründet hatten, ferner schottische Presbyterianer, die unter den Stuarts verfolgt worden waren; arme katholische Irländer, die der Noth im Vaterlande entflohen waren; die neue englische Secte der Methodisten. Dazu Hugenotten, die aus Frankreich entkommen waren, reformirte Pfälzer, der Religionsverfolgung im Vaterlande entronnen, deutsche

l'esprit eigentlich ganz von der Naturwiſſenſchaft ausſchließt. Auf jenem Gebiete kann nur der Glauben Führer ſeyn, nicht etwa der Glauben an die Wunderthätigkeit dieſer oder jener Hellſeherin, ſondern der Glauben an die Freiheit und Selbſtthätigkeit des Geiſtes.

Das Material der Wiſſenſchaft, das Subſtrat für höhere Naturconſtruktionen wird allerdings von dem Faktor im Menſchen geſchaffen, der fein bemerkt, ſcharfſinnig trennt und unterſcheidet, das Kleinſte gewandt durchdringt, den Complex der Phänomene ſcharf umſchreibt, die Arten der Weſen geiſtreich benennt; und die dem Franzoſen eingebornen Eigenſchaften machen ihn auf dem Felde der Erfahrung zu einem der rührigſten Arbeiter, dem das Pflügen, Schneiden, Einheimſen aus der Hand geht, wie nicht leicht einem andern. Er iſt oft ein Meiſter in Handhabung des Hauptorganons der Erfahrung, des Verſuchs; er weiß das ſinnreich angelegte Experiment aufs Zweckmäßigſte abzuändern, um der Natur das Geheimniß, dem er eben auf der Spur iſt, abzulocken; er präparirt mit größter Sauberkeit und Präciſion; er demonſtrirt mit nüchternſter Methode und durchſichtigſter Klarheit. Ueberblickt man den unermeßlichen Zuwachs aller Naturwiſſenſchaften ſeit dem von uns oben bezeichneten Zeitpunkt, ſo kommt auf die Leiſtungen franzöſiſcher Forſcher, nach Umfang und Bedeutung, ein höchſt anſehnlicher, ehrenwerther Antheil. Im Gebiete der Phyſik und Chemie darf man nur die Namen Lavoiſier, Hauy, Fourcroy, Gay-Luſſac, Biot, Arago, in den Wiſſenſchaften, welche die Lebensverrichtungen der organiſchen Geſchöpfe, wie ihre äußere Geſchichte behandeln, nur die Namen Cuvier, Juſſieu, Bichat, Magendie, Dutrochet nennen, um in jedem Deutſchen, welches politiſchen oder philoſophiſchen Glaubens er ſey, unbedingte Achtung vor einem Volke zu erwecken, deſſen Einfluß auf die Schickſale Europas ſo verſchiedenartigen Urtheilen unterliegt.

Der Franzoſe iſt tapfer und tüchtig als Naturforſcher wie als Krieger. Man wirft ihm indeſſen vor, er wiſſe wohl zu erobern, aber verſtehe nicht zu coloniſiren, und ein analoger Mangel klebt nun auch ſeiner wiſſenſchaftlichen Methode an. Die Eroberungen des Volks auf allen Gebieten des Wiſſens ſind glänzend, auf manchen Punkten ſelbſt entſcheidend und maßgebend; aber die Kraft der abſchließenden Geſetzgebung, wodurch erſt ein unendliches

Herrnhuter ꝛc. Zu ihnen zählten auch die Holländer, welche ursprünglich New-York (unter dem Namen Neu-Amsterdam) erbaut hatten, seit 1664 aber den englischen Colonien einverleibt waren. Wie verschieden nun auch die Elemente dieser Colonialbevölkerung waren, so wurden sie doch alle durch das gleiche Interesse, dem Mutterlande gegenüber, zusammengehalten, desgleichen auch durch die englische Sprache, die alle andern in den Colonien verschlang, und durch den zähen Charakterzug, welcher die Colonisten als ursprünglich verfolgte Sectirer und als Ansiedler in einem wilden und ungebauten Lande im harten Kampf mit der rauhen Natur auszeichnete. Die älteste schon 1585 gegründete und nach der damals regierenden jungfräulichen Königin Elisabeth Virginien benannte Colonie, so wie die ihr nächsten südlichen Colonien Carolina und Georgien unterschieden sich damals schon von den mittleren und nördlichen Colonien durch ein mehr den spanischen Colonien ähnliches Pflanzersystem, indem die Ansiedler nämlich ihre Feldarbeit durch Sklaven besorgen ließen und als große Landbesitzer eine Art Aristokratie bildeten. Sie erschienen als das Mittelglied zwischen den nördlichen Colonien und den westindischen Inseln (Antillen), welche noch südlicher liegend hauptsächlich benutzt wurden, um Zucker, Caffee und andre s. g. Colonialwaaren durch Sklaven beschaffen zu lassen.

Die Opposition gegen die Besteuerung der Colonien behandelte die Kostenfrage als Nebensache und nur die Rechtsfrage als Hauptsache. Schon in den ersten Wortwechsel, welcher darüber entstand, mischte sich der alte puritanische Trotz. Als Townshend im Parlament erwähnte, die Colonien seyen nur durch die Sorgfalt und Nachsicht des Mutterlandes zur Blüthe gekommen, rief ihm Oberst Barre verächtlich zu: „Durch eure Sorgfalt? nein, eure Tyrannei schuf die Colonien. Die Ansiedler wollten lieber mit der rauhen Natur und mit den grausamen Wilden kämpfend, das bitterste Loos erdulden, als länger unter euch leben!“ Als Benjamin Franklin, Buchdrucker, Journalist und nebenbei Naturforscher

in Philadelphia (der Erfinder des Blitzableiters), von den Beschlüssen des Parlaments hörte, dachte er noch nicht an die Möglichkeit des siegreichen Widerstandes der Colonien und schrieb an seinen Freund Thomson: „Die Sonne der Freiheit ist untergegangen, ihr müßt nun die Lichter des Fleißes und der Oekonomie anzünden.“ Aber Thomson antwortete ihm: „ich fürchte, man wird andre Lichter anzünden.“

Der Widerstand gegen das neue Zollgesetz begann in dem puritanischen Boston, Hauptstadt der Provinz Massachusetts, schon im Oct. 1764, indem hier der Provinzialcongreß protestirte. Als bald darauf auch das Stempelgesetz bekannt wurde, beschloß auch in Virginien der Provinzialcongreß nach Patrik Henrys Vorschlag am 28. Mai 1765 einen feierlichen Protest und sprach der Krone das Besteuerungsrecht rund ab. Im Lauf des Sommers erhoben sich immer mehr Stimmen. Zu Boston zerstörte das Volk das Haus des Stempelmeisters und einiger andern verhaßten Beamten. Aehnliche Scenen wiederholten sich in New-York, Connecticut ꝛc. Als das erste Stempelpapier nach Philadelphia gebracht wurde, läuteten alle Glocken wie zur Trauer und die Ausgabe des Papiers mußte unterbleiben. Im October traten Abgeordnete aus fast allen Provinzen in New-York zu einem Generalcongreß der vereinigten Provinzen zusammen und erließen eine Petition an den König, worin sie ehrerbietig um Schonung ihrer alten Rechte baten. Der 1. Nov. war von der Regierung als der Termin festgestellt, von wo an die Stempeltaxe in Kraft treten sollte, allein Niemand nahm das Stempelpapier und Jeder bediente sich des stempellosen Papiers, wie bisher. Zu Portsmouth in Newhampshire trug man am 1. Nov. einen Sarg, auf dem „Freiheit“ geschrieben war, mit gedämpftem Geläut zu Grabe, erhob aber den Sarg wieder aus der Erde mit der neuen Inschrift „die wiederauferstandene Freiheit“ und läutete hell mit allen Glocken.

Die Regierung fand also keinen Gehorsam und sah sich sogar durch Repressalien bedroht, denn die Nordamerikaner beschlossen ein-

müthig, mit dem Mutterlande keinen Handel mehr zu treiben, die Industrieartikel Englands gar nicht mehr anzunehmen, so lange das Stempelgesetz nicht zurückgenommen seyn würde. Das brachte den Kaufleuten in England einen tödtlichen Schrecken bei und sie bestürmten in Bittschriften den König, die Taxe aufzuheben. Im Parlament selbst trat der ältere Pitt (Lord Chatam) mit feuriger Beredsamkeit für die Colonien auf und pries die Nordamerikaner als echte Engländer, die sich ihr gutes Recht nicht nehmen ließen. Nun mußte Grenville abtreten und ein neues Whigministerium Rockingham zeigte sich zur Versöhnung geneigt. Franklin wurde vor das Parlament berufen, um als Sachkundiger und Wohlwollender die nöthigen Aufklärungen zu geben und am 18. März 1766 wurde die Stempeltaxe aufgehoben, jedoch unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß das Parlament von England im Namen des Mutterlandes den Colonien Gesetze zu geben und dieselben zu besteuern berechtigt sey.

Damit wurde die Ruhe auf einige Zeit hergestellt. Noch in demselben Jahre wich Rockingham dem ungleich fähigeren Pitt im Ministerium, allein Pitt war so krank, daß er die Geschäfte andern überlassen mußte. So belegte Townshend, Kanzler der Schatzkammer, im Mai 1767 die Colonien mit einem neuen Zoll auf Glas, Papier, Malerfarben und Thee (die s. g. Revenueacte) unter Zustimmung des Parlaments, welches in dieser an sich unbedeutenden Abgabe nur eine principielle Wahrung der Rechte des Mutterlandes sah. Dieser unkluge Versuch hatte schwere Folgen. England mußte die Rechte der Nordamerikaner einfach anerkennen oder sie mit einer überlegenen Militärmacht niederzwingen. Kleinliche Experimente der Verwaltung und Gesetzgebung mußten nothwendig die Unzufriedenheit und Revolutionslust steigern. Wirklich brannte in Nordamerika wieder alles in Zorn auf, sobald die neue Parlamentsacte bekannt wurde. Als ein Schiff des beliebten Kaufmann Hancock in Boston von den Zollbehörden confiscirt wurde, erhob sich das Volk und mißhandelte die Zollbeamten. Wie in Boston,

so bildete sich auch in Virginien eine non-importing-association, die jeden Handelsverkehr mit England aufhob. Ein junger Mann in Boston, Adams, der amerikanische Cato genannt, hielt feurige Reden und stiftete einen Verein, der „Söhne der Freiheit". Zugleich begann wieder ein Sturm von Petitionen. Die Petition der Staaten von Massachusetts wurde aber vom Ministerium als ungesetzlich abgewiesen und dem Congreß befohlen, sich aufzulösen.

England selbst kam in große Gährung. Die Whigs hatten in Pitt, der immer noch schwer erkrankt lag, ihr Haupt verloren, während die Torys ein neues Haupt an dem durchgreifend schonungslosen Lord North fanden. North und seine Freunde, Sandwich und Grafton, gehörten der verderbten Schule Brolingbrokes und Chesterfields an, ahmten die Lüderlichkeit der französischen Prinzen nach und vereinten die angeborne Hoffahrt englischer Lords mit der absolutistischen Anmaßung, zu der sie durch den wachsenden Revolutionsgeist der Whigs auch gewissermaßen berechtigt erschienen. In dem Maaß, wie der cynische Wilkes in London selbst und die Söhne der Freiheit in Amerika der constituirten Autorität trotzten, schloßen sich auch viele Gemäßigte lieber dem gewaltthätigen Lord North, als der Opposition an, und unterstützten seine Gewaltmaßregeln. Wilkes, von den Gerichten verfolgt, stellte sich, damit er nach seiner Freisprechung ins Parlament gewählt werden könne. Sein Prozeß wurde von beiden Seiten mit äußerster Leidenschaftlichkeit behandelt und das Volk gerieth in Aufruhr. Am 10. Mai 1768 floß Blut in den Straßen von London. Wilkes wurde ins Gefängniß gesprochen. Aber die Aufregung dauerte fort. Damals begannen die berühmten Briefe des Junius zu erscheinen, in welchen ein Unbekannter (wahrscheinlich Sir Philipp Francis, ein Beamter bei der ostindischen Compagnie) zuerst 1767 unter dem Namen Brutus, dann seit dem Jan. 1769 unter dem Namen Junius (Junius Brutus), in classischer Sprache die unabänderlichen Grundsätze der Volksfreiheit nach der englischen Staatsverfassung entwickelte, Briefe, die zusammen einen heute noch gül-

tigen politischen Codex und den Stolz der Engländer bilden. Je energischer aber die Whigs das Toryministerium angriffen, um so trotziger behauptete Lord North seinen Posten. Daraus erklärt sich zum Theil auch seine Härte gegen die Nordamerikaner, die er vielleicht mehr geschont haben würde, wenn sie nicht die Bundesgenossen der Whigs gewesen wären. Wilkes, der nur zu 10 Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, wurde im Anfang des Jahrs 1769 trotz aller Gegenbemühungen des Ministeriums, ins Parlament gewählt. Dieses schloß ihn aus, allein Wilkes wurde Alderman von London und die Gerichte verurtheilten den Lord Halifax zu einem Schadenersatz an Wilkes von 4000 Pfund Sterling, welche der König für ihn zahlte. Sehr unklug, da der König hätte über den Parteien stehn sollen. Am 24. Mai 1769 reichte die Stadt London eine Petition beim König ein, die das Parlament beschuldigte, nicht mehr der wahre Vertreter des englischen Volks zu seyn. Lord North blieb in diesen Stürmen fest und beantwortete die Adresse in einer stolzen Thronrede.

Allein am 22. April 1770 bequemte sich Lord North dennoch, die Revenueacte zurückzunehmen, um die Gemüther in Amerika zu beruhigen, beging aber den Fehler, das vermeintliche Recht der Regierung und des Parlaments noch einmal wahren zu wollen, indem er nur der Form wegen und damit das Besteuerungsrecht des Mutterlandes aufrecht erhalten bleibe, den Zoll auf Thee bestehen ließ. Ein Verfahren, welches sich schon einmal als unzulänglich erwiesen hatte. Jede Halbheit war hier vom Uebel. Indeß hatte Lord North bereits Truppen nach Boston geschickt unter General Gage, um mit Gewalt wenigstens zu drohen, und andererseits die ostindische Compagnie mit dem Theehandel nach Nordamerika monopolisirt, was einer Herabsetzung des Theepreises für die Nordamerikaner gleich kam, also ein Vortheil für sie war, und den Zoll für das Pfund Thee auf 4 Pence herabgesetzt, während in England selbst 1 Shilling bezahlt werden mußte, was ein noch

größerer Vortheil war. So drohend und schmeichelnd zugleich hoffte er die Widerspenstigen zu kirren.

Der Widerstreit im Princip blieb aber derselbe. Die Amerikaner wollten keinen Vortheil auf Kosten eines von ihnen einmal behaupteten Rechts. Sie nahmen also keinen Thee von der ostindischen Compagnie und verschlossen demselben ihre Häfen und Magazine. General Gage mit seinen in Boston stationirten Regimentern, suchte zwar gute Zucht zu halten, allein die Anwesenheit von Soldaten reizte die Bürger in dieser Zeit der Spannung auf und der Haß wuchs. Es kam mehrmals zu blutigen Schlägereien und als die Soldaten einmal des Sonntags durch die Stadt trommelten, also den Feiertag entheiligten, wurde nur durch rasche Entfernung der Truppen eine förmliche Schlacht vermieden. Damals empfingen die Söhne der Freiheit von den Soldaten den Spottnamen der Yankees (was in der irokesischen Sprache feig und schlecht bedeutet), während die Soldaten wegen ihrer rothen Uniformen Krebse oder Bluthunde gescholten wurden. Franklin aber, der bisher versöhnend gewirkt hatte, schürte das Feuer, indem er Briefe des englischen Gouverneur Hutchinson und Obersten Oliver, aus Amerika nach England geschrieben, drucken ließ, um die Männer der Regierung vollends verhaßt zu machen, 1772.

Eine Zeit lang schien es, als wetteiferten beide Parteien in Geduld, bis die Einwohner von Boston sich nicht länger zurückhalten ließen, sondern eine entscheidende That vollbrachten. Bisher waren alle Theeschiffe von den Nordamerikanern zurückgewiesen worden. Nun aber hatte der englische Admiral Montague den Hafen von Boston mit Schiffen umstellt mit dem Befehl, kein Theeschiff mehr herauszulassen. Drei ostindische Theeschiffe aber lagen im Hafen und sollten ausgepackt werden. Da versammelte sich das Volk, ein gewisser Quincy hielt Reden an dasselbe und forderte es zum Handeln auf. Der Thee sollte um keinen Preis an's Land kommen dürfen und da ihm der Rückweg versperrt war, schien nichts praktischer, als den Thee ganz zu vernichten. Zwanzig Männer als Indianer ver-

kleidet, erſtiegen die Schiffe und warfen 342 Kiſten Thee in's Meer, am 18. Dez. 1773.

Kaum war Lord North von dieſem Falle unterrichtet, als er ſogleich beim Parlament die Schließung des Hafens von Boſton, die Befeſtigung dieſer Stadt, die Aufhebung der bisherigen Verfaſſung von Maſſachuſetts und die proviſoriſche Militärdictatur daſelbſt durchſetzte, am 31. März 1774. Allein Maſſachuſetts Vertreter verſammelten ſich in Salem und als ſie auch von hier vertrieben wurden, forderten ſie alle übrigen Provinzen auf, einen Generalcongreß zu beſchicken, welcher auch von allen (New-hampſhire, Maſſachuſetts, Rhode-Island, Providence, Konnecticut, New-York, New-Jerſey, Pennſilvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Süd- und Nord-Carolina (mit Ausnahme Georgiens, das erſt ſpäter beitrat), beſchickt wurde und am 4. Sept. in Philadelphia zuſammentrat. Unter den Mitgliedern des Congreſſes, dem Randolph präſidirte, glänzten Waſhington, Adams, Lee, Thomas Paine, der letztere ein Philoſoph, deſſen Buch über den geſunden Menſchenverſtand (common sense) damals ungeheuren Ruhm erlangte. Dieſer geſunde Menſchenverſtand, mit dem auch Franklin viel um ſich warf, galt den aus dem Puppenzuſtand der engliſchen Monarchie ſich herauswickelnden nordamerikaniſchen Republikanern bereits als höchſte Inſtanz. Der Congreß beſchloß eine für alle Provinzen gültige Nichtimportationsacte als nothwendige Repreſſalie gegen England und als Mittel, den geſammten britiſchen Handelsſtand in's Intereſſe zu ziehen. Zweitens beſchloß der Congreß eine Adreſſe an das geſammte engliſche Volk und drittens eine Adreſſe an den König. Die letztere war ſehr gemäßigt verfaßt und darauf berechnet, die Adreſſe an das engliſche Volk durch ihren loyalen Charakter zu unterſtützen. Es kam darauf an, die Whigs und den von ſeiner Krankheit langſam wiedererſtehenden Pitt (Chatam) ſtark genug zu machen, um den Lord North zu ſtürzen.

Obgleich aber die Petitionen der Amerikaner durch ſolche des

engliſchen Handelsſtandes warm unterſtützt wurden und Pitt ſich in glänzenden Reden für ſie erſchöpfte, ſtimmte die Mehrheit des Parlaments dennoch im November für Lord North und billigte die Maßregeln der Gewalt, die derſelbe ſofort verfügte. Der alte Engländer wollte dem neuen, der ſtolze Lord dem liſtigen Kaufmann nicht nachgeben. Auf den König kam es dabei gar nicht an, es ſtanden ſich nur Ariſtokratie und Bürgerthum gegenüber. Sämmtliche Petitionen wurden abgewieſen, die Amerikaner für Rebellen erklärt und 1775 erließ das Parlament noch zwei Geſetze, die ihnen die ſehr einträgliche Fiſcherei bei New-Foundland und allen auswärtigen Handel unterſagten. Wollt ihr, heißt es, mit England nicht mehr Handel treiben, ſo ſollt ihr gar keinen mehr treiben dürfen. Allein England gab dieſen Beſchlüſſen viel zu langſam Nachdruck durch Truppenſendungen. Es hoffte immer noch, durch den Schrecken, durch bloße Drohungen Nachgiebigkeit zu erzwingen.

Dadurch aber gab es den Nordamerikanern Zeit, ſich zu rüſten. Sie bewaffneten und übten ſich für den Krieg, ſie legten Arſenale an, ſie nahmen in New-Hampſhire bereits den Engländern mehrere kleine Forts ab und alle junge Amerikaner, die als Cadeten in den engliſchen Regimentern dienten, traten zum Volk über. Die ungeheure Mehrheit des Volks erklärte ſich gegen England, nur eine kleine Minderheit von ſ. g. Loyaliſten blieb England treu. Im Frühjahr 1775 wollte General Gage von Boſton aus die zu Concord aufgehäuften Kanonen und andere Kriegsvorräthe der Amerikaner heimlich wegnehmen laſſen, aber die Milizen waren wachſam und hielten bei Lexington die 800 Engländer auf, die unter ihrem Oberſt Smith heranzogen. Hier floß das erſte Blut, die kleine Schaar der Amerikaner verlor 8 Mann und floh, die Engländer leerten Concord aus, aber auf dem Rückwege wurden ſie vom bewaffneten Landvolke dicht umſchwärmt, verloren 65 Todte und 168 Verwundete und wären alle aufgerieben worden, wenn ihnen nicht Gage Hülfe aus Boſton entgegengeſchickt

hätte, am 18. April 1775. Hierauf sammelte sich ein Heer von 20,000 Amerikanern um Boston herum und schloß die Stadt gänzlich ein. Dieses Heer, in welchem Hancock und Ward befehligten, bestand lediglich aus Bürgern und Bauern. Die Wohlhabenden und Gebildeten trugen nach damaliger Mode große weiße Perücken und nahmen sich wie Pfarrer aus, das gemeine Volk nannte man Shirtmen (Hemdmänner), weil sie statt der Uniform Hemden über die Kleider anzogen. Vom Exerciren und Manöveriren verstanden sie wenig, aber in ihren Wäldern waren sie geübte Jäger geworden und ihre natürliche Kampfart, zerstreut anzugreifen und jeden Baum und Stein zu ihrer Deckung zu benutzen, um hinter denselben hervorzuschießen (das Tirailliren) wurde später von allen disciplinirten Armeen angenommen. Sie hielten Gages Truppen in Boston eingeschlossen und ließen keine Abtheilung Engländer mehr heraus. In der Stadt fehlte es an Lebensmitteln. Gage versprach, die Bürger herauszulassen, wenn sie vorher alle ihre Waffen herausgäben. Sie thaten es, nun aber brach er sein Wort, um sie als Geißeln zu behalten.

Am 24. Mai landete General Howe mit den Generalen Bourgoyne und Clinton mit 4000 Mann im Hafen von Boston. Noch mehrere Regimenter sollten ihnen nachfolgen. Howe kündigte eine allgemeine Amnestie an, wenn die Colonie sich sofort unterwürfe, und nahm nur Adam und Hancock von der Begnadigung aus. Die Amerikaner aber gaben nicht nach. Ihr Generalcongreß, der am 10. Mai wieder zusammengetreten war und Hancock zum Präsidenten gewählt hatte, schrieb auf den 20. Juli einen allgemeinen Buß- und Bettag aus, an dem für König Georg III. gebetet werden sollte, damit er sein Unrecht einsähe. Aber schon vor diesem Tage kam es zu neuen Kämpfen. Hancock ließ in der Nacht auf den 16. Juni Verschanzungen gegen Boston aufwerfen, bei Charlestown, die am andern Morgen schon das Kanonenfeuer der Engländer aushielten. Howe ließ einen furchtbaren Angriff machen, den die amerikanischen Büchsenschützen unter Oberst Pres-

cott zweimal zurückwarfen und so lange aushielten, bis sie sich verschossen, und die Engländer Charlestown in Brand gesteckt hatten. Dann erst zogen sie sich in guter Ordnung hinter Bunkershill zurück, nachdem sie nur 453 Mann, die Engländer aber 1054 verloren hatten. Man nannte das die Schlacht bei Bunkershill. Boston blieb nach wie vor durch die Milizen ringsumher eingeschlossen.

Der Congreß, dem sich jetzt auch Georgien anschloß, decretirte Papiergeld, ernannte Georg Washington zum Obergeneral und Franklin zum Oberpostmeister. Washington suchte sofort mehr Disciplin in die Milizen und mehr Einheit in die Operationen zu bringen, während Franklin für rasche Mittheilungen der Nachrichten und Befehle durch sämmtliche Staaten sorgte. Washingtons Kriegsplan ging nun dahin, Boston eingeschlossen zu halten, zugleich aber die wichtige Stadt New-York gegen einen möglichen Angriff durch Verschanzungen zu decken, für welche General Lee sorgen sollte, und endlich einen Versuch auf Canada zu machen, um wo möglich auch diese Colonie für die Revolution zu gewinnen. Die französischen Einwohner Canada's befanden sich wohl und hatten keine Lust, sich der milden englischen Herrschaft zu entziehen, aber die Engländer hatten nur wenig Truppen daselbst. Der amerikanische General Montgomery machte daher mit 3000 Mann Milizen rasche Fortschritte, als er in Canada einfiel, eroberte das Fort St. Jean, schlug ein Corps Canadier unter Oberst Maclean bei Begueuil und belagerte den englischen General Carleton in Montreal, zwang ihn von dort nach der Hauptstadt Quebec zu fliehen und wurde, indem er gegen diese Stadt vorrückte, durch den Oberst Arnold unterstützt, welcher mit einem andern Corps amerikanischer Milizen durch die Wälder vorgebrochen war. Als sie aber am letzten Tage des Jahres 1775 bei heftigem Schneewetter Quebec stürmten, wurden sie von den Mauern zurückgeschlagen, durch ausfallende Engländer im Rücken gefaßt und gänzlich geschlagen. Montgomery fiel, Arnold wurde verwundet, führte

Aggregat zu einem gerundeten Beſitzthum des Geiſtes wird, iſt in ihnen ſchwächer entwickelt. Am Ende fehlt ihnen freilich weniger die Kraft ſelbſt als die Fähigkeit, ihre Rechtmäßigkeit anzuerkennen. Es iſt in dieſer Beziehung merkwürdig, wie der Großmeiſter der franzöſiſchen Forſcherlege, Cuvier, gegen alles Philoſophiren in der Naturforſchung proteſtirt, wenn man bedenkt, daß der geniale Mann bei ſeinen Combinationen derſelben höhern Methode, die er unbedingt verwirft, nicht entbehren konnte, und ſie unbewußt befolgte. Cuvier, der hier für den Repräſentanten der unendlichen Mehrzahl ſeiner Nation gelten kann, äußert an vielen Orten ſeiner Schriften die ſouveränſte Verachtung gegen die Spekulationen und Syſteme unſerer berühmten Landsleute. So ſagt er unter Anderm: „In den Verſuchen einiger Metaphyſiker des Auslands, die Naturerſcheinungen mit rationellen Prinzipien zu vereinigen, ſie a priori nachzuweiſen, ſie der conditionalité zu entziehen, haben wir nichts geſehen als ein trügeriſches Spiel des Geiſtes, wobei man mittelſt figürlicher Ausdrücke, die bald in dieſem, bald wieder in einem andern Sinne gebraucht werden, ein paar Schritte zu machen ſcheint, und wobei ſich die Unbeſtimmtheit des eingeſchlagenen Wegs ſehr bald offenbart, ſo bald die, welche ſich als Führer auf demſelben anbieten, nicht zum Voraus das Ziel kennen, zu dem er nach ihrer Behauptung leitet.“ — „Man hat verſucht, die einzelnen Organiſationen als Glieder des großen All darzuſtellen, und dieſelben den für letzteres erdachten Geſetzen zu unterwerfen; allein dieſes Projekt hat ſich bis jetzt nur dadurch ausführen laſſen, daß man beſtändig und regellos von der Metaphyſik auf die Phyſik überſprang, daß man immer einen moraliſchen Ausdruck für eine phyſiſche Erſcheinung anwendete, und Metaphern ſtatt Argumenten brauchte. Dieſe Methode, durch die übrigens bis jetzt keine neue Thatſache entdeckt worden iſt, welche man nicht auch auf dem gewöhnlichen Weg hätte entdecken können, iſt ſo beſchaffen, daß man kaum begreifen kann, wie ſie in einem durch Vernunft und Logik ſo berühmten Lande ſo großes Glück machen, und bei wirklich talentvollen Männern, deren Verſuche die Wiſſenſchaft mit koſtbaren Thatſachen bereichert haben, Theilnahme finden konnte.“ —

Man ſieht, Cuvier hat es hier mit den eigentlich ſogenannten Naturphiloſophen und Weltbaumeiſtern zu thun. Wer möchte

aber seine Truppen mitten im schrecklichsten Winter muthvoll und glücklich zurück. General Thomas kam ihm mit frischen Truppen zu Hülfe und drang noch einmal gegen Quebec vor, Carleton hatte aber bereits Verstärkungen durch die englische Flotte erhalten und Thomas mußte mit Verlust seines ganzen Gepäckes eilig fliehen. Somit war der Versuch der Insurgenten in Canada mißlungen.

Im Lauf des Jahres 1775 brannten die Engländer mehrere Seestädte nieder, um den Handel der Nordamerikaner zu ruiniren. So die Stadt Falmouth in Massachusetts und Norfolk in Virginien. Der bisherige englische Gouverneur von Virginien, Lord Dunmore, suchte diese Provinz wieder zu unterwerfen, mußte aber zur See entfliehen.

Den Winter über war große Bewegung in London. Wilkes war durch die Volksgunst zum Lordmajor von London erhoben worden und überreichte als solcher dem König eine Bittschrift der Stadt zu Gunsten der Amerikaner. Auch Penn, bisheriger Statthalter von Pennsilvanien und Nachkomme des berühmten William Penn, machte der Regierung dringende Vorstellungen, die Colonien zu schonen. Im Parlament hielten Burke und Fox glänzende Reden für die amerikanischen Brüder, welche Engländer seyen, jenseits wie diesseits des Meeres. Aber Franklin spielte ein falsches Spiel, indem er den kranken Pitt noch einmal zu Versöhnungsvorschlägen mißbrauchte, während er schon entschlossen war, den Bruch unheilbar zu machen. Er hatte nämlich in Frankreich und Spanien sondirt und erkundet, diese Mächte würden sich Nordamerika's erst dann annehmen und annehmen können, wenn es sich unabhängig erklärt haben würde. Rebellen könnten sie nicht gegen die legitime Regierung, wohl aber eine unabhängige Republik gegen England unterstützen. Um nun die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten zu ermöglichen, war erforderlich, daß die englische Regierung noch einmal recht eclatant die Sühne zurückwies. Zu diesem Zwecke nun mißbrauchte Franklin Lord Chatams edles Vertrauen und überlistete ihn und ganz England, indem er

ihn eine Bill vorschlagen ließ, von der er im Voraus wußte, die Regierung werde sie nimmermehr annehmen. In der That beharrte Lord North auf dem System der Gewalt und zweifelte nicht an einem günstigen Erfolg. Während des Winters warb er 17,000 Deutsche, die ihm der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Anspach und der Fürst von Waldek verkauften, und schickte sie nebst 25,000 Engländern, Schotten und Irländern im Sommer nach Amerika.

Im Frühling 1776 errang Washington einen großen Erfolg, indem er die Engländer unter Howe zwang, das gänzlich ausgehungerte Boston mit Zurücklassung von schwerem Geschütz zu verlassen und sich zur See nach Halifax zurückzuziehen, am 17. März. Ein Versuch des englischen Admiral Parker, Charlestown, die Hauptstadt von Südcarolina, zu nehmen, scheiterte an der tapfern Vertheidigung der Einwohner unter Moultrie, am 28. Juni. Ueberdieß war auch der Congreß wieder zusammengetreten unter Hancocks Präsidium und beschloß unter dem überwiegenden Einfluß des aus England zurückgekehrten Franklin und in der Hoffnung auf französische Hülfe am 4. Juli die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten von Nordamerika. In dieser Erklärung wurden die Rechtsgründe, welche den Abfall von England motiviren sollten, ausführlich erörtert, allem aber eine von Jefferson verfaßte Verkündigung allgemeiner und unveräußerlicher Menschenrechte vorangestellt. Sie war wesentlich aus Rousseau's contrat social geschöpft. Die Souverainetät wurde zurückgeführt auf den jedesmaligen Willen des freien und gleichen Volkes. Davor mußten alle s. g. göttlichen und Erbrechte der Fürsten und Privilegirten verschwinden.*) Die Lehre war nicht mehr neu, aber

*) „Folgende Wahrheiten, hieß es in der Erklärung, bedürfen keines Beweises: alle Menschen sind einander gleich, der Schöpfer gab ihnen unermeßliche Rechte, das Recht des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glückseligkeit. Rechtmäßig ist nur die Regierung, welche diese Rechte schützt, und eine rechtmäßige Regierung kann nur hervorgehen aus der Ein-

ihre Durchführung im politischen Leben in der neuen Republik erfüllte die Welt mit Staunen. — Die vereinigten Staaten bildeten fortan eine Föderativrepublik. Jede Provinz behielt ihre eigenthümlichen Gesetze, ihre besondere Vertretung, ihren selbstgewählten Gouverneur; alle vereint aber wählten einen Präsidenten, dem die ausübende Macht unter vielen Beschränkungen übertragen wurde, und eine legislatorische und controlirende Vertretung aus Abgeordneten jeder Provinz im Congresse, in welchem die eigentliche Souveränetät ruhte, dessen Mitglieder aber von ihren Wählern abhingen. Sofern alle Bürger des neuen Freistaats gleiche Rechte haben sollten, wurde auch allgemeine Toleranz verkündet und kümmerte sich die Staatsgewalt nicht mehr um die Religion, welche lediglich Sache der Privaten und frei sich bildender Gemeinden blieb.

Das große englische Heer kam erst im August in Amerika an und trat unter Howe's Oberbefehl. Howe selbst wollte mit der Hauptmacht New-York besetzen und von hier aus die Verbindung der südlichen und nördlichen Amerikaner in der Mitte durchbrechen. Er landete am 27. August auf Long-Island, nahe bei New-York, wo Washington den Kern seiner Truppen vereinigt hatte. Allein die Engländer hatten die Ueberlegenheit der Zahl, der Disciplin und der Waffen und schlugen hier die Amerikaner zurück, welche 4000 Mann verloren, zehnmal mehr als die Engländer. Washington sah ein, daß er New-York nicht halten könne und zog sich in eine gute Stellung auf Anhöhen außerhalb der Stadt zurück, in welche Howe am 17. Sept. einzog. Einige Tage später brannte ein Drittheil der schönen Stadt ab, durch verzweifelnde Patrioten in Brand gesteckt. Die rasche Niederlage entmuthigte die amerikanischen Milizen, so daß sie schaarenweise in ihre Heimath zurückkehrten und Washington nur geringe Streitkräfte übrig behielt

---

willigung der Regierten. Entspricht die Regierung dem Zwecke nicht, so hat das Volk das Recht, sie zu ändern."

gegenüber einem furchtbaren Feinde. Am 28. Oct. griff ihn Howe an und nöthigte ihn, seine Stellung abermals zu verlassen und über den Hudson zurückzugehen. Nachdem Howe auch noch die Forts Washington und Lee erobert hatte, verfolgte er Washington und trieb ihn über den Delaware. General Lee, der sich mit ihm vereinigen wollte, wurde abgeschnitten und gefangen. Aber durch General Sullivan verstärkt hatte Washington gegen Weihnachten doch wieder 7000 Mann beisammen. Mit diesen wagte er am 26. Dez. einen kühnen Schlag zu führen, arbeitete sich auf Kähnen durch das Treibeis und Treibholz des Delaware hinunter und überfiel unversehends 1000 arme Hessen unter ihrem Oberst Rahl in Trenton, nahm sie sämmtlich gefangen und brachte sie glücklich wieder über den wilden Fluß hinüber. Howe war wüthend und hoffte Washington einschließen zu können, dieser aber entwischte in der Nacht mit Hinterlassung brennender Wachtfeuer, als ob er noch da wäre, und schlug unterwegs in und bei Princetown noch drei englische Regimenter, nahm ihnen viele Gefangene ab und entkam, am 1. Jan. 1777.

Diese, wenn auch kleinen, doch glänzenden Siege erfrischten den Muth der Amerikaner, die von nun an wieder zu den Fahnen eilten. Nur Oberst Arnold erlitt wieder einen bedeutenden Verlust an den Grenzen Canadas. Der siegreiche englische General Carleton war ihm mit einer Flotte aus dem großen Lorenzostrome in den Champlainsee gefolgt und Arnold sah sich genöthigt, mit seiner kleinen Flotte bei Crown Point auf den Strand zu laufen, um wenigstens die Mannschaft zu retten, und verlor alle seine Schiffe, am 13. Oct. 1776.

Den Winter über ruhten die Waffen. Da die Engländer den gefangenen General Lee wie einen gemeinen Verbrecher behandelten, übten die Amerikaner Repressalien an dem gefangenen Oberst Campbell, den sie bisher sehr anständig gehalten hatten. Das englische Ministerium hatte den braven Hessen zum Lohne für ihre Dienste nach Beendigung des Krieges Ländereien in Amerika ver-

sprochen. Der amerikanische Congreß versprach jetzt das Nämliche allen Freiwilligen, die sich unter Washingtons Fahne sammeln würden. Im englischen Parlament machten Pitt, Fox und Burke neue, jedoch vergebliche Anstrengungen, um durch versöhnende Maßregeln, welche sie vorschlugen, die Colonien dem Mutterlande zu erhalten. Das Ministerium blieb fest, indem es erklärte, es wäre thöricht, jetzt noch den Rebellen Concessionen zu machen, da man eines nahen Sieges versichert seyn könne.

Mittlerweile war aber Franklin als Gesandter der vereinigten Staaten im Dezember nach Paris gekommen, um ein förmliches Bündniß mit Frankreich gegen England zu betreiben, eine Sache, die schon vorher abgekartet war. Die Ausführung des Plans zog sich zwar noch in die Länge, zumal auch Spanien noch zauderte, mit England anbinden zu wollen. Allein Franklin elektrisirte ganz Frankreich und brachte einen neuen Geist in dieses Land. Ein ehrwürdiger, klug aussehender Greis in schlichtem Bürgerkleide, mit schlichtem Haar und ein wenig mit edler Einfachheit kokettirend stach er zu Versailles im bunten Kreise vergoldeter Höflinge wie eine Erscheinung aus einer andern Welt ab, und da er die Erklärung der Menschenrechte mitbrachte, erschien er in der That wie ein Prophet einer neuen Zeit. Weit entfernt aber, ihn die Mißachtung fühlen zu lassen, die jeder Hof- und Edelmann damals den französischen Bürgern erwies, wetteiferte Hof und Adel, dem amerikanischen Bürger zu huldigen. Und zwar nicht blos aus politischer Rücksicht, weil die abgefallenen Colonien ein höchst erwünschter Bundesgenosse Frankreichs gegen England wurden, sondern auch aus wahrer Exaltation nach der philosophischen Mode der Zeit.*) Der ritterliche Geist des französischen Adels erwachte und wie er dereinst zu den Kreuzzügen getrieben hatte, so trieb er jetzt zum Kampf für die Menschenrechte nach Amerika. Der

*) Unter Franklins Bildniß schrieb d'Alembert (oder Turgot): Eripuit Coelo fulmen, sceptrumque tyrannis, die keckste Revolutionsphrase, die gleichwohl am despotistischen Hofe mit Begeisterung aufgenommen wurde.

feurige junge Marquis von Lafayette, der sich eben erst mit einer schönen und überaus reichen jungen Frau verheirathet hatte, verließ die Annehmlichkeiten seiner Flitterwochen, rüstete auf eigene Kosten eine Fregatte aus, bemannte sie mit Truppen und befreundeten Offizieren, und schiffte im April 1777 hinüber nach Amerika, wo ihn Washington mit offenen Armen aufnahm und sogleich zum Generalmajor ernannte.

Mittlerweile hatten die Tories oder Loyalisten in den nördlichen und mittleren Provinzen Nordamerikas einen letzten Versuch gemacht, sich der neuen Union zu widersetzen und in mehreren Städten Tumult erhoben, waren aber überall der republikanischen Mehrheit unterlegen, außer wo englische Truppen standen.

Im Frühjahr 1777 hatte Howe wieder beträchtliche Verstärkungen, namentlich durch schottische und irische Regimenter erhalten, begnügte sich jedoch anfangs mit kleinen Expeditionen, um Vorräthe der Amerikaner zu zerstören, und ließ Peeks-Kill überfallen und Danbury verbrennen. Als Howe Washington zu einer Hauptschlacht zu verlocken suchte, wich ihm dieser geschickt aus. Nun erhielt General Bourgoyne vom englischen Ministerium Befehl, mit einem zweiten englischen Heere von Canada aus vorzurücken, um Washington in den Rücken zu kommen und ihn zwischen zwei Feuer zu bringen. Bourgoyne eroberte das Grenzfort Ticonderoga, wobei die Amerikaner den Oberst Francis und 1000 Mann verloren und die von Bourgoyne aufgebotenen wilden Indianer sich durch ihre Grausamkeit besonders verhaßt machten. Nun aber strengten sich die Amerikaner an und rückten unter General Gates und Arnold gegen Canada vor. Bei diesem Theile der nordamerikanischen Armee befand sich auch Thaddäus Kosciuszko, ein edler Pole, der sich hier für sein Vaterland zum Helden ausbilden sollte. Am 10. Juli führte Oberst Barton mit 40 amerikanischen Milizen einen kecken Streich in Rhode-Island aus und holte den General Prescott bei Nacht mitten aus der englischen Aufstellung heraus. Im August suchte Bourgoyne aus Canada vorzudringen, fand aber in dem noch

unangebauten Lande zwischen Wäldern und Seen keine Lebensmittel. Als er ein Magazin der Amerikaner zu Bennington aufheben lassen wollte und den Oberst Baum desfalls abschickte, wurde dieser, und bald darauf auch Oberst Breymann von den Amerikanern geschlagen und beide verloren 600 Mann. Am 8. Sept. stieß Gates mit 5000 Mann auf Bourgoyne selbst und lieferte ihm ein unentschiedenes Treffen, wiederholte aber am 7. Oct. seinen Angriff bei Saratoga und zwang die Engländer zu einem Rückzuge mit großen Verlusten. Noch hoffte Bourgoyne, durch Clinton, der schon unterwegs war, aufgenommen und geschützt zu werden, aber Clinton blieb zu lange aus und von einem siegreichen Feinde gedrängt und ohne Lebensmittel, mußte Bourgoyne am 17. Oct. die Capitulation von Saratoga unterzeichnen, durch die er gezwungen war, sich mit dem ganzen Rest seiner Truppen, noch 5752 Mann, gefangen zu geben.

Einen schweren Kampf hatte unterdessen Washington gegen die überlegene Macht Howes zu bestehen. Um wo möglich Philadelphia zu retten, lieferte er demselben am 11. Sept. die Schlacht am Fluß Brandewyne, in welcher Lafayette verwundet wurde, und der polnische Graf Pulawski auf's rühmlichste focht, der Sieg aber den Engländern blieb, welche den Amerikanern einen Verlust von 1300 Mann beibrachten, selbst nur 500 Mann verloren und am 26. Sept. in Philadelphia einzogen. — Gates wurde durch sein Glück bei Saratoga übermüthig und glaubte sich über Washington stellen zu dürfen. Auch mehrere Generale intriguirten damals gegen Washington, allein die Armee, der Congreß und die öffentliche Meinung schützten den würdigen Obergeneral und die Intrigue mußte verstummen.

Indessen gab der große Sieg bei Saratoga für Frankreich den Ausschlag, denn jetzt erst, am 6. Februar 1778 entschloß sich Ludwig XVI., mit Franklin ein förmliches Bündniß zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten abzuschließen, dem natürlicherweise die Kriegserklärung an England folgen mußte. Jetzt erst

schien die junge Republik erstarkt genug, um mit französischer Hülfe den Sieg über England gewinnen zu können. In London machten diese Ereignisse eine tiefe Sensation. Pitt, der im Mai starb, und seine Freunde hatten lange vergeblich gewarnt, jetzt gab Lord North zum erstenmal nach, aber es war schon zu spät. Die Thee-Acte wurde im April vom Parlament zurückgenommen. Niemand kümmerte sich mehr darum. North aber erklärte, als der französische Gesandte abreiste und der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war, er werde auf seinem Posten bleiben und der Gefahr trotzen, die er, wie man ihm vorwarf, heraufbeschworen hatte.

Der Krieg zwischen Frankreich und England entbrannte übrigens nicht sehr heiß. Frankreich wartete noch auf Spanien, welches damals noch zauderte, ihm beizutreten. Die französische und englische Flotte liefen aus und schlugen sich auf der Höhe von Ouessant, aber ohne Entscheidung mit beiderseitigen großen Verlusten, am 27. Juli. In England machte man dem englischen Admiral Keppel, in Frankreich dem französischen d'Orvilliers schwere Vorwürfe. Eine andere französische Flotte unter d'Estaing segelte am 13. April und eine dritte unter Byron am 6. Juni nach Amerika, aber ohne Landtruppen.

Lord North übergab an Howes Stelle dem General Clinton den Oberbefehl über die englische Truppenmacht in Amerika und entsendete drei Commissäre, den Grafen von Carlisle an der Spitze, an den Congreß der vereinigten Staaten, um wo möglich noch den Frieden zu vermitteln. Diesmal bot er den Amerikanern weit mehr an, als diese selbst früher gefordert hatten. Da aber der Congreß als Grundbedingung verlangte, daß England die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkenne, wozu Carlisle nicht ermächtigt war, zerschlugen sich die Unterhandlungen. Unterdeß kam d'Estaing an und blokirte die englische Flotte im Hafen von New-York, konnte aber mit seinen großen Schiffen nicht nahe genug kommen, um einen Angriff zu machen. Eben so mißlang ein

Anschlag auf Newport, den der amerikanische General Sullivan vom Lande her unterstützte. Die englische Flotte nämlich unter Howe zeigte sich und d'Estaing verfolgte sie, um nachher gar nichts mehr für die Nordamerikaner zu thun, sondern sich englischer Inseln im Meere der Antillen zu bemächtigen, während die Engländer ihrerseits französische Inseln wegnahmen.

Clinton beschloß, die gefährliche Stellung in Philadelphia freiwillig aufzugeben und sich nach New-York zu ziehen. Washington lauerte ihm auf und am 28. Juni kam es zu einer unentschiedenen Schlacht, worin auf beiden Seiten nur einige hundert Mann fielen. Weil General Lee einen Befehl Washingtons nicht befolgt hatte und deshalb von ihm zur Rede gesetzt wurde, ihm aber bitzige Briefe schrieb, mußte er abgesetzt werden. Clinton kam unverletzt nach New-York, wo er fortwährend von Washington beobachtet wurde. Zur See aber sandte er eine Expedition unter Admiral Parker aus, um die südlichen Provinzen in Zucht zu nehmen und dort wo möglich eine Contrerevolution anzuzetteln. Parker überfiel am 22. Dez. die Stadt Savannah, die auf den Angriff nicht vorbereitet war, nicht ohne tapfere Gegenwehr der Amerikaner unter Robert Howe, welche 450 Mann verloren.

Die Contrerevolution begann mit mörderischen Einfällen der Kreeks und Irokesen. Die Wilden wurden schon lange von englischen Agenten bearbeitet. Man hat nachgewiesen, daß die englischen Commissäre schon in den Zeiten, in welchen die Colonien noch an keine Revolution dachten, bei Unterhandlungen mit den Wilden den König von England stets als deren Freund und Beschützer darstellten, dagegen alle etwaige Schuld auf die Colonisten schoben. Zudem standen die Wilden in freundlichem Handelsverkehr mit den Engländern im Süden und Norden, an den Grenzen von Florida und Canada, während sich in der breiten Mitte an den Grenzen der vereinigten Staaten Wilde und Colonisten beständig anfeindeten, weil die letztern sich immer weiter westwärts auf Kosten der Wilden und deren ehemaliger Wohnsitze ausbrei-

teten. Unter diesen Umständen war es nicht schwer, die Wilden aufzureizen. Das übrige thaten reiche Geschenke, welche sie von England aus empfingen, und das Zureden der Loyalisten, unter denen ein gewisser John Buttler aus Connecticut und ein Halbindianer Namens Brandt sich zu Anführern der Wilden aufwarfen. Eine große Schaar derselben überfiel am 2. Juli das Forty-Fort, eroberte es nach tapferer Gegenwehr des amerikanischen Obersten Zebulon Buttler, und dann auch die Stadt Woymering, welche sie gänzlich zerstörten; 360 Amerikaner wurden getödtet und skalpirt, die Weiber retteten sich unter großen Trübsalen in die Wälder. Die Indianer pflegten nackt und bemalt, nur mit reichem Federputz geschmückt, zu fechten. Ihre Hauptwaffe war neben der Flinte eine Streitart (Tomahawk). Alle Ueberwundenen pflegten sie zu skalpiren, d. h. die Kopfhaut abzuschneiden und als Trophäe zu behalten. Diesmal wurden ihnen die Skalpe von den Engländern bezahlt. Aber ihre Grausamkeit empörte die Colonisten, die im Frühjahr 1779 blutige Rache nahmen, zuerst unter dem Oberst Goose von Schaick, dann mit noch größerer Macht unter General Sullivan in's Gebiet der Indianer einfielen und alle Ortschaften derselben verbrannten, alle ihre Felder verwüsteten, während die Wilden, der Uebermacht weichend, sich in die Wälder retteten. Leider wurde auch eine friedliche Niederlassung herrnhutischer Missionäre, denen es gelungen war, die Indianer zu civilisiren, niedergebrannt und ausgemordet, am Flusse Muskinguur.

Was die Indianer begonnen hatten, ließ Clinton im Jahr 1779 durch die Engländer selbst fortsetzen, Sengen und Brennen, ein Schreckenssystem, um in den südlichen Provinzen die reichen Eigenthümer durch Furcht vor dem Verlust aller ihrer Güter zum Loyalismus zu zwingen. Die englischen Generale Collyer, Mathews und Tryon wurden eigens ausgesandt, um Nord-Carolina, Virginien und Connecticut zu verwüsten. Die Zerstörung traf die Städte Suffolk, Krey-Landing, Shepherds-Grosport, Tanners-creek, Portsmouth, New-Haven, East-Haven, Fairfield, Norwalk ꝛc.

ihm verübeln, daß er auf seinem Standpunkte sich von den Prätensionen dieser Schule verletzt fühlte? Aber er bemerkte darüber nicht, daß dies nur temporäre Uebertreibungen einer Geistesthätigkeit waren, die, im Deutschen besonders ausgesprochen, der eine wesentliche Faktor aller Wissenschaft ist. Der Unmuth verhinderte ihn, die Leistungen besonnenerer Köpfe, eines Goethe, Kielmayer, Meckel, Tiedemann, und so vieler Anderer gehörig zu prüfen und zu würdigen, und es fiel dem großen Mann gar nicht ein, sich ernstlich zu fragen, ob denn nicht irgend eine Bedeutung der eigenthümlichen Methode eines Volks zukommen müsse, das seine eigene Nation als ein geistreiches anerkennt, freilich in ganz anderem Sinn, als diese Nation dieses Prädicat für sich selbst in Anspruch nimmt. Er bedachte nicht, daß dieses Volk nicht nur die Druckerpresse, die Uhr und hundert positive Dinge erfunden, sondern auch von jeher zu einem bedeutenden Theil die Aperçus aufgestellt hat, welche, nach dem Ausdruck des Franzosen, allgemein „Schule gemacht haben," und in denen des Aprioriſchen immer genug war. Aber noch charakteristischer für den Franzosen ist es, wenn ihn nationelle Eitelkeit und Parteilichkeit dazu führt, daß er der Wahrheit wenigstens halb huldigt. Cuvier spricht in seiner Geschichte der Entdeckungen seit dem Jahr 1789 von den vereiligen Versuchen Woodwards, Whistons, Burnets, Leibnitzens und Scheuchzers, ein System der Geologie aufzustellen. Dabei äußert er nun: „Büffons erstes System verdunkelte alle diese Versuche durch die Beredsamkeit, mit der es entwickelt wurde; es erregte allgemeinen Enthusiasmus und veranlaßte in jedem Winkel der Erde Beobachtungen. Man verdankt ihm folglich in der That die Beobachtungen selbst, durch welche es umgestürzt wurde." — Wenige Sätze weiter entschuldigt er sich, daß er jene Systeme in sein Gemälde von den Fortschritten der Wissenschaften nicht aufgenommen habe: „Solche Systeme sind dem wahren Gang der Wissenschaften nur hinderlich, indem sie den Glauben erzeugen, als könne man sich fortgesetzter Beobachtung in einer so wichtigen Materie (der Geologie) überheben, da man doch bis jetzt kaum oberflächlich in sie eingedrungen." — Also bei Gelegenheit eines Compliments, einem unter die Nationalgötter versetzten Landsmann gemacht, legt er der Divination, der aprioriſchen Construktion eine formelle Bedeutung, eine bethätigende Kraft bei, wodurch

Im Kampf gegen Tryon in Connecticut zeichnete sich Putnam als der s. g. amerikanische Aristomenes*) aus.

Von Savannah aus suchte Oberst Campbell mit einem englischen Corps auch Süd-Carolina und Georgien zu bewältigen und brachte dem amerikanischen General Ashe am Briar-Creek durch Ueberfall eine schwere Niederlage bei. Nun versuchte zwar der aus den Antillen zurückgekehrte d'Estaing, mit seiner Flotte Savannah wieder zu nehmen, aber es mißlang, d'Estaing selbst wurde bei dieser Gelegenheit verwundet und der Pole Pulawski erschossen, am 9. Oct. 1779. Clinton selbst blieb zu New-York, beobachtet von Washington, der nur vorsichtig einige kleine Angriffe auf seine Stellung machen ließ und zu schwach war, um einen Hauptangriff zu wagen. Clinton begab sich daher im Frühjahr 1780 selbst nach dem Süden und schloß die Stadt Charlestown dergestalt ein, daß der amerikanische General Lincoln am 12. Mai capituliren mußte. Nun war das Uebergewicht der Engländer im Süden entschieden. Clinton ließ den Lord Cornwallis mit 5000 Mann in Charlestown zurück und ging wieder nach New-York. Cornwallis aber nahm die Colonisten einfach als Unterthanen des Königs, hob daher Rekruten unter ihnen für den Dienst des Königs aus und behandelte alle, die sich nicht unterwarfen als Rebellen mit Todes- und Kerkerstrafen und Confiscation des Vermögens. Dieses Schreckenssystem hatte aber eine verkehrte Wirkung. Selbst ganz friedliche und loyale Colonisten griffen jetzt erst zu den Waffen gegen England. Die Begeisterung wurde allgemein und ergriff auch das schöne Geschlecht. Wehe dem, der in dieser Unglückszeit kein Patriot gewesen wäre! Oberst Sumter stellte sich an die

*) Er war schon lange als Held berühmt. Einmal hatte er sich an einem Seile in eine tiefe Höhle hinabgelassen, um eine große Wölfin zu tödten. Ein andermal war er, um den Wilden zu entrinnen, auf einem Kahn die Wasserfälle des Hudson hinabgefahren. In diesem Kriege, von Tryon verfolgt, stürzte er sich zu Roß einen hohen Felsen hinunter und entkam glücklich.

Spitze der Empörten und erfocht einige Vortheile. Washington aber sandte ihm ein Corps unter dem General von Kolb zu Hülfe. Dieser letztere aber erlitt bei Camden am 16. August durch die Engländer unter Lord Rawdon eine furchtbare Niederlage, verlor das eigene Leben und 2000 Mann mit allen Kanonen. Lord Cornwallis aber strafte die von ihm Abgefallenen, die in seine Hände fielen, mit dem Strange und erweckte solchen Haß, daß die Besiegten sich doch immer wieder gegen ihn aufrafften. Sumter und Morion stellten sich schon wieder an die Spitze neuer Patriotenschaaren und am 7. Oct. überfiel der virginische Oberst Campbell mit seinen Milizen den englischen Oberst Ferguson und vernichtete sein ganzes Corps. Ferguson selbst fiel, 800 Engländer wurden gefangen. Cornwallis sah sich wieder auf Charlestown eingeschränkt.

Im Ganzen aber stand die Sache der Amerikaner schlecht. Sie hatten keine Flotte, um die Bewegungen der englischen Schiffe an ihren Küsten zu verhindern. Sie hatten zu wenig disciplinirte Truppen, um es mit den englischen Regimentern in offenem Felde aufnehmen zu können. Nur in der Vertheidigung von befestigten Punkten und in kühnen Ueberfällen leisteten sie etwas. Von den Franzosen hatten sie fast gar keine Hülfe. Dazu war ihr Papiergeld entwerthet, die Truppen waren ohne Sold, Kleider, Lebensmittel. Verwüstungen, Abwesenheit der Feldarbeiter bei der Armee ꝛc., hatten die Erndte verringert. Die kämpfenden Amerikaner wurden bei schlechter Kost von der Ruhr, endlich auch von den Blattern heimgesucht, ließen sich aber im offenen Felde die Blattern impfen. In der Furcht, daß ohne Hülfe einer französischen Landmacht Nordamerika verloren wäre, eilte Lafayette nach Paris zurück, wohin auch der nordamerikanische Congreß flehentliche Bitten abschickte.

Spanien hatte sich endlich am 16. Juni 1779 für Frankreich und gegen England erklärt. Die Feindseligkeiten der Spanier gegen die Engländer begannen aber erst am 16. Jan. 1780, an welchem Tage eine kleine spanische Flotte unter Langara bei Cap

Vincent von einer größern englischen unter Rodney geschlagen und Langara nach tapfrer Gegenwehr gefangen wurde. Derselbe Rodney bestand aber, als er nach den Antillen fuhr, eine unentschiedene blutige Seeschlacht mit dem französischen Admiral Guiche und eine neue spanische Flotte unter Cordova nahm am 9. August 55 englische Transportschiffe weg. Auch die Amerikaner erbeuteten 14 dergleichen Schiffe. Inzwischen entwickelte sich immer noch keine respectable Seemacht der Amerikaner. Sie hatten eine Menge kleiner Caper auf allen Meeren, welche dem englischen Handel großen Schaden thaten; aber keine großen Kriegsschiffe. Einzig Paul Jones glänzte unter ihnen als Seeheld, indem er von französischen Häfen aus größere Schiffe an die englischen Küsten führte und dort Rache nahm für die von den Engländern an der amerikanischen Küste geübten Zerstörungen. Am 23. Sept. 1779 stieß er mit seiner kleinen Flotille von drei Schiffen auf eine Kauffahrteiflotte von zwei englischen Kriegsschiffen begleitet, wovon das eine, der Serapis, die seinigen an Größe übertraf. Beide englische Schiffe wurden von ihm genommen, aber unter einem so heftigen Feuer, daß sein eigenes Schiff, nachdem er eben den Serapis geentert und mit seinen Leuten erobert hatte, hinter ihm unterging.

Frankreich entschloß sich nun, nachdem Spanien auf seine Seite getreten war, den Bitten der Amerikaner nachzugeben, lieh ihnen 10 und schenkte ihnen 6 Mill. Franken und schickte ihnen unter dem General Rochambeau 6000 Mann Hülfstruppen zu, denen noch mehr folgen sollten. Bei diesem Heere befanden sich außer Lafayette noch Karl Lameth, Alexander Berthier, Custine, der Vicomte de Noailles, Matthieu Dumas, Segur, Männer, die sich in der französischen Geschichte große Namen erworben haben. Die Franzosen landeten in Amerika am 10. Juli 1780, blieben aber lange unthätig wegen Krankheiten und weil sie nicht zahlreich genug waren, um einen Angriff auf die Engländer machen zu können. Washington gab sich daher die größte Mühe, sein eigenes Heer zu

verſtärken. Der Congreß willigte in die Aushebung von 35,000 Mann ein, die als reguläre Truppen wohl disciplinirt werden und immer bei der Fahne bleiben ſollten, da ſich gezeigt hatte, daß die Milizen bei jedem Unfall und ſelbſt nach glücklichen Gefechten immer wieder heimliefen. Allein es war unmöglich, eine ſo große Zahl regulärer Truppen aufzubringen und zu beſolden.

Oberſt Arnold, der im Kampf ein Bein verloren hatte, war zum Commandanten in Philadelphia ernannt worden, ſobald es die Engländer verlaſſen hatten, lebte aber dort üppig wie ein Paſcha und machte der Republik ſolche Rechnungen, daß ſeine Amtsführung unterſucht werden mußte und er einen Verweis erhielt. Das ärgerte ihn ſo, daß er Verrath anſpann und zunächſt die Feſtung Weſtpoint am Hudſon, den Engländern überliefern wollte. Clinton ſchickte in einer Verkleidung den Major Andrée an ihn ab, um das Nöthige zu verabreden, Andrée wurde aber zufällig aufgehalten, arretirt und die verrätheriſche Correſpondenz bei ihm gefunden. Arnold hatte Zeit zu entfliehen und erhielt von den Engländern den Generalstitel, der arme Andrée aber wurde zum warnenden Exempel als Spion gehenkt, am 2. Oct. 1780. — In Waſhingtons Armee ſelbſt brach gegen Ende des Winters eine Meuterei aus. Die Truppen litten Noth, konnten ihren Sold nicht erhalten und umringten am 1. Jan. 1781 tumultuariſch den Sitz des Congreſſes, dem es endlich gelang, ſie mittelſt der franzöſiſchen Subſidien zu beſchwichtigen. Clinton ſchickte Agenten zu ihnen, um ihnen engliſche Dienſte anzubieten, aber die Meuterer waren Patrioten und henkten die engliſchen Verführer.

Im Sommer 1781 war die vereinigte Macht Waſhingtons und Rochambeau's auf 20,000 gebracht und beide ſchickten ſich an, die ſüdlichen Provinzen zu befreien. Eben dahin brach auch ein ſpaniſches Heer unter Don Galvez von Süden her und beſetzte bald ganz Weſtflorida. In Carolina und Virginien dauerte die Kampfwuth der Einwohner gegen den verhaßten Lord Cornwallis fort, welcher allerdings noch die Oberhand behauptete und von Rowdan

thätig unterſtützt wurde. Aber die Amerikaner hielten ſich muſterhaft. Ihr General Morgan ſchlug am 17. Jan. 1781 den engliſchen General Tarleton am Cowpens, machte ihm 300 Mann kampfunfähig und nahm 500 gefangen, mit denen er dem ihn hart verfolgenden Cornwallis durch kühne Märſche glücklich entwich. Zweimal mußte er im ſtrengen Winter über Flüſſe ſetzen und brachte doch alle ſeine Gefangenen in Sicherheit. Cornwallis ſiegte am 15. März bei Guilford über Green und am 6. Juli bei Jamestown über Lafayette. Auch Rawdon errang einen Vortheil bei Holkirshill, Cornwallis wurde aber von Green nach Charlestown zurückgetrieben. Cornwallis wollte ſich mit Arnold, der 10,000 Mann von Norden her führen ſollte, vereinigen, beſorgte aber, durch die franzöſiſche Flotte im Rücken beunruhigt zu werden, und warf ſich nach York-Town, während Clinton ſich durch Waſhington und Rochambeau täuſchen ließ und einen Angriff derſelben in New-York erwartete. Raſch zogen dann die beiden Feldherrn gegen Cornwallis, während dieſer auch von der Seeſeite durch den franzöſiſchen Admiral de Graſſe eingeſchloſſen wurde und ſich gezwungen ſah, am 17. Oct. mit 7000 Mann zu capituliren. Damit waren die Südprovinzen befreit. Rawdon behauptete nur noch die Stadt Charlestown. Im Rücken der Sieger that zwar Arnold verheerende Züge, aber ohne weſentlichen Erfolg, außer daß er ſeine Racheluſt durch Zerſtörungen gleich einem wilden Indianer kühlte. Clinton, der mit ſeinen zahlreichen Streitkräften gar nichts gethan hatte, ſondern immer in New-York geblieben war und jetzt zu ſpät kam, um Cornwallis zu retten, wurde abberufen und das Commando an Carleton gegeben, den friedlich geſinnten Gouverneur von Canada.

Mittlerweile war England auch noch mit andern Feinden beſchäftigt außer mit den Amerikanern. London ſelbſt erlebte eine kleine Revolution. Im Jahr 1778 ging im Parlament eine Bill durch, welche das traurige Loos der Katholiken in England einigermaßen erleichterte. Nicht ohne heftigen Widerſpruch der ſtreng-

gläubigen Hochkirche. Damit aber die Bill nicht auch auf Schottland ausgedehnt werde, stellte sich Lord Gordon an die Spitze der schottischen Presbyterianer und regte den Fanatismus der Volksmassen in London gegen die damals durch den nordamerikanischen Krieg ohnehin schwer bedrängte Regierung auf. Am 2. Juni 1780 führte Gordon eine Prozession von 13,000 Mann mit einer Bittschrift zum Parlament und stellte sie so auf, daß die in's Parlamentshaus fahrenden Lords durch die Menge passiren mußten, wo dann alle, welche für die Bill gestimmt hatten, den gröbsten Mißhandlungen unterworfen wurden. Einige entgingen kaum dem Tode. Von da an fuhr der Pöbel fort, unter dem gräßlichsten no Popery-Geschrei die Häuser aller bekannten Katholikenfreunde, so wie die Capelle der katholischen Gesandten*) zu demoliren. Eine große Branntweinbrennerei und mehrere Gefängnisse wurden in Brand gesteckt, am 7. Juni, dem s. g. schwarzen Mittwoch. Endlich rückte Militair an und überwältigte die Meuterer, wobei 458 Menschen getödtet oder verwundet wurden. Gordon wurde angeklagt, aber durch Juristenkünste freigesprochen, 20 gefangene Aufrührer wurden hingerichtet, 79 deportirt.

In demselben Jahr stiftete die Kaiserin von Rußland einen Bund für bewaffnete Neutralität zum Schutz der neutralen Seemächte, welche durch die englischen Kriegsschiffe untersucht, belästigt und, sofern sie Vorräthe für Amerika führten, confiscirt wurden. Das war ein harter Schlag für England, welches damals nicht wagen durfte, Rußland und den übrigen neutralen Mächten (Schweden, Dänemark, Preußen und Oesterreich) den Krieg zu erklären, und doch nicht geringen Nachtheil erlitt durch die auf neutralen Schiffen den Amerikanern zugeführten Vorräthe.

*) Bei dem bayrischen Gesandten, Grafen Haslang, der schon 44 Jahre lang in London accreditirt war, fand man ein ganzes Waarenlager von Thee und andern Artikeln, die der Gesandte, dessen Gepäck zollfrei war, in London eingeschmuggelt hatte und womit er einen ausgedehnten Handel trieb.

Bei diesen Zufuhren hatten sich am meisten die Holländer betheiligt, auf welche daher England seinen besondern Haß warf. Zudem fanden die Engländer auf einem gekaperten Schiffe den frühern Präsidenten des amerikanischen Congresses Lawrens mit einem noch nicht förmlich abgeschlossenen Allianztractat zwischen Holland und Amerika, worauf Lawrens sogleich in den Tower geworfen wurde. Weil aber Holland versäumt hatte, gleich anfangs der Neutralitätsverbindung beizutreten, erklärte ihm England den Krieg und ließ ein nachträgliches Eintreten Hollands in jene Verbindung nicht mehr gelten. Eine Gewaltthat, die freilich durch die Parteilichkeit der Holländer provocirt war, der sich aber die neutralen Mächte hätten entgegensetzen sollen. Die Feindseligkeiten fingen damit an, daß eine holländische Flottille, welche Waffen und Vorräthe für Frankreich unter Admiral Byland führte, von den Engländern unter Fielding untersucht und in einen englischen Hafen geführt wurde. Im Anfang des Jahrs 1780 hatten die Engländer schon 200 holländische Handelsschiffe gecapert. Am 3. Febr. 1781 nahm Admiral Rodney*) die Insel St. Eustach in den Antillen weg, auf welcher die Holländer ungeheure Vorräthe für Amerika aufgehäuft hatten. Rodney war aber so grausam, nicht einmal das Eigenthum der Einwohner zu schonen, sondern alles in eine Masse zu werfen und zum Verkauf auszubieten. Zum Glück aber wurde am 29. Nov. 1781 die Insel mit allen ihren Schätzen von einer französischen Flotte unter Bouillé den Holländern zurückerobert. Bouillé's edle Humanität stellte der Engländer Rohheit tief in Schatten. Unterdeß hatten sich die Holländer gerüstet und ihre Flotte unter Zoutmann lieferte der

*) Rodney saß kurz vorher in Kingsbench zu London als böser Schuldner gefangen und wurde nun auf einmal durch den Raub von St. Eustach unermeßlich reich; allein da er die hier gefundenen Schätze weder fortschleppen noch gleich verkaufen konnte, verlor er sie wieder und selbst, was er fortbrachte, wurde ihm in England, wo man sein Betragen anklagte, durch Prozesse wieder entzogen.

engliſchen unter Parker eine große Seeſchlacht auf der Doggersbank, ohne daß die Engländer zu ſiegen vermochten. Der blutige Kampf blieb unentſchieden, zur großen Ehre der Holländer, denen man ſo viel Kraft nicht mehr zugetraut hatte. Inzwiſchen wurden die oſtindiſchen Beſitzungen Hollands durch den franzöſiſchen Admiral Suffrein geſchützt, wie die weſtindiſchen durch Bouillé. Die dritte franzöſiſche Flotte unter de Graſſe wurde bei der Inſel St. Dominique von Rodney geſchlagen, am 12. April 1782.

Ein Hauptkampf entbrannte um Gibraltar. Dieſe Felſenfeſte am Südende Spaniens war im ſpaniſchen Erbfolgekriege von den Engländern genommen und behalten worden. Am Eingang des Mittelmeers gelegen diente ſie ihnen zum Stützpunkt für ihre Expeditionen nach Italien und der Levante. Den Spaniern war dieſe engliſche Beſitzung auf ihrem eigenen Grund und Boden längſt ein Dorn im Auge und ſie begannen die Belagerung Gibraltars ſchon 1779. Dieſelbe wurde aber erſt ernſthaft, nachdem eine ſpaniſch-franzöſiſche Flotte unter dem Herzog von Crillon im Juli 1781 die Inſel Minorca weggenommen hatte, welche damals gleichfalls den Engländern gehörte, aber vernachläſſigt worden war. Der Commandant Murray wehrte ſich tapfer, wurde aber durch Hunger gezwungen zu capituliren. Dieſe Inſel bot fortan den Franzoſen und Spaniern einen guten Stützpunkt und die Belagerung Gibraltars wurde ſofort von ihnen mit größerem Eifer betrieben. Ein Landheer ſchloß den in's Meer vorgeſchobenen Felſen von Gibraltar bei St. Roque auf der ſchmalen Landzunge ein, durch die er mit dem ſpaniſchen Feſtland zuſammenhängt, während die Flotten von der Seeſeite her die Stadt und Feſtung beſchoſſen. Man erwartete auch holländiſche Schiffe, aber Herzog Ludwig von Braunſchweig, damaliger Regent in Holland, wußte es zu verhindern, weil er heimlich auf engliſcher Seite war. Elliot, der engliſche Commandant von Gibraltar, wurde von Zeit zu Zeit durch engliſche Flotten mit Lebensmitteln und Verſtärkungen verſehen, hatte damals 7000 Mann unter ſich, großentheils Hanno-

veraner, und Elliot war ein Mann ohne Furcht, ſeine Feſtung in den Fels gehauen und ſchwer einnehmbar. Die Belagerer erfanden nun die ſ. g. ſchwimmenden Batterien, deren ſchweres Geſchütz unter dichter Bedachung der Feſtung ganz nahe kommen ſollten, nach einem Plan des Ritter d'Arçon. Man war in Frankreich und Spanien des Erfolges ſo gewiß, daß ſich das Lager von St. Roque mit vornehmen Gäſten füllte, welche der Eroberung Gibraltars durch die ſchwimmenden Batterien wie einem Schauſpiel zuſehen wollten. Unter andern kamen auch die franzöſiſchen Prinzen, Brüder Ludwigs XVI. und erfüllten das Lager mit dem Lerm ihrer Prahlereien und Ausſchweifungen. Am 13. Sept. 1782 begann das große Schießen und währte bis zum 10. Oct., allein die ſchwimmenden Batterien bewährten ſich nicht, denn obgleich ſie mit naſſen Fellen überdacht waren, auf denen die gewöhnlichen Kugeln abprallten, drangen doch die glühenden Kugeln ein, mit denen Elliot ihr Feuer erwiderte. Wenn auch die Stadt Gibraltar zuſammengeſchoſſen wurde, feuerten doch die Engländer aus den wohlgedeckten Felſenbatterien unaufhörlich auf die Feinde und hatten zugleich Kanonenböte ausgerüſtet, mit denen ſie den ſpaniſchen Batterien ganz nahe kamen und immer mehr derſelben in Brand ſteckten. Da griff das Feuer auf dem Waſſer dergeſtalt um ſich, daß die Spanier den Ueberreſt ihrer Batterien verlaſſen mußten. Sämmtliche Batterien verbrannten und 1500 Menſchen kamen dabei ums Leben. Bald darauf erſchien Admiral Howe mit 42 engliſchen Schiffen und die Spanier und Franzoſen, obgleich ſie 64 Schiffe bei der Hand hatten, wagten nicht, ihm entgegenzugehen, ſondern duldeten, daß er Gibraltar mit friſchem Proviant verſah und zwei Regimenter Verſtärkung hineinlegte.

Je mehr der Krieg mit Frankreich in England populär war, deſto mehr mußte der Krieg mit den amerikaniſchen Brüdern unpopulär erſcheinen. Die bisherige Oppoſition im Parlament machte nach den letzten Niederlagen der Engländer auf dem Feſtland von Amerika immer kräftigere Anſtrengungen, den unnatürlichen Kampf

zu enden und trat in geheime Correspondenz mit den einsichtsvollsten Amerikanern, um zwischen den beiden Stammgenossen, dem Mutterland England mit dem Tochterland Amerika, oder wie man seitdem zu sagen pflegte, zwischen John Bull und Bruder Jonathan einen Frieden auf Kosten der Franzosen zu schließen. Lord North hielt den Sturm im Parlament noch eine Weile standhaft aus, nachdem es bereits am 20. Februar 1781 die schlechte Verwaltung angeklagt und die Aufhebung aller Gewaltmaßregeln gegen die Colonien beantragt hatte. Endlich als er nur noch mit einer einzigen Stimme in der Mehrheit blieb, trat er ab und der König ernannte ein vermittelndes Ministerium Rockingham, in welches im folgenden Jahre auch William Pitt der jüngere, Sohn Lord Chatams, damals erst 23 Jahre alt, eintrat. Nun wurde Lawrens aus dem Tower entlassen und gern gehört und eifrig unterhandelt und die Amerikaner nahmen keinen Anstand, durch ihre Abgeordneten Jay und Adams hinter dem Rücken ihrer französischen Bundesgenossen am 30. November 1782 die s. g. Provisionalartikel eines bald definitiv abzuschließenden Friedens zu unterzeichnen. Franklin benahm sich in dieser Sache ehrenhaft und mißbilligte laut die an Frankreich begangene Treulosigkeit. Frankreich mußte nun auch nachgeben und sträubte sich nicht, da es nichts weiter von Nordamerika und Holland zu hoffen hatte und auch in Spanien die Erfolge ausgeblieben waren. Ueberdies war Frankreich in Finanznöthen und ging einer schweren inneren Krise entgegen. So wurde nun am 20. Jan. 1783 der definitive Frieden zu Versailles abgeschlossen.

Das Endergebniß war nun, daß die vereinigten Staaten von Nordamerika vom englischen Mutterland feierlich anerkannt wurden, wogegen England Canada behielt; daß Spanien Florida und Minorca behielt und Frankreich die Stadt Dünkirchen befestigen durfte, was ihm in früheren Verträgen untersagt worden war. Spanien hatte wieder eine ziemlich auffallende Schwäche gezeigt. Da ihm fast ganz Mittel- und Südamerika mit blühenden Colonien, Gold-

ſie allein ſchon zu einem Organ der Wiſſenſchaft würde, wenn ihr auch kein abſoluter Werth zukäme. Er ſcheint der Gluth deutſcher und engliſcher Phantaſie ſelbſt jenen formellen Effekt abzuſprechen, den er in Buffon dem Strohfeuer der Einbildungskraft und der Rhetorik vindicirt. Wohl zeigt die Geſchichte der Wiſſenſchaften, daß eine Theorie häufig, je umfaſſender ſie war, deſto erſtarrender auf den Gang der Wiſſenſchaften wirkte; aber Cuvier konnte recht gut wiſſen, daß beim raſchen Lauf, den gegenwärtig alle Disciplinen gleichmäßig verfolgen, und auf dem ſie ſich gegenſeitig befeuern, von einer Lähmung durch Autorität und Dogma ſo lange keine Rede ſeyn kann, als eben die polaren Kräfte der verſchiedenen Nationen das Schwungrad in Bewegung erhalten.

Wenn die ideale Geſinnung, die ſich in der Wiſſenſchaft als höhere, divinatoriſche Methode ausſpricht, den Franzoſen in der Regel antipathiſch berührt, ſo rührt dies immerhin vorzugsweiſe daher, daß im Allgemeinen der Zug ſeines Weſens nach dem andern Pol gerichtet iſt. Dazu kommt aber noch ein verſtärkendes, completirendes Moment in der Stellung des franzöſiſchen Gelehrten zum Leben und zur Geſellſchaft. Der Zwieſpalt im innerſten Denken und Begreifen, der die beiden Völker trennt, macht ſich natürlich auch zwiſchen den Individuen derſelben Nation bemerklich. Es gibt ja auch unter uns Köpfe genug, welche ſich auf dem einſeitigſten realiſtiſchen Standpunkt ſehr wohl und als ganze Menſchen fühlen; umgekehrt iſt mancher Franzoſe nichts weniger als ſenſualiſtiſchen Glaubens, oder widerſpricht ihm wenigſtens, ohne es ſelbſt zu wiſſen, durch ſein Denken oder Dichten. Eine idealiſtiſche Richtung konnte aber, bis vor Kurzem wenigſtens, in Frankreich nur in vereinzelten Exploſionen zur Erſcheinung kommen, aus dem entſcheidenden Grunde, weil der franzöſiſche Gelehrte ſich und ſeinen Ruf von der öffentlichen Meinung, vom allgemeinen Timbre in hohem Grade abhängig fühlt. Unter einem Volke, das die Philoſophie des einſeitigen Menſchenverſtandes, der Sinnlichkeit, zu einer ſo compakten Maſſe macht, muß ein conventionelles Schicklichkeitsmaß ſelbſt den Gedanken und die Einbildungskraft beherrſchen. Der Wiſſenſchaftsmann iſt **Français avant tout**, dann Weltmann, und dann erſt Forſcher, und meiſtens noch dazu **homme spécial**. Er fühlt billig Scheu,

und Silberminen, mastenreichen Urwäldern ꝛc. gehörte, hätte man erwarten sollen, es würde England eine viel größere Marine gegenüberstellen. Allein die spanische Colonialverwaltung war erschlafft. König Karl III. starb 1788 und ihm folgte sein unfähiger Sohn Karl IV., dessen einzige Leidenschaft die Jagd war und der einstweilen den liberalen Minister Aranda beibehielt.

In England drängte sich Lord North, nachdem der böse Krieg glücklich beendigt war, noch einmal ins Ministerium und Fox, der so lange gegen ihn opponirt, hatte die Stirn, sein College zu werden, allein am 25. März 1784 hörte diese Unnatur auf, North und Fox wichen und Pitt trat an die Spitze der Verwaltung. Die großen Fragen, welche damals das englische Parlament bewegten, war die Indiabill, von der wir schon im vierten Buch gehandelt haben, und eine Parlamentsreform, welche beide Fox anstrebte. Die Indiabill, welche erst Pitt durchsetzte, erhielt ihre Wichtigkeit hauptsächlich durch den Umstand, daß England, nachdem es die größte Zahl seiner amerikanischen Colonien verloren hatte, einen um so größeren Werth auf die Erhaltung und Vermehrung seiner asiatischen Colonien legte. Was die Reform des Parlaments betrifft, so klagte die Opposition mit Recht, es bestehe keine wahre Vertretung des Volkes. Die städtische industrielle Bevölkerung mehre sich beständig, sey der reichere und intelligentere Theil, und wähle doch nur den siebenten Theil der Mitglieder des Unterhauses.*) Große Städte hätten, weil sie neu seyen, gar kein Mitglied zu wählen. An elenden leeren Burgruinen aber hafte oft das Recht von zwei Wahlen und die Besitzer solcher rotten boroughs, größtentheils Lords, machten die Wahlen. Daher im Unterhause so viele von den Lords abhängige Stimmen. Es war jedoch nicht möglich, die Inhaber solcher Stimmen zu bewegen, sie selbst auf-

*) Die Städte in England wählten nur 50, dazu noch die Universitäten Oxford und Cambridge je zwei Mitglieder. Dagegen wählten die Grafschaften in England 80, die Shires in Schottland 30, in Wales 12, die Burgflecken in England 339, in Schottland 15, in Wales 12.

zugeben. Alle Reformversuche blieben daher vergebens. Auch hatte die scheinbare Ungerechtigkeit im Wahlsystem einen unschätzbaren Werth für die Staatsgewalt. Dieselbe behielt nämlich nach unten wie nach oben einen aristokratischen Charakter. Die kräftigen Maßregeln der Lords wurden so wenig durch eine demokratische Opposition im Unterhause, wie durch die monarchische Gewalt von oben eingeschränkt, so lange die Lords die Mehrheit im Unterhause behaupteten. Das allein gab der Regierung Einheit und Stärke.

Pitt wußte sich mit der Elasticität der Jugend und ungemeiner Geisteskraft der Geschäfte bald völlig zu bemächtigen, so daß er, als König Georg III. im Jahre 1789 geisteskrank wurde, und dessen ältester Sohn, der Prinz von Wales, nachheriger Georg IV. die Regentschaft übernehmen mußte, dessen Macht außerordentlich einschränkte und sowohl der Königin Mutter, als auch dem Parlament und Ministerium die Hauptentscheidung zuwendete. Gewiß sehr weise, denn der Prinz von Wales verstand nicht zu regieren, sondern schwelgte von Jugend auf in allen sinnlichen Genüssen und noblen Passionen. Uebrigens erholte sich der König wieder und übernahm die Regierung oder wenigstens den Schein davon aufs neue. Pitt hatte trotz seiner Jugend die conservative Tendenz des Alters. Er wußte stets die Parteien im Zügel zu halten, allzustürmischen Anforderungen im Parlamente zu widerstehen, nothwendige Reformen nicht andern zu überlassen, sondern auf eigne Rechnung mit Mäßigung durchzuführen und die Initiative immer in der Hand zu behalten. Nur im Punkte der Finanzen verfuhr er revolutionär, sofern er, um die Bedürfnisse der Gegenwart zu decken, ohne Maaß und Ziel die Zukunft besteuerte, durch Contrahirung von Staatsschulden, deren Zinsen die jährlichen Ausgaben wachsend belasteten. Im Bankwesen und Papiergeldmachen ging Holland seit 1694 voran. Von dort brachte sie Wilhelm III. mit nach England. Marlborough veranlaßte die ersten großen Börsengeschäfte in hausse und baisse mittelst eines Juden, der ihn überall begleitete und ihm die politischen Nachrichten abkaufte. Der große

Pitt aber soll in der Schweiz das System des Schuldenmachens im Großen gelernt haben.*)

England bei geringem Flächenraum konnte nie dem physiokratischen System vor andern huldigen, es war auf das Meer, den Handel, das s. g. Merkantilsystem des Fracht- und Tauschgewinnes angewiesen. Seit 1776 aber brachte Adam Smith das für England noch nützlichere Industriesystem auf. Er lehrte nämlich, Arbeit sey die wahre Quelle des Reichthums, denn durch Verarbeitung der Rohprodukte erhöhe man den Werth derselben in unberechenbaren Progressionen. Dies wurde zunächst an der ostindischen Baumwolle erprobt, die man in englischen Fabriken verarbeitete und dann in der ganzen Welt absetzte. Der reiche Gewinn spornte die Erfindungskraft an, die Handarbeit wurde durch künstliche Maschinen ergänzt oder völlig ersetzt. So wuchsen in großer Schnelligkeit die Fabrikstädte Birmingham, Manchester, Leeds ꝛc. und England zog ungeheure Gewinne aus seinen Fabrikaten aller Art, da sie zugleich die solidesten waren. Frankreich concurrirte nur mit schöner Façon, aber nicht mit innerem Werthe der Waare. Rechnet man dazu den Gewinn, den England aus seinen roben Colonialproducten und deren Vertrieb im Handel und den Gewinn, welchen es durch sein Raubsystem in Indien zog, so erklärt sich daraus, wie England, obgleich es die Last seiner Staatsschulden jährlich vermehrte, doch der reichste Staat auf dem Erdenrunde blieb. Das Contrahiren neuer Anleihen wurde ihm durch den Nationalreichthum erleichtert, die Staatsgläubiger waren und blieben vorzugsweise Engländer.

Da die Engländer ihre Herrschaft in Indien am Ganges auf-

*) Im Canton Bern fand er auf einer Erholungsreise den merkwürdigen Grabstein eines Mannes, der in hohen Jahren allgemein verehrt und in großem Wohlstand gestorben war, nach dessen Tode aber erst entdeckt wurde, daß er nur von Schuldenmachen gelebt habe, indem er seinen Credit benutzend und erhöhend, alte Schulden stets durch neue Geldaufnahmen getilgt habe.

wärts ſchon bis in die Gebirge ausdehnten, da ihre Schiffe in den Seekriegen die fernſten Winkel der Erde durchſuchten, um die Spanier, Franzoſen und Holländer in ihre entlegenſten Niederlaſſungen zu verfolgen, da der canadiſche Pelzhandel ihnen einen dankbaren Handelsweg nach China wies und ihre Augen überall hin ſpähten, wo etwas mit Vortheil zu nehmen oder die einheimiſchen Induſtrieartikel mit Vortheil zu verwerthen ſeyen, dienten ihnen wißbegierige Reiſende gleichſam als Fühlhörner, um die noch unbekannten Theile der Welt zu durchforſchen. Der berühmteſte engliſche Reiſende jener Zeit war Capitän Cook, welcher dreimal die Erde umſegelte und die Inſeln im ſtillen Ocean, beſonders die Freundſchaftsinſeln mit Otaheiti, und die Sandwichsinſeln entdeckte. Sodann Mungo Park, der zuerſt tief ins Innere von Afrika vordrang.

Cook, den auf ſeiner zweiten Reiſe die Deutſchen, Reinhold und Georg Forſter, Vater und Sohn, begleiteten, wurde 1779 auf der dritten Reiſe am Ufer der Sandwichsinſeln von den Wilden erſchlagen. Da er aber unterwegs an der Oſtküſte von Neuholland (New-Süd-Wales) die Botanybay entdeckt hatte, die für einen Hafen und zu Gründung einer Colonie beſonders geeignet ſchien, entſchloß ſich die engliſche Regierung, dort eine Verbrechercolonie zu gründen und alle die Verbrecher, die nach der ſtrengen engliſchen Geſetzgebung eigentlich hätten hingerichtet werden ſollen, aber aus Humanitätsrückſichten eine Milderung der Strafe verdienten, nach Botanybay einzuſchiffen. Die erſte Ladung ging 1788 unter dem Commodore Philipps, deſſen Vater von Frankfurt am Main gebürtig war, ab, ſiedelte ſich aber etwas weiter nördlich in Sidney an, weil die Luft hier geſünder war, und ſo entſtand aus geringem Anfang eine der größten und zukunftreichſten Colonien der Engländer.

Die engliſche Geſetzgebung ſtammte noch aus einer Zeit, in welcher die Ehre Lebensprincip der Nation war. Bei allen echtgermaniſchen Stämmen hatten die alten Geſetze ſtreng auf Ehre

gehalten und ein an ſich unbedeutendes Vergehen wurde unnachſichtlich mit dem Tode beſtraft, wenn es eine ehrloſe Denk- und Handlungsweiſe in ſich ſchloß. So jeder Diebſtahl. Es kam nicht darauf an, wie viel der geſtohlene Gegenſtand werth war, ſondern nur, daß Jemand ſo niederträchtig ſeyn könnte, überhaupt zu ſtehlen. Nur die Ehrloſigkeit wurde beſtraft und, wie ſichs gehörte, mit dem Tode. Die Geſellſchaft hielt ſich für zu gut, einen notoriſch Nichtswürdigen unter ſich zu dulden. Das waren die alten guten Zeiten nationaler Ehre. Als ſich nun aber die Bevölkerungen in großen Städten häuften und hier bittre Armuth, dort übertriebener Luxus in grellen Contraſten ſich gegenüberſtanden, half kein noch ſo ſtrenges Geſetz mehr. Die Hungernden, die Frechen ſtahlen doch. Ein authentiſches Buch über die Polizei der Stadt London, 1793 verfaßt von Colquhoun, verzeichnet nicht weniger als 115,000 Perſonen, welche damals ſchon in London ihren Unterhalt lediglich durch Verbrechen fanden, hauptſächlich durch Diebſtahl, Raub und Betrug.*) Man ſah nun zwar in jeder Woche

*) Genauer 2000 Straßenräuber (darunter highwaymen zu Pferde, nächtliche Einbrecher (burglars), Themſeräuber auf Kähnen (river-pirates) und Taſchendiebe), 60 Hehler derſelben, 3000 Münzverfälſcher (colourers) und ihre Agenten (utterers), 8000 gemeine Diebe, 2500 Arbeiter, die ihr Geſchäft zum Stehlen benutzen, 2000 Juden und Judenjungen, die unter dem Vorwand des Schacher betrügen und ſtehlen, 4000 Hehler kleiner Diebſtähle, 1000 Vagabunden, die alles mitnehmen, Hundediebe ꝛc., 3500 untreue Knechte und Mägde, 8440 Schwindler in allerlei Geldgeſchäften, Lotterien, Mäcklereien ꝛc., 1000 verbrecheriſche Wirthe und Herberger, 1000 betrügeriſche Beamte, 3500 betrügeriſche Krämer und Händler, 10,000 unbeſchäftigte Herumſtreicher, 2500 betrügeriſche Spieler, 3000 Wüſtlinge, 2000 Kuppler, 50,000 öffentliche Dirnen, 1500 herumziehende Spielleute, 1000 arbeitsloſe Fremde, 2000 völlige Trunkenbolde und hülfloſe Kinder, 3000 Bettler. — Eines beſondern Raffinements befleißigten ſich die puffas, ſofern ſie ſchlechte Waaren verauctionirten und einfältige Käufer ſteigerten, und die duffers, welche ſchlechte Waaren als angebliche Contrebande

eine gute Anzahl Gehenkter in der Nähe von London, allein man konnte unmöglich alle henken, die es verdienten. Daher der Ausweg, sie nach Botanybay zu schicken, äußerst willkommen war.

Man hätte glauben sollen, da man im Allgemeinen doch in England noch viel mehr auf Frömmigkeit hielt und der Aufklärung viel weniger huldigte, als auf dem Festlande, die orthodoxe Staatskirche werde der großstädtischen Corruption entgegenwirken. Allein die Staatskirche war ein ziemlich todter Mechanismus geworden. Die hohen Würdenträger der Kirche genossen ungeheure Einkünfte, versahen aber ihr Amt nicht selbst, sondern ließen es durch schlecht bezahlte Vicare besorgen. Der Sonntag war streng geheiligt, aber hinter den Fenstervorhängen hatte die Sünde freies Spiel. Religiösen Eifer und Bußfertigkeit fand man nur unter den Dissenters, die aber zum Theil in abenteuerliche Sectirerei verfielen. Durch die s. g. Testacte waren die Dissenters, d. h. alle, welche nicht zur herrschenden Staatskirche gehörten, von jedem Staatsamt ausgeschlossen, und alle Versuche, ihnen ausgedehntere Rechte zu gewähren, scheiterten im Parlament. Nur die presbyterianische Kirche in Schottland genoß besondre Privilegien und die katholische Kirche in Irland behauptete sich, wenn auch in bittrer Armuth, doch durch die treue Anhänglichkeit des Volkes unter allen Verfolgungen.

Die Lücke zwischen der verknöcherten Staatskirche und der wachsenden Corruption in England mußte nun naturgemäß durch eine Secte ausgefüllt werden, welche die Besserung der Menge eifrig in die Hand nahm.

Seit dem Jahre 1729 hatten sich auf der Universität Oxford einige Studenten zusammengefunden, um ernste Studien zu treiben

---

für sehr werthvoll anpriesen. In der Nähe der großen Arsenale lebten viele Familien blos vom Verkauf des aus den Metallvorräthen Gestohlenen, oder vom Aushaspeln des in allen Tauen der königlichen Marine eingelegten rothen Fadens, um die gestohlenen Taue dann auf die Kauffartheischiffe verkaufen zu können.

und sich von den übrigen Studenten zurückzuziehen, welche damals in England, wie in Deutschland, sehr roh waren. Die kleine solide Gesellschaft las die Classiker, Sonntags aber die h. Schrift in den Ursprachen, kam äußerst methodisch täglich zusammen, kleidete sich sittsam, fastete sogar einen Wochentag (im Gegensatz gegen die viehische Völlerei der andern Studenten) und erhielt daher den Spottnamen der Methodisten. Ihre Stifter waren zwei Brüder, Johann und Carl Wesley, zu ihnen zählte der berühmte Astronom Harvey, 1735 trat zu ihnen der energische Whitefield, und nun nahm die Gesellschaft einen immer mehr religiösen Charakter an. Sie widmete sich der werkthätigen Liebe, dem Besuch der Kranken und Gefangenen, empfing alle acht Tage das Abendmahl und beschloß schon 1735 eine Mission nach Nordamerika, um die Wilden zu bekehren. Unterwegs auf dem Schiffe fanden die Brüder Wesley zufällig den Herrnhuter Spangenberg, der zu demselben Zwecke reiste. Sie nahmen einander freundlich an, trennten sich aber wieder, denn die Methodisten konnten sich in das leidenschaftslose, stille Wesen des Herrnhuter nicht finden, bei ihnen war alles in lauter und lebhafter Aufregung. Die Brüder Wesley richteten in Amerika nicht viel aus, denn die englischen Ansiedler wollten nicht, daß ihre Negersklaven und wilden indianischen Nachbarn bekehrt und überhaupt belehrt würden. Es lag in ihrem Interesse, die einen dumm und in halber Thierheit zu erhalten, die andern ganz auszurotten. Sie legten daher den Methodisten jedes Hinderniß in den Weg, und diese mußten nach Europa zurückkehren. Sie hatten sich aber in Amerika gewöhnt, im Freien zu predigen, und führten diese Methode nun auch in England selbst ein. Ohne sich vor Spott und Hohn zu fürchten, stellten sie sich Sonntags an die Wege und fingen getrost zu singen und zu predigen an, bis sich Zuhörer um sie versammelten, zuerst zu Bristol 1739. Sie wurden verhöhnt, man warf sie mit Steinen, man hetzte einmal einen Ochsen gegen Wesley ꝛc. Whitefield, mit einer seltenen Macht der Rede begabt, mußte einst vor dem Pöbel auf eine Mauer flüch-

ten, predigte von da herab aber so eindringlich, daß der Sturm sich legte, alles mit Andacht zuhörte und auf den geschwärzten Gesichtern der Kohlenarbeiter zwei weiße Rinnen von Thränen ausgewaschen wurden. Bald schloß sich auch die vornehme Welt an, und wenn Whitefield wieder eine gottesdienstliche Versammlung unter freiem Himmel (camp meeting) hielt, sah man hunderte von Kutschen die Herren und Damen herbeiführen.

Das Neue und Ergreifende des methodistischen Gottesdienstes bestand hauptsächlich in der öffentlichen Buße und Beichte. Erweckt durch die Bußpredigt warfen sich die Reuigen auf die Erde hin, bekannten ihre Sünden und überließen sich den lautesten Aeußerungen erst des Schmerzes, nachher aber der Freude bei wiedererlangter Gnade. In s. g. Wachnächten blieb die ganze Gemeinde wach und im Finstern, und jeder bekannte seine Sünden. Neu und sehr anziehend waren die Wechselgesänge von männlichen und weiblichen Stimmen. Wenn man erwägt, wie mechanisch und unlebendig der Gottesdienst der bischöflichen Kirche geworden war, da hier nur gedungene Miethlinge die Predigt geistlos ableierten und nichts gesungen wurde als mittelmäßige Psalmenübersetzungen, so begreift man, welchen Anhang die Methodisten unter denen fanden, denen eine Beseelung des Gottesdienstes Bedürfniß war. Man zählte daher bis in die neunziger Jahre schon 80,000 Methodisten in England. Indeß taugten ihre Exaltationen doch im Allgemeinen nicht für ein so nüchternes Volk, wie das englische, sie nahmen daher ihren Zug nach Nordamerika, wo sie freien Raum für ihre Camp-Meetings fanden.

Uebrigens spalteten sie sich schon 1741 in zwei große Parteien. Die Brüder Wesley hielten sich an das lutherische, Whitefield aber an das calvinische Dogma. Die ersteren lehrten, der Mensch könne die schon gewonnene Gnade durch eigene Schuld wieder verlieren, der letztere aber behauptete, wer einmal auserwählt sey, bleibe es. — Whitefield machte sieben Reisen nach Amerika, gründete ein Waisenhaus zu Savannah in Georgien und hielt zahl-

reiche Camp-Meetings, an denen in den ſüdlichen Colonien beſonders die Neger Theil nahmen, ſtaunend, daß er ihnen verkündete, auch ſie hätten eine Seele, eine unſterbliche Seele, und auch ſie ſeyen Auserwählte. Er ſtarb in Amerika, 1770. Zwanzig Jahre ſpäter erregte in Mancheſter ein Neger, Namens Morant, als Methodiſtenprediger großes Aufſehen. Die Methodiſten blieben aber, wie geſagt, im engliſchen Mutterlande nur eine ſchwache Partei und dehnten ſich erſt in Amerika mächtig aus.

Wir richten unſere Blicke nun wieder nach Amerika hinüber. Hier dankte man Gott, nachdem der Friede geſchloſſen war und die engliſchen, wie auch die franzöſiſchen Truppen allmählig abzogen. Man hatte die Freiheit und Unabhängigkeit errungen und genoß alle Vortheile einer wohlfeilen Regierung und eines neuaufblühenden Handels. Waſhington nahm am 4. Dez. 1783 zu New-York von ſeinen Offizieren Abſchied, leerte noch einen Becher auf ihr Wohl und kehrte auf ſein Landgut als beſcheidener Bürger zurück. Es fehlte nicht an feurigen Offizieren, welche lieber gewünſcht hätten, er hätte ſtatt der Cincinnatusrolle die des Cäſars geſpielt. Sie wollten nun wenigſtens eine ariſtokratiſch-militairiſche Verbindung unter ſich erhalten und ſtifteten den „erblichen“ ſ. g. Cincinnatusorden, für den inſonderheit auch die Offiziere der franzöſiſchen Hülfstruppen ſchwärmten. Allein die nüchternen Republikaner erklärten ſich gegen jede ſolche der allgemeinen Gleichheit zuwiderlaufende Corporation, und in ganz Amerika wagte Niemand, das Ordenszeichen zu tragen, welches man bald darauf deſto häufiger auf der Bruſt der Offiziere in Frankreich ſah. Waſhington ſelbſt verwarf die ariſtokratiſche Anmaßung, die in dieſer Ordensſtiftung lag, und ſorgte dafür, daß die bereits von den Ordensmitgliedern geſammelten Gelder nur zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurden.

Im Jahre 1787 änderten die Amerikaner ihre Conſtitution und ſchufen eine neue, welche noch jetzt gültig iſt. Darnach ſollte die Föderativrepublik erweitert werden können durch neue Provin-

zen, welche sich als besondere Staaten organisiren könnten, sobald sie je 20,000 freie Einwohner haben würden. Bei der ungeheuren Ausdehnung des nordamerikanischen Festlandes aber schritt die Colonisation immer weiter, und zu den ursprünglichen 13 Provinzen oder vereinigten Staaten traten bald neue hinzu. Die neugebaute Stadt Washington wurde Sitz des Congresses, der sich in zwei Häuser theilte, die berathende Versammlung der Repräsentanten (Unterhaus) und einen controlirenden und mit dem Veto betrauten Senat (Oberhaus). Der Präsident wurde auf vier Jahre gewählt, hatte die ausübende Macht, konnte jedoch ohne den Congreß nicht Krieg und Frieden machen, und auch sein Veto war nur suspensiv. Die neue Verfassung trat 1789 in Kraft, und Washington wurde zum ersten Präsidenten gewählt. Als er über den Delaware kam bei Trenton, wo er einst zur Weihnachtszeit durch das Eis gerudert war, empfingen ihn am Ufer weißgekleidete Mädchen und bestreuten ihm den Weg mit Blumen, vor der Stadt aber standen alle Frauen, um ihn zu begrüßen.

Nicht nur in dem befreundeten Frankreich, sondern auch im englischen Parlament selbst wurde die neue amerikanische Verfassung als die vollkommenste auf Erden gepriesen. Daß die Demokratie in den Vereinigten Staaten damals noch nicht ihre schlimmen Seiten hervorkehrte, erklärt sich aus den conservativen Elementen der älteren erbgesessenen Bevölkerung. Das waren äußerst fromme Leute, denen schon eine Störung der Sonntagsstille als Verbrechen galt, und es waren der Mehrheit nach Freeholders, freie Grundeigenthümer, ehrsame Bauern. Die Städte waren noch verhältnißmäßig klein, die Industrie schwach, mithin fehlte noch der demokratische Pöbel, der die Infallibilität der Verfassung und der s. g. Menschenrechte erst auf die Probe stellen sollte.

In einem wichtigen Punkte aber bewährte sich damals schon das Prinzip der nordamerikanischen Verfassung als der Natur der Dinge widersprechend, folglich als auf die Dauer unhaltbar. Man proclamirte nämlich die Freiheit und Gleichheit aller Menschen

durch ein Paradoxon, durch eine Ansicht, die dem **sens commun** nicht sogleich einleuchtet, sich zu compromittiren. Was bisher die sogenannte klassische Poesie in todten Formen sich fortschleppen ließ, was die ersten Versuche des Romantismus zu Enormitäten machte, dasselbe hielt bis jetzt auch die Wissenschaft in analogen Schranken. Den Naturforscher fesselt dieselbe Rücksicht wie den Poeten, der sich scheut, den Hippogryphen aus dem Gallop der Einbildungskraft zum Flug der Phantasie zu spornen: beide fürchten beim Sprung in eine ungraziöse Stellung geworfen zu werden, und ihre Reputation als Reiter auf ewig einzubüßen.

Die Mehrzahl der französischen Naturforscher, wenigstens die tonangebenden, hängen mit dem umfassenden Institut in der Hauptstadt zusammen, und sind öffentliche Charaktere, die ihren Namen in der Gesellschaft zu behaupten haben. Aber in einer Welt, wo jeder Enthusiasmus, der nicht aus den unmittelbaren Interessen der Nation fließt, sogleich für Träumerei gilt, und wo die Ironie die eigentliche sociale Seele ist, geht auch der Mann des Wissens einer Inspiration aus dem Wege, die den vernichtenden Spott gegen ihn herausfordern könnte, und behält sein Interesse seiner Ruhe und seines Namens, die **Allure d'esprit**, mit der er dem allgemeinen Zuge der Gesellschaft folgt, wenn auch nicht in seinen Spekulationen, doch in seinen Schriften bei. Wie ganz anders verhält es sich, wie wir alle recht gut wissen, mit dem Deutschen! — Wenn die französischen Akademiker gleichsam in Einem Convent, unter Einer Regel, nach verständiger Benediktinerweise das Gotteswerk der Wissenschaft fördern, so wohnen in Deutschland in Zellen, über das ganze Land verstreut, contemplative Eremiten, deren jeder ein anderes Bild von Gott und Natur in seinem Innern trägt. Losgetrennt von der Welt, operirt hier der eine mit Skalpel, Luppe oder Retorte, während der andere frei und unbefangen die auf der Tafel seines Gehirns anschießenden Klangfiguren nachzeichnet, von keiner irdischen Rücksicht bewegt, als etwa vom Gedanken, die Messe nicht zu versäumen. — Jedes Mitglied des **Institut de France** muß fürchten, sich durch einen extravaganten Fechterstreich, der etwa nach der berüchtigten Ideologie schmeckte, vor seinen Collegen und der „Welt" zu compromittiren. Aber wie viele deutsche Naturphilosophen und Mystiker werden gehöhnt, gegeißelt, und mit der

und behielt doch die Sklaverei bei und behandelte die schwarze Race wie das Vieh. Die Neger blieben von allen bürgerlichen Rechten, ja sogar von der Gesellschaft der Weißen ausgeschlossen, eine verachtete, nur geduldete Race auch da, wo sie nicht mehr als Sklaven gehalten wurden, sondern frei ihr Gewerbe wählen konnten. Nie durfte in den Vereinigten Staaten ein Neger am Tische eines Weißen sitzen, nie mit ihm in demselben Wagen fahren (auch nicht auf der Post für sein Geld), nie im Theater anderswo als auf der letzten Gallerie sitzen ꝛc. Auch wurde durch die Gründung der Republik die Sklaverei in den südlichen Provinzen nicht aufgehoben, und trotz aller Menschenrechte peitschte der weiße den schwarzen Menschen nach wie vor.

Die Uebersiedelung der Neger aus Afrika als Sklaven nach Amerika war von den Portugiesen ausgegangen. Diese hatten zuerst, weil der weiße Europäer im heißen Clima Brasiliens keine Feldarbeit verrichten kann und der Indianer sich nicht zum Sklaven machen ließ, Neger aus Afrika geholt, um ihren Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao ꝛc. zu bauen. Die Neger, kräftig von Körper und der heißen Sonne gewohnt, dazu eine inferiore und kindische Race, die auch in der afrikanischen Heimath schon in sklavischen Verhältnissen lebte, welche beherrscht seyn will und sich leicht abrichten läßt, taugten in der That zu dieser Bestimmung am besten. Die Spanier, Franzosen, Holländer, Engländer nahmen daher keinen Anstand, den Portugiesen nachzuahmen und auch in ihre in der heißen Zone liegenden Colonien schwarze Sklaven aus Afrika einzuführen. Sie brauchten die Waare nicht lange zu suchen. In Afrika selbst bot man sie ihnen an. Die Negervölker machen seit uralter Zeit ihre Gefangenen zu Sklaven und verkaufen sie, die Könige verkaufen ihre Unterthanen, die Eltern ihre Kinder. Man ist es dort gar nicht anders gewöhnt.

Der Portugiese und Spanier geht milder mit den Negern um, das Verhältniß zwischen Herren und Sklaven ist dort patriarchalischer. In den spanischen Colonien ist die Zahl der Schwar-

zen überhaupt nicht groß. Klagen über grauſame Behandlung der Neger verlauteten zuerſt aus den franzöſiſchen, holländiſchen und engliſchen Colonien und in dem Maaß, in welchem die Zahl der Sklaven wuchs und nach Adam Smiths Syſtem die Arbeit mit ihrem Werth ſich ſteigerte. Der Neger war da nicht mehr der treue Bediente eines wenig begüterten Herrn, der ihn gut behandelte, ſondern hunderte von Negern mußten compagnienweiſe vom Morgen bis in die Nacht unter der Peitſche grauſamer Aufwärter ſchwere Arbeit verrichten, um die Waarenvorräthe des Herrn zu verdoppeln und zu verdreifachen. Man hat berechnet, daß in den Jahren 1733—1766 jährlich nur 20,000 Neger aus Afrika nach Amerika verführt wurden. Von dieſer Zeit an ſtieg die Zahl raſch und im Jahre 1768 führten die Sklavenſchiffe ſchon 97,000 ein. Alles in dem Verhältniß, in welchem das Verlangen nach Colonialwaaren in Europa zunahm. Je weiter der Gebrauch des Kaffees, Zuckers ꝛc. ſich in die mittleren und unteren Stände auf dem europäiſchen Feſtland verbreitete, um ſo mehr Arbeitskräfte, d. h. Neger, brauchten die Plantagenbeſitzer auf den Antillen, und an den heißen Küſten des amerikaniſchen Feſtlandes.

Durch das Chriſtenthum war die Sklaverei nicht abgeſchafft worden, weil der Chriſt ſich an Demuth und ſchweres Ertragen gewöhnen muß. Die neue Philoſophie aber, welche alle Pflichten abſchaffte und dem Menſchen nur Rechte zuerkannte, mußte ſich gegen die Sklaverei als ſolche empören. Es war daher eine grobe Lüge, in Nordamerika die Menſchenrechte zu verkünden und doch die Sklaverei in ihrer bitterſten und gehäſſigſten Uebung beſtehen zu laſſen. Uebrigens war es kein Philoſoph, ſondern der anglikaniſche Biſchof Warburton, welcher zuerſt im Jahre 1766 im engliſchen Parlament auf Abſchaffung des Sklavenhandels, natürlich vergebens, antrug. Erſt zwanzig Jahre ſpäter, 1786, begann Wilberforce im maureriſchen und Rouſſeau'ſchen Syſtem der Humanität, die Menſchenrechte der Neger im Parlamente zu vertreten und widmete ſein ganzes Leben der Emancipation der ſchwarzen

Race. Nichts Schaudervolleres, als die Enthüllungen in ſeinen Parlamentsreden, die Schilderungen des Negeraufkaufs in Afrika, der Negerverpackung auf den Schiffen und ihrer Behandlung in den Plantagen. Allein man antwortete ihm: ohne Neger keine Colonialwaaren, ohne Colonialwaaren kein Reichthum Großbritanniens mehr! Oberſt Tarleton, der die Neger in Amerika lange genug kennen gelernt hatte, erklärte es für Irrſinn, die Grundſätze der Philanthropie auf eine Race anzuwenden, welche, wenn ſie frei würde, damit beginnen würde, die Philanthropen zu ermorden, ihre Weiber zu ſchänden und — ihren Rum auszutrinken, wie es ſpäter auf Hayti wirklich geſchehen iſt. Pitt wollte der Humanität nicht geradezu entgegentreten, obgleich ſein nüchterner Verſtand ſich mehr zu Tarleton als Wilberforce neigte, er ſchlug daher einen Mittelweg ein und beantragte die Emancipation der Neger auf acht Jahre zu verſchieben, was ſo viel hieß, als ſie ablehnen. Nur der König von Dänemark entſchloß ſich, in der kleinen däniſchen Colonie die Negerſklaverei im Jahre 1792 abzuſchaffen.

Die Frage ſollte erſt ſpäter wieder aufgenommen werden und zu ſchweren Conflicten führen.

Achtes Buch.

Friedrich der Große.

Die erste Sorge des großen Preußenkönigs nach Beendigung des siebenjährigen Krieges war, die Wunden dieses Krieges zu heilen, die Werke des Friedens, Ackerbau, Industrie, Handel zu fördern, den gesunkenen Wohlstand herzustellen, das während des Krieges geschlagene schlechte Geld wieder einzuziehen und durch besseres zu ersetzen, ohne Staatsschulden zu machen, überall zu sparen*), wüstes Land anzubauen, neue Städte und Dörfer zu gründen und weise Gesetze zu geben, alles Maßregeln, die ihm eben so großen Ruhm erwarben, als seine siegreichen Schlachten im Kriege.

Im Mittelalter waren die Kaiser und Könige gegen die Völker verpflichtet worden durch Wahlcapitulationen und mitberathende und controlirende Reichsstände, sodann durch den Begriff eines christlichen Königs von Gottes Gnaden, der beim Regieren allezeit

*) Friedrich gab seinen Gesandten oft große Summen, um besondre politische Zwecke zu erreichen, gewöhnlich aber hielt er sie kurz und vergeudete nichts für eine nutzlose Repräsentation. Als sein Gesandter in London sich einmal beschwerte, er könne nicht einmal Wagen und Pferde halten, sagte Friedrich: wenn Ihn Jemand verspottet, daß Er zu Fuße geht, so sage Er nur, mein König geht hinter mir mit 100,000 Mann.

Gottes Gebote vor Augen haben soll. Nach der Reformation verloren die Kirche und zugleich das nationale System der Reichsstände ihr Ansehen und kam mit der Renaissance der altrömische, classisch-heidnische Despotismus nach dem Beispiel Ludwigs XIV. auf und waren bald im Bewußtseyn der Regierenden jene alten Verpflichtungen erloschen und dachten mit jenem Ludwig die meisten: l'état c'est moi, das Volk ist nur um der Fürsten willen da, der Fürst allein hat Rechte, das Volk nur Pflichten, der Fürst darf sich alles erlauben! Daher die furchtbare Ueberbürdung der Unterthanen mit Lasten, die Verachtung des gemeinen Volks von Seiten der privilegirten und in der Gunst der Höfe stehenden Classen, und die colossalen Verschwendungen in der Staatswirthschaft, die allen Grundsätzen eines soliden Haushalts widersprach.

Dieser Mißregierung der meisten Staaten seiner Zeit stellte nun der große Friedrich eine vernünftige Regierung und solide Staatswirthschaft gegenüber. Ohne seine eigene despotische Gewalt aufzugeben, ohne der Kirche oder den Reichsständen irgend eine Concession zu machen, unternahm er es, die moderne Monarchie als solche in voller Omnipotenz bestehen zu lassen, aber zu corrigiren im wohlverstandenen Interesse der Regierenden wie der Regierten. Die große, damals zeitgemäßeste Idee, welche in seiner Regierungsweise ausgesprochen liegt, war: die Völker bedürfen einer *vernünftigen* Regierung, welche durch Sparsamkeit und klugen Haushalt das materielle Wohl fördert, durch Gerechtigkeit und strenge Ordnung überall bei den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit weckt, durch militärische Rüstigkeit und regsame Diplomatie die Staatskräfte stählt und in Elasticität erhält und endlich durch Aufklärung und Bildung die Unterthanen auch fähig macht, die Wohlthaten der Regierung einzusehen und sich in aller Weise mit ihr zu conformiren. In diesem Sinne war das Zeitalter Friedrichs des Großen eine Epoche der Verjüngung und Erfrischung, ein wahrhafter Fortschritt.

Erſt in neuerer Zeit iſt Friedrichs Ruhm angetaſtet und ihm der ſchwere Vorwurf gemacht worden, er habe die unveräußerlichen Intereſſen der Religion Preis gegeben, den Thron vom Altar getrennt und eine Philoſophie begünſtigt, die nothwendig zuletzt zum Umſturz beider hätte führen müſſen. Allein dieſer Vorwurf iſt ungerecht. Eine Periode, in welcher die gebildeten Stände und höheren Klaſſen, ja die höhere Geiſtlichkeit ſelbſt vorübergehend indifferent gegen die Religion wurden, mußte nothwendig eintreten, nachdem die Parteien durch jahrhundertlange theologiſche Zänkereien eben ſo wie durch ungeheure Anſtrengungen in den unentſchieden gebliebenen Glaubenskriegen auf's äußerſte erſchöpft und ermüdet waren. Der Ueberſpannung mußte die Abſpannung folgen und dieſe mußte eine gewiſſe Zeit dauern. Das lag in der Natur der Dinge. Das ungebildete Volk nahm an der religiöſen Indifferenz und an den Angriffen, welche die Philoſophie auf die Religion machte, keinen Theil und ſomit blieb die kirchliche Grundlage erhalten. Friedrich der Große ſelbſt trug zu ihrer Erhaltung bei und ſtörte den Frieden der Gemeinden nicht, änderte nichts an dem alten Beſtande der verſchiedenen Kirchen in ſeinem Staate. Demnach konnten die gebildeten Stände ſich nach einem gewiſſen Kreislauf, den die Modephiloſophie erſt durchlaufen mußte, bis ihre Unzulänglichkeit erkannt wurde, der Kirche wieder zuwenden, ohne daß es zu gewaltſamen Erſchütterungen der Geſellſchaft kam. Dieſe zeigten ſich auch nicht in Preußen, ſondern nur da, wo man von Friedrichs weiſer Schonung der untern Volksclaſſen abwich.

Wer möchte leugnen, daß ihm die Durchführung ſeiner Grundſätze in ſeinem eigenen Reiche gelungen iſt und daß die Zufriedenheit des preußiſchen Volks mit ſeiner Regierung und die unermeßliche Popularität, die er genoß, es hauptſächlich war, was ihm in der ganzen Runde von Europa Nacheiferung erweckte? Das Zeitalter begann für Humanität zu ſchwärmen. Kaiſer Joſeph II. wollte in der edelſten Begeiſterung ſogar noch weiter gehen, als Friedrich, und je ernſter es ihm war, um ſo raſcher und tumul-

tuarischer seine Unterthanen glücklich machen, während die russische Kaiserin Katharina II. den Schein dieser Beglückung und einer philosophischen Regierung mit den reellen Vortheilen der absolutesten Machtvollkommenheit geschickt zu vereinigen verstand. Noch bedeutungsvoller aber und folgenreicher war die Art und Weise, wie der unglückliche König von Frankreich, Ludwig XVI. und seine Minister, ankämpfend gegen die unendlichen Mißbräuche des alten Regierungssystems, dem Beispiele des großen Friedrich nachzukommen trachteten und ohne seinen Geist und seine Fähigkeiten zu erreichen, doch das Princip seiner völkerbeglückenden Regierungsweisheit anerkannten.

Dieses Princip hatte gegen zwei Gefahren zu kämpfen, einmal gegen die Macht der Trägheit, gegen die Liebe zum Alten und Gewohnten, zweitens gegen die Ueberstürzung der Neuerungssucht. Es erlag unter Joseph II. der einen, unter Ludwig XVI. der andern Gefahr! Das einzige Mittel, diese Gefahren wirksam zu vermeiden, lag in der Schonung der wahren Volksinteressen und der unzerstörlichen Volksnatur. Friedrich der Große war hierin viel weiser, als die Fürsten, die ihn nachahmten. Er fand, obgleich absoluter Monarch, ja Despot, doch keine politische, und obgleich Freigeist und persönlicher Verächter der Religion, doch keine kirchliche Opposition, weil er die erstere durch seine gerechte, ökonomische, das Land in jeder Beziehung meliorisirende, volksfreundliche, vernünftige und mäßige Regierungsweise, und die zweite durch Schonung des kirchlichen Herkommens, ja selbst der Jesuiten, erübrigte. Er war viel zu sehr Menschenkenner und viel zu practisch, um seinen persönlichen Unglauben einem noch gläubigen Volke aufdrängen zu wollen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß er einen allgemeinen endlichen Sieg der Vernunft für möglich gehalten hat. Er begnügte sich, seine politische Vormundschaft mit gewissenhafter Rücksicht, sowohl gegenüber den wirklich Unmündigen als gegenüber von denen auszuüben, deren Glauben er nicht theilte. Ihm widerfuhr daher nie etwas so Unangenehmes, wie seinem Nachfolger in

der Wöllnerischen Angelegenheit und wie seinem Zeitgenossen Joseph II. in dem Conflict mit der römischen Kirche.

Vor allem sorgte Friedrich für den Ackerbau, die solide Grundlage seines Soldatenstaates, eines, wir müssen es wiederholen, damals immer noch macedonischen, keineswegs athenienſischen Staates. Er wurde durch eigene Einsicht und durch die Umstände nach einem großen Kriege darauf geführt, ohne daß man ihn deshalb einen Schüler des s. g. physiokratischen Systems, welches der Franzose Quesnay zuerst im Jahre 1757 gelehrt hatte, nennen darf. Nach dieser Lehre sollte es die erste Aufgabe der Staatswirthschaft seyn, alle natürlichen Quellen des Reichthums im Boden durch Ackerbau, Bergbau, Weinbau, Production nothwendiger und nützlicher Nahrungs- und Culturpflanzen, rationelle Viehzucht ꝛc. zu benutzen, um die Bevölkerung zu vermehren und in bessern Wohlstand zu bringen. Friedrich der Große fand dieses System dem Zustand seines Staates angemessen. Er ließ bisher öde liegende Landstrecken colonisiren, Seen und Sümpfe trocken legen und das gewonnene Land anbauen. So gewann er dem Madueſee in Pommern 30,000, den Moräſten des Drömling bei Magdeburg 176,852 Morgen ab; in Schlesien wanderten von 1763—1777 nicht weniger als 30,000 neue Ansiedler ein und in Oberschlesien allein entstanden 213 neue Dörfer, in Lithauen 13,000 neue Haushaltungen. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde vom König 1763 „absolut und ohne das geringste Raisonniren“ abgeschafft, jedoch unter der weisen Einschränkung, daß Naturalleistungen und Frohndienste in der alten patriarchalischen Weise und die niedere Gerichtsbarkeit wie das kirchliche Patronat des Landadels beibehalten wurden. Daß dem gemeinen Mann nicht Unrecht geschah, war eine der vornehmſten Sorgen des Königs. Als er eine Windmühle und was dazu gehörte kaufen wollte, um die Gärten von Sanssouci zu erweitern, und der Windmüller nicht darauf eingehen wollte und mit dem Kammergericht drohte, verzichtete der König sogleich und ehrte das Recht des armen

Nachbarn. Als der Wassermüller Arnold bei Pommerzig, im Kreise Krossen sich darüber beklagte, sein Nachbar, ein Edelmann, sperre ihm das Wasser ab, die Gerichte aber seine Klage unbegründet fanden, ließ sich der König durch sein Vorurtheil zu Gunsten des gemeinen Mannes verleiten, das gerechte Urtheil zu cassiren und drei Kammergerichtsräthe (Ransleben, Friedel und Graun) auf die Festung zu schicken, 1779. Solche Exempel wirkten Wunder. Kein Beamter und kein Edelmann in Preußen hätte sich unter dem großen Friedrich erlaubt, einen Landmann zu bedrücken. Uebrigens war der König auch so weise, auf den Landschulen nur Lesen, Schreiben und Rechnen lehren zu lassen neben der Gottesfurcht, die ihnen der Pastor einprägte. Mehr brauchte das Landvolk nicht und die Kinder hatten Zeit übrig, den Eltern im Feld- und Hausgeschäft zu helfen.

Dem durch den Krieg verarmten Landadel half der König durch das landschaftliche Creditsystem auf, welches seinen segensreichen Anfang im Jahre 1770 in Breslau nahm nach dem Entwurf des bürgerlichen Fabrikanten Böhring. Verarmte Edelleute waren gezwungen, ihre Güter um Spottpreise zu verkaufen. Dem wurde durch den Zusammentritt sämmtlicher schlesischer Rittergutsbesitzer abgeholfen, unter deren Garantie eine Landschaftscreditbank den ärmeren Edelleuten Geld auf ihre Güter lieh. Die übrigen Provinzen abmten das Beispiel Schlesiens nach.

Um die Landescultur zu fördern, befahl der König auf eine etwas despotische Weise den Anbau von Kartoffeln und die Pflanzung von Obstbäumen, was anfangs auf große Vorurtheile alter schlechter Gewöhnung stieß, nachher aber dem König verdankt wurde. Die außerordentliche Ergibigkeit der schlesischen Kartoffelerndte erwies sich schon in den Hungerzeiten des siebenjährigen Krieges segensreich und noch mehr, als 1770 ein furchtbar kalter Winter vom October bis Mai von einer Hungersnoth begleitet war und Hunderttausende aus Böhmen nach Schlesien herüberkamen, um sich zu sättigen.

Der Bürgerstand war in Preußen damals immer noch nicht zahlreich. Doch sorgte der König für den Handel durch Errichtung der Seehandlungsgesellschaft (1772), und für die Industrie durch Hebung der Fabriken. Im Uebrigen hatte er den Grundsatz, unnützen Luxus einzuschränken durch hohe Besteuerung, ein an sich weises und landesväterliches System, welches ihn aber zu weit führte. Daß die Mittelclasse nicht mehr mit einer Suppe oder Bier zum Frühstück vorlieb nehmen wollte, sondern Kaffee verlangte, und daß zugleich das Tabakrauchen immer mehr überhand nahm, erschien ihm als Sittenzerfall und Verweichlichung und da er Kaffee und Tabak doch nicht verbieten konnte, so besteuerte er ihn wenigstens sehr hoch und errichtete eine eigene „Generaladministration der königlichen Gefälle" oder Regie, welche das Monopol des Kaffee- und Tabakshandels übernahm und 24 Loth Kaffee in einer Büchse zu einem Thaler verkaufte. Damit aber kein Kaffee geschmuggelt wurde, mußte eine eigene Kaffeepolizei eingeführt werden und besondre s. g. Kaffeeriecher schlichen in allen Städten umher und rochen, wo Kaffee geröstet oder gekocht wurde.*) Diese Kaffeeriecherei wurde um so verhaßter, als der König dazu, wie überhaupt zur gesammten Administration der Regie, nur Franzosen brauchte, denen er allein die erforderliche Praxis in diesem Verwaltungszweige zutraute. Nach der höchsten Angabe dienten an der Regie 1500, nach der geringsten nur 200 Franzosen unter dem großen Friedrich.**) Auf eine Beschwerde der pommerschen Land-

*) Eine Karikatur, die ihn darstellte, wie er, die Kaffeemühle zwischen den Beinen, dasaß, wurde an die Straßenecken Berlins geklebt. Der König kam selbst dazu und sagte lachend, sie sollten das Bild tiefer hängen, damit es die Leute besser sehen könnten.

**) In v. Klöbers trefflichem Buche „von Schlesien vor und nach dem Jahre 1740" heißt es: „Es langte im Jahr 1766 eine Colonie von französischen Regisseurs und Commis auf der Post, zu Pferde, auf Eseln und zu Fuß in den preußischen Ländern an. Sie errichteten zu Berlin eine sehr hochbesoldete Regie und schickten Directeurs, Inspecteurs, Visitateurs,

Märtyrerkrone gekrönt, während ſie ſich in Perſon behaglich zu Spiel oder Unterhaltung ins Caſino begeben, wo die Geſellſchaft von ihrem Martyrium keine Sylbe weiß, oder doch keine Notiz davon nimmt. — Es iſt der höchſte Stolz der Franzoſen den Geiſt zu haben, den Jedermann hat; der Deutſche hat ſeinen Geiſt für ſich, oder er hat gar keinen, der der Rede werth wäre.

Dieſe Parallele ließe ſich durch alle Verhältniſſe der Zunft hindurch verfolgen. Hier nur noch etwas über den Unterſchied, der im Allgemeinen in der Form der wiſſenſchaftlichen Darſtellung auffällt. — Man hört häufig unter uns die glatte, klare, präciſe Weiſe rühmen, in der die Franzoſen wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſchriftlich darzuſtellen wiſſen. Dieſe Gabe erſcheint doppelt ſchätzbar, wenn es ſich davon handelt, einem größern Kreiſe von allgemein Gebildeten etwa eine Erfindung oder Entdeckung ſo angenehm und faßlich zu demonſtriren, daß die Leute den Zuſammenhang mit dem Nächſten, wie mit dem Entfernteſten ſofort klar einſehen, oder einzuſehen meinen, worauf noch mehr ankommen möchte, als auf das Einſehen ſelbſt. Man kann nicht läugnen, dieſe Popularität der Schreibart iſt in Frankreich ſo häufig als in Deutſchland ſelten; dies rührt aber großentheils daher, daß ſie hier ſo ſchwer iſt als dort leicht, und die Gründe möchte ſich Jeder, der darüber noch nicht nachgedacht hat, aus dem bisher Angedeuteten entwickeln können. Der Franzoſe auf ſeinem rein empiriſchen Standpunkt hat es überhaupt nur mit dem Faßlichen zu thun, er ſagt nichts aus, was er nicht demonſtriren kann, und was eine Hauptſache ſeyn dürfte, bei ihm iſt nicht ſo viel philoſophiſche Schulterminologie in die wiſſenſchaftliche Sprache übergefloſſen, und dieſe unterſcheidet ſich weſentlich in nichts von der der übrigen Literatur. Die Darſtellungsweiſe ausgezeichneter Franzoſen macht auf den Deutſchen meiſtens einen guten Eindruck, wie denn z. B. Aragos Durchſichtigkeit bei Behandlung wiſſenſchaftlicher Stoffe ſehr liebenswürdig erſcheint. Deutſche Verſuche in dieſer Manier ſehen einen dagegen leicht ſchal und oberflächlich an.* Woher dieſer Unterſchied? Wohl nur daher, daß der Deutſche unbewußt das ſeiner Natur entgegenſtehende, aber nothwendige Element in ſeinem naiven, originellen Ausdruck achtet, während ihn deutſche Formen, die ſich von der deutſchen Tiefe gar zu fern halten, antipathiſch berühren. Der Deutſche täuſcht ſich ſelbſt,

stände ließ der König antworten: „Sr. Majestät sind in ihrer Jugend selbst mit Bierſuppe erzogen worden, das ist viel gesunder als der Kaffee."

Auf die Armee wandte der König fortwährend seine Sorgfalt, denn sie war sein Schatz und der Träger seiner Macht. Dem Adel blieben die Offiziersstellen vorbehalten, jedoch hatte er im siebenjährigen Kriege viele bürgerliche Soldaten ihrer Brauchbarkeit wegen zu Offizieren gemacht, welche hinterdrein von ihm geadelt wurden. Nur in die Cadettenhäuser durften bloß Jünglinge von gutem Adel aufgenommen werden und ein ausdrücklicher Befehl des Königs erlaubte auch in Ausnahmsfällen bei kriegerischer Tüchtigkeit eines bürgerlichen Soldaten nur dann, daß er zum Secondelieutenant avancire, „wenn er 12 Jahre gedient, ein gut Exterieur, große Meriten und einen offnen Kopf habe." Um die Truppen in Uebung zu erhalten, veranstaltete Friedrich in jedem Frühjahr und Herbst ein großes Manoeuvre. Die gemeinen Soldaten ließ er fortwährend werben, obgleich die meisten Landeskinder waren. In Preußen wie in allen übrigen Staaten herrschte immer noch das alte Werb- oder Söldnersystem. Wildfänge, Flüchtlinge, Taugenichtse und arme Teufel aus allen Weltgegenden fanden, wenn sie nur gesund und gut gewachsen waren, überall gegen ein gutes Handgeld Eintritt in den damaligen Armeen und desertirten oft systematisch von einer Armee zur andern, um immer wieder ein neues Handgeld zu bekommen. Um sie nun bei der Fahne zu hal-

---

Controlleurs, Commis und Plombeurs nach allen Provinzen, auch Brigaden von Anticontrebandiers zu Pferde und zu Fuß auf die Grenzen. Die neue Regie vervielfältigte die Accise- und Zollvorschriften durch eine Menge von Ordonnanzen, und da sie mit den vorigen Gesetzen und ihren Gründen nicht bekannt war, so mußten Widersprüche und Verwirrung entstehen. Wurden auch nicht alle Accise- und Zollsätze erhöht, so führte man doch eine so große und mannigfaltige Menge von kleinen zu lösenden Zetteln, Attesten, Quittungen ein, daß die dafür zu zahlende Gebühr eine neue Auflage ausmachte."

ten und ihre Wildheit zu zähmen, bedurfte es einer äußern strengen Disciplin und des unvermeidlichen Stocks. Wenn man erwägt, daß die Strafgesetze, durch welche die alten Landsknechte und noch die Schweizer-Regimenter im ausländischen Dienst, in Zucht und Ordnung gehalten werden mußten, noch grausamer waren, so darf man sich nicht wundern, daß die preußischen Soldaten trotz des Stocksystems und der grausamen Strafen für Desertion dennoch die tapfersten Männer ihres Jahrhunderts waren. Das s. g. Spießruthenlaufen, damals die allgemein übliche Strafe für Deserteure, stammte noch von den alten Landsknechten her. Die Deserteure des 18. Jahrhunderts mußten durch zwei Reihen Soldaten, von denen sie mit Ruthen gehauen wurden, Gassen laufen, zur Zeit der Landsknechte waren sie durch wirkliche Spieße gejagt worden.

Auffallend erscheint die Unzweckmäßigkeit der damaligen Soldatentracht. Den Kopf des preußischen Soldaten deckte ein dreieckig aufgeschlagener Filzhut, wie ihn noch jetzt viele Bauern tragen. Unter diesem Hute quollen auf jeder Seite an den Schläfen zwei weißgepuderte wagrecht liegende Haarrollen hervor. Von dem übrigen gestriegelten und gepuderten Kopfe hing unter dem Hute ein langer eng mit schwarzem Band umflochtener Zopf hinunter. Der Uniformrock war damals schon vorne zurückgeschlagen, also ein Frack, nur noch mit breiten Schößen. Die Taille, anfangs noch tief, rückte mit der Zeit immer höher hinauf, so daß unter dem blauen Rock die gelbe Weste hervortrat. Die Beinkleider mußten eng anliegen, was den Mann in seinen Bewegungen hemmte und überdies ungesund war. Von dem Knie ab, trug er zugeknöpfte Gamaschen. Welche Plackerei, bis so ein Mann alle Morgen gepudert, bis sein Zopf geflochten, bis seine Gamaschen geknöpft waren!

Der große König nahm auch Bedacht auf die Justiz, welche zu seiner Zeit sehr im Argen lag. Nur in England gab es eine streng geregelte, wenn auch pedantische Justiz. In Frankreich konnte die Maitresse des Königs durch eine lettre de cachet des-

selben mit Umgehung aller Justiz ins Gefängniß werfen lassen, wen sie wollte, und wurden die Parlamente aufgehoben, um den Herzog von Aiguillon der Justiz zu entziehen. Das deutsche Reichskammergericht schleppte sich mit hundertjährigen Prozessen und entschied am Ende doch nur nach politischen Rücksichten. Noch bestand die bluttriefende Carolina (Criminalgesetzgebung Karls V.) mit der Tortur. Friedrich II. trat nun auch in diesem Gebiet als Reformator auf, milderte die Carolina, schaffte die Tortur ab*) und ließ durch seinen Kanzler Cocceji eine neue Civilgesetzgebung als codex Fridericianus zuerst nur im Entwurf herausgeben, worin der König selbst (Theil I. Titel 1. §. 14. 15. Theil IV. Titel 6. §. 3—9) erklärte: alle Menschen, groß oder klein, reich oder arm, sollen vor der Justiz gleich seyn — wenn der Fiscus mit Unterthanen in Streit liegt, solle das Kammergericht unparteiisch, wenn auch immer gegen den Fiscus entschieden — wenn der König selbst eigenmächtig von sich aus etwas decretirt hätte, was gegen das Recht wäre, solle das Kammergericht das königliche Decret selbst nicht beachten, sondern entscheiden, was Recht ist.

In Neufchatel in der Schweiz, dessen Erbfürst Friedrich war, wollte er übereilterweise nach französischer Manier die Steuern und Abgaben in Pacht geben, was einen Volksaufstand veranlaßte, in welchem des Königs Generaladvocat Gaudot erschossen wurde, 1768. Aber Berner Truppen stellten die Ruhe her und der König verzichtete auf die Verpachtung.

In seiner auswärtigen Politik war Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege sehr vorsichtig und immer nur defensiv.

*) Ein Candidat in Berlin wurde beschuldigt, eine Wittwe umgebracht zu haben und gestand im Schmerz der Tortur die That ein. Eine nähere Untersuchung der Leiche ergab aber, daß die Wittwe mit einem kunstgerechten Scharfrichterknoten erwürgt worden war, den nur ein Mann des Handwerks geknüpft haben konnte und man entdeckte in einem Henkersknecht den wahren Mörder. Als Cocceji von diesem Vorfalle dem König Nachricht gab, befahl derselbe augenblicklich, die Folter abzuschaffen.

Wir haben bereits geſehen, mit welchem Geſchick er in der polniſchen Frage zwiſchen Rußland und Oeſterreich äquilibrirte, obgleich er im Ganzen hier nicht die beſte Rolle ſpielte. Oeſterreich und Preußen hätten von vorn herein zuſammenhalten ſollen gegen Rußland, anſtatt daß nun beide eiferſüchtig um Rußlands Gunſt buhlten und Rußlands Macht, ſtatt ſie zu ſchwächen, ungeheuer verſtärkten. England blieb erkaltet gegen Preußen, dagegen näherte ſich ihm Frankreich, ſeitdem ſich das Bündniß dieſer Macht mit Oeſterreich wieder gelockert hatte.

Je mehr die Verſchwendungen und Kriegskoſten der Staaten das phyſiokratiſche Syſtem bevorworteten, um ſo natürlicher verband ſich damit auch ein modernes Arrondirungsſyſtem. Rußland arrondirte ſich mit Polen und Kurland und verlangte noch die Krimm, um ſeine Producte durch das ſchwarze Meer, wie durch die Oſtſee auszuführen. Oeſterreich arrondirte ſich ſtatt des verlorenen Schleſien mit Gallizien, ſtatt des verlorenen Lothringen mit Toscana und Ferrara, und verlangte noch Bayern, gegen welches es gerne die vorderöſterreichiſchen Beſitzungen in Schwaben und die entfernten Niederlande hergegeben hätte. Eine Gelegenheit dazu zeigte ſich bald, da 1777 die bayriſche Linie der Wittelsbacher mit Maximilian Joſeph ausſtarb, und die Pfälzer Linie mit Karl Theodor in das Erbe eintrat. Karl Theodor hatte ſelbſt keine legitimen Kinder, ſorgte daher nur für die illegitimen und wandte, wie oben ſchon geſagt iſt, die Jeſuitengüter einem derſelben zu. Altbayern war ihm zuwider, er lebte viel lieber in ſeinem Mannheim oder Düſſeldorf, an das ihn die Erinnerungen ſeiner luſtig verlebten Jugend feſſelten. Darauf hatte nun Kaunitz ſchon vor dem Jahre 1777 einen kühnen Plan gebaut. Karl Theodor ſollte Bayern an Oeſterreich abtreten und dafür die Niederlande nehmen, an die ſein Jülich grenzte. Er ging auch gerne darauf ein, aber man mußte mit der Ausführung vorſichtig ſeyn, weil eine Vergrößerung Oeſterreichs durch ganz Bayern die Eiferſucht Preußens, Rußlands und Frankreichs erregt und wahrſcheinlich einen Krieg

veranlaßt hätte. Aus diesem Grunde begnügte sich Karl Theodor, einstweilen nur Niederbayern an Oesterreich abzutreten gegen eine künftige noch nicht namhaft gemachte Entschädigung, worunter nur die Niederlande gemeint waren. Diesen schon früheren Vertrag eilte Karl Theodor gleich nach seinem Regierungsantritt in München zu publiciren und österreichische Truppen nahmen ohne Weiteres Niederbayern in Besitz. Oberbayern sollte nachfolgen. Insgeheim war bereits ausgemacht worden, Karl Theodor sollte als Besitzer der Niederlande den Titel eines Königs von Burgund annehmen.

Nun sind aber bekanntlich die Bayern stolz auf die verhältnißmäßige Unabhängigkeit und Einheit ihres Volksstammes und alte Feinde der österreichischen Nachbarn. Das Volk wollte sich also nicht gerne theilen lassen. Auch hatte die Nebenlinie des Wittelsbacher Hauses, der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken, welcher, wenn Karl Theodor kinderlos starb, nächster Erbe des Gesammthauses Wittelsbach war, ein sehr nahe liegendes Interesse, Bayern seiner Familie zu erhalten, war aber feig und wollte nichts wagen. Aber in München selbst bildete sich eine starke Partei, an deren Spitze die Herzogin Marie Anna stand, Wittwe eines kürzlich verstorbenen Herzog Clemens von einer Nebenlinie des bayrischen Hauses, die von dem preußischen Agenten, Grafen von Görtz eifrig unterstützt und geleitet wurde. Friedrich II. bot alles auf, um die Vergrößerung Oesterreichs zu verhindern und zog Frankreich und Rußland mit ins Spiel, um diese rein deutsche Angelegenheit zu entscheiden. Natürlicherweise wollten Frankreich und Rußland von einer Vermehrung und bessern Arrondirung der österreichischen Macht so wenig etwas wissen, als Preußen, und so wurde der schwache Karl gestärkt und zu einer Opposition aufgemuntert, die gar nicht in seinem Sinne gelegen war. Zuerst mußten die bayrischen Landstände gegen den österreichischen Vertrag protestiren, dann wurde der zweibrückische Minister von Hohenfels, der von seinem furchtsamen Herrn den Befehl hatte, den Vertrag mit zu unterzeichnen,

bewogen, davon abzustehen (obgleich ihm Oesterreich eine halbe Million Gulden für die Unterschrift geboten hatte) und des preußischen Schutzes gewiß protestirte nun auch Karl als nächster Erbberechtigter gegen den Vertrag.

Hierauf erklärte Friedrich der Große an Oesterreich den Krieg, falls es Niederbayern nicht räume, im Frühjahr 1778. Als Oesterreich sich weigerte, rückte Friedrich wirklich im Juli mit einem Heer in Böhmen ein, blieb aber nach wenigen Tagen wieder stehen. Es war ihm mit einem blutigen Krieg kein Ernst, er hoffte vielmehr auf die Vermittlung Rußlands und Frankreichs, die eine Vergrößerung Oesterreichs nicht zugeben würden. Auch in Wien hatte die alte Kaiserin große Scheu vor einem neuen Kriege mit Preußen und nur ihr Sohn brannte vor Begierde, sich mit dem großen Friedrich zu schlagen, *) seine Mutter hielt ihn jedoch zurück, und unterhandelte insgeheim (ohne daß Joseph etwas davon wußte), durch Thugut mit dem Könige. Die Unterhandlungen wurden lange aufgehalten, wobei die Befriedigung eines sächsischen Anspruches auf einen Theil des bayrischen Erbes zum Vorwand diente. Im Winter nahm Friedrich die Winterquartiere in österreichisch Schlesien und die österreichische Armee stand ganz in der Nähe. Seit dem Jan. 1779 neckte man sich durch kleine Streifereien. Am 4. Februar überfielen die Kaiserlichen unter Wurmser die Preußen in Halberstadt, und am gleichen Tage nahmen die Preußen unter Möllendorf die Magazine der Oester-

*) In einem Schreiben an Friedrich beklagt sich Joseph nicht mit Unrecht, Preußen hätte sich erklären sollen, ehe österreichische Truppen Niederbayern besetzten, dann hätte sich Oesterreich noch mit Ehren zurückziehen können, während Preußen jetzt darauf ausgehe, es zu demüthigen. Am Schluß des Briefes aber bricht Joseph in etwas abgeschmackte Prahlereien aus. „Wenn Ew. Majestät ein Vergnügen haben, 200.000 Mann aufzustellen, so komme ich mit der gleichen Zahl. Wollen Sie versuchen; ob Sie noch ein glücklicher General sind, so bin ich bereit, Ihrer Kampfbegierde eine Genüge zu leisten" ꝛc.

reicher bei Brix. Unterdeß hatte die russische Kaiserin ein Heer an die Grenze geschickt, um Oesterreich zu drohen, worauf Maria Theresia am 7. März einen Waffenstillstand schloß, welchem am 13. Mai der Friede zu Teschen folgte. Bayern trat an Oesterreich nur das Innviertel ab. Preußen erhielt die Zusicherung der Erbfolge in Anspach und Bayreuth. Sachsen wurde mit 6 Mill. Gulden abgefunden. Das war der s. g. bayrische Erbfolgekrieg, den die Soldaten den Kartoffelkrieg nannten, weil sie im Lager meist von Kartoffeln gelebt hatten. Joseph, äußerst unzufrieden mit dem Frieden, vermied eine Zeitlang seine Mutter und machte eine Reise nach Rußland, um Katharina II. von Preußen abzuziehen. Natürlicherweise ließ sich Katharina diese Huldigung gerne gefallen und belohnte sie dadurch, daß sie Josephs jüngeren Bruder Maximilian durch ihren Einfluß und trotz Friedrichs Einsprache zum Coadjutor von Münster und nachher zum Erzbischof Kurfürsten von Köln durchsetzte. Dieses abwechselnde Buhlen Preußens und Oesterreichs um die russische Freundschaft, die Appellation an Rußland in rein deutschen Fragen, die Gelegenheit, welche die beiden deutschen Großmächte Rußland gaben, sich in die deutschen Dinge zu mischen, war sehr beklagenswerth.

Als Joseph 1780 zur Regierung kam, bewachte Friedrich alle seine Schritte. Seine Besorgniß war so groß, daß er einen unverzeihlichen, nicht blos Oesterreich, sondern auch Preußen beschimpfenden Schritt that und der Kaiserin Katharina selber den Antrag machte, eine stehende russische Gesandtschaft beim deutschen Reichstage zu errichten, um die deutschen Angelegenheiten künftig als Garantin des deutschen Reichs (ungefähr so wie Repnin in Warschau die polnischen Angelegenheiten) zu überwachen. Da kam 1781 wirklich Fürst Romanzow als erster russischer Gesandter am Reich. Die Dinge gestalteten sich indeß so, daß Joseph II., dem dieser Streich gelten sollte, Vortheil davon zog, indem Katharina sich bald von der preußischen auf die österreichische Seite drehte. Joseph hatte damals mit seinen Reformen im innern Staatshaushalt zu thun.

Erst als er kleine gewaltthätige Eingriffe in Reichsangelegenheiten zu machen anfing, begann neuer Streit. Ein altes Vorrecht des deutschen Kaisers war, mittelst s. g. Panisbriefe Invaliden und Veteranen für Dienste, welche sie dem Kaiser geleistet hatten, im Reiche, sonderlich auf Kosten der Klöster zu versorgen. Dieses außer Gebrauch gekommene Vorrecht erneuerte nun Joseph und schickte seine alten Schafe auf die fetten Waiden im Reich jenseits der österreichischen Grenze. Darüber wurde nun Beschwerde erhoben. Ferner entriß Joseph eigenmächtig den Bischöfen des Reichs ihre alten Diöcesanrechte auf österreichischem Gebiet. Zum Bisthum Passau gehörte Oberösterreich und das Innviertel. Diese entzog ihm nun Joseph und schuf ein neues Bisthum Linz. Eben so nahm er dem Bischof von Lüttich, was in den Niederlanden zu dessen Diöcese gehörte. Endlich kam er aufs neue auf den alten Plan zurück, die Niederlande gegen Bayern auszutauschen, was auch immer noch in den Wünschen Karl Theodors lag. Nun fuhr Friedrich der Große rasch wieder auf und lud die deutschen Reichsfürsten zu einem Fürstenbunde ein, welcher die Rechte der Reichsgenossen dem gewaltthätigen Kaiser gegenüber wahren sollte. Alle deutschen Fürsten traten bei am 23. Juli 1785, außer Köln, Trier, Württemberg, Oldenburg, Darmstadt. Es kam jedoch wieder zu keinem Kriege, weil Joseph, aus Rücksicht auf Frankreich das bayerische Tauschproject abermals fallen ließ. Katharina II., die ihm lange vorher mit ihrem Schutze geschmeichelt hatte, spielte diesmal eine zweideutige Rolle und vereitelte die Wünsche Josephs, während sie zugleich gegen Preußen eine kalte und drohende Miene annahm, als habe sie das Schiedsrichteramt über Deutschland und dürfe weder Joseph etwas gegen ihren Willen thun, noch auch Friedrich gegen ihren Willen eine preußische Hegemonie in Deutschland etabliren. Preußen war im Kabinet Katharina's immer durch Panin unterstützt worden, als dieser Potemkin weichen mußte, hielt sich Katharina mehr zu Oesterreich, was um so natürlicher war, als Joseph II. sich ihr viel gefügiger anbequemte als Friedrich.

Friedrich drangsalirte damals die Stadt Danzig, um ihr fühlbar zu machen, daß sie sich früher oder später Preußen unterwerfen müsse. Während schon ganz Westpreußen Friedrich gehorchte, blieb Danzig auf allerdings ziemlich unnatürliche Weise noch eine polnische Enclave. Weil aber Neufahrwasser, der einzige schiffbare Theil der Weichselmündung, preußisch war, schnitt Friedrich den Danzigern ihren ganzen Seehandel ab. Polen rief den russischen Schutz an und Katharina setzte durch, daß die Danziger Neufahrwasser mit Preußen wenigstens theilen durften, 1784.

Seitdem hat der König keinen wichtigen politischen Act mehr vorgenommen. Er wurde alt und leidend.

Des Königs Persönlichkeit hat sich den Zeitgenossen und durch Bilder auch der Nachwelt unauslöschlich eingeprägt. Oeffentlich erschien er nie anders als in Uniform mit dem charakteristischen Dreimaster auf dem Kopfe, gepuderten Seitenlocken und langem Zopf, in der Hand immer den Krückenstock, auch wenn er zu Pferde saß, auf der blauen Uniform mit rothen Aufschlägen den Stern des schwarzen Adlerordens, darunter die silberne Schärpe und die lange Weste, aus deren Taschen er Tabak zu schnupfen pflegte, kurze, schwarzsammtne Beinkleider und hohe Stiefeln (stets ohne Sporen), an der Seite den Degen. Die Uniform trug er, auch wenn sie schon ganz alt und abgeschabt war, seine Weste war oft von Tabak beschmutzt. Seine Stiefeln waren immer alt, denn er ließ sie, bevor er sie anzog, erst von einem Kammerhusaren austragen. Im Zimmer prunkte er dagegen in einem Kasaquin von hellblauem Sammt mit kostbaren Stickereien, einem Geschenk seiner weiblichen Anverwandten. Er war nur von mittlerer Leibesgröße, aber imponirend durch seine geistreiche Physiognomie, eine charakteristisch vorspringende Nase und große blaue Augen, die in seiner Jugend von bezaubernder Schönheit waren. Den Kopf trug er etwas nach rechts hin, vom Flötenblasen. Diesem Lieblingsinstrument mußte er aber entsagen, als er die Zähne verlor.

Er lebte vorzugsweise den Regierungsgeschäften und dem Um-

gang mit geistreichen Freunden und Fremden, meist zu Sanssouci, in der ihm lieb gewordenen ländlichen Einsamkeit. Dabei hatte er eine so große Liebhaberei an Hündinnen, daß er dieselben mit allen ihren Unarten sogar in seinem Arbeitszimmer duldete.*) Seinen Pferden gab er die Namen von Feinden: Brühl, Choiseul, Kaunitz, Bute. Als Bute ihn im siebenjährigen Kriege im Stiche ließ, mußte das Roß, das seinen Namen trug, mit den Mauleseln ziehen. Alle persönlichen Diener des Königs mußten sich des weiblichen Umgangs enthalten, und in Sanssouci wurde keine Liebschaft geduldet bei unnachsichtlicher Verabschiedung. Eigenthümlich äußerten sich die Launen des Königs. Er unterschrieb sich stets nur Federic und datirte aus Köln an der Spree (einem Stadttheil Berlins). Zuschriften, die er beantworten sollte, versah er häufig nur mit Randglossen, in denen er seinen guten oder bösen Humor ungenirt ausließ.

Eine merkwürdige Abneigung behielt er gegen Ostpreußen, weil dasselbe im siebenjährigen Kriege der russischen Kaiserin gehuldigt und obgleich er gerade damals von dorther viele Beweise der Treue und der patriotischen Aufopferung erhalten hatte. Als er nach der Theilung Polens Westpreußen in Besitz nahm, achtete er die mittelalterliche Kunst in dem herrlichen Sitz der deutschen Ritter zu Marienburg nicht, sondern machte aus dem Schloß eine Kaserne, so daß viel Schönes darin zerstört wurde, was die Neuzeit mühsam wieder herstellt.

Man hat Friedrich dem Großen oft vorgeworfen, daß er auch

*) Die schönen Windspiele wurden dem König auf einem sechsspännigen Wagen nachgeführt und saßen auf dem Vordersitz, während der sie bedienende Lakai den Rücksitz einnahm und sie per Sie anredete: Biche, seyn Sie doch artig! Alkmene, bellen Sie doch nicht so! — Alkmene starb, während der König im Felde stand, und er ließ sie feierlich beisetzen. Eine dritte hieß Arsinoe. Als er dem Tode nahe war, befahl er, seine Leiche nicht in der königlichen Gruft, sondern unter seinen Hündinnen zu begraben, was natürlich unterblieb.

wenn er es geradezu für leicht hält, seine eigenthümliche Naturanschauung mit Popularität der Darstellung zu vereinigen, soweit es sich von allgemeinen, höheren Betrachtungen und nicht etwa bloß von Thatsächlichem handelt. Die Schreibart des Franzosen ist ein Abbild seiner Forschung: diese besteht in lauter allmählichen Annäherungen, gleichsam Trancheen, einem idealen Ziele gegenüber, das ihm ein unerreichbares ist, und das er daher meist gar nicht in Betracht zieht. Der Deutsche aber läßt es sich nie nehmen, jede Reihe von Phänomenen auf ein naturgesetzliches Höchstes und Allgemeinstes zu beziehen, und bei diesem Bestreben geht ihm die Scheidemünze gemeinfaßlicher Begriffe und Worte nur zu bald aus. Während die Sprache des Franzosen in lauter demotischen Formen hinfließt, drängen sich dem Deutschen, indem er mit dem Ausdruck ringt, überall jene hieratischen Formeln auf: objektiv und subjektiv, concret und abstrakt, real und ideal, relativ und absolut u. s. w., die zwar den Gedanken für den Wissenden streng und präcis ausprägen, aber für den, der gemeine oder allgemeine Belehrung sucht, den Kern der Wissenschaft vor lauter Wissenschaftlichkeit unzugänglich machen. In einer der zahlreichen Stellen, welche ihr Buch der Bonaparteschen Polizei so verhaßt gemacht haben, spricht es Frau von Staël aus, warum es, der glatten Sprache der analytischen Methode gegenüber, so schwer fällt, höhern Ideen Worte zu geben, und der Deutsche läßt sich gerne überreden, daß sie das Verhältniß richtig aufgefaßt habe. Sie sagt: „Da die Analysis nur theilend erforschen kann, so fällt sie wie das Zergliederungsmesser über die todte Natur her. Aber dies ist ein schlechtes Werkzeug, wenn man das Lebendige kennen lernen will; und wenn man Mühe hat, durch Worte den lebendigen Begriff, der uns die Gegenstände in ihrer Ganzheit darstellt, zu definiren, so rührt dies daher, daß dieser Begriff dem Wesen der Dinge ungleich verwandter ist."

Wir wenden uns nun zum Engländer und versuchen es, seine Naturphilosophie kurz zu charakterisiren.

Wir haben schon oben bemerkt, wie der Sensualismus und Skepticismus in seinem eigentlichen Vaterland, in England, nicht die consequente Ausbildung finden konnte wie in Frankreich. Der Genius des Volks selbst war das gesunde Bindemittel, das jenen

für die neueren Kundgebungen des deutſchen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft ſo wenig Sinn gehabt habe, wie für die älteren, und daß er ſeiner Geiſtesrichtung nach durch und durch nur Franzoſe geweſen ſey. Es iſt wahr, ſein Geiſt nährte ſich faſt ausſchließlich durch franzöſiſche Lecture, und ſeine Lieblingslecture waren die Schriften Voltaire's und der Encyclopädiſten, alſo der verneinenden Geiſter. Auch ſchrieb er ſelbſt nur franzöſiſch und pflegte nur mit Franzoſen vertrauten Umgang. An ſeiner Tafel ſaßen beſtändig franzöſiſche ésprits, denen der König jede Charakterſchwäche und ſelbſt Oberflächlichkeit nachſah, während deutſche Denker und Dichter nur ſchwer Zutritt zu ihm erhielten. Allein er verdient Entſchuldigung. Als ihm in Leipzig der damalige Dictator des deutſchen Geſchmacks, Gottſched, mit der Empfehlung vorgeſtellt wurde, dieſer Mann habe ſich's zum Lebensberuf gemacht, die deutſche Literatur nach dem Muſter der franzöſiſchen gänzlich umzugeſtalten, fand er in dem Empfohlenen nur einen elenden Pedanten und erfreute ſich dagegen an dem einfachen Gellert, von dem er ſich einige Fabeln vorſagen ließ und denſelben wegen ihrer leichten Natürlichkeit Lob ertheilte. Daß er an dem langweiligen und melancholiſchen Philoſophen Garve kein beſonderes Gefallen fand, iſt ihm auch nicht übel zu nehmen. Doctrinäre, wie Sulzer, der ihm einmal beweiſen wollte, der Menſch ſey von Natur gut (ohne Erbſünde), kamen ihm mit Recht nur lächerlich vor, weßhalb er ihm gutmüthig antwortete: „Ach mein lieber Sulzer, Er kennt die verdammte Race nicht genug.“ Und hätte ſich der alte König etwa den Verfaſſer von Werthers Leiden zu ſich nach Sansſouci beſtellen ſollen? oder den Hamburger Dramaturgen und Verſpotter der Landeskirche?

Friedrich der Große hat viel geſchrieben und manches ſchon während ſeines Lebens drucken laſſen. Der Reſt, ſeine Briefe ꝛc., erſchien erſt nach ſeinem Tode. Ueberall gibt ſich in dieſen Schriften ein ſcharfer und klarer Geiſt zu erkennen, dem es Ernſt war, das Volk vernünftig zu regieren und deſſen Beſtes zu befördern,

wie auch den noch jungen preußiſchen Staat nach außen zu befeſtigen und die neidiſchen und habgierigen Nachbarn in Schach zu halten. Außer dem Antimachiavelli, ſeiner Jugendarbeit, ſind ſeine vorzüglichſten Werke die „Denkwürdigkeiten der brandenburgiſchen Geſchichte“ und deren Fortſetzung in der „Geſchichte meiner Zeit“, die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Memoiren über den Hubertsburger Frieden und den bayriſchen Erbfolgekrieg, einige philoſophiſche Abhandlungen, der Fürſtenſpiegel (Ermahnungen an den Herzog Karl von Württemberg), auch einiges Kriegswiſſenſchaftliche, Inſtructionen und Reflexionen, endlich auch viele Gedichte, alle in franzöſiſcher Sprache und in dem reflectirenden Geiſte der damaligen franzöſiſchen Lyrik, als deren claſſiſches Vorbild man hauptſächlich den Horaz betrachten darf. Aber dieſe Gedichte ſind weit ſchöner und erhabener, als alle ihre Voltaire-Horaziſchen Vorbilder.

Es iſt der Mühe werth, einen Blick in dieſe königlichen Dichtungen zu werfen, denn ſie enthüllen uns das Innerſte des großen Fürſten. Ihr Grundton iſt ein tiefer Klageton. Friedrich ſteht einſam in der Welt, erkennt ihre ganze Verderbniß und iſt doch nicht im Stande, ſie zu heilen. Wie ein Flüchtling aus einer beſſeren Welt irrt er in dieſer ſchlechten Welt umher, von ihr angefremdet, angefeindet, verfolgt. Nur im Kampf kann er ſich ihrer erwehren. Sein ganzes Leben iſt Kampf, Arbeit oder Abwehr und das Ende — das Nichts. Das Einzige, was ihn tröſtet und erhebt, iſt das Bewußtſeyn der beſſeren Kraft, die in ihm lebt und wirkt, und der edle Stolz, mit dem er auf ſeine Mitkönige herunterſieht.*)

*) Gleich in der erſten Ode vom Jahr 1757 nennt ſich Friedrich ſelber einen Adler, der hoch in den Lüften ſchwebt über der Erde, aber auch einen Kometen, der nur raſch vorübereilend die Nacht der Zeit erhelle. Im finſterſten Schleier ſieht er das Vaterland verhüllt. Er ſelber weiß noch nicht, ob er in dem ſchrecklichen Kriege, der eben begonnen hat, nicht untergehen werde. Ringsum Ungeheuer, aber er verzagt nicht. — In der

Erwägt man dies alles, so nimmt Friedrich der Große unter den verneinenden Geistern des Jahrhunderts jedenfalls eine Aus-

zweiten Ode wendet er sich an das deutsche Gesammtvolk: „bis in den tiefsten Grund fühlt der Rhein, daß seine Wogen ein fremdes Joch belastet," denn die Franzosen waren über den Rhein gekommen. — In der dritten Ode beklagt er das unglückliche Deutschland, in dem, wie einst in Griechenland Athen und Sparta, zwei Staaten (Oesterreich und Preußen) sich unversöhnlich befehden müssen. — Sein geistvollstes Gedicht ist die Epistel an seine Schwester Amalie von 1760. Sie leugnet, wenn nicht Gott, so doch die ewige Vorsehung. Diese trübe Gottheit, sagt er, weiß nichts von unsern Bitten. Die Menschenwelt ist ein wildbewegtes Meer, die Wogen steigen und fallen, ihm ist es gleich. Könige entarten und sinken auf die Stufe der niedrigsten Stände hinab, Buhldirnen und Stallknechte werden in ihrem Namen Herrscher. Glückspilze wachsen über Nacht, ohne Verdienst wird man überschüttet mit Ehren und Glück, während der Adel der Menschheit untergehen muß, wie die unglücklichen Stuarts, wie der noch bejammernswerthere Iwan. Ihnen sieht im Geist der edle König selber sich zugesellt, endlich erliegend seinem Unglück, denn das Genie, wenn noch so unermüdet, kann doch des Zufalls nicht Meister werden. Der Kampf mit dem Ungefähr ist das Entsetzlichste, wozu ein edler Geist verdammt werden kann. — In einer andern Epistel preist er den Frühling, die süßen Wohlgerüche, die Wärme, der Vögel wiederkehrenden Gesang, die süßen Triebe, welche die Hirtin mit der Heerde theilt — und wendet sich plötzlich mit tiefem Schmerze ab. Ihm ist alle Liebe verloren, nur im Heldenruhm, im Glück der Schlachten blüht ihm allein noch eine Rose. — An den Engländer Mitchel schreibt Friedrich: „Wir Menschen sind Ameisen. Auch die Ameise denkt wohl, für sie sey Erde und Himmel geschaffen, und im nächsten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau." — Eine Satyre, sein „Codicil", worin er alle zu seiner Zeit regierenden Fürsten wie in einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menschen der Reihe nach vorführt, ist nicht unbefangener Spott, sondern gallenbitter. Am Schluß dieses fürchterlichen Liedes, das Schubarts „Fürstengruft" weit hinter sich läßt, sagt er: „so fahrt denn, ihr Könige, dahin. Zur höchsten Würde steige Wahnsinn auf! Die Dummheit steure euch auf gutes Glück und euer Schiff zerschelle!" Eine Vorhersagung der französischen Revolution.

nahmstellung ein und ist auch in dieser Beziehung der „Einzige". Obgleich selbst zu denen zählend, welche vom Glauben und von der Kirche sich entschieden losgesagt hatten, ist er doch weit entfernt, diesen Abfall für einen Fortschritt anzusehen, sondern empfindet ein Grauen vor seiner ganzen aufgeklärten Zeit und ahnt den Abgrund, dem sie zueilte.

Seine Politik ist befleckt und tief verstrickt in die große Schuld seines Jahrhunderts. Wie hätte er das nicht empfinden sollen? Wohl mag er geahnt haben, welche Verhängnisse sich an die Theilung Deutschlands, die er seit dem Raube Schlesiens durch die Gleichstellung der preußischen mit der österreichischen Macht erreichte, und an die Theilung Polens, zu der er wesentlich mitgewirkt, dereinst noch knüpfen würden.

Er starb, indem er den Magen mit heißen Gewürzen überlud und den Aerzten nicht folgte, am 17. August 1786 im Alter von 74 Jahren. In seinem Testament sagt er: „Ich gebe gern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen zurück." Ihm folgte seines Bruders August Wilhelm Sohn, Friedrich Wilhelm II.

Unabhängig von der großen Persönlichkeit Friedrichs entwickelte sich die Bildung in Preußen und Deutschland zur Zeit seiner Regierung in einer Weise, die mehr geeignet war, den altkirchlich-sittlichen Nerv zu erschlaffen und die Generation zu verkünsteln, als das einfache martialische Gepräge des alten Preußenthums zu erhalten. Doch behauptete in den tonangebenden Kreisen zu Berlin, Königsberg und Halle noch lange der Verstand das Uebergewicht, und erst nach des großen Friedrichs Tode begann im Namen des guten Herzens und der lieben Natürlichkeit die sittliche Erschlaffung und schrankenlose Lüderlichkeit, welche den Hof, den Adel und die gebildete Bürgerclasse verweichlichen und dereinst die Schmach von Jena herbeiführen sollten. Der Verstand aber, den man zuerst vorzugsweise cultivirte, wirkte schädlich, sofern er einen unleidlichen

Hochmuth und blinde Selbstüberschätzung erzeugte, zugleich aber den alten Glauben zerstörte und, wie in Frankreich, mit frecher Religionsspötterei oder mit einem seichten Philosophiren ersetzte.

Die lutherische und calvinistische Orthodoxie wußte sich der Aufklärung eben so wenig zu erwehren, wie der Jesuitenorden. Auf der protestantischen Seite war der Geist bei den Dienern und Vertretern der Kirche nicht minder eingeschlafen, wie auf der katholischen. Der Fanatismus und die unbarmherzige Härte, mit welcher die Rechtgläubigen jeder Confession gegen die der andern geeifert, sich gegenseitig vermaledeit und bis auf den Tod verfolgt hatten, war nicht mehr an der Zeit. Auch hatten die Consistorien ihre alte Macht verloren, waren nur noch Werkzeuge des Ministeriums und mußten sich der Regentenlaune fügen. Friedrich Wilhelm I. nahm in calvinischer Laune den lutherischen Pastoren ihre Chorhemden und Altarlichter, Friedrich II. stellte sie wieder her; eine selbständige Kirchenbehörde oder Vertretung, die man hätte fragen müssen, existirte nicht. Mit dem alten Kampf, Eifer und Fanatismus war aber der Rechtgläubigkeit auch der Geist entwichen und hatte einem starren Buchstabenkram und todten Mechanismus Platz gemacht. In der calvinischen Staatskirche Englands und Hollands ganz eben so wie in den calvinischen oder lutherischen Staatskirchen Deutschlands. Gegen dieses mechanische Beten und Singen und geistlose Predigen hatte sich Friedrich der Große in seiner Jugend empört. Vielen andern ging es eben so. Im südlichen Deutschland reagirte gegen die geist- und herzlose Orthodoxie zuerst der s. g. Pietismus. Spener lehrte zu Straßburg in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ohne Liebe sey der Glaube todt. In seinen frommen Laienversammlungen (collegia pietatis) begann das pietistische Wesen, welches später auf mannigfache Weise ausartete, im Ganzen aber auf eine wohlthätige Weise die Härte der lutherischen sola fides, wie der calvinischen Prädestination milderte, weßhalb Spener auch eine Zeit lang nach Dresden und Berlin berufen wurde, um dort zu wirken. Unter

anderm hatte Spener die Kühnheit, sein natürliches Haar gescheitelt zu tragen, nachdem nicht lange vorher jedem lutherischen Geistlichen, auch dem jüngsten, eine Perücke zu tragen befohlen worden war. Denn weil der katholische Klerus auf dem geweihten Haupt wegen dieser Weihe kein fremdes oder gar thierisches Haar tragen durfte, setzte sich der lutherische erst recht aus Trotz kolossale Woll- oder Flachsperücken auf. Die calvinischen Prediger thaten dasselbe in England, und zeichneten sich überdies durch ungeheuerliche s. g. Wolkenkragen aus.

Der Pietismus verbreitete sich in der lutherischen Kirche und fand sein Hauptbollwerk auf der preußischen Universität Halle in Frankes Waisenhaus. Friedrich der Große, der in demselben Halle den trockenen Philosophen Wolf auf ungewöhnliche Weise geehrt, zum Geheimenrath erhoben und gut besoldet hatte, fand nicht viel Gefallen an den Pietisten und beging die Grausamkeit, als Franke gegen das Theater geeifert hatte, ihn selbst zum Theaterbesuch zu zwingen. — Eine ganz eigenthümliche Gestaltung aber nahm der Pietismus an durch den sächsischen Grafen Zinzendorf, welcher in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunders s. g. mährische Brüder, aus Mähren und Böhmen vertriebene Reste der Hussiten, auf seinen Gütern ansiedelte und in Herrnhut, welches er erbaute, eine s. g. Brüdergemeinde mit wesentlich pietistischem Charakter gründete. Er wurde verfolgt und eine Zeit lang aus Sachsen vertrieben, weil er gar seltsame Neuerungen einführte, welche später auf ein schickliches Maß zurückgebracht wurden, namentlich in Ehesachen.*) Allein im Ganzen empfahl sich

*) Christus galt der Brüdergemeinde als der alleinige Ehemann, der nur je durch den heirathenden Bruder seine Stelle vertreten ließ. Welcher Bruder welche Schwester heirathen sollte, wurde daher lediglich durch das Loos im Namen Jesu entschieden, und hatte sich das Brautpaar passiv zu verhalten, bis der Heiland angeblich selbst in ihm wirkte. Diesen Entweihungen des Namens Jesu entsprach ein kindisches Schönthun, eine unanständige Vertraulichkeit mit seiner Person, wie sich das auch in den Herrn-

seine Gemeinde durch ihre Harmlosigkeit, Friedseligkeit, Fleiß und musterhafte Ordnung, wie auch durch ihre eifrige Mission unter den Heiden, so daß sie Duldung erlangte, auch in Preußen, wo bald mehrere Herrnhuter-Colonien blühten. Zinzendorf starb 1760, ihm folgte als Bischof der Brüdergemeinde Spangenberg, welcher viel besonnener war. Der Grundcharakter einer auf gegenseitiger Liebe gegründeten, nur eine einzige große Familie bildenden Gemeinde, die in einem Spezialbund mit dem Heiland zu stehen behauptete, blieb den Herrnhutern. Da sie nicht auf den Glauben, sondern auf die Liebe den Accent legten, schlossen sie sich in s. g. Tropen, hier der lutherischen, dort der calvinischen Kirche des Landes an, in dem sie lebten. Innerhalb jeder ihrer Colonien aber bildeten sie sechs Chöre; Ehepaare, Wittwer und Wittwen, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder. Erwachsene Unverheirathete wohnten in besondern Brüder- oder Schwesterhäusern beisammen.

Der Pietismus und die Herrnhuterei gingen ursprünglich aus dem deutschen Gemüth hervor und wirkten hauptsächlich auf lutherischem Gebiet der Glaubenshärte entgegen. Eine ähnliche Gegenwirkung gegen den todten Mechanismus in der calvinischen Kirche Englands war der Methodismus, und doch unterscheidet sich derselbe wesentlich vom Pietismus, wie der Norden vom Süden, und wie der Calvinismus vom Lutherthum überhaupt.

Nachdem diese beiden Secten den beiden evangelischen Kirchen die tieferen Gemüthskräfte gleichsam entzogen und in besonderen Genossenschaften außerhalb der Kirchen abgelagert hatten, blieb davon nicht mehr viel in den Kirchen zurück und fand der alles zersetzende Verstand es desto leichter, mittelst der Philosophie und Bibelkritik die alte vom Eifer, wie vom Geist verlassene

huterliedern, welche Zinzendorf großentheils selber dichtete, in so greller Weise aussprach, daß man später die unschicklichsten Lieder wieder verschwinden ließ oder verbesserte. In diesen Liedern findet man noch den Ton der zweiten schlesischen Dichterschule und der höfischen Schäfereien aus der Zeit Augusts II.

Orthodoxie anzugreifen. Mit der Philosophie fing man an, das menschliche Ich emancipirte sich zuerst mit seiner Vernunft von der Autorität, die ihm bisher zugemuthet hatte, ohne Prüfung zu glauben. Nachher fing man an die Bibel übel- oder wohlwollend zu kritisiren, bald, um herauszuklügeln, daß vieles darin sey, was der Vernunft widerspreche, bald auch, um ihre Wunder vernünftig zurechtzulegen und eine Versöhnung zwischen Glauben und Vernunft anzubahnen. Die destructive Bibelkritik fing in Frankreich an mit Simon und Du Pin. Die Wolfische Philosophie in Halle hatte zwar das Christenthum nicht angetastet, aber die Philosophie als Wissenschaft von demselben unabhängig gemacht und das selbständige Denken in seinen Phasen entwickelt. Noch bestimmter hatten die englischen Deisten aus ihrer Vernunft einen absoluten Geist oder Gott als höchstes Wesen abgeleitet, aber den geoffenbarten Gott der Bibel und die Dreieinigkeit geleugnet. Darauf lief nun ungefähr die ganze Geistesrichtung der Zeit hinaus. Seit der Reformation hatte man vom Glauben des Mittelalters subtrahirt; was Luther und Calvin noch stehen gelassen, das wurde jetzt verworfen. Am Ende ließ die Vernunft nichts mehr übrig als einen unfaßbaren Geist (Gott) und einen wohlwollenden weisen Lehrer, einen zweiten Sokrates (Christus). Ein mehr oder minder klar ausgesprochener Deismus war das Ziel, nach welchem fortan auch die Bibelkritik und die rationelle Dogmatik hinsteuerte. Man wollte den Glauben nicht austilgen, nur zur Vernunft bringen. Die vier Kirchenväter des Rationalismus waren Semler in Halle, Zöllner in Frankfurt an der Oder, Ernesti in Leipzig und Michaelis in Göttingen. Durch sie wurde die alte Orthodoxie, das buchstäbliche Festhalten an den symbolischen Büchern der lutherischen und reformirten Kirche, einfach beseitigt und als „überwundener Standpunkt“ hinter sich gelassen. Nur die christliche Moral blieb unangetastet, weil sie der Vernunft entspricht. Die Vernunft aber behielt sich überall die letzte Entscheidung vor. Man darf hiebei nicht vergessen, daß diese neologischen oder rationalisti-

schen Theologen nur dem Strom der Zeit und der Mode folgten und nichts lehrten, wovon die Studenten nicht schon, ehe sie auf die Universität kamen, etwas wußten. Durch die vorherrschend französische Bildung war die Religionsspötterei längst verbreitet, die beliebtesten Dichter in Deutschland selbst, namentlich Wieland, huldigten dieser Richtung. Die Geschichtschreiber begannen, seit Humes Vorgang in England, den frommen Chronikenstyl zu verlassen und die Classiker in ihrem antichristlichen Rationalismus nachzuahmen. Man würde es sonderbar gefunden haben, wenn nicht auch die Theologie hätte vernünftig angesehen werden sollen, da man alles vernünftig anzusehen anfing. Weit entfernt, Unzufriedenheit zu erregen, schienen die Neologen nur einem längstgefühlten Bedürfniß des gebildeten Publikums entgegenzukommen.

Der Rationalismus war die einzige Form, in welcher sich die Pastoren der Staatskirche an die allmählig sich ausbildende Gesammtstaatsdienerschaft anzuschließen vermochten. Man stellte den Staat oben an, der mit Vernunft regiert werden sollte. In diesem Sinne nannte sich Friedrich der Große und später auch Joseph II., Ludwig XVI. und Gustav III. den ersten Diener des Staats, die übrigen niedern Staatsdiener sollten sich verhalten wie die ineinandergreifenden Räder einer großen Maschine. Die Geistlichkeit hatte darin ihre Stelle einfach neben den Juristen, Verwaltungs- und Finanzbeamten, alle vom Staat besoldet und nur ihm allein verpflichtet. Der alleinige Staatszweck aber war, den Staat durch das Volk mächtiger, das Volk durch den Staat glücklicher zu machen. Der Staat hatte das Recht, vom Volk Steuern und Recruten zu erheben und unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern, dagegen auch wieder die Pflicht, die Steuerkräfte, den Nationalwohlstand zu vermehren und das Volk durch vernünftigen Unterricht in Schule und Kirche, durch weise Gesetze und gerechte Handhabung derselben zu beglücken. Dieser moderne Vernunftstaat wurde ausdrücklich der Hierarchie und dem ständischen Feudalstaat des Mittelalters entgegengesetzt.

Unvermerkt aber ſchlich ſich auch in dieſen Vernunftſtaat wieder ein ariſtokratiſches Intereſſe ein, nämlich das der Staatsdiener. Der Staat vernichtete alle alten Rechte der Kirche, der Stände, der Corporationen und lenkte alles und jedes bis in die Schul- und Kinderſtube hinein durch neue Geſetze, Regulative und durch immer zahlreicher und mannigfacher zuwachſende Beamte, denn das Bedürfniß einer allumfaſſenden Verwaltung und Controle erforderte auch immer mehr Leute. Die deutſche Gründlichkeit aber, mit welcher man die Vernunft in die Geſetzgebung und Staatswirthſchaft hineintrug und die unvermeidliche Vielſchreiberei machten aus dem Amtiren ein lebenslängliches Studium, und die einmal darin feſt ſaßen, bildeten trotz der Unterdrückung aller Corporationen, doch ſelbſt wieder eine Corporation, einen eigenen Stand, eine eigene Kaſte mit beſondern Handwerksgeheimniſſen und Privilegien. Die Paſtoren nun gehörten in der Regel den gebildeten Familien der Mittelclaſſe an, die ſich überhaupt dem Staatsdienſt widmeten, und nahmen in das geiſtliche Amt die Traditionen einer Bureaukratenfamilie mit hinüber. Ein Bruder war Juriſt, der andere Finanzmann, der dritte Arzt, der vierte, obgleich Geiſtlicher, hatte nun doch das nämliche Intereſſe, wie die andern, ſich vom Staat verſorgen zu laſſen, von ſeiner Beſoldung zu leben und ſeine Kinder wieder den verſchiedenen Zweigen des Staatsdienſtes zu widmen. Unter dieſen Umſtänden wurden die meiſten Theologen wärmere Anhänger des Staats, als der Kirche, oder die letztere nur noch ein beſonderes Departement der Staatsverwaltung in geiſtlichen Angelegenheiten. Nichts konnte den Rationalismus mehr fördern und hat ihn mehr gefördert. — Uebrigens hielt die norddeutſche Theologie auf Anſtand und der gemäßigte Rationalismus trat den Skeptikern, Atheiſten und Materialiſten entgegen. Sack, Spalding, Zöllner, Röſſelt, Jeruſalem vertheidigten ein vernünftiges Chriſtenthum gegen die, welche gar keins mehr haben wollten. Mehrere dieſer Herren ſaßen im preußiſchen Oberconſiſtorium, dem der aufgeklärte Miniſter von Zedlitz vorſtand. Von dieſen

freſſenden Prozeß verhinderte. Das Lockeſche Syſtem blieb hier in ſeiner nobeln Inconſequenz ſtehen: der Gedanke ward von den Senſationen abhängig gemacht, aber die geoffenbarte Religion ſtand hoch über der Sinnenwelt als eine unerſchütterliche Thatſache allem Erſcheinenden gegenüber. Auf dieſem gemeinmenſchlichen Standpunkt, der geradezu zwei Welten gelten läßt, eine materielle und eine Geiſterwelt, blieb auch die große Mehrzahl der Philoſophen und Forſcher in England ſtehen. Indem ſie dadurch einerſeits an den reinen Empirismus verwieſen waren, mußte andernſeits ihre höhere Speculation unter der Leitung des Glaubenselements die Tiefe, zu welcher ſich der deutſche Geiſt frei und ſelbſtkräftig zu verſenken ſtrebt, mit Poſtulaten ausfüllen. Der Franzoſe findet es, als analytiſcher Forſcher, bequem und ſelbſt förderlich, von einer vernünftigen Urſache der Welt, von der Gottheit, zu abſtrahiren; der Deutſche, wenn er bei Naturconſtruktionen mit dem Gedanken weit ausholt, identificirt ſich mit derſelben; dem Engländer iſt der Blick aufs Ueberſinnliche nur ein Herzensbedürfniß, und er zieht das Ewige durch das unmittelbare menſchliche Gefühl zu ſich nieder. Schon in dieſem Zuge ſpricht ſich die ganze Richtung des Engländers aufs Nützliche, Praktiſche, auf das im Kreis des Lebens Fördernde deutlich aus: auch ſein philoſophiſcher Gedankenflug hält jene Mitte zwiſchen Himmel und Erde, in der der Menſch im Allgemeinen die meiſte innere Beruhigung und die größte Spannkraft zu den Angelegenheiten dieſes Lebens findet.

Die Iſolirung des Landes iſt es vor Allem, was den verſchiedenartigen Elementen, aus denen im Lauf der Geſchichte die Bevölkerung zuſammengeronnen, erlaubte, zu einem ſo compakten, originellen Volkscharakter anzuſchießen. Das germaniſche Element bricht übrigens, wie im Bau der Sprache und in den Inſtitutionen, ſo auch in der ganzen Seelenſtimmung des Volks vorherrſchend zu Tag. Geprüft und gekräftigt, ſtatt geſchwächt, durch ſeine innern politiſchen und Religionskriege, mit jenem entwickelten inſulariſchen Unabhängigkeitsſinn, den er längſt in einer merkwürdigen Verfaſſung niedergelegt, trat der Engländer die welthiſtoriſche Rolle an, die er noch nicht ausgeſpielt hat. Der Aufſchwung ſeiner Macht fällt in die Zeit, da eine Revolution alle Völker in neue Bahnen des Strebens, des Wiſſens und Glaubens

ging 1781 ein neues Gesangbuch aus, in welchem viele der kräftigen alten Lieder weggelassen und durch moderne von rationalistischer Wässrigkeit ersetzt waren. Vier Berliner Kirchspiele empörten sich dagegen und verlangten die alten Lieder zurück. Der König aber antwortete voller Hohn: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher betrifft, so steht es Jedem frei zu singen: nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr." — Hamann hat daher wohl nicht übertrieben, wenn er im Jahr 1784 schrieb, die Gebildeten in Berlin „schämen sich, den Namen Jesu noch in in den Mund zu nehmen."

Die von allen Seiten auftauchenden Vernunftbestrebungen wurden gleich convergirenden Radien von Immanuel Kant, welcher seit 1755 als Professor der Philosophie in Königsberg in Preußen wirkte, in einer 1781 gedruckten „Kritik der reinen Vernunft" zusammengefaßt, in einem Buche, welches der damaligen Zeit die Bibel ungefähr eben so ersetzen sollte, wie Humboldts Kosmos der unsern. Indessen ließ Kant „die ewigen Sterne über uns und das Sittengesetz in uns" als Höchstes, worüber die Vernunft nicht hinaus könne, gelten. Kant übte einen unermeßlichen Einfluß auf die Zeitgenossen, seine Lehre drang vorzugsweise in die rationalistische Theologie, in die Pädagogik, in die Geschichtschreibung und in die schöne Literatur ein und gab durch ihren sittlichen Gehalt der kirchenfeindlichen Denkfreiheit einen gewissen unschuldigen und ehrbaren Charakter. Tief unter diesem klaren und scharfen Denker standen die Populärmacher der Philosophie, die Ausbreiter des s. g. gesunden Menschenverstandes und der s. g. Erfahrungsseelenlehre, Garve, Eberhard, Abbt, Platner, der Jude Mendelssohn ꝛc. Ein Berliner Buchhändler, Friedrich Nicolai, vereinigte eine ganze Sippschaft eben so seichter als anmaßender Köpfe als Mitarbeiter an seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek", in der er alle neu erscheinenden Bücher im Interesse der Aufklärung recensirte oder recensiren ließ und durch die er eine

tyranniſche Macht übte, wie einſt Gottſched und wie in Frankreich die Encyclopädiſten. Das Einzige, was man an ihm loben darf, war ſeine unbarmherzige Verſpottung der Empfindſamkeit (des Göthe'ſchen Werther, des ſchwächlichen Jacobi ꝛc.), durch welche, wie er ganz richtig erkannte, die gebildeten Stände ſittlich erſchlafft und die Herzen weibiſch gemacht wurden. Im Uebrigen aber wollte er eigentlich gar kein Herz und Gemüth mehr dulden, ließ nichts mehr gelten, als den gemeinſten und nüchternſten Philiſterverſtand, und feindete alles Heilige und Hohe, was darüber hinausging, mit fanatiſchem Haſſe an. Seine damals berühmte ſehr bändereiche „Reiſe durch Deutſchland“ war das gegen die katholiſche Kirche gerichtete Manifeſt des neuen Berlinerthums und ſeine Auffaſſungsweiſe hat ſich durch mehrere Generationen hindurch, während ſein Buch ſelbſt längſt vergeſſen iſt, doch getreulich fortgepflanzt, denn der gemeine Philiſter im proteſtantiſchen Norddeutſchland denkt und ſpricht heute noch vom Katholicismus ungefähr wie Nicolai. Auch in der Poeſie wollte dieſer ſchreckliche Demagoge nichts gelten laſſen, was über die gemeinſte Natürlichkeit und Begreiflichkeit hinausging. Der tiefe romantiſche Grundzug in der deutſchen Seele war ihm fremd, die Innigkeit der Gottesminne, die Opferfreudigkeit, die kindliche Demuth, wie die feſte Ritterlichkeit, die Hingebung an die Ehre, das Vertiefen in den Zauber der Natur, das geheimnißvolle Anfremden, das Wunderbare, alles das haßte und verlachte er. Nicolai wäre nicht werth, daß man ſeiner noch gedächte, wenn er nicht ſeinen Geiſt ſo vielen tauſenden von Philiſtern hinterlaſſen hätte, wenn nicht mehrere Menſchenalter hindurch ſeine Auffaſſungsweiſe die herrſchende geworden wäre.

Vielleicht würde Nicolai nicht ſo großen Einfluß erlangt haben und überhaupt nicht ſo kühn und ſicher aufgetreten ſeyn, wenn er nicht den großen Leſſing auf ſeiner Seite gehabt hätte, der hinwiederum ihn brauchte und benutzte, um durch ihn ſeinen Ruhm ausbreiten zu laſſen. Gotthold Ephraim Leſſing, Sohn eines evangeliſchen Paſtors zu Kamenz, während des ſiebenjährigen Krieges

Secretair des tapfern preußischen Generals Tauentzien in Breslau, 1767 Dramaturge am Hamburger Theater und zuletzt Bibliothekar in Wolfenbüttel († 1781), erwarb sich große Verdienste um die deutsche Bühne und um den deutschen Geschmack überhaupt, indem er den herkömmlichen Nachäffungen des französischen Geschmacks entgegentrat, ließ sich aber von der antikirchlichen Zeitströmung hinreißen und vom eitlen Wohlgefallen an seinem eigenen Scharfsinn verführen, das Christenthum „als das abscheulichste Gebäude des Unsinns“*) wenn nicht umstürzen, doch untergraben zu wollen. Die „Wolfenbüttelschen Fragmente“, die er 1777 herausgab, waren zwar nicht von ihm selbst, sondern von seinem Hamburger Freunde Reimarus verfaßt, er vertrat aber mit seinem Namen die Tendenz derselben, das Evangelium als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Keiner hatte sich noch so kühn im Geiste der Aufklärung ausgesprochen, er erntete daher unermeßlichen Ruhm. Der Hauptpastor Götze in Hamburg, der den herkömmlichen Glauben der lutherischen Kirche gegen ihn zu vertheidigen wagte, wurde als Zelot und Finsterling mit Schmach bedeckt. Nicht eine einzige oberste Kirchenbehörde in Deutschland nahm sich seiner an, während Lessing von allen Seiten Huldigungen empfing und bald darauf seinen „Nathan“ schrieb, in welchem er einen Juden als Mustermenschen aufstellte unter ausdrücklicher Verhöhnung des Vorzugs, dessen sich bisher der Christ als solcher rühmte.

Ein anderer Parteigänger Nicolai's, der den „gesunden Menschenverstand“ in den tieferen Volksschichten verbreitete, wie Lessing in den höheren, war Karl Friedrich Bahrdt, Prediger in Leipzig, später Professor der Theologie in Erfurt, aber überall wieder fortgejagt wegen seiner Lüderlichkeit. Als Ehebrecher vertrieben, vertheidigte er stolz und frech in einer eigenen Schrift das Recht des Fleisches gegen den Zwang christlicher Ehegesetze und wurde als

*) So nannte er das Christenthum in einem in seinen Werken abgedruckten vom 9. Januar 1771 datirten Brief an den Juden Mendelssohn.

vermeintlicher Märtyrer der Aufklärung auf den Händen getragen. Ueberall wieder ehrenvoll angestellt, beging er überall wieder neue Schändlichkeiten, Betrug, Ehebruch, Auflehnung gegen die Obrigkeit ꝛc., daß er fortgejagt werden mußte, abenteuerte umher und endete als Kaffeewirth in Halle, wo ihn die preußische Regierung aufnahm, um den Reichstagsbeschluß, der den frechen Sittenschänder aus dem Reiche verbannte, lächerlich zu machen. Mitten unter seinen Abenteuern schrieb Bahrdt eine Menge populärer Bücher, worin er offen den christlichen Glauben und insbesondere die daraus fließenden Sittengesetze verlästerte.

Zu Nicolai standen ferner Biester und Gedike mit der „Berliner Monatsschrift", in welcher sie eine systematische „Jesuitenriecherei" trieben. Sie bildeten sich nämlich ein, die Maurerei werde von den Exjesuiten benutzt, um jetzt noch trotz aller Aufklärung des Jahrhunderts, trotz Joseph II. und Choiseul, für Zwecke der römischen Hierarchie zu arbeiten, und etablirten eine kleine Inquisition zur Verdächtigung einzelner kryptokatholischer Individuen, insbesondere des Hofpredigers Stark in Königsberg.

Ein damals sehr beliebter Held des gesunden Menschenverstandes war auch der schon unter den Freimaurern genannte Freiherr von Knigge, merkwürdig durch sein unnatürlich langes Kinn, dessen Buch „Ueber den Umgang mit Menschen" die größte Verbreitung fand, weil es mit Uebergehung aller Gebote Gottes und sittlichen Pflichten nur ein kluges Verhalten zum Zweck eines genußreichen Lebens lehrte. Ungefähr dieselbe Lebensphilosophie, nur viel geistreicher und feiner aufgefaßt, athmeten die Schriften des kleinen Coburger Ministers von Thümmel, dessen meisterhaftes Gedicht „Wilhelmine" von 1764 einen einfältigen, unschuldigen und frommen Landpfarrer mit der abgedankten Maitresse eines Höflings von Adel verkuppelt, ein vollkommen treues Sittengemälde seiner Zeit. Thümmel schrieb später eine fingirte „Reise nach dem südlichen Frankreich", worin er den Katholicismus verhöhnte, wie Nicolai, nur mit unendlich feinerer Ironie, als dieser. An Thüm-

mel erkennt man heute noch, wie damals die geistreichen und vornehmen Leute im nördlichen Deutschland dachten, an Nicolai, wie die ordinairen Philister dachten.

Ganz isolirt standen neben Kant in Königsberg der geniale von Hippel mit seinen „Lebensläufen", in denen ein geistvoller Humor Lächerliches und tief Rührendes mischte, und Hamann, der nur ein armer Packhofsverwalter, aber einer der ernstesten Denker des Jahrhunderts war, weßhalb man ihn den „Magus aus Norden" nannte. Er allein trat für den christlichen Glauben gegen die Berliner Clique ein und riß insbesondere dem unter der Maske der Bescheidenheit lächerlich eitlen und hämischen Juden Mendelssohn die Maske ab.

Ein kleines christliches Häuflein Gebildeter sammelte sich in Norddeutschland mitten unter der Tyrannei des Rationalismus zu Münster um die Fürstin Gallitzin. Diese Dame, eine Tochter des preußischen Generals von Schmettau, hatte den russischen Gesandten im Haag geheirathet und brachte ihre Kinder nach Münster, wo der Bischof von Fürstenberg viel für die Erziehung that. Hier herrschte eifrige Christlichkeit ohne Confessionsunterschied, denn zu dem näheren Freundeskreis der Fürstin gehörten die Philosophen Hemsterhuys im Haag und Jacobi in Düsseldorf, der reformirte Prediger Lavater in Zürich, der Lutheraner Hamann und Claudius, der s. g. Wandsbecker Bote, ein populärer Volksschriftsteller. — Eine ganz besondere Auszeichnung verdient Justus Möser, Justizrath in Osnabrück, welcher in einer Geschichte dieses Bisthums (1765) und in „patriotischen Phantasien" (1774) zum erstenmal wieder die durch die classischen Studien entnationalisirten Gebildeten auf die Trefflichkeit unserer alten volksthümlichen Sitten und Rechte aufmerksam machte. Aber was immer von reiner Christlichkeit und deutscher Volksthümlichkeit damals noch auftauchte, es blieben vereinzelte, schwache Bestrebungen. Der classisch-französische Strom der Bildung riß die ungeheure Mehrheit hin. Nur im Landvolk, welches nichts las und keine Mode mitmachte, erhielt sich noch alter

Glaube und alte Sitte, weßhalb es aber auch von den gebildeten Ständen verachtet wurde.

Neben dem klaren Patriotismus eines Möser, der das Volk durch und durch kannte und die Rechte desſelben mit edler Beſcheidenheit vertrat, prahlte damals auch ein unklarer Patriotismus in Norddeutſchland mit allgemeinen Phraſen und vieler Affectation, ausgehend von Klopſtock und ſeiner Schule. Klopſtock blies immer mit vollen Backen, als könne er nicht genug gehört werden, und leider wurde ſein poſaunender Odenton unter einer Menge von Dichtern Mode. In Puder und Haarbeutel wollten dieſe modernen Poeten für altdeutſche Barden gehalten ſeyn, obgleich ſie nur horaziſche Oden ſchwülſtig nachleierten. Leider ließ ſich auch der edle Stolberg eine Zeit lang von dieſer Mode hinreißen. Ihre Hauptvertreter waren nächſt Klopſtock Johann Heinrich Voß, Lehrer zu Eutin, zuletzt Profeſſor in Heidelberg, und Ramler in Berlin, deſſen Oden an Friedrich die des Horaz an Auguſtus nachahmten. Zu ihnen geſellte ſich auch Gleim, proteſtantiſcher Canonicus (Pfründner) in Halberſtadt, der unter der Maske eines preußiſchen Grenadiers Kriegslieder zu Ehren Friedrichs und der Preußen im ſiebenjährigen Kriege ſchrieb, die aber nicht die Luft des Lagers, ſondern nur gelehrte Stubenluft athmeten, daher auch nie populär, nie wirklich von Soldaten geſungen wurden.

Voß erlangte den größten Ruhm als Ueberſetzer des Homer. Schon lange vor ihm war hauptſächlich durch Winkelmann in Rom und durch Heyne in Göttingen eine neue Begeiſterung für das „echt Antike“ geweckt worden, im Gegenſatz gegen die italieniſch-franzöſiſche Renaiſſance, die nur eine ſchlechte Nachahmung und Entſtellung des Antiken geweſen war. Allein wenn die Männer, welche zuerſt ein richtiges Verſtändniß der antiken Kunſt- und Literaturreſte eröffneten, ſich damit ein Verdienſt erwarben, ſo folgte daraus doch nicht, daß wir Deutſche und Chriſten uns, wie Voß verlangte, jene heidniſchen Alten ausſchließlich zum Muſter nehmen ſollten. Die claſſiſche Schwärmerei wurde fortan in den Schulen

endemisch und paarte sich mit dem flachen Rationalismus, um in der norddeutschen Jugend vollends alle christlichen Gefühle auszutilgen.

Und auch die nationalen. Die classische Schule trug nicht wenig dazu bei, den gebildeten Ständen die nächsten Fragen, die das eigene Vaterland betrafen, in die Ferne zu rücken. Man studirte aufs emsigste die Griechen und Römer und begeisterte sich für ihre schönen Götter, für ihre Helden, Denker, Dichter, für ihre Künste und Institutionen; man faßte vorzugsweise an ihnen die Lichtseite auf und idealisirte sie, und über diesen Idealen vergaß man die Angelegenheiten der eigenen Nation. Und doch blieb man hinter den immer als Vorbilder aufgestellten Griechen und Römern niemals weiter zurück, als gerade damals. Gerade Voß war in seiner groben niedersächsischen Bauernnatur das Gegentheil jeder attischen Grazie, und nichts contrastirte stärker mit der plastischen Schönheit der Alten, als die damalige Zopf- und Perückenzeit, nichts stärker mit spartanischer Athletik und römischem Republikanerstolz, als das servile Professoren- und Philistervolk im Schlafrock und mit der Kölnischen Pfeife. Dabei wurde die Zeit, in welcher die deutsche Nation die herrschende in Europa war und in allen ihren Stämmen und Ständen eine heldenherrliche Kraft bewährte, das Mittelalter, von der classischen Schule als eine Zeit der Barbarei und Verdummung verhöhnt und die deutsche Jugend zur Verachtung derselben abgerichtet.

Großes Aufsehen erregte im Jahre 1774 die Gründung eines s. g. Philantropins zu Dessau, in welchem der pädagogische Schwärmer Basedow Rousseau's Erziehungsideen verwirklichen und die Kinder mittelst einer ganz neuen Methode nicht mehr durch Auswendiglernen, sondern durch Anschauung, nicht mehr in Strenge und Zucht, sondern blos durch Liebe erziehen, nie bestrafen, sondern immer nur durch Belohnungen den Ehrgeiz der Schüler wecken wollte ꝛc. Begreiflicherweise machte er mit dieser liebevollen Unvernunft sehr bald Bankerot. Viel praktischer fing Salzmann

die Sache an, indem er in Schnepfenthal bei Gotha (einer noch jetzt blühenden Schulanstalt) seit 1784 die Kinder vornehmlich zu gesunden und kräftigen Menschen heranzog, der Verweichlichung und Verkünstelung, den unnatürlichen Moden, dem Puder, den Zöpfen, Perücken, Schnürleibern ꝛc. den Krieg erklärte und körperliche Uebungen einführte, d. h. die Jugend turnen ließ, lange vor Jahn. Dieser Salzmann schrieb in Romanform unter dem Titel „Karl von Karlsberg oder das menschliche Elend" ein zwar langweiliges, aber doch sehr interessantes Buch, nämlich eine Zusammenstellung aller Arten von Unnatur, in welche seine Zeit verfallen war. — Sehr in die Mode kam Weiße's „Kinderfreund" in Leipzig, der leidige Anfang jener entsetzlichen Kinderliteratur, die seitdem Deutschland überschwemmt, ganz unpädagogisch die Kinder theils verhätschelnd, theils abrichtend zu vorreifem Klügeln.

Die hannöversche Universität Göttingen zeichnete sich damals durch einen streng wissenschaftlichen Geist und durch eine verhältnißmäßige Freisinnigkeit aus. Hier allein, unter dem Schutze einer halb englischen, an Freiheit der Presse gewöhnten Regierung, durfte der Geschichtschreiber Schlözer in seinem Staatsanzeiger von 1782 an wagen, innere deutsche Rechts- und Unrechtszustände zu besprechen und schreiende Fälle von Mißregierung, versteht sich nur der kleineren Staaten, aufzudecken. Ueber die großen Herren durfte Niemand raisonniren. Insofern war die Presse gänzlich geknebelt. Auch Friedrich der Große duldete nur, daß man kirchliche Fragen freimüthig erörterte, niemals politische. Es ist kein Zweifel, daß dadurch der politische Servilismus zugleich mit der Irreligiosität gepflegt wurde. Der Deutsche verlor alles nationale Selbstbewußtseyn, es fiel ihm gar nicht einmal mehr ein, z. B. den siebenjährigen Krieg aus einem nationalen Gesichtspunkte zu betrachten, die Gesammtlage Deutschlands zu Rußland, oder Frankreich, oder England ins Auge zu fassen. Er lebte, dachte und empfand nur im Sonderinteresse des Einzelstaates oder in einer fremden Ideenwelt, in den classischen und maurerischen Illusionen. Seinen Verstand,

seine Kampflust übte er lediglich noch in der Zerstörung des Kirchenglaubens aus, und nachdem man ihn bereits der Nationalität beraubt hatte, trachtete er sich selbst auch noch der Religion zu berauben.

Die Naturwissenschaften waren damals noch nicht auf der Höhe, wie jetzt. Indeß begannen doch schon die Dilettanten derselben einen systematischen kleinen Krieg gegen den christlichen Offenbarungsglauben. Die Lesewelt wurde mit populären Lehrbüchern überschwemmt, worin alles, was man früher für wunderbar, heilig oder dämonisch gehalten hatte, natürlich erklärt und als dummer und gemeinschädlicher Aberglaube verworfen, mit dem Aberglauben aber auch der Glaube selbst verdächtigt wurde.

Alles, was hier aus der Literatur Norddeutschlands zur Zeit des großen Friedrich als charakteristisch hervorgehoben worden ist, läßt leicht erkennen, wie die gebildeten Classen sich nach und nach aus der Einfalt der alten Gläubigkeit und aus der rohen Ehrlichkeit früherer Zustände zu einer merklichen Verstandeshoffahrt hinaufkünstelten und den Zusammenhang mit dem eigentlichen Volke, den Bauern und Handwerkern, um so mehr verloren, als ihre Bildung sich immer weiter vom nationalen und christlichen Boden erst in französische, dann classische und endlich allgemein menschliche, philantropische und kosmopolitische Illusionen entfernte.

Neuntes Buch.

Joseph II.

Am 29. Nov. 1780 ſtarb Maria Thereſia an einem Stickfluß, denn ſie war mit den Jahren ſehr dick geworden. Sie hinterließ den Ruf einer echten deutſchen Frau. Ihr Privatleben war von makelloſer Reinheit. Den leichtſinnigen Liebſchaften ihres Gemahls hatte ſie immer großmüthig nachgeſehen und jeden Scandal in dieſer Beziehung vermieden, während ſie ſelbſt die Tugend und Treue einer rechtſchaffenen Bürgerfrau bewahrte. Obgleich von kaiſerlichem Prunk umgeben, war ſie doch in ihrer Kleidung einfacher, als andre vornehme Damen der Zeit, weshalb ihr Sohn Joſeph, als er ſeine Schweſter Maria Antoinette in Paris beſuchte, die affreuſen Damenmoden des franzöſiſchen Hofes befremdend und widerwärtig fand. Maria Thereſia, obgleich ſie mit feinem Verſtande und kräftigem Charakter die Staatsgeſchäfte ſelbſt leitete und bis zu ihrem Tode das Heft nie aus der Hand gab, erkannte doch auch wieder in einzelnen Fällen ihre unzureichenden Einſichten an oder ergab ſich ſeufzend darein, daß man mit Frömmigkeit und guten Grundſätzen in der ſchlechten Welt nicht fortkommen könne und überließ es dann dem diaboliſchen Kaunitz, Staatsangelegenheiten, die ihr zuwider geworden waren, wie die polniſche Theilungsſache, abzumachen. Echt gemüthlich, faſt bürgerlich und

geworfen hatte. Im Maße, als das englische Volk an den entferntesten Küsten Wurzel schlug und seinen Handel und seine Herrschaft ausdehnte, machte es auch Anstalt, die Produkte aller Welttheile zu Hause zu verarbeiten, und, während es entlegene Völker durch Waffen und Politik bändigte, sich das europäische Festland durch seinen Gewerbsfleiß zinsbar zu machen. Bei diesem großartigen Streben mußte es das Bedürfniß fühlen, alles Wissensmaterial, das seinen kolossalen Zwecken dienen mochte, rasch zusammenzuraffen und zum unmittelbaren praktischen Gebrauche zuzurichten. Dieser Trieb zur nützlichen Kenntniß, dieses Fragen und Forschen nach Mitteln und Wegen, die dem Handel und der Industrie dienen möchten, zeigt sich naturgemäß seit dem Anfang der brittischen Macht. — Ihr Kanzler Baco, dessen allgemeine Bedeutung wir schon oben berührt haben, wurde hiebei von besonderem Einfluß, indem er jenen empirischen Trieb in verständige, gesetzgebende Worte faßte, aber damit auch sein Volk auf ein schrankenloses Feld der Erfahrung stieß, auf dem sich der Geist im ewigen Haschen und Ergreifen ermüden muß und zu keiner Befriedigung kommen kann. Der Blick in die unendliche Natur war einer Nation eröffnet, die ihn am freisten und weitesten umhertragen konnte; aber eben der aufs Unmittelbare und Nächste gerichtete Drang der Empirie ließ es nirgends zum ordnenden, zusammenfassenden Gedanken kommen, um so weniger, als man in der Erinnerung an die vorangegangene finstere Zeit, und zum Theil durch Bacos Anregung selbst, eine unüberwindliche, eigentlich systematische Scheu vor Autorität und Methode hatte. Man meinte, jede Theorie, indem sie die Wissenschaft durch Abschließung fesle, könne nur dazu führen, ihre Wirkungen für Leben und Praxis zu lähmen. Wie aber das synthetische Element im Menschen immer gebieterisch seine Rechte geltend macht, so konnte man auch hier nicht umhin, sich vom Zusammenhang der Dinge einige Rechenschaft zu geben. Dabei war die Mathematik in großem Ansehen, wegen ihres offenbaren Nutzens für die Technik, und weil ihre Methode selbst im Schooße der entschiedensten Skepsis den Dingen eine gewisse Realität verleiht. So konnte es nicht fehlen, daß der Genius der Nation in alle Operationen der Natur eine mechanische Vorstellungsweise übertrug und in allen ihren Gebilden Maschinen erblickte, die

ſpeziell wienerlich war ihr Humor und ihre Sprache. Als ſie nach vieler Mühe die Kaiſerwahl ihres damals noch jungen Gemahls, Franz I., in Frankfurt durchgeſetzt hatte und der Wahlact glücklich vorüber war, trat ſie ſelbſt auf den Balkon und ſtimmte zuerſt jubelnd das Vivat an. Als ſie, im Theater ſitzend, die Nachricht von der Geburt ihres erſten Enkels (des nachherigen Kaiſer Franz II.) erhielt, ſtand ſie ſogleich auf und rief laut ins Parterre hinab: der Leopold hot an Buabn!

Das Einzige, was man dieſer muſterhaften Frau vorgeworfen hat; war Bigotterie, Intoleranz, zu große Begünſtigung der Pfaffen. Allein die Geſchichtſchreiber, welche das immer noch den Freigeiſtern der Zeit gedankenlos nachreden, haben ſehr unrecht. Maria Thereſia duldete aus Schwäche gegen Kaunitz und ſpäter auch gegen ihren Sohn Joſeph, daß die Intereſſen der katholiſchen Kirche bei der Theilung Polens, bei der Aufhebung des Jeſuitenordens, bei dem unnatürlichen öſterreichiſch-franzöſiſchen Bündniß ſchwer gekränkt wurden. Unter ihrer Regierung wurden alle ſ. g. Reformen Joſephs ſchon vorbereitet. — Nicht grade zum Vorwurf wurde es der Kaiſerin gemacht, aber doch viel darüber geſpottet, daß ſie die vorzugsweiſe vom Hofe und vom Adel ausgegangene Unſittlichkeit in den mittleren und untern Klaſſen durch ſ. g. Keuſchheitscommiſſionen überwältigen zu wollen naiv genug war. Die von ihr angeſtellten Keuſchheitswächter drückten zu den ärgſten Scandalen die Augen zu und verdächtigten dagegen Unſchuldige, um ihnen durch die Drohung einer beſchimpfenden Anklage Geld abzupreſſen. Es war, wenigſtens durch ſolche Mittel, nicht mehr möglich, dem tiefgewurzelten Uebel Einhalt zu thun. Vor allem aber trifft die Geiſtlichkeit der Vorwurf, ihren großen Einfluß auf das Volk nicht beſſer gebraucht zu haben, um der kindiſchen Naivetät, mit der die Wiener ſich in geſchlechtlicher Beziehung zum Thier erniedrigten, zu ſteuren. Die Kirche darf niemals unſittlicher ſeyn als die Volksſitte. Die alte deutſche Volksſitte aber gebot und erhielt die Keuſchheit. Das ſlaviſche Element in der öſterreichiſchen

Bevölkerung erſchwerte ohne Zweifel die Erhaltung der Zucht, immerhin aber verſchuldete die lare Obſervanz des katholiſchen Klerus in den kaiſerlichen Erbſtaaten die Ueberhandnahme des Volksleichtſinns, der dann wieder verderblich gegen die Kirche ſelbſt reagirte.

So lange ſeine Mutter lebte, hatte Joſeph II. als römiſcher König nur einige unbedeutende Reichsgeſchäfte zu beſorgen, und außerdem hatte ſie ihn unter der Leitung Laſcys ſich mit der Armee beſchäftigen laſſen und unter der Leitung von Kaunitz ihn auch zu diplomatiſchen Geſchäften und Sendungen z. B. bei den Zuſammenkünften mit Friedrich dem Großen gebraucht. Die eigentliche Regierung aber hatte ſie ſelbſt nie aus der Hand gelaſſen.

Joſeph war kein Habsburger mehr, ſondern ein Lothringer. Das zeigte ſich gleich in der Munterkeit und dem halbfranzöſiſchen Leichtſinn, womit er alles angriff, da die letzten Habsburger im Gegentheil von langſamer und bedächtiger Natur geweſen waren. Er hatte mit Friedrich dem Großen die ſchönen blauen Augen gemein, nach denen man eine Nuance des Blauen damals Kaiſeraugenblau nannte, und die Kinderloſigkeit. Vermählt mit Iſabellen von Parma, welche geiſtvoll und liebenswürdig war und die er ſchwärmeriſch liebte,*) bekam er eine Tochter, verlor aber Iſabellen gleichzeitig durch den Tod, und nach ſieben Jahren auch die Tochter. Noch einmal vermählt mit Maria von Bayern, die weder Schönheit noch Geiſt beſaß, gegen die er immer kalt blieb, und die auch nicht lange lebte, erhielt er keine Nachkommenſchaft und war überhaupt dem ſchönen Geſchlecht nicht leidenſchaftlich ergeben (wie ſein Bruder Leopold in Toscana), ſondern widmete ſich, wie Friedrich, mit wahrer Liebe den Staatsgeſchäften. Seinem großen Feinde Friedrich aber nicht ſowohl nachzuahmen als zuvorzukommen, war ſein heißes Beſtreben. Auch er wollte ein genialer Monarch, gro-

*) Sie ahnte ihren Tod, und Maria Thereſia ſelbſt ſagte einmal: ich liebe ſie zu ſehr, um ſie nicht verlieren zu müſſen. Alles war von dieſer reizenden und ſchwermüthigen Italienerin wie bezaubert.

ßer Staatsmann und Administrator seyn, und da es Friedrich in Bezug auf kirchliche und ständische Dinge beim Alten ließ, warf sich Joseph grade auf diese Gebiete, um hier Reformen durchzuführen, welche das vielgepriesene preußische System an Genialität noch übertreffen sollten. Dabei war er, und nicht blos in seiner Jugendzeit, wirklich ein Schwärmer für alles, was seiner Meinung nach der Menschheit fromme, und hielt es für seine Bestimmung, durch seine Regierung der Welt Segen zu bringen. Kaunitz, reiner Verstandesmensch und jeder Begeisterung unfähig, imponirte ihm doch durch die Keckheit, mit welcher er in der Politik operirte, und sympathisirte mit ihm im Haß gegen die Hierarchie. Da er als künftiger Selbstherrscher so ungebunden als möglich seyn wollte, um mit freier Hand Gutes zu stiften, waren ihm die ghibellinischen Tendenzen des Fürsten Kaunitz sehr willkommen und er unterstützte ihn bei jeder Gelegenheit gegen seine Mutter, die immer noch mit zu vieler Frömmigkeit am römischen Stuhle hing.

Joseph machte schon als Prinz einige Rundreisen durch die Erbstaaten, aber nicht zu seinem Vortheil, denn er verrieth zu früh seine Gesinnungen und griff schon damals gewaltthätig in das Herkommen ein, ohne dazu Vollmacht zu haben. Als er die Leibeigenschaft in Ungarn zu mildern befahl, sagte der ungarische Adel: „was mischt sich der in unsre Angelegenheiten, den sie nichts angehen? Er soll warten, bis er unser König seyn wird.“ Also damals schon bildete sich eine Opposition des Adels und des Klerus gegen die junge Nessel, deren erste Berührung schon brannte. Zu denen, welche neben Joseph und Kaunitz die Kaiserin im Sinne der Reformen bearbeiteten, gehörte der Hofrath Sonnenfels, der es endlich 1776 durch einen Fußfall vor Maria Theresia durchsetzte, daß sie die Abschaffung der Tortur bewilligte.

Nach dem Tode Ludwigs XV. im Jahr 1774 kam dessen Enkel Ludwig XVI. auf den Thron, der Sohn des frommen Dauphin Ludwig, der sich durch seine Tugenden merkwürdig von seinem lasterhaften Vater unterschieden hatte, Ludwig XVI. selbst war,

obgleich beschränkten Geistes, doch tugendhaft und dem bisherigen Machiavellismus der auswärtigen Politik Frankreichs eben so abgeneigt, als der Corruption im Innern. Daher änderte sich unter ihm auch die Stellung Frankreichs zu Oesterreich. Trotz seiner Vermählung mit Maria Theresias Tochter, Maria Antoinette, erkaltete er gegen den Wiener Hof, dem unter seinem Großvater, zumal während Choiseuls Regierung, viel zu viel Opfer von Frankreich gebracht worden waren. Die Verbindung mit Oesterreich erschien in Paris auf einmal wieder als unnatürlich und die Verbindung mit Preußen viel räthlicher. In diesem Sinne handelte der neue Kanzler Maurepas, Ludwigs erster Rath, und Maria Antoinette besaß keinerlei Einfluß, beschäftigte sich damals nur mit Putz und Vergnügen.

Darüber erschrack man nun in Wien und Joseph mußte nach Paris eilen, um wo möglich das gute Einvernehmen herzustellen. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein höchst einfach und in der Regel fuhr er verkleidet als Courier seinem Gefolge voraus.*) In Paris erreichte er seinen Zweck nicht. Der König vernachläßigte ihn und ließ sich nie öffentlich mit ihm sehen, Joseph mußte allein alles besichtigen und war immer unterwegs, um alles Merkwürdige von Paris zu besehen. Seine Einfachheit und Leutseligkeit gefiel den Parisern und er fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt. Seine Schwester tadelte er heftig, als er bemerkte, mit welcher Lust und Leidenschaft sie die lächerlichen Moden mitmachte, deren Unnatur damals im Zusammenschnüren der Taille, in den breiten Pochen, Culs de Paris und ungeheuren gepuderten

*) Dieses etwas kokette Versteckenspielen gab zu einer Menge Anecdoten Anlaß. In den meisten Fällen blieb Joseph unbekannt und ergötzte sich an den naiven Aeußerungen der Leute. Nur einmal war er es, den man täuschte. Ein kleiner deutscher Fürst, durch dessen Gebiet er reiste, richtete geschwind sein Schloß als Gasthof ein und bediente ihn selbst, als vorgeblicher Wirth, ohne daß Joseph, der sehr zufrieden war, den Betrug entdeckte.

Haaraufsätzen culminirte. Während Joseph überall freimüthig tadelte, was er im Staatsleben und am Hofe zu tadeln fand, bezeigte er dem Genie seine Ehrfurcht und besuchte nicht nur den gräflichen Naturforscher Buffon, sondern auch den armen Notenschreiber Rousseau in seinem Dachstübchen. Der Besuch des deutschen Kaisers bei Rousseau hatte etwas ominöses, woran Joseph freilich nicht dachte. Der letztere reiste über Lyon, dessen reiche Manufacturen er besuchte, durch die Schweiz zurück. Durch Ferney, wo sich Voltaire auf seinen Empfang vorbereitet hatte, fuhr er zu dessen großem Aerger nur durch, besuchte aber Haller in Bern und ließ sich in Waldshut den berühmten Lavater vorstellen.

Von seinem Antheil an den Unterhandlungen mit Rußland und Preußen in Betreff der Theilung Polens, von seinem Aufenthalt in Rom während des Conclave, aus welchem Papst Clemens XIV. hervorging, so wie von seiner Thätigkeit im bayerischen Erbfolgekrieg ist schon die Rede gewesen. Alle diese Dinge fallen noch in die Regierungszeit seiner Mutter. In Bezug auf die inneren Organisationen erwarb sich Joseph Verdienst um Verbesserungen im Heerwesen und der Vereinfachung des Hofstaates und der Etikette. Auch brachte er seine Mutter dahin, Verordnungen zu erlassen, welche der ferneren Vermehrung der „in todter Hand" befindlichen Reichthümer wehren sollten, ein Verbot, neue Klöster und Brüderschaften zu errichten, ein Verbot der Wallfahrten nach Rom, ein Verbot an die Mönche, bei Testamenten als Zeugen gegenwärtig zu seyn (weil die Mönche oft Erbschleicher waren), eine Besteuerung der vorher steuerfreien Klostergüter ꝛc. Maria Theresia erkannte trotz ihrer großen Frömmigkeit an, daß die reichen Klöster zu den Staatsausgaben beizutragen hätten, und glaubte der Religion nicht zu nahe zu treten, wenn sie auch da, wo es allzugehäuft und eigentlich am unrechten Orte lag, das Fett ein wenig abschöpfte. Auch in Bezug auf die von Joseph mit Wärme betriebene Bauernemancipation gab ihm seine Mutter nach und ließ versuchsweise mit dem böhmischen Adel um Milderung

der Frohnen unterhandeln. Der Adel wollte nichts thun, die Bauern aber wurden aufgeregt, wollten gar nicht mehr frohnen und empörten sich, so daß man sie mit Soldaten zu Paaren treiben mußte. Ihr Anführer Joseph Czerny und die andern wurden an den vier Ecken von Prag aufgehenkt.

Als Joseph im bayerischen Erbfolgekriege die Lorbeern nicht pflücken konnte, nach denen er so begierig gewesen war, machte er einen Besuch bei der russischen Kaiserin, um sie von Preußen abzuziehen und ihr die Freundschaft mit Oesterreich annehmlich zu machen. Katharina II. war grade auf einer Reise im Süden und kam ihm bis Mohilew entgegen, worauf sie mit einander nach Moskau fuhren, 1780. Hier kam ein Plan zur Sprache, den Joseph zu seinem Unglück verfolgte; er wollte nämlich, wenn er erst zur Regierung käme, doch noch Bayern gegen die Niederlande austauschen und dagegen der russischen Kaiserin gestatten, die Krimm und was sie wolle auf Kosten der Türken zu erobern. Sie ging ganz auf seine Ideen ein, um ihn künftig als ihr Werkzeug zu benutzen. Er besichtigte noch St. Petersburg und kehrte befriedigt heim, um noch in demselben Jahre seine treffliche Mutter zu Grabe zu begleiten.

Als Joseph nach dem Hintritt Maria Theresia's im Winter 1780 unumschränkter Alleinherr geworden war, schritt er mit Hast zur Durchführung seiner politischen Ideale. Auch er ging, wie Friedrich der Große, vom physiokratischen Princip aus und wollte dem fruchtbaren Boden Oesterreichs durch Emancipation der Bauern, gleiche Vertheilung der Steuerlast, Culturverbesserungen ꝛc. einen bisher unbekannten Wohlstand des Volkes abgewinnen, aber nicht blos zum Vortheil der Finanzen und der Staatsgewalt, an welche Friedrich der Große allein dachte, sondern auch zu Beglückung der bisher in Armuth und Unwissenheit niedergedrückten Unterthanen, zum Besten der Menschheit, wofür Joseph ernsthaft schwärmte. Obgleich durch seine damalige Stellung gezwungen, ein Despot zu seyn, wollte er es doch nur bedingungsweise zum Nutzen

der Gesellschaft seyn, um durch seine weisen Reformen Zustände vorzubereiten, in denen die Gesellschaft aus eigener Vernunft sich selber werde fortzuhelfen wissen. Er betrachtete sich nur als den Hebarzt einer neuen Aera der Menschheit und appellirte daher beständig an die Nachwelt, die seinen großen Plan erst recht begreifen und ihm dafür danken werde.

Von seinem physiokratischen Standpunkt aus sah er, wie er das auch wiederholt äußerte, die Mönche und Nonnen als nur zehrende, nicht producirende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft an, welche mithin schädlich seyen, mit einziger Ausnahme solcher Orden, welche sich der Schule und Krankenpflege widmeten. Ferner sah er die Anhäufung großer Güter in der todten Hand als ein Hemmniß für die Agricultur, und ihre Steuerfreiheit als eine Ungerechtigkeit und als einen großen Schaden für die Staatscasse an. *Weil er aber Aufklärung im Volke verbreiten wollte*, mußte er auch aus diesem philosophischen Gesichtspunkt den bisherigen Einfluß der römischen Kirche verwerfen, seine katholischen Unterthanen von Rom gänzlich unabhängig zu machen suchen, die Kirche überhaupt nur auf das Nothwendigste beschränken, und an ihrer Stelle die Schule so weit als möglich heben. In seinen Augen war im katholischen Mittelalter das Volk verfinstert, verdummt und geknechtet worden, der Beruf der Fürsten in der Neuzeit aber war, dem Volk die Vernunft und Freiheit zurückzugeben. Das wiederholte er sehr oft in seinen Rescripten und Briefen, aber immer nur in allgemeinen Phrasen. Nirgends tritt in seinen Kundgebungen eine klare Idee von dem hervor, was er denn eigentlich aus der Menschheit zu machen hoffte. Er zerstörte die katholische Kirche, indem er sie von Rom ablöste, zur Staatskirche machte, selbst in ihren Cultus eigenmächtig eingriff, und vieles abschaffte, verbot und verhöhnte, was dem Volk heilig und nicht etwa nur Mißbrauch war, sondern aus dem katholischen Kirchenprincip hervorging. Und doch bot er nichts Besseres oder nur Anderes dafür, empfahl nicht die lutherische oder reformirte Kirche,

oder ſtiftete eine neue, ſondern verfuhr lediglich negativ, nahm das Alte weg und erſetzte es nicht. Er gab der von Rom abgelöſten öſterreichiſchen Kirche nicht einmal eine Verfaſſung, die ihr Bürgſchaften für die Zukunft gewährt hätte, ſondern machte ſeinen despotiſchen Willen zum höchſten Geſetz für die Kirche, wie für den Staat, ſo daß ſein Nachfolger nicht gehindert geweſen wäre, das Werk der Kirchenzerſtörung noch weiter zu führen. In derſelben Weiſe gewährten auch ſeine weltlichen Reformen keine Bürgſchaft, denn ſie gingen alle nur aus ſeinem despotiſchen Willen hervor und ſein Nachfolger konnte, wenn es ihm beliebte, wieder etwas ganz anderes befehlen. Die Bürgſchaft, die allein Reichsſtände, eine verfaſſungsmäßige Verabſchiedung mit der Vertretung der verſchiedenen Nationen, Provinzen und Stände hätten gewähren können, fehlte gänzlich und wurde vom Kaiſer auch nur zu ſuchen grundſätzlich vermieden.

Von der Geſchichte und Bedeutung der Kirche überhaupt, von den Traditionen des deutſchen Reichs und ſeiner urſprünglichen Einheit mit der Kirche verſtand Joſeph gar nichts. Von der Unmöglichkeit, einem frommen Volke von 20—30 Millionen friſchweg durch Cabinetsordre ſeinen alten Glauben zu nehmen, oder auch nur zu verkümmern, machte er ſich in ſeinem despotiſchen Leichtſinn keinen Begriff. Man hätte ihm wenigſtens zutrauen ſollen, daß er als Erbe der Habsburger die alte Hauspolitik derſelben verſtanden hätte, eine Politik, welche nothwendig katholiſch bleiben mußte, weil ſie der griechiſchen Politik Rußlands und der reformirten Preußens das Gegengewicht zu halten und die katholiſche Hegemonie im deutſchen Reiche zu behaupten hatte, und römiſch insbeſondere, weil das Oberhaupt der allgemeinen katholiſchen Kirche zu Rom, wenn es keine Stütze mehr in Oeſterreich fand, ſich auf Frankreich ſtützen und das ganze Gewicht katholiſcher Sympathien in die Wagſchale Frankreichs legen mußte zum Nachtheil Oeſterreichs. Aber auch das begriff Joſeph nicht. — Die verſtändige Politik der früheren öſterreichiſchen Regierungen hatte

das Mechitaristen-Collegium in Wien reich ausgestattet, um von hier aus (denn das war der Zweck des 1701 von dem Armenier Mekhitar gestifteten Ordens) in Armenien für die katholische Kirche Propaganda zu machen und die weitverbreitete armenische Kirche dem Einfluß und Druck der russisch-griechischen Kirche zu entziehen. Gemäß derselben Politik hätte Maria Theresia und Joseph um keinen Preis die Unterdrückung der katholischen Kirche im ganzen Osten Polens dulden sollen. Rußland breitete seine Kirche mit List und Gewalt aus und Joseph sah gleichgültig zu.

Man kann, wenn man auch seinen guten Willen anerkennt, doch nicht umhin, ihm ein sehr oberflächliches Denken vorzuwerfen. Seine Aeußerungen, selbst offizielle, selbst in directen Briefen an den Papst, bespötteln die große Kirche des Mittelalters nur als Finsterniß und rühmen den modernen Fortschritt in hohlen Redensarten.*) Ein deutscher Kaiser hätte doch tiefer urtheilen und würdiger sich äußern sollen. Auch was er seinen Beamten zumuthete, war confuse Schwärmerei.**)

---

*) An Pius VI. schrieb er im Juli 1784 unter anderm: „es gibt Leute in Rom, welche wollen, daß es noch länger Finsterniß auf unsrer Halbkugel gebe." An van Swieten schrieb er im Dez. 1787: „Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet und die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat (also Philosophie und Cultus des Genius!). Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens (in der christlichen Kirche!) sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze (die weisen Heiden vor dem Christenthum!) gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden ist."

**) In dem berühmten Handbillet, welches noch Hormayr anposaunt, verlangt Joseph von allen seinen Beamten, sie sollen sich ganz in ihn hineindenken, sie sollen sich immerwährend innerlich getrieben fühlen, ohne sich an Arbeitsstunden zu binden, sie sollen gar keinen Eigennutz besitzen, auch keine persönlichen Ab- oder Zuneigungen, auch keine Glaubens-, Race- und Standesvorurtheile: „das Gute ist nur Eines, also düld[illegible] Nation, Reli-

Seine Fehde mit Rom begann schon gleich nach dem Tode seiner Mutter. Der Papst weigerte sich, in Rom ein Hochamt für sie zu veranstalten, weil es uralter Gebrauch in Rom ist, diese Ehre nur gekrönten Männern, nicht Frauen zu erweisen. Joseph ließ eigensinnig durch seinen Gesandten in Rom, Cardinal Hoyan, darauf bestehen, ohne Zweifel, um nur einen Vorwand zu haben, sich in den Augen der profanen Welt über Rom beschweren zu können. Der Papst gab aber nicht nach. Hierauf decretirte Joseph schon am 26. März 1781, die Kundmachung aller päpstlichen Bullen, Breves ꝛc. sey in den österreichischen Staaten verboten, falls sie nicht ausdrücklich durch ein placetum des Kaisers bewilligt wären. Ferner verbot er, in Rom Dispensationen zu holen (sofern bisher in schwierigern Ehefällen dem Papst die Entscheidung reservirt gewesen war) und erklärte die Landesbischöfe allein für competent, zu entscheiden. Eben so verbot er allen geistlichen Orden in seiner Monarchie den Verkehr mit ihren Ordensgenossen im Ausland, sonderlich mit ihren Ordensgeneralen in Rom und stellte sie ausschließlich unter die Jurisdiction der Landesbischöfe. Endlich hob er alle Bettlerorden, alle nur beschaulichen, alle nach physiokratischen Begriffen unproductiven Orden auf und ließ nur die gelehrten Benedictiner, die barmherzigen Brüder und Schwestern, die der Schule sich widmenden Orden ꝛc. bestehen, so daß er im Ganzen nach und nach 700 Klöster in Oesterreich secularisirte. Die aus den Kostbarkeiten des Klosterschmucks, den h. Gefäßen ꝛc. gelöste Summe betrug 10 Millionen Gulden. Aber die Klostergeistlichkeit sollte nicht allein beraubt werden, auch die Bischöfe mußten ihren übergroßen Reichthum fahren lassen. Kein Bischof durfte, was sehr zweckmäßig war, fernerhin mehrere Bisthümer vereinigen, sondern jede Diöcese sollte ihren alleinigen Bischof haben. Alle ihre bisherigen Güter wurden ihnen entrissen, es sollte

---

gion, Stand ꝛc. keinen Unterschied machen." Die Beamten sollen sich wie Brüder (Maurer) zu einander benehmen und jährlich einander prüfen ꝛc.

vom Athem der Gottheit nach unerforſchlichen Geſetzen bewegt werden.

Dieſe anatomiſtiſche Anſicht und Forſchung macht ſich auch von den Anfängen der Londoner Societät an weit herauf, ja zum Theil noch heute geltend. So iſt es charakteriſtiſch für jene Apprehenſion vor Ordnung und Methode, daß das Linnéiſche Syſtem erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Eingang in England fand, und daß man erſt um dieſelbe Zeit das Bedürfniß fühlte, die niedrigen Familiares Aesculaps, Bader und Barbiere, einiger Aufſicht und der nothwendigſten Prüfung zu unterwerfen.

Mathematik, Logik und claſſiſche Literatur bilden von jeher in England, und noch heute, die Grundlage jeder höhern Erziehung, und dieſe Fächer ſind es auch, welche in der Literatur die umfaſſendſte Ausbildung erhalten haben. Es iſt bekannt, wie viel von den Engländern in den mathematiſchen Wiſſenſchaften von Newton bis auf John Herſchel, wie Schätzbares in den empiriſchen Disciplinen der Philoſophie, beſonders der empiriſchen Pſychologie, durch Shaftesbury, Reid, Stewart u. A. geleiſtet worden iſt; aber im Uebrigen hat der Alles beherrſchende Freiheitsſinn Richtung und Methode ſchon dem Lehrer, und dann wieder dem Lernenden überlaſſen, und es herrſcht in der Behandlung der Geſchichte, der Jurisprudenz, der Theologie ein Naturalismus, der Alles in die Formen gießt, in welchen ſie zum unmittelbaren praktiſchen Dienſt der Nation oder für den Kampf in Staat und Kirche die tauglichſten, geſchliffenſten Werkzeuge darbieten. So mußten alle dieſe Wiſſenſchaften in einſeitige Richtungen zerfallen, und keine fand die gerundete Ausbildung von einem höhern philoſophiſchen Standpunkt aus, in dem ſie der deutſche Geiſt zu faſſen ſucht, und in welchem ſie allein als Kapitel der Naturgeſchichte und Entwicklungsgeſchichte des Menſchen darzuſtellen ſind.

Dieſelbe geſchäftige Praxis und ruheloſe Empirie ließ den Engländer nun auch in den Naturwiſſenſchaften lange nicht dazu kommen, die alte Scheu vor der Theorie zu überwinden, und indem die Schifffahrt und die Induſtrie den verſchiedenen Disciplinen fortwährend die Reſultate unter den Händen wegzog, blieb keine Zeit, an des alten Lordkanzlers Satz zu denken, daß alle Naturwiſſenſchaften, ſollen ſie die ächten Früchte tragen, ſich

kein Kirchengut mehr geben, alle Geistlichen sollten nur vom Staat bezahlt werden als Staatsdiener. Der Erzbischof bekam 12,000, der Bischof 1000 Gulden. In Ungarn allein hatten die Bischöfe ein jährliches Einkommen von mehr als 800,000 Gulden genossen, jetzt sahen sie es auf weniger als ein Viertheil reducirt.

Es lag ohne Zweifel im Interesse der Kirche selbst, daß Reichthümer verringert wurden, deren Genuß faule Bäuche und Miethlinge erzogen hatte, Joseph II. setzte sich aber mit dem Princip der abendländischen Kirche in Widerspruch, wenn er sie von sich aus reformiren und überdies seine neue Staatskirche von der Oberherrlichkeit Roms losreißen wollte. Er ging noch weiter, indem er sich auch in Cultusfragen einmischte. Die Kirchen waren ihm zu sehr überladen mit Altären, Heiligenbildern, Schmuck. All' „solches Gezeug" befahl er wegzuräumen, wodurch er einen Volksauflauf in Tirol veranlaßte, denn als die erste Kirche in Tirol auf die vorgeschriebene Weise ausgeräumt wurde, fiel das Volk über die amtlichen Bilderstürmer her und sie retteten kaum ihr Leben. Desgleichen verbot der Kaiser das Aussetzen und Küssen von Reliquien, die Prozessionen und Wallfahrten. Nicht überlegend, daß dem fleißigen Bauer und Handwerker Bedürfniß ist, wenigstens einmal im Jahr sich aus seiner engen Heimath herauszureißen, um an seine höhere Bestimmung zu denken oder Sünden abzubüßen, und daß das Wallfahren sogar schon zur Heidenzeit eine fromme, zweckmäßige und echt volksthümliche Sitte unserer Vorfahren gewesen ist, verbot es Joseph blos aus dem engherzigen physiokratischen Grunde, weil dadurch einige Tage Arbeit verloren gingen und Müßiggang und Aberglauben gepflegt würden. In gleicher Weise verkannte Joseph den Werth der in Deutschland uralten Brüderschaften, indem er sie plötzlich in seinem ganzen Reiche unterdrückte. Wieder aus physiokratischer Marotte befahl Joseph, bei Leichenbegängnissen das Holz zum Sarge zu sparen und die Todten nur in einem Sacke zu begraben. Endlich erklärte er die Ehe für ein blos bürgerliches Institut, und sprach der Kirche alles Recht ab,

ſich in Eheſachen zu miſchen und desfalls Bedingungen oder Verbote geltend zu machen. Abermals ein ungeheurer Eingriff in das älteſte Recht der chriſtlichen Kirche.

Ein allgemeines Toleranz-Edict von 1781 ſicherte der lutheriſchen und reformirten Confeſſion eine Duldung zu, wie ſie nie vorher unter Haus Habsburg bewilligt worden war. Auch den Juden würden mehr Rechte zugetheilt worden ſeyn, wenn ſie nicht in Galizien als Krebsſchaden des unglücklichen Volks erkannt worden wären. Hier, wo ſie den Edelmann und Bauer gleich ſehr durch ihre Verführungs- und Wucherkünſte verdarben, den erſtern zur Lüderlichkeit und Verſchwendung, den zweiten zu viehiſchem Branntweingenuß verlockten und dann beiden die Güter abpfändeten und ausſogen, ſah ſich Joſeph genöthigt, durch ſtrenge Geſetze die chriſtliche Bevölkerung zu retten, damit ſie wenigſtens nicht von den Juden wie ein Leichnam von Würmern vollends gefreſſen würde. Die Juden mußten die verpfändeten Güter herausgeben und Bauernſchulden bei einem Juden wurden nur noch anerkannt, wenn ſie den geringen Betrag von 5 Gulden (20 polniſchen Gulden) nicht überſtiegen. Nur die Deiſten wurden von der Toleranz ausgeſchloſſen und mit Stockſchlägen bedroht, wenn ſie ſich öffentlich zu ihrem Glauben bekennen würden. Dieſer Glaube war: es gibt nur einen Gott in einer und nicht in drei Perſonen, die Bibel iſt lehrreich, aber nur Menſchenwerk, Chriſtus war ein weiſer Menſchenfreund, aber nur ein Menſch und nicht Gottes Sohn, die auf den Dogmen der Dreieinigkeit und Göttlichkeit Chriſti oder auf dem Glauben an Maria und die Heiligen beruhenden Sacramente und Ceremonien ſind alle zu verwerfen. Dieſer Deismus war nun aber doch nichts anderes als die damalige allgemeine Vernunftreligion der Gebildeten, der Rationalismus, der Glaube Rouſſeau's und aller modernen Schwärmer für die Menſchheit, alſo eigentlich auch Joſephs eigener Glaube.

Um die Aufklärung zu befördern, ſollten von dem Gelde, welches man durch Aufhebung der Klöſter gewann, Schulen er-

richtet werden, und zwar legte Joseph den größten Werth auf die Volksschulen. Den Gymnasien widmete er weit weniger Aufmerksamkeit und die Universität zu Wien, an der er aufgeklärte Gelehrte anstellte, konnte doch kaum in den nichtgermanischen Landestheilen Einfluß üben. Josephs großer Plan war, durch die Volksschule mit der Aufklärung zugleich auch die deutsche Sprache in Ungarn, Böhmen, Croatien ꝛc. auszubreiten. Aber gerade der Sprache wegen stieß sein Schulplan auf unübersteigliche Hindernisse, denn die stolzen Ungarn wollten sich ihre angestammte Sprache nicht nehmen lassen.

Die zahlreichen Edicte, Kirche und Schule betreffend, folgten sich in den Jahren 1781 bis 1785. Gleichzeitig erließ der Kaiser aber auch eine Menge anderer Gesetze, welche mit jenen übereinstimmten. Ausgehend von der physiokratischen Idee wollte Joseph den Grund und Boden seiner ganzen Monarchie ergiebiger machen für das Volk und für seine Staatscasse. Zu dem ersteren Zwecke hob er die bisherige Leibeigenschaft auf, gewährte den hörigen Bauern Freizügigkeit und Verheirathung nach eigenem Willen, regelte und mäßigte ihre der Herrschaft zu leistenden Frohnen und Abgaben und ernannte eigene Unterthanenagenten, welche verpflichtet waren, darüber zu wachen, daß weder von Seite der adeligen Grundherren noch auch von Seite der kaiserlichen Behörden einem armen Unterthan Unrecht widerfahre. — Dem zweiten Zwecke diente die von Joseph angeordnete allgemeine Landesvermessung und Steuerregulirung. Jedes Gut sollte künftig, wem es auch gehöre, lediglich nach seinem Ertragwerth besteuert und dieser daher ausgemittelt werden. Damit fiel die bisherige Steuerfreiheit wie der Kirche, der man die Güter überhaupt wegnahm, so auch des Adels weg, wodurch begreiflicherweise der Adel gegen den Kaiser eben so erbittert werden mußte, wie es vorher schon die Geistlichkeit war. Uebrigens vergaß der Adel in Ungarn, wie auch später der in Frankreich, daß er früher nur deshalb steuerfrei gewesen war, weil er allein den Kriegsdienst bestritten hatte. Sobald

der Adel nicht mehr ausschließlich das Kriegsheer darstellte, hatte er auch kein Recht mehr auf Steuerfreiheit. Von besonderer Wichtigkeit war die Auffindung desjenigen Maßstabes, nach welchem künftig der Ertrag jedes Ackers zwischen den Bauern, dem adeligen Grundherrn und dem Staate getheilt werden sollte. Bisher hatte der Grundherr den besten Theil bekommen, Joseph ließ von 100 Gulden Ertrag dem Bauer selbst 70 Gulden, dem Grundherrn nur 17 Gulden 46 Kreuzer und nahm für den Staat in Anspruch 12 Gulden 14 Kreuzer.

Mit der Steuerregulirung verband Joseph den Versuch einer Planirung der Nationalitäten und aller ständischen Verfassungen. In allen Schulen mußte deutsch gelehrt, auf den Universitäten mußte die lateinische Sprache mit der deutschen vertauscht werden, Niemand sollte hinfort im Staatsdienst angestellt werden, ohne der deutschen Sprache mächtig zu seyn. Alle öffentlichen Bekanntmachungen, Gerichtsverhandlungen ꝛc. sollten in deutscher Sprache erfolgen. Zugleich wurde das Reich auf eine neue und gleichförmige Weise eingetheilt. Ungarn verlor seine alten Comitate, die heilige Krone Ungarns wurde nach Wien entführt, auf die Berechtigung Ungarns, als besondere Nation behandelt zu werden, gar keine Rücksicht mehr genommen und kein ungarischer Reichstag mehr einberufen. Sogar sich zum König in Ungarn krönen zu lassen, vermied Joseph, weil er dann nach alter Sitte auch die ungarische Verfassung hätte beschwören müssen.

Die Justiz unterwarf Joseph einer wohlthätigen Reform, indem er die alten Grausamkeiten der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. abstellte und volle Gleichheit vor dem Gesetz einführte. Aber seine neuen Strafen, Pranger, Straßenkehren in Ketten, Brandmarkung und Schiffziehen schienen nicht minder grausam, zumal da ihnen auch vornehme Verbrecher unterworfen wurden. Das Schiffziehen konnte kaum der kräftigste Mann aus niederen Ständen aushalten, geschweige ein verzärtelter Sohn der höhern Classen. Ein Fürst Podstatsky-Lichtenstein hatte als lüder-

licher Schuldenmacher endlich falsche Banknoten verfertigt, Joseph ließ ihn nach dem neuen Gesetz ohne Gnade öffentlich Gassen kehren und dann Schiffe ziehen, wobei er sich bald den Tod holte. Auch Hofräthe, Offiziere, Grafen und Barone sah man am Pranger oder Gassen kehren. Als sich der Adel beschwerte, wies ihn Joseph mit dem Bemerken ab, adelige Verbrecher sollten nicht blos gleich, sondern härter bestraft werden, wie gemeine, weil der Adel dem übrigen Volke mit gutem Beispiele vorangehen sollte.*) Der Adel hatte bisher allein den Wiener Prater besuchen dürfen. Joseph öffnete ihn dem gesammten Publikum und ließ an das Thor schreiben: „der Menschheit gewidmet von ihrem Schätzer."

Große Mühe gab sich Joseph auch, den Verwaltungsweg zu vereinfachen, hier stieß er aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Er versuchte es im Reich, den Schlendrian, die Pedanterie und Bestechlichkeit des Reichskammergerichts und Reichshofraths zu reformiren, gab aber sein gutes Vorhaben bald wieder auf, weil er nicht Macht genug besaß, im Reiche mit Gewalt durchzugreifen, wie in seinen Erbstaaten. Allein auch in diesen letzteren war er nicht im Stande, dem Nepotismus und Patronat, den Begünstigungen Unfähiger und Unwürdiger bei Anstellungen, den geheimen Bestechungen und der entsetzlichen Pedanterie des Geschäftsganges zu steuern. Hundertmal klagte er aufs bitterste, daß ihm seine Werkzeuge versagten. Das Schreibervolk, dem bei seinen Mißbräuchen und in seiner alten Bequemlichkeit nur allzuwohl war, gehorchte dem Kaiser nur zum Schein, um unter der Hand alle seine Verordnungen zu vernachlässigen und seine guten Absichten zu hintertreiben. — Unter allen von ihm errichteten Anstalten hat sich das Josephinum, eine medicinisch-chirurgische Militärakademie,

*) Einem vornehmen Herrn, der seine Kinder nur Comtes und Comtessen nannte, sagte Joseph: mein Bruder Leopold hat nur Buben und Mädel. Einem andern sagte er: wenn ich, wie ihr, nur mit meinesgleichen leben wollte, müßte ich in der Gruft der Kaiser leben.

und die meisterhafte Einrichtung des Wiener Spitals der längsten Dauer und Anerkennung zu erfreuen gehabt.

Dies waren, in gedrängtem Umrisse zur Uebersicht gebracht, die berühmten Reformen Josephs II. Derselbe wurde von seinem Bruder Leopold in Toscana gegen den Papst unterstützt, obgleich beide Brüder immer ein wenig eifersüchtig auf einander waren. Leopold war schon 1765 nach dem Tode des Vaters Großherzog von Toscana geworden und konnte hier selbständig regieren, während der ältere Bruder Joseph noch bis zum Jahre 1780 warten mußte, ehe seiner Mutter Tod ihm erlaubte, in Oesterreich, Böhmen, Ungarn zu thun, was er wollte. Leopold aber hatte von Anfang an mit Joseph in liberalen Reformen und Bekämpfung der Kirche gewetteifert, sich daher längst den Ruhm eines ausgezeichneten Administrators und eines Musterfürsten nach den modernen Begriffen der Aufklärung erworben. Indessen war er ein zu kleiner und unmächtiger Fürst, um nicht in mäßigen Schranken bleiben zu müssen. Erst als Joseph selbst so stürmisch vorging, berief auch Leopold eigenmächtig eine Synode sämmtlicher Bischöfe von Toscana nach Pistoja, 1787. Die Beschlüsse derselben waren jansenistisch, sowohl in Bezug auf die Einschränkung der päpstlichen Autorität, als auf die Beseitigung alles dessen im Cultus, was unwesentlich sey. Im Ganzen den Reformen Josephs entsprechend.

Wir gehen nun zu der Reaction über, welche sich gegen diese Reformen von Seiten der Kirche, des Adels und der Nationalitäten nicht ohne geheime Zustimmung und Unterstützung auswärtiger Mächte erhoben.

Unter dem Klerus seiner Erbstaaten fand Joseph den stärksten Widerstand bei dem schon genannten Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, und bei dem Cardinal Grafen Batthyany, Erzbischof von Gran in Ungarn, wogegen ihn der Erzbischof Hieronymus von Salzburg und die Bischöfe von Laibach und Königsgrätz unterstützten. Als Migazzi gegen den Seminardirector

Blaarer in Brünn wegen dessen jansenistischen Treibens einschritt, nannte ihn Joseph in einem Decrete vom 5. Mai 1781 einen „Unruhstifter und Feind guter Grundsätze", unterwarf Migazzi's Priesterseminar in Wien selbst einer strengen Untersuchung und setzte Blaarer zum Director desselben ein. Damals duldete Joseph auch die Verbreitung eines schändlichen Buches des Hofraths Born, eine Naturgeschichte der Mönche, worin dieselben mit Thieren aller Art verglichen waren. — Der Kurfürst von Trier, Clemens Wenzel, Prinz von Sachsen, auf den der Exjesuit Beck großen Einfluß übte, glaubte sich berechtigt (und war es auch), den Kaiser zu warnen, sofern seine Reformen in Oesterreich auch auf die katholische Kirche des übrigen Deutschland verderblichen Einfluß üben mußte und dieser Kirche, auf der einst die Größe des Reichs beruhte, zum völligen Ruin gereichen müsse. Allein seine Einmischung wurde als unbefugt barsch abgewiesen. Migazzi's besonnene Vorstellung ließ Joseph mit beißenden Noten abdrucken und verbreiten. Eine unglaubliche Tactlosigkeit. Der Papst selbst wurde nicht viel besser behandelt. Er stellte dem Kaiser in einem Schreiben vom 15. Dez. 1781 aufs beweglichste vor, wie derselbe die abendländische Kirche im tiefsten Grunde erschüttere, sie ihres uralten Charakters entkleide und eigentlich vernichte, sobald er sie zur Staatskirche mache, gleich der russischen. Joseph anwortete ganz kurz, er werde von seinem Rechte Gebrauch machen. Garampi, der päpstliche Nuntius in Wien, stellte dem Fürsten Kaunitz in einem Memoire vom 12. Dez. 1781 vor, zu welchen Folgerungen sein System führe. Nach seinen Begriffen von Staatsomnipotenz würde jeder protestantische Fürst künftig seinen katholischen Unterthanen die ihnen bisher verbürgten Rechte wieder nehmen können. Wenn Joseph, der Schirmherr der Kirche, dieselbe aufgebe, was könne man von andersgläubigen Herren erwarten? Kaunitz antwortete mit der Erklärung, nur durch der Fürsten Gunst sey die Kirche emporgekommen, von den Fürsten hinge es auch ferner

ab, was sie aus der Kirche machen wollten, ausgenommen in Dogmenfragen, in diese brauche sich der Staat nicht zu mischen.

Papst Pius VI. faßte den kühnen Entschluß, selbst nach Wien zu reisen, um den Kaiser in mündlicher Besprechung zu bekehren, zugleich aber auch, um ihm zu imponiren durch den unermeßlichen Zulauf des gläubigen Volks, dessen er im Voraus versichert war. Er reiste am 27. Februar 1782 ab und über Loretto, Ferrara, Grätz (ohne Florenz, Venedig oder Mailand zu berühren). Der Kaiser empfing ihn am 22. März in Neunkirchen und führte ihn in Wien ein unter dem Jubel einer unzählbaren Volksmenge. Nicht nur überall auf dem Wege, sondern auch in Wien wollte das von allen Seiten und aus fernen Gegenden herbeiströmende Landvolk den h. Vater sehen, und Hunderttausende lagen fast täglich vor ihm auf den Knieen, um den Segen zu empfangen, den er ihnen mit majestätischer Würde ertheilte. Man besorgte eine Hungersnoth in Wien, so viel Volk häufte sich hier an. Der feierlichste Tag war der, an welchem der Papst in der Stephanskirche das Hochamt hielt. Er wohnte beim Kaiser in der Burg und blieb bis zum 22. April in Wien, wohin in diesen vier Wochen jeden Tag neue Volksmassen einströmten, wenn andere die Stadt verließen. Der Papst schöpfte aus den aufrichtigen Huldigungen, die er von Millionen Gläubiger empfing, wenigstens die Hoffnung, es werde dem kirchenfeindlichen Kaiser nicht gelingen, den Glauben im Volke zu zerstören.

Die Absicht, weßhalb er nach Wien gekommen war, den Kaiser zu bekehren, erreichte er nicht. Joseph ließ sich gar nicht in persönliche Erörterungen mit ihm ein und gab ihm durch kleine Kränkungen*) aller Art seine Verachtung zu erkennen, wenn er ihn auch vor dem Volke mit allem Respect behandelte. Als Mi-

*) Die Einladung, in der Hofburg zu wohnen, schickte er dem Papst nach Ferrara durch einen Gardisten entgegen. Als der Papst diesem einen geweihten Rosenkranz schenkte, schüttelte der Gardist den Kopf, er sey ein Protestant.

gazzi anfrug, ob man in Wien bei Ankunft des Papstes die Glocken läuten dürfe, antwortete der Kaiser: „Warum nicht? die Glocken sind ja eure Artillerie.“ Als derselbe Migazzi aus Anlaß des päpstlichen Besuchs seinen Diözesanen einen Ablaß verkündete, ließ Joseph denselben durch die Censur streichen (trotz der Preßfreiheit). Pius wünschte den Bischof von Edling zu sehen, der ein warmer Anhänger des Papstes war, Joseph aber schickte den Bischof aus Wien fort, ohne daß er den Papst sehen durfte, und zwang ihn, eine Strafe von 2700 Gulden ans Zuchthaus zu zahlen. Alle Thüren, die zu der Wohnung des Papstes in der Burg von außen führten, wurden vermauert, angeblich, um das Volksgedränge abzuhalten, eigentlich aber, um besser beobachten zu können, wer zum Papste komme. Kaunitz erschien nicht vor Pius, und dieser war schwach genug, dem eiteln Minister den ersten Besuch zu machen. Kaunitz empfing ihn, als ob er krank wäre, in Hauskleidern, und sogar mit bedecktem Haupte. Pius reichte ihm die Hand zum Kuß, Kaunitz aber küßte die Hand nicht, sondern schüttelte sie ihm derb und rief dabei mit seinem Satyrgesicht: „De tout mon coeur! de tout mon coeur!“ Indem er dem Papste seine kostbare Bildergalerie zeigte, schob er ihn, um ihn ein Bild in der rechten Beleuchtung sehen zu lassen, vor demselben auf eine unanständige Art hin und her.*) Zudem hatte die Regierung eine bedeutende An-

*) Hormayr, ein Verehrer von Kaunitz, schildert diesen berühmten Minister wie folgt: „Freie Luft hat er nie genossen, ja nie vertragen können. Wenn er auch in einigen Sommertagen in drückender Hitze und wenn kein Lüftchen sich regte, in dem an die Staatskanzlei stoßenden Gärtchen auf der Bastei in seinem Armstuhle saß, oder die wenigen Schritte von da aus in die Burg ging, verhielt er den Mund sorgfältig mit einem Tuche. Immer trug er sechs verschiedene Bekleidungen, um sich der Temperatur der ihn umgebenden Luft so viel wie möglich zu nähern. Dazu hingen auch Barometer und Thermometer in seinen Zimmern. In der schriftlichen eigenhändigen Instruction, die er jedem Vorleser gab, ersuchte er dieselben angelegentlich, zwei Worte ja nie in seiner Gegenwart zu nennen: Tod

zahl Flugschriften verfertigen und in großer Menge ausstreuen lassen, um der Volksbegeisterung für den Papst entgegenzuwirken, Pamphlete voll Uebermuth und Hohn gegen die Kirche und voll eines kriechenden Servilismus gegenüber dem Kaiser. Darin waren Rath Eybel in der Schrift: „Was ist der Papst?“ und Rautenstrauch in der „Vorstellung an den Papst“ so weit gegangen, daß der gemäßigtere Jurist Sonnenfels für nöthig fand, in einer Schrift: „Fragment eines Briefes“ den übeln Eindruck derselben zu verwischen und die Gesinnung der Regierung gegen den Papst als nicht gar so gehässig erscheinen zu lassen.

Uebrigens fand der Papst in Wien nicht nur an Migazzi und Batthyany, sondern auch an dem französischen Cardinal Bernis und an dem preußischen Gesandten Trost. Frankreich mißbilligte Josephs Vorgehen, wie überhaupt damals Maurepas nicht mehr wie Choiseul dachte und das französisch-österreichische Bündniß aufgelöst war. Wenn nicht Frankreich seit Aufhebung des Jesuitenordens selbst der Aufklärung verfallen gewesen wäre, würde es von Josephs Mißgriffen nicht geringen Nutzen haben ziehen können, sofern es sich zum Beschützer des Papstes und der Rechte der

---

und Blattern (Pocken). Wollte Kaunitz über alles erheben, so hatte er dafür keinen höhern Ausdruck, als: „Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können.“ An und um sich gab er allem, was französisch war, den entschiedensten Vorzug. Wäsche, Kleider, Uhren, Geräthe mußten von Paris seyn, hätten es auch Deutsche dort verfertigt oder gar zuerst hingesendet. Einsmal geschah es ihm, daß seine Lieblingsuhr ganz verwirrt ging, die er vor wenigen Tagen aus Paris hatte kommen lassen. Man rühmte ihm mehrmals und viel den Wiener Uhrmacher Riedel. Nach einem mitleidigen Achselzucken erlaubte Kaunitz gleichwohl, ihn kommen zu lassen. Da öffnete Riedel das Uhrwerk und zeigte ihm unter einer verborgenen Feder seinen Namen und erzählte ganz umständlich, wie er dies Probestück nach Paris gesendet habe, die ewigen und grundlosen Klagen über Mangel an Kunsttalent und Künstlern in Deutschland, und besonders in Oesterreich zu beschämen.“

in der allgemeinen Philoſophie vereinigen müſſen. Dazu kam aber noch, worauf wir ſogleich aufmerkſam machen werden, ein beſonderer Umſtand, der dem Engländer nicht erlaubte, jene kühne Phantaſie, die in ſeiner originellen Poeſie die Welt in der Menſchenbruſt ſo ſicher und großartig geſtaltet, auch in die äußere Natur zu gießen, nämlich die Scheu vor der religiöſen Ueberlieferung.

Jener Freiheitsſinn, der es verſchmäht, nach der Weiſe anderer Länder den wiſſenſchaftlichen Nachwuchs gleichſam ſchlagweiſe auf ſorgfältig beackerten akademiſchen Beeten zu ziehen, läßt die Univerſitäten in ihrer ſeltſamen Verfaſſung fortbeſtehen und hat auch niemals die engliſchen gelehrten Geſellſchaften zu ſo compakten organiſchen Körpern werden laſſen, wie das franzöſiſche Inſtitut oder auch nur deutſche Akademien. Jenes nationelle Selbſtgefühl, das es vertrauensvoll dem Genius Großbritanniens überläßt, überall und immer, wo der Dienſt des Landes es erheiſcht, große und gute Köpfe zu wecken, gibt dort in ſeinen praktiſchen Folgen der ganzen höhern Forſcherwelt einen merkwürdigen Charakter von Solidität und Unabhängigkeit, und bei häufig großer Einſeitigkeit, in dieſer ſelbſt entſchiedene Tüchtigkeit. Der ausgezeichnete Surgeon — ein Ausdruck, der, nach altväteriſcher Weiſe, den Chirurgen, Anatomen, Phyſiologen und Zootomen umfaßt — der große Arzt, Chemiker, Phyſiker ſieht ſich nach der weiſen Staatsmarime, die jede Auszeichnung ſofort nobilitirt, in eine Lage verſetzt, in der er inmitten der reichſten Hülfsmittel mit Geiſtesfreiheit ſeine Richtung verfolgen kann. Daß ſelbſt eingewurzelte nationelle Vorurtheile, wie das gegen die Section, die Wiſſenſchaft nicht aufhalten, zumal wenn dem Wiſſenstrieb Gold zu Gebote ſteht, ergibt ſich deutlich aus dem Umſtand, daß gerade menſchliche Anatomie und Phyſiologie einer der Zweige iſt, in welcher die Engländer von Harvey bis auf Charles Bell das Meiſte und Größte geleiſtet haben.

Bei den ungeheuren Hülfsmitteln der Nation, bei der materiellen Bekanntſchaft mit Naturkörpern, welche die Herrſchaft der Meere gewährte, bei der beſtändigen Rückſicht für die Förderung der Induſtrie konnte es nicht fehlen, daß hier nach und nach durch Analyſis und Verſuch ſo viel geleiſtet wurde, als auf dieſem Wege nur geleiſtet werden kann. Man ging aber dabei vielmehr

katholischen Kirche aufgeworfen hätte. Friedrich der Große sah dem unvernünftigen Treiben seines kaiserlichen Rivalen in Wien nicht ohne Schadenfreude zu und stand mit dem Exjesuiten Ciofani in beständigem Briefwechsel.

Joseph begleitete seinen Gast wieder aus Wien heraus und umarmte ihn zum Abschied im Kloster Mariabronn, hob aber zwei Stunden später das nämliche Kloster auf, um der Welt zu zeigen, wie wenig er des Papstes achte und wie wenig derselbe bei seinem Besuch ausgerichtet habe. Allein Pius richtete doch etwas aus, indem er, über München und Augsburg durch Tirol und Venedig heimreisend, überall auf dem Wege die fromme Bevölkerung in unübersehlicher Masse knieen und seinen Segen erflehen sah. In Rom wieder angelangt, erfuhr der Papst mancherlei Tadel, er sey zu schwach gewesen. Er glaubte sich nun doppelt fest benehmen zu müssen, als Joseph, ohne ihn zu fragen, in Visconti einen neuen Erzbischof für Mailand ernannte. Pius weigerte sich, diesen Erzbischof zu bestätigen, und ein förmlicher Bruch zwischen Rom und Wien stand nahe bevor. Nun eilte aber Joseph selbst nach Rom und schlichtete die Sache gütlich. Sein Erzbischof wurde vom Papste bestätigt, auf den Straßen zu Rom aber hörte man das Geschrei: „Viva il nostro Imperatore!“ wodurch dem Papste angedeutet wurde, wenn er einen Anhang im Volke von Wien habe, so nicht minder der Kaiser einen Anhang im römischen Volke. Auch verkehrte Joseph in Rom viel mit dem spanischen Gesandten, zum Beweise, daß Spanien noch immer so gesinnt sey, wie zur Zeit der Jesuitenverfolgung.

Nichts bezeichnet den Standpunkt, welchen Joseph II. eingenommen hatte, so deutlich, als die Antwort, die er dem Papste auf ein Schreiben vom 3. August 1782 gab. Der Papst hatte ihm mit vielen Bibelstellen bewiesen, daß die Kirche vom Staat unabhängig seyn müsse. Joseph erwiderte: „Ohne die Texte der Schrift und der h. Väter anzuführen, die allezeit auf verschiedene Arten ausgelegt werden können, melde ich Ew. Heiligkeit blos die-

ses, daß ich eine Stimme höre, die mir laut zuruft, daß es mir als dem Gesetzgeber und Beschützer der Religion so und nicht anders zu handeln gezieme; die Stimme, vereint mit dem Beistande von oben und meinem biedern, graden Sinn, den ich mir eigen gemacht, kann mich nicht irre führen."

In diese Zeit fällt ein furchtbares Naturereigniß, und fromme Seelen erkannten darin, wie einst in dem Erdbeben von Lissabon, ein Zeichen des himmlischen Zornes. In Calabrien nämlich, in einem weiten Landstrich, dessen Mittelpunkt die Stadt Oppido bildete, entstand am 5. Februar 1783 ein pestartiger Gestank und dichter Nebel, die Vögel flatterten ängstlich umher, alle Thiere scheuten. Da plötzlich begann die Erde zu beben und bebte wochen-, monatelang fort und zerstörte nicht nur eine Menge Städte und Dörfer, sondern verschlang ganze Flüsse und Berge oder versetzte sie, so daß Häuser und Gärten eine Meile weit fortgerückt wurden und die Gegenden sich gänzlich änderten. Auch das Meer war in Unruhe, der Abgrund der Scilla bei Messina plötzlich wasserleer und aufgedeckt, der Tag so finster, daß die Schiffe aneinanderstießen. Ein stinkender Nebel bedeckte halb Europa und hatte sich auch über ganz Deutschland verbreitet. Es war, als seyen die alten durch das Kreuz gebändigten Dämonen des Heidenthums in ihrer Tiefe erwacht, um der vom Kreuze weichenden Welt ihre Auferstehung kund zu thun.

Die Obedienz, welche Pius in München bei Karl Theodor gefunden hatte, veranlaßte ihn, dort einen Nuntius zu accreditiren, welcher die Rechte des Papstes über die deutsche Kirche, die ihm in Oesterreich bestritten wurden, in Bayern wahren sollte. 1785. Joseph verbot sogleich durch ein kaiserliches Decret den Nuntien in Deutschland irgend eine Gerichtsbarkeit zu üben, womit sich auch die deutschen Erzbischöfe von Mainz, Cöln, Trier und Salzburg auf einem Congreß in Ems einverstanden erklärten. Diese Herren wandelte wieder einmal wie im Traum ein gallicanisches Gelüste an, die deutsche Kirche von Rom loszureißen und ihre eigne

erzbischöfliche Aristokratie an die Stelle der römischen Monarchie treten zu lassen. Allein es gebrach ihnen an Ernst und Geist, um den Gedanken durchzuführen, und Joseph selbst ließ ihnen die Gewalt nicht, von der sie träumten.

Das Volk verfehlte nicht, sich der Geistlichkeit anzunehmen. In Tirol, wo man den durchreisenden Papst mit Beweisen der Liebe und Ehrfurcht überhäuft hatte, duldete das Volk die Zerstörung der Altäre nicht. In Böhmen, wo Hussiten und Protestanten sich auf den Kaiser stützen zu können glaubten, kam es zu Herausforderungen der Altgläubigen und zu blutigen Parteikämpfen. Am wildesten aber war Ungarn aufgeregt, dessen Nationalität und alte Verfassung der Kaiser mit Füßen trat. Zwar schien er das Volk, welches er vom Druck des Adels emancipirte, für sich haben zu müssen, aber dieses rohe Volk mißbrauchte sein Wohlwollen. In Siebenbürgen stand 1784 der wallachische (rumänische) Bauer Horja auf, dessen eigentlicher Name Michael Urfz war, gab sich, mit des Kaisers Bild an goldner Kette vor der Brust für den Beauftragten des Kaisers aus, um das Volk gegen die Edelleute zu bewaffnen, brachte wirklich ein zahlreiches Bauernheer zusammen, plünderte und verbrannte 263 adelige Schlösser und erschlug in wenigen Tagen (im November) 150 Edelleute. Endlich unterlag er dem gegen ihn aufgebotenen Militär und wurde mit seinem Spießgesellen Klotska gerädert, 150 andre nach alter barbarischer Sitte gespießt.

Die äußere Ruhe wurde seitdem in den Erbstaaten erhalten, allein alles blieb in einer fieberhaften Gährung. Klerus, Adel und Bauern leisteten passiven Widerstand oder bereiteten energische Protestationen vor. Nur im Beamtenstande und bei den Bürgerlichen, welche schon etwas mehr von der Aufklärung in der deutschen und französischen Literatur verschmeckt hatten, fand der Kaiser fanatische Anhänger. Diese Partei wäre kaum nennenswerth gewesen, wenn nicht der Kaiser sie in Schutz genommen hätte. War die Aufklärung schon im Preußischen und im übrigen deutschen

Reiche geistlos und flach genug, so gedieh sie doch zur äußersten Seichtigkeit und Gemeinheit in Wien. Ihr bewundertster Vertreter war damals Blumauer, ein eifriger Freimaurer, der zu seinen Logen Damen einlud und diese „Schwestern" in Liedern, die er alle hat drucken lassen, mit süßcandirten Zoten labte und dessen lascive Travestie des Virgil die Philister in und außerhalb Oesterreich zu wieherndem Gelächter reizte. Kein deutscher Dichter war damals beliebter und Göthe und Schiller erhielten viel geringere Honorare als Blumauer. Neben diesem wirkte der schon genannte Exkapuziner Feßler, ein empfindsamer Schwätzer von widriger Eitelkeit, schwacher Nachäffer des Franzosen Marmontel, der sächsische Ueberläufer von Bretschneider mit einem „Almanach der Heiligen" voll der frechsten Verhöhnung des katholischen Glaubens, der elende Riedel aus Erfurt, ein glatter Nachäffer Wielands, ohne allen Geist, den aber Kaunitz zum kaiserlichen Rath machte. Oesterreich wurde damals mit den schändlichsten Büchern überschwemmt, worin der alte Glaube auf jede Art verhöhnt und dem Kaiser Weihrauch gestreut wurde, aber auch von Gegenschriften, welche leider meist eben so leidenschaftlich und gemein geschrieben waren, im Geschmack der Villacher, die 1783 zur Fastnacht eine Puppe, die den Doctor Luther vorstellte, durch die Straßen karrten und feierlich justificirten. — Ein großes Verderben für Oesterreich und obendrein eine Versündigung am Recht war die von Joseph verfügte unbedingte Erlaubniß des Nachdrucks in Oesterreich. Ein gewisser Trattner, k. k. Hofbuchdrucker in Wien, druckte alles nach, was ihm im Modegeschmack zu seyn schien, und überschwemmte Oesterreich mit schlechter Literatur.

Unklugerweise fing Joseph, während er sein eigenes Land ohne alle Noth in Unzufriedenheit und Unruhe versetzte, auch noch Händel mit dem Ausland an, denen er nicht gewachsen war, weil es ihm an Allianzen fehlte. Seit 1715 bestand für die österreichischen Niederlande der s. g. Barrièretractat, nach welchem die niederländischen (belgischen) Festungen an der französischen Grenze

holländische Besatzungen haben und Oesterreich dafür jährlich eine halbe Million Gulden an Holland zahlen sollte. Diese freundnachbarliche Einrichtung war zu einer Zeit getroffen worden, in welcher sowohl Oesterreich als Holland schwer von Frankreich zu leiden gehabt hatten, und sollte beiden zum künftigen bessern Schutz gegen Frankreich dienen. Jetzt auf einmal hielt Joseph diesen Tractat für schimpflich. Was bedurfte das starke Oesterreich der schwachen Holländer? Factisch war der Tractat bereits aufgehoben, denn der Marschall von Sachsen hatte während seiner glorreichen Feldzüge im Jahre 1745 schon die meisten niederländischen Grenzfestungen schleifen lassen, und sie waren nicht mehr hergestellt worden. Auch lagen in den noch bestehenden Festungen nur noch wenige Holländer, nicht um Schutz gegen Frankreich zu gewähren, sondern um ihre persönliche Zollfreiheit zu einem ausgedehnten Schmuggelhandel zu benutzen. Joseph hatte also vollkommen Recht, wenn er die Holländer, die ihm keine Dienste mehr leisteten, sondern nur schadeten, auch nicht länger jährlich mit einer halben Million bezahlen wollte. Aber er führte eine allzu gebieterische Sprache, wodurch er die Holländer beleidigte, und achtete in seinem gewöhnlichen Leichtsinn auf die verständigen Vorschläge nicht, die sie ihm machen ließen. Sie willigten ein, auf die halbe Million zu verzichten und ihre Truppen aus den Barrièreplätzen, die er schleifen ließ, herauszuziehen, warnten ihn aber, indem sie ihm andeuteten, es wäre besser, er verstärke jene Grenzfestungen, anstatt sie zu schleifen. Er antwortete, das sey überflüssig, da er mit Frankreich im besten Einvernehmen stehe, was nicht einmal der Fall war.

Die erste Nachgiebigkeit Hollands verführte ihn, weiter zu gehen und die Oeffnung der Scheldemündung für den Handel seiner Niederlande zu verlangen. Allerdings litt durch Schließung des Flusses der Handel von Antwerpen ausnehmend. Allein das Unrecht beruhte auf Verträgen, die Joseph wenigstens nicht einseitig abändern konnte. Der geheime Grund seines Ungestüms war

seine immer noch fortbestehende geheime Verabredung mit Karl Theodor, wonach dieser ihm Bayern für die Niederlande geben sollte. Es lag ihm nun viel daran, diese Niederlande, damit sie ein annehmlicherer Kaufpreis würden, von allen lästigen Servituten zu befreien. Die Holländer, in ihrem Handelsinteresse angegriffen, gaben die Schelde nicht frei und waren der geheimen Zustimmung Preußens und Frankreichs dabei versichert. Joseph drohte mit Gewalt, die Holländer antworteten, sie würden auf das erste österreichische Schiff schießen, was die Fahrt würde forciren wollen. „Sie werden nicht schießen!“ rief Joseph zuversichtlich und ließ ein Schiff ausfahren, aber nach wenigen Tagen meldete ihm Kaunitz, der ihn vergebens gewarnt hatte, mit lakonischer Schadenfreude: „Sie haben geschossen.“ Die Holländer schossen wirklich (am 8. Oct. 1784), und unter Vermittlung Frankreichs gab der Kaiser nach. In Frankreich war lebhafte Agitation. Graf Mirabeau schrieb gegen Joseph, und selbst Minister Vergennes rieth dem König dringend, den Holländern zu helfen; Marie Antoinette unterlag mit ihren Gegenbestrebungen zu Gunsten ihres Bruders und erhielt nur so viel, daß ihr Gemahl Ludwig XVI. keinen Krieg anfing, sondern nur vermittelte. Jetzt mußte Joseph nachgeben. Das Uebereilte und Kleinliche seiner Handlungsweise trat noch greller ins Licht, als er jetzt wenigstens Geld von den Holländern verlangte, Anfangs 10 Millionen Gulden, die er sich nachher bis auf die Hälfte abmarkten ließ.

Noch schlechtere Geschäfte sollte er in der Türkei machen. Katharina II. schmeichelte ihm fortwährend mit einer Theilung der Türkei, bei der er, wie bei der polnischen Theilung, einen großen Ländergewinn erhalten sollte. Ihr Lieblingsplan, spiegelte sie ihm vor, sey eine Handelsverbindung zwischen Rußland und Oesterreich am schwarzen Meere. Ein Professor Güldenstädt mußte ihm desfalls Vorlesungen halten. Beide Staaten sollten ihre Herrschaft ausdehnen bis zum schwarzen Meere und dann unmittelbar mit einander verkehren. Es war Katharina damit nicht Ernst, im

Gegentheil wäre ihr nichts unerwünschter gewesen, als eine österreichische Concurrenz am schwarzen Meere, an welchem sie bereits festen Fuß gefaßt hatte, während Joseph noch sehr weit davon entfernt blieb. Joseph sollte ihr nur dienen, um Preußen und Polen im Schach zu halten, während sie über die Türkei herfiel, und einen Theil der türkischen Streitkräfte an der mittlern Donau aufzuhalten, damit sie desto bequemer am schwarzen Meere und durch die Moldau vorrücken könne. Frankreich war damals mit England im Kriege gegen Nordamerika und beide Mächte so mit sich selbst beschäftigt, daß sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Türkei richten konnten. Die Gelegenheit war also für Katharina's Pläne günstig. Ihre Absicht war, Constantinopel zu erobern, das wiederhergestellte griechische Reich zur Secundogenitur Rußlands zu machen und ihrem zweitgebornen Enkel Constantin zu übergeben. Dieses Kind wurde griechisch gekleidet, bekam griechische Wärter und Lehrer. Man ließ ihn sein künftiges Reich studiren in einer Karte desselben, die mit entsprechenden Symbolen russischer Siege geziert war. Im Jahr 1780 ließ sie eine Medaille prägen, auf der ein Blitzstrahl die große Moschee in Constantinopel zerschmettert und unter dem Namen der Kaiserin propugnatrix fidei zu lesen ist. Schon 1778 gründete sie am Dniepr, der türkischen Grenzfestung Oczakow ziemlich nahe, die neue Stadt Cherson und ließ über das südliche Thor derselben schreiben: Weg nach Constantinopel. Mit Gewalt wurden russische Unterthanen zusammengetrieben, um die neue Stadt zu erbauen und zu bevölkern und schon in zwei Jahren zählte sie 40,000 Einwohner, aber 20,000 waren bei der Arbeit und am Sumpffieber gestorben.*) Potemkin betrieb den Bau von Cherson

*) Die „Philosophin auf dem Thron" ließ die gemeinen leibeigenen Russen wie das Vieh züchten, einpferchen, verkaufen, abschlachten. Nicht blos zu Recruten wurde das Landvolk ausgehoben, sondern auch zur Colonisation, und zwar Mädchen so gut wie Jünglinge. Die Kaiserin schenkte ihren Lieblingen „Seelen", eine Besitzung mit 2—10,000 Seelen. Der lüderliche Adel setzte seine „Seelen" auf die Karte. Nichts charakterisirt die

vielleicht deßhalb so eifrig, weil sie die Hauptstadt des großen Fürstenthums werden sollte, welches ihm die Kaiserin damals zugedacht hatte; um seinen Eifer zu erhöhen. Er sollte nämlich die Moldau und Wallachei für sich behalten, wenn er sie erst mit russischen Waffen erobert haben würde.*)

Indem nun Rußland darauf ausging, Oesterreich für seine orientalischen Pläne zu gewinnen, half Preußen die Hingebung an Rußland damals nichts.

Friedrich II. hatte sich, wie wir oben sahen, im Jahr 1781 so weit weggeworfen, durch seinen intriganten Grafen Görtz von der Kaiserin einen russischen Gesandten für das deutsche Reich förmlich zu erbitten. Katharina schickte den Gesandten, wandte sich aber von Preußen ab und schmeichelte Oesterreich. Im Jahr 1782 mußte ihr Sohn, Großfürst Paul, nach Wien reisen, um Joseph zu becomplimentiren, Berlin aber durfte er nicht berühren. Auffallenderweise beging Friedrich nun die Unklugheit, seinen Neffen und Thronfolger Friedrich Wilhelm nach St. Petersburg zu schicken, um der Kaiserin die Erhaltung ihrer Gunst für Preußen abzuschmeicheln, als ob das bei ihrem bekannten Charakter zu erringen möglich gewesen wäre. Der Prinz von Preußen wurde artig abgespeist.

Da sich die Türken ganz friedlich verhielten, mußte ein Anlaß

Sklaverei der damaligen Russen besser, als Potemkins Capelle. Sämmtliche Musiker derselben waren leibeigne Russen, jeder spielte aber nicht etwa fertig ein Instrument, sondern war nur abgerichtet, auf seinem Instrument einen einzigen Ton so oft zu spielen, als es die Noten vorschrieben. Alles wurde den Menschen eingeprügelt und der Gehorsam war so blind, daß man in St. Petersburg Leibeigene sah, welche, den Pelz ihrer Herrschaft unter dem Arme und auf dieselbe wartend, vor der Thür erfroren, ohne zu murren und ohne einen Versuch, sich zu wärmen.

*) Es fiel allgemein auf, daß er seinen großen Pallast in St. Petersburg damals verkaufte und auch seinen Grundbesitz im nördlichen Rußland mit einem andern an den Südgränzen vertauschte.

zum Kriege von Zaun gebrochen werden. Potemkin machte den Tatarchan der Krimm, Sahim Pascha, zu seinem Werkzeug, hing ihm eine russische Uniform und Orden an, und reizte ihn durch zwei russische Agenten, die ihm beständig zur Seite blieben, Wasilleßki und Constantinof an, die Tataren zu ärgern, während sie seinen eignen Bruder Batti bestachen, das Volk gegen ihn aufzuwiegeln. Nun rief er russische Hülfe an, gerade das, was Katharina wollte. Ehe sie jedoch einschritt, versicherte sie sich Oesterreichs. Joseph warf sich so weit weg, ihr zu schreiben, „sie möge ihn ganz als einen ihrer Generale ansehen.“ *) Sogleich rückte auch schon das nur darauf wartende russische Heer unter General Prosorowski in die Krimm ein, 1783. Jetzt erst sammelten auch die Türken eine Streitmacht, aber ehe dieselbe der Krimm hatte zu Hülfe kommen können, machten die Russen dort schon ein Ende. Prosorowski überschwemmte die ganze Halbinsel mit seinen Truppen und ließ unbarmherzig die angeblichen Aufrührer mit Weibern und Kindern niedermetzeln, 30,000 an der Zahl, um das Geschlecht dieser tapfern und wiederspenstigen Tataren auszurotten und die Krimm mit Colonisten neu zu bevölkern. Unter dem Schrecken der russischen Waffen mußte Sahim sein Chanat an Rußland abtreten und wer von den tatarischen Einwohnern nicht des Todes seyn wollte, mußte Katharina II. als der rechtmäßigen Herrin der Krimm huldigen. Die Tataren am Kuban wollten ihren Stammgenossen in der Krimm helfen, wurden aber von einer russischen Streitmacht unter dem wilden General Suwarow unterworfen, der sie gleichfalls seiner Kaiserin huldigen ließ. Nun unterwarf sich ihr

*) Graf Görtz, damals preußischer Gesandter in Rußland, erzählt in seinen Memoiren, der österreichische Gesandte in Rußland, Graf Cobenzl, habe damals eine Depesche vom Minister Fürsten Kaunitz erhalten, die ganz anders als des Kaisers Brief gelautet und ihn instruirt habe, das Vorgehen der Russen zu mißbilligen und aufzuhalten. Cobenzl sey dadurch in die größte Verlegenheit gerathen, bald aber habe Kaunitz ihn in einer zweiten Depesche angewiesen, im Sinne des Kaisers zu verfahren.

auch der christliche Fürst von Kachetien, Heraclius, 1784. Die Türken aber regten sich nicht. Bedroht von Oesterreich, im Stich gelassen von Frankreich konnten sie nicht einmal auf England rechnen; welches sie nur gegen Rußland hetzte, ohne ihnen wirksamen Beistand zu versprechen. Frankreichs Anstrengungen gingen nur so weit, um in Verbindung mit Preußen den Kaiser Joseph dahin zu bringen, daß er sich einem weitern Vordringen der Russen widersetzte. Katharina sollte sich mit der Krimm und dem Kuban begnügen. Die Kaiserin war nun auch so bescheiden, für jetzt nicht mehr zu verlangen. Die Türken aber, gänzlich entmuthigt durch ihr Alleinstehen, ließen sich zum erstenmal das von Rußland begangene himmelschreiende Unrecht gefallen, rächten den gräßlichen Mord in der Krimm nicht, sondern traten der hohnlachenden alten Kaiserin Katharina ohne Schwertstreich in einem neuen Vertrage von 1784 die Krimm und Kuban ab.

Da ihr alles so gut gelang, speculirte Katharina damals auch auf Persien. Sie hatte eine Flotte auf dem caspischen Meere bauen lassen und ließ durch ihren Admiral Woinowitsch 1782 ein Fort auf dem südlichen, den Persern gehörenden Ufer errichten, von wo aus sie durch Intriguen Persien zu bemeistern hoffte. Das westliche und nördliche Persien gehorchte aber damals dem energischen Chan Aga-Mahmed, der den russischen Admiral mit allen seinen Leuten gefangen nahm, den ausgesuchtesten Brutalitäten unterwarf und mit Peitschenhieben heimschicken ließ. Potemkin weckte diesem Aga durch Bestechungen und Intriguen einen furchtbaren Gegner in Ghedabeb-Chan, unterstützte ihn aber nicht mit Truppen, so daß nach Ghedabebs Tode Aga doch Meister blieb, 1784.

In dieselbe Zeit fallen neue Thorheiten und Listen der alten Kaiserin. Nach ihres geliebten Lanskoi Tode warf sie sich zwei Unteroffizieren, Yermolof und Momonof, in die Arme*) und

*) Charakteristisch ist, daß die gleichfalls altgewordene Fürstin Daschkow, obgleich Todfeindin der Kaiserin, ihr damals doch noch ihren eigenen Sohn zum Liebhaber aufdrängen wollte, was ihr aber nicht gelang.

in der Breite der Erfahrung auseinander, als in irgend einem Zweige einem umfaſſenden Begriff entgegen. Die Nation hatte lange fremden wiſſenſchaftlichen Einflüſſen ziemliche Sprödigkeit entgegengeſetzt. Werners Neptunismus in der Geologie war wohl das einzige umfaſſende deutſche Syſtem, das auch bei den Engländern, wie anderswo, ſogleich Epoche gemacht hat; ſonſt ſogen ſie den verwandten deutſchen Geiſt nur ſachte und vorſichtig ein, weil ſie unſere Philoſophie perhorrescirten und mit Naturanſichten unvermerkt ein Stück derſelben zu verſchlucken fürchteten. Mit dem immer lebhafter werdenden Verkehr zwiſchen den Völkern konnten ſie ſich allerdings dem Ueberſtrömen von befruchtenden Ideen in ihr wiſſenſchaftliches Leben nicht entziehen; aber von einer Weltanſchauung im deutſchen Sinn iſt bis jetzt bei ihnen noch viel weniger die Rede als bei den Franzoſen.

Ein Engländer war es, Prieſtley, der durch Entdeckung des Sauerſtoffs die gegenwärtige Aera der Durchdringung aller Naturwiſſenſchaften gleichſam einleitete, und ſeitdem ſetzten ſich die engliſchen Naturforſcher raſch ins Niveau der allgemeinen, die neuere Naturwiſſenſchaft vorzugsweiſe beherrſchenden Anſichten, namentlich von der Bedeutung des polaren Gegenſatzes in allen Operationen der anorganiſchen Natur, wie in allen Bildungen und Lebensäußerungen der Organismen. Von da an, nachdem gleichſam das Loſungswort des in der heutigen Wiſſenſchaft regierenden Geiſtes gegeben war, ſchritten ſie in Einer Linie mit Deutſchen und Franzoſen als Analytiker und Experimentatoren fort. Mit der allgemeinen Theorie, welche auch der alte engliſche Empirismus nicht mehr abweiſen konnte, wurden auch die ſynthetiſchen Schritte und Griffe ihrer großen Beobachter kecker und zuverſichtlicher. Beſonders aber waren es jetzt, dem Geiſte der Nation entſprechend, die Fächer der Chemie und Phyſik, in denen ſie das Bedeutendſte und Einflußreichſte als Reformer und Geſetzgeber leiſteten; ſo namentlich Davy durch ſeine Entdeckung der metalliſchen Baſis der Erden und Alkalien und durch ſeine Theorie des Chlors, welche der ganzen wichtigen Lehre von den Säuren und Salzen eine andere Geſtalt gab. Die Namen Prieſtley, Crawfurd, Kirwan, Cavendiſh, Watt, Cruikſhank, Dalton, Wollaſton, Brewſter, Faraday und vor Allen John und Humphry Davy bezeichnen die erfolgreichſten Entdeckungen in den ſtöchiometriſchen Verhältniſſen

stiftete 1785 ein Gastmahl der Toleranz, an welchem Geistliche aller Confessionen einträchtig Theil nehmen mußten. Eine Affectation, durch welche sie dem Zeitgeist, vorzugsweise aber dem toleranten Kaiser Joseph schmeichelte, um ihn desto sicherer in ihr Netz zu ziehen.

Aber erst nach dem Tode Friedrichs II. und der Thronbesteigung seines schwachen Nachfolgers wagte Katharina wieder einen entscheidenden Schritt. Schon im Januar 1787 brach sie mit großem Gefolge auf und fuhr in einem Riesenschlitten, der zum Salon eingerichtet war, mitten durch den russischen Schnee nach der Krimm. Große Feuer wärmten und leuchteten längs des Weges. In Kiew empfing sie Stanislaus, der Polenkönig, einst ihr Liebling, den sie aber seit 23 Jahren nicht mehr gesehen hatte, und auf den Potemkin mit Verachtung herunterfah. Dann fuhr sie weiter, überall zwischen Scheindörfern hindurch, welche Potemkin in der Geschwindigkeit hatte anlegen und worin er auch überall prächtiges Vieh zur Schau ausstellen ließ,*) nach Cherson. Hier erwartete sie, wie verabredet war, Joseph II., und beide ergingen sich mit affectirter Begeisterung in schönen Träumen von der „Wiederherstellung der griechischen Republiken". Plötzlich aber erhielt Joseph Nachricht von der Empörung in den Niederlanden und besorgte, Frankreich werde den Niederländern beistehen. Das kühlte seine Lust, mit den Türken anzubinden, ab. Er begleitete die Kaiserin zwar noch durch die Krimm und zurück bis Moskau, versprach ihr aber für diesmal noch keine Hülfe gegen die Türken. Katharina ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern reizte die Türken aufs boshafteste, um einen Vorwand zum Kriege zu erhalten. Die russischen Consuln in der Türkei und die russischen Schiffe auf dem schwarzen Meere wurden nun angewiesen, die Türken auf alle Art zu beleidigen, keine Verträge zu achten, sich

*) Die Decoration, das geputzte Landvolk und das Vieh wurden über Nacht auf Schlitten rasch weitergeschafft und auf einer neuen Station wieder ausgestellt.

den Gesetzen nicht zu unterwerfen, Aufruhr anzuzetteln ꝛc., alles um einen Vorwand zum Kriege zu erhalten. Die Türken aber verharrten in ihrer Geduld und Mäßigung und machten nur schriftliche Vorstellungen gegen die offenbare und systematische Ungerechtigkeit der Russen. Plötzlich aber besann sich der Divan eines anderen, der preußische Gesandte nämlich versprach ihm Oesterreich im Schach zu halten und der englische, Schweden zum Kriege gegen Rußland aufzureizen, auch Polen sollte aufgeregt werden und schließlich machte man ihm Hoffnung auf Hülfe von Frankreich. Das gab dem Sultan Muth und er ließ ohne die Antwort der Kaiserin abzuwarten, den russischen Gesandten in Constantinopel, Bulgakow, in die sieben Thürme werfen. Nun war der Krieg unvermeidlich. Schweden kündigte Rußland gleichfalls den Krieg an und Polen wagte, das bisherige Joch Rußlands wenigstens abzuschütteln, ohne jedoch Krieg anzufangen. Aber Frankreich, in seinen Finanze.. zerrüttet und unter dem friedliebenden König Ludwig XVI., wagte keinen Krieg und England und Preußen blieben nur auf der Lauer, hetzten nur die Türken und halfen ihnen nicht.

So geschah alles nach Potemkins Wunsch, der sogleich mit Heeresmacht vorging. Den ersten blutigen Kampf bestand General Suwarow durch die Erstürmung des Forts Kinburn in der Krimm gegenüber von Oczakow. Dann kam Potemkin selbst und eroberte auch Oczakow nach heftiger Gegenwehr. Beim Sturme verloren die Russen 12,000 Mann, schlachteten aber in der Festung alles ab, was da lebte, 25,000 Menschen, 1788. Von da an aber zögerte Potemkin und wollte erst abwarten, wie sich die Türken mit den Oesterreichern herumschlagen würden, um nachher, wenn sie recht geschwächt wären, mit seinen geschonten Truppen über sie herzufallen. Joseph, der sich vor Preußen keineswegs scheute, sondern ein großes Heer gerüstet hatte und, Lascy zur Seite, dasselbe in Person anführte, mußte wirklich den Hauptstoß der türkischen Macht aushalten. Da er nicht so viel Menschen opfern wollte, wie Potemkin, mißlangen ihm auch die Belagerungen. Als er

Belgrad nicht gleich wegnehmen konnte, ließ er es hinter ſich und eilte vorwärts, konnte aber auch Choczym nicht einnehmen, während die Türken gegen Croatien vordrangen, um ihn durch dieſe Diverſion zum Rückzuge zu nöthigen. Aber ſie wagten keine Hauptſchlacht, um auch ihre Kräfte zu ſchonen. Jetzt erſt wollte Joſeph ſich des unentbehrlichen Belgrads, als der wichtigſten Donaufeſtung bemeiſtern, belagerte es aber vergeblich und verlor in den heißen Monaten durch die Sumpfluft der Umgegend eine Menge Volk; 20,000 Oeſterreicher lagen in den Spitälern, der Kaiſer ſelbſt wurde kränklich. Nur auf den Vorpoſten geſchahen eigentliche Thaten. Lieutenant Lopreſti behauptete einen engen Donaupaß bei Semendria mit nur 23 Mann gegen 4000 Türken,*) bis er mit allen ſeinen Leuten umkam und am Paſſa Baza ſchlugen 4000 Kaiſerliche 10,000 Türken zurück. Der öſterreichiſchen Hauptarmee vor Belgrad bemeiſterte ſich ein böſer Geiſt der Unzufriedenheit. Nun erſchien noch Laudon, den der Kaiſer auch kommen ließ, der aber eben ſo wenig, wie dieſer ſelbſt, ausrichtete. Die Türken drangen jetzt in hellen Haufen vor, ſchlugen die öſterreichiſche Vorhut unter Papilla mit großem Verluſt zurück, forcirten den wichtigen Paß der ſ. g. Veteraniſchen Höhle und drohten dem Kaiſer in den Rücken zu kommen, und das abgeſonderte Corps von Wartensleben im Banat zu vernichten. Joſeph mußte nun ſchleunig, um den letztern zu retten und ſich mit ihm zu vereinigen, eine Stellung bei Karanſebes beziehen, hier im Lager aber brach in der Nacht des 20. September ein paniſcher Schrecken aus. Einige lüderliche Freibeuter, welche Händel mit Soldaten bekommen hatten, wollten ſich rächen und rannten in's Lager mit dem Geſchrei: Turci, Turci! Nun fuhr alles auf und durcheinander, die Trainknechte und ſogar die Artilleriſten ſchnitten die Stränge durch und jagten mit den Pferden davon, Gepäck und Kanonen

*) Die Türken ſchickten nachher ſeine Leiche mit ſeidenen Tüchern bedeckt, dem Kaiſer zurück, ſo hoch ehrten ſie ſeine Tapferkeit, dieſelben rohen Türken, welche damals noch den Gefangenen die Köpfe abſchnitten.

stehen lassend. Die Soldaten schossen im Dunkeln blind auf einander los und die Verwirrung war so ungeheuer, daß der Kaiser selbst, der sich zu Pferde gesetzt hatte, von seinem Gefolge getrennt wurde. Die Türken wußten indeß nichts davon und benutzten die Mißstimmung und Zerfahrenheit im kaiserlichen Lager nicht. Da nun der Herzog Franz Josias von Coburg im Herbst noch die Festung Choczym nahm, standen die Sachen nicht so ganz schlimm, als man die Winterquartiere bezog.

Damals trat das kleine Volk von Montenegro zum erstenmal in die europäische Politik ein und gleich auf eine sehr charakteristische Weise. Montenegro (das schwarze Gebirge), liegt hoch über dem adriatischen Meere im Norden von Scutari und Osten von Cattaro und ist bewohnt von einem slavischen Stamme, der von seinen unzugänglichen Bergschluchten aus Viehzucht und Räuberei treibt. Weil nun damals Mahmud Pascha von Scutari treulos am Sultan handelte und die Albanesen in Aufruhr brachte, die Montenegriner sich aber direct an Oesterreich wandten, glaubte Joseph, diese schöne Gelegenheit benutzen zu müssen und ließ die Empörung gegen den Sultan durch Oberst Bukassewich (einen Dalmatier) und Hauptmann Pernet mit noch fünf andern Gefährten beobachten und unter der Hand befördern. Petrowich, der Bischof von Montenegro, nahm sie auch gut auf, und eben so der Pascha, dem Joseph durch einen jungen Diplomaten, Herrn von Brogniard, 15,000 Dukaten verehren ließ. Kaum aber hatte Mahmud das Geld, als er auch, da er sich unterdeß wieder auf des Sultans Seite wandte, den Ueberbringer, sammt Pernet und seine Gefährten ermorden ließ und ihre Köpfe dem Sultan als Zeichen seiner Ergebenheit schickte. Nur Bukassewich hatte Argwohn geschöpft und sich zu rechter Zeit gerettet, aber da ihn die treulosen Montenegriner, trotz der Brillantkreuze, welche Katharina und Joseph dem Bischof schickten, verriethen, brachte er mit genauer Noth sein Leben davon.

Im Frühjahr 1789 starb der Sultan Abdul Hamid und sein

Nachfolger Selim III. ließ durch den Großvezier Kuſtſchuk-Haſſan die Rüſtungen verdoppeln. Laudon nahm die Feſtung Berbir, aber das öſterreichiſche Hauptheer wurde auf's neue, ſo wie die Wärme der Jahreszeit wuchs, von Krankheiten befallen und kam nicht weiter als wieder bis vor Belgrad, welches Laudon abermals belagerte und im Herbſt auch eroberte. Coburg unterdeß ſchloß ſich mit ſeinem abgeſonderten Corps in der Moldau an ein ruſſiſches Corps unter Suwarow an und beide operirten glücklich gegen die Wallachei, indem ſie 30,000 Türken bei Fokſchan in die Flucht ſchlugen. Als ſie aber in die Wallachei kamen, ſtießen ſie, nur 24,000 Mann ſtark, auf das türkiſche Hauptheer von 100,000 Mann, am Rimnik. Coburg rieth zum Rückzug, aber Suwarow griff nach ſeiner Weiſe keck die Türken an und brachte ihnen eine entſetzliche Niederlage bei, wovon er den Ehrennamen Rimnikſki empfing. Die Türken verloren hier 77 Kanonen und 100 Fahnen. Darauf fielen, noch im Herbſt, raſch hinter einander die türkiſchen Feſtungen Ackjerman und Bender.

Wie die Armee, ſo war auch das Volk in Oeſterreich tief verſtimmt und mit dem Türkenkriege unzufrieden. Im Jahre 1789 verſammelte ſich eine große Menge Land- und Stadtvolk vor der Wiener Burg, in die Joſeph aus dem Felde zurückgekehrt war, und verlangte Nachlaß der Kriegsſteuer; Joſeph vertheidigte ſich, alle müßten an der Laſt des Staats mittragen. Da rief ihm das Volk zu: Friede, Friede, Friede! und räumte den Platz in tiefer Trauer. Dieſe Reſignation aber verwandelte ſich in Trotz, als die Niederländer ungeſtraft das Beiſpiel offener Empörung gaben.

Die öſterreichiſchen Niederlande, von den übrigen Erblanden durch die ganze Mitte Deutſchlands abgetrennt, hatten immer eine beſondere Verwaltung und einen Statthalter gehabt, welches gewöhnlich ein Prinz des Hauſes war. Damals war es Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen, ein Sohn Auguſt's III. von Polen, vermählt mit Chriſtine, einer Tochter Maria Thereſia's, ein wohlwollender Herr, der ſich ſonſt aber durch nichts auszeich-

nete, als durch die Erbauung des Luſtſchloſſes Laaken. Die Niederlande beſtanden aus verſchiedenen alten Provinzen mit eigenen Verfaſſungen, das Herzogthum Brabant war die vornehmſte Provinz mit der Hauptſtadt Brüſſel, der Reſidenz des Statthalters, dann folgte die Grafſchaft Flandern, wovon ein Theil wallonisch, die Grafſchaften Hennegau und Namur, die Herzogthümer Geldern, Limburg und Luxemburg. Die Bevölkerung war ſeit den Religionskriegen im Gegenſatz gegen das calviniſtiſche Holland ſtreng katholiſch, der damalige erſte Geiſtliche des Landes, Cardinal von Frankenberg, Erzbiſchof von Mecheln, und der päpſtliche Nuntius Zondadari beobachteten äußerſt wachſam Joſephs Vorgehen. Als nun dieſer, anfangs ebenfalls etwas vorſichtig, erſt 1786 Seminare in Löwen und Luxemburg eröffnen ließ, in welchen die künftigen Geiſtlichen unter der Aufſicht des Staats, und nicht mehr der Kirche, herangebildet werden ſollten, blieben alle Schüler aus, die Seminarien ſtanden leer, ein von Joſeph angeſtellter Profeſſor, Namens Stöger, wurde in Löwen mishandelt, der kaiſerliche Commiſſar Leclerc verjagt. Hierauf befahl Joſeph dem Nuntius, die Niederlande augenblicklich zu verlaſſen, und dem Cardinal, nach Wien zu kommen und ſich zu verantworten, denn von ihm ginge aller Widerſtand aus. Aber der Widerſtand dehnte ſich bald weiter aus. Im Januar 1787 hob Joſeph eigenmächtig die alte Eintheilung der Niederlande auf und ſchuf neue Gouvernements. Dagegen erhoben ſich die Stände von Brabant und verweigerten die Steuern, am 27. April. Ein Saifenſieder von Gent, der damals wegen grober Betrügerei bei Lieferungen vor Gericht ſtand, ſollte auf des Kaiſers Befehl nach Wien abgeführt werden, da verlangte das Volk von Brüſſel ſtürmiſch, der Verbrecher ſolle vor ſeinen natürlichen Richter in den Niederlanden geſtellt werden und vor kein anderes Gericht, ſammelte ſich tumultuariſch und hinderte die Abführung des Gefangenen mit Gewalt, im Mai. Die Unruhen dauerten fort und der Statthalter glaubte nachgeben zu müſſen.

Der gute Statthalter ſah wohl ein, welche ungeheuren Miß-

griffe sein kaiserlicher Schwager beging, und hätte gern den Frieden erhalten, aber er wurde zugleich mißbraucht von dem intriganten Crumpipen, der den Grafen Belgiojoso, den vom Kaiser eingesetzten Minister unter dem Statthalter, stürzen wollte, allen Haß der Niederländer auf diesen ablenkte und dem Statthalter selbst immer zur Nachgiebigkeit rieth, auch da, wo das kaiserliche Ansehen am meisten darunter leiden mußte. Im Volk aber begann der Brüsseler Advokat van der Noot die geheime Fortleitung des Aufstandes zu übernehmen. Schon bildeten sich Bürgersoldaten und trug man die dreifarbige Brabanter Kokarde. Wie die kirchlichen Neuerungen, so wurden auch die gerichtlichen abgethan, die neuen von Joseph ernannten Richter fortgejagt, die alten wieder eingesetzt, nicht blos in Brabant, sondern auch in den übrigen Provinzen, die sich Brabant anschlossen.

Damals wollten mehrere deutsche Fürsten in Mainz einen constanten Fürstentag (als Versammlung sämmtlicher Vertreter des Fürstenbundes gegen Oesterreich) gegenüber dem Reichstag in Regensburg gründen; aber Friedrich Wilhelm II., dem dadurch bei der damaligen großen Aufregung gegen Joseph die Hegemonie in Deutschland zugefallen seyn würde, hatte doch noch zu viel Scheu vor dem alten heiligen Reiche und lehnte die Ehre, ein Gegenkaiser zu werden, ab. — Joseph war gerade in Cherson bei der Kaiserin von Rußland, als er die Nachrichten aus Brüssel erfuhr. Er entschloß sich zur Vorsicht, um wenigstens einstweilen die Ruhe in den Niederlanden zu erhalten, weil er den Türkenkrieg beginnen wollte. Er empfing daher die Abgeordneten der niederländischen Stände in Wien sehr gnädig und sagte ihnen zu, daß alles auf den alten Fuß gesetzt werden sollte; nur die Steuern verlangte er und behielt sich wegen der Seminare noch seine Entschließung vor, um sein oberherrliches Ansehen zu wahren. Belgiojoso wurde entfernt. Nun sollte aber auch die Brabanter Kokarde abgelegt und das Volk entwaffnet werden. Dagegen sträubte es sich in Brüssel und der dort commandirende österreichische General Murray sah

ſich genöthigt, auf das Volk ſchießen zu laſſen, am 20. October. Hierauf befahl Joſeph am 15. Januar 1788 die beiden Seminare wieder zu eröffnen, obgleich er wiſſen konnte, daß dieſer Befehl den Aufruhr neu entzünden würde, und obgleich er ſattſam ſich hatte vorſtellen laſſen müſſen, wie ungerecht ſein Verfahren ſey, da die katholiſche Prieſterſchaft ein unbezweifeltes Recht habe, in ſtrengkatholiſchen Seminaren gebildet zu werden und nicht in Anſtalten, in denen von vorn herein alles auf Dekatholiſirung, die beliebte Aufklärung, hinauslief. Auch empörten ſich die Studenten ſogleich und mißhandelten einen der joſephiniſchen Profeſſoren, Leplat, der ihnen gerade in die Hände lief. Joſeph aber ſchickte einen Civil- und einen Militärgouverneur nach Brüſſel, den Grafen von Trautmansdorf und den General d'Alton, welche ſein Anſehen aufrecht erhalten ſollten, unglücklicherweiſe für ihn aber nicht einig, ſondern ſtets verſchiedener Anſicht waren, der erſtere zur Milde, der andere zur Strenge geneigt. Die Seminare wurden eröffnet, aber es fand ſich wieder kein einziger Student ein. Am 22. Januar tumultuirte das immer unruhiger gewordene Volk und d'Alton mußte wieder ſchießen laſſen. Auch in andern Städten beging das Volk Exceſſe und Trautmansdorf ſuchte es wieder zu verſöhnen durch Strafloserklärung aller derer, welche d'Alton arretiren ließ. Die Aufregung hörte unter dieſen Umſtänden nicht auf und am 21. November verweigerte der dritte Stand (die Bürgerlichen) dem Kaiſer ſchon wieder die Steuern. Adel und Klerus wollte ſie bewilligen, der Widerſpruch der Bürger aber vereitelte ihre Abſicht.

Nun erſt gerieth Joſeph in Zorn, widerrief alle ſeine frühern Conceſſionen, erkannte die alte Verfaſſung ſelbſt nicht mehr an und befahl im Januar 1789 dem Militärgouverneur, mit größter Strenge einzuſchreiten, um ſeinem Willen Gehorſam zu verſchaffen. Aber der Kaiſer war tief in den Türkenkrieg verwickelt, d'Alton hatte viel zu wenig Truppen und Trautmansdorf gab wieder in allem nach, wodurch er Joſephs Autorität vollends zerſtörte, ohne

die Herzen zu versöhnen. Je schwächer sich der Kaiser zeigte, je mehr seinen Drohungen das furchtsame Verhalten seines Statthalters Hohn sprach, um so weniger Umstände machten die empörten Niederländer. In demselben Jahre 1789 begann in Frankreich die große Revolution ihre ersten Erschütterungen, was auch die Aufregung in den benachbarten Niederlanden verstärkte. Räuberische Banden beunruhigten die Grenzen und in den Städten wurde der Pöbel immer wilder. Oesterreichische Soldaten wurden mißhandelt. Als d'Alton 25 junge Leute in Brüssel, die eine Patrouille beleidigt hatten, vor ein Militärgericht stellen wollte, entriß sie ihm Trautmansdorf, um sie vor das Civilgericht zu stellen, d. h. frei zu lassen.

Damals ging van der Noot nach dem Haag und unterhandelte daselbst als „bevollmächtigter Agent des Brabanter Volks" mit van de Spiegel, dem Großpensionar von Holland, dem er eine Verschmelzung Belgiens mit Holland anbot, der ihn aber zunächst an Herzberg, den preußischen Minister, den alten Todfeind Oesterreichs, verwies. Van der Noot ging nach Berlin und wurde von Herzberg enthusiastisch empfangen. General von Schlieffen, preußischer Gouverneur der Festung Wesel, wurde sogleich nach dem Haag geschickt, um mit der Prinzessin Erbstatthalterin Wilhelmine das Weitere abzukarten. Diese Dame interessirte sich lebhaft für die belgischen Aufrührer, die sofort auf holländischem Boden zu Breda ein Revolutionscomité niedersetzten und Freiwillige warben. Während dies alles von der ständischen oder klerikalen Partei aus an den Grenzen veranstaltet wurde, bildete sich im Innern der Niederlande eine neue Partei, an deren Spitze der Advokat Vonck stand, weshalb sie die Vonckisten hießen. Sie waren in der geheimen Gesellschaft pro aris et focis organisirt, reine Demokraten, dasselbe, was die Jakobiner in Paris, weshalb sie auch ihre Hoffnung nicht wie van der Noot auf Preußen, Holland und England, sondern vielmehr auf die Revolutionspartei in Frankreich setzten. Da sie aber noch zu schwach waren, um in den Nieder-

landen selbst gegen die Oesterreicher den Kampf zu beginnen, setzten sie ihr revolutionäres Comité zu Hasselt im Lüttichschen, von wo damals gerade der Bischof vertrieben worden war, nieder und warben gleichfalls Freiwillige.

Breda hatte mehr Mittel, deshalb zog von hier aus am 24. October 1789 die erste belgische Revolutionsarmee, nicht viel über 3000 Mann stark, unter dem General van der Mersch über die Grenze, um die Oesterreicher aus den Niederlanden zu vertreiben. D'Alton schickte den General Schröder mit einem Corps gegen ihn aus, Schröder aber wurde durch Verräther irre geführt und verlor eine Kanone. Ueberall zeigte sich Widerspenstigkeit unter den Truppen selbst. In allen großen Städten Flanderns wurden die kleinen österreichischen Besatzungen verjagt. Der Statthalter Herzog Albrecht, der bis dahin ausgehalten, glaubte sich nicht mehr sicher und floh, im November. Am 10. Dezember bestand d'Alton noch einen harten Kampf in Brüssel und ließ ohne Schonung unter das Volk schießen, da er aber zu wenig Truppen hatte, indem 500 Mann seines Corps zum Volk übergingen, sah er sich genöthigt, um freien Abzug zu capituliren und am 14. hielt van der Mersch seinen Triumphelnzug in Brüssel. Die Stände traten zusammen und beschworen schon am 31. Dezember die neue Verfassung der unirten belgischen Provinzen, im Sinne des Bredaer Comité oder der klerikalen und alten Ständepartei und nach Beseitigung der demokratischen Vorschläge Voncks; van der Mersch aber brachte seine Armee rasch auf 30,000 Mann. Die Oesterreicher besaßen nichts mehr in den Niederlanden, außer die Festung Luxemburg, welche General Bender noch behauptete.

Im höchsten Grade unzufrieden über den Undank, mit dem der Kaiser ihre heroische Aufopferung für seine Mutter im Jahre 1741 vergessen hatte, über die verhaßten josephinischen Neuerungen und über den erfolglosen Türkenkrieg, der so viel Opfer kostete, wurden die Ungarn durch das Beispiel der Niederländer angefeuert, auch ihrerseits dem kranken, todtmatten Kaiser zuzu-

der Elemente der jetzigen Chemie, und in den Gesetzen der unwägbaren Agentien, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus.

Die ganze Art und Weise des englischen Physikers macht im Allgemeinen auf den Deutschen einen sehr guten Eindruck. Er bewegt sich mit sicherem Gleichgewicht in seinem Kreise, den er im gegenwärtigen Wirbel der geistigen Bewegungen mit Bewußtseyn um sich beschrieben hat. Er wirft nach allen Seiten kluge Blicke darüber hinaus und eignet sich das Einschlagende mit Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit an, ohne die absolute Scheu des Franzosen vor einer höheren Methode, welche das scheinbar Heterogene unter Einen Gesichtspunkt bringt, ohne die Apprehension vor der eigenen und vor fremder Einbildungskraft, welche ein scheinbares Paradoxon wie eine Niaiserie meidet. — Man möchte sagen, die ganze physikalische Literatur des Engländers spreche einen an wie die Aeußerlichkeit aller seiner Bücher: Alles ist solid, correkt, bequem zugerichtet und riecht nach Steinkohle. Der Geist der unmittelbaren praktischen Anwendung webt einen aus jener ganzen Literatur an, und man sieht überall die Keime zu Patenten, welche hier die Schifffahrt beflügeln, dort der Lebenskraft des Dampfs geschmeidigere und sicherere Organe leihen oder einen neuen Comfort in das gemeine Leben einführen.

Aber ungleich fremder und abstoßender steht uns der englische Naturbetrachter gegenüber, wenn er sich mit der Herkunft und dem Ziele der organischen Welt beschäftigt, wie sie hier tausendgestaltig auf dem Boden des Planeten vorübergeht, dort in zahllosen Resten eine unendliche Vergangenheit der Erde vor den Blicken aufthut. Hier kann er sich dem Philosophiren nicht entziehen, und kommen nun hiebei die großen Probleme von der Schöpfung, vom Verhältniß der Lebenskräfte zur allgemeinen Naturkraft, von der Stellung des Menschen in der Welt zur Sprache, so macht sich der Zwiespalt zwischen seinem empirischen Denken und den Postulaten seines religiösen Gefühls gebieterisch geltend; er ist vom Standpunkt des gemeinen Bewußtseyns nicht wegzubringen, und jene deutschen Versuche, die ganze Welt im Menschengeist sich spiegeln zu lassen, und alle Formen, alle Incarnationen der Materie aus den Tiefen des Geistes zu construiren, widern ihn an als Atheismus oder dessen Aequivalent, Pantheismus.

setzen. Das Volk in Ungarn plünderte aus Hungersnoth kaiserliche Magazine, eine Deputation edler Ungarn ging nach Wien und machte dem Kaiser die ernstesten Vorstellungen. Das Schrecklichste für ihn war aber in jener Zeit die drohende Erhebung Preußens. Nachdem diese Macht nur allzulange gezaudert hatte, um Schweden und die Türkei gegen Rußland zu unterstützen, ließ sie durch den preußischen Gesandten von Buchholz in Warschau im Laufe des Jahres 1789 mächtig gegen Rußland operiren. Dem Könige Stanislaus wurde kräftige Hülfe gegen Rußland angeboten, die polnischen Patrioten wurden ermächtigt, eine Revision der Verfassung vorzunehmen und die Entfernung der russischen Truppen aus Polen, wo sie bequeme Magazine anlegten, zu fordern. Am 31. Januar 1790 aber schloß König Friedrich Wilhelm II. von Preußen ein feierliches Bündniß mit dem Sultan ab und ließ eine Armee an die österreichische und polnische Grenze rücken. Das änderte die ganze Sachlage. Potemkin konnte fortan nur noch defensiv in der Moldau verfahren und mußte den Kern seines Heeres zur Beobachtung Polens verwenden, und auch Joseph konnte in der Wallachei und an der serbischen Grenze nur noch vertheidigungsweise Krieg führen und mußte schnell eine Armee nach Böhmen werfen.

Die Gefahr, in einen neuen Krieg mit Preußen verwickelt zu werden, das geringe Vertrauen zu dem eigennützigen und hoffärtigen russischen Alliirten, der Abfall der Niederlande, die Forderungen der Ungarn, die Gährung in allen Provinzen, die Mißstimmung der Armee, der ringsum lauernde Aufruhr wirkten so überwältigend auf das Gemüth des kranken Kaisers, daß er, in völlige Muthlosigkeit versinkend, alles bewilligte, was man von ihm verlangte, und seine Reformen eben so kleinmüthig wieder zurücknahm, als er sie prahlerisch verkündigt hatte. Vor allem beruhigte er die Ungarn durch ein merkwürdiges Manifest, welches die vollkommene Herstellung alles Alten, auch der alten Mißbräuche verkündete. In gleicher Weise tröstete er die Tiroler. Aber er konnte

es nicht aushalten, so ohnmächtig nachgeben zu müssen. Sein Herz war gebrochen. Sein Stolz überlebte den Schimpf nicht, alle seine großartigen Pläne für die Menschheit vereitelt zu sehen. „Ich sterbe," rief er, „ich müßte von Holz seyn, wenn ich nicht stürbe." Und so starb er wirklich am 20. Februar 1790.

Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein Bruder von Toscana als Leopold II. nach. Dieser Fürst, welcher selbst mit Joseph in Reformen gewetteifert hatte, war durch das Unglück seines Bruders hinlänglich gewitzigt und beeilte sich, durch fortgesetzte Concessionen im Innern der Monarchie die Ruhe herzustellen und auch von der verkehrten Politik Josephs, namentlich in Bezug auf die Russenfreundlichkeit abzugehen. Da er nur zwei Jahre regierte und beständig von Sorgen umdrängt war, machte es ihm große Ehre, daß er doch besonnen genug blieb, um bei der Wiederherstellung der alten vorjosephinischen Zustände doch im Einzelnen viel Gutes von den Reformen Josephs beizubehalten, namentlich die Erleichterung der böhmischen Bauern hinsichtlich ihrer Grundlasten, die Milderung der harten Criminalgesetze, die Pflege der Schulen ꝛc. Dagegen führte er eine bisher unbekannte Strenge der Polizei und insbesondere zum erstenmale die geheime Polizei ein, in der guten Absicht, im Stillen Böses zu verhüten, und im Gegensatz gegen die allzu lermende Regierungsweise Josephs. Um überall die Zustimmung der Stände zu erlangen, hielt er in Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, Oesterreich, Tirol ꝛc. Landtage ab. Toscana gab er seinem zweitgeborenen Sohne Ferdinand.

In wenig Wochen war ganz Oesterreich beruhigt und mit seinem Kaiser wieder einverstanden. Nur die Niederlande beharrten in ihrem Trotze. Leopold bot ihnen Versöhnung an, da sie sich aber durch die Hoffnung auf preußischen Schutz bethören ließen, in ihrem Widerstande zu beharren, wartete Leopold mit vieler Ruhe und Klugheit, bis er sich mit Preußen verständigt haben würde, um dann erst sich in Frankfurt zum Kaiser krönen zu lassen und die Niederlande zu unterwerfen.

Vor allem mußte er mit den Türken abgefunden ſeyn. Der Türkenkrieg wurde im Jahre 1790 nur noch lahm fortgeführt. Die Oeſterreicher unter Prinz Coburg nahmen Orſowa und ſchlugen einige Angriffe der Türken an der ſerbiſchen und croatiſchen Grenze zurück. Dann eroberten ſie noch Giurgewo in der Wallachei, und ihr General Clerfait ſchlug ein türkiſches Corps bei Calafat, gegenüber von Widdin. — Die Ruſſen zeigten etwas mehr Energie. Potemkin beobachtete zwar nur Polen, aber Bibikof operirte mit Glück gegen die Tataren und Tſcherkeſſen und ſchlug den Seraskier Baital Paſcha am Kuban am 11. Oct., und eroberte ſpäter Anapa, während der ruſſiſche Admiral Uſchakof eine türkiſche Flotte auf dem ſchwarzen Meere zerſtörte. Dagegen unterlag wieder eine ruſſiſche Flotte den Türken im Archipel bei der Inſel Andros. Nun aber wurde vermittelt. Sobald Kaiſer Joſeph die Augen zugedrückt hatte, trachtete Leopold von dem Bündniß mit Rußland loszukommen, und änderte damit die ganze Front ſeiner Politik. Sobald Oeſterreich nicht mehr zu Rußland hielt, konnte ſich Preußen mit ihm ausſöhnen. Die Unterhandlungen zwiſchen den beiden Großmächten wurden zu Reichenbach eröffnet. Herzberg gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeinen König im alten Haß gegen Oeſterreich zu beſtärken, aber Biſchofswerder trug mit der entgegengeſetzten, offenbar vernünftigeren Politik den Sieg davon. Oeſterreich und Preußen reichten ſich die Hand der Verſöhnung am 27. Juni 1790 in dem Vertrage von Reichenbach, in welchem Oeſterreich ſich verpflichtete, den Türken alles, was es erobert hatte, zurückzugeben und in Verbindung mit Preußen auch Rußland zu zwingen, daſſelbe zu thun und auch ſeine türkiſchen Eroberungen wieder fahren zu laſſen.

Das war durchaus nicht nach Potemkins Geſchmack, welcher vielmehr den Krieg mit allem Feuer erneuerte. Er befahl im Winter dem wilden Suwarow, die ſtarke Feſtung Ismaël zu ſtürmen, und zwar „binnen drei Tagen“. Suwarow vollzog den Befehl, verlor beim Sturme 15,000 Mann, ließ aber auch alle Einwohner,

35,000 Menschen, über die Klinge springen, am 22. Dez. 1790. Im folgenden Jahre nahm Fürst Galiczin Matschin an der Donau. Der Großvezier Jussuf rückte mit Heeresmacht heran, um diesen Punkt wiederzuerobern, aber General Kutusow schlug seinen Vortrapp bei Babadagh und General Repnin ihn selbst in einer blutigen Schlacht bei Matschin am 10. Juli 1791. Allein Fürst Potemkin erkrankte am Fieber und starb, erst 55 Jahre alt, auf einem Landhause bei Jassy, am 15. Oct., nachdem er noch unmittelbar vorher wie ein Vielfraß gegessen hatte. Er hinterließ 52 Millionen Rubel,*) der alten Kaiserin aber war er beinahe unersetzlich. Jetzt erst, da sie ihn nicht mehr hatte, bequemte sie sich, den österreichisch-preußischen Forderungen nachzugeben, und die Türken bekamen Ruhe. Zu Sziſtow am 4. Aug. 1791 ſchloß Oesterreich, zu Jaſſy am 9. Jan. 1792 auch Rußland mit ihnen Frieden, und letzteres behielt nur Oczakow.

Nach seiner Aussöhnung mit Preußen wurde Leopold II. ohne Anstand in Frankfurt a. M. zum Kaiser gewählt und daselbst am 9. Oct. 1790 feierlich gekrönt. Eben so ruhig konnte er jetzt die Pacification der Niederlande vornehmen.

Schon gleich nach seinem Regierungsantritt hatte Leopold den Niederlanden nicht nur die Wiederherstellung aller ihrer alten Rechte, sondern auch noch mehr Vorrechte angeboten, z. B. es sollte nie ein Ausländer Gouverneur werden, die niederländischen Truppen sollten nie außerhalb der Niederlande verwendet werden ꝛc. Aber die Stände schlugen diese annehmlichen Anträge aus, weil van der Noot sich zu tief in die preußische Politik verstrickt und diese sich damals noch nicht mit der österreichischen ausgeglichen hatte. Auch hatte die Unabhängigkeit erkämpft zu haben, für viele Niederländer einen Reiz, wie für die Nordamerikaner.

*) Als ihm Jemand einmal vorschlug, er solle sich eine große Bibliothek einrichten lassen, führte er ihn in ein Zimmer mit lauter Fächern und Kapseln, die mit Banknoten vollgepfropft waren und sagte: das ist meine Bibliothek!

Der Einfluß Preußens gibt ſich in der Ernennung des preußiſchen Generals von Schönfeld zum Generaliſſimus der belgiſchen Armee zu erkennen. Van der Noot ſtellte dieſen neuen Feldherrn dem van der Merſch gegenüber, welcher ſich zu den Vonckiſten neigte. Doch konnte Belgien von der befreundeten Diplomatie nicht mehr als den am 9. Jan. 1790 zu Berlin zwiſchen Preußen, Holland und England abgeſchloſſenen Vertrag erlangen, nach welchem ſich dieſe Mächte zwar verpflichteten, die Stände der vereinigten niederländiſchen Provinzen in ihren alten Privilegien zu ſchützen, nicht aber ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, falls der Kaiſer ſelbſt ihnen dieſe Privilegien zurückgäbe. Sollte aber der Kaiſer das letztere nicht thun und ſie völlig unterjochen wollen, alsdann würden ſie die Unabhängigkeit der Niederlande vielleicht, d. h. wenn ihnen deren neue Staatsform convenirte, anerkennen.

Während dieſer Ungewißheit der Dinge fielen die Anhänger van der Noots und Voncks in Brüſſel über einander her. Am 9. März gerieth der erſtere unter die Freiwilligen des letzteren und rettete kaum ſein Leben, indem er ihnen alles bewilligte, aber am 16. hatte er ſeinen eigenen Anhang bewaffnet, und Vonck und ſein Parteigänger Walkiers mußten flüchten. Damals erklärte ſich van der Merſch in Namur mit allen ſeinen Offizieren gegen den Congreß und machte Miene, ſich zum Dictator aufzuwerfen, zeigte ſich aber feig, als Schönfeld raſch am 6. April vor Namur rückte. Zwar zog ihm Merſch entgegen, und zwei kleine Revolutionsarmeen ſtanden ſich in Schlachtordnung gegenüber. Nach einigen Unterhandlungen aber gab van der Merſch nach und zog mit Schönfeld vereint wieder in Namur ein, wo das Volk gegen die Vonckiſten aufſtand und er ſich nur retten konnte, indem er nach Brüſſel ging, um dem Congreß Rechenſchaft abzulegen. Dieſer aber ließ ihn verhaften und in der Citadelle von Antwerpen ſchlecht behandeln, ſo daß er den Oeſterreichern erſt ſeine Befreiung verdankte.

Unterdeß ſtand Leopold II. bereits mit Preußen in Unterhandlung und ſchickte Truppen nach Luxemburg, von wo aus Bender

bereits im Mai 15,000 Mann gegen Namur vorrücken ließ. Schönfeld erlitt am 24. Mai in der Nähe dieser Stadt eine Niederlage, die Oesterreicher zauderten aber noch, ehe sie weiter vorrückten, weil sie noch nicht zahlreich genug waren und das Ergebniß des Reichenbacher Congresses abwarteten. Leopold hoffte, wenn der Congreß in Brüssel erst überzeugt seyn werde, daß er auf Hülfe von Preußen vergeblich warte, werde sich derselbe unterwerfen und Blutvergießen vermieden werden. Aber der Congreß befand sich bei aller Geneigtheit zum Nachgeben unter dem Druck des Pöbels von Brüssel, der die Versammlung wie gefangen hielt und in wahnsinniger Wuth kein Nachgeben duldete, indem er ohne Zweifel von der Revolutionspartei in Frankreich aufgehetzt war. In Paris verhandelte man damals lebhaft über die Niederlande, aber noch herrschte die gemäßigte constitutionelle Partei, und die Demokraten oder Jakobiner konnten einen Krieg für die Belgier gegen Oesterreich noch nicht durchsetzen. Leopold wartete mit kluger Langmuth bis in den Herbst. Der Congreß suchte den letzten Rath bei Holland, dieser aber ging dahin, er solle nachgeben. Da am 21. November proclamirte der Congreß in seiner höchsten Noth den jungen Erzherzog Karl, zweiten Sohn des Kaisers, zum Erbgroßherzog der Niederlande, nicht etwa in der Meinung, der Kaiser werde sich diese Wahl gefallen lassen, sondern einzig in der Hoffnung, der Pöbel werde sich damit, weil doch wenigstens die Selbständigkeit der Niederlande gewahrt worden sey, beruhigen. Es kam der Mehrheit der Congreßmitglieder einzig nur noch darauf an, dem Pöbel zu entrinnen und mit heiler Haut davon zu kommen.

Jetzt erst rückte Marschall Bender mit dem österreichischen Heere vor. Schönfeld hatte ohnehin nach dem Congreß von Reichenbach seine Rolle ausgespielt, half zögern, so lange er konnte, und löste endlich seine Truppen auf. Ein anderes kleines Revolutionsheer unter dem Engländer Köhler floh nach Brüssel, wo es mit dem Pöbel vermischt zu plündern anfing, während van der Noot und Eupen entflohen, am 1. Dez. Alle Ordnung hörte auf, bis

am 12. Vender den neu ernannten Statthalter des Kaisers, Grafen Mercy d'Argenteau, in Brüssel einführte. Damit wurde alles wieder auf den alten Fuß gestellt, wie vor Joseph.

Allein die Unruhen hörten damit noch nicht auf. Noch unter den Augen der österreichischen Besatzung wagten die Vonckisten in Brüssel, indem sie sich für eifrige Legitimisten ausgaben, Straßenauflaufe gegen die klerikale Partei, am 2. Juni 1791. Die Stände von Brabant weigerten noch einmal die Subsidien und unterstützten die geflüchteten Patrioten. Ein Gharost Graf von Bethune gab sich für einen Nachkommen der alten Grafen von Flandern aus und fand unter dem aufgeregten Volk einigen Anhang. In der Nacht auf den 16. Jan. 1792 war ein allgemeiner Aufstand in Brüssel, Mord des Gouverneurs ꝛc. angezeddelt, wurde aber verhütet. Von Frankreich her wurde das Volk unaufhörlich erhitzt und in dem Maaß, wie dort die revolutionäre Flutb anwuchs, auch die österreichische Herrschaft in den Niederlanden immer mehr bedroht.

Eine kleine Episode bildeten die Händel in Lüttich. Hier hatten sich die Landstände gegen den Fürstbischof Constantin Franz empört, weil er die reichen Einkünfte der Spielhölle, die er in dem Bade Spaa hatte errichten lassen (ein Bischof!), für sich allein behielt. Nach langen Händeln und vergeblichen Beschwerden beim Reichskammergericht erbob sich das Volk am 17. August und jagte den Bischof davon. Nun dauerte es wieder lange, bis von Reichswegen preußische Truppen die Execution in Lüttich vollziehen sollten. Preußen schonte aber die Stadt, weil der Bischof wirklich im Unrecht war, und zog seine Truppen zurück. Leopold II. schickte nun Oesterreicher, welche die Ordnung herstellten.

Nach der völligen Beruhigung seiner Länder blieb dem Kaiser Leopold nur noch eine schwere Sorge, die in Frankreich begonnene Revolution, deren Flamme er, im Gegensatz gegen viele unbesonnene Fanatiker, mit großer Vorsicht behandelte. Nachdem er sich aber

kaum in dieſer neuen Angelegenheit mit Preußen (7. Febr.) verſtändigt hatte, ereilte ihn der Tod am 1. März 1792.

Er war ein feiner Kopf, weit ruhiger als ſein Bruder und nur ſtürmiſch in der Sinnlichkeit, die ihn vor der Zeit erſchöpfte. Er liebte das Schöne wie im Leben, ſo auch im Bilde, und erwarb ſich großes Verdienſt um die wundervollen Gemäldeſammlungen in ſeiner erſten Hauptſtadt Florenz.

Zehntes Buch.

Gustav III.

Wie Joseph II. und Ludwig XVI., so strebte auch König Gustav III. von Schweden dem großen Friedrich nach, um so mehr, als er der Sohn seiner Schwester Louise Ulrike war. Ehe wir jedoch das Leben dieses interessanten Schwedenkönigs ausführlich schildern, müssen wir die Geschichte Skandinaviens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt betrachten.

In Dänemark regierte seit 1746 Friedrich V., ein wohlwollender Fürst, dem der Hannoveraner v. Bernstorff als Minister zur Seite stand. Seine friedliche Regierung wurde nur einmal allarmirt, als Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte. Dieser nämlich, geboren als Herzog von Holstein-Gottorp und sein Lebenlang mehr an Holstein hängend, als an seinem neuen Vaterlande Rußland, empörte sich mit Recht gegen den Raub, welchen nach Karls XII. Tode die von Rußland geleitete Diplomatie an dem Holsteiner Hause begangen hatte, indem sein Vater, Herzog Karl Friedrich von Holstein und Schleswig, Sohn der älteren Schwester des kinderlosen Karls XII., den schwedischen Thron hätte

erben ſollen, aber zurückgeſetzt wurde und auch noch Schleswig an Dänemark abtreten mußte. Sobald nun Peter III. ruſſiſcher Kaiſer geworden war, ſchickte er auch ſchon eine Flotte und eine Landarmee gegen Dänemark, um ihm Schleswig wieder zu entreißen, zu nicht geringer Verlegenheit Friedrichs des Großen, der es mit Peter nicht verderben, aber auch in dieſer Sache nicht mit ihm Hand in Hand gehen wollte. Die Dänen rüſteten ſich auch ihrerſeits und ſchickten 40,000 Mann unter dem franzöſiſchen General St. Germain nach Mecklenburg den Ruſſen entgegen, 1762. Allein es kam nicht zum Kriege, weil Peter III. ermordet wurde, und ſeine Nachfolgerin, Katharina II., traf ein freundliches Uebereinkommen, in welchem ſie, ſcheinbar großmüthig, auf die Anſprüche ihres Gemahls verzichtete und die Intereſſen Dänemarks und Holſteins zu deren beiderſeitigem Vortheil ausglich, aber wieder auf Koſten des deutſchen Reichs, welches, wie immer, dem Frevel der ruſſiſchen, wie der franzöſiſchen Diplomatie geduldig zuſah und einen Raub nach dem andern am Reich begehen ließ. Kaum war Lothringen vom deutſchen Reich hinweg zu Frankreich hinüber und Schleswig auf ruſſiſchen Antrieb zu Dänemark hinüber diplomatiſirt worden, ſo diplomatiſirte Rußland jetzt auch noch Holſtein zu Dänemark. Auf Katharina's Wunſch nämlich, der ein Befehl war, opferte das däniſche Königshaus ſein geographiſch von Dänemark getrenntes Stammland, das Herzogthum Oldenburg, auf, trat es an die Herzoge von Holſtein ab und ſchlug dafür Holſtein zu Dänemark. Blieb nun auch Holſtein noch im deutſchen Reichsverbande, ſo verſtand es ſich doch von ſelbſt, daß es däniſchem Intereſſe und nicht mehr deutſchem dienen mußte. Das neue Arrangement, welches erſt nach Friedrichs V. Tode am 22. April 1767 zu Stande kam, war alſo dem deutſchen Reichs- und Nationalintereſſe verderblich. Oldenburg kam an Friedrich Auguſt, Geſchwiſterkind Carl Friedrichs (der Peters III. Vater geweſen war). Ihm folgte 1785 ſein Sohn Peter, der aber regierungsunfähig

Naturphiloſoph und Naturforſcher ſind in England gleichbedeutende Ausdrücke; aber der Naturphiloſoph wird auf dem eben bezeichneten Gebiete ſchnell zum Naturtheologen, der im Größten wie im Kleinſten der Natur die Beweiſe für die Macht, Güte und Weisheit Gottes aufſucht und überall darthut, wie das Univerſum nur durch einen unendlichen Verſtand zuſammengehalten werde. Er liebt es, den künſtlichen Bau organiſcher Weſen im Detail mit menſchlicher Maſchinerie zu vergleichen und durch eindringliche Beweiſe von der unendlichen Superiorität der göttlichen Gebilde über die armſeligen Kopien der Menſchenhand, die Kreatur wechſelsweiſe zu erheben und zu demüthigen. Er zeigt ſcharfſinnig, daß keine Kraft aus der Natur, gleichſam kein Rad aus der großen Maſchine weggedacht oder in Gedanken modificirt werden könnte, ohne daß Alles ins Stocken oder in Verwirrung geriethe; er berechnet z. B., was das Loos aller Organismen ſeyn müßte, wenn die Anziehungskraft der Erde eine andere wäre als ſie iſt, oder wenn die Dichtigkeit der Luft zu- oder abnähme. All dieſer Aufwand von Teleologie macht den Franzoſen und den Deutſchen gleich ungeduldig: man mag die Natur rein materialiſtiſch oder idealiſtiſch betrachten, ſo iſt in einer Welt, die einmal Beſtand hat, Haltung und Verkettung aller Dinge untereinander etwas, das ſich vom Anfang und am Ende von ſelbſt verſteht.

Noch ſeltſamer wird dem Deutſchen zu Muth, wenn er die Engländer in der Wiſſenſchaft philoſophiren hört, welche die eigentliche Lieblingspflegetochter unſerer Zeit iſt, in der Geologie; wenn er ſieht, wie ängſtlich ſie häufig bemüht ſind, die Reihe von Veränderungen, welche die Erdrinde ſichtbar in der Zeit erlitten, mit der bibliſchen Tradition in Uebereinſtimmung zu bringen; wie ſie ſich drehen und wenden, um ihre Vernunft und das erſte Kapitel der Geneſis zugleich zu retten. Bei ſolcher allgemein verbreiteten Geſinnung ſind dieſe Klippen für den Gelehrten, der die Freiheit ſeines Geiſtes in dieſem entſcheidenden Punkt behaupten will, nur dadurch zu umſchiffen, daß er ſie ignorirt. Wenn dieſe Methode von Manchen befolgt wird, ſo geben Andere im Kleben am Buchſtaben der Schrift unglaublich weit. Nur Ein Beiſpiel: Kirby, der bekannte Entomolog, freilich ein Geiſtlicher der biſchöflichen Kirche, hält noch in dieſem Jahre daran feſt, daß ſämmtliche Landthiere der Jetztwelt in Noahs Arche die Kluft zwiſchen einem

wurde*) und für den sein Vetter Peter (dessen Vater ein jüngerer Bruder seines Vaters war) eintrat.

Friedrich V. starb bereits 1766 und hinterließ von zwei Gemahlinnen zwei Söhne. Seine erste Gemahlin, Louise, Tochter Georgs I. von England, hatte ihm seinen erstgeborenen Sohn und Nachfolger Christian VII. geboren, welcher bei des Vaters Tode erst siebenzehn Jahre alt und von der Natur ziemlich vernachlässigt, geistlos und kindisch war. Seine zweite Gemahlin, Juliane von Braunschweig, hatte ihm noch einen jüngeren Sohn Friedrich geboren, welcher besser organisirt war, daher sie lebhaft bedauerte, daß er dem älteren Bruder weichen mußte und nicht statt seiner zum Throne berufen wurde.

Der junge König nahm eine noch jüngere Gemahlin, die erst sechszehnjährige Karoline Mathilde, Schwester Georgs III. von England, lebte jedoch nicht glücklich mit ihr, da er ihrem Herzen nicht genügte und sich unwürdigen Vergnügungen überließ, zu denen ihn sein Günstling, Graf Holk, verleitete. Im Jahre 1768 machte der König eine Vergnügungsreise nach Italien und nahm als Reisearzt den jungen Struensee mit, Sohn eines aus Halle in Sachsen nach Altona berufenen Geistlichen, welcher daselbst Generalsuperintendent geworden war. Dieser junge Leibarzt war lebhaften Geistes, wußte die Zuneigung des Königs zu gewinnen und blieb nach seiner Rückkehr als Leibarzt am Hofe zu Kopenhagen. Hier

*) Dieser junge Herr war durch die Schläge, die ihm sein Vater gab, und durch einen finstern Hofmeister melancholisch geworden. Der berühmte Herder wurde auch eine Zeit lang sein Führer, konnte ihn aber nicht mehr heilen. Als er eine Darmstädter Prinzessin heirathen sollte, lief er von seinem väterlichen Schlosse zu Eutin fort. Man begutigte ihn wieder und brachte ihn glücklich nach Darmstadt. Aber auch von hier lief er am Hochzeitstage davon, wurde auf der Straße gefunden und weggebracht. An die Heirath war nicht mehr zu denken, aber auch nicht mehr an die Regierung. Er lebte noch bis 1823 zurückgezogen auf dem Schlosse Ploen, friedlich beschäftigt mit Lesen, Zeichnen und Musik.

überließ sich der König wieder der Verführung des rohen Holk, blieb jedoch seinem Arzt gewogen, und da Struensee den kränkelnden Sohn des königlichen Ehepaars zu heilen berufen wurde und an dessen Bett mit der jungen Königin täglich zusammentraf, konnte der letzteren nicht entgehen, was für ein schöner und stattlicher Mann er sey. Genug, die Königin und der Leibarzt wurden vertraut und nahmen sich ohne Zweifel Anfangs in aller Unschuld vor, den König von seinem schlechten Umgang abzuziehen. Nun war aber Holk ein Werkzeug des Adels, welcher die Unfähigkeit des Königs in Dänemark ganz eben so ausbeuten wollte, wie dasselbe damals in Schweden geschah. Die Königin Karoline Mathilde und Struensee wurden daher noch einen Schritt weiter geführt und sannen darauf, der monarchischen Gewalt gegenüber der aristokratischen ihr Recht zu verschaffen, und zwar zum Besten des Volkes. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie es wohl meinten, daß sie sich im Geist der damaligen Zeit sogar einer tugendhaften Schwärmerei hingaben und sich damit über die Sittlichkeit des persönlichen Verhältnisses, in welches sie zu einander getreten waren, selber täuschten. Sie wußten sich als edle Seelen über den Gemeinheiten eines Holk erhaben und glaubten der engherzigen und arglistigen Aristokratie gegenüber großherzig für das wahre Wohl des Volkes zu kämpfen. Die Königin liebte, sich als Amazone zu Pferde zu zeigen, zuweilen sogar in männlicher Tracht.

Da sich Struensee die Liebe des Königs zu erhalten verstand, wurde er erst Etatsrath, dann Cabinetsrath und wohnte den Sitzungen an, in denen die Regierungsgeschäfte berathen wurden. Sobald er aber Einfluß genug auf den König gewonnen hatte, bestimmte er denselben, den allgemein geachteten Bernstorff zu entlassen, weil derselbe im Namen der Aristokratie regiere und den König nicht genug selbst regieren lasse, 1770. Auch Holk wurde entfernt und durch den unbedeutenden Brandt ersetzt, der es übernahm, im Interesse Struensee's des Königs geistlose Beschäftigungen zu leiten.

Die Entfernung Bernſtorffs war unklug und wurde dem jungen Reformator Dänemarks gerade von denen zum Vorwurf gemacht, deren Sympathien zu gewinnen ihm am nächſten lag und am leichteſten hätte werden können, wenn er nicht grenzenlos leichtſinnig und unvorſichtig geweſen wäre. Wahrſcheinlich ſah er in Bernſtorff einen zu ernſten Cenſor, mit dem er ſich nie in Bezug auf ſeine Stellung zur Königin hätte verſtändigen können. Zum Ueberfluß kam er in Händel mit dem ruſſiſchen Geſandten Filoſofof, der in Kopenhagen den Meiſter ſpielte. Der ſchöne Struenſee, den vor der Königin ſchon andere Damen geliebt hatten, wurde des brutalen Ruſſen glücklicher Nebenbubler, wofür ihn dieſer einmal öffentlich anſpie. Seitdem waren ſie unverſöhnliche Feinde, und der Ruſſe arbeitete heimlich an Struenſee's Verderben. Daß ein ruſſiſcher Geſandter wegen öffentlicher Anſpeiung des einflußreichſten Rathes der Krone in Dänemark hätte ausgewieſen werden können, davon war in jenem Jahrhundert nicht die Rede.

Im September 1770, unmittelbar nach Bernſtorffs Entfernung, begann Struenſee vom Cabinet des Königs aus ſeine Reformen, welche alle von der Vorausſetzung ausgingen, der König allein regiere und gebe Geſetze, ſein Wille allein habe in allen däniſchen Dingen zu entſcheiden. Er nahm ſich dabei ohne Zweifel Friedrich den Großen zum Muſter und glaubte die alten Mißbräuche durch ein vernünftiges Regierungsſyſtem zum Beſten des Volkes zu verdrängen. Sein Verdienſt dabei iſt unbeſtreitbar. Er befreite den Bauernſtand von den Bedrückungen des Adels, die ihm nach und nach auferlegt worden waren, und brachte die bäuerlichen Frohnen und Abgaben auf ihr urſprüngliches rechtliches Maaß zurück. Er befreite den Bürgerſtand eben ſo von dem Druck der in allen ſtädtiſchen Aemtern forterbenden Familienoligarchie, und er befreite die Preſſe, damit das Volk ſeine Klagen und Beſchwerden vorbringen könne. Er befreite ferner den Hof von der Ueberlaſt der Chargen, die ſich der Adel ausſchließlich vorbehalten hatte. Er organiſirte die Gerichte neu und ſteuerte dem Unweſen,

welches bisher den Adel auch vor dem Gesetz bevorzugt und demselben namentlich das Schuldenmachen erleichtert hatte. Allein Struensee beging auch Fehler. Indem er alles eigenmächtig und allein verfügte, ohne Jemand zu fragen, beleidigte er das constitutionelle Gefühl, welches, allen Ständen inwohnend, des Volkes Schicksal nicht durch Machtbefehle, sondern durch Vertrag bestimmt wissen will. Indem er seine Decrete in deutscher Sprache bekannt machte, beleidigte er das dänische Nationalgefühl. Indem er mit einem Federstrich alle Zünfte und Innungen aufhob, zerstörte er den naturwüchsigen bürgerlichen Organismus, und indem er eine Anzahl bisher gültiger lutherischer Feiertage abschaffte, beleidigte er auch das religiöse Gefühl.

Er machte sich nun dadurch unzählbare Feinde, während er durch die dreiste Vertraulichkeit mit der Königin und durch die Eitelkeit, die ihn bewog, sich und auch seinen Freund Brandt in den Grafenstand erheben zu lassen, den Nimbus des uneigennützigen, strengsittlichen und stoischen Reformators verlor. Dennoch würde er sich länger behauptet haben, wenn er nicht eine unbegreifliche Feigheit verrathen hätte. Im September 1771 tumultuirten 300 Matrosen, weil man ihnen die Bewilligung gewisser Forderungen verweigert hatte, und dieser unbedeutende Lerm schreckte Struensee dermaßen, daß er mit dem ganzen Hofe davonfloh und den Matrosen alles zusagte, was sie verlangten. Wenige Tage später benahm er sich ganz eben so kraftlos bei einem Tumult der Seidenweber. Nun kannte man ihn und genirte sich nicht mehr. Als er im Dezember die unglaubliche Unvorsichtigkeit beging, die stolze Leibgarde zu Pferde nicht etwa zu verabschieden, sondern unter die gemeinen Reiterregimenter unterzustecken, empörte sich dieselbe, und anstatt sie mittelst der treuen Regimenter, die in Kopenhagen lagen, umzingeln und verhaften zu lassen, gab er ihr in allem nach, behielt sie bei und machte ihr noch dazu ansehnliche Geschenke.

Jetzt beschlossen seine Feinde, ihn zu verderben, denn jetzt fürchteten sie ihn nicht mehr. Man verschwor sich förmlich gegen

ihn und zwar im Palast der verwittweten Königin Juliane, welche diesen Anlaß gerne ergriff, um wo möglich ihren Sohn Friedrich emporzubringen. Ihr Hauptagent war der Etatsrath Guldberg, ein Frömmler, ehemals Candidat der Theologie, der alles heimlich unterwühlte. Den offenen Aufruhr aber zu leiten übernahm Ranzau-Aschenberg, ein ehemaliger Freund Struensee's, aber voller Schulden, welche Struensee nicht für ihn bezahlen wollte, weßhalb er dessen Feind wurde, dann General Eickstedt und Oberst Köller-Banner, welcher die Truppen bearbeitete. Alles war wohl vorbereitet; Struensee, der sich leicht hätte retten können, ahnte nichts. In der Nacht auf den 17. Jan. 1772 berufen die Verschworenen alle Offiziere zusammen und erklärten ihnen auf Befehl der Königin Juliane und des Prinzen Friedrich, es sey absolut nothwendig, den König dem Einfluß Struensee's und Brandts zu entziehen. Die schon instruirten Offiziere stimmten zu. Die Verhaftung Struensee's und Brandts ward sogleich und ohne Widerstand vorgenommen und am andern Morgen wurde der arme König aus dem Schlaf geweckt und gezwungen, zu unterschreiben, was man ihm vorlegte, unter anderm auch einen Verhaftsbefehl gegen seine eigene Gemahlin.

Die unglückliche Karoline Mathilde wurde eingekerkert und scharf inquirirt. Ohne alle Schonung beschuldigte man sie, mit Struensee die Ehe gebrochen zu haben. Sie leugnete auf's bestimmteste. Nun bewog man aber Struensee selbst, sey es durch die Angst vor der Folter, sey es durch die Vorspiegelung, als werde dadurch sein Schicksal und das der Königin erleichtert werden, auf die letztere auszusagen, und als sie abermals entrüstet protestirte, war er niederträchtig genug, seine Aussagen zu wiederholen, näher zu erörtern und das Protocoll zu unterschreiben. So wird allgemein angenommen, es wäre jedoch möglich, daß diese Urkunde von seinen Feinden verfälscht und ihm nur untergeschoben worden wäre, wenigstens sträubt sich die Feder des Geschichtschreibers, an den Verrath zu glauben, den Struensee an seiner Wohlthäterin sollte begangen haben. Das Urtheil über ihn und Brandt

lautete auf Enthauptung nach vorheriger Abhauung der rechten Hand und wurde zu Kopenhagen vollzogen am 28. April 1772. Die Königin wurde von ihrem Gemahl geschieden und dann nach Celle im Churfürstenthum Hannover gebracht, wo sie in tiefer Zurückgezogenheit nun als Wohlthäterin der Armen bis zum Jahre 1775 lebte.

Der völlig simpelhaft gewordene König ließ alles geschehen, was die siegreiche Partei wollte. Guldberg wurde in den Adelstand erhoben und berief den Neffen des früheren Bernstorff, der sich später eben so auszeichnen sollte, wie der Oheim, in's Ministerium. Dieser jüngere Peter Andreas von Bernstorff lenkte glücklich das dänische Staatsruder mit großem Geschick. Das Ansehen, welches er sich erwarb, ärgerte Guldberg und die verwittwete Königin Juliane verlor die Hoffnung, ihren Sohn Friedrich, der übrigens gleich seinem älteren Bruder, dem regierenden König, sehr schwach war, auf den Thron zu bringen. In ihrem Interesse wagte daher Guldberg einen Staatsstreich, vertrieb Bernstorff und machte sich selbst zum ersten Minister und Reichsregenten, in der ausdrücklichen Absicht, Julianens Sohn auf den Thron zu bringen. Aber Karolinens bisher gänzlich zurückgesetzter, von seinem blödsinnigen Vater nicht geschützter Sohn, Friedrich, den man wenig fürchtete, wurde plötzlich der herrschenden Partei verderblich, denn, obgleich erst 16 Jahre alt, machte er, unterstützt von wackeren Männern der Bernstorffischen Partei schon nach zehn Tagen der Guldberg'schen Regentschaft ein Ende, indem er sich am 14. April 1784 als rechtmäßigen Erben der dänischen Krone proklamiren ließ und allgemeine Anerkennung fand. Guldberg wurde abgesetzt, aber nicht bestraft. Bernstorff kehrte zurück, um Dänemark ferner mit großem Verstande zu regieren, während der König, der bis 1808 lebte, und der Kronprinz ihn gewähren ließen.

Wir gehen nun zu Schweden über. Hier regierte nach Karls XII. Tod dessen Schwager, Friedrich von Hessen, bis

1751, dann kam Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp durch die Uebereinkunft, welche S. 72 erörtert iſt, auf den ſchwediſchen Thron. Die eigentliche Gewalt aber war bei den Reichsſtänden, welche ſich in vier Curien theilten: Adel, (lutheriſche) Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern. Unter dieſen hatte ſich der Adel die Obergewalt angemaßt, ſeine Privilegien ausgedehnt und einen Reichsrath ernannt, der die ganze ausübende Gewalt beſaß. Der König hatte nur zu unterzeichnen, was der Reichsrath befahl. Der Adel war aber unter ſich ſelbſt getheilt, ſofern ſich ein Theil desſelben von Rußland, der andere von Frankreich beſtechen ließ. Der ruſſiſche und franzöſiſche Geſandte in Stockholm wetteiferten, den habgierigen Adel auf ihre Seite zu ziehen. Die ruſſiſche Adelspartei war die der Mützen, die franzöſiſche die der Hüte. Ein patriotiſcher Verſuch der Grafen Brahe und Horn, die Ariſtokratie zu ſtürzen und dem König größere Gewalt zu verleihen, ſcheiterte und endete mit der Hinrichtung der beiden Grafen, 1756. Damals hatten die Hüte die Oberhand und die Mützen wurden von Rußland nicht mehr unterſtützt, weil während des ſiebenjährigen Krieges Rußland mit Frankreich Hand in Hand ging. Die Hüte empfingen Geld in Fülle, um ein gewaltiges Heer gegen Preußen auszurüſten. Aber ſie behielten das Geld für ſich, der einzige Grund, aus welchem die ſchwediſche Armee im ganzen Verlauf des ſiebenjährigen Krieges kaum einmal einen Streifzug aus Vorpommern heraus machte und ſich immer wieder von wenigen preußiſchen Regimentern unter die Kanonen von Stralſund zurückjagen ließ.

Das ehrloſe Benehmen der herrſchenden Hüte während dieſes ganzen Kriegs blieb nicht ungeſtraft. Ihre Partei verlor die öffentliche Achtung und der ruſſiſche Geſandte begann unmittelbar nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth auch ſogleich wieder die Mützen in Bewegung zu bringen und zu unterſtützen, weil Peter III. ſich von dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Bündniß ab- und Preußen zuwandte. Daher auf dem Reichstage von 1762 die Mützen die

Mehrheit gewannen, unter ruſſiſcher Vermittlung mit Preußen Frieden ſchloßen und bald darauf die Hüte aus allen Aemtern vertrieben.

Im Jahre 1765 zeichnete ſich die geiſtliche Curie der ſchwediſchen Reichsverſammlung durch einen merkwürdigen Antrag aus, welcher zwar nicht durchging, ihr aber alle Ehre machte. Sie verlangte nämlich, den abſcheulichen Pariſer Moden, ſonderlich denen der Damen, Reifröcken, Rieſenfriſuren ꝛc. ſollte der Eingang in Schweden verwehrt werden. Es würde jeder Nation in Europa geziemt haben, ſich in ähnlicher Weiſe gegen die Tyrannei der Häßlichkeit und Unnatur zu verwahren.

Nach einiger Zeit trat ganz unerwartet dem ſchwachen König ſein feuriger Sohn Guſtav zur Seite. Dieſer Prinz, deſſen Mutter, Louiſe Ulrike, Friedrichs des Großen Schweſter war, hatte von ſeinem Oheim die großen durchdringenden Augen und auch viel von ſeinem Geiſt geerbt. Erſt 22 Jahre alt trat er im Reichsrath auf und hielt glänzende Reden, in denen er im Namen ſeines Vaters Rechte der Krone vertheidigte, die ihm der Reichsrath ſchmälerte, 1768. Er wurde dazu durch Frankreich ermuntert, welches die Partei der Hüte wieder emporbringen und den geiſtreichen Thronfolger für ſich gewinnen wollte. Louiſe Ulrike ſuchte ihren Bruder in Berlin auf die franzöſiſche Seite zu ziehen, ſich ſeines Beiſtands gegen Rußland zu verſichern. Sie hatte ſogar den kühnen Plan, Rußland anzugreifen und Polen Luft zu machen, da die ruſſiſchen Heere gerade in der Türkei beſchäftigt waren. Aber Friedrich der Große hatte 1764 ein enges Bündniß mit Rußland geſchloſſen und glaubte ſich aus Argwohn gegen Oeſterreich fortwährend auf Rußland ſtützen zu müſſen. Er warnte daher ſeine Schweſter und beſchwichtigte ſie durch die vertrauliche Mittheilung, ihr zweitgeborner Sohn Karl (Herzog von Südermannland), habe Ausſicht auf den ruſſiſchen Thron, da Katharina II. ihren eigenen Sohn Paul nicht werde zur Regierung kommen laſſen, und Karl alsdann nicht nur der nächſte Erbe aus dem Hauſe

Holstein-Gottorp sey, sondern auch von Katharinen gern zum Nachfolger werde genommen werden. Ob Friedrich an die Wahrheit seiner Worte selbst geglaubt hat, ist eine andere Frage.

Der König von Schweden wagte unter diesen Umständen nichts gegen die russische Partei zu unternehmen und es blieb in Schweden beim Alten. Gustav mußte sogar die dänische Prinzessin Sophie Magdalene heirathen, nach russischer Vorschrift, weil Dänemark bereits seit der durch russischen Einfluß vermittelten Erwerbung Schleswigs und Holsteins ganz für Rußland gewonnen war. Die beiden jungen Eheleute blieben gegenseitig sehr kalt gegen einander. Begreiflicherweise suchte nun Gustav sich aus so mißlichen Verhältnissen und unangenehmen Umgebungen herauszuziehen und die Mützen selbst sahen ihn gern gehen und gaben ihm, sammt seinen beiden jüngeren Brüdern, Karl und Friedrich, Reisegeld, als er im Jan. 1770 nach Italien und Frankreich reiste und lange dort verweilte. Er war noch im Februar 1771 in Paris, als er dort den Tod seines Vaters erfuhr.

Nach Stockholm als König zurückgekehrt hielt Gustav III. mit großer Klugheit an sich, um die mächtige Adelspartei nicht zu reizen, die sich seiner durch einen Mord entledigt haben würde, wenn er sich nicht wie ein harmloser und leichtsinniger Jüngling geberdet und jeden Verdacht entfernt hätte. Er war von Natur mit einer guten Anlage zum Schauspieler bedacht worden, was ihm in der Zeit, in der er sich verstellen mußte, sehr zu Statten kam. In seiner ersten Rede, die er vor den Reichsständen hielt, betheuerte er seine Ehrfurcht vor der Verfassung und daß er nie nach unumschränkter Gewalt streben werde, und lebte übrigens, wie sein Vater, dem Vergnügen des Hofes, ohne irgend mit dem Reichsrath Streit anzufangen, der im vollen Besitz seiner Macht blieb. Aber heimlich wurde desto lebhafter intriguirt. Es galt zunächst, die unterdrückten Hüte für den König zu gewinnen, was der französische Gesandte, Graf von Vergennes, eifrig betrieb. Die herrschenden Mützen fanden dagegen in dem russischen Gesand-

ten, Grafen Oſtermann, der dem König von Anfang an mißtraute, und in dem engliſchen Geſandten Goodrike, weil England Frankreich mit eiferſüchtigen Augen bewachte, ihren Rückhalt. Vergennes gab den Hüten kein Geld mehr, bis ſie ſich dem König anſchließen würden, und das war das ſtärkſte Argument, dem ſelbſt der alte Arel Ferſen, das Haupt der Hüte, mit ſeiner Mahnung, ſich lieber mit den Mützen zu vertragen, als den König zur Alleinherrſchaft gelangen zu laſſen, weichen mußte. Eine Hungersnoth war ausgebrochen und Guſtavs Anhänger benutzten dieſelbe, um ſie aus der Verwahrloſung des Volkswohls unter der Herrſchaft der Ariſtokratie zu erklären und das Volk gegen die letztere zu erbittern. Das franzöſiſche Geld aber, welches den Hüten entzogen wurde, vertheilte man heimlich unter die Soldaten.

Man befand ſich im Juli 1772 und alles war trefflich zu einem Staatsſtreich vorbereitet. In allen Provinzen erhob ſich das hungernde Volk und klagte den Reichsrath an. Um dieſe Unruhen zu dämpfen, wurden die Truppen in Bewegung geſetzt, aber das wurde wieder benutzt, um die Truppen, zu denen des Königs Brüder abgingen, außerhalb Stockholm zu concentriren und zu Demonſtrationen gegen den Reichsrath zu veranlaſſen. Hellichius, ein Vertrauter des Königs, erließ in der Feſtung Chriſtianſtadt ein donnerndes Manifeſt gegen die herrſchende Ariſtokratie und gegen den ruſſiſchen Einfluß, weckte den ganzen Nationalſtolz der Schweden und wies auf den König, als den einzigen Retter, hin. Truppen und Volk jauchzten ihm zu. Die Brüder des Königs aber zogen ſchnell alle ihre Regimenter zuſammen, angeblich um dieſen gefährlichen Aufruhr zu dämpfen, in Wahrheit, um ihn zu unterſtützen. General Rudbek, vom Reichsrath entſendet, um die Ordnung herzuſtellen, fand keinen Gehorſam und kehrte nach Stockholm zurück. Der Reichsrath war unentſchloſſen, ob er nicht den König verhaften ſolle, verbot ihm aber wenigſtens, die Stadt zu verlaſſen. Guſtav ſtellte ſich ganz unwiſſend und umarmte Rudbek, ihm dankend für ſeine Sorgfalt. Mit der Gemahlin ſeines

antediluvianiſchen Zuſtand und dem jetzigen überſchifft haben. Die Frage, wie ſich die Thiere alle an Einem Punkte zuſammengefunden, weiß er nur durch eine Determination des göttlichen Willens zu beantworten. Handelt es ſich davon, ſofort die neue Vertheilung der Thiere über die Erde zu erklären, ſo muß er immer nach wenigen Schritten der Vernunft ihre Incompetenz dem höchſten Rathſchluſſe gegenüber verhalten. So ſind die ganz eigenthümlichen Geſchöpfe der neuen Welt, Amerikas und Auſtraliens, auf unerforſchlichen Wegen vom Hochland Aſiens hinübergeführt worden; und wenn ihres Gleichen auf den alten Continenten nirgends mehr gefunden werden, ſo hat die Allmacht, indem ſie dieſelben hier frühzeitig ausſterben ließ, Zwecke erreicht, denen der beſchränkte Menſchenverſtand vergeblich nachgrübelt. — Wie man hört, hat ſich Buckland, allerdings auch ein hochkirchlicher Geiſtlicher, in gewiſſen Kreiſen der Freigeiſterei verdächtig gemacht, weil er es wagte, nach der alten Weiſe deutſcher Harmoniker die Schöpfungstage der Geneſis auf Perioden der Erdbildung zu beziehen. Kurz, die engliſche Spekulation verharrt im Allgemeinen auf dem Standpunkt, welchen zu verlaſſen die deutſche, eigentlich wiſſenſchaftliche Naturbetrachtung ſich ſchon längſt berechtigt hielt, einen Standpunkt, den man bei uns nur noch der naturphiloſophiſchen Myſtik zu gut hält, deren Orakeln unſer phantaſiereiches Volk mit Antheil horcht, wenn es auch in ſeinen Anſichten von der Realität derſelben noch ſo getheilt iſt, während die engliſche Weiſe, mit nüchternem Verſtand die Myſterien zu betaſten, unſerer Natur widerſtrebt.

Es wäre unbegreiflich, was die Engländer abgehalten hat, ihrer mächtigen Poeſie auch in der Sphäre der Naturbetrachtung jenen Flug zu geſtatten, der unſer Gefühl für das Ueberſinnliche und Ewige nur gekräftigt hat, wenn man die Familiengeſchichte des Volks außer Augen ließe. Bei der eigenthümlichen Iſolirung des Landes durchdrang jede geiſtige Aufregung die Maſſen inniger und verflüchtigte ſich nicht ſo ſchnell, als auf der breiten Erſtreckung des Continents; beſonders aber durchdrang die Hitze der alten Glaubenskämpfe alle Inſtitutionen und cimentirte ſie noch in einem ganz andern Sinne als auf dem Feſtland.

England beſaß einen Mann, dem die Wiſſenſchaft außerordentlich viel verdankt, einen Mann, der, gleich unſerem Humboldt,

gefährlichsten Feindes, des energischen General Pechlin, spielte er am Abend bei Hofe Karten und scherzte mit ihr voll Artigkeit. Aber noch in derselben Nacht, auf den 19. August 1772, setzte er sich zu Pferde, harangirte die Offiziere im Schloßhof und gab ihnen weiße Armbinden als Parteikennzeichen. Während aber die Offiziere noch nicht recht wußten, ob die gemeinen Soldaten auch zuverläßig seyen und deßhalb Besorgnisse äußerten, ob es gehen würde? rief ein Feldwebel: „es geht gewiß, es lebe Gustav III.!“ Die Soldaten, vorher schon gewonnen, stimmten laut ein und nicht minder die Bürger der Stadt, die man überredet hatte, der König solle auf Befehl des Reichraths gefangen genommen werden. Gustav ritt durch die ganze Stadt, den bloßen Degen in der Hand, mit beredten Worten dem Volke schmeichelnd. Rudbek stürzte außer sich auf die Straße, um, ebenfalls mit dem Degen in der Hand, das Volk zur Treue an der Verfassung aufzurufen. Aber er wurde verhaftet und der Reichsrath selbst in seinem Sitzungszimmer abgesperrt. Nachdem Gustav sich auf dem Rathhause von der Bürgerschaft, und auf der Admiralität von der Marine hatte huldigen lassen, Truppen und Volk auf seiner Seite wußte und so gar keinen Widerstand fand, daß kein Tropfen Blut vergossen wurde, begab er sich in's Schloß zurück, versammelte die fremden Gesandten um sich, gab ihnen beruhigende Versicherungen und ließ auch unter der Hand den Reichsräthen und Mützen erklären, sie sollten nicht bange seyn, er werde auch, die er jetzt verhaften lassen müsse, bald wieder entlassen. Dadurch hielt er sie ab, einen verzweifelten Widerstand zu wagen und gab dem Staatsstreich den Charakter einer friedlichen, heilsamen, zum Wohl aller vollzogenen Maßregel. Damit von außen keine dem Reichsrath noch ergebenen Truppen einrücken konnten, wurde Stockholm gesperrt. Pechlin, der in den Provinzen die Truppen hatte festhalten wollen, wurde draußen selbst verhaftet, denn des Königs Brüder, Hellichius und Spengporten in Finnland hatten schon alles für den Staatsstreich gewonnen.

Am nächsten Tage (20. August), versammelte Gustav die be-

waffnete Bürgerschaft Stockholms auf einem weiten Platze und begeisterte sie durch eine Rede, worin er nur ihr Wohl zu fördern und Schweden eine wahrhaft freie Verfassung zu erhalten versprach. Am dritten Tage gab er dieselbe Erklärung vor den versammelten Reichsständen: „Das schwedische Volk," sprach er, „war das Spiel zweier Rotten. Der Ehrgeiz einiger Wenigen erschütterte den ganzen Staat und lieferte ihn dem fremden Einfluß aus unter Anwendung niedrigster Mittel. Ich habe das Volk diesen schimpflichen Ketten entrissen, Schweden ist gerettet und kein Blut geflossen. Ich schwöre, ich will nur über ein freies Volk regieren und kein Tyrann seyn!" Hierauf schlug er eine Verfassungsänderung vor, wonach die vollziehende Gewalt dem König zurückgegeben wurde, jedoch sollten ohne die Reichsstände keine Gesetze gemacht und ohne Zustimmung der Reichsstände auch vom König kein Angriffskrieg unternommen werden dürfen. Diese neue Verfassung wurde mit Zuruf ohne weitere Kritik angenommen. Der König aber legte seine Krone ab, nahm ein Gesangbuch und intonirte das Tedeum, in welches alle Anwesenden einstimmten.

Gustav hielt, was er versprochen hatte. Die Verhafteten wurden alle wieder frei, die Mützen behielten fast alle ihre Aemter. Zum ewigen Andenken wurde die weiße Armbinde als Auszeichnung sämmtlicher schwedischen Offiziere beibehalten. Hellichius wurde geadelt und erhielt den Namen Gustavschild. Als Spengporten mit seinen Truppen in die Hauptstadt einrückte, ritt ihm Gustav entgegen, umarmte ihn und machte ihn zum General. Die Garden, die dem Könige in Stockholm zuerst beigetreten waren, bekamen reichliche Belohnungen.

Vier Monate vor dem Staatsstreich in Stockholm war Struensee in Kopenhagen hingerichtet worden. Wenn Struensee als erklärter Feind der Russen, länger das dänische Staatsruder in der Hand gehabt hätte, würde er sich ohne Zweifel, zum Heil für ganz Skandinavien, mit Schweden gegen Rußland verbündet haben. Jetzt aber herrschte in Kopenhagen schon wieder der rus-

sische Einfluß und eine dänische Armee erschien an den Grenzen Norwegens, um den jungen Schwedenkönig zu beobachten. Gustav aber setzte sich rasch zu Pferde, um nach der uralten Sitte den Königsritt durch das Land zu machen, befestigte aber auf diesem Umritt nicht blos die Treue und Liebe seiner Schweden, sondern begab sich auch dicht an die Grenzen und bearbeitete die Norweger, die stets unabhängig zu bleiben trachteten und der dänischen Regierung um so weniger wohlwollten, als sie ihr friedliches Land nicht zum Schauplatz blutiger und eigentlich volksfeindlicher Cabinetskriege wollten machen lassen. Es kam indeß nicht zum Kriege, denn Friedrich der Große mischte sich ein und veranlaßte die Dänen, ihre Truppen zurückzuziehen, im November 1772.

Gustav III. fing nun nach seiner Weise zu regieren an, als ein für das Beste des Volks schwärmender junger Herr, wie Joseph II. Sein Erstes war, die Tortur abzuschaffen, und nachher den Branntwein. Allein mit der letzteren Maßregel stieß er schrecklich beim Volke an. Gegen die nordische Kälte war das Feuerwasser längst eine unentbehrliche Waffe geworden. Gustav hatte in der besten Absicht nur die dem übermäßigen Genusse dieses Stoffes folgende, namentlich bei den Russen so auffallende Verthierung unterdrücken wollen, wie er aber merkte, seine Befehle ließen sich nicht durchführen, erlaubte er den Branntweinverkauf wieder, machte ihn aber zum Monopol der Regierung, um ihn zu controliren. Gegen die immer noch fortdauernde Hungersnoth traf er umfassende Maßregeln durch Ankauf großer Kornmassen vom Auslande. Weil Schweden damals nur drittehalb Millionen Einwohner hatte, begünstigte er die Vermehrung der Bevölkerung, indem er die Abgaben nach der Kinderzahl jeder Familie verminderte. Auch machte er die Presse frei nach der damals üblichen naiven Vorstellung: „durch die Preßfreiheit allein erfährt der Monarch die Wahrheit.“ An dem Göthakanal, höchst wichtig für den innern Verkehr, ließ er rüstig arbeiten und hoffte, wie er selbst sagte, die brausenden Wasserstürze zu Trolhätta eben so zu

brechen und schiffbar zu machen, wie er der Aristokratie Meister geworden sey. Höchst verdienstlich war dann seine Zurückziehung des von der früheren Regierung im Uebermaaß verbreiteten Papiergeldes und seine Sorge für Herstellung der ganz vernachlässigten Flotte. Kurz, die Schweden konnten wohl mit ihm zufrieden seyn.

Während er eine landesväterliche Reise durch Finnland machte (1775) empfing er unerwartet einen eigenhändigen und artigen Brief seiner Gemahlin. Diese pflegte ihm wohl dergleichen zu schreiben, aber er empfing die Briefe nie, weil die dänische Kammerfrau der Königin ihm nur die willkürlich und immer gehässig von ihr abgeänderten Abschriften schickte. Diesmal hatte die Gemahlin des Prinzen Karl die Königin beim Schreiben überrascht und ihr den Brief weggenommen, um ihn unmittelbar dem Könige zu schicken, welcher dadurch gerührt wurde, seiner Gemahlin eine zärtliche Antwort schrieb und nach seiner Rückkehr ihr viel Liebe bewies. Die Frucht dieser Versöhnung war die Geburt eines Prinzen, des nachherigen Gustav IV. Adolf.

Sehr viel Aufmerksamkeit widmete der König den Wissenschaften und Künsten, erweiterte die schon bestehenden Akademien, errichtete ein schwedisches Nationaltheater, dichtete selbst Schauspiele und setzte eine Commission nieder, welche eine verbesserte Nationalerziehung einleiten sollte. Allein er ging dabei nach der Mode der Zeit von einer allgemeinen Humanitätsschwärmerei aus und behandelte die Sache nicht tief und ernst, sondern oberflächlich und theatralisch. Er selbst machte gern ein wenig den Schauspieler und trat in ritterlichem Costum auf, zuerst bei einem großen Turnier, welches er zu Ekholmsund veranstaltete und welches ihm sehr zum Vorwurf gemacht wurde, weil es 400,000 Thaler kostete.

Aber auch alles, was er zum Besten des Landes, wie zu seinem eigenen Vergnügen that, kostete Geld, und das war die schwache Seite, bei der ihn die schlaue Semiramis des Nordens faßte. Katharina II. lud ihn auf's freundschaftlichste im Som-

mer 1777 zu einem Besuch in St. Petersburg ein und schmeichelte, als er kam, seiner Eitelkeit auf alle Weise. Er sollte sich mit seinem Lande und den schönen Künsten beschäftigen und darin seinen Ruhm suchen, während sie im Orient eroberte. Unter andern reizte sie ihn zu Thorheiten, die ihn in Schweden unpopulär machen sollten. Sie meinte einmal im Gespräch, er habe nicht so viel königliche Macht, daß er den Schweden eine Nationaltracht, wie er sie wünsche, anbefehlen könne. Das nahm er auf Ambition und anstatt der orientalischen Politik der Kaiserin entgegenzutreten, reiste er heim, um den Schweden eine neue Kleidertracht anzubefehlen, die sie auch, weil sie hübsch war, ihm zu Gefallen eine Zeit lang trugen, dann aber wieder ablegten. Als aber Gustav 1783 durch einen Aufruhr in Dalekarlien, des Branntweinverbots wegen, beunruhigt worden war, glaubte Katharina, welche damals die Krimm wegnehmen wollte, und eine Diversion der Schweden im Rücken sehr fürchtete, seine gedrückte Stimmung benutzen zu müssen und lud ihn wieder zu sich ein. Er reiste ab, brach aber unterwegs den Arm und konnte nur bis Friedrichshamm kommen, Katharina aber eilte ihm aus Petersburg entgegen und blieb mehrere Tage bei ihm, um ihn mit Liebkosungen und Schmeicheleien zu überhäufen und ganz nach ihren Absichten zu bearbeiten. Diesmal war er so schwach, sogar ein Geschenk von 200,000 Rubel aus ihren Händen anzunehmen, um sich von seinem Armbruch und von seinem Aerger wegen der Dalekarlier auf einer italienischen Vergnügungsreise erholen zu können. Er machte nun die Reise wirklich und empfing in Rom den Dank Pius VI. für die Toleranz, die er den Katholiken in Schweden habe angedeihen lassen. Nun veranstaltete Gustav, daß am Ostertage 1784 gleichzeitig in Stockholm der erste katholische Gottesdienst gefeiert wurde, während er selbst mit seinem Gefolge von auserlesenen schönen Männern und Jünglingen in seiner neuerfundenen malerischen Schwedentracht öffentlich in Rom das Abendmahl nach lutherischem Ritus empfing, ein Schauspiel, dem die ganze Bevölkerung Roms

zuſtrömte. Als er aber weiter reiſte und ſich längere Zeit in Neapel aufhielt, diente ihm daſelbſt der ruſſiſche Geſandte Raſumowski auf Befehl ſeiner Kaiſerin als Führer und Verführer, und Guſtav war wieder ſo ſchwach, ſich die Koſten ſeines Aufenthalts daſelbſt von den Ruſſen bezahlen zu laſſen. Sodann begab er ſich nach Paris, wo man ihn wieder ausnutzte, indem man ihm 1,200,000 Livres angeblich als rückſtändige Subſidien auszahlte und ihm die Inſel St. Barthelemy ſchenkte, wogegen er nur den Hafen von Gothenburg zu einer franzöſiſchen Waarenniederlaſſung hergeben mußte. Der Vortheil Frankreichs aber beſtand darin, daß es von der neutralen Inſel St. Barthelemy aus ſeine übrigen Antilleninſeln und Kriegsflotten verproviantiren und unterſtützen konnte und überhaupt Schweden als Bundesgenoſſen gegen England gewann.

Als Guſtav endlich nach Stockholm zurückkehrte, fand er, daß ſeine intime Freundin, die Kaiſerin Katharina, durch den ruſſiſchen Geſandten Markow (nur Sohn eines Bauern und den niedrigſten Leidenſchaften fröhnend, aber von ſeltener Verſchlagenheit) den Adel bearbeitet und eine ſtarke Oppoſition gegen ihn organiſirt hatte. Die ſchönen jungen Männer, die ihn auf der Reiſe begleitet hatten, wurden alsbald verleumdet, als hätten ſie ein ſcheußliches, dem keuſchen Norden fremdes Laſter aus Neapel mitgebracht, und der König ſelbſt wurde deſſelben beſchuldigt. Der Ruſſe that alles, um den König unpopulär zu machen. Nachher aber folgte ihm Raſumowski, von dem ſich Guſtav in Neapel abhängig gemacht hatte, in der Geſandtſchaft. An die Spitze der Oppoſition im Reichstag trat Graf Brahe. Guſtav ſah ſich in die Defenſive verſetzt und hielt ſchöne Reden.

Endlich, durch den engliſchen und preußiſchen Geſandten über die ſchnöden Umtriebe der Ruſſen belehrt, und zur Energie aufgemuntert, ermannte ſich der theatraliſche König und beſchloß, 1788, durch einen Angriff auf St. Petersburg den von den Ruſſen immer ſchwerer bedrängten Türken Luft zu machen. Dieſe echt ſchwediſche

Politik hatte er nur zu lange verſäumt und ſich von Katharina einſchläfern laſſen. Der Sultan mahnte ihn dringend, er ſolle wie Guſtav Adolf und Karl XII. handeln und ſchickte ihm große Geldſummen, um eine Armee und Flotte aufzubringen. Da begeiſterte ſich Guſtav zum Kriege und wollte zugleich Rache nehmen an Katharinen und den ſchlauen ruſſiſchen Geſandten, die ihn ſo lange gegängelt und betrogen hatten. Allein ſein Temperament riß ihn hin und er verſäumte die nöthige Klugheit. Ohne den Beiſtand Englands und Preußens durfte er nicht hoffen, das mächtige Rußland zu beſiegen und dieſe Mächte machten ihm nur Verſprechungen, denen er traute, die ſie aber nicht erfüllten.

Jedoch gewährte das Schickſal dem unglücklichen Könige, diesmal die edelſte Seite ſeines Weſens hervorzukehren und eine Größe zu zeigen, die ihm ſeine heimtückiſchen Schmeichler und die ſeine Schwächen bisher mißbraucht, nicht zugetraut hätten. Die alte Kaiſerin Katharina verſuchte noch einmal, ſein eigenes Volk gegen ihn aufzuhetzen, indem nicht nur ihr Geſandter Raſumowski in Stockholm alle Mittel der Verführung in Bewegung ſetzte, um die alten Parteien gegen den König aufzureizen, ſondern die Kaiſerin ſelbſt „allen, welche Theil an der Verwaltung hätten“ ihre Friedensliebe und ihr Wohlwollen für Schweden verſicherte, um den Reichstag gegen Guſtav zu ſtimmen. Diesmal aber halfen der ruſſiſchen Politik dieſe Ränke nichts. Guſtav ſchickte Raſumowski von Stockholm fort und rüſtete eifrig, griff aber noch nicht an, weil er nach der Verfaſſung keinen Angriffskrieg beſchließen konnte ohne Zuſtimmung der Reichsſtände, die er nicht fragen wollte. In der Angſt aber, in Petersburg überfallen zu werden, raffte Katharina alles, was an Truppen zurückgeblieben war und nicht in der Türkei ſtand, zuſammen und warf es nach Finnland, theils die Garden der Hauptſtadt, theils ſchnell zuſammengerafftes Geſindel von Baſchkiren und Kalmücken aus den nördlichen Provinzen des Reichs, auch mußte die große ruſſiſche Flotte unter Admiral Greigh (einem Engländer) ſchleunigſt aus-

rücken, um die schwedische zu vernichten, ehe sie fertig gerüstet wäre, und dann ins mittelländische Meer gegen die Türken zu segeln. Man hat es Gustav vorgeworfen, daß er nicht abgewartet habe, bis Greigh ins Mittelmeer abgesegelt war, allein er handelte ehrlich und wollte, um den Türken Luft zu machen, gerade das Absegeln der russischen Flotte verhindern.

Gustav III., sobald er sich nach seinem Wunsche angegriffen sah, zog dem Feinde in stolzer Zuversicht entgegen, er zu Lande in Finnland, sein Bruder Karl, von Südermannland, zur See. Der letztere traf mit Greigh am 17. Juli 1788 bei der Insel Hogland zusammen, er focht mit Muth, die Russen hatten den Vortheil des Windes, allein Karl vertheidigte sein Admiralschiff auch dann noch, als es schon nicht mehr rettbar schien, und ging selbst in die Pulverkammer, um es in die Luft zu sprengen, wenn es sich der Feinde nicht endlich doch noch erwehrt hätte. Greigh wurde schwer verwundet und kehrte, statt nach dem Mittelmeere zu segeln, mit seiner sehr beschädigten Flotte wieder nach Kronstadt zurück. Gustav selbst zog vor die russische Festung Friedrichshamm, in der er einst mit Katharinen geschwelgt hatte, konnte sie aber nicht erobern, weil eine Meuterei unter seinen Offizieren ausbrach. Von Rußland bestochen und in der Hoffnung, dem Adel seine alten Vorrechte wieder zu erobern, ließen sie den König in der Stunde im Stich, in der sie alles hätten daran setzen müssen, um Schwedens Ehre an der russischen Arglist zu rächen und Schwedens Zukunft vor dem allerdrückenden russischen Riesen zu retten, so lange es noch Zeit war. Aber dieser entartete Adel, Oberst Hästesko an der Spitze, zwang Gustav, das Lager zu verlassen, und knüpfte Verhandlungen mit den Russen an.

Unterdeß waren die Dänen, gleichfalls von Rußland angeregt, in Schoonen eingefallen und ein Heer derselben unter dem Prinzen Karl von Hessen (deutsche Fürstensöhne entblödeten sich nicht, überall gegen das deutsche Interesse dem russischen zu dienen) belagerte Gothenburg. Gustav, tief entrüstet, aber ohne zu ver-

zweifeln, eilte aus dem verrätheriſchen Lager von Friedrichshamm nach Dalekarlien, rief die ſtarken und tapfern Bauern dieſes berühmten Thales zum Kampf auf und führte raſch ein Heer von Freiwilligen nach Gothenburg. Schon war der ſchwediſche Commandant daſelbſt, General Durez, im Begriff, die wichtige Stadt den Dänen zu übergeben und der König fand alle ſeine Wohnzimmer, in denen er übernachten wollte, leer, weil ſie der Commandant bereits hatte ausräumen laſſen. Jetzt aber war an keine Uebergabe mehr zu denken. Der König ſchwur, ſich unter den Trümmern von Gothenburg zu begraben. Da erhielt er raſche Hülfe durch den engliſchen und preußiſchen Geſandten in Kopenhagen, welche Dänemark den Krieg erklärten, wenn der Prinz von Heſſen nicht augenblicklich ſich zurückzöge. Das geſchah nun, und Guſtav war von dieſer Seite wieder frei, aber auf die Unterſtützung einer engliſchen Flotte und eines preußiſchen Heeres gegen Rußland wartete er vergebens. Dieſe Verſäumniß war verhängnißvoll, denn durch ſie wurden alle Anſtrengungen Schwedens und der Türken gegen Rußland vereitelt und die letztere Macht erhielt das coloſſale Uebergewicht, welches das europäiſche Gleichgewicht und den Beſtand der mitteleuropäiſchen Staaten ungleich mehr gefährdete, als alle Revolutionen im Weſten.

Indeß hatte Häſtesko vor Friedrichshamm eigenmächtig mit Rußland unterhandelt und die Kaiſerin hatte gnädig geäußert, ſie wiſſe die ſchwediſche Nation vom Könige zu unterſcheiden. Die ſchwediſchen Offiziere, voran Graf Armfeld, traten ſodann auf dem Edelhof Anjala zuſammen und ſchloſſen am 12. Auguſt einen Bund, welcher mit der ruſſiſchen Kaiſerin einen Waffenſtillſtand abſchloß, ohne weder den König noch den Reichstag darum zu fragen. Ja die Offiziere zwangen den Bruder des Königs, Karl, der ſich noch bei der Flotte befand, den Waffenſtillſtand zu unterzeichnen. Allein ſie täuſchten ſich doch, wenn ſie, nach Stockholm zurückkehrend, dort eine Contrerevolution gegen den König durchzuſetzen hofften. Guſtav III. kam ihnen zuvor und die ſchwediſche

Nation hielt diesmal treu zu ihrem Könige. Seine Freiwilligen aus Dalekarlien und Wermeland bildeten einen festen Kern, an den sich alles, was gut schwedisch war, anschloß. Die Bauern hatten das Zeichen gegeben, der Bürgerstand und die Geistlichkeit folgten nach und der allgemeinen Begeisterung des Volkes, welche Krieg und Rache an Rußland verlangte, konnte der unpatriotische Adel nicht widerstehen. Am 17. Febr. 1789 wurden die Reichsstände in Stockholm eröffnet und erklärten sich für den König, der in einer herrlichen Rede die Verräther, welche das edle schwedische Volk der Willkühr russischer Gesandten überliefern wollten, brandmarkte, sie mitten in der Sitzung bei Namen aufrief und hinausgehen hieß, um draußen verhaftet zu werden, jedoch sich noch nicht Stärke genug zutraute, oder nicht Muth genug besaß, den Verräthern die Köpfe vor die Füße legen zu lassen; man stellte sie einstweilen nur vor ein Kriegsgericht. Der Reichstag aber bewilligte in der ersten Begeisterung dem Könige eine starke Ausdehnung seiner Kronrechte in einer neuen Verfassung. Durch dieselbe wurde der König berechtigt, auch ohne Zustimmung der Stände Krieg anzufangen, der Reichsrath wurde zu einem bloßen Gerichtshof, alle Schweden aber wurden gleichgestellt und jeder freie Mann sollte gleich dem Adel Grund und Boden besitzen dürfen. Drei Stände unterzeichneten die neue Verfassung, der Adel weigerte sich, der Landmarschall Graf Löwenhaupt sah sich aber gezwungen, allein im Namen seines Standes zu unterzeichnen, um einen Aufstand der Bürger und Bauern gegen den Adel zu vermeiden.

Im Mai 1789 begann nun der Krieg mit neuem Feuer, aber mit minder guten Aussichten für Schweden, weil die Russen Zeit gehabt hatten, sich vorzubereiten und weil England und Preußen unthätig blieben. Das russische Landheer war 60,000 Mann stark, viel stärker als das schwedische, aber der Muth und Zorn der Schweden war so groß, daß gleich im ersten Gefecht in Finnland bei St. Michel Gustavs tapferer Reitergeneral Stedingk mit nur

eine ganze Akademie werth war: Humphry Davy. Dieſer große Geiſt hat in mehreren Schriften, und beſonders in ſeinem liebenswürdigen Buche: „Tröſtende Betrachtungen auf Reiſen, oder die letzten Tage eines Naturforſchers,“ [1] ſeine Ideen über Gott, die Welt, die Vergangenheit und Zukunft des Menſchen niedergelegt. Sie können für die Blüthe engliſcher Spekulation gelten, und wir empfehlen das Buch denen, welche den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und dem deutſchen Geiſte in der Richtung auf das Ueberſinnliche recht faſſen wollen. Es iſt gewiß höchſt bezeichnend für den praktiſchen Sinn des Engländers, daß auch beim höchſten Schwunge ſein letztes Wort ein Gedanke der Nützlichkeit iſt. Das genannte Buch ſchließt nämlich mit folgenden Worten: „— Wenn dieſe kleine Erde durch ihre mächtigen und thätigen Bewohner ſo ſehr verändert werden konnte, ſo muß ich mich dem Gedanken hingeben, daß in andern Weltſyſtemen Weſen von erhabenerer Natur, unter dem Einfluſſe des göttlichen Willens, auch eine edlere Rolle ſpielen werden. Wir wiſſen es aus den heiligen Büchern, daß es Intelligenzen von höherer Natur als der Menſch gebe. Vielleicht iſt es aber ein poetiſcher als naturhiſtoriſcher Gedanke; dennoch muß ich ihm Raum geben: daß nämlich Genien oder ſeraphiſche Intelligenzen jene Syſteme bewohnen und die Diener des ewigen Geiſtes ſeyn mögen, um Veränderungen herbeizuführen, denen ähnlich, die auf der Erde ſtattgefunden haben. Zeit iſt immer ein menſchliches Wort, und Wechſel iſt ein ganz menſchlicher Gedanke; in dem Syſteme der Natur ſollten wir aber Entwicklung ſagen als Wechſel. Die Sonne ſcheint in Dunkelheit ſich in den Ocean zu tauchen, aber ſie geht einer andern Hemiſphäre auf; die Ruinen einer Stadt fallen, aber ſie werden oft, wie in Rom, verwendet, um noch herrlichere Gebäude mitzubilden; ſelbſt aber wenn ſie zerſtört und in Staub aufgelöst ſind, übt die Natur ihr Recht über ſie aus; es erſteht auf ihnen, unter den ſchöpferiſchen Händen des Menſchen, das Pflanzenreich, in ewiger Jugend ſich von Jahr zu Jahr wiederholend, und verbreitet Nahrung, Leben und Schönheit über die Trümmer von Monumenten, welche einſt dem Ruhme dienen ſollten, jetzt aber zu Zwecken der Nützlichkeit verwendet werden.“

[1] Ueberſetzt von L. F. Ph. v. Martius, Nürnberg. 1833.

600 Mann 6000 Ruſſen ſchlug. Eben ſo glücklich focht General Platen bei Davidſtadt und Kaulbars bei Likola im Juni und Juli. In den beiden letzteren Gefechten kämpfte der König ſelbſt mit. Noch einmal ſchlug Stedingk die Ruſſen bei Parkumaki und nahm ihnen den General Tott mit 500 Mann gefangen. Kaulbars aber ließ ſich durch ein geſchicktes Manöver der Ruſſen von der ſchwediſchen Hauptarmee trennen und die letztere unter Guſtavs eigener Anführung vermochte die feſte Stellung der Ruſſen bei Werelä trotz aller Angriffe nicht zu überwältigen. Während ſo der Landkrieg ins Stocken gerieth, erlitt die große ſchwediſche Flotte unter dem Herzog Karl von Südermannland durch die ruſſiſche unter Tſchitſchakow (Greigh war an ſeiner Wunde geſtorben) bei der Inſel Vornholm am 26. Juli eine Niederlage, und zwar nur durch den Verrath des Admiral Liljehorn, welcher den Signalen des Herzogs keine Folge gab. Zugleich war eine Seuche auf der ſchwediſchen Flotte ausgebrochen, welche die Seeleute zu Hunderten hinraffte. Neben den für die offene See beſtimmten Flotten hatten Schweden und Rußland jedes auch noch eine ſ. g. Scheerenflotte von kleinen und leichten Schiffen, geeignet für das Einfahren in die zahlreichen Buchten zwiſchen den ſ. g. Scheeren, d. h. Uferfelſen. Auch dieſe Flotten geriethen an einander und die ſchwediſche Scheerenflotte unter Admiral Ehrenſchwerd unterlag der ruſſiſchen, welche der Prinz von Naſſau (wieder ein deutſcher Prinz in ruſſiſchem Solde) befehligte, am 24. Aug. bei Aspö. Der ſchwediſche Major Hagenhuſen hatte hier 450 M. gefangen genommen, als er aber ſein Schiff ſelbſt verloren ſah, ſprengte er ſich ſammt ſeinen Gefangenen in die Luft. Trotz ihres Sieges hatten die Ruſſen außerordentlich viele Menſchen verloren. Sie griffen noch einmal am 1. September an, um die Schweden wo möglich zu vernichten, bei Hoyfors, aber dieſe zogen ſich nach tapferer Gegenwehr in guter Ordnung zurück. Der Winter, in ſo hohem Norden früh eintretend, trennte die Kämpfenden.

Vergebens ſah ſich Guſtav nach Bundesgenoſſen um, Eng-

land und Preußen waren auch jetzt noch nicht für ihn. Der erschöpfende See- und Landkrieg, welchen England eben geführt hatte, gereichte seiner Zurückhaltung im türkischen und schwedischen Kriege einigermaßen zur Entschuldigung, nicht aber, daß es hier seine Bundesgenossen hetzte, durch Versprechungen betrog und im Stich ließ. Ohne Englands Aufmunterungen würde weder der Sultan noch Gustav III. von Schweden gewagt haben, die Russen anzugreifen, aber England ließ sie ohne Hülfe. Daher der merkwürdige Brief des Großveziers vom März 1791 an den englischen Gesandten in Constantinopel, Sir Robert Ainslie, worin das englische Volk das treuloseste in der Welt genannt wird.*) In Oesterreich war der russenfreundliche Joseph zwar eben gestorben, aber sein Bruder und Nachfolger Leopold hatte genug zu thun, die Unruhen in seinen eigenen Staaten beizulegen und konnte den Schweden nicht helfen. Gustav begann also den Feldzug von 1790 wieder allein. Seine tapfern Dalekarlier erstürmten die russischen Verschanzungen bei Kärnakoski, Pardakoski und Willmannstrand am 15. April; dann nahm er die reichen russischen Magazine in Walkiala weg, nachdem er den General Denisow geschlagen hatte. Ein neues russisches Heer unter Igelström, bei dem wieder ein deutscher Prinz von Anhalt sich befand, suchte Gustav zu vertreiben, wurde aber ebenfalls geschlagen. Anhalt und General Bakof kam dabei um. Gustav begab sich nun in Person

*) „Wenn alle andre Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch auf die Engländer nicht verlassen. Sie kaufen und verkaufen das ganze Menschengeschlecht. Sie haben keine Religion, außer die Anbetung des Geldes. Ihr würdet selbst euren Gott kaufen und verkaufen. Ihr sagt, ihr betet zu Gott und seinem Sohne, aber ihr lügt und schändet Gott. Es ist immer eure Sache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln und hernach vermöge eurer Treulosigkeit davon Nutzen zu ziehen. Wir verlangen auch euren Handel nicht; wir brauchen ihn nicht, wir wollen ihn nicht, denn auch unsere Kaufleute werden nur von euch betrogen. Ihr habt keine Religion, als den Gewinn."

zur Scheerenflotte, führte dieselbe an und erfocht am 15. Mai einen glänzenden Sieg über die Russen an der Küste von Friedrichshamm. Von hier aus wollte nun Gustav direct auf St. Petersburg losgehen, und die große schwedische Flotte unter seinem Bruder Karl ebenfalls dahin dirigiren, bevor die russische, welche unter Tschitschakow damals noch in Reval lag, wo sie überwintert hatte, ankommen konnte. Allein die schwedischen Schiffe konnten die Festung Kronstadt nicht passiren, die sich vier Tage lang (vom 2. bis 5. Juni), mit Hülfe der hier unter Admiral Kruse stationirten russischen Schiffe auf's tapferste wehrte und die Schweden so lange aufhielt, bis Tschitschakow ankam. Die Kaiserin Katharina konnte in ihrem Palast zu Petersburg den schrecklichen Kanonendonner deutlich hören.*) Er endete aber, sobald die große Flotte unter Tschitschakow kam, denn nun mußten die Schweden, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, zurückgehen, in die Bucht von Wyborg. Hier hatte Gustav bereits Truppen ausgesetzt, um Petersburg zu Lande anzugreifen, da aber die Flotten den Landangriff nicht unterstützen konnten und es an Lebensmitteln fehlte, durfte er nichts wagen und konnte auch nicht umkehren, weil Südwestwinde seine Schiffe im Hafen zurückhielten. Endlich am 3. Juli erhob sich ein Nordostwind und erlöste die schwedische Flotte, aber nur um sie in den Hinterhalt des lauernden Tschitschakow und Nassau fallen zu lassen. Die Seeschlacht, in welcher die Schweden um ihren Rückzug kämpften, war äußerst blutig. Herzog Karl wurde verwundet, Gustav selbst mußte sich auf einem Kahn retten, fuhr aber, die schwedische Fahne aufgepflanzt, keck unter einem russischen Linienschiff vorüber und entkam glücklich, während einem Matrosen neben ihm durch eine Kanonenkugel beide Arme abgerissen wurden. Nicht ohne schweren Verlust retteten sich beide schwedische Flotten

*) Sie nahm eine stolze und sichere Miene an, ließ aber doch ihre Kostbarkeiten einpacken und die jüngern Familienglieder nach Moskau schicken.

doch noch in guter Ordnung und fanden Sicherheit in Sweaborg und Suenskesund. Der letztere Hafen, mit kleinen Inseln umgeben, nahm 190 schwedische Schiffe von der Scheerenflotte auf, Nassau folgte ihr mit 230 Schiffen und weil gerade der 9. Juli bevorstand, der Tag, an welchem Katharina den Thron bestiegen hatte, wollte der servile deutsche Prinz eine große Galanterie üben und ihr die schwedische Scheerenflotte gerade an diesem Tage als Beute bringen oder vernichten. Aber König Gustav kam nach Suenskesund*) und feuerte seine Schweden dermaßen an, daß der Nassauer, trotz seiner großen Uebermacht, eine schmähliche Niederlage erhielt. Nassau mußte sein Admiralschiff aufgeben und sich auf einen Kahn retten. Gern wäre er geflohen, aber der Wind war gegen ihn und führte seine Schiffe immer wieder der Wuth der Schweden entgegen. Schaarenweise flüchteten die Russen auf Kähnen von ihren großen Schiffen und retteten sich auf die kleinen Inseln, wo sie nachher von den Schweden aufgegriffen wurden. Nassau verlor 55 Schiffe, 8—9000 Todte und Verwundete, 6—7000 Gefangene.

Diesen Augenblick des Glücks ersah Gustav, um durch einen gefangenenen russischen Cabinetssecretair der Kaiserin andeuten zu lassen, daß er zum Frieden geneigt sey. Katharina aber, seit Josephs Tode der österreichischen Freundschaft nicht mehr sicher, durch die Versöhnung Preußens mit Oesterreich auf dem Congreß zu Reichenbach und durch eine preußische Aufstellung bei Tilsit bedroht, war sogleich bereit, mit Schweden Frieden zu schließen. Derselbe kam zu Werelä schon am 14. August zu Stande und ließ Alles beim Alten. Gustav III. vergaß in diesem Frieden sei-

*) Hier am Morgen der großen Seeschlacht saß er auf einem Felsblock, als plötzlich Sir Sidney Smith, der die ganze Nacht gereist war, zu ihm kam, ein feuriger Engländer, welcher allein kam, um den Schweden zu helfen, da seine Landsleute so lange säumten. Gustav III. umarmte ihn und rief: „da kommt doch ein Freund.“

nen türkischen Bundesgenossen nicht, Katharina verpflichtete sich zum Frieden mit dem Sultan.

Bei seiner Rückkehr wurde Gustav in Stockholm vom Volke mit unermeßlichem Jubel begrüßt. Auch diesmal schonte er wieder den Adel und ließ nicht Einen von den Verräthern, die er hatte vor ein Kriegsgericht stellen lassen, hinrichten. Auf diese Schonung des Adels und vielleicht auch auf seinen raschen Entschluß, mit Rußland Friede zu machen, scheint der Gang der französischen Revolution wesentlichen Einfluß geübt zu haben. Es lag ganz in seinem ritterlichen und theatralischen Wesen, sich zum Vertheidiger der unglücklichen Marie Antoinette aufzuwerfen, wie ein Paladin in den alten Ritterromanen eine gefangene Prinzessin zu befreien glühte. Die alte Katharina verfehlte nicht, dieses Feuer in ihm zu schüren und ihm die Richtung nach Westen zu geben, um hinter seinem Rücken Schweden auf's neue zu bevormunden. Gustav begab sich Ende Mai 1791 nach Spaa, um Ludwigs XVI. Familie zu empfangen, wenn es dem schwedischen Grafen Fersen, der sie glücklich aus Paris brachte, gelungen wäre, sie auch über die Grenze zu bringen. Als aber die französische Königsfamilie in Varennes (22. Juni) aufgehalten und verhaftet wurde, mußte auch Gustav so unbemerkt als möglich wieder umkehren.

Nach seiner Rückkehr glaubte er in Stockholm unter der Zustimmung des Volkes ruhig fortregieren zu können, allein der Adel grollte ihm unversöhnlich. Ein vormaliger Gardehauptmann, von Ankarström, der wegen Schmähungen gegen den König verurtheilt, aber vom König begnadigt worden war, verlangte eine neue Untersuchung, weil er nur Recht und keine Gnade haben wolle. Als ihn aber die Gerichte abwiesen, wurde er so toll, daß er dem König den Tod schwur und sich mit andern Verschwörern gegen sein Leben verband, mit dem 24jährigen Grafen Karl Klas Horn, einem beliebten lyrischen Dichter, dem Grafen Ribling, Freiherrn Bjelke, General Pechlin, Oberst Liljehalm und Major Hartmannsdorf. Am 17. März 1793, auf einem Maskenball, schoß Ankar-

ſtröm dem nichts ahnenden König eine Piſtolenkugel in den Leib, die ihm nach zwölf Tagen den Tod zuzog.

Die Regentſchaft für ſeinen Sohn übernahm ſein Bruder Karl, der ſeinen Geiſt nicht erbte und wie ſchon früher, ſo auch jetzt wieder, dem Adel aus Furcht nachgab. Von den Verſchworenen wurde Niemand hingerichtet, außer Ankarſtröm.

Elftes Buch.

Sittliche Erſchlaffung in Deutſchland.

Die mittlern und kleinen deutſchen Fürſten, ſelbſt die geiſtlichen nicht ausgenommen, hatten größtentheils ſchon Ludwigs XV. Beiſpiel nachgeahmt, einen ungeheuren Prunk zur Schau getragen, neue Reſidenzen und Luſtſchlöſſer, Opernhäuſer und Theater gebaut, Maitreſſen gehalten, ſich mit lüderlichem Adel umgeben, das Einkommen des Landes, den Schweiß der Unterthanen gewiſſenlos vergeudet. Höfe und Adel redeten und laſen nur noch franzöſiſch und trugen die ganze Entſittlichung und Gottloſigkeit der Pariſer Literatur auf Deutſchland über. Am Kaiſerhofe zu Wien herrſchte noch zu Karls VI. Zeit ebenfalls ſehr viel unnützer Prunk, wurde gleichfalls verſchwendet und üppig gelebt, aber das alles hatte noch einen alterthümlichen halbſpaniſchen Zuſchnitt und war mit ſtrenger äußrer Frömmigkeit gepaart. Es hatte durchaus keinen franzöſiſchen Charakter. Maria Thereſia und Joſeph II. aber hatten am Hofe wieder große Einfachheit eingeführt. Am Hofe zu Berlin ging es noch knapper her. Eine Reihe großer Regenten hatten dort ſeit einem Jahrhundert faſt ausſchließlich dem Wohle des Staates gelebt und wenig eigne Bedürfniſſe gekannt. Leider ſollte jetzt, nach dem Tode Friedrichs des Großen, die franzöſiſche Lüderlichkeit auch am Berliner Hofe einreißen.

Friedrich der Große trug einige Schuld daran, indem er Voltaire und den Encyclopädisten gehuldigt hatte. Er lebte persönlich wie ein Eremit in seinem Sanssouci und litt dort kein Frauenzimmer. Selbst seine niedrigsten Lakaien mußten, wenn sie Liebschaften hatten, dieselben vor dem alten Herrn aufs strengste geheim halten. Aber in Berlin wurde man schon zu seiner Zeit immer lüderlicher, weil er die kirchliche Zucht erschlaffen ließ und die von ihm selbst empfohlene französische Bildung nun auch hier, wie überall, wo sie herrschend wurde, ihre Früchte trug. Sein Neffe und designirter Thronfolger, Friedrich Wilhelm, der Sohn seines früh verstorbenen Bruders August Wilhelm, und der Louise Amalie, Prinzessin von Braunschweig-Bevern (Schwester der Gemahlin Friedrichs II.) überließ sich in Berlin üppigen Genüssen und einem anstößigen Lebenswandel, während „der alte Brummbär" in Sanssouci immer kränklicher und grämlicher wurde. Der Prinz hatte in seinem Wesen nichts von dem genialen Oheim. Sehr groß und stattlich gewachsen war er mehr Fleisch als Geist. Nichts charakterisirt ihn besser, als die von Segur, dem französischen Gesandten in Berlin, mitgetheilte Notiz, daß er sich, während sein Oheim gegen Oesterreich im Felde stand, 1778, heimlich von Oesterreich eine Million Thaler leihen ließ, um seinen Ausschweifungen fröhnen zu können. Er war schon als Prinz zweimal vermählt, zuerst mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, von der er sich wieder scheiden ließ, weil sie so sittenlos wie er selbst war, sodann mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, die er aber vernachläßigte, weil sie ihm zu tugendhaft war. Sein Hauptumgang waren Maitressen und Menschen von geringem Bildungsgrade.

Als er nach Friedrichs des Großen Tode unter dem Namen **Friedrich Wilhelm II.** König wurde, fand er im Staatsschatz baare 70 Millionen Thaler und eine treffliche Armee von 200,000 Mann. Aber weit entfernt, des Oheims und Großoheims weises Sparsystem fortzusetzen, verfuhr er wie ein leichtsinniger Kaufmannssohn, der einen reichen Vater beerbt und nicht genug eilen kann,

seine guten Freunde und Freundinnen verschwenderisch zu beschenken. Jedermann erwartete, daß der königliche Vergnügling sich den Regierungsgeschäften wenig widmen würde, deshalb bildete sich der alte Prinz Heinrich ein, es verstehe sich von selbst, daß er im Namen des Neffen die eigentliche Regierung übernehmen werde. Aber dasselbe bildete sich auch der Minister von Herzberg ein, dem der große Friedrich stets das meiste Vertrauen geschenkt hatte. Prinz Heinrich benahm sich unklug, indem er allzu stolz und zuversichtlich auftrat, weshalb der junge König ihn eben so stolz abfertigte und ihm zu verstehen gab, er brauche ihn nicht und werde selbst regieren. Dagegen behielt er den geschmeidigeren Herzberg bei und nahm auch den Rath des Herzog Ferdinand von Braunschweig an, der von dieser Zeit an eine bedeutende Rolle in Preußen spielte, indem er sich hauptsächlich der Armee und den auswärtigen Angelegenheiten widmete, die sittlichen Schwächen des Königs aber klug ignorirte. Diese Staatsmänner hatten indeß nicht so viel Einfluß, als die Camarilla, die Lustgenossen und Kuppler des Königs und seine Maitressen.

Unter diesen glänzte zuerst und zuletzt Wilhelmine Encke, die Tochter eines Waldhornisten, von sehr gemeiner Bildung, aber von herrlicher Gestalt und schönem blondem Haarwuchs, die Frau des Kammerdiener Rietz, später aber vom König zur Gräfin von Lichtenau erhoben, die preußische Pompadour. Sie fesselte den König dergestalt, daß es derselbe über sich gewann, sie grade so wie Ludwig XV. gethan, seiner Gemahlin, der Königin, und dem ganzen Hofe öffentlich vorzustellen und zwar in einem Putz und Juwelenschmuck, welcher den der Königin selbst überstrahlte. Die Rietz glich auch darin der Pompadour, daß sie die Begünstigte blieb neben allen seinen andern Liebschaften und bis an seinen Tod. Des Königs zweite Geliebte war eine junge Gräfin Voß aus sehr gutem Hause, die sich daher lange sträubte, sich ihm aber endlich zur linken Hand antrauen ließ und zur Gräfin von Ingenheim ernannt wurde. Nach Segurs Berichte wurde nicht diese Gräfin Voß, die

ſich deſſen vielmehr geweigert haben ſoll, ſondern des Königs dritte Geliebte, die Gräfin Dönhof, ihm zur linken Hand getraut, ſo daß er neben der Königin noch eine zweite kirchlich mit ihm eingeſegnete Gattin und dazu noch eine erklärte und bei Hofe zugelaſſene Maitreſſe, die Lichtenau, hatte, ungerechnet die kleinen Liebſchaften, die nebenbei liefen, z. B. die mit der ſchönen Schauſpielerin Schulski, der er „ſeine Parthien“ nach dem Muſter Ludwigs XV. auf der Pfaueninſel bei Potsdam gab.

Unter den Spiel- und Luſtgenoſſen des Königs nahm General Biſchofswerder die erſte Stelle ein. Da dieſem Manne jedes Verdienſt, wie auch Geiſt und Kenntniſſe abgingen, würde er nur eine untergeordnete Kupplerrolle haben ſpielen können, wenn er nicht ſchlau genug geweſen wäre, dem ſchwachen Geiſt des Königs durch magiſche Künſte zu imponiren. Die einfachen ſtimulirenden Arzneimittel, durch die er des Königs Nerven ſtärkte, gab er für Geheimmittel aus, die nur durch Erlangung der höchſten Maurergrade gewonnen werden könnten, und gaukelte dem König eine Welt des Wunderbaren vor, wobei ihn Wöllner unterſtützte, der den König mittelſt optiſcher Spiegel Geiſtererſcheinungen ſehen ließ. Dafür intereſſirte ſich nun Friedrich Wilhelm II. ganz außerordentlich und die Camarilla konnte mit ihm machen, was ſie wollte. Auf ihre Empfehlung hin verſchenkte er Adelsdiplome, Orden, Geldſummen, Landgüter maſſenhaft an die unwürdigſten Subjecte. Oft genügte es, ſich nur an einen Lakaien oder ein Kammermädchen der Rietz zu wenden, ſo konnte man den Adel und ein Rittergut geſchenkt bekommen. Man nannte dieſen neuernannten Adel, unter dem allein 23 neue Grafengeſchlechter Platz nahmen, ſpöttiſch die Sechsundachtziger. Die Lüderlichkeit des Hofes ſteckte den Adel und insbeſondere die Offiziere an. Die Berliner Gardeoffiziere erwarben ſich in dieſer Beziehung einen ſchlechten Ruf. Galanterien aller Art, Maitreſſenhalten, Ehebrüche, Verführungen, hohes Spielen, Schuldenmachen, Trinken und Renommiren, Verhöhnung der alten Sitten und Tugenden wurden guter Ton. Theater und ſchöne Li-

Jean Paul ſagt: „das Gebiet des Meers gehört dem Engländer, das Gebiet der Erde dem Franzoſen, das der Luft dem Deutſchen.“ Dieſer Ausſpruch war nie wahrer als eben zur Zeit, da er gethan wurde. Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als ob der Ideenſtrom, der, aus einer überladenen Batterie brechend, raſch die Pole der realen Welt verwechſelte, in höherer Potenz den philoſophiſchen Geiſt der Deutſchen bethätigt und zu ähnlichem Umſchwunge im Begriffe des Ueberſinnlichen angeregt hätte. In die Generationen, deren Verlauf durch den Wechſel des Jahrhunderts etwa in zwei gleiche Hälften getheilt wird, fallen raſch aufeinander alle jene weit greifenden Ideen und Theorien, welche das angehäufte Material empiriſchen Wiſſens gleichſam organiſirt und alle Zweige der Naturwiſſenſchaft beſeelt haben. In merkwürdigem Gegenſatz kam in das Reich des Wiſſens Ordnung und Geſetzmäßigkeit, gerade zu der Zeit, da bei uns im Staate ein längſt morſcher Rechtszuſtand vollends zerfiel und überall die Stützen bürgerlicher Ordnung wankten. Dieſe Revolution im Geiſte iſt unbeſtreitbar groſsentheils von Deutſchland ausgegangen, und ſie iſt nur inſofern nicht ganz unſer Werk, als ſich ja auch bei der Staatsumwälzung die allgemeine Spannung nur deßhalb in Frankreich zunächſt entladen hatte, weil ſie dort am ſtärkſten war. — In die Anfänge der franzöſiſchen Revolution fallen die erſten mächtigen Wirkungen der Kantiſchen Philoſophie und der Fichteſche Idealismus. Von 1793 an tritt Kielmayer auf mit ſeinen Ideen über die fortſchreitende Entwicklung der organiſchen Kräfte in dem Thierreiche, und über Nexus, Ausſtrahlung und Polarität der Organe, welche, man darf es wohl ſagen, den eigentlichen Grund zu einer ganz neuen Naturgeſchichte gelegt haben. Sofort kommen Schellings großartige, gewaltige Cartons zu einem allumfaſſenden idealen Bilde der Welt; Goethe ſanctionirt recht eigentlich die Bedeutung der genetiſchen Phantaſie in der Wiſſenſchaft durch ſeine legislatoriſchen Gedanken über Morphologie der Thiere und Pflanzen; Humboldt unternimmt jene einzige Reiſe in die Tropen, welche der Wiſſenſchaft mehr Früchte getragen, als Weltumſeglungen mit bewaffneten Staatsſchiffen, und auf welcher er die Elemente zu den geiſtreichſten Anſichten und Theorien über die Verhältniſſe der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus und die Vertheilung der Organismen geſammelt. Oken

teratur, insbesondere die leichten Unterhaltungsschriften, Romane ꝛc. huldigten dieser neuen Mode, so daß wenig Unterschied zwischen dem Berlin Friedrich Wilhelms II. und dem Paris Ludwigs XV. übrig blieb. Friedrich Wilhelm I., der die französische Wirthschaft so gründlich haßte und mit so vieler Strenge von Berlin fern gehalten hatte, würde sich im Grabe umgedreht haben, wenn er den Unfug hätte mitansehen können.

Graf Mirabeau, welcher nachher eine so große Rolle in der französischen Revolution spielte, war als geheimer Agent des französischen Ministeriums in Berlin, um die Schritte der französischen Gesandtschaft daselbst zu überwachen, und schrieb schon 1787 nach Paris: „Die Papiere, welche auf dem Tische des Königs beständig zerstreut herumliegen, können von zwei Schreibern, vier Kammerdienern, sechs bis acht Lakaien und zwei Pagen, ohne die Frauenzimmer in Anschlag zu bringen, gelesen und abgeschrieben werden. So hat der Kaiser ein Tagebuch von allen Schritten des Königs von Tag zu Tag. Nie konnte man einem Reich eine schnellere Abnahme weissagen. Man verschanzt sich mit unbedeutenden Leuten, um das Ansehen zu haben, als ob man allein regiere.“ Mirabeau will Berlin verlassen: „Hier zu bleiben, zur Strafe der Thiere verdammt, die kothigen Krümmungen einer Regierung durchzusuchen und durchzuwaten, welche jeden Tag durch einen neuen Zug von Kleinlichkeit und Unwissenheit auszeichnet, das kann ich nicht ertragen.“ Mirabeau erzählt einen Vorfall, welcher beweist, was für Unverschämtheiten sich die gemeinen Bedienten am Hofe erlauben durften.*)

*) „Der König wollte ein Kammerconzert. Er rechnete darauf, sich selbst hören zu lassen, sein Baß stund bereit und gestimmt. Er hatte 22 Musikanten verlangt, und nur 14 kamen. Die Kammerdiener schieben die Schuld auf Kalikan, der den Auftrag hatte, die Musik zu dirigiren. Kalikan wird ins Gefängniß geworfen. Duvont, der berühmte Violoncellist, der Lieblingsmusikus, kommt Kalikan zu Hülfe. Er stellt dem König den Brief wieder zu, den die Kammerdiener unterschlagen haben. Der Zorn

Und doch fand Friedrich Wilhelm II. bald nach seinem Regierungsantritt Gelegenheit, eine Heldenrolle zu spielen.

Seine Schwester Wilhelmine war mit dem Erbstatthalter von Holland, Wilhelm V., vermählt, für den seit seines Vaters Tode 1751 während seiner Minderjährigkeit der Herzog Ludwig von Braunschweig Regent gewesen war. Sowohl dieser Herzog, als auch Wilhelms Mutter, Anna, eine geborne Prinzessin von England, Tochter Georgs II., besaßen einen monarchischen Stolz, der sich mit dem republikanischen Geist in Holland nicht vertrug, und da sie das holländische Interesse gegenüber dem englischen auffallend vernachläßigten, wurde die Stimmung in den Generalstaaten und im Volk immer mehr gegen sie erbittert. Sie hatten sich weder, was doch in Hollands Interesse lag, für Nordamerika und für Frankreich gegen England erklärt, noch auch zur rechten Zeit der russischen Neutralität angeschlossen, und die Flotte vernachläßigt, so daß als die Engländer die zu spät erklärte holländische Neutralität nicht anerkannten, sondern die holländischen Schiffe und Colonien angriffen, Holland große Verluste erlitt. Wilhelm V. war von seiner Mutter zur englischen Politik und zum monarchischen Stolz erzogen und als er eine preußische Prinzessin heirathete, wuchs dieser Stolz und seine Verachtung der ihm durch die holländische Verfassung gesetzten Schranken immer mehr. Auf der andern Seite übte das Beispiel der vereinigten Staaten von Nordamerika einen starken Einfluß auf die holländischen Republikaner. Warum, frug man, sind unsere vereinigten Staaten nicht auch so volksthümlich und wohlfeil regiert, wie jene? Wozu brauchen wir einen Prinzen, der gerne den souverainen König spielen möchte, gegen unser See- und Handelsinteresse Politik macht und uns viel Geld kostet? Wäre es nicht genug an einem einfachen bürgerlichen Präsidenten, wie Washington? Das Uebrige that der französische Gesandte,

---

war fürchterlich, Jedermann entfloh. Aber dieser Pagenstreich hatte keine weiteren Folgen."

Herr von Vaugoupont, um das Feuer in Holland gegen England zu schüren.

Ein holländischer Patriot, Gyzelaer, Abgeordneter für Dordrecht bei den Generalstaaten, eröffnete den Kampf, indem er dem Erbstatthalter das seit einiger Zeit nur herkömmliche, aber nie gesetzlich gewesene Vorrecht, durch eine besondere Thür in den Palast der Generalstaaten einzutreten, bestritt und selbst durch diese Thür ging und, als der Erbstatthalter einen Volkstumult gegen ihn zu erkünsteln versuchte, noch einen Schritt weiter ging und am 4. Sept. 1786 vor den Generalstaaten erklärte, die Quelle aller Uebel, welche die Republik betroffen haben, sey im Busen des ersten Dieners der Republik (des Erbstatthalters) zu suchen. Damit Wilhelm V. aber von der Garnison im Haag (seiner Residenzstadt) keinen Gebrauch machen könne, entzogen ihm die Provinzialstaaten von Holland das Commando darüber. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die executive Gewalt dem Erbstatthalter nicht für immer und von den Generalstaaten sämmtlicher Provinzen, sondern von den Vertretern der einzelnen Provinzen anvertraut war und zurückgezogen werden konnte. Unter den sieben Provinzen aber war ihm nur Geldern treu, Holland, Seeland und Friesland ihm am entschiedensten feind, und Utrecht, Oberyssel und Gröningen folgten bald den letztern. Der Erbstatthalter und seine Gemahlin verließen, nachdem sie den Befehl über das Militair im Haag nicht mehr hatten, mit Indignation diese Residenz und zogen sich einstweilen nach Breda zurück. Nun ahmten die meisten Provinzialstaaten das Beispiel derer von Holland nach und entzogen dem Erbstatthalter das Amt eines Generalcapitains. Wilhelm V. aber trotzte, erließ ein Edict gegen die Preßfreiheit und schickte als Generalcapitain von Geldern Truppen gegen die beiden geldrischen Städte Hattem und Elburg, die sich allein in dieser Provinz seiner Autorität widersetzt hatten. Nun bildeten sich aber in den übrigen Staaten rasch Bürgergarden und zogen jenen Städten zu Hülfe.

Eine gemäßigte Partei, die in den Generalstaaten selbst noch die Mehrheit hatte, suchte die Sache friedlich beizulegen und fürchtete sich vor der unberufenen Einmischung Frankreichs, dessen Gesandter immerfort hetzte. Aber der englische Gesandte, Harris, und der preußische, Graf Görtz, derselbe, der in Bayern und Rußland mit so vieler Umsicht das Interesse Friedrichs des Großen vertreten hatte und den man jetzt eilends nach Holland schickte, vereitelten jede friedliche Verständigung, indem sie den Erbstatthalter, der sich mit seiner Gemahlin in die Festung Nymwegen zurückgezogen hatte, eifrig aufmunterten, den Spießbürgern nicht nachzugeben, und ihm Hülfe von außen versprachen. Harris veranlaßte die Prinzessin Wilhelmine, auf die Vorschläge der Generalstaaten zu antworten, ihr Gemahl könne sich auf nichts einlassen, die Holländer hätten einfach den alten Stand herzustellen und ihn um Verzeihung zu bitten. Nun hatte aber Frankreich keine rechte Lust, die Holländer ernstlich zu beschützen und ihretwegen einen Krieg anzufangen. Das wußten Harris und Görtz sehr wohl. Der König von Preußen aber wollte das Beispiel Frankreichs nachahmen und sich ebenfalls nicht einmischen, um so weniger, als ihn damals die Beziehungen zu Oesterreich und Rußland in Anspruch nahmen. Das war der Clique in Nymwegen ungemein fatal, und deßhalb mußte eine List ersonnen werden, um Friedrich Wilhelm II. gegen die Holländer in Harnisch zu bringen, damit er seiner Friedensliebe entsage.

Nach einer Verabredung mit Görtz reiste die Prinzessin Wilhelmine plötzlich und allein von Nymwegen ab, um nach dem Haag zurückzukehren, und was sie gewollt hatte, geschah. Die holländischen Bürgersoldaten hielten unterwegs ihren Wagen auf und ließen sie nicht weiter fahren, bis sie erst Befehle von ihren Behörden eingeholt haben würden. Ein Offizier von der Miliz aber nahm sich heraus, im gleichen Zimmer, in welchem die Prinzessin wartete, Bier zu trinken und Tabak zu rauchen. Mehr hatte sie nicht nöthig, um eine tödtliche Beleidigung ihrer geheiligten Person zu

constatiren. Sie kehrte daher sogleich um, schrieb ihrem königlichen Bruder nach Berlin, wie schimpflich sie vom holländischen Volke behandelt worden sey, und beschwor ihn, ihr Genugthuung zu verschaffen. Die List gelang vollkommen. Der König gerieth in die äußerste Entrüstung und schickte sogleich eine preußische Armee unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Dieser ließ, bevor er in Holland einrückte, heimlich die französische Grenze recognosciren, und erst, als er sich überzeugte, die Franzosen hätten bei Givet das Lager, womit sie gedroht hatten, nicht aufgeschlagen, rückte er vorwärts. Er selbst hat später gesagt, wenn er ein einziges französisches Zelt bei Givet angetroffen hätte, würde er nicht eingerückt seyn. Jetzt war ihm die Eroberung leicht, denn die Holländer hatten, da sie von Frankreich nicht unterstützt wurden, keine Lust, sich allein mit den gefürchteten Preußen herumzuschlagen. Der Obergeneral, den sie sich gewählt hatten, ein Graf Salm, machte sich aus dem Staube. Niemand wehrte sich, außer die Stadt Amsterdam, die jedoch nach wenigen Tagen capitulirte. Holland wurde vollständig unterworfen und mußte den Erbstatthalter in alle Rechte wieder einsetzen, die er besessen hatte oder ansprach, 1787. Er genoß jedoch diesen Vortheil nicht lange, denn der die Rechte eines kleinen Volkes verachtet hatte, über den sollte die Macht eines größeren kommen. Alle holländischen Patrioten, welche sich vor der Rache der Erbstatthalterin fürchten mußten, flohen nach Frankreich.

Der König von Preußen offenbarte in diesem holländischen Kriege seine ganze Unfähigkeit. Er führte ihn nicht aus Staatsraison, sondern in der Uebereilung des Zornes. Er führte ihn nicht einmal mit Kühnheit, sondern ließ erst einrücken, als er sich versichert hatte, daß keine Franzosen um den Weg seyen. Dann prahlte er wieder mit einem Siege, der keine Opfer gekostet, und spielte auf eine ganz unverständige Art den Großmüthigen, indem er sich nicht einmal die Kriegskosten von den reichen Holländern zahlen ließ, sondern dieselben seinen eigenen armen Unterthanen

aufbürdete, und dem egoistischen Holland keinerlei Concession abzwang, als ob die Rhein- und Scheldeschifffahrt nicht wichtige deutsche Angelegenheiten gewesen wären. Der König sollte aber für seine Sorglosigkeit bestraft werden. Er bildete sich nämlich von dieser Zeit an ein, seine Truppen dürften sich nur blicken lassen, um durch den bloßen Schrecken ihres Namens alle Feinde zu besiegen, und die Bürger in der alten Welt glichen nicht den Bürgern der neuen Welt, kein Volk in Europa würde im Stande seyn, gegen disciplinirte Truppen Stand zu halten, wie es die Nordamerikaner gethan hatten. Und doch wagte Friedrich Wilhelm II. nicht, sich gegenüber von Rußland und Oesterreich Lorbeern zu erringen, nachdem er in Verbindung mit England die Polen, Türken und Schweden hatte aufhetzen helfen, und ließ sie im Stich, sobald Kaiser Leopold II. ihn auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte. Da wir die Verhandlungen bis zu dem Congreß von Reichenbach bereits im neunten Buch erörtert haben, genügt es, hier zu bemerken, daß Herzberg, der alte Todfeind Oesterreichs, welcher Preußen gerne in enge Verbindung mit Frankreich gebracht hätte, beseitigt wurde und Friedrich Wilhelm II. seitdem sich überreden ließ, der Königin Marie Antoinette in Frankreich denselben Ritterdienst zu leisten, wie seiner Schwester in Holland. Die Ereignisse in Frankreich empörten sein königliches Gefühl, und er zeigte sich in dieser Beziehung weit feindlicher gegen die französische Nation, als der Kaiser von Oesterreich, obgleich Marie Antoinette dessen Schwester war. Die Entwicklung dieser Dinge gehört in den folgenden Band.

Auch in der inneren Politik nahm der König nach dem leichten Siege über die Volkspartei in Holland eine strengere autokratische Miene an. Wöllner, ein bürgerlicher Predigerssohn ohne irgend ein anderes Verdienst, als daß er den König mit angeblichen tiefen Geheimnissen, Geisterseher ꝛc. täuschte, war zum Minister ernannt worden und erließ am 9. Juli 1788 ein Religionsedict, welches der seit geraumer Zeit ungläubig gewordenen

Berliner Welt plötzlich wieder den Glauben der Landeskirche einschärfte. Eine solche Mahnung wäre nun an sich nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht des Landesregenten gewesen, allein der Regent hätte dann auch selber nach den zehn Geboten und Luthers Katechismus leben und den Landeskindern ein gutes Beispiel geben müssen. Daß sich die gebildete Welt aus dem Boudoir der Lichtenau durch den Comödianten Wöllner, der den Pfaffen nur spielte, keine Rechtgläubigkeit und Kirchenzucht vorschreiben ließ, war sehr natürlich. Die Indignation war allgemein, und das Edict hatte keine weiteren Folgen, außer die Regierung unpopulär gemacht zu haben. Auch wagte Wöllner nur einen einzigen widerspenstigen Pastor abzusetzen, den s. g. Zopfprediger Schulz, der zum erstenmale die herkömmliche Pastorenperücke ablegte, im Zopf auf der Kanzel erschien und den plattesten Rationalismus verkündete. Ein strenges Preßgesetz, welches am 19. Dez. 1788 dem Religionsedict nachfolgte, verfehlte seine Wirkung ebenfalls, denn was eigentlich staatsgefährlich war, die Frivolität, die lüderliche Moral und weichliche Empfindelei, konnte doch nicht verboten werden. Wöllner zog in seine nächste Umgebung lauter mittelmäßige Köpfe, den frömmelnden Prediger Hermes*) und dessen Eidam, den Kaufmann Oswald, beide von Breslau, Wellersdorf, Silberschlag, Hillmer, die er als eine Art Inquisitionsgericht constituirte, indem kein Prediger mehr angestellt werden durfte, dessen Rechtgläubigkeit sie nicht geprüft hatten. — Die Opposition gegen sie war äußerst rührig. In einer großen Menge von Protestationen und Streitschriften wurden aber nicht sowohl die unwürdigen Personen, als das unveräußerliche Recht der Landeskirche selbst angegriffen und die Fiction aufgestellt, die Reformation habe nicht die lutherische oder calvinische Orthodoxie, sondern Geistesfreiheit zum Zweck gehabt

*) Den Bruder des Verfassers von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", ein berühmter Roman in englischer Manier geschrieben.

und die evangelische Kirche sey nichts Abgeschlossenes, sondern in der Fortentwicklung begriffen.

Damals wurde auch die Berliner Akademie der Wissenschaften umgeschaffen, aber nicht unter die Camarilla, sondern unter des alten Herzbergs Leitung gestellt. Eine Schöpfung König Friedrichs I. vom Jahre 1699, hatte sie ursprünglich noch eine lateinische, aber doch grundgelehrte Physiognomie. Friedrich Wilhelm I. verachtete sie und behandelte ihren Präsidenten als Hofnarren. Friedrich II. gab ihr eine ausschließlich französische Physiognomie und machte nur Franzosen zu Mitgliedern. Friedrich Wilhelm II. wollte sie nun wieder germanisiren, aber Herzberg machte bei den Anstellungen Mißgriffe, was Opposition hervorrief und zu öffentlichen Händeln Anlaß gab. Schütz protestirte gegen Herzberg, Büsching weigerte sich, in die Akademie zu treten. Wenn des Königs Neigung, nicht mehr heidnisch und französisch, sondern wieder einmal christlich und deutsch zu regieren, an sich sehr löblich war, so konnte man nur bedauern, daß er sich schlechter Leute bediente und durch seine Maitressenwirthschaft selbst dem christlich-deutschen Principe zuwiderhandelte.

Wir müssen nun noch einen Blick auf die kleineren und kleinsten deutschen Staaten werfen, auf jenes lockere, nur noch mechanisch zusammenhaltende Conglomerat, in welches sich die einst feste organische Gliederung des deutschen Reichs allmählig aufgelöst hatte. Zwar gab es noch ein deutsches Reich, einen Reichstag in Regensburg, ein Reichskammergericht in Wetzlar, einen Reichshofrath in Wien, Reichskleinode in Nürnberg, und je nach dem Tode eines Kaisers wurde von den Kurfürsten ein neuer Kaiser zu Frankfurt am Main gewählt und gekrönt. Das Reich war auch immer noch in die zehn Reichskreise getheilt, es gab noch Reichssteuern und eine Reichsarmee. Allein das waren nur morsche Ruinen eines zerfallenen Gebäudes, aus welchen sich mächtige Neubauten erhoben hatten, nämlich die Erbsouverainetät der Dynastien Habsburg, Zollern, Wittelsbach, Welf, Wettin ꝛc. Das Reich war

keine Einheit mehr, sondern eine fortdauernde Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen, zu denen sich die übrigen deutschen Mittel- und Kleinstaaten nur nach Umständen hielten, oder von denen sie sich abwandten, um auswärtigen Schutz zu suchen. Den Reichsgerichten gehorchten nur noch die schwächsten Reichsglieder, kleine Reichsfürsten, -Bischöfe, -Aebte, -Grafen, -Ritter und Reichsstädte, aber auch bei den Reichsprozessen hielten sich der österreichische und preußische Einfluß die Waage, und wurde der schleppende Rechtsgang in Wetzlar durch politische Convenienzen durchbrochen. Die Reichsarmee hatte im siebenjährigen Kriege die letzte Achtung eingebüßt.

Ein Theil der deutschen Staaten unterlag bereits directem auswärtigem Einfluß. Hannover war eine englische, Holstein und Schleswig waren dänische Provinzen geworden, Vorpommern und die Insel Rügen gehörten zu Schweden. Die meisten andern deutschen Staaten unterlagen wenigstens einem indirecten Einfluß des Auslands. Bayern und fast alle dem Rhein zu liegenden Staaten, hatten sich schon seit geraumer Zeit auf Frankreich gestützt und von dort enorme Bestechungssummen und Subsidien erhalten, wie in der Geschichte des siebenjährigen Krieges bereits gesagt ist. Mecklenburg hielt sich vorzugsweise an Rußland. Sachsen lehnte sich, seit Preußen übermächtig wurde, fast immer an Oesterreich. Selbständig und auf eigener Macht ruhend war keiner von allen diesen deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Sie hatten daher im großen Gange der Weltgeschichte immer nur die Bedeutung von Anhängseln, Bundesgenossen oder Vasallen der einen oder andern Großmacht. Sie hatten keine andere Politik, als die, sich durch die Gunst einer oder mehrerer Großmächte in ihrem Bestande zu erhalten und wo möglich bei Gelegenheit zu vergrößern. Von einer deutschen National- und Reichspolitik war bei ihnen nicht die Rede. Im Gegentheil, sie waren alle nur aus dem verfaulten Stamme des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation emporgewucherte Parasiten.

Wäre nun jedem Einzelnen keine Wichtigkeit beizumeſſen, ſo iſt doch die Thatſache, daß eine große Nation, wie die deutſche, einſt die herrſchende in Europa, und innerhalb dieſer Nation gerade die vier reinſten Urſtämme (Franken, Alemannen, Bayern und Sachſen), ſo jämmerlich zerſtückelt, abgeſchwächt und herabgewürdigt werden konnten, eine Sache von welthiſtoriſcher Wichtigkeit und großer Bedeutung, gleichviel ob dieſe edeln Volksſtämme nur eine ruhmvolle Vergangenheit haben ſollen, oder ob ſie einer beſſern, ihrer ſelbſt würdigern Zukunft entgegenreifen. Das Volk war überall gut und hütete und rettete in ſeiner Paſſivität und Beſcheidenheit viele Tugenden der Väter, welche die Herrſchenden und die Gebildeten verloren hatten. Wenn der Geſchichtſchreiber nicht nur von den kleinen Fürſten und dem Adel, ſondern auch von der gelehrten und gebildeten Mittelclaſſe viel Schlechtes und Thörichtes aufzeichnen muß, ſo darf er doch nicht unerwähnt laſſen, daß die Millionen, welche ſchlecht regiert wurden oder denen Schule und Literatur eine fremdartige und verkehrte Bildung beizubringen befliſſen waren, *nicht verdarben*, ſondern unter allen Mißhandlungen, die ihnen widerfuhren, und bei allem Hohn, mit dem man auf ſie herunterſah, doch den alten Glauben, die alte Sitte, den alten Fleiß, die alte Tapferkeit und Treue bewahrten.

Man würde zu weit gehen, wenn man die auffallenden Sünden einzelner Höfe allen Schuld geben wollte. Das Patriarchaliſche und die alte deutſche Gutmüthigkeit waren nicht überall ausgeſtorben. Hie und da erhielt ſich bei Fürſten und Adel auch noch etwas von der früheren Rohheit der Jagd- und Trinkluſt. Am ſeltenſten vielleicht kam noch echte Frömmigkeit vor, doch war ſie nicht ganz in der Frivolität der Zeit untergegangen. Im Allgemeinen aber war für die kleinen Höfe und den Adel in Deutſchland insgeſammt während des achtzehnten Jahrhunderts Paris die Sonne, nach der alles hinblickte, von der alles Licht und Leben ſchöpfte. Wenigſtens einmal im Leben nach Paris zu reiſen, war faſt uner-

errichtet, nach Anleitung Schellingſcher Ideen, aber mit eigenthümlichem Geiſte, ein Gebäude der Naturphiloſophie, in welchem das Univerſum als ein Thier begriffen wird, deſſen Organiſation ſich in allen Einzelweſen, deſſen allgemeine Thätigkeiten ſich in allen individuellen Lebensakten wiederholen. Das Grundthema, daß Alles in Allem iſt, wird von Troxler, Carus, Baader, Kieſer, Schubert, Walter, Steffens u. a. in den verſchiedenſten Kreiſen der Naturgeſchichte in den mannigfachſten Tonarten geſpielt. — Man erinnert ſich unwillkührlich daran, daß ſehr viele dieſer geiſtigen Strömungen gerade von dem Boden ausgingen, wo in der realen Welt, bei Jena und Auerſtädt, jener Schlag geſchah, mit dem, wie es ſchien, der Deutſche vom Gebiet der Erde vollends losgeriſſen und zum Rückzug in eine innere Welt gezwungen werden ſollte, wohin ſelbſt der Gedanke des Eroberers nicht reichte.

Es ſind vorzüglich Schellings Ideen, die zu dieſer Richtung den Anſtoß gegeben und auf die ganze deutſche Naturbetrachtung den entſchiedenſten Einfluß geäußert haben und fortdauernd äußern werden, wenn auch der Kredit der Naturphiloſophie, als eigentliches Syſtem, in neueſter Zeit wieder bedeutend geſunken iſt. — Schelling ſtellte ſich auf eine Höhe, wo der Gegenſatz zwiſchen Mechanismus und Organismus verſchwindet, indem er in der ganzen Natur das Spiel zweier ſtreitenden Kräfte, einer poſitiven und eine negativen, erkannte, die zuſammengefaßt oder im Conflikt vorgeſtellt, auf die Idee eines organiſirenden, die Welt zum Syſtem bildenden Prinzips führen. Dieſes gemeinſchaftliche Prinzip iſt die erſte Urſache aller Veränderungen in der unorganiſchen, wie aller Thätigkeit in der organiſchen Natur; es iſt überall, und darum nirgends, es iſt Alles, und eben darum nichts Beſtimmtes und Beſonderes. Die Philoſophie des Alterthums vermochte die Idee dieſes Prinzips nur in poetiſchen Bildern auszuprägen; Schelling nennt es das Abſolute, das ſich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weiſe in Raum und Zeit ſelbſt offenbart hat, und zwar durch Selbſtentzweiung, durch Polarität. In Allem, vom Lichte an, durch alle Prozeſſe der Natur bis zu ihrem höchſten, der Senſibilität, herrſcht ein allgemeines Auseinandergeben in entgegengeſetzte Prinzipien. Dieſe Antitheſe iſt, nach Schelling, eine Poſtulat der Naturlehre, keiner empiriſchen, nur einer

läßlich für die Vornehmen. Aber auch in der Heimath sprachen und lebten sie französisch. Sie hielten ihren Kindern französische Bonnen, Gouvernanten, Sprach-, Fecht- und Tanzmeister. Sie kleideten sich nur nach französischer Mode und sandten ungeheure Summen, den Unterthanen abgepreßt, nach Paris und Lyon für Mode-Artikel aller Art. Auch führten die Vornehmen in Deutschland französische Küche und Köche ein, hielten französische Kammerdiener und Friseurs, und (wie in Paris) Schweizer als Portiers. Daneben durfte an den Höfen, selbst den kleinen, die italienische Oper und das französische Ballet nicht fehlen mit schönen Französinnen und Italienerinnen, welche in der Regel die Maitressen der Fürsten, Höflinge und Edelleute waren. Dazu kamen endlich noch die Spieler von Profession, die Schwindler in der Magie, in der schottischen Maurerei und Virtuosen aller Art, meist Italiener und Franzosen. Noch nie war Deutschland so mit fremden Glücksrittern überschwemmt worden, da diese letztern aber fast immer nur den niedern Classen ihrer Heimath angehörten, so war ihre intime Vertrautheit mit dem deutschen Adel für diesen eine nicht geringe Schmach. Man bemerkte, daß die Vornehmen in dem Maaß, in welchem sie sich mit jenen ausländischen Banden gemein machten, den ehrlichen deutschen Bürger und Bauer immer tiefer verachteten. Bezeichnend für diese Zeit war eine Anecdote vom kleinen Hofe zu Braunschweig. Hier bemerkte einmal an der Tafel des Herzog Ferdinand ein französischer Gast: „Heute ist nur ein einziger Fremder unter uns.“ Es saßen nämlich lauter Franzosen am Tisch, außer dem Herzog. Die französischen Bonnen durften Gräfinnen aus ruhmvollen deutschen Geschlechtern zurufen: fi donc, on vous prendroit pour une Allemande, oder: c'est un trésor que la demoiselle, elle ne fait pas un mot d'allemand.

In Kursachsen hörte die polnische Wirthschaft mit dem Tode König Augusts III. auf, 1763. Sein Sohn, Kurfürst Friedrich August, begehrte die gefährliche Krone der Piasten nicht mehr auf sein Haupt zu setzen und widmete sich seinem deutschen

Lande allein, welches nach den schweren Drangsalen des siebenjährigen Krieges einer väterlichen Regierung dringend bedurfte. Der junge Kurfürst lebte sittenrein, auch der Brühl'sche Unfug hörte auf und das Land erholte sich wieder durch den Fleiß seiner Bewohner. Doch blieben noch manche alte Mißstände, z. B. ein viel zu zahlreicher Hofstaat und Plakereien der Bauern durch einen zu zahlreichen Wildstand, denn der Kurfürst war ein großer Liebhaber der Jagd. Auch fing man an, dem Adel seine Privilegien vorzuwerfen, was ziemlich überall damals Mode wurde, da der Adel nicht mehr wie ehedem eine kriegerische, achtunggebietende Corporation und die stolzeste Blüthe deutscher Nationalität, sondern im Hofdienst und französischer Mode und Corruption entnervt war. — Leipzig blieb noch der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, aber diese Stadt beherrschte nicht mehr, wie zu Gottscheds Zeiten, die Geister. Vielmehr gingen die geistigen Impulse jetzt in Bezug auf Intelligenz von Preußen, in Bezug auf Phantasie und Gemüth vom südlichen Deutschland aus, um sich in Weimar zu concentriren.

Das alte Wittelsbacher Haupterbe war durch Aussterben der Münchener Linie 1777 an Karl Theodor von der Pfalz gekommen und umfaßte Bayern, die Rheinpfalz, Jülich und Berg. Der Kurfürst setzte in München sein lüderliches Leben fort, wie er es in Mannheim geführt hatte. Seine Maitressen suchte er jetzt aber in altbayrischen Familien und fand sie in einer Gräfin Minucci (verehelichte Törring), einer Freiin Schenk von Castell ꝛc. Die Verschwendung, der übertriebene Hofstaat, die schlechte Verwaltung blieben die nämlichen. Der Kurfürst ernannte nach und nach 152 Geheimräthe, über 500 Kammerherrn, 85 Civil-Excellenzen, 60 Generale, über 1000 Räthe aller Art. Aemter wurden nach Gunst, meist durch die Weiber und für die Weiber vergeben, und zwar so schamlos, daß im „churpfalz-bayrischen hochadeligen Damencalender" ein Fräulein „Oberforstmeisterin, eine Grenzhauptmautnerin ꝛc." verzeichnet waren. Die Verwaltung der

Landbezirke war unter diesen Umständen so tyrannisch und habgierig, daß ein Wilderer, der sich mit Gewalt emancipirte, unter dem Namen des bayrischen Hiesel als echter Vertreter der Volksart und der Volksrechte gegen die moderne Mißregierung unermeßlich populär wurde, einen förmlich kleinen Krieg mit der Regierung führte und beim Volk überall Schutz fand, bis er auf dem Rade umkam. Aber noch immer feiern ihn Volkslieder. — In München wußte sich damals der Engländer Thomson einzuschmeicheln und wurde vom Kurfürsten zum Grafen von Rumford erhoben. Dieser suchte dem Elend des Volks abzuhelfen durch aus allerlei Knochen gekochte Suppen (der nach ihm benannten Rumford'schen Suppe), führte den Kartoffelbau ein, verschönerte München durch den Park. Daß Karl Theodor ungern in München lebte und mehr als einmal mit Joseph II. intriguirte, um ihm Bayern abzutreten und dagegen die Niederlande einzutauschen, ist oben schon erörtert. Er hatte keine legitimen Kinder, was lag ihm an Bayern? Als ihm aber die kleine Zweibrücker-Nebenlinie, durch Friedrich den Großen aufgereizt, das Tauschproject vereitelte, fehlte es nicht an einer Handlung der Rache. Herzog Karl von Zweibrücken hatte für sich und seinen Sohn das Erbrecht in Bayern reservirt. Jetzt plötzlich starb dieser sein einziger erst neunjähriger Sohn Karl, wie man glaubte vergiftet auf Anstiften des österreichischen Grafen Lehrbach, dessen Namen wir auch später überall wieder genannt finden werden, wo Verbrechen im Dunkeln zu Gunsten einer Staatsraison begangen wurden, 1784. Inzwischen hatte Karl von Zweibrücken noch einen Bruder Maximilian.

Karl Theodors Widerwille gegen die Stadt München gab sich mehrfach zu erkennen, am schroffesten im Jahr 1790, da er den ganzen Stadtrath zwang, knieend vor seinem Bilde Abbitte zu thun, weil derselbe sich angemaßt hatte, eine Dankadresse der Bürger an den Kurfürsten für die Rumford'schen Wohlthaten zu unterdrücken, vorschützend, eine solche Adresse sey Sache des Magistrats allein. Uebrigens erlangte München die prachtvolle

Bildergalerie, welche ſpäter durch König Ludwig noch anſehnlich bereichert, heute noch ſeine höchſte Zierde iſt, durch die Vereinigung der Düſſeldorfer und Mannheimer Galerie mit den ſchon früher in München vorhandenen Bildern.

Die Zweibrücker Linie des Wittelsbachiſchen Hauſes hatte nach dem dreißigjährigen Kriege einen ihrer Zweige auf den ſchwediſchen Thron gebracht, war daſelbſt aber mit Karl XII., dem Eiſenkopf, ausgeſtorben. In Zweibrücken ſelbſt blieb die andere Linie zurück, die ſich meiſt an Frankreich hielt. Pfalzgraf Chriſtian II. war ein beſonderer Freund der Herzogin von Orleans, ſein Sohn Chriſtian III. machte ſich in Paris durch ſeine Liebſchaften lächerlich. Deſſen Sohn Chriſtian IV. wurde 1758 katholiſch und lebte beſtändig in Paris, wo er mit einer Tänzerin Kinder hatte, die zu Grafen von Forbach erhoben wurden. Er wurde 1775 auf der Jagd durch einen Hirſch geſpießt. Sein Bruder Friedrich, der gleichfalls katholiſch geworden war, führte im ſiebenjährigen Kriege das Reichsheer an und ſtarb 1767. Sein Sohn Karl aber folgte auf Chriſtian IV., der keine legitimen Kinder hinterließ, in Zweibrücken. Ein kleiner Nero, der ſich mit Grauſamkeiten ergötzte,*) ſich von dem franzöſiſchen Abbé Salabert, dem Italiener Cetto und einem Herrn von Eſenbek leiten ließ und ungeheure Schulden machte, um ſich zu Carlsberg ein pfälziſches Verſailles zu ſchaffen, welches allein ihn 14 Mill. Gulden koſtete und vor dem Jedermann im Vorbeigehen den Hut abziehen mußte. Auf dieſem Schloſſe wohnte er mit der Frau von Eſenbek, ſeiner Pompadour, und hatte auch ſeinen Hirſchpark, oder vielmehr er dehnte das ganze Land zu einem Hirſchpark aus,

*) Einer Hofdame, die er nicht leiden konnte, biß er einmal den Finger ab. Als ihm ſein Koch einmal eine Speiſe nicht recht gemacht, ließ er ihn rufen, nackt ausziehen, mit Spiritus begießen und anbrennen. Der Verletzte kam zwar mit dem Leben davon, fiel aber in Wahnſinn. Eben ſo ließ er ſeinen Sekretär anbrennen, den man nur rettete, indem man ihn ſchnell in Miſt legte.

denn bei seinen colossalen Treibjagden, wofür er 600 Hunde verwendete, ließ er auch alle hübschen Mädchen des Landes auftreiben und seine Jäger vierzehn Tage lang jeden Muthwillen mit ihnen treiben. Dieser gottlose Fürst starb 1795, bereits durch die französische Revolution aus den Stätten seiner Laster und seiner Schande vertrieben. Sein Bruder Maximilian, welcher das Haus Wittelsbach allein fortpflanzen sollte, war ein in jeder Beziehung edlerer Mensch und Regent.

Das treffliche Volk der Hessen, eines der edelsten unter den deutschen Stämmen, blieb vertheilt unter die Linien von Kassel und Darmstadt und wurde fortwährend mißregiert. In Kassel verkaufte, wie bereits berichtet worden ist, Landgraf Friedrich II. seine männlichen Unterthanen an den Meistbietenden, im Jahr 1776 allein 12,000 Mann an die Engländer, um gegen die freien Amerikaner zu fechten. Englische Agenten kamen nach Kassel und kauften die Menschen auf dem Markte, wie das Vieh, Stück für Stück zu 100 Thaler, außer den obigen 12,000 während Friedrichs Regierung noch weitere 10,000, obgleich das ganze Hessenkassler Land nur 400,000 Seelen zählte. Wer sich weigerte, wurde gefesselt und geknebelt. Wenn die Eltern der weggeschleppten Rekruten sich beklagten, wurde der Vater in Eisen gelegt, die Mutter in's Zuchthaus geführt.*) Unter andern wurde damals auch Seume zum Soldaten gepreßt.**) Auch noch Friedrichs Sohn und Nachfolger

*) „Da gibt es einen hessischen Fürsten, der sich auszeichnen muß. Hierzu gehören prächtige Schlösser, Weißensteine, Fasanerien zu Wilhelmsbad, Opern, Maitressen u. s. w. So etwas kostet Geld. Ueberdieß sind auch immer Schulden vorräthig, welche die Schwelgerei des in Gott ruhenden Vorfahren erzeugte. Was thut also der Fürst? Er nimmt dich unnützen Knecht von der Straße weg, wendet ein fünfzig Thaler zu deiner Ausrustung an, schickt dich dann fort und läßt sich hundert Thaler dafür wieder bezahlen." Huergelmer.

**) Der berühmte Seume erzählte in seinem Leben: „Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers (des Landgrafen) sicher.

seit 1785, Wilhelm IX., fuhr fort, Unterthanen zu verkaufen, die letzten 4000 gingen 1794 in die Colonien. Derselbe Herr war sehr streng autokratisch und dabei geizig, denn er mußte sich die berühmte Wilhelmshöhe bei Kassel bauen. Im Jahr 1787 ließ er keck die Grafschaft Lippe-Bückeburg militärisch besetzen, um ein vermeintes Erbrecht darauf geltend zu machen, wurde jedoch durch Execution des westphälischen Kreises, welche preußische Truppen vollzogen, gezwungen, die kleine Eroberung wieder fahren zu lassen.

Landgraf Ludwig VIII. von Darmstadt erbte von seiner Gemahlin, der letzten Gräfin von Hanau, die Hanauischen Lande, von denen mehrere weit über den Rhein zerstreut lagen. Sein Sohn Ludwig IX., der ihm 1768 in der Regierung folgte, wählte sich Pirmasens, ein kleines Bergstädtchen in seinen überrheinischen Besitzungen, zur Residenz und spielte dort Soldaten, so daß man ihn den größten Trommler im h. römischen Reiche nannte. Eine Unnatur, zwecklos und mit großer Härte und Ungerechtigkeit *) durchgeführt, wie so vieles in jener schmachvollen Zeit. Er starb 1790.

Ueberredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inscription, als das einzige Instrument meiner Legitimation." Seume wurde mit den Hessen fortgeschickt, die den Engländern gegen die Nordamerikaner helfen mußten. Weil er den Horaz las, wurde man auf ihn aufmerksam und machte ihn zum Sergeanten. In dieser Eigenschaft mußte der für Freiheit glühende Seume gegen die kämpfen, welche die ihrige so schön vertheidigten.

*) In Beckers „die Pfalz und die Pfälzer" 1838 heißt es von Pirmasens: „Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt, beschloß, seine Residenz in diese abgelegene Wildniß zu verlegen, wo nur Räuberhorden und arme Leute zu hausen pflegten. Als Oberst des französischen Regiments Royal-Allemand machte er den Feldzug nach Böhmen, als General-Major im preußischen Dienst den siebenjährigen Krieg mit, mußte aber auf den

Die benachbarte Markgrafschaft Baden-Durlach erbte 1738 Karl Friedrich von seinem Großvater Karl Wilhelm.

Willen des Vaters hin den preußischen Kriegsdienst verlassen und zog sich grollend nach Pirmasens zurück. Jetzt begann die Glanzzeit von Pirmasens, es ward die Residenz der Landgrafschaft; der Wildjagden wegen kam der Landgraf zum erstenmal hieher, jetzt wurden hier Menschenjagden gemacht. Jagden auf riesige Männer, gleich wie unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dem der Landgraf überhaupt in seinem Wesen glich. Aus allen Nationen wurden Exemplare hieher gezogen, ja sogar Zigeuner, — Pirmasens wurde mit Mauern umgeben, zur Stadt erhoben und eine völlige Militärkolonie, eine Pflanzstätte für riesige Grenadire. Es zählte unter 9000 Einwohnern 6850 Seelen, welche dem Soldatenstande angehörten. Capitulationszeit war keine, wohl aber Jedem das Heirathen gestattet und dann gab es keine freie Wahl mehr, — der Landgraf hatte für jede der Bürgerstöchter einen Soldaten bereit. Da gab es der geheimen Thränen und Seufzer genug. — Wer einmal den Soldateneid freiwillig oder gezwungen geschworen hatte, der war für sein Lebenlang an den Landgrafen und die Stadt gefesselt. Das Spießruthenlaufen war ein Radicalmittel gegen das Heimweh. Es war fast unmöglich, aus der Stadt zu kommen. Die vier Stadtthore wurden stark bewacht, um die Stadt stand alle 30 Schritt eine Schildwache und jede Stunde umritten die Husaren dieselbe. Selbst die Bürger durften nicht ohne Paß vor die Mauern. Der Landgraf kannte kein Glück als Exerciren, keine andre Lust als Manövriren. Er hatte es so weit gebracht, daß man öfters ein Regiment im Finstern exercirte und keinen einzigen Fehler in den Tempos bemerkte. Nicht weit vom Schlosse lag das berühmte Exercirhaus, nach dem von Petersburg das größte in Europa, — vier Mauern mit langer Fensterreihe und einem Dach, doppelt so hoch als die Mauer. Dasselbe hatte ein künstliches Hängewerk und sonst weder Säulen noch Wände. Hier exercirte nun im Winter der Landgraf sein ganzes Heer. Dann wurde es durch 22 Oefen geheizt. Das Experiment, einen Nachwuchs für riesige Grenadierregimenter heranzuziehen, war dem Landgrafen wohl gelungen, und noch heute, wo sich die Riesenrace allmählig degenerirt, gilt in der Vorderpfalz für schlanke, hochaufgeschossene Mädchen die Bezeichnung: ‚die lange Pirmasenserin.‘“

Noch ein Kind bei seinem Regierungsantritt, sollte er lange lange, bis ins folgende Jahrhundert hinein leben und den Ruhm eines weisen Regenten davontragen. Er hob 1783 die Leibeigenschaft auf und huldigte der Aufklärung des Jahrhunderts. Nach dem Tode Augusts Georgs von Baden-Baden, 1771, erbte Karl Friedrich auch Baden-Baden zu Durlach und vereinte wieder die ganze Markgrafschaft. Aber Augusts Georgs Wittwe, die im Schlosse Baden blieb, wurde klagbar gegen ihn, weil er durch seine Schwärmerei für Toleranz die katholischen Interessen gefährde. Natürlicherweise wurde sie von Kaiser und Reich mit ihrer Klage abgewiesen, weil damals alles Toleranz athmete.

Viel übler erging es dem benachbarten Herzogthum Würtemberg unter der fast eben so langen Regierung des Herzogs Karl Eugen (von 1744 bis 1793). Zwar hatte er, begleitet von dem einsichtsvollen Geheimerath Bilfinger, seine Studien in Berlin gemacht und hatte Friedrich der Große eine eigene Belehrung über Fürstenpflichten für ihn niedergeschrieben und der junge Prinz hatte sich in Berlin in einem so vortheilhaften Lichte gezeigt, daß Friedrich ihn schon im 17. Jahre für regierungsfähig erklärte; kaum aber hatte der blutjunge Herzog in Stuttgart die Regierung wirklich angetreten, als er in Gesellschaft lüderlicher junger Leute, unter denen ein Graf Pappenheim hervorragte, tolle Streiche *) zu machen anfing. Friedrich gab ihm seine Nichte Elisabeth, Tochter des Markgrafen von Bayreuth, zur Gemahlin,

*) Er lief des Nachts durch die Straßen, schellte an den Häusern und zog den Herausschauenden Reifen über den Kopf ꝛc. oder verfolgte junge Frauenzimmer, wobei er einmal Schläge bekam. Die Tochter des Geheimeraths Vollstädt wurde von ihm auf einem Ball entehrt. Bei einem andern Ball ließ er die ganze Gesellschaft die ganze Nacht einsperren und weidete sich aus einem Versteck an den Verlegenheiten der Damen. Den Prälaten von Neresheim, welcher als guter Nachbar jährlich einmal den Herzog besuchte, machte er trunken und ließ ihn dann mit der Siphylis anstecken ꝛc. Aus den ungedruckten Papieren des Bibliothekar Petersen.

allein er blieb ihr nicht treu, sondern wetteiferte in Wollüsten mit Ludwig XV. Die eigentliche Regierung überließ Karl in dieser Periode noch ehrenwerthen Männern und kümmerte sich nicht darum. Als aber Bilfinger 1750 gestorben war und die feindselige Bewegung im deutschen Reiche gegen Friedrich den Großen begann, hörte bei Karl die bisherige Rücksicht auf, und indem er sich immer kostspieligern Genüssen ergab, setzte er auch die alten besonnenen Räthe ab und übergab die Civilregierung dem Franzosen Montmartin und das Militairwesen dem in Stuttgart gebornen, im preußischen Dienste als Auditor geschulten Rieger. Das Jahr 1755 bezeichnet die schlimme Aenderung, die mit dem Herzog vorging. Von nun an errichtete er ein großes Theater mit Oper und Ballet, wozu er die berühmtesten Meister der Zeit verschrieb, den Componisten Jomelli aus Italien, den Tanzmeister Noverre und den berühmtesten aller Tänzer, Vestris aus Paris. Sängerinnen und Tänzerinnen bildeten seinen Harem und umgaben ihn bei Ausfahrten öffentlich in Verkleidungen als Heiducken oder Jäger. Nur kurze Zeit während des siebenjährigen Krieges spielte er den Helden und zog wider seinen Wohlthäter Friedrich, zum großen Aerger des lutherischen Landes, welches in Friedrich mit Recht den Beschützer seines Glaubens sah, undankbar zu Felde, machte sich aber durch sein Davonlaufen von Fulda nur lächerlich. Gleichwohl ließ er auf Kosten des armen Landes die Soldatenspielerei durch Rieger auf die höchste Stufe treiben*), bis Montmartin diesen armen Rieger, der sich mit Karls Brüdern in eine mißliebige Correspondenz eingelassen hatte, 1762 plötzlich stürzte und auf die Festung schickte.

Riegers Schöpfung aber, die kostspielige Armee, wurde bei-

*) Das kleine Herzogthum sollte zuletzt 17000 Mann stellen, welche nach preußischem System aufs grausamste dressirt wurden, denen man aber die höchste Ehre erweisen mußte. Als Kammerrath Strälin in Stuttgart einmal vor der Schildwache den Hut abzuziehen vergaß, bekam er 25 Stockprügel.

behalten und zu großen Paraden *), Abhaltung von Scheingefechten ꝛc. benutzt. Dazu kam ein großes Jagdpersonal, um die Jagdlust des Herzogs und seiner Damen zu befriedigen, in Folge dessen er auf der Höhe eines schönen Waldgebirges die berühmte Solitude erbauen ließ, ein Jagdschloß, welches ihm zugleich zum Harem diente und wohin er die schönsten Landmädchen durch seine Jäger zu seiner Augenweide und Auswahl bringen ließ. Die unglückliche Herzogin konnte die Schande nicht mit ansehen und entfloh heimlich mit Hülfe der Sängerin Pirker. Der Herzog ließ die letztere dafür auf die Festung (Hohenasperg) setzen, wo sie in Wahnsinn fiel.

Montmartin, um die immer wachsenden Geldbedürfnisse des Herzogs zu befriedigen, raubte mit Gewalt die „geheime Truhe" der Landstände, welche vergebens protestirten, 1758. Der Landschaftssecretair Johann Jacob Moser, ein frommer, rechtschaffener und energischer Mann, wurde ohne Umstände gefangen gesetzt. Wittleder, ein Abentheurer aus Thüringen, dem der Herzog das Kirchenwesen zu verwalten anvertraut hatte, raubte aus dem „Kirchengut", welches der lutherischen Landeskirche noch aus katholischen Zeiten erhalten war, über eine halbe Million Gulden und begann den schändlichsten Aemterhandel, indem er unnütze neue Stellen zu den alten schuf, nur um sie an den Meistbietenden zu verkaufen. Das Ungeziefer, das sich überall in die Fäulniß christlicher Staaten einnistete, konnte auch hier nicht fehlen. Die Münze wurde dem Juden Seidel, der Salzverkauf dem Juden Seligmann verpachtet. Auch das Lotto wurde eingeführt „zur wahren Wohlfahrt des Landes", wie das Decret spöttisch sich ausdrückte. Ferner schrieb Montmartin eine hohe Vermögens- und Schutzsteuer aus. Die erstere aber kam nicht zu Stande, weil

*) Als der Großfürst Paul um Karls Nichte Marie freite und deshalb nach Stuttgart kam, verdoppelte Karl seine Armee scheinbar, indem er dieselben Regimenter, nachdem sie geschwind andre Uniformen hatten anziehen müssen, wiederholt vorbeidefiliren ließ.

transſcendentalen Ableitung fähig. Ihr Urſprung iſt in der urſprünglichen Duplicität unſeres Geiſtes zu ſuchen, der ſelbſt nur aus entgegengeſetzten Thätigkeiten ein endliches Produkt conſtruirt. Er faßt es als die Aufgabe einer Naturphiloſophie, den Widerſpruch auszugleichen zwiſchen dem, der dieſe Antitheſe hypothetiſch aufſtellt, und dem Experimentator, der von dieſer Antitheſe nichts will und weiß, obgleich ſeine Conſtructionen der Naturerſcheinungen ohne jenen, wenn nicht empiriſch erweislichen, doch nothwendig zu poſtulirenden Conflikt unverſtändlich bleiben.

Schon in den Lehren der älteſten griechiſchen Philoſophen, die auf noch ältere morgenländiſche Myſterien zurückweiſen, tritt die Idee auf, daß die Welt ein beſeeltes Ganzes, eine Organiſation ſey. Die Lehre des Pythagoras von der Harmonie zwiſchen den Formen im göttlichen Verſtande und Zahlenverhältniſſen, welche daher als Symbole jener aufgeſtellt werden, war ein Nachhall der uralten orientaliſchen Weisheit, welche ſich eines magiſchen Einverſtändniſſes mit der Natur rühmte. Aber in dieſer den Zahlen beigelegten Bedeutung kann man eine Divination der Thatſachen der jetzigen Wiſſenſchaft erblicken; denn das wichtigſte Ergebniß der neuern Forſchung iſt ja eben, daß die ſtöchiometriſchen Verhältniſſe der Elemente, in welchen ſie nach feſt beſtimmtem Gewicht und Volumen zu den Naturkörpern zuſammentreten, und in der belebten Natur abgewogene polare Kräfte Alles beherrſchen. — Jene Pythagoräiſchen Vorſtellungen entwickelten ſich in Platons göttlichem Geiſte zu der Idee von der Welt, als einem vernünftigen Thier, deſſen ſich durchdringende, harmoniſche Verhältniſſe vom Geiſt als muſikaliſche Zahlen ausgeſprochen werden; die im Thiere wohnende Weltſeele wird demnach gefaßt als die ewige Ordnung der Natur nach den Geſetzen der Matheſis. Schelling iſt nun derjenige, der dieſe alten, aus naiver und tiefſinniger Naturanſchauung geborenen Ideen am Lichte der neuen Naturforſchung wieder entzündete. Pythagoras, ſeine Lehrer und Nachfolger ahneten in unmittelbarer Geiſteskraft im Rieſenleibe der Natur, an den ſie kaum erſt ſchüchtern das analytiſche Meſſer gelegt, die allwaltende Seele mit ihren Harmonien, deren Symbole ſie in ihrem eigenen Innern fanden. Schelling umgekehrt ſammelte wieder die zahlloſen divergirenden Strahlen einer ins Breite ergoſſenen Erfahrung in dem Brennpunkt jener Idee,

Huber, Oberamtmann zu Tübingen, den Muth hatte, zu protestiren. Zwar schrie der Herzog voller Wuth, weil Huber vom Vaterland gesprochen hatte: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!“ fürchtete aber einen Volksaufstand und gab nach. Weil die Stadt Stuttgart sich im Sinne Hubers ausgesprochen hatte, verließ der Herzog diese Stadt und schlug seine Residenz in Ludwigsburg auf, von wo eine schnurgerade Straße nach der Solitude gezogen wurde, damit er nicht nöthig hätte, durch Stuttgart zu fahren. Huber aber mußte auf den Asperg wandern, und nur die Stadt Tübingen wurde durch Militair gezwungen, die geforderte Steuer zu erlegen.

Erst nach dem Hubertsburger Frieden durften es die Stände wagen, bei Kaiser und Reich klagbar gegen das verfassungswidrige Gebahren ihres Herzogs einzukommen, Friedrich der Große aber unterstützte sie mit allem Nachdruck, denn Karls Undank hatte ihn empört. Der Reichshofrath verfügte nun bereits 1764, Karl solle von allen Gewaltthaten abstehen und sich mit den Ständen binnen zwei Monaten verfassungsmäßig vertragen. Aber er lachte des Reichshofraths, weil er wohl wußte, Oesterreich werde nicht zugeben, daß Preußen ernstlich gegen ihn einschreite, und verspottete die Stände noch vier Jahre lang, bis er endlich 1768 von Wien den Bescheid empfing, jetzt werde man seinen Unfug nicht länger dulden. Nun kroch er, wenigstens scheinbar, zum Kreuze, jagte Montmartin und Wittleder fort und schloß mit den Landständen einen s. g. Erbvergleich, worin er sich verpflichtete, künftig nur verfassungsmäßig zu regieren, das Kirchengut herauszugeben, das Militair und die Jagden einzuschränken, den alten Steuerfuß herzustellen, die Monopole und Lotterien aufzuheben, keine Ausländer mehr anzustellen ꝛc. Aber der Herzog schloß diesen Vergleich nicht eher, bis ihm die Stände eine große Summe Geldes gegeben hatten, und lachte sie hinterdrein aus, denn es kam ihm nicht in den Sinn, den Vertrag zu halten. Moser wurde frei, aber der Aufwand, die Geldforderungen, der Wildschaden, alles blieb beim

Alten. Die Stände aber wurden gar nicht mehr einberufen zwanzig Jahre lang, und der ständische Ausschuß drückte die Augen zu, um selbst jeder ständischen Controle überhoben zu seyn. So wurde das Land und der Reichshofrath betrogen. Durch die Drohung, die ihm gar nicht Ernst war, er werde eine österreichische Prinzessin heirathen, lockte der Herzog dem lutherischen Ausschuß alle die Summen ab, die er verlangte, und fand der Ausschuß bei dem strenggläubigen Volke selbst eine Art von Entschuldigung.

Die Frömmigkeit im altwürttembergischen Volke ist eine bemerkenswerthe und erfreuliche Erscheinung mitten in der verderbten Zeit. Auf der Universität wurde sie festgehalten durch den Dogmatiker Storr und seine weitverbreitete Schule, unter Bürgern und Bauern aber durch die zahlreichen Anhänger der tiefsinnigen Theosophen Bengel und Oetinger und der späteren Sectenstifter Michael Hahn und Pregitzer. Es macht dem schwäbischen Volksstamme alle Ehre, daß er das Christenthum im tiefen Gemüthe festhielt, während anderwärts der flache Verstand davor floh.

Im Jahre 1770 errichtete Herzog Karl die nach ihm benannte hohe Karlsschule in Stuttgart, in der er selbst die Oberleitung übernahm. Das Schulgebäude hing unmittelbar mit dem Schloß zusammen und die Schüler waren dem Herzog alle persönlich bekannt. Sie trugen Uniform und hatten eine streng militairische Organisation, indem sich der Herzog an ihnen geschickte und blind ergebene Staatsdiener heranziehen wollte, anstatt deren, welche bisher auf der Universität Tübingen waren gebildet worden. Dort in der theologischen und juridischen Facultät beruhten die Grundstützen der verfassungsmäßigen Opposition des Landes gegen die Tyrannei und Ausschweifung des katholischen Hofes. Gegen die theologische Facultät konnte Herzog Karl nicht einschreiten, denn sie war geschützt durch den westphälischen Frieden, durch die Landesgesetze und durch die Wachsamkeit des corpus Evangelicorum. Herzog Karl war auch weit entfernt, ihr katholische Waffen entgegenzusetzen, aber er hoffte sie im Geiste der Zeit durch Auf-

klärung zu überwinden. Er bezeichnete sie in seinen Decreten nicht undeutlich als eine Partei der Finsterniß und Barbarei, während seine hohe Karlsschule nur Licht und humane Bildung verbreite. Wichtiger war sein Angriff auf die Juristenfacultät in Tübingen. Er setzte derselben ohne Umstände eine Juristenfacultät an der hohen Karlsschule entgegen, und seine Stuttgarter Studenten sollten zu Staatsanstellungen gelangen können, wie die Tübinger, ohne vorher in Tübingen geprüft zu seyn. Das war der Hauptpunkt des Streites. Die Tübinger Theologen hoffte der Herzog als Pedanten und steife Orthodoxe durch den Zeitgeist unschädlich machen zu können. Der Phalanx der zu Tübingen zur Handhabung altwürttembergischen Volksrechts abgerichteten Juristen dagegen, aus denen die Staatsdiener im engern Sinn hervorgingen, stellte er eine neugeschaffene Phalanx von modernen Juristen entgegen, welche für den aufgeklärten Despotismus im Sinne Josephs II. Propaganda machen sollten. Aus diesen hoffte er sich künftig seine Staatsdiener zu recrutiren und dadurch den Widerstand des „alten Rechts", der Universität Tübingen und der Landschaft zu brechen. Joseph II. kam selbst nach Stuttgart, prüfte und lobte die Karlsschule sehr und ertheilte ihr die Rechte einer Universität. Es ist bekannt, daß viele berühmte Männer aus der Karlsschule hervorgegangen sind, Schiller, Cuvier, Kielmayer, der Maler Koch, der Bildhauer Dannecker ꝛc.

Als der Herzog 50 Jahr alt wurde, im Jahr 1778, that er einen Schritt, der ihn vollkommen charakterisirt. In gemüthlicher Naivetät nämlich ließ er von allen Kanzeln verkündigen, er sehe ein, wie schlecht er bisher regiert habe, von nun an werde er es besser machen. Es war ihm damit auch selber Ernst, und er besiegelte sein Versprechen dadurch, daß er sich mit der schönen Francisca von Bernardin verheirathete. Volk und Stände waren sehr gerührt und erfreut, daß zum wenigsten aus der österreichischen Heirath nichts wurde. Der Herzog aber that nichts umsonst, sondern ließ sich seinen Edelmuth vom Lande mit erklecklichen Summen

bezahlen, die er zum Aufbau eines neuen colossalen Lustschlosses verbrauchte, des Schlosses Hohenheim, nach welchem er seine Franciska „von Hohenheim" zubenannte.

Der schwäbische Dichter Schubarth spottete: „als Dionys aufhörte ein Tyrann zu seyn, da ward er ein Schulmeisterlein." Aber der Herzog ließ ihn auf Ulmer Gebiet aufgreifen und auf dem Asperg in einen engen Kerker werfen. Dieser Schubarth hatte angefangen in einem Journale „Schwäbische Chronik", wie in seinen kühnen Gedichten von Freiheit und Völkerrecht zu reden. Herzog Karl nämlich verkaufte seine Unterthanen an Holland und England, gleich den hessischen Landgrafen, und den traurigen Abschied der zum Dienst am Vorgebirge der guten Hoffnung bestimmten s. g. Capregimenter besang Schubarth in seinem berühmten Capliede. In der „Fürstengruft" weissagte Schubarth, gleich Friedrich dem Großen in dessen bewundernswürdiger Ode auf die Fürsten seiner Zeit, die nahe Revolution. Auch den jungen Schiller, welcher in der Karlsschule auferzogen wurde, ergriff dieser Geist, und seine „Räuber", seine „Cabale und Liebe", drücken den Groll edler Herzen und den stürmischen Drang nach Befreiung aus den schmählichen Fesseln der Tyrannei aus.

Die beiden brandenburgischen Markgrafschaften in Franken, Bayreuth und Anspach, waren durch Aussterben der Bayreuther Linie 1769 unter dem Anspacher Markgrafen Alexander, Sohn des wilden Karl, vereinigt. Dieser Herr schwärmte für das Theater und gab dafür so große Summen aus, daß die damals beliebteste Pariser Schauspielerin, die schöne Clairon, sich an seinen kleinen Hof fesseln ließ. Ja sie wollte ihn nicht einmal verlassen, denn als die englische Lady Craven, die der Markgraf auf einer Reise kennen gelernt hatte, sich ebenfalls in Anspach einfand und den Markgrafen durch ihren Geist (sie hatte schon sieben Kinder, war also nicht mehr jung) ebenfalls fesselte, rangen die beiden Damen drei Jahre lang um ihn, bis die Französin zuerst ungeduldig wurde und nach Paris heimzog. Nun behauptete die Cra-

ven das Feld und mit solcher Arroganz, daß sie bei Tafel dem Markgrafen zur rechten Seite saß und dessen legitime Gemahlin, eine Prinzessin von Coburg, zur linken sitzen ließ. Anspach war ihr zu gering, der Markgraf mußte mit ihr kostspielige Reisen machen. Um aber Geld zu bekommen, verkaufte Alexander nach dem Beispiel des Landgrafen von Hessen seine Unterthanen und ließ 1650 derselben in Ketten und Banden durch Deutschland den Rhein hinabschleppen in englische Dienste, um gegen die freien Nordamerikaner zu kämpfen, 1776.*) Der Markgraf stand selber mit einem geladenen Gewehr am Ufer des Main, um die Einschiffung der geknebelten Rekruten zu überwachen. Er verreiste nachher das Geld und machte Schulden, bis die französische Revolution ihm Angst erregte und er es gerathener fand, die Sorge um sein Land gegen eine Jahresrente von 400,000 Thaler dem König von Preußen zu überlassen, dem nach seinem Tode das Ländchen ohnehin anheimgefallen wäre. Preußen setzte den Freiherrn von Hardenberg als Administrator über die beiden fränkischen Markgrafschaften und dieser erwarb sich durch die Humanität, mit der er die Wunden derselben zu heilen bemüht war, allgemeine Liebe.

Herzog Ernst II. von Gotha machte sich bemerklich als Gönner der Illuminaten. Er war sehr aufgeklärt; von der Kirche wollte er nicht viel wissen, desto mehr von der Schule und vom Theater. Sein Gymnasium, seine Bibliothek, seine Sternwarte und sein Theater, welches Iffland und Benda zierten, erlangten großen Ruhm. Noch mehr glänzte das benachbarte Weimar durch seine Dichter, auf die wir zurückkommen. Die sächsischen Häuser Coburg und Hildburghausen waren äußerst verschuldet. Eben so Anhalt-Zerbst. Friedrich August von Zerbst verkaufte 1200 Mann in die Colonien und lebte üppig in Paris, ohne je heimzukommen; ihm aber Bittschriften zu schicken, verbot er bei Zuchthausstrafe.

*) Unter ihnen befand sich Gneisenau, der später als preußischer General unsterblichen Ruhm errang.

Ein gewiſſer Haaſe regierte für ihn das Land und ſchickte ihm das erpreßte Geld.*) In Anhalt-Bernburg empörten ſich die Bauern wegen Wildſchaden. Der kleine Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt hielt noch 1793 ein gemüthliches Turnier mit eiſernen Rüſtungen ab.

In Braunſchweig regierte ſeit 1735 Herzog Karl, vermählt mit einer Schweſter Friedrichs des Großen, Philippine, ein verſchwenderiſcher Fürſt nach der Mode der Zeit, jedoch nicht ohne Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften. Er ſtiftete eine damals berühmte Gelehrtenſchule, das Carolinum zu Braunſchweig, und ſtellte Leſſing als Bibliothekar in Wolfenbüttel an. Aber er trieb in Oper und Ballet ſolchen Luxus, daß er dem italieniſchen Tanzmeiſter Niccolini jährlich 30,000 Thaler zahlte. Da ihm die Steuern nicht genug eintrugen, ahmte er das heſſiſche Beiſpiel nach und verkaufte ſeine Unterthanen als Soldaten an die Engländer. Trotz der Ueppigkeit im Schloſſe zu Braunſchweig ging ein finſterer Geiſt durch's Haus der Welfen. Karls Bruder, Anton Ulrich, heirathete nach Rußland, wurde dort Vater des unglücklichen Iwan und ſtarb in der Verbannung. Sein zweiter Bruder, Ludwig, wurde der Fluch der Holländer. Der dritte, Albrecht, fiel bei Sorr. Der vierte, Friedrich, bei Hochkirch. Die Schweſter Eliſabeth wurde die vernachläſſigte Gemahlin des großen Friedrich. Als er im Jahr 1780 geſtorben war, folgte ihm ſein älteſter Sohn, der ſchon als Erbprinz im ſiebenjährigen Kriege ſich ausgezeichnet hatte, Herzog Ferdinand, deſſen Verdienſt jedoch ſeinem Ruhm nicht gleichkam. Schon frühzeitig gab er ſich einer italieniſchen Maitreſſe, der ſchönen Branconi und andern

*) Sintenis hatte hier einen Prozeß zu führen und mußte vom Geheimenrath Haaſe durch den Geheimenrath Haaſe an den Geheimenrath Haaſe appelliren. — Der Fürſt wurde ſpäter, als er die Nachricht von Ludwigs XVI. Hinrichtung empfing, an deſſen Hofe er ſich ſo lange ergötzt hatte, von ſo ſchrecklichen Gewiſſensqualen ergriffen, daß er keinen Biſſen mehr aß und ſtarb.

hin. Dann heirathete er Auguste, die Schwester Georgs III., spielte viel in Maurerei und ging hauptsächlich mit Franzosen um, die ihm, wie Graf Mirabeau, gehörig zu schmeicheln wußten. Seine Manieren waren fein und vornehm, und er verstand sehr gut, ein bedeutender Mann zu scheinen, allein auch als preußischer Feldmarschall und Rathgeber Friedrich Wilhelms II. hat er wenig geleistet. Auch er verkaufte seine Unterthanen an England, 4000 Mann. Sein Bruder, Friedrich August, erheirathete mit einer württembergischen Prinzessin das kleine schlesische Herzogthum Oels, der zweite Bruder Leopold verlor bei einer Ueberschwemmung der Oder, als er edelmüthig Menschen retten half, selbst das Leben, bei Frankfurt an der Oder, wo ihm ein Denkmal gesetzt wurde. Seine Schwester Caroline wurde die unglückselige Gemahlin Georgs IV. von England.

Hannover blieb eine englische Provinz, behielt aber den ganzen altkurfürstlichen Hofstaat bei zum Besten des Adels, der die Hofämter allein inne hatte. Unter Georg III. war Feldmarschall von Freitag der englische Statthalter in Hannover, welcher den Hochtorysmus von der Themse nach der Leine versetzte, jenes hochzugeknöpfte Wesen, welches der hannöverische Adelstolz noch schärfer ausprägte, als der preußische Beamten- und Offizierstolz unter dem zweiten Friedrich Wilhelm.

Mecklenburg-Schwerin erfreute sich noch seiner alten patriarchalischen Verhältnisse, trotz der Requisitionen Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege, seines unverwüstlichen Wohlstandes und einer frommen Fürstenfamilie, die an der französischen Corruption nicht Theil nahm. Auf Friedrich Christian war 1756 dessen Sohn Herzog Friedrich gefolgt, der in Bützow den Versuch einer gläubigen Universität mitten unter den ungläubigen zu machen wagte, dessen Gutherzigkeit aber betrogen wurde *) und dessen Ein-

*) Fiedler, ein aus einem österreichischen Kloster entsprungener Augustinermönch wußte sich durch Heuchelei so bei ihm einzuschmeicheln, daß

fluß die Grenzen seines kleinen Landes nicht überschritt. Da er ohne Kinder starb, folgte ihm 1785 sein Brudersohn Friedrich Franz I., unter dem es beim Alten blieb, bis die Fluth der Revolution und der modernen Staatsweisheit auch über das behagliche Mecklenburg hereinbrechen sollte.

Die äußerste Schmach trifft die geistlichen Höfe in Deutschland. Was man dem weltlichen Fürsten, dem gebornen Krieger und Jäger, verzieh, konnte man nimmermehr dem Priester Gottes verzeihen. Die Erzbisthümer und Bisthümer waren nach und nach Domainen des Adels geworden. Um ein Domherr in Mainz werden zu können, mußte man 16 Ahnen aufweisen, um in Köln, mußte man Reichsgraf seyn. Die jüngern Söhne des Adels wurden nicht nur in den einträglichen Domherrnstellen (der Mainzer Domprobst von Eltz z. B. bezog jährlich 75,000 Gulden geistliche Revenuen) versorgt, sondern fanden auch Gelegenheit, wenn sie Bischöfe wurden, ihre Familien zu bereichern. Aus dieser Quelle floß der große Geld- und Güterbesitz von vielen namentlich rheinischen und fränkischen Adelsgeschlechtern. Der deutsche Adel aber war in der Pariser Schule verdorben, und so drang die ganze französische Corruption auch in die geistlichen Höfe ein. Die Erzbischöfe und Bischöfe bauten sich große Paläste und Lustschlösser, hielten einen ungeheuern Hofstaat, Maitressen, Opern, Theater, große Jagden ꝛc., ganz wie die Laienfürsten. In dem Maaß, wie sich der Adel unter die monarchische Gewalt beugen mußte, entstand auch unter den größern katholischen Dynastien Habsburg, Wittelsbach und Wettin ein Wetteifer, ihre jüngern Söhne in den Erzbisthümern festzusetzen, um dieselbe dereinst zum Familiengut zu schlagen, denn die Erwartung einer allgemeinen Säcularisation lag seit der Aufhebung des Jesuitenordens und seit Josephs II. Reformen in der Luft. So hatte Joseph II. seinen Bruder Max trotz

---

er Superintendent in Doberan, Consistorialrath und Hofprediger in Schwerin wurde, dann aber die Kirchengelder angriff und damit durchging.

der preußischen Contreminen auf den Stuhl von Köln gesetzt, den früher ein bayrischer Prinz inne gehabt hatte. In Trier saß ein sächsischer Prinz. Damit hing der Eifer zusammen, mit dem man in den erzbischöflichen Gebieten cumulirte. Mainz hatte bereits das Bisthum Worms, Köln das Bisthum Münster, Trier das Bisthum Augsburg, Würzburg das Bisthum Bamberg wenigstens provisorisch mit sich vereinigt. Früher galt das Sprüchwort „unterm Krummstab ist gut wohnen", als aber die geistlichen Höfe so viel zu kosten anfingen und vom Schweiß der Bauern so viel stiftsfähige Adelsfamilien bereichert werden mußten, wurden Armuth und Lüderlichkeit ziemlich allgemein die Kennzeichen geistlicher Territorien.

Auf dem Stuhle des h. Bonifacius, des Apostels der Deutschen, saß seit 1743 zu Mainz ein Graf von Ostein, der es sich zur Hauptaufgabe machte, seine Familie zu bereichern, dessen großes Vermögen aber nachher an die Hatzfeld überging, seit 1763 ein Joseph von Breitbach, der bereits stark in Aufklärung machte und öffentlich Voltaires Abhandlung über die Toleranz erklären ließ, endlich seit 1774 Friedrich Karl Joseph von Erthal, der in seinem Hofstaat 60 Kammerherren und 12 Generale zählte, dessen Maitressen (er war immer von Damen umringt) die classischen Namen Aspasia, Danaë, Kratina, Laïs und Phryne erhielten, der sich von dem obscönen Schriftsteller Heinse Voltaires schändliche Pucelle vorlesen, und durch seinen Coadjutor von Dalberg 1784 eine neue Universität in Mainz errichten ließ, auf welcher vorzugsweise aufgeklärte Protestanten angestellt wurden, der affectirte und charakterlose Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller, der berühmte Weltumsegler Georg Forster, der Anatom Sömmering ꝛc. Zu den Celebritäten gehörte auch der verabscheuungswürdige Sickingen*) als kurmainzischer Minister. — In Köln regierte

*) Letzter Nachkomme des berühmten Ritter Franz von Sickingen. Er und sein Bruder gemeinschaftlich sperrten ihren alten Vater in einen Thurm und ließen ihn dort verschmachten, während sie sein Geld in Paris ver-

bis 1761 Kurfürst Clemens August, Bruder des Bayern Karls VII., ein üppiger Herr mit 120 Kammerherren im und noch 180 außer dem Dienst, 3 Ministern, 35 Staatsräthen, 12 Geheimräthen, 17 geheimen Conferenzräthen, 26 Hofräthen, 25 Finanzräthen ꝛc. Da er viel Geld an Weiber verschwendete, plünderte er, indem er zugleich Deutschmeister geworden war, den Schatz in Mergentheim aus, fiel aber in die Hände der Juden. Sein Nachfolger Karl Friedrich Graf Königsegg, schmutziger Lüderlichkeit ergeben, ließ durch seinen Minister Belderbusch das Land aussaugen und gleichfalls die Juden wirthschaften. Insbesondere wurde sein Leibjude Baruch berüchtigt durch das schlechte Geld, welches er schlagen ließ. Max Friedrich regierte zum Glück nicht lange. Ihm folgte der geistliche Kurfürst Maximilian, der dicke und lebenslustige Bruder Josephs II., welcher gleichfalls Paläste und Lustschlösser zu Bonn, Brühl, Falkenlust, Poppelsdorf baute und einen großen Hofstaat ꝛc. hielt, und gründete ganz im Sinne seines Bruders Joseph zu Bonn eine neue „aufgeklärte" katholische Universität, welche das wurde, was Joseph gerne aus Löwen in den Niederlanden gemacht hätte, 1786. In der Eröffnungsrede ließ er in seiner, des katholischen Erzbischofs Gegenwart, die Reformation preisen, ernannte nur modern aufgeklärte Professoren und ließ sogar eine Zeit lang den frechen Eulogius Schneider dort wirken, einen ehemaligen Mönch der endlich so obscöne Lieder drucken ließ, daß ihn der Kurfürst doch anstandshalber entlassen mußte. Die Professoren der katholischen Dogmatik Schottmayer, Dereser, van der Schüren waren bereits vollkommene Deutschkatholiken oder Lichtfreunde.

In Trier baute Kurfürst Philipp 1763 das Lustschloß Philippsfreude, außer seinem prachtvollen Palast in Coblenz. Der Erzbischof von Salzburg hatte nicht minder seine Paläste und Lustschlösser, der Passauer Bischof Joseph baute sich einen Freuden-

praßten. Diese Thatsache hat Schiller seinen Räubern zu Grunde gelegt. Beide ruchlosen Söhne blieben ungestraft.

und entwarf vom gewonnenen Begriff rückwärts ein Schema der ganzen Natur nach den überall in ihr waltenden polaren Gegenſätzen.

Seit der Entdeckung der chemiſchen Verwandtſchaften und der Geſetze der Elektricität und des Magnetismus war es klar geworden, wie Anziehung und Abſtoſsung im Kleinſten wie im Größten das mächtige Agens iſt, durch welches ſich der ganze Prozeß der unorganiſchen Natur fortleitet; man entdeckte nun aber bald, daß ein analoges Spiel entgegengeſetzter, ewig das Gleichgewicht ſuchender und wieder aufhebender Kräfte auch der Grund aller organiſchen Thätigkeit iſt, daß z. B. Senſibilität und Irritabilität, Ausſcheidung und Wachsthum, Ausathmen und Einathmen u. ſ. w. ſich verhalten wie der Plus- und Minus-Pol der galvaniſchen Säule oder des Magnets; und am Ende wurde dieſe Analogie zwiſchen Elektrochemismus und organiſcher Kraft auf dem Wege des Experiments nachgewieſen. Man erkannte in Allem, was iſt und wird, den Dualismus eines ſich ſelbſt ſpaltenden Prinzips, ein Weſen, das in den verſchiedenſten Masken in die Erſcheinung tritt, als Poſitives und Negatives, als Oxydirendes und Desoxydirendes, als Saures und Alkaliſches, als Männliches und Weibliches, als Irritables und Senſibles u. ſ. w. Die Naturphiloſophie begriff nun dieſen Proteus als ein gemeinſchaftliches, auf verſchiedenen Stufen ſich manifeſtirendes, die ganze Natur zu einem allgemeinen Organismus verknüpfendes Prinzip, und indem ſie dieſes that, faſste ſie die Wiſſenſchaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt in ein oberſtes Wort und kam auf der jetzigen Entwicklungsſtufe des menſchlichen Geiſtes, von der Erfahrung geleitet, auf die Erkenntniß jenes Weſens zurück, „das ſchon die älteſte Philoſophie als die gemeinſchaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte.“ [1]

Und gerade eine ſolche Divination vor der Erfahrung war es, was dem Grundſatz zu gut kam, von dem alle Naturphiloſophie ausgeht, dem Satz, daß der erkennende Geiſt wahrer Erkenntniß fähig ſey, daß das Subjektive dem Objektiven, das Wiſſende dem Gewuſsten nicht weſentlich entgegengeſetzt ſeyn könne. Schelling kehrte nach der Kantſchen Kritik zum uralten Glauben an die Gleichartigkeit des Geiſtes mit den Dingen zurück. Nach

[1] Schelling, von der Weltſeele. 1798.

hain ꝛc. Die vielen Fürstäbte des deutschen Reichs hielten wenigstens berühmte Weinkeller. Solche kamen sogar in Nonnenklöstern vor.*) Die Ueppigkeit der Pfaffen war längst sprichwörtlich. — Bessere Ausnahmen machten der Bischof von Paderborn, von Fürstenberg, ein gelehrter Herr, der die Universität Münster gründete 1773, und der Bischof von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, Bruder des Mainzer Kurfürsten, ein Herr, der auf Zucht und Ordnung hielt, ökonomisirte und das Recht walten ließ. Einen Edelmann, der einen Bauern todt geschossen hatte, unter dem früheren Bischof ungestraft geblieben war und sich sogar rühmte, einen Bauern erschießen sey nur so viel, als einen Hund erschießen, ließ er ins Zuchthaus sperren.

Ueber das Treiben der kleinen und kleinsten Reichsfürsten, Reichsgrafen und Reichsritter kann man sich in den Schriften von Carl Julius Weber (Briefe eines Deutschen ꝛc.) am besten unterrichten. Bei vielen dauerten die alten patriarchalischen Zustände fort, nur daß sie Adelsstolz und Orthodoxie steif und pedantisch machten. Die meisten aber verfielen in die französischen Adelslaster der Lüderlichkeit und Verschwendung. Am meisten lächerlich machten sich die Duodezmonarchen, die auf wenigen Quadratmeilen doch eine Majestät mit Hofstaat und Ceremoniel darstellen wollten.

Die Reichsstädte waren seit dem Religionskriege in Verfall gekommen. Die alten Patrizier und die ursprünglich demokratischen, nach und nach aber aristokratisch gewordenen Zünfte der Altbürger verknöcherten in ihren Bevorrechtungen und drückten die Neubürger und Hintersassen, was viele Prozesse vor Kaiser und Reich veranlaßte. Auch hier war der Geist des wahren Bürger-

*) Als Joseph II. solche aufhob, fand man im Keller der Clarissinnen 919, bei den Dominicanerinnen von Imbach 3655, bei den Canonissinnen zu Himmelgarten sogar 6800 Eimer in acht Kellern: Gott Vater-, Gott Sohn-, h. Geist-, Muttergottes-, Augustinus-, Theresien-, Johann Evangelisten- und Nepomuckeller.

thums, wie beim Adel der des wahren Ritterthums und bei der Geistlichkeit der des wahren Priesterthums entwichen.

Das kleine Herzogthum Sachsen-Weimar erlangte damals einen großen Ruhm, sofern die Herzogin Amalie zu Weimar einen kleinen Kreis berühmter deutscher Dichter um sich versammelte. Sie war seit 1758 Wittwe des Herzogs Ernst August und regierte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Karl August. Die vier deutschen Dichterheroen, die sie an ihren anmuthigen Hof rief, waren zugleich die Vertreter der Hauptrichtungen deutscher Dichtung, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auseinanderliefen. So lange die Herzogin noch jung war, ging es auch lustig an ihrem Hofe her, weßhalb ihre ersten Lieblinge unter den Dichtern Wieland und Göthe waren. Mit den Jahren wurde man ernster, und Herder und Schiller traten in die Reihe.

Es ist hier der schicklichste Ort, von der schönen deutschen Literatur damaliger Zeit zu reden. Da ich indeß in einem größern Werke über deutsche Dichtung diese Dinge ausführlicher behandelt habe, glaube ich mich hier auf wenige Grundzüge beschränken zu sollen, nur um aus der Lieblingslecture des damaligen deutschen Publikums dessen Charaktereigenthümlichkeiten und Schwächen zu erklären. Dichter richten sich zwar gerne nach der Menge, um ihr zu gefallen und von ihr bewundert zu werden, aber auch die Menge nimmt von den Dichtern Vieles an, indem ihr träges Phlegma durch feurige Worte des Dichters hingerissen wird, besser oder auch schlechter zu denken und zu handeln, als gewöhnlich.

Wieland, gebürtig aus Biberach, vertrat noch die französische Schule und Renaissance, indem er noch mit den griechischen Gottheiten, vorzüglich Amor, und den Grazien kokettirte und dieselben überall anbrachte, dazu alles sittlichen und religiösen Ernstes baar, in seinen antikisirenden Romanen nur die lustige Lebensweisheit des Aristipp und Epikur empfahl. In vielen Gedichten ahmte er die französischen contes voll Heiterkeit, aber auch voll Lasciv-

tät nach. Für seine Person war er übrigens ein ehrlicher Schwabe, beweibt und mit vielen Kindern gesegnet. Er kam nach Weimar als der Allbewunderte, denn die französisch gebildeten Höfe und der Adel lasen ihn alle, und seine Werke findet man noch bei den Antiquaren in vielen Ausgaben und gewöhnlich in Prachtlederbänden mit Goldschnitt, weil sie die Vornehmen in ihren Bibliotheken aufnahmen. Nach und nach aber kam der französische Geschmack und mit ihm auch Wieland aus der Mode.

Göthe, gebürtig aus Frankfurt, später geadelt, Geheimrath und Minister in Weimar, begann mit dem berühmten „Leiden des jungen Werther" eine Nachahmung der neuen Heloise von Rousseau und aufgeputzt mit Uebersetzungen aus dem falschen Ossian. Er vertrat also zunächst die Empfindsamkeit, welche gleich einer nassen Flechte den kranken Leib der deutschen Poesie überzog, nachdem derselbe im innersten Herzen durch die Nachahmung Voltaire's ausgetrocknet worden war. Es bleibt immer charakteristisch, daß dieser Werther (der sich in das Weib eines Andern verliebt und, weil er sie nicht haben kann und sich überhaupt einbildet, er sey zu gut für diese Welt, sich todt schießt), der Liebling des deutschen Publikums werden konnte. Jedenfalls war es ein Zeichen arger Verweichlichung, wenn man sich für einen eiteln Schwächling und Selbstmörder begeistern konnte, und es war klug von Napoleon, in diesem Lieblingsbuch der Deutschen den Charakter einer Nation zu studiren, die er zu überwältigen sich anschickte.*) Göthe beschönigte nachher auch die Bigamie in der Stella und behandelte den Ehebruch als Würze der Geselligkeit in den Mitschuldigen, sogar als eine Naturforderung in den Wahlverwandtschaften. Die Helden seiner Schauspiele und Romane behielten den Grundzug des Werther, eine ungemessene Selbstschätzung und Eitelkeit, Begehren

*) Auf seinem ägyptischen Feldzuge bereitete er sich in müßigen Stunden auf die künftigen Feldzüge in Deutschland vor und las einige der dort beliebtesten Bücher, um das Volk ein wenig verstehen zu lernen, vor allem den Werther.

des Unerlaubten und selbst noch mitten im Schwelgen empfindsames Jammern oder eine vornehmthuende Resignation. So Wilhelm Meister, Tasso, Faust. Immer forderte Göthe für seine Lieblinge Rechte, an die Pflichten hat er sie nie gewiesen. Das Christenthum war ihm, sagt er selbst, so verhaßt wie Tabakrauch, Kegelschieben und Hundegebell. Daß er damit einer längst frivol gewordenen Zeit gefiel, darf nicht Wunder nehmen. Weil er aber, wie kein anderer Dichter der Zeit, Meister der Form war und seine Virtuosität in den verschiedensten Manieren glänzen ließ, als Lyriker, Dramatiker, Epiker, als geistvoller Nachahmer der Classiker, der Franzosen, Engländer, sogar der Orientalen, mußte er um so mehr den Zeitgenossen imponiren. Man darf nun seinen außerordentlichen Dichtergaben, dem Zauber seiner Sprache, dem Verführerischen seiner Empfindungen volle Gerechtigkeit angedeihen lassen und muß ihm doch zum Vorwurf machen, daß er die gebildeten Classen in Deutschland nur ästhetisch überfeinert und verweichlicht, aber nicht veredelt, vielmehr zu ihrer Entchristlichung und Entnationalisirung, zu ihrer verhängnißvollen Trennung vom eigentlichen Volke mehr als jeder Andere beigetragen hat.

Herder, gebürtig aus Morungen in Preußen, Oberhofprediger in Weimar, hielt sich nicht streng an die Confession, suchte aber die dem Christenthum entfremdeten Gebildeten wieder für dasselbe zu gewinnen, indem er sie auf die sittliche und poetische Schönheit der h. Bücher hinwies. Hierin war ihm übrigens schon der Engländer Lowth vorangegangen. Sodann stellte er die ursprüngliche Schönheit, Natürlichkeit und edle Einfalt der älteren Volkspoesie der modernen Kunstpoesie gegenüber. Auch hierin war ihm bereits der Engländer Percy vorangegangen. Herder hielt sich aber nicht an die deutschen Volkslieder allein, sondern empfahl die alten Nationallieder aller Völker. Seine Grundrichtung war eine maurerische, seine Humanität umfaßte die Menschen unter allen Zonen. Durch seine sittliche Würde hielt er Wielands Frivolität und Göthe's koketter Empfindelei ein glückliches Gegengewicht.

Schiller aus Marbach in Schwaben kam zuletzt mit dem Hofe von Weimar in Berührung, nachdem er 1781 sein erstes Trauerspiel, die berühmten „Räuber", herausgegeben hatte. Kein Dichter ist deutschen Lesern so bekannt, als dieser. Ich beschränke mich also darauf, nur die sittliche Kraft und den Drang in ihm zu bezeichnen, der ihn aus der Gemeinheit, Verdorbenheit und Weichlichkeit seiner Zeit emporriß zu hohen sittlichen und patriotischen Idealen. Weil aber Schiller noch im Geiste seiner Zeit sich vom Christenthum abwandte, wurde auch er leider oft als Autorität mißbraucht.

An diese vier großen Dichter können wir zwanglos die übrigen nach Schulen anreihen.

Die altfranzösische Voltaire-Wielandische Frivolität behauptete ihre Herrschaft fortwährend im Lustspiel und in den lüderlichen Romanen, Erzählungen und Schwänken, welche von den Leihbibliotheken aus die Einbildungskraft der mittleren Stände vergiftete. Das deutsche Lustspiel blieb immer unter dem Einfluß des französischen und befindet sich noch darunter. Damals aber wetteiferten Gebler und Jünger in Weimar, Bretzner in Leipzig, Kotzebue in Berlin, Verführung und Ehebruch auf der Bühne in anmuthigen Lustspielen zu beschönigen. Der berühmte Schröder in Hamburg, der mehr von der englischen Bühne auf die deutsche übertrug, huldigte doch auch dem Leichtsinn der Zeit. Lüderliche Romane erschienen in ungeheurer Anzahl. Die frechsten, die zugleich von der Menge am begierigsten gelesen wurden, waren die von Gustav Schilling, einem kursächsischen Offizier (seit 1791), die des thüringischen Forstrath Cramer, des Arztes Albrecht in Altona, die Schwänke Langbeins in Berlin, ꝛc.

Die Rousseau-Göthe'sche Empfindsamkeit wurde herrschend in der Lyrik. Nur bei Hölty, dem früh Verstorbenen, zeigte sich ein wahrer Schmerz, und der Schweizer Salis kam ihm am nächsten. Den süßlichsten Herzensdurchfall bezeichnet der Düsseldorfer Jacobi. Die Genossen des Göttinger Hainbundes mischten mit der Em-

pfindelei entweder wie Gleim anakreontiſche Lüſternheit, oder poſaunten im hohen Odenton, wie Klopſtock, Voß, Stolberg, oder polterten, wie Bürger. Bei allen aber ſpielte das liebe Ich die Hauptrolle. Während im zarten Volkslied der Dichter ganz verſchwindet, ſtolzirte aus dieſer modernen Kunſtlyrik überall nur der eitle Dichter heraus und präſentirte der Welt ſein koſtbares Herz wohlaufgeputzt. Hieher gehörten auch die empfindſamen Idyllen, unter denen die des Schweizer Geßner den größten Ruhm erlangten, weil ſie die weichlich-ſüßlichſten waren. Nichts wirkte ſo abſchwächend auf den deutſchen Charakter, als die Leſerei ſolcher Sachen und die Rührung im Theater.

Seit Rouſſeau verlangte man nach Natur und ſchwärmte für das Natürliche. Die falſche Natürlichkeit Geßners konnte dem geſunden Menſchenverſtand nicht lange gefallen, daher die Freude, mit der man der wahren Natur und Wirklichkeit in den engliſchen Romanen begegnete. Nun miſchte man die Rouſſeau'ſche Schwärmerei für das allgemein Menſchliche mit dem engliſchen Behagen an der gemeinen Wirklichkeit, und ſo entſtand die poetiſche Verliebtheit des deutſchen Philiſters in ſich ſelbſt. Fort mit den abgenutzten Göttern und Königen, Helden und Abentheurern der bisherigen Poeſie! hieß es: wir ſelbſt, der Papa, die Mama, der Onkel, die Schwägerin, der Schlafrock, die Tabakspfeife, Tiſch und Stuhl, Hund und Katze, ſind poetiſch. Man ſchwärmte nur noch für die Familie. An die große Nation, an den Staat, an die Kirche wurde nicht mehr gedacht. Im tiefſten Verfall des deutſchen Reichs bewunderte ſich der deutſche Michel mit ſeiner Schlafmütze entzückt im Spiegel.

Die altdeutſche Familienzucht, gewann aber nichts dabei, vielmehr wurde ſie künſtlich erſchlafft durch Rührungen. Neben Göthe's Werther wurde ein Schauſpiel Kotzebue's: „Menſchenhaß und Reue" 1786 der Liebling des deutſchen Publikums und mit unermeßlichem Jahrzehnte lang dauerndem Beifall beſchenkt. In dieſem Stück läuft einem Herrn von Mainau ſeine junge Frau,

obgleich sie schon zwei Kinder hat, mit einem Offizier davon, bereut aber nachher, nachdem der Offizier sie sitzen gelassen hat, und wird von dem Gatten gerührt und unter vielen Thränen wieder aufgenommen. Das war das Programm der Gebildeten gegen die alte volksthümliche und durch die Kirche gebotene Sittenzucht. Dieselbe lüderliche Moral wiederholte sich in unzähligen Romanen und Schauspielen der Zeit. Die Lüsternheit des Fleisches trat nicht mehr ehrlich auf mit dem Faungesicht, wie noch bei Wieland, sondern mit empfindsamen Thränen und dem Heiligenschein der „süßen heiligen Natur." — Nur der Schauspieler und Theaterdichter Iffland machte einen nicht unglücklichen Versuch, die alte Biederkeit des Handwerks- und Bauernstandes, welcher natürlich geblieben war, der Corruption der höheren Stände gegenüberzustellen, ja manche seiner Stücke haben eine politische Bedeutung, sofern sie die Mißhandlungen, welche das treue Volk durch die verderbte moderne Bureaukratie zu leiden hatte, aufdecken und vornehme Verbrecher durch tugendhafte Regenten bestrafen lassen.

Aus der weichlichen Erschlaffung riß man sich durch eine krampfhafte Ueberreizung empor. Das war seit den siebenziger Jahren der s. g. „Sturm und Drang" oder die Periode der „Kraftgenies". Auf dem frivolen Gebiete, wo bisher nur mehr gescherzt und elegant getändelt worden war, spiegelte Heinse in seinen Schriften einen urkräftigen Donjuan ab, einen Herkules des Naturrechts, der göttlich grob durch alle Sitten hindurchschlug. Auf dem sentimentalen Gebiete, wo man bisher nur gewinselt hatte, erhob Maler Müller, gleich den griechischen Tragikern, durchdringendes und entsetzliches Geschrei der Verzweiflung. Schubart aber in seinen Gedichten und Klinger in seinen Romanen wagten zuerst, den Machthabern der Erde zu grollen. Von Schubart war schon die Rede. Klinger aus Frankfurt am Main schilderte in düsteren Nachtgemälden seit 1774, wie die besten Menschen dem Bösen in der Welt erliegen müssen, und zwar ewig trost- und hoffnungslos, weil er auch in der Kirche nur eine Macht und Tyrannei der

Finsterniß sah. Sein „Raphael de Aquilas“ zeigte die Kirche und die Monarchie, den König und Priester in gleich teuflischer Karrikirung.

Angeregt durch die in diesem merkwürdigen Roman geschilderten Inquisitionsgreuel begann eine ganze Sündfluth von Ritterromanen gegen die katholische Kirche zu stürmen. Die Ritterromane hatten ihren Ursprung genommen in dem englischen Romane „the castle of Otranto“ von Horace Walpole im Jahre 1764. Neun Jahre später (1773) gab Göthe sein Ritterschauspiel „Götz von Berlichingen“ heraus, eine Bearbeitung der naiven Selbstbiographie dieses Ritters unter Beibehaltung der etwas alterthümlichen, ehrlich derben Sprache desselben. Nun wurden die Harnische und Helme Mode und die Leipziger Messe wimmelte Jahrzehnte hindurch von Ritterromanen und Ritterschauspielen. Allein weit entfernt, die fromme Ritterzeit treu abzuspiegeln, nahmen die Dichter durchgängig den Standpunkt moderner Aufklärung und Civilisation ein und vertieften sich in das Mittelalter nur, um dasselbe als eine Zeit der Finsterniß und Barbarei zu verdammen. Unter dem Helm guckt diesen papiernen Rittern überall der Zopf hervor. Veit Weber, Cramer, Spieß ꝛc. stellten entweder edle Ritter ruchlosen Pfaffen, oder edle Fürsten mit modernen Culturideen, oder einen geheimen maurerischen Bund edler Menschen- und Fürstenfreunde den bösen Rittern und Pfaffen zugleich entgegen. In den zahlreichen Räuberromanen und Räuberschauspielen wiederholte sich derselbe Gegensatz. Der moderne Räuber trat als edler Menschenfreund der tiefen Corruption des Adels und der Geistlichkeit gegenüber.

Ueberhaupt stellten sich alle natürlichen Verhältnisse im Spiegel der deutschen Dichtung jener Zeit auf den Kopf. Der Deutsche hatte das angeborne Glück, die kräftigste und edelste Race auf der Stufenleiter der Völker darzustellen, allein er verleugnete sich selbst und suchte sein Ideal in einem chimärischen, nirgends existirenden Menschen an sich, oder in einer französischen, englischen Modefigur,

oder gar in dem bisher so tief verachteten Juden (Lessings Nathan) und in den edlen Negern (Zieglers Mohrin), edlen Wilden (nach Marmontel), und den idealisirten Unschuldskindern auf Otahaiti (nach Forsters Reisen) ꝛc. — Der Deutsche hatte das Glück, ein Christ zu seyn, und den Ruhm, das Christenthum nach außen ritterlich vertheidigt, nach innen aber sein eigenes Volksleben durch das Christenthum in jeder Weise veredelt zu haben. Nun aber gab er es auf, verleugnete, schmähte es und folgte den lächerlichen Götzen eines neuen Heidenthums der Naturanbetung oder Selbstvergötterung. Seine Dichter priesen die Götter Griechenlands und ärgerten sich über den Heiland. Als der reuige Graf Stolberg zum Calvarienberge ging, wurde er durch Göthe und Schiller feierlich vom Parnaß ausgeschlossen. — Der Deutsche hatte das Glück, in Zucht, Sitte, Treue, Keuschheit allen andern Völkern voranzustehen. Nun aber lachten seine Dichter über der Väter Tugend und über das gemeine Volk, welches noch daran hing, und gefielen sich in der Beschönigung jeder Gemeinheit, Lüderlichkeit und Niederträchtigkeit. Die Romane und Schauspiele kokettirten mit edlen Huren, edlen Dieben, edlen Ehebrüchen, edlen Lügen, so daß Schiller von ihnen sagen konnte: „wo sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“

Wie alles christliche Bewußtseyn, so war auch alles Selbstgefühl der stolzen germanischen Race bei diesen Dichtern und den mit ihnen übereinstimmenden, sie treibenden und von ihnen getriebenen Gebildeten ausgestorben. Nur im Volk, bei den frommen Bauern lebte noch die alte Nation fort.

Die Gebildeten, wie überklug und zur höchsten Vollkommenheit gereift sie sich in jedem Stadium ihrer Verrücktheit dünkten, konnten doch nie bei dem einmal Gewonnenen aushalten. Ihr Geschmack, ihre geistige Richtung wechselten wie die Kleidermoden. Was sie gestern vergöttert, verachteten sie heute. Trunken von Gottsched erklärten sie ihn wenige Jahre später für einen unerträglichen Pedanten. Wenn etwas nur neu war, gefiel es und er-

weckte einen erlogenen Enthusiasmus. War es veraltet, so warf man es weg, wie ein gebrauchtes Kleid, und jagte wieder Neuem nach. Auf den inneren Werth kam es nicht an.

Damit hing die Theaterwuth zusammen. Man hatte sich selbst nicht mehr, fand keinen sich selbst genügenden Charakter mehr in sich und suchte Wahrheit und Wirklichkeit nur noch da, wo sie nicht war, auf den Brettern.

Der tiefste Grund aller dieser Erscheinungen am classisch gebildeten Zopfmenschen jener Zeit war Dämonismus. Alle jene Geister, welche Gott abgesagt hatten, fielen unwillkürlich und ohne es zu ahnen in die Gewalt des gottfeindlichen Dämon und wurden, indem sie sich für frei und selbständig hielten, Opfer und Werkzeuge seiner Macht, zum Verkehrtsehen aller Dinge verdammt, sich selbst belügen müssend. Dieser Dämonismus des classischen Zopfmenschen gab sich schon im Aeußern kund. Nie hat der barbarischste Wilde den von Gott geschaffenen edlen Menschenleib durch Uebertünchung und lächerliche Ausschmückung so entstellt, wie es von den gebildeten Classen im achtzehnten Jahrhundert geschah. Man pflegt die französischen, über die ganze gebildete Welt sich ausbreitenden Moden für etwas Zufälliges zu halten, aber das sind sie nicht. Es liegt etwas Dämonisches darin. Indem die menschliche Gesellschaft auf solche Narrheiten fällt, unterliegt sie einer Bezauberung. Systematische Verhäßlichung des Menschen ein ganzes Jahrhundert hindurch ist von welthistorischer Bedeutung, eben so wie es die systematische Verschönerung in der Baukunst, bildenden Kunst und in den Trachten des Mittelalters war. Gottesminne macht immer schön, Gotteshaß nothwendig häßlich.

ihm ſind das Denkende und das Exiſtirende nur Formen deſſelben Weſens, und der Geiſt iſt fähig, die Dinge, wie ſie wirklich ſind, im Erkennen nachzubilden, und zwar iſt ſolche Erkenntniß keine bloße auf das Gegebene beſchränkte Reflexion, ſondern die ſpekulative Vernunft kann ſich durch produktive Anſchauung zu den den Erſcheinungen zu Grund liegenden Ideen erheben und ſo das innerſte Weſen der Dinge ergreifen.

Mit dieſen Grundſätzen und dem aus der Erfahrung abgezogenen Schema der Natur war gleichſam der Zettel aufgezogen, in welchen die naturphiloſophiſche Schule kühn ihren Einſchlag warf. Während der Empiriker an ſeinem Stuhle ewig daſſelbe Deſſin webt, ſproßten dort unter dem ſauſenden Weberſchiff der Phantaſie die wunderbarſten Arabesken empor, in welchen ſich alle Incarnationen des Weltgeiſts, vom Planeten bis zum geringſten Organ des geringſten der Lebendigen, in magiſchen Kreiſen verſchlangen. In dieſer Richtung, die dem deutſchen Geiſte ſo trefflich zuſagte, hat die deutſche Naturforſchung raſch alle Gebiete der Wiſſenſchaft geſetzgebend durchzogen, hat im Mikrokosmus, nach Analogie und Gegenſatz, überall den Makrokosmus gefunden, und in allen Phänomenen dargethan, wie im Beſondern das Allgemeine ſich birgt. Der wahre Repräſentant dieſer Schule iſt der geiſtreiche Oken, der vom menſchlichen Senſorium aus kühne Radien durch das ganze Univerſum in alles Erſcheinende zog und aus Allem eine Wiederholung derſelben Ideen auf verſchiedenen Stufen entwickelte. — „Alles Lernen iſt im Herausgehen aus uns in die Welt, und nicht umgekehrt ein Eingehen der Welt in uns.“ — „Die Organe der Welt verhalten ſich zu den Sinnen, wie die Peripherie zum Centrum, wie die Haut zum Hirn oder wie das Sinnorgan zum Hirn; das Sinnorgan iſt aber nur das verlängerte, fortgeſetzte Hirn, mithin iſt das Weltorgan nur das fortgeſetzte Hirnorgan.“ — „Das Univerſum iſt nur Ein Thier, deſſen sensorium commune oder Selbſtbewußtſeyn der Menſchenleib, deſſen Hirn die Thiere, deſſen Sinne die Pflanzen, deſſen Rumpf alles Uebrige iſt, was ihr unorganiſch nennt.“ — „Die Wechſelwirkung der Sinne und der Welt iſt nichts anderes als ein Somnambulismus des Kopfes, ſo wie der Mesmerismus ein Denken des Magens iſt.“ — „Das Sinnorgan iſt identiſch mit einer Naturqualität; der Sinn und ſein Objekt verhalten ſich zu einander, wie zwei

Zwölftes Buch.

Ludwig XVI.

Die schmachvolle Maitressenherrschaft in Frankreich ging mit dem Ableben Ludwigs XV. zu Ende. Die Krankheit des Königs zog sich in die Länge. Sobald er dem Tode nahe schien, blieb der Palast der Gräfin Dubarry verlassen. In dem Maaße, wie es sich wieder mit ihm zu bessern schien, nahm auch die Anzahl der Wagen wieder zu, die vor ihren Palast angerollt kamen. Eine unabsehliche Reihe derselben trug den Adel der Residenz noch einmal, zum letztenmale, zu ihren Füßen; plötzlich verschlimmerte sich der Zustand des Königs, und er starb am 10. Mai 1774. Sofort wanderte die allgefeierte Maitresse auf Befehl des Thronfolgers in ein Kloster, erhielt aber nach einiger Zeit ihre Freiheit wieder, weil sie im Grunde nur ein leichtsinniges, aber harmloses Geschöpf war und ihre Macht nie mißbraucht hatte, um Jemand wehe zu thun.

Des Königs einziger Sohn Ludwig war schon 1764 gestorben, und die mißbrauchte und vielfach geschändete Krone des schönen Frankreich kam auf dessen damals erst zwanzigjährigen Sohn Ludwig XVI., welcher frei von allen Lastern seiner Vorfahren, sittenrein, gewissenhaft und nicht ohne Verstand und Kenntnisse, aber etwas trägen Geistes und von schwachem Willen war. Die Natur

hatte etwas anderes aus ihm machen wollen. Er liebte leidenschaftlich die Schlosserarbeit, übte sie wirklich in einer dazu eingerichteten Werkstatt und bekam davon grobe Hände, die zu seinem etwas plumpen Gesicht paßten. Er wäre ein rechtschaffener und glücklicher Handwerker geworden, das Verhängniß machte aus ihm einen den schwierigsten Verhältnissen nicht gewachsenen, unglücklichen König.

Die Staatskunst hatte ihn, da er erst sechszehn Jahre alt war, 1770 mit der Tochter Maria Theresia's, der erst fünfzehnjährigen Maria Antonia (seitdem französisch Antoinette genannt) unter Vermittlung von Choiseul und Kaunitz vermählt. Aber eine starke Partei in Frankreich, welche das Bündniß dieses Staates mit Oesterreich für unnatürlich hielt und sich in der That über viele für Frankreich daraus erwachsende Nachtheile zu beklagen hatte, übte damals schon Einfluß auf den dem lüderlichen Hofe seines Großvaters fern stehenden Dauphin, und vorzüglich seines Vaters Schwestern, unter denen Madame Adelaide hervorragte, waren seiner Verheirathung mit der Oesterreicherin entgegen. Da nun der Dauphin ohnehin noch zu jung war, um die Ehe zu vollziehen, empfing er seine kaiserliche Braut mit Widerwillen und Kälte und beobachtete nur aus Rücksicht auf den König und aus eigenem Schicklichkeitsgefühl den äußeren Anstand, ohne daß irgend eine vertrauliche und herzliche Annäherung zwischen den jungen Gatten stattfand. Ihre Hochzeit wurde mit ungeheurer Verschwendung gefeiert, aber man sah es gleich als ein böses Vorzeichen an, daß aus Anlaß eines prächtigen Feuerwerks, welches man Abends dem Brautpaar zu Ehren abbrannte, ein schreckliches Volksgedränge entstand, in welchem Wagen sammt den Rossen umgeworfen und eine Menge Menschen erdrückt und zertreten wurden. Man fand 137 Todte auf dem Platze, ungerechnet die, welche heimgebracht worden waren oder noch nachträglich an ihren Wunden starben.

Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, war er noch zu jung und unerfahren, um selbst regieren zu können, hatte jedoch den

besten Willen, die Mißbräuche abzustellen. Seine Tante, Madame Adelaide, bestimmte ihn, dem durch seine Abneigung gegen Oesterreich bekannten Kanzler Maurepas das Staatsruder anzuvertrauen. Die junge Königin hatte vergebens auf Choiseul gehofft. Als Adelaide von den Blattern befallen wurde, glückte es der Königin, den König zu einer Zusammenkunft mit Choiseul zu bewegen, aber der König hatte ein böses Vorurtheil gegen ihn,*) sagte nichts zu ihm, als: „Sie sind dicker, aber Ihre Haare sind dünner geworden!“ und sah ihn nie wieder. Adelaide genas und behauptete mit Maurepas ausschließlichen Einfluß auf den König, den sie gestissentlich von seiner Gemahlin entfernt hielten. Die arme Marie Antoinette vergnügte sich nun allein in den schönen Gärten von Marly mit unschuldigen Zerstreuungen, ländlichen Spaziergängen und Putz. Das war nun eine unerhörte Neuerung, denn früher waren die Königinnen von Frankreich nie zu Fuß gegangen, sondern immer nur gefahren, hatten sich nie im Negligé, sondern nur im vollen Staat gezeigt und waren durch eine lange Abstufung von Hofchargen vom Volk getrennt gewesen. Dem Volke gefiel die Freundlichkeit der Königin. Sie machte sich beim Volke sehr beliebt, als sie einmal einen durch einen Hirsch verwundeten Bauer mit dessen Frau und Tochter in ihren Wagen aufnahm. Aber man wollte nicht dulden, daß sie dem Volke gefalle. Als sie einmal einen Spaziergang nach dem hochgelegenen Theile der Gärten von Marly mit Wissen des Königs veranstaltet hatte, um die Sonne aufgehen zu sehen, verbreiteten die Höflinge eine Satire le lever de l'Aurore, worin diesem nächtlichen Gange der schändlichste Zweck unterlegt und die Sitten der harmlosen jungen Königin verleumdet wurden. Die Lästerungen mehrten sich, als Marie Antoinette das Schloß und die Gärten von Trianon zum Geschenk bekam, welche sie nach ihrer Phantasie noch mehr verschö-

*) Madame Adelaide hatte dem König den Verdacht beigebracht, sein Vater und seine Mutter seyen durch Choiseul mit Gift aus der Welt geschafft worden.

nerte und wo sie in ländlicher Einsamkeit mit ihrem Gefolge und mit ihrer einzigen Freundin, der schönen, blassen Prinzessin von Lamballe, sich die Langeweile so heiter als möglich vertrieb. Ihre unschuldigsten Freuden wurden verleumdet, und da sie gerne ungenirt und munter war, legte man ihr alles zum Bösen aus als Frivolität, Verachtung der Sitte, und dichtete ihr heimliche Liebschaften und Orgien an. Der lasterhaften Maitresse hatte alles gehuldigt, weil sie in Gunst war, die tugendhafte Königin schmähte und verließ alles, weil sie nicht in Gunst war. Die Höflinge in Versailles und die Salons des Adels in Paris bewährten unter Ludwig XVI. nicht weniger, wie unter Ludwig XV., daß sie nicht mehr zu bessern seyen, außer durch die Guillotine des Revolutionstribunals.

Der König hatte eine Ahnung von der Strafe, welche die alten Sünden endlich treffen müsse, und betrieb gleich nach seinem Regierungsantritt mit ängstlicher Sorge Reformen im Staatshaushalt und in der Armee im Geiste Friedrichs des Großen, aber er besaß nicht Einsicht genug, um überall das Richtige zu treffen, und nicht Kraft genug, es folgerecht durchzuführen. Der Anfang versprach viel. Er entfernte den Finanzminister, Abbé Verray, der zur Zeit der Dubarry das Staatseinkommen aufs lüderlichste verschleudert, Stellen verkauft, Stiftungen und öffentliche Cassen angegriffen, schlechtes Papier dafür gegeben und im Getreidehandel schändlichen Wucher getrieben hatte, daher auch dem Volke so verhaßt war, daß ihn dasselbe im Bilde verbrannte. An seine Stelle trat Turgot, der, vom physiokratischen Princip ausgehend, den Boden Frankreichs ertragsfähiger machen wollte durch Aufhebung der Frohnden und bäuerlichen Lasten, der die Steuern gleichmäßig vertheilen, die Arbeitskräfte des Landes durch Aufhebung vieler Klöster, sowie vieler Feiertage vermehren wollte. Ein anderer neuer Minister, Malesherbes, schaffte die Folter ab, gab den Protestanten neue Rechte, verbesserte den Unterricht, befreite die Gewerbe von vielerlei altem Zwange ꝛc. Ein dritter neuer Minister,

St. Germain, reorganisirte die französische Armee auf preußischen Fuß, konnte jedoch die Prügelstrafe nicht durchsetzen, weil das französische Ehrgefühl sie nicht duldete.*) Von besonderer Wichtigkeit erschien, daß Ludwig XVI. schon im Nov. 1774 die alten Parlamente wieder herstellte. Allein dieselben Parlamente zeigten sich bald als Gegner Turgots. Ihre alte aristokratische Körperschaft fand keinen Geschmack an einer Ministerwillkür, die das Unterste zu oberst kehrte, und fand sich berufen, dem liberalen Despotismus entgegenzutreten. Die Höfe kamen in Wuth, weil Turgot den Verschwendungen entgegentrat und sparen wollte. Zugleich wandten Adel und Klerus alle Mittel an, ihre Steuerfreiheit gegen Turgots Reformen zu behaupten, und neue Feinde bekam der Minister an den Wucherern, als er den Getreidehandel freigab. Obgleich gerade durch sein Verfahren dem Getreidemangel abgeholfen war, veranstalteten doch seine Feinde einen künstlichen Auflauf des Pöbels in Paris und einen Sturm gegen die Bäckerläden aus angeblicher Hungersnoth in Folge des neuen Gesetzes (am 3. Mai 1777). Der schwache König ließ sich nun wirklich überreden, Turgot gehe zu weit und mache Regierung und König verhaßt, und gab diesem wohlwollenden Minister, sowie auch Malesherbes den Abschied. Vom Parlament wurden sie nicht gehalten, und auch der alte Maurepas freute sich, die lästigen Collegen los zu werden. Die Höflinge jauchzten, aber in die gebildete Bürgerclasse kam Bestürzung. Die von Ludwig XVI. friedliche, aber durchgreifende Reformen gehofft hatten, sahen sich betrogen. Der König selbst wußte nicht, wie unbesonnen er handelte. Er äußerte klagend: „Turgot und ich meinten es allein gut mit dem Volke," aber er hatte nicht

*) Ein Offizier, der zum erstenmal die Prügelstrafe anordnen mußte, stieß sich den Degen in den Leib, da er weder ungehorsam, noch auch ehrlos handeln wollte. Nach Mounier. Auch Schubart in seiner schwäbischen Chronik rühmte die Festigkeit, mit welcher die französische Armee in dieser Frage sich benahm. Die Unteroffiziere ließen sich lieber degradiren, ehe sie den Stock gebraucht hätten.

den Muth, Turgot zu behalten und zu unterstützen. Sein Eifer für Reformen war erlahmt, und wie im Schlaf ließ er sich zehn Jahre lang alles gefallen, was ihm die Höflinge eingaben. Das waren die stillen, schwülen Jahre, in denen die Revolution ausgebrütet wurde.

Zwar nöthigte den König die Finanznoth, schon 1779 zu einem reichen und angesehenen Bankier, Necker, einem protestantischen Genfer,*) seine Zuflucht zu nehmen und denselben zum Chef des Finanzdepartements zu ernennen, und dieser schlaue und eitle Mann, der sich in Maurepas Gunst nur durch gehässige Ausfälle gegen den edlen Turgot eingeschmeichelt hatte, nahm eine heitere und sorglose Miene an, als sey einem gescheidten Kaufmann nichts unmöglich und als werde er die französische Regierung von ihren nach und nach aufgehäuften Schulden und dem jährlich wachsenden Deficit befreien können, ohne daß Hof und Adel ihren Luxus aufgeben müßten. Am Ende aber mußte doch auch er, wie Turgot, mit der unangenehmen Wahrheit herausrücken, daß ohne Sparsamkeit von oben und ohne Besteuerung des reichen Adels den Finanzen nicht aufzuhelfen sey. Das wollte man nicht hören und nahm, daß Necker die Anmaßung hatte, förmlicher Staatsminister werden und seine Frau bei Hofe einführen zu wollen, was er als Protestant und Bürgerlicher nicht konnte, zum erwünschten Vorwande, um ihn fortzuschicken, 1781. Der König hatte noch einen besondern Grund, ihn zu verwerfen. Necker hatte ihm nämlich über den damals erkrankten Kanzler Maurepas eine offenbare Unwahrheit gesagt. Das Volk spendete Necker große Theilnahme. Er nahm den Ruhm eines weisen Arztes mit, dessen Rath der unvernünftige Patient nicht befolgt habe. Durch seinen gedruckten compte rendu, worin er zum erstenmale Einnahmen und Ausgaben des Staates verglich, warf er ein al[illegible]rraschendes Licht in das Dunkel des

*) Dessen Großvater aus Magdeburg als kleiner Krämer nach Genf gekommen war.

Staatshaushalts. Die nachfolgenden Finanzminister Joly de Fleury und Ormesson, die sich jeder nur einige Monate lang behaupten konnten, dienten Necker zur Folie.

Damals gelang es der Königin, das Herz ihres Gemahls zu erobern. Ihre vollkommen aufgeblühte Schönheit und die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens machte zum erstenmal Eindruck auf sein Herz und der königliche Schlossermeister, der sie bisher nie berührt, sondern mit seinen alten Tanten und jungen Brüdern über sie raisonnirt hatte, wurde plötzlich in sie verliebt und blieb es. Nun gewann endlich auch sie auf seinen schwachen Geist Einfluß, allein zu spät, um ihm nützlich zu werden. Die Periode der Reformen, die Flitterwochen der jungen Regierung, in denen sie vielleicht mit ihm geschwärmt hätte, waren längst vorüber. Die Königin hatte keine Ahnung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit großer Reformen. Sie fuhr fort, sich lediglich dem Privatvergnügen, heiterer Gesellschaft, ländlichen Freuden und einem Liebhabertheater zu widmen, nur daß jetzt der König selbst lebhaften Theil an diesen müßigen Ergötzungen nahm. Zugleich ergab sie sich, mit Hintansetzung der tugendhaften und uneigennützigen Lamballes, jetzt einer neuen Freundin, der Gräfin Gabriele von Polignac, die sie in einen engern Kreis von Verwandten und Hausfreunden bannte und von anderen angesehenen Familien isolirte. Die Polignacs kamen nicht zur Königin, sondern die Königin zu den Polignacs. Das war unerhört, gegen alle Etikette und Würde einer Königin und wurde ihr um so mehr verübelt, als sie nicht auch zu andern Damen kam. Der alte Maurepas starb und der König ließ sich von der Königin unter dem Einfluß der Polignacs leiten.

So kam Herr von Calonne in's Finanzministerium, ein Mann, der es verstand, den guten König mit der neuen und überraschenden Ansicht zu trösten, es stünde durchaus nicht so schlecht mit den Finanzen, als man glaube, und die bisherige Verschwendung, weit entfernt ein Unglück zu seyn, bringe vielmehr Geld

unter das Volk und fördere den Wohlstand. Zur Bestätigung dessen, was er sagte, schüttete er Geld in Fülle aus, kaufte der Königin das schöne St. Cloud, dem König Rambouillet als neue Sommerresidenz, gab den Prinzen und Höflingen alles, was sie wollten, und spielte den unerschöpflichen Crösus, natürlich alles mittelst ungeheuerer Anleihen, die den Credit vollends erschöpften.

Um sich von der Verschwendung Calonnes einen Begriff zu machen, muß man das „rothe Buch" lesen, in dem alle geheimen Ausgaben eingetragen waren. Dem lüderlichen Grafen von Artois, so wie allen Günstlingen des Hofes wurden fabelhafte Summen geschenkt, zur Deckung ihrer Schulden und zur Befriedigung von Ausschweifungen. Die Verwendung der Polignacs und anderer, von der Königin oder den Ministern protegirten Personen, reichte hin, Jedem, der den Canal zu benutzen verstand, Gratifikationen zuzuwenden. So bekamen die Brüder Lameth, die später eine dem König sehr feindliche Rolle in der Revolution spielten, 60,000 Livres zum Behuf ihrer Erziehung.

Das größte Uebel war die bereits herkömmlich gewordene Erblichkeit der Begünstigungen. Der Adel hatte neben seinen Gütern noch zahllose Hof- und Staatsstellen, Sinecuren und Gratifikationen zu seinem Monopol gemacht, Gnadengeschenke, die nur für einmal bewilligt waren, in fortdauernde Besoldungen verwandelt. Jeder Begünstigte sah es als Pflicht der Krone an, ihm seine Schulden zu bezahlen ꝛc.

In dieser letzten Blüthezeit der Verschwendung lebte die Königin Marie Antoinette, beglückt durch die Liebe ihres Gemahls, ganz harmlos und vergnügt im Kreise der Polignacs und nahm wenigstens den Schein an, als helfe sie zu den Verschwendungen, weil sie das Beispiel eines übertriebenen Putzes gab. Von ihrem Boudoir gingen die affreusen Damentrachten der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus, welche uns noch auf Bildern jener Zeit in Erstaunen setzen. Eine Demoiselle Bertin war die erfinderische Künstlerin, welche diese Moden

in ewigem Wechsel ausheckte,*) als symbolischen Ausdruck der Unnatur, die in jener ganzen Zeit und in ihrer Bildung lag. Und doch waren nicht einmal die Fabrikanten der Modezeuge zufrieden, denn Marie Antoinette verschmähte die steifen Reifröcke von

*) In de Goncourts Leben Marie Antoinettes, deutsch von Schmidt-Weißenfels, lesen wir S. 72: „Die französischen Frauen hatten sich in jenen Jahren einer beispiellosen Cultur der Haartrachten hingegeben, die so allgemein war, daß eine Bestimmung vom 18. August 1777 den Barbieren und Friseuren nicht weniger als sechshundert Frauencoiffüren erklärte. Was die Phantasie nur ersinnen konnte, um dem Haupt einer Modedame eine absonderliche Gestalt zu verleihen, war geschehen, und eine Tracht sollte immer die andere überbieten; es gab eine „Stachelschweintracht"; eine, genannt „Liebeswiege", einen „Flohpouf", eine „englische Mütze", einen „liegenden Hund", eine „Cirkassierin", „baignantes à la frivolité" und „bonnet à la candeur", eine „Liebesflamme" und ein „Füllhorn". Auch die Farben der Bänder hatten ihre Bezeichnungen und es gab welche, die man „unterdrückte Seufzer" und „bittere Klagen" nannte. Die Königin machte diese Mode mit; als sie sich aber einmal in einer hübschen Haartracht in Form eines Pfauenschweifes den Parisern gezeigt hatte, erschienen Carrikaturen und man sprach darüber, daß sie noch über das Aeußerste hinausgehe. Die Satire, welche der Mode so viele Lächerlichkeiten abzugewinnen weiß, ergoß sich mitleidslos über die Frisur der Königin bei einem Pferderennen, über die „allegorischen Hauben", welche ihr Beaulard machte, und über die Morgencoiffure, die ganz Paris unter dem Namen „Lever der Königin" kannte. Man hielt ihren Wunsch und ihre Kunst zu gefallen noch lange nicht genug dadurch bestraft, daß Ludwig XVI. Carlin mit der Verspottung der Coiffüren der Königin beauftragte, daß Maria Theresia ihr ihr Portrait kränkend zurückschickte, und daß ihr Bruder Joseph in etwas derber Weise sich über ihre Schminke und ihren Federputz äußerte, — als die Mode sich nach der Königin richtete und einmal eine beliebte Haartracht nach ihr benannt wurde, ward Marie Antoinette allen Ernstes daraus ein Verbrechen gemacht. Ebenso über das Ansehen von Fräulin Bertin bei ihr, einer Modehändlerin, welche der Königin von der Herzogin von Orleans empfohlen war und welche sie ihren Geschmack gelehrt hatte."

Damast, Goldbrokat und beblümter Seide, welche früher Mode gewesen waren, bei Hofe fast täglich gewechselt wurden und sich über ganz Europa ausgebreitet hatten, so daß die Lyoner Seidenfabrikanten dafür eine zu 100 Mill. Livres berechnete jährliche Einnahme genossen. Um leichter und bequemer ihre Spaziergänge machen und sich frei in Tanz und Spiel bewegen zu können, führte Marie Antoinette leichte Kleider von feinem Linnen und Battist ein, wie überhaupt die weiße Farbe. Da nun die letzteren Zeuge vorzugsweise in den österreichischen Niederlanden verfertigt wurden, gab man der Königin Schuld, sie habe als Oesterreicherin aus Haß gegen Frankreich die Lyoner Fabriken ruiniren wollen, um die in Brüssel zu heben.

Indem die Königin nun den Polignacs den Vorzug gab und mit keinem der vielen andern vornehmen Salons in Verbindung stand, half ihr die Gunst des Königs nicht viel. Sie wurde doch und immer wieder verleumdet, von den Prinzen, weil man ihr die Liebe des Königs, vom Adel, weil man den Polignacs ihre Bevorzugung nicht gönnte. Die Brüder des Königs waren Monsieur, der Graf von Provence (später Ludwig XVIII.) und der Graf von Artois (später Karl X.). Der erstere, eine kalte, neidische und hämische Natur, ersann die giftigsten Verunglimpfungen seiner königlichen Schwägerin, und zeigte sich besonders gegen sie erbost, seitdem sie ihr erstes Kind (die Prinzessin Marie Therese) geboren hatte. Wäre Ludwig XVI. kinderlos geblieben, so hätten die Brüder größern Einfluß und die Thronfolge erlangt. Der Graf von Artois war lebhafter, harmloser und sogar ein Verehrer der schönen Königin, aber sittenlos. — Der nächste Prinz von Geblüt war Philipp, Herzog von Orleans, Enkel des berüchtigten Regenten Philipp, der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. als erster Agnat regiert und sich in allen unnatürlichen Lastern der altrömischen Tyrannei gewälzt hatte. Der Enkel gab dem Großvater an Schändlichkeit des Charakters wenig nach. So weit er seine Zeit nicht in sinnlichen Genüssen erschöpfte, intriguirte er

cynſenſirende Organe oder Syſteme im Leibe. Wie ſich das Universum zum Thierreich verhält, ſo das Sinnobjekt zum Sinn, als große Welt zu ihrem Compendium." — „Es geht Ein Lichtprozeß vom Hirn durch das Auge durch die Sonne bis ans Ende der Welt; es geht Ein elektriſcher Prozeß vom Hirn durch ein anderes Sinnorgan bis zum Ende der Atmoſphäre; es geht Ein chemiſcher Prozeß vom Hirn aus durch ein anderes Sinnorgan bis zum Ende des Waſſers; es geht ein Cohäſionsprozeß vom Hirn aus durch einen andern Sinn bis ans Ende der Erde u. ſ. w. Ton und Licht ſind durchaus Eins, jenes das planetariſche Licht, dieſes der ſolare Ton; da nun das Licht die Weltſeele iſt, ſo iſt der Ton nothwendig die Seele des Planeten."

Dies iſt Okens Sprache. Wir haben oben Cuvier als Repräſentanten der Empirie redend eingeführt. Mußte er ſich als ſolcher nicht ärgern, daß einer von vorne herein Dinge wiſſen wollte, welche ſo zu ergreifen, er mit ſeiner Methode in ewiger Zeit nicht hoffen durfte? Kein Wunder, wenn es ihn verdroß, daß man ihm weiß machen wollte, das Studium der Natur ſey ein Ausgeben, kein Einnehmen, da doch er, Cuvier, ſich ſo deutlich als einen Einnehmenden, Sammelnden, Zuſammenſtellenden fühlte; kein Wunder, wenn die eigentlich ſogenannte Naturphiloſophie, dieſes ganz germaniſche Gewächs, ihm und der großen Mehrzahl ſeiner Landsleute mit widrig narkotiſchem Geruch auf die Nerven fiel und der Schauder, den ihm die in allen Farben des Regenbogens unheimlich ſchillernde Hülle der Frucht einflößte, ihm nicht erlaubte, auf ihren wahren Kern zu dringen.

Der Dualismus, der von der Erfahrung in den mannichfachſten Naturprozeſſen nachgewieſen war, mußte ein Volk, unter dem von jeher ideale Naturanſichten geherrſcht hatten, veranlaſſen, in dieſen Begriff die ganze Wiſſenſchaft einzuſchließen. Wurde dieſe Richtung unter dieſem Volke und durch daſſelbe unter den Völkern, welche hauptſächlich den Bau des Wiſſens fördern, die überwiegende, herrſchende, ſo war allerdings Gefahr vorhanden, daß ein neuer Dogmatismus, Scholaſticismus, Schematismus die Wiſſenſchaft in Feſſeln ſchlug. Aber das am Realen haftende, die Autonomie des Geiſtes negirende oder ignorirende, empiriſche Element war auch in Deutſchland kräftig genug und überwog in den andern Landern vollends ganz und gar. So wirkte das

gegen die regierende ältere Linie des Hauses Bourbon, um dieselbe in's Verderben und vom Thron zu stürzen, die seinige aber an ihre Stelle zu setzen. Vermählt mit einer Tochter des Herzogs von Penthièvres, eines der reichsten französischen Dynasten, wünschte er denselben allein zu beerben, und erreichte sein Ziel, indem er dessen Sohn, den Prinzen von Lamballe, zu seinen Orgien zog und den Körper desselben durch Schwelgereien so zerrüttete, daß er bald in's Grab sank. Die Wittwe dieses unglücklichen Lamballe, Marie Thereſe Louiſe, eine geborene Prinzessin von Savoyen-Carignan, war Marie Antoinettens sanfte Freundin, die wir schon kennen. Orleans wollte unter anderm auch Großadmiral von Frankreich werden und machte deßhalb den Seefeldzug unter d'Orvilliers mit. Aber gerade er trug die Schuld an der Niederlage bei Queſſant, weil er aus Feigheit zurückblieb und d'Orvilliers Befehlen nicht gehorchte. Zur Strafe dafür wurde er aus dem Dienst der Marine entlassen. Das legte er nun aber als eine Intrigue der Königin aus, die ihn, den Unschuldigen, verfolge. Er war ein Hauptverleumder dieser armen Oesterreicherin. Von ihm, der sich nicht schämte, seinen Palast (das palais Royal) in Paris nicht nur zu Kramläden, sondern auch zu Bordellen brauchen zu lassen und die Miethe davon einzuziehen, gingen die giftigsten Schmähungen derselben aus. Selbst tief in Lüderlichkeit versunken, verlangte er, die Welt solle von der Königin glauben, daß ihre Sitten nicht besser seyen.

Im Kreiſe der Polignacs, den Polignacs Schwester, die häßliche aber geistesüberlegene Diane leitete, befanden sich einige geistvolle, aber tief entsittlichte Männer, in deren Umgang sich die Königin wohlgefiel, ohne zu ahnen, daß dieselben durch sie nur ihren Ehrgeiz, ihre Habgier oder wenigstens ihre Eitelkeit befriedigen wollten. Als Marie Antoinette ihre hinter glänzenden Formen versteckte Gemeinheit merkte und sich von ihnen zurückzog, rächten sie sich auf die schändlichste Art. Ein Herr von Besenval, ein Herr von Lauzun und ein Herr von Fersen rühmten sich,

begünstigte Liebhaber der Königin gewesen zu seyn und in Spottversen, die überall circulirten, wurde ihr ein unsittliches Leben vorgeworfen.*) Diese Verleumdungen erhielten einen Schein der Glaubwürdigkeit durch die große Unvorsichtigkeit der Königin, mit welcher sie in ihrem Liebhabertheater selbst in koketten Soubrettenrollen auftrat und als Mitspieler den durch seine Ausschweifungen berühmten Grafen von Artois und andere von nicht besserem Ruf zuließ. In diesem Theater zu Trianon wurde zum erstenmal „Figaros Hochzeit", von Beaumarchais, gespielt, jenes von Mozart in Musik gesetzte und daher auch unter uns allgemein bekannte Lustspiel, in welchem den damaligen Sitten des Hofes und Adels ein Spiegel vorgehalten wurde. Der Held dieses Stückes, Graf Almaviva, läßt sich zum Kammermädchen, die Gräfin zum Pagen herab, beim nächtlichen Rendezvous aber werden durch Zufall Gräfin und Kammermädchen verwechselt und nur dieser unangenehme Zufall bringt die rechtmäßigen Ehegatten wider ihren Willen wieder zusammen. Diese Dichtung, ein Meisterstück witziger Frivolität, wurde vom Hofe als heitere harmlose Ergötzung, vom Volk aber als bittere Satire und sittliche Brandmarkung aufgefaßt.

In den schlimmsten Ruf kam die Königin im Jahr 1783 durch einen öffentlichen Prozeß, der ungeheures Aufsehen erregte und ihr mehr schadete, als alle jene heimlichen Klatschereien. Louis, Prinz von Rohan, Cardinal-Bischof von Straßburg und Großalmosenier von Frankreich, hatte die Königin schon in Wien gekannt als sie noch ein junges Mädchen war, hatte sie als Braut des Dauphin an der französischen Grenze in Straßburg empfangen und

*) In der erst 1792 erschienenen liste civile wurden noch eine Menge andrer angeblichen Liebhaber der Königin genannt. Vor allen der schöne Arthur Dillon, der eine Pension von 160,000 Fr. erhielt. Fresen war ein schwedischer Graf, der sich später so viele Mühe gab, die Königin zu retten. Besenval bekam eine Pension von 60,000, und außerordentlicherweise 200,000, um seine Schulden zu bezahlen.

ſcheint von ihrer Schönheit ſehr entzückt geweſen zu ſeyn. Er war der größte Verehrer des ſchönen Geſchlechts und hielt ſich trotz ſeiner geiſtlichen Würde auf ſeinem Schloſſe Zabern im Elſaß einen ganzen Harem. Als einmal ein Mädchen, welches er gewaltſam hatte rauben laſſen, von dort entfloh, ließ er ein Treibjagen nach ihr durch das ganze Bisthum veranſtalten. Solche Schändlichkeiten an geiſtlichen Höfen fielen damals kaum auf, denn man war längſt gewöhnt, in den Biſchöfen nicht mehr gute Hirten, ſondern verliebte Schäfer zu ſehen. Roban machte ſich aber durch Spottverſe auf die Kaiſerin Maria Thereſia bei ihrer Tochter verhaßt und wurde vom Hofe verwieſen. Das ſcheint ihm viel Kummer gemacht zu haben. Damals aber hatte er eine Maitreſſe, La Motte de Valois, welche vom königlichen Blut der Valois abzuſtammen vorgab, und als ein abgefeimtes Weib dem Cardinal ſeine verliebte Schwäche für die Königin abmerkte, im Namen der Königin heimlich an ihn ſchrieb, durch eine Dirne, welche Marie Antoinette ähnlich war und die in der Dämmerung mit ihm zuſammenkam, ſeine Täuſchung noch vermehrte und ihm dadurch Geld über Geld ablockte. Denn die vermeinte Königin bat ihn, den Großalmoſenier, um Vorſchüſſe zu wohlthätigen Zwecken und der Cardinal gab das erſtemal 60,000 Francs, das zweitemal ſogar 100,000 Thaler, die durch die Hände der La Motte in die der Königin übergehen ſollten. Damit noch nicht zufrieden, überredete die Betrügerin den verliebten Cardinal, die Königin wünſche ſehnlichſt ein Halsband von Brillanten zu beſitzen, welches der Juwelier Böhmer eigends für ſie gefertigt, der König aber um den Preis von 1,600,000 Francs zu theuer gefunden und nicht gekauft hatte. Durch ein fingirtes Billet der Königin vollends überredet, daß ſie ihm die Koſten decken werde, kaufte der Cardinal dem Juwelier den koſtbaren Schmuck ab, verſprach die baldige Zahlung, und händigte den Schmuck der La Motte ein, um ihn der Königin zu bringen. Die Betrügerin zerſchlug aber den Schmuck, verkaufte die Brillanten im Einzelnen und brachte das

Geld nach England in Sicherheit. Ihre Person, bildete sie sich ein, sey sicher, denn wenn auch der Betrug herauskäme, würde dem Cardinal und der Königin selbst alles daran liegen müssen, die Sache vor dem Publikum zu vertuschen. Sie irrte sich jedoch, denn als Böhmer sein Geld haben wollte und der Cardinal ihm die Handschrift der Königin vorwies, forderte der Juwelier das Geld von der Königin. Diese, von nichts wissend, gerieth in die heftigste Bewegung, als der Scandal zu Tage kam, ging aber sogleich zum König und forderte sehr mit Recht eine öffentliche und eclatante Genugthuung. Der Cardinal und die La Motte wurden verhaftet. Die letztere aber, weit entfernt Reue zu bezeugen oder zu gestehen, zog boshafter Weise den in dieser Sache unschuldigen Cagliostro in den Prozeß hinein, indem sie vorgab, nur in dessen Auftrag das Halsband zerschlagen zu haben. Durch Einmischung Cagliostro's, welcher der Königin sollte Geister haben erscheinen lassen, hoffte sie die Sache noch mysteriöser zu machen und die Königin noch mehr in Verdacht zu bringen. Da aber die Dirne, welche die Rolle der Königin gespielt hatte, und der Schreiber, dessen sich die La Motte zur Abfassung der angeblichen Briefe Marie Antoinettens bedient hatte, entdeckt wurden, sah sich die Betrügerin entlarvt und wurde zur Brandmarkung und zum Staubbesen verurtheilt, gab aber immer noch den Muth nicht auf, weil die Feinde der Königin hinter ihr standen, und ließ eine Schmähschrift auf die Königin voll ehrloser Lügen in England drucken. Von England aus wurde sie überhaupt unterstützt, denn schon lange sah die englische Politik in Marie Antoinette das Geschöpf und Werkzeug der Politik Choiseuls, und die in England herkömmliche Preßfreiheit und derbe Sprache gestattete, daß man an der Themse noch ungleich frecher auf die Königin von Frankreich lästern durfte, als an der Seine.

Selbst die Gerichte standen unter dem Einfluß der Parteien, und ließen den bösesten Verdacht an der Königin haften, indem sie den Cardinal frei sprachen. Der Pöbel aber jubelte

ihm nach seiner Befreiung zu und begleitete ihn im Triumph nach Hause, während man den Namen der Königin verwünschte. Die Erbitterung gegen sie stieg so hoch, daß ihr Bildniß nicht mehr öffentlich ausgehängt werden durfte.

Es war, als ob Versailles und Paris sich verschworen hätten, ein tugendhaftes Ehepaar auf den Thron für unglaublich, für unmöglich zu erklären und um jeden Preis die Lüderlichkeit des früheren Hofes unter den Maitressen fortzusetzen. Die Gesellschaft war nur noch ein Sumpf, das Laster ließ sich nicht mehr ausrotten, es gewann nur, indem es die Tugend des königlichen Paares systematisch bekämpfte, an Bosheit und an Selbstzufriedenheit, denn es reflectirte mehr als je über sich selbst. Die Philosophie und Poesie waren längst von ihm angesteckt und gebaren immer ungeheuerliche Verirrungen des Geistes und der Phantasie, wie in der verderbten Zeit des römischen Kaiserreichs. Wie dort, so wurde auch hier der apollinische Cultus mehr und mehr durch den von Lampsacus ersetzt. Die schönen Geister der Nation wälzten sich, nach Voltaires Vorgang, im Schmutze der Obscönität. Nachdem Voltaire in der oben genannten pucelle das Königthum und Heldenthum der Nation in den tiefsten Koth gezogen, wagte Parny, der seit 1778 als der s. g. französische Tibull durch erotische Gedichte beliebt war, in der guerre des dieux das Christenthum in denselben Sumpf hinabzuziehen, indem er den christlichen Himmel durch die Götter des Olymp sammt Satyrn und Faunen erstürmen und die h. Jungfrau durch den galanten Apollo verführen läßt. Diderot, der von den Fürsten gesuchte, nach Berlin und Petersburg berufene zweite Voltaire, verhöhnte das weibliche Geschlecht auf die infamste Weise in den bijoux indiscrets, und die armen Nonnen insbesondere in der réligieuse, den christlichen Glauben in Jaques le fataliste etc. Crebillon der jüngere schrieb in der Manier der bijoux des Diderot eine Menge obscöner contes von unglaublicher Schamlosigkeit und zwar auch einige geistreiche Romane, die aber wieder nur voll Beschönigung des Lasters sind.

Laclos ſchrieb les liaisons dangereuses, die durch Schilderung der Verführung ſelbſt verführen, einen der beliebteſten und verbreitetſten Romane des vorigen Jahrhunderts, und dem an Ruhm nur Louvets Faublas gleich kam, die Abentheuer eines lüderlichen Jünglings ausmalend. Alle älteren Fabliaux der Franzoſen ſuchte Grecourt in erotiſchen Schwänken zu übertreffen, in denen die Phantaſie ins Beſtialiſche ausſchweift. Dieſe Bücher aber wurden überall geleſen und in einer Menge von Auflagen vervielfältigt. Da ſie Mode waren, wurden ſie nachgeahmt und Frankreich mit obſcönen Büchern und Bildern überſchwemmt. Zahlloſe Producte dieſer Art, angeblich à la Haye (im Haag) gedruckt, kamen aus dem Palais Royal. Nie ſank das ſittliche Gefühl eines chriſtlichen Volkes tiefer herab, als in den achtziger Jahren in der franzöſiſchen ſ. g. ſchönen Literatur. Alles was heilig, edel, ehrlich und unſchuldig war, wurde darin verhöhnt und mit unflätigem Spotte verfolgt, als einzige Weisheit aber die Befriedigung der Sinnlichkeit ohne Scham und ohne Rückſicht auf Recht und Sitte geprieſen.

Während der menſchliche Geiſt ſich ſeiner wiedergewonnenen Freiheit rühmte, bewies er grade ſeine Unfreiheit und beſtätigte das welthiſtoriſche Geſetz, demzufolge dieſer Geiſt, ſobald er nicht mehr vor dem höchſten und heiligſten Geiſte ſich beugt, nothwendig in die gemeinſte Leiblichkeit und Sinnlichkeit und zur Thierheit hinabſinkt. Die coloſſale Obſcönität, welcher die franzöſiſchen Geiſter in jener Epoche oblagen, war einfach ein Rückfall in den Epicuräismus, Bachus- und Venusdienſt der letzten römiſchen Kaiſerzeit, in die alte Verthierung, aus welcher erſt das Chriſtenthum die Menſchen erlöst hatte. In dem Augenblick, in welchem die franzöſiſchen Geiſter vom Chriſtenthum wieder abfielen, konnten ſie ſich durch keine philoſophiſche Hoffahrt vor dem Abgrund der gröbſten Sinnlichkeit ſchützen, ſie mußten hineinfallen. Es gab einige franzöſiſche Philoſophen und empfindſame Dichter, welche das Chriſtenthum durch eine kahle Moral hinlänglich glaubten erſetzen zu können, aber ſie wurden nur langweilig gefunden und die Maſſe

der Vornehmen, wie des Pöbels ergaben sich allen Sünden des Fleisches und höhnten die Moral wie die Religion.

Der ältere Materialismus des de la Mettrie, die eigentliche Religion der Sinnlichkeit, wurde hauptsächlich in der Holbach'schen Gesellschaft zu Paris fortgepflanzt. Holbach, ein reicher deutscher Edelmann, war der Mittelpunkt dieses Cirkels und schrieb 1770 ein système de la nature, worin er Gott und die Unsterblichkeit leugnete und die Materie allein gelten ließ, ein Buch, welches ungeheuren Beifall einerndtete. Die Naturforscher arbeiteten diesem System in die Hände. Der berühmte Astronom Lalande, der seit 1762 in Paris lehrte, war ein entschiedener Atheist, im Gegensatz gegen den deutschen Kant, der in der Sternenwelt noch die Größe Gottes erkannte. Auch der berühmte Zoologe Graf Buffon trieb nur einen poetischen Cultus der Natur.

Hin und wieder wurde ein gottloses Buch auf Andringen der Geistlichkeit verboten, aber ganz umsonst, denn alsdann wurde es nur desto eifriger verbreitet und gelesen. Frankreich hatte schon zu viel machiavellistische und durch und durch verweltlichte Ministercardinäle, galante Großalmoseniere, Bischöfe und Abbés gesehen, um noch Achtung vor der Autorität des höheren Klerus zu haben. Wie nothwendig dem Priesterthume die Jungfräulichkeit und Ascese sey, konnte man jetzt erkennen, da dem üppigen Klerus Niemand mehr geglaubt hätte, wenn er auch einen heiligen Eifer für Gottes Gebote und sittliche Zucht hätte affectiren wollen. Durch ganz Frankreich tönte damals keine irgend kraftvolle apostolische Stimme mehr, die das Volk hätte begeistern können, wie es einst der heilige Martin, der h. Odilo und der h. Bernhard begeisterte.

Ein Zug zum Reinen und Edlen hin zeigte sich bei den bessern Naturen nur auf dem außerkirchlichen Gebiete, in dem Streben nach politischen Reformen, in der Sehnsucht, aus dem Schlamm vornehmer Corruption herauszukommen und die Menschheit zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, Natürlichkeit und Unschuld zurückzuführen. Man folgte hierin den Ideen Rousseaus und begeisterte sich

für das Ideal einer Republik voll bürgerlicher Tugend, wie man es in den vereinigten Staaten von Nordamerika beinah ſchon verwirklicht glaubte. Aber von der Religion wurde dabei abgeſehen. Man theilte in Frankreich nicht den puritaniſchen Geiſt der Nordamerikaner. Man ſchwärmte nur für allgemeine Toleranz und Humanität und die katholiſche Kirche wurde als ein Hinderniß derſelben angeſehen und von den edlen Schwärmern für die Menſchheit eben ſo angefeindet, wie von den Spottgeiſtern und Materialiſten. Voltaire baute ſich eine Brücke hinüber von jenen zu den Schwärmern durch ſeine Vertheidigung des Jean Calas. Dieſer proteſtantiſche Kaufmann in Toulouſe war beſchuldigt worden, ſeinen katholiſch gewordenen Sohn aus Religionshaß ermordet zu haben und wurde durch das Parlament zum Tode verurtheilt, 1762. Voltaire lernte ſeinen zweiten Sohn in Genf kennen und vertheidigte ihn ſo ſiegreich (der erſte Sohn hatte ſich aus Melancholie ſelbſt erhenkt), daß der Prozeß revidirt und dem überlebenden Sohne das confiscirte Vermögen ausgehändigt wurde. Wegen dieſes Sieges der Toleranz und Gerechtigkeit wurde Voltaire damals in ganz Europa hochgefeiert und ihm eine Achtung erwieſen, die ſeine gottloſen Schriften nicht verdienten. Der Tod des Calas wurde aber auch ſattſam benutzt, um die katholiſche Kirche anzufeinden, obgleich ihn nicht eine kirchliche Behörde, ſondern das weltliche Parlament von Toulouſe verſchuldet hatte.

In demſelben Geiſte ſchrieb der Exjeſuit Raynal 1771 ſeine berühmte Geſchichte der beiden Indien, worin er zu zeigen ſuchte, wie das Glück unſchuldiger Völker ausſchließlich durch die Pfaffen und die Könige herbeigeführt werde, und zum Sturz von Thron und Altar aufforderte. Das zog man ſpäter in den kurzen Satz zuſammen: es wird nicht eher gut, bis an dem letzten Pfaffendarm der letzte König hängt. Etwas empfindſamer und doch in dem nämlichen Geiſte ſchrieb Marmontel 1777 ſeine berühmten „Inkas“, worin er zeigte, wie das unſchuldige Volk der Peruaner durch den Glaubensfanatismus der Spanier unglücklich gemacht

worden ſey. Dieſer Marmontel faßte an Rouſſeau die weichliche Seite, die Klage um gekränkte Naturrechte auf und führte den Cultus des lieben Herzens und der ſüßen heiligen Natur ein, der bald in Deutſchland unzählige Anhänger fand.

Damals kam auch ein ſehr bedeutſamer Umſchwung in die ſ. g. Renaiſſance, die Claſſicität, die Grundlage aller modernen Bildung. Bisher waren die claſſiſchen Muſen ſämmtlich an den Triumphwagen der Monarchie geſpannt geweſen. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam auf einmal auf den gelehrten Schulen, ſo wie in den Künſten eine andre und zwar entgegengeſetzte Auffaſſung des claſſiſchen Alterthums zum Vorſchein. Die Fürſten, vor denen man eben noch ſüßlächelnd proſternirt war, und die man immer nur mit Auguſtus, Titus, Marc Aurel ꝛc. verglichen hatte, wurden jetzt als Tyrannen bezeichnet, und die Helden der antiken Republiken, die man bisher ganz im Hintergrunde hatte ſtehen laſſen, wurden auf einmal ins helle Licht vorgezogen, bewundert und zur Nachahmung empfohlen, Brutus, Timoleon, Grachus ꝛc. Im Beginn der franzöſiſchen Revolution waren dieſe Namen und alle Erinnerungen an die antiken Republiken überall unter den Gebildeten in Frankreich verbreitet und in Jedermanns Munde. Das hing aber auf ſehr natürliche Weiſe mit der Verbreitung der Ideen Rouſſeaus, mit dem contrat social und mit der Bewunderung der in Nordamerika neuerſtehenden Republik zuſammen. Aus dem gleichen Grunde begann man in Frankreich auch zum erſtenmale für Guillaume Tell zu ſchwärmen und den Schweizern wegen ihrer patriarchaliſchen Freiheit zu ſchmeicheln wie den Nordamerikanern.

Stärker noch als bei den Franzoſen trat das republikaniſche Element der Claſſicität in einem italieniſchen Dichter hervor, dem Grafen Alfieri, der einen Timoleon, einen Philipp II. ꝛc. auf die Bühne brachte in der beſtimmten Abſicht, die Schönheit der Freiheit und die Häßlichkeit der Tyrannei zu zeigen. Er lebte lange mit der ſchönen Gräfin von Albany, geb. Gräfin Stolberg.

„der Königin der Herzen", welche von ihrem Gatten, dem bei Culloden beſiegten Prätendenten Eduard, dem letzten Stuart, getrennt war.

Die Theilnahme Lafayettes und ſeiner jungen ritterlichen Freunde an der Befreiung der nordamerikaniſchen Bürger vom Joche Englands übte mächtigen Einfluß auf die Begeiſterung für die antiken Republiken in Frankreich. Man ſah in Waſhington den Cincinnatus wiederaufleben und der Cincinnatus-Orden wurde als der erſte Ritterorden freier Bürger den adeligen und monarchiſchen Orden der alten Zeit entgegengeſetzt. Auch der alte Voltaire huldigte dem neuen Freiheitsgeiſt im Weſten. Als er das letztemal 1778 in Paris war, kurz vor ſeinem Tode, und ſich noch einmal im Genuß des Bewundertwerdens ſättigte, ſtellte ihm auch Franklin, als Geſandter der vereinten Staaten, ſeinen jungen Enkel vor und der alte franzöſiſche Faun, weiland Speichellecker der Pompadour, ſegnete ihn mit affectirter Ernſthaftigkeit und ſprach: Gott, Freiheit, Friede! Rouſſeau wußte dieſen Voltaire richtiger zu würdigen. Als ihm derſelbe wohlwollend eine Freiſtätte anbot, ſchlug Rouſſeau jede Hülfe von Seiten des alten Spötters ab und antwortete ihm: „Mein Herr, ich kann Sie nicht ausſtehen, weil Sie mir meine Republik mit Ihren Comödien verderben." Worte, die der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zum Motto dienen könnten, denn die Tugendrepublik, welche die Schwärmer in Frankreich nach dem Beiſpiel der Nordamerikaner und der alten Griechen und Römer gründen wollten, wurde lediglich durch den Cynismus und durch die Laſter, welche Voltaire den Franzoſen bisher eingeimpft hatte, vereitelt.

Mittlerweile wirthſchaftete Calonne in ſeiner verſchwenderiſchen und ſorgloſen Weiſe fort. Dem Grafen von Artois ſchenkte er aus der Staatskaſſe im Jahre 1781 anderthalb, 1782 zwei, 1783 noch zwei Millionen und doch blieb Artois noch tief in Schulden ſtecken. Im Jahre 1785 beliefen ſich die königlichen Geſchenke an Begünſtigte auf 136 Mill., die geſetzlichen Penſionen auf 72 Mill.,

abſtrakte Setzen der Naturphiloſophen keineswegs als erſtarrender Froſt, ſondern vielmehr als aufregendes Ferment, das den Erfahrungspol bethätigte. Der Empiriker fühlte, daß es mit dem bloßen Negieren jener kühnen Syntheſen nicht gethan ſey, daß es ſich darum handle, ſie auf der Kapelle der Erfahrung zu prüfen, und ob er ſie nun widerlegte oder ſie nur zu widerlegen glaubte, die Wiſſenſchaft konnte durch Vervielfältigung der Verſuche nur gewinnen. Andernſeits wich der wahre Geiſt der Wiſſenſchaft, der nur in Syntheſe und Analyſe lebt, auch von den meiſten Naturphiloſophen nicht. Sie fühlten den Drang, ihre Ideen zu Thatſachen zu erheben, und neben den geiſtreichſten Aperçus, womit ſie die Bahn der Wiſſenſchaft abſteckten, verdankt auch das poſitive Wiſſen, beſonders in den wichtigen Fächern der Anatomie und Phyſiologie der Thiere und Pflanzen, Männern dieſer Richtung die fruchtbarſten Entdeckungen. Hätte Oken nichts wirklich entdeckt, als den Urſprung der Därme aus der Nabelblaſe, ſo mußte ſchon dies Alle, die auf dem Boden der Empirie verharren, dringend auffordern, ſich darnach umzuſehen, welche Bedeutung einem ſolchen Manne als Erfinder zukomme.

Aus dieſer Wetterwolke deutſcher Naturphiloſophie ſchlug auch mancher Blitz' ſchmelzend in den Sandhaufen franzöſiſcher Wiſſenſchaft; aber in der Regel wollte Niemand dort den Schlag gehört und geſehen haben. Das Volk, das ſo ſchwer einen Geiſt anerkennt, den es nicht ſelbſt producirt, konnte ſich doch, ſeit die geiſtige Strömung von Volk zu Volk immer ſtärker wurde, auch in der Wiſſenſchaft dem fremden Einfluß nicht verſchließen; ſeit zwiſchen den Zweigen der Wiſſenſchaft ein ſo lebhafter Verkehr, Handel und Austauſch ſtattfindet, wie zwiſchen den Völkern ſelbſt, haben die Franzoſen gar manche deutſche Ideen in ihr Tableau der Natur verwoben, ohne ſie eben ängſtlich darum zu beſehen, wie viel oder wie wenig ihnen von verbotenen Aprioriſchen anklieben möchte. Dabei zeigt ſich der unüberwindliche Geiſt der Eitelkeit noch in einem andern Zuge. Eine deutſche Anſicht iſt ihnen ſelten ganz bequem und kleidſam; ihrem Bilde der Natur übergeworfen, iſt das Gewand meiſt zu weit und ungeſchlacht; ſie ſchneidern daher daran herum, ihr Coup de main erſcheint ihnen flugs als die Hauptſache, und die Entdeckung oder Erfindung wird ins große Buch der Nation geſchrieben.

die Gehalte der activen Offiziere (darunter nicht weniger als 1171 Generale) auf 46 Mill., während Sold und Unterhalt der Unteroffiziere und Gemeinen nur 44 M., die öffentlichen Bauten nur 2, die wissenschaftlichen Anstalten des Reichs nur 1 Mill. in Anspruch nahmen. Als die Königin in einem Augenblick der Besinnung vor den Schulden erschrack und dem Gatten ihrer Freundin Polignac zumuthete, er möge einem ungemessenen Gehalt als nomineller Chef des Postwesens entsagen, nahm dieser es sehr übel, und das veranlaßte den Bruch der Polignacs mit der Königin. Diese aber dachte nicht weiter an die Staatskasse und lebte sorglos fort, wie bisher. So vergingen nach Neckers Entfernung sechs unheimliche Jahre, in denen sich der schwüle Gewitterstoff der Revolution ansammelte, ohne daß der kurzsichtige, nur an seine Vergnügungen denkende Hof es zu ahnen schien, kostbare, unersetzliche Jahre, die den König in namenloses Unglück dahinrissen und die hingereicht haben würden zur Sicherung der Zukunft und seiner eigenen Rettung, wenn er noch mit Turgot gearbeitet hätte.

Calonne konnte endlich keine Anleihen mehr auftreiben und mußte entweder den Staatsbankerott erklären oder die besitzenden Classen, zunächst die privilegirten Stände zur Aushülfe vermögen. Sich an das Volk oder auch nur an die durch Ludwig XVI. edelmüthig wiederhergestellten Provinzialparlamente zu wenden, scheute er begreiflicherweise. Es schien weit räthlicher, die Finanznoth zunächst gleichsam als eine Familiensache derer zu behandeln, die durch die bisherige Verschwendung allein gewonnen hatten und allein in ihrem colossalen beweglichen und Grundvermögen die Mittel der Abhülfe besaßen. Er berief also im Jahre 1787 eine Versammlung von Notabeln nach Versailles, wo der König gewöhnlich, in der Nähe von Paris residirte. Diese Notabeln bestanden aus den Prinzen des Hauses, den ersten Bischöfen, den Höchsten des Adelsstandes und aus einer Auswahl von Deputirten der Parlamente, Provinzialstände und Städte. Als Calonne der Versammlung das Geständniß ablegte, der Staat schulde bereits

1646 Millionen Livres und es bestehe ein jährliches Deficit von 140 Millionen, erschrack Alles. Lafayette, der in die Versammlung der Notabeln gewählt worden war, hielt darin vier Reden, in denen zum erstenmal die Stimme einer neuen Zeit sich aussprach und das ganze alte System verdammte. Necker, welcher eifersüchtig lauerte, um wieder Minister zu werden, gab in Bezug auf einige unrichtige Aussagen Calonnes einen réponse à Mr. de Calonne heraus, die noch mehr aufregte und Angst machte. Allein der Hof blieb fest, er allein wollte nicht sehen, was alle sahen. Necker wurde von Paris verbannt und da Calonne selbst nicht mehr helfen zu können eingestand, wurde ein andrer Minister gesucht, als ob ein andrer hätte helfen können, so lange man Reformen scheute. Die Notabeln waren ganz mit diesem Verfahren der Regierung einverstanden, denn sie gewannen dadurch jedenfalls Zeit, und die Opfer, die man von ihnen forderte, wurden wenigstens vertagt.

Die Königin, wenn sie etwas mehr Einsicht und Gewissenhaftigkeit besessen hätte und nicht in demselben Taumel der bequemen Gewöhnung und des Gehenlassens eingeschläfert gewesen wäre, wie der König selbst, hätte schon längst auf die Gefahr aufmerksam werden sollen. Sie hätte darum wissen müssen, wieviel Calonne den Prinzen zu verschwenden gab, und hätte es nicht dulden sollen. Da sie doch einmal die Wahl der Minister und die Entschließungen des Königs leitete, war sie auch für die Regierungshandlungen verantwortlich und that in dieser Beziehung keineswegs, was ihre Pflicht gewesen wäre. Nach Calonnes Entfernung hatte wieder nur sie den neuen Minister der Finanzen zu ernennen und ihre Wahl fiel auf den Abbé von Vermond, der einmal ihr Erzieher und Vorleser gewesen war, die erforderlichen Fähigkeiten gar nicht besaß und indem er sich mit der Königin decken und entschuldigen wollte, dieselbe nur compromittirte. Dieser Vermond schadete ihr unendlich. Das Parlament von Paris erklärte dem König, es glaube nicht, daß die ihnen schädlich und ungerecht scheinenden Regierungsmaßregeln ihm Schuld zu geben seyen, „sie entsprangen nicht

aus Ihrem Herzen, Sire, ſie kommen aus einer andern Quelle.“ Damit war deutlich die Königin bezeichnet.

Vermond mußte abtreten und der Hof ſah ſich bereits genöthigt, um Parlament und Volk zu gewinnen, dem Herrn von Brienne, Erzbiſchof von Toulouſe, der ſich bei den Notabeln als ein Phyſiokrat, wie einſt Turgot, bemerklich gemacht hatte, die Leitung der Finanzen zu übertragen. Brienne ſchlug nun Erleichterung des Volks durch Abſchaffung der Frohnen, Aufhebung alter Zölle im Innern, Unterdrückung läſtiger Nebenſteuern ꝛc. und Vertheilung der Steuern durch Provinzialverſammlungen, alſo eine Art Selbſtbeſteurung des Volks vor und verlangte zugleich eine Grundſteuer, die auch der Adel zahlen ſollte, und eine Stempeltaxe, um von deren Ertrag das Deficit zu decken. Das war nun wieder daſſelbe, was Calonne vorgeſchlagen hatte, nur noch ſchärfer formulirt, die Beſteurung der Reichen zur Erleichterung der Armen. Die Notabeln aber wollten die Grundſteuer nicht, und das Parlament weigerte ſich, die Stempeltaxe einzuregiſtriren.

Das Parlament von Paris begann eine große Rolle zu ſpielen. Seine feurigſten Redner Duport und d'Eſprémenil gingen, wie Lafayette bei den Notabeln, von den ſchwebenden Finanzfragen auf die allgemeine Reformfrage und auf das Bedürfniß großer und radikaler Veränderungen über und wieſen darauf hin, daß nur Reichsſtände*) berechtigt ſeyen, die erforderlichen Schritte zu thun, nicht die Parlamente einzelner Provinzen und auch nicht die Notabeln, in denen der dritte (bürgerliche) Stand nicht vertreten ſey. Das Volk nahm in großer Aufregung an den Verhandlungen des Parlamentes Theil und überſchüttete ſeine Redner mit Beifall. Dadurch ermuthigt, erhob das Parlament eine gerichtliche

*) Sabatier rief im Parlament: ihr verlangt vom Miniſter les états de recette et de dépense (den Etat der Einnahmen und Ausgaben), aber was ihr eigentlich braucht ſind die états-généraux! das Wort fiel wie ein Blitz vom Himmel herab und entzündete ganz-Frankreich.

Klage gegen Calonne, welcher gerathen fand, nach England zu flüchten.

Das war zu viel für den Hof, der das Bewußtseyn der Allmacht noch in sich trug. Um das widerspenstige Parlament zu zähmen, wurden in der Nacht auf den 15. August 1787 seine Mitglieder, jedes von einem Offizier arretirt und nach Troyes gebracht, wo es, von Versailles und Paris verbannt, sich eines Besseren besinnen sollte. Das that nun auch das Parlament, indem es seinen eigenen aristokratischen Vortheil mit dem des Monarchen zu versöhnen suchte. Vielen Parlamentsräthen war bereits bange vor der großen Aufregung des Volks und vor den künftigen Reichsständen, denn entweder unter allgemeinen Unruhen oder durch die rechtmäßige Gewalt der Reichsstände mußten die Provinzialparlamente ihr altes Ansehen verlieren. Man verstand sich daher in einem äußerst geheim gehaltenen Vertrage dahin, daß 1) das Parlament von Troyes schon im September zurückberufen, 2) vom Parlament dem König ein allmählich steigender Credit zur Aufnahme großer Summen bewilligt, dagegen 3) vom König dem Parlament zugesichert werden sollte, daß er die Reichsstände nicht einberufen werde. In Folge dieser Uebereinkunft kam das Parlament zurück und erschien in demselben am 19. Nov. der König mit dem Prinzen und dem ganzen Hofgefolge, um vor allem Volke die Einigkeit der Regierung und des Parlaments darzulegen und unter Vorlegung neuer wohlwollender Concessionen an das Volk den Credit für die Anleihe zu fordern. Der Siegelbewahrer Lamoignon hielt den Vortrag. Als aber bei der Abstimmung der Minister fürchtete, es könne sich eine Mehrheit gegen ihn ergeben, unterbrach er das Stimmensammeln und verlangte, was der König in Person als Gesetz vortrage, soll auch ohne Abstimmung nach alter Sitte der lits de justice vom Parlament einregistrirt werden. In diesem Augenblick hatte der Herzog von Orleans die Arglist, den König mit der Frage zu überraschen: ist das hier ein lit de justice? und der König war so einfältig zu antworten: nein, es ist

eine königliche Sitzung. Nun wurde zwar das Geſetz einregiſtrirt, aber eine Menge Parlamentsräthe proteſtirten dagegen, weil die Einregiſtrirung nur bei einem lit de justice gültig ſey, bei welchem keine Debatte Statt finden dürfe, diesmal aber habe man unter den Augen des Königs debattirt.

Empört über die jämmerliche Rolle, die man ihn bei dieſer Parlamentsſitzung hatte ſpielen laſſen, verbannte der König den Herzog von Orleans und ließ zwei Parlamentsräthe, die ſich am heftigſten ihm widerſetzt hatten, Sabatier und Fréteau verhaften. Das Parlament aber nahm ſich ſeiner Räthe an und das Volk unterſtützte es. Der König caſſirte das Parlament am 17. Jan. 1788, aber es verſammelte ſich ſchon am andern Tage eigenmächtig wieder. Am 17. April bewilligte der König die Freilaſſung der beiden Räthe, aber in Ausdrücken, die ihm abſolut monarchiſche Gewalt vindicirten, daher vom Parlament wieder getadelt und nicht anerkannt wurden. Der arme König war hier das Werkzeug einer Partei, welche ſehr ſchlau zu ſeyn glaubte, ſich aber doch im gehofften Erfolge täuſchte. Als das Parlament ſich nicht beruhigte und der Hof ſich noch mehr vor den immer allgemeiner verlangten Reichsſtänden fürchtete, ſchuf Brienne ein Mittelding, cour plénière genannt, welches anſtatt der bisherigen Parlamente und anſtatt der geforderten Reichsſtände die Rechte beider in ſich vereinigen ſollte. Ehe aber Brienne die Sache zum Vertrag gebracht hatte, erhielt d'Eſpremenil durch Beſtechung drei Exemplare des Decrets aus der Druckerei und nun ſetzte das Parlament ihm eine déclaration entgegen, in der es gegen jede vom König octroyirte Scheinvertretung des Volks proteſtirte und als wahre Vertretung nur die Reichsſtände anerkannte. Das Pariſer Parlament wurde nun wieder auseinandergejagt und d'Eſpremenil verhaftet. Brienne aber ſchrieb eigenmächtig durch das ganze Land Steuern aus.

Die übrigen Parlamente Frankreichs ſtimmten dem von Paris zu. Die Regierung ſuchte die Provinzen durch Strenge im Zaum

zu halten. Zwölf Deputirte des Parlaments der Bretagne, die mit Beſchwerden und Proteſtationen nach Paris kamen, wurden verhaftet und in die Baſtille geſetzt. Das empörte aber die ganze Bretagne dergeſtalt, daß ſelbſt der Adel zum Volke hielt und die Offiziere der Garniſon ſich weigerten, gegen das Parlament einzuſchreiten. Im Parlament der Dauphiné vereinigten ſich Adel, Klerus und dritter Stand zu gemeinſchaftlicher Sitzung, ein Vorbild der ſpäteren Reichsſtände. An vielen Orten, beſonders in den Städten, brachen Unruhen aus und widerſetzte ſich das Volk den Regierungsbeamten, die königlichen Edicte wurden an mehreren Orten öffentlich verbrannt.

Nun wurde dem Hofe Angſtund am 16. Auguſt wurde die Einberufung der Reichsſtände, die Befreiung d'Eſpremenils, die Entlaſſung Briennes und Lamoignons und die Zurückberufung Neckers beſchloſſen, des Mannes, der aus ſeiner früheren Verwaltung einen guten Ruf mitgenommen und denſelben durch die réponse wieder aufgefriſcht hatte. Man brauchte Credit, das Parlament gewährte keinen, Necker ſchien derjenige zu ſeyn, der durch ſeinen eigenen Credit auch den ſeines Miniſteriums heben müſſe. Der plötzliche Entſchluß der Regierung wurde als eine Wendung zum Beſſeren vom Volk mit Jubel aufgenommen. Es fehlte dabei aber auch nicht an Tumult. Die Paläſte Briennes und des Siegelbewahrers wurden vom Pöbel demolirt, eine Puppe, die den Brienne darſtellte, verbrannt. Auf ähnliche Art hatte der Pöbel von Paris ſchon früher die Puppen Calonnes und der Polignac in den Straßen herumgeſchleift und verhöhnt.

Necker zog wie im Triumphe ein, ſein bloßes Erſcheinen bewirkte an einem einzigen Tage ein Steigen der Renten um 30 p. c. Der Mittelſtand beruhigte ſich und gab ſich den ſchönſten Hoffnungen hin. Eigentlich war man nur zu dem Standpunkte zurückgekehrt, auf dem ſich der König ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung befunden hatte, und von dem ihn nur die Königin mit dem Anhang der Polignacs weggezogen hatte. Aber es war zu

ſpät, eine unerſetzliche Zeit war verſäumt worden, die Finanznoth war aufs höchſte geſtiegen und der Groll der Maſſen ſchon furchtbar erregt. Der Winter auf 1789 war ungewöhnlich ſtreng, was die ärmſten Klaſſen ſchwer empfanden, und was in Verbindung mit ausgedehnten Hagelſchlägen im darauffolgenden Sommer eine Theurung und zeitweiſe Hungersnoth in Paris herbeiführte, die ſehr viel zur Wüthendmachung der Volksmaſſen beitrug.

Necker war eine Täuſchung für beide Parteien, die des Hofes und des Volkes. Er konnte weder dem erſteren helfen, noch dem zweiten genügen, ging aber auf die Täuſchung ein, indem er ſich ſelbſt und beiden Parteien durch den Mittelweg, den er einſchlug, eine Spiegelfechterei vormachte. Er berief nämlich nochmals die ſchon abgenutzten Notabeln, damit der Hof Zeit gewinne, machte es aber den Notabeln zur Aufgabe, über die Modalitäten der künftig einzuberufenden Reichsſtände zu berathen, um durch dieſe Zuſicherung das Volk einſtweilen zu beruhigen, und erließ einen Aufruf an alle ſachverſtändigen Schriftſteller, ſich über die beſte Art, wie die Reichsſtände reconſtruirt werden könnten, zu äußern. So glaubte der ſchlaue, ſchwache Mann ſich ſelbſt nach allen Seiten gedeckt zu haben, indem er jedem Recht gab, jedem Freiheit ließ, ſeine Meinung kund zu thun und geltend zu machen. Anſtatt ſelbſt die Initiative nothwendiger Reformen zu ergreifen, überließ er alles dem Zufall, und der König ſollte ſich noch einbilden, er könne durch dieſen Necker gerettet werden. Necker war ſehr eitel und wurde noch eitler gemacht durch ſeine Frau und Tochter, die nachher als Schriftſtellerin berühmte, an den ſchwediſchen Geſandten verheirathete Frau von Staël.

Damals zuerſt nahm die dynaſtiſche Oppoſition, welche ſich bisher nur in Intriguen gegen die Königin bewegt hatte, eine öffentliche Stellung ein und trat dem König ſelbſt gegenüber. Der neidiſche Graf von Provence begann als Präſident der Notabeln mit der bürgerlichen Oppoſition zu kokettiren, um wenn auch nicht ſeinen königlichen Bruder zu ſtürzen, doch, wenn derſelbe

auf andere Weiſe dem böſen Schickſal erläge, von der Popularität getragen ſeine Stelle einnehmen zu können. Viele von der Ariſtokratie dachten eben ſo und nahmen ihre Stellung aus Furcht vor der Rache des Volks oder um mit Popularität zu ſpeculiren, auf der linken Seite. Durch dieſen Abfall wurde der letzte Verſuch der Notabeln und Parlamente, ſich mit der Krone zu verſtändigen, vereitelt. Necker benahm ſich ſpröde gegen die conſervative Mehrheit und wetteiferte mit der liberalen Minderheit in Conceſſionen an die öffentliche Meinung. Seine einzige Sorge ſchien zu ſeyn, daß der Graf von Provence nicht populärer werde, als der König. Die alten Reichsſtände, die erſt unter Ludwig XIV. ſiſtirt worden waren, hatten aus drei Curien beſtanden, wovon jede die gleiche Anzahl Mitglieder beſaß und beſonders berieth. Jetzt aber verlangten die Volksfreunde, die Curie des dritten (bürgerlichen) Standes ſolle doppelt ſo viel Mitglieder zählen, wie die des Adels und Klerus, oder ſo viel als die beiden letzten zuſammengenommen, und alle drei Curien ſollten in einer Verſammlung gemeinſchaftlich berathen und ſtimmen, weil ſonſt der dritte Stand, das eigentliche Volk, immer von den beiden erſten Ständen majoriſirt werden und die nothwendigen Reformen nicht zu Stande kommen würden. Dieſer Forderung ſchloß ſich auch der Graf von Provence an. Zugleich erklärte ſich der Adel bereit, der Steuerfreiheit zu entſagen, am 20. Dezember. Hierauf bewog Necker den König, am 27. Dezember durch einfachen Cabinetsbefehl zu verfügen, daß doppelt ſo viel Mitglieder des dritten Standes gewählt werden ſollten, als der beiden andern Stände. Er legte einen Werth darauf, daß der König in dieſer ſehr populären Frage die Initiative ergriff und auch allein den Ruhm davon haben ſollte. Was aber die Beſteuerung betrifft, ſo erklärte der König den Notabeln, das werde von den Reichsſtänden zu entſcheiden ſeyn. Noch ſchroffer wies er nach dem Rathe Neckers das Parlament ab, welches noch in der letzten Stunde den Verſuch gemacht hatte, ſeine Rechte *neben* denen der zu berufenden Reichsſtände zu reſerviren.

Trotz dieſer großen Conceſſionen hoffte Necker, die Krone werde von der Volkspartei nicht überwältigt werden. Er wollte nämlich die drei Stände jeden einzeln und abgeſondert von den beiden andern berathen und ſtimmen laſſen (wie in Schweden), ſo daß es dem dritten Stande nicht möglich war, von ſeinem numeriſchen Uebergewicht Gebrauch zu machen, und er hoffte, Adel und Klerus auf der einen, der dritte Stand auf der andern Seite würden ſich gegenſeitig die Wage halten und er werde mittelſt des divide et impera eine feſte Stellung behaupten.

Die Regierung mißkannte die Uebermacht des dritten Standes, die Niemand mehr verkennen konnte. Durch Neckers unvorſichtige Aufforderung an die Literaten, ſich über die ſtändiſche Frage zu äußern, war eine Fluth von Schriften hervorgerufen worden, die in ihrer Mehrheit einſtimmig und mit der Ueberzeugungswärme, zu der die öffentliche Meinung damals berechtigte, den dritten Stand als die Nation ſelbſt, die beiden andern Stände aber nur als überflüſſige Bruchtheile derſelben bezeichneten. Am meiſten Ruhm unter dieſen Brochüren des Tages erlangte die des Abbé Siéyes, welcher kurz und bündig ſagte: was iſt der tiers état? Antwort! nichts. Was ſoll er ſeyn? Antwort: alles! Aber auch dieſe Partei täuſchte ſich. Sie verſtand unter der Nation nur den Mittelſtand allein (die Bourgeoiſie) und nahm die zur Anarchie geneigte rohe Maſſe des Proletariats ſo wenig in Rechnung, wie den conſervativen, der alten Kirche geneigt bleibenden Bauernſtand. Sie ſetzte bei jenem die Humanität und Mäßigung, bei dieſem die Aufklärung des gebildeten Bürgerſtandes voraus, ein Irrthum, den die Sansculottes hier, die Vendéer dort blutig widerlegen ſollten. Dennoch iſt die Bourgeoiſie auch ſpäter noch, und nicht blos in Frankreich allein, immer wieder in denſelben eiteln Irrthum gefallen, ſich für die Nation überhaupt, ganz und allein zu halten. Die Bretagner gingen mit dem Beiſpiel voran. Hier föderirten ſich die Bürger verſchiedener Gemeinden, hielten bei den Wahlen die heftigſten Reden und donnerten gegen die Ariſtokratie, während der

Adel, indem er sich durch die Doppelzahl der bürgerlichen Abgeordneten nicht überstimmen lassen wollte, gar nicht wählte. In Paris selbst war die Aufregung so groß, daß in die Versammlung der bürgerlichen Wähler damals schon große Deputationen der Poissarden und Damen der Halle kamen, jener berüchtigten Megären, die eine furchtbare Rolle in der Revolution spielen sollten.

Eine andere Täuschung lag in der nationalen Auffassung der Bewegung. Die bürgerlichen Unzufriedenen gefielen sich in der falschen Vorstellung, es handle sich um eine gallo-romanische Erhebung gegen den fränkischen, burgundischen und normännischen Adel, der seit der Völkerwanderung sich auf gallischem Boden unnütz gemacht habe. Daher die Vorliebe, mit der man alle altgallischen und altrömischen Erinnerungen und Namen wieder auffrischte, als gelte es, die germanischen Eindringlinge für immer wieder von einem Boden zu verdrängen, der ihnen nie rechtmäßig angehört habe. Dieselbe Vorliebe führte später zur Wiedereinführung altrömischer Amtstitel (der Consuln, Tribunen ꝛc.), zur Annahme antiker Kleidertrachten und zur Veränderung auch der benachbarten Länder- und Völkernamen im antiken Sinne, so daß sich die Niederländer Belgier, die Holländer Bataver, die Schweizer Helvetier, die Genuesen Ligurer ꝛc. nennen lassen mußten. In alledem lag kein reeller Volksinstinct, es war nur Affectation der durch den classischen Geschmack verwöhnten Gebildeten. Der Irrthum, dem man sich desfalls hingab, war um so gröber, als die große Bewegung des Volks gegen den Thron im Gegentheil einen ganz germanischen Charakter hatte und nur die altfränkischen Volksrechte wahren sollte gegen den unter Ludwig XIV. dem Volk aufgedrungenen, seine alten Rechte beschränkenden, dem Wesen wie der Form nach den altrömischen Kaiserzeiten abgelernten Despotismus.

In den Cahiers, in denen die Wähler den Deputirten ihr Benehmen vorschrieben, wurde nicht mehr verlangt, als eine die Rechte und Interessen des Volks schützende, den bisherigen Des-

Der raſche Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften ſeit dem letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts rief naturgemäß in der deutſchen Nation ideale Conſtructoren und Geſetzgeber, als Nachfolger Leibnitzens, hervor. Aber in derſelben Nation geht auch der uralte Glaube um an das magiſche Einverſtändniß zwiſchen den Regungen des Gefühls und dem Haß und der Liebe in den Bewegungen der Natur, an die Harmonie zwiſchen dem Rhythmus der Herzensſchläge und dem Pendelſchlag der Weltuhr. Auch dieſe Dämmerungsſeite des Geiſtes mußte von der neuen wiſſenſchaftlichen Bewegung ergriffen werden, und Jakob Böhme poſtulirte ſeine Nachfolger. Dieſelbe relative Entwicklungsſtufe, welche die eigentliche Naturphiloſophie geboren, hat unter uns auch eigenthümliche „Scholaſtiker des Herzens und Dialektiker des Gefühls" hervorgerufen, welche die modernen Syntheſen des Wiſſens nach ihrer Weiſe phantaſtiſch ausſpannen und die Epopöe der Natur in koloſſalen Fragmenten nachdichteten.

Weit rückwärts in der Geſchichte der Menſchheit gab es eine Zeit, wo der Menſch der Natur weit näher war als ſpäter, in klügern, bewegtern Jahrhunderten. Von verſchiedenen Seiten her glaubte die Forſchung auf dieſes Reſultat zu gelangen, und auch unter den nüchternſten Völkern gab es große Köpfe, welche dies ausſprachen; wir nennen nur Bailly und H. Davy. Damals überwog das Fühlende, unmittelbar Ergreifende im Menſchen über das Trennende, Aufnehmende, und äußerte ſich als der edelſte Inſtinkt, dem ſich die Beziehungen der Natur magiſch offenbarten. Was ſich in der Natur fordert und läugnet, zieht und abſtoßt, regte analoge Saiten auf der Aeolsharfe der reinen, naiven Menſchenbruſt. Durch alle Reiche wiegen ſich in tauſendfachem Bezug die Kräfte hin und her, friedlich und freundlich, und aus der ganzen Sichtbarkeit ſammeln ſich Strahlen in der dunkeln Kammer der Menſchenbruſt. Die Harmonie und der Streit der Dinge, ihre Liebe und ihr Haß zogen einſt auf dem blanken Spiegel der ſich mit der Natur verſchmelzenden Seele in unausſprechlichen Bildern vorüber, die der Geiſt, ſeinem eingebornen Weſen nach, in Symbole faßte. Aber dieſer Spiegel iſt getrübt, ſeit ſich der Geiſt von der Tiefe der Natur ihrer Oberfläche zugewendet, ſeit der Verſtand in dem ihm Gleichartigen, im Aggregate, wühlt und hier, weil er immer nur Gleichartiges erzeugt, ſich

potismus gesetzlich einschränkende, die Staatsausgaben controllirende Kammer, mit einem Wort eine constitutionelle Monarchie, dem Wesen nach der englischen entsprechend, wenn auch mit andern Formen. Necker und seine Freunde hatten daher ganz Recht, ausdrücklich die englische Verfassung zu empfehlen und irrten sich nur, soferne sie das einmal im Volke festgewurzelte Mißtrauen auch in den bessern Willen der Krone nicht in Anschlag brachten; ein Umstand, der damals jede Verständigung hinderte und den Umsturz der Dinge unvermeidlich machte. Was sie rechtfertigt, ist die Thatsache, daß Frankreich, nachdem alle Stürme der Revolution vorübergegangen waren, doch nichts anderes erhielt, als eben eine constitutionelle Monarchie, ungefähr gerade dasselbe und so viel, als jene ersten Cahiers verlangt hatten. Die gallo-romanischen Sympathien bezeichnen daher wie unter Ludwigs XIV. Despotie, so unter der Schreckensherrschaft der rothen Freiheitsmütze, so auch wieder unter dem Consulat und der imperatorischen Dictatur nur Ausnahmszustände, während die constitutionellen oder germanischen Sympathien immer die alte Regel der Natur blieben und bleiben werden.

Daß die französische Regierung in der schweren Krisis zur Zeit Briennes und Neckers den auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr die gehörige Aufmerksamkeit widmete, ist entschuldbar, wurde ihr aber zum schweren Vorwurf gemacht. Die Volkspartei wollte nicht nur Verbesserungen im Innern, sondern drang auch auf eine würdigere Stellung nach außen. Der letzte große Diplomat der alten Monarchie war der Graf von Vergennes, der ganz so fein wie Harris von englischer und Görtz von preußischer Seite, für das Interesse seines Herrn im Ausland intriguirte, aber von seinem Herrn im Stich gelassen wurde. Vergennes würde den Türken, Schweden und Polen Beistand geleistet, auch die insurgirten Holländer und Niederländer unterstützt haben, allein der Versailler Hof wagte nichts mehr.

Regiſter zum erſten Bande.

Aachner Frieden 28
Abdallah v. Candahar . . . 138
Abercrombie . . 153
Abo, Frieden von 72
Abyſſinien 78
Achmed III. . . 188
Adams . . 236. 262
Adolf Friedrich 72. 369
Aegypten . . . 78
Afrika 266
d'Aiguillon . . 210
Albrecht v. Sachſ. Teſchen . . . 347
d'Alembert . 42. 80
Alex. von Anſpach 416
Alfieri 451
Algier 79
Allum, Schah 136 f. 151
d'Alton . . . 350
Amalie v. Weimar 424
Amſterdam . . 397
Anhalt 417
Ankarſtröm . . 387
Anna, Kaiſerin . 69
Anſon 28
Anſpach . 57. 416
Antillen 122. 251. 255
Anton Ulrich 69. 166
Apraxin . . . 99
Arabien . . . 78
Aranda . 202. 263
Arnold 242. 246. 256
Artois, Graf von 442
Auguſt II. . . 52
Auguſt III. . 52. 67
76. 87. 167
Auguſt Wilhelm . 94
Auguſte v. England 230
Avignon . . . 203

Baden . . 56. 409
Bach 82
Bahrdt . . . 305
Baireuth . 56. 416
Bar, Conföderation von 175
Barbareesken . . 78
Barrièretractat . 336
Bartenſtein . . 14
Barthelemy . . 378
Baſedow . . . 309
Baſchkiren . . . 194
Baſtille 41
Batthyany . . 328
Bayern 4. 17. 55. 90. 220. 286 f. 404
Belgrad . . . 345
Belleisle . . 14. 17
Bender, Feſtung . 178
—, Marſchall 358
Benedict XIV. . 47
Bengalen . . . 133
Bergen . . 107 f.
— vp Zoom . 27

Seite

Berlin . 99. 112. 303
Bern 50
Bernis . . 39. 105
Bernstorff, der ält. 361
364
— , d. j. . 368
Besenval . . . 443
Bestuschef . 71 f. 99
154. 160
Bevern . . . 100
Biron . 70. 156. 167
Bischofswerder . 392
Blumauer . . . 336
Böhmen . 15. 317
Börse 264
Bonn 422
Bonneval . . . 77
Boston 232. 234. 238
Botanybai . . 266
Botta . 26. 70. 73
Bouillé . . . 259
Bourgoyne 241. 248
Brahe 369
Braminen . . . 129
Brandevyne . . 249
Braunschweig . 418
Breslau . . 15. 83
100. 111
Breslauer Frieden 18
Bretagne . . . 458
Brienne . . . 455
Broglio . 19. 114
Brown . . 25. 89
Brühl . . . 52. 87
Brüssel . 349 f. 358
Buddhisten . . 129
Bunkershill . . 242
Bussy . . 133. 147
Bute . . 114. 119
Butturlin . . . 115

Seite

Cagliostro . . 218
Calabrien . . . 334
Calas 450
Calcutta . . . 133
Calonne . 439. 452
Canada 242
Carleton 242. 246. 257
Casanova . . . 219
Cassel 407
Charlestown 253. 257
Chatam, s. Pitt.
Chateaurour . . 37
Cherson . 339. 343
Chetardie, de la . 71
Choiseul . 105. 183
200. 209
Chotusitz . . . 18
Choczim . 178. 345
Christian VI. . 65
— VII. . 363
— Ludwig . 53
Claudius . . . 307
Clemens XII. . 47
— XIII. . 201
— XIV. 206 f.
— August . 422
— Wenzel . 208
Clerfait . . . 355
Clermont . . . 105
Clinton . . 250 f.
Clive . . . 132 f.
Cincinnatusorden
271. 452
Coburg, Prinz v.
346. 355
Coesfeld . . . 105
Colberg 106. 112. 117
Collin 93
Cook 266
Coote 147

Seite

Cornwallis . . 150
253. 257
Corsica . . . 49
Graven 416
Crebellon . . . 447
Crumpipen . . 349
Cüstrin 103
Culloden . . . 27
Cumberland 23. 27. 92
Czartoryski 76. 168
Czernitschef . . 117

Dänemark 65. 361. 375
Dalberg . 221. 421
Dalekarlien 377. 381
Damiens . . . 44
Danzig . . . 291
Darmstadt . . . 408
Daschkow . 157. 162
Daun 93
Dauphiné . . . 458
Deisten . 63. 324
Delaware . . . 246
Delhi . . 129. 151
Dessau 309
Dessauer, der alte 8
16. 22
Dettingen . . . 20
Deutsches Reich 1. 51
90. 400
Diderot . 42. 447
Dissenters . . . 268
Dissidenten . . 170
Doggersbank . . 260
Dresden 47. 88. 104 f.
— Frieden v. 22
Dubarry . 210. 433
Dumouriez . . 184
Dupleix . 128. 131

Seite

Duport . . . 455

Elisabeth, Kaiserin 71. 86. 154
Elliot 260
Emser Congreß . 334
England . . 61. 87
Encyclopädisten . 42
d'Eon 75
Erbfolgekrieg, bayrischer . . . 288
— österreichischer 1
Erneſti 300
Ernst von Gotha 221. 417
Erthal . . 421. 423
d'Espremenil 455. 457
d'Estaing . 250. 253
d'Estrées . . . 95
St. Eustach . . 259

Ferdinand von Braunschweig, d. ältere 98. 107. 118
— d. jüngere 114 222. 391. 397. 418
— II. v. Neapel 207
— VI v. Spanien 44
Fermor . . . 102
Fersen 441
Feßler . 223. 336
Fielding . . . 64
Fink 110
Filosofof . . . 365
Fleury . . . 14. 33
Fokschani . . . 184

Seite

Fontenoy . . . 23
Fouqué . . . 111
Fox 263
Frankenberg . . 348
Franklin . 233. 235 242. 247. 262
Frankreich 14. 30 f. 183 200 f. 247. 249. 433 452 f.
Franz I. . 16. 24. 91
Freimaurer . 214 f.
Freitag . . . 419
Friedrich d. Große 10 f. 80 f. 156. 169 180. 212. 276 f. 340
— von Cassel 407
— v. Baireuth 56
— V. v. Dänemark . 66. 361
— v. Schweden . . 66. 368
— August . 403
— Eugen . 117
— Wilhelm I. 8
— — II. 340 349. 353. 390 f.
Friedrichsham 377. 380
Fürstenberg . . 423
Fürstenbund . . 290

Gage . . . 240 f.
Galliczin . . . 307
Gaßner . . . 219
Gates 248
Genua . . . 26. 48
Georg II. 19. 27. 51 61. 92. 114
— III. 114. 229 264

Seite

Georg IV. . . 264
Georg von Holstein . 156. 160
Georgien . . . 77
St. Germain . 218
Geßner . . . 428
Gibraltar . . . 260
Glatz 16
Gneisenau . . . 417
Görtz 396
Göthe 425
Göttingen . 51. 310
Golam Khadir . 151
Gonda 178
Gordon . . . 258
Gotha . . 57. 417
Gothenburg . . 381
Gottsched . . . 52
Greigh . . 379. 380
Grenville . . . 231
Großjägerndorf . 99
Großmogul . . 129
Guldberg . . . 367
Gustav III. . 370 f.
Gwallior . . . 146
Gyzelaer . . . 395

Haddik . . . 99
Häsiesko . . . 380
Haller 64
Halsbandprozeß . 445
Hamann . . . 307
Hancock . . . 241
Hannover 51. 92. 419
Harris 396
Hartley . . . 63
Hastenbeck . . . 95
Havannah . . . 127
Heinrich, Prinz . 118 182. 185. 391

Seite

Hellichius . 372. 374
Helvetius . . . 43
Henzi 50
Heraclius . 77. 342
Herder . . 363. 426
Herrnhuter 83. 298
Herzberg 351. 355. 391
Heſſen . 56. 92. 407
Heyden . . 106. 112
Hirſchpark . . . 39
Hippel 307
Hochkirch . . . 104
Hogarth . . . 64
Hohenfriedeberg . 22
Hohenheim . . 416
Hohenlohe . . . 84
Holbach . . . 449
Holland 20. 27. 59. 259
337. 351. 394 f.
Holſtein 65. 156. 361. 362
Hontheim . . . 207
Horja 335
Horn 369
Howe . . 241 f. 261
Hubertsburg . . 119
Hüte und Mützen 369
v. Hund . 217. 221
Hyder Aly 143. 145 f.

Janſeniſten . . 40
Jaſſy 356
Java 59
Jefferſon . . . 244
Jeſuiten . 44. 197 f.
Iſſland 429
Illuminaten . . 220
Indianer . . . 251
Johann V. . . 44
Jonquière . . . 28

Seite

Joſeph II. . 180. 288
289. 314 f.
Irland 126
Irokeſen . . . 126
Italien . . . 47
Juden 324
Juliane v. Dänemark . . 363. 366
Junius Briefe . 236
Iwan . . 69. 165

Kainardſche . . 188
Kalmücken . . 189
Kant 303
Karanſebes . . 345
Karl VI., Kaiſer 2
— VII. 4. 15. 17. 22
— III. v. Spanien . . 48. 127
263
— IV. . . . 263
— von Anſpach 57
— Braunſchweig 418
— Kurland . 154
156. 167
— Lothringen 18. 93
— Südermannland . . 370. 380
383. 388
— Württemberg
55. 410 f.
— Zweibrücken
287. 405
— Alexander . 55
— Auguſt . . 424
— Eduard . . 26
— Emanuel 25. 48
— Friedrich 56. 409
— Theodor 55. 220
286. 404

Seite

Karnatik . . 132 f.
Karoline Mathilde 363 f.
Kaſan 191
Katharina II. 73 f. 154
f. 258. 289. 318. 362
338 f. 376 f.
Kaunitz . . 84. 329
331. 341
Kay 108
Kirche . 317. 319 f.
Khevenhüller . . 17
Kleiſt . . 64. 108
Klinger . . . 429
Klinglin . . . 58
Klopſtock . 53. 308
Knigge . . 221. 306
Köln 421
Koſacken . . . 189
Kosciuszko . . 248
Kotzebue . . . 428
Kraſinski . . . 178
Krim 178. 183. 195. 341
Kunnersdorf . . 108
Kurland 154. 156. 167
Kutuſow . . . 356

Labourdonnaye 128. 131
Lafayette 248. 255. 257
452. 454
Laſſeld 27
Lalande . . . 449
Lally Tolendal . 135
Lamballe . . . 436
Landshut . . . 111
Lascy . . 112 344
Laudon . 102 f. 181
345. 347
Lavalette . . . 200
Lawrence . . . 131

Seite

Lee . 242. 246. 251
Lehwald . . . 99
Leipzig . . 52. 115
Leopold II. 328. 354 f.
— v. Braunschweig . . . 419
Lessing . . . 304
Lestocq . . . 71
Leuthen . . . 100
Lexington . . 240
Lichtenau . . 391
Liegnitz . . . 112
Liguorianer . . 214
Lippe, Wilhelm v. 92. 127
Lissabon . . . 46
Locke . . . 63
London . 258. 267
Lopresti . . . 345
Louisiana . . 122
Lowositz . . . 89
Lucern . . . 50
Ludwig XIV. . 30
— XV. 14. 25. 33 f. 85. 206. 433
— XVI. 208. 315 433 f. 453 f.
— v. Darmstadt . . . 408
Lüttich . 290. 359
Lutterberg . . 105

Madras . 128. 131 139. 146
Maestricht . . . 27
Mahomet V. . . 24
Mahmud I. . . 77
Mahratten 132 f. 146
Mainz 421

Seite

Mainotten . . 179
Malesherbes . . 436
Malta 50
Mannheim . . . 55
Markow . . . 378
Marie Antoinette . 206 316. 433 f. 454
— Caroline . . 207
— Theresia 4 f. 119 185. 205. 288. 312
— von Portugal 47
Max Emanuel . 54
— Joseph . 22. 54
— von Köln 289. 422
Maxen 110
Mechitaristen . . 321
Mecklenburg . 53. 419
Meinigen . . . 57
Menschenrechte . 244
Mersch . . 352. 357
Meßmer . . . 219
Methodisten . . 269
de la Mettrie 42. 80
Michelson . . . 191
Migazzi . 204. 328
Minden . . . 108
Minorca . 124. 260
Mir Jaffier . 135 f.
— Kassim 138. 140
Mirabeau . 338. 393
Möllendorf . . 288
Möser 307
Mollwitz . . . 13
Montenegro . . 346
Montesquieu . . 42
Montgomery . . 242
Moritz v. Sachsen 23
Moser 412
Moskau . 190. 194
München . 54. 405

Seite

Münchhausen . . 51
Münnich 69 f. 158. 159
Münster . 307. 423
Mungo Park . . 266
Mustapha III. . 77
Mysore . . . 143

Nadasdy 21. 99. 100
Nadir Schah . . 77
Namur . . . 357
Neapel . . 48. 207
Necker 438. 454. 458 f.
Negersklaven . . 273
Neipperg . . . 13
Neufchatel . . 85. 285
Neuhof . . . 49
Neuholland . . 266
Neutralität, bewaffnete . . 258
New-York . 233. 245
Nicolai . . . 303
Niederlande 336. 347 f. 356
Noot, van der 349. 351 356 f.
Nordamerika 122. 229 f.
North . 236 f. 250 262. 263
Notabeln . . . 453
Nuntien . . . 334
Nymphenburger Vertrag . . 15

Oczakow . . . 344
Oesterreich 2. 86. 312
Obiegesellschaft . 122
Oldenburg . . 362
Olmütz 102

Seite

Orenburg . . . 191
Orleans, Philipp von . . 442. 456
Orlow, G. 155. 157 160. 190. 193
— A. 179. 193. 194
Osmann III. . . 77
Ostermann . 69. 71
Ostfriesland . . 21
Ostindien . . 128 f.

Paderborn . . 423
Paine 239
Palais Royal . 443
Panin 157. 160. 290
Paoli 49
Paraguay . . . 45
Parker 244. 251. 260
Paris, Friede v. 128
Parlament, in England . . 61. 263
— in Frankreich 40. 201. 211 455 f.
Parma 203
Passau 290
Passy 135
Patna 137
Paul I. . 75. 162
Paul Jones . . 255
Persien . 77. 342
Peter III. 73. 117. 155 f.
— von Oldenburg . . . 362
St. Petersburg 69. 385
Philadelphia . . 232 239. 249
Philipp V. . . 44
Philippe . . . 266
Physiokrat. System 280
Pietismus . . 297 f.
Pigot 145
Pirmasens . . 408
Pirna 88
Pistoja 328
Pitt, d. ält. 235. 239
—, d. jüng. 262 f.
Pittsburg . . . 125
Pius VI. 214. 330 f.
Polen 67. 76. 168 f. 353
Polignac . 439. 453
Pombal . 45. 199
Pompadour 37. 85. 200
Pondichery . 128. 131 136. 146
Poniatowski, s. Stanislaus.
Pontiac . . . 126
Pope 63
Portugal . 44. 127
Potemkin 193 f. 339 355. 356
Prag . . 16. 19. 93
Preußen 6. 276 f. 390 f.
Provence, Graf v. 442. 459
Pugatschef . 190 f.
Pulawski . 173 f. 185 249. 253
Putnam . . . 253

Quebec . 125. 242
Quesnay . . . 280
Queſſant . . . 250

Rasumowski 74. 378
Rationalismus . 301
Raucour . . . 24
Raynal . . . 450
Redemptoristen . 214
Reichenbach . . 355
Reichsarmee . . 96
Reichsstädte . . 423
Renaissance . 31. 451
Repnin . . . 170
Ricci 201
Richardson . . 64
Richelieu . . 96. 97
Rimnik . . . 347
Rochambeau . . 255
Rockingham 235. 262
Rodney . . 255. 259
Rohan 444
Rom . 47. 333. 377
Romanzow . . 177
Roßbach . . . 97
Rousseau 226. 317. 452
Rudbeck . . . 372
Rudolstadt . . 418
Rumford . . . 405
Rußland . 67. 154 f.

Sabatier . 455. 457
Sachsen 52. 90. 403
Salzmann . . 309
Sanssouci . . . 80
Saratoga . . . 249
Sardinien . . 25. 48
Schafgotsche . 83. 101
Schiller . . . 427
Schlaberndorf . 106
Schlesien . 13. 18. 83 106
Schleswig . . . 65
Schmettau 104. 106. 109
Schneider . . . 422
Schönfeld . 357. 358

Seite
Schottland . . . 26
Schröder . . . 223
Schweden 66. 70. 100 368 f.
Schweidnitz 100. 116. 118
Schweiz . . . 50
Schwerin . . 13. 93
Schwetzingen . . 55
Schubart . 416. 429
Schule 309
Schulz 399
Scindia . 146. 151
Seckendorf . . 19
Seidlitz . . 94. 97
Selim III. . . 347
Semler . . . 300
Sepoys . . . 131
Sibirien . . . 189
Sickhs 138
Sidney Smith . 386
Siebenbürgen . 335
Sièyes . . . 461
Smith, Ad. . . 265
Soltikow . 75. 108
Sorr 22
Soubiſe . . . 97
Spalding . . . 302
Spanien 25. 27. 44. 126 202. 254. 262
Spiegel . . . 351
Spengporten 373. 374
Stanislaus Poniatowski . 76. 155 171. 185
Stark 306
Sterne 64
Stockholm . . . 373
Straßburg . . 58
Struenſee . . 363 f.
Stuttgart 411. 413. 414
Suenskeſund . . 386
Suffrein . . . 147
Sulkowski . . 107
Sumter . . . 253
Surajah Dowla 133 f.
Suwarow 185. 341. 344 347. 355
Swedenborg . . 66
Sziſtow . . . 356

Tanjore . . . 145
Tanucci . 203. 206
Tarleton . . . 275
Tataren . 178. 341
Tauentzien . . . 111
Templer . . . 216
Teſchen . . . 289
Thomſon . . . 63
Thümmel . . . 306
Thugut . . . 184
Tippu Sahib 147 f.
Tirol 335
Torgau . . . 113
Toscana . . . 328
Tottleben . . . 112
Toulon . . . 27
Townſhend 233. 235
Trautmannsdorf 350 f.
Trenk 116
Trianon . . . 435
Trier . . 207. 422
Tſcheſme . . . 179
Türkei 77. 176. 338 f. 355
Turgot 436

Ungarn 16. 326. 352
Union, deutſche . 223

Vanſittart . 137 f.
Venedig . . . 49
Vergennes 371. 463
Verſailles 32. 34. 453
— Bund von 86
— Frieden v. 262
Virginien . 233. 243
Voltaire 41. 74. 80. 317. 447. 450. 452
Vonck . . 351. 357
Voß 308

Warburton . . 274
Warren Haſtings 144 146. 148 f.
Warſchau . . . 22
Waſhington 123. 242 f. 271. 272
Wechabiten . . 78
Weimar . . . 424
Weishaupt . . 220
Weißmann . . 178
Werelä . . . 386
Wesley . . . 269
Whitefield . . . 269
Wieland . . . 424
Wien 3. 313. 330. 347
Wilberforce . . 274
Wilhelm VIII. v. Heſſen . . . 56
— IV. v. Holland 60
— V. . . 394 f.
Wilh. v. Beireuth 56
— Erbſtatthalterin 351. 394 f.
Wilkes 231. 236. 237
Winkelmann . . 47
Wöllner . 392. 398

	Seite		Seite		Seite
Wolf	82	Wyborg . . .	385	Zeeven	95
Wolfe	125			Ziethen . . .	102
Wren	226	Yankee . . .	238	Zinzendorf . .	298
Württemberg 55. 90.	410			Zorndorf . . .	103
Würzburg . . .	59			Zoutmann . .	259
Wurmser . . .	288	Zaporoger . . .	176		

Berichtigungen.

S. 49 Zeile 1 von oben l. Conrector.
„ 106 „ 3 „ unten l. Schlaberndorf.
„ 373 „ 3 „ „ l. Sprengporten.
„ 387 „ 3 „ „ l. Ribbing. Z. 2 l. Liljehorn, Z. 1 l. 1792.
„ 444 in der Note l. Versen.

vergeblich müht, das Weſen der Dinge zu begreifen, das nur von Seinesgleichen, vom Gefühl erfaßt wird. — Der deutſche Myſtiker erkennt es nun als die Aufgabe der jetzigen wiſſenſchaftlichen Entwicklungsſtufe, jene urſprüngliche Kraft der Seele wieder wach zu rufen, und die dem Myſterium der Natur zugekehrte Seite unſeres Weſens friſch zu bethätigen. Die Myſtik hält es an der Zeit, das ungeheure Wiſſensmaterial wieder aus der Tiefe der Bruſt, wie aus einem unterirdiſchen Obſervatorium zu betrachten. Jenes unmittelbare Naturgefühl einer uralten Zeit, das in die joniſche und akademiſche Schule der Griechen hinüberſchlug, und ſich, von Platons Geiſt herrlich ausgeprägt, bald latent, bald in Entladungen durch die ganze Geſchichte hinzog, ſoll jetzt auf höherer, ſelbſtbewußter Stufe ein neues Organon der Wiſſenſchaft werden. Schon in Ariſtoteles, dem umgekehrten Plato, dem Mann des Verſtandes, der die ſinnliche Welt mit feſtem Blick zergliederte, fiel das Reale vom Idealen, die Erfahrung von der Begeiſterung ab; ſeitdem theilte ſich die Welt einſeitig in die beiden Potenzen, bis die raſtloſe Empirie der neuern Zeiten die höhere Richtung faſt ganz verſchlang oder doch, wie in der gemeinen frommen Betrachtung der Welt, vom Realen iſolirte. Durch die Myſtik ſoll das Reale mit dem Idealen verſchmolzen, Ariſtoteles und Plato verſöhnt werden.

Es liegt aber einmal in der gedoppelten Natur des Menſchen, daß ſich alle Erkenntniß nur am Wechſelſpiel dieſer beiden Richtungen fortleitet, und daß in jedem Individuum, wie in jedem Volke und jeder Zeit, die eine oder die andere überwiegt. Ein Gleichgewicht iſt nur auf Augenblicke möglich, und gerade eine Anſicht oder Schule, welche den einen Pol wieder zu Ehren bringen und den andern demüthigen will, wird das Gleichgewicht am allerwenigſten finden, ſondern vielmehr ihre Richtung übertreiben. So ſchüttete Baco das Kind mit dem Bade aus, indem er, der nun zu gewinnenden Erfahrung zulieb, den Geiſt des Alterthums negirte, und ſo läßt die Myſtik, indem ſie den alten Geiſt wieder ergreift und ſich keck in die Tiefe des Naturgeheimniſſes ſtürzt, die Erfahrung weit hinter ſich, und ſtatt die Elemente zu verſöhnen, zeigt ſie nur ihren ewigen Widerſtreit in einer neuen Phaſe der Entwicklung.

Die myſtiſche Naturphiloſophie iſt eine Art Experimental-Phantaſie. Vom Grundſatz ausgehend, daß am Ende alle

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860).

II.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860).

von

Wolfgang Menzel.

In sechs Bänden.

Zweiter Band.

E. HARRACH.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Buch.

Anfang der franzöſiſchen Revolution 1

Eröffnung der Reichsſtände S. 1. Nationalverſammlung 4. Mirabeau 7. Baſtillenſturm 13. Lafayette und die Nationalgarde 16. Der 4. Auguſt 22. Menſchenrechte 23. Die Conſtitution und das Veto 25. Danton und Marat 26. Entführung des Königs nach Paris 29. Jakobinerklub 36. Civilconſtitution des Klerus 37. Das Föderationsfeſt auf dem Marsfelde 40. Unruhen in Nancy 41. Flucht des Königs nach Varennes 47. Die Feuillants 51. Vollendung der Conſtitution 52.

Zweites Buch.

Umſturz des franzöſiſchen Throns 53

Gironde und Berg S. 53. Narbonne 55. Die rothe Mütze 58. Frau Roland und Dumouriez 59. Die Marſeiller 64. Inſultirung des Königs durch den Pöbel 65. Petion 67. Die Coalition und das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig 68. Der 10. Auguſt 70. Lafayettes Flucht 75. Die Septembermorde 77. Proclamirung der Republik 84. Die Preußen in der Champagne 85. Die Franzoſen in Mainz 87. Dumouriez in den Niederlanden 88. Der Convent 90. Prozeß und Hinrichtung des Königs 94.

Drittes Buch.

Schreckenszeit des Convents 100

Der Pöbel gegen den Mittelſtand S. 101. Die Ausſchuſſe und das Revolutionstribunal 102. Dumouriez Flucht 105. Sturz der

Seite

Gironde 107. Maximum 113. Aufgebot in Maſſe 115. Mainz von den Preußen erobert 117. Straßburg 119. Coburg und York in den Niederlanden 120. Wimpfen in Caen 121. Lebon in Arras 122. Die Vendée 123. Carrier in Nantes 126. Lyon 128. Bordeaux 130. Marſeille 131. Bonaparte vor Toulon 132. Corſika 133. Die ſchwarze Republik Hayti 135. Charlotte Corday 138. Die Verfaſſung von 1793 140. Der Wohlfahrtsausſchuß 142. Hinrichtung der Königin 145. Große Arbeit der Guillotine 146. Hinrichtung der Girondins 148. Der republikaniſche Calender 151. Abſchaffung des Chriſtenthums 155.

Viertes Buch.

Robespierres Sturz 159

Robespierre 159. Die Hebertiſten 162. Dantons Untergang 165. Franz II. in den Niederlanden 168. Schlacht bei Fleurus 172. Coblenz 173. Der Dauphin 176. Feſt des höchſten Weſens 177. Die Gefängniſſe 181. Der 9. Thermidor 184. Robespierres Untergang 188. Ende des Schreckens, Veränderung der Sitten und Trachten 194. Pichegru in Holland 199. Die Landung in Quiberon 204. Das Directorium 207. Der 13. Vendemiaire und Bonaparte 208. Baboeuf 210. Die Aſſignaten 211.

Fünftes Buch.

Das Trauerſpiel in Polen 213

Engliſche Politik unter Pitt 213. Burke und Fox 215. Katharina II. 219. Die polniſche Verfaſſung von 1791 221. Die Conföderation von Targowitz 222. Kosciuszko 223. Die zweite Theilung Polens 224. Aufruhr in Warſchau 227. Kämpfe Kosciuszkos 230. Finis Poloniae 231. Dritte Theilung Polens 232. Der Baſler Frieden 234. Kurlands Einverleibung in Rußland 235. Katharinas Tod und Paul I. 238. Friedrich Wilhelm III. 242.

Sechstes Buch.

Bonaparte's italieniſcher Feldzug 244

Gegenüberſtellung Oeſtreichs und Frankreichs S. 245. Bonaparte in Nizza 246. Seine Siege in Piemont 250. Sein Einzug in Mailand 253. Brandſchatzung Mittelitaliens 257. Sein

Seite

Sieg über Wurmser 258. Erzherzog Carl am Rhein 259. Seine Siege über Jourdan 263. Moreaus Rückzug 264. Bonapartes Siege über Alvinzy 266. Mantuas Fall 269. Vertrag mit dem Papst zu Tolentino 270. Bonapartes Einbruch in Kärnthen und Waffenstillstand von Leoben 272. Hoche in Irland 274. Venedigs Untergang 276. Der Frieden von Campo Formio 280. Die Theophilanthropen 283. Der 18. Fructidor 285.

Siebentes Buch.

Rastadter Raubcongreß. Plünderung der Schweiz 289

Talleyrand S. 289. Bairische Erbfrage S. 291. Jämmerlichkeit in Deutschland 293. Ehrenbreitstein 297. Das linke Rheinufer 299. Die Schweizer Aristokratie 301. Raubzug der Franzosen in die Schweiz 303. Helvetische Republik 305. Schwyz 306. Unterwalden 307. Irland 309. Paul I. 311. Erzherzog Karl 316. Rastadter Gesandtenmord 320. Suwarow 321.

Achtes Buch.

Suwarow in Italien 324

Lareveillière-Lepeaux S. 324. Römische Republik 326. Piemont 330. Neapel 332. Nelson 334. Die parthenopeische Republik 338. Cardinal Ruffo 341. Suwarows siegreicher Feldzug in Oberitalien 346. Korsakows Niederlage bei Zürich 352. Suwarows Zug über die Alpen 353. Yorks mißlungene Expedition 355. Zerwürfniß Rußlands und Oestreichs 357. Pius VI. †. Pius VII. in Venedig gewählt 359.

Neuntes Buch.

Bonaparte in Aegypten 361

Tippo Sahib S. 361. Malta 363. Aegypten 364. Die Schlacht bei den Pyramiden 367. Seeschlacht bei Abukir 368. Desair in Oberägypten 372. Jonische Inseln. Ali Pascha von Janina und Paßwan Oglu 373. Bonaparte in Syrien 375. St. Jean d'Acre 379. Wellesleys Siege in Ostindien 382. Bonapartes Rückzug 384. Dessen heimliche Entweichung aus Aegypten 386. Kleber 387. Menou 389.

Seite

Zehntes Buch.

Der 18. Brumaire und Marengo 392

Bonapartes Rückkehr nach Paris 392. Corruption im Directorium 394. Der 18. Brumaire 400. Die Conſularreaierung 405. Wiederherſtellung des Gottesdienſtes 408. Moreau 415. Maſſena in Genua 417. Bonapartes Zug über den St. Bernhard 418. Marengo 421. Hohenlinden 425. Frieden von Luneville 426.

Elftes Buch.

Der erſte Conſul und der Welfrieden 428

Franzöſiſches Nationalconcil 430. Concordat 432. Höllenmaſchine 436. Die Engländer vor Kopenhagen 440. Ermordung Pauls I. 441. Alexander I. 442. Frieden von Amiens 445. Italieniſche Republik 450. Mediation der Schweiz 452. Säculariſationen in Deutſchland 454. St. Domingo 458. Welleeley in Oſtindien 459. Ehrenlegion 461.

Zwölftes Buch.

Gründung des franzöſiſchen Kaiſerreichs 466

Unluſt der Engländer am Frieden 466. Die Franzoſen in Hannover 469. Das Lager von Boulogne 471. Verſchwörung Cadoudals und Pichegrus 475. Tod des Herzog von Enghien 480. Bonaparte läßt ſich zum Kaiſer der Franzoſen ernennen 484. Seine Krönung durch den Papſt 490. Zweite Krönung in Mailand 494. Unglück der franzöſiſchen Flotte 497.

Verſchiedenheit in der Natur blos quantitativ iſt, nicht qualitativ, horcht ſie den Schwingungen, welche der tauſendfach gebrochene Strom des allgemeinen Lebens auf dem Reſonanzboden des Gefühls hervorbringt, und ſetzt ſie auf Noten. In allen Subſtanzen und Qualitäten der Natur entwickelt ſie aus dem Geiſte die magiſchen Bezüge, und wie einſt der fromme Witz die Werkzeuge der Paſſion in verſchiedenen Naturkorpern entdeckte, ſo erblickt hier ein ſublimirterer Glaube in den Regungen des Alls die Symbole des Chriſtenthums. Es iſt dies eine umgekehrte Erperimentalphyſik. Wenn dieſe in ihrer geiſtloſen, rein empiriſchen Form den Geiſt der Natur nur zwängt und zerrt, bis man ihm in einer Formel eine Antwort abgerungen zu haben meint, in der man eine kahle Befriedigung findet, ſo biegt und wendet die Erperimental-Phantaſie ſo lange an der jeweiligen Erfahrung, bis Thatſachen und Theorien ſich den von oben vorausgeſetzten Ideen fügen. Dabei zeigt es ſich nun nothwendig, daß jeder bedeutende Fortſchritt der Wiſſenſchaft den Myſtiker gerade ſo aufs Trockene ſetzt, wie den Empiriker: ein einziger zuſammenraffender Geiſtesblitz verwandelt ganze Reihen auf das Erperiment gebauter Theorien in Staub; eine bedeutende reale Entdeckung dagegen zieht in weiter Erſtreckung unter dem pompöſen Gebäude des Myſtikers die Stützen weg, und der einſtürzende Flügel verkündet das Schickſal des etwa noch ſtehen gebliebenen. Man denke z. B. nur an die ſchwindelnden Phantaſiegebäude, welche von Schubert, Steffens u. a. auf den Werner'ſchen Neptunismus gebaut worden waren. Scheinbar unerſchütterlich feſt ſtand der Grundſatz, daß alle Gebilde, aus denen die Erdrinde beſteht, aus dem Meere niedergeſchlagen worden, welches einſt die höchſten Gebirge bedeckte, daß der Erdkern ſtarr ſey, und die Vulkane von jeher nur zufällige Entzündungen, gleichſam Exantheme der Oberhaut des Planeten geweſen. Nach dieſem Begriff wurde die ganze Biographie der Erde und des Sonnenſyſtems in Vergangenheit und Zukunft entwickelt; es wurde der vorbildliche Bezug zwiſchen der mineralogiſchen Miſchung und der Aufeinanderlagerung der Foſſilien, und der vorausgeſetzten jedesmaligen Beſchaffenheit der Gewäſſer einerſeits, und der Entfaltung des organiſchen Lebens und den Organen der Lebendigen anderſeits ſinnreich und ſicher dargelegt, und die Perioden der Erdbildung ſo oder ſo mit der

Erſtes Buch.

Anfang der franzöſiſchen Revolution.

Die größte Weltbegebenheit der neueren Zeit, die franzöſiſche Revolution, begann an dem Tage, an welchem nach langen Vorbereitungen endlich die erſehnten Reichsſtände von König Ludwig XVI. eröffnet wurden.

Die Deputirten ſtrömten von allen Seiten nach Verſailles und machten am 3. Mai 1789 ihre erſte Aufwartung bei dem König. Man hatte ihnen Tracht und Ceremoniel vom Jahre 1614 vorgeſchrieben. (So lange waren die Stände des Reichs nicht mehr einberufen worden.) Klerus und Adel ſtrotzten von Gold und Pracht, und beide Flügelthüren des königlichen Schloſſes rauſchten vor ihrem Einzug auf; der dritte Stand war nur durch ſchwarze Kleidung und weiße Halsbinden ausgezeichnet, ihm wurde auch nur die halbe Thüre aufgemacht. Es war die Frage entſtanden, ob er nicht auch, wie vormals, vor dem Könige knieen ſolle. Dieſe Zurückſetzung des dritten, damals wichtigſten Standes beleidigte um ſo mehr, als ſie im Salon der Polignacs ausgekünſtelt worden war. Sie ließ ſich daher auch nicht durchführen. Als am 5. Mai die eigentliche Eröffnung der Reichsſtände mit einem feierlichen Gottesdienſte begann, begrüßte den König lebhafter Zuruf, aber tiefes Schweigen die Königin. Der Biſchof von Nancy,

de la Fare, hielt die Predigt und erwähnte darin der bürgerlichen Freiheit, was vom dritten Stande mit lautem Klatſchen, wie im Theater, aufgenommen wurde. Als er aber im Gebete die drei Stände unterſchied, hörte man lautes Gemurmel. Nach dem Gottesdienſt begab man ſich in den Ständeſaal (salle des menus). Der König hielt die kurze Thronrede und bedeckte ſich. Als der Adel nun ſein altes Recht gebrauchte, ſich auch zu bedecken, that es der dritte Stand ebenfalls unter einem Widerſpruch, der Lärm verurſachte, ſo daß der König lieber ſelbſt den Hut wieder abnahm und nun alle ihm folgen mußten. Dieſe Kleinigkeiten bezeichnen deutlich den Geiſt der Verſammlung.

Durch den Großſiegelbewahrer Barentin ließ der König ſofort den Ständen ſeinen guten Willen zu zeitgemäßen Reformen im geſammten Gebiete der Geſetzgebung und Verwaltung kund geben und ſie zum Vertrauen auffordern. Nachher langweilte ſie Necker mit einem drei Stunden langen Finanzvortrag, was ein großer Mißgriff war in ſo wichtiger Zeit und ſeine Unfähigkeit zu einer großartigen Initiative darthat. Die Regierung hätte nichts dem Zufall überlaſſen, alles einleiten und in die Hand nehmen, einen beſtimmten Verfaſſungsentwurf vorlegen und die Stände hinreißen müſſen, anſtatt ſich von ihnen widerwärtig nachzerren zu laſſen.

Die eigentlichen Geſchäfte der Reichsverſammlung ſollten mit der üblichen Prüfung der Wahlurkunden und Vollmachten jedes einzelnen Abgeordneten beginnen. Der dritte Stand ſetzte voraus, daß dies nur in gemeinſamer Sitzung aller drei Stände geſchehen könne, Adel und Klerus aber ſonderten ſich ab, um die Prüfung für ihren Stand beſonders vorzunehmen. Der dritte Stand ließ das nicht gelten und nahm die Prüfung der Vollmachten ſeiner eigenen Mitglieder nicht vor, feſt erklärend, er werde den Eintritt der beiden andern Stände in dem gemeinſamen Sitzungsſaale abwarten. Das geſchah auf den Antrag des Grafen Mirabeau, eines berüchtigten Abenteurers, der, als ein Proletarier des Adels und von ſeinem Stande ausgeſtoßen, auf natürliche Weiſe an die

Spitze derer trat, die alle bisherigen Gliederungen und Privilegien der Stände umstürzen wollten. Dieser Mirabeau war eine Personification der Revolution selbst, die er einleitete, tief verschuldet. vis à vis de rien, sittenlos bis zur Verworfenheit, schamlos, furchtbar gewaltthätig, von glühendem Hasse verzehrt, dazu von einer seltenen körperlichen Häßlichkeit, aber durch und durch genial. Von früher Jugend an von einem harten Vater mißhandelt, den schändlichsten Ausschweifungen ergeben, bald mit Recht, bald mit Unrecht verfolgt und in die Kerker geworfen, wegen doppelten Ehebruchs zum Tode verurtheilt, von seinen Standesgenossen in Verruf erklärt, sein Leben fristend im niedrigsten geheimen Spionendienst für das französische Ministerium am Hofe zu Berlin, über den er auch ein skandalöses Buch geschrieben hatte, war er durch seinen sehr aufrichtig und genial ausgesprochenen Zorn gegen Hof und Adel in seiner Heimat, der Provence, äußerst populär geworden, und so hatte man ihn zum Deputirten des dritten Standes gewählt.

Adel und Klerus wurden durch die Festigkeit des dritten Standes beunruhigt. Indem sie nun endlich erkannten, daß sie dem Staate die so lange verweigerten Opfer doch würden bringen müssen, wollten sie auch den Ruhm davon haben und hofften, um diesen Preis ihre Standesrechte zu retten. Sie erklärten also am 23. Mai feierlich, sie verzichten auf ihre bisherige Steuerfreiheit, verharrten aber bei der Theilung der Reichsversammlung in drei nach Ständen abgesonderten Kammern.

Diese Erklärung, die zur Zeit der Notabeln mit Dank und lebhaftem Beifall würde aufgenommen worden seyn, kam jetzt zu spät und machte gar keinen Eindruck mehr. Man unterhandelte noch hin und her, der Klerus suchte vergebens zu vermitteln und zeigte sich, der vielen armen Pfarrer wegen, die unter seinen Vertretern saßen, dem dritten Stande ungleich mehr zugeneigt, als der Adel. Der dritte Stand forderte ihn durch eine Deputation feierlich im Namen des Gottes des Friedens und des öffentlichen Wohles auf, mit ihm zusammenzutreten, allein der Klerus schwankte noch.

Fünf Wochen waren nutzlos vergangen, dem dritten Stande ſchien es jetzt Zeit zu handeln. Mirabeau kündigte mit ſeiner Löwenſtimme am 10. Juni an, ein Abgeordneter von Paris habe einen wichtigen Antrag zu machen, und der im Reden ſchüchterne, im Denken und Schreiben kühne Abbé Sièyes betrat die Rednerbühne, um darzulegen, man müſſe aus der bisherigen Ungewißheit herauskommen, dürfe jetzt um der renitenten beiden erſten Stände willen das Volk nicht länger warten laſſen, der dritte Stand möge daher die Rechte der geſammten Stände an ſich nehmen, die Vollmachten nicht als einzelner Stand, ſondern im Namen und mit dem Recht der gemeinſamen Stände prüfen und die Mitglieder der beiden andern Stände als nicht erſchienen ignoriren, bis ſie ſich einfinden würden. Der Antrag wurde ſogleich angenommen, die Prüfung der Urkunden begann und dauerte bis zum 15ten. Inzwiſchen waren zwölf Pfarrer freiwillig eingetreten. Der Hof verhielt ſich ruhig, als begreife er die ungeheure Tragweite des von dem dritten Stande gefaßten Beſchluſſes nicht. Erſt als am 17. Juni der dritte Stand erklärte, er vertrete $^{96}/_{100}$ der Nation, der erſte und zweite Stand aber nur $^{4}/_{100}$, und auf den Antrag eines unbedeutenden Abgeordneten (Legrand) den Namen einer Nationalverſammlung (assemblée nationale) annahm, erſchraken die wenigen Freunde des Hofes und des Alten unter den anweſenden Mitgliedern und verſuchten einen lärmenden Widerſpruch, natürlich vergebens. Am 18. proclamirte die Verſammlung ihren neuen Namen und verkündigte zugleich dem Volke, ſie garantire die Staatsſchuld, die Staatscreditoren ſollten ſich mithin beruhigen, ſie genehmige die Steuern, aber nur auf ſo lange ſie ſelbſt beiſammen ſey, auch werde ſie unverzüglich Maßregeln gegen die Theurung ergreifen.

Das hieß eigenmächtig nicht nur einen Theil der Souverainetät, ſondern auch der Verwaltung ſelbſt an ſich reißen. Hof und Adel geriethen in die heftigſte Aufwallung und Beſorgniß. Die alten Parlamente erboten ſich jetzt, alle Befehle des Königs einzuregiſtriren, wenn er ſie nur wiederherſtellen und dagegen die Na-

tionalverſammlung auflöſen wolle. D'Eſpremenil war der leidenſchaftlichſte Reactionär geworden. Die Zeit drängte. Schon am 19. beſchloß die Mehrheit des Klerus, in die Nationalverſammlung überzutreten. Das ſollte um jeden Preis verhindert werden. Hof und Adel lockten den König nach Marli, wo ſie ihn allein hatten und für ihre Abſichten gewannen. Der ſehr beſonnene Vorſchlag des Herrn von Montesquieu, Adel und Klerus als Oberhaus neben dem den dritten Stand allein umfaſſenden Unterhauſe zu bilden, wurde nicht beachtet. Auch Neckers Vermittlung, die freilich nichts gefruchtet haben würde, wurde abgelehnt, jede ſtändiſche Sitzung unterſagt, der Saal der Nationalverſammlung geſchloſſen und erſt für den 22. eine königliche Sitzung angeſagt.

Der gelehrte Bailly, der, in aſtronomiſche Studien vertieft, ſich wohl nie die Rolle hätte träumen laſſen, die er jetzt mit erſtaunlicher Würde und Umſicht ausfüllte, war ſeit dem 3. Präſident der Nationalverſammlung und erkannte nur dieſe ſelbſt als die Stelle an, von der er Befehl anzunehmen habe. Obgleich man ihm nun von Seite des Königs hatte ſagen laſſen, was höchſter Wille ſey, begab er ſich doch am 20., wie gewöhnlich, zum Sitzungsſaal, fand ihn geſchloſſen, proteſtirte aber feierlich gegen dieſe Maßregel, ſammelte die unterdeſſen angekommenen Deputirten und zog mit ihnen auf Mouniers Vorſchlag nach dem Ballhauſe. Hier zwiſchen leeren Wänden, wo nicht einmal ein Stuhl war, ſchwuren ſie alle (nur ein gewiſſer Martin d'Auch ausgenommen, der ſich ausdrücklich zu Protocoll verwahrte), indem ſie ihre Hände gegen Bailly, den man auf einen Tiſch gehoben, ausſtreckten, ſich nicht eher zu trennen, als bis ſie eine neue Conſtitution des Königreichs feſtgeſtellt haben würden. Von allen Seiten ſtrömte das Volk herbei und jauchzte ihnen Beifall zu.

Am folgenden Tage hielt der König unklugerweiſe die angekündigte königliche Sitzung noch nicht, ſondern verſchob ſie auf den 23., ließ jedoch das Ballhaus verſperren, aber die Nationalverſammlung begab ſich nach der Ludwigskirche, in welcher ſich die

Mehrheit des Klerus, in feierlichem Zuge eintretend, mit ihr vereinigte und somit den Plänen des Hofes und Adels zuvorkam, die immer den rechten Augenblick versäumten.

Am 23. Juni endlich sollte der große Schlag fallen. Versailles wimmelte von Truppen, welche die Nationalversammlung umstellten. In den Saal wurde Adel und Klerus zuerst eingelassen, damit sie ihren Sitz als gesonderte Stände einnehmen konnten, der dritte Stand mußte draußen im Regen stehen bleiben, bis ihm zur Platznahme auf den übrigen Sitzen die Thüre, an welche Bailly wiederholt heftig anpochte, geöffnet wurde. Hierauf hielt der König eine mit Donner und Blitz erfüllte Rede, der man es anhörte, daß sie nicht aus seinem eigenen weichen Herzen kam. Er erklärte alle bisherigen Acte der Nationalversammlung für null und nichtig, befahl eine getrennte Berathung in drei Kammern, wiederholte das Versprechen zeitgemäßer Reformen, wahrte aber ausdrücklich seine Rechte als Souverain und als Vollzieher der Gewalt. Das Maaß des Guten, das er zusagte, war überreich, und die Grenze, die er gezogen wissen wollte, damit die Nationalversammlung sich nicht die Regierung anmaße, war durchaus constitutionell und mehr als gerechtfertigt durch die Haltung der Nationalversammlung. Allein indem er auf den drei getrennten Curien beharrte, schien er doch nur das blinde Werkzeug des Adels zu seyn und man mißtraute seinen Zusagen um so mehr, als er so viel Waffen aufgeboten und gedroht hatte, die Reichsstände heimzuschicken und sich allein als Vertreter des französischen Volks zu betrachten, wenn man seinem wohlgemeinten Willen nicht fügsamer werde. Sein letztes Wort war ein Befehl, für heute auseinanderzugehen.

Adel und Klerus folgten ihm aus dem Saale, der dritte Stand blieb. Mirabeau erhob sich, um gegen die Gewalt zu protestiren, die Versammlung an den Eid im Ballhause zu mahnen und vom König an das Volk, als dem die Versammlung allein verantwortlich sey, zu appelliren. Der Oberceremonienmeister

von Brezé trat ein und erinnerte an des Königs Befehl, auseinanderzugehen. Mirabeau aber donnerte ihn an, er sey kein Abgeordneter, habe also hier nicht das Recht zu reden. Man werde hier nur den Bayonetten weichen. Die Versammlung stimmte bei und Brezé entfernte sich, es dem Könige zu melden. Dieser hatte die Schwäche, sich den Ungehorsam gefallen zu lassen und von der bewaffneten Macht keinen Gebrauch zu machen. Bailly hielt inzwischen eine Rede ganz im Sinne Mirabeaus und sagte den Abgeordneten: Sie sind heute, was Sie gestern waren. Man debattirte nun fort, als ob nichts vorgefallen wäre, Barnave benützte aber die Stunde noch, um einen Antrag zu stellen, wonach die Versammlung die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder erklärte. Somit lieh dieser Tag dem neuen Souverain, dessen der König gerne los geworden wäre, doppelte Stärke. Die moralische Macht der Nationalversammlung feierte den glänzendsten Triumph. Der Adel hatte nur seinen ohnmächtigen Haß, der König seine Unfähigkeit offenbart. Necker, welcher von der königlichen Sitzung weggeblieben war, empfing deßhalb Huldigungen, als ob er etwas mehr gethan hätte als nichts.

Der Sieg des dritten Standes war entschieden. Schon am 24. vereinigte sich der Rest des Klerus, am 25. ein Theil des Adels, am 27. der ganze Adel mit ihm zu einer Nationalversammlung. Vergebens verlangte d'Espremenil, den dritten Stand des Hochverraths anzuklagen und vor die Gerichte zu stellen. Wer hätte die Execution übernommen? Der Adel fügte sich aus Ohnmacht, und um durch seine Opposition in der Nationalversammlung wenigstens weitere Siege des dritten Standes zu erschweren.

Er beging einen neuen großen Fehler, indem er auch noch im Schooße der Nationalversammlung eine Zeitlang als abgesonderter Stand zu erscheinen bemüht war, nicht zur rechten Zeit eintrat, in Masse stehen blieb, nicht mitstimmte, und später, als die Vermischung doch erfolgte, durch Gleichgültigkeit oder störendes Plaudern der Versammlung eine zu auffallende Verachtung bezeigte. Der

dritte Stand aber beging einen noch ungleich größeren und folgenreicheren Fehler, indem er den Gallerien zu viel Recht einräumte. Die urſprünglich nur für den Hof beſtimmten Gallerien wurden bald ausſchließlich vom Volke, beziehungsweiſe vom Pöbel eingenommen, und es iſt kein Zweifel, daß ſich bezahlte Schreier darunter befanden. Der dritte Stand ließ ſich gerne von dieſem Publikum bei ſeinen Berathungen Beifall zuklatſchen, und ſah es gerne, wenn die Freunde des Hofes und Adels, ſo oft ſie das Wort ergriffen, von den Gallerien herab verhöhnt und beim Nachhauſegehen oft ſogar vom Pöbel angefallen und bedroht wurden. Der ehrwürdige Präſident Bailly ahnte, wohin das führen werde, rüſtete ſich ernſtlich gegen die Tyrannei der Gallerien und wollte deßfalls ſein Amt als Präſident handhaben, allein wie durch Verabredung wurde ſein Vortrag durch einen Sturm von Beifall übertönt und er konnte ihn nicht vollenden. Mirabeau und die Mehrheit des dritten Standes glaubten damals noch der Unterſtützung von den Gallerien aus und überhaupt des Volkes ſehr zu bedürfen, weil man trotz der erprobten Schwäche des Hofes immer in Furcht vor einem Handſtreich war. Bailly wurde durch die Ehre entſchädigt, Präſident bleiben zu dürfen. Adel und Klerus hätten einen Präſidenten aus ihrem Stande durchſetzen können, wenn ſie gleich anfangs gemeinſam mit dem dritten Stande berathen hätten, jetzt mußten ſie ſich einen bürgerlichen gefallen laſſen.

Bis dahin hatte die nahe liegende große Hauptſtadt Paris ſich ruhig verhalten. Nur die Wahlen hatten eine große Bewegung veranlaßt, jedoch ohne die Ordnung zu ſtören. Die Wähler hatten das Bedürfniß gefühlt, ihre Verſammlungen fortzuſetzen. Im Garten des Palais Royal (dem Herzog von Orleans gehörig) war der Sammelplatz aller Neugierigen, Unzufriedenen und Schreier. Die Beſorgniß vor den Anſchlägen des Adels und vor einem Angriff der Truppen auf die Nationalverſammlung und das ihr geneigte Volk hielt die Maſſen in lebhafter Spannung und nichts war natürlicher, als daß man ſich nach der Stimmung

der in Paris ſelbſt garniſonirenden Truppen erkundigte und dieſelben für die Volksſache zu gewinnen ſuchte. Der Herzog von Orleans iſt nicht frei von dem Verdacht, damals Geld vertheilt und die Wühlerei organiſirt zu haben, durch die es gelang, mittelſt der berüchtigten Damen des Palais Royal, d. h. der öffentlichen Dirnen, die in dieſem Palaſt zur Miethe wohnten, und mittelſt Weinſpendungen und Pamphleten die Soldaten zu verführen. Das Regiment der franzöſiſchen Garde zu Fuß erlag dieſer Verführung zuerſt. Die Soldaten liefen ſchaarenweiſe aus der Kaſerne, wohin ſie conſignirt waren, in das Palais Royal. Am 23. Juni erklärten ſie bereits, nicht auf das Volk ſchießen zu wollen, wenn es ihnen etwa befohlen würde. Elf Rädelsführer wurden in die Abtei gefangen geſetzt, aber vom Volke befreit. Reiterei, die es hindern ſollte, blieb unthätig. Die Nationalverſammlung wurde davon durch eine Adreſſe der Pariſer in Kenntniß geſetzt und wie ſtark ſie geweſen gegenüber dem Throne, ſo ſchwach benahm ſie ſich gegenüber dem Pöbel. Von dieſem Tage an ſtand ſie unter dem Einfluß der Pöbeladreſſen und Sturmpetitionen. Sie bat mit heuchleriſcher Einhaltung der Formen beim König um Gnade für die elf Gardiſten und der König gewährte ſie. Man brachte die Gefangenen nach der Abtei zurück, um dem Buchſtaben des Geſetzes zu genügen, ließ ſie aber dann ſogleich los. Mit dieſem Verfahren ſprach ſich die Nationalverſammlung ſchon im Beginn ihrer Macht das Todesurtheil. Sie duldete und heiligte eine Anarchie, deren Opfer ſie werden mußte.

Bei der Beurtheilung dieſer verhängnißvollen Vorgänge, in denen ſo viel Zukunft lag, darf nicht vergeſſen werden, wie ſie vorbereitet wurden. Jenes Garderegiment hatte gerechte Urſache mit ſeinen Offizieren unzufrieden zu ſeyn, von denen es nach dem in Frankreich eingeführten preußiſchen Syſtem in härteſter Disciplin gehalten, in der Bekleidung, Beköſtigung und im Solde durch treuloſe Unterſchlagungen verkürzt und mit ſo herkömmlicher Verachtung behandelt wurde, daß ein patriarchaliſches Verhältniß

zwiſchen ihnen unmöglich geworden war. Die Gardeoffiziere beſchäftigten ſich nur zur äußerſten Noth mit dem Dienſt und eilten gleich wieder zu ihren Vergnügungen, ohne nur von der Parade mit in die Caſerne zu gehen. Kein Bürgerlicher konnte avanciren, die Offiziersſtellen waren ausſchließlich dem Adel vorbehalten. Zudem ſchenkte der Hof den zahlreichen deutſchen und Schweizer Regimentern, die er im Solde hielt, (es waren ihrer nicht weniger als 27) weit mehr Vertrauen als den Franzoſen ſelbſt. Das machte die franzöſiſchen Truppen gegen jene aufſäßig und erleichterte ihre Verführung zum Ungehorſam. Alle Truppen wurden, um nicht gleich der Garde verführt zu werden, aus Paris entfernt.

Paris beruhigte ſich wieder auf etwa drei Wochen und die Nationalverſammlung hätte, wie Necker ſehnlichſt wünſchte, ihre Aufgabe mit Beſonnenheit und Würde löſen können. Wie Necker ſelbſt, ſo wünſchte auch eine Partei in der Nationalverſammlung, an deren Spitze der einflußreiche Deputirte der Dauphiné, Mounier, und mit ihm Lally-Tolendal, Clermont-Tonnère ſtanden, die engliſche Verfaſſung. Aber ein Oberhaus, eine Pairie war jetzt ſchon nicht mehr möglich. Der Hofadel begriff dieſes beſſer, als der conſtitutionelle Adel in der Verſammlung und erkannte vollkommen richtig, daß die Zuſtände ſchon zu gewaltſam geworden ſeyen und daß es ſich nicht mehr von einer gegenſeitigen Abwägung der Rechte, ſondern nur noch von einer Exiſtenzfrage handle. Nationalverſammlung und Volk waren ſchon aus den Bahnen des conſtitutionellen Rechts gewichen und uſurpirten den höchſten Willen und die vollziehende Gewalt. Unter dieſen Umſtänden mußte der König vollends unterliegen, erſt Sklave, dann Opfer des angeblichen Nationalwillens, d. h. der wüthendſten Schreier in der Nationalverſammlung und im Palais Royal werden, oder er mußte die Waffen, die ihm noch zur Hand waren, gebrauchen und ſich wenn nicht den Sieg, doch wieder eine würdige und rechtliche Stellung gegenüber der Nationalverſammlung erkämpfen. Er ſelbſt dachte nicht einmal daran. Es waren andere, die für ihn handel-

Moſaiſchen Urkunde in Uebereinſtimmung gebracht, die dem Deutſchen ſo elaſtiſch iſt als dem Engländer ſtarr. Da kam die Erhebungstheorie und zog mit ihrer Augenfälligkeit flugs in den meiſten Köpfen ein. Wie in dieſer Theorie Pluto, als geſchmolzener Erdkern aus der Tiefe aufſteigend, die Gebilde ſeines Bruders Neptun krachend emporhebt und durcheinander wirft, ſo ſtürzte mit dieſem Begriff der ganze neptuniſtiſche Geiſtesbau größtentheils in ſich zuſammen. Dieſer Umſchwung betraf freilich alle Forſcher, welches Glaubens in Betreff der Befugniſſe des Geiſtes ſie auch ſeyn mochten; die meiſten wechſelten indeſſen gleichſam nur ein politiſches Glaubensbekenntniß, als die Geologie und mit ihr ſo viele Fächer eine andere Geſtalt annahmen; aber bedenklicher war die Sache für die Myſtiker, welchen bei der Revolution ganz andere als nur wiſſenſchaftliche Sätze abhanden kamen, indem ſie ihre Herzensüberzeugungen mit dem alten Syſtem verwoben hatten.

Den beiden andern Völkern gegenüber erſcheint der Deutſche überhaupt als der Umſegler der innern Welt; aber die Naturphiloſophen und Myſtiker ſind es, welche die kühnſten Polarexpeditionen unternehmen, und zwar die Durchfahrt ins Jenſeits nicht finden, aber doch immer genug des Zierlichen und Anregenden, dem Gefühl und der Einbildungskraft Schmeichelnden zurückbringen. Sie wagen ſich in Einfahrten, vor denen der gemeine Schiffer zurückſchrickt, und dort eröffnen ſich ihren Ausſichten neue, unerforſchte Gebiete, von wunderbaren Gebilden belebt und bewachſen, welche der Leſer, wie es kommt, mit dem Zuge der eigenen Einbildungskraft theilnehmend in Uebereinſtimmung bringen oder ergötzlich contraſtiren mag. Gerade in dem Sinn, der dieſe Spekulationen gebiert, liegt es auch, daß ſie der Wiſſenſchaft materiell keinen Schaden und virtuell Nutzen bringen. Den Deutſchen intereſſiren vor Allem die Entdeckungen, die er im innern Menſchen macht, und ſo genießt er die ausſchweifendſten Paraphraſen des jedesmaligen realen Wiſſens als pſychologiſche Reiſebeſchreibungen: bringen ſie ihn im Verſtändniß vom Weſen der Dinge nicht weiter, ſo lehren ſie ihn doch eine intereſſante Perſönlichkeit kennen. Die im myſtiſch-frommen Sinne angelegten Bearbeitungen der Naturgeſchichte oder einzelner Zweige derſelben werden, in ſonderbarem Contraſte mit ihren Anſprüchen auf Einverſtändniß mit dem Ewigen und Abſoluten, vom Gang der Wiſſenſchaft oft noch ſchneller überholt,

ten. Man versammelte gegen 30,000 Mann in der Nähe von Paris und Versailles, hauptsächlich deutsche und Schweizerregimenter unter dem Oberbefehl des Marschall Broglio. Zunächst Paris commandirte der Schweizer Besenval, der wegen dieser Stellung und als Ausländer sich den grimmigsten Volkshaß zuzog.

Am 9. Juli erhob sich Mirabeau gegen diesen kriegerischen Plan des Hofes und warf unter anderem der Krone vor, daß sie zu feig oder treulos gewesen sey, um den Holländern gegen die preußische Ueberwältigung zu helfen, und anstatt die Ehre und das Interesse des französischen Volks nach außen zu wahren, die Waffen Frankreichs lieber gegen das eigene Volk schleife. Die Versammlung beschloß eine Mahnung an den König, der aber sein Recht, über die Truppen zu verfügen, wahrte und die Aufrechthaltung der Ordnung, ja den Schutz der Nationalversammlung selbst als den Zweck der Truppenaufstellung bezeichnete. In der That, wenn man ihn nicht als das Werkzeug geschworner Volksfeinde betrachtet hätte, so würde es Pflicht und Interesse der Nationalversammlung gewesen seyn, ihm für diese Sorgfalt zu danken, denn der Abgrund der Anarchie, der sich in der Hauptstadt je mehr und mehr öffnete, bot der Nationalversammlung keine Sicherheit. Inzwischen versäumte die kriegerische Hofpartei, ihre Drohungen auszuführen. Sie erweckte furchtbare Erbitterung und blieb doch unthätig, ließ den Gegnern Zeit und lähmte den anfangs guten Eifer der Truppen durch zu langes Zaudern. Hatte sie einmal die Truppen gesammelt, so mußte sie auch handeln, plötzlich Paris militärisch besetzen, die Nationalversammlung auflösen, die Gemäßigten durch Proclamirung der Neckerschen Ansichten versöhnen ꝛc. Allein sie ließ die Truppen ruhig stehen und sich langweilen, während sie Necker, der ihr nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen konnte, entließ und dadurch auch die gemäßigten Freiheitsfreunde von sich stieß.

Necker hatte dem König versprechen müssen, sich heimlich zu entfernen, als ob dadurch Volksaufläufe hätten verhindert werden können. Sonnabends am 11. Juli verschwand er plötzlich, ohne

daß ſeine eigne Tochter, die nachher berühmt gewordene Frau von Staël, etwas davon wußte. Aber ſchon am nächſten Sonntagmorgen verbreitete ſich das Gerücht ſeiner Abdankung und der Einſetzung eines neuen ariſtokratiſchen Miniſteriums in den Straßen von Paris. Zugleich hieß es, der Herzog von Orleans ſey verbannt. Alles kam in Aufruhr, aber die Armee, weit entfernt, eine kühne Offenſive zu ergreifen und der Bewaffnung des Volks zuvorzukommen, verhielt ſich paſſiv. Zur Verzweiflung der Generale hatte der König befohlen, kein Blut zu vergießen. Die Soldaten ſahen ſich alſo jeder Verhöhnung und Mißhandlung oder Verführung von Seite des Volks ausgeſetzt und mußten am Ende über die Schwäche der Regierung erröthen oder lachen.

Im Garten des Palais Royal ſtieg ein rückſichtsloſer und frecher, aber geiſtvoller und in vieler Beziehung liebenswürdiger, ja ſelbſt ſanfter und zartfühlender Jüngling, ein idealiſirter Pariſer Gamin, Camille Desmoulins auf einen Tiſch, rief, eine Piſtole in der Hand, zu den Waffen und ſteckte ein Baumblatt als Abzeichen auf den Hut. Alles jubelte ihm zu und die Bäume wurden entblättert, um mit ihrem Laube die Hüte der Pariſer zu zieren. Später ſteckte man ſtatt der grünen Blätter eine Kokarde auf mit den Pariſer Farben, Roth und Blau. Man holte die Büſten Orleans und Neckers aus einem Wachsfigurenkabinet und trug ſie im Triumph durch die Straßen. Dieſer Zug ſtieß auf den Prinzen von Lambeſc mit weniger Reiterei ſeines Regiments Royal Allemand. Allein dieſer, gemäß dem Befehl kein Blut zu vergießen, befahl erſt einzuhauen, nachdem er ſelber hart angegriffen wurde. Weil aber ein franzöſiſcher Gardiſt gefallen war, trat noch in der Nacht zwiſchen dem 12. und 13. Juli die geſammte Garde zum Volk über. Während dieſes Abends und der Nacht plünderte der Pöbel alle Waffenhandlungen und das königliche Garde-meuble, aus dem er eine Unzahl alterthümlicher, zum Theil koſtbarer Waffen, die ruhmvollen Erinnerungen der alten Monarchie und der Ritterzeit abführte. Auch das Kloſter St. Lazare, in

dem man vergebens Waffen suchte, wurde ausgeplündert, das Schuldgefängniß aufgesprengt und alle Gefangenen befreit, und rings um Paris steckte man die Barrieren in Brand, um die Zufuhr zur Stadt von den verhaßten Zöllen zu befreien.

In dieser Schreckensnacht ergriff das Volk die Offensive, welche die Hofpartei versäumt hatte. Die Garde marschirte gegen das Regiment Royal Allemand, feuerte und trieb es aus Paris hinaus. Besenval ließ sofort seine Truppen auf dem Marsfelde vorrücken, aber die Garde gab auch auf sie Feuer, das die Schweizer zu erwidern sich weigerten. Auch die übrigen Regimenter hatten jetzt keine Lust mehr zum Angriff und Besenval zog sich zurück. Der König war so stumpfsinnig, daß er sich ganz sicher fühlte und in der Nacht vom 13. zum 14. einen glänzenden Hofball gab.

Auf dem Pariser Stadthause organisirte sich inzwischen der Widerstand. Die Wähler bildeten aus ihrer Mitte eine neue Municipalität, welcher der prévot des marchands, Herr von Flesselles, vorstehen sollte. Aber dieser jedenfalls für die Lage der Dinge entweder zu frivole und vornehme oder ganz von der Angst verblendete Mann bildete sich ein, das wüthende Volk wie unartige Kinder hinhalten zu können. Alles verlangte Waffen und die Errichtung einer Bürgerwehr, er sagte auch alles zu, täuschte aber das Volk durch falsche Tröstungen. Waffen kämen, versicherte er, als man aber die Wagen aufbrach, waren sie voll Lumpen. Im Karthäuserkloster seyen Waffen versteckt, meinte er jetzt, man suchte, fand aber nichts. Dagegen fand das immer wüthender gewordene Volk am 14. früh im Invalidenhause einen reichen Vorrath von Flinten und kaum damit bewaffnet, schrie es: nach der Bastille!

Die Bastille war eine kleine, aber furchtbare Citadelle mitten in Paris, ringsum von hohen fensterlosen Mauern und trotzenden Eckthürmen eingeschlossen, durch tiefe Gräben von der Stadt getrennt. Sie beherrschte mit ihren Kanonen die Stadt und war überdies als Gefängniß berüchtigt, in dem viele der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs und oft Unschuldige geschmachtet hatten,

Opfer einer lettre de cachet durch Maitreſſen und Höflinge. Dieſe Zwingburg zu brechen, verlangte jetzt das Volk. Man begreift auf der andern Seite nicht, warum der commandirende Herzog von Broglio ſie nicht in beſſern Stand geſetzt hatte, um die Stadt durch ſie im Zaume zu halten. Man hatte zu den 82 alten Invaliden, die unter Herrn de Launay die Beſatzung bildeten, nur 32 Schweizer hineingelegt, die auf einen Angriff gar nicht gefaßt waren. Als das Volk heranwogte und das Caſtell zur Uebergabe aufforderte, erklärte de Launay ſich zu ſtrenger Neutralität bereit, ließ die Kanonen aus den Lucken zurückziehen und gelobte nicht feuern zu laſſen, wenn man nur ihn nicht angriffe. Allein das Volk achtete nicht darauf, einige Verwegene hieben die Kette der Zugbrücke nieder, die dadurch fiel und drangen vor. Als zugleich Schüſſe gegen das Caſtell fielen, ließ endlich de Launay Feuer geben. Aber das Volk ſtürmte unwiderſtehlich auch die zweite Zugbrücke. Da wollte de Launay das Caſtell in die Luft ſprengen, wurde aber von ſeinen eigenen Soldaten verhindert, welche vom Volk ihr Leben durch Oeffnung der Thore erkauften. Dennoch wurde de Launay, fünf andere Offiziere und zwei Soldaten ermordet. Vom Volke waren nur 83 gefallen. Dieſes an ſich kleine Ereigniß machte doch ungeheures Aufſehen in der Welt, weil die Baſtille das Symbol der monarchiſchen Allgewalt geweſen war, die jetzt zertrümmert wurde. Das Volk beſchloß, es ſolle hier kein Stein auf dem andern bleiben und die Baſtille wurde glatt vom Boden weg raſirt. Man fand in ihren Kerkern nur noch ſieben Gefangene, vier Wechſelverfälſcher, zwei Wahnſinnige, einen Grafen wegen Ermordung eines Bauern. Dieſer Fund konnte der Regierung nur zur Ehre gereichen; aber man zog es vor, ſich die Phantaſie mit Schreckbildern der früheren Einkerkerungen*) anzu-

*) Die berühmteſten Opfer der Baſtille waren de la Tude und Peliſſon. Der erſtere unterhielt ſich in ſeiner jahrelangen Einſamkeit mit ein paar Tauben, die er an das Fenſter ſeines Kerkers gelockt, der andre mit einer Spinne, die er gezähmt hatte. Aber Herr von Sartines, der ſpä-

füllen und je weiter vom Schauplatz weg, desto leichter war es, Lügen auszubreiten. Die Presse ersann, was der wirkliche Befund nicht ergeben hatte. Auch Flesselles wurde jetzt ein Opfer der Volkswuth, die er nur zu sehr gereizt hatte.

In Versailles wandelte die Nationalversammlung ein banges und richtiges Gefühl davon an, daß sie gleichsam zurückgeschoben sey, während Paris allein die Initiative ergriffen hatte. Es lag ihr mithin alles daran, den König auf ihre Seite herüberzuziehen und mit ihm die constitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Insbesondere sollte es den Anschein haben, als müsse die Hofpartei der moralischen Macht der Nationalversammlung und nicht der Furcht vor dem Pariser Pöbel weichen. Sie bedrängte daher den König mit Deputationen. Er aber gab nicht gleich nach. Erst als er in der Nacht zum 15. Juli genaue Nachricht über die Eroberung der Bastille und über die Bewaffnung von ganz Paris erfuhr, begann er zu schaudern. Man hatte ihm die Wahrheit bisheran verhehlt. Einem seiner treuesten Diener, dem Grafen von Liancourt, sagte er noch geringschätzig: „es ist eine Revolte," worauf ihm dieser ernst erwiderte: „nein, es ist eine Revolution." Das machte den tiefsten Eindruck auf den König und schon am andern Morgen befahl er den Abzug der Truppen, rief Necker zurück und erschien in der Nationalversammlung, um sich derselben ganz hinzugeben. Die Hofpartei rieth ihm dringend, sich nach Metz in die Mitte der noch treuen Armee zu begeben, die Herr von Bouillé befehligte und von wo aus ihm ein Ausweg nach Deutschland immer offen stand, die Hülfe des deutschen Reichs nahe war. In dieser gesicherten Lage hätte er wenigstens mit besserem Erfolg unterhandeln können. Allein er weigerte sich, weil er dem Herzog von Orleans nicht den Platz räumen wollte. Er fürchtete,

nasige Chef der Pariser Polizei, welcher alles ausspürte, ließ die armen Thiere umbringen. Sartines galt im vorigen Jahrhundert als das größte Polizeigenie und vollbrachte Wunder der Sehkraft im Verborgenen, aber die Revolution, die vor der Thüre stand, sah er nicht.

dieſer werde ſich des Thrones bemächtigen. Man ſchlug nun der Königin vor, wenigſtens ſie ſolle ſich retten und nach Wien gehen, aber ſie wollte ihren Gemahl nicht im Stiche laſſen, ein Edelmuth, den die Nation nicht zu würdigen verſtand.

Die Nationalverſammlung empfing den König viel herzlicher, als Mirabeau beabſichtigt hatte, der vor ſeinem Eintritt noch ermahnte, keine Beifallszeichen zu geben, denn „das Schweigen der Völker ſey eine Lehre für die Könige.“ Die Mehrheit der Verſammlung folgte einem beſſern und richtigern Gefühl, indem ſie alles that, dem reuigen Könige die verlorene Popularität in Paris zurückzugeben und in dieſer verwilderten Hauptſtadt ſelbſt dem Palais Royal die Zügel der Gewalt zu entreißen. Ohne Zweifel geſchah es in Folge eines ſchnellen und klugen Einverſtändniſſes aller Gemäßigten, daß die Abſendung einer großen Deputation der Nationalverſammlung nach Paris am 15. Juli dazu benutzt wurde, den unruhigen Pariſern Bailly zum Maire, Lafayette zum Commandanten der Bürgerwehr, oder wie ſie ſich jetzt nannte, der Nationalgarde zu geben. Sowohl die Civil- als Militärgewalt der Stadt kam dadurch in die Hände der Nationalverſammlung und der damals in ihr noch herrſchenden gemäßigten, echt conſtitutionellen Partei. Auch verfehlte man nicht, den König ſelbſt nach Paris einzuladen, um über den blutigen Aufruhr möglichſt ſchnell einen Schleier zu ziehen und dem König eine offene Bürgſchaft zu geben, daß man auf Wiederherſtellung ſeines alten Anſehens bedacht ſey, ſo wie es ihm Ernſt ſey, als conſtitutioneller König zu regieren. Der König zeigte einige Scheu, ſich in die Hauptſtadt hinein zu wagen und die Königin nahm mit Thränen von ihm Abſchied. Der Empfang war anfangs auch ſchweigend, und Bailly demüthigte den König, indem er ihm an den Thoren die Schlüſſel von Paris mit den Worten überreichte: dieſelben Schlüſſel habe man auch Heinrich IV. überreicht, damals habe der König ſein Volk wiedererobert, diesmal erobere das Volk ſeinen König wieder. Als ſich aber der König mit der neuen Kokarde

auf dem Hut am Fenster des Stadthauses zeigte und eine kurze aber herzliche Ansprache an das Volk hielt, jauchzte ihm alles zu und die Versöhnung schien vollendet. Der König kehrte beruhigt nach Versailles zurück und die Nationalversammlung machte seinen Freund Liancourt an Bailly's Stelle zu ihrem Präsidenten. Damals floh Artois mit den Polignacs und einer Anzahl anderer Prinzen und Herren, die am meisten compromittirt waren, über die Grenze, als die ersten der großen Emigration.

Das äußere Symbol der Versöhnung war, daß man zu der rothen und blauen Farbe der Pariser Kokarde noch die weiße Farbe des regierenden Hauses Bourbon hinzufügte und als dreifarbige Kokarde für das ganze Reich annahm. Lafayette weissagte damals, diese Tricolore werde die Reise durch die Welt machen.

Der Pariser Pöbel und seine geheimen Aufhetzer waren mit der Wendung, welche die Gemäßigten dem Julisturm gegeben, und mit der Art und Weise, wie sie die Vortheile davon nur sich und dem König angeeignet hatten, nichts weniger als zufrieden und legten es darauf an, den guten Eindruck davon so bald als möglich wieder zu stören und das kaum zurückgekehrte öffentliche Vertrauen wieder zu erschüttern. Wie hätten diese Menschen nicht verwegen seyn sollen, da sie bisher alles ungestraft hatten wagen dürfen, da die Soldaten ihnen ausgewichen oder zu ihnen übergetreten waren und die Nationalversammlung selbst ihnen Complimente gemacht, ihre groben Deputationen und Adressen angenommen und sich ihr Geschrei auf der Gallerie hatte gefallen lassen. Es ist ermittelt, daß die barbarischen Blutscenen, die in Paris erneuert wurden, von geheimen Agenten künstlich vorbereitet waren. Man lockte die Opfer herbei und lieferte sie einer schon vorher bestellten Pöbelwuth aus. Foulon, ein ehemaliger Intendant und noch vor wenigen Tagen nach Neckers Entlassung zum Minister bestimmt, wurde abgefangen und nach Paris geschleppt, am 22. Juli. Er war allerdings wegen Erpressungen und Brutalitäten übel be-

rüchtigt. Man ſagte ihm nach, er habe einmal behauptet, das Volk müſſe noch Gras freſſen lernen, es ſey nichts beſſeres werth. Man ſchleppte ihn daher unter ungeheurem Zulauf durch die Straßen von Paris, zu Fuß, einen Kranz von Neſſeln um den Hals, ein Bouquet Diſteln in der Hand und einen Bund Heu auf dem Rücken. Umſonſt bemühte ſich Lafayette ihn zu retten. Er wurde vor dem Rathhauſe an einen Laternenpfahl gehängt, dann ſchnitt man ihm den Kopf ab, ſteckte ihn mit einem Heuwiſch im Munde auf eine Pike und trug ihn im Triumph ſeinem unglücklichen Schwiegerſohn Berthier entgegen, den man durch einen gefälſchten Befehl eigends zu dieſem Zweck aus Compiegne hatte kommen laſſen. Er war verhaßt, weil er als Intendant die Truppen um Paris verpflegt hatte. Man zeigte ihm Foulons Kopf, man ſoll ihm ſogar denſelben hingehalten haben zum Kuß. Auf dem Stadthauſe angekommen bemächtigte ſich Berthier eines Gewehrs und vertheidigte ſich ritterlich, bis er unter den Streichen des Pöbels fiel, der auch ſeinen Kopf auf eine Pike ſteckte und durch die Stadt trug.

Lafayette war außer ſich und wollte ſein Amt niederlegen, ließ ſich aber durch Bailly's und der Nationalgarde dringende Bitten bewegen, es beizubehalten um noch größere Ausſchweifungen zu verhüten. Inzwiſchen kam der zurückgerufene Necker an und hielt einen Triumpheinzug in Paris. Von Beifall überſchüttet wagte er, ſeinen unterdeſſen gefangen geſetzten Landsmann Beſenval loszubitten. Der Stadtrath gewährte es, nahm aber ſchon den folgenden Tag die Begnadigung als illegal zurück, da ſelbſt Mirabeau ſie mißbilligte. Der General, der nur ſeines Königs Befehl befolgt, blieb im Kerker, die Mörder Foulons und Berthiers aber blieben ungeſtraft. So war es abermals der Pöbel, auf den alle Privilegien übergegangen zu ſeyn ſchienen, welchen die andern Stände hatten entſagen müſſen. Dieſer Pöbel begeiſterte ſich damals durch das berüchtigte Lied Ça ira (nur drauf los, es wird ſchon gehen!). Einer aus ihrer Mitte brachte Berthiers Herz in ein

Kaffeehaus, drückte Blut daraus in sein Glas und trank mit den Worten: kein wahres Fest, wo das Herz nicht dabei ist! Die couleur de sang de Foulon wurde in den Kaufläden Mode. Mit dem Geist, der sich auf diese Weise ankündigte, hatte die Nationalversammlung, hatten Lafayette und Bailly selbst nur ein Abkommen getroffen ihn keineswegs besiegt, oder auch nur entschieden bekämpft. Und doch träumten sie noch von einer constitutionellen Autorität.

Die gänzliche Niederlage des Königthums und der Aristokratie im Juli und der blutige Aufstand in Paris waren das Signal, im ganzen Reiche loszuschlagen. Keine Behörde, kein herkömmliches Ansehen wurde mehr geachtet. Hier eilte das gedrückte Volk, alle die Freiheit, die ihm von der Nationalversammlung, ja vom König selbst war zugesichert worden, sich anzueignen, ohne ein Vollzugsgesetz abzuwarten. Dort brach der Pöbel los, um im allgemeinen Tumulte zu rauben. Bewaffnete Banden zogen umher, plünderten die Schlösser des Adels aus und brannten sie nieder. Im Elsaß begann eine Verfolgung der Juden, die mit ihrem Wucher das Landvolk gedrückt hatten. Auch in mehreren Garnisonen brachen Meutereien aus. In allen Städten gährte es. Auch hierbei, wie bei Foulons Ermordung, waren Umtriebe und eine geheime Leitung von Paris aus im Spiele. Man verbreitete in allen Richtungen des Reichs die Nachricht, es würden Räuber kommen und plündern und bewirkte dadurch eine allgemeine Bewaffnung des Volks, die allerdings in den Städten und in den weniger verdorbenen Provinzen Nationalgarden entstehen ließ, die aufrichtig auf Erhaltung der Ordnung und Schutz des Eigenthums ausgingen, an andern Orten aber nur dem Pöbel Waffen lieh und jene vorgeblichen Räuberbanden erst wirklich in's Leben rief. „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“ war das Losungswort der Plünderer, welche praktisch die Gleichheit übten, indem sie die Reichen arm machten.

In der Nationalversammlung hätten unter diesen bedenklichen

Umſtänden alle Anhänger des Königs ſich auf's feſteſte an die conſtitutionelle Partei anſchließen ſollen, um eine impoſante und einige Mehrheit zu bilden, der es möglich geweſen wäre, den Geſetzen wieder Achtung zu verſchaffen. Aber Adel und Klerus konnten ſich immer noch nicht in die neue Lage finden, grollten den Conſtitutionellen, ſuchten deren weitere Maaßregeln zu hemmen oder verlängerten wenigſtens die Debatten und gaben der Umſturzpartei in Paris immer neue Vorwände. Noch ſchlimmer wirkte der Widerwille des kraftvollen Mirabeau gegen Necker, Lafayette und alle honetten und doctrinären Männer unter der conſtitutionellen Partei, nicht blos weil er als ein Mann der That die Syſteme nicht leiden konnte, ſondern auch weil er ſich ſelbſt noch eine große Rolle in der Revolution vorbehielt, alſo die Revolution nicht ſo bald zum geſetzlichen Abſchluß kommen laſſen wollte. Eine Zeit lang ſcheint er für den möglichen Fall einer Flucht oder Ermordung des Königs an die Regentſchaft des Herzogs von Orleans gedacht zu haben, für den er die Regierung geleitet haben würde. Er gab aber ſicher dieſen Gedanken bald wieder auf, da ſich der Herzog unfähig erwies. Seitdem hatte er nur im Sinn, noch unter dem ſchwachen König Miniſter zu werden. Sein mächtiges Rednertalent beherrſchte zwar immer noch die Nationalverſammlung und riß ſie oft auch dann noch hin, wenn ſie ſich vorgenommen hatte, ihm zu widerſtehen; allein ſie war doch für ihn nicht gelehrig und fügſam genug, als daß er nicht die Pöbelaufſtände in Paris immer noch nöthig gehabt hätte, um ſie einzuſchüchtern. Endlich trat unter den Conſtitutionellen ſelbſt eine Spaltung ein. Die Einen (Mounier, Lally Tolendal,*) Clermont-Tonnere und Neckers Freunde) wollten ſich vom hiſtoriſchen Boden nicht trennen, betrachteten die im Augenblicke unterliegenden Claſſen und Intereſſen doch noch als vorhanden, gehörten theils zur ariſtoteliſchen Schule des Montesquieu, theils zu den Anhängern der engliſchen Verfaſſung.

*) Sohn des hingerichteten Gouverneurs von Oſtindien.

als die Romane im Wechſel des Zeitgeſchmacks veralten. Dergleichen überſegelte Bücher machen denſelben Eindruck wie die Expeditionen älterer Reiſenden, etwa der Eroberer der neuen Welt. Man ergötzt ſich daran, wie ſie an Dingen, die uns längſt handgerecht geworden ſind, ängſtlich herumtaſten, und indem man die Wundermähren, welche ſie vorbringen, dem Geiſt des Jahrhunderts auf Rechnung ſchreibt, achtet man ihre Tüchtigkeit, und findet nicht ſelten Gelegenheit, ihren Vorausblick in Dinge zu bewundern, von denen ſich erſt die Folgezeit verſtändige Rechenſchaft geben konnte.

Nach der rohen, oberflächlichen Empirie und der eiteln Selbſtgenügſamkeit des vorigen Jahrhunderts iſt die allgemeine Naturforſchung aller Völker offenbar auf einer Umkehr begriffen, die ſie wieder mehr der Tiefe der Natur und des Geiſtes zuführt. Eben damit gewinnt, wie ſchon mehrmals angedeutet, die deutſche Betrachtungsweiſe fortwährend Terrain in der Geſinnung der Völker. Sehr deutlich zeigt ſich dies in den neueſten geiſtigen Entwicklungen Frankreichs. Die Franzoſen fangen an, ſich vom Senſualismus loszumachen und der menſchlichen Natur eine Entwicklung aus ſich ſelbſt zuzugeſtehen. Sie ſuchen nicht mehr die Kunſt ausſchließlich in der Nachahmung eines wahrgenommenen Aeußern, und ihrer Viele begreifen nachgerade, welche Stelle in jeder Wiſſenſchaft die innere produktive Kraft zu ſpielen hat. Ihre neueſten wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Beſtrebungen beurkunden dies hinlänglich; in allen Fächern begegnet man deutſchen Anſichten und Grundſätzen, wenn auch vom Geiſt der Nation eigenthümlich zugerichtet und dem dortigen Publikum mundrecht gemacht. In der Naturwiſſenſchaft war bei ihnen neben der Empirie und Analyſis ihr Gegenſatz, Idee und Syntheſis, längſt leiſe hergeſchlichen, wie ſich denn z. B. ſchon in Buffon ideale Anſichten deutlich bemerklich machen. Durch deutſchen Einfluß wurde dieſe Richtung immer mehr angeregt; namentlich hatte Geoffroy St. Hilaire die deutſchen Anſichten von der Einheit der thieriſchen Bildung und der Evolution derſelben zu den ſeinigen gemacht. Nach vielen kleinen Reibungen zwiſchen ihm und dem Vorfechter des Empirismus, Cuvier, kam es endlich darüber zu einer förmlichen Exploſion im Schooße der Akademie: Der deutſche Idealismus erhob zu Paris zuverſichtlich ſein Haupt, und zwar im ſelben Julius des Jahrs 1830,

Die Andern (Barnave, Duport, die beiden Brüder Lameth ꝛc.) dagegen wollten etwas absolut Neues, gehörten der platonischen Schule des Rousseau an und nahmen nicht, wie jene, das einmal geschichtlich und geographisch Bestehende und Bleibende im Charakter, in der Lebensart, dem Bildungszustand, den natürlichen Neigungen des Volks, sondern den jeweiligen Volkswillen, die Mode des Augenblicks, zur Grundlage der neuen Verfassung. Jene wollten dem Volke die ungeheuren Ausschweifungen ersparen, von denen es doch am Ende wieder zum Natürlichen zurückkehren mußte. Diese dagegen zweifelten nicht, durch einen einfachen Willensact der gegenwärtigen erleuchteten Volksvertreter werde sich das Volk gänzlich verwandeln und umgestalten und auf eine neue und höhere Stufe des Daseyns erheben lassen. Diese Partei, die außerhalb der Nationalversammlung in dem sogenannten bretonischen Klub sich versammelte, neigte zur Republik, unterschied sich aber von der Umsturzpartei in Paris durch ihre feine Gesittung. Klub, ein aus England geborgtes Wort, war damals der Modename für alle Parteivereine. Der Klub Breton in Versailles war jüngst von den Abgeordneten der Bretagne gegründet worden. Mirabeau schloß sich ihm an, jedoch ohne sich ihm hinzugeben. Auch Sièyes gehörte natürlicherweise dazu, da dieser schon seiner berühmten Schrift über den dritten Stand ganz die alles nivellirende Tendenz Rousseau's zu Grunde gelegt hatte.

Als die schlimmen Nachrichten vom Lande sich häuften, bemächtigte sich des Adels in der Nationalversammlung eine Stimmung, in der Furcht und Humor wunderlich gemischt erschienen. In Burgund allein waren 72 adelige Schlösser niedergebrannt worden, aus den andern Provinzen ist die Zahl nicht ermittelt. Was hatte der Adel noch zu verlieren, das ihm nicht mit Gewalt genommen wurde? Er entschloß sich also, vollends alles freiwillig zu opfern. Einige schwärmerische Freiheitsfreunde in der Weise Lafayette's thaten es ernstlich; viele aus Furcht, um das wüthende Volk zufrieden zu stellen und das eigene Leben zu retten. Andere

in der ausgeſprochenen Abſicht, Oel in's Feuer der Revolution zu gießen und deren Ausſchweifungen gefliſſentlich übertreiben zu helfen, damit die Natur deſto bälder dieſe ſchreckliche Kriſe überſtehe und Erſchlaffung oder die Einmiſchung des Auslandes zum Alten zurückführe. Nur aus dieſen nahe liegenden Gründen und keineswegs aus einer aufwallenden Begeiſterung ergriff am 4. Auguſt der Adel die Initiative, um alle ſeine Privilegien geſetzlich vernichten zu laſſen. Der freiſinnige Vicomte von Noailles machte den Anfang, ihm folgte der Duc d'Aiguillon. Beide ſchlugen die Abſchaffung aller Feudallaſten vor, um das Landvolk zu befriedigen. Der geſammte Adel ſtimmte zu. Der Klerus that daſſelbe in Bezug auf ſeine Güter, dann begreiflich auch die Deputirten des dritten Standes (ohne Vollmacht dazu), in Bezug auf alle einſchlagenden Rechte der Corporationen und Gemeinden. Dieſe Improviſation des Adels überraſchte die Verſammlung und riß auch die Gallerien hin. In einer allgemeinen Trunkenheit der Begeiſterung wurde die ganze Nacht durch gewetteifert, Privilegien zum Opfer zu bringen. Man beſchloß, den Landmann von aller und jeder Laſt zu befreien, von der Leibeigenſchaft, von den Frohnen, von den Abgaben an den Gutsherrn, vom Zehnten, von der Patrimonialgerichtsbarkeit, vom Wildſchaden (durch Freigebung der Jagd), man beſchloß ferner, die Gleichheit aller Franzoſen zu decretiren, indem alle ohne Unterſchied der Geburt zu allen Stellen im Civil und Militär befähigt ſeyn ſollten und auch keine Provinz, keine Stadt mehr irgend ein Vorrecht behalten ſollte. Nur ein Mann widerſetzte ſich in Bezug auf den Zehnten. Abbé Siéyes, derſelbe unhiſtoriſche Syſtematiker, von dem zuerſt der Gedanke ausgegangen war, alle Stände zu nivelliren und das Volk, nach Auflöſung ſeiner natürlichen Gliederungen, in eine Summe von Atomen, in einen Sandhaufen zu verwandeln, derſelbe Siéyes erkannte doch, daß unter allen Leiſtungen des Landmanns die des Zehnten die natürlichſte, für ihn ſelbſt am mindeſten läſtige ſey, die, wenn ſie wegfiele, durch weit läſtigere würde erſetzt werden müſſen, und

vertheidigte ihn. Aber man hörte ihn nicht. Da rief er das berühmte Wort: „Ihr wollt frei seyn und versteht nicht einmal gerecht zu seyn.“

Ehe die Versammlung die neue Verfassung berieth, glaubte sie derselben eine allgemeine Declarirung der Rechte des Menschen vorangeben lassen zu müssen, nach dem Beispiele der Nordamerikaner, und um scharf das Princip zu bezeichnen, nach welchem die Constitution Frankreichs entworfen werden sollte. Darin wurde nun wirklich als in einem weltgeschichtlichen, gewiß sehr merkwürdigen Denkmal der ganze große Irrthum des philosophischen Jahrhunderts niedergelegt, demzufolge 1) die Menschen in Masse und jeder Einzelne zur Freiheit berufen und jeder dem andern vollkommen gleich seyn solle, und 2) die Masse sich durch die von ihr gewählten Organe jederzeit selbst regieren, nur immer ihren jeweiligen eigenen Willen an sich vollziehen lassen solle. In Bezug auf den ersten Punkt ließ man außer Acht, daß die Natur, der unveränderliche Typus der Racen, das Clima, die Beschäftigungen, auf welche die Menschen nun einmal, um leben zu können, unabänderlich angewiesen sind, die Unmöglichkeit, alle zur Philosophie und feinen Bildung zu erziehen, die geistige Unfähigkeit und Schwäche selbst in so vielen Gliedern der gebildeten Stände, die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente der Voraussetzung der Gleichheit und somit auch der Möglichkeit einer gleichen Befähigung zur Freiheit selbst dann widerspricht, wenn es möglich wäre, alle historische Erinnerung und alle Gewöhnung zu verwischen. In Bezug auf den zweiten Punkt befand man sich in einer Täuschung, die nur zu bald unbarmherzig bestraft wurde, denn, indem man den jeweiligen Nationalwillen zum Souverain machte, unterwarf man sich den grausamen Launen eines von Demagogen gelenkten Pöbels. Dennoch war der Irrthum, den so viele und zwar die edelsten Menschen damals theilten, nicht nur durch die Dinge, die vorhergegangen waren, gerechtfertigt, sondern hatte auch etwas Herzerhebendes und wahrhaft Schönes. Nach so vielen,

die Menschheit entehrenden Mißbräuchen des Despotismus und der aristokratischen und klerikalen Corruption erhob man sich zu einem Ideal reinerer und edlerer Menschlichkeit und hoffte einen Augenblick, es verwirklichen zu können durch bloße Willenskraft und durch Erziehung der künftigen Generationen. Es war nur ein Traum, aber von schönen Seelen geträumt, die selbst nicht Schuld waren, daß die Wirklichkeit ihrer Voraussetzung nicht entsprach. Was am meisten zur Täuschung beitrug, war das Beispiel Nordamerikas. Dort machte man von der Freiheit einen mäßigen und würdigen Gebrauch, denn die Bürger waren fromme und nüchterne Hausväter, von einer anglo-germanischen Race und lebten in damals noch wenig bevölkerten, kaum dem Urwald abgewonnenen Gegenden, ferne von der Bildung und Corruption einer so alten durch und durch verdorbenen Residenz, wie es Paris war. Dennoch glaubte Lafayette, jene Bürgertugend vom Delaware an die Seine verpflanzen zu können, in den Mittelpunkt eines Volks, von dem noch kurz vorher sein Götze Voltaire selber gesagt hatte, es sey halb Affe, halb Tiger.

Die Constitution war der Idee nach schon eine republikanische, wenn sie auch noch einen König als ersten Diener des Staats bestehen ließ, der aber nur den Nationalwillen, wie er durch die Nationalversammlung ausgesprochen wurde, vollziehen sollte. Der enorme Widerspruch zwischen dem republikanischen Geist und der monarchischen Form trat hervor in den langwierigen Kämpfen um das Veto. Wer irgend noch dem tumultuarischen und immer wechselnden Volkswillen ein conservatives Gegengewicht erhalten wollte, mußte dem König das Recht sichern, übereilte, leidenschaftliche und schädliche Beschlüsse der Versammlung durch sein Veto zu hemmen, wenigstens deren Ausführung zu verschieben. Auf der andern Seite aber erschien es mit Recht sonderbar, daß der König als ein einzelner Mann, der noch dazu unter dem Einfluß der gestürzten Aristokratie und des Auslands zu stehen schien, das Recht haben sollte, zu verhindern, was 25 Millionen Menschen, das

geſammte Volk der Franzoſen wollte. Daher wurde der Pöbel gegen das Veto aufgehetzt, der deſſen Sinn ſo wenig und bald wieder ſo gut begriff, daß er nicht eine Sache, ſondern eine Perſon darunter verſtand, beſſer belehrt aber den König und die Königin nur noch Herr und Madame Veto nannte.

Mit Recht bemühten ſich die Conſtitutionellen, nach dem Muſter der engliſchen Verfaſſung dieſes ſo blosgeſtellten Königs Anſehen durch ein Oberhaus zu verſtärken und der Demokratie ein aus ariſtokratiſchen und monarchiſchen Elementen zuſammengeſetztes Gegengewicht zu geben. Aber der alte Adel war ſchon zu verhaßt, die ſtändiſche Gliederung ſchon von der öffentlichen Meinung zu beſtimmt verdammt worden, als daß aus dem Oberhauſe mehr als ein bloßer Senat oder Rath der Alten hätte werden können. Als der Adel ſah, daß er als Stand doch nicht darin vertreten ſeyn würde, ſtimmte er ſelbſt gegen die Conſtitutionellen und mit den Demokraten für eine Kammer, 10. Sept. Auch Mirabeau ſtimmte mit den letztern und war ſehr thätig, die aufkeimende Macht der ſtrengen Conſtitutionellen zu unterdrücken. Als Thouret, ein Anhänger Neckers, Präſident der Verſammlung geworden war, ſchreckte ihn Mirabeau durch die Drohung mit einem abermaligen Volksaufſtand in Paris, ſo daß er lieber zurücktrat und den Vorſitz an Chevalier vom bretoniſchen Klub abgab. Als nun vollends der König ſelbſt und Necker ſich in Bezug auf das Veto mit einer Halbheit zu helfen ſuchten, und da ſie das abſolute Veto nicht durchzuſetzen hofften, oder wenn ſie es durchſetzten, den Volkshaß zu ſehr fürchteten und ſich mit dem aufſchiebenden Veto begnügen zu können glaubten, verzweifelten die Conſtitutionellen. Mirabeau wandte ſich ihnen in dieſer Angelegenheit wieder zu. Da er ſelbſt einmal Miniſter werden wollte, wußte er das Veto gut zu würdigen. Da er keine Republik, am wenigſten eine demokratiſche, ſondern ein ſchwaches Königthum wollte, in dem er als ſtarker Geiſt für den König regieren ſollte, ſo war ſeine Vertheidigung des abſoluten Veto ſehr natürlich. Aber er ſetzte es nicht

durch, die Verſammlung vereinigte ſich mit dem König auf das ſuſpenſive, 11. Sept.

Die Aufwieglerpartei des Palais Royal in Paris war dem Streit um das Veto mit lauerndem Argwohn gefolgt und hatte durch Rede und Schrift den Pöbel gegen das Veto aufgehetzt. Die Seele dieſer Partei war Danton, ein verdorbener Advokat von rieſiger Größe, einem von Leidenſchaften noch mehr als von den Blattern zerriſſenen faſt negerartigen Geſicht und ſchrecklicher Löwenſtimme, ganz geſchaffen, um große Volkshaufen zu beherrſchen, ein Mirabeau des Pöbels. Er ſcheint von Anfang an im Solde Orleans geſtanden zu ſeyn, für den er auch ſpäter noch immer ein geheimes Intereſſe verrieth. Er brauchte zu ſeinen Ausſchweifungen Geld und nahm es ſpäter auch vom Hofe. — Neben ihm war der mächtigſte Agitator als Volksredner und Journaliſt Camille Desmoulins, den wir ſchon kennen, und furchtbarer als alle andern, wenn auch nur durch ſeine Feder, fing damals ſchon der greuliche Marat an, in ſeinem Volksblatt ami du peuple dem unverſöhnlichſten Haſſe die pöbelhafteſten, ſchmutzigſten und zugleich blutdürſtigſten Worte zu leihen. Ein verdorbener Mediciner aus Neufchatel in der Schweiz, abgedankter Stallarzt des Herzogs von Orleans (Hundedoctor), elend an Leib und Seele, eine kleine, magere, erbärmliche Figur von abſchreckender Häßlichkeit, ungeheuer reizbar und beſtändig zitternd in nervöſer Aufregung, concentrirte er doch eine furchtbare Lebenskraft in den gleichſam elektriſchen Schlägen, die aus ſeiner kranken Hand in ſein Blatt fuhren und die Volksmaſſen durchzuckten. Er hatte früher ſeine Exiſtenz kaum friſten können, war als mittelmäßiger Naturforſcher von den Gelehrten mit Verachtung behandelt worden und wollte ſich jetzt an der geſammten höhern Geſellſchaft rächen, indem er den Pöbel gegen dieſelbe aufhetzte. Neben ihm thaten ſich als eigentliche Führer der Maſſen damals hervor der Marquis de St. Hurugue, eine Seele voll Gift, der früher von ſeiner Familie in die Baſtille gebracht worden war und jetzt gegen die Ge-

sellschaft eben so rachsüchtig war, wie Marat und Mirabeau. Ferner der Gerichtsbote Maillard, der sich beim Sturm auf die Bastille hervorgethan, der Pole Lozowski ꝛc. Auch eine Amazone hatte sich beim Bastillenkampf ausgezeichnet und war seitdem bei den Volksaufläufen stets voran. Théroigne, zubenannt die schöne Lütticherin, war, obgleich schon 30 Jahre alt, doch noch sehr reizend, trug einen Federhut, ein kurzes blaues Kleid, Säbel und Pistolen und eine Reitpeitsche. Zu Méricourt bei Lüttich geboren, war sie von einem Edelmann verführt worden und immer tiefer in Schande gesunken, der sie sich plötzlich auf eine heroische Art zu entreißen suchte, um sich an der Aristokratie zu rächen, deren Opfer sie geworden war. Ueberhaupt fingen die Weiber an, sich in die Revolution zu mischen. Die berüchtigten Pariser Fischweiber (Poissarden) machten von ihrer alten Macht, der Grobheit, jetzt einen politischen Gebrauch, und trugen das meiste bei, Sprache und Benehmen der demokratischen Partei zu verwildern. Auch in dieser Beziehung war ein Extrem in's andere übergesprungen. Die Corruption des Hofes hatte sich bisher mit allen Grazien seiner Sprache und Sitte verhüllt, die angemaßte Tugend des Volkes trug dafür nun eine studirte Ungeschliffenheit zur Schau.

Bailly mußte als Maire von Paris seine ganze Zeit der dringenden Sorge um die Lebensmittel opfern. Tag und Nacht quälte er sich ab, dieselben herbeizuschaffen, um den grimmigen Cerberus der Revolution mit Brod wenigstens hinzuhalten. Auch die Nationalversammlung hatte mitten unter ihrem Theorienstreit Zeit gefunden, dem leeren Staatsschatz einigen Nothbedarf zufließen zu lassen durch eine patriotische Steuer vom vierten Theil des Einkommens. Aber es war nicht Jedermann so patriotisch gesinnt, diese Steuer zu bezahlen. Fast überall war das Land in Gährung oder offenem Aufstande. Daher auch die Lebensmittel, ehe sie nach Paris kamen, oft unterwegs aufgefangen wurden. Um die brodlosen Arbeiter in Paris zu beschäftigen, gründete Bailly auf dem Montmartre die ersten Nationalwerkstätten, worin 17,000

Arbeiter täglich 20 Sous verdienten. Die Mittel dazu, wie für den Brodaufkauf, mußte der Staat der Stadt liefern, denn schon hing die Existenz der Regierung vom guten oder bösen Willen einer einzigen Stadt ab. Der Nothstand forderte zu Vergleichungen auf. Der Hof von Versailles schwamm immer noch scheinbar im Ueberfluß. Daß man das Brod dort holen solle, ging wie eine Ahnung durch Paris. Einige glaubten mit Recht, wenn der Hof und die Nationalversammlung nach Paris übersiedelten, würden hier auch Lebensmittel und Geld sich wieder häufen. Die Demokraten aber hatten den Nebengedanken, Hof und Versammlung unter die unmittelbare Aufsicht und Zuchtruthe des Pariser Pöbels zu stellen, um mit ihnen anfangen zu können, was man wollte. Der Hof selbst gab die unglückliche Veranlassung dazu, daß diese bösen Gedanken schneller reiften.

Da der König sich mit der Nationalversammlung in ein verträgliches Einvernehmen gesetzt hatte, glaubte er keinen Anstoß zu erregen, wenn er, um sich vor Pöbelaufläufen zu schützen, wenigstens ein Regiment Linientruppen nach Versailles kommen ließ. Es war das Regiment Flandern, welches nur, indem es einen Gewehrtransport aus Flandern für die Nationalgarde von Paris deckte, vorübergehend da zu seyn schien, und überdies dem Commandanten der Nationalgarde von Versailles unterstellt wurde. Allein bei einem Gastmahl zu Ehren der Offiziere dieses Regiments, am 1. October, sprach sich die royalistische Stimmung zu laut und unvorsichtig aus. Der König erschien mit der Königin, man zog die Degen und schwur ihnen Treue. Man sang das royalistische Lied, welches nach einer damals beliebten Oper der treue Sänger Blondel dem gefangenen König Richard Löwenherz gesungen: ô Richard, ô mon roi! und hatte noch so viel Wein übrig, daß man ein Paar Tage später, um ihn vollends auszutrinken, das Fest wiederholte. Diese Schwelgerei gegenüber dem Brodmangel in Paris erweckte den ganzen Zorn des Volks und wurde mit den gehässigsten Uebertreibungen wiedererzählt. Zugleich ver-

lautete, die royalistische Partei beabsichtige eine Entführung des Königs nach Metz. Dem wollten die Demokraten zuvorkommen und beeilten sich daher, den König mit Gewalt nach Paris zu holen. Mit jener Entführung nach Metz war es allerdings der Hofpartei Ernst, aber der König weigerte sich fortwährend. Hätte er darein gewilligt, so wäre das Herbeiziehen des Regiments Flandern gar nicht nöthig gewesen, er hätte sich still entfernen können.

Die demokratischen Verschwornen in Paris hätten den König nicht nach Paris zu holen vermocht, wenn sich ihnen die Nationalgarde widersetzt hätte. Aber Lafayette selbst war für die Entführung, weil er in Paris, wo er damals alles galt, den König ganz in seiner Gewalt zu haben hoffte und dem König überdies eine Demüthigung gönnte, weil derselbe die Promulgation der Menschenrechte für überflüssig erklärt hatte. Lafayette ließ daher den demokratischen Pöbel diesmal gewähren. Die Verschwornen schoben die Weiber voran. Am 5. October in der Frühe belagerten Weiber, nach Brod schreiend, die Bäckerläden. Ein junges Mädchen bemächtigte sich einer Trommel und schlug Allarm. Männer in Weiber verkleidet, ordneten die Züge, Maillard leitete das Ganze, auch die Amazone Théroigne fehlte nicht. Jedes Frauenzimmer, dem die Weiber begegneten, wurde gezwungen, mitzuziehen. Sie stürmten das Stadthaus, raubten die dort befindlichen Waffen und zogen, etwa 7000 mit drei Kanonen nach Versailles. Lafayette eilte unter die vor dem Stadthause versammelte Menge, scheinbar um die Ordnung mittelst der Nationalgarde herzustellen. Aber diese selbst war schon in den Plan eingeweiht und schwankte. Die Einen verlangten, er solle sie nach Versailles führen, um den König zu holen. Andere billigten diese Maaßregel, um wenigstens die Wuth der Weiber zu zügeln und den König zu beschützen. Lafayette stellte sich nun, als ob er nur gezwungen nachgäbe, und ließ alles marschiren, um dem König die Wünsche der Gemeinde von Paris

vorzulegen: Entfernung der Truppen, Uebersiedlung des Hofes nach Paris und Anerkennung der Menschenrechte.

Um drei Uhr kamen die Weiber nach Versailles, drangen in die Nationalversammlung ein und Maillard stellte in ihrem Namen die Forderung, das Regiment Flandern zu entfernen, die Gardes du Corps des Königs zur Rechenschaft wegen des Festes vom 1. October zu ziehen und den Parisern Brod zu geben. Man suchte sie zu beruhigen und nöthigte den Präsidenten, damals Mounier, zwölf von den Weibern als Deputation zum König selbst zu führen. Diese wurden gütig empfangen, die königliche Nähe imponirte ihnen, sie kehrten zufrieden zu den andern Weibern zurück, von denen sie aber mißhandelt wurden. Diese wüthenden Weiber und der männliche Pöbel, der sich zu ihnen gesellte, griff die Gardes du Corps an, von denen einige fielen und die sich auf Befehl des Königs zurückziehen mußten. Noch aber waren die Weiber zu schwach, um mehr zu wagen und ein heftiger Regen zerstreute sie. In der Nacht kam Lafayette mit wenigstens 20,000 Nationalgarden an, gelobte den König zu schützen und besetzte alle Posten, mit Ausnahme derer im Schloß, die der König unvorsichtig den Gardes du Corps vorbehielt. Kaum aber hatte sich Lafayette gegen Morgen ein wenig zur Ruhe gelegt, als ein Haufen bewaffneten Pöbels mit Weibern untermischt, wahrscheinlich von Orleans, den man in dieser Nacht im Schlosse sah, bestochen, durch einen unbesetzt gebliebenen Eingang in das Schloß drang und die Garde, die sich nicht vertheidigen durfte, zu morden begann. Zwei Köpfe derselben wurden von einem bärtigen Scheusal, Jourdan (deßhalb seitdem der Kopfabschneider benannt) abgesäbelt und auf Picken gesteckt. Eine Thüre nach der andern im Schloß wurde erbrochen. Die Königin floh aus dem Bett und im bloßen Unterrock zum König. Glücklicherweise kam Lafayette, der den Lärm gehört hatte, noch mit Nationalgarde herbei, rettete den König und die Gardes du Corps und trieb den Pöbel wieder aus dem Schlosse. Nun sammelte sich aber ein unermeßlicher Haufen

in welchem von dort aus Europa in ganz anderer Beziehung geiſtig erſchüttert wurde. Goethe hat dieſen Streit vortrefflich beſchrieben, und wir verweiſen auf ſeine lehrreiche Abhandlung. *)

Die Kraftſchläge der deutſchen Naturphiloſophie waren gleichſam ein Gewitter, das die ſchwere Luft des Empirismus reinigte. Engländer und Franzoſen wurden dadurch Anfangs nur mit Erſtaunen und Grauen erfüllt, oder ſpotteten der Donnerkeile, die ihnen nirgends zu treffen ſchienen. Sie ſahen mit Verwunderung bei uns Schriftſteller an ihren Schreibtiſchen, Profeſſoren auf ihren Katheдern ſitzen, wie an magnetiſchen Baguets, ſich in ihren Paroxysmen ſelbſt verhören und ihre Viſionen eigenhändig zu Protokoll bringen. Das Somnambuliſtiſche in dieſen Conſtructionen der Welt mußte ſie abſtoßen, die, im Boden des Realen wurzelnd, nicht daran dachten, daß der Zug der Wiſſenſchaft zwiſchen Erde und Himmel mittendurch geht. Sie fingen erſt dann entſchiedener an, ſich uns zuzuwenden, nachdem wir unſerem poetiſchen Drang in der Wiſſenſchaft volle Genüge gethan, und unſern Flug wieder mehr dem Boden der Wirklichkeit zuſenkten.

Der Deutſche hatte die Miſſion, die allgemeine Umkehr der Wiſſenſchaften zu einer geiſtigeren Behandlung einzuleiten, indem er die von der Analyſis der vorigen Jahrhunderte gewonnenen Begriffe in den Brennpunkt der Abſtraktion zuſammenbrach und ſie mit dem Zauberſchein des Gefühls beleuchtete. Aber im Maaß, als ſich vom Beginn der Aera, in der ſich die Welt überhaupt neu gebären zu wollen ſcheint, der geiſtige Zug der andern Völker beſchleunigte, mußten wir den Zügel anhalten, um mit den andern Faktoren der Wiſſenſchaft wieder in gleichen Schritt zu kommen. Ebendarum waren es auch deutſche Naturen, in denen ſich jene beiden Elemente des menſchlichen Geiſtes dem ſchönen, fruchtbaren Gleichgewicht am meiſten nähern, welche den bedeutendſten Einfluß auf das Ausland übten: Männer wie Humboldt, Goethe, L. v. Buch. Männer von ſolchem Schlag haben am kräftigſten dahin gewirkt, den Widerſpruch in den Richtungen der Nationen zu verſöhnen, indem ſie auswärts der ſo lange verſchmähten und verläumdeten idealen Geſinnung Achtung und Haltung verſchafften, unter uns aber die Freude an der ſinnlichen Welt und

*) Ausgabe in 8. von 1833, 59ſter Band.

vor den Fenstern des Königs und schrie aus einem Munde, er solle nach Paris kommen. Und der König, der allen Bitten seiner Freunde, in der Nacht zu entfliehen, widerstanden hatte, immer wieder behauptend, er wolle dem Herzog von Orleans nicht das Feld räumen, erklärte sich bereit, dem schrecklichen Rufe zu gehorchen. Die Nationalversammlung ließ ihn damals völlig im Stich und brachte nichts zu seinen Gunsten vor, als daß sie ihm nach Paris folgen werde. Lafayette wollte den Augenblick, in welchem das Volk durch die Bereitwilligkeit des Königs befriedigt schien, benutzen, um es auch mit der Königin und den Gardes du Corps auszusöhnen und führte nach einander, zuerst die Königin auf den Balkon, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte, dann einen Gardesoldaten, den er umarmte. Beides wurde von dem leicht beweglichen Volke mit rauschendem Beifall aufgenommen. Nun fiel kein Exceß weiter vor, aber noch am nämlichen Tage mußte sich die königliche Familie in einem großen Staatswagen langsam und Schritt vor Schritt mitten in dem unermeßlichen Zuge von Weibern und Nationalgarden nach Paris fahren lassen. Die Picken mit den beiden Köpfen wurden zwar nicht, wie behauptet worden ist, unmittelbar vor dem Wagen hergetragen, ragten aber dennoch aus dem Zuge hervor.

Dieser Sieg des Aufruhrs über das Gesetz und der demokratischen über die constitutionelle Partei hatte zur Folge, daß nicht nur ein großer Theil des Adels die Nationalversammlung verließ und in's Ausland emigrirte, sondern daß auch die bisherigen Häupter der streng constitutionellen Partei, namentlich Mounier und Lally Tolendal diesem Beispiele folgten. Mounier hatte am 5. October den Kelch der Präsidentschaft bis auf die bitterste Hefe geleert. Er sah die Gesetzlichkeit mit Füßen getreten und hatte vollkommen Recht, wenn er nichts mehr von der Nationalversammlung hoffte. Dieser gefeierte Deputirte der Dauphiné war so weit herabgekommen, daß es in Versailles und Paris aus Furcht vor der Volkswuth kein Drucker mehr wagte, eine Zeile von ihm zu

drucken. Das rechtfertigte ſeinen Austritt. Wunderbar aber war es, daß gerade er, der zuerſt den Eid im Ballhauſe „ſich nicht zu trennen, bis die Conſtitution fertig ſey“ veranlaßt hatte, jetzt der erſte ſeyn mußte, der ihn brach. Seine Unpopularität lehrte, wie ſchrecklich ſchnell in Revolutionen die Volksgunſt wechſelt. Aber Niemand nahm dieſe Lehre an; wer nach ihm die Volksgunſt errang, wähnte nicht, ſie ebenfalls verlieren zu können. Im Ganzen waren es mehr als zweihundert Deputirte, die nicht mit nach Paris giengen, lauter ſolche, die bisher den König hatten ſchützen helfen. Dagegen ſetzte Lafayette damals noch eine, dem König beſonders am Herzen liegende Maaßregel durch, indem er den Herzog von Orleans bewog, unter dem Vorwand einer diplomatiſchen Sendung, nach England zu gehen. Mirabeau, den man beſchuldigt hatte, ein Anhänger Orleans zu ſeyn, ſagte damals: ich möchte ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben. Wenn dieſer Herzog je gehofft hatte, der König werde ermordet und er an deſſen Stelle Regent werden, ſo war dieſe Hoffnung fürs erſte durch des Königs Nachgiebigkeit gegen das Volk vereitelt und er reiste ab. Mounier verſammelte in ſeiner Provinz Dauphiné die Provinzialſtände und proteſtirte gegen die Verſetzung der Nationalverſammlung nach Paris, aber die letztere hob alle Provinzialſtände auf, Mounier ſah ſich verlaſſen und emigrirte.

Der König bewohnte in Paris das große Schloß der Tuilerien, die Nationalverſammlung wurde im Reithauſe untergebracht. Trotz des Austritts ſo vieler Abgeordneten blieben die Parteien in der Verſammlung die nämlichen. Was mit den aus ihr verſchwundenen Royaliſten und Ariſtokraten für den König verloren war, wurde erſetzt durch die Mäßigung derer, die bisher viel weiter gegangen waren. Die Mehrheit der Nationalverſammlung fühlte, es ſey jetzt genug, man müſſe die Volksleidenſchaften zügeln und dem Geſetze Achtung verſchaffen. Mirabeau ſelbſt trat in geheime Verbindung mit dem König und nahm Geld von ihm. Lafayette und Bailly freuten ſich, daß ihr Anſehen durch die Anwe-

senheit der Nationalversammlung in Paris verstärkt wurde und zeigten den gewissenhaftesten Eifer, die Ordnung zu handhaben. Die Redefreiheit der Adeligen und Priester, die Muth genug behalten, in der Versammlung zu bleiben, wurde geachtet. Unter ihnen zeichnete sich von Seite des Adels der Dragonerrittmeister von Cazalés durch feurige Beredsamkeit und heldenmäßige Haltung, von Seite des Klerus der Abbé Maury durch unermüdliche und bissige Dialectik aus. Instinctartig und ohne Verabredung setzten sich alle Anhänger des Alten und gemäßigte Constitutionelle auf die rechte, alle, die in der Revolution noch weiter gehn wollten, auf die linke Seite des Präsidenten, ein Gebrauch, der auf alle spätern Deputirtenkammern des Continents überging.

Die Aufrührer hatten ihren wichtigsten Zweck, den König nach Paris zu bringen, erreicht, waren aber mit der neuen Ordnung nicht zufrieden und suchten sie sogleich wieder zu stören. Diesmal war ein wohlhabender und braver Bürger von Paris, der Bäcker François, das Opfer, den man fälschlich des Kornwuchers verdächtigte und grausam ermordete (19. Octbr.). Aber das machte die gemäßigte Partei nur noch einiger und entschlossener. Die Nationalversammlung decretirte ein Martialgesetz und Lafayette fachte unter der Nationalgarde einen so edeln Eifer an, jede neue Erhebung des Pöbels zu unterdrücken, daß, nachdem auch zwei von den Mördern des Bäckers hingerichtet worden waren, die Aufrührer wirklich Furcht bekamen und sich lange Zeit ruhig verhielten.

Die Nationalversammlung konnte nun die Berathung der Constitution fortsetzen und war sehr thätig. Gewarnt durch Mouniers Beispiel suchte sie die Gewohnheitsmacht der Provinzen zu brechen und gab Frankreich eine ganz neue Eintheilung in 83 Départements. Jedes wurde wieder in Districte, diese in Cantone getheilt. Eben so wurde das Gemeindewesen durch ein Municipalgesetz regulirt. Alle männlichen Bürger, sofern sie großjährig, ein Jahr lang ansäßig waren und eine directe Steuer bezahlten, waren Activbürger, wählten in die Urversammlungen

und bildeten die Nationalgarde, alle Gewalt ging von unten aus und stammte aus Wahlen. Indeß belief sich die Zahl der Activbürger nur auf 4 Millionen und diese blieben vom Pöbel beneidet. Alle Criminalsachen wurden dem Volksgericht gewählter Geschwornen zugewiesen und öffentlich und mündlich verhandelt. Da man vor allem Geld brauchte und die patriotische Steuer bei weitem nicht hinreichte, so lockte die große Beute der Kirchengüter zu sehr, als daß man nicht die Hände darnach hätte ausstrecken sollen. Der junge Bischof von Autun, Herr von Talleyrand-Perigord, der damals schon die Politik annahm, sich der jedesmal mächtigsten und des Erfolges gewissen Partei anzuschließen, hatte zuerst den Gedanken angeregt*) und Mirabeau ihn weiter ausgeführt. Vergebens erschöpfte sich Maury's Beredsamkeit, den Plan zu hintertreiben. Die Ansprüche des Klerus klangen den Söhnen des philosophischen Jahrhunderts wie verschollene Stimmen aus dem Mittelalter. Maury wurde vom Pöbel angefallen, rettete sich aber durch die kecke Frage: wenn ihr mich an den Laternenpfahl hängt, werdet ihr dann heller sehen? Man kam überein, sämmtliches Kirchengut in Frankreich zur Verfügung der Nation

*) Talleyrand hatte von Geburt an einen Klumpfuß als echter diable boiteux. Schon mit 16 Jahren verführte er drei schöne Töchter einer armen Wittwe zugleich, wurde in einer Spielhölle aufgegriffen und ein Jahr lang im Schloß Vincennes gefangen gehalten. Da heuchelte er die tiefste Frömmigkeit und that, als ob er Trappist werden wollte. Man machte ihn zum Abbé. Da hofirte er der Dubary, wurde durch sie mit zwei reichen Abteien dotirt, hielt Maitressen und schwelgte. Um nun noch mehr Geld zu seinen Verschwendungen zu gewinnen, hofirte er Calonne, und machte ihm Finanzpläne. Zum Bischof ernannt, kam er zu den Notabeln. Von Calonne ging er zu Necker über, um auch diesen zu verlassen, sobald derselbe nichts mehr galt. In der Nationalversammlung warf er sich zum Chef des liberalen Klerus auf und affectirte die wärmste Schwärmerei für Humanität, Freiheit und Gleichheit, weshalb er auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen beantragte und durchsetzte.

zu ſtellen, für 400 Mill. Livres davon zu verkaufen und eben ſo viele Millionen Aſſignaten auszugeben, deren Pfand ſie darſtellen ſollten (19. December). Der heftige Widerſtand der Geiſtlichkeit in und außer der Verſammlung führte zu noch weiteren Schritten. Am 5. Febr. 1790 wurden alle Klöſter in Frankreich aufgehoben. Die vorher trefflich verwalteten Kirchengüter kamen nun, nachdem man die immer gut von der Kirche behandelten Pächter ausgetrieben, in die Hände von ſpeculativen Käufern, welche ſich nur durch Verkauf der Gebäude auf Abbruch, Ausholzen der Wälder ꝛc. bereicherten und einen landverderblichen Güterſchacher anfingen, der den Ertrag der Güter minderte, ohne dem kleinen Ackerbauer zu Gute zu kommen.

Mirabeau hoffte, wenn er an die Spitze des Miniſteriums träte, ein feſtes conſtitutionelles Königthum zu gründen und der Anarchie Meiſter zu werden, aber Lafayette's Eiferſucht bewirkte am 7. Nov. 1789 die Verwerfung eines Antrags in der Nationalverſammlung, deſſen Annahme Mirabeau in's Miniſterium geführt haben würde. Fortan bitterſter Groll zwiſchen Mirabeau und Lafayette, wodurch jede Kräftigung der gemäßigten und loyalen Partei unmöglich wurde.

Ein unglücklicher Plan, während des Winters den König zu entführen, regte die Volksmaſſen von neuem auf. Marquis von Favras, ein junger feuriger Anhänger des Königs, hatte den Plan mit Perſonen des Hofes verabredet, ohne Wiſſen des Königs ſelbſt, den man zur Flucht zwingen wollte, die er nie gebilligt hatte. Es wurde verrathen, Favras verhaftet. Einen Volksauflauf unterdrückte Lafayette und nahm 200 Meuterer gefangen, aber Favras hatte ſich zu ſehr compromittirt, das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Er ſtarb, ohne einen einzigen Namen ſeiner Mitſchuldigen verrathen zu haben, mit ritterlichem Muthe am Galgen, umheult von der wahnſinnigen Luſt des Pöbels, 19. Febr. 1790. Dagegen gelang es dem Anſehen der Gemäßigten, die Freilaſſung Beſenvals durchzuſetzen.

Während in dieſem verhältnißmäßig ruhigen Winter die Straßenaufläufe abnahmen, zog ſich der Aufruhr zur Vorbereitung neuer Schrecken in die Klubs zurück. Dieſe begannen eine große Rolle zu ſpielen. Jede Partei hatte den ihrigen, aber wenn die rechte Seite in der Nationalverſammlung ſelbſt die Oberhand behauptete, ſo gewann dagegen die linke ſie in den Klubs. Der Klub Breton ſuchte, als er von Verſailles nach Paris überſiedelte, ein neues und um den Zulauf der Pariſer aufnehmen zu können, geräumigeres Lokal und fand es in der Jakobinerkirche. Davon bekam er den ſo berühmt gewordenen Namen des Jakobinerklubs. Mirabeau gehörte ihm an, ohne ſich ihm hinzugeben, mehr um ihn zu benutzen. Die eigentlichen Häupter deſſelben waren damals immer noch Duport, Barnave, die Brüder Karl und Alexander Lameth, aber da ſie in Verſailles die äußerſte Linke eingenommen, ſchloſſen ſich in Paris die bisherigen Lenker des Palais Royal an ſie an und brachten noch viel revolutionärere Elemente unter ſie, unter denen neben Danton vorzüglich Briſſot, Herausgeber des vielgeleſenen patriote français, hervorzuragen anfing. Der Klub wurde ſo zahlreich, daß er eine Rednerbühne, Secretäre, Tribune annahm wie die Nationalverſammlung, deren Nebenbuhler er werden ſollte. Hier wurden alle die Umſturzreden gehalten und beklatſcht, die man in der Nationalverſammlung nicht halten konnte. Im Sinne dieſes Klubs wirkte auch die Pariſer Preſſe, ja einzelne Winkelblätter gingen noch viel weiter und drangen unaufhörlich auf Erneuerung der Blutſcenen, um alle Royaliſten und Ariſtokraten zu vertilgen. — Indignirt durch dieſes Treiben bildeten Lafayette und Bailly mit Siéyes, Talleyrand, Chapelier und den gemäßigten Conſtitutionellen einen beſondern Klub „die patriotiſche Geſellſchaft von 1789" im Palais Royal, an den auch Mirabeau ſich unparteiiſch anſchloß, der aber gerade, je mehr er aus honetten Leuten beſtand, dem Pöbel zu vornehm und reactionär erſchien. Ein dritter, ſ. g. Klub der Unparteiiſchen wurde von denen geſtiftet, die am weite-

sten rechts saßen, Malouet an der Spitze. Da sie aber nicht einmal den Muth hatten, sich zu einer Partei zu bekennen, und aus derselben Furcht Maury und d'Espremenil ausschlossen, konnten sie auf keine Achtung Anspruch machen und wurden schon im Mai durch den Pöbel auseinandergejagt und an jeder weiteren Zusammenkunft verhindert. Nicht besser erging es dem Klub der Volksfreunde, in welchem die Geistlichkeit einen letzten Versuch machte, der immer mehr verschwindenden Religiosität der Hauptstadt zur Stütze zu dienen.

In der Nationalversammlung herrschte im Frühjahr und Sommer viele Bitterkeit. Mirabeau begann verdächtigt zu werden, schlug aber seine jakobinischen Ankläger mit dem ganzen Gewicht seiner alten Popularität und persönlichen Ueberlegenheit nieder. Robespierre, Advokat aus Arras, begann sich durch seine langweilige Zähigkeit im Verdächtigen bemerklich zu machen, wurde aber noch wegen seines mittelmäßigen Talentes verachtet. Ihm waren die Jakobiner, die doch schon Mirabeau angriffen und mit Lafayette zerfallen waren, noch viel zu gemäßigt, er nahm aber nichts von dem Cynismus Dantons, Camille Desmoulins und Marats an, sondern gefiel sich in einem zierlichen Anzug, sorgfältiger Frisur und in einer orakelnden und systematischen Sprache, wodurch er dem Pöbel, dessen Sache er führte, unendlich imponirte. Maury und seine wenigen Anhänger rächten sich für die ihnen ungünstigen Abstimmungen durch die beißendsten Sarkasmen in der Debatte. Alle diese Persönlichkeiten aber hielten das Constitutionswerk nur wenig auf. Um den Widerstand des Klerus zu brechen, wurden am 16. Juni alle Geistlichen verpflichtet, der Nation Treue zu schwören und denselben am 12. Juli eine Civilconstitution gegeben, wofür der Abgeordnete Camus, ein seichter Schwärmer für Aufklärung, besonders thätig war. Damals brachte auch (am 19. Juni) der preußische Baron Klotz, der sich Anacharsis Cloots nannte und dessen Hirn verbrannt war, ein zum Theil aus der Theatergarderobe in die Costüme aller Nationen verkleidetes

Gesindel vor die Schranken der Nationalversammlung, angeblich als eine Deputation des gesammten Menschengeschlechts, und fand mit dieser Comödie einen lauten, vorher verabredeten Beifall. Bei dieser Gelegenheit trug ein gewisser Lambel darauf an, um die Gleichheit aller Menschen zunächst in Frankreich zu bethätigen, sollten alle Erb- und Adelstitel und Standesunterschiede verschwinden. Lafayette, der sich längst nur als Bürger ansah, unterstützte den Antrag und so verlor der Adel alle seine äußeren Vorrechte, Namen, Wappen und Livreen, was den größten Theil der noch in der Versammlung sitzenden Edelleute nun ebenfalls zum Austritt bewog. Während auf diese Weise das aufgeklärte Bügerthum die Kirche und den Adel tief erniedrigte, bewies es sich im Sinne der constitutionellen Monarchie dem König günstig. Derselbe erhielt 25 Millionen Livres Civilliste und die Initiative in Bezug auf Krieg und Frieden, was durch Mirabeau's Redekraft ertrotzt wurde.

Ohne Zweifel mißkannten diese philosophischen Gesetzgeber das Wesen der katholischen Kirche und die Natur des französischen Volks. Sie durften in einer Nothzeit vom übermäßigen Reichthum der Kirche, was zu viel war, wegnehmen. Sie durften, wo die Geistlichkeit demoralisirt war, auf reinere und einfachere Sitten dringen. Aber sie durften dem Priester nicht befehlen, seinen Kircheneid zu brechen, um sofort Staatsdiener zu werden. Sie konnten, wie später folgerecht geschah, die ganze Kirche aufheben, aber nicht die römische Kirche in eine Staatskirche verwandeln. Vor allem mußten sie dem gläubigen Landvolk Rechnung tragen, dem sie doch niemals ihre Philosophie beibringen konnten. Es war möglich, die alte Kirche umzuschaffen durch eine Reformation; durch eine blos politische Revolution dagegen konnte diese alte Kirche nur vorübergehend unterdrückt werden, um dann ganz als die alte und mächtiger als je wieder aufzustehen. Nicht minder täuschten sich die Philosophen im Naturell der Franzosen, indem sie alle Rangunterschiede, Titel und Auszeichnungen aufhoben. Die Franzosen sind

viel zu eitel, um dieſelben auf die Dauer entbehren zu können. Endlich war es ein Irrthum, indem man die Gleichheit und Einfachheit nordamerikaniſcher Bürger auf franzöſiſchen Boden verpflanzte, doch noch einen König beizubehalten. Von dieſem Standpunkte der Freiheit und Gleichheit aus ſchien der König in Paris eben ſo überflüſſig, wie in Philadelphia, was Robespierre am richtigſten erkannte. Maury lachte über die Decrete und ſagte voraus, die ſich überſtürzende Revolution werde nichts Dauerhaftes gründen, ſondern nur die Reaction beſchleunigen. Talleyrand übernahm es, als bereits geweihter Biſchof von Autun, alle die neuen ſ. g. conſtitutionellen oder eidleiſtenden Biſchöfe zu weihen, welche an die Stelle der eidweigernden und deßhalb abgeſetzten Biſchöfe traten. Der Papſt excommunicirte ihn, aber das genirte weder Talleyrand, noch die Nationalverſammlung.

Die Preſſe wetteiferte, alles Kirchliche in den Koth zu ziehen. Schon Ende 1789 war ein catéchisme du genre humain erſchienen, worin die Religion als Betrug, die Ehe als ein Attentat gegen die menſchliche Freiheit bezeichnet wurde. Camille Desmoulins ließ ſeiner Zeitſchrift Holzſchnitte beidrucken, welche Geiſtliche und Nonnen in den obſcönſten Situationen darſtellten. Auf den Pariſer Theatern wurde le mariage du pape (der Papſt heirathet die Frau von Polignac), l'audience du Grand Lama (worin der Papſt als tibetaniſcher Dalai Lama verſpottet wird) ꝛc. aufgeführt. Das Buch extrait des minutes du Vatican enthielt die abſcheulichſten Blasphemien. Auch die Rührung durfte nicht fehlen. Man ſtellte auf den Theatern les victimes cloitries ꝛc. dar.

In den Provinzen dauerten inzwiſchen die Unruhen fort. Hier raubte der Pöbel, wurden verhaßte Beamte mißhandelt oder ermordet, ſtürmten Nationalgarden die Caſtelle aus Argwohn gegen die Linie (ſo in Marſeille, Grenoble, Montpellier), wurden die Garniſonen menteriſch. Dort ſuchten ſich die alten Parlamente und Provinzialſtände zu halten und ſtand das altgläubige Volk für ſeine Prieſter auf; z. B. in Nismes, wo die katholiſche Partei mit den

Neuerern zu offenem Kampfe kam und 130 Menſchen fielen. In dieſer allgemeinen Verwirrung föderirten ſich häufig die Nationalgarden benachbarter Orte und bildeten ſich Klubs, die mit dem Jakobinerklub in Paris in enge Verbindung traten. In Lyon verſammelten ſich 50,000 Nationalgarden und ſchwuren ſich Eintracht. Das führte zur Idee einer allgemeinen Föderation der neuen Departements und deren Vertretung bei einem am 14. Juli, als am Jahrestage des Baſtilleſturmes in Paris abzuhaltenden großen Nationalfeſt. Bailly und Lafayette wirkten eifrig dazu mit, in der Hoffnung, die Haltung bei dem Feſte werde eine conſtitutionelle ſeyn und die Autorität ſich dadurch im ganzen Lande befeſtigen.

Paris traf coloſſale Anſtalten für das Feſt. Man machte aus dem Marsfelde ein ungeheures Amphitheater und die halbe Bevölkerung arbeitete an den Terraſſen deſſelben. Man ſah Vornehm und Gering, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Soldaten und Nonnen, Mönche und Freudenmädchen durcheinander in fröhlichem Getümmel ſchaufeln und karren. Die amphitheatraliſchen Sitze faßten 300,000 Zuſchauer. In der Mitte war ein großer und hoher „Altar des Vaterlandes“ errichtet, davor die Loge des Königs und der Nationalverſammlung. Alles wimmelte von Fahnen, allegoriſchen Vorſtellungen und Inſchriften. Am 14. regnete es, man ließ ſich aber nicht dadurch ſtören. Das Amphitheater war vom frühen Morgen an mit Zuſchauern überfüllt. Um 9 Uhr ſetzte ſich der Zug aus der Stadt in Bewegung. Lafayette auf weißem Roß commandirte an dieſem Tage ſämmtliche Nationalgarden. Ein Theil der Garde von Paris eröffnete den Zug, dann folgten die Behörden der Hauptſtadt, ein Zug von Kindern, die Nationalverſammlung, ein Zug von Greiſen, hierauf 40,000 Föderirte aus den Departements mit ihren Fahnen, endlich der Reſt der Pariſer Nationalgarde. Auf dem Altar hielt Talleyrand die Meſſe, unterſtützt von 200 Prieſtern, die den Civileid geleiſtet, in weißen Kleidern mit der dreifarbigen Schärpe, und von 1200 Muſikern, 300 Trommlern und dem Kanonendonner übertönt. Der

den Geiſt der unmittelbaren Forſchung, des Verſuchs, rege erhielten und ſpornten.

Wenn einſt die Völker abgeſchloſſen, mißtrauiſch einander gegenüberſtanden und nur diplomatiſche Noten und Handelsgüter tauſchten, ſo fangen ſie jetzt bei lebhafterem Verkehr an, ihre edelſten geiſtigen Beſitzthümer auszutauſchen, und täglich mehren ſich die Elemente zu geiſtigen Bilanzen. Wenn ſie ſonſt gegenſeitig ihre an der Oberfläche ſpielenden Schwächen ſtudirten, um ſie zu belachen oder auszubeuten, leider oft in äffiſcher Nachahmung auszubeuten, ſo ſucht jetzt jedes Volk die eigenthümliche Kraft und Tugend des andern in ihren Quellen zu erfaſſen und ſie zu den höchſten Beſtrebungen zu nützen. Niemand fürchte darum, daß der urſprüngliche Stempel der Nationen ſich verwiſchen werde; er wird ſich im Gegentheil nur in immer verfeinerteren Gebilden ausprägen. Germanismus und Romanismus ſind keine Flüſſigkeiten, welche in verbundenen Gefäßen geſtaltlos in einander überfließen und ſich ins Niveau ſetzen; es ſind Elemente, welche auf verſchiedenen Stufen einander anziehen und in originellen Bildungen anſchießen, wie wir dieß im brittiſchen Charakter beobachten. Das Prinzip der Naturwiſſenſchaft, Dualismus, Polarität, iſt ja auch der ewige Faktor der Geſchichte, und polariſch getrennte Völker können zwar an ihren Gegenſätzen das rein Menſchliche in ſich ausbilden, aber nie in einander aufgehen. Es kann der Originalität des Franzoſen keinen Abbruch thun, wenn er in der neuen Weltſchule mehr Ehrfurcht vor der Majeſtät der Natur, und mehr Achtung vor dem Geiſt in ſeinem Innern lernt, der kein Esprit iſt. Und ſollte etwa der Deutſche ſich ſelbſt aufgeben, wenn er in derſelben Schule dahin käme, daß er ſein Selbſtgefühl in der einen Beziehung etwas herabſtimmte, in einer andern bedeutend ſteigerte: jenes im unfruchtbaren, ſeparatiſtiſchen Geiſteshochmuth, der vielen unſerer Wiſſenſchaftsmänner anklebt, dieſes in der Demuth vor den Gewalten dieſer Erde? Wird der Engländer weniger ein Engländer, wenn er es am Ende wagt, den Geiſt ſeiner Poeſie in ſein dürres Chriſtenthum zu gießen? wird der Deutſche weniger ein Deutſcher, wenn er einmal zu ſeinen Domänen im Reiche der Luft auch ein Stück vom Reiche dieſer Welt an ſich nimmt, wenn er einmal, was er erfindet, unmittelbar zu ſeinem Nutzen, ſeiner Macht und Ehre im Leben wirken läßt?

König, der Hof, die Minister hatten sich rechtzeitig eingefunden, jedoch auf besonderem Wege, die Nationalversammlung nahm neben ihnen Platz. Nach der Messe stieg Lafayette auf den Altar und sprach den Eid der Treue für Nation, Gesetz und König, unter unermeßlichem Jubel. Erst nach ihm leistete den Eid von seinem Sitz aus der König und der Präsident der Nationalversammlung. Gerade als der König sprach, hörte der lange Regen auf und die Sonne beschien sein Gesicht, was einen für ihn sehr günstigen Eindruck machte. Um sich rascher zu trocknen, begann die Menge um den Altar zu tanzen, was auch auf dem zu diesem Zweck planirten Bastillenplatz geschah. Alles berauschte sich in Frohsinn.

Nur die äußerste Umsturzpartei war mit dieser Einigkeit unzufrieden. Marat im Ami du peuple und C. Desmoulins in den révolutions de France et de Brabant schrieben der eine ingrimmige, der andere spöttische Artikel darüber. Malouet versuchte den ersteren anzuklagen, aber ohne Erfolg. Marat hielt sich versteckt.

Im August trugen sich wichtige Dinge in Nancy zu. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux und zwei französische Regimenter empörten sich, vom Volk unterstützt, gegen ihre Offiziere und preßten denselben große Geldsummen ab. General Bouillé, der in den östlichen Departements commandirte, zog mit geringer Macht im Namen des Gesetzes und des Königs gegen die Stadt. Ein muthiger junger Offizier, Desilles, stellte sich vor die Mündung einer Kanone, welche die Aufrührer gegen Bouillé's Truppen abfeuern wollten, opferte sich aber nutzlos, denn man schoß. Bouillé drang inzwischen dennoch in die Stadt und blieb Sieger (31. Aug.). Der Kriegsminister wagte nicht, die französischen Meuterer zu bestrafen, nur die Schweizer Cantone befahlen gemäß ihrer besondern Gerichtsbarkeit über die Schweizerregimenter strenge Bestrafung des Regiments Chateauvieux, von dem 23 Mann hingerichtet und 42 auf die Galeeren nach Brest geschickt wurden, wo gleichzeitig ein großer Aufstand der Matrosen ausgebrochen war.

Am 4. September legte Necker, der ganz unnütz geworden war, seine Stelle nieder, aus Verdruß, weil abermals 800 Millionen Assignaten gemacht wurden. Er reiste nach Genf ab, niemand bedauerte ihn. Weil aber die Assignaten auf Nationalgüter lauteten, d. h. hauptsächlich auf Kirchengüter (denn die Güter des emigrirten Adels waren damals noch nicht confiscirt), protestirten am 30. October dreißig französische Bischöfe gegen alle Eingriffe der Nationalversammlung in die Rechte der Kirche, unterstützt vom Papste. Die Versammlung fürchtete die Aufstände des den Priestern treuen Landvolks und verstand sich dazu, daß auch nicht vereidigten Priestern gestattet seyn solle, Gottesdienst für die zu halten, die es wünschten.

Damals gründete Abbé Fauchet mit dem Philosophen Condorcet in Paris einen cercle social oder la confédération générale des amis de la verité, worin er die alte wankende Kirche überhaupt durch eine neue wenigstens versuchsweise zu ersetzen unternahm. Es war eine Mischung von Freimaurerei und Christenthum, Vernunftreligion mit evangelischen Formen. *) Diese Affenzerei wurde von Camille Desmoulins verspottet und nicht lange geduldet, der Klub geschlossen, aber der hier zuerst geltend gemachte Grundsatz „Verbrüderung des ganzen Menschengeschlechts" erhielt doch noch eine praktische Bedeutung, als der Krieg die Franzosen über die Grenzen führte und die Propaganda der Freiheit ihnen als nützliche Waffe gegen das Ausland diente. — Im Jakobinerklub entstand eine starke Spaltung zwischen den gemäßigten Mitgliedern des alten Klub Breton (Duport, Lameth, Barnave ꝛc.) und den neuen Demokraten (Brissot, Robespierre, Petion, Freron, Carra, Gregoire, Buzot ꝛc.). Die letztern drängten zu Erweiterungen der Freiheit und zu Beglückung des Volks. Nach Rousseau's Begriffen, welche besonders Robespierre geltend machte, sollte die ganze höhere

*) Alles lief im Prinzip auf die Ausbildung des „Gottes in uns" hinaus: deviens Dieu! l'homme est Dieu, connois toi!

Geſellſchaft verderbt und Unſchuld und Tugend nur noch bei den Armen, dem eigentlichen Volke zu finden ſeyn. Daher ſollte alles für das Volk geſchehen. Der Staat bewilligte der Stadt Paris ungeheure Summen, um Brod für das Volk anzuſchaffen, ſo daß man es in der Hauptſtadt wirklich halb ſo wohlfeil kaufte, als in den Provinzen. Die Zahl der in die Nationalwerkſtätten am Montmartre aufgenommenen Arbeiter ſtieg auf 31,000, die alle der Staat bezahlen mußte. Viele Städte im Lande ahmten dieſes Beiſpiel nach, um den Pöbel zu füttern und dadurch von weiteren Exceſſen abzuhalten.

Man half ſich im Herbſt und Winter leidlich durch. Lafayette war wachſam und die Jakobiner wagten nichts Ernſtliches, der König hatte einen Theil des Sommers in St. Cloud zubringen dürfen. Er hätte leicht entfliehen können. Sein Bruder Artois wollte von Savoyen aus nach Lyon vordringen, wo die königliche Sache viele Freunde hatte; nachher von Coblenz aus, wo der ſiegreiche und ſehr gefürchtete Bouillé ihm die Hand reichen konnte. In deſſen Lager ſchien der König ſicher. Mirabeau dagegen wollte ihn von den Emigrirten trennen und rieth zu einer Flucht nach der treuen Bretagne, wo er im Volk ſelbſt eine Stütze gefunden hätte. Aber der König wies alle dieſe Vorſchläge ab, weil er ſich weder von ſeinem Bruder Artois abhängig machen, noch dem Ehrgeiz Orleans freien Spielraum laſſen wollte, wenn er Paris verließe. Er verhielt ſich merkwürdig träge und unentſchloſſen, worüber Mirabeau bitter klagte. Aber Mirabeau ſelbſt war nicht ohne Schuld, indem er allein den König retten wollte und ſowohl Bouillé, als Lafayette mied. Hätten ſich dieſe drei Männer zur rechten Zeit geeinigt, ſo würden ſie dem König ein achtunggebietendes Anſehen zurückgegeben haben. Indeß war der Hof ſelber ſo verblendet, gegen Lafayette, daß er eine Schmähſchrift gegen denſelben bezahlte.

Die Jakobiner nahmen die Verſammlung des emigrirten Adels in Coblenz und die Reclamationen der deutſchen Reichsfürſten,

welche namentlich im Elſaß begütert und durch die Abſchaffung der Feudalrechte beeinträchtigt waren, zum erwünſchten Vorwand, einen geheimen Verkehr des Königs mit dem Auslande, ein ſ. g. öſterreichiſches Comité, dem die Königin vorſtehen ſolle, vorauszuſetzen. Sie verbreiteten die Meinung, der König ſtelle ſich nur conſtitutionell und wolle die Nation einſchläfern, um dann mit Hülfe ausländiſcher Armeen über ſie herzufallen. Sie drangen aber damals mit ihrem Mißtrauen noch nicht durch, die Nationalverſammlung arbeitete an der Conſtitution fort und Mirabeau ſchlug noch immer ſiegreich alle Angriffe der jakobiniſchen Partei nieder, Lafayette handhabte immer noch die Ordnung in der Stadt, nur in einzelnen Exceſſen verrieth ſich die geheime Wuth des lauernden Pöbels. Als der Herzog von Caſtries den Jakobiner Karl Lameth im Duell verwundete, wurde ihm am 12. November das Haus geſtürmt und geplündert. Ein neuer Klub der äußerſten Rechten unter Clermont-Tonnère wurde am 25. Januar 1791 durch Pöbelaufläufe an ſeiner Conſtituirung gehindert, während dagegen Danton und Camille Desmoulins zu derſelben Zeit ungehindert in der Kirche der Cordeliers einen Klub eröffneten, der noch kühner redete und wildere Dinge vorbereitete, als der Klub der Jakobiner. Damals reisten zwei alte Tanten des Königs nach Rom, um dort das Ende ihrer Tage in Ruhe und an Altären der rechtmäßigen Kirche zu beſchließen. Sie wurden unterwegs arretirt und weil man damit ein mögliches Nachreiſen der ganzen königlichen Familie in Verbindung brachte, rathſchlagte ſogar die Nationalverſammlung lang und heftig darüber, bis Maury rief, man ſolle ſich ſchämen, wegen ein paar alter Frauen ſo viel Aufhebens zu machen. Sie erhielten nun Erlaubniß zur Weiterreiſe. Am 28. Februar wollte der Pöbel das nahe Schloß von Vincennes ſtürmen, weil es zu einem Gefängniß beſtimmt war, wurde jedoch von Lafayette zurückgetrieben. Damals liefen viele treue Royaliſten in die Tuilerien, dem König beizuſtehen, wenn etwa auch er angegriffen würde.

Weil einige darunter nur Dolche hatten, nannte das Volk ſeitdem dieſe Klaſſe die „Dolchritter“.

Am 2. April 1791 ſtarb Mirabeau nach kurzer Krankheit. *) Er imponirte den Gegnern auch noch im Tode. Man beſtattete ihn auf wahrhaft königliche Art und verwandelte die Kirche der h. Genoveva (der Schutzheiligen von Paris) in ein antikes Pantheon, um zuerſt Mirabeau's irdiſche Reſte, dann die anderer unſterblicher Franzoſen in daſſelbe aufzunehmen.

In Wahrheit war Niemand über dieſen Todesfall beſtürzter als der König. Von nun an war Keiner mehr in der Nationalverſammlung, der ihn hinreichend hätte ſchützen können. Er erfuhr es nur zu bald. Als er am 18. April nach St. Cloud fahren wollte, hielt der Pöbel ſeinen Wagen auf. Lafayette wollte ihm Raum verſchaffen, aber der König wollte nicht Gewalt anwenden laſſen und blieb in Paris. Von dieſem Augenblick an aber gab er dem Gedanken an eine heimliche Flucht Raum. Am 23. erließ er durch den Miniſter des Auswärtigen, Montmartin, ein Rundſchreiben an die europäiſchen Mächte, worin er mit Oſtentation erklärte, er werde die Conſtitution halten. Damit aber ſollte nur ſeine geheime Abſicht maskirt werden. Sehr viel ſcheint zu dem Fluchtgedanken auch der Umſtand beigetragen zu haben, daß man ihn drängte, ſeinen unbeeidigten Beichtvater zu verabſchieden und ſich eines beeidigten zu bedienen. Je länger er blieb, je mehr kam er in Gefahr, in den Augen des Papſtes und des frommen Volks als Mitſchuldiger der Revolution zu erſcheinen. Auch rückten nach Mirabeau's Tode deſſen bisherige Gegner Duport, Barnave ꝛc. in die Lücke ein, die er gelaſſen, damals ſchon gedrängt, geſtoßen und verdächtigt von denen, die im Jakobinerklub noch revolutionärer waren, als ſie ſelbſt. Die linke Seite machte eine ſtarke und raſche

*) Ein dunkles Gerücht beſchuldigte Talleyrand, ihn durch Gift beſeitigt zu haben. Sie waren ehemals Vertraute geweſen, Mirabeau hatte aber in Talleyrands Seele geblickt und ihm ſeitdem die tiefſte Verachtung bezeugt.

Bewegung vorwärts. Duport weiſſagte am 17. Mai in der Verſammlung mit Schmerz, die Revolution werde ſich in Uebertreibungen erſchöpfen und das ermattete Volk werde endlich den Despotismus wieder willkommen heißen. Drei Tage ſpäter hielten Artois und Calonne eine Zuſammenkunft mit Kaiſer Leopold II. zu Mantua, der auch der geheime Agent Ludwigs XVI., Graf Durfort, beiwohnte. Der Kaiſer hatte ſeine Schweſter Karoline auf ihrer Rückkehr nach Neapel begleitet und zugleich ſeinen Sohn Ferdinand in Toscana als künftigen Herrſcher eingeſetzt. Er theilte aber weder die Meinung von Artois und Calonne, welche von ihm verlangten, er ſolle im Verein mit allen gekrönten Häuptern Frankreich mit Heeresmacht überziehen, noch auch die Meinung Duports, welcher die Flucht des Königs empfahl. Er urtheilte ganz richtig, ein Einmarſch fremder Truppen werde die Pariſer wüthend machen und der königlichen Familie zum Verderben gereichen; das wäre vielleicht für die Brüder des Königs ein Vortheil geweſen, die alsdann die Krone geerbt hätten, dieſem Plane aber wollte Leopold ſeine Schweſter nicht zum Opfer bringen. Vor der Flucht aber warnte er ebenfalls, weil ſie zu gefährlich war und wenn ſie mißlang, den Bruch zwiſchen König und Nation vollenden mußte. Er rieth dem König auszudauern und auf der conſtitutionellen Bahn ruhig vorzuſchreiten, das werde die Nation verſöhnen. Mit dieſem Rath aber war ſeiner Schweſter Marie Antoinette nicht gedient, welche die Gefahr eines längeren Bleibens in Paris richtiger erwog und ihn in einem Schreiben vom 1. Juni nur bat, die franzöſiſche Nation durch keinen Angriff zu reizen.*) Sie hoffte, je ruhiger

*) In dieſem Briefe ſchrieb Marie Antoinette: „Die Gefühle des Grafen Artois ſind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonſtration, jedes gewaltſame Unternehmen uns der ſchrecklichſten Gefahr ausſetzen würde, ſo lange wir in Paris ſind. Auch würde dies Project den König in Schatten ſtellen.“ Sie erwog ihre eigne Lage eben ſo richtig, wie das ehrgeizige Vorgehen ihres Schwagers. Dieſer Brief allein beweist, wie weit entfernt ſie war, mit Artois im Complott zu handeln,

das Ausland bleibe, um so sicherer entfliehen zu können. Ihr Günstling, der schwedische Graf Fersen, betrieb die Flucht und sein ritterlicher König Gustav III. harrte schon in Aachen, um das gerettete Königspaar zu empfangen. Es verstand sich von selbst, daß es für Ludwig das Räthlichste war, sich in Bouillé's Lager zu flüchten und an der Spitze eines treuen Heeres selbst zu handeln, nicht als Gefangener in Paris zu bleiben, während das Ausland einen Angriff machte. Das Ausland sollte nur drohend hinter Bouillé stehen. Der König hätte diesen ihm schon längst vorgeschlagenen Plan ein Jahr früher ausführen sollen, jetzt war es schon zu spät.

Man ahnte, was geschehen sollte. Lafayette bewachte das Schloß mit seiner Nationalgarde auf's schärfste und haftete der Versammlung für den König. Dieser aber, seine Gemahlin, Kinder und Schwester entkamen in der Nacht auf den 21. Juni verkleidet mit Hülfe des Grafen Fersen. In derselben Nacht entfloh auch Monsieur, Bruder des Königs und kam glücklich nach Belgien. Die königliche Familie reiste in Bouillé's Lager mit dem Paß eines Frankfurter Bankiers. Bouillé hatte jenseits Compiègne Truppenabtheilungen bestellt, welche die hohen Flüchtlinge aufnehmen sollten, die aber den Argwohn des Volks erregten und überall sich wieder entfernten, weil der König einen Tag später kam, als verabredet worden war. In St. Menehould ließ sich der König eine noch größere Achtlosigkeit zu Schulden kommen, indem er neugierig aus dem Wagen hinaussah. Der Postmeister Drouet aber, ein fanatischer Jakobiner, erkannte ihn, jagte auf einem raschen Pferde voraus nach Varennes und ließ dort den königlichen Wagen anhalten. Ehe die einzelnen Abtheilungen Reiterei, die Bouillé in die Nähe gesandt hatte, herbei kamen, war die königliche Familie schon gefangen. Als Bouillé selbst neun Stunden weit mit uner-

---

wessen man sie damals beschuldigte. Derselbe, den man für ihren Mitverschwörer hielt, war ihr gefährlichster Nebenbuhler.

hörter Anſtrengung herbei kam, war ſie ſchon auf dem Rückweg nach Paris, das ganze Land ſtand unter Waffen, ſeine müden Reiter weigerten ſich, weiter zu ziehen, und ſo war der ganze Plan mißlungen.

Als die Flucht des Königs am 22. in Paris bekannt wurde, zeigte die Nationalverſammlung, daß alle Macht bei ihr und nicht mehr bei dem König war, denn ſie blieb ganz ruhig, nahm die Miniſter in Pflicht, empfahl und ſicherte durch Lafayette und Bailly die Handhabung der Ordnung in der Stadt. Ein Schreiben des Königs, worin dieſer ſeine Flucht mit der Unfreiheit entſchuldigte, in der man ihn gehalten und der Verſammlung nur zu gerechte Vorwürfe machte, ließ die Zuhörer kalt. Als man die Gefangennehmung des Königs erfuhr, ſchickte die Verſammlung drei ihrer Mitglieder eilends ab, ihn zu ſchützen. Wäre der König entkommen, ſo hätte die Verſammlung ohne ihn in ſeinem Namen regiert, bis die Republik fertig geweſen wäre. Da er gefangen wurde, beſchloß ſie, ihn noch ferner als ihr Werkzeug zu gebrauchen, denn jetzt ſchien er abhängiger als je von ihr, indem er ihrer Gnade allein ſeine Schonung zu danken hatte. Aber die Hoffnung der Conſtitutionellen, mit einem gefangenen und entehrten Könige fortregieren zu können, war eine für ſie ſelbſt verderbliche Täuſchung. Die Jakobiner, welche die Abſetzung des Königs verlangten, mußten ſie nothwendig zuletzt durchſetzen. Sie fühlten ſich in ihrer ganzen Stärke und nicht nur die Lameth mit 200 gemäßigten Deputirten der Nationalverſammlung, ſondern auch Lafayette erſchien damals im Jakobinerklub, um dort zu verſöhnen. Man beſchuldigte Lafayette, er habe, Waſhington nachahmend, gern Präſident der neuen franzöſiſchen Republik werden wollen. Die Jakobiner hörten die vornehmen Gäſte an, ließen ſich aber nicht beugen, noch überreden. Sie verfolgten das Königthum mit tödtlichem Haſſe. *)

*) Ein Anſchlag der Cordeliers lautete: „Ein dickes Schwein iſt aus den Tuilerien entlaufen; wer es wiederbringt, erhält eine mäßige Belohnung.“ In Freronś Journal hieß es: „Er iſt entflohen, der einfältige

Die drei Deputirten kamen zur rechten Zeit, um die königliche Familie wenigstens einigermaßen gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Der Wagen fuhr bei unerträglicher Sommerhitze sehr langsam und war ganz in Staub gehüllt, weil Nationalgarde und Pöbel aller Art zu Fuß ihn escortirte. Man rief den königlichen Opfern nicht nur die frechsten Schmähungen in den Wagen hinein, sondern mordete auch vor ihren Augen einen Edelmann, der ihnen seine Ehrfurcht bewies, und verwundete einen Priester aus demselben Grunde. Die drei Commissäre waren Latour-Maubourg von der constitutionellen, Barnave von der gemäßigten, Petion von der wilden Jakobinerpartei. Der erstere überließ den beiden andern die Ehre, im königlichen Wagen zu sitzen, um ihr Mitleid anzuregen. Das gelang bei Barnave, der zwischen dem König und der Königin sitzend, bald durch seine rücksichtsvolle Höflichkeit und durch seinen Geist das lebhafte Interesse dieses hohen Paares erregte. Petion saß ihm gegenüber, zwischen der Schwester und Tochter des Königs und benahm sich ungeschliffen, schon als Republikaner. Die Reise dauerte der Langsamkeit wegen zehn Tage und war eine fortwährende Marter. Die unglückliche Königin soll damals vor Angst und Kummer grau geworden seyn. Ihr Einzug in Paris ging ohne Unfall vorüber, obgleich man den mörderischen Pöbel fürchtete. Dagegen wartete der königlichen Familie eine neue bittere Demüthigung, indem Lafayette selbst, gekränkt durch die geringe Dankbarkeit, die ihm der Hof für seinen bisherigen Schutz erwiesen hatte, und gereizt durch die Vorwürfe, als habe er die Flucht verhindern können und nicht wollen, die peinlichsten Vorsichtsmaaßregeln verfügte, um eine neue Flucht zu hindern. Andere glauben, Lafayette habe um die Flucht gewußt, sie aber nicht gehindert aus Gefälligkeit für Bouillé, seinen Vetter. Seine Schildwachen standen vor den Zimmern des Königs und der Kö-

König mit seiner lüderlichen Messalina." und: „wenn die Oesterreicher die Maaß überschreiten, müssen wir die Königin wie einst die Brunhild an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen schleifen."

nigin, deren Thüren offen bleiben mußten, damit man jeden Augenblick von ihrer Anweſenheit überzeugt war. Sogar das Bett der Königin war den Blicken der Schildwachen ausgeſetzt und eine Kammerfrau mußte ihr Bett vor die offene Thüre ſchieben, um ſie nur einigermaßen zu decken.

Die Lage des Königs war ſchrecklich. Die Jakobiner verlangten laut ſeine Abſetzung und das Ausrufen der Republik. Eigenmächtig riß der Pöbel alle königlichen Zeichen nieder. Die rechte Seite der Nationalverſammlung trat in Maſſe aus, unter ihnen Cazalès, den kurz vorher der Pöbel arg mißhandelt hatte, Maury und alle, die bisher muthig ausgehalten, jetzt aber die letzte Hoffnung aufgaben, 290 an der Zahl. Bouillé hatte ſich zu ſehr compromittirt, ſeine Soldaten wurden vom Volk bearbeitet, es blieb ihm nichts übrig als über die Grenze zu fliehen. So brachen alle Stützen des Thrones ein. Nur Lafayette, der den König im Namen der Conſtitution mißhandelte, war eben ſo bereit, ihn im Namen der Conſtitution zu retten und Barnave und deſſen ganze Partei unterſtützte ihn hiebei. Die nämlichen Männer, die kurz vorher noch Mirabeau verdächtigt und auf's leidenſchaftlichſte angegriffen hatten, weil er den König zu ſchützen ſchien, wurden jetzt ſelbſt die Beſchützer des Königs und ſeine letzten unter den größten Gefahren; Barnave aus Mitleid, die andern aus Unwillen über die Jakobiner. Trotz des Austritts der rechten Seite fanden ſie eine neue Mehrheit von Gemäßigten, die noch einmal, zum letztenmal, das Geſetz gegen den Pöbel zu behaupten wagten.

Aber ſie konnten ſchon nicht mehr die offene Sprache der Wahrheit reden. Um die Wiederherſtellung des conſtitutionellen Königs zu ermöglichen, mußten ſie ihn als unſchuldig darſtellen, der nur von der ariſtokratiſchen Partei gegen ſeinen Willen entführt worden ſey. Barnave übertraf ſich ſelbſt an Geiſt, indem er in einer herrlichen Rede dem franzöſiſchen Volke empfahl, ſich mit der errungenen Freiheit unter einem ſo gutmüthigen conſtitutionellen

Alles weist darauf hin, daß, seitdem die eigenthümlichen Kräfte der Völker angefangen haben, einander zu ziehen und zu durchdringen, die Naturwissenschaft eine Bahn betreten hat, auf der sie lange freudig von Erfolg zu Erfolg fortschreiten kann, wenn auch die Elemente eines künftigen Stillstands, unsern Augen unsichtbar, sich leise häufen mögen. Schon jetzt, da die gemeinschaftliche Bewegung kaum begonnen hat, ist der Einfluß, den die Persönlichkeiten im wissenschaftlichen Triumvirat der Völker auf einander ausüben, sichtbar genug und wird künftig progressiv fortwirken. Es wird den drei Nationen, als Repräsentanten des menschlichen Geistes in seiner gegenwärtigen Richtung, immer klarer werden, daß die Naturwissenschaft, wie jede andere, wenn sie sich lebendig entwickeln soll, von zwei Kräften getrieben werden muß: von der Begeisterung, die gleich einer spitzen Flamme senkrecht nach oben strebt, und von der Erfahrung, die tausendfüßig am Boden hinkriecht. Durch diesen gedoppelten Zug, den aristotelischen und platonischen, Analysis und Synthesis, Versuch und Idee, wird die Wissenschaft in der Diagonale fortbewegt. Der Deutsche soll die andern Völker zum obern Zuge befeuern; umgekehrt sollen sie in ihm den Ehrgeiz wecken, sich auf dem Boden der Praxis und Erfahrung nicht überholen zu lassen.

Der Bildungsprozeß der Wissenschaft durch Anziehung und Abstoßung polarer Kräfte, ließe sich am anschaulichsten darstellen, wenn man aus jeder Nation die einflußreichsten Männer desselben Fachs herausgriffe und sie plutarchisch parallelisirte, nur daß der Parallelen, statt zwei, häufig drei sich anböten. Die eingeborne Weltansicht der verschiedenen Völker, wie sie sich in den wissenschaftlichen Methoden einer jeden charakteristisch ausprägt, spiegelt sich am besten in den Bildern ihrer edelsten Repräsentanten. Gruppen wie Humboldt, Arago, Humphry Davy — Goethe, Cuvier, Buckland — Leopold von Buch, Elie de Beaumont, Lyell — nach persönlichen und nationellen Eigenthümlichkeiten, nach Verwandtschaft und Verschiedenheit geschildert, müßten dem, der sich über die naturwissenschaftlichen Bewegungen unserer Zeit zu belehren wünscht, die willkommenste Uebersicht gewähren. Eine solche Arbeit, wie sie uns in der Idee vorschwebt, überstiege jedenfalls weit die Kräfte des Verfassers der vorliegenden Bemerkungen. Die Aufgabe erscheint ihm aber so würdig, und eine auch nur einigermaßen

Könige zu begnügen und die Revolution nicht auf eine Spitze zu treiben, von der sie zum Despotismus umkehren müsse. Euer wahnsinniger Haß gegen den König, rief er aus, ist nur die Kehrseite einer eben so wahnsinnigen Liebe, mit der ihr euch einmal einem Andern hingeben werdet! Aber die Pariser begriffen damals die tiefe Wahrheit dieser napoleonischen Prophezeihung nicht. Sie hielten vielmehr jene Gemäßigten für wahnsinnig, die einen König erhalten wollten, der thatsächlich nicht mehr regierte, nicht mehr regieren konnte. Brissot im Jakobinerklub, Desmoulins in der Presse sprachen sich entschieden, der letztere mit gräßlichem Hohn aus. Nachdem man dem Geiste der Verneinung, der die ganze Revolution vorbereitet, eine öffentliche Huldigung gebracht hatte, durch Versetzung der Ueberreste Voltaire's in's Pantheon (11. Juli), sammelte sich die republikanische Partei auf dem Marsfelde. Danton und Desmoulins hielten hier vom Altare des Vaterlandes herab Reden und ließen eine Petition an die Nationalversammlung unterzeichnen, welche die Republik verlangte. Da entschloß sich die constitutionelle Partei zum Aeußersten und ließ das Martialgesetz durch Lafayette und Bailly, als die zuständigen höchsten Militär- und Civilbeamten der Hauptstadt, vollziehen. Die Masse wurde aufgefordert, auseinanderzugehen, und als sie Widerstand leistete, durch Schüsse auseinandergetrieben, wobei etwa 600 Menschen fielen (17. Juli). Aber dieser Sieg wurde nicht weiter verfolgt. Nur wenn man den Jakobinerklub geschlossen und die wüthendsten Libellisten füsilirt hätte, wäre vielleicht Ruhe geworden. Da man es nicht that, setzten die letzteren ihre Wühlereien fort und überhäuften Lafayette mit eben so viel Schmach als den König. Sämmtliche Constitutionelle und Gemäßigte einigten sich damals in der Kirche der Feuillants zu einem neuen Klub, der das Uebergewicht in der Versammlung, aber nicht in der Stadt besaß, und das unheilvolle Wirken des Jakobinerklubs um so weniger hemmte, als die Nationalversammlung den halb großmüthigen, halb verstrickten Beschluß gefaßt hatte, keines ihrer Mitglieder solle nach Verkün-

digung der endlich fertig gewordenen Conſtitution in die neue geſetzgebende Verſammlung eintreten dürfen. Die Feuillans verloren alſo, nachdem ſie ſich kaum geeinigt hatten, alle ihre Stimmen im höchſten Rathe der Nation.

Die letzten Berathungen der Nationalverſammlung betrafen die wichtige Frage der Colonien. Am 15. Mai hatte man im Freiheitsrauſche die Mulatten emancipirt, als nun aber auch die Neger frei ſeyn wollten, klagten die Weißen auf der großen Inſel St. Domingo, das müſſe zum Ruin und Verluſt der ganzen Colonie führen, die ſchwarze Race ſey zur Freiheit nicht reif ꝛc. Die Feuillants begriffen das und ſetzten unter dem heftigſten Widerſpruch der Jakobiner am 24. September die Zurücknahme jenes früheren Beſchluſſes durch. Aber es war zu ſpät. Mulatten und Neger ſtanden auf, die Weißen zu ermorden. — Am 27. Auguſt bewilligte die Verſammlung den Ueberreſten Rouſſeau's die Ehre des Pantheons.

Die Conſtitution war nun endlich fertig (3. September). Der König behielt darin noch immer ſchöne Rechte, von denen er nur bei der damaligen Stimmung keinen Gebrauch machen konnte. Die gegen ihn verhängte Suſpenſion wurde feierlich aufgehoben und er trat wieder in den Beſitz der vollziehenden Gewalt. Die Wahlen zu der neuen geſetzgebenden Verſammlung waren vollzogen und ſchon am 1. October trat ſie mit dem Könige in ihre neue verfaſſungsmäßige Wirkſamkeit ein.

Zweites Buch.

Umſturz des franzöſiſchen Throns.

Der Buchſtaben der Verfaſſung von 1791 ſicherte dem Könige wohlabgewogene Rechte, wie ſie in einer conſtitutionellen Monarchie als Attribut der Krone unerläßlich ſind; aber der Geiſt des franzöſiſchen Volks in jener ſtürmiſchen Zeit war nicht gemeint, ſich an dieſen Buchſtaben zu halten. Die geſetzgebende Verſammlung hielt nicht, wie beabſichtigt war, der Krone das Gleichgewicht, ſondern in ihr lag ein ſchweres Uebergewicht, an dem noch überdies die Anarchie mit Millionen Händen zog.

Die Verſammlung zählte 747 Mitglieder, darunter keines aus der früheren, doch noch in demſelben Parteiverhältniß, indem 260 Feuillants 200 Jakobinern gegenüberſtanden, der Reſt war neutral. Unter den Männern der Feuillants glänzten Vaublanc, Girardin, Ramond, Dumas, die aber nicht ſo viel bedeuteten, als die geſetzlich von der Nationalverſammlung ausgeſchloſſenen älteren Feuillants. Die Jakobinerpartei hatte durch den Ausſchluß keinen bedeutenderen Mann als Robespierre in der Nationalverſammlung verloren, dafür aber eine Menge neuer Kräfte gewonnen, welche ſich bald in zwei Gruppen trennten. Das waren einerſeits die **Girondins**, ſo genannt, weil die Deputirten der Gironde (Vergniaud, Guadet, Genſonné) unter ihnen hervorragten, aber

auch Brissotins genannt, weil der viel redende und viel schreibende Brissot eine große Rolle unter ihnen spielte. Zu ihnen gehörten die Stadtvorsteher von Paris, Petion und Manuel, der Abbé Claude-Fouchet, Condorcet, Buzot, Isnard, Louvet, Carra ꝛc. Die zweite Gruppe bildeten die Montagnards oder die Bergpartei, so genannt, weil sie die höchsten Sitze in der Nationalversammlung einnahm. Ihre Häupter waren Danton, Camille Desmoulins, der schmutzige Capuziner Chabot, Collot d'Herbois, Merlin von Thionville, Couthon. Außerhalb der Versammlung wurden die Klubs jetzt um so lebendiger, als sich die Mitglieder der ersten Nationalversammlung in sie zurückzogen. Man bemerkte namentlich, daß Robespierre mit derselben Zähigkeit und mit mehr Glück sich an die Rednerbühne bei den Jakobinern klammerte, wie früher an die in der Nationalversammlung. Die Lehren, welche dort noch verachtet und verhaßt gewesen, wurden hier mit Verehrung aufgenommen. Der vorher unbedeutende, ja langweilige Redner wurde ein Orakel des gemeinen Volks. Schon am 1. October nach der Eröffnung der neuen Versammlung wurde Robespierre mit Petion vom Volke bekränzt.

Der König beging einen kaum begreiflichen Fehler, indem er die neue Versammlung reizte. Er ließ nämlich ihre erste Deputation nicht vor und hieß sie warten. Indeß vertrug man sich wieder. Der arme unbehülfliche König wurde ein Spielzeug der Intrigue. Kaiser Leopold hatte, sobald er von der Flucht des Königs und ihrem Mißlingen hörte, von Padua aus ein Umlaufsschreiben an alle Mächte erlassen, worin er sie aufforderte, die Sache des gefangenen Königs zu unterstützen. Am 27. August kam er zu Pillnitz, einem Lustschlosse des sächsischen Kurfürsten Friedrich August, mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen zusammen, wobei sich außer Artois und Calonne auch Bouillé einfand. Auch Katharina II. und Gustav III. ließen es an Aufreizungen zum Kriege gegen Frankreich nicht fehlen. Aber die beiden Monarchen von Oesterreich und Preußen erließen eine beruhigende Erklärung,

worin ſie das Vertrauen ausſprachen, Frankreich werde als conſtitutionelle Monarchie mit den übrigen Mächten in Frieden leben können. Leopold II. war der erſte, der die Tricolore anerkannte. Auch befahl er, alle bewaffneten Zuſammenrottungen von Emigrirten in Vorderöſterreich und in den Niederlanden zu verhüten. Nur in Coblenz duldete der Kurfürſt von Trier eine ſolche Zuſammenrottung unter dem Prinzen von Condé. Dieſe Vorgänge im Ausland wurden von dem neuen conſtitutionellen Miniſterium nicht ſo aufgefaßt, wie ſie es hätten werden ſollen. Der neue Kriegsminiſter, der junge Herr von Narbonne, war durch Weiber (die Gattin des Philoſophen Condorcet, eines Freundes der Gironde, und die Frau von Staël) auf ſeinen wichtigen Poſten gelangt und benutzte die drohende Erklärung von Padua, um Oeſterreich zum Kriege herauszufordern. Durch einen ruhmvollen Krieg nach außen hoffte er am ſicherſten die Revolution im Innern zu erſticken und die Jakobiner zu beſeitigen. Er unterhandelte ſogar hinter des Königs Rücken mit dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der größten kriegeriſchen Notabilität jener Zeit, um ihn aus dem preußiſchen in den franzöſiſchen Dienſt herüber zu locken und ihm die Heere Frankreichs anzuvertrauen. Der König erfuhr erſt davon, als ihm der Herzog ſeine ablehnende Antwort direct zuſchickte. Narbonne's College, der Miniſter Bertrand de Molleville, billigte den Kriegsplan und rieth dem König, unterdeß „den Geiſt der Verfaſſung durch den Buchſtaben zu tödten" und unter erheucheltem Eifer für dieſelbe ſich möglichſt paſſiv zu verhalten und Zeit zu gewinnen, bis die Uebertreibungen der Jakobiner und der Krieg ihm Luft verſchaffen würden. In dieſem Sinne erließ der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Deleſſart, ein übermüthiges Schreiben an den Kaiſer Leopold und verlangte im Befehlshaberton, derſelbe ſolle jeder Verbindung mit andern Mächten gegen Frankreich entſagen. Leopold ließ ſich aber dadurch nicht reizen, ſondern antwortete äußerſt mild und verſöhnend, die frühere Erklärung von Padua ſey ſchon durch die ſpätere von Pillnitz

zurückgenommen, und er habe lediglich nichts Feindliches im Sinn, ſondern ſetze Vertrauen in die verfaſſungsmäßigen Zuſtände Frankreichs. Ganz eben ſo erklärte ſich Preußen.

Dadurch wurde der Plan Narbonne's durchkreuzt, der, obgleich er die Grenzen bereiste und ganz Frankreich allarmirte, doch den Krieg gegen das ſo friedlich geſinnte Oeſterreich nicht erklären konnte. Nun wurde zunächſt Bertrand de Molleville's Plan verfolgt, und als ein neuer Maire für Paris gewählt werden und Bailly abtreten mußte, ließ das Miniſterium alle ſeine Stimmen Petion, dem damaligen Abgott des Volkes, zuwenden und nicht dem General Lafayette, dem die Gemäßigten dieſe Stelle zudachten, ſofern auch er ſeine Stelle als Chef der Nationalgarde niederlegen mußte. Durch dieſe verkehrte Politik ſtärkte der König ſelbſt die Partei ſeiner grimmigſten Feinde, während Narbonne beſchämt, ſein Feuereifer erloſchen war und Deleſſart ſich durch einlenkende, noch dazu geheim gehaltene Unterhandlungen mit dem Auslande nur verdächtig machte. Kaiſer Leopold war indeſſen geſtorben, ſein junger Sohn und Nachfolger Franz noch nicht zum Kaiſer gewählt, die Politik des Auslandes in Hinſicht auf Frankreich noch nicht feſtgeſtellt.

Lafayette's Stelle wurde nicht erſetzt, indem die Oberſten der Nationalgarde abwechſelnd den Oberbefehl übernahmen. Er zog ſich aufs Land zurück, unfähig, die Parteien noch zu beherrſchen, und müde des Undanks. Ein neuer Freund bot ſich dem König an. Der Herzog von Orleans kehrte nämlich aus England zurück und hatte dort ruhiger in die Revolution ſeines Vaterlandes hineinblicken gelernt. Sollte die Anarchie nicht zuletzt ihn ſelbſt verſchlingen, mußte er ſich zum Könige halten. Die Verſöhnung fand ſtatt, aber ohne Wiſſen der Höflinge, die den Herzog, als er zur Tafel kam, aufs raffinirteſte verhöhnten, ſogar beſpuckten. Er glaubte, das ſey eine Rache der Königin, und warf ſich nun ganz den Jakobinern in die Arme.

Die Erbitterung der Parteien wuchs während des Winters, ſo wie der Argwohn gegen den Hof. Gironde und Berg wett-

eiferten in verschärften Maßregeln gegen den ausgewanderten Adel und gegen den renitenten Klerus. Am 29. November wurde beschlossen, den nicht beeidigten Priestern auch den bisher gestatteten Gottesdienst zu verbieten. Die revolutionäre Presse erschöpfte sich in den wüthendsten und schamlosesten Angriffen auf die Priester und auch schon auf das Königthum.*)

Im Dezember begannen die Jakobiner den Klub der Feuillants zu sprengen. Zuerst nöthigten sie die Feuillants, ihre Sitzungen öffentlich zu halten, wie alle andern Klubs. Dann schickten sie ihre wildesten Schreier hinein, um die Berathungen zu stören ꝛc. Als der arme Klub gesetzlichen Schutz verlangte, bekam er eine Wache, die sich auf Anstiften des Maire so brutal benehmen mußte, daß Klage dagegen erhoben wurde und man sofort den Klub als angeblich ruhestörend aufhob. Die Gironde beging einen ungeheuren Fehler, indem sie die Feuillants preisgab, denn diese hatten als ehrliche Constitutionelle die Bürger oder den dritten Stand zur gereinigten Aristokratie heranziehen wollen, indeß die Bergpartei denselben Bürgerstand dem schmutzigen Sansculottenthum des vierten Standes oder Pöbels zum Opfer bringen wollte.

Nach dem Neujahr 1792 war die Ungeduld der vorwärts strebenden Revolutionspartei nicht mehr zu zügeln. Die Bewegung begann außerhalb Paris. Durch die im ganzen Lande verbreiteten Jakobinerklubs wurden die Garnisonen immer meuterischer. Die

*) Auf dem Theater erndtete Marie Joseph Chenier unermeßlichen Beifall durch das Trauerspiel Karl IX., worin dieser König als ein Scheusal und von einem Priester verführt erscheint, der ihn verleitet, sein Volk zu morden (in der Pariser Bluthochzeit). Das ganze katholische Paris beweinte damals den tragischen Untergang der Hugenotten. — Reißt den Pfaffen die Zungen und den Aristokraten die Daumen aus, schrieb Marat im ami du peuple — Damals begannen auch die revolutionären Tragödien im classischen Style (Brutus, Lucretia, Cäsars Tod, Timoleon, Virginia, Grachus, Spartacus, Nero, Jean Calas, Wilhelm Tell ꝛc.) die Pariser Bühne zu überschwemmen.

Offiziere flohen in Masse über die Grenze, um ihr Leben zu retten und um dem geheimen Ruf Condé's nach Coblenz zu folgen. Damals circulirte ein Brief von Monsieur und Artois, worin diese erklärten, ihr Bruder, der König, verabscheue die ihm aufgedrungene Verfassung und werde sie nicht halten, weshalb die Emigrirten durch seinen Scheinconstitutionalismus sich nicht gebunden erachten sollten. Dieser Brief, der das Emigrantencorps entschuldigen sollte, schadete dem König unendlich, weil man ihn im Complott wähnte. Inzwischen mehrte sich die Emigration. Man zählte schon 1900 geflüchtete Offiziere. Das treugebliebene Schweizerregiment Ernst zu Aix wurde von bewaffneten Volksmassen aus Marseille entwaffnet. Die wegen ihres Frevels in Nancy zu den Galeeren verurtheilten Schweizer (42 an der Zahl) wurden nicht nur freigesprochen, sondern von Brest feierlich abgeholt, um in Paris Triumphe zu feiern. Vergebens sträubten sich die Feuillants, die Jakobiner setzten es doch durch, daß diese Helden der straflosen Anarchie unter Trommelschlag und umringt von jauchzendem Gesindel in den Saal der Nationalversammlung eingeführt wurden (15. April). Im Klub der Jakobiner*) hing man feierlich ihre Ketten als Festons rings an den Wänden auf, wo sie belassen wurden. Diese Menschen brachten aus Brest die rothe Mütze der Galeerensträflinge mit, die fortan alle Jakobiner trugen. Schon einige Wochen vorher (19. März) hatte dieselbe Versammlung den gräßlichen Jourdan und seine Gesellen freigesprochen, welche am 16. October zu Avignon 53 Männer und Frauen (nach vorangegangener Schändung) abgeschlachtet und in einen Eiskeller geworfen

*) In der Mitte der Langseite der ehemaligen Kirche der Jakobiner befand sich ein Altar mit der Tafel der Menschenrechte, den Büsten des Rousseau, Helvetius und Mirabeau, und einem Bündel Piken, auf der Spitze die rothe Mütze der befreiten Galeerensklaven als Symbol der Freiheit. Gegenüber die Rednerbühne. Ringsumher amphitheatralisch erhabene Sitze, die unteren Sitze ausschließlich den Frauen bestimmt, unter denen die Fischweiber sich durch ihre Frechheit hervorthaten.

hatten. Man weiß nicht, ob es derſelbe Jourdan war, der in Paris der Kopfabhauer hieß. Avignon war Eigenthum des Papſtes, aber die Jakobiner hatten bereits ſeine Vereinigung mit Frankreich durchgeſetzt. In Arles hatte ſich damals das Volk gegen die Jakobiner erhoben, aber von Marſeille aus, wo Barbaroux, ein ſchöner junger Mann und Anhänger der Girondins, das meiſte Anſehen hatte, begann alsbald ein Freiſchaarenzug gegen Arles. In der Normandie zog eine Bande von 6—8000 Mann umher und nahm gewaltſam die Waaren um einen von ihr ſelbſt geſetzten niedern Werth weg.

Die Jakobiner triumphirten. Schon am 12. Februar hatte Petion als Maire durchgeſetzt, daß den rechtlichen Bürgern, aus denen bisher die Nationalgarde beſtand, Bataillone von Pikenmännern aus dem Pöbel zugeſellt wurden, die bald darauf die rothen Mützen als Parteizeichen annahmen. Sie waren es, die lärmend in den Saal der Feuillants eindrangen und dieſe auseinanderjagten. Die Tyrannei der Gallerie wurde auch in der Nationalverſammlung immer unerträglicher. Jeder Gemäßigte wurde verhöhnt, nur die Enragés, wie man ſie nannte, mit Beifall bedeckt. Auch die Sprache wurde cyniſcher. Man bemerkte in dieſem Winter zum erſtenmal den Einfluß der Revolution auf die Trachten. Die Jakobiner puderten ihre Haare nicht mehr und trugen ſtatt der dreieckigen Hüte runde. Auch die Zöpfe fingen ſchon an ſich aufzulöſen.

Das Miniſterium war unhaltbar geworden. Briſſot klagte Deleſſart an, der am 10. März dem Gerichtshofe in Orleans ausgeliefert wurde. Die übrigen blieben wenigſtens ſtraflos. Der König zauderte nicht, mit Uebergehung der Feuillants ein girondiſtiſches Miniſterium zu ernennen, in Erwartung, dieſe Neulinge würden unfähig ſeyn, alles übertreiben und dadurch eine ihm günſtige Kriſis beſchleunigen. Aber er täuſchte ſich. Unter den neuen Miniſtern ragte Roland hervor, der alte Gatte einer jungen und ſchönen Frau, die in ihrem geiſtreichen Zirkel die ganze Gironde

beherrſchte. War nun Roland auch nur ein fleißiger Arbeiter ohne höheren Geiſt, ſo doch ein ſehr ſyſtematiſcher, zur Republik geneigter Schwärmer für Freiheit und unterſtützt von jüngeren glänzenderen Talenten. Neben Roland (Miniſter des Innern) übte den größten Einfluß Dumouriez (Miniſter des Auswärtigen). Dieſer etwas über fünfzig Jahre alte Abenteurer und Projectmacher, der ſich als Soldat und in vielen andern Rollen, auch in Polen, verſucht, war zu einer Sendung des Girondiſten Genſonné in die für ihre Prieſter aufgeſtandene Vendée zugezogen worden. Genſonné ſtattete der Nationalverſammlung nicht nur einen höchſt verſtändigen Bericht über das wackere, ſittenreine, patriarchaliſche Landvolk der Vendée ab, das er nicht zu beunruhigen dringend empfahl, ſondern nützte ihr auch durch das Talent Dumouriez, den er in die großen Geſchäfte einführte. Als Roland das erſtemal zum König ging, ohne Schnallen auf den Schuhen, und der Oberceremonienmeiſter ihn anfangs nicht einlaſſen wollte und dann ganz entſetzt ausrief: „Ohne Schnallen!“ ſagte Dumouriez lachend zu ihm: „Alles iſt verloren.“ Dieſer Dumouriez riß bald die erſte Stelle an ſich. Nie verlegen, nie durch eine Ueberzeugung oder durch einen Gewiſſensſcrupel beengt, bezauberte er den König und den Berg, wie er die Gironde bezaubert hatte. Den König lehrte er, nur keine Angſt zu haben, nur muthig durch den Strom zu waten und dabei das Banner der Revolution recht hoch zu tragen; zugleich aber die Kriegserklärung zu beſchleunigen, alsdann würde er, Dumouriez, das Heer befehligen und ſtark genug werden, den König zu befreien. Bei den Jakobinern ſetzte derſelbe Dumouriez die rothe Mütze auf und umarmte Robespierre. Das erregte natürlich bald das Mißfallen der Frau Roland. Im Grunde wollte er nichts anderes als Narbonne (und ſpäter Napoleon), nämlich die Revolution durch den Krieg erſticken. Das ſpürte Robespierre wohl, der ſich nicht bereden ließ, den Krieg zu bevorworten, und in den bitterſten Zank mit Briſſot gerieth, als dieſer, der immer gerne große Politik trieb, den Krieg empfahl. Im Sinne Robes-

befriedigende Lösung derselben so nützlich, daß er es versuchen will, in einem folgenden Artikel eine Skizze der Art zu entwerfen, wäre es auch nur, um durch das Unbefriedigende derselben Bessere und höher Stehende zu reiferen Leistungen herauszufordern.

Der Verfasser hat es beim vorliegenden Versuch vermieden, viele Einzelnheiten hervorzuheben; aber beim Eingehen auf einzelne Fächer des Wissens wird sich an prägnanten Beispielen darthun lassen, was wir schon als Resultat der bisherigen Betrachtungen aussprechen können, daß die gesammte Naturwissenschaft ein Dreieck darstellt, das von den eigenthümlichen Kräften der Völker eingeschlossen wird. Mag immerhin jedes die größte Seite für sich in Anspruch nehmen, gibt es doch eben damit zu, daß die beiden andern zusammen größer sind.

pierre's ſchrieb damals Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen Briſſot.

Die Kriegsluſt der Gironde bedrohte Europa mit einem allgemeinen Kriege, welcher die Freiheitsidee der nordamerikaniſchen Revolution durch alle Länder tragen ſollte. Allein Europa rührte ſich nicht und ließ ſich erſt durch Frankreichs Kriegserklärungen aufrütteln. Das deutſche Reich hatte gerechte Urſache, über Frankreich zu klagen. Durch das Geſetz vom 4. Auguſt 1789 und durch die Säculariſation war eine Menge deutſcher Biſchöfe, Fürſten und Herren, die im Elſaß begütert waren,*) ihrer Rechte und zum Theil auch ihrer Güter beraubt worden. Der Reichstag reclamirte nur langſam und ſchwerfällig. Ohne den Kaiſer konnte er ſeinen Forderungen keinen Nachdruck geben, aber der Kaiſer hielt an ſich. Katharina II. von Rußland munterte nämlich Preußen und Schweden zum Kriege gegen Frankreich auf, um ſich unterdeß Polens zu bemeiſtern. Das wollte Oeſterreich um jeden Preis hindern, und auch Preußen ließ ſich nicht ſo blind gegen Frankreich fortreißen, um nicht argwöhniſch nach Polen zurückzublicken. Daher das Zaudern der deutſchen Mächte. Die Gironde glaubte nun um ſo kühner vorſchreiten zu dürfen, und Dumouriez wünſchte den Krieg, um als Feldherr zu glänzen und an der Spitze einer ſiegreichen Armee Frankreich zur Ordnung zurückzuführen. Daher ſchrieb Dumouriez an die auswärtigen Mächte in einem viel feſteren, herausfordernderen Tone, als Deleſſart, und beeilte ſich, als die Antworten nicht genügten, durch den König ſchon am 20. April Oeſterreich den

*) Die meiſten rheiniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Baſel bis Trier und Cöln, der Herzog von Württemberg (wegen Mümpelgard), der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Heſſen, der Markgraf von Baden, die Fürſten von Naſſau, Leiningen, Löwenſtein ꝛc. Herzog Karl von Württemberg, der das Schlimmſte kommen ſah, reiſte 1791 nach Paris, um Mümpelgard an Frankreich zu verkaufen. Die Antwort war abſchlägig, man hoffe Mümpelgard umſonſt haben zu können.

Krieg erklären zu lassen. Die Güter der Ausgewanderten wurden sequestrirt.

Die Kluft zwischen der Gironde und dem Berge wurde erweitert, als die erstere durch Petion nicht nur die Stadt Paris, sondern nun auch durch Roland das Ministerium leitete. Jede höher gestellte Partei wird von der unten zurückgebliebenen beneidet. Der Haß gegen die Feuillants ging also damals schon bei den Jakobinern auf die Girondisten über. Von diesen wurden Guadet, Vergniaud, Gensonné heimlich vom König zu Rathe gezogen, aber sie konnten sich mit dem Könige doch nicht verständigen, so wenig wie Roland, weil sie zu systematisch dachten und zu sehr von ihrer Freiheitsidee eingenommen waren. Dumouriez selbst erkannte, daß diese systematischen Denker aus Rousseau's Schule zum Handeln nicht gemacht seyen, und hielt sich lieber an die Jakobiner. Unter diesen war Robespierre mit dem Krieg überhaupt nicht einverstanden, weil er instinktartig fühlte, der Krieg werde die Freiheit verschlingen. Dagegen fand Dumouriez an Danton einen Mann, ganz wie er ihn brauchte. Danton nahm Geld vom Hofe und war doch der Abgott der Jakobiner. Er nahm die Stellung ein, die früher Mirabeau gehabt. Petion schwankte und suchte Gironde und Berg zu versöhnen. Vergebens, diese beiden Parteien bekämpften sich aufs erbittertste.

Der Ausbruch des Krieges rief Dumouriez zum Heere, wohin auch Lafayette zum großen Aerger der Jakobiner berufen wurde, die ihn heftig anklagten und im Voraus als Verräther bezeichneten. Ohne Dumouriez wollte sich der König den groben Roland nicht mehr gefallen lassen. Roland war ein kleinlicher Fanatiker. Schon vor der Revolution hatte er einmal öffentlich vorgeschlagen, die menschlichen Leichen nicht unnütz zu vergraben, sondern ein nutzbares Fett aus ihnen zu ziehen. Kaum war er Minister, so verbot er allen Geistlichen, in ihrer Amtstracht zu erscheinen, nicht um sie den Insulten des Pöbels zu entziehen, sondern aus philosophischem Haß gegen die Kirche. Als constitutioneller Minister

eines Königs predigte er in ſeinem Blatte offen republikaniſche Grundſätze. Um ſich aber auf alle Fälle den Rücken zu decken, damit man ihn nicht als Königsfreund verdächtigen könne, veröffentlichte er einen langen Brief, den er (oder vielmehr für ihn ſeine Frau) an den König geſchrieben hatte und demſelben auf die gröbſte Art den Text las und belehrte, wie ein wahrer Bürgerkönig ſich zu verhalten habe. Das war dem König denn doch zu viel, und er hoffte wohl überhaupt auf eine raſche Entſcheidung des Krieges, nahm alſo ein neues Miniſterium aus Feuillants, unbedeutende Namen. Die Gironde zog ſich nun erbittert von ihm zurück und neigte ſeitdem entſchieden zur Republik. Ihr Journaliſt Carra beſchuldigte die Königin, am Hofe einen „öſterreichiſchen Ausſchuß“ zu leiten, der Frankreich verrathe, mit dem Ausland conſpirire und den ſchwachen König im volksfeindlichen Sinne lenke. Die Gironde ſchien mit dem Berge nur zu wetteifern im Königshaß, und dieſe Uebereinſtimmung der Parteien erhöhte die Fieberhitze in den Maſſen. Schon rief eine Wache am Schloſſe der Königin ins Fenſter, er wünſchte ihren Kopf auf ſeinem Bajonnet aufpflanzen zu können, und Sänger ſtellten ſich auf, ihr die unzüchtigſten Satiren auf ſie ſelber zuzuſingen. Lafayette ſchrieb von ſeinem Lager aus einen Brief an die Verſammlung, worin er ihr dringend conſtitutionelle Geſinnungen empfahl. Allein er wurde verhöhnt und konnte die Strömung zur Republik nicht aufhalten.

Dumouriez ließ die Revolution hinter ſich, um durch Siege und Eroberungen die Armee für ſich zu gewinnen und dann das entſcheidende Wort zu reden. Aber ſein Plan, die öſterreichiſchen Niederlande wegzunehmen, ſcheiterte ſchon im Beginne. Die unter Byron bei Mons und unter Dillon bei Lille vorgeſchobenen Truppen liefen beim erſten Anblick nur weniger Oeſterreicher davon unter dem Schreckensrufe: sauve qui peut! es iſt nicht ausgemacht, ob aus Feigheit oder Verrath (30. April). Arthur Dillon wurde völlig unſchuldig von ſeinen wüthenden Soldaten ermordet. Dieſe

Vorfälle und der Einmarsch der Preußen vom Rhein her nöthigten Dumouriez, die Niederlande einstweilen aufzugeben.

Auch in Paris schrie man natürlich über Verrath der Generale und beschloß ein neues sicheres Revolutionsheer in einem Lager bei Paris zu versammeln. Schon früher hatte man die Föderirten beim Julifest in Paris gesehen, man lud sie also wieder ein, jenes Lager zu bilden. Die Gironde hatte dabei den Nebenzweck, eine Armee aus den Provinzen in der Nähe zu haben, um damit die Pariser zu zügeln. Der junge, schöne, heldenmäßige Barbaroux aus Marseille ließ von dort die enragirtesten Matrosen und andere Kraftmenschen kommen, deren wildes Feuer ein durch sie zuerst berühmt gewordener und nach ihnen benannter Gesang nährte, die Marseillaise: Aux armes, citoyens, le jour de la gloire est arrivé! Dieses schöne Lied war von Rouget Delisle im Hause des Maire Dietrich in Straßburg gedichtet und von dessen Töchtern zuerst gesungen worden. Dieselbe Melodie spielte bald darauf bei Dietrichs Hinrichtung, und Delisle selbst hörte sie zitternd von den Banden spielen, vor denen er aus dem Vaterlande floh.

Die Pariser kamen den Föderirten zuvor und trachteten dem Königthum ein Ende zu machen, ehe ihm etwa neue Kräfte zuwüchsen. Es verlor aber in diesen Tagen seine letzte Stütze. Ein grober Brief Lafayette's an die Versammlung drohte unvorsichtig den Jakobinern und klagte Dumouriez an. Dumouriez selbst wollte den König schützen, glaubte es aber nicht mehr zu können, weil der König sich hartnäckig weigerte, gegen die strenge Priesterverfolgung kein Veto einzulegen, und ging wieder zur Armee. Die wüthenden Jakobiner, denen die fernen Generale keinen Widerstand leisten konnten, schritten jetzt zur That. Das Veto, das der König am 19. Juni gegen die Deportirung der eidweigernden Priester und gegen das Lager der Föderirten einlegte, diente zum Vorwand. Schon am 20. stand das Volk auf, geleitet von den Männern des Berges. Die Gironde und insbesondere Petion zogen sich in eine sträfliche Passivität zurück, in der Hoffnung, der eingeschüchterte

König werde Roland ins Miniſterium zurückrufen. Die von dem Bierbrauer Santerre befehligte Maſſe, in der 70,000 Nationalgarden, Pikenmänner, Pöbel und Weiber ſich miſchten und unter denen wieder die ſchöne Lütticherin (die auch begeiſterte Reden bei den Cordeliers zu halten pflegte und von C. Desmoulins der Judith verglichen wurde) und der Kopfabhacker Jourdan eine Hauptrolle ſpielten, verlangte Entfernung der unpopulären Miniſter und des Veto, ließ aber durchblicken, daß ſie unter dem Veto den König ſelber verſtände. Die Verſammlung ſchämte ſich nicht, dieſem Haufen den Durchzug durch den Saal zu geſtatten. Drei Stunden lang mußten die Deputirten demſelben zuſehen, betäubt von Geſchrei und erſtickt von dem Dunſtkreiſe dieſes Pöbels. Unter den Sinnbildern, die man im Zuge trug, bemerkte man ein blutendes Herz mit der Inſchrift: „Ariſtokratenherz", einen Galgen, woran eine Puppe der Königin hing, ein paar zerriſſene Hoſen auf einer Stange als Ehrenzeichen der Sansculottes, welchen von Maury zuerſt gebrauchten Spottnamen der Pöbel zu ſeinem Ehrennamen machte. Aus der Verſammlung begab ſich der Haufe in die Tuilerien, drängte die Wache zurück und brach mit wildem Geheul in die Zimmer des Königs ein. Dieſer unglückliche Monarch mußte von einem Stuhle aus, den man auf einen Tiſch geſetzt hatte, fünf Stunden lang die Grobheiten des Pöbels anhören. Obgleich Piken und Säbel gegen ihn geſchwungen wurden, wagte es doch keiner, ihn zu tödten. Er behauptete eine merkwürdige Feſtigkeit, proteſtirte gegen die unmittelbare Einmiſchung des Volks, berief ſich auf ſein conſtitutionelles Recht und bewilligte nichts von allen den Forderungen, die man an ihn ſtellte. Als ein Nationalgardiſt ihm zurief: „Fürchten Sie nichts!" nahm er deſſen Hand, legte ſie auf ſein Herz und ſagte: „Fühlen Sie, ob mein Herz ſchneller ſchlägt als gewöhnlich?" Der Fleiſcher Legendre nannte ihn ins Geſicht einen Verräther des Volks; man zwang ihn, eine rothe Mütze aufzuſetzen, fügte jedoch dem Schimpf keine thätliche Mißhandlung hinzu. Als er aus der Flaſche eines zerlumpten

Kerles trank, um bei der erstickenden Hitze seinen Durst zu löschen, schrie man sogar wieder: vive le roi! Santerre erlöste ihn vollends. Unterdessen war die Königin noch schlimmer bedroht. Prinzeß Elisabeth, des Königs Schwester, die man mit ihr verwechselte, wurde vom Pöbel mit gräßlichen Drohungen verfolgt, rief aber, als man den Irrthum aufklärte, sie wolle gerne für die Königin sterben. Der Haufe drang endlich auch bis zu dieser selbst durch, stutzte aber vor der hohen Frau, die ihre beiden Kinder in den Armen hielt, und begnügte sich auch hier mit Beschimpfungen. Besonders riefen die Damen der Halle der Königin die unflätigsten Dinge zu. Man setzte auch dem Dauphin eine rothe Mütze auf, die ihn fast erstickte, bis Santerre sie ihm abnahm. Ganz spät erschien Petion und bewog die Menge, das Schloß zu räumen.

Die Erfolglosigkeit dieses rohen Ueberfalls machte den Constitutionellen Muth, die Urheber desselben anzuklagen. Auch Lafayette kam in höchster Entrüstung herbei, um mit seinem ganzen Ansehen das des constitutionellen Königs aufrecht zu erhalten. Aber der Hof selbst empfing ihn kalt und lehnte seine Hülfe ab aus unbezwinglichem Widerwillen gegen diesen ersten Apostel der Freiheit, oder durch die falschen Rathschläge Dantons mißleitet, oder in Erwartung einer baldigen Befreiung durch die Preußen. Die Gironde gab sich ganz der Umsturzpartei hin, um die Herrschaft in ihr zu behaupten, und aus Haß gegen den König, der ihren Roland zurückgewiesen hatte. Frau Roland äußerte ihr innigstes Vergnügen über den 20. Juni: „Wie gerne wäre ich dabei gewesen, um die lange Demüthigung der hochmüthigen Königin mitanzusehen.“ Die Constitutionellen wagten Petion anzuklagen, den seine Freunde von der Gironde schützen mußten. Das Volksgeschrei, das durch ganz Paris wiederhallte: „Petion oder der Tod!“ schmeichelte der Gironde. Man setzte der Anklage Petions eine des Generals Lafayette entgegen, weil derselbe eigenmächtig das Lager verlassen hatte. Er wurde zwar noch freigesprochen, aber mit Recht spottete man über ihn, wie er hatte drohen wollen, ohne seine

Armee mitzubringen. Danton nannte ihn verächtlich „den Eunuchen der Revolution", weil er immer befehlen wollte und nie etwas ausführte. Man ſtritt in der Verſammlung mit der giftigſten Erbitterung, welche zuletzt immer auf den König gelenkt wurde Vergniaud, der größte Redner der Gironde, erhob ſich am 3. Juli, um zu beweiſen, daß die Entthronung des Königs unvermeidlich ſey, ein König könne nicht Freund der Freiheit ſeyn, ein gedemüthigter König könne die nicht lieben, die ihn ſo tief erniedrigten, er müſſe ſich mit dem Ausland gegen ſein eigenes Volk verſchwören, er müſſe die Vertheidigungsanſtalten gegen das Ausland im Innern ſo lange hemmen und vereiteln, als ihm dazu noch Macht gelaſſen werde; das ſey natürlich, eben ſo unumgänglich ſey es aber auch für eine Nation, die frei ſeyn wolle, ſich eines ſolchen Königs zu entledigen. — Dennoch behaupteten die Conſtitutionellen noch das Feld und hielten das Anſehen des Königs wenigſtens äußerlich noch aufrecht, ja am 7. Juli ließen ſich die Parteien in der Nationalverſammlung durch eine rührende Rede des Biſchofs Lamourette ſogar zu einer Verſöhnungsſcene mit allgemeiner Umarmung und Küſſung hinreißen, worauf auch der König ſchnell herbeigerufen und zum letztenmal freudig begrüßt wurde. So geſchah es, daß er, nachdem Petion freigeſprochen worden war, am 14. Juli dem Bundesfeſt auf dem Marsfelde noch wie vor zwei Jahren als Oberhaupt der Nation anwohnen durfte und ungekränkt blieb, außer daß man ihn nöthigen wollte, einen großen, ganz mit Sinnbildern der alten Zeit behangenen, ſogenannten Baum des Feudalismus anzuzünden, was er ablehnte. Er vertraute zu viel. Nicht er, ſondern Petion war der Held des Tages, „Petion oder der Tod!" das Feldgeſchrei. Vergebens erbot ſich damals Lafayette, den König zu ſeiner Armee zu entführen. Ludwig XVI. blieb unter ſeinen Feinden, deren ganzer Grimm nun erwachte.

Schon am 15. Juli befahl die Verſammlung die Entfernung der königlichen Garde, mit einziger Ausnahme der Schweizer. An demſelben Tage wurde d'Eſprémenil auf der Terraſſe der Feuil-

lants zu Boden geschlagen und bei den Haaren zu einer Kloake geschleppt, in der man ihn ersticken wollte. Nationalgarden retteten ihn. Als er blutend und schwerverwundet in die Mairie gebracht wurde, fiel Petion bei seinem Anblick in Ohnmacht. Die Gironde, heimlich bange vor dem Berge, wollte sich noch einmal des Königs annehmen, um ihn als Werkzeug zu brauchen und ihre Partei allein bei der Gewalt zu erhalten. Aber der König wollte nichts mehr von Roland wissen. Nun stimmte die Gironde wieder mit dem Berge und beschloß die Permanenz der Sectionen und die Einreihung des Proletariats in die Nationalgarde, eine revolutionäre Maßregel, die den vierten Stand in den dritten einschob. Damals hatte man in der Gironde den Plan, den König abzusetzen, aber den Dauphin, dessen Erzieher der Philosoph und Girondist Condorcet werden sollte, dem Namen nach unter der Aufsicht der Gironde fortregieren zu lassen, und diesen Plan hoffte man gegen den Berg und die Pariser mittelst der tapfern und damals sehr gefürchteten Marseiller durchzusetzen.

Die Marseiller, nur 1500 Mann, aber von der entschlossensten Race, kamen erst am 29. Juli nach Paris, an dem Tage, an dem das vom 25. datirte Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt wurde.

Die Coalition gegen Frankreich war endlich zu Stande gekommen. Nach seiner Kaiserkrönung in Frankfurt a. M. (14. Juli, die letzte im h. römischen Reiche) war der junge Franz II. mit dem König von Preußen in Gegenwart von 50 Fürsten und 100 andern großen Herren in Mainz zusammengekommen und hatte den Einmarsch in Frankreich verabredet. Oesterreich sollte 100,000 Mann stellen, brachte aber nur 71,000 auf. Der feurige Preußenkönig, bisher im Sinne des verstorbenen Kaisers Leopold gegen Frankreich gemäßigt geblieben, jetzt aber voll ritterlicher Entrüstung über die Mißhandlung des französischen Königspaares,*) sollte die

*) In seinem Harem war Zwietracht. Die Lichtenau feuerte ihn zum

schwerste Arbeit übernehmen, und Oesterreich wollte dann erndten. Mallet du Pan, heimlich von Ludwig XVI. entsendet, hoffte, Kaiser Franz werde noch so billig denken, wie sein Vater Leopold, und beschwor die Monarchen, in ihrem Kriegsmanifest die Stellung Ludwigs als eines constitutionellen Königs zu achten. Franz aber wollte auf Kosten Frankreichs Eroberungen machen, ließ sich daher auf keine Anerkennungen ein, schob aber Preußen vor, um ihm alles Gehässige aufzuladen. Friedrich Wilhelm II. begleitete in eigener Person seine Armee über den Rhein, welche der unvermeidliche Herzog Ferdinand von Braunschweig commandirte. Dieser mißbilligte das Bündniß Preußens mit Oesterreich, hätte eine Verständigung mit Frankreich vorgezogen und ahnte, wie mächtig die Revolution werden würde. Und doch mußte er jetzt ein Manifest unterzeichnen, welches, von Limon, einem Emigrirten, verfaßt, dem französischen Volk drohte, er werde alle Städte und Dörfer in Brand stecken, wenn sie nicht zum Gehorsam unter ihrem König zurückkehrten. Eine so inhumane Drohung schien Vielen damals zweckmäßig. Man war durch die Leichtigkeit, mit der früher Holland und Brabant unterworfen worden waren, durch die feige Flucht der französischen Truppen bei Mons und durch die Prahlerei der Emigrirten getäuscht worden. Im preußischen Lager redete man nicht von einem Feldzug, sondern nur von einem Spaziergang nach Paris. Aber die Emigrirten ließ man nicht in einer Masse beisammen, sondern vertheilte sie unter die Oesterreicher und Preußen, um sie zu schwächen und ihren Widerspruch leichter zu brechen, wenn sie sich etwa gegen die Eroberungen sträuben wollten, welche Kaiser Franz bezweckte.

Das Manifest, welches mehr im Auslande als in Frankreich selbst Aufsehen machte, wurde in Paris kaum beachtet. Manso berichtet als Zeitgenosse, welchen Unwillen und welche Besorgniß

Kriege an, die Dönhoff suchte ihn vergebens zurückzuhalten und sagte ihm nichts Gutes voraus. Diese Dame, welche dem König den heldenkräftigen Grafen von Brandenburg gebar, hat es am besten mit ihm gemeint.

das Manifeſt in Deutſchland hervorgerufen habe.*) In Paris wurde es nur benutzt, um den Sturz des Thrones zu beſchleunigen, mit dem man damals im Innern beſchäftigt war und darüber das Aeußere faſt vergaß. Petion, als Maire von Paris, forderte Abſetzung des Königs, Jean Debry von der Bergpartei klagte Lafayette an. Als dieſer dennoch von der Verſammlung freigeſprochen wurde, mißhandelte der Pöbel mehrere Abgeordnete, die für ihn geſtimmt hatten (29. Juli). Unterdeß wurden die Marſeiller von Danton bearbeitet und fraterniſirten mit den Pariſern, anſtatt der Gironde gegen dieſelben zu dienen. Man ſchickte die Linientruppen aus der Stadt gegen den Feind und löste die royaliſtiſchen oder conſtitutionell geſinnten, aus den beſſern Bürgern zuſammengeſetzten Compagnien der Nationalgarde auf, damit den Tuilerien möglichſt wenig Vertheidiger übrig blieben. Danton leitete alles mit ſeinen Getreuen.

Der Angriff auf die Tuilerien war auf den 10. Auguſt beſtimmt. Man wußte es, der König umringte ſich mit ſeinen Freunden und der damalige Commandant der Nationalgarde, Mandat, traf gute Vertheidigungsanſtalten des Schloſſes. Auf der andern Seite hatte ſich in einer kleinen Schenke ein Aufruhrcomité gebildet, das mit Danton in Verbindung ſtand und dem die Ausführung oblag. Um Mitternacht zwiſchen dem 9. und 10. wurde Sturm geläutet, ſammelten ſich die beſtellten Volksmaſſen und wurde durch einen erſten Gewaltſtreich der Municipalrath von Paris abgeſetzt und durch einen neuen, durchaus revolutionären erſetzt, in welchem nur Petion, Danton und Manuel zurückblieben, dagegen Fabre d'Eglantine, Bourdon, Billaud-Varennes, der junge energiſche Tallien, Huguenin, Chaumette, Hebert und andere Enragirte ein-

*) Siegten die Preußen, ſo fürchtete man die Unterdrückung aller bürgerlichen Freiheit, würden ſie beſiegt, ſo müßten die Deutſchen ſich ſchämen. Prinz Heinrich, Friedrichs des Großen jetzt hintangeſetzter Bruder, warf der preußiſchen Politik in den bitterſten Worten ihre damalige Abhängigkeit von Oeſterreich vor.

Ueber die Lesevereine in Deutschland.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Zeit in Deutschland ist die zunehmende Bildung von Vereinen, die alle Stände und Stämme in den verschiedensten Richtungen verbinden. Während ein Verein von Staaten durch den deutschen Bund der Schlußstein unseres öffentlichen Rechts geworden ist, und ein Verein von fast gleicher Ausdehnung die Quelle erhöhten Wohlstandes für die von innern Zollgrenzen befreiten Länder zu werden beginnt, sind es kleinere Vereine ohne Zahl, welche, an die Staatseinrichtungen sich anreihend, dieselben ergänzen und unterstützen.

Man kann diese Vereine als eine erfreuliche Erscheinung, als die Morgenröthe einer bessern Zukunft begrüßen, und als ein Zeichen, daß der vaterländische Geist nach langer Erstarrung sich wieder zu entwickeln beginnt und jene schönen Zeiten zu erneuern sich bemüht, in denen einst Deutschland durch ganz ähnliche Formen der Verbindung an Wohlstand, Macht und Bildung andern Völkern vorangestanden ist. Daß diese so wichtige Bildung von Vereinen nicht schon mehr Gegenstand der Beobachtung geworden, ist zu verwundern und zu bedauern, insofern dadurch Manches zu thun versäumt worden.

Die Bildung der Vereine, und noch mehr die Erhaltung derselben, erfordert Erfahrungen, deren Mangel schon manchen Nachtheil gebracht hat. Die Bildung der Vereine erfordert zum wenigsten in vielen Fällen die Kenntniß von Beispielen, die andern ermunternd vorangeeilt sind.

traten. Die bewaffnete Maſſe theilte ſich in verſchiedene Colonnen, die ſämmtlich und zwar zum erſtenmal mit der rothen Fahne gegen das Schloß rückten, die eine unter Santerre, die andere unter dem jungen Weſtermann, einem Preußen, die dritte unter Fournier, dem ſ. g. Amerikaner. Um ſich den Angriff zu erleichtern, lud man Mandat vor die Municipalität. Er kam aus dem Schloſſe in der Meinung, es ſey noch die alte Behörde, als er aber ganz neue Geſichter auf dem Stadthauſe ſah, erbleichte er. Man warf ihm vor, daß er gegen das Volk kämpfen wolle, und entfernte ihn nur, um ihn draußen niederzuſchießen.*) Nun fehlte im Schloſſe die Einheit des Befehls. Der König hatte nur noch 1330 treue Schweizer bei ſich unter Bachmanns Commando, 600 berittene Gensdarmen und einen Haufen ſchlecht bewaffneter Edelleute und alter Diener (die ſ. g. Dolchritter). Alles hing davon ab, ob ihn die Nationalgarde beſchützen würde, aber dieſe hatte ihren Befehlshaber verloren und die Pikenmänner waren ſchon den loyal Geſinnten über den Kopf gewachſen. Beſonders ihre Artillerie, aus Feuerarbeitern, Schloſſern, Schmieden ꝛc. beſtehend, war republikaniſch. Als daher im Laufe des Vormittags die revolutionären Maſſen ſich rings um das Schloß anhäuften und der König unter ihren Augen die kleine Schaar der Vertheidiger muſterte, blieb ein großer Theil der Nationalgarde ſtumm, oder ging zum Volk über. Die Kanoniere kehrten ihre Kanonen um und richteten ſie gegen das Schloß. Dazu tönten dem König Verwünſchungen in die Ohren. Sein kraftloſer Umgang zu Fuß in Schuhen und Strümpfen und im Hofkleide ſchadete ihm außerordentlich. Wenn er zu Roß mit bloßem Degen ſeine Getreuen in Sieg oder Tod geführt hätte, würde ihm vielleicht der erſtere geworden ſeyn.

*) Mandat hatte einen Befehl Petions bei ſich, wonach die Tuilerien kräftig geſchützt und vertheidigt werden ſollten. Es heißt, man habe ihn ermordet nur um ihm dieſen Befehl zu entreißen, ſey es, um dem König Petions Schutz zu entziehen, ſey es, um Petion zu ſchonen und bei den Anarchiſten nicht in Verdacht zu bringen.

Die viel muthigere Königin war trostlos bei seiner Rückkehr ins Schloß. Sie zog einen Kampf auf Leben und Tod vor, aber der König, allem Blutvergießen abgeneigt, ließ sich bereden, die nutzlose Vertheidigung aufzugeben und in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten. Der Weg dahin wurde ihm zwar durch die Volksmassen gebahnt, aber hunderttausend Stimmen brüllten ihm Tod zu. Seine Gemahlin, Schwester und Kinder begleiteten ihn. Die im Schlosse zurückgebliebenen Schweizer und Edelleute waren nun allein der Wuth des bewaffneten Pöbels blosgestellt. Die tapfern Schweizer erklärten, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn man sie nicht angriffe. Aber man schoß auf sie und nun erwiderten sie nicht nur das Feuer, sondern machten auch einen Ausfall und schlugen das Gesindel weit zurück. Erst als sie gemessenen Befehl vom König erhielten, nicht mehr zu feuern, gehorchten sie. Nun aber fiel der Pöbel heimtückisch über sie her. In der Noth mußten sie, dem Befehl zuwider, ihre Waffen zur Vertheidigung ihres Lebens brauchen und wehrten sich als echte Schweizer, aber nur wenige von ihnen entgingen dem Tode, denn die kühner gewordene, von Westermann und den Marseillern geführte Masse erdrückte das Schloß. Auch der größte Theil der Dolchritter kam hier ums Leben. Indem der Pöbel durch die Säle und Zimmer des Schlosses stürmte, alles darin zerstörend, schonte er nur der Damen, die knieend um ihr Leben baten. An den Leichen aber übte der Pöbel, sonderlich der weibliche, noch lange eine gräßliche Schadenfreude und trieb schändlichen Muthwillen im Schlafgemach der Königin. Auch in der Stadt wüthete der Pöbel gegen die Verdächtigen. Die Amazone Théroigne ließ abgeschlagene Köpfe auf Piken durch die Straßen tragen. Man stürmte das Haus des Herrn von Clermont-Tonnère, eines der edelsten Constitutionellen, und als er zum Volk reden wollte, traf ihn ein Schuß ins Gesicht, er wollte noch fliehen, wurde aber in Stücke zerhauen. Eben so ging es dem royalistischen Journalisten Suleau, den die schöne Lütticherin zusammenhauen ließ.

Mittlerweile war die königliche Familie in der Nationalverſammlung, der gerade Vergniaud präſidirte, zugelaſſen und in die Loge eines Journaliſten hinter dem Präſidentenſtuhl gewieſen worden. Von hier aus mußte ſie, ſelber allen Blicken bloßgeſtellt, alle die Verwünſchungen anhören, die man auf ſie häufte, indem jeden Augenblick neue Deputationen ankamen, den König als Volksmörder anklagten, Trophäen aus dem Schloſſe brachten ꝛc. Mitten in dieſem Getümmel hatte der immer ſehr ruhig gebliebene König die Schwachheit ſich Eſſen bringen zu laſſen und vor den Augen des Volks, das über ſeine Abſetzung berieth, mit gutem Appetit zu ſpeiſen, wobei er das Geflügel mit derſelben Sorgfalt zerlegte, wie in den friedlichſten Tagen. Das machte einen für ihn ſehr ungünſtigen Eindruck und die Königin ſuchte ihr Geſicht im Schatten eines Winkels zu verbergen. Dann hörte Ludwig der Debatte ruhig zu und unterhielt ſich zuweilen mit Abgeordneten, die in ſeiner Nähe waren. Als er den berühmten Maler David frug, ob er ſein Portrait bald fertig habe, antwortete dieſer: ich male keinen Tyrannenkopf mehr, außer wenn er vom Schaffot fällt. Sechszehn Stunden lang mußte die königliche Familie in der engen ſchwülen Loge und unter dieſer Umgebung aushalten. Furcht hatte die meiſten Conſtitutionellen aus der Verſammlung ferne gehalten. Die übrigen, Gironde und Berg, decretirten die Abſetzung des Königs und Einberufung eines Convents. Ludwig ſollte Anfangs in den Pallaſt Luxemburg gebracht werden, der tyranniſche Gemeinderath von Paris ſetzte aber durch, daß er mit ſeiner Familie in den Thurm des Temple, ein ärmliches und enges Gefängniß, gebracht wurde, wo er unter der ausſchließlichen Bewachung des Gemeinderaths kleinlichen Plackereien und Beſchimpfungen ausgeſetzt wurde. Der Gemeinderath war es auch, der die Tuilerien und alles königliche Eigenthum plünderte, ohne der Staatsgewalt etwas davon mitzutheilen. Alle dieſe Schätze verſchwanden in den Taſchen der Räuber und der Staat mußte noch fortwährend der Stadt Paris große Summen zahlen.

Die ausübende Staatsgewalt ging in die Hände der nur der Nationalverſammlung verantwortlichen Miniſter über. Noch hatte die Gironde im Miniſterium das Uebergewicht, indem Roland, Servan und Clavière in daſſelbe zurückgerufen und ihnen Monge und Lebrun als Gleichgeſinnte beigeſellt wurden, ſie mußten aber Danton als Juſtizminiſter unter ſich aufnehmen. Roland hoffte durch den Departementsrath des Seinedepartements den übermächtig gewordenen Gemeinderath von Paris einzuſchränken, wurde aber durch drohende Deputationen gezwungen, davon abzuſtehen. Der Gemeinderath hatte ſich am 11. Auguſt noch mit Robespierre verſtärkt, der ſich am 10. verborgen gehalten hatte, jetzt aber als Meiſter des Platzes auftrat. In der Hauptſtadt von der Bergpartei überholt ſuchte die Gironde deſto feſtern Fuß in den Provinzen zu faſſen und der Philoſoph Condorcet gab ſich dazu her, im Namen der Verſammlung einen Bericht an die Departements zu verfaſſen, in dem der 10. Auguſt beſchönigt, geprieſen und als ein Sieg der Gironde eben ſo wie des Berges bezeichnet wurde (13. Auguſt). Auch lieh die Gironde ihre Stimmen zu einer Menge neuer Decrete, durch welche die Einkerkerung, oder Verbannung und Güterconfiscation ꝛc. des renitenten Klerus, des emigrirten Adels und der ſ. g. Conſpiranten, d. h. aller der neuen demokratiſchen Tyrannei Widerſtrebenden verfügt wurde. Auf Jean Debrys Antrag beſchloß man, die neuzuwählende Nationalverſammlung (der Convent) in welchem die volle Souverainetät der Nation ruhen ſollte, ſolle aus Urwahlen des Volkes hervorgehen, und jeder Franzoſe von 25 Jahren ohne Unterſchied des Vermögens ſolle Wähler und wählbar ſeyn. Das verſchaffte dem Pöbel die Mehrheit der Stimmen. Zu den minder einflußreichen, aber ſehr charakteriſtiſchen Decreten des Auguſt gehörte die Erleichterung der Eheſcheidung (eine Conceſſion an die Lüderlichkeit) und die Errichtung eines Denkmals für die am 10. Auguſt Gefallenen. Dieſes übereilte Denkmalerrichten kehrt in allen revolutionären Zeiten wieder.

Eine Hauptmaaßregel war die Abſetzung Lafayettes. Er hatte eben noch ſeine Armee für Rettung des Königs und der Conſtitution zu begeiſtern geſucht, aber die ſchon von den Jakobinern bearbeiteten Truppen ſchwankten und verließen ihn. Der alte Marſchall Lukner, der ihm gerne gefolgt hätte, widerrief weinend die ſchon erlaſſenen Befehle und konnte ſich dadurch doch nicht ſchützen vor Verhaftung. Lafayette floh über die Grenze (20. Auguſt), fiel den Oeſterreichern in die Hände und wurde, da er als Mann der Freiheit den Stabilen tödtlich verhaßt war und weil er nicht einmal den Beſtand der franzöſ. Armee und den bisherigen Kriegsplan verrathen wollte, mit ſeinen Begleitern, den Generalen Alexander Lameth und Latour Maubourg erſt in preußiſche, dann in öſterreichiſche Kerker geſchleppt und zuletzt in Olmütz Jahre lang in harter und unwürdiger Gefangenſchaft gehalten.*)

Die Preußen erfuhren Lafayettes Flucht vor Longwy und jubelten um ſo mehr, als dieſe Feſtung ſich ſchon am dritten Tage ergab (23. Auguſt). Sie zweifelten alſo nicht, daß ſie ganz Frankreich mühelos erobern würden. Aber König Friedrich Wilhelm II. war in hohem Grade unruhig und ungehalten über ſeinen Feldherrn, Ferdinand von Braunſchweig, der ſchon die koſtbare Zeit verſäumt hatte, in welcher König Ludwig hätte können gerettet werden. Der ritterliche König glühte, den Dank deſſelben und den der ſchönen Tochter Maria Thereſias entgegenzunehmen. In denſelben Tagen, in denen das königliche Paar in den Tuilerien voll Sehnſucht der Preußen harrte, machte der Herzog von Braunſchweig

*) Seine Gemahlin, die ihm ein ungeheures Vermögen zugebracht hatte, folgte ihm und ließ ſich mit ihm in Olmütz einſperren, wo man ſo grauſam war, ihr nicht einmal eine weibliche Bedienung zu laſſen. Fox brachte die Sache im Parlament zur Sprache und warf dem engliſchen Miniſterium vor: „Ihr habt die franzöſiſche Verfaſſung von 1791 anerkannt. Lafayette iſt derſelben treu geblieben. Ihr aber, die ihr Oeſterreich 3 Mill. Pfund Sterling gegeben habt, durftet dafür wohl auch um die Loslaſſung eines Gefangenen anhalten.“

faſt nichts als Ruhetage und hatte ſich binnen 20 Tagen erſt 40 Stunden weit vorwärts bewegt.

In Paris war man ſo ſehr mit der innern Parteiung beſchäftigt, daß man vor dem Fortſchritt der Preußen nicht ſowohl erſchrack, als ſich deſſelben nur wieder als Agitationsmittel bediente. Den Jakobinern kam alles darauf an, auf die Wahlen zum Convent, der anſtatt der bisherigen Verſammlung die oberſte Leitung der Republik übernehmen ſollte, einzuwirken. Sie wollten in denſelben die Mehrheit haben, und hofften durch Schrecken die Wahl von Gemäßigten zu verhindern. Die Vertheidigung des Vaterlands nach Außen diente ihnen nur zum Vorwande. Danton forderte und erhielt von der Nationalverſammlung Vollmacht, die Feinde der Revolution unſchädlich machen zu dürfen. Was er darunter verſtand, wurde nicht ausgeſprochen. Alle Macht war damals bei ihm. Der ganz von ihm abhängige Gemeinderath war ſtärker, als die an Geſetz und Humanität ſich klammernde Partei der Gemäßigten im Miniſterium und in der Verſammlung. Dazu war Santerre Obercommandant der geſammten, jakobiniſch reorganiſirten Nationalgarde geworden. Im Beſitz dieſer Gewalten ſperrte Danton am 28. Auguſt Paris von allen Seiten ab, ließ alle Häuſer unterſuchen, alle Waffen wegnehmen und alle Verdächtigen, Herren und Damen des vormaligen Hofes, Adel, Geiſtliche, ehemalige Deputirte der Rechten, Beamte, Gelehrte, conſervative Kaufleute ꝛc. einkerkern. Da die Unterſuchenden meiſt gemeine Sansculotten waren, ſo ſchleppten ſie auch eine Menge Leute in die Gefängniſſe, an denen ſie nur irgend eine Privatrache üben wollten, ſo daß Danton in der Eile noch eine Sichtung vornahm und ihrer viele entließ. Danton war dabei ſo großmüthig, auch einige alte Feinde, wie Barnave, Duport und Karl Lameth, heimlich frei zu laſſen.

Die Gironde wurde doch unruhig. Aus ihrer Mitte ging der unvorſichtige Vorſchlag hervor, wenn die Preußen näher kämen, Paris zu verlaſſen und hinter der Loire den Widerſtand zu con-

centriren. Da erhob sich Danton gegen so feige Maaßregeln und donnerte der Gironde dreimal das Wort Kühnheit! in die Ohren. „Man muß den Feinden Schrecken einjagen.“ Er deutete nur an, was er damit meine. Niemand hatte das Herz, ihn zu einer bestimmten Erklärung zu nöthigen. Man schauderte, zu erfahren, was man nicht mehr hindern konnte. Man glaubte sein Gewissen besser zu bewahren, wenn man auch nicht einmal etwas davon zu ahnen schien. Die in ihrer falschen Stellung zitternde Gironde blieb stummer Zeuge des Gräßlichen, was sie verdammte.

Auf Dantons Antrieb durch den Gemeinderath von Paris bestellt und reich bezahlt sammelte sich am 2. September eine von Maillard befehligte Rotte von Mördern, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Hemdärmel zurückgestreift, bewaffnet mit Piken, Beilen, Säbeln, Flinten. Zu ihrem Dienst waren Karren bereit und auf einem Kirchhof eine tiefe und weite Grube gegraben. Man trieb die Voraussicht so weit, daß man ungelöschten Kalk und wollene Decken parat hatte, um das Blut, das man vergießen wollte, aufzusaugen, damit der Boden nicht zu schlüpfrig würde, und Essig, um den Blutgeruch zu dämpfen. Gemeindebeamte in ihrer Schärpe gingen ab und zu, brachten der Rotte Befehl und berichteten dem Gemeinderath. Im Uebrigen sorgte Santerre dafür, daß die Arbeit nirgends gestört würde. Die ganze Stadt war von Schrecken gelähmt, als die Lärmkanone das Signal gab. Alles flüchtete in die Häuser. Es galt, die Verdächtigen in allen Gefängnissen von Paris in Masse zu ermorden, damit sie nicht hinter dem Rücken der gegen die Preußen ziehenden Volksarmee conspiriren, sich befreien und eine Contrerevolution bewirken könnten. Aus einer dunkeln Aeußerung Dantons scheint hervorzugehen, er habe an einem Sieg über die Preußen gezweifelt und die besiegte Revolution im Voraus durch ein colossales Opfer rächen wollen. „Wir weichen nicht, wir begraben uns unter den Trümmern von Paris, aber unsere Feinde sollen vor uns untergehen.“ Doch machte er mit dem Temple eine Ausnahme und behielt sich

wahrscheinlich vor, den König als Geißel aufzubewahren, wenn die Preußen näher kämen.

Das systematische Morden begann am 2. September auf offener Straße, indem fünf Wagen voll gefangener Priester aus dem Stadthause nach der Abtei transportirt wurden. Die Rotte stach im Fahren mit Säbel und Piken in die Wagen hinein, riß dann die schon verwundeten Priester heraus und schlachtete sie vollends auf dem Pflaster ab. Wie durch ein Wunder blieb der als Taubstummenlehrer berühmte Abbé Sicard verschont. Dann setzte sich Maillard im großen Gefängnisse der sogenannten Abtei als Präsident eines aus dem Mörderpöbel zusammengesetzten Gerichtes nieder, ließ die Gefangenen vor sich kommen und sprach nur zweierlei Urtheil aus „laßt den Herrn los" und „nach la Force". Im ersten seltenen Falle wurde der Gefangene frei, im andern ging er in der Meinung nach dem Gefängniß la Force übersiedelt zu werden, durch eine Thüre, die in den Hof führte und wurde hier sogleich abgeschlachtet. Je vornehmer der Stand des Opfers, desto wilder äußerte sich die Freude der Rotte, der sich Weiber beigesellt hatten. In der Abtei befanden sich unter andern 150 Schweizer, die dem Blutbad des 10. August entgangen waren. Sie schauderten vor der verhängnißvollen Thüre zurück, bis ein großer schöner Offizier kühn voranging. Sein Name ist vergessen. Alle wurden ermordet, zum Theil mit ausgesuchter Grausamkeit. Ein Major aus dem edeln Geschlechte der Reding, dem so viele Helden entstammt sind, war am 10. August schwer verwundet worden. Seine Gattin pflegte ihn im Kerker. Da ihm ein Bein und die Schulter zerschmettert war, konnte er von seinem Lager nicht aufstehen, aber trotz der flehentlichen Bitte seiner Frau riß einer der Mörder ihn bei den Beinen empor und hing sich ihn über die Schulter, während ein Anderer ihm mit dem Säbel den Kopf absägte. Glücklicher war die Tochter des alten Gouverneurs der Invalliden, Herrn von Sombreuil, die ihrem Vater das Leben erkaufte, indem sie aus einem mit Blut besudelten Glase Branntwein auf das Wohl

der Nation trank. Eben so rettete dem Dichter Cazotte seine Tochter das Leben, doch nur auf eine kurze Zeit, er wurde später doch noch geköpft. Dieser träumerische Dichter hatte lange vor der Revolution einmal an einer herzoglichen Tafel in einer schauerlichen Vision alle Gäste kopflos mit blutendem Halse gesehen, so wie nachher alle wirklich in der Revolution starben. In derselben Abtei fiel der vormalige Minister Montmorin mit einer Menge der ausgezeichnetsten Personen des alten Hofes unter den Streichen der Henker. Unter den Opfern, die am grausamsten behandelt wurden, war der Cavallerieoberst St. Marc, dem man eine Pike durch den Leib stieß, an welcher er auf den Knieen fortrutschen mußte, bis er zusammensank. Jourgniac de St. Méard, der gerettet wurde, hat seine 38stündige Todesangst in der Abtei beschrieben. Die Gefangenen sahen aus den Fenstern die Schlächtereien und hörten den Todesschrei jedes Sterbenden, bis an sie selbst die Reihe kam. Man brachte ihnen nichts mehr und sie verschmachteten mitten in der Angst noch vor Durst. Manche tödteten sich selbst. Einer stieß sich den Kopf an einem Thürschlosse ein; ein anderer wollte sich durch den Schornstein retten, konnte aber nicht und wurde wahnsinnig. Man studirte die Stellung, in der man am leichtesten sterben könne und fand, es sey am besten, die Hände auf den Rücken zu legen, dann träfen die Schläge den Kopf und das Leben am schnellsten. Zwei greise Priester segneten die ringsum knieenden Gefangenen bei tiefer Stille in dem schauerlichen Dämmerlicht des Kerkers und wurden unmittelbar darauf vor der Thüre erschlagen.

Im vormaligen Kloster der Carmeliter hatte man viele Priester eingesperrt. Man ließ sie in den Garten, um sie wie gescheuchtes Wild aus der Ferne zu erschießen. Ueberall von Kugeln verfolgt drängte sich der Rest in die Kirche hinein, wo man sie vollends am Altare mit Säbeln niederhieb, unter ihnen den Erzbischof von Arles, die Bischöfe von Beauvais und Saintes. — Im Gefängnisse la Force richtete der scheußliche Hebert, der

schmutzigste Journalist von Paris. Zehn Frauen der Königin erkauften von dem Wüstling ihr Leben mit ihrer Ehre. Nicht aber die unglückliche Prinzessin von Lamballe, die größte Schönheit des vormaligen Hofes, die treueste Freundin der Königin, aus deren Armen sie erst im Temple gerissen worden war. Man hackte sie in Stücken, man trieb den schändlichsten Unfug mit allen Gliedern ihres Leibes, man stellte ihren Kopf noch blutend auf den Tisch einer Schenke unter Flaschen und Gläser und feierte ihren Tod in viehischer Trunkenheit. Endlich steckte man diesen schönen Kopf mit dem langherabwallenden Haar auf eine Pike, um die sich die Locken rankten, schaarte sich vor dem Temple, weckte den König und die Königin und zwang sie durch das Fenster den hoch empor gehaltenen Kopf anzusehen. Derselbe Anblick wurde aber auch dem Herzog von Orleans nicht erspart, der ein Schwager der Ermordeten war. — Im Gefängnisse des Chatelet hatte d'Espremenil die Geistesgegenwart, sich wie ein Sansculotte zu kleiden, eines blutigen Säbels zu bemächtigen und durch Blut unkenntlich unter den Mördern, als gehöre er zu ihnen, zu verschwinden. Er entkam glücklich. Dagegen wurde hier eine berühmte Schönheit der Pariser Straßen „das schöne Blumenmädchen" auf Befehl der Amazone Theroigne, wahrscheinlich aus persönlicher Eifersucht, nackt ausgekleidet, an einen Pfahl gebunden und auf die raffinirteste Art halb mit Fackeln und glühend gemachten Piken gebrannt, halb mit Säbeln verstümmelt. — Im Gefängnisse St. Firmin leitete der später noch eine Rolle spielende niederträchtige Henriot die Hinrichtungen und ließ auch hier eine Menge Priester treibjagen, zum Theil lebendig aus den Fenstern auf die unten vorgereckten Piken stürzen. Eben so im Kloster der Bernhardiner. — In der Conciergerie fiel Wachmann, der Anführer der Schweizer am 10. Aug. Hier ermüdeten die Arme der Henker und sie schenkten einigen Opfern das Leben unter der Bedingung, am Morden der andern mitzuhelfen. — Im Bicêtre befanden sich 5000 Gefangene, worunter viele Wahnsinnige und Invaliden. Müde des Mordens mit

Die Unwissenheit in dieser Beziehung ist aber oft so groß, daß manche Stadt nicht einmal weiß, welche Anstalten dieser Art die ihr benachbarte besitzt, und daß mancher Verein, aus Mangel an Vorgängen, seine Statuten gleichsam aufs Gerathewohl fertigend, bald nach der Bildung zu Aenderungen genöthigt oder in Streitigkeiten verwickelt wird. Zu dieser Unkenntniß trägt noch bei, daß die meisten gedruckten Schriften der Vereine, nur für die Mitglieder derselben bestimmt, in der Regel gar nicht in den Buchhandel kommen. Von großem Werthe wäre daher eine Sammlung der Erfahrungen über Bildung der Vereine, von gleichem Werth eine Zusammenstellung der bei Vereinen vorkommenden Rechtssätze und die Verfassung von Normalstatuten, denen vorhandene, durch Erfahrung erprobte Statuten zu Grund zu legen wären. Von bedeutendem Interesse wäre eine Geographie und Statistik der Vereine, welche über die Bildung und die Sitten eines Orts die wichtigsten Notizen liefern würde.

Nachstehende Linien sollen nur einige Andeutungen und Vorarbeiten für die hier bezeichneten Aufgaben enthalten.

Die gewöhnlichsten Vereine sind die Lesevereine, die sich unter den verschiedensten Namen durch ganz Deutschland seit einigen Jahrzehnten zu Tausenden verbreitet haben. Diese Vereine, die keine besondere Wissenschaft oder Kunst zum Zweck haben, sondern nur allgemeine Kenntniß des jedem Gebildeten Wissenswerthen, scheinen in ihren Wirkungen die unbedeutendsten zu seyn. Dennoch möchte ich sie in dieser Beziehung den meisten andern voranstellen. Ohne eine allgemeine Norm, ohne mehrfache Rücksprache untereinander, durch das Bedürfniß, nach dem Sinn und Gemüth der Bewohner unseres Vaterlands in großer, fast unübersehbarer Zahl, in neuerer Zeit entstanden, haben dieselben mehrere Eigenthümlichkeiten, welche sie von ähnlichen Anstalten anderer Länder unterscheiden und zugleich den deutschen Nationalcharakter bezeichnen. Diese Eigenthümlichkeiten treten jedoch nur als Regel hervor, wo nicht störende Einflüsse die Entwicklung hindern oder verkümmern, Einwirkungen der Staatsbehörden oder die Beschränktheit des Orts oder seine zu große Ausdehnung. Merkwürdig ist in dieser Beziehung und für Deutschland bezeichnend, daß nicht die Hauptstädte, sondern die Städte mittlern Rangs diese Eigenschaften am besten ausdrücken.

dem Säbel ſchoß man unter ſie mit Kanonen. — Das Gefängniß der Salpetrière war nur eine Correctionsanſtalt für Weiber und Mädchen und hatte nichts mit der Revolution zu thun, aber auch hier drangen die Mörder ein, um erſt ihre Luſt zu ſättigen, dann alles zu morden.

Von den Kerkern aus führten beſtellte Karren die Leichen zum Kirchhofe, das Blut rieſelte auf die Straße, aber der Pöbel, Weiber und Kinder jubelten umher, ſtiegen auf die Karren und trieben Muthwillen mit den Leichen. Da das Morden bis zum 6. fortdauerte, hielten die Henker in Pauſen fröhliche Gelage, denen auch aufmunternde Gemeindebeamte beiwohnten. Am hartherzigſten unter dieſen zeigte ſich Billaud Varennes, der mit Behagen dem Schlachten zuſah. Unter den Mördern zeichnete ſich ein Neger aus, der allein 200 Menſchen umbrachte. Die Geſammtzahl der Todten iſt nie ermittelt worden. Die Vermuthungen gehen von 2—12,000 hinauf.

Zum Nachſpiel wurde der Herzog de la Rochefoucauld, ein freiſinniger und einſt ſehr populärer Herr, der aber als Präſident des Departementalraths verhaßt geworden war, im Wagen mit einem Pflaſterſtein todt geworfen, und wurden die von Orleans herbeigeſchleppten Gefangenen unterwegs in Verſailles durch Fournier und Lazuski, die ihnen mit einer Mörderbande entgegen gegangen waren, abgeſchlachtet, unter ihnen der vormalige Miniſter Deleſſart. In Rheims errichtete ein von Paris ausmarſchirtes Bataillon Freiwilliger vor der Kathedrale einen Scheiterhaufen und warf alle Prieſter der Stadt lebendig hinein.

Erſt als die Metzelei in Paris ſchon in vollem Gange war, that die Nationalverſammlung die Augen auf, aber nur um ſie wieder zu verſchließen. Roland und Petion allein hatten den Muth, der erſtere in einem kühnen Schreiben auf's dringendſte die Verſammlung aufzufordern, Einhalt zu thun; der andere, perſönlich in die Gefängniſſe zu gehen und, obwohl vergeblich, zu wehren. Nachher ſagte Petion, es ſeyen zu viele geweſen, welche das

Verbrechen vom Standpunkt der Moral aus verabscheut, aber von dem der Politik aus gebilligt hätten. Auch Robespierre sagte: ihr müßt darüber urtheilen nicht wie Friedensrichter, sondern wie Staatsmänner. Die Nationalversammlung begnügte sich, den Pariser Gemeinderath blos nach dem Zustand von Paris zu fragen. Paris ist ganz ruhig, war die Antwort, und die Versammlung war es auch. Als alles vorüber war, kündigte ein stolzes Schreiben aus dem Schooße des Gemeinderaths von Marat, der in diese Behörde aufgenommen worden war, unterzeichnet, den Departements an, was geschehen sey und wie auf diese Art allein Frankreich von seinen Feinden habe befreit werden können. Die meisten französischen Geschichtschreiber haben später, als längst die Leidenschaften sich beruhigt hatten, unter der humansten Verwahrung gegen die begangenen Greuel doch Dantons Praxis Lob gespendet. „Frankreich konnte nur durch den Schrecken gerettet werden", wird beständig wiederholt. Das ist aber nicht wahr. Die Preußen sind durch Dumouriez's List entfernt worden, die mit den Septembermorden nichts zu schaffen hatte. Als Frankreich durch neue Feinde bedroht wurde, hätte sich die Million begeisterter Republikaner in Waffen erheben können, auch ohne die Septembermorde, die im Gegentheil in den Provinzen verabscheut wurden und die ganze Vendée veranlaßte, ihre junge Mannschaft nicht gegen die äußern Feinde, sondern gegen die Jakobiner zu führen. Wenn die Republik dennoch siegte, so geschah es nicht mit Hülfe, sondern trotz der Septembermorde. Diese Morde lassen sich weder aus einem Gesichtspunkte des Rechts noch des Nutzens beurtheilen, es waren nur Ausbrüche der in der Tiefe des französischen Nationalcharakters schlummernden Wildheit, die jeder Leidenschaft eine anderwärts unbekannte Energie verleiht. Keine liebenswürdige Convenienz, auch keine höhere Bildung und Philosophie erspart den Nationen den Moment, in dem sie irgend einmal die innerste Bösartigkeit schamlos hervorkehren müssen. Zudem kann eine Nation nicht ein Extrem erreicht haben, ohne in das andere zu fallen.

Die höfiſche Verweichlichung, Wollüſtelei und affectirte Sentimentalität, in welche die Franzoſen unter Ludwig XV. verfallen waren, mußte ihre naturnothwendige Ergänzung finden in dem Blutdurſt und der raffinirten Grauſamkeit der Sansculotten. Weit entfernt, eine zufällige Nebenſache, ein Auswuchs, eine Ausnahme von der Regel zu ſeyn, waren die Septembermorde vielmehr die Culmination des nationalen Thermometers, die ſchärfſte Zuſpitzung der Regel. Wenn Danton und Marat die Energie des Mordens natürlich fanden und als nationales Recht anſprachen, blieben ſie der Wahrheit viel treuer, als die Girondiſten, die damals ſchon, und als die Geſchichtsſchreiber, welche ſpäter den franzöſiſchen Volkscharakter lieber mißkannten, als durch ein Zugeſtändniß an Marat entehren laſſen wollten. Man hatte nur hitzige Franzoſen vor ſich und log ſich doch immer und immer wieder in die Vorausſetzung hinein, es ſollten geſetzte nordamerikaniſche Puritaner ſeyn.

Dem Morde folgte der Raub. Die ſo rückſichtslos gegen das Leben waren, konnten es nicht weniger gegen den Beſitz ſeyn. Der Gemeinderath von Paris bemächtigte ſich der ganzen Beute, die er bei den Gemordeten fand, raubte dazu noch ihre und der Ausgewanderten Häuſer und die Kirchen aus, ja er ſtahl auch den Kronſchatz im Garde-Meuble, der offenbar Eigenthum des Staats und nicht der Stadt war (14. Sept.). Der Pöbel ahmte das Beiſpiel ſeiner Führer nach und nöthigte jedem, der ein wohlhabendes Ausſehen hatte, auf der Straße Uhren, Ringe ꝛc. angeblich als „patriotiſche Gaben“ ab. Nicht minder griffen unreine Hände in alle öffentlichen Depots. Das war der Anfang jener Tendenz der Revolution, die ſpäter unter dem Directorium die herrſchende wurde. Wie im Kleinen der 14. Septbr. auf den 2., ſo folgte auch im Großen auf die Mordperiode des Convents die Raubperiode des Directoriums.

Um auch in den Provinzen die Wahlen zum Convent zu beherrſchen, wurden 24 Deputirte mit unumſchränkter Vollmacht aus-

geschickt, überall gleichen Schrecken zu verbreiten, wie in Paris. In Lyon warf man über 400 Personen in die Kerker und vollbrachte mehrere Priestermorde. In Rheims ließ man am Wahltage Priester und Beamte in einem großen Feuer lebendig verbrennen. Unter solchen Eindrücken erfolgten die Wahlen zum Convent. Schrecken hielt die Gemäßigten ferne. In großer Menge wurden Jakobiner vom rohesten Schlage gewählt. Am 21. September trat dieser neue Convent zum erstenmal in Paris zusammen und proklamirte schon am folgenden Tage auf Collot d'Herbois Antrag die Republik.

Der Preußenschrecken, der zu allen Ungeheuerlichkeiten in Paris den Vorwand gegeben, verlor sich, wie von einem Winde von Paris weggeweht. Nach Longwys Eroberung nahm der Herzog von Braunschweig am 2. September auch noch die Festung Verdun ein. Der König von Preußen, der sein Heer begleitete, wurde hier von weißgekleideten Mädchen empfangen, die ihm Blumen streuten. Der tapfere Commandant Beaurepaire war durch Feigheit und Verrath im Kriegsrath überstimmt worden, hatte gegen die Capitulation protestirt und sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Man setzte sein Herz später in's Pantheon. Die Armee Lafayette's war damals noch ohne Führer, Dumouriez mußte erst aus den Niederlanden herbeieilen und war auch dann viel zu schwach, um einen kräftigen Angriff der Preußen auszuhalten, wenn diese rasch vorgedrungen wären. Aber der Herzog von Braunschweig hatte kein rechtes Herz zu diesem Kriege und die erstaunliche Langsamkeit seiner Bewegungen, über die selbst der König oft in Zorn gerieth, schien gerechtfertigt durch die geringe Theilnahme der Oesterreicher. Diese hatten nur ein schwaches Corps unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in den Niederlanden stehen und wenn sie von Dumouriez geschlagen wurden, konnte derselbe den zu weit vorgerückten Preußen in den Rücken kommen. Das waren schwache Vorwände, Dumouriez selbst hatte nicht halb so viel Streitkräfte als die Preußen, und es galt die höchste Eile, in Paris wenn nicht

mehr den König, doch, wie Friedrich Wilhelm II. sehr richtig sagte, das Königthum zu retten und eher vor Paris zu stehen, bevor das Massenaufgebot die schwachen französischen Regimenter ergänzte. Endlich rückten die Preußen durch den großen Wald der Argonne, welcher Lothringen von der Champagne trennt.

Dumouriez gab nun einstweilen die von ihm so sehnlich gewünschte Eroberung der Niederlande auf und eilte sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die unter Lafayette auf dem nächsten Wege zwischen Paris und den Preußen standen. Er zog Westermann an sich und machte ihn zu seinem Adjutanten und zugleich zu seinem Vermittler mit Danton. Die Preußen ließen ihm Zeit, eine sehr feste Stellung bei St. Menehould zu nehmen und Verstärkungen unter Kellermann und Beurnonville an sich zu ziehen. Noch einmal wiederholte sich auch hier die feige oder verrätherische Flucht vor den ersten preußischen Husaren, die herankamen, und das Geschrei sauve qui peut, aber Dumouriez stellte kräftigst die Ordnung her. Bei Valmy standen sich am 20. September die Heere gegenüber. Man kanonirte sich aus der Ferne. Die Preußen griffen endlich an, hielten aber auf des Herzogs Befehl inne und gingen wieder zurück, als die ganze Linie unter Kellermann durch ein lautes vive la Nation! ihren Muth beurkundete. Der König von Preußen gerieth in heftigen Zorn, wagte aber doch nicht, gegen den Willen seines Feldherrn den Befehl zum Angriff zu geben. Man zog sich vom Schlachtfelde zurück, man beschloß auch den Rückzug aus dem Lande. Der Herzog wagte nicht, mit 90,000 Mann den nur 50,000 Mann starken Dumouriez anzugreifen. Die Franzosen verstärkten sich mit jedem Tage, während er durch Nässe, Hunger und Ruhr in der unfruchtbaren Champagne jeden Tag viel Leute verlor. Das Landvolk war keineswegs, wie die Emigranten vorgespiegelt hatten, der Reaction geneigt, sondern benahm sich feindlich. Den revolutionären Geist zu unterdrücken, Paris und das ganze Land zu besetzen, fühlte sich der Herzog zu schwach. Zudem ließ Dumouriez, mit dem man fleißig durch den preußischen

geheimen Cabinetssecretair Lombard, welcher zufällig gefangen worden war, unterhandelte, durchblicken, Ludwig XVI. werde sogleich hingerichtet werden, wenn die Preußen einrückten, sein Leben ließe sich dagegen retten, wenn sie zurückgingen. Wichtiger war aber für den König von Preußen die Besorgniß, daß, wenn er etwa in nutzlosen Anstrengungen in Frankreich sein schönes Heer aufopferte, es dann in der Macht Rußlands und Oesterreichs allein stehn würde, über Polen zu verfügen. Rußland hatte Polen schon umgarnt, Oesterreich die preußischen Waffen bisher schlecht unterstützt. Alle diese Gründe zusammengenommen, hauptsächlich aber die letzteren bestimmten den König von Preußen, im Lager seinem vorsichtigen Feldherrn nachzugeben, um seine Armee zu retten. Der Rückzug begann, von Dumouriez, wie geheim verabredet war, unbehindert. Damals schon ließ Dumouriez in die Besprechungen einfließen, es würde einer klugen Politik Preußens mehr entsprechen, sich mit Frankreich zu verbinden oder wenigstens neutral zu verhalten, als sich von Rußland und Oesterreich brauchen, vorschieben und abnützen zu lassen. Die Preußen gaben auch Verdun und Longwy wieder zurück. Diese Umkehr gereichte Preußen zu unberechenbarem Nachtheil in der öffentlichen Meinung. Es erregte Staunen, daß die unüberwindlichen Preußen zurückgingen, man ahnte, welche Rache das gährende Frankreich nehmen würde, und Schrecken bemächtigte sich aller Fürsten, Städte und Bevölkerungen am Rhein.

Die Oesterreicher erfochten in den Niederlanden nach Dumouriez Entfernung einige Erfolge über die wenigen dort zurückgebliebenen französischen Truppen. Am 13. September nahm der österreichische General Clerfayt den Paß Croix aux Bois, wo die Franzosen wieder unter dem Rufe sauve qui peut! davonliefen. Dagegen belagerte Herzog Albert die Stadt Lille vergebens. Auf der andern Seite benützte der französische General Custine den Rückzug der Preußen, um im Süden derselben vorzudringen. In Trier verlor alles den Kopf, der Kurfürst floh von Coblenz weg

und befahl, den Franzosen die preußischen Magazine und sogar den Ehrenbreitsteln auszuliefern, wenn sie kämen. Kurpfalz ließ an die Grenze große Tafeln stellen mit französischer Inschrift „kurpfälzisch neutrales Gebiet“ und gab französischen Spionen Pässe als pfälzische Offiziere. Custine aber nahm erst Speier und zog dann nach Mainz. Friedrich Karl von Erthal, der üppige Kurfürst von Mainz, den wir im vorigen Bande schon kennen gelernt haben, floh mit seinem ganzen Hofe und allen Räthen eilig davon und nahm sogar die Waisengelder mit. Die aufgeklärten Universitätslehrer aber, z. B. Georg Forster, blieben zurück, zettelten mit einem großen illuminatistischen Anhang in der Stadt eine Verschwörung zu Gunsten der französischen Republik an und brachten den schwachen Commandanten von Gymnich dahin, die Festung zu übergeben, nur der tapfere Hauptmann Andujar mit 800 Oesterreichern schlug sich durch und entkam. Custine wurde am 21. October in Mainz mit Jubel aufgenommen und besetzte hierauf auch Frankfurt a. M., wagte sich aber nicht weiter in's deutsche Reich. Die Mainzer bildeten sogleich einen Jakobinerklub, organisirten das Kurfürstenthum republikanisch und fraternisirten mit den Franzosen. Die Altbürger der Stadt und das Landvolk sahen betrübt zu und widersetzten sich, so weit es anging, den neuen französischen Einrichtungen. Nur die unteren Klassen bewahrten noch Nationalgefühl. Die s. g. Gebildeten waren im Banne der Zeitideen, deren Impuls von Frankreich kam. Württemberg und Baden erklärten sich neutral, wie die Pfalz. In Bonn und Kassel floh man schon. In Würzburg, Bamberg, Nürnberg zitterte alles. In Regensburg miethete der Reichstag bereits Schiffe, um die Donau hinabzufliehen.

Dumouriez eilte wieder von Paris herbei, um die Oesterreicher zurückzuschlagen und seinen früheren Plan gegen die Niederlande auszuführen. In seiner Umgebung befanden sich Orleans beide Söhne, der Herzog von Chartres, Ludwig Philipp Egalité (der im Jahre 1830 König der Franzosen wurde) und sein jüngerer

Bruder, der Herzog von Montpensier. Er griff Clerfayt am 6. November bei Jemappes an, war anfangs im Nachtheil, siegte aber durch ein neues muthiges Vordringen unter dem Gesang der Marseillaise, wobei sich der junge Ludwig Philipp rühmlich hervorthat. Schon am 14. zog Dumouriez in Brüssel ein und nahm nach dem völligen Rückzug der Oesterreicher Winterquartier in den Niederlanden. Auch Danton kam dahin und organisirte das eroberte Land jakobinisch. Die vormaligen Insurgenten gegen Joseph II. begrüßten anfangs die Franzosen als Befreier, faßten aber bald eine andere Meinung von ihnen, als ihr unglückliches Land nur ausgeplündert, die einheimischen Sitten verhöhnt, die uralten Privilegien der Städte und Stände mit Füßen getreten und die Kirchen geplündert wurden. Dieselbe klerikale Partei, welche früher gegen Josephs II. Reformen sich in Waffen erhoben hatte, sah jetzt mit Schaudern ihre Altäre beraubt, ihre Priester mißhandelt und proscribirt. Die Schätze des gesegneten und in langem Frieden reich gewordenen Landes kamen Danton trefflich zu statten, um die Rüstungen in Frankreich zu bezahlen, die mit den entwertheten Assignaten nicht bestritten werden konnten. Aber wie die Beamten der Republik, so stahlen auch die hungernden Soldaten, namentlich die neuen Freiwilligen. Vergebens klagten die Einwohner, vergebens wehrte sich Dumouriez selbst gegen den Unfug der Commissäre. Die Jakobiner mißtrauten Dumouriez und ließen sein Heer absichtlich ohne Geld, Kleider und Lebensmittel, um ihm die Siege zu erschweren und die Disciplin der Truppen aufzulösen. Unter dem Vorwand, nur Franzosen dürften die Lieferungen besorgen, wurden Korn, Leder, Tücher aus Belgien nach Paris geführt, um von dort als Mehl oder Brod, als Uniformen, Schuhe ꝛc. dem französischen Heere in Belgien zugeführt zu werden. Aber mit Wissen der jakobinischen Behörden in Paris durften zwei mit den Lieferungen ausschließlich beauftragte Juden Biedermann und Hirsch Beer, die Schuhe (das Paar zu 8—12

Franken) mit Pappendeckel ſohlen. Dumouriez gerieth in gerechte Wuth.

Kühn gemacht durch die Einnahme von Mainz und durch den Sieg bei Jemappes, hauptſächlich aber um Dantons Raubſyſtem zu beſchönigen, ſetzte am 19. November der Convent ein Decret durch, welches allen Völkern Hülfe verſprach, die ſich gegen ihre Tyrannen erheben würden. Jean Debry wollte ſogar eine heilige Schaar von Königsmördern errichten, um alle Tyrannen des Auslandes möglichſt ſchnell durch Meuchelmord aus der Welt zu ſchaffen. Man machte übrigens noch einen merkwürdigen Unterſchied. Belgien und Mainz wurden noch nicht der franzöſiſchen Republik einverleibt, weil man die Deutſchen noch fürchtete. Weniger Bedenken hatte man in Bezug auf den ſchwachen italieniſchen Nachbar. General Montesquieu eroberte Savoyen zur Strafe dafür, daß in Turin Semonville, der franzöſiſche Geſandte, wegen demokratiſcher Wühlereien verhaftet worden war, und einverleibte es Frankreich als Departement Montblanc, 27. November. General Anſelme eroberte Nizza als Departement der Seealpen. — Ueberall, wohin die Franzoſen kamen, pflanzten ſie ſ. g. Freiheitsbäume, um die man tanzte. Dieſe abgehauenen und bald welkenden Bäume verſprachen weder Früchte noch Dauer, wurden aber das Symbol der republikaniſchen Eroberungen. Sie waren offenbar von den alten Mai- und Pfingſtbäumen (Symbolen des wiederkehrenden Frühlings) entlehnt. Uebrigens war es nur der Gironde um eine Befreiung der Völker zu deren eigenem Heil und mit deren Zuſtimmung zu thun. Die Jakobiner haben überall nur zerſtört und geraubt.

Somit ſchloß das Jahr mit Siegen der Republik an allen Grenzen. Oeſterreichs geringe Energie und Preußens Argwohn gegen Oeſterreich und Rußland erklären den erbärmlichen Ausgang der Coalitionsfeldzüge von 1792. Man verlor eine unerſetzliche Zeit, während die franzöſiſche Republik erſtarkte. Aber für das kommende Jahr bereitete die Coalition einen viel kräftigeren An-

griff vor. Rußland nämlich hetzte Oesterreich gegen Frankreich und sicherte ihm zum Lohne Bayern zu, dessen Kurfürst Karl Theodor Belgien erhalten sollte. Eben so hetzte es Preußen gegen Frankreich und sicherte ihm eine Entschädigung in Polen zu, aber nur trügerisch, denn es hoffte Preußen immer noch darum betrügen zu können. Friedrich Wilhelm II. nahm, aus der Champagne glücklich entronnen, im October sein Hauptquartier in Coblenz und bedrohte von hier aus Custine, dessen Franzosen dennoch ungestört von Frankfurt aus kleine Raubzüge in die Wetterau und an die Lahn machten, ohne daß die tapfern Hessen in der Nähe sich gerührt hätten. Erst am 2. Dez. nahmen Hessen und Preußen Frankfurt mit Sturm, wobei die Franzosen 200 Todte und Verwundete und 1800 Gefangene verloren.

In Paris hatte inzwischen der Convent die Alleinherrschaft. Die ausübende Gewalt blieb bei dem Ministerium, das der Convent wählte und von sich abhängig hielt und dem er je mehr und mehr durch Ausschüsse und Commissionen nachhalf. Wie in der ersten Nationalversammlung die Royalisten, Aristokraten und Priester durch die Constitutionellen und in der zweiten gesetzgebenden Versammlung diese Constitutionellen durch die Gironde verdrängt worden, so wurde es im Convent die Gironde selbst wieder durch den Berg. In jeder dieser auf einander folgenden Versammlungen schlug eine neue Welle von der linken Seite her die über Bord, die rechts gesessen. Die Bewegung stürzte alle an Rang und Bildung höher Stehenden zum Vortheil der niederen. In den Convent wurden eine Menge Deputirte gewählt, deren man sich früher geschämt hätte, die aber jetzt den mächtigen Berg verstärkten, der scheußliche Marat, der Fleischer Legendre, der Comödiant Collot d'Herbois, der Comödienverfertiger Fabre d'Eglantine, der Kapuziner Chabot, der freche Journalist Fréron, der grausame Billaud-Varennes. Alle diese wurden von der Stadt Paris in den Convent geschickt. Mit ihnen Danton, Robespierre, der Herzog von Orleans (jetzt unter dem Namen Egalité), der Maler David, der

Die erste Eigenthümlichkeit eines solchen, durch äußere Einflüsse in seiner Entwicklung nicht gehinderten Lesevereins ist die Verbreitung des Inhalts seiner Schriften auf alle Gegenstände des Wissens, so weit solche für einen gebildeten Mann nöthig oder wünschenswerth sind. Die Politik ist nur ein Theil, oft nur ein kleiner Theil des Inhalts. Schöne Künste und nützliche, wie ernste Wissenschaften sind eben so gut repräsentirt. Auch beschränken sich die Ankäufe dieser Vereine nicht auf periodische Schriften, sondern erstrecken sich auch auf solche größere Werke, die einen im Allgemeinen ansprechenden Inhalt haben.

Ein großer Theil der jährlich erscheinenden Schriften fände nicht genügenden Absatz ohne diese Vereine, die sie oft fast allein oder, wenn auch nicht allein, doch zuerst kaufen und dadurch erst einzelne Privaten zur Anschaffung aufmuntern. Ein bedeutender Theil der erscheinenden Schriften wird daher fast gar nicht Privateigenthum, sondern bleibt Gesammteigenthum. Der Uebergang eines eben so großen Theils in Privathände wird nur durch die Lesevereine vermittelt, die zwischen dem Einzelnen und der literarischen Welt die Stelle einnehmen, welche zwischen dem Einzelnen und dem Staat die Gemeinden inne haben, und eine weite und feste Grundlage der deutschen Bücherproduktion und eine große Unterstützung des Sinns der Deutschen für allgemeinere wissenschaftliche Bildung und der polyhistorischen Richtung derselben sind.

Die zweite Eigenthümlichkeit der deutschen Lesevereine, die scheinbar der ersten widerspricht, ist die fast beständige und nothwendige Verbindung derselben mit geselligen Unterhaltungen, Conversationsgelegenheiten, Concerten, Bällen und Trink- und Speisewirthschaften. Es ist zwar schon öfters mit Mißkennung des deutschen Nationalcharakters eine Trennung der literarischen und der geselligen Unterhaltungen unternommen worden, aber fast nie mit nachhaltigem Erfolg und, wo nicht besondere schützende Momente zur Seite standen, mit Gefährdung der Existenz der Vereine. Denn einem bloßen Leseverein schließen sich mehr die ernsten und ältern Personen an, einem bloßen Vergnügungsverein mehr die jüngern und lebenslustigen. In jenem werden dann leicht grämliche Alte herrschend und damit ein finsterer Ton, der auch Wißbegierige vertreibt. In diesen aber bekommen leicht die Vergnügungssüchtigen die Oberhand, die Tanz- und Trinkfreunde,

Gemeindeanwalt Manuel, Camille Desmoulins ꝛc. Aehnliche Wahlen kamen auch vielfach in den Provinzen vor. Den honetten Leuten, den wohlredenden Advocaten, die in der Gironde nur den republikanischen Geist, wie sie ihn in Büchern gefunden, frei von allen Schlacken der gemeinen Wirklichkeit, athmeten, traten rohe Schreier aus den niedern Klassen und verdorbene Subjecte gegenüber, welche Sprache und Sitten des Pöbels als Beweis der Gleichheit in die Republik einführten. Doch behauptete die Gironde mit der s. g. Ebene oder dem Sumpfe, den unten sitzenden Resten der Constitutionellen und den Indifferenten der Zahl nach noch das Uebergewicht über den Berg. Petion wurde der erste Präsident des Convents, Roland blieb Minister. Die ganze Gironde war wieder gewählt worden, hatte sich aber nicht in dem Maaße neu verstärkt, wie der Berg, und verlor ihren Einfluß im Jakobinerklub, wo nach langem erbittertem Kampfe um den Vorrang der Beredsamkeit Brissot von Robespierre verdrängt wurde. Der Sammelplatz der Gironde wurde mehr als je das Haus der Madame Roland.

Danton folgte damals wie der großartigsten, so der richtigsten Politik. Indem er Dumouriez unterstützte und die Aushebung neuer Streitmassen betrieb, schützte er die Republik nach außen. Im Innern aber wollte er jetzt Einigkeit und Ruhe haben, da ja die eigentlichen Feinde der Republik durch die Septembermorde massacrirt oder hinlänglich eingeschüchtert waren. Er hielt die Girondins und Montagnards für gleich gute Republikaner und erzürnte sich über ihren Hader. Mehr als einmal stiftete er eine vorübergehende Versöhnung und reichte der Gironde selbst dann immer noch die Hand, als sie ihn schon angriff.

Die Girondins, die bei der Verfolgung des Königs im grausamen Hohn und in der sophistischen Verdrehung aller constitutionellen Rechtsbegriffe mit dem Berge gewetteifert, die dessen Schuld in vollem Maaße getheilt und selbst bei den Septembermorden sich unentschieden benommen hatten, rafften sich jetzt erst zusammen, um

eine Republik, die mit so viel unreinen Mitteln aufgerichtet worden war, wenigstens vom Augenblick ihres Bestandes an zu einem reinen Tempel der Freiheit zu machen. Aber es war zu spät, sie selbst waren schon zu sehr befleckt. Sie forderten Bestrafung der Septembermörder, Herstellung der gesetzlichen Ordnung, Beendigung der Anarchie; aber sie griffen Danton eben so heftig an, wie Robespierre und Marat, und verloren dadurch den mächtigen Bundesgenossen, mit dessen Hülfe allein sie die Ordnung wirklich hätten handhaben können. Der frühere unvorsichtige Vorschlag, sich hinter die Loire zurückzuziehen, und ihre immer wiederholte, nur zu gerechte Klage über den Terrorismus, den der Gemeinderath von Paris und die Gallerien gegen die Deputirten aus den Provinzen übten, zogen ihnen die Verdächtigung zu, als wollten sie das Land gegen Paris aufhetzen und waffnen und Frankreich zu einer lockern Föderation von unabhängigen Departements machen.

Ein erster, von Danton eingeleiteter Sühneversuch mißlang. Barbaroux rief stolz „zwischen dem Verbrechen und der Tugend gibt es keinen Bund". Vergniaud sagte von den Septembriseurs, „in Zeiten des öffentlichen Unglücks zeigen sich Menschen, wie böses Gewürm nur bei Ungewitter aus der Erde hervorkriecht. Ihr ganzes Trachten geht dahin, die schönste Sache zu entehren." Die Erscheinung Marats auf der Tribüne erregte den ersten Sturm. Der große häßliche Kopf mit dem fletschenden Maul, die giftigen Augen, das struppige mit einem schmutzigen Tuch umbundene Haar, die kleine cynische Gestalt dazu zum erstenmal auf der Rednerbühne zu sehen, machte den Eindruck, wie wenn ein böser Dämon aus der Tiefe der Erde plötzlich aufgetaucht wäre. „Herunter, herunter!" rief es von allen Seiten, aber er blieb, sah frech um sich und hielt eine bewunderungswürdige, wahrhaft diabolische Rede, worin er dem Convente auf eine unwiderlegliche Weise bewies, daß dessen Mitglieder sämmtlich doch eigentlich seines Geistes Kinder seyen und nur in dummer Verblendung oder aus Feigheit es verneinten. Der Sinn war: ihr habt die Revolution mit den Mit-

teln gemacht, die ich immer gewollt, ihr könnt ſie auch nur durch dieſelben Mittel durchführen. Ich bin die Revolution, ſpiegelt euch nun in meiner Häßlichkeit, aber wagt es nicht, mich zu verleugnen!

Dumouriez kam im October nach Paris, um die Gironde noch einmal mit Danton und ſich zu vereinigen. Aber die Gironde blieb ſpröde. Als Madame Roland geputzt in die Loge trat, in der Dumouriez dem Schauſpiel anwohnte, erblickte ſie Danton an ſeiner Seite und ging voll Unwillen zurück. Dumouriez gab die Girondins auf. Zu Weſtermann ſagte er: „ſie ſind eine ſchlechte Ueberſetzung der Römer, ihre Republik iſt nur ein Frauenroman. Sie berauſchen ſich in Worten, die Jakobiner in Blut. Nur ein Mann iſt hier — Danton.“ Er ging unzufrieden zur Armee zurück.

Die Gironde machte einen zweiten ſehr ungeſchickten Angriff auf Robespierre. Louvet klagte ihn an, als trachte er nach der Dictatur. Dieſe Beſchuldigung war übertrieben und wurde ſiegreich zurückgewieſen. Briſſot, der heftige Gegner Robespierres im Jakobinerklub, wurde aus dieſem förmlich ausgeſtoßen. Die Gironde gewann keinen Fußbreit. Der Gemeinderath ſtellte ſich anfangs, als wolle er dem Convent gehorchen, hintertrieb aber oder hemmte deſſen Beſchlüſſe. Der Berg erwiderte die Beſchuldigungen der Gironde mit Gegenbeſchuldigungen und ſetzte durch, daß die Einheit und Untheilbarkeit der Republik decretirt wurde, um den Föderalismus niederzuſchlagen und außerhalb Paris keinen Centralpunkt zu dulden.

Hauptſächlich aber kam es dem Gemeinderath, dem Jakobinerklub und dem Berge darauf an, die ihnen läſtige Gironde, die durch ihre moraliſchen Bedenklichkeiten den raſchen Gang der Revolution hemmte, der Contrerevolution verdächtigen zu können. Sie beeilten ſich daher, den unglücklichen König zu richten, in der Hoffnung, die Girondins würden aus Geſetzlichkeit oder Mitleid nicht für ſeinen Tod ſtimmen wollen, ſich alſo als Königsfreunde, Reactio-

näre und mit dem Ausland Verschworene blosstellen. Thaten sie dies nicht, stimmten sie mit für den Tod des Königs, so luden auch sie eine schwere Blutschuld auf sich, so mordeten auch sie einen wehrlosen Gefangenen und hatten nicht mehr das Recht, sich über die Septembermorde zu beklagen.

Die königliche Familie befand sich im Temple unter der strengen Hut des unbarmherzigen Gemeinderaths. Eine Zeitlang wurde der König sogar von der Königin getrennt, nachher aber wieder mit ihr vereinigt. Die Aufsicht über ihre Personen war höchst lästig. Der Schließer Rocher, ein großer, bärtiger und schmutziger Geselle, legte es darauf an, die Majestäten zu beleidigen, blies ihnen seinen Tabaksqualm in's Gesicht, führte grobe Reden, lehrte den kleinen Dauphin unflätige Spottverse auf seine Mutter ꝛc. Auch die Beamten trugen ihren Sansculottismus zur Schau und ließen die königlichen Personen fühlen, daß es jetzt keinen Rangunterschied mehr gebe. Die Schildwachen kratzten mit dem Bajonet Karrikaturen auf den dicken König, Flüche und unzüchtige Verse in die Wände, in denen die Königin immer namentlich bezeichnet war. Auch die Mitleidigen, die heimlich kleine Aufträge für die Gefangenen übernahmen, mußten sich rauh und unhöflich stellen. Den treuen Kammerdiener Clery ließ man nur deßhalb beim König, weil er sich als guter Republikaner gezeigt hatte. Der König behauptete übrigens seinen Gleichmuth, unterrichtete den Dauphin als väterlicher Lehrer, vertiefte sich zuweilen in die Geschichte Karls I. von England, den sein Volk hatte enthaupten lassen, und pflegte Abends mit seiner Gemahlin und Schwester Lhombre zu spielen.

Die Jakobiner trugen im Convent auf Verurtheilung des Königs an und forderten die Gironde lauernd heraus. Die letztere konnte sich dem Antrag nicht widersetzen, weil sie sonst als heimliche Freundin des Königthums selbst erschienen wäre; sie hätte aber den König gerne gerettet und wäre zugleich gerne der Schlinge entgangen, die ihr durch die Jakobiner gelegt wurde. Sie suchte

daher allerlei Auskunftmittel. Zuerſt eine Appellation an das Volk, die Urverſammlungen ſollten die Frage entſcheiden. Dadurch würde Zeit gewonnen und wahrſcheinlich ſprächen ſich die Departements milder aus, als die Pariſer. Aber die Jakobiner vereitelten dieſe Bemühungen der gemäßigten Partei, verdächtigten ihre Abſicht und erhitzten die Volksmaſſen. Die Republik war in den Flitterwochen, der republikaniſche Stolz litt nicht, daß man auf die Perſon des Königs viel Werth legte; die Leiden, welche das Volk durchgemacht, bis es ſo weit gekommen war, erheiſchten Rache an dem „Tyrannen", der die Freiheit ſo lange auf ihrem Wege zur Geburt aufgehalten hatte. St. Juſt, ein kaum zwanzigjähriger Jünger Robespierres und durchdrungen vom republikaniſchen Princip, rief dem Convent zu: „ein Volk, welches die Beſtrafung eines Königs als etwas anſieht, worüber man ſich bedenken müſſe, wird niemals eine Republik gründen." Robespierre ſelbſt ſetzte klar und ſcharf auseinander, daß es ſich von keinem gerichtlichen Prozeſſe, ſondern von einer Maaßregel des öffentlichen Wohles, von einem Act nationaler Providenz handle. Ein Prozeß ſetze die Möglichkeit der Freiſprechung voraus, die Republik aber könne den König nicht freiſprechen, weil ſie Republik und weil er König ſey. So gewiß die Republik vernichtet ſeyn würde, wenn der König wieder zur Gewalt gelangen könnte, ſo gewiß müſſe der König vernichtet werden, ſobald die Republik fertig ſey. Ein Princip müſſe hier nothwendig dem andern zum Opfer fallen. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, faßte mit viel Gewandtheit dieſe Nützlichkeitstheorie Robespierres auf, um ſie gegen ihn ſelbſt zu kehren, indem er nachwies, daß der König, wenn er am Leben gelaſſen werde und gefangen bleibe, viel zu ohnmächtig und verachtet ſey, um der Republik Gefahr zu drohen, daß aber im Gegentheil ſein Tod alle Feinde Frankreichs zu gedoppelten Kriegsrüſtungen veranlaſſen und überdieß im Innern den in der Vendée ſchon begonnenen Bürgerkrieg noch gefährlicher ent-

flammen werde. Es sey mithin klug, den König zu schonen und als Geißel zu behalten.

So weit begegneten sich in der Debatte Gedanke und Gedanke in anständiger Form. Aber die Erörterung wurde durch die Leidenschaften getrübt und verwildert. Minister Roland pflegte Correspondenzen mit allen Departements und hielt dadurch die jakobinischen vom Mutterklub in Paris aus geleiteten Filialgesellschaften in den Provinzen im Schach. Ein Schlosser hatte den versteckten eisernen Wandschrank in den Tuilerien verrathen, in dem der König angeblich seine geheimsten Correspondenzen verborgen hatte. Roland nahm sie in Beschlag und las sie zuerst allein. Natürlich beschuldigte man ihn nun, vieles unterschlagen zu haben. Chabot klagte ihn und seine Frau an, sie seyen vom Ausland bezahlt und wollten die Republik verrathen. Madame Roland mußte selbst vor den Schranken des Convents erscheinen, vertheidigte sich aber edel und siegreich. Chabots Angriff war fehlgeschlagen, wie der frühere, den die Gironde selbst auf Robespierre gemacht hatte. So hielten sich die Parteien die Waage. Aber je weniger sie sich noch tödtliche Schläge versetzten, um so giftiger wurden ihre Reden. Die republikanische Gleichheit und der Einfluß des Sansculottismus verrieth sich bereits darin, daß man sich zu duzen anfing, daß man mit Affectation die schmutzige Kleidung und Sprache des Pöbels nachahmte. Die Girondins waren zum Theil zu jung und hitzig, um die groben Schimpfwörter des Berges nicht gelegentlich zu erwiedern. Noch schamloser schweifte die Presse aus.

Der König wurde unter dem Namen Ludwig Capet (weil sein Geschlecht, obgleich nur in weiblicher Nachfolge, doch noch auf die alten Capetinger zurückging) am 11. Dezember vor die Schranken des Convents geladen und verhört. Er verzichtete auf alle göttlichen Rechte der Könige und vertheidigte sich nur als constitutioneller König, als welcher er dem Volke hinlänglich seine Liebe und Nachgiebigkeit bewiesen habe. Trotz dieser Bescheidenheit behauptete er im Unglück eine viel edlere Würde, als in den Zeiten

seiner Macht. Aber die Jakobiner hatten kein Mitleid und die Gironde zagte, es zu äußern. Der aufgehetzte Pöbel belagerte täglich den Sitzungssaal und stieß gräßliche Drohungen gegen die Gemäßigten aus. Der Gemeinderath verfügte eine Menge neuer Verhaftungen und 14,000 gemäßigt Gesinnte flohen heimlich aus Paris. Die Presse wurde immer wüthender in Anklagen gegen den „Tyrannen" und in Verdächtigungen des Mitleids. Der Convent bewilligte dem König, der schon wieder von seiner Familie getrennt worden war, bis zur Verurtheilung die Wiedervereinigung mit derselben, aber der Gemeinderath gehorchte nicht. Tallien hatte die Frechheit, im Convent zu rufen: verordnet, was ihr wollt, wenn der Gemeinderath nicht will, so unterbleibt es! Trotz aller Entrüstung konnte der vom Pöbel eingeschüchterte Convent nichts mehr durchsetzen, als daß dem Könige seine Kinder, nicht die Königin zugeführt werden sollten. Da der König aber glaubte, die Mutter sey ihnen unentbehrlicher als der Vater, lehnte er es ab und blieb in seinem letzten Kummer allein. Man hatte ihm zwei Vertheidiger bewilligt, Target, der aus Angst ablehnte, Tronchet, der das schwere Amt übernahm. Für Target trat der junge muthige Deséze ein und der greise Malesherbes, früher Minister, bat den Convent in einem rührenden Schreiben, seinem Herrn, dem er im Glück gedient, auch im Unglück dienen zu dürfen. Wirklich ließ man ihn als dritten Vertheidiger zu.

Nach den erbittertsten Kämpfen im Convent und nachdem man die schönen Vertheidigungsreden nur grollend angehört hatte, kam man endlich am 14. Januar 1793 zur Abstimmung über drei Fragen: ist Ludwig Capet des Verbrechens gegen die Freiheit des Volks und gegen die Sicherheit des Staates schuldig? soll das Urtheil des Convents erst den Urversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden? welche Strafe hat er verdient? Die erste Frage wurde mit 683 Stimmen bejaht. Die zweite mit 423 gegen 281 Stimmen verneint, womit die Hoffnung der Gironde vereitelt war. Die dritte Frage wurde in langer namentlicher und motivirter Ab-

ſtimmung, die bis zum 16. dauerte, dahin entſchieden, daß 361 Stimmen unbedingt den Tod des Königs, 46 den Tod mit Aufſchub, 26 den Tod unter der Bedingung, daß noch über den Aufſchub berathen werde, 286 nur Gefangenſchaft, 2 Galeerenſtrafe verlangten. Der Aufſchub der Strafe wurde am 19. berathen, aber mit 383 Stimmen verworfen.

Die Abſtimmung erfolgte unter dem drohenden Andrange des Pöbels, der den Convent Tag und Nacht umlagerte. Daher ſo viele Mitglieder ſelbſt gegen alle Erwartung aus bloßer beſinnungsloſer Angſt für Tod ſtimmten. Das that nicht nur der Herzog von Orleans, ſondern ſogar auch Vergniaud und die Häupter der Girondepartei. Man hatte von einem ſo feſten Charakter und großen Rednertalent, wie ſie Vergniaud auszeichneten, etwas ganz anderes erwartet. Als er aber an die Reihe kam, redete er confuſes Zeug und ſtimmte für Tod. Nicht die Furcht vor dem Pöbel brachte ihn dazu, aber die Furcht, daß man ſeine republikaniſche Geſinnung verdächtigen könne, wenn er den König ſchonte. Am muthigſten blieb Manuel, der ſeine frühere Rolle tief bereute und gegen den Tod des Königs ſtimmte. „Ihr, wie ihr da ſeyd, rief er der Verſammlung zu, könnt Frankreich nicht retten. Dem Rechtſchaffenen bleibt nichts übrig, als ſich in ſeine Toga zu hüllen.“

Der König war alſo rettungslos verloren. Man erlaubte ihm noch einmal ſeine Familie zu umarmen, am 20. Als er ſich von dieſer herzzerreißenden Scene losgeriſſen, betete er mit dem iriſchen Geiſtlichen Edgeworth de Firmont, den er ſich als Beichtvater erbeten hatte, ſchlief die Nacht ruhig wie gewöhnlich und verließ am 21. Januar den Temple zu Wagen, unter ſtarker Wache und unter dem Zuſtrömen der ganzen Bevölkerung von Paris. Der Geiſtliche begleitete ihn. Auf dem ſ. g. Revolutionsplatz war das Schaffot mit dem Fallbeil errichtet, eine im Mittelalter nicht unbekannte, aber von dem Arzt Guillotin erſt kürzlich wieder erfundene Hinrichtungsmaſchine. Die ganze Waffenmacht von Paris unter Santerres Befehl war um dieſelbe verſammelt, im Hintergrunde ſtand

Kopf an Kopf das Volk. Mit feſter Ruhe beſtieg der König das Gerüſt, und legte den Rock ab.*) Als die Henker ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatten, rief er mit ſtarker Stimme zum Volk: „Franzoſen, ich ſterbe unſchuldig. Ich wünſche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme.“ Er wollte noch mehr reden, aber die Trommler wirbelten und übertönten ſeine Stimme. Die Henker riſſen ihn hinweg und in wenig Augenblicken fiel ſein Kopf unter dem allgemeinen Rufe: vive la république!

Noch an demſelben Tage wurde Lepelletier, Mitglied des Convents, ein reicher Kaufmann, der nur aus Feigheit für des Königs Tod mitgeſtimmt hatte, von einem Soldaten der früheren königlichen Garde aus Zorn erſtochen. Man veranſtaltete ihm ein prachtvolles Begräbniß und nannte die Straße des Mordes nach ſeinem Namen. Dagegen trat der bisher immer muthvolle Girondiſt Kerſaint und der plötzlich von tiefer Reue ergriffene Manuel aus dem Convent aus. Auch Roland gab jetzt ſein Miniſterium auf.

---

*) Der Geiſtliche Edgeworth rühmte ſich, noch auf dem Schaffot dem König damit geſchmeichelt zu haben, daß er das Leiden deſſelben mit dem des Heilandes verglich, worauf der König die edle Antwort gab: er fuhle ſich nur getröſtet und geſtärkt durch das Beiſpiel des Heilands. Zuletzt will der eitle Beichtvater dem Sterbenden noch nachgerufen haben: Enkel des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel empor!

Drittes Buch.

Schreckenszeit des Convents.

Mit dem Königthum und König war das erste und letzte Hinderniß der Freiheit weggeräumt. Die goldene Zeit der Republik, von der die Philosophen geträumt hatten, schien nun zu beginnen und für das frei gewordene, mit der Weisheit seiner philantropischen Rathgeber reichlich getränkte Volk der Himmel schon hier auf Erden fertig zu seyn. Aber die Freiheit wurde zur härtesten Sklaverei. Statt der Ruhe und des Glückes erwarteten das Volk nur neue Erschütterungen und namenloses Elend, statt des Himmels die Hölle auf Erden.

Ueber das frische Grab des Königs flog nicht die Taube mit dem Oelzweig, sondern der todkrächzende Rabe, eine immer finsterer sich aufthürmende Wetterwolke. Die französische Republik konnte nicht, wie die nordamerikanische, zum Frieden und Genuß der durch die Freiheit bedingten Wohlthaten gelangen, weil sie mit der Monarchie zugleich auch die Kirche zertrümmerte und sich vom Christenthum lossagte, um in alle Ausschweifungen des Unglaubens zu fallen. Sie konnte es ferner nicht, weil sie, um ihr fanatisches Princip der Gleichheit durchzuführen, zuletzt alle Bürger köpfen oder zum Pöbel erniedrigen mußte. Wo es keine religiöse Autorität mehr gibt und man die Menschen schwindeln macht durch den

mit diesen ein leichter Ton, der oft in Leichtsinn ausartet und in Verstöße gegen edle Sitten, die dann wieder Viele, die frohen, unschuldigen Lebensgenuß suchen, vertreiben. Durch die Verbindung der literarischen und geselligen Richtung werden aber ältere und jüngere, ernste und lebenslustige Personen zusammengehalten, und wird jene Mischung von Ernst und Freude in der Unterhaltung erhalten, wie sie in Deutschland gerne gefunden wird, und wird zugleich eine anständige sittenveredelnde Annäherung jüngerer Personen beider Geschlechter unter den Augen der ältern Personen möglich gemacht, die für die Erziehung und die künftige Versorgung von so großem Werth seyn kann. Was Sitte und Anstand sey in einem Ort, bestimmt ein solcher Verein. Das Auftreten im Verein ist das Auftreten in der gebildeten Welt oder wenigstens der Anfang und Uebergang dazu. Ein solcher Verein ist daher für den Einzelnen die vermittelnde Stelle nicht bloß mit der literarischen, sondern mit der ganzen gebildeten und geselligen Welt.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der in ihrer Entwicklung nicht gehinderten Lesevereine ist ihre Verbreitung über fast alle Einwohner einer Stadt oder Umgegend, die gleichen Rang einnehmen und gleichen Bildungsgrad besitzen, so daß die Wenigen, welche sich nicht anschließen oder nicht aufgenommen werden, als Sonderlinge oder Geächtete angesehen werden, und in der gebildeten und geselligen Welt eines bestimmten Standpunkts entbehren. Deßwegen darf auch bei der Aufnahme eines neuen Mitglieds nicht darauf Rücksicht genommen werden, ob es bei der Mehrzahl beliebt oder unbeliebt ist, ob es widerwärtige oder gefällige Eigenschaften besitzt, ob es bekannt oder nicht bekannt ist, sondern nur, ob es nicht solche auffallende notorische Mängel an Ehre, Ruf und Bildung hat, welche dasselbe von jeder gebildeten Gesellschaft ausschließen. Deßwegen entscheidet auch über die Aufnahme in einen solchen ausgebildeten Verein nicht gut die Balletage der mehr nach Sympathien oder Antipathien sich bestimmenden Mehrzahl der Mitglieder, sondern ein Ausschuß, der die Gründe für und gegen die Aufnahme wie ein Gericht oder eine Obrigkeit ruhig und unbefangen zu prüfen hat.

Die unterlassene Beachtung des großen Unterschieds zwischen einer engen, eine besondere Vertraulichkeit voraussetzenden und bedürfenden Gesellschaft, und einem großen, eine ganze Klasse von

Gleichheitsdünkel, der keinen an Rang und Amt, Geburt und Reichthum oder Geist und Sitte Höherstehenden mehr duldet, da ist nur noch Anarchie möglich, in der das Unterste fortwährend sich zu oberst kehrt, und Argwohn und Mord müssen alles verschlingen, was über dem Pöbel steht, dann noch einmal, zweimal, dreimal alles, was sich wieder über ihn erheben möchte, bis die unterirdische Feuerkraft des Vulkans erschöpft ist.

Dieser Typhon der Revolution hatte den Adel und Klerus schon vor der Monarchie verschlungen, es blieb ihm nur noch übrig, das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, die Mittelclasse, zu verschlingen, und da diese viel zahlreicher war, als Adel und Klerus und Hof zusammengenommen, so war auch ihr Todeskampf und Mord noch viel großartiger und entsetzlicher.

Die geistreichen und muthigen Vertreter des Mittelstandes konnten lange und immer wieder nicht begreifen, daß der von den Philosophen dieses Standes vorbereitete, von den Rednern desselben eingeleitete, von den Staatsmännern desselben vollendete Freistaat sich nicht sofort hatte consolidiren lassen, wie der nordamerikanische, sondern ein Tummelplatz der gräßlichsten Verbrechen und Laster, eine Beute des grausamsten und schmutzigsten Pöbels werden sollte. Die Constitutionellen waren schon aufs bitterste enttäuscht, als die Gironde immer noch hoffte, ihr werde, weil sie die Republik gewollt und die Republik der reine Vernunftstaat sey, das gelingen, was den Constitutionellen nicht habe gelingen können, weil diese den Vernunftstaat noch mit der Tyrannei hätten in der constitutionellen Monarchie vermitteln wollen. Auch die Gironde ließ sich noch nicht träumen, wie weit der republikanische Pöbel seine Frechheit treiben würde.

Sollte die Republik Bestand haben, so mußte sie allerdings vom Reden zum Handeln übergehn, der Convent mußte seine Regierungsgewalt in möglichst wenig Ausschüssen von wenigen Mitgliedern concentriren. Daß unter diesen Umständen die Gironde mit ihren ewigen Einwendungen und Bedenken, vor allem

aber Roland und der Cirkel seiner Frau, in welchem der Convent vornehm gehofmeistert wurde, den Männern der Praxis zum Aerger gereichte, ist begreiflich. Madame Roland, „die Circe der Gironde", hat ihrer Partei unendlich geschadet mit ihrer unproductiven Eitelkeit.

Sie verlor nach dem Proceß des Königs immer mehr Terrain. Am 14. Februar wurde Pache Maire von Paris, ein Schweizer aus Freiburg, anscheinend ruhiger Geschäftsmann, aber voll Pfiffigkeit, der den Pöbel gewähren ließ. Am 25. machten die Weiber einen Auflauf, plünderten 1200 Läden und Magazine aus, ohne daß eine Behörde sie gehindert hätte, und erzwangen von den Kaufleuten ein Minimum der Preise. Als man darüber klagte, äußerte Robespierre, das Volk habe nie Unrecht. Das Benehmen des Berges wurde immer gemeiner und niederträchtiger. Man beschuldigte Roland, ungeheure Summen gestohlen und nach England geschafft, ja die insurgirten Weiber selbst bezahlt zu haben, damit sie Unruhen erregten. Nichts war so widersinnig, was nicht geglaubt und vom Pöbel beklatscht wurde. Als Isnard im höchsten Zorn einmal über die Tyrannei der Gallerien klagte, rief man ihm spöttisch zu, er und die Gironde könnten ja fortgehen, wenn es ihnen nicht länger gefiele. Am 10. März wurde schon ein Complott gemacht, die Girondins alle zu ermorden, was ein heftiger Regen verhinderte. Sie waren in der Nacht bei Petion versammelt. Er öffnete das Fenster und schloß es wieder mit den beruhigenden Worten: „Es regnet, da thun die Pariser nichts, ihr könnt sicher schlafen."

Unterdeß erwog Danton die Gefahr des Vaterlandes im Innern, wie von außen, und drang auf eine im Convent concentrirte Centralgewalt der Bergpartei, wogegen die ohnmächtige Gironde nichts mehr, wohl aber der Pariser Gemeinderath, der sich selbst die höchste Gewalt aneignen wollte, sehr viel einwenden konnte. Um diesen Gemeinderath bei Seite zu schieben, besprach sich Danton mit Robespierre, der ihm zustimmte, um in

der Centralregierung selbst die erste Rolle spielen zu können. Da der Mordanschlag auf die Gironde von den Anarchisten ausgegangen war, trat ihm Danton in der Nacht des 10. entschieden entgegen und verhinderte ihn, da er sonst trotz des Regens doch vielleicht versucht worden wäre. Aus der Verabredung Dantons mit Robespierre ging nun eine Reihe von folgenreichen Conventsbeschlüssen hervor. Am 9. März wurden 82 Mitglieder des Convents als Commissäre mit unumschränkter Vollmacht in die Provinzen und zu den Armeen abgeschickt, um überall die Opposition der Gironde niederzuschlagen und die Alleinherrschaft des Berges zu handhaben. Am 10. decretirte der Convent die Errichtung eines Revolutionstribunals von 9 Richtern, die auf ausschließliche Anklage des Convents summarische Urtheile fällen sollten. Ehe Danton aber die eigentliche Regierungsgewalt schuf, tractirte er schon wieder mit der Gironde, deren Stimmen er gegen den Pariser Stadtrath brauchte und durch die er sich auch schon gegen Robespierre schützen wollte. Seine Schonung der Gemäßigten hing mit der Hoffnung auf die eben erwarteten Siege Dumouriez's zusammen. So setzte er im Convent am 25. März die Wahl eines Ausschusses von 25 Mitgliedern durch, welche die Minister überwachen, d. h. die eigentliche Regierung führen sollten. In diesen Ausschuß kamen viele von der Gironde. Aber sie blieben nicht darin, denn gerade damals wurde Dumouriez's Verrath bekannt.

Die äußeren Feinde Frankreichs hatten sich am Ende des vorigen Jahres wegen ihrer Lauigkeit und Uneinigkeit in schlechter Verfassung zurückgezogen und, anstatt dem Könige Hülfe zu bringen, seinen Tod herbeigeführt. Dieser Königsmord fachte nun aber ihren Eifer aufs neue an und verdreifachte ihre Streitkräfte. Denn alle Mächte in der Runde mißbilligten den Frevel, den die Nation an ihrem König begangen hatte. Alle Monarchen hielten und erklärten sich für solidarisch verbunden, diesen Frevel zu rächen. Bisher hatten nur Oesterreich und Preußen die Waffen ergriffen, jetzt sagte auch England, Holland, die Schweiz, das deutsche Reich,

Schweden, Dänemark und Rußland, Sardinien, Neapel und der Papſt, Spanien und Portugal, ſogar der türkiſche Sultan der franzöſiſchen Republik den Frieden auf. Aber Preußen traute Oeſterreich nicht, deſſen General Wurmſer im Elſaß als Eroberer auftrat, und auch Rußland nicht wegen Polens. Das preußiſche Heer verband ſich daher nicht mit dem kaiſerlichen zu einem raſchen Marſch auf Paris, ſondern focht getrennt und fing Mainz ganz langſam zu belagern an. Die Oeſterreicher verſtärkten ihr Heer in den Niederlanden und ſtellten es unter den Befehl des Herzogs Friedrich Joſias von Sachſen-Coburg, deſſen Rathgeber Oberſt Mack, ein eingebildeter Schwätzer, war und unter dem der noch ſehr junge Erzherzog Karl, Bruder des Kaiſers, die erſten Lorbeern verdienen ſollte.

Dumouriez griff ſchon am 17. Februar Holland an und nahm überraſchend ſchnell die Feſtungen Breda und Gertruydenburg, denn wie überall, ſo war damals auch in Holland eine ſchlechte Kriegsverfaſſung. Aber er wurde ſchnell zur Umkehr gezwungen, denn Coburg war bereits über die 15,000 unter General Miranda Maeſtricht belagernden Franzoſen hergefallen und hatte ſie in wilde Flucht geſchlagen, bei Aldenhoven am 1. März, wobei beſonders Erzherzog Karl ſich auszeichnete, der auch ſchon bei Jemappes mitgefochten hatte. Dumouriez bot ihm am 18. bei Neerwinden die Spitze, allein die Oeſterreicher hatten die Uebermacht, und die Freiwilligen-Bataillone im franzöſiſchen Heere liefen beim erſten Schuß davon. Die Schlacht ging für Dumouriez verloren, und da er der neuen Aushebung nicht mehr trauen konnte, beſaß er keine Mittel mehr, die Oeſterreicher zu ſchlagen. Sein alter Plan, an der Spitze eines ſiegreichen Heeres dem Convent Geſetze vorzuſchreiben, war alſo geſcheitert. Aber blitzſchnell erſann er einen neuen, verſtändigte ſich mit dem Oberſten von Mack und ſchloß eine geheime enge Allianz mit Coburg. Er ſelbſt wollte mit ſeinem Heere nach Paris und gegen den Convent marſchiren, Coburg ſollte ihm in einiger Entfernung folgen, um ihn zu unterſtützen.

Aber auch dieser Plan mißlang. Die Festung Lille, die er Coburg in die Hände spielen wollte, hielt sich. Sein Benehmen erregte Verdacht. Vier Conventsdeputirte, Camus, Bancal, Quinette, Lamarque, und der Kriegsminister Beurnonville, sein Freund, eilten in sein Lager, streng zu prüfen und ihn nöthigenfalls zu verhaften. Camus befahl ihn wirklich zu verhaften, Dumouriez aber kam ihm zuvor und ließ alle fünf von deutschen Husaren festnehmen und den Oesterreichern als Geißeln überliefern, 2. April. „Ich rette Ihnen dadurch das Leben," sagte er zu Beurnonville, „denn ich entreiße Sie dem Revolutionsgericht." Als er sich aber der Festung Condé versichern wollte, weigerte sich die Besatzung, und sein Vorhaben war schon so weit bekannt worden, daß aus den Freiwilligen-Bataillonen, die ganz dem Convent anhingen, auf ihn Feuer gegeben wurde. Eines derselben war von dem jungen Davoust befehligt, der später Marschall wurde. Dumouriez mußte nun die Flucht ergreifen und ging mit einem einzigen ihm treu gebliebenen deutschen Regimente (in Sachsen geworben) am 4. April zu Coburg über. Ihm folgte der junge Herzog von Chartres, der aber als ein Sohn des Königsmörders Orleans keinen Schutz bei der Coalition der Monarchen finden konnte und seinen Weg nach der Schweiz nahm, wo er unter fremdem Namen zu Reichenau in Graubündten eine Lehrerstelle der Mathematik übernahm. Auch seine Schwester Adelaide, von ihres Vaters Maitresse, der berühmten Literatin Frau von Genlis, erzogen und mit dieser nach Dumouriez's Lager gerettet, fand jetzt nur in einem Kloster in der Schweiz eine Zuflucht. Dumouriez selbst erhielt eine Pension, machte noch viele nutzlose Projecte und starb in hohem Alter zu London, gänzlich vergessen. Mit Dumouriez stürzte auch Talleyrand, der mit ihm intriguirt hatte und damals nach Nordamerika entfloh, wo er ruhig die Schreckenszeit überlebte, um im Jahre 1795 wiederaufzutauchen. — Coburg erließ, als er noch hoffte, Dumouriez werde an der Spitze seines Heeres bleiben, eine den Absichten desselben entsprechende Proclamation in friedlichem und

conſtitutionellem Sinne an die Franzoſen, um ſie zu gewinnen, 5. April. Allein eine diplomatiſche Conferenz in Antwerpen zwang ihn, ſchon am 9. dieſe Proclamation durch eine andere vom Grafen Metternich (dem Vater) verfaßte zu erſetzen, worin wieder nur mit Gewalt gedroht wurde. Denn Kaiſer Franz wollte den Thron der Bourbons nicht ſchützen, ſondern auf Koſten der Bourbons Eroberungen machen. Vergebens rieth England, die Zerrüttung des franzöſiſchen Heeres zu benutzen und in Eilmärſchen gegen Paris vorzurücken.

Damals wurden eine Menge Umtriebe gemacht. Cuſtine correſpondirte heimlich mit dem Herzog von Braunſchweig und beſchwor ihn, ſich an die Spitze der Franzoſen zu ſtellen, um Frankreich zu pacificiren. Preußen, wenn es von der Coalition abfalle, ſolle Köln, Jülich, Berg und einen Theil von Trier bekommen. Preußen ließ ſich nun zwar nicht darauf ein, brach aber auch nicht gänzlich die franzöſiſche Unterhandlung ab und blieb geſpannt mit Oeſterreich. In Schweden war Guſtav III. ermordet worden, Herzog Karl, Vormund ſeines unmündigen Sohnes und Nachfolgers Guſtavs IV. Adolf, ließ durch ſeinen Geſandten v. Staël (der Neckers Tochter geheirathet hatte) der franzöſiſchen Republik Schwedens Anerkennung um Geld anbieten, und der Cirkel der Madame de Staël blieb ſeitdem in Paris ein Heerd von Intriguen.

Als Dumouriez's Verrath bekannt worden war, brach der Convent in gerechte Wuth aus. Der Ausſchuß der 25 wurde ſogleich aufgelöst und am 5. April ein neuer Wohlfahrtsausſchuß (comité de salut publique) von 9 Mitgliedern ernannt, in welchem Danton und der ſchönredneriſche Barère die Häupter wurden, aber kein Girondin mehr ſaß. Daneben wählte man noch einen Sicherheitsausſchuß (de surveillance). Zugleich wurde beſchloſſen, das Revolutionstribunal ſolle Miniſter, Feldherren und Beamte der Republik richten, ſobald es der Convent haben wolle. An des gefangenen Beurnonville's Stelle wurde Bouchotte, eine gefällige Creatur des Berges, Kriegsminiſter. Auch Gohier,

der neue Minister der Justiz, und Garat, Minister des Innern, gehörten dem Berge an.

Das erste Opfer für Dumouriez wurde der Herzog von Orleans, den man sogleich in Verhaft nahm. Auch Talleyrand, der sich bei Zeiten, um dem Sturme der Revolution auszuweichen, bei der französischen Gesandtschaft in London hatte anstellen lassen und von dem man einen Brief an den König im eisernen Schranke gefunden hatte, wurde jetzt angeklagt und auf die Liste der Emigrirten gesetzt.*) Nichts hätte näher gelegen, als Danton zur Verantwortung zu ziehen, der am meisten mit Dumouriez zu thun gehabt; aber Danton war noch zu mächtig. Man richtete den ganzen Zorn des Volks auf die Gironde und Madame Roland, weil diese früher mit Dumouriez in Verbindung gestanden, weil der General eigentlich ein Geschöpf der Gironde gewesen war, sofern Gensonné ihn zuerst gehoben und Roland mit ihm das Ministerium gebildet hatte. Robespierre entwickelte am 10. April in einer heimtückischen Rede die Anklage. Man erkannte darin deutlich, daß ihm Dumouriez nur zum Vorwand diente, um die Gironde, von deren Unschuld an Dumouriez's Verrath er überzeugt seyn konnte, aus einer ganz andern Ursache des Hasses zu verderben. Die Gironde war ihm an Talent, Ruhm und Einfluß in den Provinzen, bis dahin selbst noch im Convent weit überlegen, er haßte sie aus Neid. Die Gironde vertrat ferner die reichen Handelsstädte Frankreichs, den gebildeten Mittelstand, also eine Aristokratie, die auf doppelte Weise durch ihre Anmaßung und durch ihren Luxus eine Protestation gegen die von Robespierre erträumte ideale Republik war, in der es nur einfache, nüchterne, bescheidene, von ihrer Handarbeit lebende Bürger geben sollte. Endlich hatte sich deutlich gezeigt, daß die Gironde mit dem König Mitleid gehabt, daß sie die volle Energie des Schreckens weder

*) Es lag in seiner Natur, mit allen Parteien zu intrigiren. Deshalb litt ihn auch Pitt in England nicht und Talleyrand entwich, wie schon bemerkt, hinüber nach Nordamerika.

theile noch billige, daß sie nur ungerne und mit einer gewissen Heuchelei der Bewegung folge, in die sie nur fortgerissen worden sey, daß sie durch ihre ewigen Reden am Handeln hindere und in der Stunde der Gefahr nicht geeignet sey, die Republik vor ihren äußeren und inneren Feinden zu retten. In allen diesen Beziehungen hatte Robespierre auf seinem Standpunkt allerdings nicht Unrecht, der Gironde bitter zu grollen, aber nach seiner Art sagte er nicht, was er meinte, sondern log sich und den Convent in eine falsche Anklage hinein, um die Girondins als vorgebliche Mitverschworene Dumouriez's dem Hasse des nie überlegenden Volkes desto gewisser bloszustellen. Man bezeichnete die Girondins als angebliche „Föderalisten", welche einen lockeren Bund unabhängiger Provinzen und nicht die eine untheilbare Republik mit der Hauptstadt Paris wollten; ferner als „Staatsmänner" und Intriganten, die nur Ränke machten, wo man Kraft zeigen sollte; als „Appellanten", die den König durch Appellation ans Volk hätten retten wollen; als „Gemäßigte", die Gnade wollten, mithin Contrerevolutionäre seyen. Aber das alles war Robespierre nicht genug, er machte sie noch zu „Conspiranten".

Zwei Tage lang wurde aufs wüthendste gestritten, man wurde beinahe handgemein, der Girondin Duperret zog den Degen. Da Dumouriez am meisten mit Danton verkehrt hatte, wiesen die unschuldigen Girondins ihre Ankläger begreiflicher-, aber unklugerweise an Danton. „Wie?" donnerte dieser, „ihr klagt mich an? ihr kennt meine Stärke nicht." Von diesem Tage an schonte Danton die Gironde, mit der er sich lieber versöhnt hätte, nicht mehr. Marat forderte zum Morden derselben auf. Da war sie so unklug, um Marats Bestrafung fordern zu können, ein Gesetz zu beantragen, wonach auch Conventsmitglieder sollten verhaftet werden dürfen (8. April). Der Berg stimmte zu, um später die Köpfe der Girondins selber fordern zu können. Diese setzten zwar durch, daß Marat vor das neue Revolutionstribunal gefordert wurde, nicht aber, daß es ihn gerichtet hätte. Er wurde freigesprochen,

und die Cordeliers trugen ihn mit Blumen bekränzt durch die Straßen von Paris mitten in den Convent, 24. April. Paris wiederhallte von dem Wuthgeschrei: Tod den Girondins! Camille Desmoulins schrieb ein monströses Libell, in dem er Brissot, Roland, Petion ꝛc. als an das Ausland verkauft, als Verschwörer zur Wiederherstellung des Königthums, Frau Roland als eine Messalina verleumdete, eine Schrift, die in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet wurde.

Noch viel gefährlicher wurde die Lage der Gironde, als ihr großer Redner Vergniaud die von Robespierre empfohlene Tugendrepublik angriff. Robespierre hatte sich einen Freistaat ausgedacht, in welchem nur einfache, bescheidene, tugendhafte Arbeiterfamilien leben sollten. Deswegen haßte er alles, was sich durch Ehrgeiz, Reichthum, Genußsucht oder Genie über diese republikanische Einfachheit hinaussetzte. Deswegen waren ihm die gemeinen Arbeiter in Paris lieber, als die reichen Bürger. Aber der männliche und weibliche Pöbel, von dem sich Robespierre vergöttern ließ, war in seiner Bluttrunkenheit und Unzucht gerade am weitesten entfernt von dem Ideal der Tugend, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, die ihr Abgott beständig im Munde führte. Vergniaud wies auf diesen Contrast hin, frug, wo denn die Tugend sey in diesem gräßlichen Schimpfen und Mordgeheul? „Ihr brandmarkt die alte spanische Inquisition," rief er, „die von der Religion der Liebe redete unter Marterwerkzeugen und Scheiterhaufen; aber ihr thut nichts Besseres, indem ihr von Freiheit redet unter Dolchen und unter dem Henkerbeil." Am tiefsten verletzte er Robespierre, indem er dessen ideale Republik lächerlich machte, „die politischen Schäfereien William Penns", die wohl in die Urwälder Nordamerika's, aber nicht nach Frankreich paßten. Vergniaud sagte bei demselben Anlaß das tief einschneidende Wort: „Die Gesetzgeber des Alterthums ließen dem Volke göttliche Gesetze geben. Wir haben keinen Gott mehr, uns bleibt nur die Vernunft, wohlan, so laßt uns auch vernünftig seyn, laßt uns nicht unsere beutigen Franzosen

verwechseln mit den alten Spartanern, sucht Utopien auf einer bisher unbewohnten Insel, aber nicht in Frankreich." Durch solche Reden wurde Robespierre's Eitelkeit eben so sehr als sein Fanatismus herausgefordert, und Robespierre war schon einflußreicher und mächter als Danton. Er herrschte im Jakobinerklub, und auch im Convent wurde damals schon jede seiner Reden wie ein heiliges Orakel mit der lautesten Bewunderung der Gallerien beschlossen, auf denen die sogenannten tricoteuses de Robespierre, ausdrücklich zu diesem Zwecke besoldete Weiber saßen, die nebenbei strickten und Kleider flickten.

Das war für den Convent die Periode der äußersten Frechheit, später folgte ihr die Periode der Angst. Die gefallene Monarchie war bereits moralisch gerächt durch den Mangel an aller Würde in der Demokratie. Isnard beschuldigte die Aufhetzer der Gallerien und des Pöbels geradezu, sie seyen vom englischen Minister Pitt und von Oesterreich bezahlt, um die junge Republik herabzuwürdigen. Aber das erbitterte nur noch mehr. Guadet setzte die Wahl einer Zwölfercommission durch, welche für die öffentliche Ruhe sorgen und namentlich den Gemeinderath von Paris beaufsichtigen sollte, und wirklich den schmutzigen Hebert, der zum Morden der Gironde aufgefordert, verhaften ließ. Das war aber nur das Signal zur offenen Empörung. Isnard, damals Präsident des Convents, trotzte der ganzen Bevölkerung von Paris und rief aus: wenn sie sich an den Abgeordneten vergreife, werde das ganze Land aufstehen, sie zu rächen, und man werde an den Ufern der Seine suchen, wo einst Paris gestanden sey. Diese unvorsichtigen Worte, die in Erfüllung zu bringen, nicht einmal in seiner Macht stand, reizte die Pariser zum Aeußersten. Marat forderte am 27. Mai die Auflösung der Zwölfercommission, von den aufrührerischen Sectionen der Hauptstadt unterstützt. Isnard und die Gironde wehrten sich und zogen die Debatte in die Länge. Da erhob sich Danton und schrie: so viel Unverschämtheit beginnt uns lästig zu werden. Man ließ den Pöbel, der die Verhaftung von

Einwohnern umfassenden Verein hat schon manchem Verein eine gefährliche Wunde geschlagen und in denselben den Keim zur Auflösung gebracht. Manche Statuten größerer allgemeiner Vereine haben sogar noch die unpassende und gefährliche Bestimmung, daß nur die Ballotage der Mehrheit der Mitglieder über die Aufnahme entscheiden könne, und erhalten sich in dieser Unvollkommenheit durch die Gleichgültigkeit der Mehrzahl längere Zeit, bis ein Aufnahmsgesuch Antipathie hervorruft und der Durchfall des ohne Grund, nur aus Abneigung Abgewiesenen Spannungen, oft auch Spaltungen, und, wenn es gut geht, Umbildung der Statuten hervorruft. Die Aufnahme durch Ballotage der Mehrheit ist immer ein Merkmal einer engern, besondere Vertrautheit verlangenden Gesellschaft, bleibt aber nur mit Gefahr und Nachtheil Norm einer solchen, wenn sie Allgemeinheit errungen hat.

Durch die Ausdehnung solcher Vereine auf fast alle Einwohner eines Orts von gleicher Bildungsstufe bekommen diese Vereine noch eine weitere Aehnlichkeit mit den öffentlichen, vom Staat autorisirten Vereinen, den Gemeinden. Der zweite Schritt, den ein neuer Bürger nach der Aufnahme in die Gemeinde zu thun hat, um bestimmte Stellung und Einfluß in der Gesellschaft zu erhalten, ist die Bitte um Aufnahme in einen solchen Verein. Damit steht auch in Zusammenhang die gewöhnliche Verfassung der Vereine, die nicht minder bezeichnend ist.

In andern Ländern, und in größern Städten auch in Deutschland, bestehen nämlich eine Menge Leseanstalten, die von einzelnen Unternehmern geleitet werden, welche dafür von den Theilnehmern Tribut fordern. Sorge, Last und Gewalt concentrirt sich da in einer oder wenigen Personen. Noch häufiger sind solche, gleichsam das monarchische Princip repräsentirende Formen für gesellige Unterhaltungen, Concerte, Bälle, besonders in größern und Residenzstädten. Zugleich bilden sich neben dieser monarchischen Form als Gegensatz und Ersatz häufig kleinere, im eigentlichen Sinn geschlossene Gesellschaften, in denen besondere Vertraulichkeit verlangt wird, und eine rein demokratische Form, die Willkühr der nach Sympathien und Antipathien entscheidenden Mehrheit vorherrschend ist. In noch kleineren Gesellschaften spricht sich die demokratische Form noch entschiedener dadurch aus, daß daselbst nicht einmal die Mehrheit entscheidet, sondern zu jedem Beschluß die Zustimmung

22 Girondins forderte, tumultuarisch in den Saal eindringen und mitstimmen. Die Girondins wichen und Berg und Pöbel gemeinschaftlich decretirten einstweilen die Auflösung der Zwölf. Zwar erklärte die Gironde am nächsten Tage diesen Beschluß für ungültig, allein das Toben gegen sie wurde nur um so ärger. Der Fleischer Legendre packte Lanjuinais, der nächst Isnard am meisten Energie zeigte, am Leibe. Die Girondins mußten sich des Nachts verbergen, um den Mördern zu entgehn, fanden sich aber Morgens immer wieder auf ihren Plätzen im Convent.

Der lange Kampf der Gironde mit dem Berge war einzig in der Weltgeschichte, ein Ringen der Todesangst mit der gräßlichsten Mordgier, und in Reden, alles mit Waffen des Geistes durchgefochten, jede Sitzung des Convents eine Schlacht der Geister, bis die Wuth keine Rede mehr duldete und die Körper zermalmte, um die verhaßten unüberwindlichen Geister auszutreiben. Gerne hätten selbst die Jakobiner die parlamentarische Form noch geachtet. Die Aufrührer zauderten, eine solche Menge berühmter Namen zu opfern, die großes Ansehen im Lande genossen. Die Unverletzlichkeit der Deputirten zu mißachten, war auch für die Sieger gefährlich, wenn einmal die Reihe an sie kommen sollte. Aber da die Girondins sich durch bloßen Schrecken nicht aus Paris verjagen ließen, mußte man endlich Gewalt brauchen, um zum Zwecke zu kommen. Die Freiwilligen, die unter Santerre gegen die empörte Vendée ziehen sollten, wollten nicht eher gehen, bis die Gironde vernichtet wäre. Henriot, der an Santerres Stelle die Nationalgarde von Paris befehligte, ein ehemaliger Bedienter, Polizeispion und wegen Verbrechen im Kerker, aus dem ihn erst die Revolution befreit hatte, gab sich zu allem her. Nachdem die Gironde auch die Zumuthung, freiwillig auszutreten, abgewiesen hatte, umstellte Henriot die Tuilerien, in denen der Convent sich seit dem Tode des Königs versammelte, mit der bewaffneten Macht und ließ keinen Deputirten mehr heraus. Einzelne Girondins, die hinausgingen, wurden mißhandelt und kamen mit zerrissenen Kleidern wieder zurück. Lan-

juinais, der noch zuletzt unter dem Hohne der Sieger die Rednerbühne behauptete, endete mit dem stolzen Wort: Die Alten schlachteten ihre Opfer bekränzt und verhöhnten sie nicht! Als ob der Berg nicht mit Henriot einig gewesen wäre, wurde vorgeschlagen, der Convent solle sich in Masse hinausbegeben, um sich zu überzeugen, ob die Berathung wirklich durch Waffengewalt in ihrer Freiheit gehemmt werde. Herault de Sechelles, damals Präsident, führte die Mitglieder heraus und spielte eine Comödie mit Henriot, dem er sich zu entfernen gebot, der aber Kanonen und Flinten auf den Convent richten ließ und erklärte, er werde nicht eher gehen, bis die Gironde verhaftet sey. Der Convent kehrte nun zurück und decretirte die Verhaftung, 2. Juni.

Diese Verhaftung erfolgte aber nicht. Lanjuinais, Vergniaud, Barbaroux und einige andre blieben auf ihren Sitzen, um die Gensdarmen zu erwarten, aber niemand kam und so gingen sie ruhig heim. Man hatte sie nur los seyn wollen und wünschte, sie möchten draußen noch irgend eine Thorheit begehen, damit man sie als Verschwörer und Aufrührer, nicht als Conventsglieder richten könne. Die Pariser thaten sich außerordentlich viel darauf zu Gute, daß bei diesem Staatsstreich kein Tropfen Blut vergossen worden sey.*) Sie nannten denselben nur eine „moralische Insurrection". Inzwischen wurde Madame Roland schon am 2. Juni und diejenigen Girondins, die durchaus Paris nicht verlassen wollten, später verhaftet, namentlich Vergniaud, Gensonné, Valazé. Petion, Barbaroux, Guadet entwichen erst, nachdem sie sich hatten gefangen setzen lassen. Wahrscheinlich verdankten sie diese Schonung Danton, der ihr Verderben nicht wollte, ihre Anwesenheit aber nicht ganz mit Unrecht für einen Hemmschuh der revolutionären

*) Die Amazone Theroigne vertheidigte die Gironde und wurde dafür von der Weibergesellschaft de la fraternité, einem unter Heberts Einfluß stehenden Klub, überfallen, entkleidet und gepeitscht. Unter schrecklichen Mißhandlungen sollte sie ersäuft werden, wurde zwar gerettet, fiel aber in Wahnsinn und starb im Irrenhause.

Kraft hielt. Ihre sittliche Bedenklichkeit schien nicht für eine Zeit der Gefahr zu taugen, in der rasches und rücksichtsloses Handeln besser zum Ziele führte. Indem sie aber die Septembermörder anklagten und über das Vergangene keinen Schleier decken, keine Amnestie gewähren wollten, gefährdeten sie Danton selbst, der also mit Robespierre einverstanden war, sie zu beseitigen.

Aber Danton verhehlte sich die wahre Bedeutung des Kampfes mit der Gironde. Es galt nicht, in einer großen Zeit der Thaten einige unnütze Schwätzer auf die Seite zu schieben. Es handelte sich vielmehr um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem dritten und dem vierten Stande, dem Bourgeois und dem Sansculotten. Das Maximum und die gezwungenen Anleihen, hingen genau damit zusammen. Schon am 3. Mai war ein Maximum des Getreidepreises festgesetzt worden, man dehnte das Gesetz nach und nach auch auf andere Artikel aus, und zwang den Kaufmann und Krämer, seine Waaren um Spottpreise herzugeben. Wer sie verhehlen wollte, war verdächtig, wurde eingekerkert und sein ganzes Hab und Gut confiscirt. Dieser legalen Beraubung im Einzelnen gesellte sich die Erhebung eines gezwungenen Anleihens von einer Milliarde, die hauptsächlich den Kaufleuten und wohlhabenden Bürgern abgepreßt wurde, am 20. Mai. Der négociantisme wurde verdächtigt, wie der royalisme, und die aristocratie bourgeoise et mercantile trat an die Stelle des alten Adels und Klerus, um gleich diesen verfolgt zu werden. Jeder, der noch höher stand, als das gemeine Volk, galt als Feind des Volks.

Am heftigsten wüthete Marat gegen die rechtlichen und wohlhabenden Bürger. Schon im April hatte er für eine Section in Paris eine Bittschrift verfaßt, worin sich der Haß und die Habgier des Pöbels gegen die „Wucherer" Luft machte. Im Mai bezeichnete er alle „Herren Gewürzkrämer und Ladendiener" als Contrerevolutionäre. In den Sturmtagen vor dem 2. Juni bewilligte

der Gemeinderath von Paris bereits dem bewaffneten Pöbel einen täglichen Sold von 2 Francs auf Kosten der reichen Bürger.

In den Provinzen war weder die Philosophie noch die Corruption so tief eingedrungen, wie in der Hauptstadt. Der Bürgerstand hatte hier etwas vorzugsweise Honettes. In einigen Provinzen, wo es wenig und nur kleine Städte gab, war dieses honette Wesen bei dem wohlhäbigen und patriarchalischen Bauernstande zu finden und hier noch gepaart mit tiefer Frömmigkeit. Zahlreiche Bevölkerungen dieser Gattung waren nun nicht erbaut von den Abscheulichkeiten im Convent, und nicht gemeint, sich seinen Räuber- und Mörderdecreten zu unterwerfen. Der wahre Bauer, wie der wahre Bürger erzürnte sich gleichheftig gegen eine von einer falschen Philosophie inspirirte und vom niedrigsten Pöbel einer Hauptstadt geübte, bisher nie erhörte Tyrannei. Diese Stimmung hatte sich schon in zahlreichen Adressen ausgesprochen, die man den Girondins und Roland, so lange er noch Minister gewesen war, aus den Departements zuschickte. Sie wurde zu bewaffnetem Widerstande, als die vom Convent ausgestoßenen und aus Paris geflüchteten Deputirten sich überall im Lande zerstreuten. Der Kampf des dritten mit dem vierten Stande in Paris wurde zu einem Kampfe der Provinzen gegen die Hauptstadt.

Gleichzeitig wüthete der Krieg an den Grenzen gegen die sich mehrenden Heere der Coalition fort, indem jetzt auch England und Spanien daran Theil nahmen. Man muß gestehen, der Convent entwickelte eine erstaunliche Kühnheit, indem er es mit so vielen Feinden innerhalb und außerhalb Frankreichs zugleich aufnahm. Die ersteren, die ihm am nächsten waren, machten ihm auch so viel zu schaffen, daß er erst am 20. August das Volksaufgebot in Masse einleiten konnte. Danton selbst verlangte, es solle nur progressiv stattfinden, damit nicht unendliche Verwirrung entstehe und damit man Zeit habe, die ungeübten Streiter einzuüben und aus den Provinzen, in denen die Contrerevolution erst besiegt werden müsse, nach und nach neue Streitkräfte zu schö-

pfen. Am 22. entwickelte Barrère den großartigen Plan dieser allgemeinen Volksbewaffnung, wonach ganz Frankreich in Kriegszustand erklärt war, alle Arbeit für Friedens- und Privatzwecke aufhören und sich allein dem Kriegszwecke zuwenden, wonach alle Jünglinge ins Heer eintreten, alle Männer Waffen schmieden, Munition und Proviant herbeischaffen, alle Weiber Uniformen und Zelte machen und Verwundete pflegen, alle Kinder Charpie zupfen sollten. „Frankreich muß ein unermeßliches Lager, alle öffentlichen Gebäude müssen Kasernen, alle öffentlichen Plätze Werkstätten seyn ꝛc.“ Das alles wurde sofort ausgeführt und Paris gab das Beispiel. Der freie Raum rings um die Tuilerien füllte sich mit 250 Schmieden und die Stadt schwärmte wie ein Bienenstock. Am 5. September hielt der Maire von Paris an der Spitze einer großen Deputation der Stadt eine Rede an den Convent, worin er sagte: „Unsterblicher Berg, sey der Sinai der Franzosen! schleudere unter Blitz und Donner die ewigen Decrete des Volkswillens aus! werde ein Vulkan, dessen Lava alles zerstört, was noch Königthum athmet!“ An demselben Tage verlangte eine große Deputation der Jakobiner: „Es ist Zeit, daß die Gleichheit ihre Sense über alle Häupter schwinge. Gesetzgeber, macht den Schrecken zur Tagesordnung!“

So erhob sich alles Volk in Waffen, wurden alle Pferde für den Dienst der Armee requirirt, und die Kirchenglocken, um Kanonen daraus zu gießen und um Sous zu prägen, die als baares Geld, trotz ihrer unbequemen Schwere immer noch viel lieber gesehen wurden, als Assignaten. Viele tausend Centner Glockengut wanderten auf diese Weise aus den Kirchen in die Gießereien. Mathematiker und Chemiker wurden aufgefordert, durch neue Erfindungen der Republik zu nützen. Da erfand Chappe den ersten Telegraphen, und man machte einen Versuch, die Luftballons zum Armeedienst anzuwenden, sofern sich von ihnen herab die Stellung des Feindes übersehen ließ. Die Seele der ganzen ungeheueren Waffenrüstung wurde im Laufe des Jahres der geniale Ingenieur

Carnot im Wohlfahrtsausschuß. Derselbe änderte und besserte viel, was der Convent und der Kriegsminister Bouchotte in ihrer dummen Uebertreibung verdorben hatten. Er behielt, den Schreiern zum Trotz, adelige Offiziere bei, wenn sie sich als tüchtig bewährt hatten, und verwarf die Anzahl unfähiger Offiziere, die aus demokratischen Wahlen hervorgegangen waren. Man hatte nämlich die aus dem Volk ausgehobene Mannschaft die Zahl der Chargen selbst bestimmen und die Chargirten selbst wählen lassen, so daß Frankreich auf einmal mit 250,000 Unter- und Oberoffizieren überschwemmt war. Dieser Unvernunft steuerte der Convent durch ein praktisches Gesetz vom 22. November, welches alle bisherigen Ernennungen annullirte, die Armee nur in s. g. Halbbrigaden (je von 3 Bataillons) organisirte und somit die Ernennung tüchtiger Offiziere möglich machte. Da man nur auf Tüchtigkeit sah, stiegen viele gemeine Soldaten oder ganz junge Leute rasch zu Generalen auf. Um aber die Generale anzutreiben und zu überwachen, damit sie nicht wie Dumouriez und Lafayette der Republik gefährlich würden, schickte der Convent zu jeder Armee Deputirte aus seiner Mitte mit unumschränkter Gewalt und jede Niederlage galt als Verrath; wer nicht siegte, war unrettbar der Guillotine verfallen. Der Sieg wurde decretirt. Gleichzeitig wühlten die französischen Gesandten in den Ländern, wo sie noch geduldet wurden, theils um demokratische Parteien zu unterstützen, wie in der Schweiz und Italien, theils um den Oesterreichern Feinde zu erwecken, wie in Constantinopel. Später klagte St. Just, daß für Bestechungen im Ausland 200 Mill. vergeudet worden seyen.

Dieser ungeheueren Energie des Convents gegenüber zeigte die Coalition nur Schwäche, Uneinigkeit, feiges Zaudern. Sie stand mit beträchtlichen Armeen hart an den Grenzen und that nichts. Frankreich war in Parteien zerspalten und im Frühjahre hatten die Provinzen noch überall die Oberhand über die Conventspartei. Aber die Coalition sandte ihnen keine Hülfe. Im Frühjahre war die französische Nordarmee nach Dumouriez's Flucht im übelsten

Zustande, geschlagen und nur durch Jakobiner-Bataillone verstärkt, die bisher nur Meuterei getrieben hatten und vor dem Feinde fast immer davon gelaufen waren. Die Volksheere, welche der Convent später ins Feuer schickte, waren noch nicht gesammelt, noch nicht gerüstet. Die Truppen, welche Oesterreich und Preußen bereits am Rhein hatten, und die bald durch Engländer, Holländer und Hessen bedeutend vermehrt wurden, bildeten eine Uebermacht, der nichts hätte widerstehen können, aber sie hielten sich mit der methodischen Belagerung von Grenzfestungen auf, anstatt diese nur zu blokiren und mit der Hauptmacht rasch gegen Paris zu rücken. Preußen schonte seine Kräfte, weil es für Polen fürchtete und weil es sich ärgerte, daß Oesterreich durch Coburg das Bisthum Lüttich und durch Wurmser das Elsaß förmlich erobern und sich huldigen ließ, um diese Landschaften für sich zu behalten.

In Mainz eröffneten die deutschen Klubisten am 17. März 1793 einen rheinisch-deutschen Nationalconvent und schickten Deputirte, Georg Forster*) an der Spitze, nach Paris, um Vereinigung mit Frankreich zu verlangen. Im April jedoch legte sich die Hauptmacht der Preußen, vom Könige und dem General Kalkreuth befehligt, nebst 10,000 Hessen unter General Schönfeld vor die Stadt, in der Custine 20,000 Franzosen unter Aubert-Dubayet und Kleber ließ, da er selbst vor der Uebermacht zurückwich. Meunier, einer der gelehrtesten Offiziere Frankreichs, hatte die Stadt mit neuen Werken versehen und leitete die Vertheidigung meisterhaft. Neben ihm befeuerten die Conventsdeputirten Rewbel, Hausmann und Merlin von Thionville den Muth der Truppen. Wie beschämend war diese tapfere Gegenwehr für die Deutschen, die kurz vorher dieselbe Stadt so feig übergeben hatten! Den Preußen fehlte Belagerungsgeschütz, es mußte erst aus Holland geholt werden,

*) Dieser berühmte Weltumsegler und Gelehrte wurde bald in Paris, als er die dort im Namen der Freiheit begangenen Greuel sah, von tiefer Reue ergriffen, verlor allen Glauben an die Menschheit und tödtete sich mit Scheidewasser.

weil die Oesterreicher das ihrige zwar bei Mainz vorbeiführten, aber nicht hergaben, sondern gegen Valenciennes verwandten, in der Absicht, diese Stadt im Frieden zu behalten. Auf gleiche Eroberungen gingen auch die Engländer aus, indem sie das seitab liegende Dünkirchen belagerten. Wie sehr den König von Preußen dieses Verfahren kränkte, war doch die Eroberung von Mainz Ehrensache für ihn geworden, und er vollendete sie am 22. Juli, nachdem Meunier gefallen*) und die Besatzung ausgehungert war. Sie erhielt freien Abzug. Mit ihr durften viele Klubisten unbestraft entfliehen, die zurückgebliebenen bekamen Prügel oder wurden eingesperrt. Custine, so wie auch sein Nachfolger Beauharnais, der sich gleichfalls zu schwach gefühlt, Mainz zu entsetzen, verloren ihr Commando und bald darauf ihre Köpfe.

Der zweite Hauptttheil der Preußen stand unter dem Herzog von Braunschweig an den berühmten Weißenburger Linien, um den österreichischen General Wurmser zu unterstützen, dessen Eifer er aber durchaus nicht theilte. Wurmser war ein noch sehr hitziger Greis, der im Elsaß geboren, dieses schöne deutsche Land der Revolution aus dem Rachen zu reißen glühlte, aber ohne die Preußen nichts thun konnte. Der König von Preußen, welcher sich noch bei der Armee befand, kam hinter eine unglaublich schmähliche Intrigue Thuguts,**) sah sich von Oesterreich verrathen und empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von ähnlichem Verrath, den Rußland an ihm übte, und beschloß nun, nur noch das Noth-

*) Er wurde in dem von ihm erbauten Werke begraben. Der König von Preußen ließ während seiner Beerdigung Waffenruhe eintreten und ihm zu Ehren eine Salve geben.

**) Dem König wurde aus England gemeldet, dort habe Thugut erklärt, Oesterreich gebe das bayrische Project auf, während derselbe Thugut Preußen dahin zu bringen suchte, in die Vereinigung Bayerns mit Oesterreich zu willigen, eine bloße Vorspiegelung, um Preußen darüber zu täuschen, daß Oesterreich mit Rußland vereinigt in Polen Preußen verkürzen wollte.

dürftigste im französischen Kriege zu leisten und seine Truppen zu schonen, um sie bald ganz zurückzuziehen. Erst am 12. September unternahmen die Franzosen unter mehreren Generalen, Desaix, Michaud ꝛc. einen allgemeinen Angriff, drängten Wurmser zurück, wurden aber am 14. und 15. von den Preußen bei Pirmasens geschlagen und verloren 4000 Mann mit 22 Kanonen. Hierauf durchbrachen die Preußen mit Wurmser verbunden endlich am 13. October die Weißenburger Linien und belagerten Landau. Da befahl der Convent, Landau um jeden Preis zu entsetzen und neue Volksheere unter Pichegru und Hoche wälzten sich heran mit dem unaufhörlichen Geschrei: Landau ou la mort! Ihrem wüthenden Andrange trotzten die Preußen in einer dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, 26.—28. Nov., aber die Weißenburger Linien gingen verloren, indem Hoche sie durch einen Sieg über Wurmser bei Werth und Freschweiler am 22. Decbr. durchbrach, worauf auch die Preußen sich zurückzogen. Die Republik hatte hier am Schluß des Jahres gesiegt, der tapfere Hoche wurde jedoch verhaftet, weil er dem Conventsdeputirten St. Just den Angriffsplan nicht mitgetheilt hatte. Zum Glück überlebte er im Kerker seinen Ankläger, nach dessen Sturz er wieder frei wurde.

Damals kam auch über Straßburg große Noth. Hier hatte Eulogius Schneider, ein entarteter katholischer Priester, das Klubwesen eingeleitet und die Guillotine arbeiten lassen. Als aber ein Complott entdeckt oder vorgegeben wurde, durch welches die Stadt an Wurmser hätte verrathen werden sollen, erschienen die Conventsmitglieder St. Just und Lebas, ließen 70 der angesehensten Bürger, auch den edeln Maire Dietrich köpfen und Schneider selbst als einen verdächtigen Pfaffen, der die Revolution durch Schwelgerei entehrte, verhaften, nach Paris bringen und dort köpfen. Am Ende des Jahres 1793 lagen 2000 Verdächtige in den Kerkern von Straßburg und waren den reichen Bürgern schon 15 Mill. Francs geraubt worden. Ein dritter Conventsdeputirter, Baudot, war wüthend, daß die Elsäßer Franzosen seyn wollten und nicht einmal

französisch sprächen. Sie sind alle Oesterreicher oder Preußen, schrie er. Einmal verlangte er, sie sollten alle binnen drei Tagen französisch reden. Ein andermal trug er alles Ernstes darauf an, sämmtliche Elsäßer nach der entvölkerten Vendée zu verpflanzen und dagegen das Elsaß mit Franzosen zu bevölkern. Aus der Pfalz berichtete er an den Convent: „unsere Beute ist unermeßlich und die Auswanderung von zwei Drittheilen der Einwohner vermehrt um vieles unser Glück. Es ist unmöglich, euch den Grad von Fanatismus und deutschem Vorurtheil zu schildern, welche dieses Land beflecken."

Die für Frankreich furchtbarste Macht bildete sich und zwar sehr nahe bei Paris in den Niederlanden, indem zu den Oesterreichern unter Coburg noch die Engländer und Holländer unter dem Herzog von York stießen, zusammen 170,000 Mann. Aber sie rückten nicht vor. Nachdem Dampierre, der an Dumouriez's Stelle getreten war, am 8. Mai bei Ramies den Sieg und das Leben verloren hatte, war die französische Nordarmee noch viel mehr geschwächt und durchaus nicht im Stande, den Marsch der Sieger nach Paris aufzuhalten; aber die Oesterreicher belagerten jetzt Condé und Valenciennes, die Engländer Dünkirchen und warteten ruhig ab, bis die Jakobiner durch das Aufgebot in Masse neue und immer neue Heere schufen, denen sie dann nicht mehr widerstehen konnten. Condé fiel erst am 10., Valenciennes am 28. Juli. Unterdessen führte der martialische, große und mit einem fürchterlichen Hiebe im Gesicht entstellte Houchard (wie Westermann ein Emporkömmling der Revolution) das Aufgebot in Masse, mit dem Rest der alten Truppen vermischt herbei. Diese Masse floh jetzt nicht mehr, sie trotzte auf ihre große Zahl, war im höchsten Grade fanatisirt, bediente sich der neuen Kampfart des Tirailliirens (die zuerst die Nordamerikaner im Kampfe mit den Engländern angenommen hatten), wobei das Leben des Einzelnen sicherer war, und folgte Offizieren, denen die Guillotine gewiß war, wenn sie nicht siegten. Mit diesem neuen Volksheer entsetzte Houchard Dünkir-

jedes Einzelnen nöthig ist. Zwischen diesen zwei entgegengesetzten Formen halten nun die gehörig ausgebildeten Lesevereine die Mitte, dadurch, daß Sorge, Last und Gewalt zwar der Gesammtheit der Mitglieder vorbehalten bleibt, diese aber in der Regel einem aus der Mitte gewählten Ausschuß übertragen wird, der zwar der Form nach öfters wechselt, der Sache nach aber fast immer aus den einflußreichsten und angesehensten Mitgliedern der Gesellschaft besteht.

Eine weitere merkwürdige und den Deutschen charakterisirende Eigenschaft solcher Vereine ist das Bemühen derselben, nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft und gleichsam für die Ewigkeit die Existenz zu sichern. Die meisten Statuten der Vereine, die ihre Bedeutung gehörig erfaßt haben, enthalten nämlich Bestimmungen, nach welchen nicht die gewöhnliche Mehrheit die Auflösung beschließen kann, sondern nur eine große, schwer zusammenzubringende. Viele Statuten bestimmen ferner, daß im Fall der Auflösung das Vermögen nicht den zuletzt übrig bleibenden Mitgliedern gehören soll, sondern solang in einer öffentlichen Anstalt zu deponiren sey, bis sich eine ähnliche Anstalt bilde. Durch solche Bestimmungen erhalten die Vereine die Eigenschaft einer Stiftung oder öffentlichen Anstalt, und können sogar die Gerichte einzuschreiten veranlaßt werden, wenn etwa eine gewinnsüchtige Mehrheit die Aufnahme neuer Mitglieder in der Absicht verweigern sollte, um später das erworbene Vermögen des Vereins unter sich zu vertheilen und denselben aufzulösen. Auf merkwürdige Art erneuert sich aber in diesen Bestimmungen der Sinn der Deutschen für Stiftungen und auf die Nachkommen zu vererbende Anstalten.

Wenn die Bildung der Vereine, welche sich erst von einigen Jahrzehnten herschreibt, wie bisher zunimmt, und wenn sie nach und nach zu Vermögen und Kapitalien kommen, so können daraus reiche Quellen für die allgemeine Veredlung und Bildung erwachsen, welche die ähnlichen Vermächtnisse unserer Vorfahren auf zeitgemäße Art ergänzen werden. Während diese Vermächtnisse hauptsächlich den Unterricht der Jugend, die Unterstützung der Armen, der Kirche und Religion zum Zweck hatten, würden die neuern Vermächtnisse die Belehrung der Erwachsenen in allen übrigen Gegenständen des Wissens und die Gründung von Universitäten

chen, das von Hoche tapfer vertheidigt worden war, und schlug den Herzog von York bei Hondscoten (8. Sept.), erlitt aber am 15. eine Schlappe bei Courtrai, und wurde dafür unbarmherzig abgesetzt und guillotinirt. (Jede kleinste Versäumniß, jeder unglückliche Zufall wurde damals den Generalen als absichtlicher Verrath ausgelegt, nicht sowohl aus Verblendung, als aus Politik: indem Robespierre dem armen Houchard vorwarf, er habe das Heer absichtlich ins Verderben führen wollen, so geschah es nur, um durch seine Bestrafung andere Generale vorsichtiger zu machen.) Für ihn trat Jourdan ein, der in wüthendem Andrang den Herzog von Coburg bei Wattignies (16. October) schlug. Er hatte von dem Convent gemessenen Befehl, vor dem 20. zu siegen, sonst hätte es ihm den Kopf gekostet, wie Houchard. Nach diesen Niederlagen zogen sich Engländer und Oesterreicher zurück. Ein französisches Streifkorps drang bis Aachen vor und setzte der Bildsäule Karls des Großen die rothe Mütze auf. Also triumphirte die Republik auch hier gegen alle Erwartung.

Von den Heeren des Auslandes nicht unterstützt mißlangen nun auch alle Aufstände der Provinzen, weil jeder vereinzelt und mit zu schwacher Kraft unternommen wurde. Nach dem Sturze der Gironde flohen 27 Mitglieder dieser Partei nach Caen und organisirten hier in einer Provinzialversammlung der gesammten Normandie den Widerstand gegen Paris. Diese Deputirten waren Guadet, Buzot, Petion, Lanjuinais, Louvet ꝛc., der feurigste unter allen aber Barbaroux. Gleichzeitig erhob sich die ganze Bretagne und hielt eine ähnliche Provinzialversammlung in Rennes. Eine dritte rüstete sich zu Bourges, alle in gleichem Sinne. Zu Caen aber bildete sich ein girondistisches Heer unter Felix Wimpfen, bisherigen Commandanten in Cherbourg. Dieser heimliche Royalist stellte einen royalistischen Herrn von Puysage als General an und erklärte den Girondins, an einen Sieg sey nur zu denken, wenn sie sich mit der royalistischen Vendée und Bretagne und mit den Engländern in Verbindung setzten, welche

letztere ganz nahe in Flandern standen. Allein das wollten die Girondins, als aufrichtige Republikaner, nicht, und so mußten sie in ihrer Vereinzelung untergehen. Der Convent schickte Truppen, bei deren Anblick die entmuthigte Schaar Wimpfens bei Vernon auseinanderlief, 14. Juli. Caen und die ganze Normandie unterwarf sich. Buzot, der hier einheimisch war, mußte aus seinem Hause fliehen, das hinter ihm der Erde gleich gemacht wurde zur Strafe des Vaterlandsverraths. Mit ihm flohen Petion, Barbaroux, Louvet, Guadet, Salles, die nach unsäglichen Mühen und Gefahren über Meer nach Bordeaux entkamen.

In dem Gebiete zwischen der Normandie und Flandern schien dem Convent besondere Strenge nöthig, um jeden Anschluß an die nahen Engländer zu verhüten. Lebon war nach Arras geschickt, wo er, geschreckt durch die Befehle des Convents, aus einem sanften Menschen ein wahrer Teufel wurde. Er füllte die Kerker mit Verdächtigen und raubte ihnen ihr Hab und Gut. Er wohnte den Hinrichtungen bei und zog den Henker zur Tafel. Als er einmal zwei junge Engländerinnen köpfen ließ, hielt er das Fallbeil so lange auf, bis er ihnen noch die neuesten Siegesnachrichten von der Armee vorgelesen hatte, und ließ es dann erst fallen. Als ein Mädchen beim Anblick ihrer Freundin, die mit 15 andern jungen Mädchen geköpft wurde, in Ohnmacht fiel, ließ er sie gleich packen und ebenfalls köpfen. Nichts sah er lieber, als die Todesangst und das letzte Zucken schöner Mädchen und Frauen und er verlängerte deßhalb ihre Qual. Einem schönen Weibe, die ihm ihre Ehre Preis gegeben, um ihren Gatten zu retten, ließ er nachher ein Assignat von 5 Francs (wie einer gemeinen Dirne) geben und als sie wie rasend mit einem Messer auf ihn losging, sie mit ihrem Gatten zugleich köpfen. Ein junges Mädchen, welches am Sonntag gegen sein Verbot in bessern Kleidern erschien, ließ er nackt ausziehen und in diesem Zustand durch die Straßen peitschen. Jede Spur von Religion und Kirchlichkeit strafte er mit dem Tode. Einen armen fremden Handwerksburschen, den er zufällig beobach-

tete, wie er während eines schweren Gewitters ein Kreuz schlug, ließ er löysen.

Eben so vereinzelt blieb der große Aufstand in der Vendée. Hier waren es die Bauern, die sich zum Schutz ihrer alten Religion und ihrer patriarchalischen Rechte und Sitten erhoben und in fast immer siegreichen Schlachten die glänzendsten Erfolge hatten, die aber von den Engländern, was so leicht gewesen wäre, zur See nicht unterstützt wurden, ja von denen man weder in England, noch Spanien, noch Deutschland etwas Bestimmtes erfuhr. Die Vendée war schon früher durch den Priestereid beunruhigt, aber durch Gensonnés und Dumouriez's weise Milde beschwichtigt worden. Jetzt kamen Schlag auf Schlag die schrecklichen Decrete des Convents, und deren brutale Vollzieher. Da fuhren die Bauern auf, schüttelten den Kopf und jagten die jakobinischen Plagegeister zum Lande hinaus. Jene kräftigen Bauern am westlichen Ufer Frankreichs, mit dem landsäßigen, durch die Hauptstadt nicht verdorbenen Adel und den einfachen und sittenreinen Dorfgeistlichen seit Jahrhunderten in Eintracht lebend, glücklich und zufrieden, konnten den Lärm in den östlichen Provinzen nicht begreifen und verlangten nichts weiter, als daß man sie in Ruhe lasse. Ihr Land ist fast ganz ohne Städte, selbst ohne Dörfer, indem die Häuser einzeln liegen. In dem s. g. Bocage ist es hüglich und von unzähligen Hecken durchschnitten, die jedes Feld einfassen, in dem s. g. Marais läuft es in Sümpfen zum Meeresufer aus. Durch diese Hecken und Sümpfe führten damals nur sehr wenige und schlechte Wege. Das Land war durch seine Natur, aber mehr noch durch seine kernhaften Bewohner vertheidigt, die von Jugend auf im Springen über die zahllosen Gräben geübt und treffliche Schützen waren.

Ihr Aufstand begann am 8. März, als Recruten ausgehoben werden sollten, in der Gemeinde Chauve und verbreitete sich in wenigen Tagen durch den ganzen Bocage. Der erste Führer war ein einfacher Bauer, Cathelineau, der schon lange wegen sel-

ner Frömmigkeit „der Heilige von Anjou" hieß und neben dem größten Heldenmuth eine hinreißende Gabe der Rede besaß. Neben ihm wählte das Volk einen riesenhaften Elsäßer, Stoffiet, der unter den Schweizern gedient hatte, zum Anführer. Indem sich aber der populäre Adel der Bewegung anschloß, ließ man den adeligen Führern, vormaligen Offizieren, den Herren von Bonchamp, Elbée, Laroche-Jacquelin und Lescure die Vorhand. Im Marais gab sich das Volk den kühnen Schiffslieutenant Charette zum Führer. Alle nahmen die weiße Kokarde der Bourbonen an und schwuren Ludwig XVII. (dem eingesperrten Dauphin) Treue. Priester mit dem Crucifix begaben sich in ihre Reihen und die Gotteslengnerei und Kirchenschändung, deren sich die Jakobiner überall befliſſen, dienten natürlich den Haß jener frommen Bauern gegen die „Blauen" zu entflammen. Wegen ihrer Uniform hieß man die Truppen des Convents die Blauen. In der ersten Ueberraschung wurden alle Blauen verjagt oder erschlagen. Der Convent, der überall Gehorsam erzwang, täuschte sich, indem er anfangs glaubte, ein Aufgebot von ungeübten jakobiniſchen Massen werde hinreichen, die dummen Bauern zu Paaren zu treiben, und beging noch dazu den Fehler, das Commando schlechten Händen anzuvertrauen, dem Bierbrauer Santerre, dem Ronsin, dem Goldarbeitergesellen Rossignol, dem Buchdrucker Momoro ꝛc., die von raubgierigen Armeekommiſſären begleitet waren. Erst die fürchterlichen Niederlagen, die sie erlitten, machte die Absendung tüchtigerer Truppen unter Westermann, später der Mainzer Garnison unter Kleber und Marceau nöthig. Die Bauern blieben ruhig bei ihrer Feldarbeit, so wie aber ein neues Heer von Blauen anrückte, sammelten sie sich plötzlich, schlugen es und kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Die Schlachten waren mörderisch, denn man wetteiferte an Wuth und Grausamkeit und tödtete die Gefangenen. Dieser Bauernkrieg kostete viel mehr Blut als der Grenzkrieg mit Preußen, Oesterreichern und Engländern. Ihre ersten glänzenden Siege erfochten die Vendéer bei Vizins (15. April), Beaupréau (22. April), Thouars (5. Mai),

Fontenay (16. Mai), Tremont (7. Juni), Saumur (10. Juni). Als sie aber durch ihr Glück zu kühn geworden, die große Stadt Nantes ohne Belagerungsgeschütz angriffen, wurden sie abgeschlagen und Cathelineau fiel (11. Juli). Seit dieser Zeit machte der Convent viel größere Anstrengungen, aber vergebens. Nachdem Westermann am 3. Juli Chatillon, den Hauptsitz der Insurrection erobert, ward er dennoch zurückgeschlagen. Am 15. Juli erlitten die Blauen unter dem General Labarollière bei Vibiers eine neue furchtbare Niederlage, dagegen siegten sie unter Tuna am 14. Aug. bei Luçon, unterlagen aber nochmals am 5. September bei Chatonnay. Der Convent erließ ein gräßliches Decret, welches Ausrottung aller Männer in der Vendée und Wegschaffung aller seiner Weiber und Kinder, ja sogar die systematische Vertilgung aller Wälder und Gebüsche befahl, weil sie den Bauern zum Schlupfwinkel dienten. Die tapfere Mainzer Besatzung kam im September an und sollte das Vernichtungswerk ausführen. Allein während die Mainzer unter Mord und Brand vorrückten, wurde Santerre mit dem zweiten Hauptheer bei Coron überfallen und in wilde Flucht gejagt (18. Sept.). Das nämliche Schicksal erlitt die Vorhut der Mainzer am folgenden Tag bei Torfou, und andere Heere der Blauen am 21. und 23. September. Erst am 16. October unterlagen die Vendéer bei Cholet einem unwiderstehlichen Angriff der Mainzer, unter denen der junge Marceau den meisten Ruhm erwarb. Hier fiel Bouchamp, der sterbend noch die besiegten Vendéer geloben ließ, die 6000 gefangenen Blauen, die sie zur Rache morden wollten, zu schonen, eine um so edlere Großmuth, als die Blauen nichts schonten, auch die Weiber mordeten und die Kinder auf ihre Bajonette spießten.

Jetzt erst gab ein großer Theil der Vendéer die Hoffnung auf, sich im eigenen Lande halten zu können und beschloß sich in die Bretagne zu werfen, deren Einwohner eben so feindlich gegen den Convent gesinnt waren, wie sie selbst, wenn auch bisher nur

wenige Chouans*) offenen Aufstand gewagt hatten. Am 18. October gingen sie über die Loire, 30,000 Männer, 50 bis 70,000 Greise, Weiber und Kinder; aber die Bretagne erhob sich nicht, dagegen wurden sie von den Blauen verfolgt. Die rauhe Jahreszeit, Hunger und Obdachlosigkeit erzeugten Krankheiten unter den Weibern und Kindern, während die Männer sich auf dem ihnen fremden Boden mit demselben Muthe schlugen, wie auf dem eigenen. Sieger bei Laval und Entrames suchten sie sich des Hafens von Granville zu bemächtigen, um nach England zu entkommen, vermochten aber diesen festen Platz so wenig zu erobern, wie Nantes und sahen sich zur Umkehr gezwungen. Sie schlugen zwar die Blauen, die sich unter Rossignol ihnen entgegenwarfen, am 22. November bei Dol und Antrain blutig zurück, aber sie konnten Angers nicht einnehmen und erlagen in einem letzten furchtbaren Kampfe bei Le Mans den Mainzern am 12. December. Hier fielen 15,000 Bauern, auch die Gefangenen wurden auf Befehl der Conventsdeputirten Turreau, Prieur von der Marne und Bourbotte trotz Marceau's Mitleid erschossen. Auch eine große Menge Weiber und Kinder wurden gefangen und dem Revolutionsgericht in Nantes zugewiesen. Nur der junge Laroche-Jacquelin mit einem kleinen Rest entkam in die Vendée, die immer noch Vertheidiger hatte und sich nicht so schnell rasiren ließ, obgleich Barrère im Convent pathetisch ausrief: „la Vendée n'existe plus."

In Nantes gab es eine starke girondistische Partei, welche zu bestrafen das Conventsmitglied Carrier mit unumschränkter Vollmacht, begleitet von jakobinischen Horden abgeschickt wurde. Da sehr viele Gefangene aus der Vendée nach Nantes gebracht wurden, richtete er auch über diese. Carrier war von der Natur gezeichnet. Seine Augen standen sich auffallend nahe, wie bei einem Vogel. Auch seine Seele hatte den Leichtsinn und die Grau-

*) Eigentlich chat-huans, Nachteulen. So nannte man die Schmuggler an der bretagnischen Küste, weil sie sich in der Nacht durch nachgeahmtes Eulengeschrei Signale gaben.

samkeit eines Vogels. Da war von Ueberzeugung, Fanatismus, düsterer Rachegluth keine Rede; ein ganz gemeiner, oberflächlicher Mensch, dem außer sinnlichen Vergnügungen alles gleichgiltig war, ertheilte hier lachend zwischen Tafel und Bett die fabelhaftesten Blutbefehle. Außer dem aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzten Revolutionsgericht, das wenigstens noch den Schein der Prozeßform wahrte, führte er eine s. g. Compagnie Marat als Leibwache und zum Henkerdienst bestimmt mit sich, von der jeder Mann täglich 10 Francs empfing. Da die Guillotine für so viele Gefangene bei weitem nicht ausreichte, obgleich täglich 150—200 Köpfe fielen, ließ er 4000 Menschen erschießen, und da auch diese Todesart noch zu umständlich war, ersann er die s. g. Noyaden (Ersäufungen). Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die sich unten öffneten, so daß die Opfer spurlos im Wasser verschwanden. Den Anfang machten 90 Priester, bei der zweiten Noyade ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 3—400 Personen und so fort bis zur 23. Noyade. Unter den Opfern befanden sich eine Menge Weiber und über 600 Kinder, denn es galt, „die ganze Race der Vendéer auszurotten.“ Carrier besaß ein eigenes geputztes Lustschiff, auf dem er zwischen seinen Maitressen (zu welcher Rolle er auch die schönsten Weiber unter den Gefangenen zwang) und vollen Flaschen den Ertränkungen zusah. Um das Schauspiel noch ergötzlicher zu machen, ließ er nackte Paare zusammenbinden, insbesondere je einen Mönch und eine Nonne, an Stricken eine Weile unter lautem Gelächter auf- und abziehen und endlich ertränken, was er eine „republikanische Hochzeit“ nannte. Wie in den Septembertagen in Paris nahm man sich nicht mehr die Mühe, die ohnehin zum Tode bestimmten Gefangenen zu beköstigen und so lagen in einem Kerker 1500 Weiber und Kinder zwei Tage lang ohne Speise und Trank, ohne Stroh, ohne frische Luft. Bei all dem Jammer blieb Carrier stets lustig und machte schlechte Witze, z. B. meinte er von den verdurstenden Gefangenen, sie würden bald aus der „großen Schale“ trinken.

Wenn er schwangere Weiber köpfen oder ertränken ließ, sagte er, man müsse den Royalismus im Keim ersticken. Zuweilen ließ er sogar Unglücklichen den Bauch aufschneiden und neugeborne Kinder von der Compagnie Marat als Fangball brauchen von Hand zu Hand oder von Bajonet zu Bajonet. Das Ertränken der Priester hieß, sie in „vertikaler Richtung deportiren" ꝛc. Man konnte so viele Schlachtopfer nicht mehr beerdigen und die Loire warf ihre Leichen wieder aus, wovon die Luft weit umher verpestet wurde.

Wie sich der Widerstand der Bauern gegen das Sansculottenthum hauptsächlich in der Vendée concentrirte, so der Widerstand der Bourgeoisie in Lyon. Diese Stadt von damals 200,000 Seelen, ganz und gar Handels- und Fabrikstadt, hatte an der Erhebung des dritten Standes gegen die beiden ersten eifrig Theil genommen, war aber nicht gemeint, ihre Reichthümer dem Pöbel abzutreten. Ein gewisser Chalier, Piemontese von Geburt und Marats Affe, warf sich in der prächtigen Stadt Lyon als Dictator auf, sammelte alles Gesindel in einen Klub um sich, ahmte die Septembermorde durch eigenmächtiges Abschlachten von elf Offizieren in einem Gefängniß nach, zog, den reichen Bürgern drohend, mit einer Guillotine durch die Straßen und zertrümmerte ein Christusbild mit den Worten: „es ist nicht genug, den Tyrannen der Leiber (den König) zu tödten, man muß auch den Tyrannen der Seelen vom Thron stoßen." Der Convent schickte die Deputirten Dubois Crancé, Gauthier und Nioche, die ihn unterstützten, ein Revolutionstribunal, ein Revolutionsheer errichteten und 6 Millionen forderten. Schon sollten 900 Gefangene ermordet werden, da bewaffneten sich die Bürger unter dem Maire Nivière, schützten die Gefangenen, zerstreuten die Jakobiner und nahmen Chalier gefangen, 29. Mai. Bald darauf erfuhren sie die Zersprengung der Gironde in Paris und nahmen sich mit Wärme ihrer Sache an. Lyon bildete unter dem Obersten von Precy ein Heer, das von der sardinischen Armee, die Savoyen wiedererobert hatte und ganz nahe in den Gebirgen stand, unterstützt werden sollte, aber nicht wurde.

Alle alten Royaliſten ſchloßen ſich hier eifrig den Conſtitutionellen an. Lyon ſah 4000 geflüchtete Prieſter und 6000 Edelleute, die man nicht vertrieb, obgleich ſie nichts nützten. Chalier wurde unter ſeiner eigenen Guillotine als deren erſtes Opfer geköpft (16. Juli). Dafür ſchwur der Convent der Stadt Verderben. Kellermann begann ſie im Auguſt zu belagern, zog aber bald hinweg, um die Sardinier zu vertreiben. Nun leitete Dubois Crancé, als Conventsmitglied, der aus Lyon hatte fliehen müſſen, die Belagerung, da er zufällig ein guter Ingenieur war. Auch die Bauern der Ardennen holte man herbei, indem man ihnen reiche Beute in Lyon verſprach. Grauſam richtete man die Bomben auf die Hoſpitäler. Die Stadt wehrte ſich mit verzweifeltem Muth, fiel aber durch Hunger. Precy ſchlug ſich mit 2000 Mann durch, aber auf der Flucht nach dem Gebirge von allen Seiten verfolgt verlor er alle ſeine Leute bis auf 80, mit denen er nach Piemont entkam. Am 9. October zog das Heer des Convents in die Stadt ein. Unter den Conventsmitgliedern, die es befehligten, hatte der lahme Couthon, als der nächſte Freund Robespierre's, das meiſte Anſehen. Er ſagte zwar zu den Lyoner Kaufleuten: „Die Sittenverderbniß kommt vom Reichthum, der Reichthum vom Handel, wir wollen alſo keinen Handel mehr," aber er war menſchlich, zügelte die Wuth ſeiner Collegen Dubois Crancés und Collot d'Herbois und ließ 20,000 Lyoneſen Zeit zu entfliehen. Auch als Collot, der früher als Schauſpieler einmal in Lyon ausgepfiffen worden war, ſich bitter über die Schonung beſchwerte und der Convent den 12. Nov. den ſchrecklichen Befehl gab, Lyon der Erde gleich zu machen und eine Inſchrift hinzuſetzen: „Lyon hat die Freiheit bekämpft, Lyon iſt nicht mehr," behielt Couthon zwölf Tage lang dieſen Befehl zurück. Endlich mußte er Folge leiſten, that es aber noch immer mit Mäßigung. So lange er in Lyon war, erfolgten die Hinrichtungen noch nicht in Maſſe und ging auch die Zerſtörung nur langſam vor ſich, indem er ſelbſt ſich von Haus zu Haus tragen ließ und eines nach dem andern, ſobald es niederge-

für das ganze Volk oder die Fähigsten desselben, in allen Städten und Bezirken des Vaterlands beabsichtigen.

Eine weitere bezeichnende Eigenthümlichkeit dieser Vereine, bei allem Streben nach Allgemeinheit in Betreff der Belehrungs- und Unterhaltungsmittel, in Betreff der Mitgliederzahl und der Dauer des Bestehens, ist eine genaue, sorgfältige Absonderung nach den verschiedenen Klassen der Bildung. Größtentheils mit Unrecht ist diese Absonderung nach Klassen oft schon getadelt werden. Nur durch dieselbe sind die Vereine im Stande, ihre Aufgabe der Belehrung und Bildung wenigstens für jetzt vollständig zu erfüllen.

Man kann in dieser Beziehung drei Stände von verschiedener Bildungsstufe und verschiedenen Bedürfnissen der Bildung unterscheiden. Den ersten Stand bilden die Honoratioren. Dahin gehören die Beamten, bei deren Anstellung eine wissenschaftliche Vorbildung vorausgesetzt wird, ferner Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Officiere, Kapitalisten, größere Kaufleute, Güterbesitzer und Fabrikanten, also alle diejenigen, welche ohne Handarbeit selbstständig leben können, durch geistige Anstrengung oder auch ohne solche. Doch wird bei denen, welche eine wissenschaftliche Vorbildung nicht genossen haben, verlangt, daß sie die äußere Bildung besitzen, welche bei wissenschaftlich Gebildeten gewöhnlich ist.

Den zweiten Stand bilden die selbstständigen Bürger, auch im engern Sinn Bürger genannt. Bei diesen ist zwar körperliche Anstrengung und Handarbeit Regel; aber es wird doch vorausgesetzt, daß mit dieser körperlichen Anstrengung ökonomische Selbstständigkeit, und zugleich die Herrschaft über die Kräfte anderer Personen, der Gesellen, Jungen, Dienstboten und Mitglieder der Familie, verbunden ist, so daß die persönliche Anstrengung mehr leitend und den Arbeitern Beispiel gebend erscheint, und auf die wichtigeren Geschäfte sich beschränkt. Von diesem Stand sind daher ausgeschlossen die Taglöhner, die kleinen Güterbesitzer, die Diener der selbstständigen Bürger, und die von öffentlicher Unterstützung lebenden, (der gemeine Hause, das Volk im engern Sinn, der Pöbel). Diesem Unterschied der Stände entspricht nun auch das verschiedene Bedürfniß nach Belehrung und Unterhaltung. Zuerst zeigt sich daher in allen Städten von mittlerer Größe das Bedürfniß eines Vereins für gesellige und wissenschaftliche

riſſen werden ſollte, mit einem ſilbernen Hammer berührte. Das hielt die andern Ungeduldigen zu lange auf. Er mußte ihnen das Feld räumen, und ſobald er fort war, übte Collot, zu dem ſich noch Fouché geſellte, Greuel aus, die denen Carriers wenig nachgaben. Sie beſoldeten 20,000 Mann, die ununterbrochen die Häuſer niederreißen mußten; damit es ſchneller ginge, ſprengte man viele Häuſer mit Pulver. In den übrigen trieb man jeden Unfug. In den Kirchen wurde alles entweiht. Man ließ einen Eſel aus dem Kelch ſaufen und band ihm das Crucifix an den Schwanz ꝛc. Alle Reichen wurden geplündert, den Angebern verborgenen Gutes Belohnungen ausgeſetzt. Die Guillotine war unaufhörlich im Gange, und da der Boden zu feucht von Blut wurde, ſtellte man ſie auf die Brücke Morand und ließ die Köpfe in's Waſſer ſpringen. Als auch das noch zu langſam ging, erfanden Collot und Fouché die Mitrailladen (Erſchießungen in Maſſe durch Kartätſchen). Die Gefangenen wurden in dichte Haufen zuſammengebunden, in die man ſo lange mit Kanonen feuerte, bis alle lagen. Die Zahl der Opfer iſt nicht genau ermittelt worden, Fouché wurde ſpäter von einem ſeiner Helfer beſchuldigt, allein in und um Lyon 7000 Hinrichtungen vollzogen zu haben. Sie dauerten den Winter durch bis zum Frühjahre. Das Conventsmitglied Reverchon machte ihnen und dem Zerſtören der Häuſer ein Ende, indem er dem Convent bewies, es ſey doch unvernünftig, eine ſo gewerbſame Stadt gänzlich zu vertilgen.

In Frankreichs zweitgrößter Handelsſtadt Bordeaux hatte ſich nach dem Sturz der Gironde gleichfalls eine mächtige Partei für ſie gebildet, denn dort waren ihre Häupter zu Hauſe, wenn ſie gleich von Paris aus in die nähere Normandie geflohen waren. Der Girondin Grangeneuve kam nach Bordeaux und brachte es dahin, daß von hier aus ein Bürgerheer gegen Paris marſchirte; es kehrte aber unterwegs wieder um, da es die Uebermacht des Convents inne wurde, und unterwarf ſich demſelben. In ſeinem Namen erſchien Tallien mit Jakobinerhorden in der Stadt, richtete

die Guillotine auf und ließ auch hier 750 Köpfe fallen. Aber der junge und schöne Tallien wurde durch den Reichthum und die Eleganz der Stadt bestochen. Eine gefangene Dame von seltener Schönheit, Therese, Frau von Fontenay, geborene Gräfin Cabarrus aus Spanien, rührte sein Herz und stimmte ihn für die Gnade. Indem er im Triumph mit ihr im eleganten Wagen durch die Stadt fuhr, jauchzte man ihm zu wie einem Prinzen. Therese aber schmeichelte den Jakobinern, indem sie in sehr dünnem griechischen Costume, eine Lanze in der Hand, im Klub Freiheitsreden hielt. Uebrigens soll sie Gnadengesuche für Geld ertheilt und Tallien sich sehr bereichert haben. So rächte sich Bordeaux durch Verführung. Von Tallien und seiner schönen Geliebten ging später die neue Macht aus, die den Sansculottismus zugleich mit Robespierre's republikanischer Tugend stürzen sollte. — Die unglücklichen Girondins, die aus der Normandie entflohen waren, kamen bei Bordeaux an und hielten sich lange bei einer Schwägerin Guadets versteckt, bis sie nicht mehr sicher waren und weiter flohen. Guadet und Salles wurden erkannt und in Bordeaux guillotinirt. Barbaroux erschoß sich aus Verzweiflung. Petion und Buzot wurden halb von Wölfen oder Hunden gefressen in einem Acker gefunden. Louvet allein entkam unter tausend Gefahren verkleidet nach Paris und endlich in die Schweiz. Er hat seine sehr interessanten Abenteuer beschrieben.

Auch die dritte große Handelsstadt Marseille hatte sich für die Gironde, hauptsächlich für Barbaroux erhoben, dessen Freund Rebequi sie anfeuerte; 6000 Marseiller waren schon bis Avignon vorgerückt. Aber auch sie wurden durch ein Revolutionsheer unter dem Maler Carteaux zurückgedrängt, das am 25. August in Marseille einzog, worauf die Conventsdeputirten Barras und Fréron eine Menge Hinrichtungen vornahmen. Rebequi stürzte sich ins Meer. Aehnliches geschah in Toulouse. In Moulins, wohin sich Brissot gerettet, zeigte sich das Volk diesem ungünstig, verhaftete ihn und schleppte ihn unter Verwünschungen und Mißhandlungen

nach Paris. In Orange bei Avignon ließ Maignet, ein Anhänger Robespierre's, 500 Köpfe fallen.

Als die gleichfalls girondistische Stadt Toulon die Greuel von Marseille erfuhr, nahm sie, um sich zu retten, die englische Flotte unter Admiral Hood und die spanische unter Admiral Langara mit Landungstruppen auf, 28. August. Die Engländer gaben zwar vor, im Namen Ludwigs XVII. zu handeln, es war ihnen aber nur darum zu thun, die im Hafen von Toulon liegende französische Flotte zu nehmen. So von ausländischen Truppen besetzt, vertheidigte sich Toulon lange mit Glück gegen die Heere des Convents, die zuerst von Carteaux, dann von Doppet, endlich von Dugommier befehligt wurden. Da die rohen Angriffe auf die Stadt nichts fruchteten, gab der junge Artilleriemajor Bonaparte den Rath, sich um die Stadt gar nicht zu bekümmern, sondern nur das Fort Mulgrave am Meeresufer wegzunehmen, von wo aus man die englische Flotte beschießen, sie mithin zum Rückzug zwingen könne. Dieser kluge Rath wurde angenommen und nicht ohne große Mühe ausgeführt. Bei einem Ausfalle wurde der englische General O'Heara gefangen, aber auch Bonaparte's Batterie von den Engländern überfallen und erobert, ein andermal ganz zusammengeschossen. Er mußte eine neue errichten mit der Inschrift: „Batterie der furchtlosen Männer", und selbst Hand anlegen, um den erschrockenen Kanonieren wieder Muth zu machen. Hier dictirte er einmal dem Unteroffizier Junot einen Brief, als eine englische Kugel in den Wall fuhr und das Papier mit Erde bedeckte. „Gut," sagte Junot, „das erspart mir den Streusand." Noch zwei andere Männer fanden sich hier bei Bonaparte, Victor und Duroc, denen großer Ruhm an seiner Seite bevorstand. Endlich wurde das englische Fort in einer windigen Regennacht mit Sturm erobert, den 16. Dezember, und sogleich die Flotte beschossen, die kein Heil mehr sah, als in der Flucht. Zuvor aber steckte der verwegene Sidney Smith 9 französische Linienschiffe und 1 Fregatte, die er nicht fortbringen konnte, in Brand und ließ das herrliche

Arsenal und die Magazine in Feuer aufgehen. Trotz der flehentlichen Bitten der Einwohner, sie mitzunehmen, kümmerte er sich in echt englischem Egoismus nicht weiter um sie und überließ sie der Rache des Convents, nur die Spanier waren so menschlich, alle ihre Schiffe und Kähne mit Flüchtlingen zu füllen, die sie am Ufer Toscana's aussetzten, wo heute noch viele ihrer Nachkommen leben. Die englischen Schiffe nahmen geraubtes Geschütz,*) aber keinen Menschen mit, ja sie schossen sogar wetteifernd mit den französischen Batterien in die dicht gedrängte Flüchtlingsmasse, um sie von sich abzuhalten. Die Conventsarmee drang nun in die Stadt und ließ die Guillotine spielen. Da nicht genug Royalisten und Girondins aufzutreiben waren, lud man die Schreiber und Arbeiter des verbrannten Arsenals ein, sich zu melden, um ihnen Arbeit zu geben, und ließ sie dann höhnisch köpfen, weil sie dem Feinde gedient hätten. Als eine große Zahl Toulouer auf freiem Platz erschossen worden waren, rief ein Conventsdeputirter: „Wer noch nicht todt ist, dem verzeiht die Republik." Als sich aber Verwundete aufrichteten, wurden sie sogleich erschossen. Im Ganzen wurden 400 Arbeiter, dann 800 Menschen aus den begüterten Ständen erschossen. Später verfügten Barras und Fréron, die aus Marseille ankamen, noch 1800 Hinrichtungen durch die Guillotine.

Auch die zu Frankreich gehörende Insel Corsica trotzte dem Convent und ließ die Engländer zu. In dieser Angelegenheit war derselbe Bonaparte, dessen Genie Toulon wiedergewonnen hatte, als geborener Corse so betheiligt, daß wir einen Blick in seine

*) Das englische Linienschiff Leviathan nahm 38 schwere französische Kanonen aus dem Arsenal von Toulon mit. Diese waren geladen, aber nicht blos mit Pulver, sondern auch mit harten Thalern, die von einem reichen Franzosen dahin versteckt worden waren. Die Engländer merkten es erst, als sie später das französische Schiff Amerika bei Brest eroberten und den Bauch desselben voll von den Thalern fanden, die sie hineingeschossen hatten.

Jugend und Familie thun müſſen. Corſica war nicht lange vor der Revolution unter franzöſiſche Herrſchaft gekommen, Paoli, der Freiheitsheld der Inſel, nach England verbannt worden. Carlo Buonaparte, ein Edelmann in Ajaccio, hatte ſich als Paoli's Freund in den Freiheitskämpfen der Inſel ausgezeichnet, ſeine Frau Lätitia, geborene Ramolini, ihn oft zu Pferde im Kampfe begleitet. Er hielt nun aber zur franzöſiſchen Partei und ließ ſeinen zweiten Sohn Napoleon, geboren 15. Auguſt 1769, in der Kriegsſchule zu Brienne, die ſonderbarer Weiſe von Benedictinermönchen geleitet wurde, ſtudiren. Pichegru war ſein Lehrer. Napoleon galt damals ſchon als tüchtiger Mathematiker und ſcharfdenkender Kopf. Nachdem er ſich in der Militärſchule zu Paris weiter ausgebildet hatte, wurde er Artillerielieutenant, 1785. Zwei Jahre vorher war ſein Vater geſtorben. In verſchiedenen Garniſonen des ſüdlichen Frankreichs ſchrieb er einige politiſche Abhandlungen und zeigte ſich den Zeitumſtänden gemäß als warmer Anhänger der Revolution. Capitain geworden, begleitete er ſeine Schweſter Eliſe aus dem Erziehungsinſtitut St. Cyr in die Heimat, 1792. Hier war Paoli, durch Mirabeau's Verwendung 1788 zurückgekehrt, wieder in großem Anſehen und widmete dem jungen Napoleon viel Aufmerkſamkeit. „Du biſt wie Einer aus dem Plutarch," ſagte er ihm, „du wirſt empor kommen." In der That hatte Napoleons ganze Phyſiognomie etwas Antikes. An Geſtalt nur klein, aber gedrungen, beſaß er einen ſchönen und energiſchen Kopf, ähnlich dem der Cäſaren. Von einem alten Feinde ſeiner Familie als Unruhſtifter verleumdet, ſollte er ſich in Paris rechtfertigen, als gerade der 10. Auguſt die Monarchie ſtürzte. Napoleon ſah dem Sturm auf die Tuilerien zu und zuckte die Achſeln über deren ſchlechte Vertheidigung. Nach Corſica zurückgekehrt, begleitete er eine Expedition des Admirals Touquet nach Sardinien, die aber mißlang. Als Anhänger der neuen franzöſiſchen Republik überwarf er ſich mit Paoli, der dem König treu blieb, und ließ, als es zum Kampfe kam, ſeine Landsleute mit Kartätſchen niederſchmet-

tern. Doch siegte Paoli, und die ganze Familie Bonaparte wurde von der Insel verbannt. Napoleon rettete sie zu Schiffe, sie sahen vom Meer aus ihr Haus brennen, Mutter Lätitia aber blieb ruhig und rief: „Wir werden uns ein anderes bauen.“ Sie zogen einstweilen nach Marseille. Auch der Lätitia Halbbruder Fesch, ein Geistlicher, Sohn eines Schweizeroffiziers aus Basel, war mit ihnen geflohen, im Mai 1793. Zwei Monate später rückte das Conventsheer vor Toulon, in welches Napoleon als Major eintrat. Wegen seines Verdienstes um die Eroberung dieser Stadt erhob ihn der Convent zum Brigadegeneral im Alter von 24 Jahren.

Die übrigen Kriegsereignisse dieses Jahres waren die Besetzung des Basler Bisthums (Pruntruts) und dessen Vereinbarung mit Frankreich unter dem Namen Departement du Mont terrible,*) schon im März. Ferner ein im Ganzen erfolgloser Kampf mit den Spaniern, hauptsächlich bei Perpignan und an der Bidassoa, an beiden Endpunkten der Pyrenäen. Die Spanier unter Ricardos blieben den Franzosen unter Dagobert überlegen, drangen aber nicht vor.

In Rom wurde der französische Gesandte Basseville, als er das königliche Wappen vor seinem Hôtel abnehmen ließ und das der Republik aufpflanzte und das Volk durch jakobinische Aufzüge im Corso ärgerte, ermordet, 12. Januar. Im Veltlin, das damals noch zu Graubündten gehörte, wurden zwei französische Gesandte, Semonville, der nach Constantinopel, Maret, der nach Neapel bestimmt war, verhaftet, 25. Juli.

In demselben Schreckensjahre brach auch in Folge der unklugen und widersprechenden Befehle aus Paris die große Negeremporung auf der Insel St. Domingo aus. Diese Insel (auch Hayti genannt), nächst Cuba die größte und fruchtbarste unter den

*) Ein solcher Berg existirt nicht, nur ein Hügel bei Pruntrut Namens Terri, woraus Unwissenheit und Prahlerei des Convents einen Mont terrible machten.

Antillen, gehörte nur noch zum kleinen Theil den Spaniern, die ſich zu Columbus Zeiten hier ihre erſten Niederlaſſungen gegründet hatten, zum größten Theil aber den Franzoſen, die hier auf ausgedehnten und zahlreichen Pflanzungen durch aus Afrika herübergeſchaffte Negerſklaven koſtbare Colonialpflanzen anbauen ließen und ſich dadurch ungemein bereichert hatten. Die Colonie war von der größten Wichtigkeit für Frankreich. Aber im erſten Freiheitseifer und Freudenrauſch der Revolution hatte man die Aufhebung der Sklaverei und die Aufnahme der Mulatten (Söhne ſchwarzer Mütter und weißer Väter) und der Neger ſelbſt ins franzöſiſche Bürgerrecht verlangt. Die Debatten darüber wurden ſehr heftig, weil die Männer der Erfahrung die unwiderlegliche Thatſache geltend machten, daß die Weißen in dem heißen Clima der Inſel nicht ſelbſt das Feld bebauen können und nothwendig der an die glühende Sonne gewöhnten Neger dabei bedürfen, daß aber die Neger, wenn ſie frei würden, nicht nur aus angeborner Faulheit ſelbſt gegen Lohn nicht mehr arbeiten, ſondern auch in die ganze Wildheit ihres Stammcharakters zurückfallen und alle Weißen auf der Inſel ausrotten würden. Die Männer der Theorie donnerten dagegen, die Regel der Freiheit dulde keine Ausnahme, die Humanität keine Sklaverei. Man hörte Robespierre ausrufen: „Mögen die Colonien verloren gehen, wenn nur die Grundſätze feſtſtehen.“ Im Anfang vertrug man ſich dahin, daß *nur* die Mulatten reif für die Freiheit geachtet wurden (Decret vom 15. Mai 1790). Als aber in Folge deſſen die größten Unruhen in der Colonie ausbrachen und die Neger ſich an vielen Orten empörten, um gleiche Rechte mit den Mulatten zu erkämpfen, drangen die Klagen der Weißen durch, und die Nationalverſammlung, damals von Barnave geleitet, widerrief jenes Decret (24. Sept. 1791). Inzwiſchen wurde dadurch nur Oel ins Feuer der Empörung gegoſſen, denn die einmal befreiten Farbigen wollten ſich nicht wieder unter das Joch beugen. Zudem kam die Gironde in Paris ans Ruder, Roland ins Miniſterium, und Briſſot ſetzte durch, daß

der Widerruf widerrufen und das Decret vom 15. Mai aufs neue bestätigt, ja sogar den Negern selbst das Bürgerrecht bewilligt wurde. Endlich gewannen die Jakobiner die Oberhand und schickten im Herbste 1792 die Deputirten Polverel und Santhonax mit Truppen nach St. Domingo, um die reactionären Weißen zu bekämpfen. Allein diese Zwietracht unter den Weißen selbst machten die Farbigen sich zu Nutze, um am Ende alle Weißen zu erschlagen und unter dem begabten Neger Toussaint Louverture einen Freistaat von Negern als s. g. schwarze Republik von Hayti zu gründen. Das Nähere dieser Kämpfe wollen wir erst später, wenn wir Amerika in besondere Betrachtung ziehen, erörtern. — Der Convent in Paris, damals in der Extase der Freiheit und Gleichheit, sah im Morde der Weißen auf der Insel nur einen Act der Gerechtigkeit, der von Unterdrückten gegen die Unterdrücker geübt worden sey, bestätigte am 4. Februar 1794 feierlich die Freiheit aller Neger und nahm einen Neger und einen Mulatten als Deputirte in seine Mitte auf.

Wir kehren nun nach Paris als dem Mittelpunkt zurück, von dem alle die mörderischen Schläge ausgingen, die wir der Reihe nach verfolgt haben.

Seit dem Sturze der Gironde hatte der Convent eine durchaus andere Physiognomie. An die Stelle des ungeheuren Lärmens trat jetzt die Ruhe der Furcht und des Gehorsams. Die Führer der Bergpartei, die im Wohlfahrtsausschuß und im Jakobinerklub herrschten, waren allmächtig, Meinungsverschiedenheit und Neid kaum leise angedeutet. Im Wohlfahrtsausschuß war Robespierre seit dem 10. Juli Herr geworden, und wurde Dantons Einfluß schwächer. Die in Todesangst versetzte Ebene stimmte allem zu, man nannte sie nur noch verächtlich den Sumpf und die, welche sich bei wichtigen Abstimmungen gerne davon schlichen, Kröten des Sumpfs. Unter ihnen saß auch der berühmte Sièyes, immer ruhig und stumm, so unbedeutend, daß ihn weder Neid noch Argwohn erreichte. „Was haben Sie in der Schreckenszeit gethan?“ frug

man ihn ſpäter einmal. „Ich habe," antwortete er, „gelebt." Nur heimlich unterzeichneten 73 Conventsmitglieder als Anhänger der geſtürzten Gironde eine Proteſtation gegen deren Verjagung. Es wurde bekannt, noch aber wurden die Unterzeichner geſchont.

Marat erkrankte. Ein edles normänniſches Mädchen von hohem Wuchs und ſeltener Schönheit, Charlotte Corday d'Armond, mutterlos, getrennt von ihrem Vater, der durch die Revolution alles verloren hatte, wurde mit Barbaroux und den andern Girondins, als ſie nach Caen geflohen waren, bekannt, theilte ihre ſittliche Entrüſtung gegen den Berg und entſchloß ſich, die Freiheit zu rächen an dem Manne, durch den ſie am meiſten entehrt wurde. Sie reiste mit einer Empfehlung an Barbaroux's Freund Duperret angeblich in Familienangelegenheiten nach Paris, ließ ſich bei Marat melden, fand ihn in einer Badewanne ſitzen und tödtete ihn auf der Stelle durch einen einzigen Meſſerſtich ins Herz (13. Juli). Sogleich verhaftet, benahm ſie ſich im Verhör ruhig und würdevoll, wurde aber ſchon nach wenigen Tagen in einem rothen Hemde zum Richtplatz geführt und guillotinirt. Der Henker hielt ihren Kopf hin und gab ihm eine Ohrfeige, was ſelbſt bei dem rohen Pöbel Murren erregte. Adam Lux aus Mainz, der mit Forſter nach Paris gekommen war, wurde von ihrem Heroismus und von ihrer Schönheit ſo tief ergriffen, daß er laut ſeine Bewunderung und den Wunſch, für ſie zu ſterben, äußerte. Dieſer Wunſch wurde ihm erfüllt, auch ſein Kopf fiel unter demſelben Beil. Marat aber wurde mit ſo großem Pomp beſtattet, wie Mirabeau. Der ganze Convent und alle Sectionen von Paris wandelten in feierlichem Zuge um den hohen mit Blumen geſchmückten Kataſalk in der Kirche der Cordeliers, auf dem ſeine Leiche lag, und von jeder Abtheilung trat ein Redner auf und brachte ihm Opfer der Bewunderung. Das war von vielen Heuchelei. Weder Danton noch Robespierre hatten Marat je geachtet, ſie hielten ihn nur, wie Garat ſagte, dem Volk als Meduſenhaupt vor. Als es damals Roux, ein vormaliger Prieſter, bei den Cordeliers wagte, die eben

zu Ende gebrachte demokratische Verfassung noch lange nicht demokratisch, d. h. anarchisch genug zu finden, beschuldigte ihn Robespierre, das Ausland habe ihn bestochen, um die Republik zu entehren, und ließ ihn fortjagen. Die Einigkeit des Berges wurde proklamirt: „Wir bilden hier nur noch einen ungeheuren und schrecklichen Berg (une énorme et terrible montagne), der seine glühende Lava über alle Royalisten ergießen wird."

Je heftiger die Aufregung und offene Empörung gegen den Convent in den Provinzen entflammt war, um so mehr Werth legte dieser auf den Schein einer Uebereinstimmung der Hauptstadt mit dem ganzen Lande, verschrieb daher zur Feier des 10. August (der an die Stelle des schon nicht mehr populären 14. Juli getreten war) Vertreter aller Departements, wobei sich natürlich nur Jakobiner betheiligten. Maler David ordnete das Fest. Auf dem Bastilleplatz stand eine colossale Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten Wasser floß. Indem der Convent und die Deputationen der Departements in langem Zuge vor derselben ankamen, schöpfte der Präsident Herault de Sechelles Wasser aus einer Schale, trank und reichte sie dem ältesten Bürger, welcher dabei sprechen mußte, er fühle sich trotz seiner Jahre wieder jung in der allgemeinen Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Vor dem Invalidenhause stand eine colossale Bildsäule des Volks als Hercules, der den Föderalismus mit der Keule erschlägt. Auf dem Revolutionsplatz stand eine verhüllte Bildsäule der Freiheit. Indem der Präsident sie entschleierte, donnerten die Kanonen und ließ man 3000 Vögel fliegen. Der Zug bewegte sich sodann auf das Marsfeld. Es befanden sich dabei besondere Abtheilungen von Greisen und von Kindern, die Amazonen auf Kanonen reitend, eine Arche mit der Verfassung, ein mit Oelzweigen umwundenes Bündel der Einigkeit, Urnen mit der Asche der für die Freiheit Gefallenen, ein Pflug, Tafeln mit den Menschenrechten ꝛc., dahinter Karren mit den Sinnbildern des gestürzten Königthums, der gestürzten Kirche und Aristokratie. Die Conventsdeputirten kamen zuletzt, alle mit

Unterhaltung der Honoratioren einer Stadt und Umgegend, eines Herrenleſevereins oder Muſeums, einer Harmonie, und wie die Namen alle heißen mögen. Neben dieſem Herrenmuſeum zeigt ſich früher oder ſpäter das Bedürfniß eines Vereins für geſellige und wiſſenſchaftliche Unterhaltung der ſelbſtſtändigen Bürger, eines Bürgermuſeums, Bürgervereins, Gewerbevereins. Die Bürgermuſeen oder Leſevereine ſind in der Regel am Anfang, beſonders in größern Städten, bloße Nachbilder der Herrenmuſeen; aber bald zeigen ſich bedeutende Verſchiedenheiten. Die Honoratiorenvereine verſchaffen ſich nämlich die Mittel zur Belehrung durch eine Menge von Schriften, die theils in einem beſonderen Lokal aufgelegt ſind, theils durch Circulirung in die Wohnungen der Einzelnen gebracht werden. Es iſt dabei immer ein nicht unbedeutender Aufwand unvermeidlich für die Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Bedienung, hauptſächlich aber für Anſchaffung der Schriften, deren es wo möglich ſo viele ſeyn müſſen, daß jedes Mitglied eine Schrift in dem Leſezimmer noch unbeſetzt antrifft, wenn auch noch ſo viel Leſeluſtige ſich zuſammendrängen, und zugleich eine Schrift durch die Circulirung im Hauſe haben kann. Ebenſo große Koſten verurſacht der Aufwand für geſellige Unterhaltung, die Erwerbung von geeigneten Wohnungen für die Wirthſchaft, für Bälle und Konzerte, die Bezahlung der Künſtler, der Muſiker, die Dekorirung der Zimmer. Um dieſes nachzuahmen, fehlt es den Bürgervereinen an den Geldmitteln, wenigſtens in den kleinern Städten, auch wenn ſie die Nachahmung in beſchränktem Maßſtabe unternehmen wollten. Aber auch, wo die Geldmittel nicht fehlen, wie ſolches in größern Städten der Fall ſeyn kann, wäre doch die bloße Nachahmung der Honoratiorenvereine ein Mißgriff und den wahren Bedürfniſſen der bürgerlichen Klaſſe durchaus nicht entſprechend. In mancher Stadt hat ſchon der Geldſtolz zu blinder Nachahmung getrieben, zweckmäßigeren Einrichtungen den Weg verſtellt und baldigen Untergang herbeigeführt. Denn der thätige Gewerbsmann iſt wohl ſo wißbegierig als der Honoratior; aber dennoch ſpricht die Mehrzahl der Erſtern nicht das Leſen von aufgelegten Schriften in den dazu beſtimmten Zimmern, und auch nicht in ihren zum ſtillen Leſen oft noch weniger geeigneten Wohnungen an. Der thätige Gewerbsmann will, nachdem er des Tages Laſt und Hitze getragen hat, am Abend ein gutes Wort

einem Strauß von Blumen, Früchten und Aehren geſchmückt. Als ſie zum Altar des Vaterlandes gelangt waren, wurde die neue republikaniſche Verfaſſung verkündigt, der alles jubelnd den Eid leiſtete.

Dieſe Verfaſſung von 1793 war von Herault de Sechelles entworfen worden und trat an die Stelle des bei Seite gelegten Entwurfes von Condorcet. Sie war ſo übertrieben demokratiſch, daß ſie gar nicht zur Ausführung kommen konnte, ſondern unmittelbar nach ihrer Verkündigung ſchon wieder bis zum Frieden ſuſpendirt wurde, damit der Wohlfahrtsausſchuß die unter ſo großen Gefahren der Republik nothwendige Dictatur behalten könne. Der Grundſatz dieſer Verfaſſung war: „Nicht nur alles für das Volk, ſondern auch alles durch das Volk.“ Jedes Amt ging aus der Volkswahl hervor und dauerte nur kurze Zeit, war nur ein Auftrag des Volks zur Vollziehung ſeines Willens und beſtändig von ihm beaufſichtigt. Die höchſte Vollziehungsgewalt oder Regierung ſollte aus 24 Mitgliedern beſtehen, die jährlich zur Hälfte erneuert werden mußten und durch die aus unmittelbaren Volkswahlen auf breiteſter Grundlage hervorgegangene geſetzgebende Verſammlung unter einer größeren Zahl von gleichfalls aus Urwahlen des Volks hervorgegangenen Candidaten herausgeſucht wurden. Die Urverſammlungen des Volks durften nicht nur einzelne Geſetze verwerfen, ſondern auch die ganze Verfaſſung und die Gewählten durch Neugewählte verdrängen. Vom 21. Jahre an konnte jeder wählen und gewählt werden. Es gab keinerlei Unterſchied mehr unter den Bürgern, ſelbſt der freiwillig dienende Stand wurde nicht mehr anerkannt. Es ſollte in Frankreich keinen Bedienten, keine Magd mehr geben.

Während man dem Volke dieſes Traumbild der Freiheit und Gleichheit vorhielt, übte in der Wirklichkeit der Wohlfahrtsausſchuß die unerhörteſte Tyrannei, die je auf Erden vorgekommen iſt. Wenn ihm unſtreitig der Ruhm gebührt, durch die ſchrecklichen Mittel, die er anwandte, die Republik im Jahre 1793 und noch

für einige folgende Jahre gerettet zu haben, so mußte doch wieder die ungeheure Blutschuld, die er auf sich lud, seine alles göttliche und menschliche Recht höhnende Willkür und die Unnatur, in die er verfiel, nothwendig die Reaction hervorrufen, in der alles Gewonnene wieder verloren ging. Aus dem Gesichtspunkt des Nutzens lassen sich so furchtbare Uebertreibungen nicht wohl beurtheilen. Sie finden ihre richtige Erklärung und verhältnißmäßige Entschuldigung nur in der vulkanischen Natur des französischen Volkes.

Im August, in denselben Tagen, in welchen das Aufgebot in Masse organisirt wurde, das wir schon in seinen glänzenden Erfolgen auf dem Kriegsschauplatz kennen gelernt haben, beschloß der Convent zur Zermalmung aller innern und heimlichen Feinde das Decret gegen die Verdächtigen, am 12. August. Jeder Verdächtige sollte eingekerkert und dem Revolutionsgericht überliefert werden. Verdächtig aber war jeder, dessen Stand, Bildung und Reichthum nicht zum Sansculottismus paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig jeder, der sich fürchtete; jeder, der Mitleid mit den Opfern der Revolution blicken ließ, der seine hingerichteten Verwandten beweinte; jeder, der einen Feind oder Neider hatte, der ihn angab; jeder, der irgend einem der herrschenden Demagogen nicht gefiel. Couthon sagte einige Zeit nachher (15. März 1794) einmal im Convent: „In Revolutionszeiten müssen alle guten Bürger Physiognomen seyn. An der Physiognomie schon müssen sie die Verschwörer erkennen. Diese Menschen haben einen finstern Blick, ein verlegenes Aussehen, widrige galgenmäßige Mienen. Gute Bürger, packt solche Verräther und verhaftet sie!“ — In Folge dieser Maßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt. Um sie wieder zu leeren, mußte dem Revolutionstribunal ein summarisches Verfahren vorgeschrieben werden, welches schnellere und zahlreichere Hinrichtungen ermöglichte. Da in den Provinzen das Blut noch immer geschont wurde, errichtete man ein eigenes s. g. Revolutionsheer unter dem Befehl

Ronſins, eines unbarmherzigen Dantoniſten, mit dem Auftrage, ambulante Guillotinen von Ort zu Ort zu führen und überall die Hinrichtungen zu beſchleunigen. — Gegen die Verdächtigung und Einkerkerung ſchützte nichts mehr, als ein ſ. g. Certificat des Civismus. An jeder Hausthüre mußten bei Todesſtrafe die Namen ſämmtlicher Bewohner des Hauſes angeſchrieben ſtehen. Verheimlicher Anderer wurden beſtraft, Angeber belohnt. Wer kein Certificat bei ſich hatte, konnte nicht zum nächſten Dorfe gelangen, ohne verhaftet zu werden. Dieſe Zeugniſſe der Bürgertugend waren aber ſchwer zu bekommen, wenn man im geringſten verdächtig war. Nie iſt eine grauſamere Polizei gehandhabt worden.

Die höchſte Gewalt concentrirte ſich im Wohlfahrtsausſchuß, dem auch der Sicherheitsausſchuß untergeben war und deſſen Vorſchläge der gehorſame Convent immer ſogleich zu Decreten erhob. Danton hatte eine reiche und ſchöne Frau geheirathet, war des Blutes ſatt, fühlte ſein Anſehen abnehmen, fand es daher annehmlicher, ſich nach ſeiner Heimat Arcis ſur Aube zurückzuziehen und hier im Genuß des ehelichen Glücks und des Reichthums auszuruhen. Er räumte alſo Robespierre das Feld, der, obgleich er erſt nach einiger Zeit in den Ausſchuß eintrat, doch durch ſeine Freunde ſchon von Anfang an die Seele deſſelben war. Neben ihm befanden ſich im Wohlfahrtsausſchuſſe ſeine intimſten Freunde Couthon und St. Juſt. Der erſtere, an beiden Beinen lahm, benahm ſich in Lyon menſchlich, war aber im Ausſchuß ſehr fanatiſch. St. Juſt, noch kaum zwanzig Jahre alt, hatte feſt im Sinne, Robespierre's Tugendrepublik mit Gewalt einzuführen. In dieſem Jüngling mit ernſtem Geſicht und langen, ſchlichten Haaren lag etwas Puritaniſches. Von weniger Tugend, aber noch größerer Grauſamkeit waren Billaud-Varennes, der Septembermann, Collot d'Herbois, der Schauſpieler, der Lyon zerſtört und durch ſeine Declamationen großen Einfluß im Jakobinerklub hatte. Der Schönredner des Ausſchuſſes, der die meiſten Decrete und Berichte abfaßte, war ein vormaliger Edelmann, Bar-

rère, den Burke den Anakreon der Guillotine nannte, weil er die gräßlichsten Blutbefehle und Blutberichte wie Idyllen vortrug und den Mordgeruch mit Rebeblumenduft verbessern wollte, ein Höfling der Revolution, wie früher des Königs. Den Ausschuß zierte noch ein anderer vormaliger Edelmann, Herault de Sechelles, der sich durch seine Jugend und Schönheit namentlich als Conventspräsident für die Repräsentation eignete und sich zu allem brauchen ließ. Außer Carnot, den wir schon kennen, saßen im Ausschuß noch Thuriot, Prieur von der Cote d'or, Robert Lindet und Jean Bon St. André, welche weniger hervorragten. Der Ausschuß war ohne Präsidium. Alle Mitglieder des Convents standen zu seiner Verfügung als Vollziehungsbeamte. Das waren die berüchtigten Conventsdeputirten, die mit proconsularischer Gewalt in die Provinzen und zu den Armeen geschickt wurden.

Ein Versuch der noch gemäßigten und unabhängigen Conventsmitglieder, die Allmacht des Wohlfahrtsausschusses einzuschränken und den Convent nicht gänzlich zu dessen Sklaven werden zu lassen, mißlang im September. Aber nicht geringe Noth machte dem Ausschuß die Armuth und der Hunger in der Hauptstadt. Die Assignaten wurden immer tiefer entwerthet, je mehr man ihrer verfertigte. Auch beschuldigte man Pitt, das Land mit falschen Assignaten zu überschwemmen. Es fehlte immer wieder an Lebensmitteln, weil Krieg, Aufruhr, Kerker und das müßige Klubleben dem Ackerbau die nöthigen Arme entzog. Das früher aus der Vendée in die Hauptstadt gelieferte Schlachtvieh blieb aus. Man half sich nun, die Armen so viel möglich auf Kosten der Reichen zu unterhalten. Jeder gemeine Sansculotte erhielt als anwesendes Mitglied einer Pariser Sectionsversammlung täglich 40 Sous. So konnten sie leben und waren zugleich veranlaßt, immer beisammen zu bleiben und jedes Winkes vom Convent aus zu gewärtigen. Den Reichen wurde die bessere Nahrung entzogen durch den Befehl, nur für alle Bürger einerlei Brod zu backen. Das bisherige Maximum genügte nicht, man verstärkte es (29. Sept.). Da aber

die Verkäufer die beſſeren Waaren zurückbehielten, um ſie heimlich den reicheren Käufern um höhern Preis zuzuſtellen, mußte auch dagegen wieder aufs härteſte eingeſchritten werden. Mehr als durch dieſe Geſetze verloren die reicheren Klaſſen durch Confiscationen all ihres Habes und Gutes, ſo wie ſie ausgewandert oder verurtheilt waren. Kein Recht, kein Anſtand wurde mehr geachtet. Der Poſtmeiſter Drouet von Varennes, der, ſeitdem er den König angehalten, große Popularität genoß, that im Convent die rohe Aeußerung „ſeyen wir Banditen zur Beglückung des Volks.“*) Am 14. Sept. befahl der Convent, die Gemeinde müßte für die Ausſaat und Erndte haften, und am 17., alle Erndteerzeugniſſe müßten zur Verfügung ſtehen um ein Minimum des Preiſes, bei Todesſtrafe. Dieſe Befehle wurden ertheilt, weil viele Bauern lieber ihr Feld gar nicht mehr bebauten, da ſie keinen Werth mehr daraus löſten.

Die Bekämpfung oder Vernichtung der inneren Feinde wurde vom Wohlfahrtsausſchuß mit viel Syſtem betrieben. Jeder Gefahr, die von dieſer Seite drohte, hielt man den Schrecken entgegen durch charakteriſtiſch ausgewählte Opfer. Am gefährlichſten waren unſtreitig die Generale, die als heimliche Feinde der Revolution Verrath ſannen oder aus Mangel an Eifer und Fähigkeit den Feind Vortheile erringen ließen. Um dieſer Claſſe einen tödtlichen Schrecken einzujagen, wurde vom neuen Revolutionstribunal gefliſſentlich der unglückliche General Cuſtine zum erſten Opfer auserſehen und guillotinirt (28. Auguſt). Ihm folgte ſpäter Dillon, Luckner, Beauharnais, Houchard, Weſtermann, Biron, Lamarque, Bruet ꝛc. Um den Oeſterreichern zu trotzen, machte man der Königin den Prozeß. Man ſagte „als Hannibal vor Rom lag, verkaufte der römiſche Senat den Acker, auf dem Hannibals Zelt

*) Im Herbſt als Conventsdeputirter zur Nordarmee geſchickt, fiel er den Oeſterreichern in die Hände, wurde auf den Spielberg bei Brünn geſangen geſetzt, wollte ſich am Felſen hinablaſſen und fliehen, ſtürzte aber und brach beide Beine.

ſtand, wie im tiefſten Frieden. So laßt uns die Oeſterreicherin hinrichten, während die Oeſterreicher innerhalb unſerer Grenzen ſtehen.“

Marie Antoinette wurde nach dem Tode des Königs immer mehr im Kerker vernachläßigt, ſchon am 11. Juli von ihrem Sohn, den ſie lange mit mütterlicher Wuth und Angſt, wie eine Löwin ihr Junges vertheidigte, am 2. Aug. auch von ihrer Schwägerin Eliſabeth getrennt, in ihrem einſamen Kerker aufs ärmlichſte bekleidet und beköſtigt, auf die niedrigſte und höhniſcheſte Weiſe bewacht und endlich vor das Revolutionstribunal geführt. Hier ſtand ſie mit verweinten Augen und früh ergrautem Haar, immer noch eine königliche Geſtalt, aber eingehüllt in ihr einziges altes ſchwarzes, von ihr ſelbſt geflicktes Kleid und das Haupt, das Diademe getragen, mit einer ſchlechten weißen Haube bedeckt, vor den rohen und fühlloſen Richtern, denen ſchon befohlen war, ſie unter allen Umſtänden zum Tode zu verurtheilen. Hebert, der in ſeinem Schmutzblatt père Duchêsne ſchon jede erdenkbare Schmähung auf die unglückliche Fürſtin gehäuft hatte, trat jetzt noch mit Beſchuldigungen gegen ſie auf, ſie habe ihren eigenen Sohn zu unnatürlichen Laſtern verführt. Die Königin antwortete nicht. Erſt als man in ſie drang, rief ſie im edelſten Unmuth: „die Natur ſträubt ſich, auf eine ſolche Anklage einer Mutter zu antworten. Ich berufe mich auf die Mütter, die hier zugegen ſind.“ Die Weiber auf den Gallerien gaben ihre Zuſtimmung zu erkennen. Als es Robespierre erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn über die „Dummheit“ Heberts. Aber das Urtheil wurde gefällt. Man ließ die Königin nicht wie den König einen eigenen Wagen, ſondern den gemeinen Henkerkarren beſteigen. Ihr altes ſchwarzes Kleid ſchien noch zu gut, ſie mußte einen weißen zerriſſenen Bettkittel anziehen und man band ihr die Hände auf den Rücken. Der Schauſpieler Grammont haranguirte den Pöbel mit dem Säbel, ihr unterwegs zu fluchen. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. Ihr Kopf

fiel am 16. October.*) Dieſer Mord galt ausſchließlich dem Ausland. So auch die am 9. October erfolgte Verhaftung aller in Frankreich befindlichen engliſchen Unterthanen.

Auf die Feinde der Revolution im Innern wurden eben ſo ſchreckliche Schläge geführt. Es war nicht genug am König, man hatte mit dem Königthum gebrochen und die ganze alte Dynaſtie ſollte ausgetilgt werden. Nicht einmal ihre Gräber wurden verſchont. Am 12. October wurden die berühmten alten Königsgräber zu St. Denis, in denen die Könige von den Merovinger Zeiten her beſtattet lagen, zerſtört, die Leichen herausgeworfen, verhöhnt und in Kalkgruben verſenkt, die bleiernen Särge zu Kugeln umgegoſſen. Am 6. November mußte der Herzog von Orleans ſein Haupt auf den Block legen. Er zeigte nur Gleichgültigkeit und Lebensekel. Als ihm der Henker die Stiefel ausziehen wollte, ſagte er: „das kannſt du bequemer haben, wenn ich todt bin, mach ein Ende.“

Alle Perſonen des alten Hofes, alle früheren Miniſter, die nicht ausgewandert waren, wurden zur Guillotine geſchickt. Eben ſo alle Mitglieder der älteren Parlamente, Intendanten, Regierungsbeamte aller Art, aller alter Adel, alle conſtitutionellen Deputirten und Feuillants, die Gironde und ihre Anhänger. Von Cuſtine's Hinrichtung an arbeitete das Revolutionstribunal ununterbrochen und übergab täglich ganze Schaaren der vornehmſten Herren und Frauen dem Blutgerüſt, während die entleerten Ge-

*) Es iſt verhängnißvoll, daß alle Kinder der großen Maria Thereſia Opfer der Revolution wurden. Joſeph II. ſtarb frühe aus Gram über die mißlungene Revolution, deren Urheber er ſelbſt war. Leopold II. wurde gleichfalls frühzeitig von den Stürmen der Zeit gebeugt, denen ſeine zarte und friedliche Natur nicht gewachſen war. Maximilian, Kurfürſt von Köln, wurde durch die Revolution von da vertrieben; Ferdinand ſpäter eben ſo aus Toscana; Amalie eben ſo aus Parma; endlich Karoline, die ganz die unternehmende Natur der Mutter hatte, eben ſo aus Neapel.

fängniſſe immer wieder gefüllt wurden. An einem Tage wurden unter andern alle Schauſpieler und Schauſpielerinnen der vormaligen königlichen Theater als des Royalismus verdächtig eingekerkert.

Am alten Hofe war die größte Berühmtheit die Gräfin du Barry, die weiland allmächtige Maitreſſe Ludwigs XV. Sie hatte gutmüthig, wie ſie war, dem König zur Zeit der Notabeln alle ihre Schätze angeboten, weil es dem Staat ſo ſehr an Geld fehlte, aber der König hatte ihr Anerbieten zweimal abgewieſen. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man ihr Juwelen geſtohlen und nach England gebracht. Sie reiste dorthin und erhielt ihre Juwelen wieder. Um aber nicht zu den Emigrirten gerechnet zu werden, was den Verluſt ihrer liegenden Güter in Frankreich nach ſich gezogen hätte, kehrte ſie dahin zurück, wurde ergriffen und zum Tode verdammt. Todesverachtung war damals ſchon zur Gewohnheit geworden, die meiſten Opfer ſtarben muthig, kalt, zuweilen unter Scherzen. Aber die von Jugend auf an alle Wolluſt des Lebens gewöhnte Dame zeigte die ganze Feigheit ihrer Seele und ſtarb tauſend Tode vor Angſt. Im Kerker und auf dem Karren unaufhörlich ſchreiend, um Hülfe flehend, bat ſie noch auf dem Schaffot den Henker fußfällig um Gnade und ſchrie noch unter dem Meſſer (5. Dez.). — Unter den Miniſtern war das edelſte Opfer der greiſe Malesherbes, der ſeinen König vertheidigt hatte. Als er beim Gang aus dem Kerker ſtolperte, ſagte er heiter: „ein Römer hätte das für ein böſes Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er ſtarb gleichſam im Schooß ſeiner Familie, die ihn ſo ſehr ehrte und liebte, daß ſie ihn nicht überleben wollte und ſeinen Muth theilte. Am Tage vorher war ſein Eidam hingerichtet worden, mit ihm ſelbſt ſtarben ſeine Tochter, ſeine Enkelin und deren Gemahl. Ich freue mich, ſagte er, mit den Meinigen zu ſterben. Der Miniſter Clavière kam der Hinrichtung durch einen Dolchſtoß zuvor. Auch der Miniſter Brienne ſollte hingerichtet werden, nahm aber vorher Gift, dagegen wurde ſeine ganze Familie zur Schlacht-

bank geführt. Das gleiche Loos traf andere berühmte Männer der ersten und zweiten Nationalverſammlung, die alle mit großer Faſſung ſtarben, d'Eſpremenil, Chapelier, Thouret, Duport, Kerſaint, Rabaut St. Etienne, dagegen ſtarb ganz entmuthigt der berühmte Barnave. Des greiſen Bailly Tod war eben ſo grauſam, als ſein Benehmen dabei edel. Der Pöbel wollte nicht leiden, daß er auf dem Marsfelde, wo die Guillotine ſtand, hingerichtet werde, weil er einſt als Maire von Paris hier auf den Pöbel hatte ſchießen laſſen. Da mußte der arme alte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in kaltem Regen ſtehen, bis die Guillotine anderswo aufgeſchlagen war. Weil er bei jener Vollziehung des Martialgeſetzes die rothe Fahne hatte entfalten laſſen, ſchleifte man eine ſolche Fahne durch den Koth und ſchlug ſie ihm in's Geſicht. Als man ihn zum Tod bereitete, rief ihm ein Soldat zu: du zitterſt, Bailly! Ja, vor Kälte, erwiderte der Greis ruhig. Der Kopf dieſes berühmten Präſidenten im Ballhauſe fiel am 12. November.

Die Gironde ſollte um ſo weniger geſchont werden, als ſie die letzte und verhaßteſte Gegnerin des Berges geweſen war und große Parteiung im Lande verurſacht hatte. Am 3. October wurden die 73 Conventsmitglieder verhaftet, die eine Proteſtation gegen die Verjagung der Gironde unterzeichnet hatten. Die vornehmen Häupter dieſer Partei aber gehörten den früher Verjagten an. Briſſot, Vergniaud, Genſonné, Valazé, Carra, Duchatel, Fonfrède, Ducos, Gardien, Laſource, Lehardi, Mainville, Antiboul, Viqué, Sillery, Duperret, Fauchet, Lacaſe, Duprat, Boileau wurden aus allen gefangenen Girondins als Opfer ausgewählt, während man die übrigen noch zurückbehielt. Sie vertheidigten ſich vor dem Revolutionsgericht mit einem nutzloſen Aufwand von Beredſamkeit. Die Richter hatten ſchon ihre Befehle vom Wohlfahrtsausſchuß und erkannten auf Tod. Valazé erſtach ſich augenblicklich. Laſource rief den Richtern zu: „ich ſterbe an dem Tage, an dem das Volk den Verſtand verloren hat, ihr werdet an dem Tage

ſterben, an dem es ihn wiederfindet.“ Camille Desmoulins hatte zugehört, beim Anblick der edlen Opfer wurde ſein Gewiſſen tief erſchüttert. Er bereute, durch ſeine bösartigen Zeitungsartikel und Brochüren zu ihrem Untergange mitgewirkt zu haben, ſchlug ſich vor die Stirne und ging troſtlos hinweg. Die Verurtheilten brachten noch eine Nacht gemeinſam bei einer Mahlzeit unter philoſophiſchen Geſprächen mit der Heiterkeit zu, die in jener Zeit der Exaltation ſo oft den Schrecken beſiegte. Nur Briſſot, deſſen Tugend nicht ſo rein geweſen war, wie die der Gironde, und der von ſeinen großen Kenntniſſen und Fähigkeiten ein beſſeres Loos erwartet hätte, blieb ſtumm und in ſich gekehrt. Vergniaud war der feſteſte. Er hatte auf die Wand ſeines Kerkers geſchrieben: potius mori quam foedari. Zum letztenmal überſtrömte ſeine Beredſamkeit vor ſeinen Freunden im Leben und Tode. „Wir haben uns, ſchloß er, nicht getäuſcht in der Freiheit, nur in der Zeit. Wir glaubten uns in Rom und wir waren in Paris. Aber unſer Blut iſt heiß genug, um den Boden der Freiheit fruchtbar zu machen. Das Volk gibt uns den Tod, wir laſſen ihm — die Hoffnung.“ Am andern Morgen wurden alle zum Richtplatz geführt, auch Valazé, der noch als Leiche geköpft werden ſollte. Sie ſangen die Marſeillaiſe mit Veränderung eines einzigen Verſes (contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé). Sie ſangen ſie fort unter den Hinrichtungen, immer um eine Stimme weniger, bis die letzte Stimme im Blut erſtickte (31. October). Wenige Tage ſpäter theilte Madame Johanne Roland das Geſchick ihrer Freunde. Sie hatte im Gefängniß ihre Memoiren geſchrieben. Eine Zeitlang hatte man ſie mit den verworfenſten Dirnen von Paris zuſammengeſperrt, dann aber wieder abgeſondert. Sowohl vor Gericht als auf dem letzten Gange benahm ſie ſich voll Muth und Würde, ihren überlegenen Geiſt nicht einen Augenblick verleugnend, den ſie nur vielleicht etwas zu ſehr zur Schau trug. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt und ihre ſchönen ſchwarzen Haare aufgelöst, die bis zu ihren Knieen hinabwallten. Mit ihr wurde der alte Lamarche,

zu seiner Erholung und Erquickung hören, und so weit er es vermag, auch mittheilen. Die gegenseitige Belehrung ist ihm Bedürfniß. Es hat sich deßwegen, um diesem Bedürfniß Genüge zu leisten, besonders in kleineren Städten, wo schon der Kosten wegen die Anschaffung vieler Schriften und die Unterhaltung besonderer Wohnungen sich nicht ausführen läßt, ein wechselseitiger Unterricht durch freie Vorträge, Vorlesen aus Schriften und Besprechen des Inhalts der Schriften, in geordneten Versammlungen gebildet. Da sich in jedem Ort wenigstens einige Männer finden, die Fähigkeit und Lust zum Vortrage in einigen Kreisen des Wissens haben, und das gegebene Beispiel bald natürliche Fähigkeiten aufmuntert, und weil bei solcher Einrichtung der geringste Theil der Schriften eines stillen Lesevereins hinreicht, oft nicht einmal die Miethe eines besondern Lokals nöthig wird, weil jeder Wirth den zahlreich sich versammelnden Mitgliedern gerne unentgeldlich seine Zimmer öffnet, so läßt sich ein solcher, den Inhalt der Schriften vorlesender und besprechender Verein leicht und fast überall ausführen. Es müssen aber diese Vereine, wenn sie mehr sich verbreiten, wichtige, jetzt noch kaum geahnte Folgen haben für das deutsche Volk, und selbst für die deutsche Literatur. Denn seit einer Reihe von Jahren schreibt und liest kein Volk so viel, als das deutsche, und zwar sehr oft zum Nachtheil der Schriftsteller und derer, für welche sie schreiben.

Durch die Gelegenheit, unendlich viel zu lesen über alle Fächer des Wissens, verlernen die meisten Leser, selbst zu denken und sich das Gute der Schriften zu eigen zu machen, gewöhnen sich, von Buch zu Buch zu eilen und, einem Schlemmer gleich, der schon viel genossen hat, immer nach Neuem und Auffallendem zu haschen. Durch diesen verwöhnten Geschmack werden dann auch viele Schriftsteller veranlaßt, sich vom Einfachen und Wahren zu entfernen, und sich im Unnatürlichen zu überbieten. Die gewöhnlichen Lesevereine sind die vorzüglichsten Ernährer dieser Vielschreiberei, und dann doch auch wieder die gar zu abhängigen Unterthanen derselben, weil sie wegen des endlosen Verlangens nach Neuem fast Alles nehmen müssen, und nicht Zeit noch Gelegenheit haben, über den Inhalt der Schriften zu urtheilen.

Wenn in einem Leseverein, an dessen Eingang mit großen Buchstaben „Stillschweigen" angeschrieben ist, einige Dutzend Männer

Director der Assignatenfabrik, zur Guillotine geführt und weinte, sie tröstete ihn und brachte ihn sogar zum Lächeln. Vor der großen Statue der Freiheit rief sie aus: „o Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen.“ Ihr gedankenreicher Kopf fiel am 9. November. Ihr alter Gatte hatte sich auf dem Lande versteckt gehalten, als er ihren Tod erfuhr, verschwand er. Man fand ihn an der Straße nach Paris todt an einen Baum gelehnt, er hatte sich seinen Stockdegen durchs Herz gestoßen. — Auch Manuel, der neben Petion als Gemeindeanwalt von Paris einst eine große Rolle gespielt hatte, dann aus Entsetzen vor den Septembermorden geflohen, vom Pöbel mißhandelt und wieder eingeliefert worden war, mußte sterben. Eines der letzten berühmten Opfer war Lavoisier, der große Chemiker, der das Revolutionstribunal nur noch um vierzehn Tage Frist bat, um eine wissenschaftliche Entdeckung, mit der er gerade beschäftigt war, zu vollenden. Aber man spottete seiner und schlug ihm den Kopf ab. — Condorcet, der berühmte Freund der Gironde, hielt sich lange versteckt, ging erst im folgenden Frühling heraus, weil er die Einsperrung nicht länger ertragen konnte, verirrte, wurde gefangen und Morgens todt auf seinem Lager gefunden, wahrscheinlich aus Erschöpfung, man glaubte aber, er habe sich vergiftet.

Der Volkszorn gegen alte Mißbräuche wurde zu einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß gegen alles Alte überhaupt. Die wenigen Gebildeten oder Halbgebildeten, welche damals noch die Geschicke Frankreichs lenkten, waren mit einer Philosophie angefüllt, die außer einigen classischen Reminiscenzen von der Geschichte weder etwas wußte, noch wissen wollte, und die Menschen nicht nahm, wie sie sind, sondern wie sie ihrem Dafürhalten nach seyn sollten. Ihnen war es schon seit Rousseau ein geläufiger Gedanke, die gesammte Menschheit nach einem gewissen Ideal zu reconstruiren. Der damals sehr allgemein herrschende Glaube, es sey ganz leicht, die Menschen anders zu machen, wurde ohne Zweifel genährt durch die Erfahrung, die man schon lange, und zwar gerade in Paris

in Bezug auf die plötzlich und unwiderstehlich, alles wenigstens äußerlich umgestaltende Mode gemacht hatte. Auch die Philosophie war im Grunde nur eine Mode. Endlich war mit dem Könige, mit dem ersten, zweiten und dritten Stande alles Geschichtliche gleichsam zerschmolzen, und man behielt nur eine nivellirte Volksmasse übrig, wie eine tabula rasa, die von selbst eine kräftige Hand mit dem Griffel aufforderte, sie neu zu beschreiben.

Man begnügte sich daher nicht mit einer neuen Staatsform und gänzlich veränderten bürgerlichen Rechten und Sitten, sondern man glaubte viel tiefer greifen und überhaupt für die Menschheit eine neue Aera beginnen zu müssen, daher der neue Kalender, die neue Zeitrechnung nichts Zufälliges und kein Auswuchs, sondern eine nothwendige Folge der Revolution waren. Eben so unvermeidlich mußten die Beziehungen zum Jenseits anders gefaßt, wie alle irdischen, so auch die göttlichen Dinge unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt werden.

Auf Rommes Antrag wurde am 3. October die neue Zeitrechnung und der neue Kalender decretirt. Die neue Aera zählte nach Jahren der Republik und begann mit dem 22. September. „Der 21. war der letzte Tag der Monarchie, der 22. der erste der Republik. An demselben Tage trat die Sonne in das Zeichen der Waage und in die Tag- und Nachtgleiche. Der Himmel wollte durch diese astronomische Gleichheit die Einführung der bürgerlichen Gleichheit einweihen. Die Sonne beleuchtete zugleich die beiden Pole an demselben Tage, an welchem die Fackel der Freiheit zum erstenmal über ganz Frankreich strahlte. Die Zeit rollte ein neues Buch der Geschichte auf. In ihrem neuen Gange, majestätisch und einfach, will sie, daß auch ein neuer reiner Grabstichel die Annalen des wiedergebornen Frankreichs aufzeichne. Große Völker haben nur ihre eigenen Annalen. Die Römer zählten von der Gründung Roms, wir zählen von der Gründung der Freiheit und Gleichheit.“ So lauteten die Einleitungsworte der neuen Aera, die der Convent festsetzte. Man hielt es inzwischen

für ein ſchlimmes Omen, daß die neue Zeitrechnung im Herbſt begann, um in immer tiefere Nacht des Winters hineinzuführen. Die zwölf Monate wurden beibehalten, aber anders benannt, nach den Jahreszeiten, die Herbſtmonate vom October an gerechnet: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate: Nivose, Ventose, Pluviose; die Frühlingsmonate: Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate: Messidor, Thermidor, Fructidor. Jeder hatte nur 30 Tage, die fünf Schalttage hießen Sansculottides und waren dem Genie, der Arbeit, den ſchönen Handlungen, den Belohnungen und der öffentlichen Meinung geweiht. Wochen gab es nicht mehr, ſtatt ihrer Decaden von je 10 Tagen. Jeder Tag hatte wieder ſeinen beſonderen Namen, wobei man die chriſtlichen Heiligen beſeitigte, den Cultus der Natur allein noch gelten ließ und insbeſondere nach der Nützlichkeitstheorie auf die Naturgaben Rückſicht nahm, indem man die Tage mit den Namen der wichtigſten zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Küche ꝛc. gehörigen Dingen benannte. So hieß im Vendemiaire, mit dem der republikaniſche Kalender begann, der erſte Tag raisin (Weintraube), vielleicht ironiſch, um die Trunkenheit der Zeit zu bezeichnen, der zweite safran, der dritte Kaſtanie, der fünfte Pferd, der 11te Kartoffel, der 15te Eſel, der 25te Ochſe. Im Frimaire kam Honig und Wachs vor; im Nivoſe Granit, Marmor, Eiſen, Blei; im Floreal Roſe, Nachtigall, Hyacinthe, Baldrian und Senf; im Meſſidor Rosmarin, Abſynth, Coriander, Lavendel und Tabak; im Fructidor die Pflaume, Nuß, Citrone ꝛc. Geht man dieſen Kalender ein wenig genauer durch, ſo entdeckt man eine abſichtliche und ruchloſe Blasphemie. Der heiligſte Tag der Chriſtenheit, Chriſti Geburt, der 25. December, iſt als der fünfte Nivoſe mit chien (Hund) bezeichnet; Mariä Verkündigung (25. März) als der fünfte Germinal mit poulo (Henne); der Tag aller Heiligen (1. November) als 11ter Brumaire mit salsifis (Bocksbart) ꝛc. Dieſes Kalenders haben ſich die Franzoſen offiziell bedient bis zum Jahre 1802.

Nur einen Tag vor der Decretirung des neuen Kalenders (2. October) bewilligte der Convent dem berühmten Philosophen Descartes die Ehre des Pantheons. Descartes war der erste Begründer der modernen, dem Christenthume direct entgegengesetzten Philosophie gewesen. Sechs Wochen später wurden auch Marats Reste unter großem Pomp in's Pantheon getragen, einem früheren Beschluß zum Trotz, nach welchem vor einem Jahrzehnt nach seinem Tode keiner in's Pantheon kommen sollte. Das waren die Heiligen des neuen Cultus der Republik. Aber noch war der christliche nicht ganz abgeschafft.

Die dem Christenthum feindselige Philosophie hatte in der Revolution triumphirt. Alle Priester, die den Civileid verweigerten, waren gemordet oder geächtet, alle geistlichen Gelübde aufgehoben. Die wenigen Gläubigen, welche in Paris noch Muth gehabt, sich in der Theatinerkirche unter einem unbeeidigten Priester zur Andacht zu versammeln (was im Jahre 1792 das Gesetz noch gestattete), waren doch damals schon beim Herausgehen aus der Kirche vom Pöbel überfallen und mißhandelt, eben so die Nonnen, die ihr Kloster nicht verlassen wollten, von eindringendem Weiberpöbel ausgepeitscht worden. Paris war überschwemmt mit atheistischen Schriften und Karikaturen auf die christlichen Heiligthümer. In den Zeitungen, in den öffentlichen Reden wiederhallte nur Hohn und Spott gegen die Religion. Eben so in den Provinzen. Viele Conventsdeputirte machten es sich zur Aufgabe, die Kirchen zu plündern und die Geistlichen damals noch zu verfolgen. Bei alledem aber bestand noch die Kirche zu Recht. Talleyrand weihte die constitutionellen Bischöfe ein; Pfarrer, welche sich dazu hergaben, den Eid zu leisten, traten an die Stelle der eidweigernden, die nur ihre Pfründen verloren. Als 1792 der Pariser Gemeinderath die Prozessionen verbot, widersetzte sich die Nationalgarde und begleitete eine Prozession in großem Pomp. Camille Desmoulins schrieb damals: „der Gemeinderath hat eine Thorheit begangen, die irdischen Könige sind reif zum Falle, aber der alte im Himmel

noch nicht." Indem aber die Revolution immer heißer wurde, die Frechheit hier, die Furcht dort wuchs, konnte sich auch die constitutionelle Kirche nicht halten. Ihre Priester waren Abtrünnige, die keinerlei Begeisterung erweckten, das ganze Institut eine Halbheit, verachtet von den Ungläubigen wie von den Gläubigen. Nach dem Tode des Königs rief Dupont: „wie? der Thron ist gestürzt und der Altar steht noch?" Bernard nannte die Taufe „eine Befleckung, gegen welche sich die armen Kinder nicht einmal wehren können." Der Pfarrer Parens schrieb: „ich war Priester, d. h. ein Charlatan." Man nannte die Evangelien „Sottisen, die dem menschlichen Geschlecht Jahrtausende lang in's Gesicht gesagt worden seyen." Man stahl den mit Juwelen bedeckten Reliquienkasten der h. Genoveva (Schutzpatronin von Paris) und spottete, daß sie kein Wunder gethan habe, ihn zu retten. Durch ein Decret des Convents wurde jetzt auch den vereidigten Priestern die Staatsbesoldung abgesprochen. Wer noch einen Priester brauche, hieß es, solle ihn selber bezahlen.

Nach dem Sturze der Gironde ging es schnell aus mit dem constitutionellen Rest der Kirche. Am 12. August erlaubte der Convent die Priesterehe; am 22. desselben Monats erschien eine Deputation von Lehrern vor dem Convent und verlangte durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abschaffung des „Gebets zu einem sogenannten Gott". Auch andere Deputationen verlangten die Abschaffung des christlichen Cultus und abtrünnige Priester schickten offene Briefe ein, worin sie dem Christenthum als einer Lüge entsagten und laut bedauerten, daß sie durch ihre Stellung so lange gezwungen gewesen seyen, das Volk zu belügen. Endlich am 7. November that die fanatisch antichristliche Partei der Cordeliers im Pariser Gemeinderath einen entscheidenden Schritt. Der zu allem dienende Maire Pache, der Gemeinderath Chaumette, mehr verrückt als böswillig, der über alle Begriffe niederträchtige, im gemeinsten Schmutz der Gedanken und Sprache sich wälzende Hebert, der eitle Buchdrucker Momoro, der freche Bourdon von der

Diſe, der preußiſche Baron Cloots, ſ. g. Redner des Menſchengeſchlechts, der den Namen Anacharſis angenommen hatte, traten mit Gobel, Erzbiſchof von Paris, und deſſen geſammter Kleriſei vor den Convent und erklärten, ſie entſagten dem Chriſtenthum. Gobel, früher Pfarrer in Pruntrut, war ein ſchwacher alter Thor, den man überredet hatte, dieſe elende Rolle zu ſpielen. Er ſetzte die rothe Mütze auf und warf Biſchofsmütze, Stab und Ring von ſich, indem er ſagte, es gebe jetzt nur noch einen Cult, den der Freiheit und Gleichheit. Alle ſeine untergebenen Prieſter folgten ſeinem Beiſpiele, eben ſo die im Convent ſitzenden Prieſter. Nur Gregoire nicht, der die Religionsfreiheit für ſich in Anſpruch nahm. Der Convent aber klatſchte dem Erzbiſchof Beifall und der Präſident umarmte ihn feierlich. Der ſonſt kalte Abbé Sièyes gerieth bei dieſem Anlaß außer ſich vor Entzücken, ſegnete dieſen Tag und erklärte die Abſchaffung des Chriſtenthums für „die größte Wohlthat der Republik“. Im neuen Kalender erhielt dieſer Tag den Namen „Tag der Vernunft“.

Drei Tage ſpäter führte der Gemeinderath den Cultus der Vernunft ein. Chaumette zog abermals mit einem feierlichen Zuge in den Convent. Diesmal ſtellte er demſelben „die Göttin der Natur“ vor, die ſchöne Frau Momoro's. In weißem Kleide mit himmelblauem Mantel, auf den wallenden Locken die rothe Mütze und mit einer Pike in der Hand wurde ſie von Männern getragen und von weißgekleideten Mädchen mit Kränzen und Fackeln begleitet. Chaumette entſchleierte die Göttin und führte ſie, als das Meiſterſtück der Natur, allein würdig, deren Gottheit darzuſtellen, dem Präſidenten zu, der ſie küßte. Alles jauchzte Beifall und der Convent folgte der Göttin nach der ehrwürdigen Kirche Notre Dame, um die Gottheit der Natur im „Tempel der Vernunft“ anzubeten und Hymnen zu ſingen. Robespierre war nicht dabei, ſondern hatte ſich unwillig aus dem Convent mit St. Juſt entfernt. — Seitdem wurde an jedem Decadentage ſtatt des ehemaligen Sonntagsgottesdienſtes der Cultus der Natur und Ver-

nunft mit Schauſtellung einer halbnackten Göttin, Beräucherung derſelben und Abſingung von patriotiſchen Hymnen begangen. Die Vernunftgöttinnen waren in der Regel ſchöne Freudenmädchen, man zwang aber auch ehrbare Jungfrauen zu dieſer Rolle. Eine wunderſchöne Buchbinderstochter, Mademoiſelle Lolſelet, die gewaltſam requirirt wurde, ſtarb vor Scham. Cloots hätte übrigens lieber ſtatt der Vernunft das Volk anbeten laſſen, denn er erklärte im Convent (deſſen Mitglied er war) das Volk für den einzigen Gott in der Welt (Peuple-Dieu).

Die meiſten Sectionen der Pariſer Gemeinde ſtimmten in den Wahnſinn ein und plünderten alle Kirchen. In der Kirche zu St. Roche forderte ein Schauſpieler auf der Kanzel Gott heraus, wenn er exiſtire, ſo ſolle er ſich wehren. Am 21. November zog der Pöbel geſchmückt mit den geiſtlichen Ornaten und dem Kirchengeräth in einem Spottaufzug mitten durch den Convent, unter unermeßlichem Jubel. In Biſchofsmützen, mit dem goldgeſtickten Chorrock angethan, tanzten Weiber mit den die heiligen Kelche bacchantiſch ſchwingenden Sansculotten die Carmagnole *) mitten im Convent. Der Sprecher dieſes ruchloſen Zuges redete den Präſidenten an: „So erkämpft die Vernunft ihren großen Sieg über den Fanatismus. Eine Religion voll Irrthum und Blut iſt vernichtet. Sie verſchwindet von der Oberfläche der Erde. Muſe der Geſchichte, zerbrich deinen Griffel! bis jetzt hatteſt du nur Verbrechen zu beſchreiben, von dieſem Tage an wirſt du nur Tugen-

---

*) Carmagnola iſt ein Ort in Piemont, von wo arme Savojardenknaben nach Paris zu kommen pflegten, um Murmelthiere tanzen zu laſſen und ſich auf andere Art etwas Geld zu verdienen. Das nach ihrer Heimath genannte und von ihnen geſungene Lieblingslied war eine Verhöhnung der hingerichteten Königin und fing an: Madame Veto avoit promis. Der Schluß war: dansons la Carmagnole, vive le son du canon!

den schildern.“ Der Präsident antwortete mit wärmster Anerkennung und rühmte von den Parisern: „in einem Augenblicke macht ihr achtzehn Jahrhunderte des Irrthums in's Nichts verschwinden.“ Aehnliches geschah fast überall in Frankreich. Zu Rheims zerbrach der Deputirte Ruhl das heil. Oelgefäß, aus dem seit Chlodwigs Zeit alle Könige gesalbt worden waren. Ein anderer, Dumont, ließ alle Kreuze vertilgen und Jeden verhaften, der noch auf christliche Weise den Sonntag feiern wollte. In Nantes wurden alle christlichen Bilder und Schriften auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. Bis zum Jahresschluß erhielt der Convent aus allen Departements zahllose Zuschriften, in denen Behörden, Volk und Priester wetteifernd ihren Haß gegen das Christenthum, ihren Eifer, dasselbe auszurotten und ihre Begeisterung für den Cultus der Vernunft betheuerten. Die Mode hatte bei dem Leichtsinn, dem die Franzosen so gerne verfallen, und bei vielen, wohl bei den meisten auch die Furcht den größten Antheil an diesen Erscheinungen. Man mußte für sein Leben bangen, wenn man nicht mitmachte.

Frankreich hatte damals die Zerstörung einer Menge unschätzbarer Alterthümer und Kunstwerke zu beklagen. Gregoire rettete mit vieler Mühe, was übrig blieb, indem er der Eitelkeit der Nation schmeichelte und die Aufbewahrung werthvoller Denkmäler in ein großes Museum vorschlug. Hebert war so weit gegangen, ein Niederreißen aller Thürme zu verlangen, weil jeder Thurm eine Protestation gegen die Gleichheit sey. Das sollte auf unsern herrlichen Münster in Straßburg angewandt werden, aber er widerstand durch seine Festigkeit und Größe. Die Jakobiner konnten nur seine unteren Zierden wegschlagen. Jedoch wurde aus dem Münster ein „Tempel der Vernunft“ gemacht und vor Marats Büste ein großes Feuer mitten in der Kirche angezündet, in welches Bischof Brendel selbst die Insignien seiner bischöflichen Würde warf, dessen Beispiel viele andere Geistlichen folgten.

Der Gottesdienſt hörte im ganzen Lande auf, es gab keine Taufe und keine Trauung mehr. Nur die Begräbniſſe wurden noch feierlich, aber nicht mehr chriſtlich begangen. Ueber die Kirchhöfe ſchrieb man „ewiger Schlaf“, weil es kein Auferſtehen mehr geben ſollte.

Viertes Buch.

Robespierres Sturz.

Weiter als bis zur Abschaffung Gottes konnte die Revolution nicht gehen. Als sie bei diesem Aeußersten angelangt war, mußte die Bewegung rückläufig werden.

Robespierre war ein Schwärmer für die Tugend, er hatte die Monarchie und Aristokratie weniger um der Freiheit, als um der Tugend willen bekämpft. Er hielt sie für Institute, die das Laster begünstigten. Die Republik, die er ihnen entgegensetzte, sollte ein Freistaat einfacher, sittlicher, reiner Bürger seyn. Er wollte nicht, daß sie, kaum gegründet, schon wieder die Beute lüderlicher und charakterloser Menschen würde. Er sah in denen, die keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keine ewige Gerechtigkeit und keine Moral mehr anerkannten, die schlimmsten Feinde seiner Tugendrepublik und glaubte, oder machte glauben, sie seyen vom Ausland bezahlt, um die junge Freiheit zu schänden und dadurch zu untergraben. Zufällig gehörten zu Chaumettes und Heberts Partei wirklich auffallend viele Fremde, wie Cloots, Proli (ein natürlicher Sohn des österreichischen Ministers Kaunitz), der holländische Bankier Koch, ein jüdisch-deutscher Bankier Frey, der Däne Diedrichson, der Bankier Batz, die Spanier Guzmann und Pereyra. Robespierre empfand den tiefsten Eckel bei den irreligiösen Kundgebun-

sitzen, von denen jeder eine andere Schrift in der Hand hat, und vielleicht in einer Stunde sechs verschiedene in die Hand nimmt, so ist nicht wahrscheinlich, daß der Einzelne mit einem bestimmten Gedanken und Eindruck aus dem Lesezimmer in das Conversationszimmer tritt. Aber noch unwahrscheinlicher ist, daß der Eindruck, den er vielleicht erhalten, sich über die Gesellschaft verbreite, und ein Gesammtgefühl oder allgemeiner Gedanke werde, und so eine Aufmunterung für die guten Schriftsteller und eine Richtschnur für die schlechten. Denn jeder bringt einen andern Eindruck in das Unterhaltungszimmer, oder auch verschiedene unbestimmte, hört nur mit zerstreutem Sinn, was ihm der andere vielleicht von seinen Lesefrüchten mittheilt, und nimmt sich selten die Mühe, nach der Schrift zu suchen, auf die er aufmerksam gemacht worden, oder kommt erst an das Lesen, nachdem der andere schon wieder den Eindruck vergessen hat. Das Beste der Schriften geht deßwegen oft ohne Wirkung für Geist und Gemüth verloren, und das schönste Gedicht findet bei der Gesellschaft nicht den lebendigen Wiederklang, den es bei beredteren, lebhafteren, wenn gleich weniger bücherreichen Nationen in vollem Maß finden würde. Es fehlt unseren Schriften wenigstens bis jetzt noch größtentheils das lebendige Wort über große Gedanken, das noch, in die Hörsäle der Lehrer, in die Tempel und die Privatzirkel eingeschlossen, die größeren Gesellschaften und das Leben des Volks nicht erleuchten und erwärmen kann, und nur schüchtern und oft unverständlich in den Betversammlungen der Frommen und in den Singvereinen der Lebensfrohen einige Verbreitung erhalten hat. Diese Gefangenschaft des lebendigen Worts ist der eigentliche Grund der Vielleserei und Vielschreiberei und der großen Kluft, die zwischen Wissen und Leben, zwischen Gedanke und That noch besteht. Die Folgen waren weniger auffallend und nachtheilig, so lange sie sich auf die Honoratiorenstände beschränkten, die in vielfachen Privatzirkeln Ersatz sich verschaffen können, und in Geschäften und höherm Bildungsgrad mehrfache Hülfsmittel finden. Aber die Folgen wurden bedenklicher, als die Schriftsteller sich die Zahl ihrer Leser zu vermehren suchten durch populäre Schriften über alle Gegenstände des Wissens für den thätigen Bürgerstand, als die oberflächliche Vielleserei, das Lesen ohne Denken bei diesem Stand Eingang fand, und die größern Städte besonders anfingen, um

gen dieſer Partei, wagte aber die Religion noch nicht gleich zu vertheidigen, weil ſich der Convent und das Volk allzu maſſenhaft bei der atheiſtiſchen Bewegung betheiligt hatten. Dagegen vertheidigte er die Moral, unabhängig von der Religion, mit großem Ernſt. Er und ſeine näheren Freunde bewirkten ſchon am 5. September die Entfernung aller Freudenmädchen aus Paris, als einer Claſſe, deren Verderbniß vom alten Hofe ſtamme und die Bürgertugend nicht länger entweihen und gefährden dürfe. Ferner ſetzte er am 30. October durch, daß alle Weiberklubs geſchloſſen wurden, weil nur Männer ſich mit Politik, die Weiber aber mit den häuslichen und Mutterpflichten zu beſchäftigen hätten. Dies war ſein erſter indirecter Angriff gegen Hebert, der dieſe Weibergeſellſchaften durch die überaus freche Roſa Lacombe hatte organiſiren laſſen und dem ſie überall Beifall zujauchzten und Anhänger warben. Hebert war ein Theaterbilletabnehmer geweſen und wegen Betrügereien in dieſem niedrigen Amt fortgejagt worden. Immer hatte er ſich in den tiefſten Regionen der Hauptſtadt, unter den Damen der Halle und den feilen Dirnen bewegt und deren Sprache in die Preſſe, in den Gemeinderath, ſelbſt in den Convent gebracht. Camille Desmoulins warnte vor ihm und ſagte, er verhalte ſich zu den guten Pariſer Bürgern, wie ein Kloak zur Seine. Gleichwohl zahlte ihm der Kriegsminiſter Bouchotte 120,000 Fr. für ſein Schmutzblatt (père Duchesne), um es überall zu verbreiten.

Die ſittliche Partei, Robespierre und St. Juſt an der Spitze, bereitete einen Kampf auf Leben und Tod mit der unſittlichen vor, anfangs nur in ernſtmahnenden Reden. Robespierre hielt am Tage nach der Verhöhnung des Kirchenſchmuckes eine Rede im Jakobinerklub, worin er den irreligiöſen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das nicht den Namen der Vernunft verdiene, ſondern der größte Feind der Vernunft ſey. Namenloſen Neulingen ſolle es nicht gelingen, die bewährten Patrioten zu Uebertreibungen zu verführen, die Würde der Nation und die Huldigungen, die ſie der reinen Wahrheit bringen, durch Poſſenſpiele zu entweihen und die

Schelle der Narrheit an das Scepter der Philosophie zu hängen. „Es gibt Leute, die unter der Maske, als zerstörten sie den Aberglauben, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollen. Aber der Atheismus war Sache der verderbten Aristokratie, während die Idee eines höchsten Wesens, welches über die Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen straft, Sache des Volkes ist. Das Volk, die Armen werden mir beistimmen. Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden."

Bald darauf setzte Robespierre eine merkwürdige Maaßregel durch, eine sittliche und politische Reinigung des Jakobinerklubs. Sie begann den 29. November und dauerte bis ins neue Jahr. Die Häupter des Convents wie des Gemeinderaths gehörten dem Klub an; man kann daraus ermessen, wie wichtig die öffentliche Beichte und Absolution oder Verdammung so vieler bedeutender Männer war, denn jeder mußte seinen reinen Patriotismus nachweisen und sich die strenge Kritik der Gesellschaft und vor allen Robespierres gefallen lassen, der bei dieser Revue der unbescholtenste war und dem man die Rolle des Beichtvaters stillschweigend zugestand. Sein Ansehen wuchs noch mehr durch die Schonung, die er vielen angedeihen ließ, indem er selbst ihre Entschuldigung übernahm. Mit überlegener Klugheit begnügte er sich, den Credit derer, die er später verderben wollte, einstweilen nur zu erschüttern. So behandelte er namentlich Danton und Camille Desmoulins. Danton war vor kurzem wieder zurückgekehrt, von seinen beunruhigten Freunden gerufen. Er war nicht vorwurfsfrei. Seine Verbindungen mit Orleans und Dumouriez waren nicht vergessen, sein Reichthum, seine Ueppigkeit und Trägheit beleidigte die ärmeren Sansculotten. Aber Robespierre selbst nahm ihn in Schutz und gab ihm den Bruderkuß. Desmoulins gab im Gegensatz gegen die neuen von Hebert gelenkten Cordeliers, die ihn aus dem Klub ausgestoßen hatten, ein Journal, le vieux Cordelier, heraus, worin er überaus geistreich und kühn die Unholde angriff, die der Abgrund der Revolution ausgespieen hatte, aber auch das

Schreckensſyſtem des Convents tadelte, die vielen unſchuldigen Opfer bedauerte, vor dem Meer von Blut, das vergoſſen wurde, zurückſchauderte und zur Milde mahnte. Das brachte ihn in den Verdacht eines Reactionärs. Aber auch ihn beſchützte Robespierre, der nur gegen die Hebertiſten ſtreng verfuhr und zunächſt Cloots*) als Ausländer angriff, indem er ausrief: „kann ein deutſcher Baron mit 100,000 Livres Renten, der bei den reichen Bankiers ſpeist, ein guter Demokrat ſeyn? kann ein Mann, der uns unaufhörlich zur Befreiung des ganzen Menſchengeſchlechts antreibt und in gefährliche Kriege verwickelt, es wohl meinen mit Frankreich?“ Robespierre äußerte ſich auch bei andern Anläſſen immer unzufrieden mit dem Kriege, weil er von den Generalen entweder Verrath oder Militärdictatur fürchtete und jeden für einen künftigen Monk oder Cromwell hielt, der die Republik im Innern vernichten werde, wenn ſie nicht durch die Heere des Auslands überwältigt werden könne.

Die Hebertiſten wurden beſorgt und ſannen auf Widerſtand. Sie waren nicht unmächtig. Sie herrſchten im Gemeinde-

---

*) Cloots, der eine Zeitlang im Jakobinerklub präſidirte und Conventsmitglied geworden war, betrieb vornehmlich den Krieg gegen alle Könige und prahlte dabei mit ſeinem Gelde, indem er einen Preis auf den Kopf ſeines ehemaligen Landesherrn, des Königs von Preußen, ſetzte. Er nannte ſich den Redner des Menſchengeſchlechts und verlangte, der Franzoſe ſollte ſeinen nationalen Namen ablegen und ſich Univerſel nennen, weil von nun an alle Völker in der einen, gleichen und untheilbaren Menſchheit verſchwinden müßten. Dieſe Menſchheit als das Urvolk galt ihm zugleich als Gott. Er ſagte im Convent: ich kämpfte mein Leben lang gegen die Herren der Erde und des Himmels. Es gibt nur einen Gott, das iſt die Natur, und nur einen Herrn, das iſt das Menſchengeſchlecht, geeinigt durch Vernunft zur allgemeinen Republik als göttliches Volk. Je le répète, le genre humain est Dieu, le Peuple-Dieu. Moniteur 1793, Nr. 120. Er pflegte ſich zu unterſchreiben: perſönlicher Feind des Jeſus von Nazareth.

rath, der bisher in allen Krisen obgesiegt und den Convent eingeschüchtert hatte. Sie waren die Schwächeren im Jakobinerklub, übten aber durch den Klub der Cordeliers den größten Einfluß auf die Sectionen und den Pöbel. Hebert machte bei den Cordeliers am 12. Febr. Robespierre als einen „schwülstigen Redner" lächerlich. Die Hebertisten hatten eine bewaffnete Macht in der vom kecken Ronsin befehligten Revolutionsarmee, den sogenannten Epaulettiers, die mit ihren Schleppsäbeln großen Lärm in Paris machten und sich als Eisenfresser gebärdeten. Ihnen hingen auch alle die Vollziehungsbeamten an, die sich bei den Confiscationen bereichert hatten, vor allen der einflußreiche Vincent im Kriegsministerium. Ihre Hauptstütze aber war Collot d'Herbois, der von Lyon zurückkehrend das äußerste Schreckenssystem vertheidigte. Robespierre hielt an sich, um die Hebertisten durch die Dantonisten und umgekehrt, eine Partei durch die andre sich selber stürzen zu lassen. Dantons Freunde begannen die Anklage gegen die Hebertisten, Philippeaux erhob sich gegen Rossignol, Fabre d'Eglantine gegen Ronsin und Vincent, deren unmenschliche Grausamkeit, Räuberei und Veruntreuung die Republik schänden. Collot aber rettete sie und Robespierre, indem er den Hebertisten nur seine Verachtung ausdrückte, benutzte deren Wuth gegen die Dantonisten, um auch diese zu verdächtigen. Die Ueberspannten (Hebertisten) sind nicht gefährlicher, wie die Gemäßigten (Dantonisten), deutete er damals schon an. Jene wollen durch Uebertreibungen die Freiheit verächtlich machen, diese wollen durch Mitleid zur Contrerevolution und Monarchie zurückführen, beide aber, meinte Robespierre, sind von Pitt bestochen. Die Hebertisten verwarf er im Namen der Tugend, weil sie die Republik durch Habgier, Sittenlosigkeit und Atheismus entweihten, die Dantonisten verwarf er im Namen des Schreckens, weil sie die Republik durch Mitleid entnerven wollten. Collot zog sich sofort von den Hebertisten zurück und entging dadurch Robespierres Streichen.

Die Hebertisten aber, als die zunächst bedrohten, blieben nicht

paſſiv, ſondern rüſteten ſich und bereiteten eine Inſurrection vor. Man kannte die eigentlichen Verabredungen nicht, doch verbreitete ſich das Gerücht, man wolle die Conſtitution ändern und alle Gewalt zwei Männern anvertrauen, einem Großrichter, wozu Pache auserſehen war, und einem Obergeneral, der wohl Ronſin ſeyn ſollte. Heberts Blatt ſpie Feuer; die Ausrufer, die es täglich durch die Straßen trugen, ſchrieen „Pere Duchesne iſt teufliſch zornig.“ Inzwiſchen ſtellten ſich die Verſchwornen durch ihre Drohungen nur blos und hatten keine Energie, ſie auszuführen. Der Wohlfahrtsausſchuß kam ihnen zuvor und war ſo klug, nicht alle ihre Häupter auf einmal zu faſſen. Er ließ nur die Verworfenſten der Partei, Hebert, Vincent, Ronſin, Maillard, Momoro, Cloots und einige ähnliche verhaften. Wegen dieſer ſchlechten Geſellen wagte der Gemeinderath, deſſen Häupter Pache und Chaumette ungekränkt blieben, keinen Aufſtand gegen den Convent. Auch die Epaulettiers verriethen, daß ſie nur Prahler ſeyen und thaten nichts, ihren gefangenen Chef zu retten. Die Verurtheilten wurden am 24. März 1794 guillotinirt. Ronſin und Cloots ſtarben muthig. Cloots hatte keine Sorge, als es könne einer ſeiner Gefährten aus Angſt vor dem Tode noch fromm werden und an einen Gott glauben. Ihnen das auszureden, war er bis unter die Guillotine eifrig beſchäftigt. Hebert aber zeigte auf dem Henkerkarren die feigſte Todesangſt und war außer ſich, daher ihm der Pöbel höhniſch zurief: „Pere Duchesne iſt teufliſch zornig.“ Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst, der Klub der Cordeliers verlaſſen.

Aus der moraliſchen Reinigung durch die ſtrenge Beichte im Klub war ſomit eine blutige Reinigung durch die Guillotine geworden, und der erſte Erfolg ermunterte Robespierre fortzufahren. Der ſchmutzige Kapuziner Chabot hatte die Tochter des Bankier Frei geheirathet und mit Bazire, Fabre d'Eglantine (dem Freunde Dantons), Julien (einem proteſtantiſchen Geiſtlichen, der dem Chriſtenthum eben ſo feierlich abgeſchworen hatte, wie Gobel) den Bankiers Batz und Frei, Diedrichſen, Delaunay, dem Abbé d'Eſpag-

nac, der ein diebiſcher Armeelieferant geworden war, in den Vermögensangelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie einen großen Betrug im Complott gemacht und bedeutende Summen geſtohlen. Sie alle wurden verhaftet. Dieſe Gelegenheit aber erſah Robespierre, um auch ſeinen mächtigſten Nebenbuhler, Danton, verhaften zu laſſen. Nichts war geeigneter, auf dieſen großen Mann ein ungünſtiges Licht zu werfen, als ſeine Zuſammenſtellung mit dem verächtlichen Chabot. Es galt einmal die amtlichen Diebe der Republik zu züchtigen, und der nächſte Freund Dantons war dabei betheiligt, Fabre. Von einem andern ſeiner Freunde und Collegen Lacroix, der mit ihm verhaftet war, wußte man, wie viel er in Belgien geſtohlen habe. Danton ſelbſt aber ſtand in dringendem Verdacht, ſeine Hände nicht immer rein gehalten zu haben. Zu ſehr auf die nicht mehr vorhandene Volksgunſt pochend hatte er alle Mahnungen zur Flucht von ſich gewieſen und die ſtolze Antwort gegeben: „kann ich mein Vaterland an den Fußſohlen mit mir nehmen?“ Man warnte ihn noch am letzten Tage. „Sie wagen es nicht,“ rief er, und am andern Morgen ſaß er im Kerker. Er gerieth in ungeheuern Zorn, daß man ihn, die erſte Größe der Revolution, mit dem elenden Chabot zuſammenſtelle. Allein alles Proteſtiren half ihm nichts. Unter dem Vorwand, das Revolutionstribunal ſey hinlänglich unterrichtet, ſchnitt man ihm alles weitere Reden ab. In ſeinen Sturz wurde der arme Camille Desmoulins mit hineingezogen. Derſelbe hatte nämlich in ſeinem alten Cordelier das damalige Schreckensſyſtem mit dem unter Tiberius und Nero verglichen, die Schilderungen des Tacitus auf die Gegenwart angewandt und dringend einen Gnadenausſchuß verlangt. Das nahm Robespierre ſehr übel, der die Guillotine noch brauchte, um die unſittliche und irreligiöſe Partei auszurotten, daher auch ein milderes Verfahren jetzt noch nicht beginnen konnte. Gleichwohl wollte er den jungen Schriftſteller ſchonen, rieth ihm von dieſer Art, die Feder zu führen, ab und drohte ihm mit Verbrennung ſeiner Schriften. Da erwiderte Desmoulins un-

klug „verbrennen ist nicht widerlegen.“ Noch mehr aber schadete er sich durch die Verspottung der von Robespierre beständig in Aussicht gestellten Tugendrepublik. Er verglich dieselbe mit dem Zustande der alten Gallier, zu dem man also zurückkehren wolle. Wo bliebe da die Bildung der Neuzeit? wo die Fortschritte der Civilisation, der Industrie? Wie würde das stolze, reiche England sich freuen, wenn die Franzosen in die barbarische Tugend zurückfielen (die nur ein Paar Familien gestattete, da den Pflug zu führen, wo früher, wie in Lyon, die blühendste Industrie hunderttausend Familien ernährte!) wie würde dasselbe England sich aber bekümmern, wenn es hieße, Frankreich sey reicher, seine Gewerbe blühender, sein Handel ausgebreiteter als der englische! Man konnte Robespierre nicht tiefer im Innern verletzen, als mit dieser Sprache. Desmoulins war verloren, wie Danton. Er hatte eine junge schöne Frau, die er aufs zärtlichste liebte. Er konnte sich kaum darein finden, gefangen zu sitzen, als der erste Redner der Freiheit! St. Just war auf ihn nicht weniger grimmig, denn Desmoulins hatte von ihm gesagt, er trage sein Haupt ja so feierlich wie eine Monstranz. Und ich, erwiderte St. Just, will machen, daß er das seinige wie der heil. Dionysius trägt (abgeschlagen unter dem Arm). Durch St. Just wurde auch Herault de Sechelles den Verhafteten beigesellt. Herault hatte ihn in einem Zank herausgefordert, jener aber das Duell abgelehnt. Robespierre that seinem jungen Freunde den Gefallen, den ihm ohnehin verhaßten Edelmann zu stürzen. Ihnen wurden noch Philippeaux und Westermann zugesellt. Alle diese wurden gemeinsam zum Richtplatz geführt. Danton sagte noch: „ich bitte Gott und die Menschheit um Verzeihung. Frankreich ist ein unermeßlicher Schlamm. O wer ein armer namenloser Mensch wäre!“ Er sagte übrigens voraus, er werde Robespierre nachziehen. Sein Ruhm tröstete ihn: „meine Wohnung wird bald das Nichts seyn, aber mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte.“ Camille Desmoulins war vor Gericht noch so frivol, daß er sagen konnte „ich bin so alt wie der gute Sansculotte Je-

ſus, ein für Revolutionäre gefährliches Alter.“ Auf dem letzten Gange aber war er tief traurig. Danton ſtarb mit ſtolzem Muth und beugte ſich keinen Augenblick vor dem Schickſal. Er wollte Herault noch einmal umarmen; als die Henker es hinderten, rief er: laß es gut ſeyn, unſere Köpfe werden ſich im Sacke küſſen. Robespierre ſoll aus der Ferne ausnahmsweiſe dieſen Hinrichtungen zugeſehen und ſich vor Vergnügen die Hände gerieben haben, denn nur Danton allein war ihm gewachſen geweſen, von nun an durfte er ſich als Herrn der Republik anſehen. Dieſer Todestag der Dantoniſten und Chabotiſten war der 5. April.

Mittlerweile waren auch Chaumette, Gobel und Conſorten vor Gericht gezogen worden. Ihre Köpfe fielen mit denen der unglücklichen Wittwen Desmoulins und Heberts (einer ehemaligen Nonne) am 13. April. Pache wurde als unbedeutend geſchont.

Ein Verſuch des Fleiſchers Legendre, im Convent wegen der Hinrichtung Dantons Rechenſchaft zu fordern, mißlang gänzlich. Robespierre ſchüchterte ihn dergeſtalt ein, daß er eine feige Abbitte that. Niemand wagte, Robespierre anzutaſten, der von nun an eben ſo unumſchränkt im Convent wie im Klub der Jakobiner gebot und nun wirklich glaubte, die Zeit ſey gekommen, in der ſich ſein politiſches Ideal verwirklichen ſollte. Er hielt damals viele und lange Reden, in denen er die gehorſam horchenden Conventsmitglieder wie ein Weiſer ſeine Schüler anredete, obgleich er ſelbſt nur als Schüler Rouſſeaus ſprach. Freiheit und Gleichheit waren darin nicht mehr die Stichwörter, an ihre Stelle trat vielmehr Tugend und Schrecken. Die Tugend charakteriſirte er als Beſcheidenheit und Rechtlichkeit und den Schrecken als das nothwendige Mittel, alle die auszurotten, die unbeſcheiden nach einer Auszeichnung vor den übrigen einfachen Bürgern durch Talent, Reichthum, Ruhm ꝛc. ſtrebten oder die unredlich am Eigenthum der Nation ſich vergriffen und Sittenloſigkeit und Ueppigkeit des alten Hofes in der Republik fortſetzen wollten. Als Legendre Danton beklagte, ſagte Robespierre: „Es liegt nichts an den Eitelkeiten, die man

aufs Schaffot bringt. Ihr Beispiel dient nur, daß andere Bescheidenheit lernen. Es soll keinen Einzelruhm geben. Es ist genug, wenn der Nation auf lange Dauer hin eine glanzlose Rechtschaffenheit gesichert bleibt." Dieselbe Sprache führte St. Just, der aber oft abwesend war, um die Generale im Felde zu überwachen, während Robespierre durch das ihm ganz ergebene Revolutionstribunal (Präsident Hermann, Ankläger Fouquier Thinville) die Hinrichtungen im Innern systematisch fortsetzte. „Man wirft euch vor, ihr wäret unmenschlich, sagte St. Just am 26. Februar im Convent. Aber wie wenige an Zahl sind die Verbrecher, die ihr strafet, im Vergleich mit den 4 Millionen, die in den sämmtlichen Kerkern Europas seufzen und deren Angstgeschrei ihr nicht hört, weil die Könige sie zu verheimlichen wissen. Wir sind noch mäßig im Vergleich mit der Tyrannei der Monarchie, die seit dreißig Generationen in Blut schwamm. Gebt euch keiner schwachherzigen Täuschung hin, sie würde euch verderben. In der Republik ist das Mitleid Verrath."

Alle Gewalt lag im Wohlfahrtsausschuß, in welchem Robespierre mit seinen intimen Freunden Couthon und St. Just vorherrschte, die übrigen sich ihm anschmiegten, wie Barrère, oder an Terrorismus mit ihm wetteiferten, wie Collot d'Herbois, Billaud Varennes, Vadier, oder sich vom Parteiwesen abwandten um ein specielles Amt zu versehen, wie Carnot, der das Kriegswesen leitete. Der Sicherheitsausschuß konnte neben dem Wohlfahrtsausschuß nicht aufkommen, unter seinen Mitgliedern reifte aber allmählich der Neid gegen Robespierre.

In demselben Frühjahre 1794 begab sich der junge Kaiser **Franz II.** selbst in Coburgs Lager und führte ihm Verstärkungen zu, um den Krieg nach einem von Mack entworfenen Plane mit mehr Nachdruck zu erneuern. Auch die Engländer, Hannoveraner und Holländer unter York waren wieder auf dem Platz und die Preußen, diesmal unter dem Feldmarschall von Möllendorf, sollten vom Mittelrhein her die Alliirten unterstützen. Eine ungeheure

Macht war aufgeboten, aber nicht einig. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte seinen Abschied gesucht und dem König von Preußen am 6. Jan. 1794 einen merkwürdigen Brief geschrieben, worin er sagt: so lange die alliirten Mächte jede für sich etwas anderes will, der andern mißtraut, nur Opfer von ihr verlangt und selber keine bringen will, werden alle zusammen nicht im Stande seyn, eine in der höchsten Begeisterung entflammte und einige Nation, wie die französische, zu besiegen. Friedrich Wilhelm II., der sich immer noch am Rhein aufhielt, war äußerst übel gelaunt. Nur mit großer Mühe waren die Reichskreise in der Nähe dahin gebracht worden, die preußische Armee zu verpflegen, die ihnen doch den einzigen Schutz gewährte, ohne den sie den räuberischen Heeren des Convents hätten erliegen müssen. England, welches damals voll Hoffnung war, bewilligte Preußen 1,200,000 Pfund Sterling Subsidien, wofür es 62,000 Mann gegen Frankreich stellen und namentlich die englische Armee in den Niederlanden unterstützen sollte (weil England, wenn nicht Dünkirchen erobern, wenigstens Antwerpen und Holland nicht in französische Gewalt wollte fallen lassen), am 19. April. Allein Preußen erklärte, es schütze die Niederlande besser, wenn es am Mittelrhein bleibe und ein französisches Heer hier fessele. Die Hauptsorge des Königs von Preußen war aber, seine Truppen zu schonen, weil er hinter heillose Intriguen kam.

Da diese Intriguen den Knotenpunkt der Zeitgeschichte bilden, müssen wir sie hier näher erörtern. Kaiser Franz II. hatte sich von der alten Kaiserin Katharina II. die künftige Erwerbung Bayerns zusichern lassen, wogegen er zu ihren Absichten auf Polen die Augen zudrücken wollte. Nun erfuhr er aber, Rußland habe sich hinter seinem Rücken mit Preußen über eine zweite Theilung Polens verständigt, und zugleich protestirte England auf's bestimmteste gegen den bayrischen Plan. Im höchsten Aerger darüber entließ nun Franz seine bisherigen unfähigen Räthe, Spielmann und Cobenzl, die ihn gleichsam zwischen zwei Stühle gesetzt hatten, und

diesem Bedürfniß Genüge zu leisten, nach Art der Herrenmuseen, bürgerliche Lesevereine zu gründen.

Gerade aber von dieser Seite scheint auch wieder der Anfang einer bessern Richtung zu kommen, durch das Vorlesen und Besprechen des Inhalts der Schriften in geordneten Versammlungen, und den dem lebendigen Wort dadurch wieder gewonnenen Spielraum. Hier ist den guten und großen Worten möglich, einen Gesammteindruck hervor zu bringen; hier ist ein deutlicher Widerstand gegen das Unpassende und eine lebendige Theilnahme für das Einfache und Gute zu erreichen. Hier beginnt sich auch die Kluft zwischen Wissen und Leben auszufüllen. Ein guter Vorschlag, in solcher Versammlung mit Klarheit und Wärme vorgetragen, findet sogleich Unterstützung, und oft noch in derselben Versammlung Unterzeichner von Beiträgen, während ein solcher Vorschlag von den Mitgliedern eines Stillschweigen gebietenden Lesevereins oft gar nicht beachtet wird, oder nur langsam durch Circularien zur Ausführung vorbereitet werden kann. Es sind zwar auch ohne solche Einrichtung viele nützliche Unternehmungen entstanden, aber viel besser, schneller und nachhaltiger wäre das der Fall gewesen, wenn überall, in jeder Stadt ein solcher Verein wäre, der immer bereit und gerüstet ist zu allem, was Noth thut, die Kosten und Mühen des ersten Anstoßes übernimmt, und zugleich gegen ungeschickte und gefährliche Vorschläge das Publikum warnt, das oft durch glänzende Versprechungen sich verleiten läßt, und dadurch getäuscht, auch für gute Unternehmungen gleichgültig wird. Auch sind schon hie und da Vorträge an das Publikum über verschiedene Gegenstände des Wissens gehalten worden, aber nicht nachhaltig und alles Wissenswerthe umfassend. Das Oberflächliche, Gedankenlose und Ungeräumte kann zwar beim Sprechen so gut vorherrschend werden, als beim Lesen und Schreiben, aber doch am wenigsten bei den Worten, die in geordneter Versammlung vorgetragen werden, und deren Bestimmung ist, den Inhalt der Schriften dem Leben näher zu bringen. Die Ordnung der Versammlung schützt schon die Worte vor Unwürdigem, die Richtung auf die Schriften vor dem Gemeinen, die Richtung auf das Leben vor dem Ungereimten.

Auf ähnliche Art unterscheiden sich die bürgerlichen Lesevereine in Betreff der geselligen Unterhaltungen wesentlich von denen

machte Thugut zum ersten Minister. Dieser Fischersohn und Waisenknabe war von Maria Theresia emporgehoben worden, jetzt ein schon alter, kleiner und häßlicher Mann, mit dem Satyrgesicht, welches den herz- und gewissenlosen Intriganten in jeder Miene verrieth. Deutschlands böser Genius machte ihn damals zum Minister, um jede Vereinigung der beiden deutschen Großmächte unmöglich zu machen. Alte Verbindungen mit Rußland pflegend empfahl er seinem jungen Kaiser die Politik Josephs, d. h. ein Bündniß mit Rußland gegen Preußen und gegen die Türkei. Katharina hatte bereits wieder die Umtriebe französischer Agenten in Constantinopel zum Vorwand genommen, um die Türkei mit einem neuen Eroberungskriege zu bedrohen und durfte hoffen, denselben glücklich zu führen, wenn die übrigen Großmächte alle im Westen mit der Bekämpfung der französischen Revolution beschäftigt wären. Thugut rieth nun, Oesterreich solle den Krieg gegen Frankreich nur noch anstandshalber, aber ohne Nachdruck fortführen und sich dagegen mit Rußland zu einer dritten Theilung Polens und zu einem Angriff auf die Türkei vereinbaren. Dort sey mehr zu gewinnen, als am Rhein und an der Maas. Auf diesen Gedanken ging nun wirklich Franz II. ein, und sah dem Kriege in den Niederlanden nur noch theilnahmlos zu, während seine Gedanken im Osten waren. Doch blieb er noch bei der Armee, um den König von Preußen über seine Absichten zu täuschen. Zu demselben Zweck betrieb Thugut beim König von Preußen mit einem erkünstelten Eifer, den alten josephinischen Plan, Bayern mit Oesterreich zu vereinigen, und suchte Preußens Zustimmung dafür zu gewinnen, während er gleichzeitig in London versicherte, dieser Plan sey längst aufgegeben. Von London aus aber erfuhr Friedrich Wilhelm II. wie Thugut ihn belog, und sein Gesandter in Warschau, Buchholz, meldete ihm zugleich, daß Rußland den Gewinn Preußens bei der zweiten polnischen Theilung in Frage stelle und die Polen gegen Preußen aufhetze. Das war dem König doch zu viel, und vergessend, was er England versprochen hatte, eilte er nach Berlin

und ließ nur Möllendorf mit der Weisung zurück, nichts Entscheidendes mehr zu wagen. — Was die Engländer selbst betrifft, so wollten auch sie sich schonen und die Oesterreicher und Preußen in die Gefahr voranschicken. Sofern nun die drei coalisirten Großmächte, jede für sich, entschlossen waren, den Krieg gegen Frankreich nur der andern zu überlassen, so war die Coalition thatsächlich aufgelöst. Die Erscheinung des jungen deutschen Kaisers im Lager wirkte nicht belebend und begeisternd auf die Truppen, sondern tödtlich lähmend. Wie er denn auch persönlich alles Heroischen baar ein kleiner, leibarmer und trockener Mann war. In dem ungeheuern Heer der Alliirten in den Niederlanden traute keiner mehr dem andern. Auch die Holländer unter dem Prinzen von Oranien sonderten sich von den Engländern ab. Eben so zurückgesetzt sah sich Sardinien, welches vergebens auf österreichische Hülfe wartete, um gegen Lyon vorzugehen. Daher Pitt damals in seinem Unmuth ausrief: „die Oesterreicher sind immer um ein Jahr, um eine Armee und um eine Idee zurück.“ Er vergaß nur, was die Engländer selbst daran verschuldeten. Die gesammte Coalition sündigte.

York schonte seine Engländer auf dem rechten Flügel und überließ den Oesterreichern die Ehre und Gefahr der Entscheidung. Diese kämpften auch mit der unerschrockensten Ausdauer gegen die Wuth der französischen Nordarmee, die unter Pichegru's Oberleitung die äußersten Anstrengungen machte, um den Sieg des vorigen Jahres festzuhalten. Clerfait bildete mit dem österreichischen Armeetheil die Vorhut Yorks, wurde aber von diesem nicht unterstützt und unterlag, als er Menin entsetzen wollte, den Angriffen Moreau's und Souhams, 29. April. Menin konnte sich nicht halten. Der hannöversche Commandant von Hammerstein, dessen Adjutant der nachmals berühmte Scharnhorst war, wollte die vielen Emigranten retten, die in der Stadt waren, und zog mit der ganzen Besatzung in dunkler Nacht glücklich aus und davon. Coburg belagerte Landrecies, die Franzosen wollten es ent-

ſetzen, wurden aber am 26. April zurückgeſchlagen, wobei der nachmals berühmte Schwarzenberg ſich durch den kühnſten Cavallerieangriff auszeichnete. Landrecies fiel. Aber Pichegru wandte ſich nun mit Uebermacht gegen Clerfait und York, ſchlug jenen am 10. und 11. Mai bei Courtray und dieſen am 18. bei Tourcoing, wo die Engländer 65 Kanonen verloren, und eroberte Ypern. Würde Kaiſer Franz Clerfait durch den Erzherzog Karl unterſtützt haben, wie ſehr gewünſcht wurde, ſo hätten die Engländer ſiegen können. Aber der Kaiſer gönnte den Engländern keinen Sieg mehr und wollte ſeine Leute ſchonen. Er ſelbſt verließ das Lager ſchon am 9. Juni, um nach Wien zurückzukehren, ſein Augenmerk auf Polen zu richten und Preußens Plane hier zu durchkreuzen. So mußte alles ſchlecht gehen. Gegen Coburg rückte Jourdan mit der Moſelarmee heran und kämpfte mit ihm an der Sambre einen langen höchſt erbitterten Kampf in faſt täglich wiederholten Gefechten von Ende Mai an. Viermal wurden die Franzoſen über die Sambre zurückgeworfen, aber angefeuert durch den Conventsdeputirten St. Juſt, der immer voran war, griffen ſie unermüdet wieder an, verſtärkt durch einen Theil der Nordarmee, bis Jourdan am 26. Juni bei Fleurus einen entſcheidenden Sieg über Coburg erfocht. Dieſe Schlacht war durch den großen Luftballon merkwürdig, den die Franzoſen aufſteigen ließen und von dem aus ſie die Stellung der Oeſterreicher erforſchten. Nun mußte Coburg ſich zurückziehen und viele feſte Plätze nach einander aufgeben. Die Franzoſen ſchienen zu wiſſen, was Thuguts Plan war, weßhalb ſie die Oeſterreicher ſchonten. Ein Conventsbeſchluß befahl, nur alle Engländer, Hannoveraner und Emigrirte ohne Pardon zu erſchießen, welches Loos zuerſt die Beſatzung von Charleroi traf. In Nieuport wurden dagegen nur die Emigranten ermordet, die Engländer aber geſchont, was Robespierre übel nahm: „was ſind 6000 Menſchen, rief er aus, gegen ein Princip!“ Der Franzoſe war aber damals ſchon Soldat geworden und zog im Lager mehr und mehr den Jakobiner aus. Die Soldaten

weigerten sich, die Gefangenen zu erschießen. Jourdan verfolgte die Oesterreicher, schlug sie noch einmal bei Aldenhoven (2. Oct.) und vertrieb sie ganz über den Rhein. Die Preußen am Mittelrhein griffen die Weißenburger Linien wieder an, zweimal (im Mai und Juli) auch mit Glück, aber ohne Nachdruck. Das glänzendste Gefecht bestand damals der Reiteroberst Blücher zwischen Kirweiler und Edesheim, wo er durch einen kühnen Angriff dem französischen General Desaix 2 Fahnen, 6 Kanonen und 400 Gefangene abnahm, worauf er zum General ernannt wurde. Moreau kam herbei und nahm Trier. Auch Jourdan kam und drängte die Preußen ohne bedeutenden Kampf ganz über den Rhein zurück. Blücher allein zeichnete sich hier wieder durch glänzende und siegreiche Angriffe bei Kaiserslautern aus (18. bis 20. Sept.). Dagegen ergab sich die Feste Rheinfels feig und auf dem ganzen linken Rheinufer blieben nur noch Luxemburg und Mainz in der Gewalt der Coalition.

Damals gerieth auch Coblenz in die Hände der Franzosen. Hier hatte Artois mit der Mehrheit des emigrirten französischen Adels unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzel, Hof gehalten und hier hatte Condé sein royalistisches Heer gebildet. Allein obgleich sich diese Partei den pomphaften Namen des „auswärtigen Frankreich" gegeben hatte, so war sie doch sehr in Mißcredit gekommen. Artois Unverschämtheit wurde denen unerträglich, die ihm helfen wollten. Seine Lüderlichkeit und Verschwendung war in Coblenz so arg, wie früher in Paris, die Kosten aber mußte der gute alte Kurfürst zahlen. Dieses Treiben der Emigrirten schadete ihrer Sache außerordentlich. Ganz Deutschland ärgerte sich über die scandalöse Aufführung des Prinzen. Dazu kam noch, daß er die ganze Ausschließlichkeit des alten Hofes beibehielt und anstatt die verbannten Constitutionellen in sein Interesse zu ziehen, dieselben perhorrescirte und nur Altadelige und strenge Royalisten um sich duldete. Er war übrigens schon vor der Ankunft der republikanischen Heere aus Coblenz ausge-

wiesen worden, und da ihm nicht überall gleiche Großmuth und Geldspenden zu Theil wurden, wie hier, so wurde er in der langen Dauer seiner Verbannung mehr und mehr gedemüthigt.

Auch in Savoyen machten die Franzosen Fortschritte, wobei Bonaparte und Massena besonderen Eifer zeigten. Da sie aber Truppen an die Rheinarmee abgeben mußten, waren sie an größeren Unternehmungen gehindert. In den Pyrenäen siegten die Franzosen nach Ricardos Tode und drangen in Catalonien ein. Ihr tapferer General Dugommier fiel, indem er siegte. — Auch zur See erwarben die neuen Republikaner sich Ruhm, obgleich die Flotte mit allerlei Gesindel bemannt war, das nie vorher den Duft des Meeres geathmet. Zweihundert Kornschiffe wurden aus Nordamerika erwartet. Die Brester Kriegsflotte unter Admiral Villaret-Joyeuse fuhr ihnen entgegen, um sie gegen die Engländer zu schützen. Auf der Höhe von Quessant begegnete sie der englischen Flotte unter Admiral Howe und verlor in einer heißen Seeschlacht sieben Schiffe. Darunter befand sich der vengeur, dessen Mannschaft unter dem lauten Rufe vive la république! mit dem Schiffe untersank (1. Juni). Aber auch die Engländer erlitten beträchtlichen Verlust und die Kornschiffe fuhren über das mit Trümmern der Schlacht bedeckte Meer ruhig in Brest ein.

Die Siege der Republik an den Grenzen und ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, welches der Noth abhalf, entsprachen denen, die nun endlich in Ruhe die neue Freiheit genießen wollten. Die heitere und segensreiche Sonne dieses Jahrs forderte unwiderstehlich zur Fröhlichkeit auf und besiegte sogar die Todesangst, denn der arme Condorcet war durch einen Sonnenstrahl aus seinem finstern Versteck hervorgelockt worden. Zu diesen lustigen Sommertagen, zu diesen vollen Erndtewagen schien das Blutgericht, das Todesächzen, der schauerliche Leichengeruch nicht mehr zu passen. Aber die schreckliche Arbeit der Guillotine war nicht im Ab-, sondern im Zunehmen. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 wurden in Paris allein 1269 Menschen guillotinirt und zwar fast alle

den höheren Ständen angehörig. Dieſe Metzeleien hörten nun keineswegs auf, ſondern verdoppelten und verdreifachten ſich. Im Wohlfahrtsausſchuß war man über nichts einiger, als über die Anwendung des Mordbeils. Was ſind 6000 Menſchen gegen ein Princip, ſagte Robespierre. Der Körper muß, um geſund zu bleiben, die böſen Säfte ausſchwitzen, ſagte Collot. Man muß mehr rothe Farbe brauchen, ſagte der Maler David. Nur die Todten kehren nicht wieder, ſagte Barrère.

Ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl fiel in die überfüllten Kerker, als St. Juſt, immer der Vorläufer Robespierre's, eine Rede hielt über das Glück, das die Republik in Zukunft erwarte, wenn die Gefahren und Leiden überſtanden ſeyn würden. Die Revolution, bemerkte er, ſey nur der Uebergang vom Böſen zum Guten. Ein Freiſtaat könne nicht ohne Schmerzen gegründet werden. Er gehe aus Stürmen hervor, wie die Welt aus dem Chaos und wie ein Kind weinend zur Welt kommt. Der ungeheure Beifall, mit dem dieſe Rede im Convent bedeckt wurde, hätte Robespierre aufmerkſam machen ſollen, wie tief und allgemein man nach einer milderen Regierung ſich ſehnte. Robespierre ſelbſt gab der Hoffnung noch weiter Raum, als er die Herſtellung des Gottesdienſtes verlangte (7. Mai). „Bürger, ſprach er, wenn die Völker im Glücke ſind, müſſen ſie ſich ſammeln, um beim Schweigen der Leidenſchaften die Stimme der Weisheit zu hören.“ In dieſem Orakelton durfte er den Convent anreden, ſo ſehr hatte er ſich denſelben ſchon unterwürfig gemacht. Er bewies nun mit großer Ausführlichkeit, daß der Glaube an Unſterblichkeit und Vergeltung, mithin auch an einen Gott, von den größten Weiſen und Helden des Alterthums (Sokrates, Cicero, Leonidas, Cato ꝛc.), wie von dem reinſten Philoſophen der Neuzeit (Rouſſeau) getheilt worden ſey. Müſſe man nun auch, womit er ſich ganz einverſtanden erklärte, das chriſtliche Prieſterthum verwerfen, ſo bleibe doch die Gottesverehrung im Allgemeinen als unerläßliche Pflicht guter und weiſer Bürger übrig. Er ſchlug daher zwei Artikel vor: 1) das franzöſiſche Volk erkennt

das Daseyn eines höchsten Wesens (être suprême) und die Unsterblichkeit der Seele an; 2) es erkennt den Cultus des höchsten Wesens in der Uebung der Menschenpflichten. Der Convent stimmte zu. Der Hinblick auf Gott schien die Gnade vorzubereiten. Aber Robespierre wollte noch keine Gnade, er sah die Republik noch viel zu sehr mit „schlechten Menschen" angefüllt, die alle erst ausgerottet werden müßten. Denen, die sich über die Siege und über die Fruchtbarkeit freuten, sagte er in bitterem Tone, „nicht Siege, nicht Eroberungen, nicht das Glück begründen einen Freistaat und sichern seine Dauer, das vermag die öffentliche Tugend allein. Solange noch Schurken Schutz genießen und die Sittlichkeit offen verletzt wird, ist er noch nicht begründet. Alles kommt darauf an, die politische Welt zu identificiren mit der moralischen."

Nur drei Tage nach der religiösen Rede Robespierre's, am 10. Mai fiel das unschuldige Haupt der Prinzessin Elisabeth auf dem Block. Man glaubte, die Gegner Robespierre's hätten dieses Opfer verlangt, um ihn auf die Probe zu stellen und der Mäßigung und Contrerevolution zu verdächtigen, wenn er sich geweigert hätte, den Blutbefehl zu geben. Allein es ist viel wahrscheinlicher und seinem Charakter wie der damaligen Sachlage gemäßer, daß er auf jene Prinzessin keinen Werth gelegt hat. Die fromme Elisabeth, die ihren Bruder, den König, und die Königin keinen Augenblick verlassen und sich ganz ihrer letzten Pflege gewidmet hatte, sowie nachher der Sorge für deren unglückliche Kinder, wurde in der Mitte vieler Herren und Damen des vormaligen Hofes zum Schaffot geführt. Als sie bemerkte, daß ein junges Mädchen, welches sich mit auf dem Karren befand, den Busen nicht genug bedeckt hatte, zerriß sie ihr Tuch und deckte sie mit der andern Hälfte desselben zu. Sie mußte den Tod der ehemaligen Hofleute mit ansehen und kam zuletzt an die Reihe, indem sie so würdevoll und ruhig starb, wie sie gelebt hatte. Ihr größter Schmerz war, daß nun die Kinder des Königs ganz verlassen seyn sollten. Der junge Dauphin, von den Royalisten als König Lud-

wig XVII. anerkannt, wurde auf die schauderhafteste Weise langsam zu Tode gequält. Man übergab ihn dem rohen Schuster Simon, um ihn sansculottisch zu erziehen, wahrscheinlich mit dem geheimen Auftrage, ihn an Leib und Seele zu ruiniren, damit er aus der Welt verschwinde, weil man doch nicht wagte, den unschuldigen Knaben zu guillotiniren. Er mußte als Schusterjunge seinen fast immer betrunkenen Herrn bedienen, bekam von ihm Schläge und wurde gezwungen, die schmutzigsten Phrasen und Lieder des damaligen Pöbels auswendig zu lernen und herzusagen, Branntwein zu trinken ꝛc. Seine Kleidung war die ärmlichste, man zog ihm ein halbes Jahr lang kein neues Hemd an und ließ ihn in Unreinlichkeit ersticken. Dadurch kam er wirklich so herab, daß es, als man sich endlich seiner wieder erbarmte, zu spät war und er elend vollends dahinsiechte. Seine Schwester, Maria Theresia Charlotte, wurde eben so ärmlich gehalten, jedoch mehr geschont und blieb am Leben. Man wollte sie vielleicht als Geißel behalten.

Am 20. Prairial (8. Juni) sollte das Fest des höchsten Wesens mit großer Feierlichkeit begangen werden, um Frankreich und Europa den sittlichen und religiösen Ernst der Republik anschaulich zu machen. Robespierre war ausdrücklich für diesen Zweck vom Convent zum Präsidenten ernannt worden und spielte die Rolle eines Oberpriesters. Im blauen Frack, weißer Weste, gelben Hosen, auf dem Kopf den damals schon runden Hut mit dreifarbigen Bändern, in der Hand einen großen Blumenstrauß schritt er voran, der Convent in allzu ehrerbietiger Entfernung*) hinter ihm, in das große diesmal neben den Tuilerien errichtete Amphitheater, wo von Maler David colossale Statuen des Atheismus, des Egoismus und aller derjenigen Laster aufgerichtet waren, die in Robespierre's Reden am meisten angegriffen wurden. Diese

*) Man glaubte, die Nächsten hinter ihm hätten sich aus Bosheit so weit entfernt gehalten, damit es scheine, als strebe er nach höherem Ansehen und Alleinherrschaft.

Bilder waren aber nur von in Oel getränktem Papier. Robespierre zündete sie an und sie gingen in Rauch auf, aus ihnen hervor aber traten nun eben so viele Tugenden, deren schneeweiße Farbe durch den Rauch etwas nothlitt. Dann nahm Robespierre den höchsten Ehrenplatz ein unter einem Freiheitsbaum auf dem künstlichen „Berge". Der klare Himmel, die liebliche Musik, die Theilnahme der Frauen und Kinder gab dieser Feier einen so friedlichen Charakter und viele setzten so große Hoffnungen auf eine Amnestie, daß es Robespierre sehr leicht geworden wäre, sich an diesem Tage zum Pacificator und Herrn der Republik zu machen, wenn er die Stimmung benutzt hätte. Aber er schloß seine Festrede mit den entsetzlichen Worten: „Morgen wollen wir aufs neue die Laster bekämpfen."

Zwei Tage später ließ er das berüchtigte Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) decretiren, demzufolge das Revolutionstribunal sich aller bisherigen Förmlichkeit entschlagen, blos summarisch und ohne Untersuchung nach Gewissen richten sollte. Soferne dieses Tribunal ganz aus seinen Creaturen bestand, konnte er von nun an köpfen lassen, wen er wollte, ohne daß nur eine Nachfrage erlaubt war. Der Convent zitterte, bangte für sich selbst, gehorchte aber. Die Guillotine wurde, wie man damals sagte, permanent. Von nun an wurden binnen sechs Wochen (bis zum 27. Juli) noch 1400 Personen in Paris guillotinirt, darunter solche, die man mit andern verwechselt hatte. Das Henkerbeil traf 78 alte Parlamentsglieder, 22 Generalpächter, 24 Hofdamen. Man bemerkte, wie die Parlamentsglieder in eben so ehrwürdiger Haltung zum Tode schritten, wie ehemals zu einer Sitzung. Die Gattin des Commandanten von Longwy wollte mit ihm sterben und rief, um verhaftet und verurtheilt zu werden, laut vor Gericht: „Vive le roi!" Ein gewisser Loizerolle ging für seinen Sohn, der verurtheilt worden war, indem er sich für denselben ausgab, in den Tod. Dasselbe that ein Bruder für den andern. Man sah selbst Dienstboten, die ihrer Herrschaft freiwillig in den Tod folgten.

Als man die 14 unschuldigen Mädchen, die nach der Einnahme von Verdun auf einem dem König von Preußen zu Ehren gegebenen Balle getanzt hatten, guillotinirte, wurden selbst die entmenschten Weiber, welche das Schaffot zu umheulen und die Opfer zu verhöhnen pflegten, von Mitleid ergriffen und verstummten. Die rührendsten Opfer waren am 14. Juni die sämmtlichen Nonnen des Klosters Montmartre, welche singend zum Richtplatz zogen und ihre fromme Hymne mit immer weniger Stimmen fortsangen, bis der letzte Kopf fiel und der Gesang verhallte.

Einmal wurden etwa 20 Bäuerinnen geköpft, welche geduldig wie Schafe den Hals unter das Messer steckten. Nur die jüngste, als man ihr das Kind, das sie am Busen trug, entriß, stieß einen gräßlichen Schrei aus. Der junge General Marceau commandirte einmal die Truppen, als der Zug zum Schaffot vorüberkam. Da sah er ein unschuldiges Mädchen, die ihn so rührte, daß er ihr eine Rose reichte, die er gerade in der Hand hielt. Aber dem Mädchen waren die Hände gebunden. Sie faßte die Rose mit dem Munde, und als der Henker ihren abgeschlagenen Kopf wie gewöhnlich dem Volke zeigte, hielt ihr Mund immer noch die Rose fest. Damals wurde auch der edle Abbé Fenelon, der erste, der ein Haus für verwahrloste Kinder errichtet und die Waisen der Gemordeten in Pflege genommen hatte, trotz der Bitten dieser armen Kinder und unter ihrer dankbaren Begleitung zum Tode geführt. Um sich's bequemer zu machen, erfand man die s. g. Gefängnißverschwörungen, d. h. man schickte die Gefangenen auf das Blutgerüst unter dem Vorwand, sie hätten eine Verschwörung zu ihrer Befreiung und zum Umsturz der Republik gemacht.

Und alle diese unmenschlichen Greuel duldete und befahl Robespierre nicht aus Blutgier, sondern aus sittlichem Fanatismus, indem er es dabei gewiß aufrichtig gut meinte mit Frankreich. Er war als ein unbekannter Advocat von Arras nach Paris gekommen, lebte hier auch in seiner glänzendsten Zeit immer in derselben kleinen Wohnung bei einem Tischler, behielt immer dieselbe ein-

der Honoratioren. Während die Honoratorenvereine vorzugsweise durch gemiethete Künstler, namentlich Musiker, durch Concerte und Bälle ihre Unterhaltungen beleben und erhöhen, ist dieses den Bürgervereinen an den meisten Orten schon der Geldopfer wegen nicht möglich. Es entspricht aber auch diese Art von Unterhaltung den Bedürfnissen der bürgerlichen Klasse nicht hinreichend, selbst wo die Geldmittel solches gestatteten.

Die Entfernung der Künstler von dem kunstgenießenden Publikum, die schon bei dem gebildeteren Honoratiorenstand die Kunstproduktionen dem Publikum oft ermüdend macht, ist beim Bürgerstand noch größer, und bringt deßwegen bei bloß passiver Theilnahme noch öfter Ermüdung und Langeweile. Die Bürgervereine sind daher vorzugsweise und als Regel auf die freiwilligen künstlerischen Produktionen einzelner befähigter Mitglieder in Gesang, Instrumentalmusik und Deklamation angewiesen. Die Leistungen der freiwilligen Kunstfreunde sind zwar in der Regel geringer als die bezahlten der Künstler von Profession, aber für die Belebung der Unterhaltung, für die Verbreitung der Kunst und die gesellige Freude doch wirksamer, weil sie die Selbstthätigkeit erregen und dem Leben näher sind. Durch den freien Vortrag der Gedichte in solchen Versammlungen wird den Dichtern ein von ihnen bisher fast ganz entbehrter, und durch die herumziehenden Deklamatoren schlecht ersetzter Wiederklang in dem deutschen Volke. Durch solchen Vortrag wird mancher kleinen Arbeit, die den Weg zum Druck nicht finden könnte, oder dort vergessen worden wäre, ein dankbares Publikum verschafft.

Hauptsächlich erhalten aber die Bürgervereine eine reiche Quelle der Erholung, Erhebung und Veredlung durch die mit ihnen verbundenen, und oft ganz in sie übergehenden Singvereine, deren Zweck ist, den vierstimmigen Chorgesang zu verbreiten, und dadurch dem reichen Schatz deutscher Lieder einen noch fruchtbareren Wirkungskreis zu verschaffen. Diese Singvereine haben ihren Hauptsitz und Mittelpunkt nicht in dem Honoratiorenstand, dem die einfachen Lieder und Melodieen für die Länge nicht zusagen, sondern in dem jüngern lebensfrohen Theil des unabhängigen Bürgerstands. Sie werden aber, gehörig ausgebildet, immer mehr eines der ersten Veredlungsmittel werden, und die entfremdeten und nur von den höhern Ständen jetzt noch gepflegten schönen

fache Kleidung und Nahrung und hieß daher beim Volke, das ihn vergötterte, nur der Unbestechliche. In jenen Sommertagen hielt er sich oft in einem Häuschen bei Paris auf, wo einst Rousseau gewohnt hatte, und freute sich innig, dessen Ideen nun verwirklicht zu haben. Das war sein süßester Triumph. Oft aber wandelten ihn traurige Ahnungen an, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß mit Danton, Chabot, Hebert die Immoralität in Frankreich nicht ganz verschwunden sey. Im Schooße des Convents, des Berges, ja des Wohlfahrtsausschusses selber gab es Leute genug, welche republikanische Einfachheit nur heuchelten und heimlich mit denen, die sich an den Grenzen durch Plünderungen bereichert hatten, fraternisirten, an versteckten Orten Orgien feierten und ihn verhöhnten. Ja in die Kerker sogar war der lüderliche Geist eingedrungen und trotzte Robespierre's Rigorismus dicht an der Schwelle des Todes. Die Gewohnheit der Hinrichtungen und der nationale Leichtsinn wirkten zusammen, um in den dicht angefüllten Gefängnissen die Todesfurcht durch eine fieberhafte Lustigkeit zu verdrängen. Man verliebte sich, spielte Romane, machte Verse, lachte und tanzte und genoß das Leben um so ungenirter, je kürzer es dauern sollte. Nun denke man sich Robespierre in seinem Wahne, die ganze französische Nation ihrer bisherigen Geschichte und ihrem Naturell zum Trotz moralisch machen zu wollen, wie er Blut auf Blut goß in das Danaidenfaß, wie er mit herkulischer Ausdauer der Hydra der Unsittlichkeit hunderte und tausende von Köpfen abschlug und immer neue, unzählig endlos sich erheben sah! Völlig überzeugt von der Richtigkeit seines Systems und von der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungsweise dachte er nicht daran, auch nur ein einziges seiner Opfer zu beklagen, und schauderte nur vor der Möglichkeit, das Laster könne am Ende doch noch über seine Tugend triumphiren.

Es ist kein Zweifel, daß er, ganz im Sinne Rousseau's, der Sittlichkeit so ziemlich die gesammte Cultur zum Opfer bringen wollte. Er ließ am Bürger nichts gelten, als Handarbeit, Mäßig-

keit, Bescheidenheit. Nur beim Naturzustande sah er Heil; alles, was darüber hinaus ging, führte in seinen Augen nur zu Reichthum, Luxus, Corruption, zur Ungleichheit der Stände, Aristokratie und Despotie. Nur in diesem Sinne war es möglich, daß sein Freund Couthon den Lyonern sagen konnte: es bedürfe keines Handels und keines Kaufmannsstandes. Nur in diesem Sinne konnte sein Freund St. Just (nach Fourcroys Bericht vom 3. Jan. 1795) einmal ausrufen, er werde jeden Bauer guillotiniren lassen, der das kleinste Stück Acker auf eine neue, rationelle Art und nicht auf die einfache alte Weise bestelle. St. Just erklärte überdies: die Hand des Mannes sey nur für den Pflug und für das Schwert geschaffen, jedes andere Gewerbe verwerflich. Das Land sollte unter die Familien gleich vertheilt werden, und keiner sollte reicher werden dürfen, als die andern. Vier Schafe auf dem Morgen zu halten, erlaubte er. Die Ehe verlangte er spartanisch, Kindererziehung durch den Staat.

Die erste Widersetzlichkeit gegen Robespierre begann im Sicherheitsausschuß. Derselbe hatte, namentlich auf Antrieb des alten Vadier, einen gewissen Dom Gerle, dem Robespierre ein Bürgerschaftszeugniß ausgestellt hatte, und eine alte Magd, Katharina Theot, verhaften lassen als schwärmerische Sectirer, die in Robespierre einen Propheten Gottes, einen neuen Muhamed erkannten. Robespierre widersprach dieser Verhaftung, konnte aber seine Meinung diesmal nicht durchsetzen, indem auch die Mehrheit im Wohlfahrtsausschuß dagegen war und es besonders der kalte und boshafte Billaud-Varennes darauf anlegte, ihn zu verletzen. Diese Sache, die er als eine persönliche nicht zu weit verfolgen durfte, ohne sich lächerlich und verdächtig zu machen, ärgerte ihn tief und er blieb seitdem sogar aus dem Wohlfahrtsausschuß weg, war aber desto öfter im Jakobinerklub, den er ganz und ausschließlich beherrschte. Der Gemeinderath unter dem an Pache's Stelle gewählten Maire Fleuriot bestand, wie das Revolutionstribunal, nur aus seinen Creaturen, und eben so ergeben war ihm Henriot, Chef der National-

garde. Die Pariſer Sectionen, aus bezahlten Sansculotten beſchickt, bezeigten ihm eine faſt andächtige Hingebung, die ſich beſonders offenbarte, als ein junges Mädchen, Cäcilie Renault, mit einem Meſſer vor ſeiner Thüre ergriffen wurde und auch eingeſtand, ſie habe ihn tödten wollen. (Gleichzeitig wurde auch auf Collot ein Mordverſuch gemacht.) Der Convent bewilligte fortwährend in blindem Gehorſam, was Robespierre, was ſeine nächſten Vertrauten, St. Juſt, Couthon, Lebas, verlangten. Somit ſchien ihm die Dictatur nicht entgehen zu können, wenn er darnach geſtrebt hätte, und eine kühne und raſche Gewaltthat hätte die wenigen Männer in den Ausſchüſſen, die ſich ihm zu widerſetzen gewagt, niedergeſchmettert. Aber er wollte, wie bisher, alles nur auf geſetzlichem Wege, nur durch die Macht der Idee, formulirt in Conventsdecreten, durchſetzen. Es war ihm nicht um die Erhebung ſeiner Perſon, ſondern um den Sieg ſeines Syſtems zu thun. Vergebens mahnten ihn ſeine Freunde zu raſcher That, er weigerte ſich und ließ den Gegnern Zeit, ſich gefaßt zu machen.

Am meiſten ſchadete ihm, daß er das Revolutionstribunal fortwüthen ließ. Jeden Tag ſchleppten die Henkerkarren 50—60 oder mehr Unglückliche zum Schaffot. Obgleich bezahlte Weiber, die ſ. g. Furien der Guillotine, immer noch die armen Schlachtopfer umgaben und verhöhnten, ſo verringerte ſich doch die Zahl der Zuſchauer bei den Hinrichtungen. Man mußte das Schaffot wiederholt an einem andern Ort aufſchlagen, weil der alte durch die Blutlache allzu aufgeweicht war. Die Bürger, an deren Häuſern die Henkerkarren vorüberfuhren, verſchloſſen ihre Läden und fingen an ſich zu beſchweren. Der Blutdurſt der Pariſer war endlich geſättigt.*) Schon am Feſt des höchſten Weſens hatten viele tauſende ſehnlich eine Amneſtie und auf Robespierre als einen Erlöſer gehofft. Nun ſah man in ihm gerade den Haupthenker, und weil

*) Eine Karikatur jener Tage ſtellt das ganze franzöſiſche Volk ſchon enthauptet und ohne Köpfe dar, nur der Henker hat noch ſeinen Kopf, iſt aber im Begriff, ſich ebenfalls, als der letzte, zu köpfen.

er der letzte war, in dem alle Macht der Revolution ſich concentrirte, ſchrieb man ihm allein die Hinrichtungen zu, wenn ſie auch von andern Mitgliedern des Wohlfahrtsausſchuſſes ausgingen. Die Zahl der Familien, deren Mitglieder ſchon geopfert waren oder noch im Kerker ſchmachteten, hatte ſich ungeheuer vermehrt, und alle ſahen in Robespierre ihren Todfeind. Er beging die Unklugheit, das Beil auch über den Häuptern ſolcher Perſonen ſchweben zu laſſen, die ſehr warme Freunde im Convent hatten. Er hätte jene ſchonen oder dieſe mit verderben müſſen und zwar ohne Zögern. Die ſchöne Cabarrus lag in einem Pariſer Gefängniß, mit ihr die liebenswürdige Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, Joſephine Tacher de la Pagerie, Tochter eines reichen Pflanzers auf der Inſel Martinique. Dieſe jungen feurigen Damen hatten Freunde. Die Cabarrus ſchrieb einen Zettel an Tallien, worin ſie ihm ſeine Feigheit vorwarf. Er ſchwur, ſie zu retten. Außer ihm gab es noch mehrere Andere im Convent, die vorausſahen, daß ſich das Schreckensſyſtem doch nicht länger werde halten laſſen, und die gerne die Verbrechen, welche ſie ſelbſt als Schreckensmänner begangen hatten, dadurch ſühnen wollten, daß ſie als die Erſten auftraten für ein milderes, Ruhe und Vertrauen zurückführendes Syſtem. Andere wollten nicht umſonſt geplündert haben, ſondern ihre Beute fortan mit Sicherheit genießen. An Tallien ſchloſſen ſich an Bourdon von der Oiſe, Barras, Fréron, Panis, Fouché, Lecointre, alles entſchloſſene Männer. Sogar Lebon und Carrier gehörten dazu.

Obgleich bisher die wildeſten Bergmänner und mitſchuldig am Verderben Dantons, der Gironde und der Conſtitutionellen, konnten ſie doch auf den Beiſtand aller Ueberreſte dieſer Parteien in der Ebene zählen. Legendre, obgleich hündiſch kriechend vor Robespierre, glühte doch, ſeinen Freund Danton an ihm zu rächen. Endlich war die Mehrheit der Ausſchüſſe in der Lage, alles gegen Robespierre wagen zu müſſen, nachdem ſie ihm einmal den Gehorſam verweigert hatten. Unter dieſen befanden ſich Männer, die

durchaus nicht gegen sein System, sondern nur gegen seine Person gestimmt waren, ja die sogar meinten, sein System auch ohne ihn fortsetzen zu können. So Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier, Amar. Auf alle diese Meinungsverschiedenheiten kam es jetzt nicht an, genug, wenn nur so viele Stimmen als möglich im Convent sich in dem Haß gegen Robespierre vereinigten. Wenn man sich übrigens einen klaren Begriff von dem, was damals der Schrecken war, machen will, muß man wissen, daß Tallien auch, nachdem er seiner Geliebten schon Rettung geschworen hatte, noch in einem feigen Briefe Robespierre um seine Gunst anflehte, daß Fouché vor Robespierre niederträchtiger als irgend Einer kroch und sich um eine Tochter des Tischlers bewarb, bei dem Robespierre wohnte, weil es hieß, dieser selbst werde eine andere Tochter desselben heirathen (Robespierre aber bezeigte ihm die tiefste Verachtung und stieß ihn aus dem Jakobinerklub als einen „elenden Betrüger" aus), und daß Barrère, nachdem er Royalist, constitutioneller Feuillant gewesen, nur aus Angst Jakobiner geworden war, als „Anakreon der Guillotine" öffentlich die Blutscenen mit poetischem Entzücken schilderte und immer neue Blutbefehle verlangte, heimlich aber der Ueppigkeit seines früheren adeligen Standes mit Maitressen fröhnte und, als es zum großen Kampfe mit Robespierre kam, zweierlei Berichte in der Tasche führte, um, je nachdem die Entscheidung ausfiel, ihn oder seine Gegner zur Guillotine zu schicken.

In seiner geraden Weise verlangte St. Just schon am 2. Thermidor (20. Juli) für Robespierre, als dem allein Tugendhaften, die Dictatur. Man kam aber vor Zank zu keinem Beschluß. Den eigentlichen Kampf eröffnete erst Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) mit einer langen Rede im Convent, in der er nicht einen einzigen Namen nannte, aber so viele Mitglieder des Convents und der Ausschüsse als verdorbene Menschen bezeichnete, die man zum Wohl der Republik ausrotten müsse, daß außer seinen nächsten Vertrauten kaum Einer übrig blieb, der sich nicht hätte

getroffen fühlen können. Er vermehrte dadurch die Zahl seiner Feinde. Hätte er nur wenige genannt, man hätte sie ihm in der Angst wahrscheinlich zum Opfer gebracht. Da aber der Verdacht über allen schwebte, einigten sich alle zur verzweifeltsten Nothwehr. Man begreift kaum, wie er so unverständig verfahren konnte. Er sprach seine letzten Gedanken in den Worten aus: „Wenn ich die Menge der Laster sah, welche der Strom der Revolution vermengt mit den Bürgertugenden dahinrollte, so fürchtete ich in den Augen der Nachwelt durch die unreine Nachbarschaft der Ruchlosen besudelt zu werden, die sich unter die wahren Freunde der Menschheit eindrängten." Je begründeter diese seine innerste sittliche Entrüstung war, um so weniger hätte er Gehör von denen verlangen sollen, die er anklagte. Er mußte, wenn er siegen wollte, den Convent von außen sprengen, seine Feinde weder anreden, noch viel weniger zur Antwort kommen lassen, sondern sie, wie auch St. Just ihm immer anrieth, durch eine rasche That zermalmen. Er formulirte seinen Antrag zuletzt dahin, der Convent und die beiden Ausschüsse sollten von den schlechten Elementen gereinigt werden, die sich darin befänden. Er muthete also dem Convent zu, sich selber das Todesurtheil zu sprechen.

Eine bange Stille folgte seiner Rede. Endlich schlug einer den Druck derselben vor. Wurde dieser genehmigt und die Rede, als vom Convent gebilligt, in die Departements versandt, so konnte Robespierre die einzelnen Opfer nennen und der Convent sie nicht mehr verweigern. Die Muthigsten verlangten, man solle, bevor man den Druck beschließe, erst überlegen, darüber debattiren. Der alte Vadier meinte es schlau anzufangen, wenn er die Katharina Theot wieder auf's Tapet bringe. Aber alle überraschend unterbrach ihn einer der wenigen ehrlichen Männer der Versammlung, von dem es niemand erwartet hätte, Cambon, der die Finanzen leitete, und sprach: „Es ist endlich Zeit, die ganze Wahrheit zu sagen. Ein einziger Mann will hier den Herrn spielen und euern Willen fesseln, und das ist Robespierre." Robespierre kam dadurch

in ſichtbare Verlegenheit und Billaud-Varennes erhob ſich mit Kraft, andere folgten. Man ſchrie, Robespierre ſolle die Namen nennen. Aber er weigerte ſich und ging weg, um im Jakobinerklub ſein Herz auszuſchütten. Hier las er die lange Rede noch einmal und klagte, er werde wohl wie Sokrates den Giftbecher leeren müſſen. Ich trinke ihn mit dir, rief David (that es jedoch nicht). Mit ſo unnützen Reden verlor der gefürchtete Mann die Zeit, während Tallien, Bourdon ꝛc. ſich vervielfältigten, um alle Parteien des Convents gegen ihn zu vereinigen.

Umſonſt rieth man Robespierre, nicht eher in den ihm ſo feindlich geſinnten Convent zu gehen, ohne daß er vorher die kühnſten ſeiner Gegner habe verhaften laſſen. Er blieb ſteif auf dem geſetzlichen Wege und begab ſich am folgenden Tage, dem berühmten 9. Thermidor (27. Juli) in den Convent, um durch St. Juſt ſeine Forderung von geſtern wiederholen zu laſſen, immer noch hoffend, durch Schrecken eine Mehrheit von Stimmen zu erzwingen. Aber St. Juſt konnte nicht einmal zu Worte kommen. Tallien unterbrach ihn und verlangte, der Schleier ſolle ganz zerriſſen werden. Billaud-Varennes rief der Verſammlung zu, jetzt ſey der Augenblick gekommen, ſie werde untergehen, wenn ſie ſchwach ſey. Ihm antwortete lauter Beifall. Collot d'Herbois, damals präſidirend, gab weder St. Juſt, noch Lebas, ſondern nur den Feinden Robespierre's das Wort. Da ſtürzte Robespierre ſelbſt auf die Rednerbühne, aber Tallien, der darauf ſtand, ſtieß ihn zurück und von allen Seiten ſchrie man: nieder mit dem Tyrannen! Alle ſeine Anſtrengungen waren umſonſt, ſo oft er reden wollte, übertönte ihn daſſelbe Geſchrei. Dennoch wich er nicht, ſondern blieb mit gekreuzten Armen, bleich und wuthzitternd auf den Stufen der Rednerbühne ſtehen, während einer ſeiner Feinde nach dem andern dieſelbe beſtieg und ihn anklagte, Wahrheit miſchend mit Verleumdung. Nachdem er wiederholt und immer wieder vergebens das Wort verlangt, verließ er den Platz, an dem er wie an einem Schandpfahl geſtanden, eilte auf den Berg und beſchwor ſeine alten

Anhänger, nicht abzufallen, aber alles wandte ſich von ihm weg. Er eilte zur Ebene, „ihr reinen Männer, ich flüchte zu euch,“ aber auch hier ſtieß man ihn zurück. Er ſtürzte wieder zur Tribüne, „Präſident von Mördern, wirſt du mir das Wort geben?“ Aber er erhielt es nicht, ſeine Stimme wurde heiſer und verſagte ihm. Dantons Blut erſtickt dich, rief Legendre. Da alles gegen ihn war, verfügte man zuerſt, um die bewaffnete Macht zu lähmen, Henriots Verhaftung, dann die Robespierre's, Couthons, St. Juſts. Ich will mich nicht zur Schande eures Decrets geſellen und verlange auch meine Verhaftung, rief Lebas. Ich habe die Tugend meines Bruders getheilt, ich will auch ſein Schickſal theilen, rief der jüngere Robespierre. Die Geächteten wurden ſogleich abgeführt. „Die Räuber triumphiren,“ ſagte Robespierre ſchmerzlich.

Auf den Straßen von Paris war viel weniger Bewegung, als man hätte erwarten ſollen. Der Convent hatte nur die Furchtſamen in der Stadt zu ſeiner Partei, die ſich nicht hervorwagten. Robespierre hatte die damals allein herrſchende und bewaffnete Partei für ſich, wollte aber keine ungeſetzliche Inſurrection. Wie gewöhnlich bewegten ſich an dieſem Morgen die Henkerkarren zum Richtplatz, mit 45 Opfern. Ein ſchwacher Ruf nach Gnade ließ ſich hören, aber Henriot erſchien und die Unglücklichen wurden geköpft, unter ihnen der junge Dichter André Chenier.*) Henriot wurde zwar, total betrunken, von Anhängern des Convents verhaftet, aber von den ſeinigen wieder befreit. Auch Robespierre und alle ſeine Mitgefangenen wurden frei gemacht und rathſchlagten im Stadthauſe mit dem Gemeinderath und Henriot. Alle

*) Bruder des Marie Joſeph Chenier, der die Tragödie Karl IX. geſchrieben hatte. André pries die Revolution nicht, wie ſein Bruder, ſondern bekämpfte ſie und ſchrieb noch im Kerker ein rührendes Gedicht „die junge Gefangene“, wozu ihm ein edles, mit ihm gefangenes Mädchen Anlaß gab. Marie Joſeph ſaß im Convent, als ſein Bruder zum Tode geſchleppt wurde, und machte keinen Verſuch, ihn zu retten.

riethen, den Convent zu ſtürmen und Robespierre zum Dictator auszurufen. Dieſer aber wies alles ab, weigerte ſeinen Namen herzugeben, unterſchrieb nicht, ja beharrte ſogar dabei, ſich als Gefangenen zu betrachten. Noch weniger war der elende Henriot zu einem großen Unternehmen geeignet. Er machte zwar einen Angriff auf die Tuilerien, aber ſeine Kanoniere kehrten die Stücke um. Von nun an war Robespierre's Sache verloren. Henriot hatte zwar vor dem Stadthauſe einen Haufen verſammelt, war aber ſchon wieder betrunken und verweilte zu lange bei den Berathungen, anſtatt durch die Straßen zu reiten und die ihm ergebenen Sectionen zu ſammeln. Unterdeß ſchritt der Convent ſelbſt zum Angriff vor, begünſtigt von der Nacht. Legendre jagte den Jakobinerklub auseinander und Barras, dem die Hauptführung anvertraut war, hatte zwar nur eine geringe Macht, aber ſie reichte hin, das nach und nach vom Pöbel verlaſſene Stadthaus zu umzingeln und in demſelben das ganze Hauptquartier Robespierre's aufzuheben. Lebas erſchoß ſich, nachdem er Robespierre die zweite Piſtole gereicht hatte. Dieſer führte ſie mit unſicherer Hand und zerſchmetterte ſich nur die Kinnlade,*) ſein Bruder ſtürzte ſich aus dem Fenſter und brach beide Beine. Henriot wurde von ſeinem Gefährten Coffinhal aus Wuth (weil ſeine Beſoffenheit und Unfähigkeit an allem Schuld war) aus dem Fenſter geſtürzt, fiel in einen Kloak und ſchlug ſich ein Auge aus. Aber ſie alle wurden nebſt dem ganzen Gemeinderath gefangen genommen. Man wollte Robespierre in den Convent tragen, der es aber mit lautem Geſchrei abwehrte: „hinweg, rief Thuriot, mit dem Aaſe des Tyrannen, das uns nicht verpeſten ſoll.“ Man brachte ihn auf einen großen Tiſch in einem Vorſaal des Convents, wo er den ganzen

*) Der Gensdarme Medal behauptete ſpäter, den Schuß auf Robespierre gethan zu haben, eine ſpäte und vereinzelte Nachricht von ſehr zweifelhafter Art, da der Selbſtmordsverſuch der andern Gefangenen und die einſtimmige Meinung der damaligen Zeit vielmehr darauf hinweiſen, daß auch Robespierre das tödtliche Werkzeug ſelbſt gegen ſich gerichtet habe.

Morgen liegen blieb. Eine Menge Menschen drängte sich ihn zu sehen und ihm Verwünschungen zuzurufen. Er aber schloß die Augen und regte sich nicht, außer wenn er sich das Blut an seinem schlecht verbundenen Kinne trocknete. Ein gemeiner Mann, der ihn lange betrachtete, rief ihm endlich mit Entsetzen zu: „ja, Robespierre, es gibt einen Gott!“ Nachmittags kam er mit seinem ganzen Anhang vor das Revolutionstribunal, wo sein alter Scherge Fouquier-Thinville ihn anklagen und richten lassen mußte. Noch an demselben Abend wurden alle auf Karren gepackt und zur Guillotine geführt, umheult vom Pöbel. Der Zug wurde absichtlich an Robespierre's Haus vorübergeführt und hielt hier an. Der Pöbel tanzte wie wahnsinnig eine Carmagnole, während Robespierre den letzten schmerzlichen Blick auf das gastliche Haus des Tischlers Duplay warf, der, nachdem sein armes Weib schon von wüthenden Weibern in Stücke zerrissen worden war, mit seinen Kindern gleichfalls geköpft wurde. Der Karren Robespierre's gewährte einen gräßlichen Anblick. Er selbst hatte das Gesicht halb mit dem blutigen Tuche verhüllt und seine sonst so sorgfältige weißgepuderte Frisur und das blaue Kleid, das er wie am Fest des höchsten Wesens trug, waren mit Blut beschmutzt. Neben ihm lag der verstümmelte Bruder, der lahme Freund Couthon und der von Koth und Blut triefende Henriot. Nur St. Just hielt sich aufrecht und blickte kalt und mit tiefer Verachtung in's Volk. Ehe es Nacht wurde, lagen alle ihre Köpfe im Sack der Guillotine. Das Volk umher jauchzte, wie es beim Tode des Königs gejauchzt hatte.

Es gab noch Schwärmer, welche in diesem abermaligen Abschlagen vorragender Köpfe nur einen Sieg der Gleichheit erkannten, oder Heuchler, die diese Meinung wenigstens zur Schau trugen. Dieselben Worte, die Robespierre einst dem Fleischer Legendre zugerufen, als dieser Danton vertheidigen wollte: „ist mit dem Namen Danton etwa ein Privilegium verbunden? wir wollen keine Götzen,“ wurde jetzt auf Robespiere selber angewandt: „es

Künste wieder einheimisch und volksthümlich machen, und sie sind schon jetzt im Stande, unter guter Leitung in einfacher Erhabenheit zu erreichen, was den Sängern von Profession wegen ihrer geringen Zahl niemals möglich wäre.

Auch der vom selbstständigen Bürgerstand ausgeschiedene gemeine Haufen sucht Belehrung und Unterhaltung. Immer weniger reichen ihm dazu die wenigen, oft verwilderten Volksbelustigungen und die Vorträge der Prediger hin. Weil aber der gemeine Haufen nicht genug Geld hat, um die Mittel dazu zu kaufen, wie es die Honoratioren thun, und nicht Bildung genug, um das Fehlende durch freiwillige Leistungen Einzelner zu ersetzen, so ist er das blinde Werkzeug der seine Sinne reizenden, die Sitten verderbenden wandernden Künstler niederer Art, der Fanatiker und Schwärmer in religiösen Angelegenheiten, und der Volksanführer und Volksverführer in politischen Dingen, besonders in unruhigen Zeiten, und so aller derer, welche ihn für ihre Zwecke zu kaufen Lust haben. Es ist aber Aufgabe der bürgerlichen Vereine, den Kreis dieses preißgegebenen und daher gefährlichen Haufens durch Aufnahme der tüchtigsten Mitglieder desselben in ihre Mitte, besonders da, wo demselben politische Rechte eingeräumt sind, zu verengen. Noch mehr aber ist es Aufgabe der Regierungen, dem unbefriedigten Drang des gemeinen Haufens nach Belehrung und Unterhaltung durch Veredlung der alten verwilderten Volksfeste, oder Einführung neuer, und durch geeignete Belehrungsmittel Genüge zu leisten.

E. S.

ziemt ſich nicht, daß ein Mann ſich an die Stelle aller ſetze.“ Am ſchärfſten drückte Carnot dieſen Gedanken aus, indem er der Nation wehe zurief, die das Verdienſt oder die Tugend irgend eines Bürgers nöthig hätte. Jeder müſſe ſich für entbehrlich halten, das ſey die dem Republikaner nothwendige Beſcheidenheit. Indeß konnte ſich niemand verhehlen, daß mit Robespierre die Spitze des revolutionären Princips abgebrochen war. Die geringe Unterſtützung, die er zuletzt fand, beweist zur Genüge, daß die heiße Blutgier der Pariſer ſich bereits in Eckel und die Schwärmerei für den unbeſtechlichen Volksfreund in die Langeweile verwandelt hatte, die ſeine monotonen Moralpredigten natürlicherweiſe hervorrufen mußten. Die Freude war allgemein. Es ſchien, wie wenn die franzöſiſche Nation von einem böſen Alp gedrückt geweſen wäre und nun endlich, von ihm erlöst, wieder frei athme. Das Blatt hatte ſich gewendet. Die Gefangenen in den Kerkern durften nichts mehr fürchten, tauſend Familien jubelten über die endliche Erlöſung von jahrelanger Todesangſt. Wenn gleichwohl die Guillotine noch einige Zeit in voller Arbeit blieb, ſo geſchah es nur, um die bisherigen Schlächter zu ſchlachten. In den nächſten Tagen nach Robespierre's Sturz fielen noch hundert Köpfe des Gemeinderaths und ſonſtiger Anhänger ſeines Syſtems.

Man hat damals ſchon die Revolution mit dem Saturn verglichen, der ſeine eigenen Kinder freſſe. Jede Partei, jeden vorragenden Mann, den ſie eine Zeitlang in die Höhe gehoben und dem ſie die Macht in die Hände gelegt, verſchlang ſie wieder, gleich wie ein ſtürmiſches Meer eine Welle um die andere verſchlingt, bis alle ruhen.

Bis zu Robespierres Sturz galt der philoſophiſche Wahn, der Staat müſſe die Menſchen nehmen, wie ſie ſeyn ſollen. Von nun an kehrte man zu der nüchternen Anſicht zurück, man müſſe ſie nehmen, wie ſie ſind. Robespierre hatte die Forderungen an die menſchliche, insbeſondere franzöſiſche Moral aufs unnatürlichſte überſpannt. Daß er zu dieſem Extreme gelangte, wird zum Theil

erklärt und entschuldigt durch die vorangegangene Immoralität des alten Hofes und durch die empfindsame Modephilosophie, die seit Rousseau in Aufstellung von Menschheitsidealen gewetteifert hatte. Allein indem er die sittliche Reinigung der Gesellschaft bis zur wahnsinnigsten Henkerlust trieb, rechtfertigte und beschleunigte er die Reaction des Natürlichen gerade in der unsittlichen Richtung. Dem eisernen Tugendgebot der Guillotine glücklich entronnen, glaubte sich jedermann seines Lebens doppelt freuen zu müssen und der Eckel an einer so blutigen Tugend machte die Wollust doppelt süß und entschuldbar. Die Menschen, die sich von nun an der Leitung der Republik bemächtigten, waren meist im Privatleben sinnlichen Vergnügungen ergeben und in den öffentlichen Geschäften practisch wie Dumouriez, die bisherige Schwärmerei und Systemsucht von sich weisend. Es handelte sich nicht mehr um Verfassung und Recht, sondern nur noch um Besitz und Macht. Die Abspannung im Volk und die Reaction der bisher unterdrückten Partei erfolgte so rasch, daß man wenig Mühe gehabt haben würde, an der Verfassung und den darin garantirten Volksrechten noch viel mehr zu kürzen, als wirklich geschah. Nur das Interesse derer, die in der Revolution compromittirt oder durch sie zu Ansehen und Besitz gelangt waren, hielt die Republik noch aufrecht, für die seit Robespierres Tod keine reine Begeisterung, kein tiefer und unerschütterlicher Glaube mehr vorhanden war.

Robespierre hatte vollkommen Recht, wenn er ausrief: „die Räuber triumphiren.“ Die Männer, die ihn stürzten und nach ihm zur höchsten Gewalt gelangten, verdienen großentheils diesen Namen, denn auf sein grausames Tugendsystem ließen sie ein schamloses Raubsystem folgen. Es ist charakteristisch, welcher Mittel sie sich bedienten, um Robespierre, dessen Tugend doch ein Vorwurf für sie war, als eben so lasterhaft darzustellen, wie sie selbst waren. Er und sein Bruder, beide starben in Armuth. Billaud-Varennes beschuldigte ihn und Dumont seinen Bruder der Unterschlagungen und Spitzbübereien. Merlin von Thionville rief mit affectirter

Entrüſtung aus, „der Papſt und Miniſter Pitt ſeyen in Verzweiflung über Robespierres Tod,“ als ob er von denſelben beſtochen geweſen wäre. Am ſchamloſeſten benahm ſich Carrier, der bei Robespierres Hinrichtung ſich vordrängte und am lauteſten jubelte. Er wollte dadurch ſeine eigene Schuld maskiren.

Von nun an traten die Deputirten der Ebene im Convent wieder in die erſte Reihe. Die lange ſtumm geſeſſen, nahmen jetzt das Wort; die zitternd unterworfen geweſen, wurden die herrſchende Mehrheit und an ſie ſchloſſen ſich alle die Männer an, die der Greuel müde wieder Ruhe und Vergeſſenheit ihrer eigenen Sünden ſuchten. Man nannte dieſe ganze große Partei nach dem Tage, an welchem ſie geſiegt hatte, die Thermidorpartei, im Gegenſatz gegen die Reſte des Berges, die am bisherigen Schreckenſyſtem feſthalten wollten und deßhalb die Terroriſten hießen. Unter den erſteren ragten hervor Sièyes, Gregoire, Thibaudeau, Boiſſy d'Anglas als alte Conſtitutionelle oder Gemäßigte, Tallien, Fréron (früher wüthender jakobiniſcher Libelliſt), Legendre, Barras, Lecointre, Dubois-Crancé, Bourdon von der Oiſe, Aubry, Merlin von Thionville, Merlin von Douai, Rewbel, Cambacérés als neue Gemäßigte und Ueberläufer vom Berge. Unter den Terroriſten: Billaud-Varennes, Collot, Barrère, Vadier, Amar, Cambon, Carnot, Robert Lindet, Jean Bon St. André, Prieur von der Marne und von der Cote d'or, Fouché ꝛc.

Die Reaction war thatſächlich, es handelte ſich nur davon, wie weit ſie gehen ſollte? Die Ausſchweifungen der Revolution ſollten ein Ende haben, darüber waren alle einig, aber während die Einen alle Errungenſchaften des vierten Standes und die reine Demokratie feſthalten wollten, gingen die Andern weiter und verlangten die Wiederherſtellung des natürlichen Uebergewichts in den gebildeten Claſſen, im Sinne der Gironde. Noch andere hofften wenigſtens heimlich die Contrerevolution bis zur Wiederherſtellung der Ariſtokratie und des Königthums zurückzubringen. Die rück-

läufige Bewegung mußte langsam eine Station nach der andern, welche die vorwärtsstrebende erreicht hatte, wieder zurückmessen.

Zunächst wurden in den Sturz Robespierres seine bisherigen Getreuen, der gesammte Gemeinderath von Paris und seine nächsten Freunde im Jakobinerklub mit hineingerissen. In den nächsten Tagen nach seinem Tode fielen noch etwas über hundert Köpfe, derselben. Dann wurde man milder. Erst im Herbst begannen neue Anklagen gegen die berüchtigtsten Terroristen, wie Carrier, Lebon, Fouquier-Thinville ꝛc., aber noch wurde ihre Verurtheilung verschoben. Dagegen wurde an den 12,000 Verdächtigen, welche bisher die Kerker von Paris anfüllten, verschwenderisch Gnade geübt. Namentlich der Fleischer Legendre glaubte in einem Uebermaaß von Wohlwollen nicht genug Freilassungen verfügen zu können, so sehr drängte es ihn, wieder gut zu machen, was er gesündigt. Der scheußliche Schuster Simon war schon (was eine nicht geringe Aufmerksamkeit der Thermidoristen auf diesen Gegenstand bewies) am gleichen Tage mit Robespierre geköpft worden und der junge König Ludwig XVII. bekam von Stund an bessere Pflege, allein seine Natur war schon zerrüttet, er siechte fort und starb am 8. Juni 1795.

Tallien führte seine schöne Geliebte aus dem Kerker und machte mit ihr ein großes Haus. Eben so Barras, der mit der Wittwe Beauharnais in vertrautestem Verhältniß stand, desgleichen die schöne Julie Recamier. Man nannte diese neuen eleganten Cirkel nur salons dorés. Hier bildete sich ein neues, freilich sehr sonderbares Ritterthum, einer Heiligen, wie die Madame Tallien, die man Notre dame du Thermidor nannte, angemessen, die s. g. jeunesse dorée (die Goldjungen). Fréron spielte jetzt an ihrer Spitze den Stutzer, erwarb sich aber das Verdienst, sie als ein allezeit schlagfertiges Heer gegen die Jakobiner zu organisiren. Sie führten dicke Knotenstöcke mit Stiletten und schlugen sich fast jeden Tag mit dem Pöbel herum, der auf einmal den Muth verloren zu haben schien. Der Convent verfehlte nicht, die 40 Sous, die man

bisher den Sansculotten als Tagelohn für ihre Anwesenheit bei den Sectionen bezahlt hatte, zu streichen und die Sectionsversammlungen überhaupt auf die Decadentage zu beschränken. Als die Prügeleien immer ärger wurden und die Goldjungen Meister waren, wurde endlich am 12. November der Jakobinerklub förmlich und für immer geschlossen. Dem entsprach eine ausgebreitete Wirksamkeit der gemäßigteren und gebildeteren Presse, die über die schmutzige und blutige der Sansculotten triumphirte. Im Gegensatz gegen die Marseillaise, die das Lied der Sansculotten blieb, sang die goldene Jugend ein neues contrerevolutionäres Lied (le réveil du peuple).

In dieser Periode trat zugleich in Paris eine merkwürdige Veränderung in den Sitten und Trachten ein, die sich auch alsbald nicht nur über Frankreich, sondern über ganz Europa ausbreitete. Wie erbittert auch noch die coalisirten Mächte gegen die französische Republik kämpften, so war doch die Gewohnheit, alle Pariser Moden nachzuahmen, schon zu tief eingewurzelt, als daß nicht die Feinde Frankreichs sie jetzt wie früher adoptirt hätten. Die Vernichtung des Hofes und der Aristokratie, die Herrschaft des Sansculottismus, die Angst, mit der selbst die reicheren und gebildeteren Bürgerclassen die einfachen und nachläßigen Manieren des gemeinen Volkes in Paris affectirten, hatte mit der feineren Galanterie auch die künstliche, mühevolle und kostbare Toilette der früheren Zeit verschwinden gemacht. Man hatte keine Zeit und keine Diener mehr, sich frisiren zu lassen. Die neue Gesellschaft, die sich nach dem Thermidor zu bilden anfing, ging hauptsächlich aus Jakobinern hervor, die sich bereichert und bekehrt hatten (wie Tallien, Barras), wozu sich bald darauf auch die glücklichen Generale gesellten. Diese nur durch das Interesse des Augenblicks zusammengeführten Cirkel waren äußerlich noch vom Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beherrscht. Die Freude, endlich der Todesfurcht, dem Schmutz der Kerker, dem Maximum, dem schwarzen Brod entronnen zu seyn, erhöhte die

Lebensluſt und nahm etwas Bachantiſches an. Paris wimmelte von Tanzplätzen, auf denen man ſich von der Schreckenszeit erholte. Die durch die Hinrichtungen am tiefſten in Trauer verſetzten Familien ſuchten ſich hier, die aufblühenden Söhne und Töchter der Gemordeten übten in ihrer Trauertracht eine Anziehungskraft auf einander, die den Schmerz einiger Jahre durch die wildeſte Aeußerung des unverjährbaren nationalen Frohſinns rächen zu wollen ſchien. Die Beziehungen der beiden Geſchlechter zu einander waren nie freier geweſen. Die Kirche exiſtirte nicht mehr. Ehen wurden geſchloſſen ohne Trauung, unzählige Kinder blieben ohne Taufe.

Nach dem Vorgange der Goldjungen Frérons ließen die Herren Puder, Friſur, Haarbeutel verſchwinden und trugen ihr natürliches Haar, anfangs à la victime lang und kettenartig geflochten, dann vorn, über der Stirn kurz abgeſchnitten. Der dreieckige Hut machte definitiv dem runden Platz. Der Frack ſchob ſich lächerlich hinauf, mit hohem Stehkragen und einer ſehr kurzen Taille. Hals und Kinn ſteckten in einer ungeheuren Cravatte. Auch die ſeidenen Strümpfe und Schnallenſchuhe verſchwanden und machten langen Beinkleidern Platz, über welche Stiefel mit glänzenden Stiefletten gezogen wurden. Einen ſolchen neumodiſchen Stutzer nannten die Alten mit Recht einen incroyable. — Die Damen nahmen nach dem Vorgang der Madame Tallien und der Vernunftgöttinnen die leichte antike Tracht an. Vom Kopf verſchwanden Puder, Friſur und Hauben. Man flocht das Haar nach dem Muſter griechiſcher Vaſenbilder und wand bladamartig Bänder hinein. Auch die Schnürleiber verſchwanden. Ein nur zu leichtes, im Sommer oft nur aus Flor beſtehendes Kleid enthüllte den Leib mehr, als es ihn bedeckte. Buſen und Arme blieben entblößt, auch ein Bein mußte durch das hochaufgeſchürzte Kleid hervorblicken. Die Füße glänzten in goldenen Sandalen.*) — Einer nicht minder durchgreifenden

*) Madame Tallien erfand auch bereits die ariſtokratiſche Tracht der ſ. g. merveilleuses, wodurch die Gemahlinnen der Directoren und Machthaber ſich auszeichneten: lange purpurne Roben mit goldgeſtickten Palmen,

Erneuerung unterlagen die Möbeln. Dem älteren Hofgeschmack, den man jetzt Rokoko nennt, entsagend, ließen die reichen Parvenus der Revolution ihre Hotels und Landhäuser mit Geräthschaften anfüllen, die sämmtlich antiken Mustern entlehnt waren.

Im Winter gedieh die Contrerevolution schon so weit, daß die Freilassung aller noch lebenden Girondins vom Convent beschlossen wurde, 7. Dez. Bald darauf wurde Carrier, trotz der angestrengtesten Bemühungen seiner Partei, ihn zu retten, auf das Blutgerüst geführt, 16. Dez. Eine Anzahl Nanteser, die er nach Paris ins Gefängniß geschickt hatte, waren seine Ankläger und die bei diesem langen Prozeß auftretenden Zeugen sagten die entsetzlichsten Dinge über ihn aus. Am Jahresende wurden in Paris die Büsten Marats zerschlagen und das Maximum abgeschafft, 23. Dez. Am Todestage des Königs, 21. Januar 1795, wurde eine Puppe, die einen Jakobiner in rother Mütze darstellte, als Symbol der Revolution öffentlich verbrannt, und dabei eine Rede gehalten, die den Jakobinismus beschuldigte, der Nation keineswegs die Freiheit, sondern die tiefste Sklaverei gebracht zu haben. Die Asche wurde sodann in einen Topf gefaßt und zu einer Kloake getragen, auf der geschrieben stand: Pantheon der Jakobiner. Am 21. Februar decretirte der Convent die Freiheit des Gottesdienstes nur mit der Einschränkung, daß der Staat keine Gebäude oder Geld dafür hergeben und keine Priester sich öffentlich in Priesterkleidung sehen lassen oder außerhalb der zum Gottesdienst bestimmten Häuser eine Ceremonie vornehmen sollten. Man wollte

---

das geflochtene Haar funkelnd von Juwelen, an den Füßen fleischfarbene Strümpfe mit durchsichtigen Zehen, an denen Brillantringe strahlten. Nach so vielem Morden gewann das neue Leben Werth, daher trugen sich die Damen in guter Hoffnung mit besondrem Stolz oder wurden die ehemaligen culs de Paris nach vorn versetzt. Damit hing auch die Lieblingsattitude zusammen, in welcher die Damen ihr dünnes Kleid durch einen Griff im Rücken anzogen, damit das Kleid den Vordertheil des Leibes völlig faltenlos zeige.

den Altgläubigen einen ſtillen Winkel zu ihrer Andacht laſſen, widmete ſich aber zugleich einer neuen Organiſation des Schulweſens in demokratiſchem Sinne, um durch philoſophiſche und republikaniſche Erziehung die ehemals mit der Kirche verbundene Schule zu erſetzen und die chriſtlichen Sympathien allmählig zu verdrängen. Denn auch die politiſch Gemäßigten, ſelbſt zum Royalismus neigenden, blieben damals doch noch ſehr zähe bei ihrer philoſophiſchen Kirchenverachtung. — Am 7. März ſchickte die Stadt Lyon eine ſchwere Anklage gegen Collot d'Herbois ein, wegen der von ihm in Lyon begangenen Greuel. Auch gegen Billaud, Vadier und Barrère erhoben ſich ſchon grollende Stimmen, doch kam es noch zu keiner gerichtlichen Vorladung. Am 8. März wurden die 73 Girondins mit den Verurtheilten, die dem Tod entronnen, Isnard, Lanjuinais, Louvet ꝛc. wieder in den Convent eingeführt. Als ſich Widerſpruch erhob, ſagte Chenier: „warum fanden ſich nicht Höhlen, tief genug, um dem Vaterlande Condorcet und Vergniaud zu erhalten? warum hat eine gaſtfreie Erde nicht mehr von jenen berühmten und unglücklichen Opfern uns zurückgegeben?“ — Die gefährdeten Häupter des Berges ſahen ihren Untergang vor Augen, wenn ſie nicht handelten. Der um ſeine Vorrechte, um ſeinen Sold gebrachte und von den Goldjungen gezügelte Pöbel war ſehr erbittert. Nach Aufhebung des Maximum hielten die Wucherer das Getreide zurück. War nun auch bei der Sorgfalt des Boiſſy d'Anglas, der dieſe Angelegenheit leitete, keine Hungersnoth zu fürchten, ſo nahm doch der Pöbel die Miene an, als ſey dieſelbe wieder vor der Thür, nur um einen Vorwand zur Unruhe zu haben. Die meiſt von ihm bewohnten Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau ſetzten ſich in Inſurrection und zogen, die Weiber (die jetzt ſ. g. Wittwen Robespierres) wieder voran, gegen den Convent mit dem Geſchrei: „Brod und die Conſtitution von 1793.“ Die Verfaſſung war nämlich zwar verkündigt, aber immer noch nicht ins Leben getreten. Die proviſoriſche Dictatur Robespierres und des Berges hatte man ſich gefallen laſſen, eine der

Gemäßigten wollte man nicht. Deßhalb drang man so sehr darauf, die Verfassung solle jetzt endlich einmal eine Wahrheit werden. Da sie, wie wir oben sahen, eine durchaus demokratische war, so mußte sie auch, sobald sie eingeführt war, dem Pöbel sein Uebergewicht in den Urversammlungen wieder sichern.

Nachdem man schon mehrere Tage hindurch tumultuirt, drang der Schwarm am 1. April in den Convent ein, der aber Muth behielt und mitten im Lärmen die bereits verhafteten Häupter der Terroristenpartei (Billaud, Collot, Barrère und Vadier) zur Deportation nach Cayenne verurtheilte. Die beiden letzteren entkamen. Zugleich wurde gegen viele andere Verhaftung decretirt und zum erstenmal ein aus dem Lager zurückgekehrter General mit Linientruppen zur Bändigung des Pöbels verwendet. Das war Pichegru, der schnell Ruhe und dem Convent unbedingten Gehorsam verschaffte. Nun folgten weitere Acte der Contrerevolution Schlag auf Schlag, die Deportirung Cambons, Maignets, Levasseurs und anderer Bergmänner (17. April), Aufhebung der Confiscationen, die Hinrichtung Hermanns, Fouquier-Tinvilles und noch 13 anderer Mitglieder des Revolutionstribunals (7. Mai). Aber der wüthende Pöbel wagte noch einmal einen großen Aufstand am 20. Mai, drang abermals in den Convent ein, bedrohte den mit dem festesten Muth aushaltenden Präsidenten, Boissy d'Anglas, stundenlang mit dem Tode, tödtete den Abgeordneten Féraud wirklich und steckte dessen Haupt auf eine Pike. Aber Legendre rückte mit der wiederhergestellten Nationalgarde heran und machte den Convent abermals siegen. Die Folge davon war die Verhaftung weiterer Bergmänner im Convent und endlich auch die Reinigung der Gallerien. Es sollte kein Weib mehr den Conventssitzungen anwohnen, außer in Gesellschaft eines Mannes und mit einer Einlaßkarte versehen. Als die Insurgenten gleichwohl noch einen Versuch machten, den noch nicht verhafteten Cambon zum Maire zu erheben, und als der zum Tode verurtheilte Mörder Férauds befreit wurde, schritt General Menou wie-

der mit Linientruppen ein und entwaffnete die Vorstädte. Alle Häupter des Berges, soweit sie nicht geflohen waren, wurden deportirt, auch Carnot nur verschont, „weil er den Sieg organisirt hatte". Das Revolutionstribunal hörte für immer auf und wurde durch Militärcommissionen ersetzt. Die Guillotine brauchte man nur noch für die scheußlichsten Verbrecher. Die nobleren wurden deportirt. Zu den ersteren gehörte Lebon. Sechs terroristische Conventsmitglieder, die bisher nur in zweiter Reihe gestanden, (Romme, Goujon, Duquenois, Duroi, Bourbotte und Soubrany) sollten am 17. Juni geköpft werden, durchstachen sich aber alle zuvor einer nach dem andern mit demselben Messer. Auch Fouché wurde verhaftet.

Da die Contrerevolution in dem Maaße, in welchem sie in Paris vorschritt, auch den Emigrirten und dem Ausland Hoffnungen weckte, müssen wir, ehe wir ihre Katastrophe schildern, den Blick auf die Grenzen werfen.

Pichegru mit der Nordarmee hatte im Herbst 1794 die Engländer unter York nach Holland hineingetrieben, war aber durch die große Erschöpfung seines Heeres und durch die rauhe Jahreszeit verhindert worden, ihnen weiter zu folgen. Indeß verkehrte er viel mit den Unzufriedenen in Holland, mit den s. g. „Patrioten", die noch äußerst erbittert waren über das frühere Einschreiten Preußens zu Gunsten des Erbstatthalters. An der Spitze dieser Partei stand der General Daendels, der Holland mit Hülfe der Franzosen demokratisch machen wollte. Die Strenge des Winters selbst lud die Franzosen ein, indem sie über die gefrornen Kanäle und Flüsse leicht vordringen konnten, was im Sommer nicht möglich gewesen wäre. Daher brach Pichegru mit seinem ganzen Heer am 27. Dezember auf, setzte über die Maas und dann über die Waal und trieb die Engländer und Oesterreicher vor sich her, die zu schwach waren, sich ihm zu widersetzen. Die holländischen und englischen Schiffe aber waren sämmtlich im Eis eingefroren und wurden alle von den Franzosen genommen, in Vom-

Ueber

den Grund, das Wesen und die Grenzen

des Rechtes der Erzeuger

an

den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft.

Der eigenste Charakter des Eigenthums ist dessen natürliche Unbeschränktheit, die Grundlage desselben eine Fiction.

Ursprünglich vertrat der Besitz, das unmittelbare Innehaben, die Stelle des Eigenthums, und dieses erstreckte sich nicht weiter als die wirkliche körperliche Einwirkung und die Möglichkeit der Vertheidigung. Erst als der Besitz den wachsenden Bedürfnissen nicht mehr genügte und dieselben weit über die Möglichkeit des wirklichen Innehabens sich erweiterten, wurde auch der Begriff des Besitzes bis zu der Möglichkeit des ungehinderten Besitzergreifens erweitert und endlich im Eigenthum eine Art von potenzirtem Besitz in das Leben gerufen, was im Anfange wohl immer ein ausdrückliches Anerkenntniß der Volksversammlung erforderte und deßhalb nur bei wenigen, besonders nützlichen oder kostbaren Gegenständen statt fand.

Mit der fortschreitenden Entwickelung des Volkslebens und der Rechtsidee minderte sich die frühere Wichtigkeit des Besitzes und das unter den Schutz des Staates gestellte Eigenthum trat mehr und mehr an seine Stelle, so daß heutzutage der Besitz seine rechtliche Bedeutung fast ganz an das Eigenthum verloren hat.

mel allein 190 englische Schiffe, bei Rotterdam 22 reich beladene englische Artillerie-Transportschiffe und noch gegen 200 englische Schiffe an andern Punkten der holländischen Küste. Erst am 8. Januar, als die Kälte nachließ, wagte die vereinigte englisch-österreichische Armee unter General Wallmoden wieder vorzugehen, wurde aber in den Linien von Arnheim geschlagen und mußte sich nach Westphalen zurückziehen. Die Engländer verloren fast alle ihre Geschütze, und eine Menge Kranke erlagen dem harten Winter. Der alte Haß der Holländer gegen die Engländer offenbarte sich jetzt in grausamer Verrätherei. In Utrecht wurde das englische Gepäck geplündert, in Zütphen weigerte man verhungerten und kranken Engländern die Aufnahme. Die Verwirrung war grenzenlos. Der Erbstatthalter floh bei Zeiten nach England, aber die antioranisch gesinnten Einwohner von Amsterdam hielten eine Menge seiner Anhänger, welche gleichfalls fliehen wollten, gewaltsam zurück, indem sie kein Schiff mehr fortließen. Pichegru hielt am 19. Januar, umjubelt von den Patrioten, seinen Einzug in Amsterdam. Die Generalstaaten setzten am 26. Januar im Haag den Erbstatthalter ab. Ihre Freude wurde aber getrübt durch die Conventsdeputirten Sièyes und Rewbel, die Holland als Bezahlung für die französische Hülfe 100 Millionen Gulden abpreßten. Auch blieb ein französisches Heer in Holland stehen, dessen Flotte sich mit der französischen vereinigen mußte. Maestricht und Venloo mit Holländisch-Flandern wurden damals schon ganz zu Frankreich geschlagen. Der Rest von Holland erhielt den Namen der batavischen Republik nach dem Muster der französischen. Die Engländer entschädigten sich durch Wegnahme der holländischen Handelsflotte, die in Plymouth lag und einen Werth von 12 Millionen Pfund Sterling enthielt, durch Wegnahme aller holländischen Schiffe auf allen Meeren und endlich auch durch Eroberung sämmtlicher holländischen Colonien, mit einziger Ausnahme von Batavia. Die armen Holländer waren auf eine solche Treulosigkeit nirgends vorbereitet gewesen, hatten die Engländer vielmehr als sichere Bun-

desgenossen angesehen, und der Erbstatthalter sah sie noch so an und schickte Befehle in die Colonien, den Engländern die festen Plätze zu übergeben. Er wollte damit ohne Zweifel den Befehlen der neuen batavischen Regierung zuvorkommen, überlieferte aber die Beute den Engländern, die weit entfernt waren, die Colonien dem Hause Oranien vorzubehalten, sondern alles für sich nahmen. So fiel die große Capcolonie, so das reiche Ceylon in ihre Hände. Man sagte damals von ihnen mit Recht: sie gleichen dem Freunde, der bei einem Brande stiehlt, während er die Miene annimmt, als wolle er löschen helfen. — Der König von Preußen, welcher früher mit so viel Energie seine Schwester, die Erbstatthalterin von Holland, gegen die Insurgenten unterstützt hatte und auch diesmal wieder den Einbruch der Horden Pichegru's hätte verhindern können, ließ diesen gewähren und untersagte sogar jede oranische Zusammenrottung an den Grenzen, als der Erbstatthalter werben ließ, um Holland wiederzuerobern.

Die österreichischen Niederländer wurden schwer geprüft, da sie ganz an Frankreich übergingen. Nachdem sie sich kaum gegen Joseph II. erhoben hatten, um ihre Kirche und ihre alten Landesfreiheiten zu schirmen, bekamen sie an den Franzosen noch viel gewaltthätigere Feinde. Schon am 13. Dezember 1792 war unter Dumouriez alles Staats-, Kirchen-, Corporations- und Gemeindeeigenthum in Belgien unter französischen Schutz gestellt, d. h. für gute Beute erklärt worden. Im Frühjahr 1793 wurden die verzweifelnden Bürger gezwungen, die Einverleibung ihres Landes in die französische Republik zuzugeben. Französische Soldaten ertrotzten die Abstimmung mit dem Bajonet. In dem volkreichen Gent stimmten nur 150 Menschen, darunter 59 aus dem Zuchthaus befreite. Viele Städte protestirten, aber vergebens. „Wie kann uns Frankreich, indem es uns die Freiheit zu bringen vorgibt, dieselbe nehmen?“ schrieb die Stadt Brüssel unter dem Präsidenten Dotrenge. „Jedes freie Volk gibt sich selber Gesetze und empfängt sie nicht von einem andern,“ schrieb die Stadt Antwer-

pen unter dem Präsidenten van Dun. „Ihr raubt uns nicht nur das öffentliche, sondern auch das Privatvermögen, was unsere früheren Despoten nie gethan haben," schrieben die Stände von Hennegau.

Ueberall, wohin die Franzosen kamen, raubten sie alles Staats- und Kircheneigenthum, verjagten den Adel, brandschatzten die reichen Bürger, plünderten selbst das Gemeindegut, verkauften z. B. Wälder und machten alles zur Beute und durch Verkauf an Juden und Judengenossen zu Geld. In Lüttich wurde am ärgsten gewüthet, weil hier das Volk lange von seinem Fürstbischof Constantin Franz mißhandelt worden war. Viele Kirchen wurden hier der Erde gleich gemacht. In Köln wurden alle Klöster geöffnet, und Reisende fanden hier noch späterhin eine Nonne als berühmte schöne Kellnerin. Trier verlor alle Glocken und ersetzte sie zum Theil aus solchen, die man aus Metz gestohlen hatte. Rewbel selber gestand, die französische Republik sey durch nichts so verhaßt geworden, als durch die Räubereien, „alle Spitzbuben von Paris seyen im Heere als Commissäre angestellt gewesen". Damals begann auch zuerst der Raub der Kunstwerke. Aus Holland wie aus Belgien wurden die kostbarsten Gemälde der berühmtesten niederländischen Maler nach Paris entführt. Eine ungeheure Menge Kunstwerke gingen in den zerstörten Kirchen zu Grunde. Die Meisterwerke der älteren niederländischen und rheinischen Malerschule waren damals nicht mehr gewürdigt, ihr Werth noch nicht gehörig wiedererkannt. Nur wenigen kenntnißreicheren Männern, vor allen den Brüdern Boisserée in Köln, gelang es später, von den damals aus allen Kirchen zerstreuten Gemälden die herrliche Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde zu retten, die jetzt in München aufbewahrt ist.

Die Oesterreicher, bereits aus den Niederlanden verdrängt, hielten, nachdem auch das feste Luxemburg am 7. Juni 1794 gefallen war, nur noch Mainz. Bayern übergab den Franzosen ohne Noth und im geheimen Einverständniß die Festungen Düsseldorf und

Mannheim, von wo aus sie neue Raubzüge machten und Greuel aller Art begingen. Ganze Gemeinden zwischen Main und Lahn flüchteten in die Wälder. Der tapfere Clerfait strafte noch einmal diese Frevel. Er überfiel das französische Belagerungsheer vor Mainz und nahm ihm 138 schwere Geschütze ab (29. Oct.) Eben so fiel Mannheim wieder in die Gewalt der Oesterreicher nach einem siegreichen Gefechte bei Handschuchsheim und nach einem heißen Bombardement. Aber von England und Preußen verlassen, ging Oesterreich am 21. Dez. einen Waffenstillstand mit Frankreich ein. Der edle Clerfait, anstatt für seine Leistungen belohnt zu werden, wurde in Ungnade abgedankt, weil er sich mit Recht über die elende Verpflegung der Armee, über die Unterschleife und über Thugut*) beschwert hatte. — Preußen schloß aus Gründen, die wir im folgenden Buch näher erörtern werden, im April des Jahres 1795 zu Basel mit der französischen Republik Frieden und schloß Hannover, Hessen, ganz Norddeutschland in diesen Frieden ein. Auch Spanien schloß Frieden, die italienischen Staaten (mit einziger Ausnahme Sardiniens) knüpften wieder freundliche Beziehungen mit Frankreich an, ebenso Dänemark und Schweden.

Die Engländer, aus Holland vertrieben, setzten den Krieg rüstig zur See fort. Am 14. März 1795 siegte ihr Admiral Hotham über die französische Flotte unter Martin im Mittelmeer auf der Höhe von Savona, und abermals unter Lord Bridport über die Brester Flotte am 23. Juni bei l'Orient. Auf den französischen Schiffen befanden sich ganz unfähige Offiziere, bildeten Soldaten und Matrosen politische Klubs und gehorchten gelegentlich nicht. Daher sie durch schlechtes Manövriren immer den Sieg verloren, während sie sich einzeln aufs heldenmüthigste schlugen. Das kleine Emigrantencorps unter Condé hatte sich in den früheren Feldzügen seit 1792 gut gehalten, war aber absichtlich, um seinen

*) Thugut wurde beschuldigt, mit den Juden, welche bei den Lieferungen aufs ungeheuerste betrogen, heimlich unter der Decke zu stecken.

Einfluß zu schwächen, getheilt worden, weil Oesterreich und Preußen allein hatten siegen und das künftige Schicksal Frankreichs bestimmen wollen ohne Einsprache der Emigranten. Jetzt wurde der größte Theil dieses Heeres von England in Sold genommen und sollte unter d'Hervilly an der Küste der Bretagne landen, um mit den Chouans dieser Provinz und den benachbarten Vendéern die Contrerevolution zu Gunsten Ludwigs XVIII. zu vollenden. Aber es war zu spät. Die Chouans waren immer nur zerstreute Banden und sehr vorsichtig gewesen. Die Vendéer hatten sich schon 1793 erschöpft und führten nur noch einen schwachen Vertheidigungskrieg. Am 3. Januar 1794 wurde die Insel Noirmoutier, die kurz vorher von den Vendéern unter l'Elbée erobert und worin der Commandant der Blauen, Wieland, gefangen und geschont worden war, von den Blauen unter Turreau wiedererobert, worauf der Sieger ohne Gnade alle Gefangenen, den tödtlich krank darniederliegenden Elbée, seine Gemahlin, 1200 Vendéer, einen Theil der unschuldigen Insulaner, ja sogar den armen Wieland erschießen ließ, den letzteren, weil man vorgab, er habe die Insel an die Vendéer verrathen. Vergebens betheuerte der edelmüthige Elbée noch sterbend Wielands Unschuld. Die Hauptmaßregel des Convents gegen die Vendée wurde jetzt ausgeführt. Man schickte nämlich zwölf s. g. infernalische Colonnen der Republikaner durch ihr Land, welche systematisch alle Einwohner ausrotteten und alle Häuser niederbrannten. Der junge tapfere Larochejacquelin fiel, die andern Anführer, Stofflet und Charette, benutzten das nach Robespierre's Sturz eingetretene mildere System und schlossen ihren Frieden mit der Republik im Winter auf 1795. Die Emigranten fanden also, indem sie im Juli an der Halbinsel Quiberon landeten, nur einige tausend Chouans unter Puysage vor. Der letztere wollte allein befehlen, und man stritt sich. Ueberdies schloß sie der nach Robespierre's Sturz wieder frei gewordene General Hoche mit 10,000 Mann am Landungsplatze ein und machte zugleich ein solches Feuer auf die englischen Schiffe, daß diese sich

treulos entfernten und die unglücklichen Emigranten im Stiche ließen. d'Herbilly fiel, Puysage entkam mit den Engländern. Nur Sombreuil, Sohn des alten Generals der Invaliden, kämpfte tapfer fort, bis auch er mit dem Rest seiner Getreuen capituliren mußte, 20. Juli. Hoche hätte ihnen gerne das Leben geschenkt, aber Tallien, der als Conventsdeputirter anwesend und eben damals als Contrerevolutionär verdächtig geworden war, ergriff diesen Anlaß, um sich rein zu waschen, und ließ 600 Emigranten erschießen, darunter den edlen Sombreuil*) und den Bischof von Dal mit 50 Geistlichen. Die übrigen ließ man unter der Hand frei, eben so die Chouans. Ein Graf Damas hatte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer gestürzt. — Die zweite Abtheilung der Emigranten unter dem Grafen von Artois kam zu spät, um zu helfen, und hielt auf der kleinen Insel Houat nur ein Todtenamt für die Gefallenen. Sein Versuch, bei Noirmoutier zu landen, mißlang, seine Flotte wurde von einem schrecklichen Orcan zerstört, zum Theil vernichtet.

Eben so traurig war das Schicksal von 400 Emigrirten, welche nach Guadeloupe geflohen waren, dort aber von der republikanischen Partei in einem großen Graben erschossen und dann mit Erde zugedeckt wurden. Auf den Antillen war wilde Bewegung. Die

*) Später wurde ein Brief Sombreuils an den englischen Kriegsminister Windham bekannt, worin der erstere bitter klagt, daß die Emigrirten von England im Stich gelassen seyen und weder Instruction, noch Lebensmittel erhalten, die Expedition also unglücklich ablaufen müsse. Windham antwortete nicht. Sheridan sagte im Parlament: „bei Quiberon floß freilich kein brittisches Blut, aber die brittische Ehre blutet aus allen Adern. Es waren mörderische Unternehmungen, die auf den Seelen ihrer Urheber lasten werden.“ Und Fox: „Man sagt, gewisse Cabinetsminister hätten, weil sie sich mit zu viel Emigranten überlastet, dieselben absichtlich aufgeopfert, um sie los zu werden. Ich will es nicht glauben, aber ewige Schmach der englischen Nation, wenn sie die Urheber der Expedition von Quiberon nicht wenigstens mit ihrem Tadel bestraft.“

Republikaner behaupteten die Uebermacht mit Hülfe aufgestandener Mulatten und Neger. Auf der Insel Granada wurde der englische Gouverneur Hume mit andern angesehenen Engländern auf Befehl des Mulattengenerals Fidore erschossen. In St. Vincent fielen die wilden Karaiben über die Engländer her. Auch die französischen Flotten waren wieder glücklich. Am 8. October gelang es dem französischen Contreadmiral Richery bei Cap St. Vincent 30, dem Capitän Moullon bei Cap Finisterre 18 reiche englische Handelsschiffe wegzunehmen.

Im südlichen Frankreich schritt die Contrerevolution am weitesten vor. Hier bildeten sich bewaffnete Banden unter dem Namen der Jesus- und Sonnencompagnien, die ein furchtbares Vergeltungsrecht an den Sansculotten übten. Im Namen der Religion und des Königs (des damals noch lebenden Ludwig XVII.) begannen sie im Frühjahr 1795 unter dem Gesang des réveil du peuple die Terroristen zu ermorden und wiederholten die Septembergreuel der Pariser, nur in umgekehrter Richtung, indem sie die vorher gefangen gesetzten Jakobiner in den Kerkern abschlachteten, so 97 in Lyon, 29 in Aix, 47 in Tarascon, 38 in Marseille. Auch hatten sich viele Emigranten eingeschlichen; aber diese Bewegungen erloschen, sobald die Niederlagen der Contrerevolutionäre in Paris selbst bekannt wurden. Die Oesterreicher und Sardinier thaten von Italien aus nichts, um jene Bewegungen im Süden zu unterstützen. Die erstern unter Devins wurden von den Franzosen unter Scherer bei Loano (23. Nov.), die letztern unter Colli bei Garessio (27. Nov.) von den Franzosen unter Serrurier geschlagen.

Auch nach Paris hatten sich viele Emigranten heimlich zurückbegeben und waren nicht verhaftet worden. Sie träumten schon von einem leichten Siege der königlichen Partei, die aristokratische Vorstadt St. Germain füllte sich wieder mit vornehmen Bewohnern und glänzenden Equipagen. Madame Staël eröffnete den ersten aristokratischen Salon. Die goldene Jugend trug ungenirt

die grünen Rockaufschläge der Chouans. Pichegru, als Eroberer Hollands und Besieger des Pöbels in Paris damals der angesehenste General, ließ sich in heimliche Verbindungen mit Condé ein. Aber die Mehrheit des Convents hing entweder aufrichtig der Republik an oder hatte wenigstens keine Lust, die Macht, die sie einmal besaß, abzutreten. Viele fürchteten, wenn das Königthum wieder eingeführt würde, noch wegen ihres Antheils an der Revolution zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Convent beschloß daher, der Contrerevolution einen Damm zu setzen. Louvet war es, welcher das Signal dazu gab, indem er ausrief: „Es ist Zeit, die Gegenrevolution zu endigen" (18. August). Die Verbannung der Emigrirten und des renitenten Klerus, so wie die Confiscation ihrer Güter wurden aufs neue bestätigt. Die Verfassung von 1793 wurde zwar definitiv aufgegeben (sie war nie ins Leben getreten); an ihre Stelle trat aber eine neue, von Daunou entworfene Verfassung (von 1795 oder dem Jahre III der Republik), in welcher sich der Convent vorbehielt, die bisher von ihm ausgeübte Macht fernerhin auszuüben. Die vollziehende Gewalt sollte aus fünf Directoren bestehen, die gesetzgebende in einen Rath der 500 mit dem Recht der Gesetzesinitiative, und einen Rath der 250 (der Alten) mit dem Rechte des Veto betraut, getheilt werden, aber zwei Drittel dieser beiden Räthe sollten aus bisherigen Conventsgliedern gewählt werden, wodurch ihnen die Gewalt gesichert blieb. Das war ein Zweikammersystem, eine Annäherung an die constitutionelle Monarchie im Sinne Neckers und der alten Constitutionellen, aber noch ganz unter den Bedingungen der Republik und unter dem persönlichen Einflusse derer, die für den Tod des Königs gestimmt hatten und eben so tief in die Schuld der Revolution verwickelt waren, als sie die Ehren der Republik sich angeeignet hatten.

Diese Wendung der Dinge brachte die royalistische Partei um alle ihre Hoffnungen. Sie wollte aber nicht weichen, ohne einen Kampf zu wagen. Unter dem Vorsitz des alten Herzog von Niver-

nois tagten ihre Häupter im Odeon und beſchloſſen einen bewaffneten Aufſtand der 44 Pariſer Sectionen, die ſich bereits zu ihnen bekannten und 20—30,000 Mann, namentlich Nationalgarden der beſſern Bürgerclaſſe aufſtellten. Sie hatten aber keine Kanonen mehr, die Vorſtädte von St. Antoine und St. Marceau, die ganze alte Sansculottenpartei bewaffnete ſich ebenfalls unter dem Namen der Patrioten von 1789, aber gegen jene und für den Convent. Tallien, kurz vorher noch ihr heftigſter Gegner, führte ſie an. Es war nur wenig Militär in der Stadt, welches General Menou befehligte. Dieſer benahm ſich aber nicht energiſch genug und Barras, mit den Vertheidigungsanſtalten vom Convent beauftragt, übergab das Commando an den General Bonaparte, der zufällig in Paris war.

Bonaparte war unmittelbar nach dem Sturze Robespierres in Nizza verhaftet worden, angeklagt als Terroriſt und vertrauter Freund des jüngern Robespierre, der ihm als Conventsdeputirter im Lager viel Liebe bewieſen hatte. Nur das Zeugniß der Armee, man könne ſein Talent nicht entbehren, rettete Bonaparte. Er blieb aber abgeſetzt. Als er nach Paris kam, um Beſchäftigung zu ſuchen, meinte Aubry, der damals die Armeeangelegenheiten leitete, er ſey zu jung. „Auf dem Schlachtfelde wird man ſchnell alt," erwiederte Bonaparte. Das nahm aber Aubry, der nie Pulver gerochen hatte, ſehr übel und that nichts für ihn. Bonaparte blieb in Paris ohne Gehalt in ſo kümmerlicher Lage, daß er ſeinen Bruder Joſeph beneidete, der damals eine reiche Kaufmannstochter, Demoiſelle Clary in Marſeille, geheirathet hatte. Seine Freunde Junot und Sebaſtiani lebten damals mit ihm zuſammen, wie arme Studenten. Auch der berühmte Schauſpieler Talma war ſein täglicher Geſellſchafter. Endlich bekam er etwas im Kriegsbureau zu thun, aber erſt Barras rief ihn wieder auf das Feld der Thaten.

Am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 ſetzte ſich die royaliſtiſche Armee der Stadt in Bewegung gegen den Convent.

Rasch die Sachlage überblickend hatte Bonaparte noch im Dunkel der Nacht durch den Rittmeister Murat (Sohn eines Gastwirths zu Cahors, der nachmals Bonapartes Schwester Caroline heirathete) mit wenigen Reitern die vierzig Kanonen abholen lassen, welche in der Nähe der Stadt aufgestellt und von den Royalisten vergessen waren, und dieselben rings um die Tuilerien (den Convent) so geschickt placirt, daß er, obgleich er nur 8000 Mann zur Verfügung hatte, die 30,000 seiner Gegner, die keine Kanonen hatten, mit Kartätschenschüssen in Respect halten konnte. Sie griffen unter den Generalen Dubour und Danican muthig genug an, wurden aber mit einem Hagel von Kugeln überschüttet und wichen nach einstündigem Kampf. Bonaparte ließ sie verfolgen und entwaffnen. Es ist bemerkenswerth, daß niemand an Barricaden dachte, was Bonapartes Sieg sehr erschwert haben würde. Als die sämmtlichen abgegebenen Waffen vor ihn gebracht wurden, fand sich auch ein schöner Knabe bei ihm ein, der ihn unter Thränen um den Degen seines Vaters bat, den man seiner Mutter weggenommen hatte. Es war Eugen Beauharnais, Sohn Josephinens. Bonaparte begleitete ihn zu seiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Josephine stand in vertrauten Beziehungen zu Barras, der die Confiscation ihres großen Vermögens verhindert hatte. Sie brachte dem viel jüngeren Bräutigam Reichthum und eine hohe Protection zu. Er wurde jetzt General der Armee des Innern und, als ein neuer Krieg gegen Oesterreich beschlossen wurde, Obergeneral der Armee von Italien.

Nach der Niederlage der Royalisten trat die neue Verfassung in Kraft und das Directorium begann mit den beiden Räthen seine amtliche Thätigkeit am 28. October. Der damit endlich aufgelöste weltberühmte Convent hatte die extremsten seiner Mitglieder in furchtbaren Parteikämpfen verloren, behielt aber in dem Reste derselben und in der geschonteren Mitte immer noch so viel Lebenskraft, daß er sich in den neuen Gewalten nur gleichsam fortsetzte. In die neuen Räthe gingen nicht weniger als 379 Con-

Die Entſtehung des Eigenthums jedoch aus dem Beſitz iſt in einigen Beziehungen wirkſam geblieben, und dies namentlich in dem vielfach ausgebreiteten Vorurtheil, daß es an unkörperlichen Sachen, weil keinen Beſitz, auch kein Eigenthum geben könne, obſchon frühzeitig die Nothwendigkeit empfunden wurde, Eigenthumsrechte an Befugniſſen eben ſo gelten zu laſſen, wie ein Beſitzrecht an Dingen, die ihrer Natur nach nicht beſeſſen werden konnten.

Auch dieſe Begriffe reichten jedoch im Laufe der raſtlos fortſchreitenden Zeit nicht aus, und man erfand zum Schutz ſolcher Rechte, welche in die gegebenen Begriffsgrenzen ſich nicht fügen wollten, die Privilegien, d. h. die Zuſicherung beſondern Schutzes von Seiten der Regierungsgewalt, und wie dieſe wurden auch die Privilegien vielfach zu Eingriffen in fremde Rechtsſphären gemißbraucht.

Unter den Schutz der Privilegien wurde nun auch ein Kind der neueren Zeit geſtellt, welches lange Zeit unbeachtet und iſolirt unter den Erſcheinungen des fortſchreitenden Lebens ſich verlor: das Recht der Schriftſteller an den Erzeugniſſen ihrer geiſtigen Thätigkeit, zu welchen in noch neuerer Zeit auch die Produktionen der Künſte hinzugekommen ſind.

Bis zu Erfindung der Buchdruckerkunſt konnte die Produktivität der Schriftſteller, insbeſondere der pecuniäre Ertrag ihrer Werke ſchon deßhalb nicht der Gegenſtand hervortretender Anſprüche ſeyn, weil die Schwierigkeit der Vervielfältigung beinahe der Mühe der Abfaſſung gleich kam und faſt mehr der Lohn des Schreibers, als der Ehrenſold des Autors in rechtlichen Betracht gezogen werden mußte.

In ganz anderer Weiſe geſtaltete ſich dieſes Verhältniß durch jene ewig denkwürdige Erfindung, und faſt mit derſelben zugleich wurde auch die Idee von einem Recht des Schriftſtellers an den Produktionen ſeiner geiſtigen Thätigkeit geboren, obſchon es auch damals ſchon Leute gab, welche vorzogen, zu ernten, wo ſie nichts geſäet hatten. Schon Luther eiferte gegen die Nachdrucker und ſchon im Jahr 1620 wurde in Sachſen, im Jahr 1794 in Preußen das ſtreitig gemachte Recht der Schriftſteller auf den Ertrag ihrer Erzeugniſſe geſetzlich anerkannt und jede Schmälerung dieſes Ertrags als eine poſitive Rechtsverletzung verboten.

ventsmitglieder über. Die erſten Directoren waren Barras, Rewbel, Larévellière-Lepaux, Letourneur und Sièyes. Ihr Syſtem war ein conſervatives geworden. Sie wollten nur erhalten, was in der Revolution gewonnen worden war, und in Ruhe und Ordnung deren Früchte genießen. Die Parteien waren erſchöpft und des Lärmens ſatt. Das Volk wandte ſich überall wieder der täglichen Arbeit und den Freuden des Familienlebens zu.

Nur wie nach einem heftigen Meerſturme die Wellen noch fortſchwanken, immer niedriger gehend, ſo wiederholte ſich auch unter dem Directorium noch einmal eine terroriſtiſche und royaliſtiſche Bewegung, aber ſchon ganz abgeſchwächt. Die alten Jakobiner ſammelten ſich im Klub des Pantheon, Grachus Baboeuf war ihr Journaliſt. Am 9. September 1796 überfielen ſie, der kaum befreite tolle Drouet an der Spitze, das nahe bei der Stadt befindliche Lager von Grenelle, in der Hoffnung, die Soldaten zu verführen, wurden aber übel empfangen und verjagt. Drouet entkam, 32 aber wurden hingerichtet. Baboeuf, der noch aus dem Gefängniß heraus die Demokratie Robespierres predigte, erdolchte ſich ſelbſt. Er iſt merkwürdig, weil er die Brücke von Robespierre zu den ſpätern Communiſten bildet.*) — In den Provinzen blieb alles ruhig. Zwar hatten ſich die Vendéer noch einmal erhoben, aber ſo ſchwach, daß ſie bald den Angriffen des Generals Hoche unterlagen und ſowohl Stofflet als Charette gefangen und wegen des gebrochenen Friedens erſchoſſen wurden (Februar und März 1796).

Doch hatte die neue Regierung eine ſchlimme Erbſchaft übernommen in den zerrütteten Finanzen und in der Corruption der zahlloſen amtlichen Räuber. Im Sturm und Drange der Revolution hatte man zuletzt 45,000 Millionen Aſſignaten ausgegeben,

*) Er lehrte, aus dem Princip der Gleichheit folge Gemeinſchaft der Güter, wie der Arbeit, gleiche Vertheilung der Rechte, wie der Pflichten, daher dürfe es keine Arme mehr geben, ſey jeder zur Arbeit verpflichtet, habe aber auch gleichen Antheil am Erwerb und Genuß.

die gänzlich entwerthet waren. Um einen einzigen Franken baar zu bekommen, gab man deren eintausend in Assignaten. Ein Klafter Holz in Paris stieg bis zu dem Werth von 24,000 Fr. in Papier, ein Pfund Seife kostete 230. Das Directorium suchte nach und nach Ordnung zu schaffen, was aber einem Staatsbankerott gleichkam. Es schuf am 18. März 1796 nicht weniger als 2400 Millionen s. g. Territorialmandate (Anweisungen auf die Nationalgüter), welche nur noch die Zinsen aus dem Capital der älteren in den Assignaten verausgabten Summe darstellten, und auf welche diese reducirt wurde, forderte nun aber die Steuern in baarem Gelde ein. Wer dieses letztere nicht hatte, mußte seine Papiere dafür hergeben. Die Mandate waren so schnell entwerthet, wie die Assignaten selbst und um eine Steuer von einem baaren Frank zu bezählen, mußte man den dreißigfachen Werth in Mandaten zahlen, welcher selbst nur der Ersatz für einen dreißigfachen Werth in Assignaten gewesen war. Der Staatsgläubiger erhielt mithin für 1000 baare Franken, die er einst dem Staate geliehen, nur einen zurück. Gleichwohl sollte das nur eine Reduction zum bessern Vortheil der Gläubiger vorstellen und der Name Bankerott durfte nicht ausgesprochen werden. Die Republik faselte immer noch von „französischer Rechtschaffenheit“ und von der „Garantie der Staatsschuld.“

Dennoch hätten die Finanzen besser geordnet werden können, wenn nicht die Beamten so entsetzlich gestohlen hätten. Von den Directoren an bis zum untersten Diener machte Jeder Unterschleif und füllte seinen Beutel mit dem, was er der Republik heimlich abführte. Das geschah im Complott. Nur wenige edlere Männer, wie Carnot, hielten sich frei davon. Die Siege der Republik gaben ihren Obern viele Gelegenheit, sich zu bereichern. Die Generale schickten Geld und geraubte Kostbarkeiten an das Directorium, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Die besiegten Fürsten und Städte schickten Geld, um sich Schonung zu erkaufen. Die geheime Bestechung griff in gleichem Maaße um sich, wie der offene

Raub, und den obern Beamten ahmten überall die untern nach. Es war hauptsächlich der hohe Reiz der überreichen Kriegsbeute, durch den sich die Directoren verführen ließen, das System der Eroberungen zu begünstigen. Ohne es zu wollen aber verschafften sie dadurch allmählig den Armeen ein Uebergewicht, was endlich unvermeidlich zur Soldatenherrschaft und somit zur Vernichtung aller in der Revolution gewonnenen Freiheiten führen mußte. Robespierres berühmte Worte „les brigands triomphent," gingen in Erfüllung und Lafayettes berühmte Worte „die dreifarbige Fahne wird die Reise um die Welt machen," ebenfalls, denn sie war die Fahne jener heroischen Brigands, die ganz Europa plünderten und nicht eher ihr Ziel fanden, bis sie das goldene Kreuz vom Kreml herabgestohlen.

Fünftes Buch.

Das Trauerspiel in Polen.

Nachdem wir die furchtbaren Stürme der französischen Revolution in ihrem Zusammenhange geschildert haben, müssen wir uns zu den Nachbarländern wenden, um deren verschiedenartige Stellung zur Revolution zu charakterisiren. Würden die Mächte, welche nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. von allen Seiten drohend gegen die königsmörderische Nation sich erhoben, fortwährend gemeinschaftlich und nur mit einigem Nachdruck gehandelt haben, so hätte die junge französische Republik bei der Zerrüttung des alten Heeres und ehe die neuen Heere organisirt w. en, unfehlbar unterliegen müssen. Aber jene Mächte handelten weder gemeinschaftlich, noch mit der gehörigen Energie, weil jede nur ihr Sonderinteresse verfolgte und eifersüchtig auf die andere war.

In England führte der junge William Pitt das Staatsruder unterstützt von der Mehrheit des Parlaments. Kalt und berechnend, wie er war, suchte er den Frieden so lange als möglich zu erhalten. England war durch den kaum überstandenen nordamerikanischen Krieg erschöpft und sein Handel mit Frankreich zur Friedenszeit sehr ergiebig. Als der Krieg unvermeidlich geworden war, führte ihn Pitt nur zum Schutz und im Interesse des englischen Handels und der englischen Industrie, indem er theils ein

Heer in die Niederlande schickte, um Antwerpen und Holland zu decken, theils die französische Flotte im Hafen von Toulon zerstören, der französischen Marine so viel Schaden als möglich zufügen und die französischen Colonien erobern ließ. Was im Uebrigen geschah, war, wenn es das Geldinteresse Englands nicht berührte, Pitt völlig gleichgültig. Er fand es daher nicht für nöthig, den Aufstand in der Vendée zu unterstützen und behandelte die Expedition nach Quiberon auf eine Art, die ihm den Vorwurf zuzog, es sey ihm mehr darum zu thun gewesen, die Emigranten, deren Beherbergung England viele Kosten verursachte, loszuwerden, als ihnen zur Eroberung von Paris zu verhelfen. Holland, sobald es von den Franzosen erobert war, betrachtete Pitt nicht mehr als verbündeten Staat, sondern raubte dessen Flotte und Colonien, wie die der Franzosen, alles in Englands Geld- und Handelsinteresse, ohne Rücksicht auf den Erbstatthalter. Die Gefahr aber, welche eben diesen englischen Interessen drohte, so lange Frankreich Belgien und Holland besaß, war wieder der einzige Grund, aus welchem Pitt sich herbeiließ, Oesterreich und Preußen noch große Subsidien anzubieten, um die Franzosen in ihre alten Grenzen zurückzuwerfen.

Preußen hatte von England 1,200,000 Pfund Sterling (14 Mill. Gulden) empfangen, um kräftig mitzuwirken am Niederrhein zur Unterstützung des englischen Heeres unter dem Herzog von York. Als nun Preußen gezaudert hatte, die Niederlande mit Holland verloren gingen und die preußische Armee gänzlich zurückgezogen wurde, um fernerhin nur in Polen zu operiren, wurde das englische Ministerium Pitt im Parlament von der Opposition mit Vorwürfen überhäuft, wobei nicht die schmeichelhaftesten Reden auf Preußen abfielen. Besonders zornig war Sheridan.*) Allein

*) Er frug: welchen Theil des Tractates hat Preußen erfüllt? wo sind die Preußen? haben sie uns in Belgien beigestanden? Nein, sie stehen in Polen. Also damit Preußen Polen besetze, hat es von England Geld empfangen? war das der Plan des Krieges gegen Frankreich? — Bei

sie hätten Pitt mit mehr Recht vorwerfen können, daß er nicht Gelegenheit genommen habe, Oesterreich und Preußen in der Stimmung zu erhalten, wie auf dem Congreß zu Reichenbach, was nur dann möglich gewesen wäre, wenn er sie beide gegen Rußland unterstützt hätte.

Die beiden großen Gegner Pitts im Parlament Burke und Fox vermochten wenig gegen ihn auszurichten, weil sie nicht das materielle Interesse Englands, sondern Principien verfochten und überdies unter einander selbst uneins waren. Burke, welcher für die Freiheit in Nordamerika geschwärmt hatte, verdammte die französische, weil sie zu so großen Verbrechen geführt hatte. Fox im Gegentheil sah in der französischen Revolution einen Gährungsprozeß, der zur schönsten Aufklärung führen würde und sagte voraus, England und Frankreich würden sich dereinst noch in liberalen Interessen alliiren.

Die französische Partei in England war nicht klein. Zu ihr gehörten die alten Anhänger der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, die zahlreichen Dissenters, deren Glauben sie vom Genuß so vieler Rechte ausschloß, die katholischen hartgedrückten Irländer, die schlecht bezahlten Fabrikarbeiter. Eine Zeit lang hoffte die Gironde, durch einen Bund zwischen Frankreich und England die Jakobinerpartei im Innern Frankreichs niederhalten und dagegen die Grundsätze vernünftiger Freiheit nach außen desto glänzender siegen machen zu können, sie erlagen aber nur allzubald den

---

diesem Anlaß wurde Klage erhoben, daß England eine frühere Anleihe von gleichem Betrage gleichfalls umsonst gemacht und Capital und Zins verloren habe. Es hatte nämlich 1,200.000 Pfund Sterling an Maria Theresia geliehen, die in Schlesien versichert wurden, als aber Friedrich II. Schlesien nahm, erklärte sich Maria Theresia nicht mehr für verpflichtet, Zins oder Capital zurückzuzahlen, sondern wies die Engländer auf den König von Preußen als nunmehrigen Besitzer Schlesiens an. Dieser aber antwortete: wenn ein Land erobert wird, sind alle darauf haftenden Schulden annullirt.

Jakobinern, und damit erſtarben auch die Hoffnungen der engliſchen Klubs, die bereits von einer Republikaniſirung Englands geträumt hatten. Unter den engliſchen Fanatikern für die franzöſiſche Freiheit machte ſich beſonders der Diſſenter Dr. Prieſtley bemerklich, der Verſammlungen und Reden hielt, in Birmingham aber vom gut engliſchen Pöbel überfallen wurde und kaum dem Tode entging. Sein Haus und ſechzig Häuſer ſeines Anhangs wurden zerſtört, der Pöbel wüthete drei Tage lang und weil er beſoffen war, kamen viele in den Häuſern um. Prieſtley entkam in einer Verkleidung. Als der Herzog von Braunſchweig ſein Manifeſt erlaſſen und nachher doch ſchimpflich aus Frankreich zurückgewichen war, wurde ſein Bild in großer Prozeſſion durch London getragen und öffentlich an den Galgen gehenkt.

Nach den Septembermorden in Paris floh alles, was noch von Adel und Klerus in gutem Vertrauen in Frankreich zurückgeblieben war, auf dem kürzeſten Wege nach England. Man zählte im October daſelbſt 80,000 franzöſiſche Flüchtlinge. Sie kamen zum Theil verkleidet und im äußerſten Elend an, manche in Koffer gepackt, die Gemahlin des verhaßten Herrn von Bouillé in Matroſenkleidern, die Herzogin von Biron auf einem kleinen Kahn und ſchon halbtodt. Ihr Gemahl war früher ſchon in London angekommen, wurde aber auf Grund falſcher Wechſel unſchuldig verhaftet. Auch Beaumarchais, der berühmte Dichter, kam in's Schuldgefängniß von Kings-Bench. Die armen Flüchtlinge hatten noch überdieß vom Haß der Engländer zu leiden, beſonders die franzöſiſchen Prieſter, gegen die man die ſchändlichſten Verleumdungen an die Mauern ſchlug. Ein Gaſſenprediger ſammelte den Pöbel von London um ſich und überredete ihn, die Prieſter ſeyen nicht die Opfer, ſondern vielmehr die Anſtifter der Septembermorde geweſen ꝛc. — In England machte eine große Anzahl Fanatiker die Sache der franzöſiſchen Republik zu der ihrigen, weßhalb der Convent die Sprecher derſelben, Prieſtley, Mackintosh und Paine zu ſeinen eigenen Mitgliedern wählte und Paine, derſelbe, der in

Amerika den „gesunden Menschenverstand“ gepredigt hatte, wirklich in den Convent niedersaß. Die beiden andern schlugen die Ehre aus.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI. brachte eine merkliche Aenderung in der Stimmung der Engländer hervor. Die französischen Sympathien traten in den Hintergrund und der alte Nationalhaß in den Vordergrund. In London legte der Hof auf 12 Tage Trauer an und fast die ganze Bevölkerung folgte diesem Beispiel. Alles strömte zu den katholischen Gesandtschaftscapellen, um die Todtenmesse für Ludwig XVI. mit anzuhören, und die fast vergessene Todtenfeier des gleichfalls hingerichteten Karl I. von England wurde am 30. Januar in großer Andacht erneuert. Pitt konnte jetzt nicht nur mit Zustimmung des Parlamentes und der großen Mehrheit der Nation den Krieg mit Frankreich aufnehmen, sondern er setzte auch drei Bills durch, welche die tumultuarischen Volksversammlungen, die rebellische Presse und die Intriguen der Fremden*) einschränkten. Zugleich mußte er, weil der Krieg viel Geld kostete, auch die Steuerkraft des Landes anstrengen. Daher sehr viele Mißvergnügte theils aus Aerger darüber, daß das freie England sich zum Kämpfer für den Despotismus gegen die Freiheit in Frankreich hergebe, theils um nicht länger hohe Steuern zahlen zu müssen, damals nach Amerika auswanderten. Pitt gab sich alle Mühe, den Strom der Auswanderung wenigstens nach Canada zu lenken und setzte deßfalls Prämien an, allein weitaus die Mehrheit wandte sich nach den vereinigten Staaten.

Pitt nahm die Miene an, als sey er immer populär, wenn er es auch nicht war. Im Jahr 1795 fuhr er einmal zu einem Zweckessen beim Lord Major von London und ließ sich von einem Pöbelhaufen, den er dafür bezahlt hatte, die Pferde ausspannen. Da kam ein anderer Pöbelhaufen und spannte sich an seinen Wagen

*) Die Alienbill, kraft welcher unter andern Talleyrand aus England fortgejagt wurde.

hinten an, so daß er sich hin- und herzerren lassen mußte, bis seine Partei ihn glücklich mit Hülfe der Polizei zum Lord Major brachte.

Lautes Murren ging durch Parlament und Volk, als das erstere aufgefordert wurde, dem Prinzen von Wales (nachherigen König Georg IV.) zum zweitenmal seine enormen Schulden zu bezahlen, gerade in jenen Zeiten der Noth. Dieser Prinz wurde frühzeitig in alle Lüste und Lüderlichkeiten des damaligen jungen Adels eingeweiht. Seine erste Maitresse war eine schöne Schauspielerin, der viele andere folgten. Von robuster Natur wurde er ein Gourmand, Esser und Schlemmer ersten Rangs und blieb es bis an seinen Tod. Auch den Wein vertrug er im vollsten Maaß und trank täglich Massen des stärksten Rum. Dazu spielte er um hohe Summen und hatte die größte Freude, wenn er die Genossen seiner Lüderlichkeit ausplündern konnte. Mehrere derselben, z. B. den berühmten Sheridan und den Meister der Toilette, Brommel, ließ er in Armuth sterben, ohne ihnen zu helfen. Er war gänzlich herzlos und so stolz und gebieterisch, daß er selbst in der Trunkenheit die Majestät bewahrte und kein Lustgenosse oder Diener es hätte wagen dürfen, den Respect vor ihm auch nur einen Augenblick auszusetzen. Dazu liebte er eine ausgesuchte Toilette und Garderobe, die ihn jährlich 100,000 Pfund Sterling kostete, und alle Arten von „noblen Passionen", wie die Wettrennen und das Wetten um große Summen, Boxen und tolle Streiche. Eine kräftige, aber verthierte Natur. Nachdem er lange mit einer Mrs. Fitzherbert und mit einer Lady Jersey gelebt, heirathete er erst 1795 die Prinzeß Karoline von Braunschweig, ohne sie zu lieben, nur auf Befehl der Eltern, um legitime Nachkommen zu erzielen. Schon gleich nach der Trauung lief er von ihr weg und obgleich sie ihm eine Tochter, Charlotte, geboren, blieben sie doch getrennt. Er lebte mit seiner Maitresse und setzte seine Schwelgereien fort, sie aber, eine hitzige Dame, ergab sich aus Ungeduld und Zorn eigenen Ausschweifungen. Man beschuldigte sie (wie

früher die unglückliche Marie Antoinette in ihrem Trianon) in ihrer Einsamkeit zu Montaguehouse nicht nur mit dem berühmten Sir Sidney Smith, sondern auch mit dem Maler Lawrence und einigen Andern unerlaubt verkehrt zu haben. Ein bildschöner Knabe, Billy Austin, den sie von dieser Zeit an stets um sich hatte, soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn.

Warum die großen Continentalmächte im Kampf gegen die französische Revolution nicht mehr als England ausrichteten, ist im vorigen Buch schon angedeutet. Preußen nämlich, wie Oesterreich waren zurückgehalten durch Rußlands habgierige Absichten auf Polen.

Die alte Kaiserin Katharina II. lebte und intriguirte immer noch. Wie sie vom Anfang ihrer Regierung an alle Händel im Occident und Orient benutzt hatte, um ihre Herrschaft auszubreiten, so erblickte sie auch in der schrecklichen Revolution jenseits des Rheins wieder nur eine gute Gelegenheit, um auf Kosten ihrer Nachbarn ihr Reich zu vergrößern. Sie hetzte Oesterreich und Preußen in den Kampf gegen Frankreich, um hinter ihren Rücken den Ueberrest von Polen an sich zu reißen. Diese Beute aber wollte ihr Friedrich Wilhelm II. nicht gönnen und weil er während seiner Feldzüge gegen Frankreich immer rückwärts nach Polen blicken und seine Kräfte theilen mußte, um die Russen an der Weichsel im Schach zu halten, konnte er auch gegen Frankreich nicht ausrichten, was er anfangs hatte ausrichten wollen. Als er überdies wahrnahm und sich immer mehr überzeugte, auch Oesterreich wolle ihn gegen Frankreich nur als Mittel benutzen und sich allein alle Vortheile des Sieges aneignen, wurde ihm dieser Krieg immer lästiger und er ließ ihn am Ende ganz fallen, um sich ausschließlich der polnischen Angelegenheit widmen zu können.

Nach dem Tode Potemkins schenkte die alte Kaiserin, die sich stark schminkte, um immer noch jung zu erscheinen, ihre Zärtlichkeit dem unwissenden Subow, nahm aber neben ihm zwei schlaue Männer als vertraute Räthe an, den schon genannten Markow

Noch existirt keine Geschichte des Nachdruckes; allein obgleich das Wesen dieses nur scheinbar neuen Rechtes, welches Ansprüche auf Schutz erhob, lange unbegriffen blieb, so scheint es doch auch nicht, als ob in frühester Zeit irgend ein Zweifel über die Widerrechtlichkeit des Nachdrucks erhoben worden wäre, und es war die ganze Subtilität der Rechtswissenschaft, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts herrschte, erforderlich, um 1722 die Juristenfakultät zu Jena als erste Vertheidigerin des Nachdrucks auftreten zu lassen. Es sind derselben späterhin eine nicht geringe Anzahl gefolgt, der redlichste ohne Frage Griesinger, der abgeschmackteste Ch. F. Krause, königl. bayerischer Regierungsrath im Obermainkreise, der hochgestellteste, in sehr neuer Zeit, der Minister eines deutschen Bundesstaates.

Ohne hier auf die vielfach versuchten Entwickelungen des Rechtes der Schriftsteller in der Form der römischen Rechtslehre einzugehen, um welche sich Dr. K. E. Schmidt und W. A. Kramer unleugbar die größten Verdienste erworben haben, nehmen wir vielmehr das Anerkenntniß der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck, wie solches im 18ten Artikel der deutschen Bundesakte enthalten ist, als Thatsache an und beschränken uns hier auf die Untersuchung der Natur dieses Rechtes und den Nachweis seines rationellen Grundes, woraus von selbst die Principien sich ergeben, welche als eine nothwendige Folge des einmal ausgesprochenen Anerkenntnisses betrachtet werden müssen.

Es enthält dieses Zugeständniß nicht mehr und nicht weniger als eine Gleichstellung der geistigen Thätigkeit und ihrer Früchte mit den Früchten körperlicher Anstrengung, und je unzweifelhafter es ist, daß die Heilighaltung des Eigenthums die Grund- und Vorbedingung aller Kultur ist, desto gewisser dürfen und müssen wir jenes Anerkenntniß als einen bedeutenden socialen Fortschritt betrachten. Denn die Anerkennung eines Rechtes der Schriftsteller gegen den Nachdruck und die authentische Bezeichnung des letztern als Vervielfältigung auf mechanischem Wege, wie solche in dem Bundesbeschluß vom 9. November 1837 erfolgt ist, enthält zugleich das nothwendige Zugeständniß der Geltendmachung, als der unabweisbaren Folge eines anerkannten Rechtes, und wiefern jenes Recht ohne positive Beschränkung geblieben ist, so wird

und den Kriegsminister Soltikow. In diesem Zirkel wurde das neue Unheil Polens ausgebrütet. Vor allen Dingen mußte sie, um allein freie Hand in Polen zu behalten, alle ihre Nachbarn gegen Frankreich hetzen. Gustav III. ließ sich wirklich durch große Versprechungen Katharina's verleiten, an Frankreich zum Ritter werden zu wollen, kam aber nicht mehr zum Handeln, weil der Tod ihn hinraffte. Preußen und Oesterreich ließen sich nicht so leicht bethören. Mit größter Ostentation empfing Katharina den Grafen Artois in St. Petersburg und zwang alle in Rußland lebenden Franzosen, Ludwig XVII. zu huldigen. Alles athmete an ihr Legitimität.

Inzwischen hatten die unglücklichen Polen sich schon seit dem Türkenkriege von Preußen aufmuntern lassen, das russische Joch abzuschütteln; Preußen wagte nicht, unmittelbar gegen Rußland und Oesterreich die Waffen zu ergreifen, weil es der französischen und englischen Hülfe nicht sicher war, hetzte aber Türken, Schweden und Polen auf. Der preußische Gesandte in Warschau, Lucchesini, war instruirt, den Polen alle möglichen Versprechungen zu machen, und am 15. März 1790 wurde ein förmlicher Bund zwischen Preußen und Polen geschlossen. Da hofften die Polen wirklich auf preußische Hülfe und plötzlich änderte sich die Physiognomie der polnischen Hauptstadt. Das Hotel der russischen Gesandtschaft blieb isolirt, das der preußischen wurde von Gästen umdrängt. Die moderne französische Tracht, welche der polnische Adel bisher hatte tragen müssen, weil die altpolnische Tracht russischen Augen unerträglich war, wurde bei Seite gelegt und der gesammte Adel erschien wieder öffentlich in seinem Nationalkleide. Die patriotische Partei wuchs immer mehr an, ihr berühmtestes Haupt war Ignaz Potocki. Der König selbst begann in dem Maaß zu ihr zu neigen, in welchem er sich weniger mehr vor der alten Katharina fürchtete. Seitdem auch Kaiser Leopold sich von Rußland abwandte und sich Preußen näherte, stiegen die Hoffnungen Polens. Vor allem war der Reichstag darauf bedacht, die

abscheuliche alte Verfassung, das liberum veto ꝛc. zu ändern, indem er am 3. Mai 1791 eine neue verständige Verfassung zu Stande brachte, wonach Polen zwar noch ein Wahlreich bleiben, aber nicht mehr jeden einzelnen König, sondern nach dem Tode des kinderlosen Stanislaus den Prinzen von Sachsen wählen sollte, in dessen Geschlecht sodann die Krone einfach fortzuerben hätte. Die neue Verfassung gab ferner dem König eine größere Gewalt als bisher und steuerte der Anarchie, von welcher Rußland einen so großen Vortheil gezogen hatte. Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. anerkannten die neue polnische Verfassung und lobten sie sehr. In der Zusammenkunft zu Pilnitz stimmten beide auch der sächsischen Thronfolge in Polen zu und Leopold erklärte sich bereit, Preußen den Besitz von Danzig und Thorn zu verschaffen, als das einzige Mittel, Preußen in seiner festen Haltung gegen Rußland zu bestärken.

Nun starb aber Leopold und sein Sohn Franz nahm gleich nach seinem Regierungsantritt eine kalte Miene gegen Preußen an. Es erschien ihm nämlich gerathener, sich wieder, wie Joseph, an Rußland anzuschließen. Nichts konnte der russischen Kaiserin erwünschter seyn, welche daher schon am 13. Juli 1792 mit Franz ein Bündniß einging, worin dieser sich verpflichtete, Polen nicht mehr zu unterstützen. Schon im Frühling dieses Jahrs hatte sie die Polen selbst zu bearbeiten angefangen. Sie ließ durch den polnischen Kronfeldherr Branicki, der eine Verwandte Potemkins geheirathet hatte und ganz russisch gesinnt war, die Conföderation von Targowitz einleiten, bei der sich besonders auch Felix Potocki, ein Vetter des Ignaz, betheiligte. Diese Conföderation hatte zum Zweck, die alte Verfassung Polens herzustellen, was sie durch ein Manifest vom 14. Mai 1792 proclamirte. Katharina aber erklärte sich sogleich für die Conföderirten und ließ denselben sagen, „sie möchten ganz auf die Seelengröße und Uneigennützigkeit (!) der Czarewna vertrauen.“ Die Polen riefen nun den preußischen Schutz an, allein der König von Preußen,

ſobald er ſich von Oeſterreich verlaſſen ſah, hatte nichts Eiligeres zu thun, als nun auch ſeinerſeits Polen aufzugeben*) und um die Gunſt der ruſſiſchen Kaiſerin zu buhlen. Sie aber griff auf dieſer Seite eben ſo ſchnell zu und ſchloß mit Preußen ein Bündniß am 3. Auguſt, worin ſie demſelben den Beſitz von Danzig und Thorn zuſicherte und es dadurch ganz zu ihrem Werkzeug machte. Hierauf beklagte ſie ſich gegen Oeſterreich, Preußen dringe in ſie, Polen zu theilen, was ſie nie gewollt habe, allein die Sache ließe ſich vielleicht machen, wenn Oeſterreich Rußland und Preußen geſtatten wolle, in einer zweiten Theilung Polens neue Stücke von dieſem Reich abzureißen, für ſich ſelbſt aber ſich mit Bayern arrondirte, deſſen Kurfürſt Karl Theodor nicht mehr lange leben konnte. Franz ließ ſich das gefallen und hoffte ſogar in einem ſiegreichen Kampf mit Frankreich, welches ihm den Krieg erklärt hatte, noch mehr Eroberungen im Weſten zu machen, weßhalb er Rußland und Preußen die polniſche Beute einſtweilen gönnen wollte. Nun mußte ſich Preußen verpflichten, den Theil von Polen, der ihm abgetreten wurde, als Preis ſeiner Theilnahme am Kriege gegen Frankreich anzuſehen. Friedrich Wilhelm II. willigte gern ein, denn er machte gern die Sache der Könige zu der ſeinigen und ſetzte eine Ehre darein, dem bedrängten Königspaare in Paris ritterliche Hülfe zu leiſten. Nebendem hoffte er, ſeine un-

*) Der Graf von Golz, als Stellvertreter Luchesinis, übergab am 17. Mai 1791 dem König Staniślaus ein Schreiben des Königs von Preußen, worin es hieß: „Friedrich Wilhelm II. habe die Umänderung der Verfaſſung mit herzlicher Zuſtimmung vernommen. Er preiſe dieſen wichtigen Schritt des Volkes ꝛc. und dieſe ſeine Geſinnung ſolle der Botſchafter ſogleich allen Theilnehmern an der großen Umſchaffung bezeugen.“ In dem Bündniß zwiſchen Preußen und Polen vom 15. März 1790 hatte ſich Preußen verpflichtet, keine fremde Einmiſchung in die Angelegenheiten Polens dulden zu wollen. Jetzt aber erklärte Luchesini, jener Märzvertrag ſey durch die neue Verfaſſung annullirt, „deren verderbliche Folgen der König von Preußen von jeher vorausgeſehen habe.“

überwindliche Armee werde in dem insurgirten Frankreich eben so rasch fertig werden, wie einst in Holland.

Als nun die armen Polen Hülfe bei dem preußischen Gesandten in Warschau suchten, konnte sich Lucchesini nicht erinnern, jemals die polnische Verfassung von 1791 gut geheißen zu haben und erklärte, sein Herr erachte sich nicht für gebunden, Polen gegen Rußland Hülfe zu leisten. Den polnischen Patrioten blieb also nichts übrig, als sich selber zu helfen. Joseph Poniatowski, ein Neffe des Königs, warf sich mit 20,000 Mann den einrückenden Russen entgegen. Allein der russische und preußische Hof machte die größten Anstrengungen, um durch Drohungen oder Liebkosungen den König von Polen und seine Generale von der Sache der polnischen Nation abzuziehen. Erst sollte Stanislaus zur Armee abgehen, aber unter dem Vorwand einer Krankheit kam er nicht, sondern schickte den Prinzen Alexander von Württemberg, der eine Czartoriska geheirathet hatte, den Oberbefehl aber nur benutzte, um die polnischen Heertheile irre zu führen, zu zerstreuen oder zum Rückzug zu commandiren, bis man ihn entfernte. Die Seele des polnischen Nationalheeres wurde damals Thaddäus Kosciuszko,*) der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gefochten hatte. Nachdem er schon

*) Ein armer Edelmann hatte er sich in die Tochter des reichen Marschalls von Lithauen, Sosnoski, verliebt, die ihn zärtlich wieder liebte, aber ihre stolzen Eltern verwarfen ihn. Er wollte sie mit ihrem Willen entführen, aber sie wurden eingeholt und er im Kampf um die Geliebte schwer verwundet. Als er geheilt war, ging er nach Amerika, während seine Geliebte den Fürsten Lubomirski heirathen mußte. In Amerika erwarb er sich als Ingenieur viele Verdienste und stieg bis zum General. Washington und Lafayette ehrten ihn hoch, Jefferson, der nachherige Präsident, wurde sein wärmster Freund. In jeder Schlacht trug er in ritterlicher Minne das Tuch, welches seiner Geliebten beim Abschied entfallen war. Ihr blieb er sein Leben lang getreu und hat nie geheirathet. Es war ein echter Pole von romanhafter Gluth.

am 18. Juni 1792 bei Zielence in Volhynien ein russisches Corps geschlagen hatte, lieferte er mit nur 4000 Mann, die er aber trefflich verschanzt hatte, am 17. Juli bei Dubienka den 18,000 Mann starken Russen unter Kochowski eine blutige Schlacht, in welcher er nur 700, die Russen aber 4000 Mann verloren, und gab seine Stellung nachher nur auf, weil er auch von der Seite bedroht wurde. Ein zweites großes Russenheer unter Kossakowski siegte bei Nyswitz und nahm Lithauen weg. Da nun auch König Stanislaus den Drohungen Rußlands und Preußens Gehör gab und es über sich vermochte, die patriotische Partei zu verlassen und der Targowitzer Conföderation beizutreten, am 23. Juli, konnte Kosciuszko allein mit seinen schwachen Kräften Polen nicht mehr retten und verließ es, um einstweilen in Leipzig zu privatisiren.

Die zweite Theilung Polens wurde am 23. Jan. 1793 zwischen Rußland und Preußen allein vorgenommen, aber mit Zustimmung Oesterreichs, welches wie gesagt im Westen entschädigt werden sollte, und sogar Englands. Die schlaue Katharina entsagte nämlich dem von ihr selbst früher aufgestellten Grundsatz der bewaffneten Neutralität in Seekriegen und bewilligte den Engländern neue Handelsvortheile. Da nun England wegen des einträglichen Ostseehandels Frieden mit Rußland haben wollte, und im Beginn des großen Kampfes gegen die französische Revolution die nordischen Mächte nicht entbehren konnte, drückte es die Augen zu und gab Polen zum zweiten Male verloren. Obgleich nun Katharina die Miene angenommen hatte, als ob sie nur durch Preußen zu der zweiten Theilung Polens fortgerissen und gleichsam genöthigt worden sey, nahm sie sich gleichwohl wieder das größte Stück der Beute, nämlich 4550 Quadratmeilen in Litthauen und Volhynien, während Preußen nur 1060 Quadratmeilen, nämlich außer Danzig und Thorn noch Posen, Gnesen, Kalisch, Rawa und Plozk ꝛc. erhielt. Russische und preußische Truppen rückten ohne Widerstand ein und ergriffen Besitz. In einem Manifest vom 9. April machten beide Mächte den Polen bittere Vorwürfe wegen

ihres angeblichen Jakobinismus, der die Ruhe der Nachbarſtaaten gefährde, und weshalb das Königreich Polen kleiner gemacht werden müſſe. Die Verfaſſung von 1791 wurde als jakobiniſch dargeſtellt, während gerade ſie der königlichen Gewalt neue Rechte verliehen und der Anarchie der älteren Verfaſſung ein Ende gemacht hatte.

Noch blieb dem polniſchen Reichstage zu Grodno übrig, die Abtretung an Rußland gutzuheißen. Sämmtliche Landboten weigerten ſich, ſo tief und allgemein war die Entrüſtung. Der ſanfte Sievers ließ nun in aller Stille einen der muthigſten Landboten durch ruſſiſche Soldaten feſtnehmen und fortbringen. Am 23. Sept. ſollte über den Theilungstractat abgeſtimmt werden. Sämmtliche Landboten ſchwiegen. Der ruſſiſche General Rautenfeld trat in den Saal und harangirte die Landboten mit Drohungen. Sie ſchwiegen immer noch. Nun beſetzte er alle Ausgänge mit ruſſiſchen Soldaten und ſchwur, keinen Landboten herauszulaſſen, bis ſie der Theilung würden zugeſtimmt haben. Alle ſchwiegen, bis nach Mitternacht um 3 Uhr ein Landbote vorſchlug, der Sache ein Ende zu machen, indem die Verſammelten dreimal ſollten aufgerufen, und wie ſie noch immer ſchwiegen, ihr Stillſchweigen als Zuſtimmung ſollte angeſehen werden. So geſchah es, die Landboten aber ſetzten noch eine beſondere Proteſtation auf. Die Verfaſſung von 1791 wurde nun ebenfalls aufgehoben und nach ruſſiſcher Vorſchrift eine andere gemacht. Am perfideſten handelte Rußland gegen Preußen, indem es den Reichstag von Grodno abhielt, nachdem die Abtretung an Rußland gutgeheißen war, die an Preußen ebenfalls gutzuheißen. Der ruſſiſche Geſandte Graf Sievers markte unterdeß mit dem preußiſchen v. Buchholz um die Grenzen, die nach einer ſchlechten alten Karte beſtimmt waren, und zwickte am preußiſchen Antheil ſo viel als möglich ab.

Rußland konnte dieſes ſchnöde Spiel mit Preußen ſpielen, weil Friedrich Wilhelm II. am Rhein gegen die Franzoſen beſchäftigt war und Franz II. ſich, ſeit Thugut ihn leitete, wieder

blind an Rußland hingab. Sobald aber Buchholz entdeckte, wie arg ihm Sievers mitgespielt, und seinem Herrn Meldung gethan, verließ Friedrich Wilhelm II. den Kriegsschauplatz am Rhein und kehrte nach Berlin zurück, aber Rußland beschwichtigte seinen Zorn geschwind, indem Sievers den polnischen Reichstag bewog, nunmehr die preußischen Forderungen anzuerkennen. Die alte Katharina wußte wohl, der König von Preußen habe den Rhein ungern verlassen und wünsche die Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich, deswegen suchte sie ihn durch rasche Bewilligung seiner Forderungen zu einer baldigen Wiederabreise an den Rhein zu bewegen.

Man machte in Paris damals chimärische Pläne und gab ungeheure Summen aus, um zu Revolutionen und Angriffen auf die coalisirten Mächte aufzureizen. Die französischen Gesandtschaften und geheimen Agenten in Turin, Genua, Florenz, Neapel, unterwühlten Italien. Barthelemy, der französische Gesandte in der Schweiz, hetzte die Unterthanen in der Schweiz gegen ihre aristokratischen Herren auf und bewirkte zunächst eine demokratische Revolution in Genf. In England waren alle ähnlichen Versuche Talleyrands am gesunden Sinne der Nation gescheitert. In Constantinopel aber fand der französische Gesandte Descorches offene Hände und verschenkte nicht weniger als 40 Mill. Livres, um den Divan zu bestechen. Allein der Sultan wagte nicht, Oesterreich den Krieg zu erklären, weil er fürchten mußte, alsdann auch Rußland zum Feinde zu bekommen, und Katharina II. brannte so vor Begierde, wieder mit der Pforte anzubinden, daß sie schon die bloßen Umtriebe der Franzosen in Constantinopel zum Vorwande nahm, um Truppen an den Grenzen zu sammeln, und mit Thugut bereits einen Theilungsvorschlag einging, wonach sie Bessarabien, die Moldau und Wallachei, Oesterreich aber Serbien und Bosnien erobern sollte. — In die Zeit dieser französischen Umtriebe fällt nun auch eine Reise Kosciuszko's nach Italien, die er unternahm, theils weil er sich in Leipzig überwacht wußte, theils

um mit der französischen Republik in Verbindung zu treten, von welcher er Geld empfing, um Polen zu insurgiren.

In Polen selbst bearbeitete Jasinski die Gemüther und bereitete eine Erhebung vor. Der neben dem Gesandten Grafen Sievers im Königreich Polen allein gebietende General Igelström hatte einen großen Theil seiner Armee an die türkische Grenze schicken müssen und commandirte in Polen nur noch 20,000 Mann, weshalb er den König Stanislaus zwingen wollte, auch die polnische Armee auf 15,000 zu reduciren. Der König gehorchte, allein die ersten polnischen Truppen unter General Madalinski, welche aufgelöst werden sollten, gehorchten nicht, setzten sich bei Ostrolenka und verstärkten sich durch zahlreiche Zuzüge von Freiwilligen, im März 1794. Nun erschien auch Kosciuszko plötzlich in Krakau, jagte die wenigen dort garnisonirenden Russen aus der Stadt und stellte sich an die Spitze der Insurrection. Madalinski vereinigte sich mit ihm und beide stießen bei Raclawicze auf 4000 Russen unter Tormassow, und schlugen ihn mit Verlust von 1200 Mann und 12 Kanonen aus dem Felde, den 4. April. In diesem Kampfe hatten sich die Krakusen (nur mit Sensen bewaffnete Bauern) rühmlich ausgezeichnet, während das Aufgebot der Edelleute sich hatte versprengen lassen. Zornig warf nun Kosciuszko seinen Rock fort und zog den weißen Kittel eines Bauern an. Aber nicht zum Vortheil seiner Sache, denn der Adel wurde ihr Feind.

Die Nachrichten aus dem Süden elektrisirten die Bevölkerung von Warschau und ganz Polen. Igelström verlor den Kopf, das böse Gewissen machte ihn dumm. Obgleich er 8000 Mann commandirte und die nur 4000 Mann zählenden polnischen Truppen in Warschau leicht hätte isoliren und entwaffnen können, that er nichts. Als nun das Volk der Hauptstadt im Verein mit den polnischen Truppen am 17. April sich erhob, traf er nicht die geringste Vorkehrung, ließ seine Regimenter vereinzelt und ohne Instruction, so daß sie sich durchschlugen, wie sie konnten, und in der

Irre herumliefen. Endlich ſchlug ſich Igelſtröm ſelbſt noch mit 700 Mann durch die Straßen Warſchau's hindurch und ſammelte draußen die Reſte ſeiner Truppen, die auf ein Drittheil geſchmolzen waren. Warſchau war frei. Durch ähnliche Ueberraſchungen wurden die Ruſſen auch aus Grodno und aus Wilna vertrieben. In der letzten Stadt wurde Koſſakowski, der als Pole ruſſiſcher General geworden war und ſeine Landsleute bekämpft hatte, gehenkt. Sein Bruder, ein Biſchof, befand ſich in Warſchau, wo er mit andern Ruſſenfreunden eingekerkert war, und auch ihn, den Hetman Ozarowski, den Vicegroßfeldherrn Zabiello und den Grafen Ankwitz hing man an den Galgen, am 9 Mai.

Endlich kam Kosciuszko nach Warſchau und ſtellte die Ordnung her. Sein Hauptaugenmerk aber war der König von Preußen. Ihn ſuchte er für die polniſche Sache zu gewinnen und rieth ihm zugleich zum Frieden mit Frankreich, denn nur im Bunde mit Frankreich und Polen könne er Rußland und Oeſterreich beſtehen. Der König ſchwankte, ließ ſich aber durch Manſtein bewegen, die entgegengeſetzte Politik zu befolgen und eine beträchtliche Streitmacht perſönlich nach Polen zu führen, um Kosciuszko zu überwältigen. Indeſſen eilte er damit nicht und auch General Favrat, den er gegen Krakau vorausgeſchickt hatte, verfuhr ſo methodiſch und langſam, als ob er einen viel mächtigeren Feind vor ſich hätte, ſchlug erſt am 18. Mai einen Haufen Krakuſen und zog ſich dann ſogar wieder zurück, ohne Zweifel durch Befehle ſeines Königs zurückgehalten, deſſen Syſtem noch nicht feſt ſtand. Kosciuszko gab ſich unendliche Mühe, ſein ſchwaches Heer durch ein allgemeines Aufgebot zu verſtärken, wandte aber ein verkehrtes Mittel an, indem er den Bauern Freiheit und die Aufhebung der Leibeigenſchaft verkündete. Zu dieſer Maaßregel bewogen ihn vielleicht amerikaniſche Sympathien,*) vielleicht ſah er ſich dazu auch durch ge-

*) Er hatte ſich in Amerika nicht an den föderaliſtiſchen und mehr ariſtokratiſchen Waſhington, ſondern an den demokratiſchen Jefferſon angeſchloſſen.

heime Verpflichtungen gegen Frankreich gezwungen, allein sie verfehlte den Zweck, weil sie den polnischen Adel tief erbitterte, der nun alles anwandte, um die Bauern zurückzuhalten. So brachte Kosciuszko nur 17,000 Mann zusammen, um damit offensiv gegen den König von Preußen zu verfahren, welcher übrigens seine Streitkräfte vertheilte und indem er zu viele Punkte der Grenze besetzte, endlich im Juni selbst mit nicht viel mehr Truppen, als Kosciuszko selber hatte, auf diese losging. Der König aber wurde durch 8000 Russen unter Denisow unterstützt und mit dieser Uebermacht packte er den Polen bei Rawka oder Szczakociny am 9. Juni. Die Krakusen hielten mit ihren Sensen die furchtbarsten Chocs der Reiterei aus, wurden aber endlich vom russischen Fußvolk in die Flanke genommen und gaben die Flucht. Am Tage vorher war General Zajonczek, der mit einem kleinen Corps Krakau decken sollte, bei Chelm geschlagen worden und Krakau fiel am 15.

Diese Unglücksnachrichten machten das Volk in Warschau wüthend, so daß es am 28. unter Anführung des Demagogen Kanofka die Gefängnisse öffnete und trotz aller Abwehr des edlen Ignaz Potocki die verhaßtesten Russenfreunde, acht an der Zahl, vornehmlich den Fürsten Czetwertinski und den Wilnaer Bischof Massalski, ermordete. Sobald Kosciuszko in die Stadt kam, ließ er fünf der Mörder hängen, was aber die demokratische Stadtpartei eben so gegen ihn erbitterte, als die Befreiung der Bauern ihm den Adel zum Feinde gemacht hatte. Allein die Partei hatte nicht Zeit, unter einander selbst zu hadern, denn am 13. Juli erschien der König von Preußen mit seinen russischen Bundesgenossen vor den Thoren von Warschau.

Grade damals aber kam Kaiser Franz II. aus den Niederlanden nach Wien zurück und verständigte sich mit der russischen Kaiserin zum Behuf einer dritten Theilung Polens, nach welcher Oesterreich die vier südwestlichen Palatinate des noch übrigen Königreichs Polen zufallen sollten, namentlich aber Krakau und Sendomir, auf welche Preußen Anspruch machte. Zugleich erbot sich

zugleich der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung vorbehalten, den Grund und Umfang deſſelben zu ermitteln, obſchon nach unſerm Dafürhalten, ſobald ſich nachweiſen läßt, daß der Gegenſtand des Rechtes unter die Beſtimmungen des in Deutſchland recipirten allgemeinen Rechtes ſubſumirt werden könne, dieſes ausdrückliche Anerkenntniß nicht einmal erforderlich war, um den Schutz des Eigenthumes an den Erzeugniſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft gegen unbefugte Eingriffe zu begründen.

Fragen wir im Allgemeinen nach dem Objekt dieſes Rechtes, ſo leuchtet ein, daß es nicht Gedanken ſeyn können, denn Gedanken liegen ihrem Weſen nach über der Sphäre des Rechts und können eben ſo wenig als Geſinnungen die Gegenſtände einer bürgerlichen Geſetzgebung ſeyn, wie denn auch bei allen Verirrungen der neueren Geſetze in das Gebiet der Abſichten meiſtentheils die Grenzen manifeſtirter Geſinnungen reſpektirt worden ſind. Eben ſo wenig können Worte an ſich der Gegenſtand des Autorrechts ſeyn, da Worte ein allgemeines Element ſind, wie Waſſer und Luft, obſchon ſie, wie dieſe, auch die Fähigkeit beſitzen, zu dem beſondern Dienſt eines Einzelnen verwendet zu werden. Die Worte gleichen dem Strome, welcher einer Gegend Reiz und Nutzen verleiht; die Gedanken aber verhalten ſich zu den Worten, wie die belebende und erfriſchende Kraft des Waſſers zum Waſſer ſich verhält. Jedem ſteht es frei, daraus zu ſchöpfen und davon jeden beliebigen Gebrauch zu machen; wie aber das geſchöpfte Waſſer durch die einfache Thatſache des Herausnehmens aus dem Allgemeinen zunächſt in den Beſitz und nach Willkür des Schöpfenden in ſein Eigenthum übergeht, ſo ſind auch die Gedanken eines Menſchen, welche in Worte gefaßt werden, der Gegenſtand ſeines Beſitzthums, und es ſteht in ſeiner Willkür, dieſen Beſitz einen vorübergehenden ſeyn zu laſſen oder ein dauerndes Eigenthum daraus zu machen.

Es trägt dieſes Recht das allgemeinſte Merkmal aller Rechte an ſich, daß Niemand anders ein Recht an dem Gegenſtande deſſelben beſitzt, denn die Gedanken würden ohne den Denkenden nicht exiſtiren; eben ſo wenig gibt es ein Eigenthum an den Worten an ſich, noch verlieren dieſelben durch den Gebrauch, der davon gemacht wird, und ſo wenig einem Andern verboten werden kann, denſelben Gedanken noch einmal zu denken, zu verbeſſern,

Oesterreich, den Russen gegen die Türken zu helfen. Beide Contrahenten aber wollten sich des dupirten Königs von Preußen noch zur Ueberwältigung der Polen bedienen. Er sollte sich dabei für sie aufopfern, die ihm alsdann die Beute wegnehmen wollten. Deshalb gab Katharina II., während sie ein großes Heer unter Suwarow an den Grenzen sammelte und am 12. August Wilna erstürmen ließ, den wenigen russischen Truppen, die sich an den König von Preußen angeschlossen hatten, den Befehl, sich zu schonen und die Preußen allein machen zu lassen, Oesterreich aber that gar nichts. Kosciuszko befestigte und vertheidigte unterdeß Warschau gegen die Preußen mit größtem Heldenmuthe, veranlaßte Insurrectionen im Rücken derselben und ließ ihre Zufuhren auffangen, so daß es ihnen an Proviant zu fehlen begann, während Fersen, der die Russen im preußischen Lager anführte, sich zum Abmarsch rüstete, und Franz II. jede Hülfssendung verweigerte. Nun bestürmten Lucchesini und Bischofswerder den König, die Belagerung aufzuheben und seine Kräfte zu schonen, da die Absicht Rußlands und Oesterreichs, diese Kräfte aufreiben zu lassen, unverkennbar sey. Und Friedrich Wilhelm II., dem alles hätte daran liegen müssen, Warschau vor den Augen der Russen zu nehmen und Herr des Terrains zu bleiben, ließ sich wirklich zum Rückzug bewegen und führte ihn am 6. September aus. Er war im Lager an der Weichsel eben so geärgert worden, wie in dem am Rhein, und aus gleichen Ursachen. Sein Temperament verlangte rasche Erfolge, und doch hatte er nicht Energie genug, seinen Generalen den Degen an die Rippen zu setzen, um Erfolge wie die Hoches, Pichegrus und Suwarows zu erzwingen.

Kaum waren die Preußen fort, so rückte Suwarow vor, um zu beweisen, er und seine Russen vermöchten in wenigen Tagen, was Friedrich Wilhelm mit seinen Preußen in Wochen nicht gelungen sey. Was vermochte die Tapferkeit der kleinen polnischen Haufen, welche Kosciuszko ihm entgegenschicken konnte, gegen Suwarows Uebermacht und gewohnten Ungestüm? Zuerst bei Brzesc

am 17. September unterlag ihm der polnische General Sierakowski in einem Verzweiflungskampf und verlor 9000 Mann, dann bei Maciejowice am 10. October Kosciuszko selbst, dessen letzte 10,000 Mann hier ruhmvoll sechs Stunden lang in blutigem Handgemenge rangen, bis ihre Schaar auf 2400 Mann geschmolzen war, die nun von Poninski geführt nach Warschau zurückflohen, um diese schwer bedrohte Stadt vertheidigen zu helfen. Kosciuszko selbst war, in Bauerntracht und auf einem schlechten Klepper reitend, von Kosaken verwundet und von seinem gleichfalls verwundeten Pferde in einen Sumpf hineingerissen worden. Ein Säbelhieb auf den Kopf machte ihn besinnungslos und seine letzten Worte waren: finis Poloniae! Aber ein Kosak erkannte ihn, Suwarow ließ ihn mit großer Sorgfalt und Schonung pflegen und heilen und schickte ihn nach St. Petersburg, wo die alte Kaiserin, minder edelmüthig, ihn eng und fest einkerkern ließ.

Suwarow aber zog gegen Warschau. Ignaz Potocki warf sich ihm noch einmal bei Kollika entgegen, wurde aber blutig zurückgeworfen, am 26. October. Nun rückte Suwarow vor Praga, die Vorstadt Warschau's, von ihr durch die Weichsel getrennt, ein großer und stark befestigter Brückenkopf, hielt sich aber nicht, wie der König von Preußen, mit einer methodischen Belagerung auf, sondern ließ schon in der Nacht des 4. November Praga stürmen und wie in Oczakow alles Lebendige in der Stadt niedermetzeln. Die Polen wehrten sich in den Straßen aufs tapferste, Jasinski fiel, die Russen verloren 1400 Mann, aber die ganze friedliche Bevölkerung Praga's, Greise, Weiber und Kinder wurden von den Russen abgeschlachtet, nach der mäßigsten Berechnung 10,000 Menschen, ungezählt 2000, die in der Weichsel ertranken, weil sie nicht mehr über die von Menschen vollgestopfte Brücke entkommen konnten. Von so viel Blut gesättigt, wurde Suwarow plötzlich mild gestimmt, bewilligte der Stadt Warschau eine billige Capitulation, ließ die polnischen Truppen frei abziehen und schonte die Einwohner, am 7. Nov. — Die Trümmer des Insurgenten-

heeres wurden von den Preußen in kleinen Gefechten vollends aufgerieben und gefangen oder zerſtreut. Die am meiſten Compromittirten flohen durch Oeſterreich, wo man ihnen nichts zu Leide that.

Nun war Rußland Herr des Terrains und konnte, im Einverſtändniß mit Oeſterreich, Preußen vorſchreiben, wie viel es bei der dritten Theilung Polens bekommen ſollte. Mit Frankreich noch im Kriege begriffen, mit England wegen des nicht erfüllten Subſidientractats in bitterer diplomatiſcher Fehde (Graf Malmesbury überſetzte nur die Worte Sheridans in eine feinere Sprache), von den Polen ſelbſt wegen des treuloſen Spiels, das er mit ihnen getrieben hatte, furchtbar gehaßt, konnte der König von Preußen nicht wagen, Rußland und Oeſterreich den Krieg zu erklären, mußte alſo Krakau und die reichen Salzwerke von Wieliczka an Oeſterreich überlaſſen, dem ſein polniſcher Beutetheil zufiel, ohne daß es die geringſte Anſtrengung deshalb gemacht hätte. Am 3. Januar 1795 wurde der Theilungstractat in St. Petersburg unterzeichnet. Das ganze Königreich Polen wurde aufgehoben. König Stanislaus erhielt eine ruſſiſche Penſion und ſtarb 1798 in St. Petersburg. Rußland nahm ſich wieder den größten Theil weg, vollends ganz Litthauen mit Wilna und Volhynien, 2200 Quadratmeilen. Preußen bekam alles Land weſtlich von den Flüſſen Niemen und Pilica, das alte Maſovien mit der Hauptſtadt Warſchau, nicht ganz 1000 Q.-M. Oeſterreich alles Land zwiſchen den Flüſſen Pilica und Bug, Weſtgalizien mit Krakau, 834 Quadratmeilen.

Damit ſollte nun der Name Polen für immer von der Karte Europas und aus der Weltgeſchichte ausgeſtrichen ſeyn. Man hat die Vernichtung des polniſchen Reichs „das größte Verbrechen des Jahrhunderts“ genannt. Die es vollbrachten, waren in keiner Weiſe dazu berechtigt und vollbrachten es mit dem vollen Bewußtſeyn, daß ſie ein himmelſchreiendes Unrecht begingen. Die es verhindern wollten, handelten nach menſchlicher Berechnung unklug, denn wie konnte der arme Kosciuszko mit ſeinen Bauern den Heeresmaſſen

Rußlands, Oeſterreichs und Preußens widerſtehen? Aber das Banner der Ehre, welches er entfaltete, blieb über der befleckten Fahne ſeiner Beſieger rein und aufrecht ſtehen und wird durch alle Jahrhunderte fortleuchten.

An dem nämlichen verhängnißvollen 3. Januar hatte die alte Katharina mit dem alten Thugut für den jungen Franz einen zweiten geheimen Tractat abgeſchloſſen, die künftige Theilung der Türkei einleitend. Man glaubt, wenn man die Punkte dieſes Vertrags lieſt, die habgierigen Geſichter zweier alter Wucherer in einem Nachtbilde Rembrandts vor ſich zu ſehen. Katharina ließ ſich die Moldau und Wallachei, Thugut Serbien und Bosnien verſichern; als Aequivalent für weitere Erwerbungen Rußlands im Orient ſollte Oeſterreich nicht nur Bayern, ſondern auch Venedig erhalten. Beide Contrahenten aber kamen überein, jede weitere Erwerbung Preußens gemeinſchaftlich abzuwehren und zu hindern. Zur Beſiegelung dieſes Tractats mußte der bereits 71jährige Karl Theodor von Bayern ſich noch mit einer Enkelin Maria Thereſia's, Marie Leopoldine, Tochter des Herzogs Ferdinand von Modena, vermählen, am 15. Februar. Der nächſte bayriſche Agnat und Erbe, Maximilian von Zweibrücken, lebte in Straßburg unter franzöſiſchem Einfluß, hing mit den Illuminaten zuſammen und konnte nach Umſtänden der Nachfolge verluſtig erklärt werden.

Friedrich Wilhelm II. kam hinter dieſen Tractat und wurde zugleich von den rheiniſchen Fürſten, Herren und Städten beſtürmt, ſie zu retten, oder ſich wenigſtens bei Frankreich für ſie zu verwenden. Gleichzeitig behandelte ihn die franzöſiſche Diplomatie aufs artigſte, um ihn vollends von der Coalition zu trennen. Er ſah alſo die Möglichkeit, als Schutzherr des weſtlichen und mittleren Deutſchland ſein preußiſches Reich zu arrondiren und mit Hülfe Frankreichs den öſterreichiſchen Anſpruch auf Bayern zu vereiteln. Deshalb ließ er ſchon am 5. April durch ſeinen Geſandten, den Freiherrn von Hardenberg, denſelben, der ſich durch

ſeine treffliche Verwaltung der fränkiſchen Markgrafſchaften bereits einen guten Ruf erworben hatte, und der mit dem franzöſiſchen Geſandten Barthelemy zu Baſel die geheimen Unterhandlungen pflog, den Basler Frieden abſchließen. Man hat lange Zeit dieſen Frieden Preußen zum ſchweren Vorwurf gemacht und ihn als Abfall von der deutſchen Sache gebrandmarkt, allein aus den angeführten Thatſachen ergibt ſich, daß er durch das Benehmen des übel geleiteten und übel geſinnten Kaiſer Franz hervorgerufen, ja gewiſſermaßen erzwungen wurde. Friedrich Wilhelm II., wie viele gerechte Vorwürfe ihn auch treffen, war doch immer noch ehrlicher, als Franz und Katharina. Auch wäre der Basler Frieden an ſich nicht ſo gefährlich für Deutſchland geworden, wenn Friedrich Wilhelms II. Nachfolger auf dem preußiſchen Thron ſpätere Gelegenheiten mit Verſtand und Energie benutzt hätte, um dieſem ſchimpflichen Frieden zu entſagen, Großmuth gegen Oeſterreich zu üben und mit demſelben gemeinſchaftlich Deutſchland gegen Frankreich zu vertheidigen. Der Basler Friede wurde nur deshalb ſo verderblich und übel berüchtigt, weil er ſo lange gehalten, nicht ſchon viel früher preußiſcherſeits wieder gebrochen wurde.

In dieſem Frieden wurde mitten durch Deutſchland eine Demarcationslinie gezogen, welche das ganze nördliche Deutſchland vom Main an für neutral erklärte und vom öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriegsſchauplatz ausſchloß. Hannover lag innerhalb dieſer Linie und zog ſeine Truppen ſofort zurück, wie auch Heſſen. Auch Spanien folgte dem preußiſchen Beiſpiel und ſchloß, ebenfalls zu Baſel, am 22. Juli Frieden mit Frankreich. Karl IV., nur dem Jagdvergnügen obliegend, hatte bisher den liberalen Aranda regieren laſſen. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. mußte dieſer letztere ſeine Stelle verlieren, um dem gemeinen Leibgardiſten Godoy Platz zu machen, welchen des Königs Gemahlin Thereſe, geb. Prinzeſſin von Parma, zu ihrem Liebhaber auserſehen hatte und den ſie zum Miniſter und Herzog von Alcudia machte. Godoy half einige Jahre die königsmörderiſche Nation an den Pyrenäen

bekämpfen, ließ sich aber später belehren, das Haus Oesterreich wolle sich in Frankreich nur auf Kosten des Hauses Bourbon bereichern, brachte diese Meinung den Majestäten bei und forderte sie auf, sich mit der neuen Regierung in Frankreich auszusöhnen. Er war nämlich von Frankreich bestochen und hoffte, sich mit Hülfe der französischen Allianz gegen den Willen des spanischen Volks, das ihn haßte, im Ansehen und Besitz der höchsten Gewalt zu erhalten. Als Haupttheilnehmer bei den Berathungen erhielt er damals den Titel principe de la paz (Friedensfürst). Uebrigens wurde der Anstand so weit beobachtet, daß die noch in Paris gefangene Tochter Ludwigs XVI., Maria Theresia, jetzt ihre Freiheit erhielt, indem sie gegen die von Dumouriez verhafteten Conventsmitglieder und Drouet nebst den Gesandten Maret und Semonville ausgewechselt wurde. Lafayette vergaß man. Die Prinzessin begab sich zu ihrem Oheim nach Deutschland und heirathete drei Jahre später den Herzog von Angoulême, ältesten Sohn des Grafen von Artois, blieb aber kinderlos und bewahrte ihr langes Leben hindurch den tiefen Schmerz ihrer Jugend. Das vertriebene Haus Bourbon hatte damals zum Haupte den ältesten Bruder des hingerichteten Königs, früher Graf von Provence, jetzt Ludwig XVIII. genannt, ohne Kinder; diesem stand sein Bruder Artois zur Seite mit zwei Söhnen, dem Herzog von Angoulême und dem Herzog von Berry. Außerdem blühten noch zwei Nebenzweige des bourbonischen Stammes, die Linie Orleans, deren Chef Louis Philipp sich später mit einer neapolitanischen Prinzessin vermählte, und die Linie Condé, deren Chef bisher die Emigrirten commandirt hatte, mit einem Sohn, Herzog von Bourbon, und einem Enkel, Herzog von Enghien.

Beinah unbemerkt machte Katharina II. damals eine neue wichtige Erwerbung, indem sie den 18. März 1795 Kurland ohne weiteres für eine russische Provinz erklärte und in Besitz nahm. Der bisherige Herzog Peter (Biron) vermochte keinen Widerstand zu leisten und zog sich nach Sagan zurück, welches

Herzogthum nebſt vielen andern Gütern im Preußiſchen er ſchon vorher angekauft hatte. Oeſterreich war damals Rußland ganz ergeben und Preußen allein zu ſchwach, um den Raub zu hindern, obgleich es ſehr gegen ſein Intereſſe war, ſich auch von Kurland her durch die ruſſiſche Rieſenmacht überflügeln zu laſſen. Die Mißvergnügten unter dem kurländiſchen Adel, welche keine Ruſſen werden wollten, wurden aus dem Lande gejagt und ihre Güter Katharinens Lieblingen verliehen. Insbeſondere die beiden Brüder Subow erhielten große Gütercomplexe. Eins der letzten Projecte Katharina's war, den ruſſiſchen Einfluß in Schweden durch eine Verheirathung des jungen Schwedenkönigs Guſtav IV. Adolfs mit ihrer Enkelin Alexandra, der älteſten Tochter ihres Sohnes Paul zu befeſtigen. Der ſchwediſche Regent, Karl, Herzog von Südermannland, zeigte ſich in Staatsangelegenheiten ſchwach und ängſtlich. Da er die Regierung niederlegen mußte, ſobald ſein Neffe großjährig wurde, wollte er während des Proviſoriums keine ſchwere Verantwortung übernehmen. Sein Bruder Guſtav III. war ein Opfer des Adels geworden, er ſelbſt glaubte daher für ſich und ſeinen Neffen am ſicherſten zu gehen, wenn er den Adel ſchonte und gewähren ließ. In dieſer unköniglichen Politik ging er ſo weit, daß er nicht nur die noch gefangen ſitzenden Mitverſchworenen Ankarſtröms wieder frei ließ, ſondern auch alle Freunde Guſtavs III. aus den höheren Staatsämtern entfernte und durch ehemalige Feinde deſſelben erſetzte. Als der heroiſche Armfelt, *) ein Liebling Guſtavs III., von Neapel aus, wo er ſchwediſcher Ge-

*) „Armfelt, ein geborner Finne, war ein Bild der Stärke und Schönheit. Sein ſtattlicher Leib von ungewöhnlich hohem und ſchlankem Bau trug einen Apollokopf, eine breite Stirne voll Phantaſie und Verſtand, große feurige blaue Augen, eine königliche Naſe, einen Mund, worin Scherz, Witz und Wolluſt ſpielten. Er war auf den Schlachtfeldern und auf den Liebesfeldern gleich unwiderſtehlich. Wenn der rechte Don Juan je gelebt hat, ſo hat ihn A. übertroffen. In wie vielen europäiſchen Hauptſtädten hatte er Kinder auch von fürſtlichen Frauen.“ E. M. Arndt.

sandter war, in Briefen an eine in Stockholm zurückgelassene Geliebte, die junge Gräfin Rudenskiöld sich allzufrei in Wünschen und Hoffnungen für Schweden erging und diese Briefe aufgefangen wurden, dichtete man ihm boshafterweise eine Verschwörung an, als habe er die gegenwärtige Regierung stürzen und die Zeiten Gustavs III. erneuern wollen. Er wurde geächtet und entkam, aber die arme Gräfin mußte öffentlich am Pranger stehen und dann in ein Zuchthaus wandern.

Der schwache Herzog gab sich in dieser Sache ganz zum Werkzeug des über seine Schwäche hohnlachenden Adels her und kümmerte sich überhaupt so wenig als möglich um die Regierung, indem er mit schwärmerischem Eifer sich der Freimaurerei hingab und beständig von Abenteurern umgeben war, die ihm neue Geheimnisse derselben vorspiegelten und ihn zur Stiftung neuer Orden verleiteten.

Als nun Katharina II. den Heirathsantrag machte und ihn und den jungen königlichen Neffen nach St. Petersburg einlud, fand sich Herzog Karl auch pflichtschuldigst ein, aber die Heirath kam nicht zu Stande, denn der junge König von Schweden machte, als er den schon fertigen Heirathscontract unterzeichnen sollte, die einfache Bemerkung, nach den schwedischen Reichsgesetzen müsse eine fremde Prinzessin, welche der König heirathe, den lutherischen Glauben annehmen, so gewiß nach den russischen Reichsgesetzen eine fremde Prinzessin, die der Czar heirathe, den griechischen annehmen müsse. Das wollte Katharina nicht gelten lassen und suchte den jungen Starrkopf durch allerlei Liebkosungen und Zureden auf andere Gedanken zu bringen. Als er aber fest blieb, ließ sie ihn stehen und lief voller Zorn fort. Am andern Tage reisten die schwedischen Gäste wieder heim.

Als Vorspiel zum Türkenkriege hatte Katharina zwei Expeditionen ausgerüstet. Indem sie nämlich die Verlegenheit Englands, welches von Oesterreich und Preußen im letzten Kampf in den Niederlanden verlassen worden war, geschickt wahrnahm, affectirte

ſie einen ungeheuren Eifer, gegen Frankreich Krieg zu führen, und bewog Pitt am 22. Juli 1795 zu einem Vertrage, demzufolge eine ruſſiſche Flotte von 12 Linienſchiffen und 8 Fregatten unter Admiral Kanikow mit den engliſchen Flotten vereinigt gegen die franzöſiſchen Flotten und Häfen kämpfen ſollte. Sie ließ ſich aber dafür eine Mill. Pfund Sterling Subſidien zahlen und gab dem Admiral geheime Befehle, ſeine Schiffe und Leute zu ſchonen, weil ſie dieſelbe für ihre eigenen Zwecke in der Levante brauchen wollte. Andererſeits ſchickte ſie Valerian Subow, den Bruder ihres Lieblings, mit zahlreichen ruſſiſchen Truppen nach den Südküſten des kaſpiſchen Meeres, um unter einem nichtigen Vorwand die Stadt Derbent in Dageſtan wegzunehmen. Ja ſie verlangte, während ſie ſelbſt im Begriff war, in die Türkei einzufallen, geſchwind noch vom Sultan, er ſolle ihr gegen die Perſer beiſtehen. Denn ſo alt ſie war, wollte ſie noch alles verwirren, um mit Behagen im Trüben zu fiſchen. Der Sultan weigerte ſich, Subow nahm Derbent, wurde aber bald darauf von den Perſern unter Aga-Mahmud in offener Schlacht auf's Haupt geſchlagen und mußte nach Derbent zurückflüchten. Kaum hatte Katharina dieſe ſchlimme Nachricht erhalten, als ſie ſogleich Verſtärkungen zu Subows Entſatz abgehen ließ. Feuriger als je in den türkiſchen Eroberungsplan vertieft hoffte ſie, geſtützt auf die neuen Verträge mit Oeſterreich und England, endlich ihre Fahne auf der Kuppel der Sophienkirche in Conſtantinopel aufpflanzen zu können, ſtand am 17. Nov. 1796 wie gewöhnlich munter auf und arbeitete allein in ihrem Cabinet, als ſie eine Stunde nachher von ihrer Kammerfrau leblos auf dem Boden liegend gefunden wurde.

So endete die nordiſche Semiramis ihr thaten- und laſterreiches Leben.

Ihr Sohn und Nachfolger, Kaiſer Paul I., war 42 Jahre alt. So lange hatte er warten müſſen, bis er den Thron beſteigen konnte. Seine Mutter hatte ihn auf unnatürliche Weiſe gehaßt und von den Geſchäften fern gehalten. Er hatte ihre Laſter

nicht geerbt. Sein Lebenswandel war rein, nur durch Launen und Ausbrüche des Zorns plagte er seine Umgebungen. Die Geschichtschreiber haben gewetteifert, ihn zu tadeln, ohne seiner edeln und ritterlichen Natur die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er befahl die Leiche seiner Mutter mit der Peters III. gemeinschaftlich und mit größter Feierlichkeit zu bestatten, und erließ ein Edict, welches für ewige Zeiten das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausschloß. Mit Persien machte er augenblicklich Frieden und gab auch den türkischen Plänen seiner Mutter keine Folge. Um zu bezeugen, daß er an der Mißhandlung, welche Polen durch seine Mutter erlitten hatte, keinen Theil habe, begab er sich schon in den ersten Tagen seiner Regierung, seine beiden ältesten Söhne, Alexander und Constantin an der Hand, in das Gefängniß Kosciuszko's, kündigte ihm persönlich die Freiheit an und überreichte ihm seinen tapfern Säbel wieder mit der einfachen Bitte, ihn nicht mehr gegen Rußland zu führen. Kosciuszko ging nach Amerika und lebte später auf einem Landgut bei Paris, zuletzt in der Schweiz, wo er 1817 in Frieden gestorben ist.*) Paul suchte Polens Wunden so viel als möglich zu heilen und zeigte sich besonders gnädig gegen die katholische Kirche, womit zusammenhing, daß er sich, obgleich der griechischen Kirche angehörig, bald darauf zum Großmeister des katholischen Johanniterordens wählen ließ. Gegen die französische Revolution war er sehr erbittert, so daß er die neufranzösische Modetracht eben so wenig, wie die Einschleppung revolutionärer Bücher in Rußland duldete.

Die von Kosciuszko versuchte Emancipation der Bauern in Polen stand im Zusammenhang mit einer zu gleichem Zweck in Ungarn entdeckten Verschwörung und beide Versuche erhielten

*) Er hielt sein Wort und kämpfte nicht mehr gegen Rußland, lehnte aber die ihm vom Kaiser ausgesetzte Pension ab. In der Familie Zeltner in Solothurn fand er Ruhe und Zufriedenheit, bei ihr starb er. Seine Leiche aber wurde in die alte polnische Königsstadt Krakau gebracht.

neue Gedanken daran zu knüpfen, ſo kann doch außer dem erſten Denker eines Gedankens Niemand wieder der erſte Erzeuger deſſelben ſeyn, ſo wie Niemand nach Columbus Amerika entdecken konnte, wenn auch in dem neuen Erdtheile Einzelnes erſt nach ihm entdeckt werden konnte und wirklich entdeckt worden iſt.

Was aber von der Darſtellung und gleichſam Verkörperung eines Gedankens durch Worte, gilt eben ſo von der Darſtellung deſſelben in irgend einer andern beſtimmten Form, und hierdurch wird uns zugleich die Grenze des Eigenthumsrechtes im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften vorgezeichnet. Der Componiſt, der Bildhauer haben es ſämmtlich mit Gedanken oder Ideen, ſofern darunter eine Reihe von Gedanken verſtanden wird, zu thun, welche in einer beſtimmten Form zur ſinnlichen Anſchauung gebracht werden ſollen. So weit daher eine Form möglich iſt, welche ſich von allen andern Darſtellungen derſelben Gedankenreihe erkennbar unterſcheidet, ſo weit erſtreckt ſich die Möglichkeit des künſtleriſchen Eigenthums. Es iſt dies auch bisher inſoweit nicht bezweifelt worden, als der dargeſtellte Gedanke gewiſſermaßen greifbar war, wie z. B. in Bezug auf Statuen und Bilder, zumal es hier in der Hand des Beſitzers lag, den Gebrauch, welchen er davon geſtatten wollte, nach Willkür zu beſtimmen. Fand dieſe Anerkennung dagegen Schwierigkeiten in Bezug auf den muſikaliſchen Gedanken, in der techniſchen Sprache Melodie genannt, ſo haben doch ſchon früher die Muſikalienhändler ſelbſt die nachtheiligen Folgen der Mißkenntniß durch Bildung eines Vereins abzuwenden geſucht und neuerdings hat endlich auch dieſes Eigenthum in mehreren Geſetzgebungen ausdrückliche Anerkennung gefunden.

Wirkliche Schwierigkeiten bietet die Anwendung dieſes Grundſatzes nur in Bezug auf ſolche Künſte dar, in welchen die mechaniſche Fertigkeit eine mehr oder minder bedeutende Rolle ſpielt; ſo die Kupferſtecherkunſt, die Holzſchneidekunſt, die Lithographie und ähnliche.

Inzwiſchen hebt dieſe Schwierigkeit die Exiſtenz des Rechtes nicht auf, wenn auch vielleicht in einzelnen Fällen auf den Ausſpruch von Sachverſtändigen zurückgegangen werden muß. Daß übrigens der Künſtler nur dann, wenn er ſeine eigene Idee zur Darſtellung bringt, auch das Produkt eigenthümlich erwerben kann, und andererſeits, daß derſelbe für ſich gar kein Recht erwirbt, wenn er bloß auf Beſtellung arbeitet, ſcheint nicht beſonders

ihren Impuls von Paris aus. Schon 1793 hatte der Platzhauptmann Hebenstreit in Wien selbst eine Verschwörung gegen das Leben des kaum zum Thron gelangten jungen Kaisers Franz II. angezettelt, war aber gefaßt und gehenkt worden. Es waren viele Personen dabei verwickelt, alte Schwärmer aus der josephinischen Zeit, denen die Reaction nicht behagte und die sich in den Nachrichten aus Frankreich berauschten. Vielleicht standen sie auch in directer Verbindung mit Frankreich, wenigstens bedang Bonaparte später im Frieden von Campo Formio die Freilassung der Hauptschuldigen aus. Gefährlicher war die im Jahr 1795 entdeckte Verschwörung in Ungarn. Hier hatte der Abt und k. Rath Martinowits den Plan verfolgt, nicht nur den König (Kaiser Franz II.), sondern auch den Adel zu vertreiben und die Bauern frei zu machen. Er wurde aber entdeckt und mit vier Gefährten am 20. Jan. 1795 zu Pesth enthauptet, später noch zwei. Nach diesen Vorgängen wetteiferte die österreichische Polizei mit der russischen, allem Einfluß von Frankreich her den Zugang zu versperren. Zumal in Wien wurden alle Verdächtige auf's schärfste beobachtet. Das war der Anfang der berüchtigten Naberer und Spitzeln (Spionen der geheimen Polizei).

In Preußen und zumal in Berlin wurde umgekehrt alles Französische wieder Mode. Seit dem Basler Frieden war es dort erlaubt, den Helden der Revolution Bewunderung zu zollen. Allein zu England kam Preußen in eine bedenkliche Stellung. Es hatte eben noch Geld genommen von England und schloß jetzt mit dessen bitterstem Feinde Frieden. In einem geheimen Artikel des Friedenstractats hatte die französische Republik Preußen eine Entschädigung zugesichert, falls Frankreich das linke Rheinufer behalten sollte. Diese preußische Entschädigung war aber schon durch die Demarcationslinie bezeichnet, innerhalb welcher auch Hannover lag. Von dem Augenblick an, in welchem Preußen mit Frankreich Frieden schloß, sah England dieses sein Hannover bedroht. Die kleineren norddeutschen Staaten fühlten sich getröstet, sofern sie inner-

halb der Demarcationslinie lagen und sich demnach vor französischen Raubzügen sicher wußten, doch zeigte sich auch viel Angst des kleinen Gevögels vor der offenen Kralle des schwarzen preußischen Adlers.

Die Art, wie der König von Preußen seine neuerworbenen polnischen Landestheile behandeln ließ, gereichte ihm sehr zum Nachtheil. Zu dem früheren polnischen Erwerb, der unter dem Namen Westpreußen an Ostpreußen angeschlossen worden war, kam nun noch ein s. g. Südpreußen, das alte Masovien mit der Hauptstadt Warschau. In diese Länder schickte man den Auswurf der preußischen Beamten, die schlechtesten Subjecte, die man sonst nicht brauchen konnte, und die nicht einmal polnisch verstanden, und ließ die armen Polen nach dem ihnen eben so unverständlichen preußischen Landrecht (dem endlich vollendeten und 1794 publicirten Werke, welches als codex Fridericianus begonnen hatte) regieren. Diese Beamte, von der Corruption des damaligen Berliner Hofes und Ministeriums geschützt, verfuhren auf die gehässigste Weise. Die höheren Beamten trieben nicht geringere Unterschleife, wie die des französischen Convents. Des Königs Liebling, General von Bischofswerder, ließ seinen Freund, den Forstrath von Triebenfeld, eine wahre Paschawirthschaft treiben, die confiscirten Güter des polnischen Adels verschachern und auf's lüderlichste verschleudern. Die Volksthümlichkeit der Polen wurde mit Füßen getreten; in ihren Urwäldern, die nur einen ritterlichen Adel und barbarische Leibeigene kannten, sollte auf einmal deutsches Schreibereiwesen, in die dickkatholische Finsterniß allerneueste Berliner Aufklärung übertragen werden. Die verblendete Regierung that alles, den neuen Unterthanen sich verhaßt zu machen, während Kaiser Paul umgekehrt, wie wir oben sahen, den Katholicismus der Polen schonte und das unglückliche Volk durch Milde zu gewinnen suchte.

Eben so machte sich Friedrich Wilhelm II. in Mitteldeutschland verhaßt, als er den im nächsten Jahre 1796 ausbrechenden Krieg, der die Franzosen bis tief nach Deutschland führte, nur

benutzte, um die fränkische Ritterschaft und die Stadt Nürnberg zu drangsaliren, daß die letztere in der Angst sich ihm ergab. Ein gedruckter Folioband enthielt die Beschwerden der Deutsch-Ordensritter, welche viele Besitzungen in Franken hatten, gegen die Uebergriffe Preußens in jenen Tagen, ein Denkmal der Schmach für die Deutschen, die in jener schrecklichen Zeit, in welcher sie alle gegen die übermüthigen Franzosen hätten zusammenhalten sollen, sich unter einander selbst beraubten, beschimpften und Prozeßacten darüber schrieben.

Friedrich Wilhelm II. setzte diese klägliche Politik nicht allzu lange mehr fort, denn er starb erst 53 Jahr alt, von Ausschweifungen erschöpft, am 16. November 1797. Nicht an allem, was man ihm vorgeworfen hat, war er schuld. Oesterreich und Rußland zwangen ihn zum Schlimmsten, was er gethan hat. Doch lastet auf ihm selbst noch schwere, schreckliche Verantwortung. Er hinterließ seinem Sohne und Nachfolger nicht blos 28 Millionen Thaler Schulden, sondern auch den preußischen Staat in einer höchst unsicheren Lage, ohne irgend eine Allianz, als die unnatürliche, welche die französische Republik ihm anbot, ringsum von Feinden umgeben, und dazu nicht getragen, sondern verlassen von der öffentlichen Meinung, durchdrungen nicht von edlem Geist und Muth, sondern von tiefer Corruption, falschem Dünkel und kleinlicher, feiger Berechnung. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. war wieder so ganz anders als er geartet, daß es schien, auf dem preußischen Throne sollte nie ein König dem andern gleichen. Vermählt mit der Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, welche schön und liebenswürdig, gleichsam an Leib und Seele nur Grazie war, genoß der junge König ein reines eheliches Glück und blieb fern von den sinnlichen Ausschweifungen des väterlichen Hofes. Auch war seine erste Handlung ein Sittengericht, indem er die Gräfin Lichtenau verhaften *) und der ihr

*) Die Königin Wittwe Louise (Prinzessin von Darmstadt) war so

geſchenkten reichen Güter verluſtig erklären ließ, ihr ſpäter aber die Freiheit und eine Penſion gab. Biſchofswerder und Wöllner wurden fortgejagt und man erwartete ein ganz neues Regierungsſyſtem. Aber der König war noch jung und unerfahren, von Natur ſchüchtern, wortkarg, mürriſch, trocken, willenlos und unproductiv, weder einer Leidenſchaft, wie ſein Vater, noch einer genialen Conception, wie ſein Großoheim, fähig, daher durch das bloße Gewicht der eigenen Trägheit feſtgebannt in den Basler Frieden und in die Demarcationslinie. Die Gewißheit, daß er ſich dadurch die Neutralität und den Frieden bewahre, genügte ihm. Eine Natur wie die ſeinige will Ruhe haben und ſcheut vor der Nothwendigkeit, ſich raſch entſchließen, raſch eine Situation wechſeln, raſch handeln zu müſſen, zurück. Er behielt daher als ſeine vertrauteſten Miniſter und Geſandte die Männer bei, welche, wie Hardenberg, den Basler Frieden geſchloſſen hatten, oder wie Luchesini und Haugwitz der Meinung waren, durch ein immer engeres Anſchließen an Frankreich werde die preußiſche Macht nicht nur ſicher geſtellt, ſondern auch auf Koſten der öſterreichiſchen vermehrt werden.

ſchwach und gutmüthig, am Sterbebett des Königs die Lichtenau zu umarmen und ihr zu danken, daß ſie den König ſo treu gepflegt habe. Der neue König aber warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

Sechstes Buch.

Bonaparte's italieniſcher Feldzug.

Oeſterreich war iſolirt. Wenn es früher, ſo lange es noch mit England, Preußen und Holland verbunden gegen Frankreich focht und die franzöſiſchen Heere noch im erbärmlichſten Zuſtande waren, nicht zu ſiegen vermocht hatte, durfte es nicht hoffen, jetzt allein ohne jene Bundesgenoſſen über die unterdeß geordneten, ſiegestrunkenen und beſſer angeführten Heere Frankreichs zu ſiegen. Belgien und Holland waren bereits verloren; auf dieſer Seite, von welcher man Paris aus der Nähe bedrohte, war Frankreich vollkommen ſicher, auch im Rücken war es durch den Frieden mit Spanien gedeckt, es konnte daher ſeine ganze überlegene Kriegsmacht gegen Oeſterreich allein am Rhein und in Italien verwenden. Bei dieſer Sachlage hätte Oeſterreich vielleicht beſſer gethan, dem Beiſpiel Preußens zu folgen und mit Frankreich Frieden zu ſuchen. Es hatte auch wohl eine Zeitlang Luſt dazu, um ſich auf den Orient werfen zu können, nach dem mit Rußland verabredeten Plane. Aber es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, ſelbſt wenn es große Opfer gebracht hätte, die Kriegsluſt der Franzoſen durch Friedensanerbietungen zu beſchwören. Sie wollten den Krieg fortſetzen, ſie bedurften der Eroberungen.

Selbſt in England wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht

räthlicher sei, jetzt mit Frankreich Frieden zu schließen. Der größte Redner der Opposition im Unterhause, Fox, sprach entschieden dafür und das Haupt der Regierung, der wie Bonaparte schon im frühesten Jünglingsalter zur Macht gelangte Minister Pitt erwog die Sache und ließ in Basel Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten Barthelemy anknüpfen. Es scheint jedoch, er habe absichtlich seine Forderungen zu hoch gespannt. Das Mißlingen der Expeditionen unter York, bei Toulon und Quiberon, weit entfernt, ihn zu demüthigen, reizten nur seinen Stolz. Frankreich fühlte sich Sieger und gab nicht nach. Somit blieb England im Kriegsstande, wartete aber bessere Gelegenheit ab, um sich nicht wieder Niederlagen auszusetzen und leistete diesmal Oesterreich, was dessen gerade jetzt mehr bedurft hätte, weniger Hülfe als früher. Es stellte nämlich kein Hülfsheer mehr ins Feld, wie früher unter York, sondern lieh Oesterreich nur subsidiarisch 4,600,000 Pfund Sterling.

Ursprünglich war der Krieg von Frankreich zwar zuerst erklärt, aber nur vertheidigungsweise geführt worden. Erst allmählig waren die Franzosen zum Angriff und zur Eroberung übergegangen. Von nun an behaupteten sie die Offensive und dehnten sie weit aus über Rhein und Alpen. In dem Maaße, in welchem das revolutionäre Feuer im Innern Frankreichs erlosch, begann das kriegerische Feuer nach außen zu wüthen, wie aus dem Vesuv erst dann, wenn die Feuersäule in seinen Krater zurückgesunken, desto mächtigere Lavaströme sich weithin in das friedliche Land ergießen.

Carnot entwarf den großen Plan des Krieges vom Jahre 1796. Drei französische Armeen sollten über die Grenzen gehen, die niederrheinische unter Jourdan in Hessen und Franken, die oberrheinische unter Moreau in Schwaben und die italienische unter Bonaparte in Italien einbrechen und alle drei sollten sich in concentrischer Richtung gegen Wien bewegen und im Herzen Oesterreichs vereinigen. Eine vierte s. g. Alpenarmee unter Kellermann zählte nur 15,000 Mann und bewachte nur das schon von

den Franzosen eroberte Savoyen. Der ersten der drei französischen Hauptarmeen stellten die Oesterreicher ein Heer unter dem Erzherzog Karl, der zweiten ein weiteres unter dem alten Wurmser, dem dritten ein österreichisches Heer unter dem tapferen schon 72jährigen Beaulieu und ein sardinisches unter Colli entgegen, um zunächst nur vertheidigungsweise die Fortschritte ihrer Gegner aufzuhalten, denn sie warteten diesmal den Angriff ab. Der erste auf dem Platze war Bonaparte, Jourdan und Moreau eröffneten ihren Feldzug erst um Monate später.

Das rasche und energische Vorgehen der Franzosen in Italien kam den Oesterreichern unerwartet. Sie hatten sich nur auf Hauptschläge am Rheine gefaßt gemacht und deshalb hier mehr als vier Fünftheile ihrer Macht aufgestellt (91,000 Mann unter Erzherzog Karl, 81,000 unter Wurmser, wobei die Contingente der noch reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben miteingerechnet sind), während Beaulieu in Italien nur 37,000 Oesterreicher commandirte. Er wurde nun zwar durch 20,000 Sardinier unterstützt, allein außer diesen fanden sich nur noch 1500 Neapolitaner zur Vertheidigung Italiens ein, kein Venetianer, kein Römer. In einer so großen Gefahr für die ganze Halbinsel hätten auch alle italienischen Staaten wetteifern müssen, Beaulieu zu verstärken.

Bonaparte kam am 27. März 1796 in Nizza an, wo Scherer ihm das Commando der italienischen Armee übergab. Dieselbe zählte 43,000 Mann mit nur 60 Kanonen und befand sich in einem elenden Zustande, die Soldaten hatten zerrissene Kleider und kein Brod. Die Assignaten, die man ihnen statt Soldes gab, hatten allen Werth verloren; das baare Geld und die Naturalleistungen wurden von diebischen Kriegscommissären und Lieferanten zurückgehalten. Die Noth war groß, alles schrie und klagte, einige Bataillone zerstreuten sich eigenmächtig und begingen große Unordnungen, nur um sich den nöthigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Trotzdem aber war es eine auserlesene Truppe. Die französische Jugend hatte

Geschmack am Kriege gefunden. In der Sturmzeit der Revolution hatten die Söhne gebildeter und reicher Familien ihr Leben, das sonst der Guillotine verfallen wäre, nur ins Lager retten können. Eine Menge anderer gebildeter Jünglinge hatten als feurige Republikaner zu den Waffen gegriffen, um für die Freiheit zu kämpfen. Das Aufgebot in Masse brachte alle Stände in Waffenbrüderschaft. Die jacobinische Ungebundenheit war je mehr und mehr jener soldatischen Disciplin gewichen, die man in der Gefahr als unentbehrlich erkennen lernt und auf die man nach dem Siege stolz wird. Schon begann der mit ehrenvollen Narben geschmückte Soldat den feigen Pöbel der Sansculotten zu verachten. Schon hatte sich der ritterliche Sinn echter Krieger gegen die vom Convent gebotenen Ermordungen der Gefangenen empört. Die französischen Bürgersoldaten jener Zeit glichen nicht mehr weder den alten aus dem gemeinsten Gesindel oder aus Fremden geworbenen und ausschließlich von zum Theil unfähigem Adel befehligten Söldnern vor der Revolution, noch den Maratscompagnien und Epaulettiers eines Ronsin. Die vornehme Jugend, die im Range der Gemeinen an Strapazen und Gefahren gewöhnt wurde, fand einen romantischen Reiz in denselben und wetteiferte mit den Helden, die aus tieferen Schichten der Gesellschaft auftauchten, um nicht von ihnen übertroffen zu werden. Für alle lag der höchste Reiz in der schnellen Beförderung des Verdienstes. Wer tapferer, kriegskundiger, geistesüberlegener war, stieg in jenen Jahren rasch zum General empor und machte seinen Namen welthistorisch. Die republikanische Gleichheit aller, in welcher die alte Aristokratie der Barone begraben worden, gebar die neue der Generale. Bonaparte, selber ein Emporkömmling und erst 27jähriger Jüngling, fand in der kleinen Armee, deren Commando er übernahm, und brachte zum Theil in seinem Gefolge zu ihr mit eine Menge junger Männer, die alle Generale von unsterblichem Ruhm geworden sind: d'Allemagne, Andreossy, Augereau, Bessières, Cervoni, Duroc, St. Hilaire, Joubert, Junot, Kilmaine, Laharpe, Lannes, Lanusse, Marmont,

Murat, Rusca, Serrurier, Victor, Bonaparte's Stiefsohn Eugen Beauharnais, Duroc, der schon Bonaparte's Mitschüler in Brienne gewesen. Den ersten Rang unter allen behauptete aber Alexander Berthier, ein schon erfahrener Mann, der mit Lafayette in Amerika gedient hatte. Bonaparte machte ihn zum Chef seines Generalstabs, ein Amt, das er bis zum Jahre 1814 mit der größten Umsicht und Treue versah. Der merkwürdigste Untergeneral Bonaparte's war Massena, der als Waisenknabe aufgewachsen gemeiner Soldat geworden war und es in 14jährigem Dienst nicht weiter als bis zum Sergeanten gebracht hatte, weil vor der Revolution kein Nichtadeliger Offizier werden konnte. Die Revolution hatte ihn dagegen schnell erhoben, er galt als einer der tapfersten und klügsten Generale. Dem jüngeren Bonaparte gab er sich mit Enthusiasmus hin und dieser hielt ihn sehr hoch und sagte sogar einmal von ihm „er ist mein rechter Arm." Massena's Hingebung an Bonaparte war aber nicht ohne Eigennutz, denn nachdem er so lange als gemeiner Soldat das harte Kasernenleben durchgemacht hatte, wollte er auch etwas von seiner Generalswürde haben und war der größte Räuber in der Armee. Er plünderte nicht nur eroberte Länder, sondern stahl auch, was seinen eigenen Soldaten bestimmt war. Damit man ihm das übersähe, bedurfte er große Thaten und große Gunst seiner Obern.

Es war Bonaparte nicht möglich, dem Mangel in seiner Armee abzuhelfen, da ihm das Directorium nicht mehr als 2000 Louisd'or baar und eine Million Livres in Wechseln mitgegeben hatte, die zum Theil nicht acceptirt wurden. Er jagte inzwischen die verrufensten Kriegscommissäre fort und elektrisirte das Heer durch die wunderbare Thätigkeit, mit der er neue Hülfsquellen eröffnete, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen und die Truppen vorwärts zu bringen. Im Uebrigen verwies er sie auf Sieg und Eroberung und auf die reiche Beute, die sie in Italien finden würden. Alles jauchzte ihm zu, Alles vertraute ihm, selbst die älteren Generale beugten sich ach-

tungsvoll vor ihm und wünschten sich Glück, unter ihm zu dienen.*) Er strahlte von Jugend, martialischem Genie und von dem geheimen Glück, das er im Besitz Josephinens gefunden, der er fast täglich mitten unter einer Last von Geschäften die zärtlichsten Briefe schrieb. Seine persönliche Erscheinung übte einen Zauber auf seine Nebenbuhler wie auf den gemeinen Mann. Gegen alle liebenswürdig, verbannte er doch schon aus seiner Nähe jeden Rest sansculottischer Brüderlichkeit. Alle Generale hatten bisher ihre Truppen nur citoyens (Bürger) anreden dürfen. Bonaparte war der erste, der sie nur „Soldaten" nannte und nicht mehr zu ihnen von Freiheit und Gleichheit, sondern von Ruhm und Beute sprach. Sein berühmter Tagesbefehl lautete: „Soldaten! ihr seyd nackt und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundernswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!"

Das war das Progamm der Eroberungen und des künftigen Kaiserreichs, wie die Erklärung der Menschenrechte das der Freiheitskämpfe und der Republik gewesen war. Das Directorium in Paris war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu jenem älteren Programm zurückzuführen. Auch das Volk selbst nicht. Die im Leben vorgerückter waren, hatten nur noch das einzige Bedürfniß der Ruhe nach so viel Stürmen und des Genusses der erhaltenen oder neuerworbenen Güter. Bei den jüngeren war die Begeisterung für die Freiheitsgöttin in der rothen Mütze übergegangen in kriegerisches Feuer und Streben nach Ruhm. Sieben Jahre hatten hin-

*) Nichts bezeichnet die damalige Stimmung für ihn beßer, als was Junot seinem Vater auf die Frage: wer denn dieser Bonaparte sey? antwortete: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst seyn. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt und die sie nur in Jahrhunderten einmal geboren werden läßt."

erwiesen werden zu müssen. Was aber das von Einigen behauptete Recht zur Entnahme von Copien anlangt, so glauben wir dasselbe gänzlich in Abrede stellen zu müssen, und nach unserer Meinung hat der Lithograph eben so wenig ein Recht, von einem Bilde eine Copie zu nehmen, als der Maler es hat, ein schönes Gesicht ohne die Zustimmung der Eignerin abzustehlen. Eitelkeit mag den Raub verzeihen, allein schon die Bezeichnung der That in der Sprache des gewöhnlichen Lebens bürgt für deren Unrecht.

Gedanken, welche in einer bestimmten Form zur sinnlichen Wahrnehmung gebracht werden, bilden sonach den Gegenstand des Rechtes der Schriftsteller und Künstler, welches, insofern es sich auf die Fassung der Gedanken in Worte bezieht, literarisches Eigenthum, und künstlerisches Eigenthum genannt zu werden pflegt, wenn die Darstellung der Gedanken durch Töne, Zeichen oder Farben erfolgt.

Mit allen Rechten aber hat auch das Recht der Erzeuger von Werken der Kunst und Wissenschaft den Mangel gemein, daß nicht alle Wirkungen desselben möglich, nicht alle möglichen rechtlich geltend zu machen sind; es findet auch hier das bekannte: **Minima non curat praetor**, seine volle Anwendung.

Streng genommen hat der Eigenthümer eines Hauses auch ein ausschließendes Recht auf seine äußere Form; allein dieses Recht bleibt ohne Wirkung, einmal weil es nicht leicht ein Interesse geben dürfte, dasselbe geltend zu machen, und dann, weil die Form auch durch die kleinste Veränderung aufgehoben, mithin die rechtliche Geltendmachung vereitelt werden kann. Andernseits hat der Eigenthümer einer Gans unbezweifelt ein Recht auf jede einzelne Feder derselben, allein es würde kein Gericht die Klage auf eine ausgerupfte Feder, obwohl dieselbe dann annehmen, wenn eine Gans aller ihrer Federn beraubt worden wäre.

Ueberdies pflegen, mit Ausnahme des Geldes, die Menschen freigebig mit Allem zu seyn, was sie in Menge besitzen, und so werden unzählige Gedanken ausgesprochen, auf welche der Aussprechende theils selbst keinen großen Werth legt, die er wohl gar froh ist an den Mann zu bringen, und welche derselbe mithin gar nicht für sich behalten will, oder welche, an eine bestimmte Person gerichtet, sofort in den Besitz des Hörenden übergehen, wie das Eigenthum eines Briefes auf den Adressanten. Eine

gereicht, dieſe erſtaunliche Veränderung in den Trieben der franzöſiſchen Geſellſchaft zu bewirken.

Der Plan Bonaparte's war, die hohen Gebirgsketten, die ihn von Italien trennten, an der niedrigſten Stelle, nämlich da zu überſchreiten, wo die Alpen ſich von Nordweſten her ſenken und nach Oſten hin die Apenninen aufſteigen. Hier ſich durchzwängend wollte Bonaparte ſeine zerſtreut aufgeſtellten Gegner einzeln überfallen und ſchlagen nach dem Grundſatz, in welchem, wie er ſelbſt ſagte, die ganze Kriegskunſt enthalten iſt, daß es nämlich nur darauf ankomme, auf dem entſcheidenden Punkte mehr Menſchen und Kanonen zu haben, als der Feind, möge derſelbe ihrer auch noch ſo viel mehr auf andern, nicht entſcheidenden Punkten haben.

Beaulieu hatte ſich durch das wahrſcheinlich von Bonaparte ſelbſt ausgeſtreute Gerücht, die Franzoſen würden von Nizza aus nicht ins Gebirge, ſondern am Meeresufer hinziehen, um das reiche Genua zu beſetzen, täuſchen laſſen und ſeine Truppen noch öſtlicher gezogen und von Colli, mit dem er überhaupt ſtets uneins war, entfernt. Da fiel Bonaparte über jedes der vereinzelt im Gebirge ſtehenden öſterreichiſchen Corps mit Uebermacht her und drängte ſie alle gegen Genua hin, um nachher die Sardinier ganz eben ſo einzeln zu faſſen und zu ſchlagen. Dieſe erſten Kämpfe am 11. und 12. April waren nur ſtrategiſch wichtig, aber tactiſch unbedeutende Gefechte, in denen der Verluſt der Oeſterreicher nicht 300 Todte und nur 400 Gefangene betrug, weil ſie ſich bald vor der Uebermacht zurückzogen. Aber Bonaparte gab dieſen Gefechten den pomphaften Namen der Schlacht bei Montenotte und ſein Siegesbericht war voll Uebertreibung und nur auf einen Effect berechnet, den er allerdings nicht verfehlte. Die Bewegung, durch welche die Oeſterreicher immer weiter öſtlich abgedrängt wurden, dauerte in den nächſten Tagen fort, indem andere öſterreichiſche Abtheilungen daſſelbe Loos erlitten, wie die früheren. Das waren am 13. bis 15. April die Gefechte bei Coſſaria, einem Caſtell, vor dem die Franzoſen drei Generale verloren, wo aber 800 Oeſterreicher unter

Provera gefangen wurden, und bei Dego. An diesem letzteren Ort überließen sich die Franzosen unter Massena nach dem Siege einer sorglosen Ruhe, als plötzlich der kühne Vukassovich mit fünf österreichischen Bataillonen sie überfiel, ihnen 900 Mann mit dem Bajonet niederstach und 700 Gefangene mit 19 Kanonen abnahm. Allein von Bonaparte selbst, der in der Nähe war, umdrängt, konnte der tapfere Oberst sich nur noch mit Verlust von 900 Mann durchhauen. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei Millesimo und gab mehr Gefangene an, die er gemacht haben wollte, als überhaupt Oesterreicher im Gefecht gewesen waren. Dieser Charakterzug von Bonaparte ist sehr merkwürdig. Auch später, als sein Feldherrncredit fest gegründet war und Niemand an seinem überlegenen Genie mehr zweifelte und Jeder Furcht genug vor ihm hatte, unterließ er niemals, dem wahren Verdienst erlogenes hinzuzufügen und seine Kriegsberichte nicht wie ein großer Feldherr, der er wirklich war, sondern wie ein Charlatan abzufassen. Die Unwahrheit, die dann doch zu Tage kam, schadete ihm viel mehr, als wenn er seine Erfolge immer nur auf das Maaß der Wahrheit zurückgeführt hätte. Seine offiziellen Lügen waren daher keineswegs immer kluge Berechnung. Es scheint, man müsse sie mit einem ursprünglich dämonischen Zug im Charakter des großen Corsen in Verbindung bringen und nicht gemeine Pfiffigkeit, sondern eine ungeheure Verachtung der Menschen darin lesen.

Sobald die Oesterreicher weit genug in die Apenninen zurückgeworfen waren, wandte sich Bonaparte gegen **Colli** und faßte die Sardinier zuerst bei Ceva, am 17. April. Colli zog sich sogleich zurück, leistete aber an der Cursaglia am 20. tapfern Widerstand. Da er indessen keine Hoffnung sah, durch die Oesterreicher verstärkt zu werden, zog er sich noch weiter zurück und erlitt durch die ihm nacheilenden Franzosen bei Mondovi am 22. eine Niederlage. In dieser Gebirgsgegend war es, von wo aus die hungernden und abgerissenen Franzosen zum erstenmal in die goldene Ferne der lombardischen Ebene hinuntersahen und wo Bona-

parte ihnen zurief: „dort unten liegt der Reichthum, dort holt euch alles, was ihr braucht.“ — Von panischem Schrecken ergriffen ließ der König von Sardinien, Victor Amadeus III., in seiner nahe bedrohten Hauptstadt Turin sich bewegen, um Frieden zu bitten und die Oesterreicher, die ihm nicht ausreichend halfen, nun seinerseits im Stich zu lassen. Ein Waffenstillstand wurde schon am 28. April, der Friede am 25. Mai abgeschlossen. Sardinien trat Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich ab und ließ die festen Plätze in Piemont, vor allen Alessandria, von den Franzosen besetzen. Dieser Friede war nur eine Galgenfrist, der Uebermuth der Sieger ließ es den armen König nur zu bald fühlen, der auch die Schmach nicht lange überlebte und schon im October starb, den wankenden Thron an Karl Emanuel IV. überlassend.

Der nunmehr gänzlich blosgestellte Beaulieu zog sich so eilig als möglich über den Po zurück und wagte keine Schlacht mehr, da er schwächer war als Bonaparte. In der eiteln Hoffnung, der breite Strom werde den Feind aufhalten, zerstreute er sein Corps abermals an einer langen Uferstrecke. Bonaparte ging aber am 7. Mai bei Piacenza über den Fluß und schlug am 8. ein österreichisches Corps unter Liptai. Nun gab Beaulieu Mailand selbst auf und suchte nur noch Mantua zu verstärken. Als die Franzosen in der Nacht auf den 8. ruhig bei Codogno lagerten, wurden sie vom österreichischen General Schubirz überfallen und erlitten bedeutenden Verlust, auch fiel hier ihr tapferer und geistvoller General Laharpe (ein Waadtländer, Bruder des Obersten, dem die Erziehung des jungen Großfürsten, nachherigen Kaisers Alexander von Rußland anvertraut worden war). Ueberhaupt fochten die Oesterreicher in diesem für sie so unglücklichen Kriege überall mit Heldenmuth, wo sie irgend gut und besonders zum Angriff geführt wurden. Bonaparte schlug diese Armee nicht nur, sondern verleumdete sie auch, indem er jeden ihrer Verluste übertrieb, jeden ihrer Erfolge verschwieg oder verkleinerte. Es verdient bemerkt zu werden, wie sehr er damals schon die öffentliche Meinung und die

Presse beherrschte. Jede seiner amtlichen Lügen wurde geglaubt und nicht nur in französischen, sondern namentlich auch norddeutschen Blättern verbreitet, während man die Berichtigungen aus österreichischen und englischen Federn nicht beachtete.

Ehe Beaulieu nach Mantua abzog, ließ er an der Adda bei Lodi den General Sebottendorf mit 9—10,000 Oesterreichern stehen, um Nachzügler aufzunehmen und den Rückzug zu decken. Als nun am 10. Bonaparte mit seiner gesammten Macht vor Lodi ankam, schossen die Oesterreicher mit Kartätschen über die lange Brücke, um die Franzosen abzuhalten. Da führten Massena, Lannes, Berthier und einige andere höhere Offiziere die Truppen im Sturmmarsch hinüber. Die Oesterreicher, anstatt sie zusammenzuschießen, brachen das Gefecht freiwillig ab und zogen sich zurück, wobei sie, da die Franzosen mit Uebermacht nachdrängten, 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßten. Aus diesem einfachen Rückzugsgefecht machte Bonaparte in seinem Armeebericht eine große und wunderähnliche Schlacht.

Bevor Bonaparte seinem Feinde nach Mantua folgte, beeilte er sich, seinen Triumpheinzug in der Hauptstadt der Lombardei zu halten, 14. Mai. Die Bevölkerung Mailands empfing ihn festlich geschmückt unter lautem Jubelruf (obgleich die Citadelle noch von Oesterreichern besetzt war) als Befreier und sah in ihm nur den mit unüberwindlichem Schwert bewaffneten Genius der Republik, durch den alle Völker frei und das goldene Zeitalter eingeführt werden sollte. Sie wurde jedoch bald enttäuscht, als Bonaparte eine Kriegssteuer von 20 Millionen Lire und außerdem unermeßliche Lieferungen von Armeebedürfnissen aller Art forderte, wobei seine Soldaten sich überdies eine Menge Eigenmächtigkeiten gestatteten, bei denen ihr Obergeneral die Augen zudrückte, denn die Beute war es ja, die er ihnen versprochen hatte. Dasselbe geschah in Pavia, Crema und überall, wohin die Franzosen kamen. Aber auch wo sie noch nicht waren, erfeilschte man ihre Schonung durch Geld und Werthe, die man ihnen zuschickte. Bonaparte verkaufte

seine Gnade dem Herzog Ferdinand von Parma (9. Mai) um 2 Millionen Lire, 1700 Pferde, eine große Lieferung von Naturalien und um 20 der kostbarsten Gemälde. Da Italien noch reicher an Kunstschätzen war, wie Holland und Belgien, so machte sich Bonaparte ein besonderes Geschäft daraus, es in dieser Beziehung auszuplündern und Paris mit einer Kunstbeute zu bereichern, an die sich das Andenken seines Namens und seiner Siege knüpfte. Gleiche Gnade widerfuhr dem Herzog Herkules von Modena, dem letzten des Hauses Este, für 10 Millionen, viele Lieferungen für die Armee und 20 Gemälde.

Das Verfahren Bonaparte's war insofern neu, als er es verschmähte, die Fürsten zu vertreiben und die Völker mit demokratischer Freiheit zu beglücken, wie Viele, vielleicht das Directorium selbst, von ihm erwartet hatten. Aber er verfuhr eigenmächtig und wußte wohl, das Directorium werde nichts gegen seine Handlungsweise einwenden, wenn er nur Siege erfocht und Geld und Trophäen in Hülle und Fülle nach Paris schickte. Nur um die Freiheitsmänner zu beschwichtigen, deren Verdacht von sich abzulenken und zugleich um Italien durch innere Parteiung zu zerrütten und sich den Sieg zu erleichtern, verkündete er von Mailand aus „wir sind die Freunde aller Völker und lieben vor allen die Enkel des Brutus und Scipio. Wir werden das Capitol wieder aufrichten und das Volk der Römer wiedererwecken."

Nur in dem Theile Italiens, wohin keine Franzosen gekommen waren, konnte ihnen diese Sprache Anhänger gewinnen. In der Lombardei hatten ihre Plünderungen *) das Volk schon dermaßen erbittert, daß Bonaparte kaum (22. Mai) von Mailand aufgebrochen war, um sich zwischen Mantua und Tirol zu werfen, als auch schon das Landvolk hinter seinem Rücken in Masse aufstand. Blitzschnell aber wandte Bonaparte sich um, zersprengte die Bauern

*) General d'Allemagne schrieb am 9. Mai an Bonaparte, ein Mann von Ehre müsse sich schämen an der Spitze eines Corps zu marschiren, in dem die mauvais sujets so zahlreich seyen.

bei Vimasco, welchen Ort er verbrennen ließ, und nahm Pavia, den Hauptsitz der Insurrection, mit Sturm, ließ es plündern und die Führer des Volks hinrichten, 26. Mai. Mittlerweile hatte der alte Beaulieu die Festung Mantua mit einem Theil seines Heeres verstärkt und sich mit dem Rest den einzigen Rückzugsweg nach Tirol durch Ueberrumplung der kleinen Festung Peschiera am Gardasee und durch Besetzung Verona's geöffnet. Diese beiden Orte, so wie Brescia und Bergamo, gehörten damals noch zur Republik Venedig, die trotz ihrer alten Reichthümer und einer nicht unbedeutenden Landmacht sich völlig passiv verhielt, den Franzosen keinen Mann entgegenstellte, aber auch von den Oesterreichern nicht beachtet wurde. Der unglückliche Prätendent, Ludwig XVIII., der bisher ruhig in Verona gelebt hatte, war schon beim ersten Herannahen der Franzosen durch einen feigen Befehl der venetianischen Regierung entfernt worden. Mit solchen Gegnern hatte Bonaparte zu thun, und man muß gestehen, daß sein Uebermuth hier überall durch Kleinmuth herausgefordert wurde. Beaulieu, welcher zu allem Unglück noch erkrankte, zog nach einigen unbedeutenden Gefechten, namentlich bei Borghetto, alle seine zerstreuten Corps in die Schluchten von Tirol zurück. Eines derselben hatte sich verspätet und gerieth am 31. Mai bei Valeggio an die Villa, in der Bonaparte, der gleichfalls ein wenig unwohl geworden war, sich mit geringem Gefolge einquartiert hatte. Mit genauer Noth entkam er durch die Gärten, benutzte aber den Vorfall, sich eine Leibwache zuzulegen, die s. g. Guides, zu deren Chef er Bessières machte. Das war der kleine Anfang der weltberühmten alten Garde.

Bonaparte besetzte Bergamo, Brescia und Verona, das von den Oesterreichern wieder verlassene Peschiera und das benachbarte venetianische Landgebiet, das er zum Abfall von Venedig aufreizte und auf dessen Kosten er seine Truppen verpflegte. Auch ließ er durch den französischen Gesandten in Venedig dem Senate daselbst drohen, wenn derselbe die angeworbenen Slavonier nicht sofort

wieder entferne, und Venedig gehorchte. Zunächſt blieb Bonaparte außer der Bewachung der Tiroler Päſſe nichts zu thun übrig, als die Eroberung von Mantua, wozu ihm aber ſchweres Geſchütz fehlte. Deſſen befand ſich genug in der Citadelle von Mailand, die daher heftiger bedrängt wurde; bis ſie fiel, konnte man auch eine Diverſion nach Mittelitalien machen und ſich dort Geſchütz, Geld und Beute aller Art holen. Vor allem lockte der reich mit engliſchen Waaren angefüllte Hafen von Livorno. Das Directorium in Paris hatte den natürlichen Gedanken, zwei Heere in Italien operiren zu laſſen, Bonaparte ſollte Toscana, Rom und Neapel erobern und Kellermann unterdeß mit ſeiner Armee Tirol belagern. Aber das widerſtrebte dem Ehrgeiz Bonaparte's, der alles allein thun wollte. Mit Recht entgegnete er, wenn er ſich in Italien vertiefe und zu weit von den Alpen entferne, könne Kellermann durch eine neue öſterreichiſche Armee, die ohne Zweifel Beaulieu verſtärken oder erſetzen werde, erdrückt werden und Oberitalien wieder verloren gehen. Die italieniſche Eroberung müſſe in einer Hand allein liegen. „Beſſer ein ſchlechter General, als zwei gute.“ Das Directorium wagte nicht, ihm zu widerſprechen, ließ ihm den Oberbefehl allein und ſchickte ihm Verſtärkungen. General Clarke, welchen Carnot als Commiſſär des Directoriums zu ihm geſchickt, um ihn zu überwachen, erkannte bald, daß in Bonaparte mehr Zukunft liege als im Directorium und vertauſchte die Rolle des Wächters mit der eines ergebenen Dieners.

Nach Neapel war es Bonaparte zu weit, er geſtand alſo dieſem Staate ſchon am 5. Juni die Neutralität zu, erfreut genug, daß die Königin Karoline, Marie Antoinette's leidenſchaftliche Schweſter, ihn nicht angreifen ließ. Dagegen ſchickte er Augereau in den Kirchenſtaat; Bologna, das immer eiferſüchtig auf Rom war und iſt, empfing die Franzoſen als Befreier vom päpſtlichen Joch und der arme Papſt erkaufte am 23. Juni Bonaparte's Gnade durch 21 Millionen Lire, Auslieferung ſchweren Geſchützes, Oeffnung der Feſtung Ancona, Verpflegung franzöſiſcher Truppen in

den Legationen, 100 der herrlichsten Gemälde und 300 der werthvollsten Manuscripte aus den berühmten Sammlungen im Vatican. Auch hier plünderten die französischen Soldaten und erbitterten die Einwohner dergestalt, daß es zu einem blutigen Aufstand in Lugo bei Ferrara kam, der aber eben so energisch niedergeschmettert wurde, wie der lombardische. Bonaparte selbst begab sich nach Florenz und gewährte dem Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, der bisheran mit Frankreich in Frieden gelebt hatte, die Neutralität, ließ aber gleichwohl Livorno am 29. Juni von Franzosen einnehmen. Da die Engländer alle ihre Reichthümer auf 60 Schiffen schleunigst fortgeschafft hatten, ließen die Franzosen ihren Aerger an den unschuldigen Einwohnern aus und erpreßten von der Stadt 12 Millionen. An demselben Tage hatte sich die Citadelle von Mailand ergeben, was Bonaparte in Florenz an der Tafel des Großherzogs erfuhr, und zugleich die Einschließung Mantua's unter Serruriers Befehl begonnen. Mantua war aber schwer zu nehmen. Die Festung ist ringsum durch Seen geschützt, durch welche nur schmale Dämme einen Zugang öffnen. Nur der Hunger konnte diese fast unüberwindliche Festung fällen. Das schwere Geschütz war erst am 19. Juli in hinreichender Menge herbeigeschafft, um das Bombardement zu beginnen.

Durch die Niederlagen Beaulieu's war der Hofkriegsrath in Wien nicht wenig aufgeschreckt worden und hatte sofort befohlen, die Aufstellung am Mittelrhein zu schwächen, um Italien zu Hülfe zu kommen. Da sich Mantua noch lange halten konnte, so hätte Oesterreich vielleicht klüger gethan, sein Heer in den uneinnehmbaren Alpen zurückzuhalten, bis die Franzosen in Italien überall vom Aufruhr umwickelt und zugleich Venedig, Toscana, Rom und Neapel zu einem gemeinsamen Auftreten gegen Frankreich vermocht worden wären. Alsdann wäre das Heraustreten einer großen österreichischen Armee aus Tirol wahrscheinlich entscheidend gewesen. Indem sie sich aber allein in die Ebene hinauswagte, setzte sie sich großen Gefahren aus. Man begreift nicht, warum der Hofkriegs-

rath damals mit so viel Uebereilung die Kräfte Oesterreichs zersplitterte. Der alte Wurmser wurde mit einem Theil seines Heeres nach Tirol geschickt, der andere Theil desselben aber mit der großen Armee des Erzherzogs Karl vereinigt, der nunmehr allein gegen Jourdan und Moreau kämpfen mußte. Wurmser führte, die Reste der Beaulieu'schen Armee mit eingerechnet, 60,000 Mann aus Tirol heraus, um Mantua zu entsetzen. Er selbst warf mit 40,000 Mann bei Rivoli ein französisches Corps unter Massena zurück, auf das er zuerst stieß, 29. Juli; eben so Quasdanovich mit 20,000 Mann an der westlichen Seite des Gardasee's hervorbrechend bei Salo das Corps von Sauret, worauf er Brescia besetzte und daselbst 2700 Franzosen gefangen nahm. Da faßte Bonaparte den genialen Entschluß, Serrurier von Mantua abzurufen, das Belagerungsgeschütz, das er mit so vieler Mühe erst zusammengebracht hatte, im Stich zu lassen und mit seiner ganzen Streitmacht von 45,000 Mann zuerst über den weit schwächeren Quasdanovich herzufallen, nach dessen Vernichtung ihm Wurmser nicht mehr gefährlich schien. Schon am 31. Juli überfiel er Quasdanovich bei Lonato, schlug ihn und nahm Brescia wieder. Wurmser aber zog, ohne einen Feind gesehen zu haben, am 1. August in Mantua ein, in dessen Mauern man so eben das erbeutete Belagerungsgeschütz einschleppte. Aber zu spät erkannte er den Fehler, seine Macht getheilt zu haben. Als er eilends aufbrach, um Quasdanovich zu retten, war dieser trotz abermaligen wüthenden Widerstandes bei Lonato am 3. August gänzlich besiegt worden. Drei zersprengte österreichische Bataillone ergaben sich am folgenden Tage an Bonaparte, der auf sie stieß und obgleich er nur 1500 Mann bei sich hatte, ihnen durch den Schrecken seiner persönlichen Gegenwart die Waffen entriß. Am 5. August wurde Wurmser, der bisher nur den Nachtrapp Bonaparte's erreicht und angegriffen hatte, plötzlich von dessen gesammter Macht bei Castiglione, indem sie Quasdanovichs Verfolgung aufgebend, sich nach ihm umwandte, überfallen und nach

hartnäckigem Kampfe besiegt, konnte sich aber noch glücklich nach Tirol zurückziehen. Bonaparte war nicht im Stande, ihm den Weg dahin abzuschneiden und so standen die Dinge wie vorher, nur daß er alles schwere Geschütz vor Mantua und überdies 4000 Gefangene verloren hatte, die Wurmser mit sich nahm.

Allein der Sieg war doch wieder an die französischen Fahnen geknüpft gewesen, Bonaparte hatte sich abermals als den Unüberwindlichen bewährt. Unbegreiflicherweise ließ der greise Wurmser sich von seiner Hitze verleiten, denselben mißlungenen Plan noch einmal und jetzt mit geschwächten Kräften wieder aufzunehmen, indem er abermals in zwei getrennten Massen aus Tirol herausrückte und abermals 20,000 Mann, diesmal unter Davidovich, rechts vorschob, während er selbst mit 30,000 Mann gegen Vicenza drang. Nichts war natürlicher, als daß Bonaparte nun auch ganz dieselben Schläge führte, wie früher. Erst warf er seine ganze Streitmacht auf Davidovich und schlug ihn bei Roveredo am 4. Sept., dann wandte er sich blitzschnell in Wurmsers Rücken und schlug ihn am 8. bei Bassano gänzlich, ja er schnitt ihm diesmal auch den einzigen Rückzugsweg durchs Thal der Brenta ab und nöthigte ihn, sich hinter die Mauern von Mantua zu flüchten.

Ehe wir neue Verstärkungen aus Oesterreich in Italien ankommen sehen, was erst im November geschah, müssen wir uns an den Kriegsschauplatz am Rhein versetzen. Jourdan eröffnete seinen Feldzug erst am 1. Juni, indem er Kleber nach Düsseldorf vorausſandte. Im ersten Gefecht bei Altenkirchen am 4. wichen die Oesterreicher zurück. Jetzt erst kam Erzherzog Karl bei der Armee an, ging zum Angriff über und schlug die vorgeschobenen Corps Jourdans, das erste unter Lefebvre bei Wetzlar am 15., das zweite unter Kleber bei Uckerath, worauf Jourdan sich eilends über den Rhein zurückzog. Um ihm Luft zu machen und den Krieg in das Herz von Deutschland hinüberzuspielen, ging Moreau mit seinem Heere am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, ein schwächeres Corps unter General Ferino that dasselbe

große Menge der erhabensten Gedanken sind in der möglichst vollendeten Form schon von Alters her auf uns vererbt worden und bilden die Quellen des Wissens, aus welchen Jeder schöpfen und durch eine neue Gestaltung auch ein neues Eigenthum erwerben kann. Eine andere Menge von Gedanken sind so gemein und so trivial, daß sie von Jedem neu hervorgebracht werden können, so daß es der Mühe eines Anspruchs nicht lohnt, weil Niemand die Möglichkeit bezweifelt, daß sie von mehreren zugleich mögen gefunden worden seyn.

Hierzu kommt aber noch, daß wir über die Natur und das Vermögen des menschlichen Geistes noch so wenig im Klaren sind, daß wir von keinem Gedanken mit voller Gewißheit sagen können, daß er nicht ein wirkliches Erzeugniß dessen, der ihn ausspricht, seyn könne; wie es denn Thatsache ist, daß Paskal, ohne von Euklid das Mindeste zu wissen, noch einmal die Lehrsätze desselben erfand. Da nun sehr häufig die Quelle eines Gedankens nicht wird nachgewiesen werden können, so bleibt der Unredlichkeit ein großes Feld, und es kann dieselbe auch durch die Aufstellung gesetzlicher Präsumtionen um so weniger ausgeschlossen werden, als, um der Freiheit des menschlichen Geistes willen, gegen jede Präsumtion ein Gegenbeweis offen bleiben muß.

Unmöglich können die Gründe, mit welchen in der Regel die Existenz eines Rechtes an den Erzeugnissen der geistigen Thätigkeit bestritten zu werden pflegt, gegen den allgemeinen Grundsatz, daß Hervorbringung aus eigenthümlichem oder Niemand angehörigem Material das Recht unbeschränkter Verfügung gewährt, in Betracht kommen.

Es sind diese Gründe, welche zunächst für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks geltend gemacht und am besten von Griesinger zusammengestellt worden sind, wesentlich in der Folgerung enthalten, daß, weil es unter die erlaubten Handlungen gehöre, irgend eine Sache, die sich in Jemandes rechtmäßigem Eigenthum befindet, nachzumachen, nachzubilden, nachzuformen und nachzuahmen, der unbefangene Verstand keine Ursache entdecken könne, weßhalb diese allgemeine Regel von allen Dingen und nur nicht von Büchern gelten solle. Es könne dabei nicht darauf ankommen, ob dies einem Dritten angenehm oder unangenehm sey, wie man denn seinem Nachbar Luft und Licht nehmen und neben einem bestehenden

bei Basel und suchte über den Bodensee rasch nach Ulm vorzudringen. Durch Wurmsers Entfernung war Schwaben so gut wie entblößt. Ehe Erzherzog Karl herbeikommen konnte, hatte Moreau schon den Schwarzwald überstiegen und alle kleinen Corps, die sich ihm entgegenwarfen, zurückgeschlagen, zuerst die schwäbischen Kreistruppen unter Raglovich, die sich übrigens gut wehrten, bei Kehl, dann ein österreichisches Corps unter Sztarray bei Sasbach und die schwachen württembergischen Posten auf dem hohen Knie-bis. In Eilmärschen kam zwar Erzherzog Karl durchs Murgthal herbei und lieferte Moreau eine Schlacht bei Malsch am 9. Juli, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge vertreiben und zog sich über Pforzheim nach Kannstadt zurück, um ihm hier noch einmal den Neckarübergang zu wehren, 18. Juli. Doch nach einer kurzen Kanonade zog er sich auch von hier zurück, um sich mit Wartensleben wieder zu vereinigen, den er zur Abwehr des abermals vordringenden Jourdan zurückgelassen hatte.

Baden, Württemberg und der ganze schwäbische Kreis unterwarf sich Moreau, zog die Kreistruppen von den Oesterreichern zurück (Erzherzog Karl ließ sie ziehen, nahm ihnen aber bei Biberach die Waffen ab), zahlte 25 Millionen Livres Kriegssteuer und lieferte Pferde, Lederwerk, Tuch, Lebensmittel in ungeheurer Menge, wobei nicht mitgerechnet ist, was die Franzosen im Einzelnen überall raubten oder erpreßten. Der alte Herzog Karl von Württemberg war 1793 gestorben. Ihm folgte sein gleichfalls schon bejahrter Bruder Ludwig Eugen, welcher 1795 ebenfalls ohne Kinder starb, und hierauf der jüngste Bruder Friedrich Eugen, dessen Kinder lutherisch erzogen wurden, um den gleichen Glauben zu haben, wie das württembergische Volk. Durch ihre Hingebung an Frankreich hofften aber sowohl Württemberg als Baden neue Vortheile zu erringen und ließen sich damals schon in geheimen Artikeln von Frankreich den künftigen Erwerb von geistlichen und städtischen Besitzungen in ihrer Nähe zusichern. Das ist der dunkle Ursprung des nachherigen Rheinbundes. Eine lächerlich kleine

Partei von Freiheitsschwärmern, die eine schwäbische Republik zu gründen wünschte, wurde von Regnier, dem Chef des Generalstabs unter Moreau, mit den Worten abgefertigt, wenn sie durch einen Aufstand das Einrücken der Franzosen erleichtert hätten, würde man sie anerkennen, aber hinter der Armee mache man keine Revolution mehr. Stuttgarter, die mit den französischen Völkererlösern fraternisiren wollten, wurden vorerst ihrer Uhren, guten Röcke und Stiefeln beraubt. In Moreau's Heer fand sich noch viel mehr Jakobinismus als in dem Bonaparte's. Die Soldaten begingen in Schwaben, besonders in den geistlichen Orten, große Schändlichkeiten. Wie in der wildesten Zeit Heberts in Paris plünderten Ferino's Banden in den oberschwäbischen Kirchen, besudelten die Altäre, warfen die Hostien ihren Hunden vor, drehten Crucifixe wie Bratspieße im Feuer herum. In einem Nonnenkloster zu Memmingen setzten sie sich nackt zur Tafel und zwangen die Nonnen sie zu bedienen. In Berg bei Weingarten rissen sie die Figur eines Teufels von einer Gruppe ab und stellten sie in's Allerheiligste ꝛc.

Jourdan ging am 28. Juni bei Neuwied abermals über den Rhein, ließ durch Lefebvre die Oesterreicher unter Wartensleben bei Friedberg zurückdrängen (9. Juli) und durch Kleber Frankfurt am Main wegnehmen (13. Juli). Zum zweitenmal von den Franzosen erobert mußte diese Stadt 6 Mill. zahlen. Wartensleben war zu schwach und wich über Würzburg zurück. Wie ein Strom ergoßen sich nun Jourdans plünderungssüchtige Horden über Franken. Auch der fränkische Kreis unterwarf sich, wie der schwäbische, zahlte 16 Millionen und eine Menge Naturallieferungen. Das Rauben und wüste Schwelgen der französischen Soldaten war hier noch ärger und allgemeiner wie in Schwaben und erbitterte das Landvolk auf's höchste. Graf Soden, der die Greuel mit ansah und beschrieben hat, erzählt die größten Abscheulichkeiten von Kirchenschändungen in den Bisthümern Würzburg und Bamberg. Zu hunderten flohen die jungen Mädchen in die Gebirge des Spessart und der Rhön, um sich vor Brutalität zu schützen.

In charakteriſtiſcher Erinnerung an Robespierre pflegten damals die franzöſiſchen Soldaten ihre nächtlichen Orgien mit Anzündung einer großen Schüſſel voll Branntwein zu beginnen, deren blaue Flamme ſie ihr être suprême nannten und um welche ſie tanzten.

Das damalige Unglück des fränkiſchen Kreiſes wurde von Preußen benutzt, welches am 4. Juli Nürnberg, das Bisthum Eichſtädt und die Beſitzungen der fränkiſchen Ritterſchaft mit ſeinen Truppen beſetzen ließ, nicht um ſie gegen Frankreich zu ſchützen, ſondern um ſie als künftigen Entſchädigungspreis für die preußiſchen Abtretungen auf dem linken Rheinufer mit Beſchlag zu belegen.

Erzherzog Karl befand ſich in einer ſchwierigen Lage zwiſchen den beiden feindlichen und ſiegreich vordringenden Armeen, während ihn nicht nur die ſchwäbiſchen, ſondern auch die ſächſiſchen Reichstruppen verließen. Allein er zog ſich nicht weniger genial aus der Gefahr, wie Bonaparte, indem er ſeine Feinde einzeln packte, bevor ſie ſich vereinigen konnten. Am 11. Auguſt lieferte er Moreau noch eine unentſchiedene Schlacht bei Neresheim, in welcher der tapfere franzöſiſche General Deſair den linken Flügel der Oeſterreicher unter Hotze (einem Schweizer) zurückwarf, Duhesme aber auf dem rechten Flügel vom öſterreichiſchen General Rieſe geſchlagen und bis Heidenheim verfolgt wurde, von wo ſich der große Armeepark Moreau's nur in Eile rettete. Erzherzog Karl hatte gehofft, den General Frelich an ſich zu ziehen, den er am Bodenſee gegen Ferino aufgeſtellt hatte, der aber zu ſchwach war und ſich nach unbedeutenden Gefechten zurückzog. Bei ihm befand ſich der Prinz Condé mit dem kleinen Reſt der Emigrirten, die, von den Oeſterreichern verſpottet, am 13. Auguſt bei Mindelheim einen verzweifelten Angriff auf Ferino's Truppen machten und nach der tapferſten Gegenwehr größtentheils zuſammengehauen wurden. Die wenigen, welche gefangen wurden, ließ Moreau heimlich frei. Damals hatte er eine Weiſung vom Directorium in Paris erhalten, wo möglich Bonaparte's Armee in Italien zu unterſtützen und durch Tirol mit ihr in Verbindung zu treten. Er zog dem-

nach ſeinen rechten Flügel zu weit gegen das Gebirge und trennte ſich dadurch von Jourdan, zur großen Genugthuung des Erzherzogs, der nur ein ſchwaches Corps unter Latour gegen Moreau ſtehen ließ, um dieſen nach Baiern zu locken, während er ſelbſt mit dem Gros ſeines Heeres am 17. Auguſt bei Donauwörth über die Donau ging, um ſich auf Jourdan zu werfen.

Am gleichen Tage (17.) war Wartensleben bei Sulzbach von Jourdan ereilt und geſchlagen worden, ohne jedoch an der Vereinigung ſeines Heeres mit dem des Erzherzogs gehindert werden zu können. Beide begrüßten ſich mit Jubel und ſchon am 24. brachten ſie Jourdan bei Amberg eine ſchwere Niederlage bei. Die Franzoſen flohen durch die Stadt und bildeten jenſeits derſelben ein großes Quarrée, um ſich der wüthend einhauenden öſterreichiſchen Reiterei unter Wartensleben zu erwehren. Zweimal ſchlugen ſie den Angriff ab, aber der dritte Choc zerſprengte ſie und 3000 Franzoſen wurden niedergehauen. Noch einmal ſetzte ſich Jourdan bei Würzburg am 3. September; aber auch hier erſtürmte Wartensleben ſeine Batterieen und er mußte nach einem Verluſt von 6000 Todten und vielen Gefangenen weichen. Sein Rückzug durch den Speſſart artete in wilde Flucht aus. Die treffliche Reiterei des Erzherzogs Karl war ſeinen aufgelöſten Banden überall auf den Ferſen und überall bewaffnete ſich das wuthentbrannte Landvolk, um die Plünderungen zu rächen, und ſchlug nicht nur einzelne Franzoſen, ſondern ganze Abtheilungen todt, denn Dr. Röder und der Förſter Witt ſammelten einen Landſturm, der auch größere Maſſen angriff. Röder fiel im Kampfe. Die Franzoſen ſchonten auch ihrerſeits nichts mehr und verbrannten viele Dörfer. Bei Aſchaffenburg erlitt Bernadotte, der Jourdans Nachhut befehligte, noch eine Niederlage durch die Vorhut der Oeſterreicher. Jourdan floh durch's Naſſauiſche über den Rhein. Nur bei Limburg ſtellte ſich der tapfere Marceau, der mittlerweile Mainz vergeblich belagert hatte, noch einmal dem Erzherzog Karl entgegen, am 16. Sept. und noch einmal bei Altenkirchen am 19., unterlag aber und fiel

tödtlich verwundet in die Gefangenschaft des Erzherzogs, der den wie Bonaparte erst 27jährigen Jüngling vergebens durch seine besten Wundärzte zu retten suchte und als er dennoch starb, feierlich beerdigen und mit einer allgemeinen Salve ehren ließ. Jourdan legte sein Commando nieder und überließ sein zertrümmertes Heer dem General Beurnonville.

Unterdeß hatte sich Moreau's Heer nach einem kleinen Siege über Latour bei Friedberg am 24. August über Bayern ergossen. Anstatt sich zu wehren, zog Karl Theodor die bayrischen Truppen zurück, floh für seine Person nach Sachsen und erkaufte von Moreau den Frieden um 10 Millionen, die gewöhnlichen Armeelieferungen und die 10 besten Gemälde aus der berühmten Münchner Bildergallerie. Da war Moreau guter Dinge, bis die Schreckensnachrichten von Jourdans Heer eintrafen. Moreau erachtete sich nicht stark genug, weder um auf Wien loszugehen, noch das durch seine Gebirge und noch mehr durch seinen Landsturm gefährliche Tirol zu forciren und bequemte sich daher zum Rückzug auf dem Wege, den Ferino hergekommen war, das heißt so ferne als möglich vom Erzherzog, damit dieser ihn nicht von Frankreich abschneide. Latour suchte Moreau zwar zuvorzukommen, war aber zu schwach und wurde bei Ravensburg zurückgedrängt. Moreau wagte den gefährlichen Weg durch das berühmte Höllenthal einzuschlagen, welches mehrere Stunden lang durch eng sich drängende schauerliche Felsen führt. Schon im Allgäu waren die Bauern aufgestanden und hatten eine Menge Franzosen todtgeschlagen. Im Schwarzwald war das Volk nicht minder erbittert. Auch hatten sich einige kleine österreichische Streifcorps unter Petrasch und Nauendorf hinter Ferinos Rücken im Schwarzwald eingeschlichen, welche hingereicht haben würden, das Höllenthal unzugänglich zu machen; aber sie waren von Moreau's Rückzugweg nicht hinreichend unterrichtet und ließen sich von einzelnen französischen Corps bei Villingen und Rottweil zurückwerfen, indeß Moreau's Hauptheer am 11.—13. October unbehindert durch die

Hölle kam. Dieses Thal des Flüßchens Treisam mündet bei Freiburg im Breisgau in das weite Rheinthal aus und Moreau hatte bereits einen Theil seines Heeres bei Breisach und Hüningen über den Rhein gesetzt, als der Erzherzog, zu spät eintreffend, noch den Rest angriff und am 19. bei Emmendingen, am 24. bei Schlingen zurückschlug, das Entkommen Moreau's über den Rhein aber nicht mehr verhindern konnte. Das Directorium glaubte diesen Rückzug Moreau's außerordentlich rühmen zu müssen als ein non plus ultra von Meisterschaft, Bonaparte aber (der an Moreau eine Million aus seiner italienischen Beute geschickt hatte, um ihn durch diese Artigkeit zu demüthigen) sagte spottend: „ein schöner Rückzug, ja, aber ein Rückzug."

Bonaparte benutzte die kurze Zeit der Ruhe nach Wurmsers Niederlagen, um in Italiens neuer Organisirung vorzuschreiten. Dem Herzog von Modena, der sich nach Venedig zurückgezogen hatte, nahm er unter dem Vorwand, er conspirire und habe Mantua mit Lebensmitteln unterstützt, sein Land weg (8. Oct.) und vereinigte es mit Reggio und den päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara zu einer cispadanischen Republik, unabhängig von der lombardischen, die sich gleichfalls unter seinen Augen bildete. Durch ihre Vereinigung wären sie ihm zu stark gewesen, er wollte über viele kleine herrschen. Damals gab er auch an Genua das Vorspiel zu dem, was er mit Venedig machen wollte. Der kühne englische Admiral Nelson hatte unter den Mauern von Genua ein französisches Schiff gecapert. Zur Strafe mußte diese Republik nun 2 Millionen zahlen, 2 weitere leihen, den Engländern Krieg erklären, 9. Oct. Auch Corsica entriß Bonaparte den Engländern wieder. Diese hatten durch ihre Gewaltthätigkeiten die Corsen erbittert und Admiral Elliot fand es gerathener, die Insel zu verlassen, als einen schwierigen und mörderischen Kampf fortzusetzen. Bonaparte ließ die Insel am 20. Oct. durch ein Corps unter Gentili in Besitz nehmen. Während Wurmsers Heranzug hatten der Papst und Neapel sich feindlich gezeigt,

nach seiner Niederlage aber baten sie wieder um Frieden. Bonaparte hatte seine Gemahlin aus Paris kommen lassen und hielt mit ihr schon eine Art von Hof in Mailand. Alles huldigte ihm hier und bemühte sich um seine Gunst. Auch verbannte Polen kamen, als ihr Sprecher Graf Sulkowski. Bonaparte tröstete sie, konnte aber zunächst nichts für sie thun, denn die französische Verfassung duldete nicht, Fremde in Sold zu nehmen. Aber er bildete doch eine polnische Legion unter dem tapfern Dombrowski im Solde der italienischen Republiken.

Oesterreich säumte nicht, nachdem es am Rhein Sieger geblieben war, ein neues Heer nach Italien zu schicken. Es hätte vielleicht besser gethan, seinen Sieg am Rhein zu verfolgen. Durch einen Einfall in Frankreich hätte es Bonaparte gezwungen, umzukehren oder wenigstens Streitkräfte abzugeben. Es zog indessen vor, die Festung Mantua, welche das zahlreiche Heer Wurmsers nicht lange mehr ernähren konnte, zu entsetzen. Den Oberbefehl erhielt Alvinzy, der aber trotz den früheren Erfahrungen wieder den alten Fehler beging, sein Heer in eine größere und kleinere Hälfte zu theilen. Er selbst führte 30,000 Mann aus Friaul herbei, ging am 2. November über die Piave, schlug am 6. die vorgeschobenen Corps von Massena und Augereau an der Brenta zurück und griff am 11. Bonaparte selber vor Verona an. Nach diesem ersten Gefecht packte ihn Bonaparte am folgenden Tage bei Caldiero mit seiner ganzen Macht, fand aber so heftigen Widerstand, daß er sich zurückzog und in nicht geringe Sorge kam, weil das zweite österreichische Heer unter Davidovich, 25,000 Mann stark, aus Tirol herauskam und das ihm entgegengeschickte kleine Corps von Vaubois schon in vier Gefechten zurückgeschlagen hatte. Aber Davidovich hielt sich zu lange auf und ließ Bonaparte Zeit, am 15. bei Arcole einen neuen wüthenden Angriff auf Alvinzy zu machen, den er um jeden Preis zurückschlagen wollte, ehe Davidovich ihm in den Rücken käme. Hätte Alvinzy die 25,000 M. Davidovichs gleich anfangs bei sich gehabt, so würde er zumal bei

der muthigen Stimmung seiner Truppen unfehlbar über Bonaparte gesiegt haben. Auch ohne sie blieb er an diesem Tage Meister des Schlachtfeldes. Bonaparte machte die verzweifeltsten Anstrengungen, den Damm und die Brücke zu forciren, die hier über den Ayone und seine sumpfigen Ufer führten, auf die aber die Oesterreicher ein mörderisches Feuer richteten. Hier war mehr als Lodi. Vergebens trug Augereau, nachher Bonaparte selbst den Seinen die Fahne voraus, sie wichen. Sein Adjutant Muiron fiel neben ihm, Lannes wurde neben ihm verwundet, er selbst von seinen fliehenden Soldaten in den Sumpf hinabgerissen und entkam mit genauer Noth den vordringenden Oesterreichern. Am andern Tage umging er aber die Stellung Alvinzy's und nöthigte ihn, durch seine geschickten Manoeuvres, am dritten Tage dieselbe ganz zu verlassen und hinter die Brenta zurückzugehen. In dieser dreitägigen Schlacht verlor jeder Theil etwa 10,000 Mann. Wenn Davidovich schon dagewesen und Wurmser mit seinen beträchtlichen Streitkräften nicht unbegreiflicherweise in Mantua ganz ruhig sitzen geblieben, sondern hervorgebrochen und in Bonaparte's Rücken gefallen wäre, so war dieser, wie er selbst wohl wußte, verloren. Jetzt konnte Bonaparte sich mit überlegener Macht gegen Davidovich umwenden, der nach einem unbedeutenden Gefecht bei Campara am 21. für klüger hielt, zurückzugehen. So war denn trotz der herrlichsten Waffenthaten der österreichischen Regimenter durch die ungeschickte Disposition der Generale wieder alles verloren worden.

Inzwischen brachen neue Empörungen des Volks in der cispadanischen Republik aus, in Folge der fortdauernden Plünderungen; Bonaparte ließ sie durch General Rusca dämpfen in Grafignana, Castel Nuovo, Comordia, Carrara. Um keinen festen Punkt des Feindes im Rücken zu lassen, nahm er durch einen listigen Ueberfall die venetianische Stadt Bergamo ein. Aber nur durch Gewalt und Schrecken vermochte er die Italiener niederzuhalten, die aufs tiefste erbittert waren. Er selber klagte über die schamlosen Räubereien der Kriegscommissäre, die er auch verhaften

ließ, die aber immer milde Richter fanden. Es war ihm wohl nicht ernſt oder ſah er durch die Finger, weil ſeine Generale und Soldaten es nicht beſſer machten. Das Corps, welches Mantua belagerte, litt den Winter über ſehr durch Krankheiten, wegen der feuchten Luft dieſer Gegend.

Am 7. Januar 1797 unternahm Alvinzy einen neuen Feldzug, aber auch diesmal wieder nach der unverbeſſerlichen Praxis, ſein Heer zu theilen und jede Hälfte einzeln ſchlagen zu laſſen. Der eine Heertheil von 9000 Mann unter Provera kam von der Brenta her, ſchlug Augereau bei Bevilaqua am 8., bei Legnano am 9. und kam glücklich vor Mantua an. Der andere Heertheil von 26,000 Mann unter Alvinzy ſelbſt kam aus Tirol und drängte das unter Joubert vorgeſchobene Corps nach Rivoli, wo es ſich am 13. in feſter Stellung zwiſchen hohen Bergen ſo lange hielt, bis Bonaparte ſelbſt herbeikommen konnte, der am folgenden Tage die ſteilen Höhen beſetzen ließ, die Oeſterreicher von mehreren Seiten faßte und gänzlich zerrüttete, ſo daß er 10—12,000 Gefangene machte. General Luſignan hatte mit 5000 Mann die Franzoſen im Rücken faſſen ſollen, kam aber durch tiefen Schnee gehindert, zu ſpät, wurde jetzt ſelbſt umzingelt und mußte ſich gefangen geben. Bonaparte brach aber augenblicklich wieder auf und kam nach einem Gewaltmarſch vor Mantua an, ehe noch Provera im Stande geweſen war, mit Hülfe Wurmſers, der aus der Feſtung ausfiel, das franzöſiſche Belagerungscorps unter Miollis, welches am 15. ſich aufs heldenmüthigſte wehrte, zu überwältigen. Am 16. war Bonaparte ſchon da, ſchlug Wurmſer zurück und nahm Provera's ganzes Corps gefangen. Noch niemals hatte er ſo raſche und entſcheidende Schläge geführt und Niemand machte ihm mehr den Ruhm des erſten Feldherrn der Welt ſtreitig. Ganz Frankreich brach in Bewunderung aus und das Directorium fand nicht Worte genug, ihn zu preiſen, als Beſſières mit den eroberten Fahnen in Paris ankam.

Nun konnte ſich auch Mantua nicht länger halten. Schlechte

Nahrung und die Sumpfluft erzeugten eine Seuche, an der 17,000 Mann von der Besatzung schon gestorben waren und 6000 noch darniederlagen, der Rest von 12,000 Mann hatte bereits die Pferde verzehrt und nichts mehr zu essen. Da mußte der alte Wurmser mit schwerem Herzen den Entschluß fassen, das letzte Bollwerk Oesterreichs in Italien zu übergeben, am 2. Februar. Er selbst, seine Stabsoffiziere, 700 Mann mit 6 Kanonen erhielten freien Abzug, die übrige Besatzung wurde kriegsgefangen. Die eroberten Fahnen brachte Augereau nach Paris. Dieser General, der Sohn einer armen Obsthändlerin aus der Vorstadt St. Marceau, zog jetzt triumphirend in seine Vaterstadt ein.

Gerade in diesem merkwürdigen Zeitpunkt erhielt Bonaparte eine dringende Aufforderung vom Directorium, dem Papstthum in Rom den Garaus zu machen. „Sie sind, lautete das Schreiben, zu sehr gewohnt nachzudenken, als daß Sie nicht eben so gut wie wir einsehen sollten, daß die römisch-katholische Kirche die unversöhnliche Feindin der Republik bleiben wird. Im Innern Frankreichs werden wir sie unschädlich zu machen wissen, aber es ist von hoher Wichtigkeit, auch den Mittelpunkt ihrer Macht in Rom selbst zu zerstören und es ist an Ihnen, diesen Wunsch zu erfüllen." Das war von Seiten nicht nur der alten Jakobiner, sondern auch der gemäßigten Philosophen in der Directorialpartei vollkommener Ernst und Ausdruck des antikirchlichen Fanatismus, der schon vor der Revolution weit verbreitet gewesen war. Man wollte aber zugleich dem General Bonaparte eine Falle legen. Er sollte, indem er das Papstthum ausrottete, das Gegentheil von dem thun, was Karl der Große gethan hatte. Er sollte sich selbst jeden Weg zum Thron versperren, indem er den Altar niederriß, er sollte mit dem Alten so auffallend als immer möglich brechen und sich für immer compromittiren. Aber das war es, was er nicht wollte. Er benahm sich sehr klug. Eilends und gleichsam in blindem Eifer, den Befehl des Directoriums zu vollstrecken, kündigte er dem Papst unter nichtigen Vorwänden den Krieg an. Der unglückliche

Etabliſſement ein anderes gleichartiges ſetzen könne, auch wenn dadurch der Eigenthümer des frühern ruinirt werde. Daſſelbe gelte von dem Verhältniß der Buchhändler und Nachdrucker. So wenig der erſtere Bedenken tragen werde, eine bereits bearbeitete Materie, wenn es mit Vortheil geſchehen könne, neu bearbeiten zu laſſen oder auch die Geſammtwerke eines Autors herauszugeben, ohne Rückſicht auf die Verleger der einzelnen Schriften, ſo dürfe der Nachdrucker ohne alle Frage auch das erkaufte und unzweifelhaft in ſeinem Eigenthum befindliche Buch nachmachen und ebenfalls verkaufen, weil der Nachtheil, welchen ein Dritter durch eine Handlung erleidet, zu welcher der Handelnde ein Recht hatte, bei der Beurtheilung der Rechtmäßigkeit niemals in Frage kommen dürfe.

So richtig dieſer letzte Satz iſt, ſo wenig iſt es die Folgerung, durch welche derſelbe auf das Verhältniß der Nachdrucker zu dem Verleger oder Autor bezogen wird. Es iſt bereits im Jahr 1823 von **Dr. K. E. Schmid** in Jena in der obenerwähnten Gegenſchrift gegen Grieſinger hervorgehoben worden, daß nicht jeder Gebrauch von einer Sache, ſondern eben nur der rechtmäßige Gebrauch erlaubt ſey, und daß mithin die Richtigkeit der Behauptung auf die höhere Frage von der Rechtmäßigkeit des Gebrauchs, welchen der Nachdrucker macht, zurückgeführt werde.

Wenn **Dr.** Schmid ſich zugleich auch darauf bezieht, daß Staatspapiere, Münzen, Papiergeld, ungeachtet des vollen Eigenthums, welches der Eigenthümer an den einzelnen Stücken erwirbt, welche er verkaufen, verſchenken, ja ſogar vernichten, und dennoch nicht nachahmen darf, ſo erkennen wir dieſen Vergleich zwar als geiſtreich an, doch müſſen wir dagegen erinnern, nicht nur, daß hier ein beſtimmtes Verbot vorliegt, welches damals rückſichtlich des Nachdrucks deſiderirt wurde, ſondern auch, daß der Grund dieſes nicht das Eigenthum des Staates an dieſen Gegenſtänden, ſondern die Täuſchung iſt, deren der Nachahmende hinſichtlich der Garantie ſich ſchuldig macht, die ſeinen Nachahmungen fehlt.

Er hätte allerdings noch vielfache andere Beſchränkungen des Eigenthums anführen können, allein dieſelben beruhen größtentheils auf poſitiven Geſetzen, und hier gilt es, das literariſch-artiſtiſche Eigenthum als ein Urrecht nachzuweiſen, deſſen Gewährleiſtung mit dem Staate zugleich entſteht und fällt.

Papſt war ſchon lange in Rom durch eine vom franzöſiſchen Geſandten Cacault geleitete revolutionäre Partei auf alle Art bedrängt und liſtig inducirt worden, um etwas zu thun, was einen Vorwand lieh, ihn zu ſtürzen, aber er hatte ſich immer vorſichtig benommen. Jetzt wurde man brutal und griff ihn ohne weiteres an. Bonaparte ſchickte 13,000 Mann unter Victor gegen Rom und begab ſich ſelbſt nach Ancona und Loretto. An letzterem weltberühmten Wallfahrtsort fand ſich jedoch von dem unermeßlichen Schatz der Mutter Gottes nur noch etwa eine Million an Werth zum plündern vor, das übrige war vorher geborgen worden. Wie eine Heerde Wölfe über ein armes Lamm fielen die Franzoſen über den greiſen Pius her, deſſen ſchwache Armee ſich ergab. Niemand zweifelte, es ſey nun aus mit Rom. Aber Bonaparte täuſchte die ſchadenfrohe Welt und ſchloß mit den bittend zu ihm kommenden Geſandten des Papſtes am 19. Februar zu Tolentino einen Frieden, in welchem Rom ſeine Rechte auf Avignon, Bologna und Ferrara und die Feſtung Ancona aufopferte und 13 Millionen Kriegskoſten zahlte, im übrigen aber unangetaſtet gelaſſen wurde. Somit blieb Pius VI. auf dem heiligen Stuhl und behielt den Kirchenſtaat, wenn auch geſchmälert, eine Schonung, die er ganz allein Bonaparte verdankte und in der ſich deutlich ein Hintergedanke dieſes Generals verräth. Man darf nicht zweifeln, daß Bonaparte damals ſchon vorausgeſehen hat, der Papſt werde ihm einmal mehr von Nutzen ſeyn, als die irreligiöſe Jakobinerpartei. Das Directorium aber ließ ſich ſein willkürliches Verfahren gefallen, weil es ihn nicht entbehren konnte. Auch Parma wurde auffallend von Bonaparte geſchont, aus Rückſicht auf Spanien, dem man ſchmeichelte, weil es ſich Frankreich ganz anſchmiegte.

Erzherzog Karl hatte den Winter über am Rhein noch die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen wegnehmen laſſen und beeilte ſich im Beginn des Frühjahrs Bonaparte in Italien anzugreifen. Aber die Oeſterreicher rüſteten und marſchirten zu langſam. Der Erzherzog hatte erſt 20,000 Mann am Tagliamento

und seine Verstärkungen von der Rheinarmee waren noch unterwegs, als Bonaparte schon, beträchtlich verstärkt durch die von Moreau's Heer zu ihm gelangten Corps unter Delmas und Bernadotte, den Feldzug eröffnete und in die Alpenkette selber eindrang, um gegen Wien vorzurücken. Er selbst zog mit 40,000 Mann gegen den Erzherzog, während Joubert mit 20,000 Mann durch Tirol vordringen sollte. Karl war zu schwach und zog sich, Triest preisgebend, nach Villach in Kärnthen zurück. Bonaparte schrieb damals an das Directorium: bisher hatte ich Armeen ohne einen Feldherrn gegen mich, jetzt einen Feldherrn ohne Armee. Als der Erzherzog die Franzosen in dem Gebirgspaß von Tarvis aufhalten wollte, blieben seine Truppen zum Theil im tiefen Schnee stecken, Massena hatte den Paß schon früher besetzt und alle Anstrengungen, ihn daraus zu vertreiben, mißlangen. Nach dreimaligen verzweifelten Angriffen am 21.—23. März mußte er weichen und das von den Franzosen umzingelte Corps unter Bajalich sich gefangen geben. Bonaparte nannte das „die Schlacht über den Wolken," weil auf den hohen Gebirgen der Nebel unter den Kämpfenden lag. Der Erzherzog brachte nur noch 14,000 Mann nach Klagenfurt, Seckendorf mit 5000 Mann war in Laibach, Kerpen mit 14,000 Mann in Tirol bereits von ihm abgeschnitten. Joubert, der durch Tirol vordringen sollte, um die vom Rhein kommenden österreichischen Verstärkungen abzuschneiden, erreichte seinen Zweck nicht, denn obgleich Kerpen vor ihm bis über den Brenner zurückwich, standen doch die Tiroler Bauern an allen Orten auf und beunruhigten die Franzosen in dem engen Gebirgsterrain von allen Seiten dermaßen, daß er es vorzog, vom Brenner wieder zurückzuweichen und sich einen Weg durch's Pusterthal nach Kärnthen zu bahnen, wo er sich nach einem Verlust von 6—8000 Mann mit Bonaparte vereinigte. Der letztere hatte ihm eine höchst merkwürdige Instruction für Tirol gegeben. Die Franzosen sollten hier die Kirche ehren, die Priester zu gewinnen trachten, vom Kaiser nur Gutes reden, nichts contribuiren, nichts

ſtehlen, nichts im Beſtehenden ändern. Man ſieht daraus, wie gut er unterrichtet war. Aber die braven Tiroler hörten nicht auf Joubert oder antworteten ihm nur mit dem Donner ihrer Stutzen.

Gleichzeitig hatte Bernadotte Trieſt und Görz beſetzt, aber vor Gradiska, das er mit Sturm nehmen mußte, 500 Todte verloren. Er ſowohl, als alle Offiziere und Truppen von der Rheinarmee wetteiferten, es den alten Truppen Bonaparte's gleich oder zuvor zu thun und waren nur zu hitzig. Es brauchte einige Zeit, bis dieſe Heertheile ſich miſchten. Anfangs geriethen ſie unter einander in wüthenden Streit, weil die vom Rhein ſich noch citoyens, Bonaparte's Soldaten aber ſchon messieurs genannt wiſſen wollten. Uebrigens ſucht man unter dieſen Truppen vergebens nach Italienern. Bonaparte hatte nur eine 1500 Mann ſtarke lombardiſche Legion errichten laſſen, ſey es, weil er mißtraute, oder weil das lombardiſche Landvolk ſich nicht dazu hergab. Von Baſſano aus hatte dagegen Bonaparte bereits am 10. März eine Proclamation an ſeine Armee erlaſſen, worin er ihr die Aufgabe ſtellte, „der tapfern ungariſchen Nation die Freiheit zu bringen.“ Er fand aber keine Sympathien in Ungarn, man rüſtete ſich dort vielmehr ſehr ernſtlich gegen ihn.

Der Erzherzog mußte ſich auch von Klagenfurt zurückziehen und Bonaparte folgte ihm unaufhaltſam. Als er nach einem unbedeutenden Gefecht in Judenburg eingerückt war und ſich nur noch 18 Meilen von Wien befand, erſuchte ihn der Erzherzog um einen Waffenſtillſtand, der am 7. April zu Leoben abgeſchloſſen wurde. Die Oeſterreicher waren in der That noch nicht gerüſtet, Wien zu vertheidigen, ihre Corps waren alle noch zu ſehr zerſtreut und Bonaparte's Schnelligkeit hatte das Zuſammenziehen derſelben vereitelt. Auf der andern Seite mißkannte Bonaparte ſelber nicht, daß er in großer Gefahr ſchwebte. Von allen Seiten waren Verſtärkungen und neu ausgehobene Truppen der Oeſterreicher gegen ihn im Anmarſch, die Ungarn und Croaten erhoben ſich. Die letzteren unter Caſimir nahmen Fiume und Trieſt wieder ein.

Venedig ſah endlich das Verkehrte ſeiner bisherigen Handlungsweiſe ein und erklärte ſich gegen die Franzoſen, das Volk von Verona ſtand auf und ermordete die ſchwache Beſatzung. Ganz Tirol war bewaffnet und in wilder Aufregung. Wenn alſo Bonaparte auch in Wien eingerückt wäre, ſo würde es ſein Grab geworden ſeyn, denn er war durch hohe Gebirge, feindliche Heere und Volksaufgebote von ſeiner Operationsbaſis abgeſchnitten. Aber Kaiſer Franz ließ ſich durch ſeine Gemahlin, Marie Thereſia, Tochter ſeiner Tante, der Königin Karoline von Neapel, zum Frieden bereden, weil Karoline dadurch allein ihr Neapel retten zu können hoffte. Deshalb war es auch der Neapolitaner Marcheſe de Gallo, dem der deutſche Kaiſer die Unterhandlungen mit Bonaparte übertrug. Dieſer war ſehr froh über ein ſolches Entgegenkommen und machte dem Kaiſer den Abſchluß eines Friedens noch genehmer durch das Verſprechen reicher Entſchädigungen für die Niederlande und die Lombardei. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Bonaparte die Ausſöhnung auch deshalb beſchleunigte, weil er allein der Friedensſtifter ſeyn wollte, wie er allein bisher der Sieger geweſen war. In demſelben Frühjahr nämlich hatte das Directorium auch die ehemalige Jourdan'ſche, jetzt von Hoche befehligte und die Moreau'ſche Armee wieder über den Rhein geſchickt; Hoche drängte am 18. April die Oeſterreicher unter Werneck bei Neuwied, Moreau am 21. die unter Latour bei Kehl zurück und ſie hätten, wenn ſie weiter vorgedrungen wären, glückliche Nebenbuhler Bonaparte's, vielleicht gar ſeine Retter aus der Gefahr werden müſſen. Solche Hülfe wäre ihm läſtig und ſeinem Ehrgeiz unerträglich geweſen. Wie groß ſein Anſehen bereits war, erkennt man daraus, daß Moreau und Hoche, als ſie von ſeinem Waffenſtillſtand hörten, ſogleich auch ihre Waffen ruhen ließen. Das Directorium ſchien nicht mehr dem General Bonaparte Weiſungen zu ertheilen, ſondern ſie vielmehr von ihm zu empfangen.

Hoche, jung und feurig wie Bonaparte, hatte weniger Glück.

Er war im vorhergegangenen Winter zu einer abenteuerlichen Expedition nach Irland geschickt worden. Je weniger die Engländer am großen Kriege theilnahmen, um so kühner glaubte das Directorium gegen sie die Offensive ergreifen zu müssen. Durch Bestechung Godoys und Beschmeichelung der Königin von Spanien war es ihm gelungen, Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England zu bringen und die spanische Flotte mit der französischen zu vereinigen, 5. Octbr. 1796. Am 31. desselben Monats sperrte das Directorium alle italienischen, wie holländischen und französischen Häfen den englischen Waaren und ließ diese im ganzen Bereich der französischen Waffen verbieten (der erste Anfang des berüchtigten Continentalsystems). Am 15. Dezember ließ es endlich eine Flotte mit 16,000 Mann Landungstruppen unter Hoche von Brest auslaufen, um Irland zu insurgiren. Die Truppen landeten wirklich in Irland, aber Hoche's Schiff wurde durch Stürme verschlagen. Vergebens harrten seiner die Truppen und kehrten muthlos am Neujahrstage nach Brest zurück, während Hoche endlich zur irischen Küste gelangte, nun aber seine Soldaten nicht mehr fand und gleichfalls umkehrte. Jetzt ergriff England die Offensive, eine englische Flotte unter Jervis schlug die spanische bei Cap Vincent, 14. Februar 1797, wobei Nelson sich auszeichnete. Am 15. April aber brach auf den englischen Schiffen im Hafen zu Portsmouth ein gefährlicher Aufstand der Matrosen aus, weil sie sich im Sold und in den Prisengeldern verkürzt sahen und, schon angesteckt vom französischen Freiheits- und Bürgergeist die harte Schiffsdisciplin nicht mehr dulden wollten. Das Parlament bewilligte ihnen so viel, daß sie sich zufrieden gaben. Als nun auch die Flotte bei Plymouth und sogar die in der Themse dicht vor London rebellirte, die letztere unter Anführung des kühnen Matrosen Parker, waren es jene früheren Aufrührer selbst, welche den späteren zuredeten und sie auch wirklich beruhigten, so daß der Rest der Hartnäckigsten sich ergeben mußte. Parker und zwölf andere wurden hingerichtet. Auf Jervis's Flotte, die bei Cadix lag,

wurde dem Aufruhr durch blutige Hinrichtungen der Aufhetzer vorgebeugt. Jervis erwarb sich unsterbliches Verdienst um das englische Seewesen durch Disciplin und Gesundheitspflege. Man hatte die Revolution auf den Schiffen, „die schwimmende Republik" genannt. Sie erklärt sich aus dem Umstand, daß England damals, wie noch heute, sehr viele Ausländer unter seinen Matrosen zählte, von früher Jugend an mit der See vertraute, aber unbeschäftigte Bewohner der Nord- und Ostseeküsten, Verbannte und Wildfänge aus allen Ländern. Das englische Landvolk war weit entfernt, die französische Revolution nachahmen zu wollen und der Aufruhr der Matrosen hatte keinen Hinterhalt im Volke. Am 11. October brachte der englische Admiral Duncan der holländischen Flotte unter Dewinter bei Egmont op Zee eine schwere Niederlage bei und nahm ihr 10 große Kriegsschiffe weg, erlitt jedoch selbst großen Verlust dabei.

Nachdem Bonaparte zu Leoben das Friedenswerk geschickt eingeleitet hatte und vor den Oesterreichern sicher war, eilte er nach Italien zurück, um den Aufruhr und Venedig zu bändigen. Er schickte Junot voran, der dem Senat von Venedig nur die Wahl ließ zwischen Krieg oder einem schimpflichen Frieden. Das kräftige Bergvolk der Bergamasken hatte bereits zu den Waffen gegriffen mit dem Ruf „Tod den Franzosen". Die Empörung dehnte sich über Brescia und Crema aus. Am zweiten Osterfeiertage, 17. April, stand auch rings um und in Verona das Volk auf und mordete alle Franzosen, die sich nicht in die Citadelle retten konnten, etwa 400 Mann. In Venedig selbst hatte man schnell 11,000 tapfere Slavonier kommen lassen und ein französisches Schiff, das im Hafen lag, in den Grund gebohrt. Aber der Waffenstillstand mit Oesterreich machte alle diese Bewegungen stocken. Die französischen Truppen kehrten nach und nach aus Kärnthen und Krain zurück und hielten ein furchtbares Strafgericht. Augereau züchtigte Verona, indem er die Häupter des Aufstandes erschießen ließ und die Stadt ganz ausraubte. Außer der Geldcontribution nahm er alle Pferde weg, ein ungeheures Material von Tuch, Leder, Leinwand ꝛc.,

alles Kirchengeräth, alles Eigenthum der Regierung, plünderte das Leihhaus mit 7—8 Millionen und legte auch noch den Privaten Zwangszahlungen auf. Endlich mußten alle Kunstwerke, Alterthümer und Naturalienſammlungen, auch wenn ſie Privaten gehörten, ausgeliefert werden. In kaum minderem Grade wiederholten ſich dieſe Plünderungen auch an andern Orten, z. B. in Vicenza.

Am 3. Mai erklärte Bonaparte der Republik Venedig den Krieg, da ſie ſich ſeinen Forderungen bisher noch nicht gefügt hatte. Dieſe Weigerung hatte ihren Grund in der Hoffnung, das Directorium werde milder ſeyn, als Bonaparte. Der Senat hatte um die Directoren zu beſtechen, 10 Millionen nach Paris geſandt. Allein Bonaparte kümmerte ſich darum nicht. Gleichwohl hätte ſich Venedig, die rings vom Meer umgebene Stadt, lange gegen Bonaparte halten können, der keine Schiffe hatte, wenn die Regierung der Republik nicht gar zu erbärmlich geweſen wäre. Das geſetzliche Oberhaupt, der Doge, damals der greiſe Luigi Manini, war unfähig. Der Senat hatte alle Untugenden und Schwächen einer gealterten Ariſtokratie an ſich, namentlich Geiz, Feigheit, Argliſt. Unfähig, das Volk zu begeiſtern und zum Kampf zu führen, ſchwebten die Nobili nur in Angſt, wie ſie ihren Privatbeſitz retten ſollten. Ueberdieß trat eine von Frankreich beſtochene Partei unter dem Senator Battaglia auf, die im Geiſt der damaligen Zeit die Ariſtokratie verwarf und demokratiſche Formen wollte. Anſtatt mit Hülfe der Slavonier über dieſe kleine Partei herzufallen, glaubte ſich der Senat die Gnade des franzöſiſchen Directoriums zu erkaufen, indem er ſeinen Vorrechten entſagte und die ariſtokratiſche Verfaſſung Venedigs in eine demokratiſche umänderte, am 12. Mai. Allein die Slavonier litten es nicht, ſondern verfolgten die Franzoſenfreunde und plünderten ihre Häuſer. Die neue Regierung wagte nicht ſich zu conſtituiren, bis franzöſiſche Truppen zu ihrem Schutz eingerückt ſeyn würden. Salembeni, ein alter Malteſer, ſtellte ſich an die Spitze einer Schaar

von Männern, die um jeden Preis die Plünderungen der Slavonier enden wollte und diese wirklich zurücktrieb und zur Einschiffung nach Dalmatien bewog. Darauf öffnete man den Franzosen heimlich die Thore und sie zogen unter Baraguay d'Hilliers in der Nacht des 12. Mai so still ein, daß die Einwohner nichts von ihnen bemerkten, bis sie am andern Morgen die ganze Stadt von ihnen besetzt fanden. Die Aristokratie verlor ihre Souverainetät, behielt aber ihre Güter. Bonaparte machte hier nur mäßige Forderungen, eine Contribution von 6 Millionen, 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 20 der besten Gemälde (insbesondere die herrlichsten Titians) und 500 Manuscripte. So ging die uralte, einst höchst ehrwürdige und mächtige Republik Venedig unter, altersschwach und ruhmlos. In Kraft der geheimen Verabredungen mit Oesterreich wurde das zu Venedig gehörige Istrien und Dalmatien von Oesterreichern besetzt, die jonischen Inseln, Corfu ꝛc. aber von einer französischen Flotte unter Brueys in Besitz genommen (28. Juni) und Frankreich als ägeisches Departement einverleibt.

Ein gleiches Schicksal wie Venedig traf auch ihre alte Schwesterrepublik Genua. Hier machte der französische Gesandte Faypoult dem alten Dogen, Giacomo Brignole, und der Aristokratie bange, plünderten die Kohlenträger die Häuser der Franzosenfreunde, forderten die Franzosen dafür Genugthuung und dankte die alte Regierung am 5. Juni ab, um einer demokratischen Platz zu machen. Auch nannte sich die Republik von nun an die liguriſche.

Die neuen Wahlen in der cispadanischen Republik waren unter dem Einfluß der Geistlichen so päpstlich ausgefallen, daß es Bonaparte doch für gefährlich hielt, diese Republik für sich bestehen zu lassen, sie würde ein Bollwerk für den Papst und Neapel geworden seyn. Er vereinigte sie daher mit der Lombardei und dem bisher venetianischen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona in eine einzige, die s. g. cisalpiniſche Republik, die eine der französischen ganz ähnliche Verfassung erhielt. Ihre Directoren waren Bonaparte's Creaturen, Serbelloni, Moscati, Aleſ-

ſandri, Paradiſi und Contarini. Er weihte die neue Republik, als ſeine Schöpfung, am 9. Juli auf dem großen Bundesfelde vor Mailand mit höchſter Feierlichkeit ein und nahm dabei ſtrenge Rückſicht auf die kirchlichen Gewohnheiten und Meinungen des Volks. Der Erzbiſchof von Mailand las die Meſſe, die Feier begann und ſchloß mit katholiſchen Ceremonien, zum Aerger vieler alter Jakobiner im Heere. Damals faßte Bonaparte auch den Gedanken, den er ſpäter ausführte, Italien mit Frankreich durch die Simplonſtraße zu verbinden. Oberitalien, der Schauplatz ſeines Ruhmes, die Heimath ſeines ſchönſten Jugendglücks, lag ihm ſeitdem immer ſehr am Herzen. Als die den Graubündtnern unterthänigen Orte Veltlin, Chiavenna und Bormio mit ihren Alpenthälern in die ciſalpiniſche Republik einverleibt zu werden wünſchten, erfüllte er am 22. Oct. ihren Wunſch und die Schweiz wagte nicht, es zu hindern.

Mittlerweile ſetzte er unabläſſig die Friedensunterhandlungen mit Oeſterreich fort, welches ſie abſichtlich in die Länge zog. Oeſterreich nämlich, wie auch England, hofften damals auf eine Contrerevolution in Paris, durch welche die Royaliſten zur Herrſchaft gelangen ſollten. Allein die Republikaner ſiegten (18. Fructidor oder 4. September) und ſeitdem konnte Oeſterreich nur noch durch Bonaparte etwas bei den Friedensverhandlungen zu erreichen hoffen. Die Baſis derſelben war, daß Oeſterreich für die Verluſte der Niederlande und der Lombardei reichlich entſchädigt werden ſollte. Das Directorium in Paris wünſchte, dieſe Entſchädigungen ſollten lediglich in Deutſchland geſucht und Oeſterreich ganz von Italien abgeſchnitten werden. Bonaparte jedoch war mit Oeſterreich einverſtanden, daß dieſem Venedig zufalle, und er ſetzte ſeine Meinung durch. Er ging nämlich davon aus, daß entweder kein Friede möglich, oder daß Oeſterreich durch allzu umfangreiche Entſchädigungen in Deutſchland unmittelbar an der franzöſiſchen Grenze allzu mächtig werden müßte, wenn man es nicht durch das abgelegenere Venedig befriedige. Bonaparte benahm ſich auch wieder als Mei-

ster des Terrains und imponirte eben so seinen Obern im Directorium wie dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobenzl. Als dieser einmal auf der Villa Campo Formio bei Fiume, wo die Unterhandlungen Statt fanden, sehr zähe in seinen Forderungen war, warf Bonaparte eine kostbare Tasse, ein Geschenk, welches Cobenzl von der Kaiserin Katharina II. erhalten hatte, zu Boden in tausend Stücken und rief aus „so werde ich Oesterreich zerschmettern." Cobenzl soll sich durch diese rohe Renommisterei Bonaparte's wirklich haben einschüchtern lassen. Das eigentlich Entscheidende für Oesterreich war der von Talleyrand dem österreichischen Unterhändler mitgetheilte Vertrag vom 3. Aug., in welchem Preußen die Zerschlagung und Plünderung des deutschen Reichs mit Frankreich verabredet hatte. Bis dahin hatte Oesterreich, gemäß den Präliminarien von Leoben, noch das Reich zu retten gesucht. Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als mit zu theilen und mit zu rauben, ganz so wie es früher sich lange der polnischen Theilung widersetzt hatte, um am Ende mitschuldig zu werden. Im Grunde mußte Oesterreich zufrieden seyn, daß ihm noch so viel bewilligt wurde. Außer Venedig, von dessen Gebiet nur Brescia und Bergamo an die cisalpinische Republik und die jonischen Inseln an Frankreich abfielen, sollte Oesterreich das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Passau, Bayern bis zum Inn und noch viele zu säcularisirende Gebiete in Schwaben erhalten, was jedoch alles erst auf einem nach Rastadt anberaumten Congreß formulirt werden sollte, wo sich das deutsche Reich über die sämmtlichen Säcularisationen vereinbaren würde. Das war ein reicher Ersatz für die verlorenen Niederlande und die Lombardei. Oesterreich verlor aber mehr als diese Länder, nämlich den moralischen Nimbus als Oberhaupt des deutschen Reichs. Es gab nicht nur das ganze linke Rheinufer und die Lombardei (die zunächst deutsches Reichslehen und erst in zweiter Linie österreichisches Erbe war) den Franzosen Preis, sondern ließ sich auch durch deutsche Reichsländer entschädigen. Aber auch die Republikaner in Frankreich sahen eine Ent-

Allerdings hat auch Griesinger nicht Recht, wenn er sich auf die Berechtigung, dem Nachbar Luft und Licht zu nehmen, beruft; denn bekanntlich ist die Luftsäule über dem Boden ein Accessorium des Grundstückes, und indem der Eigenthümer diese benutzt, übt derselbe nur sein Recht; der Nachbar hat aber kein Recht auf Luft und Licht von dem fremden Grundstück, und es ist seine Schuld, wenn er sich dasselbe nicht auf seinem eignen Raum gesichert hat.

Noch weit weniger ist aber der Vergleich zwischen zwei Buchhändlern, welche dieselbe Materie bearbeiten lassen, stichhaltig, da die Materie, die geistigen Stoffe, die Gedanken, welche noch nicht in einer eigenthümlichen Form ausgedrückt worden sind, auch keinen Eigenthümer haben, und wie Luft und Wasser, die nicht zu einem im Eigenthum befindlichen Grundstück gehören, von Allen benutzt werden können.

Recht hat derselbe in Bezug auf die Sammelwerke, die nur durch einen argen Mißbrauch zum Nachtheil der Verleger einzelner Werke auch dann gestattet worden sind, wenn der Autor sich nicht dieselben ausdrücklich vorbehalten hat.

Es ist dieser Mißbrauch inzwischen nur eine Folge der großen Begriffsverwirrung über Autorrecht und Verlagsrecht, gewesen und in Sachsen ist in solchem Falle schon längst auf vollständige Entschädigung der Verleger von einzelnen Werken erkannt worden. Den allgemeinen Satz mithin, daß Niemand Unrecht thue, der von seinem Rechte Gebrauch macht, erkennen wir auch in Bezug auf das Eigenthum an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft an, nicht aber die Folgerungen, welche Griesinger daraus abgeleitet hat, und noch viel weniger die Beschränkungen, welche Dr. Schmid, auf den Grund der Moralität, dem Rechte zufügen will. Nach unserer Ansicht hat der Staat Jedem sein Recht rücksichtslos zu gewähren, für den Gebrauch aber, welchen der Einzelne von seinem Rechte macht, ist er nur dem Ewigen verantwortlich.

Wir sind mit Griesinger auch darüber einverstanden, daß, wenn Schriftsteller und Verleger für ihre Ansprüche gegen den Nachdruck keinen bessern Grund geltend zu machen haben, als den, daß er ihnen schädlich sey, noch keineswegs die Unrechtmäßigkeit als bewiesen angesehen werden könne, da der Satz, daß Niemand durch den Schaden Anderer sich bereichern dürfe,

weihung ihres Princips in der Auslieferung der Republik Venedig an die absolute Monarchie in Oesterreich und warfen es Bonaparte bitter vor. Er erwiderte nur: ich habe Venedig den Oesterreichern nicht geschenkt, nur geborgt. Er rechnete also damals schon auf neue Kriege und noch weiter gehende Eroberungen. Ueberdies hatte er Venedig, ehe er es den Oesterreichern abtrat, vollständig ausgesogen, alles Staatseigenthum, das Arsenal, die Flotte ꝛc. und ungeheure Contributionen, endlich als Siegeszeichen die berühmten antiken vier Rosse von Bronze, die mit einem Siegeswagen seit undenklicher Zeit den Marcusplatz gezlert hatten, mitgenommen. — Edler war seine Handlungsweise, indem er im Frieden ausdrücklich von Oesterreich die endliche Auslieferung Lafayette's und seiner Mitgefangenen Alexander Lameth, Latour-Maubourg und de Pucy ausbedung. Endlich sollte der Herzog von Modena mit dem Breisgau enschädigt werden, Preußen aber (wie Frankreich mit Oesterreich in einem geheimen Artikel verabredete) keine neuen Erwerbungen machen dürfen. Unter diesen Bedingungen wurde nun am 17. October der berühmte Friede von Campo Formio abgeschlossen, so benannt von der Villa, wo man zuletzt verhandelt hatte.

Oesterreich nahm diesen Frieden aus Noth an, weil es von England und Rußland nicht unterstützt, von Preußen gleichsam verrathen war und weil es immerhin für seine Verluste noch ansehnlichen Ersatz empfing. Bonaparte dictirte diesen Frieden, um seine italienische Eroberung zu sichern, um seine Siege durch einen für Frankreich ruhmvollen Frieden zu krönen, um als der zu erscheinen, der in Europa das erste Wort zu sprechen habe. Wenn er den Frieden nicht zu Stande gebracht hätte, wäre viel Arbeit vergebens gethan worden und hätten am Ende Andere sie vollendet. Nicht ohne Absicht und geheime Freude aber streute Bonaparte in dem Beschluß, auf einem Congreß zu Rastadt die Entschädigungen auszugleichen, eine Saat neuer Kriege aus, die früher oder später noch einmal das Dazwischentreten seines Genies nothwendig machen

würden. Auf diesem Congreß sollten die Deutschen einander selbst berauben, die Schwächeren wehe rufen über die Stärkeren und diese letzteren einander die Beute mißgönnen. Nichts war mehr geeignet, die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich zu nähren und die übrigen Reichsgenossen gegen beide tödtlich zu erbittern.

Venedig konnte Bonaparte's Treulosigkeit kaum begreifen. Am Pfingsttage hatte er noch die demokratische Regierung daselbst einen Freiheitsbaum aufrichten und sich in Jakobinismus berauschen lassen und jetzt ließ er sie zu österreichischen Unterthanen machen. Als sie ihn um Schutz anflehten, sagte er spöttisch: ihr könnt euch ja selber gegen die Oesterreicher wehren, wenn ihr wollt. Die Thoren hatten mit Freude zugesehen, wie er die Symbole der alten Aristokratie vernichtete, wie er den ehrwürdigen Bucentauro, das Staatsschiff des Dogen, das Palladium der alten Republik, zertrümmern ließ. Je am Himmelfahrtstage pflegte seit uralter Zeit der Doge auf diesem Schiff in See zu stechen und einen goldnen Ring in's Wasser zu werfen, zum Zeichen, daß er sich mit dem Meere gleichsam vermähle und daß das Meer ihm unterthan seyn sollte, wie das Weib dem Manne. Aber Venedig, einst die Königin der Meere, hatte seine Seeherrschaft längst an die Spanier, Holländer und Engländer verloren. Auch das uralte s. g. goldene Buch Venedigs, worin die Namen aller Nobili eingetragen waren, wurde von den Franzosen verbrannt und die venetianischen Demokraten hatten darüber in ihren rothen Mützen gelacht. Jetzt mußten sie lernen, weiße Hosen tragen. Nur ein Venetianer bewahrte den alten Stolz der Republik, nur in einem Herzen drängte sich aller Schmerz zusammen. Als die Oesterreicher eingerückt waren und der letzte Doge Manini vortreten sollte, um den neuen Unterthaneneid zu leisten, überwältigte ihn das Gefühl der Schmach, er sank um und war todt.

Am 15. November nahm Bonaparte von seiner Armee Abschied, um nach Frankreich heimzukehren. Er hielt seinen Tapfern

hier noch einmal alle ihre Siege und Erfolge im Spiegel vor, wobei er hohe Worte nicht sparte. Seinen Weg aber nahm er über die Schweiz, um hier mit den Franzosenfreunden, insbesondere Ochs in Basel, unheilvolle Verabredungen für die Zukunft zu treffen, und über Rastadt, um den unglückseligen Congreß, Deutschlands tiefste Schmach und Erniedrigung, einzuweihen. Doch blieb er nur wenige Täge dort und kehrte nach Paris zurück, wo ihn Volk und Soldaten mit Bewunderung und lautem Jubel, die Parteien aber nur mit heuchlerischen Phrasen und verhaltenem Mißtrauen begrüßten.

Die Männer und Ereignisse in Paris, während Bonaparte in Italien kämpfte, waren matt und erbärmlich im Vergleich mit ihm und seinen wundervollen Thaten.

Das Directorium, in jeder Beziehung mittelmäßig, behauptete seine mittlere Stellung zwischen den extremen Parteien. In Federhüten und Mänteln daherprunkend glichen die Directoren eher Comödianten als Staatsmännern, die republikanischen Formen selbst aber wurden immer mehr nur Comödie. Bei allen Festen sah man noch immer antike Götterbilder und allegorische Figuren, welche die Tugenden und Macht der Republik ausdrücken sollten. Der Sonnenwagen des Phöbus durchzog den hölzernen Thierkreis, um den siegreichen Zug der Tricolore durch die Nachbarländer und die dadurch bewirkte Erleuchtung der vorher verfinsterten Völker zu bezeichnen. Zwar sah man keine nackte Vernunftgöttinn mehr, aber Vestalinnen, die auf einem Altare das h. Feuer hüteten, obgleich man sie aus den Lusthäusern nahm. All dieser heidnische Pomp wurde nur noch belacht und fand keinen Glauben mehr. Eben so wenig aber befriedigte der Versuch, die Loge an die Stelle der Kirche zu setzen. Der Director Lareveillière-Lepeaux vereinigte unter dem Namen der Theophilanthropen alle die, welche im Sinne Robespierres ein höchstes Wesen verehren wollten, ohne zur alten Kirche zurückzukehren, und schuf ein Mittelding zwischen dieser und dem Cultus der Vernunft in einem neuen Gottes-

dienst, der mit Reden und Gesängen in den theophilanthropischen Tempeln gefeiert wurde. Das Bekenntniß war: „Wir glauben, daß ein Gott existirt und die Seele unsterblich ist. Unsere Gebote sind: Bete Gott an, liebe Deinesgleichen, diene dem Vaterlande, widme dich dem Guten, das dir nützt und dich veredelt; meide das Böse, das dir schadet und dich erniedrigt; ehre die Eltern ꝛc." Die Tempellieder dieser Secte glichen den Freimaurerliedern. Aber die Gemeinden waren dünn, die Einen wollten gar keinen Gottesdienst, die Andern lieber den alten. Nur einige Gebildete betheiligten sich dabei, dem gemeinen Volke blieb die Sache fremd. Wie gut sie gemeint war, es fehlte dem neuen Priesterthum die Weihe des alten. Die affectirte Ernsthaftigkeit und Würde entbehrte der altkirchlichen Attribute und wurde bald lächerlich gemacht. — Indem die revolutionäre Wuth erlosch, fehlte es nicht an Reclamationen der Altkirchlichen. Insbesondere verlangten die Belgier Schonung der eidweigernden Priester und ein junger Lyoner, Camille Jordan, wollte das unsinnige Verbot der Glocken aufgehoben wissen und drang darauf, daß die weite Luft von Frankreich wieder von diesen heiligen Tönen erzittere (am 17. Juni). Das hieß so viel, als die Kirche herstellen und erregte einen Sturm von Widerspruch in ganz Frankreich. Man nannte den Antragsteller spöttisch den Glockenjordan und überhäufte ihn mit Schmach. Sein Antrag drang nicht durch, allein man nahm wenigstens die strengsten Maaßregeln gegen die Priester zurück. Die politische Reaction ließ man sich eher gefallen, aber gegen die religiöse waffnete sich der giftigste Haß und glühendste Fanatismus der eingebildeten Philosophen, der Geisteskinder Voltaires.

In politischer Beziehung standen sich noch immer die zum Royalismus geneigten Thermidoristen und die an der Republik festhaltenden, wenn auch gemäßigter gewordenen Terroristen gegenüber und hetzten sich in unfruchtbaren Umtrieben ab, deren Kleinlichkeit der Thatengröße Bonaparte's zur Folie diente. Die ersteren hatten ihren Mittelpunkt im Klub von Clichy in der Straße

gleiches Namens und zu Häuptern den Abbé Brottier, insgeheim auch den General Pichegru. Aber nur der erstere und seine Freunde wurden durch ihre royalistischen Wühlereien compromittirt und verhaftet, im Januar 1797, der letztere kam mit bloßem Verdacht davon. Ein zu weit gehender Verdacht fiel damals auch auf Carnot, an dem jeder Zoll ein Republikaner war, der aber aus Staatsgründen die Schonung Oesterreichs empfahl und Bonaparte's Ansichten darüber guthieß. Beim gesetzlichen Austritt eines der fünf Directoren (Letourneur) setzte der Club Clichy die Wahl Barthelemy's durch, der den Basler Frieden abgeschlossen hatte, so wie die Wahl Pichegru's zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert und Barbé Marbois' zum Präsidenten des Raths der Alten. Als die Franzosen Venedig besetzten, nahmen sie dort den Grafen d'Entraigues gefangen und faßten bei ihm eine Menge Papiere ab, welche die Verbindung der Pariser Royalisten mit den exilirten Bourbons bewiesen. Die Besorgniß vor den Royalisten wuchs immer mehr, und sie selbst glaubten sich schon stark genug. Von beiden Seiten sann man auf einen Staatsstreich. Im Directorium zählten die Royalisten nur auf Barthelemy, dem sich aber auch Carnot anschloß, weil ihn die andere Partei ausstieß. Dagegen hielten Barras und Rewbel zur streng republikanischen Partei und nicht minder Lareveillière-Lepeaux, dem vor nichts bänger war, als vor einer Wiederherstellung der Kirche, wenn die Republik unterläge. Die Präsidenten der Räthe waren royalistisch und die Mehrheit in diesen Staatskörpern neigte ihnen zu, so lange die andere Partei nicht entschiedener auftrat. Die Bevölkerung von Paris hatte zu lange unter dem Terrorismus gelitten, um nicht gleichfalls in ihrer Mehrheit royalistisch zu seyn. Dagegen war die ehemalige Armee Jourdans, die Hoche jetzt auf Barras' eigenmächtigen Befehl in die Nähe von Paris bringen mußte, noch sehr jakobinisch und auch Bonaparte ließ durch sehr energische republikanische Adressen seiner italienischen Armee Barras unterstützen. Pichegru schlug eine neue Organisirung der National-

garde vor, die ihm eine royalistische Stadtarmee verschafft haben würde. Aber Barras ließ es nicht so weit kommen, sondern bediente sich Hoche's und auch Augereau's, der die Fahnen von Mantua nach Paris gebracht hatte, zur Ausführung eines Staatsstreichs. Am 18. Fructidor (4. September) erklärten die drei republikanischen Directoren die Absetzung und Verhaftung ihrer beiden Collegen Carnot und Barthelemy und sprengte Augereau mit brutaler Soldatengewalt den Rath der Fünfhundert. Die Clichypartei ergab sich feig, viele flohen, das Volk blieb ruhig. Hinrichtungen gab es nicht mehr, aber zur Deportation wurden verurtheilt außer den beiden Directoren vom Rathe der Alten Barbé Marbois mit 12 Mitgliedern, vom Rath der Fünfhundert Pichegru, Boissy d'Anglas, Bourdon von der Oise, Camille Jordan, Aubry mit 36 anderen, dazu noch die Generale Miranda und Morgan, der frühere Minister Cochon ꝛc. Carnot, Pichegru, Boissy d'Anglas, Jordan und Miranda entkamen; eben so Aubry (den jedoch später Bonaparte aus altem Haß nie wieder zurückkehren ließ, während er andern diese Gnade erwies). Auch gegen die Emigranten und Priester wurden die früheren strengen Decrete erneuert. In die erledigten Stellen im Directorium traten Merlin von Douai und François von Neufchateau ein.

Moreau gab zu spät die Papiere ein, die Pichegru's Schuld bewiesen, kam dadurch selbst in Verdacht und wurde von der Armee entfernt. Hoche starb plötzlich*), ehe er die zweite Landung in Irland, die ihm zugedacht war, unternehmen konnte. Das Unglück oder die Depopularisirung aller dieser Generale war ein Vortheil für Bonaparte, dem kein Nebenbuhler mehr im Heere die Waage hielt. Als er im December nach Paris zurückkam, hatte er es nur noch mit der Eifersucht und dem Mißtrauen der Directoren

*) Barras und Rewbel wurden beschuldigt, ihn durch Gift auf die Seite geschafft zu haben, weil sie ihn mißbraucht hatten und er dadurch in Wuth gerathen war und so schlecht von ihnen gesprochen hatte, als sie es verdienten.

und Räthe und der fanatiſchen Republikaner zu thun. Aber weit entfernt, im Vertrauen auf die Soldaten und auf ſeinen Ruhm Stolz blicken zu laſſen, trug er die bürgerlichſte Beſcheidenheit zur Schau. Die ihm bereiteten Feſte nahm er nur mit rückſichtsvoller Demuth vor dem Directorium an und entwaffnete jeden Verdacht durch den echt republikaniſchen Trinkſpruch, den er der Völkerfreiheit ausbrachte. Die eitle Frau von Staël ſuchte ihn in ihren Klub zu ziehen. Er hatte in der Schweiz zu Coppet bei Genf ihren Vater, Necker, auf ſeinem ſchönen Landſitz beſucht, aber zu deſſen Wunſch, wieder die Finanzen Frankreichs leiten zu dürfen, geſchwiegen. Die Tochter hoffte ihm durch ihren Geiſt zu imponiren und frug ihn, welche unter den Frauen er für die größte halte? Er antwortete martialiſch: die, welche die meiſten Söhne gebiert. Alle Parteien bemühten ſich um ihn, er gab ſich aber keiner hin. Mancher rieth ihm damals ſchon, von ſeiner unermeßlichen Popularität und von ſeinem Genie Gebrauch zu machen und die höchſte Gewalt zu uſurpiren. Allein er wies ſie mit den Worten ab: „die Birne iſt noch nicht reif.“ Die republikaniſche Civilpartei war noch zu mächtig, die Soldaten in Paris waren nicht die, welche er in Italien befehligt, ſondern ihm fremd und noch ſtark jakobiniſch.

Während dieſer Vorgänge in Europa kam die junge franzöſiſche Republik auch in Streit mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieſe nämlich verfehlten nicht, den Seekrieg zu benutzen, um unter ihrer neutralen Flagge engliſche Waaren zu verführen. Nun nahmen die Franzoſen alle engliſche Waaren auch von nordamerikaniſchen Schiffen weg und verboten am 15. Dezbr. 1796 ſogar allen Verkehr mit Nordamerika. Ja ſie wollten den Vereinigten Staaten nicht eher wieder Gnade widerfahren laſſen, als bis ſie Frankreich 32 Mill. geliehen und denſelben (für Barras und Talleyrand) ein Geſchenk von 1,200,000 Franken beigefügt haben würden. Die Nordamerikaner wieſen dieſe freche Zumuthung

zurück und nur um England keine Schadenfreude zu bereiten, enthielten sie sich, Frankreich den Krieg zu erklären.

England hatte, nachdem Oesterreich vom Kampf abgelassen, auch seinerseits Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die sich aber aus demselben Grunde zerschlugen wie früher. Minister Pitt gab der Opposition, welche Frieden wollte, nur zum Scheine nach und übrigens sorgte der Siegesübermuth des französischen Directoriums, insbesondere der Engländerhaß Rewbels dafür, daß die Aussöhnung nicht zu Stande kam. Ein Angriff des kecken Nelson, welcher der spanischen Silberflotte vergeblich auflauerte, auf die spanische Insel Teneriffa wurde am 24. Juli 1797 abgeschlagen. Die Franzosen aber drohten mit einer Landung in England. Diesmal sollte Bonaparte eine französische Armee nach England führen, was pomphaft angekündigt wurde. Aber er hatte schon von Italien aus an das Directorium geschrieben „England muß in Aegypten angegriffen werden." Hauptsächlich aus diesem Grunde hatte er die jonischen Inseln besetzen lassen, die in der Nähe Aegyptens der französischen Flotte einen sichern Anhaltspunkt darboten. Auch hatte er nicht verfehlt, eine geheime Verschwörung auf der Insel Malta anzuzetteln, um den dort herrschenden Ritterorden der Malteser zu stürzen und die Insel, die wichtigste Station im Mittelmeer, Frankreich zu überliefern, was jedoch noch nicht gleich ausgeführt wurde. Nicht minder hatte Bonaparte mit Ali Pascha von Janina geheime Verbindungen angeknüpft, um eine Revolution in der Türkei anzuregen und die Griechen zu emancipiren. Sein Hauptgedanke aber war, Aegypten (unter der Aristokratie der Mameluken von der Türkei unabhängig) zu erobern und von hier aus den englischen Handel in der Levante und überhaupt im Mittelmeer zu vernichten. Das schien ausführbarer, als eine Landung in England. Das Directorium adoptirte diese Ansicht und während Bonaparte mit Ostentation die Nordseeküsten bereiste und alles die Expedition nach Norden erwartete, diente sie nur dazu, diejenige zu maskiren, die man nach Süden

vorbereitete. Bonaparte fand es seiner Politik angemessen, sich noch einmal aus Frankreich und aus dem Getriebe der Parteien zu entfernen, um neue wunderbare Thaten zu vollbringen, die seinen schon so großen Ruhm noch strahlender machen sollten. Er zweifelte wohl kaum, daß Frankreich unter dem schwachen Directorium bald in neue Zerrüttung gerathen würde und daß man dann nach seiner Rückkehr, als nach der des einzigen Retters, sich sehnen würde. Wo nicht, so scheint es sein Plan gewesen zu seyn, in Aegypten zu bleiben und sich zum selbständigen Herrscher und Eroberer im Orient aufzuwerfen. Das Directorium aber war nicht minder zufrieden, ihn gehen zu sehen, weil es ihn fürchtete. Alle Vorbereitungen wurden insgeheim getroffen und im Frühjahr 1798 vollendet. Ehe wir aber Bonaparte nach Aegypten folgen, wollen wir die unheilvolle Saat aufgehen sehn, die er in Rastadt gesäet hatte.

Siebentes Buch.

Raſtadter Raubcongreß. Plünderung der Schweiz.

Schon im November 1797 ſammelten ſich in dem mit ſeinem röthlichen Geſtein weit durchs Rheinthal ſichtbaren Schloſſe zu Raſtadt die Bevollmächtigten zum Congreß, der aber erſt am 9. December förmlich eröffnet wurde. Von Bonaparte war die erſte Idee zu dieſem Congreß ausgegangen, ſo wie er ihn auch bei ſeiner Durchreiſe aus Italien nach Paris perſönlich eingeweiht hatte. Das Directorium wünſchte, er möchte Frankreichs Stimme beim Congreß führen, allein er lehnte es ab, weil er bei langen und häklichen Unterhandlungen ſeinen Ruhm abgenutzt haben würde. Das Theilungsgeſchäft war unter ſeiner Würde. Nachdem er wie ein Löwe das deutſche Reich wie einen Stier gepackt und ſich weggeriſſen hatte, was er wollte, überließ er den Reſt verächtlich den Raben, die ſich darum ſtreiten mochten. Statt ſeiner leitete der ſchlaue Talleyrand, welcher jüngſt wieder aus Amerika zurückgekehrt und durch Vermittlung der Frau von Staël von der Emigrantenliſte geſtrichen worden war, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im Namen Frankreichs den Congreß durch die bevollmächtigten Geſandten Treilhard, Bonnier, ſpäter Roberjot und Jean de Brie, welche mit ihrer republikaniſchen Unverſchämtheit Talleyrands Feinheit überall unterſtützen mußten,

groſſen Beſchränkungen unterliegt. Wenn Grieſinger andernſeits die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks darauf baſirt, daß das nachgedruckte Exemplar Eigenthum des Nachdruckers ſey, ſo wendet Schmid dagegen mit vollem Rechte ein, daß es gleichgültig für die Beurtheilung eines Diebſtahls gehalten werden müſſe, ob der Dieb auf ſeiner eigenen Leiter einſteige, und daß dieſes Eigenthum nicht erfordert werde, wenn der Nachdruck rechtmäßig, und nichts helfe, wenn derſelbe unrechtmäßig ſey.

Daß ſelbſt das Urtheil Kaiſer Joſephs II. Unrecht nicht zu Recht mache, und daß noch viel weniger die irrigen Anſichten einzelner Schriftſteller und ganzer Schöppenſtühle den Nachdruck zu einem Rechte ſtempeln, wenn derſelbe ein wirkliches Recht verletzt, bedarf heutzutage keines beſondern Nachweiſes; der Irrthum aber, welcher einen ſo wohlwollenden und ſeiner Geſinnung nach ſo gerechten Monarchen zu jenem Urtheil verleitete, darf von uns nicht ganz übergangen werden, wenn auch der an demſelben Orte beigebrachte Ausſpruch eines Profeſſors de Felice zu gehaltlos iſt, um einer Widerlegung zu bedürfen. Joſeph II. ſoll geſagt haben: „um von Journaliſten geprieſen und von Dichtern beſungen zu werden, will ich mein Volk dem Eigennutz gewinnſüchtiger Buchhändler nicht länger Preis geben.“ Daran würde er ſehr Recht haben, allein um der Gerechtigkeit willen darf er nicht dem Reichen nehmen, um es dem Armen zu geben, und nie darf ein Fürſt ein wirkliches Recht verletzen, um ein vermeintliches zu gewähren. Hat das Volk ein Recht auf Unterricht, ſo mag die Regierung dafür ſorgen, aber unmöglich wird dadurch ein Recht des Staates begründet, Männer, die entweder durch glückliche Naturanlagen oder durch anhaltenden Fleiß und Entbehrungen aller Art einen Schatz von Kenntniſſen erworben haben, der Früchte ihres Fleißes oder auch ihrer glücklichen Dispoſition zu berauben, um damit den geiſtigen Hunger des Volkes zu ſtillen. Noch iſt keinem Fürſten und keiner Regierung eingefallen zu verlangen, daß diejenigen, welche Kenntniſſe irgend einer Art erworben haben, ohne Entſchädigung dem Staate dienen ſollen, und dennoch würde dieſes Recht ſeyn, wenn jenes Recht iſt.

Eben ſo hätte Kaiſer Joſeph in Beziehung auf den Reichthum an Geld ſich ausdrücken können: das Volk iſt geneigt, ſich wohl zu befinden und hat in der Regel viel mehr Luſt dazu, als

wo es galt, Furchtſame einzuſchüchtern oder Zudringliche zurückzuſtoßen. Obgleich die Entſchädigungen dieſſeits des Rheins lediglich die Genoſſen des deutſchen Reichs angingen und unter ihnen allein auf dem gewöhnlichen Reichstage hätten abgemacht werden ſollen, ſo nahm dennoch Frankreich nicht blos am Congreſſe Theil, ſondern bemächtigte ſich auch der eigentlichen Leitung deſſelben. Das duldeten Oeſterreich und Preußen, weil beide ſich der Franzoſen bedienen wollten, um einander im Schach zu halten, und die kleinen Reichsſtände ſahen in der Angſt, in der ſie waren, von Oeſterreich oder Preußen verſchlungen zu werden, in Frankreich ſogar ihre einzige Hülfe. Talleyrand benützte dieſe Umſtände ſehr geſchickt, um die beiden deutſchen Großmächte gegen einander und die kleineren gegen beide zu hetzen und nebenbei ſich die franzöſiſche Vermittlung aufs theuerſte bezahlen zu laſſen.

Man hat noch die geheime Inſtruction, welche Talleyrand den franzöſiſchen Geſandten in Raſtadt am 12. Brumaire im Jahr VI der Republik ausſtellte (am 2. November 1798) und worin er denſelben einſchärfte, Oeſterreich etwas mehr zu begünſtigen als Preußen, weil Oeſterreich ſchon beſiegt und demüthig, Preußen aber noch intact und etwas übermüthig ſey. Preußen könne leicht falſches Spiel mit England und Rußland ſpielen, wenigſtens mit ihnen kokettiren, während Oeſterreich geneigt ſeyn würde, mit Frankreich in dem guten Vernehmen zu bleiben, welches zu Campo Formio eingeleitet worden ſey, wenn man ihm nicht zu vieles Mißtrauen einflöße. Doch empfahl Talleyrand den Geſandten, Oeſterreich nicht zu weit entgegenzukommen und ſtets zwiſchen ihm und Preußen geſchickt zu balanciren und bald durch den einen, bald durch den andern Staat mittelbar beim Congreß durchzuſetzen, was Frankreich nicht unmittelbar verlangen könne. Ferner machte Talleyrand die Geſandten auf diejenigen kleinen Fürſten aufmerkſam, die bisher die meiſte Ergebenheit gegen Frankreich gezeigt hätten, deren man ſich daher am ſicherſten im franzöſiſchen Intereſſe bedienen könne (die von Baden, Württemberg und Darmſtadt). Alle

Vortheile der Stellung zwiſchen den drei deutſchen Faktoren (Oeſterreich, Preußen, Reich) erwägend, erinnert er die Geſandten an einen Ausſpruch Bonaparte's: le corps germanique, s'il n'existait pas, il faudrait l'inventer. Man bemerkte übrigens, daß außer den Genannten auch noch Naſſau, die Wetterau'ſchen Reichsgrafen und der Herzog Max Joſeph von Zweibrücken (Erbe Bayerns) die eifrigſten Anhänger Frankreichs waren.

Oeſterreich hatte auf dem Congreß den ſchlimmſten Stand. Beſiegt von Frankreich, verhöhnt von Preußen ſollte es wie aller Pflichten, ſo aller Ehre der deutſchen Kaiſerwürde entſagen und ſelber den unglücklichen Reichsländern ankündigen, es gebe ſie auf, es überlaſſe ſie den Franzoſen zum Raube, ja es eigne ſich ſelber einen Theil des Raubes zu. Der öſterreichiſche Bevollmächtigte beim Congreß im Namen des deutſchen Reichs war Graf Metternich (Vater des ſpäter berühmten Staatskanzlers und Fürſten), damals ſchon alt, weshalb ihm der jüngere Cobenzl nachgeſchickt wurde, und neben ihm noch als Geſandter im Namen der k. k. Erbſtaaten Graf Lehrbach. Der alte Metternich wetteiferte mit ſeinem Sohn in öffentlicher Lüderlichkeit, (ein Scandal, den Kotzebue in den „beiden Klingsbergen" auf die Bühne brachte), und Cobenzl ließ ſich in Raſtadt durch eine abgefeimte franzöſiſche Maitreſſe ſeinen koſtbaren Staatswagen ſtehlen. Lehrbach war mehr boshaft als frivol. Der deutſche Kaiſer hatte nie unwürdigere Vertreter. Ohne ſich viel um die Klagen der Schwachen zu kümmern, richteten dieſe Männer ihr Hauptaugenmerk auf Bayern. Der bayeriſche Kurfürſt Karl Theodor war alt und kinderlos und hatte ſchon früher an Kaiſer Joſeph II. Bayern gegen die Niederlande abtreten wollen. Im Frieden von Campo Formio hatte Bonaparte eine Abtretung Bayerns an Oeſterreich vom Inn an zugeſtanden. Die Niederlande konnte Oeſterreich jetzt nicht mehr anbieten, dagegen ſuchte es in Schwaben und Franken ſo viel als immer möglich ſäculariſirte Reichsgüter an ſich zu reißen, um Karl Theodor damit entſchädigen zu können. Der nächſte Erbe des kinderloſen Kur-

fürſten war der Herzog Max Joſeph von Pfalz-Zweibrücken, der ſeine kleine überrheiniſche Beſitzung bereits verloren hatte und in Straßburg als Privatmann lebte. Es galt nun, daß Oeſterreich mit Karl Theodor zum Abſchluß komme, ehe ſein Todesfall jenen Pfälzer Erben nach Bayern führte; um aber mit Karl Theodor abſchließen zu können, mußten die Entſchädigungen ermittelt ſeyn. Das aber erforderte Zeit.

Preußen ließ ſich in Raſtadt durch den Grafen Görtz vertreten und zeigte, Oeſterreich gegenüber, viel Schadenfreude und ein allzu voreiliges Vertrauen zu Frankreich. Die übrigen Glieder des deutſchen Reichs befanden ſich, Raſtadt gegenüber, in einer außerordentlichen Angſt und Gährung. Einige Protegirte oder Kecke griffen zwar auch zu, thaten es den Größern gleich und packten gleichſam zwiſchen den Beinen der Größern ihren kleinen Beutetheil auch, z. B. Heſſen-Caſſel; die Mehrheit indeſſen konnte nur verlieren und machte verzweifelte Anſtrengungen, ſich zu retten, wenn nicht, die Welt mit ihrem Klagegeſchrei zu erfüllen. Das Geheimniß des Basler- und des Campo-Formiofriedens mußte endlich aufgedeckt werden. Sowohl Oeſterreich als Preußen hatten das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Man öffnete Mainz den Franzoſen am 30. Dezember 1797, und ließ die Rheinſchanzen bei Mannheim erſtürmen, ohne die armen Reichstruppen, die ſich hier tapfer wehrten, vorher zu warnen. Die kleinen Fürſten mußten auf alles verzichten, was ſie jenſeits des Rheins beſeſſen hatten, und deſſen war viel. Jeder ſuchte eine Entſchädigung auf dem rechten Rheinufer. Allein hier griffen Oeſterreich und Preußen vor und Mancher, der für einen ſchon erlittenen Verluſt entſchädigt werden wollte, erwartete nicht, daß ihm bald auch das noch weggenommen werden ſollte, was er noch ſein nannte. Welche Verwirrung der Rechtsbegriffe, welche Anmaßung ſich geltend machte, davon iſt das ſprechendſte Zeugniß die Forderung des Erbſtatthalters Wilhelm, für den Verluſt des (nicht zum Reich gehörigen) Holland im Reich entſchädigt zu werden.

Da ſich Oeſterreich und Preußen überall entgegenhandelten, blieben zuletzt immer die Franzoſen die Schiedsrichter. Zu ihnen kamen alle, ihnen ſchmeichelten, bei ihnen bettelten alle. Das machte ſie denn auch ſo unverſchämt, daß ſie nicht blos den reſpectvollen und ſchmeichelhaften Schreiben der deutſchen Reichsgenoſſen die gröbſten und infamſten Antworten gaben, ſondern auch im ganzen Verlauf des Jahrs 1798 an allen Grenzen des Reichs räuberiſch zugriffen, ohne von Oeſterreich und Preußen im mindeſten daran gehindert zu werden. Dieſe duldeten alles, Frankreich erlaubte ſich alles.

Man fühlt ſich gedrungen, die Frage aufzuwerfen, wie ſich denn das deutſche Volk zu dieſer Miſere von Raſtadt verhielt? Warum es die franzöſiſche Unverſchämtheit ſo geduldig litt? Warum nicht einmal die öffentliche Meinung ſich entrüſtet dagegen erhob? Der junge König von Schweden, Guſtav IV. Adolph, der die Regierung eben angetreten hatte, machte ſogleich ſein Recht als deutſches Reichsglied (wegen Schwediſch-Pommern) geltend und proteſtirte mit großer Energie, die freilich durch keine Waffenmacht unterſtützt war, gegen die Einmiſchung Frankreichs in die deutſchen Reichsangelegenheiten. Man lachte aber nur über ihn, ſelbſt in Deutſchland, und Bonaparte konnte ihn nicht lange nachher den nordiſchen Don Quichote nennen, ohne daß ihm Jemand widerſprach. Die deutſchen Fürſten ſahen nur noch auf ihr Sonderintereſſe, ſey es, daß ſie mehr haben oder weniger verlieren wollten, und in der Angſt und Haſt des Erhaltungstriebes hofften ſie vom Reichsfeinde, der doch den Einzelnen gegen die andern begünſtigen konnte, mehr als von den Reichsgenoſſen ſelbſt, die alle nur als Nebenbuhler erſchienen. Der Schwede, der ihnen von der Würde des Reichs ſprach, war ihnen eher läſtig, als daß er ſie begeiſtert hätte. Das Volk aber war entweder ganz paſſiv und den öffentlichen Dingen fremd, oder es war moraliſch beherrſcht vom Franzoſenthum, im geiſtigen Banne der franzöſiſchen Denkweiſe.

Die deutsche Nationalkraft wie der deutsche Nationalstolz fanden sich nur noch in den unverdorbenen, körperstarken und frommen Bauern, aber hier unbewußt und schlummernd, bis sie erst durch die unerträglichen Frevel der Franzosen geweckt wurden. Das geschah aber damals nur erst aus Anlaß einzelner Feldzüge in einzelnen Gegenden, welche bei Durchmärschen und Plünderungen besonders litten, wie im Spessart, Schwarzwald und Tirol. An eine Benützung dieser herrlichen Kräfte und dieses trutzigen Nationalgeistes dachte Niemand.

Eines der größten Uebel war, zumal im Beginn und Verfolge so großer Nationalkriege, die gänzliche Verkommenheit des kriegerischen Geistes und der Waffenübung beim Bürger-, wie beim Bauernstande. Das Recht, Waffen zu tragen, besaß der Adel allein, dessen feiner Galanteriedegen aber nur noch die Karikatur des alten Ritterschwertes war, und der Soldat. Ueberall aber waren die Soldaten (mit einziger Ausnahme der Ungarn und Croaten im österreichischen Heere) keine echten Nationaltruppen mehr, sondern aus aller Herren Ländern für Geld geworben und meist lockere Gesellen, häufig schlechte Subjecte, die man unter die Soldaten steckte, weil sie sonst zu nichts taugten, oder aus andern Ländern entsprungene Verbrecher. Sie mußten hart gehalten werden, um gehorchen zu lernen, und Desertionen waren unter ihnen äußerst häufig, sey es, weil sie sich einer Strafe entziehen oder im nächsten Lande wieder anwerben und ein neues Handgeld verdienen wollten. Die Vielstaaterei erleichterte das Ueberspringen der Grenzen. Diese Soldtruppen bildeten nun ausschließlich die bewaffnete Macht und unbedeutende Schützengilden in den Städten ausgenommen, die nur mehr zum Spiel und zu Paraden dienten, gab es weder bewaffnete Corporationen, noch Milizen und Landwehren. Hauptsächlich um Wilddieberei zu verhüten, war Schießgewehr dem Bauern und Bürger bei strenger Strafe verboten. Somit waren männerreiche Gegenden auf künstliche Weise wehrlos gemacht worden und die Gewohnheit hatte wenigstens bei den

wohlhabenderen Bürgern allmählig eine gewiſſe Weichlichkeit erzeugt, die ſonſt nicht in deutſcher Art lag.

In der Periode der ſchmählichſten Knechtſchaft wagten elende Menſchen, die ſich in Deutſchland als große Geiſter verehren ließen, ſich mit dem Troſte genug zu thun, wenn die franzöſiſche Nation gleich der altrömiſchen zur Weltherrſchaft gelange, ſo werde die deutſche wenigſtens durch ihre berühmten Denker und Dichter immer noch ſo viel gelten, wie die altgriechiſche unter dem römiſchen Kaiſerthum gegolten habe. Zu dieſer ſchöngeiſtigen Schmarotzerrolle glaubten ſie eine Nation, wie die deutſche, erniedrigen zu dürfen. Zum Glück dachte der gemeine Bauer tapferer von der Nation.

Früher war der Kreis der Intereſſen erweitert geweſen, ſofern jeder Deutſche, mochte er einem Herzogthum oder Bisthum, oder einer Reichsſtadt angehören, doch im heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation einer-, und in der weltumfaſſenden Kirche andererſeits ein höheres Ganzes geſehen hatte, deſſen Glied er war und deſſen Geſammtmacht ihm Schutz und Sicherheit gewährte. Jetzt war das Reich zerfallen, die Nation als ſolche aufgelöst und es gab für die Proteſtanten nur noch Landeskirchen in der engen Grenze des Einzelſtaates, während auch die katholiſche Kirche entweder nach dem Plan Kaiſer Joſephs II. Landeskirche werden ſollte, oder überhaupt ihr Anſehen geſunken war.

Man hatte die lebendige Tradition im Volke künſtlich ausgetilgt durch das ſchulmäßige Erlernen fremder Dinge. Die Schule erzog die Jugend in den Erinnerungen des griechiſchen und römiſchen Alterthums, pflanzte ihr deſſen Vorſtellungsweiſe ein und machte ihr die deutſche Vorzeit verächtlich. Die geſammte deutſche Bildung jener Zeit war darin einverſtanden, gerade die Periode der politiſchen Größe und Macht Deutſchlands unter dem Namen des finſtern Mittelalters zu ignoriren oder zu verunglimpfen und die neuere Zeit der politiſchen Schwäche und Schmach als eine Periode des glänzendſten Fortſchrittes zu bezeichnen. Weit entfernt,

das Unglück der deutschen Nation in tiefster Seele zu empfinden und aus diesem Gefühle die Kraft des Widerstandes zu schöpfen, waren die Gebildeten damals noch eitel auf ihre Schulbildung und Aufklärung, auf ihre classische Literatur. Je mehr die Gebildeten durch den aufgeklärten Despotismus der Regierungen von der unmittelbaren Theilnahme am politischen Handeln abgebracht, die ständische Wirksamkeit, die Betheiligung bei mächtigen Corporationen eingeschränkt worden waren, und andererseits auch die Kirche sie nicht mehr in Anspruch nahm, hatten sie sich mit Vorliebe in die Welt der Phantasie versenkt, lasen außerordentlich viel und erfreuten sich insbesondere an den Werken der Dichter *) und am Schauspiel, für welches gerade damals eine wahre Leidenschaft in Deutschland vorwaltete. Aber diese poetische Welt war dem nationalen Boden, dem volksthümlichen Sinn entfremdet und ganz angefüllt mit Vorstellungen, die einem fremden Boden und fremder Gesinnung entstammten. Sie war vorzugsweise frivol oder sentimental, verdarb die Sitten und verweichlichte das Herz.

Die so entsittlichte und erschlaffte Poesie rettete das männliche und ritterliche Princip nur in Darstellungen von Helden, in denen mehr oder weniger die Energie der französischen Freiheitsmänner abgespiegelt wurde. Selbst Schiller war ein wenig in dieser Großsprecherei der Girondins befangen und sein berühmter Marquis Posa kam direct aus dem Cirkel der Madame Roland.

Wenn man nun diese geistigen Zustände im damaligen Deutschland in billige Erwägung zieht, darf man sich nicht mehr über die Gleichgültigkeit wundern, mit welcher die geopferte Nation den Dingen in Rastadt zusah. Eine Nation, deren gebildete Stände so tief in eitle Täuschungen versunken waren, vermochte natürli-

*) „Der Brand, welchen gegen Ende des Jahres 1796 der Xenienalmanach in die deutsche Schriftstellerwelt warf, beschäftigte die Aufmerksamkeit der Nation (d. h. der Gebildeten) weit stärker, als die Rettung des Reichs durch des Erzherzogs Siege." C. A. Menzel, Geschichte unserer Zeit I. 242.

cherweiſe dem feurigen Geiſt der Franzoſen den moraliſchen Widerſtand nicht zu leiſten, der den phyſiſchen der Armeen nothwendig hätte unterſtützen müſſen. Ihre Rettung konnte zuletzt nur aus den ungebildeten Claſſen, aus dem eigentlichen Volke, hervorgehen, durch eine allgemeine Erhebung in tiefſter nationaler Entrüſtung. Aber, um mit Bonaparte zu reden, die Birne war noch nicht reif. — Jedenfalls kann eine unparteiiſche Geſchichtſchreibung die Schuld ſo großen Unglücks und ſo tiefer Schmach deutſcher Nation nicht allein auf die damaligen Regierungen wälzen. Der ganze Bildungszuſtand, die Geiſtesrichtung, die Schule und Preſſe, der Geſchmack theilte dieſe Schuld. Dem alten Glauben, der alten Sitte, dem alten Nationalgefühl entfremdet war das gebildete Deutſchland verweichlicht und feig, verblendet und verführt vom franzöſiſchen Geiſte und daher auch nichts Beſſeres werth, als von der Geißel Gottes in Bonaparte's Hand gezüchtigt zu werden.

Auch in Bonaparte's Abweſenheit ahmte das Directorium nur deſſen in Italien mit ſo vielem Glück durchgeführtes Syſtem nach, unbekümmert um den beſtehenden Rechts- und Friedenszuſtand nach allen Seiten zuzugreifen, keine Neutralität zu achten und den Frieden zu brechen. Das Verfahren gegen Modena, Venedig, Genua und den Kirchenſtaat wurde auch auf die Rheingrenzen angewandt. Die Franzoſen durften nicht nur alles auf dem linken Rheinufer nehmen, ſondern auch die Rheinſchanzen bei Mannheim auf dem rechten und belagerten das ganze Jahr 1798 hindurch die Feſtung Ehrenbreitſtein, gegenüber von Coblenz, gleichfalls auf dem rechten Rheinufer. Der kurtrieriſche Commandant Faber vertheidigte ſich aufs bravſte, ohne vom Reich unterſtützt zu werden, bis Hunger ihn am 24. Januar 1799 zur Uebergabe zwang. Der deutſche Kaiſer ſchwieg, weil er heimlich mit den Franzoſen einverſtanden war, aber dem deutſchen Volke etwas davon wiſſen zu laſſen nicht einmal der Mühe werth hielt. In Schwaben wurden von franzöſiſchen Emiſſären Umtriebe gemacht, das frühere Project einer alemanniſchen Republik wieder

aufzunehmen. Doch der gesunde Sinn des schwäbischen Volksstammes widerstrebte und man hatte die Plünderungen von 1796 hier noch nicht vergessen. Auch kam der neue Herzog Friedrich von Würtemberg, der protestantisch erzogene Sohn und Nachfolger seines 1797 verstorbenen katholischen Vaters Friedrich Eugen, den Landständen wohlwollend entgegen und machte sich durch Abhülfe von mancherlei Beschwerden das Volk damals geneigt. Dieser Prinz war preußischer General gewesen und hatte sich zuletzt in Petersburg bei seiner Schwester Marie, Gemahlin des Großfürsten Thronfolger, nachherigen Kaiser Paul I. aufgehalten, aber vor der alten Kaiserin Katserina II. flüchten müssen, weil er im Verdacht war, für die Thronbesteigung Pauls noch bei ihren Lebzeiten agitirt zu haben. — Eine der gröbsten Beeinträchtigungen des deutschen Reichs war der Tribut von 18 Millionen, welche die Hansestädte Hamburg und Bremen den drohenden Franzosen zahlen mußten, ohne beim Reiche Schutz zu finden. Nur Lübeck weigerte sich der gleichen Zumuthung. Auf französischen Befehl mußte Herzog Ferdinand von Braunschweig Ludwig XVIII. aus Blankenburg ausweisen, und dieser arme Prätendent fand nur noch in Rußland Schutz, wo man ihm Mitau zum Aufenthalt anwies. In Holland, damals noch eine scheinbar unabhängige Republik, erlaubten sich die Franzosen wiederholt die größte Willkür. Die wenigen, die hier noch Muth genug hatten, das Wohl Hollands zu wahren, wurden auf französischen Befehl aus dem Directorium und aus der Volksvertretung ausgeschlossen, so van Langen, Vreede und Fynje, wobei sich der General Daendels als der Scherge Frankreichs benahm, 12. Juni.

Noch weniger schonten die Franzosen die unglücklichen deutschen Länder, die unmittelbar mit ihrer großen Republik vereinigt worden waren. In dem schon seit Jahren systematisch ausgeplünderten Belgien wurde das Volk hauptsächlich über die Truppenaushebungen wüthend, weil es seine frommen und gutgearteten Söhne nicht durch die Gemeinschaft mit den atheistischen und lüderlichen

Soldaten des Directoriums vermiſchen und zu Räubern an andern Völkern werden laſſen wollte. Die ausgehobene Mannſchaft ergriff die Waffen, um ihre Unterdrücker ſelbſt zu bekämpfen. Die Feſtung Luxemburg mußte in Belagerungszuſtand erklärt werden. Viele Tauſende ſtunden auf und erlitten zwar mehrere Niederlagen, unter denen die am 23. Nov. die blutigſte war, behaupteten ſich aber an den Küſten und wurden zum Theil von engliſchen Schiffen unterſtützt und gerettet. — Das linke Rheinufer nahm in dieſem Jahre eine andere Geſtalt an. Die alten geiſtlichen Kurfürſtenthümer, Cleve, die Rheinpfalz ꝛc., wurden in vier franzöſiſche Departements verwandelt: Roer mit der Hauptſtadt Aachen, Saar mit Trier, Rhein und Moſel mit Coblenz, Donnersberg mit Mainz. In allen dieſen Gebieten waren ſchon bei der Beſitznahme der Adel vertrieben, die Kirchen geplündert worden. Jetzt wurden ſämmtliche Geſetze der franzöſiſchen Republik auf ſie angewandt und alles alte Recht vernichtet. Die Nationalfranzoſen, die als Beamte eingeſetzt wurden, ſtahlen in coloſſaler Weiſe, verkauften Staats- und Gemeindegüter, Waldungen ꝛc. und füllten ſchamlos ihre Beutel. Jede Klage wurde mit Hohn abgewieſen. Nur Beſtechung konnte zuweilen helfen, etwas Altes zu retten. „Das Directorium hatte die vier Departements in eben ſo viele Paſchaliks verwandelt und ſeinen Janitſcharen Preis gegeben," ſagte Joſeph Görres in der merkwürdigen Flugſchrift, in der er ſich von allen franzöſiſchen Sympathien abwandte und Deutſchlands Nationalität ritterlich am alten Rhein zu verfechten begann, nachdem er anfangs, ein erſt 18jähriger Jüngling, für die Republik geſchwärmt hatte und von Coblenz als Deputirter nach Paris geſchickt worden war. Als Helfershelfer der franzöſiſchen Räuber machten ſich damals überall am Rhein die Juden übel berüchtigt, indem ſie ihnen zu Spürhunden dienten und ungeheure Werthe in Gütern, Kirchenſchätzen ꝛc. als ihre Mäkler zu Gelde machten und mit ihnen theilten.

Den großartigſten Raubzug aber unternahm das franzöſiſche Directorium in die Schweiz. Die Eidgenoſſenſchaft hatte ſich

zum Unterricht; es hat mindestens ein ganz unzweifelhaftes Recht darauf, sich satt zu essen, sich zu kleiden und gegen die Unbilden des Wetters zu schützen; ich will daher mein Volk nicht länger dem Eigennutz gewinnsüchtiger Grundstücksbesitzer, Kaufleute und Handwerker Preis geben, sondern ich decretire hiermit, daß in Zukunft diejenigen, welche haben, sich gefallen lassen, daß diejenigen, welche nichts haben, das entnehmen, was sie brauchen. Ist das wahre oder eingebildete Bedürfniß des Genusses hinlänglicher Grund eines Rechtes auf Befriedigung, so ist keine Ursache denkbar, weßhalb das materielle Eigenthum und namentlich der Ueberschuß über den eigenen Bedarf nicht eben so den Bedürftigen Preis gegeben werden sollte, als bisher nur das geistige Eigenthum für gute Beute erklärt worden ist. Im Gegentheile, wenn wir einen sittlichen Maßstab anlegen, so verdient das materielle Eigenthum, so weit es nicht durch die eigene Anstrengung des Besitzers erworben worden ist, bei Weitem weniger Schutz als das Eigenthum der Schriftsteller und Künstler, als welches eben ohne Anstrengung gar nicht erworben, nicht vererbt, nicht in der Lotterie ausgespielt werden kann.

Es ist die unheilvolle Lehre von einer allgemeinen Wohlfahrt, die durch den Staat bezweckt werden soll, welche auch diesen Irrthum hervorgerufen hat, da doch über die Bedingungen des Glückes und der Wahlfahrt selbst im größten Volke kaum zwei vollkommen einig seyn werden, mithin ein verbindlicher Beschluß der Mehrzahl durch die Natur des Gegenstandes selbst ausgeschlossen wird.

Ein zweiter Hauptgrund für das angebliche Recht der Nachdrucker liegt in der Beschränkung des Rechtes der Schriftsteller auf die Autorschaft, von Griesinger Gedankeneigenthum genannt, und die Erörterung dieses Grundes führt uns zugleich auf die nähere Untersuchung der eigentlichen Natur und Grenzen des in Frage stehenden Rechtes. Dr. Kramer, welchem wir die bei Weitem gründlichste Erörterung des Gegenstandes verdanken, wenn wir demselben auch nicht darin beipflichten können, daß das Eigenthum der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken einer ausdrücklichen Anerkennung durch die Gesetzgebung bedurft habe, ist uns in der Ansicht vorausgegangen, daß das Recht des Schriftstellers ein ursprüngliches, ein dingliches, ein unabhängiges und

bisher noch immer in der ihr seit Jahrhunderten von Europa zugestandenen Neutralität sicher gewähnt. Sie hatte sich vorsichtig in Acht genommen, ihre übermüthigen französischen Nachbarn nur im geringsten zu beleidigen. Willfährig und gehorsam hatten sie die Emigranten ausgewiesen. Den Mord ihrer Söhne am 10. Aug. in Paris hatte sie verschmerzt und keine Klage laut werden lassen. Da die Jakobiner so viel mit Guillaume Tell kokettirten und seine Heldenthat auf Pariser Theatern aufgeführt wurde, schmeichelten sich die Schweizer, sie würden als ebenbürtige Brüder von den französischen Republikanern anerkannt und geschont werden. Aber das Directorium hatte bereits den Plan gefaßt, die Eidgenossenschaft zu behandeln wie Holland und Venedig. Im Staatsschatz der aristokratischen Cantone der Schweiz waren viele Millionen baar aufgehäuft, in den katholischen Cantonen viel Kirchengut, überhaupt auch in der Bevölkerung viel Wohlstand. Eine solche Beute konnte sich die Habgier der Pariser Regenten unmöglich entgehen lassen. Zudem hatte Bonaparte darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es in militärischer Beziehung für Frankreich sey, die Schweiz zu besetzen, damit es alle Gebirgspässe, die aus Frankreich und vom Rhein her nach Italien führen, in seine Gewalt bekäme. So wurde die Plünderung und militärische Besetzung der Schweiz in Paris beschlossen, ohne daß die Schweiz es ahnte oder irgend darauf gefaßt war, und vollzogen, ohne daß Oesterreich und Preußen es hinderten. Nichts drückt so genau die damalige Schwäche des österreichischen und die Verblendung des preußischen Cabinets aus.

Die Plackereien der Schweiz von Seiten Frankreichs mehrten sich und die Gefahr rückte immer näher. Schon hatte das Directorium befohlen, kein Schweizer Offizier dürfe auch innerhalb der Eidgenossenschaft mehr ein Ludwigskreuz tragen und man hatte gehorcht. Schon hatte Basel einen gewissen Serizy, welcher der Deportation entflohen war, an Frankreich demüthig ausgeliefert. Schon war das Veltlin durch Bonaparte von Graubündten abge-

riſſen. Am 15. Dez. 1797 beſetzten die Franzoſen auch das romantiſche Münſterthal, als zu dem früher ſchon von ihnen in Beſitz genommenen Basler Bisthum gehörig, das aber nicht minder in politiſchem Verbande mit dem Canton Bern ſtand. Dadurch gewannen ſie die Jurapäſſe und konnten durch dieſes offene Thor in die innere Schweiz einbrechen. Bern wagte keinen Widerſtand. Sie brauchten nun nichts mehr als innere Parteiung in der Schweiz anzufachen, ſich rufen zu laſſen und einzurücken.

Zum Vorwand ihres Angriffes auf die Schweiz nahmen die Franzoſen die Unerträglichkeit des *ariſtokratiſchen Joches* in den Cantonen Bern, Zürich ꝛc. und die moraliſche Verpflichtung, die ſie nöthige, den Unterdrückten zu helfen. An einige Wenige, welche wirklich unter der Ariſtokratie gelitten hatten, ſchloſſen ſich viele Ehrgeizige und Glücksritter an, welche bei einem Umſturz der alten Verfaſſungen in der Schweiz im Trüben zu fiſchen hofften und ſich dem franzöſiſchen Directorium zu Werkzeugen anboten. Dieſe Partei gab ſich den täuſchenden Namen der *Patrioten*, während ſie das Vaterland an fremde Räuber verrieth. Die Vorgänge in Belgien, Holland und Venedig konnten Jeden im Voraus überzeugen, daß die Herrſchaft der Franzoſen im Lande noch viel härter und unerträglicher ſeyn würde, als die der alten Patricier. Die Entrüſtung über die Frevel der Ariſtokratie wurde damals abſichtlich übertrieben. Es iſt richtig, daß die Souverainetät von ein Paar hundert, zum Theil in kleinlicher Pedanterie erſtarrter, zum Theil verdorbener Familien in ein und derſelben Stadt den übrigen, ihnen unterthänigen Familien, in denen ein freierer Geiſt ſich regte, äußerſt zuwider werden mußte. Allein es iſt unrichtig, daß jene erſchlaffte Ariſtokratie eine grauſame und unerträgliche Tyrannei geübt hätte. Gerade in dem Canton, über den am meiſten geſchrien wurde, im Berniſchen, befand ſich das Landvolk in einem Wohlſtand, wie er damals im ganzen übrigen Europa nicht zu finden war. Die Oppoſition ging auch nirgends von den Bauern, ſondern überall von ſtädtiſchen Agitatoren aus,

die mit ungeheurer Uebertreibung die Ariſtokratie denuncirten und mit der Rache der Franzoſen drohten. Es war begreiflich, daß die Ariſtokratie darüber ſehr erbittert wurde, aber nur in Zürich verfügte ſie im Jahre 1795 gegen die Aufrührer von Stäfa ein Paar Verhaftungen; anderwärts in der ganzen Schweiz benahm ſie ſich aus Furcht vor Frankreich ungemein ängſtlich und ließ den Verräthern nur allzufreien Spielraum.

Der eitle Laharpe, früher Erzieher am Petersburger Hofe, wollte als Befreier des Waadtlandes, ſeines ſpeziellen Vaterlandes, glänzen. Dieſes Ländchen war einſt durch die Berner dem Herzog von Savoyen abgenommen worden und befand ſich im blühendſten Wohlſtande unter dem milden Regiment der Berner Geſchlechter. Aber die Waadtländer ſprachen franzöſiſch und wollten von den Deutſchen unabhängig ſeyn. Man ſuchte daher alte Urkunden auf, das Waadtland von Bern zu reclamiren. Das Directorium ging ſogleich darauf ein (4. Januar 1798) und ſchickte 15,000 Mann unter Menard an die Grenze. Die Berner brachten 20,000 Mann unter Weiß auf, wagten aber nichts und zogen ſich zurück. Am 10. Jan. nahmen die Waadtländer Inſurgenten das feſte Schloß Chillon ohne Schwertſtreich weg. Am 18. ſammelte Ochs, der ſchon längſt eine Verſchwörung zum Vortheil der Franzoſen betrieben hatte, das Basler Landvolk, zerſtörte die Schlöſſer der Landvögte, zog in das erſchrockene Baſel ohne Widerſtand ein und demokratiſirte die Verfaſſung. Am 25. hielten die Schweizer ihre letzte Tagſatzung in Aarau, ließen ſich aber von dem franzöſiſchen Geſandten Mengaud ſo einſchüchtern, daß ſie die ſchon beſchloſſene Rüſtung nicht ausführten. Am 31. war Bern ſelber ſo ſchwach, die ariſtokratiſche Verfaſſung aufzugeben und allgemeine Wahlen zu verfügen. Dieſem Beiſpiel folgten auch die Patriciate von Solothurn, Freiburg, Lucern, Schaffhauſen, endlich auch Zürich, um ſich des Sturmes vom Lande her zu erwehren. Die neuen demokratiſchen Regierungen waren nun alle entweder unfähig oder von vorn herein den Franzoſen verkauft. Aber noch ſtand das kräftige

und gegen die Franzoſen wüthende Berner Heer (Landmiliz, Landvolk) zum Schutz ſeiner Ariſtokratie in den Waffen unter General Erlach, dem Weiß hatte weichen müſſen, und deſſen Hauptquartier ſich in Murten befand. Brune, der unterdeß an Menards Stelle getreten war (ein vormaliger Buchdruckergehülfe), beſetzte zwar am 8. Februar Biel, das Murten am See gegenüber liegt, wagte aber noch nicht anzugreifen, ſondern wartete ein zweites franzöſiſches Heer von 12,000 Mann unter Schauenburg (einem Elſäßer Edelmann), ab, das rheinaufwärts kam, und hoffte überdies durch die Zögerung die nicht gerne lange unter Waffen bleibenden Berner Bauern zu ermüden und die Verwirrung in den Regierungen zu vergrößern. Auch ſollte es ſich zunächſt nur um Bern handeln. Rewbel hatte geſagt, die Schweiz iſt eine Schüſſel voll kleiner Paſteten, man muß eine nach der andern eſſen. Zürich bildete ſich damals ein, verſchont bleiben zu können und that nichts, um Bern zu unterſtützen.

Der Krieg begann, ſobald Schauenburg angelangt war. Am 1. März überfiel derſelbe einen vorgeſchobenen Poſten der Berner bei Dornach, am 2. bei Lengnau, ſchlug beide zurück und drang in Solothurn ein. Im Hauptheer der Berner herrſchte die wildeſte Verwirrung. Das brave Landvolk konnte ſich in die neue Regierung nicht finden, ſchrie mit Recht über Verrath, vergriff ſich aber in ſeinem Zorn und ermordete nicht die wahren Verräther, ſondern einige unſchuldige Oberſten, Ryhiner, Stettler ꝛc. Der Regierung zum Trotz beſchloß dieſes muthige Landvolk, ſich auf Leben und Tod zu wehren, warf ſich unter Grafenried an der Brücke von Neueneck dem Heer Brune's entgegen, ſchlug es zurück und nahm ihm 18 Kanonen ab. Aber eine andere Schaar unter dem bisherigen Haupt der Berner Republik, dem alten ehrenhaften Schultheiß Steiger, erlitt im grauen Holz nach furchtbarer Gegenwehr eine Niederlage durch Schauenburg, und ehe noch die Berner Oberländer, die in Maſſe aufgeſtanden waren, herbeikamen, öffnete Verrath die Thore von Bern den Franzoſen. Erlach eilte den Ober-

ländern entgegen, um ſie mit den noch unbeſiegten Schaaren Grafenrieds zu vereinigen, aber er ſelber wurde, weil er ein Paar Worte franzöſiſch ſprach, von den Bauern für einen Franzoſen gehalten und erſchlagen. Da nun auch Bern ſchon gefallen war, lief das Landvolk auseinander, am 5. März. Den Bernern hatten nur 200 Urner in altväteriſcher Rüſtung und einige Männer aus Freiburg, Glarus und St. Gallen beigeſtanden. Freiburg ſelbſt war am 2ten nach blutiger Gegenwehr von den Franzoſen erſtürmt worden. Das berühmte Beinhaus zu Murten, in dem die Gebeine der im fünfzehnten Jahrhundert hier erſchlagenen Burgunder aufbewahrt wurden, fiel zufällig einem franzöſiſchen Regiment aus der Côte d'Or (dem ehemaligen Burgund) in die Hände und wurde in ſpäter Nacht gänzlich zerſtört und ein Freiheitsbaum an ſeine Stelle geſetzt.

Rewbel, der Haupturheber dieſes franzöſiſchen Raubzugs, hatte ſeinen Zweck erreicht und ließ durch ſeinen Schwager Rapinat vor allen Dingen den ſeit Jahrhunderten angehäuften Berner Staatsſchatz und alles öffentliche Eigenthum ausrauben, dazu dem Berner Volk Contributionen, den Patriciern eine Vermögensſteuer von 6 p. c. auflegen.*) Das gleiche Loos widerfuhr Freiburg und Solothurn, bald auch Lucern, Zürich und jedem Canton. Alles Staats- und Kirchengut wurde von den Franzoſen geſtohlen und der wohlhabende Theil der Bevölkerung ſchamlos beſteuert. Aus Bern allein ſchleppten ſie 7—8 Mill. baares Geld und ſonſt noch an Werthen 60 Mill. fort, wovon Bonaparte einen Theil bekam, ſo daß man noch viele Jahre nachher in Aegypten Berner Geld im Umlauf fand. Als Brune zu Bern den erſten Freiheitsbaum pflanzen ließ, hielt der bisherige Seckelmeiſter (Finanzminiſter) der Stadt und Republik Bern, Friſching, die Feſtrede und ſchloß ſie, indem er den Baum anredete: ſo mögeſt du wachſen und gute

*) Schon die Namen Rewbel und Rapinat waren von übler Bedeutung, nicht minder die Namen der Gehülfen, deren ſich Rapinat bediente, Forfait (Frevel) und Grugeon (Rager).

Früchte tragen, Amen! Der Staatsſchatz des Cantons Zürich war nicht ganz ſo reich wie der Berner, doch ſehr beträchtlich, und die Beute wurde durch Gelder, die man allen Reichen abgepreßt, hier wie in Bern und in der ganzen Schweiz verdoppelt. Uebrigens ließ Rapinat ſich billig finden und wenn die Schweizer ein altes Denkmal, eine heilige Reliquie behalten wollten, ſo ließ er ſie ihnen um ſchwere Beſtechungsſummen. Nach dem amtlichen Bericht von Gonzenbach betrug die Summe alles an Geld und Kirchenſchmuck, Silbergeräth ꝛc. durch Rapinat in der Schweiz damals Zuſammengeſtohlenen über 100 Mill. Franken.

Die welſchen Schweizer wollten eine ſ. g. rhodaniſche Republik für ſich ſtiften, Brune befahl ihnen aber, ſich mit den deutſchen zu vereinigen und gründete zu Aarau am 27. April die einige und untheilbare helvetiſche Republik mit einer ganz der franzöſiſchen nachgeahmten Verfaſſung und fünf Directoren an der Spitze. Damit hörte alle Souverainetät der Cantone auf und ſollten Unterſchiede, die ſo alt und unüberſteiglich ſind wie die Alpen, auf einmal nivellirt werden. Viele Cantone unterwarfen ſich aus Furcht vor Plünderungen, denen ſie doch nicht entgingen; andere ſträubten ſich, wurden aber ſogleich von den Franzoſen angegriffen und überwältigt. Am 30. April rückte Schauenburg in Zürich ein und raubte hier aus, wie in Bern. Zwei kleine Republiken, die bisher der Schweiz zugewandt waren, wurden nicht der helvetiſchen einverleibt, ſondern unmittelbar mit Frankreich vereinigt, Mühlhauſen im Suntgau*) und Genf (15. April).

Nur die Altſchweizer, einfache Bauern, behaupteten noch ſo

*) Die guten deutſchen Reichsſtädter hier faßten am 4. Januar einen heroiſchen Entſchluß, theilten ihr öffentliches Vermögen unter ſich, trugen ihre alten Wappen und Fahnen feierlich zu Grabe, erboten ſich freiwillig zur Vereinigung mit Frankreich und ließen durch ein junges Mädchen in alter Schweizertracht den franzöſiſchen Commiſſären die Schlüſſel ihrer Stadt überreichen. Ein origineller politiſcher Selbſtmord.

viel Nationalgefühl, daß ihnen das Franzoſenjoch abſolut unleidlich war. Der kleine Canton Schwyz wagte unter der Leitung des edeln Aloys Reding der weltüberwindenden Macht von ganz Frankreich zu trotzen. Unbekümmert um die Unmöglichkeit eines Erfolges, wahrte er die Ehre, die in jener kläglichen Zeit ſo wenige zu wahren wußten. Als die katholiſchen Bauern der freien Aemter (Baden, Bremgarten) vom Widerſtande der Schwyzer hörten, griffen auch ſie zu den Waffen und wagten ſogar einen kühnen Handſtreich gegen Aarau, angeführt von einem Prieſter, der die Fahne trug, unterlagen aber in einem blutigen Gefecht bei Hägglingen den Truppen Schauenburgs, der ſich ſodann gegen Schwyz ſelbſt wandte. Bei Richterſchwyl wurde den ganzen Tag hindurch mit äußerſter Hartnäckigkeit gefochten. Endlich mußten die Schwyzer weichen, hielten aber nochmals Stand bei Schindeleggy, noch einmal auf dem Berg Etzel und zum viertenmal am rothen Thurm, nahe dem alten Schlachtfeld von Morgarten. Hier ließen ſie ſich nicht mehr überwinden und Schauenburg mußte mit großem Verluſt abziehen. Eben ſo ein anderes franzöſiſches Corps, das bei Arth unter dem berühmten Berge Rigi einen Angriff verſuchte. Dieſe ruhmwürdigen Kämpfe geſchahen vom 1.—3. Mai. Am 4. aber zählten die Schwyzer ihre dünn gewordene Schaar und erkannten, ſie ſeyen nicht mehr ſtark genug. Als Sieger boten ſie nun ihre Unterwerfung unter die helvetiſche Regierung an und der Friede wurde geſchloſſen; aber die Franzoſen ließen es ſich doch nicht nehmen, das reiche Kloſter Einſiedeln zu plündern und zu verbrennen. — Auch die deutſchen Bauern im obern Wallis trotzten, während die welſchen im untern Wallis ſich ſchon mit den Waadtländern vereinigt hatten. Auch hier rückten die Franzoſen an, die nach blutigen Gefechten am 8. Mai bis Sitten vordrangen und dieſe unglückliche Stadt trotz der von den Bürgern ausgeſteckten weißen Fahne plünderten. Doch hielten ſich die Oberwalliſer noch wochenlang an den Abgründen der Dala und ſchoßen noch

eine Menge Franzosen nieder. Diese Gebirgskriege waren mörderisch, weil alle Schweizer Bauern gute Schützen waren.*)

Als einige unter den Directoren der helvetischen Republik das Wohl des Landes zu wahren wagten und gegen die Wegschleppung eidgenössischen Eigenthums nach Frankreich protestirten, jagte sie Rapinat einfach weg und setzte eigenmächtig zwei seiner Creaturen an ihre Stelle, Ochs und Dolder. Wegen dieses Sieges der guten Sache mußte Aarau illuminiren, 19. Juni.

Unterwalden hatte sich beim Mißlingen des Kampfes in Schwyz gefügt, als die Bauern aber hier der elenden helvetischen Regierung den Huldigungseid leisten sollten, ließ es ihr Gewissen nicht zu, mit dem Heiligsten so frevelnd Spott zu treiben. Sie verweigerten den Eid und griffen zu den Waffen, geführt vom Pfarrer Lüssi. Zwei französische Colonnen brachen unter Schauenburg auf, sie zu Paaren zu treiben, die eine zog durchs Haßlithal, stieg über den Berg Brüning und fiel von oben her ins Land; die andere landete am Vierwaldstättersee und kam von unten. Die erstere brach zwar den trotzigen Widerstand der Bauern am Kernwald, erlitt aber ungeheuren Verlust, indem von allen Seiten aus den nahen Felsen und Wäldern auf sie geschossen wurde. Ein Schütze, dem Weib und Kind unablässig die Stutzen luden, tödtete allein über 100 Mann. Im Ganzen fielen 2—3000 Franzosen. Unterdeß war auch die zweite Colonne unter beständigen Gefechten

*) Hier muß die Geschichte das Andenken eines merkwürdigen Mannes bewahren, des Züricher Landvogt Landolt. Er zuerst hatte das Schweizerische Schützenwesen in ein System gebracht und die militärische Welt auf den Werth dieser Specialwaffe in dem Grade aufmerksam gemacht, daß Friedrich der Große ihn nach Berlin berief, um auch in der preußischen Armee Schützencorps zu errichten. Landolt beschäftigte sich, nachdem er sein Amt niedergelegt, in stiller Zurückgezogenheit im Canton Zürich mit Malerei und malte nichts als Schlachtgemälde, in denen er die Franzosen immer als besiegt darstellte. Man fand das lächerlich, aber er blieb fest überzeugt, die Geschichte werde seine Malerei wahr machen.

heraufgerückt und traf mit der ersten in Stanz, dem Hauptort des Cantons, zusammen. Hier wehrten sich Weiber wie die Männer mit dem Muth der Verzweiflung, bis sie unter den Kugeln und im Brande der Häuser ihr Leben aushauchten. Diese blutigen Kämpfe dauerten drei Tage, vom 7. bis 9. September. Man zählte 102 Frauen und Mädchen, die mit den Waffen in der Hand fielen. Bei Winkelried schlugen 18 Mädchen wüthend mit ihren Sensen unter die Franzosen, bis alle erschossen waren. Dem Morden folgte wie gewöhnlich Sengen, Brennen, Plündern und Schänden. Damals sammelte der menschenfreundliche Pestalozzi von Zürich die herumirrenden Kinder der erschlagenen Unterwaldner und eröffnete mit ihnen seine unsterblich gewordene Erziehungsanstalt.

Das Frickthal gehörte noch zu den vorderösterreichischen Besitzungen im Reich und Graubündten war eine unabhängige Republik, der Eidgenossenschaft von lange befreundet, aber nicht einverleibt. Auf beide machte Frankreich Anspruch, aber Oesterreich gab das Frickthal nicht heraus und besetzte Graubündten.

Wie sehr das Directorium in Paris nur noch dem gemeinsten Interesse oblag, und kein Princip mehr achtete, beweist sein Verfahren nicht nur gegen die freiheitliebenden Schweizer, sondern auch gegen die Nordamerikaner. In leichtsinnigster Verachtung der republikanischen Sympathien gab das französische Directorium Caperbriefe aus, um reiche amerikanische Schiffe zu rauben. Der amerikanische Gesandte in Paris, Gerry, empfing deßhalb am 23. März 1798 strenge Instructionen aus seinem Vaterlande und legte solche actenmäßige Beweise der schändlichsten Habgier und Bestechung vor, deren sich die Directoren Frankreichs hatten zu Schulden kommen lassen, daß die Engländer, die dahinter kamen, sie sogleich unter dem Titel French corruption abdrucken und in der ganzen Welt verbreiten ließen. Auch von Portugal hatte sich Frankreich im Jahre 1797 den Frieden durch Bestechung abkaufen lassen. — Am 26. Mai decretirte der nordamerikanische Congreß die Wegnahme aller französischen Schiffe, die den Handel ferner beunruhigen würden.

Die Herausforderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika war um so unvernünftiger, als Frankreich damals immer neue Verluste durch die überlegene englische Marine erlitt. Die Engländer bombardirten von der See her Ostende und setzten Truppen unter Coote ans Land, 19. Mai, die aber schon am folgenden Tage umringt und gefangen wurden. Bald darauf indeß bombardirten die englischen Schiffe schon wieder Havre. Die Franzosen suchten sich durch eine Landung in Irland zu rächen. Dieses Land befand sich damals schon (wie noch jetzt) in einer beklagenswerthen Lage. Seit Jahrhunderten war es von den Engländern als eroberte Provinz mit unbarmherziger Härte behandelt. Die gälischen Iren waren ein anderer Volksstamm und redeten eine andere Sprache, als die Engländer, von denen sie unterworfen worden waren. Die Iren waren katholisch geblieben, während die Engländer die Reformation in der Form der bischöflichen Kirche angenommen hatten. Der ganze Boden von Irland gehörte den Eroberern, die Eingebornen blieben nur die armen, gedrückten Pächter der englischen Grundbesitzer. Ganz Irland war in anglikanische Bisthümer eingetheilt worden, obgleich das Volk zu drei Viertheilen katholisch blieb, und mußte mit ungeheuren Summen diesen ihnen fremden Klerus dotiren, der oft nicht einmal im Lande blieb, sondern die Einkünfte der reichen Pfründen in England verzehrte. Irland hatte damals noch ein eigenes, vom englischen unabhängiges Parlament in Dublin, aber es war nur von den englischen Grundherrn, nicht von dem unterdrückten Volke selbst beschickt. Dieses Volk war in seiner überwiegenden Mehrheit Proletariat und bei seiner starken Vermehrung in jedem Mißjahr einer Hungersnoth ausgesetzt. Auf's tiefste in seinen nationalen, religiösen und materiellen Interessen verletzt hatte es im Verlauf der Jahrhunderte schon öfters versucht, das englische Joch abzuwerfen, war aber aus jedem Kampf nur verblutet und härter gefesselt, als früher, hervorgegangen. Im philosophischen Jahrhundert, wo so viel von Humanität und Menschenrechten die Rede war, kam

unbegrenzies sey, und wir haben von ihm die Ueberzeugung erhalten, daß durch den 18. Artikel der Bundesakte alle Rechte anerkannt worden sind, welche den Schriftstellern und Verlegern der Natur der Sache nach zustehen.

Auch darin stimmen wir mit demselben überein, daß die Rechte der Verleger bloß abgeleitete sind und nur in so weit in Frage kommen können, als viele Verleger, durch Verträge oder Verjährung, in den Besitz der gesammten Rechte der von ihnen verlegten Autoren gekommen sind. Der wesentliche Unterschied zwischen unsern Ansichten liegt aber in dem Ergebniß, daß Dr. Kramer, ob er gleich das Recht der Schriftsteller aus der Natur der Verhältnisse entwickelt, dennoch die Natur des Eigenthums nicht als einen Beweisgrund für die Identität des Rechtes der Schriftsteller mit dem Eigenthum gelten lassen, sondern dasselbe nur nach Analogie des Eigenthums beurtheilt wissen will, wogegen wir durch die Gleichheit aller Merkmale zu dem Schlusse gelangt sind, daß das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken, wie dasselbe durch den 18. Art. der Bundesakte anerkannt und durch den Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 näher bestimmt worden ist, als ein wirkliches Eigenthumsrecht zu betrachten sey.

Das Eigenthum besteht, nach einverstandenem Rechtsbegriff, in dem gewöhnlich dinglichen Rechte, vermöge dessen Jemanden die unbedingte Befugniß zusteht, über eine einzelne körperliche Sache nach Willkür zu schalten. Da nun als körperliche Sachen nach der grammatischen Bedeutung alle diejenigen angesehen werden müssen, welche sinnlich wahrnehmbar sind, so waltet kein Zweifel ob, daß durch die Beschränkung des Rechtes der Schriftsteller und Künstler auf solche Gedanken, welche in sinnlich wahrnehmbarer Form dargestellt werden, die Identität des Objektes hergestellt wird.

Wenn dagegen Kramer als Objekt dieses Rechtes Aeußerungen bezeichnet, welche durch bestimmte Worte abgegrenzt und durch sichtliche Zeichen bleibend dargestellt, einen vollständigen Gedanken enthalten, so leidet diese Definition zuerst keine Anwendung auf das artistische Eigenthum, und während dieselbe einerseits bleibende Darstellung fordert, die doch keineswegs nothwendig ist, schließt sie ohne genügenden Grund die Auffassung durch das

auch das Elend Irlands zur Sprache und die Engländer selbst mißkannten es keineswegs, aber das Interesse erstickte hier jede bessere Regung. Nur wenn ein absoluter Monarch in England geherrscht hätte, wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, den Privatinteressen der Engländer zum Trotz das Loos Irlands zu verbessern; da aber in England die Aristokratie des Reichthums herrschte, hätten die im Besitz befindlichen Familien freiwillig dem unermeßlichen Gewinn entsagen müssen, den sie aus dem unterjochten Irland zogen, und das thut keine Aristokratie in der Welt jemals freiwillig. Der Freiheitskrieg in Nordamerika hatte den Beweis geliefert, daß die englischen Waffen doch nicht unbezwinglich seyen, und eine geheime Partei in Irland hoffte, ihr unglückliches Land einmal eben so von England unabhängig zu machen, wie es die Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden waren. Inzwischen blieben sie sich ihrer Schwäche bewußt und hielten es für rathsamer, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. Sie bildeten daher eine sog. irische Union zu dem Zweck, eine Reform des Parlaments und eine Emancipation der Katholiken durchzusetzen. Das Haupt dieser Partei war damals Wolf Tone, ein kaum dreißigjähriger junger Mann voll Feuer und Geist, sein eifrigster Parteigänger aber Napper Tandy. Als die französische Revolution siegreiche Fortschritte machte und auch die Engländer unter York zurückschlug, hielten sie eine Hülfe von Frankreich her für möglich und hatten schon 1796 in Paris geheime Unterhandlungen gepflogen. Die Folge davon war Hoche's mißlungene Landung. Der Plan war aber nicht aufgegeben. Das Directorium in Paris forderte nur, die Irländer selbst sollten sich erheben, damit französische Truppen, wenn sie in Irland landeten, einen Anhaltspunkt fänden. Die Härte des Lord Camden, der damals Irland regierte, erleichterte das Unternehmen, indem er das Volk grenzenlos erbitterte. Eine große Verschwörung war eingeleitet. Am 23. Mai 1798 brach die Empörung plötzlich auf allen Punkten aus. Die englischen Truppen wurden, wo sie in Garnison standen, überfallen, vertrie-

ben, verfolgt. Aber ſie wehrten ſich tapfer gegen die rohen Volkshaufen. Ihr General Fawcelt erlitt bei Werfort eine Niederlage und verlor ſeine Kanonen, aber General Lake ſammelte eine gehörige Anzahl Truppen und griff das verſchanzte Lager der Irländer auf dem Vinevar-Hügel an. Drei Tage lang (vom 19.—21. Juni) wurde auf's grimmigſte gekämpft, bis die engliſchen Truppen endlich doch ſiegten. Der Reſt der Aufwiegler wurde am Boyneſluß zuſammengehauen oder in die dortigen Sümpfe gejagt.

Jetzt erſt, als es zu ſpät war, kam die Hülfe aus Frankreich und noch dazu in unzureichender Stärke. Man begreift kaum, wie ſich das Directorium mit einer ſo lächerlichen Maaßregel den Spott der Engländer zuziehen mochte. Vielleicht geſchah es in dem tollen Siegestraum, in welchem damals die Franzoſen alles für möglich und durchführbar hielten, was ſie angriffen. Nur 1100 Mann unter General Humbert landeten in der Bucht von Killala, 21. Auguſt, erfochten einen kleinen Sieg über Lake, wurden aber bald übermannt und mußten ſich gefangen geben, 8. September. Ein anderes kleines Landungsheer, das ſie unter General Rey hatte unterſtützen ſollen, kam zu ſpät und kehrte um. Die Franzoſen rüſteten in Breſt eine neue Flotte mit Landungstruppen unter General Hardy, bei denen ſich auch Wolf Tone befand; aber der engliſche Commodore Warren fing ſie unterwegs auf und nahm ſie gefangen, 12. Oct. Wolf Tone entging der Hinrichtung nur durch Selbſtmord. Napper Tandy wurde auf engliſche Requiſition zu Hamburg verhaftet (25. November), was großen Lärmen in Frankreich erregte.

Mittlerweile ſchleppte der Raſtadter Congreß ſein trauriges Daſeyn fort, ohne zu einem Entſchluß zu gelangen. Frankreich liebkoste Preußen und ſchickte den berühmten Sièyes nach Berlin, der die mancherlei Eitelkeiten dort ſehr ſchlau zu gewinnen verſtand. Ein unangenehmer Vorfall in Wien hätte bald das gute Einvernehmen von Campo Formio geſtört. Bernadotte, der als fran-

zösischer Gesandter nach Wien geschickt worden war, benahm sich dort brutal, verlangte die Gerichtsbarkeit über alle in Oesterreich lebenden Franzosen, widersetzte sich dem Jahresfest, an dem die Wiener den Auszug ihrer Freiwilligen zum italienischen Kriege feierten, und pflanzte dann an diesem Tage zum Trotz an seinem Hotel die dreifarbige Fahne auf, deren Anblick das Wiener Volk so ärgerte, daß es sie in einem Tumult herunterriß, 13. April 1798. Die Regierung beschwor ihn zwar, allein er reiste brennenden Kopfes ab. Um die Genugthuung eclatant zu machen, wurde der alte Thugut (aber nur zum Schein) vom Ministerium entfernt und Cobenzl an seine Stelle gesetzt. Dieser pflegte eine besondere Unterhandlung mit Frankreich, das zu diesem Zwecke François von Neufchatel abschickte, zu Selz in der Nähe von Rastadt. Aber man konnte sich nicht einigen. Frankreich wollte Bayern nicht an Oestreich fallen lassen, das Cobenzl als Preis des Friedens forderte.

Neue Kriegsgewitter stiegen am Himmel auf, die Wolken zogen sich von mehreren Seiten her über Rastadt zusammen. Kaiser Paul I. der nach dem Tode seiner Mutter Katharina II. am 17. Nov. 1796 den russischen Thron bestiegen hatte, öffnete nicht nur den aus Italien und Deutschland vertriebenen Mitgliedern der Familie Bourbon ein Asyl in Mietau, sondern glaubte auch endlich ehrlich erfüllen zu müssen, was seine arglistige Mutter immer nur versprochen hatte, nämlich den durch die Revolution bedrängten Monarchien im Westen bewaffneten Beistand zu leisten. Er war eine ritterliche und ehrliche Natur, im merkwürdigsten Gegensatz gegen seine Mutter, und konnte glühen für Recht und sich erzürnen gegen Unrecht, wie sein edles Verfahren gegen Kosciuszko bewiesen hatte. Frankreich beging ein colossales Unrecht gegen Europa. Das empörte den russischen Kaiser, es war eine sittliche Aufwallung und nicht blos ein legitimistisches Vorurtheil. Er knüpfte nun Unterhandlungen mit England und der Türkei an, welche letztere durch Bonaparte's Einfall in Aegypten von Frank-

reich verletzt war, und gab sich große Mühe, auch Oesterreich und Preußen in die Coalition zu ziehen. Preußen blieb zu seinem Unglück der bisher eingehaltenen Neutralität treu. Es trat zwar plötzlich kühner gegen Frankreich auf, behauptete sein altes Recht auf Cleve, welches von den Franzosen nur occupirt, aber nicht in dauernden und rechtmäßigen Besitz genommen sey, wies auch die Ansprüche Frankreichs auf die Brückenköpfe am rechten Rheinufer (Kehl, Castel, Ehrenbreitstein) zurück, schloß sich aber doch der Coalition nicht an und machte es keinem recht.*) Oesterreich aber erkannte, es sey unmöglich, die Franzosen mit Vernunft von etwas abzubringen, nur Gewalt allein vermöge etwas über sie. Es hatte in dieser Beziehung die schlimmste Erfahrung gemacht. Alle Vorstellungen wegen Ehrenbreitstein und wegen der Schweiz waren von den Franzosen unberücksichtigt geblieben, bis es sich entschloß, Graubündten mit Gewalt gegen die Bedränger zu vertheidigen. Dieses obere Rheinthal war für Oesterreich der Nähe von Tirol wegen von höchster Wichtigkeit. Kaiser Franz hatte die Franzosen alle Schweizer Bergpässe nehmen lassen, jetzt sagte er: bis hieher und nicht weiter! Er schloß mit Graubündten einen Vertrag (17. October 1798) und schickte Truppen unter General Auffenberg nach Chur.

Oesterreich besiegelte seinen neuen Bund mit Rußland durch Vermählung Josephs, des Palatin's von Ungarn (Bruder des Kaisers) mit der Großfürstin Alexandrine, Tochter des Kaisers Paul. Oesterreich hatte noch einen zweiten Grund, der ihm einen neuen Krieg in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich wünschenswerth machte. Am 16. Februar 1799 starb der bayerische Kurfürst Karl Theodor plötzlich am Schlage, während er am Spiel-

*) Sièyes schrieb damals aus Berlin: „Der König von Preußen faßt den schlechtesten Entschluß, nämlich gar keinen. Preußen isolirt sich, das ist bequem für uns, denn während dieser preußischen Betäubung werden wir mit den Andern fertig."

tisch saß. Er hatte aber die Abtretung Bayerns an Oesterreich noch nicht ratificirt. Der junge Pfälzer Erbe, Max Joseph, eilte nach München und machte mit seinen blühenden Kindern den günstigsten Eindruck auf das Volk. Dadurch wurden alle seit so langer Zeit gehegten, immer und immer wieder aufgenommenen Pläne Oesterreichs vereitelt.*) Max Joseph stand im engsten Vertrauen mit Talleyrand und den französischen Gesandten in Rastadt und hatte sich ihrer Unterstützung gegen Oesterreich versichert. Nur der Vertrag von Campo Formio, in welchem Bonaparte Oesterreich einen Theil von Bayern versprochen hatte, stand im Wege, aber wenn Oesterreich selber wieder Krieg anfing, so war jener Vertrag gebrochen und Frankreich konnte alles für Bayern thun. Oesterreichs Verlegenheit in dieser Sache wurde noch gesteigert durch das überaus kluge und vorsichtige Benehmen Max Josephs. Denn weit entfernt, den Franzosenfreund zur Schau zu tragen, hielt er sich streng in den Grenzen der Pflichten eines deutschen Kurfürsten und zauderte nicht, als Oesterreich rüstete und der Krieg immer unvermeidlicher wurde, das bayerische Contingent unter die Fahnen des Kaisers zu stellen. Graf Lehrbach in Rastadt, der Hauptintrigant in der bayerischen Angelegenheit, hätte viel lieber gesehen, Max Joseph würde sich offen an Frankreich angeschlossen haben, damit man ihn dann als Reichsverräther hätte verjagen können. Lehrbach wußte inzwischen zu gut, in welchen Verbindungen Max Joseph gestanden hatte und hoffte, wenn er die actenmäßigen Beweise dafür, so wie für die Betheiligung Preußens in die Hände bekäme, den jungen Kurfürsten doch noch in die Reichsacht bringen

*) Marie Leopoldine, die junge Gemahlin des alten Karl Theodor, vermählte sich später mit einem bayrischen Grafen Arco. Die Sage geht, sie hätte einen Sohn, den sie 1799 heimlich geboren und der Fürsorge des Fürstbischof Fürstenberg anvertraut haben soll, für einen echten Sohn Karl Theodors ausgeben und diesem die Nachfolge sichern können, wenn sich ihr Gewissen nicht dagegen gesträubt hätte.

und Oeſterreich die lang erſehnte Erwerbung Bayerns ſichern zu können. Dazu lieh ihm der Tumult des hereinbrechenden Krieges den Vorwand.

Ruſſiſche Truppen bewegten ſich ſchon gegen Weſten und erhielten freien Durchzug durch die öſterreichiſchen Staaten. Frankreich erhob Beſchwerde dagegen und ließ ſchon am 1. März 1799 ein beträchtliches Heer unter Jourdan bei Straßburg über den Rhein gehen, während der Congreß von Raſtadt noch ungeſtört fort unterhandelte. Am 3. März wurden die joniſchen Inſeln durch eine verbundene ruſſiſch-türkiſche Flotte den Franzoſen entriſſen. Am 5. erließ Erzherzog Karl, der im Stillen ein großes Heer bei Augsburg zuſammengezogen hatte, eine Proclamation, worin er ſehr der Wahrheit gemäß den Franzoſen ihr treuloſes Benehmen, ihre eigenmächtigen Störungen des Friedens, ihre Mißhandlung der Neutralen und ihre maaßloſen Contributionen und Requiſitionen vorwarf, ein Benehmen, „welches bis zur Entehrung des deutſchen Namens“ gehe und dem man daher endlich Schranken ſetzen müſſe. — Der erſte Kampf entbrannte in der Schweiz. Ein franzöſiſches Heer unter Maſſena drang in Graubündten ein und nahm den Paß bei Luciensteig mit Sturm, nachdem er von den Oeſterreichern aufs tapferſte vertheidigt worden war, 6. März. An demſelben Tage wurde jedoch der franzöſiſche General Loiſon, als er gegen Kloſter Diſſentis vordrang, von den wüthenden Bauern zurückgeſchlagen. Am 7. mußte ſich Auffenberg in Chur mit 3000 Mann ergeben, weil er verſäumt hatte, in der Nacht über die Berge zu entfliehen. Von hier aus drang der kühne Lecourbe mit einem franzöſiſchen Corps ins Engadin, wurde am 15. bei Martinsbrück durch die Oeſterreicher unter Laudon abgeſchlagen, verſtärkte ſich aber durch ein neues franzöſiſches Corps unter Deſſoles und ſchlug die Oeſterreicher in ihren Gebirgspoſitionen bei Taufers und Nauders, vermochte jedoch nicht durch den von Bellegarde und den Tirolern tapfer vertheidigten Paß Finſtermünz in Tirol einzudringen, weil unterdeß in ſeinem Rücken den

Franzoſen Gefahr drohte, was ihn zur Umkehr bewog. Maſſena ſelbſt, von dem er nur detachirt war, erlitt am 13. bei Feldkirch eine Niederlage durch die Oeſterreicher, die der Croate Jellachich führte.

Am Mittelrhein war große Bewegung. Der kurmainziſche Abgeordnete am Raſtadter Congreß, Albini, hatte ſchon lange den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung gehegt. Wie ſchon vor hundert Jahren der große Prinz Eugenius wunderte er ſich, daß die volkreichen Rheingegenden, in denen es ſo viele kräftige Männer gibt, ſich immer und immer wieder von den Franzoſen geduldig ſollten ausplündern laſſen. Aber die engherzige Politik Thuguts in Wien litt nicht, daß die Nation als ſolche in Mitleidenſchaft gezogen werde. Nur die Odenwäldler ſtanden auf und ſchlugen ſich tapfer mit den Vorpoſten der Franzoſen herum, erlitten aber am 20. April eine Niederlage bei Weinheim.

Unterdeß hatte ſich Erzherzog Karl mit der Hauptarmee nicht gegen Straßburg, ſondern gegen den Bodenſee gewendet, um zugleich Tirol und der Schweiz zu Hülfe zu kommen und die Verbindung mit Italien offen zu halten. Das zog Jourdan nach derſelben Richtung, als er aber in der Nähe des Bodenſees angelangt war, wurde er zuerſt in einem Vorpoſtengefecht bei Oſtrach am 21. März, dann in einer Hauptſchlacht bei Stockach am 25. zurückgeſchlagen. Wenn der Erzherzog von ſeiner überlegenen Reiterei beſſern Gebrauch gemacht und überhaupt etwas thatkräftiger und raſcher gehandelt hätte, würde er den Feind haben vernichten können, der ſich in ziemlich guter Verfaſſung und ungehindert durch den Schwarzwald über den Rhein zurückzog. Der Erzherzog hätte ſich nun wenigſtens raſch gegen den ganz bloßgeſtellten Maſſena wenden können und würde ihn wahrſcheinlich durch ſeine Uebermacht erdrückt und die ganze Schweiz befreit haben, aber er rückte nur mit äußerſter Langſamkeit vor und blieb dann ſtehen, wodurch Maſſena Zeit bekam, ſich zu verſtärken und eine feſte Poſition einzunehmen. Da hier Zaudern nicht im mi-

litäriſchen Plane des Erzherzogs liegen konnte, fällt die Schuld allein auf die ränkevolle Politik in Wien. Nur Bellegarde ging energiſch aus dem Paſſe von Finſtermünz heraus und ſchlug Deſſoles und Lecourbe aus dem Münſterthal, dem Engadin und Veltlin auf demſelben Wege hinaus, auf dem ſie ſo verwegen in dieſe ſtolzen Gebirge eingedrungen waren. Dagegen vermochte Hotze den von den Franzoſen unter Menard aufs tapferſte vertheidigten Paß von Lucienſteig nicht zu nehmen, 1. Mai.

Der Erzherzog erließ am 30. April, indem er die Schweizer Grenze betrat, eine ſchöne Proclamation, worin er den Schweizern ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit zuſicherte, ſie aber aufforderte, mit ihm gegen den gemeinſamen Feind zu fechten. Auch der greiſe Schultheiß Steiger von Bern erließ einen Aufruf an das Volk, worin er erinnerte, wie glücklich, wohlhabend und von allen Mächten Europas geachtet die Schweizer bisher geweſen und wie ſie erſt durch ihre ſchändliche Hingebung an die Franzoſen ausgeplündert, entehrt, in Verachtung gefallen ſeyen. „Fallt über die Räuber her, die euch alles genommen haben und noch ſo unverſchämt ſind, euch zu Hülfe zu rufen.“ Drei Bataillone Schweizer hatten ſich bereits unter öſterreichiſchen Fahnen gebildet. An demſelben Tage, an dem Hotze (auch ein Schweizer) alle Kräfte anſtrengte, den Paß von Lucienſteig wieder zu gewinnen, waren auch die Bauern rings umher aufgeſtanden, da er aber zurückweichen mußte, fiel Menard über die Bauern her und trieb ſie nach hartnäckigem Kampfe bei Diſſentis auseinander, welches ſchöne Kloſter bei dieſem Anlaß verbrannt wurde. Doch fiel Lucienſteig am 14. bei einem neuen Angriff in die Gewalt Hotze's. Auch in den vier Waldſtädten hinter Maſſena's Rücken ſtand das Volk auf. Die helvetiſche Regierung wollte 18,000 Recruten ausheben, die für Frankreich fechten ſollten. Dieſe Zumuthung erweckte Zorn und die Nähe des Erzherzogs machte den Schwyzern Muth, wieder zu den Waffen zu greifen. Maſſena ſchickte ein Corps unter Soult ab, dem es gelang, ſie friedlich auseinander zu bringen, 8. Mai.

Als er über den Vierwaldstädter See fuhr, wehrten ihm Urner, wurden aber von ihm zurückgeschlagen und von Lecourbe (dem kühnsten Berggeneral) von oben her umgangen und zersprengt. Am glücklichsten und hartnäckigsten war der Aufstand im obern Wallis, den der junge Graf Courten leitete. Es gelang den Franzosen erst im Spätsommer, hier ihre Herrschaft herzustellen, nachdem sie 1200 Mann verloren und fast alle Dörfer verbrannt hatten. Heinrich Zschokke, ein schlechter Comödienschreiber aus Magdeburg, seit kurzem in der Schweiz angesiedelt und eifriger Anhänger der Revolution, damals helvetischer Regierungscommissär, ahmte Baudot nach, der die Entvölkerung des Elsaßes verlangt hatte, und schlug öffentlich vor, man solle aus den katholischen Urcantonen der Schweiz ihre bisherigen Einwohner als unverbesserliche Reactionäre entfernen und „Colonien der Eroberer", also Franzosen hineinversetzen, datirt vom 23. Juni. In derselben Druckschrift warf er den Altschweizern ihre „Kaiserfucht" vor und alle Zeugnisse und Aussagen aus jener Zeit bestätigen, daß die weit überwiegende Mehrheit der Schweizer im Erzherzog einen längst ersehnten Befreier sah. Haller schrieb: „Das Volk haßte die Franzosen als ungerechte Feinde, als fremde Soldaten, als Umstürzer des Vaterlandes, als Plünderer seines Eigenthums, als Zerstörer seines Wohlstandes, als Schänder und Vergifter seiner Weiber und Töchter."

Aber der Erzherzog Karl wurde durch Befehle von Wien zurückgehalten. Thugut wollte so wenig die alte Eidgenossenschaft, als das Königreich Sardinien wiederhergestellt wissen und mißbilligte Karls und Steigers Vorgehen. Das lähmte die Begeisterung. Nachdem Erzherzog Karl Hotze's Durchdringen am Lucienſteig abgewartet, ging er über den Rhein (am 23. u. 24. Mai) und vereinigte sich mit Hotze. Massena bot ihm die Spitze vor Zürich am 4. Juni, brach aber die unentschiedene Schlacht freiwillig ab und zog sich zurück, weil er die Uebermacht der Oesterreicher erkannte. Der Erzherzog besetzte Zürich, Massena aber die

im Süden dieser Stadt sich ausbreitende Höhe des Albis oder Uetliberges, und in dieser Gegenüberstellung verharrten sie nunmehr den ganzen Sommer über. Der kecke Lecourbe hatte mittlerweile (Ende Mai und Anfang Juni) die Oesterreicher unter Haddik von der Höhe des St. Gotthard heruntergeworfen und diesen wichtigen Gebirgspaß, der die Straße aus der Schweiz nach Italien beherrscht, besetzt. Nichts spricht so sehr zu Gunsten der damaligen Tüchtigkeit französischer Truppen, als die Art und Weise, wie sie unter Lecourbe so rasch in den ungeheuren Alpen sich zu orientiren und zu siegen wußten.

Immer noch hatte der Congreß in Rastadt getagt, als erst am 28. April der österreichische Oberst Barbaczy von den Szekler Husaren die Entfernung der französischen Botschafter von dort verlangte. Es waren nach Treilhards Abgang, der in Paris Director geworden war, Bonnier, Roberjot und Jean de Bry. Sie trauten nicht recht, übergaben ihre wichtigsten Papiere dem preußischen Gesandten Grafen Görtz und reisten noch in der Nacht ab, wurden aber vor den Thoren der Stadt in einem Wäldchen von Szekler Husaren überfallen und ermordet. Nur Jean de Bry entkam, indem er aus mehreren Wunden blutend sich todt stellte und in einem Graben liegen gelassen wurde. Der österreichische Archivar Freiherr von Hormayr, ein Zeitgenosse und der damaligen Dinge wohl kundig, gibt den Grafen Lehrbach als Urheber dieser Gewaltthat an und als Zweck derselben das Interesse, welches Lehrbach hatte, sich der Papiere zu bemächtigen, durch welche Max Joseph und die preußische Gesandtschaft compromittirt werden konnten. Aber dieselben Papiere waren von den französischen Gesandten nicht mitgenommen worden, sondern befanden sich in derselben Nacht, in der sie so gierig gesucht wurden, unter Verschluß des Grafen Görtz *). Jean de Bry schleppte sich nach Rastadt zurück, wohin

*) Nach Hormayrs Aussage hat sich später der berüchtigte Spion Schumacher gerühmt, er habe sich damals von Frankreich und Oesterreich

Gehör aus, welche eine eben so vollständige, bestimmte und sichere Wahrnehmung gestattet, wie das Gesicht, und welche überall, wo es sich um eine Rede handelt, als ganz geeignet gilt, einen vollgültigen juridischen Beweis herzustellen.

Niemand wird in Abrede stellen, daß ein Gedanke, welcher durch Worte, Töne, Zeichen oder Farben so dargestellt wird, daß derselbe gehört oder gesehen, in einzelnen Fällen wohl auch gefühlt werden kann, aufhört, bloß im Begriff zu existiren, und durch diese Darstellung nicht nur Realität, sondern auch die Fähigkeit des Gebrauchs erlangt, mithin ein Bestandtheil des Vermögens und somit durch die bloße Thatsache der Darstellung ein Gegenstand wird, auf welchen der Hervorbringende ausschließlich einzuwirken befugt ist.

Das erste Befugniß aber des Herrn einer Sache ist das Recht auf Besitz, und wenn Dr. Kramer gerade dieses wichtigste Recht dem Schriftsteller abspricht, so geschieht dieß nur, weil er sich der Körperlichkeit des auf irgend eine Weise sinnlich wahrnehmbar dargestellten Gedankens nicht bewußt geworden ist.

Der Besitz ist im allgemeinsten Sinne Innehabung eines Gegenstandes, und die Zuthat „körperlich" ist, wie wir gesehen haben, von jeder sinnlichen Berührung eines Gegenstandes, je nach dessen Natur zu verstehen. Daß aber der Autor die Gedanken, welche er durch das Denken aus dem allgemeinen geistigen Stoffe absondert und gestaltet hat, durch das Aussprechen wirklich in Besitz nimmt, inwiefern er die einmal gedachten Gedanken willkürlich in sich wieder hervorrufen und mithin auf dieselben einwirken kann, bedarf keines Beweises, da Jedermann die Probe frei steht, wenn man auch den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens für keinen Beweis gelten lassen will. Es kann mit dieser Besitznahme die Absicht verbunden werden, das Innehaben in irgend einer rechtlichen Absicht fortdauernd auszuüben oder auch nicht. Im ersten Falle, wenn z. B. der Autor seine Gedanken Behufs der Aufbewahrung oder Veröffentlichung memorirt oder niederschreibt oder dictirt, bleibt er ungeachtet der Mittheilung im Besitz, und wenn gleich derjenige, welcher einen Memorirenden belauscht, ein Manuscript heimlich liest, oder sich dasjenige, was ihm vielleicht nur zu dem Zweck des Niederschreibens mitgetheilt wird, einprägt, gleichfalls den Besitz dieser Gedanken erwirbt,

auch die Damen und Kinder der Gemordeten umgekehrt waren. Hier widmete man ihnen die größte Sorgfalt und geleitete sie dann sicher über den Rhein. Die sämmtlichen Congreßgesandten verlangten noch, bevor auch sie abreisten, Untersuchung; der Kaiser versprach sie feierlich unter Ausdrücken voll Entrüstung über das begangene Verbrechen. Inzwischen kam nichts heraus und das Geheimniß blieb noch vierzig Jahre lang bewahrt.

Die französische Regierung, die wohl den Zusammenhang wußte, durfte ihn nicht enthüllen und beutete den Gesandtenmord lediglich aus, um die Franzosen in dem bevorstehenden Kampf gegen die beiden Kaiser zu fanatisiren mit Trauerfesten und ungeheuer schwülstigen Proclamationen. Der Platz im Rathe der Alten, auf dem Bonnier gesessen hatte, wurde leer gelassen, aber ein vollständiger Deputirtenornat darauf gelegt und die Inschrift beigefügt: „ermordet auf Befehl des Kaisers." Auch sollte bei jedem Namensaufruf Bonnier mit genannt werden und der Präsident bei seinem

zugleich bezahlen lassen und beiden zugleich gedient, den Gesandtenmord eingeleitet, aber vorher den französischen Gesandten gerathen, ihre Papiere zu verbergen. Hormayr gedenkt auch der sehr merkwürdigen Aeußerung Hardenbergs während des Friedensschlusses zu Basel. Als hier nämlich das Verfahren Preußens getadelt und die ritterliche Fortsetzung des Kampfes gegen die Revolution von Seiten Oesterreichs gerühmt wurde, habe Hardenberg gesagt: wenn Frankreich den Oesterreichern Bayern hätte geben wollen, so würde Oesterreich früher mit der Republik Frieden geschlossen haben, als Preußen. Endlich macht auch Hormayr noch darauf aufmerksam, daß Kaiser Paul in Max Joseph nur einen Jakobiner gesehen und demgemäß den russischen Generalen sehr mißliebige Instructionen gegeben habe, was nur durch Wiener Insinuationen erklärt werden könne. — In neuerer Zeit hat man auch vermuthet, Lehrbach habe sich solcher Papiere bemächtigen wollen, durch die Oesterreich selbst compromittirt war. Aber solche Papiere, etwa Oesterreichs Begehrlichkeiten und geheime Zusicherungen an Frankreich, mußten sich längst in Paris befinden und konnten nicht in Rastadt gesucht werden.

Namen ausrufen: „das Blut der zu Rastadt gemordeten französischen Gesandten komme über das Haus Oesterreich!“ Wie barbarisch auch dieser Gesandtenmord war, so war doch Frankreich kaum befugt, so feierlich dabei das heilige Völkerrecht anzurufen, welches es selbst so vielfach und roh verletzt hatte.

Wir haben den wiederbegonnenen Krieg in Deutschland bis zu dem Momente verfolgt, in welchem die Ereignisse in Italien auf ihn Einfluß zu üben anfingen, und müssen daher die Betrachtung nunmehr dorthin lenken, wohin auch der Urheber dieser neuen Coalition, der Kaiser von Rußland, seine Streitkräfte entsendet hatte.

Kaiser Paul hatte den berühmten Türken- und Polenbezwinger, Grafen Suwarow zum Oberfeldherrn der nach Italien bestimmten russischen Truppen berufen und dieser kurz geantwortet: „ich werde Ew. Majestät zu Füßen fallen und die Franzosen schlagen.“ Suwarow war ein Mann von kleiner, aber derber Gestalt, gar männlichen und runzlichen aber nicht selten zur Grimasse verzerrten Zügen und in seinem Benehmen voller Sonderbarkeiten. Als echter Russe, wenn er in voller Generalsuniform mit vielen Orden behangen bei hohen Personen aufwartete, pflegte er sich unendlich tief zu bücken und gleichsam zu prosterniren; daheim aber und im Lager genirte er sich nicht, im Hemde herumzugehen und Possen zu treiben wie ein junger Student. Er trug gewöhnlich ein grünes Collet, einen seltsamen Helm von Filz mit grünem Rande und Stulpstiefel, die man nach ihm Suwarowstiefel nannte. Seine größte Eigenheit war, daß er keine Spiegel leiden konnte, die daher überall verhangen werden mußten, wo er hinkam. Geschah es nicht, so zerschlug er den Spiegel augenblicklich. Man hat ihm vieles als Absicht und Koketterie ausgelegt, was doch einfach aus dem slavischen Naturell zu erklären ist. Dem Slaven ist viel Humor eigen, in dem die Extreme der Civilisation und Barbarei rasch wechseln wie die Pole eines gestörten Magnets. In

seiner kriegerischen Laufbahn hatte Suwarow hauptsächlich die Eigenschaften des Blitzes angenommen. Blitz und Schlag, das war seine ganze Kriegskunst. Ein Widerstand existirte für ihn nicht. Nur das lange Warten konnte er nicht leiden. Als er daher in Wien mit dem alten Thugut und den „Hofkriegsrathsperücken" über den bevorstehenden Feldzug unterhandelte, ärgerte ihn die herkömmliche Bedächtigkeit der Oesterreicher außerordentlich, so daß er sich kaum halten konnte. Er sah in Thugut den bösen Dämon der österreichischen Monarchie, vor dem er sich mitten unter Bücklingen und Höflichkeiten bekreuzte, während Thugut ihn seinerseits nicht minder widerwärtig fand und von seinem gewaltthätigen Zufahren viele Störungen der österreichischen Pläne besorgte. Als Suwarow Wien verlassen hatte, um seiner vorausmarschirten Armee nachzueilen, fand er dieselbe am 5. April noch in Villach, bis wohin sie auf dem kurzen Wege von Wien nach österreichischen Instructionen 26 Tage gebraucht hatte. Da zog er zornig seinen Kantschu und peitschte die Säumigen in zehn Tagen über das Gebirge bis Verona.

An demselben Tage, an dem er dort anlangte (15. April) erließ er eine Proclamation an die Völker Italiens, worin er ganz als frommer Russe sprach: „Vereinigt euch unter die Fahnen, die für Gott und für den Glauben streiten! Die Armee unseres erhabenen Kaisers wird ihr Blut vergießen zur Vertheidigung unserer allerheiligsten Religion und um euch wieder zu euren Gütern zu verhelfen, die euch die Franzosen geraubt haben. Sie haben euch in namenloses Elend gestürzt, aber tröstet euch, denn Gott lebt noch, der euch schützt. Seht uns an, dieses frische tapfere Heer der Russen, und fürchtet nichts!" Diese Sprache, schön und edel, war zugleich natürlicher, wie die in den übel berüchtigten Manifesten Braunschweigs und Coburgs. Sie war durch und durch gesund, voll religiöser Weihe und volksthümlicher Kraft. Sie ließ sich weder auf diplomatische Winkelzüge noch politische Principien ein,

ſondern redete nur von der Rettung eines unglücklichen Volkes durch ein anderes, ſtärkeres Volk im Namen des beleidigten Gottes. Sie wies den einzigen Weg, auf dem die Coalition endlich zu ihrem Ziele gelangen konnte, wenn ſie ſelbſt es ſich nicht immer wieder verrückte.

Ueberdies war die Erſcheinung der Ruſſen in der Lombardei auch inſofern verhängnißvoll, als nie zuvor der Moskowiter ſo weit von ſeiner Heimath hinweggekommen, ſo tief in die Händel des Abendlandes verwickelt worden war.

Achtes Buch.

Suwarow in Italien.

„Italien, o Italien, dem das Schicksal die unglückselige Gabe der Schönheit verlieh, durch welche Barbaren gelockt werden, es zu erobern, und dem es die Stärke versagte, sich ihrer zu erwehren.“ Diese berühmten Worte Filicajas erfüllten sich schrecklicher als jemals seit der Völkerwanderung in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer, Polen und Türken um die schönen Glieder des zerrissenen Italien ringen sollten.

Bonaparte hatte zwar Italien nicht eher verlassen, als bis es durch Constituirung der cisalpinischen Republik und durch Friedensschlüsse mit den sämmtlichen italienischen Mächten geordnet war; aber das in Paris beliebte Raubsystem litt nicht, daß diese neugeschaffene Ordnung von langer Dauer seyn sollte. Unter den Directoren der französischen Republik war es hauptsächlich Lareveillière-Lepaux, der als theophilanthropischer Schwärmer und systematischer Feind der Kirche nicht eher ruhen zu können glaubte, als bis er das Papstthum vernichtet hätte. Nur mit verbissenem Aerger hatte er sich den Frieden von Tolentino gefallen lassen, weil er nicht den Muth besaß, dem mächtigen Bonaparte durch den Sinn zu fahren; nach der Entfernung dieses großen Generals

nahm er aber den alten Plan alsbald wieder auf und fand volle Zustimmung bei den andern Directoren, die eine Eroberung von Mittel- und Unteritalien nur für die folgerechte Fortsetzung des von Bonaparte begonnenen und zu früh abgebrochenen Werkes hielten. Nicht ohne Schlauheit schickten sie, um die weiteren Umgriffe immer noch an Bonaparte's Namen zu knüpfen, dessen Bruder Joseph als Gesandten nach Rom, gaben dieser weichherzigen und unfähigen Persönlichkeit aber Stützen an den energischen Generalen Duphot und Sherlok, die schon bei der Demokratisirung Genua's die entsprechende Unverschämtheit an den Tag gelegt hatten.

Mit offener Verhöhnung der päpstlichen Regierung sammelten diese Menschen eine Anzahl römischer Jakobiner um sich, predigten das Evangelium der Freiheit und Gleichheit auf der Straße, ließen ihre Partei die dreifarbige Kokarde aufstecken und antworteten der Obrigkeit, die sie zum Auseinandergehen auffordete, mit lautem Lachen. Die verspotteten Papalini (Schlüsselsoldaten, die päpstliche Miliz) brauchten Gewalt, die Jakobiner, von Duphot angefeuert, widerstanden, es gab ein kleines Handgemenge und Verwundungen. Da pflanzte Duphot auf der Villa Medici die dreifarbige Fahne auf und rief alle Demokraten unter die Waffen. Als päpstliche Dragoner die wilde Versammlung auseinandertreiben wollten, zog Duphot den Degen und war eben im Begriff, einen Angriff auf sie machen zu lassen, als ihn eine Kugel todt niederstreckte, 28. Dezember 1797. Nichts konnte den Franzosen erwünschter kommen. Mit größter Ostentation reiste die Gesandtschaft ab und das Directorium in Paris dictirte dem Kirchenstaat den Untergang zur Strafe wegen des an der Person des Generals Duphot verletzten Völkerrechts. Wäre Duphot nicht gefallen, hätten die Römer sich seiner Unverschämtheit unterworfen, so wäre der Erfolg ganz der nämliche gewesen.

Der vielgeprüfte Pius wusch seine Hände in Unschuld, ergab sich in den göttlichen Willen und befahl, den Franzosen auch nicht den mindesten Widerstand zu leisten, da derselbe ja doch vergebens

seyn müßte und Rom ein nur noch um so schlimmeres Loos zugezogen haben würde. Berthier, der damals in Oberitalien die Franzosen commandirte, erhielt von Paris aus Befehl, Rom zu erobern und nahm die polnische Legion unter Dombrowski mit. Am 11. Februar 1798 rückten sie, ohne auf einen Feind gestoßen zu seyn, vollkommen friedlich in Rom ein, sammelten aber hier sogleich den jacobinischen Anhang und pflanzten am 15. Februar, dem 23. Krönungstage des Papstes, auf dem Capitol den Freiheitsbaum. Berthier hielt die Festrede: „Manen des Cato, des Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius! empfanget die Huldigung der freien Franken auf dem Capitol. Die Enkel der Gallier kommen heute, den Oelzweig des Friedens in der Hand, auf diese heilige Stätte, um hier den Altar der Freiheit wieder aufzurichten, den die Hand des ersten Brutus weihte.“ Berthier verlangte vom Papst, er solle freiwillig abdanken. Pius VI. aber erwiederte: „ich bin gewählter Papst und werde als Papst sterben; ich bin auf jede Mißhandlung gefaßt; einem drei und achtzigjährigen Greise könnt ihr schweres, aber nicht langes Leiden zufügen; ich bin in eurer Gewalt, aber ihr habt den Leib allein und nicht den Geist.“ Berthier wurde bald darauf durch Massena ersetzt, und dieser ließ den Papst mit Gewalt aller seiner Macht entkleiden, seine Schweizer aus dem Pallast entfernen, ihn selbst verhaften. Massena's Raubgehülfe, ein gewisser Haller, zog dem Papst sogar seine Ringe vom Finger. Der unglückliche Fürst der Kirche wurde sodann als Gefangener weggebracht. Ein Kloster in Siena nahm ihn auf, aber neue Schrecken erwarteten ihn hier. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte das Kloster, aus dem er mit Noth das Leben rettete. Nie hat das Schifflein Petri in dunkleren Stürmen geschwankt.

Nach der Entfernung des Papstes wurden auch alle Cardinäle verhaftet, verbannt, ihr Eigenthum geplündert, der Cardinal Borgia sogar auf die Galeeren geschickt. Massena raubte die Stadt Rom systematisch aus. Nicht nur wurde alles Eigenthum

des Staats und der Kirche weggenommen, sondern auch das der großen römischen Familien. Die kostbarste Beute war das vom kunstliebenden Papst mit großer Sorgfalt zusammengebrachte und nach ihm benannte weltberühmte Museo Pio-Clementino im Vatican, mit den herrlichsten Statuen des classischen Alterthums, Gemälden der mittleren und neuen Zeit und unschätzbaren Handschriften. *) In langen schweren Wagenzügen wurden diese Schätze nach Paris gebracht. Die zahlreichen Kirchen Roms wurden ihrer heiligen Reliquien, Bilder, Gefäße und Ornate beraubt. Als der französische General St. Cyr eine von der Familie Doria gestiftete, mit Brillanten bedeckte und vom Volk eben so heilig verehrte als kostbare Monstranz rettete und den Eigenthümern zurückgab, bezeigte ihm das Directorium seine Unzufriedenheit und berief ihn zurück. Als Duphots Leiche mit großem Pomp bestattet wurde, stahlen die französischen Soldaten die dabei gebrauchten Kirchengeräthe. Nicht minder wurden die Palläste und Villen des römischen Adels ihrer Zierden beraubt. In der berühmten Villa Albani verkaufte man sogar die Pflanzen aus dem Garten. Die römischen Juden, bisher in ein besonderes Quartier verwiesen, kauften alles zusammen, weil die Soldaten Geld brauchten und die werthvollsten Dinge um Spottpreise hergaben. Das Geschlecht Israel sah hier, wie am Rhein und überall, im Umsturz der christlichen Kirche eine Rache für die lange Verachtung des Judenthums und fiel mit mehr als Geldgier über die Kirchenbeute her. Massena forderte zu den 6 Millionen, die schon von Berthier eincassirt waren, noch 30 Millionen baare Kriegssteuer und außerdem noch besondere Contributionen, die er den reichen Familien auflegte.

*) Darunter befanden sich auch die im dreißigjährigen Kriege durch den bayerischen Kurfürsten Max aus Heidelberg geraubten und dem Papst damals zum Geschenk gemachten altdeutschen Handschriften (der größte Schatz dieser Art, der existirt) Auch sie wanderten jetzt nach Paris, von wo sie im Jahre 1815 durch die siegreichen Deutschen glücklich wieder abgeholt und nach Heidelberg zurückgebracht wurden.

So mußte das Haus Chigi 200,000 Scudi (½ Million Gulden) zahlen, der reiche Kupferstecher Volpati 12,000. Das alles aber steckte Massena, so weit er es nicht den Directoren nach Paris schicken mußte, in seinen Sack und ließ die Soldaten ohne Sold und Kleider, bis sie sich selber durch Plünderungen halfen. Das letztere reichte bei dem Leichtsinn der Soldaten, die das Geraubte schnell wieder vergeudeten, nicht aus und der Geiz Massena's führte zum offenen Aufstande, dem sich auch sämmtliche Offiziere und Untergenerale anschlossen. Massena trotzte anfangs im Vertrauen auf das Directorium, das seine Unterschleife begünstigte, mußte aber der Standhaftigkeit der Offiziere weichen und am 25. Febr. das Commando niederlegen.

Auch ohne den Papst blieb ein Rest vom Papstthum in Rom, trotz Lareveillière-Lepeaux's eifrigem Wunsch, es ganz auszurotten. Der spanische Gesandte Azara stellte nämlich vor, es könnte beim spanischen Volk übel empfunden werden, wenn die päpstliche Canzlei (dataria) nicht mehr existire, mit der man in Abwesenheit des Papstes ganz bequem fortfahren könne, die geistlichen Geldopfer wenigstens aus Spanien zu beziehen. Sowohl die französischen Generale, als auch die neue republicanische Behörde wollten dieses Geld nicht fahren lassen, duldeten also den Fortbestand der Dataria, die im Namen des Papstes die herkömmlichen Confirmationen und Bullen ausfertigte und dafür das Geld einnahm. Außer Spanien aber, das mit Frankreich eng alliirt war, sistirten alle übrigen katholischen Staaten ihren Verkehr mit Rom bis zur Freiwerdung des h. Vaters.

Gehorsam dem Befehle des Papstes hatte das Volk sich bisher ruhig verhalten, aber die schamlosen Plünderungen der Franzosen versetzten es endlich in Wuth. In Rom benutzten die Trasteverner, der kräftigste Theil der Stadtbevölkerung, die Unzufriedenheit der Truppen mit Massena, um einen Aufstand zu wagen, der aber durch Massena's Nachfolger, den General Dallemagne in einem blutigen Straßenkampf niedergeschlagen wurde. Auch rings

um Rom entbrannte der Aufruhr, den indeß Murat mit seinen Streifcolonnen in Velletri und Albano unterdrückte, 27. Februar. Dann herrschte wieder Ruhe und am 20. März feierte man vor der Peterskirche das große Bundesfest der römischen Republik, deren Verfassung und Organisation nunmehr fertig geworden war. Eine Comödie, worin die italienischen Sclaven und Affen der Franzosen die Rollen von „alten Römern, Brutusen und Catos" spielten und aus ihrer tiefsten Demüthigung und Ausplünderung sich eine Ehre machten. Ein Zeitgenosse sagt von den Beamten der römischen Republik: „Der in der Regierung herrschende Geist der Niederträchtigkeit wird durch ihre Lage entschuldigt. Leute, die eine so schimpfliche Rolle spielen müssen, können sich dafür nur persönlich durch Geldgewinn und Schwelgerei entschädigen." Die Sclaven suchten es den Herren an Gewaltthätigkeit nachzuthun und der feigste Auswurf Roms, der sich zu den Stellen gedrängt hatte, nahm den martialischen Schnurrbart und Schleppsäbel der Franzosen an und brutalisirte die Bürger in den Provinzen. Das führte im Mai abermals zu einem blutigen Aufstande der Spoletaner. Ein Theil der französischen Armee in Rom unter General St. Cyr wurde abberufen, um Bonaparte nach Aegypten zu begleiten. Die übrigen befehligte nachher der edelgesinnte Championnet.

In der cisalpinischen Republik erregte die maaßlose Willkür, mit welcher der französische Gesandte Trouvé ihre Verfassung veränderte, die Beamten und Volksvertreter wie seine Puppen behandelte und gleich einem Pascha allein regierte, eben so große Unzufriedenheit und damals zuerst bildete sich eine Partei, die in geheimer Seele die Befreiung ganz Italiens von jedem fremden Joche als ihre letzte Hoffnung trug.

Daß auch das Königreich Sardinien jetzt dem allgemeinen Raubsystem werde zum Opfer fallen müssen, ließ sich voraussehen. Der französische Gesandte in Turin, Ginguené, wurde vom Direc-

ſo ergibt ſich doch von ſelbſt, daß dies bloß factiſcher Beſitz ſeyn kann, mit dem keine rechtlichen Wirkungen verbunden ſind. Innehabung und der Wille inne zu haben, als die weſentlichen Grundbedingungen des Beſitzes, finden alſo ihre Anwendung auf ſinnlich wahrnehmbar dargeſtellte Gedanken, und wir überheben uns der Mühe, nachzuweiſen, daß dieſelbe ſowohl mit Beziehung auf ein beſtimmtes Recht als auch ohne dieſe Beziehung geſchehen kann. Nur der Mitbeſitz erleidet eine Modification, die inzwiſchen nicht auf einer weſentlichen Verſchiedenheit, ſondern nur auf einer genauern Begriffsbeſtimmung beruht. Die Regel nämlich, daß eine Sache nicht von Mehreren zugleich ganz beſeſſen werden kann, hat keinen andern Sinn, als daß ein Beſitz Mehrerer nicht ausſchließlich ſeyn kann, und in dieſer Form leidet die Regel auch Anwendung auf die Objecte des literariſchen und artiſtiſchen Eigenthums, welche zwar von Mehreren zugleich ganz, aber nicht ausſchließlich beſeſſen werden können; jene Ganzheit und dieſe Ausſchließlichkeit erſcheinen daher bloß als Modificationen deſſelben Begriffs in ihrer Anwendung auf materielle und immaterielle Gegenſtände.

So wenig aber die erſte Beſitzergreifung und die Ausübung des Beſitzes in Rückſicht auf die Gegenſtände der geiſtigen und körperlichen Anſtrengung verſchieden iſt, ſo wenig geſchieht die Uebertragung des Beſitzes auf Andere in verſchiedener Weiſe, und während die Mittheilung von Seite des Beſitzenden das Mittel der Uebergabe iſt, dient die Auffaſſung durch das Gehör oder das Geſicht und nach Befinden das Gefühl auf Seiten des Nichtbeſitzenden als das Mittel der Beſitzergreifung.

Was hiernächſt die Erwerbungsarten des Beſitzes betrifft, ſo entſprechen dieſelben genau denen des materiellen Beſitzes, denn es kann derſelbe, wie wir bereits nachgewieſen haben, durch einſeitige erlaubte oder unerlaubte Handlungen oder auch durch ein zweiſeitiges Geſchäft erfolgen. Daß auch hier eine traditio brevi manu facta Statt finden könne, wenn z. B. der Prediger einem ſeiner Zuhörer ſeine gehaltene Predigt ſchenkt oder ſonſt überläßt, iſt von ſelbſt klar, und ſo leidet auf die Erwerbung des Beſitzes wahrnehmbar dargeſtellter Gedanken Alles Anwendung, was die Theorie von dem fingirten Beſitz, urſprünglich einem ſolchen, welchen man jeden Augenblick ergreifen kann, der Erwerbung

torium beauftragt, den König eben so zu behandeln, wie man den Papst behandelt hatte, d. h. ihn auf alle Art zu peinigen und zu ängstigen und zugleich in Turin eine Jakobinerpartei zu organisiren, damit er aus Furcht oder gezwungen abdanke. Aber König Karl Emanuel IV. beschämte den Gesandten, der mit einer fürchterlichen Rede und einem noch fürchterlicheren Schleppsäbel vor ihn hintrat, durch die edle Einfachheit seines Benehmens. Der König war mit Maria Adolphine, einer Schwester Ludwigs XVI. vermählt, die kinderlos und ganz so fromm und still war, wie ihre hingerichtete Schwester Elisabeth. Der Charakter des Königs entsprach dem ihrigen. Beide lebten wie ein Paar Täubchen in unzertrennlicher Liebe und Einigkeit und im frommsten Gottvertrauen, daher auch mitten unter dem scheußlichsten Revolutionslärm und Kriegesdonner stets heiter, klar, ruhig. Der König besaß dabei viel Verstand und wich, während er seinerseits die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen aufs genaueste einhielt, auch nicht ein Haar von dem ihm zustehenden Rechte. Ginguené war durch den Anblick dieses wunderbaren Königspaares gerührt worden und that ihm nur ungerne länger wehe, war aber durch das Directorium dazu gezwungen. Man fing des Königs Couriere und Briefe auf, man zettelte Aufruhr an, den aber seine Truppen unterdrückten, man suchte alles auf, ihm heimlich beizukommen. Da gab er die schöne Erklärung: „Wenn Frankreich wolle, daß Sardinien aus der Reihe der Staaten verschwinde, so bäte er, die mächtige Republik möge das Urtheil offen und selbst vollstrecken und sich nicht heimlichen Aufruhrs piemontesischer Unterthanen dazu bedienen.“ Aber man antwortete mit Schmähungen. Dem armen Ginguené wurde vorgeworfen, weil er einem Gastmahl in Turin angewohnt, „aus dem Becher des Tyrannen getrunken zu haben, während das Blut der Feinde der Freiheit in Strömen fließe.“ Ein neuer von den Franzosen angezettelter Aufruhr wurde nochmals von den dem Könige sehr ergebenen Truppen

beſiegt, aber aus Rückſicht auf Frankreich erhielten die Gefangenen Amneſtie. Dieſe Feſtigkeit und Güte zugleich ärgerte das franzöſiſche Directorium endlich in dem Grade, daß es jede Schonung ablegte, am 3. Juli 1798 das Caſtell von Turin beſetzen ließ und nur den Erfolg eines neuen bewaffneten Aufruhrs in Tortona abwartete, um des Königs Abſetzung als Volkswillen zu erklären. Aber auch dieſer von General Brune unterſtützte jacobiniſche Aufruhr wurde von den treuen ſardiſchen Truppen unterdrückt, am 5. Seitdem begnügte ſich die franzöſiſche Beſatzung im Caſtell von Turin, den König auf jede Weiſe zu ärgern und herauszufordern. Dennoch gelang es ihr nicht, die Bevölkerung vom König abwendig zu machen. Am 16. September zogen die Franzoſen in Masken durch die Stadt und verhöhnten den Hof, deſſen Perſonal ihre Verkleidungen nachahmten. Es kam dabei zu einer blutigen Schlägerei mit den ſardiſchen Soldaten. Im November forderte Frankreich 10,000 Mann vom König, er ſtellte ſie. Da man ihm nun auf keine Weiſe beikommen konnte, meinte man, ihn auch „ohne Vorwand“ abſetzen zu können. General Joubert entehrte ſich durch die Vollziehung. Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man deſſen Proclamation vom 5. Dezember lieſt: „das Maaß des Turiner Hofes iſt voll. Seit langer Zeit hat er große Verbrechen verübt. Republikaniſches Blut iſt von dieſem treuloſen Hofe in Menge vergoſſen worden ꝛc.“ Der König antwortete in einem würdevollen Manifeſt, worin er die Opfer aufzählte, die er Frankreich theils in ſtets treuer Vollziehung der Verträge, theils aus Rückſicht gebracht habe, legte die Reinheit ſeiner Politik vor aller Welt dar, und erklärte zugleich, da die Verträge von Frankreich gebrochen ſeyen und Widerſtand nichts nützen könne, ſey nunmehr die Zeit für ihn gekommen, in der er freiwillig abdanken müſſe. Das that er am 9. Dezember, und reiſte nach der Inſel Sardinien ab, indem er alle ſeine Schätze im Schloß den Franzoſen zurückließ. Uebrigens muß man den Truppen und der Mehrheit des Volks in Piemont nachrühmen, daß ſie in dieſer

troſtloſen Lage ſich eben ſo muthig und beſonnen benahmen, wie ihr König, und in ſeltener Treue an ihm hingen. Faſt immer haben in neuerer Zeit die Piemonteſen ihre italieniſchen Landsleute beſchämt durch ihre männliche Haltung.

Die beſonnene und großherzige Handlungsweiſe des Königs von Sardinien fand ein trauriges Gegenbild in der Unbeſonnenheit des Königs von Neapel. Eine verhängnißvolle Zukunft war den ohnehin von Natur ſchreckhaften Neapolitanern am 15. und 16. Juni 1794 vorherbedeutet worden durch einen der furchtbarſten Feuerausbrüche des Veſuvs, der jemals ſtatt gefunden. Die Erde bebte, der Tag hüllte ſich in Nacht, die große Stadt Neapel wurde mit Aſche, die kleine Stadt Torre del Greco von glühender Lava bedeckt und der Veſuv ſelbſt, vorher noch höher als der gegenüberliegende Somma ſank in ſich zuſammen, verlor ſeinen ſtolzen Gipfel und öffnete einen ungeheuren Krater, wie er noch jetzt vorhanden iſt. König Ferdinand IV., ein roher und geiſtloſer Monarch, liebte nur Fiſche und Vögel zu fangen und überließ das Regieren der Königin Karoline, die als Schweſter der hingerichteten Marie Antoinette Todfeindin der Franzoſen geworden war, und dem allvermögenden Miniſter Acton, der ihre Geſinnung theilte. Die Königin beſaß viel Feuer, aber die kleine Macht ihres Staates entſprach ihrem großen Muthe nicht. Sie mußte ſchon 1796 zittern, Franzoſen in Neapel zu ſehen, was auch unfehlbar geſchehen wäre, wenn Bonaparte nicht in den Alpen mit Oeſterreich zu thun gehabt hätte, wodurch er bewogen wurde, Rom und Neapel in ſeinem Rücken Frieden zu gönnen. Als 1798 die Franzoſen Rom beſetzten, kam auch Neapel wieder in die äußerſte Gefahr. Bekanntlich gleicht Italien auf der Landkarte einem Stiefel. Acton ſagte daher zum König: „die Revolution hat bereits den Fuß in den Stiefel geſteckt, nur noch ein kleiner Druck mit der Ferſe und ſie hat ihn ganz angezogen.“ Schon bei der erſten Beſitznahme Roms durch die Franzoſen machte Berthier eine unerhörte Zumuthung an Neapel. Bisher nämlich pflegte nach

uralter Sitte der König von Neapel jährlich dem Papſt einen weißen Zelter mit 7000 Goldſtücken zu ſchicken, eine Huldigungsceremonie, die unter dem Einfluß Joſephs II. (des Bruders der Königin Karoline) ſeit 1788 unterblieben war. Nun machte Berthier, obgleich er den Papſt abgeſetzt hatte, für Frankreich Anſpruch auf jenes Huldigungsopfer und verlangte die rückſtändigen Summen. Nichts bezeichnet beſſer die erſtaunliche Frechheit der damaligen franzöſiſchen Politik. Neapel weigerte ſich, daher ſchon im Anfang des November Championnet drohen mußte: „bald wird der rächende Blitz Neapels wankenden Thron in den Staub ſtürzen.“

Aber Championnet hatte in Rom nur 17,000 Mann und Neapel konnte über 70,000 verfügen. Eine engliſche Flotte war in der Nähe. Oeſterreich und Rußland rüſteten zum Kriege, Frankreich mußte alle ſeine Streitkräfte gegen ſie verwenden. Es war alſo nicht zu kühn, daß Neapel, anſtatt Championnet zu erwarten, ihn vielmehr zuerſt angriff. Die neapolitaniſche Armee hatte ſich indeſſen nie eines großen kriegeriſchen Rufes erfreut. Der Schweizer Burkhard organiſirte und dreſſirte ſie. Man glaubte aber, der im öſterreichiſchen Generalſtab alles geltende Mack, der nicht eben glücklich in den Niederlanden debutirt hatte, werde in Neapel viel mehr ausrichten und ließ ihn eigends kommen, um die große Diverſion zu leiten, die man den Franzoſen von Süden her machen wollte. Dieſer Mack beſaß die Gabe, durch ſein kriegsgelehrtes Geſchwätz hohe Perſonen einzunehmen, die vom Kriege nichts verſtanden, beſaß aber durchaus keinen praktiſchen Blick und keine Thatkraft. Er rechnete auf einen leichten Sieg und der König Ferdinand ſelbſt begleitete das neapolitaniſche Heer, als es am 23. November 1798 gegen Rom aufbrach. Championnet ſah ſich zu ſchwach und zog alle Franzoſen aus Rom heraus, mit Ausnahme einer kleinen Beſatzung in der Engelsburg. Die Neapolitaner zogen am 29. ein und übten Rache an den Anhängern der Republik, deren Häuſer geplündert wurden. Auch die Juden

erhielten bei dieſer Gelegenheit eine nicht unverdiente Züchtigung, mehrere von ihnen wurden in den Tiber geworfen. Aber die Dinge nahmen ganz unerwarteter Weiſe eine andere Wendung, indem die Neapolitaner nach dem unſinnigen Mack'ſchen Plane ihre Macht theilten, in fünf Colonnen auf fünf ganz verſchiedenen Wegen vorrückten, um Championnet einzuſchließen und zu fangen und gerade dadurch den weit ſchwächeren Franzoſen erwünſchte Gelegenheit gaben, ſie einzeln zu ſchlagen. Das geſchah in den Gefechten von Calvi, Monte-Buono, Otricoli und Regnano, wobei die Neapolitaner eine ſo ausgezeichnete Feigheit bewieſen, daß die Franzoſen von nun an jede Scheu vor ihrer Ueberzahl verloren und Mack ſelbſt es für gerathen hielt, in aller Eile den Rückzug anzutreten, 13. Dez. Championnet zog ihm nach und jagte ihn ſchmählich vor ſich her. Auch die auf einem felſigen Vorgebirge liegende faſt uneinnehmbare Feſtung Gaëta, deßgleichen Pescara ergaben ſich den Franzoſen beim erſten Anlauf und nur in den Abruzzen fanden die letzteren tapfern Widerſtand, nur nicht von Seite der neapolitaniſchen Truppen, ſondern der ſchlecht bewaffneten, aber kühnen Gebirgsbewohner.

Damals lag der geniale Admiral Nelſon mit einer engliſchen Flotte vor Neapel. Die ſchöne Lady Hamilton, die aus einer ſehr tiefen Region der Geſellſchaft ſich durch ihre Reize zur Gemahlin des engliſchen Geſandten in Neapel, Lord Hamilton, emporgeſchwungen hatte,*) ſtand damals in höchſter Gunſt bei der Köni-

*) Emma Lyſon, aus Wales gebürtig, Tochter eines unbekannten Vaters und einer ganz armen Mutter, fiel dem berüchtigten Dr. Graham durch ihren körperlichen Liebreiz auf und wurde von ihm gedungen, in dem „himmliſchen Bette“ (zu dem er für ſchweres Geld alle vornehmen Wollüſtlinge Londons lockte und in welchem man ſeiner Verſicherung zufolge alle möglichen Sinnengenüſſe zugleich, mit einem Wort den Himmel auf Erden genießen ſollte) die nur mit Flor bedeckte Göttin der Geſundheit (Hygieia) zu ſpielen. Aus den Händen dieſes Charlatans kam ſie in die des Maler Romney, der ſie ebenfalls für Geld in den Coſtumen und Stellungen an-

gin Karoline und ſchloß ſich eng an Nelſon an, dem ſie bald darauf ſogar als erklärte Maitreſſe auf ſein Admiralſchiff folgte. Dieſes phantaſtiſche Paar dachte aber patriotiſch genug, in den Troubeln des mittelländiſchen Meeres einzig Englands Intereſſe wahrzunehmen und bewog die königliche Familie in Neapel, mit allen ihren Schätzen über Meer nach Sicilien zu entfliehen und denjenigen Theil der neapolitaniſchen Flotte, der nicht ſchnell genug in See geführt werden könnte, zu verbrennen. Wir ſahen oben bereits, mit welcher Conſequenz England auf die Zerſtörung der Flotten aller andern Seemächte ausging, wie es nach und nach außer der franzöſiſchen auch die ſpaniſche und holländiſche weggeführt oder verbrannt hatte. In dieſes Syſtem paßte nun auch die Verbrennung der neapolitaniſchen, obgleich befreundeten Flotte. England wollte, daß nur ſeine eigenen Flotten die See beherrſchten. Wir werden ſehen, wie es nicht lange nachher auch die däniſche vernichtete. Wirklich ging die königliche Familie von Neapel in der Neujahrsnacht zu Schiffe und nahm mit ſich 20 Millionen an Gold und Silber und die werthvollſten Kunſtſchätze. Nelſon aber ließ im Angeſicht des ſtaunenden Volkes eine Menge neapolitaniſcher Schiffe, darunter ein großes Linienſchiff von 75 Kanonen und viele Kanonenboote verbrennen, angeblich um ſie nicht in die Hände der Franzoſen fallen zu laſſen. Daſſelbe Schickſal traf die reichen Magazine des Arſenals. So gingen die Freunde mit

---

tiker Göttinnen und Heroinen, Nymphen und Bachantinnen ſehen ließ, als Venus, Leda, Phryne, auch als büßende Magdalena ꝛc., in welchen Rollen ſie auch gemalt und in Kupfer geſtochen wurde. In einer ſolchen Situation erweckte ſie die heiße Liebe eines vornehmen Jünglings, als ſie aber deſſen alten Onkel, Lord Hamilton, um die Heirathserlaubniß anging, verliebte ſich dieſer ſelbſt in ſie und heirathete ſie dem Neffen gleichſam vor der Naſe weg. Mit ihm kam ſie nach Neapel. Die Mißachtung, die ſie hier in den edleren Kreiſen der Geſellſchaft wegen ihres Lebenswandels erfuhr, trug nicht wenig zu den grauſamen Rathſchlägen bei, die ſie Nelſon gab.

Neapel um, was konnte man von den Feinden erwarten? Die nächtliche Abreise des Königs hatte etwas Schauerliches. Eben war einer seiner jungen Söhne gestorben und die Mutter in tiefer Trauer. Ein Sturm peitschte das Meer, man mußte ganze Kisten voll Kostbarkeiten, namentlich Kunstwerke, in die Wellen werfen, um die Schiffe zu erleichtern. Ein Schiff ging mit einer unschätzbaren Vasensammlung des Lord Hamilton zu Grunde.

Der König hatte den Prinzen Pignatelli als seinen Statthalter mit Mack zurückgelassen, um die Ordnung zu erhalten und Neapel zu retten. Diese beiden Männer erkannten, bei der Entmuthigung der Truppen, sey an bewaffneten Widerstand gegen Championnet nicht zu denken, dagegen die Wildheit des Pöbels zu fürchten, der die Stadt plündern würde, wenn die Franzosen sie nicht schnell genug besetzten. Sie schlossen daher am 12. Jan. 1799 mit Championnet einen Vergleich ab, der ihm die Uebergabe der Stadt und eine Contribution von 2½ Mill. Dukaten sicherte. Championnet traute nicht und wollte erst das Geld haben. Als aber seine Commissäre dasselbe am 14. erheben sollten, brachte ihre Erscheinung die ganze Stadt in Aufruhr. Alles schrie über Verrath und die öffentliche Autorität war in einem Augenblick vernichtet.

Neapel hatte 400,000 Einwohner, von denen ein sehr großer Theil s. g. Lazaroni waren, so benannt nach dem armen Lazarus,*) dem sie glichen, indem sie fast nichts als das nackte Leben besaßen, ein Proletariat, wie es in jeder großen Stadt vorkommt, hier aber die Vortheile des mildesten Climas genoß und sich daher viel weiter als in irgend einer andern Hauptstadt ausgedehnt hatte. Der Lazarone geht halbnackt und schläft, wenn er kein Obdach findet, unter freiem Himmel, lebt von wenig Obst oder Fischen, verdient gelegentlich ein Paar Gran und verzehrt sie, ohne an

*) Im Mittelalter hießen auch anderwärts die Bettler Lazarusbrüder. Das Wort Lazareth hat denselben Ursprung.

Sparen zu denken, denn er ist äußerst genügsam und immer fröhlich, liebt die Arbeit weniger als in der Mittagshitze den Schlaf und am Abend das Märchenerzählen und Improvisiren. Dabei ist er überaus fromm, der Geistlichkeit ergeben und abergläubig, ein echtes Kind des Südens. Es fehlt ihm, wenn seine Leidenschaft aufgeregt wird, nicht an Energie und an der Tapferkeit, die bei den regelmäßigen Truppen fast immer vermißt wurde. Diese Lazaroni waren es, die damals in wilde Empörung ausbrachen, das Zeughaus stürmten, sich bewaffneten, die festen Castelle, von denen die Stadt umringt ist, besetzten und die Soldaten verjagten, unter dem tausendstimmigen Rufe: Tod den Verräthern! und Hochrufen auf die Religion und den h. Januarius, den Schutzpatron Neapels. Ihre Wuth aber richtete sich gegen alle Männer der höheren Classen und Fremde, die sie für heimliche Franzosenfreunde hielten, und der Herzog de la Torre und sein Bruder, ein englischer Marineoffizier und viele andere wurden ermordet, viele Häuser gestürmt und geplündert. Pignatelli floh nach Sicilien und der arme Mack rettete sein Leben in's Lager der Franzosen, die er hatte bekämpfen sollen.

Dieselbe Volkswuth flammte in den Abruzzen auf und verbreitete sich überall hin, wo die Franzosen sich näherten. General Rey, der die Empörung dämpfen sollte, wurde von den Bergbewohnern in blutigen Gefechten zurückgeschlagen. Die gefangenen Franzosen litten unter den Händen der Sieger den grausamsten Tod. Gleichwohl drang Championnet bis Capua und Caserta vor, wo Mack zu ihm flüchtete. Die Lazaroni warteten ihn nicht ab, sondern zogen in dichten Schaaren aus Neapel über Aversa gegen ihn, und auf der Straße zwischen dieser Stadt und Capua kam es zu einem mörderischen Kampfe, der drei Tage lang ununterbrochen fortdauerte, bis die bessere Tactik und die Kanonen der Franzosen endlich der Lazaroni Meister wurden, die nach der mäßigsten Angabe 4000, nach der höchsten 20,000 Todte verloren, 21. bis 23. Jan. Doch wehrten sie sich auch noch in Neapel. Als

die Franzoſen hier ankamen, wurden ſie zurückgeſchlagen und ihr General Mounier fiel; allein am 24. drang Championnet in Neapel ein, indem ihm die Caſtelle durch Molliterni, den die Lazaroni nebſt Roccaromana zu ihren Führern gewählt hatten, freiwillig in die Hände geſpielt worden waren, nur um unnützes Blutvergießen und die Zerſtörung der Stadt zu verhüten. Zwar wurde immer noch gekämpft, als aber Championnet dem Lazarone Michele, der bei den Seinen in großem Anſehen ſtand, heilig verſicherte, die Franzoſen ſeyen Chriſten, und eine Ehrenwache vor das Heiligthum des h. Januarius ſtellte, verſöhnte er endlich die wilde Menge. Das in einem Fläſchchen aufbewahrte Blut des Heiligen dient den Neapolitanern ſeit älteſter Zeit als Orakel. Wenn es flüſſig wird, zeigt es das Wohlgefallen des Schutzpatrons an. Championnet verfehlte nicht, dieſes Wunder herbeizuwünſchen, um das Volk vollends zu überzeugen, daß die Ankunft der Franzoſen für Neapel ein Glück ſey. Man glaubte damals allgemein, er habe den Erzbiſchof durch Bedrohung ſeines Lebens gezwungen, das Blut des Heiligen flüſſig zu machen.

So ſpielte man mit dem armen Volke. Championnet erklärte nach Vorſchrift des Directoriums auch hier, wie in Rom, die alte Regierung für abgeſchafft, proclamirte Freiheit und Gleichheit und ließ durch einige Franzoſenfreunde, die ſich unter den gebildeten Neapolitanern wie überall befanden, den neuen Staat bilden, welcher den Namen der parthenopeiſchen Republik erhielt, ſo benannt von der Sirene Parthenope, die ſich einſt hier in's Meer geſtürzt haben ſoll aus Verzweiflung, weil Odyſſeus ihren Lockungen kein Gehör gab. Dieſer von den Gelehrten aufbewahrten mythologiſchen Notiz ſollte nun auf einmal der ganze geſchichtliche Beſtand Neapels aufgeopfert werden und das in demſelben Augenblick, in dem man das Volk nur durch ein frommes Gaukelſpiel eingeſtandenermaßen aus der dickſten Finſterniß des chriſtlichen Mittelalters hatte beruhigen können. Wenn irgend ein Volk nicht reif war für die Republik und für das moderne Heidenthum der

Franzoſen, ſo war es das neapolitaniſche. Die Gebildeten, die in der franzöſiſchen Schule erzogen und für antike Republiken begeiſtert waren, verſündigten ſich ſchwer, indem ſie dem Volke mit Ideen Gewalt anthaten, die es lediglich nicht faſſen konnte. Als ſie, wie vorauszuſehen war, bald der Reaction unterlagen, zu der alle natürlichen Sympathien des Volks gegen ihre Neuerung ſich vereinigten, hat man ſie als Märtyrer geprieſen, Pagano, der die neue Verfaſſung entworfen hatte, den Arzt Cirillo, vor allen die gelehrte Frau Eleonore Fonſeca Pimentelli; allein vernünftigerweiſe kann man ſie nur beklagen, indem man zugleich erkennt, daß ſie an ihrem eigenen wie an ihres Landes Unglück Schuld waren. Unter das faſt kindliche Volk von Neapel und unter ſeine viele Kirchen, Mönche und Nonnen gehörte gewiß kein Jakobinerklub und keine Madame Roland hinein.

Championnet brachte die Freiheit nicht umſonſt. Die Stadt Neapel mußte 10, das Land 65 Millionen zahlen. Außerdem wurden die noch vorhandenen Kunſtwerke und Alterthümer für Paris eingepackt und wurde von den Commiſſären des Directoriums in ſo frecher Weiſe in allen Richtungen geſtohlen, daß Championnet aus Ehrenhaftigkeit und zugleich aus Politik Einhalt that, um die Neapolitaner nicht zur Verzweiflung zu bringen und den Aufruhr herauszufordern. Aber das habgierige Directorium in Paris war mit ſeiner Mäßigung ſehr unzufrieden, ſchickte den in allen Niederträchtigkeiten längſt erprobten Faipoult mit unumſchränkter Vollmacht nach Neapel und ließ Championnet abſetzen und verhaften. So triumphirte das Diebsſyſtem und die Plünderungen mehrten ſich in Neapel auf's ſchamloſeſte, während die Gebildeten in ihren Klubs ſich in Freiheitsreden berauſchten. Den Befehl über die Truppen erhielt Macdonald.

Alle Provinzen waren und blieben in Aufruhr, die volksthümliche Bewegung gegen die von Fremden tyranniſirte Hauptſtadt gewann aber allmählig feſten Zuſammenhang. In den Abruzzen hatte ſich das wildempörte Volk unter verſchiedene durch

durch Mittelpersonen, wenn der Erzeuger eines Gedankens denselben einem Dritten durch einen Boten sagen läßt, und sonst in Betracht gezogen.

Wie endlich der Besitz durch die Unmöglichkeit der Wiederergreifung und durch freiwillige Aufgabe verloren geht, so geht auch der Besitz eines verkörperten Gedankens, nicht nur wenn derselbe von dem Urheber wieder vergessen, oder auch, was von einer Zeichnung oder einem Gemälde gelten kann, gar nicht vollständig ausgeführt wird, sondern auch dann verloren, wenn derselbe ohne den Willen, einen rechtlichen Gebrauch davon zu machen und denselben überhaupt im Besitz zu behalten, an eine oder mehrere Personen mitgetheilt wird. Daß auch die Empfänger sich desselben in solchem Falle nicht mit irgend einem Rechte bemächtigen können, ist die natürliche Folge des allgemeinen Rechtsgrundsatzes, daß Niemand mehr Rechte an einem Gegenstand auf einen Dritten übertragen kann, als ihm selbst daran zuständig sind, und versagen wir der menschlichen Natur das Anerkenntniß nicht, daß in dieser Hinsicht ein Abglanz des goldnen Zeitalters, wo noch alle Güter des Lebens umsonst zu haben waren, übrig geblieben zu seyn scheint.

Da wir in Bezug auf den Besitz der Objekte des hier in Frage stehenden Eigenthumsrechtes einen von Dr. Kramer versäumten Beweis nachzuholen hatten, so fürchten wir nicht, wegen der größern Ausführlichkeit in Behandlung dieses Gegenstandes Tadel zu verdienen, und dürfen um so kürzer seyn in Bezug auf die Nachweisung der übrigen Aeußerungen des Eigenthums an den Produkten der Kunst und Wissenschaft.

Es theilt sich dasselbe der Gattung nach, wie das an materiellen Gütern, in Proprietäts- und Nutzungsrechte, für welche die besondern Bezeichnungen Autorrecht oder Autorschaft und Verlagsrecht üblich geworden sind. Zu den erstern gehört das Recht, über die Substanz des Objektes nach Willkür zu schalten, mithin dieselbe zu verändern, und selbst zu vernichten, Gebrauch davon zu machen oder nicht, dasselbe zu veröffentlichen oder nicht, und es sogar der Oeffentlichkeit wieder zu entziehen.

Als eine unmittelbare Folge dieses Rechtes ist die Ausschliessung aller und jeder Befugniß zu Veränderungen in einem literarischen oder artistischen Werke von Seiten Dritter, ohne Zustimmung des ursprünglichen Eigenthümers und seiner Rechtsnachfolger

ihre Verwegenheit hervorragende Anführer geordnet, Pronio, Sciarpa, den berüchtigten Räuber Pegga, genannt Fra Diavolo (der später Held von Romanen und Opern wurde) und den Müller Mammone. Sie alle erwarben den Ruhm, mit der größten Tapferkeit ihr Land vertheidigt und die Franzosen geschlagen zu haben, während die regelmäßigen Truppen Neapels davongelaufen waren; aber sie befleckten ihren Ruhm durch die furchtbarste Grausamkeit. Beleidigter Nationalstolz und religiöser Fanatismus steigerten und rechtfertigten gleichsam die Blutgier, die ursprünglich doch nur ein tiefer Racenzug war. *) Die Franzosen, die dem empörten Volke lebendig in die Hände fielen, wurden unter den gräßlichsten Martern bald hingerichtet, bald absichtlich nur verstümmelt. Die erste größere Anhäufung von 12,000 Insurgenten zeigte sich in und um San Severo. Sofort schickte Macdonald ein französisches Corps unter General Duhesme nicht ohne Bischöfe und Geistliche aus, die in der Hauptstadt zur republikanischen Partei hielten und das Volk auf dem Lande sollten beruhigen helfen. Aber die Severiner wehrten sich auf's tapferste und wichen erst (wie rohe Volksheere immer) den Kanonen, nachdem sie 3000 Todte verloren hatten. Duhesme wollte die blühende Stadt in Brand stecken, ließ sich aber durch die Frauen und Kinder versöhnen, die in schwarzen Trauerkleidern herauskamen und ihn um Gnade baten. Schlimmer erging es der Stadt Andria, die von einem andern Corps Franzosen unter Broussier angegriffen und durch die Ueberlegenheit der Kanonen eingenommen wurde, nachdem 6000 Andriaten gefallen waren. Broussier war nicht so menschlich, wie Duhesme, sondern

*) Je heißer das Blut im Süden kocht, um so mehr lechzt es gleichsam nach sich selbst. Blut sehen wollen, ist der Höhepunkt der Leidenschaft. Glaubwürdige Zeugen sagen von Mammone aus, bei ihm sey die Blutgier zur Idiosynkrasie geworden, er habe Blut unter sein Getränk gemischt, selbst bei einem Aderlaß sein eigenes Blut getrunken und mit eigener Hand 400 Franzosen und franzosenfreundliche Neapolitaner abgeschlachtet. Nach Pietro Colletta, der Vicenzo Cocco als Gewährsmann anführt.

ließ alle männlichen Einwohner ermorden und die Stadt verbrennen. Nicht beſſer verfuhr er mit der unglücklichen Stadt Trani. Dagegen wurde ein drittes franzöſiſches Corps, welches unter Schipani in Calabrien vordringen ſollte, von den Inſurgenten bei Caſtelluccio mit großem Verluſt geſchlagen. Alles im Verlauf des März. Im Beginn des April erſchien eine engliſch-ruſſiſche Flotte im Golf von Neapel und nahm die der Stadt gegenüber liegenden Inſeln Iſchia und Procida weg. Auch das ſchöne Sorrento erhob ſich gegen die Franzoſen, wurde aber in Aſche gelegt und ſeine Orangengärten mit Blut beſpritzt und von Rauch geſchwärzt. Ueberhaupt litt die paradieſiſche Gegend am Golf von Neapel mehr durch die Franzoſen, als durch den Veſuv.

Bereits im Februar war der Cardinal Ruffo, aus Sicilien kommend, in Calabrien gelandet und hatte im Stillen den Aufſtand organiſirt, bis es ihm gelang, die bisher vereinzelten Schaaren zu ſammeln und mit einem großen Glaubensheere gegen Neapel vorzurücken. Der Cardinal war zu dieſer kriegeriſchen Rolle wie geſchaffen. In ſeinem rothen Kleide, den Degen zur Seite, ſaß er ſtolz auf dem Roß und feuerte den Muth der Seinigen an. Jeden Morgen hielt er im offenen Felde Meſſe und verfehlte nie, den Gefallenen ein feierliches Todtenopfer zu bringen. Die Einwohner von Altamura wehrten ihm den Eintritt in ihre Stadt, ſey es aus Furcht vor der Rache der Franzoſen, oder weil hier eine jakobiniſche Partei die Mehrheit erlangt hatte. Aber nach dreitägigem Kampfe nahm der Cardinal die Stadt ein und ließ die Einwohner ermorden, die in der Stadt Gravina, die ſich ihm ebenfalls widerſetzt, jedoch nur plündern. Sein Herannahen erhöhte den Muth des Volks, der Aufruhr ging ihm voran bis dicht vor Neapel. Aber Macdonald zog den Empörern entgegen und ſchlug ſie hinter dem Veſuv bei Sarno, 28. April, während General Vatrin die inſurgirte Stadt Caſtellamare, gegenüber von Neapel, grauſam züchtigte.

Das alles aber hielt den langſamen und ſichern Marſch des

großen Glaubensheeres unter dem Cardinal nicht auf und gleichzeitig hatten die Oesterreicher und Russen so bedeutende Vortheile in Oberitalien errungen, daß Macdonalds Stellung in Neapel unhaltbar wurde. Er hatte in der letzten Zeit ein Lager bei Caserta bezogen, am 7. Mai verließ er dasselbe und nahm seinen Rückzug nach Rom, indem er nur 1000 Mann in Neapel ließ.

Da platzte die parthenopeische Republik wie eine Saifenblase. Diese unnatürliche Schöpfung schwebte auf der Spitze des französischen Degens und hatte keine Wurzel im neapolitanischen Boden. Vergebens ließen die „Gebildeten" die geistlichen Puppen agiren, die pflichtvergessen, eitel und einfältig genug waren, sich zu einer solchen Rolle mißbrauchen zu lassen. Der Erzbischof, der schon in der Angelegenheit des heiligen Blutes sich schwach bewiesen, Zurlo Capace, erließ republikanische Hirtenbriefe und der Franziskanermönch Benoni predigte von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die zuerst Christus, dann der h. Franciscus eingeführt hätten. Sie waren geleitet vom Klub der Akademie der Nobili, der zugleich die republikanischen Tragödien Alfieris auf den Theatern aufführen und die langweiligen Verse Sebetos declamiren ließ, eines Dichters, der unermüdlich war, die Fata Morgana der parthenopeischen Republik als das goldene Weltalter zu preisen, das jetzt gekommen sey und von nun an dauern werde. Eleonore Fonseca schrieb einen neapolitanischen Moniteur und arbeitete für Volksaufklärung und republikanische Enthusiasmirung. Ein „philanthropeischer Verein," der die Jugend für die neuen Ideen erziehen wollte, bewies den Einfluß des Director Lareveillière-Lepeaux, der sich überhaupt der italienischen Entchristlichung am feurigsten annahm. Alle diese Spielereien der „Gebildeten" vermochten aber an der Thatsache nichts zu ändern, daß das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit dem guten alten Glauben anhing und die ungebetenen Lehrer grimmig zum Lande hinauszuwerfen im Begriff war. Die Franzosen waren mit dem Raube, den sie in diesem unglücklichen Lande begangen hatten, auf und davon gegangen, da-

gegen rückte der fürchterliche Cardinal täglich näher heran. Roccaromana, der ihm mit einem republikanischen Heere entgegenziehen sollte, that es zwar, ging aber zu ihm über.

Am 13. Juni entfaltete der Cardinal seine Fahnen auf den Höhen von Aversa, die Neapel beherrschen, 30,000 Mann stark, denen er 500 von den Schiffen entnommene Russen voranmarschiren ließ. Die Republikaner in Neapel hatten ihm nur einige hundert muthige Calabresen entgegenzustellen, die nach kurzem Kampf vor den Thoren unterlagen und deren Rest sich mit dem Castell Viviena heldenmüthig in die Luft sprengte. Sofort wälzte sich das Glaubensheer in die Stadt, freudig begrüßt von den Lazaroni, die gemeine Sache mit ihm machten und nun die schrecklichste Rache nahmen an allen Anhängern der mißgebornen Republik. Michele wurde als Franzosenfreund ermordet. Die Verfolgung traf jedoch vornehmlich die höheren und gebildeten Classen, deren Häuser gestürmt und geplündert und deren Personen der grausamsten Behandlung preisgegeben wurden. Glücklich wer in der ersten Wuth erschossen oder erschlagen wurde. Die man gefangen nahm, wurden zum Schrecklichsten aufgespart, unter gräßlichen Martern gehenkt oder halb und ganz am Feuer gebraten. Ein Fleischer schlachtete Menschen wie Vieh in seiner Werkstatt ab, wohin man sie ihm brachte. Das Gerücht war verbreitet, alle Republikaner trügen ein Symbol der Freiheit tättowirt an ihrem Körper. Solche Zeichen wurden nun gesucht, dabei die gefangenen Frauen entblößt und in diesem Zustand unter dem Hohne und den Schlägen des Pöbels durch die Straßen geschleppt. Endlich legte sich die Wuth des Volks und der Cardinal bewilligte den Franzosen unter Mejean und den Republikanern, die noch die Citadelle der Stadt besetzt hatten, eine Capitulation, hauptsächlich aus Furcht vor einer französischen Flotte, deren Ankunft man jeden Augenblick erwartete. Kaum aber waren die Franzosen und Republikaner, denen freier Abzug bewilligt worden war, im Hafen eingeschifft, als plötzlich Nelson mit einer englischen Flotte erschien, auf der

er die königliche Familie aus Sicilien zurückbrachte, am Johannistage. Dieser Festtag wurde den Republikanern verderblich, denn Nelson erklärte sogleich die Capitulation für ungültig und bewog den König, seinem grausamen Vorhaben zuzustimmen. Die 84 compromittirtesten Anhänger der Republik, die sich aus den Castellen auf die Schiffe gerettet hatten, wurden ergriffen und theils auf ein englisches Schiff gebracht, auf welchem Nelson, theils in die Stadt, in welcher der König sie henken ließ. Der greise Admiral, Fürst Caraccioli, wurde in Nelsons und der Lady Hamilton Gegenwart an einer Segelstange aufgeknüpft, *) viele andere, darunter auch die Eleonora Fonseca, auf dem Marktplatz von Neapel. Selbst den Bischof von Capri schützte seine Würde nicht vor schimpflicher Hinrichtung, der Erzbischof von Neapel aber wurde nur in ein Kloster verbannt. Eines der beklagenswerthesten Opfer war Luigia Sanfelice. **) Auch Cimarosa, der liebenswürdige Componist, sollte sterben, wurde aber von den russischen Offizieren, die sein Genie ehren wollten, persönlich aus dem Ge-

---

*) Seine Leiche wurde ins Meer geworfen, schwamm aber nach einigen Tagen in aufrechter Stellung von Tauwerk getragen, in das sie sich verwickelt hatte, ans Ufer, als gerade der König an demselben spazieren ging, und schien ihn anklagen zu wollen.

**) Dieses schöne Mädchen hatte die Liebe des Schweizer Hauptmanns Backer verschmäht, weil sie den Republikaner Ferri liebte. Als kurz vor der Ankunft des Cardinals eine royalistische Verschwörung in Neapel ausbrechen sollte, die den Mord aller Republikaner zum Zweck hatte, gab Backer dem Mädchen, das er immer noch liebte, eine Sicherheitskarte. Sie gab dieselbe Karte dem Ferri, der die Sache anzeigte und dadurch die ganze Verschwörung vereitelte. Backer und ein Bruder desselben wurden mit den Häuptern der Verschwörung verhaftet und noch unmittelbar vor der Ankunft des Cardinals hingerichtet. Das arme Mädchen war allzu bekannt geworden, als daß man ihrer geschont hätte. Man setzte sie in den Kerker und ließ sie hier, weil sie von Ferri schwanger war, nur noch so lange leben, bis sie ihr Kind geboren hatte.

fängniß geholt und gerettet. Die Ruſſen bewieſen überhaupt bei dieſen Greuelſcenen ungleich mehr Menſchlichkeit und Edelmuth als die Engländer.

In der römiſchen Republik, wohin Macdonald entwichen war, ſah es eben ſo elend aus, wie in der weiland parthenopeiſchen. In faſt allen Provinzen war das Volk in Gährung, die mehrmals zum heftigſten Aufruhr entbrannte, namentlich in Terni und Civita vecchia, noch aber durch die Franzoſen erſtickt wurde. Indem die Gefahr eines Kriegs mit Oeſterreich näher rückte, wurde General Serrurier in die bisher geſchonte kleine Republik Lucca geſchickt, um auch ſie zu unterwerfen und ihr 2 Millionen abzupreſſen. Noch weniger konnte der Großherzog Ferdinand von Toscana jetzt der lange aufgeſparten Entthronung ausweichen. Der für Italien neuernannte Obergeneral Scherer erklärte ihm im Namen des franzöſiſchen Directoriums, er habe abzudanken, und beſetzte ſein ganzes Land. Ferdinand befahl allen ſeinen Unterthanen, ſich ohne Widerſtand zu fügen, und erhielt dafür freien Abzug nach Wien, am 25. März 1799. Der greiſe Papſt, der von Siena in die Carthauſe von Florenz gebracht worden war, hatte nun auch hier keine Ruhe mehr. Die Franzoſen ſchleppten ihn nach Parma, dann nach Turin.

Alles hing von der Entſcheidung in Oberitalien ab. Die Franzoſen glaubten zunächſt genug gethan zu haben, wenn ſie nur Mittelitalien feſt hielten, um erſt dann, wenn ſie den Sturm der Oeſterreicher und Ruſſen, der ihnen von den Alpen her drohte, abgeſchlagen haben würden, auch Unteritalien aufs neue zu unterwerfen. Scherer, ein gemeiner Säufer und Räuber aus dem Anhang Rewbels, hatte 116,000 Mann unter ſich, die aber vertheilt waren, ſo daß etwa nur 46,000 zur Offenſive übrig blieben. Die Oeſterreicher hatten von Venedig (das ihnen gehörte) bis Verona, wo die Etſch aus dem Gebirge tritt, dieſen Fluß ſtark beſetzt und zählten im Ganzen 84,000 Mann, wovon 52,000 die Offenſive ergriffen. Sie waren von Kray befehligt, einem unter-

nehmenden General, der vor Begierde brannte, den Feldzug zu eröffnen und Siege zu erfechten, ehe Suwarow ankam. Der Kampf begann am 26. März bei Paſtrengo, wo ein öſterreichiſches Corps unter Elsnitz von einem franzöſiſchen unter Serrurier zurückgeworfen wurde. Allein gerade dadurch wurde Kray's Plan begünſtigt, der mit dem Gros ſeiner Armee den zu weit vorgeſchobenen Franzoſen in die rechte Flanke fallen wollte. Nach einer Reihe kleiner Gefechte bei Verona und Legnano führte er den Hauptſchlag bei Magnano aus, am 5. April. Moreau, der ſich herabgelaſſen hatte, unter Scherer zu dienen, um das Vertrauen des Directoriums wieder zu gewinnen, ſiegte auf dem linken Flügel, aber Kray zerſchmetterte den rechten unter Victor und Grenier und zwang auch Moreau zum Rückzug, dem übrigens Scherer den nicht mehr beneidenswerthen Oberbefehl abtrat. Die Franzoſen verloren 8000 Todte und Verwundete, 4500 Gefangene und 23 Kanonen. Dieſe glänzenden Siege der Oeſterreicher kurz nach dem Siege bei Stockach erweckten die freudigſten Hoffnungen bei allen Fürſten und Völkern, die unter dem Joch der Franzoſen ſeufzten. Den letzteren war der Zauber der Unbezwinglichkeit genommen. Namentlich im italieniſchen Kriege merkte Freund und Feind, daß Bonaparte nicht mehr da war. Der Schrecken war damals ſchon von der Nation auf Einen Mann übergegangen. Wo dieſer Mann nicht mehr war, hörte die Furcht auf.

Kray beging den Fehler, den zerrütteten und demoraliſirten Feind nicht auf der Stelle zu verfolgen. Er wartete die kleine Verſtärkung ab, die Melas am 11. aus Oeſterreich brachte, und die Ruſſen unter Suwarow, die am 14. anlangten, aber nur 17,000 Mann ſtark waren, indem ein Theil unterwegs zurückgeblieben war, andere beträchtlichere Streitmaſſen der Ruſſen aber in Deutſchland operiren ſollten und nicht über die Alpen kamen. Die Oeſterreicher hatten viel mehr Truppen als die Ruſſen auf dem Platze und bereits Siege erfochten, waren daher nicht ſehr geneigt, ſich von Suwarow commandiren zu laſſen. Dieſer wurde

dadurch gereizt und so war von Anfang an keine Einigkeit im Lager der Verbündeten. Suwarow wollte gleich losschlagen, ohne alles System, die Oesterreicher aber methodisch und mithin langsam verfahren, denn Kray's Muth war schon neutralisirt durch den ihm vorgesetzten Melas. Oesterreich gab Suwarow den Marquis Chasteler als Generalquartiermeister bei, einen Mann, den er aus den Türkenkriegen her kannte und schätzte. Sobald sie sich wiedersahen, krähte Suwarow wie ein Hahn, schlug die Arme hin und her wie Flügel und warf sich an Chastelers Brust. Dann dictirte er ihm folgenden Armeebefehl: „Man muß angreifen! blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! Keinen Augenblick verlieren, alles zu Boden werfen, alles gefangen nehmen, auf den Ferfen verfolgen, bis auf den letzten Mann ganz alles zu Grunde richten. Schäferstunde, Angriff! Was auf dem Platz steht, muß zu Boden. Fort mit der Pedanterei, nur nichts Kleinliches!" Aber die Pedanterei war unüberwindlich. Als Chasteler selbst ihm eine Recognoscirung des Feindes vorschlug, erwiederte Suwarow mit verbissenem Grimm: „Recognosciren gehört für furchtsame Leute und dient blos dem Feind zu verrathen, daß man da sey. Angreifen und Schlagen, das versteh ich, nicht recognosciren." Als Regenwetter eintrat und man unter den Oesterreichern Klagen hörte, schrieb Suwarow: „Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem Petit-maitre, einem Faullenzer gehören trockene Tage. Der Großsprecher wider den hohen Dienst, als ein Egoist, wird hinfüro das Commando verlieren. Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden." Man erkennt daraus, wie wenig Suwarow die Oesterreicher in seiner Gewalt hatte.

Dennoch trieb Suwarow in dem Gefecht bei Lecco am 20. und in der Schlacht bei Cassano am 27. Moreau's Heer über die Adda zurück und nahm Serrurier mit seinem abgeschnittenen Heertheil gefangen. Schon am 29. hielt Suwarow als Sieger seinen Einzug in Mailand, aber ohne allen Pomp, auf einem

kleinen Kosakenpferde reitend in bloßem Hemd mit offener Brust, eine Lederkappe auf dem Kopf und den Kantschu in der Hand. Das Landvolk strömte in die Stadt, bezeugte seine große Freude, plünderte den Pallast des Fürsten Serbelloni und verfolgte andere Franzosenfreunde, aber Suwarow gebot Ruhe. In den ersten Tagen des Mai ergab sich Peschiera und wurde Tortona mit Hülfe der empörten Einwohner genommen. Moreau konnte den Po nicht halten und zog sich nach einem Gefecht bei Marengo am 16. Mai in die Apenninen zurück, um sich mit Macdonald, der von Mittelitalien zu Hülfe eilte, zu vereinigen. Das war aber schwierig, weil das Volk überall aufstand und grausame Rache an den jetzt besiegten Franzosen nahm, die ihrerseits, wohin sie kamen, mit der furchtbarsten Strenge verfuhren. Zu Asti, das sich dicht in Moreau's Nähe empört hatte, ließ erst General Mounier 100 Aufrührer erschießen und bald darauf Moreau selber noch einmal 100. Noch wilder wütheten die französischen Soldaten in der empörten Stadt Mondovi, wo besonders ihre Brutalität in den Nonnenklöstern ein böses Andenken hinterließ. Damals ging auch das Städtchen Carmagnole in Flammen auf, dasselbe, aus dem die französischen Jakobiner ihren Lieblingstanz entlehnt hatten. Um den alten Papst nicht den Oesterreichern zurückzulassen, befahl Moreau seine Entfernung erst aus Parma, dann aus Turin nach Briancon, später nach Valence in Frankreich. Oesterreichische Husaren hörten davon und eilten hinter Parma seinem Wagen nach, aber vergeblich.

Macdonald hatte sich schon bei seinem Rückzug von Neapel nach Rom durch Volksaufstände durchschlagen müssen, wobei Isola in Asche gelegt wurde. Am 16. Mai kam er nach Rom, eilte aber schnell weiter nach Oberitalien. Da verlegte ihm das ringsum aufgestandene Volk in Arezzo und Cortona den Weg, war aber nicht stark genug, ihn aufzuhalten. Macdonald stieß bei Modena auf ein österreichisches Corps unter dem Fürsten von Hohenzollern und schlug es zurück, 12. Juni, aber Suwarow war

ihm, um seine Verbindung mit Moreau zu hindern, durch einen Marsch nach Piacenza entgegengeeilt und faßte ihn. Es wiederholte sich also hier dasselbe, was 1796, nur daß es dießmal die Franzosen waren, die ihr Heer theilten und einzeln durch Suwarow schlagen ließen, wie in jenem früheren Feldzug die getheilten Oesterreicher waren von Bonaparte geschlagen worden. Macdonald hätte sich leicht mit Moreau, der in Genua stand, vereinigen können, wenn er an der Westküste Italiens hinmarschirt wäre. Indem er sich nordöstlich wandte, als ob er Mantua hätte entsetzen wollen, kam er der Uebermacht Suwarows und der Oesterreicher gerade in den Weg und erlitt an der Trebbia eine schwere Niederlage. Die Schlacht währte drei Tage vom 17. bis 19. Juni und endete mit der Flucht Macdonalds, der noch 17,000 Mann nach Genua rettete. Unterdeß wollte ihm Moreau Luft machen und schlug die ihm entgegengestellten Oesterreicher unter Vellegarde an der Scrivia, 20. Juni, allein es war zu spät und er mußte nach Genua umkehren.

Noch im Laufe des Juni ergab sich die Citadelle von Turin, im Juli Alessandria und selbst Mantua, was viel besser hätte von den Franzosen vertheidigt werden können (30. Juli). Auch in Mittelitalien hatte die französische Herrschaft ein Ende; das Volksheer von Arezzo rückte jubelnd in Florenz ein und ein österreichisches Corps unter Klenau, das unterwegs auch Bologna besetzte, folgte bald nach, während die Franzosen in Ancona sich noch tapfer gegen eine davor liegende russische Flotte vertheidigten.

Moreau verlor nach so vielem Unglück das Commando in Italien und Joubert trat an seine Stelle. Als dieser aber mit 35,000 Mann gegen die 44,000, welche Suwarow commandirte, bei Novi eine Schlacht wagte, erlitt er eine sehr bedeutende Niederlage und fand selbst dabei durch eine Kugel den Tod, 15. August. Die Franzosen verloren 9—10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen mit 37 Kanonen. Dombrowski's polnische Legion

zu betrachten, da von einem Gemeingute, von dem Geſichtspunkt des Rechtes aus, nur in dem Fall die Rede ſeyn kann, wo auch materielle Güter dem öffentlichen Schatz anheimfallen.

Es gehört ferner zu dem Proprietätsrechte das Befugniß, die Gegenſtände des immateriellen Eigenthums bedingt oder unbedingt, ganz oder theilweiſe zu veräußern, weßhalb keinem Zweifel unterliegt, daß ein Autor auch das Recht hat, zu Gunſten eines Dritten der Autorſchaft ſelbſt zu entſagen oder dieſem zu übertragen. Daß endlich auch das Recht, im Beſitz ſeiner Befugniſſe ſich zu ſchützen, zu den Rechten des Eigenthümers gehört, iſt die natürliche Folge des nachgewieſenen Charakters.

Zu den Nutzungsrechten gehört, als das weſentlichſte, das Recht des Fruchtgenuſſes, d. h. das Recht, alle Vortheile zu beziehen, welche dem Eigenthümer für den einem Andern geſtatteten Genuß, oder für die eigne Entbehrung deſſelben von einem Andern gewährt werden.

In deſſen Gemäßheit iſt der Eigenthümer eines Erzeugniſſes geiſtiger Thätigkeit völlig berechtigt, aus ſeinem Eigenthume durch Vorleſen, Darſtellen, Vorſpielen, Sehenlaſſen, Vermiethen, Verkaufen, Vertauſchen, Verſchenken, Nutzen zu ziehen, und es kommt hiebei auf die Vermittlung dieſer Gebrauchsweiſen, ob dieſelbe z. B. mündlich und unmittelbar oder mittelbar durch Ueberlaſſung eines Manuſcriptes geſchieht, etwas durchaus nicht an.

Eine Art des Fruchtgenuſſes inzwiſchen, die Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege, welche allein bei dem Eigenthum an dieſen Gegenſtänden vorkommt, und durch den Bundesbeſchluß vom 9. Nov. 1837 ausdrücklich als ein Beſtandtheil des Rechtes der Autoren anerkannt wird, iſt die natürliche Folge derſelben Eigenſchaft, wonach die Produkte geiſtiger Thätigkeit, nämlich Gedanken, welche in ſinnlich wahrnehmbarer Form durch Worte, Töne oder Zeichen dargeſtellt worden ſind, auch von einer großen Mehrzahl ganz und gleichzeitig beſeſſen werden können. Denn wiefern der dargeſtellte Gedanke nicht bloß in der einfachen Realität der Darſtellung exiſtirt, ſondern in Folge eines Naturgeſetzes in dem Vernehmenden denſelben Gedanken zu erregen fähig iſt, ſo wird durch die bloße Vervielfältigung der äußern Form der Gedanke ſelbſt reproducirt, und jedes einzelne Exemplar der äußern Darſtellung gewährt ganz denſelben Gebrauch wie das Original.

ging hier fast ganz zu Grunde.*) Auf russischer Seite zeichneten sich in dieser Schlacht Miloradowitsch und Fürst Bagration aus. Von französischer Seite wurde General Grouchy gefangen und Colli, der Piemontese, der jetzt Frankreich diente. Moreau übernahm wieder den Befehl und führte die Franzosen nach Genua zurück. Die dreimal wiederholten vergeblichen Angriffe der Franzosen auf Suwarow unter Moreau, Macdonald und Joubert verhalten sich ganz so wie 1796 die Angriffe von Wurmser, Alvinzy und Erzherzog Karl auf Bonaparte. Das Blatt hatte sich völlig gewendet, was vorher links sich begeben, geschah jetzt rechts. Alle früheren Fehler der Oesterreicher wurden jetzt von den Franzosen nachgeahmt, während Suwarow die Rolle Bonaparte's übernahm und sein Wort „ich werde die Franzosen schlagen" auf's glänzendste erfüllte.

Ganz Italien begrüßte ihn als Retter und Befreier. Gegen ihn, der auch gute Mannszucht hielt, erhob das italienische Volk nie Beschwerde, noch weniger Aufruhr, während es überall in Masse gegen die Franzosen sich waffnete. Suwarow war nur durch die Alpen von einem beträchtlichen russischen Heere getrennt, das unter Korsakow zum Erzherzog Karl gestoßen war. Die Oesterreicher waren noch zahlreicher. Beide waren im vollen Zuge des Sieges. Wenn sie einig geblieben wären, Russen und Oesterreicher, so hätte nichts sie hindern können, in Frankreich selber einzubrechen und die Herausgabe des linken Rheinufers zu ertrotzen. Aber diese Einigkeit fehlte. Mitten im Siege standen sie still und gönnten dem erstaunten Frankreich Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen. Das Mißtrauen zwischen Suwarow und den Oesterreichern, das

*) Aus den polnischen Flüchtlingen waren zwei Legionen gebildet worden. Die von Dombrowski litt ungeheure Verluste an der Trebbia und wurde bei Novi vollends bis auf einen kleinen Rest vernichtet. Die zweite Legion unter Withorsky wurde bei Magnano hart mitgenommen, dann in Mantua miteingeschlossen und gefangen. Alle hatten ruhmwürdig gefochten. Die gefangenen polnischen Offiziere aber wurden als gemeine Soldaten in die österreichischen Regimenter gesteckt.

anfangs von rein militärischem Charakter war, nahm einen politischen an und wurde unversöhnlich, als die österreichischen Generale gegen Suwarows ausdrücklichen Willen und Befehl das piemontesische Gebiet für gute Beute erklärten und dem rechtmäßigen König von Sardinien nicht zurückgaben. Oesterreich war 1796 von Sardinien im Stich gelassen worden, glaubte ihm daher keine Schonung schuldig zu seyn und wollte jedenfalls Piemont als ein Entschädigungsobject behalten, das ihm beim künftigen Frieden von großem Nutzen seyn mußte. Suwarow aber hatte den ganzen Krieg nur laut Befehl seines Kaisers im Namen der göttlichen Gerechtigkeit gegen die französischen Länderräuber geführt und wollte, daß Jedem das Seine zurückerstattet werde. Indeß spürte Oesterreich hinter des Czaren Großmuth doch eigennützige Gelüste, denn Paul I. wollte Malta, nachher Corfu haben und als Protector von Neapel und Piemont Italien unter russischen Einfluß bringen. Daher Thuguts eifriges Bemühen, die Russen, welche hier so viel genutzt hatten, alsobald wieder aus Italien zu entfernen. Unter Vermittlung Englands ließ sich Paul I. auch wirklich dahin bringen, seinem Suwarow zu befehlen, er solle in die Schweiz gehen und sich mit den eben angekommenen Russen unter Korsakow vereinigen, um von hier aus ins Herz von Frankreich einzudringen, während Erzherzog Karl gleichzeitig am Niederrhein operiren und ein englisch-russisches Heer in Holland landen sollte.

Wir haben den Erzherzog Karl in seiner unbeweglichen Stellung bei Zürich verlassen. Obgleich er Sieger und stark genug war, Massena, der ihm hier gegenüberstand, aus der Schweiz hinauszuwerfen, mußte er doch die Ankunft der 30,000 Russen abwarten, die unter Korsakow kommen sollten. Außer Massena stand ihm auch noch Bernadotte mit 35,000 Mann im Elsaß gegenüber, wurde jedoch schon am 18. Juni als Kriegsminister nach Paris berufen, worauf Massena den Oberbefehl auch über diese Truppen erhielt. Endlich kam Korsakow an und der Erzherzog beschloß bei Dettingen über die Aare zu gehen, um Massena mit

Uebermacht anzugreifen, als aber das Feuer der Franzosen am 17. August seinen Brückenbau verhinderte, stand er von dem ganzen Unternehmen wieder ab, machte von seiner Uebermacht keinerlei Gebrauch mehr, sondern zog sogar mit 30,000 Mann auf und davon, um Mannheim wiederzunehmen und Philippsburg zu entsetzen, was eine ganz unnöthige Nebenbeschäftigung war, weil die Hauptentscheidung nicht hier, sondern in der Schweiz lag. Er selbst hat sich vor der Nachwelt mit „Verhaltungsbefehlen des Hofes" entschuldigt, die „im Widerspruch mit seinem Wunsch" gewesen seyen. Vorher hatte der Erzherzog nichts unternehmen sollen, weil Korsakow noch nicht da war, jetzt wieder nicht, weil er da war.

Während Korsakow in Zürich stand und Hotze mit 20,000 Mann einen Angriff auf die Franzosen im Kanton Schwyz machte, um Suwarow, der über die Alpen kommen sollte, den Weg zu öffnen, ersah Massena die Gelegenheit, die so günstig nicht wiederkehrte, *nachdem* der Erzherzog schon fort und *bevor* Suwarow da war, über den jetzt auch wieder von Hotze getrennten Korsakow herzufallen, der noch dazu die Unvorsichtigkeit begangen hatte, seinen ganzen Artilleriepark innerhalb der Stadt Zürich gleichsam einzusperren. Der Hauptangriff erfolgte am 25. Sept. bei Dietikon, während Korsakow sich durch einen Scheinangriff auf eine andere Seite locken ließ. Dieser Irrthum und das Terrain, aus dem er sich schwer herauswickeln konnte, waren Schuld, daß er eine totale Niederlage erlitt, seine ganze Artillerie (100 Kanonen) im Stich lassen mußte und mit nur 10,000 Mann entkam, wobei ihm die wegkundigen Züricher gute Dienste leisteten.*) Massena beschwerte sich beim helvetischen Directorium über die Züricher, die viel mehr für die verwundeten und gefangenen Russen und Oesterreicher sorgten,

*) Besonders Escher von Berg und der alte Landvogt Landolt. Als die Franzosen in die Stadt drangen, begingen sie manchen Frevel und schossen unter andern auf den berühmten Geistlichen und Gelehrten Lavater, der an der tödtlichen Wunde langsam dahinsiechte.

als für die Franzosen und strafte die Stadt, indem er ihr alle ihre Kriegsvorräthe nahm. Am gleichen Tage (25. Sept.) wurde auch Hotze von Soult am Ufer der Linth geschlagen und fiel in der Vertheidigung des Dorfes Schännis. Somit waren die Franzosen vollkommen Herren geworden auf der Nordseite der Alpen, und der tapfere Suwarow fand keine Freunde und Landsleute, mit denen er sich vereinigen wollte, sondern aus allen Thälern starrten ihm die Kanonen und Bajonette des siegreichen Feindes entgegen. Allein es war zu spät für ihn nach Italien zurückzukehren. Als er die Nachricht von Korsakow's und Hotze's Niederlage erhielt, hatte er schon die Höhen des St. Gotthard überschritten.

Suwarows wundervoller Zug über die Alpen gehört zu den merkwürdigsten Dingen jener überhaupt so thatenreichen Zeit. Er verließ Italien noch mit ungefähr 20,000 Russen und schlug von Bellinzona aus am 21. Sept. die Straße nach dem St. Gotthard ein. Dieses Gebirge war noch von Franzosen besetzt und wenn er auch die Höhen gewann, so war es ihm doch unmöglich, nordwärts herabsteigend über den Vierwaldstättersee zu kommen, wenn dort nicht Schiffe für ihn bereit lagen. Er mußte also voraussetzen, daß Hotze oder Korsakow ihm diesen See offen hielten, und da er dessen nicht gewiß war, hätte er unstreitig klüger gethan, seinen Alpenübergang etwas weiter rechts auf der sichern Straße über den Splügen zu veranstalten. Sobald seine Russen sich zwischen den himmelhohen Bergen befanden, begannen die abgehärteten Krieger zaghaft zu werden, wie Kinder. Die schauerliche Erhabenheit der Natur erfüllte ihre Seele mit unbekannten Schrecken. Sie wollten nicht weiter und gewöhnliche Mittel halfen nicht. Da befahl Suwarow seinen Grenadieren, mitten auf dem Wege ein Grab zu graben und legte sich, als es fertig war, hinein, indem er ihnen befahl, es wieder mit Erde zu füllen und daheim in Rußland zu erzählen, wo sie ihren General gelassen hätten. Nun knieten sie um ihn her und flehten ihn an, wieder aufzustehen, aber er that es nicht, bis sie endlich Gewalt brauchten und ihn herausrissen.

Von nun an folgten ſie ihm mit unerſchütterlicher Treue in wahrlich entſetzliche Gefahren. Lecourbe, der die Berge beſetzt hielt, wurde überall von ihnen zurückgeſchlagen, bei Airolo und am obern Alpſee, am 24., hauptſächlich durch eine geſchickt von General Schweikowski ausgeführte Umgehung. An dieſem Tage wurde Suwarow Herr der Höhen. Als aber ſeine Ruſſen am folgenden Tage das lange Reußthal hinabzogen in's Urner Land, ſtellte ihnen die franzöſiſche Brigade Loiſon an der berühmten Teufelsbrücke ein faſt unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Vom St. Gotthard herab führt die einzige Straße durch einen finſtern Tunnel, das ſ. g. Urner Loch, unmittelbar zu der kühn über die Abgründe der Reuß gewölbten Brücke. Dieſe aber hatte Loiſon ſprengen laſſen und ſtand mit ſeiner Brigade lauernd auf der andern Seite. Die Ruſſen, die ſeltſamerweiſe nicht gewarnt waren und arglos durch den Tunnel marſchirten, kamen kaum an's Licht, als ſie entweder in den Abgrund ſtürzten oder von den franzöſiſchen Kugeln niedergeſtreckt wurden. Weil aber die hinterſten nicht wußten, was vorn vorging, ſo war kein Halten oder Zurückgehen möglich. Alles drängte durch den Tunnel; aber die Ruſſen faßten ſich ſchneller, als Loiſon geglaubt hatte, kletterten die Abgründe hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf, ſo raſch und ſo zahlreich, daß die Franzoſen fliehen mußten. Von nun an fand Suwarow den Weg frei, vereinigte ſich mit 5000 Oeſterreichern unter Auffenberg, die aus Graubündten kamen, und gelangte bis nach Altdorf am See, hier aber hatte Lecourbe auch den letzten Kahn fortbringen laſſen und den Ruſſen blieb nichts übrig, als ſich rechts zu wenden und auf den engſten Hirtenpfaden durch's Schächenthal einen Ausweg in das Schwyzer Muottathal zu ſuchen. Zum Unglück fiel ſtrömender Regen und ſchwellte die Gebirgsbäche an; aber unaufhaltſam führte Suwarow die Seinen über die Berge, wobei ihnen ihre ſlaviſche Gewandtheit nicht geringe Dienſte leiſtete; denn obgleich mancher Mann und manches Roß in die Abgründe ſtürzte, ſo brachte er dennoch Geſchütz und Reiterei hinüber. Am 27. Abends kamen

die ersten Kosaken nach Muotta und überfielen dort ein Paar Compagnien Franzosen, hörten aber auch, daß Massena über Korsakow gesiegt hatte und schon mit großer Macht in Schwyz eingerückt sei. um Suwarow aufzufangen. Dieser konnte nun eben so wenig in das lachende Thal von Schwyz hinabsteigen, als er hatte über den Vierwaldstättersee fahren können und sah sich abermals gezwungen, weiter rechts in's Hochgebirge auszuweichen. Zum drittenmal mußten seine treuen Truppen die ungewohnten Pfade wieder emporklimmen, um wieder nur auf schmalen Fußwegen über den Klönthalsee in das Klönthal im Glarnerlande zu kommen, unter beständigen Gefechten mit den Franzosen, die ihre Spitzen wie in's Muottathal, so ins Glarnerthal vorschoben. Am 1. October fand endlich Suwarow in Glarus einige Ruhe und Lebensmittel für seine sehr erschöpften Truppen. Weil ihm aber das Hinabsteigen zur Linth auch hier wieder durch Massena verlegt war, mußte er (mit Zurücklassung einiger tausend Kranken) die müden Truppen zum viertenmal bergauf führen und wieder rechts ausweichend die steilen Pfade ins Rheinthal suchen. Die Russen hatten fast alle ihre Schuhe zerrissen und waren barfuß, mußten aber auf den hohen Bergen in der schon vorgerückten Jahreszeit durch zwei Fuß tiefen Schnee waten. Ueber Elm und Panix in ganz südlicher Richtung kamen sie endlich am 10. October nach Ilanz am obern Rhein in Graubündten, wo sie vollkommen ausruhen konnten, von keinem Feinde mehr beläßigt.

In denselben Unglückstagen des September scheiterte auch eine andere große Unternehmung der Coalition. Kaiser Paul hatte 18,000 Russen zur See abgehen lassen, die von General Hermann befehligt wurden, sich mit einer englischen Flotte unter Abercrombie und einem Heere von 20,000 Engländern unter dem Herzog von York vereinigten und am 27. August an der Küste von Nordholland zwischen Knikduie und Kalandsoog landeten. Truppen der batavischen Republik unter dem bekannten Franzosenfreund General Daendels griffen sie zwar an, mußten sich aber vor der Uebermacht zurück-

ziehen. Inzwiſchen war dieſe ruſſiſch-engliſche Streitmacht nicht zahlreich und ihr Anführer nicht unternehmend genug. Nachdem alle Verſuche der Coalition, Preußen zur Mitwirkung aufzufordern, an der damaligen unglücklichen Politik dieſes Staates geſcheitert waren, hoffte ſie auf eine allgemeine Volkserhebung in Holland und Belgien, die aber nur hätte erfolgen können, wenn York raſcher vorgedrungen wäre. Dieſer aber war im ſpeciell engliſchen Intereſſe ſchon zufrieden, als die holländiſche Flotte von 13 Linienſchiffen und 13 kleineren Kriegsſchiffen, aus Franzoſenhaß gern die Gelegenheit ergreifend, die oraniſche Flagge aufhißte und ſich mit der engliſchen Flotte vereinigte. Faſt ein Monat verging, ohne daß York weiter als bis Alkmaar gekommen wäre, wo die unter Brune raſch geſammelte und mit der bataviſchen vereinigte franzöſiſche Armee eine ſtarke Stellung eingenommen hatte. Vergebens griff York dieſelbe am 19. Septbr. und noch einmal am 2. October an. Hermann, der ſich mit ſeinen Ruſſen auf's tapferſte wehrte, wurde gefangen. Nach einem dritten eben ſo vergeblichen Verſuch am 6. zog ſich York hinter den Zyper Damm zurück, wo er am 18. capitulirte und freien Abzug erhielt gegen die Zuſicherung, daß dafür 8000 gefangene Franzoſen aus England frei entlaſſen würden.

Alſo waren die Ruſſen hier von den Engländern ungefähr gerade ſo behandelt worden, wie in Italien und in der Schweiz von den Oeſterreichern. Die Engländer hatten ſich der holländiſchen Schiffe, die Oeſterreicher Piemonts verſichert und den Plan Kaiſer Pauls, die von Frankreich eroberten Länder wieder frei zu machen und ihren rechtmäßigen Regierungen zurückzugeben, ſchlecht unterſtützt. Der ritterlich-chriſtliche Zug gegen das welterobernde Heidenthum in Frankreich war an dem politiſchen Egoismus der Bundesgenoſſen geſcheitert. Das rechtfertigt zur Genüge die innere Entrüſtung des Kaiſer Paul, der ſich gänzlich von der Coalition losriß und ſeinem General unverzügliche Umkehr nach Rußland befahl.

Unterdeß war Erzherzog Karl den Rhein hinaufgegangen, um die Franzoſen, die ſchon wieder die Gegend von Frankfurt plünderten,

zu vertreiben. Einstweilen errichtete von Aschaffenburg aus der Mainzer Minister Albini zum erstenmal einen Landsturm, welcher 15—20,000 Mann stark den Erzherzog unterstützte. Bei diesem Landsturm zeichnete sich zum erstenmal der Oberstforstmeister (später Feldmarschall und Fürst) Wrede aus. Erzherzog Karl hatte bereits am 12. September die ganz zusammengeschossene Festung Philippsburg entsetzt und am 18. die Franzosen unter General Müller bei Neckerau geschlagen und Mannheim eingenommen. Als er von Korsakows Unglück hörte, kehrte er um und suchte sich mit Suwarow zu verständigen. Dieser aber, der über den Bodensee zurückgegangen war und sich mit Korsakow vereinigt hatte, ließ sich auf nichts mehr ein, folgte seiner Einladung nicht, schrieb zurück, der Erzherzog sey jünger und könne zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wolle, und verlegte sein Heer nach Bayern, wo Max Joseph es auf's bereitwilligste verpflegte und sich dadurch die ganze Huld des Kaiser Paul erwarb, der sich im Anfang des Feldzugs hatte gegen ihn einnehmen lassen. Der Kaiser schrieb an Suwarow am 27. Octbr.: „Ich habe beschlossen, das Bündniß mit dem Wiener Cabinet gänzlich aufzugeben und nur ein und dieselbe Antwort auf alle seine Vorschläge zu ertheilen, da ich, so lange Thugut Minister bleibt, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde." In einem zweiten Schreiben vom 20. November drückte er seine tiefe Trauer aus über „Europa, welches schutzlos und verlassen Preis gegeben ist." Die Geschichte ist diesem vielverkannten Kaiser schuldig, seine edle Absicht und Gesinnung zu rühmen. Uebrigens zeigte sich auch die Schattenseite seines Charakters in der Ungnade, in die er plötzlich seinen ruhmgekrönten Feldherrn fallen ließ. Suwarow hatte den Fürsten Bagration als den brauchbarsten seinen andern untergebenen Generalen vorgezogen. Aus Neid beschwerten sie sich darüber beim Kaiser und noch ehe Suwarow selbst nach St. Petersburg zurückgekehrt war, traf ihn des Kaisers Bannstrahl schon in Riga. Der im Triumph mit den eroberten Fahnen an seines Heeres Spitze einzuziehen verdient hätte, mußte nun allein und im Dunkel

in die ruſſiſche Hauptſtadt hineinſchleichen und im Hauſe ſeiner Nichte auf dem Krankenlager, auf das ihn der Kummer warf, ſeine letzten Tage zubringen, bis er am 18. Mai 1800 die müden Augen zuſchloß.

Nach dem Abzug der Ruſſen hatte ſich Erzherzog Karl wieder nach dem Rhein gewendet und entſetzte Philippsburg, das ſchon wieder von den Franzoſen belagert wurde, nach mehreren Gefechten nochmals. Im November bezog man die Winterquartiere. Die Oeſterreicher behaupteten das rechte Rheinufer, Maſſena aber die Schweiz.

In Italien waren nach Suwarows Entfernung die Oeſterreicher als Sieger unter Melas zurückgeblieben. Die geſchlagene franzöſiſche Armee erhielt einen neuen Obergeneral an Championnet, deſſen große Talente man jetzt wieder brauchte, nachdem ihn das Directorium auf die undankbarſte und unwürdigſte Weiſe den Armeedieben geopfert und im Gefängniß gehalten hatte. Er ſollte, nachdem Tortona ſchon gefallen war, wenigſtens Coni als letzten Stützpunkt der franzöſiſchen Waffen (außer Genua) retten und drang im September und October in Piemont vor, wo er den Oeſterreichern eine Menge unentſchiedene Gefechte lieferte, bis er am 2. November in einer größeren Schlacht bei Genola unterlag. Coni fiel und die Franzoſen wurden wieder nach Genua geworfen. Championnet ſtarb während des Winters in Nizza, von Kummer mehr als von Krankheit hingerafft. — Ein öſterreichiſches Corps unter General Fröhlich eroberte Ancona von der Landſeite, nachdem es die Engländer und Ruſſen von der Seeſeite nicht hatten nehmen können, 13. November. Als die Ruſſen nachher auch ihre Fahne in Ancona aufpflanzten, riß ſie Fröhlich herunter. Von Neapel aus waren Capua, Pescara, Gaëta eben ſo ſchnell wieder erobert worden, als ſie früher verloren gegangen waren, und ein neapolitaniſches Heer unter dem Schweizer Burckhard rückte am 30. September ohne Widerſtand in Rom ein, denn die wenigen hier noch zurückgebliebenen Franzoſen mit den compromittirteſten Republikanern flohen von Civita vecchia aus übers Meer. Somit

war ganz Italien, Genua ausgenommen, wiedererobert und das Räuberheer vertrieben, von dem es seit vier Jahren ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet worden war.

Am 29. August war der unglückliche Papst in seinem Kerker zu Valence in Frankreich gestorben. Pius VI. hieß einst „der schöne Papst", weil die heilige Grazie, ein nie verjährendes Erbtheil römischer Monsignoren, ganz in ihm concentrirt war. Ehrfurcht gebietend durch seine majestätische Gestalt gewann er zugleich die Herzen durch den Adel seiner Züge und durch die Milde und Anmuth seines Entgegenkommens. Für glücklichere Zeiten geboren, ein wahrer Friedensfürst, hatte er sich selbst durch die Demüthigungen, die ihm in Wien unter Kaiser Joseph widerfuhren, nicht aus seinem Gleichmuth bringen lassen und in einem so sichern Gefühl langdauernder Herrschaft gelebt, daß er, dem Beispiel Leo's X. und dem Geschmack der Neuzeit folgend den Stuhl Petri glänzender zu machen glaubte, indem er ihn mit den Trophäen des heidnischen Alterthums umgab. Eine seiner Lieblingsschöpfungen war die Vermehrung und Aufstellung der nach ihm Museo Pio-Clementino benannten, unschätzbaren Antikensammlung im Vatikan, dem colossalen Nebengebäude der Peterskirche. Während dieser Schöpfung ahnte ihm nichts von seiner trüben Zukunft. Aber je mehr er die Pracht heiliger Versammlungen und Feste geliebt, je mehr er in dem Eifer des Kunstsammlers sich vertieft hatte, um so größer und rührender erscheint er in seinem Unglück. Ein hinfälliger Greis sah er alle äußere Macht des Papstthums gebrochen, alle Herrlichkeit und allen Glanz von sich abgestreift, alle seine Schätze und Sammlungen geplündert und klagte nicht, zeigte sich nicht wie einer, der im Glück verweichlicht, im Unglück zusammenbricht, sondern ließ all sein Wesen in die heilige Weihe aufgehen, die auf ihm ruhte, und war unter dem Hohn der Jakobiner und der verwilderten Soldateska mehr Papst, als er je zuvor gewesen, denn keine Drohung brachte ihn dahin, den Rechten der Kirche nur das geringste zu vergeben. Daß sein Vatikan geplündert wurde, daß

Die Eigenschaft, die Gedanken zu reproduciren, haben allerdings die wirklichen Dinge mit den sinnlich wahrnehmbaren Darstellungen gemein, und Niemand wird und kann den Besitzer eines wirklichen Pferdes verhindern, durch den Anblick desselben die Idee in sich und Andern zu reproduciren; allein während das wirkliche Pferd für Zwecke brauchbar ist, für welche das Bild nicht dient, so ist das Bild für manchen Gebrauch geeignet, welchen das wirkliche Pferd nicht darbietet, und so gleicht sich die besondere Gebrauchsweise des einen mit der besondern Gebrauchsweise des andern vollständig aus.

Es ist diese Eigenthümlichkeit der Erzeugnisse geistiger Thätigkeit, welche die Veranlassung dazu gegeben hat, das Recht zur Vervielfältigung geistiger Produkte auf mechanischem Wege unter den Rechten der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken besonders namhaft zu machen; gleichwohl ist dasselbe kein neues oder ein unerhörtes Recht, sondern es ist in dem Eigenthum, als in dem Inbegriff aller denkbaren Rechte, welche Jemand an einer Sache ausüben kann, nothwendig enthalten, und steht in demselben Verhältniß zu demselben, wie die Luftsäule zu dem Grundstücke. Sie kann aus natürlichen Ursachen nicht davon getrennt werden, könnte sie es aber, so würde doch das Grundstück selbst ohne dieselbe vollkommen werthlos seyn.

Auch ist dieses Recht faktisch mit allen andern Dingen verbunden, die überhaupt im Eigenthum seyn können, nur daß dasselbe bei allen Gegenständen, die ihrer Natur nach keine Vervielfältigung auf mechanischem Wege zulassen, lediglich aus diesem Grunde ohne Anwendung bleibt; hingegen tritt es überall in Wirksamkeit, wo eine solche möglich ist, ohne daß es einer besondern Stipulation deshalb bedarf. So gewährt z. B. der Besitz einer Actie, welche bloß das reale Zeichen eines idealen Mitbesitzes ist, kein Recht, diese Actie zu vervielfältigen, und die Befugniß zu dieser Vervielfältigung wird allgemein als ein Recht des Eigenthümers, nämlich der Gesellschaft, anerkannt, und nach demselben Princip gebührt das Recht zur Vervielfältigung eines Produktes geistiger Thätigkeit, ohne Anwendung der gleichen Thätigkeit, dem ersten Erzeuger, als dem natürlichen Eigenthümer des Originals.

Da nun dieses Recht in Deutschland durch das Verbot, literarische Werke aller Art, so wie Werke der Kunst, ohne

Apollo und Diana, Jupiter und Juno, Bachus und Priapus, Herkules und Laokoon in das Museum des heidnisch gewordenen Paris wanderten, mußte ihm wie ein Zeichen des Himmels vorkommen, welches er demüthig erkannte, indem er im Kerker gleich einem armen Mönche mit dem Crucifix auf dem Herzen starb.

Aber mit ihm starb nicht die Würde und Macht seines Amtes. Wohl hatte der furchtbare Angriff, den Italien von Frankreich her erfahren, nicht blos irdischem Gute, der Zertrümmerung aller Staaten und dem Raube aller Schätze, sondern ausdrücklich auch der Kirche gegolten, die aus dem Felsen Petri herausgerissen und für immer vernichtet werden sollte. Wohl hatte der Großmeister der Philanthropen in Paris die römische Kirche in Rom selbst auszutilgen gewähnt und sie auf ewig bereits in Abgang decretirt, aber auf eine fast wunderbare Weise hatten Mächte und Völker, von denen man es am wenigsten erwartet, den apostolischen Stuhl im letzten Wanken festgehalten und emporgetragen. Oesterreicher, die kurz vorher noch durch Kaiser Joseph II. hatten von Rom emancipirt werden sollen, ketzerische Engländer, schismatische Russen, sogar Türken, die mit der russischen Flotte gekommen waren. Durch sie wurde Italien frei und war es möglich geworden, daß die 34 geretteten Cardinäle am 1. Dezember in der Kirche San Giorgio Maggiore in Venedig zu einem Conclave zusammentraten, welches am 14. März 1800 den Cardinal Chiaramonti zum Papst wählte. Ehrend das Andenken seines Vorgängers nannte er sich Pius VII. mit dem Vorsatz, das Schiff der Kirche eben so gottvertrauend, wie der Märtyrer von Valence, durch die Stürme der Zeit zu steuern. Er war in einem Kloster erzogen, sanft und demüthig, aber nichtsdestoweniger treu und fest im Glauben. Es ist bemerkenswerth, daß er durch den Einfluß des vertriebenen französischen Klerus, hauptsächlich des zum Cardinal erhobenen Abbé Maury, gewählt wurde, nachdem Oesterreich auf die Anzeige, man wolle den österreichisch gesinnten Cardinal Bellisomi wählen, vier Wochen lang nicht einmal eine Antwort gegeben hatte.

Neuntes Buch.

Bonaparte in Aegypten.

Während Italien, Bonaparte's erſte große Eroberung, wieder verloren ging, machte er ſeine zweite in Aegypten.

Wir haben oben ſchon erkannt, daß Bonaparte gerne nach Aegypten ging, um ſeinen Ruhm dort zu vergrößern und dem Parteigetriebe in Frankreich auszuweichen, da er ſich noch nicht ſtark genug fühlte, als Alleinherrſcher aufzutreten, daß aber auch das Directorium ihn gerne gehen ſah, weil es ſich vor ihm fürchtete. Der Gedanke, den Handel der Engländer im Orient zu vernichten, diente eigentlich beiden Theilen nur zum Vorwande und konnte auch nicht eher ernſtlich verfolgt werden, bis das Glück, was allerdings bisher alle Unternehmungen Bonaparte's begünſtigt hatte, dieſen in den Stand ſetzen würde, die ägyptiſche Eroberung zu befeſtigen und auszudehnen. Im Hinblick auf dieſe Eventualität hatte Frankreich bereits geheime Verbindungen mit Tippo Sahib, dem mächtigen Beherrſcher von Myſore in Vorderindien, angeknüpft, der einen blutigen Krieg wider die in Bengalen herrſchenden Engländer führte. Es widerſprach dem abentheuerlichen Charakter Bonaparte's nicht, daß, wenn er in Aegypten Glück hatte und die Streitkräfte des Orients unter ſeinen ſieggewohnten

Fahnen vereinigte, er auch als ein neuer Alexander der Große einen Zug nach Indien gewagt haben würde.

Nachdem alle Vorbereitungen zur ägyptischen Expedition in den südlichen Häfen Frankreichs und des westlichen Italien getroffen waren, fuhr Bonaparte am 19. Mai 1798 mit einer Flotte von 198 Schiffen aus dem Hafen von Toulon ab, mit der sich in den folgenden Tagen andere aus Marseille, Genua, Civita vecchia und Bastia vereinigten, so daß im Ganzen 32,000 Mann Landungstruppen auf 400 Transportschiffen abgeführt und von einer großen Kriegsflotte unter dem Admiral Brueys (13 Linienschiffe, 8 Fregatten und 72 kleinere Schiffe) geleitet wurden. Unter den Truppen befand sich nur ein Theil derer, die schon früher unter Bonaparte in Italien gefochten hatten, ein anderer Theil kam von der Rheinarmee und mit ihm die Generale Kleber (ein Elsäßer, früher Steinmetz und österreichischer Unteroffizier), Desaix, Reynier, Menou, Davoust, Caffarelli, Arrighi, Dammartin. Von den älteren Anhängern Bonaparte's begleiteten ihn Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Duroc, Andreossy, Bessières, diesmal auch Bonaparte's jüngerer Bruder Louis, sein Schwager Leclerc (Gemahl seiner Schwester Pauline) und sein Stiefsohn, der junge Eugen Beauharnais. Theils um in dem ziemlich barbarischen Aegypten Civilisation einzuführen, theils um seine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu untersuchen, hatte man 2000 Handwerker, Künstler und Gelehrte mitgenommen. Die letzteren hatten im Voraus die Bestimmung, den Ruhm der Expedition auszubreiten, und Denon hat in der That alle wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition in einem umfassenden Prachtwerke über Aegypten niedergelegt.

Das Geheimniß war glücklich bewahrt worden. Die französischen Truppen wußten selber nicht, wohin sie fuhren. Nur daß es gegen die Engländer gehe, war ihnen in einer Proclamation gesagt worden. Eine beträchtliche englische Flotte unter Admiral Nelson, der vor Begierde brannte, die räthselhafte Flotte auf dem

Meere zu erreichen und zu vernichten, war wirklich ganz in der Nähe, wurde aber schon am 17. Mai durch einen Sturm nach Sardinien verschlagen, erhielt erst am 12. Juni vor Toulon sichere Nachricht von Bonapart's Weg und eilte ihm nun nach, aber zu spät.

Am 9. Juni kam Bonaparte vor der Insel Malta an und verlangte freie Einfahrt in den Hafen. Sie wurde ihm verweigert, aber da er schon längst Einverständniß mit den französischen Ordensrittern angeknüpft hatte, wurde ihm die sonst unüberwindliche Feste durch Verrath in die Hände gespielt. Es waren Intriguen einer andern Partei vorangegangen, welche die Insel den Russen sichern wollte, sofern Kaiser Paul I. damals großen Werth auf feste Anhaltungspunkte für die russische Seemacht im Mittelmeer legte.*) Großmeister des Maltheserordens war damals der deutsche Freiherr von Hompesch, ein schwacher und eigennütziger Mann, der sich mit einer fetten Pension abfinden ließ und Ehren und Eigenthum des alten, einst so berühmten Ritterordens Preis gab. Bonaparte schämte sich nicht, ihm sogar eine Entschädigung in Deutschland zu versprechen und auch das noch dem Rastadter Congreß aufzubinden. Der Schatz des Ordens und sämmtliche Waffenvorräthe wurden eine Beute der Franzosen, der Hauptgewinn aber war die Insel selbst. Man darf sich wundern, daß Bonaparte nicht besser für die Behauptung derselben sorgte und daß das französische Directorium nicht hinlänglich Streitkräfte dahin abgehen ließ, denn bei der Wichtigkeit der Insel war ein lebhafter Angriff der Engländer auf dieselbe zu gewärtigen. Um selber nicht von der englischen Flotte eingeholt zu werden, beschleunigte Bonaparte seine Abreise von Malta und erklärte jetzt erst seinen Truppen, wohin

*) Schon der vorige Großmeister Rohan hatte dem russischen Kaiser den Titel des Protectors des Ordens ertheilt, den Paul auch am 29. Nov. 1797 angenommen hatte. Der Courier aber, der das Schreiben des Kaisers mit Plänen für die Zukunft des Ordens dem Großmeister bringen ollte, war von den Franzosen aufgefangen worden.

die Reise gehe (21. Juni). Nelson segelte damals, ohne es zu ahnen, nahe bei ihm vorbei, kam schon am 28. vor der Küste Aegyptens an, kehrte aber um, da er ihn nicht fand, suchte ihn an der syrischen Küste und verfehlte ihn abermals, so daß Bonaparte mit seiner ganzen Flotte am 30. wohlbehalten an den Ufern Aegyptens anlangte, im Hafen von Alexandria. „Diese Stadt, sagte er seinen Soldaten, hat der große Alexander gegründet.“ In ihm selbst den zweiten Alexander zu sehen, war schon vielen seiner begeisterten Anhänger geläufig.

Aegypten war eine türkische Provinz, aber vom Sultan so gut wie unabhängig unter der tyrannischen Regierung der s. g. Mameluken. Das waren auserlesene Soldtruppen, hauptsächlich aus schönen Knaben herangezogen, die durch Gefangenschaft in türkische Sklaverei gerathen waren, durch ihre Tapferkeit, besonders als treffliche Reiter ausgezeichnet und durch eine eigenthümliche Waffenbrüderschaft bald zu einem übermächtigen aristokratischen Körper erstarkend. Sie heiratheten selten und ergänzten sich immer nur durch jüngere Lieblinge, die sie sich heranbildeten. Im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts hatten sie sich von dem ihnen vorgesetzten türkischen Pascha emancipirt und herrschten, wenn auch noch im Namen des Sultans, doch völlig unabhängig unter ihren Beys. Der damalige türkische Pascha von Aegypten in der Hauptstadt Kairo residirend, Said Abubekr, führte nur ein Schattenregiment, indem für ihn die zwei mächtigsten Mamelukenbeys Murad die Militär-, Ibrahim die Civilverwaltung leiteten. Die Mameluken besaßen zugleich die größten Reichthümer und Ländereien in Aegypten. Das übrige in drückender Knechtschaft gehaltene Volk hatte sehr verschiedene Bestandtheile. Die ältesten Einwohner des Landes waren die noch immer Aegypter, abgekürzt Kopten genannten Ueberreste der wahren alten Aegypter, aber gemischt mit Ueberresten der Griechen und Römer, diese alle als Christen der koptischen Kirche angehörig, die zunächst der griechischen verwandt ist. Neben ihnen hatten sich in dem langgestreckten fruchtbaren Nilthal seit

der muhamedanischen Eroberung im siebenten Jahrhundert auch eine Menge Araber niedergelassen, s. g. Fellahs, die vom Landbau lebten. Den Arabern waren als Beherrscher des Landes die Türken gefolgt, von denen sich ebenfalls viele in den Städten und als Grundbesitzer niedergelassen hatten, eine vornehmere und reichere Kaste. In den Städten gab es auch von alten Zeiten her noch viele Juden. Rechts und links vom fruchtbaren Nilthale dehnen sich Sandwüsten aus, die ostwärts durch baumlose Felsengebirge vom rothen Meere getrennt sind, westwärts aber, nur von einigen fruchtbaren Oasen (Inseln der Wüste) unterbrochen in das unabsehlich dürre Sandmeer der Saharah auslaufen. In diesen Wüsten schweiften die Beduinen umher, nomadisirende Araber, als eben so treffliche Reiter berühmt wie die Mameluken und diesen nicht unterworfen, sondern freie Räuber.

Die Mamelukenbeys hatten sich grobe Ungebühren gegen französische Kaufleute zu Schulden kommen lassen, deren Handel gedrückt, Schuldforderungen derselben nicht befriedigt und dem französischen Generalconsul Magallon das deßfalls gegebene Wort wieder gebrochen. Diese Vorgänge liehen Bonaparte den äußeren Vorwand, die Mameluken anzugreifen, wobei er die Miene annahm, als geschehe es nur, um die rechtmäßige Herrschaft des Sultans herzustellen, mit dem, wie er beständig versicherte, Frankreich im alten Frieden lebe, wie es denn auch damals noch der Fall war, denn Sultan Selim III. hatte sich noch nicht entschieden, was er thun wolle. Bei Bonaparte's Abreise aus Frankreich war beschlossen worden, Talleyrand selbst solle nach Constantinopel gehen und alle seine diplomatischen Künste spielen lassen, um die hohe Pforte ins französische Interesse zu ziehen. Wie lästig auch die Franzosen in Aegypten dem Sultan seyn mochten, so schienen doch Rußland und England, selbst Oesterreich für die Türkei gefährlichere Feinde als Frankreich zu seyn. Bonaparte mochte daher in der That an die Möglichkeit eines Verständnisses mit dem Sultan geglaubt haben,

Talleyrand aber traute nicht, wollte seine Haut nicht in der türkischen Hauptstadt zu Markte tragen und blieb klüglich in Paris.

Inzwischen bekümmerte sich Bonaparte, sobald er in Aegypten angekommen war, wenig mehr um das, was in seinem Rücken geschehen mochte, und trachtete nur nach einem sichern Erfolge im Lande selbst. Er empfahl daher seinen Truppen in einem Tagesbefehl vom 22. Juni: „Die Völker, mit welchen wir leben werden, sind Muhamedaner. Widersprecht ihnen nicht. Beweist ihren Priestern Ehrfurcht, schont ihre Moscheen, seyd so tolerant gegen die Religion Muhameds, wie gegen die des Moses und Christus.“ In einem Aufruf an das Volk in Aegypten selbst entblödete er sich nicht zu sagen: „Ihr Kadi's, Scheiks und Ismans, sagt dem Volk, daß auch wir wahre Muhamedaner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, der da sagt, man müsse immerwährend Krieg gegen euren Glauben führen? sind wir nicht Freunde des Sultans, dessen Feinde die Mameluken sind?“

Die unbequeme Ausschiffung der Truppen war am 2. Juli vollendet, der Widerstand der Einwohner schwach. Alexandrien wurde ohne viele Mühe erstürmt, wobei Kleber von einer der ersten Kugeln in die Stirne, jedoch nicht tödtlich getroffen wurde. Die Flotte ging bei dem nahen Abukir vor Anker, die Landungstruppen aber marschirten am 6. ins Innere des Landes. Der erste Anblick der noch aus der Römerzeit am Ufer erhaltenen Pompejussäule, der Palmen und der fremden Physiognomien hatte die französischen Soldaten zwar interessirt, aber die Armuth und der Schmutz in der eroberten Stadt und hinter ihr die Sandwüste, die sie zur heißesten Jahreszeit durchziehen mußten, schlug ihre Erwartungen gewaltig nieder. Sie waren auf einen Marsch durch die Wüste nicht vorbereitet, entbehrten Kameele und Wasserschläuche und starben fast vor Durst. Die der Wüste eigenthümliche Luftspiegelung, die ihnen das Meer oder den Nil zeigte, wo nichts als Sand war, täuschte und erbitterte sie noch mehr. Die wenigen im Sande rinnenden Quellen waren von den Arabern ver-

dorben worden, die den Franzoſen überdies auf ihren flüchtigen Roſſen zur Seite ſchwärmten und Jeden, der zurückblieb, tödteten. Als die erſchöpften Schaaren endlich am 10. zum Nil gelangten, ſtürzten ſie ſich hinein, um den brennenden Durſt zu löſchen, bei Ramahnieh. Von hier an war der Weg zur Hauptſtadt Kairo weniger beſchwerlich. Am 13. wurde das franzöſiſche Heer, das nur ſehr wenig Reiterei hatte, zum erſtenmal von 4000 Mameluken angegriffen, die aufs verwegenſte in die ungeheure Uebermacht des franzöſiſchen in Quarrées aufgeſtellten Fußvolks einhieben, aber natürlich nicht durchdringen konnten und endlich davonritten.

Nach einem höchſt ermüdenden Marſch unter der glühenden Sonne Afrika's langten die Franzoſen am 21. Juli im Horizont von Kairo an und ſahen zum erſtenmal die berühmten uralten Pyramiden, an deren Fuß Murad-Bey ein Heer von 10,000 Mameluken, 3000 Beduinen zu Pferde und 20,000 Türken, Kopten ꝛc. zu Fuß verſammelt hatte, um die Hauptſtadt tapfer zu vertheidigen. Die Reiterei war prächtig, das Fußvolk erbärmlich. Bonaparte ſtellte ſeine Truppen in fünf großen Vierecken auf, gegen deren nach allen Seiten hinausgekehrte und von Kanonen unterſtützte Bajonette auch die beſte Reiterei nichts vermochte, und wies auf die Pyramiden hin, die der erſte Strahl der Morgenſonne röthete. „Soldaten," rief er, „von dort ſehen vierzig Jahrhunderte auf euch herab." Neben dem Erhabenen fehlte aber auch das Lächerliche nicht. Das Gepäck, das von Eſeln getragen wurde, und alle Nichtcombattanten mußten in die großen Vierecke eingeſchloſſen werden, weil ſie ſonſt vor den feindlichen Reitern nicht ſicher geweſen wären. Als man nun den Commandoruf hörte: „die Eſel und die Gelehrten in die Mitte!" brach die ganze Armee in lautes Gelächter aus. Die Schlacht begann mit dem wüthenden Angriff der Reiterei, der aber von den Franzoſen ſiegreich abgeſchlagen wurde. Dann erſt befahl Bonaparte einigen ſeiner Vierecke vorzugehen und Embaleh, wo das feindliche Fußvolk ſich verſchanzt hatte, mit dem Bajonet zu nehmen. Der Feind hielt

nicht aus, wurde getödtet oder in den Nil gejagt und verlor im Ganzen 10,000 Mann. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei den Pyramiden. Ibrahim Bey war in Kairo geblieben, ohne an der Schlacht Murads Theil zu nehmen, aus Eifersucht. Jetzt zog er mit dem Pascha und 4000 Mameluken nach Syrien ab, während Murad den Nil hinauf nach Oberägypten floh. Die Hauptstadt ließ sich nicht mehr halten, Bonaparte nahm sie am 25. mittelst Capitulation.

Während Bonaparte in Kairo seine Truppen ausruhen und zum erstenmal wieder besser verpflegen ließ, die aufgefundenen Vorräthe in Beschlag nahm, eine neue Civiladministration und strenge Polizei organisirte und dabei die Einwohner der Hauptstadt so leutselig als möglich behandelte und zu gewinnen suchte, geschah in seinem Rücken ein furchtbarer Schlag. Nelson hatte endlich die Landung der Franzosen erfahren und setzte alle Segel bei, um, wenn er auch die Landtruppen nicht mehr an der Ausschiffung hindern konnte, wenigstens die französische Flotte zu vernichten. Admiral Brueys lag noch vor Abukir und hatte wenig oder nichts gethan, um sich auf einen Angriff der Engländer vorzubereiten. Bonaparte hatte ihm nur den unbrauchbarsten Theil der Mannschaft zurückgelassen und nur eine einzige Strandbatterie war errichtet worden. Als die Engländer am 1. August heransegelten, war ein großer Theil der französischen Schiffsmannschaft am Lande und mußte erst an Bord eilen. Nelson hatte zwar nur 14 Linienschiffe und 2 Briggs, aber auserlesene Fahrzeuge [illegible] mit den kühnsten Seeleuten bemannt, die unter seiner Führung in die Hölle gefahren wären. Es war schon Abends 7 Uhr und sehr dunkel, aber dennoch fuhr Nelson mit unerhörter Keckheit in den schmalen Seestrich hinein, der zwischen den französischen Schiffen und dem Ufer lag und schnitt sie auf diese Art vom Lande ab. Zwei seiner Schiffe scheiterten, aber die übrigen legten sich dicht an die französischen Kriegsschiffe und eröffneten ein fürchterliches Feuer, dessen Schein das Meer und die käm-

pfenden Flotten in unaufhörlichen Blitzen erhellte. Die Franzosen vertheidigten sich auf den meisten Schiffen mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Brueys selbst wurde auf dem Admiralschiff l'Orient zweimal in die Hand und ins Gesicht verwundet, endlich warf ihn eine Kanonenkugel nieder, aber er wollte sich nicht in den Schiffsraum hinabtragen lassen, sondern auf seinem Posten sterben. Kaum war er todt, so fing das colossale Schiff Feuer. Es zu löschen war trotz aller Anstrengung nicht möglich, der Contreadmiral Gantheaume mußte sich ins Meer stürzen, um schwimmend einen Kahn zu erreichen. Ein Matrose wollte noch den zehnjährigen Sohn des Capitain Casablanca retten, der aber seinen schwerverwundeten Vater nicht verließ und mit ihm und dem herrlichen Schiff, als das Feuer die Pulverkammer erreichte, in die Luft flog. Mit diesem ungeheuren Knall verstummte aller Kampf und tiefe Nacht lag wieder über dem Meere, bald aber entbrannte die Schlacht von neuem, dauerte die ganze Nacht hindurch und einige französische Schiffe schossen noch unerschrocken fort bis zum Mittag des andern Tages. Capitain Du Petit-Thouars auf dem Schiff le Tonnant commandirte auf dem Verdeck, auf einer Bank sitzend. Eine Kugel schlug ihm den Schenkel weg, er blieb sitzen; eine zweite schlug ihm den Arm weg, er blieb sitzen und rauchte eine Pfeife Tabak, laut rufend: „Mannschaft, ergebt euch niemals!“ Als er den Tod herannahen fühlte, befahl er noch, seinen Leichnam ins Meer zu werfen, damit er den Engländern nicht in die Hände falle. Aber nicht alle Schiffe kämpften mit gleichem Muth. Mehrere ergaben sich den Engländern ohne genügende Vertheidigung, die meisten wurden in den Grund gebohrt. Contreadmiral Villeneuve zog es vor, seine Anker zu kappen und mit fünf Schiffen nach Malta zu entfliehen, die nach Nelsons eigenem Geständniß hingereicht haben würden, den Engländern ihren Sieg zu entreißen, denn die englischen Schiffe waren von den Schüssen der Franzosen so zugerichtet, daß sie Villeneuve nicht verfolgen konnten. Kleber, der in Alexandrien commandirte,

Einwilligung des Uebebers oder dessen, auf welchen derselbe seine Rechte an dem Original übertragen hat, auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, ausdrücklich anerkannt, und hierdurch jeder Zweifel darüber beseitigt worden ist, daß um der nachgewiesenen besondern Natur der Produkte geistiger Thätigkeit willen, keine Abweichung von den allgemeinen Rechten des Eigenthums gestattet werden soll, so ist hierdurch der Beweis vervollständigt, daß das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken, wie solches in Bezug auf die Schriftsteller durch den 18. Art. der Bundesacte, und in Bezug auf die Künstler durch den Bundesbeschluß vom 6. Septbr. 1832. anerkannt wird, alle Merkmale des Eigenthums, seiner Natur und seinem Gegenstande nach, an sich trägt und somit als ein wirkliches und wahrhaftes Eigenthumsrecht zu betrachten ist.

Wenn daher noch vor Kurzem in einer deutschen Ständeversammlung die Ansicht aufgestellt und vertheidigt worden ist, daß es kein Eigenthum an den Erzeugnissen geistiger Thätigkeit gebe, so beweist diese Behauptung nur, wie selbst ausgezeichnete Männer unfähig sind, von althergebrachten Vorurtheilen sich loszureißen, und auf wie unsicherem Grunde der Staat ruht, wenn selbst die Lenker desselben in der Jagd nach einem Phantom von öffentlicher Wohlfahrt von dem Boden des strengen und rücksichtslosen Rechtes sich entfernen.

Wohl mag den Autoren vorgeworfen werden, daß sie bis jetzt sich allzunachlässig und selbst indolent in Behauptung und Bewahrung ihrer natürlichen Rechte gezeigt, und den Verlegern, die doch alle ihre Rechte nur von den Autoren herleiten können, den Vorkampf überlassen haben. Es ist nur dadurch möglich geworden, daß die eigentliche Natur des Rechtes völlig in den Hintergrund getreten, und zur Behauptung desselben Gründe aufgerufen worden sind, deren Unhaltbarkeit das Recht selbst verdächtigt haben. Jedermann fühlte das Unrecht, welches geschah, aber Niemand nahm sich die Mühe und die Zeit, auf die Quelle zurückzugehen, und daher kam es, daß bald das Honorar, bald die Ehre, bald der besondere und bald der allgemeine Nutzen vorgeschoben wurden, um einem Rechte zur Stütze zu dienen, dessen Existenz dieselbe Wurzel hat, auf welcher alles unmittelbare Eigenthum beruht, die durch die Thätigkeit des Eigenthümers

ſah der nächtlichen Schlacht von ferne zu, ohne ſeinen Landsleuten helfen zu können. Die ganze franzöſiſche Flotte war verloren, daher auch der franzöſiſchen Armee ihr Rückweg zur See abgeſchnitten, wenn ſie in Aegypten Unfälle erleiden ſollte. Die Nachricht dieſes unerſetzlichen Verluſtes machte die Truppen in Kairo ſehr niedergeſchlagen, aber Bonaparte richtete ſie wieder auf mit den ſtolzen Worten: „die Engländer zwingen uns vielleicht, noch größere Dinge zu thun, als wir uns anfangs vorgeſetzt hatten.“ Die Niederlage gleichſam vergeſſend, pries er nur den Heldenmuth der Vertheidigung, ſchrieb eigenhändige, ſehr ſchöne Troſtbriefe an die Wittwe des Admiral Brueys und an den Vater des gefallenen Capitain Thevenard, lobte Gantheaume und entſchuldigte ſelbſt Villeneuve, ſofern er der Republik ſeine ſchönen Schiffe gerettet habe. Seine feſte Haltung beſchämte jeden Zagenden. Als ſich auch drei portugieſiſche Kriegsſchiffe vor Alexandrien blicken ließen und gleich den Engländern drohten, verglich ſie Bonaparte ſpöttiſch mit dem Eſel, der dem Löwen, weil er ihn todt glaube, Fußtritte gebe, und ſagte voraus, dieſer lächerliche Uebermuth werde der Königin von Portugal bald Thränen koſten.

Bonaparte's Lage war übrigens nichts weniger als beneidenswerth. In Alexandrien, Roſette und an vielen andern Orten brachen Volksaufſtände aus, denn aus Noth oder aus gewohntem Muthwillen achteten die franzöſiſchen Soldaten trotz des Verbots weder das Eigenthum, noch die Sitten der Muſelmänner. Kleber mußte in Alexandrien, Menou in Roſette ſtarke Strafcontributionen erheben. Auch die herumſchweifenden Beduinen neckten überall. Am gefährlichſten ſchien Ibrahim Bey, der den Weg nach Syrien eingeſchlagen hatte und von dort Verſtärkungen erwartete. Leclerc, der ihn verjagen ſollte, erlitt am 5. Auguſt bei Belbeis eine Niederlage und konnte nur durch Reyniers ſchnelles Erſcheinen mit friſchen Truppen gerettet werden. Bonaparte ſelbſt eilte auf den Kampfplatz, nun zog ſich aber Ibrahim bis Salieh zurück und nahm dort der großen Caravane, die von der Pilgerfahrt

nach Mekka zurückkehrte und die zugleich immer Handelscarawane iſt, ihre koſtbaren Waaren ab, damit ſie den Franzoſen nicht in die Hände fallen konnten. Nochmals am 11. Auguſt von den Franzoſen angegriffen, ſchlug er ſie wieder mit ſeiner unübertrefflichen Reiterei, wobei Murat und Duroc faſt gefangen worden wären. Doch zog ſich der Bey vor Bonaparte's Uebermacht freiwillig zurück. Bonaparte ſuchte ihn durch ein ſchmeichelhaftes Schreiben in ſein Intereſſe zu ziehen, bekam aber keine Antwort und ging nun wieder nach Kairo zurück, wohin er auch die ausgeplünderte Carawane friedlich geleiten ließ, um mit dieſer Großmuth die Herzen der Aegypter zu gewinnen.

In derſelben Abſicht beging er mit großem Pomp die heiligen Feſte des Landes, zuerſt die feierliche Durchſtechung der Nildämme beim Herannahen der berühmten Nilüberſchwemmung, die dem ganzen Lande üppige Fruchtbarkeit gewährt, eine Ceremonie, die aus den älteſten Zeiten ſtämmte; dann das große Feſt des Propheten Muhamed. Er ſelbſt und alle ſeine Generale beglückwünſchten den vornehmſten Scheik (Nachkommen Muhameds) und wohnten den Gebeten bei. Beim Jahresfeſt der franzöſiſchen Republik prangte auch eine Inſchrift: „Gott iſt Gott und Muhamed ſein Prophet.“ Aus den Vornehmſten der Stadt und des Landes berief Bonaparte am 7. October einen Divan, der unter der Aufſicht franzöſiſcher Commiſſäre die innern Angelegenheiten Aegyptens leiten ſollte. Auch gründete er in Kairo ein gelehrtes Inſtitut, an deſſen Spitze Monge ſtand, eine Druckerei und eine Zeitung. Da ſich die Gemahlin Murad Bey's und einiger andern vornehmen Mameluken in der Nähe aufhielten, ließ Bonaparte ſie mit größter Artigkeit begrüßen und erſtattete ihnen ſogar von dem confiscirten Gut ihrer Männer einen reichen Frauentheil zurück.

Das alles aber half ihm nichts. Das Volk nannte ihn nicht einen Propheten oder Retter, ſondern nur Sultan Kebir (Herr des Feuers) und behandelte ihn auch nur wie eine gefährliche Flamme, der man ausweicht und die man zu erſticken ſucht, wenn man kann.

Den ganzen Herbſt hindurch erneuerten ſich die Empörungen und die Angriffe der Beduinen auf die in's Land vertheilten einzelnen Corps der Franzoſen, bei Sonbat, Mit-Gamar, Choarah, Tantah, Berkel-Gitas ꝛc. und am 21. October ſtand in Kairo ſelbſt das Volk in Maſſe auf, um alle Franzoſen zu ermorden. General Dupuis, der Platzcommandant, war eins der erſten Opfer. Nur mit größter Anſtrengung gelang es Bonaparte, den Aufruhr endlich in der großen Moſchee Jemil-Azar zu concentriren, wo ſich 15,000 Aegypter auf's verzweifeltſte wehrten, bis ſie durch das ſchwere Geſchütz zuſammengeſchoſſen oder zur Flucht gezwungen wurden. Zugleich tobte ein in dieſem Lande ſeltenes Gewitter am Himmel, was den Schrecken noch mehrte. Ein anderes Heer von Aegyptern, das der Stadt von außen zu Hülfe kommen wollte, wurde durch Lannes zurückgetrieben, wobei der edle Pole Sulkowski, der zuerſt in Italien Bonaparte begrüßt hatte, ſein Leben verlor. Dem Kampf in Kairo folgten zahlreiche Hinrichtungen, denn fortan konnte Bonaparte nur noch mit Schrecken regieren.

Deſaix war mit nur 3000 Mann auf Schiffen den Nil aufwärts entſendet worden, um Murad-Bey aus Oberägypten zu vertreiben. Er ſchlug ihn am 7. October bei Sediman, wo ſich die muthigſten Reiterangriffe der Mameluken abermals an den Vierecken des franzöſiſchen Fußvolks zerſtießen. Hier wie in allen folgenden Gefechten zeichnete ſich der Elſäßer Rapp als Deſaix' Adjutant durch ſeine Kühnheit aus. Eine zweite größere Schlacht erfolgte erſt am 22. Januar 1799 bei Samhud, in welcher Murad wieder unterlag. Einen Tag ſpäter lagerte Deſaix am uralten Rieſentempel von Denderah (Tentyra), deſſen Decke ein ganzes Dorf trägt, dem coloſſalſten Bauwerk des geſammten Alterthums und der Welt. Deſaix verfolgte die Mameluken bis zu den Katarakten des Nil und der berühmten, gleichfalls mit alten Bauwerken bedeckten Inſel Philos. Hier iſt die eigentliche Grenze Aegyptens, von da beginnt Nubien. Von hier kehrte Deſaix wieder um, bekam aber bald neue Feinde an den Beduinen, die

ſich in ſeinem Rücken geſammelt hatten, und auch Murad drang ihm wieder nach. Er ſiegte aber in allen Gefechten und gewann ſich zugleich durch die Disciplin, die er handhabte, bei den Eingebornen den Namen des „gerechten Sultan".

Bonaparte blieb lange ohne alle Nachrichten aus Frankreich und aus der Türkei. In der Meinung, Talleyrand ſey wirklich als Geſandter nach Conſtantinopel gegangen und habe den Sultan durch ſeine diplomatiſche Liſt gekirrt, hatte er ſich bisher in ſeinen ägyptiſchen Proclamationen als den wärmſten Freund des Sultans geberdet, deſſen Paſcha dringend zur Rückkehr eingeladen und ſich geſtellt, als vertriebe er die Mameluken nur, um die rechtmäßige Gewalt des Sultans herzuſtellen. Jetzt erſt erfuhr er, Selim III. ſey über die ägyptiſche Expedition in höchſten Zorn gerathen, habe den franzöſiſchen Geſchäftsträger in Conſtantinopel, Ruffin, in das berüchtigte Gefängniß der ſieben Thürme werfen und alle im türkiſchen Reich wohnenden oder zufällig anweſenden Franzoſen ihrer Güter berauben und in Ketten legen laſſen, welches ſchlimme Loos viele hunderte traf. Am 10. September hatte der Sultan Frankreich den Krieg erklärt und mit Rußland und England ein enges Bündniß geſchloſſen. Eine türkiſche Flotte vereinigte ſich mit der ruſſiſchen, zunächſt um die joniſchen Inſeln wegzunehmen. Indem ſie aber von der See her Corfu belagerte, zog zugleich Ali Paſcha von Janina mit 11,000 Mann aus, um alle übrigen von den Franzoſen beſetzten Punkte jener Inſeln zu erobern. Mit dieſem Paſcha, einem der größten Ungeheuer, das die Erde geſehen, hatte Bonaparte ſchon von Italien aus kokettirt und ihm große Verſprechungen gemacht. Paßwan Oglu, Paſcha von Serbien, hatte ſich gegen den Sultan empört und Ali ſollte das gleiche thun. Bonaparte und das Directorium verſprachen Ali ein franzöſiſches Hülfsheer, das ihm die Unabhängigkeit und Souverainetät erkämpfen ſollte, brachen aber ihr Wort und blieben dem Paſcha ſogar die Bezahlung für die Lebensmittel ſchuldig, die er ihrer Flotte geliefert hatte. Das erboſte ihn nun ſo, daß er

ſich dem Sultan gehorſam bewies (was auch Paßwan Oglu's Unterwerfung zur Folge hatte) und wuthentbrannt über die Franzoſen herfiel. Dieſe ſtanden unter dem Oberbefehl des General Chabot, waren aber ſehr vertheilt und wurden einzeln aufgerieben. In Prevesa, einer Stadt gegenüber den Inſeln auf dem Feſtlande, die ſie beſetzt hatten, ließ Ali am 22. October alle Einwohner umbringen, die Franzoſen aber, die nicht im Kampf gefallen waren, mußten als Gefangene ihren todten Kameraden die Köpfe abſchneiden, dieſelben einſalzen und dann bis Janina und von da bis nach Conſtantinopel tragen, unter beſtändigen Peitſchenhieben und Mißhandlungen aller Art. Die wenigen, welche auf dieſem Marterwege nicht unterlagen, wurden in Conſtantinopel als gemeine Verbrecher behandelt, die beiden Offiziere Laſalcette und Hotte in die ſieben Thürme geworfen, die Gemeinen auf die Galeere geſchmiedet. Die ruſſiſch-türkiſche Flotte vollendete Ali's Eroberungen und nahm ſämmtliche joniſche Inſeln ein, nur in der Citadelle von Corfu hielt ſich ein kleiner Reſt von Franzoſen unter Chabot noch bis zum 3. März 1799.

Bonaparte vernahm die ſchlimmen Nachrichten aus der Türkei mit derſelben Ruhe wie früher den Verluſt ſeiner Flotte und zeigte ſich nur um ſo ſtolzer und kühner. Vom Sultan ſich abwendend, richtete er ſein Augenmerk von nun an auf den Scheriff von Mekka, den Wächter des Centralpunkts, zu dem die Muhamedaner aus allen Himmelsgegenden zu pilgern pflegten, und zugleich des Punktes, von wo er Indien und Tippo Sahib am nächſten war und machte die Anſicht geltend, der türkiſche Sultan ſey eigentlich den echten Muſelmännern fremd und das höchſte Anſehen gebühre dem geiſtlichen Haupt der reinen Araber in Mekka. Er fuhr alſo mit doppeltem Eifer fort, die Lehre des Islam zu begünſtigen und duldete, daß der eitle Menou förmlich zum Islam überging, ſich arabiſch kleidete, Abdallah nannte und mit einer ſchönen Aegypterin von einem muhamedaniſchen Prieſter trauen ließ. Bonaparte aber, ſein Adlerauge jetzt auf Mekka richtend, trachtete vorerſt ſchnell ſich des

Hafens von Suez zu bemächtigen, von wo aus er durch das rothe Meer mit Mekka und Indien in directe Verbindung zu treten hoffte. Sowohl an den Scheriff als an Tippo Sahib erließ er wiederholte Schreiben. Die Tragweite seines Zuges nach Suez erhellt am besten aus seiner Proclamation vom 21. Dezember: „Scheriffs, Ulemas, Sprecher in den Moscheen, verkündigt dem Volk, daß wer wider mich ist, weder in dieser, noch in jener Welt einen Rettungsort finden wird, und daß von Anbeginn der Welt an geweissagt ist, daß, nachdem die Herrschaft des Kreuzes zerstört seyn würde, ich aus dem fernsten Abendlande kommen würde, um das Schicksal zu erfüllen. Belehrt das Volk, daß in mehr als zwanzig Stellen des Koran geweissagt ist, was ich gethan und noch thun werde. Ich weiß alles, ich sehe in den tiefsten Grund eurer Seelen, ich kenne, was ihr noch keinem gesagt habt. Der Tag wird kommen, an dem die Welt klar sehen soll, daß Gott mich leitet und menschliche Kraft nichts gegen mich vermag. Selig, die fest an mich glauben." Er brauchte also die nämlichen Mittel, mit denen der Prophet Muhamed einst dieselben Bevölkerungen begeistert hatte und kündigte sich als künftigen Herrn des ganzen Orients an. Aber die Muhamedaner waren nicht so einfältig, wie er glaubte, und eine Proclamation des Sultans warnte sie überdies, sich nicht von ihm betrügen zu lassen, denn allerdings seyen die Franzosen keine Christen, aber sie glaubten auch nicht an Allah, sie glaubten gar nichts.

Der Weg nach Suez führte durch die Wüste, die Bonaparte äußerst interessant fand, indem er an der Seite des gelehrten Mathematiker Monge sie durchritt. Wie er selbst sagte, zog ihn die Wüste an als ein Bild des Unendlichen, Grenzenlosen. Auch hatte man ihm gesagt, sein Vorname Napoleon bedeute den „Löwen der Wüste," was ihm sehr zu gefallen schien. Die Soldaten fanden viel weniger Behagen an der Sandwüste. Bonaparte kam zum Neujahr nach Suez, besichtigte den Hafen, ordnete dessen Ausbesserungen an und kehrte wieder nach Kairo um. Wie sehr sein

hoher Muth nöthig war, um die Soldaten anzufeuern, erſieht man aus dem Benehmen Berthiers. Dieſer wurde von einem ſolchen Heimweh befallen, daß Bonaparte ihm erlauben mußte, nach Frankreich zurückzukehren. Als er aber Abſchied nahm, überwältigte ihn die Scham, er brach in Thränen aus und blieb. Sehr viele Soldaten theilten dieſes Heimweh. Immer tapfer vor dem Feinde, hatten ſie doch ein Grauen vor der Wüſte und glaubten ſich in dieſem unheimlichen Boden aufgeopfert, ohne Mittel, je nach Frankreich heimzukehren.

Die Engländer hielten alle franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Häfen blokirt und nur einzelne Schiffe konnten von Glück ſagen, wenn ſie ſich durch die engliſchen Späher durchſchlichen. Auch die franzöſiſche Beſatzung von Malta unter General Vaubans kam dadurch in große Verlegenheit und ſtarb faſt Hungers, weil ihr keine Lebensmittel zugeführt werden konnten. Schon am 22. Auguſt empörte ſich das Volk auf der Inſel Malta gegen die Franzoſen und wollte ſie (erbittert durch die Räubereien, die ſie auch hier ausübten) alle ermorden, wurde jedoch bezwungen. Am 7. November nahm Kaiſer Paul von Rußland auf Bitte einiger geflüchteter Ordensritter die Würde eines Großmeiſters des Malteſerordens an und beſtimmte ſeine Flotte, die Inſel dem Orden zurückzuerobern, was jedoch unterblieb, weil die Flotte zuerſt vor den joniſchen Inſeln, dann vor Neapel und Ancona beſchäftigt war. Auch Nelſon begnügte ſich damals die Inſel nur zu blokiren, weil ihn ihre Eroberung zu viel gekoſtet haben würde und er mehr zu thun hatte. Damals bemächtigte er ſich der Häfen von Livorno und von Port Mahon auf Minorca (28. und 30. Nov.), überall vorkehrend, daß Bonaparte in Aegypten keine Zufuhr aus Europa bekomme.

Man muß es als einen feinen Zug im Charakter Bonaparte's bezeichnen, daß er gerade damals, als ihn die Engländer am meiſten erbitterten, ſie durch Großmuth zu beſchämen bemüht war. Sie verſuchten eine unkluge Landung bei Abukir, wurden aber übel

empfangen und viele gefangen, im October. Die Gefangenen wurden nach Kairo gebracht, wo sie auf ihr Ehrenwort frei umhergehen durften und sich aus Neugier einmal dicht an Bonaparte drängten. Als man ihn warnte, rief er heiter: „Engländer sind keine Meuchelmörder.“ Ein Schiff voll Comödianten auf dem Nil, von Alexandrien herkommend, scheiterte vor Kairo, die englischen Offiziere, die zufällig am Ufer spazierten, stürzten sich in's Wasser und retteten viele Personen. Als es Bonaparte erfuhr, ließ er sie sogleich frei und gab ihnen Reisegeld. Sie kamen, ihm zu danken, er aber nickte ihnen lächelnd zu und sagte nur „Kriegsglück“.

Er mochte nun im Sinn haben, auf Mekka oder Indien einzuwirken, oder sich einen Landweg in's Herz der Türkei zu bahnen, jedenfalls mußte er zuerst das nahe Syrien erobern und hier Einverständnisse mit den Parteien anknüpfen, die ihm etwa dienstbar werden könnten. Der verschiedenen christlichen Bevölkerungen war er sicher, da sie aber den stärkeren Türken unterworfen waren, legte er auf sie weniger Werth und suchte mehr die Türken zu gewinnen durch Ehrfurcht, die er fortwährend vor dem Islam heuchelte und durch Verlockung der Paschas. Aber es gelang ihm nicht. Der Pascha von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, Achmed, an den er sich zuerst mit einem höflichen und listigen Schreiben wandte, antwortete nicht, sondern ließ den Ueberbringer in Ketten legen und, als Bonaparte näher rückte, enthaupten. Dieser alte Pascha war ein Türke von echtem Schrot und Korn, ein wahres Prachtexemplar, wie Ali Pascha von Janina, jeder Zoll an ihm ein Barbar. Fast alle seine Diener waren verstümmelt in Folge seiner Mißhandlungen. Seine Frauen waren dermaßen eingesperrt, daß kein sterbliches Auge je nur einen Schatten von ihnen sah. Das Volk hieß ihn Djezzar, den Schlächter. Der Sultan aber ernannte gerade ihn jetzt zum Pascha von Aegypten mit Beseitigung des schwachen Seid-Abubekr, und Achmed ließ so-

fort die ihm nächste ägyptische Festung El-Arisch mit zuverlässigen Türken besetzen.

Bonaparte hatte sich eine eigenthümliche Reiterei verschafft, ein auf Dromedaren reitendes Corps. Diese Thiere, im Lande einheimisch, schneller als Pferde, stärker zum tragen schwerer Lasten, fähig in der Wüste langen Durst und Hunger zu ertragen, kamen ihm sehr zu Statten. Indem er selbst mit nahezu 13,000 Mann von Kairo aufbrach, um Syrien zu erobern, schickte er Reynier voraus, der El-Arisch nach einem sehr blutigen Kampfe einnahm, 9. Februar 1799. Der Weg führte abermals durch die Wüste, in welcher Bonaparte, nur von seinen Guiden begleitet, auf eine weit stärkere Schaar von Mameluken stieß, aber kühn auf sie losging und sie dadurch vertrieb, weil sie glaubten, er habe viel mehr Truppen hinter sich. Auch Kleber wurde mit seiner Division irre geführt und fand sich mit Mühe zurecht. Indessen langte das ganze Heer ohne großen Unfall am 24. Februar in Gaza an, wo es von den christlichen Einwohnern freundlich empfangen wurde, die Wüste hinter sich und das fruchtbare Palästina vor sich hatte. Hier sahen die Franzosen mit einer Art Erstaunen auch über dem grünenden Lande wieder die ersten Wolken, die sich in Aegypten fast das ganze Jahr durch nicht blicken lassen. Am 3. März kam das Heer vor Jaffa an, welche Stadt es erst im Sturm nehmen mußte, dafür aber auch plünderte und mordete. Bonaparte fand hier dieselben Türken wieder, die er in El-Arisch gefangen genommen und auf Ehrenwort entlassen hatte. Auf der Stelle ließ er sie alle niederschießen, 1000—1200 Mann. Aber niemand hatte daran gedacht, daß in Jaffa die Pest herrschte. Die französischen Soldaten wurden schnell davon ergriffen und durch diesen neuen Schrecken ganz entmuthigt. Bonaparte handelte hier groß. Mit hochtrabenden Redensarten war nichts mehr zu machen, aber er besaß den wahren Muth, der die That dem Wort hinzufügt und ging persönlich in die Spitäler, tröstete anderthalb Stunden lang die Pestkranken, soll

sogar ihre Beulen berührt haben und wirkte in der That der Ansteckung mit der Pest durch die mit seinem Muth entgegen.

Von Jaffa rückte das Heer am 16. März gegen St. Jean d'Acre (das alte Accon oder Ptolemais), wie Gaza und Jaffa am mittelländischen Meere gelegen. Hier hatte sich der alte böse Djezzar hinter sehr festen uralten Mauern verschanzt und einige Hülfe aus England erhalten. Ein Britte, so feurig wie Nelson, der Commodore Sidney Smith, war mit einigen englischen Schiffen im Hafen und entschlossen, ihn auf's hartnäckigste gegen Bonaparte vertheidigen zu helfen. Dieser verwegene und hartnäckige Offizier war bei der Blokirung von Havre, indem er gewettet hatte, in Havre in's Theater gehen zu wollen, und gefangen wurde, im April 1796 nach Paris gebracht worden, wo man ihn in den Temple einsperrte. Hier fand er einen Mitgefangenen, den Emigrirten Phélippeaux, der durch einen falschen Polizeibefehl sich und ihn frei machte. Sie kamen glücklich nach England, wo Phélippeaux zum Dank den Rang eines Obersten erhielt und sofort mit Sidney absegelte, um Bonaparte in Aegypten zu bekämpfen. Beide trugen durch ihre geschickten Anordnungen wesentlich dazu bei, die ohnehin festen Mauern von St. Jean d'Acre uneinnehmbar zu machen. Das Glück war mit ihnen. Eine kleine Flottille unter Capitän Ranglet, die Bonaparte mühsam aufgebracht hatte, sollte ihm eben das zur Belagerung nöthige grobe Geschütz zuführen, aber Sidney gewahrte sie und nahm sie weg. Bonaparte wußte noch nichts davon, als er schon mit denselben schweren Kugeln aus der Festung beschossen wurde, die er gegen sie hatte feuern wollen. Die Belagerung zog sich daher sehr in die Länge. Ein erster Sturmversuch mißlang. Der Pascha ließ allen todten und gefangenen Franzosen die Köpfe abschneiden und einsalzen, um sie als Trophäen nach Constantinopel zu schicken. Sidney entschuldigte sich gegen die Vorwürfe der Belagerer, er sey lediglich nicht im Stande, den Pascha von dieser Barbarei abzuhalten.

An diesen unglücklichen Punkt gebunden, den er nicht im Rücken

bedingte Existenz. Es bedarf nur einer ruhigen Vergleichung und Entwickelung, um das Vorhandenseyn des Rechtes, und somit zugleich den unabweislichen Anspruch auf den Schutz desselben darzuthun, für welchen die gewöhnlichen und recipirten Rechtsmittel vollkommen ausreichen, so bald nur unsere Richter sich gewöhnt haben werden, den Begriff körperlicher Sachen nicht wie bisher auf tastbare Gegenstände zu beschränken, da doch kein Richter in Abrede stellen wird, daß schon Kenntnisse ein eben so sicheres, eben so erkennbares, und eben so nützliches Besitzthum sind als etwa ein Grundstück oder eine Bibliothek.

Wenn man aber namentlich die Veröffentlichung einer Schrift als einen Beweis hat ansehen wollen, daß der Autor auf seine Rechte daran verzichte, weil er dadurch außer Stand gesetzt werde, dieselben ferner in Ausübung zu bringen, so beruht diese Voraussetzung auf dem Verkennen des Wesens und Zweckes der Veröffentlichung, und hierdurch ist zugleich die unrichtige Anwendung bekannter Rechtssätze bedingt.

Die Veröffentlichung einer Schrift durch den Druck ist nichts mehr als eine erweiterte Mittheilung, ein Aussprechen in einem größeren Kreise, welches an den Rechten des Autors nicht das Mindeste ändert und vielmehr zu deren Constatirung und Befestigung dient. Denn da die Formung der Gedanken der Grund seines Eigenthums ist, und diese erst durch Veröffentlichung, in der allgemeinsten Bedeutung jede Form der sinnlichen Mittheilung vervollständigt wird, so kann nicht dieselbe Handlung, welche das Vorhandensein des Eigenthums constatirt, für eine Erklärung der Verzicht angesehen werden, und es ist vielmehr die Wirkung der Veröffentlichung in jeder Beziehung davon abhängig, ob der Autor den Besitz der von ihm veröffentlichten Gedanken fortsetzt oder aufgibt, und nur in diesem letzten Falle, der, wie bei der Aufgabe des Besitzes aller andern Dinge, ausdrückliche Erklärung oder congruente Handlungen voraussetzt, werden die veröffentlichten Gedanken besitzlos.

Niemand bezweifelt das Recht des Autors, ein Werk nur in einem bestimmten Kreise zu veröffentlichen, und es kann dieser Kreis ein absolut oder relativ bestimmter seyn, je nachdem vielleicht die Zuhörer namentlich eingeladen oder durch Erlegung eines bestimmten Honorars beschränkt werden. Eben so wenig bezweifelt Jemand, daß diese Zuhörer kein anderes Recht erlangen,

laſſen durfte, vermochte Bonaparte nicht tiefer in Syrien einzudringen, nicht einmal Jeruſalem zu beſuchen. Wie es ſcheint, vermied er das abſichtlich, um nicht als guter Chriſt zu erſcheinen. Aus demſelben Grunde ernannte er auch gerade Menou, den neuen Muſelmann, zum Gouverneur von Syrien. Inzwiſchen hatte Abdallah, Paſcha von Damascus, Zeit, ein großes Heer zu ſammeln und zum Entſatz von St. Jean d'Acre heranzuführen. Es war 30,000 Mann ſtark, aber ſehr gemiſcht und undisciplinirt, ſo daß Junot, der ihm mit geringer Macht entgegengeſchickt wurde, es gleichwohl in einem Treffen bei Nazareth am 8. April auseinanderſprengte. Allein es floß wieder zuſammen und um es wirkſamer zu ſchlagen und zu entfernen, eilte Kleber Junot zu Hülfe und erfocht unter dem Berge Tabor einen neuen noch glänzenderen Sieg am 15. Er und Junot bildeten jeder ein Quarrée, die von der fünfzehnmal ſtärkeren Uebermacht des Feindes, denn ſie hatten nur 2000 Mann, von allen Seiten zugleich angegriffen, aber nicht nur nicht geſprengt wurden, ſondern auch mitten im Feuer in größter Ordnung ſich in ein einziges Quarrée zuſammenſchloſſen, ein Triumph franzöſiſcher Tactik, der mit Recht unſterblichen Ruhm verdient. Dennoch drohte ihnen die allmählige Ermüdung Verderben, da der Feind nicht abließ, ſie zu beſtürmen, und ſie keinen Augenblick ruhen konnten. Da erſchien Bonaparte ſelbſt mit 2 bis 3000 Mann und bildete zwei neue Quarrées unter Rampon und Vial, die nun ihrerſeits den Feind in die Mitte nahmen, mit Klebers und Junots Quarrée einen Triangel bildend. Zwiſchen dieſen drei feuerſpeienden Phalangen, die einander immer näher rückten, eingekeilt, wußten ſich die Türken nicht mehr zu helfen und ſuchten in wilder Flucht zwiſchen durch zu kommen. Ihr Verluſt war ſo groß, daß ſie nichts weiter unternahmen.

Zu derſelben Zeit erhielt Bonaparte einiges Belagerungsgeſchütz über Jaffa und griff nun St. Jean d'Acre mit verdoppelter Wuth an, aber vergebens. Sein tapferer General Caffarelli fiel. Ein einziger ungeheuer dicker Thurm, der Schlüſſel zur Feſtung, wider-

ſtand allen Stürmen und ſelbſt der Unterminirung und koſtete ihn mehr Leute, als er entbehren konnte. Am 7. Mai zeigten ſich Segel am fernen Horizont. Bonaparte hoffte, es ſey eine franzöſiſche Flotte, aber es war eine engliſche. Nun ſetzte er alles dran, die Feſtung durch Sturm zu nehmen, ehe die neue Verſtärkung hinein käme, und wirklich drangen die Franzoſen unter General Rambault bis in die Stadt, wurden aber hier umringt, abgeſchnitten und ſämmtlich getödtet. Die nicht ſo weit gekommen waren, wichen zurück, der tapfere Lannes mit einer Wunde. Noch einmal ſtürmte Kleber, aber eben ſo vergebens.*) Da erkannte Bonaparte, daß er ſeine Kräfte vielleicht ſchon zu ſehr erſchöpft habe und nicht mehr ſtark genug ſey, um Syrien zu erobern, noch bei der fanatiſchen Stimmung der Muhamedaner irgend Ausſicht habe, ſich durch Bundesgenoſſen im Lande ſelbſt zu verſtärken. Er gab alſo mit ſchwerem Herzen den großen Plan auf und ertheilte am 20. Mai ſeinem Heere den Befehl zum Rückzug nach Aegypten.

Es lag ohne Zweifel etwas Lächerliches darin, daß er, nachdem er die rieſenhafteſten Welteroberungspläne, eine Erneuerung der Thaten Alexanders des Großen nicht undeutlich angekündigt hatte, vor einem ſo elenden Neſte, wie St. Jean d'Acre, ſcheiterte und ſich vor einem engliſchen Offizier und einem kleinen türkiſchen Paſcha untergeordneten Ranges zurückziehen mußte. Wenn er aber zu viele große Worte gemacht hatte, ſo iſt andrerſeits nicht zu leugnen, daß England ſein Genie ſehr fürchtete und große Erfolge deſſelben im Orient allerdings für möglich hielt. Engliſche Schiffe kamen aus Indien durch's rothe Meer und blokirten den Hafen von Suez, um jede Verbindung zwiſchen Bonaparte und den in Oſt-

*) Damals ſchlug eine Bombe aus der Feſtung ganz nahe bei Bonaparte in den Boden. Da ſchloſſen ihn zwei Grenadiere raſch in die Arme und deckten ihn mit ihren Körpern. Die Bombe zerplatzte, ohne einen von ihnen zu verwunden. Der eine dieſer tapfern Gemeinen, Dumesnil, ſtieg ſpäter bis zum Range eines Generals auf, verlor in Rußland ein Bein und ſtarb als Commandant von Vincennes hochgeehrt.

indien thätigen Franzoſen zu verhüten. Der franzöſiſche Gouverneur der Inſel Isle de France war damals ſehr rührig und betrieb eine Allianz mit dem mächtigen Sultan Tippo Sahib von Myſore. Nun landeten franzöſiſche Offiziere, um Tippo Sahib zu dienen, während bereits 14,000 Mann des Nizam, eines andern indiſchen Fürſten, ausſchließlich von Franzoſen befehligt wurden. Als nun damals der Marquis Arthur von Wellesley, der ſchon unter York in den Niederlanden gedient hatte, als Generalgouverneur nach Indien kam, war er (wie Friedrich der Große beim Beginn des ſiebenjährigen Kriegs) raſch entſchloſſen, den Bund der indiſchen Fürſten zu ſprengen, noch ehe er feſt geſchloſſen ſey, überfiel daher in Eilmärſchen das Heer des Nizam zu Hyderabad und nahm es gefangen (wie Friedrich die Sachſen bei Pirna), am 22. Octbr. 1798. Nach einer kurzen Raſt fiel Wellesley ſofort auch in das Reich von Myſore ein, um Tippo Sahib keine Zeit zu laſſen, ſchlug ihn in mehreren Gefechten und nahm ſeine Hauptſtadt Seringapatnam mit Sturm, am 4. Mai 1799. Tippo Sahib kam dabei um's Leben. Der Sieger verkleinerte das Reich von Myſore, gab es einem Sprößling des ſeither daraus vertriebenen Rajah's zurück (der Bramareligion angehörig, während Tippo Muhamedaner war), ſchlug einen Theil des Reichs zu den engliſchen Beſitzungen und gab den andern dem Nizam, um ihn als Bundesgenoſſen zu gewinnen. Das war alſo in denſelben Tagen, in denen Bonaparte vergebens St. Jean d'Acre ſtürmte und zum erſtenmal von ſeinem Glücksſtern verlaſſen wurde. — Wellesley beſiegte nachher noch den wilden Dhoondia, der ein fanatiſches Heer gegen ihn aufgebracht hatte, mußte aber einen Theil ſeines Heeres unter General Baird abgeben, welcher die Franzoſen aus Aegypten vertreiben ſollte. Es ſchien demnach, als hätte die franzöſiſche Expedition nach Aegypten, die den Engländern Verderben bringen ſollte, nur den Anlaß gegeben, deren Macht in den Morgenländern ausnehmend zu vergrößern.

Uebrigens breiteten die Engländer in Indien ſich nicht blos auf Koſten der eingebornen Fürſten, ſondern hauptſächlich auch auf

den Trümmern der vormals holländischen Herrschaft aus. Schon unmittelbar nach der Eroberung Hollands durch Pichegru hatten sich englische Flotten beeilt, die holländischen Colonien anstatt sie dem Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, ihrem Bundesgenossen, zu erhalten, dem großbritannischen Reiche einzuverleiben. Die wichtigste dieser Colonien war das Cap der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika, wo alle Schiffe anhalten mußten, welche die weite Seereise von Europa nach Ostindien unternahmen. Hinter dem Hafen der Capstadt aber hatte sich bereits eine zahlreiche holländische Bevölkerung ausgebreitet. Die Engländer kamen nun und besetzten das Cap am 16. September 1795. Die Stadt selbst war zu schwach, um sich halten zu können. Die Landbevölkerung aber, die holländischen Boers, wohnten zu zerstreut und waren zu phlegmatisch, um auf den Regierungswechsel in der Capstadt großen Werth zu legen, da ihnen der Vortheil des Handels und besonders die Versorgung der Schiffe mit dem Fleisch ihrer Heerden gesichert blieb. Erst viel später haben sie sich gegen das englische Joch aufgelehnt. In Ostindien selbst war Hollands reichste Colonie die große Insel Java mit der Hauptstadt Batavia, die damals noch verschont blieb, dann die große Insel Ceylon, welche den Zimmet, und die molukkischen Inseln, welche die Gewürznelken liefern. Ceylon fiel schon 1795, die Molukken erst 1796 in die Gewalt der Engländer, eben so die holländischen Niederlassungen in Malabar und Malacca. Die alte einst so reiche und mächtige holländisch-ostindische Compagnie machte Bankerot. England trat in das holländische Erbe mit frischen Kräften ein. Wenn Holland sich seit zwei Jahrhunderten nicht von Deutschland getrennt, sondern dessen Uebervölkerung für seine Colonien ausgebeutet hätte, würde es stark genug gewesen seyn, England zu widerstehen.

Ohne die geringste Kenntniß von den wichtigen Vorgängen des Mai in Indien suchte Bonaparte sein sehr geschmälertes Heer nur wieder sicher nach Aegypten zurückzuführen. Er trug dabei große Sorgfalt für die vielen Verwundeten, wobei ihn sein Gene-

ralchirurgus, der geniale Larrey, unermüdet unterſtützte. Es kam alles darauf an, die durch die Peſt, die Strapazen und vergeblichen Anſtrengungen in Syrien ſehr herabgeſtimmte Armee in Bonaparte wenigſtens einen treuen und väterlichen Führer ſehen zu laſſen, denn er bedurfte mehr als je der Popularität. Schon aus dieſem Grunde iſt unwahrſcheinlich, was die Engländer verbreiteten, er habe unterwegs zu Jaffa hunderte von Verwundeten, weil ſie ihm zu läſtig geweſen, mit Opium vergiften laſſen. Auch alle beglaubigten Thatſachen, das Schweigen der Truppen und die genauen Berichte der Chirurgen widerlegen dieſe Verleumdung. Nach einem abermaligen ſehr beſchwerlichen Marſch durch die Wüſte hielt Bonaparte am 14. Juni einen triumphirenden Einzug in Kairo, indem er, gute Miene zu böſem Spiel machend, ſich als großen Sieger über Syrien geberdete. Unter den Geſchenken, die ihm die Scheiks damals entgegenbrachten, befand ſich ein koſtbares Pferd und als Reitknecht dazu der Mameluk Ruſtan, der ſeitdem von der Perſon Bonaparte's unzertrennlich blieb und in allen ſeinen Feldzügen die Dienſte ſeines erſten Kammerdieners verrichtete. Dieſer ſchöne Mann mit offenen, echt orientaliſchen Augen mußte ſein maleriſches Coſtum beibehalten zur immerwährenden Erinnerung an den Ruhm, den ſein Herr am Nil errungen.

Die Bevölkerung war indeſſen weit entfernt, ſich dem Triumph Bonaparte's anzuſchließen. Muſtapha-Bey, dem er früher nur zu viel Vertrauen geſchenkt, empörte ſich in der Provinz Scharkyeh. Ein Schwärmer gab ſich für einen Engel aus, den Allah zur Rettung des Landes entſendet habe, und ſammelte ein Glaubensheer in der Provinz Bahyreh, aber beide unterlagen dem raſchen Angriff der Franzoſen. Auch Murad Bey, den Deſaix ſchon bis zu den Nilkatarakten zurückgeſchlagen hatte, kam jetzt wieder ganz nahe herbei und beunruhigte Kairo, ſo daß man ihn raſch von da vertreiben mußte. Nicht minder kam Ibrahim Bey in Gaza wieder zum Vorſchein. Bonaparte mußte ſeine ſchwachen Truppentheile concentriren, um ſo mehr, als ihn ein neuer Feind vom

Meere her bedrohte. Marmont, der in Alexandrien wachte, meldete die Ankunft des Mustapha Pascha mit 18,000 Türken die auf 100 Schiffen aus Rhodos kamen, begleitet von englischen Kriegsschiffen. Bonaparte brach augenblicklich auf und traf den Feind noch an der Küste bei Abukir, am 25. Juli. Die Türken wehrten sich sehr tapfer und der Kampf blieb lange unentschieden, bis Murat ihnen in den Rücken fiel und auf den Pascha persönlich eindrang. Mustapha schoß mit der Pistole auf ihn und traf ihn leicht in den Kinnbacken, Murat aber hieb ihm mit seinem Säbel ein Paar Finger ab und ließ ihn durch seine Soldaten gefangen nehmen. Die Türken flohen, Tausende von ihnen ertranken im Meere, da sie die Schiffe nicht mehr erreichen konnten. Sidney Smith, der auch dabei war, entkam mit genauer Noth in einem Kahne. Der Sieg Bonaparte's war so vollständig als möglich, daher auch Kleber, der mit seiner Division um einige Stunden zu spät kam, ihn enthusiastisch umarmte und ausrief: „Sie sind groß wie die Welt."

Das französische Heer kehrte abermals triumphirend nach Kairo zurück. Zum zweitenmal ließ der Obergeneral hier das Fest des Propheten feiern und wohnte allen muhamedanischen Ceremonien desselben bei zum nicht geringen Erstaunen des gefangenen Mustapha Pascha, der auch seinen Ehrenplatz dabei einnehmen durfte. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß Bonaparte im Laufe dieses Sommers erstens den arabischen Scheiks sagte: „wenn der Prophet wieder auf die Erde komme, würde er nicht zu den Türken nach Constantinopel gehen, sondern nach Mekka, wo der wahre Mittelpunkt der muhamedanischen Welt ist," zweitens aber dem Sultan nach Constantinopel schrieb: „er wundere sich sehr, warum er seiner natürlichsten Politik zuwider Frankreich den Krieg erklärt habe, da doch nur England und Rußland seine wahren Feinde seyen; er, Bonaparte, habe den Malteserorden aufgelöst, der die hohe Pforte grundsätzlich seit Jahrhunderten befehde, der russische

Kaiſer aber habe ſich zum Großmeiſter deſſelben Ordens gemacht. Das charakteriſire hinlänglich ihre Stellung und müſſe den Sultan beſtimmen, eine andere Politik zu ergreifen.“ In dieſer Doppelmaske gefiel ſich Bonaparte ſo lange, bis er ſie, das Verfehlte ſeiner Bemühungen erkennend, ärgerlich vom Geſicht warf und den Orient überhaupt einſtweilen aufgab.

Geheime Nachrichten, die ſein Bruder Lucian aus dem Rath der Fünfhundert ihm zukommen ließ, unterrichteten ihn, die Zeit ſey gekommen, in der ſein plötzliches Wiederauftreten in Paris den günſtigſten Erfolg haben könne; Italien ſey verloren, alle franzöſiſchen Feldherrn hätten durch ihre Niederlagen bewieſen, daß Niemand Frankreich retten könne, außer Bonaparte, und das Directorium ſey ſo discreditirt und ſchwach, daß es leicht geſtürzt werden könne. Daraus erkannte der Obergeneral, daß die Birne nunmehr reif ſey. Und was ſollte er noch in Aegypten thun? Sein Heer, obgleich immer ſiegreich, war an Zahl ſehr vermindert, konnte einen neuen kräftigen Angriff der Türken und Engländer kaum mehr aushalten und fand im Lande nicht Hülfsmittel genug, und das Geld war zu Ende, nichts mehr zu hoffen. Sollte Bonaparte durch treues Ausharren bei ſeinen Truppen ihr bevorſtehendes Elend theilen und am Ende den Sieg, den Ruhm, jede Ausſicht auf eine größere Zukunft verlieren? Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Er reiſte von Kairo ab, angeblich nur nach Roſette, wandte ſich aber nach Alexandrien, hinterließ Kleber eine Ordre, worin er ihn zum Oberbefehlshaber ernannte, und ſegelte mit ſeiner engern Camarilla, Eugen Beauharnais, Berthier, Leclerc, Murat, Beſſières, Lannes, Marmont, Andreoſſy und den Gelehrten Monge und Denon am 23. Auguſt auf zwei franzöſiſchen Fregatten eilends von dannen. Die Schickſale der über ſeine Abreiſe unſäglich beſtürzten Armee kümmerten ihn nicht mehr. Er ſelbſt kam eben ſo glücklich nach Frankreich zurück, wie er hergekommen war.

Diese Desertion des Obergenerals hatte eine im höchsten Grade niederschlagende Wirkung auf die ohnehin müden, unzufriedenen und von Sehnsucht nach der Heimath gepeinigten Truppen und versetzte die Generale, die zurückbleiben mußten, in große Erbitterung. Kleber traute sich keineswegs zu, mit der geschwächten Armee die gefährliche Eroberung festzuhalten. Er sah nur Niederlagen und Schande vorher und verwünschte den Oberbefehl, den er unter so ungünstigen Umständen erhalten hatte. In dieser Stimmung schrieb er einen Brief an das Directorium, worin er die schlimme Lage der Armee absichtlich noch übertrieb und dringend nach einer Flotte verlangte, die sie nach Frankreich zurückbringen könne, um sie wenigstens für Frankreich zu erhalten, da sie in Aegypten sonst zu Grunde gehen würde. Dieser Brief wurde von den Engländern aufgefangen, die ihre Maaßregeln danach nahmen, in der Aussicht, mit leichter Mühe die ganze französische Armee in Aegypten vollends vernichten oder gefangen nehmen zu können. Auch die Mameluken und Türken wurden wieder viel kühner. Murad Bey griff am 5. October Desair an, der ihn aber in die Wüste zurückjagte. Sidney Smith landete am 25. abermals mit 8000 Mann an den Nilmündungen, wurde aber von General Verdier zurückgeschlagen. Nun aber zeigte sich ein großes türkisches Heer, vom Großvezier selber angeführt, an der syrischen Grenze. Da wollte es Kleber doch auf keinen Kampf mehr ankommen lassen, sondern bot Unterhandlungen an. Wie entmuthigt und unzuverlässig seine Truppen geworden waren, erhellt aus dem Benehmen der Besatzung von El-Arisch, die beim Herannahen des Feindes in Meuterei ausbrach und die Festung den Türken öffnete; kaum daß der tapfere Commandant Cazal von einigen Treuen gerettet wurde.

Die Unterhandlungen begannen mit dem Großvezier, wobei aber Sidney Smith sich einmischte. Kleber erbot sich, Aegypten zu räumen, wenn die französische Armee freien Abzug erhielte. Desair und Davoust hätten sich lieber schlagen wollen, auch Menou

wollte den Beſitz von Aegypten nicht fahren laſſen. Gleichwohl wurde der Vertrag am 26. Januar 1800 zu El-Ariſch geſchloſſen. Deſaix und Davouſt eilten zur See nach Frankreich zurück, der erſtere wurde jedoch unterwegs vom engliſchen Admiral Keith aufgehalten, gefangen geſetzt und unter dem Vorwand „die Franzoſen ſeyen ja alle gleich“ mit gemeinen Soldaten zuſammengeſteckt, jedoch nach einem Monat wieder frei gelaſſen. Derſelbe Keith erklärte die Capitulation von El-Ariſch für ungültig*) und verlangte, die ganze franzöſiſche Armee ſollte ſich kriegsgefangen geben. Da ermannte ſich Kleber und erließ den lakoniſchen Armeebefehl: „ſolche Frechheit muß man mit Siegen beantworten, rüſtet euch zur Schlacht!“ Was er bisher gefehlt, machte er nun auf's glänzendſte wieder gut, indem er das Heer des Großveziers am 20. März bei Heliopolis angriff und in wilde Flucht ſchlug. Auch diesmal waren es wieder vier unüberwindliche Quarrées, mit denen die Franzoſen vordrangen und alles über den Haufen warfen. Inzwiſchen hatte Ibrahim Bey mit 15,000 Mann Kairo eingenommen und alle dort zurückgebliebenen Franzoſen ermordet. Aber ſchnell umkehrend trieb Kleber ihn nach eintägigem blutigem Kampfe wieder aus der Stadt hinaus, 19. April. Gleichzeitig hatte eine engliſche Flotte Suez eingenommen, wurde aber wieder vertrieben, und General Verdier war in Damiette von 10,000 Türken angegriffen worden, aber gleichfalls Sieger geblieben.

Dieſe echt franzöſiſche Tapferkeit, ausgeübt in der ſchwierigſten Lage und von müden und mißmuthigen Truppen, hatte glänzende Erfolge. Murad-Bey, der ſchon vor der Schlacht ſeine Neutralität zugeſagt hatte, ging jetzt förmlich zu den Franzoſen

*) Sidney Smith ſoll in ſeiner ritterlichen Weiſe acht Tage vor dem offenen Bruch Kleber von dem, was geſchehen würde, in Kenntniß geſetzt und dadurch die franzöſiſche Armee gerettet haben, die ſchon im Begriff war, Kairo zu räumen. Dies ſey auch der Grund geweſen, warum Sidney Smith trotz ſeiner großen Verdienſte in Ungnade fiel und nicht Lord werden konnte.

über, ließ sich zum französischen General ernennen und erhielt das Gouvernement von Oberägypten. Er sah nämlich voraus, der Großvezier werde, wenn er siege, sich nicht begnügen, der Herrschaft der Franzosen ein Ende zu machen, sondern auch der Unabhängigkeit der Mameluken. Murad hoffte sich daher von nun an besser mit Hülfe der Franzosen behaupten zu können. Seine Dienste waren Kleber sehr wichtig. Schon Bonaparte hatte aus christlichen Griechen eine schwache Legion gebildet, um den Verlust der französischen Truppen zu ersetzen. Kleber errichtete nun noch eine koptische und eine syrische Legion und erhielt durch Murads Vermittlung aus Darfur einige tausend Schwarze, die sich trefflich zum Soldatenhandwerk anließen, so daß er sie sogar in die Glieder der Franzosen selbst einreihen konnte. Somit brachte er die Armee wieder auf 27,000 Mann und war im unbestrittenen Besitz Aegyptens sicherer als je. Allein als er am 14. Juni von seinem Landgut vor der Stadt nach Kairo kam, um die Ausbesserung des beim letzten Kampf sehr beschädigten Pallastes zu besichtigen, den er in der Stadt zu bewohnen pflegte, wurde er in einem mit Weinlaub bedeckten Bogengange auf der Terrasse des Pallastes von einem jungen fanatischen Muselmann aus Aleppo in Syrien, der zu diesem Behuf so weit hieher gereist war, erdolcht. Ein Guide, der herbeieilte, wurde gleichfalls niedergestoßen, doch gelang es, den Mörder zu verhaften, der seinen Frevel am Spieße büßte und sterbend noch Allah pries.

Menou übernahm den Oberbefehl, allein je mehr er Muselmann und sehr dick geworden war, je weniger hatte er von dem Kriegsgenie seiner Vorgänger behalten. Die Engländer und Türken unternahmen im folgenden Jahr einen neuen gemeinsamen Angriff auf Aegypten. Der Großvezier kam wieder aus Syrien, eine beträchtliche englische Armee unter Abercrombie landete bei Alexandrien und eine zweite kleinere englische Armee von 6000 Mann unter Baird kam aus Indien und landete bei Cosseir. Bei dieser letzteren Armee befanden sich viele eingeborne Indier, die

als eben zuzuhören, und das Gehörte als Steff ihrer eignen geiſtigen Thätigkeit zu benutzen. Daſſelbe aber, was von dem Kreiſe der Zuhörer gilt, leidet nothwendig Anwendung auf die Vervielfältigung eines Werkes durch die Preſſe, welche nichts mehr und nichts weniger als eine Mittheilung der ſinnlich wahrnehmbar dargeſtellten Gedanken des Autors an diejenigen iſt, welche durch das Leſen des Buches dieſe Gedanken in ſich reproduciren. Das Buch, der Abdruck, iſt in Beziehung auf den Autor bloß Vehikel der Mittheilung, und die Beſchränkung des Abdruckes auf eine beſtimmte Zahl von Exemplaren läßt über die auf Verbehalt ſeiner Eigenthumsrechte gerichtete Abſicht des Autors nicht den mindeſten Zweifel übrig. Es kann mithin der Käufer des Buchs nicht mehr erwerben, als was der Autor aufgibt, nämlich in Beziehung auf das Buch, als Mittler der Reproduktion, das volle Eigenthum, in Bezug auf die darin ſinnlich wahrnehmbar dargeſtellten Gedanken, das Recht zu dieſer Reproduktion mit dem daraus folgenden Rechte, die reproducirten Ideen als Steffe zu eigner geiſtiger Thätigkeit zu benutzen. Genau ſo weit geht präſumtiv die Abſicht des Autors rückſichtlich der Veräußerung ſeiner Rechte und die Abſicht des Käufers in Bezug auf den Erwerb, und ſo wenig der Käufer die Autorſchaft erwirbt, ob er gleich das Buch des Autors kauft, ſo wenig erwirbt derſelbe das Recht der materiellen Benutzung, welche nur die zweite Seite der Autorſchaft iſt und mit derſelben zugleich das literariſche Eigenthum bildet. Dieſe Anſicht wird auch durch den Preis, welcher für das einzelne Exemplar eines Buches gezahlt zu werden pflegt, beſtätigt, als welcher außer allem Verhältniß zu dem Werthe des Buches, als Inbegriff einer Anzahl ausgeſprochener Gedanken, ſtehen würde. Denn bekanntlich iſt der Werth einer Sache gleich der Totalität des Gebrauchs, welchen dieſelbe gewährt, mithin das Werk eines Autors an Werth dem Geſammtbetrag des Nutzens gleich, welcher aus der Mittheilung deſſelben gezogen werden kann. Hieraus folgt aber mit Evidenz, daß der Käufer eines einzelnen Exemplars gar nicht in der Meinung ſtehen kann, es ſey ihm das Werk als der Inbegriff aller möglicherweiſe verkäuflichen Exemplare überlaſſen worden.

Es ſoll nicht geläugnet werden, daß die rechtliche Verfolgung der Gegenſtände des literariſchen und artiſtiſchen Eigenthums oft

von der Aehnlichkeit der altägyptischen Tempel mit denen ihrer Heimath so tief ergriffen wurden, daß sie darin beteten, und Isis und Osiris nach zwei Jahrtausenden zum erstenmal wieder andächtige Huldigungen empfingen, die der Durga und dem Brama galten. Eine Flotte unter Gantheaume sollte Menou Verstärkungen aus Frankreich bringen, ließ sich aber zweimal von den Engländern zurückschrecken und kam nicht an. Eine andere Flotte unter Linois, die sich mit der spanischen unter Saumarez vereinigte, wurde bei Algesiras von den Engländern geschlagen und konnte eben so wenig nach Alexandrien gelangen. Am 8. März 1801 war Abercrombie mit 16,000 Mann gelandet, Menou ging ihm mit nur 10,000 Mann entgegen, indem er ohne Noth seine Streitkräfte theilte, und erlitt bei Nikopolis am 21. eine Niederlage, in der er seine ganze Reiterei und vier seiner tapfersten Untergenerale verlor. Abercrombie fiel in der Schlacht, wurde aber durch Hutchinson, der mit Verstärkungen nachkam, ersetzt. Ein neues Unglück brach in Menou's Rücken herein, indem sein neuer Freund Murad plötzlich an der Pest starb und dagegen der englische General Baird aus Oberägypten den Nil heraufzog gegen Kairo. Als nun noch 25,000 Türken unter dem Großvezier aus Syrien anrückten, entschloß sich der die Franzosen in Kairo commandirende General Belliard zu capituliren und hatte das Glück, daß ihm freier Abzug bewilligt wurde, am 27. Juni. Menou sah sich dagegen in Alexandrien eingeschlossen, wo er sich noch tapfer bis zum 2. September vertheidigte und dann ebenfalls capitulirte. Damit hatte die große französische Expedition nach Aegypten ihr Ende erreicht und es blieb von ihr nichts als eine große Erinnerung.

Eben so blieb auch von der Eroberung Malta's den Franzosen nichts als das Andenken. Die Engländer hielten diese Insel streng blokirt und mit ihnen vereint die Portugiesen, denen diese Dienstfertigkeit später theuer zu stehen kam. General Vaubois litt beständig Mangel an Lebensmitteln, dem nur von Zeit zu

Zeit und heimlich abgeholfen werden konnte. Eine kleine von Généreux befehligte Flotille, die ihn in der letzten Noth retten sollte, wurde von den Engländern aufgefangen, der Befehlshaber durch eine Kanonenkugel getödtet. Da mußte sich Vaubois endlich am 5. Sept. 1800 an die Engländer ergeben.

Wir richten nun unsere Blicke wieder nach Frankreich, wo unterdeß Bonaparte angelangt war und eine neue große Rolle spielte.

Zehntes Buch.

Der 18. Brumaire und Marengo.

Nach seiner heimlichen, wenigstens dem Heere vorher nicht angezeigten Abfahrt aus Alexandrien schiffte General Bonaparte, von demselben Glücke begünstigt, wie auf der Herreise, von den englischen Kreuzern unbemerkt über das mittelländische Meer. In Ajaccio, wo er landete, begrüßten ihn die Corsen mit ungeheurem Jubel. Niemand dachte daran, ihn die übliche Quarantaine aushalten zu lassen, obgleich er aus dem Lande kam, in welchem die Pest herrschte. Auf seiner weitern Reise begegneten ihm englische Kriegsschiffe in der Abenddämmerung, ohne ihn zu bemerken, und am 9. October 1799 stieg er frisch und gesund zu Frejus an's Land. Auch hier empfing ihn der lauteste Jubel. Noch am gleichen Tage fuhr er mit Berthier nach Paris, unterwegs überall, aber besonders in Lyon, wie ein Erretter mit der ungeheucheltsten Freude und Bewunderung vom Volke begrüßt, und am 16. Oct. war er in den Mauern der erstaunten, zum Theil erschrockenen Hauptstadt.

Die Parteien in Paris waren immer noch dieselben wie früher, nämlich eine der Revolution zugeneigte jakobinische, gegenüber einer andern, welche die Rückkehr der Monarchie, Kirche und Aristokratie wünschte. Die jakobinische Partei hatte zuletzt durch

den Staatsſtreich des 18. Fructidor geſiegt, aber durch die Niederlagen, welche die Republik ſeit Bonaparte's Entfernung erlitt, ſehr an Anſehen verloren. Das Volk war ſchon an Siege gewöhnt worden und ſah nun verlorene Schlachten, verlorene Provinzen. Mit Recht ſchrieb man das Unglück der Schwäche und Immoralität der Directorialregierung zu. Klagen und Anklagen beſtürmten die Regierung, die von beiden Parteien zugleich gedrängt wurde.

Die Royaliſten waren ſchwer verletzt durch die Härte, mit der man ſie ſeit dem 18. Fructidor behandelte. Man hatte den Familien der Emigrirten Geißeln und eine Anleihe von 100 Millionen abgezwungen. Auch die Kirchlichen waren in hohem Grade unzufrieden, daß Lareveillière-Lepeaux immer noch die Prieſter verfolgte, daß ſein philoſophiſcher Unſinn noch immer in der Republik getrieben wurde und daß man Ordnung und Frieden wieder herſtellen zu können glaubte ohne die chriſtliche Kirche. Trotz der ſtrengen Maaßregeln nach dieſer Seite hin ſah man das Directorium im übrigen ſchwach und verachtete es. Die Vendée ſtand wieder auf, unter einem Herrn von Chatillon auf dem rechten, einem Herrn von Antichamp auf dem linken Ufer der Loire. Auch die Chouans wurden kühner als je unter dem rieſenhaften, allem trotzenden Georges Cadoudal. Auch in der Normandie, in der Gegend von Toulouſe ꝛc. gab es royaliſtiſche Zuſammenläufe. Allein ſie fanden doch bei der Mehrheit in Frankreich Mißbilligung. Man wollte die Rückkehr der Bourbons nicht. Ein Theil des Volks war durch die Revolution zu ſehr compromittirt, ein anderer hatte durch Ankauf der Nationalgüter gewonnen. Im Directorium ſelbſt war nur Barras ein heimlicher Royaliſt und correſpondirte mit Ludwig XVIII. Es fällt auf, daß gerade er, wenn er doch die Monarchie für unvermeidlich hielt, nicht lieber an Bonaparte dachte, den er zuerſt gehoben hatte.

Die ſtrengrevolutionäre, altjakobiniſche Partei war die ſtärkſte im Rathe der Fünfhundert und verſammelte ſich gewöhnlich im

Reithauſe. Ihre militairiſche Notabilität war Bernadotte. Sie war mit dem Directorium unzufrieden, weil es die Republik ruinirte. Was unter dem Convent gewonnen war, drohte unter dem Directorium wieder unterzugehen. Zudem beſchränkte es die Preſſe, die freie Meinungsäußerung. Der ſchwerſte Vorwurf aber für das Directorium war, daß es ſich mit einer Menge von Helfershelfern bereicherte, während das Heer darbte und Niederlagen erlitt. Im Rath der Fünfhundert erhob ſich ein Sturm von Anklagen in Betreff der Betrügereien und Unterſchleife der Beamten. Die dabei ſchwer betheiligten Directoren Lareveillière-Lepeaux, der in Italien nicht blos die Kirche hatte ausrotten, ſondern namentlich auch berauben wollen, *) und Merlin von Thionville, der ſich bei den öffentlichen Bauten die gröbſten Veruntreuungen erlaubt hatte, zogen es vor, dem Sturme auszuweichen und legten ihre Stellen freiwillig nieder, am 18. Juni 1799. Nun riſſen alle Dämme und Klagen und Verwünſchungen brachen maſſenhaft auf das Directorium herein. Im Rath der Fünfhundert wurden ſie Monatlang faſt alle Tage wiederholt und niemand mehr geſchont außer Maſſena, den man damals im Felde nicht entbehren konnte. Geniſſieux beſchuldigte den Obergeneral und Kriegsminiſter Scherer, für 130 Millionen Kriegsbedürfniſſe aller Art unter der Hand verkauft zu haben, ſogar Kanonen aus den Feſtungen ꝛc., während die Soldaten darbten. Von den Summen, die für Montirung beſtimmt waren, nahm er den beſten Theil für ſich und ließ für den Reſt das elendeſte Tuch an die Soldaten abliefern. Und ſo in Allem. Briot klagte nicht minder zornig den Finanzminiſter Ramel an, der beim Verkaufe der Nationalgüter ungeheuren Unterſchleif gemacht hatte. Die Anklage gegen Scherer wurde mit den Acten am 22. Juni dem Directorium übergeben und am folgenden Tage ſetzte der Rath der Fünfhundert

*) Als Curioſum iſt zu bemerken, daß die proteſtantiſchen Kirchengüter erſt am 1. März 1799 für Nationalgut erklärt und dem Verkauf ausgeſtellt wurden, nachdem ſie in der Schreckenszeit geſchont worden waren.

die Freilassung des edlen Championnet durch, der ein Opfer Scherers geworden war, weil er dessen Betrügereien nicht hatte dulden wollen. Die Untersuchungen gingen weiter. Am 25. Juni enthüllte Moreau von der Yonne die Räubereien Rapinats: „Schändliche Commissäre haben durch schamlose Bedrückungen in einem Monat die Früchte mehrjähriger Siege vernichtet, z. B. Rapinat in der Schweiz, dessen Charakter und Betragen schon in seinem Namen liegt. Alle diese Menschen müssen der allgemeinen Verwünschung Preis gegeben werden, damit die Schweiz und Italien erfahren, daß wenigstens das französische Volk nicht Theil hat an der Schurkerei.“ Rewbel fuhr bei diesen Worten auf und suchte seinen Schwager Rapinat zu entschuldigen, indem er sagte, derselbe habe ja mehr Geld aus dem Berner Schatz abgeliefert, als auf dem Papier gestanden sey (eine Finte, durch die sich Rapinat schon früher herauszulügen gehofft hatte und die nur beweist, wie groß die Beute in Bern gewesen ist). Moreau blieb aber bei seinen Worten und sagte geringschätzig zu Rewbel, die öffentliche Meinung habe längst über Rapinat gerichtet. Am 29. beschloß der Rath der Fünfhundert, Hoche's Leichnam neben dem Marceau's am Rhein zu beerdigen und Chenier pries bei diesem Anlaß die Uneigennützigkeit und Armuth des Helden, im Gegensatz gegen die „unverschämten, zu ihrer Schande berühmt gewordenen Diebe, welche Schätze auf Schätze häuften, während die Armeen an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen Mangel litten.“ Am 6. Juli entwarf Mengaud ein merkwürdiges Gemälde von Italien, wie es unter Scherers Verwaltung gelitten, wie selbst die französische Armee dort von ihren Verpflegungsbeamten systematisch geplündert und entwaffnet worden sey, und Dubois Dubay fügte hinzu, die Regierung habe diesem argen Treiben nur Vorschub geleistet, jede Klage unterdrückt, selbst die Presse gefesselt, nur Schurken angestellt, ehrliche Männer verdrängt. Täglich kamen in Masse zustimmende Adressen aus den Provinzen ein mit neuen Actenstücken, die des Betruges immer mehr enthüllten. Am 15.

beſchloß der Rath der Fünfhundert die Anklage wie gegen Merlin von Thionville und Lareveillière-Lepeaux, ſo auch gegen Rewbel und Treilhard (der von Raſtadt ins Directorium gekommen war). Am 28. ſagte Quinot: „vor ſeinem Tode hatte Hoche einen Miniſter, der gegenwärtig allgemein als Urheber unſerer Unfälle genannt wird, angeklagt, und Hoche ſtarb plötzlich.“ An demſelben Tage riefen mehrere Stimmen: „die Denunciation der Schelme und Diebe muß unſere Tagesordnung bleiben, bis ſie beſtraft ſind.“ Das Directorium aber ſtellte ſich taub und ſtumm. Es waren der Compromittirten zu viele. Man zog die Unterſuchung in die Länge und ließ die Fünfhundert ſchreien. Am 30. verlangte Bonnere, das Directorium ſolle Rechenſchaft geben über alle von ihm abgeſchloſſenen oder gutgeheißenen Verkäufe und Verträge: „mögen ſie zittern, die neuen Verreſſe! das Reich der Gauner hat ein Ende.“ Am 1. Auguſt wurden noch viele öffentliche Diebe am Vermögen der Nation genannt, darunter die Geſandten Trouvé und Faypoult und General Grouchy. Alles ſchrie endlich, warum denn Scherer immer noch nicht verhaftet werde? *)

Das Directorium benahm ſich in der Klemme, in der es war, mit vieler Liſt, indem es zuerſt immer verſicherte, ja, es werde dem Rath der Fünfhundert nachkommen und alles gründlich unterſuchen laſſen, nachher aber die kleinen Unruhen, die von den Royaliſten ausgingen, benutzte, um dem Rath der Fünfhundert den Vorwurf zu machen, er ſchwäche durch ſeine Anklagen das Anſehen der Regierung und provocire Bürgerkrieg; es ſey viel räthlicher, über die Vergangenheit einen Schleier zu decken und die Regierung mit Achtung zu behandeln, damit ſie wieder ſtark werde. Dieſe Anſicht mußte zuerſt der Polizeiminiſter Fouché verbreiten, dann

*) Von allen dieſen Dingen, wie ſie in den Protokollen des Raths der Fünfhundert aufgezeichnet ſind, ſchweigen die franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber der Revolution aus Nationalſtolz. Auch die Räubereien im Auslande werden von ihnen mit Stillſchweigen übergangen, oder als ganz unbedeutend nur nebenbei berührt.

wurde sie vom Directorium ausdrücklich in einem Erlaß an den Rath der Fünfhundert vom 21. August ausgesprochen. Darin heißt es: „Wie kann die Republik durch die Regierung gegen den Royalismus wirksam geschützt werden, wenn ihr die Regierenden immerfort Verräther nennt?“

Zugleich fuhr das Directorium fort, die Presse zu beschränken, um die Vorwürfe schweigen zu machen. Das fand man nun wieder durchaus nicht der republikanischen Freiheit angemessen. François von Nantes sagte am 17. Juni: „wir befinden uns in völliger Sklaverei, jeder Mund ist verschlossen. Jeder Verfasser, der die Wahrheit schreibt, wird verhaftet. Und wir im Rath der Fünfhundert, sprechen wir von den Räubern, so klagt man uns als Anarchisten an. Nur wenn wir weder vom Kriege, noch von den auswärtigen, noch von den innern Verhältnissen sprechen, dürfen wir sprechen was wir wollen. Eine traurige Freiheit!“ Dagegen sagte Darracq: „ist die Presse eine Ehrfurcht gebietende Macht? ist sie der Maaßstab des Gemeingeistes? Wird sie nicht vielmehr von Menschen gehandhabt, die nicht besser wie die Fiacres sind, die jeden Passagier ums Geld fahren? ihre Unredlichkeit, ihre Uebertreibungen, ihre Fälschungen müssen nothwendig unter die Aufsicht der Polizei gestellt werden. Der Gemeingeist ist durch die Tagblätter stets nur verdreht und verdorben“ ꝛc. Mit dieser Geringschätzung durfte man in der Republik damals schon von der Presse sprechen und Darracq behielt Recht, weil er den Thatbestand schilderte, wie er wirklich war, François aber nur von der reinen Idee ausging. Eine Adresse aus Grenoble warnte damals: „o rettet die Republik, damit es nicht heiße, wir errangen die Freiheit, aber wir verstanden es nicht, sie zu erhalten.“ Ich glaube diese wenigen aber charakteristischen Auszüge aus den damaligen Protokollen des Raths der Fünfhundert mittheilen zu müssen, weil sie am besten erklären, warum Bonaparte so wenig Schwierigkeit fand, seinem Genie durch den Hader ermatteter Parteien Bahn zu brechen.

Der bedeutendste Mann in Paris war damals Sièyes, der

mit dem Ruhm, seinem Talent hauptsächlich habe Frankreich die preußische Neutralität bisher zu verdanken gehabt, aus Berlin zurückgekehrt und ins Directorium (8. Juni) eingetreten war, sobald an Rewbel, den er nie leiden konnte, die Reihe des gesetzlichen Austritts gekommen war. Sièyes hatte fast alle Größen der Revolution überlebt und stand immer noch so hochgeachtet da, wie im Anfang derselben. Er spielte nun auch ein wenig den politischen Großvater und glaubte, Frankreich werde sichs zur Ehre schätzen, aus seiner in dergleichen Schöpfungen unerschöpflich fruchtbaren Hand eine neue Constitution zu empfangen. Daß der bisherige Zustand unerträglich und unhaltbar geworden sey, war klar. Eben so aber auch, daß die Bourbons sich noch keine Hoffnung auf eine Restauration machen durften. Was schien nun näher zu liegen, als eine neuverbesserte Verfassung der Republik, worin alle die Fehler, die bisher erkannt worden, klüglich vermieden würden? Sièyes sah in der Revolution überhaupt nur ein Experimentiren an der Menschheit, ein Fortschreiten im Versuchen und Erproben. Der Umsturz einer gegebenen Verfassung war für ihn nichts anderes, als freiwilliges Niederreissen eines Kartenhauses, um ein noch kunstreicheres neues zu bauen. Er konnte jedoch das Bestehende nicht umstürzen ohne Gewalt und suchte zu diesem Behufe einen General, wie ihn Barras am 13. Vendemiaire an Bonaparte und am 18. Fructidor an Augereau gefunden hatte. Er ersah sich deßhalb Joubert aus, der aber bei Novi fiel. Als Bonaparte aus Aegypten zurückkam, wurde Sièyes von seiner Partei bestürmt, sich mit diesem zu verbinden, er trug aber anfangs große Scheu. Bonaparte schien ihm nicht fügsam und gelehrig genug für seine constitutionellen Plane. Im Uebrigen gehörte er keineswegs mehr der streng republikanischen Seite an, die schlimmen Erfahrungen der Revolution hatten ihn belehrt, daß man nicht mit dem Volke regieren könne, sondern daß die Regierung immer über dem Volke stehen müsse. Darin stimmte die große Mehrheit des Volks selbst mit ihm überein, die wieder Ordnung und Ansehen der Regierung

verlangte, aber doch auch nicht die alte Wirthschaft unter den Bourbons.

Im Directorium selbst hatte Sièyes nur Roger Ducos für sich, Barras war heimlicher Royalist, der alte Gohier und Moulins aber gehörten der Partei der Reitbahn an.

Bonaparte hatte den großen Vortheil, daß alle diese Parteien sich bei seiner Rückkehr um ihn bewarben, während er in den Augen des Volks und aller Einsichtsvollen schon über den Parteien stand, durch seinen Ruhm, durch sein Genie vorragend über alle andere. Niemand fiel es ein, ihm vorzuwerfen, daß er eigenmächtig die Armee in Aegypten verlassen habe. Alles huldigte ihm. Er übereilte daher auch nichts, sondern ließ die Leute an sich kommen. Zuerst fielen ihm die Gemäßigten, die ganze bisher von Sièyes geleitete Partei zu, die auch bemüht war, Sièyes selbst für ihn zu gewinnen. Beide verständigten sich, ohne einander zu trauen. Bonaparte brauchte Sièyes und dieser gab nach, weil er nicht isolirt werden wollte. Mit Sièyes fiel auch der Rath der Alten Bonaparte zu. In diesem Rath war eine gänzliche Unterdrückung der Presse beantragt und, nicht ohne Zuthun Lucian Bonaparte's, vom Directorium am 2. Sept. beschlossen worden. Darnach wurden 155 Journale unterdrückt und 61 Redacteure verhaftet, so daß kein freies Wort mehr gedruckt werden konnte und die, welche den Staatsstreich wollten, nur noch das ohnmächtige und in der Presse nicht wiederhallende Geschrei der Fünfhundert gegen sich hatten. Alle Soldaten und fast alle Generale in Paris waren gleichfalls unbedingt für ihn, Augereau an der Spitze. Auch Moreau, der bisher immer noch schlecht mit dem Directorium gestanden, versprach den Staatsstreich zu unterstützen, der dasselbe stürzen sollte. Um die vielen eifrigen Republikaner namentlich in der Armee zu gewinnen, warf Bonaparte mit affectirter Entrüstung jeden Gedanken von sich, als sey es ihm um Usurpation der höchsten Gewalt zu thun. Es gelte, versicherte er, einzig die durch die Schwäche des Directoriums gefährdete Freiheit durch Kraft, durch neuen

mit größern Schwierigkeiten verbunden seyn kann, als die einer Sache, die so deutlich erkennbar ist, wie z. B. ein Haus, und welche die Menschen noch überdies gewohnt sind, im Eigenthum Anderer zu sehen. Allein dieselben Schwierigkeiten finden sich bei allen Dingen, welche verbraucht werden, ohne daß man hierdurch abgehalten würde einzuräumen, daß es ein Eigenthum an denselben gebe, und diesem anerkannten Eigenthum rechtlicher Schutz gebühre. Die Schwierigkeit der Verfolgung, welche noch überdies nicht den Richter oder den Staat, als den Garanten aller Rechte, sondern den Eigenthümer trifft, ist kein Grund, die Anerkennung des Rechtes selbst abzulehnen, und wir dürfen nur wenige Jahrhunderte in der Geschichte zurückgehen, um den Zeiten zu begegnen, wo die Anerkennung und der Schutz alles Eigenthums noch weit größere Schwierigkeiten fand. Der Reichsritter, welcher den vorüberziehenden Kaufmann niederwarf und ihn seiner Habe beraubte, war von seinem guten Recht ohne alle Frage weit fester überzeugt, als zu irgend einer Zeit ein Nachdrucker von dem seinigen überzeugt gewesen ist. Dessen ungeachtet ist es den Bemühungen von Kaiser und Reich gelungen, dem materiellen Eigenthum die vollkommenste Anerkennung zu verschaffen, und es erfüllt unsere Zeit, indem sie ihren Schutz auch auf die Früchte geistiger Thätigkeit erstreckt, nur ein heiliges Vermächtniß der Vergangenheit.

Wie heute nur langsam die rückhaltlose Anerkennung eines nicht mehr zu bezweifelnden Rechtes vorschreitet, so wurden auch die Burgen der Raubritter nur nach und nach gebrochen, bis endlich der Tag kam, wo auch die letzte in Trümmern fiel, und in ganz Deutschland der Sieg des Rechtes über die Macht des Stärkern entschieden war.

In ähnlicher Weise wie jener Sieg lassen sich auch die Fortschritte des Kampfes für das literarische Eigenthum von der Wahlcapitulation Leopolds II. bis zu dem Bundesbeschluß vom 9. Novbr. 1837. verfolgen, und wie ungern auch einige Regierungen demselben zugestimmt haben mögen, wie begierig dieselben noch heute seyn mögen, die Wirkungen desselben zu schmälern, so wissen sie nicht, was sie thun, und wir vertrauen darum nicht weniger der Gerechtigkeit der Fürsten Deutschlands, und halten es für mehr als möglich, daß schon im Jahre 1842 das

Ruhm zu befeſtigen. Er ſpottete darüber, daß man ihn mit Cäſar und Cromwell vergleiche: „ſchlechte Rollen, abgenützte Rollen, unwürdig eines Mannes von Verſtand, wenn ſie nicht ſchon des ehrlichen Mannes unwürdig wären! Es wäre ein ruchloſer Gedanke, im Jahrhundert der Aufklärung und Freiheit etwas gegen die repräſentative Verfaſſung zu unternehmen. Nur ein Narr könnte die Wette der Republik gegen das Königthum verloren gehen laſſen, nachdem er ſie mit einigem Ruhm und einiger Gefahr unterſtützt hat.“ Mancher durchſchaute dabei wohl ſeine tiefe Argliſt, war aber weniger darüber ſittlich entrüſtet, als er nur ſein Uebergewicht beneidete. So Bernadotte, der Großmeiſter der Freimaurer geworden war. Wegen des Einfluſſes, den er in dieſer Stellung üben konnte, ſchmeichelte ihm Bonaparte mehr als allen andern. Bernadotte wußte aber wohl, daß ſein Einfluß doch nicht hinreiche, Bonaparte in ſeinem Siegesfluge aufzuhalten, ſchloß ſich ihm alſo ebenfalls an. Barras war niederträchtig genug, ſich mit Geld abfinden zu laſſen. Talleyrand, der vornehme, Fouché der plebejiſche Meiſter der Intriguen, huldigten beide allemal der ſtärkeren, neuaufkommenden Gewalt, und hatten überdies in ihrem Machiavellismus etwas dem bonapartiſchen Geiſte Verwandtes, ohne deſſen Energie und Genialität, boten ſich ihm daher willig und inſtinctartig als Werkzeuge dar. Nach dem Volke frug man gar nicht mehr, man durfte vorausſetzen, es werde allem zuſtimmen, was Bonaparte, der Allgefeierte, thun würde, in dem alle Hoffnungen ſich vereinigten.

Somit war alſo nur der Rath der Fünfhundert und das ſchwache Directorenpaar, Gohier und Moulins, zu beſiegen, die nichts für ſich hatten, als das Geſetz. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, wurde der 18. Brumaire (9. November) zur Ausführung des Staatsſtreichs anberaumt. Im Rathe der Alten wurde die erlogene Nachricht verbreitet, die Jakobiner beabſichtigten eine Inſurrection. Man affectirte großen Schrecken, erklärte das Vaterland in Gefahr, ernannte Bonaparte zum Befehlshaber der bewaff-

neten Macht und verlegte, da man in Paris nicht mehr sicher sey, die Versammlung der beiden Räthe auf morgen nach St. Cloud. Bonaparte empfing seine Ernennung in der Mitte mehrerer Regimenter, die er unter dem Vorwand einer Musterung um sich versammelt hatte, und erließ sogleich eine Proclamation, welche schon gedruckt war und auf Fouché's Befehl an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Auch war eine Rede verbreitet, die Bonaparte nach einer Nachricht an die Soldaten, nach einer andern, die wahrscheinlicher ist, nur in Gegenwart von Offizieren an Räthe und bisherige Anhänger des Directoriums hielt. Darin klagte Bonaparte die Regierung an: „was habt ihr aus diesem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinterließ? ich hinterließ euch Frieden und finde Krieg. Ich hinterließ euch Siege und finde Niederlagen. Ich hinterließ euch Millionen aus Italien und finde räuberische Gesetze und Elend. Was habt ihr mit jenen hunderttausend Franzosen gemacht, den Gefährten meines Ruhms? Sie sind todt. Dieser Zustand kann nicht dauern.“ Andere Proclamationen des Raths der Alten, der Administratoren des Seinedepartements, des Polizeiministers Fouché wiesen übereinstimmend auf Bonaparte hin, als den Mann des Vertrauens, auf den alle bauen könnten, als den Starken, der alles durchsetzen würde, als den Einzigen, der die Republik retten könne. Noch an dem gleichen Morgen löste Bonaparte kraft des ihm nur einseitig vom Rath der Alten aufgetragenen Vollziehungsamtes das Directorium auf. Moreau würdigte sich herab, dabei die Schergenrolle zu übernehmen und den Pallast Luxemburg, die Residenz des Directoriums, militärisch zu besetzen. Sièyes und Roger Ducos legten ihre Stellen freiwillig nieder, wie verabredet war. Barras dankte gegen eine Geldzusicherung gleichfalls ab und reiste auf sein Landgut. Der alte Gohier und Moulins machten einen vergeblichen Versuch zum Widerstande. Moulins sagte: der Soldat weicht nicht, wenn er auch auf der Mine steht, welche springen soll. Das gefiel Bonaparte. Nachdem die Directoren entfernt worden waren, klatschte er mit der

Reitpeitsche auf den Stiefel und sagte verächtlich: „das sind also die Männer, denen Frankreichs Geschicke anvertraut waren," fügte aber hinzu: Moulins allein ist ein Mann, der sich selbst achtet.

Der Rath der Fünfhundert war nicht versammelt, wußte von nichts und konnte erst am andern Tage in St. Cloud gemeinsame Beschlüsse fassen. Eins der enragirtesten Mitglieder dieses Raths, der Corse Salicetti, war heimlich im Solde Bonaparte's, lud viele andere Mitglieder des Raths zu einer heimlichen Zusammenkunft in seinem Hause ein und riß sie zu lächerlichen Drohungen hin, hinderte sie aber am Handeln. Ihre fürchterlichen Redensarten wurden dann mit Uebertreibungen dem Rath der Alten berichtet, der sich dadurch bewegen ließ, noch fester zu Bonaparte zu halten. Der Bierbrauer Santerre allein wollte eine etwas ernsthaftere Demonstration machen und die Vorstädte aufwiegeln, Bonaparte aber, der von allem unterrichtet war, drohte ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und die Stadt blieb ruhig.

Am andern Tage strömte alles nach St. Cloud, in dessen Schloß beide Räthe tagen sollten, das aber bereits mit Militär rings umstellt war. Das Volk, welches als Zuschauer in Menge herbeikam, machte nicht die mindeste Miene, den Rath der Fünfhundert zu unterstützen, dessen Sache schon verloren war, obgleich er noch große Worte gebrauchte. Bonaparte bewegte sich unter den Soldaten schon mit Siegesfreude. Man hörte ihn ausrufen: „ich will keine Fractionen mehr, ich will durchaus keine mehr, das muß ein Ende nehmen." Indem der Rath der Fünfhundert seine Sitzung eröffnete, präsidirte Lucian Bonaparte, gegen den sich alsbald hundert Stimmen in wüthenden Anklagen erhoben. Die schwache Minderheit, die den Staatsstreich billigte, wurde nicht mehr gehört, die große Mehrheit schwur, die Verfassung heilig zu halten. Als Bonaparte von der Hartnäckigkeit des jüngern Raths hörte, begab er sich in den Rath der Alten, beschwerte sich hier über die Verleumdungen, die im Rath der Fünfhundert gegen ihn geschleudert worden seyen, versicherte heilig und theuer, das Vaterland habe keinen wärmeren

Freund als ihn, verlangte aber, man solle jetzt mit einer Entscheidung durchgreifen. Linglet, der zur Partei der Reitbahn gehörte, forderte ihn auf, den Eid auf die Verfassung zu schwören. Bonaparte aber erwiederte ihm mit Stolz und Verachtung: „es gibt keine Verfassung mehr, ihr selbst habt sie schon am 18. Fructidor und zu wiederholten Malen verletzt. Alle Parteien haben sie verletzt. Niemand achtet sie mehr, und sie kann uns nichts mehr helfen. Als ich nach Paris zurückkam, haben alle Parteien an meine Thüre geklopft und mir die Gewalt angeboten. Aber ich habe keine angehört, ich bin von keiner Partei, außer von der großen Partei des französischen Volks. Ich nahm das mir anvertraute Amt nur an, um die Sache der Republik zu retten. Und ich habe der Republik glänzende Proben meiner Ergebenheit abgelegt. Seht in mir keinen elenden Intriganten. Wenn eine Partei es wagen wollte, mich anzugreifen, mich etwa außer dem Gesetz zu erklären, der hüte sich wohl, daß dieser Beschluß nicht ihn selber treffe. Dann rufe ich euch, meine tapfern Waffenbrüder, euch Soldaten auf zu meinem Schutz und euch und meinem Glück vertraue ich.“ Der Rath der Alten stimmte ihm zu und er eilte nun, mit dem Rath der Fünfhundert fertig zu werden.

Ohne Zweifel bildete er sich ein, diese Versammlung schrecken und einschüchtern zu können, indem er selbst in ihre Mitte trat. Aber die Mitglieder sahen seinen Eintritt als eine gewaltsame Entweihung ihres gesetzlichen Heiligthums an, stürzten auf ihn los, drängten ihn zurück und schrien: „hinaus mit ihm! nieder mit dem Dictator, in die Acht den Tyrannen!“ Er zog sich zurück und ließ seinen Bruder Lucian durch Grenadiere ebenfalls herausholen. Dieser Präsident der Fünfhundert machte die Soldaten glauben, es seyen Dolche auf ihren Obergeneral gezückt worden und eine Minderheit solcher jakobinischer Dolchschwinger halte die Mehrheit der Versammlung in Todesangst. Auch Sièyes war zugegen und sagte spöttisch, wenn die Fünfhundert den General hors la loi erklärten, so solle er sie nur hors la salle werfen lassen. Bonaparte ließ da-

mit nicht auf ſich warten, ſondern ſchickte Murat mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, die unter Trommelſchlag mit gefälltem Bajonett die armen Volkstribunen langſam vor ſich hertrieben und ſie zwangen, durch Thüren und Fenſter ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Mit ihnen war der letzte Widerſtand beſeitigt.

Lucian rief eine kleine Minderheit des Raths der Fünfhundert abermals zuſammen, um nunmehr dem Rath der Alten zuzuſtimmen und dem Staatsſtreich eine geſetzliche Form zu geben. Durch Beſchluß der beiden Räthe wurde eine proviſoriſche Regierung von drei Conſuln (General Bonaparte, Sièyes und Roger Ducos) und eine aus beiden Räthen gewählte Verfaſſungscommiſſion niedergeſetzt, welche die neue Conſtitution entwerfen ſollte, am 12. Nov. Von den heftigſten Oppoſenten im Rath der Fünfhundert wurden 37 zur Deportation verurtheilt, 21 unter polizeiliche Aufſicht geſtellt. Als Bonaparte den Namen Salicetti's, der auf der Liſte ſtand, wieder ausſtrich, erfuhr man jetzt erſt ſtaunend, welche Doppelrolle dieſer liſtige Corſe bisher geſpielt hatte. Die Deportirten wurden übrigens ſämmtlich bald darauf wieder begnadigt, da ſie ganz ungefährlich waren. Bonaparte ließ auch unmittelbar nach dem 18. Brumaire eine Menge politiſche Gefangene in Paris los und befahl gleiche Freilaſſungen in ganz Frankreich und Zurückberufung der Deportirten aus Cayenne, denn er wollte als Retter erſcheinen und ſich überall Freunde machen. Waren ihm auch die Terroriſten verhaßt, ſo begnadigte er ſie gleichwohl, wenn ſie ſich bittend an ihn wandten und ihm zu dienen gelobten. So Barrère, der übrigens in einer unbedeutenden Anſtellung ſein beflecktes politiſches Leben enden mußte. Unter den Zurückberufenen bemerkt man Barthelemy und Carnot. Auch die am 18. Fructidor verbannten Prieſter durften zurückkehren.

Unterdeß wurde fleißig am Verfaſſungswerk gearbeitet. Sièyes hatte ſchon einen Entwurf in der Taſche, in welchem die geſetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Behörden der Republik auf's kunſtreichſte gegen einander abgewogen waren und nicht minder

das Wahlrecht von unten und das Ernennungsrecht von oben. Das Haupt der Republik sollte ein unabsetzbarer und unverantwortlicher proclamateur-électeur seyn, der zu allen Aemtern ernannte, aber nur aus einer Zahl Candidaten, die vorher vom Volke in drei Wahlabstufungen von Gemeinde-, Provinzial- und Nationalwahlen gewählt worden, und der, wenn er die verantwortlichen Minister ernannt hatte, sie walten lassen und selber nicht regieren sollte. Sièyes hatte sich ursprünglich selbst als proclamateur-électeur gedacht. Bonaparte aber, der nur allein sich für die höchste Stelle berufen glaubte, sagte ihm: „Wie haben Sie sich nur einbilden können, daß ein Mann von einigem Talent und ein wenig Ehrgefühl sich zur Rolle eines Mastschweins mit einigen Millionen Gehalt bequemen werde.“ Er strich daher an dem Verfassungsentwurf alle constitutionellen Künsteleien weg, behielt nur die darin vorgeschlagenen verschiedenen Staatskörperschaften bei, legte aber alle Gewalt in eine Hand, die des auf 10 Jahre zu ernennenden ersten Consuls. Neben ihm sollten noch zwei Consuls bestehen, aber nur mit berathender Stimme. Den ersten Consul sollte ein Senat von 80 lebenslänglichen Mitgliedern ernennen, dem das Recht zustand, das Consulat zu erneuern, deßgleichen das Recht, die 300 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und die 100 des Tribunats zu ernennen, welches letztere über Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten zu wachen, aber kein absolutes Veto, sondern nur die Pflicht hatte, Verfassungswidrigkeiten dem Senate zur Anzeige zu bringen. Außerdem ernannte der erste Consul einen Staatsrath zunächst um seine Person, die verschiedenen Ministerien und durch sie wieder alle Civil- und Militärbeamte. Er hatte mithin alle Stellen allein zu vergeben und die Volkswahlen waren vernichtet, die Constitution von 1793 in ihr vollkommenstes Gegentheil verkehrt. Wie dort alle Gewalt von unten hatte ausgehen sollen, so ging sie jetzt einzig von oben aus.

Die neue Verfassung wurde jedoch mit großer Ostentation einem Plebiscit unterworfen. Das Volk sollte in Urversammlungen

erklären, ob es sie wolle oder nicht? Dafür stimmten 3,011,007 Activbürger, doppelt so viele Stimmen als für die Constitution von 1793 gesammelt worden waren. Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 25. Dezember. Bonaparte bezog als erster Consul den Palast der Tuilerien, der Senat den Palast Luxemburg, das Tribunat das Palais Royal, das Corps legislatif den Palast Bourbon.

Unter den Koryphäen der Revolution und des Heeres, die in Paris beisammen waren, machte Niemand dem ersten Consul seine Stelle streitig. Sièyes ergab sich schmerzlich drein, erkannte aber an, daß Bonaparte nicht übertroffen werden könne. Bewundernd und ärgerlich zugleich rief er aus: er will alles, weiß alles, kann alles. Sièyes dankte aber dafür, sein Untergebener zu werden und legte die Consulstelle nieder, ebenso Roger-Ducos. Bonaparte ließ Sièyes als „Nationalbelohnung" ein reiches Landgut decretiren, was er auch anzunehmen schwach genug war. Darauf wählte sich der erste Consul Cambacerés, einen eiteln Advokaten, und Lebrun, einen fleißigen Mann aus der alten Kanzlei des weiland Minister Maurepas, zu Mitconsuln.

Der 18. Brumaire war in Frankreich eben so populär, wie es der 9. Thermidor gewesen, denn man war der Unordnung und Lüderlichkeit unter dem Directorium eben so satt, wie man früher froh gewesen war, den Schrecken der Conventszeit überstanden zu haben. Mancher trauerte zwar, daß die Revolution dieses Ende genommen hatte und aus der Demokratie in Militärdespotismus umgeschlagen war; jeder aber gab zu, daß die Uebertreibungen der Freiheitsfreunde dahin hätten führen müssen und daß der sittliche Fanatismus Robespierre's dem Volke eben so unnatürliche Gewalt angethan habe, wie das unsittliche Diebssystem unter dem Directorium. Es frug sich nun, ob die neue Alleinherrschaft des großen Generals nicht abermals die Grenzen des Natürlichen überschreiten würde.

Bonaparte wurde mit dem allgemeinsten Vertrauen begrüßt,

nicht nur in Frankreich, sondern auch in einem großen Theile des übrigen Europa. Beim Antritt seiner neuen Gewalt hatte er nicht nur die Begeisterung der Soldaten, die Zufriedenheit der Mittelclassen, die von ihm Herstellung der Ordnung, des Credits und Wohlstandes erwarteten, den brennenden Eifer der Talente aller Art, die von ihm erkannt und gehoben zu werden hofften, und die staunende Bewunderung des gemeinen Volks für sich, sondern auch den guten Glauben edler, hochgebildeter und uneigennütziger Menschenfreunde, die ihn für geneigt hielten, die Völker glücklich zu machen, weil er ohne Zweifel fähig dazu war. Man kann nicht leugnen, daß bei seinem Wiedererscheinen in Paris und bei der Nachricht, er habe die Regierung übernommen, wieder ein frischer Frühlingshauch durch die Welt ging, wie im Jahr 1789, als die Menschenrechte verkündet wurden. Vom großen Sohne der Revolution erwartete man, er werde ihre guten Früchte erhalten mit Beseitigung alles dessen, was an ihr schlecht, verdorben und giftig gewesen. Von dem Manne, der den Papst gegen Lareveilliére-Lepeaux in Schutz genommen hatte und dessen erste Regierungshandlung die Zurückberufung armer Priester war, hoffte andrerseits das altgläubige Volk, er werde durch Wiederbringung der Kirche seine irdische Mission unter höheren göttlichen Schutz stellen.

Der erste Consul entsprach auch allen Erwartungen. Zunächst gewann er die Talente ohne Unterschied der Partei, der sie bisher gedient hatten. Jeder war ihm willkommen, der eine Fähigkeit, Kraft und Erfahrung, einen bekannten Namen und Freunde in seinen Dienst mitbrachte und er verstand vortrefflich, jeden richtig zu placiren, alle sich zu Dank zu verpflichten, seine Gunst allen unentbehrlich zu machen. Nach der Moral frug er aber nicht. Großes Talent und Glück schien ihm hinreichend, jeden Makel in dieser Beziehung zuzudecken. Deßhalb war ihm Fouché nicht so übel berüchtigt, daß er ihn nicht als Polizeiminister hätte beibehalten und im Ansehen immer höher stellen sollen. Dagegen waren ihm Grundsätze und Unglück zuwider und er strich Jourdan aus

der Liste der Armee aus, sowohl weil dieser General der Freiheit aufrichtig anhing, als auch weil er auf dem Schlachtfeld kein Glück hatte. In Carnot ehrte er, unbekümmert um dessen strengen Republikanismus, den Mann, der durch die Ausrüstung der Armee im Jahre 1793 „den Sieg organisirt hatte," und machte ihn bald, als Nachfolger Berthiers, zum Kriegsminister. Man bemerkte übrigens, daß der erste Consul die Jakobiner, die sich nicht zu ihm bekehrten, viel mehr haßte, als die Royalisten, an denen er wenigstens die loyale Treue anerkannte und von denen er glaubte, sie würden den Dienst des einen Herrn leichter mit dem des andern vertauschen. Gleichwohl fand er viel mehr Jakobiner, die ihre republikanischen Grundsätze für seine Gunst dahingaben, als Royalisten, die den weißen Lilien untreu wurden. Er erließ schon am 27. Dezember ein Gesetz, welches Verwandten der Emigrirten den Staatsdienst öffnete, aber es währte ziemlich lange, bis nach und nach altadelige Familien dem neuen Herrn huldigten. Selbst die äußerste Armuth in der Verbannung wurde von den meisten lieber ertragen. Die plebejischen Jakobiner wägten dagegen die Ehre weniger scharf ab und ließen sich durch die reichen Besoldungen (ein Senator hatte jährlich 25,000, ein Tribun 15,000, ein Gesetzgeber 10,000 Franken) nur zu gerne verführen.

Da im Innern Frankreichs nicht ein einziger jakobinischer Aufstand gegen die neue Militärdictatur erfolgte und nur die royalistischen Chouans noch die Waffen führten, wandte Bonaparte gegen die letztern nicht mehr die herben Mittel des Convents, sondern Milde und Güte an. Er ließ eine Anzahl Emigranten, die bei Calais gescheitert und gefangen worden waren, wieder frei. Er trug den Chouans und den aufständischen Edelleuten in der Vendée einen Waffenstillstand und Versöhnung an. Er erlaubte die öffentliche Ausübung jeder Religion, öffnete schon am 28. Dezember alle Kirchen wieder dem christlichen Gottesdienst, ließ die bisher nur zum Sturmläuten gebrauchten Glocken wieder zum Gottesdienst läuten und befahl am 30. die feierliche Be-

stattung des in Valence verstorbenen Papstes, den man bis dahin hatte liegen lassen, weil man ihn nicht christlich, aber doch auch nicht unchristlich hatte beerdigen wollen. Er schaffte ferner die Feier des 21. Januar ab, des Unglückstages, an welchem der König hingerichtet worden war. Im Januar 1800 erlaubte er allen Emigrirten ungekränkt zurückzukommen, wenn sie sich von der Emigrantenliste wollten streichen lassen. Das waren allerdings geeignete Mittel, um den royalistischen Aufstand zu dämpfen. Schon im Januar legte daher Herr von Chatillon in der Vendée die Waffen nieder, deßgleichen Herr von Bourmont in der Bretagne. Ein Theil der Chouans, der sich nicht fügen wollte, wurde von General Chabot bei Hennebon besiegt (27. Januar) und der junge Herr von Frotté, einer der halsstarrigsten, erschossen. Da unterwarfen sich endlich auch der kühne Georges Cadoudal und Herr von Autichamp in der Vendée. Der erste Consul hatte ein soldatisches Wohlgefallen an dieser kühnen Partei, die den Jakobinern so viel zu schaffen gemacht hatte, und verschmähte es nicht, sich einige Mühe zu geben, um sie an seine Person zu attachiren. Er lud sie im Februar nach Paris ein und unterhielt sich mit ihnen aufs huldreichste. Den gewaltigen Georges Cadoudal zu gewinnen, gelang ihm aber nicht. Dieser Coloßmensch schlug sich, nachdem er Paris wieder verlassen, vor die Stirn, wie er habe so dumm seyn können, in Bonaparte's Cabinet demselben gegenüberzustehen, ohne ihn gleich zu packen und zu erwürgen. Dagegen machte der erste Consul eine ihm sehr werthvolle Acquisition an dem Abbé Bernier, der bisher die Bauern in der Vendée zum Kampf für Altar und Thron begeistert hatte, jetzt aber sich bereit finden ließ, im geheimsten Vertrauen Bonaparte's Unterhandlungen mit dem neuen Papst anzuknüpfen. Das große schöne Frankreich der Kirche wiederzuerobern schien dem verständigen Abbé leichter mit Hülfe Bonaparte's als mit Hülfe Cadoudals.

Wie das Landvolk hauptsächlich durch die Wiedereröffnung der Kirche befriedigt wurde, so der bürgerliche Mittelstand durch die

Eigenthum der Schriftſteller und Künſtler an ihren Werken in allen ſeinen Folgen freie und unbedingte Anerkennung gefunden haben wird.

Es gibt keinen Grund, welcher eine Ungerechtigkeit beſchönigen könnte, und ſo läßt ſich auch die Unzulänglichkeit der Gründe, welche in der Regel für die Beſchränkung des literariſchen und artiſtiſchen Eigenthums angeführt werden, bis zur Evidenz erweislich machen. Wir haben bereits die Urſachen angedeutet, welche zu Bildung eines literariſchen Gemeinguts Veranlaſſung gegeben und einen Schatz aufgehäuft haben, welcher in Verbindung mit den Quellen, die in jedem Menſchengeiſte fortdauernd fließen, auch ohne ungerechte Vermehrung für Hunderte von kommenden Geſchlechtern ausreicht. Nicht genug beachtet wird aber der Reichthum an Worten, Tönen und Linien, welche die Elemente bilden, aus denen der ſchöpferiſche Geiſt die neuen Geſtaltungen der Kunſt und Wiſſenſchaft hervorruft, wie der Geiſt des ewigen Schöpfers die materiellen Dinge aus Erde, Waſſer, Feuer und Luft geformt hat und zuſammenhält. So wenig aber Jemand aus der nicht abzuläugnenden Thatſache, daß alle dieſe Dinge aus dieſen Elementen beſtehen, und alle materiellen Gegenſtände durch Bearbeitung der rohen, oder Verbindung ſchon bearbeiteter Stoffe gewonnen werden, die Folgerung herleiten wird, daß dieſelben nicht wirkliche Dinge oder unfähig wären, ein Eigenthum des Einzelnen zu ſeyn, ſo wenig iſt die Folgerung zuläßig, daß an verkörperten Gedanken ein Eigenthumsrecht nicht zuläßig ſey, weil der Stoff derſelben Gemeingut iſt.

Das Eigenthum beſteht eben in der Ancignung der uns von der Natur gebotenen Stoffe; es beruht auf einem ewigen Geſetz, und iſt ſo ſehr ein abſolutes Recht, daß, wie ein ehemaliger Oberrichter von England, Lord Campden, ſagte, daſſelbe noch vor dem Naturrecht exiſtirte, und Niemand das Recht hat, dem Menſchen ſein Eigenthum zu nehmen, wenn er nicht ſelbſt ſeine Einwilligung dazu gibt.

Alle Ordnung, alles Recht und die Idee ſogar und Möglichkeit des Staates beruht auf der Heiligkeit des Eigenthums, und wo es nachgewieſen wird, iſt es unvertilgbar, denn Gewalt macht kein Recht, und ſelbſt das Geſetz muß auf dem Recht beruhen, um den Charakter der Vernünftigkeit und die Gewißheit

Weisheit, mit welcher der erste Consul die zerrütteten Finanzen ordnete und den Credit herstellte. Das Directorium hatte den Staatsbankerott maskirt durch Reduction der Staatsschuld auf den dritten Theil, die s. g. Consolidirung des 5procentigen Drittels. Aber auch diese Werthe waren tief gesunken. Bonaparte griff energisch ein, ertheilte gemessenen Befehl, was noch vom Staatsvermögen aus den Händen der bisherigen Beamten und Lieferanten zu retten sey, festzuhalten, die betrüglich ausgestellten Anweisungen nicht noch zu honoriren und die Einnahmen mit äußerster Strenge zu überwachen. Da kehrte das Vertrauen zurück, die Rente stieg bedeutend und durch die französische Bank, die der erste Consul durch eine Vereinigung von Pariser Bankiers zu Stande brachte, wurde der Credit bleibend gesichert.

Um gut regieren zu können, mußte der erste Consul nothwendig die Verwaltung vereinfachen und concentriren, daher die vielen berathenden Elemente, die durch die Revolution in die Verwaltung eingedrungen, und die Volkswahlen, aus denen die Besetzung der Aemter hervorgegangen war, beseitigen. An die Stelle der von unten gewählten und berathschlagenden Departemental-, Cantonal- und Communalversammlungen traten vom ersten Consul ernannte ausschließlich befehlende Beamte, im Departement der Präfect, im Canton der Unterpräfect, in der Gemeinde der Maire. Man war in ganz Frankreich des vielen Rathschlagens und Schwatzens von Herzen satt geworden, da sich überall nicht die weisesten, sondern die Unverschämtesten im Rathe vorgedrängt und in der allgemeinen Confusion nur ihren Privatvortheil gesucht hatten. Ordnung und Strenge war das dringendste Bedürfniß geworden. Auch in der Gesetzgebung herrschte die größte Verwirrung, weßhalb der erste Consul damals schon die Abfassung einfacher Gesetzbücher einleiten ließ. — Im Tribunat allein zeigte sich einiger Widerstand gegen das rasche und befehlshaberische Verfahren des ersten Consuls. Er schrieb den Tribunen die Zeit vor, binnen welcher sie ihre Einreden beendigt haben müßten. Dage-

gen erhob sich im Schooße dieses Staatskörpers Widerspruch. Dem jungen Benjamin Constant, einem philosophisch-politischen Stutzer aus dem Cirkel der Frau von Staël, war es gelungen, ins Tribunat hineinzuschlüpfen, wo er begreiflicherweise unter den einmal obwaltenden Umständen für die politische Freiheit lediglich nichts mehr erwirken konnte, wohl aber eine erwünschte Gelegenheit fand, sich durch seine Opposition einen Namen zu machen und alle die kleinen Eitelkeiten und Eifersüchteleien gegen den ersten Consul auszukramen, von denen seine Dame voll war. Bonaparte ließ ihn im Moniteur verspotten: „eine wirkliche Opposition (d. h. eine, die nur das geringste zu bewirken vermöchte) ist im Tribunat nicht vorhanden, wohl aber gibt es in demselben Redner, die sich gerne einen Namen machen möchten, ohne zu bedenken, daß nicht nutzloses Geschwätz, sondern *nützliches Handeln auch ohne* Wortmacherei das Verdienst und den Ruhm begründen."

In gleicher Weise wurde die Presse behandelt. In der neuen Constitution Frankreichs war von der Presse gar nicht die Rede. Die zahllosen Blut- und Schmutzblätter der Revolution hatten das Zeitungswesen verächtlich gemacht und die einmal entzügelte Presse unaufhörlich die kaum vom äußersten Schrecken erholte Bevölkerung wieder aufzustacheln und in Unruhe zu versetzen gesucht. Deßhalb war es schon dem schwachen Directorium leicht geworden, sie unter dem Beifall und zur wahren Befriedigung des Volks zu zügeln und Bonaparte machte noch weniger Umstände mit ihr. Er duldete nur noch 13 Zeitungen, die dem Interesse der Regierung entweder dienen oder wenigstens nicht zuwider seyn mußten. Ein Decret vom 17. Jan. 1800 verbot allen Blättern, die Regierung auf irgend eine Weise zu tadeln.

Großes Verdienst erwarb sich der erste Consul um Reorganisation des Schulwesens. Er gründete schon beim Antritt seiner Amtsgewalt die berühmte polytechnische Schule in Paris unter Monge's Leitung und ordnete das während der Revolution fast ganz untergegangene Schulwesen in der Hierarchie der Primär-

und Secundärschulen. Man bemerkte, daß er darin nur das unmittelbar Nützliche lehren und die Jugend ausschließlich zum praktischen Leben heranbilden ließ und auf alle die Weisheit, die in deutschen Schulen gelehrt wurde, als auf etwas blos Formelles, Abstractes, aus der Wirklichkeit theils in die nie existirende noch existirbare Idealwelt der Philosophen Entrückendes, mithin eigentlich Unvernünftiges, gar keine Rücksicht nahm.

Gerade damals war der große General Washington, der Befreier Amerika's, gestorben, 15. Dez. 1799. Als die Nachricht davon nach Paris kam, ließ Bonaparte Trauer anlegen und eine große Todtenfeier veranstalten, theils um den vereinigten Staaten von Nordamerika, die unter dem Directorium beleidigt worden waren, eine Genugthuung zu geben, theils um die noch republikanisch gesinnten Franzosen das unschuldige Schauspiel zweier im Namen der Freiheit verbrüderter Nationen genießen zu lassen. Allein in der Festrede, welche Fontanes bei diesem Anlaß hielt, war ungleich mehr von Bonaparte als von Washington die Rede und wurde gesagt: „es gibt wunderbare Männer, die von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne mit dem Charakter der Größe und der Herrschaft auftreten. Eine höhere und unbekannte Ursache sendet sie, wenn es an der Zeit ist, um neue Reiche zu gründen oder die Trümmer der alten wiederherzustellen. Vergebens suchen diese von der Vorsehung bezeichneten Männer bescheiden in der Menge zurückzubleiben, die Hand des Glücks reißt sie über jedes Hinderniß hinweg von Sieg zu Sieg. Eine Art übernatürlicher Begeisterung belebt alle ihre Gedanken, eine unwiderstehliche Bewegung theilt sich allen ihren Unternehmungen mit. Die Menge glaubt sie noch mitten unter sich und findet sie nicht mehr. Da erhebt sie ihre Blicke und findet sie auf der Höhe des Ruhms strahlen."

Dem entsprach die ganze Haltung des ersten Consuls. Seine Macht und Größe und der Umfang der Tullerien, die er bewohnte, verlangte schon eine Art von königlichem Hofstaat. Er führte in

seinen Umgebungen eine strenge Etikette ein, sowie in denen seiner Gemahlin. Die ersten Beamten der Republik und ihre Frauen mußten sich dareln finden und den stolzen Republikaner, den freimüthigen Soldaten entschädigten für diesen neuen Zwang der Ruhm und die sehr einträglichen Aemter. Einen ersten Anfang aristokratischer Auszeichnungen machte der erste Consul damals durch Einführung der kostbaren Ehrensäbel, die er den tapfersten Kriegern feierlich überreichen ließ. Einen engeren Hofcirkel pflegte er auf dem schönen Landsitz Malmaison zu versammeln, den er damals kaufte. Von diesem neuen Hofe gingen nun auch wieder neue Moden aus. Bei den Herren verschwanden die incroyablen Formen und machten dem Glanz knapper Militär- und Civiluniformen Platz. Das Haar begann um diese Zeit ganz kurz abgeschnitten zu werden, wie man es an römischen Kaiserköpfen sieht. Solche s. g. Titusköpfe trugen sogar eine Zeit lang die Damen, aber zum Nachtheil ihrer natürlichen Schönheit, weßhalb diese Mode bald wieder abkam. Dagegen erhielten sich die aus Aegypten mitgebrachten kleinen koketten Turbane der Damen viel länger. Das Costume wurde durchweg anständiger, Bonaparte litt die Nuditäten der Madame Tallien nicht mehr. Auch hielt er streng darauf, daß die Frauen mit ihren Männern kamen, eine Neuerung, die ihm eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie von denen verspottet wurde, die an die Lüderlichkeit des alten Hofes gewohnt waren.

Indem der erste Consul binnen wenigen Wintermonaten Frankreich im Innern eine andere Gestalt gab, benutzte er zugleich die durch die rauhe Jahreszeit gebotene Waffenruhe, das Interesse Frankreichs nach allen Seiten hin durch Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu fördern. Außer Spanien, welches der Friedensfürst immer noch ganz nach französischen Zwecken regierte, war damals nur Preußen der französischen Regierung befreundet, hatte jedoch seine Ansprüche auf Cleve erneuert und sogar ein Heer am Rhein aufgestellt, um seinen Nutzen zu wahren, falls die Oesterreicher und Russen siegreich in Frankreich eingedrungen wären.

Bonaparte ſah das für keine feindliche Demonſtration an und ſandte ſeinen Liebling, den gemeſſenen und achtungeinflößenden Duroc, der ganz zum König paßte, nach Berlin, um den König der innigſten Freundſchaft zu verſichern. Duroc bezauberte alle Herzen und der König ſagte, indem er ihn ſeinem Hofe vorſtellte: „es iſt der Freund des größten Mannes, den ich kenne.“ Betrüglich hat der erſte Conſul, Preußen möge das Schiedsrichteramt in Europa übernehmen und den erſehnten Frieden herbeiführen. Oeſterreich ſelbſt bot er Frieden an, aber nur auf Grund des Friedens von Campo Formio. Der alte Thugut war indeß nicht geneigt, ihm die Lombardei wieder abzutreten und hielt Frankreich für ſo zerrüttet, daß er nicht zweifelte, Melas werde im nächſten Frühjahr ſiegreich in die Provence eindringen. Auch an den König von England ſchrieb der erſte Conſul eigenhändig und bot ihm Frieden an, dieſe dreiſte Form aber mißfiel in London, die Antwort wurde nur vom engliſchen Miniſterium an das franzöſiſche gerichtet und war ablehnend und beleidigend: „Seine britiſche Majeſtät könnte keinen Frieden ſchließen, ſo lange Frankreich unter der Herrſchaft einer jede geſellſchaftliche Ordnung umſtoßenden Regierungsgewalt ſtehe und die Bourbons noch nicht auf den Thron zurückgeführt ſeyen.“ Man hat dieſe Animoſität beklagt, da ſie die Fortſetzung eines Kriegs herbeigeführt, in welchem Frankreich nur noch immer mächtiger wurde. Erzherzog Karl war ausdrücklich gegen den Krieg, weil er nur Niederlagen vorausſah, weßhalb er auch kein Commando erhielt. Es war von der Vorſehung beſchloſſen, das Uebergewicht Frankreichs auf dem Feſtlande bis zum Aeußerſten der Unnatur gelangen zu laſſen. Bonaparte ſelbſt hätte aber auch durch Zurückführung des franzöſiſchen Gebiets auf das natürliche Maaß den Frieden nicht herſtellen können. Er konnte nichts von dem aufgeben, was Frankreich einmal errungen hatte, ohne ſich um alle Achtung zu bringen. Somit mußten denn die eiſernen Looſe des Kriegs abermals geworfen werden und niemand freute ſich darüber

mehr als Bonaparte, dessen Genie immer nur im Kriege sein wahres Element wiederfand.

Die französische Armee war durch die ungeheuern Verluste im vorigen Jahre sehr herabgekommen. Massena hielt sich mit noch 36,000 Mann in Genua und Nizza, Brune stand mit 16,000 Mann in Holland, die Hauptarmee am Rhein wurde auf 130,000 Mann gebracht, um in gerader Richtung in's Herz von Oesterreich vorzudringen. Bonaparte brachte ein großes Opfer, indem er Moreau zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee ernannte und sich die Anführung einer nur 40,000 Mann starken und erst in der Bildung begriffenen Reservearmee vorbehielt, die zu Dijon gebildet werden sollte. Er brauchte die List, in Dijon selbst nur wenige Recruten zu versammeln und exerciren zu lassen, um die dahin abgesandten Spione des Auslandes glauben zu machen, die Reservearmee sey nur eine Fiction, um dem Ausland zu drohen. Unterdeß wurde aber diese Armee wirklich im tiefsten Geheimniß aus allen Theilen der Republik zusammengezogen und nach den Alpen dirigirt. — Die Oesterreicher hatten 110,000 Mann unter Melas in Italien, die durch 20,000 Neapolitaner und durch 22,000 Engländer, deren Landung man bei Toulon erwartete, noch verstärkt werden sollten, und 109,000 Mann unter Kray am Rhein, zu denen noch 20,000 Mann Reichstruppen kommen sollten. Ihre schwächste Stellung war mithin diesseits, ihre stärkste jenseits der Alpen, während im Gegentheil die französische Macht, die in Deutschland operiren sollte, viel stärker war als die für Italien bestimmte. Der erste Consul verlangte daher mit Recht, Moreau solle ihm, so wie er vom Rhein aus vordringe, den im Bergkriege so geübten General Lecourbe mit 25,000 Mann nach Italien zu Hülfe schicken. Das geschah aber nicht. Moreau nahm eine so eifersüchtige Stellung Bonaparte gegenüber ein und widersprach dessen Wünschen so eigensinnig, daß man voraussetzen muß, er habe eine sehr starke Partei unter den Offizieren und unter den noch republikanisch gesinnten Truppen gehabt, von denen der größte

Theil an Moreau, Jourdan, Hoche ꝛc., aber nicht an Bonaparte gewöhnt war. Um so genialer erscheint es vom ersten Consul, daß er es unternahm, mit einem kleinen Heer mehr auszurichten, als Moreau mit seinem großen.

Moreau führte sein Heer am 25. April an drei Stellen über den Rhein, bei Straßburg, Altbreisach und Basel, täuschte aber Kray, der den Hauptangriff von Straßburg aus erwartete und seinen rechten Flügel bis Mainz ausgedehnt hatte, ließ die Colonne von Kehl aus sogleich wieder abschwenken, umging den linken Flügel Krays am südlichen Rande des Schwarzwalds und concentrirte seine ganze Macht am Bodensee. *) Dahin mußte nun auch Kray so schnell als möglich umwenden, erlitt aber, wo er sich den Franzosen entgegenwarf, Niederlagen, so bei Engen am 3. Mai, bei Mößkirch am 5., und nachdem er sich gegen die Donau zurückgezogen, wieder bei Biberach am 9. Das Glück, das er früher in Italien hatte, schien ihn gänzlich verlassen zu haben. Er zog sich in eine feste Stellung bei Ulm zurück. Hier wagte ihn Moreau nicht anzugreifen, umging ihn aber wieder und nahm Augsburg ein, wo er blieb, um die Ereignisse in Italien abzuwarten, wohin er trotz Bonaparte's dringenden Vorstellungen nicht Lecourbe mit 25,000, sondern Moncey mit nur 18,000 Mann durch die Schweiz über das St. Gotthardgebirge abgehen ließ. Nach Wien wagte Moreau nicht vorzudringen, da er Kray noch im Rücken hatte, aber auch dieser unternahm nichts.

In Italien hatte Melas die Feindseligkeiten schon am 6. April wieder eröffnet, Massena nach Genua zurückgeworfen und Suchet von ihm getrennt. Die Truppen Massena's waren seit fünf Monaten ohne Sold geblieben und in dem verheerten Gebirgslande ohne Lebensmittel. Alle Zufuhr von der Seeseite her

*) Damals wurde die uneinnehmbare Felsenfeste Hohentwiel, die im dreißigjährigen Kriege viele Jahre lang ganzen Armeen trotzte, von dem württembergischen Commandanten Bilfinger aus Feigheit den Franzosen ohne Schuß überliefert.

war durch die englischen Schiffe und von der Landseite her durch die Oesterreicher unter General Ott abgeschnitten, den Melas vor Genua zurückließ. Der erste Consul versprach Massena baldigen Entsatz und feuerte den Muth der mit ihm eingeschlossenen Truppen durch eine schöne Proclamation an, in der er sie an ihre Siege vom Jahr 1796 erinnerte und sie zur Ausdauer ermahnte: „Disciplin sey das erste Erforderniß eines echten Soldaten, Tapferkeit erst das zweite.“ Massena machte am 30. April einen glänzenden Ausfall, konnte aber nicht durchbrechen und blieb in Genua gebannt. Unterdeß trieb Melas das kleine Corps von Suchet trotz dessen geschickter Gegenwehr vor sich her, schlug ihn am 7. Mai, nahm am 11. Nizza, am 15. Savona ein und war im Begriff, in die Provence einzudringen und seine Vereinigung mit den Engländern, die noch auf der Insel Minorca warteten und bei denen sich auch Pichegru befand, zu bewerkstelligen, als ihm unerwartet die Kunde wurde, eine französische Armee habe in seinem Rücken die Alpen überstiegen und bedrohe Mailand. Er hielt die Reservearmee bei Dijon für eine Fabel und glaubte, es könne sich höchstens von kleinen französischen Corps handeln, die eine Demonstration machen wollten, um ihn von der Provence abzuziehen.

Aber es war Bonaparte selbst, der im tiefsten Geheimniß seine geniale Operation ausgeführt hatte. Während Moncey über den Gotthard ging, um in die Ebene der Lombardei hinabzusteigen, schickte der erste Consul von seiner Reservearmee drei kleinere Abtheilungen, je von 4—5000 Mann, die eine unter Bethancourt über den Simplon, die andere unter Thurreau über den Mont Cervin, die dritte unter Chabran über den kleinen St. Bernhard eben dahin, er selbst aber ging mit 35,000 Mann über den großen St. Bernhard. Lecourbe hatte gerade damals einen vom ersten Consul mit großem Lob erwähnten Plan für den Gebirgskrieg verfaßt, worin er den Grundsatz geltend machte, die Berge würden von den Thälern aus beherrscht, jede vom Hochgebirge herabsteigende Colonne sey müde und könne vom Thal aus am sichersten

abgefaßt, gefangen oder vernichtet werden. Hätte Melas nach diesem Plane gehandelt, so würde er bei der Ueberlegenheit seiner Streitkräfte leichte Mühe gehabt haben, sämmtliche vom Schnee der Alpen durch enge Thäler herabsteigenden französischen Colonnen aufzufangen und einzeln aufzureiben. Ihm war indeß der kühne Operationsplan der Franzosen nicht bekannt und er hatte zu wenige Truppen in seinem Rücken an den Ausgängen der Alpenpässe und zu weit von denselben entfernt aufgestellt, die sich sämmtlich überraschen ließen.

Der Weg des ersten Consuls führte durch Wallis über Martinach und St. Pierre. Hier erst beginnt die mühevolle Steigung auf engen Fußpfaden über den St. Bernhardsberg und endet auf der italienischen Seite abwärts bei dem Dorfe St. Remy, in einer Länge von zehn Wegstunden. Berthier wurde vorausgeschickt, um in St. Remy alles aufzunehmen, was über den Berg käme, und die Ordnung des Zugs herzustellen. Bonaparte selbst blieb in Martinach, bis alles hinüber war. In St. Pierre begann das Auseinanderlegen der Geschütze und Munition, da auf den gefährlichen Pfaden nur Saumthiere und Menschen passiren konnten. Die Kanonenläufe wurden in hohle Baumstämme gelegt und mit großer Anstrengung vieler Menschen fortgeschleift. Alle französischen Geschichtschreiber rühmen den Eifer, mit welchem die Soldaten diese schweren Lasten bergauf und bergab geschafft hätten, an den schwierigsten Stellen durch kriegerische Musik angefeuert. Daneben gedenken sie auch der Walliser Landleute, die um reichen Lohn dabei geholfen hätten, und Gourgaud malt sogar eine rührende Idylle aus. Als Bonaparte nämlich *) der Armee nachfolgend das Gebirge zuletzt überstieg, habe ihm sein treuherziger Führer, ein junger Bauer, geklagt, er sey zu arm, um sein ge-

*) Auf einem Maulesel mit langsamen und sichern Schritten, nicht auf einem bergauf galoppirenden Rosse, wie Maler David, jetzt ein Schmeichler Bonaparte's wie früher Robespierre's, ihn als Bezwinger der Alpenwelt dargestellt hat.

liebtes Mädchen heirathen zu können, und der erste Consul habe ihm darauf ein Gütchen kaufen lassen und seine naiven Wünsche in Erfüllung gebracht. *) Das Kloster und Hospiz auf der Höhe des St. Bernhard war reichlich mit Lebensmitteln versehen worden, und hier ruhten alle Bataillone an wohlbesetzten Tafeln aus. Heiteres Wetter begünstigte den Uebergang, der vom 16.—20. Mai währte und mit sehr geringem Verlust bewerkstelligt wurde.

Die italienische Seite war von den Oesterreichern nicht besetzt. Die wenigen Croaten, die sich in Aosta befanden, wurden leicht vertrieben. Nur das kleine Fort Bard sperrte den Weg. Eine Handvoll Oesterreicher hielt hier die ganze französische Armee auf, denn ihre Kanonen schleuderten einen Hagel von Kartätschen auf die einzige Straße des Thales. Der ganze Zug hielt an, bis Bonaparte selber nachkam. Auch er konnte hier, da ein wüthender Sturm auf das Fort mißlang, nichts ausrichten und mußte die ganze Armee abermals auf einem schmalen Fußpfade über den Berg von Albaredo gehen lassen, auf dem aber das Geschütz nicht folgen konnte. Doch gelang es den unerschrockenen Artilleristen, die Straße mit Mist und Matratzen zu belegen und im Dunkel der Nacht so leise und unbemerkt als möglich ihre Stücke an dem gefährlichen Fort vorbeizuführen. Die Oesterreicher feuerten zwar heftig, trafen aber doch nur verhältnißmäßig wenig Geschütze, Menschen und Pferde. Mittlerweile hatte der Vortrapp der Franzosen unter Lannes die 9000 Oesterreicher, die unter Haddik in der Nähe von Aosta gar nicht ahnten, wer über die Alpen käme, bereits zurückgeschlagen. In denselben Tagen jagte Moncey den eben so überraschten Vukassovich, der mit 10,000 Mann die

*) Hinter solcher Poesie verbirgt sich oft eine sehr rauhe Wirklichkeit. Wenigstens von Moncey's Zug über den St. Gotthard berichtet der Schweizer Geograph Ebel, die Franzosen hätten auf die roheste Weise das Landvolk, selbst Weiber und Kinder, zu ihren Lastträgern gemacht und wie Vieh mißhandelt, was oft zu blutiger Gegenwehr oder zum freiwilligen Sturz in die Abgründe geführt habe.

seiner Dauer in sich zu tragen. Das Recht ist die Seele des Gesetzes; dieses kann ohne jenes nur als Leichnam existiren.

Von nicht besserem Gehalt als diese Usurpation des literarischen Eigenthums für ein willkührlich ausgedehntes Gemeingut ist die vielfach vorgewendete Pflicht des Staates, für die Aufklärung des Volkes Sorge zu tragen. Wir leugnen diese Pflicht unbedingt, allein auch die Vertheidiger derselben stellen nicht in Abrede, daß dieselbe nur in Verbindung mit der Pflicht, die Wohlfahrt des Volkes im Allgemeinen zu befördern, gedacht werden könne. Die Erfahrung lehrt inzwischen, daß die leibliche Wohlfahrt des Volkes die Vorbedingung aller Aufklärung ist; denn es gibt kein Volk, welches sich nicht von selbst der Aufklärung zuwendet, so bald für seine physischen Bedürfnisse gesorgt ist, wogegen mit dem Wohlstande die Aufklärung abnimmt, wie das Beispiel der ganzen gegenwärtigen Welt beweist, in welcher die letzten schwachen Begriffe von Recht und Sitte erst bei den ärmsten Polarvölkern endigen, die genöthigt sind, an jedem Tage von Neuem für ihre Existenz zu kämpfen.

Nimmt man daher an, daß dem Staate obliege, mehr zu thun, als die möglichst freie Thätigkeit seiner Mitglieder, in ihrer natürlichen Ausdehnung und Beschränkung, sicher zu stellen, so folgt von selbst, daß die Sorge für die leibliche Wohlfahrt der Sorge für die geistige Aufklärung vorausgehen müsse; denn so gewiß nach der Ansicht der bewährtesten Staatsmänner der rohe und ungebildete Mensch sich mit leichterer Fügung der Zuchtruthe seines Herrschers unterwirft, und mithin ein vortrefflicher Unterthan seyn kann, so gewiß muß früher auf die Bildung eines leiblichen, als auf die eines geistigen Gemeingutes von einer wohlwollenden und aufgeklärten Regierung gedacht werden.

Nun ist das Eigenthum das einzige Hinderniß eines Gemeingutes, und sie muß, um zu jenem Zwecke zu gelangen, zuerst dem Eigenthum an materiellen Dingen, eben so wie dem an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft ihre Anerkennung versagen, und dasselbe nur noch als eine Gunst des Staates bestehen lassen; sie muß den Besitz auf das wirkliche in der Hand haben beschränken, und den Fruchtgenuß an materiellen Gütern nach Maßgabe des Urtheils von Sachverständigen, in genauer

Simplon- und Gotthardstraße hatte bewachen sollen, nach Mailand zurück.

Diese beiden österreichischen Generale waren viel zu schwach, um die Lombardei beschützen zu können. Lannes nahm schon am 1. Juni Pavia weg, das Hauptmagazin Melas', mit 300 Kanonen und unermeßlichen Vorräthen aller Art, und am 2. zog der erste Consul selbst triumphirend in Mailand ein. Hier empfing ihn die cisalpinische Partei mit um so größerem Jubel, als auch sie von der Nähe der Franzosen gar nichts geahnt hatte. Sein Hauptaugenmerk war aber nur auf Melas gerichtet, den er bereits abgeschnitten hatte und gänzlich vernichten wollte. Der Entsatz Genua's konnte nur einem entscheidenden Siege über Melas nachfolgen; war aber Genua schon gefallen, so stellte ein Sieg über Melas das Glück aufs glänzendste wieder her. In jedem Falle leistete Massena dem ersten Consul den wesentlichsten Dienst, indem er Melas in den Apenninen und Seealpen so lange als möglich festhielt. Das that er nun auch mit seltener Aufopferung. Alle gewöhnlichen Lebensmittel waren in Genua ausgegangen, man mußte die ungewöhnlichsten aufsuchen, seltsames Brod aus gemischten Sämereien, Leinsamen, Cacao ꝛc. backen, die ekelhaftesten Dinge nicht scheuen, um den Hunger zu stillen. Das erzeugte Krankheiten, die Hälfte der Armee und ein großer Theil der Einwohner starben oder lagen krank; endlich war gar nichts mehr da, was zur Nahrung hätte dienen können und jetzt erst entschloß sich Massena zu einer Capitulation, aber auch nur zu einer ehrenvollen. Am 5. Juni bewilligte ihm Ott freien Abzug mit den 8000 Mann, die allein noch die Waffen tragen konnten.

Melas, lange durch seine falsche Voraussetzung getäuscht, stellte zwar endlich seine Bewegung gegen die Provence ein, ließ aber den General Elsnitz mit 25,000 Mann am Var in der Meinung, er werde bald wieder dorthin zurückkommen; 30,000 unter Ott blieben in Genua, 12,000 andere standen bei Susa, Melas selbst ging mit nur 10,000 Mann nach Turin, während

Vukassovich an die Etsch floh und andere österreichische Truppen in Mantua, Venedig, Toscana und Rom standen. In dieser Zerstreuung befand sich die große österreichische Armee, so daß Melas Mühe hatte, nur 30,000 Mann schnell genug bei Alessandria zu sammeln, als Ott, der aus Genua kam, schon am 9. Juni von Lannes bei Montebello eine Schlappe erlitt und Melas selbst von einer der seinigen ungefähr gleich starken Armee des ersten Consuls am 14. Juni in der weiten Ebene von Marengo angegriffen wurde. In dieser Schlacht bewährte sich der starke Muth der Oesterreicher noch einmal aufs glänzendste. Insbesondere die Truppen Otts schlugen alles vor sich nieder, zuerst das Corps von Victor, dann das von Lannes, endlich selbst die französische Garde. Der erste Consul zog sich zum erstenmal in offener Schlacht zurück und ein Theil seiner Truppen war aufgelöst und in voller Flucht. Da erschien Desaix, der eben aus Aegypten angekommen war, mit einer frischen Division voller Kampfbegier, und unglücklicherweise hatte der alte Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der selbst verwundet und sehr ermüdet war, sich nach Alessandria begeben und den Generalen Ott und Zach die Verfolgung der Franzosen aufgetragen. Ott auf dem linken Flügel trieb den Feind vor sich her, ohne Widerstand zu finden. Zach auf dem rechten wurde dagegen plötzlich von einer versteckten Batterie mit Kartätschen beschossen und von Desaix aufs heftigste angegriffen. Desaix fiel zwar tödtlich von einer Kugel getroffen an demselben Tage und fast in derselben Stunde, wie Kleber in Kairo, *) aber Kellermann setzte seinen Angriff fort und brachte, da Zach von seinem wilden Rosse fortgerissen und gefangen wurde, die führerlosen Oesterreicher in die

*) Er hatte den Tod geahnt und am Abend vor der Schlacht zu seinem Adjutanten gesagt: „es ist schon lange, daß ich mich nicht mehr in Europa geschlagen habe. Die Kugeln kennen uns nicht mehr. Es dürfte uns wohl etwas zustoßen.“ Der erste Consul ließ ihm ein Denkmal auf dem großen St. Bernhard errichten.

größte Verwirrung. Bonaparte erholte sich nun schnell von der Bestürzung seiner ersten Niederlage und trieb von den flüchtigen Heerestheilen wieder vorwärts, so viel er vermochte. Ott kam zu spät, die Schlacht herzustellen, die Flüchtlinge des rechten Flügels stürzten sich auf ihn und rissen ihn mit fort. So wurde eine von den Oesterreichern gewonnene Schlacht nach wenigen Stunden wieder verloren.

Melas hätte sich seitswärts zurückziehen können nach Toscana, gab aber voreilig alles verloren und capitulirte schon am 15. Der erste Consul bewilligte ihm freien Abzug mit allen seinen Truppen und erhielt dagegen Genua und alle Festungen in Piemont und der Lombardei, Peschiera und Mantua ausgenommen, hatte mithin alles wiedergewonnen, was seit dem Frieden von Campo Formio durch Suwarow für die Franzosen verloren gegangen war. Er eilte nach Mailand zurück, wo er am 18. einem feierlichen Te deum in dem prachtvollen, ganz aus weißem Marmor, aber in gothischem Styl erbauten Dome anwohnte, indem er ausdrücklich bemerkte, er thue es, „möchten die Atheisten in Paris davon sagen, was sie wollten.“ Auch ließ er die gesammte Geistlichkeit zu sich entbieten, versicherte sie seiner kirchlichen Gesinnungen und ließ den Papst, der damals gerade aus Venedig, wo er gewählt worden war, nach Rom reiste, auf's ehrerbietigste und wohlwollendste begrüßen. Am 24. verließ er Mailand und reiste über Turin und Lyon nach Paris zurück. Ueberall auf seinem Wege sammelte sich das Volk voller Neugier und Staunen, den Unüberwindlichen zu sehen, der schon wieder mit einem Blitzschlag Oesterreichs Macht zertrümmert hatte. Seine Reise war ein langer Triumphzug, aber nirgends war das Volk so stürmisch, die Freude so aufrichtig, wie in Lyon. Diese gewerbfleißige Stadt glaubte nicht anders, als der erste Consul, der seiner Proclamation zufolge nur den Frieden erkämpfen wollte, habe ihn nun erkämpft und jetzt beginne unter diesem neuen Augustus auch ein augusteisches Zeitalter langer Ruhe und blühenden Wohlstandes. Paris wollte hinter dem Enthusiasmus Lyons nicht zurück-

bleiben; alles empfing den ersten Consul mit lauter Bewunderung, zum Theil kriechender Schmeichelei, alles huldigte seinem Genie. Man gab ihm Feste und Illuminationen, prächtiger als je unter dem alten Königthum. „Paris schwamm in Feuer.“ Doch ist hinterher bekannt worden, daß Fouché bereits seine Maßregeln getroffen hatte für den Fall einer Niederlage des ersten Consuls. Man huldigte nicht der Weisheit, sondern lediglich der Stärke und dem Glück Bonaparte's. Es gab noch viele, die es lieber gesehen hätten, wenn er bei Marengo wäre geschlagen worden. Ihre Freude war erkünstelt. Fouché bezeichnete dem Sieger dieselben Personen als Verschworene, mit denen er sich verabredet hatte, was zu thun sey, wenn der erste Consul nicht als Sieger heimkäme. Bei der Armee jedoch und bei der großen Mehrheit des Volks war die Begeisterung für Bonaparte aufrichtig und das Vertrauen, das man in ihn setzte, unbegrenzt.

Auch Moreau hatte die Feindseligkeiten wieder eröffnet und Kray am 19. Juni bei Hochstädt zurückgetrieben,*) als die Capitulation von Melas auch einen Waffenstillstand in Deutschland (zu Parstorf am 15. Juli) nach sich zog. Duroc ging nach Wien, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Engländer, deren Landungsplan nun nicht mehr ausführbar war, machten lange Gesichter.

Bonaparte benützte seinen Sieg vor allem, um dem russischen Kaiser interessant zu werden und ihn wo möglich zum Alliirten zu gewinnen. Noch befanden sich etwa 8000 in Italien, Holland und der Schweiz gefangene Russen in Frankreich. Der erste Consul ließ sie neu kleiden, auf's schönste bewaffnen und von russischen Generalen frei in die Heimath führen. Das schmeichelte dem Kaiser dergestalt, daß er dem ersten Consul mit Worten der Bewunderung

*) In einem der kleinen Gefechte, welche dieser Schlacht folgten, fiel der damals berühmte Latour d'Auvergne, den der erste Consul ausdrücklich zum „ersten Grenadier der französischen Armee“ ernannt hatte, weil er, obgleich ein vielfach verdienter und ausgezeichneter Mann, die Sonderbarkeit hatte, Gemeiner bleiben zu wollen.

und wärmsten Freundschaft antwortete und ihm von freien Stücken ein Bündniß gegen das treulose England anbot. Bonaparte trat ihm die Insel Malta ab, die sofort von Russen besetzt werden sollte, was aber verzögert wurde. Paul I. hatte als Protector des Malteserordens gegen die Besitznahme der Insel durch die Franzosen protestirt und sich am 27. Oct. 1798 von den zersprengten Rittern selbst zum Großmeister des Ordens wählen lassen, nachdem schon vorher ein russisch-polnisches Großpriorat dem Orden zugestanden war. Daß er der griechischen und nicht der katholischen Kirche angehörte, darüber sah man hinweg. Der Orden wählte ihn und er hätte gern Malta erworben als eine feste Station für seine Seemacht, mit der er im Mittelmeer eine Rolle spielen wollte. Bonaparte aber legte keinen Werth mehr auf Malta, weil er es gegen die Engländer doch nicht behaupten konnte, Rußlands Allianz aber um so gewisser wurde, als diese Macht wegen der Insel mit England in Conflict kommen mußte.

Trotz allen Bemühungen, auch Oesterreich von England zu trennen, gelang es dem ersten Consul doch nicht. Die Friedensunterhandlungen zogen sich sehr in die Länge. Der alte Thugut trat zwar jetzt endlich ab, allein sein Nachfolger Graf Lehrbach, derselbe, der den Rastadter Gesandtenmord eingeleitet, war ein noch bitterer Feind Frankreichs. Die Engländer wandten alles an, um Oesterreich zu neuen Kriegsanstrengungen zu vermögen. Sie versprachen die Truppen, die immer noch auf der Insel Minorca lagen, in Livorno zu landen. Der österreichische General Sommariva sollte Toscana in die Waffen rufen. Aber Bonaparte kam ihnen zuvor und ließ eine französische Armee unter Dupont in Toscana einrücken, im November. Die Stadt Arezzo, schon früher eine der feurigsten im Kampfe gegen die Franzosen, erhob sich zur Unzeit, war von den Oesterreichern nicht unterstützt und fiel nach einer furchtbaren Gegenwehr in die Gewalt der von Cara St. Cyr befehligten französischen Soldaten, die auf's greulichste mordeten und plünderten. Nunmehr begann auch der Krieg wieder in Deutsch-

land. Der lange Aufenthalt Moreau's in Bayern koſtete dieſem Lande und dem dahinter liegenden Schwaben ſchwere Opfer. Bayern mußte ihm monatlich 900,000 Gulden zahlen. Regensburg wurde um 250,000 Gulden gebrandſchatzt, ungerechnet die Requiſitionen von Pferden und Proviant.*) Als der Krieg wieder ausbrach, befehligte die Oeſterreicher nicht mehr Kray,**) ſondern des Kaiſers Bruder, der erſt 18jährige Erzherzog Johann unter Leitung des alten Feldzeugmeiſters Lauer, der Moreau's linken Flügel bei Ampfing am 1. Dezember faßte und zurückſchlug, aber in den tiefen Wald von Hohenlinden eindringend am 3. von Moreau, der ihm hier einen Hinterhalt gelegt hatte, unter einem furchtbaren Schneegeſtöber total geſchlagen wurde. Die Oeſterreicher verloren hier 7—8000 Todte und Verwundete, 12,000 Gefangene und 87 Kanonen. Sie flohen über Salzburg zurück und der erfahrenere Erzherzog Karl übernahm ihr Commando, ſchloß aber ſchon am h. Weihnachtstage zu Steyer einen neuen Waffenſtillſtand, nachdem die flüchtige Armee noch einmal an der Salza und Traun ereilt und hart mitgenommen worden war und auch ein kleines öſter-

*) In Regensburg wimmelte es von Pferden aus Schwaben. Die Spießbürger dieſer Reichsſtadt konnten immer noch nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß der geweihte und geſeite Sitz des Reichstags von Franzoſen ungeſtraft ſollte gebrandſchatzt werden und die Reichstagsgeſandten waren noch ſo in ihrer alten Etikette vertieft, daß ſie die ſchönen Bürgerfrauen, welche die franzöſiſchen Offiziere zum Ball führen wollten, nicht duldeten.

**) Kray war durch Hofintriguen entfernt worden, Erzherzog Karl wollte wegen derſelben Intriguen gar nicht mehr zur Armee gehen. Die tapfern Soldaten, ihrer hochgeehrten Führer beraubt und in der Verpflegung vernachläßigt, wagten zu murren. Kaiſer Franz mußte ſelbſt ins Lager gehen, um zu beruhigen. Aber er brachte den verhaßten Grafen Lehrbach mit. Ein Grenzerregiment ſollte decimirt werden, doch wurden nur 4 Mann gehenkt und 39 mußten Spießruthen laufen. Am ſchlechten Zuſtand der Armee wurde nichts gebeſſert.

reichisches Heer unter Klenau am 18. bei Nürnberg von Augereau geschlagen worden war.

Durch diese schnelle Wiederkehr der Waffenruhe war ein Unternehmen überflüssig geworden, das gleichwohl unter den schwierigsten Umständen ausgeführt wurde. Macdonald nämlich führte 12,000 Franzosen in der härtesten Winterkälte und im tiefsten Schnee über den Splügen, um die Armee in Italien zu verstärken, die nach des ersten Consuls Abreise Brune befehligte. Der Schnee polsterte die Felsen aus und erleichterte insofern den Uebergang, als man nur nöthig hatte, Schritt für Schritt eine Gasse durch ihn zu bahnen. Aber Schneestürme und Lawinen machten den Weg im höchsten Grade gefährlich und einmal wurde eine Halbbrigade ganz auseinandergesprengt und hundert Soldaten im Schnee begraben. Nachdem sich Macdonald glücklich mit Brune vereinigt hatte, erstürmten beide in den Weihnachtsfeiertagen die Minciolinie, da traf die Nachricht vom Waffenstillstand in Deutschland ein und beide Generale schlossen mit dem ihnen gegenüberstehenden österreichischen General Bellegarde auch den ihrigen ab.

Der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sollte nun definitiv zu Luneville abgeschlossen werden, wo Bonaparte's Bruder, Joseph, mit Herrn von Cobenzl eifrig unterhandelte, und kam schon am 9. Februar 1801 zu Stande. Oesterreich behielt in Italien nur das Gebiet von Venedig bis zur Etsch, bekam noch die Bisthümer Trident und Brixen, gab aber Toscana und Modena, so wie die Festung Mantua auf. In Deutschland verlor es den Breisgau, mit dem der Herzog von Modena entschädigt werden sollte, die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal, worüber Bonaparte bald anderweitig verfügte, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau, womit (nebst dem Bisthum Eichstädt) der Großherzog von Toscana entschädigt werden sollte. Im übrigen anerkannte Oesterreich die cisalpinische nebst den übrigen von Frankreich um sich her organisirten Tochterrepubliken. Das deutsche Reich wurde weniger als je beachtet. Oesterreich verlangte nur, daß alle Festungen auf

dem rechten Rheinufer von den Franzosen geräumt würden. Bonaparte gab es unter der Bedingung zu, daß diese Festungen geschleift würden, damit sie den Deutschen nicht zum Stützpunkt gegen Frankreich dienen könnten. So schleift sie selbst, antwortete Oesterreich, und Bonaparte ließ alle Festungswerke von Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kastel (bei Mainz), Kehl (bei Straßburg), Philippsburg und Altbreisach durch Pulver sprengen.

Elftes Buch.

Der erste Consul und der Weltfrieden.

Erst durch die Schlacht bei Marengo und durch den Frieden von Luneville war die Consularregierung in Frankreich fest begründet worden. Bonaparte hatte das Versprechen, der Welt den Frieden zu erobern, durch Beendigung des Landkriegs erfüllt; es blieb nur noch der Seekrieg mit dem unversöhnlichen England übrig. Auf dieses England wälzte Bonaparte alle Schuld, indem er fortwährend behauptete, er selbst wolle nur den Frieden. Abgesehen von England war ein dauerhafter Frieden auf dem Festlande schon deßhalb unmöglich, weil sich Frankreich bereits auf eine unnatürliche Weise ausgedehnt hatte und das Gleichgewicht der Nationen ungebührlich störte. Nothwendig mußte einmal die Zeit kommen, in welcher Deutschland das französische Joch vom Nacken warf und die verlorenen Provinzen wiedernahm, die Zeit, in der Italien sich seiner französischen Peiniger wieder entledigte und Spanien die tiefe Schmach seiner Abhängigkeit von Frankreich empfand und nicht mehr duldete. Bonaparte verlangte zu viel, wenn er einen Frieden unter der Bedingung der französischen Uebermacht wollte, und täuschte sich, wenn er ihn je auf eine längere Dauer für möglich hielt. Auf der andern Seite ist eben so unleugbar, daß England ihm den gewünschten Vorwand geliehen hat, seine unnatür-

liche Präponderanz auf dem Festlande zu rechtfertigen und immer weiter auf Kosten der übrigen Staaten auszudehnen. England griff nicht nur ihn und seine unmittelbaren Bundesgenossen an, sondern auch neutrale Mächte, theils um sie wirklich seinem Einfluß zu entziehen, theils um sie nur unter diesem Vorwande ihrer Flotten zu berauben und ihren Handel zu zerstören. Bonaparte glaubte nun auch seinerseits, die Neutralen schützen und dem englischen Einfluß entziehen zu müssen und so wetteiferten beide, England und Frankreich, ihre Krallen nach allen Seiten auszustrecken, um unter dem Schein der Schutzleistung Völker zu berauben und zu unterdrücken. Europa glich in jener Zeit dem todten Stier, um den sich Leopard und Adler zanken, während sie zugleich ihn und sich selbst zerfleischen. Beiden kam es zu Statten, daß Oesterreich bei großer Energie und einem ausdauernd tapfern Volke fast immer nur schlechte Minister und Generale hatte, welche die beste Sache verdarben und die schönsten Mittel vergeudeten; daß Preußen in einer unglaublichen Passivität verharrte und Rußland sein System beständig wechselte.

Der erste Consul gab seinen Friedensversicherungen dadurch Nachdruck, daß er in Frankreich selbst immer mehr zur allgemeinen Versöhnung der Parteien, zur Hebung des Wohlstandes und zum allgemeinen Glück beitrug. Vor allem andern setzte er seine Unterhandlungen mit dem Papst fort, um seiner Friedenspolitik die religiöse Weihe zu geben. Nach der Art, wie er sich in Aegypten dem Islam gegenüber verhalten hatte, war man allerdings geneigt, in seiner Sorgfalt für die Kirche nur Heuchelei und politische Berechnung zu sehen. Allein er war Staatsoberhaupt und übte als solches nur eine Pflicht und einen Act der Gerechtigkeit und Weisheit aus, indem er dem französischen Volke dessen alte Kirche und rechtmäßige Priester zurückgab. Er handelte dabei entschieden volksthümlich, wie der Erfolg bewiesen hat. Als der Convent den wahnsinnigen Beschluß faßte, die Kirche Jesu Christi in demselben Gallien zerstören zu wollen, in welchem sie zuerst während der

Uebereinstimmung mit der aufgewendeten Mühe, bemessen. Das Erbrecht, diese müßigste Erfindung der Rechtsgelehrten, in allen Voraussetzungen und Folgen auf Fictionen beruhend, muß aufgehoben werden, denn der Todte kann nicht besitzen, und folglich auch den Besitz nicht übertragen, und mit einem Wort, es darf dem Besitz und Erwerb materieller Güter kein größeres Recht gelassen werden, als man geneigt ist, dem Erzeuger immaterieller Produkte zuzugestehen. Und welch einen Ertrag würde diese einfache Maßregel gewähren, welche Mittel, die Zwangsanstalten auszustatten, in welchen die Faulen zur Arbeit angehalten werden können, welche Gelegenheit zu Anstellung von Aufsehern und Aufsehern der Aufseher, und wie wohlthuend müßte für einen Minister das Gefühl seyn, endlich Jedem das Seine, nicht nach dessen unverschämtem Dafürhalten, sondern nach dem vom Staate gemessenen und gestempelten Verdienst abwägen zu dürfen, ohne Furcht, daß die aufgehäuften Ersparnisse vergangener Jahrhunderte nicht ausreichen sollten für die Generationen, welche leben. Bisher ist allerdings für ausgemacht gehalten worden, daß die Aussicht, unter dem Schutze des Staates ungestört die Früchte seiner Thätigkeit zu genießen, nicht nur die sicherste Stütze des Staates selbst, sondern auch das kräftigste Gegengewicht gewesen ist gegen die natürliche Trägheit. Einige behaupten sogar, daß die Staaten, welche dem Eigenthum den unbedingtesten Schutz gewähren, und in welchen am seltensten die Einzelnen genöthigt werden, die Früchte ihrer Thätigkeit mit Anderen zu theilen, die reichsten sind, und das schnelle Aufblühen von Nordamerika, im Vergleich zu den Staaten der alten Welt, der Reichthum Englands, gegen weit mächtigere Reiche gehalten, die überraschende Entwicklung Frankreichs nach der Lösung lehnsherrlicher Fesseln, scheinen fast einer so gewagten Behauptung zum Rückhalt dienen zu können. Was aber von der Thätigkeit für materielle Zwecke gilt, möchte vielleicht auch von der Thätigkeit für geistige Schöpfungen gelten, und es wäre sogar möglich nachzuweisen, daß der jetzige trostlose Zustand der Literatur in der nächsten Verbindung mit der versagten Anerkennung der geistigen Eigenthumsrechte steht.

Die von den Vertheidigern des Nachdrucks nicht selten ausgesprochene Forderung, daß insbesondere die Schriftsteller nicht für den pecuniären Gewinn, sondern für den Ruhm und das

Völkerwanderung ihren wunderbaren und mächtigen Zauber über die barbariſchen Völker ausgeübt und dadurch allein den Ueberſtrömungen des Islam, denen Italien ſelber ſchon erlag, einen unüberſteiglichen Damm geſetzt hatte; als die verderbten Schüler Voltaires die Natur des franzöſiſchen Volks ſo tief verkannten, ihm die Abſchwörung des chriſtlichen Glaubens zuzumuthen, erhoben ſich ganze Provinzen in Waffen und fand der heilige Glauben unter den Prieſtern Tauſende, unter den treuen Bauern Hunderttauſende von Märtyrern. Indem nun aber der erſte Conſul dieſelbe alte Kirche wiederherſtellte, erhob ſich nirgends ein ernſter Widerſpruch, fand die falſche Philoſophie, der Vernunftcultus, der Theophilanthropismus auch nicht einen einzigen Märtyrer. Die alten Jakobiner und die „Gebildeten“ ärgerten ſich, anerkannten aber die unermeßliche Popularität der Maaßregel, indem ſie dazu ſtill ſchwiegen.

Frankreich hatte damals 60 conſtitutionelle Biſchöfe. Sie wurden zu einem Nationalconcile in Paris verſammelt, um durch ihre Haltung die in Rom gepflogenen Unterhandlungen zu unterſtützen. Bonaparte brauchte ſie, um den allzu viel fordernden Papſt herabzuſtimmen. Der Mehrheit der conſtitutionellen Biſchöfe ſelbſt war aber ſehr daran gelegen, ſich mit dem Papſt zu vereinbaren und deſſen Anerkennung zu erwirken, denn ſo lange dies nicht geſchah, blieben ſie beim gläubigen Volk unpopulär. Sie gaben daher dem Papſt die dringende Verſicherung, ſie hätten den Civileid nur geleiſtet und gegen ſein Gebot Bisthümer angenommen nur um in einer ſchrecklichen und ganz außergewöhnlichen Zeit die Heerden nicht ganz ohne Hirten zu laſſen. Es fehlte jedoch auch nicht an ſolchen, die dem erſten Conſul riethen, ſich um den Papſt gar nicht zu bekümmern, die franzöſiſche Kirche als Nationalkirche abzuſchließen und beliebige Reformen darin vorzunehmen. Es tauchten Vorſchläge auf, auch Reformen in der Lehre vorzunehmen, ſich dem Proteſtantismus zu nähern (etwas wie Deutſchkatholicismus). Aber Bonaparte freute ſich an ſolchen Kundgebungen nur, weil ſie den Papſt einſchüchtern und nachgiebiger machen konnten; nachdem

er jedoch diesen Zweck erreicht hatte, wies er alle jene auf Emancipation hinauslaufenden Pläne zurück und erklärte, die alte Kirche sey es allein, die beim französischen Volke Ansehen genösse, jede neue werde es entbehren. Die kirchliche Autorität dem Staatsoberhaupt übertragen, sey gegen alle Sitte und gegen alles Gefühl der abendländischen Völker und führe endlich nur zu dem, was man in der Türkei, annähernd in Rußland erlebe, zu einem nicht nur die Leiber, sondern auch die Seelen beherrschenden Despotismus. Die kirchliche Autorität einem Unterthanen anvertrauen, sey eben so mißlich, denn entweder werde sie den Charakter einer wirklichen Autorität verlieren und Sklavin der Staatsgewalt werden oder sie werde eine furchtbare Opposition bilden. Nichts sey daher für Frankreich passender, als eine kirchliche Autorität, die von einem fremden unabhängigen Souverain ausgehe, der gleichwohl nicht mächtig genug sey, um die Staatsgewalt in Frankreich zu gefährden.*)

Während dieser Debatten in Paris unterhandelten Bonaparte's Bruder Joseph, der einsichtsvolle Abbé Bernier und Staatsrath Cretet eifrigst in Rom. Pius VII. verkannte nicht, wie sehr

---

*) „Wäre wohl, so sprach er, die Autorität des Papstes ebenso allgemein anerkannt, wenn er in einem Lande residirte, das nicht ihm gehörte, wenn er irgend einer Staatsgewalt unterworfen wäre? Der Papst ist nicht in Paris und das ist gut. Er ist nicht in Madrid und nicht in Wien, deshalb dulden wir seine geistliche Autorität. In Wien und in Madrid spricht man ebenso. Es ist gut für alle, daß er weder bei uns, noch bei unsern Nebenbuhlern, sondern in dem alten Rom wohnt, fern vom deutschen Kaiserreiche, fern von Frankreich und vom Königreich Spanien; er hält das Gleichgewicht zwischen den katholischen Mächten aufrecht, neigt sich wohl ein wenig dem Stärkern zu, aber erhebt sich auch sofort gegen den Stärkeren, wenn er sich als Unterdrücker zeigen wollte. Dies ist das Werk der Jahrhunderte und sie haben es gut gemacht; für die Leitung der Seelen ist das Papstthum die beste und glücklichste Einrichtung, die sich erdenken läßt."

der erste Consul um die Kirche sich verdient mache, und wie unmöglich es sey, Rechte zu reclamiren, die einmal unwiederbringlich verloren waren, z. B. auf das französische Kirchengut. Er war also zum Entgegenkommen geneigt, wollte aber auch nicht durch freiwillige Zustimmung Räubereien und Rechtsverletzungen sanctioniren, welche sich die Kirche wohl von der äußern Gewalt gefallen lassen, die sie aber nimmer gutheißen kann. Als äußeres Zeichen, daß man das Recht wiederherstellen wolle, wenigstens so weit es noch möglich war, verlangte der Papst die Wiedervereinigung der Legationen (Bologna, Ferrara) mit dem Kirchenstaate, dem sie entrissen worden waren. Dem widersprach Bonaparte und gab dadurch zu erkennen, daß er den weltlichen Besitz des Papstes nicht in gleichem Grade achte, wie dessen geistliche Autorität, und mehr noch, daß er es sey, der dem Papst eine Gnade bewillige und daher auch die Bedingungen vorzuschreiben habe. Das fiel dem Papst sehr hart und er wollte sich in die Unzugänglichkeit seiner Würde, in dieselbe Passivität, wie sein Vorgänger in den letzten Jahren zurückziehen. Aber den Bemühungen des Cardinal Consalvi gelang es, indem er nach Paris ging, zuerst Bonaparte und dann in Rom selbst den Papst zu weiterer Nachgiebigkeit zu bewegen und endlich ein Concordat zu Stande zu bringen, 15. Juli 1801. Man darf dabei nicht vergessen, daß Pius schon ursprünglich durch den Einfluß französischer Cardinäle zum Papst gewählt worden war und daß Spanien auf Frankreichs Seite stand.

Im Concordat wurde anerkannt, daß die Religion der Mehrheit der Franzosen die katholische sey. Als ausschließliche Staatskirche wollte sie Bonaparte nicht erklärt wissen. Auch behielt er sich das Recht vor, daß keine päpstlichen Erlasse ohne seine Einwilligung in Frankreich verbreitet werden sollten. Frankreich wurde auf eine neue Art in 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer eingetheilt. Dadurch verloren alle bisherigen Bischöfe, sowohl die alten vertriebenen, die den Civileid nicht geleistet, als die constitutionellen, die an ihre Stelle getreten waren, ihre Sitze. Die ersteren

konnten nach canonischem Rechte ihre Sitze nie verlieren, ihr bischöflicher Charakter blieb unzerstörlich, aber der Papst übernahm es, sie zur freiwilligen Entsagung zu bewegen und die meisten leisteten ihm Folge, nur die in England sich aufhaltenden ließen sich durch englischen Einfluß zum Widerstande aufreizen. Die constitutionellen Bischöfe übernahm der erste Consul zu gleicher Hingebung zu bestimmen und machte mit den wenigen, die sich weigerten, kurzen Prozeß. Ein Abbé Fournier, der gerade damals in seinen Predigten den Tod Ludwigs XVI. beklagte und die ganze Revolution verdammt hatte, fiel, weil sich Bonaparte als den Sohn der Revolution ansah und die Bourbons zu beerben gedachte, in des ersten Consuls schwere Ungnade und wurde in ein Narrenhaus gesperrt.*) Die neuen Bischöfe und Pfarrer wurden vom Staate besoldet. Das Kirchengut blieb denen, die es als Privatgut gekauft hatten und der Papst, ohne den Kauf anzuerkennen, gelobte nur, die Eigenthümer in ihrem Besitz nicht stören zu wollen. Die Sonntagsfeier wurde wiederhergestellt, doch blieben die Decaden des republikanischen Kalenders für weltliche Dinge noch in officiellem Gebrauch, bis auch sie im Jahre 1802 abgeschafft wurden und die christliche Zeitrechnung in ihr altes Recht eintrat. Der Papst setzte den Namen Napoleon (eines wenig bekannten Heiligen) in den Kalender (15. August) und ernannte den Cardinal Caprara zu seinem Legaten für Frankreich und den Oheim Bonaparte's, Abbate Fesch, der Erzbischof von Lyon geworden war, zum Cardinal. Talleyrand, den der erste Consul gleich nach dem 18. Brumaire zum Minister des Auswärtigen gemacht und der längst seiner geistlichen Würde entsagt hatte, wurde jetzt vom Papst wieder der Excommunication enthoben und als ein lieber Sohn in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen.**) Die feierliche

*) Später aber begnadigt, zum Kaplan des Kaiser Napoleon gemacht und endlich Bischof von Montpellier.

**) Er heirathete bald darauf eine Madame Grant, die er ihrem Manne abkaufte.

Verkündigung und Einweihung des Concordats erfolgte erſt am Oſterfeſt 1802. Bonaparte fuhr zur Kirche Notre Dame in einem altköniglichen Staatswagen in größtem Pomp, umgeben von allen Civil- und Militärautoritäten und erzwang die anſtändigſte Ruhe, obgleich man ihm gedroht hatte, es werde an Spöttereien und kleinen Demonſtrationen nicht fehlen. General Delmas allein war ſo dreiſt auf die Frage: wie ihm die Ceremonie gefallen habe? dem erſten Conſul zu antworten: „es war eine ſchöne Capucinade, zu der nur eine Million Menſchen fehlte, welche das zerſtört haben, was Sie wieder aufrichten.“ Richtiger faßte Herr von Chateaubriand, ein Royaliſt, die Sachlage auf, indem er in einer Schrift, die das größte Aufſehen erregte, „Génie du christianisme,“ zum erſtenmal das den „Gebildeten“ gänzlich abhanden gekommene, nur noch im gemeinen Volke lebende chriſtliche Bewußtſeyn auch wieder in den höheren Claſſen weckte. Nicht unmerkwürdig iſt in jener Zeit auch ein Verſuch geweſen, von Frankreich aus dem Katholicismus in Deutſchland mehr Schwung zu geben. Bonaparte erlaubte zum erſtenmal 1802 wieder die berühmte große Proceſſion zu Echternach bei Trier, die unter Joſeph II. verboten worden war und bei dieſem Anlaß machte der franzöſiſche Klerus dem deutſchen Vorwürfe, in falſcher Aufklärung die Revolution vielmehr begünſtigt, als bekämpft zu haben.*)

Auch gegen den emigrirten alten Adel zeigte ſich der erſte Conſul immer großmüthiger, um auch in dieſer Beziehung die Wunden Frankreichs zu heilen und um alte berühmte Namen für ſeinen Dienſt zu gewinnen. Schon am 30. October 1800 ließ er von der großen Liſte der Emigranten, deren Güter confiscirt und denen, wenn ſie je zurückkehrten, der Tod gedroht war, alle Kinder, Frauen, Diener, Prieſter und ſelbſt alle Edelleute ſtreichen, die nicht unter den verbannten Bourbons Aemter angenommen und nicht die Waffen gegen ihr Vaterland geführt hatten. Jenen allen

*) Allg. Zeitung 1802. Nr. 345.

wurde freie Rückkehr gewährt. Durch die Geneigtheit, die Bonaparte sowohl der Kirche wie der Emigration erwies, ließ Ludwig XVIII. sich dermaßen täuschen, daß er im Laufe des Jahres 1800 zweimal an ihn schrieb, ihn auf's achtungsvollste begrüßte, ihm auf's verbindlichste für alles dankte, was derselbe für Frankreich gethan habe, und sich der Hoffnung hingab, sofern nun einmal der Weg der Restauration beschritten sey, werde das letzte Ziel derselben auch kein anderes als die Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie seyn können. „Herr Bonaparte wolle sich deßfalls unbegrenzter Dankbarkeit versichert halten und sich die Stelle selber wählen, die er künftig unter den Bourbons in Frankreich einzunehmen wünsche." Das erstemal antwortete Bonaparte gar nicht, aber auf das zweite Schreiben erwiederte er unterm 7. Sept. 1800: „Ich habe Ihren Brief erhalten, mein Herr. Ich danke Ihnen für die Höflichkeiten, die Sie mir sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen. Sie würden über eine halbe Million Leichen schreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs; die Geschichte wird es Ihnen anrechnen. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie; ich werde mit Vergnügen dazu beitragen, Ihre Zurückgezogenheit angenehm und ruhig zu machen."

Noch nicht fünf Wochen später wurde eine jakobinische Verschwörung gegen den ersten Consul entdeckt. Ein gewisser Arena, ehemals Mitglied der Fünfhundert, konnte nicht verschmerzen, daß er am 18. Brumaire hatte aus dem Fenster springen müssen, und entwarf mit dem Bildhauer Carachi und einigen andern einen Plan, Bonaparte in der Oper zu erdolchen; sie befanden sich aber ohne es zu ahnen, unter falschen Brüdern, die der schlaue Fouché ihnen zugesellt hatte und wurden vor der That verhaftet. Im Dezember 1800 entspann sich aber eine weit gefährlichere royalistische Verschwörung. Seitdem die Royalisten wußten, der erste Consul werde die ihm zugedachte Rolle eines Monk nicht spielen, sondern Frankreich auf eigene Rechnung zu regieren fortfahren,

erbitterten ſie ſich gegen ihn und da ſie zu ſchwach waren, ihm in offenem Kampf zu trotzen, griffen ſie zu dem unritterlichen Mittel des Meuchelmords. Unter der Oberleitung Georges Cadoudals, der engliſches Geld vollauf hatte, begab ſich ein ehemaliger Marineoffizier St. Rejant mit zwei Genoſſen, Carbon und Limoëlan, heimlich nach Paris und verfertigte dort die ſ. g. Höllenmaſchine, um damit den erſten Conſul zu tödten. Die Maſchine beſtand einfach in einem mit Kartätſchenkugeln geladenen Pulverfaſſe. Die Verſchworenen wählten den Weihnachtsabend zur Ausführung der Frevelthat. Sie wußten, der erſte Conſul werde an dieſem Abend in die Oper fahren, um Haydns berühmtes Oratorium „die Schöpfung“ zu hören. Sie wußten auch, er fahre gewöhnlich durch die Straße St. Nicaiſe und nun ſtellten ſie ihr Faß auf einen Karren, ſpannten ein Pferd an und führten es bis zur engſten Stelle jener Straße, um es im Augenblick anzuzünden, in welchem der conſulariſche Wagen vorbeiführe. Die beiden Mitverſchworenen entfernten ſich, nur St. Rejant blieb da, um das Pulver zu entzünden und beging noch die Grauſamkeit, mittlerweile das Pferd von einem fünfzehnjährigen Mädchen halten zu laſſen. Sobald er den Wagen kommen hörte, zündete er die Lunte an und floh. Aber die Lunte brannte etwas zu langſam ab und der zufällig betrunkene Kutſcher des erſten Conſuls fuhr ſo raſch, daß der Wagen ſchon vorbei und durch eine Umbiegung der Straße gedeckt war, als das Pulver explodirte. Das Mädchen, das Pferd und die nächſten Häuſer und Perſonen flogen in die Luft. Am Wagen Bonaparte's zerſprangen nur die Fenſter. Niemand ahnte, von welcher Seite dieſer Mordanſchlag geführt worden ſey. Nachdem Vorgang Arena's und Carachi's hielt man die Jakobiner für die Schuldigen und der erſte Conſul beſchloß, ein Exempel zu ſtatuiren. Schon am 6. Januar 1801 ließ er 130 verdächtige Exjakobiner, alte Conventsmitglieder, Communalbeamte, Septembermörder und dergl., worunter nur Roſſignol einigermaßen namhaft war, deportiren und am 31. Arena, Carachi und zwei Mitſchul-

dige hinrichten. Inzwischen hatte Fouché die wahren Verfertiger der Höllenmaschine entdeckt. Limoëlan entkam, die beiden andern aber wurden verhaftet und enthauptet. Gleichwohl bewirkte das keine Zurücknahme jener Deportation der unschuldigen Jakobiner. Der erste Consul glaubte sich jedenfalls gefährlicher Menschen entledigt zu haben. Auch in der Milde gegen die Emigrirten änderte sich nichts, weil Bonaparte in jedem, der öffentlich nach Frankreich zurückkehrte, einen von den Bourbons Abgefallenen erkannte. Er ließ daher durch Senatsbeschluß vom 29. April 1802 auch noch diejenigen Emigrirten begnadigen, die gegen Frankreich die Waffen geführt hatten, mit einziger Ausnahme der Anführer.

England verrieth um diese Zeit auf die rücksichtsloseste Weise, daß es bisher mit seiner scheinbar sittlichen Entrüstung über die französische Revolution und mit seinem Eifer für die Wiederherstellung des legitimen Königthums der vertriebenen Bourbonen doch nur seinen eigenen Egoismus maskirt habe und daß es ihm nie um etwas anderes zu thun gewesen sey, als um die Vergrößerung seiner eigenen See- und Handelsmacht auf Kosten der französischen und aller mit Frankreich verbündeten oder versöhnten Staaten. Es hatte die entsetzliche Verwirrung auf dem Festlande einzig benutzt, um im Trüben zu fischen. Nachdem es bereits den größten Theil der französischen, spanischen, holländischen und neapolitanischen Flotten zerstört oder geraubt hatte, ging es auf weitere Zerstörungen und Räubereien aus und suchte auch mit den friedlichsten Staaten Händel, um einen Vorwand zu haben, über ihre Flotten herzufallen. Diesen muthwilligen und schadenfrohen Herausforderungen waren schon seit einigen Jahren Dänemark und Schweden ausgesetzt, wie wenig sich auch Dänemark in die europäischen Händel gemischt und wie feurig auch Schweden für die Rechte derselben Bourbonen aufgetreten war, welche England beschützte. Die Engländer maßten sich an, alle Kauffahrteischiffe mit neutraler Flagge auf offener See zu untersuchen, ob sie nicht Waffen oder Vorräthe für Frankreich und seine Bundesgenossen führen, und in diesem

Falle ſie als gute Priſe zu erklären. Man duldete das aus Ohnmacht und weil es möglich war, daß Englands Feinde ſich neutraler Flaggen bedienten, um unter deren Schutz ihre Transporte zur See zu decken. Um aber ihre Handelsſchiffe ſicher zu ſtellen, begannen Dänemark und Schweden im Jahre 1798 ihre werthvolleren Kauffahrteiſchiffe von Kriegsſchiffen begleiten zu laſſen. Da dehnten die Engländer ihr angemaßtes Unterſuchungsrecht gegen alles Herkommen und gegen alle beſtehenden Verträge auch auf die Kriegsſchiffe aus und brauchten ihre Uebermacht, um mehrere däniſche und ſchwediſche Fregatten anzuhalten und auf's ſchimpflichſte zu unterſuchen. Als Dänemark ſich beſchwerte, fuhr eine ſtarke engliſche Flotte durch den Sund, legte ſich vor Kopenhagen und erzwang von den Dänen, ſie ſollten ihre Kauffahrteiſchiffe durchſuchen und von Kriegsſchiffen nicht mehr begleiten laſſen, 25. Auguſt 1800.

Damals ſetzte Pitt eine große Maaßregel durch, indem er es durch Drohungen und Beſtechungen dahin brachte, daß das bisher für ſich beſtehende iriſche Parlament in Dublin ſeine Vereinigung mit dem engliſchen bewilligte. Dadurch verlor Irland ſein wichtigſtes politiſches Organ, und ſein Parlament ſank zu einer kleinen verhöhnten und vernachläſſigten Minorität im großen engliſchen Parlament herab. Der Beſchluß wurde vom Könige ſanctionirt am 2. Juli 1801. Um die tiefe Erbitterung des iriſchen Volkes kümmerte ſich Niemand.

Im Sommer 1800 nahmen die Engländer Malta weg und weigerten ſich, dieſe ihnen zur Beherrſchung des Mittelmeeres ſo wohlgelegene Inſel wieder herauszugeben, obgleich Bonaparte ſie dem Kaiſer von Rußland abgetreten und dieſer ſich zum Großmeiſter des Malteſerordens erklärt hatte. Sobald Paul I. dieſe Beleidigung erfuhr, gerieth er in den heftigſten Zorn und ließ auf alle engliſchen Schiffe in ruſſiſchen Häfen Beſchlag legen. Um aber noch mehr zu thun, ſtreckte er ſeine ſchützenden Arme über Schweden und Dänemark aus, ſchloß mit dieſen beiden Seeſtaaten

einen nordischen Bund und gab mit ihnen gemeinschaftlich am 16. Dezember eine feierliche Erklärung ab, demzufolge wieder, wie zur Zeit seiner Mutter, das Recht der Neutralen zur See aus allen Kräften gewahrt und die englischen Visitationen künftighin untersagt und nöthigenfalls mit Gewalt verhindert werden sollten. Schweden hatte noch einen besondern Grund zur Erbitterung gegen England, da es englische Kriegsschiffe am 5. Septbr. gewagt hatten, unter der verrätherisch aufgesteckten schwedischen Flagge als angeblich neutrale Fahrzeuge in den Hafen von Barcellona einzulaufen und mitten aus demselben heraus zwei reichbeladene spanische Fregatten zu rauben. Auch Preußen schloß sich der Erklärung jener drei nordischen Seemächte an, weil es kurz vorher gleichfalls von England zur See empfindlich beleidigt worden war. Ein englisches Kriegsschiff hatte nämlich einen preußischen Kauffahrer weggenommen, war mit demselben durch Sturm nach Hamburg getrieben worden und sollte nun das geraubte Schiff an Preußen ausliefern. Aber der Hamburger Senat hatte viel zu große Angst vor den Engländern, als daß er diese Gerechtigkeit geübt hätte, kaufte das geraubte Schiff den frechen Britten ab und stellte es den Preußen auf diese Weise wieder zu.

Sobald die Engländer erfuhren, daß Kaiser Paul im Frühjahr Schiffe ausrüsten ließ und auch seine nordischen Verbündeten zu Rüstungen aufforderte, beschlossen sie augenblicklich, jeder Demonstration von dieser Seite her zuvorzukommen und schickten eine beträchtliche Flotte unter dem Admiral Parker, bei dem sich aber auch Nelson befand, abermals durch den Sund. Diese engen Gewässer vermag keine Flotte zu passiren, wenn sie zugleich vom dänischen und schwedischen Ufer aus beschossen wird. Die Dänen schossen auch aufs heftigste von der Feste Kronberg aus, aber die Schweden thaten nichts, sey es aus Furcht vor der Rache der Engländer, sey es aus Bestechung. Am 2. April 1801 erschien die englische Flotte vor Kopenhagen, und während Parker in Reserve blieb, griff Nelson die im Hafen liegende dänische Flotte

öffentliche Glück arbeiten sollen, ist eben so lächerlich als unbillig; lächerlich, weil die Prediger dieser Lehre am allerwenigsten geneigt sind, nach ihrer Predigt im Leben zu handeln, und unbillig, weil die Arbeit die einzige Quelle des Einkommens ist; denn auch die Gehülfen der Arbeit, die Natur und die Capitalien, müssen durch Arbeit erworben und dienstbar gemacht werden. Es folgt deßhalb aus der Natur der Sache, daß Niemanden zugemuthet werden kann, umsonst zu arbeiten, zumal der Satz: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, auch rückwärts gelesen eine Wahrheit enthält.

Wie ehrenvoll und ersprießlich es daher seyn möge, für das öffentliche Wohl sich aufzuopfern, so gibt es doch so wenig ein Recht, dieß vom Schriftsteller zu fordern, als von dem, der blos für materielle Zwecke thätig ist; es wäre denn, daß den Schriftstellern zugleich das Recht zugestanden würde, auf öffentliche Kosten, oder auf Kosten derer zu leben, welche die Früchte ihrer Thätigkeit ohne Beschränkung genießen. Allerdings liegt der Trieb nach Ruhm und nach Fortdauer tief in der menschlichen Seele, und kann sehr füglich im allgemeinen Interesse dadurch benutzt werden, daß den Früchten der literarischen und artistischen Thätigkeit der gleiche Rechtsschutz mit den Früchten der direct auf immaterielle Güter gerichteten Anstrengung zugesichert und gehalten wird. Denn während bei der jetzigen Unsicherheit des literarischen Eigenthums die Thätigkeit bei weitem der Mehrzahl auf solche Werke sich richtet, welche einen möglichst schnellen Gewinn geben, und welche ihrer Natur nach von der Anerkennung des unbeschränkten literarischen Eigenthums nichts zu hoffen, und von der Versagung nichts zu fürchten haben, so würden wir von der unbeschränkten Anerkennung ohne alle Frage die Zurückwendung der Gelehrten zu jenen Forschungen erwarten dürfen, die oft ein Menschenleben in Anspruch nehmen, um einem anderen Menschenleben Genuß und Belehrung zu verschaffen. Mit der Sicherheit des Eigenthums würde von selbst die Neigung erwachsen, dauernde Werke zu schaffen. Alle die gelehrten Arbeiten, die jetzt nur durch Unterstützung und auf Kosten der Regierung möglich sind, oder welche, wie wir neulich in England vernahmen, wohl auch ganz unterbleiben, würden in die Hände ihr ernatürlichen Pfleger, der Gelehrten vom Fach, übergehen, und wenn dieselben

auf dieſelbe Art an, wie früher die franzöſiſche bei Abukir, indem er zwiſchen ihr und dem Hafen ſich einzwängte. Auch hier ſcheiterten drei ſeiner Schiffe, aber mit den übrigen erreichte er ſeinen Zweck. Die Dänen wehrten ſich aufs heldenmüthigſte, und ihr Admiral Laſſen wich nicht eher, bis ſeine Schiffe brannten. Er rettete ſich ans Land. Die feſtliegenden däniſchen Blockſchiffe wurden alle von den Engländern zerſtört, eben ſo ein Theil der Linienſchiffe, aber auch ſechs Linienſchiffe Nelſons waren faſt ganz zerſtört. Man unterhandelte nun. Die Dänen ſollten ſich vom nordiſchen Bunde losſagen, weigerten ſich aber. Es kam nur zu einem Waffenſtillſtande.

Mitten unter den Unterhandlungen verbreitete ſich die Nachricht, Kaiſer Paul I. ſey ermordet worden. Das war für die Engländer noch ein viel größerer Vortheil als die Zerſtörung der däniſchen Flotte, denn der energiſche und tödtlich gegen ſie erbitterte Paul würde im Bunde mit dem erſten Conſul das ganze Feſtland gegen ſie gewaffnet haben. Bonaparte kündigte den Tod des Kaiſers im Moniteur mit den wenigen Worten an: „Kaiſer Paul I. iſt in der Nacht vom 24. auf den 25. März geſtorben; am 31. fuhr das engliſche Geſchwader durch den Sund. Die Geſchichte wird uns ſagen, wie dieſe beiden Ereigniſſe zuſammenhängen können.“ Die Geſchichte ſagt es, der Schleier des Geheimniſſes iſt vollſtändig von der blutigen Schreckensnacht in St. Petersburg hinweggezogen worden. Kaiſer Paul war von äußerſt jähzornigem Charakter und übereilt, machte jedoch gewöhnlich ſeine Härte wieder gut, *) denn er war voll Adel des Gemüths und Gerechtigkeitsgefühl. Die letzten Ereigniſſe hatten ihn verbittert.

*) Er ließ einmal ein ganzes Regiment, welches ihm nicht gut genug exercirte, vom Exercierplatz direct nach Sibirien marſchiren, rief es aber nach drei Tagen wieder zurück. Wie Peter III. liebte er das Soldatenſpiel, ſpannte alles in knappe Uniformen ein und begründete jenes häßliche Dreſſirſyſtem, welches noch unter Nicolaus I. Rußland vorzugsweiſe charakteriſirte.

Die nächſte Umgebung ſah ſich ſeinen böſen Launen ausgeſetzt und mancher wußte nicht, wenn er Morgens aufſtand, ob er Abends nicht auf dem Wege nach Sibirien ſeyn würde. Man hat ſogar behauptet, des Kaiſers Gemahlin und Söhne ſelber ſeyen nicht ſicher geblieben und ſeine Zornwuth habe in den letzten Tagen einen wahrhaft gefährlichen Charakter angenommen. Hierin dürfte wohl viel übertrieben worden ſeyn, um die Miſſethat an ihm zu beſchönigen. Mehr Erwägung verdient, daß ein Krieg mit England niemals im Intereſſe der ruſſiſchen Großen liegen konnte, weil ſie als Grundbeſitzer ihre Rohproducte, ihre unermeßlichen Getreidevorräthe, ihr Holz, Leder, Talg ꝛc. hauptſächlich auf dem Seeweg und an England ſelbſt verkauften. Zudem hingen viele ruſſiſche Staatsmänner und Generale noch der früheren Politik Katharina's II. und den Sympathien Suwarows an, die durch die gaſtliche Aufnahme der vertriebenen Bourbonen in Rußland nur erhöht worden waren. Frankreich war noch immer eine Republik, Bonaparte nicht viel mehr als ein Plebejer. Die ſtolzen Ariſtokraten Rußlands dachten in dieſer Beziehung nicht anders, wie die engliſchen und öſterreichiſchen. Die plötzliche Umkehrung der ruſſiſchen Politik vom Bunde mit England zum Bunde mit Frankreich mußte daher auch ganz natürlicher Weiſe viele Gegner finden. Daß unter dieſen Umſtänden die Engländer ſelbſt nicht müßig waren, ließ ſich erwarten. Der engliſche Geſandte in St. Petersburg, Lord Withworth, ſtand in naher Verbindung mit der Familie Subow, die vom Kaiſer in einem Anfalle von Wuth nach Sibirien geſchickt, bald aber wieder zurückgerufen und mit Ehren und Gnaden überſchüttet worden war. Eine Frau von Gerebſow, Schweſter der Subows, vereinigte in ihrem Salon alle Perſonen, denen der Kaiſer wegen ſeiner tyranniſchen Launen oder wegen ſeiner Verbindung mit Frankreich verhaßt war, und der engliſche Geſandte wohnte häufig ihren Cirkeln bei. Zu den entſchiedenſten Gegnern des Kaiſers zählte die unter ſeiner Mutter einſt mächtigſte, jetzt zurückgeſetzte Familie Orlow, der für das engliſche Intereſſe

eingenommene General Bennigsen (ein Hannoveraner) und der Gouverneur der Hauptstadt, General Pahlen, des Kaisers Günstling und rechte Hand, den wohl nur Staatsgründe zu so großer Undankbarkeit verleiten konnten. Man beschuldigte Pahlen, er sey es gewesen, der dem Kaiser einen völlig ungegründeten Verdacht gegen seine Gemahlin und gegen seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, eingeflößt habe, um ihn in Zorn zu versetzen und im Zorn zu Vorsätzen und Befehlen zu verleiten, die er dann wieder benutzte, um den jungen Großfürsten in die tödtlichste Angst vor seinem Vater zu versetzen und zu allem zu vermögen, was er mit ihm bezweckte. Nur um seine Mutter und sich selbst vor den Gefahren zu retten, die ihm Pahlen vorspiegelte, willigte Alexander ein, die Verschworenen nicht zu verrathen, noch zu hindern, als ihm eröffnet wurde, es gelte, seinen Vater durch Entfernung vom Thron unschädlich zu machen. Daß es auf einen Mord abgesehen sey, konnte er nicht ahnen.

Alles war vorbereitet. Am 23. März um 11 Uhr des Nachts drang Fürst Subow gewaltthätig in das Schlafgemach des Kaisers und erklärte ihm, er verhafte ihn im Namen seines Sohnes Alexander. Paul zog den Degen, nun stürzten aber die übrigen Verschworenen hinter Subow hervor und entwaffneten den Kaiser, ihren Herrn, der sich aus Leibeskräften wehrte, bis Bennigsen ihn mit einer Schärpe erdrosselte. Noch in derselben Nacht wurde Alexander zum Kaiser ausgerufen. Das Volk gehorchte stumm. Der neue Kaiser wagte nicht, die Mörder zu bestrafen. Nur von Pahlen zog er sich zurück, die Subows aber blieben in seiner Gunst, und es scheint, der Adel wußte ihn vollständig über die materiellen Interessen der russischen Landbesitzer zu belehren, denn schon am 18. Mai wurden die englischen Schiffe, auf die sein Vater hatte Beschlag legen lassen, frei gegeben und am 17. Juni gab Rußland durch einen feierlichen Vertrag mit England die Ansprüche des nordischen Bundes und die Rechte der Neutralen auf. England behielt das Untersuchungsrecht und hatte vollständig

triumphirt. Man erkennt hieraus, daß England in der Gewaltthätigkeit, im Mitfüßentreten fremder Rechte und jeder Neutralität, im gemeinen Rauben und in der Argliſt, der auch das ſchlechteſte Mittel gut genug iſt, durchaus nicht hinter den Franzoſen zurückſtand und wenigſtens nicht befugt war, ſich für den Vorkämpfer des guten alten Rechts gegen alles Unrecht, was aus der Revolution hervorgegangen war, auszugeben. Bei alledem lag in der Energie der Engländer etwas Großartiges im Vergleich zu den Schwächen und Schwankungen der übrigen Feinde Frankreichs.

Bonaparte war nicht wenig frappirt durch die Kühnheit und das Glück Englands, und beeilte ſich, ſeinen Liebling Duroc, der früher in Berlin ſo viel ausgerichtet, nun auch nach St. Petersburg zu ſchicken, um den jungen Kaiſer zu gewinnen und von England abzuziehen. Das koſtete aber viel. Der erſte Conſul entſchloß ſich zu großen Opfern und bewilligte in einem Vertrage vom 11. October die Unabhängigkeit Neapels. Die joniſchen Inſeln ſollten ein Freiſtaat werden. Bei den Säculariſationen und Entſchädigungen in Deutſchland ſollten Rußland und Frankreich zuſammenwirken und insbeſondere Bayern, Württemberg und Baden, deren Fürſten mit dem Kaiſer verwandt waren, begünſtigen. Alexander konnte ſich dieſen nur ihm günſtigen Vertrag gefallen laſſen, ohne deßhalb ſeine Verbindungen mit England abzubrechen. Nie hat Bonaparte einen ungünſtigeren Vertrag geſchloſſen. Er wollte offenbar nur Zeit gewinnen und das engliſche Feuer an der Newa ein wenig dämpfen. Alexander war von dem Waadtländer Laharpe in der liberalen Humanitätsſchwärmerei des Jahrhunderts erzogen worden, ſein Liebling war der junge als Geißel in Petersburg lebende Pole Adam Czartoryski. Schon unter der alten Katharina und noch mehr unter ſeinem Vater zurückgeſetzt, gedrückt, bedroht, wollte Alexander den Thron nicht beſtiegen haben, um ſich von den Mördern ſeines Vaters hofmeiſtern zu laſſen und wenn er auch dem mächtigen Adel in der Sache nachgab, ſo ſtrebte er ſich doch von den ihm läſtigen Perſonen loszumachen.

Das erforschte Duroc und darauf ließ sich immerhin von Seiten des ersten Consuls eine Politik gründen, der die Hoffnung nicht ganz fehlte, den jungen Kaiser einmal näher zu Frankreich heranzuziehen.

Unterdeß sammelte Bonaparte eine Flotte zu Boulogne, ließ die England gegenüberliegende Küste in bessern Vertheidigungsstand setzen und drohte mit einer Landung in England. Frankreich brach darüber in Jubel aus und brachte eine Menge patriotische Opfer dar, um die Flotte auszurüsten. Da wurde Nelson abgeschickt, die Boulogner Flotte im Werden zu vernichten, aber zweimal, am 3. August, und als er mit Verstärkungen wiederkam, am 14. und 15., wurde er mit Verlust von 8 Schiffen durch das fürchterliche Feuer der französischen Batterien zurückgeschreckt. Das war aber auch der letzte Ausbruch des englischen Zorns. Schon im Frühjahr hatte Pitt das Ministerium an den versöhnlicheren Addington abgetreten, und nachdem die Zerstörung der dänischen Flotte und Sprengung des nordischen Bundes gelungen war, und andererseits die europäischen Mächte sämmtlich zur Erhaltung des Friedens geneigt waren, so trat auch für England der Moment ein, in welchem die Friedenspartei die Oberhand gewann. In der That hatte England bereits alles erreicht, was es irgend verlangen konnte, die Vernichtung aller mit der seinigen rivalisirenden Marinen und die Eroberung der reichsten Colonien. Von jetzt an bedurfte es der großen Kriegsanstrengungen nicht mehr und konnte ungleich mehr im Frieden durch Wiedereröffnung der bisher gehemmten Handelswege gewinnen. Man entschloß sich daher in London, am 1. October zu Amiens mit Frankreich zu unterhandeln.

Bei der außerordentlichen Zähigkeit der Engländer und der stolzen Zuversicht Bonaparte's war eine Ausgleichung zu treffen überaus schwierig. Auch wäre sie nie zu Stande gekommen, wenn nicht Addington weit mehr nachgegeben hätte, als der englische Egoismus erlaubte, weßhalb er auch mit den schwersten Vorwür-

ſen überhäuft wurde und der Friede ſelbſt unmöglich von langer Dauer ſeyn konnte. Addington ließ ſich von einem Gerechtigkeitsgefühl beſchleichen, das ganz und gar nicht im Charakter der engliſchen Politik lag und ihm als Schwäche, ja als Verrath angerechnet wurde. Einmal gab er außer der ſpaniſchen Inſel Trinidat und dem holländiſchen Ceylon alle eroberten Colonien wieder heraus, verſprach die Räumung Aegyptens, das dem Sultan, und der Inſel Malta, die dem Orden zurückgegeben werden ſollte, und anerkannte alle durch Bonaparte verrückte Territorialveränderungen auf dem Feſtlande. Sodann ſetzte er auch nicht einmal einen Handelsvertrag durch, der geeignet geweſen wäre, die von Bonaparte mit großen Opfern unterſtützte franzöſiſche Induſtrie zum Vortheil der engliſchen zu ruiniren. Dagegen erlangte er von Bonaparte nichts als die Räumung Neapels von franzöſiſchen Truppen. Das war der berühmte am 25. März 1802 abgeſchloſſene Frieden von Amiens. So wenig er den Engländern gefiel, wurde er doch eine Zeitlang gehalten. Pitt ſelbſt wollte erſt die daraus für England erwachſenden Nachtheile allen Engländern zum Bewußtſeyn kommen laſſen und neue Ausbrüche franzöſiſchen Uebermuths abwarten, um dann mit deſto lauterem Beifall aufs neue das Zeichen zum Kriege zu geben.

Die ganz unerwartete Nachgiebigkeit Englands hatte einen geheimen Grund in der Furcht vor einer Landung der Franzoſen in England, die man Bonaparte's Kühnheit unbedenklich zutraute. Aber das Miniſterium durfte es der Nation nicht eingeſtehen.

Preußen hatte während der Wirren, die der nordiſche Bund veranlaßte, Hannover beſetzt, ſogar mit Zuſtimmung Englands, welches die Preußen dort lieber ſah als die Franzoſen. Nach dem Frieden von Amiens mußten die Preußen Hannover wieder verlaſſen, was dem Miniſterium in Berlin zu nicht geringem Verdruß gereichte.

Bonaparte feierte in dieſem Frieden mit England einen großen moraliſchen Triumph, wodurch er ſich hätte bewegen laſſen

ſollen, ſeinerſeits nur das einmal Gewonnene zu erhalten und durch Mäßigung und ſtrenge Rechtlichkeit die Unterworfenen zu verſöhnen und den Nachbarn Vertrauen einzuflößen. Das that er aber nicht, ſondern griff mit Liſt und Gewalt immer weiter um ſich.

Der erſte Conſul hatte Italien beſtändig im Auge behalten. Dort den franzöſiſchen Einfluß feſt zu gründen und noch weitere Erwerbungen zu machen, war auch nach dem Frieden von Luneville beſtändig ſeine Abſicht; anfangs jedoch zügelte er ſich in der Verfolgung dieſer Plane, indem er Rückſicht auf Rußland nahm, deſſen Freundſchaft ihm zunächſt ungleich mehr werth war. Sein gutes Einvernehmen mit dem Papſte benützend, ſchickte er Murat im Beginn des Jahres 1801 mit nur 15,000 Mann, die aber die ganze Macht Frankreichs hinter ſich hatten, in den Kirchenſtaat, ließ ihn Ancona beſetzen, die Neapolitaner aus Rom vertreiben und dieſe heilige Stadt dem Papſt wieder zum ausſchließlichen Eigenthum übergeben. Murat würde weitere Schritte gegen Neapel gethan und zu dieſem Behufe Verſtärkungen an ſich gezogen haben, wenn nicht Kaiſer Paul ins Mittel getreten wäre. Die Königin Karoline von Neapel war mitten im Winter nach St. Petersburg gereist, um ſeine gütige Verwendung nachzuſuchen, da Oeſterreich ihr nicht mehr helfen könnte. Der ritterliche Kaiſer ſäumte nicht, ihren Wunſch zu erfüllen und Bonaparte willigte nur aus Gefälligkeit für ihn in die Schonung Neapels ein, von dem er ſchon ſo oft herausgefordert und im Rücken angegriffen worden war. Er verlangte jedoch Garantien gegen den engliſchen Einfluß, was Kaiſer Paul aus Haß gegen die Engländer nur billigte. In einem am 28. März 1801 zu Florenz abgeſchloſſenen Frieden trat Neapel an Frankreich das Vorgebirge Piombino und die Inſel Elba ab, damit ſich die Engländer hier nicht einniſten könnten und duldete, daß 10,000 Franzoſen unter Soult Tarent bis zum künftigen Frieden mit England beſetzten, um auch hier die Engländer abhalten zu können, mit dem Nebenzweck, ſie, wenn

es die Umſtände erlaubten, nach Aegypten zu ſchicken, das damals noch von den Franzoſen beſetzt war.

Der unterwürfigſte Verbündete Frankreichs war immer noch Spanien. Allein es wollte nun auch einmal ſeine Gefälligkeit erwiedert ſehen. Die Königin, ſelber eine Schweſter des regierenden Herzogs von Parma, hatte ihre Tochter Marie Louiſe mit dem Sohne deſſelben, Ludwig, vermählt. Es war ihr Lieblingskind, und als ſie ſah, daß Bonaparte in Italien ſchalten und walten könne, wie er wolle, lag ſie ihm an, das Herzogthum Parma zu vergrößern. Dem erſten Conſul war zu viel am Beiſtand Spaniens gelegen, als daß er dieſe Bitte hätte abſchlagen können. Er bot ihr alſo für das kleine Parma das ungleich größere und reichere Toscana an, in deſſen Beſitz der Prinz von Parma den Titel eines Königs von Hetrurien annehmen ſollte. Für dieſe Gunſt aber verlangte er von Spanien die Abtretung der Colonie Louiſiana in Nordamerika, die ihm zum Erſatz für St. Domingo und Aegypten dienen ſollte, und Zwangsmaaßregeln gegen Portugal, um es vom Bund mit England abzuziehen. Beides wurde ihm zugeſtanden. Eine ſpaniſche Armee rückte in Portugal ein, obgleich der König dieſes Landes Schwiegerſohn des ſpaniſchen war, und ließ ſich die Provinz Olivenza abtreten. Bonaparte fand aber ihr Verfahren nicht energiſch genug und ſchickte auch noch eine franzöſiſche Armee gegen Portugal, welches dieſelbe nicht abwartete, ſondern am 29. September 1801 einwilligte, den Engländern alle Häfen zu verſchließen, an Frankreich einen Theil des portugieſiſchen Guiana abzutreten und 20 Millionen zu zahlen. Das war die in Aegypten beſchloſſene Rache.

Es fiel nicht wenig auf, daß Bonaparte einen Prinzen des Hauſes Bourbon, den Herzog von Parma, zum König von Hetrurien erhob. Als ob er die ſtrengen Republikaner ein wenig hätte ärgern wollen, empfing er ſogar den neuen König und ſeine Gemahlin, die es jedoch vorgezogen hatten, nur unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Livorno zu erſcheinen, in Pa-

ris und gab ihnen Feste. Allein er that es nur, um sich dadurch die Königin von Spanien zu verpflichten, und er hatte sich für seine Gefälligkeit durch die Zusicherung von Parma entschädigt. Als der alte Herzog von Parma im October 1802 starb, annullirte Bonaparte dessen Testament, nach dem seine Gemahlin, die österreichische Erzherzogin Amalie, hätte fortregieren sollen, trieb die unglückliche Amalie aus dem Lande und raubte ihr sogar ihr ganzes bewegliches Vermögen und ihre Juwelen unter dem Vorwand, sie gehörten zum Staatsschatz. Er selbst schlug diesen Raub im Moniteur zu 2 Millionen an Juwelen, 112 Pfund Gold und 225,000 Unzen Silber an. Spanien hatte kein Interesse, sich für die Wittwe zu verwenden, wenn nur dem jungen Prinzen Hetrurien blieb, und Oesterreich war zu schwach, Einsprache zu thun. Uebrigens wollte der erste Consul Parma an Spanien abtreten, wenn er dafür Florida, die reiche Halbinsel Nordamerika's in der Nähe von St. Domingo, erhielte.

Eben so treulos und gewaltthätig riß Bonaparte Piemont an sich. Dem längst vertriebenen König von Sardinien war zwar immer noch sein Anspruch geblieben, und aus Rücksicht auf den Kaiser Paul hatte Bonaparte denselben anerkannt. Kaum aber erfuhr er des Kaisers Tod, als er auch sogleich die Einverleibung Piemonts in die französische Republik befahl und das Decret arglistig vom 2. April 1801 als von einem Tage datirte, an welchem er den Tod des Kaisers noch nicht hatte wissen können. Damit hoffte er Pauls Nachfolger, Alexander, zu täuschen. Karl Emanuel, dessen fromme Gemahlin gestorben war, wollte nichts mehr von den Ehren dieser Welt wissen, entsagte freiwillig einem Thron, den er nicht mehr besaß, am 4. Juni 1802, und überließ den Anspruch darauf seinem Bruder Victor Emanuel. In Turin hauste der aus Aegypten zurückgekehrte Menou als französischer Statthalter wie ein Pascha und machte sich allgemein verhaßt. Die thatsächliche Vereinigung mit Frankreich erfolgte erst am 4. September.

Nun blieb Bonaparte noch übrig, auch der cisalpiniſchen Republik den letzten Schein von Unabhängigkeit zu nehmen. Sein Geſandter Petit in Mailand und die beſtochenen Häupter der Republik leiteten auf ſeinen Befehl alles ein. Eine große Conſulta von 450 Deputirten ſollte ſich nicht etwa in Mailand, ſondern in Lyon verſammeln, um hier über eine zweckmäßige Aenderung der cisalpiniſchen Verfaſſung zu berathen, alſo nicht blos unter franzöſiſchem Einfluß, ſondern ſogar auf franzöſiſchem Boden. Die Gewählten kamen wirklich, die meiſten als ſchon im voraus gewonnen, andere gezwungen. War auch noch der eine oder andere Ehrenmann unter ihnen, der die Lombardei nicht blindlings an Frankreich verkaufen wollte, ſo fehlte ihm doch in Lyon jegliche Unterſtützung der lombardiſchen Volksſtimmung. Hier herrſchte nur noch der Wille Bonaparte's, ausgeſprochen durch ſeinen Miniſter Talleyrand und den Deputirten vermittelt durch den Präſidenten Sommariva und durch den cisalpiniſchen Miniſter des Auswärtigen, Marescalchi. Am 11. Januar 1802 kam der erſte Conſul ſelbſt nach Lyon und wurde hier von den Einwohnern, die längſt eine Vorliebe für ihn hatten und denen er bei jeder Gelegenheit beſonders gnädig geweſen war, mit der lauteſten Freude und Begeiſterung empfangen. Ein großer Theil der Lombarden ſtimmte in dieſen Wonnetaumel ein und die Conſulta ſpielte nun die verabredete Comödie mit einem theatraliſchen Feuer durch, das ſelbſt die Franzoſen beſchämte. In einer Anrede voll Schwulſt und kriechender Schmeichelei erflehten ſie von Bonaparte die Gnade, er als der Würdigſte möge, wie er erſter Conſul der franzöſiſchen Republik ſey, nun auch Präſident der cisalpiniſchen werden, was er denn auch huldreich genehmigte, 26. Januar. Seine Antwort war ein rückſichtsloſer Ausdruck der Menſchenverachtung, zu der er freilich auch berechtigt erſchien. „Ich habe, ſagte er, unter euch Niemanden gefunden, der die Würde eines Präſidenten eurer Republik verdient hätte.“ Sie bewieſen die Wahrheit ſeiner Worte, indem ſie ſtürmiſchen Beifall klatſchten. Er ernannte Melzi

hoffen dürften, durch ihre Arbeiten nicht blos einen unsterblichen Namen, sondern auch für ihre Erben und Nachkommen eine Quelle nie versiegenden Einkommens zu eröffnen, so würde diese Aussicht kein unwürdiger Spern der Anstrengung und Auszeichnung seyn.

Die Dauer des Schutzes steht im Verhältniß zu dem Werthe der Arbeiten, und wir fragen ohne Scheu, wer dabei verlieren würde, wenn es Werke gäbe, die, an innerem Werth unschätzbar, auch an Ertrag mit jedem Eigenthum in der Welt wetteifern könnten? Daß früher solche Werke geschaffen worden, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß vormals das Gewerbe des Nachdrucks bei Weitem weniger speculativ betrieben wurde; daß aber auch jetzt noch einzelne Werke erscheinen, welche für eine längere Dauer berechnet sind, verdanken wir lediglich dem Rechtsgefühl der norddeutschen Staaten, und wie große Vorzüge das preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 auch unbestritten haben möge, wir betrachten als eine beklagenswerthe Nachgiebigkeit gegen das unverständige Geschrei der Zeit, daß es an der Stelle des bis jetzt aufrecht erhaltenen Grundsatzes der immerwährenden Dauer des literarischen Eigenthums eine beschränkte Frist, wie lang dieselbe immer seyn möge, sanctionirt hat. Zu spät werden die Regierungen erkennen, daß die Thätigkeit der Schriftsteller, die Wahl ihrer Vorwürfe und die Gründlichkeit ihrer Forschungen in der engsten Verbindung mit der Dauer des Rechtes steht, welches sie nicht von der Gnade des Staates, nicht von der Gutmüthigkeit ihrer Leser, sondern von der Natur selbst erhalten, und welches ihnen wohl mit Unrecht geschmälert, mit Gewalt entzogen, aber nur mit ihrer eigenen Zustimmung in rechtmäßiger Weise beschränkt werden kann.

Je beharrlicher bis in die neueste Zeit das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken durch die Verleger verfochten, und je ausschließender in den meisten Erörterungen über die Rechte der Schriftsteller das Verlagsrecht berücksichtigt worden ist, desto verzeiblicher wird es seyn, wenn auch wir noch mit wenigen Worten auf die Rechte der Verleger an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft Bezug nehmen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Rechte der Verleger keine selbstständigen seyn können, sondern mit denen der

zum Präſidenten der Regierung in Mailand und Prina zum Finanzminiſter, der jährlich eine beträchtliche Summe an den erſten Conſul abliefern mußte, aber die Lombarden durch den Glanz neuer Prachtbauten täuſchte. Damals befahl er namentlich die Vollendung des herrlichen Mailänder Domes. Nicht unwichtig war die gleichzeitige Weglaſſung des cisalpiniſchen Namens, an deſſen Stelle officiell der Name „italieniſche Republik“ trat. Damit war ausgeſprochen, daß ſich die gedachte Republik vielleicht einmal über ganz Italien ausdehnen werde. Bonaparte ſuchte zunächſt dadurch diejenige Partei zu gewinnen, die eine Einheit von ganz Italien erſtrebte.

Unerſchöpflich an Mitteln, auch im Frieden Eroberungen zu machen, traf Bonaparte eine ſeiner genialſten Maaßregeln in Bezug auf die Schweiz. Es kam ihm darauf an, dieſes Bollwerk gegen Italien und Deutſchland auf eine zwangloſe Weiſe zu beſitzen. Frankreich ſollte nicht, wie bisher, die unpopuläre jakobiniſche Minderheit ſchützen, ſondern wie zur Zeit Ludwigs XIV. die Altſchweizer, die föderaliſtiſche und ariſtokratiſche Mehrheit für ſich gewinnen. Er duldete daher, daß die letztere Partei in die Regierung der helvetiſchen Republik eintrat und daß ſogar Reding, der tapfere Schwyzer, den Franzoſenfreund Dolder in der Würde des Landammann oder Präſidenten der Republik verdrängte. Reding verfehlte auch nicht, nach Paris zu reiſen, den erſten Conſul zu begrüßen und ſich mit ihm zu verſtändigen. Bonaparte empfing ihn ſehr zuvorkommend und verabredete mit ihm die Umänderung der helvetiſchen Verfaſſung. Die einzelnen Cantone ſollten wieder mehr Selbſtändigkeit erhalten, dagegen Waadt und Aargau von Bern losgeriſſen und beſondere Cantone bleiben. Von Wallis ſollte der Landestheil, durch den die neue Simplonſtraße führte, mit Frankreich, der übrige, ſo wie auch Graubündten mit der Schweiz vereinigt werden. Die franzöſiſchen Truppen ſollten die Schweiz verlaſſen und dieſer eine ewige Neutralität zugeſichert bleiben. Als jedoch Reding das letztere Zugeſtändniß ſo weit ausdehnte, daß er

nach seiner Rückkehr mit allen andern Großmächten Europa's in diplomatischen Verkehr trat und Gesandte derselben bei seiner Person accreditirt wünschte, wurde er bald belehrt, daß er den ersten Consul nicht vollkommen richtig verstanden habe. Der letztere begünstigte nunmehr eine Contrerevolution der Helvetier, durch welche Dolder wieder an die Spitze kam, zog aber sodann alle französischen Truppen aus der Schweiz heraus, was nothwendigerweise alsbald wieder Dolders Sturz zur Folge haben mußte. Aber gerade das wollte Bonaparte. Alle Parteien in der Schweiz sollten nach einander ihre Unfähigkeit darlegen, um die Nothwendigkeit seiner Vermittlung zu beweisen. Kaum waren die dreifarbigen Fahnen jenseits des Jura verschwunden, als schon die föderalistische Reaction an allen Ecken ausbrach. Reding stellte sich an die Spitze der Altschweizer. Der helvetische Regierungsgeneral Andermatt zog ihm zwar mit einigen tausend Mann entgegen, wurde aber nicht einmal in die Stadt Zürich eingelassen, die bei diesem Anlaß wieder auf's entschiedenste ihre antihelvetische Gesinnung bewährte. In ohnmächtigem Zorn ließ Andermatt einige Bomben in die Stadt werfen, mußte aber vor den ringsum aufgestandenen Bauern zurückweichen. Mittlerweile brach auch in Bern selbst am Sitz der Regierung die Unzufriedenheit aus, Dolder dankte ab und Reding zog triumphirend ein, 18. Sept. 1802.

Bonaparte traf nun sogleich seine Maaßregeln, ließ General Ney mit 30,000 Franzosen wieder in die Schweiz einrücken, wo man ihnen keinerlei Widerstand entgegensetzte, und erklärte den Schweizern: „ihr bietet seit zwei Jahren ein betrübendes Schauspiel dar. Entgegengesetzte Parteien haben in der Herrschaft gewechselt, alle gleich schwach und ungeschickt. Ich wollte euch völlig euch selbst überlassen und habe deßhalb meine Truppen zurückgezogen; aber ihr wißt euch nicht selber zu helfen. Ich kann eurem Unglück nicht länger gleichgültig zusehen. Ich werde also als Vermittler unter euch auftreten und meine Vermittlung wird eine wirksame seyn, würdig der großen Nation, in deren Namen ich rede."

Sofort beschied er die Häupter aller Parteien und Vertreter aller Schweizer Interessen zu einer Besprechung unter seinen Augen nach Paris. Man sieht, sowohl seine Anrede an die Schweiz als diese Eröffnung eines Schweizer Congresses auf französischem Boden war nur eine Nachahmung seiner Behandlung der Lombarden in Lyon. Allein er ging doch nicht so weit, sich zum Präsidenten der helvetischen Republik ausrufen zu lassen. Das würde die europäischen Mächte zu sehr aufgeregt haben. Er konnte Herr der Schweiz seyn auch ohne diesen Titel. Die tiefgekränkten Altschweizer wollten nicht nach Paris gehen, Bonaparte mußte sie erst einladen und ihnen schmeicheln. Da sie sahen, er sey aufrichtig mehr für sie als für die Anhänger Dolders gestimmt, so kamen sie endlich und erhielten wirklich von ihm eine neue föderalistische Verfassung, die sich der alten vor der Revolution bestandenen wieder näherte. Durch die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 wurde festgesetzt, es sollte keine einheitliche Regierung der Schweiz mehr geben, sondern wieder nur eine Tagsatzung, beschickt von den Gesandten der souverainen Cantone. Der erste Consul selbst erörterte in einer gnädigen Rede die Vorzüge des Föderalismus für die Schweiz. Die Hirten in den abgeschlossenen Thälern des Hochgebirgs könnten unmöglich die gleiche Verfassung haben, wie die Bürger der reichen Städte in den Thälern und an den Flüssen. Die Natur, die Sitte, die geschichtliche Erinnerung und das Interesse wirke hier zusammen zu Gunsten der Trennung. Die Schweiz werde als Bundesstaat viel wohlfeiler regiert und sey stärker nach außen, weil jedes ihrer Glieder sich freier bewegen könne. Er hielt es aber auch ihrem innern Glück für zuträglicher, wenn sie sich nicht mehr in die Händel Europa's mische und sich daher in den auswärtigen und Kriegsangelegenheiten von ihm und Frankreich vertreten lasse, wogegen er ihr garantirte, sich in die inneren Angelegenheiten der Cantone niemals einmischen zu wollen. Die Schweiz hatte ihm fortan 18,000 Mann Truppen zur Verfügung zu stellen. Als ein kleines Honorar für seine Vermittlung aber

annullirte der erste Consul 15 Millionen Bons, die den Schweizern Entschädigungen für früher Geliefertes und Geraubtes zugesichert hatten.*) Um die Parteien im Innern mehr zu versöhnen, duldete er nicht, daß die aristokratischen Geschlechter wieder ausschließlich zur Regierung berechtigt seyn sollten, schränkte aber das Recht der Regierungsfähigkeit auf solche ein, die in Bern wenigstens 1000, in Zürich wenigstens 500 Franken jährliche Rente aus Landbesitz bezögen, also mit Ausschluß des demokratischen Pöbels. Zu den alten Cantonen Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg, Basel, Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Schaffhausen kamen als neue hinzu: Aargau und Waadt (früher bei Bern), Thurgau (früher von den kleinen Cantonen gemeinschaftlich regiert), Tessin (deßgleichen) und Graubündten, zusammen 19 Cantone, die aber auf der Tagsatzung nicht nach Cantonen, sondern nach der Einwohnerzahl stimmten, so daß auf je 100,000 Seelen eine Stimme fiel. Der erste Landammann wurde d'Affry von Freiburg, ein alter Soldat.

Auch die batavische Republik behielt ihre scheinbare Unabhängigkeit, mußte aber alles thun, was Bonaparte wollte. Sie wurde damals von Schimmelpenninck geleitet, wie die cisalpinische Republik von Melzi, unter der Oberhoheit Bonaparte's. Sie erlangte zwar im Frieden von Amiens das Cap wieder, schuldete dafür aber Frankreich wahrlich keinen Dank, weil sie die schöne Colonie doch nur wegen Frankreich verloren hatte. Gleichwohl machte sich Bonaparte dafür bezahlt, confiscirte die gesammten Domainen des Hauses Oranien für seine Rechnung und ließ sich von der batavischen Republik noch überdies 18 Millionen für die

*) Wie die guten Schweizer noch beim Abschiedsschmause in Paris um eine Million betrogen werden sollten, indem man den von Wein etwas Benebelten geschwind noch eine verfälschte Urkunde zur Unterzeichnung vorlegte, was aber des Züricher Reinhart Wachsamkeit vereitelte, erzählt Muralt im Leben Reinharts.

Gunſt bezahlen, daß dieſelbe nur noch 10,000 Mann Hülfstruppen ſtellen dürfe.

Nach dem Frieden von Luneville war dem deutſchen Reiche die traurige Aufgabe geworden, das Geſchäft der Säculariſationen und Entſchädigungen, welches mit dem Raſtadter Congreß abgebrochen worden war, von neuem zu beginnen. Daß Frankreich nach wie vor dabei das Schiedsrichteramt behielt, verſtand ſich wegen der Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen von ſelbſt, weil dieſe beiden Mächte einander nichts gönnten und mittelſt Frankreichs einander verkürzen wollten. Oeſterreich war für ſeinen Verluſt lediglich auf die Ausbeute der Säculariſationen und Entſchädigungen im deutſchen Reiche für ſich und die vertriebenen Fürſten von Toscana und Modena angewieſen. Um durch Bonaparte's Beiſtand ſo viel als möglich zu erwerben, erkaufte es denſelben durch die bereitwilligſte Nachgiebigkeit in allen andern Punkten. Nicht nur duldete es die grauſame Vertreibung und Beraubung der Erzherzogin Amalie in Parma, ſondern Herr von Cobenzl verrieth auch dem erſten Conſul die Anträge Redings, die auf eine größere Selbſtändigkeit und wahre Neutralität der Schweiz hinzweckten. Preußen verfolgte ganz dieſelbe Politik und billigte alles, was der erſte Conſul that, wenn es nur reiche Entſchädigungen für ſich und den ihm verſchwägerten Erbſtatthalter von Holland durchſetzte. Natürlicherweiſe ſuchten nun auch alle kleineren deutſchen Fürſten ihr Heil in Frankreich, und Herr von Talleyrand, dem Bonaparte das Geſchäft übertragen hatte, wurde von den deutſchen Geſandten, zum Theil auch von Fürſten und Fürſtinnen in Perſon förmlich umlagert.*) Die einen wollten mehr haben, die andern weniger verlieren. Alle hielten Herrn von Talleyrand für zugänglich und vergoldeten die Hand, die einſt

*) Herr von Gagern erzählt (mein Antheil an der Politik I. 117 f.) die altdeutſche Strafe des Hundetragens habe ſich hier wiederholt, indem ſich vornehme Bittſteller herabgewürdigt hätten, Talleyrands Schooßhündchen zu tragen.

unwürdig Sacramente gespendet und später so viele falsche Eide geschworen hatte. Die Mittel, die von mancher Seite, zum Theil auch von Damen, angewandt wurden, seine Gunst zu erkaufen, blieben jedoch hinter der Schamlosigkeit des Herrn von Talleyrand selbst noch zurück, denn dieser nahm von allen, hielt aber seine Zusagen nur wenigen. Die letzte Entscheidung hing auch nicht allein von ihm ab, denn er mußte dabei den russischen Gesandten Markow zu Rathe ziehen und berücksichtigen, weil der erste Consul um jeden Preis den jungen Kaiser Alexander für sich gewinnen wollte. Der russische Gesandte war aber mit wenig zufrieden. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, Württemberg, dem die Mutter, und Baden, dem die Gemahlin des Kaisers entstammte, bei den Theilungen zu bevorzugen.

Alle Parteien waren darin einverstanden, daß die geistlichen Länder, und da diese für so viele Forderungen nicht ausreichten, auch die meisten Reichsstädte in die Entschädigungsmasse geworfen werden müßten. Vom verbrieften Rechte der Inhaber, vom Schutz des Reichs war nicht mehr die Rede. Der Kaiser selbst wollte nur noch die Beute theilen und indem er das deutsche Reich als solches aufgab, sein österreichisches Erbe abrunden. Preußen sah in der Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer zugleich eine Niederlage des Katholicismus und des Hauses Habsburg, dem die drei geistlichen Kurfürsten stets ergeben gewesen waren. Bonaparte aber nährte mit großer Ueberlegung die einander ausschließende Politik Oesterreichs und Preußens, schmeichelte beiden mit besserer Abrundung ihrer Staaten und trennte beide auf's geschickteste von dem Rest des deutschen Reichs, den er unter seine eigene Obhut nahm. Dabei diente ihm hauptsächlich Bayern.

Mehr als je bedauerte Oesterreich, mit seinem alten Plan der Erwerbung Bayerns bisher immer gescheitert zu seyn, denn zu seiner Abrundung war ihm dieses Land unmittelbar im Norden von Tirol unentbehrlich. Es hoffte auch jetzt noch zu seinem Zweck zu kommen und die Isar zur Grenze zu machen, indem es den Kur-

fürsten von Bayern mit allen vormals österreichischen, geistlichen, ritterschaftlichen und städtischen Gebieten in Schwaben entschädigen und ihm Augsburg zur Hauptstadt geben wollte. Als das nicht zu erreichen war, wollte es wenigstens den Inn zur Grenze haben. Aber auch das wurde durch Frankreich und Preußen verhindert. Es sah sich isolirt, von allen Seiten verlassen und verrathen und wirklich wurde das Entschädigungswerk durchgesetzt und das deutsche Reich vertheilt, ohne daß der deutsche Kaiser dabei nur zu Rathe gezogen worden wäre.

Unter Zustimmung Rußlands schloß Frankreich zuerst mit Preußen am 23. Mai 1802 einen geheimen Vertrag ab, demzufolge der letztgenannte Staat die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster (dieses nur zum Theil), verschiedene kleine Abteien und die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen und die Stadt Erfurt nebst dem Eichsfelde gewann. Preußen hätte zwar gerne mehr im Süden erworben, Bonaparte aber redete ihm das aus, weil er es auf Norddeutschland allein einschränken und Mitteldeutschland unter seinen eigenen Einfluß stellen wollte. Der Erbstatthalter bekam das reiche Fulda. Nachdem dies abgemacht war, schloß Frankreich eben so geheim seinen Vertrag mit Bayern, welches verschwenderisch bedacht wurde, indem es die großen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Augsburg, Freising, die Abtei Kempten, die Herrschaft Werdenfels, die Stadt und Festung Passau, die Reichsstadt Ulm und einige kleinere Städte bekam. Oesterreich war auf's tiefste empört, daß man Bayern so groß machen wolle und namentlich wegen Passau. Es wagte daher lieber alles und ließ Passau besetzen, ehe die Bayern kamen, 18. August. Es erfolgte indessen wegen dieses Vorfalls kein Krieg. Bonaparte beschwichtigte Oesterreich, indem er ihm nicht nur Passau, sondern auch die südtirolischen Bisthümer Brixen und Trient ließ, die mit Salzburg dem Großherzog von Toscana bestimmt gewesen waren, dem dafür Bayern das schon bewilligte Bisthum Eichstädt abtreten mußte. Dieser Großherzog bekam außer Salzburg und Eichstädt

noch das Bisthum Passau ohne die Stadt, und Berchtesgaden und wurde deutscher Kurfürst. Der Herzog von Modena erhielt den bisher österreichischen Breisgau, blieb aber in Venedig, wo er sich von seinen gesammelten Schätzen vergnügte. Es ist bezeichnend, daß England gegen diese Zerreissung des deutschen Reichs nicht protestirte, sondern sich mit dem Bisthum Osnabrück, das man Hannover gab, beschenken ließ.

Damit waren die Hauptanstände gehoben. Alles übrige war Nebensache. Von den drei geistlichen Kurfürsten lebte nur noch der von Trier, der als Bischof von Augsburg keine weitern Ansprüche machte, und der von Mainz, der frühere Coadjutor, Karl von Dalberg, der als Reichserzkanzler beibehalten wurde, seinen Sitz in Regensburg nahm und die Reste des Mainzer Erzbisthums auf dem linken Rheinufer nebst Aschaffenburg erhielt. Das war eine Concession für das deutsche Reich und Oesterreich, die Bonaparte jedoch nur deßhalb machte, weil er in Dalberg bereits ein künftiges Werkzeug seiner ferneren Pläne ausgefunden hatte. Aus Rücksicht auf Rußland wurden Württemberg und Baden zu Kurfürstenthümern erhoben und reichlich mit Erwerbungen bedacht. Ersteres erhielt die reiche Probstei Ellwangen, eine Menge Klöster und neun Reichsstädte, darunter Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall; Baden erhielt Constanz mit allen Theilen der Bisthümer Constanz, Basel, Straßburg und Speier auf dem rechten Rheinufer, die bisherige Rheinpfalz auf demselben Ufer mit Mannheim und Heidelberg, die Herrschaft Lahr und viele Abteien und sieben Reichsstädte, Offenburg ꝛc. Auch Hessen-Darmstadt und Nassau wurden durch Theile des Mainzer und Wormser Bisthums, Reichsstädte und kleine Aemter vergrößert, Hessen-Cassel erhielt nur wenig von Mainz, aber die Kurwürde; Oldenburg wegen der russischen Verwandtschaft das Bisthum Lübeck. Von alten Reichs- und freien Städten blieben nur noch Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Wetzlar und die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig. Das deutsche Reich anerkannte alle

dieſe Veränderungen in dem Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Februar 1803.

Das Schimpfliche, was in dieſen größtentheils vom Ausland dictirten Vertheilungen lag, wurde dem deutſchen Reich einigermaßen dadurch gemildert, daß wenigſtens um ſo mehr Winkelſouverainetät und Kleinſtaaterei zu Grabe ging und das Dickicht der Farben auf der deutſchen Landkarte etwas lichter wurde.

Sobald der Friede mit England eingeleitet war, unternahm der erſte Conſul eine große Expedition nach St. Domingo. Die Erhaltung dieſer Colonie lag ihm ſehr am Herzen. Er wollte den Ruhm haben, wieder zu gewinnen, was der Convent verloren hatte. Er wollte einen Erſatz für Aegypten haben. Er wollte vielleicht noch mehr, wenigſtens deutet das Anerbieten an Spanien, für Parma Florida zu nehmen und der Erwerb des portugieſiſchen Guiana noch weitere Plane an. Da er die engliſche Machtentwicklung in Oſtindien nicht hatte hindern können, wollte er ihr vielleicht künftig in Weſtindien deſto kräftiger entgegentreten. Er hatte ſich von dem gefälligen Spanien auch den ſpaniſchen Theil der Inſel St. Domingo abtreten laſſen und entſandte ein Heer, das ſich durch nachgeſchickte Verſtärkungen bis auf 34,000 Mann vermehrte, unter ſeinem Schwager General Leclerc mit einer großen Flotte dahin ab, eine Kriegsmacht, wie noch keine franzöſiſche in ſolcher Stärke nach den weſtindiſchen Gewäſſern geſchickt worden war, zum Beweiſe, welch großen Werth Bonaparte auf dieſe Expedition legte. Man will übrigens bemerkt haben, daß er dieſer Armee Truppen einverleibte, die ihm wegen ihrer noch jakobiniſchen Geſinnung verdächtig waren und deren er los ſeyn wollte. Da auf den kleineren franzöſiſchen Inſeln bald darauf die Sklaverei förmlich wiederhergeſtellt wurde, drohte den Negern auf St. Domingo ohne Zweifel daſſelbe Loos. Der erſte Conſul hütete ſich aber wohl, jene Drohung auszuſprechen. Er hoffte die Neger zu täuſchen und unter ſich zu entzweien, um dann bequemer unter ihnen aufräumen zu können. Touſſaint-Louverture, da-

mals republikaniſches Haupt der Inſel, hatte zwei Söhne nach Paris geſchickt, um ſie daſelbſt erziehen zu laſſen. Der erſte Conſul ſchickte ſie ihm mit einem ſehr freundlichen Schreiben zurück, worin er ſeinen Verdienſten das größte Lob ſpendete, ihn aber aufforderte, die Oberhoheit der franzöſiſchen Republik anzuerkennen, die ihn zu ihren berühmteſten Bürgern zähle. Durch ihn wollte Bonaparte auf die Neger einwirken, ihren Widerſtand lähmen.

Es erfolgte jedoch nicht alles ſo, wie der erſte Conſul wünſchte und erwartete. Leclerc landete am 5. Februar 1802 auf der Inſel, fand aber Widerſtand und richtete ſo wenig aus, wie früher die Generale der Jakobiner. Zwar gelang es ihm, Touſſaint durch Verrath gefangen zu nehmen und nach Frankreich zu ſchicken, wo er im Kerker vergeſſen ſtarb; aber die Neger behaupteten in furchtbaren Kämpfen ihre Unabhängigkeit und das ſchöne franzöſiſche Heer wurde durch das gelbe Fieber vollends vernichtet. Leclerc ſelber ſtarb, ſein Nachfolger Rochambeau wurde auf der Flucht über Meer von den Engländern gefangen. — Bonaparte gab nun alle weſtindiſchen Pläne auf und verkaufte auch Louiſiana an die Nordamerikaner um 10. Mill. Franken.

England dehnte dagegen gerade damals ſeine Herrſchaft in Oſtindien immer weiter aus. Dort adminiſtrirte immer noch Sir Arthur Wellesley, welcher unter der Glut der indiſchen Sonne und unter der heißen Wuth des indiſchen Fanatismus die Eiskälte des nordiſchen Verſtandes bewahrte, und benutzte die elenden Streitigkeiten der Mahratten-Fürſten, um einen durch den andern zu verderben. Als der wilde Holkar dem nominellen Oberherrn der Mahratten, den Peiswa von Puna, vertrieb, half Wellesley dem letztern, ſetzte ihn wieder ein und machte ihn dadurch von ſich abhängig. Als aber Scindia, der mächtigſte Fürſt unter den Mahratten, der neben ſeinen berühmten Reitern noch 72 Bataillone von franzöſiſchen Offizieren befehligtes Fußvolk und 460 Kanonen hatte, auf franzöſiſchen Antrieb oder aus eigener Beſorgniß wegen der immer mehr anſchwellenden Macht der Engländer, den Nizam

Schriftsteller und Künstler stehen und fallen. Sie sind ihrer Natur nach übertragene Rechte, und haben ihre alleinige Quelle in dem Verlagscontract, der nichts destoweniger mehrere Eigenthümlichkeiten darbietet.

Von diesen ist die wichtigste, daß dem Verleger in der Regel nicht das Nutzungsrecht an einer bereits fertigen Sache übertragen wird, sondern daß derselbe meist die Kosten der Veröffentlichung auf sich nimmt, mithin ein gewagtes Geschäft schließt, und schon nach den allgemeinen Grundsätzen des Rechtes einen weit größeren Gewinn anzusprechen berechtigt ist, als außerdem billig und angemessen seyn würde. Wenn aber sehr häufig die von einzelnen Verlegern erworbenen Reichthümer als ein Gewicht in die Schaale des Nachdrucks geworfen werden, so kann nichts unverständiger und unpassender seyn. Zuerst ist wohl zu erwägen, daß die Zahl der reichgewordenen Verleger im Verhältniß zu der Zahl der reichgewordenen Kaufleute überhaupt auffallend gering ist, und daß die meisten es nicht über einen mäßigen Wohlstand bringen, mit dem nur wenige Kaufleute zufrieden seyn möchten. Sodann aber beweist dieser Reichthum nicht gegen die Verleger, sondern für ihren richtigen Blick, ihre Thätigkeit, und in den meisten Fällen zugleich für die Größe ihres ursprünglichen Kapitals, oder für die geschickte Benutzung eines mehr oder minder bedeutenden Kredits. In keinem Falle kann der reichere Erwerb der Verleger im Verhältniß zu dem der Schriftsteller denselben zum Vorwurf gemacht werden, da einmal der Selbstverlag, in Deutschland wenigstens, keiner Beschränkung unterliegt, und überdieß der Schriftsteller, welcher sein Honorar empfängt, gewiß nur in seltnen Fällen schlechtere Geschäfte macht, als wenn er, was ihm frei steht, an den Wagnissen desselben Theil nimmt. Endlich aber dürfte es sich unschwer nachweisen lassen, daß der Gesammtbetrag der Honorare, welcher von der Gesammtheit der Buchhändler Deutschlands an die vielleicht zwanzigfach überwiegende Zahl der Schriftsteller jährlich bezahlt wird, beträchtlich größer ist, als der Reingewinn der Verleger. Wie dem aber auch sey, volenti non fit injuria, und über die Gewinne der Verleger haben nicht die Nachdrucker, und ebenso wenig das lesende Publicum ein Recht zu klagen, sondern wenn ein solches existirt, so kann es lediglich den Schriftstellern zukommen, und Niemand hat einzureden, so

als Freund der letztern bedrängte, zog Wellesley sogleich wider ihn aus, besiegte ihn mit viel geringeren Streitkräften in einem einzigen Sommerfeldzug und brachte ihm die letzte Niederlage in der großen und blutigen Schlacht von Assaye am 24. September 1802 bei, nach welcher Scindia um Frieden bitten und alles bewilligen mußte, was England verlangte. Jetzt erst griff Holkar, der schadenfroh Scindia's Niederlage mit angesehen, die Engländer an, wurde aber ebenfalls durch General Lake besiegt und als Wellesley abberufen wurde, nahm er den Ruhm mit, die mächtigsten Feinde Englands in Indien unschädlich gemacht und die Grenze der Compagnie um hunderte von Meilen vorgerückt zu haben. Aber er empfing zum Dank nur den Bathorden und mußte nach Europa heimkehren, um als Generalmajor unter viel verdienst- und talentloseren Generalen zu dienen.

Wir kehren nach Frankreich zurück.

Der Hof des ersten Consuls nahm, trotz der noch beibehaltenen republikanischen Formen, immer mehr von der ehemaligen königlichen Würde an. Jeder neue Sieg, den Bonaparte erfocht, führte auch neue glänzende Gesandtschaften nach Paris, die ihm aufwarteten. Ueberdies lockte sein Ruhm eine Menge vornehme und ausgezeichnete Fremde nach Paris, die seine edle Einfachheit, den Geist in seinen Umgebungen und die liebenswürdige Grazie im Cirkel seiner Gemahlin nicht genug bewundern konnten. Eine Menge Berichte von Reisenden aus jener Zeit geben davon Zeugniß. Nach dem Frieden von Amiens fanden sich auch Engländer schaarenweise in Paris ein, um den Helden des Jahrhunderts anzustaunen. Auch Fox kam herüber und wurde vom ersten Consul aufs ausgezeichnetste wie einer seiner intimsten Freunde empfangen. Viele vornehme Fremde blieben in Paris, namentlich zierten reizende Polinnen den Salon der Madame Bonaparte. Auch Gelehrte, Künstler, Notabilitäten des Geistes fanden leicht Zutritt. Im Uebrigen behielt der Hof ein vorherrschend militärisches Aeußere. Täglich paradirten Truppen vor den Tuilerien, deren Anblick dem ersten Consul so

unentbehrlich war, als ihnen der seinige. Er sorgte dafür, daß sie oft wechselten und daß er ihrer nach und nach so viele als möglich unter die Augen bekam. Die Musterungen währten lange. Er untersuchte alles, frug die Soldaten nach allem, bemerkte jeden Fehler, sorgte für alles. Dadurch machte er sich im Heer unermeßlich populär und hielt die Generale in Athem. Zugleich blendete der Anblick dieser schönen und berühmten Krieger die Pariser wie die Fremden und verbürgte dem ersten Consul seine Gewalt. Zum Kern der Truppen machte er eine Consulargarde von 8000 Mann, aus den besten und verdientesten Soldaten der übrigen Regimenter auserlesen, unter denen sich besonders die Grenadiere mit ihren Bärenmützen durch martialische Haltung auszeichneten.

Indem der erste Consul der Monarchie entgegenging, war er fest überzeugt, dazu wie der Kirche, so auch der Aristokratie zu bedürfen. Das konnte nun aber nicht ausschließlich die alte Aristokratie seyn, die noch den Bourbons anhing. Wie gerne er dieselbe aufnahm, so mußte er doch auch den großen Verdiensten und Namen der bürgerlichen Emporkömmlinge gleiche aristokratische Rechte gewähren. Noch war an die Wiedereinsetzung eines eigentlichen adeligen Standes nicht zu denken, aber Bonaparte bereitete dieselbe vor durch Gründung der Ehrenlegion, einer Ordensritterschaft, in die jedes Verdienst aufgenommen und die eben dadurch vom gemeinen Volk unterschieden werden sollte. Die Legion hatte eine militärische Einrichtung. Sie wurde zu 6000 Mann berechnet, eingetheilt in 15 Cohorten mit je 30 Offizieren, 20 Commandeurs und 7 Großoffizieren. Jeder Ritter erhielt einen jährlichen Sold von 250 Franken, der Offizier von 1000, der Commandant von 2000, der Großoffizier von 5000. Das Ordenszeichen war ein am rothen Band getragenes Kreuz mit fünf Armen (ein charakteristisches Mittelding zwischen Kreuz und Stern). Als Berlier im Staatsrath die neue Einrichtung mißbilligte und die Orden ein Spielwerk der Monarchie nannte, nicht würdig einer Republik, in welcher die Wahl zum Amt der einzige Lohn der Tugend seyn

müſſe, erwiederte der erſte Conſul: „Ich fordre Jeden auf, mir eine alte oder neue Republik zu nennen, in der es keine Auszeichnung gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug, aber mit ſolchem Spielzeug leitet man die Erwachſenen. Ich würde das auf einer Tribune nicht ſagen, aber in einem Rath der Weiſen darf man alles ſagen. Ich glaube nicht, daß das franzöſiſche Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzoſen haben ſich binnen zehn Jahren nicht geändert, ſie ſind heute noch immer, was die alten Gallier waren, eitel und leichtfertig. Sie ſind nur für ein Gefühl empfänglich, für das der Ehre. Auszeichnungen paſſen daher für ſie und ſind ihnen unentbehrlich. Vor allem der Armee. Glauben Sie, daß man die Soldaten durch vernünftige Vorſtellungen zum Schlagen bringt? Das könnte nur ein Stubengelehrter ſich einbilden. Den Soldaten muß man durch Auszeichnungen, Lohn und Ruhm gewinnen. Es handelt ſich aber auch noch um etwas anderes. In der Revolution iſt alles umgeſtürzt worden, wir müſſen nun nothwendig wieder aufbauen. Die Geſellſchaft beſteht aus Sandkörnern, wir können ihre Inſtitutionen nur befeſtigen, wenn wir einige Granitmaſſen auf den Boden Frankreichs werfen.“ Staatsrath Thibaudeau machte dem erſten Conſul den geiſtreichen Einwurf, das franzöſiſche Volk habe gerade das in ihm vorherrſchende Ehrgefühl durch die republikaniſche Gleichheit befriedigen wollen, denn das ſey die Ehre eines Jeden, dem Andern gleich zu ſtehen, während die Ehre von 6000 Rittern für die übrigen 30 Millionen zur Zurückſetzung und Beſchimpfung werde. Freville kehrte im Tribunat zu Bonaparte's Auffaſſung zurück, ſpottete über die dem Pöbel zugemuthete Ehrenhaftigkeit und ließ ſich als Bezeichnung der franzöſiſchen Nation den Ausdruck „erbärmlich“ entſchlüpfen. Das erregte lebhaften Unwillen und nicht nur das Tribunat, ſondern auch die geſetzgebende Verſammlung nahmen das Geſetz der Ehrenlegion nur mit ſehr geringer Mehrheit an. Auch bemerkte man, daß viele Generale, die der ſtrengrepublikaniſchen Partei angehört hatten, die neuen Kreuze lächerlich fanden und ſich

schämten, dieselben anzunehmen. Allein der erste Consul kümmerte sich um diese Ausnahmen nicht und hielt die Regel fest. Auch täuschte ihn seine Menschenkenntniß nicht. Das Kreuz der Ehrenlegion wurde das populärste Ding in Frankreich und ist es heute noch. Das Datum der Stiftung war der 19. Mai 1802. Die wirkliche Vertheilung der Kreuze erfolgte aber erst etwas später.

Um dieselbe Zeit, gerade nach dem Frieden von Amiens, der dem ersten Consul ein neues Ansehen verlieh, beantragte der Senat, ihm einen Beweis der Nationaldankbarkeit zu geben, indem man ihn zum ersten Consul auf weitere zehn Jahre ernenne. Das war aber weniger, als Bonaparte wollte. Er nahm daher eine verstellte Demuth an, meinte, er könne nicht einwilligen, bevor nicht das Volk unmittelbar gefragt werde, ließ aber dem Volk eine ganz andere Frage vorlegen, nämlich ob er auf Lebenszeit ernannt werden solle? Der verblüffte Senat mußte diese Beschämung hinnehmen und im Plebiscit erhielt Bonaparte 3,568,185 Stimmen gegen 8000. Die letzte republikanische Opposition im Tribunat zu unterdrücken, ließ er ein Drittel seiner Mitglieder streichen und ihre Zahl überhaupt auf 60 herabsetzen. In England, sagte er bei dieser Gelegenheit, in einem altconstitutionellen Lande ist eine gemäßigte parlamentarische Opposition, die nur eine Meinungsverschiedenheit der herrschenden Aristokratie ausdrückt, ungefährlich; ganz anders in Frankreich, wo sie theils von Jakobinern, theils von Royalisten ausgeht, welche beide den Staat umstürzen wollen. In der Proclamation seiner neuen Würde hieß es übrigens noch im republikanischen Style, durch die Lebenslänglichkeit des Consuls werde die Dauer des Staatsprincips überhaupt gesichert, mithin „würde die Freiheit und Gleichheit fortan unüberwindlich seyn.“ Der 15. August als Geburtstag Bonaparte's wurde zu einem Festtag der Republik bestimmt und von nun an setzte der erste Consul seiner Unterschrift den Taufnamen Napoleon voran. Der treueste Anhänger constitutioneller Bürgschaften sowohl der Freiheit als der Ordnung, Lafayette, der durch Bonaparte's

Edelmuth aus seinem Kerker in Olmütz erlöst worden war und seitdem ruhig in Frankreich lebte, hielt es für seine Pflicht, dem ersten Consul in einem Memoire ans Herz zu legen, wie sehr es seine Pflicht und zugleich die Bedingung einer glücklichen und dauerhaften Regierung sey, constitutionell zu handeln und die Freiheit der Nation, namentlich ihre parlamentarische Vertretung, nicht ganz zu unterdrücken; aber Bonaparte fand seine Mahnungen nicht zeitgemäß und nannte ihn einen „Unverbesserlichen." Lafayette zog sich nun wieder ganz zurück.

Indem Bonaparte dem Ziele, das er sich vorgesetzt, immer näher kam und die höchste Gewalt ihm nicht mehr entgehen konnte, nahm er begreiflicherweise auch schon auf ihre Erblichkeit Bedacht. Er hatte von Josephinen keine Kinder und konnte keine mehr von ihr hoffen. Sie glaubte aber, er werde ihren Sohn erster Ehe, den treuen und schönen Eugen, den er so sehr liebte, als Sohn adoptiren. Dagegen waren nun Bonaparte's Brüder aufs hitzigste eingenommen, denn ihnen und ihren Kindern, meinten sie, stehe die Nachfolge in männlicher Linie zu. Sie verfehlten daher nicht, gegen die arme Josephine zu intriguiren und auf deren etwas leichtsinnigen Charakter schwere Anklagen zu gründen. Namentlich soll es nach Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten an heftigen Familienscenen nicht gefehlt haben. Josephine wurde von den Brüdern ihres Gemahls der Untreue beschuldigt; aber sie beschwor ihn auf den Knien und unter tausend Thränen. Er verließ sie nicht, er blieb ihr hold und widmete ihr von neuem die feurigste Zärtlichkeit. Um beide Familienparteien auszugleichen, vermählte Bonaparte die unterdeß herangewachsene Tochter Josephinens, die liebliche Hortense, mit seinem jüngeren Bruder Louis, am 3. Januar 1802; was jedoch die älteren Brüder Lucian und Joseph wieder sehr übel nahmen, weil der erste Sohn jenes neuvermählten Paares Napoleons Erbe werden sollte. Aufs neue wurden daher die bösartigsten Gerüchte ausgesprengt, insbesondere Louis leihe Hortensens Sohn

nur den Namen, der wahre Vater ſey Napoleon ſelbſt. Inzwiſchen ſtarb das angefochtene Kind im zarten Alter.

Großes Verdienſt um Frankreich erwarb ſich der erſte Conſul durch Werke, die zugleich den Glanz ſeiner Friedensregierung und den Ruhm ſeiner Weisheit erhöhten. Dahin gehören vor allem der code civile, der im November 1801 fertig wurde und noch heute als das Civilrecht Frankreichs gilt, berühmt durch ſeine Klarheit und Einfachheit. Ferner die prachtvolle, an vielen Stellen durch die Felſen gehauene Simplonſtraße, welche Frankreich mit Italien verbinden ſollte, die neuangelegten Canäle von Ourq, St. Quentin und Aigues-Mortes, die durchgängige Verbeſſerung der Straßen, Anlagen von Chauſſeen durch ganz Frankreich, die Hebung der Induſtrie, insbeſondere der Baumwollenſpinnereien (um von England weniger abhängig zu ſeyn), endlich überhaupt die Hebung des Credits, die Herſtellung der Ordnung in den Finanzen. Sichtbar nahm unter ſeinen Augen der Wohlſtand Frankreichs zu. Auch Wiſſenſchaften und Künſten erwies er Ehre. Den jakobiniſchen Maler David hatte er bald zum Schmeichler gewonnen. An die Stelle der vormaligen Akademie gründete er das Inſtitut von Frankreich, das die berühmteſten Namen der Wiſſenſchaft in ſich aufnahm. Den Dichter Boufflers, der emigrirt war, nahm er aufs gnädigſte auf. „Er hat uns mit Epigrammen angegriffen, ſagte Bonaparte, jetzt wird er Lieder dichten, die wir brauchen.“ Nur die Frau von Staël zog ſich ſeine Ungnade zu, weil ſie aus gekränkter Eitelkeit in ihrem Cirkel alle verſammelte, die aus irgend einem Grunde mit ihm unzufrieden waren und auf ihn läſterten. Sie erhielt im Jahr 1803 gemeſſenen Befehl, ihren äſthetiſchen Theekeſſel anderswo dampfen zu laſſen und ſeine Staaten ungeſäumt zu verlaſſen.

Zwölftes Buch.

Gründung des französischen Kaiserreichs.

Der Weltfrieden war trügerisch, weil er nur Frankreich Vortheil brachte, von allen andern Mächten aber mit schweren Opfern erkauft war, weil er ein schlechthin unnatürliches Uebergewicht Frankreichs, einen gespannten unnatürlichen Zustand im übrigen Europa verewigen sollte.

Aus demselben Grunde war auch das Glück Bonaparte's trügerisch. Unter seinen Lorbeern lauerte die Giftschlange wie im Haar der Medusa. Wie groß immerhin seine Macht und unerschöpflich sein Genie seyn mochte, er hatte sich ein unerreichbares Ziel gesteckt und war zum Theil vom Schicksal selber in die Bahn gedrängt worden, auf der er nie mehr stille stehen konnte. Man sage nicht, daß allein unbändige Thatenlust und Ehrgeiz ihn fortgerissen hätten. Gewiß war diesem Feuergeiste nirgends wohler als im Donner der Schlachten. Bonaparte ließ daher nie auf sich warten, wenn ihn das Schicksal wieder auf das Feld der Thaten rief. Er war aber zu einsichtsvoll und besonnen, um nicht zu begreifen, welches höchst gewagte und gefährliche Spiel der Krieg für ihn sey, denn er mußte beständig siegen, die kleinste Niederlage zerstörte den Zauber seines Namens, seiner Macht. Es war ihm aber nicht möglich, sich des Krieges zu enthalten, wenn er auch

gewollt hätte. An eine freiwillige Aufopferung dessen, was er und was schon vor ihm die siegreichen Generale der Republik erobert hatten, war nicht zu denken. Um den unrechtmäßigen Erwerb zu hüten, mußte er beständig mit dem Schwert gerüstet stehen, noch mehr dazu erobern, jedes Unrecht, das er dem Nachbar zufügte, durch ein zweites, drittes vertheidigen und so eine Machtausdehnung ohne Maaß und Ziel fortsetzen. Er selbst äußerte einmal gegen den englischen Gesandten, denselben Lord Withworth, der das englische Interesse in Petersburg so rücksichtslos als glücklich vertreten hatte: „Ich gelangte in früher Jugend zu einer Macht, zu einem Ruhme, dem sich schwer etwas zusetzen ließe. Glauben Sie, daß ich diese Macht, diesen Ruhm in einem verzweifelten Kampfe auf das Spiel setzen will? Sagen Sie selbst, ob ich, mächtig, glücklich, unangefochten, wie ich es jetzt bin, durch ein tollkühnes Unternehmen Macht, Glück, Ruhe auf das Spiel setzen möchte? ob ich aufrichtig bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Frieden will?“ So sagte Bonaparte diesmal und auf jeder neuen Stufe seiner Erhebungen, und jedesmal ist es ihm sicher Ernst gewesen. Aber es kam nicht darauf an, ob er den Frieden wollte; es konnte kein Friede seyn, so lange die französische Nation eine so unnatürliche Gewaltherrschaft über die andern Völker übte.

Die öffentliche Meinung in England war bald darüber einig, man hätte den Frieden unter günstigeren Bedingungen oder gar nicht abschließen sollen. Je weniger die englische Politik selber geneigt war, den Frieden aufrichtig zu halten, um so mehr setzte sie gleiche Arglist auch bei der französischen voraus. Beide Cabinette belauerten sich auf eine beleidigende Art. England gab Malta keineswegs heraus, sondern brauchte allerlei Vorwände, die Insel noch besetzt zu halten, selbst dann noch, als mit Zustimmung Rußlands durch den Papst schon der Bailli von Thomasi zum neuen Großmeister des Malteserordens ernannt war. Andererseits benahm sich General Sebastiani, den der erste Consul zu einer politischen Recognoscirung des Orients abschickte, ziemlich brutal. Zuerst begab er sich

nach Tunis, deſſen Dey kurz vorher durch eine franzöſiſche Flotte gedemüthigt und zur Herausgabe geraubter Schiffe und Menſchen gezwungen worden war, dann nach Aegypten, welches die Engländer immer noch nicht geräumt hatten, und nahm die Miene an, als ob Bonaparte bald eine zweite Expedition dahin abgehen laſſen würde. Die engliſche und franzöſiſche Preſſe faßten dieſe Häckeleien auf und begannen den Krieg mit giftigen Worten. Franzöſiſche Emigrirte verfaßten in London Schmähſchriften auf den erſten Conſul, ſeine Gemahlin und ganze Familie. Das nahm er entſetzlich übel und affectirte vielleicht noch mehr Zorn, als er wirklich empfand, um mehr Unrecht auf England zu häufen, da er wohl einſah, der Bruch ſey nicht mehr zu vermeiden. Peltier, der Verfaſſer der ärgſten Schmähſchrift, wurde zwar in London vor die Gerichte geſtellt und zu einer leichten Strafe verurtheilt, ſeine Vertheidigung aber war ein Triumph für ihn und kränkte den erſten Conſul noch tiefer. Eine königliche Botſchaft an das Parlament vom 8. März 1803 forderte Mittel zu neuen Rüſtungen und machte auf die Möglichkeit eines nahen Kriegs aufmerkſam. Der erſte Conſul ſagte deßhalb zu Lord Withworth vor allen andern Geſandten die heftigſten Dinge.*) Man verſuchte noch eine letzte Verſtändigung, aber ſie mißlang, da England beſtimmt erklärte, es gebe Malta trotz der Verträge nicht heraus, wenn Bonaparte nicht Holland und Piemont räume. Sofort war der Bruch offen und der engliſche Geſandte verließ Paris am 3. Mai. In Dover dem aus London gleichfalls zurückberufenen franzöſiſchen Geſandten General Andreoſſy begegnend, umarmte er denſelben in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer. Beide fühlten tief, was ihr Abſchied zu bedeuten habe.

Vierzehn Tage ſpäter (17. Mai) eröffnete England ohne

*) Napoleon behauptete ſpäter, der Lord habe in ſeinem Bericht die Sache übertrieben, es ſey durchaus nichts Unſchickliches vorgefallen. Jedenfalls war es England, was einen Vorwand zum Bruch ſuchte.

Kriegserklärung die Feindseligkeiten, indem es plötzlich alle in englischen Häfen befindlichen französischen und holländischen Schiffe und Waaren confiscirren ließ und nach allen Richtungen Caper aussandte, um die noch in See befindlichen Schiffe gleichfalls wegzunehmen. Der Handelsstand, der dem Frieden getraut hatte und nicht gewarnt worden war, erlitt dadurch unermeßliche Verluste, die besonders Holland trafen. In wenigen Wochen hatten die Engländer 200 Schiffe geraubt, die größtentheils reich beladen waren. Der erste Consul brach in großartigen Zorn aus, erklärte am 22. Mai England förmlich den Krieg und vergalt nicht nur hinsichtlich der Schiffe und Waaren Gleiches mit Gleichem, sondern ließ auch, weil dies seine viel größeren Verluste nicht ersetzen konnte, alle in Frankreich anwesenden Engländer verhaften und als Kriegsgefangene behandeln.

Die wundeste Stelle Englands auf dem Festlande war Hannover. Der erste Consul sammelte in Holland eine Armee unter Mortier und befahl demselben, Hannover zu besetzen. Nur wie im Vorbeigehen ließ er auch in Hamburg, Ritzebüttel und Curhaven französische Truppen einrücken, die Elbe sperren, alle englischen Schiffe und Waaren wegnehmen und den Hansestädten eine neue Zwangsanleihe von 3 Millionen auflegen. Preußen, als Director des niedersächsischen Kreises, hätte hier wie in Hannover schützend einschreiten sollen, und Minister Haugwitz rieth dem Könige dringend, diese schöne Gelegenheit zu benutzen, den Franzosen zuvorzukommen, Hannover mit preußischen Truppen zu besetzen und eine Haltung einzunehmen, welche den ersten Consul ohne Zweifel bewogen haben würde, lieber Hannover den Preußen zu lassen, als es auf einen neuen Continentalkrieg, in welchem Preußen ihm gegenüberstehen würde, ankommen zu lassen. Innerhalb der früher bezeichneten Demarcationslinie durfte Preußen nie eine Einmischung der Franzosen dulden, sich die Hegemonie in Norddeutschland nie entreißen, in dieser Beziehung nie eine Schwäche blicken lassen. Aber der König hatte bei der früheren Besetzung

lange dieſe es vorziehen, den möglichen Gewinn einer Unternehmung für das ſichere Honorar zu verkaufen.

Es folgt hieraus zugleich, daß Niemand außer dem Schriftſteller ein Recht haben kann, dem Verleger den Preis eines Buches vorzuſchreiben, und daß alle je in Vorſchlag gekommenen Büchertaxen zwecklos, unklug und ungerecht ſeyn würden, abgeſehen davon, daß dieſelben in allen Fällen dem Schriftſteller zur Laſt fallen würden. Brod-, Fleiſch- und Holztaxen mögen ſich rechtfertigen laſſen, weil ſie die nothwendigen Subſiſtenzmittel des menſchlichen Lebens regeln, und ſie beweiſen zugleich unſern vorhin aufgeſtellten Satz: daß die leibliche Wohlfahrt auch im gewöhnlichen Leben der Aufklärung vorgeht. Allein ſo wenig Thee und Kaffee oder Wein und Gewürze jemals in irgend einem Staate einer Taxe unterworfen worden ſind, ſo wenig kann eine Büchertaxe nothwendig oder zuläſſig werden. So lange es Jedermann unverwehrt iſt, durch Erfahrung klug zu werden, ſo lange muß das Wiſſen aus Büchern als ein Luxus angeſehen werden, und da Niemand gezwungen wird, Bücher zu kaufen, wie Hunger und Kälte ihn zwingen, Brod und Holz zu kaufen, ſo würde eine Büchertaxe ohne entſprechendes Gebot allgemeiner Anſchaffung, welches den Verleger für die Herſtellungskoſten ſichert, ungerecht, unklug aber deßhalb ſeyn, weil dann alle Bücher, deren Abſatz nicht ganz geſichert iſt, mithin alle, deren Abſicht Belehrung und nicht bloße Unterhaltung iſt, unverlegt bleiben dürften. Inwiefern aber der Abſatz eines Verlagsartikels in der Regel durch den Preis bedingt und mithin der Verleger ſeines eigenen Vortheiles halben genöthigt iſt, den Preis eines Buches ſo billig als irgend möglich iſt, anzuſetzen, muß eine ſolche Maßregel zugleich als zwecklos angeſehen werden, und die in neuerer Zeit ſo häufigen Preisherabſetzungen finden ihre Erklärung nicht in einem beabſichtigten übermäßigen Gewinn, ſondern vielmehr in der durch den Nachdruck erhöhten Gefahr, unter dem koſtenden Preiſe zu bleiben.

Möge es in Deutſchland nie vergeſſen werden, daß bis in die neueſten Zeiten die Literatur keinen andern Ernährer gehabt hat, als den Buchhandel. Vernachläſſigt von den Fürſten, verachtet von den Höfen, ungepflegt von den Großen des Reichs, war es ihr eigener Werth, der ihr Bahn brach, das Volk nahm

Hannovers wenig Ehre eingelegt und wollte es nicht zum zweitenmale nur besetzen, um es am Ende doch wieder herausgeben zu müssen, scheute den Krieg mit England, der dem preußischen Handel zu verderblich werden konnte, wie den Krieg mit Frankreich, den er doch hätte riskiren müssen, und fürchtete endlich auch Rußland, welches damals mit England einverstanden ihm mit einer Kriegserklärung drohte, wenn er Truppen in Hannover einrücken ließe. Somit verharrte der König von Preußen in seiner unglücklichen, jede Voraussicht wie jede Rücksicht auf die energische Politik Friedrichs des Großen ausschließenden Passivität, und Mortier drang in Hannover vor. Bonaparte beschwichtigte Preußen mit der vagen Zusicherung, er wolle Hannover nur so lange behalten, bis England die Insel Malta ausliefern würde. Die Führer der kleinen, nur 9—10,000 Mann zählenden hannöverschen Armee, Herzog von Cambridge, jüngerer Sohn des Königs von England, Georgs III., und General Wallmoden, erkannten die Unmöglichkeit, sich gegen die französische Uebermacht wirksam zu vertheidigen, schlossen daher am 3. Juni zu Suhlingen eine Capitulation ab, der zu Folge die Hannoveraner sich hinter die Elbe zurückziehen und auf Ehrenwort, so lange der Krieg zwischen England und Frankreich währe, nicht gegen die letztere Macht dienen sollten. Aber diese braven Truppen waren über eine solche Zumuthung empört, wollten sich viel lieber schlagen und fingen Tumulte an, besonders die vortreffliche Reiterei. Mit Mühe gelang es den Führern, sie nach Mecklenburg zu bringen. Als nun vollends der König von England die Capitulation nicht anerkannte und Mortier nunmehr auf Entwaffnung der sämmtlichen hannöverschen Truppen drang, liefen diese schaarenweise auseinander. Mortier konnte sich nur der Festungen und des Kriegsmaterials bemächtigen, der größte Theil der Mannschaft aber entwich über die See nach England, wo sie bald in einer Stärke von 8000 Mann wieder organisirt war und unter dem Namen der „deutschen Legion“ das erste Beispiel unversöhnlichen Franzosenhasses und

einer patriotischen Aufopferung gab, welches erst viel später, dann aber auch mit unwiderstehlicher, siegerzwingender Kraft von den Preußen nachgeahmt wurde. Wir werden auf die wundervolle Tapferkeit dieser Legion zurückkommen. Es waren lauter gemeine Leute, ehrliche Bauernsöhne, geführt von einigen stolzen Edelleuten, in denen noch echtes Blut der Cherusker strömte. Die Politik der deutschen Cabinette wußte damals solche Volkselemente nicht zu würdigen. Die Stimmung der zurückgebliebenen Hannoveraner gab sich dadurch zu erkennen, daß trotz Mortiers Verbot und trotz der angedrohten Todesstrafe immer noch hunderte heimlich nach England gingen und dagegen zu der von Mortier angeordneten Werbung einer französisch-hannöverschen Legion nur zwei Individuen sich meldeten, darunter ein Ausländer. Uebrigens mußte das arme Land sich auf gewohnte Weise von den Franzosen aussaugen lassen und namentlich mit seinen berühmten Pferden die französische Cavallerie beritten machen.

Den Hauptangriff wollte Bonaparte auf England selbst machen. Die früher schon beabsichtigte Landung in England wurde im großartigsten Maaßstabe von ihm vorbereitet. Es war ihm damit ohne Zweifel vollkommen Ernst, und selbst wenn er die Ausführung ihrer Schwierigkeit wegen lange verschieben mußte, hatte er von seinen Rüstungen doch jedenfalls den Vortheil, die Engländer zu schrecken und vielleicht einen neuen Frieden von ihnen zu ertrotzen.

Der Mittelpunkt der französischen Rüstungen wurde ein großes Lager bei Boulogne. Man kann von hier aus über den Canal hinüber die Kreidefelsen des englischen Ufers sehen und in wenigen Stunden hinüberfahren. Zwei Landzungen, die der erste Consul befestigen ließ, beschützen hier eine schlammige Bucht, die er zu einem geräumigen Hafenbassin austiefen und ausweiten ließ. Strandbatterien und Kanonenboote hielten die Engländer ab, die mehrmals die Arbeiten zu stören versuchten. Der erste Consul selbst erfand ein Mittel, die englischen Schiffe aus einer

Entfernung von 2300 Toiſen zu beſchießen, indem er Haubitzen nach Art der Mörſer in einem Winkel von 45 Grad ſchwere Granaten auf ſie ſchleudern ließ. Zugleich ließ er in allen franzöſiſchen Häfen mit großen Koſten neue Linienſchiffe und tauſende von verſchiedenartigen Landungsböten bauen, auf denen er ſeine Armee der engliſchen Küſte zuführen wollte. Die meiſten dieſer Böte wurden im Innern des Landes gezimmert und ſchon fertig oder wenigſtens das Holz dazu auf den Flüſſen in die Seehäfen gebracht. Sie beſtanden aus großen Schaluppen für ſchweres Geſchütz, aus Kanonenböten für Feldgeſchütz und aus ſ. g. Venichen, langen Ruderböten für die Ueberſchiffung der Soldaten. Ihre Zahl ſollte auf 2000 ſteigen. Die Kanonenboote erwieſen ſich in kleinen Seegefechten mit den den Hafen von Boulogne fortwährend blokirenden großen Schiffen der Engländer als ſehr praktiſch, indem ihr tiefer abgegebenes Feuer die Schiffe beſſer traf, als ſie ſelbſt vom höher abgegebenen Feuer der Schiffe getroffen wurden. Die Hauptſache war aber, alle dieſe zahlreichen Fahrzeuge aus den einzelnen weit von einander abgelegenen Häfen Frankreichs in Boulogne zu vereinigen, was mit der größten Gefahr verbunden war, da alle dieſe Häfen von engliſchen Flotten verſperrt waren. Man mußte die Zeit der Stürme abwarten, in der ſich die Engländer von der Küſte entfernten, oder Windſtillen, in denen ſie unbeweglich lagen, um ſelbſt auslaufen zu können. Man mußte ſich ſo nahe als möglich am Ufer halten, um durch Strandbatterien geſchützt zu werden. Erſt im September und October gelangten etwa 1000 Fahrzeuge auf dieſe Weiſe glücklich nach Boulogne und gingen durch das Feuer der Engländer oder durch Stürme nur wenige verloren. Was aber mit den Böten gelang, ſofern dieſe dicht an der mit Kanonen beſetzten Küſte hinruderten, gelang nicht mit den großen Schiffen, die es nicht wagen durften, die verſchiedenen Häfen zu verlaſſen, ohne der Uebermacht der auf ſie lauernden engliſchen Flotten zu erliegen, und doch war eine Vereinigung aller franzöſiſchen Linienſchiffe und Fregatten

unumgänglich nothwendig, um die zahlreichen Landungsboote zu beschützen, wenn diese über den Canal setzen sollten.

Der erste Consul begab sich selbst nach Boulogne, um die großen Arbeiten daselbst zu besichtigen, und dehnte diesen Ausflug zu einer Rundreise durch die Niederlande aus, wobei ihn seine Gemahlin und der Cardinal Caprara begleiteten, der letztere um den strengkatholischen Belgiern das innige Einverständniß der neuen Staatsgewalt mit der alten Kirche vor Augen zu stellen. Am Tage seiner Abreise von Paris, am 23. Juni, erließ er das berüchtigte Decret, welches die Einfuhr aller englischen Waaren verbot, jedoch nur, sofern sie aus England oder dessen Colonien unmittelbar kämen. Das reiche England konnte diese Sperre eine Zeitlang aushalten, den größten Verlust dabei aber erlitt Holland. Nachdem es seine Flotte, seine Colonien verloren, war es nunmehr ganz vom Meere abgeschnitten und mußte noch dazu aus eigenen Mitteln ungeheure Rüstungen machen, um die von Boulogne zu unterstützen, und eine französische Armee im Lande ernähren, welche diese Rüstungen überwachte. Der majestätische Handel der alten Republik Holland, die mit ihrer Flagge alle Meere beherrscht hatte, war zu einem zwar immer noch einträglichen, aber geheimen, nächtlichen und verfolgten Schmuggelhandel herabgesunken.

Spanien machte damals einen schwachen Versuch, sich der französischen Vormundschaft zu entziehen, aber Bonaparte schlug ihn augenblicklich mit größter Entschiedenheit nieder. Bonaparte hatte Spanien die Insel Trinidad und Louisiana abgelockt, dann die erstere an England überlassen und das zweite den Nordamerikanern auf eigene Rechnung verkauft. Um Frankreichs willen waren spanische Flotten zerstört oder geraubt, die spanischen Häfen blokirt, der spanische Handel schwer erschüttert und fast ruinirt worden. Nach dem Bruch des Friedens von Amiens mußte daher Spanien sehnlichst wünschen, mit England in Frieden zu bleiben und nicht wieder von Bonaparte in den Krieg fortgerissen zu werden. Godoy handelte in diesem Sinne und knüpfte Verbin-

dungen mit England, Rußland und Oesterreich an. Aber Bonaparte ließ sogleich ein Heer an der spanischen Grenze bei Bayonne sammeln, schreckte den spanischen Günstling durch die furchtbarsten Drohungen und schrieb zugleich einen Brief an König Karl IV. selbst, worin er demselben die ganze Schmach, sich von einem solchen Günstling beherrschen zu lassen, enthüllte. Dadurch eingeschüchtert, wußte Godoy mit Hülfe der Königin zwar so viel zu erreichen, daß der König jenen Brief gar nicht las, unterwarf sich aber allen Forderungen Bonaparte's und blieb unter diesen Bedingungen am Staatsruder. Spanien verpflichtete sich am 15. October, dem ersten Consul alle Monate 6 Millionen Hülfsgelder gegen England zu schicken, so lange der Krieg dauern würde, und zugleich Portugal zu zwingen, daß es seinerseits zu demselben Zweck monatlich eine Million zahle. Die enormen Verluste Spaniens wurden noch vermehrt durch den französischen Speculanten Ouvrard, der dem König Karl IV. die nöthigen Summen zwar vorschoß, dafür aber das Monopol aller Lieferungen für die spanische Armee und Marine, das Tabaksmonopol, den Pacht der einträglichen Blei- und Queckſilberminen und endlich auch das Monopol des Handels in die spanischen Colonien verlangte und erhielt.

Der erste Consul gab sich damals nicht geringe Mühe, auch Preußen näher an sich zu ziehen und ließ es deßfalls nicht an großen Versprechungen fehlen. Wenn er nämlich in England landen wollte, mußte er den Rücken frei haben und das konnte nicht sicherer geschehen, als durch eine enge Allianz mit Preußen. Allein Friedrich Wilhelm III. ließ sich zu nichts Bindendem bewegen und blieb in der bisher behaupteten Passivität zu Bonaparte's nicht geringem Aerger. Mehr als je war dieser deßhalb entschlossen, sich die kleinen deutschen Fürsten zu verpflichten und ihnen seinen Schutz gegen Oesterreich und Preußen zugleich anzubieten. Daher das auffallende Umsichgreifen dieser kleinen Potentaten schon im Spätherbst 1803. Obgleich im Reichsdeputationshauptschluß noch zu

Anfang desselben Jahres die Rechte der Reichsritterschaft ausdrücklich verbürgt worden waren, so bemächtigten sich doch jetzt Bayern, Württemberg und beide Hessen aller in ihrem Bereich liegenden Besitzungen der Reichsritter und mediatisirten diese Herren eigenmächtig.

Während dies auf dem Festlande geschah, blieb England nicht unthätig, sich der ihm drohenden Gefahr zu erwehren. Es traf Vertheidigungsanstalten, befestigte seine Ufer, vermehrte seine Truppen und rief alle Engländer unter die Waffen. Aber diese ungeübten Leute hätten einer französischen Armee schwerlich viel Schwierigkeiten im Lande entgegensetzen können. Der Hauptschutz Englands war das Meer, seine Hauptwaffe die Flotte. Man wußte wohl, es gelte die Landung gar nicht zu Stande kommen zu lassen. Bonaparte unterhandelte mit den unzufriedenen Irländern, denen eben Pitt damals ihr Parlament, die letzte schwache Stütze ihrer Interessen, entrissen und durch die Union mit dem englischen vereinigt hatte. Bonaparte versprach ihnen, daß er einen Theil seines Heeres auf ihrer Insel landen lassen wolle, wenn sie selbst wenigstens 20,000 Mann aufbrächten. Auch ließ er durch verkleidete Offiziere heimlich die Meeresküsten an allen Ufergegenden sondiren, die zu einer Landung geeignet waren. Solche Umtriebe schienen die zu rechtfertigen, die ihm England entgegensetzte. Während Ludwig XVIII. mit dem Herzog und der Herzogin von Angoulême sich damals in Warschau aufhielt, hatten sich der Herzog von Artois und dessen jüngerer Sohn, der Herzog von Berry, nach England gewendet, um von hier aus auf die royalistische Partei in Frankreich einzuwirken. Bei ihnen befand sich auch das Haupt der geflüchteten Chouans, der energische Georges Cadoudal, dazu die Generale Dumouriez und Pichegru. Von diesen ging nun der Plan einer Restauration der Bourbons aus und wurde offenbar von England gebilligt und heimlich unterstützt. Der Hauptgedanke war, den ersten Consul aus der Welt zu schaffen und die daraus entstehende Verwirrung zu benutzen, um das Heer

durch Pichegru und noch mehr durch Moreau, den man in's Intereſſe zog, das Volk durch die Chouans und noch mehr durch einen franzöſiſchen Prinzen, der ſich alsbald öffentlich zeigen ſollte, für die Wiederherſtellung des königlichen Throns zu gewinnen. England ſtellte den Verſchworenen Geld und Schiffe und die Mitwirkung ſeiner diplomatiſchen Agenten zur Verfügung. Geheime Verbindungen wurden unterhalten durch die engliſchen Geſandten, Rumboldt in Hamburg, Taylor in Kaſſel, Spencer Smith in Stuttgart, Drake in München. Ludwig Heinrich, Herzog von Enghien, Enkel Condé's, offenbar unter den Bourbonen der, welcher durch ſeine Jugend und Haltung populär zu werden am meiſten geeignet war, nahm dicht an der franzöſiſchen Grenze zu Ettenheim im Badiſchen ſeinen Wohnſitz, mit einer zärtlichen Neigung zur ſchönen Prinzeſſin von Rohan, einer Emigrirten, und mit der Jagd beſchäftigt, ſcheinbar ganz harmlos. Vielleicht war er auch wirklich harmlos und ſollte erſt erfahren, welche Rolle ihm beſtimmt ſey, wenn die Zeit gekommen war. Darüber herrſcht Dunkel.

Die Verſchwörung konnte ihren Hauptzweck nur in Paris ſelbſt erreichen. Dahin begaben ſich Pichegru und Cadoudal mit einer Anzahl entſchloſſener Chouans und emigrirter Edelleute, nachdem ſie auf engliſchen Schiffen bei Nacht am 21. Auguſt 1803 an dem Felſen von Biville gelandet und von vertrauten Schmugglern aufgenommen worden waren. Cadoudal trug eine Million in Wechſeln bei ſich. Verkleidet und von Geſinnungsgenoſſen verſteckt brachten ſie Monate in Paris zu, ohne erkannt zu werden. Pichegru, früher von Moreau verrathen, übernahm es gleichwohl, ihn zu gewinnen, und ſchöpfte vielleicht gerade aus deſſen früherem kleinlichen Benehmen die Hoffnung, ſeine Charakterſchwäche ausbeuten zu können. Moreau ging auch auf die Anträge ein, verlangte aber in ſeinem langgenährten Neide, daß, wenn Bonaparte geſtürzt werde, die Regierungsgewalt ihm, dem General Moreau, zu Theil werden ſolle und nicht den Bourbonen, wobei er vorgab,

die Truppen würden wohl ihm, nie aber den Bourbonen gehorchen wollen. Bei dieser Erklärung blieb er auch, zur Verzweiflung Cadoudals. Moreau haßte den ersten Consul auf's tiefste und ließ es sich auch in unkluger und kleinlicher Weise merken, während der erste Consul ihn mit ausnehmender Rücksicht und Geduld auf eine wahrhaft großmüthige Weise behandelte. Er hatte von dieser Gesinnung schon im Kriege des Jahres 1800 eine glänzende Probe abgelegt, indem er Moreau die Hauptarmee ließ und selbst nur die schwache Reservearmee übernahm. Aber Moreau konnte ihm seine Größe nicht verzeihen, spielte den eifrigen Republikaner, tadelte, witzelte, trotzte, schlug es aus, den ersten Consul zu einer Heerschau zu begleiten, weil er nicht die zweite Stelle einnehmen wollte, und speiste während eines großen officiellen Diners des ersten Consuls mit seinen Anhängern in einem benachbarten Gasthof, um dem Publikum seine Opposition recht augenfällig und scandalös zu machen. Bonaparte ignorirte ihn seitdem völlig, ohne ihm das geringste zu leide zu thun, und behauptete gerade dadurch am gewissesten seine moralische Ueberlegenheit.

Er hatte, als er lebenslänglicher Consul geworden war, der öffentlichen Meinung ein Opfer gebracht, indem er den unwürdigen und verhaßten Fouché aus dem Ministerium entfernte. Seitdem aber waren die Argusaugen der Polizei eingeschlafen. Nur Fouché selbst hatte die seinigen stets offen behalten und war durch seine geheimen Agenten auf die Spur einer neuen royalistischen Verschwörung gekommen. Das machte er nun geltend, um seine Unentbehrlichkeit für das Portefeuille der Polizei zu beweisen. Bonaparte stutzte und wurde unruhig. Es war ihm sehr einleuchtend, welches große Interesse England haben müsse, seiner gerade in diesem Zeitpunkt vor der Landung durch eine Ueberraschung, durch einen Mord los zu werden, wie Pauls I. Er legte daher schweres Gewicht auf die Entdeckung. Er selbst schärfte seinen durchdringenden Blick, um mehr zu sehen, als andere. Er ließ sich die Listen aller Verhafteten bringen und sein Adlerauge fand in dieser

Menge von Namen den rechten heraus. Querel, ein vormaliger Arzt der Vendéer, war kürzlich erſt wieder als verdächtig verhaftet worden, nebſt vier andern. Sollten ſie nicht aus England gekommen ſeyn? Der Arzt, ſagte Bonaparte, wird ohne Enthuſiasmus und nur von Gewinnſucht geleitet ſeyn, er wird uns beichten. Sie wurden ſcharf und liſtig ausgefragt; zwei davon freigeſprochen, zwei andere, die ſich als fanatiſche Vendéer bekannten und nichts geſtanden, erſchoſſen; der fünfte aber, jener Arzt, ließ ſich einſchüchtern und bekannte, mit Cadoudal gelandet zu ſeyn in der Abſicht, den erſten Conſul zu ermorden. Auch bezeichnete derſelbe eine Weinhandlung in Paris, wo die Verſchworenen häufig zuſammenkämen. Hier nun ergriff man noch Cadoudals jungen Diener, Picot, und einen älteren Offizier Bouvet de Logier, 8. Febr. 1804. Der letztere wollte ſich im Kerker hängen, kehrte aber in's Leben zurück und war durch den Vorfall ſo erſchüttert, daß er „dem Schatten des Todes zu entfliehen," ſich zu offenem Geſtändniß anbot, denen fluchend, die ihn in dieſes Unglück geſtürzt hätten. Hierauf geſtand auch Picot. Allein ſie wollten nicht zugeben, daß ſie gemeine Meuchelmörder ſeyen; ſie legten daher großes Gewicht darauf, daß ein Prinz erwartet worden ſey, der ſich an ihre Spitze hätte ſtellen ſollen, um in offenem Kampfe den erſten Conſul anzugreifen. Sie beriefen ſich auf die vornehmen Edelleute, die mit ihnen gekommen ſeyen, namentlich auf die Brüder Polignac, denen der Prinz habe nachkommen ſollen.

Somit wurde die Aufmerkſamkeit des erſten Conſul auf den Prinzen geſpannt. Ueber Moreau war er ruhig, er ließ ihn verhaften, ſagte aber, er verzeihe ſeiner Eitelkeit und Schwäche. Der Prinz allein ſchien ihm gefährlich. Sein Vertrauter Savary mußte ſich heimlich mit Gensd'armen in der Nähe des Felſens von Biville verſtecken und auf die Ankunft des vermeinten Prinzen lauern, wochenlang vergebens. Noch aber waren die Hauptverſchworenen in Paris ſelbſt verſteckt. Man mußte ihrer um jeden Preis habhaft werden. Bonaparte ließ Paris abſperren, wie es einſt Dan-

ton während der Septembermorde gethan hatte, daß niemand herauskonnte, und setzte die Todesstrafe darauf, wenn jemand den Verschworenen, die man suche, Obdach gebe oder sie nicht anzeige. Die Angst vor dem ersten Consul war wirklich so groß, daß die meisten Verschworenen aus den Verstecken, in denen sie sich gehalten, ausgewiesen wurden und sich kaum für die höchsten Geldsummen auf einige Stunden einen neuen Schlupfwinkel erkaufen konnten. Pichegru wurde um den Preis von 100,000 Franken von einem Aufwärter verrathen, und Georges Cadoudal auf der Straße in einem Cabriolet erkannt und nach blutiger Gegenwehr verhaftet, nachdem er einen Polizeimann getödtet, einen andern schwer verwundet hatte. Auch die Brüder Armand und Jules von Polignac und der Herr von Rivière fielen der Polizei in die Hände. Sie alle behaupteten aber, wie die zuerst Verhafteten, sie seyen keine Meuchelmörder, sondern nur treue Diener eines Prinzen, der mit gewaffneter Hand sein Recht auf den französischen Thron habe geltend machen wollen. Wer dieser Prinz sey, wußten sie selber nicht, da er erst hatte nachkommen sollen.

Savary kehrte endlich zurück und der erste Consul rathschlagte mit Talleyrand und Fouché, wo der Prinz wohl zu suchen sey? Man forschte nach dem Aufenthalt aller Glieder des Hauses Bourbon und fiel endlich auf den armen Herzog von Enghien. Ein vertrauter Agent wurde nach Ettenheim geschickt und berichtete, der Herzog sey häufig von dort abwesend und reise heimlich nach Straßburg, sey auch schon einmal in Paris selbst gewesen, sein nächster Vertrauter und Gesellschafter aber sey der General Dumouriez. Der Agent hörte nämlich den Namen Thumery, so hieß der unschuldige Adjutant des Prinzen, und verwechselte ihn mit dem berühmten General der Republik. Dieses Mißverständniß war es hauptsächlich, was dem Prinzen zum Verderben gereichte. Die Anwesenheit Dumouriez's in Verbindung mit dem Antheil, den Pichegru und Moreau an dem Complott genommen hatten, mußten den ersten Consul im höchsten Grade frappiren. Das Gerücht

sie an sein Herz, und der Buchhandel, gesichert durch die Gesetzgebungen von Sachsen und Preußen, wurde ihre Amme. Wohl haben wir einzelne Fürsten gehabt, welche die Wissenschaften liebten und hegten, allein niemals haben wir einen Ludwig XIV. gehabt, der mit verschwenderischer Freigebigkeit die Gelehrten unterstützte; uns fehlen die Landsitze der englischen Großen mit ihren reichen Bibliotheken, und selbst die klassische Bildung der englischen Pairs war unserm Reichsadel fremd. Und wenn wir dennoch Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Gelehrte besitzen, wenn die Schätze unserer Literatur selbst in England und Frankreich willige Anerkennung finden, so verdanken wir diese günstige Lage der Uneigennützigkeit unserer Gelehrten, der höhern Ausbildung unsers Buchhandels und der consequenten Festigkeit insbesondere der sächsischen Regierung, welche den Marktplatz der deutschen Literatur frei hielt von der Pest des Nachdrucks.

Schon beginnt man im Ausland das Bedürfniß zu fühlen, das literarische und artistische Eigenthum unter den Schutz des Völkerrechtes zu stellen, und Deutschland wird nicht zurückbleiben wollen, wo es gilt, in das große Buch des Rechtes einen neu gewonnenen Satz einzuschreiben, ein neues Pfand des Friedens, ein neues Siegel der göttlichen Abstammung unsers Geschlechtes. Möge es aber dabei sich erinnern, daß mit halben Maßregeln noch nie und nirgends etwas gewonnen worden ist. Findet schon Deutschland es unmöglich, über eine gleichförmige Schutzfrist des geistigen Eigenthums sich zu vereinigen, weil es für die Willkür keine Nothwendigkeit gibt, wie viel weniger wird es möglich seyn, mit England, Frankreich und Amerika sich über das zu verständigen, was das angemessenste ist. Allein über eine volle, unbedingte und völkerrechtliche Anerkennung des Eigenthums der Erzeuger immaterieller Güter an den wahrnehmbaren Repräsentanten derselben wird eine Verständigung unschwer zu erzielen seyn, weil sie eine Wahrheit anerkennt und weil sie eine unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit erfüllt, welche mit Nothwendigkeit so oft sich erneuert, als sie erkannt wird, und so lange besteht, bis sie erfüllt ist.

Wie das Heimfallsrecht von der Erde verschwunden ist, wie der Seeraub als gemeinschaftlicher Feind bekämpft wird, wie die Sclaverei ihrem Ende entgegen geht, so werden nach und nach

von der heimlichen Reise des Prinzen nach Paris war falsch, wurde aber durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß der französische Gesandte in Wien meldete, der Graf Cobenzl habe im Namen des englischen Gesandten Stuart bei ihm angefragt, ob wohl der Herzog von Enghien einen Paß erhalten könne, um durch Frankreich zu seiner Familie nach England zurückzureisen.

Bonaparte war furchtbar aufgeregt. Er glaubte sein Leben, seine Macht ein für allemal gegen die royalistischen Complotte durch eine Gewaltthat schützen zu müssen, welche geeignet war, seinen Gegnern gehörigen Schrecken einzuflößen. „Ich will, sagte er, der Revolution ein blutiges Pfand geben und ihr den Kopf des Herzogs von Enghien zuwerfen; das Blut dieses Prinzen soll zwischen mir und dem Prätendenten (Ludwig XVIII.) stehen.“ Sein Mitconsul Cambacérès wollte ihn milder stimmen, aber Bonaparte fuhr ihn an: „seit wenn geizen Sie denn so mit dem Blute der Bourbons?“ Cambacérès hatte nämlich im Convent für den Tod des Königs gestimmt. Der Herzog von Enghien wurde in der Nacht des 15. März in Ettenheim ergriffen und zuerst nach Straßburg, bald darauf nach Paris geführt und im Schloß von Vincennes vor ein Kriegsgericht gestellt, dem General Hulin präsidirte. Aber Savary war dabei und hatte bestimmten Befehl vom ersten Consul, rasch zu verfahren. Der Prinz behauptete in einer edeln und offenherzigen Vertheidigung, nichts von Dumouriez, auch nichts von einer Verschwörung in Paris zu wissen, noch die französische Grenze überschritten zu haben, nur das sey wahr, daß man ihm gerathen habe, am Rhein zu verweilen, da er vielleicht bald eine Rolle werde zu spielen haben. Durch dieses unvorsichtige Geständniß bestätigte er den Argwohn Bonaparte's, auch wenn er selbst dabei unschuldig und nur das Opfer anderer war. Er bat dringend, den ersten Consul persönlich sprechen zu dürfen. Man sagt, Staatsrath Real sey auch von dem letzteren beauftragt worden, nach Vincennes zu gehen, um klarer in der Sache zu sehen, habe jedoch seine Fahrt dahin verspätet und Savary in übertriebenem

Diensteifer zu schnell entschieden. Indeß ist nicht wahrscheinlich, daß ein Diener des mächtigen Gebieters in jenen Tagen gewagt haben würde, gegen seinen Willen weder zu langsam, noch zu rasch zu verfahren. In der Nacht des 20. März wurde der unglückliche Prinz, nachdem ihn das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, im Festungsgraben von Vincennes erschossen und starb mit einer muthigen Ergebung ohne Klage. Bonaparte befand sich an diesem Abend in Malmaison und ließ viel Unruhe blicken. Unter anderem rief er einmal aus: „sie wollen die Revolution vernichten, aber ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, und von heute an wird man darauf Acht haben, denn man weiß jetzt, wozu wir fähig sind.“

Diese blutige That erreichte vollständig ihren Zweck, denn der erste Consul hatte fortan vor den Royalisten Ruhe*); aber sie war von einem unermeßlichen moralischen Nachtheil für ihn, indem sie den guten Glauben an seine Großmuth und Humanität zerstörte und seinen vielen Bewunderern das häßliche Bild eines Tyrannen zeigte. Die bittere und unversöhnliche Feindschaft der Engländer gegen ihn gewann dadurch eine Rechtfertigung, die sie auch sehr gut auszubeuten verstanden. Ein Schrei des Entsetzens und der Rache ging durch alle Länder, in denen Frankreichs Einfluß nicht stummes Dulden gebot. Der Kaiser von Rußland legte mit seinem ganzen Hofe Trauer an, aber Bonaparte ließ durch Talleyrand der russischen Gesandtschaft insinuiren: „was wohl Kaiser Paul gethan haben würde, wenn er erfahren hätte, die Verschworenen, die sein Leben bedrohten, hätten sich nur eine Stunde weit weg von der russischen Grenze befunden?“ Der Kaiser von Rußland ließ beim deutschen Reichstag feierlich Protest einlegen gegen die Verletzung

*) Er selbst hat später oft und aufs bestimmteste wiederholt, diese That sey das einzige Mittel gewesen, die Meuchelmörder abzuschrecken, daher haben Nothwehr und Staatsklugheit sie gerechtfertigt. Ja noch in seinem Testament auf St. Helena versicherte er, daß er unter ähnlichen Umständen jetzt noch ganz eben so verfahren würde.

des badischen Gebietes, aber der badische Reichstagsgesandte selbst verlangte, daß man über diese russische Note zur Tagesordnung übergehe, und der preußische Gesandte stimmte damit überein. Preußen wollte das Ereigniß, nachdem es einmal nicht mehr ungeschehen zu machen war, wenigstens nicht zur Ursache eines europäischen Krieges werden lassen. Bonaparte hatte am 21. April das Herzogthum Aremberg besetzen lassen, und drohte seine Armee in Hannover beträchtlich zu verstärken, wenn Russen die preußische Grenze beträten. Preußen hätte sich dann nothwendig entscheiden müssen, es wäre selbst Kriegsschauplatz geworden. Das wollte der friedliebende König um jeden Preis vermeiden und gab also wieder dem ersten Consul nach. Dadurch ließ sich Rußland um so mehr von weiteren Schritten abhalten, als auch Oesterreich es auf keinen Krieg ankommen lassen wollte.

Der große Verschwörungsproceß in Paris nahm nun vollends seinen Verlauf. Pichegru wurde am 6. April in seinem Gefängniß erwürgt gefunden. Schon vor seiner Gefangennehmung hatte er sich erschießen wollen. Er hatte jedenfalls seinen alten Ruhm für immer verloren und nichts mehr zu erleben, als Schande, daher ist es wahrscheinlich, daß er sich selbst umgebracht hat. Man beschuldigte Bonaparte, er habe ihn heimlich durch vier Mameluken stranguliren lassen, wozu derselbe aber nicht das mindeste politische Motiv gehabt hätte. Auch in dieser Sache ist der Staatsrath Real genannt worden. Er soll Pichegru Gnade und die Versetzung nach Cayenne versprochen haben, wo er einer großen Colonisirung habe vorstehen sollen. Nachher aber sey Real nicht mehr zu Pichegru gekommen und dieser habe sich aus Verzweiflung umgebracht. Bonaparte selbst hatte wohl mehr Recht, wenn er voraussetzte, Pichegru habe aus Scham und gekränktem Ehrgeiz seine Gnade ausgeschlagen. Jedenfalls würde Pichegru so gut Gnade gefunden haben, wie Moreau. Dieser vertheidigte sich männlich, edel, seines großen Ruhmes nicht unwürdig, konnte aber den Makel, mit im Complott gewesen zu seyn, nicht von sich abwaschen und wurde zu

zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Bonaparte entließ ihn frei nach Amerika und kaufte ihm sein Landgut um eine beträchtliche Summe ab, damit er nicht unbemittelt ins Exil gehe. Auch die sämmtlichen royalistischen Edelleute, die im Complott gewesen, wurden geschont. Zwar hatte Armand von Polignac, Rivière, Pouvet de Logier, den General Lajolais und noch drei andere die Todesstrafe getroffen, aber Frau von Polignac und die vierzehnjährige Tochter Lajolais' fielen dem ersten Consul unter Thränen zu Füßen, Josephine bat für sie und Bonaparte sprach das Gnadenwort aus. Nur die plebejischen Verschworenen, Cadoudal mit 11 Gefährten wurden am 25. Juni hingerichtet. Er starb wie ein Held. Die Begünstigung des Adels war ohne Zweifel darauf berechnet, ihn von der Sache der Bourbonen abzuziehen.

Bonaparte schritt über die Leiche des Herzogs von Enghien hinweg zum Throne. Wenn ihr, schien er den Royalisten zu sagen, nun doch den Thron wieder aufrichten wollt, so will ich euch zeigen, wer allein würdig ist, denselben zu besteigen. Im Heer und Volk war die Monarchie längst vorbereitet. Wer einmal so mächtig und populär war, wie der erste Consul, konnte vor dem leeren Throne nicht still stehen. Der republikanische Rausch war längst verflogen, der terroristische Pöbel in die Winkel der Vorstädte zurückgetrieben; selbst die wahrsten und edelsten Freunde bürgerlicher Freiheit hatten sich aus Ekel an den jakobinischen Ausschweifungen zur Partei der Ordnung bekehrt oder trauerten in stummer Resignation. In den Vordergrund aber waren die Waffengefährten des ersten Consuls und die ehrgeizigen Schmeichler getreten, die jeder neuen Gewalt huldigten. Sie erfüllten Frankreich ausschließlich mit dem Gedanken der Größe und des Ruhms und mit der Bewunderung eines Einzigen, in dem die Nation allein noch wissen sollte, daß sie lebe. Sein überwältigendes Genie, der Zauber, der ihn von seinem ersten Eintritt in die Weltgeschichte an umkleidet hatte, rechtfertigten die allgemeine Huldigung, in die selbst offene Feinde aus Wahrheits-

Liebe einſtimmten und die von den heimlichen durch niedrige Kriecherei abſichtlich übertrieben wurde.

Alles war ſchon abgekartet und jedem ſeine Rolle zugetheilt, wobei Fouché den größten Eifer zeigte. Der Senat übernahm es, den erſten Conſul, der gar nichts davon zu ahnen ſchien, auf den allgemeinen Wunſch des Volkes aufmerkſam zu machen. Am 27. März ſchickte er eine beſondere Deputation an ihn ab, die ihm ſagen mußte: „der Glanz iſt nichts ohne die Dauer. Großer Mann, vollenden Sie Ihr Werk. Sie gaben uns die Wohlthaten der Gegenwart, ſichern Sie auch unſere Zukunft!“ Bonaparte antwortete erſt am 23. April, als verſtünde er den Senat nicht und bat, derſelbe möge ſeine Gedanken deutlicher ausſprechen. Unterdeß war auch das Tribunat bearbeitet worden und ſtellte den beſtimmten Antrag, den erſten Conſul zum erblichen Kaiſer zu machen. Alles ſtimmte zu, nur Carnot erhob ſich und erklärte: „Ich bin weit entfernt, das dem erſten Conſul geſpendete Lob ſchmälern zu wollen, aber Ehre und Vernunft gebieten, daß der nationalen Dankbarkeit doch eine gewiſſe Grenze gezogen bleibe. Wenn ein Bürger die öffentliche Freiheit wiederhergeſtellt hat, kann man ihm doch nicht eben dieſe Freiheit ſelbſt zum Opfer bringen wollen. Weil er das Vaterland gerettet hat, kann man es ihm doch nicht ſchenken, nicht zum erblichen Eigenthum überlaſſen wollen. Man konnte, was jetzt geſchieht, lange vorausſehen. Aber iſt denn die Freiheit dem Menſchen nur gezeigt worden wie eine Lockſpeiſe, die er doch nie ergreifen und genießen kann? Nein, ich betrachte ſie nicht als eine bloße Täuſchung. Mein Herz ſagt mir, die Freiheit iſt möglich und mit ihr kann man länger beſtehen als mit der Tyrannei. Ich habe gegen die Lebenslänglichkeit des Conſulats geſtimmt, ich ſtimme auch gegen die Monarchie.“ Seitdem zog ſich Carnot auch von allen Geſchäften und in's Privatleben zurück, obgleich ihn Napoleon ſehr achtungsvoll behandete und ihn zu behalten wünſchte. Der Senat adoptirte den Antrag des Tribunats, und nur Sièyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney ſtimmten dagegen. Die neue

Verfassung des Kaiserreichs war bereits am 18. Mai fertig und Cambacérès, der sich anfangs doch ein wenig gesträubt hatte, aber durch Liebkosungen und Gnaden gewonnen worden war, hielt die Anrede an den neuen Kaiser und proclamirte ihn vor dem Volke. Napoleon antwortete: „Alles was zum Wohl des Vaterlandes beitragen kann, ist mit meinem Glück innig verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemessen halten. Ich unterwerfe das Gesetz über die Erblichkeit der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie wird zu bereuen haben. Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meiner Nachkommenschaft ruhen, wenn sie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.“ Diese Worte wurden mit dem lautesten Jubel aufgenommen. Das Volk, welches nicht mehr über die Kaiserwürde selbst, sondern nur noch über deren Erblichkeit abzustimmen hatte, erklärte sich dafür mit 3,521,675 Stimmen.

Der Kaiser erhielt eine Civilliste von 25 Millionen und die sämmtlichen Paläste und Krondomainen des alten Königshauses. Seine Brüder wurden französische Prinzen und bekamen jeder jährlich eine Million. Der Kaiser behielt sich aber den unbedingtesten Alleinwillen in seinen Familienangelegenheiten vor und maß mit ungleichem Maaße. Die prinzliche Würde erhielt sein älterer Bruder Joseph, dessen Ehe mit der Tochter des reichen Kaufmann Clary anerkannt wurde. Der zweite Bruder Lucian, um drei Jahre jünger als Napoleon, wurde von der prinzlichen Würde ausgeschlossen und lebte im Exil zu Rom, weil er nach dem Tode seiner ersten Gattin (der Schwester des Gastwirths Boyer) erst 1803 die Wittwe des Bankier Jouberton geheirathet hatte und sich nicht von ihr trennen wollte, um eine vornehmere Verbindung einzugehen.*)

*) Als Napoleon ihm als eine Schmach vorwarf, seine Maitresse geheirathet zu haben, antwortete Lucian: „ich will doch lieber meine eigene

Ueberhaupt wollte ſich dieſer Bruder, der eigenen Geiſt genug hatte, der Tyrannei Napoleons nicht unterwerfen. Die jüngeren Geſchwiſter, welche ſämmtlich zu Prinzen und Prinzeſſinnen erhoben wurden, waren noch: Eliſe, mit dem Corſen Bacchiochi verheirathet; Ludwig, mit dem Napoleon ſeine Stieftochter Hortenſe vermählt hatte; Pauline, die Wittwe des General Leclerc, wiedervermählt mit dem reichen römiſchen Fürſten Borgheſe, berühmt durch ihre Schönheit und treue Anhänglichkeit an Napoleon, aber von ſehr freien Sitten; Karoline, die Gemahlin Murats; Jerome, der in Nordamerika als Kaufmann gelebt und erſt 1803 die Kaufmannstochter Eliſe Patterſon geheirathet hatte, jetzt aber auf Napoleons Befehl zurückkehrte und ſich von ſeiner Frau bürgerlich ſcheiden ließ. Das waren die Napoleoniden, deren Mutter Lätitia übrigens bei Lucian in Rom wohnte und ſich, auch wenn ſie nach Paris kam, nicht gerne den Launen des kaiſerlichen Sohnes unterwarf.

Die nächſten an dem neuen Throne waren die Großwürdenträger, der Großwähler Prinz Joſeph; der Erzkanzler Cambacérès; der Erzkämmerer Lebrun; der Connetable Prinz Ludwig; der Staatskanzler und Großadmiral, deren Stellen einſtweilen vacant blieben. An die großen Staatsämter ſchloſſen ſich große Hofämter, der Großalmoſenier Cardinal Feſch, der Großkammerherr Talleyrand, der Großjägermeiſter Berthier, der Großſtallmeiſter Coulaincourt, der Großceremonienmeiſter Segur (von altem Adel, früher Geſandter bei der Kaiſerin Katharina), und der Großmarſchall des Palaſtes Duroc. — Das Heer lieferte gleichfalls ſeine Großwürdenträger in 16 Marſchällen, wozu jedoch vorläufig nur 14 ernannt wurden: Jourdan, Berthier, Maſſena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Beſſières, Moncey, Mortier, Soult, Davouſt, Bernadotte. Auch die Kaiſerin Joſephine erhielt ihren

---

Maitreſſe geheirathet haben, als die eines andern.“ Das bezog ſich auf das Verhältniß, in welchem Joſephine Beauharnais zu Barras geſtanden haben ſoll, ehe Napoleon ſich mit ihr verband.

Hofstaat, dem die geistreiche Frau von Larochefoucauld, wie Segur vom alten Adel, als erste Ehrendame vorstand. Der neue Kaiser bediente sich auch in niedern Hofstellen alter Diener des früheren königlichen Hofes, um das Ceremoniel schnell zu regeln, und hielt mit großer Eifersucht auf die strengste Etikette.

Die Senatoren empfingen reiche Dotationen, der Gehalt der Tribunen wurde auf 25,000 Fr. erhöht, dagegen das Gesuch, der Presse, der Wahlfreiheit, der Unverletzlichkeit der Gesetze und der Verantwortlichkeit der Minister einige Bürgschaften zu geben, in Gnaden abgeschlagen. Der Kaiser erklärte jede solche Bürgschaft für eine Waffe der Opposition, die der Monarchie gefährlich werden müsse, sobald einmal ein schwacher Regent auf dem Thron sitze. Der Senat könne nie der Regierung gegenüber stehen, er habe keinen nationalen und repräsentativen Charakter, er sey nur ein mitregierender Theil der Regierung, deren Gewalt von oben ausgehe.

Die Vorgänge in Frankreich hatten zur nächsten Folge, daß in England der entschiedenste Feind des stolzen Kaisers der Franzosen, Pitt, der bisher im Hintergrunde gestanden und nur indirect durch seinen großen Einfluß gewirkt hatte, wieder in's Ministerium trat, 12. Mai 1804. Er machte zur Bedingung, über 60 Millionen geheime Ausgaben ohne Verantwortung verfügen zu dürfen. Die Landung der Franzosen in England wurde immer wahrscheinlicher. Pitt war darauf gefaßt und hatte 100,000 Mann Soldaten, 80,000 Milizen an den Küsten und ein Aufgebot von 400,000 Freiwilligen in Reserve; 500 englische Kriegsschiffe schwärmten im Canal und bewachten die französischen Ufer, vor allem das Lager von Boulogne.

Nachdem Kaiser Napoleon am 14. Juli in der Kirche der Invalliden zu Paris die erste große Austheilung der Ehrenlegionskreuze vorgenommen hatte, begab er sich im Juli nach Boulogne, um die Rüstungen daselbst durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Man erwartete die Landung schon im August, allein dazu war

noch keine Zeit; die französischen Flotten hatten immer noch nicht aus den blokirten Häfen auslaufen können und in Boulogne selbst waren nicht Kriegsschiffe genug vorhanden, um die Ueberfahrt zu decken. Statt eines wirklichen Kampfes erfolgte daher nur eine pomphafte Schaustellung. Am 16. August, dem Tage nach seinem Geburtstage, ließ sich Napoleon beim herrlichsten Wetter von der ganzen hier versammelten Armee von 100,000 Mann und einer unzählbaren aus der Nähe und Ferne herbeigeströmten Volksmenge huldigen. Sein Thron war auf einer Anhöhe aufgeschlagen, von wo man Land und Meer weit übersehen konnte. Auch hier wiederholte er die Austheilung der Legionskreuze und Mann für Mann mußten die Tapfern an die Stufen des Thrones treten und das Kreuz aus des Kaisers eigener Hand empfangen. Die Begeisterung der Truppen erreichte den höchsten Grad. Sie wurden aber nicht gegen den Feind geführt. Napoleon machte vielmehr, wie im vorigen Jahre, eine friedliche Rundreise, diesmal in die deutschen Rheinlande. Nicht ohne Absicht verweilte er in Aachen, ließ sich die Reliquien Karls des Großen zeigen, als dessen Nachfolger er erscheinen wollte, und suchte insbesondere die Geistlichkeit durch viele Geschenke für sich einzunehmen, denn es war ihm nicht unbekannt, wie gerade in diesen Gegenden der Katholicismus am tiefsten wurzelte. Zugleich besichtigte er die Festungen für den Fall eines neuen Continentalkrieges, vermehrte deren Werke, verbesserte den Straßenbau ꝛc. Im September kam er nach Mainz und befahl sogleich, den geschleiften Brückenkopf Castel am rechten Rheinufer wiederherzustellen, ebenso Kehl, den Brückenkopf von Straßburg.

In Mainz empfing er die Besuche der süddeutschen Fürsten, die schon in ihm ihren Protector verehrten, während der deutsche Kaiser von ihnen verlassen wurde. Franz II. besorgte, das Reich werde bald ganz auseinander fallen und somit auch die deutsche Kaiserwürde aufhören; er nahm daher am 10. August neben dem Titel eines erwählten römischen noch den eines erblichen österreichi-

schen Kaisers an, damit ihm jedenfalls der letztere bliebe. Preußen hegte gleichfalls Besorgnisse. Die schöne Königin Louise, der das ewige Nachgeben gegenüber einem so unersättlichen Forderer wie Napoleon unerträglich vorkam, gewann einigen Einfluß auf den König; Haugwitz, der unbedingt immer eine innige Allianz zwischen Frankreich und Preußen wollte, wurde entfernt und Hardenberg an die Spitze des Ministeriums gestellt. Allein dieses Mannes Halbheit war längst erprobt und konnte nur dazu dienen, das demoralisirende System der Zweideutigkeit auf Kosten der preußischen Ehre zu verlängern. Er schmeichelte sich wieder mit der Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Rußland und erkannte sich hinreichend befriedigt, als Napoleon den am 25. October willkührlich in Hamburg verhafteten englischen Geschäftsträger Rumboldt auf preußische Requisition wieder frei ließ. — Schweden erkannte Napoleon als Kaiser nicht an. Rußland war seit dem Morde des Herzogs von Enghien noch nicht versöhnt, berief seinen Gesandten von Oubril aus Paris ab und schickte auch den französischen, Herrn von Rayneval, aus Petersburg weg, ohne daß es jedoch zum Kriege gekommen wäre. — Spanien war eine der ersten Mächte, welche dem neuen Kaiser huldigten, weßhalb Ludwig XVIII. dem König von Spanien den Orden des goldenen Vließes zurückschickte. Spanien wurde unmittelbar für seine Hingebung an Napoleon bestraft, denn am 3. September nahmen die Engländer vier spanische Gallionen weg, die Silber aus Amerika brachten, im Werth von 16 Mill. Piastern.

Napoleon maskirte mit seiner langen friedlichen Rundreise und mit der auf den Dezember anberaumten Krönungsfeier in Paris die Landungspläne, mit denen er blutigen Ernst machen wollte. Er mußte nothwendig die Zeit des Spätherbstes abwarten, in welcher die englischen Blokadegeschwader durch Stürme entfernt werden würden, bevor seine Flotten aus den verschiedenen Häfen Frankreichs auslaufen konnten. Admiral Villeneuve in Toulon und Missiessy in Rochefort sollten im October und November nach den

alle ursprünglichen Rechte der Menschen in allen Staaten gleichen Schutz genießen, und wir würden als einen Triumph der Zeit begrüßen, wenn die Richtung der Menschen auf Kunst und Wissenschaft die erste wäre, die unter den Schutz des Völkerrechtes gestellt würde.

Wie fern oder wie nahe wir diesem Ziele sind, behalten wir uns vor, in einem spätern Artikel an den Gesetzen der einzelnen Völker nachzuweisen und schließen mit dem Wunsche, daß auch diese Zeilen, wenn sie auf Wahrheit gegründet sind, zu der Anerkennung der Wahrheit beitragen möchten.

Leipzig im September 1838.

Dr. Schellwitz,
Consulent des Börsenvereins der deutschen Buchhändler.

Antillen segeln und einen Theil der englischen Flotte dahin locken; Admiral Gantheaume aber sollte von Brest aus im Dezember 18,000 Mann nach Irland führen und dann nach Boulogne eilen, wohin um diese Zeit auch Villeneuve und Missiessy würden zurückkommen können, um die Landungsflotte zu beschützen. Die Landung war also für die Neujahrszeit festgesetzt nach Beendigung der Krönungsfeste.

Napoleon bestimmte den 2. Dezember zum Tag seiner Krönung und wollte sich die Krone selbst auf's Haupt setzen, als Usurpator, der sie durch eigene Kraft erworben und nicht geerbt hatte. Allein er wollte zugleich, der greise Papst solle in der rauhen Winterszeit nach Paris kommen, um ihn unmittelbar vor der Selbstkrönung zu salben und seiner Erhebung die volle Weihe der Kirche zu geben. Pius VII. ließ ihn dagegen erinnern, sämmtliche Könige von Frankreich seyen nach alter Sitte in Rheims vom Erzbischof daselbst mit dem h. Oele gesalbt und gekrönt worden, Karl der Große aber sey um vom Papst gesalbt und gekrönt zu werden, nach Rom gekommen. Gleichwohl erbot sich der Papst, Napoleons Wunsch zu erfüllen, aber nur unter der Bedingung, daß er ihn nicht blos salben, sondern auch krönen dürfe, und daß Napoleon die geraubten Legationen, Bologna und Ferrara, wieder mit dem Kirchenstaate vereinige. Denn so zieme es dem Nachfolger Karls des Großen, eines Fürsten, der den Kirchenstaat für ein Jahrtausend fest begründet hatte. Napoleon war so mächtig, daß er diesen Wunsch des Papstes wohl hätte befriedigen können, ohne daß seiner Herrschaft in Italien daraus ein Nachtheil erwachsen seyn würde, während ihm ohne Zweifel eine freundliche und zutrauensvolle Stellung zum Papst von größtem Nutzen seyn mußte. Aber er hatte sich schon zu sehr gewöhnt, durch Schrecken, Einschüchterung und List alles, was er wollte, durchzusetzen und vergaß, daß er selbst noch vor nicht langer Zeit das Ansehen, welches ihm ein unabhängiger und selbständiger, über ein eigenes Land gebietender Papst bringe, weit demjenigen vorgezogen hatte, welches

ein durchaus abhängiger Patriarch als Unterthan seinem weltlichen Herrn gewähre. Nach uraltem Herkommen kann es im katholischen Kirchengebiet wie nur einen Papst, so auch nur einen Kaiser geben. Wenn Napoleon, wozu er damals die Macht hatte, die bisherige Würde eines römischen Kaisers deutscher Nation in die eines römischen Kaisers französischer Nation umwandeln wollte, so mußte er auch den Papst so stellen, daß derselbe mit allen seinen Sympathien sich dem neuen Kaiserhause zuwendete, nicht aber aus steter Angst und Mißtrauen noch seinen heimlichen Rückhalt an Oesterreich suchte. So gebot es Napoleons eigenes Interesse, so würde er den Begriffen und Gewohnheiten der abendländischen Kirche entsprochen haben. Aber Napoleon unterwarf sich keinem historischen Gesetz, sondern glaubte der Mit- und Nachwelt neue geben zu dürfen, und achtete kein Recht eines andern mehr, indem er sich stark genug wußte, alles zu erzwingen und jeden Widerstand niederbrechen zu können. Da es ihn inzwischen in Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn der schon angekündigte Papst nicht nach Paris gekommen wäre und die Zeit drängte, so erlaubte Napoleon seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, sich der List zu bedienen. Fesch sagte dem Papste zu, er solle den Kaiser nicht nur salben, sondern auch krönen, und ließ ihn merken, was die Legationen beträfe, so würde dieser Punkt in mündlicher Besprechung unter den Eindrücken allgemeiner Freude und bei dem beiderseitigen Interesse des Kaisers wie des Papstes, freundschaftlich zusammenzuhalten, wohl befriedigend erledigt werden können. In dieser Hoffnung reiste nun der heilige Vater ab, nicht ahnend, wie garstig er würde betrogen werden.

Seine Reise war ein fortwährender Triumphzug. Sie führte ihn über Parma, Piacenza, Turin, Lyon. Ueberall warteten ihm die französischen Truppen und Behörden auf. In Turin beugte sich der Muhamedaner Menou tief vor ihm. Noch viel mehr aber überraschte und entzückte den greisen Papst das Zuströmen unzäh-

ligen Volks in Frankreich selbst. Ueberall auf dem weiten Wege von der französischen Grenze an lag das von allen Seiten herbeiströmende Landvolk auf den Knien, um seinen Segen zu empfangen. Er glaubte zu träumen. So hatte er sich das Land der Jakobiner nicht vorgestellt. Napoleon hatte eine Jagd in der Gegend von Fontainebleau veranstaltet und richtete es so ein, daß er am 25. November dem Papst nur wie zufällig auf seiner Reise begegnete. Er stieg sogleich vom Pferde ab und Pius aus dem Wagen, und die etwas schmutzige Straße hinderte sie nicht, sich zu umarmen. Mittlerweile war ein kaiserlicher Wagen angefahren, in den beide Potentaten einstiegen, der Papst zur rechten, wobei nur mißfällig bemerkt wurde, daß der Mameluk auf dem Bock saß. Der Kaiser überbot sich an Liebenswürdigkeit gegen seinen Gast. Sie blieben in Fontainebleau, damit der Papst gehörig ausruhen könne und fuhren am 29. zusammen nach Paris, wo dem Papst in den Tuilerien selbst Gemächer bereitet waren. Alle Behörden wurden ihm vorgestellt, wobei Fontanes in einer schönen Anrede sagte: „alle irreligiösen Gedanken sind unpolitische Gedanken, jeder Angriff auf das Christenthum ist ein Angriff auf die Gesellschaft."

Josephine nahte sich dem h. Vater mit der ganzen Demuth einer frommen Katholikin und beichtete ihm, sie sey mit ihrem Gemahl nur bürgerlich, aber noch nicht kirchlich getraut worden, was ihr Gewissen sehr beunruhige. Der Papst erklärte sogleich, die Trauung müsse noch vor der Krönung vollzogen werden. Napoleon war wüthend und ließ seinen ganzen Zorn an Josephinen aus, ja drohte ihr mit Scheidung, wobei seine Brüder eifrigst das Feuer schürten. Allein Josephinens Thränen bezwangen sein Herz und er begriff wohl, daß ein öffentlicher Scandal hier nicht am Platze sey, ließ sich also noch in der Nacht des 1. Dezember mit ihr kirchlich trauen, welche Ceremonie sein Oheim Fesch verrichtete.

Der Krönungstag *) war hell, aber sehr kalt, das Volk in ungeheurer Menge herbeigeströmt und um die Tuilerien und die Kirche Notre Dame versammelt, in welch letzterer die Feier vor sich gehen sollte. Der Papst begab sich zuerst dahin, in einem Prachtwagen, voran ein Kreuzträger, der nach alter Sitte auf einem Esel ritt mit einer Ernsthaftigkeit, die den Parisern nicht erlaubte, ihre Mienen zum Lachen zu verziehen. Das kaiserliche Paar folgte fast über eine Stunde später in einem Glaswagen mit goldenem Rahmen, über dem eine Krone schwebte. Josephine zeigte noch verweinte Augen. In der Zerstreuung setzten sich beide auf den Rücksitz, und obgleich sie den Irrthum schnell wieder gut machten, sah man ihn dennoch als ein böses Omen an. Der Kaiser trug ein halb römisches, vom Maler David erfundenes Costum. Sein mit goldenen Lorbeern bedeckter Kopf zeigte in der That die vollkommenste antike Schönheit und der togaartige weiße Mantel paßte gut dazu. Aber den Hals umgab ein steifer spanischer Spitzenkragen und das spanische Costum unter dem Mantel war zu auffallend der Theaterconvenienz entlehnt, um der hohen Würde des Mannes und der Kleinheit seiner Figur zu entsprechen. Man vermißte dabei den Ausdruck des Wahren, Volksthümlichen und Harmonischen. Das Gefolge, die Kirche selbst strahlte von Reichthum und Pracht. Napoleons Brüder hielten ihm den Mantel, seine Schwestern mußten trotz ihres innerlichen Widerstrebens Josephinen die Schleppe halten. Der Papst salbte den Kaiser auf Stirne, Arme und Hände, und würde ihm die Krone, die er schon in den Händen hielt, aufs Haupt gesetzt haben, wenn Napoleon sie nicht ergriffen und sich selber aufgesetzt hätte. Hierauf setzte er der vor ihm knienden Josephine eine andere Krone auf mit einer Miene voll Huld und Liebe. Als das

*) Bignon bemerkt, am Tage vorher habe sich Napoleon lebhaft mit der Insel St. Helena beschäftigt, die er durch eine der kleinen Flotillen besetzen lassen wollte, welche er damals in die entfernteren Meere schickte, um die englische Flotte von Europa wegzulocken.

kaiſerliche Paar die Kirche wieder verließ und das Gefolge nachſtrömte, blieb der Papſt wie vergeſſen zurück. Unter den fremden Ehrengäſten bemerkte man den Erzkanzler des deutſchen Reichs und die Prinzen von Baden. Drei Tage nachher vertheilte der Kaiſer auf dem Marsfelde die neuen goldenen Adler, die fortan ſeine tapfern Heere gleich den alten römiſchen Legionen tragen ſollten.

Die großen Feſte waren vorüber, aber die Ueberfahrt nach England ließ vergebens auf ſich warten. Der allzu künſtlich angelegte Plan der franzöſiſchen Admirale war mißlungen. Villeneuve war zwar von Toulon ausgelaufen, aber aus Furcht vor den ihm überlegenen engliſchen Flotten wieder dahin zurückgekehrt. Er ſollte nun im März den Verſuch wiederholen. Auch kam ein neuer Plan zum Vorſchein, 35,000 Franzoſen nach Oſtindien zu ſchicken, um die engliſche Herrſchaft daſelbſt zu zerſtören und zugleich die engliſche Flotte vom Mutterlande wegzulocken; allein er blieb unausgeführt.

Der arme Papſt war den Winter über in Paris geblieben und ſehr gellebkost worden, hatte aber von Napoleon auch nicht das kleinſte Zugeſtändniß erlangt. Am 4. April 1805 trat er ſeine Rückreiſe nach Rom an, abermals unter ungeheurem Zuſtrömen der Gläubigen, ſo daß er wenigſtens den Troſt mitnahm, die franzöſiſche Nation in Wahrheit eben ſo kirchlich gefunden zu haben, als ihr Oberhaupt den Schein davon haben wollte. Gewiß hat den Papſt dieſe Wahrnehmung geſtärkt und gegen ſpätere Verfolgungen gefeſtigt.

Nur wenig Wochen nach dem Papſt reiſte auch der Kaiſer nach Italien ab. Schon am 17. März hatte er ſich von dem Vicepräſidenten der italieniſchen Republik, Melzi, und einer Deputation, die zu ihm nach Paris kam, die höchſte monarchiſche Gewalt auch für Italien antragen laſſen und dieſelbe angenommen. Bald darauf wollte er ſich in Mailand ſelbſt als König von Italien huldigen laſſen und reiſte dahin ab. Unterwegs am 5. Mai hielt er

ein großes Manoeuvre französischer Truppen auf dem Schlachtfeld von Marengo, zog dann am 8. triumphirend in Mailand ein und setzte sich am 26. in dem großen Dom daselbst die berühmte eiserne Krone der alten Lombardenkönige mit den herkömmlichen Worten auf: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet.“ Ob es die echte alte Krone oder eine nachgemachte war, die Wirkung blieb die nämliche. Der Krönung folgte Fest auf Fest in der schönsten Jahreszeit. Eine Menge fremder Gesandten hatte sich eingefunden, der preußische brachte dem Kaiser die Insignien des schwarzen Adlerordens, worauf der König von Schweden die seinigen desselben Ordens nach Berlin zurückschickte, weil er nichts mit „Herrn Bonaparte“ gemein haben wolle. Der spanische Gesandte brachte das goldene Vließ, der bayerische den Hubertus-, der portugiesische den Christorden ꝛc. Napoleon ordnete das neue Reich und setzte zum Vicekönig desselben seinen Stiefsohn Eugen ein. Auch verkündete er zur Beruhigung der Mächte, Italien solle nur während seiner Lebzeiten mit Frankreich unter einem Haupt vereinigt bleiben, nachher ein unabhängiges Königreich bilden. Damals tauchte der Gedanke auf, Amalie, Tochter der Königin Karoline von Neapel (dieselbe, die nachher der Herzog Ludwig Philipp von Orleans heirathete) mit Eugen zu vermählen, was aber der Stolz der Mutter verhinderte. Diese Dame *) sah mit Entsetzen, wie mächtig Napoleon wurde, regte aufs neue die tapfern Calabresen auf und suchte um russische und englische Hülfe nach, ließ sich aber durch Frankreichs Drohungen einschüchtern und hielt Ruhe.

Am 4. Juni erschien in Mailand der unglückliche Doge Durazzo mit einer genuesischen Deputation vor dem neuen

*) Im bittersten Schmerz sagte sie einmal zu dem französischen Gesandten Alquier, wie sehr sie Napoleon hasse, müsse sie ihn doch bewundern wegen der Größe seiner Thaten in einer Zeit, in der kein Friedrich der Große und keine Katharina II. mehr leben und nur noch Schwachköpfe auf Europa's Thronen sitzen.

König von Italien und flehte ihn um die Gnade an, er möchte nunmehr doch auch die ligurische Republik unmittelbar zu beherrschen und mit dem neuen italienischen Königreich zu verschmelzen geruhen. Man sah an der bleichen Bestürzung des Dogen, welche gezwungene Rolle er spielte. Napoleon erfüllte huldreich seinen Wunsch und begab sich am 30. selbst nach Genua, wo der Schmerz der alten Republikaner im Glanz der befohlenen Freudenfeste unbemerkt blieb. Eine Nachtfeier war hier von besonderer Pracht. Die ganze amphitheatralisch um den Hafen sich ausbreitende Stadt war erleuchtet und der Hafen selbst hatte sich in eine zweite schwimmende Stadt verwandelt, so voll war er von künstlichen Inseln und schwimmenden, hellerleuchteten Schiffen. In der Mitte erhob sich auf vielen Säulen ein Tempel des Neptun und umher tanzten auf den Wellen schwimmende Gärten, vier mit Bäumen und Springbrunnen reich geschmückte Inseln, aus denen bunte Kuppeln hervorragten, in denen sanfttönende Glocken hingen. Flammende Inschriften verhießen dem Kaiser Napoleon die einstige Herrschaft über das Meer, zu der über das Land, die er schon besaß. Eine Regata (Scheingefecht zur See) und eine Girandola vom Leuchtthurme aus (gleichzeitiges Aufsteigen von über tausend Raketen gleich dem Feuerauswurf eines Vulkans) gaben dem Feste noch mehr Leben. Die Witterung war die herrlichste und Napoleon wiegte sich in Glücksträumen. Aber die Herrschaft des Meeres, die ihm hier wie in einem lachenden Bilde vorschwebte, blieb eine Fata Morgana, die er nie erreichen sollte. In Genua nahte ihm Cardinal Maury und trat mit ihm in gutes Vernehmen. Den Schluß seiner italienischen Verfügungen machte die Erhebung seines Schwagers Bacchiochi zum Fürsten von Lucca und Piombino. — In demselben Frühjahr wurde auch die batavische Republik der Monarchie näher geführt, indem Napoleon den ihm persönlich angenehmen bisherigen batavischen Gesandten in Paris, Schimmelpenninck, unter dem Titel eines Rathspensionarius mit fast monarchischer Gewalt bekleiden ließ.

Die schwerste Sorge für den Kaiser blieb immer England. Er hatte am 2. Januar abermals persönlich dem König Georg III. geschrieben, war aber als Kaiser eben so kalt abgefertigt worden, wie früher als erster Consul. Jeder Versuch, die Sehnen der englischen Kraft durch listige Verträge zu erschlaffen, mißlang ihm. Die Landung aber, mit der er schon seit zwei Jahren drohte und die ihn schon so viele Millionen gekostet hatte, setzte ihn je länger je mehr in die größte Verlegenheit. Sie auszuführen, schien unmöglich, da der Admiral Villeneuve zwar endlich nach den Antillen gesegelt war, auf dem Rückwege aber am 22. Juli am Cap Finisterre von der englischen Flotte unter Calder ereilt und nach kurzem Gefecht gezwungen worden war, im spanischen Hafen von Cadix einzulaufen, wo er jetzt blokirt lag. Napoleon war im höchsten Zorne über diese wiederholten Unglücksfälle. Und doch würde ihm die Ausführung seiner kühnsten Pläne leicht geworden seyn, wenn er nicht unbegreiflicherweise die Anträge des Nordamerikaners Fulton, der für ihn die ersten Dampfschiffe im Hafen von Boulogne bauen wollte, abgelehnt hätte. Mit der Anwendung dieser neuen Erfindung würde er die Welt ins höchste Erstaunen gesetzt und die englischen Flotten, die er so sehr fürchtete, vernichtet haben. Das Wunderbarste zu vollbringen lag ihm so nahe, aber eine Wolke flog über seine Augen. Indem er nun im August in Boulogne verweilte, die Hiobspost von Villeneuve erfuhr, sich mehr als je außer Stande befand, die Ueberfahrt seines zahlreichen von dem besten Geist beseelten Heeres zu bewerkstelligen und mit seiner englischen Expedition vor aller Welt lächerlich zu werden fürchtete, zeigte sich ihm ein höchst erfreulicher Ausweg, denn er erhielt sichere Nachricht von einer neuen Coalition und konnte nun das Heer, das so lange müßig am Canal gestanden, neuen Siegen auf dem Festlande entgegenführen.

Regiſter zum zweiten Bande.

Seite

Aachen . . 121. 488
Abercrombie . . 389
Abruzzen . 337. 339
Abukir . . 368. 385
Achmed Paſcha . 377
Acton 332
Addington . . . 444
Aegypten . 287 f. 364
Albert v. Sachſen-Teſchen . . . 86
Albini . . 316. 357
Alexander I. 442. 481
Alexandria 364. 386
Ali Paſcha . . 373
Alvinzy . . 266 f.
Amberg . . . 263
Amiens . . . 415
Ancona . 349. 358
Angoulême, Herzog von . . 235
Antillen . . . 205
Arcole 267
Arezzo 424
Armielt . . . 236
Arras 122
Artois, Graf v. 17. 43 46. 54. 173. 205. 235
Aſſignaten . 35. 42
Auffenberg . 315. 354
Augereau 269. 276. 285 399. 426
Auguſt, der vierte 22
Avignon . . 58. 59

Babeuf . . . 210
Bacchiochi . 486. 496
Bachmann . 71. 80
Baden 457
Bagration . 350. 357
Bailly 5. 8. 16. 27. 148
Baraguay d'Hilliers 277
Barbaroux 59. 64. 92 112. 121. 131. 138
Barnave 7. 21. 36. 49 76. 148
Barras 131. 183. 188 193. 208. 209. 284 f. 393. 400
Barrère 106. 115. 142 184. 198. 404
Barthelemy 226. 234 284. 404
Baſel . . 234. 302
Baſſano . . . 259
Baſſeville . . . 135
Baſtille . . . 13
Bataviſche Republik 453
Baudot . . . 119
Bayern 202. 291. 314 455
Beauharnais . . 118
Beaulieu 246. 250 f.
Beaumarchais . 216
Beaurepaire . . 84
Bellegarde . . . 426
Bennigſen . . . 442
Bergpartheі . 54 f.
Bern 303
Bernadotte 263. 272 311. 351. 394. 400
Bernhardsberg . 417
Bernier . 409. 431
Berthier 248. 326. 362 376. 418
Bertrand de Molleville . . . 53 f.
Beſenval 11. 13. 18. 35
Baſſières . . . 253
Beurnonville 85. 105
Billaud Varennes 70 81. 90. 142. 184 f. 198

Seite

Birmingham . . 216
Bischofswerder 241. 243
Blücher . . . 173
Boissy d'Anglas . 197 198. 285
Bologna 256
Bonaparte 132 f. 174 208. 245 f. 361 f.
Bonnier . . . 319
Bordeaux . . . 130
Borghese . . . 486
Bouchotte . . . 106
Bouillé 15. 41. 43. 50
Boulogne 444. 471. 487
Bourbon . 70. 183
Bremen . . . 298
Brienne . 134. 147
Brissot 36. 54. 59 91. 93 131. 149
Brueys . . . 368
Brumaire, der 18. 400 f.
Brune 303. 356. 426
Buchholz . . . 225
Burke 215
Buzot 54. 122. 131

Cabarrus 131. 183. 193
Cadoudal 393. 409. 436 475 f.
Caen 121
Calonne . 46. 54.
Cambacérès 406. 480
Cambon . 185. 198
Campo Formio . 280
Camus . . . 37
Cap 383
Carnot 116. 190. 199 245. 284. 285. 404 408. 484

Seite

Carra . 54. 63. 148
Carrier 126. 192. 196
Cassano . . . 347
Castiglione . . 258
Cazalès . . . 33
Cazotte . . . 79
Ceylon 383
Chabot 54. 90. 96. 164
Chalier . 128. 129
Championnet . . 328 333 f. 358
Charette . 124. 210
Chartres, s. Ludwig Philipp .
Chasteler . . . 347
Chateaubriand . 434
Chatelineau . . 123
Chaumette 70. 154. 167
Chenier . . 57. 187
Chouans 126. 204. 393 408
Cisalpinische Republik . 278. 449
Clavière . . . 147
Clerfait 86. 171 f. 203
Clermont Tonnère 10 20. 44. 72
Cloots 37. 155. 156 162. 164
St. Cloud . . 402
Cobenzl 279. 291. 426
Coblenz . . . 173
Coburg, Herzog v. 104 f. 120 f.
Collot d'Herbois 54. 90 124. 129. 163. 182 184. 186. 198
Condé 55. 203. 235 262

Seite

Condorcet 42. 54. 68 74. 150
Confalvi . . . 432
Conſtant . . . 411
Continentalſperre 473
Convent 74. 84. 137
Corday, Ch. . . 138
Cordeliers . . . 44
Corſica . . 133. 265
Couthon 54. 129. 142 187
Cuſtine 86. 106. 117. 144
St. Cyr . 327. 328
Czartorvski . . 443

Daendels 199. 298. 355
Dänemark . . 437 f.
Dalberg . . . 457
Dampierre . . 120
Danton 26. 44. 54. 62 70. 74. 76 f. 88. 91 f. 102. 137. 142. 165 f.
David . . 73. 139
Davouſt . 105. 387
Debry 70. 74. 89. 319
Deleſſart . 55 f. 81
Denon 362
Deſaix 119. 173. 262. 372. 387. 421
Desmoulins 12. 39. 44 51. 109. 149. 164. 165
Deutſches Reich 61. 291 f. 454
Dietrich . . . 119
Dillon . . 63. 144
Directorium . . 207
Diſſentis . . . 317
Dolder . . 450. 451
Dombrowski 266. 349
St. Domingo 135. 458

Die Holznoth.

Das Menschengeschlecht hatte eine Zeit, in welcher es, wie das Kind im Mutterleibe, arbeitslos lebte und der freien Gunst der Erde genoß; seit dem Anfange der Geschichte aber hat theils leibliche, theils geistige Arbeit versuchen müssen, das Verhältniß der Erde zum Menschengeschlechte wieder rein herzustellen, denn die eintretende Geschichte ist eben der Verlust dieses Verhältnisses.[1] Wie kam es, daß in mehreren Ländern, und namentlich in vielen Theilen Deutschlands, dieses Verhältniß in Bezug auf diejenigen Bedürfnisse des Menschen, welche der Holzwuchs befriedigt, gestört wurde, und daß vorzüglich in der neuesten Zeit Klagen darüber laut werden? Diese täglich lauter werdenden Klagen beweisen hinreichend, daß das Verhältniß wirklich gestört ist, und da das daraus entstehende Ungemach sehr weit verbreitet ist, so wird auch der Versuch, diese Frage zu beantworten, auf eben so ausgedehnte Theilnahme rechnen können.

Frankreichs Bevölkerung stieg von 1821 bis 1836 von 30,465,291 auf 33,540,904 Seelen, die Preußens von 1825 bis 1837 von 12,256,931 auf 14,098,125, Bayerns Bevölkerung betrug 1833 4,187,397 Seelen, 1837 4,315,469, und zwar insbesondre in dessen Rheinkreise 1813 429,695, 1838 557,221. Diese steigende Bevölkerung hat nothwendig eine erhöhte Nachfrage nach Holz zur Folge. Diese Ursache ist keine lokale, sie ist eine allgemeine; sie ist nicht bloß momentan, sondern fortdauernd und zwar in immer steigendem Maße wirkend.

[1] Der Staat. von J. J. Wagner. 1815. S. 157.

Seite

Drouet . . 144. 210
Dubarry . . . 147
Dubois Crancé . 129
Dünkirchen . . 120
Dugommier . . 174
Duheſme . . . 340
Dumouriez 60 f. 85 f. 92. 104 f.
Duphot . . . 325
Duport 21. 36. 76. 148
Duroc 132. 248. 370. 414

Ehrenbreitſtein . 297
Ehrenlegion . . 461
Elbée . . 124. 204
Eliſabeth, Prinzeſſin 66 176
Elſaß 118
Emigrirte 17. 31. 43 46. 55. 58. 69. 203 f. 262. 434
Enghien 235. 476. 479
England 103. 118. 120 132. 200. 213. 274 287. 355. 382. 428 467 f.
Erlach 303
Eſpremenil 5. 7. 67. 80. 148
Eugen Beauharnais 209. 248. 362 495

Fabre d'Eglantine 70 90. 163. 164
Fauchet . 42. 148
Favras . . . 35
Ferdinand IV. . 332

Seite

Ferdinand von Braunſchweig 69. 75 84. 106. 118. 169
— v. Toscana 257. 345
Ferſen 47
Feſch 135. 433. 491
Feuillants . . 51 f.
Fleſſelles . . . 13
Fleuriot . . . 181
Fleurus . . . 172
Fontanes . . . 412
Forſter . . 87. 117
Fouché 130. 183. 184 199. 396. 400. 401 407. 423. 477
Foulon 17
Fouquier Thinville 168. 189. 198
Fournier . . . 433
Fox . 215. 245. 460
Frankfurt . . 87. 90
Franz II. 68. 168 f. 221. 229. 488
Freiburg . . . 304
Freron 48. 90. 131. 183 193
Friedrich I. von Württemberg 298
Friedrich Wilhelm II. 54 68. 69. 75. 84. 117 169. 219 f.
— III. 242. 474 482. 489

Gallo . . 273. 274
Garat 107
Genſonné . 53. 148
Genua 277. 349. 358 415. 417. 420. 495

Seite

Georg IV. . . 218
Gironde . . . 53 f.
Gobel . . 155. 167
Godoy 234. 274. 473
Görres 299
Görtz 292
Gregoire . 155. 157
Grouchy . . . 350
Guadet 53. 110. 122 131
Guſtav III. . . 47
Guſtav IV. Adolph 236. 293

Hamburg 298. 439. 469
Hammerſtein . . 171
Hannover . 445. 469
Hardenberg 233. 243 489
Haugwitz . . . 243
Hayti 135
Hebenſtreit . . 240
Hebert 70. 79. 110. 145 157. 160. 163. 164
Heinrich, Prinz . 70
Helvetiſche Republik 305
Henriot 80. 111. 181 187 f.
Herault de Sechelles 112 139. 143. 166
Hermann . . . 355
Heſſen-Caſſel . . 457
Hetrurien . . . 447
Hoche 119. 204. 210. 273. 285. 286. 396
Höllenmaſchine . 436
Hohenlinden . . 425
Holland 104. 199. 298 356. 383. 453. 473 496

Hompesch . . . 363
Hondscoten . . . 121
Hotze . 317. 352. 353
Houchard . . . 120
St. Hurugue . . 26

Jaffa 378
Jakobiner . . 36 f.
Jasinski . 227. 231
Ibrahim Bey 364. 368
370. 384. 388
Jellachich . . . 316
Jemappes . . . 88
Jerome 486
Igelström . . . 226
Johann, Erzh. . 425
Jonische Inseln 277. 315
373
Joseph Napoleon 208
426. 431. 485
Josephine 183. 209. 492
Joubert 268. 271. 331
349
Jourdan, Marschall
121. 172. 245. 259 f.
316. 407
— , Kopfabhacker 58
65
Irland 274. 309 f. 438
475
Isnard 54. 102. 110. 197
Junot 132. 208 275. 380
St. Just 95. 119. 142
168. 172. 175. 181. 184 f.

Kairo . 367. 371 f.
Kaiserslautern . 119
Kalender, republ. 151
Kalkreuth . . . 117
Karl IV. . 234. 474
Karl, Erzherzog . 101
246. 259 f. 315 f.
351. 356 f. 414. 425
Karl Emanuel IV. 252
330. 448
Karl von Süder-
mannland . . 236
— Theodor 233. 314
Karoline v. Eng-
land 218
— von Neapel 332
446. 495
Katharina II. . 219 f.
Kellermann 85. 129. 245
Kleber 117. 261. 362
366. 378. 380. 385 f.
Klenau . . . 426
Köln 202
Kopenhagen 438. 439
Korsakow . 351. 352
Kosciuszko . 223 f.
Krakau 227
Kray 345 f. 415. 416
423. 425
Kurland . . . 235

Lafayette 16. 17. 29 f. 463
Labarpe 252. 303. 443
Lally Tolendal 10. 20 31
Lamballe . . . 80
Lameth 21. 36. 44. 75. 76
Landau . . . 119
Landolt . . . 307
Lanjuinais . 111. 197
Launes 267. 372. 381
419. 421
Lareveillière-Lepeau 283
324. 383. 394
Laroche-Jacquelin 124
126. 204
Latour d'Auvergne 423
— Maubourg 49. 75
Launay . . . 14
Lavoisier . . . 150
Lebas 119
Lebon . . 122. 199
Lebrun 406
Leclerc 363. 370. 458
Lecurbe . . 315 f. 354
Lefebvre . . . 261
Legendre 65. 90. 111
167. 183. 188. 193. 198
Legion, deutsche . 470
— , polnische 266. 291
Lehrbach 314. 319. 424
Leoben 272
Leopold II. 46. 54. 221
Lepelletier . . . 99
Lichtenau . 69. 242
Lille 86
Livorno . . . 256
Lodi 253
Lombard . . . 86
Longwy . . . 75
Louise, Königin . 242
Louisiana . 447. 459
Louvet 54. 93. 122. 131
197. 207
Lucchesini . 223. 243
Lucian Bonaparte 386
402. 403. 485
Ludwig XVI. 1 f. 94
— XVII. . . 193
— XVIII. 176. 235
255. 435. 475
— Napoleon 362. 464
— Philipp von
Orleans . 87. 105
Lüttich . . 117. 202
Luneville . . . 426

Seite

Lukner . . 75. 144
Luxemburg 202. 299
Lyon 84. 128. 422. 449

Macdonald 339. 348 349. 426
Mack 104 f. 333. 336
Magnano . . . 346
Mailand 253. 347. 420 495
Maillard 27. 29. 77
Mainz 87. 117. 203. 292 488
Malesherbes 97. 147
Mallet du Pan . 69
Malta 363. 376. 390 424. 467
Mameluken . . 364
Mandat . . . 70
Mannheim 203. 292
Manini . 276. 282
Mantua 46. 255. 265 f. 349
Manuel 54. 98. 150
Marat 26. 41. 57. 82. 90 92. 108. 113. 138. 153
Marceau . 125. 264
Marengo . . . 421
Marat 135
Marie Antoinette 44. 46 94. 145
Markow . 219. 455
Marmont . . 385
Marseille . . . 131
Marseiller . . 64. 69
Marseillaise . . 64
Marsfeld . . 40. 67
Martinowitz . . 240
Massena 174. 248. 315 f. 326 f. 351. 415. 416 417. 420
Maury . . 33. 496
Max Joseph 233. 291 292. 314. 357
Mediationsacte . 452
Melas 346. 415. 417 f.
Melzi . . 449. 494
Menin 171
Menou 198. 208. 374 389. 448. 491
Merlin . . 54. 394
Metternich . . 291
Meunier . . . 117
Miloradowitsch . 350
Mirabeau 2 f. 20. 25
Modena 254. 426. 457
Möllendorf . . 168
Momoro . 124. 155
Moncey . . . 419
Montesquieu . . 89
Montmorin . 45. 79
Moreau 171. 245. 259 f. 274. 285. 346. 348 399. 401. 411. 423 424. 476 f.
Mortier . . . 469
Moulins . . . 401
Mounier 5. 10. 20. 30. 31
Mühlhausen . . 305
Murad Bei 364. 367. 372 384. 387
Murat 209. 370. 385 404. 446
Murten . . . 304

Nancy . . . 41
Nantes . . 125. 126
Napoleon I. . . 485
Napoleoniden . . 485
Napper Tandy . 310
Narbonne . . . 55 f.
Nationalgarde . 16
Nationalversammlung 47
Neapel 256. 332 f. 446
Necker 2. 10 f. 18. 42. 286
Neerwinden . . 104
Nelson 265. 274. 287 334 f. 343 f. 362. 368 439. 444
Ney 451
Niederlande 86 f. 200. 298
Nismes . . . 39
Nordamerika . . 287
Novi 349

Ochs 302
Oesterreich 86. 168. 229 244. 291. 311. 352. 455
Olmütz 75
Orleans, Herzog v. 8. 9. 26. 30. 32. 56 80. 90. 146
Osnabrük . . . 457
Ostende . . . 309
Ostindien . 382. 459
Ostrach . . . 316
Ott . . . 420. 421
Ouvrard . . . 474

Pache 102. 154. 164
Pahlen . . . 442
Paine 216
Palais Royal . 8. 12
Pantheon . . . 45
Paoli 134
Paris . . . . 8 f.
Parker 439
Parma 254. 270. 447
Parthenopeische Republik . . 338
Passau 456

Seite

Paßwan Oglu . 373
Paul I. 238. 357. 363 438 f.
Pavia 255
Pelisson . . . 14
Pestalozzi . . . 308
Petion 49. 66. 67. 70 71. 81. 91. 102. 112 122. 131
Pichegru 119. 134. 171 f. 198 f. 207. 284 f. 417. 475 f.
Piemont . . . 448
Pillnitz 54
Pirmasens . . 119
Pitt 119. 213 f. 245 287. 438. 444. 445. 487
Pius VI. 256. 270. 325 326. 345. 348. 359 — VII. 360. 431. 490
Polen . . . 219 f
Polignac 17. 479. 483
Portugal . . . 447
Potocky . . 220 f.
Praga 231
Preußen 69. 170. 223 233. 292 456. 469. 488
Priestley . . . 216
Provence, Graf v. 47
Puysage . 121. 204
Pyramiden . . 367

Quasdanowich . 258
Queffant . . . 174
Quiberon . . . 204

Ravinat . 304. 395
Ravy 372
Rastadter Congreß 289 f. 311
Rastadter Gesandtenmord . . 319
Rebequi . . . 131
Reding 78. 306. 450
Regensburg . . 425
Reinhart . . . 453
Revolutionstribunal . . 103. 178
Rewbel 117. 202. 210 304. 395
Rheims . . . 84
Rivoli 268
Roberjot . . . 319
Robespierre 37. 74. 91 93. 95. 102. 109 f. 136. 137. 142. 155 159 f.
Rochefaucauld . 81
Roland 59 f. 74. 81 91. 96. 102. 150
— Frau 59. 63. 66. 91 93. 96. 102. 107. 112 149
Rom 135. 269. 325 f. 358. 416
Ronsin 124. 142. 163
Rossignol . 124. 436
Rouquet Delisle . 64
Rousseau . . . 52
Ruffo . . . 341 f.

Saint Jean d'Acre 379
Salicetti . . . 402
Santerre 65. 76. 111 124. 402
Sardinien 329. 351. 448
Sartines . . . 14
Savoyen 89. 252. 478
Scharnhorst . . 171
Schauenburg . . 303
Scherer 206. 345. 394
Schimmelpenninck 453 496
Schlesien . . . 215
Schneider, E. . 119
Schwarzenberg . 172
Schweden . 236. 438
Schweiz 299 f. 450 f.
Schweizer Garden 72
Schwyz . . . 306
Sebastiani . 208. 467
Selim III. . . 373
Semonville 89. 135
Septembermorde . 77
Serrurier . 346. 347
Sidney Smith 132. 219 379. 385. 387. 388
Sievers . . . 225
Sieyes 4. 21. 22. 137 155. 210. 311. 397 f.
Sombreuil 78. 205
Soult . . 318. 446
Spanien 135. 234. 274 447. 473. 489
Staël, Frau von. 55 106. 206. 286. 465
Stanislaus . 220 f.
Steiger . 303. 317
Stockach . . . 316
Stofflet . 124. 210
Straßburg 119. 157
Subow 236. 238. 441 442
Suchet 417
Südpreußen . . 242
Suwarow 230 f. 321 f. 346 f.
Syrien 377

Tabor 380

Seite

Talleyrand 34. 105. 287 289. 365. 400. 433. 454
Tallien 70. 97. 130. 205. 208
Targowitz . . . 222
Theophilanthropen 284
Thermidor, der 9. 186
Théroigne 27. 29. 65. 72. 80. 112
Thugut 118. 170. 203. 322
Tippo Sahib 361. 382
Tirol 271
Toscana 345. 424. 426. 456
Toulon 132
Touſſaint . . . 458
Trebbia . . . 349
Tricolore . . . 17
Trier 202
Tube, de la . . 14
Türkei 226. 233. 365 373
Tuilerien 32. 65. 70. 111. 406
Turin 331

Ungarn . . . 239
Unterwalden . . 307

Vadier . 181. 198
Varennes . . . 47
Valazé . . . 148
Valenciennes . . 120
Valmy 85
Veltlin . . . 278
Vendée 123 f. 204. 210. 393. 409
Venedig 255. 275 f.
Verdun . . . 84
Vergniaud 53. 67. 95. 98. 109. 149
Verona . 255. 275
Verſailles . . . 1
Veto, das . . . 24
Victor, Marſchall 132
— Amadeus . 252
— Emanuel . 448
Villeneuve 369. 489. 494. 497

Waatland . . 302
Wallis . . 308. 318
Wallmoden 200. 470
Warſchau . . . 227
Waſhington . . 412
Watignies . . . 121
Wellesley . 382. 459
Weſtermann 71. 125. 144. 166
Wilhelm v. Oranien 200
Wimpfen . . . 121
Witworth 441. 467. 468
Wohlfahrtsausſchuß 106
Wolf Tone . . 310
Wrede 357
Württemberg 61. 260. 298. 457
Würzburg . . 263
Wurmſer 104. 118. 246. 258 f.

York, Herzog v. 120. 168. 171 f. 355. 356

Zſchokke . . . 318
Zürich 305. 352. 451

Berichtigungen.

S. 45 Zeile 17 von oben l. Montmorin.
„ 123 „ 4 „ unten l. Chatelineau.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860).

III.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860)

97 3497

von

Wolfgang Menzel.

In ſechs Bänden.

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

E. HARRACH

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Nicht bloß durch die vermehrte Zahl der Menschen, sondern auch durch die fortschreitende Industrie und Kultur hat die Wirthschaft der Völker eine Richtung genommen, welche den Bedarf an Holz gegen früher erhöht. Belege dazu werden in allen Richtungen des Volkslebens sich auffinden lassen. Die Stallfütterung hat den Bau größerer, gesünderer Stallungen, der Anbau der Kartoffel die Einführung warmer Fütterung zur Folge gehabt. Die Verwendung des Eisens ist gegen früher unendlich vervielfacht. Geschirre, Maschinen, Bahnen, Schiffe von Eisen fordern immer mehr von diesem Materiale; der Bedarf an Holz für Bergbau und Hüttenwesen mußte somit zunehmen. Der Dampf muß jetzt bei dem Transporte auf dem Lande wie auf dem Wasser, bei vielen Gewerben die bewegenden Kräfte der Luft, des Wassers, der Thiere ersetzen. Die Wohnungen werden ausgedehnter, der steigende Luxus fordert mehr Bequemlichkeit, der Holzbedarf hiefür, so wie zu den Ziegelhütten, Kalköfen u. s. w. steigt, und es werden immer ausgedehntere Wohnungsräume geheizt. Der Verkehr wird lebhafter, die Nachfrage nach Schiffbauholz steigt. Die dichtere Bevölkerung, die Entwicklung des physischen und geistigen Lebens der Völker, ihre vervielfachten gegenseitigen Berührungen fordern nothwendig Vermehrung und Erweiterung der Unterrichtsanstalten, der Aemter; alles dieses zieht Vermehrung und Erweiterung der Gebäude und vielfachere Heizung nach sich. Wohin auch der Blick sich wendet, an Allem wird nachgewiesen werden können, daß mit der steigenden Entwicklung des Volkslebens die Vervielfachung des Bedarfs an Holz immer fortschritt und fortschreiten wird. Wenn auch zum Theil andere Materialien als Holz gebraucht wurden und werden, so mußte die erhöhte Nachfrage nach denselben auch auf Erhöhung ihrer Preise und damit auch auf die des Holzes zurückwirken.

Zu dem vermehrten Verbrauch kam eine Verminderung der Waldfläche und eine Herabdrückung der Ertragsfähigkeit der verbliebenen. Wie diese Verminderung allmählich fortschritt, hierüber fehlen Zahlen; allgemeine Nachrichten sind aber aus allen Ländern bekannt, auch werden jedem, der sich darnach umsehen will, in seinen Umgebungen Spuren davon aus der ältesten, wie aus der neuesten Zeit in die Augen fallen. Diese Verminderung war zum Theil nothwendige Folge der wachsenden Bevölkerung, welche

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Untergang des deutschen Reichs 1

Idee eines römischen Reichs französischer (statt deutscher) Nation S. 1. Neue Coalition gegen Napoleon 2. Baden, Württemberg und Bayern für Napoleon 4. Mack in Ulm eingeschlossen 6. Seeschlacht bei Trafalgar 9. Preußens Zaudern 10. Napoleon in Wien 13. Austerlitz 16. Preßburger Frieden 19. Joseph Napoleon in Neapel 21. Ludwig Napoleon in Holland 24. Auflösung des deutschen Reichs 26. Württemberg 28. Montgelas in Bayern 30. Napoleons Verachtung gegen Preußen 34.

Zweites Buch.

Preußens Schmach und Verkleinerung 39

Ferdinand von Braunschweig S. 39. Zustand des preußischen Heeres 41. Schlacht bei Jena 45 und Auerstädt 48. Capitulation von Prenzlau 53. Blücher in Lübek 54. Napoleon in Berlin 56. Continentalsystem 59. Fall der preußischen Festungen 63. Schill 70. Napoleon in Polen 71. Schlacht bei Eylau 75 und Friedland 78. Frieden zu Tilsit 79. Königreich Westphalen 84.

Drittes Buch.

Der Congreß zu Erfurt 86

Sebastiani in Constantinopel S. 87. Mehemet Ali in Aegypten 88. Kara Georg in Serbien 88. Sultan Selims III. Reformen und Untergang 90. Castlereagh und Canning 94. Angriff der Engländer auf Kopenhagen 95. Die Russen in Finnland 96. Ab-

Seite

setzung Gustavs IV. Adolph in Schweden 100. Preußens Nothstand 102. Scharnhorst 104. Stein 105. Oesterreich und Stadion 107. Jerome 109. Abgöttische Verehrung Napoleons 113. Erwachen des Patriotismus in Deutschland 115. Napoleons Regierung 116. Mißhandlung des Papstes 124. Widerstand in Spanien 128. Congreß zu Erfurt 129.

Viertes Buch.

Volkserhebung in Spanien 135

Ruhe in Spanien S. 135. Napoleons Pläne 136. Junot in Portugal 137. Godoy und Ferdinand 138. Revolution in Aranjuez 142. Ferdinand VII. wird nach Bajonne gelockt 144. Aufruhr in Madrid 148. Thronentsetzung der spanischen Bourbons 149. Allgemeine Volkserhebung 155. Saragossa 158. Valencia 160. Capitulation von Baylen 163. Junots Capitulation 165. Romanas Flucht aus der Ostsee 167. Napoleon in Spanien 173. Moores Rückzug 176. Fall Saragossas 179. Die Catalanen 181. Soult in Portugal 184.

Fünftes Buch.

Oesterreichs letzte Erhebung und Niederlage 186

Oesterreichs stolzer Entschluß S. 186. Haß gegen Napoleon 188. Napoleons geniale Operationen und Siege bei Abensberg und Eckmühl 195. Napoleon in Wien 197. Schlacht bei Aspern 198. Kämpfe in Italien und Polen 200. Schlacht bei Wagram 202. Wiener Frieden 204. Der Tiroler Aufstand 205. Gefangennehmung der Franzosen und Bayern bei Innsbruck 211. Marschall Lefebvre in Tirol 217. Dessen Flucht 221. Andreas Hofer 222. Letzter Tiroler Kampf 224. Hofers Ende 225. Schill 228. Wilhelm von Braunschweig 230. Die Engländer auf Walchern.

Sechstes Buch.

Der König von Rom 235

Napoleons Entwürfe S. 235. Aufhebung des Kirchenstaats 239. Gefangennehmung des Papstes 240. Jesuiten 242. Marie Louise 244. Der König von Rom 250. Uebertreibung des Continentalsystems 252. Holland mit Frankreich vereinigt 254, desgl. die Nordwestküste Deutschlands 256. Murat in Neapel 258.

Seite

Carbonari 260. Sicilien 261. Staatsbankerott in Oeſterreich 267. Hardenberg in Preußen 269. Tod der Königin Louiſe 271. Tugendbund 272. Bernadotte in Schweden 276. Georg. Prinzregent von England 279. Ruſſiſch-türkiſcher Krieg 282. Mehemet Ali 283. Die Wechabiten 284.

Siebentes Buch.

Wellington in Spanien 285

Soult aus Portugal vertrieben S. 285. Wellingtons Sieg bei Talavera 287. Girona 289. Cadix 292. Die Cortes 295. Die Linien von Torres-Vedras 300. Maſſenas Rückzug 301. Schlacht bei den Arapilen 303. Suchet in Valencia 304. Guerillas 305. König Joſephs Verlegenheiten 309. Treiben der Cortes 311. Das ſpaniſche Amerika 314.

Achtes Buch.

Der ruſſiſche Winter 315

Franzöſiſch-ruſſiſche Häckeleien S. 315. Napoleons Allianz mit Preußen 320. Rußlands Allianz mit Schweden und Frieden mit der Türkei 323. Napoleons Feſttage in Dresden 325 Die große Armee am Niemen 327. Barklay de Tolly 329. Täuſchung der Polen 333. Napoleon in Witebsk 336. Kampf um Smolensk 339. Kutuſow 341. Schlacht an der Moskwa 342. Der Brand von Moskau 347. Preußen vor Riga. Bayern bei Polozk. Oeſtreicher in Volhynien 354. Rückzug der großen Armee aus Moskau 358. Gewalt des Froſtes 360. An der Bereſina 362. Flucht aus Wilna 368.

Neuntes Buch.

Der preußiſche Frühling 371

Yorks Abfall S. 372. Murats Flucht 374. Verlegenheiten in Berlin 375. Große Rüſtungen in Schleſien 378. Ruſſiſch-preußiſche Allianz 481. Die Proklamation von Kaliſch 383. Malet 385. Napoleons Rüſtungen 388. Aufſtand in Hamburg 391. Blüchers Einmarſch in Sachſen 393. Schlacht bei Groß-Görſchen 396 und bei Bautzen 404. Duroc's Tod 406. Ueberfall bei Heinau 407. Waffenſtillſtand 408. Verrath am Lützow'ſchen Corps 411. Hamburgs Fall 412.

Seite

Zehntes Buch.

Die Völkerſchlacht bei Leipzig 415

Napoleon in Dresden S. 415. Seine Unterredung mit Metternich 416. Kriegsrath in Trachenberg 418. Prager Congreß 421. Oeſterreichs Kriegserklärung 422. Stellung der Armeen 424. Schlachten bei Dresden 426, bei Kulm 432, an der Katzbach 435, bei Groß-Beeren 437, bei Dennewitz 438, an der Göhrde 440. Napoleons rathloſe Hin- und Herzüge 441. Streifzüge in ſeinem Rücken 443. Yorks Sieg bei Wartenburg 444. Bayerns Abfall 446. Schlacht bei Leipzig 448. Verfolgung 457. Schlacht bei Hanau 460. Bülow in Holland 464.

Elftes Buch.

Napoleons Sturz 467

Marie Louiſe als Regentin S. 467. Napoleons neue Rüſtungen 468. Der rheiniſche Merkur 470. Wellingtons Siege in Spanien 473. Congreß zu Chatillon 474. Schwarzenbergs Marſch durch die Schweiz 474. Blüchers Einfall in Frankreich 476. Schlacht bei Brienne 477 und la Rothière 478. Blüchers Niederlagen 479. Schlacht bei Montereau 480. Rückzug der Alliirten 481. Blüchers Vereinigung mit Bülow 482. Schlacht bei Laon 483. Marſch gegen Paris 485. Talleyrands Intriguen 489. Einzug der Alliirten in Paris 480. Napoleon in Troyes 491. Seine Abdankung in Fontainebleau 495. Murats Untreue 497. Davouſt in Hamburg 499. Ludwigs XVIII. Einzug in Paris 501. Pariſer Frieden 504. Die Beſuche in London 506. Ferdinand VII. von Spanien 510. Nordamerikaniſcher Krieg 513.

Zwölftes Buch.

Europa's Umgeſtaltung im Jahr 1815 515

Der Wiener Congreß S. 515. Die polniſche und ſächſiſche Frage 518. Reſtaurationen 519. Der deutſche Bund 524. Unpopularität der Bourbons 527. Napoleons Rückkehr von Elba 531. Murats Erhebung 538. Das Maifeld in Paris 541. Die Sachſen in Lüttich 543. Schlachten bei Ligny 545, und Waterloo 546. Napoleons zweite Abdankung 551. Blücher in Paris 553. Rückkehr der Bourbons 555. Brunes Mord 549. Hinrichtung Murats und Neys 560. Der zweite Pariſer Frieden 561.

Erstes Buch.

Untergang des deutschen Reichs.

Die Gründung des Napoleonischen Kaiserreichs bedeutete mehr als die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich. Nachdem Frankreich weit über seine alten Grenzen ausgedehnt und von einem Systeme abhängiger Staaten umgeben war, ließ der Kaisertitel und die enge Verbindung mit dem Papste keinen Zweifel mehr, daß Napoleon sein Reich noch immer mehr vergrößern und das bisher bestandene, aber allerdings morsch auseinanderfallende „römische Reich deutscher Nation“ vollends zerstören und an dessen Stelle ein römisches Reich französischer Nation setzen werde. Derselbe Plan war schon von den französischen Königen verfolgt worden, indem sie, stets neidig auf die große Macht des deutschen Kaisers, einerseits alle Feinde desselben unterstützt, ihm immer neue Feinde geweckt und schon mehrmals bald mit Hülfe des Papstes, bald mit Hülfe der protestantischen Fürsten bei neuen Kaiserwahlen die heilige Krone auf ihr Haupt zu setzen, andrerseits sämmtliche romanischen Länder an die Familie Bourbon zu bringen getrachtet hatten, was ihnen auch mit Spanien und Neapel gelungen war. Seitdem war die französische Bildung Meisterin in Europa geworden und hatte die deutsche überwältigt. Man muß zugeben, daß es nur noch eines so großen Mannes, wie Napoleon, bedurfte,

um die ſo lange vor ihm ſchon vorbereitete Suprematie der romaniſchen Völker über die germaniſchen zu verwirklichen.

Schimpf und Nachtheil dieſes Umſchlages treffen viel weniger die deutſchen Fürſten, als die deutſche Nation ſelbſt. Am linken Rheinufer hatte die Nation einen viel ſchwereren Verluſt erlitten, als ſelbſt der Kaiſer, der ja durch Venedig entſchädigt worden war. Damals jedoch war noch kein Bewußtſeyn des Schimpfes und Unglückes in den Maſſen, noch weit weniger in der Preſſe erwacht und wie in einem Zauberſchlaf ließ die deutſche Nation ſich feſſeln und Glied für Glied abſchneiden. Nur der Kaiſer in ſeiner Hofburg zu Wien hatte böſe Träume. Die Schatten der alten Kaiſer ſchienen ſeinem Lager vorüber zu ſchweben und ihn anzuklagen, daß er im Unglück verzagend, Thuguts niedrigen Ränken nachgegeben und das ihm anvertraute heilige Reich ſelber als allgemeine Beute habe plündern helfen und daß er ſein Haupt jetzt unter der aufgegebenen Krone des heiligen Reichs zurückziehen und in die kleinere Erbkrone von Oeſterreich bergen wollte. Kaiſer Franz II. beſaß, ohne von Natur zu genialen Auffaſſungen der Dinge und glühenden Begeiſterungen ſich zu neigen, gleichwohl den Stolz ſeines Geſchlechts und die Tragweite des Blickes, die man in der höchſten Stellung und durch die Traditionen alter Cabinette erwirbt. Es war der großartigſte und ruhmwürdigſte Entſchluß ſeines Lebens, daß er die Krone des römiſchen Reichs deutſcher Nation nicht fahren laſſen wollte, ohne eine letzte blutige Entſcheidung. England und Rußland boten ihm ihre Hülfe an, aber Preußen nicht, die ſüddeutſchen Fürſten nicht und ſelbſt in ſeiner eigenen Umgebung fehlte das Verſtändniß ſeines kaiſerlichen Gedankens, deſſen Ehre die Geſchichte retten muß, indem ſie die Blätter der tiefſten Schande Deutſchlands aufſchlägt.

Der Plan wurde im Sommer mit England und Rußland verabredet. Erzherzog Ferdinand ſollte unter Macks Begleitung mit 80,000 Mann in Bayern und Schwaben, Erzherzog Johann mit 20,000 Mann in Tirol operiren, 60,000 Ruſſen unter Kutu-

sow und 40,000 unter Buxhöwden sollten später zu Ferdinand stoßen, 16,000 Russen unter Tolstoi nebst 15,000 Engländern und 12,000 Schweden von Schwedisch-Pommern aus vorgehen und endlich hoffte man auch noch die ganze Kriegsmacht Preußens in Linie rücken zu sehen. Allein der Ungestüm, mit welchem Kaiser Alexander in den König von Preußen dringen ließ, mißfiel diesem dermaßen, daß er ungewöhnlich heftig wurde und fest erklärte, wenn Russen die preußische Grenze beträten, werde er 80,000 Preußen aufbieten, sie hinauszuwerfen. — In Italien sollte Erzherzog Karl mit 100,000 Mann auftreten, und 12,000 Russen von Corfu, 6000 Engländer von Malta aus und die neapolitanische Macht von Süden her ihn unterstützen. Doch war der Erzherzog Karl selbst gegen den Krieg gestimmt, fürchtete abermals Unglück und wollte seinerseits nicht eher angreifen, bis ein Sieg in Deutschland erfochten wäre, um im wahrscheinlichen Fall einer Niederlage zur Hülfe näher bei der Hand zu bleiben.

Der größte Fehler, den die Coalition beging, war die Eile, mit der die Oesterreicher, ohne die Russen abzuwarten, in Deutschland allein vorangingen. Da der Abfall Bayerns drohte, schien es nöthig, sich dieses Landes zu versichern und Mack*) bewegte sich rasch durch Bayern nach Schwaben, um eine feste Stellung bei Ulm zu nehmen. Allein Mack wollte auch den Russen zuvorkommen und die Franzosen allein schlagen, während die Russen selbst absichtlich zögerten. Rußland bediente sich Oesterreichs nur als eines

*) Wir verließen Mack im Lager Championnets vor Neapel, in das er vor den Lazaroni geflüchtet war. Championnet gab ihn großmüthig frei, das Directorium aber ließ ihn nach Paris bringen und hier auf sein Ehrenwort frei leben. Der erste Consul versprach ihn auszuwechseln, hielt aber den Termin nicht ein; Mack glaubte sich danach seines Ehrenwortes entbunden und floh heimlich nach Deutschland. Bonaparte lachte und schickte ihm seine Adjutanten, Diener und Effecten nach, als ob ihm geahnt hätte, wie nützlich ihm Mack noch einmal in Deutschland werden würde.

Mittels für ruſſiſche Zwecke. Es ſchob Oeſterreich immer nur vor, half ihm immer nur bedingt. Im Jahre 1799 wollte Rußland in Italien und an der Weſtküſte der Türkei feſten Fuß faſſen. Auch jetzt wollte es Oeſterreich mit Frankreich nur aufs neue verwickeln, um ungeſtörter ſeinen alten Plan auf Eroberungen in der Türkei zu verfolgen, aber ſich keineswegs für Oeſterreich aufopfern. Seine Politik war immer, auch unter der Form der Bundesgenoſſenſchaft, die beiden deutſchen Großmächte zu zerreiben. Dieſe Politik verrieth es in den geheimen Vorſchlägen, welche der ruſſiſche Geſandte Nowoſilzow im Jan. 1805 dem engliſchen Cabinet gemacht hatte und welche, da nun einmal das deutſche Reich der Auflöſung entgegengehe, Oeſterreich und Preußen vom übrigen Deutſchland zu trennen und unter ein engliſch-ruſſiſches Protectorat zu bringen bezweckten.

Napoleon, durch das Mißlingen ſeines engliſchen Landungsplanes in Verlegenheit geſetzt, ergriff mit feuriger Begierde die günſtige Gelegenheit, ſein prächtiges Heer, welches diesmal zum erſtenmal offiziell „die große Armee“ genannt wurde, aus dem langweiligen Lager von Boulogne herauszuführen (27. Auguſt 1805) und traf die genialſten Dispoſitionen, um ſeine Gegner, wie bisher, einzeln zu ſchlagen. Indem Mack zu weit vorausgegangen war, ohne die Ruſſen abzuwarten, entwarf Napoleon ſogleich den Plan, ſich zwiſchen beide zu werfen und den völlig iſolirten Mack abzuſchneiden. Das war zugleich der Weg, auf dem ihm die Bayern entgegenkamen. Schon am 24. Auguſt hatte Bayern mit Frankreich eine enge Allianz abgeſchloſſen, zum Leidweſen der Kurfürſtin Karoline, einer der drei ſchönen Schweſtern von Baden (Töchter des Erbprinzen Karl Ludwig, von denen die zweite, Louiſe, der Kaiſer Alexander von Rußland, die dritte, Friedrike Dorothee, der König Guſtav IV. Adolph von Schweden, beide Feinde Napoleons, geheirathet hatte). Der Kurfürſt Max Joſeph und ſein Liebling und Miniſter Montgelas zauderten nicht, ſich ganz in die Arme Napoleons zu werfen, um dadurch Bayern eine Geltung in dem

neuen Kaiserthum zu verschaffen, welche es im alten, zumal seit der Thugut'schen Bavarophagie, nicht mehr hatte. In der Nacht auf den 9. September verließ der Kurfürst*) München und zog sich mit seinen Truppen seitab nach Würzburg. Am folgenden Tage rückten die Oesterreicher in Bayern ein, gingen aber nicht weiter vor, als bis Ulm, während Bernadotte mit dem französischen Armeekorps, welches Hannover besetzt gehalten hatte, sich bei Würzburg mit den Bayern vereinigte. Daran hätte Mack die Richtung erkennen sollen, in der ihn der Feind umgehen wollte; allein er ließ sich durch den Scheinangriff täuschen, den Napoleon vom Schwarzwald her gegen ihn machte. Napoleon selbst ging am 1. Oktober bei Straßburg über den Rhein, ohne auf einen Feind zu stoßen, denn der Kurfürst von Baden beeilte sich, wie längst verabredet war, sich unter seinen Schutz zu stellen. Der Kurfürst Friedrich von Württemberg nahm noch die Miene an, als wolle er sich Gewalt anthun lassen und sperrte die Thore seiner Hauptstadt Stuttgart den Truppen Neys, empfing aber den Kaiser Napoleon in Ludwigsburg aufs artigste und schloß mit ihm schon am 5. ein eben so enges Bündniß wie Bayern ab. Man kann nicht leugnen, daß Bayerns enger Anschluß an Frankreich durch die Gefahren, mit denen es so lange her beständig von Oesterreich bedroht gewesen war, und der Anschluß Württembergs und Badens durch ihre Ohnmacht entschuldigt war. Was hätten diese schwachen Staaten ausrichten können, auch wenn sie ein patriotisches Opfer hätten bringen wollen? Nachdem Preußen schon längst und Bayern so eben das deutsche Reich verlassen hatten, blieb ihnen nichts übrig, als sich dem Stärkern zu unterwerfen. Aber der Kurfürst von Württemberg beutete sein Bündniß mit Napoleon zur Unterdrückung der uralten ständischen Rechte seines Landes aus. Uebrigens stellte Bayern dem französischen Kaiser 22,000, Württemberg 10,000,

*) Nachdem er kurz vorher dem Kaiser Franz noch „sein Wort verpfändet hatte, daß seine Truppen die Oesterreicher in nichts hindern würden, daß er ruhig bleiben und nichts unternehmen werde."

auch mehr Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht forderte, daher der Holzwuchs dem Feldbau und dem Wieswachs weichen mußte. Nicht immer war dieses Eingreifen in die Waldfläche nothwendig, aber der Zustand des Ackerbaues war und ist in manchen Gegenden noch so wenig entwickelt, daß man auch da durch Ausdehnung der Feld- und Wiesenfläche Hülfe suchte, wo eine Erhöhung der Ertragsfähigkeit der vorhandenen dasselbe, ja oft vortheilhafter würde bewirkt haben. Nicht immer lag aber diese Ursache der Verminderung zum Grunde: es gab eine Zeit, in welcher man glaubte, der Wald werde am besten benutzt, wenn er als ganz freies Eigenthum in den Händen der Privaten sich befinde. Staatswaldungen wurden verkauft, Gemeindewaldungen unter die Gemeindeglieder vertheilt. Die wenigsten Privaten, in deren Hände solche Waldungen kamen, sahen auf eine nachhaltige Wirthschaft, die Frage: wie kann der größte Gewinn daraus gezogen werden? war für die Behandlung derselben entscheidend. In der kürzesten Zeit waren die Bestände, wenn aus dem Holze nur irgend etwas erlöst werden konnte, was allerdings in volkreichen, holzarmen Gegenden schon bei dem geringen Reisig der Fall war, abgetrieben, und wo Holzwuchs war, ist jetzt Oedung. Den vermögenden Besitzern lag der Gewinn aus dem Wiederanbau zu fern, als daß der Vortheil sie hätte bewegen können, den Aufwand zu machen, den ärmern fehlten die Mittel, allen oft die Einsicht. In gleicher Weise wirkte das Bestreben, die Waldungen, besonders die des Staates, von allen darauf haftenden Dienstbarkeiten zu befreien. Die Abfindung der Berechtigten fand zum Theil in Waldboden statt, und die zerstückten Waldflächen hatten in der Regel das Loos, von welchem eben gesprochen wurde. Zahlen, wie weit hiedurch die Waldflächen vermindert wurden, lassen sich nicht angeben, aber die Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Bayern im Jahr 1837 [1] geben zureichende Belege zu dem Erwähnten. Eben so dienen als Belege die in öffentlichen Blättern so häufig sich findenden Nachrichten aus Frankreich über die Abnahme der Waldungen daselbst, seit

[1] IV. B. S. 481. 571. V. B. S. 459. 565. XVII. 138. Auf sie werden wir uns in der Folge noch öfter der Beispiele wegen mit der Bezeichnung Verh. beziehen.

Baden 4000 Mann. Dem Reichstag in Regensburg erklärte der franzöſiſche Geſandte Bacher, „Napoleon komme nur, um Deutſchlands Sicherheit und Unabhängigkeit gegen Oeſterreich zu beſchützen.“ Der Stadt Frankfurt am Main preßte Napoleon im Vorbeigehen wieder 4 Millionen ab.

Napoleon eilte, ſich mit Bernadotte zu vereinigen, ehe Mack etwas merkte. Indem er ſcheinbar direct auf Ulm losging wich er auf einmal bei Heidenheim links ab und marſchirte über Nördlingen nach Donauwörth, zu derſelben Zeit, in welcher Bernadotte mit den Bayern das preußiſche Gebiet von Anſpach verletzte und nach Ingolſtadt zog. Schon am 6. bis 8. October gingen ſämmtliche franzöſiſche Armeecorps über die Donau und breiteten ſich über Augsburg bis nach Memmingen aus, um Mack von allen Seiten zu umfaſſen. Ziemlich auf dieſelbe Art hatte Napoleon fünf Jahre früher die Stellung von Melas in Italien umgangen und ihn im Rücken gefaßt. Mack hätte daher um ſo eher die Abſicht ſeines großen Gegners errathen und ſich noch vor der Ankunft deſſelben auf Bernadotte werfen, im ungünſtigſten Fall auf die ihm langſam nachrückenden Ruſſen zurückziehen können. Aber er merkte nichts und blieb wie verzaubert in ſeiner alten Stellung.*) General Kienmayer, der Macks Nachhut befehligte, ſtand in der Nähe von Donauwörth, war aber zu ſchwach, den Fluß zu vertheidigen. Ney ereilte den zu dieſem Corps gehörigen General d'Aſpre bei Günzburg und nahm ihn gefangen, am 9ten. Kienmayer ging vor der Uebermacht über München nach dem Inn zurück. Mack hatte von Ulm aus den General Auffenberg mit einem kleinen Corps entſendet, um die Verbindung mit Kienmayer zu unterhalten, aber kaum war Auffenberg am 8. bis Wertingen vorgerückt, als er ſich ſchon von Franzoſen umzingelt und gefangen ſah (wie früher bei

*) Man glaubt, er habe ſich durch Napoleons berühmten Spion Schulmeiſter täuſchen laſſen, indem dieſer ihm glauben gemacht habe, es ſey eine Revolution in Paris ausgebrochen, die Engländer ſeyen gelandet und Napoleon maskire mit ſeinen Detachirungen nur ſeinen Rückzug.

Chur). Ein ſtärkeres öſterreichiſches Corps brachte Ney's Vortrapp unter Dupont ſchweren Verluſt bei Günzburg bei, am 11., konnte aber die Umgehung nicht mehr hindern. Am 12. wurde General Spangen, der Memmingen beſetzt hatte, von dem raſch dahin vorgerückten Soult gefangen und Jellachich, den Mack bis in's Vorarlberg vorgeſchoben hatte, abgeſchnitten. Am 13. October war die Einſchließung Macks vollendet, der ſich wenige Tage vorher noch ſicher an den Bodenſee und in's Tirol hätte zurückziehen können. Weil Napoleon 180,000 Mann auf dem Platz hatte, mußte Mack ſich mit ſeiner viel geringeren Armee um jeden Preis eines Rückzugsweges verſichern, um ſich mit den Ruſſen zu vereinigen, aber er verſäumte alles, er war vollkommen perplex. Am 14. belehrte ihn ein furchtbarer Angriff Ney's, der die Brücke in Elchingen erſtürmte, wie nahe ſein Verderben ſey.

Erzherzog Ferdinand entband ſich jetzt zu ſpät der Mackſchen Vormundſchaft, ließ ihn, da er ihn nicht mit ſich fortreißen konnte, im Stiche, und brach, um der Gefangennehmung zu entgehen, mit 24,000 Mann, worunter ſich der Kern der Reiterei befand, in der Nacht des 14. aus dem Lager von Ulm auf, um ſich im Rücken der Franzoſen den Weg durch Franken nach Böhmen zu bahnen. Aber die Franzoſen waren ihm überall auf den Ferſen. Ein Theil ſeines Corps unter General Werneck mußte ſich am 18. bei Trochtelfingen mit 8000 Mann ergeben. Murat mit dem Kern der franzöſiſchen Reiterei jagte dem Erzherzog überall nach, der unterwegs alles Fußvolk verlor, aber einen Vorſprung behielt und mit noch mehreren tauſend Pferden über Nürnberg glücklich nach Eger kam, wo er nicht weiter verfolgt wurde. Auch bei dieſem Anlaß wurde die preußiſche Grenze wieder von den Franzoſen verletzt.

Mack mit dem Reſt ſeiner durch die Flucht des Erzherzogs vollends entmuthigten Truppen, jetzt nur noch 23,000 Mann, ſchloß am 17. October die berüchtigte Capitulation von Ulm, in welcher er ſich mit ſeiner ganzen Armee kriegsgefangen erklärte,

wenn er bis zum 25. nicht entsetzt würde. Nachdem ihm aber vorbemonstrirt worden war, daß kein Entsatz möglich sey, bequemte er sich, die Uebergabe schon am 20. Statt finden zu lassen. Napoleon empfing ihn freundlich*) und ließ, auf einer kleinen Anhöhe bei Ulm stehend, die ganze gefangene österreichische Armee an sich vorüberziehen und je Paar und Paar mußten die Soldaten vortreten und ihre Gewehre zu seinen Füßen niederlegen, während die Fahnen, eine nach der andern, hinter Napoleons Rücken eine schöne kriegerische Decoration vollendeten. Die österreichischen Soldaten glotzten theils den berühmten Napoleon an, theils warfen sie unbekümmert um ihn ihre Gewehre mit Stolz und Unwillen zu Boden.

In Italien hatte Erzherzog Karl den Befehl, nichts Entscheidendes zu wagen, bis günstige Nachrichten aus Deutschland einträfen. Dadurch gewann Massena Zeit, die unter Gouvion St. Cyr in den Abruzzen stehenden Truppen aus Unteritalien an sich zu ziehen, nachdem der König von Neapel sich durch einen Vertrag vom 21. Sept. zur Neutralität verpflichtet hatte. Sobald nun die Ereignisse von Ulm in Italien bekannt wurden, griff Massena mit dem feurigsten Muthe den Erzherzog bei Caldiero an, erlitt aber in einem dreitägigen Kampfe vor den uneinnehmbaren Schanzen der Oesterreicher großen Verlust. Indessen zog sich der Erzherzog am 1. Nov. freiwillig zurück, um wo möglich noch Wien zu Hülfe zu kommen, ehe Napoleon dort anlangen könne. Massena aber blieb ihm auf den Fersen, während St. Cyr ihm den Rücken deckte. Zugleich schickte Napoleon ein bayerisches Corps unter

*) Mack wurde zur Strafe für seine Kopflosigkeit auf Befehl seines Kaisers cassirt und verlor alle seine Würden, Titel und Orden, durfte aber in St. Pölten bei Wien ungekränkt sein kleines Feld bebauen und hatte hier immer viel Zuspruch von mitleidigen Offizieren und Soldaten, weil österreichische Gutmüthigkeit leicht alles vergißt. Nach Napoleons Sturz fand Mack auch die Gnade seines Herrn wieder und wurde in alle seine Würden wieder eingesetzt.

Deroy nach Tirol, das aber im Strubpaß zurückgeworfen wurde, während das stärkere französische Corps unter Ney den Scharnitzpaß erstürmte und von hier aus in's Tiroler Innthal eindrang. Gleichzeitig rückte Augereau vom Bodensee aus in's Vorarlberg. Dem Andrang dieser feindlichen Massen entzog sich Erzherzog Johann ostwärts nach Kärnthen, um sich mit seinem Bruder Karl zu vereinigen. Dagegen wurden zwei zu weit zurückgebliebene österreichische Corps gefangen, das von Jellachich, welches bei Feldkirch zwischen Ney und Augereau eingeschlossen war, am 14. Nov., und das von Rohan, welches an der Brenta umherirrend in St. Cyrs Hände fiel, am 25. November.

Dies war der erste Act des unglücklichen Feldzugs von 1805. Ehe wir Napoleon auf seiner Siegesbahn noch weiter folgen, müssen wir den Blick rückwärts wenden auf einen gleichzeitigen Seesieg der Engländer, den größten, den sie überhaupt während der Dauer jener Kriege erfochten haben, und der gerade damals ein Ersatz des Glückes für die Schmach von Ulm war. Admiral Villeneuve nämlich wagte, durch die zornigen Befehle Napoleons dazu getrieben, den sichern Hafen zu verlassen. „Er ist wohl zu feig, um von Cadix auszulaufen," hatte Napoleon mit tiefster Verachtung gesagt und ihn nach Paris vor ein Kriegsgericht laden lassen. Ungern und mit sicherem Vorgefühl eines Unglücks lief die französische Flotte unter Villeneuve mit der spanischen unter Gravina vereinigt aus, 33 Linienschiffe, 5 Fregatten, 2 Briggs, und stieß am 21. Oct., zu derselben Zeit, als Mack in Ulm capituliren mußte, 8—9 Seemeilen vom Cap Trafalgar auf die englische Flotte unter Nelson, die nur aus 27, aber zum Theil viel bessern Schiffen bestand. Die Seeschlacht, die nun begann, war eine der blutigsten, die je geschlagen worden ist. Nelson selbst wurde durch einen Schuß aus dem Mastkorb eines französischen Schiffes tödtlich verwundet und starb bald darauf, während Villeneuve gezwungen war, die Segel des Admiralschiffes zu streichen und sich gefangen zu geben. Ein französisches Schiff flog in die Luft, sechs-

zehn franzöſiſche und ſpaniſche Schiffe fielen in die Gewalt der Engländer, der Reſt entkam unter Gravina nach Cadix. Sowohl die genommenen als die engliſchen Schiffe ſelbſt waren faſt alle entmaſtet und durch das fürchterliche Feuer auf's übelſte zugerichtet, auch voller Todten und Verwundeten. In dieſem Zuſtande wurden ſie in der Nacht von einem Meerſturm überfallen, was die Verwirrung und den Jammer auf den höchſten Grad brachte. Die Mannſchaft des franzöſiſchen Admiralſchiffs Bucentauro benutzte den Sturm, ſich zu befreien, aber das herrliche Schiff ſcheiterte an der Küſte. Das gleiche Loos erlitten fünf andere Schiffe, fünf wurden von den Engländern ſelbſt verbrannt oder verſenkt, zwei entkamen glücklich nach Cadix; von allen 16 eroberten Schiffen brachten die Engländer nur drei nach Gibraltar. Aber ſie waren für immer der Sorge los geworden, die ihnen Napoleons Landungsplan verurſacht hatte. Von nun an war die Unfähigkeit der franzöſiſchen Marine entſchieden und von der Landung nicht mehr die Rede. Vier franzöſiſche Schiffe von Villeneuve's Flotte fielen nachträglich am 5. Nov. den Engländern in die Hände. Die übrigen, die ſich nach Cadix retteten, blieben dort eingeſchloſſen, bis ſie von den ſpaniſchen Inſurgenten genommen wurden. Kein einziges kam nach Frankreich zurück. Der unglückliche Admiral Villeneuve wurde gemüthskrank und nahm ſich das Leben.

Zu derſelben Zeit gab ſich die Coalition die größte Mühe, Preußen zur Theilnahme am Kampf gegen Napoleon zu bewegen. Friedrich Wilhelm III. war durch die Verletzung des anſpachiſchen Gebiets empfindlich beleidigt und nahm zum erſtenmal eine drohende Haltung gegen Napoleon an, indem er den Ruſſen jetzt plötzlich den Durchmarſch durch Schleſien erlaubte und ſeinerſeits das bis auf 6000 Mann in der Feſtung Hameln von Franzoſen verlaſſene Hannover beſetzte. Doch geſchah dies letztere hauptſächlich, um der verbündeten engliſch-ruſſiſch-ſchwediſchen Armee zuvorzukommen, die gleichfalls Hannover hatte beſetzen ſollen. Somit blieb Preußens Stellung zweideutig. Kaiſer Alexander, der ſeinem Heere

folgte, kam am 25. October unerwartet selbst nach Berlin. Er hatte schon früher im Jahre 1802 einmal eine freundnachbarliche Zusammenkunft mit dem preußischen Königspaar in Memel gehabt und bei der Königin eine viel muthigere Politik wahrgenommen, als beim König. Dieser letztere ließ sich zwar von Haugwitz nie so weit bringen, eine enge Allianz mit Frankreich einzugehen, theilte aber doch dessen Ansicht insoferne, als er eine beständige Neutralität zwischen Frankreich und der Coalition für gewinnreich hielt. Die Königin dagegen sah mit geheimer Angst, wie Napoleons Macht mit jedem Jahre wuchs, wie er Preußen mit Verachtung zu behandeln anfing und wie nöthig es mithin sey, zur Coalition zu halten und die von Kaiser Alexander dargebotene Hand zu ergreifen.*) Auch der Erzherzog Anton kam nach Berlin, um Wünsche Oesterreichs mit denen Rußlands zu vereinigen, und Pitt ließ Preußen Holland anbieten, wenn es der Coalition beitrete. Am 3. November kam wirklich zu Potsdam ein Vertrag Preußens mit Rußland und Oesterreich zu Stande und in der Nacht darauf schloß der König bei Fackelschein im unterirdischen Gewölbe der Königsgruft zu Potsdam über dem Grabe Friedrichs des Großen ewige Freundschaft mit Alexander (eine Scene, die bald durch einen Kupferstich sehr populär wurde). Aber er ließ doch die Russen allein im Kampfe mit Napoleon sich verbluten und hielt seine eigenen Heere zurück. Haugwitz wurde in Napoleons Lager abgeschickt, um ihm mit dem Anschluß Preußens an die Coalition zu drohen, wenn der Zustand, wie er beim Frieden von Luneville gewesen, nicht hergestellt würde oder Napoleon überhaupt die preußische Vermittlung nicht annehme. Dieses Ultimatum hatte aber keinen andern Zweck, als den, aus der damaligen Weltlage für Preußen

*) In diese Periode fällt eine kleine Schrift des Grafen Antraigues, welche Johannes Müller empfahl und verbreitete, „Uebersetzung eines Fragments aus Polybius", worin das verderbliche Zaudern des Königs von Preußen mit dem des Antiochus von Syrien verglichen wurde, der es versäumte, dem Hannibal gegen die Römer beizustehen.

ohne dessen Anstrengungen leichten Kaufes neue Vortheile zu ziehen. Wie konnte es auch anders gemeint seyn, da Haugwitz, der eifrigste Vertheidiger der französischen Allianz, zum Unterhändler gewählt war. Ueberdies hatte Haugwitz die Weisung, keinesfalls vor dem 22. Dezember den Krieg an Frankreich zu erklären, weil der Herzog von Braunschweig vor diesem Termin mit der nöthigen Ausrüstung der Truppen nicht fertig werden zu können versicherte.*)

Kutusow war mit seinen Russen bereits bis an die bayerische Grenze gekommen, als er das Unglück von Ulm vernahm. Viel zu schwach, es allein mit Napoleon aufzunehmen, sah er sich zum Rückmarsch nach Mähren gezwungen, wo er sich mit den nachrückenden Heertheilen Rußlands erst verstärken und mit Erzherzog Ferdinand, der in Böhmen schon wieder 18,000 Mann zusammengebracht hatte, in Verbindung setzen wollte. Kienmayer zog sich mit seinen Truppen gegen Wien zurück, ohne Hoffnung, diese Hauptstadt, gegen die Napoleon direct heranzog, beschützen zu können. Ein österreichisches Corps unter General Meerveldt wich nach Steyermark zurück, wurde aber am 7. Nov. von Davoust ereilt, gefangen oder versprengt. Napoleon marschirte so rasch, daß der von Würzburg herbeieilende bayerische Kurfürst ihn nicht mehr in München, sondern erst in Linz traf, um ihm seine Dankbarkeit bezeugen zu können. Der alte, durch eine Wunde einäugige, etwas fettleibige, aber bei den Russen sehr beliebte und eben so schlaue als tapfere Kutusow wollte zeigen, daß er nicht so kopflos sey wie Mack und benutzte das Vordringen der Franzosen gegen Wien, um plötzlich in ihrem Rücken wieder bei Krems über die Donau zu gehen. Es gelang ihm auch am 11. Nov. bei Dürrenstein die französische Division des Generals Gazan, bei der sich Marschall

*) Nach dessen Originalschreiben, noch jetzt im Archiv der Familie von Haugwitz. Die Briefe des Herzogs von Braunschweig aus denselben Dezembertagen, welche Häusser II. 559 f. mittheilt, motiviren die Zögerung noch ferner durch die falsche Voraussetzung, Napoleon und Franz hätten bis zum 15. Dez. einen Waffenstillstand geschlossen.

Mortier befand, in engem Terrain zu überfallen. Man kämpfte Tag und Nacht fort Mann an Mann, und Mortier, der lieber sterben als sich fangen lassen wollte, bedeckte sich in diesem Verzweiflungskampfe mit Ruhm. Dennoch wäre er verloren gewesen, wenn ihm nicht schon in der Nacht die Division Dupont zu Hülfe geeilt wäre. Kutusow setzte nach diesem Handstreich seinen Rückzug fort.

Wien war bereits vom kaiserlichen Hofe verlassen und Preis gegeben. Auf dem damaligen Standpunkte der Kriegswissenschaft glaubte man, je größer und volkreicher eine Stadt sey, desto weniger lasse sie sich vertheidigen, und Napoleon selbst lebte noch in dieser Verblendung, indem er nie daran dachte, weder Lyon noch Paris zu festen Plätzen zu machen. Die ungeheuren Hülfsquellen Wiens wurden also, anstatt sie zur Vertheidigung zu benutzen, dem Feinde ohne Schwertstreich Preis gegeben. Nur die hölzerne Brücke, welche jenseits Wien von Insel zu Insel den hier vielfach getheilten Donaustrom überspannte, war vom General Fürsten Karl Auersperg vertheidigt. Murat, der den französischen Vortrapp befehligte, erreichte Wien am 13. Nov., umging aber die Stadt und eilte, sich vor allen Dingen jener Brücke zu bemächtigen. Auersperg befahl jetzt erst, dieselbe anzuzünden, aber es war zu spät. Der französische Oberst Dode lief auf den österreichischen Artilleristen zu, der eben die Lunte anlegen wollte, fiel ihm in den Arm und erklärte ihm, es sey ja Waffenstillstand. Murat selbst, Lannes und seine Adjutanten liefen über die Brücke und wiederholten den österreichischen Offizieren, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sey. Auersperg selbst kam herbei und wußte nicht, sollte er glauben oder nicht. Unterdeß kamen französische Grenadiere ihren tollkühnen Generalen nachgerückt und nun gab Auersperg, der sie im rechten Augenblick alle hätte gefangen nehmen können, den Widerstand auf und zog ab. *) Murat behielt den

*) Nach einer andern Quelle hat Auersperg in der Meinung, der

freien Brückenübergang und besetzte Wien, wo ihm 2000 schwere Geschütze, 100,000 Gewehre und unermeßliche Vorräthe in die Hände fielen. Napoleon selbst nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn, dicht bei Wien.

Murat mußte sogleich weiter rücken, um Kutusow wo möglich zuvorzukommen und vor seiner Verbindung mit dem nachrückenden Burhövden abzuschneiden. Dies gelang auch bei Hollabrunn, allein der verschlagene Kutusow spielte ihm hier den nämlichen Streich, den er wenige Tage vorher Auersperg gespielt hatte, schickte ihm den General Grafen Winzingerode mit der Nachricht eines zu Schönbrunn zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstandes zu und bethörte ihn dadurch wirklich, während er blitzschnell seine Truppen wenden ließ und glücklich entkam. Als Murat den Betrug inne wurde und den Russen wüthend nacheilte, hielt Bagration mit nur 6000 Mann ihn auf und deckte mit unerschütterlicher Tapferkeit den Rückzug seines Feldherrn, 16. November.

Drei Tage später vereinigte sich Kutusow mit Burhövden zu Olmütz, wohin auch Kaiser Alexander von Berlin aus gekommen war, und hatte nunmehr etwa 84,000 Mann beisammen, worunter 16,000 Oesterreicher. Dagegen war es Napoleons raschen Manövern gelungen, den Erzherzog Ferdinand in Böhmen durch ein Corps unter Bernadotte an der Vereinigung mit den Russen zu hindern, und auch Erzherzog Karl, der sich am 19. Nov. zu Cilly mit Johann vereinigt hatte, aus den Gebirgen in die Ebenen von Ungarn gerückt war und sich dort durch ein Volksaufgebot verstärkte, war noch zu weit entfernt. Allein Kutusow behauptete eine feste und kaum angreifbare Stellung bei Olmütz, die nur durch Mangel an Lebensmitteln gefährdet war. Würde man das Anlegen von Magazinen nicht auf unverantwortliche Weise versäumt

Waffenstillstand sey geschlossen, die Franzosen selbst über die Brücke geführt und seine Bataillone vor ihnen paradiren lassen, bis diese plötzlich umzingelt und gefangen wurden.

haben, so hätte die russische Armee hier den ganzen Winter über aushalten und Napoleon zur Verzweiflung bringen können, unterdeß wären die Erzherzoge Ferdinand, Karl und Johann, wären die russischen Verstärkungen unter General Essen eingetroffen. Nie war die Gelegenheit für Preußen günstiger, es durfte damals nur durch Franken marschiren, um Napoleon den Rückweg völlig abzuschneiden.

Aber gerade Preußen war es, was die Russen dahin brachte, den Vortheil ihrer Stellung aufzugeben. Kaiser Alexander wußte nur zu gut, daß Preußen sich erst entscheiden würde, wenn ein großer Schlag geschehen wäre. Napoleon hatte damals nur 65,000 Mann zu verwenden, eine Macht, mit der es die Russen wohl aufnehmen konnten. Also beschloß Alexander, wieder vorzurücken, und seine Vereinigung mit dem Erzherzog Karl durch eine Schlacht zu erzwingen. Der Mangel an Lebensmitteln war noch nicht so dringend, um das Verlassen der festen Position bei Olmütz jetzt schon zu entschuldigen und wurde nachher absichtlich übertrieben, um den begangenen Fehler besser zu bemänteln. Man hat auch behauptet, Napoleon habe den Kaiser Alexander durch Savary, den er mit versöhnenden Anträgen abschickte, zu der falschen Meinung verleiten lassen, die Franzosen sähen das Bedenkliche ihrer Lage ein und wollten eine Schlacht vermeiden.

Als Napoleon den Entschluß der Russen erfuhr und dieselben in der Nähe von Brünn heranrücken sah, war er in hohem Grade entzückt, denn sie waren nun durch keine feste Stellung mehr geschützt und ihm an Zahl nur wenig überlegen, er zweifelte daher auch nicht, sie in offener Schlacht zu überwinden. Sie selbst waren es, die sich ihm auslieferten. Er glühte von Kampflust und übersprudelte von Uebermuth. „Studieren Sie diese Gegend," rief er seinen Generalen zu, indem er das Feld von Austerlitz durchritt, „hier werden wir uns schlagen!" Am 1. Dezember fand sich Haugwitz bei ihm ein, wurde aber kurz abgewiesen, er solle nach der Schlacht wiederkommen. Der folgende Tag war

dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts. Sehr belehrend würde es seyn, wenn die Regierungen von Zeit zu Zeit bekannt machten, in welchem Verhältnisse allmählig Flächen dem Holzwuchse entzogen wurden und jährlich entzogen werden. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Gang dieses Wirthschaftszweiges würde dadurch sehr rege werden.

Mit der Erhöhung des Bedarfs und mit der Verminderung der Waldflächen schritt gleichmäßig eine Herabdrückung der Ertragsfähigkeit der noch übriggebliebenen vorwärts. Die jährliche Durchschnittsproduktion vom Tagwerke der Waldungen im Königreich Bayern verhält sich in den acht Kreisen wie folgt:

Isarkreis	0,45	Klftr.
Unterdonaukreis	0,60	„
Regenkreis	0,25	„
Oberdonaukreis	0,48	„
Rezatkreis	0,21	„
Obermainkreis	0,23	„
Untermainkreis	0,30	„
Rheinkreis	0,21	„
im Durchschnitte	0,36	„ [1]

Es scheinen damit sogenannte Massenklafter gemeint zu seyn, zu 100 Kubikfuß wirklicher Holzmasse, daher die Bruchtheile zugleich Kubikfuße ausdrücken. Im Isar-, Unterdonau- und im Oberdonaukreise sind wohl noch die meisten Urwaldungen enthalten, wo Holz, Laub, und was sonst abfiel, den Waldungen verblieb, ihnen als schützende Decke und zur Düngung diente. Ueberwachsenes, abgestorbenes Holz wurde nicht herausgezogen; bei Benützung des gesunden, starken blieben Gipfel, Aeste und Stöcke davon in den Waldungen zurück. Rechnete man diese im Walde faulenden Holzmassen dazu, so würde sich die Produktion noch höher stellen. Im Rezatkreis und im Rheinkreis ist in den betreffenden Zahlen die wirkliche Produktion viel näher bezeichnet, da bei den daselbst bestehenden hohen Holzpreisen schon alles vom Waldeigenthümer sorgfältiger benützt wird, nicht gerechnet noch

[1] Verh. XV. 480. Das Bayerische Tagwerk enthält 40,000 Quadratfuß, der Fuß 139,38 Pariser Linien.

der Jahrestag der Kaiſerkrönung. Auch dieſer Umſtand erhöhte die Begeiſterung im franzöſiſchen Lager. Die Soldaten improviſirten eine Illumination, indem ſie Strohfackeln auf ihre Bajonette ſteckten und in trunkener Luſt ihr vive l'empereur! durch die Nacht brüllten, während im Lager der Coalition, zu dem das Gejauchze hinübertönte, tiefe Stille herrſchte. Auch Kaiſer Franz war herbeigekommen, um ſeinen Bundesgenoſſen Alexander zu begrüßen. Wegen dieſer perſönlichen Anweſenheit der drei chriſtlichen Kaiſer nannte Napoleon den bevorſtehenden Kampf mit einer gewiſſen Eitelkeit die Dreikaiſerſchlacht.

Die Schlacht bei Auſterlitz begann mit dem Tagesgrauen des 2. Dezember 1805. Kutuſow wollte den rechten Flügel der Franzoſen umgehen, und Napoleon, der von ſeinen Marſchällen umgeben auf einer Anhöhe die Schlacht leitete, ließ ihn ruhig gewähren, denn die Ruſſen geriethen auf dieſer Seite in Sümpfe und Seen, ſo daß Napoleon nichts beſſeres wünſchen konnte, als ſie nach dieſer Richtung hin ſich bewegen zu hören. Er hörte nämlich in der Morgenſtille ihren Marſch, den er noch nicht ſehen konnte, weil Winternebel die ganze Gegend bedeckte. Endlich tauchte die Sonne blutroth aus dem Nebel auf, jene berühmte „Sonne von Auſterlitz," von der Napoleon als von ſeinem Glücksgeſtirne ſpäter ſo gerne zu reden pflegte. Die Ruſſen hatten bereits durch ihren erſten Marſch die Schlacht verloren, Napoleon nahm die Höhen von Pratzen als den Schlüſſel der Gegend und zerſprengte die ruſſiſche Linie. Kutuſow wurde in den Backen verwundet, die einzelnen Führer ſuchten Stand zu halten und leiſteten, wie auch Kienmayer mit den Oeſterreichern, verzweifelte Gegenwehr, aber in ſo zerrütteter Aufſtellung, daß ſie zuletzt nothwendig nicht der franzöſiſchen Tapferkeit, aber dem tactiſchen Genie Napoleons erliegen mußten. Nahe am Schloß von Auſterlitz rollte der Donner der Kanonen über das Grab des Fürſten Kaunitz, der mit Frankreich im ſiebenjährigen Kriege gegen Preußen gekämpft hatte, während jetzt Oeſterreich ohne Preußen Frankreich unterlag. Aber

die todten Ohren des Fürsten Kaunitz unter der Erde konnten nicht tauber seyn, als die lebendigen des Grafen Haugwitz, der Oesterreichs Unglück hätte verhindern sollen und können. Die Verbündeten verloren in dieser blutigen Schlacht 27,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst 80 Kanonen. Unter einigen brach das Eis der Seen ein. Man dichtete hinzu, französische Kanonenkugeln hätten das Eis zerschmettert und 20,000 Russen seyen auf diese Weise ertrunken. Napoleon selbst begünstigte diese Fabel, weil er es liebte, durch großartige Bilder die Einbildungskraft der Völker zu fesseln und zu schrecken.

Das schlimmste Ergebniß der Schlacht für die Russen war, daß sie ihre Rückzugslinie nach Polen verloren hatten und seitwärts gedrängt worden waren. Da es ihnen überdies an Lebensmitteln gebrach, so war Kaiser Alexander zum Frieden geneigt. Jedenfalls zu voreilig, es sey denn, daß er das Benehmen Preußens bestimmt vorausgesehen hätte. Nach einer kurzen und ziemlich kalten Unterredung mit Alexander, verlangte Kaiser Franz eine Zusammenkunft mit Napoleon, die bei der Mühle von Valtny Statt fand. Napoleon ging dem deutschen Kaiser entgegen und umarmte ihn. Von Rußland verlassen und um so weniger von Preußen etwas hoffend, nahm Franz die harten Friedensbedingungen an und erwirkte zugleich den freien Abzug der Russen. Er soll übrigens nach seiner Rückkehr von Napoleon gesagt haben: „nun ich ihn gesehn habe, mag ich ihn erst gar nicht mehr.“ *) Der förmliche Abschluß des Friedens wurde einer Conferenz zu Preßburg vorbehalten, in der Talleyrand das große Wort führte.

Ehe der Waffenstillstand bekannt werden konnte, fiel noch bei

*) Diese Worte sind seinem Charakter angemessen, nicht aber die, welche ihm französische Berichterstatter in den Mund legen. Ihnen zufolge bedauerte Napoleon, den Kaiser Franz in einem so schlechten Quartier empfangen zu müssen, Franz aber soll geantwortet haben: „Sie wissen auch aus schlechten Quartieren großen Nutzen zu ziehen.“ Das erscheint schon zu geistreich, als daß es Franz gesagt haben sollte.

Iglau ein heißer Kampf vor zwischen dem Erzherzog Ferdinand und den Bayern unter Wrede, in welchem die Oesterreicher siegten, 5. Dez. Auch Erzherzog Karl war nahe gekommen, aber alle Schwerter senkten sich jetzt in die Scheide.

Am 7. Dezember erhielt Haugwitz endlich beim Sieger von Austerlitz eine Audienz. Geschützt durch seine Instructionen, fand es Haugwitz nicht nur seiner bisherigen persönlichen Politik, sondern auch der Sachlage und dem Interesse seines Königs gemäß, von allen Drohungen zu abstrahiren, ein enges Bündniß mit Frankreich einzuleiten und als Preis dafür Hannover anzunehmen. Er benahm sich dabei aber zu schmeichlerisch und kriechend.*) Napoleon erwiederte seine Glückwünsche zwar spöttisch: „Ihre Complimente waren für Andere bestimmt;“ nahm jedoch gerne das Bündniß mit Preußen an und verlangte nur, es solle auch ernst gemeint seyn. Die natürlichsten Interessen verbänden Preußen mit Frankreich gegenüber den andern Mächten, er habe deßhalb jederzeit die innigste Allianz beider Mächte erstrebt und nur der König von Preußen habe die dargebotene Hand immer mißtrauisch abgelehnt. So könne es nicht bleiben, Preußen müsse sich entscheiden und ganz für oder ganz wider ihn seyn. Auch war Napoleon nicht gemeint, Hannover umsonst abzutreten, Preußen sollte dafür den Antheil an Cleve, der auf dem rechten Rheinufer lag, die Festung Wesel und das Herzogthum Neufchatel an Napoleon, Anspach und Bayreuth (gegen eine spätere Entschädigung) an Bayern abtreten. Diese Bedingungen nahm Haugwitz an und eilte damit nach Berlin, wo er alles in die größte Aufregung versetzte. Alte treue Provinzen sollten verschachert werden um neue, die man einem alten Freunde und Bundesgenossen raubte und deren Besitz w[illegible]chtlich noch sicher war. Und eine solche

*) Haugwitz sagte nach der Schlacht zu Talleyrand „Gottlob, wir haben gesiegt.“ Man muß sich diesen Haugwitz denken als einen bei den Herrnhutern erzogenen süßlächelnden und süßredenden Weichling, der sich rühmte einen Christuskopf zu haben.

Handlungsweiſe ſollte man ſich von einem fremden Machthaber dictiren laſſen wenige Wochen nachdem man mit ſeinen Feinden Verträge gegen ihn geſchloſſen hatte. War das dem Machtgefühl und der Waffenehre Preußens angemeſſen? Aber die Entrüſtung kam zu ſpät. Man hatte früher zu handeln verſäumt und entſchied ſich jetzt, die Annahme Hannovers denn doch einem unſicheren Kampfe mit Napoleon vorzuziehen.

Zwiſchen Frankreich und Oeſterreich wurde am 26. Dezember der Friede zu Preßburg abgeſchloſſen, in welchem Oeſterreich 40 Millionen Kriegskoſten bezahlte und das ganze venetianiſche Gebiet an Frankreich, ganz Tirol mit Vorarlberg und den Bisthümern Trient und Brixen nebſt Paſſau an Bayern abtrat. Auch die armen italieniſchen Fürſten, die bisher in Deutſchland entſchädigt worden waren, verloren jetzt das Ihrige wieder. Der Großherzog von Toscana erhielt Würzburg und mußte Salzburg und Berchtesgaden an Oeſterreich, dagegen Eichſtädt an Bayern, der Herzog von Modena, der nichts dafür erhielt, Conſtanz und den Breisgau an Baden abtreten. Auch Württemberg bekam damals mehrere Herrſchaften. Die Nachfolge in Würzburg wurde überdies Bayern, dagegen die im Deutſchmeiſterthum Mergentheim Oeſterreich zuerkannt. Somit erhielt Kaiſer Franz für große Verluſte nur ſchwache Entſchädigungen, Talleyrand aber ſchmeichelte ihm mit der Moldau und Wallachei, wenn er ſich mit Napoleon eng gegen Rußland verbinden wolle.

Das war das klägliche Ende des letzten vom deutſchen Kaiſer geführten Krieges, in welchem das deutſche Reich unterging. Napoleon hatte bewieſen, daß ſein neues Reich ſtärker ſey als das alte. Er wollte ihm nun auch die legitime Weihe geben und ſeine Ebenbürtigkeit beweiſen. Die ſchöne Prinzeſſin Auguſte, Tochter des Kurfürſten von Bayern, war mit dem Erbprinzen Karl von Baden verlobt; aber auf Napoleons Befehl mußte ſie ihre Hand ſeinem Stiefſohn Eugen, Vicekönig von Italien, und dagegen ihr badiſcher Bräutigam die ſeinige der Nichte Joſephinens, Stepha-

nie Tacher de la Pagerie, reichen. Die Verlobung fand auf der Rückkehr Napoleons in München Statt, wohin auch die Kaiserin Josephine von Paris aus gekommen war. Das war die erste Vermischung des neuen Fürstenblutes mit dem alten und Max Joseph empfing dafür zum Lohn außer den schon genannten großen Erwerbungen am 1. Januar 1806 auch noch den Königstitel. Eben so der Kurfürst Friedrich von Württemberg in Aussicht auf die Verlobung seiner Tochter Katharina mit Napoleons jüngstem Bruder Jerome. Baden wurde Großherzogthum.

Dagegen wurde die unglückliche Königin von Neapel, die es gewagt hatte, die Hand ihrer Tochter dem Vicekönig Eugen zu verweigern, jetzt zur Strafe für diesen lächerlichen Hochmuth unwiderruflich vom Throne gestoßen. „Das Haus Bourbon hat in Neapel und Sicilien zu regieren aufgehört," lautete ein Decret Napoleons aus Schönbrunn schon am 27. Dezember. Von unsäglicher Unruhe gequält hatte die Königin den Vertrag vom 21. September alsbald wieder gebrochen und am 20. November die Russen von Corfu, die Engländer von Malta her, 18,000 Mann, bei Neapel landen lassen; jetzt zu spät und nur zu ihrem eigenen Verderben. Denn nach dem großen Siege in Mähren konnte Napoleon seine ganze Uebermacht auf Italien werfen. Die Russen und Engländer schifften sich daher eilig wieder ein und auch der königlichen Familie blieb nichts übrig, als eine abermalige Flucht nach Sicilien, 23. Januar 1806. Nur der Kronprinz Franz blieb in Calabrien zurück, um einen Aufstand zu organisiren. Aber Napoleons Bruder Joseph und Massena rückten mit 40,000 Franzosen rasch heran und bemächtigten sich der Stadt Neapel ohne Widerstand, 14. Februar; General Reynier eilte nach Calabrien, schlug den Kronprinzen am 9. März bei Campotenese und verjagte ihn nach Sicilien. Nur Gaëta behauptete sich unter dem tapfern Prinzen Ludwig von Hessen-Philippsthal und in den Abruzzen führten die alten Räuberbanden den kleinen Krieg gegen die Franzosen fort.

In Neapel aber empfing Joſeph am 1. April 1806 das Decret ſeines Bruders, das ihn zum König von Neapel ernannte und er richtete ſofort ſeinen neuen Hof ein. Es kam ihm dabei zu Statten, daß er ſich nicht blos auf die altparthenopeiſche franzoſenfreundliche Partei, ſondern auch auf den Klerus ſtützen konnte, der jetzt in den Franzoſen keine Feinde, in Napoleon vielmehr den Wiederherſteller der Kirche ſah und ſich dem Papſte anhänglicher erwies, als den Bourbonen. Daraus erklärt ſich, warum nicht nur Cardinal Maury, der ſchon in Genua mit Napoleon verkehrt hatte, ſondern auch der ſchreckliche Cardinal Ruffo dem neuen König Joſeph huldigten. Joſeph gab ſich alle Mühe, ſich bei den Neapolitanern beliebt zu machen, und indem er die einfacheren franzöſiſchen Verwaltungsformen und eine ſtrengere Polizei einführte und dagegen die übertriebenen Vorrechte des alten Adels und viele unnütze Klöſter aufhob, glaubte er der Nation Bürgſchaften eines viel weiſeren Regiments zu geben, als das vorige. Aber er gewann dadurch nur die Aufgeklärten; das gemeine Volk, zumal in den Provinzen fuhr fort, ihn und die Franzoſen zu haſſen. Auch neckten ihn die Engländer ſehr empfindlich. Schon am Tage ſeines Einzugs nahmen ſie im Golf von Neapel ſelbſt die Inſel Capri weg, von wo aus ſie ihm mit Fernröhren in die Fenſter ſeines Schloſſes ſehn konnten. Am 1. Juli landeten 6000 Engländer unter Stuart in Calabrien und ſchlugen Reynier bei Maida am 4., während Maſſena noch vor Gaëta lag, zogen ſich aber nachher wieder nach Sicilien zurück, welche große Inſel ſie für König Ferdinand IV. behaupteten. Gaëta fiel erſt, nachdem der tapfere Commandant ſchwer verwundet worden war, am 18. Juli. Die Erbitterung der Einwohner gegen die Franzoſen war immer noch unverſöhnt, daher auch die Rache der Franzoſen furchtbar. Maſſena wüthete unter dem Landvolk wie ein Teufel und ließ eine Menge Dörfer nebſt den Städten Caſſano, Lagunero, Lauria und Sicignano ſammt ihren Einwohnern verbrennen und die gefangenen Inſurgenten zu hunderten hinrichten. Auf der andern Seite

gingen die Insurgentenchefs nicht besser mit den Franzosen um, die in ihre Hände fielen. Fra Diavolo wurde gefangen und hingerichtet.

In Oberitalien verlieh Napoleon seiner Schwester Pauline, Leclercs Wittwe, die den reichen römischen Fürsten Borghese geheirathet hatte, das Fürstenthum Guastalla und zerschlug das ihm von Oesterreich abgetretene venetianische Gebiet in zwölf Herzogthümer, um damit seine Marschälle zu belehnen. Die wirkliche Uebertragung dieser großen Dotationen an die Marschälle erfolgte jedoch erst nach und nach. Soult wurde Herzog von Dalmatien, Bessières von Istrien, Duroc von Friaul, Champagny von Cadore, Victor von Belluno, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviso, Clarke von Feltre, Maret von Bassano, Coulaincourt von Vicenza, Arrighi von Padua, Savary von Rovigo. Damals verlor auch die uralte Republik Ragusa*) am adriatischen Meer ihre Freiheit, um nicht lange darauf als Herzogthum an Marschall Marmont zu fallen.

Rußland hatte sich bequemt, im Frieden mit Napoleon diesem die jonischen Inseln abzutreten, aber als der Termin verflossen war, glaubten die Russen in Cattaro den Platz ferner behaupten zu müssen, eifrig von den Einwohnern und von den benachbarten Montenegrinern unterstützt. Lauriston, der mit einem französischen Corps heranrückte, wurde in Ragusa eingeschlossen und mußte durch ein anderes Corps unter Molitor gerettet werden, der

*) Ragusa war bis dahin eine freie Stadt gewesen, von der edlen und schönen Race der slavischen Illyrier (Morlaken) bewohnt. Diese Republikaner hatten die einzige neutrale Flagge auf dem adriatischen Meere geführt, wodurch ihre Fracht während der Kriege ungeheuer vermehrt und sie sehr reich geworden waren. Ein Grund mehr für Napoleon, sie durch Lauriston ihrer Freiheit berauben und ausplündern zu lassen. Das gleiche Schicksal erlitt damals die benachbarte kleine Republik Poglizza, an der Küste gegründet von vertriebenen Edelleuten aus Bosnien, zum Theil auch aus Ungarn, weshalb alle Einwohner daselbst den gräflichen Titel führten.

die wilden und grausamen Montenegriner endlich in ihre Berge zurückjagte, Cattaro jedoch nicht einnehmen konnte.

Das Glück begünstigte Napoleon in so hohem Grade, daß gerade jetzt, nachdem er eben das deutsche Reich in Stücke zerrissen und Rußland gedemüthigt hatte, auch sein gefährlichster Feind, der große Minister Pitt in England starb, 25. Jan. 1806. Das neue Ministerium wurde gemischt aus den strengsten Tories, die Pitt angehangen, und aus Whigs, Pitts Gegnern. Unter erstern ragten Grenville und Windham, unter den letztern Fox hervor. Die Berufung des letztern ins Ministerium schien anzudeuten, man wolle Frieden mit Frankreich. Auch knüpfte Fox bald Unterhandlungen an. Ein Meuchelmörder hatte sich erboten, für englisches Geld Napoleon umzubringen. Fox wies ihn ab und gab Talleyrand Nachricht davon. Dieser antwortete sehr artig und die Unterhandlungen wurden durch den in Frankreich gefangenen Lord Yarmouth fortgesetzt. Napoleon erbot sich, Hannover wieder herauszugeben, ohne Rücksicht auf Preußen, aber er bemerkte selbst sehr richtig, daß ein Handelsvertrag zwischen England und Frankreich immer die Hauptsache bleibe und wegen des Widerstreites der Interessen kaum zu ermöglichen sey. England wollte seinerseits den Verpflichtungen gegen Rußland treu bleiben, um den Kaiser Alexander nicht zu beleidigen und ohne ihn keinen Separatfrieden abschließen. So blieben diese geheimen Unterhandlungen mit England abermals ohne Ergebniß und zerschlugen sich ganz, als Fox schwer erkrankte und bald darauf dem großen Pitt ins Grab nachfolgte.

Trotz dieser Unterhandlungen hatte der Seekrieg ununterbrochen fortgedauert. Napoleon gab seit der Niederlage von Trafalgar die großen Seeschlachten für immer auf, ließ aber im Spätherbst 1805 aus den meisten Häfen seines Reiches kleine Flotillen auslaufen, um sich durch die englische Kriegsflotte durchzuschleichen, sich weit in entfernten Meeren zu zerstreuen und englische Handelsschiffe wegzunehmen, d. h. er ließ sich zu einem Seeräuberkrieg herab. Allein die beiden von Brest ausgelaufenen Flotillen unter Villaumez und

Leſſeignes wurden von den Engländern zerſtört oder weggenommen, die erſtere an der Küſte von Nordamerika, die andere, nachdem ſie eine vergebliche Landung auf St. Domingo gewagt hatte. Eine aus Rochefort unter Allemand abgeſegelte Flotille kam glücklich wieder heim, eine andere wurde von den Engländern genommen. Eben ſo zwei franzöſiſche Flotillen, wovon die eine nach Afrika, die andere nach Grönland beſtimmt war, um dort den engliſchen Handel zu ſtören. Eben ſo eine von Civita Vecchia abgegangene Expedition. Am glücklichſten war der kühne Viceadmiral Linois im ſtillen Weltmeer, der eine Menge engliſche Kauffahrteiſchiffe wegnahm und die reiche Beute nach Isle de France ſchleppte, doch aber endlich vor dem engliſchen Admiral Warren nach ſo tapferer Gegenwehr die Flagge ſtrich, daß dieſer ihm ſogleich ehrend ſeinen Degen zurückgab. Ein Angriff der Engländer auf Buenos Ayres in Südamerika mißlang, ſie nahmen zwar die reiche Stadt, wurden aber bald wieder von den Spaniern vertrieben 21. Aug. 1806.

Inzwiſchen organiſirte Napoleon ſein neues Reich und vermehrte es mit allem, was er vom alten deutſchen Reiche weggeriſſen hatte. Er ſchien durch ſeine Brüder, Schwäger und Günſtlinge nach und nach die alten Dynaſtien von ihren Thronen verdrängen zu wollen. Er ſelbſt hatte den Thron der Bourbons in Frankreich inne, ſein Bruder Joſeph den von Neapel; ſeinem Stiefſohne Eügen war die Thronfolge in Italien geſichert; ſeinen Bruder Ludwig machte er am 6. Juni zum König von Holland und beſeitigte damit die Anſprüche des vertriebenen Hauſes Oranien. Die Holländer hatten bisher unter Schimmelpennincks Verwaltung unglaubliche Laſten für Frankreich tragen, ein franzöſiſches Heer unterhalten, die Rüſtungen von Boulogne unterſtützen und ungeheure Summen bezahlen müſſen, ſeit 1800 jährlich 3 Procent des Einkommens, ſeit 1802 noch 1 Procent, weitere 2 Procent für 25 Jahre von den Einkünften und ½ von den Capitalien für 8 Jahre; dazu 1803 weitere 7 Procent von den Einkünften und 1804 noch 6 Procent von den Capitalien. Und bei jeder neuen

Steuer hatte man gesagt: bringt sie dar, ihr erkauft dadurch wenigstens eure Selbständigkeit, widrigenfalls ihr Frankreich einverleibt würdet. Jetzt erfolgte die Einverleibung doch; die Holländer wurden sogar gezwungen, sich den Bruder des Kaisers als König submissest selber zu erbitten. Ludwig aber war nicht unempfindlich gegen die Leiden der Holländer und obgleich ihm sein Bruder einschärfte, sich stets nur als französischen Prinzen und als seinen Vasallen zu betrachten, so bemühte er sich doch alles Ernstes, die Interessen Hollands so viel möglich in Schutz zu nehmen.

Gleichzeitig schuf Napoleon noch mehr Vasallen, die zu ihm in dasselbe Verhältniß treten sollten, wie weiland die deutschen Reichsfürsten zu ihrem Kaiser. Sein Schwager Joachim Murat wurde Großherzog von Berg am Niederrhein, sein Günstling Berthier, der eine Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld heirathete, souverainer Fürst von Neufchatel, Napoleons Schwester, Pauline Borghese, wie schon bemerkt, Herzogin von Guastalla; auch noch andere seiner Günstlinge erhielten Fürstenthümer in Italien, so wurde Talleyrand Fürst von Benevent; Bernadotte als Schwager Josephs (indem beider Frauen Schwestern waren) Fürst von Ponte Corvo.

Vorspiel eines größeren Ereignisses war die Ernennung des Kardinal Fesch zum Coadjutor des deutschen Reichserzkanzlers Kurfürsten Dalberg in Regensburg. Dieser Dalberg,*) so wie auch die neuen Könige von Bayern und Württemberg, konnten den

*) Kein Adelsgeschlecht war so tief mit den Ehren des alten deutschen Reichs zusammengewurzelt, als das seinige. Bei jeder Kaiserkrönung pflegte der neue Kaiser im Reichsornat auf dem Thron sitzend zu fragen: ist kein Dalberg da? worauf das vortretende Mitglied dieses Geschlechts vom Kaiser den Ritterschlag empfing. Ein Vetter des Reichserzkanzlers erhielt bald darauf von Napoleon die französische Herzogswürde. Doch blieben noch Dalberge als gute Deutsche übrig, vier derselben fochten 1813 mit gegen Napoleon und reclamirten gegen die Schmähungen, die man damals auf den Namen häufte. Allg. Zeitung 1813. Nr. 311.

das, was der Arme und der Frevler hinwegnimmt. Schon diese sorgfältigere Benützung muß gegen früher eine Herabdrückung der Ertragsfähigkeit zur Folge haben. Sie würde indeß noch wenig merkbar seyn, wenn nicht auf andere Weise bei zunehmender Bevölkerung auch stärkere Eingriffe in diese Wirthschaft gemacht worden wären. Man ließ die Holzbestände nicht mehr so alt werden, daß sie zu Stammholz im geschlossenen Stande erwuchsen und ein Alter erreichten, bei welchem sie die größte Holzmasse abwarfen; bei den Laubholzbeständen insbesondre ging man zu der in den meisten Fällen weniger Holzmasse liefernden Stangenholzzucht, ja bis zur Zucht des Buschholzes herab. Bei der nun öfter erfolgenden starken Freistellung oder auch gänzlichen Entblößung des Bodens von allem Schatten, von allem Schutz gegen Winde, Regengüsse, von allen den Boden deckenden und bei Kraft erhaltenden Abfällen, verlor derselbe mehr und mehr an Ertragsfähigkeit. Am schnellsten und stärksten zeigte sich dieses auf Flächen, welche vermöge ihres Bodens oder ihrer Lage zur starken Austrocknung und Erwärmung geeignet sind, und auch bei diesen um so mehr, je mehr sie abhängig sind.

Das Laub, welches in den Waldungen abfällt, wird in vielen Gegenden, und zwar vorzugsweise in denen, deren Boden in Bezug auf die Vegetation für sich unkräftig ist, gesammelt zur Streu für die Hausthiere, und so zur Gewinnung von Dünger verwendet, ein Verfahren, welches wohl schon sehr alt ist. Die den Wohnungen zunächst gelegenen Waldungen traf dieses am häufigsten, sie verödeten zuerst, indem ihnen die schützende Decke und die Vorräthe für Erzeugung von Humus am ersten und am häufigsten entzogen wurden. Da immer noch ein gesunder, bedeutender Kern von Waldungen da war, so fühlte man diese Aenderung im Umkreise nicht so schnell; aber weil letzterer nach und nach in Folge seines Ruins dergleichen Abfälle nicht mehr zu liefern vermochte, auch bei vermehrter Bevölkerung immer kleiner wurde, drang diese Benützung allmählig bis in das Innerste der Waldungen, und so traten auch da dieselben Folgen ein. Je mehr die Bevölkerung wuchs, um so mehr suchte man Hülfe in der Erweiterung der Feldflächen, dazu war nun auch mehr Dünger nothwendig, mehr Laub wurde gefordert. In neuern Zeiten kam man auf den Anbau von Pflanzen, welche wenig oder

Augenblick kaum erwarten, in welchem ſie die Oberhoheit des alten deutſchen mit der des neuen franzöſiſchen Reichs vertauſchen ſollten. Sie warteten Napoleons Befehle nicht ab, ſondern trugen ſelbſt darauf an, er möge ſie zu Gliedern ſeines großen Reiches machen. Dieſe Unterhandlungen wurden in Paris gepflogen und ein Herr von Labesnardière war es, der unter Talleyrands Anleitung den abtrünnigen deutſchen Reichsfürſten ihre neue Stellung im Reiche Napoleons anwies. Am 12. Juli 1806 erklärten der Reichserzkanzler Dalberg, die weiland deutſchen Kurfürſten, jetzt Könige von Bayern und Württemberg, die Großherzoge von Baden und Berg, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der Herzog von Naſſau, die Fürſten von Hohenzollern, Salm, Iſenburg, Aremberg, Lichtenſtein und von der Leyen, ſie erkennen das deutſche Reich nicht mehr an, und verbanden ſich unter einander zu dem ſ. g. Rheinbunde unter dem Protectorate Napoleons. Am 1. Auguſt erklärte Napoleon ſelbſt, er genehmige dieſe Entſchließung der deutſchen Fürſten und erkenne auch ſeinerſeits ein deutſches Reich nicht mehr an. Preußen konnte es nicht einfallen wollen, ein Reich noch zu retten, zu deſſen Zerrüttung es in den letzten Jahren mehr als irgend ein anderer Staat beigetragen hatte. Oeſterreich aber blutete noch aus offenen Wunden. Kaiſer Franz II., der letzte deutſche Kaiſer, unterwarf ſich mit einer würdevollen Erklärung vom 6. Auguſt der unabänderlichen Nothwendigkeit, legte den Titel eines deutſchen Wahlkaiſers ab und behielt nur noch den eines öſterreichiſchen Erbkaiſers bei. Auch ſprach er feierlich alle deutſchen Reichsgenoſſen von den Eiden der Treue los, die ſie bisheran dem Reiche geleiſtet hatten, womit das im Jahre 800 nach Chriſto von Karl dem Großen gegründete römiſche Reich deutſcher Nation, nachdem es 1006 Jahre lang ruhmvoll beſtanden hatte, ſein Ende erreichte.

Einer der erſten, der von der Auflöſung des deutſchen Reichs Nutzen ziehen wollte, war der König von Dänemark, der ſchon am 6. Sept. Holſtein ſeinem däniſchen Reiche einverleibte, ohne noch

irgend eine Verpflichtung gegen den deutſchen Geſammtkörper anzuerkennen. Am 26. Sept. trat auch der Kurfürſt von Würzburg dem Rheinbunde bei.

Die deutſche Nation verhielt ſich gleichgültig dabei, indem die einen nur ihren Particularintereſſen, die andern unbekümmert um Politik nur ihrer Wiſſenſchaft oder Liebhaberei lebten. Aber auch der Patriot mußte zugeſtehen, daß die Formen des alten Reichs längſt morſch geworden waren und nicht länger dauern konnten. Nicht für das damals lebende Geſchlecht, aber für die Manen der alten deutſchen Kaiſer, die ſo Ruhmvolles geleiſtet hatten, war es gewiſſermaßen eine Genugthuung, daß der Zerſtörer des deutſchen Reichs wenigſtens ein eben ſo großer Mann war, wie deſſen erſter Stifter, und daß es erſt eines Napoleon bedurfte, um das Werk Karls des Großen zu zertrümmern. Ein anderer noch gewichtigerer Troſt für die Deutſchen lag in ihrer Lethargie ſelbſt. Sie waren nur durch die Zwietracht und Schwäche ihrer Fürſten, durch die Unbeholfenheit ihrer bisherigen Staatsmaſchinen und durch den ſchlechten Geiſt der gebildeten Claſſen beſiegt worden, aber das gemeine Volk bewahrte überall noch ſeine urſprüngliche Kraft, die unter günſtigeren Umſtänden wieder geweckt werden konnte, während Napoleons Reich zwar durch ſein Genie und durch die Tapferkeit ſeiner Heere augenblicklich zu ungeheurer Macht gediehen war, aber der natürlichen Grundlagen und Bürgſchaften der Dauer entbehrte.

Die Fürſten des Rheinbundes wurden von Napoleon viel abhängiger, als ſie es vom deutſchen Kaiſer und Reichstag geweſen waren. Napoleon wurde ihr Oberherr, ſie ſeine Vaſallen. Sie traten an ihn das Recht ab, Krieg und Frieden zu ſchließen, ſie ſtellten ihm für alle ſeine Kriege vertragsmäßig 63,000 Mann, eine Ziffer, welche ſpäter weit überſchritten wurde. Sie bildeten für ſich eine Conföderation, deren Präſident Dalberg erhielt den Titel eines Fürſt-Primas und reſidirte fortan in Frankfurt am Main, welcher Stadt Marſchall Augereau kurz vorher die alte

Freiheit genommen und 4 Millionen wegen angeblicher Schmuggelei mit engliſchen Waaren abgepreßt hatte. Nach Dalbergs Tode ſollte Feſch ſeine Würde erben, alſo ein Napoleonide unmittelbar den Rheinbund leiten. Zum Lohn für ihre Unterwürfigkeit wurden aber alle Rheinbundsfürſten innerhalb ihrer Gebiete und im Verhältniß zu ihren Unterthanen abſolute Monarchen, alles ſtändiſche Weſen wurde vernichtet, eine neue Despotie eingeführt. Dadurch wurde beſonders Württemberg hart getroffen, welches ſich ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert einer ſehr lebendigen und wirkſamen Thätigkeit ſeiner Landſtände erfreut hatte. Ferner erhielten die Rheinbundfürſten zum Lohn die Beſitzungen aller noch nicht mediatiſirten Reichsfürſten, Reichsgrafen und Reichsſtädte im nächſten Bereich ihrer Grenzen. Von den erſteren hatten die meiſten ihre Beſitzungen in dem ehemaligen ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe, und vor wenigen Jahrhunderten noch eben ſo mächtig und angeſehen wie die Fürſten von Württemberg, Baden, Heſſen, Naſſau, wurden ſie jetzt deren Unterthanen oder fielen an Bayern. So die alten Fürſtenhäuſer von Hohenlohe, Waldburg, Fürſtenberg, Thurn und Taxis, Fugger, Oettingen, Löwenſtein, Leiningen, Wittgenſtein, Solms, Wied ꝛc. Nürnberg und Augsburg wurden Bayern einverleibt. Nur die Hanſeſtädte waren noch durch ihre Lage geſchützt.

Viele unter den mediatiſirten Fürſten, Grafen und Rittern nahmen ihre Zuflucht nach Oeſterreich und dienten unter den Fahnen des alten Kaiſers. Im Volke fanden ſie weniger Sympathien, weil ſie früher verſäumt hatten, dieſelben zu gewinnen. Dagegen wurde der Druck des neuen Despotismus in den Rheinbundſtaaten ſchwer empfunden. Beſonders in Württemberg von Seiten der proteſtantiſchen an ihre Landſtände und in Bayern von Seite der katholiſchen an ihre alte Kirche gewöhnten Bevölkerung, gegen welche die neue Regierungsgewalt rückſichtslos einſchritt. König Friedrich von Württemberg hatte noch kurz vorher als Gemahl einer engliſchen Prinzeſſin engliſche Subſidiengelder empfan-

gen und war jetzt der eifrigste Anhänger Napoleons. Schon hatte er den Landschaftsagenten Batz, der damals noch beim deutschen Kaiser Schutz suchte, nebst dem Landschaftsconsulenten Groß und Landschaftssecretär Stockmaier verhaften lassen, auch eine Summe aus dem von der Landschaft gehüteten Kirchengut genommen. Am 30. Dez. 1805 hob er die Verfassung ganz auf, *) schloß die Landschaft, raubte ihr die „geheime Truhe" und sämmtliches Kirchengut und begann ein absolutes Regiment, das noch in bitterem Andenken des Volkes lebt. Bei außerordentlicher Corpulenz besaß er die größte Lebhaftigkeit und war voll Feuer und Geist, auch mit einem scharfen und klaren Verstande begabt, aber seine ungemessene Jagdliebe verleitete ihn, einen ungeheuren Wildstand auf Kosten der armen Bauern zu unterhalten und seinen Jagdjunkern und Jägern jede Willkür zu gestatten. Als böser Genius stand ihm dabei sein Liebling Dillenius zur Seite, den er zum Grafen von Dillen erhoben hatte. Die Verpflichtungen, die er gegen Napoleon eingegangen hatte, zwangen ihn zu zahlreichen Steuern und Truppenaushebungen, und wenn er auch der Willkühr seiner Bureaukratie zuweilen durch unnachsichtliche Strenge begegnete, gab er doch selber oft das Beispiel launenhafter Willkühr. Es kam so weit, daß junge Leute aus den gebildeten Classen sich versteckten und auf der Straße vor seiner Nähe flohen, weil er, sobald ihm einer wegen seiner Gestalt gefiel oder aber aus irgend einem andern Grunde mißfiel, ihn auf der Stelle als gemeinen Soldaten unterstecken ließ. **) Auch glaubte er, es entspreche seiner Souverainetät, nichts

*) Kurz vorher im October hatte der König mit Napoleon in Ludwigsburg verkehrt und als er von den Hindernissen sprach, welche ihm die Landstände in den Weg legten, rief Napoleon: chassez les bougres! Das ließ sich der König nicht zweimal sagen.

**) Einen Oberamtsactuar, der ihm bei einer Reise durchs Land, vorritt, und der ihm missfiel, machte er augenblicklich zum Tambour. Als ihm in den neuerworbenen katholischen Landestheilen Geistliche fehlten, recrutirte er sich welche. Katholische junge Männer hatten die Wahl, als

Alterthümliches in den Inſtitutionen des Landes und der Gemeinden mehr zu dulden, und ſchonungslos wurden gute alte Rechte und Sitten im Geiſt der modernen Bureaukratie und Aufklärung vernichtet.

In letzterer Beziehung ging König Max Joſeph von Bayern noch viel weiter. Perſönlich war dieſer Fürſt ungemein liebenswürdig, ein heiterer, wohlwollender Lebemann, der gern alles vergnügt um ſich ſah. Indem er ſelbſt nur die Volksmundart redete, miſchte er ſich gern unter die Bauern, ſpaßte mit ihren Weibern und Mädchen und wurde der Liebling des Volkes. Bei jedem Unglücksfall half er ſo viel als möglich perſönlich.*) Aber uneingedenk der Eigenthümlichkeiten deſſelben Volkes und der uralten katholiſchen Politik des Hauſes Wittelsbach geſtattete er ſeinem Miniſter Montgelas,**) das katholiſche Bayern und Tirol um und um zu kehren, hierin noch viel extremer, als dereinſt Kaiſer Joſeph II. In Montgelas' Auge hatte die Kirche keinerlei Recht, alles ſollte in der Willkür des Staates beruhen; der Glaube, an dem gerade das altbayeriſche und Tiroler Volk ſo eifrig hing, galt ihm nur als Aberglaube und mittelalterliche Finſterniß. Mit einem Fanatismus, der das Volk auf's tiefſte innerlich empörte, ließ er nicht nur müßige Klöſter aufheben, ſondern auch die altehrwürdigen Stätten der Andacht, Kapellen, Stationen, Wegkreuze, Bild-

---

Soldaten unter die Regimenter geſteckt zu werden, oder ſich zu Prieſtern weihen zu laſſen. Ein Badergeſelle wählte das letztere und wurde nachher ein geachteter Geiſtlicher.

*) Als in München einmal ein paar Häuſer einſtürzten, war er gleich zur Stelle, hörte unter dem Schutt etwas wimmern, ließ nachgraben und entdeckte einen armen verſchütteten Knaben, den er ſofort erziehen ließ, den nachher ſo berühmt gewordenen Fraunhofer.

**) Montgelas' Geſchlecht ſtammte aus Savoyen, aber ſchon ſein Vater war bayriſcher General geweſen. Er ſelbſt genoß das Vertrauen Maximilians, ſchon als dieſer noch Pfalzgraf war, und wurde ſogleich nach deſſen Regierungsantritt bayriſcher Miniſter.

ſtöcke niederreißen und den Bauern, wenn ſie um Schonung baten, hohnlachend ihre Dummheit vorhalten. Montgelas war es auch zuerſt, der das Widerſinnige erſann, Juden für ihre allerlei Dienſte nicht blos mit dem Monopol der Lieferungen, ſondern gar noch mit chriſtlichen Ritterkreuzen und mit der Erhebung in den deutſchen Freiherrnſtand zu belohnen. „Ruder und Segel, ſagt v. Lang, waren in den Finanzen verloren und das an der jüdiſchen Küſte gelandete Schiff einer völligen Plünderung Preis gegeben. Das Recht war käuflich. Der Angeklagte, wenn er ein Beamter, Adeliger oder reicher Jude war, kam jederzeit durch.“ Auf dem Lande herrſchten die Landrichter wie die Paſcha's.

Die Illuminaten, einſt in demſelben Bayerlande verfolgt, waren jetzt Herrn und Meiſter geworden und predigten auf allen Straßen die Berliner Aufklärung. Eine Menge proteſtantiſche Gelehrte und Schulmänner ſtrömten nach und nach in Bayern ein, um dieſen Neuerungen zu dienen und die alte Finſterniß zu vertreiben. Unter der Aegide Napoleons, der ſelbſt die Kirche wiederhergeſtellt hatte, wurde in Bayern die Kirche auf das Minimum ihrer Bedeutung heruntergebracht und jetzt erſt das Land alter katholiſcher Treue von der revolutionären Philoſophie in Civiluniform erobert. Unter die alterthümlichen Vorurtheile, die damals vertilgt werden ſollten, gehörten aber nicht blos die kirchlichen, auch die nationalen Sympathien. Montgelas ließ durch feile Hiſtoriker die alte Lüge auffriſchen, die im ſpaniſchen Erbfolgekriege, als Bayern ſich mit Frankreich zum erſtenmal enger verband, aufgekommen war, die Lüge nämlich, die Bayern ſeyen keine Deutſche, ſondern die Nachkommen der keltiſchen Boier, alſo Gallier, alſo Stammverwandte der Franzoſen. Der gelehrte Wallhauſen war es, der dieſe Anſicht in einem eigenen Werke verfocht. Aber die bayeriſche Staatszeitung ſelbſt, indem ſie dem Lande verkündete, Napoleon habe es zu einem Königreich erhoben, brauchte die Worte: „Hoch lebe Napoleon, der Wiederherſteller des bayeriſchen Königthums!“ Damit ſollte ausgedrückt werden, das keltiſche

Reich der alten Bojer ſey endlich vom Joche der Deutſchen wieder frei geworden. Dieſe gelehrte Grille, vom Miniſterium damals aus politiſchen Gründen begünſtigt, blieb dem biedern deutſchen Volk der Altbayern wie den Tirolern fremd und unbegreiflich.

Wie es übrigens mit der Selbſtändigkeit des bayeriſchen Königthums beſchaffen war, ergab ſich aus einem Act, den Napoleon mitten in Bayern vollzog, ohne den König zu fragen. Im Sommer 1806 war eine kleine anonyme Schrift „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung“ erſchienen, worin wahre Vaterlandsliebe das Unglück der Zeiten beklagte und zum erſtenmal die Deutſchen erinnerte, was ſie als Nation der franzöſiſchen Nation gegenüber hätten thun ſollen.*) Napoleon wußte den politiſchen Schlaf der deutſchen Nation zu gut zu würdigen, um nicht alles zu beſeitigen, was geeignet ſchien, ſie aus demſelben aufzuwecken. Er befahl daher, den Verbreiter jener Schrift, den jungen Buchhändler Palm in Nürnberg, zu verhaften und nach Braunau zu ſchleppen. Hier mit Umgehung der bayeriſchen Landesgerichte vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geſtellt, weigerte Palm ſich edelmüthig, den Verfaſſer jener Schrift zu nennen und wurde am 25. Auguſt erſchoſſen. Aber dieſer Schuß wiederhallte in allen Gauen deutſcher Zunge und ſchadete dem Weltbezwinger viel mehr als die Verbreitung jener Schrift. Die öffentliche Meinung, die ſich bisher darin gefallen hatte, in Napoleon den Sohn der Revolution und den Genius einer beſſern Zukunft zu ſehen, erkannte immer deutlicher in ihm die Züge eines Despoten und wandte ſich je mehr und mehr von ihm ab.

*) Der unbekannte Verfaſſer erkennt Oeſterreicher, Preußen, Bayern Sachſen ꝛc. als ſolche nicht an, ſondern verlangt, ſie ſollen ſich alle zuerſt als Deutſche fühlen und demnach gegen die Franzoſen zuſammenhalten. Oeſterreich lobt er wegen ſeiner ſtandhaften Ausdauer und weil es ſo viele Opfer für die deutſche Sache und Vertheidigung des Reichs gegen Frankreich gebracht habe. Schweren Tadel aber wirft er auf Preußen einerſeits und auf die von Napoleon neugebackenen Könige anderſeits.

Paris aber, die neue Hauptſtadt der Welt, feierte die Triumphe des großen Kaiſers. Der Senat decretirte damals die prachtvolle Siegesſäule von Auſterlitz, die nach dem Muſter der antiken Trajansſäule in Rom mit Schlachtbildern in Basrelief bedeckt und mit der Statue des Kaiſers gekrönt werden ſollte (jetzt insgemein nur die Säule von Vendome genannt, auf dem Vendomeplatze). Napoleon ſelbſt aber griff, kaum vom Felde heimgekehrt, wieder auf's fruchtbarſte in die Civilverwaltung ſeines Reichs ein und ordnete namentlich die während ſeiner Abweſenheit ſchon wieder durch Intriganten gefährdeten Finanzen mit großer Energie und klarem Blicke. Ouvrard, ein ſpeculativer Kopf von größter Frechheit, hatte die Gelder des Staates und der Bank für eine begünſtigte Geſellſchaft ausgebeutet, wurde jedoch unnachſichtlich mit allen ſeinen Complicen zum Erſatz gezwungen, zum Glück in einem Augenblick, wo noch nicht zu viel unrettbar verloren war. Daß ſolche Spitzbüberei ſich ſelbſt unter Napoleon hervorwagen durfte, beweist, wie unverwüſtlich in Frankreich die Habgier iſt. Man ſtahl unter dem alten Königthum, man ſtahl unter dem Convent und Directorium. Auch das Kaiſerthum ſollte ſeine Diebe haben. Nach glücklicher Erledigung dieſes böſen Handels widmete ſich der Kaiſer der Civilprozeßordnung, dem Canal- und Straßenbau, der Verſchönerung von Paris, dem Bau eines großen Triumphbogens nach altrömiſchem Muſter, der Gründung der Pariſer Univerſität und einer Menge anderer Arbeiten und Pläne, die alle zum Wohl Frankreichs und ſeiner eigenen Verherrlichung ausgeführt werden ſollten. Seine Thätigkeit blieb im Frieden, wie im Kriege, bewundernswerth und beiſpiellos.

Mit dem Stolz und Siegesjubel in Paris contraſtirte nichts ſo traurig als die unzufriedene und trüb aufgeregte Stimmung in Berlin. Hier regte ſich das böſe Gewiſſen. Man wagte nicht, Hannover geradezu in Beſitz zu nehmen, ſondern nahm es nur einſtweilen „in Verwahrung“. Dieſe Zweideutigkeit ärgerte Napoleon, der in Paris Haugwitz erklärte, der Schönbrunner Vertrag

gelte nicht mehr, weil Preußen selbst sich nicht dazu bekenne. Nun mußte Haugwitz ihm die Anerkennung des Vertrags abbetteln und von der früher stipulirten Entschädigung für Anspach und Bayreuth abstehen und zugeben, daß alle preußischen Häfen den Engländern verschlossen würden. Auch das ließ sich der König von Preußen gefallen. England aber war mit Recht erzürnt, schlug jetzt los und fügte dem preußischen Seehandel unsäglichen Schaden zu. Da man nicht Zeit gehabt hatte, die Kaufleute vorher zu warnen, waren über zweihundert preußische Schiffe in See, die jetzt von den Engländern gecapert oder in englischen, wie auch in schwedischen Häfen zurückgehalten wurden; denn König Gustav IV. Adolf ahmte den Zorn Englands nach. Außer diesen Verlusten erlitt der preußische Handelsstand nun auch alle Uebel der Sperrung, denn der Seehandel war gänzlich unterbrochen. Die Kaufleute erhoben jedoch kaum so laute Klagen, als die jungen Offiziere und an ihrer Spitze der feurige Prinz Louis von Preußen, Vetter des Königs. Sie glaubten es nicht ertragen zu können, daß Preußen in eine so zweideutige und gefährdete Stellung gekommen sey, während es über die große und sieggewohnte Armee Friedrichs des Großen in noch intactem Zustand verfügen könne. Sie gingen so weit, einmal bei Nacht dem Minister Haugwitz die Fenster einzuwerfen. Auch die muthige Königin theilte diese kriegerische Stimmung und die Täuschung der jungen Helden in Bezug auf die Schlagfertigkeit des Heeres. Nur ein älterer Offizier, von Berenhorst, und ein jüngerer, Heinrich von Bülow, hatten Zweifel geäußert, ob das preußische Heer jetzt noch leisten könne, was es unter Friedrich dem Großen geleistet. Ihre Schriften hatten manchen groben Mißbrauch und Schaden des preußischen Heerwesens aufgedeckt, aber man hatte sie nicht hören wollen. Bülow wurde als ein böswilliger Krittler verachtet, und seine treffliche Schrift über Kriegskunst im Allgemeinen, worin er Strategie und Tactik mit wahrhaft napoleonischem Geist behandelte, so wie die eben damals von ihm herausgegebene Schrift über den unglücklichen Feldzug von 1805, worin

er alle darin begangenen Fehler auf's klarſte aufdeckte, zogen ihm nur Haß und Verfolgungen zu. Man ließ ihn von Aerzten unterſuchen, ob er verrückt ſey? und ſperrte ihn ein, das letztere hauptſächlich auf Requiſition der Ruſſen, deren Manoeuvre bei Auſterlitz er zu rückhaltslos getadelt hatte.

Indeſſen hatte der König ſelbſt eine geheime Furcht vor der Probe, die ſein Heer zu beſtehen haben würde, wenn es je mit Napoleon kämpfen müſſe. Die Rheinfeldzüge waren wenigſtens nicht ſo glänzend geweſen, daß ſie ihm eine untrügliche Zuverſicht hätten geben können. Er war alſo weit entfernt, die Exaltation der jungen Gardeofficiere zu theilen, und klammerte ſich mehr als je an die Friedenspolitik ſeines Haugwitz an. Hardenberg, der böſe Dinge kommen ſah, wollte ſich für beſſere Zeiten ſparen und gab ſeine Entlaſſung ein, was ihm unverdienter Maßen als Patriotismus ausgelegt wurde. Dieſelben Leute, welche Haugwitz die Fenſter einwarfen, brachten Hardenberg ein Lebehoch. Aber er gehörte den frivolen Kreiſen ariſtokratiſcher Genußmenſchen, wie der Prinz Louis, an und bei viel Geſchäftsgewandtheit und cavaliermäßigem Benehmen fehlte es ihm doch an jedem ſittlichen Ernſt. Mit Haugwitz ſtimmten die Diplomaten Lucchesini und Lombard, was aber noch wichtiger war, des Königs vertrauteſter Freund, der Adjutant von Köckeritz, und der alte General von Zaſtrow, das Orakel des Königs in Armeeangelegenheiten, überein. Der letztere, die Hauptſtütze des Zopfſyſtems in der Armee, der Protector aller alten lahm und blind gewordenen Generale und Commandanten, war ganz für Frankreich gegen Oeſterreich geſtimmt. Napoleon ſelbſt ſchien mit Haugwitz ganz einverſtanden und ſchmeichelte Preußen, indem er dem König vorſchlug, auch ſeinerſeits den Kaiſertitel anzunehmen und Protector eines norddeutſchen Bundes zu werden. Es ſcheint jedoch, Napoleon habe ſeine Politik hinſichtlich Preußens deßhalb nicht definitiv feſtgeſtellt, weil er von Preußen ſelbſt niemals Feſtigkeit, ſondern eine ſtets hin und herſchwankende und unzuverläſſige Politik erwartete. Sofern

nichts an Circumaterial liefern, indeß in früheren Zeiten beinahe nur Getreide und damit Stroh zur Streu gebaut wurde. Noch jetzt verbreitet ſich der Anbau von Kartoffeln, Oelgewächſen, Taback und ähnlichen Pflanzen in Gegenden, in welchen man ſie früher nicht kannte.

Nahm der Umfang und zugleich auch der kräftige Wuchs der Waldbeſtände vielfach ab, ſo mußten nun auch die Hausthiere, welche zur Weide in die Waldungen kommen, ſo wie das größere Haarwild denſelben ſchädlicher werden. Die Viehheerden vergrößerten ſich mit der zunehmenden Bevölkerung, die Weideflächen verkleinerten ſich. Das Vieh kam öfter auf eine und dieſelbe Stelle, trat dadurch den Boden zu feſt, oder erhielt ihn bei vorherrſchend ſandigen Beſtandtheilen durch ſeinen Tritt zu locker, beſchädigte die Holzpflanzen wiederholt, und zwar nur um ſo häufiger, je unkräftiger der Boden war und je langſamer der Wuchs der Holzpflanzen in die Höhe ging, indem das Vieh dabei länger die Spitzen der Pflanzen zu erreichen vermochte, ſo daß dieſe in Folge der häufigen Beſchädigungen endlich verkrüppelten, oder ganz zu Grunde gingen. Je kleiner der Viehſtand, je ausgedehnter die Waldungen, je kräftiger der Boden und der Wuchs der Holzpflanzen waren, um ſo geringer war ehemals, und iſt noch der Schaden. Auch wachſen auf kräftigem Boden zwiſchen den Holzpflanzen noch gute Kräuter, welche das Vieh jenen vorzieht, auf magerem nur ſolche, die das Vieh weniger liebt als die Holzpflanzen, daher es ſich vorzugsweiſe an dieſe hält. Aus gleichen Urſachen wird der Schaden durch Schwarzwild, Rothwild, Damwild und Rehe in den Waldungen immer größer, je mehr ihre Produktionskraft ſinkt.

Alle dieſe Urſachen wirken ſchon lange her. 1764 koſtete das Klafter Buchenholz zu 126 Kubikfußen in München 3—4 fl., 1803 6—7 fl., 1837 9—10 fl. In manchen Gegenden aber iſt das Steigen der Holzpreiſe in den neueſten Zeiten viel ſtärker als in früheren. Holzwucher, Verſteigerungen und andere Maßregeln haben wohl dazu am wenigſten, vielleicht gar nichts beigetragen. Die Vermehrung der Bevölkerung, die Erhöhung der Induſtrie ſchreitet gerade auch erſt in dieſer Zeit ſo raſch vorwärts, und das Angebot von Holz fiel beinahe in gleichem Maße. In Zahlen läßt ſich zwar das letzte nicht leicht nachweiſen, aber

er ſich überdies ſtark genug wußte, um allen Eventualitäten begegnen zu können, *) ließ er es an der Rückſicht fehlen, die er gegen Preußen wahrſcheinlich beobachtet haben würde, wenn er der Allianz mit dieſer Macht ſicher geweſen wäre. Er brach willkührlich den mit Haugwitz geſchloſſenen Vertrag, indem er für Anſpach und Bayreuth keine Entſchädigung mehr geben wollte. Auch kam die Feſtung Weſel, die an das Großherzogthum Berg hatte fallen ſollen, unmittelbar in franzöſiſche Hände. Murat als Großherzog von Berg riß überdem die drei preußiſchen Abteien Eſſen, Eltern und Werden eigenmächtig an ſich. Mit eben ſo großer Frechheit bot Napoleon das dem Prinzen Wilhelm von Oranien zugetheilte Fulda dem Kurfürſten von Heſſen an, wenn er dem Rheinbunde beitreten wolle, und verlangte, der Prinz von Oranien ſolle noch überdies wegen Weingarten württembergiſcher Unterthan werden. Des Prinzen Vater, der letzte Erbſtatthalter, war eben in der Verbannung geſtorben und der König von Preußen, deſſen Tante des Prinzen Mutter war, nahm ſich ſeiner vorzüglich an, wurde daher durch Napoleons Maaßregeln ſchwer beleidigt. **) Endlich bot Napoleon, wie oben ſchon bemerkt iſt, nicht nur Hannover, das er eben erſt Preußen gegeben hatte, in geheimen Unterhandlungen ſchon wieder den Engländern an, ſondern rieth auch dem Kurfürſten von Caſſel ab, und verbot den Hanſeſtädten geradezu, in den norddeutſchen Bund einzutreten, zu

*) In wie geringer Achtung Preußen in Folge ſeines Zauberſyſtems ſtand, erhellt unter andrem aus einer Stelle der Flugſchrift „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung", welche im Anfang des Jahrs 1809 und vor der Kriegserklärung Preußens an Frankreich gedruckt wurde. Hier heißt es S. 129: „Schon hat Napoleon ſichs zum Sprüchwort gemacht: 200,000 Preußen ſind eben ſo viele Vögel; 100,000 fange ich und 100,000 fliegen davon."

**) Bignon läugnet die ganze Sache ab und behauptet, man habe den König von Preußen in dieſer heſſiſchen Angelegenheit lediglich getäuſcht, um ihn noch mehr in Hitze zu bringen.

deſſen Bildung er eben erſt den König von Preußen eingeladen hatte.

Das blieb aber nicht verborgen. Im Anfang des Auguſt erhielt der König durch Lucchesini, ſeinen Geſandten in Paris, die Gewißheit, daß Napoleon Hannover den Engländern angeboten habe. Dieſe Treuloſigkeit erfüllte den König mit der tiefſten Entrüſtung und von dieſem Augenblick an gab er der Kriegspartei Gehör und trat in neue Verbindungen mit Rußland, Schweden und England. Kaiſer Alexander war ſehr unzufrieden von Auſterlitz heimgekehrt, gedachte aber, ſich durch Erwerbungen in der Türkei zu entſchädigen. Daher die Gleichgültigkeit, mit der er Napoleons Beſchwerden wegen Cattaro hinnahm, ohne ſeinen Ruſſen Befehl zu ertheilen, dieſen Platz zu verlaſſen. Da er gleichwohl weder auf das geſchwächte Oeſterreich, noch auf Preußen rechnen konnte, fuhr er fort, mit Napoleon zu unterhandeln, und am 20. Juli war von ſeinem Geſandten Oubril in Paris ein neuer Vertrag abgeſchloſſen worden. Allein gerade um dieſe Zeit erfuhr er, welche Wendung die Politik in Berlin genommen habe, konnte daher hoffen, Napoleon durch den Krieg mit Preußen zu beſchäftigen, während er ſeine eigenen Plane im Orient verfolgte, hetzte daher Preußen noch mehr auf und bot ihm die kräftigſte Unterſtützung an, wenn es die Schmach von Auſterlitz mit dem Heere Friedrichs des Großen rächen wolle. Schweden, welches bisher immer große Worte geführt, ſie aber nie durch Thaten bekräftigt hatte, ſtellte gleichfalls ſeine Feindſeligkeiten gegen Preußen ein und auch England war augenblicklich bereit, das gute Einvernehmen mit Preußen herzuſtellen. Nur Oeſterreich war noch zu tief gekränkt durch die Politik, welche Haugwitz vor und nach der Schlacht bei Auſterlitz befolgt hatte, und von ſeinen Niederlagen zu geſchwächt, um dem König von Preußen irgend einen Beiſtand zuzuſagen.

Kaum war der männliche Entſchluß des Königs, mit dem Schwert in der Hand von Napoleon Genugthuung zu fordern,

in Berlin bekannt worden, als man ſich dort in kriegeriſcher Luſt berauſchte. Aber man bemerkte, die Begeiſterung gehe mehr vom Theater aus, wo Schiller'ſche Verſe von Gardeoffizieren beklatſcht wurden, als von der Kirche, in der das Volk und Heer in Demuth vor Gott ſich hätten zum ernſten und ſchweren Todeskampf gegen den alles beſtrickenden Dämon der Zeit vorbereiten ſollen. Hohle Worte, affectirte Prahlereien gingen hauptſächlich von ſolchen Rednern aus, in denen am wenigſten eine tiefe Ueberzeugung und Treue lebte. Der Schweizer Johannes Müller, als berühmter Geſchichtſchreiber vor kurzem nach Berlin gerufen, nachdem er ſchon ſehr verſchiedenen Herren und Parteien um Geld und Ruhm gedient hatte, ließ damals eine „Poſaune des heiligen Krieges" drucken, worin er mit der Salbung eines Propheten die Völker zum Kriege gegen Napoleon aufrief und die Preußen an ihre Ehre mit einem Zornesfeuer mahnte, was rein erkünſtelt war, denn derſelbe Herold des Krieges nahm wenige Monate ſpäter bei Napoleon Dienſte. Das aber war weder zufällig noch gleichgültig, daß die gefeierteſten Organe der damaligen Bildung und Aufklärung an den Regierungen, die ihnen ſo ungemeſſene Gunſt zuwandten, zu Verräthern werden mußten. Die gottentfremdete hohle Aufgeblaſenheit mußte auf dieſe Probe geſtellt werden und ihre innere Lüge offenbaren. Für namenloſe Leiden und für die tiefſte Herabwürdigung wurde dem Volke wenigſtens die Genugthuung und der Troſt, daß die Hoffahrt der Gebildeten beſchämt und ihre innere Ehrloſigkeit entlarvt wurde. Das Unglück wurde zum Glück, indem es von den Täuſchungen und Verlogenheiten der Cultur zur Achtung des natürlichen Volksſinnes und zur Erweckung der natürlichen Volkskraft zurückführte.

Zweites Buch.

Preußens Schmach und Verkleinerung.

Der für die preußiſche Monarchie unvermeidliche Oberfeldherr war immer noch der alte Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Da derſelbe, wie bald zu Tage kam, eine Scheu vor Napoleons überlegenem Genie hatte und ſich vor einer Schlacht fürchtete, ſo begreift man um ſo weniger, warum er dennoch den Befehl übernahm und als hochbejahrter Mann nicht lieber abdankte. Man glaubte, er habe dem jüngeren, aber nicht talentvolleren Fürſten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen die Ehre des Oberbefehls nicht überlaſſen wollen, und Eitelkeit und Neid hätten die heimliche Furcht in dem bereits etwas ſtumpfſinnig gewordenen Greiſe ſo lange unterdrückt, bis ihm der Ernſt der Gefahr näher rückte. Indeſſen erklärt ſich das Verhalten des Herzogs aus Umſtänden, welche General von Müffling, damals dem Herzog von Weimar attachirt, in ſeinen Memoiren mitgetheilt hat. Herzog Ferdinand glaubte gar nicht, daß es zum Treffen kommen würde. Lucheſini hatte ihn und ſich ſelbſt überredet, es werde bei einer bloßen Demonſtration bleiben und Napoleon werde eine Vermittlung dem Kampfe vorziehen und gar nicht angreifen. Deshalb habe der preußiſche Oberfeldherr auch gar keinen Kriegsplan entworfen.

Der Herzog hätte aber doch die Möglichkeit annehmen ſollen, daß ihn ſeine Vorausſetzungen täuſchen könnten. Etwas Kopfloſeres als die Dispoſitionen dieſes greiſen Mannes kann man ſich nicht denken. Das Unglück der Oeſterreicher im vorigen Spätherbſt war noch im friſcheſten Andenken und dennoch beging der Herzog von Braunſchweig genau dieſelben Fehler wieder, welche Mack begangen hatte. Die Oeſterreicher waren mit nicht hinreichender Macht vorausgeeilt und von Napoleon geſchlagen worden, ehe die Ruſſen herankamen. Ganz der nämlichen Uebereilung machten ſich jetzt wieder die Preußen ſchuldig, indem ſie vorangingen ohne die ruſſiſche Hülfe abzuwarten. Der König ließ durch ſeinen Geſandten ſchon am 1. October in Paris den Krieg erklären, ſofern Napoleon nicht ſofort die Feſtung Weſel wieder herausgebe und ſeine Truppen aus ganz Deutſchland zurückzöge. Das war ein viel zu ſchneller Bruch. Preußen hätte zögern ſollen, bis eine beträchtliche ruſſiſche Streitmacht ihm zur Seite ſtand. An dieſer Voreiligkeit war nun zwar der Herzog von Braunſchweig nicht ſchuld, allein er that doch nichts, ihr vorzubeugen. Als einige Stimmen warnten und an Macks Schickſal erinnerten, waren es gerade die Prahler im Hauptquartier, welche entgegneten: zwiſchen Oeſterreichern und Preußen ſey ein großer Unterſchied, jene hätten ſich wohl allein ſchlagen laſſen, das könne aber dem auserleſenen Heere Friedrichs des Großen niemals begegnen. Im Gegentheil erfordere es die Ehre, daß man nicht die Ruſſen abwarte, ſondern allein den Feind beſiege. Aber auch in dieſem kühnen Sinne wurde nur geſprochen, nicht gehandelt. Anſtatt raſch vorzugehen und den Feind einzeln zu überfallen, ehe er ſich vereinigt hatte, blieb das preußiſche Heer im Thüringer Walde ſtehen.

Auch wurde alles verſäumt, was hätte dienen können, das deutſche Volk zum Kampfe zu begeiſtern. Man nahm die Miene an, als ob es ſich lediglich um die preußiſche Ehre und nicht zugleich um eine deutſche Sache handle, und verſcherzte dadurch die

natürlichen Sympathien. Was lag den Sachsen, die gezwungen mitziehen mußten, an der preußischen Ehre?" Aus demselben Grunde lehnte der Kurfürst von Cassel die Vereinigung seiner tapfern Hessen mit den Preußen ab und hoffte sich durch diese Halbheit Napoleons Schonung zu erkaufen.

Die preußische Offensivarmee, welche der Herzog von Braunschweig unmittelbar gegen Napoleon verwenden konnte, betrug nur 57,000 Preußen unter seinem eigenen, 23,000 Preußen und 19,400 Sachsen unter Hohenlohe's Befehl, und 27,000 Preußen unter General Rüchel, also kaum 128,000 Mann. Doch wurden unter dem Herzog Eugen von Württemberg noch preußische Reserven gesammelt und viel Volk lag in den zahlreichen preußischen Festungen. Der Geist in diesen Truppen war nicht zu loben. Weit entfernt von deutscher Einigkeit grollten die Sachsen ihren preußischen Waffenbrüdern, beklagten sich mit Recht über die geringe Sorgfalt, die der Oberfeldherr zu ihrer Verpflegung angewandt, und halfen sich eigenmächtig, wobei es zu blutigen Schlägereien kam. Im preußischen Heere selbst war kein Vertrauen zum Führer; nicht blos Hohenlohe, auch andere Generale glaubten viel besser commandiren zu können und hatten dessen kein Hehl. Die jüngeren Offiziere, besonders die von der Garde, die bisher Berliner Theaterluft geathmet, trugen zwar eine große Zuversicht zur Schau und triumphirten schon vor dem Kampfe, aber das Heer wimmelte auch noch von älteren, verheiratheten, an häusliche Bequemlichkeiten gewöhnten und steif gewordenen Offizieren, die nur ungern und mit Sorgen ins Feld gingen. Im Allgemeinen herrschte kein Vertrauen zwischen Offizieren und Gemeinen. Von den ersteren bargen viele ihre Unfähigkeit hinter einem unerträglichen Stolze und brutalen Betragen. Sie beleidigten den Bürger, indem sie ihn ihren Adelshochmuth fühlen ließen und es für erlaubt erachteten, durch Schuldenmachen auf dessen Kosten zu leben, die Weiber und Töchter der Bürger zu verführen ꝛc. Sie tyrannisirten den gemeinen Soldaten auf eine barbarische Weise mit

dem Stock und glaubten ihre Würde nur durch ein barſches und zorniges Weſen ausdrücken zu müſſen. Dem entſprach ihr Aeußeres. Unvermerkt hatten die dreifach aufgeſchlagenen Hüte, wie ſie noch unter Friedrich dem Großen getragen wurden, eine hohe halbmondförmige Geſtalt und einen weit größeren Umfang angenommen und ſich mit einem ungeheuren dicken und hohen Federbuſch verunziert, welche Kopfbedeckung in Verbindung mit den hohen Glanzſtiefeln etwas auffallend Renommiſtiſches und Impertinentes hatte. Die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten beſtanden immer noch großentheils aus geworbenen Söldnern und Fremden und deſertirten ſehr häufig (im Winter von 180⁰/₀ allein 3539 Ausländer und 2173 Inländer, dieſe meiſt Polen und Münſterländer). Ihre Vermiſchung mit ausgehobenen Landeskindern gereichte ihnen inſofern nicht zum Vortheil, als die Armeeverwaltung mit dieſen noch weniger Umſtände machte. Nahrung und Kleidung der Soldaten war höchſt ärmlich. Man ließ ſie förmlich darben, während die Offiziere ihren Ruhm in Schwelgerei und hohen Hazardſpielen ſuchten. Die Uniformen des gemeinen Mannes beſtanden aus dem ſchlechteſten Tuch und waren ſo knapp zugeſchnitten, daß ſie ihn in der freien Bewegung hinderten und vor Kälte nicht ſchützten, ja es waren zum Theil nur Scheinkleider, die Weſte z. B. exiſtirte nicht wirklich und wurde nur angedeutet durch einen an die Uniform unten angenähten gelben Lappen.

Das preußiſche Heer beſchwerte ſich mit einem ungeheuren Fuhrwerk. An das Bivouakiren noch nicht gewöhnt, wie lange es auch ſchon von Napoleons ſiegreichen Heeren geübt wurde, führte das preußiſche Heer immer noch die Laſt ſeiner Zelte mit ſich. Die Generalität und das Offizierscorps konnte ſich von den Bequemlichkeiten der Reſidenz nicht trennen, und hatten lange Wagenzüge bei ſich mit zahlreicher Dienerſchaft und Gepäck aller Art. Sogar Hühnerwagen wurden für den Bedarf ihrer Tafeln

mitgeführt. Bei all diesem Geschlepp aber fehlte dem gemeinen Soldaten das Brod.

Der Herzog von Braunschweig rückte mit dem Hauptheer, bei dem sich auch der König und die Königin befanden, in Thüringen ein und nahm eine Stellung bei Naumburg an der Saale. Der Fürst von Hohenlohe rückte mit dem Nebenheer in Sachsen ein und nahm eine Stellung bei Chemnitz, wo auch die sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigten, erhielt aber gegen Ende September den Befehl, sich gleichfalls gegen Naumburg zu ziehen. Was der Oberfeldherr eigentlich wollte, ist nie sicher bekannt geworden, da er es für sich behielt und keinen seiner Untergenerale in seinen Plan einweihte. Er wollte nicht früher auf den Rhein losmarschiren, weil er zu schwach war. Er wollte den Feind aber auch nicht innerhalb der preußischen Grenzen bis zur Ankunft der Russen erwarten, damit es nicht den Anschein hätte, als sey Preußen zu schwach, um ohne Hülfe der Russen etwas zu unternehmen. Es blieb ihm daher in der That nichts übrig, als unmittelbar vor den preußischen Grenzen eine Stellung zu wählen, in der er dem Feind die Stirne bot, derselbe mochte von Westen oder Süden kommen. Daran aber dachte er nicht, daß er auch von Osten her umgangen werden konnte. Im Osten seiner Stellung, dicht an der böhmischen Grenze, führte der Weg aus Bayern über das Fichtelgebirge an die obere Saale, und gerade diese östliche Straße wählte Napoleon, um auf derselben seine den Preußen weit überlegenen Streitkräfte in deren Flanke und Rücken zu führen und den Herzog von Braunschweig ganz auf die nämliche Weise rechts zu umgehen, wie er im Jahre vorher Mack bei Ulm links umgangen hatte.

Napoleon hatte gegen Ende des September eine auserlesene Armee von 200,000 Mann von verschiedenen Puncten seines großen Reichs aus bei Würzburg versammelt. Hier residirte der Kurfürst Erzherzog Ferdinand, der von Salzburg, früher von Toscana vertrieben, endlich des Wanderns satt geworden war, sich in Re-

poleons Allmacht ergeben und (obgleich Bruder des deutschen Kaisers) Mitglied des Rheinbundes geworden war. An seinem gastlichen Heerde organisirte sich nun die furchtbare Streitmacht, die Napoleon gegen Preußen führte. Derselbe gab ihr die bezeichnete Richtung über Hof nach Saalfeld, während der preußische Oberfeldherr in dem Wahn, er werde auf der entgegengesetzten Seite angegriffen werden, sich noch vorher westwärts gegen Weimar zog und das Saalthal nur von einem schwachen Heertheil unter General Tauentzien besetzt hielt. Dieser wurde am 9. October von Bernadotte's rasch und in großer Uebermacht vordringenden Truppen bei Schleiz zurückgeworfen und am folgenden Tage erlitt Prinz Louis von Preußen bei Saalfeld das nämliche Schicksal. Dieser Prinz voll feurigen Muthes, aber ohne alle einem General geziemende Vorsicht, wollte nicht weichen, stellte sich dem Feinde in ungünstigem Terrain am Ufer des Flusses entgegen und wurde bald in die Flucht mit fortgerissen. Da blieben die Beine seines Pferdes in einem Zaune stecken. Er bekam einen Hieb in den Kopf und da er trotzdem noch mit seinem Degen kämpfte, empfing er von dem seines Gegners (Quartiermeister Quindet, der ihn nicht kannte) einen tödtlichen Stich in die Brust. Napoleon selbst hatte am 12. sein Hauptquartier in Gera und ließ von hier aus am folgenden Tage Naumburg, wo er reichliche von den Preußen aufgehäufte Vorräthe fand, durch Murat, und den wichtigen Saalpaß bei Kösen durch Davoust besetzen, beides im Rücken des preußischen Heeres, was dadurch bereits von Berlin abgeschnitten war. Und alle diese unermeßlichen Vortheile erlangte Napoleon fast ohne Opfer, denn er fand Naumburg und Kösen gar nicht einmal besetzt.

Im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig zu Weimar geschah unterdeß nichts, außer daß alles durcheinander redete, kritisirte, lamentirte, sich erzürnte und in unnützer Rathgeberei erschöpfte. Der Oberbefehlshaber blieb allen Einreden unzugänglich, verrieth aber eben so wenig, was er selbst für einen Plan habe, und schleppte so die kostbaren Tage in gänzlicher Unthätigkeit hin. Der König

ehrte das Schweigen seines alten Generalissimus und hielt es für Weisheit, wie einst sein Vater in der Champagne sich gleichfalls, wenn auch mit lautem Unwillen, alles von demselben Manne hatte gefallen lassen. Die Königin war unruhiger, hoffte aber alles von dem Feuereifer und Ehrgeiz der Armee, der sie sich, von ihren Hofdamen umgeben, täglich zu Pferde zeigte. Aber der schnelle und unerwartete Tod des Prinzen Louis war für die kriegslustige Partei der jüngern Offiziere höchst niederschlagend. Ihnen wirkten überdies Haugwitz und Lucchesini entgegen, die sich nur im Lager befanden, um bis auf den letzten Augenblick den Krieg zu mißbilligen. Eben so Feldmarschall Kalkreuth, damals anerkannt der tüchtigste und auch in der Armee beliebteste General, der ohne allen Rückhalt und so laut als möglich den Krieg mißbilligte und den Herzog von Braunschweig für durchaus unfähig erklärte, ihn zu leiten. Eben so äußerte sich der feurige General Rüchel. Da nun auch der Fürst von Hohenlohe im eifersüchtigsten Zwiespalt mit dem Oberfeldherrn lebte, und der über achtzig Jahre alte Feldmarschall von Möllendorf auch noch herbeigerufen worden war, um mit seinem Rathen und Abrathen die allgemeine Confusion zu vermehren, und alles bei offenen Thüren verhandelt wurde und keine der vielen Antipathien sich einen Zügel anlegte, so glaubten auch die Subalternen sich berechtigt, ihre Kritik, ihre Hoffnungen und Sorgen laut werden zu lassen und die ganze Armee raisonnirte, der Respect war überall verschwunden.

Das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe befand sich am 11. October in Jena, nahe genug bei Kösen und Naumburg, um diese Orte zu schützen, aber der Fürst hatte keine Ahnung, daß Napoleon über Gera dahin vorrücken könne. Als die ersten Flüchtlinge von Saalfeld in Jena ankamen, bemächtigte sich der preußischen und sächsischen Regimenter ein panischer Schrecken, alles floh zu den Thoren der Stadt hinaus und es kostete Mühe, die Versprengten wieder zu sammeln. Dabei ergaben sich die gröbsten Unordnungen. Die Verpflegung der Truppen war versäumt worden.

folgendes wird die Wahrheit dieser Behauptung beweisen. Nach dem Jahr 1803 wurden viele von Stiftern und Klöstern den Staaten angefallene Waldungen verkauft; theils waren sie den Regierungen zur eigenen Verwaltung nicht vortheilhaft gelegen, theils suchten diese den außerordentlichen Aufwand, zu welchen sie in den Kriegsjahren genöthigt waren, dadurch zu decken. Die Käufer machten Holzschläge über das Verhältniß der Nachhaltigkeit hinaus, ja oft solche, welche den Holzwuchs ganz vernichteten, um aus dem Erlös die Kaufpreise zu zahlen. Dieser Verkauf konnte den Regierungen nur da die erwünschten Mittel verschaffen, wo die Holzpreise bereits hoch standen, daher ein ansehnlicher Erlös zu erwarten war. Die Abfindung der Berechtigten durch Waldflächen trat ein; auch diese wurden schnell abgetrieben, und eben so die vertheilten Gemeindewaldungen. Während der Kriegsjahre griffen zum Theil die Regierungen, mehr noch die Gemeinden, Stiftungen und Privaten ihre Waldungen stärker an, um die außerordentlichen Lasten tragen zu können, und auch noch nachher zur Tilgung der aus diesen Zeiten herkommenden drückenden Schulden. Auch dieß wird gerade da am häufigsten vorgekommen seyn, wo nach Holz schon viele Nachfrage war, daher in den bevölkertsten, nicht mehr holzreichen Gegenden, weil nur da durch diese Handlungsweise eine erkleckliche Hülfe erhalten werden konnte. Jetzt aber soll nachhaltig gewirthschaftet, die Waldungen sollen wieder zur alten Ertragsfähigkeit zurückgeführt, eine darauf hinzielende geordnete Wirthschaft soll in denselben eingeführt werden; die früheren Eingriffe in das Waldkapital müssen daher nicht nur hinwegfallen, sondern, da es vermindert worden ist, so kann auch nur eine geringere Zinsmasse davon abfallen; es soll sogar an mehreren Orten von dieser Zinsmasse, oder von dem jährlichen Zuwachse an Holz, einiges weniger bezogen, wieder zum Kapital geschlagen werden, um die alte Ertragsfähigkeit wieder herzustellen, oder auch nur um die wirkliche nicht noch weiter sinken zu lassen. Dieß sind Erscheinungen der neuesten Zeit, welche allerdings weniger bei Waldflächen des Staates, als bei denen anderer Eigenthümer werden gefunden werden. In Bezug auf einen Antrag über Vertheilung, Abschwendung und Urbarmachung der Communal-, Stiftungs- und Privatwaldungen in Bayern, erklärte der Königl. Staatsminister

Da fielen preußiſche Plünderer über den ſächſiſchen Train her; die Sachſen aber vergalten Gleiches mit Gleichem und plünderten das preußiſche Gepäck. Beide Truppengattungen ſchimpften und ſchlugen ſich aufs erbittertſte, während der ſiegreiche Feind ſchon nahe in ihrem Rücken ſtand, 12. October.

An dieſem verhängnißvollen Tage ſchrieb Napoleon von Gera aus einen Brief an den König von Preußen, worin er ihm vor der Schlacht Frieden anbot und ihn noch einmal lebhaft an die Intereſſen erinnerte, welche Frankreich und Preußen gemeinſam ſeyen, weßhalb eine innige Allianz zwiſchen beiden Mächten ungleich rathſamer wäre, als eine wechſelſeitige Zerfleiſchung. Er ſagte, er gehe in dieſen Krieg, obgleich ihm der Sieg gewiß ſey, doch äußerſt ungern, denn es ſey ein „unpolitiſcher Krieg.“ Man darf nicht zweifeln, daß es Napoleon damit Ernſt geweſen, denn ſeine Aeußerungen entſprachen dem, was er ſchon ſeit vielen Jahren ſtets gegen Preußen wiederholt hatte und was ſchon vor ihm unter dem Directorium ſeit dem Basler Frieden die franzöſiſche Politik geweſen war. Aber Napoleon vergaß, daß, wenn es ihm mit der Allianz Ernſt war, er Preußen niemals ſo beleidigend hätte herausfordern dürfen, wie er gethan hatte. Der Brief gelangte zum König erſt während der Schlacht, als es ſchon zu ſpät war.

Am 13. October verließ der Fürſt von Hohenlohe das Saalthal und nahm ſein Hauptquartier in Kapellendorf, nur Tauentzien blieb auf der Höhe von Dornburg ſtehen, der noch wichtigere Landgrafenberg bei Jena aber, der höchſte und die ganze Umgegend beherrſchende Punct, wurde von den Preußen unbeachtet gelaſſen. Napoleon, der mit ſo großer Vorſicht den Umweg über Gera eingeſchlagen hatte, um nicht in den Schluchten des Saalthales von den die Höhen deſſelben beherrſchenden Preußen niedergeſchmettert zu werden, ließ auch jetzt nur vorſichtig durch Bernadotte Dornburg angreifen, eilte aber ſelbſt, als er zu ſeinem freudigen Erſtaunen hörte, Jena ſey nur von einer kleinen Abtheilung der Tauentzien'ſchen Truppen beſetzt, ſogleich dahin, verjagte jene Truppen

und ließ die ganze Nacht durch nicht ohne große Mühe Kanonen den steilen Landgrafenberg hinaufschleppen. Somit gaben die Preußen den größten Vortheil ihrer bisherigen Positionen auf und überließen denselben den Franzosen, was Napoleon zu der Aeußerung veranlaßte: les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens.

Trotz der Nähe wußte Hohenlohe nichts von dem, was in Jena vorging und schlief ganz ruhig. Unterdeß hatte man in Weimar erfahren, daß die Franzosen bereits in Naumburg seyen, und der Herzog von Braunschweig hatte sogleich befohlen, jetzt keine Schlacht mehr anzunehmen, sondern schnell durch den Paß von Kösen zurückzugehen, um die Elbe zu gewinnen und Berlin zu decken. Man wußte noch nicht, daß Kösen schon verloren sey, aber auch in diesem Falle mußte man den Weg nach Magdeburg weiter links einschlagen. Jedenfalls blieb es beim allgemeinen Rückzugsbefehl, Hohenlohe sollte sich mit der Hauptarmee vereinigen, Rüchel aus Erfurt nachrücken. Das waren die Dispositionen des 13. October, aber sie konnten am 14. nicht mehr unbehindert ausgeführt werden, denn Napoleon war den Preußen schon zu nahe und überfiel sie in dem Augenblick, in dem sie den Rückzug begannen, und von einer Seite her, wo sie ihn nicht erwartet hatten. Denn sie glaubten, er sey ihnen schon voraus gezogen, um vor ihnen an der Elbe anzukommen.

Hohenlohe wurde in Kapellendorf aus seinem Schlafe am 14. October in der Frühe erst durch den Donner der Kanonen von Dornburg her geweckt. Bis er aufgestanden und angezogen war und sich hatte einpudern lassen, war die Höhe von Dornburg bereits von den Franzosen erobert und Tauentzien trotz tapferer Gegenwehr vertrieben. Jetzt erst erkannte Hohenlohe die Nähe und Größe der Gefahr, konnte sich aber des Schlüssels der Stellung nicht mehr bemächtigen, den er so leichtsinnig verloren hatte, nämlich des Landgrafenberges, von dem aus Napoleon unter dem dichten Schleier eines herbstlichen Morgennebels den Sieg organisirte.

Den Abend zuvor hätte ein preußisches Bataillon hingereicht, diesen Berg gegen Napoleons ganze Armee wirksam zu vertheidigen. Die preußischen Wachen sahen in der Nacht die Fackeln, bei deren Schein das schwere Geschütz auf den Berg geschleppt wurde, und hörten den Holzschlag im Walde, das Rasseln der Räder, das Antreiben der Rosse, aber niemand rührte sich in Hohenlohe's Lager, der Feldherr schlief. Jetzt traf er in aller Eile Anstalten zur Schlacht, die aber eine voraus verlorene war, zumal gegen eine so große Uebermacht. Die Preußen wurden auf allen Puncten überwältigt, ein sehr muthvoller Angriff ihrer schweren Reiterei durch die Quarrée's unter Ney's Anführung abgeschlagen, auch das Fußvolk, nachdem der alte General Grawert verwundet war, zersprengt, die Sachsen, die am Ausgang des engen Mühlthals die s. g. Schnecke, den höchsten Punct auf dem Wege zwischen Jena und Weimar, besetzt hatten, gleichfalls geworfen und größtentheils gefangen. Nur General Zeschwitz mit der sächsischen Reiterei schlug sich durch. Rüchel kam mit den Seinigen zu spät, um die schon verlorene Schlacht herzustellen, eine Prellkugel warf ihn nieder.

An demselben Morgen wurde das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig auf dem Wege von Weimar nach dem Paß von Kösen bei Auerstädt von einem andern, eben durch jenen Paß vorgedrungenen französischen Heere, welches den rechten Flügel Napoleons bildete und von Davoust und Bernadotte befehligt war, eben so glücklich überfallen. Ein Angriff der preußischen Reiterei unter General Blücher wurde zurückgeschlagen, zwei preußische Divisionen unter den Generalen Wartensleben und Schmettau bestanden ein mörderisches Gefecht bei Grossenhausen, erlagen aber zuletzt der Uebermacht. Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs Bruder, unternahm einen neuen Cavallerieangriff und Prinz Wilhelm von Oranien, der im preußischen Heere Dienste genommen, ging mit dem Fußvolk ebenfalls wieder kräftig vor, aber auch sie erlagen und wurden in die Flucht der ersten Divisionen mit fortgerissen. Noch waren nicht alle Kräfte der Preußen erschöpft, aber

es fehlte am Oberbefehl. Der unglückliche Herzog von Braunschweig war schon im Beginn des Kampfes von einer Kugel getroffen worden, die ihm beide Augen zerschmetterte, und lag bewußtlos. Blücher wollte die Schlacht erneuern, aber Kalkreuth, dessen Heertheil noch nicht im Gefecht gewesen war, wollte die Armee lieber durch den Rückzug retten und mit der Hohenloheschen vereinigen, von deren Niederlage man noch keine Kenntniß hatte. Dafür entschied sich auch der König und hoffte, mit Hohenlohe und dem Herzog Eugen, der in Halle stand, vereinigt unter den Mauern von Magdeburg noch eine imposante Macht aufzustellen. In dieser Richtung zogen nun die Preußen eilig ab.

Bei Jena waren 10,000 Preußen und Sachsen todt oder verwundet, 18,000 gefangen worden, die Franzosen gaben ihren Verlust nur zu 6000 Mann an. Bei Auerstädt war der preußische Verlust verhältnißmäßig geringer, die Franzosen verloren 7000 Mann. Trotz der großen Uebermacht an Truppen und des überlegenen Feldherrngenies von Seiten Napoleons hatten sich die Preußen in elender Aufstellung und unter uneinigen, zum Theil unfähigen Führern tapfer genug geschlagen.*) Ihr Unglück wurde erst auf dem Rückzuge durch die Verfolgung vollendet.

Napoleon benutzte den Sieg auf sehr geniale Art. Vor allem sammelte er in Jena die gefangenen sächsischen Offiziere, hielt eine freundliche Anrede an sie im Universitätsgebäude und ließ sie, wie auch alle Unteroffiziere und Gemeinen, frei unter der Voraussetzung, sie seyen nur gezwungen worden, mit den Preußen auszuziehen und ihr Kurfürst werde unverzüglich mit ihm Frieden schließen. Alle diese Offiziere jauchzten ihm zu und machten von seiner Erlaubniß Gebrauch. Hierauf eilte Napoleon nach Weimar und ließ von hier

*) Zwei adelige Fahnenjunker von noch sehr zartem Alter irrten auf der Flucht am Ufer der Saale. Als sie sich von Franzosen verfolgt sahen, wollten sie ihre Fahnen nicht lassen, wickelten sich hinein und stürzten sich in den Fluß, in dem sie ertranken.

aus Erfurt durch Murat und Ney zur Uebergabe auffordern, die auch bereits am 16. October erfolgte. Dieser Platz hätte sich länger halten können, aber alles hatte den Kopf verloren. Ein Theil der bei Jena und Auerstädt Versprengten war in der allgemeinen Verwirrung, weil die Rückzugslinie nach Magdeburg erst spät vom König beschlossen wurde, nach Erfurt geflüchtet, unter ihnen der greise Möllendorf, der eine Wunde erhalten hatte, der schwer verwundete Grawert und der Prinz von Oranien. Auch der Herzog von Weimar befand sich als preußischer General mit einigen tausend Mann in der Nähe, indem er von Meiningen aus, wo er die Straße gegen Franken hatte beobachten sollen, zwar in Eilmärschen herbei-, aber nicht mehr zur Schlacht bei Jena zurecht gekommen war. Er forderte nun den Marschall Möllendorf, der in Erfurt den Oberbefehl übernommen, dringend auf, alle Versprengte zu ihm stoßen zu lassen, damit er diese als Verstärkungen dem König zuführen könne, aber der alte Marschall behielt in blinder Angst alle zurück, weil Murat schon ganz nahe stand, und brauchte sie nachher doch nicht zur Vertheidigung, sondern übergab sie gleich ohne Widerstand dem Feinde, zusammen 14,000 Mann mit 120 Kanonen. Der Herzog von Weimar zog sich nun, um nicht selbst der französischen Uebermacht zu erliegen, gegen den Harz zurück. Der preußische Lieutenant von Hellwig hatte die Kühnheit, mit nur 50 Husaren zurückzubleiben und in der Gegend von Eisenach dem großen Transport der Gefangenen aus Erfurt aufzulauern, und wirklich gelang es ihm bei Eichrode mit Hülfe der Gefangenen selbst die 5—600 Mann der Escorte zu zersprengen und 4000 Preußen zu befreien; diese aber, obgleich ihnen Göttingen zum Sammelplatz angewiesen wurde, wo der Herzog von Weimar sie aufnehmen wollte, liefen alle auseinander und ihrer Heimath zu.

Herzog Eugen von Württemberg stand noch in Halle und wußte nichts von den Vorgängen bei Jena. Er hatte zwar den Kanonendonner gehört, da sich derselbe aber entfernte, glaubte er,

die Franzoſen ſeyen von den Preußen zurückgeſchlagen worden. Aber ſchon am 17. October wurde er ſelbſt von Bernadotte angegriffen. Der Ueberfall kam ſo ſchnell, daß er nicht einmal Zeit gehabt hatte, die Brücke über die Saale zu zerſtören. Nach einem blutigen Straßengefecht in der Stadt ſelbſt wurde er hinausgeworfen und bis über Deſſau hinaus unabläſſig verfolgt, ſo daß er 2500 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene und 22 Kanonen verlor. Zwei preußiſche Bataillone, die ihn von Magdeburg aus hatten verſtärken ſollen, wurden bei Krollwitz von den Franzoſen gefangen.

Wie dieſe beiden Nebenkorps des Herzogs von Weimar und des Herzogs Eugen, ſo war auch die flüchtige Hauptarmee ſammt dem Reſte des Hohenlohe'ſchen Corps weſtlich abgedrängt worden, während Napoleon mit ſeinen ſiegreichen Heertheilen die kürzeſte Straße nach Berlin feſthielt. Alle jene flüchtigen Corps konnten nunmehr nur auf weiten Umwegen nach dieſer Hauptſtadt gelangen. In den erſten Tagen des Rückzugs hofften ſie noch auf den Herzog Eugen und auf eine große Vereinigung bei Magdeburg. Die Königin war noch zu rechter Zeit, wenn auch mit gebrochenem Herzen, nach Berlin vorausgeeilt. Der König blieb noch einige Tage bei der Armee. Zu Sömmerda traf er den Fürſten von Hohenlohe mit dem Reſt ſeiner Leute und ernannte ihn zum Oberfeldherrn. Sie nahmen den Weg über Nordhauſen. Die Reſte des Auerſtädter Heeres unter Kalkreuth folgten nach, Blücher zog mit der Reiterei voran. Als dieſer nie den Muth verlierende General*) am 16. Oc-

*) Gebhard Lebrecht von Blücher aus Mecklenburg war im ſiebenjährigen Kriege als ſchwediſcher Junker von den rothen Huſaren des preußiſchen Regiments von Belling gefangen worden, trat in dieſes Regiment ſelber ein und wurde bald Lieutenant. Der Krieg ging 1763 zu Ende. Erſt 1771 zog Blücher als Rittmeiſter wieder ins Feld nach Polen, das damals zum erſtenmal getheilt werden ſollte. In dem polniſchen Dorf, das ihm zum Quartier angewieſen war, wurden wiederholt einzelne ſeiner Huſaren heimlich ermordet. Er hielt einen fanatiſchen Prieſter für den Urhe-

tober bei Weißenſee den Weg durch eine franzöſiſche Diviſion unter General Klein verſperrt fand, half er ſich mit einer Liſt, indem er verſicherte,*) es ſey ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden. Klein ließ ihn durch, wurde aber dafür von ſeinem erzürnten Kaiſer abgeſetzt. Marſchall Soult erreichte Kalkreuths Armee bei Greußen und fügte ihr in unabläſſiger Verfolgung am 16. und 17. ſchwere Verluſte bei. Die Verwirrung und Zerrüttung unter den preußiſchen Truppen mehrte ſich. Das Gedränge in Nordhauſen war ungeheuer. Es fehlte an Lebensmitteln, die Soldaten zerſtreuten ſich auf die Felder, um Kartoffeln zu ſuchen, viele verliefen ſich. Hohenlohe ſammelte ſo viel er konnte und ging über den Harz nach Magdeburg. Die Sachſen, die unter Zeſchwitz noch bei den Preußen geblieben waren, trennten ſich von ihnen in Aſchersleben und kehrten heim, am 17. Ihr König erklärte ſchon am 23. ſein Bündniß mit Preußen für aufgehoben.

---

ber, befahl, denſelben zu erſchießen, ließ ihn aber mit der bloßen Todesangſt davonkommen. Friedrich der Große jedoch, der die Polen geſchont wiſſen wollte, nahm Blüchers Eigenmächtigkeit ſehr übel, ſchickte ihn in Arreſt und nöthigte ihn, ſeinen Abſchied zu nehmen, den er mit dem Beiſatz unterſchrieb „Blücher kann ſich zum Teufel ſcheren.“ Beim Ausbruch des bayeriſchen Erbfolgekrieges 1778 beſchwor Blücher den großen König in den rührendſten Briefen, die uns noch erhalten ſind, um Wiederanſtellung, aber der König gab ihm keine oder nur die gröbſte Antwort. Bei des Königs Tode 1786 war daher, während das ganze Land tief trauerte, Blücher allein voller Jubel, denn Friedrich Wilhelm II. gab ihn ſeinem Regimente wieder und machte ihn ſogar bald darauf zu deſſen Chef. Als ſolcher zeichnete ſich Blücher in den Rheinfeldzügen aufs rühmlichſte aus, mußte aber ſeit dem Basler Frieden 1795 wieder bis 1806 auf Krieg und Schlachten warten und war ſchon über ſechszig Jahre alt und ſchneeweiß, jedoch noch immer kräftig wie ein Jüngling.

*) Klein verlangte, Blücher ſolle ſein Ehrenwort geben, daß wirklich ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen ſey. Blücher verſtand aber kein Franzöſiſch und der Dollmetſcher bejahte in ſeinem Namen, ohne daß Blücher davon Notiz nahm.

Die Trümmer der preußiſchen Armee gelangten zwar am 20. glücklich nach Magdeburg, von wo der König ſchon zwei Tage vorher nach Berlin geeilt war; aber der greiſe Commandant dieſer Feſtung, General von Kleiſt, hatte nicht die mindeſte Vorkehr getroffen. Obgleich er Vorräthe genug hatte, verweigerte er ſie doch den Flüchtigen, weil er ſie der Beſatzung allein vorbehalten wollte. Alle Plätze und Straßen der Stadt waren überfüllt mit ineinandergefahrenen Wagen und Geſchützen, daß niemand ſich aus dieſem Gedränge loswickeln konnte. Hohenlohe ſelbſt fand bei Kleiſt kein Gehör. Unter dieſen Umſtänden gab er den Plan, unter den Mauern der Feſtung ein Lager zu beziehen und wenigſtens einen großen Theil der feindlichen Streitkräfte hier feſtzuhalten, wieder auf und entſchloß ſich, wie ermüdet und muthlos auch ſeine Truppen waren, dennoch zu weiterem Rückzug. Derſelbe konnte ihn jetzt nicht mehr nach Berlin führen, das ſchon von den Franzoſen beſetzt ſeyn mußte. Er hoffte aber auf einem Umwege Stettin zu erreichen und zur Sicherung der preußiſchen Nordprovinzen noch vor Eintritt des ſtrengen Winters mitzuwirken. Herzog Eugen verließ hier die Armee und begab ſich auf ſeine Güter. Der Herzog von Weimar vereinigte ſich mit Blücher, der den ganzen Artilleriepark der Armee zu leiten übernommen hatte, bei Wolfenbüttel und beſtand am 26. gegen den nachfolgenden Soult ein Gefecht bei Altenzaun, übergab aber alsdann das Commando an den General Winning und kehrte auf des Königs ausdrückliche Anordnung, um die Intereſſen ſeines Landes nicht zu gefährden, nach Weimar zurück, nachdem er rühmlich ſeine Pflicht erfüllt. — General Schimmelpfennig, welcher die rechte Flanke der fliehenden Armee mit einigen tauſend Mann Cavallerie deckte, wurde am 26. October bei Zehdenik von Murat überfallen und erlitt vielen Verluſt, kam aber noch glücklich nach Stettin.

Hohenlohe ſelbſt ſchleppte ſich mit ſeiner todtmüden und verhungerten Armee mühſam bis Prenzlau. Die für ihn beſtimmten Lebensmittel zu Templin waren von den Franzoſen bereits

weggenommen worden. Am 28. forderte ihn Murat zur Uebergabe auf, indem er ihn versicherte, er sey von allen Seiten umringt und rettungslos verloren. Obgleich dies nun keineswegs der Fall war und sich Hohenlohe wohl noch hätte durchschlagen können, so war doch alle moralische Kraft bei ihm wie bei den Truppen gebrochen. Der Chef seines Generalstabes, Oberst von Massenbach, ritt wie ein Narr am Ufer des nahen Uckersees umher, um zu recognosciren, und konnte in der Consternation, in der er war, nicht herausbringen, ob er sich auf dem rechten oder linken Ufer befinde. Nur der General Hirschfeld und der Rittmeister von der Marwitz riethen zum Kampfe und erklärten die Behauptung Murats, daß die Armeecorps von Bernadotte, Soult und Lannes alle in der Nähe stünden, für eine Lüge, aber Massenbach sah in seiner Angst wirklich alle diese nicht vorhandenen Feinde und bestimmte den entmuthigten Fürsten, die schmähliche Capitulation zu unterzeichnen, in Folge deren 9000 Preußen ohne Schwertstreich gefangen wurden. Man bemerkte mißfällig, daß Hohenlohe nur für sich und die Offiziere freien Abzug des Gepäcks und Entlassung auf Ehrenwort ausbedungen, die Gemeinen aber lediglich der Willkühr des Feindes überlassen hatte. Prinz August von Preußen, der nichts von dieser Capitulation wußte und in der Nähe mit seinem Grenadier-Bataillon marschirte, wurde von französischer Uebermacht überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr, wobei er fast ertrunken wäre, gefangen. Einen Tag später, am 29., ergab sich der Oberst Hagen mit 4200 Mann bei Pasewalk an zwei französische Reiterregimenter, die viel schwächer waren, als er. Eben so am 31. General Blla mit 1100 Mann und reichen aus Hannover geflüchteten Kassen. Auch der Rest des im Harz von Blücher so gut geschützten Artillerieparks ging bei Boldekow am 30. verloren, es waren jedoch nur noch 25 Geschütze, die übrigen waren schon unterwegs abhanden gekommen.

Von der ganzen preußischen Offensivarmee waren nunmehr nur noch die vereinigten beiden Corps von Blücher und von

Winning (früher Herzog von Weimar) übrig. Blücher war einen Tagmarsch hinter Hohenlohe zurückgeblieben, wozu er ausdrücklich Erlaubniß hatte, daher ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden durfte, er habe seinen Oberfeldherrn bei Prenzlau im Stich gelassen. Noch 21,000 Mann stark wollte er eine Schlacht wagen, erkannte aber, die von allen Seiten gegen ihn aufgebotenen Feinde seyen ihm doch zu überlegen. Sein Plan war nun, so viele Heertheile der französischen Armee als möglich auf sich zu ziehen, um den preußischen Nordprovinzen Luft zu machen und zuletzt die Flucht nach Schweden oder England zu versuchen. Es blieb ihm aber kein großer Spielraum. Soult und Bernadotte verfolgten ihn unablässig, schnitten ihn von der Elbe ab und zwangen ihn, sich nach Lübeck zu werfen. Der Senat dieser ehrwürdigen alten Hansestadt protestirte gegen die preußischen Gäste aus allen Kräften, aber Blücher war in Noth und nahm keine Rücksicht. Man hat ihm nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß er die schöne Stadt in einer ja doch nutzlosen Vertheidigung aufopferte. Aber es wäre ihm bei der Heftigkeit und dem Trotz seines Wesens unmöglich gewesen, ohne Schwertstreich zu capitulliren, wie Hohenlohe. Er vertheidigte daher die Stadt gegen die französischen Angriffe, während schwedische Schiffe, die ihm zu Hülfe kommen wollten, in der Trave von den französischen Batterien theils verjagt, theils zur Ergebung gezwungen wurden und andererseits die Dänen unter General Ewald heranrückten, ihre Grenze zu beschützen. Nie war Blücher in einer größeren Noth gewesen, die Lübecker verwünschten ihn, ein übermächtiger Feind bombardirte die Stadt und stürmte die Thore, der einzige Rückzug auf der Trave war abgeschnitten, keine englische Flotte vorhanden, die ihn hätte aufnehmen können. Aber er wich nicht und kämpfte fort, bis die Franzosen massenweise in die Stadt eindrangen und unter schrecklichem Gemetzel eine Straße nach der andern ihm abzwangen. Schon aus der Stadt vertrieben, griff er sie noch einmal an, aber vergebens. Die Franzosen blieben Sieger und plünderten das reiche

des Innern:[1] „die Privatwaldungen seyen nicht nur in der Fläche, sondern auch in der Quantität des darauf fällbaren Holzes so herabgebracht, daß die Holzzufuhr daraus in der großen Ziffer beinahe gar nicht zähle. Selbst die Gemeinde- und Stiftungswaldungen seyen zu ⅔ als mehr oder minder abgeschwendet zu betrachten." In den Gemeindewaldungen des Regierungsbezirks Trier wurden im Jahr 1837 nur 15,93 Kubikfuß Holz vom Morgen gewonnen, oder 26,5 Kubikfuß bayr. vom bayrischen Tagwerke. Wie gering verhältnißmäßig der Ertrag der Gemeinde-, Stiftungs- und Privatwaldungen ist, zeigen folgende, aus den mehrerwähnten Verhandlungen in den Hauptziffern gezogene Berechnungen: Die Waldfläche im Königreich Bayern beträgt überhaupt 6,785,683 Tagwerke; diese geben jährlich 2,460,046 Massenklafter, oder 0,36 Klafter oder 36 Kubikfuß vom Tagwerke. Die Staatswaldungen, mit Ausschluß der den Salinen besonders zugetheilten, enthalten 2,133,000 Tagwerke produktiven, zur Holzzucht geeigneten Boden; diese geben jährlich nach dem wirthschaftlichen Voranschlag 1,093,332 Massenklafter zu 100 Kubikfuß Holzmasse; daher 51 Kubikfuß vom Tagwerk. Somit geben die übrigen 4,652,683 Tagwerke, welche mit Ausschluß von etwa 200,000 Tagwerken, die den Salinen zugewiesen sind, den Gemeinden, Stiftungen und Privaten gehören, 1,366,714 Klafter oder 29,3 Kubikfuß vom Tagwerk. Dieses Resultat würde sich noch etwas vermindern, wenn der Ertrag der Salinenwaldungen besonders berechnet würde. Genauer würde der Vergleich sich herstellen lassen, wenn die Holzarten, in denen der Ertrag besteht, angegeben wären. Regierungen, welche schon länger die Holzabgaben in Gemeinde- und andern Waldungen beaufsichtigen, müssen belehrende Uebersichten der Aenderungen der Holzabgaben aus denselben von längerer Zeit her bekannt machen können.

Dieser erhöhte und vervielfachte Bedarf an Holz bei vermindertem und verschlechtertem Holzwuchs hatte und hat einen Druck für die Völker zur Folge, welcher nothwendig auf das Aufsuchen von Mitteln, um denselben zu beseitigen, führen mußte. Die größere Ausbreitung der geistigen Entwicklung, ihr unaufhaltsam

[1] Verh. V. 376.

und völlig unſchuldige Lübeck, als ob es mit Blücher einverſtanden geweſen wäre. Dieſer Schreckenstag war der 6. November. Am folgenden Tage ſah ſich Blücher ringsum eingeſchloſſen und ohne Lebensmittel, glaubte der Ehre genug gethan zu haben und ergab ſich mit den 8000 Mann, die ihm noch übrig und die faſt gänzlich erſchöpft waren.

Auf dieſe Weiſe hatte Napoleon durch die raſche und geſchickte Benutzung des Sieges bei Jena die ganze preußiſche Armee von ihrem Rückzugswege abgedrängt und nach und nach in allen ihren Beſtandtheilen vernichtet. Er ſelbſt war von Weimar über Naumburg der Armee nachgereist und hatte nicht verfehlt, unterwegs ſich das Schlachtfeld von Roßbach zeigen und die kleine Säule, die daſelbſt zum Andenken an den von Friedrich dem Großen über die Franzoſen hier erfochtenen großen Sieg aufgerichtet war, wegnehmen und nach Paris bringen zu laſſen. Da ſeine Armeecorps die Preußen überall weſtwärts geſchoben und den Weg nach Berlin offen gehalten hatten, ſo ſtand ihm auch nicht ein Feind mehr entgegen. In Leipzig befahl er alle engliſchen Waaren zu confiſciren und dieſer Befehl wurde auch auf die Hanſeſtädte und alle noch zu erobernden Handelsſtädte ausgedehnt. Schon am 24. October rückte Davouſt ohne Widerſtand in Berlin ein und am gleichen Tage nahm Napoleon ſein Hauptquartier in Potsdam. Die Feſtung Spandau, zwei Stunden von Berlin, ergab ſchon am 25. ohne Gegenwehr ihr feiger Commandant von Benckendorf. Aus Berlin war die königliche Familie bereits nach Königsberg abgereist, um ſich dem Kaiſer von Rußland in die Arme zu werfen. Ein preußiſcher Friedensvorſchlag vom 27. October war von Napoleon dahin beantwortet worden, daß er dem König von Preußen das Eroberte nicht eher zurückgeben werde, bis England alle eroberten Colonien und Rußland die Moldau und Wallachei herausgäbe. Da man in Berlin an die Möglichkeit einer Niederlage zu glauben, vorher für Schande gehalten hätte, waren auch keinerlei Sicherheitsmaßregeln getroffen worden. Die Flucht des

Hofes war so übereilt, daß Napoleon noch Kostbarkeiten, Kassen, wichtige Correspondenzen des Königs und der Königin und unermeßliche Armeevorräthe, den ganzen Inhalt des Zeughauses und 100,000 Gewehre erbeutete. *) Am 28. hielt Napoleon seinen feierlichen Triumpheinzug in Berlin durch das Brandenburger Siegesthor in größter Galla. Die Behörden in Berlin handelten eben so kopflos wie die Generale im Felde. Minister von Schulenburg, dem in Abwesenheit des Königs die Leitung der Regierung anvertraut war, ließ das Unglück von Jena den Bürgern Berlins durch folgenden Maueranschlag verkündigen: „der König hat eine Schlacht verloren. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch.“ Mit Recht ist die Phrase: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht“ wegen ihrer Albernheit sprichwörtlich geworden und geblieben. In derselben zitternden Angst wußte auch der Magistrat nicht, wie tief genug er sich ducken solle. Als der von Napoleon zum Gouverneur der Stadt ernannte General Hulin höflich die Ablieferung der Waffen anordnete, setzte der Berliner Magistrat aus eigener Weisheit hinzu „bei Todesstrafe sollen alle Waffen abgeliefert werden.“ Hulin mußte selbst die Stadt beruhigen, so sey es von ihm nicht gemeint gewesen. Als dagegen Hulin die reichen und angesehenen Bürger aufforderte, eine Bürgerwache zu bilden, wußte man sich nicht darein zu finden, glaubte, es sey genug, wenn bezahltes Gesindel diene, und fand sich durch den Wachtdienst zum

*) Während so vieles, das man hätte mitnehmen sollen, vergessen wurde, vergaß man doch den unglücklichen Heinrich von Bülow nicht. Man schleppte ihn erst von Halle, wo er gefangen saß, nach Berlin, dann von hier nach Königsberg. Unterwegs erlitt er als angeblicher französischer Spion grobe Mißhandlungen vom Pöbel. In Königsberg lieferte man ihn unedelmüthig der russischen Rache aus und auf dem Wege nach Riga wurde er von Kosaken dergestalt mißhandelt, daß er bald darauf in dieser Stadt den Geist aufgab. Niemals fand ein guter Patriot ein undankbareres Vaterland.

Schutz der Stadt nur genirt. Das war der öffentliche Geist der damaligen Gebildeten. Ein solches Beispiel konnte natürlich den Pöbel nicht bessern, unter dem es viele gab, die aus Gewinnsucht und Schadenfreude alles, was etwa noch vom Staatseigenthum verborgen war, den Franzosen anzeigten. Als einmal dem General Hulin ein großer Holzvorrath denuncirt wurde, rief er entrüstet: „den soll euer König behalten, damit ihm das Holz nicht fehle, um die Verräther daran zu hängen.“

Seiner großen Erfolge froh, benahm sich Napoleon selber sehr gnädig und war in der besten Laune. *) In Potsdam und Sanssouci huldigte er dem Andenken Friedrichs des Großen, dessen Zimmer er mit seinen Marschällen in großer Galla betrat, wobei er ehrfurchtsvoll den Hut abnahm. Den Degen Friedrichs fand er noch vor und nahm ihn mit. „Dieser Degen,“ schrieb er in seinem 19. Armeebulletin, „ist mir mehr werth als 20 Millionen.“ Auch die Standuhr Friedrichs nahm er mit. **) In Berlin besuchte er den Prinzen Heinrich, den alten hier zurückgebliebenen Bruder des großen Friedrich, und dessen Familie. Am jährlichen Gedächtnißtage des unsterblichen Königs befahl Napoleon, daß die übliche Festrede in der k. Akademie gehalten werde, aber Johannes Müller, derselbe, der in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen und jeden Preußen für ehrlos erklärt hatte, der nicht gegen Napoleon zu den Waffen greife, war durch eine gnädige Audienz bei diesem so ganz umgewandelt, daß er als der bestellte Festredner so wie acht Jahre früher Fontanes in Paris bei der Gedächtnißrede auf Washington, nicht sowohl den Todten, als vielmehr den Redebesteller pries und alles Lob, das Friedrich dem Einzigen gelten sollte, auf Napoleon übertrug, zu dessen eifrigsten Dienern er hinfort zählte. — Der Fürst von Hatzfeld, Schwiegersohn des

*) Er frug in Berlin: „nicht wahr, hier gibt es auch Jakobiner? es könnte mir Spaß machen, hier eine Republik zu stiften.“

**) Er hat sie noch bis St. Helena mitgenommen und sie hat ihm dort die Todesstunde geschlagen.

Miniſters Schulenburg, hatte dem Fürſten von Hohenlohe die Stärke der in Berlin eingerückten Armee gemeldet, der Brief war aufgefangen worden und der Fürſt ſollte füſilirt werden, aber ſeine ſchwangere Gemahlin warf ſich Napoleon zu Füßen. Da ſagte dieſer am Kamin ſtehend: „hier iſt der Brief Ihres Gatten, werfen Sie ihn ins Feuer, ſo habe ich keine Beweiſe mehr gegen ihn.“ Napoleon verfehlte aber auch nicht, dieſen großmüthigen Zug in ſeinem 22. Armeebulletin ausführlich zu erzählen, um die Herzen zu gewinnen.

Damit ſtand in ſchrecklichem Contraſt, daß er dem preußiſchen Staat 150 Millionen Kriegsſteuern auflegte und nicht nur vom Brandenburger Thor den Siegeswagen der Victoria mit dem ſchönen Viergeſpann von Bronze, ſondern auch aus den königlichen Sammlungen und Schlöſſern eine Menge Kunſtſchätze entführte. Dazu kamen noch Contributionen von einzelnen Städten, Berlin z. B. mußte 2,500,000 Thaler zahlen. Auch Sachſen und Thüringen mußten ſich Napoleons Schonung mit Geld erkaufen, der Kurfürſt von Sachſen 8 Millionen Thaler, der Herzog von Weimar ½ hergeben. Von Hannover, wo die preußiſchen Wappen ſogleich abgeriſſen wurden, erpreßte Napoleon etwas über 9 Mill. Am 21. November erließ Napoleon aus Berlin das berüchtigte Decret, welches die Continentalſperre gegen England verfügte, d. h. die Confiscation aller engliſchen Waaren auf dem Feſtlande von Europa, die Gefangennehmung aller Engländer, die ſich daſelbſt befänden oder zeigen würden, die Beſchlagnahme aller Schiffe, die in einem engliſchen Hafen geweſen, auch neutraler Schiffe, das unbedingte Verbot jedes Handelsverkehrs, ja ſogar jedes Briefverkehrs mit England, kurz die gänzliche Ausſchließung alles Engliſchen. Zugleich erklärte er, was er auf dem Feſtlande erobere, nicht eher wieder herausgeben zu wollen, als bis England die ihm und ſeinen Bundesgenoſſen geraubten Colonien in den andern Welttheilen würde herausgegeben haben. Darin war zugleich die Drohung enthalten, daß er auf dem ganzen Feſtland

keine unabhängige Macht dulden würde, die sich seinem System nicht unterwürfe. Er vergaß, daß er nicht blos den Handelsstand von ganz Europa ruinirte, sondern auch die gebildeten Classen, die bisher so viele Bewunderung und blinde Ergebenheit für ihn bewiesen, in ihren häuslichen Gewohnheiten aufs tiefste verletzte, indem er ihnen die Colonialwaaren vertheuerte. Doch darf auch nicht vergessen werden, wie viel sein System der französischen Industrie nutzte, denn Frankreich allein war durch den Raub der Nachbarländer immerwährend bereichert worden und besaß die zum Betrieb großer Fabriken und Manufacturen nöthigen Kapitalien, beherrschte daher mit seinen Erzeugnissen den Markt auf dem ganzen Continent.

Eine höchst auffallende, animirte und eigentlich brutale Stimmung legte Napoleon in Bezug auf die Königin Louise an den Tag, indem er vor aller Welt in seinen Armeebulletins Schmähungen auf sie häufte. Man konnte dieses unritterliche, gemeine Verfahren eines großen Mannes gegen eine unglückliche Frau nicht begreifen. In der That bediente er sich beinahe der Sprache, die einst Hebert gegen die Königin Marie Antoinette geführt hatte, und schien der Solidarität zwischen dem Terrorismus des Convents und dem des neuen Soldatenkaisers darzuthun.*) Es scheint nicht daß er damals schon ahnte, das preußische Volk werde die Beleidigung seiner Königin tief empfinden und einst furchtbar rächen. Er dachte wohl nur an den „Frauencongreß in Pyrmont." Kurz vor dem Kriege nämlich im Juni und Juli hatte die Königin Louise das Bad Pyrmont besucht und hier mit der Herzogin von Weimar (Schwester des Kaisers Alexander), der Prinzessin von Coburg (Gemahlin des Großfürsten Constantin), der Kurprinzessin von Hessen ꝛc. Unterhaltungen gepflogen, in denen von Napoleon sehr übel gesprochen worden war. Das war ihm zu Ohren gekommen und er hielt den Einfluß der Frauen an den alten Höfen

*) Man nannte Napoleon einen Robespierre à cheval.

für keineswegs unbedeutend. Der Stolz der alten Dynastien und selbst des alten Adels in England, Oesterreich, Deutschland und Rußland ärgerte ihn um so mehr, als er ihnen ebenbürtig werden und durch Vermählungen seine Familie mit den ihrigen verschmelzen wollte. Der die Männer mit dem Schwert besiegte, wollte sich die Nadelstiche der Frauen nicht gefallen lassen. So wenig wie er in Frankreich die Opposition der geistreichen Cirkel bei der Frau von Staël geduldet hatte, so wenig wollte er leiden, daß sich die Frauen in seine auswärtigen Geschäfte, Krieg und Diplomatie, einmischen sollten. Er sagte daher, als ihm in Berlin der Hofadel vorgestellt wurde: „Diesen Adel will ich so klein machen, daß er sein Brod betteln soll.“ Zum Grafen Neale, dessen schöne Tochter in einem an die Marquise Lucchesini geschriebenen, aber aufgefangenen Briefe große Kriegslust gegen Napoleon verrathen hatte, sagte er: „wohlan, mein Herr, Ihre Weiber haben den Krieg gewollt, das ist dabei herausgekommen.“ Und dem türkischen Gesandten rief er zu: „ihr da draußen thut recht, daß ihr eure Weiber einsperrt.“ Dies erklärt seinen Ingrimm gegen die Königin. *)

*) Im ersten Bulletin dieses Kriegs schrieb er: Die Königin befindet sich, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments bei der Armee und schreibt unzählige Briefe, um die Gemüther aufzuregen. Man glaubt Armida zu sehen, wie sie in ihrer Verwirrung den Feuerbrand in ihren eigenen Pallast schleudert. — Im 9. Bulletin schrieb er: sie hat das Kriegsfeuer angeblasen. Sie ist eine hübsche Frau, die aber wenig Geist hat. Im 17.: man macht sich keinen Begriff, wie thätig die Fraktion (der Königin) war, um den König wider seinen Willen zum Kriege fortzureißen. In allen Läden Berlins sieht man einen Kupferstich, darstellend den russischen Kaiser, neben ihm die Königin und gegenüber den König, der die Hand über dem Grabe Friedrichs des Großen emporhält. Die Königin selbst, die einen Shawl um sich geworfen hat, ungefähr wie die Londoner Kupferstiche die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand aufs Herz und scheint den russischen Kaiser anzusehen. Man begreift nicht, wie der Berliner Polizei die Verbreitung einer so erbärmlichen Satire hat ge-

Während seines Aufenthaltes in Berlin incorporirte Napoleon seinem Reich nicht nur Hannover, sondern auch die Staaten des neutral gebliebenen Kurfürsten von Hessen und des unglücklichen Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Im 27. Bulletin vom 7. Nov. datirt ergoß er Spott und Hohn über das hessische Kurhaus, rückte demselben vor, daß es früher seine eigenen Unterthanen den Engländern verkauft, daß es das Land stets tyrannisirt habe ꝛc. und erklärte es für unwürdig länger zu regieren. Marschall Mortier mußte Hessen besetzen, der überraschte Kurfürst hatte kaum Zeit, zu entfliehen. Das Volk machte eine schwache Demonstration zu Gunsten des Kurfürsten Wilhelm, aber der von den Bauern gewählte Anführer Mensing bewog sie, die Waffen wieder niederzulegen. Ein anderer Anführer, der Feldwebel Schuhmann, wurde zu Cassel erschossen (17. Jan. 1807). Der blindgeschossene Herzog von Braunschweig wurde von treuen Dienern in einer Sänfte zu Fuß, weil ihn ein Wagen zu sehr erschüttert hätte, vom Schlachtfeld bei Auerstädt in sein väterliches Schloß in Braunschweig getragen, aber Napoleon ließ ihn hier nicht einmal ruhig sterben, sondern zwang ihn weiter zu fliehen, bis er auf dänischem Gebiet zu Ottensen endlich den ersehnten Tod und ein ruhiges Grab fand. Napoleon antwortete dem braunschweigischen Hofmarschall, der um Schonung seines sterbenden Herrn bat: „sagen Sie

---

fallen können. Uebrigens hat sich der Schatten des großen Friedrich bei dieser ärgerlichen Scene empören müssen, denn sein Geist, sein Genie, seine Wünsche gehörten der französischen Nation an, von der er sagte, wenn er ihr Herr wäre, dürfte keine Kanone in Europa vor seiner Erlaubniß abgefeuert werden. Im 19. Bulletin: Im Gemach der Königin zu Potsdam fand man die Correspondenz des Königs mit dem Kaiser von Rußland und englische Memoiren, welche beweisen, daß man die mit Napoleon geschlossenen Verträge nicht achten solle. Diese Piecen beweisen, wie unglücklich die Fürsten sind, die Weibern einen Einfluß auf die Politik gestatten. Die Noten, Berichte und Staatsacte dufteten von Bisam und waren mit Toilettengegenständen untermengt.

dem General Braunschweig, daß ich in einem preußischen Offizier keinen Souverain anerkenne und daß er das Erbe seiner Väter mit Recht verliert, er, der die Hauptstadt Paris hat zerstören wollen." Im 23. Bulletin sagte Napoleon in Bezug auf den Herzog: „Was kann Ehrwürdiges im Alter seyn, wenn es mit seinen Fehlern die Großsprecherei und die Unbesonnenheit der Jugend verbindet?" Die größte Schmach aber fügte Napoleon dem preußischen Heere zu, indem er dem kleinen Fürsten Karl von Isenburg aus der Wetterau erlaubte, in Berlin selbst aus preußischen Deserteuren eine französisch-preußische Legion anzuwerben gegen Preußens König.

Mittlerweile wiederholte sich das klägliche Schauspiel der Capitulationen auf offenem Felde in der feigen Uebergabe fast aller preußischen Festungen. Hiebei ist zu erwägen, daß fast alle Commandanten alte schwache Leute waren, die ohne Verdienst nur durch Anciennität oder Gunst auf ihre Posten gekommen waren, daß es trotz der Festigkeit der Werke, des Reichthums an Geschützen und Vorräthen aller Art, an Vorbereitung für eine Belagerung fehlte, an die kein Mensch vorher gedacht hatte; daß viele unzuverlässige Truppen, namentlich Polen, in den Festungen lagen, und daß sich die Meinung verbreitet hatte, alles sey verloren und eine unnütze Vertheidigung mache nur das Uebel ärger und ruinire die Städte. Zuerst fiel Erfurt durch die Schwäche des alten Möllendorf und Spandau durch die Feigheit des Commandanten von Benckendorf, dessen größte Sorge war, daß sein Hühnerhof mit in das ihm reservirte mitzunehmende freie Eigenthum inbegriffen wurde. Am 29. Oct. übergab der feige General von Romberg ohne Gegenwehr die so wichtige Festung Stettin, den Schlüssel zur Ostsee und zu den preußischen Nordprovinzen. Am 31. übergab General von Ingersleben das von Wasser umgebene, äußerst feste und fast uneinnehmbare Küstrin der ersten französischen Reiterei, die sich vor der Festung zeigte, ja er ging selbst zu ihnen hinaus, um zu capituliren. Noch wenige Tage vorher hatte

der König ihn auf der Durchreise besucht und ihm den Platz dringend anempfohlen. Am 8. November capitulirte der alte Kleist in Magdeburg, obgleich er 22,000 Mann bei sich hatte, die Stadt außerordentlich fest und mit allem Nöthigen reichlich versehen war, Marschall Ney dagegen nur 10,000 Mann und nicht einmal Belagerungsgeschütz hatte. Keine Uebergabe war schmählicher als diese. Hier, wie überall, bedangen sich die Offiziere ihr Gepäck und Entlassung auf ihr Ehrenwort aus und die Franzosen thaten alles, ihnen die Schande so leicht und bequem als möglich zu machen.*) Man bemerkte auch nicht einen muthigen Offizier, der sich der Capitulation widersetzt hätte. Mit dieser Centralfestung des preußischen Westgebietes ging der letzte Anspruch des Königs auf die Provinzen jenseits der Elbe verloren. Am 21. November capitulirten die Generale Lecocq und von Schöler in Hameln nach nur so kurzer Vertheidigung (diese Festung wurde von den Franzosen geschleift), am 25. General von Uttenhofen in der Plassenburg bei Culmbach und General Graf Strachwitz in Nienburg.

Nachdem Napoleon mit Sachsen Frieden geschlossen, entsendete er einen Heertheil unter seinem Bruder Jerome und dem General Vandamme nach Schlesien. Auch hier waren die zahlreichen Festungen auf keine Belagerung versehen und von alten Schwachköpfen commandirt. Das schöne und reiche Land, Preußens Kornkammer, zählte zwei Millionen Einwohner und befand sich im blühendsten Wohlstande, aber der alte Minister Graf Hoym, der es seit dreißig Jahren als Vicekönig regierte, hatte die Beamten und alle gebildeten Classen mit seiner weichlichen und lüderlichen Gesinnungslosigkeit, gleich einem Kotzebue'schen Theaterpapa angesteckt. Außer Berlin war der öffentliche Geist nirgends so heruntergekommen

*) Der Platzcommandant von Trossel erhielt durch einen eigenen Paragraphen der Capitulation die Zusicherung, daß er in seiner Amtswohnung in Magdeburg ferner ruhig wohnen und mit keinerlei Einquartierung beschwert werden sollte.

und trug die Aufklärung und Intelligenz, mit der man sich brüstete, so traurige Früchte, wie hier. Zwar ernannte der König schon am 21. October den Fürsten von Anhalt-Pleß zu seinem Generalbevollmächtigten, um die Vertheidigung Schlesiens zu leiten, und gab ihm seinen Adjutanten Graf Götzen mit, und General Lindner als Brigadier der schlesischen Festungen sollte diese letzteren in Stand setzen und in Verbindung halten, aber Hoym wollte nichts von einem Aufgebot der zahlreichen jungen Mannschaft des Landes wissen und schickte sogar die schon ausgehobenen Rekruten wieder heim und Lindner wies durch Rundschreiben vom 28. Oct. alle Festungscommandanten an, sich auf Belagerungen gefaßt zu machen, fügte aber hinzu: „wir sollen uns halten, d. h. nur dann die Festung übergeben, wenn wir sehen, daß man sich nicht länger, ohne unweise zu seyn, halten kann.“ Darauf berief sich nachher überall die Faulheit und Feigheit. Unterm 2. November schrieb der König nach Schlesien, die Festungen sollten sich aufs äußerste vertheidigen und welcher Commandant es fehlen ließe, dem werde er den Kopf vor die Füße legen lassen. Aber Lindner ließ sich das nicht irre machen, sondern äußerte sich auf seiner Rundreise durch die Festungen mündlich gegen die Commandanten, alles sey verloren und sie sollten nur trachten, gute Capitulationen zu erhalten. Abgesehen von der verschiedenen Stärke der Festungen befahl er, daß alle ohne Ausnahme sich nur auf Vertheidigung der innern Werke beschränken und von vorn herein die Außenwerke Preis geben sollten, obgleich der Feind auch nicht ein einziges Belagerungsgeschütz mitbrachte. Hoym selbst verließ Breslau, um den vielen Fragen und Bestürmungen zu entrinnen und kutschirte im Lande herum, ohne sich länger der Regierung zu widmen. Ein edler junger Mann, Graf Pückler, ahnte das Schlimmste und wollte alle Jäger und rüstigen Männer des Landes zu besserem Schutz der Festungen aufbieten, fand aber nirgends bei den Behörden Anklang und schoß sich aus Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf, 13 Nov.

Jerome und Vandamme hatten kaum 23,000 Mann, die bei-

raſches Fortſchreiten muß ſie vervollkommnen, vervielfachen und auf Entdeckung neuer führen.

Als Mittel gegen dieſen Druck wird ſchon lange her Sparſamkeit in der Verwendung des Holzes empfohlen und angewendet. Schon 1619 ſchrieb Hr. Keßler über die Holzſparkunſt, und dieſelbe wurde bisher auch nicht mehr aus den Augen gelaſſen. Man ſuchte darin Hülfe, daß man zwar Holz gebrauchte, wie früher, aber durch eine kleinere Maſſe denſelben Zweck zu erreichen bemüht war; daß man, wo es nur immer anging, die Dauer der davon gefertigten Gegenſtände zu verlängern ſuchte. Viel iſt dadurch bereits erreicht worden, mehr kann noch werden. Stämme, die ſonſt durch Behauen in Viehbarren oder Tröge verwandelt wurden, werden jetzt zerſchnitten, und dieſe Gegenſtände aus den Brettern gefertigt, ſo daß ſtatt eines, mehrere aus einem Stamme gewonnen werden. Die Dauer der Geräthe wird durch Anſtriche verlängert. Umzäunungen von Holz ſucht man ganz entbehrlich zu machen, oder doch aus wenigerem Holze, oder durch Anſtriche dauerhafter zu machen. Je mehr die Weide der Hausthiere, beſonders die ohne Hirten, verſchwindet, um ſo entbehrlicher werden ſie. Die alten Gebäude waren mit Holz überladen, in den neuen ſucht man dieſes zu vermeiden, indem man auch hier mehr bedacht iſt, das Holz dem Einfluß der Witterung, dem Wechſel der Trockenheit und Näſſe durch Bewerfen der Gebäude mit Kalk, durch Anſtriche u. ſ. w. zu entziehen. Aehnliche Bemühungen finden bei dem Waſſerbaue, beſonders bei dem zum Schiffbaue verwendeten Holze ſtatt. Da von dem Holze das meiſte zum Verbrennen gebraucht, und dabei gegen andere Verwendungen am ſchnellſten zerſtört wird, daher immer wieder durch anderes erſetzt werden muß, ſo wurde hier vorzüglich Sparſamkeit eine allgemeine Aufgabe Aller, je höher die Preiſe des Holzes ſtiegen. In Eiſenhütten gelang es ſchon, den Verbrauch des Holzes in Hochöfen durch verbeſſertes Gebläſe auf die Hälfte des früheren herabzubringen. Da das Holz bei der Verkohlung von ſeiner Hitzkraft verliert, ſo wird ſtatt Kohlen an manchen Orten bereits ſtark getrocknetes Holz, und zwar mit Erſparniß an dieſem Materiale, verbraucht. Zahlreich ſind die Schriften, welche Mittel zur Holzſparung bei den gewöhnlichen Heizungen vorſchlagen, auch ſind dergleichen ſchon mehrere an vielen Orten wirklich in

den bayerischen Divisionen Deroy und Wrede und die württembergische Division Seckendorf, ausschließlich Rheinbundstruppen. Sie legten sich zuerst vor Glogau, 7. November, und der Commandant von Rheinhard übergab die Festung am 2. Dezember, obgleich er sich gegen Truppen, die nur Feldgeschütz hatten, viel länger hätte vertheidigen können. Erst das in Glogau gefundene schwere Geschütz mußte dem Feinde dienen, die übrigen Festungen des Landes regelmäßig zu belagern. Die Preußen in Schlesien wurden durch ihre eigenen Kanonen bezwungen. Da keine Feldtruppen, kein bewaffnetes Aufgebot, kein Freicorps einen Entsatzversuch machte oder den Feind nur neckte, konnte derselbe behaglich in der fetten und von Ueberfluß strotzenden Provinz sich ausbreiten und die Gelegenheit zum Plündern aufs bequemste benutzen. Vandamme selbst gab das Beispiel und pflegte in den adeligen Schlössern, die er zu seinem Hauptquartier wählte, das Silberzeug mitzunehmen. Auch Offiziere der Rheinbundstruppen blieben nicht ganz frei von Raubgelüsten*) und die Gemeinen, vor allen die Württemberger und unter diesen wieder die schwarzen Jäger machten sich den übelsten Ruf als Plünderer. Auch Grausamkeiten wurden an Wehrlosen verübt. Nie zeigte sich der Deutsche roher gegen den Deutschen, in den Glaubenskriegen ausgenommen. Nie fand Frankreich willigere Werkzeuge in Deutschland selbst zur Entehrung der Deutschen.

Schon am 6. Dezember legte sich Vandamme vor die schlesische Hauptstadt **Breslau** und begann sie mit dem Glogauer Geschütze zu belagern. Hier commandirte General von Thiele und hier war auch Lindner als Generalinspector aller schlesischen Festungen. Gleich in den ersten Tagen wurden den Bürgern die Waffen genommen,

*) Wrede nahm aus dem Schlosse des Herzogs von Braunschweig-Oels das Silberzeug mit. Der Schloßverwalter ließ sich aber eine Quittung dafür geben und diese Quittung hielt später der preußische Minister Stein Wrede vor, der sofort den Werth des Mitgenommenen ersetzen mußte. Arndts Wandlungen und Wanderungen S. 218.

damit ſie nicht etwa Luſt bekämen, ihre Stadt ſelbſt zu vertheidigen. Die Kanonen donnerten zwar ſo laut von den Wällen, daß manche glaubten, es ſey nur um Lärmmachen zu thun, da die Neigung zu einer wirkſamen Abwehr des Feindes in dem Grade fehlte, daß Lindner nicht einmal einen Ausfall machte, als der Fürſt Pleß endlich mit einem bewaffneten Aufgebot der Hauptſtadt nahte und in der Nähe derſelben ein rühmliches, wenn auch unglückliches Gefecht beſtand, 30. Dezember. Nachdem die Stadt noch eine Zeitlang heftig bombardirt worden, aber noch kein Werk genommen, noch kein Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, glaubten Lindner und Thiele, es ſei für den Schein der Ehre genug gethan und übergaben die reiche Stadt am 5. Jan. 1807. Die Truppen waren wüthend, verweigerten den Gehorſam, bezeugten den Offizieren die tiefſte Verachtung, dachten aber nicht an weitere Vertheidigung, ſondern rächten ſich lediglich durch Zertrümmerung aller Fuhrwerke, durch Plünderung und Verkauf aller Magazine und durch das Zerſchlagen ihrer Waffen. Doch fanden die Franzoſen noch 250 Kanonen auf den Wällen, die kriegsgefangene Beſatzung betrug nur 5400 Mann. Dem Regierunsbezirk Breslau legte der Feind eine Contribution von 18 Millionen Franken auf, die Feſtungswerke der Stadt aber ließ er ſchleifen.

Hierauf theilte Vandamme ſein Heer und ließ mit einem Corps die Feſtung Brieg nehmen, die der Commandant Cornerut ſchon am 12. Jan. mit 1400 Mann Beſatzung übergab und die gleichfalls geſchleift wurde, und mit dem andern das wichtige und ſehr feſte Schweidnitz belagern. Der Commandant von Haacke daſelbſt war der ſtupideſte und zugleich brutalſte Offizier der preußiſchen Armee, ein fürchterlicher Soldatenprügler, aber ohne Intelligenz, wie ohne Ehre, der die herrliche Feſtung nach einem nur dreitägigen Bombardement am 16. Februar mit 249 Kanonen, ungeheuren Vorräthen und 2000 Mann übergab und nur für ſich und die Herren Offiziere günſtige Bedingungen verlangte. Unterdeß war der Fürſt Pleß von einem feindlichen Corps unter Lefebvre

verfolgt und am Paß Wartha geschlagen worden, 8. Febr., worauf er sich nach Oestreich flüchtete. Nun blieben noch die Festungen Neiße, Cosel, Glatz und Silberberg zu belagern, womit auch begonnen wurde; doch trat eine Störung ein, sofern ein Theil der Bayern nach Polen geschickt, jedoch nachher durch Sachsen ersetzt wurde, die in diesem traurigen Kriege erst für, dann gegen die Preußen fechten mußten. Die gedachten vier schlesischen Festungen hatten zufällig bessere Commandanten und zugleich wirkte ein Geist kräftigerer Ermannung, der vom Kampf in den Nordprovinzen und von den Manifesten des Königs ausging, wohlthätig ein. Neiße, commandirt vom alten General Steensen, hielt eine dreimonatliche Belagerung aus und capitulirte erst am 16. Juni. Cosel, commandirt vom Oberst Neumann, belagert seit dem Januar, wehrte sich noch ruhmvoller und capitulirte erst nach dem Tode des Commandanten, am gleichen Tage wie Neiße. Glatz wurde durch Graf Götzen sehr tapfer und einsichtsvoll vertheidigt. Von hier aus geschahen auch glückliche Ausfälle, die jedoch nicht hinreichten, Neiße und Cosel zu entsetzen. Major Losthin überfiel mit einem Streifcorps die Bayern und Sachsen unter Lefebvre bei Kanth und schlug sie am 13. Mai, Lefebvre aber verstärkte sich mit Polen und schlug Losthin bei Freiburg, so daß er nur mit einem Rest der Seinen nach Glatz entkam. Nach einem unglücklichen Gefecht vor dieser Festung mußte sich Götzen selbst in diese zurückziehen und das Pulver ging ihm aus, so daß er die Stadt binnen vier Wochen zu übergeben versprach. Innerhalb dieser Zeit aber wurde Friede gemacht und Glatz blieb in den Händen der Preußen, eben so die uneinnehmbare Felsenfeste Silberberg.

Wir kehren nun zum König zurück. Seinen Entschluß, den Kampf fortzusetzen, unterstützten nur noch 18,000 Mann aus den Garnisonen in Pommern und Preußen unter General Lestocq und der Beistand Rußlands, dessen Armeen aber noch weit entfernt waren. Er mußte in ihre Nähe nach Königsberg flüchten. Wenn sich Magdeburg, wenn sich die schlesischen Festungen gehalten hätten,

wenn der König von Schweden von Stralsund aus eine Demonstration im Rücken Napoleons gemacht, wenn die Hessen noch zu rechter Zeit sich zu ihm gezogen hätten, so würde ein großer Theil der Streitkräfte Napoleons diesseits der Oder in Anspruch genommen worden seyn und zwischen der Oder und Weichsel hätten die Preußen sich verstärken, die Russen herankommen können. Aber die Festungen fielen, die Schweden waren unter ihren beiden Generalen Essen und Armfeldt uneins und ein französisches Armeecorps unter Mortier reichte hin, ganz Norddeutschland für Napoleon zu hüten, während dieser selbst mit dem Gros seiner Armee an die Welchsel rückte, die Polen zum Aufstand rief und bis nach Ostpreußen vordrang. Friedrich Wilhelm III. war in einer dumpfen Verzweiflung. Haugwitz und Lucchesini, denen Zastrow, Kökeritz ꝛc. zustimmten, riethen ihm immer noch, sich auf Gnade und Ungnade in Napoleons Arme zu werfen und unterzeichneten sogar mit Talleyrand einen demüthigen Friedenstractat, den Napoleon unterschrieb und den Duroc am 22. Dez. dem König bringen mußte. In diesem Augenblick aber ermannte sich der König wieder, (ohne Zweifel durch den Freiherrn von Stein, einen Nassauer, der im Preußischen Finanzministerium angestellt war, durch den Ostpreußen von Schön, auch durch Hardenberg, auf bessere Gedanken gebracht,) und verwarf den französischen Antrag. Er blieb aber nicht standhaft, sondern fiel immer wieder in die Angst, welche Haugwitz und dessen Partei ausbeutete.*) Das hatte die unangenehme Folge, daß ihm selbst die befreundeten Mächte nicht trauten, Rußland seine Hülfe verzögerte und England nicht einmal Subsidien geben wollte, aus der nicht unbegründeten Furcht, der König von Preußen könne sich doch noch auf ihre Kosten mit Napoleon verständigen. Doch geschah etwas für die preußische Armee. Schon am 1. Dezember

*) Der damalige Minister von Schladen, ein warmer Patriot, dessen Tagebuch am klarsten in die Umgebungen des Königs hineinsehen läßt, klagt, daß Friedrich Wilhelm III. oft an einem Tage ganz entgegengesetzte Meinungen gehegt habe und zu keinem Entschlusse gekommen sey.

erließ der König aus Ortelsberg ein energisches Decret, wonach alle Festungscommandanten, Generale und Offiziere, welche capitulirt oder die Armee verlassen, sich feig benommen hatten, cassirt, jedoch nur Ingersleben zum Tode verurtheilt, der Tod des Erschießens aber unnachsichtlich allen angedroht wurde, die von nun an sich eben so schlecht, wie jene, benehmen würden. Schließlich aber verordnete der König, daß von nun an der Adel sein Vorrecht auf Officiersstellen verloren habe und daß der Bürgerliche, wenn er tapfer und fähig sey, zu so hohem Rang in der Armee aufsteigen könne, wie der Fürst. Dem entsprach die Anrede, die General Rüchel (von dem Prellschuß bei Jena bald geheilt und heimlich entkommen) an die Offiziere in Königsberg hielt: „im großen Federbusch liegts nicht, hier in der Brust, hier muß es sitzen.“ *)

Während Napoleon zuerst nach Polen ging, um dieses Land zu insurgiren und zugleich Schlesien im Auge zu behalten, blieb Pommern noch eine Zeitlang frei. Ein junger preußischer Lieutenant, Ferdinand von Schill, in Schlesien geboren, der bei Auerstädt verwundet worden, aber glücklich davongekommen war, sammelte hier in der Nähe der am Meere liegenden Festung Colberg einige von den vielen herumirrenden Soldaten der aufgelösten Regimenter und bildete ein kleines Freicorps, welches nach und nach anwuchs, so daß er, während Colberg sein Stützpunkt blieb, tief ins Land Streifzüge machen konnte. Er hoffte, mit den Schweden in Stralsund in Verbindung zu treten und eine Diversion im Großen machen zu können, was aber die Theilnahmlosigkeit der Schweden verhinderte. Gleichwohl gelang es ihm, indem er sich in den Rücken der nach Polen vorgedrungenen Franzosen warf,

*) Und doch war dieser brave General kurz vorher noch so befangen gewesen, daß er, als Müffling das Zufußgehen der französischen Offiziere practisch gefunden hatte, demselben antwortete: „ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß.“

Kouriere, Transporte, Armeekaſſen und im Januar 1807 auch den Marſchall Victor abzufangen, gegen den zur Freude aller preußiſchen Patrioten General Blücher ausgewechſelt wurde. Auch verſah er Colberg, deſſen Belagerung bald vorauszuſehen war, reichlich mit Vorräthen, zum Verdruß des Commandanten von Loucadou, der dies als unbefugte Einmiſchung in ſein Amt betrachtete und den tapfern Schill ſogar in Arreſt ſetzte, ein Mann ganz des Schlages wie Kleiſt, Ingersleben ꝛc. Unterdeß war Blücher frei geworden, nach Königsberg gegangen und von dort mit 7000 Mann nach der Inſel Rügen geſchickt worden. Schill eilte nun ebenfalls mit etwa 1000 Mann dahin. Dieſe neu organiſirten Truppen kamen zwar zu keinem entſcheidenden Kampfe mehr, aber ſie bildeten doch den eigentlichen Kern des neuen und verjüngten preußiſchen Heeres und nahmen auch bereits eine andere und zweckmäßigere Uniform an; der Zopf, der große Hut, die engen kurzen Beinkleider und Gamaſchen machten dem Tſchako und den weiten langen Beinkleidern Platz.

Wir folgen dem Siegeslauf Napoleons. Die große Armee war ihm nach Polen vorangezogen. Er ſelbſt verließ Berlin am 26. November 1806 und traf am folgenden Tage in Poſen ein. Hier erwartete ihn bereits eine polniſche Deputation, ihn als Retter zu begrüßen und von ihm die Wiederherſtellung Polens zu erbitten. Kosciuszko's Name wurde mißbraucht, um einen angeblich von ihm verfaßten Aufruf an die Polen zu verbreiten und der aus Italien bekannte Dombrowski ſtellte ſich an die Spitze der Inſurrection, die in preußiſch Polen ausbrach, ſobald die Franzoſen anrückten. Auch viele verbannte Polen kamen von allen Seiten herbei und wurden zunächſt in Leipzig zu Regimentern organiſirt. Die wenigen preußiſchen Truppen, die im polniſchen Südpreußen geſtanden, mußten ſich zurückziehen und wurden zum Theil aufgehoben, die deutſchen Beamten überall vertrieben. In Poſen ließ Davouſt zwei derſelben, weil ſie ihrer rechtmäßigen Regierung Geldvorräthe ſchicken wollten,

erſchießen.*) Zwei kleine Feſtungen, Lentſchitz und Czenſtochau, fielen ſchon am 16. und 19. November in die Hände der Inſurgenten. Als eifrigſten Polenfreund benahm ſich damals Napoleons Schwager Murat, in der Hoffnung, er werde König von Polen werden. Man ſah ihn in einem polniſchen Pelze und mit der polniſchen Nationalmütze ſtolziren. Aber Napoleon dachte an nichts weniger als an ſeine Erhebung auf den alten Thron der Piaſten und antwortete auch der polniſchen Deputation nur ausweichend: „ſie ſelbſt müßten ſich ihre Freiheit erkämpfen, alle dafür zuſammenſtehen; bis jetzt hätten ſich noch zu wenige erklärt.“ Er bezweckte dadurch, daß ſie ihre Rüſtungen gegen die Ruſſen verdoppelten, behielt ſich aber die letzte Entſcheidung über ihr Schickſal vor und war nicht geſonnen, ſich durch eine Inſurrection in Gallizien die Oeſterreicher in dem Augenblicke zu Feinden zu machen, in dem ſie in ſeinem Rücken ſtanden. Er bot zwar Oeſterreich an, ihm Gallizien zu laſſen und dafür Schleſien zu nehmen, aber Oeſterreich lehnte es ab. Ueber die noch von den Ruſſen beſetzten polniſchen Provinzen konnte Napoleon dermalen noch nicht verfügen und wenn Kaiſer Alexander ſich zur Annahme der Politik ſeines Vaters, des Kaiſers Paul, bewegen ließ und mit Frankreich eine engere Verbindung einging, ſo war dies ein Vortheil, dem er Polen gerne aufopferte.

Der Kaiſer von Rußland hatte ein Heer von 60,000 Mann unter Bennigſen bereits bis Warſchau vorgeſchoben, ein zweites unter Burhövden rückte nach. Im Ganzen aber waren die Streitkräfte, die er gegen Napoleon aufwandte, nicht zahlreich genug, weil er gleichzeitig eine Armee gegen die Türkei ſchickte. Wir werden ſpäter dieſe orientaliſchen Vorgänge behandeln und zeigen, daß Alexander die Türkei einſtweilen hätte in Ruhe laſſen können, wodurch er ſich die Theilung, mithin Schwächung ſeiner Armee

*) Der Sohn des Einen kam eben aus der Schule, als er viele Leute vor der Hauptwache erblickte und aus Neugier hinzulief. Da lag ſeines Vaters Leiche.

erspart haben würde. Bennigsen war zu schwach, um dem ersten Stoß der großen Armee Napoleons Stand zu halten, zog sich daher von Warschau und von der Weichsel zurück, worauf auch Lestocq, der Thorn besetzt hatte, sich zu schwach erkannte und weiter zurück ging. Am 28. Nov. zog Murat unter lautem Jubel in Warschau ein, Ney besetzte Thorn am 6. Dezember. Napoleon kam am 19. selbst nach Warschau, benahm sich aber hier dem Enthusiasmus der Polen gegenüber eben so vorsichtig, wie in Posen. Hier war es, wo Joseph Poniatowski, der schöne Neffe des letzten Königs, ihm die erste Huldigung brachte und fortan sein treuester Waffengefährte blieb, nicht zum Wohlgefallen Murats, der in ihm einen Nebenbuhler sah. Mittlerweile war der alte russische General Kamenskoi in Bennigsens Lager angekommen, vom Kaiser berufen, den Oberbefehl zu übernehmen, weil er unter Suwarow gedient hatte und bei den Truppen altbekannt und beliebt war. Dieser Greis übersprudelte von Feuer und war höchst erzürnt, daß Bennigsen zurückgezogen war. Sogleich mußte es wieder vorwärts gehen. Buxhövden aber stand noch weit zurück, und die Reserve unter General Essen noch weiter. Napoleon hatte daher leichtes Spiel, die wider sein Vermuthen plötzlich Stand haltenden Russen anzufallen und zu schlagen. Dies geschah in einer Reihe von Gefechten, unter denen nur das von Pultusk sehr mörderisch und eine eigentliche Schlacht war, 26. Dezember. Am gleichen Tage bestanden 6000 Preußen unter General Lestocq ein eben so blutiges Gefecht bei Soldau gegen Ney und obgleich sie der Uebermacht zuletzt weichen mußten, so bewährten sie doch in einem viermaligen wüthenden Angriff mit dem Bajonet, welch besserer Geist sie erfüllte und von welchem Eifer sie glühten, die Schande von Jena zu rächen. Zum Glück wollte und konnte Napoleon seinen Sieg nicht weiter verfolgen, denn der gelinde Winter hatte ganz Polen in das, was man hier „das fünfte Element" nennt, nämlich in Koth aufgelöst. Die Kanonen sanken bis an die Achse in aufgeweichte Erde. Auch war Bennigsen durch eine geschickte Wendung

der nächsten Verfolgung entschlüpft. Der alte Kamenskoi war in völligen Wahnsinn gefallen und hatte noch während der Schlacht bei Pultusk das Commando niedergelegt. In der Meinung, die Russen würden weit zurückgehen und auch ihrerseits Winterquartiere beziehen, beschloß Napoleon, seinen sehr ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen. Wäre ihm die Jahreszeit günstiger gewesen, so hätte er bei einer energischen Verfolgung der Russen entscheidende Vortheile erlangt, denn zwischen Bennigsen und Burhövden waltete die feindseligste Abneigung.

In Königsberg herrschte große Bestürzung, die Königin Louise verließ diese treue Stadt am 3. Jan. 1807 mit weinenden Augen und zog sich bis nach Memel, die äußerste Grenzstadt Preußens im Norden, zurück, wohin ihr auch der König bald folgte. Bei Königsberg blieb Lestocq mit dem Rest der preußischen Armee und in seinem Rücken waren noch drei preußische Festungen frei, Colberg, Graudenz und Danzig.

Inzwischen gestalteten sich die Dinge im russischen Lager besser. Burhövden wurde zurückberufen und Bennigsen allein an die Spitze sämmtlicher Truppen gestellt, die er sofort vereinigte und mit denen er mitten im Winter die Ruhe Napoleons zu stören unternahm. Dieser hatte sichs bereits bequem gemacht und ließ seine große Armee reichlich verpflegen, wobei ihm die Juden wesentliche Dienste leisteten, indem sie trotz der Grenzsperre Massen von Vorräthen aus Oesterreich herüberschmuggelten. Nur der ungeduldige Ney hatte eigenmächtig einen Marsch nach Königsberg unternommen, wurde aber von seinem erzürnten Kaiser zurückgerufen. Diese Bewegung maskirte zufällig die der Russen. Als Napoleon erfuhr, die Russen wären vorwärts gegangen, glaubte er, sie seyen nur durch Ney's Marsch beunruhigt worden und war weit entfernt anzunehmen, sie würden ihn überfallen wollen. Am 25. Januar wurde Bernadotte wirklich überfallen und mit großem Verlust zurückgeschlagen, bei Mohrungen. Unglücklicherweise hielt sich Bennigsen aber hier zu lange auf, anstatt rasch die andern Quartiere

der Franzoſen aufzuſuchen. Napoleon gewann dadurch Zeit, rief alle ſeine Truppen unter die Waffen und beſchloß, die Ruſſen unverſehens zu überraſchen und in ihre Flanke zu fallen. Der Offizier aber, der dem Marſchall Bernadotte die darauf zielenden Befehle überbringen ſollte, fiel den Ruſſen am 1. Februar in die Hände, Bennigſen erkannte die Gefahr und zog ſich ſchnell genug gegen Königsberg zurück. Die lebhafte Verfolgung von Seite Napoleons veranlaßte blutige aber nicht entſcheidende Gefechte, in denen die 14,000 Preußen unter Leſtocq, die ſich mit Bennigſen vereinigt hatten, das meiſte thaten, aber auch am meiſten litten. Alle dieſe Rückzugskämpfe ereigneten ſich zwiſchen Mohrungen und Preußiſch-Eylau. An dem letzteren Orte hielt Bennigſen Stand und nahm eine Hauptſchlacht an, um Königsberg zu retten, 8. Februar. Der milde Winter war unterdeſſen ſtreng geworden, die ſeenreiche Gegend um Eylau feſt gefroren und überſchneit, es ſchneite noch unaufhörlich, aber die Armeen ſtürmten gegen einander, unbekümmert um Weg und Wetter. Der erſte Angriff Augereau's auf den rechten Flügel der Ruſſen wurde zurückgeſchlagen, ſein Armeecorps faſt vernichtet. Napoleon hatte Mühe, mit dem Centrum der großen Armee die vordringenden Ruſſen aufzuhalten. Erſt Davouſt, der zur rechten Zeit mit ſeinem Corps herbeigekommen, brachte den linken Flügel der Ruſſen zum weichen, nun aber langte auch Leſtocq mit den Preußen an, fiel Davouſt in die Flanke und übte Wunder der Tapferkeit, ſo daß Davouſt zurückgedrängt wurde. Die Schlacht neigte ſich zu Gunſten der Ruſſen und Preußen, als ihr die tiefe Winternacht ein Ende machte. Beide Feldherrn ſchrieben ſich den Sieg zu, keiner von beiden war dazu berechtigt. Allein es war ſchon ein merkwürdiger Wendepunkt im Kriegsleben Napoleons, daß er einmal eine Schlacht nicht gewonnen hatte. Bennigſen, der mit mehr Recht ſich für den Sieger halten durfte, als Napoleon, war doch zu ſchwach, am nächſten Tage wieder anzugreifen und zog ſich zurück; aber auch Napoleon, der nur noch einige Tage ſtehen blieb, um durch Behauptung des Schlachtfeldes ſich als Sieger zu

Anwendung gebracht. Viel weiter könnten sie längst verbreitet seyn, wenn Unbefangene, nicht solche, die dergleichen Heizapparate fertigen oder verkaufen, sich die Mühe gäben, über die Wirkung dieser Mittel öffentlich ausführliche Nachweisung zu geben. Privaten sowohl, als insbesondere Stiftungen, Gemeinden und die Regierung, in deren Gebäuden der Holzverbrauch einer strengen Aufsicht unterliegt, dürften sowohl wegen des eigenen Vortheils als wegen des allgemeinen diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit widmen, als bisher geschehen ist. Vielleicht wird dadurch, daß J. J. Wagner in seiner Schrift, System der Privatökonomie (2te Auflage, Aarau 1837), diesen Zweig der wirthschaftlichen Richtung des Volkslebens in den Kreis der Wissenschaften eingeführt hat, bewirkt, daß auch die Gebildeten des Volkes es nicht unter ihrer Würde halten, der Sache mehr Theilnahme zu schenken. Die Regierung des Obermainkreises in Bayern hat einen Preis bestimmt für die Erfindung eines holzsparenden, mit dem möglichst geringsten Aufwande herzustellenden Ofens für Landleute, erkennend, daß die Verbreitung vieler vorgeschlagenen Mittel in dem großen Aufwande, welchen ihre Herstellung erforderte, Hindernisse fand. Der weitern Verbreitung selbst der zweckmäßigsten Mittel stand oft im Wege, daß zwar viele da sind, welche die Herrichtung derselben bewirken zu können vorgeben, aber nur wenige es vermögen; der Zweck der Arbeit wird daher oft nicht erreicht, und der Aufwand ist als verloren zu betrachten, wodurch viele von der Einführung solcher Verbesserungen zurückgeschreckt werden. Diesem Mißstande könnte nur dadurch abgeholfen werden, wenn bei Bekanntmachung des Erfolges auch derjenige, welcher eine solche Arbeit befriedigend gefertigt hat, genannt würde. Nicht nur würden dann Andere den rechten Mann finden können, sondern es würden auch mehrere angefeuert werden, gleich gute Arbeit zu liefern. Zu dergleichen Bekanntmachungen sollten sich vorzugsweise Gemeindeverwaltungen und Regierungen aufgefordert fühlen, da man von ihnen, als aus den Gebildetsten der Gemeinde und des Volks zusammengesetzt, wohl auch zuerst Aufmerksamkeit auf Alles, was Noth thut, fordern kann. Auch technische Vereine und Anstalten dürften hierin einen würdigen Gegenstand ihrer Thätigkeit finden. Sollte gelingen, was bisher vielfach vorgeschlagen wurde, den Dampf durch andere Kräfte, zu deren Erzeugung

geriren, wagte nicht den Feind zu verfolgen, sondern kehrte in die Winterquartiere zurück, so daß Bennigsen Eylau abermals besetzte. Das Schlachtfeld bot einen entsetzlichen Anblick dar, der Schnee war weit umher von Blut geröthet; nie war ein Kampf im Verhältniß zu den Streitkräften blutiger gewesen. Bennigsen hatte nur 58,000 Mann, Napoleon 70,000 commandirt, aber jeder Theil hatte wenigstens 25,000 an Todten und Verwundeten verloren. Das abgesonderte russische Corps unter General Essen wurde am 15. Febr. bei Ostrolenka von Savary zurückgeworfen.

Nun trat eine lange Waffenruhe im offenen Felde ein, Königsberg blieb durch Bennigsen geschützt, die große Armee ruhte aus, Napoleon selbst ließ sich im Schlosse Finkenstein nieder und war in nicht geringer Sorge, Oesterreich könne ihm in den Rücken fallen. Der tapfere Widerstand der Alliirten bei Eylau wurde als ein Sieg über Napoleon angesehen und brachte die englische Diplomatie in lebhafte Bewegung. Napoleon konnte nicht wissen, daß dieselbe bald wieder erlahmen würde. Er sandte daher General Bertrand an den König von Preußen ab, ihm günstige Bedingungen zu stellen, wenn er einen Separatfrieden wünsche und sich von Rußland trennen wolle. Friedrich Wilhelm III. blieb aber Rußland treu und wollte es auf's äußerste ankommen lassen. Kaiser Alexander kam am 1. April zu ihm nach Memel, wohin auch die Gesandten von England und Schweden sich verfügten, und am 26. April wurde zu Bartenstein ein neuer Vertrag geschlossen, welcher die russisch-preußische Allianz befestigte und dem auch England und Schweden zustimmten. England wollte die hannöverische Legion nach Norddeutschland schicken, König Gustav IV. Adolph sollte seine Schweden, mit Blüchers Corps vereinigt, aus Stralsund herausführen. Man hoffte sogar Magdeburg durch eine Verschwörung im Innern der Festung zu nehmen und eine mögliche Diversion in Napoleons Rücken zu machen. Marschall Brune, der bei Schwerin ein Heer gesammelt hatte, um die Bewegungen in Stralsund zu beobachten, mußte einen Heertheil unter Mortier ent-

laſſen, um Holland gegen einen möglichen Angriff der Engländer zu decken. Aber er ſelbſt wurde nicht angegriffen. Der phantaſtiſche König von Schweden bildete ſich ein, den Sieg wohlfeiler erringen zu können, wenn er mit Brune unterhandelte, kam mit ihm am 4. Juni in Schlatkow zuſammen und ſuchte ihn von Napoleon abzuziehen, natürlich ohne Erfolg. Dann zog ſich der Schwede zurück und that nichts. Auch die Engländer blieben aus und Blücher allein konnte nicht vorgehen. — Deſto eifriger betrieb Napoleon den Zuzug von Verſtärkungen ſeines Heeres und die Belagerung der in ſeinem Rücken liegenden noch nicht eroberten Feſtungen. Damals empfing er auch eine Geſandtſchaft aus Perſien.

Unter den preußiſchen Feſtungen war Colberg, an der Mündung der Perſante in die Oſtſee liegend, von Sümpfen umgeben, ſehr feſt und von Schill reich verſehen worden. Der alte Commandant Loucadou würde gleichwohl die Feſtung bald übergeben haben, wenn nicht ein einfacher Bürger, der Stadtälteſte Nettelbeck, an der Spitze der tapfern Einwohner mit dem Degen an der Seite ſich das Anſehen ertrotzt hätte, welches er brauchte, um die Stadt trotz der Erbärmlichkeit ihres militäriſchen Chefs zu vertheidigen. Er war fortan der wahre Commandant, ſtand täglich auf den Wällen, hatte die Augen überall und zeichnete ſich, obgleich ſchon 70 Jahre alt, durch körperliche Kraft und Gewandtheit vor allen aus, indem er unter anderem einmal ganz allein einen von franzöſiſchen Kugeln ſchon angezündeten Thurm durch kühnes Hinaufſteigen löſchte. Am 29. April traf Oberſt von Gneiſenau, den der König an Loucadou's Stelle zum Commandanten ernannt hatte, über Meer ein und leitete nun mit Nettelbeck vereint die Vertheidigung ſo wirkſam fort, daß die Feſtung ſich hielt, ungeachtet die Franzoſen nach und nach alle Außenwerke nahmen und die Stadt mit Bomben überſchütteten. — Eben ſo tapfer vertheidigte ſich der alte General Courbière in der Feſtung Graudenz. Als die Belagerer ihm andeuteten, ganz Preußen ſey bereits erobert und es gebe eigentlich keinen König von Preußen

mehr, für den er ſich zu wehren habe, erwiederte er: Wohlan, ſo bin ich König von Graudenz. — Weniger glücklich war Danzig. In dieſer großen und feſten Stadt an der Mündung der Weichſel commandirte Kalkreuth und vertheidigte ſich den ganzen Winter und Frühling über mit feurigem Muthe. Als aber der die Stadt beherrſchende Hagelsberg nach der tapferſten Gegenwehr vom Feinde erſtürmt war, zwei Entſatzverſuche durch die Ruſſen unter Kamenskoi und die Preußen unter Bülow (Friedrich Wilhelm, dem ältern Bruder des unglücklichen Heinrich) mißlungen waren und endlich auch die Munition ausging, war Kalkreuth gezwungen, am 26. Mai mit dem Marſchall Lefebvre zu capituliren. Mit Recht war der Kaiſer von Rußland heftig erzürnt über die Engländer und Schweden, die nicht das geringſte leiſteten, um das wichtige Danzig zu entſetzen. Aber er ſelbſt hätte, und zwar zu ſeiner um ſo größeren Ehre, den Sieg allein entſcheiden können, wenn er ſeine ganze Streitmacht gegen Napoleon vereinigt hätte, ſtatt immer mit zu ſchwachen Heeren aufzutreten und andere in der Türkei zu beſchäftigen.

Er brauchte noch zwei Monate, bis er Bennigſen hinreichend verſtärkt hatte, um denſelben die Feindſeligkeiten wieder eröffnen zu laſſen. Unterdeß hatte ſich Napoleon noch ausgiebiger verſtärkt und erwartete den Feind mit bedeutender Uebermacht, denn er befehligte 160,000 Mann, indeß die Ruſſen und Preußen nur 120,000 zuſammengebracht hatten. Am 5. Juni begann Bennigſen den Kampf, indem er Ney bei Ankendorf überfiel und zurückwarf. Aber Napoleon trieb mit der Ueberlegenheit ſeiner Truppenzahl und ſeines Genies im Manövriren in der Schlacht bei Heilsberg am 10. die Ruſſen und Preußen von einander weg, drängte Leſtocq mit 20,000 Mann nach Königsberg hinein und ließ ihn durch Murat im Schach halten, worauf er ſelbſt bei Friedland über Bennigſen herfiel, am 14. Es war der Jahrestag von Marengo. Mit übermüthigem Genie hielt der Siegesſtolze die Entſcheidung mit unbedeutendem Geplänkel hin, und brach erſt am

Abend plötzlich mit tiefen Kolonnen in das Centrum der überraschten Russen ein, die gänzlich geschlagen wurden und 18,000 Mann mit 80 Geschützen verloren. Nun konnte auch Lestocq Königsberg nicht mehr halten und eilte sich mit der geschlagenen Armee Bennigsens zu vereinigen, um nicht umzingelt und überwältigt zu werden. Die Franzosen zogen in Königsberg ein, nahmen dort 100,000 eben erst angekommene englische Flinten weg, konnten aber die vom Commandanten Hermann tapfer vertheidigte kleine Festung Pillau nicht bezwingen.

Bennigsen rieth seinem Kaiser, den Krieg fortzusetzen und nach Rußland zu spielen. In den unermeßlichen Weiten Rußlands werde Napoleon sich verirren und vom Winter überfallen werden. Jedenfalls werde er in eine Lage kommen, die ihn nöthigen werde, Rußland bessere Friedensbedingungen zu gewähren, als im gegenwärtigen Augenblick. Aber Alexander wollte es nicht auf's äußerste ankommen lassen und berechnete, wie gerne Napoleon Opfer bringen und von seinem Hochmuth nachlassen würde, um sich die russische Freundschaft und Allianz zu erkaufen. Kaiser Alexander trug also am 21. Juni auf einen Waffenstillstand an und kam drei Tage später, am Johannistage, mit Napoleon persönlich in Tilsit zusammen. Napoleon hatte auf dem Flusse Niemen, der für neutral erklärt wurde, ein großes Floß und auf demselben einen Salon errichten lassen, in dem er seinen kaiserlichen Gast empfing. Sie umarmten sich. Alexanders erste Worte waren: „ich hasse die Engländer eben so, wie Sie," worauf Napoleon erwiederte: „dann ist der Friede so gut als geschlossen." Beide überboten sich, um einander so liebenswürdig als möglich zu schmeicheln, und es schien, als schlössen sie einen Bund der innigsten Freundschaft und Vertraulichkeit. Man hat lange geglaubt, Alexanders Eitelkeit und Charakterschwäche sey von dem geistig weit überlegenen Napoleon ausgebeutet worden; allein die Ueberlegenheit war vielmehr auf Alexanders Seite, der mit der Miene des Schülers und Bewunderers den vermeintlichen Meister äußerst geschickt übervortheilte. Noch

nie hatte sich Napoleons Politik solche Blößen gegeben, als gerade in diesen ersten Besprechungen mit Alexander. Ohne alle Voraussicht in die Zukunft bot er dem russischen Kaiser Machtvergrößerungen an, die mit der Absicht, ihn von der französischen Politik abhängig zu machen, geradezu im Widerspruche standen. Je größer er Rußland machte, um so weniger brauchte sich Rußland künftig um Napoleon zu bekümmern.

Auch der König von Preußen konnte nicht umhin, sich in Tilsit einzufinden, um von der Gnade der beiden neuen kaiserlichen Freunde zu erwarten, was ihm von Friedrichs des Großen Monarchie übrig bleiben sollte. Mit schwerem Herzen kam auch die Königin Louise von Memel herüber. Sie behauptete im tiefsten Unglück hohe Würde. Als im Gespräch mit Napoleon davon die Rede war, daß Preußen doch zu viel gewagt habe, indem es Frankreich den Krieg erklärte, sagte die Königin: „der Ruhm Friedrichs des Großen gestattete uns eine Täuschung über unsere wahre Stärke, wenn anders es eine Täuschung war.“ Napoleon wollte ihr alle Klagen, Vorwürfe und Bitten abschneiden und kam daher schnell mit Alexander überein. Als nun die Königin erfuhr, daß Napoleon alles Land bis an die Elbe und das polnische Preußen behalten und dem König nur den Rest lassen wollte, gerieth sie in unbeschreiblichen Kummer und ließ sich zu Andeutungen, welche rührenden Bitten gleich kamen, herab, die bei dem Manne, der sie in seinen Bulletins schon öffentlich mißhandelt hatte, keinen Erfolg haben konnten, aber um so mehr zum Mitleid und zur Theilnahme für sie stimmen.*) Kaiser Alexander hatte Mühe, die

*) Napoleon selbst äußerte sich später auf St. Helena zweimal und zwar auf sehr verschiedene Weise über das Benehmen der Königin in Tilsit. Einmal erzählte er, dieser hohen Dame eine schöne Rose angeboten zu haben, die sie genommen, aber dabei gefragt habe: mit Magdeburg? worauf er schroff erwiedert habe: geruhen Ew. Majestät sich zu erinnern, daß ich es bin, welcher anbietet und Sie nur die Wahl haben anzunehmen. Ein andermal erzählte er, was uns viel wahrscheinlicher erscheint, die Kö-

Königin zu bewegen, noch einmal an Napoleons Tafel zu erscheinen. Beim Abschied wallte ihr Herz auf und sie klagte, daß sie so ganz trostlos gehen müsse. Napoleon soll gesagt haben: „es ist die Wirkung meines bösen Sterns," und die Königin warf sich bitterlich weinend in den Wagen.

Es war aber wirklich ein böser Stern, unter dessen Einfluß Napoleon die preußische Monarchie zertrümmerte. Er selbst fühlte, es sey nicht klug, aber er folgte seinem Verhängniß. Marschall Lannes, sein treuester Diener und Freund, drückte ihm während des polnischen Feldzugs einmal seinen Schrecken über die weite Entfernung von Paris und über die vielen Menschenopfer aus und hielt es für unmöglich, daß die so weite Ausdehnung der französischen Macht von Dauer seyn könne. Es gab zwei Ansichten; nach der einen hätte Napoleon sich auf Frankreich allein beschränken, dessen Kräfte schonen und nicht in Eroberungen vergeuden, sondern im Frieden und Wohlstand vermehren sollen. Nach der andern hätte er zwar sein neues abendländisches Reich über alle Nachbarvölker ausdehnen, alsdann aber auch völlig neue Zustände gründen und die alten Dynastien, die doch nie und nimmer seine wahren Freunde werden konnten, ausrotten sollen, woran ihn nach

---

nigin habe die Rose in der Hand gehabt, er habe sie darum gebeten und sie habe ein wenig gezögert, sie ihm aber dann doch gegeben mit den Worten: „Warum sollte ich sie Ihnen so geschwind hingeben, da Sie selbst in manchem so unerbittlich sind, was ich von Ihnen wünsche?" Napoleon fügt hinzu: „Die Königin blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe stets Herrin der Unterhaltung und mit so großer Schicklichkeit, daß es unmöglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig und die Zeit kurz und kostbar war." Diese wörtlichen Aeußerungen Napoleons gereichen der Königin zur Ehre und Rechtfertigung. Es ist schmählich, daß in deutschen Geschichtswerken immer noch eine gemeinere Auffassung jener Tilsite: Scenen vorkommen darf, nachdem Napoleon selbst der edeln Königin, die er so tief beleidigte, ein so schönes Zeugniß abgelegt hat.

seinen großen Siegen Niemand hätte hindern können. Dies bedingte die völlige Zerschlagung Oesterreichs in ein ungarisches und ein böhmisches Königreich; die Wiederherstellung Polens, die Verbannung der preußischen Dynastie und ihren Ersatz durch seinen Bruder Jerome. Man wunderte sich, warum Napoleon Oesterreich bestehen ließ, das ihn nothwendig tödtlich hassen mußte und dessen Haß sich auch durch immer erneuerten Krieg bewährt hatte, und Preußen, dessen Haß weniger methodisch und langsam wirkend, desto glühender seyn mußte? Aber Napoleon dachte ohne Zweifel immer noch wie 1797, als er von Venedig sagte, er habe es nicht verschenkt, nur geliehen. Er gefiel sich in provisorischen Zuständen, er rechnete auf eine lange Lebensdauer und beständiges Schlachtenglück, ließ also vieles unvollendet, nur um es später wieder aufzunehmen und dann mit doppelt leichter Mühe durchzusetzen. Er war an das successive Vorschreiten, an das allmälige „Reifen der Birne" schon gewöhnt. Jeder Friede gebar ihm einen neuen Krieg, in dem er weiter greifen konnte. Er wußte wohl, daß man weder mächtige alte Dynastien, noch auch große Völker mit einem Schlage überwältigt; er hatte daher das System angenommen, erstens Dynastien nur nach und nach ihrer alten Erbstaaten zu berauben, bis er sie mit irgend einer neuen, ihnen bisher fremden Landstrecke entschädigen oder ganz wegjagen konnte; zweitens die Nationen als solche zu ignoriren, die politischen Grenzen willkürlich und unter stetem Wechsel mitten durch sie hindurchzuziehen, wo möglich jeder Provinz einen neuen und fremden Herrn zu geben, sie stets neu zu gruppiren und auf andere Weise mit den Nachbarn zu combiniren, um sie den alten nationalen Sympathien zu entfremden. In Italien gab er das erste Beispiel. Hier hatte Frankreich zunächst nur Savoyen erworben, aber mit jedem neuen Friedensschluß wurden die alten Dynastien Italiens weiter vorgeschoben, anderwärts entschädigt oder geradezu entthront und dehnte sich die Grenze des französischen Kaiserreichs selbst auf Kosten des neuen italienischen Königreichs immer weiter aus, muß-

ten immer mehr geborne Italiener unmittelbar französische Unterthanen werden. Ganz auf dieselbe Weise dehnte Napoleon sein Reich nun auch auf der deutschen Seite aus und wenn er provisorisch auch noch Preußen wie Oesterreich bestehen ließ, so konnte doch der erste neue europäische Krieg und ein neues Friedensarrangement ihren Bestand wieder in Frage stellen.

Der Friede zu Tilsit wurde von Napoleon am 7. Juli mit Rußland, am 9. mit Preußen abgeschlossen. Am letztgenannten Tage kam der österreichische General Stutterheim nach Tilsit, um Oesterreichs bewaffnete Vermittlung anzubieten. Wenige Tage vorher landeten englische Truppen auf der Insel Rügen. Aber das alles kam jetzt zu spät. In Tilsit war schon alles abgemacht. Rußland trat dem Continentalsystem bei, sperrte alle seine Häfen dem englischen Handel, versprach die Räumung der Donaufürstenthümer und gestattete Napoleon mit Westeuropa vorzunehmen was er wolle. Dafür erhielt es einen Theil des bisherigen preußischen Polen, den großen Bezirk von Bialystock, *) durfte mit Napoleons Zustimmung das schwedische Finnland **) erobern und wurde ihm auch auf eine Theilung der Türkei Hoffnung gemacht, mit andern Worten, der ganze Osten von Europa wurde dem Kaiser Alexander überlassen, der Westen dem Kaiser Napoleon. Die Herzoge von Oldenburg, Coburg und Mecklenburg wurden auf Rußlands Verwendung von Napoleon geschont und gleich den kleinern säch-

*) Bignon drückt sich darüber mit folgenden Worten aus: „das Urtheil des Kaisers von Rußland war damals noch sehr wenig ausgebildet, wenn er glauben konnte, daß eine solche Art, Preußen in seinen Schutz zu nehmen, für den Beschützer ehrenvoll seyn könne. Bialystok zählte 480 Quadratmeilen und 439,000 Bewohner.

**) In einem besondern geheimen Vertrage wurde bestimmt, Dänemark solle für Finnland mit den deutschen Hansestädten entschädigt werden, aber seine Flotte an Frankreich abtreten. Diesen geheimen Vertrag verschaffte sich England einfach, indem es Talleyrand, der immer Geld brauchte, mit einer großen Summe bestach.

fischen Fürsten in Thüringen, den Fürsten von Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck und Reuß Mitglieder des Rheinbundes. Dagegen anerkannte Alexander Napoleons Bruder Jerome als König von Westphalen, dessen Reich aus Hessen-Cassel, Hannover, Braunschweig und allen preußischen Besitzungen bis zur Elbe formirt werden sollte; und den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen als Großherzog von Warschau, dem das bisherige preußische Polen und der Cotbuser Kreis abgetreten wurde. Ostfriesland fiel an Holland. — Preußen trat dem Continentalsystem bei, behielt nur, was es diesseits der Elbe besaß und verlor auch alle seine polnischen Erwerbungen nebst Danzig, welches eine freie Stadt wurde, aber eine beträchtliche französische Besatzung behielt. Dagegen sollte Preußen für Hannover eine Entschädigung von 400,000 Seelen erhalten (ein leeres Versprechen). Die Festungen Glogau, Stettin und Cüstrin blieben von den Franzosen besetzt, Militärstraßen von Magdeburg aus nach Dresden, Warschau, Danzig mußten im preußischen Gebiet offen gehalten werden. Auch blieb einstweilen der größte Theil der französischen Armee in Preußen und mußte von Preußen ernährt werden, bis die Contributionen bezahlt seyn würden. Diese forderte Napoleon anfangs in einem Umfang von 180 Millionen Franken, wovon er später einen geringen Theil nachließ. Soferne Napoleon seit dem Herbst 1806 alle Cassen in Preußen geleert und alle Steuern in seinem eigenen Namen eingezogen hatte, war der König von Preußen nicht im Stande, die ungeheuren Contributionen zu bezahlen. Das lieh Napoleon den Vorwand, seine Truppen desto länger an der Weichsel stehen zu lassen, um Rußland zu bedrohen, wenn dessen Freundschaft nicht aufrichtig bleiben sollte. Bei alldem erklärte Napoleon im Friedenstractat, daß er „nur aus Achtung für den Kaiser Alexander die schon eroberten Provinzen an Preußen zurückgäbe.“ Preußen selbst behandelte er mit tiefster Verachtung. Als man ihm sagte, er mache den König von Preußen so arm, daß derselbe gar keine Truppen mehr werde unterhalten

können, antwortete er: Preußen braucht auch gar keine Truppen, es führt ja nicht mehr Krieg. Später erlaubte er Preußen eine Armee von 42,000 Mann, aber nicht mehr. Hardenberg mußte auf seinen Befehl vom preußischen Hofe gewiesen werden, den Stein schon vorher verlassen hatte.

Als die französische Armee im Herbst 1806 gegen Preußen ausrückte, brachte ihr Generalzahlmeister nur 80,000 Franken in Gold mit über den Rhein. Die ganze Unterhaltung, Löhnung, ergänzte und vermehrte Ausrüstung der großen Armee wurde auf Kosten Norddeutschlands, insbesondere Preußens bestritten und viele Millionen wurden noch dazu baar von Napoleon aus Deutschland mitgenommen oder ihm nachgeschickt, ungerechnet was die Generale und Soldaten für sich raubten. In dem Werke von Bassewitz (Kurmark Brandenburg II, 647 f.) sind actenmäßig 245,091,801 Thaler zusammengezählt, welche Preußen damals an Frankreich verlor, ungerechnet die Verluste in Polen, die noch zu weiteren 58 Mill. angeschlagen werden.

keine Feuerung nothwendig ist, zu ersetzen, so würde hiedurch eine ungemeine Ersparniß sich ergeben. Auch die Errichtung von Gemeindebacköfen sollte mehr beachtet werden. Graf Rumford hat im ersten Bande seiner kleinen Schriften nachgewiesen, daß ein Backofen, der bei der ersten Heizung 366,5 Pfund Holz bedarf, bei der 6ten, und bei jeder folgenden, ununterbrochen fortgesetzten nur noch 74 Pfund fordert. Sparsamkeit, ohne daß die Befriedigung der Bedürfnisse darunter leidet, ist eine der vorzüglichsten Aufgaben einer jeden Wirthschaft.

Das Holz kann in manchen der aufgezählten Verwendungen ersetzt werden. Mit dem Steigen des Preises desselben steigt auch die Nachfrage nach solchen Ersatzmitteln. Bei Maschinen müssen Metalle, besonders Eisen, an die Stelle des Holzes treten; Mauern, Hecken kommen an die Stelle hölzerner Umzäunungen; Steine und Eisen werden nun häufiger bei dem Land- und Wasserbau angewendet; man fängt an Schiffe von Eisen zu erbauen. Am meisten werden aber die Gegenstände, welche das Holz als Feuerungsmaterial zu ersetzen vermögen, aufgesucht, da in kalten und gemäßigten Klimaten $^{7}/_{10}$ und mehr der gewonnenen Holzmasse jährlich dazu verbraucht werden. Steinkohlen, Braunkohlen, Anthracit, bituminöses Holz und Torf sind die Dinge, welche uns die Natur dazu bietet, jedoch nicht allgemein verbreitet, sondern nur an einzelnen Orten, und zwar selbst an diesen in verschiedener Menge, hie und da so häufig, daß der Vorrath kaum zu erschöpfen scheint, daß selbst entfernten Gegenden davon mitgetheilt werden kann. Die mineralischen Kohlen werden zwar schon lange her von den Gewerben verwendet, aber erst, wie sich die Holzpreise erhöhten, häufiger, und endlich auch bei den Feuerungen in Wohnungen. Die Unreinlichkeit, der üble Geruch waren Hindernisse, zu deren Nichtbeachtung erst die Noth führen konnte. Sie sind eine Gabe der Natur, ihre vermehrte Gewinnung innerhalb der Gränzen ihres Vorhandenseyns steht zwar in der Gewalt des Menschen, aber nicht ihre Wiedererzeugung, auf welche selbst durch Erdrevolutionen nicht mehr gerechnet werden kann; denn würden auch solche eintreten, die zu verschüttenden Holz- und Torfmassen würden fehlen, weil der Mensch jetzt die vorhandenen sorgfältig benützt. Sie sind daher ein Hülfsmittel, welches nicht nachhaltig, sondern erschöpfbar ist, und um so

Drittes Buch.

Der Congreß zu Erfurt.

Wir wollen, ehe wir Napoleon in den Westen Europa's zurückbegleiten, noch im Osten verweilen und die Folgen kennen lernen, welche der Friede von Tilsit und die daselbst eingeleitete enge Allianz zwischen Frankreich und Rußland für die Türkei und für Schweden hatten.

Rußland hegte, wie oben schon gezeigt wurde, die Absicht, während Napoleon mit Oesterreich und Preußen im Kriege verwickelt sey, ungestört über die Türkei herzufallen, und es hatte damit Eile, weil auch die Engländer sich damals in Aegypten festzusetzen suchten. Die christliche Bevölkerung der Türkei war durch russische Umtriebe vorbereitet. Schon längst hatten die griechischen Christen in der Türkei ihre Augen nach Rußland gewendet und erwarteten von dort ihre Erlösung. So waren denn auch die christlichen Hospodare der Moldau und Wallachei, Maruzzi und Ypsilanti, eifrige Freunde Rußlands und das tapfere Volk der Serben im Aufstande gegen den Pascha von Belgrad. Sultan Selim III. setzte die beiden Hospodare ab, ließ sich aber durch die Drohungen des russischen Gesandten Italinski zur Zurücknahme dieser Maaßregel bewegen. Allein obgleich die Hospodare wieder eingesetzt wurden, rückte die russische Armee unter Michelsen den-

noch in diesen beiden Fürstenthümern vor und trachtete sich mit den Serben in Verbindung zu setzen, eifrig dazu angefeuert durch die Engländer, die beständig darauf drangen, Kaiser Alexander solle mit ihnen die Türkei theilen, ehe Napoleon von Italien aus tiefer auf dieselbe einwirken könne.

In Constantinopel befand sich damals Sebastiani, einer der kühnsten Generale Napoleons, als französischer Gesandter, der natürlicherweise noch eifriger als die Engländer selbst einen Krieg zwischen der Türkei und Rußland wünschen mußte, weil dadurch die russischen Streitkräfte getheilt wurden. Er stellte dem Sultan vor, daß England und Rußland das Verderben der Türkei beschlossen hätten, daß die letztere nur durch Napoleon gerettet werden könne, daß Napoleon eine Armee über Dalmatien den Türken zu Hülfe schicken wolle, daß aber dieselbe Armee nöthigenfalls auch gegen die Türkei marschiren würde, wenn dieselbe feig genug wäre, den Forderungen der Engländer und Russen nachzugeben. Diese kühne Sprache ermuthigte den Sultan, jene Forderungen zurückzuweisen. Sogleich verließ Italinski die Hauptstadt, eine englische Flotte aber unter Admiral Duckworth, die schon in der Nähe lauerte, lief durch die schlecht besetzten Dardanellen und legte sich dicht vor Constantinopel, 21. Febr. 1807. Die Damen im Serail, unmittelbar von den Kanonen der englischen Schiffe bedroht, erhoben ein Zetergeschrei, der Kapudan Pascha (Admiral) floh aufs Land und überließ seine Schiffe im Hafen den Engländern ohne Gegenwehr. Die russisch-englische Partei im Divan rührte sich und bewog den geängsteten Sultan, um die Zerstörung der schönen Stadt durch die englischen Kugeln zu verhindern, lieber nachzugeben und Sebastiani fortzuschicken. Aber Sebastiani ging nicht, sondern sagte: ich bin hier auf Napoleons Befehl und werde nur gehen, wenn er es mir befiehlt. Ueberdies, fügte er stolz und ruhig hinzu, sey die Angst der Türken lächerlich, Duckworth könne einige Häuser in Constantinopel zusammenschießen, werde sich aber leicht durch gut angelegte Strandbatterien vertreiben lassen und

ſey ganz ungefährlich, da er keine Landungstruppen mit ſich führe. Dadurch wieder ermuthigt, übertrug der Sultan dem tapfern Sebaſtiani die Vertheidigung der Stadt und dieſer hatte ſchon in ein paar Tagen die ganze Küſte ſo furchtbar armirt, daß Duckworth es vorzog, ſich am 2. März ganz ſachte zu entfernen. Aber Sebaſtiani hatte unterdeß auch für beſſere Ausrüſtung der Dardanellenſchlöſſer geſorgt, ſo daß die engliſche Flotte, indem ſie zwiſchen dieſen Schlöſſern zurückſegeln mußte, nicht unbedeutenden Verluſt erlitt. *) Wenige Wochen ſpäter wurden die Engländer auch in Aegypten geſchlagen. Hier begann der tapfere Albaneſe, vom Sultan zum Paſcha beſtellt, Mehemet Ali, das tief geſunkene Anſehen der Pforte wiederherzuſtellen und ſchlug die von General Frazer befehligten Engländer am 22. April bei Roſette dergeſtalt aufs Haupt, daß ſie mit dem Verluſt von 1500 Mann eiligſt nach Alexandrien flohen, ſich hier einſchifften und Aegypten ſeinem Schickſal überließen.

Auch die Ruſſen machten nicht eben glänzende Fortſchritte in der Türkei, weil ſie durch den Krieg in Preußen gelähmt waren. Sie begnügten ſich die beiden Donaufürſtenthümer (Moldau und Wallachei) zu beſetzen, die ſie im Frieden zu erhalten hofften, und erfochten am 1. Juli einen Seeſieg bei Lemnos. Unterdeß blieben die chriſtlichen Serben ſich ſelbſt überlaſſen, ohne von Rußland unterſtützt zu werden. Sie hatten ſich im Jahre 1806 unter dem tapfern Kara Georg **) erhoben, die Türken aus ihrem Lande

*) Sebaſtiani empfing vom Sultan zum Lohne ein koſtbar mit Gold ausgelegtes Schwert aus dem Zeughauſe von Conſtantinopel, welches nach der Volksſage von Conſtantin herſtammte, wahrſcheinlich von dem letzten chriſtlichen Kaiſer, nicht aber von dem erſten.

**) Georg Petrovitſch, eines Bauern Sohn, nahm ſchon 1787 an einem Aufſtand gegen die Türken Theil und mußte damals nach Ungarn flüchten. An der Grenze ſchoß er ſeinen alten Vater todt, weil derſelbe nicht mit auswandern wollte und Georg nicht dulden wollte, daß er Sklave der Türken würde. Er wurde öſterreichiſcher Soldat und brachte es bis

gejagt und ſich einiger feſter Plätze bemächtigt. Die benachbarten türkiſchen Paſchas fielen ins Land, verheerten es und führten unter andern Georgs Mutter in die Sklaverei fort; aber er ſammelte die Seinen wieder, fiel in Bosnien ein, befreite ſeine alte Mutter und ſtellte den Sieg ſo vollſtändig her, daß er am 10. Dezember die Hauptſtadt des Landes, Belgrad, eroberte. Nur die Feſtung blieb noch in der Gewalt Soliman Paſchas, capitulirte aber am 7. März 1807. Da offenbarte ſich die ganze Verwilderung der Serben, die auf unnatürliche Weiſe Jahrhunderte lang von den chriſtlichen Mächten der türkiſchen Willkühr überlaſſen, gegen die Türken weder Treue hielten, noch von ihnen erwarteten. Soliman und ſeine Truppen wurden vor der Stadt von den Serben überfallen und niedergeſäbelt, dann vollends in der Stadt alle erwachſenen Türken gleichfalls umgebracht, die Kinder aber mit Gewalt getauft. De Bewegungen der Ruſſen erweckten damals die größten Hoffnungen bei den Serben und bei allen chriſtlichen Unterthanen der Pforte in Bosnien, Montenegro und der Herzegowina; weil aber die Ruſſen ausblieben, kühlte ſich der Eifer ab und die Türken gewannen abermals die Oberhand. Erſt als Churſchid Paſcha mit 30,000 Mann das unglückliche Serbien überfiel, entſandte Michelſen eine kleine Hülfe von 3000 Ruſſen unter Oberſt Orurk, die ſich jedoch bald wieder entfernten. Churſchid Paſcha verſtand ſich indeß zu einem Proviſorium, demzufolge die Serben auf der einen, die Türken auf der andern Seite die Drina nicht überſchreiten ſollten.

Die türkiſchen Angelegenheiten nahmen eine ſehr bedenkliche

---

zum Feldwebel, kehrte aber wieder um und lebte als Heiduk (Räuber), bis er wegen ſeines Heldenmuths an die Spitze ſeines Volks gerufen wurde. Er trug gewöhnlich einen kurzen Pelz und eine ſchwarze Mütze, daher ſein Name Kara oder Czerni-Georg (der ſchwarze Georg). Er lebte im Frieden immer noch als gemeiner Bauer, wenn er auch Herr des Landes war. Von ſeiner Strenge gibt Zeugniß, daß er ſeinen einzigen Bruder wegen Mißhandlung eines Mädchens hängen ließ.

Wendung, als Sebastiani's Versprechungen unerfüllt blieben und die französische Armee, die aus Dalmatien kommen sollte, ausblieb. Man sah nun in Constantinopel, daß alle Zusagen Napoleons Lug und Trug gewesen. Nachdem er die Pforte zum Kampfe gegen Rußland gehetzt, ließ er sie jetzt im Stich. Der arme mißleitete Sultan wurde nun angeklagt, dies nicht vorhergesehen und einer falschen und verderblichen Politik Raum gegeben zu haben. Er hatte sich überdem durch seine Neuerungen bei der alttürkischen Partei verhaßt gemacht. Bedrängt von Rußland, Frankreich, England, übermächtigen Staaten, denen er nicht gewachsen war, hatte er begreiflicherweise erkennen müssen, daß nur durch großartige Reformen im Staat und Heerwesen, durch Abschaffung der zahllosen in der Verwaltung eingerissenen Mißbräuche, dem tiefgesunkenen Halbmond wieder könne aufgeholfen werden. Insbesondere war das türkische Heerwesen veraltet und verderbt durch die Janitscharen, deren Corporation ungeheure Privilegien aufgehäuft hatte, um sie in träger Bequemlichkeit zu mißbrauchen. Um ein treues, bewegliches, fester gestähltes Heer zu haben, hatte Sultan Selim III. den Nizam-Dschedid eingeführt, eine geworbene und auf europäische Art eingeübte Armee, Linientruppen, mit deren Hülfe er nach und nach die alte aristokratische Garde der Janitscharen los zu werden hoffte. Aber die Janitscharenpartei in Verbindung mit allen guten Muselmännern erhob sich jetzt, ihm wegen der unglücklichen Lage des Reichs die bittersten Vorwürfe zu machen: das käme dabei heraus, wenn man die alte Sitte und Treue verlasse und mit den Ungläubigen kokettire. Der Sultan hatte sich von Sebastiani das Großkreuz der Ehrenlegion umhängen lassen und denselben nebst seinem Gefolge in die Moschee mitgenommen, die Ungläubigen unzugänglich bleiben sollte. Das erregte die äußerste Erbitterung unter den Muselmännern und brachte die schon vorbereitete Verschwörung zum Ausbruch. Die Janitscharen bemächtigten sich des Serails und stürzten Selim, der seinen Neffen Mustapha IV. selbst auf den Thron führte und sich dann vergiften

wollte, aber auf dringende Bitten und Verſprechungen ſeines Nachfolgers hin dieſen Vorſatz aufgab und im Innern des Serails in anſtändiger Haft blieb, 30. Mai.

Obgleich Napoleon in Tilſit dem Kaiſer Alexander mit einer künftigen Theilung der Türkei ſchmeichelte, ja ſich ſogar in chimäriſche Pläne eines künftigen gemeinſchaftlichen Zuges nach Indien mit ihm vertiefte, verſtand er doch mit vieler Feinheit die orientaliſchen Angelegenheiten einſtweilen in der Schwebe zu halten, denn er ſelbſt hatte genug zu thun, den Weſten Europas ſo zu organiſiren, wie es in ſeiner Abſicht lag; der Kaiſer von Rußland ſollte ſich daher auch einſtweilen mit Finnland begnügen, einer ihm äußerſt wohlgelegenen Erwerbung, für die er Napoleon nicht genug Dank wiſſen konnte. Die beiden Donaufürſtenthümer blieben unter dieſen Umſtänden von den Ruſſen beſetzt, Napoleon aber hütete ſich wohl, deren definitive Beſitznahme durch Rußland anzuerkennen; ja er wollte das linke Ufer der Weichſel nicht eher mit ſeinen Truppen räumen, bis auch die Ruſſen die Fürſtenthümer geräumt haben würden. Oder er verlangte Schleſien als Aequivalent. Er bediente ſich im Herbſt Savary's als Unterhändler in Petersburg, wie Sebaſtiani in Conſtantinopel, und dieſen beiden geſchickten Männern gelang es, beide Mächte wenigſtens einſtweilen zur Waffenruhe zu bewegen und zufrieden zu ſtellen. Die Türken, obgleich ſie die ruſſiſchen Truppen noch länger in den Donaufürſtenthümern dulden mußten, waren noch froh, daß ihnen Napoleon wenigſtens einen Waffenſtillſtand verſchafft hatte und bei ihrer Erbitterung gegen die Engländer koſtete es nicht einmal Mühe, ſie zum Anſchluß an das Continentalſyſtem und gänzlichem Ausſchluß aller Engländer aus den türkiſchen Häfen zu bewegen.

Der noch im Kerker lebende Sultan Selim hatte zahlreiche Freunde, unter denen der Paſcha von Ruſchtſchuk, Muſtapha Beiraktar an der Spitze des Nizam-Dſchedid noch eine furchtbare Macht beſaß. Dieſer hielt ſich eine Zeitlang ferne, um erſt in Conſtantinopel ſelbſt eine weitausgedehnte Verſchwörung anzuzet-

teln, mit deren Hülfe er Selim wieder einsetzen wollte. Endlich war alles vorbereitet und am 28. Juli 1808 rückte Beiraktar mit 18,000 Mann in die Hauptstadt ein, umzingelte das Serail und drohte allem, was darin war, den Tod, wenn ihm Selim nicht ausgeliefert werde. Sultan Mustapha ließ aber den unglücklichen Selim stranguliren und seine Leiche vor die Mauern werfen. Beiraktar bezeigte ihr seine Ehrfrucht und schwur ihr blutige Rache. Des Serail wurde gestürmt und Mustapha ab-, statt dessen sein jüngerer Bruder Mahmud II. als Sultan eingesetzt, unter dem Beiraktar als Großvezier unumschränkt zu regieren und die Reformen Selims wieder aufzunehmen begann. Allein indem er sein Heer durch zahlreiche Christen verstärkte, kränkte er die streng-muhamedanische Partei aufs tiefste. Die Janitscharen verschworen sich aufs neue und schon am 14. Nov. schritten sie zur That. Von allen Seiten zogen ihnen Kameraden und fanatisirte Muselmänner aus den nächsten Provinzen Asiens und Europas zu und mit dem Grauen des Tages überfielen sie plötzlich die unvorbereiteten Seymens (Truppen des Nizam-Dschedid). Da sie deren neue große Caserne nicht erobern konnten, steckten sie dieselbe in Brand. Das Feuer griff um sich und wüthete bald durch die halbe Stadt. Auf allen Straßen aber mitten unter den brennenden und einstürzenden Häusern kämpften Janitscharen und Seymens aufs wüthendste, bis die ersteren die Oberhand gewannen und den tapfern Beiraktar mit dem Reste der Seinen im großen Serail einschlossen. Sobald er einsah, daß er den letzten Sturm nicht würde aushalten können, ließ er den früheren Sultan Mustapha und seine Mutter erdrosseln, erwartete die stürmenden Janitscharen an der Pulverkammer und sprengte sich mit mehreren hunderten seiner Feinde in die Luft. Die Seymens wurden fast alle niedergemacht. Da nun aber kein Nachkomme Osmans mehr übrig war, als Mahmud II., so beschlossen die siegenden Janitscharen, diesem als Sultan zu huldigen unter der Bedingung, daß er ihrem alten Systeme fortan treu bleibe.

Obgleich vielleicht keine Zeit zu einer Besitznahme Constantinopels durch die Russen geeigneter gewesen wäre, als die Periode jener Revolutionen und Entthronungen, so wagte Kaiser Alexander doch nicht, eine Armee an den Bosphorus zu schicken, weil Napoleon es nicht gebilligt und England aus allen Kräften sich dagegen gesetzt haben würde.

Der Friede von Tilsit war bei den russischen Großen nichts weniger als populär. Dieselbe Nationalpartei, welche die Freundschaft zwischen Kaiser Paul und dem ersten Consul mißbilligt hatte, tadelte auch wieder die zwischen Alexander und Napoleon, und aus denselben Gründen. Man haßte die Franzosen, von denen man im Felde geschlagen worden war; man haßte die Revolution, aus der Napoleon als Emporkömmling aufgetaucht war. Man war noch vom ganzen Stolze Suwarows durchdrungen, der entsprechend dem russischen Ordenszeichen des heil. Georg als ein christlicher Ritter und Retter den Drachen der Revolution hätte überwinden sollen, und man konnte es nicht verschmerzen, daß man mit seinem guten Willen und seiner Hingebung für den alten Glauben und für das alte Völkerrecht immer nur besiegt und gedemüthigt heimgeschickt wurde. Das war die Stimmung vieler alter Generale und der echten Bojaren. Zudem aber war die Sperrung des Meeres verderblich für den gesammten Landadel Rußlands, weil er seine Producte nicht mehr an England absetzen konnte. Gleichwohl murrte man nicht und erkannte sehr richtig, daß die Erwerbung Finnlands wohl werth sey, eine Zeitlang das gegen Frankreich erbitterte Nationalgefühl zum Schweigen zu bringen. Erst wollte man Finnland haben, das man nur durch Napoleons Nachsicht und Freundschaft gewann; hatte man das einmal, dann brauchte man sich weniger Zwang anzuthun.

Bevor aber noch Rußland zu dieser Eroberung schreiten konnte, machten die Engländer eine furchtbare Diversion. Das Benehmen Englands konnte nach dem Frieden von Tilsit kein anderes seyn, als wie es nach der ersten Verständigung des Kaisers Paul mit

Bonaparte geweſen war. Damals hatte Pitt den Sund forcirt und die däniſche Flotte weggenommen, um ſich die Oſtſee offen zu halten und die Ruſſen auf ihren finniſchen Meerbuſen zu beſchränken. Ganz daſſelbe thaten ſie jetzt wieder. Der geheime, Dänemark betreffende Tilſiter Tractat, wovon Talleyrand eine Abſchrift an England verkauft hatte, beſchleunigte das Vorhaben des letzteren. Ueberhaupt änderte ſich die in den letzten Jahren ziemlich erſchlaffte engliſche Politik mit dem Miniſterium ſelbſt. Weder war Oeſterreich 1805, noch Preußen 1806 und 1807 wirkſam von England unterſtützt worden. Endlich mußte das Miniſterium Grenville weichen und im März 1807 traten Perceval, Caſtlereagh und Canning an die Spitze der Verwaltung, verſpäteten aber auch jetzt noch die Hülfe, die ſie Preußen hätten leiſten ſollen, denn erſt am 17. Juni ſchloſſen ſie mit Schweden den Vertrag, demzufolge ſie eine bedeutende Truppenmacht nach Stralſund ſchicken wollten, und wenige Tage darauf umarmten ſich Napoleon und Alexander zu Tilſit. Die plötzliche Freundſchaft dieſer beiden mächtigſten Monarchen des Continents war ganz geeignet, das neue engliſche Miniſterium zur Thatkraft anzuſpornen. Das ganze Feſtland ſollte ihm verſchloſſen werden, da galt es um ſo mehr, Herr aller Meere zu bleiben und den ruſſiſchen Schiffen die Vereinigung mit den franzöſiſchen durch den Sund abzuſchneiden. Dänemark mußte unter dieſen Umſtänden abermals das Opfer werden. Eine engliſche Flotte und Landungsarmee unter Lord Gambier wurde abgeſandt, um die noch in Stralſund zurückgebliebenen Engländer aufzunehmen und ſich dann vor Copenhagen zu legen. Entweder ſollte Dänemark ſich aufs engſte mit England verbinden oder aber unſchädlich gemacht werden.

Am 3. Auguſt fuhr Gambier ungehindert in den Sund, ließ die Truppen auf Rügen abholen, aber erſt am 16. auf Seeland ans Ufer ausſetzen, nachdem die däniſche Regierung ſeine Anträge, entweder ſich mit England zu alliiren, oder die däniſche Flotte auszuliefern, entrüſtet abgewieſen hatte. Zu dem Henkeramt an

den Dänen wurde damals leider auch die deutsche Legion, aus 10,000 Hannoveranern bestehend, mißbraucht. Die gesammte englische Macht betrug 27,000 Mann unter General Cathcart, auch Arthur Wellesley, siegreich aus Ostindien heimgekehrt, war dabei und erhielt die Bestimmung, das dänische Landvolk auf der großen Insel Seeland von der Hauptstadt Copenhagen zurückzuhalten, während diese zu Lande und von der Seeseite her belagert und furchtbar bombardirt wurde. Ueber 300 Häuser verbrannten. Die königlich dänische Familie war geflüchtet, nur der Kronprinz Friedrich war geblieben und wehrte sich an der Spitze der tief erbitterten Nation mit Heldenmuth, unterlag aber der Uebermacht und capitulirte am 7. Sept. Die Engländer bequemten sich wieder abzuziehen, aber die ganze dänische Flotte mußte ihnen ausgeliefert werden. Dänemark behielt in diesem großen Unglück eine unerschütterliche Haltung, wies jeden Allianzvertrag von Seiten der Engländer zurück und schloß am 20. Oct. ein enges Bündniß mit Napoleon. Die nächste Folge davon war, daß sich die Engländer der wenigen kleinen außereuropäischen Colonien Dänemarks bemächtigten, der Insel St. Thomas, St. John, St. Croix, aber auch der damals dänischen Insel Helgoland, welche die Mündung der Elbe beherrscht und von wo aus seitdem der größte Schmuggelhandel mit englischen Waaren organisirt wurde. Die kleine Felseninsel wurde ein ungeheures Waarenlager. Damals starb der schwachsinnige König von Dänemark, Christian VII., am 23. März 1808. Ihm folgte sein Sohn Friedrich VI.

Während die englische Flotte vor Copenhagen lag, capitulirten die nach der Räumung von Stralsund (20. Aug.) auf der Insel Rügen zurückgebliebenen Schweden mit dem französischen Marschall Brune, (1. Sept.) und zogen ungehindert ab. Der König von Schweden bewies abermals seine gänzliche Unfähigkeit, zur rechten Zeit sowohl sich zurückzuziehen, als einzuschreiten. Er verdarb alles, wo er sich einmischte, am meisten aber schadete er sich selbst. Es war eine sehr schlimme Vorbedeutung, daß Napoleon im Moniteur vom

ſchneller erſchöpft wird, je mehr die Vorräthe in Folge ſteigenden Bedarfs angegriffen werden. Will man dieſelben auch als für Jahrtauſende zureichend berechnen, ſo ändert dieſes in ihrer Erſchöpfbarkeit nichts, und dergleichen Berechnungen können täuſchen. Nach Nachrichten in öffentlichen Blättern gaben die Steinkohlengruben in Rheinpreußen Ausbeute

1828	2,000,000	Centner
1836	7,533,675	„
1837	10,801,545	„

Aus den Kohlenwerken in den Diſtrikten Mons und Charleroi in der Lütticher Diviſion wurden 1831 2,220,546 Tonnen Steinkohlen gewonnen. Die Ausbeute nahm jährlich zu, und betrug 1837 3,195,000 Tonnen. In Frankreich ſtieg ſeit 20 Jahren der Verbrauch von Steinkohlen von 3 auf 30 Millionen Centner. Die Steinkohlen ſind es alſo zum Theil, welche bei Abnahme des Holzwuchſes die Bedürfniſſe einer vermehrten Bevölkerung und einer erhöhten Induſtrie befriedigen mußten; welche Sicherheit haben aber bei ſolchem Steigen Berechnungen, wie lange dieſe Deckung erfolgen könne? Da ein Centner davon ſo viel Wirkung hat, als 2 — 3 Centner Buchenholz, ſo haben ſie bei kleinerem Gewichte einen größeren Werth und laſſen demnach einen größeren Aufwand für Transport zu, daher ſie, ſoweit ihre Fortſchaffung auf Schiffen und Flößen ohne wiederholte Umladungen möglich iſt, ſehr weit verfahren werden können. Sie werden daher auch aus England nach Frankreich, aus den preußiſchen Rheinprovinzen bereits bis in die obern Gegenden des Mains gebracht. Wiederholte Umladungen, ſo wie entfernten Landtransport laſſen ſie wegen bedeutenden Verluſtes durch Reibung und wegen großer Koſten nicht leicht zu.

Auch der Gebrauch des Torfs zur Feuerung iſt ſchon ſehr alt, derſelbe verbreitete ſich indeß erſt in neuern Zeiten viel weiter. Die Unreinlichkeit, der üble Geruch waren auch hier Hinderniſſe, welche die Noth erſt zu ertragen lehren mußte. Steinkohlen wie Torf fordern eigene Einrichtungen der Feuerungsanſtalten; erſt wie ſich dieſe allmählich verbreiteten, konnte auch die Verwendung dieſer Gegenſtände zunehmen. Da der Torf aus Pflanzentheilen beſteht, welche durch eine leichte Gährung zwar verkohlt ſind, aber durch Uebermaß von Feuchtigkeit gehindert

31. Jan. 1808 ankündigen konnte, daß das auf der Flucht des Königs in Stralsund zurückgebliebene schwedische Königsscepter im Louvre zur Schau ausgestellt sey. Brune aber ließ die dänischen Inseln durch die Spanier unter Romano besetzen, um sie gegen Angriffe der Engländer zu schützen. Diese Spanier hatte ihm der elende Godoy als Bundestruppen stellen müssen.

Kaiser Alexander gab den Winter über dem König von Schweden noch trügliche Versicherungen des Friedens, ließ aber plötzlich am 21. Februar 1808 ein Heer von 20,000 Mann unter Burhövden in Finnland einbrechen, dem noch ein zweites von 40,000 Mann zur Reserve dienen sollte. Als Gustav IV. Adolph den Einfall, dem keine Kriegserklärung vorangegangen war, erfuhr, ließ er im Zorn den russischen Gesandten in Stockholm, Herrn v. Alopäus verhaften, verfehlte aber, die wirksamen Rüstungen vorzukehren, die ihm das treue Finnland hätten erhalten können. Sein launenvoller Charakter hatte schon viele höhere Offiziere schwer beleidigt und von ihm abgewandt; das Ausland spendete Gold und selbst der Verrath konnte sich mit der Maske des Patriotismus decken, indem man immer bestimmter die Meinung verbreitete, so lange dieser König regiere, sey für Schweden nichts mehr zu hoffen. So versagten ihm die Werkzeuge der Macht, die er nicht zu handhaben verstand. Das schwedische Heer, aufs ungeschickteste durch des Königs Befehle bald festgehalten, wo es nichts nützen konnte, bald unbedacht in die Gefahr geschickt und aufgeopfert, nährte zugleich dem Thron gefährliche Oppositionsmänner und wirkliche Verräther. Unglücklicherweise erklärte auch Dänemark am 26. Februar den Krieg an Schweden, um sich dadurch Gunst und Schutz der russisch-französischen Allianz zu erkaufen. Nun konnte Gustav IV. Adolph nicht alle seine Truppen zum Schutze Finnlands verwenden und that es nicht einmal mit so vielen, als es möglich gewesen wäre, indem er den größten Theil seiner Truppen gegen die Dänen schickte. General Armfeldt mit 18,000 Mann mußte in Norwegen einfallen, wurde aber bald wieder nach Schwe-

den zurückgedrängt; Feldmarschall Toll hütete die südliche Küste Schwedens mit 16,000 Mann und 12,000 Engländer unter John Moore lagen zwei Monate lang an der Küste von Gothenburg, ohne das Geringste zu unternehmen, während Finnland den Russen Preis gegeben war. Einige tausend Russen, die in Gothland landeten, wurden von Toll's Truppen gefangen, aber unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Schweden zu dienen, wieder entlassen, 14. Mai. Die Engländer aber thaten gar nichts und retteten trotz ihrer großen Seemacht nicht einmal die schwedische Flotte. Sollte das mit Absicht geschehen seyn, damit auch die schwedische Marine, wie alle andern vernichtet werde? Uebrigens benahm sich die schwedische Regierung auch höchst unklug gegen England und schickte z. B. 36,000 neue englische Flinten, die den tapfern Finnen gut gethan hätten, aus Nationaleitelkeit zurück, „sie seyen nicht so gut, wie die schwedischen."

Die schwedische Scheerenflotte lag in den Häfen der finnischen Hauptstadt Abo und der uneinnehmbaren Inselfeste Sweaborg. Die Orlogflotte, aus größeren Schiffen bestehend, hatte einige Seegefechte mit der russischen Flotte, erlitt aber mancherlei Noth, besonders durch Krankheiten der Mannschaft und kehrte nach Karlskrona zurück, wo sie nicht beunruhigt wurde. Dagegen ging die Scheerenflotte ganz verloren, die zu Abo mußte von den Schweden selbst verbrannt werden (40 Schiffe), weil sie noch ins Eis eingefroren war, als die Russen schon heranrückten. Die zu Sweaborg (130 Schiffe) fiel mit der Festung selber den Russen durch Verrath in die Hände. Sweaborg ist eine Gruppe von sieben aus dem Meer hervorragenden stark befestigten Granitfelsen, die in der Mitte einen bequemen Hafen bilden. Nie hätte dieses nordische Gibraltar zur Uebergabe gezwungen werden können, am wenigsten, wenn eine englische Flotte zum Schutz nahe gewesen wäre. Aber kein Engländer ließ sich blicken und der schwedische Commandant Cronstedt übergab die Feste am 8. April. Es war bekannt, wie sehr er das Geld liebe, und man nannte die große Summe, die er

von Rußland empfangen habe. Er war aber auch von seinem König beleidigt und gekränkt worden durch eine plötzliche Ungnade und nahm nun heimtückische Rache.*)

Der Landkrieg in Finnland zog sich sehr in die Länge. Das Land ist weit ausgedehnt, von zahllosen Seen, Sümpfen und Waldgebieten durchschnitten, wenig fruchtbar, fast wegelos. Es ist also nicht möglich, daß hier größere Heermassen auf einem Punkt sich concentriren können. Buxhövden theilte daher seine Russen in drei kleinere Corps. Anfangs fand er fast gar keinen Widerstand, denn der schwedische Gouverneur von Finnland, Graf Klingspor, saß ruhig in Stockholm und es war nicht die geringste Vorsorge für einen Krieg getroffen worden. Von Alborfors, Kjeltis und Anjala, wo die drei russischen Heertheile eindrangen, mußten sich die wenigen schwedisch-finnischen Grenztruppen eilig zurückziehen und sich darauf beschränken, auf dem Rückzug alle Soldaten und alle freiwillig zu den Waffen greifenden Finnen an sich zu ziehen, um endlich hinreichend verstärkt, den Russen Stand halten zu können. Es war noch Winter und sehr kalt, das finnische Heer aber schützte sich mit Pelzen und hatte einen Theil Skidläufer (auf Schneeschuhen) bei sich. Als diese Treuen nun durch Zulauf von allen Seiten im April etwa 12,000 Mann stark geworden waren und bei Uleaborg, hoch im Norden des Landes, eine Stellung nahmen, mußten sie zu ihrem tiefsten Schmerz die schmähliche Uebergabe Sweaborgs erfahren. Allein sie ließen sich nicht einschüchtern. Es wurde Frühjahr, die tapfern Bauern Finnlands fanden nach und nach aus den weiten Entfernungen ihrer Wohnungen den Weg zum Landesheere und der Widerstand, der bei besserer Vorsorge der Regierung schon an den südlichen Grenzen Finnlands hätte beginnen können, begann nun erst an den nördlichen. General

*) Oberst Jönsson, in einem spätern Seegefecht tödtlich verwundet, und zwar aus einem zu Sweaborg von den Russen erbeuteten Schiffe, rief sterbend den Oberst Cronstedt vor Gottes Gericht, sich zu verantworten, wie es komme, daß ehrliche Schweden von schwedischen Kugeln fallen müßten.

Adlerkreuz trat an des Heeres Spitze und nun folgten raſch Treffen auf Treffen, in denen die Finnen ſiegten, bei Pyhäjökl, Sikajocki und Revolax, 16., 18. und 27. April. In letzterem Gefecht wurde der ruſſiſche General Bulatow mit 400 Mann gefangen. Am 12. Mai eroberten die Finnen in Savolax 32 Kanonen und die ruſſiſchen Magazine. Durch dieſe Unfälle erbittert, befahl Burhövden am 28. Mai von Abo aus die Tödtung aller Bauern und ſelbſt ihrer Weiber und erwachſenen Kinder, bei denen Waffen gefunden würden, ſo wie die Zerſtörung ihrer Wohnungen. Am populärſten unter den Vertheidigern Finnlands wurde der Oberſt Sandels, der in kühnen Handſtreichen den Ruſſen den ganzen Sommer über Schaden zufügte. Dagegen wurde Oberſt Bergenſtralen, als er die Stadt Waſa wegnahm, dort von einer ruſſiſchen Uebermacht umringt und gefangen, die unglückliche Stadt geplündert, 25. Juni. Man beſchuldigte die Ruſſen der größten Grauſamkeit in dieſem Feldzuge, weil der hartnäckige Widerſtand der Bauern ſie erbitterte. Inzwiſchen kämpften die Finnen muthig fort und ſiegten wieder bei Lappo am 14. Juli, bei Kauhajocki am 10. Auguſt, bei Alawo am 17., unterlagen aber bei Karſtula am 21., ſiegten zwar wieder bei Kuortane am 1. Sept., aber mit großem Verluſt, und ſo auch wieder in dem blutigen Kampf bei Orawais am 14.

Erſt im Herbſt wurden von Schweden aus einige ſchwache Verſuche gemacht, den tapfern Finnen Hülfe zu leiſten. Oberſt Boie landete am 27. September mit 2000 Mann, wurde aber bei Wiais von den Ruſſen mit Uebermacht angegriffen und mit Verluſt auf ſeine Schiffe zurückgejagt. König Guſtav Adolph empfing ihn auf Aland ſehr zornig und degradirte das Leibregiment, das mitgekämpft hatte, zur Linie; da doch er allein Schuld war, daß die den Finnen zugeſandte Hülfe nicht zahlreicher war. Durch ſolche Mißgriffe entfremdete er ſich vollends das Herz der Soldaten. Mittlerweile kam die rauhe Jahreszeit wieder heran und

Adlerkreuz ſchloß mit den Ruſſen am 30. Novemb. einen Waffenſtillſtand.

Den Winter über war man in Schweden in nicht geringer Sorge, die Ruſſen möchten über die alandiſche Inſelgruppe und über das gefrorne baltiſche Meer nach Stockholm, die Dänen über den gefrornen Sund nach Schonen kommen. Alles war entmuthigt und nun brach der König auch noch mit England. Allerdings hatte England zu wenig für Schweden gethan, aber auch Schweden nichts für England. Der König wollte noch weitere Subſidien, und wurde ſo zornig, daß er gegen den engliſchen Geſchäftsträger Merry den Degen zog, ja auf alle engliſchen Schiffe wollte Beſchlag legen laſſen, wovon man ihn nur mit größter Mühe abbrachte.

Nun riß aber den Schweden die Geduld. Das ſ. g. Weſtheer, das früher unter Armfeldt den mißlungenen Angriff auf Norwegen gemacht hatte, 8000 Mann ſtark, rückte unter Oberſtlieutenant Adlerſparre eigenmächtig gegen Stockholm. Der König, ſeiner eigenen Hauptſtadt nicht mehr trauend, beſchloß am 13. März 1809, als Adlerſparre ſchon ganz in der Nähe war, zu fliehen und im Lager Toll's Schutz zu ſuchen. Allein man ließ ihn nicht mehr fort. Nachdem ihm die höchſten Hof- und Civilbeamten noch einmal dringend vorgeſtellt hatten, er möge bleiben, und er durchaus nicht wollte, trat Adlerkreuz auf ihn zu und forderte ihm im Namen der Nation den Degen ab. Der König fuhr zurück und ſchrie Verräther, zog den Degen und wollte den kühnen General niederſtechen, wurde aber vom Hofmarſchall Silverſparre rückwärts feſtgehalten und nun ſogleich entwaffnet und gefangen geſetzt. Ein kühner Fluchtverſuch deſſelben mißlang, man brachte ihn nach dem feſten Schloß Gripsholm, wo er unter Geiſterſchauern (denn es ſollten dort Geſpenſter umgehen und er ſelbſt war ein Anhänger des von Jung Stilling neuerweckten Geiſterglaubens) traurige Tage zubrachte.

Sein ſchon bejahrter Oheim Karl, Herzog von Südermann-

land, wurde zum Reichsverweſer ausgerufen und begann ſchon am 15. März mit den Ruſſen zu unterhandeln, auch Herr von Alopäus fand ſich alsbald wieder ein und General Gripenberg lieferte durch eine ſchändliche Capitulation in Torneo die letzten 4000 Finnen aus, die noch ihr Vaterland vertheidigten. Eben ſo devot begrüßte eine ſchwediſche Botſchaft den franzöſiſchen Kaiſer und es ſchien, als ſollte Schweden ſein bisheriges politiſches Syſtem gänzlich ändern und von der engliſchen Allianz zur ruſſiſch-franzöſiſchen übertreten. Die Angſt vor weiteren Angriffen der Ruſſen war wohl das Hauptmotiv. Man opferte Finnland, nur um Schweden ſelbſt zu retten. Unter dieſer Bedingung wurde in der That der Frieden geſchloſſen und mit Uebergehung des jungen ſchwediſchen Kronprinzen der alte Reichsverweſer unter dem Namen Karl XIII. als König anerkannt und gekrönt und ihm der Prinz Chriſtian Auguſt von Holſtein-Auguſtenburg zum Nachfolger beſtimmt.

Somit hatte der Friede zu Tilſit und die ruſſiſch-franzöſiſche Allianz zwei Nachbarfürſten ihren Thron gekoſtet, dem ſchwediſchen, wie dem türkiſchen, und die ſchwächeren Staaten empfanden den Stoß, den das öſtliche Europa von Napoleon empfing, am ſchwerſten. Guſtav IV. Adolph verſchwand vom Schauplatz. Er wurde ſpäter freigegeben und lebte unter dem Namen eines Oberſt Guſtavſon in Deutſchland und der Schweiz. Seine badiſche Gemahlin, Friederike, theilte ſeine Gefangenſchaft in Gripsholm und übte alle Pflichten einer treuen Gattin; erſt als ſie nach ſeiner Befreiung ſich weigerte, ihm nach Herrnhut zu folgen, wo er ſich als gemeiner Bruder niederlaſſen wollte, und es ihre Verwandten nicht litten, verließ er ſie im Zorn und ließ ſich ſcheiden. Sein Sohn Guſtav nahm ſpäter den Titel Prinz von Waſa an und lebt noch in hohen Ehrenſtellen bei Haus Oeſterreich.

Preußen glich nach dem Frieden von Tilſit einem Schwerverwundeten, dem mehr als eines ſeiner Glieder abgeſchlagen iſt und dem noch des Feindes Waffe ſelbſt im Leibe ſteckt, ſo daß er ſich nicht rühren, noch aufrichten kann. Beträchtliche franzöſiſche

Armeen hielten noch das ganze Land und faſt alle Feſtungen beſetzt und ſollten auch ferner bleiben und auf Koſten des Landes unterhalten werden, bis die ungeheure Contribution vollſtändig bezahlt ſeyn würde. Bis dahin ſollten auch die zahlreichen preußiſchen Gefangenen nicht zurückkehren dürfen und ſie blieben wirklich noch zwei Jahre lang bis 1809 in Frankreich. Berlin und Potsdam waren die Reſidenzen franzöſiſcher Marſchälle und Hauptwaffenplätze für den Feind geworden; die königliche Familie konnte nicht daran denken, dahin zurückzukehren und blieb in Memel, ſpäter in Königsberg. Der Feind verwaltete fort und fort das Land, zog alle Steuern ein und behielt ſie für ſich, raubte alle Caſſen aus, ſelbſt die Bank, die Wittwen- und Waiſencaſſen, die Stiftungscaſſen der Kirchen und Schulen. So ganz ausgeplündert und fortwährend vom anweſenden Feinde ausgeſogen, konnte das Volk trotz ſeiner Ergebenheit für den unglücklichen König die Contribution nicht aufbringen. Der König ſchickte daher ſeinen Bruder, Prinz Wilhelm, nach Paris, um Napoleon zur Schonung zu bewegen, aber lange vergebens, bis erſt die Verwicklungen mit Spanien den letztern veranlaßten, etwas gelindere Saiten aufzuziehen. Doch erreichte der Prinz nicht weiter, als daß die Contribution auf 140 Millionen herabgeſetzt, dagegen aber alles Guthaben Preußens im Herzogthum Warſchau im Betrag von 20 Millionen geſtrichen wurde. Die ſämmtlichen Beamten im vormaligen preußiſch Polen wurden abgeſetzt und ohne Entſchädigung vertrieben, fielen daher jetzt dem ſehr verkleinerten und verarmten Preußen doppelt zur Laſt (eine übrigens nicht ganz ungerechte Strafe für die frühere Mißhandlung Polens). Thiers hat ſpäter ausgerechnet, daß Napoleon von der Schlacht bei Jena bis zum Herbſt 1808 aus Preußen und den nächſten von ihm eroberten norddeutſchen Gebieten nahezu 600 Mill. Franken gezogen habe, nämlich 296 Mill., die im Herbſt 1808 ſchon verausgabt waren, 160 Mill., die er damals noch in der Caſſe hatte und die 140 Mill., die Preußen noch nicht vollſtändig bezahlt hatte und erſt durch Anleihen decken mußte. Die

Noth in Preußen wurde noch vermehrt durch den Umſtand, daß alles ſchwere Silbergeld, die guten alten „harten Thaler“ ſchon weggenommen waren oder noch hergegeben werden mußten, indeß alle ſchlechte kleine Münze aus den abgetretenen Provinzen in die alten zurückſtrömte. Darunter befand ſich noch eine Menge des in der Noth des ſiebenjährigen Krieges von Friedrich dem Großen geſchlagenen Geldes, deſſen wahrer Werth viel geringer war als der Nennwerth. Die preußiſche Regierung ſah ſich durch das Zuſtrömen der Münze gezwungen, ſie zu reduciren und endlich ganz aufzukaufen und einzuſchmelzen. Die Engländer aber verfehlten nicht, auch noch von dieſem äußerſten Unglück Preußens Profit zu nehmen, und vermehrten die das Land ohnehin überſchwemmende ſchlechte Münze noch durch die, welche ſie in London prägen ließen und in Maſſe einſchmuggelten.

Gleichwohl gedieh Preußen in dieſer Unglückzeit zu ſeiner moraliſchen Wiedergeburt, womit ſchon im Winter 1806—1807 der Anfang gemacht worden war durch die energiſchen Decrete des Königs und durch das tapfere Verhalten der Truppen in Pommern und Preußen. Die Königin Louiſe hatte ſich auf die würdigſte Weiſe gefaßt und drückte ihre Geſinnung in den ſchönen Worten aus: „der Friede iſt geſchloſſen, aber um einen ſchmerzhaften Preis. Unſere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen, dennoch iſt der König größer als ſein Widerſacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhafteren Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem böſen Princip unterhandeln und ſich mit ihm verbinden müſſen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird ſich nicht mit ihm verbinden. Dieſe Handlungsweiſe des Königs wird Preußen Glück bringen, das iſt mein feſter Glaube.“

Nach dem Tilſiter Frieden umgab ſich Friedrich Wilhelm III. faſt ausſchließlich mit patriotiſchen und fähigen Männern. Das auswärtige Amt leitete anfangs Zaſtrow. Für das Heerweſen waren ſchon Leſtocq und Blücher thätig geweſen, ſobald es der

Frieden erlaubte, wirkte Gebhard David von Scharnhorst als Kriegsminister auf dasselbe in einer Weise ein, die allein im Stande war, die unendlich herabgekommene Armee wiederherzustellen und mit einem neuen Geiste zu erfüllen. Scharnhorst war ein Hannoveraner, derselbe, der sich im Jahre 1794 bei der Belagerung von Menin ausgezeichnet hatte. Seit 1801 in preußischen Diensten, war er im letzten Kriege mit Blücher in Lübeck gefangen worden. Obgleich ihm der Vertrag mit Napoleon verbot, das preußische Heer über 42,000 Mann zu vermehren, so erreichte er dennoch durch einjähriges Einexerciren der Recruten, die er wieder entließ und im nächsten Jahre durch neue ersetzte, daß er in drei Jahren ein dreimal stärkeres Heer für den Nothfall bereit hatte. Zugleich ließ er in allen Werkstätten und mit so wenig Aufsehen als möglich den ungeheuren Verlust an Geschütz und Waffen aller Art ersetzen, Festungsgeschütz von Erz in Feldgeschütz umgießen und unvermerkt durch eisernes ersetzen ꝛc. Die entehrende Prügelstrafe wurde beim Heer abgeschafft, und alles gethan, im Soldatenherzen die wahre Ehre zu erwecken. Dazu bedurfte es keiner Nachhülfe, die Nation fühlte selbst, was ihr Noth thäte. Blüchers und Schills Bildnisse waren überall verbreitet, bis in die Hütten, und beurkundeten die Stimmung. Im Februar 1808 wurde ein Ehrenreinigungstribunal niedergesetzt, vor dem sich alle Offiziere der Armee in Betreff ihrer Gefangennehmung, Flucht oder der unter ihren Augen erfolgten Verluste zu rechtfertigen hatten. Dieses Gericht wirkte sehr heilsam und säuberte die Armee von vielem Unrath. Statt Anciennität und adeliger Geburt sollten fortan einzig Verdienst und Befähigung zu höheren Stellen befördern. Das Werbesystem hörte auf, jeder Waffenfähige sollte auch waffenpflichtig werden, der stehenden Armee eine Landwehr als Reserve dienen. Neben Scharnhorst wirkten damals hauptsächlich bei der Wiedergeburt des Heeres Gneisenau, Grolmann, Boyen, Borstell und Clausewitz mit.

An die Spitze der Civilverwaltung trat Freiherr Karl von

und zum Stein, ein Nassauer, aber schon länger im preußischen Finanzdienst. Dieser kräftige Character wirkte eigentlich mehr durch den patriotischen Geist, den er den Behörden einflößte, als durch Gesetze, denn sowohl die letzte Emancipation der Bauern vom Adel, als die Wiederherstellung einer verhältnißmäßigen Autonomie der Stadtgemeinden, die Stein bewirkt, vermochten die wahre alte Kraft und Sitte des Bauern- und Bürgerstandes doch nicht herzustellen, weil Bureaukratie, Schule, Aufklärung und Gewerbefreiheit aus beiden Ständen doch nur einen allgemeinen Volksmischmasch machten, in welchem sich wenige Reiche von vielen Armen unterschieden und nothwendigerweise das Proletariat stufenweise überhand nehmen mußte. Die Bauern waren zum Theil nie leibeigen gewesen, sondern lebten frei nach deutschem Recht; auch die Leibeigenschaft der übrigen war längst aufgehoben und nur noch dingliche Verpflichtungen bestanden zu Frohnen und Abgaben verschiedener Art, und die patrimoniale Gerichtsbarkeit. Steins Gesetze befreiten den Bauer vollends von diesen Ueberresten der Adelsgewalt, hinderten aber nicht, daß fortan Justizcommissäre, niedere Finanzbeamten und Juden den armen Bauer ausbeuteten. Eben so wenig war die neue Städteordnung ein Ersatz für das alte Gemeindewesen wohlhabender und sittenreiner Städte. Die Aufhebung des Zunftwesens, das man nur hätte reformiren sollen, die Einführung des Patentwesens und unbeschränkter Concurrenz, der Wegfall jeder sittlichen Controle, die einst im Innungswesen lag, zerstörten den Rest des guten alten Bürgerthums. Indem man aber dem Adel das Vorrecht auf großen Güterbesitz entzog, bemächtigten sich die Juden des Güterhandels. Das Gesetz, welches die Bauern emancipirte, war datirt vom 9. Oct. 1807, die Aufhebung der Zünfte vom 24. Oct. 1808, die Städteordnung vom 19. Nov. 1808.

Der bedenklichste Mißgriff war die am 16. Dez. 1808 vom König willkührlich verfügte Aufhebung sowohl des lutherischen Oberconsistoriums und sämmtlicher Provinzialconsistorien, als auch

werden, gänzlich zu verweſen, ſo ſteht allerdings deſſen Wiedererzeugung in der Gewalt des Menſchen, wie mehrere ausgeführte kleine Verſuche, beſonders die von van Marum und Wiegmann sen.,[1] auch Erfahrungen an Torflagern beweiſen; aber die dermalen vorhandenen Vorräthe ſind Erzeugniſſe der Natur, ohne daß der Menſch etwas dazu that, im Gegentheile mehr dafür that, die Natur in dieſer Erzeugung zu hindern. Der Torf entſteht in ſtehenden ſeichten Waſſern, an Ufern langſam flieſſender Gewäſſer, an Stellen, wo Quellwaſſer, deren Abfluß gehemmt iſt, hervorbrechen, an Stellen, welche häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind, und wo das Waſſer nicht bald wieder abfließen oder verſinken kann, auf ebenen Flächen, wo Regen- oder Schneewaſſer ſich wegen Mangel an Abfluß, oder wegen undurchdringlicher Erdſchichten anſammeln können, daher auch auf ſehr bindenden, ſtark beſchatteten Boden. Derſelbe entſteht endlich, wo Holzmaſſen, Nadeln oder Laub durch Gewäſſer in Vertiefungen zuſammengeſchwemmt werden, wie es jetzt noch am Miſſiſippi in Nordamerika gefunden wird. In Europa wird wohl hiedurch kein Torflager mehr gebildet werden, da dieſes Zuſammenfallen des Holzes in den Waldungen, ohne daß es benutzt würde, nur noch höchſt ſelten ſtatt findet und, wo es noch der Fall ſeyn ſollte, zu unbedeutend zu ſolchen Bildungen iſt. Die übrigen der erwähnten Urſachen haben Ausdünſtungen zur Folge, welche der Geſundheit nachtheilig ſind. Die in der Nähe der Sümpfe herrſchenden Fieber ſind bekannt, daher ſchon in dieſer Beziehung auf deren Entwäſſerung gedacht wird. Bei der vermehrten Bevölkerung und bei dem zahlreichern Viehſtande werden auch die Pflanzen, die auf dieſen Flächen wachſen, welche ſonſt nur zum Wachsthume der Torfmaſſe beitrugen, theils als Futter, theils als Streu gebraucht, und ſo die weitere Zunahme des Torflagers ſehr gehindert. Die größere Zahl des Viehes und die Fortſchritte in der Kunſt, die Wieſen zu behandeln, brachten darauf, vorhandene Torflager in Wieſen zu verwandeln. Dieſes geſchah dadurch, daß man ſie durch Ziehung von Gräben auszutrocknen, durch Ueberführung mit Erde zu verbeſſern ſuchte, wodurch die Torflager

[1] Wiegmann sen. Dr. A. F. Ueber die Entſtehung, Bildung und das Weſen des Torfs. 1837.

des reformirten Kirchendirectoriums und Unterstellung der Kirchengewalt unter das Ministerium des Cultus, als eine Section desselben. Diese Maaßregel sollte die Union beider evangelischer Kirchen vorbereiten, womit sich der König schon lange trug.*) Sie fand auch keinen Widerspruch in der damaligen Zeit, wo die einzig noch Gläubigen unter den Gebildeten nur in dem Subjectivismus Schleiermachers befangen waren, der die Union begünstigte, die meisten aber gegen alle Glaubenssachen gleichgültig waren.

Von einer religiösen Erhebung des Volks im Unglück war damals noch nichts zu spüren. Es bedurfte noch längerer Jahre der höchsten Noth und neuer noch furchtbarerer Schrecken des Kriegs, um zur Gottesfurcht zurückzuführen. Die gottentfremdete Schule selber aber begann jetzt Front zu machen gegen dasselbe Frankreich, von dem sie allein ihre Weisheit ursprünglich hergeholt hatte. Der nationale Instinct und natürliche Stolz war stärker, als die philosophische Consequenz. Der damalige Modephilosoph Fichte, der kaum noch das Princip der französischen Revolution gerechtfertigt hatte, weckte jetzt in seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation" ein schönes und feuriges Gefühl für vaterländische Ehre, obgleich er als ein dem Leben durchaus fremder und nur in Abstractionen lebender Mann der Schule die Wiedergeburt der Nation nicht in der Erfrischung vorhandener uralter Keime, sondern in der künftigen Anpflanzung einer ganz neuen Bildung suchte, sich ein ideales Volk construirte und es wieder wie Rousseau durch Erziehung schaffen wollte, daher auch der neuen Methode Pestalozzi's das Wort redete, für welche damals auch die Königin Louise sich warm interessirte. — Als ein nicht unmerkwürdiges Zeichen

*) Schon 1798 schrieb der König: „ich verehre die Religion, aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens und der eigenen Ueberzeugung seyn muß. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten seyn." In demselben Jahre legte ihm auch schon sein Hofprediger Sack einen Unionsplan vor. Die lutherische und reformirte Kirche sollten in einen modernen halb Denk-, halb Gefühlsglauben verschmolzen werden.

der Zeit erschien auch eine anonyme Schrift in Lübeck: „Der Deutsche zu dem Deutschen 1808," worin es hieß: „Wir Protestanten werden das Wesen unseres geistigen Sieges, Denkfreiheit, nie aufgeben. Wir sahen ruhig unsere Staatsformen vernichten, weil wir durch ihre Vernichtung uns freier zu bewegen hofften; aber welcher Aufopferungen wir dann fähig sind, wenn unser menschliches Daseyn begrenzt zu werden droht, das kann die Geschichte der letzten Jahrhunderte lehren." Der schreckliche Philister, der dieses Buch geschrieben, meinte also, Vaterland, Ehre, Alles dürfe uns Napoleon nehmen, wenn er uns nur unsere s. g. Bildung lasse. Aber wie er, dachten damals nur zu viele.

Es fehlte auch nicht an schadenfrohen Schriften, in denen sich offene Freude über Preußens Unglück aussprach, und noch weniger an Rathschlägen aller Art. Das meiste Aufsehen erregten die „vertrauten Briefe" des Kriegsraths von Cölln, in denen die begangenen Fehler schonungslos aufgedeckt waren, aber mit zu wenig Achtung vor dem Unglück. Damals schrieb auch, noch unter dem Schutz französischer Waffen, der Jude Saul Asher in Berlin selbst und in Zschokke's Miscellen Schmähartikel gegen Preußen und pries an Napoleon, daß er allen Nationen als solchen ein Ende mache und dafür eine allgemeine staatliche Cultur einführe, in der es keinen Unterschied mehr gebe als den des Talents und der überlegenen Industrie. Das war der erste Anfang des jüdischen Literatenthums, welches in dieser antideutschen Richtung später von Börne und Heine weiter ausgebildet wurde.

Oesterreich hegte vor der Freundschaft Napoleons und Alexanders nicht geringe Besorgnisse. Durch lange unglückliche Kriege geschwächt, was vermochte es gegen die beiden übermächtigen Nachbarn? Es mußte sich darein fügen, den Engländern seinen letzten Hafen in Triest zu sperren und sich dem Continentalsystem anzuschließen. Es machte sich aber auf neue schwere Kämpfe im voraus gefaßt und gründete unterm 9. Juni 1808 erstmals eine Landwehr, als Vorschule und zugleich Reserve für die Linie.

Durch den Erzherzog Ferdinand in Würzburg unterhielt es eine freundliche Verbindung mit Napoleon, von beiden Seiten auf künftige Eventualitäten berechnet. Durch den neuen Minister Grafen Philipp von Stadion aber bereitete es neue Verständnisse mit den alten Napoleonsfeinden der Coalitionsstaaten und mit der patriotischen Partei in Preußen vor. Es fehlte fast nirgends an edeln und muthigen Staatsmännern, die den großen Kampf jetzt wieder aus dem Gesichtspunkt des Kaisers Paul und Suwarows anzusehen anfingen und eine Politik, wie sie früher Thugut, unlängst noch Haugwitz befolgt hatten, als schlechterdings verderblich erkannten. Aber diese Ehrenmänner waren jetzt durch Rußlands Allianz mit Napoleon eben so gelähmt, wie früher durch die preußische Neutralität.

Im übrigen Deutschland war die größte Neuerung die weite Ausdehnung des Rheinbundes und die Schöpfung des neuen westphälischen Königreichs. Indem Napoleon von Tilsit nach Paris zurückkehrte, gab er unterwegs in Dresden, wo man ihn mit ungeheurem Jubel empfing, am 22. Juli 1807 dem neuen Großherzogthum Warschau seine Constitution. Der Kurfürst von Sachsen wurde zum König erhoben und mit dem neuen polnischen Reiche beschenkt, weil Napoleon einen Keil zwischen Preußen und Oesterreich hineinschieben und dadurch beide flankiren und sicherer beherrschen wollte. Aus demselben Grunde untersagte Napoleon dem neuen König von Sachsen seine Tochter Auguste mit dem Kaiser von Oesterreich, der es wünschte, zu vermählen (Kaiser Franz war damals Wittwer). Die guten Sachsen erstarben vor Napoleon in Dankbarkeit und schätzten sichs zur höchsten Ehre, Werkzeuge seiner Politik zu werden, ohne zu ahnen, wie sehr er sie mißbrauchen würde. Mit welchem Stolz hob sich damals die Brust des Sachsen, weil er sich nun dem Preußen gleich gestellt fühlte, wie der eben so stolze Bayer dem Oesterreicher! Napoleon verstand sich vortrefflich darauf, den Provin-

zialstolz in Deutschland auszubeuten und die bei der Ehre zu fassen, die er am meisten entehren wollte.

Mit Westphalen gelang ihm das aber nicht so gut, wie mit Sachsen, Bayern und Württemberg. Das neugeschaffene Reich des König Jerome war von Anfang an unpopulär und blieb es, seine Unterthanen waren unzufrieden und schwierig und blieben es. Alle Posaunenstöße der erkauften Presse halfen nichts, Niemand ließ sich überreden, daß es eine Ehre für die Norddeutschen sey, dem unfähigsten und lüderlichsten Napoleoniden zu gehorchen. Jerome nahm seine Residenz in Cassel und ließ die schöne Wilhelmshöhe sogleich in Napoleonshöhe umtaufen. Er brachte ein unglaubliches Geschmeiß von Huren und Buben mit, Maitressen, Kuppler, Comödianten, Juden (einen jüdischen Leibarzt Jadig und einen gewissen Jacobson, der dem Hofe zu hohen Zinsen Geld verschaffte). Aber auch ein Theil des deutschen Landesadels erniedrigte sich, mit seiner Ehre die großen äußeren Vortheile der Stellung zu erkaufen, die der neue Herrscher gerne anbot. Napoleon gab seinem Bruder zwar fürs erste drei französische Staatsräthe mit, Jollivet, Simeon, Beugnot und General Morio als Kriegsminister, befahl ihm aber, so viel möglich treu ergebene Deutsche an sich zu ziehen, um das Volk nicht durch den Anblick von zu viel französischen Beamten aufzubringen. Zu gleichem Zweck hatte Napoleon schon in Berlin Johannes Müller als Werkzeug ausersehen.*) Dieser von den Deutschen hochgefeierte Gelehrte wurde von Jerome als Minister Staatssekretär angenom-

*) Einer der eifrigsten Aufhetzer zum Kriege von 1806 hatte er Preußen ins Unglück stürzen helfen, verließ es dann und ließ sich von Napoleon anstellen. Er folgte demselben nach Frankreich und schrieb von da: „wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen.“ An Böttiger in Dresden schrieb er: „ich bin über die preußische Monarchie zur Tagesordnung übergegangen. Ich trage meine an das Alte verschwendete Kraft jetzt auf das Neue über. Man muß sich umdenken.“

men und gab sich nun eben so viel Mühe, den Deutschen die Napoleonische Herrschaft zu empfehlen, als er sie im Jahre vorher mit affectirter Entrüstung bekämpft hatte. Nachdem Jerome das Gaukelspiel einer westphälischen Ständeversammlung hatte aufführen lassen, wurden deren Sitzungen mit einer Prachtrede Müllers geschlossen (22. August 1808), worin derselbe sagte: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache der europäischen Cultur. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich und setzte darüber seinen Bruder. Konnte er mehr thun? Glückliches Volk, Tage des Ruhmes eröffnen sich dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geist gemeinsamen Vaterlandes, nach diesem plötzlichen und hohen Schwunge in allen Gemüthern auf immer vorherrschend wird. Das Sonderbare haben die germanischen Völker, daß so oft in Gottes Rath beschlossen war, ihnen eine neue Art oder einen höheren Grad von Cultur beizubringen, so mußte ein Stoß von außen kommen" ꝛc. Schließlich rief er den Geist des verstorbenen Professor Häberlin von Helmstädt, eines in jener Gegend besonders populären Geschichtsschreibers an, wie sich derselbe freuen würde, könnte er die Wiedergeburt Deutschlands unter dem neuen Karl dem Großen noch mit ansehen. So sprach Müller am Thron jenes Jerome, der ihn selbst verspottete, *) der Cassel mit einer unerhörten und öffentlichen Serallwirthschaft befleckte, die Hälfte der Domainen an Frankreich abtrat und 16,000 Landeskinder nach Spanien auf die Schlachtbank lieferte. Napoleon selbst nannte seinen schwachen Bruder nur Roi de coulisse und gab ihm in dem

*) v. Hormayr, Müllers größter Verehrer und sein Nachahmer im affectirten Styl, sagte von ihm aus, der ganze westphälische Hof habe Spott mit ihm getrieben und Müller sey unter der doppelten Verachtung seiner Gönner und des Vaterlandes krank und geistesschwach geworden. Er starb schon im nächsten Jahre.

Grafen Reinhart, seinem Gesandten, *) einen Wächter. Der Creole Le Camus, ein Jugendfreund Jerome's, spielte als Graf von Fürstenstein gleichfalls eine bedeutende Rolle am westphälischen Hofe. Die Finanzen leitete Malchus, dessen unaufhörliche Forderungen an das Land neben der Conscription und der brutalen Polizei dem Volke die größte Noth machten. Cassel hieß damals „das gelobte Land der Juden," die am Hofe alles erlangen konnten, weil sie liehen, was nachher das arme Volk dreifach wieder bezahlen mußte. Doch mündete die Hauptpumpe, die das Volk aussaugte, unmittelbar in Paris. Napoleon wollte an Geld und Menschen so viel als möglich aus Westphalen ziehen, wie er denn diese seine neue Schöpfung, im Widerspruch mit Müllers Phrasen, nur als eine provisorische betrachtete, mit der er bald wieder Aenderungen vornehmen wollte. Magdeburg blieb ausschließlich französische Festung mit französischer Besatzung, aber auf westphälische Kosten verpflegt. Auf dem Wege nach Magdeburg, Glogau, Berlin, Danzig waren stets französische Truppen zu sehen. Hannover selbst blieb anfangs noch ausschließlich in Napoleons Hand und wurde erst 1810 mit Westphalen vereinigt.

Mit Sachsen, Westphalen, Mecklenburg und den sächsischen Fürstenthümern ernestinischer Linie in Thüringen traten noch zum Rheinbunde alle übrigen kleinen norddeutschen Fürsten von Anhalt, Lippe, Reuß, Schwarzburg, Waldeck. In den Hansestädten, die noch den Schein von Freiheit behielten, wurden alle englischen Waaren von Napoleon confiscirt. Wie Hannover, so blieb auch Erfurt mit seinem Gebiet einstweilen in unmittelbarem Besitz Napoleons. Auch Bayreuth gab er nicht eher an Bayern ab, bis ihm 15 Mill. dafür gezahlt wurden und Regensburg nur gegen eine Dotation von 400,000 Franken. Dem Fürsten Primas gab er die Grafschaft Hanau, ließ sich aber dafür von ihm den Rhein-

*) Ein württembergischer Magister, der in der Revolution in Paris lebte und durch seine Talente emporstieg.

zoll abtreten und jährlich 300.000 Franken zahlen. Deßgleichen Fulda, wovon er vom Werth der Domainen eine halbe Million für sich behielt.

Mit Holland erlaubte sich Napoleon fortwährend die größte Willkühr. Indem er das von Preußen abgetretene Ostfriesland seinem Bruder Louis schenkte, entriß er ihm dafür das südliche Holland mit dem wichtigen Hafen von Vliessingen, den er mit Frankreich vereinigte, 11. Nov. 1807. Holland hatte seinen Handel und seine Colonien gänzlich verloren, es half sich aber noch mit einem sehr einträglichen Schleichhandel, wozu seine Küsten und die Nähe Englands sich besonders eigneten. Napoleon war deßhalb voller Zorn, Louis aber fuhr fort, den Holländern seine warme Theilnahme zu versichern und sich für ihr Interesse gegen das exclusiv französische zu erklären. In der Rede, die er im April 1808 an die Bürger von Amsterdam hielt, als er in dem für ihn eingerichteten herrlichen alten Stadthause daselbst seine Residenz nahm, sprach er sich aufs edelste aus. „Ich fand ein Volk, seit zwanzig Jahren von Unglück niedergedrückt, ein Volk, dessen großer Charakter, von den Vätern geerbt, dahinschwand. Ich trat als ein Fremdling unter dieses Volk. Was hätte mich nicht alles zurückschrecken müssen, unter euch zu treten und bei euch zu bleiben? Ich that es nur, um euch zu helfen, so weit es mir selber möglich ist."

Daß alle Zeitungen im deutschen Frankreich, in der Schweiz, Holland und im Rheinbunde, sie mochten von den Regierungen selbst geleitet oder nur geduldet werden, die neuen Zustände priesen, Napoleon vergötterten und die schwachen Regungen deutschen Nationalstolzes, wo sie irgend zu Tage brachen, verhöhnten, versteht sich von selbst. Aber es drängte sich auch eine Menge von Gelehrten und Literaten zu den Vortheilen und Ehren, die ihnen aus der Vaterlandsvergessenheit erwuchsen. Gerade auf den Höhen des Geistes und der Bildung versündigte man sich hier schwer, während das gemeine Volk viel spröder an sich hielt und unter

dem Doppeldruck der Fremdherrschaft und der neuen einheimischen Tyrannei tief seufzte. Denn auf dem gemeinen Mann lastete nicht nur der Feind mit Einquartierung und Kriegssteuern, sondern auch das Beamtenthum der kleinern Herrn, die von Napoleon zu absoluten Monarchen gemacht, sofern sie nur ihm jedes Opfer an Geld und Soldaten brachten, was er verlangte, ihrerseits ihr Volk mißhandeln durften, wie sie mochten. Einer der eifrigsten und unermüdlichsten Vergötterer Napoleons und Beschöniger aller Volksmißhandlungen im Rheinbunde war Zschokke in Aarau, derselbe, der sich 1798 als wüthender Jakobiner geberdet hatte, jetzt aber im Solde Montgelas' stand. Derselbe sagte bei der 500jährigen Jubelfeier Wilhelm Tells in der Schweiz, Napoleon habe erst vollendet, was mit Tell begonnen. Derselbe pries in einer Brochure allen Deutschen das Glück an, das ihrer warte, seitdem nach dem Frieden von Tilsit Napoleon und Alexander gemeinsam die Schicksale Deutschlands in die Hand genommen hätten. Derselbe schrieb bald darauf höhnische Bücher gegen die Spanier, Tiroler und Preußen, als sie es wagten, gegen Napoleon die Waffen zu ergreifen. Einer der ärgsten Fanatiker für Napoleon war der gelehrte Freiherr von Aretin in München. Aehnlichen Geistes bezeugte sich K. J. Schütz in einem eigenen Werke über Napoleon; Murhard im Moniteur Westphalien; Venturini, der in Napoleon eine Emanation des Weltgeistes, eine neue Menschwerdung Gottes zum Behufe der Welterlösung sah; Posselt in den Europäischen Annalen, in denen die Deutschen unmündige Kinder genannt wurden, welche der französischen Schule, ja sogar der französischen Sprache, als einer viel gebildeteren, bedürften, und in denen sogar einmal vorgeschlagen wurde, eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleons Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle; der Pfarrer und Dichter Kosegarten auf der Insel Rügen, der nach der Vertreibung der Schweden von dort Napoleon auf eine beispiellos schwülstige Art

Weihrauch ſtreute, und eine Menge anderer von minder erheblichem Rufe. Man hat aufgezeichnet, daß in einem Jahre ſechzig Autoren in Frankreich ihre Werke Napoleon widmeten, in Deutſchland neunzig. *)

Die ehrenvollſte Ausnahme von der damaligen Regel machten Jean Paul (Friedrich Richter) in dem jetzt bayeriſchen Bayreuth, der 1808 in einer Friedenspredigt an Deutſchland ſchöne und warme Worte redete, ferner Ernſt Moritz Arndt aus Schwediſch-Pommern (ſpäter erſt in Preußen angeſiedelt), der ſchon 1807 in ſeinem Buche „Geiſt der Zeit“ die freimüthigſten Hoffnungen äußerte und Napoleons Sturz vorausſagte; der wie Arndt faſt ruhelos umwandernde Seume, der einſt mit den Heſſen an die Engländer verkauft worden war, bei den Nordamerikanern aber, gegen die er fechten mußte, Vaterlandsliebe gelernt hatte und von Haß gegen die Verderber Deutſchlands glühte, jedoch zu ſehr in

*) Görres legte Napoleon ſelbſt Folgendes in den Mund: „Zwieſpalt durfte ich nicht ſtiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längſt gewichen. Nur meine Netze durfte ich ſtellen und ſie liefen mir wie ſcheues Wild von ſelbſt hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen und der meinen ſind ſie darauf treuherzig nachgelaufen. Unter einander haben ſie ſich erwürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Aberglauben haben ſie mit mir getrieben und als ich ſie unter meinen Fuß zertrat, mit verhaßter Gemüthlichkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich ſie mit Peitſchen ſchlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensſtifter mich beſungen. Ihr müßig gelehrtes Volk hat alle ſeine hohlen Geſpinnſte in mich hineingetragen und bald als das ewige Schickſal, den Weltbeglücker, die ſichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Ihre feine Welt, die immer um franzöſiſche Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit ſo unermüdlich ohne Unterlaß geleckt, bis ſie ihr als die platteſte Artigkeit erſchien. Nachdem ich ſie hundertmal betrogen, haben ſie mir immer ihr Köſtlichſtes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift geweſen, haben ſie in ihrer Einfalt ſogar liebenswürdig mich gefunden.“ Rhein. Merkur 1814. Nr 54.

antiker Bildung befangen blieb. Klar ins Verderben der Zeit sah, obgleich wenig beachtet, Adam Müller, in dessen im Frühjahr 1809 ausgegebener kleiner Schrift „von der Idee des Staats“ hervorgehoben war, wie die moderne Lüderlichkeit und Empfindsamkeit mit der strengen alten Sitte, die heidnische Schule und Philosophie mit dem guten alten Glauben und der französische Geschmack mit der guten alten deutschen Natur im Widerspruche sey und wie Deutschland nicht vermöge, sich zu emancipiren, so lange es seine alten Nationaltugenden nicht wieder gewonnen habe. Er bezeichnete die ganze moderne Bildung als „Religion der Schlaffheit und Feigheit.“

Ein bedeutsamer Umschwung folgte in der deutschen Philosophie, indem Schelling das bisher herrschende Fichte'sche System durch das naturphilosophische verdrängte und die Abstraction von ihrer äußersten Verirrung wieder zur Natur und zu Gott zurückführte. In der Beurtheilung der Geschichte verließ damals zuerst Friedrich Schlegel den rationalistischen und classischen Standpunkt und kehrte zum christlichen zurück.

Bei vielen Gelehrten und Dichtern erwachte damals eine warme Begeisterung für die deutsche Vorzeit. Der Frankfurter Clemens Brentano in Gemeinschaft mit dem preußischen Freiherrn Achim von Arnim sammelte Volkslieder. Die liebevollste Vertiefung in die alte nationale und christlich-mittelalterliche Poesie, die seit drei bis vier Jahrhunderten durch die classische verdrängt und in Vergessenheit gerathen war, muß auch als die eigentliche Seele der s. g. romantischen Dichterschule betrachtet werden, welche gerade damals aufblühte. Ihr begabtestes Haupt war Ludwig Tieck in Berlin, ihre größte Wirksamkeit aber entfaltete sie in einem Verein geistreicher Männer in Heidelberg, dem außer Arnim und Brentano hauptsächlich Joseph Görres von Coblenz vorstand, derselbe, den wir schon in den Revolutionsjahren des Erzbisthums Trier kennen lernten und der später am tiefsten in die nationale und kirchliche Wiedergeburt Deutschlands eingreifen sollte. Diesem

allmählig in unfruchtbare trockene Stauberde, bei beſſerer Behandlung in fruchtbare Wieſen übergingen. Die ebenen Torflager haben gröſtentheils als Unterlage einen Boden, der, wenn er entwäſſert und gehörig bearbeitet wird, nach Hinwegräumung des Torfs gute Felder und Wieſen geben kann; die Torfwirthſchaft wird daher ſchon mit Abſicht auf dieſe Umwandlung betrieben, oder wo das Torflager ſeicht iſt, wird daſſelbe ohne weiteres aufgeriſſen, auf der Stelle verbrannt und die Aſche mit dem darunter liegenden Boden vermiſcht.

Eiſelens Lehre von der Torfwirthſchaft[1] zielt nur auf eine ſolche Umwandlung nach der Benutzung des Torfs zur Feuerung hin. Die von ihm bewirthſchaftete Linumer Torfſtecherei, welche Berlin und die Umgegend reichlich mit Torf verſah, ſoll nach öffentlichen Blättern jetzt erſchöpft ſeyn, daher dort der Preis des Holzes ſehr ſteigen. Wo aber auch die Torfſtecherei nicht mit der Abſicht einer einſtigen andern Benutzung der Fläche betrieben wird, da findet ſie oft in einer Art ſtatt, daß doch ihr Ertrag ſehr gemindert wird, oder aufhören muß. Durch ungeeignete Entwäſſerung verdirbt der noch unbenutzte Reſt, oder es wird durch planloſe Benutzung unmöglich, zu den noch unbenützten Stellen gröſserer Torflager zu kommen. Dau[2] klagt nicht nur darüber, daß eine bedeutende Fläche Moor in Seeland in gute Wieſen verwandelt, und ſo der Nachwuchs gehemmt werde, ſondern auch darüber, daß durch planloſes Stechen nunmehr zu Stellen, welche man noch hätte benutzen können, der Zugang unmöglich ſey, und erſt nach einer langen Reihe von Jahren wieder möglich werde. Durch beides zuſammen können nach ſeiner Berechnung, wenn die Benutzung auch nur im dermaligen Umfange fortdauert, die Moore in Seeland in 100 Jahren erſchöpft ſeyn. Soll alſo die Aushülfe durch Torf nachhaltig ſeyn, ſo fordert dieſes nicht nur ein geordneteres, planmäſsigeres Verfahren, als bis jetzt dabei beobachtet wird, ſondern auch, daß die Torfflächen in einem beſtimmten Umtriebe ſtehen, wodurch man, wenn man am Ende iſt, wieder von vorne anfangen kann, alten Torf zu

[1] Eiſelen, J. Chr. Anleitung zur Kenntniß des Torfweſens u. ſ. w. 2 Bände 1802 und 1811.

[2] Dau, J. Chr. Bericht über die Torfmoore Seelands. 1829.

Bunde ſtand in Heidelberg ſelbſt Johann Heinrich Voß als Vorkämpfer der claſſiſchen Schule entgegen und beide bekämpften ſich in Proſa und Verſen, die Romantiker lachend, der Claſſiker zorngrimmig.

Das waren die erſten Regungen des wiedererwachten deutſchen Volksbewußtſeyns, die erſte lebendige Erinnerung an die Herrlichkeit der deutſchen Vorzeit mitten in der allgemeinen Erſchlaffung und Knechtung unter der Napoleoniſchen Tyrannei, die erſte echt volksthümliche Reaction gegen die fremde Bildung, die ſchon ſeit Jahrhunderten auf uns laſtete, das erſte muthwillige Abſchneiden des claſſiſchen Zopfes, die erſte geniale Oppoſition gegen das herkömmliche Philiſterthum. Insbeſondere aber trat hier ein ſehr beachtenswerther Gegenſatz gegen die wohlmeinende Schule hervor, welche auf Deutſchland die Ideen Rouſſeau's anwenden und nach den Vorſchriften Fichte's und Peſtalozzi's eine abſtracte deutſche Nation durch philoſophiſche Erziehung erſt künſtlich machen wollte, als ob nicht überall ein goldner Grund im angebornen Volksgemüth, im hiſtoriſch Gewordenen und in der Kirche ſchon vorhanden geweſen wäre.

Was Frankreich ſelbſt betrifft, ſo lag es nach Napoleons ſiegreicher Rückkehr und als er einen ganzen Wald von eroberten preußiſchen Fahnen vor den erſtaunten Pariſern entfalten ließ, gleichſam nur noch anbetend vor ſeinen Füßen. Den Großen, den Unerreichbaren, Unüberwindlichen würdig zu preiſen, fehlten ſchon die Worte. „Napoleon, ſagte Seguier als Präſident des Appellationsgerichts, ſteht jenſeits der menſchlichen Geſchichte, er gehört der Heroenzeit an, er überragt die Bewunderung ſelbſt, nur die Liebe kann ſich zu ihm aufranken.“ Napoleon ſelbſt wollte dem Andenken ſeiner neuen Siege wieder ein großartiges Bauwerk in Paris widmen. Wie er nach dem Siege bei Auſterlitz die prachtvolle Säule von Vendome hatte aufrichten laſſen, ſo befahl er nach der Schlacht bei Jena die alte Magdalenenkirche abzubrechen und an ihre Stelle einen Tempel des Ruhms im griechiſchen Styl

zu bauen, eine Art Walhalla für alle seine berühmten Waffengefährten.

Um den Glanz zu vermehren, der seinen Thron umstrahlte und die Diener und Werkzeuge seines Ruhmes zu belohnen, ergänzte Napoleon die bisher nur kleine Zahl der zu Fürsten erhobenen Marschälle und Minister und gründete einen neuen Adel in verschiedenen Abstufungen. Das Decret dazu war im Allgemeinen schon am 18. August 1806 erlassen worden, erhielt aber seine Vollziehung erst am 1. März 1807. Alle Großwürdenträger des französischen Reichs wurden als solche zu Fürsten (Prinzen) erhoben, die erstgebornen Söhne derselben, auch Marschälle und Minister zu Herzogen, die nachgebornen Söhne derselben und sämmtliche Minister, Senatoren, Staatsräthe als solche zu Grafen, die Präsidenten, die Maires von 37 guten Städten und andere verdiente oder begünstigte Männer zu Baronen. Sie erhielten alle sehr bedeutende Dotationen, die Fürsten und Herzoge natürlich die reichsten. Napoleon sagte zu den Marschällen, sie sollten sich künftig des Raubens in den eroberten Ländern enthalten, er selbst wolle ihnen mehr schenken, als sie rauben könnten. Doch erhielten nur wenige neue Fürsten die Souverainetät, oder wenigstens die Dotationen in den Ländern wirklich, nach denen sie benannt wurden, wie Murat als Großherzog von Berg, Berthier als Fürst von Neufchatel, Talleyrand als Fürst von Benevent, Bernadotte als Fürst von Ponte Corvo und die zwölf im Venetianischen dotirten Marschälle, wozu sich jetzt noch der Erzkanzler Cambacérès als Fürst von Parma und der Erzschatzmeister Lebrun als Fürst von Piacenza gesellten. Die meisten erhielten die Namen von den Orten, an welche sich ihr kriegerischer Ruhm knüpfte, und ihre Dotation, irgend ein großer Gütercomplex, lag anderswo; jedoch gab er ihnen meist Güter außerhalb Frankreich aus der Masse der eroberten Länder, worin zugleich die Aufforderung für sie lag, noch ferner für die Erhaltung dieser Länder zu kämpfen. In Frankreich selbst begütert, würden sie wenig Eifer gezeigt haben. Diese Erei-

rung neuer Fürsten entsprach mithin keineswegs der Idee, sein Kaiserreich mit großen Vasallenstaaten zu umgeben, es sey denn, daß auch sie nur provisorisch verstanden werden mußten und daß Napoleon alle Großwürdenträger und Marschälle später noch mit großen Fürstenthümern versehen haben würde, wenn er wirklich Herr von ganz Europa geworden wäre.

Die neuen von Schlachtfeldern oder belagerten Städten entlehnten Herzogsnamen erhielten Lefebvre als Herzog von Danzig, Massena als Herzog von Rivoli, Davoust als Herzog von Auerstädt, Lannes Herzog von Montebello, Ney Herzog von Elchingen, Kellermann Herzog von Valmy. Lannes bekam von Napoleon eine Dotation, die ihm jährlich 328,000 Franken eintrug und eine Million baar dazu, Davoust 410,000 Fr. Einkünfte und so alle mit wenig Unterschied. Mit jedem neuen Kriege wurden mehr Generale zu Marschällen und Herzogen und mehr Herzoge zu Fürsten erhoben. Jene Genannten bilden den ältesten Stamm. Auch die Geringern wurden bedacht; nach dem preußischen Feldzug vertheilte Napoleon 6 Millionen an die Offiziere, 12 an die Unteroffiziere und Gemeinen. Unter den neuen Grafen erschien auch Sièyes, derselbe, der durch seine Schrift über den dritten Stand der Revolution den ersten Impuls gegeben und die Abschaffung des alten Adels veranlaßt hatte. Unter den Baronen und decorirt mit Napoleons Orden erblickte man jenen gräßlichen Jakobiner, der nur noch die rothe Farbe hatte brauchen wollen und der mit Robespierre hatte den Schierlingsbecher trinken wollen, den Königsmörder David, der früher Marats Tod gemalt und jetzt eben Napoleons Krönung in einem großen Prachtbilde dargestellt hatte. Napoleon selbst sagte später einmal: die Demokratie hat mir gedient, meinen Thron aufzurichten, die Aristokratie sollte mir dienen, denselben zu erhalten.

Damals schaffte Napoleon auch vollends den Tribunat ab, welcher, obgleich schon seiner Tribune beraubt und auf 50 Mitglieder beschränkt, ihm doch immer noch eine Opposition zu ermög-

lichen schien. Er wollte gar keinen Widerspruch mehr aufkommen lassen. Die meisten Mitglieder wurden übrigens im Senat untergesteckt oder zu Präfecturen verwandt.

Viele Noth hatte Napoleon mit einem seiner brauchbarsten Werkzeuge. Talleyrand, nicht zufrieden mit dem Fürstenthum Benevent, wollte durchaus nicht mehr Minister bleiben, sondern Großwürdenträger werden. Napoleon machte ihn zum Vice-Großwähler und gleichzeitig Berthier zum Vice-Connetable, wogegen Champagny das auswärtige Ministerium übernahm. Napoleon war aber darüber sehr ärgerlich und verzieh es Talleyrand nicht, ihn zu etwas, was er selbst nicht wollte, gezwungen zu haben. Talleyrand fiel völlig in Ungnade, allein der schlaue Hofmann wußte sich die volle Gunst seines Herrn wieder zu erwerben, indem er seine Pläne auf Spanien unterstützte und dadurch seinem geheimsten Ehrgeiz schmeichelte.

Alles in Frankreich gehorchte dem damals Allmächtigen mit einer Hingebung, die von der Mehrheit aufrichtig gemeint war, weil die Franzosen in ihrem großen Kaiser sich selbst geehrt fühlten, mit dem Bewußtseyn der „großen Nation" ihre Ueberlegenheit allen Nachbarn gegenüber geltend machten und nicht nur ihren berechtigten Nationalstolz und dazu ihre Eitelkeit befriedigt sahen, sondern sich auch materiellen Wohlstandes und Verbesserungen aller Art erfreuten. Selbst das Continentalsystem war für Frankreich minder drückend, als für die Nachbarstaaten, denn Napoleon brachte aus den besiegten und eroberten Ländern ungeheure Geldsummen nach Frankreich und gab damit der Industrie den großartigsten Aufschwung, die dann wieder ihren Markt in dem unterworfenen Europa fand. Die Armen wurden durch die mannigfaltigsten und nützlichsten Bauten beschäftigt, die in immer größerem Maaßstabe ausgeführt wurden, besonders der Bau von Straßen, Canälen, Brücken, Schlössern, Trocknung von Sümpfen, Erweiterung der Häfen und Schiffswerften, Errichtung von öffentlichen Gebäuden für die verschiedensten Zweige der Civil- und Militärverwaltung,

Hospitäler, Schulen, Verschönerung der Städte, insbesondere der Hauptstadt, Errichtung von Denkmälern des Ruhms ꝛc. Noch heute erhalten diese staunenswürdigen Werke das Andenken ihres unsterblichen Urhebers. Eben so musterhaft war die innere Ordnung des großen Reichs, die Verwaltung und Justiz. Um diese Zeit wurden alle neuen von Napoleon veranlaßten und durch die geschicktesten Fachmänner ausgeführten Gesetze im Code Napoleon vereinigt, den auch Italien, Holland und selbst einige Rheinbundstaaten annahmen. Die große Einfachheit und Klarheit dieses Codex und noch mehr das darin durchgeführte Princip der Gleichheit Aller vor dem Gesetz gereichten ihm zur verdienten Empfehlung, wie er denn auch in den gegebenen Verhältnissen immer das Praktische und bei dem damaligen Bildungsstande das Natürliche festhielt.

Auch im Schulwesen drang Napoleon auf das Einfache, Klare, Praktische und verwarf auf's entschiedenste die unklare und unnütze Vielwisserei, die sich gerade damals in die deutschen Schulen bis in die Volksschule hinab einzumischen anfing. Nur der Universität und den höhern Unterrichtsanstalten für Specialfächer behielt er umfassende und gründliche Studien vor, für die niedern und Mittelschulen ließ er nur das Nothwendige in präciser Kürze gelten. Seine Soldaten, seine Arbeiter sollten wenig, aber das Wenige gut und ganz wissen. Die von ihm in Paris neugegründete Universität und das „Institut," welches er an die Stelle der alten Akademie setzte, wurden von ihm verschwenderisch ausgestattet. Eben so die wissenschaftlichen Sammlungen aller Art. Unter den Gelehrten standen ihm die Mathematiker und Naturforscher am nächsten und erfreuten sich seiner hohen Gunst. Von den Philosophen und philosophirenden Bearbeitern der Erfahrungswissenschaften wollte er nichts wissen und nannte sie verächtlich Ideologen, ein Name, mit dem er die deutschen Gelehrten fast insgesammt abfertigte. Die Geschichtschreibung konnte unter ihm nicht blühen, weil sie wenig wahr seyn durfte. Auch die Dichtkunst

des damaligen Frankreich war von geringem Belang und blieb weit hinter der Poesie der Wirklichkeit zurück. Napoleon und seine Thaten fanden auch nicht einen einzigen ihrer würdigen Sänger, der kriegerische Trotz der Nation spiegelte sich damals noch in keinem echt volksthümlichen Chanson, wie erst viel später in denen von Beranger. Die größte literarische Berühmtheit war in dieser Zeit männlicher Thaten ein Weib, Frau von Staël, die Napoleon wegen ihres eiteln Raisonnements und wegen der kleinen Salonintriguen, mit denen sie sich für seine Verachtung zu rächen suchte, aus Frankreich verbannte.

Für die bildenden Künste war Paris unter Napoleon ein Centralpunkt, wie ihn die Welt vielleicht nie wieder finden wird, ein wahres heiliges Mekka, nach dem die Kunstbeflissenen aus allen Weltgegenden pilgerten. Schon unter dem Convent und Directorium waren die herrlichsten Kunstwerke aus den Niederlanden, Italien und Deutschland als Beute nach Paris geschleppt, seitdem aber noch von Napoleon theils durch neuen Raub, theils durch Kauf ansehnlich vermehrt und im Musée Napoleon zur Bewunderung der Einheimischen und Fremden auf's vortheilhafteste ausgestellt worden. Inzwischen wirkte der Anblick so vieler alter Meisterwerke noch nicht belebend auf die französischen Künstler selbst ein, die vielmehr, wie die Dichter, noch in einer ziemlich oberflächlichen und conventionellen classischen Manier verharrten.

In Bezug auf England dauerte das von Napoleon beliebte Continentalsystem in seiner ganzen Strenge fort, so weit es nicht durch Schmuggel vereitelt wurde. Die Engländer übten Repressalien und glaubten, wenn Napoleon jedermann verböte, mit ihnen zu handeln, sich auch ihrerseits berechtigt, jedermann zu verbieten, mit ihm zu handeln. In ihrem eigenen Interesse zu klug, um nicht den Handel mit dem Festland auf alle Weise zu fördern, gewährten sie denselben Erleichterungen, verordneten aber durch ein Decret vom 18. Nov. 1807, jedes neutrale Schiff, welches Waaren nach Frankreich oder einem andern Punkt der im Continentalsystem

begriffenen Staaten bringen wolle, müsse zuvor in einem englischen Hafen anlegen, sich visitiren und gegen eine Abgabe legitimiren lassen. Man bemerkte, daß die stolzen Nordamerikaner sich diesem scheinbar für ihre Flagge demüthigenden Gesetz gerne unterwarfen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, unter ihrer neutralen Flagge einen sehr einträglichen Handel mit englischen Waaren zu treiben. Die Engländer selbst aber verfälschten oft ihre Certificate und zogen die nordamerikanische Flagge auf, um unter dem Schutz derselben ihre Waaren selbst in continentale Häfen zu bringen. Napoleon empfing das englische Decret, als er gerade in Mailand verweilte, und wurde dadurch sehr erbittert. Er erwiederte es durch das Mailänder Decret vom 17. December, worin er alle neutralen Schiffe für entnationalisirt und confiscirt erklärte, welche sich jenem englischen Gebot unterwerfen würden.

Napoleon war gewiß zu einsichtsvoll, um nicht die Unnatur des Continentalsystems einzusehen. Er legte durch die ungeheure Vertheuerung der Colonialwaaren, von denen manche sogar nicht mehr zu bekommen waren, den daran gewöhnten Bevölkerungen einen zu unleidlichen Zwang auf, als daß er sich nicht dadurch namentlich bei den ohnehin mißhandelten Bevölkerungen außerhalb Frankreich selbst den bittersten Haß hätte zuziehen sollen. Aber er hielt diesen Zustand deßwegen nicht für unerträglich, weil er ihn nur als einen provisorischen auffaßte, und selbst die größte Strenge und Uebertreibung des Systems, zu der er rasch fortschritt, hatte nur den Zweck, die Beseitigung des Uebels zu beschleunigen, denn er hoffte dadurch die Engländer schneller zum Nachgeben zu zwingen. Die Engländer aber übertrafen ihn noch an Hartnäckigkeit und suchten ihm sein eigenes System unerträglich zu machen, damit er davon abstehe und ihnen nachgebe. Unter anderm hemmten sie durch die strengsten Verbote die Ausfuhr der Chinarinde gänzlich und wie eifrig Napoleon auch die Chemiker anspornte, ein Surrogat dafür herzustellen, so gelang es doch nicht, dieses unentbehrliche Arzneimittel zu ersetzen. Was der Minister des Innern

unterm 24. Dez. 1807 den Handelskammern sagte, klang fast à la Robespierre: „es wäre zu wünschen, daß die unglücklichen Gewohnheiten und Liebhabereien für Stoffe, die nur aus fremden Ländern gezogen werden können, eingeschränkt würden und daß die Consumenten sich mit den einheimischen Producten begnügten. Unsere Armeen haben durch ihre Entbehrungen im Felde ein großes Beispiel gegeben; da es die Nationalehre gilt, wird auch das Volk die seinigen ertragen.“ Wie Herkules die hunderthalsige Hydra besiegte, so hieß es, haue Napoleon dem englischen Polypen alle Arme ab, mit denen er das Festland zu umstricken trachte. In der That trug Napoleon nicht allein die Schuld, der rücksichtslose Egoismus der Engländer darf dabei nicht vergessen werden. Mit Recht verglich ein dänischer Dichter in einer Schilderung des Copenhager Brandes die blaue Flagge Englands mit der schamlosen und immer nach Beute lechzenden Doppelzunge der Schlange.

Etwas anders wie das Continentalsystem ist das Benehmen Napoleons gegen den Papst aufzufassen. Auch hier wird zwar seine Härte und Uebertreibung einigermaßen durch den Umstand entschuldigt, daß sie nur eine provisorische Maaßregel seyn sollte, die zum Theil mit dem Continentalsystem zusammmenhing. Allein Napoleon hatte mit dem Papst auch ein Definitivum im Sinne, was dessen Autorität wesentlich beschränken und vermindern sollte und aufs entschiedenste im Widerspruche stand mit den Ansichten, welche er selbst früher in Bezug auf das Papstthum kund gegeben hatte (Theil II. S. 431). Wenn er nämlich früher in der weltlichen und ausländischen Souveränetät und Unabhängigkeit des Papstes nichts bedenkliches, sondern die sicherste Bürgschaft für die Befriedigung der Katholiken in Frankreich und für sich selbst eine Entlastung von höchst widrigen Verantwortlichkeiten erkannt hatte, die ihn niederdrücken würden, sobald er die geistliche Gewalt sich unterordnete, machte er von nun an in seinen geheimen Verhandlungen mit dem Papst gerade die entgegengesetzte Ansicht geltend

und verlangte, der Papſt ſolle ihn als weltlichen Oberherrn anerkennen. Da der Vortheil für Napoleon, Herr in Rom zu ſeyn und die Häfen von Ancona und Civita vecchia den Engländern zu verſchließen, offenbar viel kleiner war, als der Nachtheil, mit dem Papſt in Feindſchaft zu gerathen und dadurch die Sympathien aller gläubigen Katholiken von ſich abzuwenden, ſo darf man nicht in der ſtrengen Conſequenz des Continentalſyſtems die Urſachen ſuchen, aus denen Napoleon den Knechtungsverſuch am Papſte machte. Der Grund lag vielmehr in den Conſequenzen der römiſchen Kaiſeridee, deren Verwirklichung Napoleon immer näher rückte, und vielleicht in der Erwägung, wie beneidens- und nachahmungswürdig Kaiſer Alexander ſey, ſofern er nicht nur den Staat, ſondern auch die Kirche ſeines weiten Reiches beherrſchte. Später hat Napoleon ſelbſt geäußert, er habe den Papſt nach Paris verſetzen, aber trotzdem deſſen kirchliches Anſehen verſtärken wollen, um dadurch Herr aller Katholiken auf dem Continent zu werden und directen Einfluß auf die katholiſche Oppoſition in England zu gewinnen. Eine ſolche Identificirung des katholiſchen Kirchengebiets mit ſeinem weltlichen Reiche entſprach auch vollkommen der Idee, die er ſich von einem neuen römiſchen Reich gebildet hatte. Dem ſtand nun aber das uralte Herkommen und die Grundidee der abendländiſchen Kirche entgegen, die dem Staate neben-, nicht untergeordnet iſt. Es gab daher für Napoleon kein Mittel außer Gewalt und liſtige Verführung, um wenigſtens den dermaligen Papſt vom Feſthalten an jener Grundidee abzubringen. Seine bisherigen Erfolge aber hatten Napoleon überzeugt, ihm ſey alles möglich und die Menſchen ſeyen viel zu dumm und ſchlecht, als daß ſie ſich nicht durch Schrecken, Ueberliſtung oder Beſtechung zu allem bringen ließen. Wo irgend ein Charakter ihm noch widerſtand, plagte ihn eine dämoniſche Luſt, denſelben wie die andern zu zerreiben und alles um ſich her zu demoraliſiren. Weil er die Menſchen verachtete, wollte er nicht leiden, daß noch irgend einer übrig bleibe, den er achten müſſe.

Schon am Schluß des vorigen Bandes ist gezeigt worden, wie der arme alte Papst Pius VII. vom Cardinal Fesch durch Lügen nach Paris gelockt, wie er dort nur zu Napoleons Zwecken benutzt und mit wenig Achtung behandelt worden und von allem, was er durch Napoleons Huld zu erreichen hoffte, nichts erlangt hatte. Er sollte nun sogar noch von dem verlieren, was er besaß. Weit entfernt, ihm die Legationen Ferrara und Bologna zurückzugeben, ließ Napoleon neuerdings auch noch Ancona besetzen, 6. Nov. 1805. Sodann dehnte Napoleon das französische Concordat auf Italien aus und entzog dadurch dem Papst sein herkömmliches Ansehen über die italienischen Bischöfe. Ferner verlangte er während der Kriege von 1805 und 1806, der Papst solle keinen Engländer und keinen Russen in seinen Staaten dulden. Zum erstenmale schrieb er dem Papst: „Ew. Heiligkeit sind Souverain in Rom, ich bin aber Kaiser dort und alle meine Feinde müssen die Ihrigen seyn.“ (Brief vom 13. Febr. 1806.) Er erklärte sich demnach zum weltlichen Lehnsherrn des Papstes. Pius erwiederte: „es gibt keinen Kaiser in Rom, es gibt nur einen römischen Kaiser und dieser Titel gehört nur dem deutschen Kaiser.“ Diese häkliche Correspondenz hat vielleicht dazu beigetragen, die Errichtung des Rheinbundes und Vernichtung des deutschen Kaisertitels zu beschleunigen. Um gleichwohl Napoleon nicht zu erzürnen, bat der Papst die Engländer und Russen, seine Staaten zu verlassen. Napoleon aber ließ sich nicht beschwichtigen und befahl nun auch Civita vecchia zu besetzen, im März. Auch brach er die bisher persönlich geführte Correspondenz mit dem Papst ab, ließ nur noch durch Talleyrand (den abgefallenen Bischof und Spötter alles Heiligen) mit ihm unterhandeln und ihm sagen, wenn er sich nicht füge, werde ihn Napoleon überhaupt als weltlichen Souverain nicht mehr anerkennen und den ganzen Kirchenstaat mit Frankreich vereinigen. Ueber den Besitz der Fürstenthümer Benevent und Ponte Corvo war alter Streit zwischen Rom und Neapel, Napoleon entschied den Streit jetzt unversehends, indem er das eine Fürstenthum an

gewinnen; denn je älter er iſt, deſto größer, je jünger, um ſo geringer iſt ſeine Brauchbarkeit. Nach allen bisher bekannt gewordenen Nachrichten fordert aber der Torf von der Güte, wie er jetzt zum Theil gefunden wird, eine ungleich längere Zeit zum Nachwuchs, als die höchſten Umtriebszeiten, welche bis jetzt zur Nachzucht von Brennholz für angemeſſen gefunden wurden

In den Niederlanden wurde unter einem Torflager 2 — 4 Fuß tief die hölzerne Brücke, welche Germanikus bei ſeinem Zuge nach Deutſchland, alſo vor etwa 1800 Jahren, ſchlagen ließ, gefunden, was eine jährliche Höhenzunahme von ungefähr 0,22 Linien anzeigt. In Mooren wurden menſchliche Körper gefunden, aus deren Kleidung man ſchloß, daß ſie 2000 Jahre daſelbſt mochten gelegen haben. Moſer[1] nimmt in 100 Jahren einen Zuwachs von höchſtens 2 Fuß an, auch Meiners. Dau ſchätzt den jährlichen Zuwachs je nach den verſchiedenen Urſachen der Entſtehung auf 2 — 4 Linien. 300 — 400 Jahre hält er für die kürzeſte Friſt, welche der entſtandene Torf brauche, um gut zu werden. So viel iſt gewiß, daß die meiſten und ausgedehnteſten Torflager, um zu ihrer dermaligen Stärke zu erwachſen, Jahrtauſende bedurft haben. Noch iſt die Sache zu neu, daher zu wenig erforſcht, ob und wie ſich der Zuwachs beſchleunigen laſſe, ob und wie man bewirken könne, daß der Torf in einer viel kürzern Zeit dieſelbe Güte erreiche, von welcher er jetzt gefunden wird. Nach dem bisher Angeführten möchten die Menſchen den wenigſten gegenwärtigen Mooren Zeit laſſen, ſich wieder als ſolche zu verwachſen. Im Fichtelgebirg war die Torfgewinnung zu 8 fl. 20 kr. vom Tagwerk verpachtet, im Braunſchweigſchen der Morgen zu 27 fl. Dieſes wäre alſo der Vortheil von einer wenigſtens 300 Jahre lang unterlaſſenen Benutzung. Wer wird dafür eine ausgeſtochene Fläche, wenn ſie nur einige andere Verwendung zuläßt, wieder zur Torferzeugung liegen laſſen? Es iſt aber kein Zweifel, daß, ſo lange Torflager vorhanden ſind und der Torf benutzt werden kann, dieſes auf die Preiſe des Holzes wirkt. Die Einnahme aus den Forſten im Königreich Hannover blieb $18^{16}/_{37}$ gegen den Voranſchlag zurück, weil wegen

[1] Moſer, Joh. Chr., die Torfwirthſchaft im Fichtelgebirge. Nurnberg 1825.

Talleyrand, das andere an Bernadotte verschenkte. Weiter ließ Napoleon den Papst durch den berüchtigten Alquier, französischen Gesandten in Neapel, und durch den Vicekönig Eugen bedrohen, wenn er nicht folgende Forderungen bewillige: Krieg gegen England, Aufhebung aller Klöster in Italien, Creirung von 30 französischen Cardinälen, damit die Franzosen im Enclava das Uebergewicht bekämen, Anerkennung des französischen Concordats für Italien, canonische Aufhebung der Ehe Jerome's mit der Miß Patterson und Anerkennung seiner Ehe mit der Prinzessin Katharine von Württemberg.*) Der letztern Forderung würde der Papst ohne Zweifel genügt haben, wenn er nicht vorgezogen hätte, von nun an alles zu verweigern, weil er doch niemals mehr hoffen konnte, den unersättlichen Forderer zu befriedigen, der ihn zugleich mit Drohungen, Grobheiten und wirklichen Beraubungen so sehr mißhandelte, daß auch einem minder Hochgestellten, wie viel mehr nicht dem Haupt der Kirche gebührte, sich in stolze Passivität zurückziehen. Napoleon ließ nun die Legationen Urbino, Macarata und Ancona, endlich am 2. Februar 1808 unter General Miollis Rom selbst besetzen. Obgleich der Papst schon einmal, als man ihn beschuldigte, er lasse sich vom Cardinal Consalvi leiten, mit Entrüstung versichert hatte, er bedürfe keines Rathes, um seine Pflicht als Oberhaupt der Kirche zu erfüllen, mußte dennoch Miollis alle Cardinäle, von denen er glaubte, sie seyen nicht napoleonisch gesinnt, gewaltsam aus Rom entfernen. Auch ließ er die wenigen Truppen des Papstes Napoleon den Eid der Treue schwören und die Offiziere, die sich weigerten, verhaften. Doch wurde

*) Ihr Vater, König Friedrich, unterhandelte im October 1807 mit dem Cardinal della Genga (nachmaligem Papst Leo XII.), der zu diesem Behufe nach Stuttgart gekommen war, über ein Concordat, als der Cardinal plötzlich seine Zusage zurücknahm und der König öffentlich erklärte, „er sehe alle Unterhandlungen mit Rom für abgebrochen an und werde dieselben nie mehr anknüpfen, sondern seinen katholischen Unterthanen selbst als König und Vater Vorsehung thun."

die Person des Papstes damals noch nicht angetastet. Er durfte in seinem Pallaste einsam mit wenigen Getreuen seufzen, während Miollis Rom und den Kirchenstaat auf Napoleons Rechnung verwaltete.

Ein ähnliches Schicksal wie den Kirchenstaat traf auch Hetrurien. Die Königin Wittwe Marie Louise, die hier für ihren unmündigen Sohn regierte, wurde beschuldigt, Livorno dem englischen Handel geöffnet und heimlich mit dem Papst und der Königin Karoline in Sizilien intriguirt zu haben. Derselbe Miollis, der bald darauf Rom besetzte, nahm schon am 30. August 1807 von Toscana Besitz. Aus Rücksicht für Spanien aber ließ Napoleon die arme Königin nicht ohne Entschädigung, sondern versprach ihr einen Theil von Portugal zum erblichen Besitz für ihren Sohn.

Napoleon selbst kam im November 1807 nach Mailand, von wo aus er das schon erwähnte Decret gegen England schleuderte und nach Venedig, wo man ihm prächtige Feste gab. Unterwegs in Mantua sprach er seinen Bruder Lucian, den er von Rom hatte rufen lassen, und versuchte abermals, ihn zu einer Scheidung von seiner bürgerlichen Frau zu bewegen, die unerläßliche Bedingung, ohne die er ihn nicht zum kaiserlichen Prinzen machen konnte. Aber Lucian weigerte sich standhaft und soll bei diesem Anlaß seinen Bruder gewarnt haben, seine Eroberungen nicht immer mehr ins Ungeheure auszudehnen, weil doch das Kriegsglück einmal wechseln könne. Napoleon führte ihn ans Fenster, zeigte zum Taghimmel hinauf und frug ihn: siehst du dort den Stern? Lucian sah nichts, aber Napoleon sagte: ich sehe ihn und so lange ich ihn sehe, verläßt mich das Glück nicht. Lucian zog sich die Ungnade seines mächtigen Bruders in dem Grade zu, daß er drei Jahre später lieber Italien ganz verließ und sich nach Amerika einschiffte. Die Engländer fingen ihn unterwegs auf und brachten ihn nach London, wo er mit Achtung aufgenommen wurde. Er blieb in England und sah als glücklicher Familienvater in philosophischer

Ruhe den Ereigniſſen auf dem Feſtlande zu. — Gleichſam um die Italiener dafür zu entſchädigen, daß er ſo viele ſeiner Miniſter und Marſchälle zu italieniſchen Herzogen gemacht hatte, machte Napoleon auch den Mailänder Melzi, der ihm zuerſt an der Brücke von Lodi die Schlüſſel von Mailand überbracht und bisher ſtets ſein dienſtfertiges Werkzeug, namentlich auch gegen den Papſt geblieben war, zum Herzog von Lodi.

Im Frühjahr 1808 widmete ſich Napoleon den ſpaniſchen Angelegenheiten. Die glänzenden Siege, die er über Oeſterreich und Preußen erfochten und das Bündniß, welches er mit Rußland geſchloſſen hatte, ſetzten ihn in den Stand, eine Armee nach Portugal zu ſchicken, um dieſes Land dem Continentalſyſtem zu unterwerfen und die Engländer von hier abzuſchließen. Aber auch Spanien wollte er bei dieſer Gelegenheit noch ſclaviſcher von ſich abhängig machen, und die Erbärmlichkeit des ſpaniſchen Hofes verleitete ihn, bald noch weiter zu gehen und an eine Eroberung der ganzen pyrenäiſchen Halbinſel zu denken. Wir behalten uns die zuſammenhängende Darſtellung der Ereigniſſe in Spanien für das folgende Buch vor. Sie geſtalteten ſich im Verlauf des Sommers auf eine für Napoleon viel ungünſtigere Weiſe, als er ſelbſt erwartet hatte. Seine Truppen erlitten Niederlagen und die ganze ſpaniſche Nation ſtand wider ihn auf. Einen ſolchen Widerſtand glaubte er nun mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Macht niederſchlagen zu müſſen, denn ſein Kriegsglück, ſein Ruhm ſtand auf dem Spiele. Wurde eines ſeiner Unternehmen rückgängig, ſo war der Glaube an ſeine Unfehlbarkeit dahin und das Gebäude ſeiner Größe erſchüttert. Er beſchloß daher, die Fehler ſeiner Generale wieder gut zu machen, an der Spitze einer ungeheuren Armee ſelbſt nach Spanien zu gehen und ſeinen Willen in gewohnter Weiſe durchzuſetzen. Allein er konnte es nicht wagen, ohne ſich vorher den Rücken gedeckt zu haben durch eine neue noch engere Befeſtigung ſeines Bündniſſes mit Kaiſer Alexander, dem er dafür natürlicherweiſe ein Opfer anbieten mußte. Dieſes Opfer waren die

Moldau und Wallachei, überhaupt die Türkei, die er jetzt (wenigstens einstweilen) nicht mehr in Schutz nehmen, sondern der Willkür Rußlands Preis geben wollte. Er hatte früher erklärt, seine Heere sollten die Weichselufer nicht eher verlassen, bis sich die Russen aus jenen Donaufürstenthümern zurückgezogen haben würden. Jetzt stand er von dieser Bedingung ab und erlangte dadurch zugleich, seine sieggewohnten Truppen aus Preußen hinweg und nach Spanien ziehen zu können. Preußen selbst, so wie Oesterreich schienen ihm zu sehr geschwächt, um während seiner Abwesenheit in Spanien etwas gegen ihn unternehmen zu können und wurden überdies durch die russische Macht im Zaum gehalten.

Kaiser Alexander ging auf diese Combination gerne ein, denn er hatte nur dabei zu gewinnen und konnte, wie er bereits Finnland erworben, so jetzt auch noch einen Theil der Türkei an sich reißen. Napoleon aber begnügte sich in dieser Beziehung nicht mit geheimen Unterhandlungen, sondern wollte, daß die Welt durch das imposante Schauspiel einer Zusammenkunft der beiden mächtigsten Herrn des Festlandes von der Innigkeit ihrer Allianz überzeugt, jede Hoffnung seiner heimlichen Feinde vereitelt, die Treue seiner Vasallen befestigt und ganz Europa mit Furcht erfüllt werde. Er lud daher den Kaiser Alexander zu einem Congreß in Erfurt ein. Als Alexander seine Ankunft zugesagt hatte und auch die Rheinbundfürsten eingeladen worden waren, schickte Napoleon das Kostbarste seiner Haushaltung und ein ganzes Theater mit den besten Pariser Schauspielern nach Erfurt und richtete alle größeren Gebäude daselbst zu Prachtwohnungen für seine Gäste ein, um mit dem Reichthum und Geschmack seines Hofes eben so zu imponiren, wie mit seiner Kriegsmacht. Auch die auserlesensten Regimenter seiner Garde verfügten sich dahin.

Man kann sich denken, mit welcher Sorge Preußen und Oesterreich diesen Anstalten zum feindlichen Congreß im Herzen Deutschlands zusahen! Am meisten in Gefahr war Preußen. Minister

poleon schon empfangen hatte, und dem bald fast alle übrigen Rheinbundfürsten nachfolgten, die Könige von Bayern, Württemberg, Westphalen, der Fürst Primas, die Großherzoge von Baden, Darmstadt, die Herzoge von Mecklenburg, Oldenburg, Weimar, Gotha ꝛc. Die Stadt war erleuchtet, wobei man an der Freimaurerloge die fast satyrische Inschrift las: à Napoleon l'unique — nec decipitur, nec decipit unquam.

Sie paßte wenigstens vortrefflich zu den täglichen Gesprächen der beiden Kaiser und ihrer vertrauten Minister, unter denen Talleyrand von der einen, der alte Romanzoff von der andern Seite hervorragte. Die Kaiser selbst affectirten eine stürmische Zärtlichkeit für einander und überhäuften sich mit Schmeicheleien, ja sie schienen unzertrennlich, wie Brüder vom Frühstück bis zur späten Nacht. Allein weil Napoleon den Kaiser Alexander damals brauchte, so war auch die diplomatische Ueberlegenheit bei dem letztern. Alexander wollte nicht nur die Moldau und Wallachei gewiß haben, sondern sich auch die Enthaltung von weitern Eroberungen in der Türkei erst abbitten und mit Versprechungen abkaufen lassen, wozu er sich des alten hitzigen Ministers Romanzoff bediente; wogegen Talleyrand alle erdenkliche Liste und Winkelzüge brauchte, um Rußland zu überzeugen, es sey jetzt noch nicht Zeit, der Türkei den Garaus zu machen, das könne auch Rußland nicht ohne den Beistand Frankreichs, weil Oesterreich und England alles wagen würden, die Türkei zu retten, Rußland möge also warten, bis Napoleon mit Spanien fertig sey. In der That hatte Oesterreich den Orient aufmerksam beobachtet und Napoleon sich veranlaßt gesehen, einmal zu drohen, wenn das Wiener Cabinet seine geheimen Verbindungen mit Serbien fortsetze. Alexander ließ sich nun auch bewegen, einstweilen nur die Moldau und Wallachei zu verlangen, und nahm die Miene an, als ob er damit dem russischen Nationalstolz und seinem starren alten Minister ein großes Opfer bringe.

In den diplomatischen Verhandlungen, die dem Erfurter Con-

greß vorausgingen, hatte Napoleon, so lange er dem russischen Kaiser die beiden Donaufürstenthümer noch nicht unbedingt überlassen wollte, Schlesien dafür verlangt oder Böhmen. Aber weder auf das eine noch auf das andere war Alexander eingegangen. Jetzt aber, als er die Zusicherung der Donaufürstenthümer hatte, opferte er Preußen wenigstens insoferne auf, als er auf die Bedingung des Tilsiter Friedens Verzicht leistete, derzufolge Preußen für Hannover noch eine Entschädigung von 400,000 Seelen hätte erhalten sollen. Preußen in seiner Schwäche mußte sich's gefallen lassen. Napoleon trieb nur Hohn mit Preußen. Indem er seine Truppen ohnedies aus Preußen hinweg nach Spanien ziehen mußte, ließ er sich dieses Wegziehen erst noch abkaufen. Preußen sollte ihm 10,000 Mann Hülfstruppen stellen und auf die von Scharnhorst betriebene Landwehr verzichten, damit der eigentliche Bestand von 42,000 Mann Truppen nicht überschritten werde. Vergebens wandte sich der König um Hülfe an Rußland, und sah sich endlich (29. September) genöthigt, den Vertrag zu ratificiren durch seinen Erfurter Gesandten Grafen Golz, und zwar hinter dem Rücken aller seiner Minister. Jetzt erst wurde Stein entlassen. Gneisenau und Grolmann dankten ab.

Napoleon hatte noch ein zweites Anliegen in Erfurt. Kurz vorher hatte der König von Bayern bei ihm angefragt, ob er es wohl erlauben würde, daß sein Sohn, Kronprinz Ludwig, um die Hand der schönen Großfürstin Katharina, einer Schwester des Kaisers Alexander, werbe; aber Napoleon hatte seine Unzufriedenheit damit bezeugt. Man glaubte, er fürchte nur den Einfluß Rußlands in Bayern. Allein er hatte einen viel triftigeren Grund, indem er jene Großfürstin selbst zur Gemahlin zu erhalten wünschte. Nichts schien ihm sicherer, den Kaiser Alexander an sich zu fesseln. Jedenfalls wollte er mit seiner revolutionären Vergangenheit brechen, sich von Josephinen scheiden lassen und durch Verheirathung mit einer Prinzessin aus einer der ältesten und mächtigsten Dynastien seine eigene Dynastie legitimiren. Er

ließ seine Gedanken dem Kaiser Alexander vorsichtig bekannt machen, dieser aber erklärte, obgleich er Selbstherrscher aller Reußen sey, könne er doch über die Hand seiner Schwester nicht verfügen, das stehe allein seiner Mutter zu. Diese württembergische Marie aber war längst bekannt als eine der stolzesten Verächterinnen des corsischen Usurpators.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß die Zusammenkunft in Erfurt keineswegs ein so inniges Verhältniß zwischen den beiden Kaisern bedingte, als die Welt sich einbildete, daß sie vielmehr von den beiden Pacisccenten selbst nur als eine Verständigung über ein kurzes, beiden Theilen nützliches Provisorium angesehen wurde, hinter dem aber eine argwöhnische Gesinnung verborgen lag. *) — Beide Kaiser machten auch einen gemeinsamen Friedensantrag an England, berechnet auf den Schein der Friedensliebe. Es war keinem Theil Ernst. England wollte einen allgemeinen Friedenscongreß beschicken, wenn auch die spanischen Insurgenten zugelassen würden. Das wollte Napoleon um keinen Preis dulden und so zerschlug sich die Sache.

Inzwischen beschäftigte man die Erfurter Gäste mit nichtigem Zeitvertreib. Die Pariser Schauspieler, unter denen Talma vorleuchtete, führten classische Stücke von Corneille und Racine vor einem „Parterre von Königen" auf. Bei den Worten im Oedipus „die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter," ergriff Alexander Napoleons Hand und drückte sie mit affectirter Innigkeit an sich. Die Rheinbundskönige ließen es am officiellen Beifall nicht fehlen, empfanden es aber heimlich gar übel, daß sie sich mit den neuen französischen Prinzen, Herzogen und Marschällen fast auf eine Linie gestellt sahen und mit

*) Napoleon äußerte später, Kaiser Alexander sey allen übrigen europäischen Monarchen in Geist, Anmuth, Kenntnissen und in der Gabe, die Menschen zu bezaubern, weit überlegen gewesen. Aber man habe gegen ihn auf der Hut seyn müssen, denn er sey nicht aufrichtig, sondern ein echter Grieche gewesen. Nach Las Cases.

ihnen vermischt sich im Gefolge ihres großen Lehensherrn verloren.*) Als einmal einer von ihnen ins Theater trat und die Wache aus Versehen vor ihm die Honneurs wie vor dem Kaiser machte, rief der wachthabende Offizier ganz laut: „laßt doch, es ist ja nur ein König.“ Napoleon selbst that sich etwas darauf zu gute, die versammelten Fürsten daran zu erinnern, daß er einmal nur ein armer Lieutenant gewesen sey. Der Fürst Primas erwähnte bei der Tafel der goldenen Bulle und versetzte sie (so unwissend war der weiland deutsche Reichserzkanzler über deutsche Geschichte) ins Jahr 1409. Napoleon corrigirte ihn sogleich und nannte die richtige Jahrszahl 1356. Als man nun sein vieles Wissen bewunderte, erzählte er, daß er als Secondelieutenant in Valence fleißig Geschichte studirt habe. — Die Herrschaften machten auch kleine Ausflüge, so nach dem Schlachtfeld von Jena, um dort eine Hasenjagd abzuhalten (mit wenig Rücksicht auf den Prinzen Wilhelm, der am Tage vorher abreiste), und nach Weimar, wo sich Napoleon unter andern auch Göthe und Wieland vorstellen ließ.**) Die beiden Kaiser trennten sich erst am 14. October.

*) König Friedrich von Württemberg, welcher Napoleon eifriger als jeder andere diente, behauptete doch ihm persönlich gegenüber die Würde seines Ranges. Als Napoleon einmal in Erfurt bedeckten Hauptes unter die unbedeckten Könige und Fürsten trat, stülpte Friedrich seinen Hut mit solcher Hast auf den frisirten Kopf, daß der Puder umherflog.

**) Der hochbejahrte Wieland mußte so lange vor dem sitzenden Kaiser stehen, bis er es nicht mehr aushielt und selbst bat, sich entfernen zu dürfen. Das Gespräch Napoleons mit Göthe gab Anlaß zu der Hoffnung, dieser werde jenem eine größere Achtung vor der deutschen Sprache und Literatur beibringen. Aber es fiel Napoleon nicht ein, auch nur zur Abwechslung einmal ein Göthe'sches oder überhaupt ein deutsches Stück aufführen zu lassen, wogegen die Zeitungen nicht verfehlten, zu berichten, mit welcher Befriedigung und Bewunderung Göthe die französischen Schauspiele habe aufführen sehen. Man konnte also höchstens vermuthen, Napoleon habe beabsichtigt, dem deutschen Dichter einen besseren Geschmack, d. h. den französischen beizubringen.

Viertes Buch.

Volkserhebung in Spanien.

Spanien hatte nur während der Schreckenszeit seine Pyrenäengrenze gegen die wilden Heere des Convents gehütet, aber schon mit dem Directorium Frieden gemacht und seit 1795 dreizehn Jahre nach einander dem Willen Frankreichs sich in allen Stücken mit einer Hingebung und Aufopferung gefügt, welche von Seiten Napoleons die zarteste Schonung und Dankbarkeit verdient hätte. Als der allvermögende Friedensfürst während des preußischen Krieges einen schwachen Versuch machte, sich der Abhängigkeit von Napoleon zu entziehen, genügte eine einfache Drohung des letztern, ihn zur Devotion zurückzuführen. Spanien hatte das Continentalsystem angenommen und erbot sich, auch Portugal dazu anzuhalten. Es hatte Frankreich seine Flotten, ungeheure Geldsummen, endlich auch seine Heere zu jedem beliebigen Gebrauch geliehen und war zu immer neuen Leistungen bereit. Napoleon konnte gerade durch die in Spanien bestehende Regierung das Land bequemer ausbeuten, als wenn er es unmittelbar beherrscht hätte. Die gewöhnlichste Klugheit gebot ihm daher, den innern Frieden desselben auf keine Weise zu stören. Die schweren Opfer, die es ihm gebracht, hatten doch nirgends im spanischen Volk Unzufrie-

vermehrten Verbrauchs von Torf die Preiſe des Holzes ſanken.

Es iſt zu erwarten, daß nach und nach noch mehr Torf- und Kohlenlager werden aufgefunden werden, daß ſelbſt ſolche, die man bereits kennt, aber, weil eine Ausbeute derſelben zur Zeit keinen zureichenden Vortheil bringen würde, noch nicht benutzt, bei ſteigenden Preiſen der Benutzung werth gefunden werden. Alles dieſes kann wohl die Beruhigung gewähren, daß man von dieſen Vorräthen lange noch zehren könne, aber — erſchöpft werden ſie werden, und, wo nur kleine Vorräthe der Art ſind, in nicht ſo ferner Zeit, je ſtärker ſie angegriffen werden. Der Torf läßt noch weniger als die Steinkohle einen weiten Transport zu, wenn nicht ſo manche Verſuche, die ſchon jetzt gemacht werden, mit Preſſen, Dörren deſſelben u. ſ. w. ſolchen Erfolg zeigen, daß ſie eine ausgedehnte Anwendung verdienen. Im günſtigſten Falle darf man jetzt dem Gewichte nach 5 Centnern Buchenholz 6 Centner Torf in der Wirkung gleich ſtellen.

In jedem Torflager iſt immer Torf von ſehr verſchiedener Güte, der dann ſo gemiſcht verbraucht wird. Auf die Güte des Torfs hat aber auch die Witterung in der Zeit, in welcher er gewonnen wird, ungemeinen Einfluß. Eine ſehr regneriſche laugt ihn aus, und wirkt auf ihn ähnlich, wie das Flößen auf das Holz, und zwar noch ſchlimmer, weil er poröſer iſt, daher die Feuchtigkeit mehr eindringen kann. Der Torf zerfällt noch leichter, als gute Steinkohle, leidet daher beim Transporte, beim Auf- und Abladen noch bedeutendern Abgang. Dadurch können von Torfſtichen ſehr entfernte Orte oft keinen unmittelbaren Vortheil von denſelben ziehen, wohl aber vielleicht einen mittelbaren dadurch, daß, wenn in der Nähe der Torfſtiche Torf verbraucht wird, ihnen das dort erſparte Holz zugeführt werden kann. Torf und Steinkohlen müſſen immer unter Dach aufbewahrt werden, was bei großen Vorräthen auch den Aufwand für eigene Gebäude veranlaßt. Die Anlage ſehr guter Wege, Kanäle, Eiſenbahnen kann allerdings den Kreis des Abſatzes für Torf und Steinkohlen beträchtlich erweitern.

Steht die Erzeugung dieſer Kohlenarten gar nicht in der Gewalt des Menſchen, ſind ſie, ſollte es auch erſt nach ſehr langer Zeit ſeyn, erſchöpfbar, iſt der Torf ein ſolches Material, von

benheit erweckt. In treuer Ergebenheit gegen die regierende Familie hatte es nie gemurret und sich alles gefallen lassen.

Napoleon aber hatte sich einmal die Idee eines neuen abendländischen Kaiserthums eingeprägt, in welchem er zunächst alle romanischen Völker unter seinem Scepter vereinigen wollte. Mit Italien war es ihm bereits geglückt und er glaubte Eile nöthig zu haben, sich auf gleiche Weise Spanien zu unterwerfen, ehe die Freundschaft, die er mit Kaiser Alexander in Tilsit geschlossen hatte, wieder erkaltete. Mit dem spanischen Königshause durfte er hoffen, bald fertig zu werden, denn es lieferte sich ihm selber aus und war nichts besseres werth, als eine Krone zu verlieren, deren es nicht würdig war. Die bisherige Geduld des Volkes aber ließ Napoleon erwarten, daß es seinem Plane sogar noch weniger Hindernisse in den Weg legen würde, als das italienische.

Portugal mußte den Vorwand leihen. Schon lange schmeichelte Napoleon dem König von Spanien mit der Erwerbung Portugals, welches Land, mit englischen Factoreien bedeckt und durchaus vom englischen Handel abhängig, bisher nur durch große Geldopfer den Frieden von Napoleon erkauft hatte, nunmehr aber unwiderruflich dem Continentalsystem einverleibt werden sollte. Godoy ließ ein Heer ausrüsten, welches Portugal erobern sollte, aber während des preußischen Krieges vielmehr eine feindliche Haltung gegen Frankreich annahm. Napoleon, in Preußen Sieger, bestrafte Godoy durch die Forderung, derselbe sollte ihm eben jenes spanische Heer abtreten, und in der Angst gehorchte Godoy und 15,000 tapfere Spanier mußten unter dem Befehl des Marquis de la Romana durch Frankreich nach Deutschland ziehen, um unter dem Marschall Bernadotte die Ostseeufer und die dänischen Inseln gegen die Engländer schützen zu helfen. Der Plan gegen Portugal wurde sofort definitiv durch den Vertrag von Fontainebleau am 27. October 1807 geregelt, geheim abgeschlossen zwischen Duroc und Godoy's Agenten, Izquierdo. Eine französische Armee sollte mit einer spanischen vereinigt Portugal erobern, dieses Land

ſodann getheilt werden, der Norden als Königreich Luſitanien der vertriebenen Königin von Hetrurien, der Süden als Königreich Algarvien dem Friedensfürſten zufallen, die Mitte mit der Hauptſtadt Liſſabon aber bis zum Frieden ſequeſtrirt, d. h. von den Franzoſen beſetzt werden. Ein franzöſiſches Heer auf der pyrenäiſchen Halbinſel zu unterhalten, war für Napoleon die Hauptſache, weil er dadurch auch Spanien beherrſchte. Uebrigens ſchickte Napoleon nach Portugal die abſchreckende Forderung einer Contribution von 100 Millionen voraus.

Die alte Königin Marie von Portugal war wahnſinnig, für ſie regierte ihr Sohn Juan VI., der ſelbſt zuweilen geiſtesabweſend war. Aranja, ſein Miniſter, war mit dem engliſchen Botſchafter Lord Strangford und dem gleichfalls anweſenden Sidney Smith einverſtanden, das Klügſte ſey, alle Reichthümer der engliſchen Kaufleute ſofort auf die Schiffe zu flüchten und die königliche Familie ſelbſt nach Braſilien überzuführen, wo ſie in Ruhe und Behagen fortregieren könnte, bis die Verhältniſſe in Europa ſich wieder beſſer geſtaltet haben würden. Als aber Junot an der Spitze von 28,000 Franzoſen über die Pyrenäen ging und gegen Portugal vorrückte, war man in Liſſabon ſo ſchlecht mit Nachrichten verſehen, daß man faſt von ihm überraſcht worden wäre. Junot litt unterwegs große Noth, weil es ſeinen Truppen an Lebensmitteln fehlte, das Wetter abſcheulich und die Wege faſt ungangbar waren. Seine Leute mußten plündern, um nicht Hungers zu ſterben, und an 5000 kamen durch Krankheiten oder unter den Dolchen des erbitterten Volkes um. Doch drang er unaufhaltſam vorwärts und erſchien am 19. Nov. in Abrantes. Obgleich er nun hier erſt 1500 Mann ſeines Vortrapps hatte und eine portugieſiſche Armee von 25,000 Mann in der Nähe ſtand, ſo war doch damals der Schrecken, den die Ankunft einer franzöſiſchen Armee verbreitete, ſo groß, daß die portugieſiſchen Truppen Befehl erhielten, keinen Widerſtand zu leiſten und der Hof in Liſſabon über Hals und Kopf die längſt beſchloſſene Einſchiffung

nach Braſilien betrieb. Eine engliſche Flotte war zu ihrem Schutz bereit. Im Ganzen entflohen 15,000 Perſonen mit unermeßlichen Schätzen. Auch die wahnſinnig aus ihrer Sänfte in die fremde Welt hinausſtarrende alte Königin wurde mitgeſchleppt. Als am 29. die letzten Segel am Horizont verſchwanden, blitzten ſchon von den nächſten Höhen der Hauptſtadt die Bajonette der Franzoſen und am folgenden Tage hielt Junot ſeinen Einzug in die ausgeleerte Stadt, während ſie von einem Erdbeben erſchüttert wurde, ein für die Franzoſen unheimliches Omen. Vor allen Dingen ließ er nun zuſammenrauben, was ſich von engliſchen Waaren noch vorfand oder was er dafür gelten ließ, und trieb in der Stadt eine Contribution von 2 Mill. Cruzaden ein. Vom ganzen Lande aber forderte er die 100 Mill. nach Napoleons Decret. Gemäß der lakoniſchen Ordre Napoleons, „das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren," ließ Junot auch alle Wappen und Farben abreißen und die franzöſiſchen dafür aufpflanzen. Die portugieſiſche Armee wurde bis auf einen kleinen Reſt aufgelöst. Niemand leiſtete Widerſtand, auch die Provinzen unterwarfen ſich. Sobald Napoleon erfuhr, alles ſey gelungen, erhob er Junot zum Herzog von Abrantes.

Somit hatte ein franzöſiſches Heer feſten Fuß auf der pyrenäiſchen Halbinſel, ein zweites ſtand an den Pyrenäen, die weiteren Plane Napoleons zu unterſtützen. Derſelbe gedachte ſich des feigen Godoy noch ferner zu bedienen, um durch ihn die königliche Familie von Spanien zu Grunde zu richten. Godoy hatte es damals auf den Kronprinzen Ferdinand, Prinzen von Aſturien, abgeſehen, den er gleich deſſen Vater von ſich abhängig machen oder verderben wollte. Die Königin ſelber, Ferdinands Mutter, war damit einverſtanden, denn ſie hing an ihrem alten Liebhaber unverbrüchlich und die Sünde, in der ſie noch in hohen Jahren lebte (denn Godoy wurde ihr als Kuppler noch unentbehrlicher, als er es früher als ausſchließlicher Buhler geweſen war), hatte das natürlichſte Gefühl in ihrem Herzen erſtickt. Der bloße

Anblick des rechtmäßigen Sohnes war ein steter Vorwurf für sie und sie haßte ihn. Ferdinand hatte in früher Jugend die Prinzessin Marie Antoinette Therese, Tochter der Königin Karoline von Neapel, geheirathet; aber die regierende Königin Louise von Spanien und jene Königin von Neapel konnten sich nie leiden und der Haß ging auf die Tochter der letztern über. Das junge kronprinzliche Ehepaar bildete fortan eine feindliche Gruppe gegenüber der Königin Mutter und Godoy und trachtete natürlicherweise, den Günstling zu stürzen. Godoy erkannte das Gefährliche dieser Lage und wußte sich Rath. Die junge Kronprinzessin starb plötzlich unter verdächtigen Umständen. Bald darauf aber sollte Ferdinand Godoy's Schwägerin, Maria Luisa, heirathen, allein er weigerte sich standhaft und sollte nun ganz vom Thron ausgeschlossen werden. Seine eigene Mutter gab zu verstehen, er sey nicht legitim geboren.

In der That durfte Ferdinand das äußerste gewärtigen, glaubte sich daher in seiner Noth an den französischen Gesandten wenden zu müssen. Das war damals Herr von Beauharnais, ein Schwager Josephinens, der aus Liebe zu seinen Verwandten dem spanischen Kronprinzen das Portrait seiner reizenden Nichte, Fräulein Tascher de la Pagerie, zeigte und ihn bewog, sich um die Hand derselben heimlich bei Napoleon zu bewerben und diesen überhaupt um seinen Schutz anzuflehen, in einem Briefe vom 11. Oct. 1807. Beauharnais glaubte seine Sache geschickt gemacht zu haben, wurde aber von Napoleon sehr ungnädig angelassen. Allerdings hatte Napoleon einen Augenblick geschwankt, ob er nicht den jungen Ferdinand durch eine französische Heirath sich verpflichten sollte, aber eine ihm so ferne stehende Verwandte, wie jene Tascher, schien ihm nicht anhänglich genug an seine Person.*) Wie leicht konnte

*) Er dachte an eine Tochter Lucians, die er nach Paris hatte kommen lassen, ersah aber aus ihren Briefen, die er heimlich auffangen ließ, daß sie ganz im Geist ihres Vaters gegen ihn eingenommen war und die naivsten Dinge über die ganze Familie aussagte, abstrahirte daher von ihr.

Ferdinand, von den Engländern und von den Spaniern selbst dazu gedrängt, Frankreichs Feind werden. Beruhte doch seine große Popularität in Spanien zum Theil in der Erwartung des Volks, er werde sich nicht so sclavisch der französischen Politik hingeben, wie der verhaßte Godoy. Es war also für Napoleon räthlicher, diesen Ferdinand der Thronfolge zu berauben. Fest dazu entschlossen, gab er dem Prinzen auf seinen Brief keine Antwort und unterstützte vielmehr die Politik Godoy's. Die schöne Tascher wurde, zum Hohn für Ferdinand, alsbald dem kleinen deutschen Fürsten von Ahremberg verheirathet, von dem sie sich aber bald wieder scheiden ließ.

Das heimliche Treiben Ferdinands blieb Godoy nicht verborgen, man witterte oder fingirte eine Verschwörung, man ängstigte und erzürnte den alten König damit und brachte es dahin, daß dieser selber seinen Sohn zu verhaften befahl und seine Papiere untersuchen ließ, 22. Oct. Das Concept des Briefes an Napoleon wurde aufgefunden, desgleichen ein Plan zu den Maaßregeln, die Ferdinand zu ergreifen haben würde, wenn sein Vater sterben sollte, dabei Entwürfe zu königlichen Decreten im Namen Ferdinands. Diese Papiere, die blos des Prinzen Noth und Hoffnungen verriethen, wurden als Beweise der angeblichen Verschwörung gegen den Thron und sogar gegen das Leben Karls IV. angesehen und von Godoy so schonungslos benutzt, daß er sogar den alten König bewog, das Verbrechen des Sohnes öffentlich vor ganz Spanien bekannt zu machen. Godoy hoffte den Prinzen dadurch so zu compromittiren, daß er des Thrones verlustig erklärt werden müsse, was auch sehr nach dem Wunsch Napoleons gewesen wäre. Allein Godoy besann sich wieder. Das Volk faßte die Sache anders auf und bezeigte dem Prinzen große Theilnahme. Wurde der Prinz vom Thron ausgeschlossen, so war ein Ausbruch der allgemeinen

Bei diesem Anlaß machte er sich das Vergnügen, seine Brüder und Schwestern zu versammeln und sich an ihrer Verlegenheit beim Vorlesen der Briefe zu weiden.

Unzufriedenheit zu besorgen. Der Friedensfürst zog es daher vor, dem Prinzen Gnade widerfahren zu lassen, aber nur unter der Bedingung, daß er sich öffentlich schuldig bekenne und demüthig um Verzeihung bitte. Dem so herabgewürdigten Thronfolger hoffte er dadurch zunächst die Sympathien des Volkes zu entziehen. Ferdinand leistete die Abbitte wirklich am 5. Nov. und wurde wieder frei.

Napoleon sah ungern diesen Rückzug Godoy's und die wachsende Popularität Ferdinands. Er glaubte daher, die gegenwärtige Schwäche der spanischen Regierung rasch benutzen zu sollen, um sich den nördlichen Theil Spaniens bis zum Ebro abtreten zu lassen, wogegen Spanien ganz Portugal behalten sollte. So willkürlich vernichtete er den kaum abgeschlossenen Vertrag von Fontainebleau. Wenn er den Plan durchsetzte, war er stark genug, vom Ebro aus das übrige Spanien im Zaum zu halten, sey es unter Karl, sey es unter Ferdinand. Er unterstützte seinen Vorschlag durch eine gehörige Truppenmacht. Schon am 22. Nov. ging Dupont mit 24,000 Mann, am 9. Jan. 1808 Moncey mit 28,000 Mann über die Bidassoa. Ihnen folgten 12,000 Mann unter Duhesme über Perpignan am 3. Febr. Diese Truppen bemächtigten sich mitten im Frieden durch plötzlichen Ueberfall der spanischen Grenzfestungen Figueras und San Sebastian, und der großen Städte Pampeluna und Barcelona. Im März rückten abermals 35,000 Mann unter Marschall Bessières in Spanien ein, die sämmtlichen Heertheile aber wurden unter den Oberbefehl Murats gestellt, der sich langsam Madrid näherte. Das spanische Volk sah diese Fremden nicht ungerne, denn in seiner gutmüthigen Verblendung wähnte es, die Franzosen kämen, um dem verhaßten Regiment des Friedensfürsten ein Ende zu machen und den Prinzen Ferdinand zu beschützen. Von dem Plan auf das Ebrogebiet wußte es nichts, das war noch Cabinetsgeheimniß. Sonst würden die tapfern Catalonier und Aragonier sich gleich anfangs widersetzt haben.

Der Friedensfürst hegte die doppelte Furcht beim Vorrücken der Franzosen, entweder werde Napoleom ihn aufopfern oder werde das Volk, sobald der Theilungsvorschlagg bekannt werde, sich gegen ihn erheben. Er verabredete daher mit der Königin eine Flucht nach dem spanischen Amerika, Mexiko oder Peru, ähnlich der Flucht der portugiesischen Königsfamilie nach Brasilien. Dadurch barg er seine Schätze und konnte jenseits des atlantischen Meeres bequemer fortregieren als diesseits. Die Königin war einverstanden; den König überredete man nur, um seine Selbständigkeit zu bewahren, seine Residenz einstweilen nach Sevilla zu verlegen und das spanische Heer aus Portugal an sich zu ziehen. Der Hof begab sich im März nach Aranjuez, von wo aus die Flucht unbemerkter erfolgen konnte. Dennoch wurde das viele Packen bemerkt und erregte Unruhe. Als nun in der Nacht auf den 17. März auch die Garden von Madrid nach Aranjuez kamen, um den abreisenden Hof zu begleiten, brach der langgenährte Argwohn des Volks in offenen Tumult aus. Alles schrie, Godoy habe Spanien an Napoleon verkauft und wolle die königliche Familie und die Schätze nur entführen, um das Land den Franzosen zu überliefern. Eine ungeheure Volksmenge war zusammengeströmt, die Garden selbst theilten die feindliche Stimmung gegen Godoy, der sich im Schlafrock auf einem Dachboden unter Binsenmatten versteckte und hier 36 Stunden lang Todesschweiß schwitzte, während Tausende ihn mordbegierig suchten. Auch der König und die Königin befanden sich in einer verzweiflungsvollen Lage. Karl IV. brachte vergebens seinen alten Günstling zum Opfer und erklärte seine Absetzung, das Volk und die Truppen wurden nicht eher ruhig, bis sie sich des Opfers selbst bemächtigt hatten. Am 19. Morgens wurde Godoy in seinem Versteck gefunden und wäre in Stücke zerrissen worden, wenn nicht die Königin den König bewogen hätte, alles für seine Rettung hinzugeben. Also bot der Vater dem Sohne die Krone an, wenn er Godoy das Leben erhalte. Ferdinand eilte in die Caserne, wohin die Soldaten mit Mühe den schon vom

Volk mißhandelten und blutenden Friedensfürsten gerettet hatten und rief ihm zu „ich schenke dir das Leben.“ Godoy hatte den Muth zu fragen, ob er schon König sey? „Noch nicht, sagte Ferdinand, aber bald werde ich es seyn.“ Er war es auch schon am 20., indem sein Vater feierlich abdankte.

Inzwischen hatte Murat kein ganz richtiges Verständniß dieser Vorgänge oder wollte es nicht haben, denn er ließ sich durch Ehrgeiz verblenden, selbst nach der spanischen Krone zu trachten. Die polnische war ihm entgangen, an der Spitze von mehr als 100,000 Franzosen glaubte er sich die spanische wohl erobern zu können. Seine Gemahlin Karoline konnte es nicht verschmerzen, bloß eine Großherzogin zu heißen, sie wollte durchaus königlichen Purpur tragen. Das erklärt die Hast, mit welcher Murat vorging und in Madrid selbst einrückte, 23. März. Er hatte jedoch das Mißgeschick, schon am andern Tage den Triumpheinzug Ferdinands VII. mit ansehen zu müssen. Ihn und sein Heer hatten die Madrider zwar ohne Widerstand, aber auch ohne eine Freudenbezeugung einziehen sehen, ihren jungen König aber empfingen sie mit einem Jubel, der nicht enden wollte. Diese Popularität seines Nebenbuhlers kam Murat äußerst ungelegen, allein die alte Königin schrieb an ihn einen Brief, worin sie um seinen Schutz bat und sich bitter über ihren Sohn beklagte. Das benutzte er sogleich, eine unabhängige Stellung zwischen den beiden spanischen Parteien einzunehmen und dadurch beide im Schach zu halten. Er nahm das alte Königspaar, er nahm sogar Godoy in Schutz und behandelte Ferdinand zwar sehr ehrfurchtsvoll, erkannte ihn aber noch nicht offiziell als König an, bis Napoleon darüber einen Beschluß gefaßt haben würde.

Napoleon hatte von dem Fluchtversuch nach Amerika gehört, aber sogleich der kleinen französischen Flotte unter Admiral Rosilly im Hafen von Cadix Befehl ertheilt, sich der königlichen Familie zu bemächtigen, wenn sie zur See ginge. Fürchtete er, die Spanier möchten den Kronprinzen Ferdinand zurückbehalten, und er

dann allein mit diesem zu thun haben, wenn die Eltern geflohen seyen? wollte er die spanische Krone lieber durch Unterhandlungen mit einem Schein des Rechts erwerben, als sie der fliehenden Familie rauben? Seine Vorsicht war überflüssig. Die Flucht über Meer erfolgte nicht. Sobald er die Ereignisse von Aranjuez erfuhr, billigte er Murats Benehmen und trachtete den Sohn durch den Vater, diesen durch jenen zu verderben.

Ferdinand VII. kannte die wahre Gesinnung Napoleons nicht, bildete sich ein, derselbe habe seine früheren Anträge nur aus Rücksicht für seinen Vater nicht beantwortet, glaubte jetzt, da diese Rücksicht weggefallen und er selbst König war, sie erneuern zu müssen, und bat abermals um Napoleons Anerkennung und um die Hand einer französischen Prinzessin. Auch zweifelte er nicht, Napoleon werde auf seine Wünsche eingehen, um sich dadurch der dauernden Freundschaft und Allianz mit Spanien zu versichern. Andrerseits lag die alte Königin und ihre Tochter, die Königin von Hetrurien, die auch nach Madrid gekommen war, Napoleon dringend an, die Abdankung Karls IV. zu widerrufen und diesen wiederherzustellen. Nichts konnte Napoleon erwünschter kommen, als dieser Zwiespalt in der spanischen Königsfamilie. Er verlangte, Karl IV. solle eine förmliche Protestation gegen seine Abdankung, als sey dieselbe nur erzwungen gewesen, aufsetzen und ließ dieselbe rückwärts datiren, als ob sie schon am 21. März verfaßt, worden wäre. Dadurch wurde die Nichtanerkennung Ferdinands VII. von Seite Napoleons motivirt. Vor allem aber kam es darauf an, den jungen König von seinem Volk zu entfernen, weil es für ihn begeistert war und seine Wiederabsetzung nicht geduldet haben würde, wenn er in Spanien geblieben wäre. Napoleon schickte daher denjenigen seiner Vertrauten, dessen er sich gewöhnlich bediente, wenn ein ungeheurer Frevel im Werke war, den General Savary (der auch den Herzog von Enghien expedirt hatte) nach Madrid, um als sein unmittelbarer Gesandter bei Ferdinand VII. alles wieder gut zu machen, was Murat scheinbar hatte fehlen

assen. Murat hatte den jungen König nie als solchen anerkannt, das that aber jetzt Savary und versicherte ihn, Napoleon sey bereit, auf alle seine Wünsche einzugehen, es sey jedoch nothwendig, daß ein so wichtiges Arrangement mündlich besprochen werde; der Kaiser, sein Herr, sey bereits auf dem Wege nach Spanien, einzig in der Absicht, mit ihm (Ferdinand) zu unterhandeln, Se. Majestät, König Ferdinand möchten daher geruhen, ihm entgegenzureisen. Durch diese Sirenenstimme ließ Ferdinand sich wirklich verlocken, von Madrid abzureisen, setzte jedoch vorher noch eine Junta als Regentschaft ein, der sein Oheim Don Antonio vorstand und zu welcher die Minister gehörten. Ferdinands jüngerer Bruder Don Carlos*) reiste voraus, Ferdinand selbst folgte mit den Herzogen San Carlos und Infantado, dem Minister Cevallos und mit seinem ehemaligen Lehrer und Vertrauten Escoiquiz, der bei ihm so viel galt, wie Godoy bei seinem Vater, aber eben so unfähig war. Auch Savary fuhr mit, der Vittoria als den Ort bezeichnet hatte, wo sie dem Kaiser Napoleon begegnen würden. Sie kamen am 14. April hier an, aber ohne Napoleon zu finden, der am folgenden Tage in Bayonne angelangt war und auch nicht im Sinne hatte, diese letzte französische Stadt, welche dicht an der spanischen Grenze liegt, zu verlassen, denn auf französischem Boden wollte er den jungen König in seiner Gewalt haben. Savary reiste ihm allein entgegen, während Ferdinand in Vittoria blieb, meldete ihm alles, was bisher geschehen war und kam am 18. nach Vittoria zurück mit einem Briefe Napoleons in einem ziemlich hohen hofmeisternden Ton, worin aber auch große Huld und die Zusage einer engen Familienverbindung ausgedrückt war. Einige Freunde warnten Ferdinand, keinen Schritt weiter vorwärts zu thun, Urquijo sagte alles voraus, was kommen würde, und kehrte für seine Person um. Auch das Volk war in großer Unruhe und schnitt die Stränge

*) Derselbe, von dem dreißig Jahre später die Partei der Carlisten ihren Namen empfing.

dem es nur in sehr seltenen Fällen wahrscheinlich ist, daß auf seine Wiedererzeugung werde Bedacht genommen werden, so bleibt nur noch die Holzpflanze übrig, von welcher man sagen kann, ihre Benutzung zur Feuerung könne nachhaltig seyn, weil ihre Wiedererzeugung in der Gewalt des Menschen steht, und oft Flächen dazu dienen können, welche eine andere oder eine vortheilhaftere Verwendung gar nicht zulassen. Streh, so wie holzartige Stengel, welche bei dem Feldbaue gewonnen und zur Feuerung verwendet werden, können, weil ihr Beitrag zu unbedeutend, auch zum Theil dem Feldbaue schädlich ist, und aus dieser Ursache darauf verzichtet werden sollte, hier ganz übergangen werden. Wurde oben nachgewiesen, daß Verminderung der Waldflächen und geringer Ertrag der übriggebliebenen zu den Ursachen der dermaligen Noth gerechnet werden müssen, so werden in der Erweiterung des Holzanbaues, und in der bessern Behandlung des Holzwuchses zum Theil die Mittel liegen, dieser Noth und insbesondre dem Steigen derselben, wenn auch nicht gleich, doch für die Nachkommen abzuhelfen und vorzubeugen.

Daß der Holzwuchs in manchen Ländern eine größere Ausdehnung zulasse, wird jeder, der sich mit einiger Aufmerksamkeit in seinen Umgebungen umsieht, leicht erkennen. In Bayern sind 976,521 Tagwerke Oedungen.[1] Nimmt man davon auch nur 600,000 Tagwerke als zur Holzproduktion geeignet an, nimmt man weiter an, daß vom Tagwerk 50 Kubikfuß Holz, wie gegenwärtig aus den Staatswaldungen Bayerns, im Durchschnitte gewonnen werden können, so gibt dieses einen Ertrag von 300,000 Klaftern zu 100 Kubikfuß Holzmasse. Bayern besitzt ferner 953,420 Tagwerke natürliches und unkultivirtes Weideland; nimmt man auch hier nur 600,000 Tagwerke als zur Holzproduktion, neben der Weide, geeignet an, und den Rest als eigentliches Alpenland, rechnen wir deren Ertrag auch nur zu ⅓ Massenklafter vom Tagwerke, was der Benutzung der Flächen zur Weide nicht nur nicht schaden, sondern wegen der Beschattung meist vortheilhaft seyn wird, so ergäbe sich auch hievon ein Ertrag von 100,000 Klaftern. Allerdings darf man annehmen, daß von diesen Weideflächen schon ein Theil bepflanzt ist, jedoch gewiß nur der kleinste, und

[1] Verh. XV. 400.

des königlichen Wagens entzwei. Aber Ferdinand wußte, daß sein Vater und die Königin sich gleichfalls nach Bayonne begeben wollten und fürchtete, wenn er wegbleibe, würden sie Napoleon so gegen ihn stimmen, daß es ihn den Thron kosten könne. Er entschloß sich also zur Weiterreise. Jedenfalls wäre er dazu gezwungen worden, denn Savary hatte in und um Vittoria französische Truppen in hinreichender Zahl aufstellen lassen. Karl IV. und die alte Königin baten, als sie von der Reise ihres Sohnes nach Bayonne hörten, Murat dringend, sie eben dahin reisen zu lassen, und sie wurden nicht nur augenblicklich dahin escortirt, sondern auch Godoy, ohne daß sie es noch wußten, ihnen vorausgeschickt.

Ohne Zweifel lag etwas unendlich Lockendes für Napoleon im Benehmen der spanischen Bourbons. Sie selbst waren es, die sich ihm auslieferten. Ihre eigene, zur Schau getragene Unfähigkeit und Unwürdigkeit war es, die ihn zu berechtigen schien, nach ihrer Krone zu greifen, um sie auf ein würdigeres Haupt zu setzen. Sein Genie nahm wohlgefällig den Beistand des Zufalls, der ganz unerwarteten Glücksumstände an, ohne daß er geahnt hätte, wie tücklisch ihn gerade in diesen Stunden das böse Schicksal beschlich. Die Sünden und Erbärmlichkeiten der Bourbons entschuldigten das Unrecht nicht, das er an ihnen beging, denn Spanien ging ihn nichts an, er hatte kein Recht, sich dort einzumischen. Das Glück, das er dem spanischen Volke versprach, entschuldigte ihn nicht, denn wenn es auch keine bloße Vorspiegelung gewesen wäre, so hätte er nicht das Recht gehabt, ein Volk zu beglücken, das ihn nichts anging und das gar nicht von ihm beglückt seyn wollte. Indem er sich den Spaniern aufdrängte, gerieth er, ohne es vorausgesehen zu haben, in eine Lage, die ihm in immer steigendem Grade Gefahren und Verluste brachte, ohne daß er sich wieder aus ihr hätte herausziehen können. Zwar gelang es ihm leicht, die ganze spanische Königsfamilie zu Bayonne wie arme Vögel an einer Leimruthe zu fangen, allein er merkte nicht, daß er selbst dabei

in einem Sumpf und unter Dornen verſank, die ihn nicht mehr losließen.

Als am 20. April*) Napoleon gemeldet wurde, Ferdinand ſey ſo eben angelangt, rief er unwillkürlich aus: „er iſt gekommen? nein es iſt nicht möglich.“ Er ſtattete ihm einen Beſuch ab und behandelte ihn ſehr höflich, ließ ihn aber noch an demſelben Tage nach der Tafel durch Savary wiſſen, was ſeiner wartete. Savary, der hier die Rolle des moraliſchen Henkers ſpielte, ſchämte ſich nicht, dem jungen König, den er mit ſo vielen Verſprechungen hergelockt, jetzt zu ſagen, Napoleon habe unwiderruflich beſchloſſen, daß die Bourbons zu regieren aufgehört haben. Das alte Königspaar traf erſt am 30. in Bayonne ein und wurde von Napoleon mit größter Auszeichnung empfangen. Als bei der erſten Mittagstafel Karl IV. faſt jammernd frug, wo denn Godoy ſey? ließ Napoleon lächelnd denſelben hereinrufen, der nun von den beiden Alten mit Liebkoſungen faſt erdrückt wurde. Der alte König außer ſich vor Vergnügen, erzählte Napoleon bei der Tafel ſelber, was bisher ſeine Lebensweiſe geweſen ſey, in der Frühe Meſſe hören, dann auf die Jagd gehen, eſſen und wieder auf die Jagd gehen und am Ende geſchwind alles unterſchreiben, was Godoy gewollt. Heftig erzürnt über ſeine Abſetzung und noch mehr gereizt durch die Königin und Godoy wollte der König an ſeinem Sohne Rache nehmen und ihn wieder entthronen, ſelber aber die Regierung nicht wieder antreten. In Madrid würde er nur Sorgen und Aerger gehabt haben und nie wieder populär geworden ſeyn. Das galt in noch höherem Grade von der Königin und Godoy. Sie waren alſo einverſtanden, unter Napoleons Schutz und im Beſitz ihrer geretteten Schätze im Auslande zu leben und die ſpaniſche Krone ohne alle Rückſicht auf die alte Ehre des bourbonſchen Namens

*) An dieſem verhängnißvollen Tage wurde von der Königin Hortenſe in Holland Louis Napoleon geboren, der jetzige Kaiſer Napoleon III. Wie viel Lehre war in dieſem Tage für den enthalten, dem er das Leben gab!

und ohne ein elterliches Mitgefühl für die enterbten Kinder an Napoleon zu überlassen. Die Königin, die den unnatürlichsten Haß gegen ihren Sohn zur Schau trug und mit unerträglicher Geschwätzigkeit jedem die Beweise davon aufdrang, während sie in einem für ihre Jahre lächerlichen Putz den Friedensfürsten in Gegenwart Anderer liebkoste, rief zuweilen selbst auf Napoleons eiserner Stirne die Röthe der Scham hervor.

Mittlerweile hatte Murat in Madrid immer mehr den Herrn gespielt, unter anderem sich den Degen ausliefern lassen, den Franz I. in der Schlacht bei Pavia verloren hatte (der Spanier köstlichste Kriegsbeute) und sich ohne weiteres in den Präsidentenstuhl der obersten Regierungsjunta gesetzt. Er hatte gemessenen Befehl von Napoleon, sämmtliche Infanten des königlichen Hauses nach Bayonne zu schaffen, damit kein Prätendent übrig bleibe. Also wurden die beiden noch übrigen königlichen Kinder, die Königin von Etrurien und der Infant Don Francisco nebst ihrem Oheim Don Antonio in Wagen gepackt, am 12. Mai. Bei diesem Anblick aber gerieth das Volk von Madrid, das sich bis dahin ruhig verhalten, in eine Wuth bis zum Wahnsinn und fiel ohne Vorbereitung und fast waffenlos über die Franzosen her. Man sah Männer, die sich mitten unter die französischen Truppen stürzten und alles vor sich niederschlugen, bis sie selbst todt hingestreckt wurden. Aus allen Fenstern wurde geschossen und geworfen. Die so lange mißbrauchte Geduld der Spanier hatte ihr Ende erreicht. Durch die ungeheuerste Treulosigkeit, die je ein Volk an einem andern ausgeübt, aus der Ruhe endlich aufgeschreckt, entbrannte die stolze Nation in furchtbarem und unversöhnlichem Zorn. Aber die überlegene Waffenmacht Murats behauptete nach langem mörderischen Straßenkampf, in dem 300 Franzosen umgekommen seyn sollen, die Oberhand. Es befanden sich zwar auch spanische Truppen in der Stadt, die aber aus Gehorsam gegen die Junta keinen Theil am Kampfe nahmen und von denen nur die Artillerie, als sie selbst angegriffen wurde, einige tödtliche Salven auf die Franzosen gab. Die Infan-

ten mußten nach Bayonne reisen. Die Ruhe kehrte zurück, aber Murat ließ noch in den nächsten Tagen alle, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, zum abschreckenden Beispiel hinrichten. Er that es ungerne, sein Herz war von Kummer zerrissen, indem er ein Volk zerfleischen mußte, dessen König er so gerne geworden wäre. Napoleon hatte ihn mit harten Worten wissen lassen, daß von seiner Erhebung auf den spanischen Thron nicht die Rede seyn könne. Napoleons Bruder Ludwig in Holland war dafür ausersehen, lehnte aber ab und nun wurde Joseph aus Neapel schleunig nach Bayonne berufen. Murat erkrankte, mehr aus Verdruß als in Folge des Climas, und kehrte bald darauf nach Frankreich zurück. Napoleon richtete ihn jedoch wieder auf, indem er ihm endlich eine Königskrone gab, nämlich die, welche sein Bruder Joseph in Neapel zurücklassen mußte.

Sobald die blutigen Madrider Ereignisse in Bayonne bekannt wurden, benutzte sie Napoleon, um die Schuld davon Ferdinand aufzubürden. Der alte König Karl ließ seinen Sohn kommen und überhäufte ihn mit Schmähungen, ja er hob den Stock gegen ihn auf. Auch die Mutter ging wie eine Furie auf ihn los. Ferdinand sollte augenblicklich der spanischen Krone entsagen oder gewärtigen, daß man ihn als Rebellen bestrafen werde. Da diese Drohungen durch die Haltung Napoleons unterstützt waren, unterzeichnete Ferdinand am 6. Mai seine Thronentsagung. Unterdeß hatte Karl IV. bereits alle seine Rechte auf Spanien an Napoleons Bruder Joseph abgetreten und Ferdinand wurde genöthigt, am 10. Mai auch noch als Prinz von Asturien Verzicht auf sein spanisches Erbrecht zu leisten. Das Gleiche mußten alle Infanten thun. Man ging so weit, Ferdinand mit dem Tode zu drohen, wenn er sich nicht füge. Allein er hatte schon am 5. eine andere Acte heimlich unterzeichnet, die ihm alle seine Rechte für die Zukunft sicherte. In der Regierungsjunta zu Madrid hatte nämlich der edle Marineminister Gil y Lemus, ein Spanier von altem Schrot und Korn, hinter Murats Rücken bei seinen

Collegen auf die Nothwendigkeit hingewiesen, sich von König Ferdinand VII. auch für den Fall seiner Gefangennehmung und Entsetzung umfassende Vollmachten zu erbitten, und ein Vertrauter, Perez de Castro, war heimlich nach Bayonne gekommen, dem Ferdinand auch wirklich noch zu rechter Zeit am 5. die Vollmacht ausstellte, nach welcher die Junta in seiner Abwesenheit alle Souverainetätsrechte ausüben sollte. Schon am 11. mußte Ferdinand mit seinen Brüdern Bayonne verlassen. Aus Feigheit, die er für Klugheit hielt, schrieb er eigenhändig an Joseph eine Beglückwünschung. Er wurde in das Schloß Valencay abgeführt, wo er in anständiger Gefangenschaft auf Kosten Talleyrands lebte, dem das Schloß gehörte. Napoleon übte damit eine kleine Bosheit an Talleyrand, der ursprünglich zu dem Raub an Spanien gerathen hatte, öffentlich aber die Maaßregel tadelte. Das alte Königspaar und Godoy begaben sich nach Compiegne, später nach Marseille, endlich nach Rom. Die arme Königin von Hetrurien bekam nichts, sondern wurde grausam in ein römisches Kloster gesteckt, weil Napoleon die ihr ausbedungenen 400,000 Franken nicht zahlen mochte. Damals soll Napoleon, indem er sich vergnügt die Hände rieb, gesagt haben: bald wird meine Dynastie die älteste in Europa seyn!

Escoiquiz sagte bei seinem Abschied Napoleon voraus, daß sich das ganze spanische Volk gegen ihn in Waffen erheben würde, und daß er besser gethan haben würde, wenn er Ferdinand VII. anerkannt hätte: „Sie haben Sich jetzt eine herkulische Arbeit aufgebürdet, während Ihnen ein Kinderspiel in die Hand gegeben war.“

Joseph Napoleon, bisheriger König von Neapel, Napoleons ältester Bruder, war gleich dem jüngsten Jerome ihm am ergebensten, ungleich Lucian und Ludwig, die immer ihren eigenen Willen behielten. Von Charakter weich und mild schien Joseph besonders geeignet, die Spanier zu versöhnen. Gleichwohl waren viele der Meinung, der feurige, tapfere, schöne Murat würde der

Nation besser gefallen haben. Ohne Zweifel hätten die Spanier den einen eben so unversöhnlich bekämpft, wie den andern. Napoleon selbst aber wollte ein so wichtiges Land keinem Ehrgeizigen anvertrauen, sondern nur einem unterwürfigen und treuen Bruder. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß er diese Creirungen neuer Könige nur als provisorisch betrachtete und im Sinne hatte, zuletzt ganz Europa in seiner Universalmonarchie zu vereinigen. Joseph kam am 7. Juni nach Bayonne und eröffnete hier bereits am 15. die Cortes oder spanischen Reichsstände, um mit ihnen die neue Verfassung zu verabschieden. Eine schlecht ersonnene Comödie, die sich Napoleon hätte ersparen können, weil sie seiner unwürdig war und ihres Eindrucks auf die Spanier nothwendig verfehlen mußte. Die Junta in Madrid war unter französischen Bajonetten gezwungen worden, sich Joseph als König zu „erbitten." Eben so gewaltthätig hatte man einige Deputirte zusammengezwungen, die man nach Bayonne schickte, um die Cortes darzustellen. Man nahm noch dazu das ganze Gefolge der königlichen Familie in Bayonne und brachte doch nur 91 zusammen. Der Herzog von Infantado machte die Honneurs und hatte, indem er Joseph beglückwünschte, doch die Kühnheit, den hier versammelten Cortes die Zustimmung der Nation vorbehalten zu wollen, was Napoleon in heftigen Zorn versetzte und sogleich zurückgenommen werden mußte. Die den Spaniern von Napoleon octroyirte, scheinbar von ihren Deputirten in Bayonne frei berathene Verfassung sollte der bisher in dicker mittelalterlicher Finsterniß befangenen spanischen Nation das Licht der Aufklärung und alle die Wohlthaten der Civilisation bringen, die sie bisher entbehrt hatte. Abschaffung der ohnehin eingeschlafenen Inquisition, der Feudalrechte, der Klöster, Einführung der Bureaukratie, der französischen Gesetze, Verbesserung der Schulen ꝛc. Napoleon that sich etwas darauf zu gute, der Reformator Spaniens zu seyn. Er sprach den Dank der Spanier selbst und die Zustimmung aller gebildeten Völker an. Damit schien ihm das ungeheure Unrecht, das er beging,

hinreichend gesühnt oder wenigstens maskirt. In seiner Proclamation hieß es wörtlich: „Spanier, nach einer langen Agonie eilte eure Nation dem Untergange zu. Ich sah euer Unglück, ich will ihm abhelfen. Ich will ein ewiges Recht auf die Liebe und Dankbarkeit eurer Nachkommen erwerben. Eure Monarchie ist alt, man muß sie erneuen." Die spanische Nation aber frug ihn dagegen, was sie ihn angehe? wer ihn beauftragt habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen? In ihrem Namen antwortete Palafox, der berühmte Vertheidiger Saragossa's, am 18. Juni auf den ersten Brief, in dem ihn ein französischer General zur Unterwerfung aufforderte: „Sie geben sich eine sehr überflüssige Mühe, wenn Sie die Ruhe in einem Lande herstellen wollen, welches sie nie verloren hat. Die Flamme aber, die erst durch Ihre Ungerechtigkeit angefacht in der Entrüstung des spanischen Volks entbrannte, werden Sie nicht löschen."

Nicht ohne Absicht bereiste Napoleon auf dem Rückweg von Bayonne die westlichen Provinzen Frankreichs, um sich hier als ein Vater des Volks und segensreicher Friedensfürst zu zeigen, hauptsächlich auch, um in der bigotten Vendée so populär zu erscheinen, als er es in Spanien zu werden wünschte. Ueberall streute er mit verschwenderischen Händen Wohlthaten aus, verfügte die Austrocknung von Sümpfen, die Urbarmachung von Oeden, Anlegung von Brücken, Straßen ꝛc. In der Vendée stieg er oft aus, um sich mit dem Landvolk zu unterhalten und sich für die Wiederherstellung der alten Kirche danken zu lassen.

Joseph reiste unter dem Schutz der französischen Armee in seine neue Hauptstadt. Der Aufruhr war schon ringsum entbrannt und überall empfing den neuen König tiefes Schweigen und Grollen. Aber überall wurden die rohen Volkshaufen der Spanier von den disciplinirten Truppen der Franzosen geschlagen und so gelangte Joseph ohne Unfall am 20. Juli nach Madrid, wo ihn Savary als Murats Nachfolger empfing. Die Einwohner, seit ihrer ersten Niederlage resignirt, verhielten sich stumm, nur

die französischen Soldaten riefen ihr Lebehoch. Joseph war voll Kummer und drückte ihn täglich seinem Bruder in Briefen aus. Napoleon aber versprach ihm ausreichende Hülfe und empfahl ihm, heiter und voll Zuversicht zu seyn. Demgemäß bildete sich Joseph aus dem bereits ergebenen oder eingeschüchterten Adel ein Ministerium und einen Hofstaat, ließ sich unter Beibehaltung aller herkömmlichen Formen zum König ausrufen *) und große Freudenfeste veranstalten, unter anderm ein Stiergefecht, das Nationalschauspiel, welches die Spanier am meisten lieben, aber der Platz blieb leer, das Volk kehrte dem neuen Thron den Rücken zu. Joseph wollte versöhnen, während Savary Strenge für unerläßlich hielt. Beide verstanden sich schlecht. Allein sie wirthschafteten nicht lange mit einander, der furchtbare Aufstand des gesammten spanischen Volkes zwang sie schon nach zwölf Tagen die Hauptstadt wieder zu verlassen, 1. August.

Seit Junots erstem Einmarsch waren 127,000 Franzosen über die Pyrenäen gegangen und auf diese waren schon im Mai und Juni eine Anzahl kleiner Heertheile Bataillons- und Regimenterweise nachgefolgt, die Napoleon schnell aus den Depots im südlichen Frankreich hatte aufbrechen lassen, sobald er von den vielen Aufständen in Spanien hörte. Im Allgemeinen hatte er disponirt, daß Duponts Armeecorps von Madrid nach dem Süden vorrücken sollte, um sich mit der französischen Flotte von Cadix und mit Junot in Lissabon in Verbindung zu setzen, während das Armeecorps von Moncey sich östlich gegen Valencia bewegen, das kleinere Corps von Duhesme Barcelona und Catalonien festhalten,

*) Herolde in Wappenröcken ritten durch die Straße mit dem alten Rufe: Castilier, Castilier, Castilier, hört, hört, hört, für den König unsern Herrn, den Gott bewahre, Don Joseph Napoleon! Auch nahm Joseph in seinem Titel alle alten Namen auf, deren sich die Bourbons und älteren Habsburger bedient hatten und nannte sich demnach unter andern auch Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund und Brabant, Graf von Habsburg, Flandern und Tirol.

das ſtärkſte Corps unter Beſſières aber den Nordweſten Spaniens einnehmen und ſich gleichfalls mit Junot in Verbindung ſetzen ſollte. Dieſen zahlreichen, ſieggewohnten und von trefflichen Generalen angeführten Heeren ſtand kein einziges ſpaniſches gegenüber. Die ſpaniſche Armee war durch Godoy gänzlich vernachläſſigt und auf ein Minimum herabgebracht worden. Ihre eine Hälfte, 14,000 Mann unter Romana, ſtand unter Napoleons Fahnen viele hundert Meilen von Spanien fern an den Ufern der Oſtſee. Die andere Hälfte, 16,000 Mann unter Caſtannos, die mit Junot nach Portugal gegangen war, zog ſich jetzt nach Cadix tief in den Süden zurück. Die wenigen in Madrid gebliebenen Regimenter vermochten nichts und die Soldaten deſertirten größtentheils, um ſich mit dem inſurgirten Volk einzeln zu vereinigen. Drei Schweizerregimenter in ſpaniſchem Solde befanden ſich zu Granada und an der Oſtküſte Spaniens, ohne recht zu wiſſen, was ſie thun ſollten, da Joſeph vom Volk nicht als König anerkannt wurde und eine andere Centralregierung in Spanien noch nicht exiſtirte. Die franzöſiſchen Armeecorps bekamen alſo zunächſt nur mit Bürgern und Bauern zu thun, die ſich ſo gut als möglich bewaffneten, aber vom Kriege nichts verſtanden, undisciplinirt und gegen ihre Anführer ſelbſt mißtrauiſch waren, ſobald dieſe mehr der Klugheit als der blinden Wuth folgten. Dennoch unterlagen die Franzoſen.

Das ſpaniſche Volk war das adeligſte in Europa. Selbſt der gemeinſte Bauer hatte hier den Stolz eines freien Gothen und die ganze Ritterlichkeit der alten Zeit bewahrt. Zugleich war es das frömmſte Volk in Europa, unberührt geblieben vom Gift der franzöſiſchen Philoſophie und Sittenloſigkeit. Das Volk hatte die Corruption des Hofes in Madrid nicht getheilt, ja in den entlegenen Provinzen kaum davon erfahren. Jede Provinz hatte ihre Eigenthümlichkeit und Verfaſſung bewahrt. Das von Gebirgen durchſchnittene weite Land hatte nur wenige Heerſtraßen, Reiſende und Waaren wurden auf Maulthieren fortgeſchafft. Auch

Zeitungen waren noch sehr selten. Die Geistlichkeit theilte den adeligen und frommen Sinn des Volkes und war durchaus hochgeachtet. Eben so die Beamten und Richter, die in geringer Zahl nach alten Gesetzen volksthümlich walteten. Im Volke lebte ein tiefer Rechtssinn und ein feines Gefühl für das Schickliche, was sich auch in dem allgemeinen Haß gegen Godoy kund gegeben hatte, während die alte Treue gegen das Königshaus, die unbedingte Loyalität des Unterthanen, jeden Ausbruch des Unwillens in Bezug auf die Königin und den König zurückhielt, so daß selbst nach deren Flucht und treulosem Benehmen in Bayonne die Ehrfurcht gegen die königlichen Personen durch keine Schmähschrift verletzt wurde.

Die französischen Soldaten mißkannten die Tugenden des spanischen Volkes. Sie glaubten überall nur Trägheit, Mangel an Bildung und Aufklärung und dummen Aberglauben wahrzunehmen. Sie spotteten der Frömmigkeit und plünderten die Kirchen um so lieber, als dieselben sehr reich waren. Sobald aber das bisher ruhige Volk zu den Waffen gegriffen hatte, konnten die Franzosen kaum begreifen, wie je ein Bauer es wagen mochte, sich mit ihnen zu messen, und ihr Soldatenstolz feuerte sie nicht nur zur größten Tapferkeit an, sondern neigte sich auch zur Grausamkeit. Im Beginn des Krieges sahen selbst die französischen Generale die spanischen Insurgenten nur als Räuber an und behandelten sie danach, bis die furchtbaren Repressalien, welche die Spanier gebrauchten, sie zwangen, den gefangenen Bauern dieselbe Rücksicht angedeihen zu lassen, wie gefangenen Soldaten.

Das Volk erhob sich überall und ohne Verabredung, sobald es durch den Straßenkampf in Madrid und durch die Ereignisse in Bayonne von der unerhörten Verrätherei und Willkür Napoleons überzeugt worden war.*) Jede Provinz handelte aus eige-

*) Erst viel später hat Napoleon selbst zugestanden, wie sehr er sich in Bayonne verfehlt habe. „Dieser unglückliche Krieg hat meinen Untergang bereitet, er hat meine Macht zertheilt, meine Verlegenheiten vervielfältigt, das Vertrauen in meine Redlichkeit erschüttert. Ich wollte sie

der Holzwuchs auf denſelben möchte im Allgemeinen eher ab- als zunehmen; manche dieſer Flächen möchten ſogar weit vortheilhafter der Holzwirthſchaft ganz zugewendet werden.

In Bayern wurden in den 18$^{30}/_{40}$ verlaufenen zehn Jahren 52,551 Tagwerk unbeſtockten Staatsgrundes aufgeforſtet.[1] Was auf den Grundſtücken anderer Eigenthümer geſchah, iſt nicht zuſammengeſtellt; doch daß auch hier Bedacht auf ſolche Erweiterung genommen werde, iſt von vielen Orten her bekannt. Nur ein Beiſpiel werde hier angeführt. Die Gemeinde Waiſchenfeld in Oberfranken Bayerns baute nach Anleitung ihres Pfarrers 200 Tagwerk öder Weide an, ohne weitere Ausgabe als für die Anſchaffung des Holzſaamens. Man eile insbeſondere die an Bergwänden gelegenen Oedungen, in ſo weit es möglich iſt, mit Holzpflanzen anzubauen, weil ſonſt durch Abſchwemmen der urbaren Erde alle Ertragsfähigkeit verloren geht und nur kahle Felsmaſſen übrig bleiben.

Hierunter iſt jene Ausbreitung des Holzwuchſes noch nicht begriffen, welche mehr vereinzelt ſtatt finden kann. Wege, Ufer der Flüſſe, Raine u. ſ. w. ſind hiezu ſehr geeignete Flächen. Allerdings muß hier darauf Rückſicht genommen werden, daß die Fruchtbarkeit der Umgebungen nicht mehr dabei leide, als der Vortheil beträgt, den der Holzwuchs erwarten läßt. Wo Entgegengeſetztes eintreten könnte, muß durch ſtärkere Vereinzelung der Holzpflanzen, durch deren Behandlung als Kopfholz, Buſchholz u. ſ. w. geholfen werden. Die Holzpflanzen können ſo angebaut werden, daß ihr ſtärkſter Schatten auf ohnehin unfruchtbare Flächen, auf Wege, auf Gewäſſer fällt. In Gegenden, welchen nach Boden und Lage häufig Trockniß ſchädlich wird, kann durch ſolchen, in Streifen, oder in einzelnen kleinen Partien zwiſchen den Feldern vertheilten Holzwuchs die Fruchtbarkeit erhöht werden, indem ſie unmittelbar beſchatten, Kühle und Feuchtigkeit verbreiten und die austrocknenden Winde abhalten. Die Gemeinde Böbingen auf der Rheinebene Bayerns hat durch Obſtbau, Anbau von Pappeln, Erlen, Weiden an Rainen, Bachufern, Gränzen der Wieſen es dahin gebracht, ihren Holzbedarf größtentheils decken zu können. Dergleichen Stellen ſind wohl in jeder Gemarkung zu

[1] Verh. XVII. 203.

ner Macht und bildete eine revolutionäre Junta, ohne sich von einer andern abhängig machen zu wollen. Ueberall war es die Masse des Volks, von der die Bewegung ausging und der die höhern Stände folgten. Wer vom Adel oder Beamtenstand irgend verdächtig war, ein Freund der Franzosen oder auch nur lau gesinnt zu seyn, fiel alsbald der Volkswuth zum Opfer, die auch manchen edeln Mann ereilte, wenn er nur Vorsicht empfahl und im besten Willen die schlimmen Folgen der Unbesonnenheit voraussagte. Einheit des Widerstandes und ein Plan waren bei dieser Stimmung etwas Unmögliches. Die Volkskraft blieb getheilt und lähmte sich selbst. Die französischen Heere hatten den Vortheil, mit Uebermacht die vereinzelten Aufstände nach einander besiegen zu können. Aber sie siegten nur, wo sie standen. Von allen Seiten schwoll der Aufstand immer wieder gegen sie an, hemmte ihre Verbindungen und vernichtete jedes kleine Heertheil, was sich vom großen absonderte.

Der Tag, an welchem fast ganz Spanien sich erhob, war der Himmelfahrtstag, 26. Mai 1808. Theils wurde um diese Zeit erst in den entlegenen Provinzen der ganze Umfang des Verraths bekannt, theils wählte das Volk absichtlich diesen Tag aus Gründen der Frömmigkeit zur allgemeinen Schilderhebung, wenn diese auch schon ein paar Tage früher vorbereitet war. In Oviedo, wo die Provinzialstände des Königreichs Asturien zufällig beisammen waren, wählten sie schon am 24. Mai eine Junta im Namen Ferdinands VII., beschloßen ein Heer von 18,000 Mann aufzustellen, erklärten Napoleon den Krieg und schickten zwei edle Männer

---

glücklich machen, ich stellte ihre Mißbräuche ab, ich gab ihnen eine freie Verfassung. Ich erwartete ihre Segenswünsche, aber sie verschmähten das Interesse und hielten sich nur an die Beschimpfung. Alles griff zu den Waffen. Die Spanier in Masse betrugen sich wie ein Mann von Ehre. Darüber ist nichts zu sagen, außer etwa, daß sie für ihren Heldenmuth schlecht belohnt worden sind. — Sie hätten ein besseres Schicksal verdient.“ Las Cases.

über Meer nach London, wo sie mit Ueberraschung und Freude aufgenommen wurden und das Versprechen baldiger und reicher Hülfe empfingen. Zu Corunna, der Hauptstadt des Königreichs Galicien, zu Santander, in Catalonien erfolgte die feierliche Erhebung auch am Himmelfahrtstage. Auch hier bildeten sich Junten, wurde der Krieg erklärt und eifrig gerüstet. Diese von der Nordküste Spaniens ausgehende erste Bewegung wurde im Königreich Altcastilien aufgehalten. In Logronno am obern Ebro wurde das aufgestandene Volk am 6. Juni durch die Franzosen unter General Verdier auseinandergesprengt. Auch aus Segovia mußten die Insurgenten vor den überlegenen Streitkräften der Franzosen fliehen. Im Königreich Leon zügelte daher der alte strenge Gouverneur de la Cuesta die Wuth des Volks und mahnte zu Vorsicht. Diese Zurückhaltung hatte, weil sie den Haß von den Franzosen auf die Verdächtigen im Innern lenkte, mehrere grausame Ermordungen zu Valladolid und an andern Orten zur Folge. Auch Filangieri, Generalcapitän von Asturien, ein Neapolitaner, wurde auf der Flucht erschlagen, eben so Cevallos, Director der Militärschule in Segovia. De la Cuesta selbst aber mußte wider Willen den Oberbefehl über die Insurgenten übernehmen und sie gegen den Feind führen. Als er das Volk in Valladolid ermahnte, sich nicht so blind der überlegenen Macht Bessières entgegenzuwerfen, richtete man ihm gegenüber einen Galgen auf, um ihn daran zu hängen, wenn er nicht dem Volke gehorche. Er ging nun vorwärts, aber schon sein Vortrapp erlitt bei Torquemada durch General Lasalle am 6. Juni, und er selbst bei Cabezon durch den mit Merles Division verstärkten Lasalle am 12. eine Niederlage, worauf die Franzosen Valladolid wegnahmen. Merle drang bis nach Santander vor. Aber Cuesta verstärkte sich mit den Aufgeboten von Asturien und Galicien unter dem General Blake (einem längst in Spanien naturalisirten Engländer) und wollte wieder vorrücken, als er von Bessières selbst bei Rio seco angegriffen wurde. Cuesta und Blake hatten 22,000 Mann, aber rohe Haufen und waren selbst

mit einander nicht einig. Deßhalb konnte Bessières mit nur 12,000 Mann guter Truppen sie besiegen und ihnen 4000 Mann vernichten, 14. Juli. Ohne diesen Sieg hätte sich Joseph gar nicht bis nach Madrid gewagt.

Die zweite Gruppe des Kampfes hatte zum Mittelpunkt Saragossa, die Hauptstadt des Königreichs Aragonien. Auch hier hatte sich das Volk voll Begeisterung schon am 24. Mai erhoben und den Marquis von Lazan mit einigen tausend Mann gegen Tudela vorgeschickt, um die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes anzugreifen und dessen Uebergang über den Ebro zu hindern. Aber die Franzosen forcirten die Brücke und ihre Reiterei wüthete unter den fliehenden Insurgenten, 13. Juni. Am 14. wurde Lazans Bruder Joseph Palafox eben so bei Alagon zurückgeschlagen. Am 15. erschien Lefebvre vor Saragossa selbst. Diese Stadt zählte ungefähr 50,000 Einwohner und lag in einem länglichen Viereck am rechten Ufer des Ebro, auf der Landseite nur durch eine 12 Fuß hohe Stadtmauer und durch die Kanonen eines nahen Bergschlosses schwach beschützt. Allein die Einwohner empfingen den ersten Anlauf der Franzosen mit einem solchen Kugelregen aus allen Fenstern und von allen Dächern, daß Lefebvre lieber wieder zurückging. So bewährte sich, was schon hundert Jahre vorher Colmenar gesagt hatte: „Saragossa ist schutzlos, aber der Muth seiner Bevölkerung ersetzt die Wälle.“ Während Palafox Streitkräfte sammelte, um den Feind von außen anzugreifen und von Saragossa wegzulenken, wurde Lazan Gouverneur in der Stadt selbst, in welcher am 26. alle Einwohner einen feierlichen Eid schwuren, sich bis auf den Tod zu vertheidigen. Unterdeß hatte sich Lefebvre durch Verdier verstärkt, der schweres Geschütz herbeiführte und die Stadt bombardirte. Zugleich sprang innerhalb derselben ein großes Pulvermagazin in die Luft, allein man ließ sich doch nicht schrecken. Die tapfern Bürger, von vielen Bauern der Umgegend unterstützt, hatten die Klöster der Stadt in Castelle verwandelt, die Straßen abgegraben und Gänge durch die Häuser gebrochen, bedrohte Oeff-

nungen mit Erdsäcken gefüllt oder vermauert, an den besten Puncten furchtbare Batterien errichtet und glühten vor Kampflust. Als am 1. Juli die am weitesten vorliegende Batterie von den Franzosen so nachdrücklich beschossen wurde, daß alle ihre Vertheidiger fielen oder flohen, wollte Agostina, ein junges Mädchen, nicht leiden, daß sich die Franzosen des in der Batterie zurückgebliebenen Geschützes bemächtigen, eilte dahin und feuerte eine noch geladene Kanone gegen sie ab. Da schämten sich die Männer, eilten ihr nach und behaupteten die Batterie. An demselben heißen Tage kam Joseph Palafox heimlich in die Stadt zurück und übernahm das Commando. Dieser Jüngling von 28 Jahren war mit Recht der Liebling der Aragonier. Obgleich ein Neffe des Lombarden Melzi, den Napoleon zum Herzog von Lodi erhoben, glühte er als Spanier von Haß gegen Napoleon. Das Schloß auf dem Berge Torrero vor der Stadt war bereits von den Franzosen erobert. Mit unerhörter Anstrengung drangen sie allmählig bis zum Kloster Santa Engracia vor. Tag und Nacht wüthete der Kampf, von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung, als plötzlich am 13. August Lefebvre und der verwundete Verdier Befehl erhielten, die Belagerung aufzugeben und sich zurückzuziehen. Sie hatten vor Saragossa's Mauern 3000 Mann verloren. Von den Einwohnern der Stadt waren 2000 geblieben, denen Palafox am 25. eine große ernste Todtenfeier halten ließ.

Dem concentrischen Kampf um Saragossa entsprach ein excentrischer von Barcellona aus: die dritte Gruppe dieses Krieges im Königreich Catalonien. In der Hauptstadt Barcelona hatte sich schon gleich anfangs ein französisches Heer unter Duhesme festgesetzt und hielt den Zorn des Volkes nieder, aber in der gebirgigen Provinz stand überall das durch seine zähe Tapferkeit schon längst berühmte Volk der Catalanen auf (Nachkommen der alten Gothen und Alanen), denen auch von den balearischen Inseln viele eifrige Patrioten zu Hülfe kamen. Duhesme sendete beträchtliche Truppentheile aus, um die empörten Orte zu unterwerfen, wurde aber

überall zurückgewiesen. Unter dem Namen der Somatenes, bildete das Landvolk hier schon längst eine eigenthümliche Miliz (ähnlich den Tiroler Schützen), die sich fast in jedem Kampfe den Franzosen überlegen bewies und dieselben schon im Anfang Juni von Manresa und Tarragona zurückschlug, 6. und 9. Juni. Duhesme schickte ein stärkeres Corps unter Chabran gegen Manresa aus, den Schimpf zu rächen, aber auch dieser wurde nach Barcelona zurückgejagt, am 14. Hierauf zog Duhesme selbst mit dem größern Theil seines Heeres aus, brachte den Bauern von Valles eine blutige Niederlage bei, ließ Mataro am 17. plündern und die scheußlichsten Grausamkeiten an den Einwohnern üben, und hoffte die kleine Festung Gerona zu überraschen, wurde aber am 20. von da zurückgeschlagen, während Chabran mit 3500 Mann von den Somatenes bei Granollos besiegt und aller seiner Kanonen beraubt wurde.

Die vierte Gruppe des großen Nationalkampfes begreift die mißlungene Expedition des Marschalls Moncey nach Valencia in sich. Derselbe setzte sich schon am 4. Juni von Madrid aus in Bewegung, blieb aber in Cuenza, um Chabran abzuwarten, der von Barcelona aus über Tarragona und Tortosa zu ihm stoßen sollte, jedoch von den Catalanen zurückgeworfen wurde. Endlich entschloß sich Moncey, allein vorwärts zu gehen, und drang am 23. durch den Engpaß Las Cabreras, den ihm die Insurgenten verlegten und wo er großen Verlust erlitt. Dennoch gelangte er bis unter die Mauern des schönen Valencia in der fruchtbarsten Gegend, deren Frieden er nie hätte stören sollen. In dieser blühenden Seestadt war die Fahne des Aufruhrs am 23. Mai erhoben worden. Calvo, ein Canonicus aus Madrid, hatte sich auf kurze Zeit der Herrschaft bemächtigt und alle in Valencia wohnenden Franzosen, 330 an der Zahl, am 5. Juni ermorden lassen. Auch ein Mitglied der Junta, das Haupt des Adels, Miguel de Saavedra, Baron von Albalas, wurde umgebracht. Allein der Franziskanermönch Rico stellte die Ordnung wieder her und ließ Calvo

hinrichten. Die Junta dämpfte die Anarchie mit schrecklicher Strenge und ließ über 200 Bösewichter hängen, welche die Ehre Valencia's durch den Mord Wehrloser und durch Raub befleckt hatten. In dieser Stimmung fand Moncey die Stadt und wurde, als er sie am 28. Juni im ersten Anlauf zu nehmen hoffte, mit einem so fürchterlichen Feuer empfangen, daß er mit Verlust von 2000 Mann augenblicklich wieder abzog und sich glücklich schätzte, den abgematteten Rest seiner Truppen durch die Gebirgspässe zurückzubringen. Mittlerweile hatte sich Cuenca empört, war aber durch ein von Savary aus Madrid entsendetes Corps erobert und geplündert worden, wobei die Franzosen sich unerhörte Schandthaten erlaubten.

Die fünfte Gruppe des Volkskrieges hatte ihren weiten Spielraum im südlichen Spanien. Dahin war General Dupont aufgebrochen mit der Aussicht, sich hier den Marschallstab zu verdienen. Schon am 26. April kam er nach Toledo und unterdrückte hier einen Volksaufstand, den ersten in ganz Spanien, noch vor dem in Madrid, einen ganzen Monat vor dem verhängnißvollen Himmelfahrtstage. Allein er ging damals noch nicht weiter vor, weil die Unterhandlungen in Bayonne noch schwebten. Daher konnten die südlichen Königreiche Andalusien, Murcia, Granada und Estremadura sich erheben, bevor er sie störte. Die größte Stadt des südlichen Spanien ist das herrliche Sevilla. Hier begann die Erhebung am Himmelfahrtstage und bildete sich eine Junta, die gleich anfangs sich als Centraljunta für ganz Spanien proclamirte, aber nur von den nächsten Nachbarn im Süden als solche anerkannt wurde. In Cadix fiel der Generalcapitän von Andalusien, Setano, als Opfer der Volkswuth, weil er ein Freund der Franzosen war. Dagegen ließ der Gouverneur von Cadix, Morla, der die Junta von Sevilla anerkannte, die französische Flotte unter Rosilly, die durch widrige Winde am Auslaufen gehindert war, einschließen und bombardiren, so daß sie am 14. Juni die Flagge zu streichen gezwungen war, 5 Linienschiffe und 1 Fre-

gatte mit 4000 Mann. Auch die im Lager von St. Roch vereinigte ſpaniſche Armee unter Caſtannos unterwarf ſich der Junta von Sevilla, und Theodor von Reding, der mit drei Schweizerregimentern in Granada und Murcia ſtand, beſchloß ſich mit ihm zu vereinigen, während zwei andere Schweizerregimenter im Heere Duponts inbegriffen gleichfalls Luſt bezeigten, zu ihren Landsleuten überzugehen. In Granada wurde Don Pedro Truxillo, ein Anhänger des Friedensfürſten, in Malaga ein franzöſiſcher Conſul nebſt mehreren andern Perſonen von Rang ermordet. Auch in Murcia ſtand das Volk auf. Deßgleichen in Eſtremadura, wo der Gouverneur von Bajadoz, Graf de la Torre, vom Volk erſchlagen wurde.

Dupont war im Anfang Juni durch die Mancha und Sierra Morena vorgerückt und erfuhr erſt am 5. zu Andujar den allgemeinen Aufſtand des Südens. Er eilte, ſich der reichen Stadt Cordova zu bemächtigen. Aber ſchon am 7. ſtieß er an der Brücke von Alcolea auf ein durch Auguſtin von Echavarki ſchnell zuſammengerafftes Volksheer, welches ihm den Uebergang über den Guadalquivir verwehrte. An Geſchütz und Reiterei weit überlegen, zerſchmetterte er die ungeordneten Bauernhaufen und drang mit den Fliehenden noch an demſelben Tage in die Straßen von Cordova ein, die das Volk zwar auf's verzweifeltſte, aber nicht ſo wirkſam zu vertheidigen wußte, wie in Saragoſſa und Valencia. Das fürchterliche Gemetzel in der Stadt endete mit allgemeiner Plünderung. Die franzöſiſchen Soldaten gehorchten keinem Befehl mehr, betranken ſich und übten viehiſche Greuel. Das Landvolk wurde dadurch in ungeheure Wuth verſetzt und mordete in Duponts Rücken zu Montoro 200 Franzoſen auf's grauſamſte. Einige ſollen zur Rache für die Kirchenſchändungen in Cordova gekreuzigt worden ſeyn. Auch General Reno, der den Bauern in die Hände fiel, wurde ermordet. Dupont blieb bis zum 17. in Cordova, wagte aber nicht nach Sevilla vorzugehen, ſondern fürchtete von Caſtan-

nos und Reding abgeschnitten zu werden und zog sich mit schwerem Herzen zurück. Die reiche Stadt Valdegamas, die in seinem Rücken aufgestanden war, wurde von General Belair zur Rache geplündert und zum Theil verbrannt, abermals unter unmenschlichen Greueln.

Sobald Savary in Madrid von dem Aufruhr im Süden hörte, sandte er General Wedel mit 7000 Mann in die Sierra Morena, um Dupont zu unterstützen, der nun wieder Stand hielt, zu Andujar. Allein es scheint, Dupont hatte ein wenig den Kopf verloren und schwankte zwischen der doppelten Furcht, durch seinen Rückzug den Marschallstab zu verscherzen und durch sein Dableiben sich einer Niederlage auszusetzen. Seine Dispositionen wurden unsicher. Unterdeß vereinigten sich Castannos und Reding und hielten am 11. Juli zu Porcua einen Kriegsrath, worin sie beschlossen, ihre gesammte Macht, die sie auf 28,000 Mann gebracht hatten, zu theilen und Dupont durch Ueberflügelung von den Engpässen der Sierra Morena abzuschneiden. Am 16. erzwang Reding den Uebergang über den Guadalquivir bei Mengibar und schlug die Franzosen unter Gobert zurück, der hier den Tod fand. Am 18. kam Reding nach Baylen, welches Wedel vorher besetzt, aber schon wieder verlassen hatte, um den Feind da aufzusuchen, wo er nicht war. Während nun Wedel blind umherirrte, zog sich Dupont von Andujar nach Baylen zurück, um sich hier mit ihm zu vereinigen und sich der Engpässe zu versichern, stieß nun aber zu seinem Schrecken auf Reding. Die französischen Soldaten waren vom Marsch und von der unerträglichen Hitze des Tages erschöpft. Sie verschmachteten vor Durst, denn selbst die Bäche waren ausgetrocknet. In dieser verzweiflungsvollen Lage mußten sie 9 Stunden lang gegen Reding kämpfen, der ihnen keine Ruhe ließ, bis er sie ganz überwältigt hatte. Aber erst nachdem 3000 Franzosen getödtet oder verwundet, andere 3000 vor Mattigkeit wie todt umgesunken waren und die Waffen weggeworfen hatten, 1600 Schwei-

zer von den beiden Regimentern Preux und Reding,*) die unter Dupont fochten, zu ihren Landsleuten im spanischen Heere übergegangen waren, entschloß sich Dupont mit dem Reste sich gefangen zu geben. Erst als die Capitulation schon im Gange war, langte de la Prena mit der Vorhut des großen Heeres von Castannos an, welches hinter Dupont hergezogen war, doch ist es wahrscheinlich, daß die Kanonenschüsse, mit denen Prena seine Ankunft signalisirte, Dupont von der Größe seiner Gefahr unterrichtet hatten und daß er die Capitulation mit Reding beschleunigte, um bessere Bedingungen zu erhalten. Castannos selbst erschien, sein ganzes Heer folgte und alles Landvolk in der Runde strömte herbei, das wundervolle Schauspiel einer gefangenen französischen Armee mit anzusehen. Aber Castannos war fest entschlossen, sich mit Dupont allein nicht genügen zu lassen, auch Wedel sollte sich ergeben. Dupont hatte diesem sagen lassen, er möge so schnell als möglich fliehen. Als aber Castannos schwur, Duponts ganze Armee über die Klinge springen zu lassen, mußte derselbe an Wedel den Befehl schicken, sich zu ergeben. Wedel weigerte sich anfangs, gab aber zuletzt nach, um eine noch schlimmere Katastrophe Duponts zu verhüten und weil auch seine Truppen gänzlich erschöpft waren. So kam die berühmte Capitulation von Baylen am 21. Juli zu Stande, wonach 9400 Franzosen, denn so viele waren noch übrig, die Waffen streckten. Nur die Division Barbou, die zuerst gänzlich umzingelt worden war, sollte kriegsgefangen bleiben, die übrigen aber über Meer nach Frankreich zurückgeschickt werden, auch ihr Gepäck behalten. Als sie aber in Sevilla anlangten, erkannte die Junta eine so günstige Capitulation nicht an und erklärte alle für kriegsgefangen. Auch das Gepäck wurde zu Lebrija geplündert, weil das Volk durch die Ritzen eines Mantelsacks einen in Cordova gestohlenen Kirchenkelch entdeckte und begreiflicherweise

*) Zwei Vettern desselben Schwyzer Geschlechts Reding standen sich hier gegenüber.

nicht dulden wollte, daß die heiligen Gefäße von den Räubern mitgenommen würden. Diese Wuth des Volkes ist sehr entschuldbar, während die Handlungsweise der Junta von Sevilla die spanische Ehre befleckte. Morla sagte: wie sollen wir denen Treue halten, die sich jede Untreue gegen uns erlaubt, die durch den schändlichsten Verrath unser Land in so tiefes Elend gestürzt haben? Aber er hätte vielmehr sagen sollen: ihr Treulosen! lernt von uns die Treue!

Eben so unheilvoll für Napoleon war der Ausgang des Kampfes in der sechsten Gruppe dieses transpyrenäischen Krieges. Noch stand nämlich Junot mit ungeschwächter Heeresmacht in Lissabon, aber Portugal verharrte nicht mehr in der frühern Ruhe, sondern ahmte den tapfern Spaniern nach. In Oporto commandirte der französische General Quesnel ein noch von Godoy ihm anvertrautes Corps von 10,000 Spaniern, welche von Gallicien aus dort eingerückt waren, um Junot zu unterstützen. Sobald aber diese Spanier von der Erhebung ihrer Landsleute hörten und Befehle von der neugebildeten Junta in Gallicien empfingen, erklärten sie sich für Ferdinand VII., stellten den General Belesta an ihre Spitze, nahmen Quesnel und alle ihn begleitenden Franzosen gefangen und zogen nach Gallizien heim, am 6. Juni. Unmittelbar darauf aber am 11. Juni stand das Volk in Oporto auf und bildete eine Junta im Namen des vertriebenen Königs, an deren Spitze der Bischof de Castro trat. Auch Evora erhob sich. Eine unter General Loison von Lissabon ausgeschickte französische Division schlug die Insurgenten von Evora zurück, litt aber sehr von der Hitze. Nach Oporto wagte Junot keine Diversion zu machen. Nun war gerade damals Sir Arthur Wellesley aus England nach Corunna geschickt worden, um den ersten Aufforderungen der Junten von Asturien und Gallicien zu genügen und brachte ein Heer, Waffen und Geld mit. Als er aber am 20. in Corunna anlangte, glaubte man, er werde hier weniger nützen können, als in Oporto. Wellesley segelte also dahin und wurde

finden, in der einen mehrere, in der andern wenigere. Wird der Holzwuchs auf Flächen der Art, wie sie bisher erwähnt wurden, verbreitet, so können demselben sogar, wenn es die wachsende Bevölkerung fordern sollte, manche andere, zum Feldbaue geeignete noch entzogen werden.

Nebst dem, daß man überall hin, wo Holzpflanzen stehen können, auch dergleichen anpflanzt, ist nothwendig, daß sie so behandelt werden, daß sie den den örtlichen Verhältnissen entsprechenden höchsten Massentrag abwerfen. Oben ist angeführt worden, daß die Staatswaldungen in Bayern jährlich 51 Kubikfuß vom Tagwerke Ertrag geben, die übrigen Waldungen aber nur 29,3 Kubikfuß. Wären diese so behandelt worden, wie jene, so wurden sie 1,009,632 Klafter zu 100 Kubikfuß Masse mehr abwerfen können. Ein Theil der Staatswaldungen Bayerns ist allerdings noch im Urwaldzustande, aber ein eben so großer, wo nicht ein größerer ist verkrüppelt, oder wenigstens sehr unvollkommen, daher der Durchschnittsertrag nicht ganz auf Rechnung des ersten Umstands gesetzt werden darf, so daß sich selbst der Ertrag der Staatswaldungen in Folge der Vervollkommnung und der bessern Bewirthschaftung der Bestände, wohin eifrigst gestrebt wird, künftig noch erhöhen kann. In welchen Beziehungen die Wirthschaft verbessert werden könnte, kann in Folgendem nur kurz angedeutet werden.

Welche Holzarten angebaut werden sollen, läßt sich nicht so allgemein bestimmen, wie es G. L. Hartig[1] versuchte; die Oertlichkeit muß jedesmal entscheiden und dabei noch besonders im Auge behalten werden, daß Fichten- und Kiefernbestände ungleich mehr Beschädigungen durch Witterung und durch Insekten unterworfen sind, als Laubhölzer; daß ferner im Durchschnitte als Brennholz erst 3 Kubikfuß Kiefern- und Fichtenholz 2 Kubikfußen Buchenholz gleich stehen. Welche Holzart aber auch gewählt werde, so suche man so vollkommene Bestände davon zu erziehen, als die Oertlichkeit erlaubt. Ist die ausschließlich zum Holzwuchse bestimmte Fläche in allen Theilen vollkommen bestanden, so gibt sie nicht nur einen höheren Ertrag als ein blößigter

[1] Hartig, G. L. Welche Holzarten belohnen den Anbau am reichlichsten? Berlin 1833.

mit ſtürmiſcher Freude empfangen, 1. Auguſt. Er hatte erſt 14 bis 15,000 Mann beiſammen, nur Infanterie und Artillerie, doch ſollten ihm 11,000 Mann unter Moore, die bisher in Schweden geſtanden und als Oberbefehlshaber der Gouverneur von Gibraltar, General Dalrymple, nachfolgen. Wellesley aber legte den größten Werth darauf, einen Sieg allein zu erfechten, bevor Moore und Dalrymple einträfen, und ging daher raſch auf Liſſabon los. Junot ſchickte ihm den General Delaborde entgegen, der nach einem heftigen Gefecht bei Zumbugiero zurückwich, 16. Auguſt. Nun brach Junot ſelbſt auf und unfern von Liſſabon kam es bei Vimeiro zu einer Hauptſchlacht, in welcher Junot trotz ſeiner bedeutenden Uebermacht die feſte Stellung der Engländer nicht erſtürmen konnte, durch ihr Feuer beträchtlichen Verluſt erlitt und zum Rückzug gezwungen wurde, am 18. Dieſes Unglück verſetzte ihn in die nämliche Verzweiflung, in der Murat und Dupont ſich befunden hatten, denn Junot hatte ſich nichts Geringeres geträumt, als die Krone von Portugal auf ſein Haupt zu ſetzen. Jetzt, von den Engländern beſiegt, denen bald Verſtärkungen zukommen ſollten, und vom Aufruhr des Volks umringt, mußte er ſich ſchmerzlich darein ergeben, zu capituliren. Dalrymple war inzwiſchen angekommen und ſchloß die Capitulation mit Junot in Cintra am 30. Die Franzoſen erhielten freien Abzug zur See nach Frankreich mit allem ihrem Gepäck. Der ruſſiſche Admiral Siniawin, der ſich mit zehn Schiffen (aus den joniſchen Inſeln zurückkehrend) im Hafen von Liſſabon befand, hatte den Franzoſen Beiſtand zu leiſten verweigert und capitulirte jetzt gleichfalls,*) wie man glaubt, auf geheimen Befehl ſeines Kaiſers, der Napoleons Zwecken nicht dienen, ſondern ihn nur für ſeine eigenen Zwecke benutzen wollte. Der ruſſiſche Geſandte in Madrid, Strogonow, hielt geheime Einverſtändniſſe mit den Inſurgenten. Dalrymple erndtete übrigens in England ſchlechten Dank für ſeine Capitulation. Man fand ſie

*) Die zehn Schiffe wurden ſpäter den Ruſſen zurückgegeben.

viel zu günstig für Junot, der sich auf Gnade und Ungnade hätte ergeben müssen, wie Dupont. Der Nationalunwille, der Dalrymple traf, diente Wellesley's Ruhm zur Folie. Dalrymple hatte sogar den Franzosen erlaubt, alle ihre Beute mitzunehmen, wogegen Wellesley mit den erzürnten Portugiesen vergebens protestirte.

In dem nämlichen Monat August entkam, wie durch ein Wunder, die spanische Armee unter Romana aus der Ostsee und kehrte jubelnd nach Spanien zurück, um mit ihren Landsleuten vereinigt gegen die Franzosen zu fechten. Diese merkwürdige Begebenheit kann man als die siebente und letzte Gruppe des spanischen Krieges betrachten. Bernadotte, der in Schwedisch-Pommern commandirte, hatte unvorsichtig jenes spanische Corps auf die dänischen Inseln Langeland und Fühnen hinübergeschickt, wo es in nahe Berührung mit englischen Schiffen kommen konnte. Hier erfuhr es, was unterdeß in Spanien vorgegangen war, und glühte vor Sehnsucht nach dem Vaterlande. Welchen Schmerz mußten diese tapfern Spanier empfinden, daß sie ferne von der Heimath demselben Napoleon dienten, der ihr Volk so tief gekränkt und so grausam mißhandelt hatte! Sie wußten noch lange nicht alles, da landete Lobo, von Andalusien über England hergesendet, in einem Fischerkahne an der Insel Langeland und lud Romana ein, sich durch die bereit gehaltene englische Flotte unter Keats entführen und nach Spanien bringen zu lassen. Alles war entzückt darüber und einig, nur der General Kindelan, der nächste im Rang unter Romana, entfernte sich als Verräther, um Bernadotte Nachricht zu geben. Die Gefahr war dringend. Romana bemächtigte sich am 9. August auf Fühnen der Stadt Nyborg, um hier die englischen Schiffe zu erwarten. Das Regiment Zamora, das weit entfernt gelegen hatte, marschirte 21 Stunden ununterbrochen, um nicht zu spät nach Nyborg zu kommen. Auch vom jütischen Festland aus Aarhus kam ein Regiment auf Kähnen an. Die Soldaten alle knieten um eine aufgepflanzte Fahne und schwuren dem Vaterlande Treue bis in den

Tod, fest entschlossen, sich aufs äußerste zu vertheidigen, wenn sie von Bernadotte angegriffen würden, ehe Keats mit den Schiffen käme. Aber die Schiffe kamen zu rechter Zeit und schon am 13. August ging Romana mit 9038 Spaniern unter Segel. Leider mußten 5160 andere zurückbleiben, die auf dem Festlande waren und nicht schnell genug hatten benachrichtigt werden können oder schon von den Franzosen entwaffnet waren. Ohne Kindelans Verrath wären sie wahrscheinlich alle entkommen.

Die Unglücksfälle der Franzosen in Spanien hatten zur nächsten Folge, daß König Joseph sich in Madrid nicht halten konnte. Die Schreckensnachricht von Baylen kam am 29. Juli in dieser Hauptstadt an und schon am 1. August zog sich Joseph mit seinem ganzen Hofe nach Burgos zurück, unter dem Schutz der Armee von Bessières, der bei Rio Seco gesiegt hatte. Dahin begab sich auch Savary, und Moncey mit dem Rest seiner Truppen folgte ihnen nach. Nur Duhesme blieb noch in Barcelona eingeschlossen. Ein Aufruhr in Bilbao, der aus Freude über die Niederlage der Franzosen erfolgte, wurde am 16. August blutig gedämpft.

Als Napoleon die Niederlage Duponts erfuhr, soll er in einen unbeschreiblichen Zorn ausgebrochen seyn. Der verwöhnte Sohn des Glücks konnte Unglück noch nicht ertragen und geberdete sich gegen das große Schicksal wie ein unartiges Kind, dem man den Willen nicht mehr thut. Seine Umgebung staunte über die ungewöhnliche Decontenancirung und Verzweiflung in seinem ganzen Wesen. Allein sein Ahnungsvermögen war tiefer als das ihrige. Sein schneller Blick erkannte die unermeßliche Folgenreihe, die sein erstes Unglück nach sich ziehen mußte. Doch war er bald wieder gefaßt und traf seine Maaßregeln. Das Unglück Junots machte daher keinen Eindruck mehr bei ihm. Dupont allein erfuhr seine ganze Ungnade, an ihm rächte er seinen ersten Schmerz; Junot behielt alle seine Würden und sein Commando, während Dupont nach seiner Rückkehr ins Gefängniß wandern mußte.

Vor dem großen Verrath in Bayonne war Napoleon stark

genug, Rußland noch Gesetze vorzuschreiben und dessen Umsichgreifen im Orient Einhalt zu thun. Nachher war er nicht mehr stark genug, sondern gezwungen, zu Erfurt die Freundschaft Rußlands zu erkaufen. Zu den Erfurter Verhandlungen wurde Napoleon durch Rebing und Wellesley gezwungen, es war keine freie That mehr und sie war ihm daher weder lieb noch günstig. Sie ließ einen tiefen Aerger gegen Rußland in ihm zurück, dem er gegen seinen Willen hatte schmeicheln müssen.

Das Opfer, welches er Rußland brachte, war aber noch gering im Vergleich mit den ungeheuren Anstrengungen, zu denen ihn die Unterwerfung Spaniens nöthigte, Anstrengungen, von denen er wohl wußte, wie sehr sie sein Reich erschöpfen mußten. Sein Ruhm und selbst sein Thron stand auf dem Spiel, wenn er sich für besiegt erklärte und Spanien den Engländern überließ. Davon konnte entfernt nicht die Rede seyn, er mußte also um jeden Preis in Spanien Herr werden. Da 127,000 Mann unter berühmten Generalen nicht ausgereicht hatten, brauchte er viel mehr. Aber er brauchte eben so viele Truppen, um Deutschland, und eben so viele, um Italien und Frankreich selbst zu überwachen. Er sah sich daher zum erstenmal gezwungen, bei der Rekrutirung über die gewöhnliche Grenze hinauszugehen und außer der Conscription des laufenden Jahres nicht nur zurückzugreifen in die früheren Conscriptionen und noch Jünglinge, die seit Jahren schon frei zu seyn glaubten, sondern auch schon einen Theil derer vom Jahr 1810 einzuberufen. Das hatte den doppelten Nachtheil, daß er zu junge und unreife Soldaten erhielt und daß die Bevölkerungen über die Wegführung so vieler Söhne zur sichern Schlachtbank zu klagen anfingen. Da er nach Spanien nicht lauter Rekruten schicken konnte, sondern hier mehr als irgendwo sichere alte Soldaten brauchte, zog er 100,000 Mann aus Preußen und Deutschland zurück und befahl den Polen und Rheinbundstaaten, ihm zahlreiche Contingente gleichfalls für Spanien zu stellen. Nur Bayern und Württem-

berg durften ihre Truppen im Lande behalten, als Wache gegen Oesterreich.

Nachdem er zu Erfurt, wie bereits im vorigen Buch erzählt ist, sich durch diplomatische Kunst den Rücken gedeckt und mit Ausnahme der in den Festungen zurückbleibenden Besatzungen auch Preußen von der Last der französischen Einquartierung befreit hatte, theilte er die große Armee, die er persönlich nach Spanien führen wollte, in acht Armeecorps ein, die mitgerechnet, die sich noch in Spanien befanden. Man schätzte die Gesammtzahl zu 250,000 Mann, die sich jedoch durch Nachsendungen beträchtlich vermehrte. Die französischen Truppen, welche Preußen verlassen hatten, und die Rheinbundstruppen und Polen wurden auf ihrem weiten Weg durch Frankreich nach Spanien auf Napoleons ausdrücklichen Befehl in den größern Städten festlich empfangen und bewirthet. Man schmückte sie, fütterte sie mit Leckerbissen, musicirte ihnen und ließ sie tanzen wie man Opferthiere putzt. Man gab ihnen gleichsam die Henkermahlzeit. Nichts bezeichnet so deutlich, wie tief Napoleon die Menschen verachtete. Damals befahl er auch dem Minister des Innern, Lieder für die Soldaten anfertigen zu lassen. Begeisternder Gesang kam nicht mehr von selbst, er mußte befohlen und erkauft werden. Den alten Soldaten aber, die sich nicht leicht täuschen ließen, imponirte er durch seine Freimüthigkeit. Er sagte ihnen: „Soldaten, ich brauche euch! Die scheußliche Anwesenheit des Leoparden (im englischen Wappen) besudelt Spanien, euer Adler jage ihn bis zu den Säulen des Herkules. Ihr seyd die neuen Römer, ihr siegtet am Euphrat (?) und am Tajo. Siegt abermals, was ihr für meinen Ruhm thun werdet, wird ewig in meinem Herzen leben.“ An alle Corps, die er musterte, hielt er begeisternde Anreden im Styl von Boulogne.*) Aber man be-

*) Ein deutscher Augenzeuge beschreibt, wie Napoleon gegen die Armee seine Arme ausgestreckt habe. „Es war Jupiter, der seine Rechte durch die Unendlichkeit ausstreckt und bei sich selber schwört.“

merkte, daß sein Heer früher weniger Aufmunterung bedurft und doch alles geleistet hatte.

Die Spanier waren froh und stolz, den Feind bis an die nördlichen Grenzen ihres Landes zurückgedrängt zu haben, versahen sich aber eines neuen noch gewaltigern Angriffs und neigten sich mehr als bisher zu gemeinsamen Maßregeln. Da sie wieder im Besitz der Hauptstadt waren, wählten sie am 25. Sept. zu Aranjuez eine neue Centraljunta, größtentheils aus Mitgliedern der einzelnen Provinzialjunten zusammengesetzt, an Zahl anfangs 24, später 35. Der achtzigjährige Graf von Florida-Blanca wurde ihr Präsident, aber damals schon trat eine jugendliche Opposition auf, deren Wortführer Jovellanos war, der erste Keim zu dem später in den Cortes hervortretenden Gegensatz. Die Alten wollten nur die Rechte König Ferdinands VII. wahren und in Verfassung und Verwaltung nichts ändern, die Jungen aber wollten die Revolution benutzen, um manches Alte für immer abzuschaffen und Neuerungen einzuführen.

England wurde freudig bewegt durch die Ereignisse in Spanien und erkannte sehr richtig, daß Napoleon sich selber hier eine unheilbare Wunde geschlagen habe. Allein England ließ sich von keinem Enthusiasmus hinreißen, es berechnete und strengte sich nicht übermäßig an. Es lag ihm zunächst nur daran, den unermeßlichen Vortheil auszubeuten, den es durch den ihm jetzt geöffneten freien Handelsverkehr mit den spanischen Häfen in ganz Mittel- und Südamerika erlangt hatte. Die spanischen Colonien hatten sich nämlich einmüthig für das Mutterland gegen Napoleon erklärt und daher die Engländer als Bundesgenossen anerkannt. Der freie Handel war für die Colonien vortheilhaft, während sie früher, so lange England ihre reichen Schiffe wegnahm, Noth gelitten. Die Engländer verfehlten nicht, sie unter der Hand zu bearbeiten und sie in dem Gedanken zu bestärken, jetzt sey der Augenblick gekommen, in welchem sie sich gleich den nordamerikanischen Freistaaten, für unabhängig erklären könnten. Diese auf die wohlfeilste Art

den größten Vortheil bringende Politik in Bezug auf Mittel- und Südamerika lag den Engländern nun mehr am Herzen, als große Opfer in Spanien selbst aufzuwenden, um Napoleon zu bekämpfen.

Nur im königlichen Hause regte sich das alte Blut der Welfen und wollte der Krämerpolitik eine heroische entgegensetzen. Aber vergebens. Dalrymple hatte wegen der ungeschickten Capitulation das Commando verloren. Der Herzog von York, Sohn des Königs, wünschte als Held und Befreier in Spanien auftreten zu können, aber er hatte sich in seinen früheren Feldzügen nicht fähig erwiesen und immer Unglück gehabt. Man mißtraute auch seiner Herrschsucht. Ein königlicher Prinz an der Spitze eines Heeres, wenn siegreich, hätte die Freiheit Altenglands gefährden können. Ueberhaupt war die Macht nicht bei dem König noch bei seiner Familie, sondern bei der Aristokratie. York erhielt nicht nur kein Commando, sondern wurde auch auf alle Art verhöhnt. Man rieth, Yorks Ernennung zum Obergeneral in Spanien nur als Kriegslist zu benutzen, denn wenn Napoleon hören würde, er habe es mit York zu thun, werde er viel weniger Truppen schicken. Wellesley war noch zu jung, man wählte daher den General Moore zum ersten Befehlshaber, dessen 11,000 Mann unterdeß in Corunna gelandet waren und sich mit den Truppen in Portugal vereinigen sollten.

Auch Romana kam glücklich im Norden Spaniens an und vereinigte sich mit Blake. Castannos rieth zur Vorsicht, er sah voraus, daß Napoleon mit ungeheuren Streitmassen auftreten würde, zog daher einen ausweichenden Vertheidigungskrieg, der den Feind ermüde, zerstreue und in Einzelkämpfen erschöpfe, den Feldschlachten vor, die man verlieren würde. Palafox aber und die meisten andern Generale theilten den blinden Muth der Nation und hielten den Rückzug für eine Schande. Nun mußte auch Castannos nachgeben. Aber man hatte im Lauf des September und October versäumt, mit den Engländern verbunden einen großen Operations-

plan zu entwerfen und ließ sich von Napoleon überraschen, dem nichts gelegener kommen konnte, als die zu weit vorgeschobenen Heertheile der Spanier einzeln zu zermalmen.

Napoleon fand, als er an den Pyrenäen ankam, eine Menge Unordnungen im Heerwesen, die ihn heftig erzürnten. Er hatte ausdrücklich befohlen, für gute Ueberröcke, Schuhe und Maulthiere zu sorgen, welche seine Soldaten in dem unwegsamen Spanien am nöthigsten hatten; aber man war seinem Befehle nicht nachgekommen und hatte große Summen für minder wichtige Anschaffungen verschwendet. Es war das erstemal, daß die Werkzeuge seines Willens zu erschlaffen schienen, die Räder seiner großen Maschine nicht mehr rasch und regelmäßig liefen. Wie vieles verstimmte ihn damals! Der unnatürliche Zwang, den er sich in Erfurt hatte anthun müssen, um Alexander zu schmeicheln; die Unpopularität der neuen Truppenaushebungen; die sichere Aussicht auf unermeßliche Sorgen und Opfer, die ihn der spanische Krieg noch kosten würde. Er hatte indeß so große Streitkräfte zusammengebracht, daß er hoffen durfte, den Spaniern schreckliche Schläge zu versetzen und den Ruhm seiner Waffen vollständig herzustellen. Er befahl seinen Marschällen, sich von den kriegslustigen spanischen Heeren überflügeln zu lassen, um sie desto sichrer abschneiden und vernichten zu können. Der unverständige Eifer der Marschälle vereitelte diesen klugen Plan, indem sie in der Nähe des Feindes nicht mehr an sich zu halten wußten. Indeß war der Erfolg der nämliche, denn auf allen Puncten stoben die spanischen Heere vor der Uebermacht und glänzenden Tactik der französischen Marschälle auseinander. Schon am 26. October warf Marschall Ney Castannos' Vorhut von Logronno zurück, vom 30. Oct. bis 7. Nov. schlugen Lefebvre und Victor auf dem rechten Flügel das Nordheer unter Blake und Romana in wiederholten Gefechten bei Valmaseda zurück und brachten ihnen am 11. und 12. eine schwere Niederlage bei Espinosa bei. Bessières im Centrum schlug am 10. den spanischen General Belveder, der zu Castannos' Hauptheer gehörte,

bei Gamonal und drang mit den Fliehenden noch am gleichen Tage in Burgos ein. Alle Einwohner flohen, dem Gemetzel folgte Plünderung. Am 22. fiel Marschall Lannes auf dem linken Flügel mit überlegener Macht bei Tudela über Castannos und Palafox her und erfocht einen glänzenden Sieg. Die spanischen Heere waren durch diese wenigen, aber gewaltigen Schläge so zerrüttet, daß sie Madrid nicht mehr retten konnten. Die Centraljunta entfloh.

Napoleon selbst ging am 8. Nov. über die Bidassoa, den Grenzfluß im Westen der Pyrenäen, und traf am gleichen Tage schon bei seinem Bruder Joseph in Vittoria ein. Am 10. kam er noch mitten in den Tumult von Burgos. Hier blieb er einige Tage, um den nachrückenden Armeecorps ihre Richtungen anzuweisen, die besiegten Feinde verfolgen und das englische Heer unter Moore recognosciren und wo möglich abschneiden zu lassen. Dann brach er auf, ließ am 29. den Paß von Somasierra stürmen, wobei die Polen unter Krasinski Wunder der Tapferkeit verrichteten und zog gegen Madrid, wo er am 2. Dez. als dem Jahrestage seiner Krönung eintreffen wollte. Aber die Madrider hatten keine Lust, ihn schon an diesem Tage einzulassen, zu seinem großen Verdruß, weil er abergläubig an der Tagwählerei hing und die Hauptstadt, in der sein Bruder friedlich residiren sollte, doch nicht mit Sturm einnehmen wollte. Die Stadt wimmelte von fanatischem Landvolk, welches sich nicht ergeben wollte, überall Verrath witterte und deßhalb auch den alten General Parales ermordete. Erst als Napoleon die Stadt von verschiedenen Seiten angriff und den Vertheidigern einen Begriff von der Ueberzeugungskraft seiner Kanonen beibrachte, gelang es dem Commandanten Morla (demselben, der die Capitulation von Baylen gebrochen hatte), die Wüthenden zu besserer Einsicht zu bringen. Morla ging selbst zu Napoleon hinaus, um sich nur noch ein paar Tage Zeit zu erbitten, binnen deren er die Leute vollends beruhigen wollte. Aber Napoleon warf ihm in zürnenden Worten sein früheres Benehmen gegen Dupont

vor und ließ ihm nur noch Frist bis zum andern Tage. In der Nacht nun gelang es, die Vertheidiger Madrids zum Abmarsch zu bewegen, damit die Stadt nicht zu Grunde gerichtet würde. Am 4. zogen die Franzosen ein, ohne Rache zu nehmen, wie im Frieden. Napoleon selbst kam nicht in die Stadt, sondern blieb auf einem Landhause, erließ aber sogleich eine Proclamation und drei Decrete. In der ersten sagte er dem spanischen Volke: „ihr verdienet harte Bestrafung, aber ich werde Gnade üben. Ich will selbst loben, was Hochherziges in euren Anstrengungen gegen mich gelegen seyn mag. Aber ihr müßt einsehen, in welcher Täuschung ihr befangen waret. Versagt euer Ohr den giftigen Zuflüsterungen Englands und vertraut euch mir, der ich den Willen und die Macht habe, euch glücklich, euch groß zu machen.“ Von den drei Decreten hob das eine die Inquisition, das andere zwei Drittel aller spanischen Klöster auf und verlieh das dritte eine allgemeine Amnestie, von der nur zehn Personen, die eifrigsten Mitglieder der Junta, ausgeschlossen blieben.

Charakteristisch erscheint die Umsicht, mit der Napoleon mitten unter wichtigern Geschäften den Nutzen nicht vergaß, den die französische Industrie aus Spanien schöpfen konnte. Er ließ ungeheure Massen der berühmten feinen Wolle Spaniens, die er in Burgos, Santander ꝛc. aufgehäuft fand, im Werth von 50 Millionen, nach Frankreich schaffen und hoffte bald doppelt so viel nachzuschicken. Die entflohenen Besitzer sollten, wenn sie zurückkehrten und beweisen könnten, daß die Wolle nicht den Engländern gehöre, entschädigt werden. Napoleon ließ dabei den Lyonern sagen, sie sollten diese Wolle kaufen, verarbeiten und auf die deutschen Märkte schicken, um sich dort reichlich bezahlt zu machen. Auch ließ er 20,000 Merinoschafe, die dem Herzog von Infantado gehörten, nach Frankreich schicken.

Erst am 22. Dez. hielt Joseph seinen feierlichen Einzug in Madrid, nachdem Napoleon veranstaltet hatte, daß man um seine Zurückkunft bitte. Dem entsprach auch am folgenden Tage der

oder lückigter Wald, ſondern die Ertragsfähigkeit trockener, warmer und magerer Flächen wird auch dadurch erhöht. In den Staatswaldungen Bayerns wurden in den 18½ zunächſt vorhergehenden 10 Jahren 91,500 Tagwerke mit großem Erfolge nachgebeſſert, wodurch möglich wurde, mehr Holz aus den ältern Beſtänden zu nehmen, ohne den nachhaltigen Ertrag für die Zukunft herabzudrücken. [1]

Die Holzbeſtände werden nur dann zur Befriedigung der Bedürfniſſe das Mögliche beitragen, wenn für ſie jene Betriebsarten gewählt werden, und wenn ſie ein ſolches Alter erreichen, wobei jährlich die größte Maſſe geſunden Holzes von ihnen gewonnen werden kann. Daß die Oertlichkeit jedesmal entſcheiden müſſe, welche Betriebsart und welches Alter die angemeſſenen ſeyen, daß bei kleinen Waldflächen dieſes Ziel nicht immer erreicht werden könne, daß der Einfluß der Waldungen oder der Holzpflanzen überhaupt auf die Umgebungen zu beachten ſey, daß endlich beſondere Rückſichten auf einträgliche Nebennutzungen beſtimmend einwirken können, kann hier nur angedeutet werden. Wie wichtig der Einfluß der richtigen Behandlung der Holzbeſtände in beiden Beziehungen ſey, werden einige Beiſpiele beweiſen. Pfeil [2] hat ſich die Mühe gegeben, die in verſchiedenen Schriften zerſtreuten, zum Theil höchſt mangelhaften Angaben über den wirklichen Ertrag der Waldungen mit Beihülfe von vielen Wenn und Aber zuſammenzuſtellen, wie ſie ſich für den preußiſchen Morgen ergeben. Daraus iſt hier nur das Verhältniß der Erträgniſſe des Hoch-, Mittel- und Niederwaldbetriebs entnommen.

Hochwald.

Boden	gut,	mittelmäßig,	ſchlecht.
Eichen „	49 Kubf.	31 Kubf.	19 Kubf.
Buchen „	49 „	34 „	21 „
Kiefern „	60 „	45 „	32 „
Fichten „	87 „	59 „	38 „

Mittelwald.

gemiſcht „	39 „	26 „	17 „

[1] Verh. XVII. 203.

[2] Pfeil, Dr. W. Kritiſche Blätter für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, VIII. 1 Heft. S. 36 und fola.

Eid, den ihm 28,700 Bürger von Madrid leisteten, die man durch Drohungen und Versprechungen dazu bewogen hatte. Das alles wurde dem Lande und Europa laut verkündet, um zu beweisen, welchen festen Boden die neue Regierung gewonnen habe. Dennoch gelang es nicht, ein Heer von Spaniern in Josephs Solde zu errichten. Napoleon befahl, alle Ausländer, die seit längerer Zeit in Spanien dienten, in ein Regiment royal-étranger zu sammeln und ein anderes aus reinen Spaniern zu bilden, aber die letztern gaben sich nicht dazu her und Joseph bekam wohl ein Gefolge von spanischen Höflingen und Beamten, aber nicht von spanischen Helden.

In den geschlagenen spanischen Heertheilen herrschte unbeschreibliche Verwirrung. Die Uneinigkeit der Generale, die Wuth und Unbotmäßigkeit des Volks vergrößerten noch die Uebel der Niederlagen. General San Juan wollte Madrid retten, kam aber zu spät und wurde von seinen eigenen Soldaten zu Talavera ermordet. Ein anderer General von Castannos' Heer, Grimarest, wurde am 8. Dezember bei Santa Cruz de la Zorga von den Franzosen unter Montbrun geschlagen. In Ciudad Real, Malagon und Bajadoz wurden abermals alle Anhänger Godoys ermordet. Das Unglück führte fast überall die Anarchie zurück. Die Centraljunta floh nach Sevilla. Castannos legte sein Commando nieder.

Napoleon richtete sein Hauptaugenmerk auf Moore, der von Lissabon ausgerückt war und sich mit den zu Corunna gelandeten Truppen unter Baird in der Gegend von Leon, jetzt 25,000 Mann stark, vereinigte. Unter ihnen befand sich die tapfere hannöversche Legion. Auch Romana mit noch 8000 Mann stieß zu ihm. Im Begriff über den Marschall Soult herzufallen, *) der ihm mit nur

*) Beamish in s. Geschichte der deutschen Legion erzählt Theil I. S. 166, in einem damaligen Vorpostengefecht hätten die hannöverschen Husaren unter Major Linsingen in der Wonne, endlich nach so langem Harren einmal an die Franzosen zu gerathen, mit solcher Furie eingehauen, daß

18,000 Mann beobachtete, erfuhr Moore, daß Napoleon bereits selbst mit den Marschällen Ney und Bessières käme, um ihm den Rückzugsweg zum Meere abzuschneiden, durfte sich nun keine Stunde mehr mit Soult aufhalten und begann augenblicklich den Rückzug nach Corunna am h. Weihnachtsabend. Napoleon kam erst am Neujahrstage 1809 mit 70,000 Mann in Astorga an, war sehr ärgerlich, daß Moore ihm entschlüpft sey und überließ Soult und Ney dessen weitere Verfolgung. — Moore litt auf seinem Rückzug große Noth, denn es fehlte seinem Heer an Lebensmitteln, die Soldaten mußten wegnehmen was sie fanden. Soult strengte alle Kräfte an, ihn noch zu erreichen, aber seine Vorhut wurde am 29. bei Benavente, wo General Lefebvre-Desnouettes in Gefangenschaft fiel, und am 3. Jan. auf den Höhen von Cazabetos von ihm zurückgeschlagen. Am 5. ruhte Moore bei Lugo aus, ehe Soult mit seiner Hauptmacht herankommen konnte, benutzte aber die nächste Nacht, weiter zu ziehen, indem er seine Wachtfeuer brennen ließ, als ob er noch da wäre. Am 11. kam er glücklich nach Corunna und betrieb die Einschiffung auf der bereit gehaltenen englischen Flotte. Ehe er aber damit fertig war, kam Soult vor der Stadt an und eröffnete ein mörderisches Feuer. Moore schlug ihn auch diesmal mit größter Tapferkeit zurück und erlebte noch, tödtlich von einer Kugel getroffen, seinen Sieg, am 12. Auch Baird verlor einen Arm. Die Franzosen waren nicht mehr im Stande, die vollständige Einschiffung der Engländer zu hindern. Romana hatte sich nach Asturien gewandt. Soult besetzte Corunna und Ferrol.

Napoleon selbst kehrte nicht nach Madrid zurück, sondern ließ

„Arme abgehauen, mehreren feindlichen Reitern die Köpfe bis auf den Nacken gespalten wurden" ꝛc. Die Legion that während dieses und der folgenden Feldzüge in Spanien Wunder der Tapferkeit und wurde von den Engländern sehr hoch gehalten. Ihre berühmtesten Anführer waren die Generale und Obersten von Alten, Linsingen, Arentschild, Langwerth, von der Decken, Hinüber, Ompteda ꝛc.

seinen Bruder Joseph nach Valladolid kommen, wo er von ihm Abschied nahm, denn seine Rückkehr nach Frankreich war dringend nöthig geworden durch die schlimmen Nachrichten, die er aus Wien und Paris erhalten hatte. Oesterreich nämlich drohte mit einem neuen Kriege, in der Hoffnung, Napoleon werde in Spanien zu tief verwickelt und nicht im Stande seyn, ihm hinreichende Streitkräfte entgegenzuwerfen. In Paris selbst aber war, wenn auch in geheim, eine ihm sehr ungünstige Stimmung eingetreten, indem überall die Furcht aufgetaucht war, er werde durch seine unersättliche Kriegslust das Land erschöpfen und in großes Unglück stürzen. Je besser er wußte, wie sehr diese Besorgniß begründet sey, um so unerträglicher war es ihm, den Glauben an seine Unfehlbarkeit und die stolze Zuversicht auf sein Glück erschüttert zu sehen. Wenn er in hellem Zorn nach Spanien gekommen war, wüthend über die Nichtvollziehung seiner klaren Befehle, so verließ er es mit noch viel böserer Galle. Ein Theil seiner alten Garde, den er in Spanien zurückließ, hatte zu murren gewagt. Diese Kerntruppen wollten ihm viel lieber nach Deutschland folgen oder in Paris auf ihren Lorbeern ruhen, als sich in Spanien von Strapazen aufreiben oder in einem ruhmlosen Kriege mit empörten Bauern niederschießen lassen. Wenn seine besten alten Truppen so dachten, welches schlimme Beispiel für die jungen Conscribirten und für die Rheinbundstruppen! Napoleon gerieth daher in unbeschreiblichen Zorn, ließ jene Bataillone der Garde in Valladolid unter Gewehr treten und schritt an ihren Reihen vorüber mit tödtlichen Blicken. Endlich riß er Einem das Gewehr aus der Hand, zog ihn aus der Reihe heraus, donnerte ihn an: „Elender, du verdienst, daß ich dich niederschießen lasse," schleuderte ihn wieder zurück und sagte zu den andern: „ich weiß, ihr wollt nach Paris zurück zu euern Weibern, aber wartet, ich will euch noch achtzig Jahre unter den Waffen festhalten."

Nach Napoleons Abreise blieb Joseph in Madrid, unter dem Schutz zahlreicher französischer Truppen. Als Majorgeneral hatte

er sich den alten Marschall Jourdan ausgebeten, der ihn schon nach Neapel begleitet hatte, aber nicht viel Autorität über die jüngern und siegreichern Marschälle besaß. Da diese letzteren sich nach verschiedenen Richtungen ausbreiteten, um die einzelnen Provinzen Spaniens zu bezwingen, konnte jeder so ziemlich selbständig handeln. Trotz der zerschmetternden Schläge, die Napoleon gegen die sämmtlichen Heere der Spanier und Engländer geführt hatte und trotz der Unterwerfung Madrids blieb das Volk in den Provinzen ungebeugt und wehrte sich mit unglaublichem Muthe. Wir müssen diese höchst verwickelten Kämpfe wieder in lokale Gruppen abtheilen, um den Ueberblick nicht zu verlieren.

Im Rücken der Hauptstadt bildete Saragossa noch immer den Hauptheerd des Widerstandes. Dahin hatte sich Palafox nach der Niederlage von Tudela zurückgezogen und war auf die hartnäckigste Vertheidigung gefaßt, indem er schon vorher die Stadt viel stärker als vorher befestigt hatte. Napoleon aber legte gerade auf die Eroberung Saragossas den größten Werth, weil der Stolz der Spanier hauptsächlich an diesem Namen hing. Er wandte also zwei ganze Armeecorps unter Moncey und Mortier dazu an, welche 35,000 Mann stark schon am 20. Dezember vor Saragossa eintrafen. Ihr erster Anlauf wurde kräftig zurückgetrieben, es mußte daher langsam eine förmliche Belagerung eingeleitet werden. Zu Neujahr 1809 übernahm Junot den Oberbefehl und ließ vom 10. an die Stadt so heftig bombardiren, daß die Einwohner nicht mehr in den Häusern bleiben konnten, sondern in die Keller flüchten mußten, wo die dumpfe Luft bald Krankheiten erzeugte. Aber auch die Belagerer hatten viele Plagen auszustehen, indem ringsum die Bauern sich erhoben, ihre Zufuhren wegfingen und selbst bei Alcannitz einen Massenangriff aushielten, wobei die Franzosen 400 Mann verloren. Am 22. Jan. erschien Lannes, dem Junot das Commando abtrat. Junot zeigte nicht Eifer genug und schien von seinem Lissaboner Unfall etwas gedrückt zu seyn. Lannes dagegen war einer der eifrigsten Schüler Napoleons, ihm grenzenlos er-

geben, und bei sanfter und gefälliger Miene doch furchtbar und unbarmherzig im Kriege, daher man ihn den Ajax der Armee nannte. Von nun an erreichte der tägliche Kampf um die Stadt die höchste Erbitterung. Unaufhörlich wechselten Angriffe und Ausfälle unter fortdauerndem Donner der Geschütze. Lannes konnte trotz seiner Uebermacht nicht in die Stadt dringen, bis er zu Minen die Zuflucht nahm; aber Palafox ließ wieder Gegenminen legen und der Kampf wüthete über und unter der Erde rings um die Stadt. Nach und nach drangen die Franzosen vor und zerstörten ein Kloster, ein Haus nach dem andern, während sich im nächsten die Spanier immer noch aufs verzweifeltste wehrten. Tagelang wurde um ein einziges Haus gekämpft. Unter den Einwohnern in den Kellern aber nahm die Seuche so überhand, daß täglich 3—500 Menschen starben, deren Leichen die Luft verpesteten. Lannes glaubte, die Noth würde die Vertheidiger mürbe gemacht haben und schickte einen Parlamentär, aber Palafox gab ihm keine Antwort und führte ihn nur in die schwarz ausgeschlagene Kirche, in der die Einwohner ihr eigenes Seelenamt hörten. Endlich fiel auch der größte Theil der streitbaren Mannschaft im Kampf oder erlag der Seuche, es waren nur noch 4000 Mann unter den Waffen und am 19. Februar wurde Palafox selber todtkrank. Damals waren aber auch die Franzosen dermaßen durch den Tod gelichtet und ermüdet, daß Lannes das ganze Feuer seines Muthes bedurfte, sie immer aufs neue in den Tod zu führen, der sie unter den Trümmern der Straßen erwartete. Seine Ausdauer siegte endlich, denn während Palafox besinnungslos darniederlag, capitulirte der für ihn befehlende Pedro Rie am 20. Februar. Aber die Capitulation, die den Einwohnern Sicherheit zugesagt, wurde in dem Augenblick gebrochen, in welchem die wuthentbrannten Franzosen sich in die Stadt ergossen. Alles, was noch übrig war, wurde geplündert; viele Gefangene wurden ermordet. Den unglücklichen Palafox schleppte man gefangen nach Frankreich, wo er sich von seiner Krankheit erholte und bis 1814 in Vincennes fest saß.

Napoleon verbarg ihn im Dunkel des Kerkers und hätte viel darum gegeben, auch seinen Ruhm vergessen zu machen. Saragossa hatte den Franzosen diesmal 8000 Mann gekostet, von den Einwohnern waren beinahe 54,000 umgekommen, die meisten durch die Seuche.

Im Rücken von Madrid und sogar dicht an der französischen Grenze war auch noch Catalonien ungebeugt geblieben. Ein französisches Armeecorps unter Gouvion St. Cyr sollte diese Provinz unterwerfen und Duhesme in Barcelona frei machen. Schon am 7. Nov. begann die Belagerung der kleinen Festung Rosas, deren Commandant Odaly sich ritterlich wehrte, und erst am 5. Dez. zur Capitulation gezwungen wurde. Ein kleines spanisches Heer unter Vives, dem sich Theodor Reding untergeordnet hatte, suchte St. Cyr bei Llinas aufzuhalten, erlitt aber eine Niederlage, 16. Dez. So gelang es St. Cyr sich in Barcelona mit Duhesme zu vereinigen. Am 21. machte Vives noch einen Angriff, wurde aber nochmals zurückgeschlagen. Die Spanier selbst wollten ihn umbringen und er entkam mit Noth. Reding übernahm für ihn den Oberbefehl und behauptete sich zu Tortosa, wo er sich mit Freiwilligen aus dem Süden verstärkte. Auch der Marquis de Lazan kam von Girona, wo er sich bisher behauptet, mit 6—7000 Mann zu ihm und weil Saragossa damals sich noch hielt, wollten sie eine Schlacht wagen, um im Falle des Sieges dieser Stadt zu Hülfe zu kommen. Aber St. Cyr war wachsam und vereitelte Redings Hoffnung durch einen Sieg über denselben bei Valls, unfern von Tarragona, 25. Febr. Dennoch unterwarf sich Catalonien keineswegs, sondern die Somatenes und die s. g. Miquelets (bewaffnete Freiwillige) thaten den Franzosen überall Abbruch, indem sie Banden bildeten und im Rücken des Feindes schwärmten. Dieser kleine Krieg rieb die Kräfte der Franzosen einzeln auf, zwang sie, immer in großen Corps beisammen zu bleiben, erschwerte ihre Verbindung und ärgerte und entmuthigte sie unbeschreiblich. Der Soldat war in keinem Quartier, auf keiner vereinzelten Sen-

dung seines Lebens sicher und konnte sich nirgends gehörig erholen oder mit den Einwohnern befreunden.

Auf dem Wege zwischen Madrid und Valencia in der früher schon grausam ausgeplünderten Stadt Cuenca hatten sich Trümmer der geschlagenen spanischen Heere unter Venegas gesammelt, gegen welche ein französisches Armeecorps unter Marschall Victor marschirte, bei dem sich auch eine Division Rheinbundstruppen befand.*) In der blutigen Schlacht bei Ucles unterlagen am 13. Jan. die Spanier der Uebermacht, hier aber übten die Franzosen noch ärgere Greuel als je zuvor. Die unglückliche Stadt Ucles wurde geplündert, eine Anzahl von 69 Edelleuten aus der Mancha, Priester und angesehene Bürger grausam ermordet, 300 Frauen und Jungfrauen entkleidet, wie Schafe eingepfercht und geschändet, alle Mönche, die den Siegern in die Hände fielen, wie Pferde angeschirrt und als Lastthiere gebraucht, um die Beute fortzuschleppen. Das spanische Landvolk rächte sich durch die grausamste Ermordung der gefangenen Franzosen und Deutschen. Die letztern, die bisher noch keinen Theil genommen an den Schändlichkeiten der Franzosen, wurden nun auch erbittert und als sie im Februar das tapfer vertheidigte Städtchen Arenas einnahmen, begann zuerst die deutsche Reiterei jenes Beispiel der Greuel nachzuahmen.**) Mittlerweile war auch ein Armeecorps unter Sebastiani in Estremadura eingerückt, dem es gelang, ein spanisches Heer unter Cartaojal bei Mudela zu schlagen und sich sodann mit Victor zu vereinigen, um ein neues von Cuesta aufgebrachtes spanisches Heer zu überwältigen. Das geschah bei Medellin, 28. März. Die Spanier selbst gestanden ein, in dieser mörderischen Schlacht 10,000

*) Darunter auch der badische Hauptmann Rigel, der diesen Feldzug treu und ausführlich beschrieben hat.

**) Die Frevel der Franzosen in Ucles hat Rocca, die in Arenas Rigel beschrieben. Der letztere sagt: „Wie sie da standen, diese uniformirten Buben, mit teuflischer Freude auf den weinrothen Gesichtern, ungerührt vom Geheul der Unglücklichen.“

Todte und Verwundete verloren zu haben. Das Schlachtfeld bot einen schauderhaften Anblick dar, indem die heiße Sonne des Südens die Leichen schnell in Verwesung übergehen machte und die verwundeten Spanier, welche die Sieger liegen ließen, hülflos verschmachteten. Aus Mitleid schoßen die Deutschen manchen von ihnen todt.*) Victor und Sebastiani sollten nach Portugal vordringen, um sich hier mit Soult zu vereinigen, der von Norden her in dieses Land eingedrungen war, aber sie wurden zum Rückzug gezwungen durch Umstände, die wir sogleich erfahren werden.

Nach der Einnahme Corunnas in Galicien hatte sich Ney gegen Romana in Asturien, Soult aber nach Portugal gewendet. Ney blieb in den labyrinthischen Gebirgen jener Gegend gleichsam stecken und vermochte trotz seines Kriegsgenies den gewandten und hier einheimischen Gegnern nichts anzuhaben. Von allen Seiten standen die Bauern auf und bildeten s. g. Guerillas (Banden), die den Franzosen keine Ruhe ließen. So im nördlichen Asturien die Bande unter Quiroga, im südlichen eine andere unter Ballesteros, der am 6. Febr. einen kleinen Sieg erfocht. Als Ney endlich am 19. Mai bis nach der asturischen Hauptstadt Oviedo vordrang, ließ er diese Stadt drei Tage lang plündern. Im Königreich Leon, südlich von Asturien, trat ein gewisser Porlier, zubenannt Marquesito, weil man ihn für einen Verwandten Romana's hielt, als glücklicher Guerillaführer auf und nahm zu Aquilar de Campo 400 Franzosen gefangen. Ein vierter, Echavarri, wurde in den Gebirgen von Biscaja gefangen und zu Bilbao hingerichtet, im März. In der Gegend von Segovia machte sich ein fünfter, Martin Diaz, unter dem Namen Empecinado damals zuerst berühmt. Eben so ein sechster, der Pfarrer von Villoviado, Geronimo Merino. An diese Namen knüpfte sich nach und nach hoher

*) Dem einen hatten die Ameisen schon die Augen halb verzehrt. Ein anderer, dem die Hände abgehauen waren, hatte beide Hände aus Hunger aufgegessen. Zahllose Raubvögel bedeckten das Leichenfeld und lauerten auf die noch Lebenden.

Ruhm, zum Beweise, wie wirksam der Guerillakrieg war, der den Franzosen ungleich mehr Schaden that, als der Widerstand, den sie in großen Schlachten fanden. Die Guerillas waren überall und nirgends, erschienen unversehends und verschwanden wieder. Die Nüchternheit, Gewandtheit und zähe Ausdauer des spanischen Landmanns machte ihm möglich, bei der schmalsten Kost die längsten Märsche zu machen und jede Strapaze zu ertragen. Auch die von Soult in Gallicien zurückgelassenen französischen Besatzungen hatten viel mit den Volksaufständen zu schaffen, die von Romana organisirt wurden. Soult hatte Vigo besetzen lassen, das aber von den Spaniern unter Murillo am 28. März wieder genommen wurde. Er hatte den General Maucune nach St. Jacob geschickt, der aber am 23. Mai von den Spaniern unter Carrera bei Estrella geschlagen wurde.

Marschall Soult selber war schon am 10. März mit 21,000 Mann in Portugal eingerückt. Ein kleines portugiesisches Heer unter Freyre zog sich vor ihm zurück. In Braga aber wurde dieser General vom Volke gezwungen, Stand zu halten, obgleich er zu schwach war, um der Uebermacht widerstehen zu können. Als er dies erklärte, wurde er ermordet, der Baron von Ebben aber, der ihn ersetzte, bei Carvalho geschlagen und darauf Braga von den Franzosen eingenommen, am 20. Soult rückte sodann unaufhaltsam vor Oporto, eine offene Stadt, die keiner langen Vertheidigung fähig war. Der Bischof, den bisher das Volk geleitet hatte, machte sich heimlich davon, das Volk aber wehrte sich in blinder Wuth. Fechtend drangen die Franzosen in die Stadt und richteten auf das über die Schiffbrücke fliehende Volk ein grausames Kartätschenfeuer, welches 3—4000 Menschen tödtete. In der Kathedrale vertheidigten sich 200 Portugiesen, die keinen Pardon annehmen wollten, bis alle gefallen waren. Die Stadt wurde geplündert, am 23. Nun sollte Soult unverzüglich gegen Lissabon vorrücken, zauderte aber, weil er erst Nachrichten von Victor und Sebastiani abwarten wollte, die aus Estremadura kommend sich mit

ihm vor Lissabon vereinigen sollten. Allein hielt er sich noch für zu schwach und war durch die Aufstände in seinem Rücken beunruhigt.

In Lissabon hatte unterdeß seit Junots Vertreibung eine Junta im Namen des Königs Johann regiert und der englische Lord Beresford die portugiesischen Truppen fleißig eingeübt, die unter General Silveira bereits 20,000 Mann stark waren. Gleichwohl würden sie vielleicht der Uebermacht und dem Genie Soults unterlegen seyn, wenn dieser Marschall nicht so lange unthätig in Oporto verweilt hätte. Am 22. April landete Arthur Wellesley mit 20,000 Engländern in Lissabon und war nun, mit Silveira vereinigt, dem französischen Marschall weit überlegen, der daher schleunig seinen Rückzug antrat. Aus demselben Grunde zogen sich auch Victor und Sebastiani zurück.

Indem Wellesley zum erstenmal unabhängig als Obergeneral auf der pyrenäischen Halbinsel auftrat, begann eine neue Periode des wundervollen Krieges in Spanien. Wir brechen daher die Erzählung hier ab, um sie später wieder aufzunehmen.

Niederwald.

Boden	gut,	mittelmäßig,	ſchlecht.
Eichen „	29 Kubf.	20 Kubf.	14 Kubf.
Buchen „	21 „	— „	— „
Erlen „	53 „	32 „	21 „
gemiſcht „	31 „	23 „	16 „

Eine Nachricht über den Ertrag der Staatswaldungen im Oberdonaukreiſe Bayerns [1] gibt denſelben für die Hochwaldungen daſelbſt auf 0,62 Klafter, für die Schlag- und Niederwaldungen auf 0,37 Klafter vom Tagwerk an. Die Regierungen müſſen in Bezug auf den Ertrag der verſchiedenen Betriebsarten eine Maſſe von Erfahrungen in ihren Papieren haben; eine Bekanntmachung derſelben mit Angabe der Oertlichkeiten, von denen ſie abgenommen wurden, würde für die Behandlung dieſer Wirthſchaft von den wichtigſten Folgen ſeyn. Kaum iſt zu bezweifeln, daß der höhere Ertrag der Staatswaldungen Bayerns zum Theil darauf beruhe, daß hier der Hochwaldbetrieb und hohe Umtriebszeiten, in den Waldungen anderer Beſitzer aber meiſt andere Betriebsarten und Umtriebszeiten gewählt wurden. Das letzte war zum Theil Folge der ſehr kleinen Waldflächen, welche Einzelne beſaßen, aus denen beim Hochwaldbetriebe oder bei hohen Umtriebszeiten nur ein durch lange Zeiten unterbrochener Ertrag zu beziehen geweſen wäre, welcher den Verhältniſſen der Beſitzer meiſt weniger angemeſſen war, als ein kleinerer, aber jährlich fortlaufender. Daraus ergibt ſich weiter, wie bei der Zerſtücklung von Waldflächen unter mehrere Beſitzer, je kleiner die Theile werden, um ſo mehr Betriebsarten mit niedern Erträgniſſen vorgezogen, und Hochwaldungen in Mittel-, Nieder- und Buſchwaldungen umgewandelt, und ſo die Erträgniſſe allmählig herabgedrückt wurden. Das in dieſer Wirthſchaft im jedesmaligen Holzvorrath ſteckende Kapital wurde auf dieſe Art vermindert, und ſoll es wieder zur möglichen Höhe gebracht werden, ſo kann dieſes nur geſchehen, indem ſolche Waldflächen unter ihrem dermaligen Zuwachſe angegriffen werden, alſo ein Theil der Zinſen wieder zu Kapital geſammelt wird. Dieſes wird aber wegen der Rückſicht auf

[1] Allgemeine Forſt- und Jagdzeitung v. N. Pedien. 1822. S. 189 und folg.

Fünftes Buch.

Oeſterreichs letzte Erhebung und Niederlage, 1809.

Man hat den kaiſerlichen Geiſt in der Wiener Burg niemals genügend anerkannt. Der letzte deutſche Kaiſer, wenn auch lange durch Thugut irre geführt, durch Unglück gebeugt und von denen, die er zu Werkzeugen wählte, im hergebrachten verknöcherten Hofkriegsrathsſyſtem ſchlecht bedient, fand doch im Gefühl ſeiner angebornen Würde und der auf ihm ruhenden majeſtätiſchen Tradition eines tauſendjährigen Reiches den Muth und die Kraft, immer und immer wieder die Doppeladler auf ſeinen Fahnen zu entfalten und in hundert Schlachten beſiegt, zum hundertunderſtenmal wieder gerüſtet auf dem Kampfplatz dazuſtehen, zäh, unermüdet, vertrauensvoll, ganz ſo wie das edle Volk der Spanier. Und zwar in ganz Deutſchland er allein, ehe noch das gemeine Volk in gleicher Treue und Tapferkeit ſich erhob und lange bevor die gebildeten Claſſen als Nachzügler des Patriotismus ſich endlich auch beſannen. Die Geſchichtſchreiber haben durchgängig einem erſt unter dem neuen Miniſter Grafen Stadion ſich bildenden geheimen Bunde von engliſchen Emiſſären, verfolgten Preußen, vertriebenen deutſchen Reichsfürſten und Grafen ꝛc. den Aufſchwung in Oeſterreich im Jahre 1809 zugeſchrieben und den Kaiſer dabei als einen Strohmann ge-

dacht. Aber was hätte jene gegen Napoleon verschworene Aristokratie vermocht, wenn Kaiser Franz nicht gewesen wäre?

Der Gedanke des Krieges von 1809 ging ganz einfach vom Kaiser aus und war nur die Consequenz des bisherigen Systems. Oesterreich hatte auch früher immer von neuem Krieg angefangen, sobald es sich nur einigermaßen von seiner frühern Niederlage erholt hatte. Diesmal aber kam ihm zu Statten, daß Napoleon tief verwickelt war in Spanien, also wahrscheinlich nicht Streitkräfte genug in Deutschland würde verwenden können. Auch war zu hoffen und wollte man dahin zu wirken suchen, daß sich im deutschen Volke ein eben solcher Geist entzünde, wie im spanischen. Diese natürlichen Gründe und der lebhafte Zuspruch Englands bewogen den Kaiser Franz, den in Spanien beschäftigten Heeren Napoleons eine gefährliche Diversion im Rücken zu machen und mit allen Kräften, welche der österreichischen Monarchie noch übrig geblieben waren, den Krieg wieder anzufangen. Dazu gesellte sich auch wohl die Besorgniß, Napoleon möchte im Bunde mit Rußland, wenn er Spanien völlig überwunden haben würde, Oesterreich und Preußen noch mehr schwächen und erniedrigen. Zwar hatte Kaiser Alexander zu Erfurt versprochen, er wolle Oesterreich und Preußen in Napoleons Abwesenheit hüten, aber Kaiser Franz wußte wohl, daß sich die Russen allein nicht in Unkosten setzen würden, um ihn zu bekämpfen. Ein wechselseitiges Zerfleischen der Russen und Oesterreicher zu Gunsten Napoleons war gegen die Politik nicht nur Oesterreichs, sondern auch Rußlands. Alexander blieb daher zwar im Bunde mit Napoleon und bekämpfte die Oesterreicher, aber ohne Energie. Nur insofern schadete er Oesterreich sehr, als er Preußen verhinderte, sich damals schon an Oesterreich anzuschließen. Wenigstens entschuldigte sich Friedrich Wilhelm III. gegen Franz mit den Verpflichtungen, die er gegen Alexander eingegangen sey.

Die oben bezeichnete aristokratische Flüchtlingspartei genoß damals nur den Schutz des Kaisers und war nicht im Stande, auf

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21384 / 060

seine Handlungsweise einen bestimmenden Einfluß zu üben. In der einzigen Beziehung, in der sie ihm hätte wirksame Kräfte leihen können, erwies sie sich ohnmächtig, sofern sie nämlich weder Rußland noch Preußen, noch die Bevölkerungen des Rheinbundes zum Kampfe gegen Napoleon bewegen konnte. An der Spitze jener Partei stand der vertriebene Kurfürst Wilhelm von Hessen und der vertriebene Herzog Wilhelm von Braunschweig (Sohn des bei Auerstädt gefallenen Fürsten), welcher sich in sein schlesisches Minorat Oels zurückgezogen hatte, jetzt aber nach Böhmen ging, um unter Oesterreichs Schutz Truppen zu werben, mit denen er sein Heimathland wiedererobern wollte. Ferner der Graf von Wittgenstein, vormaliger preußischer Gesandter in Cassel, derselbe, an den Stein den verdächtigen Brief geschrieben hatte; der aus Preußen verbannte Minister Stein selbst, der sich nach Prag zurückgezogen, nachdem ihn Napoleon durch ein am 16. Dez. 1808 von Madrid aus erlassenes Decret als le nommé Stein in die Acht erklärt und Confiscation seiner Güter verfügt hatte; die altpatriotischen hannöverschen Grafen Münster und Wallmoden; der gleichfalls hannöversche, in Wien lebende Graf von Hardenberg, ein in der Gesellschaft lächerlicher und verspotteter Sonderling, der unter dieser Maske die geheime Verbindung zwischen Oesterreich und England leitete. In England selbst gab es Männer, die es sich zur eigensten Aufgabe machten, Napoleon gleichsam persönlich zu bekämpfen und darin noch viel weiter zu gehen, als die englische Regierung. Sie wurden hauptsächlich gebraucht, um Kriege oder Empörungen gegen Napoleon auf dem Festland einzuleiten. Wie früher Sidney Smith, so jetzt Lord Stewart und der unermüdliche Robert Wilson. Auch in Rußland gab es eine ansehnliche Partei, welche das Bündniß Alexanders mit Napoleon, wie vortheilhaft es auch den russischen Interessen auf kurze Zeit war, doch bald aufgelöst wünschte, um Rußland wieder in die Reihen der Coalition eintreten zu sehen. Der Corse Pozzo di Borgo, schon von seiner Geburtsinsel her ein Neider und Todfeind der Bonaparte, war als

Diplomat in die Dienſte des Kaiſer Alexander gekommen und brannte vor Begierde, Napoleon zu ſtürzen. Ihm ſchloſſen ſich auch viele echte Ruſſen im Geiſte Suwarows an. Wie in England und Rußland, ſo hegte auch in Oeſterreich die ſtolze Ariſtokratie ein Gefühl des Widerwillens gegen die Emporkömmlinge des revolutionären Kaiſerreichs im Weſten. Endlich bezeugten ganz beſonders die Frauen des Hofes und des hohen Adels in ſämmtlichen Reichen des Weſtens und Oſtens (Schweden und Polen ausgenommen) eine tiefe Abneigung gegen das neufranzöſiſche Ritterthum und ihr Stolz beſchämte die Männer, die ſich ſo oft von Napoleon hatten ſchlagen laſſen. In Petersburg wie in Wien waren die Damen gleichſam in einer ſtillſchweigenden Verſchwörung gegen Napoleon, was hauptſächlich ſein rohes Benehmen gegen die Königin von Preußen verſchuldet hatte.

Das Beiſpiel des ſpaniſchen Volks erweckte natürlicherweiſe bei den Engländern den Wunſch, die Deutſchen möchten mit eben ſo viel Feuer gegen Napoleon aufſtehen*) und der Kampf möchte ſich zur Energie eines Volkskrieges ſteigern. Dem entſprach einigermaßen die Errichtung der Landwehr und der patriotiſche Muth, mit dem die Unterthanen des Kaiſer Franz zu den Fahnen eilten. Allein gerade in dem öſterreichiſchen Völkergemenge war es überall nur die treue Hingebung an das Kaiſerhaus, welche die Ungarn, Böhmen und Croaten, wie die deutſchen Oeſterreicher zum Kampf anſpornte. Die große Maſſe der nicht öſterreichiſchen Deutſchen betheiligte ſich nicht dabei und den Proclamationen, die man damals zum erſtenmal ausſtreute, um die deutſche Nation an ihre verlorene Ehre zu erinnern und die Unterthanen der Rheinbund-

*) Der König von England ſagte in ſeiner Thronrede: „Wenn unter den Staaten, welche noch eine zweifelhafte Unabhängigkeit von Frankreich beſitzen, ſich ſolche befinden, die zwiſchen der Gewißheit des Untergangs und der Gefahr einer rettenden Anſtrengung noch ſchwankten, würde die Ausſicht auf einen Frieden zwiſchen England und Frankreich nachtheilig auf ſie wirken und ſie in ihren Entſchließungen wankend machen."

fürſten zum Aufſtand zu bewegen, fehlte ſowohl der rechte Geiſt, der ſie hätte dictiren ſollen, als das Ohr bei denen, welche ſie zu hören bekamen. Der Kaiſer Franz ſelber enthielt ſich, irgend eine jener Proclamationen zu unterzeichnen, wohl fühlend, daß die Rheinbundfürſten auf die Treue ihrer Unterthanen eben ſo gut rechnen konnten, wie er auf die der ſeinigen. Die Proclamationen waren daher auch urſprünglich nur auf das von einem neuen und fremden Könige beherrſchte Weſtphalen und auf die unzufriedenen Bevölkerungen im nordweſtlichen Deutſchland berechnet, wie denn auch das große öſterreichiſche Heer aus Böhmen durch die Mitte Deutſchlands dahin vorgehen ſollte. Gelang dieſer Plan, errang man Vortheile über Napoleon auf dieſer Seite, ſo konnte man auch nachträglich auf die Hülfe Preußens rechnen. Als man aber davon abſehen mußte und die öſterreichiſchen Heere ſich gezwungen ſahen, im ſüdlichen Deutſchland zu bleiben und gegen Bayern vorzurücken, erſchienen jene Proclamationen freilich übel angebracht. Sie waren eine halbe und mißlungene Maaßregel. Die deutſche Nation war in ihrer Geſammtheit noch nicht fähig, die ſtolze Sprache zu verſtehen, die ihr gebot, das auf ihr laſtende Joch der Franzoſenherrſchaft zu zerbrechen, und am wenigſten unter allen deutſchen Stämmen war es der bayeriſche, weil er von jeher ſeinen Fürſten treu war, welcher Politik ſie auch folgen mochten, und zugleich von jeher die Oeſterreicher als Nachbarn haßte.

Die Volkskraft ſeiner eigenen Erbländer concentrirte Kaiſer Franz auf eine ſehr reelle Weiſe in ſeinen Heeren, die er trotz der Schmälerung ſeines Ländergebiets in einer Zahl und Stärke aufbrachte, wie nie zuvor. Nachdem er lange vorher heimlich hatte rüſten laſſen, ſtanden 176,000 Mann unter Erzherzog Karl an der deutſchen, 35,000 Mann unter Erzherzog Ferdinand an der polniſchen und 80,000 Mann unter Erzherzog Johann (den drei Brüdern des Kaiſers) an der italieniſchen Grenze. Von außen dagegen hatte Oeſterreich keine Hülfe zu erwarten, außer wenn es gelang, Norddeutſchland zu inſurgiren, zu welchem Zweck die Eng-

länder durch eine Landung in Holland die Hand reichen wollten. Den größten Vortheil erkannte Oesterreich darin, daß Napoleon ihm nur einen Theil seiner Streitkräfte entgegenwerfen konnte, indem der andere und zwar der größere in Spanien festgehalten war.

Napoleon sah das Gewitter in Oesterreich aufsteigen, hatte bestimmte Nachrichten, daß es im Frühjahr 1809 losbrechen werde, und eilte daher schon im Januar aus Spanien zurück. In Frankreich selbst zeigten sich unter dem äußern Gehorsam, der ihm sklavisch geleistet wurde, doch Symptome einer geheimen Opposition. Das gemeine Volk trauerte um die ungeheure Menge von jungen Leuten, die es dem unersättlichen Eroberer zu seinen Schlachten liefern mußte. Auch die Mißhandlung des Papstes hatte bei den frommen Landbevölkerungen angestoßen und die Priester erbittert. Die gebildeten Classen, die Kaufleute sahen den Frieden mehr als jemals in die Ferne gerückt und wußten zu beurtheilen, in welchem Umfang die Nationalkraft Frankreichs von dem endlosen Kriege verschlungen werden müßte. Die Fonds waren tief gesunken, trotz aller künstlichen Anstrengungen Napoleons, sie zu heben. Unter die Großen des Reichs kam eine ungewöhnliche Bewegung. Talleyrand und Fouché, bisher Feinde, näherten sich, um sich zu verabreden, was geschehen sollte, wenn Napoleon im Kriege umkäme, eine Möglichkeit, die in Spanien sehr nahe lag, wo der Fanatismus leicht eine Mörderhand gegen ihn bewaffnen konnte. Auch die Marschälle waren in einer unruhigen Stimmung. Sie glaubten ihr Verdienst zurückgesetzt, indem Napoleon seinen unbedeutenden Brüdern allein die höchsten Ehren ertheilte. Selbst Murat, obgleich als Napoleons Schwager König geworden, bezeigte sich doch mit der neapolitanischen Krone nicht zufrieden, weil er die spanische mehr zu verdienen glaubte, als Joseph. Auch Bernadotte blieb Napoleons heimlicher Feind. Macdonald und Brune bewahrten, wenn sie auch Napoleon nie untreu wurden, doch eine republikanische Würde. Welche Hoffnungen man aber bereits auf die Mißstimmung in der Armee setzte, bewies die Verschwörung des

republikaniſchen Generals Malet, der früher unter Moreau gedient hatte und beſeitigt worden war, mit dem ehemaligen republikaniſchen Miniſter Servan und einigen andern, Lahorie, Guidal ꝛc. Dieſe Menſchen wollten ausſprengen, Napoleon ſey in Spanien umgekommen, und die Republik proclamiren, an deren Spitze ſie Moreau aus Amerika berufen und für den einſtweilen General Lecourbe den Oberbefehl über die Armee erhalten ſollte. Sie hielten für möglich, daß bei der damaligen Stimmung ein ſolcher Streich gelingen könne. Man kam aber noch vor der Ausführung dahinter und warf ſie ins Gefängniß.

Napoleon erfuhr das alles noch in Valladolid, mäßigte ſich aber und nahm nach ſeiner Rückkehr nach Paris keine auffallende Rache. Nur daß der geſetzgebende Körper, als derſelbe der Kaiſerin zu Napoleons Siegen in Spanien am 20. Nov. Glück gewünſcht hatte, ſich als „Körperſchaft, welche die Nation vertrete“ zu bezeichnen gewagt hatte, rügte der Kaiſer im Moniteur mit den härteſten Worten: es ſey chimäriſch, ja ſogar verbrecheriſch, die Nation vertreten zu wollen, die der Kaiſer allein vertrete. Ferner ließ Napoleon ſeinen Zorn an dem Grafen Metternich, öſterreichiſchen Geſandten in Paris, in harten Reden vor dem ganzen Hofe aus. Aber es war ihm damit nicht Ernſt. Der drohende öſterreichiſche Krieg kam ihm inſofern gelegen, als er hoffen durfte, durch große Siege auf dieſer Seite ſein volles Anſehen wieder zu gewinnen. Der Gehorſam und die Treue der Pariſer hing von nichts ab, als von ſeinem Schlachtenglück. Er ignorirte daher, was während ſeiner Abweſenheit vorgegangen war und ließ ſeinen Unwillen einzig gegen Talleyrand aus, weil er dieſen für am meiſten gefährlich hielt. Talleyrand hatte die Miene angenommen, als habe er von Anfang an den ſpaniſchen Krieg mißbilligt. Napoleon war darüber um ſo ärgerlicher, als es gerade Talleyrand geweſen war, der ihn zu den Bayonner Treuloſigkeiten verführt hatte. In der zornigſten Aufwallung warf ihm Napoleon ſeine Doppelzüngigkeit vor, überhäufte ihn in Gegenwart aller Großen

des Reichs mit Schmähungen und nahm ihm den Großkammerherrnſchlüſſel ab. Talleyrand aber erſchien ſchon am andern Tage wieder bei einem Hoffeſte und beugte ſich vor Napoleon ſo tief, daß dieſer ihn wenigſtens nicht weiter verfolgte, noch aus Paris verbannte. Fouché blieb ungekränkt. Napoleon wußte wohl, dieſe Creatur würde ihm treu bleiben, wenn es das Glück ſelbſt bliebe.

Dieſes Glück nun forderte er mit dem ganzen Feuer ſeines Genies heraus, indem er gegen Oeſterreich zu Felde zog. Wenn er ſich aller ſeiner deutſchen Feldzüge erinnerte, ſo konnte er kaum an neuen Siegen zweifeln. Dieſe Erfahrung war ihm ein großer Troſt. Er ſagte damals: man ſollte glauben, Wien läge nicht an der Donau, ſondern am Lethe, dem Strom der Vergeſſenheit, weil ſie dort nicht mehr zu wiſſen ſcheinen, wie oft ſie von den Franzoſen beſiegt worden ſind. Nie war er in die Gefahr mit holzerer Zuverſicht gegangen. Wie in ſeinem erſten italieniſchen Feldzuge war jeder Zoll an ihm ein Held und weit entfernt, ſeine heitere Stirne von irgend einer Sorge umwölken zu laſſen, wollte er ſich jetzt erſt ſo übermüthig als möglich und gleichſam wollüſtig im Sieg und Ruhm baden. Mit der Schande der Deutſchen wollte er reichlich die Opfer erſetzen, die ihm die Ehre der Spanier abgetrotzt hatte.

Auch fand er damals wirklich den größten Theil der deutſchen Nation noch in der Gewohnheit ſeiner Allgewalt, ihm gehorſam und unterwürfig, nicht fähig, ſich zum Gedanken des gemeinſamen Vaterlandes und der alten Ehre des Reichs zu erheben, immer noch in der Stimmung, in der Heinrich von Bülow ſie verlaſſen hatte, indem er im tiefſten Schmerze von ſeinen Landsleuten ſagte: „ſie betteln um Schande.“ Mit einziger Ausnahme von Tirol und Heſſen ſtand der ganze Rheinbund wie ein Mann zu Napoleon und entwickelte in ſeinem Dienſt einen Eifer und eine Kraft, wie niemals vorher, als gälte es die gerechteſte Sache, für die man nicht etwa aus Zwang, ſondern mit feuriger Begeiſterung ſtreiten müſſe. Der König von Sachſen rief ſeine Truppen „im Vertrauen

auf die göttliche Vorsehung" zum Kampf gegen Oesterreich auf. In allen öffentlichen Blättern wurde Spott und Hohn auf Oesterreich gehäuft, seine Erhebung als Wahnsinn, sein Muth als strafbare Thorheit, seine Ansprache an die Deutschen als Jakobinismus bezeichnet. Eine deutsche Nation wurde gar nicht mehr anerkannt, das deutsche Reich war schon in der schwärzesten Nacht der Vergessenheit untergegangen, nur die neue Schöpfung Napoleons galt als zu Recht bestehend und für ewige Dauer fest begründet. Napoleon selbst hatte auf die Zumuthung Oesterreichs, den Frieden durch Räumung des deutschen Gebiets und durch Aufopferung Westphalens zu erkaufen, im Uebermuth eines falschen Propheten geantwortet „das Königreich Westphalen stehe auf festern Füßen und werde länger dauern als das Haus Oesterreich." Indem er den Krieg schon im April beginnen mußte, bevor er noch französische Truppen genug beisammen hatte, mußte er vorzüglich auf die Mitwirkung der Rheinbundtruppen rechnen. Natürlicherweise versäumte er auch nicht, den Rheinbundfürsten neue Erwerbungen zu versprechen. Den König von Bayern wollte er so mächtig machen, daß er künftig allein im Stande seyn sollte, Oesterreich zu widerstehen.

Man hat dem Erzherzog Karl, welcher den Krieg überhaupt nicht billigte und Unglück vorhersagte, den Vorwurf gemacht, er sey viel zu langsam gewesen und hätte sich mit seiner Uebermacht viel früher zwischen die noch zerstreuten Heertheile des Rheinbundes und der im nördlichen Deutschland stehenden Franzosen werfen sollen, ehe noch Napoleon kommen und sie vereinigen konnte. Die Schuld lag, wie früher, an den aristokratischen Intriguen und dem Schlendrian der Verwaltung. Man glaubte, die Armeeverpflegung sey in der besten Ordnung, als der Chef derselben, ein Herr von Faßbender sich umbrachte, um der Untersuchung zu entgehen, welche an's Licht brachte, daß er für nichts gesorgt und ungeheure Summen unterschlagen hatte. Man glaubte, ein großartiger Kriegsplan sey entworfen, aber bis zur letzten Stunde

Befriedigung der Bedürfniſſe nur da leicht ſeyn, wo die Preiſe des Holzes noch niedrig ſtehen, oder wo für einige Zeit Torf und Steinkohlen auszuhelfen vermögen.

Der fleißigſte Anbau, die umſichtigſte Wahl der Holzart, Betriebsart und Umtriebszeit ſind ohne Folgen, wenn die Holzwirthſchaft nicht auch den nöthigen Schutz genießt. Beſchädigungen durch Witterung, durch andere Pflanzen, durch Inſekten kann zum Theil durch eine richtige Behandlung der Holzbeſtände vorgebeugt werden, zum Theil iſt keine menſchliche Kraft im Stande, ihr Vorkommen zu verhindern, und ſie müſſen ertragen werden, wie andere zerſtörende Wirkungen der Natur. Schon bei Inſekten kann durch ein gehöriges Ineinandergreifen menſchlicher Hülfe der weiteren Verbreitung, wie bei andern Unglücksfällen, entgegengearbeitet werden; aber noch zur Zeit wird an vielen Orten, ungeachtet der Klagen über Holznoth, dieſer Wirthſchaftszweig nicht gehörig gewürdigt, was ein raſches Zuſammenwirken hindert. Noch merkbarer wird dieſes Hinderniß bei allen Beſchädigungen, welche von Menſchen ausgehen. Wer einen ſtehenden Stamm in den Waldungen entwendet, und wäre er 100 fl. werth, verliert in der öffentlichen Meinung nicht ſo viel, als wenn er Feldfrüchte von viel geringerem Werthe, oder ſonſt etwas geſtohlen hätte. Die Geſetze betrachten jene Handlung bloß als Frevel, welcher regelmäßig durch eine Geldſumme gebüßt wird, was für minder herabwürdigend gilt, als jede andere Strafe. Selbſt der neueſte Entwurf des Wildſchadensgeſetzes im Königreich Würtemberg bewilligte für Beſchädigungen durch Wild an Waldungen, mit Ausnahme der durch Schwarzwild, keinen Erſatz, indeß das badenſche Wildſchadensgeſetz ſchon mehr Beachtung der Holzwirthſchaft beweiſt. Beſchädigungen an Alleen, an öffentlichen Gärten werden nach den Geſetzen viel härter geſtraft, als die an Waldungen. Dieſe Anſichten ſchreiben ſich aus einer Zeit her, in welcher die ganze Wirthſchaft in den Waldungen in nichts Anderem beſtand, als in der Benutzung eines Geſchenkes der Natur, in welcher Holz im Ueberfluſſe da war, daher, wie Luft und Waſſer, keinen beſondern Gewinn abwarf, in welcher ferner Waldungen zu roden, als ein Akt der Kultur angeſehen wurde; daher nur der Eingriff in die gewonnenen Erzeugniſſe, an welche der Menſch bereits eine Arbeit gewendet hatte, als Diebſtahl

drängte die herrſchende Ariſtokratie dem Erzherzog Karl einen Plan auf, den er entſchieden mißbilligte. Gewiß iſt, daß Berthier, den Napoleon vorausgeſchickt und mit dem Oberbefehl betraut hatte, ſchon im Anfang des April 188,000 Mann in Bayern beiſammen hatte, wodurch er den Erzherzog Karl nöthigte, ſeinen früheren Plan aufzugeben, Böhmen zu verlaſſen und ſich gegen Regensburg zu ziehen. Aber auch jetzt noch hätte der Erzherzog den Feind überwältigen können, weil Berthier den Fehler beging, ſeine Armeecorps, 32,000 Bayern unter dem franzöſiſchen Marſchall Lefebvre, 13,000 Württemberger unter dem franzöſiſchen General Vandamme, 5000 Sachſen unter dem franzöſiſchen General Rouyer, 37,000 Franzoſen, Badener und Darmſtädter unter dem Marſchall Maſſena, 65,000 Franzoſen unter Davouſt, 24,000 unter Oudinot, 12,000 unter Beſſières, weit auseinander zu legen, ſo daß ſie leicht hätten durchbrochen und einzeln aufgerieben werden können. Napoleon war außer ſich, als er bei ſeiner Ankunft dieſe ſchlechten Dispoſitionen inne wurde, konnte ſie aber verbeſſern, da der Erzherzog nichts gethan hatte, das grobe Verſehen Berthiers zu benutzen. Im Gegentheil legte der Erzherzog ſeine Armeecorps in dem Augenblick auseinander, in welchem Napoleon die ſeinigen zu einem mächtigen Offenſivſtoß concentrirte. Zwei öſterreichiſche Armeecorps waren in dieſer kritiſchen Zeit unnützerweiſe in Böhmen geblieben, ein drittes unter General Hiller war bei Landshut, zu weit links vom Erzherzog. Die übrigen unter dem Erzherzog ſelbſt ſtanden ebenfalls zu zerſtreut vor Regensburg zwiſchen Egloffſtein und Pfaffenhofen.

Am 19. April hatte Napoleon die concentrirte Bewegung beginnen laſſen und während er am 20. den Erzherzog durch Davouſt beſchäftigte, ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze der Bayern und Württemberger, um den linken Flügel des Erzherzogs bei Abensberg von dieſem ab- und auf Hiller zu drängen, ſo daß er die ganze öſterreichiſche Armee nach zwei Seiten auseinanderwerfen und ſich ſelbſt den Weg nach Wien öffnen konnte. In die

Mitte der Rheinbundstruppen eintretend hielt er persönlich eine feurige Rede an die Bayern, eine andere an die Württemberger. Jenen rief er zu: „ich bin allein unter euch, kein Franzose ist mit mir. Ich komme nicht als Kaiser von Frankreich, nur als euer Bundeshaupt, ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen.“ Und den Württembergern: „ich bin allein in eurer Mitte, kein Franzose ist um mich, das ist eine Ehre für euch ohne Beispiel.“ Gleichwohl gesellten sich zwei französische Divisionen zu ihnen unter dem Befehl des eben aus Spanien angekommenen Marschall Lannes. Der Stoß auf Abensberg gelang vollkommen, der linke Flügel des Erzherzogs Karl, commandirt vom Erzherzog Ludwig, wurde gegen Landshut getrieben, wo er sich mit Hiller vereinigte, aber am 21. von Lannes, dem Massena zur Unterstützung nachkam, furchtbar angegriffen. Nach langer blutiger Gegenwehr erstürmte Lannes die Isarbrücke und drang in die Stadt, in welcher fortgekämpft wurde. Als aber auch Massena ankam, mußte Hiller mit einem Verlust von 8000 Mann und 25 Kanonen entweichen. Unterdeß war Napoleon selbst mit einem Theil der Truppen, die bei Abensberg gefochten, zu Davoust geeilt, dem auch Lannes und Massena zuziehen mußten, indem nur Bessières gegen Hiller stehen blieb. Der Erzherzog, der vom Schicksal seines linken Flügels und Hillers nichts wußte, ging erst am 22. gegen Davoust vor, wurde nun aber von demselben bei Eckmühl aufgehalten und von der Uebermacht der von allen Seiten zu Davoust stoßenden französischen Corps mit Verlust von 7000 Mann und 16 Kanonen zurückgeschlagen. Napoleon verfuhr hier ganz so, wie in seinem ersten italienischen Feldzug, indem er blitzschnell mit denselben Truppen erst die eine, dann die andere getrennte Hälfte seiner Gegner schlug. Davoust erhielt zum Lohne für seine tüchtige Unterstützung des großen Manövres den Titel eines Herzogs von Eckmühl. Napoleon selbst aber nannte diese combinirten Schlachten von Abensberg und Eckmühl den Silberblick seines Kriegsgenies. Er glaubte sich hier selbst übertroffen zu haben.

Am folgenden Tage hielt der Erzherzog noch Regensburg, aber nur um ſeinen Rückzug zu decken. Beim Angriff auf die Stadt bekam Napoleon eine leichte Schußwunde an den Fuß, die ihn ſo wenig beläſtigte, daß er am 24. eine große triumphirende Heerſchau halten konnte, bei welcher er eine Menge Kreuze der Ehrenlegion, Titel und Dotationen, beſonders an die Rheinbundstruppen austheilte, die er außerordentlich lobte. Der bayeriſche General Wrede wurde zum Grafen erhoben mit einer Dotation von jährlich 30,000 Franken.

Erzherzog Karl*) zog ſich gegen Böhmen zurück und ſtand bei Cham mit noch 78,000 Mann, Napoleon aber ſchlug den offenen Weg nach Wien ein. Hiller, dem auch Erzherzog Ludwig ſein Corps übergeben hatte, hoffte ſich mit dem Hauptheer in Böhmen vereinigen und zugleich den Franzoſen den Uebergang über die Donau bei Linz wehren zu können, wurde aber am 20. von Davouſt zurückgeworfen und nahm eine ſehr feſte Stellung auf der Wiener Straße bei Ebersberg, wo er am 3. Mai von Maſſena angegriffen und nach einem äußerſt blutigen Gefecht mitten in der brennenden Stadt abermals vertrieben wurde. Die Franzoſen verloren hier ſehr viel Menſchen und drei Adler. Hiller zog ſich nach Wien zurück, wohin auch der Erzherzog Karl ſeine Richtung nahm. Aber nach dem damaligen Syſtem dachte man nicht daran, die Hauptſtadt zu befeſtigen und wirkſam zu vertheidigen. Die kaiſerliche Familie entfloh nach Ungarn. Napoleon erſchien am 10. Mai vor Wien und nahm ſein Hauptquartier in dem Luſtſchloß Schönbrunn nahe bei der Stadt. Erzherzog Maximilian verſuchte mit 25,000 Mann Wien ſo lange zu halten, bis Erzherzog Karl zur Befreiung herannahen würde. Aber Napoleon ließ Bomben in die Stadt werfen und erzwang die Uebergabe am 12. Er hielt ſich

*) Hormayr ſagt in ſ. Anemonen I. 286, man habe dem Erzherzog ſtatt des genialen Meyer (der den Kriegsplan entworfen) den unfähigen Prohaska im Generalſtab aufgedrungen, der Erzherzog ſey am 25. krank geweſen und habe von nichts gewußt, was um ihn vorging.

jedoch nicht in der Stadt auf, wo ihn nur düstere Mienen empfingen, sondern eilte an die Ufer der Donau, um über den breiten Strom, da wo er sich theilt und Inseln bildet, Brücken schlagen zu lassen, noch ehe der Erzherzog Karl ihn dabei überraschen könne. Ein erster Versuch bei Nußdorf mißglückte, ein zweiter bei Kaiser-Ebersdorf gelang, aber die Brücke, die zur großen und bewaldeten Insel Lobau hinüberführte, wurde erst am 19. gangbar. Unterdeß war Erzherzog Karl am 16. angelangt und hatte das gegenüberliegende linke Ufer der Donau besetzt, hinderte aber die Franzosen nicht, von der Insel Lobau ihre Brücken zu diesem Ufer hinüber zu schlagen, denn sein Plan war, sie erst herüber kommen zu lassen und dann, bevor sie sich noch ganz entwickeln konnten, in die Donau zurückzuwerfen.

Sobald Napoleon am 21. Mai mit einem Theil seiner Armee über die Brücke gegangen war und das linke Donauufer zwischen den Dörfern Aspern und Eßling betreten hatte, wurde er vom Erzherzog in einer engen Stellung angegriffen. Die Schlacht entbrannte mit größter Wuth von beiden Seiten. Massena setzte sich in Aspern, Lannes in Eßling fest, welche beide Dörfer abwechselnd verloren und wieder gewonnen wurden. Als Lannes im Begriff war, überwältigt zu werden, ließ Napoleon zwölf Küraſſierregimenter, den Kern seiner Reiterei, in geschlossener Masse auf die Oesterreicher losstürzen. Die so berühmte österreichische Reiterei hielt den Stoß nicht aus und wich zurück, aber das Fußvolk stand wie eine Mauer, vom Erzherzog Karl in Person befehligt und empfing die Reiter auf vierzig Schritt mit so sicherem und mörderischem Feuer, daß die Küraſſiere mit ihren Pferden zu tausenden übereinanderstürzten und die siegreich vordringenden Oesterreicher hier 3000 Küraſſe erbeuteten. Die Nacht trennte die Kämpfer, aber Aspern war im Besitz der Oesterreicher. Erzherzog Karl ließ in der Dunkelheit unterhalb der Brücken zu diesem Zweck schon bereit gehaltene Kähne und Flöße, schwer mit Steinen beladen, auf dem ohnehin angeschwollenen Strom gegen die Brücken treiben,

um Napoleon den Rückzug abzuſchneiden und wirklich wurden die beiden Brücken, die von der Inſel Lobau nach Wien führten, zertrümmert, nur die von der Inſel nach Aſpern führende Brücke hielt ſich. Napoleon begann mit frühem Morgen den verzweifelten Kampf von neuem; aber alle ſeine Anſtrengungen fruchteten nichts, er wurde abermals zurückgeworfen. Seinen letzten furchtbaren Angriff vereitelte der Erzherzog, indem er ſich zu Fuß unter ſeine Grenadiere ſtellte, ſelber die Fahne ergriff und ihren Muth auf's höchſte entflammte. Da wich endlich Napoleon und ſuchte nur noch den Rückzug über die Brücke nach der Inſel Lobau durch Lannes zu decken. Aber dieſem tapfern Marſchall zerſchmetterte eine Kanonenkugel beide Kniee. Da übernahm General Mouton die Nachhut und ſicherte den gefährlichen Rückzug über die Brücke ſo ausdauernd muthvoll, daß ihm Napoleon dafür den Ehrennamen eines Grafen von der Lobau ertheilte. Maſſena erhielt den Titel eines Fürſten von Eßling. Das Schlachtfeld gewährte an beiden Tagen einen grauſenvollen Anblick. Die Verwundeten, die ſich noch auf den Beinen halten konnten, ſchleppten ſich faſt alle zur Donau, eben ſo die verwundeten Pferde, und bedeckten die langen Ufer des Fluſſes, um den heißen Durſt zu ſtillen, den Wunden immer hervorrufen.

Das war die erſte offene Feldſchlacht, in welcher Napoleon total geſchlagen worden war. Er befand ſich mit ſeiner Armee, welche 20,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, in einer ſehr kläglichen Lage auf der Inſel Lobau, von vorn bedroht vom ſiegreichen Feinde, von hinten ohne Brücken, gänzlich abgeſchnitten, aber auch wieder durch die Donau wie durch einen Wallgraben gegen den Erzherzog beſchützt, während er Zeit behielt, die zerſtörten Brücken nach Wien hin wiederherzuſtellen. Napoleon beſuchte den ſterbenden Marſchall Lannes, der ſich heiß an ihn klammerte und ihn nicht laſſen wollte. Wie ſchrecklich kam dieſen Helden das Sterben an! Laut rief er aus, der Arzt müſſe gehangen werden, der einen Marſchall nicht erhalten könne. Napo-

Lon hatte Mühe, ſich von ihm loszureißen, und Lannes rief noch ſterbend ſeinen Namen an, keinen andern Gott kennend, als ſeinen großen Kaiſer. Im Gefolge Napoleons befand ſich damals auch der Ruſſe Czernitſchef, Adjutant des Kaiſers Alexander, der das ganze Unglück mit anſah und wohl ſeine eigenen Gedanken dabei gehabt haben mag. Inzwiſchen wurden die Brücken hergeſtellt und Napoleon nahm ſeine Reſidenz wieder in Schönbrunn, um Verſtärkungen an ſich zu ziehen und die Schmach von Aſpern furchtbar zu rächen.

Mittlerweile hatte der Kampf auch in Italien und Polen begonnen. Erzherzog Johann drang aus Kärnthen gegen den Vicekönig Eugen vor und ſchlug ihn am 16. April bei Sacile, mußte jedoch ſeinen Vortheil bald wieder aufgeben, als er von dem Unglück ſeines Bruders bei Regensburg hörte, und am 1. Mai ſeinen Rückzug antreten, um Wien zu Hülfe zu eilen. Nun folgte ihm aber Eugen mit 30,000, Macdonald mit 16,000 Mann auf ſeinen beiden Rückzugsſtraßen nach Klagenfurt und Laibach und er hatte große Verluſte. Macdonald nahm am 22. Mai bei Laibach ein öſterreichiſches Corps gefangen. Eugen ſtürmte den Paß bei Tarvis und ſchlug Jellachich, der dem Erzherzog Johann von Salzburg aus die Hand bieten wollte, bei St. Michel, 25. Mai. Nun wurde Johann nach Ungarn hineingedrängt, verſtärkte ſeine ſehr zerrüttete Armee mit noch ungeübten Ungarn, die eben ausgehoben worden waren, wieder auf 30,000 Mann, wurde aber von Eugen, der ihm mit Uebermacht raſch nachrückte, am 13. Juni bei Raab geſchlagen und kam mit kaum noch 15,000 Mann in Preßburg an, als Napoleon und Karl einander noch, durch die Donau getrennt, gegenüberſtanden. Napoleon ſchickte ihm ſogleich Truppen entgegen und ließ ihn beobachten, um ſeine Vereinigung mit Karl zu verhindern. Unterdeß hatte auch Marmont ein öſterreichiſches Corps aus Friaul vertrieben. Am 15. Mai erließ Napoleon einen merkwürdigen Aufruf an die Ungarn, worin er ihnen anbot, ſie von Oeſterreich unabhängig zu machen. Sie ſoll-

ten ſich frei erklären, ſich eine neue Verfaſſung geben, einen neuen König wählen ꝛc. Aber ſie achteten nicht darauf, ſondern blieben dem Kaiſer getreu.

Nicht glücklicher war Erzherzog Ferdinand in Polen. Zwar nahm derſelbe am 21. April Warſchau mit Capitulation, als aber der Fürſt Poniatowski, der ihm anfangs nur 15,000 Mann entgegenzuſtellen hatte, durch einige franzöſiſche Truppen verſtärkt ihn in Gallizien bedrängte und am 23. Mai Lemberg nahm, und als auch Dombrowski überall das Volk in die Waffen rief, gab der Erzherzog Warſchau auf, 2. Juni. Jetzt erſt rückten auch Ruſſen ein und beſetzten Krakau, aber nicht, um die Oeſterreicher zu bekämpfen, ſondern um den Aufſchwung der Polen zu dämpfen, welche Gallizien zur Freiheit aufriefen und bei dieſer Gelegenheit als Geſammtnation zu handeln wünſchten, was Rußland ſo wenig dulden konnte, als Oeſterreich.

Napoleon hatte an Truppen alles an ſich gezogen, was irgend aus Frankreich nachgerückt oder in den Rheinbundſtaaten noch aufzutreiben war, namentlich die italieniſche Armee Eugens, und ſich bis auf 180,000 Mann mit 600 Kanonen verſtärkt, während der Erzherzog Karl auf der andern Donauſeite nur 137,000 Mann mit 450 Kanonen zuſammenbringen konnte. Man hat gefragt, warum Karl nach dem Siege bei Aſpern nicht raſch auf Napoleon drükte, ihm vielmehr Zeit ließ, ſich zu verſtärken. Er ſoll aber Befehl gehabt haben, ſeine Armee nicht aufs Spiel zu ſetzen, weil man auf Preußen nur nach einer gewonnenen, nicht aber mehr nach einer verlorenen Schlacht Karls hoffen konnte. Erſt im Anfang des Juli begann Napoleon ſelbſt den Kampf wieder. Er täuſcht den Erzherzog über den Punct, wo er ſeine neuen Brücken ſchlagen und übergehen wollte. Durch ein gewaltiges Kanonenfeuer bei Aſpern feſtgehalten, merkte der Erzherzog, deſſen Truppen 60 Stunden lang unter Gewehr ſtanden, nicht, daß Napoleon unterdeß viel weiter unten in der Richtung nach Groß-Enzersdorf ſechs Brücken zugleich ſchlagen ließ, auf denen er während eines

heftigen Gewitters in der Nacht zum 4. Juli überging und alsbald zum Angriff vorschritt. Allein obgleich Erzherzog Johann noch immer nicht von Preßburg eingetroffen war und ein Flügel der Oesterreicher, an den er sich anschließen sollte, sehr gefährdet war, schlug Erzherzog Karl dennoch, als er bei Deutsch-Wagram noch am Abend des 4. heftig angegriffen wurde, die Franzosen auf allen Punkten zurück und ging am 5. selbst zum Angriff über, um Napoleon von seinen Brücken abzuschneiden. Aber er dehnte seine Stellung zu weit aus und Johann kam nicht an, ihm beizustehen. *) Napoleon bediente sich daher seiner großen Uebermacht und setzte ihm insbesondere mit seinem Geschütz aufs furchtbarste zu; dennoch hielten die tapfern Oesterreicher unverrückt den Stoß aus, den die Franzosen auf ihr Centrum machten, und erst Nachmittags, als der Kampf in der ganzen Front nur noch ein wechselseitiges Kanoniren war, zog sich der Erzherzog freiwillig und in größter Ordnung nach Znaim zurück. Wenige Stunden später erschien endlich Johann, aber nur mit 12,000 Mann, mit denen er sogleich wieder umkehrte. Diese Schlacht war sehr blutig, jeder Theil verlor 30,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, denn letztere wurden von beiden Seiten gemacht. Die hohen Kornfelder des Marchfeldes, kurz vor der Erndte zerstampft und zertreten, lagen voller Leichen und Verwundeten, die von den mitleidigen Wienern in langen Karawanenzügen nach der Stadt gebracht wurden. Napoleon theilte wieder reiche Gnaden aus und ernannte Berthier zum Fürsten von Wagram, den von ihm bisher zurückgesetzten Macdonald, auch Oudinot und Marmont zu Marschällen; Bernadotte aber wurde wegen eigenmächtigen übertriebenen

*) Karl warf seinem Bruder vor, derselbe habe ihm den Sig nicht gegönnt, sondern „für sich allein Lorbeeren erndten wollen." Johann bemerkte dagegen, sein Ausbleiben sey für Karl erwünscht gewesen, weil ihm dieser nun die Schuld der verlornen Schlacht habe aufbürden können. Das Recht scheint mehr auf Karls Seite gewesen zu seyn, der immer gerade und ehrlich blieb, indeß Johann nur zu schlau war.

Lobens der Sachſen, die er in der Schlacht commandirt hatte und deren Thaten Napoleon ſelbſt nicht ſo lobenswerth fand, ſcharf getadelt und reiste erzürnt nach Paris zurück.

Da um dieſe Zeit die Ruſſen ſich näherten und von Preußen keine Hülfe zu hoffen ſtand, bot Oeſterreich einen Waffenſtillſtand an, welcher auch zu Znaim geſchloſſen wurde, am 12. Ueber den förmlichen Frieden wurde zu Wien unterhandelt. Napoleon forderte ungeheuer viel und drohte auf eine malitiöſe Weiſe dem Kaiſer Franz, indem er den Schein annahm, als ſey er nur durch deſſen perſönliche Feindſchaft tief beleidigt, und würde Oeſterreich viel günſtigere Friedensbedingungen ſtellen, wenn Franz die Krone niederlegen und ſeinem Bruder Ferdinand von Würzburg abtreten würde. — Napoleon blieb inzwiſchen in Schönbrunn, wo er auch viele andere Geſchäfte erledigte und insbeſondere der weltlichen Herrſchaft des Papſtes ein Ende machte, was ſpäter genauer erörtert werden ſoll. Eine ſeiner damaligen Maaßregeln war auch die Stiftung des Ordens der drei goldenen Vließe nach einem Decret vom 15. Auguſt. Sein Uebermuth ertrug es nicht mehr, daß der anerkannt vornehmſte unter allen Orden, der des goldenen Vließes, ein deutſcher und ſpaniſcher ſeyn ſolle, und er eignete denſelben nunmehr Frankreich an, indem er dem deutſchen und ſpaniſchen Vließ das franzöſiſche überordnete. Zur Dotation des Ordens wurden die reichen Queckſilberwerke von Idria beſtimmt; aber der Orden kam nie zur Ausführung, Napoleon ließ den Gedanken wieder fallen. Das merkwürdigſte Ereigniß während Napoleons Aufenthalt in Schönbrunn war der Mordverſuch, womit am 13. October Friedrich Staps, ein Predigerſohn aus Naumburg an der Saale, Lehrling in einer Fabrik zu Erfurt, ihn bedrohte. Dieſer noch nicht achtzehnjährige Jüngling ſuchte ſeiner Perſon nahe zu kommen, wurde aber von General Rapp bemerkt und feſtgenommen. Man fand ein Meſſer bei ihm und er bekannte freimüthig, er habe Napoleon als den Verderber des deutſchen Vaterlandes ermorden wollen. Da er, vor Napoleon gerufen,

demſelben trotzte, ließ ihn dieſer ſogleich erſchießen. Der Vorfall hatte aber einen ſtarken Eindruck auf Napoleon gemacht.*) Er wünſchte, man möchte nicht davon hören und reden. Was bei den Unterhandlungen noch Anſtand gefunden, wurde ſchnell beſeitigt. Schon am folgenden Tage, dem Jahrestage der Jenaer Schlacht, unterzeichnete Napoleon den Frieden von Wien, in welchem Oeſterreich ſeine ſüdlichen Provinzen Krain, Trieſt, Croatien und Dalmatien unter dem neuen Namen der „illyriſchen Provinzen“ an Italien, Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel an Bayern, einen Theil Galiziens an Polen, den andern an Rußland abtreten, 85 Mill. Franken Contribution zahlen, ſeine Armee auf 150,000 Mann herabſetzen und den Miniſter Stadion entlaſſen mußte, für den Graf Clemens Wenzel von Metternich eintrat. Außerdem ließ Napoleon die Feſtungswerke von Wien, Brünn, Grätz und Raab ſchleifen und alle Urkunden, die ſich auf Venedig und die Niederlande bezogen, deßgleichen die koſtbarſten orientaliſchen Handſchriften aus dem Archiv und der Bibliothek in Wien wegnehmen. Am 16. October verließ er Schönbrunn und kehrte triumphirend nach Paris zurück.

Ueber dieſen Feldzug hat Napoleon ſpäter Folgendes geäußert: „Ich ſiegte nur unter immer neu aufſteigenden Gefahren. Hätte ich bei Auſterlitz nicht geſiegt, wäre Preußen über mich hergefallen. Hätte ich bei Jena nicht geſiegt, Oeſterreich. Hätte ich bei Wagram nicht geſiegt, ein Sieg, der noch nicht zu den entſcheidenden gehörte, ſo mußte ich den Abfall Rußlands und den Aufſtand Preußens erwarten. Nach Wagram hätte ich Oeſterreich zerſtückeln,

*) Napoleon frug den Knaben: was wollten Sie mit dem Meſſer? — Sie tödten! — Sind Sie ein Narr oder Illuminat? — Ich bin kein Narr und weiß nicht, was ein Illuminat iſt. — Sie ſind krank. — Nein, ich bin geſund. — Warum wollten Sie mich tödten? — weil Sie das Unglück meines Vaterlandes ſind. — Ich will Ihnen verzeihen und das Leben ſchenken. — Ich will keine Verzeihung. — Würden Sie mir nicht danken, wenn ich Sie begnadigte? — Ich würde Sie doch zu tödten ſuchen.

angesehen wurde. Ein solcher Zustand der Holzwirthschaft ist aber für die meisten Gegenden Deutschlands vorüber; für den Anbau von Holzbeständen wird jetzt ein besonderer, und zwar nicht unbedeutender Aufwand gemacht, dessen Erfolg nur durch einen Schutz, wie er Alleen, Feldfrüchten, Wiesen zu Theil wird, gesichert werden kann. Wen freut es zu bauen, wenn er weiß, daß ihm der Zerstörer auf dem Fuße folgt, selbst wenn dieser Ersatz zu leisten angehalten wird? Wo der Rohertrag an Holz vom Tagwerk Waldungen schon bis zu 9½ fl. geschätzt und darnach die Steuer bestimmt wird,[1] da verdienen dieselben gewiß gleichen Schutz, wie andere Anlagen.'

Die Gesetzgebung wird wohl diesen Aenderungen allmählich folgen müssen, wenn der Noth gesteuert werden soll; sehr beschränkt wird aber immer ihre Wirkung bleiben, wenn nicht durch den Volksunterricht auf eine allgemeiner verbreitete Beachtung des Holzwuchses hingearbeitet wird, und dadurch demselben aus Erkenntniß seines Werthes der nothwendige Schutz entspringt. Wo ein Pfarrer, wie oben als Beispiel erwähnt wurde, seine Gemeinde zum Anbaue einer öden Weide mit Holzpflanzen durch bloße Belehrung bewegen kann, da wird er wohl auch durch dieselbe bewirkt haben, daß alle Gemeindeglieder sich zum Schutze ihres Fleißes vereinigen, daß sie und die übrigen hier und anderswo nicht frevelhaft die Hoffnung auf den zu erwartenden Erfolg vernichten. Zu solchen Arbeiten, soweit sie besonders auf Gemeindegründen statt finden, sollten immer die Schulkinder behülflich seyn. Die Lehrer des Volkes hätten hiebei die beste Gelegenheit, sie aufmerksam zu machen, wie das, was geschieht, nicht so wohl ihren Eltern, als vielmehr einst ihnen zu gut komme; daß diese Sorge ihrer Eltern für sie aber nur dann von den gewünschten Folgen sey, wenn sie das Angebaute nicht nur gehörig schonen, sondern dasselbe auch gemeinschaftlich gegen Beschädigungen bewachen.

Schutz fordert die Holzwirthschaft gegen manche Lasten, welche auf ihr haften. Unschädlich für sie sind diejenigen, welche nur die Abgabe einer bestimmten Masse Holz zur Folge haben, ohne etwa den Waldeigenthümer an eine unvortheilhafte, weniger Holzmasse abwerfende Betriebsart zu binden; aber schädlich sind

[1] Verd. VII. 680.

die drei Kronen Oesterreich, Ungarn und Böhmen von einander trennen sollen, und ein Prinz des Hauses lud mich mehrmals dazu ein, ihm eine davon zu übertragen ꝛc.“ Ueber die Haltung Rußlands während des Krieges war Napoleon tief erbittert. Er mußte Rußland einen neuen Ländererwerb zugestehen, und doch hatte ihm Rußland eigentlich gar nicht geholfen. Allein er war selbst Schuld, weil er 1807 die Wiederherstellung Polens nicht genehmigt und insofern der russischen Politik in die Hände gearbeitet hatte.

An den großen Krieg, dessen Verlauf an der Donau so eben geschildert worden ist, reihten sich in den Gebirgen von Tirol und in den weiten Ebenen von Norddeutschland kleinere, aber sehr blutige Kämpfe an, in denen, wenn sie auch nichts entschieden, doch ein Geist und eine Kraft hervortraten, die eine nahe Wiedergeburt der deutschen Nation ahnen ließen. Unabhängig von den Regierungen erhob sich auf eigene Gefahr im obern Deutschland das fromme Bauernvolk, und bildeten sich im niedern kühne und fanatische Freischaaren. Napoleon konnte daran erkennen, daß er nicht nur den Fürsten Deutschlands die Kronen verschoben, sondern auch der Nation in's Herz gegriffen hatte und daß sie die Geduld zu verlieren anfing, wenn immerhin auch ihr phlegmatisches Blut viel langsamer und schwerer in Bewegung zu bringen war, als das spanische.

In Tirol hatte sich auf eine fast wunderbare Weise seit Jahrhunderten die alte freie volksthümliche Verfassung, die alte Kirche, Sitte, Tracht und Kraft erhalten. Ein Stück Mittelalter lag hier wie eine Insel mitten im weiten Meere der modernen Cultur und Aufklärung. Mit landesväterlicher Weisheit hatte das Haus Habsburg niemals an diesem treuen Tirol gerüttelt, nichts darin verändert. Erst Joseph II. beirrte das Land mit seinen Neuerungen, aber sie flossen wie der Schaum einer kurzen Ueberfluthung vom unerschütterlichen Felsen wieder ab. Die Bauern waren hier von uralter Zeit her frei und lebten mit dem nicht

zahlreichen Adel, wie mit den Welt- und Kloſtergeiſtlichen in einem herkömmlichen, patriarchaliſchen und im höchſten Grade zutraulichen Verhältniß. Alle Stände redeten ſich in dieſem Lande mit Du an. Das ganze Volk war eine einzige innig verbundene Familie. Es hatte ſeine eigene Verfaſſung, in der auch der Bauernſtand vertreten war und in allen Landesangelegenheiten mitſprach. Es war frei wie von den mehr oder weniger modernen Geſetzen und Verwaltungsmaximen in den übrigen kaiſerlichen Erbſtaaten, ſo auch von der Recrutirung. Es ſtellte dem Kaiſer nur freiwillig unter die Fahne tretende Schützenregimenter in der Landestracht, was dem Volk von Tirol ſtets eine Freude war und nie zur Laſt fiel, weil jeder Bauer von Jugend auf im Schießen mit dem Stutzen trefflich eingeübt war und mit heldenmäßiger Körpergröße und Kraft auch den kriegeriſchen Stolz bewahrte, der einſt alle deutſchen Volksſtämme ausgezeichnet hatte, bevor die Cultur, der Luxus, die Schule und das moderne Staatsſyſtem ſie entwaffneten und entnervten.

Sobald das Land Tirol im Preßburger Frieden durch einen Federſtrich Napoleons von Oeſterreich abgeriſſen und Bayern zugetheilt worden war, hätte man glauben ſollen, die Regierung in Bayern würde alles anwenden, um dieſe neue herrliche und unſchätzbare Erwerbung durch Bande der Liebe und des Intereſſes an ſich zu feſſeln. Auch fehlte es nicht an natürlichen Sympathien, denn Altbayern war eben ſo ſtreng katholiſch wie Tirol, und die Intereſſen beider Länder kamen einander entgegen, indem ſie an einander grenzten, das Gebirge Wein und Vieh der Ebene, dieſe jenem Korn und ſtädtiſche Fabrikate zum Austauſch darzubieten hatte. Die Regierung in Bayern war aber damals gegen ihren eigenen Vortheil verblendet durch den Fanatismus für das moderne Princip der Aufklärung und bis zur Trunkenheit übermüthig durch den Souverainetätsſchwindel, dem die neuen Rheinbundskönige, im Vertrauen auf Napoleons Allmacht, faſt alle verfallen ſind. Der gute König Max Joſeph von Bayern, perſönlich der mildeſte und

liebenswürdigſte Fürſt, der durch ſein leutſeliges Verkehren mit dem gemeinen Mann ſich in Bayern ſelbſt eine ſeltene Popularität erworben hatte, ließ gleichwohl ſeinem Miniſter Montgelas freie Hand, die treuen und frommen Tiroler bis auf's Blut zu quälen und zur Verzweiflung zu bringen. Unter allen deutſchen Staatsmännern damaliger Zeit war keiner ſo durch und durch Todfeind der Kirche und aller alten volksthümlichen Verfaſſungen, Gewohnheiten und Rechte, wie Montgelas, deſſen Willkür jetzt Tirol überantwortet wurde. In der Partei der Illuminaten aufgewachſen und durch die Gunſt ſeines Herrn mit einer Macht ausgeſtattet, die ſich alles erlauben zu dürfen glaubte, ging Montgelas auf gänzliche Ausrottung des ſ. g. altkatholiſchen Aberglaubens, d. h. der Kirche ſelbſt aus. Soweit die Kirche den Gehorſam und Glauben des Volks in Anſpruch nahm, ſollte der Staat, ſoweit ſie die Jugend und den Unterricht in Anſpruch nahm, ſollte die Staatsſchule an ihre Stelle treten. Indem er alle Klöſter und Kloſterſchulen aufhob, alles Kirchengut einzog, die Rechte der Biſchöfe mit Füßen trat, die Biſchöfe ſelbſt einkerkerte und verbannte, die Kirchen plünderte, die zahlreichen Stätten der Volksandacht niederreißen, die heiligen Gegenſtände kindlicher Verehrung an Juden verkaufen, den Volksglauben gefliſſentlich durch die Staatsdiener ſelbſt verhöhnen und verſpotten ließ, machte er andererſeits großartige Schulpläne, um durch Anſtellung von Philoſophen und Religionsſpöttern auf den bayeriſchen Univerſitäten und Gymnaſien, durch Errichtung von Schullehrerſeminarien und Organiſirung eines ausdrücklich der Kirche feindlichen Volksunterrichts ein ganz neues aufgeklärtes Volk heranzubilden. Damit hing denn auch die Nichtachtung und ſchonungsloſe Zerſtörung aller alten Landesgeſetze und Rechte zuſammen. Trotz der ausdrücklichen Zuſicherung im Beſitzergreifungspatente wurde die alte Tiroler Verfaſſung doch aufgehoben. Zwar erhielt ganz Bayern das Schattenbild einer neuen Verfaſſung, aber keine Provinz, keine Stadt, keine Corporation wäre damals im Stande geweſen, ſich auch nur einem der bureau-

kratiſchen Decrete zu widerſetzen, durch welche Montgelas über ſämmtliche Unterthanen und ihr Vermögen mehr als napoleoniſch verfügte. Napoleon bewährte in ſeinem Benehmen gegen die Schweiz, daß er mehr Tact und Verſtand in der Behandlung eines alterthümlichen Bergvolkes beſaß, als Montgelas, der die Tiroler behandelte, wie es Napoleon ſelbſt nie gethan haben würde.

Tirol verlor ſeinen alten ehrenvollen Namen und wurde in Südbayern umgetauft. Es verlor ſeine alte Verfaſſung und empfing mit den bayeriſchen Geſetzen zugleich eine hungrige und übermüthige Schaar bayeriſcher Beamten, die ſich vor allem auf die reiche Beute der Kirchen ſtürzten und dem achtbarſten unter allen deutſchen Völkerſtämmen mit unerhörter Verachtung begegneten. Montgelas ließ nicht nur alles Kirchengut conſisciren, ſondern verbot auch den Biſchöfen jeden Verkehr mit Rom und entzog ihnen wie die Beſetzung der Pfründen, ſo den Unterricht des jungen Klerus. Als Fürſtbiſchof Emanuel von Trient und Fürſtbiſchof Karl Ludwig von Chur dagegen Verwahrung einlegten, wurden ſie von Staatswegen für abgeſetzt erklärt, gefangen genommen und über die Grenze transportirt, 24. Oct. 1807. Daſſelbe Loos theilten drei Prieſter, zwei andere wurden eingekerkert und erſt durch den großen Aufruhr im Jahre 1809 wieder befreit. Die übrigen beugten ſich mit trauerndem Gemüthe. Auch das Volk, ſo ſehr es ihm zu Herzen ging, blieb ruhig, obgleich die bayeriſchen Executoren es durch die fabelhafteſte Inſolenz herausforderten. Der königliche Commiſſär von Hofſtetten redete die Geiſtlichen, die er hatte verſammeln laſſen, laut mit „Schurken“ an. Unter dem Schutz und Beifall der Beamten trieben die Juden in Innſpruck den ſchändlichſten Unfug mit den heiligen Gegenſtänden, die ſie aus den geplünderten Kirchen, namentlich aus dem reichen Stifte Wilten erſchachert hatten. Einer dieſer Juden ertheilte, indem er mit einer großen Monſtranz durch die Straßen ging, den Vorübergehenden ſpottweiſe den Segen und ſein Weib bediente ſich eines andern

heiligen Kirchengefäßes zu noch größerer Unehre. Hofstetten selbst hing einem Juden ein Meßgewand um und prügelte ihn dann zu allgemeinem Gelächter durch. Derselbe pflegte in den Kirchen, indem er sie ausleerte, Tabak zu rauchen, die Abendmahlskelche auf eine schandbare Weise zu entweihen und die Geistlichen auf jede erdenkliche Art zu kränken. So empfing er einst, zwischen zwei Buhldirnen sitzend, den Guardian von Meran, um sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Und doch waren es später Mönche, die ihn vor der Volkswuth schützten und sein elendes Leben retteten.

Neben der Verspottung des Heiligen, dem Ausrauben der Kirchen, dem Niederreißen der Kapellen und Wegkreuze, an die sich fromme und zum Theil geschichtliche Erinnerungen knüpften, der Mißhandlung der hochverehrten Geistlichkeit war es hauptsächlich die ungewohnte Recrutirung und das neue Steuer- und Abgabensystem, was die Tiroler tief erbitterte. Ihre Söhne sollten sie dahingeben, um dem Feinde des Vaterlandes zu dienen, ihre Armuth sollten sie brandschatzen lassen, um den Feind zu bereichern. Endlich war ihnen das bureaukratische Verfahren und die Polizei, das Einmischen fremder Schreiber und Schnüffler in ihr altes einfaches Gemeinde- und sogar in ihr Hauswesen tödtlich verhaßt. Wie sehnten sie sich nach der milden Herrschaft Oesterreichs, nach dem alten Kaiser zurück! Welcher furchtbare Ingrimm schwoll in ihrer stolzen Brust gegen den neuen Kaiser, von dem alles Böse dieser Zeit herkam!

Sie hielten aber geduldig aus, indem sie mit dem Instinct und Tact, der einem starken und in der Gesinnung einigen Volk naturgemäß ist, nicht in vereinzelten Excessen ihre Kraft vergeudeten, sondern an sich hielten, um zu rechter Zeit alle gemeinsam loszuschlagen. Diese Geduld und das Geheimniß, welches sie bewahrten, obgleich viele tausende von ihnen wußten, was geschehen würde, gereicht dem Volksstamm zu einer ganz besondern Ehre und ist mehr als alles andere ein Beweis, daß die Spannkraft

seines Geistes noch nicht erschlafft und angerostet war durch die moderne Bildung, denn welches modern zugeschulte Volk hätte unter diesen Umständen so einmüthig schweigen können!

Im December 1808 erhielt der Kaffeewirth Nessing in Botzen, mit welchem Erzherzog Johann in geheimer Verbindung geblieben war, die sichere Nachricht aus Wien, daß Oesterreich im nächsten Frühjahr Frankreich den Krieg erklären würde, und trat sofort mit vertrauten Männern zusammen, um die Rolle vorzubereiten, welche Tirol in diesem Kriege spielen sollte. Um sich genau dessen zu versichern, was Oesterreich selbst zu thun geneigt wäre, und die Volkserhebung in Tirol mit den Operationen der österreichischen Heere in Einklang zu bringen, reiste Nessing am 16. Jan. 1809 mit Andreas Hofer, Wirth von St. Leonhard in Passeyr, der sich als Schützenhauptmann schon 1796 im Kampf gegen Joubert hervorgethan hatte, und Peter Hueber, Wirth von Brunecken, ohne Aufsehen auf geheimen Wegen nach Wien. Hier wurde alles verabredet und bei der Heimkehr der Aufstand insgeheim organisirt. Schon im Februar widersetzte sich in einigen Thälern die junge Mannschaft, die zu Recruten ausgehoben werden sollte, und mehrere bayerische Soldaten fanden dabei ihren Tod, doch wurde das Geheimniß der allgemeinen Volkserhebung durch niemand verrathen. Erst wenn das österreichische Armeecorps unter dem Marquis von Chasteler auf Tiroler Boden erscheinen würde, wollte man losbrechen.

Die Vorhut Chastelers rückte am 9. April in's obere Pusterthal und kam bis Lienz und schon an demselben Tage schlug das Landvolk im untern Pusterthale, angeführt von Peter Kemnater, Wirth in Schaps, die vorgeschobenen Posten der Bayern, welche die Brücke von Lorenzen bei Brunecken abbrechen wollten, zurück. Am folgenden Tage zogen 3600 Franzosen unter General Bisson, die von Mantua kamen und zur großen Armee Napoleons stoßen sollten, durch die Brixener Klausen im engen Felsenthale der Eisack, wurden aber vom bewaffneten Landvolk mit solchem Unge-

stüm angegriffen, daß sie eilends durch Brixen ihren Weg nach Deutschland fortsetzten. General Lemoine, der mit einem kleineren Corps Bisson nachfolgte, floh nach Italien zurück. Vergebens suchte der bayerische Oberst Wrede, der in Brixen commandirte, Bisson bei sich zu behalten, wagte dann am 11. allein noch einmal einen Kampf mit den Bauern bei dem Dorf Aicha, sah sich aber bald gezwungen, gleichfalls zu fliehen und Bisson nachzueilen. Gegen alles Erwarten blieb Chasteler aus und ließ die Tiroler Bauern den Kampf allein ausfechten. Unterdeß war in der Nacht Andreas Hofer mit den Bauern von Passeyr über den Berg Jaufen gestiegen und griff am 11. zwei Compagnien Bayern unter Major Speicher an, die in Sterzing auf der Höhe des Brenner Wacht hielten. Unter dem Schutze von zwei großen Heuwagen, welche zwei junge Mädchen lenkten, drangen die Passeyrer vor und nahmen alle Bayern gefangen, zogen sich aber wieder zurück, als Bisson und Wreden erschienen, die ihnen zu stark waren. Die gefangenen Bayern befanden sich ganz in der Nähe in einem kleinen Schlosse, aber niemand verrieth das Vorgefallene. Bisson und Wreden übernachteten in Sterzing und ahnten nichts.

An demselben Tage sammelten sich ungeheure Volksmassen im obern und untern Innthal. Schon am 10. gaben kleine Bretter mit rothen Fähnchen, die den Inn hinunterschwammen, das Zeichen. Die Oberinnthaler führte Teimer, ein Vintschgauer, der aber schon lange als Tabakshändler in Klagenfurt lebte. Die Unterinnthaler führte der Wirth Joseph Straub von Hall und Joseph Speckbacher, ein gemeiner Bauer, der als kühner Wildschütz berühmt war. Alle diese Haufen drangen gegen Innspruck vor, wo General Kinkel mit einem bayerischen Infanterieregiment und einigen hundert Mann Reiterei lag, und warfen dessen Vorposten schon am 11. unter mörderischem Feuer zurück. Am 12. stürmten sie die Stadt. Während General Kinkel schon mit Teimer unterhandelte, ritt der tapfere Oberst Dittfurth, obgleich von zwei Kugeln getroffen, immer noch durch die Straßen, die Solda-

ten anfeuernd, ſich von gemeinen Bauern nicht überwinden zu laſſen, aber noch zwei Kugeln ſtreckten ihn zu Boden. Kinkel capitulirte und alle ſeine Soldaten wurden gefangen, nicht ein Mann entkam. Als nun am 13. früh Biſſon und Wreden von Sterzing kommend gleichfalls vor Innſpruck erſchienen, das Vorgefallene hörten und ſich plötzlich von allen Seiten umringt ſahen, blieb auch ihnen nach kurzem Kampfe nichts übrig als ſich zu ergeben. Sie wollten als Soldaten die Waffen nur vor Soldaten niederlegen, da aber Chaſteler immer noch nicht da war, ſah ſich Teimer genöthigt, eine alte Uniform anzuziehen, gab ſich für einen öſterreichiſchen Major aus und unterzeichnete die Capitulation. Somit hatten die entſchloſſenen Bauern binnen zwei Tagen 8000 Bayern und Franzoſen mit mehr als 100 Offizieren und zwei Generalen gefangen genommen. Man brachte ſie nach Salzburg, die Bayern von Männern, die Franzoſen aber, zur Demüthigung ihres Uebermuths, von Weibern geführt. Zwei Zillerthalerinnen zogen mit den eroberten franzöſiſchen Adlern voran. General Biſſon wäre zu Hall (weil man ihn fälſchlich beſchuldigte, er habe einen Tiroler lebendig braten laſſen) vom Volk ermordet worden, wenn ihn Straub nicht gerettet hätte. Sonſt fielen nirgends rohe Exceſſe vor.*) Selbſt die verhaßteſten Beamten wurden geſchont oder heimlich auf die Seite gebracht, Hofſtetten z. B. von Mönchen gerettet.

Chaſteler und der vom Kaiſer Franz für Tirol ernannte Civilintendant, der bekannte Geſchichtſchreiber und Archivar, Freiherr von Hormayr (in Tirol geboren) kamen erſt am 15. gemächlich in Innſpruck an. Der letztere breitete ſchwülſtige Proclamationen aus

*) Selbſt dem jüdiſchen Böſewicht, der die Kirchengefäſſe in Innſpruck geſchändet hatte, wurde nur das Haus demolirt, ſein Leben geſchont. Ein Bauer eignete ſich eine ſchwere eiſerne Thüre dieſes Hauſes zu und trug ſie vierzehn Stunden weit heim; als ihm aber ſein Pfarrer vorſtellte, es ſey unehrenhaft, den Juden zu berauben, trug er dieſelbe Laſt den weiten Weg gutmüthig wieder zurück.

und fing in der bureaukratischen Manier zu regieren an, was weder Bauern noch Bürgern gefiel, um so weniger, als er besondern Eifer bewies, Geld einzutreiben und nicht einmal alles quittirte. Chasteler verließ Innspruck wieder, um ein von Italien her unter Baraguay d'Hilliers eingedrungenes französisches Corps von Botzen und Trident zurückzutreiben, wobei ihm die Tiroler unter Hofer wesentliche Dienste leisteten. Man wirft Chasteler vor, am 24. April bei Volano etwa 1000 Mann in einem unnützen und ungleichen Kampf aufgeopfert zu haben. Die Franzosen zogen sich am 26. zurück, weil sie vom Erzherzog Johann damals im Rücken bedroht waren. — Napoleon konnte bei den erbärmlichen Maßregeln Chastelers ziemlich sicher seyn, verfehlte jedoch nicht, nach seinem großen Siege bei Regensburg den Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit dem bayerischen Armeecorps nach Tirol zu schicken, um die Empörung daselbst niederzuschlagen. Auch erklärte er den Marquis von Chasteler für einen Räuberhauptmann und außer dem Gesetz. Kaiser Franz erwiederte darauf mit Stolz, er werde, wenn Chasteler nicht als k. k. General geachtet werden wollte, an gefangenen französischen Generalen Repressalien üben.*) Gleichwohl verlor Chasteler vollends den Kopf, traf die schlechtesten Vertheidigungsanstalten und ermüdete seine Truppen durch unnützes Hin- und Hermarschiren.

Lefebvre jagte am 29. April die Oesterreicher unter Jellachich vorerst aus Salzburg hinaus und drang von hier aus durch den berühmten Paß Strub in Tirol ein. Dieser Paß hätte sich leicht vertheidigen lassen, aber Chasteler hatte nicht dafür gesorgt und die frommen Tiroler selbst hatten den Paß am Himmelfahrtstage früh verlassen, um zur Kirche zu gehen. Diesen Zeitpunct benutzten nun die Bayern, um in den nur von wenigen Schützen besetzten Paß einzudringen, wobei sie doch noch viel Verlust erlitten,

*) Später erwies die französische Gesandtschaft in Wien dem Herrn von Chasteler alle Ehre, gleichsam zum Dank dafür, daß er in Tirol alles gethan hatte, was Napoleon nur wünschen konnte.

11. Mai. Am folgenden Tage wollte Chasteler das Versäumte einbringen und hielt den an Zahl weit überlegenen Bayern im untern Innthal bei Wörgl in einer ganz offenen Gegend Stand, nachdem er die festesten Gebirgspositionen zu vertheidigen versäumt hatte. Seine Leute schlugen sich brav, erlagen aber der Uebermacht und verloren alle ihre Kanonen. Als er auf der Flucht einen Augenblick in Hall ausruhte, machte ihm das Volk nur zu gerechte Vorwürfe. Die Bayern aber rückten den Fliehenden im weit offenen fruchtbaren Thale nach und nahmen mit Brand und Mord wegen Kinkels Gefangennehmung furchtbare Rache am Landvolk. Fast alle Häuser unterwegs wurden in Asche gelegt, eine Menge Bauern an den Bäumen aufgehängt, andern die Hände auf den Kopf genagelt, manchen Frauen der Leib aufgehauen, Kinder niedergemetzelt ꝛc. Am meisten litt der reiche Flecken Schwatz, der ganz niederbrannte und wo über hundert Weiber und Mädchen entkleidet, entehrt und dann fortgejagt wurden. Da Chasteler über den Brenner floh, gab auch das Volk die offene und schwer zu vertheidigende Hauptstadt Innspruck auf, die am 19. Mai capitulirte. Der wichtige Paß der Scharnitz, der im Norden Innspruck nach München und Augsburg führt, wurde gleichfalls aufgegeben und ein bayerisches Corps unter Graf Arco vereinigte sich von dieser Seite her mit Lefebvre.

Chasteler fuhr immer noch umher, wie die Maus in der Falle. Erst sollte er durch Kärnthen nach Wien ziehen; weil er aber nicht mehr durch konnte, gab ihm Erzherzog Johann den Befehl, zu bleiben und Tirol aufs äußerste zu vertheidigen. Er that aber nichts mehr. Nur General Leiningen mit einem Theil der Oesterreicher half dem wackern Hofer Südtirol zu vertheidigen. Aber auch er wurde zurückberufen. Am 19. Mai erließ Hofer einen offenen Brief, worin er alles Tiroler Volk in die Waffen rief, „weil die Truppen retirirten.“ Am 21. verließ Chasteler heimlich die Armee und Graf Buol übernahm für ihn das Commando, that aber auch nichts und blieb müßig zwischen dem Pusterthal

jene, welche die Ertragsfähigkeit des Bodens schwächen, ja sogar dessen allmähliche Verödung veranlassen können. Unverhältnißmäßig ausgedehnte Weide- und Streuberechtigungen sind es, welche diese Folgen schon herbeigeführt haben, und, wenn sie ferner bestehen, den Nachtheil erhöhen und auf einen weiteren Kreis ausdehnen werden. Sie verdienen, weil sie so zerstörend in den Holzwuchs eingreifen, hier eine besondere Erwähnung. Von dem Holzwirthe wird gefordert, daß er von seinem Grund und Boden zur Herstellung von Straßen, und zu andern öffentlichen Zwecken Theile abtrete, daß er seine Holzbestände an den Straßen auslichte, ja breite Streifen daran öde lasse, damit dieselben austrocknen können; von ihm wird gefordert, daß er bei seiner Wirthschaft auf augenblickliche Vortheile verzichte, um die Nachhaltigkeit nicht zu stören. Alle diese Forderungen sind durch Gesetze unterstützt, weil das allgemeine Wohl des Volkes dadurch befördert wird; nun stellt sich aber mehr und mehr heraus, daß dieses auch durch Zerstörung dieser Wirthschaft leide, es muß also auch hier die Gesetzgebung Hülfe leisten, und leistet sie auch wirklich hie und da, aber nicht zureichend. An den meisten Orten, wo dergleichen Lasten zu Gunsten der Landwirthschaft bestehen, ist sogar das Verhältniß von der Art, daß durch Aenderungen in derselben, welche ihr selbst vortheilhaft wären, das dem Holzwuchse bisher Entzogene ganz entbehrt, oder wenigstens auf ein Maß zurückgeführt werden könnte, daß es demselben keinen merkbaren Schaden brächte. Angenommen auch, solche Aenderungen veranlassen dem Landwirthe einen Aufwand, so wird dieser wohl zu vergleichen seyn mit dem Aufwande, welchen die steigenden Holzpreise oder theilweiser Mangel an Holz ihm verursachen; dann wird er noch zu berücksichtigen haben, daß bei fortdauernder Minderung der Ertragsfähigkeit des Waldbodens die Belaubung der Holzpflanzen schwächer, also der Streuertrag geringer, oder, wenn Verödung die Folge ist, auch ganz vernichtet wird.

In welchem Grade dieses Entziehen des Laubes und der Nadeln, es geschehe von Begünstigten, von Berechtigten, oder vom Waldeigenthümer selbst, den Ertrag der Waldungen herabdrückt, werden einige Beispiele zeigen. In der obern Pfalz Bayerns sind ausgedehnte Flächen mit Kiefern bewachsen. Die Bestände von 80 — 100 Jahren enthalten 40 — 60 Klafter Holz auf

und Brenner im unzugänglichsten Kern des Gebirgslandes stehen. Hormayr nahm einen Paß nach der Schweiz für den Nothfall und verschlupfte sich in Nauders, einem Winkel des Vintschgaues dicht an der Schweizer Grenze.

Dem Aufruf Hofers waren inzwischen die Bauern von allen Seiten gefolgt, und ohne sich um die unthätigen und jeden Augenblick zum Abzug bereiten österreichischen Truppen zu kümmern, griff er allein die Feinde an und trachtete, sie wieder aus der Hauptstadt hinauszuwerfen. Dabei kam ihm zu Statten, daß Napoleon nach seinem Unglück bei Aspern eiligst den Herzog von Danzig mit dem größten Theil der Bayern wieder abrufen mußte und nur eine bayerische Division unter General Deroy in Innspruck stehen ließ. Gegen diesen brach nun, wie früher gegen Kinkel, der allgemeine Landsturm los. Damals trat unter den Führern zum erstenmal der Kapuziner Haspinger, der s. g. Rothbart, mit ungemeiner Kühnheit hervor. Deroy hatte, um nicht wie Kinkel überfallen zu werden, den Berg Isel besetzt, von welchem Innspruck beherrscht wird, und seine Soldaten, die eben erst bei Abensberg über die Oesterreicher gesiegt hatten, waren voll Muth. Der erste entschiedene Angriff erfolgte am 25. Mai. Die Tiroler waren noch nicht stark genug, sie erwarteten erst die von Hofer aufgerufenen Oberinnthaler, denn Teimer hatte nicht mitgewirkt. Hofer war so zornig über die Unthätigkeit der Oesterreicher, daß er Buol und Hormayr verhaften lassen wollte. Am 29. rückte das Aufgebot vom Oberinnthal ein und nun begann ein furchtbarer Kampf am Berg Isel, der den Bayern nach der einen Schätzung 3000, nach einer andern nur 1100 Mann kostete und Deroy zwang, sich unter dem Schutz der nächsten Nacht so leise als möglich zurückzuziehen. Erst um 4 Uhr Morgens bemerkten es die Bauern und drangen in Innspruck ein, er hatte aber schon einen Vorsprung und entkam glücklich durchs untere Innthal, dessen Männer alle zum Berg Isel gezogen waren. — An dem nämlichen 29. Mai eroberten andere Schaaren des Tiroler Landvolks unter Joseph

Marbacher den Paß der Scharnitz und schlugen die Vorarlberger Bauern ein französisch-bayerisch-württembergisches Corps von 1500 Mann bei Hohenems zurück, so daß an diesem Tage ganz Tirol von Feinden frei wurde. Die Württemberger waren auf ganz unnütze Weise durch Streifzüge, welche Teimer im Anfang des Mai gegen Kempten und Memmingen hin unternommen, gereizt worden. Hofer schalt ihn deßhalb tüchtig aus. Nicht solchen kleinen Streifpartheien, sondern dem General Buol, der 13,000 Mann hatte, kam es zu, mit einer auserwählten Streitmasse von Tirolern eine große Diversion gegen München oder Salzburg in Napoleons Rücken zu machen und einen Theil seiner Truppen von Wagram abzuziehen. Aber Buol regte sich nicht.

Hofer blieb nicht lange in Innspruck, sondern ging nach dem Süden Tirols, um hier Streitigkeiten unter den Volksanführern zu schlichten und überall die Ordnung herzustellen. Dagegen kam Hormayr jetzt wieder aus seinem Versteck hervor, maßte sich die vom Landvolk allein errungene Ehre an und gab sich ein neues Ansehen durch kaiserliche Briefe und Siegesberichte von Aspern. Kaiser Franz schrieb damals, er werde nie einen Frieden mit dem Feinde eingehen, in dem nicht Tirols Wiedervereinigung mit Oesterreich verbürgt würde, mahnte das Volk zur Ausdauer und befahl Buol ausdrücklich, Tirol standhaft zu behaupten. Jetzt erst wurde von Buol ein großer Ausfall nach Kärnthen beschlossen, aber nicht ausgeführt, ein kleinerer von Teimer nach Schwaben und über den Bodensee nach Constanz führte zu nichts, eben so ein kecker Versuch Speckbachers, die kleine noch in bayerischen Händen befindliche Grenzfeste Kufstein zu überrumpeln.

Unterdeß geschah der große Schlag bei Wagram und wurde der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, in dessen 4. Artikel die Räumung Tirols von Seiten der Oesterreicher zugestanden wurde, ohne daß den Tirolern irgend eine Amnestie oder Bürgschaft ihrer Zukunft gewährt worden wäre. Buol erhielt wirklich Befehl abzuziehen. Erzherzog Johann aber schrieb ihm, er möge

sich entweder vom Volk gewaltsam zurückhalten lassen oder wenigstens vor seinem Abzug alles entbehrliche Kriegsmaterial den Tirolern zurücklassen. Buol eilte jedoch hinauszukommen und ließ den Tirolern nichts zurück, ja er lieferte sogar die Gefangenen und eroberten Kanonen nebst der kleinen Feste Sachsenburg dem aus Italien ins Pusterthal vorrückenden französischen General Rusca aus. Hormayr raffte noch Kassengelder, gezwungene Anleihen ꝛc. zusammen, so viel er konnte, quittirte nicht einmal alles und machte sich davon. Auch Teimer verschwand. Das Benehmen Oesterreichs scheint unerklärlich; der Brief des Erzherzog Johann läßt vermuthen, daß er von der festen Haltung Tirols noch irgend einen Vortheil für die erst begonnenen Friedensunterhandlungen gehofft habe. Allein so fest auch diese Haltung blieb, hat dennoch Oesterreich beim endlichen Frieden so wenig, als beim vorläufigen Waffenstillstand, die Tiroler berücksichtigt. Am 2. August waren alle Oesterreicher aus dem Lande abgezogen. Dagegen war schon am 27. Juli, von Napoleon entsendet, Lefebvre, Herzog von Danzig, mit 30,000 Franzosen, Bayern und Sachsen von Salzburg ausmarschirt, um Tirol zu unterwerfen und sprengte aus, er käme mit 50,000 Mann, um mehr Schrecken zu verbreiten. Unter diesen Umständen schien allerdings jeder weitere Widerstand der Tiroler unnütz und nur ihnen selbst verderblich. Sie wären auch ohne Zweifel ruhig geblieben und hätten sich entwaffnen lassen, wenn man sie nur einigermaßen durch eine Amnestie und gütliche Zusicherungen von Seiten Bayerns getröstet hätte. Da sie sich aber auf Gnade und Ungnade einem französischen Marschall überliefern sollten, da sie an die früheren Greuel in Schwatz zurückdachten und das Schlimmste voraussahen, so befanden sie sich in einer unbeschreiblichen Noth und Verwirrung. Als der Feind heranrückte, wehrten sie sich nicht, flohen aber ins Innere des Landes, so daß der Marschall alle Dörfer menschenleer fand. Er zog durchs untere Innthal. Die voranmarschirenden Sachsen konnten sich der Thränen nicht enthalten, als sie die Ruinen von Schwatz erblick-

ten und gewiß that es ihnen im Herzen wehe, die Avantgarde in diesem ungerechten und unmenschlichen Kriege seyn zu müssen. Auch General Beaumont, der mit 10,000 Mann über die Scharnitz kam, fand keinen Widerstand und entehrte sich, indem er Seefeld in Brand stecken ließ. Schon am 30. Juli zog der Marschall triumphirend in Innspruck ein.

Jetzt erst faßte Andreas Hofer den heldenmüthigen Entschluß, die Berge seiner Heimath abermals zu vertheidigen. Nachdem er schon einige Tage vorher, noch unter den Augen der abziehenden Oesterreicher, feierlich im Namen des Landes gegen den Einmarsch des französischen Marschalls protestirt hatte, als gegen eine „Verletzung des Waffenstillstandes," rief er am 2. August durch Eilboten das ganze Land unter die Waffen. Alles ging von ihm allein aus. *) Das Volk aber zog ihm in Masse zu und mit Hülfe der ihm gehorsamen und treuen Unterbefehlshaber sah er sich bald in den Stand gesetzt, dem schon weit vorgedrungenen Feinde auf allen Punkten ein fürchterliches Halt zu gebieten. Der Marschall hatte die Division Rouyer über den verlassenen Brenner geschickt und Sterzing besetzen lassen. Sie sollten über Brixen nach Botzen auf der Hauptstraße nach Italien vordringen und sich mit General Rusca vereinigen, der von dorther eindrang. Aber Hofer hatte im Stillen die Berge besetzt und an den engsten Stellen des Weges, den die voranmarschirenden Sachsen passiren mußten, oben auf den Felsen dicke Lärchenstämme floßartig verbunden und mit Steinen beschwert bereit legen lassen, um sie durch Weiber und Kinder auf den Feind herabwälzen zu lassen, während die Männer aus ihren Stutzen ein tödtliches Feuer auf ihn eröffnen sollten. Am 4. August betraten die unglücklichen Sachsen in der Schwüle

*) Die Wirthe Peter Mayr und Kemnater nebst dem Kapuziner Haspinger hielten nicht, wie oft gesagt worden ist, eine Verabredung ohne Hofer, sondern wurden durch Hofer einberufen. Auch Speckbacher, der schon den Oesterreichern nachzog, wurde nur durch Hofer, dem er begegnete, zurückgehalten.

des Mittags das im tiefſten Schweigen ruhende Thal der Eiſack zwiſchen Mauls und Mittenwalde, als plötzlich die Steinlawine oben herabbrauste und unter ungeheurem Krachen, das ringsum von den Bergen wiederhallte, Mann und Roß und Kanonen begrub und zum Theil über den Fluß hinüberſchleuderte. General Rouyer mit dem Hintertheil der Colonne floh augenblicklich nach Sterzing zurück, zwei ſächſiſche Bataillone aber, welche die Spitze gebildet hatten, blieben abgeſchnitten in Oberau und mußten ſich, etwa noch 700 Mann zählend, unter Oberſt Henning dem hier die Bauern commandirenden Peter Gruber gefangen geben.

Als der Marſchall in Innſpruck von dieſem Unglück erfuhr, ſchickte er mehr Truppen über den Brenner und kam ſelbſt nach Sterzing, erzürnt über die Sachſen, daß ſie ſich von gemeinen Bauern hätten ſchlagen laſſen. Da auch auf ihn unterwegs geſchoſſen worden war, ließ er zum ſchreckenden Exempel das ſchöne Dorf Rieth in Brand ſtecken. Aber er ſelbſt wollte ſich nicht eher auf den gefährlichen Weg nach Brixen wagen, bis er die Bauern erſt im Rücken würde gefaßt haben. Er rechnete deßfalls nicht nur auf ein Vorrücken Rusca's, ſondern ſchickte auch ein Corps unter Oberſt Bourſcheidt durchs Oberinnthal, um durch den Paß von Finſtermünz ins Vintſchgau und nach Meran und Botzen vorzubringen. Aber Bourſcheidt wurde bei Prutz von den Bauern mit ſolchem Ungeſtüm angegriffen, daß er lieber ſein Vorhaben aufgab, am 8. Auguſt. Er fand jedoch den Rückweg nicht mehr frei. Mitten in der Nacht gerieth ſein Vortrapp an der Pontlatzer Brücke unter die Felſen, auf denen die wachſamen Weiber Baumſtämme und Steine aufgehäuft hatten, und wurde davon plötzlich in der tiefſten Dunkelheit überſchüttet, und Mann und Roß und Kanonen unter Steinen begraben oder in den Inn geſtürzt. Die unverſehrte Spitze der Colonne, die weiter nach Innſpruck floh, gerieth noch in mehrere ſolche Steinſtürze und wurde von den Bauern gefangen. Der hintere Theil der Colonne mit Oberſt Bourſcheidt ſelbſt, dem durch den Sturz bei Pontlatz

der Weg versperrt worden war, irrte rathlos umher, wurde auf allen Puncten von den Bauern, die hier nicht einmal einen Anführer hatten, beschossen und gleichfalls gefangen, noch 800 Mann stark. Ein bayerisches Bataillon, welches in Imbst geblieben war, wurde auch von dort mit großem Verlust nach Innspruck zurückgejagt.

Der Marschall blieb unterdeß in Sterzing, wo er, obgleich von allen Seiten durch die Tiroler geneckt und beschossen, trügerische Unterhandlungen anknüpfte und die Unterhändler als Geißeln festhielt, immer auf gute Nachrichten von Rusca und Bourscheidt wartend. Als er aber von jenem gar nichts und von diesem nur Unglück erfuhr, und Haspinger von Mauls, Speckbacher von Stilfs her auf ihn drückten und ihm mit wohlgezielten Schüssen seine Leute tödteten, auch in seinem Rücken Graf Arco am Schönberge schwer bedrängt war, und er fürchten mußte, abgeschnitten zu werden, kehrte er den gefährlichen Bergen lieber den Rücken. Am 11. August begann er seine Flucht über den Brenner, vom Gejauchze und von dem mörderischen Schießen der Tiroler verfolgt. Für sein eigenes Leben bangend, hing er einen gemeinen Soldatenmantel um, und versteckte sich zu Fuß laufend zwischen Reitern. Die Bayern selbst verhehlten ihr Vergnügen nicht, als sie den stolzen Marschall von Frankreich fliehen sahen. General Deroy schrieb damals an seine Frau: „Lefebvre kommt zurück, ohne in seinem Unternehmen auf Brixen reussirt zu haben, worüber ich, unter uns gesagt, ganz und gar nicht verdrießlich bin, damit diesen Herrn einleuchtend werden möge, was Tirol sey.“ In der Nacht brach ein fürchterliches Gewitter aus, was die Verwirrung vermehrte. Der Marschall hatte alle Truppen, die nicht von den Tirolern getödtet oder gefangen waren, in Innspruck vereinigt, aber es gebrach an Lebensmitteln und am nächsten Morgen drohte von allen Seiten der Tiroler Landsturm, dessen Wachtfeuer auf allen Höhen brannten. Da brach der Marschall in Wuth aus, fluchte dem Lande und gestand, es sey hier noch schlimmer als in

Spanien. Allein die Wachtfeuer waren nur eine Liſt. Hofer hatte ſie nur anzünden laſſen, um ſeine Schwäche zu verbergen, denn noch waren lange nicht genug Tiroler beiſammen, um die große Streitmacht des Marſchalls im offenen Thale mit Erfolg angreifen zu können. Das ermuthigte den Marſchall wieder, er ruhte am 12. und griff am 13. die Tiroler auf dem Berg Iſel an. Jetzt aber hatten ſich dieſe ſchon in hinreichender Zahl geſammelt und waren unter Hofers Oberleitung trefflich geführt vom Kapuziner, von Speckbacher ꝛc. Nach langem blutigen Kampfe blieben die Bauern auf allen Puncten Meiſter der Höhen und warfen den Feind in die Ebene hinunter. In der folgenden Nacht ſtrömte der Regen, und dieſe natürliche Unterbrechung der Streitluſt benutzend, zog der Marſchall mit allen ſeinen Truppen davon. Graf Arco, der ihm folgte, fiel durch eine Tiroler Kugel am Ufer des Inn. *) — Unterdeß war auch der grauſame General Rusca mit einer franzöſiſchen Colonne im Puſterthal bis Lienz vorgerückt und hatte bereits über 200 Bauernhöfe und mehrere Kirchen in Brand geſteckt, als ihm Einhalt gethan wurde. Hauger, ein Freiburger Student, der früher den Zug nach Conſtanz mitgemacht, kam mit mehreren Verſprengten ins Puſterthal, ſah die Bauern um ein Crucifix knien, riß dieſes mit gewaltiger Kraft heraus, trug es als Fahne voran und ſchlug die plündernden Feinde, tapfer unterſtützt von einem Aufgebot der Bauern unter Steger, der aus Zorn über die Mordbrennerei Rusca's dieſen zu braten gedroht hatte, wie die Italiener Scorpionen zu thun pflegen (in einem Feuerkreis). Unter beſtändigen Gefechten vom 6. bis 11. Auguſt wurde Rusca aus dem Lande gejagt. Ein anderes

*) Vor hundert Jahren war einer ſeiner Vorfahren im großen Tirolerkriege, in welchem die Franzoſen unter Ludwig XIV. und die Bayern auf ganz ähnliche Art aus dem Lande hinausgeworfen wurden, an einer andern Stelle des Ufers gefallen, aber die Fluth hatte das ihm errichtete Kreuz fortgeriſſen und es war an der Stelle wiederaufgerichtet worden, wo jetzt der Enkel fiel.

französisches Corps unter General Peyri, das von Verona her durchs Etschthal kam, kehrte alsbald wieder um. Auch die Scharnitz wurde den Bayern wieder entrissen.

Ganz Tirol war befreit. Hofer ließ sich in Innspruck als provisorischer Regent des Landes nieder und hielt, ohne im Geringsten aus seiner einfachen Bäuerlichkeit herauszutreten, eine strenge und musterhafte Ordnung, als „Obercommandant in Tirol" von allen untergeordneten Volksführern ohne Eifersucht anerkannt, vom Volk unsäglich verehrt und geliebt. Er schützte die Gefangenen, duldete keine Anarchie, that salomonische Rechtssprüche, schlichtete jede Streitigkeit unter den Seinigen mit väterlicher Weisheit, regelte die Finanzen einfach und ehrlich, ließ Geld schlagen, hielt streng auf gute Sitten *) und gab allen seinen Regierungshandlungen eine höhere Weihe durch die volksthümliche Andacht. Das Volk, das so tapfer gestritten, beugte seine Knie in täglichen Gebeten um ferneren göttlichen Schutz. Hofer unterschied sich nicht von seinem Volk durch außerordentliche Talente, aber er vereinigte alle guten Eigenschaften desselben in einer seltenen Harmonie in sich. Weder der fanatische und sich gern überstürzende Kapuziner, noch der verwegene Speckbacher, noch der schon vornehm gewordene Teimer vermochten so großes Ansehen im Volk zu erwerben und zu erhalten, wie der fromme Hausvater Hofer, dem in dieser Beziehung auch die Wirthe Straub, Kemnater und Mayr am nächsten standen. Hofer hieß der Sandwirth, weil sein Hof am Ufersande des Flüßchens Passeyr lag. Die Franzosen machten daraus sauvir, die Italiener aber nannten ihn barbone, wegen seines ehrwürdigen Bartes, den er nach Landessitte trug und der ihm zu der malerischen Tracht seines Thales bei seiner herkulischen Gestalt sehr wohl stand. Unzählige Abbil-

*) Unter anderm verbot er den Damen in Innspruck die unschickliche Modetracht damaliger Zeit, die „das Brust- und Armfleisch" zu wenig bedeckt ließ.

dungen von ihm wurden damals ſchon in Deutſchland verbreitet und er genoß einen unermeßlichen Ruhm. *)

Obgleich er lieber geſehen hätte, ſeine Tiroler wären innerhalb ihrer Grenzen geblieben, gab er doch dem Kapuziner nach, als dieſer vorſtellte, welchen Vortheil der Kaiſer bei den Friedensunterhandlungen daraus ziehen könne, wenn nicht nur Tirol, ſondern das ganze weite Alpenland für ihn in Waffen ſtünde. Haſpinger unternahm alſo im September einen Zug in's Salzburgiſche, erſtürmte den Luegpaß, ſchlug die Bayern überall zurück und beſetzte Berchtesgaden und Hallein, aber es war ihm nicht möglich dieſelbe Begeiſterung, die in Tirol herrſchte, nach Steiermark und Kärnthen zu verpflanzen. Die große Bewegung gerieth hier in's Stocken. Speckbacher, der dem Kapuziner gefolgt war, ließ ſich bei Melek, unfern von Reichenhall, plötzlich überfallen, und entkam mit 100 Mann nur durch die unerhörteſte Tapferkeit.**) Eben ſo wenig glücklich war Eiſenſtecken, Hofers Adjutant, vor Trident, wo er vom General Peyri eine Schlappe erhielt. In das deutſche Tirol aber wagte ſich damals noch kein Feind.

Erſt am 15. Oktober erſchien Herr von Roſchmann als öſterreichiſcher Commiſſär in Sterzing bei Hofer, mit der Meldung, der Frieden ſey noch nicht geſchloſſen und Tirol ſolle einſtweilen fortfahren ſich im Namen des Kaiſers zu vertheidigen, bis ein Courier das Weitere bringe. Unterdeß kam von Bayern her die Nachricht, der Friede ſey ſchon am 14. geſchloſſen worden. Der erſehnte öſterreichiſche Courier kam aber erſt am 29. mit einem Brief des Erzherzog Johann an, worin dieſer ſchrieb, der Frieden

*) Den erſt ſpäter Hormayr zu verkleinern verſucht hat. Alles was Hormayr über den Tiroler Krieg geſchrieben hat, iſt durch gekränkte Eitelkeit und böſes Gewiſſen verfälſcht.

**) Hier verlor er ſeinen kleinen Sohn Anderl, der ihn überall im Kampfe begleitete. Der König von Bayern ließ den ſchönen Knaben zu ſich rufen und in München anſtändig erziehen.

ſey geſchloſſen, Tirol falle wieder an Bayern, jedoch ſey den Einwohnern volle Amneſtie zugeſichert, wenn ſie die Waffen niederlegten. Das möchten ſie nun auch thun, denn es bliebe nichts beſſeres übrig. Wie ſchwer es nun auch dem wackern Hofer ankam, ſo folgte er doch dieſem Rathe und befahl Einſtellung aller Feindſeligkeiten und Auflöſung aller Wehrmannſchaften. Er ſelbſt aber ſchrieb dem Kaiſer noch einen dringenden Brief in Bezug auf die ranzionirten Soldaten und nicht gebornen Tiroler, welche ſich unter ſeinen Leuten befanden, und in Bezug auf die contrahirten Anleihen. Ueber dieſe beiden wichtigen Punkte enthielt der Wiener Frieden und die Anweiſung des Erzherzog lediglich nichts. Hofer aber glaubte ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, ſie zu erledigen. Er blieb ohne Antwort.

Am 1. November rückten die Bayern unter Wrede in Innſpruck ein und vertrieben die Haufen, die der wüthende Kapuziner auf dem Berg Iſel, gegen Hofers Willen, zum Kampf verſammelt hatte. Lebhafteren Widerſtand fanden die Generale Rusca und Peyri, die vom Süden kamen, indem ein Tollkopf, von Kolb, der auch früher ſchon die Bauern durch die unſinnigſten Siegesnachrichten bethört hatte, abermals denſelben einen allgemeinen Aufſtand in der Schweiz vorlog, um ſie zum Kampf anzufeuern. Der Kapuziner aber erkannte, daß alles vergebens ſey, wenn Hofer nicht wieder an der Spitze ſtehe, begab ſich daher mit einem Haufen anderer Wahnſinniger zu ihm nach St. Leonhard und bethörte ihn wirklich, einen neuen Aufruf an das Volk ergehen zu laſſen. Hofer that es ohne Glauben an einen Erfolg, nur weil er einen ruhmvollen Untergang der Gefangenſchaft vorzog und weil er nicht fliehen wollte. Er und Tirol waren eins, er konnte den Gedanken nicht faſſen, lebend oder todt je von ſeinem Vaterland getrennt zu werden. Was die Welt Thorheit nannte, war bei ihm ein tiefes und heiliges Gefühl. Alle Bauern der Nachbarſchaft ſtanden zu ihm und trieben vom 14.—16. November den General Rusca mit Verluſt von 600 Mann aus Meran zurück,

einem Tagwerke. In diesen Waldungen ist das Streurechen so ausgedehnt, daß es jetzt schon die dreißigjährigen, und noch jüngern Bestände trifft. Auf den Flächen, welchen die abfallenden Nadeln anhaltend bisher entzogen wurden, sind die jungen Kiefern von 12 — 15 Jahren kaum ein paar Fuß, die von 40 — 50 Jahren kaum 15 — 20 Fuß hoch, bald darauf sterben sie ab. Der durchschnittliche jährliche Zuwachs darauf ist bereits auf 0,10 Klafter herabgegangen. In diesem Zustande sind von den Staatswaldungen allein bereits 150,000 Tagwerke, eine gleich große Fläche nähert sich demselben und Gemeinde- und Privatwaldungen in dieser Gegend sehen zum Theil noch übler aus.[1] Von den königl. sächsischen Staatsforsten liefern 70,000 Acker, worin die Streu benutzt wird, jährlich nicht ganz 0,53 sächs. Klafter vom Acker, die übrigen 180,000 Acker 0,79 Klafter; bei den ersten also geht ⅓ verloren.[2]

In so bestimmten Zahlen läßt sich der Schaden, welcher durch Weide oder durch Wild in den Waldungen angerichtet wird, nicht nachweisen. Aber leicht wird jedem Gelegenheit gegeben seyn, sich davon zu überzeugen, daß die Holzpflanzen durch das weidende Vieh beschädigt werden, so lange insbesondere der Höhenwuchs noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß die Spitze der Holzpflanze nicht mehr vom Vieh erreicht werden kann. In Beständen auf magerem Boden, deren Wuchs also sehr langsam fortschreitet, ist dieser Schaden schon darum größer, weil die Pflanzen langsamer in die Höhe wachsen, die Beschädigung also öfter erleiden; er ist aber auch darum größer, weil in solchen Beständen neben den größern Holzpflanzen nur Heide und Heidelbeere aufkommen, welchen das Vieh das Laub der Laubhölzer, selbst die Nadeln der Nadelhölzer vorzieht. Je kräftiger der Boden ist, je rascher daher die Holzpflanzen in die Höhe wachsen, je mehr Gräser und Kräuter zwischen den Holzpflanzen sich vorfinden, um so geringer, oft kaum merkbar in spätern Zeiten ist der Schaden. Auf dieser

---

[1] Ueber den Zustand der Kieferwaldungen in der obern Pfalz und über die Mittel, ihre Produktion zu erhöhen. 1835. Ein Schriftchen, welches aus officieller Quelle hervorgegangen zu seyn scheint.

[2] Einige Worte über die königl. sächs. Staatsforste ꝛc. Leipzig 1831. Scheint gleichfalls officiellen Ursprung zu haben.

bis wohin er ſchon vorgedrungen war. Ein anderes franzöſiſches Corps unter General Barbou, der von Sterzing gekommen war, wurde bei Walten am 18.—22. nach einem Verluſt von 400 Mann zur Capitulation gezwungen. Erſt dem edeln und menſchenfreundlichen General Baraguay d'Hilliers, der von Brixen herkam, gelang es, das Volk zu beſänftigen und zur Ruhe zu bringen. Nur Kolb kämpfte noch im Puſterthal fort und am 6. Dezember fiel das letzte Gefecht in Lienz vor, in derſelben Gegend, wo der Kampf im Frühjahr zuerſt begonnen hatte. Auch dort liefen die Bauern endlich auseinander. General Brouſſier, weniger human als Baraguay, ließ im Puſterthal eine Anzahl Gefangener hängen und erſchießen.

Hofer ſoll heimlich vom Vicekönig Eugen durch einen Prieſter verſichert worden ſeyn, er werde amneſtirt werden; aber er ſoll den Boten abgewieſen haben. Gewiß iſt, daß er ſich zuerſt bei einem Freunde und als er ſich bei dieſem nicht mehr ſicher glaubte, in einer elenden Sennhütte am Oetzthaler Firner verbarg, wo er die kälteſten Wintermonate tief im Schnee zubrachte, in einziger Geſellſchaft des ihm treu ergebenen Studenten Sweth, bis auch ſein Weib und ſein jüngerer Sohn Johann zu ihm hinaufflohen. Weil aber 1500 Gulden auf ſeinen Kopf geſetzt waren, verrieth ihn ein gewiſſer Raffl, der zufällig an ſeine Hütte kam und ihn erkannte. In der Nacht des 27. Jan. 1810 zog ein ganzes Bataillon Franzoſen auf den Berg und nahm ihn unter grauſamen Mißhandlungen gefangen. Man riß ihm den Bart aus, ſchlug ihn blutig und ſchleppte ihn, hart gebunden, bei ſtrenger Kälte aus Tirol hinaus und in die Feſtung Mantua. Als Napoleon die Meldung davon erhielt, befahl er durch den Telegraphen, den Gefangenen binnen 24 Stunden erſchießen zu laſſen. Hofer ſchrieb noch einen rührenden Brief an ſeine Frau und ging feſten Muthes zum Tode. Alle in Mantua gefangenen Tiroler lagen bei ſeinem letzten Gang auf den Knieen und beteten für ſeine Seele. Er ließ ſich die Augen nicht verbinden und commandirte ſelbſt Feuer. So

ſtarb der Held von Tirol, am 20. Februar. Sein Leichnam iſt ſpäter von frommen Tiroler Schützen ausgegraben und in der heimiſchen Erde beſtattet worden. Seine Kinder erhielten von Oeſterreich die adelige Würde.

Deſſelben Todes ſtarb eben ſo muthig Peter Mayr in Botzen. Faſt gleichzeitig mit Hofer in ſeinem Verſteck entdeckt und gefangen erklärte er, als Baraguay d'Hilliers ihm nahe legte, ſich durch eine falſche Ausſage zu retten: „ich will mein Leben durch keine Lüge erhalten," und wurde am 29. Februar erſchoſſen. Die andern Führer entkamen, Speckbacher aber erſt nach den ſchrecklichſten Leiden und Gefahren. In einer Höhle auf dem Gemshaken verſteckt, wurde er von einer Lawine fortgeriſſen und verrenkte ein Bein, kroch aber auf den Händen bis zu einem Freunde, der ihn nach Rinn in Speckbachers eigene Wohnung brachte, wo aber Bayern im Quartier lagen. Um nicht verrathen zu werden, mußte der Unglückliche im Miſt des Stalles bis an den Hals eingegraben werden und brachte ſo viele Wochen zu, ohne daß ſein eigenes Weib etwas davon wußte. Nur ein treuer Knecht pflegte ihn bis es Frühling wurde und er weiter nach Oeſterreich fliehen konnte. — Im Uebrigen nahm Bayern keine unedle Rache und behandelte von nun an die Tiroler vorſichtiger. Napoleon aber riß durch ein Decret vom 28. Mai 1810 ganz Südtirol vom nördlichen ab und vereinigte es mit dem Königreich Italien, um die Geſammtkraft Tirols dadurch zu ſchwächen.

Während dieſer heißen Kämpfe im ſüdlichen Deutſchland blieb auch das nördliche nichts weniger als ruhig. Ueberall begann der Haß gegen die franzöſiſche Herrſchaft ſich zu regen. Der urſprünglich großartig angelegte Plan, Norddeutſchland zu inſurgiren und dadurch Preußen mit in den Krieg fortzureißen, war durch die unerklärbare Langſamkeit des Erzherzog Karl vereitelt worden. Sobald dieſer bei Regensburg gefaßt und auf Wien zurückgeworfen worden war, mußten alle Erhebungsverſuche im Norden, die er nachdrücklich hätte unterſtützen ſollen, ſofort ſcheitern. Den An-

fang machte der preußische Hauptmann von Katte, indem er am Ostersonntag bei Stendal einen Haufen Freiwilliger sammelte und Magdeburg überrumpeln wollte, jedoch nicht genug Anhang fand und nach Böhmen flüchten mußte, wo er zum Herzog von Braunschweig stieß. Etwann erhoben sich am 21. April die hessischen Bauern in der Gegend von Wolfhagen. Oberst von Dörnberg, den Jerome entsandte, sie auseinanderzujagen, war gerade das Haupt der hessischen Verschwörung, wurde aber in dem Augenblick, in welchem er Jerome selbst gefangen zu nehmen hoffte, durch einen falschen Freund verrathen und von den Truppen in Cassel im Stich gelassen. Zu den Bauern flüchtend führte er diese gegen die Hauptstadt, wurde aber am 24. geschlagen und rettete sich nun ebenfalls nach Böhmen zum Braunschweiger. Oberstlieutenant von Emmerich, der in Oberhessen noch einen Aufstandsversuch wagte, wurde gefangen und hingerichtet. — Der s. g. Deutschmeister oder Hochmeister des deutschen Ritterordens, der zu Mergentheim residirte, war der österreichische Erzherzog Anton. Da nun Napoleon Oesterreich bekriegte, so schenkte er auch ohne weiteres das schöne Mergentheim mit seinem Gebiet dem König von Württemberg und dieser verschob aus besonderer Laune die Huldigung der neuen Unterthanen bis zum 13. Juni, als dem Namenstage des sehr populären Deutschmeisters. Die Mergentheimer entbrannten darüber im heftigsten Zorn und setzten sich gegen die württembergischen Beamten zur Wehr, wurden aber durch zahlreiche Truppen und durch den Scharfrichter, der mitkam, gebändigt. Sieben Personen wurden hingerichtet, eine große Anzahl der Aufrührer aber in Ketten zur Arbeit bei den neuen Anlagen am königlichen Schloß in Stuttgart verwendet. — Ein österreichischer General Radywojowitsch drang mit 6000 Mann in's Bayreuthische ein und ließ hier die preußischen Adler wiederaufrichten, ohne Zweifel um die Preußen zur Theilnahme am Kriege zu reizen, zog sich aber bald wieder zurück.

Der König von Preußen besuchte mit seiner Gemahlin zu

Anfang des Jahres den Kaiſer Alexander in Petersburg und kehrte nachher nur wieder nach Königsberg zurück. Alexander empfing ſie aufs artigſte und begleitete ſie bis an die Grenze ſeines Reichs zurück, legte aber begreiflicherweiſe dem König den moraliſchen Zwang auf, im bevorſtehenden Kriege Oeſterreich nicht zu helfen. Scharnhorſt hätte gern die 80,000 Preußen, die er bisher wenigſtens einexerciert hatte, Oeſterreich zu Hilfe geſchickt. Sein Bruder Wilhelm fiel bei Wagram, ihn ſelbſt warf der Kummer um das Vaterland damals auf's Krankenbette. Blücher in ſeiner Heftigkeit beſchwor den König loszuſchlagen und Oeſterreich zu helfen, und „die ganze deutſche Nation aufzurufen," aber vergebens. Doch hatte in Berlin das Miniſterium noch nicht Autorität genug, um jede Theilnahme an dem Krieg in Oeſterreich verhindern zu können, wie ängſtlich es auch jeden feindlichen Schritt gegen Napoleon vermeiden wollte. Major von Schill, derſelbe, der ſo ruhmvoll im Jahr 1807 Pommern vertheidigt hatte und jetzt als Chef eines Huſarenregiments in Berlin ſtand, konnte es nicht übers Herz bringen, müßig zuzuſehen, während Oeſterreich für die deutſche Sache kämpfte, rückte daher am 28. April eigenmächtig mit ſeinem Regiment von Berlin aus; auch andere kleine Truppenabtheilungen und viele Freiwillige ſchloſſen ſich ihm an und er hatte nichts Geringeres im Sinne, als das ganze nordweſtliche Deutſchland zu inſurgiren und den König von Weſtphalen zu vertreiben. Er rückte vor Wittenberg, deſſen ſchwache Beſatzung ihm aber den Eingang verwehrte. Dann plünderte er das Schloß des franzöſiſch geſinnten Fürſten von Anhalt in Köthen, zerbrach die weſtphäliſchen Wappen in Halle, rückte vor Magdeburg, nahm der ausfallenden franzöſiſchen Beſatzung bei Dodendorf 200 Mann gefangen, zog ſich aber, da der heſſiſche Aufſtand mißlungen war und Jerome beträchtliche Streitkräfte unter General Albignac gegen ihn ausſandte, nach Mecklenburg zurück, um das Meer zu erreichen und nach England zu entkommen. Denn auch Holländer unter General Gratien, und Dänen unter General Ewald zogen

gegen ihn heran. Die Mecklenburger, die sich ihm ebenfalls entgegenstellten, schlug er am 25. bei Dammgarten und kam glücklich nach Stralsund, fand aber hier keine Schiffe. Obgleich er in der Eile die Stadt besser zu befestigen bemüht war, drangen die Holländer und Dänen dennoch am 31. in die Stadt ein, in deren Straßen der Kampf fortwüthete, bis der edle Schill, nachdem er dem holländischen General Carterel mit einem Säbelhieb den Kopf gespalten, selbst von mehreren Schüssen und Hieben getroffen todt vom Pferde sank. Sein Corps hatte in Stralsund noch 700 Reiter und 1300 Fußgänger gezählt, welche der Uebermacht erlagen und größtentheils fielen. Nur 16 Offiziere und 170 Reiter entkamen, angeführt von Lieutenant von Brunnow; die 360 Gefangenen wurden auf Napoleons ausdrücklichen Befehl als Räuber behandelt, in Ketten gelegt und auf die Galeeren nach Toulon gebracht. Aber schon unterwegs wurden zum abschreckenden Beispiel 12 Offiziere in Wesel, 14 Unteroffiziere und Gemeine in Braunschweig erschossen. Alle starben muthvoll, stehend mit unverbundenen Augen. Unter den Offizieren richtete sich Albert von Wedell nach der ersten Salve noch einmal auf und rief: „könnt ihr nicht besser zielen, Grenadiere? Hier sitzt das preußische Herz.“ Von denen, die nach Toulon gelangten, kamen die meisten unter der harten Arbeit und Mißhandlung um, der Rest wurde im Jahre 1812 zur Arbeit auf die hyerischen Inseln geschickt. Ein Lieutenant Katt, der zu Metz gefangen saß, wurde zwei Jahre später von sächsischen Offizieren, die vom spanischen Feldzug zurückkehrten, listig befreit und mitgenommen. Schill selbst fand in einem ruhmvollen Tode und in dem großen Andenken, welches er den Preußen hinterließ, den Trost, den er sich selbst in seinem Kernwort zugesprochen hatte: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“ Die Holländer begingen die Niederträchtigkeit, seiner Leiche den Kopf abzuschneiden, denselben in Spiritus unter Glas zu setzen und im Naturalienkabinet der Universität Leyden aufzubewahren, wo er unter Krokodillen

und Sägefischen, ausgestopften Vögeln und Mißgeburten bis zum Jahre 1836 Jedermann gezeigt wurde. Jetzt liegt er bei seinen Waffengefährten in dem Denkmal, welches denselben zu Braunschweig gesetzt worden ist. Der König von Preußen erließ von Königsberg aus ein strenges Edict gegen Schill und die Seinigen und desavouirte denselben auf's nachdrücklichste, um sich vor Napoleons Rache zu sichern.

Herzog Wilhelm von Braunschweig, Sohn des bei Jena tödtlich verwundeten Ferdinand, wurde mit Blücher in Lübeck gefangen, aber ausgewechselt, hatte durch Napoleon sein Herzogthum verloren, behielt aber noch von seinem Oheim das Herzogthum Oels in Schlesien, welches er sofort verpfändete, um von den Gelbern Truppen zu werben, mit denen er gegen Napoleon fechten wollte. Er hatte unter Oesterreichs Schutz, doch als unabhängiger deutscher Reichsfürst in Böhmen ein s. g. Corps der Rache angeworben, nur 2000 Mann. Diese Truppen hießen beim Volk die Schwarzen, weil sie einfache schwarze Waffenröcke mit blauem Kragen und schwarze Czakos mit einem weißen Todtenkopfe trugen. Unter ihnen waren viele geflüchtete Braunschweiger und andere Freiwillige, die gleich den Anhängern Schills von Patriotismus und Franzosenhaß erglühten. Der edle Herzog selbst trug den ganzen Stolz des uralten welfischen Geschlechts in sich und bei tiefer Trauer um den tragischen Tod seines Vaters eine eben so tiefe Verachtung gegen die lüderliche und heillose Wirthschaft im deutschen Vaterlande, die so ungeheures Unglück verschuldet hatte. In seinem bärtigen und finstern Gesicht malte sich der unversöhnliche Zorn seiner ritterlichen Seele. Er sprach wenig und lachte nie, aber die Seinen liebten ihn unaussprechlich und waren alle bereit, ihm in den Tod zu folgen. Im Anfang des Krieges stand er unter dem Befehl des österreichischen Feldmarschall Kienmayer, welcher von Böhmen aus nach Sachsen vorrückte, aber durch den Rückzug des Erzherzog Karl genöthigt war, sich nicht weit von Böhmen zu entfernen und daher nur kleine Gefechte lieferte, theils gegen

den sächsischen General Thielmann, den der nach Frankfurt am Main geflüchtete König von Sachsen mit einigen Truppen zurückgelassen hatte, theils gegen die Franzosen, die unter Junot von Bayreuth her seinem Vordringen ein Ziel setzten. Der Herzog von Braunschweig bestand ein Paar kleine Gefechte mit Thielmann bei Zittau, mit Junots Truppen bei Berneck und stand zuletzt in Zwickau, als der Waffenstillstand von Znaym geschlossen wurde. Da fürchtete er, wenn er auch durch Oesterreich vor Napoleons Rache geschützt würde, doch entwaffnet und auf lange Zeit jeder Gelegenheit beraubt zu werden, gegen Napoleon zu kämpfen. Er zog es daher vor, sich von Oesterreich zu trennen und als freier deutscher Fürst auf eigene Hand den Kampf fortzusetzen, um entweder ruhmwürdig zu fallen oder sich nach England durchzuschlagen. Er versammelte die Seinen und stellte jedem frei, zurückzubleiben oder ihm zu folgen. Nur sehr wenige blieben zurück, 700 Reiter und 1200 Mann zu Fuß mit 6 Kanonen gaben ihm das waffenbrüderliche Geleit. Am 25. Juli zog er durch Leipzig, dann über Halle nach Halberstadt. Hier schlug er in einem Nachtgefecht die Westphalen, die ihm unter dem zum deutschen Grafen von Wellingerode erhobenen französischen General Meyronnet den Weg versperren wollten*) und kam am 31. nach seiner Vaterstadt Braunschweig. Aber schon am folgenden Tage rückte General Rewbel mit 5—6000 Mann gegen ihn an, er mußte daher schleunig aufbrechen, schlug den überlegenen Feind bei Oelper zurück und entging auch dem General Gratien, der, von Wolfenbüttel kommend, ihn zu erreichen hoffte. Zum Glück waren schon englische Schiffe in Elsfleth für ihn bereit und er konnte sich hier am 7. Aug. mit allen seinen Tapfern unbehindert einschiffen. Wir werden sehen, wie ihn das dunkle Verhängniß dennoch in den Schlachtentod

*) Nachdem er vergebens in einem Aufruf an die Westphalen gesagt hatte: „Deutsche, wollt ihr gegen Deutsche fechten und mit eurem Blut eben jene Franzosen beschützen, die eure Eltern, Weiber und Töchter mißhandeln und von eurem Hab und Gut schwelgen?“

führte. Sein wunderbarer Zug mitten durch das vom Feinde beherrschte Deutschland hatte etwas so Geisterhaftes und Tieftragisches, daß selbst die Versuche der Rheinbundszeitungen, seiner zu spotten, in unwillkürlichem Schauder und Respect verstummten. Vorbedeutend trug er die Fahne des Todes durch das Land, dessen ungeheure Geschicke sich bald in letztem, furchtbarstem Morden der Völker auf deutschem Boden erfüllen sollten. Einstweilen trat seine schwarze Schaar in englische Dienste und schiffte sich nach Spanien ein, um hier mit der hannöverischen Legion vereint den blutigen Kampf gegen die Franzosen fortzusetzen.

Die große Expedition, durch welche von Seiten Englands die Erhebung des nördlichen Deutschlands hatte unterstützt werden sollen, verzögerte sich auf die unverantwortlichste Weise und kam daher viel zu spät. Erst am 29.—31. Juli landeten 40,000 Engländer unter Lord Chatam (Pitts älterem Bruder) auf der zum holländischen Seeland gehörigen Insel Walcheren, auf welcher der wichtige Hafen Vließingen liegt. Wenn man diese Streitmacht drei Monate früher in Elsfleth oder Hamburg hätte landen lassen, so würde sie entweder eine allgemeine Erhebung unter Schill und dem Herzog von Braunschweig ermöglicht oder wenigstens Napoleon gezwungen haben, sein Heer an der Donau zu schwächen und einen großen Theil seiner Truppen im Norden zu verwenden. Jetzt konnten die 40,000 Engländer nichts mehr erzielen, außer einige Zerstörungen an der Küste des Festlandes. Man muß aber überhaupt annehmen, daß sie nichts weiter wollten. Die Engherzigkeit ihrer Handelspolitik hatte Chatams Armee keine andere Bestimmung gegeben, als jedenfalls den Hafen von Vließingen und wo möglich auch den von Antwerpen zu zerstören. Nur das erste gelang. Vließingen hielt sich unter General Monnet achtzehn Tage lang gegen das mörderische Feuer der Engländer, ehe es capitulirte. Die Stadt, ihre Befestigungen und Hafenbauten wurden zerstört, was von Schiffen vorhanden war, entführt. Antwerpen aber war so gut gedeckt, daß die Engländer sich nicht nahe wagten. Fouché

hatte eigenmächtig von Paris aus den als Republikaner verdächtigen General Brune abgeſchickt, um die nöthigen Vertheidigungsanſtalten zu ordnen, während Napoleon noch in Schönbrunn verweilte. Dieſer mißbilligte die Ernennung und beſtimmte Bernadotte zum Oberbefehlshaber an der Schelde. Chatam blieb auf Walchern und machte erſt am 18. Auguſt eine Fahrt in die Schelde und gegen Antwerpen, aber nur beobachtend, denn er kehrte ſogleich wieder um. Die auf Walcheren zuſammengedrängten und müßigen Engländer unterlagen örtlichen Fiebern und ſchmolzen ſehr zuſammen. Im Anfang des September zog Chatam mit dem Reſt ab, nur in Vließingen blieb eine Beſatzung, die aber auch bald davonfuhr. So endete das großartige und koſtſpielige Unternehmen aufs ärmlichſte. Man klagte damals ſehr über die Mißbräuche der Verwaltung in England. Im Jan. 1809 mußte der Herzog von York, Bruder des Königs, wegen Schulden und ſcandalöſer Lüderlichkeit in Unterſuchung gezogen werden. Auch Lord Caſtlereagh wurde angeklagt, das Staatswohl dem Eigennutz hintangeſetzt zu haben, trotzte aber und verwundete Lord Canning im Duell, weil dieſer ſein Vergehen nicht hatte ableugnen wollen. Selbſt Wellesley wurde wegen Erpreſſungen in Indien und der Großzahlmeiſter Troller nebſt Dundas (dem Freunde Pitts und Burke's) der ärgſten langjährigen Betrügereien angeklagt. Die Verbrechen wurden erwieſen und blieben doch ſtraflos, weil die Ariſtokratie im Miniſterium und Parlament feſt zuſammenhielt.

Im November legten ſich engliſche Schiffe vor Trieſt und warfen in dieſe, kaum erſt von Oeſterreich abgetretene Stadt congreviſche Raketen (eine damals neue Erfindung), um ſo das Unglück der unſchuldigen Einwohner zu vermehren. Als es noch Zeit geweſen wäre, durch eine Expedition in's adriatiſche Meer den Oeſterreichern zu helfen, war weit und breit kein engliſches Segel zu erblicken. Daſſelbe England aber unterhandelte gleichzeitig mit Oeſterreich um geheime Unterſtützung der Spanier. Napoleon hatte vom Wiener Cabinet die Entfernung aller ihm verdächtigen Flücht-

linge, ſo wie die Entlaſſung der zahlreichen Offiziere verlangt, die in den Niederlanden, im Rheinbund, in Italien geboren waren, aber bisher in der öſterreichiſchen Armee gedient hatten. England ſuchte nun dieſe ſchönen Kräfte für Spanien zu gewinnen. Lord Bathurſt kam deßhalb nach Wien, war aber ſo unvorſichtig, in der Wintermitte durch Preußen (anſtatt über Conſtantinopel) zurückzureiſen. Savary, der in Norddeutſchland für Napoleon die Polizei leitete, kam ihm auf die Spur und ließ ihn auf der Straße von Berlin nach Hamburg im Reiſewagen abfangen und in einem märkiſchen See bei Perleberg erſäufen. Er war ſpurlos verſchwunden, erſt ſpäter entdeckte man die Art ſeines Todes.

Verschiedenheit scheinen die abweichenden Urtheile zu beruhen, welche selbst von Forstmännern über den Einfluß der Weide auf die Waldungen bekannt werden. Die Regierungen würden in Beziehung auf Streu- und Weidenutzung sehr belehrend wirken, wenn mehrfach die Folgen, wie sie sich in Staatswaldungen zeigen, bekannt gemacht würden. Daß der Schaden, den die größeren Wildgattungen anrichten, noch stärker ist, als der durch Hausthiere, beruht darauf, daß das Wild den Winter über in seiner Aesung größtentheils nur auf die Knospen, Triebe, Rinde der Holzpflanzen beschränkt ist.

Der Grundsatz, welcher schon im Wesen einer jeden Wirthschaft liegt, alles, was nutzbar ist, auch zu benutzen, wird in seiner Anwendung durch andere beschränkt: nämlich die Benutzung muß nachhaltig seyn, sie darf nicht sinken, sondern muß allmählig bis auf den höchst möglichen Grad der Größe steigen. Daß bei der Holzwirthschaft neben dem Holze einzelne Theile der Holzpflanzen und andere Gegenstände aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche gewonnen werden können, ist theils allgemein bekannt, theils geht es aus dem bisher Gesagten hervor; eben so geht daraus hervor, daß durch solche sogenannte Nebennutzungen die Ertragsfähigkeit leiden, ja beinahe vernichtet werden könne; sie müssen daher, soll diese Wirthschaft fortbestehen, der Hauptnutzung, dem Holze, immer untergeordnet bleiben. Ein unwirthschaftlicher Bezug jener war es aber nicht allein, was die Ertragsfähigkeit beschränkte, sondern auch die Hauptnutzung wurde, wie schon bei den Ursachen der Holznoth angedeutet worden, in einer Masse gewonnen, welche der Erzielung des höchst möglichen nachhaltigen Ertrages derselben entgegen ist, und noch jetzt will darin besondere Hülfe gegen die herrschende Noth gesucht werden, welche zwar für einige Zeit wohl darin gefunden würde, aber durch dieses Mittel müßte die Noth für die Folge nur erhöht werden. Bei einem geregelten Waldbestande ist der Holzvorrath in allen Altersklassen der Bestände das Kapital, von dem der jährliche Zuwachs als Zins nachhaltig bezogen werden kann. Wird mehr als dieser Zins daraus genommen, so wird der Vorrath, das Kapital selbst angreifen, die Zinsmasse also für die Zukunft vermindert, die Noth somit für die Nachkommen erhöht. Soll der Vorrath auf den zurückgebracht werden, bei welchem die größte

Sechstes Buch.

Der König von Rom.

Der große Sieg in Deutſchland hatte Napoleons Macht mehr als je befeſtigt. Der fortgeſetzte Kampf in Spanien war ihm dadurch weſentlich erleichtert, die Intriguen in Frankreich ſelbſt waren niedergeſchlagen, die Treue der Bundesgenoſſen und Vaſallen aufs neue geſichert, der Glauben an ſein Glück und an ſeine Unüberwindlichkeit, der allgemeine Schrecken vor ihm erneuert und verſtärkt worden. Was ihm heimlich aber vielleicht am meiſten ſchmeichelte, war der Umſtand, daß er jetzt nicht mehr in dem Grade von Rußlands trügeriſcher Freundſchaft abhing, als im Jahre vorher. Aus eigener Kraft durch Waffengewalt Herr des Weſtens geworden, brauchte er nicht mehr ſo ängſtlich und liſtig um ein Lächeln auf der Stirne des Kaiſer Alexander zu buhlen.

Bei ſeiner Rückkehr nach Paris lag ihm alles huldigend zu Füßen, die Behörden wetteiferten in kriechenden Schmeicheleien und Vergötterungen. Auch diesmal zeichnete ſich wieder vor allen Fontanes als Sprecher des corps législatif durch den Schwulſt ſeiner Reden aus, indem er für das Kaiſerreich wurde, was Barrère einſt für den Convent geweſen war. Napoleon antwortete auf die Glückwünſche in einem einfachern, aber um ſo erhabenern Styl. Er athmete nur Siegesglück, Stolz, Zuverſicht: „Frankreich wächst

unter dem Hasse seiner Feinde, wie Herkules wird es durch seine Kämpfe nur immer stärker und energischer. Meine Adler flogen von Lissabon nach Wien. Gewohnt an die Hingebung der Franzosen muß ich in diesem Feldzug insbesondere auch die meiner deutschen Truppen anerkennen. Frankreichs Genius führte die Engländer in die verpesteten Sümpfe von Walcheren. Nachdem ich die illyrischen Provinzen erwarb, grenzt mein Reich jetzt an die Türkei, deren Schicksal in meiner Hand liegt. Ich bin nicht eifersüchtig auf die Erwerbungen, welche Rußland durch das Bündniß mit mir zu Theil geworden sind, und ich beklage Schweden, welches durch das Bündniß mit England so schwere Verluste erlitten hat. Dieses Beispiel beweist den Fürsten, daß jede Verbindung mit England zum Verderben führt. Spanien ist noch übrig, aber wenn ich an den Pyrenäen erscheine, wird der Leoparde zum Ozean flüchten. Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des Genius des Guten über den Genius des Bösen seyn. Mit der Hülfe Gottes und der standhaften Liebe meiner Völker werde ich alles überwältigen, was sich meinen großen Entwürfen entgegenstellen könnte. Ich wünsche noch dreißig Jahre zu leben, um dieses große Reich zu befestigen."

Was Napoleon unter diesen großen Entwürfen eigentlich verstand, ergibt sich nur zum Theil aus dem, was er wirklich gethan hat, weil er gehindert wurde, sein letztes Ziel zu erreichen. Er selbst hat später einmal zu St. Helena gesagt, er habe keinen ganz festen Plan gehabt, sondern immer nur aus den Umständen so viel Vortheil gezogen als möglich. Gewiß ist, daß er zunächst das Reich Karls des Großen erneuern wollte, mit dem er sich auch bei jeder Gelegenheit zu vergleichen liebte, und daß in diesem Reiche die romanischen Nationen ein Ganzes bilden sollten. Allein die Nothwendigkeit, Deutschland von sich abhängig zu machen, und die Leichtigkeit, mit der ihm das bisher geglückt war, so wie die Sympathien, welche die Polen für ihn hegten, scheinen ihn verlockt zu haben, die Grenzen seines Reichs unbestimmt zu lassen und nach

Umständen immer weiter vorzurücken. Sofern sich die Engländer als Alleinherrn des Meeres betrachteten, ging Napoleon offenbar darauf aus, sich so weit immer möglich zum Herrn des Festlandes zu machen. Hier zog ihm nur noch Rußland eine Schranke, welche niederzureißen ihn sein bisheriges Siegerglück um so mehr verlocken mußte, als ihn die Concessionen, mit denen er bisher Rußlands Allianz erkauft hatte, genirten und heimlich beschämten. Was er aber zu thun im Sinne hatte, wenn er endlich auch Rußland hätte unterwerfen können, bleibt im Dunkel. Am wahrscheinlichsten ist, daß er auch alsdann noch keine Ruhe gefunden und seinem Reiche noch keine festen Grenzen gesteckt haben würde, denn der Orient hätte ihm ein neues unabsehbares Feld der Thätigkeit geöffnet. Doch muß erwähnt werden, daß Napoleon in seinen Gesprächen auf St. Helena einmal geäußert hat, unter seine vielerlei Pläne habe auch der gehört, jede europäische Nation, die bisher in verschiedene Staaten zerstückelt gewesen, wieder zu einem Ganzen zu vereinigen, so die Italiener, Deutschen, Polen, und der Nachwelt entgegenzugehen als der Kaiser des Festlandes mit einem Gefolge von selbständigen Völkern. Dies erscheint in der That als eine Perspective, würdig dessen, der ein neuer Karl der Große seyn wollte. Doch ist ihm der Gedanke vielleicht erst auf St. Helena gekommen; zur Zeit seiner Macht hat er sich wenigstens immer bemüht, außerhalb Frankreich das Nationalgefühl als solches zu unterdrücken, eine ganze Nation künstlich zu verschneiden und zwei bis drei eben so künstlich zusammenzuflicken. Diese Mischungen nahm er auch bei seiner Armee vor, ja er ließ nicht einmal gerne mehr ein Regiment beisammen, sondern vertheilte die Bataillone desselben zu den verschiedensten Armeecorps vom Guadalquivir bis zur Weichsel. Er würde demnach wohl in den dreißig Jahren Herrschaft, die er sich noch wünschte, eher eine allgemeine Völkernivellirung, wie im altrömischen Reiche, als eine Scheidung der Völkergefolge unter ihren Herzogen wie im germanischen Reiche des Mittelalters durchzuführen versucht haben.

Von besonderem Belang erscheint in dieser Periode der Napoleonischen Herrschaft die Gleichgültigkeit, mit der er die kirchliche Autorität auf die Seite warf, und die Wichtigkeit, die er dagegen dem Princip der Legitimität beilegte, indem er unter den ältesten und vornehmsten Dynastien Europas eine Gemahlin suchte. Der Sturz und die Einkerkerung des Papstes stand im Zusammenhange mit der Scheidung Napoleons von Josephinen und mit seiner Bewerbung um eine österreichische Prinzessin. Denn schon bei der Verkündigung der neuen Ehe bestimmte er dem künftigen Sprößling derselben den Namen „König von Rom" und gab ihm, was er dem Papst genommen hatte.

Die Maaßregeln gegen den Papst traf er unmittelbar nach seinem ersten Sieg in Oesterreich. Aber schon einige Monate vorher hatte er sein neues System im Schooße des Staatsraths in Paris angekündigt. „Wir haben, sprach er, tausende von Priestern, die durch ihren Fanatismus und ihre Unwissenheit gefährlich sind. Man muß für sie aufgeklärtere Nachfolger vorbereiten, indem man sie in Specialschulen erzieht, die unter der Aufsicht des Staates stehen." Er nahm damit den Unterricht der künftigen Geistlichkeit von Staatswegen in Anspruch. Es fiel ihm damals sogar ein, im Staatsrath zu bemerken, der Staat verdamme einen Menschen zum Tode, die Kirche aber ertheile dem nämlichen Menschen die Absolution und verheiße ihm das Paradies. Ein Widerspruch der Gewalten, welcher nicht länger könne geduldet werden. Damit war ein mehr als cäsaropapistisches Princip ausgedrückt. Die Kirchengewalt wurde hier der Staatsgewalt nicht mehr verbunden, sondern gänzlich von ihr verschlungen. Ein Staatsstreich gegen das Oberhaupt der Kirche war nach solchen Vorgängen in Bälde zu erwarten. Man warnte den alten Papst und gab ihm Gelegenheit, über Civita Vecchia auf einem englischen Schiffe heimlich zu entfliehen. Er weigerte sich aber und wollte sein Schicksal erfüllen. Zur Fastenzeit 1809 befahl General Miollis in Rom, den Carneval zu feiern. Der Papst verbot es, denn es sey zum

Beten Zeit und nicht zu toller Luſt. Als der General dennoch Anſtalten traf, gehorchte das Volk dem Papſte und der Corſo blieb leer. Pius VII. war ſeit lange auf das Aeußerſte gefaßt. Sein letztes Wort an Napoleon war eines alten Propheten würdig: „um der Barmherzigkeit unſeres Gottes willen, der die Sonne über unſern Häuptern aufgehen läßt, mahnen, beſchwören, bitten wir dich, Kaiſer und König Napoleon, deinen Sinn zu ändern. Erinnere dich, daß Gott ein König aller Könige iſt, daß menſchliche Größe vor ihm kein Anſehen hat, daß er ſich bald und in furchtbarer Geſtalt zeigen wird, um über die Mächtigen zu richten.“

Napoleon verachtete die Stimme des ohnmächtigen Prieſters. Am 17. Mai 1809 erließ er von Schönbrunn aus das berühmte Decret, in welchem er ſagt: „In Erwägung, daß Karl der Große, Kaiſer der Franzoſen und unſer erhabener Vorgänger, als er den Biſchöfen von Rom mehrere Grafſchaften ſchenkte, dies nur unter dem Titel als Lehen und zum Wohl ſeiner Staaten that, und daß Rom durch dieſe Schenkung nicht aufhörte, einen Theil ſeines Reichs zu bilden; in Erwägung ferner, daß ſeitdem dieſe Miſchung der geiſtlichen und weltlichen Macht ein Quell von Zwiſtigkeiten war ꝛc.; in Erwägung endlich, daß die Sicherheit der Armeen, die Ruhe unſerer Völker, die Würde unſeres Reichs ſich mit weltlichen Anſprüchen des Papſtes nicht vereinigen laſſen, beſchließen wir: die Staaten des Papſtes ſind mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt.“ General Miollis vollzog das Decret am 9. Juni. Am folgenden Tage aber erließ der Papſt eine Proteſtation, verwahrte im Namen Gottes und der Kirche alle alten Rechte des apoſtoliſchen Stuhles und that den Kaiſer Napoleon feierlich in den Bann. In dieſen Tagen verſuchte eine engliſche Flotte, die unter Lord Stuart die Inſeln Procida und Iſchia vor Neapel genommen hatte, an den römiſchen Ufern eine Landung, um den Papſt zu retten; aber Miollis ließ die Küſte gut beſetzen und um einem Aufſtand des römiſchen Volks vorzubeugen, den Papſt plötzlich in der Nacht des 5. Juli (des Schlachttages von

Wagram) im Quirinal von Soldaten überfallen. Er war angekleidet und frug mit Würde: „warum ſtört ihr die Ruhe dieſes heiligen Aufenthaltes und was wollt ihr?“ Die Soldaten wichen einen Augenblick zurück und entblößten das Haupt, aber der Gensdarmeriegeneral Radet befahl ihnen, raſch ein Ende zu machen, riß den Cardinal Pacca, den einzigen, der beim Papſte war, von ſeiner Seite und ließ den Papſt ſelbſt, der nur ſein Crucifix und ein Brevier mitnehmen durfte, in einem zu dieſem Zweck bereit gehaltenen käfigartig verſchloſſenen Wagen ſteigen und im Galopp davonführen. Von Station zu Station übernahmen ihn Gensdarmen und brachten ihn, ohne daß er einen Augenblick ausſteigen oder ausruhen durfte, in reißender Schnelligkeit unerkannt durch Toscana und Piemont, bis er einmal frug, ob Napoleon ihn lebend oder todt haben wolle? Als man ihm erwiederte, „lebend,“ bemerkte er, dann müſſe man einmal halten, ſonſt ſterbe er. Man gönnte ihm nun eine kurze Ruhe, ſchleppte ihn dann aber bis Grenoble. Hier kam Ordre, er ſolle zu Savona gefangen geſetzt werden, und nun mußte er den weiten Weg wieder zurücklegen.

Endlich kam er halbtodt in Savona an, wo er ſich jedoch wieder erholte und aufs ſtandhafteſte alle ferneren Leiden ertrug. Napoleon umgab ihn hier mit den ſchlaueſten Unterhändlern, die ihm bald durch Liebkoſungen, bald durch Drohungen Zugeſtändniſſe ablocken ſollten. Er wollte ihn in alle ſeine Ehren wieder einſetzen und reich dotiren unter der Bedingung, daß er ſeinen Sitz in Paris nehme. Pius aber wies alles von ſich. Napoleon ließ ſämmtliche Cardinäle, die er nicht ſchon hatte gefangen ſetzen laſſen oder die nicht entflohen waren, 28 an der Zahl, nach Paris kommen und jeden mit 30,000 Franken dotiren. Sie ſollten hier auf den Papſt warten und Napoleon ſetzte aus ihnen einſtweilen einen hohen Kirchenrath zuſammen, an deſſen Spitze er den geſchmeidigen Cardinal Maury ſtellte. Da aber Maury aus Napoleons Hand das Erzbisthum von Paris angenommen hatte, ohne des Papſtes Einwilligung, proteſtirte Pius gegen ihn. Napoleon gerieth nun

in Zorn und ließ dem unglücklichen Papſt alle Schreibmaterialien nehmen und jeden Verkehr mit ihm bei ſtrengſter Strafe verbieten. Am 17. Februar 1810 ließ er durch einen Senatsbeſchluß die vier Hauptgrundſätze der vormaligen gallicaniſchen Kirche verkünden, worin nicht nur die weltliche Gewalt des Papſtes beſtritten, ſondern auch in Glaubensſachen jedes ſeiner Gebote von der Zuſtimmung der Concilien abhängig erklärt wurde.*) Am 21. April deſſelben Jahres ſagte Napoleon dem geſetzgebenden Körper: „Ich habe das Erbgut der Cäſaren und Karls des Großen mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt. Die Geſchichte veranlaßte, die Politik rieth, das Genie beſchloß es. Dadurch ſind nun die nur zu lange getrennt geweſenen Theile des occidentaliſchen Reichs wieder vereinigt.“

In Rom ſelbſt unterwarf ſich das Volk ſtumm der eiſernen Nothwendigkeit. Eine feile Deputation, worunter ſich auch ein Cardinal befand, wurde auf Miollis' Betrieb nach Paris geſchickt, um Napoleon zu danken. Ihr Sprecher, der Duca Braſchi, überbot ſich in ſchwülſtigen Erinnerungen an die altrömiſche Kaiſerzeit: „auf dem Capitol grünt wieder der Lorbeer, den Nerva im Tempel des Jupiter pflanzte. Ihr Adler, gleich dem des Trajan, wird Rom vor den Germanen, Parthern und Daciern ſchirmen“ ꝛc. Napoleon verſprach Rom eine neue Größe zu geben. Bei der Einſetzung der neuen Behörden in dieſer Stadt ſah man eine große Inſchrift: „Roma resurge.“ Der römiſche Maler Oppiani malte Napoleon als Jupiter mit dem Adler, in einer Hand die Weltkugel. Es gab indeß noch viele Römer, namentlich Prieſter, die ſich weigerten, Napoleon den Eid der Treue zu leiſten. Man zählte darunter 13 Biſchöfe, die ſogleich verhaftet und in franzöſiſche oder piemonteſiſche Kerker geſchleppt wurden, welches Loos

*) Schon früher ſoll Napoleon einmal zu Cabanis geſagt haben: das Concordat, welches ich mit Rom abgeſchloſſen habe, iſt nur eine Vaccine der Religion. Noch fünfzig Jahre und wir brauchen in Frankreich gar keine Religion mehr.

auch der edle Freund des Papstes, Cardinal Pacca, unter grausamen Plackereien erduldete. Dasselbe geschah einer noch ungleich größeren Menge Pfarrern, so daß die meisten Kirchen im Kirchenstaat verwaisten. Zugleich wurden alle Klöster aufgehoben und Mönche und Nonnen verjagt, 15. Juni 1810. Reichlich dagegen begabte Napoleon die Künstlerakademie von San Luca und suchte Rom in der Wiederbelebung seiner heidnischen Bilder das verlorene christliche Mittelalter zu ersetzen. Auch den Geist des Protestantismus rief er damals gegen das Papstthum auf. In derselben Audienz, die er am 4. Januar 1810 waadtländischen und römischen Deputationen absichtlich zugleich ertheilte, verhieß er den ersteren Schutz ihres reformirten Glaubens und sagte dabei ausdrücklich: „Welches Geschrei auch der Fanatismus und die Unwissenheit erheben mögen, ich werde die Eingriffe der Gregore, Juliuse, Bonifaze niemals dulden. Die Katholiken selbst habe ich unter die Aegide der gallicanischen Kirche gestellt, um nicht die Ehre und Unabhängigkeit meines Reiches den absurdesten Ansprüchen zu opfern.“ Um endlich seine Verachtung gegen den päpstlichen Stuhl auf die eclatanteste Weise an den Tag zu legen, ernannte er Fouché zu seinem Statthalter in Rom, welche Ehre dieser selbst aber ablehnte.

Damals tauchte aus tiefstem Dunkel der Vergessenheit der Name der Jesuiten wieder auf. Pius VII. hatte schon im Anfang des Jahrhunderts den aufgehobenen Orden wieder aufleben lassen, aber nur in Rußland und Neapel, wovon die übrige Welt so wenig merkte, daß man nirgends davon redete. Der erste Gedanke der Wiedereinführung des berühmten Ordens ging von Kaiser Paul I. aus. Dieser fromme und wohlwollende Regent, der Kosciuszko aus dem Kerker führte, wollte die Polen, die seinem Reiche einverleibt und Katholiken waren, in ihrer Nationalität und Kirche schonen und versöhnen, erblickte in den Jesuiten das geistig regsamste Princip der katholischen Kirche, lud daher in einem Schreiben vom 11. August 1800 den Papst ein, wenigstens

für das russische Polen den Orden herzustellen. Dem entsprach Pius und ernannte durch ein Breve vom 1. März 1801 den Priester Franciscus Carnu zum Vorsteher der Congregation. Drei Jahre später stellte König Ferdinand IV. von Neapel ein ganz ähnliches Gesuch für seine Staaten und erhielt dieselbe Erlaubniß durch ein Breve vom 30. Juli 1804. Hier aber war es der deutsche Pater Gabriel Gruber, welcher der neuen Ordensprovinz vorstand. Mit der legitimen Herrschaft des Königs Ferdinand verschwand auch der Orden, aber nur äußerlich. Insgeheim gewann er vielmehr gerade unter der französischen Occupation weitere Verbreitung durch ganz Italien. Im Jahre 1810 wurde von Napoleons Polizei eine jesuitische Verschwörung entdeckt, die zu Lugo und Belluno ihren Hauptsitz, aber sehr viele Verzweigungen hatte. Dreißig Verdächtige wurden am 1. Juni verhaftet und zu Bologna eingekerkert. Sie nannten sich in Rom, wo sie 1809 entstanden, Fediſten (Glaubensmänner), in Bologna Guelfen (der alte Name der päpstlichen Partei im Mittelalter), auch Adelphen (Brüder).

Wie Napoleon sein Verhältniß zur Kirche fortan verstanden wissen wollte, erhellt am besten aus dem Katechismus, den er in allen Schulen seines Reichs zur Geltung brachte und worin vorkommt: „Unsern Kaiser Napoleon ehren und ihm dienen, heißt Gott selber ehren und dienen, denn er ist derjenige, den der Herr erweckt hat ꝛc. Diejenigen, die ihre Pflicht gegen den Kaiser Napoleon nicht erfüllen, würden sich auflehnen gegen den Willen Gottes und die ewige Verdammniß auf sich ziehen.“ Im Uebrigen wollte er vor dem Volke selbst als sehr gläubig gelten und begünstigte die altkatholischen Gebräuche. So ließ er unter anderm die berühmteste Reliquie von Trier, den ungenähten Rock Christi, welcher während der Revolution nach Augsburg geflüchtet worden war, von dort im Jahre 1810 unter großem Pomp wieder zurückbringen und vor dem Volk ausstellen, wozu sich 250,000 Wallfahrer einfanden.

Nach seiner Rückkehr aus Oesterreich nahm Napoleon den Namen Mittler (médiateur) der Schweiz, neben dem eines Kaisers der Franzosen, Königs von Italien und Protectors des Rheinbundes unter seine offiziellen Titel auf, und ernannte seine Minister zu Herzögen. Regnier, Minister der Justiz, wurde Herzog von Massa-Carrara; Champagny, Minister des Auswärtigen, Herzog von Cadore; Gaudin, Minister der Finanzen, Herzog von Gaëta; Fouché, Minister der Polizei, Herzog von Otranto; Maret, Staatssecretär, Herzog von Bassano; Clarke, Minister des Kriegs, Herzog von Feltre. Diese Civildiener genossen also dieselbe Ehre, wie seine vornehmsten Marschälle. Napoleons Stellung war schon so erhaben, daß seine nächsten Diener keinen geringern Rang mehr haben durften, als den der Herzöge.

Nun zögerte Napoleon auch nicht länger mehr, sich von Josephinen, der er sein erstes Glück verdankt hatte, zu scheiden und mit einer „Tochter der Cäsaren" zu vermählen. Das war der damals beliebte Ausdruck. Ob unter den Cäsaren die russischen Czaaren oder die deutschen Kaiser gemeint seyen, war noch ungewiß. Napoleon selbst zog anfangs jene diesen vor und ließ sich durch die ausweichende Antwort in Erfurt noch nicht irre machen. Kaiser Alexander vermählte seine Schwester Katharina, auf die es Napoleon zuerst abgesehen hatte, mit dem Erbprinzen Georg von Oldenburg am 3. August 1809. Napoleon warf nun sein Auge auf ihre jüngere Schwester Anna, obgleich sie erst 15 Jahre zählte, und bestach den Kaiser Alexander durch einen geheimen Vertrag vom 4. Januar 1810, worin er sich verpflichtete, Polen nie wiederherstellen zu wollen, ja den Namen Polen aus allen öffentlichen Acten zu verbannen. Alexander aber wollte die Schwester nicht hingeben, ehe dieser Vertrag von Napoleon ratificirt sein würde, und ließ dies unter der Hand kund geben, während er offiziell auch diesmal die Weigerung seiner Mutter, in die Heirath zu willigen, vorschob. Napoleon wartete nun die entscheidende letzte Antwort von St. Petersburg nicht ab, sondern

Holzmasse jährlich bezogen werden kann, so darf an sehr vielen Orten der dermalige jährliche Zuwuchs, wie schon angedeutet wurde, nicht mehr ganz bezögen, sondern ein Theil desselben muß als Vorrath, als Kapital aufgespart werden, was, ohne die dermalige Noth noch drückender zu machen, nur da und so lange leicht wird geschehen können, wo Torf und mineralische Kohlen Aushülfe leisten können. Möge nirgends der rechte Zeitpunkt zu solcher Verbesserung von den Waldeigenthümern übersehen werden. Vorgriffe in das Waldkapital, wie sie dermalen hie und da verlangt werden, sind nur in den Fällen wirthschaftlich zuläßig, wenn man Gewißheit hat, in der Folge einige Zeit hindurch weniger zu bedürfen, daher, ohne Noth zu leiden, im Stande zu seyn, das angegriffene Kapital durch Ersparnisse wieder vollständig zu machen. Nur eine Benutzung des Holzwuchses, bei welcher derselbe den den Oertlichkeiten entsprechenden höchst möglichen Ertrag an gutem Holze nachhaltig abwirft, wird diejenige seyn, durch welche die menschlichen Bedürfnisse am vollständigsten und sichersten befriedigt werden. Wird auch dieser höchstmögliche Ertrag als unerreichbares Ideal betrachtet, so kann dieses doch nicht von dem Streben abhalten, denselben zu erreichen, und Handlungen, welche anerkannt die Erreichung dieses Ziels unmöglich machen, entschuldigen.

Will ein Volk sein Verhältniß zur Erde herstellen, so muß es zu jeder Zeit bemüht seyn, den Zustand seiner Wirthschaft zu erkennen, die Ursachen aufzusuchen, aus welchen derselbe hervorgegangen ist, Aenderungen hierin so weit hinaus zu berechnen, als sie mit einiger Wahrscheinlichkeit sich vorhersehen lassen, und, hierauf gestützt, die Wirthschaft so einzurichten, daß durch dieselbe die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse auf die leichteste Art in erreichbarer Güte und Masse zukommen. Versäumt ein Volk dieses, so wird ihm durch seine Schuld das Leben verkümmert, oder gar auf einzelnen Stellen seines Landes unmöglich. **Non oderis laboriosa opera et rusticationem creatam ab Altissimo. Eccl. 7. 16.**

Papius.

wandte sich nach Wien und warb um die Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaiser Franz. Die Scheidung von Josephinen erfolgte am 16. Dez. 1809. Sie kostete Josephinen manche Ohnmacht und unzählige Thränen. Die kirchlichen Hindernisse der Scheidung wurden dadurch beseitigt, daß man geltend machte, Cardinal Fesch habe, als er in der Nacht vor der Krönung Napoleon mit Josephinen traute, die üblichen Zeugen vergessen, wodurch diese Ehe ihre Gültigkeit von selbst verlöre. Josephine zog sich mit einer jährlichen Rente von 2 Millionen nach Malmaison zurück. Ihr Sohn Eugen benahm sich bei diesem Anlaß aufs würdigste, indem er sich voll Demuth in den Willen des Kaisers ergab, dem er und die Seinen ja alles zu verdanken hätten.

Kaiser Franz empfing die Werbung Napoleons mit schwerem Herzen. Sollte er dem schlimmsten seiner Feinde, der ihn seit mehr als zehn Jahren auf unerhörte Weise plagte, der ihm die deutsche Kaiserkrone und einen großen Theil seiner Erblande geraubt, und Oesterreich unter die Mächte zweiten Ranges herabgedrückt hatte, nun auch die Tochter hingeben? Allein die Politik gebot ihm, das Opfer zu bringen. Durch diese Vermählung wurde jedenfalls das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland gelockert und Oesterreich konnte wieder zu Athem kommen, sey es, daß Napoleon es aus eigenem Interesse wieder vergrößerte, sey es, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland der österreichischen Politik neue glückliche Chancen darböte. Kaiser Franz nahm daher die Werbung an. Die Art, wie Napoleon sie offiziell vollziehen ließ, verrieth wenig Zartheit. Er wählte nämlich zum außerordentlichen Großbotschafter Berthier, den er eben erst zum Fürsten von Wagram ernannt hatte, ein Name, der dem Wiener Hofe nur schmerzliche Gefühle wecken konnte, und er lud durch ein höfliches Schreiben seinen berühmtesten österreichischen Gegner, den Erzherzog Karl, ein, bei der Vermählung durch Procuration in Wien seine, des abwesenden Bräutigams, Stelle zu vertreten, was auch der

Erzherzog nicht wohl abschlagen konnte und am 11. März 1810 vollzog.

Marie Louise war das älteste unter den lebenden Kindern des Kaiser Franz, damals achtzehn Jahr alt, in der Blüthe der Schönheit, groß und blond. Sie erfüllte ihre Bestimmung mit graziöser Unbefangenheit. Nachdem sie von der kaiserlichen Familie feierlich Abschied genommen, wurde sie bereits an der bayerischen Grenze zu Braunau von der Königin Karoline von Neapel, Napoleons Schwester, und den für ihren Dienst bestimmten französischen Hofdamen empfangen, 16. März. Auf dem ganzen Gebiete des Rheinbundes und in Frankreich selbst wetteiferte alles, ihr unterwegs zu huldigen. Napoleon hatte ein Programm ihres Empfanges am kaiserlichen Hofe in Paris entwerfen lassen, worin unter anderem vorkam, die junge Braut solle vor ihrem mächtigen Bräutigam niederknien. Allein das war nur auf die Menge berechnet, die sich im französischen Stolze berauschen sollte. Napoleon selbst war es, der das Programm umging. Er fuhr seiner schönen jungen Braut unvermuthet bis jenseits Soissons entgegen, traf sie im Dorfe Courcelles beim Wechseln der Pferde, stieg ohne weiteres zu ihr in den Wagen und übernachtete nachher mit ihr in Compiegne. Ihre Civilehe wurde am 1. April zu St. Cloud vollzogen. Am folgenden Tage hielt das hohe Paar seinen feierlichen Einzug in Paris und vollzog hier erst die kirchliche Trauung, wobei die Schleppe der Kaiserin von den drei Schwestern Napoleons und von seiner Stieftochter Hortense getragen wurde. Die Feier hatte durch die Anwesenheit der nach Paris geschleppten Cardinäle erhöht werden sollen, aber sechszehn derselben, unter denen Consalvi hervorragte, weigerten sich, weil sie die Scheidung von Josephinen und die Gültigkeit der neuen Ehe nicht anerkannten. Sie wurden zur Strafe in Festungen eingesperrt oder in entlegene Provinzen verbannt. — In den schönen Tagen des Mai unternahm Napoleon mit seiner Gemahlin eine Rundreise durch die Niederlande und insbesondere zu den großen Hafenbauten, die er in Antwerpen vor-

nehmen ließ. Ueberall empfing sie der freiwillige Jubel der Franzosen, der bestellte der Niederländer. Auch alle Vasallen des großen Kaiserreichs feierten die Vermählung und wetteiferten in Glückwünschen. Napoleon wurde jetzt überall nur noch „der Große“ genannt. In Marie Louisen affectirte man den Friedensengel des durch Napoleon wiedergebornen Europa zu sehen, obgleich kein Mensch mehr dem Frieden traute. Die Huldigungen, die der erste Consul nach dem Frieden von Amiens empfangen, waren einfacher, aber viel aufrichtiger gewesen.

Unter den Freudenfesten lauerte heimlicher Groll und schlimme Besorgniß. Die Kundigen sahen einen Bruch mit Rußland voraus. Die Republikaner waren tief erzürnt über die Tochter der Cäsaren. Sie hatten sich Napoleon nur als den Sohn und Erben der illegitimen Revolution gefallen lassen. Auch den monarchisch gesinnten Franzosen erschien die neue Heirath nur als eine Concession, die Frankreich dem Ausland mache, keineswegs als ein Gewinn. Man erinnerte an die traurigen Folgen der österreichischen Heirath im vorigen Jahrhundert, an die Unpopularität Marie Antoinettens. Nach der Rückkehr des kaiserlichen Paares von der niederländischen Reise gab Fürst Karl von Schwarzenberg, damals österreichischer Gesandter in Paris, im Namen seines Herrn dem hohen Paar ein prachtvolles Fest, am 1. Juli. Der große Saal, den er zu diesem Zwecke hatte erbauen und aufs reichste drappiren lassen, vereinigte alle Personen des Hofes und Gäste von Rang in sich, eine Gesellschaft, wie man sie so glänzend und so überreich bedeckt mit Diamanten noch nie beisammen gesehen hatte. Nicht nur einige Damen, sondern auch der russische Gesandte Fürst Kurakin, trugen allein den Werth von Millionen in Schmuck an sich. In einem Nebensaal wurde ein Ballet aufgeführt, wobei alle Tänzer und Tänzerinnen die verschiedenen Nationaltrachten des österreichischen Kaiserstaats trugen. Im Hauptsaal befanden sich die 1200 vornehmen Gäste, deren jüngerer Theil gleichfalls tanzte. Da entzündete sich die aus Gaze und Mousse-

An bestehende Drapyirung des ungeheuren Saals an einer Wachskerze und im Augenblick verbreitete sich das Feuer, durch den leichten Stoff genährt, über die ganze Decke. Die 73 Kronleuchter an derselben stürzten auf die Gäste herab, die zahllosen Spiegel an den Wänden zersprangen von der Hitze mit dem Knall von Pistolenschüssen. Die Balletgesellschaft stürzte, einen Ausweg suchend, in den ohnehin schon überfüllten Hauptsaal. Die Fliehenden wurden gehemmt durch Mütter, die eben noch ihren tanzenden Töchtern zusahen und dieselben jetzt in Todesangst suchten. Napoleon führte Marie Louise gleich anfangs glücklich hinaus. Bald aber wurde das Gedränge am Ausweg so groß, daß der Fußboden einbrach und viele Personen in die Souterrains hinabstürzten. Viele Damen konnten ihre leichten Ballkleider nicht mehr vor dem Feuer retten und mußten die schon brennenden abreißen, so daß manche nur halbnackt oder verbrannt davonkamen. Mehrere fanden den Tod oder wurden so schwer verletzt, daß sie bald darauf starben, so die Generalinnen Durosnel und Toussant, die russische Dame Labenski. Auch die Fürstin von der Leyen war dem Tode nahe. Der sehr corpulente Fürst Kurakin fiel und man trat auf ihm herum, man zog ihn halbtod und vielfach verletzt und verbrannt heraus. Die schon gerettete Schwägerin des Gastgebers, Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geb. Herzogin von Ahremberg, stürzte noch einmal in den brennenden Saal zurück, um ihre vermißte Tochter Pauline zu suchen und kehrte nicht wieder. Man erkannte ihre halbverbrannte Leiche nur an ihrem Schmuck wieder.*) Nicht minder zärtlich hatte ihre Tochter sie überall gesucht, sich dabei verbrannt und starb der Mutter in kurzem nach. Mitten in diesem Jammer wurde das kostbare Silberservice bis auf das letzte Stück gestohlen und den vornehmen Gästen durch diebische Hände der Schmuck abgerissen. Um die zur Erde gefallenen Brillanten zu

*) Sie war die Mutter des berühmten Ministers in der Krisis von 1849—1852.

ſuchen, befahl Napoleon, ſämmtliche Aſche der großen Brandſtätte durchſieben zu laſſen, ſo hoch wurde der Werth derſelben angeſchlagen.

Alle Welt und Napoleon ſelbſt erkannte in dieſem ſchrecklichen Ereigniß ein böſes Omen. Man dachte an ein ähnliches Unglück, das ſich bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette zugetragen hatte. Später in ſeinen Geſprächen auf St. Helena äußerte Napoleon: „meine zweite Heirath hat mich zu Grunde gerichtet. Im Vertrauen auf Oeſterreich wagte ich den Kampf mit Rußland. Ich ſtellte meinen Fuß auf Blumen und merkte den Abgrund darunter nicht.“ Dieſer Phraſe vom mit Blumen geſchmückten Abgrund hat er ſich mehr als einmal in Bezug auf ſeine Verbindung mit Oeſterreich bedient.

Die Nacht des 1. Juli warf jedoch nur einen kurzen Schatten auf die höchſte Glanzperiode Napoleons. Er verfolgte ſein Ziel mit feſtem Blick. Nie hat er dem, was er ſeinen „Stern“ zu nennen liebte, mehr vertraut, als damals. Schon vor ſeiner Vermählung, am 17. Februar, hatte er ein Decret erlaſſen, in welchem er ſich aus ſeiner noch bevorſtehenden Ehe bereits einen Sohn förmlich decretirte und demſelben den Titel eines **Königs von Rom** beſtimmte. In demſelben Decret wiederholte er, um Jedermann den Ideenzuſammenhang klar zu machen, daß der Papſt keine weltliche Gewalt mehr, weder in Rom noch ſonſt wo auszuüben habe, daß er dem Kaiſer den Eid der Treue ſchwören und mit einer Dotation von 2 Millionen einen Pallaſt in Paris beziehen ſolle, jedoch nicht gehindert ſey, abwechſelnd auch in andern Städten und ſelbſt in Rom zu reſidiren. Das letztere nur unter der Vorausſetzung, wie bald darauf die Einrichtung eines Kaiſerpallaſtes in Rom bewies, daß auch der Kaiſer ſeine Reſidenz in Rom, wie in Paris habe. — Nach den Begriffen des Mittelalters ſetzte der römiſche König als Sohn einen römiſchen Kaiſer als Vater voraus, das war der uralte Gebrauch im deutſchen Reiche. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß Napoleon ſpäter den Titel eines

römiſchen Kaiſers anzunehmen ſich vorbehalten hat, der auch dem Begriff eines Oberlehensherrn in Europa am meiſten entſprochen haben würde, den unterworfenen Deutſchen und Italienern geläufiger und auch den Spaniern jedenfalls erträglicher geweſen wäre, als der eines Kaiſers der Franzoſen. Sofern er in jenem Decret auch beſtimmte, die künftigen Kaiſer ſollten vom Papſt zuerſt in Paris und dann noch einmal wiederum vom Papſt in Rom gekrönt werden, ſcheint er daran gedacht zu haben, die feierliche Krönung in Rom auch noch einmal an ſich ſelbſt vollziehen zu laſſen, wenn die Zeit dazu gekommen ſeyn würde. Ohne Zweifel eröffnete er ſich dadurch eine Perſpective neuer Größe.

Die Natur ſelbſt ſchien ſeinem Willen unterthan, indem Marie Louiſe den ſo zuverſichtlich von ihm angekündigten König von Rom wirklich am 20. März 1811 zur Welt gebar. Es war eine ſchwere Geburt, der Arzt Dubois fing an den Kopf zu verlieren. Napoleon aber befahl ihm, die Kaiſerin nicht anders zu behandeln, als wäre ſie eine gemeine Handwerkersfrau. Als die Frage entſtund, wenn eins das Opfer werden müſſe, Mutter oder Kind, welches gerettet werden ſolle? antwortete Napoleon: „die Mutter, denn das iſt ihr natürliches Recht.“ Inzwiſchen blieben Mutter und Kind geſund. Zwei und zwanzig Kanonenſchüſſe hatten den Pariſern eine Prinzeſſin, hundert und einer einen Prinzen ankündigen ſollen. Als nun der drei und zwanzigſte Schuß erdröhnte, lief alles auf die Straßen und der Jubel war allgemein. Madame Blanchard, eine damals ſehr beliebte Luftſchifferin, hatte ſchon ihren Ballon und gedruckte Zettel mit der Nachricht von der Geburt des Königs von Rom bereit, ſchwang ſich hoch in die Lüfte und ſtreute die Zettel ringsum ins Land aus. — Die Geburt des König von Rom, der in der Taufe den Namen Napoleon Franz Joſeph Karl erhielt, wurde in allen von Napoleon abhängigen Reichen noch viel feierlicher begangen, als die Vermählung. In allen Städten gab man Feſte, ertönten Toaſte und Geſänge, voll der niedrigſten Schmeichelei. Von allen Seiten ſtrömten Geſandtſchaften und De-

putationen nach Paris, um Napoleon den Großen der Anbetung aller Nationen zu versichern. Eines der glänzendsten Taufseste war das in Rom selbst, wo dem jungen König zu Ehren die Peterskirche und Engelsburg, das Capitol, die ganze Stadt und ihre majestätischen Ruinen erleuchtet wurden. Auf dem Quirinal, welcher päpstliche Pallast künftig der kaiserliche werden sollte, wurde das Kreuz abgebrochen und statt dessen ein colossaler Adler aufgesetzt. Statt des verbannten Papstes, der verbannten Cardinäle und Bischöfe, des ganzen vertriebenen Klerus, der einst die Hauptstadt der katholischen Welt geziert, feierte jetzt der Oberrabiner das große Fest der Einsetzung eines jüdischen Oberconsistoriums in Rom am 1. August, wobei er ausrief: „Cyrus erschien, die Weisheit und das Flammenschwert des allmächtigen Gottes machten ihn zum mächtigsten Monarchen der Erde, das auserwählte Volk Israel wurde befreit. Ein Größerer als Cyrus ist in unsern Tagen aufgestanden, der Mächtige, Unüberwindliche, der Wiederhersteller des Tempels."

Inzwischen saß der rechtmäßige Oberhirte Roms immer noch in seinem Kerker zu Savona, aller Freunde beraubt, nur von lauernden Feinden, arglistigen Schergen der Gewalt, spöttischen Schönrednern und schlangenartigen Verführern umgeben, wie der heil. Antonius von Dämonen. Da keine Härte, keine Beraubung der gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens, keine Drohung, keine trügliche Versprechung seine Standhaftigkeit brechen konnte, glaubte ihn Napoleon endlich durch ein Concil beugen oder entbehrlich machen zu können. Er ließ dasselbe in Paris am 17. Juni 1811 eröffnen, eine Versammlung von 104 französischen, italienischen und deutschen Erzbischöfen und Bischöfen unter dem Vorsitz seines Oheims Fesch und unter der Leitung des Cardinal Maury, den er sich ganz angeeignet hatte. Es sollte über die Gültigkeit der von Napoleon in den letzten Jahren ernannten, vom Papst aber nicht bestätigten Bischöfe entscheiden, wenn der Papst sich nicht fügen würde. Das Concil aber wagte nicht, im Angesicht der dem päpst-

lichen Märtyrer ergebenen katholiſchen Bevölkerung ſo weit vorzuſchreiten und ſich über ihn zu erheben. Der deutſche Weihbiſchof von Münſter, Dompropſt von Minden, Freiherr Maximilian Droſte zu Viſchering, hatte den Muth, Napoleon vor allem um Freilaſſung des Papſtes anzugehen, wobei ihn Cardinal Spina und der Biſchof von Chambery gleich furchtlos unterſtützten. Das Concil beſchloß nichts weiter, als eine Deputation an den h. Vater zu ſenden, um eine gütliche Vermittlung zu verſuchen. Napoleon war höchlich darüber erzürnt, ließ die drei verwegenen Biſchöfe ſeine ganze Ungnade empfinden, das Concil ſelbſt aber wieder auflöſen, am 10. Juli. Doch ging er auf den Vermittlungsvorſchlag deſſelben ein und ſandte eine anſehnliche Deputation von Biſchöfen nach Savona, um den Papſt durch demüthige Bitten und um des Friedens willen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Das war der gefährlichſte Sturm, den Napoleons Argliſt auf das Herz des bekümmerten Papſtes machen ließ, der nun wirklich wenigſtens inſoweit nachgab, als er, um die Ruhe der Bevölkerungen nicht zu ſtören, die Napoleoniſchen Biſchöfe anerkannte, am 21. Sept. Im Uebrigen aber behielt er ſich das Inveſtiturrecht für alle Zukunft, den Beſitz des Kirchenſtaats ꝛc. vor und fuhr fort, ſich aufs entſchiedenſte zu weigern, die Stellung einzunehmen, die ihm Napoleon angewieſen hatte. Da befahl Napoleon, ihn nach Fontainebleau in die Nähe von Paris zu bringen, wo er anſtändiger gehalten wurde, als in Savona, und ſcheinbar ſeine Reſidenz in der Nähe der kaiſerlichen hatte. Das hatte den Anſchein einer Begünſtigung, war aber in der That für den Papſt eine größere Demüthigung.

War in dieſer Beziehung die brutale Gewaltthätigkeit durch Liſt, Trug und Schein maskirt, ſo trat ſie dagegen mit coloſſaler Frechheit in der weitern Ausdehnung des Continentalſyſtems zu Tage. Napoleon hatte vor dem Unnatürlichſten keine Scheu mehr, je überſpannter vielmehr die Dinge waren, je ungeheuerlicher und fabelhafter, um ſo mehr ſchienen ſie ſein wahres Element zu

seyn. Er decretirte zuerst von Antwerpen aus am 2. Juli 1810, keine Schiffe dürfen aus einem französischen Hafen durch einen fremden Hafen abgehen, ohne eine von ihm selbst unterschriebene Erlaubniß, ferner von Trianon aus am 5. August 1810, alle Colonialwaaren sollten mit 50 Procent verzollt werden, auch wenn sie nicht aus englischen Häfen kämen, und sodann von Fontainebleau aus am 19. Oct., alle Waaren, von denen sich nachweisen lasse, daß sie in England fabricirt seyen, sollten unnachsichtlich verbrannt werden. Dadurch hoffte er dem heimlichen Verkehr mit England den Todesstoß zu versetzen und dagegen der französischen Industrie den weitesten Markt auf dem Festland zu eröffnen. Bei schweren Strafen mußten nun wirklich die ungeheuren Zollsätze eingezahlt und die englischen Fabrikate zu Scheiterhaufen aufgeschichtet, in allen Städten des französischen Reichs, Italiens, der Schweiz, des Rheinbundes und sogar Preußens öffentlich verbrannt werden. Doch konnte keine Strenge hindern, daß nicht großer Unterschleif dabei vorkam. In vielen Städten wurden nur alte schlechte Ladenhüter verbrannt und die gute Waare bei Seite gebracht. Ja Napoleon selbst ließ unter der Hand die von ihm confiscirten englischen Waaren für seine Rechnung verkaufen. Da sich indeß der gesammte Handelsstand immer mehr lediglich auf den gefährlichen Schleichhandel zurückgebracht sah, so fielen nach und nach auch die solidesten Häuser, namentlich in den Seeplätzen, während nur in den Gebirgsgegenden einige Fabriken aufblühten. Seit dem Jahre 1810 folgten sich die Bankerotte reihenweise, insonderheit an den Ufern der Nord- und Ostsee.*) Die gegen den Handel geübte Tyrannei in Verbindung mit den Lasten und schlimmen Folgen des Krieges brachten die von Napoleon beherrschten Länder, das be-

*) Auch aus Leipzig schrieb die Allg. Zeitung 1810 Nr. 342: „Man sieht keine Frachtfuhren, keine Commissionsgüter, kein munteres Getreibe auf den sonst so lebhaften Landstraßen oder Plätzen der Stadt. Die größten Comptoirs sind wie ausgestorben. Alle Ausfuhr ins Ausland ist gesperrt und der Verkehr im Innern stockt."

günſtigte Frankreich allein ausgenommen, um allen Wohlſtand und lehrte die gebildeten Claſſen eine Menge ſchmerzliche Entbehrungen fühlen. Eine nicht ungerechte Strafe für die, in deren Augen Napoleon ſo lange als ein neuer Weltheiland gegolten und die ihm Weihrauch geſtreut hatten. Die Egoiſten, die dazu gelacht hatten, als Napoleon die heilige Krone des deutſchen Reichs zerbrach, und die über die ohnmächtigen Patrioten, wie den Herzog von Braunſchweig, Schill und Hofer, Spott ergoſſen hatten, fingen jetzt ſelber an, dem allmächtigen Napoleon zu grollen, blos weil er ihnen Zucker, Kaffee und Tabak vertheuerte.

Um den Schleichhandel wirkſamer zu hindern und überhaupt ſein unmittelbares Reich weiter auszudehnen, nahm Napoleon am 9. Juli 1810 die Abdankung ſeines Bruders Louis und beſchloß die Vereinigung Hollands mit Frankreich. Louis hatte ſich bisher der Holländer auf's ehrlichſte angenommen, das Continentalſyſtem gemildert, dem Schleichhandel nachgeſehen, nur um ihren Wohlſtand nicht vollends ganz untergehen zu laſſen. Aber Napoleon wollte das nicht länger dulden. Nachdem er Louis vergeblich daran erinnert, daß er nur ſeine Creatur, nur ein franzöſiſcher Prinz und daher verpflichtet ſey, Hollands Intereſſe unbedingt dem franzöſiſchen aufzuopfern, erklärte er ihn ohne weiteres für abgeſetzt*) und vereinigte Holland mit Frankreich „als eine Anſchwemmung franzöſiſcher Flüſſe.“ Louis ſagte den Holländern rührende Abſchiedsworte und bedauerte ſie, nachdem ſie ſo große Opfer gebracht hätten, ſeinen unerſättlichen Bruder doch noch nicht befriedigt zu haben. Schmerzlich rief er aus, ſie hätten wenigſtens die Vorwürfe nicht verdient, die ihnen der mache, der ſie ſelbſt allein verdiene. Er entſagte übrigens nur zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes und begab ſich unter dem Namen eines Grafen von St. Leu in die Bäder von Töplitz, ſpäter nach Grätz in Steier-

*) Nebenbei ſpottete Napoleon, daß er in Holland Marſchälle ernannt habe, was freilich eine ſehr eitle Schwäche war.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

Man ſpricht von Neuem und mit ziemlicher Beſtimmtheit von der Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, ein Plan, der ſich der beſondern Vorliebe S. D. des Fürſten Staatskanzlers erfreuen ſoll.

Die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin hat eine Sammlung chineſiſcher Lettern von dem Miſſionär Karl Gützlaff zum Geſchenk erhalten.

Die königl. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen hat den Prof. Juſt. Liebig zu Gießen unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen.

Die k. bayeriſche Akademie der Wiſſenſchaften, der ſeit Kurzem mehrere Mitglieder durch den Tod entriſſen wurden, der Fürſt von Talleyrand, der Graf von Montgelas u. A., hat den Staatsrath von Stichaner zum ordentl. Mitglied der hiſtoriſchen, Prof. Joſeph Müller zum außerordentlichen Mitglied der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe, Eugen Burnouf zu Paris, Prof. E. G. Graff in Berlin, Prof. Schwerz in Speyer, Dr. Brunner in Cairo, Prof. Liebich in Gießen zu auswärtigen Mitgliedern ernannt. Auch der Generalvikar Deutinger iſt Mitglied der Akademie geworden.

Univerſitäten.

Die am 3. Jan. 1834 in Preußen erlaſſene Verfügung, daß Ausländern, welche auf auswärtigen Univerſitäten ſtudirt haben, der Eintritt in die königlichen Staaten nur dann geſtattet werden ſoll, wenn ſie mit dieſeitigen Miniſterialpäſſen verſehen ſind oder ihre auswärtigen Päſſe das Viſa der betreffenden preußiſchen Geſandtſchaft im Auslande erhalten haben, iſt durch ein Circular des Miniſters des Innern und der Polizei zurückgenommen.

Die unter dem 2. Nov. gefaßte königliche Beſtimmung über die neue Anordnung des Studiums der allgemeinen Wiſſenſchaften auf den bayeriſchen Univerſitäten führt dem Weſen nach die in Landshut und vordem in Ingolſtadt beſtandene Ordnung zurück. Der Kurſus jener Studien wird nämlich wieder auf zwei Jahre erſtreckt, von dem Fachſtudium ganz getrennt und nach Semeſtern und Gegenſtänden, die in jedem gehört werden müſſen, abgetheilt. Neu iſt in dieſer Verordnung, daß das Studium und Leben der akademiſchen Jugend während dieſer erſten zwei Jahre beſonderer Aufſicht unterſtellt wird. Zu Studentengeſellſchaften, wenn dieſe auch genehmigt ſind, ſollen die Studirenden während der erſten zwei Jahre in keinem Falle Zutritt haben; ihr Fleiß im Beſuche der Kollegien ſoll durch monatliche Konferenzen der Lehrer und durch Schlußprüfungen am Ende des Semeſters überwacht werden.

mark, wo er unter dem Schutz Oesterreichs den verhaßten Bruder mied. Napoleon ließ die holländische Küste mit Franzosen besetzen und dem Schleichhandel nachdrücklich steuern, verlangte übrigens aber, die Holländer sollten sich glücklich schätzen und ihm danken, daß er sie der Ehre gewürdigt habe, Franzosen zu werden. Er übte solchen Hohn an ihnen, daß er ihnen zurief: ihr meint Opfer gebracht zu haben, aber ihr seyd immer noch reicher, als die Franzosen. Er muthete den Kaufherrn von Amsterdam und den Viehzüchtern des Marschlandes, nachdem er sie durch den brutalen Daru (der auch die Aussaugung Preußens besorgt hatte) ausgeplündert hatte, zu, sich in der Hungerleiderei der Champagne und der Landes zu spiegeln. Holland wurde in zwei Departements getheilt, welche zwei belgische Renegaten (de Celles und Staffart) als Präfecten tyrannisch regierten, und wo überdies ein unerträglicher Polizeidruck von Nationalfranzosen geübt wurde, der 1811 zu Amsterdam und Lüttich, 1812 zu Leyden und Aachen und in Ostfriesland blutige Aufstände veranlaßte. Leyden war 1809 durch ein Schiff, welches mit 800 Centner Pulver mitten in der Stadt explodirte, halb zerstört worden. Trotz alles Jammers, den Holland damals erlitt, war der von den Holländern selbst vergötterte Dichter Bilderdyck der servilste Speichellecker Napoleons.*) Was Ludwig Napoleon, den ältesten Sohn des abgesetzten König Louis betrifft, so erkannte Napoleon dessen Thronrecht auf Holland nicht an, machte ihn aber zum Großherzog von Cleve und Berg (statt Murats, der Neapel erhalten hatte) und ließ ihn nach Paris kommen. Obgleich das Kind erst sechs Jahre alt war, redete er es an: „Komm, mein Sohn, ich werde dein Vater seyn, du wirst nichts dabei verlieren. Das Betragen deines Vaters betrübt mein Herz, es läßt sich nur durch Krankheit erklären. Wenn du groß bist, wirst du seine Schuld und die deinige bezahlen. Vergiß nie,

*) Dieser Holländer hegte zugleich einen wüthenden und ganz unvernünftigen Haß gegen alles Deutsche.

daß deine erste Pflicht gegen mich ist, deine zweite gegen Frankreich; alle andern Pflichten, selbst die gegen andere Völker, die ich dir anvertrauen werde, kommen erst nach diesen." Dieser königliche Knabe lebte nur bis zum Jahre 1831 und ist nicht zu verwechseln mit seinem jüngern Bruder Karl Ludwig Napoleon, der, obgleich schon 1808 geboren, doch erst am 4. Novemb. 1810 von Napoleon und Marie Louise feierlich aus der Taufe gehoben wurde und gegenwärtig als Kaiser Napoleon III. Frankreich regiert.

Es genügte damals Napoleon noch nicht an Holland. Am 10. Dezember 1810 vereinigte er auch die ganze Nordküste Deutschlands bis zur Ostsee hin mit Frankreich, das Herzogthum Oldenburg, das Fürstenthum Ahremberg, die drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck mit ihrem Gebiete, einen Theil Westphalens mit der Stadt Münster, einen Theil des eben erst an Jerome abgetretenen Hannover mit Osnabrück, Verden, Lüneburg, das ganze Mündungsgebiet der Ems, Weser, Elbe und Trave. Man macht sich diesen Abschnitt von Deutschland am deutlichsten, wenn man auf der Landkarte eine Linie von Düsseldorf bis nach Schwerin in Mecklenburg zieht. Alle die tapfern jene Küsten bewohnenden Friesen und Niedersachsen, Kerndeutsche gleich den Tirolern, sollten nun auf einmal Franzosen werden.

Um dieselbe Zeit vereinigte Napoleon das Wallis mit Frankreich als Departement des Simplon, 12. Nov.

Trotz dieser Erwerbungen und der bei jeder Gelegenheit von Napoleon selbst und dem Echo aller seiner Behörden wiederholten Versicherungen, Frankreich sey niemals glücklicher und in größerem Wohlstand gewesen, machte sich doch eine heimliche Abspannung des imperialistischen Enthusiasmus und ein Mißbehagen der natürlichen Menschen an der Unnatürlichkeit der Zustände bemerklich. Am auffallendsten erscheinen die damals in allen Zeitungen oft wiederholten strengen Verordnungen gegen die Refractäre, junge Leute, die nicht nur in den deutschen Niederlanden, sondern auch

in Frankreich ſelbſt in immer größerer Ausdehnung Verſuche machten, ſich der Conſcription zu entziehen. Man ſah damals ſchon die Straßen bedeckt mit Recruten, die nur in Feſſeln und Daumſchrauben durch Gensdarmen zu ihrer Pflicht gebracht werden konnten. Das kriegeriſche Feuer war alſo ſchon nicht mehr vorhanden. Man fing an, der leidigen Kriege ſatt zu werden. Namentlich ſcheint der Kampf in Spanien einen nachtheiligen Einfluß auf die Kriegsluſt der franzöſiſchen Bevölkerungen geübt zu haben. Man ſah dort nur ein fruchtloſes Conſumiren von Menſchen, und legte Napoleon die ruchloſen Worte in den Mund: „ich habe alle Tage tauſend Mann zu verzehren.“ Man rechnete aus, daß er in Frankreich von 1806 bis 1810 über die Hälfte aller waffenfähigen Jünglinge überhaupt ausgehoben habe. Er recrutirte ſogar Knaben für die Marine und für die Kriegsſchulen. Durch ein Decret vom 8. März 1811 ſicherte er die Mehrheit aller Civilſtellen ausgedienten und invaliden Soldaten. Dem großen Invalidenhaus in Paris gab er eine weitere Ausdehnung und ſorgte auch durch mehrfache Anſtalten und Decrete für die Wittwen und Waiſen der Soldaten. Das alles aber gab dem Lande immer mehr nur das Anſehen einer ungeheuren Kaſerne und das ganze Volk wollte ſich doch nicht ewig einem ſolchen Zwang unterwerfen und die Kinder nur zeugen für die Schlachtfelder und Invalidenhäuſer.

Auch die ſchon ſeit 1804 beliebten droits réunis, eine ſummariſche Vereinigung aller indirecten Steuern, wirkten immer drückender und waren um ſo verhaßter, als die Handelsſperre eine Menge gewohnter Luxusartikel und ſelbſt nothwendiger Lebensbedürfniſſe fehlen ließ, für die man früher gerne eine Abgabe bezahlt hatte. Auch die Strenge der Polizei fiel nicht nur den alten Republikanern und den ehemals privilegirten Ständen, ſondern auch dem harmloſen Bürger und Landmann läſtig, der ſich die im franzöſiſchen Nationalcharakter liegende ungenirte Fröhlichkeit nicht gerne verkümmern oder belauern ließ. Napoleon duldete aber nicht den

Schatten einer Oppoſition und wer raiſonnirte, wurde augenblicklich eingeſteckt. Am 5. Febr. 1810 decretirte Napoleon eine ſtrengere Cenſur. Die Zahl der Druckereien wurde beſchränkt, keine geſtattet außer auf beſondere polizeiliche Erlaubniß und gegen einen eidlichen Revers. In jedem Departement durfte nur ein einziges Blatt erſcheinen. Fremde Bücher wurden mit 50 Procent verzollt. Am 3. März deſſelben Jahres decretirte Napoleon acht neue große Staatsgefängniſſe, um die Widerſpenſtigen aller Art darin einzuſperren, namentlich ſolche, „die vor Gericht zu ſtellen unpaſſend wäre, denen man aber auch die Freiheit nicht laſſen könne.“

In den nächſten Umgebungen und in der Familie Napoleons ſelbſt bemerkte man verdächtige Störungen. Talleyrand und Fouché zogen ſich zurück, aber nicht in der Art, als ob ſie vom Kaiſer als unedle und verwerfliche Werkzeuge weggeworfen worden wären, ſondern weil er ſich vor ihren Intriguen fürchtete. Der erſtere erkannte in Napoleons Glückstrunkenheit den Hochmuth vor dem Falle. Fouché wurde nach Aix verbannt und Savary erhielt das Miniſterium der Polizei, die jetzt nicht mehr ſo liſtig, aber deſto gewaltthätiger verfuhr. — Die Scheidung von Joſephinen hatte das bisherige gute Einvernehmen der kaiſerlichen Familie weſentlich geſtört. Wie ſchon viel früher Lucian, ſo zog jetzt Louis ſich von Napoleon zurück. Jener lebte in England, dieſer in Oeſterreich. Auch Joſeph in Spanien war immer unzufrieden, weil Napoleon ihn wenig gelten ließ, Spanien durch ſeine Marſchälle regierte und ſogar einen Theil von Spanien mit Frankreich vereinigen wollte. Eben ſo grollte Murat in Neapel. Die Marſchälle und Generale, die bisher am ergebenſten geweſen, ſahen mit Unwillen, daß ſeit der öſterreichiſchen Heirath immer mehr Herren und Damen vom alten emigrirten Adel an den Hof gezogen wurden. Dieſe Mißſtimmungen äußerten ſich aber nur heimlich und änderten nichts an dem allgemeinen Gehorſam.

Murat, oder wie er jetzt genannt wurde, Joachim I., König beider Sicilien, hatte ſich, wie wir oben ſahen, in Madrid krank

geärgert und war für die Erhebung auf den Thron von Neapel wenig dankbar, weil er auf die Krone von Polen oder von Spanien gerechnet hatte, die seinem Ehrgeiz ein viel weiteres Feld dargeboten hätte. Er sah sich in dem erbärmlichen Neapel wie auf einem verlornen Posten. Sein Groll und Undank bewies aber nur, wie sehr Napoleon Recht gehabt, ihm keine wichtigere Krone anzuvertrauen. Murat, der nichts als ein Geschöpf Napoleons war, träumte sich von ihm unabhängig werden zu können. Was Louis aus Gewissenhaftigkeit gegen die armen Holländer, Joseph aus Scham vor den Spaniern wollte, dazu trieb Murat nur kecker Trotz und Eitelkeit. Aber sie alle hätten bedenken sollen, wer sie groß gemacht hatte! Keiner von ihnen durfte einen Thron annehmen, oder sie mußten, indem sie ihn annahmen, Napoleon unverbrüchlich treu und gehorsam bleiben. Es war sein Recht, sie als Diener zu behandeln. Er entließ sie nicht aus dem französischen Unterthanenverbande, indem er sie auf fremde Throne setzte. Sie blieben französische Prinzen und Großwürdenträger. Er duldete nicht, daß ihnen ein Franzose den Eid der Treue schwur, wenn er auch in ihre Dienste trat. Er eignete sich Domainen, Antheil an den Einkünften und große Dotationen in den Ländern zu, die er ihnen schenkte. Nur aus Gefälligkeit erließ er Joachim die Hälfte der Million, die ihm Joseph jährlich hatte zahlen müssen, so lange er Neapel besaß. Am meisten aber fühlte Murat sich dadurch gekränkt, daß Napoleon, wie auch Rußland, statt eines Gesandten nur einen Geschäftsträger in Neapel hielten, und daß Napoleon ihm nicht erlaubte, ohne seine Zustimmung an seine alten Freunde in Frankreich neapolitanische Orden auszutheilen.

Als Murat einmal zu decretiren wagte, die in seinem Dienste stehenden Franzosen sollten als Neapolitaner naturalisirt und seine Unterthanen werden, demüthigte ihn Napoleon tief, indem er ihn zwang, das Decret zurückzunehmen, die Festung Gaeta mit Fran-

zosen besetzen ließ und ihn augenblicklich abzusetzen drohte, wenn er noch einmal ungehorsam wäre.

Dennoch brach das gute Naturell Murat's immer wieder durch solche elende Eitelkeiten durch. Kaum war er am 25. September 1808 mit seiner Gemahlin Karoline in seiner neuen Hauptstadt Neapel eingezogen, als er auch schon einen kühnen Ueberfall der von den Engländern besetzten, dicht vor Neapel liegenden Felseninsel Capri vorbereitete und noch mitten unter den Freudenfesten, die seine Ankunft feierten, in der Nacht des 4. Oct. durch General Lamarque ausführen ließ. Wie fest immer und von zahlreichen Engländern die Insel besetzt war, ließ sich der mehr zu einem Kerkerwächter als Festungscommandanten geeignete Gouverneur Sir Hudson Lowe dennoch überraschen. Die Franzosen kletterten im Dunkeln unbemerkt die steilen Felsenwände hinauf und eroberten sogleich den untern Theil der Insel, der obere, wohin sich Lowe zurückgezogen, ergab sich erst am 17. Ferner entwickelte Murat große Energie in der Unterdrückung der Räuberbanden, auf die er durch das ganze Land förmlich Jagd machen ließ. Allein es war niemals möglich, in den südlichsten Gebirgen Italiens den Geist des Widerstandes gegen Frankreich zu überwinden.

Damals entstand in Calabrien die berüchtigte geheime Verbindung der Carbonari (Kohlenbrenner). Es waren theils Flüchtlinge, die in dem unzugänglichsten Gebirge bei Köhlern Schutz suchten, theils solche Köhler selbst. Ein gewisser Capobianco *) wird als ihr Haupt bezeichnet, ohne Zweifel eine Uebertragung aus Deutschland. Von der Maurerei entlehnten sie das Symbol des todten Meisters. Sie versammelten sich um einen blutenden Leichnam, welcher Christum darstellen sollte, und schwuren denselben zu rächen an seinen Mördern, und unter diesen verstanden sie die Könige, Ferdinand IV. nicht minder wie Joachim.

*) Weißhaupt. So hieß auch der Stifter des deutschen Illuminatenbundes.

Ihre Verbindung hatte demnach den Charakter einer christlichen Republik. Sie verglichen den Heiland mit einem Lamm, welches von den Wölfen (den Königen) erwürgt sey. Ihre Verstecke (was bei den Maurern die Loge) hießen Baracken (Hütten), ihre Versammlungen Märkte (Kohlenverkäufe). Da Murat viel gefährlicher als Ferdinand IV. war, ließen sich die Carbonari durch den Prinzen von Moliterno dahin bringen, die Partei Ferdinands zu unterstützen, wogegen ihnen dieser versprach, wenn er wiederhergestellt würde, den Neapolitanern eine freie Verfassung zu geben. Die Engländer unterstützten diese Umtriebe aus allen Kräften.

Wie Ferdinand auf Sicilien unter dem Schutz englischer Truppen auf die Wiedergewinnung Neapels dachte, so Murat seinerseits auf die Eroberung Siciliens. Er sammelte eine beträchtliche Truppenmacht zwischen Scilla und Reggio, Sicilien gegenüber, aber der Landungsversuch daselbst wurde abgeschlagen, im October 1809. Deutschland hat zu bedauern, daß ein Theil der tapfern hannöverschen Legion*) damals in Sicilien stand und die Bestimmung hatte, Englands treuloser Politik daselbst zu dienen, während der größere Theil der Legion unsterblichen Ruhm auf den Schlachtfeldern in Spanien erfocht. Hierauf begann ein merkwürdiges Intriguenspiel. Auf Anstiften der Engländer berief Ferdinand in Sicilien ein Parlament ein, 1810. Auf demselben ließen sich die Barone einige Einschränkungen ihrer Feudalrechte zum Besten des Volks gefallen, um ihrerseits desto größere Macht über die Krone zu erlangen. Der englische Gouverneur der Insel, Lord Bentink, unterstützte diese constitutionelle Partei, die daher bald so mächtig wurde, daß Ferdinand in große Noth kam und seine Gemahlin, die alte Königin Karoline, in geheime Correspondenz mit Napoleon trat, um bei ihrem schlimmsten Feinde den Schutz zu suchen,

*) Vier Hannoveraner, die gezwungen unter den Franzosen zu Reggio dienten, wagten es von hier zu ihren Landsleuten in Messina hinüberzuschwimmen. Drei ertranken im Strudel der Charybdis, doch Einer kam glücklich hinüber. v. Martens, Italien I. 290.

den ihr die Freunde versagten. Die Spannung zwischen der königlichen Familie und Bentink wurde so groß, daß der letztere seinerseits insgeheim mit Murat unterhandelte und denselben als constitutionellen König anzuerkennen bereit war, wenn er von Napoleon abfiele. Die Unterhandlung zerschlug sich nur, weil die Engländer zu viel forderten, wurde jedoch später wieder aufgenommen. Das freisinnige Parlament in Palermo unter englischem Einfluß hing wahrscheinlich auch mit den Carbonari in Calabrien zusammen, wenigstens äußerte es die größte Erbitterung gegen das königliche Haus und erzwang nicht nur die Absetzung des Minister d'Ascoli, der an die Stelle des verstorbenen Acton getreten war, sondern auch die einstweilige Thronentsagung Ferdinands IV., für welchen der erst zwei Jahr alte Prinz Don Francisco unter Vormundschaft des Parlaments und Bentinks regieren sollte, am 16. Januar 1812. Das Parlament trieb unter dem Einfluß der Engländer denselben Unsinn, der früher in der parthenopeischen Republik geblüht hatte und machte sich durch seine schwindelnden Neuerungen bei dem strengkatholischen und loyal gebliebenen Volk eben so verhaßt. In den letzten Tagen des März 1813 kam daher der König plötzlich aus seinem Verbannungsort Castelvetrana nach Palermo zurück und das Volk erhob sich in Masse gegen die Engländer. Aber Bentink hatte den Vortheil geschlossener Truppenmassen und überlegener Artillerie; zugleich drohte die englische Flotte, Palermo zusammenzuschießen. Die eingebornen sicilianischen Truppen waren von ihm zuvor auf schlaue Weise entfernt und nach Spanien geschickt worden. Da gab der arme König wieder nach und die Königin erhielt, als die Anstifterin der ganzen Bewegung, von Lord Bentink gemessenen Befehl, das Land zu verlassen. Sie reiste wirklich im April ab, wurde durch widrige Winde bis nach Constantinopel verschlagen und kam endlich nach Wien,*) wo sie bald darauf im Kummer

*) Man erinnerte sich hier noch an ihre Kindheit, wie sie mit ihrer

gestorben ist. In dem Briefe, welchen sie dem Lord Bentink zurückließ, drückt sie ihren gerechten Schmerz in lauten Klagen aus nicht nur darüber, daß sie von ihren angeblichen Beschützern nur ärger mißhandelt werde, als es ihr je von Frankreich widerfahren sey, sondern auch darüber, daß sich England anmaße, unter dem seit Jahrhunderten frommen und treuen Volk der Sicilianer Neuerungen einzuführen, die für dasselbe nicht passen und durch die es nur ins Verderben stürzen müsse. In der That ist die Revolution, gegen welche sich Süditalien so ehrlich und heroisch gewehrt hat, nachdem sie von den Franzosen nicht gewaltsam durchgesetzt werden konnte, von den Engländern dem unglücklichen Lande künstlich eingeimpft worden, weil sich die regierende Familie nicht gehorsam genug gegen die englischen Befehle zeigte.

Unter den indirect von Napoleon beherrschten Ländern befand sich die Schweiz, nachdem sie die früheren Leiden überwunden, in einem weniger unerträglichen Zustande, als manche Nachbarn. Die Leitung der Geschäfte kam hier an ehrenhafte und vorsichtige Männer, unter denen Reinhard als Landamman hervorragte. Napoleon mischte sich nicht in die innern Angelegenheiten der Schweiz und man gab ihm auch keinen Vorwand dazu. Der Parteigeist hatte sich beruhigt. Man hielt nur noch das Nützliche fest. In jener Zeit begann die berühmte Austrocknung des Linthales. Wenn einige verderbte Menschen aus den gebildeten Classen auch von der Schweiz aus mit ekelhafter Affectation dem großen Napoleon Weihrauch streuten und absichtlich hervorhoben, daß sie dies „als Republikaner" thäten; wenn auch namentlich Zschokke jede Missethat Napoleons wie in Spanien, so in Tirol mit unermüdlicher Feder beschönigte, so drückten sie doch keines-

unglücklichen Schwester Marie Antoinette kleine Schäferspiele aufgeführt hatte, die vom damals vergötterten Metastasio eigends für die kaiserlichen Kinder gedichtet und von Hasse in Musik gesetzt worden waren. Was mußte ihr altes gequältes, ausgebranntes Herz bei diesen Erinnerungen empfinden!

wegs die Gesinnung der Mehrheit in der Eidgenossenschaft aus. Als eine sehr eigenthümliche Erscheinung muß das Auftreten Hallers, eines Berner Patriciers, betrachtet werden, der im Jahre 1811 in einer zu Winterthur herausgegebenen Schrift „politische Religion“ zum erstenmal wieder das Staatsrecht auf eine christliche Grundlage zurückzuführen versuchte. Indeß schien es, Napoleon beneide den Schweizern ihr Glück. Wie er gegen alle härter wurde, so auch gegen sie. Auch bei ihnen ließ er alle englischen Waaren verbrennen, die Presse unterdrücken, jedes Wort belauern. Den guten Reinhard fuhr er in Paris wüthend an, weil Syler in der Tagsatzung eine leise Opposition gewagt hatte. Die Schweiz mußte nach Spanien und 1812 nach Rußland viel mehr Truppen stellen als bisher.

Im Rheinbunde war während jener Periode der wichtigste Vorgang die Erhebung des Fürsten Primas, Carl von Dalberg, zum Großherzog von Frankfurt und die Vermehrung seines Gebiets mit Fulda, welches dem Oranier genommen worden war, und mit der Grafschaft Hanau. Zugleich decretirte Napoleon, am 1. März 1810, nicht mehr der Cardinal Fesch solle geistlicher, sondern vielmehr der italienische Vicekönig Eugen weltlicher Nachfolger Dalbergs werden. Das war ohne Zweifel wieder nur eines der vielen Provisorien, die Napoleon als Uebergänge zu größeren Entwicklungen beliebte. Wahrscheinlich sollte das jetzt in Eugens Familie erbliche Großherzogthum Frankfurt nur den Kern eines größeren deutschen Reiches bilden. Man bemerkte ein systematisches Vorrücken der französischen Prinzen gegen Osten, auf Kosten der entweder ganz abgesetzten oder weiter zurückgeschobenen und anderwärts entschädigten deutschen Fürsten. Schon hatte Jerome in Norddeutschland Platz genommen. Nun sollte Eugen ihm in Mitteldeutschland nachrücken. Schon waren die oranischen, hessischen, welfischen, oldenburgischen Familien vertrieben. Wer bürgte den übrigen dauernde Sicherheit? Würde sich Napoleon wohl bedacht haben, wenn er länger die Welt beherrscht hätte, eines

Dadurch ſoll eine Art von Mittelzuſtand gegründet werden zwiſchen der ſtrengen Zucht des Gymnaſiums und der größern Freiheit der Univerſitäten. In Bezug auf die vorgeſchriebenen allgemeinen Fächer ſollen die Univerſitäten den Lyceen gleich geſtellt und geachtet ſeyn. Die Ausführung dieſer Anordnungen, ſofern ſie die Ueberwachung und Leitung der Studirenden dieſer erſten Jahre betreffen, iſt einem Ephorus aufzutragen, deſſen Würde mit dem Decanate verbunden iſt und gleich dieſem zwei Jahre dauern ſoll. Er wird von der Facultät gewählt; die Wahl unterliegt der königl. Beſtätigung. Seine disciplinariſche Competenz iſt wie die doctrinelle ziemlich ausgedehnt, und er ertheilt nicht nur Verweiſe, ſondern auch Carcerſtrafe, ſo daß der Ephorus an der Univerſität analog dem Rector eines Lyceums geſtellt iſt. Die Fächer, welche zu hören vorgeſchrieben ſind, beziehen im erſten Semeſter Encyklopädie des akademiſchen Studiums, Anthropologie und Pſychologie, Philologie, Elementarmathematik, und zwar Wiederholung des früheren Curſus der Algebra und Geometrie, dazu Länder- und Völkerkunde. Im zweiten Semeſter wird die Philologie fortgeſetzt und durch griechiſche und römiſche Alterthümer ergänzt, und der Philoſophie kommt Logik und Metaphyſik an die Reihe, dazu ältere allgemeine Geſchichte. Dem dritten Semeſter iſt die praktiſche Philoſophie zugetheilt, ferner Aeſthetik und Kunſtgeſchichte, allgemeine Naturgeſchichte und die neuere Geſchichte. Die Philologie iſt mit dem zweiten Semeſter geſchloſſen. Im vierten ſind zu hören: Religionsphiloſophie, die von einem Profeſſor der theologiſchen Facultät gelehrt werden ſoll, vaterländiſche Geſchichte und Archäologie, ſo wie phyſikaliſche und mathematiſche Geographie. Zu der Phyſik und der allgemeinen Chemie ſind die Studirenden nicht mehr verpflichtet. Bis zu Errichtung proteſtantiſcher Lyceen iſt den proteſtantiſchen Studirenden der Univerſität Erlangen, wie bisher, geſtattet, ihren allgemeinen Curs nach der frühern Ordnung in Einem Jahre, alſo ihr ganzes akademiſches Studium in vier Jahren zu abſolviren.

Die Wahl des Prof. der Medicin Dr. Joh. Müller zum Rector der Univerſität Berlin erhielt die königl. Beſtätigung. Im letzten Jahre haben zwölf Privatdocenten die Univerſität verlaſſen, dagegen acht ſich neu habilitirt.

Die philoſophiſche Facultät in Bonn hat den General von Borſtell mit ihrem Doctordiplom beehrt.

Prof. Goldfuß in Bonn iſt zum Mitglied der naturhiſtoriſchen Akademie in Newyork, der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte in Batavia und der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft in Athen erwählt.

Am 12. Sept. 1839 ſtarb zu Bonn Dr. Aug. Ferd. Näke, Prof. der Philologie und Encyclopädie, Mitdirector des philologiſchen Seminars. Der Privatdocent in der theologiſchen Facultät Dr. Bernh. Jos. Hilgers iſt zum Pfarrer ad St. Remigium daſelbſt, der Privatdocent in der juriſtiſchen Facultät Dr. Chem. Th. Perthes zum außerord. Profeſſor derſelben ernannt worden. Der außerordentl. Prof. Dr. Klausen folgte einem Ruf als ord. Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät zu Greifswald. Der außerord. Prof. Dr. Romeo Maurenbrecher wurde zum ord. Profeſſor der juriſtiſchen Facultät befördert.

Am 4. Apr. 1839 ſtarb zu Breslau Joh. Friedr. Ludw. Wachler, Prof. der Geſchichte und Oberbibliothekar der Univerſität, 71 Jahre alt. An ſeine Stelle ſollte auf den Vorſchlag der philoſophiſchen Facultät Dr. Gervinus berufen werden, die Regierung aber ging darauf nicht ein.

Am 20. Aug. iſt zu Breslau geſtorben Prof. Fr. Schneider, durch zahlreiche philologiſche Schriften bekannt.

Der Geh. Med. Rath Prof. Dr. Wendt in Breslau hat das Ritterkreuz des Ordens der baieriſchen Krone erhalten. Demſelben iſt die Stelle eines klinischen Lehrers an der Univerſität Berlin übertragen worden.

Der Privatdocent Dr. Th. W. Chr. Martius zu Erlangen iſt zum Prof. honorarium für Pharmacie und Pharmacognoſie, der k. hannöveriſche Hofchirurg Dr. C. Stromeyer zum ord. Prof. der Chirurgie daſelbſt ernannt worden. Prof. Dr. Olshauſen hat bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Kiel den Ruf als ord. Prof. der Theologie an die Stelle des verſtorbenen Kirchenraths Ekermann daſelbſt erhalten.

ſchönen Tages zu Gunſten Eugens Franken von Bayern abzuſchneiden, die thüringen'ſchen Fürſten zu mediatiſiren ꝛc.? Bedeutſam iſt in dieſer Beziehung, daß Napoleon ſich immer noch den Beſitz von Erfurt ausſchließlich vorbehielt.

In Baden ſtarb der alte Großherzog Karl Friedrich am 10. Juni 1811 und folgte ihm ſein mit der Prinzeſſin Stephanie vermählter Sohn Karl, deſſen Kinder auffallend raſch hinter einander ſtarben.*) Württemberg bekam nach dem öſterreichiſchen Kriege außer Mergentheim auch noch die Stadt Ulm und mehrere Bezirke,**) die bisher Bayern inne gehabt hatte, wogegen Bayern die Stadt Regensburg erhielt. König Friedrich von Württemberg zwang die mediatiſirten Reichsgrafen und Reichsfürſten ſeines Gebiets, jährlich mindeſtens drei Monate lang in Stuttgart zu wohnen, und confiscirte die Güter derer, die 1809 in Oeſterreich gedient hatten, was aber nach der Verheirathung Napoleons mit Marie Louiſe aufhörte. — In Weſtphalen trieb Jerome die alte üble Wirthſchaft fort. Napoleon mußte ihm aufs ernſtlichſte drohen, wenn er von ſeiner tollen Verſchwendung nicht laſſe. Die Vormundſchaft des franzöſiſchen Geſandten war Jerome eben ſo unerträglich, wie den andern gekrönten Napoleoniden; doch blieb er dem großen Bruder immer treu.

Im ganzen weiten Gebiet des Rheinbundes durften ſich begreiflicher Weiſe nur Stimmen vernehmen laſſen, die von Napoleon das Heil der Welt erwarteten, ihn unbedingt bewunderten und alle

*) Man vermuthete eine verbrecheriſche Abſicht, die legitime Thronfolge zu verhindern, und brachte damit die Geſchichte des unglücklichen Kaſpar Hauſer in Verbindung, der von früheſter Kindheit in einem unterirdiſchen Gemach eingeſchloſſen, als Jüngling aber noch vollkommen kindiſch, 1828 plötzlich in den Straßen von Nürnberg gefunden und 1831 eben ſo geheimnißvoll im Hofgarten zu Anſpach ermordet wurde.

**) Ein bayriſcher Miniſter kaufte damals dem bayriſchen Staat um ein Spottgeld die Domänen, namentlich die werthvollſten Waldungen ab, die ſonſt württembergiſches Staatseigenthum geworden wären.

seine Handlungen, auch die härtesten und für das deutsche Gefühl kränkendsten beschönigten. Dabei betheiligten sich aber nicht blos die bezahlten Zeitungsschreiber, sondern auch eine nicht geringe Anzahl Professoren an den Rheinbundsuniversitäten und eine beträchtliche Mehrheit von Angestellten. Diese Menschen ohne Vaterland und ohne Glauben ließen sich ihre Besoldungen aus der Hand von Franzosen so gerne gefallen, als ob sie von Deutschen gekommen wären, hielten sich durch die Gunst der Fremden für geadelt, und wegen der fremden Bildung, die sie sich aneigneten, für etwas besseres als ihre Landsleute. Auch unter den Offizieren und Soldaten des Rheinbundes bemerkte man eine charakteristische Nacheiferung des französischen Feuers und nicht minder des französischen Uebermuths, verbunden mit einer ungerechten Verachtung der Oesterreicher und Preußen. Endlich war die Aufklärung im gesammten s. g. gebildeten Publikum mit Napoleon im Bunde, zumal seitdem er so viel Hohn und Spott über den armen Papst ausgegossen hatte. Ueberall war es das gemeine Volk, was den Stolz und die Trauer der Nationalität in keuscher Seele bewahrte, während die gebildeten Classen sich jeder Art von Entehrung mit Selbstgefälligkeit Preis gaben. Man darf nur die frommen Tiroler und ihren todesmuthigen Hofer mit den akademischen Zirkeln jener Zeit in München, oder den ästhetischen in Weimar vergleichen. Der große Göthe gab, während die Tiroler ihr Herzblut vergossen, seine frivolen Wahlverwandtschaften (eine sentimentale Schutzschrift für den Ehebruch) heraus.

Außer den Tirolern blieben innerhalb des Rheinbundes und des unmittelbar mit Frankreich vereinigten Theils von Deutschland die Friesen und Niedersachsen am sprödesten gegen das Franzosenthum. Zwar versicherte Napoleon die Deputirten von Münster: „Sie waren ohne Vaterland; die Vorsehung, welche wollte, daß ich Karls des Großen Thron wiederherstellen sollte, hat Sie der Natur gemäß dem Schooß des Reichs wieder einverleibt," und schwur der Präfect des Noerdepartements: „Cäsarn fürchteten wir,

Karln dem Großen gehorchten wir, Napoleon den Großen beten wir an.“ Allein solche Kundgebungen waren sehr wenig nach dem Geschmack des biedern Volks, dem sich in dieser Beziehung auch der tiefgekränkte Handelsstand anschloß. Napoleon ließ alle Verordnungen und Regierungszeitungen zugleich in deutscher und französischer Sprache drucken, auch der westphälische Moniteur erschien halb französisch. Keine leise Spur einer patriotischen oder unabhängigen Gesinnung wurde weder in Schrift noch Rede geduldet und, wenn sie vorkam, streng bestraft. Durch ein Decret von 1810 verbot Napoleon die Einfuhr deutscher Bücher in den deutschen Theil seines Reichs, wenn sie nicht vorher von seiner Polizei erlaubt war. Dieses Verbot umging der berühmte Buchhändler Perthes in Hamburg, indem er die Unwissenheit der französischen Beamten zu täuschen wußte. Doch mißkannte Niemand Napoleons Absicht, nach und nach die französische Sprache an die Stelle der deutschen zu setzen. Literarische Spione in Frankreichs Solde überwachten die ganze deutsche Literatur. Ein unbedeutender, jedoch mißliebiger Aufsatz des Hofrath Becker in Gotha wurde augenblicklich mit des Verfassers Deportation nach Frankreich bestraft. Der Freiherr von Aretin in München donnerte in der oberdeutschen Zeitung 1810 „gegen die Prediger der Deutschheit, Missethäter und Hochverräther, die den Boden des Rheinbundes besudeln.“

Oesterreich hielt sich nach wie vor vom unmittelbaren Einflusse Napoleons frei, litt aber desto mehr an den Folgen seiner letzten vergeblichen Anstrengungen im Kampf wider ihn. Die früheren Rüstungen, der lange Aufenthalt des Feindes und seine Contributionen im Lande hatten den Kaiserstaat dermaßen erschöpft, daß der Finanzminister Graf Wallis am 15. März 1811 die aufgelaufene Staatsschuldenmasse von 1060 Millionen Bancozettel auf 212 Mill. Einlösungsscheine reduciren mußte, mithin die Staatsgläubiger nur den fünften Theil ihres Guthabens erhielten. Wie sehr dies aber auch zum Ruin unzähliger Familien gereichte,

ſo widmete doch das Volk in dieſer Unglückszeit dem Kaiſerhauſe die unverbrüchlichſte Treue. Der Patriotismus der Oeſterreicher war nicht ruhmredig, aber unter allen Umſtänden verläßig, zäh und aushaltend. Napoleon ließ es an Verſuchen nicht fehlen, ſeinen Schwiegervater zu umgarnen und zu einem willigen Werkzeuge ſeiner Politik zu erniedrigen, allein Kaiſer Franz wußte ſich immer klug und würdig zurückzuziehen. Im Pariſer Mercure de France vom 4. Auguſt 1810 ließ Napoleon ſeinen hellen Zorn aus über den Grafen Stadion, doch nicht ſo gebieteriſch, wie früher über den preußiſchen Miniſter Stein, und ohne Oeſterreich zu ſchrecken, denn der neue Miniſter, Graf Metternich, war nur vorſichtiger und ſchlauer als Stadion, aber nicht weniger feindlich gegen Napoleon geſinnt. Die Verheirathung Marie Louiſens machte das Verhältniß zwiſchen den Tuilerien und der Wiener Burg nicht intimer. So oft Napoleon einen Vortheil daraus ziehen wollte und Opfer von ſeinem Schwiegervater verlangte, erinnerte ihn dieſer an ſeine bisherigen ſchweren Verluſte und verlangte Gegenopfer, die Napoleon zu bringen keine Luſt hatte. Zwiſchen ruſſiſchen und öſterreichiſchen Großen beſtand ein ſehr enger Verkehr fort. Napoleon gab ſich alle Mühe, Oeſterreich gegen Rußland zu erhitzen und hätte nicht ungerne geſehen, wenn daſſelbe ſchon im Jahre 1811 einen Krieg mit Rußland angefangen hätte. Die Ruſſen nahmen damals Belgrad ein und ſetzten ſich in Serbien feſt. Napoleon ſchrieb Brief über Brief, man ſollte das in Wien nicht dulden. Aber Rußland hatte dem Wiener Cabinet insgeheim die bündigſten Verſicherungen gegeben, daß es Serbien wieder verlaſſen würde und Kaiſer Franz nahm die hitzigen Anträge Napoleons mit großer Kaltblütigkeit auf, indem er ſich mit der Erſchöpfung ſeiner Staaten und Unfähigkeit zu irgend einem Kriege entſchuldigte. Sofern Oeſterreich wirklich ſehr geſchwächt war und um jeden Preis wieder zu erſtarken wünſchen mußte, beging Napoleon einen bedeutenden Fehler, ſich zu geizig gegen Kaiſer Franz zu verhalten, anſtatt ihm freigebig große

Anerbietungen zu machen. Man kann nicht umhin, zu vermuthen, er habe ſich für eine ſpätere Zeit die Auflöſung der öſterreichiſchen, wie der preußiſchen Monarchie vorbehalten und deßhalb ſie zwar einſtweilen noch benutzen, aber nicht mehr erſtarken laſſen wollen.

Preußen erlebte damals die Zeit der ſchweren Buße. Der König verweilte, die kurze Reiſe nach St. Petersburg abgerechnet, ſo lange in Königsberg, bis Napoleon in Folge des Erfurter Congreſſes die franzöſiſchen Truppencorps, welche bis dahin immer noch in Preußen ſtehen geblieben waren, nach Spanien zog und Berlin endlich frei wurde. Erſt am 23. Dezember 1809 kehrte er mit der Königin und ſeinen Kindern wieder in ſein väterliches Schloß an der Spree zurück, von den Einwohnern mit inniger Freude begrüßt. Er brachte keinen Premierminiſter mit, denn Stein hatte ſchon 1808 vor Napoleons Machtgebot flüchtig werden müſſen. Er konnte auch nicht wagen, ſich einem neuen Miniſter anzuvertrauen, der Napoleons Verdacht abermals auf ſich ziehen würde. Seine Lage war in dieſer Beziehung höchſt peinlich, denn Napoleon beſaß, ſo lange er mit Kaiſer Alexander noch alliirt blieb, alle Mittel, Preußen zu chikaniren und für jede ihm mißliebige Handlungsweiſe zu beſtrafen. Der König hielt es daher zuletzt für das Sicherſte, ſich bei Napoleon ſelbſt Rathes zu erholen, und dieſer lenkte ſeine Wahl auf Hardenberg, der ſchon 1808 an Napoleon geſchrieben, ſein Benehmen gerechtfertigt, ſich bei ihm inſinuirt und fortdauernd mit Duroc in Verbindung geſtanden hatte (nach Bignon). So wurde Hardenberg denn auch vom König am 6. Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze der preußiſchen Regierung geſtellt. Der Stifter des Basler Friedens, ein Mann von bewährter Biegſamkeit, ſchien Napoleon genehmer, als jeder andere. Hardenberg aber hatte zunächſt kein anderes Syſtem, als alle Schwierigkeiten zwiſchen Frankreich und Preußen auszugleichen, dem König in dieſer Beziehung Ruhe zu verſchaffen und zuletzt durch eine engere Allianz mit Frankreich dem ſo ſehr

geſchwächten preußiſchen Staate irgend eine Entſchädigung oder Vergrößerung zu ermöglichen. Im übrigen trachtete er ſich die von Stein errungenen Lorbeern auf eine wohlfeile Weiſe anzueignen, indem er im Zerſtören alter volksthümlicher Inſtitutionen fortfuhr und im Nivelliren der ſtändiſchen Gliederungen, in der Plünderung der letzten vorhandenen Klöſter, in der ausſchließlichſten Durchführung der bureaukratiſchen Verwaltung, verbunden mit allſeitigſter Aufklärung, Bildung, Pflege der Univerſitäten und Schulen die wahren Mittel einer Wiedergeburt des preußiſchen Volks und Staates erkannte. Er wollte eigentlich damit nichts anderes, als Preußen die politiſchen Vortheile der Revolution und des Kaiſerreichs in Frankreich aneignen. Er wollte einen ſehr conſervativen Zweck mit revolutionären Mitteln erzielen. Wenn gleichwohl damals das preußiſche Volk im Unglück moraliſch erſtarkte, geſchah es nicht durch, ſondern trotz Hardenberg. Das Syſtem Scharnhorſts, der unter Hardenberg aus dem Kriegsminiſterium treten mußte, aber unter der Hand noch immer thätig blieb, der geiſtvolle Generalſtab, das Ehrgefühl der Armee, der Gefährten Blüchers und Schills, der glühende Zorn des mannhaften Volkes bis zum letzten Bauer hinunter, das war es, was die Preußen ſtählte, nicht das Adminiſtriren und Schulmeiſtern.

Den verbiſſenen Groll des vom höchſten Kriegerruhme in Niederlagen und Schmach hinabgeſtürzten Volkes vermehrte die unglaubliche Armuth und äußere Noth. Die alten Provinzen Preußens, die einzigen, die es behalten, ſind, Schleſien ausgenommen, von der Natur nicht überreich geſegnet und waren damals vom Feinde gründlich ausgeſogen. Aller Handel ſtockte. Nun ſollten die ungeheuern Kriegsſteuern an Frankreich bezahlt, ſollte der Staat, die Armee erhalten, ſollten die verlornen Geſchütze und Waffen aller Art erſetzt werden. Eine mühſam contrahirte holländiſche Anleihe belief ſich nur auf 32 Mill. Gulden. Das übrige mußte durch Abgaben beſchafft werden, die bald alles Maaß überſtiegen, durch Grund-, Conſumtions-, Luxus-, Gewerbe-, Einkom-

menſteuern, indirecte Abgaben der mannichfachſten Art und Ausdehnung, Stempelgebühren, Ablieferung des dritten Theils von allem vorhandenen Golde, des ſechsten von allem Silber ꝛc. Einige Aushülfe bot der Verkauf von Domainen und der reichen Klöſter in Schleſien, welche Friedrich der Große mit Vorliebe geſchont hatte. Aber man opferte in dieſer Beziehung das Capital, das ſpäter noch reiche Zinſen getragen hätte, und verſchleuderte die werthvollſten Güter um Spottpreiſe. Wenn mit der ungeheuerſten Anſtrengung aller Stände, bei immer zunehmenden Bankerotten und Verarmungen der Haushaltungen endlich die Ratenzahlungen an Frankreich voll waren, ſo ließ Napoleon voll Uebermuth und Argliſt neue Schwierigkeiten machen, neue Forderungen aufſtellen und die Verträge nicht einhalten. Die franzöſiſchen Beſatzungen in den preußiſchen Feſtungen Glogau, Cüſtrin und Stettin wurden, gegen die Verträge, um mehr als das Doppelte vermehrt und mußten vom Lande ernährt werden. Auch die franzöſiſchen Etappenſtraßen durch die preußiſche Monarchie wurden in verſchiedenen Richtungen nach Polen und Danzig hin vermehrt.

Im Sommer 1810 beſuchte die **Königin Louiſe** mit ihrem Gemahl ihre Eltern im Luſtſchloß Hohen-Zieritz bei Strelitz, erkrankte am 30. Jun., ſo daß der König allein nach Berlin zurückreiſen mußte, und wurde bald ſo leidend, daß man den König ſchleunigſt wieder zu ihr rufen mußte. Von den ſchlimmſten Ahnungen erfüllt und im tiefen Gefühl des maſſenhaften Unglücks, das über ihn hereingebrochen, rief er aus: „ſie würde am Leben bleiben, wenn ſie nicht mir gehörte; nur weil ſie mein iſt, muß ſie ſterben.“ Sie vollendete am 19. Juli. Ihr Tod verſetzte, weil man ſie ſo ſehr geliebt hatte, das ganze Land in Trauer. In allen Gemeinden bis zum fernſten Winkel der Monarchie ertönte ihr Grabgeläute. Mit ihr ſchien der letzte Glücksſtern am preußiſchen Himmel untergegangen zu ſeyn. Wer hätte nicht vermuthen ſollen, daß der Gram an ihrem jungen Leben gezehrt habe.

Man sah Napoleon als die entfernte Ursache ihres Todes an und haßte ihn um so unversöhnlicher. Oesterreich hatte ihm die höchste und schönste seiner Frauen ausliefern müssen ins Ehebette, Preußen die seinige ins Grab. Es ist durchaus nicht zu verkennen, daß damals ein ritterliches Gefühl durch das ganze preußische Volk ging, einst den Tod der edeln Königin zu rächen. Sie selbst hinterließ die schönen Worte: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Daseyn, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Die patriotische Partei in Preußen, die im Geiste Schills und des Herzogs von Braunschweig fortzuwirken entschlossen war, konnte sich nur sehr geheim regen. Ihr schrieb man die Stiftung des s. g. Tugendbundes zu, dessen Mitglieder in der Armee, unter den Beamten und dem Adel zerstreut waren. Inzwischen entstand dieser Bund aus einer harmlosen Gesellschaft zu Königsberg, welche sich allgemeine humane Zwecke, Erziehung, Wissenschaft ꝛc. vorsetzte und deren Statuten am 30. Juni 1808 vom König genehmigt wurden. Sey es, daß die heißen Patrioten sich dieses Vereines nur als Mittel bedienten oder Napoleon es wenigstens argwohnte, der König fand für gut, den Verein bald wieder zu unterdrücken. Es war auch keine solche leitende Gesellschaft nöthig, denn die Bevölkerung war nur eines Sinnes im Haß gegen das französische Joch und in der Lust, es abzuschütteln. Dagegen war die Wirksamkeit der preußischen Politik wichtig in den Beziehungen zu Rußland. Nicht wenige preußische Offiziere traten nach und nach in russische Dienste und hauptsächlich in den russischen Generalstab und verbanden sich hier mit der Partei der entschiedensten Franzosenfeinde. Die öffentlichen Blätter der damali-

gen Zeit, die unter französischem Einfluß standen, bezeichneten daher auch den vertriebenen Kurfürsten von Hessen als den Stifter des Tugendbundes.

Von Seiten der Regierung geschah besonders viel für die Bildung. Man concentrirte dieselbe in den neuen Universitäten zu Berlin und Breslau, durch die man die in dem westphälisch gewordenen Halle und die eingehende in Frankfurt an der Oder ersetzte. Man begann die Pestalozzi'sche Methode auf die preußischen Schulen einzuimpfen, wobei zumal Delbrück, Erzieher des Kronprinzen, thätig war. Das waren die ersten Keime zu dem weitausgedehnten Systeme der Schullehrerseminarien und des Volksunterrichts, welches in der langen Friedenszeit nach den großen Kriegen sich ausbildete. Man wollte unbekümmert um Natur und Herkommen eine ganz neue Menschheit durch Erziehung künstlich ausbrüten. Die Absicht war die beste, aber man kann nicht umhin, zu bemerken, daß die Schule in ihrer kirchenscheuen Richtung nur dahin führen konnte, wohin sie späterhin wirklich geführt hat, zur systematischen Bekämpfung des Christenthums durch die Hegelsche Philosophie und durch die Diesterweg'sche Schulmeisterei, zu den Deutschkatholiken und Lichtfreunden, endlich zur Revolution.

Eine merkwürdige Erscheinung war damals Friedrich Ludwig Jahn als Erfinder oder Erneuerer der Turnkunst. Jeder Zoll an ihm war ein Brandenburger Bauer, derb, drastisch, ehrlich, treu, tapfer, zornmuthig. Er wollte eigentlich nichts, als die deutsche Jugend zu bärenhafter Kraft heranziehen, damit sie dereinst die Franzosen todt schlagen könne.*) Und das war viel praktischer

*) Aber indem er in Berlin der Schöpfer der Turnkunst wurde und dieselbe in der Erziehung einführte, verband er damit die wunderlichsten Vorstellungen eines abstracten, willkürlich als Ideal aufgestellten Volksthums, welches in Wahrheit nur ein Zerrbild und unbegreiflich engherzig im Vergleich mit der wirklichen Fülle deutscher Natur und deutschen Lebens war.

und entsprach dem mazedonischen Charakter des alten Preußenthums viel mehr, als das abschwächende Geistreichthun des modernen Berlinerthums.

Von der Abschwächung des kirchlichen Lebens in Preußen zeugte das gänzliche Ausbleiben eines religiösen Aufschwungs in so schrecklicher Nothzeit. Ein seichter Rationalismus beherrschte alles. Der Schule allein überließ man, was die Kirche nicht mehr vermochte. Unfähig, das Kirchliche in seiner Tiefe zu begreifen, faßte die moderne Bildung nur den Gedanken auf, das kirchlich Getrennte äußerlich zusammenzuflicken, weil es doch vortheilhaft schien, wenn das ganze Volk in dieser Beziehung nur eine imposante Masse bildete. So ging damals schon vom Hofprediger Sack in Berlin der erste Vorschlag zu einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche aus.

Der Brandenburger Landadel allein erkannte mit sicherem Blicke damals die Gefahren, die aus den vielen Neuerungen hervorgehen würden. Die Stände des Lebuser Kreises in der Kurmark protestirten unter Leitung des Grafen Finkenstein und des Herrn von der Marwitz gegen das System des Staatskanzlers, warfen ihm vor, er umgebe sich mit jungen Theoretikern, anstatt mit alten Praktikern, erlaube sich mit dem Volk, unbekümmert um dessen Natur, wahre Bedürfnisse und alte Rechte, willkürlich auf alle erdenkliche Art zu experimentiren und werde dadurch den Staat nicht neu erbauen, wohl aber innerlich verderben, im Juni 1811. Die beiden kühnen Sprecher wurden auf die Festung gesteckt, bald aber wieder entlassen. Von der Marwitz hatte im Jahre 1807 wie Schill ein Freicorps errichtet, dem König all sein Vermögen geopfert und wurde später noch General. Unter denen, die gegen Steins unbesonnene Reformen auftraten, befand sich auch der tapfere General York. *)

*) In einem noch erhaltenen Schreiben beklagt er die Zerstörung der patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande, die Güterzerstücklung und den Güterschacher und eben so die Vernichtung des sittlichen Bürgerthums durch

Der Geh. Medic. Rath, Senior der Universität Gießen, Oberstudienrath und Professor Dr. Jos. Hillebrandt hat das Ritterkreuz 1. Klasse des großh. Ludwigsordens erhalten.

Am 19. Oct. 1839 starb zu Göttingen der Abt, Prof. und Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath Pott, Ritter des Guelphenordens, als Exeget bekannt, 78 Jahre alt. Der geh. Justizrath Hugo feierte am 24. Oct. im 73. Lebensjahre sein 50jähriges Professorjubiläum, still im Kreise seiner Familie, geehrt durch die Glückwünsche der Facultät und seiner auswärtigen Freunde.

Der Prof. Dr. Kämy in Halle ist von der meteorologischen Gesellschaft in London zum Mitgliede aufgenommen.

Am 11. Sept. starb in Heidelberg der Oberforstrath Dr. Christoph Wilh. Gatterer, emeritirter Professor der Universität. Die Lehrer der Mineralogie und Geologie Geh. Rath von Leonhard und Dr. Blum wurden von der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Mitgliedern aufgenommen.

Dr. Franz Kurzak ist zum Prof. der theoretischen Medicin an der Universität Innsbruck ernannt worden.

An der Universität Leipzig ist der Privatdocent Ed. Fr. Ferd. Weber zum außerordentlichen Prof. der Philosophie, der Privatdocent Dr. E. Ew. Hasse zum außerord. Prof. der Medicin, der außerord. Professor der Medicin und Botanik G. Kunze zugleich zum Director des botanischen Gartens ernannt, der ord. Prof. der Anatomie Dr. E. H. Weber zum Rector der Universität für 1839/40 erwählt worden.

Dr. Aemil Ludw. Richter in Leipzig ist zum ord. Prof. der Rechte an der Universität Marburg ernannt worden. Das Prorectorat hat von Prof. K. Fr. Hermann, welcher neulich in zwei Programmen ein schätzbares Verzeichniß der lateinischen Handschriften der Marburger Universitätsbibliothek geliefert hat, der Prof. und Dr. der Theologie Jul. Müller übernommen. Am 29. Sept. hat der ord. Prof. der Medicin und Chemie, Commandeur des kurhessischen Hausordens vom goldenen Löwen, geh. Hofrath und Regierungsrath, Director des chemischen Instituts und der oberhessischen Medicinaldeputation Ferd. Wurzer sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert.

Prof. Dr. Thadd. Gieber ist zum Rector der Universität München erwählt, der Prof. und dirigirende Arzt der chirurgischen Abtheilung im Krankenhause Dr. Wilhelm zum provisor. Director desselben ernannt worden. Am 29. Aug. starb der Prof. der Medicin Dr. Martini. Prof. Görres ist zum Ephorus für die nächsten zwei Jahre gewählt und als solcher bestätigt worden. An die Stelle des verstorbenen von Loe ist der Leibarzt des Kronprinzen Dr. Glosi zum Professor, der Prof. Medicinalrath Dr. Weißbrod zum Beisitzer im Obermedicinalausschusse ernannt worden.

Der außerord. Prof. der Philosophie an der Akademie zu Münster Franz Winiewski ist zum ord. Professor, der Privatdocent Dr. Franz Kalp. Beck zum außerord. Professor, Prof. Dr. Christoph Sudermann zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät befördert worden.

Der Director des Wilhelmsstifts und katholische Stadtpfarrer in Tübingen, Halder, ist auf die Stadtpfarrei Munderkingen versetzt und seine bisherige Stelle dem Pfarrer Schott in Reichenbach provisorisch übertragen worden.

Die philosophische Facultät in Tübingen hat den Missionär Presbyter Häberlin zum Doctor ernannt.

Der Prof. Adolph Pleischl ist zum Professor der Chemie an der Universität in Wien ernannt. An seiner Stelle ist dem Delegationswundarzt zu Venedig Dr. Franz Cortese die Professur der allgemeinen und pharmaceutischen Chemie an der Universität Prag, dem Prof. Nille die der speciellen Pathologie und Therapie daselbst übertragen worden. Der Director des philosophischen Studiums Weltpriester Caisan Hallaschka ist zum Probst am Collegiatcapitel zu Altbunzlau ernannt worden.

Am 12. Juni. starb zu Gainzing bei Wien Dr. Albert Edler v. Hes, k. k. Hofrath und staatsräthlicher Referent, Mitglied der jurid. Facultät der Wiener Universität, 68 Jahre alt.

Die Männer des Tugendbundes waren im Vortheil jeder geheimen Opposition, die Recht, Moral und Popularität auf ihrer Seite hat. Aber in einer viel schlimmern Lage befand sich die Regierung, auf der äußerlich alle Verantwortlichkeit lastete, und das muß Hardenberg in Bezug auf seine diplomatische Hinneigung zu Frankreich entschuldigen. Napoleon hatte den Gedanken, Preußen zu vernichten, nie aufgegeben. Er hatte Preußen im Tilsiter Frieden nur aus Rücksicht für Kaiser Alexander geschont. Wenn er nun mit Alexander brach, wer schützte Friedrich Wilhelm? Von der Noth, in welcher Preußen sich befand, als die im Norden aufsteigenden Gewitterwolken einen neuen europäischen Krieg und mithin auch, wie immer, neue Gebietsveränderungen drohten, macht man sich einen anschaulichen Begriff, wenn man weiß, was der König seinem Gesandten in Paris unterm 14. Mai 1811 geschrieben hat: „Sehr oft habe ich in St. Petersburg zu einem unbegränzteren Beitritt zum Continentalsystem angerathen und erneuere diesen nämlichen Rath nochmals in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser Alexander, wovon ich Ihnen eine Abschrift beilege, um sie zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen zu bringen. Dem System Frankreichs unwandelbar getreu, schmeichle ich mir in dieser Hinsicht Proben abgelegt zu haben. Wenn es möglich wäre, daß der Kaiser Napoleon über meinen ernstlichen Willen, zu dem großen Zweck, den er sich vorgesetzt, mitzuwirken, noch einige Zweifel übrig bleiben könnten, so ꝛc." Nach dieser Einleitung befiehlt er seinem Gesandten, Frankreich eine Offensiv- und Defensivallianz vorzuschlagen, dabei aber dringend zu bitten, daß Napoleon auf die weitere Contributionszahlung von Seite Preußens verzichte oder sie wenigstens aufschiebe und daß er eine Vermehrung des preußischen Heeres zugebe. Wir werden

---

das Patentwesen, die Gewerbefreiheit für Pfuscher, die Heirathserlaubniß für unbärtige Lehrjungen und die gesetzliche Schöpfung des modernen Proletariats.

ſehen, wie lange Preußen auf die Erfüllung dieſer kläglichen Wünſche warten mußte.

Neue wichtige Veränderungen trugen ſich damals in Schweden zu. Nach der Abſetzung des Königs Guſtav IV. Adolph hatte ſein alter Oheim als Karl XIII. den Thron beſtiegen, war aber kinderlos. Der Haß gegen Guſtav Adolph ließ nicht zu, daß man deſſen Kindern die rechtmäßige Thronfolge bewahrt hätte. Man mußte alſo an eine Adoption denken. Nachdem Karl XIII. auf Finnland verzichtet und dadurch von Kaiſer Alexander den Frieden erkauft und auch mit Dänemark Frieden gemacht hatte, nahm er unter Zuſtimmung der ſchwediſchen Stände einen Prinzen des zugleich in Rußland und Dänemark, ſo wie bisher in Schweden regierenden Oldenburgiſchen Hauſes, den Herzog Chriſtian von Holſtein-Auguſtenburg an Sohnesſtatt und zum Thronfolger an, 28. Auguſt 1809. Auch Napoleon war damit einverſtanden und räumte Schwediſch-Pommern, 24. Febr. 1810. Aber der Prinz war als Däne dem ſchwediſchen Adel nicht genehm. Als er am 23. Mai ein Huſarenregiment muſterte, ſtürzte er mit dem Pferde und ſtarb unmittelbar darauf. Man argwöhnte, er ſey durch einen politiſchen Mord hingerafft worden. Als er in Stockholm unter großem Pomp zu Grabe getragen wurde, am 20. Juni, begann das Volk furchtbar aufzubrauſen gegen die angeblichen Mörder, riß den Reichsmarſchall Grafen Axel Ferſen (den nämlichen, der die königliche Familie von Frankreich bei der Flucht von Varennes unterſtützt hatte) aus dem Wagen und ermordete ihn, trotz aller Bemühungen, ihn zu retten, unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen. Seine Schweſter, die Gräfin Piper, mußte flüchten, um nicht ein gleiches Schickſal zu leiden; das Haus des Grafen von Ugglas wurde geſtürmt, mehrere Soldaten verloren im Kampf mit dem wüthenden Volk ihr Leben. Auf des Prinzen Sarg ſetzte man die einfache und rührende Inſchrift: „er erwartete in Schweden einen Thron und fand ein Grab.“

Ein jüngerer Bruder des Prinzen hatte wenig Ausſicht, da

es dem älteren so übel ergangen war, an seine Stelle gewählt zu werden. Dagegen gab es eine Unitarierpartei, die bei diesem Anlaß die Vereinigung der drei nordischen Kronen von Schweden, Dänemark und Norwegen auf einem Haupte durchzusetzen wünschte und deßfalls den König Friedrich VI. von Dänemark vorschlug. Napoleon ging lebhaft auf diesen Gedanken ein, um Rußland ein stärkeres Gegengewicht im Norden zu geben, aber die Schweden wollten nichts davon wissen. Gegen den Dänen bestand nun hier einmal eine unüberwindliche Abneigung. Gleichwohl wünschten die Schweden an Napoleon einen Halt und Schutz zu gewinnen gegen Rußland, um früher oder später vielleicht durch ihn Finnland wiederzugewinnen. Einige fielen auf den Gedanken, die schwedische Krone einem Napoleoniden zu geben. Nun hatte sich Bernadotte, als Gouverneur in Schwedisch-Pommern, durch die Güte, mit der er die gefangenen Schweden behandelte, besonders bei ihnen beliebt gemacht. Er war durch seine Verheirathung mit Eugenie Clary (Schwester der Marie Julie, der Gemahlin des König Joseph von Spanien) mit Napoleon selbst verschwägert, als Prinz von Pontecorvo einer der ersten Marschälle des Reichs, als Großmeister des Freimaurerordens in Frankreich eine sehr angesehene Person von einem unermeßlichen geheimen Anhange, wenn er sich auch nicht öffentlich zeigte. Zuerst war es der schwedische Graf Mörner, welcher bei Bernadotte, den er schon von früher her kannte, eine Anfrage machte. Sodann ein Kaufmann, der in Schweden selbst seine Standesgenossen bearbeitete, um Bernadotte populär zu machen. Die Freimaurerlogen betheiligten sich wesentlich dabei, wie sie denn überhaupt vor und nach der schwedischen Revolution eine große Rolle gespielt haben. Man nahm an, Bernadotte stehe bei Napoleon in hoher Gunst (was nicht der Fall war), Napoleon werde Schweden groß machen, Bernadotte bringe ein beträchtliches Privatvermögen mit und werde den tiefgesunkenen Finanzen Schwedens alsbald aufhelfen. Man rühmte seine Feldherrngaben, seine Staatsklugheit und Besonnenheit ꝛc. Man sah es

ſogar als eine günſtige Vorbedeutung an, daß ſein älteſter ſchon im Jahre 1799 geborner Sohn mit dem ſchwediſchen Namen Oscar getauft worden war ꝛc.*) Kurz, der ſo vielfach bearbeitete und eingenommene ſchwediſche Reichstag wählte am 21. Auguſt 1811 wirklich den Herrn Baptiſt Julius Bernadotte aus Bearn im ſüdlichen Frankreich gebürtig, Sohn eines Advokaten, aber damals franzöſiſcher Marſchall und Prinz von Pontecorvo, katholiſchen Glaubens, zum Kronprinzen-Thronfolger in Schweden unter der Bedingung, daß er lutheriſch werde und die Verfaſſung beſchwöre.

Er machte begreiflicher Weiſe nicht viele Umſtände, eine ſo ſeltene Gabe des Glücks anzunehmen. Napoleon ertheilte ihm die Erlaubniß dazu, kannte ihn aber zu gut, um auf ſeine Anhänglichkeit zu rechnen. Ein dunkles Gerücht ſagt aus, daß, wenn Napoleon in der Schlacht bei Aſpern oder durch den Mörder in Schönbrunn oder in Spanien umgekommen wäre, alsdann durch Fouché's Intriguen Bernadotte zum Kaiſer in Frankreich würde ausgerufen worden ſeyn. Napoleon wurde ihn nicht ungerne los, gab ihm noch eine Million mit und verlangte von ihm nur das Verſprechen, er ſolle niemals gegen Frankreich die Waffen führen. Bernadotte weigerte ſich, Napoleon aber entließ ihn mit den kalten Worten: nun wohlan, ſo gehen Sie, unſere Geſchicke mögen ſich erfüllen! Bernadotte, der den neuen Namen Karl Johann annahm, hielt am 2. Nov. ſeinen feierlichen Einzug in Stockholm und benahm ſich überall ſo würdevoll als klug. Den alten König gewann er durch kindliche Demuth, das Heer durch ſeinen Ruhm und durch ſein martialiſches Weſen, den Adel durch die Bürgſchaft, die er demſelben gegen die Rache Guſtav Adolphs gewährte, und ſelbſt den Handelsſtand durch die Art, wie er England behandelte.

*) Napoleon ſpottete darüber und ſagte, er habe, als jenes Kind getauft wurde, gerade viel im Oſſian geleſen, der ſein Lieblingsdichter war, und ſo ſey er darauf verfallen, als Hauptpathe dem Kinde jenen Namen zu geben.

Schweden mußte sich formell allerdings dem Continentalsystem anschließen, da Rußland selbst noch daran festhielt; aber Bernadotte gestattete den Schleichhandel in großer Ausdehnung. Wenn Napoleon ihm Vorwürfe machte, verlangte er dagegen Norwegen, was jedoch Napoleon um keinen Preis seinem treuen dänischen Verbündeten entreißen wollte. Nun schmollte Bernadotte und gab Napoleon zu verstehen, er werde diejenige Politik unterstützen, bei der er am meisten Vortheil habe, sey es nun die französische oder eine Frankreich feindliche Politik. Damals gab sich Oesterreich viele Mühe um Bernadotte. Kaiser Franz ließ ihm vorstellen, sie hätten beide nur einerlei Interesse, ihre Unabhängigkeit in der Mitte zwischen dem französischen und russischen Coloß zu behaupten. Aber Rußland selbst und England knüpften Verständnisse mit dem Hofe von Stockholm an, die so weit gingen, daß Napoleon, als der Bruch mit Rußland nahe bevorstand, bereits im Januar 1812 plötzlich Stralsund und Schwedisch-Pommern wieder besetzen ließ.

In England hielt die stolze Aristokratie der Lords ihr bisheriges System auf's schroffste fest. Englands Handelsinteresse litt nicht, daß es sich die Maaßregeln Napoleons oder überhaupt dessen Alleinherrschaft auf dem Festlande hätte gefallen lassen können; der fortdauernde Kriegszustand gewährte aber England noch überdies den Vortheil, alle Marinen der festländischen Mächte zerstören, alle Colonien derselben erobern, und seine Industrieproducte nach jenen Colonien hin absetzen zu können. Diese dauernden Vortheile wogen die nur zeitweisen Einbußen im unmittelbaren Handel mit dem europäischen Festland reichlich auf. Zudem schmeichelte es dem englischen Stolze, Napoleon zu trotzen, während das ganze übrige Europa sich vor ihm demüthigte.

Die Aristokratie in England war seit der Thronbesteigung der Welfen der Monarchie stets überlegen gewesen. Die Kurfürsten von Hannover konnten den Thron nur in Ruhe und mit allem äußeren Glanze inne haben, indem sie die Lords gewähren ließen. Georg III.

wurde blind und endlich irrsinnig. Sein Wahnsinn brach 1810 aus, als er das Parlament in feierlicher Sitzung anredete: Mylords, Gentlemen and Peacocks (Pfauen)! Die Anlage zum stillen Wahnsinn lag längst in ihm. Der Tod seiner jüngsten geliebten Tochter Amalie, der Aerger über die Emancipation der Katholiken, die Gewissensbisse über den Verlust der nordamerikanischen Colonien und was man immer als besondern Grund angegeben hat, scheinen nur mitgewirkt zu haben, die Krankheit zu steigern. Man mußte den König in einen Thurm zu Windsor einsperren, wo er sich, da er auch blind wurde, mit Harfenspiel unterhielt. Wer ihn sah mit seinem langgewachsenen Barte, die Harfe spielend, verglich ihn mit König Lear. Sein ganzes Zimmer war gepolstert und mit Kork ausgeschlagen, damit er sich durchs Fallen nicht verletze, weil er oft heftig auffuhr. — Für ihn hatte sein Sohn Georg, Prinz von Wales, erst 1811 nach langen Debatten die Regentschaft erhalten und nur unter großen Beschränkungen, welche die Lüderlichkeit und der sehr zweideutige Charakter dieses Prinzen nur zu sehr rechtfertigten. Was für ein Regent, der damit anfing, seine eigene Gemahlin wegen scandalösen Lebenswandels öffentlich vor die Gerichte zu ziehen! Er hatte sich nämlich mit Karoline von Braunschweig (Tochter des später bei Auerstädt umgekommenen berühmten Herzogs Karl Ferdinand und Schwester des tapfern Herzog Wilhelm von Braunschweig, der 1809 den kühnen Zug von Böhmen nach Elsfleth machte), im Jahre 1795 vermählen müssen, so sehr gegen seine Neigung, daß er bei der ersten Trauung Nein sagte und der Braut den Rücken kehrte, bis man ihn endlich zum Vollzug der Heirath bewog. Aus dieser Ehe war eine einzige Tochter, Prinzeß Charlotte, hervorgegangen. Das Ehepaar lebte jedoch getrennt und in offener Feindschaft, der Prinz mit Maitressen, die Prinzessin mit heimlichen Liebhabern. Unter diesen ragte Sir Sidney Smith hervor, der 1801 von seinen ägyptischen Feldzügen nach London zurückgekehrt war und auch hier in kühnen Abentheuern sich gefiel. Schon 1806 wollte der Prinz

von Wales die Sache zur öffentlichen Untersuchung ziehen und mit Mühe brachte man ihn von einem Scandal ab, der die königliche Familie vor der Welt in so schlimmem Licht gezeigt haben würde. Dennoch ruhte sein Eigensinn und seine Racheluſt nicht und im Winter von 1812 auf 1813 brachte er die Klage wirklich zur Oeffentlichkeit; das Parlament sah sich genöthigt, eine Untersuchung vorzunehmen und man erfuhr durch die Zeugen, daß Karoline von Sidney Smith ein Kind geboren habe.

Die öffentliche Meinung machte der Lordsregierung diese Profanirung der Monarchie zum Vorwurf und obgleich jedermann von der Schuld der Prinzessin überzeugt war, fehlte es nicht an sehr energischen Demonstrationen zu ihren Gunsten. Ueberall, wo sie erschien, bedeckte man sie mit Beifall und Anerkennung und brandmarkte ihre Ankläger mit Schande. Ein wunderbarer Instinct vermochte die englische Nation in dem Augenblick, in welchem der monarchische Factor des Staats durch den aristokratischen allzutief erniedrigt wurde, dem letzteren durch den demokratischen ein stärkeres Gegengewicht zu geben. Die Whigs erhielten gegenüber den Tories eine erhebliche Unterstützung an den demokratischen Reformers, die unter Sir Francis Burdetts Leitung damals mit großem Nachdruck eine Reform des Parlaments, d. h. Einschränkung der aristokratischen Gewalten, forderten. Die Ermordung des Minister Perceval am 11. Mai 1812 hatte indeß kein politisches Motiv, indem ihn nur ein heruntergekommener Mensch aus Privatleidenschaft erschoß, weil er von ihm keine Hülfe erhielt. Am 12. Juni 1812 trat ein neues Ministerium hervor, an dessen Spitze die Lords Liverpool, Castlereagh und Bathurst standen, Männer, welche fest entschlossen waren, das System Pitts festzuhalten und Napoleon auf Leben und Tod zu bekämpfen, und zwar um so mehr, als sie im äußeren Kriege einen Canal erkannten, durch den die inneren Leidenschaften abgeleitet würden, einen Dämpfer für die Reformpartei.

Im Südosten Europa's hatte in Folge des Erfurter Con-

greſſes im Jahr 1809 der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei auf's neue angefangen. Napoleon hatte dem ruſſiſchen Kaiſer die Moldau und Wallachei bewilligt und ein ruſſiſches Heer unter Kamenski, Bagration, ſpäter unter Kutuſow ſollte dieſe Länder in Beſitz nehmen. Die Ruſſen gingen am 27. Juli 1809 über die Donau, hielten ſich aber ſehr lange bei der Belagerung der Feſtungen auf und wurden dabei durch den Großvezier Juſſuff Paſcha mehrmals nachdrücklich geſtört, zuerſt am 22. Oct. vor Silliſtria, welche Stadt ſich erſt am 23. Juni 1810 ergab, dann wieder vor Ruſtſchuk, wo ſie am 5. Juli 1811 vom Großvezier geſchlagen und ſogar zum Rückzug über die Donau genöthigt wurden. Die geringe Energie, mit welcher die Ruſſen hier auftraten, erklärt ſich wohl aus der veränderten Politik in St. Petersburg. Kaiſer Alexander ſah den Bruch mit Frankreich voraus und wollte ſich nicht im Kampf mit der Türkei erſchöpfen. Der Großvezier ging am 8. Sept. 1811 bei Slobodſe über die Donau, aber ſo unvorſichtig, daß er in den Hinterhalt der Ruſſen gerieth, umringt und am 26. Oct. total geſchlagen wurde. Mit Noth brachte er die Hälfte ſeiner Leute zurück. Den Winter über wurde unterhandelt und am 28. Mai 1813 der Friede zu Bukareſt geſchloſſen, in welchem der Fluß Pruth als Grenze zwiſchen dem ruſſiſchen und türkiſchen Reich feſtgeſtellt, die Moldau und Wallachei in der Gewalt der Türken gelaſſen und nur ein kleiner Theil der Moldau mit den Feſtungen Choczim und Bender nebſt Beſſarabien an Rußland abgetreten wurde. Fürſt Moruſi wurde von den ſtrengen Türken beſchuldigt, bei dieſem Friedensſchluß zu Gunſten Rußlands intriguirt zu haben und am 8. Nov. auf Befehl des Sultans in Stücken gehauen.

Die Serbier unter Kara Georg hatten ſich auf Rußlands Seite geſtellt und dem Churſchid Paſcha von Bosnien den Durchgang verweigert, obgleich ihn die hohe Pforte als Fürſten von Serbien anerkennen wollte, wenn er von Rußland abfiele. Nach der Niederlage des Großveziers trat Churſchid Paſcha an ſeine

Stelle und nahm nun durch einen Einfall in's Land im Jahre 1813 Rache. Vergebens wehrte sich eine Handvoll Serbier in der Schanze von Rawenj siebzehn Tage lang. Die Uebermacht der Türken und die Abwesenheit der russischen Hülfe machte das Volk muthlos, das große serbische Lager von Schabang löste sich auf, Kara Georg selbst entfloh mit mehreren Häuptern nach Oesterreich, wo man sie in Festungen aufbewahrte. Trotz der Amnestie wurden 150 edle Serben vor den Thoren von Belgrad enthauptet, 37 andere gespießt, 29. Oct. 1813. Milosch Obrenowitsch, ein junger Häuptling, der sich unterwarf, wurde von der Pforte als Knes (Fürst) anerkannt, aber auch er verbarg nur listig seinen Patriotismus unter der Maske des Türkenfreundes. Am Palmsonntag 1815 erhob er die Fahne des Aufruhrs. Die Serbier wurden nun zwar nochmals unterworfen, erhoben sich aber immer wieder.

Unter den türkischen Paschas, die während der damaligen Zerrüttungen des Reichs Energie bewiesen, ragte vor allen Mehemet Ali in Kairo hervor. Es ist schon berichtet, wie er die Engländer aus Aegypten verjagte. Nachdem er das Land von außen gesichert, stellte er auf eine schreckliche Weise die türkische Herrschaft im Innern her. Da sich die Mameluken, als bisherige Herren des Landes, dem Pascha widerspenstig bezeigten und er seine Streitkräfte in offenem Kampf mit ihnen um so weniger opfern wollte, als er einen großen Feldzug gegen die arabischen Wechabiten zu unternehmen im Begriff war, bediente er sich einer grausamen List, um sie mit einemmale auszurotten. Indem er am 1. März 1811 in Kairo feierliche Paraden und Ceremonienbesuche aus Anlaß seines baldigen Abmarsches nach Arabien veranstaltete, erschienen auf seine Einladung auch 500 Mameluken mit 25 Bey's in voller Galla. Kaum aber waren sie in den weiten Hof der Citadelle, in welcher der Pascha residirte, hineingeritten, als er die Thore hinter ihnen absperren und von allen Seiten aus den Fenstern und Corridoren des Schlosses durch die Arnauten, die seine Leibwache bil-

beten, Feuer auf sie geben ließ. Die schönen Reiter jagten im Schloßhof wild umher, einen Kampf mit dem treulosen Feinde oder Ausgang suchend, fanden ringsum nur Mauern und festverschlossene Thore und blieben, ohne sich wehren zu können, alle todt auf dem Platze. Die Mamelukenherrschaft hatte damit ihr Ende erreicht, denn das Corps war schon früher durch die Kämpfe mit den Franzosen stark gelichtet worden. Mehemet Ali hatte aus einem Fenster dem Gemetzel im Schloßhof behaglich zugesehen.

Die Wechabiten hatten sich damals weit ausgebreitet. Schon war die heilige Kaaba zu Mekka selbst in ihrem Besitz, schlossen die meisten arabischen Stämme sich ihnen an, machten sie Streifzüge nach Syrien, bedrohten Persien und selbst die englische Herrschaft in Vorderindien, so daß die Engländer Flotten gegen sie entsandten, und wurden somit auch gefährliche Nachbarn Aegyptens. Aber diese großartige Bewegung gerieth in's Stocken. Es schien, der muhamedanische Orient sey keiner moralischen Wiedergeburt mehr fähig. Nur die aller Cultur fremd gebliebenen Beduinen liebten die Neuerung, allen schon an die Genüsse des Reichthums und städtischen Lebens Gewöhnten fiel sie lästig. Mehemet Ali hatte daher die Sympathien aller fetten und besitzenden Classen für sich, als er gegen die magern Tugendhelden in der arabischen Wüste zu Felde zog. Es gelang ihm, sie zurückzutreiben und im Beginn des Jahres 1813 Mekka zu erobern; doch hat er die Secte nicht ganz ausrotten können. Andererseits hat er selbst damals zwar die Schlüssel von Mekka ehrerbietig dem Sultan in Constantinopel übersandt, sich aber doch nach und nach von demselben unabhängig zu machen gewußt.

Am 7. Sept. ſtarb im Haag der Prof. Dr. Joh. Ge. Heine, Gründer der Orthopädie und der erſten orthopädiſchen Inſtitute zu Würzburg und Haag, Ritter des niederländiſchen Löwenordens, Inhaber des preußiſchen, bayeriſchen und weimariſchen Civilverdienſtzeichens, 69 Jahre alt.

Der außerord. Prof. der Theologie in Würzburg Dr. Ge. Ant. Stadl iſt zum ordentl. Profeſſor der Dogmatik, der außerord. Prof. Dr. Franz Rieneder zum ord. Prof. der Arzneimittellehre, der außerord. Prof. des römiſchen Rechts und des bayeriſchen Civilrechts Dr. Ludw. von der Pfordten und der außerord. Prof. der Mineralogie Dr. Ludw. Rumpf zu ord. Prof., die ord. Profeſſoren der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie Dr. der Theol. A. Mey und Dr. Jr. Hoffmann zugleich zu ord. Prof. der Mathematik ernannt und der Hofrath Prof. Dr. Marcus zum Rector erwählt worden.

Kirche.

Auch der Biſchof von Culm in Weſtpreußen, Dr. Sedlag hat nach vorgängigen, wie es ſcheint erfolglosen, Verhandlungen mit der Regierung unter dem 1. Sept. einen Hirtenbrief gegen gemiſchte Ehen an den Klerus ſeiner Diöceſe erlaſſen.

Eine Verfügung der preußiſchen Miniſterien der geiſtlichen Angelegenheiten und der Polizei vom 14. Juni, welche aber erſt ſpäter bekannt geworden, verordnet, in Betreff der lutheriſchen Separatiſten in Poſen, bis auf weitere Verfügung von dem Zwangsverfahren gegen die ihr Zeugniß aus Gewiſſensbedenken verweigernden lutheriſchen Separatiſten, in ſoweit es darauf ankommt, diejenige Perſon zu ermitteln, welche vorbotswidrig zu [illegible] Amtshandlungen verrichtet hat, Abſtand zu nehmen, und erforderlich die Wiederfreilaſſung der bereits auf den Grund der Circularverfügung vom 21. Februar zur gefänglichen Haft gebrachten Zeugen, unter dem Vorbehalt der künftigen Feſtſetzung des Zwangsverfahrens, zu veranlaſſen.

Nach einer königl. Verfügung ſoll, ſo lange Se. Majeſtät nicht anders beſtimmt, bei Kirchenparaden den Landwehrmännern, welche einer andern Confeſſion zugethan ſind, geſtattet ſeyn, vor dem Eintritt in die Kirche, ſomit den Proteſtanten und Israeliten vor dem Eingang in die katholiſchen und den Katholiken und Israeliten vor dem Eingang in die proteſtantiſchen Kirchen, ſich wegzubegeben; wenn aber die Landwehrmänner in Reihe und Glied ſtehen, haben alle ohne Unterſchied der Religion dem Commandowort Folge zu leiſten.

Se. Majeſtät der König von Bayern hat das baufällige Kloſter Scheyern wieder herſtellen laſſen, das ehemalige Kloſtergut aus Privathänden zurückerkauft und das Ganze dem Benedictinerorden zum ewigen Eigenthum übertragen. Am 6. Oct. erfolgte die feierliche Uebergabe der Schenkungsurkunde, die Inſtallirung und Inſtallation des zum Prälat ernannten, aus Metten berufenen Priors Rupert Leib. Se. Majeſtät beabſichtigt auf Scheyern eine neue königl. Begräbnißkapelle zu erbauen.

Der durch ſeine Vierthälterlegung bekannte emerit. Augsb. Domcapitular Dr. Allioli in Regensburg iſt zum Domprobſt in Augsburg, der Domcapitular Dr. Leinecker zum Domprobſt in Würzburg ernannt worden.

Eine Anzahl altlutheriſcher Separatiſten, vornehmlich aus dem Königreich Sachſen, hat ſich entſchloſſen, Deutſchland zu verlaſſen und ſich in Amerika ein neues Vaterland zu gründen. Der Paſtor Grabau aus Dresden, ihr Lehrer, iſt mit etwa 600 ſeiner Glaubensgenoſſen im Anfang Novembers in Bremen angekommen, um ſich von da nach Neworleans einzuſchiffen und ſofort am Miſſiſipi niederzulaſſen. Mehr als 400 ſind ihnen ſchon früher vorangegangen; andere werden folgen.

Die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden im Königreich Sachſen ſind durch ein Geſetz vom 16. Auguſt neu geregelt worden. Der bleibende Aufenthalt iſt den Juden nur in Dresden und Leipzig geſtattet; Ueberſiedlung von einem Orte nach dem andern und Niederlaſſung ausländiſcher Juden in Sachſen hängt von der Genehmigung des Miniſteriums des Innern ab; einheimiſche Juden können nunmehr jedes Gewerbe treiben; es ſind aber davon der Klein- und Ausſchnittshandel, das Halten von Apotheken, die Betreibung von Gaſt-, Speiſe- und Schenkwirthſchaften, das Branntweinbrennen und der Schacher- und Trödelhandel ausgeſchloſſen. Künftige Gewerbe können von Juden betrieben werden, dagegen iſt

Siebentes Buch.

Wellington in Spanien.

Während dieser Vorgänge im übrigen Europa, wüthete der Volkskrieg in Spanien ununterbrochen fort. Wir haben ihn im vierten Buche bis ins Frühjahr 1809 verfolgt, um welche Zeit er in einen neuen Wendepunct trat. Von nun an nämlich leitete der englische General Wellesley den großen Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel, während der kleine Krieg von den Spaniern durch schwächere Heerestheile und durch unzählige Guerillas auf allen Puncten fortgeführt wurde.

Wellesley war zu rechter Zeit gekommen, um Portugal zu retten, denn Soult stand schon in Oporto und bedrohte Lissabon. Er hatte sogar eine ziemlich nahe Aussicht, selber König von Portugal zu werden. Die ansehnliche Handelsstadt Oporto bewahrte den Stolz und unabhängigen Geist der einst so berühmten und mächtigen portugiesischen Marine und hatte sehr ungerne gesehen, wie die Engländer nach und nach fast alles Handels in Portugal sich allein bemächtigt hatten. Die gebildeten Kaufleute der Hafenstadt theilten die nationalen und religiösen Antipathien des Landvolks nicht und befanden sich längst unter dem Einfluß französischer Mode und Literatur. Sie bildeten um Soult einen Hof, küßten ihm gleich den alten Königen die Hand, warben unter den benach-

harten Städten und trugen ihm förmlich die Krone an, wenigstens auf so lange, bis Napoleon sich in letzter Instanz darüber entschieden haben würde. Das erregte aber solches Mißfallen unter den französischen Offizieren, daß sie Soult kaum mehr gehorchen wollten und ihn, wenn er Ernst hätte machen wollen, unfehlbar festgenommen und seines Oberbefehls entsetzt hätten. Von der Demoralisation in Soults Armee macht man sich einen Begriff, wenn man erfährt, daß der französische Capitain Argenton heimlich zu Wellesley ging und demselben vorschlug, Soults Königswahl zu unterstützen. Alsdann nämlich würde die französische Armee ihn absetzen, die Republik proclamiren, die übrigen französischen Truppen in Spanien auffammeln und nach Frankreich zurückkehren, um Napoleon selbst zu stürzen. Soult kam dahinter, ließ Argenton verhaften, entsagte allen ehrgeizigen Gedanken, als einem gefährlichen Unsinn, und führte die zerrüttete Armee so schnell als möglich aus dem Bereiche Wellesley's, der am 30. April 1809 mit 20,000 Engländern und 20,000 Portugiesen gegen ihn aufgebrochen war. Sofern Soult kaum noch Herr seiner Truppen war und auf eine Diversion, welche Marschall Victor im Rücken der Engländer vor Estremadura her machen sollte, nicht mehr rechnen konnte, zog er sich schleunigst und auf den schlechtesten Gebirgswegen in nördlichster Richtung über Montalegre zurück, wobei er sogar sein Geschütz und Gepäck, um schneller fort zu kommen, selber zu zerstören und liegen zu lassen befahl. So entkam er am 23. Mai nach Lugo in Galicien, nahe der nordwestlichen Spitze von Spanien. Wenn er östlich gegangen wäre, würde Wellesley ihn gefaßt haben. Dieser stand nun von seiner Verfolgung ab und wandte sich im Juni südwärts nach Estremadura, um Victor von hier zu vertreiben. Victor hatte nach dem Siege bei Medellin übel im Lande gehaust und namentlich Alcantara grausam geplündert. Er würde diesmal unterlegen seyn, wenn sich die Spanier unter Cuesta schneller mit Wellesley vereinigt und kräftiger mit ihm zusammengewirkt hätten. Aber die spanischen Generale waren

eifersüchtig auf den Engländer und bildeten sich immer noch ein, auch ohne englische Hülfe mit den Franzosen fertig werden zu können. Cuesta's Zögern verschuldete, daß Victor glücklich davonkam und sich auf die französische Hauptarmee zurückziehen konnte, die unter König Joseph selbst und seinem Adjutanten Marschall Jourdan, nebst Sebastiani heranrückte, um die Engländer anzugreifen. Diese mit Victor vereinigte Macht betrug 50,000 Mann, fast eben so viel die 19,000 Mann Wellesley's mit den endlich ihm zuziehenden 34,000 Cuesta's (die Portugiesen waren in ihrem Lande geblieben). Beide Heere näherten sich und am 27. und 28. Juli kam es zu einer blutigen Schlacht bei Talavera de la Reina, in welcher Wellesley hauptsächlich durch die treffliche Benützung von schon angefangenen Verschanzungen, Dämmen und Gräben und durch deren standhafte Vertheidigung gegen die wüthend anstürmenden Franzosen einen glänzenden Sieg erfocht. Auch die hannöversche Legion focht hier wieder mit und ihre Artillerie unter Major Hartmann trug wesentlich zum Siege bei. Die Franzosen verloren 7400 Mann und 17 Kanonen. Wellesley wurde zum Lord Wellington erhoben, ein Name, an dem unsterblicher Ruhm haften sollte.

Er konnte jedoch den schönen Sieg nicht benutzen, weil die Spanier sich hartnäckig weigerten, seinen Rathschlägen zu folgen, ja seinen Truppen nur den Lebensunterhalt zu gewähren. Der Widerwille gegen die englischen Bundesgenossen ging so weit, daß man die Vorräthe vor ihnen versteckte. Die Zahl der Engländer selbst war zu schwach. Man bemerkte, wie viel größere Erfolge England errungen haben würde, wenn es die Armee, die es in den Sümpfen von Walchern verschmachten ließ, damals nach Spanien entsendet hätte. Napoleon selbst spottete darüber. Als nun auch Soult auf Umwegen wieder heranrückte, um die geschlagene französische Armee zu verstärken, sah sich Wellington zum Rückzug nach Portugal genöthigt. Soult athmete Zorn und Rache, verwüstete unterwegs die Stadt Plasencia mit Brand und Mord und

ließ hier unter andern den 85jährigen Bischof von Coria, Alvarez de Castro, wegen seines Franzosenhasses und wegen des Einflusses, den er auf das Volk geübt, erschießen. Joseph selbst, der sich mit dem geschlagenen Hauptheer nach der Hauptstadt zurückzog, entschädigte sich durch einen Sieg über das von Venegas befehligte abgesondert in der Mancha stehende spanische Heer am 11. August bei Almonacid, wo die Spanier 4000 Mann verloren.

Nach Madrid zurückgekehrt, erließ König Joseph eine Anzahl strenger Decrete, in der zweiten Hälfte des August. Wahrscheinlich auf Befehl Napoleons, der um diese Zeit den entscheidenden Sieg bei Wagram erfochten hatte und Spanien nicht mehr schonen zu müssen glaubte. Joseph hob am 18. August alle Klöster auf und confiscirte deren Eigenthum; er confiscirte die Güter aller Abwesenden, die sich ihm nicht unterworfen hatten; er erkannte keinen Adel in Spanien mehr an, diejenigen Edelleute ausgenommen, die persönlich bei ihm die Anerkennung nachsuchen würden. Er hob alle Orden auf, die seinigen ausgenommen. Er entzog allen Beamten ihre Besoldungen, wenn sie nicht neu und unter Bezeugung ihrer Devotion bei ihm erst darum einkämen. Endlich confiscirte er alles im Privatbesitz befindliche Silber und legte den Reichen eine starke Zwangsanleihe auf. Da jedoch die französischen Armeen nicht überall in Spanien herrschten, und da die Marschälle und Generale auf eigene Rechnung raubten, ohne sich um Joseph zu bekümmern, so blieb dieser arme König trotz seiner Decrete fast immer ohne Geld, und Napoleon mußte ihn monatlich mit 2 Millionen unterstützen, damit er nur den Truppen ihren Sold auszahlen konnte.

Im Herbst versuchten die spanischen Generale ihr Heil ohne Wellington in unbesonnener Eifersucht. Zwar siegte ihr Herzog bei Barqua am 5. October über den französischen General Marchand bei Tamames; als aber die Centraljunta in Areizaga einen Obergeneral aufstellte, der unbekümmert um Wellington (welcher vergebens warnte) Madrid einnehmen sollte und der wirklich

über 50,000 Mann zuſammenbrachte, erlitt derſelbe am 11. November durch die vereinigten Marſchälle Soult und Victor bei Ocanna eine ſchreckliche Niederlage, in welcher die Spanier 4—5000 Todte und Verwundete, 13,000 Gefangene und 40 Kanonen verloren. Del Parqua erfocht noch einen kleinen Sieg über Marchand bei Medina del Campo am 23., wurde aber von Kellermann in einer Schlacht bei Alba des Tormes am 28. geſchlagen.

Im Laufe des Jahres 1809 entbrannten auch im Norden Spaniens heiße Kämpfe. Nachdem Lannes Saragoſſa erobert hatte und nach Deutſchland abberufen worden war, bemühte ſich Suchet die Eroberung Aragoniens zu vollenden, fand aber in den kleinen Städten und Feſten und in den Guerillas hartnäckige Feinde. Einen größern ſpaniſchen Heertheil führte zuerſt Blake gegen ihn und ſchlug ihn am 23. Mai bei Fornoles, wobei Suchet ſelbſt verwundet wurde, als aber Blake Saragoſſa nehmen wollte, erlitt er wiederum durch Suchet bei St. Maria, nur eine Stunde von der Stadt, eine Niederlage, und nochmals am 18. bei Belchite. Eine ungeheure Menge Einzelkämpfe führten das ganze Jahr hindurch die Guerillas im Kleinen aus, indem ſie geringere franzöſiſche Corps in den Garniſonen überfielen oder unterwegs abſchnitten, Convois und Couriere abfingen ꝛc. In Aragonien war der verwegenſte Guerillaführer Villacampa, der ſeine Schaar bis auf 4000 Mann brachte; in Navarra war es Renovales, der in Saragoſſa gefangen auf dem Transport nach Frankreich entwiſchte, Cuevillas, der im November 1000 Franzoſen ſchlug, und der jüngere Mina (Franz Xaver). Im Königreich Leon war die anſehnlichſte Guerilla die unter Juan Sanchez, der ſeine ermordeten Eltern und Schweſter rächen wollte; im Gebiete von Toledo und bei Cuenca ſtreifte die Guerilla des ſchrecklichen Empecinado (des Pechmanns) bis nahe an Madrid. In der Mancha die Bande des Franciſqueta.

In Catalonien concentrirte ſich alles Intereſſe in der Belagerung von Girona. Die Franzoſen unter St. Cyr wollten dieſe Feſtung um jeden Preis erobern, die Spanier ſie um jeden Preis

entſetzen. Girona wurde das zweite Saragoſſa. Der tapfere Commandant Alvarez ſchlug alle Stürme ſiegreich ab, obgleich St. Cyr 30,000 Mann (darunter 14,000 Weſtphalen, Würzburger und andere Deutſche) vor den Mauern Gironas vereinigte. Bei einem Sturm am 4. Juli kamen 2000 Deutſche um, die man immer voranſchob, beim Sturm auf das Fort Monjuich am 3. Auguſt 3000. Ein Offizier, der ein anderes Fort vertheidigte, frug Alvarez, wohin er ſich zuletzt, wenn er ſich nicht mehr halten könne, zurückziehen ſolle? Auf den Kirchhof, antwortete Alvarez. Sogar die Weiber in der Stadt hatten ſich bewaffnet und bildeten ſ. g. Compagnien der h. Barbara. Am 1. Sept. brachte der ſpaniſche General Conde mit großer Kühnheit einen anſehnlichen Convoi mit Lebensmitteln und eine Verſtärkung von 3000 Mann in die Feſtung. Unterdeß trat St. Cyr ab und Marſchall Augereau an ſeine Stelle, der bei einem fürchterlichen Sturm am 19. Sept. abermals 2000 Todte und Verwundete verlor, aber einen neuen Convoi, den Blake in die Feſtung bringen wollte, glücklich abfing. Wie in Saragoſſa, ſo brachen auch in Girona unter den zuſammengedrängten, in Kellern vergrabenen und an Lebensmitteln immer mehr Mangel leidenden Einwohnern Seuchen aus und die tapfere Beſatzung ſchmolz zuſehends. Wie Palafox der Krankheit erlag, ſo auch Alvarez, der am 4. Dez. in Bewußtloſigkeit fiel. Für ihn trat Bolivar ein, der mit dem Reſt der Einwohner am 11. capitulirte. Wie groß der Verluſt der Belagerer geweſen, erhellt daraus, daß von 8000 Weſtphalen unter General Morio nur noch ein einziges Bataillon übrig war. Der halbtodte Alvarez wurde gefangen fortgeſchleppt und bald darauf ſein Leichnam zu Figueras ausgeſtellt, ſo blau im Geſicht, daß die Spanier glaubten, er ſey erdroſſelt worden.

Durch ſeine Siege in Deutſchland hatte Napoleon freie Hand bekommen und konnte wieder beträchtliche Heeresmaſſen nach Spanien werfen. Sein Plan für das Jahr 1810 ging dahin, einmal die Engländer aus Portugal hinauszujagen, ſodann Sevilla und Cadix zu erobern, weil hier die Centraljunta und bald darauf die

Cortes den Heerd der ſpaniſchen Inſurrection bildeten. Er ging jedoch diesmal nicht ſelber nach Spanien, ſey es, um dem Meuchelmorde auszuweichen, ſey es, weil er auf nicht hinreichende Lorbeern rechnete, wahrſcheinlich aber um die ganze ſpaniſche Angelegenheit fortan nur als eine Nebenſache zu bezeichnen, zu deren Erledigung untergeordnete Generale hinreichten. Das ſagte ſeinem Stolze zu und gereichte den Engländern zur Demüthigung. Seine Zuverſicht ging ſo weit, daß er Catalonien, Aragonien, Biscaja und Navarra in franzöſiſche Militärgouvernements eintheilte, unabhängig von der ſpaniſchen Regierung. Damit ſollte die Losreißung des nördlichen Spanien vom Ebro an und ſeine Einverleibung mit Frankreich beginnen. Dadurch machte er aber jede Ausſöhnung der Spanier vollends unmöglich. Joſeph fühlte das tief und unterhandelte mit der Centraljunta in Sevilla, in der Hoffnung, daß eine freiwillige Unterwerfung der Inſurgenten Napoleon zufriedenſtellen und die Integrität Spaniens erhalten würde. Das war natürlicherweiſe falſch gerechnet, denn weder die Spanier, noch Napoleon gaben nach.

Am 2. Dez. 1809, ſeinem Krönungstage, verſammelte Napoleon ſeine Vaſallenkönige in Paris und kündigte ihnen an, daß er den engliſchen Leoparden vom ſpaniſchen Feſtland vertreiben und den Segen ſeines Syſtems über die pyrenäiſche Halbinſel verbreiten werde. „Der Triumph meiner Waffen wird der des guten Genius über den böſen ſeyn.“ — Die Geſammtmacht, mit der Napoleon im Jahre 1810 Spaniens Unterwerfung vollenden wollte, betrug 300,000 Mann, wovon die Hauptmaſſe unter Soult mit dem König Joſeph, Sebaſtiani, Mortier, Deſolles ꝛc. den ganzen Süden erobern, ein zweites großes Heer unter Maſſena Wellington vertreiben, ein drittes unter Suchet das noch unbeſiegte Valencia einnehmen und kleinere Armeecorps unterdeß die mittleren und nördlichen Provinzen beſetzt halten ſollten.

Wir folgen zunächſt Soult und dem König Joſeph. Deſolles brach am 20. Jan. nach kurzem Kampf durch den Paß del Rey.

Sevilla, welches ſich nahe bedroht ſah und keine hinreichende Armee zu ſeinem Schutze beſaß, gerieth in außerordentliche Beſtürzung. Die Junta der Stadt empörte ſich am 24. gegen die Centraljunta und nahm die oberſte Regierungsgewalt ſelber in die Hand, unter dem Präſidium Saavedras. Aber keine Begeiſterung half etwas und die kriegeriſche Stimmung ſchlug bald ins Gegentheil um. Die Franzoſen waren ſchon zu nahe und zu mächtig und am 1. Februar rückte Marſchall Victor ohne Widerſtand ein. König Joſeph gab ſich alle Mühe, die Herzen zu gewinnen und ſeine Freundlichkeit wurde erwiedert. Man lieferte ihm hier ſogar die Fahnen aus, die bei Baylen erobert worden waren. Aber das Betragen der Einwohner Sevillas fand keinen Beifall im übrigen Spanien. Man tadelte den Leichtſinn der noch mehr oder weniger von den Moriskos ſtammenden Andaluſier, welcher dem ſtrengen caſtilianiſchen und cataloniſchen Charakter nicht entſprach. Joſeph verweilte einige Zeit in dem ſchönen Sevilla, träumte hier zum erſtenmal von den Spaniern anerkannt worden zu ſeyn, und kehrte im Mai nach Madrid zurück. Unterdeß breitete ſich das Hauptheer im Süden aus. Sebaſtiani ſiegte am 27. Jan. über Freyre bei Alcala la Real und zog am folgenden Tage in Granada ein, wo das bei Baylen zu den Spaniern übergetretene Regiment Reding nunmehr wieder zu den Franzoſen übertrat. Von da zog Sebaſtiani nach dem reichen Malaga und drang hier mit den Vertheidigern zugleich im heftigen Kampfe ein, am 5. Febr. Die Stadt wurde geplündert, viele Mönche wurden ermordet. Sebaſtiani hielt ſeine Hände nicht rein von Raub. In Gegenden zu kommen, wo vorher noch kein Feind geweſen, war damals allemal eine große Luſt für die raubgierigen franzöſiſchen Truppen und Generale. — Auf dem rechten Flügel machte Mortier einen vergeblichen Verſuch auf Badajoz. Soult aber mit dem Centrum zog vor Cadix.

Die berühmte See- und Handelsſtadt Cadix begann damals die Augen von ganz Europa auf ſich zu ziehen. Auf der äußerſten Spitze der Inſel Leon gelegen iſt ſie von der Landſeite her

faſt uneinnehmbar. Die Engländer hatten daher nicht übel Luſt, ſie unter der Maske von Beſchützern ſich anzueignen und zu einem zweiten Gibraltar zu machen. Aber die Spanier waren auf ihrer Hut. Schon im Frühjahr 1809, als General Mackenzie mit 4000 Engländern hier landen wollte, ließ man ſie nicht ein. Im Herbſt deſſelben Jahres kam Wellesley, der Bruder des Generals, als engliſcher Geſandter nach Cadix und warf mit engliſchem Hochmuth, als ihn das Volk mit Jubel empfing, Gold unter daſſelbe. Aber ein Schuhmacher trat hervor und ſagte ihm: „Wir erweiſen Ihnen ſo viel Ehre nicht aus Eigennutz, ſondern einzig um die Freundſchaft Ihrer Nation gegen die unſrige zu erwiedern. — Als die Franzoſen gegen Sevilla heranrückten, floh die Centraljunta nach Cadix. In dieſer Junta war ſchon im Frühjahr 1809 nach des alten ſtrengen Florida-Blanca Tode, hauptſächlich durch Calvo de Rozas ein Geiſt der politiſchen Neuerungen aufgetaucht. Man wollte die alten Cortes einberufen, um mittelſt derſelben allgemeine politiſche Reformen durchzuſetzen. Vergebens hatten die practiſchen und älteren Männer ſich dagegen geſtemmt und immer behauptet, in ſo großer Nothzeit komme es lediglich darauf an, ſich gegen den Feind zu vertheidigen und ſo lange als möglich der Kirche ihr heiliges Anſehen und den Staat dem rechtmäßigen Könige zu erhalten. Eine jüngere Partei glaubte nicht ſobald an die Rückkehr des Königs, wollte Spanien auf eigene Rechnung regieren, barg unter den conſtitutionellen Sympathien halbrepublikaniſche Gelüſte und befand ſich bereits im Banne der modernen Bildung und Aufklärung. Viele dieſer jungen Männer hatten franzöſiſche Bücher geleſen und waren mit der antikirchlichen Philoſophie und Politik vertraut worden. Viele kamen aus den Colonien oder hatten mit den Coloniſten enge Verbindungen und namentlich von dort ging die Neigung aus, ſich von den Verpflichtungen loszuſagen, die man dem abweſenden Könige ſchuldig war. Die Colonien wollten die gute Gelegenheit benutzen, ſich unabhängig zu machen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die Engländer hier dieſelbe treuloſe

Politik übten, wie in Sicilien. Sie schmeichelten den Colonien mit Unabhängigkeit, um den Alleinhandel mit denselben an sich zu reißen, und sie rühmten den constitutionellen Eifer der Altspanier, um mittelst der Cortes zu herrschen. Diese wurden wirklich am 1. März 1810 ausgeschrieben. Unterdeß bildete sich in Cadix eine neue Centraljunta unter Romana's Einfluß, an deren Spitze Don Pedro de Quevedo y Quintano, Bischof von Orense, trat; die aber an der Localjunta der Stadt Cadix eine Nebenbuhlerin erhielt, wie früher an der Stadtjunta von Sevilla. Jetzt erst wurde den Engländern gestattet, 5000 Mann zu landen, welche durch 8000 Mann Milizen und durch 15,000 spanische Soldaten unter Albuquerque vor der Stadt hinlänglich im Schach gehalten wurden, wenn sie etwa einen Usurpationsversuch hätten machen wollen.

Soult rückte nun gegen dieses starke Bollwerk der spanischen Freiheit mit großer Uebermacht heran, konnte aber nicht über das Meer zur Insel Leon hinüber. Er verschanzte sich und errichtete Strandbatterien, aus denen er am 6. März, als die englischen und spanischen Schiffe von einem Sturm gepeitscht wurden, grausam mit glühenden Kugeln auf die schwankenden und zum Theil scheiternden Schiffe schießen ließ. Bei einem späteren Sturm am 15. Mai befreiten sich 700 auf einem spanischen Schiff gefangen gehaltene Franzosen, indem sie das Schiff scheitern ließen. Die Spanier nahmen dafür eine grimmige Rache, indem sie die noch übrigen Gefangenen, 7000 an der Zahl, auf die kleine balearische Insel Cabrera brachten, wo sie größtentheils auf Sand und Stein in der Sonne liegend, ohne Obdach und Nahrung verschmachteten. Unterdeß wurde Soult von Guerillas umschwärmt und geneckt, besonders von Montellano aus. Als er diesen Flecken endlich in Brand stecken ließ, wollte der tapfere Alcalde (Schultheiß) den Ort nicht verlassen und rief, als ihn die Seinen mit Gewalt fortrissen, immer noch aus: „ich bin Alcalde von Montellano und hier ist mein Posten.“ Dieselbe moralische Gebundenheit an den Boden, die wir auch bei Hofer in Tirol wahrgenommen. Im

die Betreibung des Gros- und Speditionsgeſchäfts an beſondere Conceſſion des Miniſteriums des Innern gebunden.

Durch ein Ausſchreiben des Miniſteriums des Innern vom 20. Okt. 1839 wurde für Kurheſſen angeordnet, daß in Fällen, in welchen ein katholiſcher Pfarrer die ihm zuſtehende Einſegnung einer gemiſchten Ehe der Religionsverſchiedenheit wegen verweigern oder an eine Zuſage in Betreff der Erziehung der Kinder beiderlei Geſchlechts in der katholiſchen Religion knüpfen würde, derjenige inländiſche evangeliſche Pfarrer die Trauung vornehmen ſoll, zu deſſen Parochie die Braut bis dahin gehört hat, oder, ſofern der Wohnort der Braut nicht zu einem evangeliſchen Kirchſpiele gehört, welchen die Verlobten ſich wählen werden. Nach früheren Verordnungen von den Jahren 1823 und 1827 ſteht es bei gemiſchten Ehen in Kurheſſen den Verlobten nicht frei, bei Eingehung ihrer Ehe vertragsmäßige Beſtimmungen über die religiöſe Erziehung ihrer Kinder zu treffen, bleibt denſelben jedoch nachgelaſſen, im Falle von Bedenklichkeiten von Seiten des zuſtändigen katholiſchen Pfarrers die Ehe von einem inländiſchen evangeliſchen Geiſtlichen ausnahmsweiſe einſegnen zu laſſen.

Befördert wurde der Decan des Stifts St. Martin in Kaſſel Chr. L. Münſcher zum Conſiſtorialrath daſelbſt, der Archidiaconus Ackermann in Jena zum Hofprediger in Meiningen.

Schulen.

An die bereits bedeutende Zahl neuer ſtädtiſcher Lehranſtalten in Berlin hat ſich jetzt auch eine Bildungsanſtalt für die weibliche Jugend der gebildeten Stände angereiht. Die erſte ſtädtiſche höhere Töchterſchule, welche an die Stelle zweier inländiſchen eingegangener Privatanſtalten dieſer Art getreten iſt, wurde am 1. Okt. feierlich eröffnet. Sie zählt bereits 184 Schülerinnen in ſechs Klaſſen.

Durch einen Erlaß der königl. Regierung von Mittelfranken wird verordnet, daß zur gleichförmigen Ordnung des Schulunterrichts allerhöchſt beſchloſſen worden ſey, daß dem Geſchichtunterricht in den dritten Klaſſen lateiniſcher Schulen Becks Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte, I. Kurſus, in den vierten Klaſſen die deutſche Geſchichte von Kohlrauſch zu Grunde gelegt, und in den proteſtantiſchen Gymnaſien der Leitfaden für den Unterricht in der Univerſalgeſchichte von Dr. H. Leo als ausſchließendes Lehrbuch gebraucht werden ſoll. Den Lehrern iſt der Gebrauch anderer Compendien und das Diktiren aus eigenen Heften unterſagt.

Se. Majeſtät der König von Bayern hat die Errichtung eines Lyceums in Speyer angeordnet.

Die Freunde und Verehrer des 1831 geſtorbenen Schulraths Dinter haben beſchloſſen, ſein Andenken durch Errichtung eines Schullehrerſeminars in Grimma, wo er ſeine Bildung erhielt, zu ehren. Dieſes Seminar iſt durch Unterſtützung der Regierung nun vollendet und am 9. Okt. eröffnet worden.

Stiftungen.

Se. Majeſtät der König von Preußen hat genehmigt, daß für die Wittwen oder unmündigen Kinder ſolcher Seeloſſen, welche im Leben in Erfüllung ihrer Dienſtpflicht opfern, fortan Wittwenpenſionen oder Erziehungsgelder aus Staatskaſſen nachgeſucht werden können.

Das Friedrichswerderſche Gymnaſium in Berlin hat im Okt. 1839 das Glück gehabt, eine Erbſchaft von 48,000 Thlrn. einzunehmen, durch deren Zinſen die Gehalte der Lehrer verbeſſert und neue Stipendien für fleißige Schüler begründet werden ſollen. Vor langer Zeit ſtudirte auf dieſer Schule der als Verfaſſer der Phantaſien über die Kunſt und der Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders bekannte früh verſtorbene Wackenroder, ein Freund von Novalis und Tieck. Sein Vater, damals Juſtizbürgermeiſter von Berlin, fühlte ſich von dem frühen Ruhme ſeines verewigten Sohnes ſo gehoben, daß er aus Dankbarkeit gegen die Schulanſtalt, in welcher ſein Sohn gemeinſchaftlich mit Tieck unter Gedikes Leitung gebildet worden war, ſein ganzes Vermögen hinterlaſſen wollte. Aber noch vor ſeinem Tode verheirathete ſich der allein ſtehende alte Mann zum zweiten Male, und ſein Vermögen ging nun auf ſeine Wittwe über. Jetzt, nachdem über 40 Jahre ſeit des

Juni landete Lacy, ein in Spanien geborner Irländer, bei Algeziras und beunruhigte ebenfalls das französische Lager vor Cadix. Soult gerieth über diese Neckereien in solchen Zorn, daß er alle Gefangenen ermorden ließ, was ihm aber die Spanier vergalten. — Auch die beiden Flügel der großen französischen Südarmee wurden beständig beunruhigt, der rechte von Romana und Ballesteros, die von Bajadoz und Estremadura aus operirten, der linke von Blake und von den in Murcia gelandeten Engländern und Sicilianern. Doch erfocht Sebastiani noch einen Sieg bei Baza, am 3. November.

Während dieser kriegerischen Ereignisse blieb die Insel Leon hinter ihren Verschanzungen vollkommen sicher und wurde der Schauplatz großer politischer Intriguen. Trotz aller Abwehr der besonnenen Männer kamen die Cortes dennoch zu Stande und wurden auf der Insel Leon (nicht in der Stadt Cadix selbst) am 24. Sept. eröffnet. Es fanden sich nur hundert Deputirte ein, darunter ein Drittheil, die einstweilen in Cadix ernannt und nur Stellvertreter derjenigen Deputirten waren, die später aus den Provinzen eintreffen sollten. Hermida wurde erster Präsident, Perez de Castro Secretair. Die Centraljunta sah diese neue Behörde sehr ungerne neben sich auftauchen und besorgte mit Recht von ihr Neuerungen aller Art, die nur störend in den heiligen Nationalkampf eingreifen würden. Kaum hatten die Cortes ihre ersten Sitzungen gehalten, so erschien ganz unerwartet am 30. Sept. der Herzog von Orleans vor ihren Schranken. Das war jener Philippe Egalité, weiland Herzog von Chartres, der unter Dumouriez gefochten hatte, mit ihm emigrirt war und eine Zeitlang in der Schweiz als Lehrer verborgen gelebt hatte, Louis Philippe, nachmaliger König der Franzosen. Derselbe war unterdessen nach Amerika geflüchtet*) und hatte sich zuletzt nach Sici-

*) Aus der Schweiz, wo er unter dem Namen Chabaud Latour gelebt hatte, ging er nach Hamburg, machte eine Fußreiße durch Schweden und Norwegen bis zum Nordcap (1795), erhielt dann vom Directorium

lien an den Hof der alten Königin Karoline gewendet und war ſchon einmal im Jahre 1808 mit ihrem Sohn, dem Prinzen Leopold, in Gibraltar erſchienen, um den Verſuch zu machen, ob die Spanier nicht dieſen Prinzen, als einen Bourbon, zu ihrem Regenten annehmen wollten, was aber ſogleich abgeſchlagen wurde. Man hatte jedoch damals dem Herzog von Orleans erlaubt, ſeinen Degen der ſpaniſchen Sache zu widmen. Nachdem er ſich hierauf in Sicilien am 2. Nov. 1809 mit Leopolds Schweſter Marie Amalie vermählt hatte, ging er auf kurze Zeit nach Catalonien, deſſen ſtolze Einwohner ihn als Fremden abwieſen, und kam nun auf einmal zu den Cortes, um von ihnen ein Commando zu verlangen. Aber man wollte hier eben ſo wenig einen Fremden, hielt ihn für ehrgeizig und ſchickte ihn wieder fort.

Nun begann in den Cortes der unheilvolle Kampf der politiſchen Parteien, der ſo wenig zur Lage eines Landes paßte, deſſen größten Theil der Feind beſetzt hielt, während nur im kleinſten Theile noch der Todeskampf um die Unabhängigkeit gekämpft wurde. Die erſte Handlung der Mehrheit in der Verſammlung war, den Cortes in Abweſenheit des Königs die volle Souverainetät beizulegen und daher den Huldigungseid von der Regentſchaftsjunta zu verlangen. Der alte ehrwürdige Biſchof von Orenſe verweigerte den Eid, da er nur die Souverainetät des Königs anerkenne. Allein er wurde genöthigt, ſammt allen Mitgliedern der Centraljunta abzutreten und die Cortes ſetzten eine neue, gänzlich von ihnen abhängige Regentſchaft von drei Mitgliedern ein, nämlich den General Blake, den Rittmeiſter Ciscar und den Schiffscapitain Agar. Die Wahl des letztern war bedeutungsvoll, weil er aus den Colonien kam und das ganze mittel- und ſüdamerikaniſche Spanien vertreten ſollte. Die Neigung dieſer überſeeiſchen Lande, ſich unabhängig vom König zu machen,

ſeine jüngeren Brüder ausgeliefert und zog ſich mit ihnen nach Amerika zurück, wo er auch viel umherreiste. Erſt 1800 kam er wieder nach England, ſeine beiden Brüder ſtarben, er ſelbſt ging nach Palermo.

sollte die gleiche Neigung bei den Altspaniern unterstützen. In diesem Sinne wurden am 9. Februar 1811 durch die Cortes alle bisherigen Vorrechte des Mutterlandes gegenüber von den Colonien aufgehoben und die amerikanischen Spanier vollständig emancipirt, nur daß sie, mit den Altspaniern eine Masse bildend, noch von den Cortes und der neuen Regentschaft abhängig bleiben sollten.

Die junge Partei, welche die Mehrheit an sich riß, nannte sich die der Liberales und gab ihren Gegnern den verächtlichen Namen der Serviles, weil dieselben Thron und Altar mit knechtischer Treue gegen die Neuerungen vertheidigten. Diese beiden Namen haben die Reise um die Welt gemacht. Das Auftreten der liberalen Partei in Spanien ist sehr merkwürdig. Sie bezweckte nichts anderes, als was die erste Nationalversammlung in Paris im Jahre 1789 bezweckt hatte. Ihr Charakter war ein revolutionärer, unter der constitutionellen Form sogar ein versteckt republikanischer, und nicht minder der alten Kirche feindlich. Die Liberalen befanden sich unter dem Einfluß der modernen Philosophie, durch französische Lecture verführt und durch die Zuflüsterungen der Engländer aufgemuntert. Die amerikanischen Spanier nahmen sich noch insbesondere ihre republikanischen Nachbarn in den vereinigten Staaten von Nordamerika zum Vorbilde und dachten schon damals daran, sich überhaupt vom Mutterlande loszureißen und unabhängige Republiken zu bilden. Den Anfang machten überall die Kaufleute und wenige Gebildete. Die Geistlichkeit und die Volksmassen hielten treu am König, indem sie nur nach dem Beispiel des Mutterlandes Junten errichteten, die Ferdinand VII. als König anerkannten, sich aber für eben so selbständig erklärten, als die Regentschaft in Cadix. England beeilte sich, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen und gegen die Regentschaft in Cadix als Grundsatz auszusprechen, es werde das Mutterland nicht gegen die Colonien unterstützen, solange diese letztern noch den König anerkennen würden.

An der Spitze der Liberalen ſtand Auguſtin Arguelles, der größte Redner der Cortes, der das unheilvolle Talent beſaß, über die Charaktertiefe des frommen und altritterlichen Volkes durch die glänzende Oberflächlichkeit ſchöner Phraſen zu täuſchen; Fernando Navarro, ein in Paris und auf Reiſen gebildeter Anhänger der Aufklärung, der im Glauben und in der Sitte der Spanier nur die Finſterniß des Mittelalters haßte und ſie durch das Licht der heidniſchen Schulbildung erhellen wollte; Munnoz Torrero, ein Prieſter, der ſich zum fanatiſchen Vertheidiger aller ſ. g. Volksrechte und Menſchenrechte aufwarf und in der Sprache des Convents alles als Tyrannei bezeichnete, was irgend die Freiheit einſchränkt; der gelehrte Villenueva, der Geograph Antillon ꝛc. Lauter Talente und Männer der Schule, Redner, Theoretiker, Profeſſoren, die ſich durch ihre Bildung bereits dem Volk entfremdet und aus dem Taumelkelch ausländiſcher Philoſophie getrunken hatten. Nichts bezeichnet ſie beſſer, als daß ſie ſchon in den erſten Tagen ihrer Sitzungen im October 1810 in langen Debatten von der Preßfreiheit handelten, als ob ſie das Palladium der Nation ſey, in einer Zeit, in welcher Soult vor den Thoren von Cadix, Maſſena vor den Thoren von Liſſabon, Suchet vor Valencia ſtand, faſt alle Städte im Innern Spaniens franzöſiſche Beſatzung hatten und König Joſeph ruhig in Madrid ſaß. Die Servilen hatten wohl ſehr Recht, wenn ſie jene Debatten und die Cortes überhaupt verwünſchten, da es der Helden bedurfte, die ſich ſchlugen, nicht der Profeſſoren und Literaten, die revolutionäre Bücher ſchreiben wollten. Die Preßfreiheit wurde am 15. Nov. decretirt, nachdem die Berathung darüber ſich durch Wochen hingeſchleppt hatte. Am 1. Dez. wurde der erſte Streich gegen die alte Kirche geführt (mit deren Mißbräuchen man anfing, der man aber insgeheim an's Leben wollte), indem man alle geiſtlichen Sinecuren abſchaffte. Arguelles zog einen Verrückten aus ſeinem Verließ, behauptete, derſelbe ſey ein unſchuldiges Opfer des mönchiſchen Fanatismus und ſuchte dadurch allgemeinen

Haß gegen die Klöster überhaupt anzuregen. Am 25. Dez. beschloßen die Cortes, Spanien eine neue Constitution zu geben, zu welchem Zweck eine Commission niedergesetzt wurde. Vergebens protestirten die Servilen, zu einem so umfassenden Werke sey jetzt keine Zeit, indem das ganze Land noch voller Feinde sey, und überhaupt könne man unabhängig vom König keine neue Verfassung machen. Sie wurden überstimmt. Man darf hiebei nicht außer Acht lassen, daß es ein großer Vortheil für die Liberalen war, durch Soults Armee auf der Insel Leon gleichsam eingesperrt zu seyn. Hier in ihrem Winkel, unter einer durch den Handel und durch beständige Anwesenheit von Fremden abgeschliffenen Bevölkerung und unter der Protektion der Engländer konnten sie reden und decretiren, was sie wollten. Würden sie dasselbe in Madrid gethan haben zu einer Zeit, in welcher ganz Spanien vom Feinde frei gewesen wäre, so würde das spanische Volk sich energisch gegen ihre Neuerungen aufgelehnt und dieselben verhindert haben. Am 24. Februar 1811 siedelten die Cortes nach Cadix selbst über.

Wir wenden uns zur zweiten Hauptgruppe des großen Kampfes von 1810, nämlich zu dem Feldzug, welchen Massena gegen Wellington unternahm. Auf Massena's rechtem Flügel eroberte Junot am 22. April die feste Stadt Astorga im Königreich Leon, Ney am 10. Juli die Festung Ciudad Rodrigo und nach einem vergeblichen Entsetzungsversuch der Engländer unter Crawfurd am 27. August auch Almeida. Diese Städte hatten Wellingtons feste Stellung in der Sierra de Busaco bisher gedeckt und Massena hatte es nicht gewagt, ihn anzugreifen, allen Vorwürfen über seine Langsamkeit trotzend. Erst nachdem jene Festungen gefallen waren, versuchte Massena einen Angriff, den aber Wellington am 27. Sept. auf's glänzendste abschlug. Wieder war es das System fester Stellungen und uneinnehmbarer Redouten, wodurch Wellington den Ungestüm der französischen Heere brach, ein Verfahren, dem er immer treu blieb und durch das er die kühnen

Generale Napoleons zur Verzweiflung brachte. Maſſena hatte 72,000 Mann auserleſene Truppen und konnte doch der viel kleineren Macht der Engländer nichts anhaben, weil ſie ſich zu gut poſtirt hatten. Erſt im Beginn des October, als Maſſena Anſtalt traf, die Stellung Wellingtons zu umgehen, zog ſich dieſer freiwillig vor Liſſabon zurück in die vorher ſchon von ihm kunſtreich angelegten feſten Linien von Torres-Vedras. Hier brachte ihm der tapfere und kluge Romana ein kleines Hülfsheer aus Spanien zu, nachdem es ſich bei Xeres de los Caballeros am 15. Sept. durch die ihm auflauernden Franzoſen mit ziemlichem Verluſt noch glücklich durchgeſchlagen hatte. Leider ſtarb dieſer treffliche ſpaniſche General an einer Krankheit am 23. Januar 1811.

Maſſena folgte Wellington nach Portugal in der Meinung, derſelbe werde auf ſeinem Schiff flüchten, und lagerte ſich dicht vor ſeiner Aufſtellung, fand ſie aber noch viel uneinnehmbarer als die frühere in der Sierra. Sie war theils durch ſchroffe Abgründe, theils durch eine dreifache Reihe von Verſchanzungen mit faſt 400 ſchweren Geſchützen gedeckt nnd hatte hinter ſich das Meer mit der engliſchen Flotte, durch welche ſie mit allem Nöthigen verſorgt wurde. Maſſena dagegen fand in dem Lande ringsumher, nachdem es von den Engländern ſyſtematiſch ausgeleert und verheert worden war, keine Lebensmittel; der Transport derſelben auf den ſchlechten Gebirgswegen aus Spanien und unter ringsum ſchwärmenden Guerilla's war äußerſt ſchwierig. Seinen Soldaten blieb daher nichts übrig, als ſo weithin als möglich Streifzüge zu unternehmen, um durch Plünderung noch nicht ausgeſogener Ortſchaften die nächſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Man jagte die fliehenden Einwohner wie das Wild*) und marterte die Gefangenen, damit ſie verſteckte Vorräthe verriethen. Dennoch friſte-

*) Oberſt Schepeler erzählt die gräßlichſten Einzelheiten. An mehreren Orten wurden die geſchändeten Weiber zuletzt im Kreiſe herum gehängt, auch in den ausgemordeten Dörfern den Leichen die Köpfe abgeſchnitten und auf Pfähle geſteckt.

ten die Soldaten bei der kargſten und zufälligſten Nahrung kaum das Leben. Hunger und die Ausdünſtung der vielen unbegrabenen Leichen erzeugten auch hier großartige Seuchen, die eine Menge Menſchen hinrafften. Maſſena machte in der Verzweiflung am 20. November einen Angriff auf die Linien der Engländer, wurde jedoch zurückgeſchlagen. Seine Lage war ſchrecklich, faſt alle Zufuhren wurden ihm unterwegs abgefangen, die Gebirgswege vollends durch geſprengte Felſen verſperrt. In Monaten kam kein einziger Courier mehr durch und Maſſena wußte nicht, was in Spanien und Frankreich vorging. Erſt im Januar 1811 brach General Drouet mit 15,000 Franzoſen ſich von Spanien aus Bahn, um Nachrichten von Maſſena einzuziehen und ſtieß glücklich zu ihm, vermehrte aber nur das Elend, da der Menſchen in Maſſena's Lager jetzt wieder viel mehr waren und der Lebensmittel immer weniger wurden. Dennoch hielt Maſſena mit unerhörter Zähigkeit noch ein Paar Monate aus und übte unterdeß eine grauſame Rache an den Portugieſen, indem er auf viele Meilen in der Runde alle Olivenwälder niederhauen ließ, die bekanntlich lange Jahre bedürfen, ehe ſie tragbar werden. Endlich am 3. März entſchloß er ſich zum Rückzug, den die Flammen der brennenden Dörfer bezeichneten. Wellington folgte ihm vorſichtig nach und ſuchte ihn zu flankiren, was an dem Flüßchen Ceira bei Foz de Arouce gelang, wo die Franzoſen in einem blutigen Rückzugsgefecht 4000 Mann verloren, 15. März.*) Die Verwilderung in der fliehenden franzöſiſchen Armee erreichte nun den höchſten Grad. Die verhungerten und zur ärgſten Wuth gereizten Soldaten in ihren zerriſſenen Kleidern und langen Bärten glichen nur noch Räubern, wie ſie denn auch alles auf ihrem Wege ſchonungslos zerſtörten. Das portugieſiſche Landvolk umſchwärmte ſeinerſeits die Fliehenden und übte ſchreckliche Rache. Kein Leben wurde mehr

*) Zwanzig Maulthiere, mit den Schätzen Junots beladen, fielen den hannöverſchen Huſaren in die Hände. Sie fanden darunter große Koſtbarkeiten, die aus Kirchen und ſelbſt aus Privathäuſern geraubt waren.

geschont. Die Franzosen mußten viel Geschütz, Gepäck ꝛc. zurücklassen, wenn es in Sümpfen stecken blieb oder die müden Thiere nicht mehr ziehen wollten. Dann zerschlugen sie erst alles und schnitten den Thieren die Sehnen an den Füßen ab. Endlich kamen sie nach Almeida, wo Ney, der den Nachtrapp geführt und die ganze Armee gerettet hatte, in heftiger Erbitterung gegen Massena von der Armee sich trennte, am 23. Nach einem nichts entscheidenden Gefecht bei Fuentes de Onnoro am 3. Mai verließ Massena sein bis auf 45,000 Mann geschmolzenes Heer am 9. und an seine Stelle trat Marmont. Wellington ließ einstweilen Almeida belagern.

Der rechte Flügel der Südarmee unter Soult machte nur eine schwache Demonstration zu Gunsten Massena's, indem General Gazan die Spanier unter Ballesteros am 25. Jan. bei Villanuova schlug und am 10. März Bajadoz von Soult eingenommen wurde. Unterdeß blieb Victor vor Cadix, suchte sich der ihn umringenden Spanier zu erwehren, erlitt aber eine Niederlage bei Chiclana und wurde in seine Linien zurückgeworfen, 4. März. Man bemerkte, daß unter den französischen Heerführern wenig Uebereinstimmung herrschte. Soult hätte Massena viel früher und energischer unterstützen sollen, ließ ihn aber aus Schadenfreude in seiner Noth stecken. Soult bekümmerte sich eben so wenig um König Joseph und machte sichs zu einem Hauptgeschäft, ungeheure Schätze zusammenzuraffen. Noch jetzt genießt den höchsten Ruhm die herrliche Sammlung spanischer Gemälde, die er damals aus den Kirchen und Palästen gestohlen hat. Deßgleichen wanderten Kostbarkeiten und Gold in seine Cassen. Jeder Ort, wo sich Guer'llas hatten blicken lassen, wurde von Soult mit unerhörter Brandschatzung belegt. Nicht besser trieb es Sebastiani, der, anstatt Victor zu unterstützen, das bisher noch unversehrte Königreich Murcia ausplünderte, wo noch viel zu holen war. Hier wurde Sebastiani krank, was ihn zur Rückkehr nach Frankreich nöthigte.

Um Bajadoz wiederzunehmen, schickte Wellington einen eng-

lischen Heertheil unter Lord Beresford und die Spanier unter Castannos ab, allein obgleich diese in der Schlacht bei Albuhera den zum Entsatz heranrückenden Soult am 16. Mai 1811 besiegten, gingen sie doch wieder zurück und Wellington zog es vor, zuerst Ciudad Rodrigo zu erobern. Hier suchte ihn Marmont zu hindern, wurde aber von ihm am 25. Sept. in einem Gefecht zurückgeschlagen, in welchem sich der Erbprinz von Oranien auszeichnete. Am 7. October wurde der französische General Girard mit seiner Division in einem Gefecht bei Merida fast ganz aufgerieben und Ciudad Rodrigo am 19. Jan. 1812 von Wellington eingenommen, dem jetzt die Cortes den Titel Herzog von Ciudad Rodrigo verliehen. Nun erst wandte sich dieser Feldherr wieder gegen Badajoz. Soult hatte sich unterdeß der Spanier erwehrt, die unter Ballesteros ihn umschwärmten, suchte jetzt Badajoz wieder zu entsetzen, kam aber zu spät, indem diese Festung schon am 6. April 1812 in die Hände der Engländer fiel, die sich nicht enthielten, die unglückliche Stadt unter allen Greueln zu plündern. Die englischen Soldaten waren, wie noch heute, geworbenes Volk, die weniger durch das Princip der Ehre, als durch die strengste Disciplin, guten Sold und gute Kost zusammengehalten wurden. Wenn sie eine Stadt mit Sturm nahmen, hielten sie am alten Kriegsrecht der Plünderung fest und die Generale mußten sie gewähren lassen. Walter Scott, der in seinem Leben Napoleons über diese üble Gewohnheit seiner tapfern Landsleute spricht, vergleicht den englischen Soldaten mit der englischen Dogge, die für ihre Treue und unbändige Tapferkeit auch reichlich Fleisch haben müsse.

Um diese Zeit begann Napoleon den großen Kampf mit Rußland und schwächte seine Armee in Spanien. Das bewog Wellington wieder kühner aufzutreten. Er rückte daher gegen Marmont vor, traf ihn bei Salamanca und lieferte ihm hier bei den s. g. **Arapilen**, zwei Hügeln, eine blutige Entscheidungsschlacht. Marmont verlängerte seinen linken Flügel zu weit, Wellington benutzte das, rollte ihn auf und brachte ihm eine schreckliche Nieder-

lage bei, 22. Juli. Marmont verlor in dieſer Schlacht einen Arm. Die Franzoſen, von denen 7000 todt oder verwundet das Schlachtfeld bedeckten, wurden auf der Flucht vom ringsum aufgeſtandenen Landvolk verfolgt, welches die grauſamſte Rache übte. Durch dieſes Unglück Marmonts wurde nun auch Soult veranlaßt, den Süden zu verlaſſen, um nicht abgeſchnitten zu werden. Am 24. Aug. hob er die Belagerung von Cadix auf und zog ſich mit ſeinem ungeheuren Raube, den er auf dem Rückwege noch immer vermehrte, gegen Valencia.

Die dritte franzöſiſche Armee des Jahres 1810 war unter Suchet beauftragt, endlich das ſchöne Valencia einzunehmen, welches ſo lange her widerſtanden hatte. Am 5. März erſchien Suchet vor dieſer Stadt, fand ſie aber feſt, zum Widerſtand entſchloſſen und wurde ſelbſt von hintenher durch Guerillas dergeſtalt bedrängt, daß er ſchon am 11. wieder abzog und nach Saragoſſa zurückkehrte. Unterwegs nahm er den jüngeren Mina gefangen, an deſſen Stelle von nun an deſſen Oheim Eſpoz y Mina als Guerillaführer eintrat und noch viel größeren Ruhm erlangte, als der Neffe. Im April begann Suchet die Belagerung von Lerida, eine kleine Stadt, die ſich ſo entſchloſſen wie Girona vertheidigte, obgleich die franzöſiſchen Bomben unter der dichtgedrängten Bevölkerung gräßliche Verheerungen anrichteten. O'Donnel wollte ſie entſetzen, wurde aber am 23. April von Suchet geſchlagen. Lerida fiel am 13. Mai. Im Juni wandte ſich der unermüdliche Suchet gegen Tortoſa, von wo aus O'Donnel heftige Ausfälle machte. Von Valencia aus wurde Baſſecourt mit einem ſpaniſchen Heer der Stadt zu Hülfe geſandt, aber von Suchet bei Vennarcz geſchlagen, 26. Nov. So tapfer ſich nun auch Tortoſa vertheidigte, fiel es endlich doch am 1. Jan. 1811. Hierauf rückte Suchet vor die feſte Stadt Tarragona, die er nach langem heißen Kampfe und nachdem ſie die Engländer von der Seeſeite, Campoverde und San Juan von der Landſeite her vergebens zu entſetzen verſucht hatten, mit Sturm eroberte, 29. Juni. Die Stadt wurde geplün-

Dichters und ſeines Vaters Abſterben verfloſſen ſind, erhält des erſtern Denkmal und des letztern Abſicht ganz unerwartet ſeine Beſtätigung. Die kürzlich verſtorbene Wittwe nämlich hat beide nicht würdiger zu ehren geglaubt, als indem ſie das Legat in Ausführung brachte, das mit dem Namen Wackenroder zugleich eine intereſſante Erſcheinung in der deutſchen Literatur in das Gedächtniß zurückruft.

Die Mozartſtiftung hat bis jetzt einen Fonds von etwa 7500 fl. Da indeſſen im Laufe dieſes Winters ſowohl hier als in benachbarten Städten Concerte zum Beſten der Mozartſtiftung ſtattfinden, ſo ſteht zu erwarten, daß der Fonds bald auf die Summe ſteigt, welche 400 fl. Zinſen abwirft, wodurch die Stiftung wirklich ins Leben treten kann.

Vereine.

Der große Verein deutſcher Naturforſcher und Aerzte hielt ſeine letzte Verſammlung in Freiburg im Breisgau. In der erſten Sitzung am 18. Sept. ſprach, nach einem einleitenden Vortrag Prof. Leuckardts, Prof. Jäger aus Stuttgart über den Einfluß des Umſchwungs der Erde auf Bildung und Umänderung derſelben, Hofrath von Martius aus München über Vergangenheit und Zukunft der amerikaniſchen Menſchheit, v. Langsdorf über ſeine zweite Reiſe in Braſilien. Am 16. Sept. nahmen die Sectionsſitzungen ihren Anfang. Der phyſiologiſch-anatomiſch-zoologiſchen präſidirten Oken und Leuckardt, der botaniſchen Hofr. Martius, der mineralogiſchen Bergrath Walchner, der mediciniſchen Hofrath Baumgärtner, den agronomiſchen Prof. Meſſler aus Ollmütz. In der zweiten allgemeinen Sitzung am 22. wurde zum Verſammlungsort für das nächſte Jahr Pyrmont beſtimmt. Unter den 600 Anweſenden bei der diesjährigen Verſammlung bemerkte man Namen erſten Rangs, nicht nur aus Deutſchland, ſondern auch aus England und Frankreich.

Die Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner iſt unter dem Präſidium des Hofraths Thierſch in Nürnberg zum erſtenmal zuſammengetreten und hat am 1., 2. und 3. Oct. im Rathhauſe förmliche Sitzungen gehalten. Es wurde nach dem Vorſchlag des Vorſitzenden beſtimmt, daß der erſte Tag den rein wiſſenſchaftlichen, der zweite den methodologiſchen, der dritte den pädagogiſchen Vorträgen und Beſprechungen vorzugsweiſe eingeräumt ſeyn ſolle. Die Verſammlung beſchloß die Errichtung eines Denkmals für den großen Philologen F. A. Wolf mittelſt Subſcription. Zum nächſtjährigen Verſammlungsort wurde Mannheim gewählt.

Am 1. und 2. Oct. fanden in Schwerin die Verſammlungen norddeutſcher Schulmänner ſtatt. Die Zahl der Theilnehmer belief ſich auf 101. Der Vorſtand, Director Dr. Wex, eröffnete die wiſſenſchaftlichen Verhandlungen mit einer Rede. Das ungetheilteſte Intereſſe erweckte ein Vortrag über den grammatiſchen Unterricht in der deutſchen Sprache auf Gymnaſien. Zum nächſten Verſammlungsort wurde Altona und der Director Eggers daſelbſt zum Vorſtand einhellig gewählt.

Preßangelegenheiten.

Am 28. Oct. fand auf dem königl. Kammergerichte in Berlin die Vereidigung der Vorſtehenden und Mitglieder der drei ſachverſtändigen Vereine ſtatt, welche in Gemäßheit des Geſetzes zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt künftig mit allen Streitigkeiten, in welchen es auf Berückſichtigung der Rechte der Schriftſteller und Buchhändler, Componiſten und bildenden Künſtler ankommt, den Gerichten im ganzen Umfange der preußiſchen Monarchie techniſche Gutachten abgeben ſollen. Zu Vorſtehenden in den drei Kollegien ſind von den Miniſterien ernannt: in dem literariſchen: Kriminaldirector Dr. Hitzig; in dem muſikaliſchen: Geheimerath Prof. Dr. Lichtenſtein; in dem artiſtiſchen: der Sekretär der königl. Akademie der Künſte Prof. Dr. Tölken. Die Mitglieder des erſten Vereins beſtehen aus Gelehrten, die als Schriftſteller ſich ausgezeichnet haben, und Buchhändlern, die des zweiten aus Componiſten und Muſikalienhändlern, die des dritten aus Kunſtſchriftſtellern, Bildhauern, Malern und Kunſthändlern.

In Stuttgart wurde nun das früher beſprochene mit den Ständen verabſchiedete proviſoriſche Geſetz gegen den Büchernachdruck publicirt, wonach den vom 1. Januar 1838 an

dert und gerieth in Brand. Dem blutigen Tage folgte die gräßlichſte Nacht. Mitten im Morden, Schänden, Rauben der trunkenen Soldaten brannten die Gaſſen und wurden Sieger und Beſiegte von den hart am Ufer liegenden engliſchen Schiffen aus mit einem Hagel von Kugeln überſchüttet. Der Morgen enthüllte 6000 Leichen, Männer, Weiber und Kinder. Jetzt erſt drang Suchet wieder in's Königreich Valencia ein, fuhr aber in der ſyſtematiſchen Eroberung der feſten Plätze fort und legte ſich vor Murviedro (Muri veteres, das berühmte alte Saguntum). Die mehrfachen Verſuche der Spanier, ihn zu vertreiben, wurden ſtets von ihm abgeſchlagen. So unterlag ſchon am 9. Aug. O'Donnel bei Zujar, am 2. Oct. Blake bei Segorbe. Nachdem Blake noch in einer letzten Schlacht bei Puche, in welcher Suchet verwundet wurde, am 25. Oct. beſiegt worden war, konnte ſich Murviedro nicht länger halten und ergab ſich am folgenden Tage. Nun endlich zog Suchet vor Valencia, ſchlug die Spanier noch einmal bei Albufera, am 28. Dec., und nahm das ſchöne Valencia, da es Blake nicht mehr zu ſchützen wußte, am 9. Jan. 1812 mit Capitulation. Napoleon belohnte ihn durch die Marſchallswürde und durch den Titel Herzog von Albufera. Suchet war von Haus aus nur der Sohn eines armen Seidenarbeiters. Die Ausdauer, mit der er kämpfte, war eben ſo außerordentlich, als der zähe Widerſtand der Spanier.

Suchet blieb immer in einer gewiſſen Verbindung mit der franzöſiſchen Armee in Catalonien, ſofern dieſe ihm den Rücken decken mußte. Ihre Anführer wechſelten beſtändig. Im Beginn des Jahres 1810 hatte Augereau die Hut des gefährlichen Gebirgslandes übernommen. Damals waren die Spanier über die vereinzelten franzöſiſchen Corps Meiſter geworden, O'Donnel hatte einen kleinen Sieg bei Moja erfochten, 15. Jan. Campoverde einen andern bei Santa Perpetua über Duheſme am 20. Dagegen tadelte man, daß Blake ſich ſo pedantiſch bemühte, die Somatenes in Linientruppen umzuwandeln. Sie taugten viel beſſer, im Guerilla-

kriege als in der Linie zu fechten. Augereau hatte 30,000 Mann und den Befehl, Energie zu zeigen. Er zeigte dieſelbe, indem er die empörten Catalanen auf's grauſamſte behandelte, alle Gefangenen hängen ließ und die Landſtraßen, wo er hinkam, mit Galgen anfüllte. Man bemerkte, daß die deutſchen Rheinbundtruppen in ſeinem Heer menſchlich fühlten und von einem tiefen Heimweh ergriffen waren, die Italiener dagegen ſich durch wahren Kannibalismus zu ſteigern ſuchten. Ihr äſthetiſcher Sinn entartete ſo weit, daß ſie aus den Leichen, welche ſie zurückließen, kunſtreiche Figuren zuſammenſetzten, ſich aus Knochen Seſſel, aus Hirnſchalen Trinkgefäße zubereiteten ꝛc. Natürlicherweiſe rächten ſich die Catalanen durch nicht mindere Grauſamkeit an den Franzoſen. Am 19. Febr. mußte O'Donnel bei Vich vor Augereau zurückweichen. Inzwiſchen fielen keine großen Kämpfe vor, weil damals alles Intereſſe ſich um Tortoſa drehte. Augereau wurde abberufen und der edle Macdonald trat an ſeine Stelle, der die Catalanen mit Güte behandelte, aber ohne ſie im geringſten verſöhnen zu können. Er konnte nur mit größter Mühe die nöthigen Convois nach Barcelona hineinbringen, um die franzöſiſche Beſatzung daſelbſt mit Lebensmitteln zu verſehen, auf allen Seiten ſchwärmten die bewaffneten Banden ſo verwegen, als jemals. Am 14. September nahm O'Donnel den General Schwarz mit 1200 Mann bei Bisbal gefangen. Glück und Unglück wechſelten in einzelnen Schlägen, welche die kriegführenden Parteien ſich meiſt durch Ueberfälle in dem ſehr durchſchnittenen Lande verſetzten. Am 19. März 1811 wurde Campoverde in der Nähe von Barcelona geſchlagen und am 20. März die Stadt Maureſa von den Franzoſen gänzlich niedergebrannt, im Mai dagegen nahmen die Spanier Figueiras durch raſchen Ueberfall. Im Juli drangen die Franzoſen in den Montſerrat ein. Dieſes durch ſeine ſpitzen Felſenzacken und zahlloſe Klöſter und Einſiedeleien berühmte Gebirge in der Nähe von Barcelona war ein trefflicher Schlupfwinkel für die Catalanen. Jetzt endlich ſetzten die Franzoſen deſſen ſyſtematiſche Eroberung durch, wobei viele arme

Mönche umkamen. Der Baron Eroles, einer der kühnsten Guerillaführer, war es, der den Berg vertheidigte. Im October wurde Macdonald abberufen.

Die unzählbare Menge Guerillakämpfe, die in andern Provinzen vorfielen, überall, wo Franzosen hinkamen, können hier nicht verzeichnet werden. Es genüge zu bemerken, daß durch sie viel mehr Franzosen einzeln und in kleinen Abtheilungen aufgerieben wurden, als massenhaft in Schlachten und bei Belagerungen. Jede Provinz hatte einen, oft mehrere berühmte Guerillaführer, die in verwegenen Streichen wetteiferten. Den größten Ruhm errang der ältere Mina, bald in Aragonien, bald in Castilien, hauptsächlich aber in Navarra thätig und unermüdlich im Abfangen reicher französischer Convois, indem er die Straße zwischen Frankreich und Spanien beherrschte. Der kühnste im Kampf war er zugleich ritterlich und menschlich, sandte die gefangenen Damen ungekränkt zurück und führte eine Sprache wie ein Don aus Calderon's Schauspielen. In Catalonien war und blieb Eroles der thätigste Guerillero. In Biscaja und Galicien der unerschrockene Marquesito (Poller), der nach Ney's Rückzug die Franzosen unter Bonnet in Oviedo unaufhörlich beunruhigte, und in Verbindung mit vielen andern kleinen Heertheilen und Guerillas die französische Nordarmee, die von Bessières, später von Dorsenne befehligt wurde, niemals zu Athem kommen ließ, so daß die ganze Nordküste Spaniens bis Galicien zwar von den Franzosen besetzt, aber eben so wenig unterworfen werden konnte, wie Catalonien. In Neu-Castilien bis unter die Thore von Madrid machte Empecinado die verwegensten Streifzüge und fing alles ab, was aus der Hauptstadt kam, wie Mina alles, was von der Grenze kam. In Alt-Castilien führte der Pfarrer Merino die Guerillas an, der unter andern einmal 110 französische Gefangene erschießen ließ, um vier Mitglieder der Junta von Burgos zu rächen, die von den Franzosen waren erschossen worden. An diese Namen knüpfen sich noch viele andere eben so oder fast eben so berühmte. Spanien glänzte

von Talenten des Guerillakriegs. Häufig vereinigten ſich mehrere Guerillas oder ſchloſſen ſich an Linienregimenter an und wagten größere Unternehmungen, Ueberfälle, Gefangennehmung von Beſatzungen oder auf dem Marſch befindlicher Truppentheile ꝛc., wie es Zufall und Gelegenheit ergaben. Zuweilen ſtockten die Unternehmungen eine Zeitlang, weil ein Hauptanführer verwundet worden war und begannen nach ſeiner Herſtellung mit neuem Feuer, z. B. in Navarra nach einem langen Darniederliegen Mina's. Dieſe kleinen Kämpfe verurſachten den Franzoſen im Ganzen ungeheuren Menſchenverluſt. Wellington begünſtigte daher den Guerillakrieg auf jede Weiſe, rieth den ſpaniſchen Generalen von größeren Schlachten ab und erzog ſich ſelbſt erſt nach und nach zuverläßige ſpaniſche Regimenter, um ſie im großen Kriege zu brauchen. Man hat auszurechnen verſucht, wie viele Franzoſen damals vom ſpaniſchen Kriege verſchlungen wurden. Beträchtliche Armeecorps verloren ohne große Schlachten und Belagerungen nur durch die Guerillas und Strapazen in einem Jahr ein Drittel ihrer Mannſchaft. In den Spitälern Madrids allein ſtarben vom 1. Jan. 1809 bis 1. Juli 1810 etwas über 24,000 Franzoſen und wurden 8000 als invalid entlaſſen. In drei Sommermonaten 1811 kehrten 34,000 kranke und verwundete Franzoſen über die Pyrenäen zurück.

Die ungeheure Anſpannung in dieſem Kriege ſchlug in Abſpannung um. Tapferkeit war mehr Sache des Erhaltungstriebes, als der militairiſchen Ehre geworden. Die letztere begann ſehr zu wanken. Nicht nur deutſche Rheinbundtruppen gingen abwechſelnd zu den Spaniern und dann wieder zu den Franzoſen über, wenn ſie dadurch das Leben retten oder bequemere Quartiere bekommen konnten, ſondern auch Nationalfranzoſen erkauften ſich eine beſſere Behandlung, indem ſie ſich in ſpaniſche Regimenter einreihen ließen. Napoleon wollte aus den Gefangenen von Baylen, die unter den Spaniern dienten und wieder zu den Franzoſen deſertirten, ein eigenes Regiment bilden. Das Rauben aber erreichte die äußerſte

Schamlosigkeit. Französische Generale stahlen nicht nur alles, was sie fanden, sondern hielten es auch auf offenem Markte feil, sofern es sich nicht zum Wegschleppen über die Pyrenäen eignete. Man sah die Generale d'Armagnal, La Houssaye und Blondeau zu Madrid selbst solche Auctionen veranstalten und leiten. König Joseph vermochte diese Brutalitäten der französischen Generale eben so wenig zu hindern, wie die Keckheiten Empecinado's und der die Hauptstadt umschwärmenden Guerillas. Eines schönen Morgens (am 31. Oct. 1810) fand man unmittelbar vor einem der Thore Madrids eine Menge Franzosen, josephinische Beamte und andere Anhänger der fremden Regierung an Bäumen aufgehängt. Als Joseph einmal einen hübschen Knaben, den Sohn eines seiner eigenen Höflinge, im Scherze frug, was er mit seinem kleinen Säbel thun wolle, erwiederte das Kind „Franzosen tödten".

Joseph befand sich in einer jämmerlichen Verlegenheit. Die französischen Marschälle kümmerten sich nicht um ihn, der ganze Norden Spaniens vom Ebro an wurde von ihnen im Namen Napoleons verwaltet, Catalonien war schon in vier französische Departements getheilt. Joseph fühlte sich so unsicher, daß er seiner Gemahlin und seinen Kindern nie erlaubt hat, nach Madrid zu kommen. Als die französischen Streitkräfte in Spanien durch den Krieg und durch die Zurückziehung vieler Regimenter, die nach Rußland marschiren mußten, geschwächt wurden, glaubte Joseph dem spanischen Volk durch das Versprechen entgegenkommen zu müssen, er werde die Cortes einberufen, was man aber nur als einen Beweis seiner Noth ansah und belachte. Er suchte daher insgeheim mit den Cortes in Cadix Verständnisse anzuknüpfen, aber eben so vergebens. Nun wollte er die Krone ganz niederlegen und reiste im Mai nach Paris, Napoleon bewog ihn jedoch, wieder umzukehren, und machte ihm einige Concessionen. Nachdem aber Marmont bei den Arapilen niedergeschmettert worden war, konnte Joseph sich in Madrid nicht behaupten und verließ daher seine Residenz am 11. August mit seinem ganzen Hofe und Anhang.

der sich vor der Rache der Guerillas flüchtete. Er nahm seinen Weg nach Valencia zu Suchet, wohin auch Soult vom Süden aus sich zurückgezogen hatte. Schon am gleichen Tage rückte Empecinado in Madrid ein und bald darauf begab sich auch Wellington dahin. Die Ordnung wurde nicht gestört. Espanna erhielt den Oberbefehl in der Stadt. Wellington blieb nur bis zum 1. Sept. in Madrid und wandte sich dann gegen Burgos, um erst den ganzen Westen Spaniens zu säubern. Hier aber fand er unerwartete Hindernisse. Die Franzosen unter Dubreton hielten sich musterhaft in der Citadelle von Burgos und schlugen am 18. Oct. einen wüthenden Sturm der Engländer ab.

Mittlerweile hatte Suchet in Valencia sich festgesessen und königlich eingerichtet. Noch am 21. Sept. war er in einem bedeutenden Gefecht mit O'Donnel bei Castella Sieger geblieben. Am 2. Oct. flüchtete Joseph zu ihm und wurde sein Heer beträchtlich verstärkt durch Soult, der vom Süden kam. Sie unternahmen indessen nichts weiter, als daß sie sich Madrids wieder bemächtigten, wo Joseph am 2. November einzog und den Winter über residirte, in bekümmerter Erwartung des kommenden Jahres. Soult und Suchet waren stark genug, mit den Trümmern von Marmonts Heer vereinigt, über Wellington herzufallen, dieser aber zog es, nach seinem Unglück von Burgos, vor, ihnen auszuweichen und kehrte zu seinen Winterquartieren in Portugal zurück. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er eine entscheidende Schlacht auch deßhalb lieber verschob, weil er erst die Katastrophe in Rußland abwarten wollte, die sehr wesentlich auf die Schicksale Spaniens zurückwirken mußte.

Während dieser Kriegsvorfälle setzten die Cortes in Cadix ihr Werk mit großem Eifer fort. Wie von England, so wurden sie auch später, als Napoleon mit Rußland in Krieg gerieth, vom Kaiser Alexander förmlich anerkannt (2. Sept. 1812). Allein sie hatten keineswegs die allgemeine Volksstimme für sich. Ihre Neuerungen stießen viel zu sehr gegen den spanischen Charakter an.

Weil ſie nur in dem fernen Cadix, in einer ſchon von fremder Bildung überſchwemmten Handelsſtadt ihr Weſen trieben, gaben die übrigen Provinzen nicht einmal gehörig Acht darauf. Doch fehlte es nicht an einer ſehr heftigen Oppoſition, die ihnen Unglück weiſſagte und ſie von ihrer falſchen Bahn abzubringen ſuchte. Von Zeit zu Zeit mußten die Cortes daher auch etwas thun, wodurch ſie die Volksmaſſen wieder gewannen, oder wenigſtens den Schein annahmen, als entfernten ſie ſich nicht von dem alten kirchlichen Boden. Daraus erklärt ſich der wunderliche Cortesbeſchluß vom 27. Juni 1812, durch welchen neben dem h. Jacob von Compoſtella auch noch die h. Thereſe als Schutzpatronin Spaniens proclamirt wurde. Daß die liberale Partei dem einfältigen Volke nur Sand in die Augen ſtreuen wollte, geht aus einer Menge noch anderartiger Beſchlüſſe hervor, die ſehr ernſtlich auf Untergrabung der Kirche hinzweckten. Am 23. Auguſt 1811 wurde ein künftiges Nationalconcil angekündigt, welches zeitgemäße Reformen in der Kirche vornehmen ſollte. Was man aber darunter verſtand, darüber ließ die liberale Partei keinen Zweifel. Sie gründete in Cadix und nachher auch in andern Städten des Reichs Freimaurerlogen mit der illuminatiſtiſchen Tendenz, welche Chriſten, Juden und Heiden in eine weltbürgerliche Maſſe zuſammenwarf und keinen Vorzug des Chriſtenthums mehr anerkannte. Sie befliß ſich durch Ueberſetzungen die Grundideen der franzöſiſchen Revolutionsphiloſophie, der Encyclopädiſten, Freigeiſter, der Schule Rouſſeau's und Voltaires in Spanien zu verbreiten. Gallardo, Bibliothekar der Cortes, ſchrieb ein „kritiſch-burleskes Wörterbuch," worin er alle Dogmen der Kirche lächerlich machte. Rouſſeau's contrat social und Emile wurden überſetzt und dringend empfohlen als die Evangelien des philoſophiſchen Jahrhunderts, die an die Stelle der chriſtlichen treten ſollten, Spottſchriften auf den Klerus, „der entkleidete Mönch," „der Teufel als Prediger," bildeten den Uebergang zu der obſcönen Preſſe, die jetzt Spanien, wie früher Frankreich zu überſchwemmen begann. Franzöſiſche Buchhändler gründeten darauf großartige

Geschäfte, ließen die berüchtigtsten Bücher dieser Art, an denen die französische Literatur so reich ist, ins Spanische übersetzen und mit den frechsten Illustrationen versehen, und versendeten sie massenweise nach Spanien, hauptsächlich aber in die spanischen Colonien in Amerika. Das wurde als ein Recht und Triumph der Bildung und zugleich als ein Haupthebel angesehen, mittelst dessen man die alte Kirche aus ihren festen Angeln heben wollte. Nichts kam dieser Partei so gelegen, als daß in Spanien noch immer, wenigstens dem Namen nach, die Inquisition bestand, deren frühere Grausamkeit man der Religion aufbürdete. Doch datirt sich der Cortesbeschluß, der die Inquisition abschaffte, erst vom 22. Januar 1813. Ihm folgte am 18. Febr. ein Beschluß, nach welchem die vom König Joseph bereits aufgehobenen oder vom Feinde zerstörten Klöster nicht mehr aufgebaut, überhaupt in ganz Spanien kein neues Kloster mehr errichtet und die, welche weniger als 12 Mönche oder Nonnen zählten, sofort aufgehoben seyn sollten.

Eben so feindlich wie die Kirche wurde auch die ständische und provinzielle Gliederung von den Cortes behandelt. Wenn sie auch nicht so rasch verfahren durften, wie die französische Nationalversammlung von 1789, so gingen sie doch von demselben Grundsatz der Freiheit und Gleichheit aus und hoben nach einander alle Feudalverhältnisse (6. August 1811), alle Zünfte, alle Privilegien und Besonderheiten der Communen und Provinzen auf, decretirten Gütertheilung, allgemeine Gewerbefreiheit, Gleichförmigkeit in den klimatisch, sprachlich, geschichtlich ꝛc. so unendlich verschiedenen Provinzen, eine neue Eintheilung der Bezirke blos nach der Kopfzahl, gänzliche Modernisirung des uralten trefflichen Gemeindewesens ꝛc. Kurz sie wollten das vielgestaltige Leben des spanischen Volkes, in dem es sich seit Jahrhunderten so frei und bequem als eigenthümlich bewegte, eben so wie seine ehrwürdige alte Kirche vernichten. Während das spanische Volk aus jener alten herrlichen Lebensfülle und naturwüchsigen Stammeigenheit allein die Kraft schöpfte, mit der es Napoleons Armeen so bewunderungswürdig wider-

ſtand, erniedrigten ſich die Cortes zu Affen der weiland franzöſiſchen Nationalverſammlung und des Convents.

Auch die königlichen Domainen taſteten ſie an und nicht blos aus finanzieller Noth. Es freute ſie, die Güter des Königs als Nationalgüter zu veräußern. Die Conſtitution, die am 18. März 1812 angenommen wurde, konnte unter dieſen Umſtänden nur ein Nachbild der franzöſiſchen von 1791 ſein und war mithin eben ſo wenig auf die charakteriſtiſchen Eigenheiten des ſpaniſchen Volkes berechnet, als ſie dem Könige gefallen konnte, wenn derſelbe je reſtaurirt wurde. England, welches am Anfang die liberale Partei unterſtützt hatte, wandte ſeine Gunſt nach und nach viel mehr der ſervilen Partei zu, um den Uebertreibungen der ungeſtümen Neuerer vorzubeugen. Es fehlte damals unter den Serviilen nicht an ſehr erleuchteten Männern, die mit dem klarſten Bewußtſeyn und der größten Schärfe ſowohl in Reden als Druckſchriften den Liberalen entgegentraten und ihnen das Unvereinbare ihrer von Frankreich gebrachten vagen Theorien mit dem ureigenen und viel edleren Geiſt und Weſen des ſpaniſchen Volkes, ſeiner Kirche, ſeiner reichgegliederten Stände und Corporationen, ſeiner Ritterlichkeit und poetiſchen Natur nachwieſen. Von dieſer Art war die Schrift Espanna vindicada en sus classes (Spanien, gerechtfertigt in ſeinen Ständen). Aber dieſe ſchönen Denkmäler des ſpaniſchen Geiſtes ſind vergeſſen worden. Die gute Sache des Volkes wurde ſpäter vermengt mit der ſchlechten eines treuloſen Königs und dadurch entweiht, während die Liberalen durch die Verfolgung, die ſie litten, einen Heiligenſchein empfingen, den ihre eitle Thorheit nicht verdient hatte.

Die ſpaniſche Regentſchaft wurde ganz von den Cortes abhängig und mit Verachtung behandelt. Am 21. Januar 1812 wurde der unbedeutende Herzog von Infantado an ihre Spitze geſtellt. Sie beſtand damals aus fünf Mitgliedern. Am 8. April 1813 wurde ſie auf drei Mitglieder herabgeſetzt. Noch viel weniger wurden die Cortes durch irgend einen geheimen Einfluß des

gefangenen Königs, in dessen Namen sie regierten, gestört. Ferdinand VII. lebte zu Valencay, ohne sich um Spanien zu bekümmern, nur in steter Angst, Napoleon bei guter Laune zu erhalten. Er ging in seiner Feigheit so weit, in einem Schreiben vom 9. August 1809 Napoleon zu seinem Siege über die Spanier Glück zu wünschen. Im Jahr 1810 schlich sich ein gewisser Colli bei ihm ein, der ihm in geheimem Auftrage des englischen Ministeriums Mittel und Wege zur Flucht angab, Ferdinand aber denuncirte ihn sogleich der französischen Polizei und flehte bei dieser Gelegenheit Napoleon wieder demüthig um eine Prinzessin aus seinem Hause an.

Die spanischen Colonien in Amerika schritten in der Bewegung fort, die sie unaufhaltsam zur Unabhängigkeit trieb. Große Colonien haben stets ein natürliches Interesse, sich der Bevormundung des Mutterlandes zu entziehen. Die spanischen hatten längst ein lockendes Beispiel an den vormals englischen, jetzt unabhängigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. England förderte auf alle Weise, denn je freier die Colonien waren, desto sicherer konnte es dieselben mit seinem Handel beherrschen. Die in der Handelsstadt Cadix etablirten Cortes empfingen fast mehr Einfluß von den Colonien herüber, als sie auf dieselben üben konnten und sofern sie Freiheit und Gleichheit aller Spanier decretirten, konnten sie auch die überseeischen Spanier nicht mehr als Heloten der europäischen gelten lassen. Und doch hielten sie noch die Einheit der europäischen Spanier fest. König Joseph dagegen erklärte am 22. März 1810 das spanische Amerika für frei, und Napoleon befahl seinem Gesandten in Nordamerika, die Revolution in den spanischen Colonien zu begünstigen, weil er die Unmöglichkeit einsah, sie für Joseph in Besitz zu nehmen, während sie seine Bundesgenossen werden mußten, so lange die ihm feindlichen Cortes ihre Unabhängigkeit nicht anerkannten.

erſchienenen Schriften von der Zeit ihres Erſcheinens an ein zehnjähriger Schutz gegen Nachdruck zugeſichert wird, während die zur Zeit der Verkündigung des gegenwärtigen Geſetzes veranſtalteten Nachdrücke fortwährend ungehindert verkauft werden dürfen, ſo daß alſo dieſen geſetzlichen Schutz alle Nachdrücke genießen, welche gemacht wurden in der ziemlich langen Zwiſchenzeit, welche zwiſchen der ſtändiſchen Berathung dieſes Geſetzes und der im Oktober erfolgten Publication verfloß. Die Nachdrücke erhalten zu dieſem Behuf einen beſondern Schutzſtempel.

Literatur.

Der Michaelismeßkatalog füllt diesmal nebſt dem Anhange von Schriften, welche künftig erſcheinen ſollen, neunzehn Bogen. Die als erſchienen angegebenen Werke, darunter auch die ausländiſchen, ſo wie die Erd- und Himmelskarten, werden auf 3300 Artikel berechnet, welche von 422 Verlegern geliefert ſind: 39 Verleger und 278 Artikel weniger als Michaelis 1837. An jenen Contribuenten 16 Ausländer mit 90 Nummern abgerechnet, bleiben für Deutſchland (mit der Schweiz, Ungarn u. ſ. f.) 476 Handlungen mit 3170 Artikeln. Unter den Verlegern ſind Baſſe mit 55, Manz in Regensburg ebenfalls mit 55 (meiſt Schriften in ultramontanem Sinne), Reimer mit 44, Voigt in Weimar mit 38, die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Stuttgart und München mit 33, Hahn in Hannover mit 31, Baumgärtner mit 29, Brockhaus mit 27 Verlagsartikeln bezeichnet.

In Beziehung auf die Thätigkeit für deutſche Nationalliteratur jüngerer Zeit macht ſich ein beſonders reger Eifer in Wien bemerklich. Endlicher, Ferdinand Wolf, Theod. G. von Karajan u. A. werden ihre Forſchungen in einer eigenen Zeitſchrift, welche den Titel „Museum vindobonense“ erhalten ſoll, vereinigen. Der Letztere hat ſich neulich durch eine elegante erſtmalige Ausgabe des mittelhochdeutſchen Gedichts von den ſieben Schläfern eingeführt. Die Quedlinburger Sammlung hat dieſer Tage den erſten Druck des Gedichts „Otto mit dem Barte“ von Konrad von Würzburg, beſorgt von K. A. Hahn, geliefert, und verſpricht für einen der folgenden Bände das Lied von den ſieben weiſen Meiſtern, herausgegeben von A. Keller. A. Ziemann hat durch ſein nun vollendetes mittelhochdeutſches Wörterbuch, obgleich es kaum mehr als Compilation und Zuſammenſtellung von bereits Bekanntem iſt, aber den Dank des Publikums als die heftigſten Ausfälle W. Wackernagels verdient, welcher ihn in einer eigenen, mit der zweiten Auflage des altdeutſchen Leſebuchs verſandten Flugſchrift des Plagiats beſchuldigt. Von Simrocks Ueberſetzung der Nibelungen in die neue Sprache iſt eine zweite Auflage erſchienen. Von ſpätern Dichtungen tritt Herders Cid in glänzender Geſtalt mit engliſchen Holzſchnitten nach Neureuthers Entwürfen neu hervor. Aus der Weimarer Periode unſerer Literatur erhalten wir in neueſter Zeit bedeutſame Reliquien: ein zweiter Band von Merks Briefwechſel, in mancher Beziehung wichtiger als der erſte, verbreitet neues Licht über das literariſche und geſellige Treiben jener großen Zeit; die Urania für 1839 bringt Goethes Briefe an die Gräfin Auguſte von Stolberg, theils aus der ſchönen Periode ſeines Verhältniſſes zu Lili, theils aus ſeiner ſpäteren, reifſten herrührend. Sternberg beſchenkte uns mit ſeiner „Pfyche,“ und verheißt bald einen neuen Roman, „Aſchenbrödel.“ Lenau gab eine neue Sammlung Gedichte. Spindlers Werke erſcheinen in neuer rechtmäßiger Ausgabe, um eine gleichzeitig vorbereitete Baſtardbrut des Nachdrucks in der Geburt zu erſticken. Unter den Jüngſten möchte eine Gedichtſammlung von Eduard Mörike, dem Verfaſſer des Romans „Maler Nolten“ der freundlichſten Aufnahme ſich verſichert halten dürfen.

Das Werk, welches ſeit drei Jahren bei Unkundigen wie bei Kundigen mehr berüchtigt, als berühmt, von Allen genannt und beurtheilt, von Wenigen aber als eine nothwendige Zeiterſcheinung begriffen worden iſt, hat jüngſt ſeinen dritten Geburtstag gefeiert: die dritte Auflage des Lebens Jeſu von Strauß iſt erſchienen. Die Sache hat in dieſer dritten Auflage eine etwas andere Wendung genommen. Der Straußiſche Skepticismus hat ſich in einem für die Haltbarkeit ſeiner ganzen Anſicht höchſt wichtigen Punkte gegen die eigenen Eingeweide gewendet. Der Streit, heißt es, drehe ſich jetzt vor Allem um die Aechtheit und Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums. „Nicht als ob Strauß von der Aechtheit deſſelben überzeugt wäre, nur auch von ſeiner Unächtheit ſey er es nicht mehr.“ Das Aufſehen, welches dieſe Schrift im Auslande erregt, geht fort. Nicht allein das Foreign quarterly review nimmt darauf Rückſicht, in der Revue des deux mondes verſpricht Edgar Quinet einen

Achtes Buch.

Der ruſſiſche Winter 1812.

Im Herbſt des Jahres 1811 zeigte ſich am nächtlichen Himmel ein Komet von einer ſo ungeheuren Größe, wie ſeit Jahrhunderten keiner mehr geſehen worden war. Nach einem uralten Aberglauben bedeutet ein ſolches Zeichen am Himmel großen und ſchrecklichen Umſturz der Dinge auf Erden. Obgleich nun die Aufklärung und die Naturwiſſenſchaft den Zuſammenhang eines aſtronomiſchen Phänomens mit der Weltgeſchichte unmöglich konnten gelten laſſen, wurden dennoch die damals ſo ſchwer bedrängten Völker von dem Zeichen am Himmel tief ergriffen und die Furcht gab dem alten Aberglauben alle ſeine Macht zurück. Jener Komet hatte nicht geringen Antheil an der höhern, wir möchten ſagen poetiſcheren Stimmung der Zeitgenoſſen, die ſo viele Wunder ſahen. Die Revolution und Napoleon hatten die Menſchen aus einer allzu bequemen und philiſterhaften Ruhe und Altklugheit furchtbar herausgeriſſen und die „alte romantiſche Welt“ trat wieder in ihr Recht.

Auch wurde damals wirklich die größte und letzte Entſcheidung in Europa vorbereitet. Die trügeriſche Freundſchaft der beiden vorherrſchenden Continentalmächte nahm ein Ende, zwiſchen Napoleon und Kaiſer Alexander kam es zum Bruch.

Napoleon hegte schon längst einen stillen Groll gegen Alexander, weil er demselben hatte schmeicheln und große Vortheile bewilligen müssen und sich dagegen von ihm nicht ganz mit der Achtung behandelt sah, die er von ihm fordern zu dürfen glaubte. Denn wie freigebig auch Alexander mit Artigkeiten gewesen war, hatte er ihm doch die Hand seiner Schwester entzogen und dadurch den Stolz des Emporkömmlings herausgefordert. Ueberdies war Napoleon durch seinen letzten Sieg über Oesterreich stark genug geworden, um Rußlands Freundschaft nicht mehr zu bedürfen, dessen Feindschaft nicht mehr zu fürchten. Er konnte voraus berechnen, daß Rußland, nachdem es einmal Finnland und die Donaufürstenthümer sich angeeignet hatte und nach Ablehnung der engern Familienverbindung nun nicht weiter mehr von Frankreich Concessionen zu gewärtigen hatte, noch selber darauf Anspruch machte, zu seiner natürlicheren und nationaleren Politik zurückkehren und sich dem Continentalsystem entziehen würde. Das mußte zum Kriege führen; wenn aber Napoleon sich erinnerte, wie gut er in den großen Schlachten bei Austerlitz und Friedland mit den russischen Feldherrn fertig geworden war, so konnte er kaum zweifeln, er würde sie auf ihrem eigenen Boden schlagen und Rußland erobern, um so mehr, als er jetzt Oesterreich und Preußen zu Bundesgenossen gegen Rußland haben konnte. Gelang ihm aber die Unterwerfung Alexanders, so hatte er nicht nur für seinen Ruhm das Höchste erreicht, sondern er konnte auch Europa hergestalt ordnen, wie es in seinem letzten Plane lag.

Alexander hatte keine so offensive Stellung gegen Napoleon, wollte ihn nicht zum Kriege reizen oder selber angreifen, hielt es aber, wie seiner eigenen Würde, so dem Interesse seines Reiches angemessen, von dem Augenblick an, in welchem er durch die Tilsiter und Erfurter Verabredungen erreicht hatte, was für ihn von so großem Vortheil gewesen war, eine Verlängerung seiner Verbindlichkeiten gegen Napoleon, namentlich in Bezug auf das für Rußlands Handel so lästige Continentalsystem, nicht einzugehen und

die ruſſiſche Politik von jedem ferneren Einfluß Napoleons abzuſchließen. Wurde Napoleon dadurch zu einem Kriege gegen Rußland veranlaßt, ſo fiel auch auf Napoleon allein alle Verantwortlichkeit. Alexander war an dem Blute unſchuldig, welches vergoſſen werden ſollte, und vertraute, wie auf ſeine gerechte Sache, ſo auf den feſten Muth ſeiner Heere und ſeines Volks und hauptſächlich auch auf die Unermeßlichkeit ſeines Reiches, welches ein äußerer Feind nicht leicht angreifen und noch viel ſchwerer behaupten kann. Inzwiſchen unterhielt er geheime Einverſtändniſſe mit allen Feinden Napoleons, Oeſterreich, England, Schweden, Spanien, und ließ jeden Schritt Napoleons überwachen, wobei ihm ſein Adjutant, der genitale Czernitſchef, der in Paris ein Donjuanleben führte und viel reiſte, die größten Dienſte leiſtete. Doch gab er ſich den Feinden Napoleons nicht hin, ſondern lauerte immer noch, ob Napoleon ihm nicht doch noch annehmbare Conceſſionen machen würde, worüber ſich Graf Münſter, der für England unterhandelte, bitter beſchwerte.

Die Feindſeligkeiten wurden von Napoleon eröffnet. Nachdem er die öſterreichiſche Heirath eingegangen war und faſt ganz Spanien wiedererobert hatte, erklärte er am 20. Juli 1810, die Türkei in Schutz nehmen zu wollen, wenn Rußland ſich nicht mit der Donaugrenze begnüge und eine einzige Feſtung auf dem rechten Ufer beſetzt halte. Sodann vereinigte er, wie oben ſchon berichtet worden iſt, am 10. Dezember den Nordweſten Deutſchlands mit ſeinem Reich, und unter dieſer neuen Acquiſition befand ſich auch das Herzogthum Oldenburg, deſſen regierender Fürſt Peter ſomit ohne Weiteres entthront und ohne Ausſicht auf irgend eine Entſchädigung gelaſſen war. Der Herzog war aber Vater des Erbprinzen Georg, welcher kurz vorher mit Alexanders Schweſter Catharina vermählt worden war, derſelben, um deren Hand Napoleon vergeblich geworben hatte. Die Vertreibung des Vaters war offenbar eine Rache am Sohn und eine ſchwere Beleidigung der ruſſiſchen Kaiſerfamilie. Alexander ließ mit einer Entgegnung

nicht auf ſich warten. Durch eine Ukaſe vom 31. Dez. (19. alten Styls) geſtattete er die Einfuhr engliſcher Waaren, zunächſt nur unter nichtengliſcher Flagge, und verbot dagegen eine Anzahl Erzeugniſſe der franzöſiſchen Induſtrie. Das war Schlag auf Schlag. Hierauf begann ein lebhafter Notenwechſel, in welchem jeder Theil ſich über den andern beklagte, ohne daß man ſich noch die Freundſchaft völlig aufgekündigt hätte. Napoleon bot für Oldenburg das noch zu erweiternde Gebiet von Erfurt zum Erſatz, aber Alexander fand darin kein Aequivalent für das alte Stammland des oldenburgiſchen Hauſes (deſſen verſchiedene Linien in Rußland, Dänemark und bisher auch in Schweden herrſchten). Wenn aber Napoleon noch viel mehr geboten hätte, würde Alexander es nicht angenommen haben, weil er nicht geſonnen war, ſeine Ukaſe zurückzunehmen. Napoleon ſchrieb ihm einen äußerſt durchdachten Brief, worin er ihm vorhielt, wie viel er für ihn gethan und aufgeopfert habe, wie es der franzöſiſchen Politik angemeſſen geweſen wäre, Finnland den Schweden, die Donaufürſtenthümer der Türkei zu erhalten und Polen wiederherzuſtellen, und wie er alles das unterlaſſen habe, einzig um Alexanders Freundſchaft zu erkaufen. Alexander möge nun bedenken, was er wage, wenn er dieſe Freundſchaft aufkündige, die er, Napoleon, ihm noch einmal anbiete. Allein Alexanders Entſchluß war gefaßt. Er wollte ſich durch das Continentalſyſtem nicht mehr binden laſſen und gab auf den warmen Brief nicht einmal eine kalte, ſondern gar keine Antwort. Das Continentalſyſtem war die Hauptfrage, und gerade über ſie war keine Vereinbarung mehr möglich. Napoleon begriff das vollkommen und ging ſofort einen Schritt weiter. Als ihm am 24. März 1811 unter andern Deputationen auch die des Generalconſeils des Handels und der Manufacturen zur Geburt des Königs von Rom Glück wünſchte, antwortete er in einer feierlichen Rede, worin er ſagte: „Wenn mir Kaiſer Alexander zu Tilſit nicht verſprochen hätte, den Handel mit England aufzugeben, ſo würde ich nach Wilna und noch weiter gegangen ſeyn;

wenn ich nur Erbkönig des alten Frankreich wäre, ſo würde ich England auf den Knien um Frieden bitten müſſen, da ich aber der Erbe Karls des Großen (nach einer andern Lesart: Kaiſer des Feſtlandes) bin, ſo muß man ſich einen andern Begriff von meiner Macht bilden.“ Alexander antwortete hierauf nicht direct, ſandte aber an alle europäiſchen Höfe eine feierliche Proteſtation gegen die Einverleibung des Herzogthum Oldenburg in das franzöſiſche Reich.

Eine friedlichere Wendung ſchien dieſer diplomatiſche Kampf zu nehmen, als Napoleon ſeinen Geſandten in Petersburg, den General Coulaincourt, Herzog von Vicenza, von da zurückberief und im Mai den General Lauriſton hinſchickte. Dieſem inſinuirte nämlich Alexander, die Erhaltung des Friedens und der bisherigen Allianz zwiſchen Rußland und Frankreich wäre möglich, wenn Napoleon an Alexander das Großherzogthum Warſchau abtreten würde. Napoleon wies dieſes Anſinnen aufs entſchiedenſte zurück, freute ſich aber darüber inſofern, als er es gegenüber von Oeſterreich und Preußen geltend machen konnte, welchen beiden Mächten eine Vergrößerung Rußlands in Polen ſehr bedenklich erſcheinen mußte, und die mithin in dieſer Angelegenheit nur auf die Seite Frankreichs treten konnten. Ja er hoffte, ſelbſt England gegen die Anmaßungen Rußlands aufzubringen. Er ließ damals England den Frieden nebſt Portugal als Pfand anbieten. Aber Lord Caſtlereagh, der die Geſchäfte leitete, behandelte den Antrag als eine Falle und ſtellte Forderungen, auf die Frankreich nicht eingehen konnte. Napoleon war nun auf Oeſterreich und Preußen allein angewieſen. Dem letztern Staat traute er nicht recht. Auch hatte er Preußen nur um Alexanders willen beſtehen laſſen, und ſobald er mit Alexander zerfiel, hörte auch ſeine Rückſicht für Preußen auf. Napoleon gedachte ohne Zweifel, künftig noch mehr Theile von Deutſchland unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen oder wenigſtens den für Eugen beſtimmten Erbtheil des Fürſten Primas viel weiter auszudehnen, was ein Vorſchieben Jerome's gegen die Oder und

Weichſel nothwendig machte. Jedenfalls war er eine Zeitlang geneigt, Preußen aufzuopfern, und dagegen Oeſterreich zu vergrößern, dem er Schleſien anbot. Der Wiener Hof wies inzwiſchen dies Geſchenk zurück, worauf Napoleon ſeine Geſinnung gegen Preußen änderte und ſeinen Entſchluß faßte. Am 15. Aug. 1811, ſeinem Geburtstage, als ſämmtliche Geſandten ihm Glück zu wünſchen kamen, fuhr er den ruſſiſchen Geſandten Fürſten Kurakin aufs heftigſte an und ſagte ihm laut: „Ihr Kaiſer betrügt mich.“ *)

Nach einer ſolchen Sprache war an die Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken. Jerome warnte ſeinen Bruder vor dem Kriege in einem merkwürdigen Schreiben vom 5. Dez. 1811, worin er ihm vorherſagte, wenn er in Rußland einen Unfall erlebe, werde ſich in ſeinem Rücken ganz Deutſchland erheben. Napoleon verlachte die Warnung, ſie trug aber wohl dazu bei, daß er jetzt Preußen in ſein Intereſſe zog. Er hoffte ohne Zweifel, durch Preußen ſeinen Rücken zu decken.

Wir haben im ſechsten Buche die Noth bezeichnet, in welcher ſich das Berliner Cabinet befand. Aus der langen bangen Ungewißheit, in der es faſt ein Jahr lang ſchwebte, wurde es erſt herausgeriſſen, als Napoleon den ihm ſchon im Mai 1811 gemachten Allianzantrag endlich am 24. Februar 1812 annahm. Doch erhielt Preußen in dieſem neuen Vertrage nur einen Aufſchub ſeiner noch rückſtändigen Zahlungen, und Napoleon verſprach, ſeine Beſatzungen in den preußiſchen Feſtungen künftig auf eigene Rechnung verpflegen zu laſſen. Die Hauptſache für Hardenberg war, daß durch dieſen Tractat wenigſtens die weſtphäliſchen Pläne

*) Indem Napoleon hinzufügte: „Er verführt mir meine eignen Leute“, ſo war das die ſchlaueſte Berechnung. Er ſpielte nämlich darauf an, daß ſein Geſandter Coulaincourt ſich der beſondern Gnade des ruſſiſchen Kaiſers zu erfreuen gehabt hatte, und indem er ſich ſtellte, als ob er darüber böſe wäre, bezweckte er nur, ſich denſelben Coulaincourt als ſpäteren Unterhändler mit Alexander vorzubehalten.

vereitelt wurden und die Exiſtenz der preußiſchen Monarchie gefriſtet war, denn wenn Napoleon mit Oeſterreichs Zuſtimmung den preußiſchen Staat damals hätte vernichten wollen, ſo würde Kaiſer Alexander nicht im Stande geweſen ſeyn, es zu hindern. Noch weniger hätte die kleine preußiſche Armee auszurichten vermocht. Dennoch war den preußiſchen Patrioten der offene Bund mit Napoleon unerträglich. Boyen, Clauſewitz und 300 andere der beſten Offiziere nahmen ihren Abſchied, Clauſewitz ging nach Petersburg, wo bereits General Pfuel, der noch 1807 im preußiſchen Generalſtabe gedient hatte, jetzt in ruſſiſchen Dienſten und Alexanders Vertrauter geworden war, und wohin auch Stein ſich zurückgezogen hatte.

Der dreizehnte Artikel des geheimen Vertrages beſtimmte, daß Preußen „im Fall eines glücklichen Ausgangs des ruſſiſchen Krieges eine Entſchädigung an Gebiet erhalten ſollte, und Napoleon hat ſpäter (indem er im April 1813 alle die preußiſche Allianz betreffenden Actenſtücke im Moniteur abdrucken ließ und mit Anmerkungen begleitete) ausdrücklich Kurland und Livland als die Länder bezeichnet, auf welche damals Preußen Anſpruch gemacht habe. Damit hängt zuſammen, daß die preußiſchen Hülfstruppen, die zur großen Armee Napoleons ſtießen, gerade gegen Livland verwendet wurden.

Der Allianztractat führte unmittelbar den Krieg herbei. Alexander ließ durch Kurakin in Paris ein Ultimatum einreichen, welches die unbedingte Neutralität Preußens hergeſtellt verlangte. Als Napoleon nicht antwortete, reiſte Kurakin ab und der Krieg, auf den ſich beide ſchon lange vorbereitet hatten, konnte nun nicht länger ausbleiben.

Die Kriegsmacht Napoleons ſtand damals auf ihrer Höhe. Sie zählte nach den öffentlichen Liſten 14 Marſchälle, 10 Inſpectoren und Generaloberſten, 165 Diviſionsgenerale, 324 Brigadegenerale, 158 Infanterieregimenter (worunter 28 leichte), 84 Cavallerieregimenter (worunter 28 leichte), 15 Artillerieregimenter,

27 Bataillons vom Train. Der Kopfzahl nach betrug die Armee angeblich an Fußvolk 716,000, an Reiterei und an Artillerie je 57,000, dazu die Garde noch besonders 38,000 Mann, ungerechnet die Reserve von 100 Cohorten Nationalgarde zu fast 100,000 Mann berechnet, die Gensdarmerie, die Marinesoldaten. Diese Truppen waren nun freilich sehr vertheilt, eine große Menge davon nahm der spanische Krieg und die Bewachung des Reichs, insonderheit der Küsten gegen einen möglichen Angriff der Engländer, in Anspruch. Aber Napoleon war im Stande, die Offensivarmee, die er gegen Rußland führte, beträchtlich zu verstärken durch deutsche Rheinbundtruppen, Schweizer, Italiener, sogar zurückgehaltene Spanier und Portugiesen. Bayern allein mußte ihm 30,000 Mann unter Wrede, Württemberg 16,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm stellen. Napoleon verlangte von ihnen so viel, weil sie allein keine Truppen nach Spanien geliefert hatten. Von den Polen, selbst denen, die schon lange unter Rußlands Scepter standen, durfte er eine allgemeine Insurrection erwarten. Preußen mußte ihm kraft des neuen Vertrags seine Festungen, seine Vorräthe und Fuhrwerke zu Gebote stellen, sogar in Spandau, der Citadelle von Berlin, zu größerer Garantie französische Besatzung einnehmen und ein Hülfscorps von 30,000 Mann unter General Grawert (den bald York ablöste) zuführen. Auch Kaiser Franz konnte sich dem mächtigen Impulse des kaiserlichen Schwiegersohnes in Paris nicht entziehen und wollte es nicht, denn er hegte die Hoffnung, wenn Napoleon siege, eine reiche Entschädigung zu erhalten, wenn er aber besiegt würde, sich die Allianz mit Rußland um einen noch kostbareren Preis abkaufen zu lassen. Durch Vertrag vom 14. März wurden 40,000 Oesterreicher unter dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, bisherigen Gesandten in Paris, Napoleons Fahnen zugeführt. In dem österreichischen Vertrage bestimmte ein geheimer Artikel, daß Oesterreich, wenn es in Folge einer möglichen Wiederherstellung

Polens Galizien verlieren würde, dagegen die illyrischen Provinzen zurückerhalten sollte.

Die Streitkräfte Rußlands waren um vieles geringer, als die Napoleons. Man schätzte sie im Beginne des Jahres 1812 zu 386,000 Mann Fußvolk und 70,000 Mann Reiterei, allein so viele standen nur auf dem Papier, weil die Generale immer mehr Truppen angaben und sich aus den Cassen den Sold für mehr bezahlen ließen, als vorhanden waren. Da jedoch der Krieg in Rußland selbst spielen sollte, so konnte Alexander überall auf schnelle Ergänzung seines Heeres rechnen. Ein großer Vortheil für ihn war das gute Einvernehmen, in welches er mit Bernadotte in Schweden getreten war. Dieser einsichtsvolle Mann sah so klar wie Talleyrand und Fouché, und war in der Lage, seine Meinung äußern zu dürfen. Napoleons Macht war in seinen Augen unnatürlich und hatte die schwindelnde Höhe erreicht, von wo sie früher oder später herabsinken mußte. Nun wollte er lieber zu denen gehören, die sich dereinst in die große Hinterlassenschaft Napoleons theilen würden, als zu seinen Mitschuldigen, die mit ihm stürzen würden. Zudem behandelte ihn Napoleon brutal, wollte französische Douaniers in Gothenburg, eine Menge schwedischer Matrosen für seine Brester Flotte haben ꝛc., wogegen Kaiser Alexander von Rußland durch den schlauen Czernitschef Bernadotte schmeichelte und ganz auf seine Seite zog. Ohne sich durch den Uebermuth täuschen zu lassen, mit welchem Napoleon eine ungeheure Heeresmacht nach Rußland führte, schloß er sich jetzt eng an den gefährdeten Kaiser Alexander an, durch Vertrag vom 24. März. Rußland war nun in seiner rechten Flanke gedeckt und Napoleon durfte wohl bereuen, daß er früher den Wünschen der Schweden nicht willfähriger entgegengekommen war. Hätte er den Schweden einen andern König gegeben und Finnland versprochen, würden sie auf seiner Seite gestanden seyn. Seine Politik hatte den Norden Europa's in einem Augenblick vernachlässigt, der so günstig für ihn niemals wiederkam. Er hatte dort

alles zu sehr dem Zufall überlassen. Natürlicherweise schloß sich auch England jetzt fest an Rußland an. Das förmliche Bündniß wurde jedoch erst am 18. Juli abgeschlossen.

Von nicht minder großem Werth für Alexander war sein Frieden mit der Türkei, wodurch er auch in seiner linken Flanke frei wurde. Sein Abschluß erfolgte zu Bukarest am 28. Mai unter Umständen, die bereits am Schlusse des sechsten Buchs näher erörtert worden sind. Napoleon gab sich alle mögliche Mühe, die hohe Pforte von diesem Frieden zurückzuhalten und versprach ihr sogar die Zurückgabe der Krim; aber der Sultan erinnerte sich, auf welche treulose Weise Napoleon im Jahre 1807 die Türkei im Stich gelassen habe, nachdem er sich mit Alexander versöhnt hatte, besorgte eine Wiederholung dieser Politik und ließ sich durch nichts vom Halten am Frieden mit Rußland abbringen.

Bevor Napoleon zu Felde zog, deckte er sich den Rücken. In Paris wie auf allen wichtigen Puncten des Reichs blieben hinreichende Streitkräfte unter zuverläßigen Männern zurück, um über die Sicherheit zu wachen. Doch konnte Napoleon nicht genügende Streitkräfte in Spanien hinterlassen. Hier offenbarte sich das Mißverhältniß seiner Mittel zur Größe und Menge seiner Unternehmungen. Er mußte viele gute Regimenter aus Spanien wegziehen, insbesondere Polen, die er in Rußland als Wegweiser und Dolmetscher brauchte. Er berechnete indeß, daß es ihm leicht seyn würde, wenn er nur erst in Rußland gesiegt habe, die unterdeß in Spanien unvermeidlich gewordenen Verluste rasch wieder zu ersetzen.

Die wenigste Vorsicht beobachtete Napoleon in Bezug auf die Zeit, in der er seinen Feldzug begann. Obgleich er schon längst die Besatzung von Danzig verstärkt und beträchtliche Truppenmassen allmählich vorgeschoben hatte, berechnete er die Ueberschreitung der russischen Grenze doch erst auf Ende Juni. Das war für einen Feldzug im rauheren nordischen Clima und im unermeßlich weiten Raum des russischen Reichs ein viel zu später Termin.

ſtreitet darüber, zwei franzöſiſche und eine italieniſche Ueberſetzung ſind verbreitet. Der vielgenannte Aufſatz deſſelben Verfaſſers „über das Vergängliche und Bleibende im Chriſtenthume“ legt die philoſophiſche Weltanſicht deſſelben im Allgemeinen dar und bildet ein nothwendiges Supplement zum „Leben Jeſu.“ Die Bedeutung dieſes Streites für die Tagesliteratur und den Büchermarkt ſcheint nun für Deutſchland vorüber zu ſeyn. Auch die Kölner Angelegenheiten, welche zunächſt die Theilnahme an dem ſtraußiſchen Streite zurückdrängten, ſind, wie es ſcheint, von der Tagsſchriftſtellerei nun vollſtändig ausgebeutet, nachdem ſich die Zahl der darüber erſchienenen größern oder kleinern Schriften auf nahezu 200 angeſammelt, und der Streit Leos mit den Hegelingen ſcheint jetzt das meiſte Intereſſe in Anſpruch zu nehmen.

Karl Immermann iſt als „poëta per totam Germaniam celeberrimus“ von der philoſophiſchen Facultät in Jena honoris causa zum Doctor ernannt worden.

Der königl. Regierungspräſident C. v. Schenk iſt zum ord. Staatsrath ernannt worden.

Kunſt.

Se. Majeſtät der König von Preußen hat mittelſt Kabinetsordre die Errichtung einer geographiſchen Kunſtſchule zu Potsdam bewilligt. In dieſer Schule werden junge Leute, welche ſich dem Fache eines geographiſchen und topographiſchen Kupferſtechers widmen wollen, nach einem Lehrplane unterrichtet, welcher die Genehmigung des Miniſteriums der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten erhalten hat. Die Eröffnung der Anſtalt findet am 1. April 1839 ſtatt.

In der im Oktober in München veranſtalteten Kunſtausſtellung belief ſich die Zahl der aufgeſtellten Kunſtgegenſtände, Zeichnungen der Eleven nach der Antike und Natur eingerechnet, auf etwa dreihundert.

Am 7. Sept. ſtarb in Mainz der Liedercomponiſt Joſ. Panny, 44 Jahre alt. Er war aus Kollmitzberg in Niederöſterreich gebürtig und begleitete ein Jahr lang Paganini auf ſeinen Reiſen.

Denkmäler.

Zu dem Denkmal Arminſ ſind von den Königen von Preußen, Baiern und Hannover, von den Kronprinzen von Preußen und Baiern namhafte Beiträge eingegangen und die Sache hat im ganzen preußiſchen Staat Poſitivheit erhalten.

Am 19. Okt., dem 25jährigen Jahrestage der Leipziger Schlacht, hat ſich in Frankfurt ein eigenes Comitee gebildet zur Ausſtattung des Kaiſerſaals mit guten und möglichſt getreuen Bildniſſen der deutſchen Kaiſer. Es beſteht aus zwei Mitgliedern der Adminiſtration des Städtiſchen Kunſtinſtituts, aus zwei Mitgliedern der Direction des Kunſtvereins und aus zwei Mitgliedern des Vorſtands der Geſellſchaft für Frankfurts Geſchichte und Kunſt. Nach ſtattgefundener Genehmigung des gedachten Unternehmens durch den Senat haben zwei Mitglieder jenes Comitees, welche zugleich bekannte Künſtler ſind, jedes die Ausführung eines Kaiſerbildes unentgeltlich übernommen; vier Kaiſerbilder haben die Adminiſtration des Städtiſchen Inſtituts und die Direction des Kunſtvereins bei geſchickten Künſtlern beſtellt und eines die Vorſteher einer milden Stiftung von einem jungen Künſtler, welcher in der Stiftung die Grundlage ſeiner Bildung erhalten hat.

Konrad Wiederholt, der tapfere Vertheidiger der Feſte Hohentwiel, hat ein Denkmal auf derſelben erhalten. Vorzüglich den Bemühungen des Geſchichtſchreibers von Hohentwiel, Pfarrers Schönhuth in Dietzbach, iſt es zu verdanken, daß Wagners Grabſtätte Wiederholts in Eiſen gegoſſen und am 27. Sept. 1839 auf dem noch wohlerhaltenen Portale, das über dem Felſen zur Burg führt, aufgeſtellt werden konnte.

Am 9. Mai wurde die Grabſtätte des Erzbiſchofs Ferdinand Auguſt Grafen Spiegel im Domchore mit einer bronzenen Platte bedeckt, auf welcher man das lebensgroße Bildniß deſſelben im erzbiſchöflichen Ornat, nach den beſſern im Dom befindlichen Muſtern aufgeführt, in betender Stellung erblickt. Die Leitung der Ausführung war dem Dombauinſpector Zwirner übertragen, nach deſſen Plane die Zeichnung von Lepe ſo gearbeitet worden iſt, wie ſie jetzt von P. Frank mit Kunſtfertigkeit graviert erſcheint. Den ſchwierigen Gus

Man hatte dort hunderte von Meilen zu marſchiren, um eine der Hauptſtädte zu erreichen. Wenn auch die Ruſſen wenig Widerſtand leiſten ſollten, war vorauszuſehen, das franzöſiſche Heer würde vom Winter überfallen werden. Allein niemand wußte damals, ob nicht Napoleon etwa blos Polen beſetzen und im Herbſt Halt machen würde, um im Frühjahr deſto bequemer Moskau und Petersburg angreifen zu können. Er ſelbſt hatte keinen ſo bedächtlichen Plan, ſondern hoffte raſch ſolche Siege zu erfechten, daß Alexander noch vor Eintritt des Winters um Frieden bitten würde. Zudem fürchtete er den Winter nicht. Schon zweimal, 1805 und 1807, hatte er den Ruſſen mitten im Winter Schlachten geliefert, das letztemal an den Grenzen Litthauens. Hatte er damals den Winter gut ausgehalten, warum ſollte er im Jahre 1812 nicht eben ſo glücklich ſeyn?

Am 9. Mai reiste Napoleon aus Paris ab, um ſich zur großen Armee zu begeben, die unterdeß ſchon in ſtarken Märſchen ſtaffelförmig über Elbe, Oder und Weichſel rückte. Die Kaiſerin Marie Louiſe begleitete ihn. Zum erſtenmal zog er aus wie zu Friedensbeſuchen und Feſten, nicht wie zu einem Kampf, der das Schickſal der Welt entſcheiden ſollte. Ueberall auf ſeinem Wege empfingen ihn Triumphbögen und ſiegverkündende Inſchriften, die ihm als eine Ironie des tückiſchen Glücks hätten vorkommen ſollen, da ſie ſchicklicherweiſe bis zu ſeiner Rückkehr hätten aufgeſpart werden müſſen. So ſtrahlte ihm in Würzburg die Inſchrift Victori perpetuo wie neckiſch entgegen. Die Kaiſerin und ihre Damen begleiteten ihn nur bis Dresden, wo er am 16. ankam und ſich kurze Zeit aufhielt, um die deutſchen Fürſten um ſich zu verſammeln und dieſelben durch Huld und Verſprechungen in ihrer Treue zu befeſtigen. Dahin kam zunächſt die kaiſerliche Familie aus Wien, mit welcher Marie Louiſe in die böhmiſchen Bäder gehen und von da nach Paris zurückkehren ſollte. Der König von Preußen wurde nicht erwartet, weil Napoleon anfangs im Sinne gehabt hatte, über Berlin zu gehen, wo man ſich bereits zu ſeinem

Empfange vorbereitete. Als er aber seine Route abänderte, eilte der König von Preußen, ihn noch in Dresden zu begrüßen und ihm den damals eben zum Jüngling herangereiften Kronprinzen (den jetzigen König) vorzustellen. Man bemerkte, daß Napoleon hier durch Zuvorkommenheit gegen Preußen die frühere Härte zu versöhnen suchte. Dagegen wurde das innigere Familienverhältniß zwischen Napoleon und dem Wiener Hofe durch eine geheime Eifersucht der Damen gestört. Marie Louise schien ganz Französin geworden zu seyn und überstrahlte ihre junge Stiefmutter Louise von Este, Tochter des Herzogs von Modena, mit der Pracht ihrer Brillanten. Die Rheinbundfürsten, die alle, größtentheils ebenfalls mit ihren Damen gekommen waren, wetteiferten in Ergebenheit gegen den neuen Lehnsherrn. Auch das mit anzusehen, muß den alten deutschen Kaiser tief geschmerzt haben. Nur einer der Rheinbundfürsten und, zwar der mächtigste, bis dahin eifrigste, war auffallenderweise ausgeblieben, König Max von Bayern. Sah er sich wohl als ein künftiges Opfer des neuen französisch-österreichischen Bundes an? Am dankbar ergebensten gegen Napoleon bewies sich der König von Sachsen, der in seinen Huldigungen alles Maaß des guten Geschmacks (an dem es sonst Dresden nicht fehlt) überbot und unter anderm einmal vor seinem erhabenen Gast im Theater eine ungeheure Sonne im Brillantfeuer strahlen ließ mit der transparenten Inschrift: di lui men grande ed men chiaro il sole. (die Sonne selbst ist weniger groß und scheint weniger hell, als Er). Doch überreichte bald darauf auch Deutschlands gefeiertster Dichter, der weimarische Geheimerath Göthe, der Kaiserin Marie Louise ein Huldigungsgedicht von nicht besserem Geschmack.*)

---

*) In Karlsbad. Göthe sagte darin in Bezug auf das Glück der Welt, welches durch Napoleons eigenes Glück begründet und befestigt werde:

Ein Jeder fühlt sein Herz gesichert schlagen,
Und staunet nur, denn alles ist vollbracht!
Was Tausende verwirrten, löst der Eine.

Napoleon verließ Dresden am 29. und reiste über Bunzlau, Glogau, Thorn und Danzig. In Königsberg nahm er am 12. Juni auf dem königlichen Schlosse ein Diner ein und die Ironie des Zufalls, die ihn auf dieser ganzen Reise begleitete, verschaffte den preußischen Generalen Bülow und Ziethen die Ehre, hier an der Tafel neben ihm zu sitzen und den zum erstenmal zwischen sich zu haben, dem sie einst an seinem letzten Schlachttage das kaiserliche Diadem vom Haupte reißen sollten. Zwei Tage nachher hielt er eine große Heerschau auf dem Schlachtfelde von Friedland, am 14. Juni, dem Jahrestage dieser Schlacht. Darin schien ihm eine gute Verheißung zu liegen. Er wollte im Siege da fortfahren, wo er bei Friedland aufgehört hatte. Am 22. erließ er an die nun versammelte Armee, mit welcher er in Rußland einfallen wollte, einen Tagesbefehl voll Uebermuth, worin er sich als Herr des Schicksals geberdete, jener geheimnißvollen und furchtbaren Macht, der niemand gebietet. „Soldaten, so lautete seine Rede, Rußland bricht seine Schwüre. Ein unvermeidliches Fatum wirft es dahin. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden. Vorwärts denn über den Niemen (Rußlands Grenzfluß). Der zweite polnische Krieg wird für unsere Waffen glorreich wie der erste seyn und der ihm folgende Frieden wird Rußlands Einfluß in Europa ein Ziel setzen."

Am 24. Juni überschritt die französische Armee den Niemen und betrat das russische Reich. Sie war folgendermaßen vertheilt. Das ungeheure Centrum der großen Armee unter Napoleons eigener Führung setzte bei Kowno (Kauen) über und bestand aus dem ersten Armeecorps von 72,000 Mann unter Marschall Davoust, dem dritten von 39,000 unter Ney, dem vierten von 45,000 unter dem Vicekönig Eugen, den 47,000 Mann Garden unter Mortier, der Reservecavallerie, 32,000 Mann stark, unter König Joa-

---

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersiehts im hellsten Geisteslicht.
Das Kleinliche ist alles weggenommen,
Neu steht das Reich gesichert, wie gegründet ꝛc.

chim von Neapel, zusammen 235,000 Mann. Der linke Flügel bestand aus zwei Theilen, auf dem äußersten linken sollte das bei Tilsit über den Niemen gegangene zehnte Armeecorps unter Macdonald operiren, 30,000 Mann stark. Es waren der Mehrheit nach die Preußen, von denen jedoch ein Drittheil in den Festungen zurückgeblieben war, so daß Macdonald neben 20,000 Preußen noch 10,000 Franzosen commandirte. Zwischen Macdonald und Napoleon in der Mitte sollte das zweite Armeecorps von 37,000 Mann unter Oudinot und das sechste von 25,000 Mann unter St. Cyr abgesondert operiren, gleichsam als linkes Centrum. Den äußersten rechten Flügel bildeten dagegen 34,000 Oesterreicher unter Schwarzenberg, der bei Drohiczyn über den Bug ging, und zwischen ihm und Napoleon entwickelte sich abgesondert als rechtes Centrum das fünfte Armeecorps von 36,000 Polen unter Poniatowski, das siebente von 17,000 Sachsen unter Reynier, das achte von 17,000 Mann unter Vandamme, welche sämmtlich unter den Oberbefehl des König Jerome gestellt wurden und bei Grodno über den Niemen gingen. Demnach betrug die ganze Offensivmacht, welche Napoleon im Juni nach Rußland führte 439,000 Mann. Es rückten ihr jedoch unabläßig Verstärkungen nach, den ganzen Sommer, Herbst und Winter über, Marschall Victor mit 33,000 Mann, die Divisionen Durutte und Loison von 21,000, einzelne Ergänzungsmannschaften der Regimenter 80,000 Mann, dazu Trainmannschaften der ungeheuren Zufuhren 37,000 Mann, so daß die Gesammtzahl der menschlichen Individuen, die damals dem goldenen Adler Napoleons ins Innere des russischen Reichs folgten, 610,000 Mann betrug (nach den mühsamen und genauen Berechnungen von Chambray, dem auch Clausewitz folgt). Sie führten im Ganzen 1372 schwere Geschütze mit sich, eine Artillerie, wie sie noch niemals im Felde erschienen war. Die Zahl der Fuhrwerke aber war gar nicht zu berechnen, weil bei der weiten Ausdehnung und zum Theil geringen Fruchtbarkeit des russischen Reichs so große und gedrängt marschirende Armeen nothwendig ihren Lebensbedarf selber mit sich

führen mußten und überdies die höheren Offiziere, um ſich die Winterquartiere in Rußland bequemer zu machen, auch eine Menge von unnützem Luxus nachſchleppten. Die große Armee glich unter dieſen Umſtänden nicht mehr dem Heere Alexanders, ſondern vielmehr dem des Darius. Man deutete es Napoleon an und ſah darin ein Zeichen allmählig im Heere eingetretener Verweichlichung. Aber Napoleon duldete die Luxuswagen und das überflüſſige Gepäck, weil er im Verlauf des Feldzuges von dieſen Privatpferden und Wagen im Nothfall für die Armee einen ganz nützlichen Gebrauch machen konnte. Es ſchien ihm, als könne man in ein ödes weites Land nicht genug Material einſchleppen. Dort war alles zu brauchen.

Der Kaiſer von Rußland verließ St. Petersburg am 18. April, um ſich zu ſeiner Armee an der weſtlichen Grenze zu begeben, ohne allen Pomp, von wenigen Adjutanten begleitet. Unmittelbar ehe er in den Reiſewagen ſtieg, verrichtete er aber kniend ſeine Andacht in der Kaſan'ſchen Kathedralkirche, wo der Metropolit von Nowogrod das Gebet hielt und unzähliges Volk um den Kaiſer auf den Knien lag. Am 26. April kam Alexander nach Wilna, der Hauptſtadt Lithauens, wo er zunächſt ſein Hauptquartier aufſchlug. Seine Armee zählte nur 180,000 Mann, war alſo um mehr als die Hälfte ſchwächer als die franzöſiſche. Das Gros der ruſſiſchen Armee ſtand unter dem Kriegsminiſter Barklay de Tolly (dem Sohn eines livländiſchen Pfarrers), 90,000 Mann ſtark am Niemen; ein zweites Corps von 50,000 Mann unter Bagration im ſüdlichen Lithauen, ein drittes von 30,000 Mann unter Tormaſow in Volhynien; bei allen dieſen verſchiedenen Corps waren dann noch 10,000 Koſaken vertheilt. Indeſſen wurden weiter rückwärts an der Düna und am Dniepr noch 30,000 Recruten eingeübt, erwartete man vom Süden her die Ankunft der ruſſiſchen Armee, die gegen die Türken gefochten hatte, und wurde auch im Norden ein kleines finniſches Corps unter Steinheil gerüſtet. Endlich konnte man auf den Zuzug von bewaffneten Bauern im In-

nern Rußlands rechnen, sobald Napoleon tiefer eindrang. Die anfangs an der Grenze noch schwache russische Armee mußte nach und nach im Zurückgehen sich verstärken, während die Anfangs starke französische Armee im Vorgehen sich nur schwächen konnte.

Damit war der Plan des Krieges vorgezeichnet. Die Russen mochten sich schon an den Grenzen schlagen oder nicht, sie mußten zurückweichen, weil sie nicht stark genug waren, den Stoß der französischen Uebermacht auszuhalten. So wie sie zurückwichen, mußten sie natürlicherweise alle vorhandenen Vorräthe zerstören, das Land ausleeren und dem nachrückenden Feinde nichts übrig lassen. Je tiefer er nun in das Land eindrang, je mehr er durch Entbehrungen litt, je gewisser ihn der fürchterliche Winter überfallen mußte, um so sicherer konnte die russische Armee, ihrerseits immer neu sich verstärkend, ihn im russischen Schnee ersticken oder ihm den Rückweg abschneiden, wenigstens äußerst erschweren. Schon im Mai wurden in Mailand Briefe des italienischen Staatsraths und Kammerherrn Fragnani aus St. Petersburg gedruckt, die im letzten Winter geschrieben waren und worin es unter anderm hieß, angesehene Russen hätten ihm gesagt: „zum Rückzug gezwungen, werden wir das Land hinter uns verheeren und zur Wüste machen. Unsere Kosaken verheeren binnen acht Tagen fünfzig Meilen in die Runde. Indeß vergeht die zum Kriegführen günstige Jahreszeit schnell und wenn der Schnee kommt, wird jede militairische Unternehmung unmöglich. Unsere an die Kälte mehr gewohnten Menschen und Pferde werden dann munter bleiben, der Feind aber wird den Frost nicht aushalten.“ Die geistreichen Männer im preußischen Generalstab aus Scharnhorsts Schule waren ganz derselben Ansicht und ließen durch den von Paris nach St. Petersburg abreisenden Fürsten Lieven dringend empfehlen, daß die russische Armee sich absichtlich und freiwillig zurückziehen möge, um Napoleon auf einer so unnatürlich als möglich verlängerten Operationslinie von seinen Hülfsquellen weit hinweg zu locken und dann mit

Hülfe des Winters zu verderben, wie einſt Darius den Skythen, Karl XII. bei Pultawa unterlegen ſeyen.

Nun hatte zwar General Pfuel, der aus dem preußiſchen Generalſtab in den ruſſiſchen übergetreten war und das vollſte Vertrauen des Kaiſer Alexander genoß, einen andern Plan vorgeſchrieben, Barklay nämlich ſollte ſich in einem großen verſchanzten Lager bei Driſſa an der Düna zu halten ſuchen, bis Bagration dem Feind in den Rücken fallen könne. Allein dieſer Plan konnte nicht ausgeführt werden, weil das Lager nicht haltbar genug und Bagration zu einer entſcheidenden Operation im Rücken der Franzoſen viel zu ſchwach war. Sobald ſich Alexander davon überzeugt hatte, gab er Pfuels Plan auf und befahl den Rückzug ohne Schlacht. In dieſem Syſteme, den Feind immer weiter zu locken, während man ſich ſelbſt keiner Niederlage ausſetzte und ſeine Kräfte ſparte, hätte die ruſſiſche Armee verharren ſollen; allein es war nicht möglich, den Soldaten und dem Volk die Genialität eines ſolchen Syſtems begreiflich zu machen. Der gemeine Mann bildete ſich ein, man flöhe aus Zagheit und beſchuldigte die vielen in der Armee dienenden Nichtruſſen des Verraths, ſo daß es unumgänglich nöthig wurde, wo ſich irgend eine vortheilhafte Gelegenheit dazu fand, den franzöſiſchen Waffen Stand zu halten und einen blutigen Kampf zu wagen. Somit geſchah von ruſſiſcher Seite in dieſem Feldzuge, ſo lange die Franzoſen vorrückten, eigentlich alles unfreiwillig. Der kluge Rückzug gleich im Beginn des Feldzugs war gegen die erſte Abſicht und die Ruſſen waren nur durch Napoleons Uebermacht dazu genöthigt. Im Verlauf des Rückzugs, als der Kaiſer Alexander und Pfuel nach St. Petersburg gegangen waren und Barklay freie Hand behielt, hätte dieſer Feldherr gerne jede Schlacht vermieden, aber er wurde durch das Murren der Ruſſen zum Schlagen gezwungen. Und doch, wie ſehr alles im Widerſpruch mit der Abſicht geſchah, gedieh doch alles der ruſſiſchen Sache zum Vortheil.

Napoleons Uebergang über den Niemen war vom herrlichſten

Wetter begünſtigt. Die Sonne beglänzte mit wunderbarem Schein die hunderttauſende von Bajonetten und Helmen und die ſpiegelblanken Kanonen, die ſich aus den nahen Wäldern hervor zu den Brücken drängten. Die ganze Armee war in Parade, feſtlich geſchmückt, in feierlicherer Stimmung als ſie je in früheren Feldzügen die feindlichen Grenzen beſchritten hatte, denn Napoleon hatte die Einbildungskraft ſeines Heeres mit großen Bildern erfüllt und man traute ſeinem Ehrgeiz hier wieder wie in Aegypten das Fabelhafteſte zu. Man glaubte nach Aſien zu ziehen. Dieſen poetiſchen Erwartungen entſprach nun aber auf der Gegenſeite nichts. Barklay hatte alle ſeine Truppen zurückgezogen, die Franzoſen fanden ein wenig bebautes, von Wald durchſchnittenes, einförmig ebenes Land, ſo langweilig als möglich. Einige Tage ſpäter fiel unerquicklich kaltes Regenwetter ein und bei der Eile, mit der Napoleons Ungeduld die Truppen vorwärts trieb, blieben die Proviantwagen zurück. Die Pferde mußten mit grünem naſſen Futter vorlieb nehmen, die Menſchen in den weitauseinanderliegenden und armen Dörfern plündern. Schon früher auf dem preußiſchen Gebiet war bitter geklagt worden von den vorwärts getriebenen Soldaten über Mangel an Verpflegung, und von den Bauern über Plünderung. Die Schuld lag an der Eile des Marſches. Napoleon hatte reichlich für Vorräthe geſorgt, die Magazine überfüllen und unzähliges Fuhrwerk herbeiſchaffen laſſen. Aber die Brod- und Mehlwagen, die Viehheerden ꝛc. konnten den raſchen Colonnen nicht folgen, mit denen Napoleon den vor ihm fliehenden Barklay zu erreichen und aufs Haupt zu ſchlagen trachtete. Er ſtellte ſich zwar über die Unordnungen und Plünderungen ſehr zornig, aber er beſtrafte ſie nicht ernſtlich. Er wußte wohl, um dieſen Uebeln zu ſteuern, müſſe er langſam marſchiren laſſen, aber ſchnell an den Feind zu kommen und Siege zu erfechten, war ihm mehr werth, als Menſchen und Pferde zu ſchonen, deren er ja genug hatte.

Am 29. Juni zog er in Wilna ein, ohne einen Feind geſehen

zu haben. Hier nun beſtürmte ihn die männliche und weibliche Blüthe des polniſchen Adels, die Wiederherſtellung Polens zu decretiren. Niemand zweifelte, daß er es thun werde. Es ſchien ſo nahe zu liegen, Rußland durch ein neuerſtarktes Polen zu ſchwächen. Napoleons eigenes Intereſſe ſchien es zu fordern, abgeſehen von der Dankbarkeit, die er den Polen für ihre Frankreich ſo lange geleiſteten Dienſte ſchuldig war, und von den Verſprechungen, die er ihnen in früheren Zeiten gemacht hatte. In Tilſit hatte ihn nur die Rückſicht auf Rußland zurückgehalten; dieſe Rückſicht war jetzt weggefallen und ganz Polen erwartete nun von ihm das große Wort der Erlöſung. Der König von Sachſen beſorgte nun, Polen könne ihm bei dieſem Anlaß entſchlüpfen, begünſtigte daher die Bewegung und ſuchte ſie für ſich auszubeuten. „In Erwägung der Zeitumſtände, welche der Nation eine erhabene Beſtimmung prophezeien ꝛc.," befahl er ſchon am 6. Mai eine polniſche Centralregierung proviſoriſch in Warſchau zu organiſiren. Sodann berief er am 9. Juni einen polniſchen Reichstag nach Warſchau aus, der am 26. wirklich unter Leitung des Fürſten Adam Czartoryski zuſammentrat und ſchon am 29. eine Adreſſe an den König von Sachſen als Großherzog von Warſchau erließ, er möge genehmigen, daß Polen wieder den Titel eines Königreichs annehme. Zugleich inſinuirte man ihm, er möge den Fürſten Poniatowski zum Vicekönig ernennen. Eine große Adreſſe litthauiſcher (bisher Rußland unterthäniger) Edelleute verlangte vom Reichstag die Wiedervereinigung Litthauens mit Polen (des geharniſchten Reiters mit dem weißen Adler im altpolniſchen Wappen). Ganz unerwartet aber dämpfte Napoleon dieſen Enthuſiasmus, indem er zu Wilna den polniſchen Deputirten erklärte, er habe dem Kaiſer von Oeſterreich die Integrität ſeiner Staaten garantirt und mithin könne keine Rede davon ſeyn, Gallizien aus dem Verbande des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates herauszureißen, um es mit dem wiederhergeſtellten Polen zu vereinigen. Die Wiederherſtellung auch des übrigen Polen ſtehe noch in Frage, denn erſt müßte ſie durch die einmüthi-

gen und äußerſten Anſtrengungen der bisher ruſſiſchen Polen von dieſen anerkannt und ermöglicht werden. Er ermahne daher, ſich keinen voreiligen Hoffnungen hinzugeben, aber alles zu thun, was erforderlich ſey, um den Anſpruch zu rechtfertigen und ſpäterhin geltend zu machen. Er bezweckte dabei zweierlei, einmal den Eifer der Polen unmittelbar im Kriege mit Rußland auszubeuten, ſodann freie Hand zu behalten. Die Rückſicht auf Oeſterreich war nur ein Vorwand, er hatte in ſeinem geheimen Vertrage mit Oeſterreich die Abtretung Galiziens allerdings ſchon für einen gewiſſen Fall vorausbedungen, was er aber klüglich den Polen verſchwieg. Sein Hintergedanke war, ſich mit Kaiſer Alexander, nachdem er ihn durch Niederlagen gehörig würde mürbe gemacht haben, wieder zu verſöhnen und in noch größere Abhängigkeit von ſich zu verſetzen wie früher. Die Dienſte, die ihm alsdann Rußland leiſten konnte, wogen ſchwerer bei ihm, als die Dienſte Polens, auf die er rechnen konnte, auch wenn er keinen Preis dafür bewilligte. Fain, welcher Napoleon in dieſem Feldzuge als ſein Sekretär begleitete, erklärt alles, indem er bemerkt, Napoleon habe damals zu einem ſeiner Miniſter geſagt: „Die Polen ſind nicht die Urſache des Kriegs, ſie dürfen auch kein Hinderniß des Friedens ſeyn, aber ſie können uns ein Mittel für den Krieg werden.“ Aber das Mittel wurde nicht gehörig benutzt. Polen war voll kriegsluſtiger Menſchen, aber zu den Rüſtungen fehlte Geld und das wollte ihnen Napoleon nicht vorſtrecken. Hätte er Polen aufrichtig wohlgewollt, Geld hergegeben und ein großes Nationalheer daſelbſt organiſirt, ſo würde ihm daſſelbe die größten Dienſte gegen Rußland geleiſtet haben.*) Wenn es wahr iſt, was Toll in ſeinen Memoiren berichtet, ſo handelte Napoleon unverantwortlich treulos, indem er ruſſiſche Banknoten, die er zu Millionen hatte verfertigen laſſen, namentlich den Sachſen-Polen anhing.

*) Von allen Truppentheilen Napoleons, die aus Moskau zurückkehrten, hatten die Polen allein ihre Kanonen erhalten, weil ſie und ihre Pferde das rauhe Clima gleich den Ruſſen ertrugen.

beſorgte der Glockengießer G. Claren in Singlar, nachdem manche anderweitige Verſuche mißlungen waren.

Das Denkmal des Kaiſers Franz, welches Prof. Joſ. Schaller in Wien in Auftrag der Kreisſtadt Stanislawow in Gallicien aus welchem Metall gearbeitet, iſt nun daſelbſt vor dem Kreisamtsgebäude aufgeſtellt. Es iſt im Ganzen 15½, die Statue ſelbſt 6½ Fuß hoch.

Der Bergmannsſtand Sachſens beabſichtigt die letzte Ruheſtätte des abgeſchiedenen Oberbergbauptmanns Freiherrn v. Herder, die von ihm hierzu gewählte alte Bergbalde, mit einem Denkmale zu zieren, und es hat ſich in Freiberg ein Comitee zu dieſem Zwecke gebildet, welches zu Beiträgen auffordert.

Induſtrie und Handel.

Am 17. Sept. iſt zu Mailand ein Handelsvertrag zwiſchen Oeſterreich und England abgeſchloſſen worden. Nach einer Beſtimmung deſſelben ſoll der alte Trajanskanal wieder hergeſtellt werden, welcher, von der Gegend von Sitiſtria an, die Donau in gerader Linie mit dem Meere verbindet. Durch dieſe Maaßregel würde nicht allein der Weg für die Dampfſchiffe um ein Beträchtliches verkürzt, ſondern auch dadurch erleichtert, daß das ruſſiſche Gebiet ganz umgangen wäre.

Ueber das Gebirge Sömmering, die Grenzſcheide zwiſchen Stenermark und Oeſterreich, iſt eine neue Straße ausgeſteckt, und ſchon im Oktober vorigen Jahrs unter der Leitung des Bauingenieurs Plaudn Hand an das Werk gelegt worden. Die Steigung ſoll nur ½ bis ½ Zoll am Klafter betragen und die Fahrten ohne Vorſpann oder Hemmſchuh zu unternehmen ſeyn. Die Koſten ſind auf 600,000 fl. Conv.-Münze angeſchlagen.

Das Handlungshaus Moriz Edekauer und Sohn in Prag hat im Oft. 1839 ein Privilegium erhalten, um Dampfſchiffe erbauen und dadurch eine Verbindung zwiſchen Prag und Dresden unterhalten zu dürfen. Die Reiſe zwiſchen dieſen Städten wird auf dieſe Weiſe in ganz kurzer Zeit zurückzulegen ſeyn.

Durch königl. Kabinetsordre wird die Herabſetzung der für Steinkohlen zu erlegenden Eingangsabgabe, beim Eingang der Kohlen auf der preußiſchen Seegrenze und auf der Elbe von 1¼ Sgr. bis auf ½ Sgr. für den Centner vom 1. Jan. 1839 an genehmigt.

Am 29. Okt. fand die feierliche Eröffnung der ganzen Berlin-Potsdamer Eiſenbahn ſtatt.

Se. Majeſtät der König von Bayern hat in Betreff der Richtung, in welcher die Nürnberg-Bamberger Nordgrenzbahn von Nürnberg aus nach Erlangen geführt werden ſoll, entſchieden, daß es bei der früher vom Ausſchuß beantragten und ſchon vor der Generalverſammlung am 9. Jul. genehmigten Richtung über Poppenreuth am Fürther Kanalhafen hin ſein Bewenden haben ſoll.

Seit dem 15. Okt. iſt in Augsburg eine neue Mühle, die Ludwigsmühle, im Gange, welche nach dem Frauenfelder Walzſyſteme eingerichtet und die erſte dieſer Art dieſſeits des Rheins iſt. Dieſelbe kann täglich 300 Ctr. Mehl von vier Sorten liefern. Die erſte Sorte verſorgt die Königliche Tafel in München.

Die großherz. heſſiſche Regierung hat an die badiſche das Anſuchen geſtellt, es möge der für den Eiſenbahnbau zwiſchen Mannheim und Frankfurt zu Darmſtadt beſtehenden proviſoriſchen Geſellſchaft die Erlaubniß ertheilt werden, die erforderlichen Vorarbeiten, welche innerhalb des Großherzogthums Heſſen bereits begonnen haben, ſogleich auch auf badiſchem Gebiete, in der Richtung von der heſſiſchen Grenze nach Mannheim, fortſetzen zu laſſen. Dieſe Erlaubniß iſt unter der Bedingung ertheilt worden, daß die proviſoriſche Geſellſchaft ſich bereit erklärt, für etwaige Beſchädigung des Privateigenthums die angemeſſenen Entſchädigungen zu leiſten.

Obwohl man ſeit mehreren Jahren faſt die Hoffnung aufgegeben hatte, neben dem ehemaligen rechten Ufer des Neckarbettes in der Bergſtraße Torf zu finden, hat man doch noch einen letzten Verſuch angeſtellt und zwar mit dem glücklichſten Erfolge. Man hat bei Wendsheim wie bei Heppenheim Torf der beſten Art gefunden und in einer Menge, daß er für hundert Jahre für beide Orte ausreichen ſoll.

Die altpolniſchen Provinzen, die ſich am längſten, ſchon ſeit vierzig Jahren, in ruſſiſcher Gewalt befanden und zum Theil ſchon graeciſirt waren (denn die Kaiſerin Katharina II. hatte in einem einzigen Jahre an zweihundert katholiſche Kirchen in griechiſche umwandeln laſſen), theilten die Sympathien von Warſchau und Wilna nicht; die Litthauer ſelbſt aber erfuhren in ſo ſchrecklichem Grade die Uebel des Truppendurchmarſches, daß ſie zu Rüſtungen nur wenig Muße und Muth übrig behielten. Während die jungen franzöſiſchen Offiziere beim Durchmarſch vom Anblick der reizenden Damen an den Fenſtern von Wilna entzückt und bezaubert wurden, war von ritterlicher Galanterie beim Marſch durch die Dörfer keine Spur zu ſehen, vielmehr übten die hungernden und raubgierigen Soldaten auf den abgelegenen und unbeſchützten Schlöſſern des litthauiſchen Adels alle die Greuel, an die ſie in Spanien gewöhnt waren. Roman Soltyk, einer der feurigſten Patrioten Polens, der im Hauptquartier Napoleons als Adjutant und Dolmetſcher diente, erzählt ſelbſt, wie die franzöſiſchen Marodeurs Schlöſſer geplündert und in Aſche gelegt, die vornehmſten Herren mißhandelt, die Damen geſchändet, zur Flucht in die Wälder genöthigt und dem entſetzlichſten Elend Preis gegeben hätten, und wie dieſer Jammer wegen der weiten Ausdehnung der durchziehenden Heere ſich über das ganze Land ausgebreitet habe. Das war die nothwendige Folge der großen Eile Napoleons. Billig aber muß man fragen, ob er nicht beſſer gethan haben würde, langſam vorzurücken, nach einem ganz andern Syſtem zu verfahren, ſich im Jahre 1812 mit der Beſitznahme und geordneten Organiſation Litthauens und Volhyniens zu begnügen, die Polen, anſtatt ſie zu ruiniren, vielmehr zu ſchonen und ihre Stärke zu verdoppeln und dann erſt 1813 die Eroberung Rußlands bequem fortzuſetzen? Er erſchöpfte Polen dermaßen, daß es ihm auch im Fall ſeines Rückzugs keine Stütze mehr bieten konnte. Die Ruſſen handelten viel verſtändiger, indem ſie ihrerſeits Litthauen ſchonten und auf ihrem Rückzug hier die Zerſtörung der Dörfer und Städte noch nicht be-

gannen. Es mußte ſpäter dem Kaiſer Alexander zum Vortheil gereichen, wenn die ruſſiſch gewordenen Polen ſich geſtehen mußten, die Verheerung ihres Landes ſey nicht von den Ruſſen, ſondern nur von den Franzoſen ausgegangen. Napoleons Verfahren gegen die Polen war nicht ein kluges und großmüthiges Sammeln und Aufrichten, ſondern ein rohes Niederreiten der hülfeflehenden Freunde.

Da Barklay ſo wenig im Lager von Driſſa, wie in Wilna, Stand hielt, ſondern ſich auf Witebsk zurückzog, folgte ihm Napoleon wie der blutgierige Jäger dem vorſichtigen Wilde nach, entſandte aber außer der Armee Jerome's auch noch ein ſtarkes Corps von Davouſt, um Bagration abzufangen, der ihm jedoch zu Davouſts großem Aerger durch die Ungeſchicklichkeit Jerome's in der Gegend von Minsk entſchlüpfte und nach einem kurzen Rückzugsgefecht gegen Davouſt bei Mohilew am 23. Juli glücklich über den Dniepr kam. Napoleon ſtellte nun Jerome unter Davouſts Oberbefehl, was jener ſo übel nahm, daß er das Commando ganz niederlegte und grollend nach Weſtphalen zurückkehrte. Auch der Kronprinz von Württemberg, welcher erkrankt war und überdies von Napoleon harte Reden hatte anhören müſſen, kehrte zurück und überließ den Befehl über die Württemberger dem General Scheler. Napoleon war allein ſelber Schuld daran, wenn die Württemberger gleich allen andern Truppen durch Selbſthülfe in den Dörfern ſich die kargen Lebensmittel verſchafften, denn er ſorgte nicht für die Verpflegung. Man macht ſich einen Begriff von den Leiden der Truppen, wenn man erfährt, daß von den 16,000 Württembergern, die in's Feld gegangen, in Witebsk nur noch 4500 übrig waren, alle andern waren auf dem ununterbrochenen Eilmarſch vor Erſchöpfung, Hitze, Hunger und Durſt verſchmachtet oder krank und elend zurückgeblieben. Ein ähnliches Verhältniß fand bei allen Armeecorps Statt. Ein Drittel der Armee, die am Niemen ausmarſchirt war, blieb zwiſchen hier und Witebsk liegen, ohne einen Feind geſehen zu haben. Die Soldaten hatten kein

Brod, nicht einmal immer Mehl, das sie zu einem Brei kochten, und mußten oft vom unreifen Getreide leben. Zudem sind Rußlands weite Ebenen trocken, die wenigen Bäche und Pfützen waren von der Sonne ausgetrocknet und von den Russen verschlammt. Es fehlte also auch häufig Tage lang an Wasser.

Erst vor Witebsk schien Barklay eine Schlacht annehmen zu wollen. Napoleons Vortrapp unter Murat hatte bedeutende Rückzugsgefechte mit dem russischen Nachtrapp unter Ostermann und Pahlen bei Ostrowno zu bestehen, am 25. bis 27. Juli, aber die gehoffte Schlacht blieb aus, Barklay zog sich auf Smolensk zurück, um sich hier mit Bagration zu vereinigen. Napoleon verweilte nun in Witebsk bis zum 8. August, um seine Truppen inzwischen verschnaufen zu lassen und eine Menge Nachzügler an sich zu ziehen. Hier stießen auch die Truppen Jerome's und Davousts wieder zu ihm. Da Napoleon am Niemen im Centrum 235,000 und Jerome im rechten Centrum 70,000 Mann gehabt hatte, jetzt aber alle diese wieder vereinigten Corps nur noch 185,000 Mann zählten, war mehr als ein Drittel der Armee unterwegs verloren gegangen und doch hatte man erst ein Paar Gefechte geliefert. Witebsk liegt noch innerhalb des alten Polen, erst bei Smolensk beginnt das alte Rußland. Witebsk liegt an der Düna, hat daher eine unmittelbare Wasserverbindung mit Riga, wohin der linke Flügel des französischen Heeres unter Macdonald vorgeschoben worden war, und mit Polozk, wohin das linke Centrum unter Oudinot und St. Cyr gerückt war. Von Witebsk aus konnte Napoleon auch dem rechten Flügel unter Schwarzenberg in Volhynien noch die Hand reichen, und wenn er sich nicht schon so sehr erschöpft hätte, würde er das frühere rechte Centrum, welches er an sich gezogen hatte, jetzt unter Davoust wieder haben entsenden können, um in Verbindung mit Schwarzenberg den von Süden her aus der Türkei vorrückenden Russen wirksam entgegenzutreten. Seine Stellung war alsdann abgerundet, er hütete das alte Polen, machte nach allen Seiten gegen die viel schwächeren russischen Heere Front

und konnte sie an sich kommen lassen. Er würde sie auf allen Puncten geschlagen und geschwächt haben. Wenn er hier gewartet hätte, würde er die so sehr von ihm ersehnten Schlachten viel früher und mit gewisserem Erfolge haben liefern können und entweder noch vor dem Winter Alexander zum Frieden bewogen oder mit ungeschwächter Heereskraft überwintert und im nächsten Frühling und Sommer den Frieden in Moskau und St. Petersburg erobert haben. Allein er hatte schon einen großen Theil seines herrlichen Heeres durch Uebereilung eingebüßt und Polen viel mehr zerrüttet als organisirt. Das Verhängniß riß ihn immer weiter in's Verderben. Nach Fains Zeugniß (welches viel unbefangener ist, als das gehässige und erlogene von Segur und das beschönigende von Gourgaud) sagte Napoleon den Marschällen, die ihm damals Vorstellungen machten, eine Ueberwinterung in so weit auseinanderliegenden Cantonirungen in einem Bogen von Riga über Polozk, Witebsk, Minsk und Volhynien sey unthunlich, setze jedes einzelne Winterlager dem Angriff feindlicher Uebermacht aus und gewähre den in seinem Rücken sich wahrscheinlich anspinnenden Intriguen in Deutschland und Frankreich allzu langen und freien Spielraum. Man hätte ihm nun entgegnen können, unter diesen Umständen sey es besser, die Winterquartiere etwas mehr zu concentriren und daher etwas weiter zurückzuverlegen. Aber Napoleon erklärte, eine einzige große Schlacht werde alles ausgleichen und diese müsse man aufsuchen. Schon zweimal hatte er in Hauptschlachten, 1805 bei Austerlitz und 1807 bei Friedland, die Russen überwunden und jedesmal hatte Kaiser Alexander unmittelbar darauf um Frieden gebeten. Napoleon zweifelte nicht, dasselbe würde sich zum drittenmal wiederholen und er dürfe nur in einer Hauptschlacht siegen oder Moskau einnehmen, so werde Alexander in der ersten Bestürzung gleich wieder um Frieden bitten. Zog ihn Barklay nun auch immer tiefer in's Innere Rußlands hinein und mußte die französische Armee auf ihrem Marsche noch immer mehr Verluste leiden, so glaubte Napoleon doch immer noch Streitkräfte genug beisammen

zu behalten, um eine Hauptschlacht gewinnen zu können. Darum trieb er seine ermüdeten, aber treuen und gleich ihm schlachtbegierigen Truppen unaufhaltsam vorwärts.

In Smolensk war Bagration zu Barklay gestoßen und hatte sich zwar freiwillig dem Oberbefehl desselben unterworfen, verlangte aber als Schüler Suwarows noch eine Schlacht, indem er nach der Vereinigung beider russischer Heere stark genug zu seyn glaubte, um das Feld halten zu können. Barklay, der für einen Fremden angesehen wurde, weil er als Livländer mehr Deutscher als Russe war, glaubte dem wilden Drängen nachgeben zu müssen, um jeden Verdacht der Feigheit oder des Verraths von sich abzuweisen, traf aber solche Anstalten, daß er, wenn Bagration erst das Unthunliche eines Entscheidungskampfes nach einem ersten Versuch begriffen haben würde, die Armee mit möglichst wenig Verlust retten konnte. Zugleich nahm er darauf Bedacht, in Smolensk den Anfang mit dem skythischen System zu machen, welches er im ganzen Altrußland durchführen wollte, nämlich die Städte und Dörfer zu verbrennen, die Einwohner fortzutreiben, alles zu zerstören und dem Feinde nur eine Wüste übrig zu lassen. Eine russische Division unter Neworowskoi, die bei Krasnoi den Weg nach dem nahen Smolensk sperrte, wurde am 13. August (an Napoleons Geburtstage) von Murat zurückgeworfen und am folgenden Tage begann der Sturm der Franzosen auf Smolensk. Diese echt russische Stadt war ringsum mit hohen uralten Mauern umgeben und durch den Dniepr geschützt, groß und regelmäßig gebaut, voll prächtiger Kirchen mit goldenen Kuppeln und zahlreichen kleinen Thürmen, die zwischen den niedern hölzernen Häusern und den besser gebauten Magazinen und Kaufmannsquartieren lagen. Ein befremdlicher und wunderbarer Anblick für die Abendländer, die hier zum erstenmal eine halborientalische Stadt sahen, aber ein Trost für die von Entbehrungen erschöpften Soldaten, die hier Sieg und Ruhm und zugleich nach langer Zeit zum erstenmal wieder städtische Bequemlichkeiten und eine reiche Beute zu finden hoff-

ten. Zwei Tage lang griffen ſie die Stadt an, ſchlugen ſich mit den Ruſſen in den Vorſtädten und um die Citadelle und machten einen vergeblichen Verſuch, in die dicken Mauern Breſche zu ſchießen. In der Nacht des 17. Auguſt ſahen ſie mit Schrecken hinter den hohen Mauern Feuer auflodern, welches ſich bald über den größten Theil der Stadt ausbreitete. Die etwas entfernter bivouakirenden Truppen hatten den Anblick des ungeheuren Brandes über grüne Waldflächen noch mehr im Ganzen und Großen als die, welche unmittelbar vor der Stadt lagen und mehr nur durch die Schießſcharten der langen Mauer in die Gluth hineinſahen. Am 18. gelang es den leichten Truppen, am Waſſer hinſchleichend, in die Stadt zu bringen, die von den ruſſiſchen Soldaten und Einwohnern verlaſſen und ganz vom Feuer in Beſitz genommen war. Den angeſtrengten Bemühungen der Franzoſen gelang es doch nur einen kleinen Theil der Häuſer zu retten.

Da Smolensk nicht feſt genug war, um einen ernſten Stoß des Feindes auszuhalten, hatten die ruſſiſchen Feldherrn es vorgezogen, die Stadt und ihre reichen Vorräthe zu vernichten und ſich hinter derſelben in einer guten Stellung bei Valutina Gora aufgeſtellt, um hier die Schlacht anzunehmen. Napoleon eilte, ſie anzugreifen, immer beſorgt, ſie könnten ihm wieder entwiſchen. Man kämpfte am 19. den ganzen Tag mit äußerſter Erbitterung bis in die Nacht. Napoleon behauptete das Schlachtfeld und verſicherte, er würde die Ruſſen vernichtet haben, wenn nicht Junot auf unbegreifliche Weiſe dem Befehl, mit ſeinem Corps vorzurücken, ungehorſam geworden wäre. (Junot war geiſteskrank, in Folge ſeiner Ausſchweifungen und ſeiner in Portugal mißlungenen ehrgeizigen Pläne, ſeine Krankheit nahm zu und er endete nach dem Kriege in völligem Wahnſinn.) Bagration hatte die Luſt gebüßt und zog in der Nacht willig mit Barklay ab. Sie waren noch gut genug davon gekommen, hatten den Heldenmuth ihrer Truppen gegen eine beträchtliche Uebermacht erprobt und den Franzoſen großen Schaden gethan. Man ſchätzt den Verluſt der letz-

ren vor Smolensk und bei Valutina auf 20,000 Mann. In der Asche der Stadt wälzten sich viele tausend Verwundete, unter denen die russischen meist zu Grunde gingen, weil die Sieger kaum die ihrigen hinlänglich pflegen konnten. Erst nach und nach kamen Zufuhren aus Litthauen an und wurden zu Smolensk in allen noch übrigen Gebäuden Magazine und Spitäler angelegt.

Napoleon zog auf der Straße nach Moskau weiter, fand aber unterwegs die Städte eben so systematisch verbrannt und von allen Einwohnern entleert, wie Smolensk. So Dorogobusch und Wiazma. Ehe ein Franzose hinkam, lag alles schon in Asche. Die Russen ließen aber ausſprengen, die Franzosen seyen es, die das Land auf diese grausame Weise verwüsteten, um das Volk in der Ferne zu desto wilderer Racheluſt aufzureizen. Gsyat soll indeß wirklich von den Franzosen aus Unachtsamkeit in Brand gesteckt worden seyn.

Am 27. August*) stieß Miloradowitsch mit 15,000 Russen bei Wiazma zu Barklay und zog sich mit ihm weiter gegen Moskau zurück, am 29. August traf endlich auch der alte narbenvolle und einäugige Kutusow, bisher Oberbefehlshaber gegen die Türken, im russischen Hauptquartier ein und übernahm auf des Kaisers Befehl das Commando. Barklay ordnete sich ihm willig unter, Bennigsen wurde Chef des Generalstabs. Seine Armee brachte aber Kutusow nicht mit, sie war unter Tschitschagow gegen Schwarzenberg geschickt worden, um in Napoleons Rücken zu operiren. Dagegen stießen bei Borodino noch 10,000 russische Recruten zum Hauptheer, das nun wieder 120,000 Mann stark war. Kutusow galt bei den Russen als zweiter Suwarow und war ihr Liebling. Setzte er auch nicht in so hohem Grade wie Bagration sein Vertrauen in einen Sieg, so wollte und konnte er doch sein Commando nicht mit einem Rückzugsbefehl beginnen und Moskau ohne Schwert-

*) An demselben Tage kam Kaiser Alexander mit Bernadotte zu Abo zusammen.

ſtreich Preis geben. Er nahm daher eine Stellung bei Borodino, unfern von dem Flüßchen Moskwa, und deckte ſich die eine Seite mit Sümpfen und Wäldern, die andere mit ſchnell aufgeworfenen Redouten, am 4. Sept. Schon am folgenden Tage näherte ſich ihm die große franzöſiſche Armee, damals noch 130,000 Mann ſtark, auf der Hauptſtraße nach Moskau, die mitten durch die ruſſiſchen Linien führte. Beide Armeen brannten vor Begierde, ſich zu ſchlagen. Die Stimmung der Ruſſen ſpiegelt ſich in den Proclamationen, durch die man ſie erhöhte. Schon am 18. Juli hatte Kaiſer Alexander allen ſeinen Ruſſen zugerufen: „vereinigt euch, das Kreuz in eurem Herzen und das Eiſen in euren Händen.“ Aehnliches ſprach gleichzeitig die heilige Synode von Moskau. Sie ſprach mit Stolz und Sicherheit von der Höhe der morgenländiſchen Kirche auf die Zerrüttungen der abendländiſchen hinab. „Das ruſſiſche Kaiſerthum und die ruſſiſche Kirche, ſo lautete ihr Aufruf, waren lange mitleidige Zuſchauer des Unglücks, welches die Nationen durch ihre Vergeſſenheit des höchſten Gottes auf ihre Häupter herabriefen. Ein ehrgeiziger und unerſättlicher Feind, dem alle heiligen Eide nur Spott ſind, dringt in das Herz unſeres Landes. Geliebte Kinder unſerer Kirche, vertheidigt den Glauben eurer Väter. Wir rufen euch mit Tönen der Poſaunen auf, ihr Diener der h. Altäre. Begeiſtert eure Krieger mit der Hoffnung auf den Herrn“ ꝛc. Aus dem brennenden Smolensk hatten die Ruſſen ein hochverehrtes Muttergottesbild gerettet. Das ließ jetzt Kutuſow feierlich in ſeinem Lager umhertragen und ſprach zu den Soldaten: „ihr ſeht in dieſem Bilde eine Fürbitte bei Gott, daß er ſich mit uns gegen den Tyrannen der Erde verbünde. Nicht zufrieden, Millionen von Menſchen, Ebenbildern Gottes zu zerſtören, dringt dieſer Erzrebell gegen alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit bewaffneter Hand in unſer Allerheiligſtes, ſtürzt unſere Altäre und wollte ſelbſt dieſes heilige Bild der Entweihung des Zufalls, den Flammen und gotteslästernden Händen Preis geben. Wie ein Wurm aus dem Staube geboren, iſt

er groß geworden und bedroht unſere Altäre, aber Gott wird uns mit ſeinem Schilde decken und der h. Michael ihn mit dem Schwerte treffen."

Von dieſer heiligen Erwärmung war im franzöſiſchen Lager gegenüber nichts wahrzunehmen. Hier freute man ſich auf die Schlacht nur, weil man mit ihr endlich den Frieden, die erſehnte Ruhe nach ſo unerhörten und langen Entbehrungen zu erkämpfen hoffte. Dieſer Stimmung entſprach auch Napoleons Aufruf zur Schlacht: „Soldaten, die lang gewünſchte Schlacht wird beginnen. Der Sieg liegt in eurer Hand, er iſt uns nöthig, er wird uns Ueberfluß, gute Winterquatiere und ſchleunige Rückkehr ins Vaterland bringen." Er wußte genau, um was es ſeinen abgehetzten Truppen eigentlich zu thun war. Zum Schluß erinnerte er ſie aber, wie ſehr es ihnen ſpäterhin zum Ruhm gereichen würde, ſagen zu können, „auch ich war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau." Unmittelbar vorher hatte Napoleon die Nachricht von Marmonts Niederlage bei Salamanca erhalten, die neuen Sorgen um Spanien mußten ihm daher einen entſcheidenden Sieg über die Ruſſen noch wichtiger machen. Auch hatte man ihm ein ſchönes Portrait des jungen König von Rom geſchickt. Er ſtellte es vor ſeinem Zelte aus, damit es ſeine alten Grenadiere betrachten konnten, ließ es aber plötzlich wieder wegnehmen, indem er bemerkte: „das Kind blickt zu früh in die Schlachtfelder."

Schon am 5. September ließ Napoleon einige vorgeſchobene Schanzen der Ruſſen erſtürmen, der Hauptkampf begann aber erſt am 7. Als die Sonne blutig über der weiten Ebene aufging, ſagte Napoleon: „das iſt die Sonne von Auſterlitz." Kutuſow hatte einen kleinen Höhenzug, der ſich jedoch nicht mehr als 20 Fuß über die umliegende Ebene erhob, ſtark mit Geſchütz verſehen und ſeine Truppen dahinter zuſammengehalten. Die ganze Breite ſeiner Schlachtſtellung betrug nur 8000 Fuß und ſeine Corps ſtanden ſo nahe hinter einander, daß die franzöſiſchen Kugeln, welche die

erſte Linie verſchont hatten, um ſo gewiſſer in die zweite und dritte ſchlugen. Napoleon griff zuerſt den linken Flügel der Ruſſen an, da ſie ſich aber hier alsbald verſtärkten, das Centrum ſelbſt. Maſſe drückte gegen Maſſe. Es war ein fürchterliches, nie vorher geſehenes Morden, denn von beiden Seiten ſchlugen die Kanonenkugeln in dichte Menſchenhaufen ein. So lange die Ruſſen ihre Redouten behaupteten, war der Verluſt auf franzöſiſcher, ſobald die Franzoſen ſie aber wegnahmen und die Kanonen umkehrten, auf ruſſiſcher Seite größer. Die ſchon weit vorgerückten Franzoſen wurden durch eine gewaltige Anſtrengung der Ruſſen wieder zurückgeworfen, die Redouten wieder erobert. Schon flohen die franzöſiſchen Regimenter, die Murat vergeblich zurückzuhalten ſuchte, und der letztere war nahe daran gefangen zu werden, als die hier auf 2000 Mann herabgekommenen Württemberger ſich durch die fliehenden Franzoſen hindurch auf die Redouten ſtürzten, den König von Neapel retteten und den Platz feſthielten. Eine ſehr ſchöne Waffenthat, welche die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber des Krieges verſchweigen. Die Schlacht ſtand noch immer. Kutuſow zog ſich ungeheuren Menſchenverluſt zu, indem er durchaus nicht weichen wollte und doch dem von den eroberten Redouten aus verdoppelten Feuer Napoleons ausgeſetzt war. Erſt die Nacht machte dem Kampf ein Ende, worauf die Ruſſen ſich in guter Ordnung zurückzogen, denn ſie waren zu ſehr geſchwächt worden, um den Kampf am nächſten Tage erneuern zu können. Sie hatten den tapfern Bagration, den General Tuſchkow, viele andere Generale durch den Tod verloren. Ihren Geſammtverluſt an Todten und Verwundeten berechnet man auf 30,000 Mann. Auf franzöſiſcher Seite waren die Generale Coulaincourt (Bruder des Herzogs von Vicenza), Montbrun ꝛc. gefallen und betrug der Geſammtverluſt 20,000 Mann. Ney, der ſich hier wieder beſonders ausgezeichnet hatte, wurde zum Fürſten von der Moskwa ernannt. Das Schlachtfeld ſah um ſo ſchrecklicher aus, als man in engem Raum gefochten hatte und überall die Wundärzte und

In der Nähe von Zwickau iſt von der Leipziger Steinkohlencompagnie ein Steinkohlenflager gefunden worden, bis heute 16 Fuß mächtig, ohne noch völlig durchbohrt zu ſeyn. Die Bohrverſuche werden fortgeſetzt, und man ſieht der Mittheilung der weitern Erfolge dieſer für die vaterländiſche Induſtrie ſo wichtigen Unternehmungen entgegen.

In Hamburg hat ſich ein proviſoriſches Comitee für eine Eiſenbahn von Hamburg nach Bergedorff oder weiter bis an die Elbe und die Grenze des Hamburg-Lübeckiſchen Gebiets gebildet. Die Bahn, deren Koſten auf 1,100,000 Mark Banko veranſchlagt ſind, ſoll auf Actien zu dem Geſammtbetrage von 1½ Mill. Mark Banko angelegt werden, wozu die Einzahlung am 21. Nov. beginnt.

Preisaufgaben.

Der Volksſchulverein in Würtemberg ſetzt einen Preis von 100 fl. auf die beſte bis zum 1. Sept. 1839 an den Pfarrer Wolff zu Beinſtein eingeſandte Bearbeitung der fünf geſchichtlichen Bücher des Neuen Teſtaments für Volksſchullehrer. Es werden dazu gewünſcht: 1) kurze Einleitungen, 2) genaue Inhaltsangaben, 3) Nachbeſſerungen des lutheriſchen Textes, die in Klammern beizumachen wären; 4) zwiſchen den Verſen oder unten am Rande würden beizufügen ſein: a) Sacherläuterungen, b) kurze Hinweiſungen auf den Zuſammenhang, c) bei dunkleren Stellen kurze Paraphraſen, d) die wichtigſten andern Ueberſetzungen. — Die gekrönte Abhandlung bleibt Eigenthum des Verfaſſers, muß aber mit den etwa nöthig erachteten Verbeſſerungen im Druck erſcheinen.

Der Verein großherzogl. badiſcher Medicinalbeamter zur Förderung der Staatsarzneikunde hat bei ſeiner letzten Verſammlung am 16. Sept. zu Freiburg eine Preisaufgabe in folgender Weiſe beſchloſſen: 1) den Bewerbern iſt die freie Wahl eines Themas aus dem Geſammtgebiete der Staatsarzneikunde überlaſſen. 2) Die Abhandlungen müſſen in deutſcher, lateiniſcher oder franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſeyn. 3) ein beliebiges Motto tragen und in einem verſchloſſenen Zettel Namen, Stand und Wohnort des Verfaſſers enthalten, und 4) bis zum 1. Febr. 1840 an den erſten Vereinsſecretär, Phyſikus Dr. Schürmayer zu Emmendingen eingeſendet werden. Preis: 25 Ducaten in Gold. Der Druck der Abhandlung wird für die Annalen der Staatsarzneikunde, herausgegeben von den HH. Schneider, Schürmayer und Herat vorbehalten und mit 11 fl. für den Druckbogen und 20 Abdrücken honorirt. Preisvertheilung im Auguſt 1840 bei der Vereinsverſammlung.

Schweiz.

Am 14. Oct. ſtarb in Baſel der Profeſſor an der Univerſität Adolf Burkhardt.

Das Denkmal, welches für Zwingli auf dem Schlachtfelde von Kappel errichtet wurde, beſteht aus einem rohen Granit, in welchem gegen Süd und Norden eiſerne Tafeln eingelegt ſind. Eine derſelben hat die Inſchrift: „Den Leib können ſie tödten, nicht aber die Seele. So ſprach an dieſer Stätte Ulrich Zwingli, für Wahrheit und der chriſtlichen Kirche Freiheit den Heldentod ſterbend, den 11. Oct. 1531.“

Niederlande.

G. G. Bell wurde Lector der deutſchen Sprache an der Univerſität Leiden.

Der Erzbiſchof Sterix von Mecheln iſt vom Papſte zum Kardinal erhoben und am 29. Oct. in Mecheln feierlich eingeführt worden.

Der Pfarrer in Bilk Dr. Binterim hat einen Ruf als Profeſſor der bibliſchen Archäologie an die Univerſität Löwen erhalten. Derſelbe hat ſein ganzes Grundvermögen, gegen 2000 Thlr. pr. Cour. werth, durch eine Schenkung, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, an ſeine Pfarrkirche zur Verbeſſerung der ſchlecht dotirten Kaplaneien daſelbſt überwieſen.

Die Arbeiter von Seraing, unterſtützt durch die Bevölkerung Lüttichs, hatten beſchloſſen, John Cockerill, einem der Induſtrie und der Menſchheit ſo höchſt nützlichen Manne, eine Statue zu errichten, was dieſer aber abgelehnt hat.

vorzüglich die Leinwand zu den Verbänden nicht ausreichten. Eine ungeheure Menge von Verwundeten, besonders Russen, mußten hier wieder hülflos verschmachten. Von Rücksichten der Menschlichkeit war in Napoleons Heer kaum mehr die Rede. Wenn er nur vorn noch eine schlagfertige Streitmasse behielt, bekümmerten die Tausende ihn nicht, die rückwärts zu Grunde gingen. Man bemerkt in der Reihenfolge seiner großen Kriege eine stufenweise immer zunehmende Verwilderung.

Das kleine Städtchen Mosaisk, das einzige in der Nähe, war mit russischen Verwundeten angefüllt, die am 9., als die Franzosen einrückten, ohne Umstände hinausgeworfen wurden, um dafür französische unter Dach zu bringen. Am 10. lieferte Miloradowitsch den zu rasch nachdringenden Franzosen bei Krinskoi ein blutiges Gefecht, das ihnen 2000 Mann kostete und den Beweis lieferte, in welcher festen Haltung sich die russische Armee befinde. Doch wollte und konnte dieselbe Moskau nicht mehr retten, sondern gab diese reiche Hauptstadt dem Feinde Preis und nahm südwestlich davon die berühmte Flankenstellung bei Kaluga, von wo aus sie die bisherige Operations-, beziehungsweise Rückzugslinie Napoleons bedrohte. Ob und in wie weit sie früher schon vorgeschlagen war, worüber die Meinungen abweichen, ist einerlei. Nach allem Vorgefallenen war sie jetzt die beste Stellung für die russische Armee, sowohl um den Feind im Rücken zu fassen, als um sich aus den fruchtbaren und volkreichen Südprovinzen des Reichs zu verstärken.

Napoleon aber richtete sein Adlerauge auf die heiß ersehnte Hauptstadt des alten Rußland, in der er Vorräthe aller Art, bequeme Quartiere für seine Armee, die langentbehrte Ruhe und, was ihm das Wichtigste war, die letzte Entscheidung und das Ende des Feldzugs zu finden hoffte, denn nach der großen Schlacht an der Moskwa und nach der Einnahme von Moskau zweifelte er nicht, Alexander werde um Frieden bitten. Am 14. September erblickten die Franzosen zum erstenmal das von den Altrussen für

heilig geachtete Moskau, herrlich von der Sonne beleuchtet mit ſeinen hundert vergoldeten Kuppeln, 295 Kirchen, 1500 Paläſten, aus deren Mitte der Kreml, die uralte Burg und Kirche der Czaaren mit ihren phantaſtiſchen, theils vergoldeten, theils in den bunteſten Farben ſchimmernden und durch Ketten verbundenen Kuppeln und Thürmen hervorragte. Die Stadt war ſehr weitläufig gebaut, die Kirchen und Paläſte der Großen ſtanden iſolirt zwiſchen Gärten und zahlloſen hölzernen Häuſern, worin das gemeine Volk wohnte. Man ſchätzte die Bevölkernng zu 3—400,000 Seelen, unberechenbar, weil der Adel im Winter mit einem zahlreichen Gefolge von Leibeigenen in der Stadt, im Sommer auf dem Lande zuzubringen pflegte. Moskau war die alleinige Hauptſtadt des Reichs, ehe St. Petersburg entſtand, bildete jetzt noch einen Gegenſatz gegen Petersburg, ſchloß den ſtolzen Adel in ſich, der entweder dem Staat nicht dienen wollte, oder in Ungnade gefallen war, und konnte, wenn Napoleon ſich hier erſt eingewohnt und durch ein wohlwollendes und geſchicktes Benehmen beliebt geworden war, ihm zu einem politiſchen Stützpunkt gegen Petersburg und den Kaiſer dienen. Er dachte ſogar an eine Reform des altruſſiſchen Volks, an eine Freierklärung aller Leibeigenen und wollte noch ſpäter dafür gelobt ſeyn, daß er Entſagung genug gezeigt habe, dieſe revolutionäre Maaßregel zu unterlaſſen. Mit ſolchen Hoffnungen ſah er die prächtige Stadt vor ſich liegen und erwartete eine Deputation ihrer Behörden, ihres Adels, ihres Handelsſtandes. Aber Niemand erſchien. Die Straßen zur Stadt, die Thore blieben einſam. Gleich der verzauberten Stadt in den Märchen der tauſend und einen Nacht ſtand Moskau da, menſchenleer und grabesſtill.

Die ſtädtiſche Bevölkerung, ſo wie die ländliche ringsumher theilte die fromme Begeiſterung und den Todesmuth des ruſſiſchen Heeres. Der Krieg war für ſie ein Religionskrieg und Nationalkrieg zugleich und ſie war in der Stimmung, die ungeheuerſten Opfer zu bringen. Platon, der greiſe Metropolit von Mos-

kau, hatte ſchon am 26. Juli dem Kaiſer einen Troſtbrief geſchrieben, der dem Volk bekannt gemacht wurde. Darin ſprach der fromme Altruſſe: „Moskau ſieht unter dem aufſteigenden Nebel den glänzenden Ruhm Ihrer Monarchie voraus und ruft in ihrem Entzücken: Hoſianna! Mag der verwegene Goliath die Schrecken des Todes von den Grenzen Frankreichs in die Länder Rußlands tragen, der ſanfte Glauben, dieſe Schleuder des ruſſiſchen David, wird die Stirne ſeines blutdürſtigen Uebermuths zerſchmettern.“ Graf Roſtopſchin, den Alexander zum Gouverneur von Moskau ernannt hatte, ſprach in volksthümlicher Derbheit zu ſeinen Ruſſen und ſagte über Napoleon die gröbſten Wahrheiten, z. B. in einem Aufruf vom 29. Auguſt: „Napoleon verſpricht alles und hält nichts; er verſpricht allen Soldaten den Marſchallſtab, den Bettlern goldene Berge, dem Volke Freiheit und erwiſcht ſie alle bei den Ohren, ſteckt ſie alle in den Topf und ſchickt ſie zuletzt alle zum Tode, ja er macht ſie alle todt.“ Roſtopſchin ließ es aber nicht bei ſtarken Redensarten bewenden, er war in vollem Sinn des Worts der Mann der That. Da ihm der Ausgang einer Hauptſchlacht nicht zweifelhaft war und er bei der Uebermacht und Eile Napoleons ſicher darauf rechnete, derſelbe werde noch vor Eintritt des Winters Moskau erreichen, hatte er ſchon lange alles zu ſeinem Empfange vorbereitet. Unter dem lächerlichen, aber den leichtgläubigen Ruſſen imponirenden Vorwande, durch einen deutſchen Mechaniker einen ungeheuren Feuerballon verfertigen zu laſſen, welchen er auf die franzöſiſche Armee, wenn ſie käme, niederlaſſen wolle, hatte er eine Menge Brandmaterialien zubereitet, um die heilige Stadt damit in Aſche zu legen und Napoleon nichts als öde Trümmer übrig zu laſſen, wie in Smolensk. Natürlicherweiſe konnte dieſes, wenn auch im tiefſten Geheimniß, nur im Einverſtändniß mit dem höchſten Willen, ſo wie mit den Feldherrn und mit den patriotiſchen Häuptern des Adels und der Kirche geſchehen. Dadurch wurde vollkommene Einheit in der Ausführung erzielt und jede Klage, jeder Vorwurf wegen der

Größe des Opfers von vorn herein beſeitigt. Ein Theil der ruſſiſchen Armee zog nur deßhalb noch durch Moskau, um die Stadt auszuleeren und alle Schätze der Kirche und des Staats, der Großen, der Kaufleute, ſo wie die Elite der Bevölkerung ſelbſt unter ſicherem Schutz zu entfernen. Das gemeine Volk, welches nicht im Geheimniß war, folgte, von ſeinen Popen mit Kirchenfahnen geführt. Nur wenige Leute vom gemeinſten Pöbel, einige Fremde, die ſich vor dem Haſſe der Ruſſen verſteckt gehalten, und die beſtellten Brandſtifter, welche ſich erſt vor den einrückenden Franzoſen verbargen, aber auch viele Verwundete, die man nicht hatte fortbringen können, blieben zurück.

Murat rückte mit der Avantgarde der franzöſiſchen Armee in die leere Stadt ein, vorſichtig, weil er einen Hinterhalt beſorgte, fand aber alle Straßen ausgeſtorben und todtenſtill, daß der Hufſchlag ſeiner Roſſe von den Häuſern wiederhallte, und ſtieß erſt in den Höfen des Kreml auf einen lärmenden Haufen von Pöbel, Verwundeten und Koſacken, die ſich verſpätet hatten, jetzt aber ſchnell auseinanderſtoben. Napoleon ſelbſt, immer noch einen Hinterhalt fürchtend, zog noch nicht in die Stadt ein, ſondern übernachtete in einem Hauſe der Vorſtadt. Mortier aber beſetzte den Kreml und richtete ihn als Hauptquartier ein. Es war unmöglich, die Soldaten in der Nacht in Ordnung zu halten. Hunger und Beutegier regten ſich zu mächtig nach ſo langen mühſeligen Märſchen. Selbſt Offiziere ließen ſich nicht zurückhalten. Man brach die geſchloſſenen Häuſer auf, fand auch wirklich noch eine Menge Lebensmittel und werthvolle Gegenſtände, die bei der Eile des Auszugs aus Mangel an Transportmitteln und von den Reichen, welche ſie ſpäter leicht wieder erſetzen konnten, auch aus Gleichgültigkeit zurückgelaſſen worden waren. Man fand noch ganze Paläſte mit ihrem prächtigen Ameublement und ſogar in einigen noch Livreebedienten, welche den eindringenden Offizieren aufwarteten und ſich erſt entfernten, als das Feuer ausbrach. Schon in dieſer erſten Nacht entſtanden an mehreren Orten Brände,

von denen die Franzoſen glaubten, ihre unvorſichtigen oder trunkenen Landsleute hätten ſie verſchuldet. Man wollte löſchen, aber alle Spritzen, Löſcheimer, waren auf Roſtopſchins Befehl entfernt worden und das Feuer fraß um ſich, doch anfangs noch bei ruhiger Luft und bei der großen Ausdehnung der Stadt in enge Kreiſe gebannt.

Am 15. ritt Napoleon in den Kreml, ſchlug hieroben, wo er die ganze Stadt überſehen konnte, ſeine Wohnung auf und gab gemeſſenen Befehl, die Disciplin zu handhaben, alle Regimenter in Ordnung beiſammen zu halten, das Feuer zu löſchen und ſeinen Wiederausbruch durch jede Vorſicht zu verhindern. Aber man meldete ihm, alle Löſchwerkzeuge fehlten und in vielen Häuſern habe man Brandraketen, Pechkränze, in den Höfen des Roſtopſchin'ſchen Palaſtes ſogar geladene Petarden gefunden. Man bemerkte vor dem eigentlichen Ausbruch des Feuers in den Straßen einen ſtarken Geruch von Schwefel und Pech. Auch entdeckte man rußige Geſellen, die ſich von Haus zu Haus ſchlichen und den Brand leiteten. Nun war an der Abſicht der Ruſſen, die Stadt über den Häuptern der Franzoſen anzuzünden, nicht mehr zu zweifeln. Allein noch war das Element der prächtigen Stadt lange nicht Meiſter geworden und Napoleon hoffte noch, ſie demſelben entreißen zu können. Jeder Brandſtifter, den man ergriff, wurde erſchoſſen, aber ſie hielten ſich verſteckt und ſetzten ihr Werk im Dunkel der Nacht fort. In dieſer ſchrecklichen Nacht vom 15. zum 16. September erhob ſich ein heftiger Nordwind und fachte die Flammen an, die jetzt auch überall vereinzelt in den Stadttheilen emporſtiegen, die bisher verſchont geblieben waren. Bald küßte die Flamme des einen großen Brandes die des andern und wälzte ſich immer höher und breiter in der Richtung des Windes fort, und trieb Gluth und Funken gegen das Fenſter des Kremls, aus dem Napoleon, aus einem tiefen Schlaf erſt in der Morgendämmerung vom Feuerſchein erwacht, mit untergeſchlagenen Armen dem entſetzlichen Brande zuſah, der Moskau vor ſeinen Augen

vernichtete und ihm alle die Hülfsmittel entzog, die er hier zu finden gehofft und seiner müden Armee versprochen hatte. Der Tag brach an, der Wind und das Feuer setzten ihre gräßliche Eroberung der Straßen, Paläste und Kirchen Moskau's fort, die eine nach der andern verschwanden. Der Kreml selbst war bedroht, Napoleon mußte sich außerhalb der Stadt in das Schloß Petrowskoi flüchten. An Löschen war gar nicht mehr zu denken, die Soldaten trachteten nur noch, dem Feuer so viel Beute als möglich zu entreißen und plünderten, keinem Befehl mehr gehorchend, die noch nicht brennenden Stadttheile, oft vom Feuer überrascht und verzehrt, da viele sich in dem aufgefundenen Wein und Branntwein berauscht hatten.

Das Feuer wüthete Tag und Nacht bis zum 19. fort. Man sah bei Tage eine Rauchwolke in der ganzen Breite der Stadt in schiefer Richtung vom Winde getrieben, und bei Nacht eine eben so ungeheure Lohe, ein Meer von Feuer, hoch zum Himmel aufschlagen. Napoleon selbst gibt (bei Las Cases) von dem Brande folgende Beschreibung. „Nie kam etwas, trotz allen Schilderungen der Poesie, trotz allen Erdichtungen vom Brande von Troja, in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich. Es läßt sich kaum ein schauderhafterer Anblick denken. Am erstaunenswürdigsten war dieses Schauspiel in der Nacht des 18. auf den 19., als der Brand den höchsten Grad erreicht hatte. Das Wetter war schön und trocken und es herrschte fortwährend Ost- oder Nordwind. In dieser Nacht, deren schauderhaftes Bild nie aus meiner Seele verschwinden wird, stand die ganze Stadt im Brande. Dicke Feuergarben von den mannigfaltigsten Farben stiegen aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine Gluthitze in die größte Entfernung. Diese nach allen Richtungen von dem Winde geschleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufsteigen vom furchtbarsten Geräusch und entsetzlichen Detonationen begleitet, was von Verbrennung des Pulvers und Salpeters, des Oels und Wein-

geiſtes in den Kaufläden und Waarenlagern herrührte. Die glaſirten Dachziegel flogen in weite Ferne, ſelbſt große Holzbalken wurden weithin fortgeſchleudert. Schrecken und Angſt hatte alle Gemüther ergriffen.“ So Napoleon. Das ruſſiſche Heer, welches eben damals ſeine Seitenbewegung nach Süden machte, ſah den Brand nur aus der Ferne, und die im Geheimniß waren, hatten die ſchreckliche Genugthuung, wahrzunehmen, wie vollkommen das Werk gelungen ſey. Roſtopſchin hatte auch ſeinen ſchönen Palaſt auf dem Lande angezündet und eine Inſchrift hinterlaſſen: „acht Jahre lang verſchönerte ich dieſen Landſitz und lebte da glücklich im Schooß meiner Familie. Die Einwohner verlaſſen es bei eurer Annäherung und ich ſtecke es in Brand, damit es nicht von eurer Gegenwart beſudelt werde.“ Gleichwohl hat Roſtopſchin ſpäter in einer eigenen Schrift die Ehre, Moskau angezündet zu haben, von ſich abgelehnt. Das Opfer war mit ſo vielen Schmerzen verbunden, daß Niemand bekennen wollte, es gebracht zu haben. Anfangs beſchuldigte man, wie in Smolensk, Wiazma ꝛc. die Franzoſen, den Brand verurſacht zu haben. Später glaubten die Geſchichtſchreiber des Kriegs, oder machten wenigſtens glauben, Roſtopſchin trage ganz allein die Verantwortung und habe eigenmächtig gehandelt, Kaiſer Alexander aber nachher, weil es nicht mehr zu ändern und ihm vortheilhaft war, ein Auge zugedrückt. Clauſewitz bemerkt ſehr richtig, jenes patriotiſche Opfer ſey ein desavouirtes Kind, aber dennoch ein Kind der Liebe geweſen. Wer hätte wagen dürfen, Moskau anzuzünden, wer hätte ſo lange Vorbereitungen dazu treffen und ſo zahlreiche Einwohner entfernen dürfen, wenn nicht Kaiſer, Kirche, Adel und Heer in Bezug auf das Opfer ſolidariſch verbunden geweſen wären?“ *) Dies geht auch deutlich aus der Proclamation hervor, welche Kaiſer Alexander unmittelbar nach dem Brande von Moskau erließ: „Wir

*) Vgl. auch Schöll, histoire des traités X. 162. La résolution de bruler Moscou avoit été concertée avec les principaux membres de la noblesse Russe.

wissen, wie schmerzvoll es für jeden Russen ist, den Verwüster seines Landes im Besitz der alten Hauptstadt des Reichs zu sehen. Allein nur die Trümmer derselben sind in seine Macht gefallen. Verlassen von ihren Bewohnern, aller Reichthümer beraubt, gleicht sie einem Grabe. Dieser stolze Länderverheerer hoffte, als er sich Moskaus bemächtigte, unumschränkter Herr unsers Schicksals zu werden und uns den Frieden vorzuschreiben. Seine Erwartung wurde getäuscht. Er findet in Moskau weder die Mittel zu herrschen, noch seinem Heere Leben zu fristen. Unsere Streitkräfte, welche sich täglich vermehren, umgeben Moskau, schneiden dem Feind die Zufuhren ab. Bald wird er den Irrthum einsehen, den er beging, als er sich einbildete, der Besitz von Moskau werde ihn zum Herrn des Reichs machen. Die Noth wird ihn endlich zwingen, mitten durch die Glieder unseres unverzagten Heeres zu fliehen, um dem Hungertode zu entgehen. Allerdings hat das Elend den höchsten Grad erreicht; man darf nur um sich blicken, um das Unglück des Krieges in seiner schrecklichsten Gestalt zu sehen. Aber wir bieten allem Schrecken Trotz, zur Erhaltung unserer Freiheit und zum Wohl der Menschheit überhaupt. Wir werden das Wohlbehagen empfinden, eine gute Handlung begangen zu haben, und unsterbliche Ehre wird der Lohn eines Volkes seyn, welches durch seine Ausdauer nicht nur sich selbst, sondern auch den andern unglücklichen Völkern, die der Tyrann nach seinem Willen gezwungen hat, einen dauerhaften Frieden erringen wird."

Napoleon machte der Welt in seinem 20. Bulletin das große Ereigniß mit den Worten bekannt: „Moskau, eine der reichsten und schönsten Städte der Welt, existirt nicht mehr." Er beschuldigte Rostopschin allein. Er versicherte aber, das Unglück sey für die französische Armee nicht sehr groß, die Keller seyen verschont geblieben und in diesen finde man jeden Augenblick neue und reiche Vorräthe. Ueberdies stehe seine Avantgarde schon auf der Straße nach St. Petersburg. Er kehrte nach dem Kreml zurück, den seine

Garde, aber noch mehr dessen freie Lage, geschützt hatte, und konnte nun Moskaus weiten Aschenhaufen überblicken, aus dem die stehengebliebenen Schornsteine wie schwarze Leichensteine herausragten. Fain verglich sie mit den vorstehenden Knochen eines Gerippes. Außer dem Kreml waren nur wenige, gleichfalls isolirte Paläste erhalten, aber in den Kellern fand man überall Brod, Mehl, Wein, Branntwein, Tücher und Waaren aller Art, die eine Zeitlang hinreichten, den Hunger der Franzosen zu stillen und ihre Blöße wieder zu bedecken, mit denen der Soldat aber in seiner Verwilderung nicht sparsam umzugehen wußte, sondern vieles verschleuderte und verdarb. Auch eine Menge kostbare Möbel, Luxuswagen ꝛc. aus den Palästen waren erbeutet worden und man nährte das Feuer der Bivouacs mit Mahagonyholz und Goldrahmen. Mancher Soldat hüllte seine in den zerrissenen Uniformen entblößten Glieder in einen Zobelpelz oder Shawl von unschätzbarem Werth. Mancher Offizier und General, mancher Marketender packte seine Privatwagen voll; selbst der Gemeine füllte seinen Tornister mit dem Theuersten und Kostbarsten, was er erbeutet oder für seine Beute gelöst hatte. Jedenfalls bedurfte das Heer eine, wenn auch nur kurze Ruhe, und reichte das Gefundene hin, die Ermatteten wieder zu stärken und viele Leichtverwundete zu heilen. Was aber nachher geschehen sollte, das wußte Niemand, obgleich es schon deutlich in Alexanders Proclamation vorhergesagt war.

Napoleons Aufenthalt in Moskau hätte nur dann den von ihm gewünschten Erfolg haben können, wenn gleichzeitig der mit ihm verbündete Bernadotte in Petersburg und die Türken in die Krim oder Kiew eingerückt wären. Da er aber versäumt hatte, Schweden und die Türkei auf seine Seite zu bringen, so stand er mit seinem siegreichen Heere jetzt in der Luft und waren seine Flanken nicht geschützt, sondern vielmehr aufs gefährlichste bedroht. Wir haben bisher nur den Marsch des von Napoleon unmittelbar

befehligten Centrums und des früher von Jerome befehligten rechten Centrums der großen Armee verfolgt und müssen uns nun auch nach den Märschen und Kämpfen der Flügel umsehen. Auf dem äußersten linken Flügel war Macdonald mit den Preußen am Ufer der Ostsee vorgerückt und nach einem kleinen Gefecht bei Eckau gegen den russischen General Lewis am 5. August vor Riga angelangt, welche Stadt er sofort langweilig zu belagern anfing. Das wäre hinreichend gewesen, wenn Napoleon in Witebsk Halt gemacht hätte; Macdonald hätte aber nothwendig stark genug seyn müssen, um Petersburg selbst zu bedrohen, sobald Napoleon bis Moskau vorging, denn von Riga aus konnte er ihm bis Moskau hin nicht mehr die Hand bieten. Riga hielt sich unter dem russischen General Essen, ein kleinerer russischer Ausfall am 7. und ein größerer am 22. August wurde jedoch von den Preußen unter York zurückgeschlagen. — Im linken Centrum war Oudinot gegen Drissa vorgerückt und Macdonald, der nur die Preußen vor Riga schickte, ging mit seinen Franzosen nach Jakobstadt, um sich von hier aus mit Oudinot zu verbinden. Aber der russische General Graf Wittgenstein, der 30,000 Mann führte, kam ihrer Vereinigung zuvor und schlug Oudinot am 31. Juli bei Kliastizi, wurde jedoch beim Verfolgen am andern Tage selbst wieder zurückgetrieben. Weil Oudinot nur 20,000 Mann hatte, mußte St. Cyr ihn verstärken. Beide setzten sich bei Polozk fest, Wittgenstein griff sie hier am 16. August an und siegte, Oudinot wurde verwundet, aber St. Cyr, der nun das Commando übernahm, siegte wieder am folgenden Tage. In diesen Schlachten zeichneten sich die Bayern aus, deren tapferer General Deroy hier den Tod fand. Die Marschälle unternahmen aber weiter nichts und hielten nur die Stellung bei Polozk fest, wie Macdonald die bei Riga. — Auf dem rechten Flügel hatte sich Schwarzenberg mit Reynier vereinigt und Tormasow, obgleich er am 26. Juli eine sächsische Division unter General Klengel überfallen und fast ganz vernichtet

Dänemark.

Der Privatdocent Dr. Ludw. Preller in Kiel folgte einem Ruf als ordentlicher Professor der alten Literatur an die Universität zu Dorpat. Der Professor der praktischen Theologie Köster wird zu Ostern als Consistorialrath nach Stade abgehen.

In der Versammlung der Landstände des Herzogthums Schleswig ist fast einstimmig eine Petition an den König wegen Einführung des Unterrichts in der deutschen Sprache in den Schulen des Landes beschlossen worden. Die Theilnahme in diesem Unterrichte soll freiwillig bleiben, derselbe jedoch drei Stunden wöchentlich ertheilt und kein Schullehrer künftig ohne Prüfung seiner Kenntniß der deutschen Sprache angestellt werden.

Die Begeisterung, mit welcher Thorwaldsen in seinem Vaterlande empfangen wurde, ist außerordentlich. Kopenhagen ernannte ihn zum Ehrenbürger, eine Auszeichnung, welche bisher noch nie ertheilt wurde. Vom König hat er die Erlaubniß zum Tragen der ihm von auswärtigen Fürsten verliehenen Orden erhalten, deren ihm neun zugekommen sind. Außerdem besitzt er zwei dänische.

S. M. der König hat beschlossen, daß der asiatischen Compagnie gegen Verzicht auf ihre, übrigens mit dem 1. Mai 1843 erlöschenden Privilegien und Rechte eine Erhaltung von 8 Schilling vom Zoll für jedes Pfund Thee, welches in den dänischen Staaten eingeführt wird, angeboten werden soll.

Schweden.

Nach einer kön. Verordnung vom 21. Septbr. ist mit dem Gesetze über die mosaischen Glaubensgenossen insofern eine Aenderung vorgenommen, als es der besondern königlichen Erlaubniß bedürfen soll, wenn sich ein Jude, sey er nun in Schweden oder im Auslande geboren, an einem andern Orte, als in den vier Städten Stockholm, Gothenburg, Norrköping oder Karlskrona niederlassen will. In diesem Falle behält es sich der König auch vor, die betreffende Bürgerschaft der Gemeinde darüber anzuhören, und erst alsdann nach Befinden die Erlaubniß zu ertheilen.

England.

Der Herzog von Sussex hat das seit langen Jahren von ihm bekleidete Amt eines Präsidenten der königlichen Societät niedergelegt.

Der Herzog von Wellington hat die ihm zugedachte Wahl zum Lord Rector der Universität Glasgow abgelehnt. Die dortige Majorität conservativ gesinnter Studenten hat nun beschlossen, den Candidaten Sir James Graham zu unterstützen.

Durch ein Decret vom 21. Juli 1838 hat die Königin allen literarischen Produktionen derjenigen Staaten, welche Gegenseitigkeit üben, Privilegium und Schutz in allen Besitzungen des britischen Reichs bewilligt.

Der Professor zu Oxford und Bibliothekar der ostindischen Compagnie in London Herr Horm. Wilson, bekannt als Herausgeber mehrerer bedeutender Werke über Sanscritliteratur, z. B. eines Wörterbuchs, des Theaters der Hindu u. a., hat von der philosophischen Facultät in Breslau die Doctorwürde erhalten.

Die Königin hat aus Veranlassung der Krönung den Astronomen J. Herschel zum Baronet erhoben. Auch hat der ehemalige Präsident des k. Collegiums der Aerzte zu Edinburgh Dr. Alex. Morison, Esq., in Deutschland namentlich durch seine Pillen berüchtigt, die Ritterwürde erhalten.

Am 17. Jun. starb zu Hampstead Will. Clarke, als Schriftsteller durch mehrere sehr beliebte Werke, „Three courses and a dessert," „Boy's own book" u. a., sowie durch die Redaction des „Monthly Magazine" rühmlich bekannt, 37 Jahre alt.

hatte, doch von Schwarzenberg am 12. August bei Gorodeczna zurückgeschlagen; dieser blieb dann aber in Volhynien bei Luzk am Flüßchen Styr stehen, gleich den Marschällen des linken Flügels die Erfolge des Centrums unter Napoleon abwartend. Unterdeß rückte Victor mit 34,000 Mann aus Deutschland nach und folgte der Straße des Centrums bis nach Smolensk, um Napoleon als Reserve zu dienen. In Wilna war das politische Hauptquartier aufgeschlagen, hieher hatte Napoleon die fremden Gesandten berufen, weil die Communication mit ihnen hier viel leichter war, als in Paris. Hier würde er den Friedenscongreß eröffnet haben, wenn Alexander Frieden gewollt hätte. Von hier wäre alsdann die neue Gestaltung Europas ausgegangen.

Die Flügel der großen Armee hatten sich also nicht über Litthauen und Volhynien hinaus entfernt und beschrieben immer noch die Bogenstellung, in welcher das schon damals zu weit vorgeschobene Centrum der Armee durch Witebsk bezeichnet gewesen war. Das Centrum allein war über diese Stellung weit hinausgegangen bis nach Moskau und nur Victor in Smolensk stellte einigermaßen die Verbindung wieder her. Da nun Alexander keinen Frieden machte, da sich Napoleon in dem ausgebrannten Moskau nicht den ganzen Winter über halten konnte, da er auch mit seiner geschwächten Armee und beim Herannahen des Winters den durch weite Sümpfe führenden und leicht zu sperrenden Weg nach Petersburg nicht einschlagen, noch auch südwärts ziehen konnte, wo sein immer mehr sich verminderndes Heer zwischen das immer mehr sich verstärkende von Kutusow und das von Tschitschagow aus der Türkei herbeigeführte Heer gerathen wäre, blieb ihm nichts übrig, als sich in jenen Bogen zwischen seine Flügel zurückzuziehen, auf dem Wege, auf dem allein er Magazine und eine Reserve hatte. Um diesen Rückzug sicher zu bewerkstelligen, war aber die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Napoleon fürchtete, schon unterwegs von der ganzen furchtbaren Strenge eines russischen Winters überfallen zu werden. Aber wenn ihn auch dieses Unglück nicht traf, war

es immerhin demüthigend für ihn, am Schluſſe des Jahres einen Rückzug machen und eine Stellung einnehmen zu müſſen, die er viel ſicherer und in einer viel beträchtlicheren Stärke ſchon vor drei Monaten eingenommen hatte und nur nicht hätte verlaſſen ſollen. Begreiflich iſt, daß ſein Stolz ſich vor dem Rückzug ſträubte und daß er ſich an die letzte Möglichkeit eines Friedensſchluſſes klammerte, in Folge deſſen ſein Rückzug allein ehrenvoll hätte ſeyn können. Sich aber zurückziehen zu müſſen, wie ein Räuber und Mordbrenner vom Fluch eines ganzen Volkes verfolgt, ohne das Geringſte durch einen ſo glänzenden und koſtſpieligen Feldzug gewonnen zu haben, ſich den ſpöttiſchen Blicken der Diplomaten in Wilna ausſetzen, die Schadenfreude und die gefährlichen Intriguen der Vaſallen und der Pariſer Oppoſition kommen ſehen zu müſſen, das war freilich für den damaligen Herrn der Welt etwas Arges.

Am 24. Sept. entſchloß ſich Napoleon, in einer verſöhnlichen Weiſe an Alexander zu ſchreiben, und am 5. Oct. ſchickte er General Lauriſton an Kutuſow ab, mit dem Wunſche, er möge denſelben unmittelbar zum Kaiſer Alexander geleiten laſſen. Kutuſow antwortete höflich, zu einer ſolchen Reiſe müſſe ſein Kaiſer erſt die Erlaubniß ertheilen, er wolle deßfalls anfragen laſſen; aber es kam keine Antwort. Napoleon hatte, indem er den erſten Schritt that, nur ſeine Verlegenheit verrathen und den Kaiſer Alexander in ſeinem Entſchluſſe, nicht nachzugeben, beſtärkt. Dieſe Demüthigung hätte er ſich jedenfalls erſparen können. Der Brand von Moskau, die Sprache der ruſſiſchen Proclamationen und das Vordringen neuer ruſſiſcher Heere auf die Rückzugslinie konnte ihm hinlänglich beweiſen, Alexander fühle ſich ſtark, ſey mit ſeiner Nation einig und werde nimmermehr nachgeben. Während Kutuſow ſich bei Kaluga durch Recruten und Milizen verſtärkte, die von allen Seiten freudig zu ſeinen Fahnen eilten, wurden zugleich beide bisherigen Flügel der Ruſſen zu dem Zwecke verſtärkt, um mit einem Theil ihrer Streitkräfte wie bisher die ihnen gegenüber-

ſtehenden franzöſiſchen Flügel zu beſchäftigen, mit einem andern Theile aber gegen Boriſow an der Bereſina zwiſchen Smolensk und Wilna zu operiren und hier dem aus Moskau vertriebenen Napoleon den Rückzugsweg abzuſchneiden. General Steinheil kam mit 12,000 Mann aus Finnland erſt nach Riga, dann zu Wittgenſtein, der dadurch in den Stand geſetzt wurde, abermals bei Polozk über St. Cyr herzufallen. Die Gefechte begannen am 14. October und wurden zur Schlacht am 18. Trotz der ausgezeichneten Tapferkeit der Bayern und Schweizer blieb dem hier verwundeten St. Cyr, den Napoleon wegen ſeiner früheren Schlacht am gleichen Orte zum Marſchall erhoben hatte, nichts übrig, als ſich auf Victor zurückzuziehen. Die Bayern, die das meiſte in beiden Schlachten von Polozk geleiſtet hatten, wurden von St. Cyr mit ſchnödem Undank belohnt. Nach der erſten Schlacht hatte er ihrer Thaten in ſeinem Armeebericht nicht gedacht, was ihnen tiefen Groll erregt und ein Zerwürfniß zwiſchen Wrede und dem Marſchall herbeigeführt hatte. Nach der zweiten Schlacht ließ St. Cyr, wie ihm die Bayern Schuld geben, abſichtlich eine bayeriſche Batterie mit dem Wagen, auf welchem ſich ſämmtliche bayeriſche Fahnen befanden, den Ruſſen in die Hände fallen, indem er ihnen eine von dem bayeriſchen Corps abliegende Richtung gab, dabei aber verſicherte, der Weg ſey durch Franzoſen geſchützt und ſicher. — Während nun Wittgenſtein nachrückte und auf Victor drängte, wurde dieſer zugleich von einer andern Seite her bedroht durch Tſchitſchagow, der mit der ruſſiſchen ſ. g. Moldauarmee erſt am 31. Juli aus der Türkei hatte aufbrechen können und ſich am 18. Sept. mit Tormaſow, der fortan unter ihm ſtand, vereinigte. Seine Streitmacht von 38,000 Mann war derjenigen Schwarzenbergs überlegen, den er daher über den Bug zurückdrängte. Er hätte wohl bis Warſchau vorrücken können, allein er ließ nur Sacken mit einem Heertheil ſtehen, um Schwarzenberg in Schach zu halten, und eilte mit dem Gros ſeines Heeres nach der Bereſina, um

mit Wittgenstein vereinigt Victor zu schlagen und der großen Armee unter Napoleon den Rückweg zu versperren.

Am 17. Oct. begann auch Kutusow seine Angriffsbewegung und störte die Franzosen in ihrer trügerischer Ruhe in Moskau auf. Murat, der mit der Avantgarde bei Tarutino stand, wurde am 18. von Kutusow mit überlegener Macht überfallen und mit großem Verlust zurückgeschlagen. Hier gingen viele französische Pferde zu Grunde, die bei der schlechten Grasnahrung und den langen Strapazen zu Gerippen zusammengedorrt waren und keine Schlacht mehr aushalten konnten. Dies bewog Napoleon den schon vorbereiteten Ausmarsch aus Moskau zu beschleunigen. Es war schon zu spät. Indem er gehofft hatte, der Krieg werde jetzt zu Ende seyn, erklärte der alte Kutusow, er fange jetzt erst an. Napoleon verließ Moskau am 19., ließ durch Mortier einen Theil des Kremls sprengen und rückte mit seiner jetzt wieder 103,000 Mann starken Armee zunächst gegen Kaluga, schlug jedoch diese Richtung nur ein, um durch den Schein einer Angriffsbewegung den Rückzug zu maskiren, und um sich diesen Rückzug durch einen Schlag gegen Kutusow besser zu sichern. Am 24. Oct. stieß Vicekönig Eugen mit der französischen Avantgarde auf die russische unter Doktorow bei Malo-Jaroslawetz. Es kam zu einem äußerst blutigen Kampfe, der von beiden Seiten durch die nachrückenden Corps genährt wurde. Als Napoleon selbst am 25. an Ort und Stelle eintraf, fand er nicht gerathen, die Schlacht zu erneuern, da Kutusow eine zu gute Stellung hatte und der zweifelhafte Sieg jedenfalls zu viele Menschen gekostet haben würde; es genügte ihm, den Schein des fortgesetzten Angriffskrieges gerettet und einen Vorsprung nach Smolensk gewonnen zu haben, wohin er so eilig als möglich aufbrach.

Wie beim ersten Auszug aus Deutschland und Polen hatte sein Heer auch wieder beim Auszug aus Moskau ein ungeheures Geschlepp von Wagen voll Bedürfnisse und Beute aller Art, ein Theil auch mit Civilpersonen, Damen und Kindern, denjenigen

Ausländern, die aus Moskau flohen, um der Rache der Ruſſen zu entrinnen. Napoleons eigene Trophäen waren beſcheiden und beſchränkten ſich auf das kleine vergoldete Kupferkreuz, welches den Mittelpunkt eines großen vergoldeten Holzkreuzes auf der Kirche des h. Iwan im Kreml gebildet hatte, türkiſche und andere Fahnen aus dem Kreml und dergleichen. Napoleon duldete das viele Gepäck aus demſelben Grunde, wie früher, weil je mehr man mitnahm, ſeine Soldaten deſto beſſer ſich verpflegen und die Pferde an den Gepäckwagen zuletzt zum Fortziehen der Kanonen benutzt werden konnten.* Die Langſamkeit des Marſches war hauptſächlich Folge der ſchlechten Wege und der Schwäche des Zugviehs. Man empfand daher um dieſe Zeit zum erſtenmal die Ueberlegenheit der feindlichen Koſacken, die auf ihren kleinen, aber unermüdlichen Pferden der franzöſiſchen Armee überall zuvorkamen, in alle ihre Lücken eindringen, alle Soldaten, die ſich vereinzelten, abfangen konnten. Der Koſacken-Hetmann Platow wagte ſich ſchon am 25. Oct. einmal ſo nahe an Napoleon ſelbſt heran, daß dieſen ſeine Garden kaum retten konnten.

Am 31. Oct. und 1. Nov. ließ Napoleon in Wiazma Halt machen, damit ſich die Truppen ein wenig erholen konnten, brach aber ſchon am 2. wieder auf. Am 3. wurde Ney, der zurückgeblieben war, von Miloradowitſch ſcharf angegriffen, ſchlug ihn jedoch ab. Kutuſow, der ganz in der Nähe war, wollte nicht angreifen, um ſeine Mannſchaft zu ſchonen, weil er überzeugt war, der Winter werde bald eintreten und dann werde Napoleon im Froſt untergehen. Am 6. Nov. fiel wirklich der erſte Schnee und die Luft wurde ſo kalt, daß ſich Eis an die Bärte der Soldaten ſetzte und den zu leicht Gekleideten die Glieder erſtarrten, die Gewehre aus den Händen ſanken. Die Tritte der Menſchen und Pferde wurden auf dem hartgefrornen Schnee unſicher. Das aus Moskau mitgenommene Brod und Mehl ging aus, nur der Garde ſparte man die letzten Vorräthe auf; eine Heerde von 1500 Ochſen, die der Armee aus Smolensk entgegengeführt wurde, fiel in

die Hände der Russen. Indem der Schnee das letzte Gras bedeckte, ging auch den Pferden das Futter aus, sie fielen zu tausenden in jeder Nacht. Ihr Fleisch mit Schießpulver gewürzt, wurde für viele Soldaten die letzte Nahrung. Glücklich, wer noch einen Rest von Mehl in Schneewasser bei den traurigen Bivouakfeuern kochen konnte. Um diese Feuer lag des Morgens gewöhnlich ein Kranz von Leichen. Die grimmige Kälte drang in alle Poren ein. Jeder deckte sich so gut er konnte, selbst mit Weiberpelzen. Vom langen Marsch waren die Schuhe meist zerrissen, man mußte nun Pelz und Lumpen um die Füße wickeln. Bei dem Feuer brannten die Kleider an und schwärzten sich.

Am 10. gelangten endlich die Unglücklichen nach Smolensk, wo zwar Magazine aufgehäuft waren, es aber an Dach und Fach fehlte, um die Truppen unterzubringen, und wo sie sich nicht halten konnten, weil feindliche Heeresmassen ihnen schon nach der Beresina vorauseilten. Eugen, der einen Umweg über Duchowtschina gemacht hatte, wo er noch eine bewohntere Gegend und Lebensmittel zu finden hoffte, mußte am Ufer des Wop 60 Kanonen zurücklassen, weil er sie nicht mehr über das Wasser bringen konnte. Hier ertranken viele Soldaten, oder stürzten erstarrt am andern Ufer nieder, um nicht mehr aufzustehen. Eine französische Brigade unter General Augereau (dem Bruder des Marschalls) wurde vereinzelt und 2000 Mann stark am 9. von den Russen gefangen. Die Menge der Erfrorenen, aus Ermattung Hingesunkenen und derer, welche die Waffen weggeworfen hatten und nur noch das Leben zu retten suchten, war schon so groß, daß Napoleon zu Smolensk nur noch 42,000 Combattanten zählte, die Armee also auf dem kurzen Marsch von Moskau her um mehr als die Hälfte geschmolzen war. Sie wurde nur durch die bisherige Besatzung von Smolensk verstärkt, die aus 5000 Mann bestand. Um eine weitere Auflösung der Truppen zu verhüten, erlaubte Napoleon nur denen, die noch unter den Waffen standen und bei ihrem Corps geblieben waren, Lebensmittel auszutheilen. Eine unnöthige

Härte, denn bei der Eile, mit welcher der Marſch fortgeſetzt werden mußte, lösten ſich auch die bis dahin feſten Beſtandtheile der Armee auf. Ruhe allein hätte die Reorganiſirung des Heeres ermöglicht, die Entwaffneten wieder bewaffnet und alle gerettet. Ohne Ruhe mußten die einen wie die andern zu Grunde gehen.

Als Napoleon am 14. von Smolensk aufbrach, war ihm Kutuſow durch einen Marſch in ſeine Flanke ſchon zuvorgekommen und ſtand quer auf ſeinem Wege bei Krasnoi. Wenn derſelbe nicht abermals ſeine Mannſchaft hätte ſchonen wollen, würde er Napoleons Armee vernichtet haben. Auch kommt die Kälte in Anſchlag, die damals bis auf 20 Grad unter dem Gefrierpunkt geſunken war. Kutuſow begnügte ſich, den Franzoſen nur allen möglichen Abbruch durch Geſchützfeuer und Reiterangriffe zu thun, bis ſich Napoleon und die Marſchälle in ſechs verſchiedenen Gefechten durch ſeine Reihen hindurchſchlugen. In dieſer gräßlichen Kälte, von den Feinden umſchwärmt, konnte die franzöſiſche Armee nicht einmal das nahe Witebsk erreichen, um ſich dort wieder zu erholen und aus den Magazinen zu verſehen, denn Witebsk war ſchon am 9. in die Hände der Ruſſen gefallen. Wittgenſtein nämlich war nach dem Siege bei Polozk vorwärts gezogen, um Napoleon aufzuhalten. Victor hatte nun zwar mit ſeinem Corps die zerrütteten Corps der beiden verwundeten Marſchälle St. Cyr und Oudinot aufgenommen und ſollte, wie Napoleon ihm befohlen, Wittgenſtein vertreiben, wagte aber keine Schlacht, um ſeine Truppen zu ſchonen und glaubte nichts zu verſäumen, weil er von dem bedenklichen Zuſtande der Hauptarmee nicht unterrichtet war. Nach dem Verluſt von Witebsk mußte Napoleon nunmehr das reich mit Vorräthen verſehene Minsk zu erreichen ſuchen und daher gegen Orsza marſchiren. Nur Ney mit der Nachhut war zurückgeblieben und hatte die feſten Thürme von Smolensk mit Pulver geſprengt, die letzten Magazine zerſtört. Durch Kutuſow von Napoleon getrennt ſchien er verloren und man hörte einige Tage auch

nichts mehr von ihm. Napoleon empfand über den Verluſt Neys, dem er den Ehrennamen „der Tapferſte der Tapfern“ gegeben hatte, einen lebhaften Schmerz und rief aus: „ich habe 200 Millionen in den Kellern der Tuilerien liegen, aber ich gäbe ſie alle für dieſen einzigen Mann hin.“ Inzwiſchen hatte ſich Ney durch eine Furth des Dniepr mit Zurücklaſſung aller ſeiner Kanonen über dieſen Fluß und auf einem Seitenwege gerettet und ſtieß am 21., freilich nur noch mit wenig Mannſchaft, bei Orsza wieder zu Napoleon, der ihn feurig umarmte. In dieſen ſämmtlichen Gefechten von Smolensk bis Orsza verloren die Franzoſen 230 Kanonen und die Zahl der noch in Reih und Glied befindlichen Mannſchaft war bis auf 11,000 herabgeſunken.

Eine nahe Hülfe wartete ihrer an der Bereſina, Marſchall Victor, aber ſchon bedroht von Wittgenſtein im Norden und von Tſchitſchagow im Süden, der ſo eben Minsk weggenommen hatte, welches Dombrowski mit den Polen vergebens zu ſchützen geſucht, am 16. Tſchitſchagow folgte den Polen, ſchlug ihn noch einmal bei Boriſſow an der Bereſina, am 25. und beſetzte die dortige Brücke. Es half wenig, daß der ruſſiſche General Sacken, dem mit 27,000 Mann am 15. ein Ueberfall Reyniers bei Wolkowisk geglückt war, von Schwarzenberg im Rücken gefaßt und vertrieben wurde. Es war für Schwarzenberg doch zu ſpät, Minsk zu retten und die Bereſina vor Tſchitſchagow zu erreichen. Ueberdies war auch Schwarzenberg, wie Victor, über die wahre Lage Napoleons in Unkenntniß geblieben. Die Depeſchen Napoleons verkündeten immer nur Wohlbefinden und neue Siege. Er fürchtete den Abfall der Oeſterreicher und Preußen, wenn ſein Unglück zu frühe bekannt würde.

Demnach fand er an der Bereſina zwar das Victor'ſche Corps, aber auch die beiden feindlichen Heere von Wittgenſtein und Tſchitſchagow, die ihm weit überlegen waren, und wenn es ihm auch gelang, ſich hier durchzuſchlagen, ſo vermochte er doch nicht mehr ſeine Truppen aus den Magazinen des nahen Witebsk

und Minsk zu verpflegen, ſondern mußte ohne Lebensmittel noch den weiten Marſch bis Wilna zurücklegen. Es gereichte ihm zum beſondern Glück, daß Kutuſow um mehrere Tagmärſche zurückgeblieben war. Hätte dieſer in die Bewegung der beiden andern ruſſiſchen Feldherrn kräftig eingegriffen, ſo wäre Napoleon unfehlbar verloren geweſen. Es ſchien aber auch nur zwiſchen Tſchitſchagow und Wittgenſtein hindurchzukommen ſo unmöglich, daß polniſche Offiziere ſich anboten, wenigſtens Napoleons Perſon in einer Verkleidung auf Umwegen nach Warſchau zu retten. Er lehnte es ab und beſchloß dem Schickſal die Stirne zu bieten. Sein Kopf war ſo klar, wie ſein Herz feſt. Nie war er mehr Feldherr als in dieſer ſchrecklichſten Lage ſeines Lebens. Die beiden feindlichen Feldherrn erleichterten ihm aber die Rettung durch ihre Fehler. Tſchitſchagow hatte bemerkt, daß Napoleon auf ſeinem Rückwege nicht mehr die nördliche Straße nach Witebsk, auf der er hergekommen war, ſondern die ſüdliche gegen Minsk eingeſchlagen habe, vermuthete daher, er wolle ſich auf Schwarzenberg zurückziehen, und verlegte ihm nun auch in ſüdlicher Richtung bei Boriſſow den Weg, immer beſorgt, er könne ihm entſchlüpfen. Dadurch gab er den nördlich von Boriſſow liegenden Theil der Bereſina frei und Napoleon konnte unbehindert die Brücken bei Studianka ſchlagen laſſen, am 24. Auf der andern Seite hielt ſich auch Wittgenſtein zu weit nördlich und wagte nicht anzugreifen, weil er Napoleon noch für zu ſtark hielt und ſich keiner Niederlage ausſetzen wollte. Gleichwohl ſtanden beide ruſſiſchen Feldherrn ganz in der Nähe und konnten jeden Tag zu ihrer Vereinigung und zum allgemeinen Angriff auf die noch nicht fertigen Brücken vorſchreiten. Der Bau der Brücken war im höchſten Grade ſchwierig. Man hatte keine Pontons, mußte das Holz in den Wäldern ſchlagen und bis an den Hals im kalten Waſſer arbeiten. Es war Thauwetter eingetreten und die Gegend voll Sumpf; wenn nicht in dieſen Tagen der Froſt wieder zugenommen hätte, würde das ſchwere Geſchütz im Schlamm gar nicht fortzubringen geweſen ſeyn. Man konnte nur zwei Brücken

zu Stande bringen und mußte die dritte schon angefangene wieder aufgeben, aber auch die beiden andern brachen mehrmals wieder ein. Napoleon leitete die Arbeiten, die von den Pionirен mit bewundernswürdiger Aufopferung vollbracht wurden. Als die erste Brücke für das Fußvolk fertig war, gingen sogleich Truppen auf das andere Ufer und vertrieben von da den Vortrapp Tschitschagows, der unter General Tschaplitz nur beobachtet hatte und sich wieder zurückzog. Als auch die Brücke für das schwere Geschütz und Gepäck fertig war, am 28., konnte man zunächst den Uebergang für gesichert halten und Napoleon sagte triumphirend: „vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi.“ Aber man wußte doch nicht, ob man nicht jede Stunde noch am andern Ufer mit Uebermacht würde angegriffen werden. Napoleon hatte damals noch 250 Kanonen und mit Victors (Oudinots und St. Cyrs) Truppen zusammen noch 30,000 Combattanten. Am 28., als schon diese Streitmassen übergegangen waren und nur noch eine Menge Nachzügler und Gepäckwagen am jenseitigen Ufer der Beresina zurückgeblieben waren, die zum Theil aus Ermattung und Stumpfsinn nicht aufbrechen wollten, kündigte endlich der Kanonendonner das Vorrücken Wittgensteins und Tschitschagows an. Aber es war zu spät, sie wurden beide durch die Tapferkeit der Franzosen abgeschlagen, wobei der kaum geheilte Oudinot abermals eine ehrenvolle Wunde davontrug. Nur die Division Partonneaux vom Victor'schen Corps, 3000 Mann stark, hatte sich verirrt und wurde von Wittgenstein gefangen. Dasselbe Loos traf die noch hinter den Brücken zurückgebliebene unbewaffnete Masse. Vergebens drängte man sich über die Brücke, stieß sich in's Wasser, zertrat die Fallenden, suchten andere durch den Fluß zu schwimmen. Wittgensteins Kugeln schlugen in den verworrenen Menschenknäuel und vermehrten den Jammer. Victor opferte sich damals auf, trieb die Russen noch einmal zurück und schützte die Brücke bis zum 29. Morgens. Was jetzt noch zurück war, etwa 10,000 Menschen und eine ungeheure Menge Wagen, mußte er den Russen überlassen und selbst

Auf dem Covent-garden-theater iſt vor Kurzem ſeit den Tagen der Republik, deren puritaniſcher Zelotismus der Schauſpielkunſt in England einen lange nachwirkenden Stoß verſetzte, zum erſtenmal wieder Shakeſpeares Sturm nach dem unverfälſchten Texte aufgeführt worden.

Die Subſcription für die Wiederherſtellung des Denkmals Shakeſpeares in ſeiner Geburtsſtadt Stratford am Avon beläuft ſich auf 1100 Guineen.

Zu Greenock wurde im Oct. v. J. die von Sir Francis Chantrey gefertigte Bildſäule James Watts, des Erfinders der Dampfmaſchinen, aufgerichtet. Schon früher wurden ihm zu Birmingham und Glasgow Denkmäler errichtet.

Das Comité für die Errichtung eines Denkmals des Herzogs von Wellington hat beſchloſſen, daſſelbe aus einer Bildſäule zu Pferde beſtehen und in Greenpark auf dem Conſtitutionshügel errichtet werden ſoll. Die Arbeit wird dem bekannten Bildhauer und Erzgießer Wyatt, von dem auch die ſchöne Reiterſtatue Georgs III. herrührt, übertragen.

Ein Herr Walker in London hat ein Patent auf eine beſondere Art, dem Eiſenblech zum Gebrauche bei Bauten Stabilität zu geben, genommen. Er gibt den Blechplatten durch Walzen oder irgend auf andere Weiſe eine Menge von Quer- oder Längefalten, ſo daß ſie den gekniffen Pappendeckeln ähnlich ſehen. Aus dieſen Platten ſetzt er Thüren, Fenſter, ja Dächer zuſammen. Ein ſolches Dach, mit einer Spannung von 60 Fuß Weite iſt in London in der Themſesſtraße mit beſtem Erfolge errichtet.

Aus London wird als neue Erfindung eine Dampforgel erwähnt, welche an einer Locomotive zu Tyne angebracht werden ſoll. Sie gehört der Eiſenbahngeſellſchaft und wurde von dem Geiſtlichen James Birkett von Orinsham erfunden. Das Inſtrument beſteht aus 6 Rädern, die eine Octave mit ganzen und halben Tönen bilden. Es iſt dies der erſte Verſuch dieſer Art, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß ſpätere Verbeſſerungen dieſem Inſtrumente die mannichfaltigſten Melodien entlocken werden.

In England findet jetzt ein Raum ſtarken Abſatz, welcher aus chemiſchen Fabriken Preußens hervorgeht.

Herrn Gale verdankt man eine wichtige Erfindung zur Verbeſſerung der Eiſenbahnwagen. Dieſelbe vermindert den Aufwand von Dampfkraft und beſchleunigt zugleich die Bewegung um zwei Drittheile. Er hat ein Wagenmodell verfertigen laſſen, das eine verhältnißmäßig unbedeutende Laſt auf ſieben Antifrictionsrädern führte, durch welche die Reibung auf ein ſo geringes Minimum vermindert iſt, daß 6 Unzen, an einen über eine Winde gehenden Strick befeſtigt, und an den Wagen mit nur 4 Antifrictionsrädern angehalt, 67 Pfund Gewicht in Bewegung ſetzen; bei 8 Rädern leiſten 8 Unzen daſſelbe, während dagegen ohne die Antifrictionsräder das Gewicht von 6 Unzen nicht einmal den leeren, 11 Pfd. ſchweren Wagen in Bewegung ſetzte.

Frankreich.

Die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften hat eine Commiſſion ernannt, welche beauftragt iſt, die in Nordafrika entdeckten Alterthümer wiſſenſchaftlich zu unterſuchen. Unter ihren Mitgliedern bemerkt man den Bibliothekar der Stadt Alais, Beerbrugger, mit dem Schiffscapitän Falbe, bekannt durch eine Abhandlung „über die Lage des alten Carthago.“

Barn von St. Vincent iſt zum Mitgliede der Commiſſion zu wiſſenſchaftlicher Unterſuchung des alten und neuen Afrikas ernannt. Die Commiſſion wird, bevor ſie ſich nach Algier begibt, in Tunis Halt machen, wo vielfache Materialien vorliegen, welche wichtige Reſultate für den Handel mit dieſer Regentſchaft verſprechen. Der Seeminiſter hat der Commiſſion ein Dampfboot zur Verfügung geſtellt.

Profeſſor Couſin, Pair von Frankreich und Akademiker, hat von der Königin Regentin von Spanien den Orden Karls III. erhalten.

der Armee nachellen, die durch langgeſtreckte Sümpfe und Wälder auf wenigen gangbaren Wegen entkam, welche die Ruſſen abzuſchneiden verſäumt hatten.

Der Weg nach Wilna war nun offen, aber ſehr weit und nirgends warteten Magazine auf die unglückliche Armee, die in immer größerem Mangel und immer zunehmender Ermattung ſich fortſchleppte. Die Kälte ſtieg wieder. Es war einer der härteſten Winter ſeit Menſchengedenken und die Natur ſchien bis zu dieſem Jahr mit dem äußerſten Schrecken des Froſtes gewartet zu haben, um die Franzoſen im ruſſiſchen Eiſe zu begraben. Der Thermometer zählte 26 Grad. Bei Tage ſah man in den Eisnebeln der Luft Nebenſonnen, bei Nacht Nebenmonde. Durch die öden unabſehlichen Schneefelder zogen die vermummten Krieger wie hohlängige Geſpenſter. Es war nur noch der Schatten einer Armee, ſagte Segur, aber immer noch der Schatten der großen Armee. Mit Recht konnten ſie ſagen, nicht den Waffen des Feindes, nur allein dem furchtbaren Winter ſeyen ſie erlegen. Wie ſie noch bei Krasnoi und an der Bereſina gefochten hatten, war des höchſten Ruhmes würdig. Aber jetzt löſten Froſt und Hunger vollends die bisher noch geſchloſſenen Reihen auf, nur 1500 Mann von der alten Garde hielten im Centrum des bunten Menſchenhaufens noch zuſammen und die Nachhut bildeten noch 2500 Bayern mit unverzagtem Muthe, und ihre Ehre war noch größer als die der alten Garde, weil ſie nie ſo gut wie dieſe verpflegt und geſchont worden waren. Den langen Zug der Armee bezeichneten auf jedem Schritte Leichen von Menſchen und Pferden. Wo ein Pferd gefallen, ſammelten ſich die Soldaten ſo lange, bis ſie das letzte Stück Fleiſch von ihm abgenagt hatten. Kam man in ein Dorf, ſo deckten die Soldaten, um ſich Feuer zu machen, die Dächer der Häuſer über den Köpfen derer ab, die dort zuerſt eingedrungen in Schlaf verſunken waren. Die eckelhafteſte Nahrung wurde mit Begierde ergriffen, ein Verhungernder biß noch mit Wonne in ein Stück Salſe. Mancher verbrannte ſeine erfrorenen Glieder im nächſten Feuer.

Viele wurden vom Wahnsinn ergriffen. Wenn es über Nacht stark schneite, sah man am andern Morgen zuweilen das erloschene Feuer eines Bivouaks und alle, die darum gelegen, mit Schnee zugedeckt und erkannte die Leichen an ihrer erhöhten Lage. Segur schildert gräßliche Scenen von Rohheit, indem der, welcher noch stärker war, den Schwächern vom Feuer stieß, ihn seines Pferdes, Mantels oder letzten Vorraths beraubte. Gourgaud dagegen Scenen der edelsten Großmuth, wie Gemeine ihre verwundeten oder kranken Offiziere Tagreisen weit in treuer Liebe fortgetragen, Kameraden den letzten Bissen mit einander getheilt hätten. Beides wird wahr seyn. In einer so großen Armee alter Soldaten konnte die größte Verwilderung des Gemüths wie die heldenmüthigste Aufopferung nicht fehlen. Im Ganzen war es ein schreckliches Gericht Gottes, was über die stolzen Welteroberer erging. Ein großer Theil der Armee theilte die Verschuldung ihres Führes. Napoleon hatte seine alten Soldaten sehr mit dem rücksichtslosen Uebermuth angesteckt, den er selber übte. Aber die armen Deutschen, Italiener, Portugiesen ꝛc., die er ihrer Heimath entrissen, waren tief zu beklagen, eine Klage, welcher der italienische Dichter Graf Leopardi die rührendsten Worte geliehen hat.

Da die große Armee des Centrums im Verlauf des Feldzugs das rechte und linke Centrum und die Reserve unter Victor an sich gezogen hatte und jetzt mit ihnen zu Grunde ging, blieben nur die beiden äußersten Flügel unter Macdonald und Schwarzenberg übrig, welche nicht stark genug und auch zu weit entfernt waren, um dem nachdringenden Feinde in Wilna Halt gebieten zu können. Napoleon konnte daher in Litthauen keine Stellung mehr nehmen, der zerrütteten Armee nichts mehr nützen. Als er am 5. December in Smorgoni angelangt war, versammelte er die Marschälle um sich, nahm von ihnen einen würdigen Abschied, ernannte Murat zum Oberbefehlshaber und verließ die Armee, nur von Duroc, Coulaincourt und Lobau begleitet, zu Schlitten, um

ſo ſchnell und unbemerkt als möglich nach Paris zu gelangen und dort eine neue Armee zu organiſiren.

Man wußte bis dahin weder in Wilna, noch im Lager von Macdonald und Schwarzenberg, noch im übrigen Europa das Mindeſte von ſeinem Unglück. Er hatte fort und fort den wenigen Courieren, die überhaupt bis Wilna durchkommen konnten, nur Siegesberichte mitgegeben und noch an der Bereſina eine große Schlacht gewonnen zu haben verſichert. Alle Zeitungen Europa's druckten dieſe Lügenberichte ab und glaubten daran, weil man vorausſetzte, er zöge ſich nur auf ſeine Magazine und in gute Winterquartiere zurück und ſeine unüberwindliche Armee habe auf dem Rückzug durch die Reſerven ſich noch beträchtlich verſtärkt. In dieſem Glauben wollte er die Welt auch noch ſo lange als möglich laſſen, um ſicher nach Paris zu entkommen, ehe etwa die Deutſchen ſich beſännen und ihn unterwegs aufhöben. Er ſtieg daher auch am 6. in Wilna nur incognito in einer Vorſtadt ab, ließ ſeinen Miniſter Maret, der ihn bei dem diplomatiſchen Corps daſelbſt repräſentirte, heimlich zu ſich rufen, gab ihm die nöthigen Inſtructionen und eilte weiter. Die Diplomaten flohen gleich den andern Tag von Wilna weg. Napoleon aber war am 10. in Warſchau, wo er ſich eben ſo heimlich nur wenige Stunden aufhielt, am 14. in Dresden, wo er nur raſch den König beſuchte, der, wie man ſich denken kann, heftig über dieſen unerwarteten Beſuch und noch mehr über die ſchlimmen Nachrichten erſchrack, die er aus Napoleons eigenem Munde vernahm. Als man im übrigen Deutſchland ſtaunend erfuhr, Napoleon ſey wieder da, war er ſchon unbemerkt über den Rhein gekommen und am 19. wohlbehalten in den Tuilerien angelangt.

Unterdeß waren 10,000 Mann unter General Loiſon, die von Wilna aus der großen Armee hatten entgegenziehen ſollen, bereits der fürchterlichen Kälte in wenigen Tagen erlegen und kam endlich Murat mit dem kleinen Reſt der großen Armee am 8. und 9. Dec. nach Wilna, wo die Verhungernden zum erſtenmal ſich wieder

sättigten, die Offiziere zum erstenmal wieder in Betten kamen und die Kleider wechselten. Allein der Schrecken lag ihnen allen schon so sehr in den Gliedern, daß es unmöglich war, mehr als 4000 Streiter zusammenzuhalten. Das waren die Bayern und einige Schweizer, die sich noch vor den Thoren schlugen, aber nicht mehr hinreichten, die unter Wittgenstein nachrückenden Russen aufzuhalten. Als der Donner der russischen Kanonen in der Stadt vernommen wurde, bemächtigte sich aller eine wahnsinnige Angst. Hätte man Besinnung genug behalten, hätte sich alles bewaffnet, was noch irgend Kraft in den Armen hatte, so wäre Wittgenstein jedenfalls verhindert worden, in die Stadt einzudringen und man hätte wenigstens einige Tage gewonnen, um einen geordneten Rückzug zu sichern. Aber die meisten waren nach so langen Leiden gänzlich erschöpft und in einen Stumpfsinn versunken, in dem sie gefühllos Tod oder Gefangenschaft erwarteten. Viele tausend andere waren noch fähig zum Kampfe, aber sie hatten den Muth verloren, und dachten nur noch an die schnellste Flucht. Als einige Kosacken in die Vorstädte eindrangen, erfüllte die ganze Stadt der Schreckensruf „die Kosacken, die Kosacken" und was Beine hatte, lief zu den entgegengesetzten Thoren. Murat selber floh in schmählicher Hast am 10. und überließ Wilna mit 20,000 Müden und Kranken, worunter über 300 Offiziere und 7 Generale, mit 2½ Mill. gemünzten Geldes und unermeßlichen Vorräthen ohne Schwertstreich den Russen. Nur anderthalb Stunden vor Wilna stockte der Zug der Flüchtigen an dem damals mit Glatteis bedeckten Hügel Ponary und ihre Angst war so blind, daß sie sich auf diese glatte Höhe, die sie leicht hätten umgehen können, mit tödtlicher Mühe hinaufarbeiteten und am Fuß derselben vollends ihre letzten Kanonen stehen ließen und die letzten Geldwagen mit 10 Mill. der Plünderung Preis gaben.

Nur 1600 Bewaffnete erreichten inmitten einiger tausend Unbewaffneter am 13. Dec. die russische Grenze bei Kowno, wo sie sich noch mit den Kosacken unter Platow herumschlagen mußten.

Im ersten preußischen Nachtquartier zu Gumbinnen überließ sich Murat den unbesonnensten Ausbrüchen seiner üblen Laune, nannte Napoleon einen Wahnsinnigen, dem man nur zu lange gefolgt sey, und suchte die Marschälle zu gleichen Gesinnungsäußerungen aufzumuntern. Aber man hörte ihn nur mit Unwillen an und Davoust trat ihm energisch entgegen. Er ging nun nach Königsberg, um Macdonald an sich zu ziehen, mit dessen Hülfe er die Russen noch abzuhalten hoffte. Andererseits schloß Schwarzenberg am 21. Dec. einen Waffenstillstand mit den Russen ab zu Bialystock. Am 25. kehrte Poniatowski mit dem Rest der Polen nach Warschau zurück. Da die Russen selbst viel durch die Kälte gelitten hatten und in nicht sehr starker Anzahl an den Grenzen von Preußen und Polen ankamen, schien ihrem weiteren Vordringen hier vorerst ein Ziel gesetzt zu seyn. Wenigstens wären Oesterreicher und Preußen stark genug gewesen, sie aufzuhalten und zurückzuwerfen, wenn beide — gewollt hätten.

Nach der Berechnung von Clausewitz betrugen sämmtliche Truppen des unter Murat zurückgeführten Centrums und der unter Macdonald und Schwarzenberg noch erhaltenen Flügel der großen französischen Armee zusammen in der Mitte des December nur noch 58,000 Mann mit 18,000 Pferden und 120 Kanonen. Zieht man diese nun ab von den 610,000 Mann mit 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, welche nach Chambry's Berechnung unter Napoleons Fahnen in Rußland einmarschirt oder nachgeschickt worden sind, so blieben todt oder gefangen in Rußland zurück 552,000 Mann mit 164,000 Pferden und 1252 Kanonen. Der Gefangenen war eine verhältnißmäßig geringe Zahl und die meisten gingen in den Spitälern vollends zu Grunde. Man darf mithin die Zahl der Todten zu einer halben Million Menschen annehmen, welche Napoleon um so weniger wieder zu ersetzen im Stande war, als sich seine ältesten und besten Kerntruppen darunter befunden hatten und sein Reich, so wie die von ihm abhängigen Vasallenstaaten

bereits durch die Conscription über Gebühr erschöpft waren. Noch in keinem seiner Kriege hatte er so viele Menschen und so nutzlos geopfert, und weil er hier wie jede Menschlichkeit, so auch jede Vorsicht und staatsmännische Klugheit verabsäumte, glaubte man, der Dämon des Krieges selber sey in ihn gefahren und eine wahnsinnige Lust habe ihn fortgerissen, alles zu zerstören, alles todt zu machen, wie Rostopschin zuerst ihm vorgeworfen hatte und Murat es jammernd in Gumbinnen wiederholte.

Neuntes Buch.

Der preußiſche Frühling 1813.

Napoleons Unglück wurde von allen, die unter ſeiner Willkür geſeufzt hatten, mit einer Freude vernommen, die ein Mitleid mit den Opfern kaum aufkommen ließ. Selbſt die Edelſten und Frömmſten dankten Gott. Jeder fühlte, die Stunde der Erlöſung nahe; wohin die Nachricht gelangte, hörte man ſie mit Entzücken, umarmte ſich und athmete zum erſtenmal wieder frei.

Hatte die preußiſche Bevölkerung ihre Demüthigung am tiefſten fühlen müſſen, ſo war ſie es auch, die jetzt am feurigſten aufbrauste und am ſchnellkräftigſten ſich erhob, um die Niederlage Napoleons, die in Rußland begonnen, in Deutſchland zu endigen.

Marſchall Macdonald hatte vor Riga nur noch ſelten ein kleines Gefecht mit den Ruſſen. Am 18. Dec. erhielt er die erſte Nachricht von der Vernichtung der großen Armee und zugleich den Befehl, die Belagerung von Riga aufzugeben und ſich nach Königsberg zurückzuziehen, um hier den Reſt der Armee unter Murat aufzunehmen und den nachrückenden Ruſſen die Stirne zu bieten. Auch Macdonalds Heer war durch die Kälte und Krankheiten ſehr herabgekommen. Seine Hauptbeſtandtheile waren aber immer noch die Preußen unter General York, damals mit den Kranken noch 17,000 Mann. Zwei preußiſche Cavallerieregimenter waren von

dieſer Armee getrennt mit nach Moskau genommen worden und auf dem Rückzug zu Grunde gegangen. In Königsberg und in der Nähe ſtanden aber wieder 10,000 Mann unter General Bülow und dieſe 27,000 Preußen konnten in Verbindung mit dem Ueberreſte der Franzoſen auf die Feſtungen Pillau, Danzig, Graudenz geſtützt, den ſehr geſchwächt ankommenden Ruſſen allerdings den Weg verſperren, zumal wenn die nahen Polen auch ihrerſeits noch eine Anſtrengung machten.

Nun war aber die Stimmung in dem kleinen preußiſchen Heere vor Riga nicht von der Art, daß die Franzoſen auf ſie rechnen konnten. So viele Mühe ſich der herzensgute und in allen Beziehungen liebenswürdige Macdonald gegeben hatte, die Preußen durch die achtungsvollſte und zarteſte Behandlung zu gewinnen, ſie blieben ihm immer ſpröde und trotzig und York ſelbſt*) zeigte ihm ſtets das finſtere Geſicht ſeines ohnehin galligten Temperaments. York hatte um mehrere Tage früher als Macdonald Napoleons ganzes Mißgeſchick erfahren, aber dem Marſchall kein Wort davon gemeldet. Eben ſo wenig zeigten die Preußen eine laute

*) Hans David Ludwig von York (eigentlich Jork) hatte als junger Offizier, erſt zwanzigjährig, im bayeriſchen Erbfolgekriege 1779 einem höheren Offizier zum Vorwurf gemacht, daß derſelbe eine Kirche geplündert hatte. Dieſes ſubordinationswidrigen Tadels wegen jagte ihn Friedrich der Große von der Armee und ſchrieb unter den Befehl „York ſoll ſich zum Teufel ſcheren.“ York ging in holländiſche Dienſte und kämpfte in Indien gegen die Engländer. Nach Friedrichs des Großen Tode kehrte er in den preußiſchen Dienſt zurück und ſtieg bis zum General. Von der indiſchen Sonne verbrannt war er als der finſterſte und ſtrengſte General in der Armee gefürchtet, aber auch höchſt geachtet. Vom Tugendbund wollte er nichts wiſſen und die Anträge, die ihm ſchon der ruſſiſche Gouverneur Paulucci in Riga machen ließ, hatte er verworfen, denn er wollte Preußen eben ſo unabhängig von Rußland wie von Frankreich ſehen. Wie er handelte, geſchah es immer nur im preußiſchen Stolz und um ſeinem König ein ſelbſtändiges Heer zu erhalten.

Freude, empfanden sie aber desto tiefer innerlich. Alle preußischen Herzen lachten damals und stählten sich im Haß und Trotz, je stummer, um so gefährlicher. Macdonald begann den Rückzug von Riga schon am 19. York folgte etwas langsamer, durch Kälte und Schnee aufgehalten, und war bereits zwei Tagmärsche hinter dem Marschall zurück, als der junge russische General Diebitsch sich mit 1200 Kosacken vom Heere Wittgensteins ihm in den Weg warf und ihn aufforderte, die französische Sache zu verlassen. Diebitsch war ein Schlesier, ein feuriger Kopf, noch nicht dreißig Jahre alt und schon General. Auch sein Adjutant Clausewitz, der mit York unterhandelte, war aus preußischem Dienst in den russischen übergegangen. Er hat sich später einen großen Namen als militairischer Schriftsteller erworben. Aber gerade der Umstand, daß diese russischen Offiziere Preußen und noch so jung waren, hielt York ab, sich ihnen rasch hinzugeben. Er behandelte sie anfangs barsch und zog weiter, bis Wittgenstein selbst näher kam und York seine militairische Ehre retten konnte, indem es den Schein hatte, als sey er durch Wittgenstein von Macdonald gänzlich abgeschnitten und Preis gegeben. Jetzt erst sagte er zu Clausewitz „ihr habt mich," kam mit Diebitsch in der Mühle zu Tauroggen zusammen und schloß hier einen Vertrag ab, demzufolge er mit seiner Armee eine neutrale Stellung behaupten sollte, am 30. December. Ein Theil der Preußen befand sich unter General Massenbach unmittelbar in Macdonalds Hauptquartier zu Tilsit, entfernte sich aber am 31. von dort und stieß zu York. Macdonald entließ edelmüthig den letzten preußischen Offizier, der gerade den Dienst bei ihm hatte, und entkam mit einigen tausend Franzosen glücklich nach Königsberg.

Hier verweilte damals noch Murat mit dem Hauptquartier der unglücklichen großen Armee. Es war ein schreckliches Gedränge von Menschen in der Stadt. Amtliche Berichte zählten 255 Generale, 699 Obersten, 4412 Capitaine und Lieutenants, 26,590 Unteroffiziere und Gemeine, die auf der Flucht hier durchgekommen,

unter denen aber kaum noch 10,000 Waffen hatten. Auch Bülow lag in der Stadt mit einer preußischen Besatzung und es fehlte nicht an Reibungen. Am Neujahrsmorgen sah Murat gerade zum Fenster hinaus, als ein französischer Gensdarme, der einen preußischen Recruten mißhandelt hatte, von dessen Kameraden ermordet wurde, hatte an diesem Anblick genug, packte sogleich ein und fuhr davon. Bülow aber, um jeden Conflict mit den unter Macdonald nachrückenden Franzosen und den hinter diesen herziehenden Russen unter Wittgenstein zu vermeiden, zog seine Leute am 2. Jan. aus Königsberg heraus und am 3. rückte Macdonald ein, aber auch nur, um schnell weiter zu ziehen. Wittgenstein hielt schon am 6. seinen Einzug in Königsberg. Die Franzosen hatten nun keinen sichern Haltpunkt mehr, außer Danzig, in dessen Mauern sich der ganze Strom der Flüchtlinge begrub. Viele waren zu matt und krank, um weiter zu kommen, aber auch Gesunde glaubte man in hinreichender Zahl in Danzig behalten zu müssen, um diese schöne und starke Festung zu hüten. So kam es, daß 36,000 Franzosen in Danzig zurückblieben, commandirt von Rapp, dem tapfern Elsäßer. Alle diese Leute, alte gute Soldaten, wären Napoleon viel nützlicher geworden, wenn sie ihm nach Deutschland gefolgt wären, anstatt auf dem verlornen Posten an der Mündung der Weichsel sich einsperren zu lassen. Auf gleiche Art wurden 8000 Franzosen in Modlin, 6000 in Thorn, 4000 in Zamosk als Besatzung gelassen, die alle für den künftigen Feldzug verloren gingen, weil sie zu weit vom Kriegsschauplatz entfernt blieben. Murat behielt das Commando nur bis Posen, wo er es eigenmächtig an den Vicekönig Eugen abtrat, um voll Verzweiflung und Erbitterung nach Neapel zurückzukehren, am 16. Januar.

Der König von Preußen kam in die größte Verlegenheit. Napoleon hatte bei seinem Zuge nach Rußland im Sommer 1812 dafür gesorgt, Preußen und insbesondere den König in Berlin kräftig zu überwachen. Der König hatte den Franzosen damals alle seine Festungen öffnen müssen und sie hatten nur Colberg und

Der Akademiker Dupuy zu Paris und die deutschen Maler Lessing und Wendemann haben von dem Könige der Franzosen den Orden der Ehrenlegion erhalten.

Im Juli 1839 starb zu Paris der Professor der Botanik am Museum der Naturgeschichte, Laurent de Jussieu, Mitglied der Akademie und Neffe der Botaniker Antoine, Bernard und Joseph Jussieu. Er hat das Alter von 90 Jahren erreicht und war zu Lyon 1749 geboren. Bernard de Jussieu ist bekanntlich der Gründer des unter seinem Namen bekannten Pflanzensystems.

Der Director der orthopädischen Heilanstalt in Würzburg Prof. Dr. Bernh. Heine hat zum zweitenmal von der Akademie der Wissenschaften den Montyon'schen Preis erhalten. Schon im Juli 1835 erhielt er als Belohnung für die Erfindung einer eigenthümlichen Knochensäge den chirurgischen Preis, eine goldene Medaille im Werth von 2000 Fr. In der Sitzung vom 13. Aug. 1838 wurden seine „physiologische Untersuchungen und Experimente über die Wiedererzeugung des Knochensystems“ unter 13 eingelaufenen Arbeiten für die bedeutendste erkannt und mit dem Preise gekrönt.

Der ord. Prof. der Botanik in Tübingen, Hugo Mohl, ist zum Correspondenten der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden.

Die asiatische Gesellschaft in Paris hat den Prof. Ehlemann in Berlin zum Mitglied ernannt.

Durch kön. Ordonnanzen wurde eine Facultät der Wissenschaften zu Bordeaux und eine Facultät der Literatur bei jeder Akademie von Lyon, Bordeaux, Montpellier und Rennes errichtet. Das Collegium von Bastia ist zu einem königlichen Collegium erhoben. Auch ist ein Lehrstuhl der fremden Literatur bei der literarischen Facultät von Straßburg errichtet. Zum Professor der ausländischen Literatur in Rennes ist Xavier Marmier ernannt, der sich durch seine Bemühungen um deutsche und scandinavische Literatur in Paris einen Namen zu machen wußte. Der Lehrstuhl der ausländischen Literatur in Lyon ist Edgar Quinet, dem Dichter des Prometheus, der zu Straßburg Herrn Beramann, welchem man wichtige Forschungen über die germanischen und orientalischen Sprachen verdankt, übertragen.

Der Prof. am Collège de France, Lerminier, ist zum Requêtenmeister im Staatsrath ernannt worden.

In dem Schwesternhause zu Cyren, im Departement Mayenne, legten am 9. August unter dem Vorsitz des Bischofs von Mans 125 Schwestern das Gelübde ab, wovon 74 das ewige; am 27. Oct. 156, wovon 71 das ewige. Der Papst hat dieser Congregation zahlreiche Indulgenzen bewilligt.

In Toulon ist auf dem Dampfschiffe Tartare aus Civitä Vecchia der Leichnam des h. Eutropius angekommen, ein Geschenk des Papstes an die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in Lyon.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat an die Erzbischöfe und Bischöfe ein Schreiben erlassen, worin dieselben aufgefordert werden, die königlichen und Communalcollegien von Zeit zu Zeit zu besuchen, und namentlich der ersten Communion der Zöglinge beizuwohnen. Ebenso werden denselben die Besuche in den Lehrgebäuden der Universitäten empfohlen. Zugleich bittet der Minister die Erzbischöfe und Bischöfe, ihm ihre Bemerkungen, namentlich über den religiösen Unterricht, die eigentliche Erziehung, die Disciplin u. dergl. in den Unterrichtsanstalten, mitzutheilen.

Der k. Studienrath hat die Verfügung erlassen, daß in Zukunft in allen k. Collegien Unterricht im Gesang ertheilt werden soll, und zwar so, daß die Zöglinge der ersten bis zur fünften Classe an demselben Theil nehmen müssen.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts verbietet in einem Umlaufschreiben den Gebrauch nachgedruckter Ausgaben von Unterrichtsbüchern, und weist die Universitätsbehörden an, darüber zu wachen, daß diese Ausgaben weder in den Collegien noch in den Secundärunterrichtsanstalten und Schulen zugelassen werden.

Graudenz verſchont, dagegen Stettin mit 9000, Cüſtrin mit 3000, Glogau mit 6000 Mann beſetzt. In Berlin ſelbſt ſtand Marſchall Augereau mit 6000 Mann der beſten alten Truppen und hielt zugleich die nahe Feſtung Spandau mit 3200 Mann beſetzt. Von Hamburg, Magdeburg und Dresden her konnte dieſe Truppenzahl raſch verſtärkt werden. Der Vicekönig Eugen ſammelte im nahen Schleſien wieder 9000 Mann und Poniatowski ſtand noch in Warſchau. Die Zahl der preußiſchen Truppen in und um Berlin war viel zu gering, um den König ſchützen zu können, wenn Napoleon etwa Verdacht faßte und denſelben als Geißel wegzuführen befahl. Einen ſolchen Staatsſtreich hielt man aber für möglich, nachdem trotz des noch beſtehenden Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Preußen York förmlich abgefallen war und Bülow anſtatt mit Macdonald vereinigt Königsberg zu vertheidigen, ſich vielmehr ſeitwärts gegen Graudenz gezogen und den Ruſſen offenen Weg gelaſſen hatte. Der König ſoll auch ſo erſchrocken ſeyn, daß er ausrief: „da möchte Einen ja der Schlag treffen!“ und Hardenberg erſchöpfte ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten St. Marſan in Berlin in mündlichen und gegen Napoleon ſelbſt in ſchriftlichen Verſicherungen der Treue. York wurde desavouirt und abgeſetzt, der königliche Adjutant von Natzmer aber, der ihm den Befehl überbringen ſollte, wurde von Wittgenſteins Truppen nicht zu ihm durchgelaſſen und York behielt das Commando. Dagegen ſchickte der König den Fürſten Hatzfeld nach Paris, verſprach neue Rüſtungen für Frankreich und eine Erhöhung des bisherigen preußiſchen Hülfscorps von 20,000 Mann auf 30,000 Mann, wünſchte aber zugleich von Napoleon beſſere Garantien dieſer neuen Allianz und gab zu verſtehen, daß Preußens Feſthalten bei Frankreich durch Entſchädigungen belohnt werden müſſe. Es war ſogar von einer Vermählung des preußiſchen Kronprinzen mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin die Rede. Die Lage des Königs war bedrängt genug, um dieſe diplomatiſchen Künſte Hardenbergs zu entſchuldigen. In der preußiſchen Armee ſcheint

man aber besorgt zu haben, Hardenberg könne sich ganz im Ernst durch neue napoleonische Versprechungen binden lassen wollen und das Benehmen Yorks und Bülows dürfte hauptsächlich darauf hingezweckt haben, dem König das Eingehen in eine solche Hardenbergische Politik zu erschweren. Der König hatte seinen Hof nach Potsdam verlegt, welche Stadt tractatenmäßig nicht von den Franzosen besetzt werden sollte. Als nun aber dennoch am 17. Jan. die französische Division Grenier (4000 Mann) zur Verstärkung Berlins anrückte und vertragswidrig in Potsdam Quartier nehmen wollte, fürchtete man, es sey auf eine Wegführung des Königs abgesehen. Die preußische Garde umgab die Person desselben, und es herrschte die größte Aufregung. Da kam Gegenbefehl, es war nur blinder Lärm gewesen. Aber der König konnte nicht mehr trauen und verließ Potsdam am 22. Januar, um nach Breslau zu reisen, wohin ihm die königliche Familie, die Garden, Hardenberg und der französische Gesandte nachfolgten. Von hier aus befahl er sogleich Aushebung von Recruten und die großartigsten Rüstungen in allen Provinzen, die auch unter den Augen der Franzosen selbst vollzogen und von diesen nicht gehindert wurden, weil immer noch die Fiction obwaltete, Preußen werde bei der französischen Allianz verharren.

Die Stellung, welche Oesterreich einnahm, war nicht minder zweideutig. Der französische Gesandte Otto in Wien empfing, der österreichische Gesandte Graf Bubna in Paris gab die freundschaftlichsten Zusicherungen, daß Oesterreich die Verbindung mit Napoleon nicht aufgeben werde; nur verlangte man auch hier neue Bürgschaften, d. h. einen beträchtlichen Zuwachs an Macht für Oesterreich. Napoleon that sehr Unrecht, denselben nicht zu bewilligen, denn Oesterreich wäre lieber mit ihm als mit Rußland gezogen. Metternich sagte damals (wie Hormayr berichtet hat): „Napoleon sey nur eine vorübergehende Flechte auf dem Körper Europa's, Rußland aber ein unvertilgbar um sich fressender Krebs.“ Dadurch wird auch die Vorsicht erklärt, mit welcher Oesterreich später

die russische Allianz einging. Napoleon aber hätte diese feindselige Stellung Oesterreichs zu Rußland kennen und benutzen sollen. Er that es nicht. Kaiser Franz ließ daher vor der Hand rüsten und suchte die österreichische Armee auf ihre höchste Stärke zu bringen. Fürst Schwarzenberg erhielt Befehl, in die österreichischen Grenzen zurückzukehren, zog daher am 25. Jan. nach Warschau und überlieferte diese Stadt am 7. Februar durch eine Convention den Russen. Indem er selbst sich nach Galizien zurückzog, rettete sich Poniatowski mit den Polen nach Krakau, von wo er, wenn ihn die Russen angriffen, gleichfalls über die österreichische Grenze fliehen konnte. Reynier mit den Sachsen suchte heimzukommen, wurde aber bei Kalisch am 13. Febr. von Wittgenstein ereilt und entkam nur mit großem Verlust, so daß er nur noch 6000 Mann über Glogau nach Dresden rettete.

Nun konnte sich auch der Vicekönig Eugen in Posen nicht mehr halten und verlegte sein Hauptquartier nach Berlin am 22. Febr. Diese Hauptstadt war schon vier Tage vorher von Kosacken allarmirt worden und die Bevölkerung konnte kaum zurückgehalten werden, ihren Haß gegen die Franzosen zu bethätigen. General Labaume erzählt, wie er damals in Potsdam eben ausgehobene preußische Recruten gesehen habe, junge Bauern ohne Waffen und ohne Führer, die aber im Vorbeimarschiren bei den französischen Bataillonen laut vor Freude geschrien und die alten Grenadiere Napoleons mit drohenden Blicken gleichsam durchbohrt hätten.

Was die Russen betrifft, so benahmen sie sich sehr klug sowohl gegen Oesterreich, dessen Grenze sie nicht berührten, als auch gegen die Polen. Schon von Wilna aus gelobte Kaiser Alexander allen Polen Vergessenheit, verbot ausdrücklich jede Art von Denunciation und versicherte, er wolle Polen glücklich machen. Auch ließ er Poniatowski unangetastet in Krakau stehen. Dagegen benutzte Alexanders Politik den Abfall Yorks und die Gefälligkeit Bülows, um seine Truppen durch Preußen vorzuschieben. Er würde sich dessen haben enthalten müssen, wenn jene preußischen

Generale ihnen den Weg verlegt hätten. Der Krieg hätte vielleicht eine ganz andere Wendung genommen, wenn die Russen von den preußischen Grenzen wären abgehalten worden. Rußland wäre zunächst isolirt geblieben und Napoleon hätte unter österreichischer und preußischer Vermittlung den Frieden mit noch nicht zu schweren Opfern erkaufen können. York hat mithin das Verdienst, den Krieg aus Rußland nach Deutschland gezogen und dadurch die Dinge erst zu ihrer rechten Entscheidung gebracht zu haben. — Kaiser Alexander verließ St. Petersburg am 18. December und nahm am 22. sein Hauptquartier in Wilna, um vorerst von hier aus die weitern Operationen seiner Heere zu leiten. Eine seiner ersten Handlungen war, die Ordnung in den überfüllten Hospitälern herzustellen, in deren verpestete Luft er selbst sich großmüthig hineinwagte, um das Loos der zahlreichen Gefangenen zu erleichtern. In der ungeheuren Verwirrung der Flucht war viel Vernachläßigung, Rohheit und Unmenschlichkeit vorgekommen. Insbesondere traf die Juden in Wilna der Vorwurf, durch Beraubung und selbst Hinopferung der wehrlosen Verwundeten und Kranken, welche Gold bei sich trugen, ihrer Habgier gefröhnt zu haben. Da die russische Armee durch die Härte des Winters sehr gelitten hatte, ließ Alexander aufs schleunigste neue Ausrüstungen anordnen und von allen Seiten Ergänzungsmannschaften an die Weichsel nachschicken. Wittgenstein hatte den Weg nach Preußen eingeschlagen und man konnte York und Bülow schon als seine Bundesgenossen betrachten. Kutusow nahm sein Hauptquartier in Warschau und gegen Ende des Februar in Kalisch, wohin auch Kaiser Alexander sich begab, um mit dem König von Preußen im nahen Breslau in Verbindung zu treten.

Schlesien war damals der Mittelpunkt der preußischen Kriegsrüstungen. Die Aufgebote des Königs wirkten hier wie im Jahr 1793 in Frankreich das Aufgebot in Masse. Die ganze schlesische Bevölkerung schwärmte wie ein Bienenstock und aus den Marken und Pommern strömten die Oder aufwärts täglich neue

Zuzüge herbei. Alle Schmieden dampften, alle Werkſtätten waren in voller Thätigkeit. Die ganze Bewegung aber war von einer Freudigkeit durchdrungen, von der ſich keine Vorſtellung machen kann, wer es nicht mit erlebt hat. Jeder wußte, wem die Rüſtungen galten, obgleich es noch Niemand ſagte. Wie klein auch damals noch die preußiſche Macht war, wie ungewiß die Politik Oeſterreichs, wie feſt noch der Rheinbund zu Napoleon hielt, erfüllte doch das preußiſche Volk ein ſo hohes und ſtolzes Selbſtvertrauen, daß wer Beſorgniſſe geäußert hätte, in Stücke wäre geriſſen worden. Man wollte das verhaßte franzöſiſche Joch jetzt zerbrechen um jeden Preis. Alles drängte ſich freiwillig zu den geliebten Fahnen, denen man die volle Ehre zurückgeben wollte, und wer nicht ſelber mit zu Felde ziehen konnte, gab den letzten Heller her, um die Armee ausrüſten zu helfen. Die Armuth war groß, aber noch viel größer der Zorn und die Kampfluſt. Ein gewiſſer Humor der Armuth trug nicht wenig zu der Luſt der preußiſchen Heerlager bei. Durch Napoleons langes Ausſaugungsſyſtem aller Genüſſe des Lebens, oft des Nothdürftigſten beraubt, freute man ſich, doch noch Eiſen in der Fauſt zu haben.

Es genügte nicht, die Linientruppen zu ergänzen und neue Reſervebataillone zu errichten. Am 3. Febr. rief der König die ſ. g. freiwilligen Jäger ins Leben, die als leichte Truppen den Linienbataillonen beigegeben werden, ſich aber ſelbſt ausrüſten ſollten. Das war eine Conceſſion an die gebildeten Stände, deren Söhnen man dadurch die Auszeichnung einer Elite gewähren wollte, die nicht unmittelbar in Reih und Glied mit dem gemeinen Bauernſohn dienen ſollte. Ein der wahren Vaterlandsliebe widerwärtiges Privilegium und auch zu militairiſchen Zwecken nicht ganz practiſch, was aber damals nöthig ſchien, um der leeren Staatscaſſe die Ausrüſtungen aus Privatmitteln zu erleichtern. Eine beſondere Vornehmigkeit ſprachen noch einige Freicorps an, unter denen das des Major von Lützow am berühmteſten wurde. Ungleich wichtiger und practiſcher war die Errichtung der Landwehr, die

zuerſt nach einem älteren Plane von Scharnhorſt und nach dem Beiſpiel Oeſterreichs von York ausging. In Königsberg hatte nämlich dieſer General im Einvernehmen mit den Ständen der Provinz Preußen und mit dem vom ruſſiſchen Kaiſer dazu bevollmächtigten vormals preußiſchen Miniſter von Stein die Stelle eines General-Gouverneurs übernommen, die Stände einberufen und eine Art Nebenregierung errichtet, ſo lange die königliche Regierung in Breslau ihren Bruch mit Frankreich noch nicht erklärt hatte. Es fehlte nicht an Reibungen. Die Oſtpreußen proteſtirten gegen die ruſſiſche Statthalterſchaft, wollten allein und ſelbſtändig handeln und thaten es auch. Stein mußte ſich entfernen, am 6. Februar, nachdem am Tage zuvor York jenen Ständen den Entwurf einer Landwehrordnung vorgelegt hatte und ſogleich mit der Errichtung neuer Regimenter beginnen ließ, welche aus ſchon gereifteren Männern beſtanden und den aus Jünglingen recrutirten Linienregimentern als Reſerve dienen ſollten. Auch der Gedanke eines Landſturms oder allgemeinen Maſſenaufgebotes wurde hier gefaßt, aber nur für die äußerſten Nothfälle. Beides, Landwehr und Landſturm, wurden bald darauf vom König ſelbſt anerkannt und in ſämmtlichen Provinzen angeordnet, 17. März. Jünglinge und Männer drängten ſich überall mit dem beſten Willen und dem feurigſten Kriegsmuth herbei; nur an Uniformen, Lederwerk und anderem nöthigen Material, ſo wie an Geld, war entſetzlicher Mangel und man ſah noch lange ganze Bataillone ohne Torniſter, nur mit Leinwandſäcken auf dem Rücken, und ohne Mäntel, die ſie erſt vom Feind erbeuten mußten. In der Genügſamkeit, Nüchternheit und zähen Ausdauer wie in der Tapferkeit kamen dieſe Preußen von 1813 den Spaniern gleich, übertrafen ſie aber bei weitem in der Disciplin und in dem Geſchick, tactiſche Körper zu bilden. Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauernjungen und eleganten Commis und Studenten, die nie Pulver gerochen hatten, die gewandteſten, ſchlagfertigſten und Napoleons alter Garde ebenbürtigen Diviſionen erwuchſen, wird immer wunderbar bleiben und iſt nicht

blos aus der Begeisterung der Zeit, sondern aus dem Stammescharakter überhaupt und aus der Schule Friedrichs des Großen, aus den ruhmvollen Traditionen der preußischen Armee zu erklären.

Ehe noch die Antwort Napoleons auf die Vorschläge Hardenbergs eingelaufen war, schloß Friedrich Wilhelm III. bereits am 27. Febr. mit Kaiser Alexander ein enges preußisch-russisches Bündniß ab. Die Franzosen haben darin eine Treulosigkeit sehen wollen; gesetzt aber auch, es sey noch eine Verständigung zwischen Frankreich und Preußen möglich gewesen, so hätte sich Napoleon viel mehr beeilen müssen, Preußen seine Anerbietungen zu machen. Im Grunde befand sich Oesterreich in dem nämlichen Falle. Metternich hatte neue Bürgschaften verlangt, Napoleon zögerte, etwas Bestimmtes anzubieten und meinte, Oesterreich solle die ersten Anträge machen. Das war unbegreiflich unklug. Metternich sagte zum französischen Gesandten Otto in Wien, durch die russischen Umtriebe würden die slavischen, durch die preußischen die deutschen Unterthanen Oesterreichs verführt, die österreichische Politik müsse daher nothwendig gegen Rußland und Preußen gerichtet seyn, und deßhalb wolle Oesterreich auch gern zu Frankreich halten, wenn es nur einen Vortheil davon sähe, wenn Napoleon ihm nur etwas bewilligen wollte. Aber das that Napoleon nicht. Gleichwohl hielt Oesterreich immer noch sehr gegen Rußland zurück. Friedrich Wilhelm III. aber hatte etwas übereilt seine Parthie ergriffen, alle russischen Forderungen (namentlich die Abtretung aller vormals preußischen Antheile Polens) im voraus bewilligt und reiste dem Kaiser von Rußland entgegen, traf mit ihm am 15. März zu Spahlitz bei Oels zusammen und umarmte ihn lange in der tiefsten Rührung. Beide Majestäten hielten dann vereint ihren Einzug in Breslau unter unermeßlichem Volksjubel. Am 17. erließ sodann der König die berühmten Aufrufe „an mein Volk“ und „an mein Heer,“ worin er zum erstenmal den ernsten und heiligen Zweck der Rüstungen entschleierte und zu Muth und Ausdauer in dem nahe bevorstehenden Kriege mahnte, welcher der

ehrenvolle Todeskampf der preußischen Monarchie werden oder in welchem man alles Verlorene wieder erobern sollte. „Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs, sprach der König, und der Frieden schlug uns tiefere Wunden als der Krieg. Die Hauptfestungen blieben dem Feinde, das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, der Handel vernichtet, das Land ein Raub der Verarmung. Durch die treueste Erfüllung aller Verbindlichkeiten gegen den französischen Kaiser hoffte ich mein Land zu erleichtern, aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt. Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, aber ihr werdet sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Herrscher. Es ist der letzte entscheidende Kampf. Wir haben keinen andern Ausweg, als Sieg oder Untergang. Gott und unser fester Wille wird der gerechten Sache den Sieg verleihen."

An dem nämlichen 17. März hielt York mit seinem wieder bis auf 15,000 Mann vermehrten Heertheile seinen Triumpheinzug in Berlin. Der Vicekönig Eugen hatte sich unter der zornig erregten Bevölkerung der Hauptstadt gegen Wittgenstein und York, als diese näher kamen, nicht behaupten zu können geglaubt und daher Berlin freiwillig verlassen und sich nach dem festen Magdeburg zurückgezogen. Schon am 11. hatte der König den früheren Beschluß in Betreff Yorks zurückgenommen und diesen General in seinem Commando bestätigt, ließ ihn aber doch noch seinen Unwillen fühlen, sofern er nicht ihm, sondern Bülow das Obercommando der um Berlin sich sammelnden Armee übergab.

Da sich Oesterreich noch nicht erklärt hatte, bedurften Rußland und Preußen der moralischen Unterstützung, die in den patriotischen Sympathien aller Deutschen und in der Aufregung des Nationalstolzes lag. Im Jahre 1809 hatte Oesterreich dieselben Gefühle angerufen, damals aber noch wenig Anklang gefunden.

Diesmal schien das deutsche Phlegma schon mehr in Hitze gerathen und die Hoffahrt der Ausländerei schon mehr erschüttert zu seyn. Der alte Kutusow erließ im Namen des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen die berühmte Proclamation von Kalisch am 25. März, worin er „den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit, die Wiedererringung der unveräußerlichen Stammgüter der Völker, die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs“ ankündigte. Der Rheinbund wurde hier im voraus für aufgelöst erklärt und den Fürsten Wehe zugerufen, die, „wenn sie fernerhin der deutschen Sache abtrünnig blieben, sich reif zeigen würden zur Vernichtung.“ Von besonderer Wichtigkeit war die Stelle der Proclamation, welche lautet: „Deutschlands Gestaltung soll ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben. Je schärfer in seinen Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geist des deutschen Volks, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können.“ Eitle Vorspiegelungen! Die Hauptsache war, daß die Proclamation dem russischen Kaiser „die schützende Hand“ über das künftige Werk der deutschen Fürsten und Völker, d. h. das Protectorat, vorbehielt, und daß sie schließlich erklärte, man werde Frankreichs „rechtmäßige Grenzen“ respectiren, d. h. der Czaar wird sich Mühe geben, sein Protectorat auch über Frankreich auszustrecken. Die Deutschen waren so einfältig, diesen russischen Köder für einen Act der Wiedergeburt Deutschlands anzusehen.

Der Rheinbund nahm davon zunächst noch keine Notiz, sondern fuhr fort, Napoleons Truppen auf deutschem Gebiet zu nähren und durch neue zahlreiche Contingente zu ergänzen. Friedrich August, König von Sachsen, zog es vor, das von den Russen und Preußen nahe bedrohte Dresden zu verlassen, am 25. Februar. Er begab sich zunächst nach Regensburg, folgte aber bald darauf einem Rufe Oesterreichs nach Prag, wo er am 15. April einen

geheimen Vertrag abschloß, in welchem er sich eng an die österreichische Vermittlung anschloß und eventuell auf das Großherzogthum Warschau verzichtete. Seine Truppen zogen sich in die neutral erklärte Festung Torgau zurück, ein Theil seiner Reiterei folgte ihm nach Böhmen. Das sächsische Volk hielt einen Uebergang zu den Alliirten für nahe bevorstehend, und viele Jünglinge aus Sachsen traten in preußische Dienste. Von allen Rheinbundstaaten ging nur Mecklenburg allein sogleich und förmlich zu den Alliirten über, weil es durch die preußischen Lande vom übrigen Rheinbund abgetrennt war. Der vormalige preußische Minister Stein wurde im Namen Rußlands und Preußens zum Administrator aller noch zu erobernden deutschen Rheinbundländer ernannt, 6. April.

So war denn die östliche Reaction gegen Napoleons Herrschaft bis zur Elblinie vorgedrungen, die allein noch durch zahlreiche französische Festungen und Heertheile gehütet wurde. Napoleon selbst war am 19. December nach Paris zurückgekommen. Man erzählt, als er in den Tuilerien an einem Kamin behaglich sich gewärmt, habe er ausgerufen: hier ist es doch besser, als in Rußland. Wenige Tage vor seiner Ankunft hatte er das berühmte 29. Bulletin ausgeben lassen, worin er den Franzosen zum erstenmal die ganze Größe des Unglücks und den Verlust in Rußland enthüllte, aber mit gräßlichem Hohn. Darin kommt die Stelle vor: „Menschen, welche die Natur nicht hart genug gestählt hatte, um über alle Wechselfälle des Glücks erhaben zu seyn, verloren ihren Frohsinn und träumten nur von Unglück.“ Das Bulletin schloß mit den Worten „die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser,“ und der Moniteur machte in einem Zusatz die Leser noch ausdrücklich auf den erhabenen und classischen Styl dieses Bulletins aufmerksam, über dessen Bewunderung man gleichsam das ganze Unglück vergessen sollte. „Dies Bulletin muß die Bewunderung steigern für die frische Kraft und Festigkeit Sr. Majestät. Es ist ein historisches Actenstück erster Größe. Xenophon und Cäsar

Das Hôtel-Dieu in Paris ſoll zum Theil niedergeriſſen werden und ſtatt der bisherigen 1000 nur 600 Betten erhalten. Die Hoſpitäler Beaujon und Necker ſind dafür vergrößert worden. Erſteres hat einen Zuwachs von 105, letzteres von 156 Betten bekommen.

Die mit der Anfertigung eines neuen Plans in Betreff des medicinischen Unterrichts und der Ausübung der Medicin beauftragte Commiſſion wird ihre Arbeit den nächſten Kammern vorlegen laſſen können. Die bedeutendſten vorgeſchlagenen Abänderungen ſind: 1) Abſchaffung des Grads eines officier de santé; 2) Errichtung von Secundärſchulen, aber keiner neuen Facultäten; 3) Abſchaffung des Concurſes. Die Profeſſoren ſollen vom Könige ernannt und jedesmal nur ein Candidat vom Corps der Profeſſoren ſelbſt vorgeſchlagen werden.

Die königliche Druckerei hat zwei vollſtändige Sammlungen chineſiſcher Lettern in Holz geſchnitten erhalten. Sie beſtehen im Ganzen aus 85,000 Lettern, welche clichirt und dann gegoſſen werden ſollen. Sie wurden auf der Grenze von Tibet nach einem ſehr eleganten Modell geſchnitten und ſind kleiner als alle chineſiſchen Lettern, deren man ſich bisher in Europa bedient hat. Die Beſtellung wurde durch die Pariſer Miſſionen beſorgt.

Die franzöſiſche Regierung beabſichtigt die Herausgabe eines Prachtwerks, ein Facſimile der vorzüglichſten Miniaturen, welche ſich in alten Handſchriften, Gebetbüchern u. dgl. vorfinden, enthaltend, von Karls des großen Zeiten an bis in das 16. Jahrhundert. Der Herausgabe dieſes Werkes ſteht der Graf Bastard vor, welcher zu Förderung deſſelben eben eine Reiſe durch Deutſchland unternommen hat, und die vier bereits fertigen Hefte vorzeigt.

Die Pariſer Buchhändler haben, da die Regierung außer Stand iſt, ihnen genügenden Schutz zu gewähren, einen Beaufſichtigungsdienſt organiſirt, vermittelſt deſſen ſie über die Unternehmungen, ja ſogar faſt über die Pläne der Nachdrucker auf dem Laufenden erhalten werden.

Dem Streben der Regierungen und des Clerus, deutſche Sprache und Sitte im Elſaß zu verdrängen, entgegenwirkend hat ſich ein Bund von jungen Geiſtern gebildet, welche noch feſter an den alten Erinnerungen hangen und den Kern deutſcher Bildung, Gefühls- und Denkweiſe, unabhängig von der Politik, nicht anfechten mögen. Seit dem 5. Mai 1838 erſcheint von ihnen unter der Redaction Stöbers ein Journal, Erwinia, das von deutſchen und ſchweizeriſchen Gelehrten unterſtützt wird, und tüchtige Beiträge poetiſchen und proſaiſchen Inhalts rechtfertigen die von dem Unternehmen gehegten Erwartungen.

Am 23. Auguſt ſtarb zu Paſſy bei Paris der fruchtbare Vaudevillendichter Brazier, Verfaſſer von mehr als hundert Luſtſpielen, die er zum Theil in Gemeinſchaft mit andern, Scribe, Rougemont, Melesville u. a. arbeitete.

J. Janet, Director der Revue des deux Mondes, iſt zum 1. Commiſſär bei dem Théâtre français an die Stelle des zum Generalinſpecteur der Anſtalten der ſchönen Künſte bei dem Miniſterium des Innern ernannten Baron von Taylor ernannt.

Am 9. Nov. wurde in Paris das neuerrichtete Theater de la renaissance, welches dramatiſche Vorſtellungen aller Art geben wird, mit einem neuen Originalſtück Victor Hugo's, Ruy Blaz betitelt, eröffnet.

Zu Molières Denkmal waren ſchon im Auguſt 19,000 Fr. beiſammen.

David iſt mit Ausführung des Denkmals beauftragt, welches dem Andenken der einzigen Königin von Holland Hortenſie in der Kirche von Rueil geſetzt werden ſoll. Joſephinens Tochter wird in Lebensgröße auf ähnliche Weiſe dargeſtellt, wie ihre Mutter auf dem Mauſoleum von Cartelier, das bereits in derſelben Kirche errichtet iſt.

In Trier hat ſich zur Erbauung von Dampfbooten auf der Moſel eine Geſellſchaft gebildet, welche im nächſten Frühjahr Dampfboote von 100 Fuß Länge, welche nicht tiefer als 17 Zoll in Waſſer gehen, nach Metz in 9 Stunden und von Trier nach Coblenz in 12 Stunden ſchicken wird. Man verdankt dieſe neue Einrichtung der Thätigkeit des Hauſes Savone in Trier. Der Chef dieſes Hauſes iſt ein Bruder des in Paris jetzt an der Spitze des Panorama d'Allemagne ſtehenden Literaters, und es bietet ſich die erfreuliche Bemerkung dar, daß ſo zwei Brüder, jeder an verſchiedenem Orte und in verſchiedener Weiſe zur

haben so geschrieben." — Talleyrand aber sagte geradezu, das sey „der Anfang vom Ende" und ließ durch seinen Oheim, den vormaligen Erzbischof von Rheims, bereits damals eine Verbindung mit Ludwig XVIII. einleiten, welcher dem Oheim antwortete: „Bonaparte ist verloren, denn wenn er es nicht wäre, würde Ihr Neffe sich nicht an mich wenden. Ich nehme das gute Omen an."

Während Napoleons Abwesenheit war in Frankreich nichts vorgefallen, außer einer abermaligen Verschwörung desselben General Malet, der wegen seiner ersten Verschwörung gefangen saß. Was ihm bei voller Freiheit mißlungen war, wollte er noch vom Kerker aus durchsetzen, mittelst verfälschter Senatsbeschlüsse und Ordres. Er hatte nur wenige Mitschuldige, überraschte aber ganz Paris und es hätte sogar wenig gefehlt, so wäre sein Anschlag gelungen. In der Zeit, in welcher man in Paris wochenlang nichts mehr von Napoleon erfuhr, weil er gerade damals in Moskau verweilte und die Couriere abgefangen wurden, in der Nacht des 22. October entfernte sich Malet aus seinem Gefängniß, zog große Generalsuniform an, verbreitete die Nachricht, Napoleon sey todt und der Senat habe bereits die Regierungsgewalt ergriffen, bewies es durch die vorgezeigten falschen Ordres und dupirte selbst den sonst so schlauen und kühnen Polizeiminister Savary dermaßen, daß derselbe alles glaubte und sich ohne Widerstand arretiren ließ. Eben so leicht ließ sich Frochot, der Präfect des Seinedepartements, bethören. Cambacérès, anstatt zu handeln, bat nur zitternd um eine Schutzwache für seine Person. General Hullin, Commandant von Paris, wollte Widerstand leisten, wurde aber von Malet mit einer Pistolenkugel ins Gesicht geschossen. Ein Theil der Truppen folgte blind Malets Befehl, und Frochot gab sich schon dazu her, der neuen provisorischen Regierung einen Sitzungssaal einzurichten, als ein Offizier in dem rätselhaften Usurpator den gewesenen General Malet erkannte, ihn anpackte, der erstaunten Umgebung die Augen öffnete und nun leicht des

ganzen Aufruhrs Meiſter wurde. Malet und ſeine Mitſchuldigen wurden alsbald auf Cambacérès Befehl, der jetzt wieder Muth beweiſen wollte, kriegsrechtlich erſchoſſen. Aber wie war es möglich, frug man, daß Savary, daß der Seinepräfect, daß alle, die hier compromittirt waren, ſich der erſten beſten proviſoriſchen Regierung unterwarfen und kein Einziger, wenn Napoleon wirklich todt geweſen wäre, an die legitimen Rechte des Königs von Rom dachte?

Dieſer Scandal hatte ein wenig verrathen, daß die Menſchen mehr durch Furcht als durch Liebe an Napoleon gebunden ſeyen, aber dieſe Furcht beſtand noch. Selbſt als er ohne Armee zurückkam, wagte Niemand zu murren oder es am gewohnten Gehorſam irgend fehlen zu laſſen. Er ſtellte den letzteren auf die härteſte Probe, indem er durch den Senat ſogleich neue Truppenaushebungen decretiren ließ, und weit entfernt, vom Frieden zu reden, vielmehr ſtolzer als jemals mit den Waffen in der Hand ſein weites Reich behaupten und nicht ein Dorf davon abtreten zu wollen verſicherte. Als engliſche Blätter (die Times vom 4. Januar 1813) ſich darüber freuten, daß die Hülfsmittel Napoleons erſchöpft ſeyen, ließ er im Moniteur höhnend zur Antwort geben, ſie ſeyen nichts weniger als erſchöpft, er habe noch 200,000 Mann in Deutſchland, werde ſie mit 300,000 Mann franzöſiſcher Nationaltruppen vermehren, ungerechnet die Contingente ſeiner Verbündeten und doch zugleich auch in Spanien immer noch 300,000 Mann haben. Und wirklich ließ er die hundert Cohorten der Nationalgarde, 100,000 Mann, die bisher den Garniſonsdienſt verſehen hatten, in die Linie, 40,000 Seeleute in die Artillerie übergehen und durch Einberufung der Conſcribirten bis auf 350,000 Mann ſteigern. Allein er ſah ſich doch auch genöthigt, ſeine Heere in Spanien zu ſchwächen, indem er die Cadres zu 150 Bataillonen (Unteroffiziere und alte Soldaten) herauszog, und die Aushebungen blieben unvollſtändig. Fain berichtet, daß 160,000 Militairpflichtige fehlten und nicht mehr bei ihren Familien aufgefunden werden

konnten oder unterwegs verschwanden. Die Angst vor dem Kriegsdienst hatte nach den ungeheuren Verlusten in Rußland den höchsten Grad erreicht. Ganz Frankreich war mit Trauer erfüllt; man sagte, Napoleon bade in Blut und Thränen und werde noch die ganze Nation hinopfern. Aber die Furcht vor Napoleon war noch größer als die vor der Fahne. Man klagte, man desertirte nur heimlich. In den öffentlichen Blättern hörte man nur Prahlereien und Drohungen gegen das Ausland. Die Präfecten und Maires durften in den Provinzen nur die kriegerische Sprache des Moniteurs wiederholen.

Dennoch machte Napoleon damals schon dem gegen ihn erbitterten Europa eine erste Concession und that einen ersten Schritt freiwillig zurück, indem er sich mit dem Papst auszusöhnen und dessen Autorität wieder auf seine Seite zu ziehen bemüht war. Unter dem Vorwand einer Jagd begab er sich am 19. Jan. in die Gegend von Fontainebleau und stattete ganz unerwartet dem hier noch gefangen gehaltenen Papst einen Besuch ab, überhäufte ihn mit Liebkosungen, blieb mehrere Tage bei ihm,*) ließ auch die Kaiserin Marie Louise nachkommen und unterhandelte mit ihm über ein neues Concordat, welches am 25. Jan. auch zu Stande kam und wonach der Papst alle ihm geraubten Domainen zurückerhalten, für die schon verkauften aber mit einer jährlichen Rente von 2 Mill. entschädigt werden, auch die von Napoleon ernannten Bischöfe bestätigen sollte, wofür Napoleon den bisher abgesetzten Bischöfen Amnestie zusicherte. Aber der Papst behielt sich vor, ehe das Concordat verkündigt würde, sich vorher noch, nach altem Gebrauch, mit seinem Consistorium zu berathen. Von den befreiten

*) Sylert erzählt im Leben Friedrich Wilhelms III., der Papst sey steif und starr dagesessen, als Napoleon ihm mit zuckersüßen Worten schmeichelte, und habe endlich ausgerufen: comediante! Hierauf sey Napoleon in Zorn gerathen und habe ihm mit furchtbaren Blicken und Worten gedroht. Der Papst aber sey unbeweglich sitzen geblieben und habe ausgerufen: tragediante!

Cardinälen kam zuerſt di Pietro, dann Pacca und Conſalvi zu ihm und nun zog der Papſt den Vertrag zurück. Napoleon aber kümmerte ſich nicht darum, ſondern ließ di Pietro verhaften und verkündigte das Concordat allein von ſich aus als Staatsgeſetz, am 13. Febr., wogegen der Papſt am 24. feierlich proteſtirte. Die Sache blieb einſtweilen unentſchieden; Napoleon beſtand darauf, das Concordat müſſe gelten, der Papſt verharrte in ſeinem paſſiven Widerſtande.

Am 14. Februar berief Napoleon die geſetzgebende Verſammlung ein und legte derſelben feierlich ſeine Plane vor, um ſie gleichſam vor der Nation zu legitimiren und von der Nation ſanctioniren zu laſſen. Sein Entſchluß war unwiderruflich gefaßt: „ich wünſche den Frieden, er iſt der Welt nothwendig, aber ich werde blos einen ehrenvollen, dem Intereſſe und der Größe meines Reichs angemeſſenen Frieden ſchließen. Ein ſchlechter Friede würde uns hoffnungslos zu Grunde richten.“ Napoleon erklärte in dieſer ſtolzen Rede ſogar, daß er nicht nur das franzöſiſche Reich, ſondern auch alle Vaſallen deſſelben in ihrem alten Beſtande ſchützen und erhalten werde. „Ich bin mit dem Betragen aller meiner Alliirten zufrieden. Ich werde keinen von ihnen im Stiche laſſen und die Integrität ihrer Staaten aufrecht zu erhalten wiſſen.“ Der geſetzgebende Körper und ganz Frankreich vernahmen dieſe Rede, die ſtatt des gehofften Friedens nur abermals Krieg verkündete und einen Krieg auf Leben und Tod, wie er ſo furchtbar vorher nie gedroht hatte, mit dem Stumpfſinn herkömmlichen Gehorſams und duldeten die ungeheuren Opfer, die er abermals vom Lande verlangte. Einen wahren Enthuſiasmus aber vermochte Napoleon nicht mehr hervorzubringen.

Auch blieben ſeine Rüſtungen hinter der Erwartung zurück. Seine Thätigkeit dabei war nicht minder bewundernswürdig wie in ſeinen frühern beſten Jahren und er ſtellte wirklich mit erſtaunlicher Schnelligkeit ſogar neue Artillerie und Cavallerie her, die ſonſt viel längere Zeit zu ihrer Mobilmachung bedürfen. Aber man

hatte zu dem prächtigen neuen Riemwerk auf alten und ſchwachen Pferden kein rechtes Vertrauen. Die Reiter waren ungeübt. Die Jugend der Conſcribirten, die um ein Jahr zu früh einberufen waren, erregte Mitleid. Und doch war in einem Theile dieſer Jugend noch ein beſſerer Geiſt zu finden, als ſelbſt bei manchem alten Marſchall. Es gab trotz der vielen Refractäre in Frankreich immer noch feurige Knaben und Jünglinge, die vor Begierde brannten, den Ruhm der Väter und älteren Brüder zu theilen. Aber Frankreich war ſchon im Ganzen zu ſehr erſchöpft und des Krieges ſatt. Auch der Rheinbund hatte alle ſeine Kerntruppen in Rußland verloren und in vielen ſeiner Staaten ging man nur mit ſchwerem Herzen daran, neue Aushebungen zu machen, um eine zweite Generation abermals hinſchlachten zu laſſen. Alſo waren Napoleons Heeresmaſſen keineswegs von ſo überwältigender Zahl und des Sieges gewiß, wie er verkündigt hatte.

Indeß übertrafen ſie fürs erſte immer noch die zur Offenſive verwendbaren Streitkräfte der Preußen und Ruſſen. Dieſe nämlich mußten eine Menge nicht unbeträchtlicher Corps zur Belagerung oder wenigſtens Einſchließung der Weichſel- und Oderfeſtungen verwenden, die noch von den Franzoſen beſetzt waren. Von den Ruſſen und Preußen, die den Winterfeldzug mitgemacht hatten, ſtarben im Frühjahr noch viele tauſende an Erſchöpfung oder Wunden, und der anſteckende Typhus, der ſich in den Lazarethen ausgebildet hatte, griff auch die geſunde Bevölkerung an und forderte zahlreiche Opfer. Andererſeits koſtete die Ausrüſtung und Einübung der jungen Mannſchaften immerhin Zeit und eine Menge Bataillone waren erſt in der Formation begriffen, als die beſſer Geübten ſich ſchon in die Schlachten ſtürzen mußten. Das erklärt, warum die preußiſch-ruſſiſche Streitmacht im Beginn des Feldzugs um vieles ſchwächer war, als die Napoleons. Preußen formirte 110,000 Mann Linientruppen und 150,000 Mann Landwehr; aber von den erſteren waren erſt 25,000 unter dem vom König an die Spitze des Heeres berufenen General Blücher in Schleſien

mobil, 20,000 unter York und Bülow in den Marken, 15,000 in den Festungen, die übrigen noch nicht ausgerüstet oder krank, die ganze Landwehr erst im Werden begriffen. Die russische Hauptmacht unter Kutusow bei Kalisch zählte damals nur 30,000 Mann, zu Blücher stießen nur 13,000 Russen unter Winzingerode, zu York und Bülow Wittgenstein mit nur 8000 Russen und außerdem bewegten sich 6—7000 Kosacken und leichte Truppen unter Tettenborn und Czernitschef gegen die untere Elbe. Das war alles, was Rußland im Februar, März und April präsiren konnte, es rüstete jedoch beträchtlich und schickte den Sommer hindurch reichlich Truppen nach.

Aus dieser Gegenüberstellung erkennt man, daß es den Alliirten nicht möglich war, kühner und schneller vorzugehen, als sie gethan haben. Wenn sie mit so geringer Macht wagten, gegen den Rhein vorzudringen, im Rücken die stark besetzten Festungen des Feindes, vor sich die überlegene Offensivarmee Napoleons und zur Seite die übelwollenden Rheinbundstaaten, so konnten sie leicht umgangen und abgefangen werden, wie einst Mack in Ulm. Sie durften durch voreilige Kühnheit nicht zu viel aufs Spiel setzen, sich von ihren Verstärkungen nicht zu weit entfernen. Sie hatten Oesterreich noch nicht auf ihrer Seite und wurden nicht einmal von England kräftig unterstützt. Oesterreich war mit seinen Rüstungen noch nicht fertig und verschmähte es, sich von Rußland allzuschnell hinreißen zu lassen, weil ihm das Uebergewicht Rußlands in Europa eben so gefährlich schien, wie das französische. Je länger Oesterreich wartete, je mehr Truppen es unterdeß sammelte, während die andern sich im blutigen Kampf erschöpften, desto gewisser blieb ihm die letzte Entscheidung. Doch klagte Scharnhorst, daß die russische Hauptarmee unter Kutusow zu lange in Kalisch verweilte und zu spät vorrückte. Eine starke Partei unter den russischen Großen war gegen die Fortsetzung des Kriegs und glaubte, Rußland solle, zufrieden mit seinen Erfolgen, seine Kräfte für österreichische, preußische und englische Zwecke nicht opfern.

Mehr muß es Wunder nehmen, daß die Engländer in Norddeutschland nicht thatkräftiger eingriffen. Napoleon hatte hier nur sehr schwache Besatzungen und die Bevölkerungen waren überall zum Aufstande geneigt. In Hamburg erhob sich das Volk schon am 24. Februar, überwältigte die wenigen Franzosen, die hier unter General Cara St. Cyr zurückgeblieben waren und hinderte die Wegschaffung großer Geldladungen, mit denen sie eben hatten beginnen wollen. Die wohlhabenden Bürger bewaffneten sich und stellten die Ordnung her, als aber der französische General dadurch wieder kühn gemacht wurde und Verhaftungen, ja sogar Hinrichtungen befahl, widersetzte sich ihm die bewaffnete Bürgerschaft unter Anführung des Dr. Heß und Buchhändler Perthes und zwang ihn einzuhalten. Als sich nun auch ein russisches Streifcorps unter Tettenborn von Berlin her näherte, entwich Cara St. Cyr am 12. März und am 18. zog Tettenborn unter dem lautesten Freudentaumel des Volkes in Hamburg ein. Warum thaten die Engländer nichts, um diese Bewegung zu unterstützen, die sich bis über Holland würde ausgedehnt haben? Sie schickten ein ganz schwaches Corps an die Mündung der Weser, obgleich ihnen aber sogleich die Oldenburger Bauern der Umgegend zuzogen, waren sie doch viel zu schwach, sich der Franzosen zu erwehren, die General Vandamme von Bremen aus gegen sie schickte. Sie flohen daher wieder, nachdem sie in einem Gefecht am 25. März bei Bremerlohe 15 Mann, die armen Bauern aber 200 verloren hatten. Auch die Stadt Lüneburg hatte sich damals erhoben. Vandamme, der Cara St. Cyr aus Hamburg und Morand aus Schwedisch-Pommern an sich gezogen hatte, wollte Lüneburg züchtigen und ließ es durch Morand am 1. April besetzen. Zum Glück aber hatten die Generale von Dörenberg und Czernitschef, die mit leichten russischen Truppen gleich Tettenborn den Norden Deutschlands durchstreiften, davon gehört und eilten, Lüneburg zu befreien. Sie kamen am 2., nur 12 Stunden später als die Franzosen an, noch gerade zu rechter Zeit, um die Bürger, die schon zur Hinrichtung

bezeichnet waren, zu retten. Morand nebſt 2300 Mann wurden überraſcht und nach kurzem Kampfe gefangen. Die Ruſſen mußten ſich jedoch vor Vandamme wieder über die Elbe zurückziehen. Ein Volksaufſtand im Bergiſchen blieb vereinzelt und wurde unterdrückt, das unſchuldige Elberfeld für die tumultuirenden Bauern beſtraft.

Die an Mannſchaft ſehr geringen ruſſiſchen Streifcorps waren nicht im Stande, eine allgemeine Erhebung im nordweſtlichen Deutſchland wirkſam zu unterſtützen. Der Vicekönig Eugen durfte ſogar mit 37,000 Mann von Magdeburg aus einen Angriff auf Berlin machen, Wittgenſtein aber mit 17,000 Preußen unter York und Bülow hielt ihm am 6. April Stand bei Danigkow und ſchlug ihn zurück, wobei die Preußen zum erſtenmal die Furie blicken ließen, mit der ſie dieſen ganzen Krieg durch kämpfen ſollten. Am meiſten zeichnete ſich das preußiſch-litthauiſche Dragonerregiment aus, welches mehrere franzöſiſche Reiterregimenter in wüthendem Anfall vernichtete.

Die preußiſche Hauptarmee oder die ſchleſiſche Armee unter Blücher, vereint mit dem kleinen ruſſiſchen Hülfscorps unter Winzingerode, verließ Breslau am 16. März. Zuvor waren die Krieger und ihre Fahnen in den Kirchen feierlich eingeſegnet worden. Vor dem unglücklichen Feldzug im Jahr 1806 hatten ſich nur die Gardeoffiziere im Berliner Theater Begeiſterung aus Schillers Jungfrau von Orleans geſchöpft; jetzt lagen alle Bewaffneten des Landes ohne Unterſchied vor den Altären auf den Knien, beteten zu Gott um Sieg in gerechter Sache und bereiteten ſich zum Tode für das Vaterland. Die frommen, längſt gewohnten Andachten im Lager der Ruſſen trugen zu dieſer religiöſen Erhebung einigermaßen bei. Man ſchämte ſich, ſo lange nicht mehr an Gott gedacht zu haben und in einer ſo wichtigen Sache von den ungebildeten Ruſſen übertroffen zu werden. Die preußiſche Landwehr bekam ein Kreuz auf die Mütze mit der Inſchrift „mit Gott für König und Vaterland“. — Der Marſch Blüchers nahm

die Richtung nach Dresden. Hier war der König ſchon entflohen. Reynier zu ſchwach, um ſich behaupten zu können, ließ Anſtalten treffen, um einen Pfeiler der ſchönen Elbbrücke zu ſprengen, am 9. März. Da empörte ſich das Volk, hinderte es und ſchrie „fort mit den Franzoſen“. Reynier, ein ſehr humaner Mann, übte keine Rache aus, aber der energiſche Davouſt, der ihn am 13. im Commando erſetzte, ergriff ſtrenge Maaßregeln, hielt jede fernere Volksbewegung durch Drohungen zurück und ließ, indem er abmarſchirte, den Pfeiler ſprengen, am 19. Eben ſo die Brücke bei Meißen. Ruſſiſche Streifcorps waren ſchon in der Nähe, man ſchlug eine neue Brücke und am 3. April zog Blücher in Dresden ein. Man fand im Staatsſchatz noch ½ Mill. in Gold, ließ es aber unangetaſtet. Das Volk jubelte, denn es war am Ende der napoleoniſchen Herrlichkeit, die ſo viel Geld und Menſchen koſtete, auch ſatt geworden, und hoffte*) damals, der König ſelbſt werde ſich mit Oeſterreich dem ruſſiſch-preußiſchen Bunde anſchließen. Auch hatte der ſächſiſche General Thielmann vom König Befehl, die Feſtung Torgau den Franzoſen ſo wenig wie den Preußen zu öffnen. Vor Blücher her ſtreiften fliegende Corps. Am 17. April zerſprengte Major Helwig bei Langenſalza ein bayeriſches Regiment und nahm ihm 5 Kanonen ab; Major Colomb ſchlug franzöſiſche Reiter bei Gotha und ein ſächſiſches Jägerbataillon ging zu den Preußen über. Am gleichen Tage berannte Wittgenſtein die Feſtung Wittenberg, die er aber bald wieder verließ.

Die ruſſiſche Hauptarmee unter Kutuſow verließ Kaliſch am

*) Im Körner'ſchen Hauſe zu Dresden, deſſen Sohn Theodor Körner in das Lützow'ſche Freicorps eingetreten war und durch ſeine patriotiſchen Kriegslieder die ganze gebildete Jugend Deutſchlands hinriß, trafen ſich in jenen Tagen Göthe und Ernſt Moriz Arndt. Körner und auch ſein Vater waren voll Begeiſterung für die deutſche Sache. Da rief Göthe unwillig aus: „ſchüttelt nur an euern Ketten, der Mann (Napoleon) iſt euch zu groß, ihr werdet ſie nicht zerbrechen.“ Arndts Erinnerungen S. 176.

7. April, also erst einen Tag nach dem Siege beim Danigkow. Der alte Feldherr selbst erkrankte zu Bunzlau in Schlesien, mußte hier zurückbleiben und starb am 28. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen schlossen sich inzwischen an dieses Heer an und zogen am 25. in Dresden ein. Nach dem Siege bei Danigkow stand einer Vereinigung Wittgensteins mit den Armeen Blüchers und Kutusows nichts mehr im Wege. Der letztere hätte nur früher herankommen sollen. Es genügte, Bülow zur Deckung Berlins stehen zu lassen. Mit dem Rest seines Heeres sollte Wittgenstein zu den beiden in Sachsen eingerückten Heeren stoßen und wurde zum Obergeneral über alle ernannt. Obgleich diese vereinigte Hauptmacht der Russen und Preußen nur 85,000 Mann stark war und Napoleon nach seiner Vereinigung mit Eugen, Bertrand und den Contingenten des Rheinbundes um vieles stärker werden mußte, wurde im Hauptquartier Alexanders und Friedrich Wilhelms III. dennoch beschlossen, vorzugehen und dem Feind in den weiten Ebenen von Leipzig eine Schlacht zu liefern, und zwar, weil man ihm jedenfalls an Reiterei weit überlegen war, also in der Ebene einen Vortheil hatte und auch im Fall einer Niederlage den Rückzug decken konnte. Es lag alles daran, nicht ohne Schlacht zurückzugehen, sollte man sie auch verlieren. Der Feind mußte aufgehalten, es mußte zu den Rüstungen an der Oder und Spree Zeit gewonnen und es mußte Oesterreich der Beweis gegeben werden, daß man zu jeder Thatkraft und zu jedem Opfer im Kampf bereit sey.

Napoleon hatte das Aeußerste geleistet, um die jungen Conscribirten schnell auszurüsten und einzuüben. Sie wurden zum Theil erst auf dem Marsch einexercirt. Nachdem er schon alles über den Rhein geschickt hatte, was verfügbar war, erklärte er noch einmal am 23. März dem gesetzgebenden Körper, die Integrität des Reichs werde bei den künftigen Friedensunterhandlungen niemals in Frage gestellt werden, und ließ eine Stelle der englischen Times im Moniteur dahin beantworten: „wenn der Feind

Spinnerei, hier der industriellen, dort der commerciellen Verbindung zwischen Deutschland und Frankreich eine ersprießliche Thätigkeit entwickeln.

Im Anfang Nov. haben Ackerleute aus dem Großherzogthum Baden 963 Hectolitres Weizen in Straßburg zum Kaufe ausgestellt. Es ist dies die erste Anwendung des Gesetzes, das den Eingang fremder Getreide in Frankreich gegen sehr geringe Zollgebühren erlaubt, wenn der Durchschnittspreis der Ostdepartements 16 Fr. vom Hectolitre übersteigt.

Die k. Gesellschaft der Medicin, Chirurgie und Pharmacie zu Toulouse stellt die Preisfrage: Gibt es eine radicale Cur für den reponiblen Schenkel- und Leistenbruch? und welches ist das beste Heilverfahren? Preis: 300 Fr. Die Arbeiten, französisch oder lateinisch, sind vor dem 1. März 1869 an den Secretär der Gesellschaft Ducasse, einzusenden.

Italien.

In Folge eines Vorschlags des Präsidenten der königl. Universität und der Commission des öffentlichen Unterrichts, Erzbischofs von Seleucia in partibus, sollen von nun an in den Elementarschulen des Königreichs beider Sicilien auch die Anfangsgründe der Mechanik Physik, Chemie, Landwirthschaft und Schifffahrt gelehrt werden. Kein Handwerker darf einen Lehrling annehmen, der sich nicht ausweisen kann, wenigstens ein Jahr lang diese Schulen besucht zu haben. Auch in Collegien und Lyceen werden von nun an technische Wissenschaften eine bedeutende Stelle einnehmen.

Der Papst hat den Grafen von Savoyen Umberto III., gestorben 1188, und den Erzbischof von Canterbury, Bonifaz von Savoyen, gestorben 1270, selig gesprochen und die bereits seit längerer Zeit bestehende Heiligenverehrung derselben bestätigt.

Zu den vornehmen Lombarden, welche die Amnestie Kaiser Ferdinands ihrem Vaterlande wiedergibt, gehört auch Giovanni Berchet, einer der ausgezeichnetsten neueren Lyriker Italiens.

Spanien.

Blardot, der neue nicht eben glückliche französische Uebersetzer des Don Quixote, dessen Uebertragung seltsamerweise gegenwärtig einer neuen deutschen Bearbeitung des längst schon aus dem Original ins Deutsche übersetzten Romans zur Grundlage dienen muß, ist zum Mitglied der spanischen Akademie gewählt worden.

Einem Agenten der britischen Bibelgesellschaft, der in Madrid neue Testamente vertheilte, wurde sein Bureau von den Behörden geschlossen.

Ungarn.

Das Notariat des Gömör-Kishonter Comitats bringt von Seite ihres Administrators, des Grafen Georg Andrássy, Mitdirectors der ungarischen Akademie der Wissenschaften, folgende Preisfragen zur öffentlichen Kenntniß:

I. Was für Schaden hat die Donau seit den ältesten Zeiten in den ungarischen Städten, als: Preßburg, Raab, Komorn, Gran, Waitzen, und vorzüglich in Ofen und Pesth, wie auch an andern Orten des Landes angerichtet? Dies soll mit vorzüglicher Rücksicht auf Pesth und Ofen, ausführlich und historisch genau, mit Angabe der Quellen dargethan werden, wie auch, in so weit es möglich ist, die Ursachen der Ueberschwemmungen, wie und warum diese sich verbreiteten. Von den einlangenden Antworten soll die für die vorzüglichste erkannte mit 100, die zweite mit 50 und die dritte mit 30 Stück Ducaten belohnt werden, unter der Bedingung, daß aus den drei gekrönten Preisschriften ein Ganzes zusammengestellt werden könne.

II. Welches wäre — diejenigen Mittel, welche das Vermögen der beiden Städte überschreiten, zu geschweigen — die zweckmäßigste Bauart in Pesth und Ofen, damit diese

auch schon auf dem Montmartre stünde, würde von Frankreich nicht ein Dorf abgetreten werden." Sodann ernannte er die Kaiserin Marie Louise zur Regentin in seiner Abwesenheit und reiste in der Nacht des 14. April von Paris ab. Vom 16. bis 24. verweilte er in Mainz, wo ihm der Fürst Primas, die Großherzoge von Baden und Hessen und der Herzog von Nassau die gewohnten Huldigungen darbrachten, und kam am 26. nach Erfurt, wo das nämliche von Seiten der Herzoge von Weimar und Gotha geschah. Die Macht, die er aus Frankreich herausführte, betrug mit Einschluß der Badener, Hessen, Frankfurter ꝛc. nur 60 bis 70,000 Mann, konnte jedoch in Wochen und Monaten durch die noch in der Formation begriffenen Bataillone beträchtlich verstärkt werden. Bertrand führte ein Heer aus Italien herbei, welches durch die Bayern unter Raglovich und durch die Württemberger unter Franquemont verstärkt 30,000 Mann betrug. Eugen hatte bei Magdeburg noch 38,000 Mann verfügbar, von denen sich aber 12,000 Mann unter Davoust und Vandamme getrennt hatten, um die untere Elbe zu decken. Napoleon war nun mit Bertrand und Eugen nach den geringsten Angaben 120,000 Mann stark, wahrscheinlich etwas stärker.

Wittgenstein entwarf den genialen Plan, die große Armee Napoleons auf ihrem langausgedehnten Marsch, indem sie aus den Gebirgen Thüringens in die sächsische Ebene herausgetreten war, zwischen Weißenfels und Leipzig zu überfallen und durch einen gewaltigen Stoß in ihre Flanke zu zersprengen. Er hatte übrigens, da Kleist mit 5000 Mann den Feind in Leipzig aufhalten sollte und Miloradowitsch mit 12,000 Mann in Zeitz geblieben war, nur noch 70,000 Mann zur Verfügung, darunter aber 20,000 treffliche Reiter, mit denen er in einer Stellung bei Pegau am 1. Mai südwärts von der Straße stand, auf welcher die Franzosen am andern Tage nach Leipzig rücken sollten. Ohne etwas von dieser Flankenstellung seines Gegners zu ahnen, beeilte Napoleon seine Vereinignng mit Eugen. Dieser nahm Merseburg ein und

hatte hier am 30. sein Hauptquartier. Am gleichen Tage war Napoleon in Weißenfels angelangt, wurde jedoch am folgenden Tage in dem Defilée von Rippach durch Russen unter Winzingerode aufgehalten. Hier, als er etwas vorausgeritten war, um den Feind zu recognosciren, riß die erste Kanonenkugel den tapfern Marschall Bessières von seiner Seite hinweg, einen seiner ältesten und treuesten Freunde. Duroc wurde sehr traurig und hatte die schlimmsten Ahnungen. Damals entschlüpfte ihm die Aeußerung: „es währt zu lange, der nie endende Krieg wird uns alle verschlingen.“ — Am 1. Mai vereinigte sich Napoleon mit Eugen auf der Straße nach Leipzig. Es gereicht den Sachsen zur Ehre, daß keiner sich zum Spion hergab, um ihm die Stellung und gefährliche Nähe Wittgensteins zu verrathen. An der Seite Eugens und Ney's, die er hier seit dem russischen Feldzug zum erstenmal wiedersah, ritt Napoleon auf Leipzig zu und kam der Stadt so nahe, daß er die Menschen auf den Dächern erblicken konnte, die dem Kampf zwischen der französischen Avantgarde und Kleist, der die Stadt vertheidigte, zusahen. Er glaubte, die Hauptmacht der Alliirten sey schon auf dem Wege nach Dresden oder Berlin und drängte deßhalb außerordentlich, um ihr rasch nachzukommen. Da erdröhnte Kanonendonner in seinem Rücken und Adjutanten flogen mit der Nachricht herbei, die in einer Länge von sieben Meilen auf dem Marsch ausgedehnte französische Armee werde von Süden her durch starke feindliche Massen angegriffen. Sogleich befahl er allen Corps, dem gefährdeten Puncte zuzueilen.

Seine Armee wäre gleichwohl aufgerollt und in zerstreuter Stellung vernichtet oder zersprengt worden, ehe sie sich aus so weiten Entfernungen hätte concentriren können, wenn Wittgenstein den Stoß so kräftig ausgeführt hätte, als er klug berechnet gewesen war. Das Unglück wollte, daß er zuerst bei den Dörfern **Groß- und Klein-Görschen**, unfern von **Lützen**, auf dasjenige französische Armeecorps traf, welches von Ney befehligt war und unter der Anführung dieses tapfern Marschalls sich auf's

hartnäckigſte wehrte. Nun trachtete Wittgenſtein nicht einmal, es raſch durch Uebermacht zu erdrücken, ſondern verwendete nur langſam eine Brigade nach der andern, ſo daß die koſtbarſte Zeit verloren ging und die andern feindlichen Armeecorps herbeikommen konnten, um Ney zu unterſtützen. Gerade das Terrain, auf welchem Ney ſich hielt, war von Gräben durchſchnitten und hinderte die Entwicklung der Reiterei. Wittgenſtein hätte daher, anſtatt ſich mit Ney ſo lange aufzuhalten, die Cavallerie ſeitwärts auf beſſerem Terrain vorrücken und den übrigen einzeln ankommenden franzöſiſchen Armeecorps entgegenwerfen ſollen. Aber es geſchah nicht und ſo wurde die Schlacht ganz im Widerſpruch mit dem Plan nur vom Fußvolk geſchlagen und die Reiterei erlitt nur Schaden durch die feindlichen Kugeln, ohne in den Kampf entſcheidend eingreifen zu können. Die Dörfer Groß- und Klein-Görſchen, Kaja und Rahna waren der Mittelpunkt der Schlacht. Hier durch Häuſer, Hecken, Gräben und ſumpfige Wieſen geſchützt behauptete ſich Ney; als er endlich durch die wüthendſte Tapferkeit der Preußen vertrieben wurde, hatte Napoleon ſchon Verſtärkungen genug herbeigeführt, um nun ſeinerſeits wieder die Preußen aus den Dörfern zurückzudrängen. Der Kampf war mörderiſch, die Dörfer wurden genommen und wieder genommen und füllten ſich mit Leichen an.*) Die Tapferkeit der jungen preußiſchen Freiwilligen, namentlich der Gardejäger, übertraf jede Erwartung, ſie erlitten aber auch ſchreckliche Verluſte. Nicht minder bewundernswürdig ſchlugen ſich die jungen franzöſiſchen Conſcribirten unter Ney. Selbſt die ſchwer verwundeten ſchrien noch, wenn ſie ihren Kaiſer ſahen, ein jauchzendes vive l'empereur, wie in den ſchön-

*) Hier kam ein Zug von wunderbarer Liebe der Soldaten zu einem Offizier vor. Das einſt von Schill gegründete Colbergiſche Regiment ſtand lange dem feindlichen Feuer ausgeſetzt, ohne vorrücken zu dürfen. Als nun der Lieutenant von Arnim fiel, begruben ihn ſeine Soldaten auf der Stelle mitten im Kugelregen unter der aufgepflanzten Fahne. Geſchichte des Regiments S. 111.

sten Zeiten der französischen Siege. Erst als es schon zu spät war, versuchte Wittgenstein die linke Flanke der Franzosen durch den Prinzen Eugen von Württemberg (in russischen Diensten) umgehen zu lassen, um der Schlacht auf einem günstigeren Terrain eine bessere Wendung zu geben, aber hier war Macdonalds Armeecorps schon in Linie gerückt und donnerte aus 60 Kanonen den Angreifenden entgegen. Die Schlacht blieb daher an die unglücklichen vier Dörfer gebannt und endete nach einem letzten massenhaften Angriff Napoleons am Abend zum Nachtheil der Alliirten, die sich nur in Groß-Görschen, nicht aber in den andern Dörfern behaupten konnten, den Zweck aber, die Armee Napoleons auf dem Marsche zu durchbrechen, gänzlich verfehlt sahen. Das Aergste war, daß man sich in eine Lage versetzt hatte, in welcher man von der Cavallerie keinen Gebrauch machen konnte. Der Unwillen über Wittgenstein machte sich laut bei den Preußen Luft und gab Blücher den Gedanken ein, noch in der Nacht den ausruhenden Feind mit Reiterei zu überfallen. Es geschah, aber das sehr zahlreiche Fußvolk des Feindes faßte sich bald, die Reiter geriethen in einen Hohlweg und verirrten in der Finsterniß, man mußte sie zurückziehen. In der Nacht wurde überhaupt der allgemeine Rückzug beschlossen und in der besten Ordnung ausgeführt. Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 8000, die Russen 2000 Mann verloren, der Verlust der Franzosen wurde um etwas höher angeschlagen. Obgleich Sieger hatte Napoleon doch keine Kanonen erobert, sondern vielmehr einige verloren. Auch waren 800 Franzosen gefangen worden, von den Alliirten nicht halb so viele. Unter den Todten befand sich der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, unter den Verwundeten General Scharnhorst. Der letztere, obgleich nur am Fuße durch eine Kartätschenkugel verletzt, vernachläßigte die Wunde aus Diensteifer und starb in Prag, wo er sich zu heilen gehofft hatte. Ein schwerer Verlust für Preußen.

Bülow hatte am 2. Mai, dem Schlachttage von Lützen, die

Stadt Halle erſtürmt und 6 Kanonen genommen, zog ſich jetzt aber wieder zurück, um Berlin zu decken. Wittgenſtein mit der Hauptarmee ging nach Dresden zurück und zog Napoleons große Armee hinter ſich her. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen legten den größten Werth darauf, Oeſterreich nahe zu bleiben, um dieſe Macht in fortgeſetzten Unterhandlungen zu einem engern Bündniß zu bewegen, und wenn das gelänge, ihre Streitkräfte ſogleich mit den öſterreichiſchen zu vereinigen. Durch die öſterreichiſche Grenze, welche Napoleon reſpectiren mußte, war ihnen jedenfalls eine Flanke gedeckt und wenn ſie ihn hier nach ſich zogen, ſo wurde er am ſicherſten von Berlin und von den preußiſchen Provinzen abgelenkt, in denen man eben noch gegen ihn eifrig rüſtete. Sachſen aber war einſtweilen wieder für ſie verloren. König Friedrich Auguſt kam geſchwind wieder von Prag herbei, um Napoleons Befehlen zu gehorchen, die ihm nach dem Siege bei Lützen zugeſchickt worden waren, und ihn dergeſtalt einſchüchterten, daß er die ſchon gegen Oeſterreich eingegangenen Verpflichtungen wieder vergaß. Auch wurde Torgau jetzt den Franzoſen geöffnet und ein Verſuch Thielmanns, die Beſatzung dieſer Feſtung zum Abfall zu bewegen, ſcheiterte an der Feſtigkeit des alten General Sahr, dem die Soldatenehre und der dem Landesherrn ſchuldige unbedingte Gehorſam als einzige Richtſchnur galt und dem auch die ſämmtlichen Offiziere und Gemeinen beipflichteten, obgleich ſie ungerne länger mit Frankreich hielten. Thielmann floh am 10. Mai und trat in ruſſiſche Dienſte. Das ganze ſächſiſche Heer ſchloß ſich dem franzöſiſchen an.

Wittgenſtein zog ſich in beſter Ordnung und langſam über Dresden zurück. Seine Nachhut bildete der unermüdliche Miloradowitſch, welcher faſt keinen Tag vorübergehen ließ, ohne an irgend einer günſtigen Stelle auf die franzöſiſche Vorhut zu warten und derſelben Verluſte beizubringen. So am 5. Mai bei Colditz, am 6. bei Etzdorf, am 7. bei Wilsdruff, am 8. bei Keſſelsdorf, am 9. in Dresden ſelbſt. Nachdem nämlich die Hauptarmee der Alliirten

die Elbe paſſirt hatte, hielt Miloradowitſch die Neuſtadt von Dresden noch beſetzt und beſchoß die anrückenden Franzoſen aus ſtarken Batterien, um ſie am Bau einer Brücke zu hindern. Napoleon ſelbſt recognoscirte die Ruſſen und wäre beinahe von einer Kugel getroffen worden, vertrieb ſie aber endlich durch die Ueberlegenheit ſeines Geſchützes und ließ die ſteinerne Elbbrücke ſo weit herſtellen, daß ſeine Armee am 11. den Alliirten über die Elbe nachſetzen konnte. Am Tage darauf ritt er dem König von Sachſen entgegen und führte ihn im Triumph in ſeine Hauptſtadt zurück. Bei dieſem Anlaß hielt er eine Rede an den Magiſtrat, in welcher er ſagte, er wiſſe alles, was die Stadt geſündigt habe, er ſehe noch die Ueberreſte der Blumen, die ſie den alliirten Monarchen geſtreut hätte, aber er verzeihe ihr um des Königs willen, ihm ſollte ſie danken, wenn es ihr nicht ſchlimmer ergehe. Napoleon war ſehr mit ſeinem Glück zufrieden und außerordentlich heiter.

Aber an dem nämlichen Tage, an welchem er den König von Sachſen in Dresden einführte, war Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, mit den erſten ſchwediſchen Truppen in Stralſund gelandet, um in die Reihen ſeiner Gegner einzutreten und Berlin ſchützen zu helfen. Und was noch wichtiger war, Oeſterreich ließ ſich durch die Siegesnachricht von Lützen nicht beſtechen, nicht wankend machen und auf Napoleons Seite neigen, ſondern ſchloß ſich in nur noch ſchroffere Neutralität ab. Das koſtete den edlen Scharnhorſt das Leben, denn nach Wien geſchickt, um Oeſterreich dringend zum Anſchluß an die Allianz zu mahnen, wurde er auf Metternichs Befehl am Thore aufgehalten und augenblicklich zurückgeſchickt, weil gerade ſeine, des bekannten Patrioten, Anweſenheit in Wien damals Oeſterreich, deſſen Rüſtungen noch nicht fertig waren, compromittirt haben würde. Scharnhorſt kehrte um, ſeine anfangs unbedeutende Fußwunde brach in Folge der Anſtrengungen auf und er ſtarb nach wenigen Tagen in Prag. Herr von Narbonne, den Napoleon in außerordentlichem Auftrage nach Wien geſchickt hatte, berichtete von da, Fürſt Metternich ſey aus der

Stellung eines mit Frankreich Verbündeten in die eines Vermittlers zwischen Frankreich und den Alliirten übergetreten und seine Sprache werde immer unabhängiger, in dem Maaße, wie die ungeheuren Kriegsrüstungen Oesterreichs sich ihrer Vollendung näherten. Daß Oesterreich den König von Sachsen zur Verzichtleistung auf Warschau bewogen hatte, bewies deutlich, Oesterreich wolle den Einfluß Napoleons an der Weichsel nicht mehr dulden. Nun zeigte Metternich noch officiell an, er sende den Grafen Stadion, den von 1809 her bekannten bittersten Feind Napoleons, ins Hauptquartier der Alliirten, um seine Vermittlung anzutragen.

Sobald Napoleon an der obern Elbe wieder festen Fuß gefaßt hatte, traf er umfassende Dispositionen für die beiden Flügel seiner centralen Stellung. Auf dem linken oder nördlichen Flügel entsandte er Davoust, der noch beträchtliche Verstärkungen aufnehmen sollte, gegen Hamburg, und Ney mit 70,000 Mann gegen Berlin. Auf dem rechten oder südlichen Flügel ließ er eine bayrische Armee unter Wrede gegen Böhmen aufstellen und sandte seinen Stiefsohn Eugen nach Italien, um dort zu commandiren, falls Oesterreich ihm den Krieg erklären würde. Soult, den er aus Spanien hatte rufen lassen, erhielt ein Commando in der großen Armee. Murat, der bisher in Neapel gegrollt und Umtriebe gegen Napoleon gemacht hatte, wurde bei der Kunde von dessen neuen Siegen in Deutschland wieder andern Sinnes und entschloß sich, wenigstens für seine Person als Marschall von Frankreich wieder zu den goldenen Adlern seines Schwagers und Herrn zurückzukehren. Napoleon selbst sah in diesen Tagen zu Dresden seine Armee durch große Nachzüge sich verstärken. Außer den Sachsen stießen 8000 Mann Garden, 10,000 Mann Cavallerie und so viele andere Truppen zu ihm, daß er nach der Trennung von Ney noch 80,000 behielt. Als er aber erfuhr, die Alliirten hätten bei Bautzen eine feste Stellung genommen und würden nicht ohne eine Schlacht wei-

chen, ließ er Ney schleunigst zurückrufen, mit welchem vereinigt er 150,000 Streiter hatte.

Wittgensteins Armee hatte sich unterdessen ebenfalls verstärkt. Durch die Einnahme einiger rückwärts liegenden Festungen waren die Truppen, die bisher zu deren Belagerung gedient hatten, erübrigt worden. Zwar hielten sich die größten und stärksten dieser Festungen, wie Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin, Cüstrin, Glogau immer noch, dagegen war Pillau schon am 26. Januar, Czenstochau am 6. April, Thorn am 22. April, Spandau am 24. desselben Monats gefallen, und Barklay de Tolly, welcher Thorn belagert hatte, stieß mit 14,000 Mann zu Wittgenstein, desgleichen einige tausend preußische Reserven, so daß Wittgenstein bei Bautzen 96,000 Mann vereinigt hatte. Clausewitz schlägt sie nur zu 80,000, und die Franzosen nur zu 120,000 Mann an, wobei das Verhältniß dasselbe bleibt. Jedenfalls hatte Napoleon ein Drittheil mehr Truppen als Wittgenstein und war auch wieder besser mit Reiterei versehen.

Indem die Franzosen von Dresden aus vordrangen, stießen sie bei Bischofswerda auf die Nachhut der Alliirten unter Miloradowitsch, der nach seiner Gewohnheit wieder in guter Stellung furchtbar unter sie kanonirte. Als die Franzosen endlich die Stadt erstürmten, waren sie so in Wuth, daß sie dieselbe plünderten und in Brand steckten, obgleich es eine sächsische, also verbündete Stadt war, 12. Mai. Drei Tage später wartete Miloradowitsch schon wieder auf sie auf den die Spree überragenden Höhen von Gaussig bis Klein-Welka und wich nur nach blutigem Kampfe, um sich in die Hauptstellung der alliirten Armee bei Bautzen zurückzuziehen, welche schon von Natur fest, aber durch Kunst in wenigen Tagen noch unzugänglicher gemacht worden war. Kaum hatte Napoleon erkannt, daß die Alliirten hier eine neue Hauptschlacht annehmen wollten, als er, wie schon bemerkt, Ney herbeirief, der am 16. in Luckau stand und mit seiner großen Uebermacht damals das ihm gegen-

überſtehende viel ſchwächere Corps von Bülow überwältigt und Berlin eingenommen haben würde, wenn er nicht plötzlich die Ordre zur Umkehr erhalten hätte. Wenn Napoleon dieſe ſchöne Gelegenheit, Ney in den Mittelpunct der preußiſchen Monarchie vordringen zu laſſen, verſäumt hat, ſo beweiſt das nur, welchen großen Werth er auf einen neuen Sieg über die Hauptarmee der Alliirten legte. Die Entſcheidung lag allerdings nicht in der leeren Hauptſtadt Berlin, ſondern da, wo der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen ihr Hauptquartier hatten, alſo in Bautzen. Gelang es ihm, mit ſeiner Uebermacht den Feind völlig zu zerrütten, ſo ſtand ihm Berlin und Polen immer noch offen, Oeſterreich aber mußte alsdann bedenklicher werden, ihm den Krieg zu erklären, weil es nach der Vernichtung der Ruſſen und Preußen dieſen Krieg allein hätte führen müſſen. Gründe genug für ihn, um alles daran zu ſetzen und einen entſcheidenden Sieg zu erfechten. Aber ſeine Ungeduld machte ihn hier wieder, wie in Rußland, blind in Bezug auf den Aufwand von Mitteln, durch die er zum Zweck kommen wollte. Wie er in Rußland geradeaus ſein Ziel verfolgt, ohne auf die ungeheuren Menſchenopfer zu achten, die der Marſch ihn koſtete, ſo ſtürmte er auch jetzt wieder auf die furchtbaren Schanzen bei Bautzen los, unbekümmert um die Tauſende, die er dabei aufopfern mußte und die er nothwendig hätte ſparen müſſen, ſofern ein Beitritt Oeſterreichs zur Allianz und mithin eine längere Dauer des Kriegs immerhin das Wahrſcheinlichſte blieb. Er hätte die feſte Stellung des Feindes umgehen und die Schlacht nur auf einem ihm vortheilhaften Boden annehmen ſollen.

Wittgenſtein erkannte, daß ſich gegen die von Luckau her wahrſcheinlich in langen Colonnen und Zwiſchenräumen herbeieilenden Truppen Ney's ein Schlag ausführen laſſe und ſandte ihnen Barklay de Tolly mit 14,000 Ruſſen und York mit 6000 Preußen entgegen. Der erſtere überfiel wirklich am 18. bei Königswartha die italieniſche Diviſion unter Pery, die Ney's Avantgarde bildete und nichts ahnte, nahm ihr 1500 Gefangene und 10 Geſchütze ab

und jagte ſie in wilde Flucht. Einen ſchwerern Kampf beſtand York bei Weiſſig gegen Lauriſton mit dem größten Heldenmuth und zog ſich erſt in der Nacht in beſter Ordnung, wie auch Barklay nach Bautzen zurück. Wittgenſtein hätte gerne eine ſtärkere Macht entſendet, um Ney auf ſeinem Marſche völlig zu vernichten, aber er wurde durch die beiden Monarchen gehindert, die alles vermeiden wollten, was ſie von der böhmiſchen Grenze hätte trennen können, eine Rückſicht, die auch in der nachfolgenden großen Schlacht entſcheidend einwirkte.

Die Schlacht bei Bautzen wurde am 20. Mai durch den Angriff Napoleons auf den linken Flügel der Alliirten eröffnet. Hier nämlich ſollte Oudinot ſie von dem böhmiſchen Gebirge abſchneiden; das gerade wollten ſie aber um jeden Preis verhüten, er drang daher nicht weit vor. Sodann mußte Macdonald die Stadt Bautzen angreifen, die vor dem Centrum der Alliirten lag und von Miloradowitſch nach einem heftigen Gefecht freiwillig aufgegeben wurde. Endlich mußten Marmont und Bertrand den rechten Flügel der feindlichen Stellung bei Burka angreifen, wo Kleiſt mit nur 5000 Preußen ihnen den ganzen Tag mannhaft Stand hielt und ſich erſt gegen Abend weiter zurückzog. An dieſem erſten Tage hatten die Alliirten ihren linken Flügel behauptet und ſich nur im Centrum und auf dem rechten Flügel in eine engere Stellung zurückgezogen. Ney war noch nicht da, ſollte aber am folgenden Morgen in die Schlacht eingreifen und den rechten Flügel Wittgenſteins vollends erdrücken. Es ſchien alſo räthlicher für die Alliirten, die Schlacht abzubrechen und in der Nacht fortzuziehen. Auch hatte Napoleon bereits 10,000 Mann verloren, die Alliirten in ihrer viel geſicherteren Stellung nur 2000. Man hatte alſo einen Vortheil errungen und konnte ſich mit Ehren einer Gefahr entziehen. Allein die Monarchen wollten ſich noch einmal ſchlagen, ihrer guten Aufſtellung vertrauend und weil die Truppen von Kampfbegierde brennend die freiwilligen Rückzüge verwünſchten. Am 21. griff Ney mit großem Ungeſtüm den rechten Flügel an

Städte durch eine der vieljährigen ähnliche außerordentliche Ueberschwemmung, die ſich wieder ereignen kann, nicht abermals in Schutt und Trümmer verwandelt werde? Dieſe Bauart ſoll nicht nur in Beziehung auf die Häuſer angegeben werden, ſondern ſich auch auf die Kanäle erſtrecken, die wegen der Reinlichkeit der Stadt unumgänglich nothwendig ſind, die aber in ihrem dermaligen Zuſtande als vielleicht die Hauptumſachen der Zerſtörung nicht verbleiben dürfen. Die genaue Unterſuchung und Beurtheilung der Peſther und Ofener Baumaterialien wird gleichfalls gefordert, zugleich mit Bezugnahme auf die ſo ſehr nöthig gewordene Baupolizei.

Ferner wird als Preisaufgabe auch ein Gutachten über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit deſſen gefordert, ob nicht ein ſchon ſo oft vielſeitig zur Sprache gebrachter Canal durch Peſth längs der wohlbekannten, tiefſten und vielleicht das alte Flußbett bildenden Linie gezogen werden könnte, wohin — anſtatt in die Donau — alle Canäle der Stadt geleitet werden ſollten, wodurch dann jede unterirdiſche Verbindung zwiſchen der Stadt und der Donau aufhören würde. Nur ſo könnte die daraus entſtehende Gefahr beſeitigt werden, daß die Donau, außer den alten Canälen, ſich auch noch andere unterirdiſche Wege eröffnete, welche bei dem gegenwärtigen Syſteme nur ſehr ſchwer zu ſperren ſeyn werden. Uebrigens müßte dieſer projectirte Hauptcanal ſowohl an der Donau als am Waitzner Damme und bei ſeiner Einmündung in die Donau durch ſtarke Wehren ſo zu handhaben ſeyn, daß, wenn die Gewäſſer der Donau ein gewiſſes Maaß überſteigen, dieſe daraus ganz ausgeſchloſſen werden könnten, und nur dann Waſſer hineingelaſſen würde, wenn der Waſſerſtand der Donau ein gewiſſes zu beſtimmendes Maaß nicht überſchreitet. Hieraus folgt, daß in dieſem Hauptcanale das Waſſer von der Willkür abhinge, und daß derſelbe den Fluthen der Donau keineswegs zu einem Ableitungscanale dienen würde, ſondern nur zur Aufnahme der Stadtcanäle, welche unabhängig von dem ſo wandelbaren Stande der Donau, ſich in dieſen Hauptcanal entleeren könnten, und dem Drucke der Donau und ihrer Fluthen, ſowie dem dadurch verbreiterſtörten Verſten — welches bei dem gegenwärtigen Syſtem wann immer geſchehen kann — nicht ausgeſetzt ſeyn würden.

Ferner fragt ſich's: Würde wohl die Gefahr des Eisgangs für immer beſeitigt werden, wenn die Donau in der Gegend beider Städte auf eine gewiſſe Normalbreite gebracht würde, wie z. B. dort, wo die hängende Brücke projectirt wurde, und würde eine ſolche Regulirung nicht von der Palotaer Inſel an durch die Abſperrung der ſogenannten Peſther großen und kleinen, Ofener- und Margaretheninſel, durch die Erweiterung des Donaubettes in der Gegend des Gerhardsberges auf der Peſther Seite, und endlich durch die gänzliche Schließung des Soroſſarer Donauarmes am beſten zu bewerkſtelligen ſeyn? Demzufolge könnte der oberwähnte Hauptcanal entweder bei dieſem Schließungspuncte der Soroſſarer Donau, oder wenn ein noch größerer Fall und größere Tiefe erfordert werden ſollte, im Strombette des abzuſchließenden Soroſſarer Arms wieder in die Donau zurückgeführt werden.

Preis: 400 Ducaten. Die Abhandlung wird ſammt dem aus den gekrönten Preisſchriften der erſten Frage zuſammengeſtellten Werke jedenfalls in ungariſcher oder deutſcher Sprache gedruckt werden, und das dafür einkommende reine Erträgniß einzig und allein zum Erſatz der zu Grunde gegangenen Werkzeuge der Peſther und Ofener Handwerker verwendet werden, wozu ein Comité von Seiten des Peſther Comitats und der Peſther und Ofener Stadt erbeten werden ſoll. Die Abhandlungen in ungariſcher oder in andern Sprachen, von fremder Hand geſchrieben, ſind vor dem 1. März 1840 frankirt an den Secretär der ungariſchen Akademie Dr. Franz Schedel, Peſth, Schlangengaſſe Nr. 403 einzuſenden.

Rußland.

Der Secretär der Petersburger Akademie Prof. Fuß und der Rector der Univerſität Ivan Lobatſchewski ſind zu wirklichen Staatsräthen ernannt worden.

Syrien.

Ueber 600 Druſen ſind neulich zum Chriſtenthum übergetreten. Man glaubt, daß politiſche Beweggründe dieſem Entſchluſſe nicht fremd ſind.

und schlug auch wirklich Barklay de Tolly nach heftigem Widerstande zurück, verfing sich aber so ungeschickt zwischen der Spree, dem Löbauwasser und den hier zahlreichen Sümpfen und Weihern, daß Blücher vom Centrum aus den Schlüssel der Stellung, das Dorf Preititz, welches schon verloren war, wieder nehmen konnte. Blücher sollte aber zugleich auch im Centrum die Krekwitzer Höhen behaupten, die seine Verbindung mit dem russischen, auf dem linken Flügel kämpfenden Hauptheer sicherte, und obgleich Wittgenstein ihm Hülfe senden wollte, litten es die beiden Monarchen nicht, weil sie noch größeren Werth auf die Behauptung des linken Flügels legten und sich durchaus nicht von der böhmischen Grenze wollten abschneiden lassen. Als nun Napoleon die Schwäche des feindlichen Centrums erkannte, ließ er die Krekwitzer Höhen durch die Württemberger und durch die Division Morand angreifen und so tapfer sich die Preußen auch wehrten und den Angriff mehrmals abschlugen, mußten sie endlich der Uebermacht weichen. Nun befand sich Blücher in der gefährlichsten Lage, getrennt von Wittgensteins Hauptmacht und von drei Seiten zugleich durch den Feind umfaßt. Inzwischen gewann er durch die standhafte Behauptung des Dorfes Litten den einzigen freien Rückzug auf Wittgenstein. Nur seine Geistesgegenwart und die erstaunliche Tapferkeit seiner Truppen retteten hier die preußische Armee vor der Vernichtung. Die Monarchen aber beschlossen nunmehr den allgemeinen Rückzug nach Schlesien, immer entlang der böhmischen Grenze. Um 4 Uhr Nachmittags brachen sie auf, unter dem Donner der Geschütze, die ihren Abmarsch deckten und in guter Aufstellung das Nachdrängen der Franzosen hinderten.

Diese zweitägige Schlacht machte auf die vielen jungen Soldaten, welche sie schlugen, einen um so mächtigeren Eindruck, als der Wiederhall in den nahen Gebirgen den Donner der Kanonen noch viel lauter erdröhnen ließ und vervielfältigte. Die Alliirten hatten 12,000 Todte und Verwundete, der Verlust Napoleons aber belief sich in beiden Tagen auf viel mehr. Nach Dresden wurden

18,000 Verwundete gebracht. Odeleben, ein sächsischer Offizier und Adjutant bei Napoleon, gibt als Augenzeuge in und um Bautzen die noch höhere Zahl von 20,000 an. Der mit so schweren Verlusten erkaufte Sieg war unvollständig. Die Alliirten hatten sich wieder vollkommen geordnet und mit wenig Verlust zurückgezogen, ohne Gefangene oder Trophäen zu hinterlassen. Fain hörte Napoleon im Aerger ausrufen: „Wie? nach einem solchen Gemetzel kein Erfolg, keine Gefangene? keinen Nagel lassen mir diese Leute zurück?“ In der Hoffnung, den Alliirten auf ihrem Rückzug durch rascheres Drängen noch großen Schaden thun zu können, trieb er seine Vorhut nun unvorsichtig in das feindliche Kanonenfeuer, denn auf jeder irgend günstigen Höhe des hügelreichen Landes setzte sich die russische Nachhut fest und wich erst nach wohlberechneten Salven. Bei Weißenberg war es der Russe Yermolow, der die Franzosen mit mörderischem Kartätschenfeuer empfing. Bei Reichenbach war es Miloradowitsch, der die anstürmende Reiterei der Franzosen plötzlich mit russischer Reiterei anfiel, bei welchem Anlaß Bruyeres, einer der tapfersten Reitergenerale Napoleons, erschossen wurde, am 23. Mai. Dadurch nur noch zorniger gemacht, befahl Napoleon noch an demselben Nachmittage der Vorhut, den Feind nur um so rascher und nachdrücklicher zu verfolgen, und begab sich selbst in die vorderste Linie. Indem er aber auf eine Anhöhe vor Markersdorf geritten war und den Marsch seiner Colonnen in der Abendsonne betrachtete, feuerte eine russische Batterie von Holtendorf herüber und nur wenige Schritte hinter ihm riß eine Kanonenkugel zuerst den General Kirchner, dann den Großmarschall Duroc vom Pferde herab. Der erstere war auf der Stelle todt, dem andern war der Leib aufgerissen und er lebte noch die Nacht hindurch. Napoleon besuchte ihn und war tief erschüttert. Die in seinem Bulletin beschriebene Abschiedsscene war jedoch nur auf Effect berechnet.

Napoleon konnte sagen: „die Blätter fallen von den Bäumen, mein Herbst ist gekommen.“ Seine ganze Umgebung war muth-

los. Wir haben gesiegt, hieß es, aber keine andern Palmen als Cypressen, keine andern Trophäen als die Gräber der Sieger. Fain berichtet aus jenen Tagen: „Die Feuersbrünste, die uns jedes Dorf streitig machten, das wir besetzten, alle die schrecklichen Einzelnheiten neuer Art, welche dieser Krieg darbot, führten zu entmuthigenden Betrachtungen. Welch ein Krieg! wir werden alle darin umkommen! Dieser entehrende Seufzer entschlüpfte mehr als einem von uns, solch nagenden Rost hatten die Ereignisse an den ehernen Seelen der Soldaten schon angesetzt."

Auch noch an jedem der folgenden Tage leistete die russische Nachhut der französischen Vorhut auf jedem schicklichen Punct hartnäckigen Widerstand, indem die Heere sich langsam aus der Lausitz nach Schlesien zogen. Am 25. verlor Wittgenstein das oberste Commando, welches Barklay de Tolly erhielt, blieb aber bei der Armee und befehligte den einen, Blücher den andern Flügel. Schon am Tage darauf führte Blücher einen kühnen Handstreich aus, indem er hinter Heinau mit preußischer Reiterei den die französische Avantgarde bildenden Division Maison auflauerte. Das Anzünden einer Windmühle gab den Reitern das Zeichen, die sofort unter Oberst Dolfs hinter einem Hügel hervorsprengten, die Vierecke Maisons überritten, ihnen 1100 Mann zusammenhieben, 400 gefangen nahmen und 11 Kanonen erbeuteten, aber ihren tapfern Dolfs durch den Tod verloren.

Die Franzosen gingen seitdem etwas bedächtiger vor, die Alliirten aber zogen sich links gegen die Festung Schweidnitz, die ihnen als Bollwerk dienen sollte, während sie sich an das Riesen- und Glätzergebirge anlehnten und stets in nächster Verbindung mit Oesterreich blieben. Lauriston, der die Vorhut Ney's bildete, zog gegen Breslau und wurde bei Lissa nur durch 4—5000 Preußen unter General Schüler aufgehalten, die Glogau blokirt und sich von da zurückgezogen hatten. Nach kurzem Gefecht entwich Schüler zur Hauptarmee und Lauriston rückte am 1. Juni in Breslau ein. Man erwartete nun, Napoleon werde sich mit seiner ganzen

Uebermacht auf die Alliirten werfen, um sie in einer dritten und letzten Hauptschlacht zu vernichten, ehe sich Oesterreich entschieden hätte. Die Ungeduld, mit der er sich in die Bautzener Schlacht gestürzt hatte, schien sich jetzt verdoppeln zu müssen. Da hieß es auf einmal, am 4. Juni sey im Dorfe Polschwitz bei Jauer ein Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Damit hatte es folgende Bewandtniß. Je mehr Napoleon an Oesterreich verzweifelte, um desto lieber hätte er sich wieder mit Rußland allein ausgesöhnt. Er ließ also schon vor der Schlacht von Bautzen bei Kaiser Alexander anfragen, ob derselbe nicht dem Marschall Coulaincourt, den er früher immer gerne gesehen hatte, eine Audienz gewähren wolle. Alexander lehnte es mit dem Bemerken ab, er habe die Vorschläge Oesterreichs angenommen, könne daher nur durch Oesterreichs Vermittlung mit Napoleon unterhandeln. Der österreichische Unterhändler im Hauptquartier der Alliirten, Graf Stadion, schrieb am 27. Mai an Berthier, wenn es Napoleon Ernst um den Frieden sey, so solle er unter österreichischer Vermittlung vorerst einen Waffenstillstand abschließen, während dessen man bequem über den künftigen Frieden verhandeln könne. Man hat Oesterreich mit Unrecht beschuldigt, es sey ihm mit dem Frieden nicht Ernst gewesen und es habe nur für sich und Rußland und Preußen Zeit gewinnen wollen, um die begonnenen ungeheuren Rüstungen zum Kriege zu vollenden. Allein bei allen späteren Verhandlungen hat Kaiser Franz bewiesen, daß es ihm aufrichtig um den Frieden zu thun gewesen ist, den er jedoch nur für möglich und dauerhaft hielt, wenn er das wiederhergestellte europäische Gleichgewicht zur Grundlage habe. War Napoleon gemäßigt und klug genug, um einzusehen, daß er seine Kräfte durch Ueberanstrengung bereits erschöpft habe, und daß er mithin den fortgesetzten Kampf mit ganz Europa nicht lange mehr werde bestehen können, so konnte er freiwillig auf das bisherige unnatürliche Uebergewicht Frankreichs, auf seinen ausschließlichen Einfluß in Polen und Deutschland verzichten,

wie auf Spanien, und Rußland und Preußen würden ihm unter Oesterreichs Vermittlung nicht nur die Rheingrenze und Holland, sondern auch noch einen verhältnißmäßigen Einfluß auf Italien gelassen haben. Es hing also in der That damals nur von Napoleon ab, den Frieden und den Fortbestand seiner Dynastie in einem immerhin noch sehr ansehnlichen französischen Reiche durch Opfer zu erkaufen, die man ihm, wenn er sie nicht freiwillig brachte, doch bald mit Gewalt zu entreißen stark genug war. Weil aber Kaiser Franz den stolzen Charakter Napoleons und seine Neigung, alles zu wagen kannte, durfte er sich auf seine Nachgiebigkeit wenig Hoffnung machen und hatte mithin guten Grund, den Waffenstillstand vorzuschlagen, nicht nur, um ihm Bedenkzeit zu geben, sondern auch, um sich selbst vollständig zum Kriege auszurüsten. — Gegen alle Erwartung nahm Napoleon den Waffenstillstand an. Er durfte es nur thun, wenn er auf den österreichischen Gedanken eingehen und seinem Uebergewicht in Europa zum Behuf einer Herstellung des Gleichgewichts entsagen wollte. Das war aber nicht seine Meinung, folglich konnte er auch nach Beendigung des Waffenstillstandes auf keinen Frieden rechnen, sondern war sicher, daß Oesterreich mit seiner ganzen Macht in die Reihen seiner Feinde eintreten werde. Er unterzeichnete aber den Waffenstillstand in der geheimen Hoffnung, entweder den Kaiser Alexander oder seinen Schwiegervater Kaiser Franz auf seine Seite zu ziehen. Er rechnete auf die natürliche Eifersucht, die zwischen Rußland und Oesterreich bestand. Im schlimmsten Fall hoffte er während des Waffenstillstandes sein Heer so zu verstärken, daß es jedem Feinde gewachsen wäre. Aber seine Nachgiebigkeit war übel berechnet, und indem er sich zum erstenmal lieber auf diplomatische Künste als auf das Glück der Schlachten verlassen wollte, verrieth er, daß sein Selbstvertrauen wankte und sein Stern von ihm gewichen war. Er hätte nothwendig die Verfolgung der Russen und Preußen fortsetzen und eine dritte Hauptschlacht gewinnen müssen. Er durfte in dem einmal begon-

nenen Siegeslauf sich durch nichts aufhalten lassen. Er würde sowohl Rußland als Oesterreich nach einem neuen großen Siege viel mehr imponirt haben.

Russen und Preußen nahmen die Miene an, als sey ihnen der Waffenstillstand ungelegen und als fügten sie sich nur aus Rücksicht auf Oesterreich. Auch setzten sie durch, daß Napoleon das schon eroberte Breslau wieder aufgeben und sich hinter die Katzbach zurückziehen mußte. Dieses Flüßchen, dann die sächsisch-preußische Grenze, endlich die Elbe bis zum Meere sollte die Demarcationslinie bilden, welche während des Waffenstillstands von keiner Partei überschritten werden durfte. In Schlesien blieb ein neutraler Zwischenraum zwischen beiden Armeen, in den auch Breslau eingeschlossen war. Hamburg sollte dem gehören, der es am 8. Juni um Mitternacht besetzt habe. Die Oder- und Weichselfestungen, die noch von Franzosen besetzt waren, sollten während des Waffenstillstands von den Belagerern mit Lebensmitteln versehen werden. Die Waffenruhe sollte bis zum 20. Juli dauern.

Durch besondere Uebereinkunft mit Oesterreich wurde dem kleinen Heer der Polen unter Poniatowski erlaubt, von Krakau aus durch Mähren und Böhmen nach Dresden zu marschiren, jedoch unbewaffnet. Napoleon erhielt dadurch eine Verstärkung, aber die Alliirten und Oesterreich sahen sich von Leuten befreit, die den Kern einer polnischen Insurrection im Rücken hätten bilden können.

Commissäre eilten nun nach allen Puncten, wo noch gekämpft wurde, um den Waffenstillstand zu verkünden. Nach der Schlacht bei Bautzen war Oudinot wieder gegen Bülow geschickt worden und hatte am 28. Mai dessen Vorhut bei Hoyerswerda zurückgeschlagen, wurde aber selbst am 4. Juni bei Luckau wieder von Bülow zurückgedrängt. Als nun der Waffenstillstand verkündigt wurde, mußte Bülow ins preußische Gebiet umkehren. Eben so mußten die Streifcorps der Alliirten, die unterdeß im Rücken Napoleons geschwärmt hatten, über die Elbe zurückgehen. Major

Colomb hatte mit nur 86 Reitern mehrere französische Offiziere und kleine Abtheilungen gefangen genommen, am 29. Mai aber einen großen Artillerietrain zwischen Zwickau und Chemnitz überfallen, dessen Begleitung von 6 Offizieren, 116 Reitern, 86 Mann Fußvolk und mehreren hundert bewaffneten Trainsoldaten theils getödtet, theils zersprengt und 24 schwere Geschütze vernagelt, 36 Pulverwagen in die Luft gesprengt, 200 Pferde erbeutet, als er vom Waffenstillstand erfuhr und glücklich mit seiner Beute über die Elbe kam, ohne mehr als einen Todten und 5 Verwundete zu haben. Czernitscheff mit 1200 Kosacken nahm am 30. Mai bei Halberstadt durch einen eben so kühnen Ueberfall einen Train von 14 Kanonen, 80 Pulverwagen mit dem westphälischen General Ochs, 1000 Mann und 800 Pferde gefangen und brachte alle glücklich über die Elbe. Noch einmal umkehrend wagte er mit 4700 Mann unter Woronzoff einen Handstreich auf Leipzig und kam vor dieser Sadt am 7. Juni an, mußte aber wegen des Waffenstillstands schnell wieder zurückgehen. — Schlimmer erging es dem berühmten Lützow'schen Freicorps. Dasselbe hatte mit Dörenbergs Corps verbunden am 12. Mai ein rühmliches Treffen an der Görde, unfern von Danneberg, bestanden, aber vor Davousts überlegener Macht wieder weichen und den Vorsatz, Hamburg zu retten, wieder aufgeben müssen. Nachher drang es durch Thüringen bis ins Voigtland nach Plauen vor, ohne auf den Feind zu stoßen oder irgend einen Fang zu machen, verspätete sich bis der Waffenstillstand geschlossen war, und erhielt den sächsischen Lieutenant von Gösnitz als Marschcommissär, um sicher über die Elbe zurückgeleitet zu werden. Als es am 13. Juni bei Kitzen unfern vom Schlachtfeld von Groß-Görschen lagerte, kam württembergische Reiterei heran. Lützow schickte einen Offizier als Parlamentär ab, der aber gefangen genommen wurde. Hierauf sprach Lützow selbst mit dem württembergischen General Normann, der ihn aber an den das ganze hier stehende Corps commandirenden französischen General Fournier wies. Dieser nun fuhr Lützow mit den Worten

an: „Waffenstillstand für alle, nur nicht für Sie.“ Lützow wandte sein Pferd um und setzte sich mit seiner Reiterei in Marsch, wurde aber plötzlich von den Württembergern mit Uebermacht überfallen und selbst vom Pferde gerissen. Dennoch entkam er in der Dunkelheit, da es schon Abend war. Eben so der berühmte Dichter Theodor Körner, der in seinem Corps diente und hier verwundet wurde. Doch rettete sich nur eine kleine Zahl, die übrigen wurden zusammengehauen oder gefangen. Es ist nicht zu verkennen, daß Normann nur auf Befehl des französischen Generals, aber für einen Deutschen doch etwas zu gern, einhauen ließ, daß aber Fournier den Befehl vollkommen im Sinne Napoleons ertheilte, der im Lützow'schen Freicorps das echte Kind des Tugendbundes erkannte und die Elite der preußischen Jugend bei dieser guten Gelegenheit für ihre Begeisterung exemplarisch züchtigen lassen wollte. Es gab wohl auch im Hauptquartier der Alliirten Manchen, der Lützows Corps heimlich mit scheelen Augen angesehen hatte. Indeß erklärte man die Vernichtung desselben für einen Bruch des Waffenstillstandes und nahm Repressalien, indem man nunmehr die vertragsmäßige Verproviantirung der französischen Festungen an der Oder und Weichsel unterließ.

Das unglückliche Hamburg wurde damals das Opfer einer eigennützigen skandinavisch-englischen Politik. Wie leicht wäre es dem Kronprinzen von Schweden von Stralsund aus, wie leicht den Engländern zur See gewesen, Hamburg so stark zu besetzen, daß Davoust es nicht hätte bezwingen können! Statt ihrer kamen die Dänen, um das schwache Corps von Tettenborn, die Bürgerwehr und die noch in der ersten Formation begriffene s. g. hanseatische Legion zu unterstützen, welche Hamburg vertheidigen sollten. Der König von Dänemark beeilte seinen Anschluß an Rußland und Preußen aus doppeltem Grunde. Einmal, weil er überhaupt Napoleons Gestirn im Sinken sah, und zweitens, weil er sich fürchtete, man werde ihm Norwegen abnehmen und den Schweden als Entschädigung für Finnland geben, wenn er länger mit Napoleon im Bunde

bliebe und dieser unterläge. Dänische Truppen unter General Wegener standen ganz in der Nähe von Hamburg bei Wandsbeck. Nun hatte sich aber Rußland schon gegen Bernadotte verpflichtet, ihm Norwegen zu geben, und versprach Dänemark dafür mit den Hansestädten zu entschädigen. So wurden in dem Augenblick, in welchem man versichert hatte, Deutschlands Unabhängigkeit herzustellen, deutsche Provinzen und Städte verschachert. Aber England erklärte sich aufs entschiedenste dagegen, weil es Dänemarks Handel und Seemacht nicht durch die Hansestädte vermehrt sehen wollte. Da nun inzwischen Napoleon auch wieder in zwei großen Schlachten gesiegt hatte und bis ins Herz von Schlesien vorgedrungen war, entschloß sich der schwankende Dänenkönig sogleich, wieder fest zu Frankreich zu halten. Der Herzog Wilhelm von Braunschweig stellte sich an die Spitze der Hanseaten, sah sich aber zu schwach, da Tettenborn nicht unter ihm dienen wollte, und reiste wieder ab. Bernadotte schickte 2400 Schweden, rief sie aber auch nach wenigen Tagen wieder zurück, weil sie nicht hinreichten, die Stadt zu schützen und er seine Truppen nicht aufopfern, sondern schonen wollte, um später mit ihnen Norwegen zu erobern. Schon seit dem 9. Mai hatte sich Vandamme auf den Elbinseln vor Hamburg eingerichtet, wartete aber Davoust erst ab. Als nun dieser näher kam und auch die Dänen sich entschieden hatten, eilte Tettenborn davon zu kommen, in der Nacht auf den 31. Mai. Nun flohen auch die Hanseaten und schon am andern Tage rückten 5000 Dänen, am Abend Davoust selbst in Hamburg ein, also acht Tage vor dem durch den Waffenstillstand festgestellten Termin, weßhalb er im ungestörten Besitze der Stadt bleiben konnte.

Napoleon legte großen Werth auf Hamburg, correspondirte täglich mit Davoust und befahl ihm, diese Stadt möglichst stark zu befestigen und der Bürgerschaft schwere Contributionen aufzulegen. „Kaufleute müsse man strafen, indem man sie zahlen lasse.“ Diesem Befehl kam Davoust eifrig nach, ließ schonungslos die ganze

Umgebung Hamburgs aufwühlen und mit Gräben, Wällen, Schanzen und Pallisaden versehen, wobei die Einwohner selbst Hand anlegen mußten, und schrieb eine Contribution von 48 Millionen aus. Von Lübeck, das er gleichfalls besetzte, nahm er nur 6 Mill. Die Hauptschuld des großen Unglücks, in welches Hamburg damals stürzte, fällt auf England, welches durch eine Landung von Truppen die Stadt würde gerettet haben.

Amerika.

In Nordamerika iſt kürzlich Waſhingtons Correſpondenz in 12 Bänden von Jared Sparks herausgegeben worden.

Am 18. Februar 1839 ſtarb in Florida bei dem unglücklichen Gefechte des Lieutenant Powell gegen die Indianer Dr. Leitner aus Würtemberg, der ſich ſeit mehreren Jahren in Florida in naturhiſtoriſchen Zwecken aufgehalten hatte. Sein, dem Vernehmen nach, faſt vollendetes Werk über Florida wird, wie man hofft, von dem Freunde des Ermordeten, dem Apotheker Karſt aus Weißenfels in Charleſton herausgegeben werden.

Am 6. April verſchied in Rio de Janeiro der beſonders als Mineralog, ſpäter aber als Vormund des jungen Kaiſers von Braſilien bekannte Staatsrath Joze Bonifacio d'Andrada in einem Alter von mehr als 70 Jahren. Er hatte mehrere Jahre in Freiberg unter Werner ſtudirt und ſich bald einen Namen unter den Mineralogen erworben.

Am 17. Auguſt 1838 ſtarb in Newyork Lorenzo da Ponte, Verfaſſer der Operntexte „Don Juan," „Figaro" und „Die heimliche Ehe," aus Ceneda in Friaul gebürtig, in Wien von Kaiſer Joſeph II. zum Hofdichter ernannt, dann in London und zuletzt in Newyork mit literariſchen Unternehmungen beſchäftigt. Er hat ſeine Memoiren geſchrieben.

Der als Erfinder des Panharmonikons, des Taſchenmeſſers, des ſchachſpielenden Automaten und anderer mechaniſchen Kunſtwerke bekannte Leonh. Mälzel, k. k. muſikaliſcher Hofmaſchiniſt, aus Regensburg, iſt auf der Ueberfahrt von Matanzas nach Philadelphia geſtorben.

Herrn E. M. und Conſorten

Goethe's Werke, Sedezausgabe 1833,
49r Band, Seite 42, Zeile 6, 7, 8.

Zehntes Buch.

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Napoleon ließ nur einige Armeecorps in Schlesien stehen, nahm aber selbst während des Waffenstillstandes sein Hauptquartier in Dresden und befestigte diese sächsische Hauptstadt eben so stark, wie Hamburg. Denn er wollte sich hier gleichsam eingraben und seine Streitkräfte hier concentriren, um nach einer Seite hin den Preußen und Russen, nach der andern den Oesterreichern Trotz zu bieten. Er bezog den Marcolinischen Palast, dessen Gärten mit den weiten Räumen in Verbindung standen, auf denen er die neuankommenden Verstärkungen täglich mustern konnte. Das schöne und kunstreiche Dresden wurde ein ungeheurer Waffenplatz, alle Bäume in der Runde sanken unter dem Beil, die reizenden Gärten wurden vom Grabscheit zerwühlt. Ringsum starrten Pallisaden und Schanzen. Um aber seine Zuversicht auszudrücken, verschrieb Napoleon die besten Schauspieler aus Paris und ließ sie vor dem sächsischen Hofe und vor seiner eigenen Suite spielen. Seine Thätigkeit war außerordentlich, hauptsächlich in Bezug auf die Verstärkung seines Heeres. Aus allen Enden seines weiten Reichs wurden Menschen herbeigezogen, ausgerüstet, unterwegs einexercirt und halbwegs fertig zum Regiment geliefert. Die kurze Zeit des Waffenstillstandes reichte hin, sein Heer mehr als zu verdoppeln.

Die Alliirten nahmen ihr Hauptquartier zu Trachenberg; die Commissäre, welche den Waffenstillstand überwachen sollten, blieben in Neumark bei Breslau; der Kaiser von Oesterreich aber kam mit seiner Staatskanzlei am 3. Juni nach Gitschin in Böhmen, um den Unterhandlungen näher zu seyn.

Die Hauptauseinandersetzung zwischen Napoleon und Oesterreich folgte am 28. Juni, als Metternich selbst nach Dresden gekommen war, um persönlich mit Napoleon zu berathen. Hier traten sich die Principe in ihrem schroffsten Gegensatz gegenüber. Napoleon empfing den Grafen mit ziemlich heftigen und mißtrauischen Reden. „Sie kommen nur, um zu erforschen, ob Sie mich, ohne losschlagen zu müssen, über das Ohr hauen können, oder ob Sie sich meinen Feinden anschließen müssen." Vergebens stellte ihm Metternich auf eine ehrfurchtsvolle Weise vor: „Oesterreich wünsche eine Ordnung der Dinge herzustellen, die durch eine weise Vertheilung der Macht den Frieden unter den Schutz einer Vereinigung unabhängiger Mächte stellt." Das hieß mit andern Worten, Oesterreich wollte die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, in welchem Frankreich wieder den übrigen Großmächten nur neben-, nicht mehr übergeordnet seyn sollte. Napoleon verstand den österreichischen Minister sehr gut, wollte ihn aber nicht verstehen. Da er sich einmal mit der ganzen Unnatur der französischen Weltherrschaft identificirt hatte, konnte er selbst es nicht seyn, der zur Natur zurückkehrte. Je mehr er fühlte, wie sehr Metternich Recht habe und um wie viel unhaltbarer sein aufgedunsenes künstliches Weltreich sey als die natürliche Politik, die ihm Oesterreich vorzeichnete, um so tiefer ergrimmte er, und ohne dem von Metternich ausgesprochenen allein richtigen und vernünftigen Grundsatz im Mindesten entgegen zu kommen, soll er boshaft die Persönlichkeit des Grafen angegriffen und ihn gefragt haben: „wie viel zahlt Ihnen England für die Rolle, die Sie spielen?" So berichtet Fain. Nach Thiers suchte Napoleon den Grafen einzuschüchtern und drohte ihm, im October werde er als Sieger in Wien ein-

ziehen. Nach Lady Trollope hat Metternich bestätigt, das Gespräch sey sehr leidenschaftlich gewesen, Napoleon habe seinen Hut fallen lassen und Metternich ihn nicht aufgehoben. Auf diese Nebendinge kommt es nicht an, als Hauptsache steht fest, Oesterreich erklärte, das europäische Gleichgewicht müsse hergestellt werden, und Napoleon erklärte, er werde nimmermehr seinem Uebergewicht entsagen.

Man kam überein, die Unterhandlungen auf einem Congreß zu Prag vom 5. Juli an fortzusetzen. Aber da man im Prinzip so gänzlich auseinanderging, war kein Ergebniß auf dem Wege der Unterhandlung möglich und nur die Waffen konnten entscheiden. Das fühlte man von beiden Seiten, daher jener Congreß nur ein Scheindaseyn hatte. Er verzögerte sich durch leere Formalitäten. Napoleon, der den Herzog von Vicenza und Grafen von Narbonne zu seinen Bevollmächtigten bestimmte, nahm es sehr übel, daß Preußen nur einen Civilisten, den Herrn von Humboldt, und Rußland gar den Herrn von Anstedt, einen emigrirten Elsäßer, also eigentlich einen Unterthan Napoleons, zu Bevollmächtigten bestimmten. Das Einzige, worüber man sich vereinigte, war eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August.

In denselben Tagen, in denen Napoleon die gehässigen Auseinandersetzungen mit Metternich hatte, erfuhr er die gänzliche Niederlage seiner Truppen in Spanien. Er sandte nun sogleich Soult wieder als Oberbefehlshaber nach den Pyrenäen ab. Damals war auch der Wahnsinn Junots, dem Napoleon die illyrischen Provinzen anvertraut hatte, ausgebrochen und Napoleon kam auf den Einfall, eiligst Fouché zu verschreiben und denselben als Gouverneur nach Illyrien zu setzen. Er entfernte ihn dadurch von Frankreich und hinderte ihn, dort Intriguen anzuspinnen; doch taugte Fouché auch nicht, eine Grenzprovinz zu hüten, die im Falle eines Krieges mit Oesterreich wichtig war.

Inzwischen schlossen sich die Frankreich feindlichen Mächte im-

mer enger an einander. Schon am 27. Juni, während Metternich in Dresden war, hatte ſich Oeſterreich in einem Vertrage, der zu Reichenbach in Schleſien unterzeichnet wurde, gegen Rußland und Preußen verpflichtet, Frankreich den Krieg zu erklären, wenn es bis zum 20. Juli nicht Warſchau und Danzig, Illyrien und die Elbe- und Weſermündungen mit den Hanſeſtädten herausgegeben hätte. Um dieſelbe Zeit bewilligte England den Preußen und Ruſſen reichliche Subſidien, nämlich 3 Mill. Pfund Sterling, wovon ⅔ für Preußen, ⅓ für Rußland beſtimmt wurden. Am 9. Juli kam Bernadotte nach Trachenberg, um einem großen Kriegsrath anzuwohnen, der den Plan zum nächſten Feldzug entwerfen ſollte. Als man nicht einig werden konnte, entfernten ſich der Kaiſer von Rußland und König von Preußen, um Bernadotte und die ruſſiſchen und preußiſchen Feldherrn allein rathſchlagen zu laſſen, und nun kam bald der Plan zu Stande, nach welchem der große Krieg ſpäter wirklich geführt wurde. Man ſchickte den Plan nach Gitſchin, wo Kaiſer Franz ihn ſogleich genehmigte.

Da Napoleon auf Oeſterreich verzichtete, gab er Coulaincourt neue Inſtructionen, um ſich womöglich Rußland zu nähern. Darin verhieß er, Rußland auf Koſten Oeſterreichs verſchwenderiſche Conceſſionen machen zu wollen. Aber Kaiſer Alexander nahm keine Mittheilung von Napoleon an und wies alles an Metternich, als den Vermittler. Es erſcheint immerhin auffallend, daß Napoleon jetzt noch für möglich gehalten hat, ein Verſtändniß mit Alexander anknüpfen zu können, nachdem er deßfalls ſo beſchämende Erfahrungen in Rußland gemacht hatte. Napoleon warf ſich weg und ſchien nicht zu bemerken, wie ſehr ihm dies ſchadete.

Da die Verlängerung des Waffenſtillſtandes ihm noch Zeit ließ, unternahm er eine Reiſe über Erfurt nach Mainz, um mit ſeiner von Paris dort angelangten Gemahlin Verabredungen zu treffen, zugleich den Rheinbund in ſeiner bisherigen Treue und Ausdauer zu beſtärken und die Zuſendungen von Verſtärkungen der großen Armee zu beſchleunigen. Er kam nach Mainz am 26. Juli.

Dem Rheinbund ertheilte er ein gutes Lob. Schon am 25. Juni erklärte der Moniteur: „Se. Majestät sind mit den Königen und Großherzogen äußerst zufrieden. Besonders hat sich der König von Württemberg ausgezeichnet; seine Armee ist mehr als vollzählig. Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt hat sich im vorigen und letzten Feldzug stets ausgezeichnet. Er ist ein hoffnungsvoller junger Prinz und der Kaiser hat viel Zuneigung für ihn.“ Von Bayern war auffallenderweise wieder nicht die Rede. Das Lob Württembergs hatte (nach Fain) seinen Grund zum Theil in der geheimen Correspondenz, die der König mit Napoleon führte und worin er ihm alles verrieth, was damals zwischen Oesterreich und Bayern vorging. Wrede stand mit 25,000 Bayern an der böhmischen Grenze, aber schon waren geheime Verabredungen getroffen, um den König Max zu den Alliirten hinüberzuziehen. Was den Prinzen Emil betrifft, so soll ihm Hoffnung auf den preußischen Thron, jedenfalls auf einen größeren Besitz gemacht worden seyn, wenn Napoleon die Coalition besiegen würde.

Um auch auf die öffentliche Meinung in Deutschland einzuwirken und den Flugschriften des Tugendbundes, Arndts, den Liedern Körners, den Karikaturen ꝛc. ein Gegengewicht zu geben, hatte Napoleon schon im Frühjahr die Rheinbundfürsten aufgefordert, ihm einen deutschen Publicisten zu bezeichnen, der nach seinem Programm eine zweckmäßige Flugschrift bearbeiten könne. Man rieth ihm den Professor und Geheimen Justizrath Crome in Gießen an, eine jener ledernen Professornaturen, an denen es auf deutschen Universitäten nie gefehlt hat, die sich zu allem dehnen und strecken und von der Macht jedweden Stempel aufdrücken lassen. Crome brachte nun die Schrift „Deutschlands Krise und Rettung im April und Mai 1813“ zu Stande, die deßhalb merkwürdig ist, weil sie nach einem von Napoleon selbst französisch geschriebenen Entwurf ausgeführt wurde und auch noch in den langweiligen Perioden des Gießener Professors den Scharfsinn Napoleons verrieth. Der berühmten Proclamation von Kalisch wurde hier sehr wahr

entgegengehalten, es ſey weder Rußland, noch England, noch Oeſterreich, noch Preußen um die zur Schau getragene Einheit Deutſchlands zu thun. Es wurde ferner erinnert an die unendlich vielen Mißbräuche der alten Vielſtaaterei, die alle wiederkehren würden, wenn die Coalition ſiege, ſo daß Deutſchland weder die Einheit, noch auch die Freiheit haben würde, von der man ſo viel prahle ꝛc. Somit enthält jene Schrift in vieler Beziehung eine gute Kritik deſſen, was in den folgenden Jahrzehnten geſchah. Allein obgleich man die Schweißtropfen zu ſehen glaubt, die dem Profeſſor auf der Stirne ſtanden, als er ſich bemühte, die fernere Dauer der Napoleoniſchen Herrſchaft den Deutſchen als etwas Beſſeres anzupreiſen, ſo mißlang ihm das doch völlig und ſein Buch blieb wie billig verachtet.

Am 4. Auguſt war Napoleon wieder in Dresden. Hier herrſchte, ſelbſt in ſeiner nächſten militairiſchen Umgebung große Sehnſucht nach dem Frieden. Schon die Ankunft des erſten Parlamentärs, der den Waffenſtillſtand brachte, hatte, wie Norvins bemerkt, im franzöſiſchen Hauptquartier eine „ſcandalöſe Freude“ erweckt. Dieſe Stimmung dauerte fort. Der Tod Beſſières', Durocs und ſo vieler andern Generale hatte denen düſtere Gedanken gemacht, die endlich nach ſo großen Heldenthaten auf ihren Lorbeern ruhen und ihre Reichthümer in Ruhe genießen wollten. Auch unter den gemeinen Soldaten war die wilde Kriegsluſt erloſchen, nur Pflicht und Ehre hielten ſie noch bei den Fahnen. Unter den Alten ſah man viele finſtere Geſichter, die nur noch ehrenvollen Tod, aber keine Siege mehr erwarteten; unter den Jungen waren viele noch zarte Knaben, die zu fühlen ſchienen, daß ihre Lebensblüthe frühe geknickt werden ſollte. Mancher Denkende mochte auch wohl erwägen, was aus Frankreich werden ſollte, wenn noch dieſes letzte Heer, was es mit ſeiner äußerſten Erſchöpfung aufgebracht hatte, im Kampf gegen die ungeheure Uebermacht Europas vernichtet werden würde. Da die Abneigung vor einer Fortdauer des Krieges nicht verhehlt wurde, kann man der franzöſiſchen Armee eine hohe

Bewunderung nicht versagen, sofern sie sich dennoch nachher mit so feurigem Muth und ausdauernder Treue für Napoleon geschlagen hat. Es ist charakteristisch, daß man im französischen Lager damals träumte, der mit dem 10. August ablaufende Waffenstillstand werde den Frieden bringen und Napoleon habe alles so berechnet, daß an seinem Geburtstag am 15. das allgemeine große Friedensfest werde gefeiert werden.

Auf dem Prager Congreß war mittlerweile nichts geschehen, sogar die Vollmachten waren noch nicht ausgewechselt worden. Napoleon stellte nun eine dringende Anfrage, was Oesterreich als die vermittelnde Macht denn eigentlich von ihm verlange? Jetzt erst, am 7. August, wurde ihm der Inhalt des Vertrages vom 27. Juni mitgetheilt. Er antwortete am 9., er wolle Warschau, aber nicht Danzig, Illyrien, aber nicht Triest opfern. Das genügte nicht. Da entschloß er sich am 12., alles zu bewilligen. Nun aber war es zu spät, denn schon in der Nacht vom 10. auf den 11. war der Waffenstillstand abgelaufen, hatten die Commissäre zu Prag ihre Vollmachten für erloschen erklärt und flammten auf allen Bergen zwischen Prag und Trachenberg die verabredeten Feuerzeichen, um den Russen und Preußen, die sich mit dem großen österreichischen Heer in Böhmen vereinigen sollten, das Signal zu geben. Auch die Monarchen von Rußland und Oesterreich eilten nach Böhmen und begrüßten ihren neuen Alliirten Kaiser Franz, mit dem sie fortan vereinigt bleiben und das Heer begleiten wollten. Französische Geschichtschreiber beschuldigen Oesterreich, es habe ein falsches Spiel mit Napoleon getrieben, ihn nur hinhalten wollen, bis es selbst hinlänglich gerüstet war, und nie aufrichtig den Frieden gewollt. Aber das ist durch Metternichs Erklärungen vom 28. Juni widerlegt. Wenn auf Oesterreich eine Schuld fällt, so ist es nur die, daß es Napoleon noch viel zu viel bewilligte, noch lange nicht das Maaß von Opfern von ihm forderte, welches nothwendig war, um sein Uebergewicht in Europa einzuschränken und ein wahres Gleichgewicht herzustellen. Unter diesen Umständen ist

Niemand anzuklagen als Napoleon, der es verſäumte, zur rechten Zeit die geforderten, ſehr mäßigen Opfer zu bringen. Dazu war der Termin im Geſpräch mit Metternich am 28. Juni gegeben, aber nicht am 12. Auguſt, zwei Tage nach Ablauf der Waffenruhe.

An demſelben 12. Auguſt erließ Oeſterreich ſeine Kriegserklärung und motivirte ſie in einer langen Denkſchrift, welche Herr von Gentz, die erſte Feder in Metternichs Staatskanzlei, verfaßt hatte. Das Ausſchweifende, Gewaltthätige und Unnatürliche in Napoleons Politik war darin ſehr gut charakteriſirt, der Grundgedanke für die nach Napoleons Ueberwältigung herzuſtellende Ordnung und Friedenspolitik in Europa war aber nur das Gleichgewicht der Großmächte. Von einer Wiederherſtellung derjenigen Organiſationen, die durch die Revolution und den militairiſchen Imperialismus zerſtört worden waren, ſagte die Denkſchrift kein Wort. Selbſt die deutſche Kaiſerwürde war darin mit Stillſchweigen übergangen. Ueberhaupt war Oeſterreich damals ſo weit entfernt, die nationale Begeiſterung in Deutſchland zu Gunſten ſeines alten Anrechts auf die deutſche Kaiſerkrone zu benutzen, daß es vielmehr der von Preußen ausgegangenen Richtung entſchieden entgegen trat und in Bezug auf die Miſſion des Herrn von Stein ſich ausdrücklich ausbedung, daß die eroberten Länder zwar interimiſtiſch im Namen der ſämmtlichen Alliirten verwaltet, nirgends aber Inſurrectionen provocirt oder geduldet werden ſollten.

Beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten hatte Napoleon ſich dermaßen verſtärkt, daß die perſönlich von ihm befehligte Hauptarmee in und um Dresden 181,000, die von Ney befehligte Armee in Schleſien 130,000, die von Oudinot befehligte, nach Berlin beſtimmte und bei Baruth aufgeſtellte 72,000, die Armee Davouſts in Hamburg 37,000, ein Corps in Leipzig 8000, eine Reſerve unter Augereau in Würzburg 12,000, das bayeriſche Heer unter Wrede 25,000, das italieniſche unter Eugen 50,000 Mann betrugen.

Auf Seite der Alliirten hatte Preußen verhältnißmäßig die größten Anstrengungen gemacht, indem es damals noch auf seine alten Provinzen beschränkt und ohnehin erschöpft war. Ohne die englischen Subsidien wäre es unmöglich gewesen, für die Kleidung und Ausrüstung der zahlreichen Landwehren zu sorgen. Als der König während des Waffenstillstandes nach Berlin kam und das Bülow'sche Corps musterte, freute er sich über die Haltung dieser Truppen so sehr, daß er durch Cabinetsordre vom 22. Juli jedem Soldaten ein Geschenk von 4 Groschen bestimmte. Aber der Befehl konnte nicht vollzogen werden, weil kein Geld da war, und man mußte die Zahlung auf bessere Zeiten sparen.*) Aber gerade die Gewißheit, der König sey eben so arm, wie sie selbst, rührte die Soldaten tief, erhöhte ihren Stolz und feuerte sie an, dem Vaterlande bessere Tage zu erkämpfen. In Oesterreich hatte sich die Jugend eben so eifrig zu den Fahnen gedrängt, wie in Preußen, doch hatte man alles nüchterner und mehr in den alten Formen, als etwas, was sich von selbst verstehe, behandelt. Die Schwunghaftigkeit blieb sogar hinter der des Jahres 1809 zurück. Das österreichische Blut war bei weitem nicht in so heftiger Wallung wie das norddeutsche. Auch Rußland hatte noch sehr ausgiebige Rüstungen gemacht und erwarb sich ein um so größeres Verdienst um die gemeinsame Sache, als es auf die oberste Leitung des Krieges verzichtete, dieselbe an Oesterreich abtrat und seine zahlreichen Truppen dergestalt vertheilte, daß sie überall unter nicht russischen Feldherrn dienen mußten. Der russische Stolz brachte damit ein großes Opfer, aber indem Kaiser Alexander die Verantwortung der Kriegführung andern überließ, ersparte er sich eine Menge Reclamationen und Tadel, und erlangte andererseits den Vorsitz und das Uebergewicht bei allen diplomatischen Verhandlungen. Sein ursprünglicher Plan war gewesen, selbst als Generalissi-

*) Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. II. 409 (von Genera von Prittwitz).

mus der Coalition aufzutreten, weshalb er, um einen berühmten und kriegsverſtändigen Adjutanten an der Seite zu haben, den General Moreau durch Bernadotte aus Amerika hatte citiren laſſen. Preußen würde ihm nachgegeben haben, Oeſterreich aber machte Schwarzenbergs Obercommando zur Bedingung der Allianz.

Dem Plane von Trachenberg gemäß ſollte die alliirte Hauptarmee unter dem Fürſten Schwarzenberg von Böhmen aus durch das Erzgebirge gehen und Napoleons Stellung bei Dresden überflügeln, um ihn von der Elbe hinweg zur Pleiße und Saale zu locken. Dieſe böhmiſche Armee beſtand aus 130,000 Oeſterreichern, 59,000 Ruſſen unter Wittgenſtein und Barklay nebſt den Garden, 46,000 Preußen unter Kleiſt nebſt den Garden, und war von den Kaiſern von Oeſterreich und Rußland und dem König von Preußen perſönlich begleitet. Auch befand ſich bei ihr Moreau, der ohne ein Commando als vertrauter Rathgeber im Gefolge des Kaiſers Alexander auftrat.

Die zweite Hauptmaſſe der Alliirten bildete die ſchleſiſche Armee unter dem General Blücher, der zwar nur 38,000 Preußen unter York bei ſich hatte, dem aber 57,000 Ruſſen unter Sacken, Langeron und St. Prieſt untergeordnet waren. Dieſe Armee ſollte Napoleon aus Dresden herauslocken, ſich aber vor ſeiner Uebermacht zurückziehen und keine Schlacht annehmen, während die Hauptarmee unter Schwarzenberg in Napoleons Rücken operiren würde. Blücher fand die Rolle ſeiner hitzigen Natur nicht angemeſſen und wollte das Commando niederlegen; man bedeutete ihm aber, daß es ihm unbenommen bleibe, eine Schlacht zu ſchlagen, wenn es unter günſtigen Umſtänden und nur nicht gegen eine unverhältnißmäßige Uebermacht geſchehe.

Die dritte Hauptmaſſe bildete die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, der zwar nur 24,000 Schweden mitgebracht hatte, dem aber 40,000 Preußen unter Bülow und Tauentzien und 21,000 Ruſſen unter Winzingerode und Woronzow untergeordnet waren. Dieſe Armee ſollte Berlin decken, ſich nach

Umständen mit Blücher in Verbindung setzen und von Norden her auf Napoleons Rückzugslinie operiren, wie Schwarzenberg von Süden her.

Als Reserven dieser drei Armeen waren anzusehen 54,000 Russen und 35,000 Preußen, welche noch immer die Oder- und Weichselfestungen belagerten, 70,000 Russen, die sich unter Bennigsen erst in Polen sammelten, 67,000 Oesterreicher, die ebenfalls noch in der Formation begriffen waren.

Auf dem rechten oder nördlichen Flügel der drei großen Armeen wurde Wallmoden mit 12,000 Hanseaten und Engländern, 5800 Russen und 4000 Preußen dem Corps von Davoust entgegengestellt. Auf dem linken oder südlichen Flügel standen 25,000 Oesterreicher unter Fürst Reuß den Bayern Wrede's und 45,000 Oesterreicher unter Hiller in Kärnthen dem Vicekönig Eugen gegenüber.

Napoleon machte Dresden zum Mittelpunct seiner Stellung und hoffte von hier aus, indem er mit Uebermacht auf eine der drei feindlichen Armeen losbräche, eine nach der andern zu schlagen. Das nämliche hatte Friedrich der Große fast in denselben Gegenden gethan, indem er nach vier Seiten hin die Oesterreicher, Russen, Franzosen und Schweden zurückgeschlagen hatte. Das nämliche hatte Napoleon selbst im italienischen Feldzug gethan. Aber das wußte man wohl im Kriegsrath der Alliirten, daher der Entschluß, sich überall vor Napoleons Uebermacht zurückzuziehen und nur da loszuschlagen, wo man nur einen Theil seiner Streitkräfte fände.

So wie in der Nacht des 10. August die Feuerzeichen von den böhmischen Bergen herüber nach Schlesien in langer Kette aufflammten, setzten sich die Russen und Preußen unter Wittgenstein, Barklay und Kleist in Marsch und vereinigten sich am 19. bei Budin mit der Armee Schwarzenbergs. Die drei alliirten Monarchen begrüßten sich schon am 15. in Prag und folgten dem Hauptheere, welches seine Richtung nicht gegen Dresden, sondern

gegen Leipzig über Freiburg und Chemnitz nahm, um in Napoleons Rücken zu erscheinen und denselben von Dresden abzuziehen. Obgleich nun Napoleon eine Bewegung gegen Böhmen machte, als ob er hinter Schwarzenbergs Rücken gegen Prag ziehen wollte, und Kaiser Alexander selbst dies befürchtete, ließ sich doch Schwarzenberg dadurch nicht irre machen, sondern setzte seinen Marsch ununterbrochen fort. Als er aber vernahm, Napoleon sey mit großer Uebermacht gegen Blücher ausgefallen, hielt er den Zeitpunct für günstig, um das verlassene Dresden anzugreifen, änderte daher am 22. seine Marschroute und dirigirte alle seine Corps nach Dresden. Hier war allerdings nur St. Cyr mit 20,000 Mann zurückgeblieben, welche leicht hätten überwältigt werden können. Schwarzenbergs rechter Flügel von Wittgenstein befehligt, befand sich damals Dresden am nächsten, weil die ganze Armee links von dieser Stadt marschirte. Schon am 22. hatte Wittgensteins Vorhut unter General Roth Gefechte bei Hellendorf und unter dem Prinzen Eugen von Württemberg bei Geißhübel. Wittgenstein drang bis Pirna vor, durfte jedoch mit seinem Corps allein nicht wagen, das stark befestigte Dresden anzugreifen. Damals gingen zwei westphälische Husarenregimenter unter Hammerstein zu den Alliirten über. Am 24. befand sich Schwarzenberg mit dem größten Theil seiner Armee nur noch zwei Meilen von Dresden und hätte leicht am andern Morgen die Stadt nehmen können, da er zehnmal mehr Truppen hatte, als St. Cyr. Auch war Eile dringend nöthig, weil sonst Napoleon zurückkehren konnte. Aber auf unerklärliche Weise wurde der Angriff verschoben. Die Einen geben Schwarzenberg Schuld, er habe allzu systematisch erst alle Corps herbeiziehen wollen, um ganz sicher zu gehen und aus Vorsicht und Aengstlichkeit vor einer Ueberraschung durch den vielleicht zurückkehrenden Napoleon gerade erst durch sein Zögern diese wirklich herbeigeführt. Andere klagen Barklay de Tolly an, derselbe habe aus Eifersucht gegen Schwarzenberg erklärt, seine Russen seyen zu müde, um heute noch angreifen zu können. Wieder An-

dere weisen auf die Confusion im Hauptquartier hin, in welchem Schwarzenberg zwar dem Namen nach allein zu befehlen hatte, jedoch alle mögliche Rücksicht auf die Einreden des Kaiser Alexander nehmen mußte. Nach den besten Quellen war Moreau ganz mit Schwarzenberg einverstanden, aber die russischen Generale, die höchst ungerne unter einem Fremden dienten, belagerten das Ohr ihres Kaisers.

In Schlesien hatte Blücher am 13. erfahren, die Franzosen hätten auf neutralem Gebiet außerhalb der Demarcationslinie fouragirt, und war aufgebrochen, sie dafür zu züchtigen. Da in den ersten fünf Tagen nach dem Ablauf des Waffenstillstands noch kein Gebrauch von den Waffen gemacht werden sollte, protestirten die noch in Neumarkt versammelten Commissäre, aber Blücher entgegnete, „die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben müsse nun ein Ende haben, er werde den Tact ohne Noten schlagen.“ Ney, der in Schlesien commandirte, zog sich langsam zurück und kam für seine Person mit 20,000 Mann bei Löwenberg in die Lage, daß er von seinen Unterfeldherrn Macdonald, Lauriston, Sebastiani und Marmont abgeschnitten werden konnte. Aber der russische General Langeron, der es ausführen sollte, gehorchte nicht und erwies sich so obstinat gegen Blücher, wie Barklay gegen Schwarzenberg. So ging die Gelegenheit, den „Tapfersten der Tapfern“ zu fangen, zu Blüchers größtem Verdrusse verloren, am 19. — Napoleon selbst hatte seine Hauptmacht bei Zittau versammelt und schwankte anfangs, ob er Schwarzenberg in den Rücken fallen und in Böhmen eindringen, oder Blücher angreifen sollte. Odeleben, der als sächsischer Offizier seinem Hauptquartier beigegeben war, erzählt, Napoleon sey in sehr wilder und düsterer Stimmung gewesen und habe das Mißliche seiner Lage schwer empfunden. Zufällig bei einer Recognoscirung in der Nacht verirrend sey er gegen seine Umgebungen in die äußerste Wuth ausgebrochen. Als er jedoch Gewißheit erhalten habe, Schwarzenberg ziehe bei Dresden vorbei gegen Leipzig, und andrerseits Blücher

ziehe gegen ihn eilig heran, war er wieder freudig erregt und beſchloß, Blücher, der ihm gleichſam in die Hände lief, mit großer Uebermacht zu vernichten. Kaum aber war er am 21. zu Ney geſtoßen und drängte dieſen wieder vorwärts, ſo merkte Blücher, was im Werke ſey, und zog ſich ſeiner Inſtruction gemäß ſchlau zurück. Nur in günſtigen Stellungen leiſteten York bei Plagwitz und Langeron bei Goldberg Widerſtand. Nun erkannte Napoleon, Blücher trachte nur ihn hinzuhalten und nach ſich zu ziehen, damit Schwarzenberg Zeit gewänne, über Dresden herzufallen, ſchickte daher ſchon am 22. einen Theil ſeines Heeres zurück und kehrte am 23. ſelbſt nach Dresden um. Dabei ereignete ſich ein Mißverſtändniß. Ney ſollte Napoleon für ſeine Perſon begleiten, aber ſein Corps in Schleſien zurücklaſſen, wo Macdonald den Befehl erhielt. Man verſtand, das Ney'ſche Corps ſolle auch mit nach Dresden ziehen und erſt nachdem es einen ermüdenden Marſch gemacht hatte, klärte ſich der Irrthum auf und es mußte nun wieder nach Schleſien umkehren. Ein anderer Aerger für Napoleon war, daß damals der berühmte Militairſchriftſteller General Jomini, Chef des Generalſtabs bei Ney's Armeecorps, zu den Ruſſen überlief.*) Am 24. war Napoleon in Görlitz, wo er Murat umarmte, der eben aus Neapel ankam, aber ohne Armee nur für ſeine Perſon. Napoleon ſchickte ihn ſogleich nach Dresden voraus, um den König von Sachſen zu beruhigen. Kaum wollte Napoleon glauben, daß Schwarzenberg gegen Dresden rücke. Er wähnte ihn auf dem Marſche nach Leipzig und wollte über Zittau nach Böhmen gehen; aber die dringendſten Nachrichten von der Gefahr, in welcher Dresden ſchwebte, riefen ihn dahin und er kam wirklich gerade noch zu rechter Zeit, die Stadt zu retten.

Schwarzenberg griff Dresden erſt am 26. Abends um 4 Uhr an und ſchon um 2 Uhr konnte er auf den Höhen jenſeits der

*) Jomini ſtand längſt in Verbindung mit dem liſtigen Czernitſchef, dem er ſchon den franzöſiſchen Kriegsplan verkauft hatte.

Stadt die Bajonette der im Eilmarsch anrückenden Colonnen Napoleons sehen. Er hätte daher einen unbezwinglichen Widerstand voraussehen, das Unternehmen als mißlungen aufgeben und noch zu rechter Zeit zurückgehen sollen. Er glaubte sich inzwischen stark genug, griff in fünf großen Colonnen, jede von 50,000 Mann, die Befestigungen von Dresden zur bestimmten Stunde an und eröffnete ein mörderisches Feuer. Anfangs errang er rasche Erfolge, die Preußen unter Kleist eroberten den großen Garten, die andern Corps drangen bis in die Vorstädte und unter die Thore; aber um 6 Uhr ließ Napoleon die Thore von Plauen und Pirna öffnen und zwei Heere in dichten Massen herausstürzen. Er hatte außer den 20,000 Mann St. Cyrs damals erst 60,000 Mann in der Stadt versammelt, aber sein Gegenstoß war so gewaltig, daß er in den Abendstunden die Alliirten auf allen Puncten zurückdrängte. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende. Schwarzenberg hätte sie benützen sollen, um seinen Rückzug zu sichern. Er konnte nicht zweifeln, Napoleon würde noch in der Nacht beträchtliche Verstärkungen an sich ziehen und am andern Tage noch viel mächtigere Schläge austheilen. Aber Schwarzenberg zauderte mit dem Rückzug, wie er mit dem Angriff gezaudert hatte, als hätte er bestätigen wollen, was Napoleon wenige Tage vorher gesagt hatte, „er verlasse sich ganz auf die Langsamkeit der Oesterreicher.“ Wirklich erhielt Napoleon noch 40,000 Mann Verstärkung und blieb die ganze Nacht munter, um die Truppen zu mustern und ihnen ihre Stellungen anzuweisen. Es regnete in Strömen.

Seine Dispositionen waren meisterhaft. Schon am 24. hatte er von Görlitz aus, sobald er den Plan zur Vertheidigung Dresdens entworfen, den General Vandamme mit 30,000 Mann nach Pirna geschickt, um von hier aus in die Gebirge einzudringen und Töplitz wegzunehmen. In das Thal von Töplitz münden alle Gebirgsstraßen aus, auf welchen Schwarzenbergs Heer, wenn er bei Dresden geschlagen wurde, wahrscheinlich den Rückzug nach Böhmen suchen mußte. Hier nun sollte Vandamme die geschlagenen

Colonnen einzeln abfassen und vernichten. Niemals, ließ Napoleon dem General Vandamme sagen, werde er eine bessere Gelegenheit wiederfinden, sich den Marschallstab zu verdienen. Das Heer, welches Napoleon in Dresden unmittelbar um sich hatte, theilte er so, daß er am Morgen des 27. den stärksten Stoß durch Murat auf den zu weit ausgedehnten linken Flügel der Oesterreicher ausführen lassen konnte. Dieser Flügel war unvollständig, weil das Corps Klenau's noch nicht eingetroffen war, und überdies durch den Plauen'schen Grund (ein tiefes Felsenthal) gespalten. Hier nun trieb Murat mit großen Reitermassen einen Keil hinein, trennte einen großen Theil des österreichischen linken Flügels vom Centrum und nahm ihn nebst dem Feldmarschallieutenant Meßko gefangen. Gleichzeitig drang Ney mit der jungen Garde unwiderstehlich gegen den rechten Flügel der Oesterreicher bei Pirna vor und General Roth mußte weichen, weil Barklay trotz der Befehle Schwarzenbergs ihn nicht unterstützte, angeblich wegen des Regens und des für Kanonen unfahrbaren Bodens. Im Centrum ließ es Napoleon mit einer bloßen heftigen Kanonade bewenden. Als er hier einmal bemerkte, eine seiner Batterien feure nicht mehr, weil das Ziel, eine auf der Rökuitzer Höhe gegenüberliegende feindliche Batterie, zu schwer zu treffen sey, befahl er gleichwohl fortzufeuern und bald bemerkte man auf jener Höhe eine unruhige Bewegung vieler Menschen. Es war Moreau, dem hier eine französische Kanonenkugel beide Beine in dem Augenblicke zerschmettert hatte, in dem er dem Kaiser Alexander, hinter dem er ritt, gerathen hatte, sich der Gefahr wegen zu entfernen. Alles eilte herbei, ihm zu helfen. Kaiser Alexander war zärtlich um ihn bemüht. „Ich sterbe, sagte Moreau, aber es ist mir süß, für eine so gerechte Sache und unter den Augen eines so großen Monarchen zu sterben.“ Man brachte ihn nach Laun in Böhmen, die Beine wurden ihm amputirt, aber er starb am 2. Sept. Welche Rolle ihm Alexander vorbehalten, ist nie bekannt worden. Ohne Zweifel sollte er als Feldherr Napoleon überwinden helfen und später als populärer Mann

zur Pacification Frankreichs mitwirken. Die Franzosen jubelten, daß der Verräther an ihrer Nation den Lohn empfangen habe. Die Deutschen blieben kalt und mancher meinte wohl auch, Moreau würde, wenn er länger gelebt hätte, einen Theil der Siegeslorbeern an sich gerissen haben, welche die deutschen Generale besser für sich behielten.

Nach der Zerrüttung seines linken Flügels und bei der Gefahr, in der auch der rechte schwebte, zog Schwarzenberg endlich den Abend sein noch unbesiegtes Centrum freiwillig zurück und dirigirte alle seine Colonnen auf den verschiedenen Gebirgswegen nach Töplitz. Sein bisheriger rechter Flügel unter Barklay de Tolly sollte auf der am weitesten östlich liegenden Straße über Petershwalde gehen, um zu verhindern, daß ein französisches Corps auf dieser Straße vorrücke, welches in Verbindung mit Vandamme alle übrigen Rückzugswege versperrt und die ohnehin durch die Schlacht in Unordnung gebrachte alliirte Armee in den engen Bergschluchten, bei dem fortwährenden Regen und Mangel an Nahrungsmitteln völlig würde haben auflösen und vernichten können. Aber Barklay blieb wieder ungehorsam, ließ jene wichtige Straße offen und zog über Dippoldswalde. Wenn Ney mit der jungen Garde, wenn Napoleon selbst mit noch mehr Truppen rasch auf diesem Wege vorgedrungen wäre, so hätte er mit Vandamme vereinigt früher in Töplitz seyn können, als Schwarzenberg, dessen ganzes Heer gefangen oder aufgelöst worden wäre. Das entsprach genau dem Plane, demzufolge Napoleon das Corps von Vandamme den Alliirten in den Rücken geschickt hatte. Nun scheint er aber geglaubt zu haben, Vandamme sey schon in Töplitz und stark genug, um allein die Zerrüttung des feindlichen Heeres zu vollenden. Gegen alle Erwartung benützte er die offen gebliebene Straße nicht, sondern kehrte nach Dresden zurück und ließ auch Ney nicht weiter vorrücken. Ein Moment der Verblendung, mit dem sein bisheriges Glück sich plötzlich wendete. Denn kaum hatte er triumphirend die 13,000 Gefangenen, die 12,000 Todten und Verwunde-

ten, die 26 eroberten Kanonen des feindlichen Heeres gezählt und freute ſich ſeines glorreichen Sieges, als ihm am Abend des 29. und am Morgen des 30. unmittelbar hinter einander die Nachricht von drei ſchrecklichen Niederlagen ſeiner Marſchälle gebracht wurde.

General Vandamme ging am 26. unter der Veſte Königsſtein über die Elbe und drang, wie ihm vorgeſchrieben war, in's Gebirge ein. Nur einige tauſend Ruſſen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg (von einer Nebenlinie des königlichen Hauſes), ein kleiner Heertheil, bei dem auch Prinz Leopold von Coburg (der jetzt regierende König von Belgien) ſtand, bildete hier die äußerſte Spitze des urſprünglichen rechten Flügels der Schwarzenbergiſchen Hauptarmee, ſtanden aber völlig iſolirt und waren gegen Vandamme viel zu ſchwach. Aber Eugen begriff beſſer als Barklay die Wichtigkeit des rechten Flügels und beſchloß, ſich für die Sicherheit der Hauptarmee aufzuopfern und ſo lange als möglich die Umgehung deſſelben durch Vandamme zu verhindern. Indem er jede gute Stellung benutzte, vertheidigte er ſich den ganzen Tag und verlor 15—1800 Mann. Erſt am 27. zog er ſich bis Zehiſta auf die Verſtärkungen zurück, die ihn hier unter dem ruſſiſchen General Oſtermann erwarteten, der ſofort das Commando übernahm. Dieſes ganze ruſſiſche Corps war mit Einſchluß von den beſten drei Garderegimentern nur 17,500 Mann ſtark, Oſtermann erkannte aber wie Eugen die hohe Wichtigkeit ſeines Poſtens und beſchloß, mit Aufopferung des letzten Mannes Vandamme's Vordringen auf Töplitz zu verhindern. Selbſt die ſchöne Garde ſeines Kaiſers ſchien ihm nicht zu koſtbar, um ſich hier mit ihr zu opfern. Sein Muth war um ſo heroiſcher, als er gegen Befehl handelte, denn Barklay ſchrieb ihm, er ſolle ſich zurückziehen und an die Hauptarmee anſchließen, wenn er angegriffen würde. Der 28. verging unter blutigen Kämpfen im Engpaß von Gießhübel. Am 29. hielt Oſtermann abermals bei Peterswalde Stand unter unſäglicher Anſtrengung. Hier fiel der Fürſt Reuß. Endlich bis Kulm zu-

rückgedrängt, schon nahe vor Töplitz, nahm Ostermann seine letzte Stellung, um sie auf's verzweifeltste und bis auf den Tod zu vertheidigen, denn wenn er hier wich, so strömte das französische Heer aus dem Thal, das er ihm mit seinen letzten Kräften noch versperrte, in die Ebene von Töplitz hinein, hatte den Knotenpunct der Straßen erreicht und konnte alle zurückziehenden Corps der Schwarzenbergischen Armee nach einander auffangen. Der Kaiser von Oesterreich, der in Töplitz war, entfernte sich eilends von da nach Laun. Der König von Preußen aber, der zufällig gerade damals in die Nähe kam, übernahm es, Ostermanns Gefahr nach allen Seiten hin melden und Hülfe holen zu lassen. Ein österreichisches Dragonerregiment war das erste, das er hinschickte. Eine Batterie der preußischen Garde folgte nach. Aber diese Verstärkungen waren noch viel zu schwach. Vandamme, seinem Ziel schon so nahe, drang mit aller Macht vor. Eine Kanonenkugel riß Ostermann den linken Arm weg und die drei herrlichen Garderegimenter Semenoff, Preobaschensk und Ismailow hatten allein schon 2700 Mann verloren und bildeten nur noch kleine Haufen, als Diebitsch im Galopp mit russischer Gardecavallerie herbeisprengte und bald darauf Miloradowitsch mit einer Division Fußvolk erschien. Diese hielten nun Vandamme vollends bis zur Nacht auf und behaupteten die Stellung.

Vandamme hätte über Nacht Zeit gehabt, sich zurückzuziehen, denn was er gegen Ostermanns schwache Macht nicht hatte ausrichten können, das vermochte er jetzt noch viel weniger gegen die immer mehr anwachsende Uebermacht der Alliirten. Aber er blieb, verblendet durch die Aussicht auf den Marschallstab, den er sich hier verdienen sollte, und aus Gehorsam gegen Napoleon, der ihm noch keinen Gegenbefehl geschickt hatte; endlich auch in der Hoffnung, er werde während des morgenden Tages noch Verstärkungen erhalten. Hierin vorzüglich liegt Vandamme's Entschuldigung. Es mußte Napoleons dringendstes Interesse seyn, ihn zu unterstützen. Warum hätte nun Vandamme nicht darauf rechnen sollen? Er

ſetzte alſo am 30. den Kampf mit großem Eifer fort. Ueber Nacht aber war Schwarzenberg ſelbſt in die Nähe gekommen und hatte Barklay, deſſen bisherige Fehler großmüthig vergeſſend, mit der Vernichtung Vandamme's beauftragt. Die Streitkräfte Barklay's waren den franzöſiſchen weit überlegen und drängten dieſelben bereits in heißen Gefechten auf allen Puncten zurück, als plötzlich auch im Rücken Vandamme's Kanonendonner erdröhnte. Er wähnte einen Augenblick, es ſeyen Hülfstruppen, die ihm Napoleon nachſende. Aber es waren die Preußen unter Kleiſt. Dieſer tapfere General hatte ſchon am Abend vorher in Fürſtenwalde erfahren, wie bei Kulm gekämpft werde, und an alle ſeine Corps den Befehl ertheilt, am frühen Morgen des 30. auf dem nächſten Wege über die Berge zu ſteigen und Vandamme in den Rücken zu fallen.*) Dies geſchah und ſeine Colonnen erſchienen auf den Höhen von Nollendorf in dem Augenblick, in welchem die Franzoſen vor den Ruſſen und Oeſterreichern von Kulm gegen Nollendorf zurückwichen. Kleiſt ließ ſogleich angreifen. Vandamme war nun von zwei Seiten zugleich gepackt und ſeine Truppen von langem Kampf ſchon erſchöpft, erlagen nach verzweifelter Gegenwehr der Uebermacht. Er ſelbſt wurde mit 10,000 Mann gefangen und verlor 5000 Todte und 81 Kanonen. Seine Reiterei allein ſchlug ſich in einer Sturmmaſſe durch die Preußen hindurch, verlor aber an den General Ziethen noch 1000 Mann Gefangene.

Vandamme wurde nach Rußland geſchickt. Unterwegs in Schleſien ſah er ſich grobem Spott und Drohungen ausgeſetzt, weil er im Jahr 1807 in dieſem Lande ſchamlos geraubt und geplündert hatte. Kaiſer Alexander ließ ihn nach Moskau bringen und in den Kreml ſetzen, um hier über den verlorenen Marſchallſtab nachzudenken. Doch dauerte ſeine Gefangenſchaft nicht lange. Oſtermann wurde eben ſo mit Ehren, wie Vandamme mit Schmach

*) Franzöſiſche Schriftſteller wollten ſein Erſcheinen im Rücken Vandamme's dem bloßen Zufall zuſchreiben. Aber ſein Tagesbefehl vom 29. iſt noch vorhanden.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1839.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

überhäuft. Als er ein Jahr später nach Wien kam, überreichten ihm die vornehmsten und schönsten Damen Böhmens einen prachtvollen Pokal mit so vielen Edelsteinen, als Böhmen Kreise hatte. Er aber schenkte ihn zum ewigen Andenken dem Preobaschenskischen Garderegiment, welches ihn noch jetzt als Abendmahlskelch bewahrt.

Aber auch noch auf andern Puncten als bei Dresden und Kulm entflammten in denselben Regentagen heiße Schlachten. Als Napoleon aus Schlesien nach Dresden eilte, ließ er 75,000 Mann, ungerechnet das hin- und hergeschobene Corps von Ney, unter Macdonald zurück, um Blücher aufzuhalten. Dieser schlug sich noch heftig in und um Goldberg, wo die Franzosen arge Greuel an den Einwohnern verübten. Aber die Russen, die Blüchers Hin- und Herziehen nicht begriffen, ihn für unfähig hielten und ohnehin eifersüchtig waren, daß sie unter preußischem Befehl stehen sollten, begannen schwierig zu werden. Besonders Langeron wollte nicht gehorchen. Blücher hatte einen schweren Stand und hätte wahrscheinlich, wenn ihn Napoleon kräftiger verfolgt hätte, große Verluste erlitten. Aber das Glück gewährte ihm eine Schlacht, die alles wieder gut machte. Sobald er inne wurde, Napoleon stehe ihm nicht mehr gegenüber, befahl er wieder ein allgemeines Vorrücken am 26. Auch Macdonald ging an diesem Tage über die Katzbach vor, in der Hoffnung, Blüchers linken Flügel umgehen zu können. Es regnete den ganzen Tag und man sah nicht weit vor sich hin. Doch bemerkte Blücher das Anrücken des Feindes und traf darnach seine Maaßregeln, während Macdonald von seinem Gegner noch nichts merkte. Gegen Mittag plötzlich eröffnete Sacken vom Taubenberge her ein furchtbares Kanonenfeuer auf die Franzosen und York mit den Preußen stürzte sich in ihre Linien. Da des Regens wegen keine Flinte mehr losging, drehte ein brandenburgisches Bataillon die Gewehre um und schlug ein französisches Bataillon binnen wenigen Minuten mit Kolben nieder. Noch stand die Schlacht und auf ihrem rechten Flügel errangen die Fran-

zosen sogar einige Vortheile, aber ohne sich darum zu kümmern, befahl Blücher einen allgemeinen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen. „Vorwärts" rief der alte Held und „vorwärts" widerhallte es die langen Reihen hinunter und alles stürzte, in die Mäntel gehüllt, dem von Westen her fallenden Regen und den feindlichen Kugeln entgegen. Vergebens kämpften die Franzosen noch eine Zeitlang mit verzweifelter Anstrengung, sie wurden alle gegen die „wüthende Neiße" gedrängt, einen unscheinbaren Bach, der aber durch den langen und heftigen Regen zu einem Strom angeschwollen war. Was hier von Franzosen nicht durchkam oder ertrank, wurde mit Kolben todtgeschlagen oder gefangen. Hier eroberten die Preußen 30 Kanonen und wurden von den Franzosen viele Tausende erschlagen, ertränkt und gefangen, während York nicht mehr als 300 Mann einbüßte. Noch aber hatte Macdonald die Katzbach im Rücken, die eben so angeschwollen war, wie die Neiße, und obgleich er sich anstrengte, einen der wenigen Uebergangspuncte zu erreichen, wurde seine Nachhut unter Lauriston doch noch am 27. von Langerons Russen erreicht und verlor wieder 22 Kanonen. Blücher befahl trotz der fast ungangbaren Wege ein so rasches Nachdringen als möglich, um den Feind auf der Flucht vollends zu zerrütten. Dadurch erlangte er, daß die Franzosen am 28., als sie die „schnelle Deichsel" passiren mußten, abermals eine Menge Geschütz zurückließen. Endlich wurde noch am 29. die Division Puthod, welche nicht über den Bober konnte und vergeblich am Ufer umherirrte, durch Langeron theils in den Fluß gestürzt, theils gefangen. So verschlangen in vier Tagen vier Gebirgsbäche Schlesiens die schöne Armee Macdonalds. Blücher eroberte in diesen Gefechten, die den gemeinsamen Namen der Schlacht an der Katzbach erhielten, 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen und nahm 3 Generale mit 18,000 Mann gefangen. Die Zahl der Todten ist zu 12,000 Mann berechnet worden. Von preußischer und russischer Seite betrug der Verlust kaum 1000 Mann, aber die Sieger waren mit Koth bedeckt und die am schlechtesten bekleidete

preußische Landwehr hatte ihr Schuhwerk im zähen Erdreich stecken lassen und ging größtentheils barfuß. Seit diesem glorreichen Siege nannten alle Russen Blücher den General „Vorwärts"; bei den russischen Generalen stellte sich seitdem auch mehr Gehorsam ein.

Gegen die alliirte Nordarmee, die Berlin schützen sollte, hatte Napoleon unmittelbar nach dem Ende des Waffenstillstands den Marschall Oudinot mit 66,000 Mann entsendet. Jedenfalls eine zu geringe Streitmacht. Wahrscheinlich hielt er die Nordarmee für schwächer oder rechnete auf das schon vor Hamburg bewährte Zaudern Bernadotte's. Von den preußischen Landwehren sprach Napoleon nur als von „Gesindel" und schien es nicht zu respectiren. Als aber Oudinot am 23. August nur zwei Meilen vor Berlin bei Großbeeren auf die hier ihn erwartende Nordarmee stieß, waren es ausschließlich die Preußen und jene Landwehren, die ihn aufhielten. Es regnete auch hier. Der Himmel schien in diesen Tagen alle seine Schleußen leeren zu wollen und die Elemente abermals gegen Napoleon verschworen zu seyn, wie in Rußland. Die Gegend um Großbeeren ist voller Brüche und Sümpfe. Tauentzien, auf den Oudinots erster Angriff gerichtet war, wehrte sich mit wenigen Truppen auf's tapferste, als er aber der Uebermacht zu erliegen schien, kam ihm Bülow zu Hülfe, nahm das schon von den Franzosen eroberte und brennende Dorf Großbeeren mit dem Bajonet und ließ seine tapfern Pommern und Brandenburger, ihrem eigenen Wunsch gemäß und weil das Pulver vom Regen naß war, die Kolbe brauchen, wie an der Katzbach. Auch hier war die deutsche Körperstärke der französischen weit überlegen und nur die Sachsen leisteten wüthenden Widerstand. Gegen einen breiten und schlammigen Graben gedrängt litten sie große Verluste, die aber glücklich hinüber kamen, waren durch denselben Graben vor der Verfolgung geschützt. Bernadotte näherte sich nicht und schickte erst, als die Preußen bereits gesiegt hatten, eine einzige schwedische Batterie, um noch mit auf die schon flie-

henden Franzoſen zu feuern. Oudinot verlor 26 Kanonen, 2000 Gefangene und eine unbekannte Zahl von Todten. Der Verluſt der Sachſen allein betrug 2100 Mann.

Unterdeß war auch General Girard mit 12,000 Mann von Magdeburg ausgerückt, um Oudinot zu unterſtützen. Der preußiſche General Puttlitz mit wenig Landwehr zog ſich vorſichtig vor ihm zurück, bis General Hirſchfeld vom Schlachtfeld von Großbeeren ankam, ihn mit einigen tauſend Mann zu unterſtützen, die noch von jener Schlacht ſo erhitzt waren, daß ſie, als ſie am 27. bei Hagelsberg auf Girard ſtießen, deſſen Colonnen mit der Kolbe niederſchlugen oder in wilde Flucht jagten und 3700 Mann gefangen nahmen.

Wenn auch die Nachricht von Oudinots Niederlage erſt am 29. Abends an Napoleon nach Dresden gelangte, ſo daß es unmöglich einen Einfluß auf die ſchon am 27. von ihm beſchloſſene Nichtunterſtützung Vandamme's üben konnte, ſo hat ſie doch ſicher auf die ſpäteren gegen Schwarzenberg gerichteten Operationen Napoleons hemmend eingewirkt, indem er ſich gezwungen ſah, einen Theil ſeiner Streitkräfte unter Ney zur Unterſtützung Oudinots abzugeben. Der letztere hatte ſich unter die Kanonen von Wittenberg zurückgezogen. Am 4. Sept. kam Ney mit der Verſtärkung an und übernahm das Commando. Sein Heer zählte 70,000 Mann. Indem er raſch vorrückte, um die Schmach von Großbeeren zu rächen, ſtieß er am 5. bei Zahne auf die Vorhut Tauentziens, die erſt nach einem lebhaften Gefecht zurückwich, am 6. auf Tauentzien ſelbſt, welcher bei Jüterbog Stand hielt. Nun wiederholte ſich alles wie in der frühern Schlacht bei Großbeeren. Tauentzien erwehrte ſich der franzöſiſchen Uebermacht unter Bertrand, bis Bülow, der vom Feinde unbemerkt eine Flankenſtellung eingenommen hatte, plötzlich ſeine Kanonen den Franzoſen bei Dennewitz in die Seite donnern ließ und die Diviſion Durutte in Auflöſung brachte. Doch behielt Ney immer noch die Uebermacht, da Bernadotte wieder ſtill ſtehen blieb und die Preußen nicht nur nicht unterſtützte, ſondern

auch das kleine preußische Corps unter General Borstell zurückhalten wollte. Borstell gehorchte aber nicht, sondern eilte zu Bülows und Tauentziens Unterstützung gerade im rechten Augenblick herbei und half so furchtbar auf die Franzosen losschlagen, daß sie endlich in wilde Flucht aufgelöst wurden. Dem Beispiel der Division Durutte folgten zuerst die Sachsen. Französische Reiterei unter Arrighi wollte die Lücke ersetzen, wurde aber ebenfalls geworfen und nun floh alles auseinander. Die Hitze des Tages und ungeheure Staubwolken vermehrten die Noth der Fliehenden, die von der mit Piken bewaffneten preußischen Landwehrreiterei verfolgt und haufenweise niedergestochen wurden. Ein Schicksal, dem auch zwei württembergische Regimenter unterlagen. Die Bayern unter Raglovich allein hielten noch in geschlossener Colonne zusammen und bildeten ein großes Viereck, aus dem sie auf die Franzosen zu schießen drohten, wenn der Strom der Flüchtlinge ihnen zu nahe kam und sie mit fortreißen konnte. Ney selbst wurde nur durch einige hundert Polen gerettet, die seine Flucht mit heldenmüthiger Aufopferung deckten. Er verlor 15,000 Gefangene und 80 Kanonen, die Zahl der Todten und Verwundeten konnte nicht ermittelt werden. Das ganze Heer war aufgelöst, nur Oudinots Corps, welches den Schweden und Russen unthätig gegenüber gestanden hatte, kam noch gut erhalten nach Torgau. Von alliirter Seite war die ganze Schlacht von 40,000 Preußen allein geschlagen worden, nur zuletzt hatten zwei schwedische Batterien Theil genommen.

Ney gab übrigens in seinem Schlachtbericht den Sachsen allein die Schuld, was diese, die sich so lange aufgeopfert hatten, tödtlich erbitterte. Auch gegen die übrigen Rheinbundtruppen nahm man keine Rücksicht mehr. Als sich Franquemont beschwerte, seine Württemberger würden immer auf die gefährlichsten Puncte gestellt, erwiderte Ney voll Hohn, das sey ganz recht, denn wenn sie zu Grunde gingen, könnten sie bei etwaiger Untreue der

Rheinbundkönige doch nicht mehr gegen Frankreich verwendet werden.

Napoleon hatte Davouſt befohlen, von Hamburg aus die Bewegungen Oudinots, Girards und Neys gegen Berlin zu unterſtützen. Derſelbe war mit 20,000 Mann ausgerückt, aber am 21. bei Bellahn durch Wallmoden zurückgedrängt worden, wobei wieder Dörenberg und Tettenborn beſonders eifrig mitwirkten. Seitdem zauderte Davouſt, obgleich ihn Napoleon zur Thätigkeit antrieb. Er wollte ſich dem Schickſal Neys nicht ausſetzen. Dennoch wurde ſeine Vorſicht überliſtet. Wallmoden fing einen Brief auf, aus dem er erkannte, Davouſt habe die Diviſion Pecheur auf das linke Elbufer detachirt. Dieſe nun griff Wallmoden am 16. Sept. an der Göhrde an und nahm ſie nach tapferer Gegenwehr größtentheils gefangen. In dieſem Gefecht fiel Theodor Körner. Davouſt konnte von nun an die Operationen Napoleons nicht mehr unmittelbar unterſtützen und ſah ſich in Hamburg auf die Defenſive beſchränkt.

Die Niederlagen aller ſeiner Generale und das allmählige Schwinden ſeiner Streitkräfte in einem Lande, in welchem alles, ſogar die Natur ſelbſt ſich gegen ihn waffnete, machten auf Napoleon einen Eindruck, den er zwar verhehlte, aber in unbewachten Augenblicken durch wilde Zornausbrüche verrieth. So mußte Varus zu Muthe geweſen ſeyn, als er einſt im Teutoburger Walde unter ſtrömenden Regengüſſen ringsum das Kriegsgeſchrei der Cheruſker hörte. Napoleon eilte zuerſt nach Bautzen, um Macdonalds zerrüttete Armee herzuſtellen. Er fand ſie in einem ſo elenden Zuſtand, insbeſondere Sebaſtiani's Reiter, daß er wüthend zu dieſem Generale ſagte: „vous commandez des canailles," welches jener mit einer trockenen Negation erwiderte. Er kam an einer Stelle im Walde vorüber, wo noch Tags vorher ein großer Artillerietrain von Koſacken genommen und auf der Landſtraße in die Luft geſprengt worden war. Aus Verdruß verließ er die Straße, wurde aber bei einem Hauſe von einem kleinen Hunde angebellt, gegen den er im Zorn

sein Pistol abfeuerte. Seine Hoffnung, Blücher werde Macdonald in sorglosem Siegestaumel nachrücken und sich von ihm überfallen lassen, ging nicht in Erfüllung, denn sobald Blücher inne wurde, Napoleon sey mit bedeutenden Verstärkungen da, wich er ihm wieder aus. Napoleon übernachtete in der Pfarrerswohnung zu Hochkirch. Seine Garden wachten auf dem Kirchhofe und nährten ihre Wachtfeuer mit den dürren Kreuzen der Gräber. Am andern Tage ritt Napoleon in tiefen Gedanken weiter, blieb dann bei einem verlassenen Meierhofe auf einem Bunde Stroh sitzen und sprach über eine Stunde lang kein Wort. Das war am 6. Sept. Plötzlich aber war sein Entschluß gefaßt und er brach mit allen seinen Truppen auf gegen Schwarzenberg.

An demselben Tage war Schwarzenberg mit 50,000 Oesterreichern bei Aussig über die Elbe gegangen, hatte aber den größten Theil seines Heeres unter Barklay bei Töplitz zurückgelassen und ging nun auch selbst wieder zurück, sobald er von Napoleons Vorrücken hörte. Nur seine Nachhut unter Wittgenstein bestand ein hitziges Gefecht bei Dohna, am 8. Napoleon drang am 10. bis Ebersdorf vor und sah von hier hinab in den weiten Thalkessel von Nollendorf, Kulm und Tötzlitz. Das war das traurige Schlachtfeld Vandamme's und eben hier sah Napoleon Schwarzenbergs ganzes Heer in langen Colonnen aufgestellt. Hinabzusteigen war aber nicht möglich oder sehr gefährlich wegen der Steilheit der Abgründe. Er war im höchsten Grade verstimmt und nicht minder sein Heer, welches auf den kahlen Höhen in nasser Herbstkälte lagern mußte und in den leeren und ausgebrannten Dörfern keinen Bissen Brod fand. Nach einem unbedeutenden Gefecht mit der Vorhut Wittgensteins unter Fürst Schachowskoi ging Napoleon zurück. Als seine Nachhut unter Lobau am 14. von Wittgenstein überfallen und bis Gießhübel zurückgedrängt wurde, rückte Napoleon selbst wieder aus und drang am 16. bis Kulm vor. Aber an derselben Stelle, wo Vandamme unbezwinglichen Widerstand gefunden, donnerten auch diesmal ihm selbst die Batterien Schwarzen-

bergs entgegen und zugleich hemmte dichter Nebel jede Aussicht und ergoß sich mitten im Nebel der Himmel in so dichten Regenströmen, daß Napoleon den Kampf abbrach, hauptsächlich, um nicht umgangen zu werden. Am 21. war er wieder in Dresden.

Von hier aus gieng er sogleich wieder auf Blücher los, der schon ganz nahe gerückt war, sich aber von Bischofswerda auf Bautzen zurückzog und wieder jeder Schlacht auswich. Napoleon kehrte daher am 24. auch seinerseits wieder um und ließ nun endlich seine müden Truppen von den beschwerlichen und nutzlosen Kreuz- und Querzügen in Dresden ausruhen.

Mittlerweile hatten sich die drei alliirten Monarchen zu Töplitz am 9. September, genau in der Zeit, in welcher Napoleon von den Bergen herab in den endlosen Regen, der das Töplitzer Thal überfüllte, verdrießlich hinabschaute, zu einem neuen Vertrage vereint, in welchem Metternich die voreilige Verheißung der Proclamation von Kalisch durchkreuzte. Jetzt war von keiner Wiedergeburt des deutschen Reichs und von keinen Volksrechten mehr die Rede, vielmehr garantirten sich die Monarchen nur ihren Besitzstand und ihre künftigen Erwerbungen und setzten bereits ausdrücklich fest, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten sollten in ihrer Unabhängigkeit zwischen Oesterreich und Preußen bestehen bleiben. Mit einem Wort, wenn früher den Rheinbundstaaten mit Vernichtung und Auflösung in ein deutsches Einheitsreich gedroht worden war, so wurden sie jetzt unter österreichischen Schutz genommen. Das mußte zunächst Bayern zum Abfall von Napoleon bestimmen.

In Napoleons Rücken hatten sich unterdeß alliirte Streifcorps weit ausgebreitet und seine Communication mit Frankreich abgeschnitten. Dabei zeichneten sich die Kosacken durch die wunderbare Schnelligkeit und Ausdauer ihrer Pferde aus. Schon am Ende des Augusts waren 200 Kosacken unter dem Fürsten Kudascheff von Schwarzenbergs Heere über die Elbe geschwommen und mitten durch die Feinde bis zu Bernadotte und von diesem wieder

zurück nach Töplitz gelangt, alles binnen zehn Tagen. Ein österreichisches Streifcorps unter Oberst Mensdorf, ein russisches unter dem Kosackenhetmann Platow und ein preußisches unter dem Sachsen Thielmann streiften im September durch ganz Sachsen. Am 11. nahmen sie in Weißenfels 1500 Franzosen gefangen. Napoleon schickte den General Lefebvre-Desnouettes mit 10.000 Mann gegen sie aus, Thielmann aber entwischte ihm, nahm am 18. in Merseburg 2300 Franzosen gefangen und befreite hier zugleich 2000 alliirte Gefangene. Am 19. nahm er schon wieder bei Kösen einen reichen Convoi von 200 Wagen weg, wobei die französische Escorte über 500 Mann verlor. Am 28. verabredeten Mensdorf, Platow und Thielmann einen gemeinschaftlichen Angriff auf Lefebvre in Altenburg; die beiden ersten waren schon in vollem Gefecht mit ihm, als Thielmann rechtzeitig eintraf und dessen Niederlage vollendete. Lefebvre verlor 1500 Gefangene und 5 Kanonen. Nun näherte sich aber Marschall Augereau mit 22,000 Mann, die er aus Franken zu Napoleons Hauptarmee führen sollte. Schwarzenberg schickte sofort das Corps von Lichtenstein ab, um mit Thielmann vereint, denselben aufzuhalten. Aber Lefebvre verstärkte den Marschall. Thielmann wurde bei Welau zurückgeschlagen und zwar von Lichtenstein aufgenommen, aber auch dieser mußte der Uebermacht weichen, am 10. Oct.

Andere Streifcorps gingen von der Nordarmee aus. Oberst von der Marwitz nahm mit preußischer Landwehrcavallerie Braunschweig ein und verstärkte sich hier mit einer Menge von Freiwilligen; 80 Kosacken unter Fabeky nahmen in Querfurt 5—600 Franzosen gefangen. General Czernitscheff überfiel am 28. Sept. die Stadt Cassel, aus der Jerome eiligst davonfloh. Die Kosacken jagten ihm nach und nahmen noch 250 Mann seiner Escorte gefangen. Der westphälische General Allix capitulirte und 1500 Westphalen traten sogleich zu den Alliirten über, Czernitscheff blieb indeß nur bis zum 3. October und nahm alle Kassen mit. Tettenborn nahm am 15. October die Stadt Bre-

men mit Capitulation ein, führte aber nur das eroberte Geschütz von da weg und kehrte zum Hauptcorps von Wallmoden zurück.

Alle diese Streifcorps waren nur die Vorläufer der großen alliirten Armeen, die vom 26. September an gleichzeitig eine Bewegung vorwärts machten und Dresden zwischen sich liegen ließen. Ihre Absicht war, sich im Rücken Napoleons zu vereinigen und ihm den Weg nach dem Rhein zu verlegen. Durch diese große Bewegung von Osten nach Westen wurde der ganze Kriegsschauplatz verändert. Napoleon konnte seine feste Stellung bei Dresden unmöglich länger behaupten und wurde den Alliirten unwillkürlich nachgezogen, gleichsam zum Rhein hin geschleppt.

Schwarzenberg hatte, um diese allgemeine Bewegung auszuführen, nur die Ankunft der ungefähr 60,000 Mann starken russischen Reserven unter Bennigsen abgewartet. Indem dieser im großen Hauptquartier zu Töplitz am gedachten 26. einrücken konnte, um die Beobachtung Dresdens zu übernehmen, führte am folgenden Tage Schwarzenberg seine ganze Armee von da hinweg nach Chemnitz und Zwickau. Er beabsichtigte damals noch Leipzig zur Rechten liegen zu lassen, bis Thüringen vorzugehen, den Paß von Kösen zu besetzen und sich hier mit der Nordarmee und Blücher zu vereinigen; aber er änderte unterwegs die Richtung des Marsches ab, um die Vereinigung mit jenen Armeen schon bei Leipzig zu suchen und hier eine große Entscheidungsschlacht anzunehmen.

Auch Blücher brach am 26. aus der Gegend von Bautzen auf und folgte dem rechten Ufer der Elbe, um sich zunächst mit der Nordarmee unter Bernadotte zu vereinigen. Schon am 2. October war er in der Nähe der Festung Wittenberg angekommen. Hier vermochte die geschwächte Armee des Marschall Ney, die schon von der Nordarmee geschlagen worden war, dem Andrang Blüchers keinen wirksamen Widerstand zu leisten. Doch hatte Ney durch 20,000 Mann unter Bertrand die durch eine starke Krümmung der Elbe bei Wartenburg gebildete und durch Dämme geschützte

Halbinsel besetzen und verschanzen lassen. York griff sie am 3. an, indem er unter dem fürchterlichen Feuer der französischen Batterien über die Elbe ging. Ohne sich durch den großen Menschenverlust erschüttern zu lassen, erstürmte die schlesische Landwehr die Dämme und eroberte die ganze Halbinsel. Bertrand floh mit Hinterlassung von 1000 Gefangenen und 13 Geschützen. Die Zahl an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten groß, die der Preußen wurde auf 2000 berechnet, auf französischer Seite betrug die der Württemberger allein 500. Die ganze in diesem Kriege so hart mitgenommene württembergische Infanterie unter General Franquemont war nach diesem Gefecht auf 900 Mann herabgesunken, die fast sämmtlich krank und elend waren. — Am 4. October ging Blücher mit seiner ganzen Armee noch in einer Stärke von 64,000 Mann über die Elbe. Dasselbe that am gleichen Tage Bernadotte mit der Nordarmee bei Roslau und Aken und vereinigte sich mit Blücher am 7. zu Mühlbek, wo die Feldherrn ihre erste Unterredung hatten. Ney zog sich mit Bertrand vor der Uebermacht gegen Leipzig zurück.

Napoleon konnte sich immer noch nicht entschließen, seine Stellung in Dresden ganz aufzugeben. Wenn er mit dem Gros seines Heeres den Alliirten in ihrer westlichen Richtung folgte, so geschah es nur, um sie wo möglich noch einzeln zu schlagen, ehe sie sich vereinigt haben konnten. Gelang ihm ein solcher Schlag, so hoffte er, die Elblinie noch länger festzuhalten. Indem er nun am 7. October aus Dresden ausrückte, ließ er daselbst immer noch 36,000 Mann (die Kranken inbegriffen) unter St. Cyr zurück, die er viel nöthiger in den ihm bevorstehenden Schlachten hätte brauchen können. Er nahm aber den König von Sachsen und dessen ganze Familie mit und schickte sie nach Leipzig, sey es, um sie besser zu schützen, sey es, um sie als Pfand zu behalten und einer Verlockung derselben zum Abfall vorzubeugen. Er selbst marschirte gerade auf Blücher los und war am 9. schon in Eilenburg. Aber am andern Tage war Blücher, den er bei Düben

angreifen wollte, ſchon wieder aus dieſer Gegend verſchwunden. Nun blieb Napoleon vier Tage lang vom 10.—14. in Düben, unentſchloſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Das abermalige ſchlaue Ausweichen Blüchers hatte ihn um ſeine letzte Hoffnung gebracht. Am 11. faßte er den verzweifelten Gedanken, ſich auf Berlin zu werfen. Fain erzählt, die Marſchälle hätten ſich faſt einſtimmig dagegen geſträubt, dem Kaiſer die dringendſten Vorſtellungen gemacht, ja „faſt revoltirt.“ Coulaincourt ſchildert den Vorfall auf dieſelbe Weiſe, die Chefs ſeyen alle entmuthigt geweſen und auch die Armee ſelbſt habe ſich nach nichts ſo ſehr geſehnt, als nach der Rückkehr nach Frankreich und nach dem Frieden; vor einem neuen Feldzug nach Berlin, nach Polen zu, immer weiter vom Rhein entfernt, habe alles geſchaudert. Coulaincourt ſagt: „den ganzen Tag (am 12.) brachte Napoleon in ſeinem Zimmer zu, allein, mit nichts beſchäftigt. Er hatte ſich abgeſchloſſen. Mehrmals erſchien ich an ſeiner Thüre, er antwortete nicht. Das Wetter war trüb und kalt; der Wind ſtürmte gegen die weiten Gemächer des Dübener Schloſſes und machte die alten mit Blei überladenen Fenſter erklirren. Alles in dieſem jämmerlichen Aufenthalte ſtimmte ſchwermüthig und unheimlich.“ Napoleon ſelbſt erinnerte ſich ſpäter auf St. Helena dieſer traurigen Tage und beſtätigte, daß ſeine Generale damals nach nichts ſo ſehr verlangt hätten, als nach Ruhe, ja daß ſie ſie um jeden Preis hätten haben wollen. Indeß konnte Napoleon auf den Gehorſam des Heeres unter allen Umſtänden rechnen und nicht die Unbotmäßigkeit ſeiner Umgebung war es, was ihn von dem Zuge nach Berlin abbrachte, ſondern die Gefahr, wenn er ſämmtliche alliirte Heere in ſeinem Rücken ließ, und der mögliche Abfall des Rheinbundes.

Er ſelbſt hat ſpäter einmal geäußert, die beſtimmte Nachricht vom Abfall Bayerns, die ihm ein Schreiben des Königs von Württemberg nach Düben gemeldet, habe ſeinen Entſchluß beſtimmt; aber er konnte die Gewißheit dieſes am 8. erfolgten Abfalls damals

noch nicht haben, um so weniger, als ihm alle Verbindungen mit Süddeutschland durch die alliirten Heere abgeschnitten waren und die Nachricht über Stuttgart einen zu weiten Umweg zu machen hatte. Nur das ist wahrscheinlich, daß Napoleon den Abfall Bayerns vorausgesehen hat. König Max unterhandelte schon lange heimlich mit Oesterreich. Wenn man erwägt, was Bayern alles unter Napoleon auf Kosten Oesterreichs gewonnen hatte, so muß man zugeben, eine aufrichtige Versöhnung zwischen beiden Nachbarstaaten war für beide mit Opfern verbunden. Da die Wahrscheinlichkeit des Sieges auf Seiten Oesterreichs war, so handelte es großmüthig, indem es einem Staate, den es vielleicht hätte vernichten oder wenigstens sehr verkleinern können, Frieden bot. Bayern hatte mehr zu verlieren und weniger zu gewinnen, handelte also nur klug, wenn es mit einem kleinen Opfer Schlimmeres abwendete. Durch den Vertrag von Ried, den am 8. October die einander gegenüberstehenden Generale Fürst Reuß von österreichischer und General Wrede von bayerischer Seite unterzeichneten, erklärte Bayern seinen Eintritt in die Allianz und wurde das Corps von Reuß unmittelbar unter die Befehle Wrede's gestellt. Insgeheim war ausgemacht worden, Bayern solle Tirol und Salzburg wieder an Oesterreich abtreten, dafür aber eine Entschädigung erhalten.

Indem Napoleon dem Marsch auf Berlin entsagte, gab er allen seinen Truppen die Richtung nach Leipzig, wohin sich auch Murat, den er zur Beobachtung Schwarzenbergs detachirt hatte, zurückzog. Da Schwarzenberg am 13. die früher beschlossene Richtung seines Marsches gegen Kösen aufgab und Murat in der Richtung auf Leipzig nachfolgte, so blieb Napoleon noch eine Möglichkeit, ihn einzeln zu überfallen, ehe Blücher und die Nordarmee herbeikamen. Allein diese beiden alliirten Armeen folgten nun auch ihrerseits seiner Richtung, und so geschah es, daß in diesen Tagen alle Armeen, die alliirten wie die französischen, übereinstimmend gegen Leipzig hinzogen, als gegen den gemeinschaftlichen

Mittelpunct. Auch Bennigsen bekam Befehl, nach Leipzig zu eilen und nur ein Corps zur Beobachtung St. Cyrs zurückzulassen.

Schon am 14. traf Wittgenstein, der Schwarzenbergs Heer mit vieler Reiterei voranzog, auf die Reiterei Murats bei Liebertwolkwitz und beide Reitermassen stürmten auf einander los. Nach langem blutigem Kampfe siegten die Alliirten, indem sie dem Feind in die linke Flanke kamen. Hier gingen die besten alten Reiterregimenter Napoleons, die er erst aus Spanien hatte kommen lassen und auf die er so große Hoffnungen gesetzt hatte, zu Grunde, als sich noch kaum ihre Ankunft bemerklich gemacht hatte. An demselben Abend langte Napoleon von Düben her in Leipzig an und versuchte noch einmal, Oesterreich zu einem Separatfrieden zu verlocken, indem er Berthier an Schwarzenberg sandte. Die österreichischen Vorposten erklärten aber, Schwarzenberg sey nicht da und es sey jetzt überhaupt nicht Zeit zu Verhandlungen. Die Möglichkeit, über Schwarzenberg allein herfallen zu können, ging für Napoleon ebenfalls verloren, weil Blücher zu rasch bei der Hand war; dagegen blieb Bernadotte mit gewohnter Langsamkeit zurück.

Als daher am 16. Schwarzenberg in der Nähe von Leipzig den Angriff auf Napoleon begann, wurde er nur durch Blücher unterstützt, der dem Feind schon ganz nahe im Rücken stand. Indeß waren dringende Mahnungen und Befehle ergangen, um die Nordarmee, das Corps von Bennigsen und ein österreichisches Corps unter Colloredo, welches zur Unterstützung Bennigsens zurückgeblieben war, schleunigst nach Leipzig zu rufen, wo man sie am 18. erwartete. Bis dahin hoffte Schwarzenberg mit Blüchers Hülfe, wenn nicht zu siegen, doch die Schlacht zu halten. Die Alliirten zählten 190,000 Mann, die Franzosen 175,000, so daß die Streitkräfte noch fast gleich waren. Napoleon nahm Leipzig zum Stützpunkt, während Schwarzenberg ihn von Süden und Osten her in zwei getrennten großen Colonnen und Blücher von Norden her angriff. Am ersten Tage der großen Schlacht bei

Leipzig, am Morgen des 16. October, ſtiegen um 8 Uhr in Schwarzenbergs Lager drei weiße Raketen auf, denen aus Blüchers Lager drei rothe antworteten. Das war das verabredete Zeichen, man ſey zum Kampf und zu gemeinſamer Unterſtützung bereit. Sofort ließ Schwarzenberg drei Signalſchüſſe aus ſchwerem Geſchütz erdröhnen und die Schlacht begann mit einer fürchterlichen Kanonade. Napoleon hatte 700 Kanonen, wenigſtens eben ſo viele die Alliirten.

Schwarzenbergs Plan war, mit der Hauptmaſſe ſeiner Armee Napoleon bei Wachau, genau im Süden Leipzigs, feſtzuhalten, bis es dem zweiten Theile ſeiner Armee unter General Meerveldt, den er weſtwärts gegen Connewitz geſchickt hatte, gelungen ſeyn würde, durch einen Uebergang über die Pleiße in Napoleons Flanke zu fallen. In derſelben weſtlichen Richtung wurden 20,000 Mann unter Gyulai nach Lindenau entſandt, um die Verbindung mit Blücher zu unterhalten. Bei Schwarzenberg befanden ſich aber die drei Monarchen von Rußland, Oeſterreich und Preußen, und Alexander war nicht ſeiner Anſicht. Dieſer Zwieſpalt hätte großes Unglück herbeiführen können. Alexander mißbilligte die Aufſtellung Meerveldts „in einem Sack“ zwiſchen Elſter und Pleiße und wollte ſie durch ſeine Ruſſen nicht unterſtützen. Auch willigte er nicht in Schwarzenbergs Wunſch, alle Reſerven in der Nähe zu behalten und ſtellte die ſeinigen zu weit hinter dem Schlachtfeld auf. Als nun Napoleon in der ganzen Fronte im Süden der Stadt bei Wachau und Liebertwolkwitz nicht nur alle Angriffe zurückſchlug, ſondern auch durch einen perſönlichen Angriff auf Gröbern ſich zwiſchen Meerveldt und Schwarzenberg warf, war es nur die von dem letztern nahe gehaltene Reſerve unter Bianchi, die den Feind wieder zurückdrängte und die Trennung der Alliirten verhinderte. Einen noch größeren Triumph feierte Schwarzenbergs Beſonnenheit, als Napoleon 8000 ſchwere Reiter unter Latour-Maubourg gegen das Centrum der Alliirten anſtürmen ließ. Schon war daſſelbe durchbrochen, ſchon der Prinz Eugen von Württem-

berg mit Verluſt von 26 Kanonen in die Flucht geſchlagen und die feindlichen Küraſſiere nahten dem Hügel, auf welchem die Monarchen ſtanden. Aber Schwarzenberg ſagte mit größter Ruhe „ſie ſind athemlos, wenn ſie ankommen, und ihre beſte Kraft iſt dann erſchöpft.“ Zugleich zog er den Degen und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der ruſſiſchen Gardekoſacken unter Orloff-Deniſoff, die einzige Wache der Monarchen, und der ſchnell herbeieilenden neumärkiſchen Dragoner unter Pahlen, und dieſen wenigen Truppen gelang es, weil ſie und ihre Pferde noch friſch waren, die erſchöpften Feinde trotz ihrer Uebermacht zurückzuſchlagen. Ein in der Kriegsgeſchichte höchſt ſelten vorkommender Sieg leichter Reiter über ſchwere. Latour-Maubourg wurde tödtlich verwundet. Mittlerweile hatte Meerveldt in ſeinem „Sack“ zwiſchen zwei Flüſſen, deren Brücken alle abgebrochen waren, einen ſchweren Stand und erlitt durch das feindliche Feuer, hauptſächlich durch Poniatowski, großen Verluſt, erzwang aber endlich doch den Uebergang über die Pleiße bei Dölitz und nöthigte dadurch Napoleon, einen großen Theil ſeiner Truppen vom Angriff des Centrums zurückzuziehen und ſich gegen ihn zu wenden. Aber Meerveldt hatte noch nicht genug Truppen dieſſeits der Elſter und wurde gefangen. In und bei Lindenau ſchlug ſich Gyulai mit Bertrand. Als die Nacht kam, hatte man auf beiden Seiten große Verluſte erlitten, aber nichts war entſchieden. Napoleon behauptete hier, Schwarzenberg dort ſeine Stellung. Der Plan des letztern, Napoleon durch Meerveldt umgehen zu laſſen, war vollſtändig mißlungen, theils weil die Abneigung Alexanders ſeine kräftigere Unterſtützung hinderte, theils weil Meerveldt ſelbſt auf zu große Hinderniſſe beim Uebergang über den Fluß geſtoßen war. Allein im Weſentlichen war dadurch für Napoleon nichts gewonnen, für Schwarzenberg nichts verloren worden.

Blücher dagegen erkämpfte bei Möckern einen glänzenden Sieg. Sein rechter Flügel unter York ſtritt ſich um das genannte Dorf mit Marmont, der nur 17,000 Mann commandirte, aber

lange mit überlegener und gut aufgestellter Artillerie die Preußen niederschmetterte und mit zähester Ausdauer das Dorf behauptete, bis die Wuth der Preußen endlich durchdrang, ihn in volle Flucht schlug und ihm 53 Kanonen und mehr als 2000 Gefangene abnahm. Sie selbst aber zählten 7000 Todte und Verwundete. Auf dem linken Flügel schlug Langeron die Polen unter Dombrowski bei Wiederitsch und nahm ihnen 11 Kanonen. Doch hemmte auch hier die Nacht ein weiteres Vordringen. Die Preußen unter York, müde auf dem Schlachtfeld ausruhend, sangen das Lied „Nun danket alle Gott!“ Da sie ihre Nähe durch kein Wachtfeuer dem Feinde verrathen durften und es sehr kalt war, bauten sie sich aus den Leichen Schutzwände gegen den Wind auf.*) Das furchtbare Gemetzel dieses Tages bei Möckern entschied eigentlich die ganze Leipziger Schlacht, denn Napoleon fand nöthig, am folgenden Tage zu ruhen und am dritten nur noch den letzten Verzweiflungskampf um den Rückzug zu wagen. An Sieg war für ihn nicht mehr zu denken.

Napoleon hatte schon am Mittag, als er mit der Reitermasse das Centrum Schwarzenbergs durchbrechen ließ, Siegesnachrichten nach Frankreich schicken und in Leipzig alle Glocken läuten lassen. Am Abend aber konnte er höchstens rühmen, er sey noch unbesiegt. Er ernannte den tapfern Poniatowski zum Marschall. Den gefangenen General Meerveldt sandte er noch in der Nacht zum Kaiser Franz, ließ demselben einen Waffenstillstand antragen und erbot sich zu neuen großen Opfern, um den Frieden zu erkaufen. In der

*) Von der unvergleichlichen Tapferkeit des York'schen Corps sagte der Russe Langeron: „Dieser unerschrockne General (York) und seine braven Soldaten hatten sich bereits in allen Gefechten dieses Krieges mit Ruhm bedeckt; aber es sey erlaubt, zu sagen, sie übertrafen sich selbst in dieser denkwürdigen Schlacht. Man kann den Heldenmuth nicht höher steigern, als jeder General, jeder Offizier und jeder Soldat von diesen tapfern Truppen es that. Sie verdienen an diesem Tage die ewige Anerkenntniß ihres Vaterlandes und die Bewunderung aller Militairs.“

Hoffnung, mit dieſer Botſchaft etwas auszurichten, blieb er den ganzen folgenden Tag ruhig ſtehen. Man hat ihn getadelt, daß er nicht gleich am andern Morgen die Schlacht erneuert hat, ehe noch die Nordarmee und Bennigſen und Colloredo in die Reihen ſeiner Feinde eingerückt waren. Allerdings konnte es ihm nur am 17. noch möglich ſcheinen, zu ſiegen, nicht mehr am 18., wo noch 120,000 Feinde mehr gegen ihn kämpften. Noch mehr Tadel verdiente er, daß er nicht ſofort den Rückzug angetreten hat, um wenigſtens noch mit einer zahlreichen Armee den Rhein zu erreichen. Es iſt gewiß, daß ein allgemeines Aufgebot der Franzoſen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes ihm wenig fruchten konnte, wenn die Inſurrection nicht noch einen feſten Kern in einer ſtarken Zahl von Linientruppen fand. Er hätte daher allerdings ſein Heer zum Behuf eines Vertheidigungskrieges in Frankreich ſchonen ſollen. Aber er hoffte noch auf Meerveldts Sendung und er ſcheute den Schimpf eines Rückzugs in einem Augenblick, in dem er noch Sieger zu ſeyn glaubte. Und ſelbſt wenn Kaiſer Franz auf keinen Frieden einging, konnte Napoleons Kriegsgenie in Verbindung mit möglichen Fehlern ſeiner nicht immer einigen Gegner ihm noch Chancen des Sieges gewähren. Daß er gerade in der tiefſten Nacht des Unglücks immer noch an ſeinen Glücksſtern glaubte, lag ganz in ſeinem Charakter.

Der ganze Tag des 17. verging, Meerveldt kehrte nicht zurück, Napoleon blieb ohne jede Antwort, während die gewaltigen Maſſen der Nordarmee und der übrigen erwarteten Corps immer furchtbarer nahe rückten. Der Himmel war trüb, es regnete am Abend, aber nach Mitternacht ging der Mond auf und warf ſeinen fahlen Schein durch die unheimlichen Wolken über das weite Schlachtfeld. Napoleon blieb wach und war die ganze Nacht hindurch beſchäftigt, ſeine Armeecorps zu ordnen und jedem ſeine Stellung, diesmal in einem engern Halbkreis näher bei der Stadt, anzuweiſen. Für ſich ſelbſt wählte er eine halbzerſtörte Windmühle am Thonberge zum Hauptquartier aus, weil er von hier aus die Schlacht

am besten übersehen konnte. Der Halbkreis seiner Armee machte diesmal gegen Süd-Osten Front und stützte sich rechts auf die Pleiße bei Dölitz und Connewitz, links auf die Parthe bei Schönfeld. Doch war der Rosengarten und die Hallesche Vorstadt, im Norden von Leipzig, durch Arrighi und Dombrowski noch besonders geschützt und Bertrand war mit seinem Corps westwärts nach Weißenfels entsendet worden, um die Brücke daselbst für den Fall eines Rückzugs zu sichern. Diese Maaßregel genügte nicht. Napoleon hatte am 17. versäumt, unmittelbar bei Leipzig selbst über die Pleiße und Elster und deren verschiedene Arme Brücken schlagen zu lassen, deren er für einen Rückzug aus diesem verwickelten und vielfach von tiefem Wasser durchschnittenen Terrain nothwendig bedurfte. Es war nur eine einzige vorhanden und er ließ es dabei bewenden.

Die Alliirten drückten auf den Halbkreis der französischen Armee in vier großen Massen. Auf dem linken Flügel führte der Erbprinz von Hessen-Homburg 40,000 Mann, bei denen sich das eben eingerückte Corps von Colloredo befand, gegen den äußersten rechten Flügel Napoleons an der Pleiße bei Connewitz. Ihm zunächst führte Barklay de Tolly 55,000 Mann, die unter ihm Wittgenstein, Miloradowitsch und Kleist befehligten, gegen das rechte Centrum Napoleons bei Probstheida; sodann Bennigsen sein eben eingerücktes Corps nebst den Oesterreichern unter Klenau und den Preußen unter Ziethen, zusammen 50,000 Mann, gegen Napoleons linkes Centrum bei Holzhausen; endlich der Kronprinz von Schweden die Nordarmee, zu der auch Langeron gezogen worden war, 100,000 Mann stark von Taucha her. Daneben war Blücher, der hier aus Patriotismus dem Ehrgeiz Bernadotte's ein großes Opfer brachte, nur noch York und Sacken mit 25,000 Mann behalten hatte, gegen Arrighi und Dombrowski im Norden aufgestellt, und Gyulai mit 8000 Mann wieder in der Richtung von Lindenau zur Beobachtung Bertrands entsendet worden. Die Alliirten zählten mithin 278,000 Mann. Abweichende Berichte nehmen 300,000

an. Napoleon konnte nach den Verlusten am 16. nicht viel mehr als 150,000 haben und nahezu waren ihm die Gegner doppelt überlegen. Noch in keiner früheren Schlacht hatten sich so große Massen unmittelbar gegenübergestanden, wie in dieser, welche man mit um so mehr Recht „die Völkerschlacht" genannt hat, als dabei fast alle Völker Europas vertreten waren, die von allen Seiten herbeigeströmt zu seyn schienen, um im Mittelpuncte Europas, als wofür man Leipzig ansehen kann, ihren großen Streit zur letzten Entscheidung zu bringen.

Die alliirten Monarchen und Schwarzenberg nahmen ihren Standpunct auf einer kleinen Höhe hinter Gossa, wie Napoleon den seinigen bei der Windmühle. Die Alliirten begannen den Angriff um 7 Uhr Morgens mit einem allgemeinen Kanonenfeuer und allmählichem Vorrücken. Ihre Massen bildeten einen äußeren dichtgeschlossenen Halbkreis, der den inneren und kleineren Halbkreis der französischen Armee umgab. Sollte es je Napoleon gelingen, auf irgend einem Punct durchzubrechen, so waren zahlreiche Reserven in der Nähe, um jede Lücke sogleich wieder zu füllen. Bald concentrirte sich jedoch der eigentliche Kampf auf zwei entscheidenden Puncten. Napoleon betrachtete das Dorf Probstheida als den Schlüssel seiner Stellung und schickte immer neue Verstärkungen, um es gegen die Angriffe der Preußen und Russen unter Barklay zu vertheidigen. Hier wüthete daher den ganzen Tag hindurch ein so mörderischer Kampf, daß das Dorf mit ganzen Haufen von Leichen sich anfüllte und mit vielen tausend Verwundeten, die man in die Häuser geschleppt hatte, zuletzt abbrannte. Auf diesen einzigen Punct waren von beiden Seiten viele Stunden hinter einander 300 Kanonen gerichtet und nicht weniger als 40 französische Kanonen wurden hier demontirt. Zwei französische Generale, Vial und Rochambeau, verloren bei der tapfern Vertheidigung des Dorfes ihr Leben. Dennoch behaupteten sich hier die Franzosen bis zum Abend. Der zweite Centralpunct der Schlacht war Schönfeld auf dem linken Flügel der französischen Stellung.

Inhalt.

Seite

Die deutschen Universitäten, ihre gegenwärtigen Mißstände und deren Heilung 1

Die schweizerische Nationalität, in socialer und politischer Beziehung mit der französischen und deutschen verglichen. Von Prof. Fr. Fischer 38

Aphorismen über Forstwesen. Von C. 64

Leichenhäuser oder keine? Von einem Arzte 80

Ueber rhetorische Improvisation. Von Prof. Peschier 100

Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. Von a. 117

Die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels, aus dem historischen Gesichtspunkt beleuchtet. Von F. List 131

Der Streit zwischen Moral und Geschmack. Von Dr. W. Menzel ... 160

Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. Von Dr. H. 205

Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. Von Martins 235

Das Vaterland und die Kirchen. Von B. L. 271

Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von F. J. G. 288

Kurze Notizen 303

Hier war es Blücher, der aus Mißtrauen gegen Bernadotte herbeieilte, um ein Ende zu machen. Bernadotte schonte seine Truppen zu viel, Blücher zeigte ihm, wie man sie aufopfern müsse, um den Sieg zu erringen, und nahm Schönfeld, welches Marmont aufs heldenmüthigste vertheidigte, mit Sturm. Von minderer Bedeutung waren die Kämpfe auf den übrigen Puncten des Halbkreises. Auf dem äußersten rechten Flügel der Franzosen zeichnete sich Poniatowski durch wundervolle Tapferkeit aus, indem er mit dem Rest seiner Polen, nur noch 5000 Mann, die Alliirten aufhielt und noch Stand hielt, als auch von diesen wenigen Truppen mehr als die Hälfte gefallen waren und unmittelbar um seine Person 15 Offiziere seines Generalstabs erschossen oder verwundet wurden.

Ein an sich unbedeutender Vorfall wurde von Napoleon für höchst wichtig ausgegeben, um ihn seiner Politik gemäß auszubeuten. Die seinem Heer zugetheilten Sachsen unter General Zeschau waren bereits bis auf 4166 Mann zusammengeschmolzen, als sie bei Sellerhausen, ein wenig südwestlich von Schönfeld, Abends um vier Uhr zu den Alliirten übergingen. Sie führten noch 38 Geschütze mit sich und waren von General Ryssel und Oberst Loreuse befehligt, nachdem Zeschau sich geweigert hatte. Sie hatten Stunden lang gewartet, um die Erlaubniß ihres Königs aus Leipzig zu erhalten, aber durch die Verwirrung der Schlacht war die Verbindung unterbrochen. Sie ließen sich auch während der Schlacht nicht mehr gegen die Franzosen verwenden, sondern zogen sich hinter die Alliirten zurück. Napoleon hat später diesen Vorgang benutzt, um seine Niederlage ausschließlich durch den Abfall der Sachsen zu motiviren. Noch jetzt liest man in französischen Geschichtewerken, 30,000 Sachsen seyen übergegangen und hätten sogleich gegen die Franzosen gekämpft, dadurch sey eine Lücke in Napoleons Schlachtreihen entstanden und demselben der sichere Sieg entrissen worden. Das ist alles unwahr, die Sachsen zählten nur 4000 Mann, die auf das Schicksal der Schlacht nicht den mindesten Ein-

fluß hatten. Noch weniger die noch viel schwächere württembergische Reiterei, die unter Normann ebenfalls übertrat.

Als die Nacht dem Kampf ein Ende machte, waren zwar Napoleons beide Flügel zurückgedrängt, aber er behauptete im Centrum immer noch Probstheida. Er war also eigentlich nicht geschlagen, aber durch den Kampf so geschwächt, daß er schwerlich die Schlacht am folgenden Tage fortsetzen konnte. Zudem erhielt er die Meldung, die Artillerie habe nur noch wenige Munition. Seit vier Tagen hatte sie 220,000 Schüsse gethan und sich gänzlich erschöpft. Da gab er spät am Abend noch unter der zerschossenen Windmühle den Befehl zum allgemeinen Rückzuge und ließ die ganze Nacht hindurch Geschütz und Gepäck abführen. Aber es gab nur eine einzige Brücke über vier Arme der Elster und es war unmöglich, hier rasch vorwärts zu kommen. Eine zweite Brücke, die er in der Eile aufwarf, brach bald zusammen. Der Tag kam und Leipzig war noch vollgepropft von Fuhrwerken und Menschen, die sich an dem einzigen Auswege stopften. Napoleon befahl den Marschällen Macdonald und Poniatowski, die Stadt zu vertheidigen und den Rückzug zu decken. Poniatowski bemerkte, er habe nur noch sehr wenig Mannschaft. Nun, erwiderte Napoleon, so vertheidigen Sie die Stadt mit diesen Wenigen. Ach, Sire, sagte da Poniatowski, wir sind alle bereit, für Sie zu sterben. Napoleon nahm hierauf noch einen peinlichen Abschied vom König von Sachsen, den er in Leipzig zurückließ und verließ die Stadt, durch deren Gedränge er kaum hindurchkommen konnte, um in Lindenau nur einen Augenblick den lang entbehrten Schlaf zu genießen.

Die Alliirten versäumten während der Nacht Gyulai's bisher am weitesten westwärts vorgeschobenes Corps zu unterstützen. Sie hatten 100,000 Mann, die während der Schlacht nur in Reserve gestanden und gar nicht zum Kampf gekammen waren, also frische Truppen genug, um der langsam aus Leipzig sich entwirrenden französischen Armee auf ihrem Rückweg in die Flanke zu fallen oder zuvorzukommen, ja vielleicht sie gänzlich zu vernichten. Aber

sie begnügten sich einstweilen mit der Eroberung Leipzigs. Am Morgen brach die ganze Armee freudestrahlend auf; die Monarchen begaben sich zu Schwarzenberg und überreichten ihm ihre höchsten Orden. Dann ließen sie die nur schwach verschanzten Vorstädte und Thore der Stadt angreifen. Eine Deputation der Bürger und des Königs von Sachsen bat um Schonung, die Franzosen boten einen Waffenstillstand um freien Abzug an. Aber man fuhr im Angriff fort, so jedoch, daß man eine Beschießung der Stadt vermied. Die Franzosen und besonders auch die Polen unter Poniatowski wehrten sich verzweifelt. Die Hauptbrücke über die Elster am Altranstädter Thore war unterminirt worden und sollte in die Luft gesprengt werden, sobald der Rückzug vollendet seyn würde. Doch hatte der Commandant Befehl, die Brücke noch eher anzünden zu lassen, wenn nämlich der Feind zu rasch vordringe und im Begriff wäre, sich derselben zu bemächtigen. Dieser Brückencommandant, Oberstlieutenant Montfort, hatte sich aber entfernt, um mit Berthier Verabredungen zu treffen und seine Ordre einem Sergeanten hinterlassen. Als nun russische Scharfschützen durch das Rosenthal vordrangen und der Brücke nahe gekommen waren, glaubte der Sergeant, es sey Zeit und sprengte die Brücke. Kaum vernahm man den verhängnißvollen Knall, als ein allgemeiner Schrei der abgeschnittenen Truppen sein trauriges Echo war. Napoleon selbst erwachte durch den Knall aus seinem kurzen Schlummer in Lindenau und machte eine Bewegung mit der Garde gegen Leipzig, fand aber keine Hülfe mehr möglich und eilte mit dem gesicherten Rest der Truppen weiter, die hinter der Elster in Leipzig Abgeschnittenen ihrem Schicksal überlassend und von Schmerz gefoltert. Mittlerweile waren die Thore der Stadt von den Alliirten genommen worden und alles drängte zum Altranstädter Thore und zu der gesprengten Brücke. Macdonald und Poniatowski stürzten sich mit ihren Pferden in die Elster; der erstere schwamm glücklich hindurch, das Pferd des letzteren aber überschlug sich und er mußte ertrinken. Nach einigen Tagen fand man seine Leiche im

Schlamm. Er war anerkannt der ſchönſte Mann ſeiner Zeit geweſen. Viele Fliehende ſtürzten ihnen in's Waſſer nach und ertranken ebenfalls, z. B. General Dumouſtier; nur wenige kamen durch das tiefe und breite Waſſer. Die Meiſten ergaben ſich in ihr Schickſal und wurden von den Alliirten gefangen, unter ihnen die berühmten Generale Reynier und Lauriſton, Prinz Emil von Heſſen, der bayeriſche General Raglovich, der ſächſiſche General Zeſchau, der badiſche Graf Hohberg und noch mehrere franzöſiſche, polniſche und deutſche Generale mit 15,000 Mann und 200 zurückgebliebenen Kanonen.

Die alliirten Monarchen rückten in Leipzig ein. Ein badiſches Bataillon, das vor dem Palais des Königs zurückgeblieben war, ſtreckte die Waffen, ließ ſich aber lieber gefangen abführen, als daß es übergetreten wäre. Bernadotte, der zuerſt in die Stadt gekommen war, beſuchte den König von Sachſen, eilte dann aber hinaus auf die Straße, um die eben angekommenen Monarchen zu bewillkommnen. Auch König Friedrich Auguſt ſtellte ſich an's Fenſter und begrüßte ſie ehrerbietig. Sie erwiderten ſeinen Gruß höflich, aber kalt und vermieden jede weitere Berührung mit ihm, indem ſie ihn als Gefangenen behandelten und nach Berlin bringen ließen. Lauriſton, einſt Napoleons gefeierter Geſandte in St. Petersburg, wurde jetzt blutend und in zerriſſenen Kleidern von Koſacken herbeigeſchleppt und dem Kaiſer Alexander vorgeführt, der ihn auf's gütigſte behandelte. Die dringendſte Sorge war um die Verwundeten. Ihrer 30,000 lagen auf den Straßen umher. Man machte 51 große Gebäude zu Lazarethen, aber ſie reichten nicht aus. Hunderte verſchmachteten in den Straßen und tauſende draußen auf dem Schlachtfelde ſelbſt, weil nicht Wundärzte genug aufzutreiben waren und es auch an Lebensmitteln gebrach. Die Schlacht hatte ungeheure Opfer gefordert. Man rechnete auf jeder Seite an 50,000 Todte und Verwundete. Unter den Alliirten hatten nach Verhältniß die Preußen den größten Verluſt, nämlich 15,000 Mann von ungefähr 70,000, die Ruſſen den abſolut größten,

nämlich 22,000 von 150,000, die Oeſterreicher 12,000, die Schweden nur 300, zum Beweiſe, wie ſehr Bernadotte auch diesmal ſeine Leute ſparte. Auf franzöſiſcher Seite wurde der Verluſt an Todten und Verwundeten dem der Alliirten gleich, von Einigen um etwas höher, wenigſtens zu 50,000 Mann geſchätzt; aber die Franzoſen verloren auch 20,000 Gefangene, 130,000 Flinten, 7 Adler, eine Menge Fahnen, 900 Wagen ꝛc.

Die Verfolgung wurde auffallend vernachläßigt. Gyulai ſollte Bertrand zuvorzukommen ſuchen und den wichtigen Paß bei Köſen beſetzen, that es aber erſt am 21. nach einem blutigen Gefecht mit Bertrand. Napoleon ſelbſt war dieſem Paß ausgewichen und ging am gleichen Tage bei Freiburg über die Unſtrutt. Auch hier gab es ein ſchreckliches Gedränge auf der einzigen Brücke und Napoleon ſelbſt mußte ſtehen bleiben, um die Ordnung zu handhaben, während er hinter ſich ſchon die Kanonen Yorks, der ihn verfolgte, donnern hörte. Aber York kam zu ſpät und konnte nur noch die Nachzügler, etwa 1000 Mann mit 18 Kanonen abfangen. Doch nahmen die nach allen Seiten hin eilenden preußiſchen und ruſſiſchen Reitercorps noch überall einzelne Häuflein Zurückgebliebener gefangen. Napoleons Vorſprung war ſo groß, daß er am 24. in Erfurt ausruhen konnte und erſt am folgenden Tage weiter marſchirte, ohne beunruhigt zu werden. Er bewohnte in Erfurt das nämliche Haus wie 1808. Erſt am 26. ereilte Yorks Vortrapp die franzöſiſche Nachhut noch einmal am Hörſelberge bei Eiſenach, beſtand mit ihr ein blutiges Gefecht und nahm noch 2000 Nachzügler gefangen. Hier hörte die eigentliche Verfolgung auf, weil York mit Blüchers Heer die Beſtimmung erhielt, auf Coblenz zu marſchiren, während Napoleon ſich gegen Frankfurt wandte. Nur leichte Reiterei der Alliirten umſchwärmte ihn fortwährend und viele ſeiner Soldaten blieben aus Erſchöpfung liegen, denn Strapazen und Hunger, die naſſen Nachtlager und der dadurch erzeugte Typhus forderten täglich ihre Opfer.

Ein neuer Feind erwartete ihn am Main. Nach dem Ver-

trage von Ried waren Bayern und Oesterreicher unter Wrede's Oberbefehl abmarschirt, um Napoleon den Rückweg zum Rheine zu verlegen, wenn er in Sachsen geschlagen würde. Wrede hielt sich aber sehr unnöthigerweise drei Tage lang mit Würzburg auf, ohne mehr als die Stadt zu erobern, denn die französische Besatzung unter Tharreau zog sich in die feste Citadelle zurück. Zwar erreichte er Hanau am 28. Oct. noch mehrere Tage früher als Napoleon, schwächte sich aber, indem er 10,000 Mann unter General Rechberg und dem Prinzen Karl von Bayern nach Frankfurt am Main detachirte, und versäumte die Pässe bei Wertheim und Gelnhausen zu besetzen. Mit den 40,000 Mann, die ihm blieben, vermochte er nun Napoleon nicht aufzuhalten, als derselbe am 30. mit einem furchtbaren Stoß ihn auf die Seite warf und am folgenden Tage durch die Erstürmung von Hanau sich vollends den Weg bahnte. Wrede wurde in den Unterleib geschossen, sein Heer verlor 8000 Mann, aber die Franzosen verloren nicht weniger an Todten und Verwundeten und noch 10,000 Gefangene, größtentheils Nachzügler. Den am 31. vor Frankfurt ankommenden Franzosen wich Rechberg nach einem kurzen Brückengefecht aus. Napoleon übernachtete im Hause des reichen Bankier Bethmann, die folgende Nacht in Höchst, wo er Bertrand mit einem Nachtrapp stehen ließ und gelangte am 2. November nach Mainz mit noch 60,000 Mann. Kähne voll Kranker und Verwundeter wurden von Mainz zurückgewiesen, um durch ihren Anblick nicht Schrecken und Muthlosigkeit zu verbreiten.

Die alliirte Hauptarmee unter Schwarzenberg folgte mit den drei Monarchen nur langsam, jedoch auf demselben Wege nach, den Napoleon eingeschlagen hatte. Am 29. besuchte Kaiser Alexander seine Verwandten in Weimar, diesmal unter den günstigsten Umständen, weßhalb auch die hohen Herrschaften hier länger verweilten und der Verfolgung des Feindes weniger eingedenk waren. Doch hatte die Langsamkeit der Verfolgung auch einen diplomatischen Grund. In Weimar war nämlich Herr von St. Aignan als

geheimer Agent Napoleons zurückgeblieben und ließ sich absichtlich gefangen nehmen. Ihm wurde nun von Seiten der alliirten Mächte aufgetragen, Napoleon den Frieden anzubieten unter der Bedingung, daß Frankreich auf seine „natürlichen Grenzen" eingeschränkt werde, und darunter verstanden sie damals auch noch die Rheingrenze. Der Friede sollte auf einem Congreß zu Mannheim formulirt werden. St. Aignan erhielt von Kaiser Franz noch insbesondere ein Schreiben an seine Tochter Marie Louise mit auf den Weg. Napoleon erklärte sich bereit, den Congreß zu beschicken, beging aber den ungeheuren Fehler, auf's neue Truppen auszuheben und sich zum Kriege zu rüsten. Man mißtraute ihm nun und die Friedenspartei im Rath der Alliirten gab der Kriegspartei wieder nach, die von der Ansicht ausging, Napoleon sey immer noch nicht genug gedemüthigt und Europa's künftige Ruhe noch nicht gesichert. Die Friedenspartei wurde hauptsächlich vertreten von Kaiser Alexander und Metternich, welche um jeden Preis den nationalen Aufschwung in Deutschland wieder einengen und unterdrücken wollten, und daher das linke Rheinufer lieber im Besitz der Franzosen ließen. Alexander wollte Frankreich groß und stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig würde. Metternich sah in dem Verlangen der Deutschen nach Einheit und Freiheit nur die Keime einer gefährlichen Revolution, erkannte das Interesse der einmal bestehenden Dynastien für unvereinbar mit dem Interesse der Nation und opferte daher dieses jenem auf, so zwar, daß er selbst für seinen Herrn die deutsche Kaiserwürde als Symbol der deutschen Einheit nicht beanspruchte und direct von der Hand wies, als die mediatisirten Fürsten und Städte ihre Wiederherstellung dringend verlangten.

Am 5. Nov. kam Alexander, am 6. Kaiser Franz nach Frankfurt; am 9. wurde Bertrand in einem Gefecht von Hochheim vertrieben und das ganze rechte Rheinufer vom Feinde gesäubert. Die Rheinbundfürsten beeilten sich damals alle, dem bayerischen Beispiel zu folgen und wurden auch alle unter Garantirung ihres

Besitzstandes in die Allianz aufgenommen. Nur Jerome, der Fürst-Primas und der Fürst von Isenburg, als zu tief in die Schuld der Zeit verwickelt, machten eine Luftveränderung und wurden von den Alliirten nicht mehr anerkannt. Diese schnelle Anerkennung der Rheinbundstaaten mit wenigen Ausnahmen war eine nothwendige Folge des von Metternich angenommenen Systems und direct gegen die von Preußen ausgegangenen Einheitsbestreburgen gerichtet. Aus demselben Grunde wurden auch die Befugnisse des Minister Stein, der die eroberten Länder verwalten sollte, äußerst eingeschränkt. Die Patrioten hatten gehofft, die ganze Ländermasse des Rheinbundes würde provisorisch verwaltet werden, bis das deutsche Reich in würdiger Weise wieder hergestellt werden könne. Aber jetzt beeilte sich alles, diese Wiederherstellung zu vereiteln durch ausschließliche Sicherung der Einzelsouverainetäten.*) Da man die Rheinbundsouverainetäten bestehen ließ, konnte man noch weniger dem Kurfürsten von Hessen, den Herzogen von Braunschweig und Oldenburg, der englischen Regierung für Hannover ꝛc. den Wiedereintritt in ihren alten Besitz vorenthalten.

Metternich wurde damals von seinem Kaiser in den Fürstenstand erhoben und die deutschen Rheinbundfürsten verfehlten nicht, Schwarzenbergs Armee mit starken Contingenten zu unterstützen. Bayern stellte 36,000 Mann unter Wrede, der von seiner Wunde geheilt wurde; Württemberg 14,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm. Diese beiden Staaten und Würzburg blieben von anderweitigen Kriegskosten frei; die übrigen Rheinbundstaaten mußten aber ein Jahr ihrer Einkünfte als Kriegssteuer beitragen, Hannover und die norddeutschen kleinen Staaten stellten 33,000 Mann unter dem Herzog Wilhelm von Braunschweig, Sachsen und Thüringen

*) Wie sicher sich selbst die kleinsten Rheinbundfürsten fühlten, erhellt aus einem charakteristischen Zuge. Als York Wiesbaden besetzte, ließ der Herzog von Nassau, der sich damals noch nicht an die Allianz angeschlossen hatte, den preußischen General nicht einmal begrüßen und beschwerte sich, daß die nassauischen Wachtposten durch preußische abgelöst wurden.

23,000, Kurhessen 12,000, Würzburg 9000, Berg, Nassau, Waldeck, Lippe ꝛc. zusammen 9000, Baden 10,000 Mann.

Durch Napoleons Vertreibung über den Rhein war das Schicksal der noch von ihm besetzten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe entschieden. Er soll auf seinem Rückzug den Commandanten der Elbfestungen Befehl ertheilt haben, sich alle rasch mit ihren Truppen auf Hamburg zurückzuziehen, während die Heere der Alliirten noch in Sachsen standen und sie nicht hätten hindern können. Wenn jener Befehl auch ertheilt wurde, gelangte er doch nicht zu den Betreffenden und alle in den Festungen befindlichen, zahlreichen Mannschaften gingen für Napoleon verloren. Gleich nach der Leipziger Schlacht war Dresden von 45,000 Alliirten unter Klenau umringt worden und St. Cyr sah sich durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, am 12. Nov. zu capituliren. Klenau bewilligte ihm freien Abzug, Schwarzenberg aber verweigerte seine Zustimmung und die schon ausmarschirte französische Armee, noch über 35,000 Mann stark, der man die Rückkehr nach Dresden freistellte, zog es vor, sich kriegsgefangen zu ergeben. Unter St. Cyr befehligten die hier mitgefangenen Graf Lobau, Clauparede, Dumas, Dulosnel, Gerard ꝛc. In Torgau commandirte General Narbonne, Napoleons früherer Gesandter in Wien, nach Norvins unverdächtiger Angabe, 27,000 zurückgebliebene Franzosen, von denen aber im Laufe des Jahres so viele am Lazarethfieber (Typhus), dem auch er selber erlag, dahinstarben, daß bei der Capitulation am 27. Dez. sich nur noch 5000 Gesunde und 4000 Kranke an den General Tauentzien ergaben. An der Oder fiel Stettin unter General Grandeau mit 8000 Mann am 21. Nov. Zamosk im südlichen Polen mit 4000 Mann am 22., Modlin an der Weichsel mit 3000 Mann am 25. In Danzig wehrte sich der tapfere General Rapp gegen die Belagerungstruppen, gegen die Ueberschwemmungen der Weichsel und gegen den Typhus mit unerschütterlichem Muth, machte große Ausfälle und lieferte zahlreiche Gefechte, bis Mangel an Lebensmitteln ihn zwangen, am

27. Dez. mit dem das Belagerungsheer commandirenden Herzog Alexander von Württemberg einen Waffenstillstand zu verabreden, dem schon am Neujahrstage die Capitulation folgte. Die Krankheiten hatten dergestalt in der Stadt gewüthet, daß von den darin seit dem russischen Winter eingeschlossenen Franzosen kaum noch die Hälfte, 15—16,000 Mann und von den früheren 60,000 Einwohnern nur noch 13,000 übrig waren. Die Russen wollten Danzig behalten und lieferten es nur höchst ungern an die Preußen aus, nachdem sie wenigstens alle Geschütze aus der Festung mitgenommen hatten. — Außerdem behaupteten sich die französischen Besatzungen am Schlusse des Jahres immer noch in Hamburg, Wesel, Magdeburg, Erfurt, Würzburg, Wittenberg, Cüstrin und Glogau.

Während Schwarzenberg und Blücher sich dem Rheine zuwandten, nahm die Nordarmee in Verbindung mit Bennigsens Heer unmittelbar nach der Leipziger Schlacht ihre Richtung nach Norden. Der Kronprinz von Schweden wollte Dänemark bekriegen und Norwegen erobern, das man ihm als Ersatz für Finnland zugesagt hatte. Unterwegs wurde Jerome zum letztenmal aus Kassel vertrieben, am 26. Okt. Bei Göttingen trennten sich Bülow und Winzingerode von Bernadotte, um in die Niederlande zu ziehen und Davoust in Hamburg von Frankreich abzuschneiden. Davoust, der bisher an der Stecknitz Wallmoden gegenüber gestanden, zog sich nach Hamburg zurück; die bisher mit ihm vereinigten 15,000 Dänen unter dem Prinzen von Hessen zogen sich ihrerseits gegen die Elder, lieferten aber der Nordarmee zwei glückliche Gefechte und bewiesen eine sehr zähe Tapferkeit. Am 7. Dezember schlugen sie bei Bornhöved die schwedische Reiterei unter Skiöldebrand, am 10. bei Sehstädt Wallmoden zurück. Allein der König von Dänemark wollte es nicht aufs äußerste ankommen lassen und schloß schon am 16. einen Waffenstillstand, dem am 15. Januar 1814 der Kieler Frieden mit der förmlichen Abtretung Norwegens nachfolgte.

Als Bülow über Münster nach Holland rückte, war

dieſes Land von Franzoſen nur ſchwach beſetzt und eine von Hogendorp längſt vorbereitete Verſchwörung holländiſcher Patrioten brach ſchon am 15. Nov. in Amſterdam aus. Die wenigen franzöſiſchen Behörden, Truppen, Douaniers ꝛc. wurden entwaffnet und gefangen. Schon am 21. bildete ſich eine proviſoriſche Regierung unter dem tauſendſtimmigen Ruf Orange boven, dem berühmten alten Feldgeſchrei der Oranier. Am 24. kamen die erſten Koſacken von Winzingerode's Corps nach Amſterdam und am 2. Dez. Prinz Wilhelm von Oranien, Sohn des 1806 verſtorbenen letzten Erbſtatthalters Wilhelm V., den das Volk ohne Zaudern als ſeinen rechtmäßigen Fürſten begrüßte. Ueberall in Holland herrſchte dieſelbe Stimmung und wurden die Franzoſen verjagt, außer in den feſten Städten, die ſie noch beſetzt hatten. Marſchall Macdonald ſollte mit nur 22,000 Mann den ganzen Niederrhein, General Molitor mit 14,000 Mann die Küſten decken in einer Zerſtreuung, die ſie nöthigte, ſich auf die feſten Puncte zu beſchränken. Bülow nahm einige derſelben binnen wenigen Tagen mit Sturm, ſo Doesburg, Zütphen, mit mehr Mühe Arnheim am 30. Nov. Benkendorf mit den Ruſſen nahm Breda am 12. Dez., Gertruidenburg am 13.*) Graham mit 8000 Engländern, die im Frühjahr vor Hamburg nöthiger geweſen wären, landete jetzt in Seeland und nahm die kleinen Feſtungen daſelbſt ein, Briel, Zirkſee ꝛc.

Auch in Italien drangen die Alliirten ſiegreich vor. Als im Auguſt Hiller mit 50,000 Oeſterreichern in die illyriſchen Pro-

*) An demſelben 13. fiel auch das Fort St. André den Preußen in die Hände. Major Zeglnitzki war mit nur 40 Mann detachirt, als er von holländiſchen Bauern hörte, die franzöſiſche Beſatzung jenes Forts ſey auf eine Unternehmung ausgezogen. Sogleich überrumpelte er den ſchwachen Reſt der Beſatzung und behauptete nun das Fort gegen vier zurückkehrende franzöſiſche Bataillone. Obgleich er gar keine Artilleriſten bei ſich hatte, wurde doch durch den erſten und letzten Schuß, den ſein Lieutenant Schmidt aus einer Kanone des Forts abfeuerte, ein feindliches Geſchütz demontirt, was die Franzoſen ſo in Reſpect ſetzte, daß ſie abzogen.

vinzen einfiel, brach daſelbſt ein längſt vorbereiteter allgemeiner Volksaufſtand aus und Vicekönig Eugen, der ſeine 45,000 Mann bis Villach vorgeſchoben hatte, zog ſich unter häufigen Gefechten vom 28. Aug. bis zum 6. Sept. nach Italien zurück. Im October wurde er hinter die Piave zurückgedrängt und am 31. bei Baſſano geſchlagen. Durch einen Sieg bei Caldiero am 15. Nov. behauptete er ſich wieder. Inzwiſchen übernahm Bellegarde an Hillers Stelle den Oberbefehl über die Oeſterreicher, trieb im Dezember Eugen über die Etſch zurück und beſetzte Ravenna, während die Franzoſen immer noch die Lombardei behaupteten.

Elftes Buch.

Napoleons Sturz.

Während Napoleon noch in Deutſchland Krieg führte, herrſchte in Frankreich tiefe Stille und bange Erwartung. Die erſten Siegesnachrichten befriedigten. Als aber im Auguſt Oeſterreich ſich den Feinden Napoleons anſchloß, erhielt die Kaiſerin Regentin Marie Louiſe die Weiſung, ſich als Oeſterreicherin dem üblen Eindruck, den dieſe Nachricht auf die Stadt Paris machen mußte, zu entziehen und in die nördlichen Provinzen des Reichs zu reiſen, unter dem Vorwand, die Eröffnung des Hafens von Cherbourg einzuweihen. Das große Baſſin dieſes Hafens war 50 Fuß tief in Granit gehauen worden. Die Kaiſerin ſchritt feierlich hindurch und ihre Tritte waren die letzten, die den Grund berührten; unmittelbar darauf wurde das Meer hereingelaſſen. Als ſie im Herbſt nach Paris zurückkehrte, fuhr ſie am 7. October in den Senat und hielt hier eine Rede voll kriegeriſchen Muthes. „Die Feinde wollen den Krieg in unſer ſchönes Vaterland ſpielen. Ich weiß beſſer als Jemand, was unſer Volk zu fürchten hätte, wenn es ſich beſiegen ließe. Ehe ich den Thron beſtieg, hatte ich ſchon längſt die größte Meinung von der Tapferkeit der Franzoſen. Dieſe Meinung iſt durch das, was ich ſeitdem erlebt, täglich gewachſen. Seit vier Jahren mit den geheimſten Gedanken meines Gemahls vertraut,

weiß ich, welche Gefühle ihn auf einem beschimpften Thron und unter einer ruhmlosen Krone peinigen würden. Franzosen, euer Kaiser, das Vaterland und die Ehre rufen euch!" Hierauf schlug sie eine neue große Truppenaushebung vor, 120,000 Mann sollten von der Conscription von 1814, weitere 160,000 von der des Jahres 1815 im Voraus unter die Waffen gerufen werden. Aber die Erschöpfung und Abneigung vor dem Kriege waren schon so groß, daß die wirkliche Aushebung weit hinter diesem Maaße zurückblieb und die ganze Demonstration hatte für Napoleon nur die traurige Folge, daß die Friedensanträge, die ihm am Ende des Monats durch St. Aignan überbracht wurden, neuem Mißtrauen Platz machten. Nur wenn er augenblicklich alle Rüstungen wieder abbestellt hätte, würde die Friedenspartei im Hauptquartier der alliirten Monarchen gesiegt und ihm den Frieden gewährt haben.

Nachdem er selbst am 9. November nach Paris zurückgekehrt war, bestätigte er nicht nur alles, was Marie Louise gethan hatte, sondern ließ am 15. die Conscription sogar noch auf weitere 300,000 Mann ausdehnen, die aus den bisher von der Conscription verschonten jungen Männern der letzten Jahrgänge nachgenommen werden sollten, und sprach zum Senat von der Energie, die allein Frankreich retten könne. Das entsprach den Absichten derer nicht, die ihm Frieden geboten hatten. Am 1. December erklärten daher die alliirten Mächte von Frankfurt aus: „Die französische Regierung hat eine neue Aushebung von 300,000 Conscribirten beschlossen. Die Beweggründe dieses Senatusconsults sind eine Aufforderung an die verbündeten Mächte, noch einmal im Angesicht der Welt ihre Grundsätze darzulegen. Nicht gegen Frankreich, nur gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche Kaiser Napoleon zum Unglück für Napoleon und für Frankreich selbst nur allzulange außerhalb der Grenzen Frankreichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Sie wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sey, weil es in diesem Zustand eine Hauptstütze des

europäiſchen Staatsgebäudes iſt. Sie verbürgen dem franzöſiſchen Reich eine Ausdehnung, wie es dieſelbe nie unter ſeinen Königen hatte; aber ſie wollen ſelbſt frei, glücklich und ruhig leben, daher den Frieden durch eine weiſe Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht der Völker ſichern."

Dieſer ruſſiſch-öſterreichiſchen Anſicht ſtimmte England nur in ſo weit bei, als es jedenfalls die Niederlande dem franzöſiſchen Joch entziehen wollte. Preußen allein wünſchte eine größere Demüthigung und Schwächung Frankreichs. Sein Heer wollte den Sieg nicht umſonſt mit ſo ungeheuren Opfern erkauft haben und Blücher konnte ſeinen Zorn kaum mäßigen, als man ihm Halt gebot und alle ſeine Mahnungen, man müſſe ſogleich in Frankreich einrücken und Paris im Sturm einnehmen, ehe Napoleon neue Kräfte ſammeln könne, erfolglos blieben. Das hielt auch Clauſewitz aus rein militairiſchen Gründen für das Gerathenſte. Alle deutſchen Patrioten waren ſeiner Anſicht und träumten damals nicht nur von der Zurückgabe der Niederlande und der rheiniſchen Kurfürſtenthümer, ſondern auch Lothringens und des Elſaßes, überhaupt von einer Wiederherſtellung des ganzen alten deutſchen Reichs. Nur eine völlige Wiedergeburt der Größe und Macht deutſcher Nation ſchien ihnen ſo großer Anſtrengungen würdig und überdies ganz einfach und leicht ausführbar. Aber dieſe Partei hatte keine Vertreter im Hauptquartier der Alliirten. Wenn auch Wilhelm von Humboldt zuweilen in ihrem Sinne ſprach und aufrichtig überzeugt war, Preußen bedürfe der patriotiſchen Begeiſterung als eines Mittels zur Erhöhung und Befeſtigung ſeiner Hegemonie in Norddeutſchland, ſo gab ſich doch Hardenberg, deſſen Stimme beim König ungleich mehr galt, denſelben Beſorgniſſen hin, wie Metternich, und glaubte in der nationalen Erhebung der Deutſchen die Keime zu einer künftigen Revolution lieber unterdrücken zu ſollen.

Als indeſſen die Alliirten im Beginn des Jahres 1814 auf das linke Rheinufer übergingen und der Kampf in Frankreich ſich

verlängerte und einigemal eine gefährliche Wendung für die alliirten Waffen nahm, ließ man dem deutschen Patriotismus in den Rheinlanden recht gerne wenigstens provisorisch seinen Lauf. Sobald Coblenz von den Preußen besetzt war, gründete daselbst Joseph Görres den „rheinischen Merkur" als Organ der Partei, die eine umfassende politische, kirchliche und sociale Wiedergeburt Deutschlands erwartete, und sprach mit so prophetischer Feuerzunge, daß er eine unermeßliche Popularität errang und Napoleon selbst ihn „die sechste Großmacht" nannte. Er trug nicht wenig dazu bei, dem Minister Stein die Verwaltung der eroberten Rheinprovinzen im Namen der Alliirten zu erleichtern und die Rheinfranken als Kerndeutsche gegen Napoleon in die Waffen zu rufen. Dabei gewann er dem preußischen Patriotismus die Sympathien des katholischen Volkes, was die preußische Regierung um so mehr zu beachten hatte, als sie hier zu Cleve und Berg neue Erwerbungen zu machen hoffen durfte.

Napoleon würde es für lächerlich gefunden haben, der Friedenspartei in Frankfurt zu trauen. Wie sehr es dem Kaiser Alexander mit der Erhaltung eines starken französischen Reichs, welches den Engländern Trotz zu bieten und Deutschlands Einigung zu verhindern im Stande sey, und dem Kaiser Franz mit den Gleichgewichtsideen Ernst war (sie haben es später bewiesen), so hielt Napoleon ihre Versicherungen doch nur für Täuschungen, wodurch er entwaffnet werden sollte. In einer Rede an den gesetzgebenden Körper am 19. Dezember sprach er von den Anträgen St. Aignans, fügte aber ausdrücklich hinzu: „Nationen unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wenn sie ihre ganze Macht entfalten." Der gesetzgebende Körper wählte eine Commission zur Berichterstattung über die Eröffnungen des Kaisers, und zwei Redner dieser Commission wagten am 28. zum erstenmal, den Schleier der Lüge zu zerreißen, den Napoleon über den Abgrund von Unglück gezogen hatte, in dem Frankreich unterzugehen drohte. Lainé, der zuerst sprach, brachte ungeschickterweise die Desiderien

der conſtitutionellen Partei vor, durch deren Erledigung keinesfalls das Vaterland damals hätte gerettet werden können; Raynouard aber, der ihm nachfolgte, ſagte die allein practiſche Wahrheit, „der Feind habe ſehr annehmliche Bedingungen geſtellt, die nicht anzunehmen unklug ſeyn würde. Frankreich ſey unter ſeinen Königen groß und glücklich geweſen, es brauche nicht mehr, als die Grenzen, die es damals beſeſſen, und die Alliirten ſeyen noch dazu ſo großmüthig, ihm mehr anzubieten. Könne man vernünftigerweiſe mehr verlangen? Sey es nicht Wahnſinn, jetzt noch fortkämpfen zu wollen? Seit Jahren werde die franzöſiſche Jugend wie Korn auf dem Felde in Schwaben hingemäht. Der Krieg verſchlinge alles und ſey noch dazu zwecklos und unnütz. Es ſey endlich Zeit, die Völker wieder zu Athem kommen zu laſſen.“ Der Druck dieſer Rede wurde mit 223 gegen 31 Stimmen beſchloſſen. Napoleon aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern beſchied den geſetzgebenden Körper, als er (freilich aus Furcht nur in geringer Zahl) am Neujahrstage wie gewöhnlich Glück zu wünſchen kam, in folgender Weiſe: „Ich habe euch verſammelt, nicht als ob es mir an Muth fehlte, aber um ihn durch den eurigen zu erhöhen. Statt des Guten, was ich von euch erwartete, habt ihr geſchadet. Ihr wollt den Kaiſer von der Nation trennen. Aber ich allein bin der wahre Vertreter des Volks. Der Thron iſt ein Stück Holz mit Sammet überzogen. Es kommt darauf an, wer ihn inne hat. Mich hat das Volk erwählt und ich allein bin im Stande, Frankreich zu retten. Nicht ihr, die ihr nur Zwieſpalt anfacht in Gegenwart des Feindes. Der Augenblick, in welchem der Feind ins Reich einfällt und vor unſern Feſtungen ſteht, iſt nicht geeignet zu Verfaſſungsreformen. Eure Adreſſe iſt meiner und des geſetzgebenden Körpers unwerth. Geht heim! Selbſt wenn ich Unrecht hätte, ſteht es euch nicht zu, mir Vorwürfe zu machen. Frankreich braucht meiner mehr, als ich Frankreichs.“

Nachdem die alliirten Mächte einmal entſchloſſen waren, in

Frankreich einzurücken, wurde unter Schwarzenbergs Leitung ein sehr combinirter Kriegsplan entworfen. Vergebens empfahl Blücher ein rasches Vordringen auf Paris, wozu man stark genug war. Man konnte, wenn man in großer geschlossener Masse vorging, die schwachen Heere, die Napoleon aufzubringen vermochte, leicht niederwerfen. Die ohnehin von Vertheidigern entblößten Provinzen fielen dann von selbst in die Gewalt der Sieger. Aber Schwarzenberg zog eine langsame, systematische Ueberziehung Frankreichs von verschiedenen Seiten her und in getrennten kleinen Massen vor, gerade das, was Napoleon am meisten wünschen mußte, weil es ihm Gelegenheit gab, mit verhältnißmäßiger Uebermacht sich auf jene getrennten Massen zu werfen und sie im Einzelnen aufzureiben. Bülow sollte von Norden her durch Belgien, Blücher vom Mittelrhein her, die Hauptarmee unter Schwarzenberg selbst aber durch die Schweiz von Lyon her gegen Paris vorrücken. Diese letztere Bewegung nach dem Süden Frankreichs hin sollte zugleich die Schweiz überwachen, Italien im Rücken bedrohen und eine Verbindung mit Wellington eröffnen, der um diese Zeit aus Spanien hervorbrach.

Wir haben im 7. Buch Wellington am Schlusse des Jahres 1812 in seinen Winterquartieren in Portugal verlassen. Hier war er bemüht, eine hinlängliche Streitkraft zu organisiren, um die bereits erschütterte Macht Napoleons in Spanien vollends zu brechen. Im Frühling 1813 machte Murray mit einem kleinen aus Engländern und Sicilianern zusammengesetzten Heere eine Landung im Osten und beunruhigte den immer noch Valencia festhaltenden Marschall Suchet, der am 13. April bei Castalla auch eine kleine Niederlage erlitt. Der Guerillakampf in Catalonien dauerte fort und in Aragonien zeigte sich Mina sehr thätig. Noch war Wellington selbst nicht hervorgebrochen, als König Joseph schon am 17. März Madrid und zwar diesmal für immer verließ und seine Residenz einstweilen in Vittoria aufschlug, von wo er nicht weit zur Grenze hatte, wenn er besiegt werden sollte. Der

alte Marschall Jourdan sammelte hier alle französischen Truppen, die nicht unter Suchet standen, und erwartete den Angriff Wellingtons, der erst am 21. Juni erfolgte. In der großen Schlacht bei Vittoria siegte der englische Feldherr vollständiger, als je, indem die Franzosen 8000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 151 Kanonen und alle aus Madrid mitgenommenen Schätze, unermeßliche Beute aus ganz Spanien verloren und eiligst in die Pyrenäen flüchteten. Dadurch wurde nun auch Suchet gezwungen, Valencia endlich zu räumen, 5. Juli. Inzwischen hielt Wellington sich mit der Belagerung von Pampeluna und San Sebastian, Murray mit der von Tarragona auf, so daß Soult, den Napoleon eilig aus Sachsen hergeschickt hatte, Zeit gewann, die geschlagenen Truppen wieder zu ordnen und am südlichen Fuß der Pyrenäen geschickte Stellungen zu nehmen. In diesen schlug er sich im August mit Wellington herum, ohne Entscheidung. Man nannte diese sehr combinirten Manövres und Gefechte die Schlacht bei den Pyrenäen. Am 31. August gelang es jedoch den Engländern San Sebastian zu erobern, wo sie wieder aufs unmenschlichste plünderten. Am 31. Oct. fiel auch Pampeluna und nun überschritt Wellington die französische Grenze. Soult, obgleich noch 60,000 Mann stark, konnte ihm in der Gegend von Bayonne nur noch ein Paar ungenügende Vertheidigungsgefechte liefern, am 10. Nov. und 10. Dez. An letzterem Tage gingen drei deutsche Bataillone, Frankfurter und Nassauer, zu den Engländern über, so daß Soult es für räthlicher hielt, noch 2400 andere Deutsche in seiner Armee lieber zu entwaffnen, ehe auch sie ihn verließen. Doch erst nach einem dritten Kampf bei Ortez am 27. Februar 1814 gab Soult Bayonne auf und ließ den Engländern den Weg nach Bordeaux offen.

Napoleon erkannte schon nach seiner Rückkehr aus Deutschland, daß er Spanien aufgeben müsse. Um nun die lästigen Engländer zu vertreiben, bediente er sich des noch immer in Valencay gefangenen Ferdinand VII. Schon am 17. November ließ er demselben

Anträge machen und am 8. Dez. unterzeichneten ſie einen Vertrag, kraft deſſen Ferdinand, von Napoleon anerkannt, wieder den ſpaniſchen Thron beſteigen, aber auch alle franzöſiſchen Gefangenen ausliefern und den franzöſiſchen Beſatzungen in Spanien freien Abzug erwirken ſollte. Das vermochte nun Ferdinand nicht, weil Wellington, ohne ſich um ihn zu bekümmern, die Feindſeligkeiten im Namen Englands und der Cortes fortſetzte. Deßhalb blieb Ferdinand noch als Geißel zurück und konnte erſt im März, als Napoleon vollends alles aufopferte, abreiſen, mußte aber auch dann noch den Weg durch Suchets Armee hindurch einſchlagen, ohne Wellington zu ſehen. — Auch den Papſt entließ Napoleon jetzt unbedingt ſeiner bisherigen Haft und ließ ihm Geleit nach Rom geben, im Januar. Aber der Krieg verzögerte die Reiſe, ſo daß der h. Vater erſt am 23. März bei Placenza von den franzöſiſchen Truppen an die öſterreichiſchen übergeben werden konnte, um von da an geſichert nach Rom zu kommen.

Trotz der geharniſchten Erklärung der Alliirten vom 1. Dez. bewilligte die Friedenspartei unter ihnen doch noch einen Ausgleichungsverſuch und erlaubte den Zuſammentritt von alliirten Bevollmächtigten mit Coulaincourt zu Chatillon, um ein Verſtändniß ſelbſt dann noch zu erzielen, wenn ſchon wieder gekämpft würde. Es nahm damit aber keinen beſſeren Verlauf, als mit dem Congreß zu Prag, denn Napoleon ließ bei jedem kleinen Vortheil, den er im Felde errang, auch zu Chatillon wieder höhere Saiten aufziehen und machte übertriebene Forderungen, bis es zu ſpät war.

Die alliirte Hauptarmee unter Schwarzenberg, die auch jetzt immer noch die böhmiſche genannt wurde, verſtärkt durch die Contingente von Bayern, Württemberg ꝛc., ging am 20. und 21. Dez., ungefähr 230,000 Mann ſtark bei Schaffhauſen, Laufenburg und Baſel über den Rhein und zog durch die Schweiz ins Burgund gegen Lyon. Die Schweizer Eidgenoſſenſchaft verſuchte in einer ſchwachen Proteſtation und ſogar durch Aufſtellung von Milizen unter General

Die deutschen Universitäten,

ihre gegenwärtigen Mißstände und deren Heilung.

Wir sind zwar nicht der Ansicht jener Pedanten, welche nichts Höheres und Wichtigeres kennen, als die Universitäten, indem sie theils jener optischen Täuschung sich hingeben, vermöge welcher das zunächst Stehende am größten erscheint, theils ihre persönliche Bedeutung in den eigenen und in Anderer Augen durch solche Schätzung zu heben suchen: allein noch weniger vermögen wir Denen Recht zu geben, welche vornehm auf die Schulen und die Schulmeister herabsehen, und in ihnen nur ein ganz geringes Element der socialen Zustände Deutschlands erblicken wollen. Die Hochschulen sind, abgesehen von ihrem unmittelbaren Zwecke, der Vollendung der gelehrten Bildung, noch in mehr als Einer Richtung von bedeutenden Folgen, und somit von Wichtigkeit. Einmal läßt sich nicht läugnen, daß ein großer Theil der Ideen und der Kenntnisse, nach welchen die Nation regiert wird, von den Universitäten ausgeht. Wenn nämlich allerdings die Fürsten und die am höchsten gestellten Staatsmänner, somit die auf die Leitung des Ganzen einflußreichsten Personen, ihre Bildung und ihr Wissen häufig mehr dem Leben und seinen Erfahrungen verdanken mögen; so ist dies doch bei der großen Menge der untergeordneten Werkzeuge weniger der Fall. Unter ihnen trifft man gar Viele, welche lediglich mit den Zinsen aus dem Intelligenz-Kapitale, welches sie auf der Universität erwarben, ihr ganzes Leben ausreichen. Nun aber hängt von dem Geiste der untergeordneten Beamten unendlich

Bachmann ihre Neutralität zu behaupten, wurde aber bedeutet, daß sie bisher zu sehr von Napoleon abhängig gewesen sey, um auf Selbständigkeit Anspruch machen zu können.*) Inzwischen verhieß man ihr alles Wohlwollen und bei der künftigen Wiederherstellung der europäischen Ordnung jede mögliche Rücksicht. Sie fügte sich nun und Bachmann schickte seine Leute wieder heim. Natürlicherweise suchte nunmehr die im Jahr 1798 gestürzte Aristokratie unter dem Schutz der alliirten Mächte ihre alten Vorrechte und namentlich auch den alten Besitzstand des Cantons Bern herzustellen, aber durch Laharpe war Kaiser Alexander für das Waadtland und die neuen liberalen Cantone gewonnen. Man empfahl Ruhe zu halten, bis nach dem Frieden die Angelegenheiten der Schweiz, gleich denen des übrigen Europa, förmlich geregelt werden könnten.

Napoleon hatte der böhmischen Armee nur die unbedeutendsten Streitkräfte entgegenzustellen. Er brachte überhaupt nur 150,000 Mann zusammen, mit denen er nach den verschiedenen Seiten hin, auf denen er angegriffen wurde, sich gegen große Uebermacht vertheidigen sollte. Von den Conscribirten blieben die meisten aus, von den alten Soldaten starben im Lauf des Winters in Mainz allein 15,000, in Metz allein 40,000 am Typhus. Nur die Festungen in Frankreich waren in gutem Stande, konnten aber so wenig wie in Polen und Deutschland das Vorrücken des weit überlegenen Feindes hindern. Mit seiner Hauptmacht wollte Napoleon auf das kleinere, vom Mittelrhein her gerade gegen Paris vorrückende Heer Blüchers fallen, ließ also gegen Schwarzenbergs viel größeres Heer nur wenige Truppen stehen, Victor in den Vogesen mit 14,000 Mann, die sich alsbald zurückzogen, und Augereau mit erst 2000 Mann in Lyon, der noch weniger vermochte. Die Alliirten drangen daher über Genf bis Lyon vor und begannen zugleich die Festungen Hü-

*) Napoleon soll im Sinne gehabt haben, Berthier, der schon Fürst von Neufchatel war, zum lebenslänglichen Landamman der Schweiz zu machen.

ningen und Befort zu belagern. Der Kronprinz von Württemberg eröffnete den Alliirten die Vogesen durch ein glückliches Gefecht mit Victors Truppen bei Epinal am 11. Januar 1814. Aber Schwarzenberg machte von seiner Uebermacht keinen Gebrauch, indem er nicht nur sehr langsam vorrückte, sondern auch seine Corps dergestalt theilte und in weitem Bogen auseinanderlegte, daß Napoleon sie leicht hätte einzeln überfallen können, wenn er sein Augenmerk nicht vielmehr auf Blücher gerichtet hätte. Erst an der Marne fand Schwarzenberg etwa 12,000 Franzosen unter Mortier, der sich nach mehreren kleinen Gefechten bei Chaumont am 18. und Bar sur Aube am 24. zurückzog, um sich mit Victor und mit den unterdeß vor Blücher weichenden Marschällen Marmont, der mit 20,000 Mann den Mittelrhein hatte vertheidigen sollen, und Ney, der mit 10,000 Mann in Lothringen eine Reserve gebildet hatte, zu vereinigen.

Blücher ließ die schlesische Armee, die nur 65,000 Mann zählte, in der Mitternachtstunde der Neujahrsnacht 1814 an drei Puncten über den Rhein gehen, bei Mannheim, Caub und Coblenz. Es geschah in der freudigsten Stimmung, unter Musik und ununterbrochenem Jauchzen der Soldaten und der Uferbewohner. Die kleine Armee hatte übrigens die schwerste Aufgabe, indem sie auf dem kürzesten Wege gegen Paris vordrang und nicht nur viele Festungen vor sich hatte, sondern wahrscheinlich auch den ersten Stoß von Napoleons Hauptmacht aushalten sollte. Aber die Armee wie ihr Führer waren ohne Furcht. Ein Geist hoher Ehre waltete unter diesen Tapfern, die sich für auserwählt sahen, durch ihre muthige Aufopferung die Entscheidung herbeizuführen, welche Schwarzenbergs Zaudern hinausschob. Nur zum Kampf ausziehend, vermied und verbot man jede Plünderung. In dem Schloß eines französischen Generals, der in Berlin viel geraubt hatte, bezahlte York die Rechnung für sein Nachtquartier doppelt. Marmont war zu schwach, den Feind aufzuhalten, und zog sich zurück. Blücher aber wollte sich seinerseits durch die Belagerung der auf seinem

Wege liegenden Festungen Metz, Thionville, Luxemburg nicht aufhalten noch schwächen lassen und entschloß sich, durch eine Bewegung nach links um Metz herum seine Vereinigung mit der großen Armee Schwarzenbergs zu suchen, ehe Napoleon Marmont und Ney zu Hülfe käme und vielleicht mit Uebermacht ihn angriffe.

Napoleon ernannte seine Gemahlin abermals zur Regentin und umarmte sie am 24. Jan. zum letztenmal, um zur Armee abzugehen. Schon am 25. war er in Chalons an der Marne, wohin er die Garden vorausgeschickt hatte und wo sich die fünf Marschälle mit ihren sämmtlichen vor Schwarzenberg und Blücher zurückgewichenen Corps concentrirt hatten, zusammen jedoch nicht stärker als 70,000 Mann. Schwarzenberg war damals noch nicht mit Blücher vereinigt; Blücher selbst, der gegen Brienne vorrückte, von York, der noch bei Metz war, getrennt. Napoleon griff daher am 27. bei St. Dizier die Vorposten Blüchers unter dem russischen General Lanskoi an und warf sie zurück. Am 29. erfolgte sein Angriff auf Blücher selbst bei Brienne; die Franzosen hatten die Uebermacht (denn Blücher war in seiner Trennung von York nur 27,000 Mann stark) und blieben im Vortheil, bis noch am Abend die russische Reiterei den linken Flügel Napoleons zurückschlug. Beim Beginn der Nacht aber, als Blücher und Gneisenau auf das hochgelegene Schloß von Brienne hinauf ritten, um noch einmal in der Dämmerung die Stellung des Feindes zu übersehen, fanden sie sich plötzlich von Feinden umringt und entkamen mit genauer Noth. Doch warf man die Franzosen nach blutigem Kampf wieder hinaus. Auch Napoleon wäre an diesem Tage beinahe in die Hände der russischen Reiter gefallen. Am folgenden Tage zog sich Blücher freiwillig etwas zurück und bestand York, der eilends nachgerückt war, bei St. Dizier ein Vorpostengefecht. Napoleon aber blieb zwei Tage lang unentschlossen in Brienne. Blücher mahnte dringend, alle nahe stehenden Corps der böhmischen Armee sollten sich mit ihm vereinigen, Napoleon einschließen und vernich-

ten. Aber Schwarzenberg ſchickte ihm nur den Kronprinzen von Württemberg, Wrede und Gyulai mit etwa 50,000 Mann. Das genügte Blücher, um raſch, ohne Yorks Ankunft abzuwarten, über Napoleon herzufallen, am 1. Februar bei la Rothière unfern von Brienne. Die Franzoſen vertheidigten ſich äußerſt hartnäckig in den Dörfern, mußten aber endlich weichen und wurden am 2. durch die Bayern und Württemberger verfolgt, wobei es abermals zu Gefechten kam. Am 3. beſtand auch York ein ſiegreiches Gefecht mit Macdonald (wobei preußiſche Huſaren die ſchweren Küraſſiere Napoleons, und preußiſche Landwehrreiterei die berühmten polniſchen Lanziers niederwarfen) und erzwang am 5. die Uebergabe von Chalons.

Die Monarchen und Fürſt Schwarzenberg fanden ſich nach dieſen Siegen im Schloſſe von Brienne mit Blücher zuſammen und verabredeten die weiteren Operationen. Wegen der Schwierigkeit, große Maſſen auf einem engen Raum beiſammen zu halten, wurde abermals eine Theilung der böhmiſchen und ſchleſiſchen Armee beſchloſſen, beide ſollten jedoch concentriſch an beiden Ufern der Marne gegen Paris vorgehen. Napoleon gab damals ſeinem Unterhändler in Chatillon Befehl, ſehr nachgiebig zu ſeyn, änderte aber ſeinen Entſchluß, als er die Trennung Blüchers von Schwarzenberg erfuhr und die Möglichkeit erkannte, mit verhältnißmäßiger Uebermacht vernichtend über Blücher herfallen zu können. Indem Schwarzenberg Napoleons Stellung bei Troyes umging, entfernte er ſich noch weiter von Blücher und gab dieſen gänzlich Preis. Aber auch der alte Blücher ſelbſt war damals wie verblendet und ließ ſein Heer in vier getrennten Colonnen marſchiren. Die erſte, 3700 Ruſſen unter Olſufiew wurde am 10. Febr. von Napoleon bei Champaubert überfallen und größtentheils getödtet oder gefangen. Der ruſſiſche General ſelbſt fiel dem Feind in die Hände, nur 1700 Mann entkamen. Die zweite Colonne 14,000 Ruſſen unter Sacken, wurde am 11. eben ſo plötzlich bei Montmirail überfallen und zwar am Nachmittage noch von 5000 Preußen vom

York'schen Corps unterstützt, aber durch Napoleons Uebermacht mit einem Verlust von 3—4000 Mann geworfen. Am 12. kam York selbst mit seinem noch kaum mehr als 10,000 Mann betragenden Corps, mit dem sich Sacken jetzt vereinigt zurückzog, in große Noth bei Chateau-Thierry und verdankte die Rettung nur dem unübertrefflichen Muth seiner Preußen, besonders dem Fußvolk unter Horn, nachdem die Reiterei schweren Verlust erlitten.*) York und Sacken verloren an diesem Tage wieder 3000 Mann. Unterdeß bildete sich Blücher ein, Napoleon habe sich gegen Schwarzenberg gewendet, blieb ohne Nachricht von York, hielt die heranrückenden Franzosen nur für ein schwaches Corps und ließ sich mit den 15,000 Mann, die er bei sich hatte, am 13. bei Etoges von Napoleon angreifen. Auch blieb er um so mehr in seinem Irrthum, als Napoleon an diesem Tage zauderte, unentschlossen, ob er sich nicht lieber sogleich auf Schwarzenberg stürzen sollte. Erst am 14., als Napoleon bei Vauchamp mit großer Uebermacht den Angriff erneuerte, erkannte Blücher die entsetzliche Gefahr, in der er schwebte. Aber auch ihn rettete die seltene Hingebung seiner Preußen vom Ziethen'schen und Kleist'schen Corps. Trotz ungeheurer Verluste und umdrängt vom siegestrunkenen Feinde, zogen sie sich beständig fechtend und, wenn sie einen Augenblick Ruhe gewannen, sogar unter Musik und Gesang zurück. Ganze Bataillone verschwanden, aber die übrigen kämpften unermüdet fort. „Wenn ich

*) Die litthauischen Dragoner (Preußen), die bisher noch in jeder Schlacht unbesiegt geblieben waren, erschöpften ihren kriegerischen Muth hier eben so vergebens, wie die andern Regimenter. Ihr Oberstlieutenant Graf Platen erhielt einen schweren Hieb ins Gesicht und wurde gefangen, schlug sich aber durch, schwamm über die Marne, kam bei Nacht in Yorks Lager zurück und sollte dessen einzigen Wagen besteigen, um sich verpflegen zu lassen, erblickte aber im Wagen seinen persönlichen Feind, einen gleichfalls verwundeten Obersten, spuckte aus und ging lieber zu Fuß weiter. Yorks Leben von Droysen III. 305. In diesem Buch wird der Geist der Armee in zahllosen Einzelnheiten dargelegt.

heute nicht umkomme, ſagte Blücher zu Gneiſenau, ſo iſt mir ein langes Leben beſchieden; ich hoffe, in der Zukunft alles wieder gut zu machen.“ Die Preußen verloren an dieſem Tage 4000, die Ruſſen 2000 Mann. Die Zerrüttung der ſchleſiſchen Armee war ſo groß, daß Blücher erſt am 16. Yorks Schickſal erfahren konnte.

Dieſe furchtbaren Schläge benutzte Napoleon ſogleich, um in Chatillon wieder höhere Forderungen zu ſtellen und im Rücken der alliirten Armee das Volk zu inſurgiren. In der That wurde das vorher paſſive und betäubte Volk durch das neue Glück Napoleons zu kühnem Trotz erweckt und griff enthuſiaſtiſch zu den Waffen. Dazu kam, daß die dringendſte Noth dem ſchonenden Syſtem der ſchleſiſchen Armee und ihrer ſtrengen Disciplin ein Ende gemacht hatte. Die geſchlagenen Truppen hatten nach ſo langen Winterſtrapazen zerriſſene Kleider und Schuhe oder gingen barfuß und die Zufuhren fehlten. Um nicht Hungers zu ſterben, mußten ſie in den Dörfern nehmen, was ſie fanden. Die Bauern flohen nun und ſchaarten ſich in der Nachbarſchaft zuſammen. Napoleon ſetzte aber ſeine größte Hoffnung in einen Hauptſchlag, den er den zerſtreuten Heertheilen Schwarzenbergs eben ſo beibringen wollte, wie denen Blüchers. Er hatte, während er über den letztern herfiel, gegen den erſtern nur die Marſchälle Victor und Oudinot ſtehen laſſen, die ſich zurückzogen, indem der Kronprinz von Würtemberg, Wrede und Wittgenſtein vordrangen. Der Kronprinz erſtürmte Sens am 11., Wrede und Wittgenſtein ſiegten in einem Gefecht bei Nogent am 12. Nun kam aber Napoleon ſelbſt, von der geſchlagenen ſchleſiſchen Armee ſich abwendend, am 17. auf den Platz und griff den Kronprinzen bei Montereau an, der die Seinebrücke hier ſo hartnäckig vertheidigte, daß er zwei Regimenter einbüßte, aber auch den Feind einen ganzen Tag lang, am 18., aufhielt*) und den Rückzug deckte, den Schwarzenberg auf Troyes nahm, indem er dem Stoß Napoleons auswich.

*) Napoleon war darüber ſo erbost, daß er ſelbſt eine Kanone richtete, um dem Kronprinzen eine tödtliche Kugel zu ſenden.

Als aber Napoleon gegen Troyes vorrückte, zog Schwarzenberg noch weiter zurück, ertheilte auch Blücher den Befehl, zurückzugehen und trug Napoleon einen Waffenstillstand an, über den im Dorf Lusigny unterhandelt wurde. Die Friedenspartei im Hauptquartier der alliirten Monarchen war damals mehr als je zum Entgegenkommen geneigt, zumal, da man erfuhr, Augereau sey durch zwei Divisionen aus Catalonien verstärkt in die Offensive übergegangen und bedrohe die Schweiz und Savoyen. Aber Napoleon ließ sich schon wieder durch sein Glück verblenden. Sein Einzug in Troyes am 24. war ein Triumphzug, das Volk überbot sich in Freudenbezeugungen. Einen Herrn von Gonault, der hier gewagt hatte, die weiße Cocarde der Bourbons aufzustecken, ließ er zum abschreckenden Beispiel erschießen. Anstatt so schnell als möglich mit den Alliirten Frieden zu schließen, nur um sie los zu werden, schraubte er seine Bedingungen wieder zu hoch. „Ich bin jetzt Mainz wieder näher, als Paris," schrieb er an Caulaincourt, „also unterzeichnen Sie nichts." So ging der letzte glückliche Augenblick für ihn ungenützt vorüber.

Blücher, obgleich am schwersten getroffen, und am meisten geschwächt, blieb doch der muthigste, wollte sich dem befohlenen Rückzug nicht fügen und rieth dringend, die Offensive nicht aufzugeben. Sein König stimmte ihm bei. Eben war auch die Nachricht von der Einnahme Danzigs und von der Neigung der Russen eingetroffen, diesen Platz, der Preußen gebührte, zu behalten. Daher große Spannung zwischen den Beherrschern von Preußen und Rußland. Aber man stand in Feindes Land und war geschlagen, die Noth drängte. In der Wohnung des Königs von Preußen zu Bar sur Aube wurde am 25. großer Kriegsrath gehalten und die Monarchen gestatteten, daß, während Schwarzenberg seinen Rückzug fortsetze, Blücher sich mit der Nordarmee unter Bülow verstärken und ferner offensiv verfahren dürfe. Als man aber in den nächsten Tagen hörte, Napoleon wende sich wieder gegen Blücher und habe nur wenige Truppen unter Oudinot und Macdonald gegen

Schwarzenberg ſtehen laſſen, gelang es dem König von Preußen, auch den letztern von ſeinem weitern Rückzug abzuhalten und jene Marſchälle anzugreifen, die auch am 27. und 28. bei Bar ſur Aube zurückgeſchlagen wurden. Hierauf erfolgte am 1. März eine Wiederausſöhnung der Monarchen in dem zu Chaumont unterzeichneten neuen Vertrage, durch den ſie ihre enge Allianz erneuerten.

Bülow hatte den Winter über ganz Holland befreit und war nach Belgien vorgedrungen. Hier war Napoleons Hauptbollwerk das feſte Antwerpen, welches Carnot vertheidigte, der ſtolze Republikaner, der jetzt in der Noth des Vaterlandes ſeinen Degen wieder angeboten hatte. Daneben ſuchte Maiſon mit geringer Macht Bülow zwiſchen den Feſtungen, die er belagerte, zu necken. Macdonald wurde von Napoleon zurückberufen und vom Niederrhein her zog ihm Winzingerode mit einem ruſſiſchen Corps ſogleich nach. Auch Bülow erhielt Befehl, die belgiſchen Städte hinter ſich liegen zu laſſen und ſich mit Blücher zu vereinigen. Am 3. März nahm Winzingerode Soiſſons, Bülow rückte um dieſelbe Zeit von Norden heran und am folgenden Tage vereinigte ſich mit ihm auch Blücher, der ihm eben dahin entgegen gekommen war. Bülows Truppen waren geſchont, wohlgenährt, in Holland neu gekleidet, die Truppen Blüchers dagegen von Hunger und Strapazen gemagert, abgeriſſen, ohne Schuhe, aber ſtolz und freudig. Man bemerkte verhältnißmäßig wenig Kranke unter ihnen, ſo ſehr waren ſie ſchon abgehärtet. Der rings um ſie tobende Aufruhr der Bauern hatte ſie genöthigt, immer in geſchloſſenen Colonnen zu bleiben. Durch Bülow verſtärkt zählte Blücher 103,000 Mann. Napoleon hatte nur 60,000 und kam zu ſpät, die Vereinigung der beiden feindlichen Heertheile zu hindern. Dennoch griff er am 6. März bei Craonne Blüchers linke Flanke an und bemächtigte ſich einer wohlgelegenen Höhe. Blücher ſchickte ihm 10,000 Reiter unter Winzingerode in die linke Flanke, um ihn von der Höhe in die Ebene hinunterzulocken, aber durch Zufälle aller Art mißlang dieſer

Handstreich. Die Preußen argwöhnten bei Winzingerode und den Russen eine böse Absicht. Sacken aber, der auch nur Russen commandirte, wollte den Schaden wieder gut machen und hielt, obgleich Blücher die Schlacht schon abgebrochen hatte, in guter Position noch lange Stand und brachte mit seinem trefflichen und in diesem Kriege oft erprobten Geschütz den Franzosen großen Verlust bei, welche 8000 Mann, fast doppelt so viel als die Alliirten, verloren.

Blücher blieb die Nacht in Laon. In seinem Hauptquartier herrschte die übelste Stimmung. Er selbst war krank, litt an den Augen und konnte nicht mehr commandiren. Der eisenfeste Gneisenau aber, Chef seines Generalstabs, wurde durch das, was er aus Bülows Umgebung hörte, tief erschüttert. Hier hatte man mit patriotischem Kummer den traurigen Zustand der Blücher'schen Truppen, besonders des tapfern York'schen Corps gesehen und fürchtete, auch Bülows Truppen würden bald so heruntergebracht und zusammengeschmolzen seyn. Was helfe ihre Aufopferung, frug man, während die Oesterreicher und Russen sich schonten? Wenn endlich Friede werde, dann könnten die Kaiser von Oesterreich und Rußland an der Spitze ihrer noch zahlreichen Truppen beschließen, was sie wollten, der König von Preußen dagegen werde mit den wenigen Truppen, die ihm übrig blieben, auch nur eine schwache Stimme führen können und sich alles müssen gefallen lassen, was die Mächtigeren wollten. Im preußischen Lager war längst bitterer Argwohn und selbst die Beschlüsse des Kriegsraths vom 25. Febr. deutete man so, als ob Blücher die Offensive nur ergreifen solle, damit die Preußen vollends aufgerieben würden. Als nun Gneisenau für Blücher eintreten mußte, fiel ihm seine Verantwortung schwer aufs Herz und er zauderte, während Napoleon vor Ungeduld brannte, einen Schlag zu thun. Schon in der Nacht des 8. machte Ney einen kühnen Ueberfall, der aber abgeschlagen ward. Am 8. entbrannte ein heißer Kampf um Laon, der unentschieden endete. Als aber die Franzosen ganz nahe stehen blieben, faßte

man im Hauptquartier Blüchers den Entschluß, den von Napoleon etwas getrennt liegenden rechten Flügel unter Marmont in der Nacht zu überfallen. York und Kleist führten ihre Preußen in lautloser Stille heran, umzingelten den Feind und stürzten sich plötzlich mit Hörner- und Trommelschall und wüthendem Hurrah in seine Bivouaks. Das ganze Corps Marmonts wurde theils niederhauen, theils in wilder Flucht zersprengt. Die Sieger nahmen 2500 Gefangene und 45 Kanonen. Napoleon erfuhr das Unglück nach Mitternacht, blieb aber stehen und trotzte den ganzen folgenden Tag, ohne anzugreifen, aber auch ohne angegriffen zu werden, bis er in der zweiten Nacht auf den 11. entwich. Nichts wäre leichter gewesen, als ihn hier mit überlegener Macht zu schlagen, aber Gneisenau wollte die Preußen nicht durch eine neue Schlacht schwächen lassen. Die schon zur Verfolgung Marmonts abgeschickten Truppen wurden zurückberufen. York legte in tiefstem Ingrimm das Commando nieder, Blücher selbst mußte ihm trotz seiner kranken Augen eigenhändig schreiben, um ihn zu versöhnen. Mit solchen Aergernissen verging die kostbare Zeit.

Napoleon zog in stolzer Haltung ab, um sich auf die einzelnen Corps der böhmischen Armee zu werfen, nachdem er sicher zu seyn glaubte, daß die consternirte schlesische ihm nicht folgen werde. In Rheims stand St. Priest mit Russen, die er am 13. überfiel und vertrieb. Damals wurde auch das Lützow'sche Corps, welches zu St. Priest stoßen sollte, von den empörten Bauern in einem Hohlweg bei Ebetre überfallen und erlitt vielen Verlust. Von Rheims aus erließ Napoleon am 17. einen neuen Aufruf an das Volk, um eine allgemeine Erhebung desselben im Rücken der Alliirten zu veranlassen, welche Maaßregel, wie er hoffte, Schwarzenberg, und demnach auch Blücher, zum Rückzug an den Rhein bewegen werde. Der Sieg Blüchers bei Laon ermuthigte Schwarzenberg, die Niederlage St. Priests bei Rheims machte ihn wieder schwankend; aber die Friedenspartei in seinem Hauptquartier, welche, nachdem sich auch in Blüchers Hauptquartier eine Neigung zur Schonung der

Vieles ab, wegen ihrer Menge, wegen ihrer Besorgung der Anwendung und Ausführung, wegen ihres häufigen Einflusses auf die Höheren. Davon nicht zu reden, daß auch unter den Mitgliedern der Ständeversammlungen in der Regel die einflußreicheren auf Universitäten gewesen seyn, und auch unter ihnen sehr viele hauptsächlich nach den daselbst erworbenen Ansichten reden und handeln werden. Zweitens sind die Universitäten mit ein Hauptgrund, warum in Deutschland der Begriff der stumpfen, unwissenden, geistesabhängigen Provinz gar nicht vorhanden ist. Diese vielen von einander unabhängigen, mit einander rivalisirenden, über ganz Deutschland zerstreuten Vereine von Kenntnissen, Geist und materiellen Bildungsmitteln machen es ganz unmöglich, daß nur von Einem Punkte der beherrschende Gedanke, die Geistesmode ausgehe. Während die zahlreichen Hauptstädte der acht und dreißig Bundesstaaten keine politische und administrative Alleinherrschaft, keine unverbrüchlichen Ukasen in Geschmacksachen, keine Uebereinstimmung der Familien- und Gunstverbindungen, somit auch nicht die nothwendige Folge von dem Allem, todte Gleichförmigkeit, aufkommen lassen; verhindern die Universitäten die intellectuelle Vernichtung der Nation durch Eine monopolisirende Centralstadt. Und es muß hierbei als ein besonderer Vortheil betrachtet werden, daß mit wenigen Ausnahmen die Hochschulen nicht in den Landes-Residenzen sich befinden, weil dadurch die Zahl der selbstständigen Lichtpunkte verdoppelt, die vorhandene Menge von Intelligenz und von Einfluß noch gleichförmiger vertheilt wird. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß ein sehr bedeutender Theil der gründlichen und nützlichen Literatur der Nation den Universitäten seinen Ursprung verdankt. Die vielen Professoren sind durch manchfaches Interesse angetrieben, durch Kenntnisse in den Stand gesetzt, durch amtliches Bedürfniß häufig genöthigt, als Schriftsteller aufzutreten. Man übersehe in jeder Büchersammlung die ernsteren Fächer der Literatur, ziehe die von Professoren geschriebenen Werke ab, und zähle dann, was noch übrig bleibt!

Die Hochschulen bleiben somit immerhin eine wesentliche Seite in den deutschen Zuständen, und ihr Siechthum oder ihre Gesundheit eine Frage von Wichtigkeit auch über das bloße Gebiet der Erziehung hinaus. Wir aber würden eine wesentliche Lücke in der Reihenfolge der von dieser Zeitschrift zu besprechenden Gegenstände

Truppen offenbart hatte, unfehlbar die Oberhand erhalten und Napoleon noch sehr annehmbare Concessionen gemacht haben würde, wurde durch die unvernünftige Sprache beleidigt, welche Coulaincourt im Namen seines Herrn zu Chatillon führen mußte. Seine Forderungen gingen zu weit, er verlangte die Rheingrenze, Italien für Eugen, Warschau für den König von Sachsen; man brach daher die Unterhandlung ab und erklärte am 19. den Congreß für aufgelöst. An demselben Tage kündigte Schwarzenberg an, daß er die Offensive wieder ergreifen werde. Napoleon, der das nicht wußte, traf auf ihn bei Arcis sur Aube am 21., glaubte anfangs, es nur mit einem abgesonderten Corps zu thun zu haben, brach aber nach einem Verlust von mehr als 4000 Mann, als er seinen Irrthum erkannte, schnell den Kampf ab. Indem er sich nun zu schwach fühlte, das böhmische Heer in offener Schlacht zu besiegen, blieb ihm nur die Wahl, sich auf Paris zurückzuziehen und alle Hülfsmittel dieser großen Stadt zur Vertheidigung aufzubieten, oder aber sich in den Rücken des Feindes zu werfen, seine sehr geschwächten Truppen durch die Nationalgarden und bewaffneten Bauern zu verstärken und den Feind nach dem Rhein zu locken. Das letztere sagte seinem kühnen Genie am meisten zu, er zog also nach Troyes.

Nur der Kaiser von Oesterreich hatte Sorge um das, was im Rücken Schwarzenbergs vorging. Er selbst war deßhalb in Dijon zurückgeblieben und hatte Bubna mit einem beträchtlichen österreichischen Corps gegen Augereau geschickt, dessen Vereinigung mit Eugen in Italien er fürchtete. Nun wurde aber Augereau von Bubna wirklich im Zaume gehalten und Lyon eingenommen, am 22. Auf der andern Seite war Bordeaux schon am 12. von Wellington besetzt worden, die Gefahr im Süden war also verschwunden und wenn Napoleon sich auch nach Osten wandte, stand er dort in der Luft. Es scheint, daß in diesen Tagen bei Kaiser Franz der Gedanke angeregt wurde, nach Napoleons Besiegung und Absetzung seiner Tochter Marie Louise im Namen des Königs von

Rom die Regentſchaft anzuvertrauen. Gewiß iſt, daß alle drei Monarchen ſich zu Sommepuis am 24. entſchloſſen, Napoleon hinter ſich zu laſſen und nach Paris zu ziehen. Aus einer aufgefangenen Depeſche Napoleons erkannten ſie ſeinen Plan und ſeine weite Entfernung. Sie ſtanden zwiſchen ihm und Paris, dieſer Hauptſtadt um ein paar Tagemärſche näher. Aus einer Depeſche Savary's, des Polizeiminiſters, erfuhren ſie, wie übel Paris gegen Napoleon geſtimmt ſey. Auch fehlte es ihnen nicht an Agenten in Paris, durch die ſie genau unterrichtet waren. Die Pariſer hatten Angſt, waren der napoleoniſchen Tyrannei ſatt, wurden durch die republikaniſche, conſtitutionelle und bourboniſche Partei bearbeitet; die Stadt ſelbſt war nicht befeſtigt und nur von wenig Linientruppen beſchützt; es war mithin kein zu gefährliches Wagniß, ſie anzugreifen. Alle Corps der Alliirten mit Ausnahme des Winzingerode'ſchen, das gegen Napoleon ſtehen blieb, bewegten ſich nun der Marne entlang der Hauptſtadt zu.

Mortier und Macdonald hatten den Befehl erhalten, ſich ſchleunigſt mit Napoleon zu vereinigen, geriethen aber am 25. mitten in die alliirte Armee hinein, bei Fère Champenoiſe, verloren 8000 Mann und 60 Kanonen und mußten ſich mit nur noch 7 Kanonen auf Paris zurückziehen. Noch ſchlimmer ging es den beiden Diviſionen Pactod und Amey, die abgeſondert marſchirten, ſich nicht ergeben wollten und alle zuſammengeſchoſſen oder von der Reiterei niedergehauen wurden. Weiter fanden die Alliirten keinen Widerſtand, ließen noch ein beträchtliches Corps unter Sacken und Wrede bei Meaux zurück, um Napoleon aufzuhalten, wenn er ſchnell nachkäme, und entfalteten am 30. ihre Fahnen im Horizont von Paris.

Hier herrſcht: erbärmliche Beſtürzung. Die geſchlagenen Marſchälle mit ihren ſieben Kanonen, die 15,000 Mann Nationalgarden mit ſchlechten Gewehren, die in der Hauptſtadt befindlichen 154 Kanonen des verſchiedenſten Kalibers und zum Theil mit Fiakerpferden beſpannt, ein paar hundert ſehr enthuſiasmirte Inva-

lden und polytechniſche Schüler war alles, was die große, offene Stadt zu ihrem Schutz hatte. Allerdings hätte ſie auch unbefeſtigt durch den Muth ihrer zahlreichen Bevölkerung allein unüberwindlich ſeyn können, aber dieſer Muth fehlte. Napoleons lange Tyrannei hatte alle Nerven abgeſpannt. Als mit den beſiegten Marſchällen auch alles Landvolk aus der Nähe mit ſeinem Vieh und ſeinen Habſeligkeiten in die Stadt flüchtete, wuchs die Angſt unbeſchreiblich. Am 28. verſammelten ſich die Großwürdenträger und Miniſter um die Kaiſerin und rathſchlagten; ein Theil ſprach ſich für tapfere Vertheidigung aus, als aber König Joſeph einen Brief Napoleons vorzeigte, worin befohlen war, die Kaiſerin ſolle ſich, wenn Gefahr drohe, von Paris entfernen, verſtummte alles. Marie Louiſe und der König von Rom reisten ſchon am folgenden Tage nach Blois. Joſeph blieb als Statthalter zurück; nachdem er aber vom Montmartre aus die Regimenter Blüchers hatte unmittelbar auf ſich losrücken ſehen, lief er davon und verließ Paris ohne Abſchied und ohne jemand mit der Regierung zu beauftragen. Dagegen ließ der ſchlaue Talleyrand, der mit den übrigen Großen des Reichs zu fliehen den Schein angenommen, unterwegs wieder umlenken und kehrte in ſeinen Palaſt zurück, der bald der Mittelpunct werden ſollte, von wo aus die Dinge geleitet wurden. Die Marſchälle wehrten ſich, die Soldaten und polytechniſchen Schüler fochten mit Muth, die Nationalgarde kam kaum zum Schuſſe, das Volk that nichts. Die Uebermacht der Alliirten entſchied über die vortheilhaftere Stellung der Franzoſen. Nach einem heißen Kampfe, der den Siegern an Todten und Verwundeten noch 9000 Mann koſtete, drangen ſie in die Vorſtädte, und Marmont, um die Schonung der Stadt zu erkaufen, capitulirte, wozu er von Joſeph Vollmacht erhalten hatte.

Nur noch wie zum Scherz ſtürmte Langeron mit den Ruſſen den Montmartre, nachdem auf andern Puncten die Capitulation ſchon angenommen war. Langeron gehörte zu Blüchers preußiſchem Corps, das die Umgebungen erobert hatte und in dieſem ganzen

großen Kriege überhaupt an Thatenruhm alle andern Corps überſtrahlte, aber wegen ſeines abgeriſſenen und ſchmutzigen Aeußern vom König den Befehl erhielt, außerhalb der Stadt zu bleiben und ſich nicht in den Straßen blicken zu laſſen. Da lagen die Helden verdroſſen auf dem Montmartre und blickten hinab in das unermeßliche Meer von Häuſern des „neuen Babel", das ſie erobert hatten und in das ſie doch nicht hinein durften. Es war nur Fußvolk oben gelagert, plötzlich aber ritt das litthauiſche Dragonerregiment unter Oberſt Below mit ſchmetternden Trompeten langſam den Berg hinauf und auf der andern Seite wieder hinunter, und das ganze Fußvolk rief jubelnd „Heurich, Heurich", denn das war der Ehrenruf*) des tapfern und in der ganzen Armee hochbeliebten Regiments. Als Below zur Rede geſtellt wurde, wie er ohne Befehl habe auf den Berg ziehen mögen? erwiderte er, er habe es ſeinen Leuten verſprochen, ſie ſollten Paris ſehen. Am andern Tage mußte das ganze York'ſche Corps, ohne einen Fuß in die Stadt geſetzt zu haben, zurückgehen und wurde in und um Arras in Quartier gelegt.

An demſelben Abend und in der Nacht auf den 31. war ge-

*) Name eines verſoffenen Feldſcheers und früher Schimpfname des Regiments, wegen deſſen Tapferkeit er aber Ehrenname wurde. So oft das Regiment zur Schlacht zog, riefen ihm die andern Heurich, Heurich zu, weil ſie neue Thaten von ihm erwarteten. Oefters hörte man mitten in der Schlacht, wenn die andern Reiterregimenter nichts ausrichten konnten, den lauten Ruf Heurich, Heurich, bis die Litthauer unter Below und ſeinem Oberſtlieutenant Platen herbeikamen und aushalfen. An ſolche naive Namen knüpfte ſich damals der Stolz und Ruhm der preußiſchen Armee, nicht an „Lützows wilde verwegene Jagd" und andere Prahlereien, die nie in der Armee heimiſch waren, ſondern womit ſich nur das gebildete Publikum zum Hohn der Geſchichte abfinden ließ. Auch ſangen die Soldaten im Feld ganz andere, weit derbere und geſündere Lieder, als die, welche für das gebildete Publikum gedruckt wurden. Sie ſangen oft auch geiſtliche Lieder.

ſchäftige Bewegung zwiſchen Paris und dem Hauptquartiere. Kaiſer Alexander ſandte ſeinen beſten Diplomaten, den Grafen Neſſelrode, heimlich in Talleyrands Wohnung, wo hinter dem Rücken der Oeſterreicher und Preußen verabredet wurde, was geſchehen ſollte. Ueber Napoleons Abſetzung war man einig. Im Allgemeinen ging man von dem Grundſatz aus, den die alliirten Mächte einſtimmig ſchon vor ihrem Einmarſch in Frankreich verkündet hatten, daß nämlich zur Herſtellung des Gleichgewichts in Europa Frankreich zwar das bisherige Uebergewicht verlieren, aber immerhin noch größer bleiben ſollte, als es unter den alten Königen geweſen war. Die Stärke des künftigen Frankreich ſollte hauptſächlich dazu dienen, um Deutſchland, deſſen patriotiſchen Aufſchwung und Tendenz zur Einheit man fürchtete, niederzuhalten. Den Kaiſer von Oeſterreich hoffte man zu gewinnen, indem man ihm vorſpiegelte, ſeine Tochter werde Regentin von Frankreich bleiben. Talleyrand ſelbſt wünſchte dies, weil er unter einer ſchwachen Regentſchaft am bequemſten regieren konnte. Aber England begünſtigte die Familie Bourbon und auch Rußland würde eine Oeſterreicherin nur ungern auf dem Thron Frankreichs geſehen haben. Talleyrand entſchied ſich nun ebenfalls für die Bourbons, deren Regierung im Anfang ſeine Leitung kaum entbehren konnte und unter denen er eine bedeutende Rolle zu ſpielen hoffte. Man wollte daher die Regentſchaft Marie Louiſens nur zur Lockung Oeſterreichs und zur Einſchüchterung der Bourbons, damit ſie nicht zu unbeſcheidene Forderungen machten, anfangs noch ſcheinbar feſthalten, bis man ſich mit den Bourbons verſtändigt und die öffentliche Meinung bearbeitet hätte. Endlich legte Talleyrand großen Werth auf eine Verfaſſung, theils um dadurch die Bourbons von ſich abhängig zu machen, theils um die conſtitutionelle Partei ins Intereſſe zu ziehen. Kaiſer Alexander war längſt für liberale Ideen gewonnen und hielt eine Verfaſſung für das beſte Befriedigungsmittel der Franzoſen. England aber hoffte in einem conſtitutionellen Frankreich einen natürlichen Bundesgenoſſen gegen die abſolutmonarchi-

schen Staaten zu gewinnen. Bei allen diesen Verhandlungen nahm man auf Preußen die wenigste Rücksicht, ja trat der hauptsächlich im preußischen Hauptquartier vertretenen Ansicht, man müsse Frankreich für seinen Uebermuth strafen und für die Zukunft unschädlich machen, direct entgegen.

Früh am Morgen des 31. März empfing Kaiser Alexander in Bondy vor Paris eine Deputation des Stadtraths aufs holdseligste und gab ihr die bündigsten Zusicherungen, die Stadt solle jede Schonung erfahren, allen Raub an Kunstschätzen behalten, die Nationalgarde solle nicht entwaffnet werden ꝛc. Ueberhaupt sehe er keinen Franzosen als Feind an, außer Napoleon allein. Gegen Mittag setzte er sich zu Pferde und hielt mit dem König von Preußen (Kaiser Franz war noch in Dijon) einen feierlichen Triumpheinzug in Paris, wobei Schwarzenberg die Ehre hatte, in ihrer Mitte zu reiten. Das Volk der Hauptstadt empfing sie mit lautem Jubel und schmeichelte besonders dem russischen Kaiser mit Zujauchzen und kokettem Schönthun. Um zu beweisen, welchen Werth er auf Talleyrand lege und den Parteien einen Wink zu geben, was sie zu erwarten hätten, nahm Kaiser Alexander sein Quartier in Talleyrands Palast und erließ noch an demselben Tage von hier aus ein Manifest, worin er im Namen seiner Alliirten erklärte, Napoleon habe aufgehört zu regieren und der Senat sey beauftragt, eine provisorische Regierung zu ernennen. Damit konnte Oesterreich zufrieden seyn, weil noch in Zweifel gelassen war, ob Marie Louise, ob die Bourbons regieren sollten. Inzwischen bearbeitete Talleyrand die Marschälle und Senatoren, denen er die Beibehaltung ihrer Stellen und Reichthümer unter den Bourbons, die Constitutionellen, denen er den Sieg ihrer Grundsätze unter dem constitutionellen Königthum der Bourbons versprach, und die alliirten Mächte, denen er versicherte, Frankreich werde zu Ruhe und Ordnung sicher nur unter der alten Dynastie und unter der Garantie einer Verfassung zurückkehren. Am meisten Noth machten ihm die Royalisten selbst, die schon, ehe sie noch

wußten, ob Ludwig XVIII. hergestellt würde, fanatische Restaurationsideen blicken ließen und Mißtrauen erregten, wo Talleyrand ihnen Zutrauen zu erwecken bemüht war. Man sah damals nur noch wenig weiße Cocarden in Paris, aber sie befanden sich immer um die fremden Monarchen, so daß diese glauben konnten, sie seyen schon überall verbreitet. — Von den alliirten Truppen waren nur die am besten gekleideten in die Stadt zugelassen worden, mußten hier die strengste Mannszucht halten, alles baar bezahlen, und durften nicht einquartiert werden, sondern bivouakirten nur auf den öffentlichen Plätzen. Auserlesene Damen, Bälle, Theater wetteiferten dagegen, den hohen und höchsten Gästen den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen. Alexander war immer in einem Zauberkreise von Liebenswürdigkeiten. Der Senat that seine Schuldigkeit, erklärte Napoleon am 1. April für abgesetzt und wählte eine provisorische Regentschaft, deren Seele Talleyrand wurde. Auch der gesetzgebende Körper bestätigte die Absetzung. Die höchsten Staatsbeamten gaben Ergebenheitsadressen ein. Der Abfall von Napoleon war ungeheuer und massenhaft. Jeder wollte seinen Titel, seine Dotation retten. Die Napoleon ihr ganzes Glück schuldig waren, kehrten ihm jetzt den Rücken. Die Dankbarkeit schien aus der Reihe der französischen Tugenden verschwunden zu seyn. Aber was konnte Napoleon besseres erwarten von Staatskörpern, die er selbst demoralisirt hatte?

Während dieser Vorgänge um und in Paris war Napoleon, seinem kühnen Vorsatz treu, bis weit hinter Troyes nach Bar sur Aube vorgerückt, als ihm am 26. März gemeldet wurde, feindliche Reiterei zeige sich in seinem Rücken. Er glaubte, die Hauptarmee der Alliirten sey ihm nachgezogen, wandte sich um und hoffte einen Schlag auszuführen. Es war aber nur Winzingerode, der sich ihm keck entgegenstellte, um ihn zu täuschen, daher geschlagen wurde und 1500 Mann verlor, bei St. Dizier. Jetzt erst erkannte Napoleon, daß die alliirte Hauptarmee nicht da sey und erfuhr am folgenden Tage, sie sey gegen Paris gezogen und habe die

Marſchälle bei Fère Champenoiſe geſchlagen. Es ſchien unmöglich, Paris noch zu rechter Zeit zu erreichen, er wollte ſich daher in die Vogeſen werfen, den allgemeinen Aufſtand organiſiren und einen Volkskrieg wie in Spanien führen. Aber Berthier und Ney widerſtanden ihm und der Zufall wollte, daß Herr von Weſſenberg, öſterreichiſcher Geſandter in London, der unterwegs war, von einer Streifpartie gefangen eingeliefert wurde. Das brachte Napoleon auf den Gedanken, noch eine geheime Separatunterhandlung mit Kaiſer Franz in Dijon durch Weſſenberg anzuknüpfen und um dieſelbe zu unterſtützen, dem Rath ſeiner Marſchälle gemäß, doch nach Paris umzukehren. War auch die Stadt ſchon in Feindes Hand, ſo konnte er doch mit ſeiner Armee in ihrer Nähe und durch den Beiſtand Oeſterreichs günſtige Friedensbedingungen zu erlangen hoffen. In Eilmärſchen mußten nun ſeine Truppen aufbrechen, er ſelbſt warf ſich am 30. zu Troyes in einen Wagen und jagte voraus, von Berthier und Coulaincourt begleitet. Von Sens an ritt er wieder und hörte aus weiter Ferne vor ſich den Kanonendonner um Paris. Spät in der Nacht und tödtlich müde kam er in Fontainebleau an, fuhr aber ſogleich weiter zur Hauptſtadt. Da im Poſthaus Cour de France bei Juriſſy begegneten ihm Truppen von Mortiers Corps, die gemäß der Capitulation Paris verlaſſen hatten und die ſich eben deßhalb weigerten, wieder umzukehren. Napoleon mußte ſich begnügen, Coulaincourt nach Paris zu ſchicken, um wo möglich noch die Capitulation zu hindern, wenn ſie etwa noch nicht unterzeichnet wäre. Aber Coulaincourt kam um 4 Uhr Morgens mit der Nachricht wieder, es laſſe ſich nicht mehr ändern. Da kehrte Napoleon nach Fontainebleau zurück und ſammelte hier alle Truppen, die ihm von Troyes nachzogen und die aus Paris kamen.

Dieſe Armee war noch 52,000 Mann ſtark, und Napoleon wartete nur ab, bis ſie geſammelt und ausgeruht war, um einen verzweifelten Angriff auf Paris zu machen. Der größte Theil ſeiner Soldaten hatte auch große Luſt dazu, nicht ſo die Marſchälle.

Marmont war empört darüber, daß Napoleon seine Capitulation brechen wolle, fürchtete für die Stadt, der er noch glücklich genug volle Schonung vom Feind erkauft hatte, und hielt überdies den Angriff für thöricht und vergeblich, da die Alliirten bereits zahlreiche Corps zur Deckung von Paris gegen Fontainebleau aufgestellt hatten. Er schloß daher mit Schwarzenberg einen neuen geheimen Vertrag, demzufolge er sein Corps von Napoleon zu trennen versprach, damit dieser geschwächt und unfähig werde, Paris anzugreifen. Dagegen versprach ihm Schwarzenberg schriftlich im Namen der Mächte, Napoleon solle, wenn auch abgesetzt, doch seine Freiheit und irgend einen Landbesitz behalten. Bevor aber Marmont sein Corps abführen konnte, drangen bereits die andern Marschälle, am ungestümsten Ney, Oudinot und Lefebvre, in Napoleon, sich in das Nothwendige zu ergeben und durch eine freiwillige Abdankung den Thron wenigstens seinem Sohne zu erhalten. Da fügte er sich und schickte Ney, Macdonald und Marmont mit der entsprechenden Erklärung nach Paris, am 4. April. Kaiser Alexander wankte und schien die Sache der Bourbons verlassen zu wollen, um Napoleons Anträge anzunehmen. Aber in derselben Nacht führte General Souham, Marmonts Vertrauter, dessen ganzes Armeecorps von Fontainebleau hinweg. Marmont selbst wußte nichts davon, Souham folgte nur der eigenen Eingebung, indem er fürchtete, wenn die Sendung nach Paris mißlänge, werde Napoleon am andern Morgen losschlagen. Sobald nun diese bedeutende Schwächung der Streitkräfte Napoleons bekannt war, verschwand auch in Alexanders Seele jede Besorgniß, und Napoleon erhielt den kurzen Bescheid, man lasse sich in keine Unterhandlungen weiter mit ihm ein.

Talleyrand benützte den Antrag Napoleons und die immer noch offene Frage, wer den erledigten Thron besetzen sollte, mit größter Schlauigkeit, um den Royalisten das Schreckbild Marie Louisens und des Königs von Rom vorzuhalten, wenn sie nicht in alle die constitutionellen Zugeständnisse einwilligen wollten, die er

ihnen vorschrieb. Und um keine Zeit zu verlieren, hatte er schon am 6. April die neue Constitution fix und fertig, die der künftige Regent beschwören sollte und die den bisherigen Staatsbeamten und allen aus der Revolution hervorgegangenen Größen, so wie den constitutionellen Ideen ihren Einfluß sicherte. Mittelst dieser allein konnte er unter den Bourbons zu regieren hoffen, denn als ein abtrünniger Bischof und ehemaliger Jakobiner durfte er sich nicht schmeicheln, der heimkehrenden Emigration angenehm zu seyn. Sein persönliches Interesse war aber in der That auch das Interesse Frankreichs, wenigstens für die nächste Zeit. Die Ruhe und Ordnung in diesem Reiche hing von einer Versöhnung und Ausgleichung des Alten mit dem Neuen ab. Eben so sehr wie mit der Verfassung eilte Talleyrand mit der Berufung Ludwigs XVIII. auf den französischen Thron, ehe Kaiser Franz, der von Dijon kommen sollte, in Paris eintreffen konnte; denn wenn derselbe auch bereits geneigt war, die Rechte seiner Tochter zum Opfer zu bringen, um dadurch bei den ferneren Unterhandlungen und besonders bei den Entschädigungsfragen und bei der neuen Eintheilung Europa's in seinem eigenen Interesse eine desto gewichtigere Stimme im Rath der Mächte zu gewinnen, so war es doch möglich, daß wenn kein fait accompli vorlag und bei der Ankunft des Kaiser Franz in Paris Marie Louise nicht schon von der Thronfolge ausgeschlossen war, ihre Rechte immer noch reclamirt werden konnten. Talleyrand, von England und Rußland unterstützt, beschleunigte daher den Abschluß. Am 10. veranstaltete er eine große Todtenfeier Ludwigs XVI. auf dem vormaligen Revolutionsplatze, eine Handlung der Pietät, von der sich kein Vertreter der Allianz ausschließen konnte, die aber die Wiederherstellung der Bourbons vorbereiten sollte, und ließ am gleichen Tage bereits die Behörden und Truppen ihre Cocarde wechseln und die berühmte Tricolore durch die weiße Farbe der Bourbons ersetzen. Am 11. nöthigten die Bevollmächtigten der alliirten Mächte und die ungeduldig ein Ende herbeiwünschenden Marschälle Napoleon eine un-

finden, wenn wir nicht auch die Frage über die gegenwärtige Beſchaffenheit unſerer Univerſitäten und die etwaigen Heilmittel zu erörtern verſuchen würden. Zwar iſt dieſe Frage ſchon wiederholt der Gegenſtand verſchiedenartiger Verhandlungen geweſen; allein wir täuſchen uns wohl nicht, wenn wir glauben, daß nicht nur leidenſchaftsloſer und würdiger geſprochen, ſondern auch der Geſichtspunkt höher genommen werden könne, als dies nicht ſelten geſchah.

Die Veranlaſſungen, welche ſeit einigen zwanzig Jahren zur wiederholten Beſchäftigung mit den Univerſitäten trieben, waren verſchiedenartige. Allerdings hat wohl vor Allem die allgemeine unruhige Neigung zur Kritik des Beſtehenden und das Bedürfniß, für das unvermeidliche Mißbehagen einer weltgeſchichtlichen Uebergangszeit Urſache und Heilmittel aufzufinden, auch auf die Hochſchulen, ihre Einrichtungen und deren Folgen Blicke werfen laſſen, welche keineswegs immer wohlwollend waren. Dann aber zogen noch beſtimmte Ereigniſſe, neue Geſtaltungen des akademiſchen Lebens oder irgend ein Aenderungsplan die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und gaben Anlaß nicht nur zu einer Reihe von Schriften, ſondern auch zu wichtigen Handlungen. Wir erinnern hier nur an die Wartburgfeier, die Ermordung Kotzebue's und die Burſchenſchaftsfrage; an die, zunächſt in Beziehung auf Tübingen, zweimal mit ſo vieler Heftigkeit geführten Streitigkeiten über Verlegung der Univerſitäten in größere Städte und über Beibehaltung der althergebrachten Organiſation; an den durch Dieſterweg's vorlautes Halbverſtändniß erregten Kampf; vor Allem an die polizeilichen Maßregeln, welche nicht nur einzelne Regierungen, ſondern ſelbſt der geſammte deutſche Bund zu wiederholten Malen zu treffen ſich genöthigt erachtete. Da aber dieſe Thatſachen und Meinungen von den Einen in conſervativem, von Andern in reformatoriſchem, von Dritten gar in radikalem Geiſte aufgefaßt wurden, ſo iſt kein Wunder, daß ſowohl der amtlichen Verhandlungen und Schritte, von der Gründung der Berliner Hochſchule bis zum zweiten Wiener Miniſterialcongreſſe, als auch deſſen, was von Privaten über das Einzelne und in Veranlaſſung der beſondern Vorfälle und Verſuche im Allgemeinen, von Schleiermacher und Villers an bis auf Thierſch und Scheidler geſagt und geſchrieben ward, keine geringe

bedingte Entsagung auf alle seine Rechte im Namen seiner Familie wie im eigenen ab, und am 12. hielt der nunmehr schon alt gewordene Graf von Artois unter dem Jubel der Royalisten einen feierlichen Einzug in Paris und nahm die Huldigung aller guten Franzosen für seinen Bruder, den künftigen König Ludwig XVIII., in Empfang. Am 14. ernannte ihn der Senat zum provisorischen Regenten bis zur Ankunft des Königs. Daß die Monarchen von Rußland und Preußen sich dabei nicht betheiligten, beweist, wie sehr sie auf Kaiser Franz Rücksicht nahmen, der erst am 15. in Paris eintraf.

Napoleon, der einstweilen in Fontainebleau blieb, behielt Marmonts Verabredung mit Schwarzenberg gemäß volle Freiheit und den souverainen Besitz der Insel Elba, mit 2½ Millionen jährlich, welche Frankreich zahlen sollte. Marie Louise wurde zur Großherzogin von Parma und Piacenza ernannt. Beide erhielten den Kaisertitel. Als dies in Ordnung war, entfernten sich die Marschälle einer nach dem andern von Fontainebleau, ohne Abschied zu nehmen. Die ältesten Waffenbrüder Napoleons verließen ihn im Unglück, um so schnell als möglich der neuen Regierung ihre Ergebenheit anzuzeigen. Selbst der alte Berthier, der tapfere Ney. Am längsten hielt nur Macdonald bei ihm aus, dem er am wenigsten zugethan gewesen war, dessen edler Charakter sich aber auch hier nicht verleugnete. Napoleon entließ ihn endlich mit vieler Rührung und forderte auch die wenigen andern, die noch bei ihm ausgeharrt hatten, auf, sich der neuen Regierung zu unterwerfen. Auch die Soldaten folgten dem Ruf ihrer Generale oder zerstreuten sich. Nur die Garde blieb. Die weiten Säle von Fontainebleau verödeten. Am 17. meldeten sich bei ihm die Commissäre der alliirten Mächte, die ihm nach Elba das Geleit geben sollten. Er empfing sie zuvorkommend und mit kaiserlicher Grazie, nur den preußischen Oberst Truchseß von Waldburg ließ er Unwillen fühlen. Die Besorgung seines Gepäcks hielt die Abreise bis zum 20. auf. Da ließ er noch einmal seine alte Garde paradiren und nahm

in einer herzerschütternden Rede von ihr Abschied. Die alten Grenadiere weinten. Er küßte ihren Adler, umarmte ihren General Petit und entriß sich ihrem Schmerze und ihren Liebkosungen, indem er mit seinem Großmarschall Bertrand und den Generalen Drouot und Cambronne, den letzten Gefährten seines Ruhms, in den Wagen stieg, dem die Commissäre folgten. Der Schutz derselben war ihm sehr nöthig, denn auf der Reise durch das südliche Frankreich lauerten ihm erbitterte Royalisten, die alte Partei der Sonnen- und Jesuscompagnien, auf und bedrohten sein Leben, hauptsächlich zu Avignon und Orgon, wo er sich nur durch eine Verkleidung rettete. Am 28. schiffte er sich in dem kleinen Hafen von St. Rapheau auf einem englischen Schiffe ein und landete am 4. Mai in Elba, an demselben Tage, an dem Ludwig XVIII. in Paris einzog.

Auf der Westseite des südlichen Frankreich standen sich noch immer Soult und Wellington gegenüber. Bei dem letzteren hatte sich der Herzog von Angoulême, ältester Sohn des Grafen von Artois, eingefunden, um die im Süden von jeher zahlreichen Royalisten für die Sache der Bourbons in Bewegung zu bringen. Soult zog sich nach dem Verlust von Bordeaux auf Toulouse zurück und befestigte sich daselbst. Wenn Suchet, der noch in Catalonien stand, ihm zugezogen wäre, würden sie stark genug gewesen seyn, Wellington zu überwältigen. Aber Suchet wollte allein handeln und kam nicht. Am 7. April erhielt Soult von Paris aus Nachricht der dort vorgegangenen Staatsveränderung und Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. Weil er aber zugleich erfuhr, welche Hoffnungen Napoleon noch in Fontainebleau hege, ignorirte er den empfangenen Befehl und lieferte Wellington noch am 10. April eine blutige Schlacht, in der von beiden Seiten 10,000 Mann getödtet oder verwundet wurden, und Wellington nur mit genauer Noth das Schlachtfeld behauptete. Erst am 18. schloß Soult, nachdem er von Napoleon selbst eine Weisung dazu erhalten hatte, und am 19. auch Suchet einen Waffenstillstand und

beide unterwarfen sich der neuen Regierung. Augereau that dasselbe am 16.

In gleicher Weise zog die Entscheidung in Paris auch das Ende des Kampfes in Italien nach sich. Hier hatte der Vicekönig Eugen den ganzen Winter über Mailand und die Lombardei gegen die Oesterreicher unter Bellegarde behauptet und einen Angriff des letztern am Mincio zurückgeschlagen, 1. Februar 1814. Nun ließ sich aber der charakterlose Murat einfallen, ihm den Krieg zu erklären. So lange Napoleon noch das Feld behauptete, machte Oesterreich sowohl Eugen als Murat Anträge, die von dem erstern trotz seiner engen Familienverbindung mit Bayern aus treuer Anhänglichkeit an Napoleon*) abgelehnt, von Murat aber begierig aufgegriffen wurden. Murat wollte König bleiben, Napoleons Macht war im Sinken, die Oesterreichs im Steigen. Er besann sich also nicht lange und schloß wirklich am 11. Januar einen Vertrag mit Oesterreich ab, den jedoch die andern alliirten Mächte weder unterzeichneten, noch billigten. Gesetzt, es wäre möglich gewesen, Marie Louise als Regentin in Frankreich durchzusetzen, so würde Oesterreich dort Einfluß erlangt und Murat sich demselben um den Preis seiner Erhaltung auf dem Thron gerne unterworfen haben. Eine solche Aussicht mußte den Mächten, die das Haus Bourbon begünstigten und dasselbe in Neapel wie in Frankreich restauriren wollten, höchlich mißfallen. Also betheiligten sie sich bei den Unterhandlungen Oesterreichs mit Murat nicht und England ließ sogar von Sicilien aus den Lord Bentink mit 8000 Mann in Livorno landen, um die Theilung Italiens zwischen Oesterreich und Murat, die der letztere vorgeschlagen hatte, im Interesse der Bourbons zu hindern, 9. März. Murat zog mit 22,000 Neapolitanern bis an den Po hinauf, blieb aber unthätig, weil seine Kriegslust durch Intriguen und Rücksichten aller Art gelähmt

*) In den Memoiren des Marschall Marmont (1856) wurde Eugen beschuldigt, mit Murat unter der Decke gespielt zu haben. Eugens Familie wurde deßhalb klagbar, und die Beschuldigung blieb unerwiesen.

war. Sein letztes Ziel war, mit Hülfe der Carbonari, die ihn deßwegen eifrig bearbeiteten, Italiens Einheit und nationale Selbständigkeit zu erkämpfen und dann an die Spitze der Nation zu treten. Die Carbonari im nördlichen Italien glaubten jedoch für diese Rolle den Vicekönig Eugen viel geeigneter und andere wollten gar keinen Fremden. Alle diese Umtriebe mußte Murat vor den Oesterreichern einstweilen verhehlen. Andrerseits wurde er von den Oesterreichern und sogar von Bentink geschont, damit er nicht in Versuchung gerathe, sich am Ende doch noch mit Eugen zu vereinigen. Die Nachrichten aus Paris machten aber aller Ungewißheit ein Ende. Eugen schloß mit Bellegarde am 23. April einen Vertrag, demzufolge alle Franzosen Italien räumen mußten, und auch Murat hielt es nun für gerathen, sich nach Neapel zurückzuziehen, froh genug, wenigstens von Oesterreich anerkannt zu seyn. Das Volk in Mailand hatte sich schon am 20. gegen die Franzosen und alle Franzosenfreunde erhoben und den in dieser Beziehung besonders verhaßten Finanzminister Prina nach langer Verfolgung und Marter mit Hämmern todtgeschlagen. Eugen entfloh nach Bayern, ohne in Tirol vom Volkshaß gefährdet zu werden, obgleich das Volk dort sehr unruhig war, durch den zurückgekehrten Speckbacher aufgeregt wurde und die Wiederkehr der kaiserlichen Regierung kaum erwarten konnte. Eine Mailänder Deputation sollte nach Paris gehen und von den Alliirten die Unabhängigkeit Italiens und die Gewährung einer Constitution erbitten, aber Kaiser Franz wies sie ab, „er werde seine Befehle nach Mailand senden.“ Bellegarde nahm die Lombardei als altes rechtmäßiges Erbe Oesterreichs in Besitz. Am 20. Mai zog auch bereits Victor Emanuel als König von Sardinien in Turin ein. Genua wurde von Bentink besetzt; die Engländer wollten ihre Hand in Italien behalten, bis die sämmtlichen neuen Territorialverhältnisse entschieden seyn würden.

Papst Pius VII. hielt am 24. Mai seinen feierlichen Einzug in Rom unter unermeßlichem Zulauf des gläubigen Volkes, 72

Jünglinge zogen seinen Wagen. Er trat in den Vollbesitz seines Kirchenstaats wieder ein, sammelte die Cardinäle um sich und übernahm wieder die große Leitung der römischen Kirche in ihrem weitesten Umfang. Dem schon früher in Rußland und Neapel wiedereingeführten Jesuitenorden gab er durch eine Bulle am 7. August seine alte Ausdehnung über das ganze Kirchengebiet zurück und stellte insbesondere für den Kirchenstaat am 15. desselben Monats auch alle andern klösterlichen Gemeinschaften wieder her. In seinen Bullen und Anreden an die Cardinäle sprach er den festen Glauben aus, daß die unerhörten Drangsale und Demüthigungen, welche die Kirche erlebt habe, ihr zum Heile gereichen würden. „Darin," sprach er am 26. Sept. zum Consistorium der Cardinäle, „darin besteht das Wesen jenes heiligsten Instituts, zu dem wir uns bekennen, daß, je mehr es angefochten wird, es seine Kraft desto stärker entwickele und je mächtiger man es niederdrückt, es sich um so höher erhebe."

Auch in den Niederlanden endeten die Feindseligkeiten. Maison schloß mit dem Kronprinzen von Schweden, der jetzt auch nach Paris reiste, um den allgemeinen Triumph mitzufeiern, am 7. April einen Waffenstillstand und unterwarf sich. Eben so Carnot. Dagegen wollte Davoust in Hamburg noch immer trotzen. Seine unbarmherzige Behandlung der Bürger verdoppelte sich, als die Stadt im October 1813 blokirt, im December von Bennigsen förmlich belagert wurde. Er ließ die schönen Vorstädte niederbrennen, 25,000 Einwohner aus der Stadt jagen, um die Lebensmittel für seine 32,000 Franzosen zu sparen, denn so stark war die Besatzung, und um diesen Leuten den Sold auszuzahlen, raubte er aus der Hamburger Bank 13 Millionen. Bennigsen betrieb die Belagerung absichtlich nicht energisch, um die Stadt zu schonen, Davoust behauptete sich daher, bis Paris erobert war. Aber vergebens gab man ihm die Nachricht, er nahm die Miene an, als glaube er nichts und ließ noch am 22. April auf die weiße Fahne schießen, die Bennigsen auf seinen Schanzen aufgesteckt hatte. Erst

am 30. unterwarf er sich, General Gerard übernahm das Commando der Franzosen in Hamburg und ließ Davoust in leichte Haft nehmen, mehr um ihn zu schützen, als um ihm zu schaden. Nicht seine Barbarei in Hamburg, sondern nur, daß er auf die weiße Fahne der Bourbons habe schießen lassen, wurde ihm zum Vorwurf gemacht. Er schrieb eine Vertheidigungsschrift, worin er sich auf Napoleons Befehle und seine Pflicht als dessen Untergebener berief und es geschah ihm weiter nichts zu leide. Die Hamburger bekamen auch nicht die mindeste Entschädigung.

Natürlicherweise fielen jetzt auch noch die übrigen Festungen welche diesseits des Rheins noch von Franzosen besetzt waren. Wittenberg war bereits am 13. Januar von den Preußen unter Tauentzien mit Sturm genommen und die tapfere Besatzung, nur noch 1500 Mann unter General Lapoype gefangen worden. Cüstrin ergab sich unter General Fournier d'Albe mit 5000 Mann an die preußische Landwehr unter General Hinrichs am 7. März; Glogau unter General Laplane mit noch kaum 3000 Mann an den General Heister am 17. April; Wesel unter General Bourke mit 3000 Mann und 400 Kanonen an den Prinzen Ludwig von Hessen-Homburg am 8. Mai; Magdeburg ergab sich unter General Lemarrois mit noch 18,000 Mann, 54 Feldgeschützen, 841 Festungskanonen und großen Vorräthen am 14. durch Capitulation ebenfalls an Tauentzien; Erfurt unter General d'Alton mit noch 2000 Mann an Kleist am 16.; Würzburgs Citadelle unter Tarreau mit nur 600 Mann an die Oesterreicher am 21. desselben Monats.

Mittlerweile waren auch die Napoleonischen Kerker in Frankreich selbst geöffnet und ausgeleert worden. Alle Staatsgefangenen wurden frei, alle Cardinäle und Bischöfe, ganze belgische Domcapitel, 236 geistliche Seminaristen von Gent, die Napoleon unter die Artilleristen gesteckt und in Wesel eingesperrt, 800 spanische Bauern, die er zu Galeerensclaven gemacht hatte, die als Räuber eingesperrten Gefährten Lützows und Hammersteins, endlich die von

Schills Heldenschaar noch einzig übrigen 120 Preußen, die als Galeerensclaven auf den hierischen Inseln hatten arbeiten müssen.*)

Ludwig XVIII., der bisher in England sein Asyl gefunden, war theils durch Gichtleiden, theils durch Politik abgehalten worden, sich früher einzufinden, verließ England nach einem feierlichen Abschied vom Prinz-Regenten Georg unter dem Jubel des Volks erst am 23. April, stieg bei Calais an's Land und hielt seinen Einzug in Paris als König am 4. Mai. Die Partei in Frankreich, die ihm anhing, war sehr klein. Durch die Revolution und durch die lange ruhmvolle Regierung Napoleons waren die Bourbons ziemlich vergessen und wegen der Ursachen, welche die Revolution verschuldet hatten, mehr verachtet als bemitleidet. Auch die alliirten Mächte, mit Ausnahme Englands, hatten beim Beginn des Kampfes an die Restauration der Bourbons nicht mehr gedacht. Anfangs glaubte man Napoleon auf dem Throne lassen zu dürfen. Nachher empfahl sich für Oesterreich die Regentschaft Marie Louisens, und erst um diese unmöglich zu machen, scheint Rußland die Bourbons begünstigt zu haben, deren Wiederherstellung von Anfang an nur England wollte. England überlegte einfach, daß mit Napoleon selbst nie ein dauerhafter Friede geschlossen werden könne, weil er nie ruhen würde, daß eine Regentschaft unter österreichischem Einfluß die englischen Interessen in Frankreich wie namentlich auch in Italien gefährden müsse, daß mithin die Bourbons wiederhergestellt werden müßten, die in ihrer Schwäche und Abhängigkeit vom Ausland die ungefährlichsten seyn würden. Diese Schwäche war es denn auch, was Talleyrand und was der republikanischen und constitutionellen Partei in Frankreich

*) Einer der merkwürdigsten deutschen Krieger, welche damals ihre Freiheit erhielten, war der österreichische Husarenoberst von Geramb. Als der schönste Offizier der österreichischen Armee und Liebling der Königin Karoline von Neapel, war er in deren Aufträgen auf einer Reise nach England gefangen und in Vincennes festgesetzt, hier aber so fromm geworden, daß er in ein Kloster der Trappisten ging.

ſelbſt ſo wohl gefiel. Je ſchwächer die neue Regierung, je freieren Spielraum bekamen die Parteien im Innern, wie die Diplomatie der auswärtigen Mächte. Daher die ſchnelle Allianz zwiſchen Talleyrand und den Parteien mit England und Rußland zur Reſtauration Ludwigs XVIII. Oeſterreich und Preußen hatten dabei das Nachſehen. — Durch den ſchon am 23. April mit der proviſoriſchen Regierung abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand hatten die Alliirten ſich die Abtretung aller Länder außerhalb des alten franzöſiſchen Königreichs, wie es am 1. Jan. 1792 beſtanden, ausbedungen, dagegen innerhalb dieſer Grenzen Frankreich ſeine Selbſtändigkeit, ſeine Feſtungen und allen ſeinen Beſitz garantirt. Keinerlei Contribution ward erhoben, auch von den geraubten Kunſtſchätzen nichts zurückgenommen. Nur die Preußen waren ſo frei, ſich die noch unausgepackte Victoria vom Brandenburger Thore wieder zurückzunehmen.*) Sie vor allen waren erbittert, daß Frankreich nach ſo viel Unheil, was es in Deutſchland angerichtet hatte, ſo ganz ſtraflos und ſo mächtig bleiben ſollte; aber von England und Rußland wurde wiederholt die Anſicht geltend gemacht, nicht nur das europäiſche Gleichgewicht erfordere, daß Frankreich eine ſtarke Macht bleibe, ſondern es ſey auch das beſte Mittel, die neue Regierung in Frankreich zu befeſtigen, wenn man um ihretwillen das Land ſchone. Die Großmuth der Alliirten ſey die Mitgift der Bourbonen, Frankreich werde das zu ehren wiſſen und fortan um ſo friedſamer den Bourbonen gehorchen. Dem pflichtete auch Oeſterreich bei. In dieſem Sinne wurde der förmliche Friedensabſchluß berathen. Unterdeß kam Marie Louiſe nach Rambouillet, um ihren kaiſerlichen Vater zu umarmen, wurde wieder ganz Erzherzogin und vergaß die Kaiſerkrone. Um die Parteien in Frankreich mög-

*) Sie wollten auch den Degen Friedrichs des Großen und die Fahnen von Jena wiederhaben, aber man ſagte ihnen, die Invaliden hätten den erſten zertreten und die letztern verbrannt. Zur Beſchwichtigung verbreitete man nachher die Meinung, jener von Napoleon aus Potsdam mitgenommene Degen ſey nicht echt geweſen.

lichſt zu verſöhnen, behandelte Kaiſer Alexander die Familienglieder und Diener Napoleons auf's freundlichſte und nöthigte dadurch auch die Bourbonen, ſie mit Achtung zu behandeln. Er beſuchte die Kaiſerin Joſephine in Malmaiſon, ließ ihren Sohn Eugen nach Paris kommen und umarmte ihn als „das Muſter der Prinzen", beehrte ſogar Ney mit ſeinem Beſuch und ſetzte durch, daß die liebenswürdige Königin Hortenſe in Paris bleiben durfte. Dieſe Dame bat den guten alten König Ludwig um ſeinen Schutz und gewann ſein Herz. Die unglückliche Joſephine vermochte jedoch den Kummer, der ſie verzehrte, nicht länger zu ertragen und ſtarb am 29. Mai.

Ludwig XVIII. wollte anfangs auf die Ideen Talleyrands nicht eingehen. Wenn er auch alt und erfahren genug war, um die abſolutiſtiſche Schwärmerei und die Rachegedanken der exaltirten Emigranten für unpraktiſch zu halten und daher eine Verfaſſung geben wollte, ſo hatte er doch nicht Unrecht, zu verlangen, daß die Verfaſſung von ihm ſelbſt ausgehe, ihm aber nicht von Talleyrand vorgeſchrieben werden müſſe. Als Talleyrand dieſe Geſinnung des Königs inne wurde, bewog er den Kaiſer Alexander, demſelben nach Compiègne entgegenzufahren und ihn zu bearbeiten. Gleichwohl nahm Ludwig XVIII. die von Talleyrand improviſirte Verfaſſung nicht an, ſondern zeigte ſich ſelbſtändig, indem er nicht als der vom Senat gewählte, ſondern als der rechtmäßige Erbkönig auftrat und dem Volk von ſich aus eine Verfaſſung gab, die übrigens im Weſentlichen mit der von Talleyrand übereinſtimmte. Nur den Senatoren waren ihre Rechte nicht mehr in dem Umfang gewährleiſtet, wie ſie ſich dieſelben eigennützig zuerkannt hatten. Die verrufenſten Namen des alten Convents wurden daraus entfernt, dagegen in die neue Pairskammer viel alter emigrirter Adel berufen. Der geſetzgebende Körper wurde als zweite Kammer belaſſen. Die neue Charte trat am 4. Juni in Wirkſamkeit.

Fünf Tage vorher waren auch die Unterhandlungen mit den Alliirten geſchloſſen worden und am 30. Mai wurde der Frieden

von Paris unterzeichnet.*) Frankreich behielt auf dem Festlande alles, was es am 1. Jan. 1792 beſeſſen hatte, auch Corſica, bekam aber dazu noch das vormals päpſtliche Avignon, den größten Theil von Savoyen, und mehrere Landſtrecken an den niederländiſchen und deutſchen Grenzen mit der Feſtung Landau, der Grafſchaft Mömpelgard, der alten Reichsſtadt Mühlhauſen. Auch ſeine Colonieen außerhalb Europa's bekam es zurück, außer der Inſeln Isle de France, Tabago und St. Lucie, welche bei England blieben. Endlich durfte es weder die geraubten Kunſtſchätze herausgeben, noch irgend Contribution, Kriegskoſten oder Entſchädigung für das in andern Ländern Erpreßte bezahlen. — England behielt außer den ſchon genannten franzöſiſchen Inſeln die reichen Colonien Hollands, das Cap und Ceylon, wogegen es Java und die kleineren Plätze wieder herausgab. Ferner behielt England das Schutzrecht über die frei erklärten joniſchen Inſeln, die wichtigen Inſeln Malta**) und Helgoland. Außerdem bekam es Hannover zurück und wurde ihm eine Vergrößerung in Norddeutſchland vorbehalten. — Rußland begnügte ſich, ſeine Hand einſtweilen auf das Großherzogthum Warſchau zu legen. — Oeſterreich nahm Illyrien, Ve-

*) Frankreich mußte dieſen Frieden den bevollmächtigten Miniſtern Metternich, Caſtlereagh, Neſſelrode und Hardenberg mit Renteninſcriptionen von je 1 Mill., den übrigen mit ſolchen von je einer halben Mill. Francs bezahlen.

**) Der Malteſerorden hatte ſich im Sturm der Zeit nur noch in Oeſterreich und auf den Inſeln Sicilien und Sardinien erhalten. Der ruſſiſche Kaiſer Alexander, ungleich ſeinem Vater Paul, wollte nichts mehr von ihm wiſſen und hob ihn für Rußland auf. Daſſelbe thaten alle continentalen Staaten und confiscirten die Güter des Ordens, mit Ausnahme Oeſterreichs. Der König von Preußen ſtiftete nur zur Erinnerung an die vormalige Großbalei Brandenburg den neuen Johanniterorden für den proteſtantiſchen Adel, 1810. Der letzte Großmeiſter des alten Ordens, Tommaſi, ſtarb 1805. Man wählte nur in Sicilien einen Statthalter des Magiſteriums, der nach der Reſtauration in Ferrara, ſeit 1834 in Rom ſeinen Sitz nahm. Oeſterreich und Neapel renovirten den Orden für ihre Staaten 1839 unter Anſchluß an das Magiſterium oder den Convent in Rom.

Menge ist, und man jeden Falls gestehen muß, daß der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen eine wichtige National-Einrichtung sehr ungerecht wäre.

Allein darf nun aus dieser vielfachen Beschäftigung, namentlich aber aus der großen Leidenschaftlichkeit, in welche die Partheien so oft verfielen, der Schluß gezogen werden, daß wirklich nicht Alles bei den Universitäten ist, wie es seyn sollte, daß **somewhat is rotton in Denmark**? Waren die vielfachen theils versuchten, theils wenigstens empfohlenen Heilmittel wirklich indicirt durch eine Krankheit, oder war es Unverstand und Muthwillen, mit der strotzenden Gesundheit nicht zufrieden zu seyn und sich zu bemühen, eine Arzneikrankheit herbeizuführen? Beides ist schon eifrigst behauptet worden. Wir unseres Theiles glauben, daß es bei dieser Meinungsverschiedenheit wie so häufig ging, daß nämlich beide Partheien Recht, beide aber auch Unrecht hatten. Wir meinen nämlich, daß allerdings in dem Zustande der Universitäten manches Unwünschenswerthe eingetreten ist, was wohl Veranlassung geben konnte, die frühere, mit den Bedürfnissen und Ansichten der Nation und ihrer Neigungen ganz übereinstimmende Beschaffenheit zu beklagen, und somit natürlich auch zur Aufsuchung von Heilmitteln anreizen mußte. Allein wir sind auch der Ueberzeugung, daß die Uebelstände mehr dunkel gefühlt, als klar erkannt, und somit ganz verkehrte Besserungsvorschläge gemacht worden sind, und daß namentlich Diejenigen in schwerem Irrthume sind, welche Alles verrottet finden und nur in der gänzlichen Umgestaltung Hülfe sehen, während einer Seits doch das wirklich Heilbare solche heroische Curen gar nicht bedarf, anderer Seits einige Uebelstände auf keine Art verbessert werden können, was man auch anwende, indem dieselben in der Natur der Sache und in der jetzigen ganzen Gestaltung unseres öffentlichen Lebens begründet sind.

Wir hoffen, unsere Ansicht klar vorlegen zu können, wenn wir zuerst nachweisen, in wie fern die Universitäten Deutschlands gegen ihre frühere Beschaffenheit und Stellung sich wirklich verschlimmert haben, sodann übergehen zur Darstellung und Kritik der Mittel, welche gegen diese Uebelstände angewendet oder auf eine Aufsehen erregende Weise vorgeschlagen worden sind, endlich aber diejenigen Maßregeln bezeichnen, welche wir für die geeignetsten halten, den Schaden zu heilen, so weit er nämlich heilbar ist. Möglicher

nedig und die Lombardei zurück, deßgleichen Tirol, wogegen Bayern Würzburg und Aſchaffenburg nahm, und behielt ſich auch noch den Beſitz Salzburgs, ſo wie des früher abgetretenen Theils von Gallizien bevor. Außerdem reſtaurirte Oeſterreich ſeine Erzherzoge in Toscana und Modena und erwarb Parma und Piacenza für Marie Louiſen. Der letzteren Sohn, Napoleon II., blieb unter dem Titel eines Herzogs von Reichſtadt beim Großvater in Wien. Erzherzog Ferdinand, bisher nach Salzburg und Würzburg verſchoben, kehrte nach Florenz zurück; da der letzte Herzog von Modena, Herkules, im Jahr 1803 geſtorben war, ſuccedirte ihm jetzt ſein Eidam, des Erzherzog Ferdinand *) Sohn, Erzherzog Franz, der den Familiennamen Modena-Eſte annahm. Die rechtmäßige Erbin von Parma wäre eigentlich eine andere Marie Louiſe geweſen, die ehemalige Königin von Etrurien, die ſchon im Januar durch Murat aus dem Kloſter in Rom befreit wurde, in das ſie Napoleons Tyrannei gebannt hatte und die ſpäter durch Lucca entſchädigt worden iſt. Murat behielt Neapel und wurde gegen die andern Großmächte durch Oeſterreich geſchützt, welches ſich auch der übrigen Napoleoniden annahm. Jerome erhielt unter dem Namen Graf von Montfort öſterreichiſchen Schutz, nachdem ihm und ſeiner Gemahlin auf der Flucht ihre Brillanten geraubt worden waren. **) Oeſterreich behielt das Veltlin, nachdem die Graubündter einen vergeblichen Verſuch gemacht hatten, es zu reclamiren. — Preußen nahm ſeine ehemaligen Länder jenſeits der Elbe wieder in Beſitz und erhielt Anwartſchaft auf die Rheinlande, die einſtweilen noch, wie die wenigen noch übrigen nord- und mitteldeutſchen Länder, deren Fürſten noch nicht reſtaurirt waren, im Namen der ſämmtlichen Alliirten unter Steins Adminiſtration blieben. Auch Neufchatel fiel wieder an Preußen. — Schweden bekam Norwegen.

*) Dieſer Ferdinand war ein jüngerer Bruder der Kaiſer Joſeph und Leopold.

**) Baſtide im Leben Talleyrands beſchuldigt dieſen, den Raub veranlaßt und die Beute getheilt zu haben.

Zwar machte der dänische Kronprinz Christian Friedrich noch für seine Person einen Versuch, sich dieses seit alter Zeit mit Dänemark eng verbundene Reich zu retten und die Norweger wählten ihn auch am 17. Mai zu Eidsvolk zum König; allein ihre Rüstungen reichten gegen die wohlgeschonten und zahlreichen Regimenter Bernadotte's nicht aus, nach einem nutzlosen und nicht sehr blutigen Kampfe legte der Prinz am 10. Oct. die Krone nieder und Norwegen huldigte dem König von Schweden, es blieb aber ein legislativ und administrativ getrenntes Reich. Dänemark behielt Schleswig und Holstein.

Noch blieben Puncte unerledigt, die für das europäische Gleichgewicht von größter Bedeutung waren, z. B. die Neugestaltung Deutschlands als eines Gesammtkörpers, nachdem die alte Reichsverfassung factisch nicht mehr bestand und ihre Wiederherstellung kaum möglich schien; das Geschick Polens, durch dessen Besitz Rußland ein unverhältmäßiges Uebergewicht zu erlangen und das europäische Gleichgewicht abermals zu stören schien; das Geschick Sachsens, Belgiens, Genuas ꝛc. Diese wichtigen Fragen sollten im Herbst auf einem großen Congreß aller Mächte in Wien entschieden werden.

Einstweilen wollte man noch die Flitterwochen des Sieges feiern. Sämmtliche Monarchen und ihre berühmten Feldherrn und Diplomaten wurden vom Prinz-Regenten nach London zu einem freundschaftlichen Besuch eingeladen. Das englische Volk wollte denen, die so lange ihr Blut für das englische Interesse hatten fließen lassen, einen großartigen Dank darbringen und dabei ein wenig mit seinem Reichthum prahlen. Die englischen Minister wollten zugleich die Gelegenheit benutzen, ihre continentalen Gäste für manches zu stimmen, was für England zum Vortheil war. Wenn man in London auf eine sehr auffallende Weise die Preußen mit Lorbeern überschüttete, so lag darin die versteckte Absicht, sie zu bestechen, um ihnen den Verlust von Ostfriesland und die Wegdrängung von der Nordsee, welche die englische Politik ihnen zu-

dachte, zu verſüßen. Nur der Kaiſer von Oeſterreich, deſſen Intereſſen in Italien wie in Frankreich durch die Engländer durchkreuzt worden waren, ging nicht mit nach London, ſondern kehrte nach Wien zurück, um die Vorbereitungen zum Congreß zu treffen. Die andern hohen Gäſte trafen am 7. Juni in London ein und wurden auf die ausgezeichnetſte Weiſe vom Prinz-Regenten und ſeiner Familie, von den Lords und dem ganzen Volk empfangen. Wo ſie ſich blicken ließen, umgab ſie eine jubelnde Menge und Feſt an Feſt drängte ſich, um ſie zu ehren. Niemand aber wurde ſo hoch gefeiert als der alte Blücher, den ſein König kurz vorher zum Fürſten von der Wahlſtadt erhoben hatte.*) Das Volk erdrückte ihn faſt mit Liebkoſungen und donnerte ihm die Lebehochs in reicherem Maaße zu, als den Monarchen. Die Damen zerriſſen ſeinen Federbuſch und jede wollte ein Andenken von ihm haben. Hatte ſchon ſein Ruhm alle Herzen gewonnen, ſo bezauberte ſie vollends ſein liebenswürdiger Anſtand, ſein ewig heiterer Humor. Jene Freudentage in London blieben indeß nicht ohne Aergerniß, indem der Prinz-Regent nirgends zugegen ſeyn wollte, wo ſeine ihm tief verhaßte Gemahlin war, dieſe aber ſich deſto ſchadenfroher vordrängte und dabei vom Volk begünſtigt war. Am 24. Juni nahmen die Monarchen wieder Abſchied, Blücher aber mußte noch länger bleiben. Als er am 11. Juli ſchied, trank er noch bei der Abfahrt zu Dover vor einer unermeßlichen Menge einen Becher auf das Wohl des engliſchen Volks.

Der König von Preußen reiſte nach Neufchatel in die Schweiz und erſt von da nach Berlin zurück, wo er am 7. Auguſt ſeinen feierlichen Einzug hielt durch das Brandenburger Thor, auf dem die Victoria mit den vier Roſſen wieder aufgerichtet war, diesmal aber anſtatt des frühern antiken Palladiums das „eiſerne Kreuz“

*) Auch Hardenberg wurde zum Fürſten ernannt; York, Bülow, Kleiſt, Tauentzien zu Grafen, der erſtere von Wartenburg, der andere von Dennewiz, der dritte von Nollendorf, der vierte von Wittenberg zubenannt. Auch Gneiſenau wurde Graf, jedoch ohne neuen Namen.

tragend, welches der König im Anfang des Krieges als neues Ehrenzeichen für die tapferſten ſeiner Krieger eingeführt hatte. Bevor er ſich in ſein Schloß begab, hielt er einen feierlichen Gottesdienſt unter freiem Himmel, dem der Klerus aller Confeſſionen beiwohnte. Unterm 17. September erklärte ſodann der Miniſter von Schukmann öffentlich, der König beabſichtige zur Wiedererweckung des religiöſen Sinnes eine neue Liturgie für die proteſtantiſche Kirche entwerfen zu laſſen und forderte die Geiſtlichen zu zweckmäßigen Vorſchlägen auf. Auch bildete ſich damals in Berlin die erſte große Bibelgeſellſchaft nach dem Muſter der ſeit 1804 in England beſtehenden großartigen Geſellſchaft für Verbreitung der h. Schrift. — Der Kaiſer von Oeſtereich reiste ebenfalls durch die Schweiz, von da nach Mailand und zurück über Tirol, wo das treue Volk ihm jede erdenkliche Liebe bewies.

Mittlerweile waren auch ſämmtliche alliirte Truppen aus Frankreich abgezogen und nur ein öſterreichiſches Beobachtungsheer blieb unter Schwarzenberg am Oberrhein, ein preußiſches unter Blücher am Niederrhein, ein engliſches in den Niederlanden. Alle dieſe Truppen, die zur Ueberwachung Frankreichs dienen ſollten, wurden nicht auf Frankreichs, ſondern auf Koſten der deutſchen Grenzländer verpflegt, in denen ſie ſtanden, ſo daß alſo den Deutſchen auch noch über den Sieg hinaus alle Koſten aufgebürdet wurden und Frankreich frei ausging. Zudem wurde das geſchwächte Frankreich plötzlich wieder ſtark und gefährlich. Alle Feſtungen waren ihm geblieben und über hunderttauſend rüſtige und kriegserfahrene Soldaten kamen aus der Gefangenſchaft zurück und verſtärkten ſein Heer. Napoleon ſelbſt war in Elba frei und ganz nahe. Nichts war mithin wahrſcheinlicher, als daß die Franzoſen in ihrem Uebermuth und aus Verachtung ſo ganz unbeſonnener Sieger bald die ihnen aufgedrungenen Bourbons wieder zum Lande hinauswerfen würden. Wellington ſagte beim Abſchied zu franzöſiſchen Emigrirten: ihr werdet wohl bald wieder nach England kommen. Auch Blücher theilte die Beſorgniſſe. Am klarſten und

freimüthigsten zeigte Görres im Rheinischen Merkur, welche Fehler man begangen, und sagte voraus, Frankreich werde sich neugestärkt bald wieder in Waffen erheben. Das aber, meinte er, habe das deutsche Volk nach so ungeheuren Opfern verdient, daß man es wenigstens sicher stelle vor neuen Uebergriffen Frankreichs, daß man ihm die alten Grenzen des Reichs zurückgebe und seine Macht zugleich innerlich stärke durch eine neue Reichsverfassung. Aber Gentz, Metternichs Feder, verwies ihm im „Boten von Tirol" (schon im Juli) seine patriotischen Klagen, verdächtigte ihn als einen deutschen Jakobiner und eröffnete damit jene verderbliche Polemik, die alles Zutrauen der patriotischen Volkspartei zu den Fürsten und Diplomaten vergiftete. Da alle Patrioten die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums wollten, waren sie (auch in Norddeutschland) eigentlich mehr österreichisch als preußisch gesinnt, was Metternich wohl hätte beherzigen dürfen. Aber Metternich ergriff Partei für die Rheinbundstaaten gegen Preußen und glaubte Preußen nicht besser moralisch schwächen zu können, als wenn er die Sympathien zerstörte, die es mit der Proclamation von Kalisch sich gewonnen hatte. Deßhalb erlaubte er Gentz, damals schon verächtlich vom „sogenannten Volk" zu reden und geradezu in Abrede zu stellen, daß der große Kampf gegen Napoleon ein Nationalkrieg gewesen sey. Es sey nur, behauptete er, ein Krieg der Fürsten gewesen, durchgeführt von gehorsamen Armeen. Die angebliche Theilnahme des Volks sey eben so illusorisch als irgend welches Recht, das sich das Volk dadurch erworben haben sollte. Von diesem Gesichtspuncte gingen auch die Rheinbundfürsten aus. Als die nassauische Landwehr aus Frankreich zurückkehrte, wurde sie auf Befehl des Herzogs entwaffnet und der Uniformen beraubt in ihre Dörfer heimgeschickt, ohne Dank, ohne Lohn, viele ohne Rock und Hut. Der rheinische Merkur wurde in Bayern und Württemberg verboten, die Feier des 18. October untersagt oder verkümmert.

Den herbsten Undank erfuhren die Spanier. In Folge der

französischen Niederlagen waren die Cortes mit der Regentschaft am 14. Jan. 1814 von der Insel Leon nach der Hauptstadt Madrid übergesiedelt. Hier im Herzen Altspaniens war die Luft den Liberalen minder günstig, als in der Handelsstadt Cadix am Meere. Durch Neuwahlen waren viele Servile in ihren Schooß eingedrungen, dennoch hatten die Liberalen noch die Mehrheit und ersetzten durch kecke Zuversicht, was ihnen an Ansehen und Vertrauen beim Volke abging. Unter ihrem Einfluß beging die Regentschaft den groben Verstoß, den Vertrag, den Ferdinand VII. mit Napoleon zu Valencay abgeschlossen hatte, nicht anzuerkennen und sich dabei auf das Gesetz zu berufen, in welchem die Cortes im Voraus alles für ungültig erklärt hatten, zu was der König während seiner Gefangenschaft etwa gezwungen oder verführt werden könne. Ferdinand sah sich nun außer Stand, die ihm von Napoleon gestellten Bedingungen zu erfüllen und wurde noch länger von ihm zurückbehalten. Die Regentschaft und die Cortes waren es, die seine Gefangenschaft verlängerten, was ihn natürlicherweise tief erbittern mußte. Zum Ueberfluß faßten die Cortes am 22. Febr. nach einer sehr stürmischen Sitzung den Beschluß, den König nicht eher anzuerkennen, als bis er die Verfassung beschworen haben würde. Die Serviken und unter ihnen am lebhaftesten Reyna kämpften vergebens dagegen, protestirten aber im Namen des Königs, der nicht von der Wahl der Cortes abhänge, sondern geborner Monarch sey.

Inzwischen kam Napoleon in immer größere Noth und gab Ferdinand VII. ohne eine Bedingung frei. Derselbe verließ Valencay am 13. März, wurde aber am 23. an der Grenze zu Girona von Suchet aufgehalten und mußte erst einen Befehl erlassen, demzufolge die französischen Besatzungen in den nach rückwärts liegenden festen Plätzen freien Abzug erhalten sollten. Im Vertrauen auf die Vollziehung dieses Befehles ließ sodann Suchet unter großen wechselseitigen Höflichkeiten den König weiter reisen und behielt nur dessen Bruder Don Carlos als Geißel zurück. Die Ca-

talanen strömten in Masse herbei, ihren befreiten König willkommen zu heißen, und Ferdinand konnte bald erkennen, das Volk sey ihm viel ergebener, als die Cortes. Am 6. April kam er nach Saragossa, begleitet von dem gleichfalls frei gewordenen Palafox. Das Volk dieser vielgetreuen Stadt berauschte sich in der Wonne des Wiedersehens und die schönsten Damen zogen mit bunten Bändern den königlichen Wagen durch die Straßen. Hier wurde am 11. ein geheimer Rath gehalten, was der König gegenüber den Cortes thun solle. Alle Anhänger des Königs riethen, sie nicht anzuerkennen, nur Palafox allein warnte vor extremen Schritten. Der König ließ die Sache noch dahin gestellt, beschloß aber, noch nicht nach Madrid, sondern erst nach Valencia zu reisen, sich von der günstigen Stimmung des Volks noch besser zu überzeugen und die Cortes in banger Erwartung zu lassen. Valencia, wohin Ferdinand am 16. kam, erfüllte alle seine Wünsche. Die Besatzung unter General Elio schwur die Rechte seines Thrones zu schützen und rief durch alle Straßen denen Tod zu, die anders dächten. Als sich ihm nun hier als Präsident der Regentschaft von Madrid kommend der alte Cardinal Louis de Bourbon, Vetter des Königs und Schwager des Friedensfürsten, vorstellte, reichte er demselben nur kalt und stolz die Hand zum Kusse hin. Das Zuströmen der Großen des Reichs, der Geistlichkeit, der servilen Parteihäupter und der Deputationen aufrichtig treuer Spanier, die in der Liebe zum Alten nie gewankt, nahm von Tage zu Tage zu und ließ dem König keinen Zweifel mehr, daß er alles wagen dürfe.

Unter diesen Einflüssen erließ er am 4. Mai in Valencia eine strenge Proclamation, in welcher er die Auflösung der bisherigen usurpatorischen Cortes aussprach und alle ihre Handlungen für ungültig erklärte, dagegen die Einberufung der alten rechtmäßigen und landesüblichen Cortes, sowie die Achtung aller Rechte des Volks und Förderung seines Glücks zusicherte. Zugleich wurden geheime Befehle nach Madrid geschickt und durch General Eguia daselbst in der Nacht vom 10. zum 11. Mai die beiden noch dort

weilenden Regentſchaftsmitglieder Agar und Ciscar, einige Miniſter und etwa 40 Cortesmitglieder als Häupter der liberalen Partei verhaftet. Das Volk äußerte laute Freude darüber und empfing den König, der am 13. anlangte, mit unermeßlichem Jubel und Gepränge. Alles ſtrömte ihm ſchon ſieben Meilen weit entgegen und von Aranjuez bis Madrid wurde ſein Wagen nicht mehr von Pferden, ſondern von Menſchen gezogen, die nicht aufhörten, ihm Glück zu wünſchen.

Die Unterdrückung der Liberalen war ſehr populär und würde auch ohne den König erfolgt ſeyn, denn die von dieſer Partei gepredigte franzöſiſche Philoſophie paßte nun einmal nicht zum ſpaniſchen Volke. Aber der König handelte doch nicht im Sinne dieſes edlen Volkes und verſtand es nicht, in großherziger Weiſe denen die Hand zu bieten, die während ſeiner Verbannung für ſeine Rechte gekämpft hatten, und einer Nation, die ihm ſo hohe Treue bewieſen, den vollen Genuß des endlichen Sieges und Friedens zu gewähren. Denn er verfolgte von nun an nicht blos die Liberalen, die in Cadix unvolksthümliche Geſetze gemacht hatten, ſondern auch die Generale und Guerilleros, die ihr Leben für ihn eingeſetzt hatten. Selbſt die treueſten Helden wurden ihm verdächtig, wenn ſie nur freimüthig waren und ihm Mäßigung und Milde empfahlen. Er wies alle Ehrenmänner von ſich und umgab ſich nur mit dem Auswurf der ſervilen Partei, deren Verdächtigungen noch öfter die Unſchuld oder das Verdienſt trafen, als die wirklich Compromittirten. Dabei entwickelte er eine ſeltene Tücke des Charakters, die Vertrauen heuchelte und ſelbſt Liebkoſungen ſpendete, wo ſie tödtlich verderben wollte. Es wurde ſprichwörtlich in Spanien, wen der König hängen laſſen wolle, mit dem rauche er vorher eine Cigarre. Die traurige Folge dieſes Syſtems war, daß ſich eine Menge Spanier, die vorher nichts von den Liberalen gewollt hatten, jetzt erſt mit denſelben vereinigten, um der königlichen Bosheit Schranken zu ſetzen. Das Volk, das ſo männlich für die Rechte ſeines Königs gekämpft, durfte auch ſeine edelſten

Vertreter im Rathe des Königs zu sehn verlangen. Die alten Cortes waren gesetzlich, der König hatte ihre Wiedereinberufung zugesagt, brach aber sein Wort und regierte mit einer so absolutistischen Willkür als möglich. Vergebens reiste Wellington im Spätsommer nach Madrid, ihn einigermaßen zur Vernunft zu bringen. Ein dumpfes Unbehagen ging durch ganz Spanien; das Volk, anstatt die wohlverdiente Ruhe zu genießen, gerieth in neue Aufregung. Schon im Herbst ließ sich Mina von seinem Feuer hinreißen, eine Empörung zu versuchen, die aber bald unterdrückt wurde. Doch glühte die geheime Wuth im Volke fort und stürzte Spanien wenig Jahre später in alle Greuel des Bürgerkriegs.

Von noch längerer Dauer sollten die unglücklichen Bürgerkriege seyn, die mit den ersten Unabhängigkeitserklärungen in den spanischen Colonien Mittel- und Südamerikas begonnen hatten. Sie dauern bis heute fort. Die amerikanischen Spanier haben durch die Freiheit nichts gewonnen. Ueberall, wo sie Republiken gründeten, wurden diese ein Spielball ehrgeiziger und habgieriger Generale, die einander wechselseitig verdrängten und unter deren Herrschaft nirgends weder die Freiheit, noch die Bildung gedeihen konnte. Die Kirche wurde bald geplündert, bald wieder geliebkost, verwilderte aber auch da, wo sie im größten Ansehen blieb, theils weil sich die Geistlichkeit zu viel in weltliche Parteikämpfe mischte, theils weil das noble Altspanierthum der Gemeinheit der bunten Hautfarbe erlag.

Die Unnatur des Continentalsystems hatte noch kurz vor Napoleons Ueberwältigung einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England veranlaßt. Präsident Jefferson hatte am 17. März 1808 das Non-intercourse-Gesetz beim Congreß durchgesetzt, demzufolge nordamerikanische Schiffe nicht mehr in englische und französische Häfen einlaufen sollten, weil dort keine Freiheit der Flaggen mehr galt. Napoleon kam den Nordamerikanern zuerst wieder entgegen und nun hob auch der

Congreß das Nichtverkehrsgeſetz für Frankreich auf, 2. Nov. 1810. Der engliſche Geſandte Erskine in Washington verſprach gleiches Entgegenkommen von England und Zurücknahme der ſtrengen engliſchen Geſetze in Bezug auf die Schiffe der Vereinigten Staaten, das Miniſterium aber desavouirte ihn und es kam bald zu Reibungen. Engliſche Schiffe caperten die amerikaniſchen Kauffahrer weg, die nach franzöſiſchen Häfen fuhren, und der Congreß erklärte an England förmlich den Krieg, 18. Juni 1812. Wir werden dieſen Krieg ſpäter im Zuſammenhange der amerikaniſchen Geſchichte näher betrachten und bemerken hier nur, daß er nicht ſehr thatenreich war, nur daß die Engländer, die nie mehr als 14,000 Mann beiſammen hatten, die Stadt Washington verbrannten, aber am 7. Jan. 1815 vor New-Orleans durch General Jackſon unter ungeheurem Verluſt zurückgeſchlagen wurde. Während dieſer Sieg mit unendlichem Jubel durch ganz Amerika gefeiert wurden, kam am 17. Febr. die Nachricht an, die von beiden Theilen beſtellten Friedensunterhändler hätten zu Gent unter den Auſpicien des zum Schiedsrichter gewählten neuen Königs der Niederlande bereits am 8. Weihnachtstage des eben verfloſſenen Jahres den Frieden abgeſchloſſen, der nun auch ratificirt wurde. — Dieſer amerikaniſche Krieg brachte den ſtolzen und egoiſtiſchen Engländern keine Ehre und keinen Vortheil, ſondern erhöhte nur das Selbſtgefühl der Amerikaner.

Mißverſtändniſſe wegen bemerken wir übrigens, daß wir uns dabei auf die reindeutſchen und die preußiſchen Univerſitäten beſchränken, die öſterreichiſchen aber, als unter ganz anderen Bedingungen ſtehend und weſentlich anders organiſirt und geleitet, als außerhalb des Kreiſes unſerer Betrachtung liegend erachten.

Was nun zuerſt die weſentlichen Uebelſtände der deutſchen Hochſchulen betrifft, ſo laſſen ſich dieſelben unſeres Bedünkens unter drei Rubriken zuſammenfaſſen, nämlich unter die theils abſolute, theils relative Verminderung ihrer Wichtigkeit, unter den Mangel an Pietät von Seiten der Schüler gegen die Lehrer, und unter die Verkehrtheit des politiſchen Treibens mancher Mitglieder.

Dieſer und jener unſerer Leſer wird vielleicht über die Formulirung des erſten von uns bezeichneten Uebelſtandes ſtaunen. Warum, dieſe Frage liegt nahe, ſollten jetzt die Anſtalten zur Vollendung der wiſſenſchaftlichen Bildung in Deutſchland von geringerem Werthe geworden ſeyn? Iſt doch die Liebe zum Wiſſen, und überhaupt die Bildung der Nation ſicherlich nicht im Sinken, noch auch in der bewegteren Zeit das praktiſche Bedürfniß an wohlunterrichteten Männern geringer als ſonſt. Wie große Intelligenz können nur die vielen Ständeverſammlungen, die allmählich überall richtiger organiſirten und mit höheren Anſprüchen an ihre Beamten auftretenden Verwaltungen conſumiren! — Unſtreitig; allein dennoch iſt eine Reihe von Umſtänden eingetreten, welche theils überhaupt die Bildung auf einer Hochſchule als minder nothwendig und ſogar als weniger vollendend erſcheinen laſſen, theils wenigſtens dieſe Anſtalten, gegenüber von andern Theilen des öffentlichen Lebens in den Hintergrund drängen, ſomit Umſtände, welche die abſolute oder die relative Wichtigkeit der Univerſitäten wirklich vermindern.

Wir fürchten wirklich kaum einen Widerſpruch in der Aufzählung der folgenden Gründe einer abſoluten Werthverminderung. Vorerſt iſt doch wohl unzweifelhaft, daß die Literatur in allen Theilen ſo umfaſſend geworden iſt, und ſo viele Meiſterwerke aufzuzählen hat, daß wirklich nur in ſehr wenigen Fällen die gänzliche Unmöglichkeit einer vollendeten Bildung ohne mündlichen Unterricht wird bewieſen werden können. Zwar iſt ganz richtig, daß der Selbſtunterricht aus gedruckten Werken für den Anfänger in einer Wiſſenſchaft bei weitem ſchwieriger iſt, daß namentlich ein weit größerer Zeitaufwand erfordert wird, um ohne Führer an das Ziel

Zwölftes Buch.

Europas Neugestaltung im Jahr 1815.

Gegen Ende des September 1814 fanden sich von allen Seiten die Monarchen und ihre ausgezeichnetsten Staatsmänner, deßgleichen die Vertreter der kleinen und kleinsten noch bestehenden, oder schon mediatisirten Staaten und zahllose andere Gäste, die mehr nur Neugier antrieb, zum großen Congreß in Wien ein. Am feierlichsten war der gemeinschaftliche Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen am 25. September. Schon vorher waren die Könige von Dänemark und von Würtemberg, bald nachher der König von Bayern eingetroffen. Von den andern größern Staaten kamen nur bevollmächtigte Minister. England sandte den Lord Castlereagh und für Hannover den Grafen von Münster, Frankreich den Fürsten von Talleyrand, Schweden den Grafen Löwenhjelm, Spanien den Ritter Labrador, Portugal den Grafen von Palmella, der Papst den Cardinal Consalvi. Bei den commissarischen Verhandlungen ließen sich Oesterreich durch den Fürsten Metternich und Herrn von Wessenberg, Preußen durch den Fürsten von Hardenberg und Freiherrn Wilhelm von Humboldt, Rußland durch den Grafen Nesselrode, Bayern durch den Fürsten von Wrede vertreten, Dänemark durch den Grafen von Bernstorf, Sardinien durch den Marquis de St. Marsan, Holland

durch den Freiherrn von Gagern. Das Protocoll der Plenarsitzungen führte Herr von Gentz.

Der Kaiser von Oesterreich übte eine großartige Gastfreundschaft. Die fremden Fürsten und vornehmen Gäste hatten ihre Damen mitgebracht. Fest reihte sich an Fest. Dejeuners, Diners, Soupers, Bälle, Theater, Opern, Concerte, Feuerwerke, Feengärten, Volksfeste, Paraden, Manoeuvres ꝛc. wechselten ab mit Lustpartien in der Umgegend, Lustfahrten auf der Donau, im Herbst und Winter mit Jagden, Maskeraden, Schlittenpartien ꝛc. Kaiser Franz verwendete auf die Unterhaltung seiner Gäste mehr als 30 Millionen.

Mitten im Taumel dieser Vergnügungen wurden sehr ernste Verhandlungen gepflogen, mit denen es aber nicht recht vorwärts gehen wollte und die von vorn herein wenigstens in Deutschland mit Mißtrauen begrüßt wurden, weil man es hier nicht verschmerzen konnte, daß Frankreich, eben erst besiegt, schon wieder eine Stimme auf dem europäischen Congreß führen und die übrigen Mächte durch seine Intriguen uneinig machen und verhetzen durfte. Auch Talleyrands Persönlichkeit flößte Abscheu ein, denn man hatte nicht vergessen, welche Rolle derselbe auf dem Congreß in Rastadt, bei der Beraubung und Zerstückelung des deutschen Reichs gespielt hatte. Es empörte, daß ein solcher Mann jetzt mit zu Gericht sitzen sollte über die Neugestaltung Europas und insbesondere auch Deutschlands.

Nachdem Frankreich, von dem allein alles bisherige Unheil ausgegangen war, durch den Pariser Frieden in seine Schranken zurückgewiesen war, schien nichts natürlicher, als das durch jenes Frankreich zerrüttete deutsche Reich in den alten Stand der Macht und Ehre wieder einzusetzen. Auch hatte die Proclamation von Kalisch es verheißen und ganz in dem nämlichen Sinn hatten sich auch die österreichischen Proclamationen schon im Jahr 1809 ausgesprochen. Man hätte nun meinen sollen, Oesterreich werde die Idee festhalten, Rußland und Preußen wegen der Zusagen von

Kalisch beim Wort nehmen und „die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs", die darin ausdrücklich verheißen worden war, hauptsächlich im eigenen Interesse durchführen, denn Kaiser Franz war immer noch erwählter römischer Kaiser und die erzwungene Niederlegung dieses Titels konnte jeden Augenblick zurückgenommen werden. Für die Einheit des Reichs unter einem Kaiser schwärmten damals sogar die norddeutschen Protestanten; außerdem aber fand Oesterreich die zahlreichsten und wärmsten Sympathien in seinen verlorenen Provinzen, dem burgundischen Kreise (Belgien), im ehemaligen Vorderösterreich (Oberschwaben und Schwarzwald), deßgleichen in sämmtlichen säcularisirten und mediatisirten Landen und Städten, hauptsächlich in den rheinischen, westphälischen, fränkischen Bisthümern. Allein Kaiser Franz trat schon im August 1813 in die Allianz mit dem klaren Vorsatz ein, die deutsche Kaiserkrone nicht wieder anzunehmen und gerade er war es, der sich zuerst und am entschiedensten dem Geiste widersetzte, der die Proclamation von Kalisch durchdrang. Er und Metternich sahen in der Wiederaufnahme der deutschen Kaiserwürde weit mehr eine Gefahr, als einen Vortheil für Haus Oesterreich. Eine Gefahr nämlich, weil alle auswärtigen Mächte ein Interesse hatten, Deutschlands Wiedergeburt und Einheit zu hintertreiben, und weil auch innerhalb des deutschen Reichsgebietes selbst Preußen und Bayern schon zu mächtig waren, um sich wieder einem Kaiser unterwerfen zu können. Wie fest bereits Oesterreich entschlossen war, nicht zum alten Reiche zurückzustreben, erhellt am deutlichsten aus dem Vertrage von Ried, den es schon im October 1813 mit Bayern einging, und aus der Schnelligkeit, mit dem es allen Rheinbundfürsten die Arme öffnete, um sich ihrer gegen Preußen und die deutsche Einheitspartei zu bedienen. Nachdem das nun schon alles vorausgegangen war, erklärt sich leicht, warum sich Oesterreich und Preußen mit England und Rußland noch mitten im Kriege auf französischem Boden in dem Augenblick, in welchem sie anderweitige Zwistigkeiten ausglichen, auch dahin vereinigten, die Proclamation von

Kalisch feierlich zu verleugnen und (gleich im ersten geheimen Artikel des Vertrags von Chaumont) als Grundsatz aufstellten, Deutschland solle nicht wieder ein einiges Reich, sondern nur ein Bund unabhängiger Fürsten werden.

Was also die Hauptsache hätte seyn sollen, die Wiederherstellung des deutschen Reichs, war auf dem Wiener Congreß von vorn herein beseitigt und der letztere hatte keinen andern Zweck mehr, als die aus der großen napoleonischen Beute noch übrigen Länder unter die Sieger dergestalt zu vertheilen, daß keiner zu viel bekam und etwa dadurch ein Uebergewicht erlangte, welches den andern bedrohlich wäre und dem europäischen Gleichgewicht widersprechen würde. Daß bei diesen allgemein europäischen Fragen die Stimme kleiner Staaten vollkommen überflüssig war, versteht sich von selbst. Sie konnten keine Macht in die Wagschale legen, sie konnten die Verhandlungen nur verlängern und durch Ausplaudern schaden. Man ließ sie also bei Seite und wählte einen Ausschuß von acht Großmächten, Oesterreich, Rußland, England, Frankreich, Spanien, Preußen, Schweden und Portugal, die allein über die Hauptfragen entscheiden sollten, während dagegen für separate Gegenstände, z. B. die Angelegenheiten des künftigen deutschen Fürstenbundes, der Schweizer Eidgenossenschaft, der Niederlande, Sardiniens ꝛc. besondere Commissionen gewählt wurden. Jener Hauptausschuß der acht Mächte erregte großen Widerspruch und Aerger unter den kleinern Mächten, da Dänemark, Bayern, Sardinien, Neapel ꝛc. ausgeschlossen waren, die sich doch für so mächtig und bedeutend hielten, wie Portugal. Allein die Großen achteten auf dergleichen Reclamationen aus guten Gründen nicht.

Allen Streitfragen des Congresses stand in erster Linie voran die neue Theilung Polens, für die ein Ausschuß der fünf Großmächte allein (mit Ausschluß von Spanien, Schweden und Portugal) niedergesetzt wurde, der auch nicht einmal dem Achterausschuß Vorlagen zu machen hatte, sondern allein entschied. Von dieser Frage hingen mehr oder weniger alle andern ab, denn Rußland

machte, was es den andern bewilligte, von dem abhängig, was ihm bewilligt wurde. Sachsen hatte durch sein Benehmen den Besitz des Großherzogthums Warschau verwirkt und Kaiser Alexander hatte es bereits seiner ganzen Ausdehnung nach provisorisch besetzt. Da nun aber derselbe im Frieden von Tilsit ein Stück von Preußisch-Polen und im Frieden von Wien ein Stück von Oesterreichisch-Galizien als napoleonisches Geschenk erhalten hatte, so schien er durch den Besitz so vieler neuen Erwerbungen an den Westgrenzen seines unermeßlichen Reiches doch gar zu übermächtig zu werden. Oesterreich und England erklärten sich daher entschieden gegen die russischen Ansprüche. Preußen aber war für Rußland gewonnen, weil ihm Rußland den Besitz des ganzen Königreichs Sachsen garantirte. Bei dieser heikeln Verhandlung hatte Talleyrand die erste günstige Gelegenheit, die Stimme des besiegten Staats unter die hadernden Stimmen der Sieger einzumischen und sogar zur entscheidenden zu machen. Je mehr er sich auf die Seite Oesterreichs und Englands stellte, um so mehr Achtung verschafften diese hinwiederum dem französischen Votum. Kaiser Alexander konnte sich nicht enthalten, dem Fürsten Talleyrand einmal zu sagen: „ich hätte von Frankreich mehr Dankbarkeit erwartet.“ Man konnte nicht einig werden, man zog sich von einander zurück, man drohte sich, ja man griff schon an das Schwert, während Wien noch immerfort Feste gab und der äußere Schein der innigsten Allianz nicht aufgegeben wurde. Kaiser Alexander erlaubte seinem Bruder Constantin, den er den Polen als Vicekönig zugedacht hatte (in einem Verhältniß, wie das Eugens zu Napoleon gewesen war), in einem Aufruf vom 11. Dezember, alle Polen in die Waffen zu rufen, um die Unabhängigkeit und „das politische Daseyn“ ihrer Nation zu behaupten. So bediente sich Rußland, indem es Polen verschlingen wollte, der patriotischen Sprache Kosciuszko's. Dagegen schlossen Oesterreich, England und Frankreich am 3. Jan. 1815 einen geheimen Bund, um Rußland und Preu-

ſien nöthigenfalls mit Waffengewalt zum Abſtehen von ihren Forderungen in Bezug auf Polen und Sachſen zu zwingen.

Man ließ es jedoch nicht zum äußerſten kommen, ſondern die drei weſtlichen Mächte glichen ſich mit Rußland auf Koſten Preußens aus. Preußen hatte daß Mißgeſchick, nachdem es verhältnißmäßig das meiſte und beſte im Kriege gethan hatte, im Frieden für alle andern der Sündenbock werden zu müſſen. Das Geſpenſt des „Sicharrondirens," womit Haugwitz ſo lange geplagt worden war, ſtörte auch dem Fürſten Hardenberg die nächtliche Ruhe. Man ſah, wie Oeſterreich die Niederlande und Oberſchwaben aufopferte, um ſich mit dem nähern Venedig beſſer zu arrondiren. Man hatte früher um jeden Preis ſich mit Hannover arrondiren wollen. Alſo lag es nahe, daß man ſich von der Ausſicht, ſich mit Sachſen zu arrondiren, beſtechen und gänzlich verblenden ließ. Rußland hatte hoch und theuer gelobt, ganz Sachſen ſolle preußiſch werden, unter der Bedingung, daß Polen ruſſiſch würde. Die ſchlaue Diplomatie der übrigen Mächte ließ aber Preußen in der Täuſchung, ſie würde ſeinen Anſprüchen auf Sachſen nachgeben, bis ſie von Preußen unwiderruflich anderartige Zugeſtändniſſe erlangt hatte. Altpreußiſche Provinzen waren Anſpach und Bayreuth, es mußte Preußen daran liegen, durch ſie den Fuß in Süddeutſchland zu haben; allein es machte keinen Anſpruch mehr darauf und überließ ſie Bayern aus Rückſicht auf Oeſterreich. Eine altpreußiſche Provinz war auch Oſtfriesland und dem Fürſten von Hardenberg hätte alles daran liegen müſſen, durch dieſes Land Preußen die einzige Verbindung mit der Nordſee zu erhalten, allein indem ihm England täglich Hoffnung auf Sachſen machte, überließ er dieſe unerſetzliche Provinz an Hannover. Nichts beweiſt deutlicher, wie wenig Hardenberg den Ruhm eines Staatsmannes verdient hat. Alſo von der Nordſee wie von Süddeutſchland ließ Preußen ſich ausſchließen einzig um Sachſen zu gewinnen. Aber es war Niemand Ernſt, ihm Sachſen zu geben. Im Gegentheil verlockte man Preußen zu dieſem Anſpruch nur, um es der

Popularität zu berauben, die es während des Krieges genossen hatte. Der Staat, von dem die heiligste Begeisterung und die großartigsten Ideen ausgegangen waren, sollte jetzt als in kleinlicher Habgier befangen erscheinen. Es gelang nur zu gut. Die Begeisterung verschwand, ein jüdisches Mäkeln und Schachern und der tiefe Aerger darüber blieben allein übrig. Nach dem Vertrage am 3. Jan. hätte es zum offenen Kriege kommen müssen, wenn nicht die drei westlichen Mächte, um einen solchen Scandal zu verhüten, am Ende doch vorgezogen hätten, Rußland im Wesentlichen nachzugeben unter der Bedingung, daß es Preußen nicht ferner unterstütze. Man kam überein, daß Rußland von Polen nur den im Wiener Frieden von Oesterreich abgerissenen Theil Galiziens zurückgeben, das Gebiet von Posen an Preußen abtreten und Krakau eine freie Stadt seyn lassen sollte, das ganze übrige Großherzogthum Warschau aber sammt dem im Tilsiter Frieden von Preußen weggerissenen Bezirk von Bialystok behalten solle, daß dagegen Preußen nur den kleineren, ärmeren, städteleseren Theil des nördlichen Sachsen bekommen, den reicheren Theil im Süden aber mit den Städten Dresden und Leipzig dem König von Sachsen verbleiben solle. Sobald Kaiser Alexander das Wesentliche hatte und sich nur zu unbedeutenden Abtretungen veranlaßt sah, besann er sich keinen Augenblick, Preußen seinen bisherigen Schutz aufzukündigen. Die Verzichtleistung auf das ganze Sachsen wurde Preußen schon am 8. Februar abgenöthigt und dann erst am 11. die Abtretung Warschaus an Rußland unterzeichnet. Somit hatte Napoleons spätere Rückkehr auf diesen Gang der Dinge keinen Einfluß. Mit großem Glück machte Talleyrand und machte auch die englische Presse zur Vertheidigung des Königs von Sachsen die Grundsätze der Legitimität geltend. Nach denselben Grundsätzen hätte aber auch Kaiser Franz wieder die deutsche Kaiserkrone und Preußen Ostfriesland und die fränkischen Markgrafschaften zurückerhalten müssen. Die vielberühmte Legitimität galt nicht ein Haarbreit weiter, als das Interesse der Mächtigen ihrer bedurfte.

Die nächstwichtigste Angelegenheit betraf die Niederlande. Holland hatte den Sohn seines letzten Erbstatthalters, Wilhelm, als Souverain angenommen. Belgien war von Frankreich abgerissen und von Oesterreich aufgegeben. Wer sollte diese reiche und wichtige Provinz bekommen? Nur nicht Preußen, darüber waren alle einig. Während man Preußen die rheinischen Bisthümer zu Cleve gab und es als Hauptmacht zur Bewachung Frankreichs am Niederrhein aufstellte, wollte man ihm doch um keinen Preis den Vortheil der Meeresküste gönnen. Man stellte es überall dahin, wo es in Gefahr war, nirgends wo ihm ein echter sicherer Gewinn erwachsen wäre. Der Prinz-Regent von England hatte damals die Absicht, seine Tochter Charlotte mit Wilhelm, dem neuen Souverain von Holland, zu vermählen und schlug deßhalb vor, Holland mit Belgien zu vereinigen. Seine Absicht war, die politische Vormundschaft über beide Länder zu übernehmen, er bediente sich aber des Vorwandes, Holland sey ein zu schwaches Bollwerk gegen Frankreich, man müsse es verstärken, um Europa wirksamer gegen einen Angriff Frankreichs zu schützen. Hatte nun England den Russen in Bezug auf Polen nachgegeben, so gaben sie ihm jetzt wieder in Bezug auf Belgien nach und England setzte seinen Plan vollständig durch, und zwar wieder auf Kosten Deutschlands. Es fiel Niemand ein, daran zu erinnern, Belgien und Lüttich seyen deutsche Reichsländer gewesen, müssen also auch jetzt noch ein integrirender Theil des deutschen Bundes bleiben. Man riß sie ab und gab sie an Holland.

In ähnlicher Weise wurde die vierte Frage entschieden, welche Sardinien betraf. England legte den größten Werth darauf, dieses Königreich zu verstärken, um es als Keil zwischen Frankreich und Oesterreich zu treiben. Nachdem Venedig als Republik nicht mehr bestand, konnte auch die von Genua nicht wohl wiederhergestellt werden; England aber wünschte es mit Sardinien zu verbinden, um durch den Hafen von Genua in jedem Augenblick mit dem Turiner Hofe in Verkehr treten und diese Macht mit seinen Flot-

ten unterstützen zu können. Es setzte auch hier seinen Zweck durch. — Die neapolitanische Frage blieb unerledigt. Oesterreich schützte Murat, obgleich seine Gesandten vom Congreß nicht zugelassen wurden.*)

In Bezug auf die Schweiz hielt sich der Einfluß der Aristokraten und Demokraten ziemlich die Waage. Die erstere vertrat der Schultheiß von Müllnen aus Bern, die andere Laharpe, der Schützling Kaiser Alexanders. Zur Vermittlung trug wesentlich bei Landammann Reinhard von Zürich. Doch waren außer dem letztern nur Wieland von Basel und Montenach von Freiburg offizielle Tagsatzungsgesandten. Nach vielem Ringen und Zanken hatten sich die streitenden Parteien in der Schweiz selbst am 8. Sept. 1814 zu einem Vertrage vereinigt, der die gegenseitigen Ansprüche möglichst ausglich und auch am Wiener Congreß in der Hauptsache angenommen wurde. Durch Laharpe's Einfluß blieben die Cantone Waadt und Aargau von Bern getrennt, wogegen Bern das Gebiet von Pruntrut (Basler Bisthum) erhielt. Graubündten, das nur das Veltlin an Oesterreich verlor, Genf, Wallis, Tessin, Neufchatel (obgleich unter preußischer Hoheit) traten zur Eidgenossenschaft. Die Verfassung blieb föderativ. In den vormals aristokratischen Cantonen kamen meist die alten Geschlechter wieder ans Ruder. Der Fürstabt Pancratius von St. Gallen wurde mit seinen Reclamationen abgewiesen. Da man anfangs zu den Schweizer Entschädigungen Talleyrand nicht herbeigezogen hatte, erklärte dieser alles für unverbindlich, wozu Frankreich, als nächster und mächtigster Nachbar der Schweiz, nicht mitgewirkt habe, und man fand sich bewogen, ihm nachzugeben und Frankreich zum Mitrichter über die Schweiz anzunehmen. Die neue Schweizer Verfassung wurde zu Wien am 28. März 1815 garantirt.

Unterdeß wurde auch der neue deutsche Bund berathen.

*) Man beschuldigte Talleyrand er habe sich von Murat 300.000 Ducaten schenken lassen, um für ihn beim Congreß zu wirken, aber vom König Ferdinand eben so viel.

Das ausschließlich deutsche Comité hatte aber nur über die lockere Form der Föderation Beschlüsse zu fassen, die Hauptsache, sowohl was die Grenzen des Bundes, als was das Verhältniß der Glieder zum Ganzen betraf, war schon vorher durch Oesterreich und Preußen allein mit den auswärtigen Mächten festgestellt worden und erklärte Metternich am 22. Nov. 1814 ausdrücklich, das sey keine rein deutsche, sondern eine allgemein europäische Angelegenheit. Der deutsche Bund sollte nunmehr äußerlich nur die Länder umfassen, die vormals schon zum deutschen Reich gehört hatten (mit Ausnahme der erst noch neuerdings abgerissenen, z. B. Belgiens). Er sollte aus durchaus souverainen Staaten bestehen und nur durch das Föderativband des s. g. Bundestags in Frankfurt vereinigt seyn. Hier sollten die Gesandten aller Bundesstaaten tagen unter dem Präsidium Oesterreichs. Die Frage, wer souverainer Bundesmitglied seyn dürfe, wurde von den größern Staaten allein bestimmt, die kleinern erst später zu den Berathungen zugezogen. Ein Versuch der mediatisirten Reichsfürsten, wieder als unabhängig anerkannt oder wenigstens mit corporativen Rechten bedacht zu werden, mißlang. Es charakterisirt die Schwäche ihrer Stellung, daß sie eine Frau zur Fürsprecherin wählten, die verwittwete Fürstin von Fürstenberg. Kaiser Franz empfing sie am 22. Oct. 1814, konnte ihr aber nur mit Güte rathen, sich in die Umstände zu ergeben. Hannover verwandte sich auf dem Congreß am eifrigsten für die Wiederherstellung der alten ständischen Verfassungen, durch welche auch den Mediatisirten die Bürgschaft eines Rechtszustandes gewährt wurde. Andrerseits wurde das constitutionelle System auch von den Rheinbundfürsten (nach dem Vorgang der Bourbons in Frankreich) als das geschickteste Mittel angesehen, um den mancherlei Groll der Bevölkerungen zu beschwichtigen und namentlich um die Aufmerksamkeit von den großen nationalen Fragen auf die minder bedeutenden Fragen des provinziellen und ständischen Rechts abzuleiten. König Friedrich von Württemberg hatte sich geschickt mit der Coalition abgefunden und hoffte,

zu gelangen; und ferne sey deßhalb die Behauptung, als sey der Besuch der Universität unnütz geworden: allein sicher ist, daß er in der großen Mehrzahl der Fälle nicht mehr durchaus nothwendig ist. — Einen zweiten Grund der wirklich verminderten Wichtigkeit der Universitäten hat man zu suchen in dem Aufblühen der Industrie- und Gewerbeschulen. Hierdurch wird (was freilich in andern Beziehungen sehr zweckmäßig und wohlthätig seyn mag) eine bedeutende Anzahl von Männern dem gelehrten Studium entzogen. Für die ganze immer zahlreicher und einflußreicher werdende Klasse der Industriellen sind die Universitäten von gar keiner unmittelbaren Bedeutung; sie haben also geringeren numerischen Werth für die Nation. Und es kommt noch dazu, daß in den höheren Abstufungen der Gewerbe jetzt auch eine, wenn schon von der Universitätsbildung verschiedene, allein doch in sich ebenfalls höhere Bildung erlangt werden mag, wodurch noch weiter der Werth der Hochschulen für das Allgemeine sinkt, für welches sie nicht mehr das Monopol der Civilisation und Befähigung besitzen. — Wir glauben ferner nicht zu irren, wenn wir in den gegenwärtig so sehr erleichterten und daher auch unendlich häufiger vorkommenden Reisen eine weitere Minderung des Heerschildes der Universitäten sehen. Wie sehr einen jungen Mann Reisen bilden, bedarf nicht der Auseinandersetzung. Durch sie erhält er nicht nur Menschenkenntnisse und Lebensgewandtheit, sondern er lernt auch tausend wichtige Dinge, von denen sich die Schule nichts träumen läßt. Er wird freier und unbefangener im Urtheile, kennt die Ideen und Erfahrungen Anderer, und ist in vielen Fällen, namentlich bei Besorgung der wichtigeren öffentlichen Angelegenheiten, Solchen vorzuziehen, welche nur auf den Bänken der Hörsäle ihre Weisheit sammelten. Nun wende man aber nicht ein, daß zu allen Zeiten die jungen Männer Bildungsreisen gemacht haben, wenn sie es nur irgend vermocht, und daß somit hierin kein Grund zur minderen jetzigen Werthschätzung der Universitäten liegen könne. Es reist jetzt eine weit größere Anzahl; die Reisen werden weiter ausgedehnt und dauern länger. Es ist also dieses Bildungsmittel für den Einzelnen und für das Ganze jetzt weit mehr werth, was aber so viel sagen will, als daß die Wichtigkeit der Universitäten in demselben Grade sich vermindert hat. Wenn sie nämlich auch ganz das Nämliche leisten wie früher, so werden sie jetzt häufiger

eben so leicht die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er schon am 11. Jan. 1815 seinem Lande eine neue Verfassung gab und am 15. März die Stände eröffnete. Aber die Stände verlangten „das alte Recht," d. h. Altwürttemberg seine alte Verfassung, Neuwürttemberg die alten schwerverletzten Rechte der Mediatisirten. Der König verstand sich am 23. April, Commissäre zu ernennen, die im Verein mit ständischen Commissären eine neue Verfassung (mit Beseitigung der von ihm octroyirten) erst berathen sollten, brach die Unterhandlungen ganz ab am 5. August, nahm sie am 29. Nov. wieder auf, kam aber zu keinem Abschluß. In diesem Vorgang lag eine große Lehre. Die Völker wollten wie in Württemberg, so überall, nur das gute alte Recht und hatten Mißtrauen gegen die liberalen Geschenke des modernen Despotismus. Sie waren das vage Experimentiren satt und strebten auf dem guten alten festen Grunde zu stehen. Aber gerade diesen tiefsten Zug im Volksgemüth mißkannte die herrschende Bureaukratie und Diplomatie.

Der Wiener Congreß anerkannte, daß in den Einzelstaaten ständische Verfassungen eingeführt werden sollten, nahm aber von einer allgemeinen Vertretung deutscher Stände oder deutscher Nation in Frankfurt am Main neben dem Bundestage gänzlich Umgang, wie das auch wohl sehr natürlich war, da ein Parlament dieser Art sich mit den Einzelsouverainetäten niemals hätte vertragen können. Der Bundestag in Frankfurt sollte ausschließlich von den Regierungen der Einzelstaaten beschickt werden. Hier sollten die elf größten Staaten (Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Kurhessen, Darmstadt, Dänemark wegen Holstein, Niederlande wegen Luxemburg) jeder eine Stimme, die übrigen kleinen Staaten aber nur halbe und Viertels- oder noch geringere Bruchtheile von Stimmen, zusammen noch sechs volle Stimmen haben, so daß im Ganzen 17 Stimmen fielen. In den wichtigen Fällen aber, wo es organische Bundesgesetze galt, sollten die sechs ersten Staaten jeder fünf, die folgenden fünf jeder

drei, die nächsten drei jeder zwei, die übrigen jeder nur eine Stimme haben und sollte zur Beschlußfassung Einstimmigkeit nöthig seyn. Ständische Verfassungen, Preßfreiheit, freie Rheinschifffahrt, Freizügigkeit, gleiche Berechtigung der Confessionen wurden garantirt. Diese Föderation blieb aber etwas Monströses, eine Verbindung von Riesen mit Zwergen, in welcher die Berechtigung stets im Mißverhältniß blieb mit der Macht, die daher trotz ihres langen Bestandes immer nur den Charakter eines leidigen Nothbehelfs behalten hat.

Oesterreich trat nur mit seinen deutschen Provinzen in den Bund. Es bekam außer Tirol auch noch Salzburg und das Innviertel von Bayern zurück. Preußen trat mit allen Provinzen in den Bund, ausgenommen das alte Ost- und Westpreußen, Posen und Neuschatel. Es erwarb zu dem, was es 1812 besaß, noch das Großherzogthum Posen, das bisherige Schwedisch-Pommern, den Norden Sachsens mit Erfurt als Herzogthum Sachsen, Westphalen und die Rheinlande in ihrem heutigen Bestande. Bayern verlor Tirol, Salzburg und das Innviertel, erhielt aber dafür Würzburg, Aschaffenburg und die überrheinische Pfalz unter dem Namen Rheinbayern. Hannover wurde mit Ostfriesland, Hessenkassel mit Hanau, Hessendarmstadt mit Mainz und mit Isenburg beschenkt, das zur Strafe jetzt mediatisirt wurde. Auch die andern kleinsten Rheinbundstaaten verschwanden, zum Theil von Napoleon selbst schon verschlungen, Ahremberg, Salm, von der Leyen. Dagegen behaupteten sich im neuen deutschen Bunde als souverain neben dem Kaiserthum Oesterreich, den Königreichen Preußen, Hannover, Sachsen, Bayern, Württemberg, der Kurfürst von Hessen-Kassel, die Großherzoge von Baden, Darmstadt, Oldenburg, Mecklenburg (Schwerin und Strelitz), Weimar, die Herzoge von Braunschweig, Nassau, Sachsen (Hildburghausen, Meiningen, Gotha, Coburg), die Fürsten von Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen), Anhalt (Dessau, Bernburg, Köthen), Schwarzburg (Sondershausen und Rudolstadt), Lippe (Schaumburg und Detmold), Reuß (in

zwei Linien), Waldeck, Hessen-Homburg, Lichtenstein und vier freie Städte (Frankfurt als Sitz des Bundestags, Hamburg, Bremen, Lübeck). Auch gehörte der König von Dänemark als Herzog von Holstein und der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg zum deutschen Bunde. Luxemburg die Stadt, so wie Mainz sollte Bundesfestung werden.

Das waren im Wesentlichen die Ergebnisse des Wiener Congresses, wie man sieht, keine fruchtbaren Schöpfungen zur Befriedigung der Nation, sondern nur ängstliche Uebereinkommnisse zwischen den damaligen Staatsgewalten. Nach einer so großen Erschütterung, wie sie über Europa gegangen war, hätte man etwas Besseres erwartet, als dieses Flickwerk von Gebietstheilungen. Inzwischen war der Endabschluß der Wiener Berathungen noch nicht erfolgt, obwohl die wichtigsten Streitfragen bereits erledigt, als Napoleon die Insel Elba verließ, nach Frankreich zurückkehrte und dort alles wieder für sich in Bewegung setzte. Diese Keckheit Napoleons hätte man voraussetzen können und sie wurde auch von vielen vorausgesehen, auf deren Warnungsstimme man aber nicht achtete. Sie wurde motivirt zum Theil durch die geheime Uneinigkeit der Mächte auf dem Congreß, von der Napoleon genaue Nachricht hatte, noch mehr aber durch die Unpopularität der Bourbons in Frankreich

Ludwig XVIII. war alt und gichtbrüchig, dem Volke fremd, durch den Feind aufgedrungen, konnte daher trotz seiner liberalen Concessionen keine Sympathien finden. Wenn er sich mit den von Napoleon abgefallenen Marschällen umgab, ihnen schmeichelte, wenn sein Bruder Artois sogar kameradschaftlich gegen sie zu seyn affectirte, so leuchtete doch jedermann die Unnatur ein. Die Emigration trat nur wie ein Gespenst in das lebensvolle Frankreich. Auch hielt man den Liberalismus des Königs nur für Maske und für provisorisch; sein Minister Blacas, der Günstling seines Exils, flößte als ein unbekannter Fremder und Emigré keinerlei Vertrauen ein und der präsumtive Thronfolger, Artois, galt als wüthender

Reactionär. Aus seinem Kreise gingen die ausschweifendsten Anträge hervor, welche Rache für den hingerichteten König und für den ausgestoßenen Adel, Ersatz der verlorenen Güter ꝛc. verlangten. Die Herzogin von Angoulême, Tochter Ludwigs XVI. und Artois Schwiegertochter, von der man sagte, sie sey der einzige Mann in der Familie, blieb stets verschlossen, ihr ganzes Leben hindurch nur mit der Trauer um ihre Eltern beschäftigt und war zu stolz, um das natürliche Gefühl zu unterdrücken und in die Lüge der politischen Rücksichten einzustimmen. Sie erschien in Frankreich nur wie das böse Gewissen der Nation und flößte eine achtungsvolle Scheu, aber keine Liebe ein. Zudem war sie kinderlos und hatte die Zukunft nicht in Acht zu nehmen. Ihre strenge Andacht entfernte vom Hofe das Fröhliche, Pariſiſche; auch die Mode hatte sich geändert, die vielen alten Damen der Emigration brachten ehrbare, herbe, häßliche Formen mit. Da noch eine Menge confiscirte Güter des emigrirten Adels als Nationalgüter vorhanden und unverkauft geblieben waren, schien es dem König billig und stimmten auch beide Kammern zu, daß dieselben den ursprünglichen Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Zufällig befanden sich darunter weitläuftige Besitzungen des Hauses Orleans und Ludwig Philipp erhielt bei dieser Gelegenheit einen enormen Gütercomplex. Da dieser Prinz einer Familie angehörte, die seit lange gegen die ältere Linie Bourbon Opposition gemacht und sich dabei auf das Volk gestützt hatte, wünschte Fouché ihn auf den Thron zu bringen, sobald die ältere Linie durch ihre Fehler und Unpopularität zu Grunde gehen würde. Aber Ludwig Philipp wies klug jeden voreiligen Verschwörungsversuch von sich. Die Zurückgabe der unverkauften Güter erweckte übrigens den Verdacht, die bereits verkauften würden bald auch zurückgenommen werden, und trotz aller Versicherungen vom Gegentheil wurde das tiefste Mißtrauen unter den Bauern verbreitet, die solche Güter gekauft hatten.

Die aufgeklärten Bürgerlichen, die ziemlich zahlreiche Partei der Constitutionellen, hatten noch wenig Einfluß weder bei den

Bauern, noch bei der Armee, suchten ihn aber zu erwerben, indem sie sich der Opposition gegen die Bourbons anschloßen. Sie vorzüglich verbreiteten das Wort, welches Talleyrand in Bezug auf die Emigrirten von der Partei Artois gesagt haben soll, „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.“ Lafayette war wieder constitutioneller Wächter, nie am frühern Hofe, und fand mehr zu tadeln als zu loben. Auch die glücklich nach Paris heimgekehrte Frau von Staël öffnete ihre Salons wieder und hatte auch wieder ihren lieben Benjamin Constant um sich, den sie jetzt vollends zum großen Staatsmann herauszuputzen die Gelegenheit für äußerst günstig hielt. Natürlicherweise gehörte sie als Tochter Neckers nicht der Partei Artois, sondern der constitutionellen an.

Auch die Frömmigkeit der königlichen Familie, die ihr schönster Zug war, wurde von der Bosheit der Gegner ausgebeutet, um ihr die finsterſten Reactionsplane unterzuschieben. Man brachte sie nämlich in Verbindung mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens durch den Papst und mit der Wiederherstellung der Inquisition durch Ferdinand VII. in Spanien. Welcher Haß gegen die Kirche in dem weltlichen Paris damals angefacht worden war, erhellt aus einem Vorfall am 17. Januar 1815. Die Schauspielerin Raucourt war gestorben und der Pfarrer von St. Roch hatte ihr als einer im Bann befindlichen die Exequien verweigert. Die Pariser Schauspieler aber trugen ihren Sarg, von einer zahllosen Menge begleitet, dennoch in die Kirche, die sie erstürmten, zündeten die Lichter auf dem Altare an und begannen die Exequien selbst vorzunehmen. Der König, von dem Aufruhr unterrichtet, sandte schnell seinen Hauscaplan, um die Ceremonie zu vollenden. Diese Schwäche des Königs machte die Feinde der Kirche nur noch kühner und die ärmliche Theilnahme, welche die Pariser wenige Tage nachher am 21. Januar der Todtenfeier Ludwigs XVI. erwiesen, stellte den Contrast zwischen dem Hofe und der Bevölkerung in grelles Licht. Damals trat Beranger als der erste große Volksdichter der Franzosen auf, dessen Chansons überall gesungen wur-

den und ſich eben ſo durch ihre poetiſche Genialität und Volksthümlichkeit, wie durch ihre ungeheure Frechheit auszeichneten. Sie drückten die Stimmung theils der Sansculotten, theils der alten Garde aus, ſteigerten den Stolz des gemeinen Mannes und waren voll gräßlichen Hohnes gegen die Kirche und den Adel.

Die größte Gefahr drohte den Bourbons in der Armee. Die alten Schnurrbärte Napoleons konnten ihre Niederlage nicht verſchmerzen. Durch die Rückkehr der Gefangenen war ihre Zahl außerordentlich verſtärkt worden und wenn ſie die Fahnen verlaſſen mußten, ſo trug ihr Mißmuth überall nur bei, das gemeine Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzuwiegeln. Die Reduction der Armee hatte eine Menge Offiziere auf halben Sold geſetzt. Beſiegt, verarmt, außer Dienſt konnten ſie nur mit Wuth zuſehen, wie der König fort und fort alte und junge Edelleute der Emigration zu Offiziersſtellen beförderte und in die active Armee einſchob und auch wieder Schweizerregimenter als Garde werben ließ. Endlich waren die Adler, die dreifarbigen Fahnen, die alten Namen der Regimenter verſchwunden; alles, woran ihr Ruhm ſich knüpfte, galt jetzt als abgeſchätzt und war verſchwunden. Inzwiſchen wich im Laufe des Winters der verbiſſene Groll einem gewiſſen ſchadenfrohen Vergnügen und man merkte den Soldaten überall eine geheime Hoffnung an. Sie ſprachen in allen Garniſonen unter ſich viel von „Vater Veilchen“, der im Frühling wiederkommen werde. Die Rührigkeit in der Armee wurde durch den König ſelbſt befördert, denn ſobald er das geheime Bündniß mit Oeſterreich und England gegen Rußland und Preußen eingegangen war, machte er auch den Marſchall Soult zum Kriegsminiſter und befahl die Errichtung eines Lagers von 30,000 Mann bei Grenoble. Es leidet keinen Zweifel, daß die Soldaten durch Verſchworene auf gewiſſe Eventualitäten im Frühjahr vorbereitet wurden. Von mehreren höheren Offizieren iſt es gewiß, daß ſie die Rückkehr Napoleons von der Inſel Elba betrieben. König Joſeph, der zurückgezogen in der Schweiz lebte, hatte die Vermittlung zwi-

schen Elba und Neapel, wo Murat auch wieder mit großen Plänen umging, einer- und Paris andererseits übernommen. In Paris war es das Haus der Königin Hortense, worin sich alle heimlichen Anhänger Napoleons zu vereinigen pflegten. Im Haß gingen die Weiber noch weiter, als die Männer. Die altadeligen Damen des Hofes affectirten, die Namen der Marschallsfrauen falsch auszusprechen, und gaben einmal der Gemahlin Ney's zu verstehen, sie sey nur die Tochter einer Kammerfrau. Dieser Spott schmerzte um so tiefer, als Ney und die meisten Marschälle sich durch Servilismus gegen die Bourbons auszeichneten. Soult sammelte für ein Denkmal der bei Quiberon erschossenen Emigrirten und Chouans.

Napoleon selbst richtete von der Insel Elba aus sein scharfes Auge unausgesetzt nach Paris und Wien, und erfuhr durch seine Agenten alles, was vorging. Aeußerlich führte er ein sehr einfaches Leben auf der Insel, legte Neubauten an, empfing huldvoll die vielen Fremden, die ihn sehen und sprechen wollten, und nahm seine Mutter Lätitia und Schwester Pauline von Rom aus zu sich. Insgeheim aber führte er eine ausgedehnte Correspondenz und lauerte auf alles, was seinen Angelegenheiten günstig werden konnte. Die allgemeine Abneigung der Franzosen gegen die Bourbons war ihm eben so bekannt, wie die Uneinigkeit der Mächte auf dem Wiener Congreß. Wenn sie aber auch wieder einig wurden, schien ihm, baldigst die Insel Elba zu verlassen, deßhalb räthlich, weil die Bourbons ihn nicht gern so nahe hatten und weil schon Vorschläge gemacht worden waren, ihn auf die entfernte Insel St. Helena zu versetzen. Dem wollte er um jeden Preis zuvorkommen und das Schicksal noch einmal herausfordern. Zum Vorwande diente ihm, die Bourbons hätten ihm vertragswidrig den Jahrgehalt nicht ausgezahlt, und überdies sey er Souverain von Elba wie Ludwig XVIII. von Frankreich, er könne also Krieg mit ihm führen.

Einige englische Schiffe sollten zwar die Insel Elba beständig

im Auge behalten, allein ihr Commandeur Campbell hatte eine Liebschaft in Livorno, und die Tage seiner Abwesenheit benutzte Napoleon, um sich mit den 400 Mann, die, aus allen seinen alten Regimentern ausgewählt, seine Garde auf Elba gebildet hatten, am 26. Februar 1815 einzuschiffen. Erst unterwegs kündigte er den entzückten Soldaten an, die Reise gehe nach Frankreich, und dictirte ihnen seine Proclamation, um sie gleich bei der Landung in vielen Abschriften zu verbreiten. Er redete darin zur Armee und zum Volk und kündigte sich als Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joch der Bourbons an. „Soldaten," sprach er, „sammelt euch unter den Fahnen eures alten Führers. Der Sieg wird eilen, der Adler wird von Kirchthurm zu Kirchthurm bis auf Notre Dame fliegen."

Als er am 1. März in einer Bucht zwischen Antibes und Cannes gelandet war, zeigte sich die erstere Stadt feindlich gegen ihn und nahm die dahin geschickte Truppenabtheilung gefangen, dagegen bemeisterte sich General Cambronne mit Napoleons Vorhut der kleinen Stadt Cannes. Hier ließ Napoleon Lebensmittel fassen und eilte in der Nacht weiter, um unter Vermeidung der großen Rhonestraße und der royalistisch gesinnten Provence rasch auf der Seite des Gebirges der piemontesischen Grenze entlang nach Grenoble zu kommen, wo er zahlreiche Anhänger zu finden sicher war. Nirgends wurde er aufgehalten, die erschrockenen Behörden der kleinen Orte verhielten sich passiv, die Bauern gafften staunend dem fremdartigen Zuge nach, doch wuchs die Theilnahme, sobald Napoleon einmal das Dauphiné erreicht hatte. Am 7. März kam er vor die Festung Grenoble. Hier commandirte General Marchand, der zu seiner Verstärkung eben den Obersten Labedoyère mit seinem Regiment aus Chambery herbeigerufen hatte, aber keinen festen Entschluß faßte und zwar die Thore verschloß, aber die Brücke, über welche Napoleon kommen sollte, nicht sprengte. Ein Bataillon der Besatzung, welches er hinausschickte, um Napoleon aufzuhalten, legte zwar Hand ans Gewehr, als aber ihr

Kaiser furchtlos vor die Bajonette trat, seinen grauen Oberrock aufknöpfte, ihnen seine alte grüne Uniform zeigte und frug: „kennt ihr mich denn nicht mehr?“ stürzten sie ihm zu Füßen oder ergriffen gerührt seine Hände und gingen alle zu ihm über. Noch an demselben Abend führte Labedoyère ihm sein ganzes Regiment zu. Auch die übrigen Truppen in der Stadt waren für ihn. Marchand befahl nur, die Thore geschlossen zu halten, damit es wenigstens scheine, als sey die Stadt nur mit Gewalt genommen worden. Lachend wurden die gesperrten Thore dann von innen und außen eingeschlagen und Napoleon zog unter allgemeinem Jubel ein.

Um diese Zeit hatte man in Wien und Paris das wunderbare Ereigniß erfahren und war in voller Thätigkeit, seinen Folgen zu begegnen. Der Wiener Congreß war noch versammelt. Die Nachricht von Napoleons Flucht, die am 7. anlangte, schlug wie ein Platzregen alle noch flammenden Leidenschaften und Eifersüchteleien nieder. War es die Furcht vor den neuen Gefahren, mit denen Napoleon Europa bedrohte, oder die Scham, ihn nicht besser überwacht zu haben, *) alle alliirten Monarchen waren schnell einverstanden, aufs neue gegen Napoleon zusammenzuhalten. Talleyrand benutzte mit größter Gewandtheit den ersten Eindruck der überraschenden Nachricht von Elba, um den in Wien versammelten Monarchen ein Manifest abzulocken, durch das sie in der Zukunft gebunden seyn sollten. Er sah für die Bourbons die größte Gefahr im Verzuge. Wurde Ludwig XVIII. von Napoleon ohne Mühe verjagt, so konnte auch in Wien die Ansicht wieder geltend gemacht werden, die Bourbons seyen unfähig, Frankreich zu regieren, und Kaiser Franz konnte auf den König von Rom und die Regentschaft Marie Louisens zurückkommen. Auch Kaiser Alexander war übel gelaunt gegen die undankbaren Bourbons, die

*) Blücher weckte, als die Nachricht in Berlin eintraf, den englischen Gesandten aus dem Schlafe und rief ihm zu: „Haben die Engländer eine Flotte im mittelländischen Meere?“

mit England und Oesterreich sogleich Front gegen ihn gemacht hatten, nachdem er sie kaum in Paris eingesetzt hatte. Dennoch gelang es Talleyrand, schon am 13. März die alliirten Mächte zu einer offenen Declaration zu bewegen, in welcher sie erklärten, Napoleon habe durch seine Flucht von Elba den einzigen Rechtstitel verwirkt, an den seine politische Existenz gebunden gewesen sey; er werde hiemit von allen „gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Weltruhe den öffentlichen Strafgerichten übergeben." Uebrigens würden sie den ersten Pariser Frieden aufrecht erhalten und mit gesammter Macht Napoleons Vorhaben vereiteln. Damit war die Anerkennung der Bourbons und die Schonung der französischen Grenzen abermals ausgesprochen, alles, was Talleyrand wünschte und weit mehr, als er selbst erwartet hatte. Natürlicherweise konnte bei einer so wichtigen neuen Einigung der Großmächte die Weigerung des kleinen Königs von Sachsen, die schon früher beschlossene Theilung seines Landes anzuerkennen, nicht Stich halten. Metternich, Talleyrand und Wellington, welcher des nach London heimgekehrten Lord Castlereaghs Stelle in Wien übernommen hatte, reisten nach Preßburg, wohin man den König von Sachsen hatte bringen lassen, und nöthigten ihm die Einwilligung ab. Wellington handelte eigenmächtig und konnte in so kurzer Zeit auch keine neuen Instructionen von London einholen. Allein er handelte nur in dem Systeme, welches England schon beim ersten Pariser Frieden befolgt hatte. Am 18. März wurde in Schönbrunn ein Versuch gemacht, den König von Rom und seine kaiserliche Mutter heimlich nach Frankreich zu entführen, mißlang aber. Nun wurden noch, während die Monarchen jeder in seinem Lande neue Rüstungen gegen Napoleon betrieben, zu Wien die letzten Congreßfragen erledigt, das schon Beschlossene unterzeichnet. Kaiser Alexander nahm am 30. April den Titel König von Polen an und versprach den Polen eine Constitution. Am 26. Mai verließ er mit dem König von Preußen Wien, der Congreß vollendete noch die deutsche

und bedeutender durch das Bildungsmittel der Reiſen überragt. — Endlich trägt es auch noch dazu bei, die Univerſitäten zurückzuſtellen, daß immer mehr ſich in den Hauptſtädten eine große Maſſe von materiellen Bildungsmitteln aller Art anhäuft, als da ſind: Sammlungen von literäriſchen und von Kunſt-Schätzen, Hoſpitäler und ſonſtige Krankenanſtalten, botaniſche Gärten, chemiſche, phyſikaliſche und aſtronomiſche Apparate u. ſ. w. Alles dieſes iſt entweder auf den Univerſitäten gar nicht, oder in geringerem Grade vorhanden, und doch iſt ſeine Benützung Bedingung vollſtändiger höherer Bildung. Namentlich für einzelne Klaſſen des Gelehrtenſtandes, ſo für die Aerzte, iſt der Beſuch bloß einer Univerſität und die Benützung ihrer Mittel lange nicht mehr hinreichend.

Noch mehr aber ſelbſt, als die bisher aufgezählten Urſachen eines abſolut geringeren Werthes, tragen zur Verminderung des Anſehens der Univerſitäten Umſtände bei, welche dieſelben *relativ* zurückzuſtellen geeignet ſind. Als ſolche aber erſcheinen alle diejenigen Richtungen der Zeit, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen, und durch ihr bloßes Daſeyn alle übrigen Seiten des ſocialen Lebens ſammt den dieſem dienenden Anſtalten verdunkeln. Nun kann aber einer Seits keinem Zweifel unterliegen, daß ſeit mehr als einem Menſchenalter diejenigen Ideen und Ereigniſſe, welche die Ordnung der Staatsverhältniſſe, namentlich die gegenſeitige Stellung der Regierenden und der Regirten betreffe, die europäiſchen Völker vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen; anderer Seits iſt klar, daß die Univerſitäten und ihre Zwecke nur ganz unweſentlich und höchſt theilweiſe in dieſes politiſche Getreibe eingreifen. Damit aber liegen ſie außerhalb der lebendigen Theilnahme der Zeitgenoſſen, und ermangeln einer bedeutenden Handhabe zur Einwirkung auf das Leben. Unläugbar war ihre Stellung in dieſer Beziehung weit günſtiger in mancher früheren Zeit. Wenn nämlich während der Dauer der kirchlichen Streitigkeiten den Gelehrten eine Hauptſtimme in der Alle bewegenden Angelegenheit zuſtand und auch gebührend von ihnen geführt wurde; wenn in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das allgemeine Streben nach Aufklärung, wiſſenſchaftlicher und äſthetiſcher Bildung von den Hochſchulen hauptſächlich gefördert wurde: ſo ſtand natürlich ihre Anerkennung im Verhältniß zu

Bundesverfassung, die am 8. Juni unterzeichnet wurde, und löste sich am 11. auf.

In Paris hatte man schon am 3. März die erste Nachricht von Napoleons Landung erhalten. Die reactionäre Partei Artois' war entzückt darüber, denn sie zweifelte nicht, Napoleon werde gefangen werden und das ganze Ereigniß strengere Maaßregeln der königlichen Regierung rechtfertigen. Aber auch die constitutionelle Partei freute sich, denn indem sie einige Gefahr für Ludwig XVIII. voraussah, war sie fest entschlossen, denselben als constitutionellen König zu unterstützen und hoffte ihn dadurch der Verfassung und freisinnigen Ideen immer geneigter zu machen. Das war die Ansicht Lafayette's, dem auch B. Constant beistimmte. Am 10. brach eine Militärverschwörung im Norden Frankreichs aus. General Lefebvre-Desnouettes und General Lallemand hofften sich mit ihren Truppen der Festung Lille für Napoleon zu bemächtigen, durch die Festigkeit des Marschall Mortier wurde aber der ganze Plan vereitelt. Dieses Ereigniß machte den Bourbons Muth, sie hofften, auch im Süden würden die Marschälle den raschen Anmarsch Napoleons und den Abfall der Truppen aufhalten. Ney, den der alte König besonders liebkoste, ließ sich von ihm dergestalt einnehmen, daß er ihm die Hand küßte und ihm versprach, Napoleon wie einst Bajazet in einem eisernen Käfig zu bringen.

Die Herzoge von Artois und Orleans waren bereits nach Lyon vorausgeeilt, wo sie am 8. eintrafen. Aber sie fanden die Stimmung sehr ungünstig. Die Lyoner Bevölkerung war Napoleon immer sehr ergeben gewesen und die Truppen verhehlten ihre Freude nicht. Anfangs hatten die Prinzen gehofft, an der Spitze der Truppen Napoleon entgegenziehen zu können. Nachher wünschten sie wenigstens, die Truppen zurückzuziehen, damit sie nicht zu Napoleon übergehen könnten. Aber auch das war nicht mehr möglich. Marschall Macdonald, der die Prinzen möglichst unterstützte, genoß kein Ansehen mehr und mußte mit ihnen flüchten. Volk und Truppen gingen dem Kaiser entgegen, der im Triumph

in die Stadt zog. Kein Tropfen Blut war vergossen worden. Von hier aus schrieb Napoleon an seine Gemahlin und versicherte Europa seiner friedlichen Gesinnungen. Auch erließ er wieder die ersten Regierungsdecrete als Kaiser, that bourbonische Einrichtungen und Personen in den Bann und stellte die seinigen wieder her, doch alles mit Mäßigung. Am 13. nahm er Abschied mit den bezaubernden Worten: „Lyoner, ich liebe euch", und fuhr nach Paris weiter, jetzt schon von einer ganzen Armee begleitet, die unterwegs beständig Zufluß erhielt. Auch das Volk strömte von allen Seiten herbei und die ganze Reise war ein ununterbrochener Triumphzug. Ney, der gegen ihn hatte ausziehen sollen, ließ sich bald überreden, zu ihm überzugehen, leichtsinnig vergessend, was er dem König eben noch geschworen hatte, am 14.

In Paris wurde man immer bänger. Je näher Napoleon kam, desto vorsichtiger wurden die Zeitungen in ihren Ausdrücken. Erst war er das Ungeheuer, der Tiger ꝛc. genannt worden, dann Bonaparte, dann Napoleon, bald war schon wieder vom Kaiser die Rede. Ludwig XVIII. nahm die Miene an, als vertraue er noch ganz der Verfassung und den Kammern, und begab sich zu den Deputirten, am 16. Zu klug und erfahren, um von Kammertiraden wirksame Hülfe zu erwarten, that er diesen Schritt ohne Zweifel nur, um, wenn er bald werde flüchten müssen, bei der constitutionellen Partei wenigstens ein gutes Andenken zu hinterlassen, was ihm bei seiner zu hoffenden Wiederherstellung jedenfalls nützlich werden mußte. B. Constant schleuderte eine Philippica gegen Napoleon und gab die, welche etwa wetterwendisch der neuen Gewalt huldigen würden, der Schande Preis. „Wie verächtlich wären wir, wenn wir aufs neue der Regierung eines Mannes huldigten, gegen den wir unsern ganzen Abscheu erklärt haben." Fouché setzte sich absichtlich einer scheinbaren Verfolgung durch die bourbonische Polizei aus, um sich dadurch bei Napoleon zu empfehlen und dann in seinem Dienste insgeheim um so sicherer den Bourbons zu dienen. In der Nacht auf den 20. kam Napo-

leon schon nach Fontainebleau, überall vom gleichen Enthusiasmus empfangen. An Widerstand war nicht mehr zu denken. In derselben Nacht noch reiste der König von Paris ab und die Prinzen und sein ganzer Anhang folgten ihm. Auch die meisten Marschälle, Berthier, Marmont, Moncey, Macdonald, Victor, Gouvion St. Cyr, Oudinot. Der König hoffte, in einer französischen Festung im Norden Schutz zu finden, durfte aber nirgends den Truppen trauen, floh also über die Grenze nach Gent unter den Schutz der dort lagernden Engländer.

Nach des Königs Flucht erwartete Paris in größter Ruhe den Kaiser. General Excelmans pflanzte die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien auf, die Königin Hortense begab sich in dieses Schloß, die vormaligen kaiserlichen Diener fanden sich gleichfalls ein und ordneten alles zum Empfang des alten Herrn. Lavalette bemächtigte sich der Post für Napoleon. Tausende von Menschen warteten neugierig und jubelnd auf den Straßen, bis endlich noch spät am Abend des 20. (am Geburtstage des Königs von Rom) Napoleon in einer einfachen Chaise am Palast vorfuhr. Jauchzend stürzten sich ihm die Offiziere entgegen und trugen ihn die Treppen empor. „Lächelnd vor Glück" schloß er die Augen, bis er in die Arme der so sehr von ihm geliebten Hortense sank. Aber er gönnte sich kaum einige Ruhe. Mit größter Schnelle und gewohnter Meisterschaft organisirte er das wiedergewonnene Reich, schuf sich Minister, betrieb die Rüstungen, unterhandelte mit den Constitutionellen, diplomatisirte nach außen ꝛc. Sein Wort war aufs glänzendste erfüllt, seine Adler waren bis auf Notre Dame geflogen; sein Zug war ein friedlicher Triumphzug gewesen und hatte keinem Menschen das Leben gekostet. Ließ es sich deutlicher sagen, daß Frankreich ihn wolle und daß es die Bourbons, die schmählich hatten davonlaufen müssen, nicht wolle? Diese Thatsache, hoffte er, werde Eindruck machen, wenn nicht beim ganzen Congreß, doch bei einigen der alliirten Mächte. Allein es war ihm nicht mehr möglich, die Bande zu sprengen, durch welche sich

die Alliirten neuerdings fest vereinigt hatten. Talleyrand war ihm zuvorgekommen. Seine Couriere, die allen Großmächten Frieden verkündeten und um Frieden nachsuchten, wurden an den Grenzen zurückgewiesen, keines seiner Worte auch nur einer Antwort gewürdigt. Auch war es ein schlimmes Vorzeichen für ihn, daß die von Ludwig XVIII. angenommenen Schweizerregimenter sich durch nichts bewegen ließen, zu Napoleon überzutreten; er mußte sie entlassen.

Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, Oesterreich für ein System zu gewinnen, durch welches, wenn nicht zu Gunsten Napoleons selbst, doch seines Sohnes, die Bourbons vom französischen Thron ausgeschlossen werden sollten, wenn nicht Murat seinem Schwager einen schlimmen Streich gespielt hätte. Es lag im Interesse Oesterreichs, die Bourbons nicht zu mächtig werden zu lassen; deßwegen hatte es bisher Murat im Besitz von Neapel geschützt. Nun erklärte aber Murat, verblendet durch Napoleons wiederkehrendes Glück, auf einmal Oesterreich den Krieg und rief Oberitalien zu den Waffen für Napoleon. Dieses Vorgehen Murats stand in offenem Widerspruch mit den Friedensversicherungen des letzteren und hatte doch den Anschein, als ob Napoleon darum gewußt, ja es eingeleitet habe. Am 17. März brach Murat mit 40,000 Mann von Neapel auf; der Papst und der Großherzog von Toscana flohen aus ihren Residenzen. Das Volk, welches Murat durch Manifeste im Sinne der Einheit Italiens aufzuregen suchte, zeigte wenig Theilnahme. Die Oesterreicher unter Bianchi, unter welchem Neipperg und Nugent dienten, leisteten ihm am 8. April in Ferrara den ersten Widerstand. Er vermochte die Citadelle daselbst nicht zu erstürmen. Am 10. trat Frimont an die Spitze der Oesterreicher und trieb die Neapolitaner unaufhaltsam über Rimini und in einer zweiten Colonne unter Nugent über Florenz zurück. Erst bei Tolentino hielt Murat wieder Stand, aber nur, um hier in einer Hauptschlacht am 2. und 3. Mai zu unterliegen. Er mußte aus dem Lande flüchten. Neapel selbst ergab sich durch Capitulation am

20. Mai. Die Oesterreicher mußten wieder eilen, die Stadt zu besetzen, um ihrer Plünderung durch die Lazaroni zuvorzukommen. Murats Gemahlin erhielt freien Abzug zur See und ein Asyl in Oesterreich. In Sicilien hatte unterdeß der alte König Ferdinand IV. mit Einwilligung der Engländer wieder die Regierung übernommen und kehrte nun auch nach Neapel zurück, dessen rechtmäßigen Besitz ihm Niemand mehr bestritt. Murat entkam nach Marseille und wünschte sehr, wieder unter Napoleon zu dienen; dieser aber befahl ihm zurückzubleiben.

Nach derselben Stadt Marseille flüchtete der Herzog von Angoulême, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Süden Frankreichs gegen Napoleon zu bewaffnen. Aber General Grouchy, der ihn verfolgte, gönnte ihm unterwegs eine Capitulation und ließ ihn zur See entkommen, 8. April. Dasselbe geschah dem Herzog von Bourbon, der die Vendée aufregte, zu Nantes am 6. Die Herzogin von Angoulême, die sich in Bordeaux zu halten gehofft hatte, wurde von hier durch General Clauzel vertrieben, am 2. April und entkam gleichfalls über Meer. Nur die Vendée blieb noch unruhig, so daß Napoleon sich genöthigt sah, sie durch Truppen unter General Lamarque bewachen zu lassen. Das ganze übrige Frankreich huldigte ihm, alle festen Plätze unterwarfen sich ihm freiwillig. Grouchy wurde Marschall von Frankreich.

Je weniger Napoleon auf eine Allianz und Hülfe von außen rechnen konnte, desto räthlicher schien es ihm, seine imperialistische Militärgewalt durch die wiederzuerweckenden Sturmgewalten der Revolution zu verstärken. Derjenige Theil der Constitutionellen, der sich mit den Bourbons nicht vertragen hatte, die alten Conventsmitglieder, besonders aber der trugvolle Fouché empfahlen ihm; wieder mehr die Rolle eines ersten Consuls als die des Kaisers zu spielen, um alle Parteien, denen es um Fortschritt zu thun war, die gemäßigten Constitutionellen eben so wie die Republikaner zu gewinnen und im gemeinen Volke wieder

die Begeiſterung zu entflammen, die das Aufgebot in Maſſe zur Zeit der Republik begleitet hatte. Deßhalb ſtellte Napoleon ſogleich die Nationalgarden in ganz Frankreich her und ſchrieb ein großes Maifeſt bei Paris aus, auf dem ſich wieder die Föderirten aus allen Departements zuſammenfinden ſollten. Natürlicherweiſe berief er nun auch die Deputirtenkammer in ſeinem Namen ein und ſchmeichelte ihr auf alle Weiſe. Daß Carnot ihm ſeine Dienſte anbot, war ſehr natürlich, denn das Vaterland war in Gefahr. Völlig charakterlos handelte dagegen B. Conſtant, indem er, durch ſchmeichelhaften Zuſpruch Napoleons und durch die Ernennung zum Staatsrath ſich beſtechen ließ. Der nämliche Conſtant, der noch wenige Tage vorher öffentlich ſeine tiefſte Verachtung gegen alle Franzoſen ausgedrückt hatte, die zu Napoleon übergehen würden, ging nun ſelbſt zu ihm über. Auch Lafayette nahm wenigſtens die Wahl zum Deputirten an und wollte einen ehrlichen Verſuch mit Napoleon als conſtitutionellem Kaiſer machen. Selbſt die alten Jakobiner erwachten wie aus langem Todesſchlaf und bezeugten dem ihren Dank, der ſie wieder an's Licht geführt hatte. Der Pöbel in den Vorſtädten St. Antoine und St. Marceau föderirte ſich, verlangte Waffen und hielt am 14. Mai einen feierlichen Aufzug vor Napoleon. Ueberall entſtanden auch wieder politiſche Klubs. Aber das alles war Unnatur; es war eben ſo wenig möglich, daß Napoleon aufrichtig zur Achtung conſtitutioneller Grundſätze zurückkehren oder gar mit den Jakobinern fraterniſiren konnte, als ſich überhaupt eine ſolche politiſche Comödie auf die Dauer durchſpielen ließ im Angeſicht des bewaffneten Europa. Niemand begriff das beſſer als Napoleon ſelbſt, der deßhalb öfters ſehr ungeduldig wurde. Er glaubte jedoch, das Spiel mit den republikaniſchen Erinnerungen ſey das beſte Mittel, theils um die Pariſer zu beſchäftigen und für ihn zu ſtimmen, theils auch um bei der Vertheidigung Frankreichs gegen das Ausland etwas mehr Begeiſterung zu erwecken, als ſie ſich im vorigen Jahre geäußert hatte. —

Vergleicht man, wie groß Napoleon als erſter Conſul daſtand, und welche ſchwache Rolle er jetzt ſpielte, ſo kann man ſich kaum des Mitleids erwehren, das aber in Widerwillen übergeht, wenn man lieſt, wie lügenhaft er in öffentlichen Manifeſtationen, in einem Zuſatzartikel zur neuen Verfaſſung ſein jetziges Verhältniß zu dem vergangenen auffaßt: „Wir hatten früher zum Zweck, ein großes europäiſches Bundesſyſtem zu organiſiren, das wir, als dem Geiſte der Zeit gemäß und der Civiliſation günſtig angenommen hatten. Um es zu vervollſtändigen und ihm die Ausdehnung und Feſtigkeit zu geben, deren es fähig war, hatten wir mehrere innere Einrichtungen verſchoben, welche beſtimmt waren, die Freiheit der Bürger zu ſchützen. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befeſtigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren.“

Am 1. Juni wurde wirklich das angekündigte große Maifeſt auf demſelben Platze abgehalten, auf dem die großen Feſte der Republik gefeiert worden waren. Wiederum war ein ungeheures Amphitheater, ein großer Altar und ein Thron mit Galerien aufgerichtet. Napoleon hatte dafür geſorgt, daß außer den föderirten Wahlmännern aus allen Departements, die ein allzu republikaniſches Gepräge trugen, auch Deputationen von der Armee und Marine aufziehen mußten. Auch erſchien er in größter Galla, im Krönungswagen, umgeben von Pagen, von ſeinem ganzen Hofſtaat und begleitet von ſeinen drei Brüdern Lucian, der ihn im Glück verlaſſen, jetzt aber ſein Unglück theilen wollte, Joſeph, der aus der Schweiz, und Jerome, der aus Trieſt heimlich herbeigeeilt war. Auch die neue Kammer war anweſend, alle ſeit faſt dreißig Jahren vorgekommenen Factoren der Macht waren repräſentirt, das Soldatenkaiſerthum, das conſtitutionelle Königthum, die Republik, der Hof, das Lager, der Klub. Napoleon hielt eine Rede voll erkünſtelter Begeiſterung, ließ (wie einſt Lafayette) die Föderirten und alle Anweſenden auf die neue Verfaſſung ſchwören und nahm (wie einſt zu Boulogne) eine große Fahnenvertheilung unter den Trup-

ven vor. Aber indem alle großen Effecte der Republik und der Kaiserzeit hier zusammengedrängt wurden, genoß man nur das unheimliche Vergnügen, gleichsam die ganze Geschichte der letzten dreißig Jahre wie in einem Traumbild an sich vorübergehen zu sehen, aber es war nichts Wirkliches mehr, was man sah. Man hatte sich, weil man der Gegenwart nicht mehr Meister war, nur in die Vergangenheit hineingelogen.

Am 3. Juni constituirte sich die Deputirtenkammer und wählte Lanjuinais zum Präsidenten, nicht Lucian, den Napoleon dringend vorgeschlagen. Die Kammer wollte selbständig auftreten, nicht ein Mittel für Napoleon seyn, sondern diesen als Mittel gebrauchen. Eine solche Opposition unmittelbar vor dem Ausbruch eines schrecklichen Krieges, der die Existenz des Staats bedrohte, mußte als ganz unsinnig erscheinen, aber ihr geheimer Lenker, Fouché, und auch Lafayette selbst, der es ehrlich meinte, erkannten sehr richtig, daß wenn auch Napoleon besiegt und vernichtet werde, die Machtentfaltung und Opposition der Kammer unmittelbar vor seiner Katastrophe später bei der Restauration dem constitutionellen System zu gute kommen und die Bourbons für Beibehaltung desselben stimmen werde. Napoleon aber ließ die Kammer treiben, was sie wollte, denn indem er schon am 8. Juni seine Garden von Paris gegen den Feind ausrücken ließ und in wenigen Tagen nachfolgte, wußte er wohl, daß ein Sieg oder eine Niederlage im Felde alles ändern würde. Er hatee erst 130,000 Mann mit 350 Kanonen zu einer Offensive zusammengebracht, glaubte aber mit dem Angriff nicht zögern zu dürfen. Er hatte in dem Wahn, daß man ihm den Besitz Frankreichs gönnen würde, und aus Furcht, als ein unersättlicher Krieger zu erscheinen, wenn er zuerst angriffe, nur zu lange schon gezögert. Wollte er den Feind überraschen, ehe dessen ungeheure Streitmassen sich zusammenzögen, so konnte er nicht frühe genug kommen. Er zog aber das Schwert erst, als ihm jede Friedenshoffnung geschwunden war, und wandte sich gegen den Feind, wo er ihm am nächsten stand, in Belgien.

Die Alliirten hatten sich der Täuschung hingegeben, Napoleon werde im Süden angreifen und mit diesem Plane sey Murats Erhebung in Verbindung gestanden. Deßhalb war die Aufmerksamkeit der in den Niederlanden aufgestellten Engländer und Preußen nicht so scharf, als sie hätte seyn sollen. In Italien standen 60,000 Oesterreicher, am Oberrhein 23,000 Oesterreicher und deutsche Bundestruppen, gegen den Mittelrhein zogen 140,000 schon auf dem Rückweg begriffen gewesene Russen wieder heran, in Belgien stand Wellington mit 100,000 Engländern, Holländern, Hannoveranern,*) Braunschweigern und Nassauern, an der Maas Blücher mit 115,000 Preußen, an der Mosel noch 20,000 deutsche Bundestruppen. Napoleon hatte außer der gegen Belgien operirenden Hauptarmee von 130,000 Mann nur 20,000 unter Rapp in Straßburg, 5000 unter Lecourbe in Hüningen, 16,000 unter Suchet bei Chambery, 6000 unter Brune in der Provence, 4000 unter Decaen bei Toulouse, 4000 unter Clauzel bei Bordeaux und 25,000 unter Lamarque in der Vendée. Man hat ihn getadelt, daß er so viele kleine Corps vereinzelt aufstellte und nicht lieber gleich mit allem, was er hatte, in einer Masse auf den Feind stürzte. Allein es scheint ihm daran gelegen zu haben, sowohl die Aushebungen in den Provinzen zu überwachen, als die Aufmerksamkeit des Feindes auf den Süden hinzuziehen, während er ganz unerwartet seine Operationscorps aus verschiedenen Stellungen zusammenzog, um in Belgien einzufallen.

Wenige Wochen vorher hatte Blücher in seinem Hauptquartier Lüttich in Gefahr geschwebt. Am 22. April nämlich war

*) Die hannöverische Legion, die sich in Spanien so sehr ausgezeichnet, focht auch hier wieder mit. Gleichwohl duldete die englische Politik nicht, daß dieses tapfere Heer etwa den Kern der neuzuerrichtenden hannöverschen Armee im Vaterlande gebildet hätte. Die Legionäre wurden zurückbehalten oder entlassen als gemeine englische Söldner, ohne alle Berücksichtigung ihrer patriotischen Hingebung. Nur ihrem Commandeur, dem General Karl von Alten, widerfuhr die Ehre, in den Grafenstand erhoben zu werden.

der Befehl an ihn gelangt, die unter seinem Heer befindlichen sächsischen Regimenter dergestalt zu theilen, daß welcher sächsische Soldat in dem nunmehr von Sachsen an Preußen abgetretenen Landestheil geboren sey, auch sofort in preußische Dienste zu treten habe. Nun hatte man aber den König von Sachsen nicht aufgefordert, die Truppen erst von dem Eide zu entbinden, den sie ihm geleistet. Die treuen Soldaten weigerten sich daher, ehe sie ihres Eides entbunden seyen, Blüchers Befehl zu gehorchen, und empörten sich förmlich, als man nicht auf ihre gerechten Einreden hörte. Der preußische General Müffling, der von „sächsischen Hunden" sprach, empfing einen Säbelhieb; Blücher selbst, dessen Hotel demolirt wurde, mußte flüchten. Er ließ jedoch die Sachsen mit preußischen Truppen umringen, sieben Rädelsführer erschießen und die sächsischen Fahnen verbrennen. Bei dieser traurigen Scene kamen einige edle Züge vor, welche die Geschichte aufbewahren muß. Ein sächsischer Trommler, Namens Kanitz, erst 16 Jahre alt, verlangte freiwillig erschossen zu werden, weil er zuerst die Trommel zum Aufruhr gerührt habe. Und der preußische General Borstell, ein Fels von Ehre, der die Fahnen verbrennen lassen sollte, weigerte sich standhaft dreimal, wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und außer Dienst gesetzt. Eben so ungehorsam war er bei Dennewitz gewesen, um sein Vaterland zu retten. — Seitdem hatte Blücher sein Hauptquartier nach Namur verlegt, Wellington das seinige nach Brüssel. Sie erwarteten keinen Angriff. Wellington glaubte sich so sicher, daß er seine Truppen in weiten Quartieren zerstreut hatte und in Brüssel eben mit seinen Adjudanten vergnügt auf einem Balle unter den Damen zubrachte, als die Nachricht anlangte, seine Vorposten seyen angegriffen, am 15. Juni.

Napoleon war am 13. in Avesnes angelangt, wo er seine Truppen vereinigte und überlegte, ob er zuerst auf Wellington oder Blücher losgehen solle. Jenen zu überfallen, war leichter, weil die Engländer weit auseinander lagen. Dennoch zog es Na-

ihrer wirklichen Bedeutung. Wie wäre es ihnen aber jetzt möglich, in Ansehen und Einfluß mit den Ständeversammlungen zu wetteifern? Auf der Tribune wird jetzt das besprochen, was die Menge in Anspruch nimmt; dort werden die Anträge gemacht über das, was Noth thut; von da aus verbreiten sich die Ideen, die Wünsche und Plane. Der Katheder mußte nothwendig hiergegen weit zurücktreten. Jetzt mag ein Abgeordneter, welchem Rednertalent zur Seite steht, und welcher sich auf ein großes Partheiinteresse stützt, in Einer Stunde mehr Ehre ärnten und Größeres wirken, als der gelehrteste Professor und beliebteste Lehrer in einem ganzen Jahre, um nicht zu sagen in seinem ganzen Leben. Wir möchten Rotteck keineswegs Eichhorn gleichstellen als Staatsrechtslehrer; allein wer wird den Namen und den Einfluß des ersteren nicht weit über den des andern setzen? Und wenn jetzt Wächter auf die Strafgesetzgebung seines Vaterlandes von wesentlichem Einflusse war, so hatte ihn nicht der Lehrer und Kanzler, sondern das Ständemitglied. Dieser bedeutende Unterschied in der Stellung der Universität zum öffentlichen Leben zeigt sich auch namentlich in einer auffallenden Thatsache. Die Laufbahn des akademischen Lehrers, welche sonst so sehr gesucht wurde von jungen Männern, die sich Talent und Kenntnisse genug zutrauten und den Ehrgeiz eines geistigen Einflusses hatten, ist jetzt in den constitutionellen deutschen Staaten ein Gegenstand weit geringern Strebens; im Gegentheile bemühen sich Viele, so bald sie nur können, den Lehrstuhl mit der Abgeordnetenbank zu vertauschen, weil es sie mehr reizt, zu einer großen Versammlung von Männern, ja zum ganzen Volke zu reden, als zu einem kleinen Zimmer voll Jünglingen; und weil sie es natürlich vorziehen, ihre Lieblingsideen selbst und an der Stelle, wo sie unmittelbar wirksam seyn können, zur Sprache zu bringen, als sie auf gut Glück der spätern Beachtung von Dritten zu empfehlen. Und wollte man uns hierbei die, auf den ersten Anblick allerdings triftige, Einwendung entgegen halten, daß eine solche vorzugsweise Neigung doch nur zunächst die Lehrer der Rechts- und der Staatswissenschaften beleben könne, daß aber für die Aerzte, Naturforscher, Theologen, für Philologen und Philosophen dieser Reiz, außerhalb ihres Faches thätig zu seyn, nicht bestehe: so müßten wir bemerken, daß einmal dem doch keineswegs unbedingt so ist, indem die Ständeversammlungen

poleon vor, ihn nur zu beschäftigen und sich zuerst mit Uebermacht auf Blücher zu werfen. Er urtheilte, Wellington werde den Preußen nicht, wohl aber würde Blücher den Engländern zu Hülfe kommen. Einer seiner Generale, Bourmont, und mehrere Offiziere desertirten am 14. zum Feinde. Am 15. überraschte er das erste preußische Armeecorps unter Ziethen an der Sambre bei Charleroi; Blücher aber gab mit großer Geistesgegenwart, sobald er die Sachlage inne wurde, allen seinen Corps Sombref zum Vereinigungspunct, wohin sich Ziethen zurückziehen konnte und wo man Wellington am nächsten stand. Das Corps Bülows allein war noch in Lüttich weit zurück. Aber die Franzosen drangen Ziethen rasch nach und zwangen die Preußen am 16. zu einer Hauptschlacht bei Ligny. Dieses Dorf, so wie das Dorf St. Amand wurden von den Preußen aufs hartnäckigste vertheidigt, aber endlich in die Flanke genommen und das weichende preußische Fußvolk erlitt durch die Reiterei Napoleons viel Verlust. Blücher selbst, dessen Pferd von einer Kugel getödtet wurde, blieb unter demselben liegen, während die französischen Küraſſiere, ohne ihn zu bemerken, vorüberjagten, um die Preußen zu verfolgen; nur Graf Nostiz, sein Adjutant, war bei ihm. Zum Glück hatte gerade damals preußische Reiterei zum Schutz des Fußvolks eingehauen, jagte die feindlichen Küraſſiere zurück und fand Blücher, der hart gedrückt und gequetscht, doch sonst gesund und bei guten Sinnen unter dem Roß hervorgezogen wurde und, ohne seine Person zu pflegen, während der Nacht mit raschester Umsicht den Rückzug seines geschlagenen Heeres ordnete, dem bereits in seiner Abwesenheit Gneisenau die Richtung nach Wavre gegeben hatte, gemäß dem früheren Plan wieder den Engländern so nahe als möglich. Der preußische Verlust betrug 12,000 Mann und 21 Kanonen.

An demselben Tage machte Ney mit nur 40,000 Franzosen bei Quatrebras einen Angriff auf die Engländer, die dadurch noch viel mehr überrascht wurden, als Blücher. Wellingtons Offiziere waren, wie schon bemerkt, auf einem Balle in Brüssel; Her-

zog Wilhelm von Braunſchweig verließ ſogleich den glänzenden Saal, um ſich aufs Pferd zu werfen und an die Spitze ſeiner Schwarzen zu ſtellen, aber noch waren zu wenig Truppen beiſammen, um Ney's Uebermacht aufzuhalten. Indem der edle Herzog ſich auf die feindliche Cavallerie warf, traf ihn eine tödtliche Kugel. Wegen Mangel an Reiterei und Kanonen verloren die Engländer und Braunſchweiger hier 5000 Mann. Die Abſicht Ney's, jede Unterſtützung Blüchers durch Wellington zu verhüten, war vollkommen gelungen. Wellington aber zog alle Truppen von Quatrebras zurück und rief alle übrigen zerſtreuten Corps zuſammen, indem er eine Stellung bei Waterloo nahm. Dichter Regen begünſtigte ſeinen Abzug. Napoleon, der nur Grouchy mit 36,000 Mann zur Verfolgung Blüchers zurückgelaſſen, war von Ligny nach Quatrebras geeilt, am 17., und ſehr erzürnt, daß Ney die Engländer zwar verfolgt, aber nicht mehr erreicht hatte. Ueberzeugt, daß er am nächſten Tage von Napoleon ſelbſt werde angegriffen werden, forderte Wellington Blücher auf, ihm zwei ſeiner Corps zu Hülfe zu ſenden, aber Blücher antwortete, er werde mit ſeiner ganzen Armee kommen.

Der Regen hatte den Boden ſehr erweicht, deßhalb war der Weg Blüchers von Wavre zu Wellington nach Waterloo immerhin ſchwierig zurückzulegen und Napoleon hätte wohlgethan, ſeinen Angriff auf Wellington ſo ſchnell als möglich zu beginnen und bei Waterloo zu ſiegen, ehe Blücher ankommen konnte. Aber Napoleon bildete ſich ein, Blücher ſey nach Namur geflüchtet und werde von Grouchy dahin verfolgt. Es ſcheint unbegreiflich, daß er ſeinen Gegner nicht beſſer zu würdigen wußte. In ſeinen früheren Feldzügen war er ſelbſt gegen viel ſchwächere Gegner vorſichtiger. Am Morgen des 18. Juni klärte ſich der Himmel auf und die Sonne begann den Boden raſch zu trocknen. Aber Napoleon, der mit ſeiner ganzen dichtverſammelten Macht den Engländern gegenüberſtand, zögerte mit dem Angriff und hielt mit ſeinen Truppen erſt eine große Parade ab. Die Engländer behaupteten ein erhöh-

tes Terrain; ihnen gegenüber, wo ſich aus der Thalſenkung die Gegend abermals erhöhte, ſtanden die Franzoſen, von der Sonne beſtrahlt, eine unermeßliche glänzende Linie. Indem Napoleon ſie muſterte, tönte ein donnerndes vive l'empereur! herüber und man ſah, wie die Reiter ihre Helme mit den Säbeln, das Fußvolk ſeine Tſchakos mit dem Bajonet emporhob. Es waren 70,000 Franzoſen, denen 64,000 Engländer gegenüberſtanden. Erſt um 11 Uhr ließ Napoleon den Angriff beginnen, viel zu ſpät. Am Fuße der Höhen, auf denen die Engländer ſtanden, lagen zwei Höfe, die ihnen als vorgeſchobene Bollwerke dienten und mit deren Eroberung ſich die Franzoſen wieder unnöthig lange aufhielten. Gegen 2 Uhr bemerkte Napoleon auf den Höhen von St. Lambert zur Rechten Wellingtons den Anmarſch ferner ſchwarzer Colonnen und glaubte anfangs, es ſey Grouchy, dem er Befehl hatte zukommen laſſen, an der Schlacht gegen die Engländer Theil zu nehmen. Er glaubte nämlich, die Preußen würden weit genug entwichen ſeyn und Grouchy, der jedenfalls näher ſtünde, könne noch herbeikommen. Aber jene ſchwarzen Colonnen waren Preußen. Mit unſäglicher Anſtrengung hatten ſich dieſe, unter Blüchers dringendem und väterlichem Zuſpruch, durch den Koth durchgearbeitet und ſtrengten alle ihre Kräfte an, um nicht zu ſpät zu kommen. Nur Thielmann war mit einem ſchwachen Corps bei Wavre ſtehen geblieben und hielt hier Grouchy's Uebermacht mit der heldenmüthigſten Hingebung auf. Grouchy hatte den Befehl Napoleons nicht erhalten,*) die Generale Gerard und Excelmans hörten den Donner der Kanonen von Waterloo und drangen darauf, Grouchy ſolle dorthin eilen; aber Grouchy, um nicht wie Ney bei Quatrebras geſcholten zu werden, blieb zurück, immer noch in dem Wahn, Thielmanns Corps ſey nur der Nachtrab der gegen Namur entflohenen Blücher'ſchen Armee. Sobald Napoleon die Preußen kom-

*) Man beſchuldigt Napoleon, einen weitern Befehl, den er gar nicht erließ, blos zu ſeiner Entſchuldigung ſpäter fingirt zu haben.

men sah, schickte er ihnen Truppen entgegen, um sie aufzuhalten, und schwächte dadurch seine Aufstellung gegen die Engländer. Erst gegen 4 Uhr Nachmittags gelang es einem wüthenden Reiterangriff der Franzosen, die englische Reiterei zu werfen, wobei die Generale Picton und Ponsomby fielen, und den einen der beiden Höfe zu erobern, den andern zu verbrennen. Aber Wellington gewann wieder Zeit, seine erschütterte Schlachtlinie wieder herzustellen, weil Napoleon den Preußen immer mehr Streitkräfte entgegenwerfen mußte. Bülow war zuerst auf dem Platz und griff um halb 5 Uhr an, immer neu verstärkt von den nachrückenden Corps. Blücher hatte ihm die Richtung nach dem Dorf Planchenoit gegeben, welches in Napoleons rechter Flanke lag und von wo aus die Preußen, wenn Napoleon geschlagen wurde, ihm am schnellsten in den Rücken kamen. Die junge französische Garde vertheidigte Planchenoit mit staunenswürdiger Ausdauer, während Napoleon mit seiner schweren Reiterei noch einen furchtbaren Angriff auf das Fußvolk Wellingtons machen ließ, welches in Quarrées aufgestellt nicht wich noch wankte. Aber die Engländer verloren in diesen unaufhörlichen Kämpfen ein Drittel ihrer Leute; die belgischen Truppen begannen zu wanken und die Straße nach Brüssel war bereits gefüllt mit Verwundeten und Entlaufenen. Napoleon machte daher noch eine letzte verzweiflungsvolle Anstrengung mit seiner alten Garde und drang mit derselben im Keile gegen das schon so oft erschütterte Centrum der Engländer vor. Aber in diesem Augenblick rückte an der rechten Seite ein neues preußisches Armeecorps unter Ziethen heran und nahm den Raum zwischen Bülow und Wellington ein. Ein ungeheurer Halbmond umgab die Franzosen. Wellington rief freudig aus: „da kommt der alte Blücher, ganz wie er ist", und befahl ein allgemeines Vorrücken: „auf ihr Garden, auf den Feind!" Durch die Preußen wunderbar erfrischt, drangen die Engländer gleichzeitig mit den Preußen vor, die Planchenoit bereits erobert hatten und Napoleon im Rücken bedrohten. Da löste sich die französische Armee in ein Chaos auf,

nur die Garde hielt Stand und umgab Napoleon. Er scheint den Tod gehofft zu haben und lenkte sein Roß nicht und gab keinen Befehl zum Rückzug, obgleich hunderte um ihn her von feindlichen Kugeln durchbohrt zusammensanken. Endlich ergriff sein Adjutant Gourgaud die Zügel seines Rosses und riß ihn hinweg. Die alte Garde endete ihres Ruhmes würdig.*) Blücher und Wellington begrüßten sich bei dem Landhaus La belle Alliance, wovon die Schlacht den Namen erhielt.

Tief in die Nacht hatte der Kampf gedauert, aber Blücher befahl, was noch Athem habe, solle den Feind verfolgen. Gneisenau selbst blieb in den vordersten Reihen und ließ einen Trommler zu Pferde setzen, der unaufhörlich wirbelte und die Franzosen aus allen Bivouaks aufjagte, in denen sie auszuruhen gehofft hatten. Heller Mondschein begünstigte diese lustige Verfolgung. Zu Genappe erbeuteten die preußischen Füsiliere den Reisewagen Napoleons, aus dem er eben erst entsprungen war, und fanden darin noch seinen Hut und Degen, seine Orden, Juwelen, Gold und Papiere. Durch die rasche Verfolgung wurde das Hauptheer der Franzosen gänzlich aufgelöst; aber Grouchy entkam durch geschickte Wendungen und gewann einen Vorsprung nach Paris. Napoleon hätte mit Grouchy's Armee und mit den Truppen, die sich wieder zu ihm sammelten, doch nicht viel ausrichten können, zog es daher vor, sogleich nach Paris zurückzueilen, wohin auch Grouchy nachziehen mußte. Hier im Mittelpunct einer zahlreichen Bevölkerung hoffte er sich wirksamer vertheidigen zu können und wollte nicht wieder, wie im vorigen Jahre, durch seine Abwesenheit von der Hauptstadt alles aufs Spiel setzen.

Aber die Stadt Paris war diesmal noch weniger geneigt, sich zu vertheidigen als im vorigen Jahr. Es mangelte zwar nicht an tapfern Franzosen, die um jeden Preis die Ehre retten und sich

*) Ihr General Cambronne soll, als man ihn aufforderte, sich zu ergeben, ausgerufen haben: die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht. Ist das auch nur eine Volkssage, so hat sie doch innere Wahrheit.

bis auf den letzten Mann wehren wollten. Zu ihnen gehörte Carnot, der, obgleich der älteste Freund der Republik, dennoch Napoleons absolute Dictatur vorschlug, weil er allein im Stande sey, Frankreich noch zu retten unter der Bedingung, daß alles ihm blind gehorche. Die meisten Soldaten waren derselben Meinung und wollten, obgleich sie oft besiegt, immer noch kämpfen. Aber die Bürger und Nationalgarden dachten nicht so heroisch und wollten kein Opfer bringen, hingen daher der Deputirtenkammer an, welche den Augenblick für günstig hielt, um die Gewalt an sich zu reißen und noch im schlimmsten Falle mit den zurückkehrenden Bourbons unter annehmlichen Bedingungen zu unterhandeln. Lucian beschwor die Kammer, seinem Bruder treu zu bleiben, aber Lafayette erwiderte: „Sie klagen uns an, wir handeln pflichtvergessen an der Ehre und an Napoleon! Haben Sie denn alles vergessen, was wir für ihn gethan haben? Haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Kinder, unserer Brüder auf dem ganzen Erdboden von unserer Treue zeugen, im afrikanischen Sande, an den Ufern des Guadalquivir und Tajo, an der Weichsel und in den russischen Eisfeldern? Seit mehr als zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heute noch den Kampf mit ganz Europa bestehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es ist jetzt unsere Pflicht, das Vaterland zu retten.“ Diese schreckliche Wahrheit mußte Jedem einleuchten. Napoleon sah sich verlassen. Fouché rieth, er solle der Kammer nachgeben, immer noch ihm Treue heuchelnd. Andere sprachen schon wieder von Abdankung. „Ich hatte sie an Siege gewöhnt,“ sagte Napoleon, „sie können nicht einen Tag Unglück ertragen.“ Aber es waren schon Jahre des Unglücks vorübergegangen und das letzte war so niederschmetternd, daß an kein Aufstehen mehr für ihn zu denken war. Er hätte nur noch in der Mitte einiger tausend Tollköpfe in den Provinzen sich herumschlagen können, um wie ein Räuber zu enden. In Paris, unter falschen Freunden und einer

alles wohl berechnenden starken Partei, unter einer müde und furchtsam gewordenen Bevölkerung war er verloren.

Nur noch zwei günstige Fälle schienen ihm möglich, die Anerkennung seines Sohnes auf dem französischen Thron mit Hülfe Oesterreichs und Rußlands, wenn die französische Kammer und Nation fest und einstimmig darauf bestehe. Von Oesterreich glaubte er, es werde seinen Sohn jedenfalls den Bourbons vorziehen und dem Kaiser von Rußland hatte er selbst den geheimen Vertrag vom 3. Januar zugeschickt, den er in den Tuilerien gefunden und der auch wirklich geeignet war, Alexander gegen die undankbaren Bourbons einzunehmen. Der arglistige Fouché betrieb bei der Kammer wie beim Heer eifrigst die Wahl Napoleons II., die am besten geeignet war, einstweilen die Soldaten zu beschwichtigen und den Uebergang zu den Bourbons zu erleichtern, die noch zu verhaßt waren, als daß er sie direct hätte zurückverlangen können. Für seine Person hoffte Napoleon nach Amerika zu entkommen. Er unterwarf sich daher der Kammer und entsagte der Krone schon am 22. Juni, unter der Bedingung, daß der Thron auf seinen Sohn übergehe und daß ihm zwei französische Fregatten bewilligt würden zur Flucht nach Amerika. Am 25. begab er sich nach Malmaison, um hier bis zur Ausrüstung der Fregatten auf der Insel Aix zu verweilen. Noch mehrmals kam er in Versuchung, dem Drängen der Soldaten nachzugeben, die ihn gerne wieder an ihrer Spitze gesehen hätten. Als er es doch nicht that, gaben viele Soldaten jede weitere Hoffnung auf und zerstreuten sich in ihre Heimath.

Unterdeß begab sich eine Kammerdeputation, wobei Lafayette, B. Constant und auch General Sebastiani waren, ins Lager der alliirten Monarchen, um bei ihnen eine Anerkennung Napoleons II. (des Königs von Rom) zu erwirken. Fouché wußte wohl, daß sie nichts ausrichten könnten, betrieb aber ihre Entsendung, um sie aus Paris zu entfernen und Lafayettes Einfluß zu beseitigen. Die Monarchen hatten, nachdem sie den Wiener Congreß verlassen, eine

Zeitlang ihr Hauptquartier in Heidelberg genommen und waren dann der großen österreichischen und deutschen Bundesarmee nach Frankreich gefolgt. Ihr Hauptquartier war in Hagenau im Elsaß, als die Deputation aus Paris ankam. Sie erhielt aber den Bescheid, man vermöge ihre Vollmachten nicht anzuerkennen und werde in Paris selbst das Weitere beschließen.

Malmaison wurde unmittelbar von den heranrückenden Preußen bedroht. Napoleon umarmte zum letztenmal die Königin Hortense und reiste am 29. Juni nach Rochelles ab, wo die Fregatten ihn erwarten sollten. Allein Fouché hatte alles vorgekehrt, daß er der Gefangenschaft nicht entgehen konnte und schon hatten die Engländer den Hafen gesperrt. Ein nordamerikanischer Schiffer bot ihm an, ihn auf einem kleinen Fahrzeug zu retten. Er zog es jedoch vor, sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon unter den Schutz des Capitain Maitland zu begeben (15. Juli), um sich nach England überschiffen zu lassen und die Gastfreundschaft der englischen Nation als „des großmüthigsten unter seinen Feinden" nachzusuchen. Seine Erwartung wurde getäuscht. Die englische Regierung hütete sich, seinen Verführungskünsten auf englischem Boden irgend einen Spielraum zu gönnen. Nach einer kurzen Verabredung mit den übrigen Mächten wurde das schon früher einmal angelegte Project, ihn nach St. Helena zu bringen, ausgeführt und am 4. August segelte Admiral Keith aus dem Hafen von Plymouth, wo er unterdeß hatte zubringen müssen, nach dieser fernen Insel mit ihm ab. Napoleon wurde nur noch als General Bonaparte behandelt und durfte außer den nöthigsten Bedienten als Begleiter nur mit sich nehmen seinen treuen Großmarschall Bertrand, den General Montholon und den gelehrten Las Cases. Savary, der ihn begleitet hatte und ihm seltene Treue bewies, wurde zurückgehalten. Am 15. October kam Napoleon in St. Helena an, wo er unter der Aufsicht desselben Hudson Lowe, der einst so schmählich die Insel Capri an Murat verloren hatte, den kleinlich-

sten Kränkungen und Entbehrungen ausgesetzt werden und der langen moralischen Marter zuletzt erliegen sollte.

Blücher und Wellington hatten die Verfolgung der bei Waterloo geschlagenen Franzosen rüstig fortgesetzt und waren am 30. Juni vor Paris angekommen, einen Tag nach Napoleons Abreise von Malmaison. Grouchys Armee und die übrigen französischen Truppen waren unter Davousts Befehl gestellt worden, die Stadt Paris hatte Befestigungen erhalten, die wenigstens gegen den ersten Angriff ausreichten; der kecke Excelmans hieb in Versailles einige preußische Schwadronen zusammen, die zu voreilig genaht waren, und am 1. Juli fand noch ein Kampf um das Dorf Issy Statt. Aber Davoust sah nur zu gut das Unnütze aller Gegenwehr ein, da außer Blücher und Wellington nun auch die große österreichische Südarmee und vom Mittelrhein die Russen heranrückten; er dachte also auf eine möglichst schnelle und gute Capitulation. Fouché unterhandelte mit Wellington und bediente sich desselben, um Napoleon II. zu beseitigen und einfach die Rückkehr der Bourbons vorzubereiten. Am 3. Juli schloß Davoust einen Waffenstillstand und versprach die Räumung von Paris und den Rückzug aller französischen Truppen hinter die Loire. Am 4. gab die Kammer noch eine letzte Erklärung, an die sich auch der eben zurückgekehrte Lafayette freudig anschloß, und worin sie alle constitutionelle Rechte des französischen Volks wahrte, ohne die dynastische Frage weiter zu berühren.

Am 7. Juli zogen die ersten Preußen in die Stadt ein, stolz und voll unsäglicher Verachtung gegen die Franzosen. Blücher gab das Beispiel. Als Davoust ihn unmittelbar vor der Capitulation zum Waffenstillstand zu bewegen suchte unter dem Vorwand, Napoleon regiere nicht mehr, antwortete ihm Blücher in deutscher Sprache*) mit einer derben Erinnerung an Hamburg, er solle sich

*) Das erregte die größte Verwunderung. Das Vorurtheil war noch so groß, daß man Blücher eher verzieh, die Franzosen geschlagen, als sie nicht französisch angeredet zu haben.

hüten, zum zweitenmal eine große Stadt unglücklich zu machen. Er führte seine Preußen über die von Napoleon in der Stadt Paris erbaute „Brücke von Jena" und wollte die Brücke dann zerstören lassen; als Talleyrand ihm dies verwies, ließ er ihm sagen, er würde es dennoch thun und es wäre ihm lieb, wenn sich Herr Talleyrand selbst vorher auf die Brücke setzen wollte. Inzwischen verhinderte die Ankunft des Königs von Preußen die Ausführung des tollen Rachegedankens und die schöne Brücke steht noch heute. Blücher setzte General Müffling zum Commandanten über Paris und schrieb eine Contribution von 100 Millionen aus. Auch das wurde von König Friedrich Wilhelm III. annullirt. Da schrieb Blücher dem König einen unsterblichen Brief im Namen seiner Armee, worin es hieß: „Ich habe von den 100 Millionen einen zweimonatlichen Sold für meine Truppen bestimmt. Da sie denselben nun nicht erhalten können, so wird die ganze Armee gern auf diesen Sold Verzicht leisten, weil sie ihn sonst aus dem preußischen Vaterlande beziehen und in Frankreich verzehren müßte, aber es nicht übers Herz bringen kann, die mühsam zusammengebrachten Steuern des armen Vaterlandes nach Frankreich zu ziehen, um dieses Land zu bereichern."

Nur Eins setzte Blücher glücklich durch, die Zurücknahme der geraubten Kunstwerke. Preußische Truppen besetzten das Musée Napoleon und preußische Gelehrte und Künstler durften alles herausnehmen, was von den Franzosen früher aus Preußen geraubt worden war. Diesem Beispiel folgte nun auch Oesterreich und folgten alle Staaten. Auch der Papst schickte den berühmten Bildhauer Canova, um unter dem Schutz preußischer Bajonette die aus dem Vatikan geraubten antiken Bildwerke und Handschriften zurückzuholen. Zum Dank dafür gab der Papst die im dreißigjährigen Kriege aus Heidelberg geraubten altdeutschen Handschriften Deutschland zurück und sie befinden sich wieder in Heidelberg, mit Ausnahme des wichtigen Codex der schwäbischen Minnesänger, der in Paris verhehlt wurde. Blücher wollte auch die berühmten

Jedem offen ſtehen; und daß zweitens ſchon auf die Wahl des ganzen Studiums dieſe Betrachtungen bei manchem ehrgeizigen jungen Menſchen von Einfluß ſeyn muß. Es dreht ſich nun einmal unläugbar das Hauptintereſſe unſerer Zeit um ganz andere Dinge, als um die Univerſitäten und ihre Lehrer; daher ſind ſie auch von vergleichungsweiſe geringerer Bedeutung und Sichtbarkeit geworden.

Wollte nun aber Jemand die Einwendung machen, daß, möge es ſich mit dieſer abſolut oder relativ geringeren Wichtigkeit der Univerſitäten verhalten, wie ihm da welle, daraus noch keineswegs ein inneres Verderbniß und das Bedürfniß einer tief eingreifenden Heilung hervorgehe: ſo würden wir ihm bemerken, daß das dunkle Gefühl, die Univerſitäten ſeyen nicht mehr was ſie früher waren, gar leicht die eben ſo unklare Idee, daß alſo eine Aenderung in ihren Einrichtungen nöthig ſey, erzeugen konnte, und bei Vielen und Einflußreichen auch wirklich erzeugt hat. Wie ſo oft, ſo wurde auch hier das Symptom für das Uebel ſelbſt gehalten. Und iſt es doch eine allgemeine Erfahrung, daß Niemand an die Verbeſſerung ſelbſt offenbarer Mängel einer Einrichtung denkt, ſo lange dieſelbe im Ganzen eine tüchtige und befriedigende Wirkung hat; daß aber der Klagen und der Aenderungsplane kein Ende iſt, ſobald aus irgend einem, vielleicht ganz äußerlichen und zufälligen, Grunde die Leiſtung der neueſten Anſicht oder dem jetzigen Bedürfniſſe nicht mehr ganz entſpricht. Wir müſſen alſo entſchieden bei der Anſicht bleiben, daß die verminderte Bedeutung der deutſchen Univerſitäten mit Schuld trägt an der Unzufriedenheit mit ihnen und den aus ihr hervorgehenden Handlungen und Vorſchlägen.

Eine zweite nicht löbliche Seite des gegenwärtigen Zuſtandes der Hochſchulen iſt die Verminderung der Pietät von Seiten der Studirenden gegen die Perſon der Lehrer und gegen die Anſtalt. Die Thatſache wird gewiß von Keinem, welcher die Univerſitäten ſeit einer längeren Reihe von Jahren kennt, in Abrede gezogen werden. Wir berufen uns auf alle Diejenigen, welche ihre Studien vor zwanzig, dreißig Jahren gemacht haben, ob nicht noch damals ein ganz eigenthümliches patriarchaliſches Leben auf den Univerſitäten war. Lehrer und Studirende bildeten eine abgeſchloſſene Welt, in welcher ſich die jüngeren Männer den Stammhaltern anerkennend und hochachtend anſchloſſen. Wenn nur die materielle

Säulen vom Palast Karls des Großen in Aachen, die gleichfalls geraubt worden waren, wieder mitnehmen, erhielt aber nur einen Theil davon, die andern blieben in Paris, weil Alexander von Humboldt, Deutschlands größter Naturforscher, als Mitglied des französischen Instituts sich dafür bei seinem König verwenden zu müssen glaubte.

Talleyrand erklärte, als die französischen Künstler ihn bestürmten, doch alles zu thun, um die Kunstschätze für Paris zu erhalten, mit Verachtung, das sey eine Nebensache. Er freute sich, daß die Deutschen darauf einen Werth legten, damit ihre Aufmerksamkeit beschäftigten und sich damit abspeisen ließen. Ihm lag weit mehr daran, Frankreichs bisherige Grenzen und die Festungen zu erhalten, als die Bilder. Das gelang ihm nun auch und Frankreich verlor so viel wie nichts. Als am 8. Juli Ludwig XVIII., am 10. die drei alliirten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen in Paris ankamen, auch Metternich, Castlereagh ꝛc. eintrafen, fanden sie schon Talleyrand mit Wellington in voller Thätigkeit, den Forderungen Blüchers zu opponiren und der König von Preußen verwies dem letztern die gethanen Schritte. Das Dringen auf eine härtere Bestrafung Frankreichs, auf eine Schwächung desselben, auf Zurückforderung des Elsaßes und Lothringens ꝛc. wurde von sämmtlichen Mächten mißbilligt. Die Unterzeichner des ersten Pariser Friedens und Lenker des Wiener Congresses waren darüber einig, daß Frankreich mächtig erhalten werden müsse. Nur einige Concessionen glaubten sie der öffentlichen Meinung in Deutschland machen zu müssen, nachdem sich Deutschland abermals in so große Unkosten gesetzt hatte. Frankreich verlor die Festungen Landau und Saarlouis,*) auch was es von Savoyen zurückbehal-

*) „Wie müssen die Franzosen unserer spotten, sehen sie, daß die Deutschen, die, nachdem sie im Gefolge eines glänzenden Sieges, wie ihre Geschichte wenige aufbehalten, nichts als zwei befestigte Orte erlangt, noch dazu unter einander denen Begehrlichkeit vorwerfen, die ein Mehreres gewollt. Welche Begriffe müssen sie von unserer Staatsweisheit erlangen,

ten hatte, und wurde zu einer Contribution von 700 Millionen Franken verurtheilt. Das war unglaublich wenig im Vergleich mit den Opfern, welche die franzöſiſche Republik und Napoleon früher von Deutſchland gefordert hatten. Von der Contribution wurde von vorn herein der vierte Theil abgezogen, um davon Feſtungen an den Grenzen Frankreichs bauen zu können, womit man heute noch nicht fertig iſt. Die übrigen drei Viertheile der franzöſiſchen Contribution wurden ſo vertheilt, daß die vier Großmächte England, Rußland, Oeſterreich und Preußen jede 100 Mill., die übrigen der Allianz beigetretenen kleinen Staaten zuſammen 100 Mill., England und Preußen überdies für ihre Anſtrengungen in Belgien noch jedes 25 Mill. erhielt. Die Stadt Frankfurt am Main z. B. bekam pro rata 123,000 Franken, alſo nicht den zehnten Theil deſſen, was ſie früher an Cuſtine, Jourdan und Napoleon contribuirt hatte.

Am meiſten war man in Blüchers Hauptquartier, im rheiniſchen Merkur und überall, wo deutſcher Patriotismus ſich kund gab, entrüſtet darüber, daß die Weſtgrenze Deutſchlands gegen Frankreich nicht beſſer geſchützt werden ſollte. Seit Heinrich II. ſich der lothringiſchen Bisthümer, Ludwig XIV. ſich Straßburgs bemächtigt, war Deutſchland unaufhörlichen Angriffen von Frankreich her bloßgeſtellt geweſen. Nichts ſchien nun gerechter und natürlicher, als daß man jetzt jene deutſchen Grenzländer den Franzoſen wieder abnahm und Metz und Straßburg zu deutſchen Bundesfeſtungen machte. Man war dazu berechtigt nicht blos durch das Recht des Siegers und durch die Politik der Sicherheit, ſondern auch durch das zuerſt von Oeſterreich aufgeſtellte Princip des auf gegenſeitige Gewähr natürlicher und legitimer Rechte geſtützten europäiſchen Gleichgewichts. Ein wahres dauerhaftes Gleichgewicht und ein dauerhafter Frieden war nur zu hoffen, wenn die Nationen

ſehen ſie alſo öffentlich die geſcholten, die allein die Ehre ihres Volks gefühlt und für ſeine Sicherheit geſprochen haben.“ Rhein. Merkur 1815 Nr. 345.

in ihre natürlichen Lagen gebracht wurden und wenn man von dem bisherigen System abging, die eine auf Kosten der andern zu beschneiden und zu verkürzen. Es tauchte ein Vorschlag auf, dem Erzherzog Karl, der damals eine Prinzessin von Nassau heirathete, Lothringen und Elsaß zu geben, aber das schien zu viel für Oesterreich. Indem sich damals der sehr populäre Kronprinz Wilhelm von Württemberg mit der Großfürstin Katharina von Rußland verlobte, deren erster oldenburgischer Gemahl während des russischen Feldzuges am Typhus gestorben war, tauchte der noch ungleich practischere Gedanke auf, das Elsaß, so wie auch Baden, dessen legitime Dynastie am Aussterben war, mit Württemberg zu vereinigen und somit am Oberrhein ein verhältnißmäßig starkes Bollwerk gegen Frankreich zu schaffen. Aber auch dieser Vorschlag blieb unbeachtet. Der alte Blücher brachte bei einem großen Gastmahl in Paris, welches Wellington ihm gab, den Trinkspruch aus, der damals in allen deutschen Herzen wiederklang: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!“ Wilhelm von Humboldt führte als Bevollmächtigter Preußens bei den Verhandlungen das Wort für die deutsche Sache, wurde aber von Hardenberg nicht unterstützt und bald darauf förmlich desavouirt. Nächst ihm wagte der württembergische Minister Graf Winzingerode warme Worte für Deutschland zu sprechen und auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die Schwaben von Straßburg aus beständig drohen; aber auch er wurde nicht mehr gehört.*) Alle europäischen Mächte schienen, wie sich damals der

*) Gentz, Metternichs Publicist, ein Sybarit, der nichts Höheres kannte, als sinnliche Schwelgerei und Befriedigung seiner Eitelkeit in aristokratischen Kreisen, mußte damals im „österreichischen Beobachter“ den Schmerz der deutschen Patrioten öffentlich verhöhnen. „Einen bessern Frieden verlangen, schrieb er, hieße Frankreich zu Grunde richten. Wer sollte glauben, daß Görres solchen armseligen Argumenten (das Recht, das Interesse und die Ehre Deutschlands) seine Feder leihen würde. Elsaß und Lothringen

Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer offiziellen Rede ausdrückte, nur noch den einen Zweck zu haben, „die Kraft, die in Deutſchland ſchlummert, nicht zur Entwicklung kommen zu laſſen.“

Mit dieſer Zurückſetzung Deutſchlands hing die Wiederanerkennung Ludwigs XVIII. genau zuſammen. Man konnte die deutſchen Patrioten nicht beſſer abweiſen, als indem man ſagte, Ludwig XVIII. hat gar nicht aufgehört zu regieren, wir ſind ihm nur zu Hülfe gekommen, damit er ſein Reich erhalte. Die Verhandlungen zogen ſich übrigens in die Länge bis zum Herbſt.

Unterdeß wurden die franzöſiſchen Provinzen vollends beruhigt. Die Armee war hinter die Loire gegangen, nur viele Feſtungen verweigerten noch die Uebergabe. Straßburg hatte ſich unter Rapp, namentlich in einem Gefecht am 28. Juni, tapfer gegen den Kronprinzen von Württemberg vertheidigt; als Rapp aber die weiße Fahne aufgepflanzt hatte, brach noch am 3. Sept. eine Empörung der Truppen aus, jedoch nur wegen Nichtauszahlung des rückſtändigen Soldes und wurde durch Geld bald beſchwichtigt. Mezières, Rocroy, Auronne, Montmedy, Thionville machten ſich gleichſam einen Scherz daraus, ſich noch bis in den Herbſt zu vertheidigen. Am übermüthigſten benahm ſich Hüningen. Von hier aus ſchoß General Barbanegre auf die reiche Stadt Baſel und machte trotz aller Vorſtellungen des Erzherzogs Johann, der ihn mit Oeſterreichern und einem Schweizer Heer unter Bachmann belagerte, nicht die geringſte Miene, die Bourbons wieder anerkennen zu wollen, ja feierte noch Napoleons Geburtstag mit großem Pomp, während dieſer ſchon lange auf dem atlantiſchen Meere ſchwamm. Erſt am

---

ſind Frankreich ſanctionirt. Es hieße, alle Rechtsbegriffe zerſtören, wenn man ſie wiederverlangte.“ Die Diplomatenhoffahrt ging ſo weit, daß, als Oeſterreich ſich Tirol wieder aneignete, im Beſitzergreifungspatent ausdrücklich zu leſen war: „Nicht durch eigenmächtiges, willkürliches Eingreifen in die Ordnung der Dinge (ꝛc. wie ihr rebelliſches Volk 1809 verſucht hattet), ſondern durch geheiligte Tractate kehrt ihr an Haus Oeſterreich zurück.“

26. August bequemte er sich zur Capitulation und die Schweizer verfehlten nicht, die ihnen so lästigen Festungswerke der Erde gleich zu machen. — Vielen Uebermuth ließ auch der alte Lecourbe blicken, der mit einem kleinen Heere die Vogesen vertheidigte, doch aber schon am 11. Juli capitulirte. Lamarque, der unterdeß in der Vendée einen Sieg über die weiße Fahne erfochten hatte, wobei der tapfere Larochejaquelin gefallen war, steckte ohne Zaudern nach der Schlacht von Waterloo wieder selbst die weiße Fahne auf; eben so Suchet im Süden. Das Losungswort war damals: „le grand homme a passé", lakonische Worte, die General Rapp durch die Vorposten überall hin verbreiten ließ.

In der Provence erhoben sich jetzt abermals die Royalisten und übten furchtbare Rache nicht nur an Napoleons Anhängern, sondern verfolgten bei diesem Anlaß auch die Protestanten, die in jenen Gegenden leben. Schon am 26. Juni erlaubte sich der Pöbel in Marseille die gröbsten Mißhandlungen. Im August begannen die Greuel in Avignon, in Nismes, Montpellier. Häuser wurden geplündert und angezündet, Menschen mißhandelt und ermordet. Zu Avignon wurde Marschall Brune, der bisher im Süden ein Commando gehabt, nach dessen Niederlegung aber als Privatmann durchreiste, vom Pöbel erkannt, im Wirthshaus überfallen und ermordet, 2. August.*) Dasselbe Loos ereilte den royalistischen General Ramel in Toulouse, als er das Volk beruhigen wollte, am 15. Die Anarchie dauerte den ganzen Monat hindurch, alle wirklichen oder vermeinten Anhänger Napoleons waren vogelfrei und wurden auf offener Straße erschlagen oder mußten sich

*) Die Berichte über diese Greuel sind einseitig. Brune war nicht so ganz unschuldig, als man ihn darstellt. Er hatte die Wuth des Volks gereizt durch die rohen Excesse, welche er seinen Soldaten gestattet, indem sie unter anderm die in der Revolution zerstörten, von den Bourbons eben wieder hergestellten Heiligthümer zu Baume abermals zertrümmert hatten. In der berühmten Grotte zu Baume wurde die h. Magdalena als Schutzpatronin vom Volke hoch verehrt.

mit ſchwerem Gelde loskaufen. In Nismes wurden 60 Häuſer geplündert und zerſtört, in dieſer Stadt und der Umgegend binnen zehn Tagen 700 Proteſtanten erſchlagen. Trotz aller Vorſtellungen und Befehle Ludwigs XVIII. wiederholten ſich dieſe Scenen auch noch im November und General Lagarde, der das Volk im Namen des Königs zur Ruhe mahnte wurde ermordet, 12. November.

Gleichem Fanatismus erlag der arme verblendete Murat. Derſelbe war von Marſeille nach Corſica geflüchtet. Der Kaiſer von Oeſterreich, der ſeiner Gemahlin Karoline ein Aſyl in der Nähe Wiens bewilligt hatte, ließ auch ihn einladen, ſich unter ſeinen Schutz zu begeben, aber Murat wurde von falſcher Scham und von dem Trotz zurückgehalten, den falſche Freunde in ihm nährten. Am 8. October landete er in Pizzo am Ufer Calabriens und machte einen Verſuch, das Volk aufzuwiegeln und ſeinen neapolitaniſchen Thron wieder zu erobern. Mit einer Handvoll Leute, ohne einen Alliirten, ohne irgend eine Hülfe von außen, in blinder Thorheit. Das Volk nahm ihn, nachdem der Schiffer Barbara, der ihn hergebracht, treulos geflohen war, gefangen und berichtete an König Ferdinand, der augenblicklich den Todesbefehl ſandte. Murat wurde daher ſchon am 13. zu Pizzo erſchoſſen.

Ludwig XVIII. machte Fouché dankbar zu ſeinem Polizeiminiſter und folgte ſeinem und Talleyrands Rath in Aufrechterhaltung der Verfaſſung. Blacas wurde nicht mehr ins Miniſterium berufen. Die Strafen, die über die ausgezeichnetſten Verräther verhängt wurden, erfolgten nicht der Partei Artois zu Liebe, ſondern nur ehrenhalber. Man mußte denn doch ein Exempel ſtatuiren. Als erſtes Opfer wurde Oberſt Labedoyère auserſehen und am 19. Auguſt erſchoſſen. Dann folgte Ney, deſſen Verrath zu ſchmählich war, um ungeahndet bleiben zu können. Er vertheidigte ſich ſchwach und würdelos, bediente ſich kleinlicher Entſchuldigungsgründe, flehte Wellington an, ſich ſeiner anzunehmen, wollte ſich zuletzt ſogar unter dem Titel eines preußiſchen Unterthanen retten, weil ſein Ge-

burtsort Saarlouis preußisch geworden war, wurde jedoch am 8. Dezember erschossen. Das Einzige, was ihm in der öffentlichen Meinung zu Gute kam, war außer seinem frühern Heldenruhm die Schmach der Pairskammer, die ihn richtete, obgleich in ihr eine Menge Männer saßen, die eben so schuldig als er selbst oder seine alten Freunde waren. Lavalette, Director der Post, sollte ebenfalls sterben, wurde aber von seiner treuen Gattin aus dem Kerker befreit, indem sie ihre Kleider mit ihm tauschte und statt seiner zurückblieb. Eine beträchtliche Anzahl Generale waren noch compromittirt und wurden zum Theil verbannt, sonst aber keine Rache weiter geübt. Ein freiwilliges Opfer jener Zeit wurde aber noch Berthier, der Ludwig XVIII. treu geblieben war und sich zu seiner deutschen Gemahlin nach Bamberg begeben hatte, hier aber am 1. Juni, indem er die erste russische Reiterei auf dem Wege nach Frankreich wieder durch die Straßen kommen sah, sich aus dem Fenster stürzte und todt auf dem Pflaster liegen blieb.

Die engere Verbindung Ludwigs XVIII. mit Fouché und Talleyrand dauerte nicht lange. Beide Männer der Revolution trugen einen allzu übel berüchtigten Namen. Die neuen Wahlen zur Deputirtenkammer fielen sehr royalistisch und ungünstig für die constitutionelle Partei aus. Das machte dem König Muth, die beiden Minister zu entlassen und dem Herzog von Richelieu das Staatsruder anzuvertrauen, einem besondern Günstling des Kaiser Alexander, 27. September. Am folgenden Tage reiste Kaiser Alexander quasi re bene gesta von Paris ab; einen Tag später auch der Kaiser von Oesterreich, am 7. Oct. erst der König von Preußen.

Der zweite Pariser Frieden, der vom Juli an berathen worden war, konnte erst am 20. November definitiv abgeschlossen werden. Er sicherte Frankreich die bourbonische Dynastie und die Grenzen, die ihm der erste Friede von 1814 bewilligt hatte mit den schon bezeichneten kleinen Ausnahmen in Savoyen und am Rhein. Er setzte die Contribution fest und verpflichtete Frankreich,

ein Heer der Alliirten von 150,000 Mann auf französischem Boden so lange zu unterhalten, bis die Contribution bezahlt seyn würde. Auch siebzehn französische Festungen an den nördlichen und östlichen Grenzen blieben bis dahin von den Alliirten besetzt. Die Insel Elba wurde mit Toscana vereinigt. Außer Neapel, welches statt Murat den alten Ferdinand IV. wieder zum Herrn bekommen hatte, blieben alle Länder in der Lage, wie der erste Pariser Frieden und der Wiener Congreß sie bestimmt hatten.

Diese ganze neue Ordnung der Dinge in Europa verfehlte, die Völker zu befriedigen. Nach so großen Erschütterungen sehnte man sich nach Frieden und dankte Gott dafür, beklagte aber tief, daß die Weisheit der Diplomaten keinen den wahren Bedürfnissen und Wünschen der Völker zuträglichen Zustand begründet habe. Nur England und Rußland hatten gewonnen und es schien, als ob der ganze große europäische Kampf nur für ihre Rechnung geführt worden wäre. Außer diesen beiden Mächten war das besiegte Frankreich am besten weggekommen und doch blieb es unzufrieden, weil es über seinen materiellen Vortheilen die Schmach nicht verschmerzen konnte, daß ihm die Bourbons durch fremde Gewalt aufgedrungen worden waren. Dagegen widerfuhr Deutschland, welches während der langen Kriegszeit vom Jahr 1792 an die ungeheuersten Opfer gebracht und zuletzt den bei weitem größten Antheil am Siege gehabt hatte, die ärgste Benachtheiligung. Deutschland ging nicht nur trotz seiner Siege aus dem Kampfe kleiner hervor, als es vor dem Jahr 1792 gewesen war, denn es verlor Belgien, sondern auch das letzte Band seiner Einheit war und blieb zerrissen, es wurde nicht mehr als das heilige Reich hergestellt, es fand keinen Kaiser mehr. Nur noch seine Theilung und Uneinigkeit wurde neu verbrieft und sanctionirt. Indem Belgien vom deutschen Reich abgerissen blieb und Ostfriesland mit dem englischen Hannover vereinigt wurde, war es der englischen Arglist gelungen, das eigentliche Deutschland ganz von der Nordsee wegzudrängen. Indem Rußland in Polen seinen Keil zwischen Oester-

reich und Preußen hineingetrieben, waren auch diese beiden deutschen Großstaaten im Osten bedrohter als je. Beides hat man hauptsächlich der Schwäche Friedrich Wilhelms III. und Hardenbergs zu verdanken, der gegen Rußland eben so nachgiebig als gegen England die wichtigsten Interessen Norddeutschlands dem Auslande Preis gab. Preußen selbst war durch die Kunst der fremden Diplomaten in zwei Stücke zertheilt worden, keines groß genug, um den mächtigen Nachbarn gegenüber, hier Frankreich, dort Rußland, gewachsen zu seyn und zu ferne von einander, um seine Macht concentriren zu können, jetzt mit den Traditionen und Ansprüchen der stärksten Offensive zur schwächsten Defensivstellung verurtheilt und zugleich innerlich mit der Parität behaftet, den Confessionsstreit in sich wie eine tödtliche Krankheit nährend. Oesterreich, welches Metternich mit einer sich für infallibel haltenden Selbstgefälligkeit äußerlich abgerundet hatte, entbehrte doch, seit es die Lebensadern durchschnitten, die es vordem mit dem deutschen Reiche zu einem großen Organismus verbunden hatte, der alten Zauberkraft des germanischen Elements und die früher dadurch gebunden gewesenen slavischen, magyarischen und italienischen Elemente trachteten sich loszureißen. Was für Preußen die streitenden Kirchen, das sind für Oesterreich die streitenden Nationalitäten, beides fast unheilbar zu nennende Uebel. Die übrigen deutschen Staaten hatten mit ihrer Souverainetät mehr als sie brauchten erlangt, aber weniger als sie brauchten durch die Bundesverfassung, die in den wichtigsten Puncten gar nicht zur Ausführung kam, weil die deutschen Großstaaten es nicht in ihrem Interesse fanden oder gegen das Ausland nichts vermochten. So blieb die freie Rheinschifffahrt bis ins Meer, der freie Verkehr auch im Innern Deutschlands eine Illusion. Eben so die Bundesfestungen, die am obern Rhein erbaut werden sollten, und die südwestlichen Staaten Deutschlands blieben beständig von Frankreich bedroht, also auch immer unter einem gewissen moralischen Einfluß Frankreichs. Daraus erklärt sich der Eifer, mit dem überall in den vormaligen

Rheinbundstaaten von Seiten der kleinen deutschen Regierungen das Kammersystem, welches Talleyrand und Fouché den Bourbons aufgedrungen hatten, nachgeahmt und von Seiten der Bevölkerungen auch wieder ganz im Sinne der französischen Opposition aufgefaßt wurde. Ein erbärmliches Spiel der Lüge und Selbsttäuschung. Die Fürsten hielten unter dem constitutionellen Aushängeschild das Schwert der Souverainetät fest; die Kammern blieben zu schwach, und traten nur, um das neue Scheinrecht auf dem Papier zu erobern, das gute wahre althistorische Recht der Corporationen, der Gemeinde und der Kirche mit Füßen.

Nicht weniger unnatürlich war die Lage der übrigen europäischen Länder. Fast alle waren im alten Rechte und Besitzthume verkürzt worden und in neue unpassende Verbindungen getreten. Polen blieb getheilt und seine Nationalität schien vom russischen Kaiser nur noch zum letztenmal herausgeputzt zu werden, wie man ein Opfer schmückt, das zur Schlachtbank bestimmt ist. In Italien und Spanien war die böse Saat der französischen Revolution gesät worden, um durch die Mißgriffe der Reaction groß gezogen zu werden. Die Verbindung zwischen dem katholischen Belgien und reformirten Holland war unnatürlich und gebar die bitterste Zwietracht. Die Losreißung Norwegens von Dänemark war so unnatürlich, wie die Finnlands von Schweden, wurde von allen Betheiligten so empfunden und reizte den Dänenkönig, sich immer auf deutscher Seite entschädigen zu wollen, was wieder den beiden Theilen schädlichsten Haß zwischen Deutschen und Dänen hervorrief. Die Türkei und die Christen in der Türkei blieben in ihrer unnatürlich und fast unerträglich gewordenen Stellung, indem es kein christlicher Großstaat dem andern gönnte, das Schutzrecht über die Christen auszuüben.

Der zweite Pariser Frieden und die Beschlüsse des Wiener Congresses gewährten daher der europäischen Welt nur eine Neugestaltung zum Besten Englands und Rußlands und zum Nachtheil aller andern Länder. Das große Friedenswerk der Diplomatie war

Leistung des Professers gut war, und wenn gegen die Ehrenhaftigkeit des Mannes nichts eingewendet werden konnte, so nahm man es mit der Form des Vortrages und mit den in der Studierstube ausgebrüteten Sonderbarkeiten des Lebens und der äußern Erscheinung nicht so genau. Im Gegentheile, dergleichen diente zu harmlosem Scherze und vermehrte eher die persönliche Zuneigung. Allerdings waren eine Menge von hergebrachten Anekdoten in Umlauf, deren Wahrheit und selbst Wahrscheinlichkeit in der Regel keine scharfe Kritik ausgehalten hätte: allein sie schadeten dem Ansehen und dem väterlichen Verhältnisse der in Scene Gesetzten lediglich nichts. Bei manchen regelmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten und schon in den Begegnungen des täglichen Lebens äußerte sich die Pietät der studirenden Jugend gerne und freundlich. Die Anhänglichkeit an die „alma“ Rupertina oder Georgia u. s. w. im Ganzen war ganz eigenthümlich und klang bei Vielen wie eine erste Jugendliebe ihr ganzes Leben lang bei jeder Gelegenheit nach. Oertlichkeit, Dinge und Personen verschmolzen zu einem mit entschiedener Parteilichkeit aufgenommenen Gesammtbilde. — In allen diesen Beziehungen ist eine bedeutende und nicht eben erfreuliche Veränderung eingetreten. Die Forderungen an den Inhalt und an die Form der Vorlesungen sind sehr gesteigert worden, und wir behaupten nicht zu viel, wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß die Söhne jetzt diesen oder jenen Professor mit Hohn vom Katheder treiben würden, den die Väter mit Nachsicht und Fleiß, vielleicht sogar mit Bewunderung angehört haben. Die Erfüllung dieser neuen Forderungen sieht sich aber keineswegs durch Erhöhung des Ansehens und des Zutrauens belohnt. Im Gegentheil ist jetzt allgemein die persönliche Verbindung der Lehrer und Schüler loser, seltener und kälter; und die Stelle der gutmüthigen, wenn schon zuweilen lächelnden Zuneigung gegen die, oft hinreichend wunderlichen, Professeren wird jetzt nur allzuhäufig eingenommen durch einen Geist verschneller Kritik und unbilligen, wenn nicht ganz ungerechten, Tadels. Der Originale sind jetzt weit weniger auf den Universitäten; ihre behagliche und ungestörte Ruhe hat aber auch sehr abgenommen. Selbst in den Begegnungen des täglichen Lebens ist keineswegs immer die Rücksicht zu finden, welche die Sitte, um von edleren Gefühlen ganz zu schweigen, gegen ältere und zum Theil berühmte Männer, gegen Lehrer

ein verschobenes, unförmliches, hier festgemauert, geklammert und vernietet, dort schlotternd über den Abgrund hingepfuscht, ein Werk, welches von ungleichen Kräften durch wechselseitige Ausschließung zu Stande gebracht, also auch nur in der Negation begründet war, nicht durch harmonische Kräfte gefügt, noch von positivem Charakter. Und weil es ohne Menschenweisheit, ohne Rücksicht auf der Völker Natur und das historische Recht, so auch ohne Gott gemacht war, hat die Verneinung es geistig beherrschen müssen bis auf diesen Tag und das revolutionäre Feuer in ihm entzündet, das nicht mehr in den Adern der Franzosen allein glühend, auch die kühleren und phlegmatischeren, ja selbst die feigeren Völker ergriffen hat und innerlich verzehrt.

Regiſter zum dritten Bande.

	Seite
Abensberg . .	195
Abrantes . . .	137
Adlerkreuz . . .	99
Adlerſparre . .	100
Aegypten . 88.	283
St. Aignan . .	460
Alexander I. 3. 10. 15	
37. 72. 76. 79. f.	129
f. 316 f. 329. 377 f.	
423. 430. 460. 490 f.	
	519
Alvarez . . .	290
Amſterdam 112.	465
St. André . .	465
Angoulême, Her-	
zog von . .	496
— , Herzo-	
gin . . 528.	539
Anhalt-Pleß . 65.	67
Anſpach und Bai-	
reuth . . .	18
Antwerpen . .	482
Aranjuez . . .	142
Aravilen . . .	303
Arcis ſur Aube .	485
Arco 214. 220.	221
Aretin . . 113.	267
Arguelles . . .	298
Armfeldt . . .	96
Arndt	114
Arnim	115
Artois 495. 528.	535
Aspern	198
Auersberg . .	13
Auerſtädt . . .	48
Augereau 27. 75.	290
305. 375. 485.	497
Auſterlitz . . .	15
Bachmann . .	475
Baden . . 20.	265
Bagration 14. 336.	339
	344
Bajadoz . . .	302
Ballesteros . .	183
Barcellona . .	159
Barklay de Tolly	339
403. 407. 430.	431
Bartenſtein . .	76
Bathurſt . . .	234
Bautzen . . .	404
Bayern 4. 19. 30.	206
419.	446
Baylen . . .	163
Bayonne . . 147 f.	
Beiraktar . . .	91
Belgien . . .	522
Belgrad . . .	89
Bellegarde . .	498
Bennigſen . 72 f.	444
	499
Bentink . 261.	497

Seite

Beranger . . . 529
Berenhorſt . . 34
Beresford . . . 185
Bereſina . . . 362
Berg, Großherzog 25. 255
Berlin 56 f. 377. 508
Bernadotte 5, 25. 48 55. 74. 167. 233 277. 323. 400. 418 424. 445. 455. 464 499
Bernſtorf . . . 515
Berthier 25. 195. 202 245. 475. 495. 561
Bertrand . 395. 459 552
Beſſières 157. 173. 195 396
Bialyſtok . . . 83
Bianchi . . . 538
Biſchofswerda . 402
Blacas . . . 528
Blake . . 157. 173
Blücher 48. 51. 55. 71 228. 305. 321. 392 424. 427. 435 f. 442 444. 450. 455. 472 476 f. 533. 543 545 f.
Bordeaux . . . 485
Borodino . . . 342
Borſtell . 439. 544
Bourmont . . . 545
Braunſchweig . 62
Bremen . . . 256
Brentano . . . 115
Brienne . . . 252
Briſſon . . . 210
Brune 76. 95. 233. 559
Bülow, F. W. v. 78. 327. 372. 374 382. 437 f. 464. 482 507. 548
— Heinrich v. 34. 57. 193
Bukareſter Frieden 282
Bund, deutſcher . 523 562
Burdett . . . 281
Burgos . 174. 310
Burhövden 14. 96 f.

Cadix . 161. 292 f.
Cambacérès . . 385
Cambronne . . 549
Canning . 94. 233
Capri . . 21. 260
Carbonari . 260. 498
Carlos, Don 145. 511
Carnot . 482. 540
Caſſel . . 109. 443
Caſtannos . 154. 162 164. 172
Caſtlereagh 94. 281 515
Catalonien 159. 181 305
Cattaro . . . 22
Chaſteler . . 210 f.
Chatam . . . 232
Chatillon . . . 474
Chaumont . . . 482
Chriſtian VII. . 95
— v. Holſtein 276
Churſchid Paſcha 89 282
Clauſewitz . . . 373
Colberg . . 70. 77
Colomb . . . 411
Conſalvi . 246. 515
Conſtant B. 529. 536 540
Conſtantinopel 87. 92
Continentalſyſtem 59 121. 252
Copenhagen . . 95
Cordova . . . 162
Cortes 293. 295. 310 510
Corunna 165. 172. 177
Coſel 68
Coulaincourt . . 474
Courbières . . 77
Craonne . . . 482
Cueſta . . 157. 286
Cuſtrin . 63. 500
St. Cyr 8. 181. 289 354. 357. 445. 463
Czartoryski . . 333
Czernitſchef 200. 317 391. 411. 443

Dänemark 26. 94. 96 413. 464. 506
Dalberg . 25. 264
Dalrymple . . 166
Danikow . . . 392
Danzig 78. 84. 374 463
David 118
Davouſt 44. 48. 56. 71 75. 118. 195. 196 336. 369. 393. 401 440. 464. 499. 553
Dennewitz . . . 438
Deroy 9. 66. 215. 354
Diebitſch . . . 373

Seite

Dörenberg 227. 391
Dombrowski 71. 362
Dresden 325. 393. 415 426 f. 445. 463
Droste 252
Duckworth . . 87
Düben 446
Dürrenstein . . 12
Duhesme . 159. 181
Dupont 153. 161 f.
Duroc 406

Ebersberg . . 197
Eckmühl . . . 196
Elba . . 495. 531
Elio 511
Emil von Darmstadt 419
Empecinado 183. 259 307
England 34. 94. 279 501
Eguia 511
Erfurt 50. 111. 129
Eroles 307
Eugen, Vicekönig 19 200. 264. 360. 374 377. 382. 392. 395 466. 497. 503
Eugen von Würtemberg . 50. 432
Erelmans . 537. 547 553
Eylau 75

Ferdinand von Braunschweig 39 f. 62

Seite

Ferdinand, Erzherzog . 7. 18. 201
— VII. 138 f. 473 510
— IV. 21. 261. 562
— von Toscana . 43. 505
Fersen 276
Fesch 25
Fichte 106
Finnland . 83. 96 f.
Florida Blanca . 171
Fontainebleau 252. 492
Fontanes . . . 235
Fouché 191. 244. 258 417. 536 f.
Fox 23
Fra diavolo . . 22
Frankfurt 27. 264. 524
Franz II. . 2. 16. 17 186 f. 245. 268. 485 517
Freiburg a. d. Unstrut 459
Friedland . . . 78
Frimont . . . 538
Friedrich VI. . . 95
— von Würtemberg 5. 28. 126 419. 524
— August 84. 108 383. 399
— Wilh. III. 3 10. 34 f. 103. 187 227. 271. 275. 326 374 f. 507
Fulda 264

Gaëta . . . 20. 21

Seite

Gagern . . . 516
Gent 537
Gentz 422. 509. 516 557
Genua 522
Georg III. . . 280
Georg, Regent 281. 506
Geramb . . . 500
Girard 438
Girona . . 181. 289
Glatz 68
Glogau . . . 500
Gneisenau . 77. 483
Godoy . . . 135 f.
Göhrde . . . 440
Görres 115. 470. 509
Göthe 134
Graudenz . . . 77
Grawert . . . 50
Grenoble . . . 532
Grenville . . . 94
Großbeeren . . 437
Großgörschen . . 396
Grouchy 539. 547. 549
Guerillas . . . 183
Gustav IV. Adolph 34 76. 95. 97
— Wasa . . 101
Gyulai 449. 453. 459

Hagelsberg . . 438
Halle 50
Haller 264
Hamburg 256. 391. 412 464. 499
Hanau 460
Hannover . 18. 111
Hardenberg 35. 269 375. 515

Seite

Haſpinger . 215. 221 223. 224
Hatzfeld . . . 58
Haugwitz 11. 18. 33 f.
Hauſer, Caſp. . 265
Heidelberg . . 115
Heilsberg . . . 78
Heinau . . . 407
Heinrich, Prinz . 58
St. Helena . . 552
Helgoland . . . 95
Hellwig . . . 50
Heſſen 12. 36. 41. 227
Hetrurien . . . 127
Hiller . . 195 f. 465
Hirſchfeld . . . 438
Hofer . . . 210 f.
Hofſtetten . . . 208
Hohenlohe . . 39 f.
Holland 24. 112. 254 255. 464. 522
Holſtein . . . 26
Hormayr . . 212 f.
Hortenſe . . . 531
Hoym . . . 64. 65
Hüningen . . . 558
Humbold . . . 515

Jackſon . . . 514
Jahn 273
Janitſcharen . . 90
Jean Paul . . 114
Jefferſon . . . 513
Jellachich 7. 200. 213
Jena 45
Jerome 64 f. 84. 109 227. 336. 443. 505 541
Jeſuiten . 242. 499
Infantado . 151. 313
Innsbruck . 208. 211
Johann, Erzh. 9. 14 200. 202. 210. 216 223
Jomini . . . 428
Joſeph Nap. 20. 149 f. 287 f. 309. 472. 487 530
Joſephine . 244. 503
Jourdan . . . 179
Jovellanos . . 171
Iſenburg . . . 63
Iſel . . 215. 221
Italien . . 465. 497
Italinski . . . 86
Juan VI. . . . 137
Jüterbog . . . 438
Junot 137 f. 153. 165 f. 179. 231. 340
Juſſuf Paſcha . 228

Kaliſch . 377. 383
Kalkreuth . . 45. 78
Kamenski . . . 73
Kara Georg 88. 282
Karl IV. . . 140 f.
— Erzh. 3. 8. 14 194 f. 245. 557
— Auguſt . 50. 53
— von Baden . 265
— Friedrich . 265
— XIII. von Schweden 100. 276
Karoline v. England 281
— von Neapel 20 261. 262
Katharina, Großf. 132. 244
Katte 227
Katzbach . . . 435
Kellermann . . 118
Kemnater . . . 210
Kiel 464
Kienmayr . 6. 12. 16
Kinkel 211
Kleiſt 434. 484. 507 530
Köckeritz . . . 35
Königsberg . . 74
Körner . . 412. 444
Koſacken . . . 359
Kowno 368
Krasnoi . . . 361
Kulm 432
Kurakin 247. 248. 318
Kutuſow 12 f. 341 f. 382. 393

Labedoyère 532. 560
La belle Alliance 549
Lafayette 529. 540. 542 550. 551
Laharpe . 475. 523
Lamarque . . . 539
Landshut . . . 196
Landwehr . . . 379
Langeland . . . 167
Langeron 487
Lannes 81. 118. 174 179. 196 f.
Laon 483
La Rothière . . 478
Las Caſes . . 552
Lauriſton . . . 458
Lavalette . 537. 561
Lazan . . 158. 181
Lefebvre 68. 78. 118 195. 213 f.

Seite

Lefebvre Desnouettes . . 158. 177
Legion, hannöversche 95. 176. 287 543
Leipzig . 56. 447 f.
Leopold von Coburg . . . 432
Leſtocq . 68. 73. 75 79
Leyden 255
Liberale . . . 295
Liebertwolkwitz . 448
Ligny 545
Lindner . . 65. 67
Linois 24
Liſſabon . . 137 f.
Lithauen . . . 335
Lobau 199
Lombard . . . 35
London 506
Louis, Prinz . . 44
— Napoleon 24. 60 254
Louiſe von Preußen 45. 80. 103. 271
— von Spanien . . . 138 f.
Lowe . . 260. 552
Lucca 525
Lucchesini . . . 35
Lucian Bon. 127. 541 550
Ludwig XVIII. 500 f. 527. 536. 560
— Erzh. . . 196
— von Heſſen 21
— Philipp v. Orleans 295. 528 535
Lübek . . . 55. 256
Lüneburg . . . 391
Lüttich 543
Lützow . . 379. 411
Lyon 535

Macdonald 191. 200 202. 305. 351. 371 f. 428. 435. 465. 478 482. 486. 495
Mack . . . . 3 f.
Madrid 143. 148. 174
Magdeburg 53. 64. 111 500
Mahumed II. . 92
Maiſeld . . . 541
Mailand . . . 498
Maiſon . . . 482
Malet . . 192. 385
Malo Jaroslowetz 358
Malteſer . . . 504
Mameluken . . 283
Marie, Kaiſerin . 133
— von Portugal 137
— Louiſe 245. 246 325. 467. 487. 495 502
Marmont 200. 202. 450 455. 476. 487. 493
Marſchall . . . 22
Maſſena 8. 20. 21. 54 195 f. 299 f.
Maury 21. 240. 251
Max Joſeph 4. 20. 30 206. 447
Mayr 226
Meerveldt . 12. 449 f.
Mehemet Ali 88. 283 284
Mekka 284
Melzi 128
Memel . . . 74. 76
Mergentheim . . 227
Merino . . . 307
Metternich 192. 204 268. 416. 442. 461 509. 515
Miloradowitſch 341. 345 399. 402. 406
Miloſch . . . 283
Mina 289. 304. 307 472. 513
Miollis . 126. 239
Modena . . . 505
Möckern . . . 450
Möllendorf . 45. 50
Moldau und Wallachei . . . 88
Molitor . . . 179
Moncey . 160. 179
Montenegro . . 480
Montgelas 4. 30. 207
Montholon . . 552
Montſerrat . . 306
Moore . . 172. 176
Moreau . 424. 430
Morla . 161. 165 174
Mortier 13. 62. 69. 476 486. 535
Moruſi . . . 282
Moskau . . 345 f.
Moskwa, Fluß . 342
Mouton . . . 199
Müffling . . . 553
Müller, Adam . 115
— Joh. . 38. 58 109
Münſter, Stadt . 317
— Graf 188. 515

Seite

Murat 7. 13. 25. 44 53. 72. 73. 141 f. 191. 258. 344. 348 358. 366. 368. 369 373. 374. 428. 448 497. 538. 560
Muſtapha IV. . 90

Napoleon II. . 551
Naſſau 462
Neapel 20. 259. 539
Neiße 68
Nelſon 9
Neſſelrode . . . 515
Nettelbeck . . . 77
Neuſchatel . . . 25
Ney 64. 74. 118. 173 177. 183. 302. 344 361. 396. 427. 476 535. 536. 545. 560
Niederlande . . 522
Nordamerika . . 513
Norwegen . . . 506

O'Donnel . . . 305
Oeſterreich 2 f. 107. 189 267. 376. 422
Oldenburg 256. 317
Olmütz . . . 14
Oporto . . . 255
Oscar 278
Oſtermann . . 432
Oſtfriesland . . 112
Oudinot 195. 202. 354 364. 437
Ouvrard . . . 33

Paca . . 240. 242
Palaſox 152. 158. 179 511
Palm 32
Paris 121. 486 f. 553
— Frieden von 503 561
Parma . . . 505
Paul I. . . . 242
Pauline . . . 25
Perceval . . . 94
Perthes . . . 391
Pfuel . . 321. 331
Pitt 23
Pius VIII. 125. 238 f. 251. 387. 474. 498
Platen 479
Polen 71. 201. 244 333 f. 518
Polier 307
Polock . . 354. 357
Poniatowski 73. 201 375. 377. 451. 455 457
Porlier . . . 183
Portugal 128. 136 f. 163. 184. 285
Pozzo di Borgo . 188
Prag 417
Prenzlau . . . 53
Preßburg . . . 19
Preußen 33 f. 101 f. 269 f. 318. 371 f. 520 563
Pultusk . . . 73

Quatrebras . . 545
Quiroga . . . 183

Raab 200
Ragusa . . . 22
Rapp 202. 374. 463 558
Reding . 162 f. 183
Reformer . . . 281
Regensburg . . 197
Reich, deutſches . 26
Reinhard . 263. 523
Reynier . 377. 393
Rheinbund 26. 264 f. 383. 442. 461. 509
Ried 447
Riga 354
Rom 126. 239. 241 251
— König v. 249. 250
Romana 96. 167. 172 176. 294. 300
Romantik . . . 115
Romanzow . . 131
Roſtopſchin . . 347
Ruchel . . . 45. 48
Ruffo 21
Rusca 217. 221. 224
Rußland . 93. 323 f.

Saalfeld . . . 44
Sachſen 108. 383. 455 520. 544
Sacile 200
Sacken 362. 478. 483
Saragoſſa 158. 179 511
Savary 91. 144 f. 234 258. 385. 552
Savona . . . 240
Scharnhorſt 104. 228 398. 400
Schelling . . . 115

Seite

Schill 70. 228. 501
Schlegel, Fr. . 115
Schleſien . 64 f. 378
Schwarzenberg 247. 322
354. 362. 369. 377
424 f. 441. 444. 449
f. 472. 474 f.
Schwatz . . . 214
Schweden 76. 95 f. 276
506
Schweidnitz . . 67
Schweiz 263. 474. 523
Sardinien . . . 522
Sebaſtiani 87. 182. 440
Selim III. . . 86 f.
Serbien 88. 268. 282
Servile . . . 297
Seume . . . 114
Sevilla . 161. 292
Sicilien 21. 261. 539
Sidney Smith . 137
Sièyes . . . 118
Siliſtria . . . 282
Smolensk . 339. 360
Soult 7. 53. 55. 176 f.
285 f. 401. 417. 473
496
Spandau . . . 63
Spanien 128. 135 f.
285 f. 472. 509
Speckbacher . 211 f.
Stadion 108. 186. 204
268. 401
Stahl . . 121. 529
Stapß 203
Stein 69. 105. 130
188. 321. 380. 384
Stephanie 19. 265
Stettin . . . 63
Stewart . . . 188

Seite

Stralſund 229. 279
Straßburg . . 558
Straub . . . 211
Suchet 289. 304. 472
496
Südamerika . . 513
Sweaborg . . 97

Talavera . . . 287
Talleyrand 25. 83. 119
126. 131. 191. 258
487 f. 515. 523. 529
533. 560
Taragona . . . 304
Tarutino . . . 358
Tauentzien 46. 437. 507
Teimer . . 211 f.
Tettenborn 391. 413
Thielmann 231. 393
399. 443. 547
Tieck . . . 115
Tilſit 79
Tirol 19. 30. 205 f.
Toledo 161
Tolentino . . . 538
Torgau . 399. 463
Torres-Vedras . 300
Toscana . . . 505
Tormaſow . 354. 357
Trachenberg . . 418
Trafalgar . . . 9
Trier 244
Trieſt 233
Troyes 491
Tſchitſchagow 357. 362
Tudela 174
Türkei 86 f. 282. 324
Turnkunſt . . . 273

Uniſorm 182

Seite

Ulm . . . . 5 f.
Ungarn . . . 200

Valencia 160. 304. 305
511
Vandamme 64 f. 195
429. 432 f.
Venedig . . 19. 22
Victor 71. 182. 286
355. 361. 362. 364
473. 476
— Emanuel . 498
Villeneuve . . 9
Vimeiro . . . 166
Vittoria . . . 473
Vives 181
Vließingen . . 232
Voß 116

Wachau . . . 449
Waffenſtillſtand . 408
Wagram . . . 202
Walcheren . . . 232
Wallis 256
— , Graf . . 267
Wallmoden 188. 425
440
Wartenburg . . 444
Waterlo . . . 546
Wechabiten . . 284
Weimar . 44. 460
Wellesley 95. 165. 185
285 f.
Wellington 287 f. 299
f. 472 485. 496.
534. 543. 545 f.
Werneck . . . 7
Weſel . . 36. 500

Seite

Wessenberg 492. 515
Westphalen 84. 109
Wieland . . . 134
Wien 13. 197. 204. 515
Wilhelm v. Braunschweig 188. 230 f. 413. 462. 546
— V. Erbstatthalter . 36. 50 465
— König v. Niederlande 36. 48 465. 522
— v. Preußen, Prinz . . 130
— I. Kronprinz v. Württemberg 336. 462 476. 480. 557
Wilhelm, Kurfürst von Hessen 62. 188
Wilna 333. 355. 367
Wilson 188
Winzingerode 482. 486 491
Witebsk . . . 337
Wittenberg . . 500
Wittgenstein 188. 354 357. 362. 373. 394 f. 426. 480
Wrede . 18. 66. 197 357. 419. 460. 480. 515
Württemberg 5. 20. 28 265. 462. 524
Würzburg . . 19. 43

York, Herzog von, 172 233
— , General, . 274 354. 372 f. 382. 403 451. 459. 476 f. 507

Zastrov . . . 35
Ziethen . 327. 548
Znaim 203
Zschokke . . . 113

gebieten würde. Wir hatten vor Kurzem Gelegenheit mit einem Manne, welcher ſeit zwanzig Jahren in fremden Ländern ſich aufgehalten hatte, eine Univerſität zu beſuchen, auf welcher er ſtudirt hatte; nichts fiel ihm unter manchen in der Zwiſchenzeit eingetretenen Veränderungen mehr auf, als die große Verminderung der Freundlichkeit und der Pietät. Daß bei einem ſolchen ungenügſamen und verneinenden Geiſte auch die Anhänglichkeit an das Ganze der Anſtalt nicht mehr ſo lebendig und ſo allgemein ſeyn kann, bedarf nicht erſt der Bemerkung.

Welcher Urſache iſt nun aber dieſe unliebenswürdige und unnatürliche Erſcheinung zuzuſchreiben? Tragen die Lehrer die Schuld? Fällt ſie auf die jungen Männer? Oder auf dritte und äußere Umſtände? Wohl in allen dieſen Quellen zumal iſt der Urſprung des Uebels zu ſuchen. — Vor Allem möchten wir in der angedeuteten Thatſache eine Folge des allgemeinen Geiſtes der Zeit erblicken. Wenn in allen, ſelbſt den höchſten und wichtigſten Lebensverhältniſſen ſich gegenwärtig bei den meiſten Menſchen Mangel an Reſignation, unruhige und unmotivirte Kritik, Selbſtgenügſamkeit und Selbſtſucht als Krankheit der Zeit äußern, wie könnte den Wirkungen dieſer Negation die Univerſität entgehen? Rings um ſich hört ſchon der Knabe Alles tadeln und anders wiſſen; er vernimmt die bitterſten Urtheile über Männer, welche nach Stellung und Wirkſamkeit von gröſter Bedeutung für ihn ſeyn müſſen; der ganze Zuſtand aller Dinge wird ihm als ein unleidlicher, als ein nächſtens von Grund aus zu ändernder geſchildert; und er wird gewöhnt, ſolchen Tadel als die Haupttugend zu verehren, Diejenigen als die edelſten Vaterlandsfreunde zu betrachten, welche am weiteſten, unbedingteſten und ſomit ungerechteſten und unvernünftigſten in ihrem Tadel gehen. Muß da nicht der zum Jüngling Herangewachſene eine ſolche Gemüthsſtimmung und Geiſtesrichtung auch auf das übertragen, was er als ihm ausſchließlich gehörig und für ihn beſtimmt zu betrachten hat? Kann er anders als Oppoſitionen machen, wenn er rings um ſich ſolche machen ſieht und preiſen hört, wenn ihm immer Zufriedenheit und Beugen unter eine Anſtalt oder perſönliche Autorität als Knechtesſinn dargeſtellt wurde? — Eine zweite Urſache des gerügten Mangels möchten wir in der fehlerhaften Erziehung und Lehrmethode vieler Gymnaſien finden. Eitelkeit der Lehrer, welche ſich gerne den

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860).

IV.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860)

von

Wolfgang Menzel.

In ſechs Bänden.

Vierter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

E. HARRACH

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Erſtes Buch.

Die Reſtauration in Frankreich 1

Die h. Allianz und die Pentarchie S. 1. Die ältere Linie der Bourbons und Ludwig XVIII. 5. Der Herzog von Richelieu 9. Die Ultras 11. Der Aachener Congreß 14. Decazes 15. Die Liberalen 16. Mord des Herzogs von Berry 17. Der Tod Napoleons 20.

Zweites Buch.

Die Reaction in Deutſchland 22

Der Bundestag S. 23. Kaiſer Franz und Fürſt Metternich 24. Friedrich Wilhelm III. von Preußen 29. Das Wartburgfeſt 31. Kotzebues Ermordung 33. Karlsbader Congreß 35. Hardenberg 37. Berlin als Metropole der Intelligenz 38. Der Verfaſſungskampf in Württemberg 41. Die Verfaſſungen der Mittel- und Kleinſtaaten 46. Weſſenberg und die Frankfurter Conferenz 50. Die Wiener Schlußacte 51.

Drittes Buch.

Revolutionen in Spanien und Italien 53

Pius VII. und Conſalvi S. 53. Verfall der römiſchen Kirche 55. Ferdinand VII. in Spanien 60. Soldatenaufſtand in Cadix 66. Die Cortes 67. Nachäffung der ſpaniſchen Revolution in Neapel 71. Die Congreſſe in Troppau und Laibach 74. Reſtauration in

Seite

Neapel 75. Revolution in Piemont 76. Congreß zu Verona 82. Der Herzog von Angoulême in Spanien 92. Ferdinands Rache 97. Beresford in Portugal 99. Don Miguel 101.

Viertes Buch.

Die griechische Revolution 104

Die Neugriechen S. 104. Die Hetärie 107. Die Völkerstämme in der Türkei 109. Ali Pascha von Jannina 112. Ypsilanti 113. Aufstand in Morea 114. Griechenmord in Constantinopel 118. Aufstand der Inselgriechen 120. Philhellenen 123. Ali Paschas Tod 126. Der Mord von Chios 128. Miaulis 129. Missolunghi 131. Lord Byron 134. Die Aegypter in Morea 136.

Fünftes Buch.

Canning und Nicolaus 140

Wellington und Castlereagh S. 141. Die Kornbill 142. Die Arbeiterunruhen 145. Prozeß der Königinn 146. Noth in Irland 148. Canning 150. O'Connel 151. Kaiser Nicolaus 156. Russische Zustände 161. Panslavismus 168. Perserkrieg 170. Untergang der Janitscharen 172. Vertrag von Akjerman 173. Londoner Vertrag 174.

Sechstes Buch.

Der russisch-türkische Krieg 176

Verwirrung in Griechenland S. 176. Schlacht bei Navarin 180. Der Türkenkrieg 183. Der Kampf um Schumla 187. Paskiewitsch in Kars 189. Diebitsch über dem Balkan 191. Paskiewitsch in Erzerum 196. Friede von Adrianopel 197. Capodistrias 198. Die Tscherkessen 202.

Siebentes Buch.

Karl X. 205

Karl X. und Villèle 205. Die Milliarde 213. Die Jesuiten 217. Martignac 221. Polignac 224. Die liberale Opposition 227. Algier 233. Die Ordonnanzen 238.

Seite

Achtes Buch.

Die Julirevolution 241

Die Opposition S. 241. Aufstand des Volkes 246. Mortemart 253. Der Herzog von Orleans 255. Karls X. Flucht 263. Revision der Charte 272. Ludwig Philipp, König der Franzosen 274. Mord des Herzogs von Condé 277.

Neuntes Buch.

Die belgische Revolution 282

Die unnatürliche Verbindung Belgiens mit Holland S. 282. Der Aufstand in Brüssel 293. Belgiens Unabhängigkeitserklärung 301. Antwerpen 303. Londoner Protocolle 306. König Leopold 310. Angriffe der Holländer 312. Einmischung der Franzosen 314. Belagerung von Antwerpen 318. Frieden 319.

Zehntes Buch.

Die polnische Revolution 321

Die polnische Verfassung und Constantin S. 321. Die Verschwörung 325. Der Aufstand in Warschau 326. Chlopicki 328. Diebitsch vor Warschau 334. Dwernicki 338. Ostrolenka 342. Diebitsch und Constantins Tod 343. Litthauen 345. Dembinski 347. Paskiewitsch vor Warschau 350. Niederlage und Zerstreuung der Polen 352.

Elftes Buch.

Bewegung in Deutschland und Italien 355

Aeußere Ruhe in Deutschland S. 355. Ludwig von Bayern 359. Die Revolution in Braunschweig 362. Unruhen in Sachsen 364 und Hessen 365. Leopold von Baden 368. Hambacher Fest 371. Reactionäre Bundesbeschlüsse 373. Frankfurter Attentat 373. München-Grätz 374. Kirchliche Union in Preußen 377. Cholera 380. Das Lager von Kalisch 382. Ruhe in Oesterreich 383. Opposition in Ungarn 385. Ruhe in der Schweiz 388. Sturz der Aristokratie in der Schweiz 391. Siebener Concordat 394 und Sarner Bund 395. Mißlungene Revolutionirung Italiens 404.

Seite

Zwölftes Buch.

Das Bürgerkönigthum in Frankreich 411

Ludwig Philipp im Glück S. 411. Laffittes Entfernung 418. Perier 419. Aufstand in Lyon 423 und Grenoble 425. Simonisten 426. Cholera 429. Lamarque's blutige Leichenfeier 431. Die Herzogin von Berry 433. Tiers parti 437. Lamennais 438. Schloß Blaye 440. Zweiter Aufruhr in Lyon 443. Thiers 445. Fieschis Attentat 447. Montebello in der Schweiz 451. Molé 452. Algier 453.

Universitäts-Professoren gleichstellen möchten, und verkehrte Ansicht von den Leistungen einer gelehrten Mittelschule verführen gar manche der genannten Anstalten, schon Jahre lang vor dem Besuche der Universität die Lehrstunden in akademische Vorträge zu verwandeln und nach Form und Sache eine nur schlaffe Disciplin zu führen. Dadurch wird nun der solchen halberwachsenen Knaben ohnedem natürliche Dünkel und die vorlaute Selbstzufriedenheit des Urtheiles noch künstlich gesteigert. Allerdings ärnten in der Regel die auf solche Weise fehlenden Anstalten zunächst die Früchte ihrer Thorheit, indem sie sich unleitbare, übermüthige und träge Schüler bilden, welche die Lehrer in jedem Augenblicke empfindlich daran erinnern, daß von wissenschaftlichen, für gereifte junge Männer berechneten Vorlesungen vernünftigerweise hier noch keine Rede seyn sollte. Allein der Nachtheil trifft auch die an dieser Verkehrtheit ganz unschuldigen Universitäten, deren neueintretende Mitglieder nicht selten gerade im umgekehrten Verhältnisse ihrer Urtheilsfähigkeit absprechend und selbstgenügsam sind. — Noch können wir einen weiteren Grund übermüthigen und unbesonnenen Urtheiles über Anstalten und Lehrer nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich das in früherer Zeit eben so unerhörte als jetzt häufige Besprechen der speciellen Universitätszustände und selbst der Persönlichkeiten in den Zeitungen. Allerdings sind die Universitäten eine öffentliche und eine wichtige Anstalt; wer ein Amt an ihnen übernimmt, ist in Beziehung auf dasselbe ein öffentlicher Charakter; sehr Viele haben ein großes Interesse dabei, daß nach Pflicht und Kräfte das Mögliche geleistet werde: somit kann an und für sich keine Klage über die kritische öffentliche Besprechung der Vorfälle und Personen geführt werden. Allein nur als nachtheilig in dem hier besprochenen Sinne erscheint eine solche Zeitungskritik, wenn sie ohne richtige Sach- und Menschenkenntniß, mit unverständiger Wohlweisheit und unreifem Urtheile abgegeben wird, wie dies so häufig der Fall ist. Wie dergleichen Gerede aus Unkenntniß und Dünkel hervergeht, so bestärkt es wiederum in diesen Fehlern. Und ist auch am Ende für den Ruf eines verdienstvollen Mannes oder einer wirklich guten Anstalt eine solche ephemere Verunglimpfung von keiner Bedeutung, so unterhält und verstärkt doch dieses Treiben den Geist der Impietät. Wir können daher nur beklagen, wenn ein in mancher Beziehung tüchtiges Organ der gelehrten

Erſtes Buch.

Die Reſtauration in Frankreich.

Im vorigen Jahrhundert galt das ſ. g. europäiſche Gleichgewicht, d. h. die Großſtaaten überwachten einander mit Eiferſucht, daß keiner durch allzugroße Ausdehnung ſeiner Macht dem andern gefährlich werden konnte; mehrere verbanden ſich gegen einen dritten, wenn derſelbe den Verſuch machte, das Gleichgewicht zu ſtören, und alle duldeten die Unabhängigkeit der mittleren und kleineren Staaten, weil kein Großſtaat dem andern eine Machtvermehrung durch Unterwerfung derſelben geſtattete. Dieſes europäiſche Gleichgewicht wurde durch Napoleon erſchüttert, welcher Alleinherr in Europa werden wollte und nahe daran war, ſein Ziel zu erreichen. Nach ſeinem Sturz aber und nachdem Frankreich in ſeine alten Grenzen zurückgewieſen war, ſtellten die gegen ihn verbündet geweſenen Großmächte das europäiſche Gleichgewicht wieder her und gelobten ſich, es ferner weder ſelbſt zu ſtören, noch ſtören zu laſſen. Dieſe Großmächte waren Rußland, England, Oeſterreich, Preußen und das der alten Dynaſtie der Bourbons zurückgegebene Frankreich. Sie bildeten zuſammen die ſ. g. Pentarchie oder Fünfherrſchaft. Von ihrer Entſcheidung, ſo lange ſie zuſammenhielten, hing das Schickſal Europa's ab. Ihre Diplomaten blieben in beſtändigem Verkehr, ihre Fürſten ſelbſt kamen wiederholt auf

Congressen zusammen, um die Ruhe Europa's, ihre eigene Einigkeit und durch dieselbe ihre schiedsrichterliche Obergewalt über den Welttheil fortdauernd zu behaupten.

Kaiser Alexander I. von Rußland bemühte sich, dieser Pentarchie eine höhere Weihe zu geben, indem er schon während seines Aufenthalts in Paris, kurz vor dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens, die Monarchen von Oesterreich und Preußen bewog, mit ihm vereint eine heilige Allianz zu stiften, in deren Urkunde (unterzeichnet am 26. September 1815) sie einander gelobten und im Angesicht der Welt feierlich erklärten, sie wollten sich bei allen ihren künftigen Regierungshandlungen in ihrer innern wie äußern Politik lediglich die Gebote der christlichen Religion zur Richtschnur nehmen, wahre Väter ihrer Völker seyn, Gerechtigkeit üben, die christliche Bruderliebe unter den Völkern fördern und den Frieden erhalten. Frankreich wurde damals noch von fremden Truppen bewacht und galt noch nicht als selbständig genug, um schon in den Bund eintreten zu können. England aber lehnte die Theilnahme ab, um sich keine Verpflichtungen aufzuladen, die zuletzt gegen sein Interesse laufen könnten. Der Papst wurde zum Eintritt nicht eingeladen, weil sein verjährter Anspruch auf das Schiedsrichteramt im Namen Jesu Christi mit dem neuen Anspruch der weltlichen Großmächte collidirt haben würde. Dagegen traten die meisten Staaten zweiten Ranges bei, um einen Anspruch mehr auf den Schutz der Mächtigen zu haben. Die h. Allianz kam ohne Zweifel dem allgemeinen Wunsche der so lange mißhandelten und fast zu Tode gehetzten, der Ruhe, des Friedens und eines väterlichen Regiments dringend bedürftigen Völker entgegen. Sie entsprach dem frommen Glauben, in welchem diese Völker sich aufopfernd in den letzten und verzweiflungsvollen Kampf gestürzt hatten, um die wankenden oder schon zusammengestürzten Throne ihrer Fürsten wieder dauernd aufzurichten. Der Dank der Fürsten konnte sich gegen die Völker nicht befriedigender aussprechen, als durch die Zusicherungen der heiligen Bundesacte.

Aber der practiſche Menſchenverſtand zweifelte an der Durchführbarkeit deſſen, was der h. Bund verſprach. Das Intereſſe der zum h. Bunde vereinigten Mächte war nur eine gegenſeitige Gewährleiſtung der monarchiſchen Allgewalt gegenüber den Völkern, die etwa nicht willig genug gehorchen wollten, eine Art von großer continentaler Polizei. Und der Urheber des h. Bundes, Kaiſer Alexander, ſchien ſich deſſelben als eines Mittels zu bedienen, um auf dem Continent eine vorragende Stellung, ſogar die Oberleitung zu behaupten. Dieſes Uebergewicht wurde Rußland bereits von Preußen und Frankreich zugeſtanden.

Die Großmächte hatten ſich die Durchführung des vom h. Bunde zur Schau getragenen Principes ſelbſt ungemein erſchwert, ſofern ſie beim Wiener Congreß und zweiten Pariſer Frieden nicht darauf bedacht geweſen waren, die Völker in eine natürliche Lage zu bringen. Nur im Natürlichen würde eine Bürgſchaft der Sicherheit und Dauer gegeben geweſen ſeyn. Es lag jedoch, man muß ſo billig ſeyn, dies anzuerkennen, im Jahr 1815 nicht in der Macht irgend eines der Sieger, gegen das Intereſſe der übrigen eine Neugeſtaltung Europa's durchzuführen, die dem wahren Bedürfniſſe der Völker beſſer entſprochen hätte. Bei der Ausgleichung ihrer gegenſeitigen Intereſſen waren die Sieger ſogar in die Lage gekommen, zur alten Unnatur, die ſich nicht mehr ändern ließ, manche neue hinzuzufügen. Es blieben nämlich nicht nur viele Völkerſchaften in der unnatürlichen Weiſe getheilt und mit durchaus heterogenen Völkern zu einem Staate verbunden, wie dies ſchon im vorigen Jahrhundert der Fall geweſen war, ſondern in dieſelbe unnatürliche Lage wurden nun auch erſt die Confeſſionen gebracht. Durch die Arrondiſſements von 1815 erhielten katholiſche Herren proteſtantiſche, und proteſtantiſche Herren katholiſche Unterthanen in einem für beide Theile bedenklichen, vorher nie dageweſenen Mißverhältniß.

Ferner hätte aus dem chriſtlichen Princip des h. Bundes für die dabei betheiligten Großmächte das Recht und die Pflicht her-

vorgehen sollen, darüber zu wachen, daß in den Staaten zweiten Ranges väterlich regiert werde; allein es geschah nicht und schreiende Fälle von Mißregierung, wie in Spanien, wurden geduldet, ja sogar in Schutz genommen.

Sollte nun aber der h. Bund, abgesehen von seinem christlichen Aushängeschilde, nur eine Verbindung der Großmächte zur Aufrechthaltung ihrer Herrschgewalt seyn, so scheint derselbe einen Fehler begangen zu haben, indem er Frankreich nicht noch mehr schwächte, als geschehen ist, und den Franzosen in ihrer Verfassung ein Mittel gesetzlicher Auflehnung ließ. Rußland wollte Frankreich groß und stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig werde. Ludwig XVIII., auf dem französischen Thron wiederhergestellt, brachte seinem Volke das Geschenk einer Verfassung, in der Absicht, dadurch populär zu werden. England unterstützte ihn in dieser constitutionellen Politik, indem es in der französischen, der englischen ähnlichen Verfassung eine natürliche Allianz sah, die ihm ein willkommenes Gegengewicht gegen den Absolutismus der drei übrigen Großmächte versprach. Die mittleren und kleinen deutschen Fürsten gaben gleichfalls ihren Völkern Verfassungen, um sich populär zu machen, den Makel des Rheinbunds zu verwischen und, an England und Frankreich sich anlehnend, Oesterreich und Preußen das Gegengewicht zu halten. Aber eine zwingende Nothwendigkeit, die das neue Verfassungswesen unvermeidlich gemacht hätte, war überall nicht vorhanden und es gab im Jahr 1815 noch einen Moment, in welchem es Rußland, Oesterreich und Preußen hätte gelingen können, den englischen Einfluß in Frankreich zu schwächen und die Verfassung zu unterdrücken, deren sich dann auch die deutschen Mittelmächte würden haben enthalten müssen. Die französische Verfassung mußte, das konnte man voraussehen, nach und nach allen Elementen der Opposition in Frankreich gesetzliche Waffen leihen und zu einer Macht heranwachsen, gegen welche der schwache Thron der Bourbons nicht ausreichend geschützt war. Und wie sehr dadurch alle Oppositionen auch im übrigen Europa gekräftigt werden würden,

verſtand ſich von ſelbſt. Man hätte daher von Seiten der Mächte, welche die h. Allianz ſchloſſen, mehr Einwendungen gegen die franzöſiſche Verfaſſung erwarten ſollen. Daß keine erfolgt iſt, lag wohl zunächſt an Rußland, welches den Verfaſſungsſtürmen in Weſteuropa am ruhigſten zuſehen und von der Verwirrung in dieſem Theil des Continents zuletzt immer nur Nutzen ziehen konnte. Im Uebrigen war es ein Verhängniß, und die Menſchen wußten eigentlich nicht, was ſie thaten.

Die chriſtlichen Vorſätze der h. Allianz waren gewiß niemand ſo aufrichtig ernſt, wie der königlichen Familie in Frankreich. Nachdem ein furchtbares Gottesgericht die Sünden der Väter heimgeſucht hatte an dem unſchuldigen Haupte Ludwigs XVI. und in mehr als zwanzigjähriger Verbannung ihre letzte Hoffnung verſchwunden ſchien, führte ſie die göttliche Gnade wie durch ein Wunder wieder auf der Väter Thron zurück. Es mußte ihr alles daran liegen, mit der wiedererlangten Macht Weisheit und Güte zu paaren, um die Herzen der Franzoſen wieder zu gewinnen und ſich auf dem Throne, den ihr fremde Waffen erobert hatten, durch eigne Tugend zu befeſtigen. An ihrem redlichen Willen zu zweifeln, war von Seiten derer, die es thaten, ungerecht und grauſam. Aber über das Syſtem, nach dem ſie verfahren ſollte, war die Meinung in ihrem eigenen Schooße zwieſpältig. König Ludwig XVIII., ein ruhig überlegender und weltkluger Herr, hegte weder Rachegedanken, noch theilte er die romantiſchen Gefühle der heimgekehrten Emigrirten, die nur für das alte, geweſene und nimmermehr wiederkehrende Frankreich ſchwärmten. Er wußte, wie unpopulär und verhaßt dieſe Emigrirten waren. Er wollte alſo dem neuen Frankreich gerecht werden, ſich neue Sympathien gewinnen. Er hoffte auf die Zeit. Die Anhänger Napoleons waren niedergeſchmettert, die Republikaner durften ſich nicht rühren. Das bewaffnete Europa, deſſen Heere noch den Oſten Frankreichs beſetzt hielten, würde keine Schilderhebung geduldet haben. Frankreich bedurfte dringend der Ruhe und Erholung. Dieſe ihm von der Vorſehung gewährte ruhige

Zeit wollte nun der König benutzen, um mittelſt der Verfaſſung zunächſt den gebildeten Mittelſtand zu gewinnen und eine conſtitutionelle Mittelpartei um ſich zu ſchaaren. Anders dachte ſein Bruder, Graf Karl von Artois, um den ſich die ganze Emigration gruppirte. Derſelbe hatte längſt die Sünden ſeiner Jugend gebüßt und war in der Verbannung und im Alter ernſt und wahrhaft fromm geworden. Rachegedanken lagen auch ihm fern, aber die Klugheit ſchien ihm vom Syſtem ſeines Bruders abzurathen. Die zweite ſchmähliche Vertreibung der Bourbons im Jahr 1815 glaubte er, ſey zum großen Theil durch ſeines Bruders Schwäche verſchuldet worden. Wenn Ludwig XVIII. nicht ſo viel nachgegeben, wenn er ſtreng und kräftig regiert hätte, würde wenigſtens der Schimpf vermieden worden ſeyn. Was hatte ihm die Verfaſſung genutzt, die er damals ſchon dem franzöſiſchen Volke gegeben? Er war überall verrathen und verlaſſen worden. Karl würde alſo lieber als abſoluter Monarch die Alleinherrſchaft durchgeführt und ſich dabei auf Adel und Klerus geſtützt haben. Zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß dieſe Stützen damals morſch und wankend waren, und keineswegs davon überzeugt, daß ſein Syſtem ſiegen müßte, hielt er es doch auch im Fall des Unglücks für das allein ehrenhafte. Ein ritterlicher Inſtinct ſagte ihm, es ſey beſſer, im offnen Kampf unterzugehen, als ſich von falſchen Freunden und Verräthern die Hände binden und hohnlachend abſchlachten zu laſſen. Das königliche Blut rollte heißer in ihm, als in ſeinem Bruder. Den endloſen Verwünſchungen und Verleumdungen gegenüber, mit denen er überhäuft wurde und noch wird, muß man gerecht ſeyn. Das Unglück ſollte wenigſtens in den Beziehungen nicht beſchimpft werden, in denen es am meiſten auf Ehre hielt.

Das Unglück war dieſer Familie auf die Stirn geſchrieben. Nie vergibt ein Volk denen, die es auf dem Gewiſſen hat. Das blutige Haupt Karls I. trieb die Stuarts vom Throne zurück, das blutige Haupt Ludwigs XVI. die Bourbons. Das einzige neue Feſt, was Ludwig XVIII. in Frankreich einführte, war ein Trauer-

feſt, die Feier des Todestages ſeines hingerichteten Bruders (21. Januar). Ein Act, der reinſten Pietät, den zu verſäumen herzlos geweſen wäre, und doch ein politiſcher Fehler, weil das franzöſiſche Volk nun einmal die Bußfertigkeit der trauernden Familie nicht theilte. Das Feſt war ein Vorwurf für das Volk und es grollte darüber.

In der ganzen Familie war Niemand, der dem franzöſiſchen Volke Neigung oder eine neue Begeiſterung hätte einflößen können. Der König, ungewöhnlich dick und von Podagra gelähmt, konnte nicht zu Pferde ſitzen, ja kaum gehen. Sein Wohlwollen und ſein conſtitutioneller Eifer wurde nur als eine ſchwache Seite aufgefaßt, die man zu ſeinem Verderben ausbeuten wollte. Der magere Graf von Artois mit etwas hängender Unterlippe wurde glühend gehaßt, der ſchwärzeſten Abſichten gegen das Volk beſchuldigt und zugleich karikirt und lächerlich gemacht, bald als Don Quichote, bald als frömmelnder Jeſuit. Seine beiden Söhne, die Herzoge Ludwig von Angoulême und Karl von Berry, waren ganz unbedeutende Perſönlichkeiten. Der erſtere hatte ſich mit Maria Thereſia, der Tochter des hingerichteten Königs, vermählt, die kinderlos nur dem Andenken ihrer unglücklichen Eltern und dem Gebete lebend als eine wittwenhafte Trauergeſtalt auf die ganze Familie nur einen düſteren Schatten warf.

Flößten die Bourbons ſelbſt weder Ehrfurcht noch Mitleid ein, ſo noch viel weniger die Emigrirten. Zwar unter dem Adel bemerkte man noch reine ritterliche Charaktere, wie Laroche-Jaquelin, einen hochherzigen Dichter, wie Chateaubriand, deſſen génie du christianisme dem bisher in Frankreich herrſchenden Voltaireanismus die erſte tödtliche Wunde beigebracht hatte. Aber es gab auch unter den Emigrirten viele „Geſtalten“ von ſonderbarem und lächerlichem Anſehen, markloſe Mumien in verſchollenen Uniformen, platte, ſauerſehende alte Damen in häßlichen Hüten, überall das Widerſpiel der jungen luſtgedrungenen, ſiegestrunkenen Helden- und der blühenden, nur zu frei ihre Reize zur Schau ſtellenden, glücks-

frohen Damenwelt des Kaiſerreichs. Am meiſten ſchadete den Emigrirten außer ihrer Greiſenhaftigkeit, daß ſie unter dem Schutz fremder Bayonette zurückgekehrt waren und, ſelber ohne ein Verdienſt, jetzt den Bürgerlichen, die ſich in der Revolution und unter Napoleon um Frankreich verdient gemacht, den Rang ablaufen wollten.

Es grenzt in der That an Naivetät, wenn die Staatsmänner, die auf den großen Congreſſen ſaßen, ſich einbildeten, die Dinge würden in Frankreich ſich ſo geſtalten, wie ſie vorausſetzten, blos weil ſie es ſo gewollt und befohlen hatten. Die Verachtung der Natur, die Mißkennung der Wahrheit konnte kaum weiter gehen. Die europäiſchen Staatsmänner hatten ſchon im Jahr 1815 die Erfahrung gemacht, wie unhaltbar die Reſtauration der Bourbons in Frankreich ſey, und doch befahlen ſie zum zweitenmal, ſie müſſe halten.

Die ſeit der Schlacht bei Waterloo wie angedonnerten, zweimal beſiegten, gänzlich niedergeworfenen und durch die noch im Lande ſtehende Armee der Feinde geknebelten Parteien, welche die ruhmvollen Erinnerungen des Kaiſerreichs oder die Hoffnungen der Republik im Herzen trugen, ſchwiegen nur, waren aber nicht untergegangen. Unvermerkt wuchs ſogar ihre Stärke an, indem ſie ſich im gemeinſamen Haſſe gegen die Bourbons und die Emigration verbunden fühlten. Was in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, wurde von Belgien aus über die Grenze geſchmuggelt. Der „gelbe Zwerg“ brachte von Brüſſel alle Bosheiten nach Paris, die dort ſelbſt die Cenſur nicht hätten paſſiren können. Dieſer kleine Krieg des Witzes ſchien bedeutungslos, aber er verrieth die grollenden Mächte, die ſich damals noch in der Nation verborgen hielten. Sollten die Kinder der großen Armee, die zurückgeſetzten Generale, die vielen brodlos entlaſſenen Offiziere, die alten Schnurrbärte der Garde, der junge, durch die Thaten der Väter begeiſterte kriegsluſtige Nachwuchs in Stadt und Land, ſollten die Männer des Volks aus der Zeit der erſten Revolution, wie Lafayette, der

eitle ehrgeizige Nachwuchs von Rednern, wie Benjamin Constant, die ewig nach Neuem begierige Jugend des gebildeten Bürgerstandes, die Liberalen, die polytechnischen, die Rechtsschüler, die jungen Genies und Emporkömmlinge im Handelsstande, sollte endlich die brausende, immer an große welthistorische Schauspiele gewöhnte Pariser Bevölkerung sich je im Ernst den Ansprüchen der welken Emigration fügen und immer ruhig und geduldig bleiben?

Das wäre gegen die Natur gewesen. Deßhalb gab sich der König alle Mühe, sich der Nation anzuschließen, der Nation Vertrauen zu erwecken und die Emigrirten zu desavouiren. Als sich ihm nach seiner Restauration im Jahr 1815 eine Deputation von Bauern aus der Vendée in ihrer Landestracht vorstellen wollte, wies er sie ab. Man hat ihm das damals und später vorgeworfen, aber er wollte nur den Schein vermeiden, als sey es seine Absicht, seinen neuen Thron auf die wenigen alten Anhänger der Emigration zu stützen. Er wollte die Emigration und die Vendée vergessen machen, um sich als constitutioneller König durch die Verfassung mit der ganzen Nation zu identificiren, sich auf alle Gebildeten der Nation stützen.

Auch traf er eine gute Wahl, indem er den Herzog von Richelieu zu seinem ersten Minister ernannte. Unter allen Emigrirten hatte dieser Herzog unstreitig das größte Verdienst. Er hatte schon lange Jahre in russischem Dienste gelebt und als Schöpfer und Gouverneur von Odessa durch Humanität, administratives Talent und große Thätigkeit allseitige Anerkennung und einen europäischen Ruf erworben. Der König schmeichelte zugleich durch diese Wahl dem russischen Kaiser. Richelieu hätte es vorgezogen, nach Odessa zurückzukehren und übernahm sein neues Amt nur aus Rücksicht für den König ohne Eigennutz und ohne Betheiligung an dem reactionären Eifer andrer Emigrirten. Sein System war, in Eintracht mit der Pairs- und Deputirtenkammer in dem tief erschütterten Reiche wieder Ruhe und Ordnung zu befestigen und da-

durch dem übrigen Europa diejenigen Bürgſchaften zu geben, die ein baldiges Zurückziehen der alliirten Executionstruppen ermöglichen ſollten. Die Kammern wurden bereits im October 1815 verſammelt. Die denſelben vorgelegten und auch angenommenen Geſetzesentwürfe gegen Aufruhr, die der Regierung die Macht gaben, ohne Umſtände verdächtige Perſonen zu verhaften und politiſche Verbrecher von Prevotalhöfen mit Umgehung der Geſchwornen richten zu laſſen, waren alle Ausnahmsgeſetze für den unleugbaren Ausnahmszuſtand, in welchem ſich Frankreich nach Napoleons Sturz befand, nur zu nothwendig und in jeder Weiſe gerechtfertigt. Desgleichen die Auflöſung der damals durch und durch rebelliſchen polytechniſchen Schule. Eben ſo natürlich waren die aus der Kammer ſelbſt hervorgehenden und gleichfalls zum Geſetz erhobenen Anträge auf Wiederherſtellung des kirchlichen Anſehens. Der Vicomte von Caſtlebajac trug nämlich darauf an, daß die Kirche wieder Eigenthum erwerben dürfe, und Bonald, daß das kirchliche Verbot der Eheſcheidung wieder in Kraft trete. Es bezeichnet die ängſtliche Vorſicht des Königs, daß er ſolche Anträge nicht vom Miniſterium ausgehen ließ. Er hätte ſich ihrer nicht zu ſchämen gebraucht. Die Kirche war ſeit ihrer förmlichen Ausrottung während der erſten Revolution durch Napoleon nur oberflächlich und nur mit halbem Willen wiederhergeſtellt worden. Noch waren 5000 Pfarreien in Frankreich ohne Prieſter, die angeſtellten Prieſter aber elend beſoldet. In Paris verſammelte ſich eine Congregation von Kirchenfreunden und in Angers begann Abbé de Rauzan im Frühjahr 1816 die Miſſionen, eindringliche Bußpredigten [illegible]m Volk unter freiem Himmel mit Beichte und Aufpflanzung [illegible]hohen Kreuzes im Gegenſatz gegen die Pflanzung der Freiheitsbäume in der Revolution. Das Volk ſtrömte in Maſſe herbei, wohin die Miſſionäre kamen, und ſeine brünſtige Andacht beſchämte die gebildeten Freigeiſter, die über dieſe Erſcheinung ganz wüthend waren und ſich zunächſt durch wohl-

öffentlichen Meinung (wir meinen die neuen baltischen Jahrbücher) zu kritischen Darstellungen von Universitätszuständen systematisch aufmuntert. Es kann daraus nichts Gutes entstehen, wie denn auch bisher nichts Gutes daraus entstanden ist. — Einen weiteren, freilich nicht auf alle deutsche Universitäten in gleichem Grade anwendbaren, Grund der gesunkenen Achtung gegen die Lehrer finden wir in dem von Seiten der Regierungen nicht selten verfehlten Tone und Geiste neuer Anordnungen. Daß die Universitäten sich allmälich überall aus selbstständigen Corporationen in einfache Staatsanstalten verwandelten, ist schwerlich zu bedauern, und konnte jeden Falles nicht anders seyn bei dem Steigen der Forderungen aller Art, welchen die auf ihre eigenen Mittel beschränkten Corporationen nimmermehr in einem auch nur erträglichen Grade hätten nachzukommen vermocht. Allein nicht nöthig und nicht löblich ist das kleinliche, bofmeisternde Regiment, über welches sich mehr als Eine Universität beklagt. Daß gegenüber von einer solchen Behandlung, von welcher doch immer etwas transpirirt, die Stellung der alten Senate mit ihren wunderbaren Formen und sonderbaren Gewalten eine würdigere und eindrucksvollere war, läßt sich nicht läugnen. — Allein noch bleibt freilich ein letzter Grund übrig, welcher den Hochschulen am wenigsten zur Ehre gereicht; wir meinen das Betragen mancher Professoren selbst. Abgesehen nämlich davon, daß sich nicht ganz selten akademische Lehrer in widriger Vernachlässigung der eignen Erscheinung, in ungebildeten Umgangssitten, wohl gar in crapulosem Leben gefallen; so sind es noch zwei wirklich entwürdigende Fehler, welche immer wieder von Einzelnen aus der großen Menge begangen werden, und dann auch die übrigen ganz Unbetheiligten und Unschuldigen leicht in Mißachtung bringen. Dies aber ist die Gemeinheit, mit welcher man sich Zuhörer zu verschaffen sucht; und die Rohheit und Leidenschaft, mit welcher persönliche oder gelehrte Zwiste öffentlich geführt werden. Während Händel dieser Art wenigstens von Zeit zu Zeit auszubrechen nicht verfehlen, auf manchen Universitäten, und hier wieder in gewissen Facultäten, sogar fast stehend geworden sind, wie Jedermänniglich weiß, besitzt fast jede Hochschule auch von der Gattung der niederträchtigen Zuhörerjäger ein oder das andere Exemplar. Natürlich muß nun aber das Haschen nach der Studenten Gunst, das bängliche Bemühen um

felle Ausgaben der Werke Rouſſeau's und Voltaire's rächten, die in ungeheuren Maſſen verbreitet wurden.

Wie gefügig auch die Kammer war (die der Spott la chambre introuvable nannte), der Graf von Artois und der von der Emigration heimkehrende Adel war doch weder mit ihr, noch mit dem Miniſterium und dem gemäßigten Syſtem des Königs zufrieden. Der Graf weigerte ſich in der Pairskammer den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten. Sein Scharfblick ſah die Gefahr voraus, die ſeiner Dynaſtie von dieſer Seite her in Zukunft drohen würde. In dem von ihm in den Tuilerien bewohnten Pavillon Marſan pflegten ſich die Männer zu verſammeln, die der Verfaſſung abhold waren, die eine abſolute Regierung für nothwendig, alle conſtitutionellen Conceſſionen für gefährlich hielten, demnach in der Reaction weit über den König hinaus (ultra regem) gehen wollten und die man deshalb die Ultras nannte. Dieſe waren nun unabläſſig bemüht, die Kammermehrheit zu erlangen und hatten auch den Miniſter des Innern, Vaublanc, für ſich gewonnen. Die Waage ſchwankte. Da entſchloß ſich der König raſch und entließ nicht nur Vaublanc, ſondern auch die Kammer, im April 1816.

Zu dieſen Maaßregeln trugen die Unruhen im Süden nicht wenig bei. Schon 1815 hatte hier die fanatiſch royaliſtiſche und klerikale Partei blutige Rache an den Anhängern Napoleons geübt. Hier war Marſchall Brune vom Volk gemordet worden. Hier hatte man ſelbſt die Beamten nicht reſpectirt und dem König ſeine Nachgiebigkeit offen vorgeworfen. Die Verdets, eine Mörderbande, zogen unter dem ſchrecklichen Treſtaillon umher und ſchlachteten zu Nismes und in der Umgegend die als Bonapartiſten verdächtigen Proteſtanten. Kein Alter noch Geſchlecht wurde verſchont, die Häuſer angezündet. Was fliehen konnte, rettete ſich in die Wälder. Der Herzog von Richelieu ſchickte einen ſeiner perſönlichen Freunde, den General Grafen Lagarde, nach Nismes, um die Ruhe herzuſtellen, aber ein Gefährte Treſtaillons ſchoß den

General vom Pferde. Ganz Aehnliches geſchah in Toulouſe, wo General Ramel, als er Ruhe ſtiften wollte, gleichfalls erſchoſſen wurde. Es war unmöglich die Mörder zu beſtrafen, die Geſchworenen ſprachen ſie frei. Der König hatte keine Autorität im Süden. Treſtaillon begann ſeine Rolle von neuem, führte eine zahlreiche mit rothen Kreuzen bezeichnete Bande nach Lyon und bedrohte dort die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums dermaßen, daß die heimlichen Bonapartiſten, auf den Unwillen, der in der ganzen Stadt herrſchte, vertrauend, am 26. Januar 1816 die Büſte Napoleons II. (des Herzogs von Reichſtadt) durch die Straßen trugen und ſich bewaffneten. Sie wurden aber, weil die Truppen nicht abfielen, leicht beſiegt und den Prevotalhöfen ausgeliefert. Ebenſo unterlagen die kleinen Aufſtände in Tarraſcon, Rennes, Nantes, zuletzt am 4. und 5. Mai ein größerer in Grenoble, indem hier ein gewiſſer Didier ſich mit einem napoleoniſtiſchen Anhang der Feſtung bemächtigen wollte. Er wurde gefangen und man hieb ihm Hand und Kopf ab. Die Hinrichtungen folgten ſich in Menge.

Dieſe Blutſcenen, unvermeidlich im Intereſſe der Ordnung, betrübten den König tief. Doch ließ er ſich von den Ultras nicht einſchüchtern, ihre Aufhetzungen beſtärkten ihn vielmehr in ſeiner Mäßigung. Indem er im Juni den Herzog von Berry, der etwas muntrer als ſein Bruder, gutmüthig und der Mäßigung zugeneigt war, mit der Prinzeſſin Caroline von Neapel vermählte, um einen Thronfolger zu erhalten, hoffte er an dieſem jungen Hofe ſich eine Stütze gegen den Pavillon Marſan zu erziehen. Eine andere fand er an Decazes, der als Polizeiminiſter die Umtriebe der Ultras am beſten kannte, ihn dringend vor dem Uebermuthe dieſer Partei warnte und ihm rieth, eine neue Kammer wählen zu laſſen, in welche gemäßigtere Männer eintreten würden. In Folge deſſen löste der König am 5. September definitiv die Kammer auf.

Alles ging nach Wunſch. Die neuen Wahlen fielen auf An-

hänger der Mäßigung, die Ultras blieben in der Minderheit und Lainé, der an Vaublancs Stelle Minister des Innern geworden war, setzte ein neues Wahlgesetz durch, nach welchem das Wahlrecht auf alle ausgedehnt wurde, welche 300 Franken directe Steuer bezahlten. Dadurch wurden 90,000 neue Wahlstimmen geschaffen, welche größtentheils dem bürgerlichen Stande angehörten. Auch die Censur wurde ermäßigt und Bücher, über 20 Bogen stark, für censurfrei erklärt. Die Prevotalhöfe wurden aufgehoben. Für die Armee wurde die Conscription wiederhergestellt, der Adel davon nicht ausgeschlossen und die Ernennung zu Offiziersstellen ausschließlich vom Verdienst abhängig gemacht. Vergebens grollten die Ultras. Die Kammermehrheit und die Regierung gingen Hand in Hand. In der ersteren begannen neue Namen zu glänzen, die später zu immer größerem Ruhme gelangt sind, die beiden Bankiers Laffitte und Casimir Perier, Dupont de l'Eure ꝛc. Die vom König so sehnlich gewünschte Allianz des Thrones mit dem Bürgerthum schien erreicht und Europa sah Frankreich in Ruhe und mit seiner Verfassung zufrieden. Die einzigen Ruhestörer waren die Ultras gewesen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Herzog von Richelieu zu der Hoffnung zu berechtigen, er habe seine politische Mission vollendet. Er unterhandelte insgeheim mit seinem ehemaligen Gebieter, dem Kaiser von Rußland, stellte ihm die Sachlage vor und erlangte von ihm schon 1817 die Entfernung eines Theiles der fremden Executionsarmee, und 1818 eine noch großmüthigere Reduction der französischen Geldschuld. Am 25. April dieses Jahres kündigte Richelieu der angenehm überraschten Kammer an, Kaiser Alexander habe die übrigen Großmächte bewogen, ihre Forderungen an Frankreich auf eine Rente von 12—13 Millionen Franken zu reduciren, und wenn Frankreich darauf eingehe, würden die letzten Executionstruppen ohne Zweifel den französischen Boden räumen. Natürlicherweise wurden diese Propositionen mit Dank

angenommen und die Rente wurde durch Unterzeichnungen alsbald gedeckt.

Im Herbſt deſſelben Jahres kamen die Monarchen, die den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, und ihre berühmten Miniſter zu einem Congreß in Aachen zuſammen, erkannten alles an, was zwiſchen Kaiſer Alexander und Richelieu verabredet war, feierten Feſte und gingen nicht auseinander, ohne abermals einen geheimen Vertrag geſchloſſen zu haben, der nur eine kleine Abänderung der h. Allianz war, ſofern diesmal auch England und Frankreich beitraten. Das war jetzt erſt die förmliche Begründung der europäiſchen Pentarchie. Die fünf Mächte erklärten, den Frieden Europa's wahren und immer in gegenſeitigem Einverſtändniß handeln zu wollen, um dieſen Zweck zu erreichen. Wo irgend eine Störung drohe, ſollten alsbald perſönliche Zuſammenkünfte der Monarchen oder ihrer erſten Miniſter (Monarchencongreſſe oder Miniſterconferenzen) eingeleitet werden.

Der europäiſche Horizont erſchien indeß dem Aachener Congreß nicht ganz wolkenlos. Der Herzog von Richelieu hatte einige Mühe, die Monarchen zu überzeugen, daß ſein in Frankreich eingehaltenes Syſtem das ganz richtige ſey. Die Begünſtigung der bürgerlichen Kammermehrheit zum Nachtheil des adeligen Ultras ſchien manchem bedenklich. Indeß entzogen ſie dem Herzog ihr Wohlwollen nicht, gewährten ihm alle ſeine Wünſche und rechneten im ſchlimmſten Fall auf ihre Macht, welche ſtark genug war, etwaige neue Bewegungen in Frankreich zu zügeln. Als nun die neuen Kammerwahlen in Frankreich am Ende des Jahres noch viel ungünſtiger, als die früheren, für die Ultras ausfielen und ſogar der gefürchtete Lafayette gewählt wurde, dankte der Herzog von Richelieu Gott, daß der Congreß nicht mehr beiſammen war, daß er die Vorwürfe derer, denen er zu viel verſprochen hatte, nicht mehr anhören mußte und legte ſein Amt am 27. Dezember nieder mit dem Bewußtſeyn, nach beſtem Willen redlich ſeinem Könige gedient zu haben, jedoch auch mit der marternden Sorge, er

habe das Königthum vielleicht ſchlimmern Feinden überliefert, als die waren, die er im Pavillon Marſan unterdrückt habe. Er war ohne Vermögen. Die Kammern votirten ihm eine Dotation von 50,000 Franken, aber er ſchenkte ſie den Spitälern von Bordeaux.

Decazes trat an ſeine Stelle, um die Allianz des Thrones mit dem Bürgerthum noch mehr zu befeſtigen. Ludwig XVIII. würde jedoch kaum ſo kühn vorgeſchritten ſeyn, wenn er nicht der heimlichen Zuſtimmung Rußlands verſichert geweſen wäre. Neſſelrode, der erſte ruſſiſche Diplomat, kam ſelbſt nach Paris, nachdem ein anderer Günſtling und Botſchafter des Kaiſer Alexander, Graf Orlow, im Sinn der Ultras große Beſorgniſſe ausgeſprochen hatte. Neſſelrode fand, die franzöſiſche Verfaſſung ſey das beſte Mittel, den König in Paris in der ruſſiſchen Vaſallenſchaft zu halten, ein König der Ultras würde ſo geſchmeidig nicht ſeyn. Alſo durfte Decazes mit ruſſiſcher Erlaubniß Freiheiten die Hülle und Fülle ausſtreuen. Am 1. Mai 1819 gab derſelbe Frankreich die Preßfreiheit, erließ eine Amneſtie für eine Menge bisher Verbannte, legte ſich ſelbſt und ſeinen Collegen durch ein Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter ſtrenge Pflichten auf und überſtimmte die unzufriedenen Ultras, als ſie in der Pairskammer Widerſtand leiſteten, durch die Ernennung von 60 neuen, ſeinem Syſtem ergebenen Pairs. Das waren nun alles Notabilitäten aus der Kaiſerzeit oder Conſtitutionelle, der König fand nicht einen einzigen Mann des Hofes darunter, ſtrich ein paar Namen aus und erſetzte ſie mit andern, damit ich, wie er lächelnd ſagte, wenigſtens Einen von den Meinigen unter den Ihrigen ſehe. Die Ultras waren außer ſich, hielten den König für wahnſinnig, daß er ſich ſo ganz ſeinen geborenen und geſchworenen Feinden hingebe und die ganze Familie verrathe und tobten ihren Zorn im „Conſervateur“ aus, einem von Chateaubriand, Bonald und Lamennais geſchriebenen Journal. Chateaubriand vergaß dabei die Würde der Religion, die er früher ſo ſiegreich vertreten hatte, und die Grazie des Schö-

nen, die dem berühmten Dichter geziemt hätte. Seine Leidenſchaftlichkeit und die Maßloſigkeit ſeiner Rede ſteckten die ganze Preſſe und die Kammer an. Die Pariſer Luft durchzog ein Miasma von Beſchimpfungen, von Gift des wüthendſten Haſſes. Die Fragen des Tages rechtfertigten dieſe furchtbare Aufregung der Geiſter nicht, aber jeder wußte, was für geheime Gedanken dahinter verborgen lagen und daß man um die ganze Zukunft Frankreichs kämpfe. Decazes, früher im Dienſt von Napoleons Mutter, aus unbedeutendem Anfang plötzlich zur höchſten Macht emporgeſtiegen, war dem alten Adel grenzenlos verhaßt und wurde von den Ultras aufs boshafteſte verleumdet, während ihn die bürgerliche Oppoſition nur als Werkzeug für ihre anderweitigen Plane benutzte. Dieſe Oppoſition (deren Mitglieder ſich früher Independenten nannten) erhielt jetzt erſt den aus Spanien entlehnten Namen der Liberalen. Damals ſchon unterſchied man unter ihnen conſtitutionelle Syſtematiker nach engliſch-deutſchem Zuſchnitte, die man erſt etwas ſpäter die Doctrinäre genannt hat (Royer Collard ſtand an ihrer Spitze), und die mehr practiſchen Liberalen, aus denen ſpäter die Radikalen hervorgingen, ſchon in geheimen Geſellſchaften conſtituirt. So die Geſellſchaft für Preßfreiheit, eine ſ. g. Union und noch eine dritte, die alle in Lafayette ihren Chef erkannten, und darin einverſtanden waren, die Bourbons durch ſich ſelbſt, zunächſt die Ultras durch Decazes zu ſtürzen.*) Aber die grimmigſten Feinde der Bourbons hatten ſchon keine Geduld mehr. Der Volksdichter Beranger tauchte ſeine chansons in das ſchwärzeſte Gift des Volkshaſſes gegen die Dynaſtie und ſie wiederklangen durch ganz Frankreich, entzündeten in tauſend Herzen die feindſeligſten Entſchließungen. Die eben erſt gemaßregelte Stadt Grenoble ließ in den Ab-

*) Eitle Umtriebe des Königs der Niederlande, der in Brüſſel mit franzöſiſchen Liberalen heimlich tractirte und ſich überreden ließ, er könne durch ſie noch auf den franzöſiſchen Thron gelangen, gehören dieſem Zeitpunct an. Der Vater ſelbſt und nicht etwa blos der Sohn, Prinz von Oranien, war dabei betheiligt.

grund von Haß hineinblicken, der hier wie in ſo vielen andern Gegenden Frankreichs das Volk gegen die Regierung einnahm. Sie wählte den alten Abbé Gregoire, eine weiland Größe der erſten Revolution, zum Abgeordneten in die zweite Kammer, obgleich (d. h. weil) er mit für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatte. Dieſe freche Herausforderung der Krone erregte Beſtürzung unter allen Friedliebenden und rechtfertigte die Ultras gegen Decazes, indem ſie bewies, dieſes Miniſters Conceſſionen hätten das Volk keineswegs loyaler, ſondern nur revolutionärer geſtimmt. Die Kammer ſelbſt fühlte das Unſchickliche in der Wahl von Grenoble und ſchloß einſtimmig den Gewählten aus. Damals ſchickte der Kaiſer von Rußland den Grafen Capodiſtrias nach Paris, um zum Rechten zu ſehen, und derſelbe ertheilte den Rath, etwas einzulenken und durch abermalige Einſchränkungen im Wahlgeſetz die Liberalen zu ſchwächen. Ehe aber dieſe Angelegenheit in die Kammer kommen konnte und während noch das Einverſtändniß der Kammermehrheit mit Decazes unerſchüttert war, wurde das künſtliche und trügliche Gewebe der Parteien plötzlich wie durch eine unterirdiſche Hand, durch einen kühnen Griff aus der Hölle heraus wieder zerriſſen. Als nämlich der Herzog von Berry am 13. Februar 1820 Abends aus der Oper kam, wurde er von einem gewiſſen Louvel, einem Sattler des k. Marſtalls, mit einem großen Meſſer todtgeſtochen. Der Mörder geſtand, dieſe That auf eigene Verantwortung, ohne Mitſchuldige, einzig im Gefühl und zum Zeichen des allgemeinen Nationalhaſſes gegen die Bourbons begangen zu haben, und mit der Abſicht, im jüngſten Prinzen, von dem allein Nachkommenſchaft zu erwarten war, die ganze Dynaſtie zu treffen.

Da ſah die fürchterliche Wahrheit dem täuſchenden Schein ins Geſicht. Chateaubriand ſagte von Decazes, der das wohlgemeinte, aber trügliche Vertrauen genährt hatte, ſein Fuß ſey im Blut ausgeglitten, er müſſe fallen. Alle Warnungen der Ultras kamen jetzt ſchnell wieder zur Geltung. Der König war unendlich betrübt

und weinte bitterlich, denn er hatte alle Hoffnung auf den jungen Berry geſetzt. Der Gemordete hinterließ nur eine Tochter, aber ſeine Gemahlin noch in guter Hoffnung. Außer dem Schmerz um Berry quälte den König auch der um Decazes, denn dieſem Miniſter wurde nun allein die Schuld aufgebürdet, er allein habe die revolutionäre Geſinnung in Frankreich wieder groß gezogen, ja ein Kammermitglied nannte ihn geradezu den Mörder Berry's. Alle verlangten ſeine Abſetzung. Der König wollte lange nicht darein willigen. Erſt als ſich Richelieu bereit zeigte, die ſchwierige Regierung wieder zu übernehmen und der Graf von Artois demſelben ſein Wort als Edelmann gab, gegen das neue Miniſterium keine Oppoſition zu machen, entſchloß ſich der König, ſeinen Liebling Decazes zu entlaſſen, den er mit Gunſtbezeugungen überhäufte, zum Herzog erhob und mit einer fürſtlichen Ausſtattung als Geſandten nach England ſchickte.

Richelieu, durch das Wort von Artois ſicher gemacht, nahm Villèle aus der Partei der Ultra's mit ins Miniſterium und traf die nach der ſchrecklichen Mordthat unvermeidlich gewordenen Maßregeln, durch welche überall da, wo Decazes zu weit links gegangen war, wieder nach rechts eingelenkt werden ſollte. Aber die Regierung verlor damit alles Vertrauen; jeder, auch der kleinſte Rückſchritt wurde ihr ausgelegt, als ſey ſie ganz ins Lager der Ultra's übergegangen und alſo regiere eigentlich nicht mehr der König, ſondern Artois. Der König verlor den Nimbus der Freiſinnigkeit und erſchien als ein Heuchler oder Schwächling. Nicht minder büßte der ehrliche Richelieu die hohe Achtung ein, die ihm bisher alle Parteien gezollt hatten. Er ſchien nur noch Werkzeug eines Haſſes, den er nicht theilte. Die von ihm und noch mehr von Decazes ſo liebevoll gepflegte Vereinbarung der Krone mit der bürgerlichen Mittelpartei war für immer zerriſſen. Die letztere aber war unter ihm und Decazes erſtarkt und ſchickte ſich an, die Macht, die ſie einmal errungen, jetzt gegen ihn zu gebrauchen. Die Oppoſition bedurfte des miniſteriellen Schildes

nicht mehr, sie focht von nun an unter eigener Verantwortung und auf eigene Rechnung. Die große Mehrheit des Volkes aber stand hinter ihr, denn die neue Reaction beleidigte es tief. Im April wurde die Censur wieder eingeführt, reclamirte die Regierung auch wieder das Recht, jeden Verdächtigen ohne Umstände zu verhaften, und schränkte durch ein neues Wahlgesetz wieder die Wahlrechte der Mittelclasse ein. Das gab nun den bürgerlichen Deputirten in der zweiten Kammer die erste langersehnte Gelegenheit, ihre Redefreiheit energisch zu brauchen, im Namen der Nation sich in begeisterten Worten hören zu lassen und die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Die neuen Maßregeln der Regierung überhoben die Redner der bisherigen Discretion. Der Abmarsch der fremden Truppen aus Frankreich trug auch nicht wenig bei, den Muth aufzufrischen. So schlug denn in der Deputirtenkammer zuerst General Foy den Ton mächtiger Gegenrede an, welcher immer mehr zum Donner anwachsen und in ganz Frankreich wiederhallen sollte. Er wagte es, die Ultra's eine „Handvoll Elender" zu nennen, denen die ganze Nation gegenüberstehe. Nicht mit Unrecht frug er, warum man diese ganze Nation wegen des Frevels eines einzigen Menschen strafe? und welches Spiel man mit einer Verfassung treibe, die vom Volk als Grundgesetz und Palladium verehrt werden solle und die man heute gelten lasse, morgen wieder nicht? Den Accent, den er auf die Verfassung (Chqrte) legte, verstand das Volk. Ueberall tönte damals dem König und dem Minister auf den Straßen der Ruf entgegen: vive la charte! Benjamin Constant aber verkündete damals schon den Sturz der Bourbons, indem er ausrief: „die Republik fiel durch die rothen, das Königthum wird durch die weißen Jacobiner fallen!" Ein ungerechtes Wort. Die alte Dynastie wäre unter den Liebkosungen der Volksmänner eben so gewiß erstickt worden, als sie dem Haß derselben erliegen mußte. Die Ultras konnten nichts dazu, noch davon thun und waren wenigstens ehrlich, indem sie mit notorischen Feinden nicht capitulirten, sondern sich wehrten.

Die Revolutionen, die im Lauf des Jahres 1820 in Spanien und Italien ausbrachen, und die gegen die daſelbſt regierenden bourboniſchen Dynaſtien gerichtet waren, und eine Verſchwörung, die das Schloß von Vincennes bei Paris in die Hände der Aufrührer liefern ſollte, rechtfertigte noch mehr das Mißtrauen und die bisherige Haltung der Ultra's und nöthigten den Herzog von Richelieu zu größerer Nachgiebigkeit gegen die letzteren. Die ganze Strenge des Jahres 1816 kehrte zurück und unter dieſen Eindrücken kam nach dem neuen Wahlgeſetz wieder eine reactionäre Kammer zu Stande, die den Forderungen der Ultra's zuſtimmte und Richelieu (trotz des ihm von Artois gegebenen Verſprechens) am Ende zum Rücktritt nöthigte. Im Dezember 1822 war Villèle an der Spitze der Ultra's erſter Miniſter.

Mittlerweile hatte die Herzogin von Berry am 29. September 1820 einen jungen Prinzen geboren, Heinrich, der zum Herzog von Bordeaux ernannt wurde. Der entzückte Adel ſchenkte dem neugeborenen Knaben das Schloß Chambord. Kaum hatte die altfranzöſiſche Lilie dieſe neue Knospe getrieben, ſo erfuhr man den Tod Napoleons in ſeiner Verbannung auf der Inſel St. Helena am 5. Mai 1821. Das ungeſunde Klima der Inſel und die täglichen Quälereien, die dem großen und weltberühmten Kaiſer durch ſeinen Kerkerwärter, den engliſchen Gouverneur Sir Hudſon Lowe, angethan wurden, rafften ihn vor der Zeit dahin. Die franzöſiſchen Gefährten Napoleons auf St. Helena haben in ihren Berichten von dieſen Quälereien vieles übertrieben und es überhaupt darauf angelegt, Aufſehen in Europa zu machen, den Enthuſiasmus für Napoleon zu erneuern und ſelbſt ſeine Feinde zu mitleidiger Theilnahme zu nöthigen. In gleicher Abſicht war es Napoleon ſelbſt, der durch ſein beleidigendes Benehmen gegen den Gouverneur deſſen Härte herausforderte. In den Augen Europa's ſollte nicht nur den Gouverneur, ſondern auch die, in deren Auftrag er die Hut des ſterbenden Löwen übernommen, der Fluch der Gemeinheit treffen. Eine zeitgemäße Berechnung. Auch anderwärts, ja in England

jeden einzelnen Zuhörer, der moralische Zwang oder die noch elendere Beschwatzung, welche gegen Schwache oder Empfohlene ausgeübt werden, die Verläumdung beliebterer und besuchterer Amtsgenossen, das Fügen in die Trägheit und das Vorurtheil, das Zotenreißen auf dem Katheder, und was die feinen Mittel weiter sind, bei den jungen Leuten die tiefste Verachtung erzeugen. Und wie leicht, wenn schon noch so ungerecht, wird dann dieses Gefühl übergetragen auf den ganzen Stand, welchem ein solches räudiges Schaf angehört! Der Einwendung aber, daß zu allen Zeiten auf Universitäten dergleichen vorgefallen sey, und doch zugestandenermaßen früher mehr Pietät geherrscht habe, daß somit hier kein Grund des Mangels der letztern gesucht werden könne, begegnen wir mit der Bemerkung, daß dem in ganz unangetasteter Verehrung Stehenden leicht etwas zu Gute gehalten wird, was bei geringerer Neigung und bei Lust Fehler zu finden zu bitterem Vorwurfe gereicht.

Drittens endlich ist unläugbar, daß den Universitäten das politische Unwesen, welches zu wiederholtenmalen nicht nur von einem bedeutenden Theile der Studirenden, sondern auch von einzelnen Lehrern getrieben wurde, vielfach geschadet hat. Daß man in der Besorgniß und Abneigung von mancher und von bedeutender Seite zu weit ging, ist zwar richtig, und es gehörte eben nicht viel Menschenkenntniß und Umsicht dazu, um es begreiflich, selbst nothwendig zu finden, daß die allgemeine politische Bewegung, welche die ganze Welt ergriffen hatte, nicht spurlos an den Universitäten vorbeigehen könne, ohne daß diesen deßhalb eine besondere Schuld und Verderbniß zugemessen werden dürfe. Wie hätte gerade die Jugend, wie der auf Beachtung und Behandlung der Ideen durch Amt und Gewohnheit hingewiesene Mann nicht besonders lebendigen Antheil nehmen sollen an einer weltgeschichtlichen Geistesrichtung, welche ringsum Alles mit sich fortriß? Auch geben wir gerne zu, daß die Furcht vor der von den Universitäten drohenden politischen Gefahr zu einem bedeutenden Theile ungegründet war, da einige weitere Jahre Erfahrung und Nachdenken, Nachsuchung und Bekleidung von Aemtern, Verehelichung und Kindersegen bei den Meisten gar bald jede ideelle und unpractische Richtung, jede Poesie, vollends aber gar Neigung zu Verschwörungen und Umsturz gänzlich abzustreifen geeignet sind. Damit ist

ſelbſt fing in der conſequenten Durchführung der Pentarchie etwas gar zu Nüchternes und Gemeines die genialeren Naturen zu langweilen an. Ein feuriger junger Dichter, Lord Byron, erklärte dieſer Gemeinheit offen den Krieg. Der Sinn der Anklage war: alle Poeſie der Weltgeſchichte iſt mit Napoleon und der Revolution begraben. Nichts waltet jetzt, als die ordinärſte Proſa, Mittelmäßigkeit an den Höfen, bloße Routine in der Diplomatie und unerträgliche Pedanterie in der Bureaukratie. Etwas ganz Andres verlange der Adel, der Geiſt, das tiefe Gemüth der Völker, die gleich ſchönen und hochgebildeten Sklavinnen in den Ketten barbariſcher und ſtumpfſinniger Gebieter ſeufzen. Eine ſüße poetiſche Wehklage tönte von Byrons Saiten durch die Welt, ſich miſchend mit der Klage um den großen Todten von St. Helena. Alle Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, alle offne Erhebung der Völker gegen die im Jahr 1815 getroffene Ordnung der Dinge war ſeitdem mit Poeſie umkleidet und nicht weniger das Grab Napoleons. Der ungeheure Haß, der noch vor wenigen Jahren ganz Europa gegen ihn waffnete, war erloſchen. Man erkannte wieder ſeine Größe. Der Griffel der Geſchichtſchreiber zeichnete emſig ſeine Thaten auf und alle Welt las ſie mit Begierde und verſenkte ſich von neuem in die begeiſterte Theilnahme, die ſie einſt dem General der Republik und dem erſten Conſul geſchenkt hatte. Darum fand auch ſein Teſtament warme Sympathien. „Ich wünſche, daß meine Aſche an den Ufern der Seine ruhe, mitten unter dem franzöſiſchen Volke, das ich ſo ſehr geliebt habe,“ ſo lautete das Abſchiedswort des ſterbenden Kaiſers und traf viele tauſend franzöſiſche Herzen. Die Freude in den Tuilerien über ſeinen Tod kam zu früh. An ſeinem Grabe reichte eine große Erinnerung großen Hoffnungen die Hand, indeß an der Wiege des Herzogs von Bordeaux unſichtbar die bleiche Sorge ſaß.

Zweites Buch.

Die Reaction in Deutschland.

Napoleon hatte das von Karl dem Großen gegründete römische Reich deutscher Nation zerstört. Der letzte deutsche Kaiser hatte sich Kaiser von Oesterreich genannt und begnügte sich damit auch nach dem Sturze Napoleons, weil er nicht einmal über die souverainen Mittelstaaten, geschweige über das mächtige Preußen eine kaiserliche Oberhoheit herzustellen vermocht hätte. Das begriffen auch die feurigsten Patrioten jener Zeit, weßhalb sie nicht sowohl auf eine Wiederherstellung der Reichsverfassung und des deutschen Kaisers, als auf eine Stärkung und Erweiterung des deutschen Bundes drangen. Es schien ihnen über alle Begriffe ungerecht, daß die im Kampf gegen Napoleon vereinigt gewesenen Deutschen als Sieger nicht einmal das wiedererlangen sollten, was ihnen früher gehört hatte, die Niederlande, das Elsaß, Lothringen. Gleichviel, welchen Herren in Deutschland es zufiel, wenn es nur wieder dem deutschen Bunde einverleibt wurde. Vor allem war das Bedürfniß, die deutsche Westgrenze gegen Frankreich besser als bisher zu schützen, so augenfällig, daß in der That die Nichtbefriedigung dieses Bedürfnisses als eine schwere Verschuldung am deutschen Volke angesehen werden mußte.

Aber es ließ sich nicht ändern. Oesterreich und Preußen waren nicht einig und konnten mithin auch den übrigen Großmächten gegenüber für das deutsche Gesammtinteresse nichts ausrichten. Noch weniger die Mittelstaaten, wie eifrig auch damals der Kronprinz von Württemberg sich der Grenzfrage annahm. Das Volk selbst verhielt sich passiv, indem es nach Staaten, Stämmen und Confessionen getheilt, den überschauenden Standpunct nicht zu gewinnen vermochte, von wo aus es seine eigene nationale Größe, seine Gesammtinteressen und seine Zukunft hätte ins Auge fassen können. Nur ein sehr kleiner Theil der Gebildeten hatte diesen Standpunct gewonnen und Muth genug, die Wahrheit zu verfechten. Aber auf diese wenigen kam es bei der Entscheidung nicht an.

Die Centralbehörde des deutschen Bundes, der Bundestag zu Frankfurt a. M., hielt seine Eröffnungssitzung erst am 5. Nov. 1816. Der präsidirende österreichische Gesandte, Graf Buol-Schauenstein, hielt eine kalte, formelle Rede, die längst vergessen ist und auf die schon die Zeitgenossen nicht hörten, denn der Bund war von seinem ersten Entstehen an unpopulär und Niemand schenkte ihm Vertrauen. Auch seine Thätigkeit war nicht geeignet, eine bessere Meinung von ihm zu erwecken. Er that nämlich nichts oder negirte nur. Die mediatisirten kleinen Fürsten und Grafen, der Johanniterorden ꝛc. überschwemmten ihn mit Reclamationen, die alle zu spät kamen. Die kurhessischen Domainenkäufer, denen der Kurfürst die unter Jerome Napoleon von ihnen erkauften Domainen ohne Entschädigung wieder abnahm, klagten über dieses schreiende Unrecht, wurden aber gleichfalls vom Bundestag abgewiesen. Im folgenden Jahr kam die wichtige Frage einer am Oberrhein zu gründenden Bundesfestung zur Sprache, das aus der französischen Contributionssumme dafür bestimmte Geld war vorhanden und beim Juden Rothschild deponirt, wurde aber nicht angewandt. Man konnte sich über die Wahl des Platzes nicht vereinigen. Der Jude zahlte nur 2—2½ Procent gegen dreißig Jahre lang, so daß die Differenz des Zinses, den er gab, und des

Zinses, den er aus dem Kapital zog, den Betrag der Depositen überstieg.

In Oesterreich erlitt das alte Regime durch die großen Erschütterungen der Napoleonischen Zeit keine Aenderung. Kaiser Franz I. hatte seinen Völkern nichts versprochen, brauchte also auch keine Aenderungen vorzunehmen. Da seine Völker nicht aufgeregt waren, bedurfte es auch keiner Reaction. Alles blieb im alten Geleise. Die Regierung war allmächtig und, trotz mancherlei Corruption in der Beamtenwelt, populär. Der Adel war im Reichthum erschlafft, in die Sphäre des Hofes gezogen und fern von Opposition. Die Kirche lag im Schlaf, die Bischöfe waren ergebene Diener der Krone, keinerlei Geist regte sich im niedern Klerus. Die Wiener waren durch Wohlleben, Theater und Spaß aller Art befriedigt; die Provinzen, wenn auch zum Theil verarmt und hart gehalten, doch an stummes Gehorchen längst gewöhnt. Wenn man dem Kaiser Franz I. schwerfälliges Phlegma und seinem ersten Minister, dem Fürsten Metternich, sanguinischen Leichtsinn im bequemen Genuß vorgeworfen hat, so ist doch die Passivität in Oesterreich nicht blos aus diesen persönlichen Charakterzügen der Regierenden zu erklären, sondern sie lag schon lange im Volke selbst und machte den Regierenden ihr Verhalten leicht. Metternich, von Jugend auf ein aimable roué, mit Weibern tändelnd und das Geld an sie verschwendend, stand ganz auf dem Niveau der Wiener.

Obgleich nun hier, was geschah, zunächst ganz natürlich schien, so mußte doch die schlechte Wirthschaft früher oder später zum Verderben führen. Oesterreich, so unerschöpflich reich an Naturschätzen, sank mitten im Frieden immer tiefer in Schulden. Man war zu faul und frivol, um die natürlichen Hülfsquellen zu öffnen. Man sperrte sich nicht nur durch ein kostspieliges peinlich strenges Mauthsystem vom übrigen Deutschland, sondern auch im Innern des österreichischen Kaiserstaates selbst eine Provinz von der andern ab. Man ließ die Donauschifffahrt im Argen und Russen durften

ſich an den Niederungen des herrlichen Stromes feſtſetzen. Man ließ den Hafen von Venedig verſanden und Engländer durften mit ihren Dampfſchiffen die Verbindung zwiſchen dieſem Hafen und dem von Trieſt uſurpiren. Dagegen borgte das jüdiſche Haus Rothſchild*) in Frankfurt a. M. dem öſterreichiſchen Staate nach einander ungeheure Summen, durch die es das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte, die den Borger immer ärmer, den Verleiher immer reicher machten. Mit dieſem Borgen ſteigerte ſich zugleich der Schwindel des Börſenſpiels. Es gab aber kluge Politiker, die in der ökonomiſchen Verſchuldung Oeſterreichs eine Bürgſchaft für den europäiſchen Frieden und für den Sieg des conſervativen Princips ſahen, denn dem allmächtigen Juden müſſe daran liegen, daß ſein Schuldner in Frieden und in geordneten Zuſtänden bleibe, um zahlen zu können. Dem natürlichen Sinne mußte ſich jedoch das Schuldenmachen bei Rothſchild als eine coloſſale Unnatur, als das ſyſtematiſche Ausſaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Paraſiten darſtellen und die Herrſchaft eines

*) Gegründet von Mayer Amſchel, der von ſeinem Hauſe in Frankfurt „zum rothen Schild“ benannt wurde. Nach ſeinem Tode 1812 vertheilten ſich ſeine fünf Söhne in fünf große Häuſer zu Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel, und mehrten ihren Reichthum ins Fabelhafte, ſofern ſie faſt allen Staaten zu hohen Procenten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Curs verkauften, den Curs plötzlich ſinken ließen, die werthloſen Papiere dann wieder kauften, wieder ſteigen ließen und verkauften. Sie brauchten, um eine Steigung und Nachfrage nach den Papieren zu bewirken, nur durch ihre Agenten eine kleine Parthie Papiere zu kaufen, ſo wollte alle Welt kaufen, und umgekehrt, wenn ſie verkauften, wollte alles verkaufen. Zudem hatten ſie überall ihre Agenten, erfuhren alle Staatsgeheimniſſe zuerſt und erhielten die Nachricht davon früher durch Taubenpoſten, ſpäter durch Telegraphen, eher, als jeder Andere, ſo daß ſie, wenn die Staatspapiere fallen mußten, zuvor noch raſch verkaufen konnten, oder aber kaufen, wenn ein Steigen der Papiere bevorſtand. Vgl. den Artikel Rothſchild in J. Meyers Converſationslexikon, Supplementband V.

Juden über die christlichen Kaiser und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Man pflegt heute noch das Schuldenmachen der Staaten beim Hause Rothschild als etwas anzusehen, was sich von selbst verstehe, aber die Folgezeit wird lehren, in welchem ungeheuren Irrthum man befangen ist. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc. alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts anderem führt, als daß die Staatsschulden immer colossaler anschwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zusammenhäuft, so ist das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer Niemand mehr wird täuschen können. Wenn die europäische Pentarchie in irgend etwas gefehlt und sich versündigt hat, so ist es in ihrer Protection des Börsenspiels.

Unter dem Schutz der reichen jüdischen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, sich in die höchste Gesellschaft eindrängten und in den Antichambres der Minister immer die Bevorzugten waren, tauchte das für die letzten vier Jahrzehnte so charakteristisch gewordene jüdische Literatenthum auf. Die Jugend Israels begann sich auf die schöne Literatur, auf die Redaction von Zeitungen, auf Theater und bildende Kunst zu werfen und durch alle dem jüdischen Stamm eigenen Mittel und Wege, durch Geldmittel, durch Zusammenhalten, Lobassekuranz, unaufhörliches Selbstanpreisen und Unverschämtheit jeder Art sich emporzuschrauben. Diesem Treiben lag aber tiefer Haß gegen die christliche Religion und die deutsche Nationalität zu Grunde.

Die nächste Gefahr für Oesterreich lag in der allmählig beginnenden Reaction der böhmischen, ungarischen und italienischen Nationalitäten gegen die deutsche. Unbestritten hatten bisher die Deutschen vorgeherrscht. Die erbärmliche Erschlaffung und Frivolität des deutschen Charakters aber, wie er sich in Wien kund gab und von da aus verbreitete, konnte das Erwachen des bessern Bewußtseyns bei den andern, Oesterreich unterworfenen Nationen um

ſo weniger verhindern, als ſich Oeſterreich gegen das übrige Deutſchland ſo ſchroff verſchloſſen, die Stärkung des deutſch-öſterreichiſchen Elementes von Preußen, Sachſen und dem deutſchen Weſten her erſchwert und verpönt hatte. Zuerſt fingen die Böhmen, ſpäter die Ungarn an, ihre Sprache und Alterthümer mit einem Eifer zu ſtudiren, der erſt nur eine gelehrte und unſchuldige Spielerei ſchien, bald aber einen politiſchen Charakter annahm.

Nichts war lächerlicher, als daß man im übrigen Deutſchland von Oeſterreich immer kirchliche Reactionen, jeſuitiſche Umtriebe und dergleichen beſorgte. Sowohl der Kaiſer als Metternich waren joſephiniſch geſinnt und haßten nichts ſo ſehr, als Geiſt und Aufſchwung in der Kirche.*) Zu klug, um den Klerus zu verfolgen, hielten ſie denſelben nur in herkömmlicher Abhängigkeit, geſättigt mit Fleiſch unter der Bedingung, keinen Geiſt zu haben. Der Kaiſer betrachtete ſich als einen großmüthigen Beſchützer des Papſtes, von dem er keine Befehle anzunehmen habe, der ſich vielmehr nach ihm richten müſſe. Als Papſt Pius VII. ſein Anſehen einigermaßen wieder geltend machen wollte und gegen das Inveſtiturrecht des Kaiſers Proteſt einlegte, ließ Oeſterreich ihn den Druck ſeiner Macht fühlen und er mußte ſich bequemen, die vom Kaiſer ernannten italieniſchen Biſchöfe zu beſtätigen, 1816. Die Jeſuiten wurden erſt 1820 und ausſchließlich nur in der Lombardei und in Gallizien geduldet, wo ſie eine ganz unbedeutende Rolle ſpielten. In Gallizien durch die Jeſuiten den Ruſſen entgegenzuwirken, die im benachbarten Polen für die griechiſche Kirche Propaganda machten und den Katholicismus möglichſt drückten, ſcheint der Gedanke

*) Daher der giftige Haß, den Gentz gegen Görres hegte, und die geheime Verfolgung, unter der Jarke litt, während die Einfalt deutſcher Philiſter ihn für ein hierarchiſches Werkzeug Metternichs hielt. Jarke ſagt in ſeinen Principienfragen: „der Staat haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, welche letztere er aber ſelbſt provocirte, indem er keinen Geiſt und ſittlichen Ernſt weder in der Schule noch Preſſe aufkommen ließ und das Volk allen Einflüſſen der ſchlechten Preſſe Preis gab.“

gewesen zu seyn, der ihre Berufung erklärt, aber was konnten sie ausrichten, wenn andrerseits Oesterreichs auswärtige Politik eine entschieden russische Färbung trug?

Kaiser Franz mochte glauben, mit Rußland im Bunde am sichersten den europäischen Frieden erhalten und die Revolution niederdrücken zu können, vor deren Wiederaufkommen er sich immer noch fürchtete. Er hatte einen auffallenden Haß gegen das Verfassungswesen und äußerte ihn mehr als einmal bei öffentlichen Gelegenheiten. Sein guter Instinkt täuschte ihn deshalb weniger als andere Monarchen der Zeit. Aber es machte ihn mißtrauisch und bestärkte ihn in seiner Vorliebe für die geheime Polizei, deren Fäden überall gleichsam unter dem Boden gezogen wurden, und mit deren Funden er sich angelegentlich beschäftigte. Dieses vorsichtige Lauern war nur Sache des Kaisers, nicht die Metternichs. Der Letztere scheint sich in seiner auswärtigen Politik nur deshalb so eng an die russische angeschlossen zu haben, weil ihm Rußland am meisten schmeichelte. In St. Petersburg war die Sage verbreitet, Kaiser Alexander habe ihm während des Waffenstillstandes im Jahr 1813 die Theilnahme an der Allianz durch das Versprechen, künftig mit ihm im persönlichen Briefwechsel zu bleiben, und mit ihm vereint Europa zu regieren, und durch einen jährlichen Gehalt von großem Belange abgekauft. Ein Beweis liegt nirgends vor, und die Sage hat nur insofern Werth, als man daraus ersieht, wessen man den verschwenderischen und stets geldbedürftigen Lebemann in Wien für fähig hielt. Gewiß ist, daß er der russischen Politik nicht mit der Umsicht und Energie entgegentrat, die das österreichische Interesse erfordert hätte.

Preußen blieb noch Jahre lang durch den Krieg lebhaft erregt. Von hier war die Begeisterung, die Energie ausgegangen. Hier waren große Hoffnungen gehegt und gepflegt, hier waren Versprechungen gemacht worden. Je mehr Oesterreich sich allen patriotischen Hoffnungen in Deutschland versperrte, und den letzten großen Nationalkrieg nur als einen gewöhnlichen Cabinetskrieg,

der die Nation nichts angehe, betrachtet wiſſen wollte, um ſo mehr war Preußen aufgefordert, im eigenen Intereſſe alle Herzen zu gewinnen, die ſich von Oeſterreich abwandten. Ein neues freies Deutſchland unter Preußen war der geheime Gedanke, wenigſtens das dunkle Gefühl ſeit den Verſprechungen von Kaliſch und ſeit dem Wiederauftreten Steins. Jede Ausſicht auf eine beſſere Geſtaltung und Erweiterung des deutſchen Reichs war verſchwunden, deſto mehr Werth legte man auf die Entwicklung im Innern mittelſt einer neuen Verfaſſung Preußens. Am 22. Mai 1815 hatte König Friedrich Wilhelm III. vom Wiener Congreß aus ein Decret erlaſſen, worin „eine Repräſentation des Volks“ zugeſagt wurde. Allein die dafür thätige Partei am preußiſchen Hofe wurde mehr und mehr durch ruſſiſchen und öſterreichiſchen Einfluß zurückgedrängt. Schon während des Krieges war der Rheiniſche Merkur, in welchem Görres zu Coblenz am feurigſten für Vaterland und Freiheit, und zwar in preußiſchem Intereſſe unter den Auſpicien des proviſoriſchen Gouverneurs für die Rheinprovinz, Juſtus Gruner, geredet, im Boten aus Tirol von Gentz, Metternichs berühmter Feder, heftig angegriffen und als revolutionär verdächtigt worden. Auch aus den ehemaligen Rheinbundſtaaten erhoben ſich bittere Klagen über den Merkur. Denn an einer Erhebung Preußens durch die Begeiſterung der deutſchen Nation war den ehemaligen Rheinbundſtaaten eben ſo wenig gelegen als Oeſterreich. Dieſem gemeinſchaftlichen Angriffe erlag nun Görres; die preußiſche Regierung ließ ihn fallen, ſtellte den Merkur im Juli 1815 unter Cenſur, und unterdrückte ihn kurz darauf gänzlich, weil Görres ſich nicht fügen wollte. Görres wurde ſogar vor Gericht gezogen und mußte ſich vor den Aſſiſen von Trier vertheidigen. Er ſelbſt bemerkte damals, es ſey doch ſeltſam, daß ein deutſcher und preußiſcher Patriot, der unverſöhnlichſte Feind Frankreichs, zu franzöſiſchen Gerichten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, um ſich vor denen zu ſchützen, für die er alles gethan und geopfert.

Unmittelbar darauf, im Spätjahr 1815 ſchrieb ein preußiſcher

Beamter in Berlin, Schmalz, eine berüchtigte Schmäh- und Anklageschrift gegen den Tugendbund, behauptend, dieser Verein bestehe noch fort und sey durchaus revolutionär. Zwar erließen viele der hochgestelltesten Ehrenmänner der Monarchie, wie der Geschichtschreiber Niebuhr, der Theologe Schleiermacher ꝛc. Gegenschriften voll edler Entrüstung, und unter der patriotischen Jugend wurde „Schmalzgesell" das ärgste Schimpfwort. Aber der König entschädigte Schmalz mit einem Orden, schlug den ganzen Handel nieder, verbot jedes weitere Schreiben darüber. Schmalz erhielt auch von anderwärts Zustimmung und Orden.

Man muß erwägen, daß der König von Natur ein gemäßigter, zurückhaltender, ordnungsliebender Herr war, den sein trübes Schicksal nur zu oft und lange schon in die stürmischen Wogen der Zeit hinausgeführt hatte, und der sich nun Ruhe gönnen wollte, dem daher das Zureden der beiden Alliirten, Rußland und Oesterreich, in jeder Weise besser zusagen mußte, als die ungestümen und überdies unklaren Forderungen der preußischen und deutschen Bewegungspartei, die von ihm einen großartigen Aufschwung, eine neue Begeisterung, und am Ende Kampf für das, was sie die gute Sache nannte, verlangte. Dabei war er wieder zu ehrlich und gewissenhaft, um die Getreuen von sich zu stoßen, die ihm in der Noth so große Dienste geleistet hatten. Er behielt also Wilhelm v. Humboldt und Boien unter seinen vertrauten Dienern, und entzog den mürrischen Generalen, die nach Blüchers Beispiel mehr Gewinn für das Vaterland von ihren Heldenthaten gehofft hatten, seine Gunst keineswegs, nahm aber keinen Rath mehr von ihnen an. Fürst Hardenberg würde mit derselben vornehmen Leichtigkeit, mit der er sich früher in eine Nachahmung der patriotischen und liberalen Politik Steins gefunden hatte, auch jetzt mit den Patrioten gegangen seyn, wenn das der König gelitten hätte. Da es dem Könige nicht gefiel, neigte sich Hardenberg alsbald auf die andere Seite. Daß in Preußen „nur der König Politik macht",

jedoch keineswegs jede Schuld beſchönigt oder gar geleugnet. Es haben wirklich an den verſchiedenen ſeit zwanzig Jahren in Deutſchland vorgekommenen politiſchen Bewegungen und Störungen, nicht nur eine Anzahl von Lehrern auf verſchiedenen Hochſchulen einen verderblichen und tadelnswerthen Antheil genommen, ſondern es hat auch ein bedeutender Theil der Studirenden gethan, was nicht zu billigen iſt. Erſtere haben ihre Pflicht ſo wenig erkannt, daß ſie, anſtatt zu beruhigen und Vernunft beizubringen, Oel in das Feuer goſſen durch Reden und Handlungen, indem ſie ſich in die erſte Reihe der äußerſten und, wie wohl kaum jetzt noch von Vielen in Abrede geſtellt werden dürfte, ganz unvernünftigen Widerſpruchspartei ſtellten. Die jungen Leute aber haben ſich in weit verzweigte Verſchwörungen oder wenigſtens aufrühreriſche Gelüſte eingelaſſen; ein bedeutender Theil Jener, welche ihr Vaterland flüchtig verlaſſen mußten wegen Hochverrathes und thätlichen Angriffes auf die beſtehende Ordnung, ging von den Univerſitäten aus. Man muß in jener ſtürmiſchen Zeit auf einer Univerſität gelebt haben, um zu wiſſen, wie weit bei gar Manchen damals der politiſche Fanatismus ging. Man muß mit zugeſehen haben, um ſich eine deutliche Vorſtellung von der Gewaltthätigkeit zu machen, mit welcher von den jungen Leuten ihre Meinung ausgedrückt wurde, mit welcher ſie z. B. ſelbſt ſtändiſche Wahlen den von ihnen abhängigen Bürgern der Univerſitätsſtädte abnöthigten. Daß nun ein ſolches Treiben in der Gegenwart und die davon für die Zukunft zu erwartenden Früchte bei vielen, und gerade bei ſehr einflußreichen Perſonen eine bedeutende Abneigung erwecken mußte, iſt ganz natürlich; pſychologiſch aber recht gut erklärlich, daß die Ungunſt von den Einzelnen auf Alle, von den zufälligen und zeitigen Perſonen auf die Anſtalten übergetragen ward. Dadurch aber wurden die Univerſitäten, ſonſt ſo häufig die Lieblingskinder der Regierungen, welchen Gutes zu thun und Förderung zu geben gerne Vieles angewendet wurde, faſt in das umgekehrte Verhältniß gebracht. Nicht nur fehlte der eigene Antrieb zur Fortſetzung der Pflege und Begünſtigung, ſondern ſelbſt der von Außen gelieferte Beweis von Bedürfniſſen fand ein ungeneigtes Ohr. Und wenn auch, bei der allgemeinen Veränderung des öffentlichen Geiſtes, ſeit einigen Jahren allerdings keine neuen Verirrungen und Urſachen zu Beſchwerden vorgekommen ſind, ſo liegen jene Vorfälle noch

wie man in neuester Zeit so oft verkündet hat, war damals schon ganz richtig.

Die Begeisterung, die auf diese Weise von oben her gehemmt wurde, glühte nun in den untersten Kreisen fort, denen es an jeder Autorität und Erfahrung gebrach, und nahm hier erst den revolutionären Schein an, dessen sich sofort die Feinde Preußens geschickt bedienten, um im König vollends den letzten Gedanken an eine Erhöhung Preußens auf Grund der Begeisterung von 1813 auszutilgen. Die von Professor Jahn in Berlin während der französischen Herrschaft eingeführte Turnkunst hatte durch den großen Sieg über Napoleon eine sehr natürliche Verbreitung gefunden. Eine körperlich tüchtige und kriegerische Generation herzustellen und zu erhalten, lag einem Volke, das eben ungeheure Kriegsanstrengungen gemacht hatte, des Sieges froh war, und das Errungene wahren wollte, sehr nahe. Aber die jungen Männer begnügten sich nicht mit bloßen Körperübungen, sondern bildeten eine Verbrüderung von Stadt zu Stadt und fingen in Prosa und Versen zu politisiren an. In ihrem guten Willen, in ihrer edlen Begeisterung allein sahen sie die Berechtigung zur Kritik des Bestehenden, und in jugendlicher Hitze und Selbstüberschätzung mischten sie Drohungen eines künftigen Umsturzes ein. Minder knabenhaft, ernst und würdig faßten damals die Studenten ihre Stellung und Mission auf. Mit allen verjährten Corruptionen, die Deutschland in Unglück und Fremdherrschaft gestürzt, war die Liederlichkeit der Corps und Landsmannschaften auf den Universitäten Hand in Hand gegangen. Die Jünglinge, die jetzt aus dem heiligen Kriege zu ihren Studien zurückkehrten, die dem Tod in's Angesicht gesehen hatten, duldeten die akademische Bestialität nicht mehr, sondern stifteten die s. g. Burschenschaft, eine allgemeine Verbrüderung „christlich-deutscher" Jünglinge. Als nun im Jahr 1817 das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation bevorstand, lud die Burschenschaft von Jena alle andern zu einer großen Feier auf die Wartburg bei Eisenach ein, wo Luther lange verborgen

gelebt und die Bibel überſetzt hatte, als eine Warte der Freiheit und des Lichts. Man erkennt aus dieſer Wahl, wie die Begeiſterung von 1813 bereits von der großdeutſchen Ausdehnung auf die kleindeutſche eingeſchränkt wurde, und einen einſeitig norddeutſch-proteſtantiſchen Charakter annahm. Das Wartburgfeſt fand bei ſchönem Wetter am 18. October mit Gottesdienſt in aller Ordnung und in Anweſenheit der Ortsbehörden ſtatt. Einige Profeſſoren von Jena, der Naturforſcher Oken, der Philoſoph Fries, der Arzt Kieſer, miſchten ſich unter die Studenten. Alles hatte einen feierlichen und ganz geſetzlichen Charakter. Erſt am Schluß, als ein großes „Octoberfeuer“ zu Ehren des Schlachttages von Leipzig auf der Burghöhe angezündet wurde, überraſchte Maßmann, Student aus Berlin, den verſammelten Kreis durch Herbeiholung von Büchern, die er hier verbrannte, wie Luther einſt die päpſtliche Bulle verbrannt hatte. Es waren zum Theil Bücher, die allerdings des Verbrennens werth waren, wie Kotzebue's deutſche Geſchichte, die Schrift von Schmalz; andere, die übel gewählt waren, wie Haller's Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, Kamptz Codex der Gensdarmerie, endlich ganz bedeutungsloſe. Am meiſten Spaß machte, daß Maßmann zuletzt noch einen Corporalſtock, Zopf und Schnürleib verbrannte, als Sinnbilder einer verhaßten Vergangenheit.

Welchen Werth die herrſchende Politik nicht etwa auf dieſen an ſich ganz unwichtigen Vorgang, ſondern auf deſſen erſt künſtliche Wichtigmachung und Ausbeutung legte, geht daraus hervor, daß Fürſt Hardenberg ſelbſt mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Zichy, nach Jena und Weimar reiſte, ſcheinbar, um dem Großherzog von Weimar Vorſtellungen wegen des Studentenunfugs zu machen, in der That aber, um das größtmöglichſte Aufſehen zu erregen, und die Sache vor dem Ausland als hochwichtig erſcheinen zu laſſen. Der Großherzog Karl Auguſt konnte inzwiſchen keinen ernſtlichen Grund zu Einſchreitungen gegen die ſtudirende Jugend finden. Erſt ein neuer Vorgang führte zu Maßregeln

gegen die Presse. Der weltbekannte Theaterdichter und russische Staatsrath August v. Kotzebue hatte sich in Weimar niedergelassen, redigirte ein Wochenblatt im russischen Sinne und schickte dem Kaiser Alexander regelmäßig Bulletins über die deutschen Zustände zu, worin er jede patriotische und freisinnige Regung verdächtigte und die würdigsten Männer verhöhnte. Man entwandte aus der Druckerei ein solches Bulletin und Professor Luden ließ es in seiner „Nemesis“ abdrucken. Die öffentliche Meinung faßte die Berichterstattung Kotzebue's nicht als Phantasiestück, sondern als Amtshandlung auf, bezeichnete ihn als einen russischen Schergen (nicht als Spion), der sich erfreche, mitten in Deutschland die edelsten Deutschen zu justificiren, und gab ihn der ganzen Rache des beleidigten Nationalstolzes Preis. Denn man wußte, er sey in der That nicht ohne Einfluß, und was er dem Kaiser Alexander glauben mache, das wisse dieser auch am preußischen Hofe wieder geltend zu machen. In diesem Handel trat viel mehr Spitze hervor, als beim Wartburgfest. Deßhalb wurde auch ernstlich eingeschritten, und die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar unterdrückt.

Die Beleidigung Deutschlands durch Kotzebue wurde in Berlin weniger empfunden, als die Rußlands durch den Allarm gegen Kotzebue. Im Jahr 1817 hatte der König von Preußen seine Tochter, Prinzessin Charlotte, dem Großfürsten Nicolaus, Bruder des Kaiser Alexander, vermählt, und durch dieses Familienband war die Allianz mit Rußland noch weit intimer geworden. In Berlin selbst übte Fürst Wittgenstein, mit dem der König täglich umging, einen außerordentlichen Einfluß, und soll, wie Stein erfuhr, den König insbesondere gegen das Verfassungswesen eingenommen haben. Daraus erklärt sich zum Theil das dreiste Vorgehen der Russen. Um die öffentliche Meinung Deutschlands in's Gesicht zu schlagen, übergab noch in demselben Jahr der wallachische Bojar und russische Staatsrath Stourdza dem Aachener Congreß eine Denkschrift, in welcher er den Geist der deutschen Uni-

verſitäten als revolutionär bezeichnete und ſtrenge Unterdrückung deſſelben empfahl. Was hatte ſich der Ruſſe um deutſche Univerſitäten zu bekümmern, da niemand in Deutſchland nach den ruſſiſchen frug? Die Burſchenſchaft von Jena ſchickte ihm eine Herausforderung zu. Ein hier Theologie ſtudirender frommer Jüngling aber, Sand aus Wunſiedel, wurde von patriotiſcher Entrüſtung über die Macht, die der durch und durch frivole Kotzebue *) in Deutſchland immer noch üben durfte, ſo übernommen, daß er ihm, der nach Mannheim übergeſiedelt war, von Jena aus nachreiste, ihn in ſeiner Wohnung aufſuchte, und mit einem einzigen Dolchſtoß tödtete, am 23. März 1819. Ein unritterlicher Meuchelmord, an dem Wehrloſen begangen, und doch mit dem Charakter eines gerechten Gottesgerichts, enthüllte dieſe ſchauervolle That die ganze Unnatur der Zeit. Deutſchlands edle Jugend, die ihr Heldenblut eben erſt auf den Schlachtfeldern verſpritzt hatte, ſchändete ſich jetzt mit hinterliſtigem Morde, und doch war der elende Kotzebue nicht einmal eines ſo noblen Mörders werth. Die öffentliche Meinung widmete dem letzteren das tiefſte Mitleid. **) Sand, im ſittlichen Gefühl ſeines unſittlichen Handelns, ſtach unmittelbar nach der That ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt, und ſieg, als er, nur ſchwer verwundet, doch nicht ſtarb, im folgenden Jahre mit demſelben Gefühl, Blut müſſe Blut ſühnen, mit feſtem Muth auf das Schaffot.

---

*) Man darf nicht vergeſſen, daß Kotzebue ſchon früher, und ganz abgeſehen von ſeinem ruſſiſchen Amte, durch die ungeheuere Gemeinheit ſeiner Geſinnung, durch das Lächerlichmachen alles Ehrwürdigen und Heiligen, und durch die Beſchönigung jeder Frivolität und Unſittlichkeit von den Bühnen aus das große Publikum der Halbgebildeten auf eine Weiſe beſtochen und verführt hatte, die heute noch nachwirkt, und die jedes edlere Gemüth gegen ihn empören mußte.

**) Damit contraſtirte die Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater, eine befohlene Comödie, bei der eine Theaternymphe als „Germania" weinen mußte.

Nichts kam der Reaction gelegener als dieser Mord. Das ungeheure Aufsehen, was derselbe machte, und die Fiction, mit der man gleich bei der Hand war, Sand habe im Auftrag einer heimlichen Veme gehandelt, und es bestände eine weit verbreitete Verschwörung zu Mord und Umsturz, reichten hin, um die patriotische und freisinnige Partei am preußischen Hofe vollends zu discreditiren, und dem russisch-österreichischen Einfluß daselbst die letzte Thür zu öffnen. Schon im Frühjahr 1819 wurden in Preußen alle Turnplätze geschlossen, Jahn und die Haupttheilnehmer am Wartburgfest verhaftet, und weitläufige Untersuchungen eingeleitet. Zwei gar nicht damit zusammenhängende Prozesse, der mißlungene Mordanfall eines Apothekers auf den nassauischen Präsidenten v. Ibell, und ein Auflauf in Würzburg gegen die Juden,*) mußten doch auch dazu dienen, eine unruhige Stimmung in Deutschland zu constatiren und Maßregeln dagegen zu rechtfertigen.

Am Ende des Juli 1819 versammelten sich die deutschen Minister zu einem Congreß in Karlsbad in Böhmen, die Fürsten Metternich und Hardenberg, Graf Rechberg von Bayern, Einsiedel von Sachsen, Winzingerode von Württemberg ꝛc., und verabredeten hier die Maßregeln, die der Bundestag am 20. September vortrug und zum Gesetz erhob. Das sind die berühmten Karlsbader Beschlüsse: 1) Die Censur wurde verschärft, die Presse aufs strengste überwacht, 2) die Selbständigkeit der Universitäten hörte auf, die Leitung ging vom Senat auf einen Regierungscommissär mit unumschränkter Vollmacht über, der sofort die Burschenschaft auflöste und aufs strengste verbot, 3) eine Centraluntersuchungscommission wurde zu Mainz niedergesetzt, um die eigentliche Verschwörung zu entdecken, und alle Betheiligten zur Strafe zu ziehen.

*) Das Volk schrie hep, hep! das Feldgeschrei bei der mittelalterlichen Judenverfolgung, warf aber nur einigen Juden die Fenster ein. Aehnliche muthwillige Demonstrationen gegen die verhaßten Juden wiederholten sich damals in vielen deutschen Städten, ohne Excesse.

Bei diesem Anlaß hätte Metternich gerne auch die Verfassungen der Mittelstaaten beseitigt, und machte desfalls zu Karlsbad Anträge; aber die Regenten der Mittelstaaten hatten von Anfang an die Verfassung als ein Mittel, bei ihren Völkern und in der öffentlichen Meinung populär zu bleiben, und als eine Schutzwehr gegen Oesterreich und Preußen angesehen, waren daher nicht gemeint, sie aufzugeben. Winzingerode übernahm das Gehässige der Gegenreden, die andern hatten den Vortheil davon. Metternich drang in dieser Frage nicht durch. Um aber seine Leute in Athem zu erhalten, berief er im November eine neue Ministerconferenz nach Wien.

Gleichzeitig begannen die Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse. Die Mainzer Commission verfügte viele Verhaftungen und häufte Berge von Acten an, konnte aber die große Verschwörung nicht entdecken, weil es keine gab. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Briefen, Reden, Gedichten bei vielen unmündigen jungen Leuten war alles, was sich auftreiben ließ. Die verdächtigen Professoren wurden entsetzt oder wenigstens außer Activität gesetzt. So der alte Patriot Arndt in Bonn, Fries in Jena. Oken sollte seine Zeitschrift Isis unterdrücken, wollte aber nicht und wanderte mit ihr nach der Schweiz aus. Görres war schon 1817 dem Fürsten Hardenberg mit einer Adresse der Stadt Coblenz, worin die Einführung der versprochenen preußischen Verfassung gefordert wurde, beschwerlich gefallen und hatte im Sommer von 1819 eine flammende Flugschrift „Deutschland und die Revolution" herausgegeben, worin er die deutschen Machthaber warnte, nicht so zu verfahren, daß am Ende die wirkliche Revolution hereinbräche. Diese Prophetenstimme, deren Worte erst dreißig Jahre später in Erfüllung gingen, wurde eben, weil die Gefahr noch nicht nahe war, verlacht. Gentz soll damals gesagt haben „uns hält's aus", und Metternich: après nous le déluge. Dem gegen ihn erlassenen Verhaftbefehl aber kam Görres zuvor, indem er nach Straßburg, später nach der Schweiz flüchtete. Noch mehrere jüngere Männer, Ludwig Follen, Redacteur einer Elberfelder Zeitung, damals berühmt als Dichter kühner Freiheits-

lieder, und viele Studenten wurden verhaftet oder flohen nach der Schweiz und Amerika. Die freiſinnigen Zeitſchriften gingen ein. Auf den Univerſitäten wurde zum Theil durch die Regierungscommiſſäre ſelbſt die alte Lüderlichkeit der Landsmannſchaften wiederhergeſtellt. Wer den von Jahn für die Turner erfundenen „deutſchen Rock“ trug, war verdächtig.

Die patriotiſche Partei im preußiſchen Miniſterium raffte ſich noch einmal zuſammen, um die Politik des Königs umzulenken, überzeugt, daß Preußen ſich Oeſterreich und Rußland gegenüber auf die Sympathie aller Deutſchen ſtützen müſſe und als ein conſtitutioneller Staat, neben England und Frankreich, erſt ſeine wahre Macht und Bedeutung erlangen werde. Aber ihre Oppoſition war bisher nur geduldet worden, um ſie allmählig abzunützen. Hardenberg war längſt mit Metternich und Neſſelrode (dem ruſſiſchen Miniſter) einverſtanden. Schon auf dem Aachener Congreß ſoll er dieſelben völlig beruhigt haben.*) Als nun die Miniſter Wilhelm von Humboldt und Boien und der Großkanzler Beyme die Karlsbader Beſchlüſſe, als hinter ihrem Rücken und ohne ihre Zuſtimmung vom preußiſchen Miniſterium unterzeichnet, verwarfen, hörte auch die Duldung gegen ſie auf. Sie hatten nur mitreden, aber nicht mithandeln dürfen. Auch auf den alten Feldmarſchall Blücher brauchte man jetzt keine Rückſicht mehr zu nehmen, weil er im Laufe des Jahres geſtorben war. Am Ende des Jahres 1819 wurden alſo Humboldt, Boien, Beyme und General Grolmann, die Seele des Kriegsminiſteriums, entlaſſen. Der frühere Miniſter Stein war längſt beſeitigt und privatiſirte auf ſeinem Landgute. Die einflußreichſten Männer bei Hofe waren ſeitdem der in hohem

*) In den „Geheimniſſen eines Mediatiſirten, Hamburg 1836“ lieſt man eine Erklärung, die Hardenberg damals an Metternich und Neſſelrode abgegeben haben ſoll, wornach er „ſich nur den Anſchein gegeben, als unterſtütze er das Volksverlangen;“ das „in den Stürmen der Zeit gegebene Verfaſſungsverſprechen werde dergeſtalt modificirt werden, daß daraus die Möglichkeit hervorgehe, es rückgängig zu machen.“

Grad absolutistische Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der verstorbenen Königin Louise), der schon genannte Fürst Wittgenstein, der im Zorn gegen die Jugend verbissene Kamptz, der doctrinäre Absolutist Ancillon ꝛc., denen Hardenberg als Staatskanzler und nomineller Lenker des Staatschiffs nicht entgegentrat. Und doch war er es, der die Bestürzung bei der Nachricht vom Ausbruch der spanischen Revolution rasch und geschickt benutzte, um sich vom König eine Erklärung unterschreiben zu lassen, wonach Preußen keine Staatsschulden mehr contrahiren sollte ohne Garantie der künftigen Reichsstände (17. Januar 1820). Im Uebrigen trug die musterhafte Verwaltung der preußischen Finanzen nicht wenig dazu bei, die Mehrheit der Gebildeten zu beruhigen, während die liberale Minderheit immer noch eine ferne Aussicht auf die Möglichkeit einer Verfassung hatte.

Im Allgemeinen ging die Tendenz in Preußen fortan dahin, den patriotischen und kriegerischen Geist als unnöthig, ja sogar gefährlich geworden, zu verdrängen durch eine neue Begeisterung für Wissenschaft, durch den Glanz der Universitäten und Schulen. Dieses löbliche Streben führte aber, gerade weil es zunächst nur als politisches Reactionsmittel diente, zu großer Einseitigkeit und Uebertreibung. Die natürliche Neigung der Nation wurde künstlich abgelenkt durch Sophisten. Schon im Jahr 1818 war der Philosoph Hegel (ein Württemberger) nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verstorbenen Fichte, und empfahl sich der damaligen Hofpartei ausnehmend durch die geschickte Art und Weise, mit welcher er der studirenden Jugend ihre „christlich-deutsche“ Begeisterung ausredete. Kaum hat je in der altrömischen Kaiserzeit ein Hofsophist so gut seinen Platz auszufüllen und den Schein philosophischer Unabhängigkeit und Geistesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter seinen Schülern die Hoffahrt der Selbstvergötterung bei, indem er lehrte, Gott existire nur im Ich des Menschen. In dieser Hoffahrt wandte sich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Gering-

schätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel: „alles Wirkliche ist vernünftig" und wandte das auf die bestehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich schmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutsche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantasten lächerlich machte. Der Hochmuth der Anhänger Hegels war an sich nicht schlimmer, als er bei all den schwachen und schülerhaften Geistern zu seyn pflegt, die sich in ein philosophisches System verrannt haben, er wurde nur insofern gesteigert, als er zugleich auf hohe Gunst von oben und Beförderung im Staate pochen durfte. Neben Hegel wirkte Professor Lachmann in Berlin als Philologe in demselben Geiste einer allein privilegirten Schulpartei. Wie Hegel der christlich-deutschen Jugendbegeisterung das Christenthum eskamotirte, so Lachmann die Deutschheit. Indem er allein die altdeutsche Sprache und Literatur zu verstehen prätendirte und das Studium derselben mit der ängstlichsten philologischen Pedanterie wie einen Gamaschendienst trieb, wußte er damit die bei einem großen Theil der Jugend herrschende Liebe zur altdeutschen Vorzeit, zum Heldenalter der Nation abzukühlen und namentlich in Bezug auf das damals hochgefeierte Nibelungenlied eine dasselbe herabwürdigende Ansicht zur Geltung zu bringen, indem er es für die von einem Bänkelsänger veranstaltete geistlose Zusammenstoppelung älterer Volkslieder erklärte. Der einflußreichste unter den Gelehrten Berlins, jenen andern allen überlegen, war Alexander von Humboldt, dessen Ruhm als Reisender und Naturforscher sich über den ganzen Umfang der Erde erstreckte, der Liebling des Königs und das eigentliche Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des französischen Instituts und sofern er selbst lieber französisch als deutsch schrieb, im eminentesten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugsweise, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz" erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wissens mehr gelten sollte, als die alte Einfachheit und Tugend des

martialiſchen Preußenthums. Dieſe Tendenz erſtreckte ſich ſogar auf die tapfre Armee. Es wurde in Berlin Mode, ſelbſt noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorleſungen von Profeſſoren laufen zu ſehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher ſagte noch kurz vor ſeinem Ende in Betreff der neueingeführten Prüfungen: ich danke Gott, daß ich Feldmarſchall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr beſtehen. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Akademie wiederholt leſen muß, wie die gelehrten Herren am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts Beſſeres Reden zu halten wußten, als über den „Fötus des Affen“ oder über „eine neuentdeckte Art Springhaaſen“ und andre dergleichen Minutioſitäten. Dazu geſellte ſich ferner in Berlin ein wahrhaft entnervender Götzencultus, einer kriegeriſchen Nation wenig würdig, widrige äſthetiſche Wollüſtelei, und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Poſto zu faſſen, und ſich durch die ſ. g. Rahel und Varnhagen von Enſe an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen. In dieſem Kreiſe wurde zuerſt der kleine Jude Heine gefeiert.

Während die Philoſophie, Philologie und Naturwiſſenſchaft als gleichſam neue Dreieinigkeit in ihrer vollen Glorie ſtrahlten, wurde das Fundament der norddeutſchen Kirche untergraben. Von den Schullehrerſeminarien aus unter der Leitung der damals hochgefeierten Dinter und Dieſterweg drang die Freigeiſterei in die Volksſchulen ſelbſt ein und ſuchte den Katechismus durch Kritik der Vernunft und Naturkunde zu erſetzen. Aus Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation forderte der König von Preußen am 29. September 1817 die Lutheraner und Reformirten dringend auf, ihren alten Streit zu vergeſſen, und ſich zu vereinigen. Der König ſelbſt reiste, obgleich Calviniſt, nach Wittenberg, um hier ein Denkmal Luthers einzuweihen. Die Aufforderung weckte, wenn ſie auch nur mit Kälte aufgenommen wurde, doch keinen Widerſtand. Die Mehrheit der Geiſtlichkeit war im Rationalismus befangen und gegen die Grundlehren beider Kirchen gleichgültig geworden.

zu frisch in der Erinnerung, als daß bereits die Rückkehr zu der frühern Gesinnung möglich geworden wäre, wie denn leichter eine Gunst verscherzt als wiedergewonnen wird.

Dies sind, unserer Ansicht nach, diejenigen Uebelstände, an welchen die deutschen Hochschulen wirklich leiden, und in Beziehung auf welche sie gegen den frühern Zustand zurückstehen. Sie sind aber bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und es ist sehr begreiflich, daß eine Menge von Heilungsversuchen, wenigstens von Vorschlägen, gemacht wurden. Daß diese Verbesserungsplane bei den vielfachen verwickelten Verhältnissen nicht alle richtig gedacht, noch mit Einsicht ausgeführt wurden, ist zwar allerdings wahr; allein deßhalb zeugt es doch von sonderbarer Blindheit oder Beschränktheit, wenn Manche glaubten, durch gänzliches Läugnen der Uebel die Gegner beschwichtigen, durch starres Festhalten an allem Alten, auch da wo es offenbar ungenügend oder verrostet war, unangenehme und unpassende Maßregeln abwenden zu können. Die Kriegslist des Vogels Strauß ist längst gewürdigt, und wer zu viel beweist, überzeugt auch da nicht, wo er Recht hat. Je wichtiger die Hochschulen für ein gesundes Gesammtleben des deutschen Volkes sind, desto wichtiger ist es, daß sie selbst so tadellos und nützlich wirksam als irgend möglich seyen. Untersuchen wir daher, welches die bisher versuchten Heilmittel waren, und warum sie ganz oder theilweise den Zweck nicht erreichten.

Die erste Stelle unter den wirklich ergriffenen Maßregeln nehmen ein die theils vom deutschen Bunde, theils von den einzelnen Landesregierungen erlassenen polizeilichen Vorschriften. Sie betreffen bekanntlich vor Allem die Verbindungen der Studirenden; sodann aber geben sie strengere Vorschriften in Beziehung auf Consilirte und Relegirte, auf Neuaufzunehmende und deren Zeugnisse; sie suchen das müßige Umherziehen in und außer den Ferien, den nicht einmal von Aeltern und Vormündern gebilligten Aufenthalt ganz unnützer Subjecte, die Wiederverwendung solcher Lehrer, welche wegen strafbaren Betragens entfernt werden mußten, zu verhindern. Es wurde strenge verboten, ganze Universitäten oder einzelne ihrer Mitglieder mit Verrufen zu belegen. Durch Anordnung von häufigen Prüfungen während der Studienzeit, Feststellung der auf Vorbereitungsstudien mindestens anzuwendenden

Die Union, welchen guten Zweck auch der König damit verband, hatte für die protestantische Welt doch nur die Bedeutung einer Auflösung alles noch feststehenden Glaubens in den Unglauben.

Während die kleine, aber begeisterte Partei der Patrioten, die noch vom Feuer des Jahres 1813 glühte und von dem großen Siege der deutschen Nation auch einen dauernden Gewinn für dieselbe gehofft hatte, zum Schweigen gebracht, zum Kerker oder zur Auswanderung verurtheilt und zugleich die Erwartung, Preußen werde sich eine Verfassung geben und die erste Stelle unter den constitutionellen Staaten Deutschlands übernehmen, vereitelt worden war, bildete sich das Verfassungswesen in den deutschen Mittelstaaten aus. Der oben schon bezeichnete Zweck dieser neuen Constitutionen wurde insofern erreicht, als alle patriotischen und freisinnigen Männer, die bisher Feinde der Rheinbundsouverainetäten und warme Freunde Preußens gewesen waren, jetzt sich an die erstern anschlossen und Preußen den Rücken kehrten. Die von Preußen abgelehnte und zurückgestoßene Popularität neigte sich jetzt denjenigen Fürsten des vormaligen Rheinbundes zu, die für das Verfassungswesen den meisten und aufrichtigsten Eifer zeigten. Diese Wendung in der öffentlichen Meinung ist beachtenswerth. Die große Opposition, die bisher eine echt deutsche, nationale gewesen war, wurde eine constitutionelle und nahm, weil das Verfassungswesen der deutschen Mittelstaaten nur mit dem französischen vorschreiten konnte oder zurückschreiten mußte, eine sehr französische Färbung an. Wenige Jahre nach dem großen Sieg über das damals allgemein gehaßte Frankreich, wurde alles, was in Frankreich geschah, schon wieder Vorbild für die öffentliche Meinung in Deutschland. Die Magnetnadel der deutschen Sympathie war auf Jahrzehnte hinaus von Berlin abgelenkt nach Paris. Von den vielen Unnatürlichkeiten, welche die Zeit mit sich brachte, eine der größten.

Unter den deutschen Mittelstaaten war es das Königreich Württemberg, dessen neues Verfassungswesen aller Augen auf

ſich zog und ein reiches Leben entwickelte. Auf dieſem neuen Kampfplatze, der ſich den Deutſchen eröffnete, trug wieder der ſchwäbiſche Volksſtamm die Sturmfahne voran. König Friedrich von Württemberg faßte nach dem Sturz Napoleons die neue Lage der Dinge mit ſchnellem Blicke auf, wußte recht gut, wie unpopulär er ſich durch ſeinen Despotismus gemacht hatte, und glaubte durch eine Verfaſſung nach dem Muſter der franzöſiſchen nicht nur allen Klagen im Lande den Mund zu ſtopfen, ſondern auch nach außen hin eine neue Baſis ſeiner alten Politik gewinnen zu können. Wenigſtens war er es, der zuerſt begriff, daß ſich die von den Rheinbundfürſten bisher genoſſenen Vortheile nicht beſſer erhalten ließen, als durch das conſtitutionelle Syſtem, durch gleiches Schritthalten mit Frankreich. Er ließ alſo Vertreter des mediatiſirten Adels wie der Gemeinen (nur nicht der Kirche) nach Ludwigsburg einberufen und machte ihnen die einſeitig von ſeinen Räthen ausgearbeitete Verfaſſung zum Geſchenk, am 15. März 1815. Aber die Verſammlung rührte, nachdem der König ſich entfernt hatte, die von ihm hinterlaſſene in rothen Saffian gebundene Verfaſſung nicht an, ließ ſie liegen und erklärte, ſie nehme keine geſchenkte und einſeitig vom König octroyirte Verfaſſung an, vielmehr beſtehe die altwürttembergiſche Verfaſſung, die der König im Jahre 1806 eben ſo einſeitig aufgehoben habe, noch immer zu Recht. Der Abgeordnete Zahn entwarf eine Ueberſicht aller Landesbeſchwerden und hielt dem bisherigen Despotismus einen ihn ſelbſt erſchreckenden Spiegel entgegen, denn ärger war auf ein geduldiges Volk nirgends ſo hineingehaust worden, wie in Württemberg. Nicht nur der geſammte Adel ſchloß ſich den bürgerlichen Abgeordneten an, ſondern auch die Agnaten des regierenden Hauſes ſelbſt empfahlen ſich dem Schutz derſelben. Zunächſt ſuchte man die Vermittlung zwiſchen dem alten Recht des Landes, dem der Adel ganz gefehlt hatte, und den Rechten und Anſprüchen des erſt in der Napoleoniſchen Zeit mediatiſirten und Württemberg unterworfenen Adels, der unter der bisherigen Despotie rechtlos geweſen war. Alle Bethei-

ligten aber waren in merkwürdiger Einigkeit feſt entſchloſſen, auf dem „alten Recht“ ſo lange zu beſtehen, bis ſich der König bequemen würde, ein neues mit ihnen zu berathen, ein Recht, das nur auf Uebereinkunft beruhen und vom König eben ſo wie von den Ständen beſchworen werden ſollte. Im ganzen Lande wurde dieſer Entſchluß gut geheißen, der König mit ſeinen bisherigen Günſtlingen war vollkommen iſolirt. Sein eigener Bruder machte Partei gegen ihn.

Da gab der König nach und ernannte Commiſſäre, die mit einem ſtändiſchen Ausſchuß die Verfaſſungsfrage berathen ſollten. Aber man kam nicht überein, ſey es daß die Stände ihre Macht überſchätzten, ſey es daß der König Zeit gewinnen und die erſte Hitze der Oppoſition verfliegen laſſen wollte. Die im October verſammelten Stände wurden wieder heimgeſchickt. Im Dezember trat eine neue Commiſſion zuſammen, aber auch dem vom König dazu ausgewählten freiſinnigen Miniſter von Wangenheim war es nicht möglich, den „Eigenſinn des alten Rechts“ zu brechen. Die Zögerung ſchadete den Bürgerlichen. Der Adel machte Umtriebe auf eigene Hand. Graf Waldeck betrieb eine Vereinigung des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Adels, die aber durch ſchnelles Dreinfahren der Regierungen vereitelt wurde. Dabei compromittirte ſich auch der alte Schwätzer, Oberſt Maſſenbach, als Adjutant des Fürſten zu Hohenlohe bei Jena und Prenzlow in üblem Andenken, wurde in Frankfurt am Main verhaftet und ſtarb auf einer preußiſchen Feſtung. Die Verfaſſungsunterhandlungen ſchwebten noch, als König Friedrich in Folge einer Erkältung ſtarb, 30. October 1816.

Sein Nachfolger, **Wilhelm I.**, hatte ſich als Feldherr im letzten Kriege gegen Frankreich Ruhm erworben, war durch ſeinen Eifer für eine Deutſchland günſtigere Abrundung unſerer Weſtgrenze beim zweiten Pariſer Frieden in ganz Deutſchland, und durch ſeine conſtitutionelle Geſinnung in Württemberg insbeſondere ungemein beliebt. Daß er mit ſeinem königlichen Vater lange Zeit in Zwiſt

gelebt, kam ihm um ſo mehr in der öffentlichen Meinung zu Gute, als er im Jahre 1807 von Paris aus, wohin er dem ſtrengen Vater entflohen war, gegen die Aufhebung der Verfaſſung ausdrücklich proteſtirt und die Geheimräthe des Königs dafür verantwortlich gemacht hatte. Gleich ihm war auch die Gemahlin, die er eben erſt heimgeführt hatte, die Großfürſtin Katharina, Schweſter des Kaiſer Alexander und Wittwe des Herzog von Oldenburg, in hohem Grade beim Volke beliebt. Denn ſie war eine Dame von klarem Verſtand und liebenswürdiger Güte. Sie nahm ſich in den Theurungsjahren 1816 und 1817 des Volkes mit eben ſo viel Thatkraft als adminiſtrativem Genie an, centraliſirte die Wohlthätigkeitsanſtalten des ganzen Landes, förderte auch ſonſt gemeinnützige Anſtalten aller Art, übernahm gern ſelbſt den Vorſitz und leitete die Dinge mit ſeltenem Geiſte. Das Andenken dieſer Fürſtin, die, vom Ausland kommend, doch ganz nur eine deutſche Landesmutter war, iſt heute noch im Volke geſegnet. Dieſem Königlichen Paare nun ſchlugen alle Herzen entgegen. Aber dem Zuſtandekommen der Verfaſſung traten dennoch Hinderniſſe in den Weg. Der König, an raſches Thun gewöhnt, wollte die bisher vergeblich gepflogene Unterhandlung abſchneiden und octroyirte eine Verfaſſung, deren Freiſinnigkeit dem Volke genügen ſollte. Wie ſehr man aber ſtändiſcherſeits ſeine gute Abſicht erkannte, ſo wollte man doch auf der Form beſtehen und keine geſchenkte Freiheit haben. Die Stände wieſen alſo auch dieſe zweite Conſtitution ab, am 4. Juni 1817. Der König mußte ſich um ſo mehr verletzt fühlen, als auch die freiſinnigſten Männer in der Kammer, die ſeine Abſicht vertheidigten, Miniſter von Wangenheim, der berühmte Buchhändler Cotta und Advocat Grieſinger, kleinen Inſulten ausgeſetzt wurden. Allein der König übte Geduld, gab von ſeinem Wohlwollen den ſprechendſten Beweis dadurch, daß er, bis eine Vereinbarung mit den Ständen erfolgt ſeyn würde, einſtweilen eine Menge alter Mißbräuche abſchaffte, und geſtattete die Wiederaufnahme commiſſariſcher Unterhandlungen über die Verfaſſung. Nur

eine damalige Verheißung des Königs: „er wolle das Schreibereiweſen, als Hauptübel des Landes, mit der Wurzel ausrotten," ging nicht in Erfüllung. Sein Antrag beim Bundestage, wenigſtens während der Theurung und für die Früchte die Zollſchranken zwiſchen den deutſchen Staaten fallen zu laſſen, wurde anfangs anerkannt, bald aber durch Oeſterreich beſeitigt. Nicht einmal der Hungertod ſollte die Deutſchen einig machen können.

Die Unterhandlungen ſchleppten ſich zwei Jahre lang hin. Am 9. Januar 1819 ſtarb ganz unerwartet ſchnell die edle Königin. Im Lauf des Sommers wurde endlich die neue Verfaſſung fertig und am 22. September von den Ständen zu Ludwigsburg angenommen. Sie war unter der Leitung des Präſidenten, Advocat Welshaar, ein Compromiß zwiſchen dem mediatiſirten Adel und den Bürgerlichen. Dem erſten wurden, um ſich ſeines Beiſtandes gegen die Krone zu verſichern, von den letztern viel mehr Conceſſionen gemacht, als unter andern Umſtänden geſchehen wäre. Nach der neuen Verfaſſung behaupteten nicht nur die (meiſt katholiſchen, Oeſterreich zugeneigten und dem regierenden Hauſe in Württemberg abgeneigten) vormals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen die Mehrheit gegenüber den königlichen Prinzen und wenigen vom König ernannten Pairs, ſondern ariſtokratiſche Elemente (13 Abgeordnete der vormaligen Reichsritterſchaft, der katholiſche Landesbiſchof und 2 katholiſche Geiſtliche höhern Ranges, 6 evangeliſche Prälaten) bildeten wenigſtens eine ſtarke Minderheit auch in der zweiten Kammer. Der König ließ ſich die Theilung der Stimmen zwiſchen Adel und Bürgern gefallen, denn ſie mußte früher oder ſpäter der Krone zum Vortheil gereichen. Da in jener Zeit kaum etwas Ernſtes und Edles vorkam, dem nicht etwas Lächerliches anhing, ſo konnte dieſem Schickſal auch die württembergiſche Verfaſſung nicht entgehen. Sie wurde von den Ständen gerade während des Karlsbader Congreſſes endgültig berathen. Jeden Augenblick mußte man von dorther hemmende Befehle erwarten, man eilte alſo zum Schluß und hetzte die Paragraphen wie geängſtigte Haſen.

Die Verfaſſung wurde nun glücklich fertig, und da ſie wegen ihrer Freiſinnigkeit und hauptſächlich wegen der Art ihres Zuſtandekommens dem Karlsbader Congreß unmöglich gefallen konnte, reiste der König unmittelbar nach Verabſchiedung der Stände nach Warſchau zum Kaiſer Alexander, ſeinem Schwager, um ihn zu Gunſten der Verfaſſung und überhaupt Württembergs gegen Metternich zu ſtimmen. Oeſterreich hatte, indem es nicht Raſtadt, ſondern nur Ulm befeſtigen und daſelbſt eine ſtarke Beſatzung halten wollte, einen Einfluß auf das ſüdweſtliche Deutſchland angeſprochen, der Rußland nicht lieb war. Rußland fand es ungleich mehr ſeiner Politik angemeſſen, ſich der Mittelſtaaten gegen Oeſterreich zu bedienen, mußte ſie daher protegiren. Ein ruſſiſches Circulair an die Geſandtſchaften bei den deutſchen Mittelſtaaten verſicherte die letztern damals des ruſſiſchen Schutzes gegen jede Anmaßung Oeſterreichs.

In den andern Mittelſtaaten wurden die neuen Verfaſſungen leichter gegeben, leichter genommen. Alle nach der Schablone der franzöſiſchen Charte, mit einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, mit vorwiegend monarchiſchem Schwerpunct und, falls je die Oppoſition bedrohlich erſchien, mit anticonſtitutionellen Bundesmaßregeln im Hintergrunde. Eine ſeltſame Zwitterſchöpfung, aber den Fürſten genügend, um Oeſterreich und Preußen gegenüber freiſinnig zu erſcheinen und doch von der Oppoſition wenig fürchten zu müſſen, und andrerſeits auch dem Volke genügend, weil die Stände doch alle billigen Wünſche zur Sprache bringen und mit der Zeit die Volksrechte erweitert werden konnten.

Bayern ließ die in Preußen vorherrſchende Begeiſterung für deutſche Einheit und Verfaſſung durch Aretin und andere Federn aufs gehäſſigſte bekämpfen. Erſt als König Max Joſeph die Gewißheit erlangt hatte, Preußen ſchreite nicht mehr vor, ſondern zurück und werde gar keine Verfaſſung geben, erſt 1818 warf er ſich mit einer Art von Oſtentation in die conſtitutionelle Bahn, und entließ ſeinen geliebten Montgelas, dem Wrede und der Kronprinz lange ſchon opponirt hatten. Aber die bayriſche Verfaſſung war

in dem Sinne, in dem ſie gegeben wurde, nur Spiegelfechterei, ein ſchadenfroher Triumph in der öffentlichen Meinung über Preußen. Dem monarchiſchen Princip in Bayern ſollte ſie nicht Abbruch thun. Der König war nicht geſonnen, ſeinen alten Gewohnheiten zu entſagen und ließ die greulichſten Verſchleuderungen im Hof- und Staatshaushalte fortdauern. Als Prof. Behr von Würzburg in der zweiten Kammer den erſten Widerſpruch erhob, wurden die Stände gleich wieder heimgeſchickt. Das Königreich Hannover erhielt vom König von England durch den regierenden Miniſter Grafen Münſter eine Verfaſſung, die dem Adel und den Beamten ihre Allmacht ſicherten; die ſtändiſchen Sitzungen waren überdies geheim. Das Königreich Sachſen behielt unter Friedrich Auguſt ſeine alten, nur zu einem Ganzen verſchmolzenen Provinzialſtände. Hier heilte man an ſchweren Wunden und dachte nicht an Neuerungen. Auch in den Großherzogthümern Mecklenburg behielt der Adel ſein altes Uebergewicht, obgleich die Leibeigenſchaft hier 1820 geſetzlich aufgehoben wurde. Der Großherzog von Oldenburg verſagte die Verfaſſung. Der alte Kurfürſt Wilhelm I. von Kurheſſen wollte von allem, was ſeit ſeiner Verbannung im Jahr 1806 geſchehen war, nichts wiſſen, ſtellte in ſeinem Lande alles Alte wieder her, führte bei ſeinen Truppen ſogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den ſie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte ſich ferner Herr nennen laſſen. Dabei ſchändete den Kurfürſten der ſchmutzigſte Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern ſelbſt noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden ſeines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domainen wieder an ſich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, ſchmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfaſſung für gutes Geld an, erſt für 4 Millionen Thaler, dann für die Hälfte und eine zehnjährige Trankſteuer. Die Stände aber lehnten den Judashan-

bei ab. Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt beſchäftigte ſich Ludwig I. vorzugsweiſe mit der Oper, indem er ſelbſt den Capellmeiſter machte. Als ihn endlich die Agitation der Advocaten im Odenwalde an die Verfaſſung erinnerte, gab er ſie 1820.

Das Großherzogthum Baden war im Herbſt 1813 nur unter der Bedingung in die Allianz aufgenommen worden, daß es ſich den Abtretungen fügen werde, die ihm etwa könnten zugemuthet werden. Dieſer Bedingung lag aber der zwiſchen Oeſterreich und Bayern kurz vorher abgeſchloſſene Rieder Vertrag zu Grunde, in welchem Bayern Vergrößerungen (eine Entſchädigung für Tirol) und ein ununterbrochener Zuſammenhang ſeines Gebietes zugeſichert worden waren. Wenn der badiſche Großherzog Karl und ſein unvermählter Oheim Ludwig keine directen Nachkommen hinterließen, ſo mußte, ſofern ſein jüngerer Oheim Leopold, Graf von Hochberg, aus einer unebenbürtigen ſpäten Ehe ſeines Großvaters Karl Friedrich abſtammend, zur Thronfolge nicht berechtigt war, der vormals pfälziſche Theil von Baden an Bayern, der vormals vorderöſterreichiſche an Oeſterreich fallen. Ueberraſchenderweiſe ſtarben nun die Söhne des mit der Prinzeſſin Stephanie vermählten Großherzog Karl jeder ſchnell nach ſeiner Geburt. Das Mißtrauen aber, welches Bayern damals ſeinen Nachbarn einflößte, und die Mißgunſt, indem ihm Niemand eine Machtvermehrung gönnte, vereitelte den Plan. Oeſterreich hatte nie im Ernſt eine Vergrößerung Bayerns wünſchen können, Preußen war aber erſt von Bayern beleidigt worden. Frankreich konnte dem Elſaß gegenüber keine ſtarke deutſche Macht, wie es Bayern geworden wäre, wünſchen, und Württemberg, das alsdann ganz von Bayern umſtrickt worden wäre, ſtützte ſich auf Rußland. Der badiſche Großherzog proclamirte die Untheilbarkeit Badens und die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg und rüſtete ſeine Armee, 1817. Bayern ſah ſich von allen Seiten verlaſſen und ließ ſich endlich durch ein Paar Aemter (Geroldseck und Steinfeld) und eine Rente von 100,000 Gulden abfinden, 1818. Am Ende deſſelben Jahres ſtarb der

Großherzog, von dem man sagen kann, durch sein Haus sey ein finsterer Geist gegangen. Ihm folgte sein alter Oheim, Ludwig, der in sehr bequemer und etwas frivoler Weise regierte, noch in seinem Alter Maitressen ergeben. Den Adel gewann er durch ein neues Adelsedict und obgleich er die Verfassung gab, so schickte er die Stände alsbald wieder fort, als in der zweiten Kammer Buchhändler Winter von Heidelberg das Adelsedict als unverfassungsmäßig nicht anerkennen wollte, 1819. — Auch Braunschweig, Nassau, die sächsischen Herzogthümer in Thüringen, Lippe und sogar das kleine Lichtenstein erhielten Verfassungen in Duodez.

Richteten sich nun auch die Mittel- und Kleinstaaten mit ihren Constitutionen auf einen gemeinschaftlichen Fuß ein, so schlossen sie doch keine engere Einigung unter sich, sondern jeder suchte seine besondere Stütze bei dem oder jenem Großstaat, und jeder sperrte sich vom andern durch Mauthen ab. Die freie Rheinschifffahrt stand in der Bundesacte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutsche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte des Wiener Congreßbeschlusses, wonach der Rhein jusqu'à la mer frei seyn sollte, nur bis „ans", nicht bis „ins" Meer übersetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordsee nahe an der deutschen Küste von tunesischen Corsaren vier deutsche (hamburgische, lübische und oldenburgische) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem sah der Bundestag geduldig zu. Zur Ostermesse 1819 vereinigten sich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin sie über die Hemmungen des deutschen Handels bitter klagten, aber sie wurden abgewiesen. Sie stifteten nun einen Handelsverein, dessen Seele Friedrich List von Reutlingen war, damals Professor in Tübingen. Aber die Wiener Ministerconferenz, an die sich der Verein im Winter bittend wandte, wies denselben als eine „ungesetzliche Verbindung" ab und nicht minder das Gesuch der Hansestädte um eine deutsche Flagge und um Schutz derselben. List übernahm sich bald darauf in der

württembergischen Kammer als Agitator, verfehlte sich in der Form, indem er Beschwerdeschriften drucken ließ, und wurde zur Festungsstrafe verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzog. 1821.

Sehr merkwürdig sind die Bestrebungen, die in Bezug auf die Kirche von einem kleinen Winkel Deutschlands ausgingen. Der weiland Fürst Primas von Dalberg hatte zum Verweser des Bisthums Constanz den Freiherrn von Wessenberg (einen Bruder des österreichischen Gesandten in London) gemacht, der die freie Auffassung der kirchlichen Dinge, wie sie unter Napoleon allgemein gewesen war, mit einem sittlich edeln Charakter und patriotischen Streben verband und in die erste Begeisterung der Freiheitskriege den kühnen Gedanken eines deutschen Concordats, eines organisch unter sich zusammenhängenden deutschen Episcopats unter einem Primas, und einer Stellung der katholischen Gesammtkirche Deutschlands zu Rom gleich der gallicanischen warf. Er verfocht diesen Gedanken persönlich nicht nur in Wien 1814, sondern später auch in Rom. Allein er hatte vergessen, daß auch in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, eine Einheit unter den deutschen Regierungen unmöglich zu erzielen war und daß sein Streben, wie patriotisch wohlgemeint, doch dem Wesen der katholischen Kirche zuwiderlief, welches gerade darin besteht, daß sie Kirche der Menschheit und nicht einer Nation ist. In Frankreich, wo die reformirte Opposition gleich Null ist, konnte die gallicanische Kirche Erfolg haben, wenn auch nur in einer Zeit allgemeiner religiöser Erschlaffung. Aber in Deutschland, wo die katholische Kirche sich der Ueberlegenheit protestantischer Bildung zu erwehren hatte, konnte sie den Rückhalt in Rom nicht entbehren. Zudem schlummerte in den ungebildeten Bevölkerungen des katholischen Deutschlands ein Geist, den die protestantische oder vielmehr gegen alle Religion gleichgültige oder feindselige Bildung der Zeit für abgestorben hielt, ein Geist von ungleich höherem Adel und ewigerer Geltung, als der in den Gebildeten waltete. Es war dieser flachen und hoffährtigen

Zeit, Abgebung von ſtrengen Sittenzeugniſſen an die Staatsbehörden zum Behufe der Berückſichtigung bei einſtiger Dienſtübertragung, ſoll nach den Anordnungen manches einzelnen Staates auf den Fleiß der Studirenden gewirkt werden, ohne daß doch die ſtrengen Zwangsvorſchriften der öſterreichiſchen u. ſ. w. Univerſitäten eingeführt wurden. Haben nun dieſe Maßregeln gewirkt, und was haben ſie gewirkt? Es iſt nicht zu verkennen, daß durch ſie größere Ordnung und Geſetzlichkeit bewerkſtelligt worden iſt. Die verbotenen Geſellſchaften haben ſich ſehr vermindert und ins unſchädlichere Verborgene zurückgezogen. Des Renommirens iſt weniger geworden, und es tritt in civiliſirteren Formen auf. Der politiſche Unfug hat ſich beinahe ganz verloren; wobei freilich unentſchieden bleiben mag, welchen Antheil hieran die veränderte Stimmung der Zeit trug. Ueberhaupt iſt man des unruhigen Elementes wieder ſoweit Herr geworden, daß es ſich in den Geſetzen der bürgerlichen Ordnung bewegt und durch dieſe im Weſentlichen beherrſcht wird. Dies Alles aber iſt geſchehen ohne einen hauptſächlichen Nachtheil und mit verhältnißmäßig geringer Anſtrengung. Die zum Theile nach dem Maßſtabe einer ganz kleinen Univerſität zugeſchnittenen Formen der neuen Einrichtungen haben ſich nach dem Bedürfniſſe erweitern laſſen, und es bedarf nur des ernſtlichen Willens aller Univerſitäts-Behörden um die Sache im Gange zu erhalten. Des Erlangten iſt ſomit viel; und jeden Falles mehr, als man ohne gemeinſchaftliche Anordnungen hätte erreichen können. Allein nicht nur iſt nicht Alles erlangt worden, was beabſichtigt wurde, ſondern es hätte auch die vollſte Erreichung dieſer Abſicht doch die weſentlichſten Uebelſtände der Univerſitäten nicht einmal berührt. Nicht erreicht wurde nämlich die Abſicht hinſichtlich des größern Fleißes und der gründlicheren allgemeinen Vorbildung. Theils widerſtrebt es den Profeſſoren (gleichgültig jetzt ob mit Recht oder Unrecht), in dieſe an die niederen Schulen erinnernden Vorſchriften nach deren Sinn und mit eigenem Eifer einzugehen; mit der Einhaltung der bloßen Form wird aber natürlich nichts gewonnen. Theils widerſprechen ſolche theilweiſe Zwangsanſtalten dem allgemeinen Principe der Lehr- und Lernfreiheit auf den deutſchen Univerſitäten allzuſehr, ſie bleiben viel zu entſchieden eine nur halbe und noch dazu inconſequente halbe Maßregel, als daß von ihnen Wirkung zu erwarten wäre. In dieſer Richtung wäre nur durch ſtrenge

Bildung unmöglich, die tiefe Grundfeste der katholischen Kirche im Volke zu erschüttern. — Als Dalberg 1817 starb, wurde Wessenberg vom Constanzer Domcapitel zum Bischof gewählt und vom badischen Großherzog bestätigt, aber Papst Pius VII. verwarf ihn.

Hauptsächlich aus diesem Anlaß vereinigten sich die Regierungen des südwestlichen Deutschland zu einer Conferenz zu Frankfurt am Main, um gemeinschaftlich ihre Stellung zu Rom ins Reine zu bringen, 1818. Hier trat nun der Commissär Württembergs, Herr von Wangenheim, sehr barsch und zuversichtlich gegen Rom auf, und nach langen Unterhandlungen bequemte sich der von Oesterreich nicht unterstützte Papst im Jahre 1822 zu großer Nachgiebigkeit. Jeder Staat erhielt ein eigenes Landesbisthum, aber der Erzbischof von Freiburg in Baden, der Bischof von Rottenburg in Württemberg wurden unter den ganz von der weltlichen Regierung abhängigen Oberkirchenrath gestellt. Die Universität Freiburg am Sitz des oberrheinischen Erzbisthums, war ganz Maschine der protestantischen Regierung und wurde fast ausschließlich mit Professoren besetzt, welche katholische Freigeister oder Protestanten waren. Auch auf der protestantischen Universität Heidelberg pflegte die Regierung den kirchenfeindlichen Geist. Hier durfte Kirchenrath Paulus, in Verbindung mit dem alten Voß, unumschränkt über Kirche und Schule gebieten und das Unkraut des Indifferentismus und Unglaubens systematisch um sich wuchern lassen. Alles das in stetem und einzigem Hinblick auf Rom, dessen Einfluß durch massenhaftes Geschrei aller Gebildeten beseitigt werden sollte. Der Zweck wurde nicht erreicht. Nie bewährte sich der Werth und die Macht der katholischen, durch Rom bedingten Einheit besser, als gegenüber den frivolen Versuchen, ganz Deutschland kirchenlos zu machen und einer seichten Philosophie zu überliefern.

Die Ministerconferenz in Wien sollte, nachdem in Karlsbad die patriotische Bewegung gezügelt worden war, auch die constitutionelle zügeln. In dieser Frage aber hatte es Metternich nicht nur mit Volksparteien, sondern mit den Regierungen der Mittel-

ſtaaten ſelbſt zu thun, in deren Intereſſe es lag, Verfaſſungen zu geben, und die hierin von der ruſſiſchen Politik unterſtützt waren. Metternich gab endlich nach. Die ſ. g. Wiener Schlußacte, die am 15. Mai 1820 zu Stande kam, war eigentlich ein Compromiß zwiſchen Metternich und Württemberg, hinter welchem Rußland ſtand. In der Schlußacte, die eine Ergänzung der erſten deutſchen Bundesacte ſeyn ſollte, wurde gegen Metternichs Wunſch die Unabhängigkeit aller einzelnen Bundesſtaaten aufs ängſtlichſte gewahrt. Den Grundgedanken dieſer Politik ſprach der Kurländer Lindner, damals im Dienſt des Königs von Württemberg, in der Flugſchrift „Manuſcript aus Süddeutſchland“ aus.

Drittes Buch.

Revolutionen in Spanien und Italien.

Auch Italien wurde reſtaurirt. Es bekam mit den alten Herren auch die alten Einrichtungen zurück, wie ſie vor der napoleoniſchen Zeit geweſen waren.

Der greiſe ehrwürdige Papſt Pius VII., der ſo lange in Frankreich gefangen und auf alle Art moraliſch mißhandelt worden war, kehrte ſchon 1814 nach Rom zurück und ſtellte das geiſtliche Regiment wieder her, machte aus dem napoleoniſchen Polizeiſtaat wieder den Kirchenſtaat. Man hat ihm das bitter vorgeworfen als die Wiedereinführung aller alten Mißbräuche. Aber konnte man ihm zumuthen, die gefangen geweſenen Biſchöfe, die verbannten und beraubten Pfarrer und Mönche in ihrem Elend zu laſſen, und die Treuen alle, die ſich für ihn geopfert, die zerſtreute Heerde nicht wieder als Hirt um ſich zu ſammeln? hätte er etwa ſeine Perſon und die Intereſſen der Kirche den franzöſiſchen Gensdarmen, den überall im Civil angeſtellten alten Republikanern und Freimaurern anvertrauen ſollen? Der Papſt hatte die beſten Abſichten, er theilte das Kirchengebiet in 16 Legationen und verfügte die Reviſion unpaſſender alter Geſetze, wobei es freilich nicht möglich war, überall dem Vorurtheil und Schlendrian zu ſteuern. Der Engländer Wright ſagte ſehr wahr: „Die Erfahrung ſcheint bewieſen zu haben, daß

kein Papſt die Schwierigkeiten überwinden kann, die er als weltlicher Herrſcher auf ſeinem Pfade findet.“ Daß die abgeſetzten Beamten und Kirchenplünderer ſchrieen, daß freche Geſellen die Schwäche der neuen Regierung benützten, um Räubereien zu begehen, gereicht dem h. Vater nicht zum Vorwurf.

Die ſchwächſte Seite der römiſchen Verwaltung war die finanzielle. Cardinal Conſalvi konnte nicht umhin, den Römern einen Gewinn durch die reichen fremden Gäſte zuzuwenden, die in Menge nach Rom ſtrömten und viel Geld dahin brachten, aber im Gegenſatz gegen die armen Pilger nicht Troſt für ihren Glauben, ſondern vielmehr für ihren Unglauben ſuchten, Schwärmer für das Heidniſche, für die großen Sammlungen antiker Kunſtwerke im Vatican und in den Paläſten und Villen der römiſchen Großen, meiſt Proteſtanten, engliſche Lords, deutſche Künſtler und Gelehrte. Dazu kranke fürſtliche Perſonen und Reiche, die der geſundern italieniſchen Luft nachzogen, reiſeluſtige Damen, die dem Strom der Mode folgten, daher auch vornehme Ruſſen ꝛc. Rom wurde ſo überfüllt mit dieſer Gattung von angeſehenen Fremden nichtrömiſcher Confeſſion, die insbeſondre bei den hohen Feſten ſich in die Nähe des Papſtes drängten, daß man ſich oft ſtaunend fragen mußte, ob das noch Rom, noch der Mittelpunct der katholiſchen Welt ſey?*)

Das Wichtigſte für den Papſt war, die vielfach zerriſſenen Bande der katholiſchen Staaten mit dem h. Stuhle wieder anzuknüpfen. Oeſterreich war der einzige katholiſche Großſtaat in der Allianz gegen Napoleon geweſen und übte nach dem Siege den größten Einfluß auf Rom. Der öſterreichiſche Geſandte, der den

*) Die Römer hatten zu viel Vortheil von den reichen Fremden, um intolerant zu ſeyn. Sie faßten die Sache ſcherzhaft auf. Mercutio frug den Pasquino: warum haſt du dich heute ſo geputzt? P. antwortete: weil ich in die ſixtiniſche Capelle gehen will, in welcher der h. Vater Meſſe lieſt, M. rief: o Thor, dahin darfſt du ja nicht. O ja, antwortete P., ſeit heute darf ich, denn ich bin ein Ketzer geworden.

venetianiſchen Pallaſt in Rom bezog, wurde der erſte Rathgeber, aber auch Wächter des wiederhergeſtellten Papſtthums. Der heil. Vater, lange Zeit gefangen und von Rom entfernt, war im Fall, von Oeſterreich mehr Gnade zu empfangen, als ihm gewähren zu können. Die Staatsgewalt in Oeſterreich hatte ſich längſt, ſchon in der Zeit der Ferdinande nach dem Muſter der ſpaniſchen, von der Kirchengewalt emancipirt, dieſelbe nur noch als Mittel zu ihren Zwecken gebraucht. Die kirchenfeindlichen Acte Joſephs II. wurden von der ſpäteren Regierung nicht durchaus annullirt, das Weſentliche davon blieb und der ſ. g. joſephiniſche Geiſt war in ganz Oeſterreich vorherrſchend. Die Wahl der Biſchöfe hing ganz vom Kaiſer ab, der Klerus wurde im Gehorſam und Intereſſe des Staats herangebildet. In Frankreich war ſchon vor der Revolution die Kirche als ſ. g. gallicaniſche gegen den Einfluß Roms gänzlich abgeſperrt und ausſchließlich unter die Gewalt des Königs geſtellt worden. In der Revolution wurde die Kirche förmlich ausgerottet und durch Napoleon nur inſoweit und in den Formen wiederhergeſtellt, wie es ſeiner Politik zuſagte. In Spanien hatte die Staatsgewalt ſchon ſeit Philipp II. die Kirche unterjocht, wenn gleich in der Form der bigotteſten Anhänglichkeit an die Kirche. Durch die letzten großen Kriege aber war die ſpaniſche Kirche ſchrecklich zerrüttet und verarmt. In Portugal herrſchte engliſcher Einfluß, in Bayern das kirchenfeindliche Syſtem Montgelas'. Die katholiſchen Niederlande waren an Holland, die alten rheiniſchen Erzbisthümer an Preußen gekommen, und ſomit proteſtantiſchen Herren unterthänig geworden. In England waren die Katholiken als ſolche aller Rechte baar und ſeufzte insbeſondere das katholiſche Irland unter einem entſetzlichen Druck. In Schweden wurde gar kein Katholik geduldet. In Rußland wurden die katholiſchen Unterthanen vernachläſſigt, bald ſollte es ihnen noch ſchlimmer ergehen.

Die katholiſche Kirche war in der That von der Höhe des Mittelalters in tiefe Erniedrigung und Schmach herabgeſunken, zer-

klüftet, unterwühlt, in fremde Gewalt gegeben. Faſt überall hatte der Staat ſich wie das Gut, ſo auch das Recht der Kirche zugeeignet. Nur noch in einigen katholiſchen Ländern, und auch hier nicht unbeſtritten, beſaß die Kirche noch ihren Grund und Boden. In den meiſten Ländern waren die Kirchengüter ſeculariſirt und zu Staatsdomainen verwandelt oder verkauft worden und erhielten die Geiſtlichen, ſelbſt die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, nur noch Beſoldungen aus der Staatscaſſe. Um aber den ganzen Umfang von Macht, die der Staat auf Koſten der Kirche an ſich geriſſen hatte, zu überblicken, wollen wir die ſ. g. jura circa sacra, welche der Staat übte und größtentheils noch übt, näher betrachten. Hierher gehört: 1) Das jus advocatiae, wornach der weltliche Regent Beſchützer der Kirche ſeyn ſoll, was aber nach und nach ſo verſtanden worden iſt, daß er Vormund, Aufſeher und eigentlicher Herr der Kirche wurde. 2) Das jus cavendi oder das Recht der Staatsgewalt, jedem, auch nur entfernt gefürchteten Uebergriff der Kirchengewalt ſchon vorbeugend zu begegnen; ein Recht, welches die tiefſte Herabwürdigung und Demüthigung der Kirche in ſich ſchließt, weil es dieſelbe gleichſam wie einen aus der Strafanſtalt Entlaſſenen unter polizeiliche Aufſicht ſtellt und mit argwöhniſchen Augen überwachen läßt. 3) Das jus supremae inspectionis oder das Recht, auch die inneren Angelegenheiten und die Verwaltung der Kirche weltlicherſeits zu überwachen und ſich in alles, was ſie angeht, einmiſchen zu dürfen. 4) Das jus placeti regii oder das Recht, die Gültigkeit aller päpſtlichen Erlaſſe von der Zuſtimmung der Staatsgewalt (dem placet oder placetum) abhängig zu machen, womit auch das Verbot eines unmittelbaren Verkehrs zwiſchen dem Biſchof und dem Papſt verbunden wurde. 5) Die appellatio ab abusu oder das Recht der Unterthanen, gegen Beſchlüſſe der kirchlichen Amtsgewalt an die weltliche Gewalt zu appelliren. 6) Das jus reformandi oder das Recht der Staatsgewalt, der Kirche Bedingungen zu ſtellen, unter denen ſie allein geduldet werden ſoll. 7) Das Eigenthumsrecht über das geſammte Kirchengut. 8) Das Recht

des Staats, die jungen Geistlichen zuerst in Staatsschulen zu erziehen, und sodann auch noch die höheren Priesterseminarien zu überwachen, damit etwa nichts darin gelehrt werde, was dem Staatsinteresse nachtheilig wäre. Daraus folgt 9) das Recht des Staats, die Lehrer an solchen Anstalten zu ernennen. 10) Das Recht der Ernennung zu den geistlichen Aemtern selbst. Die höchsten Aemter, die des Bischofs und Erzbischofs, blieben zwar von der Bestätigung des Papstes abhängig, allein nur in den seltensten Fällen übte er Einfluß genug, um eine persona ingrata beseitigen zu können.

Man sieht hieraus, wie die alte Kirche ringsum von der Staatsgewalt umstrickt und gefesselt war, und es ist nothwendig, sich das klar zu machen, wenn man ein richtiges Verständniß der Vorgänge gewinnen will, durch welche später nach und nach jene herben Bande sich lösten und die Kirche mehr und mehr frei wurde.

Schon bei der Restauration des Papstes im Jahr 1814 kam der Kirche vieles zu Statten, zunächst ihr langes Unglück, ihre tiefe Erniedrigung selbst. Die einst Gefürchtete war ein Gegenstand des Mitleids und der Rührung geworden. Den Papst nach Rom zurückgeführt zu haben, freuten sich alle Alliirten, der schismatische Russe wie der ketzerische Engländer und Preuße. Ueberall gab sich damals Wohlwollen für den h. Vater kund. Der Ernst der letzten Zeiten hatte die Gemüther frommer gestimmt, viele Herzen der Religion wieder gewonnen. Von größtem Werth aber mußte dem Papst die Sympathie der restaurirten alten Dynastien seyn, die in der Zeit der vorangegangenen Revolution die Solidarität zwischen Thron und Altar zur Genüge kennen gelernt hatten und sich daher beeiferten, einen durch den andern wieder zu befestigen. So in Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien.

Die Rechte der Kirche wurden in mehreren Staaten durch besondere Concordate festgestellt und umgrenzt. Schon 1816 wurde ein Concordat abgeschlossen, wornach Frankreich in jedem seiner Departements einen Bischofsitz haben sollte. Da sich aber gegrün-

dete Einsprüche gegen so viele Bisthümer erhoben und Graf Portalis nach Rom geschickt wurde, um dem Papst Vorstellungen zu machen, änderte derselbe bereitwillig das Concordat dahin ab, daß Frankreich nur 66 Bischöfe und 14 Erzbischöfe haben sollte, dagegen wurden die niederen Kirchenstellen besser bedacht und 500 neue Hülfskirchen und Caplaneien gegründet, 1821. Spanien zeigte nach der Restauration Ferdinands VII. dieselbe Hingebung an den Papst, der sich dann auch gegen dieses Reich in jeder Weise nachgiebig bewies und nachdem der Kirche die geraubten Güter zurückgegeben waren, der weltlichen Staatsgewalt die Besteurung des Klerus erlaubte. Bayern schloß nach Montgelas' Sturz 1817 mit Rom ein Concordat, welches die neuen Bisthümer festsetzte, dem Könige das Ernennungs-, dem Papst das Bestätigungsrecht der Bischöfe, der Kirche das Eigenthumsrecht und die ausschließliche Erziehung der Geistlichen sicherte. So viel wollten die Nachbarn nicht nachgeben und schon deswegen konnte das von Wessenberg beantragte allgemeine deutsche Concordat nicht zu Stande kommen. Preußen hatte so viele katholische Länder erworben, daß ihm ein Concordat noth that. Es hätte die erste Zeit der allgemeinen Freude und Dankbarkeit wegen des Friedens dazu benutzen sollen, aber der berühmte Geschichtforscher Niebuhr als preußischer Gesandter in Rom blieb ohne Instruction und war in gelehrte Streitigkeiten vertieft. Erst als Hardenberg einmal nach Rom kam, wurde 1821 ein Uebereinkommen getroffen, das aber alle wichtigen Fragen unentschieden ließ.

Um die katholische Welt, die sich peripherisch nach den Staaten und Gruppen vertheilte, wieder mehr zum Centrum nach Rom hinzuziehen, eilte der Papst schon 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens in allen katholischen Landen, wo dieselben zugelassen würden, zu erlauben. Dem gleichen Zweck diente das collegium de propaganda fide in Rom, und zur Erziehung deutscher Priester insbesondere das collegium germanicum. Da so viel alter Haß auf den Jesuiten lastete, scheuten sich die meisten Staaten, sie

öffentlich zuzulaſſen. Ein neuer Orden mit neuem Charakter und neuem unbeſcholtenem Namen würde dem apoſtoliſchen Zwecke beſſer zugeſagt haben. Die Kirche des 19. Jahrhunderts bewies nach ſo langen Leiden in ihrer Schwäche noch eine gewiſſe Unproductivität, indem ſie nicht vermochte, wie die früheren Jahrhunderte, für neue Situationen neue Mittel zu finden. — In Rom entſtand übrigens damals der prieſterliche Geheimbund der Conciſtoriali mit den Sanfediſten als den dienenden Laienbrüdern, um dem liberalen Geheimbund der Carbonari entgegenzuwirken, die Fortſetzung der ſchon ſeit 1809 beſtehenden Fediſten.

Im Königreich beider Sicilien wurde der unfähige alte König Ferdinand IV. reſtaurirt, kam aber erſt 1815 aus Sicilien nach Neapel herüber, und genoß noch den Schutz öſterreichiſcher Truppen, mußte ſich aber auch die öſterreichiſche Vormundſchaft gefallen laſſen, die ihm keine unvernünftigen Rachemaßregeln geſtattete. Als aber die Oeſterreicher endlich abzogen, begannen die verborgenen Parteien ihr Spiel. Schon vorlängſt waren die beiden Beſtandtheile der Monarchie einander feind, die Sicilianer haßten die Neapolitaner und trachteten nach Unabhängigkeit. Während der ganzen napoleoniſchen Periode war die Trennung factiſch eingetreten, in Neapel hatte Murat, in Sicilien der dahin geflüchtete König Ferdinand unter der Vormundſchaft des engliſchen Gouverneurs, Lord Bentink, regiert. Der letztere hatte den Sicilianern eine freie Verfaſſung und ein Parlament gegeben, in dem die Carbonari ihre Theorien ausgekramt hatten, wie die ſpaniſchen Cortes, franzöſiſcher und engliſcher Lectüre entnommen, dem Volke fremd, für das Volk nicht paſſend. Aber auch im Neapolitaniſchen, wie in Spanien, hatten die geheimen Geſellſchaften nicht blos auf die gebildeten Claſſen, ſondern auch auf einen Theil des Heeres Einfluß gewonnen, weil ſie ihre Sache geſchickt mit der Landesopoſition verbanden, zuerſt gegen die Franzoſen und Murat, bald aber wieder für ſie und gegen die Reſtauration. Der König verweigerte zwar dem Papſt den weißen Zelter (den früher die Kö-

nige dem Papſt als ihrem Lehensherrn geſchickt hatten), ſchloß aber ein neues Concordat mit ihm, wodurch die Geiſtlichkeit ihren ganzen alten Einfluß wieder gewann, und Murats weltliche Univerſität und Schule den ihrigen verlor. Um den heimlichen Carbonari entgegenzuwirken, bildete ſich, wie früher ſchon in Sicilien, ſo jetzt auch in Neapel, ein loyaler Geheimbund der Calderari (Keßler) aus, deren Name bedeuten ſollte, ſie wollten die Carbonari einfangen, wie der Keſſel die Kohlen. Sobald die Oeſterreicher 1817 fort waren, fanden ſich zahlreiche Räuberbanden ein. Ein engliſcher Abentheurer, General Church, den der König vorzog, übernahm den Krieg gegen ſie, und ließ ihrer 1—200 hinrichten. Sein Werk vollendete Wilhelm Pepe, der früher ſchon unter Joſeph Napoleon die Räuber gebändigt hatte. Aber dieſer General war ein Carbonaro und organiſirte in ſeinem Heere ſelbſt die geheimen Geſellſchaften. Neben den Carbonari blühten ſeit 1814 die Geheimbünde der „europäiſchen Patrioten“ und ſeit 1817 der „Entſchloſſenen,“ beide im Neapolitaniſchen, der „Independenten“ in Piemont. Ganz unabhängig von dieſen politiſchen Verſchwörungen wirkte ſeit 1819 eine geheime „hohe Venta“ ausſchließlich dem Papſtthum und der Kirche entgegen. Dieſe Partei hoffte nämlich nichts von bewaffneten Aufſtänden gegen die öſterreichiſche Uebermacht, deſto mehr aber vom allmähligen Unterwühlen der Religioſität und Moral. Ihr thätigſter Agent war ein Jude, Piccolo Tigre (der kleine Tiger) genannt.

Spanien, ſeit 1808 aufs furchtbarſte verheert, ſollte auch nach der Wiederherſtellung Ferdinands VII. keine Ruhe finden. Denn dieſer König kehrte zu ſeinen Unterthanen nicht als Vater zurück, ſondern benützte die ihm wiedergeſchenkte Macht nur wie ein böſer Knabe, um Rache zu üben und ſeine Luſt an Strafen und Peinigungen zu ſättigen. Ein feiger, verächtlicher Tyrann, ohne eine Ahnung des in der ſpaniſchen Nation liegenden Adels. Abſchreckend häßlich, ungeſund, der Sohn eines blöden, völlig einfältigen Vaters und einer ehebrecheriſchen, niedrig gemeinen und an

Durchführung des Grundsatzes und der Einrichtungen der Jesuiten-Universitäten etwas Wirkliches zu erreichen. Daran aber ist, und zwar im Ganzen glücklicherweise, nicht zu denken. Gar nicht erreichen konnten aber die genannten Polizeivorschriften diejenigen Mißstände, welche mit dem politischen Treiben und der übrigen Meisterlosigkeit der Universitäten nicht zusammenhängen; somit Alles, was sich auf den verminderten Werth dieser Anstalten und auf das unnatürliche und störende Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern bezieht, also unseres Bedünkens gerade die Hauptsache. Man wird sagen, daß sie auf Wegräumen dieser Umstände auch gar nicht berechnet gewesen seyen. Wohl; aber dann wundere man sich auch nicht, wenn kein völliges Behagen eintreten kann.

Eine zweite, früher in Deutschland unerhörte, Maßregel war das Verbot gewisser Universitäten, welche in dem Geruche besonders schlimmen politischen Geistes oder laxer Vollstreckung der allgemeinen disciplinarischen Vorschriften waren. Wir wüßten nicht, daß durch dieses Interdict, diese von Regierungen selbst ausgehende Verrufserklärung, irgend ein Nutzen erzielt worden wäre. Die Absicht konnte natürlich nur die seyn, eine moralische Ansteckung zu verhindern. Zu diesem Entzwecke bedurfte es aber einer Seits solcher allgemeiner Verbote, welche doch immer verletzten und in mancher Beziehung auch Unschuldige trafen, keineswegs; anderer Seits vermochten sie gerade in der Hauptsache gar nichts zu bewirken. Geben wir nämlich, was das Erste betrifft, auch zu, daß von einzelnen wenigen Universitäten, welche schlecht genug denken und rechnen, durch die gestattete Licenz der Studirenden deren Zahl heben zu wollen, etwas verwilderte Landeskinder hätten zurückkommen können: so war Solchen augenblicklich durch kräftige Beweise der eigenen größeren Strenge der eingeführte Trotz wieder abzugewöhnen. Nichts lernt man leichter, als wo man dem Gesetze Hohn sprechen kann, und wo es gerathen ist, ihm zu gehorchen. Hinsichtlich der behaupteten Unwirksamkeit in der Hauptsache aber sey es erlaubt daran zu erinnern, daß das Miasma politischer Unzufriedenheit und Widerspruchsneigung allgemein in ganz Deutschland verbreitet war, keineswegs aber als Contagium an einzelnen bestimmten Oertlichkeiten haftete. Die Verbote können somit erinnern an die Sperren jener italiänischen Staaten, welche sich gegen die Cholera hermetisch abschlossen, während

Geiſt kindiſchen Mutter, von früher Jugend an bald geſchmeichelt und verführt, bald erſchreckt und bis zur Todesangſt eingeſchüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in ſeiner langen Haft in Frankreich nie zur Beſinnung über ſich ſelbſt gekommen, hatte nie einen großherzigen Entſchluß gefaßt, nie ernſte Studien gemacht, ſondern unter albernen Beſchäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn ohne ſein Zuthun das Glück wieder auf den ſpaniſchen Thron führte. Auch kein Glied ſeiner Familie übte auf ihn einen beſonderen Einfluß. Der ſpaniſche Zweig der Bourbons war der welkeſte und verfaulteſte von allen.

Wenn die liberalen Cortes den Rechten der Krone zu nahe getreten waren, und gegen die Kirche und gegen den im ſpaniſchen Volk tief eingewurzelten Glauben feindlich gehandelt hatten, ſo konnte doch weder der Thron, noch der Altar wieder gehoben, gekräftigt und geheiligt werden durch ein Racheſyſtem, wie es Ferdinand VII. übte; die Luſt am Böſen, die bei ihm ſo auffallend hervorblickte, war vielmehr des echten Königs, wie des frommen Sohnes der Kirche gleich unwürdig. Die Schattenſeiten des Liberalismus erſchienen verzeihlich und wurden gleichſam wieder Lichtſeiten, wenn man erleben mußte, wie Spanien in die ſchwärzeſten Schattenſeiten des Abſolutismus und der kirchlichen Verfolgung eintrat, ſobald Ferdinand die Zügel der Gewalt ergriffen hatte. Um Ludwig XVIII. zu rechtfertigen, darf man nur ſein Verfahren mit dem Ferdinands vergleichen. Dort waltete Verſtand und Güte, hier nur Unverſtand und Bosheit.

Die Cortes waren geſprengt, das abſolute Königthum proclamirt. Durch Decrete, die der König ſchon im Mai 1814 erließ, wurden alle Afrancesados oder Joſefinos (Anhänger und Diener der früheren franzöſiſchen Regierung) aus Spanien verbannt und man rechnete deren 10,000, die nach Frankreich entflohen. Ferner wurden alle Liberalen und Freimaurer, alle Anhänger der Cortes und die Beamten, die von denſelben angeſtellt worden waren, theils

zur Flucht gezwungen, theils eingekerkert, theils wenigstens abgesetzt, und alle Nationalgüter dem Käufer ohne Entschädigung wieder entrissen, ja dem als wohlhabend bekannten Käufer noch besondere Geldstrafen auferlegt. Alle Klöster wurden wieder hergestellt, desgleichen die berüchtigte Inquisition, deren neuer Chef, der Großinquisitor, Mir Campillo, Bischof von Almeria, mit fanatischer Strenge verfuhr. Man rechnete, daß 50,000 blos wegen ihrer Meinung Verfolgte in den spanischen Kerkern schmachteten, in denen sie die übelste Behandlung, selbst grausame Folterung erfuhren. Diese Maßregeln waren nur geeignet, die Liberalen zu Märtyrern zu machen, und in der That übersah man ihre bisherigen Fehler und widmete ihnen Theilnahme und Mitleid. Da der König auch alle Guerilla's auflöste, die tapfern Führer derselben ohne Gehalt entließ und auch die Armee dergestalt neu organisirte, daß wieder nur der Adel zu Offiziersstellen berechtigt wurde, fanden sich viele der tapfersten Herzen Spaniens gekränkt und schlossen sich den Liberalen an. Die Inquisition aber trug ohne Zweifel dazu bei, das Ansehen der Kirche, das sie verbreiten sollte, auch bei denen zu schwächen, die ihr früher eifrig zugethan waren. Nur der Pöbel konnte in den Priestern Henker sehen, ohne zu schaudern.

Das königliche Schreckenssystem entbehrte sogar den Adel des rohen Fanatismus, der selbst des Martyriums fähig ist, indem er andere zu Märtyrern macht. Der König war persönlich ohne allen sittlichen Muth, feig und falsch. Seine nächsten Günstlinge, die s. g. camarilla, waren größtentheils aus der Hefe des Bedientenvolks ausgewählt, wie sie dem gemeinen Sinne und Geschmack des Königs zusagten, mit denen er zum unsaubern Witz des niedrigsten Pöbels hinabstieg. Voran sein Hofnarr Chamorro, sein Kuppler Alagon, sein Beichtvater Ben Como, der sich nicht scheute, mit jenen Schurken gemeine Sache zu machen, und andere, die minder hervorstachen. Diese Elenden regierten das Land. In ihrem Kreise gefiel sich Ferdinand, seine Minister, wenn sie nicht der Camarilla gehorchten, zu verlachen und zu verrathen. Indem er die letzteren

außerordentlich oft wechselte, machte es ihm Spaß, sie in volle Sicherheit einzuwiegen, sie mit Vertraulichkeiten und Liebkosungen zu überhäufen, und wenn sie zur Thüre hinausgegangen waren, ihnen die schimpfliche Entlassung oder gar einen Verhaftsbefehl nachzuschicken. Dann lachte er sich unter seinen vertrauten Bedienten halb todt, wenn ihm der Streich gut gelungen und der Minister recht einfältig ins Garn gelaufen war. Die Camarilla hatte auch über das Recht und über die Anstellungen zu verfügen. Wer diese Lakaien reichlich bestach, bekam Recht vor Gericht und wurde befördert; wer nicht, nicht. Indessen waren doch auch die Günstlinge nicht immer vor Ferdinands Laune sicher. Die in Frankreich während seiner Gefangenschaft ihm am liebsten und vertrautesten gewesen, wurden mit Undank und Bosheit von ihm verstoßen; so Escoiquiz, sein Lehrer, dem Recht geschah, weil er seinen Zögling zum abgefeimten Lügner erzogen hatte, Macannaz, den er zum Justizminister gemacht hatte, aber plötzlich vor seinen eigenen Augen verhaften und in den Kerker werfen ließ, und Amezaga, den er bis zum Selbstmord ängstigte.

Die Minister, entweder Creaturen der Camarilla, oder stets in persönlichen Rücksichten befangen, um nur nicht gleich wieder abgesetzt zu werden, konnten an Reformen oder großartigen Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes, des inneren Friedens und der äußeren Macht Spaniens gar nicht denken. Außer dem Vielerlei der Reformen der früheren Cortes, die für das spanische Volk gar nicht getaugt hatten, waren auch die wirklich brauchbaren Reformen eingestellt worden, blos weil sie von den Cortes kamen. Kein vernünftiger Mensch konnte zweifeln, daß die Kirche früher zu überreich an Gütern gewesen war, wie überhaupt, daß es in Spanien nach Maßgabe der Bevölkerung viel zu viel Geistliche gegeben hatte. In der Franzosenzeit war die Kirche geplündert, der Klerus durch grausame Morde gelichtet worden.. Eine besonnene Restauration hätte davon Vortheil ziehen sollen, um die Zahl und den Güterreichthum der Geistlichkeit in ein natürliches

Maaß zu bringen. Der Klerus hätte in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse die Hand dazu bieten sollen. Aber unter Ferdinand sollte der Kirche alles wieder erstattet, und sie sollte durch ihren Reichthum auch wieder in den Stand gesetzt werden, ihre Zahl zu ergänzen. In der Wirklichkeit wurde freilich wenig geändert, denn ein sehr großer Theil des ursprünglich der Kirche gehörenden Grund und Bodens war in der Franzosenzeit, wenn auch der Kirche abgesprochen, doch nur verheert und verödet, aber nicht veräußert worden, weil sich keine Käufer fanden. Daraus folgte, daß auch der wiedererlangte Besitztitel der Geistlichkeit doch wenig wahren Gewinn brachte, der Ackerbau war schon seit Jahrhunderten in Spanien vernachlässigt, theils durch die s. g. Mesta, eine große Verbindung der Schafwaidberechtigten, vornehmlich der Klöster und der adeligen Grundbesitzer, die um der Schafzucht willen auf ihren weiten Landstrecken keinen Ackerbau duldeten, theils durch die Colonien in Mittel- und Südamerika, in welchen sich der ausgewanderte junge Spanier schneller bereicherte, als hinter dem heimischen Pfluge, und wo auch sein romantischer Trieb zu Abentheuern mehr befriedigt wurde. Die Cortes hatten, ohne Zweifel durch englische und französische Belehrung darauf aufmerksam gemacht, die Mesta aufgehoben; allein während des blutigen Krieges gegen Napoleon waren dem Ackerbau die Arme entzogen worden, und es hatte sich Niemand gefunden, der eine Theilung des Waldebodens in Aecker hätte vornehmen können. Kaum aber war Ferdinand nach Spanien zurückgekehrt, so stellte er auch die Mesta wieder her.

Der König verrieth seinen Unverstand auch durch sein Verfahren gegen die abgefallenen Colonien in Amerika. Anstatt ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und einen für Spanien vortheilhaften Handelsvertrag mit ihnen abzuschließen, erschöpfte er seine ohnehin zerrütteten Finanzen durch eine Expedition, die 1815 unter General Morillo die Colonien wieder erobern sollte, aber mißglückte, und überließ alle Handelsvortheile den Engländern. Ja er brachte

Spanien selber in Gefahr, denn die Südamerikaner rüsteten unter Englands geheimer Hülfe Caper, welche die spanischen Handelsschiffe dicht vor dem Hafen von Cadix wegnehmen durften. Rußland arbeitete damals auf eine ungeschickte Weise den Engländern in die Hände, denn der russische Gesandte in Madrid, Tatischef, glaubte von seinem eigenen scythischen Naturell den passendsten diplomatischen Gebrauch zu machen, indem er sich unter die Lakaien der Camarilla einschmuggelte, und dadurch großen Einfluß auf den König gewann. Allein er mißbrauchte diesen Einfluß auf doppelte Weise, einmal sofern er durch sein Aufhetzen zum Kriege gegen die Colonien niemand als den Engländern nützte, und zweitens, sofern er veranlaßte, daß König Ferdinand um vieles Geld acht russische Kriegsschiffe kaufte, um sie gegen Amerika zu brauchen, 1818. Die Schiffe waren so alt oder schlecht gebaut, daß nur ein einziges benutzt werden konnte, aber auf dem halben Wege wieder umkehren mußte, während Tatischef und Urquart, einer von der Camarilla, die den Kauf besorgt hatten, allein den Nutzen davon zogen.

Spanien hatte früher zum Theil von seinen Colonien gelebt, und nur darum Ackerbau und Industrie im eigenen Lande sinken lassen. Nun war diese Nahrungsquelle verschlossen, und da die politische Verfolgung vorzugsweise die gebildeten Classen, den Handels- und Gewerbestand der Städte traf, sank der Wohlstand Spaniens immer tiefer. Die Staatscassen waren so erschöpft, daß Offizieren und Soldaten nicht einmal der Sold bezahlt werden konnte, und man sie barfuß und mit zerrissenen Kleidern herumziehen sah. Diese Geldnoth führte bald zu Soldatenaufständen.

Schon 1814 mußte eine Meuterei im Heere Morillo's zu Cadix, ehe derselbe nach Amerika abfuhr, erstickt werden. Dann 1815 eine Schilderhebung des tapferen Mina, der nach Frankreich flüchten mußte, und des ebenso berühmten vormaligen Guerillero Voller, der gefangen und gehenkt wurde, beide im Norden Spaniens. Eine dritte Erhebung scheiterte 1817 in Catalonien unter

General Lacy, der ſtandrechtlich erſchoſſen wurde. Eine vierte 1817 unter Oberſt Vidal, der ſich gegen die Schreckensherrſchaft des General Elio in Valencia empörte, aber verrathen und gehenkt wurde. Seine Gefährten erlitten den Tod durch Erſchießen von hinten, und über hundert andere wurden gefoltert, weil man ihnen Enthüllungen über eine weiter verbreitete Militärverſchwörung auspreſſen wollte.

Eine ſolche beſtand wirklich und hatte ihren Ausgangspunct in der Armee, die abermals zu Cadix zuſammengezogen worden war, um unter O'Donnel, Grafen von Abisbal, die frühere Expedition Morillo's zu ergänzen und nach Amerika überzuführen. Die wenigſten Offiziere hatten Luſt, für elende Bezahlung die Henker Ferdinands in der neuen Welt zu werden. O'Donnel ſelbſt ließ ſich in die Verſchwörung ein, beſann ſich aber eines Andern, als er dem Ausgang nicht traute, verſammelte das ganze Heer und ließ 5 Oberſte und 118 Offiziere als Verſchworene verhaften. Der König aber traute ihm ſelber nicht, nahm ihm das Commando und gab es dem alten General Calleja. Nun kam ein langerſehntes Schiff mit Silber aus Amerika und um das ſo nothwendige Silber zu faſſen, achtete man nicht auf Quarantaine. Die Mannſchaft des Schiffs ſchleppte das gelbe Fieber ein, welches ſich auch des Lagers bemächtigte. Um ſo weniger konnte jetzt die Expedition abgehen. Die Unterſuchung wurde ſo geführt, daß viele der Gefangenen, unter andern die Oberſten Quiroga und Riego wieder frei gelaſſen wurden. Der letztere erhob nun am Neujahrsmorgen 1820 die Fahne der Empörung, ließ in einer Kirche zu Las Cabezas de San Juan die Conſtitution von 1812 vorleſen und ſeine Soldaten darauf ſchwören. Dann zog er an der Spitze ſeines Bataillons in's Hauptquartier, nahm den alten General Calleja gefangen und überließ den Oberbefehl, wie ſchon verabredet war, an Quiroga, dem die halbe Armee auf der Inſel Leon vor Cadix folgte. Aber ſie mußte vor der Stadt ſtehen bleiben, da in dieſer ſelbſt die königliche Partei in der andern Hälfte der Armee unter

General Freyre die Oberhand behielt. Quiroga hatte Mühe, diesen zu beschäftigen, während ein kleines Corps Riego's, das durchs Land zog, um überall aufzuregen, durch einen Bruder O'Donnels verfolgt und aufgelöst wurde. Aber O'Donnels zweiter Bruder ging bald darauf zu den Empörern über; indem er nämlich den neuen Aufstand des Venegas in Corunna zu stillen versprach, schloß er sich demselben an. Auch Mina kam wieder über die Pyrenäen und proclamirte die Verfassung in Navarra. Eben dazu wurde der alte General Castannos in Barcelona vom Volk gezwungen. Auch in Valencia stand das Volk auf und nahm den berüchtigten Schlächter General Elio gefangen. Saragossa, Murcia, Granada folgten diesem Beispiele. Ueberall wurde die Verfassung ausgerufen, wurden die servilen Behörden vertrieben oder gefangen und dagegen die Kerker der Inquisition geöffnet. In Madrid selbst gährte es, und als General Ballesteros hier erschien und von Volk und Soldaten mit Jubel begrüßt wurde, war kein Halten mehr. Der General erklärte dem erschrockenen König: nachgeben oder abdanken! Da gab Ferdinand, feig wie immer, nach und verkündete die Verfassung am 8. März. Zwei Tage später verschuldete Freyre in Cadix noch ein Blutbad. Nachdem er nämlich bereits mit Quiroga unterhandelt und die Annahme der Verfassung zugesagt hatte, wurde bei dem großen Verfassungsfest plötzlich von seinen Truppen scharf unter das Volk geschossen und die betrunkenen Soldaten stürmten die Häuser. Man zählte 400 getödtete, 1000 verwundete Bürger. Freyre aber behauptete, es sey ohne seinen Befehl geschehen.

Am 9. Juli traten die neugewählten Cortes in Madrid zusammen. Das waren wieder die Philosophen und Schönredner, die Rousseau's Abstraction auf das durch und durch concrete Volk der Spanier anwenden wollten, und die Freigeister, welche von Voltaire inspirirt, Kirche und Moral gründlich verachteten. Allerdings befanden sich unter ihnen viele wohlwollende Männer, die das Unglück selbst besonnen gemacht hatte, wie Graf Toreno, den die In-

quiſition auf die Folter gelegt, Martinez de la Roſa und viele andre, die eben erſt aus dem Kerker befreit worden waren. Allein die große Mehrheit, als früher geſtürzte und mißhandelte, jetzt wieder zur Herrſchaft gelangte Partei, brachte alle ihre alten Maximen und eine neue Leidenſchaft der Rache mit. Die Eitelkeit der Redner, worin der Spanier den Franzoſen faſt noch übertraf, ſcheint an einem gewiſſen Wetteifer mit der franzöſiſchen Deputirtenkammer einen neuen Sporn erhalten zu haben. Am poetiſchen Schwung blieben die Redner der Cortes, vor allen der „göttliche" Arguelles, und an leichter Erregbarkeit die ſpaniſchen Zuhörer den Franzoſen unſtreitig überlegen, aber an practiſchem Tact und productiven Ideen ſtanden ſie hinter ihnen zurück. Das Unnatürlichſte in den Verhandlungen der Cortes aber war die conſtitutionelle Fiction, vermöge derer ſie den König, wie ungern derſelbe auch in die Revolution ſich gefügt hatte, doch als einverſtanden und als den Träger der revolutionären Idee anzuſehen und zu behandeln ſich verabredet hatten. Selbſt der neue liberale Juſtizminiſter Garcia de la Torre, der eben aus dem Kerker kam und ſo grauſam gefoltert worden war, daß er nur mit zitternder Hand ſchreiben konnte, theilte dieſe conſtitutionelle Hingebung. Ein Deputirter wollte dem König ſogar den Beinamen des „Großen" decretiren laſſen. War es auch ſcheinbar klug, die geſchlagene ſervile Partei durch den König ſelbſt noch tiefer zu demüthigen, noch mehr zu ſchwächen, ſo konnte doch niemand verkennen, wie heuchleriſch die Loyalität der Liberalen war. Sie gaben dadurch dem König ein Recht, in gleicher Unwahrheit mit ihnen zu wetteifern, und in der Verſtellung war er geübter als ſie. Der König eröffnete die Cortes mit einer übertrieben liberalen, durch und durch erlogenen Rede, welche die Deputirten anhörten, als ob ſie an die Wahrheit glaubten, beide wetteifernd in Unnatur. Der erſte Act der Cortes war, alle Klöſter mit einemmal wieder aufzuheben und ſogar die Weltgeiſtlichen des Zehnten zu berauben, denn man mußte Geld haben und das ſeit 1808 ſo oft ſchon ge-

Hund!). Die Polizei wollte einschreiten, es kam zum Kampf und Riego, dem die andern Generale den Vorrang nicht lassen wollten, wurde als ein Unverschämter nach seiner Vaterstadt Orviedo im fernen Asturien verbannt.

Madrid aber wimmelte seither von Clubs, die sich begreiflicherweise die Frage aufwarfen, was Europa zur spanischen Revolution sagen werde, und was zu thun sey, um sie glücklich und auf die Dauer durchzuführen? Es bildeten sich drei Parteien aus, die Decamisados (Hemdelosen, den Sansculotten der ersten französischen Revolution nachahmend), die das Heil nur im Terrorismus und in der Republik sahen; die Communeros, die es in der Mäßigung und in einem gewissenhaft durchgeführten constitutionellen System erkannten, und die Anniller os (die als Zeichen einen Ring trugen), die am meisten Voraussicht hatten und sich vorzugsweise bemühten, eine Vermittlung des Neuen mit dem Alten, eine Versöhnung nicht nur der Volkspartei mit der Krone, sondern auch Spaniens überhaupt mit dem übrigen Europa zu ermöglichen, weil sie wohl begriffen, wenn Spanien der Pentarchie nicht ein wenig entgegenkomme, würde die europäische Execution nicht ausbleiben. Diese constitutionellen Spanier waren fast alle zugleich Freimaurer und trugen maurerische Formen auch auf die politischen Geheimbünde über.

Die oben bezeichnete constitutionelle Illusion, vermöge welcher die siegreiche Partei den König schonte, bedingte auch einen Schutz der Serviilen.*) Die Eingekerkerten, Gefolterten, erwarben den schönen Ruhm, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Serviilen wurden nur aus ihren einflußreichen Stellen gedrängt, sonst aber nicht verfolgt, die Opfer einiger leidenschaftlicher Excesse an einzelnen Orten ausgenommen. Die servile Partei war niederge-

*) Man nannte sie damals „Perser", weil der Marquis von Matafiorida eine servile Denkschrift an den König mit dem Wort „die Perser" angefangen hatte. Dieser Marquis war der einzige Servile, der sich flüchten mußte.

ſie bei ihnen ſelbſt wüthete. Und ſind anders unſere Nachrichten nicht ganz unrichtig, ſo waren da und dort auf einer der zu ſchützenden Univerſitäten während der Dauer des Verbotes die verbotenen Geſellſchaften u. ſ. w. ganz anders organiſirt und thätig, als in den für angeſteckt erklärten Orten. Da überdies durch ſolche Sperren nicht nur die Möglichkeit, einzelne Specialitäten von Männern oder Anſtalten zu benutzen, wegfiel; ſondern auch die durch Reiſen und Aufenthalt an fremden Orten zu gewinnende Bildung verhindert wurde: ſo ſcheint dieſe Maßregel, auch wenn man nur auf den beſchränkten Zweck ſieht, welchen ſie allein im Auge hatte, nur als eine falſche erachtet werden zu können.

Unzweifelhaft eine weit durchgreifendere und in ihren Folgen nach Dauer und Umfang weit wichtigere Maßregel als die bisher genannte, iſt die theils ausgeführte, noch mehr aber weiter empfohlene Verlegung der Univerſitäten in große Städte. Selbſt der eifrigſte Gegner einer ſolchen Verlegung muß zugeſtehen, daß dieſelbe ſowohl die Wirkſamkeit einer Univerſität zu heben, als das Verhältniß zwiſchen Schülern und Lehrern zu verbeſſern, endlich die politiſchen und polizeilichen Vorkehrungen zu unterſtützen geeignet iſt. Den erſtgenannten Vortheil hat die Maßregel, weil ſie die in jeder großen Stadt vorhandenen bedeutenden materiellen und perſonellen Unterrichts- und Bildungsmittel zur Verfügung der Univerſität ſtellt, was namentlich für die mediciniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Studien von der größten Bedeutung iſt; weil ſie einer beträchtlichen Anzahl von Menſchen, welchen der Beſuch einer entfernteren Univerſität nicht hätte beigeben können, reiche Gelegenheit zur Benutzung von Vorleſungen gewährt; weil ſie bei den eigentlichen Studirenden die Vortheile des bloßen Unterrichts mit denen eines großen Centralpunctes der Civiliſation vereinigt. Auf das Verhältniß der Lehrer und Schüler wirkt die Verſetzung in eine Hauptſtadt in ſo fern günſtig, als ein ſolcher Aufenthalt bei allen Theilen die Formen und Sitten des geſelligen Anſtandes erzwingt, und als manche kleinliche Berührungen und Mißverſtändniſſe wegfallen. Die disciplinariſche und geſetzliche Ordnung gewinnt aber in ſo fern, als der Student ſich in der großen Stadt ganz verliert, ſomit auch die in einem kleinen abhängigen Orte ſo beſtimmt hervortretenden Nachtheile des geſchloſſenen Corporationsweſens von ſelbſt fehlen, und als der junge Mann hier

ſchlagen und hatte ſich noch nicht wieder gefaßt. Die dem König ergebenen Gardes du Corps, die am 1. März 1821 bei Wiedereröffnung der Cortes deſſen Wagen begleiteten und beim Abhalten des Volksgedränges einen Mann verwundeten, konnten nur mit Mühe vor der Volkswuth gerettet werden. Den Domherrn Vinuesa, der eine Contrerevolution eingeleitet hatte, aber vor der Ausführung verhaftet worden war, ſuchten die wüthenden Decamiſados im Kerker auf und brachten ihn auf grauſame Weiſe mit dem Hammer um, mit dem ſie ſeine Thüre erbrochen hatten, ja ſie ſtifteten zu Ehren dieſes Frevels einen „Orden vom Hammer.“ Dieſe Gräuelthat empörte die beſſern Bürger von Madrid und der König konnte den aus Amerika zurückgekehrten General Morillo zum Gouverneur der Hauptſtadt ernennen. Unter ſeinem Schutz ernannte er auch ein ihm zuſagendes Miniſterium, welches man aber contrerevolutionärer Abſichten verdächtigte und durch eine allgemeine Aufregung wieder zur Abdankung zwang.

Ehe wir die ſpaniſchen Dinge weiter verfolgen, müſſen wir zurückblicken auf Italien, wo das Beiſpiel der Spanier alsbald nachgeahmt wurde. Kaum erfuhr man in Neapel, daß die Armee in Spanien ſich erhoben hatte, ſo kam auch eine lebhafte Bewegung unter die neapolitaniſchen Truppen; in der Nacht des 1. Juni rief Lieutenant Morelli zu Nola, unfern von Neapel an der Spitze einer Reiterſchwadron die „Conſtitution“ aus, und eilte nach Avellino, wo die Militair- und Civilbehörden, längſt eingeweihte Carbonari, ſich ihm anſchloſſen. Eben dahin führte Wilhelm Pepe aus Neapel ſelbſt ein Regiment, und General Carascoſa, den der König mit 5000 Mann hinausſchickte, den Aufruhr zu dämpfen, blieb unſchlüſſig ſtehen. Unterdeß kam aber Neapel ſelbſt in große Aufregung, und ohne Schwertſchlag fügte ſich der König in alles, entließ ſeine Miniſter, erſetzte ſie durch Freiheitsmänner, proclamirte die ſpaniſche Conſtitution von 1812, ſtellte ſich aber für ſeine Perſon krank und übergab die Regierung einſtweilen ſeinem Sohne Franz, Herzog von Calabrien. Carascoſa kehrte nach Neapel zu-

rück, bald darauf auch Pepe, und wie die Armee und das Volk, so nahm auch der Hof und der Kronprinz selbst die drei Farben der Carbonari an (schwarz, rosa und himmelblau). Die Freudenfeste, die man sofort feierte, wurden nur durch einen blutigen Kampf zwischen zwei Regimentern gestört, von denen das eine, zu Carascosa's Truppen gehörig, sich nicht wollte nach Gaëta schicken lassen, aber von dem andern, das zu Pepe's Truppen gehörte, überfallen wurde. Indem Pepe seine zuerst abgefallenen Truppen belohnte, und die Truppen Carascosa's, die nicht gleich hatten abfallen wollen, zurücksetzte, vermehrte er die innere Zwietracht im Heere. Die ganze Revolution war ein muthwilliges und frevelhaftes Soldatenspiel; die Ausrufung der spanischen Verfassung, die das Volk kaum dem Namen nach kannte, eine Unnatur. Für das unwissende, bigotte, genügsame, im warmen Klima bedürfnißlose, an lokale Urzustände gewöhnte Landvolk, und für die armen Lazaroni in der Hauptstadt, paßte überhaupt das moderne Verfassungswesen gar nicht, und die außerordentlich kleine Minderheit von Gebildeten, die durch die milde Restauration diesmal nicht einmal gedrückt waren, hätte um so weniger die Revolution machen sollen, als sie wissen konnte, daß Oesterreich und Frankreich sie nicht dulden würden. Wright macht eine artige Beschreibung von einem damaligen Festaufzug der Carbonari in Neapel. Man sah da 7000 derselben in der buntesten Mischung, Edelleute, Bürger, Pöbel, Banditen, und mitten darunter auch viele Priester und Mönche, voran den Abate Menechini in geistlicher Tracht, aber bewaffnet und mit den drei Farben prangend. Eine Fastnachtsbande und kein constitutionelles Volk.

Was in Neapel nur Posse war, wurde in Palermo gefährlicher Ernst. Man hatte an Sicilien gar nicht gedacht, die Sicilianer gar nicht gefragt, und jetzt sollten sie sich der neapolitanischen Revolution anschließen. Als der Vicekönig, General Naselli, die drei Farben aufsteckte, nahm das Volk von Palermo die gelbe Farbe Siciliens an, und am 15. Juli, dem Fest der h. Rosalie,

dem größten Volksfeste der Palermitaner, an dem eine ungeheure Menschenmenge durch die Straßen wogte, verlangte alles die Unabhängigkeitserklärung der Insel unter einem Prinzen des Hauses. Church, der als Militairgouverneur hier befehligte, wollte einschreiten, wurde aber vom wüthenden Volk überwältigt und rettete mit Noth sein Leben durch die Flucht. Naselli gab aus Ohnmacht nach, setzte eine provisorische Junta ein und floh ebenfalls. Die Junta aber genoß kein Ansehen, der Pöbel wurde Meister der Stadt, schlug die Truppen nach blutigem Kampf, und plünderte zwei Tage (am 17. und 18. Juli), wobei es auch an Schlächtereien der Rache und Rohheit nicht fehlte. Die Principi Cattolica und d'Aci wurden grausam ermordet und ihre Köpfe auf Stangen durch die Stadt getragen ꝛc. Endlich entstand eine neue Junta, an deren Spitze der Prinz von Villa Franca trat, und ein Mönch, Baglica di Monreale, übernahm den Oberbefehl über die Volkswehr.

So spaltete sich die Revolution beider Sicilien schon in ihrem Beginn. Die revolutionäre Regierung in Neapel war zu stolz um ihrer Nebenbuhlerin in Palermo nachzugeben, und schickte Florestan Pepe (Wilhelms Bruder), mit 5000 Mann zu Schiffe nach Messina ab, von wo sie zu Lande nach Palermo zogen. Villa Franca wollte unterhandeln, da plünderte der Pöbel seinen Pallast, und setzte den Prinzen von Paterno an seine Stelle. Unter diesem vertheidigte sich die Stadt am 25. September gegen Pepe, wurde aber durch ein heftiges Bombardement dahin gebracht, am 5. October zu capituliren.

Am 1. October wurde das Carbonariparlament in Neapel mit großer Feierlichkeit durch den König selbst eröffnet. Der Präsident Galdi hielt eine pomphafte Rede voll Anspielungen auf das classische Alterthum und seine politische und legislatorische Größe, eine wahre Satire auf das damalige Neapel.

Die Pentarchie säumte nicht, ihre Augen nach dem Süden zu richten. Spanien, hinter den Pyrenäen abgeschlossen, konnte man

einstweilen auf sich beruhen lassen. Die Revolution in Neapel aber, die möglicherweise das übrige Italien in Brand stecken konnte, gefährdete zunächst Oesterreich. Metternich setzte daher die ganze europäische Diplomatie in Bewegung. Im October kamen Kaiser Alexander, Kaiser Franz, der Kronprinz von Preußen und die Minister Metternich, Hardenberg, Nesselrode, Capodistrias, von Paris Caraman und Laferronays, von London Charles Stuart auf einem Congreß zu Troppau in Oberschlesien zusammen, und berathschlagten über Neapel. Allein England widersetzte sich einer bewaffneten Einmischung daselbst und auch Frankreich mahnte zur Milde. Selbst Rußland war geneigt, Neapel zu schonen, um Oesterreich nicht zu mächtig in Italien werden zu lassen. Aber Fürst Metternich brachte den Kaiser Alexander auf andere Gedanken, indem er ihm in einer Verschwörung russischer Gardeoffiziere in St. Petersburg selbst das Schreckbild der Revolution in seinem eigenen Reiche vorhielt. Rußland, Oesterreich und Preußen schlossen sich nun eng an einander, Frankreich gab ebenfalls nach, und England konnte nur noch einen Protest einlegen, ohne daß es eine offene Unterstützung der Neapolitaner gewagt oder gewollt hätte. Um Italien näher zu seyn, brachen die Monarchen den Congreß ab und erneuerten ihn im Januar 1821 in Laibach. Der neapolitanische Gesandte, Herzog v. Gallo, wurde nicht zugelassen und der Einmarsch eines österreichischen Heeres in's Neapolitanische beschlossen.

Als Gallo die schlimme Botschaft nach Neapel brachte, erbot sich der alte König Ferdinand, selbst nach Laibach zu gehen, um die Großmächte mit der neapolitanischen Verfassung auszusöhnen. Man wußte wohl, es sey ihm nur darum zu thun, mit heiler Haut davon zu kommen; aber man ließ ihn ziehen, um die Großmächte nicht noch mehr zu reizen. Dagegen wurden die Befehle des Congresses, die Verfassung zu anulliren, nicht respectirt, und mit großer Prahlerei kühner Widerstand beschlossen. Am 5. Februar überschritten 60,000 Oesterreicher unter General Frimont die

lombardiſche Grenze; die Neapolitaner aber theilten ihre Armee und Wilhelm Pepe übernahm die Vertheidigung der Gebirgspäſſe in den Abruzzen, während Carascoſa in der Ebene in einem Lager bei San Germano den Feind, wenn er dennoch durch die Gebirge dränge, empfangen ſollte. Pepe marſchirte am 7. März von Civita Ducale aus, und ſeine Vorpoſten errangen bei Rieti einen kleinen Vortheil über die der Oſterreicher; da die letzteren in großen Maſſen nachrückten, wollte ſich Pepe nach Civita Ducale in eine ſehr feſte Stellung wieder zurückziehen, als ſeine Truppen bei dieſer retirirenden Bewegung ſchon alles verloren glaubten und in wilder Flucht auseinanderliefen. Carascoſa mußte ſich nun in eine ſtarke Stellung bei Mignano zurückziehen, wo er die Oeſterreicher noch lange hätte aufhalten können, aber auch in ſeinem Lager brach Meuterei aus, ſeine eignen Soldaten ſchoſſen auf ihn und er mußte ſich flüchten. Die Feſtung Capua ergab ſich den Oeſterreichern, ohne einen Schuß zu thun, am 20ſten, und ſchon am 24ſten hielt Frimont ſeinen Einzug in Neapel ſelbſt, von wo die compromittirteſten Carbonari entwichen waren. Auf eine ſo lächerliche Weiſe endete der große Spectakel, den man hier gemacht hatte.

Jetzt erſt holte der alte König Ferdinand die Rache nach, die er bei ſeiner erſten Wiedereinſetzung in Neapel geſpart hatte. Das ganze Volk wurde entwaffnet, jeder Verdächtige verhaftet und Hinrichtungen und Güterconfiscationen richteten grauſame Verheerungen in den wohlhabenden und gebildeten Claſſen an. Frimont ſelbſt war unwillig über dieſe ausſchweifende Reaction, ohne ſie hindern zu dürfen. Einige tauſend Oeſterreicher unter Wallmoden wurden noch hinüber nach Sicilien geſchickt, um auch dort die alte Ordnung zu befeſtigen. Der Umſtand, daß die Polizei im Neapolitaniſchen überall öffentliche Verbrennung der Werke von Rouſſeau, Voltaire und andern Vätern der Revolution und des Unglaubens vornahm, beweiſt, wie ſehr dieſe Werke auch in Italien (wie in Spanien) verbreitet waren. Ueberall in den romaniſchen

Landen bis tief in's spanische Südamerika hinein, war diese Gattung von Büchern verbreitet, ein Hauptthebel aller romanischen Umwälzungen. Wohlfeile Ausgaben davon wurden in ungeheurer Menge zu Paris fabricirt und meist von Bordeaux aus in andere Länder spedirt. Der gründliche Zorn des katholischen Klerus gegen diese literarische Propaganda war nur zu sehr gerechtfertigt. Mangelte dem romanischen Süden noch viel von der Bildung des Nordens, so hätte ihm dieselbe doch durch edlere Geisteswerke vermittelt werden sollen.

In denselben Tagen, in denen die Revolution in Neapel unterdrückt wurde, brach sie in Piemont aus, im Rücken der Oesterreicher. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hatte sich in der napoleonischen Zeit nach der Insel Sardinien zurückgezogen, erhielt aber 1815 nicht nur seine früheren Länder Piemont und Savoyen zurück, sondern auch das schöne Uferland von Genua dazu. Sein Reich sollte als Grenzmacht gegen Frankreich verstärkt werden. Der alte König gehörte aber den Greisen des vorigen Jahrhunderts an und war so beschränkt an Geist, daß er, gleich dem Kurfürsten von Hessen, in seinem Lande alles wieder auf den Fuß wie vor dem ersten Einfalle der Franzosen im Jahre 1796 setzte. Alle modernen Beamten und Universitätslehrer wurden entlassen, sogar alle im Lande wohnenden Franzosen vertrieben. Die schöne Straße Napoleons über den Mont Cenis mußte verlassen und eine alte schlechte wieder befahren werden. Alle neuen Gesetze wurden abgeschafft und die alten, wie auch was vom alten Personal noch lebte, wiederhergestellt. Auch die Kirche erhielt ihre Macht zurück. Der König aber war alt und hatte nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Herzogs Franz von Modena. Dieser letztere war ein Sohn des österreichischen Erzherzogs Ferdinand (eines Oheims des regierenden Kaiser Franz) und der Beatrix, Tochter des letzten Herzog Hercules von Modena aus dem Hause Este. Oesterreich hegte nun den Wunsch, dem Herzog Franz die Erbfolge in Sardinien zu verschaffen. In diesem Königreich aber

galt das salische Gesetz, welches die weibliche Nachfolge ausschließt, und der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, Karl Albert, Prinz von Carignan. Diese Erbangelegenheit muß man im Auge behalten, um die feineren Motive in den folgenden Begebenheiten zu verstehen.

Die Carbonari waren auch in Piemont thätig und unterhielten von hier aus Verbindungen wie mit Neapel, so mit den Unzufriedenen in Frankreich. Sie fühlten sich indeß zu schwach, um die neapolitanische Revolution unterstützen zu können. Daß sie dennoch, und erst, als es zu spät war, losbrachen, hatte eine zufällige Ursache. Drei ihrer Häupter, der Principe della Cisterna, Marchese Priero und Ritter Perronne wurden durch revolutionäre Schriften, die sie verbreiteten, verrathen und verhaftet. Durch diese Entdeckung sahen sich auch die meisten andern Verschwörer compromittirt und beschlossen lieber einen offenen Kampf zu wagen, als sich wehrlos gefangen nehmen zu lassen. Sie theilten ihre Absicht dem Prinzen von Carignan mit und schmeichelten ihm damals schon mit der Aussicht, König von ganz Italien zu werden, sobald die Revolution siege. Der Prinz war unentschlossen, denn er fürchtete die Oesterreicher und wollte doch auch die nicht von sich stoßen, die sich ihm als wärmste Anhänger aufdrängten. Endlich gab er seine Zusage und Oberst Arsaldi rief die spanische Constitution am 9. März in der Festung Alessandria aus. Die ganze Armee war hier, wie im Neapolitanischen, schon vorbereitet. Der alte König hielt Rath, aber in Turin selbst empörten sich die Truppen und pflanzten die dreifarbige Fahne auf. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Sturm auszuweichen, wie Ferdinand in Neapel, und die Regierung einstweilen dem Prinzen von Carignan zu übergeben. Den Thron selber trat er seinem Bruder Karl Felix ab, der in Modena lebte. Karl Albert wurde nun als Regent genöthigt, mit der dreifarbigen Fahne auf den Balkon des Schlosses zu treten und die spanische Verfassung zu proclamiren, wobei er jedoch diejenigen Abänderungen vorbehielt, die das einzube-

rufende Parlament und der König treffen würden. Der alte König hatte sich zurückgezogen. Zu dem neuen aber nach Modena begab sich eine große Deputation, um ihn zu bewegen, die Verfassung anzuerkennen, was er begreiflich abschlug. Die Deputation hatte aber noch einen heimlichen Auftrag, nämlich den König zu versichern, daß sowohl der Prinz von Carignan, als die höheren Classen die Revolution mißbilligten und demgemäß handeln würden. Die Carbonari in Turin waren rathlos. Der Pöbel zwang den österreichischen Gesandten von Binder, die Stadt zu verlassen, aber einen raschen Einfall in die Lombardei wagte man nicht, sondern wartete die Oesterreicher ab. Der Prinz von Carignan floh über Nacht nach Nizza. Nur der Kriegsminister Santa Rosa hielt den Muth der Carbonari noch aufrecht, aber nicht durch Handlungen, sondern durch Reden und diplomatische Vorspiegelungen. Der russische Gesandte nämlich, Graf Macenigo, überredete ihn, die Oesterreicher würden keinen Angriff auf Piemont wagen, wenn er die Vermittelung des Kaisers Alexander annehme, von dem er übrigens keinen Auftrag hatte. So blieb Santa Rosa unthätig und ließ sich sogar durch einen Angriff des General della Torre, der bei Novara ein dem König treues Truppencorps zusammengebracht hatte, überraschen. Della Torre brach am 4. April gegen Turin auf, Santa Rosa schickte ihm den Oberst Regis mit überlegenen Streitkräften entgegen, aber Regis, statt zu schlagen, unterhandelte. Unterdeß rückte auch ein österreichisches Heer unter dem Grafen Bubna heran, dessen Ankunft Regis so wenig ahnte, daß er ihm gerade in die Hände lief, während auch della Torre aus Novara hervorbrach und ihm in den Rücken kam, am 8. April. Regis erlitt großen Verlust und seine fliehenden Soldaten steckten mit ihrer Angst auch die hinter ihnen stehende piemontesische Armee an. Die Soldaten liefen in Vercelli auseinander, wie die Neapolitaner in Mignano. Alle Compromittirten suchten ihr Heil in der Flucht und schon am 10. zog della Torre in Turin ein. Dem neuen König, dem schon alten, schwachen und kinderlosen Bruder

Karl Felix, hatte der Prinz von Carignan deſſen Rechte reſervirt und durch die Flucht ſeine loyale Geſinnung gerechtfertigt. Man ſtrafte ihn daher nur mit Mißbilligung und entfernte ihn zwei Jahre lang vom Hofe. Ihm zu liebe wurde auch manche Unterſuchung und Beſtrafung anderer Hochgeſtellter unterdrückt. Karl Felix dachte gut ſardiniſch genug, um Oeſterreich nicht zu viele Vorwände zum weitern Einſchreiten zu bieten und hielt daher auch die Erbfolge des Prinzen von Carignan gegen die modeneſiſch-öſterreichiſche aufrecht. Ohne Zweifel unter Mitwirkung von Frankreich und England, die eine Vergrößerung Oeſterreichs durch das Königreich Sardinien nicht würden geduldet haben, und aus Abneigung gegen die öſterreichiſche Beſatzung, die bis 1823 im Lande ſtehen blieb. Im Uebrigen war die Reaction hauptſächlich gegen die Preſſe und gegen die Schule gerichtet. Alle Schulanſtalten im Lande wurden der Obhut der Jeſuiten anvertraut. Auch hier ſollte der Einfluß Voltaire's und Rouſſeau's um jeden Preis abgeſperrt werden.

Sowohl in Turin als Neapel wirkte die Abneigung gegen die öſterreichiſchen Hülfstruppen und das Mißtrauen gegen die eigenen Truppen zu dem Entſchluß zuſammen, Schweizerregimenter anzuwerben, welche die Ruhe im Lande erhielten.

Die Lombardei war trotz der Nähe der piemonteſiſchen Revolution nicht aufgeregt worden, obgleich der in Mailand reſidirende Erzherzog Rainer im erſten Schrecken mit ſeiner ganzen Familie entflohen war. Nur heimliche Geſellſchaften verſuchten auch hier den Boden zu unterwühlen, aber ſie wurden von einem Polizeiſyſtem überwacht, das in geheimer Controle und Gegencontrole ſeines Gleichen ſuchte. Mehr aber als dieſe kleinlichen Polizeikünſte wirkte die große Furcht vor der Macht Oeſterreichs. Die Polizei entdeckte noch ſpät im Jahre 1821 eine geheime Verbindung in Mailand, deren meiſte Mitglieder noch Zeit fanden ſich zu retten. Nur einige wurden zur Haft gebracht, worunter Confalonieri und Silvio Pellico das größte Aufſehen erregt haben. Der erſtere

wurde auf alle Arten gedrängt, Geheimnisse zu offenbaren, durch welche man den Prinzen von Carignan zu compromittiren und von der Erbfolge auszuschließen hoffte, aber er bekannte nichts, obgleich Fürst Metternich ihn persönlich ins Verhör nahm. Der andere, Silvio Pellico, ein sanfter frommer Dichter, unfähig zur That, hatte höchstens poetisch für Italien geschwärmt und mußte das jammervollste Schicksal mit seinen Mitgefangenen theilen. Zum Tode verurtheilt, auf dem Schaffot begnadigt, unter den berüchtigten Bleidächern von Venedig, dann auf dem Spielberg in den engsten und härtesten Kerkern schmachtend, in den rauhesten Gefängnißkleidern, mit der rohesten Gefängnißkost kümmerlich genährt, zum Wollstricken verdammt, in Krankheit ohne Pflege blieb der edle Pellico doch immer gleich sanft und geduldig. Aber seine Leiden, von ihm selbst beschrieben und nach seiner Befreiung (1830 in Folge der Julirevolution) bekannt gemacht, weckten in ganz Europa das tiefste Mitgefühl und haben mehr als alles andere den europäischen Haß gegen Metternich geschürt, obgleich diese Angelegenheit nicht Metternich, sondern der Kaiser selbst in die Hand genommen hatte, der sich beständig über die Gefangenen auf dem Spielberg Bericht erstatten ließ und die Behandlung derselben bis zur geringsten Kleinigkeit vorschrieb. Der Zweck, Italien vor Revolution zu hüten, wäre durch eine minder grausame Behandlung der Gefangenen weniger verfehlt worden.

Nachdem die italienischen Revolutionen besiegt waren, erwartete man, die europäische Pentarchie werde nun auch bald die spanische unterdrücken. Das lag in ihrem Prinzip, sie durfte die revolutionären Elemente nirgends aufkommen lassen. Indessen hatte sich England schon sehr unzufrieden über das Verfahren der übrigen Großmächte in Italien geäußert und war eben so unzufrieden mit jeder Einmischung in Spanien. Die englischen Minister, wie reactionär und absolutistisch sie auch damals waren, wollten doch der alten englischen Politik gemäß die Freiheit auf dem Continent nicht ganz unterdrücken lassen und mußten auch die Verantwortung

Gelegenheit und Veranlassung genug hat, seine Liebhabereien auf andere Dinge als auf burschikosen oder politischen Unfug zu richten. Er fühlt sich in der großen Masse zu vereinzelt, unter den vielen hochstehenden und befehlenden Personen zu unmächtig, als daß er leicht auf den Gedanken kommen könnte, es sei schon jetzt an ihm, die Welt zu verbessern. Dies Alles ist unumwunden zuzugeben. Allein die Medaille hat auch ihre Kehrseite. Wir erinnern nur an die größeren Gefahren für die unerfahrene und leichtblutige Jugend; an die größeren Kosten des Aufenthaltes; an den Verlust der poetischen Universitätszeit; an die Ueberschwemmung des ganzen Landes und aller öffentlicher Stellen mit den zahlreichen, jetzt wohlfeil studirenden Söhnen der Hauptstadt. Was an Anstand des Betragens der Universitäts-Angehörigen gewonnen wird, geht leicht an Herzlichkeit und genauer Bekanntschaft verloren. Und hinsichtlich des politischen Treibens ist nicht zu läugnen, daß, wenn die Parteiungen und Umtriebe eine gewisse Höhe erreicht haben, sie in der Hauptstadt leicht am giftigsten werden, und daß sie dann auch durch die Anwesenheit so vieler junger Männer für das Gesetz und für die lezieren selbst, je nach dem Ausgange, um so bedenklicher werden. Doch könnte man noch über dieses Alles weggehen, Schlimmes mit Gutem ausgleichend und doch noch vielleicht einen Ueberschuß behaltend; allein ein Umstand ist noch zurück, welcher in unsern Augen allein hinreicht, dem Plane solcher Versetzung den Stab zu brechen. Keine Regierung ist so reich mit Kenntnissen und talentvollen Beamten in der Hauptstadt versehen, daß sie nicht auch noch eine Vermehrung ihrer Zahl wünschenswerth finden müßte. Für den Gelehrten aber hat es natürlich vielen Reiz seinen Ideen auch unmittelbar Geltung verschaffen zu können, wozu noch theils die Nothwendigkeit größerer Einnahme in dem luxuriöseren Orte, theils Widerwille gegen das lange getriebene Unterrichtsgeschäft kommen kann. Somit wird eine partielle Verwendung gerade der ausgezeichnetsten Professoren im activen Staatsdienste bei allseitigem Interesse bald zu Stande kommen. Damit aber ist, zehn gegen eines, der Gelehrte als solcher verloren, indem nur Wenige die Bewegung und die Abhaltungen des thätigen Lebens zu vereinigen wissen mit der zum Studium und zur Composition nothwendigen Sammlung der Gedanken und Abziehung der Interessen. Will man aber einwenden, daß der Verlust ersetzt werden

vor dem englischen Parlament und Volke scheuen. Daher ihr Widerstand in Troppau und Laibach, der übrigens ohne Nachdruck war, denn einen Krieg wollte England gegen die andern vier Großmächte um eine Handvoll Carbonari und Cortes doch nicht wagen. Die Initiative in Bezug auf Spanien wurde, wie eben erst in Bezug auf Italien wieder von den drei s. g. nordischen Mächten, Oesterreich, Preußen und Rußland ergriffen. Metternich war damals die Seele der Pentarchie, Rußland und Preußen folgten seinem Impulse. „Erhaltung des anerkannten Besitzstandes, Schutz der legitimen Dynastien und der absoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, wie gegen die parlamentarischen Oppositionen" war das Loosungswort. Dem konnte die Dynastie der Bourbons überall nur zustimmen. Auch schmeichelte es ihr und diente ihrem besondern Interesse, daß die drei nordischen Mächte sich Mühe gaben, Frankreich zu einer Pacification Spaniens zu bewegen. Frankreich bekam dadurch Gelegenheit, wieder Waffenruhm zu ernten; es stellte vor ganz Europa seine Macht zur Schau; es consolidirte, indem es nach Wiederherstellung der bourbonischen Allgewalt in Neapel auch die spanischen Bourbons wiederherstellte, zugleich die der Bourbons in Frankreich selbst; es vereinte die Interessen sämmtlicher Bourbons und übte eine Art von Hegemonie über dieselben. Alle diese Vortheile leuchteten ein. Aber es gab noch Bedenken genug und Villèle wollte sich keineswegs übereilen. Durch einen Feldzug, im Interesse der heiligen Allianz unternommen, verfeindete sich die Dynastie unversöhnlich mit dem liberalen Bürgerthum, dem sich der König doch bisher so sehr zugeneigt hatte, und stieß auch England von sich ab. Zudem war der Ausgang des Feldzugs ungewiß. Wenn der große Napoleon mit seiner ungeheuren Macht die tapfern Spanier nicht hatte bezwingen können, wie sollten es die Bourbons vermögen? Aus diesem Gesichtspunct warnte auch die Opposition vor dem Kriege, von dem sie in jeder Beziehung nur Schande für Frankreich voraussagte, weil er gegen die Freiheit und Unabhängigkeit

der Völker geführt werde und weil nur Niederlagen zu erwarten seyen.

Die geheimen Gesellschaften in Frankreich blieben auch nicht unthätig, sondern dachten auf einen Versuch, der Expedition gegen Spanien, die seit der Aufstellung des Gesundheitscordons an den Pyrenäen immer näher drohte, ehe sie noch ausgeführt würde, eine Diversion im Rücken zu machen. Das Beispiel der Spanier, Neapolitaner und Piemontesen wirkte zurück auf die Offiziere des französischen Heeres. Hauptsächlich unter ihnen und zum Theil selbst unter den gemeinen Soldaten wurde complottirt. Fast in allen Regimentern bestanden geheime Logen, die sich mit dem Großrater des Liberalismus, General Lafayette, und dessen Anhang in den geheimen Gesellschaften der Bürger in Verbindung setzten. Ein Soldatenaufstand an verschiedenen Puncten zugleich sollte ausbrechen. Wenn man Herrn von Lamartine's poetischer Darstellung glauben darf, so war Lafayette selbst das Hinderniß des glücklichen Gelingens, weil er seine Abreise nach Béfort, wo der Hauptschlag geschehen sollte, unerwartet um einen Tag verschob, aus Pietät gegen seine verstorbene Frau, deren Sterbetag er in stiller Feier beging. Die Verschworenen wurden durch die Abbestellung des verabredeten Tages irre; der Commandant der Festung Béfort, de Toustain, merkte ein Zusammenstecken der Köpfe, ging den Verschworenen keck zu Leibe und ließ sich auch durch einen Prellschuß, der ihn niederwarf, nicht abschrecken, sammelte seine Truppen und warf den Aufruhr, ehe er noch recht beginnen konnte, über den Haufen. Lafayette, der endlich abgereist war, befand sich nur noch wenige Stunden von Béfort, als er vom Mißlingen des Unternehmens Nachricht erhielt und eiligst eine andere Richtung nahm, als hätte er blos eine Erholungsreise zu Freunden in die Provinz unternommen. Auch Köchlin, der angesehenste Deputirte des Elsaßes, der in der Nähe war, blieb unentdeckt, und nur namenlose Personen, die das ganze Geheimniß nicht kannten, kamen in Verhaft. Gleichzeitig brach ein Soldatenaufstand unter Oberstlieute-

nant Caron in Colmar aus, wo Napoleon II. ausgerufen wurde, ein Beweis, wie tief Napoleon den Soldaten noch im Herzen saß. Aber Caron gerieth unter eine Schwadron, die andern Sinnes war und ihn gefangen nahm. Er wurde kriegsrechtlich erschossen. Denselben Tod fand General Breton, der in Saumure die Soldaten hatte empören wollen. Kleinere Verschwörungen wurden zu Marseille, Toulon, Angers, Tours entdeckt und mit der Hinrichtung einiger Soldaten bestraft. In Paris selbst wurden vier Unteroffiziere aus gleichem Anlaß erschossen. Alles in den ersten Wochen des Jahres 1822.

Die Vereitelung dieser Aufstände gab dem Ministerium Villèle mehr Festigkeit. Es setzte im Februar ein neues strenges Preßgesetz durch, was die Opposition noch mehr erbitterte. Bald darauf kamen die Missionäre nach Paris und predigten in der Kirche des petits pères. Da drang der Pöbel ein, verhöhnte sie, ließ Schwärmer in der heiligen Stätte los und erfüllte sie mit höllischem Schwefeldampf. Aber die frommen Brüder ließen sich nicht irre machen und predigten fort, während Gensdarmen die Ruhestörer hinaustrieben. Der Haß gegen die Kirche stieg bei der Opposition so hoch, daß auch die Arzneischüler den Abbé Nicolle, der unter ihre Lehrer aufgenommen worden war, beschimpften, weßhalb die Schule aufgelöst werden mußte.

Inzwischen hatte die Diplomatie insgeheim vorgearbeitet und im October 1822 versammelten sich die Monarchen abermals auf einem Congreß in Verona, um wegen Spaniens einen endgültigen Beschluß zu fassen. Metternich stand fester als je, da Kaiser Alexander damals schon alle seine Pläne auf den Orient zum Opfer brachte und die in der Türkei aufgestandenen Griechen im Stiche ließ, um thatsächlich die Revolution auch da zu mißbilligen, wo sie ihm nützlich war. Preußen schloß sich wieder eng an Rußland und Oesterreich an. Die Hauptsache war für diese drei Mächte, das immer noch schwankende Frankreich zum Kriege gegen Spanien zu treiben und beßfalls den englischen Widerspruch zu bekämpfen

Der französische Congreßgesandte, Marquis von Montmorenci, schwärmte für den Krieg, und ging viel weiter, als Villèle's Instructionen erlaubten, und ohne den ihm als Collegen beigegebenen, gemäßigteren Chateaubriand zu fragen. Im Vertrauen nun, daß Frankreich die Execution in Spanien im Namen der nordischen Mächte übernehmen werde, beschlossen diese (trotz Englands Widerspruch), eine Note an Spanien zu richten, in welcher sie die Wiederherstellung des absoluten Königthums verlangten. Würde Spanien sich weigern, so sollte eine französische Armee einrücken. Preußen versprach Frankreich in diesem Falle seine moralische, Rußland auch seine materielle Unterstützung. Oesterreich, aus Rücksicht für England, wollte dagegen, falls Spanien ablehnend antworten würde, die Modalitäten der wirklichen Execution noch einmal von einem Congreß berathen lassen. Die Beschlüsse wurden am 17. November gefaßt. Zehn Tage später starb Fürst Hardenberg, der schon körperlich leidend den Congreß verlassen hatte und sich in der Luft des Südens erholen wollte, zu Genua.

Als Montmorenci nach Paris zurückkam, fand sich, daß er nicht im Sinne Villèle's unterhandelt habe, er wurde desavouirt und entlassen. Wellington, der in Verona die englische Stimme geführt hatte, reiste über Paris zurück und warnte den König dringend vor dem spanischen Kriege. Der König war ohnehin dem Kriege abgeneigt und hätte ihn gerne vermieden. Wellington schickte den Lord Fitzroy-Sommerset nach Madrid, um die Cortes zu so viel Nachgiebigkeit zu bewegen, daß Frankreich mit Anstand den Krieg unterlassen konnte, und der französische Gesandte in Madrid, Lagarde, erhielt von Villèle Instructionen im gleichen Sinne, während die drei nordischen Mächte allein am 14. December ihre gemeinschaftlich drohende Note an Spanien abgehen ließen.

Die englisch-französischen Bemühungen in Madrid scheiterten vollständig. Von den Spaniern fordern, sie sollen aus bloßer Furcht etwas thun, hieß ihren Charakter wenig verstehen, und

ſelbſt wenn ſie Klugheit genug gehabt hätten, um mäßig zu ſeyn, würden ſie es nicht geweſen ſeyn, bloß weil man ſie ſchrecken wollte, ihnen Furcht zutraute. Als die ſtolzen, ja höhniſchen Antworten der ſpaniſchen Regierung bekannt geworden waren, befand ſich Villèle in nicht geringer Verlegenheit. Chateaubriand aber, der unterdeß Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, ging raſch zur Kriegspartei über und half jetzt die Anſicht vertheidigen, die er noch in Verona bekämpft hatte. Die Sachlage war allerdings eine andere geworden, ſeitdem Spanien ſelbſt den guten Rath Frankreichs zurückgewieſen hatte. Die nordiſchen Mächte, von Spanien ſchwer beleidigt, drängten; England blieb in ſeiner Halbheit, indem es für Spanien nur redete, aber nicht handelte. Villèle glaubte daher dem König den Krieg anrathen und dieſer ſelbſt nachgeben zu müſſen. Lagarde wurde von Madrid zurückberufen.

Im Januar 1823 eröffnete der König die Kammern mit einer kriegeriſchen Rede, und kündigte an, daß er Geld für die Ausrüſtung einer Armee von 100,000 Mann verlangen werde. Vermöge des neuen Wahlgeſetzes hatte Villèle eine große und ſichere Mehrheit in der Kammer. Die kleine liberale Minderheit wehrte ſich aber verzweifelt und ſuchte durch die Kühnheit ihrer Redner zu erſetzen, was ihr an wahrer Macht gebrach, oder benutzte wenigſtens den Anlaß, um den geheimen Haß der Nation gegen die Bourbons immer giftiger zu machen. Denn was war der bevorſtehende Krieg anders als ein Familienarrangement der Bourbons dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen, um die Völker hier wie dort zu knechten? Unter den Rednern der Oppoſition glänzte Royer-Collard, unter denen des Miniſteriums Chateaubriand; in beiden kreuzten ſich die Spitzen der entgegengeſetzten Doctrinen. Ein andrer Redner der Oppoſition, Manuel, veranlaßte ziemlich unſchuldiger Weiſe einen ungeheuern Lärm. Indem er ſagte: „ſoll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die ſich nur deßhalb ſo häuften, weil fremde Heere in unſer Gebiet

einfielen und Frankreich zwangen, sich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen," — unterbrach ihn das Geschrei der Ultras, die darin eine Anspielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. sahen. Manuel durfte nicht weiter reden und wurde zur Ordnung gerufen. Nur in einer gedruckten Erklärung konnte er mittheilen, was er weiter hatte sagen wollen, daß nämlich das französische Volk damals zu „furchtbaren Excessen und zu einer beweinenswerthen Katastrophe" getrieben worden sey, die vermieden worden wären, wenn die Preußen nicht in die Champagne eingerückt wären, welcher Fall allerdings auf Spanien angewendet werden durfte, da Ferdinand VII. in Gefahr kam, dem Haß der Spanier zum Opfer zu fallen, wenn dieselben über den Einmarsch der Franzosen eben so erbittert wurden, wie die Franzosen es gewesen waren beim Einfall der Preußen. Diese einfache Erklärung versöhnte aber die Ultras nicht. Manuel wurde durch einen Mehrheitsbeschluß auf ein Jahr aus der Kammer ausgeschlossen. Die Opposition erklärte eine solche Willkür für unparlamentarisch. Manuel selbst kehrte sich nicht daran, sondern kam in die Sitzung. Der Präsident und alle Ultras verließen die Kammer, und die Nationalgarde, die zur Verfügung des Präsidenten stand, wurde befehligt, Manuel mit Gewalt zu entfernen. Der Sergeant Mercier, der das Commando hatte, und seine ganze Mannschaft weigerte sich. Man mußte Gensdarmen rufen, die den Befehl vollzogen und von denen Manuel sich hinauszerren ließ, begleitet von allen Deputirten seiner Partei, an der Seite Lafayette's und Duponts de l'Eure. Eine Scene, die in Frankreich keineswegs als eine Niederlage der Opposition betrachtet wurde und zu welcher veranlaßt zu haben ein grober Mißgriff von Seiten der Ultras war.

Die Geldsumme wurde bewilligt und der Krieg gegen Spanien begann.

Hier schritt die revolutionäre Bewegung zwar nicht rückwärts, kam aber auch nicht vorwärts. Hatten die Soldaten allein die Re-

volution gemacht und die Liberalen, die gebildete Classe in den Städten sie ausgebeutet, so war es natürlich, daß beim Landvolk und im mißhandelten Klerus endlich der Muth zum Widerstand erwachte. Im Lauf des Sommers bildeten sich im Norden und Süden Spaniens neue Guerillas unter größtentheils schon bekannten Führern, welche den König für unterdrückt und gefangen, den Glauben für gefährdet erklärten, die Autorität der liberalen Regierung nicht mehr anerkannten und den Krieg gegen ihre Beamten eröffneten. In Navarra sammelte sich unter Quesada, Santos-Ladron und Juanito ein s. g. Glaubensheer, eine große Schaar unter dem berühmten Merino in Altcastilien, viele große und kleine Banden unter dem Baron d'Eroles, dem Trappisten (Antonio Maranon), und andre in Catalonien, noch andere in Aragonien, Valencia und noch tief im Süden von Granada und Andalusien. In Seo d'Urgel tauchte sogar schon eine „Regentschaft während der Gefangenschaft des Königs" auf, an deren Spitze Mata Florida und d'Eroles traten. Aber diese Bewegungen erstickten zum Theil im gelben Fieber, welches von neuem im Norden ausbrach und in Barcelona allein 20,000 Menschen hinraffte. Diese Pest veranlaßte die französische Regierung, einen bewaffneten Cordon an den Pyrenäen zu ziehen, dem die spanische Regierung sofort aus Mißtrauen ein spanisches Beobachtungsheer entgegenstellte.

Martinez de la Rosa, den der König zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, war ein Moderado (Gemäßigter) und suchte die Exaltados (die Radikalen) in den Cortes zur Vernunft zu bringen. Aber der König, auf ihn und Morillo zu viel trauend, glaubte, die Zeit zur Contrerevolution sey schon gekommen, es bedürfe nur eines Staatsstreichs in Madrid und mit Hülfe des Glaubensheeres werde die Revolution besiegt werden, noch ehe die Franzosen kämen, oder aber ein Staatsstreich werde auch im Fall des Mißlingens die Hülfe von außen beschleunigen. Er betrieb also heimlich einen Aufstand seiner Garden, die auf

alle Art durch die Damen des Hofes, durch Wein und Geschenke entflammt wurden. Aber die Sache blieb nicht geheim genug. Riego kehrte plötzlich nach Madrid zurück, um die Cortes zu schützen, die ihn sogleich zu ihrem Präsidenten wählten; auch Morillo wollte die Verfassung nicht verletzen lassen und eben so Ballesteros. Diesem berühmten Generale folgten die übrigen Truppen, und als die Garden am 7. Juli 1822 dennoch einen Angriff versuchten, wurden sie in einer Straßenschlacht besiegt. Der König beging damals die Infamie, in die Hände zu klatschen, die Sieger zu beglückwünschen und ihnen für ihre „Treue" zu danken, während seine Garden im Blute lagen. Darauf entließ er die Moderados aus dem Ministerium und ersetzte sie durch Exaltados. Auswärtiger Minister wurde San Miguel aus Riego's Generalstab und Kriegsminister Lopez Bannos, der dem Glaubensheere einige glückliche Gefechte geliefert hatte. Der berühmte Mina, aus Frankreich zurückgekehrt, wurde nach Catalonien geschickt und trieb nun seinerseits den Baron d'Eroles über die französische Grenze. Die neuen Minister übten einen Act grausamer Rache, indem sie den seit dem Beginn der Revolution gefangen gehaltenen General Elio zur Garotte (einem Werkzeug der Erdrosselung) verurtheilen ließen. Dieser General hatte allerdings bei der ersten Revolution des Königs nicht minder leidenschaftlichen Haß gegen die Liberalen bewiesen. In allen Einzelkämpfen, bei den Emeuten in den Städten, wie bei den Zügen der Guerillas auf dem Lande kamen von beiden Seiten abscheuliche Morde und Grausamkeiten vor; überall verrieth sich das kochende Blut der Spanier.

Die Centralregierung des Landes selbst war von einem Extrem ins andere übergesprungen und hatte erst die eine, dann die andre Hälfte der Nation aufs erbittertste bekämpft, dadurch alle Kraft des Landes gelähmt und jede fruchtbare Reform unmöglich gemacht. Es war daher sehr begreiflich, daß sich dieselbe Extremität in den einzelnen Landestheilen wiederholte. Jeder Spanier hing zähe an seiner Provinz und machte sie im Kleinen wieder zu einem Cen-

trum, ohne ſich um die übrigen zu kümmern. Wie in der Franzoſenzeit in jeder Provinz, faſt in jeder Stadt eine beſondere Junta die Regierung übernommen und auf eigene Fauſt gehandelt hatte, ſo geſchah das jetzt wieder. Die Regeutſchaft von Seo d'Urgel war nicht im Stande, ſich die Gleichgeſinnten in andern Provinzen unterzuordnen. Die Guerilleros waren von früher her an Selbſtändigkeit gewohnt, die empörten Generale der Armee ſuchten ſich eben ſo frei zu halten, die der Regierung, z. B. Mina, folgten gleichfalls nur ihrem eigenen Willen. Sie alle wurden nämlich unterſtützt und getragen vom ritterlichen Geiſt der Bauern. Sonderlich in den nördlichen Provinzen war faſt jeder Bauer altadeligen gothiſchen Blutes, waffengeübt, waffenſtolz und folgte gern dem angeborenen Hang zu kriegeriſchen Abentheuern, ſo wie der angeborenen Rachluſt. Die Prieſter und Mönche ſelbſt vergaßen in dieſem heißen Lande die Pflicht der Friedensboten, bewaffneten ſich, ſtürzten in den Kampf und waren nicht ſelten geſchickte und berühmte Anführer. In dieſen heroiſchen, aber barbariſchen Einzelkämpfen rieb ſich die Nation auf, ohne daran zu denken, daß es ein fortgeſetzter Brudermord ſey. Die Menſchen hatten keine Geduld, Gegengründe anzuhören, ſie ſchwiegen murrend, oder ſie griffen zum Schwert und trachteten, den Gegner nicht zu überzeugen, ſondern zu vernichten. Aber wie konnte das Volk anders ſeyn, da ſeine höchſten legitimen Autoritäten ihm ſelbſt das Beiſpiel der Unduldſamkeit und rohen Gewaltthätigkeit gaben und es, anſtatt ſein Wohl zu fördern, nur zu Parteizwecken mißbrauchten.

Durch nichts verrieth ſich die Schwäche der Cortes ſo ſehr, als durch die Apathie, mit der ſie den italieniſchen Revolutionen und den drei Congreſſen zuſahen. Die ganze große Bewegung der Pentarchie war für ſie nicht vorhanden. Die Neapolitaner oder Piemonteſen mit einer Hülfsarmee zu unterſtützen, daran dachte niemand und fehlte dazu auch das Geld. Alles was man that, war die Entſendung Mina's mit einer im Ganzen ſchwachen Ar-

mee, um die Pyrenäen vorläufig gegen den französischen Gesundheitscordon zu decken.

Als im Winter auf 1823 der englische und französische Gesandte der liberalen Regierung in Madrid Mäßigung anriethen und die drohende Note der drei nordischen Mächte ankam, änderte sich nichts weder in der Gesinnung noch Haltung der herrschenden Partei. Mit echt spanischem Stolz wurde der gute Rath wie die Drohung verachtet. Der Minister des Auswärtigen, San Miguel, erklärte den Gesandten der drei nordischen Mächte: „die spanische Constitution sey dieselbe, die im Jahr 1812 vom Kaiser Alexander anerkannt gewesen sey; König Ferdinand übe frei die Gewalt, die ihm gemäß dieser Verfassung zustehe; die Spanier hätten sich in die Angelegenheiten keines andern Staates eingemischt, verbäten sich daher auch jegliche fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten; die Uebel, an denen Spanien leide, würden nicht durch die Constitution, sondern durch deren Feinde verschuldet; die spanische Regierung werde handeln, wie ihr die Nationalehre und die Constitution vorschreibe.“ Hierauf (11. Januar) verlangten die drei Gesandten ihre Päße, der russische in unverschämten Ausdrücken, die San Miguel mit der Bemerkung erwiederte, „nur seine Ignoranz entschuldige diesen Mißbrauch des Gesandtenrechts.“ Alle drei reisten schleunig ab. Die Cortes billigten die Haltung des Ministeriums und der „göttliche“ Arguelles hielt wieder eine seiner schönen Reden voll patriotischer Hochherzigkeit, an deren Schluß ihn sein bisheriger politischer Gegner Galiano umarmte. Beide wurden vom Volk im Triumph durch die Straßen getragen und auf Galiano's Antrag ein Manifest erlassen, welches den stolzen Entschluß der Spanier ganz Europa verkündete. In Folge dessen, was in Paris verabredet wurde, mußte nun auch der französische Gesandte seine Päße nehmen, nur der englische blieb in Madrid zurück, nicht um den Spaniern irgend eine Hülfe zu gewähren, sondern im Gegentheil, um durch seine unablässigen Mäßigkeitsreden die Energie des Widerstandes zu lähmen.

werde durch die zahlreich in der Hauptstadt vereinigten Männer von Geist, Bildung und speciellen Kenntnissen, welche leicht die eine oder die andere Vorlesung zu halten bestimmt werden können, während sie nie eigentliche Professoren in einer Landstadt geworden wären: so geben wir zu, daß in einzelnen Fällen wirklich hier großer Gewinn für die Universität gemacht werden könnte; allein in der grosten Mehrzahl der Fälle wird der Versuch schlecht ausfallen. Es ist immer verderblich, Anstalten auf Dilettanten-Arbeit und -Eifer zu gründen, und das ganze Ergebniß kann (wie gesagt, mit einzelnen Ausnahmen) nur das seyn, daß die Professoren aufhören zu lesen und die Praktiker schlechte Vorlesungen halten. Und man wird uns zugeben, daß, je kleiner die Hauptstadt, und je nothwendiger die Sparsamkeit im Staatshaushalte ist, desto sicherer diese Folgen eintreffen müssen, d. h. desto gewisser die Universität zu Grunde gerichtet wird. — Wir können somit in dem Verlegen aller Universitäten in die Hauptstädte, wenn sich schon sehr wesentlicher Nutzen in gewissen Beziehungen dabei herausstellt, kein räthliches Mittel zur Verbesserung der gegenwärtigen Mißstände der Universitäten sehen.

Haben wir nach diesem noch nöthig, von jenem Vorschlage zu reden, welcher unbegreiflicherweise trotz seiner Beschränktheit so vielen Leuten das Blut gegen den Kopf trieb und ihnen eine spitzige Feder in die Hand gab, ich meine den Vorschlag Diesterweg's, die Universitäten herabzustimmen zu bloßen Katechisationsanstalten, und den Docenten einerseits zu verbieten, Lehrer und Förderer der Wissenschaften zu seyn, andererseits ihnen zu befehlen, offenes Haus für Jeden nach dessen Belieben zu machen? Wir denken, es ist unnöthig. Das ganze stimmfähige Publikum hat die völlige Verkehrtheit und Unausführbarkeit dieser Ansichten bereits anerkannt; und es sey uns hier nur die Bemerkung gestattet, daß damit das jetzt bereits vorhandene Uebel der absoluten und relativen Werthverminderung der Universitäten nur noch gesteigert und unheilbar gemacht, die disciplinarische Schwierigkeit aber nicht beseitigt würde. Und ob bei solchem von Amtswegen genöthigtem Zusammenleben das Verhältniß der Pietät viel gewinnen würde, mag billig ebenfalls dahin gestellt bleiben.

Somit sind dann die theils wirklich getroffenen, theils wenigstens in Vorschlag gebrachten Anstalten zur Entfernung der

Mit diesem Widerstand war es überhaupt elend beschaffen und die That entsprach den großen Worten nicht. Nach dem Plan des Kriegsministers Lopez Bannos sollte Mina Catalonien behaupten, Balleſteros Aragonien und Navarra, Abisbal aber in Neucastilien in Reserve stehen, um den einen oder andern beim Angriff der Franzosen zu unterstützen. Aber alle diese Generale hatten nur wenig und schlecht disciplinirte und verpflegte Truppen, deren Treue nicht einmal sicher war, ja die Generale selbst waren nicht alle zuverlässig. Auch regten sich die Glaubensbanden auf's neue. Um den Einmarsch der Franzosen zu erleichtern, bildeten sich im Rücken der spanischen Generale wieder große Guerillas des Pfarrer Merino in Altcastilien, des Franzosen Bessières und des Russen Ullmann im untern Aragonien. Die letztern bemächtigten sich der Festung Meguenenza durch geheimes Einverständniß und drangen, 8000 Mann stark, gegen Madrid vor, Abisbal hielt sie nur mit Mühe auf. König Ferdinand selbst freute sich seiner baldigen Erlösung durch die französische Hülfe und bot einer Intrigue des englischen Gesandten gern die Hand in seinem eigenen, nicht aber im englischen Sinn und Interesse. Der Engländer rieth ihm nämlich, unter dem Eindruck des Schreckens, den der nahe bevorstehende Einmarsch der Franzosen und die Frechheit der Glaubensschaaren erregten, sein allzu liberales Ministerium zu entlassen und ein gefügigeres zu ernennen. Der Engländer hoffte, wenn der König wieder selbständig erscheine, werde Frankreich vor dem Thore stehen bleiben. Ferdinand selber that gern alles, was ihn je eher je lieber von den Liberalen befreite, und entließ die Minister. Die Intrigue scheiterte indeß an der Wuth des Volks, welches den Palast umringte und die Absetzung des treulosen Königs forderte. Dieser rief nun schnell die bisherigen Minister wieder in's Amt. Dadurch aber gewarnt, beschlossen diese und die Cortes, den König von Madrid zu entfernen. Man konnte nicht wissen, wie das Kriegsglück sich wenden und wie rasch Madrid vom Feinde erreicht werden würde. Um einen neuen Verrath des Königs unmöglich zu machen,

erſchien es beſſer, ihn nach Sevilla zu ſchicken, wohin die Cortes nachfolgen ſollten. Der König ſträubte ſich, ſtellte ſich krank und that alles Mögliche, um die Reiſe nicht machen zu müſſen. Aber man zwang ihn, am 20. März 1823 abzureiſen.

Nur fünf Tage früher war der zum Generaliſſimus der franzöſiſchen Executionsarmee beſtimmte Herzog von Angoulême von Paris abgereist und hatte ſich zur Armee begeben, die urſprünglich gegen das gelbe Fieber an den Pyrenäen aufgeſtellt, unterdeß aber bis auf 100,000 Mann verſtärkt worden war. Der Herzog von Angoulême wurde zum Oberfeldherrn auserſehen, um ihm die Lorbeern dieſes Krieges zuzuwenden und ihn wo möglich bei der franzöſiſchen Armee populär zu machen. Er zeigte den beſten Willen, aber ſeine angeborne Schüchternheit eignete ihn nicht zum Befehlshaber, weshalb ihm General Guilleminot an die Seite gegeben wurde. Die franzöſiſche Armee war in fünf Armeecorps getheilt, die vom Marſchall Oudinot, General Molitor, Prinz von Hohenlohe, Marſchall Moncey und General Bourdeſoulle commandirt waren. Aus Bayonne erließ der Prinz Generaliſſimus eine Proclamation an die Spanier, worin er ihnen verkündete, er komme nicht, ſie anzufeinden, ſondern nur um den gefangenen König zu befreien und Hand in Hand mit den Freunden der Ordnung in Spanien ſelbſt Thron und Altar wieder aufzurichten. Am 7. April ging er über die Bidaſſoa. Hier ſtellte ſich ihm Oberſt Fabvier mit einer dreifarbigen Fahne an der Spitze einer Bande franzöſiſcher Flüchtlinge entgegen und machte einen Verſuch, die franzöſiſchen Soldaten zu verführen, aber ein paar Kartätſchenſchüſſe verjagten ihn und ſeine Leute. Indem nun die Franzoſen vorrückten, fanden ſie nur in Catalonien bei Mina einen hartnäckigen Widerſtand und wurden außerdem vor den Feſtungen San Sebaſtian und Pampelona aufgehalten, denn Balleſteros war viel zu ſchwach, um gegen die große franzöſiſche Armee eine Schlacht zu wagen, und zog ſich zurück. Die Franzoſen hielten ſtrenge Mannszucht, benahmen ſich freundlich gegen die Einwohner und wurden von der

großen Mehrheit als Befreier begrüßt und willkommen geheißen. Der Nationalhaß von 1808 war verschwunden vor dem Glaubens- und Parteihaß. Die Berechnung derer, die immer den Krieg gewollt hatten, bestätigte sich vollkommen und die französischen Liberalen, die immer vor dem Kriege gewarnt und an den furchtbaren Widerstand Saragossa's erinnert hatten, sahen sich beschämt. Saragossa ergab sich den Franzosen nicht nur ohne Schwertstreich, sondern als Molitor daselbst einzog, umscholl ihn der lauteste Jubel des Volks. O'Donnel, Graf von Abisbal, der alte Verräther, spielte auch diesmal wieder seine treulose Rolle, vertheilte seine Truppen, schickte sie dahin, wo sie nichts nützten, unterhandelte mit dem Feinde, unterstützte Vallesteros nicht, vereitelte dadurch die Vertheidigung der Somosierra und öffnete den Franzosen den Weg zur Hauptstadt. Als seine Offiziere sich gegen ihn empörten, war es zu spät. Sie verjagten ihn, aber das Unglück war geschehen. Nun gab auch Vallesteros jede Hoffnung auf eine wirksame Vertheidigung mit den Waffen auf, zog sich noch weiter zurück nach Valencia und hoffte allein noch Heil von Unterhandlungen. Er war immer einer der Gemäßigten gewesen und hatte sich zu den Communeros und zu denen gehalten, die viel von der englischen Vermittlung hofften. Auch General Morillo an der Nordküste Spaniens zog sich vor der Uebermacht des Feindes zurück und benahm sich zweideutig.

Der Herzog von Angoulême war mit dem Gros der französischen Armee unaufhaltsam vorgerückt und befand sich nicht mehr weit von Madrid, als der daselbst commandirende General Zayas, bisher der Untergebene Abisbals, eine Capitulation anbot. Mittlerweile aber hatte der bisher versteckt gewesene Bessières schon wieder eine s. g. Glaubensbande versammelt und wollte an Madrid Rache üben. Es gelang Zayas, ihn zurückzuschlagen. Die Franzosen, um die Ruhe der Stadt zu erhalten, rückten rasch ein, am 23. Mai, am folgenden Tage der Herzog von Angoulême selbst. Es war ihm jedoch nicht möglich, die gewünschte Ruhe und Mäßi-

gung bei der ſervilen Partei durchzuſetzen. Die neue Regentſchaft, die ſich unter dem Herzog von Infantado für ſo lange bildete, als der König noch in den Händen der Liberalen ſeyn würde, begann auf der Stelle eine maaßloſe Reaction. Da der franzöſiſche Feldherr ſich in die inneren Angelegenheiten Spaniens nicht miſchen durfte, mußte er die üble Wirthſchaft gewähren laſſen. Seine Aufgabe war, die militäriſche Beſetzung Spaniens zu vollenden. Da ſich nun Mina allein ritterlich wehrte, wurde dem Marſchall Moncey noch das Corps von Molitor nach Catalonien nachgeſchickt, um Mina vollends zu überwältigen, während Bourdeſoulle bereits ſüdwärts gegen Sevilla vordrang. Hier hatten die Cortes am 23. April ihre Sitzungen wieder eröffnet, als aber die ſchlimmen Nachrichten aus dem Norden eintrafen und die Franzoſen immer näher kamen, beſchloſſen ſie weiter nach Cadix zurückzugehen. Der König wollte wieder nicht, wurde aber für geiſteskrank erklärt, interimiſtiſch bis zu ſeiner glücklichen Ankunft in Cadix abgeſetzt und von einer proviſoriſchen Regentſchaft begleitet den 12. Juni abgeführt. Bourdeſoulle fand auf ſeinem Marſch nach dem Süden nur an der Brücke bei Talavera de la Reyna einen tapfern Widerſtand, weil hier der energiſche Zayas befehligte, der jedoch der Uebermacht weichen mußte. Als die Franzoſen in Sevilla ankamen, waren die Liberalen ſchon alle von dort fort und die Serviilen hatten ſchon die Oberhand. Mittlerweile war Mina in Catalonien eingeengt worden und Molitor konnte ſich gegen Balleſteros wenden, den er aus Valencia bis Granada trieb. Zwar vereinigte ſich Zayas mit Balleſteros, aber es war dem letztern nicht rechter Ernſt, die Truppen waren ſchon entmuthigt. Erſt in einem Reitergefecht, dann in einem größern Kampf in den Gebirgen bei Compillo de Arenas wurden ſie von Molitor geſchlagen, worauf Balleſteros capitulirte und die Regentſchaft in Madrid anerkannte. Faſt gleichzeitig capitulirte Morillo in Corunna, und Quiroga, der unter ihm diente und vergebens ſich empörte, mußte zur See nach England flüchten, im Auguſt.

So hinderte den Generalissimus nichts mehr, mit dem Gros der französischen Armee gegen Cadix aufzubrechen, um auch noch dieses letzte Bollwerk der spanischen Constitution einzunehmen. Er langte am 16. August vor dieser Stadt an, deren Vertheidigungswerke sehr vernachlässigt waren. Nur der s. g. Trocadero, ein Schanzwerk, welches die Landenge von Cadix schützt, war zu erobern und schon am 31. wurde derselbe trotz der ausdauernden Tapferkeit der Spanier mit Sturm genommen, bei welchem Anlaß man des Prinzen von Carignan mit Auszeichnung gedachte. Derselbe diente in der französischen Armee, um im Kampf gegen die spanische Constitution den Mißgriff, sie zwei Jahre früher selbst in Turin proclamirt zu haben, wieder gut zu machen. Nach dem Falle des Trocadero war es nicht mehr möglich, Cadix lange zu halten. Die Franzosen hätten rascher vorgehen können, scheinen aber abgewartet zu haben, bis man in der Stadt mürber geworden seyn würde, wenigstens bis der König außer Gefahr war, noch zuletzt der Parteiwuth zum Opfer zu fallen. Auch vertheidigte der spanische Gouverneur Valdez die Stadt mit großem Geschick und hielt einen Aufruhr des servilen Pöbels nieder. Erst am 20. Sept. eroberten die Franzosen das Fort St. Petri, von wo aus sie die Stadt bombardiren konnten.

Wohl wissend, daß Cadix fallen müsse, wenn es nicht entsetzt werde, hatte Lopez Bannos, der Kriegsminister, in Estremadura einige Truppen gesammelt und Riego, der bisher kein Commando übernommen, eilte zur See nach Malaga, um die wenigen Truppen zu übernehmen, die Zayas noch dahin geführt hatte. Riego hoffte, durch den Zauber seines Namens auch die Truppen zu gewinnen, die Ballesteros befehligte. Aber sein Versuch mißglückte, denn Ballesteros wies alle Zumuthungen Riego's ab und als dieser ihn verhaftete, befreiten ihn seine Truppen, bei Priega. Nun mußte Riego flüchten, wurde von der französischen Reiterei unter Bonnemaison verfolgt und gehetzt wie ein Wild. Durch seine Rohheit gegen den Klerus, den er bei jeder Gelegenheit und noch zu-

letzt in Malaga mißhandelt und ausgeplündert hatte, durch die Last von Kirchenbeute, die er auf der Flucht nicht mehr fortschleppen konnte, war er dem Volke selbst furchtbar verhaßt worden. Nachdem er fast alle seine Leute verloren und mit nur noch wenig Getreuen durchs Gebirge ans Meer zu gelangen hoffte und einen Einsiedler mit Gewalt nöthigte, ihm den Weg zu weisen, verrieth ihn dieser an die Bauern, die ihn und die Seinen gefangen nahmen und gebunden nach Madrid schickten.

Da kein Entsatz kam, und Cadix schon von St. Petri aus bombardirt zu werden begann, beschlossen die Cortes endlich, sich aufzulösen, ihr Heil in der Flucht über See zu suchen und den König an die Franzosen auszuliefern. Sie nöthigten ihn zwar noch, eine ihm dictirte Proclamation und Amnestie zu unterzeichnen, aber Jedermann wußte, daß er sich nicht daran binden würde. Am 10. October führte ihn Valdez auf einem Boot in's französische Lager hinüber, stieß aber gleich wieder ab und kehrte um, ohne sich an die Einladung des Königs zu kehren, mit auszusteigen. Der Herzog von Angoulême empfing den König, der ihn umarmte. Auch Ballesteros war gekommen, aber Ferdinand warf ihm einen tödtlichen Blick zu und er fand gerathen, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, wie Valdez. Als die Capitulation von Cadix bekannt wurde, gab Mina jeden weiteren Widerstand auf und sicherte sich freien Abzug durch eine Capitulation, die den Franzosen die noch von ihm in Catalonien besetzten Festungen übergab, 2. Nov. Auch Lopez Bannos fügte sich. Ganz Spanien war wieder der absoluten Gewalt Ferdinands VII. unterworfen. Die Constitution starb in demselben Cadix, wo sie 1820 wiedergeboren worden war.

Die Art, wie der König jetzt verfuhr, war dieselbe, wie 1814. Schon gleich nach seiner Befreiung erließ er eine racheschnaubende Proclamation, worin er alles widerrief, was seit 1820 geschehen war. Nur die Inquisition stellte er nicht wieder her, sey es, daß er hierin den Vorstellungen Frankreichs nachgab, oder aus eigener

Vorsicht. Die weltlichen Gerichte ließ er dagegen zahlreiche und grausame Verfolgungen verhängen und hatte nichts dagegen, wenn die Privatrache der Servilen und die Wuth der Glaubensbanden unter den Liberalen ihre Opfer suchten. Der Herzog von Angoulême war empört über die Rohheit der Reaction und erließ einen Befehl, niemand zu verhaften ohne Ermächtigung von Seiten des französischen Militärcommando's. Aber die französische Regierung selbst desavouirte ihn, weil sie jeden Schein vermeiden wollte, als maße sie sich eine Regierungsgewalt in Spanien an. Nun kehrte der Herzog mit traurigen Empfindungen heim, seine noch zurückbleibenden Truppen aber sahen oft mit Zähneknirschen den Grausamkeiten zu, die im Namen Ferdinands begangen wurden, ohne daß sie es hindern durften. Am 7. November wurde der früher allzu hoch gefeierte Riego in Madrid zum Tode verurtheilt, nachdem er unterwegs vom Volk auf alle Art verhöhnt und mißhandelt worden war. In einem weißen Hemde, festgeknebelt, mit einer grünen Spottmütze auf dem Kopf, wurde er in einem alten Korbe voll Staub und Schmutz von einem Esel zu dem überaus hohen Galgen geschleift, den man eigens für ihn hatte machen lassen, und unter dem Wuthgeheule der Menge gehenkt.

Sechs Tage später hielt der König mit der Königin seinen feierlichen Wiedereinzug in Madrid. Sie saßen beide auf einem 20 Fuß hohen antiken Triumphwagen, den hundert (grün und rosa gekleidete) Menschen zogen und Tänzer und Tänzerinnen umschwärmten. Dem Einzug folgte Fest auf Fest, aber auch Schrecken auf Schrecken. Die ganze spanische Armee wurde aufgelöst und an ihre Stelle traten einstweilen die bewaffneten Glaubensbanden, die sich nach und nach als s. g. „königliche Freiwillige" zu einer Miliz ausbildeten, die aber gegen alle Constitutionellen wüthete und nach Herzenslust plünderte, einkerkerte, mordete. Die von den Cortes gemachten Anleihen wurden vom König nicht anerkannt. Die französischen Soldaten, die allem zusehen mußten, was sie mißbilligten, wurden vom Volk, die Gesandtschaften von Frankreich und England,

die aufs neue Mäßigung predigten, von der Camarilla ausgelacht. Victor Saez, der Beichtvater des Königs, war die Seele dieser Camarilla und der ganzen neuen Regierung. Nur zum Scheine ließ man ein neues Ministerium, an dessen Spitze Ofalia stand, ein gemäßigtes System annehmen. Als dasselbe aber 1824 wagte, die unbändigsten Führer der Glaubensbanden, wie Bessières, Merino, den Trappisten ꝛc. zu verhaften, wurde es rasch wieder gestürzt, und die Verfolgung begann von neuem. Da wagte Valdez in Andalusien einen neuen Aufstand zu Gunsten der Constitution. Aber die französischen Truppen mußten ihm ein baldiges Ende machen. Die Hälfte dieser Truppen wurde am Ende des Jahres nach Frankreich zurückgezogen. Die Finanznoth, und die englisch-französischen Vorstellungen führten abermals zu einiger Mäßigung zurück unter dem neuen Minister Zea-Bermudez, als derselbe aber Klerus und Adel besteuern wollte, wurde auch er wieder heftig angefeindet.

Auch das benachbarte Königreich Portugal erlebte damals, wie Spanien, revolutionäre Erschütterungen. Wie aber Spanien durch Frankreich bevormundet und gehofmeistert wurde, so Portugal durch England, wobei England sich in dem Maße kräftiger erwies, um welches Portugal kleiner und zugänglicher war.

König Johann VI. von Portugal war im Jahr 1808, um der neapolitanischen Gewaltherrschaft zu entrinnen, nach Brasilien, der großen Colonie Portugals in Südamerika, übergesiedelt, und residirte in Rio de Janeiro. Seine Rückkehr verzögerte sich, nicht ohne Zuthun der Engländer, die seit dem großen Kriege festen Fuß in Portugal gefaßt hatten, und deren Agent, Lord Beresford, eigentlich englischer Statthalter in Lissabon war. Er bekleidete nämlich das Amt eines Obergenerals der portugiesischen Landmacht, und

war Mitglied der in Abwesenheit des Königs von demselben beglaubigten Regentschaft, welcher zwar der alte Patriarch von Lissabon vorsaß, die aber nur Beresford wirklich lenkte und leitete. Lissabon und Oporto wimmelten von Engländern, welche hier fast ausschließlich die großen Handelsgeschäfte trieben. Auch im Heere waren eine Menge, man sagt ein Drittel der Offiziere Engländer. Gegen diese Fremdherrschaft regte sich nun bald eine lebhafte Opposition. Schon im Frühling 1817, als portugiesische Truppen nach Brasilien übergeschifft werden sollten, um die dortigen republikanischen Gelüste zu bekämpfen, verschwor sich General Freyre mit einer Anzahl Offizieren, Beresford und die englischen Offiziere umzubringen. Aber der Anschlag wurde vor der Ausführung entdeckt (am 25. Mai), und Freyre mit noch 11 anderen erst gehenkt, dann geköpft, und zuletzt verbrannt.

Ein so schreckliches Exempel sicherte die Ruhe. In demselben Jahre wurde die österreichische Erzherzogin Leopoldine nach Brasilien geschickt, um mit Johanns VI. ältestem Sohne, Don Pedro, vermählt zu werden. Aus dieser Ehe entsproßte die nachmals berühmt gewordene Prinzessin Maria da Gloria als Erstgeborne. Mit der Braut gingen auch deutsche Naturforscher ab, welche reiche Naturschätze nach Wien und München mitbrachten (Spix, Martius, Natterer). Bereits im Jahre vorher (1816) waren aus Rio de Janeiro zwei Töchter Johanns VI. in Lissabon angelangt, Donna Maria Isabella, die mit Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Francesca, die mit dessen Bruder, Don Carlos, vermählt wurde.

Als 1820 die spanische Revolution siegte, stieg auch die nationale Opposition in Portugal gegen die Engländer allmählig bis zum Siedepunct. Lord Beresford befand sich damals in Brasilien. Und doch brach die Empörung erst am 23. August und nicht in der Hauptstadt, sondern in Oporto aus, wo Oberst Sepulveda eine provisorische Regierung niedersetzte und Einberufung der Cortes verlangte. General Amarante, der von Lissabon abge-

ſchickt wurde, den Aufruhr zu dämpfen, wurde von ſeinen eigenen Soldaten gezwungen, ſich der Junta von Oporto anzuſchließen, 7. September. Acht Tage ſpäter wurde in Liſſabon ſelbſt die Conſtitution ausgerufen und eine Junta im Namen des Königs eingeſetzt. Im Anfang October kam zwar Lord Beresford zurück, fand aber keinen Gehorſam mehr und mußte ſich mit allen engliſchen Offizieren und einigen Portugieſen, die ihm anhingen, nach England flüchten. Die engliſche Regierung unterſtützte ihn nicht, ſondern fand es gerathener, um ſich ihren moraliſchen Einfluß in Portugal zu ſichern, ſich jedes eigenen Urtheils über die Vorgänge daſelbſt zu enthalten, und die Entſcheidung allein dem König Johann zu überlaſſen.

Dieſer Fürſt wurde aber im Jahr 1821 durch eine Revolution in Braſilien ſelber vertrieben. Sein Sohn Don Pedro blieb dort zurück und wurde am 25. September 1822 zum Kaiſer erhoben, weniger um ſelber zu herrſchen, als um den Parteien zum Werkzeug zu dienen. Die Verbindung mit dem Mutterlande Portugal wurde bei dieſem Anlaß gelöst, das Kaiſerthum Braſilien erklärte ſich für ſelbſtändig und machte in ſeiner Conſtitution den demokratiſchen Elementen, die in den benachbarten neuſpaniſchen Republiken Südamerikas herrſchten, Conceſſionen. Der alte abgeſetzte König, Johann VI., ſchiffte ſich mit ſeiner übrigen Familie ein und kehrte am 3. Juni 1822 nach Liſſabon zurück. Ein ſchwacher Herr und ſchon an Nachgeben gewöhnt, nahm er die in ſeiner Abweſenheit beliebte Verfaſſung an und war mit allem Geſchehenen zufrieden. Aber ſeine leidenſchaftliche Gemahlin Carlotta, Schweſter Ferdinands VII., mit nichten. Sie weigerte ſich, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, und hoffte auf den Umſturz der Conſtitution in Spanien. Schon am 26. Februar 1823 empörte ſich ihr vornehmſter Anhänger, Graf Amarante, zu Villa Real, und mehrere Regimenter traten zu ihm über. Am 27. Mai entfernte ſich Don Miguel, jüngerer Sohn des Königs und Liebling ſeiner Mutter, heimlich aus Liſſabon, und begab ſich in das Lager

Mißstände bei den Universitäten nicht von der Art erfunden worden, daß sie zum Ziele führen könnten. Ist ihr Mißlingen aber vielleicht bereits ein schlagender Beweis, daß der Zweck gar nicht erreicht werden kann? Ist hier einer der häufigen Fälle, in welchen die Veränderung aller Verhältnisse eine früher vollkommen wirksame und in allen Beziehungen harmonische Einrichtung unwiederbringlich aus dem Gleichgewichte bringt, und sie eines Theiles ihrer Wirkung beraubt, wo dann jeder Wiederherstellungsversuch nur Verschwendung von Mühe und Mitteln, ein Beweis von gänzlichem Mangel an Einsicht ist? Theilweise wohl allerdings; allein nur theilweise. Es scheint uns nämlich, daß die Verminderung des frühern absoluten und relativen Werthes der Universitäten durch Ursachen bedingt ist, welche an sich eine Wegräumung nicht zulassen. Wer könnte daran denken, die Literatur hemmen zu wollen, damit der mündliche Unterricht wieder mehr Geltung bekäme? Was würde man zu dem Vorschlage sagen, der Entwicklung der Industrie in den Weg treten, die Gewerbeschulen wieder aufheben zu wollen, in der Hoffnung, der Gelehrte werde dann wieder allein gelten, nur auf den Hochschulen wieder höhere Bildung zu erlangen seyn? Auch Verbot der Reisen oder die Unterlassung der Ausstattung großer Städte mit allen Arten von Bildungsmitteln zu dem in Frage stehenden Zwecke, dürfte diesseits des Irrenhauses kaum auf Billigung rechnen. Und selbst nicht innerhalb desselben ein Plan zur Aufhebung der ständischen Verfassungen, damit kein Redner mehr die Kathedermänner überstrahle. Von einer Wegräumung dieser Ursachen, somit von einer gänzlichen und gründlichen Heilung des Uebels, so weit solches aus denselben fließt, kann keine Rede seyn. Allein nicht nur sind die weiteren, ebenfalls nicht unbedeutenden, Mißstände nicht so schwer zu beseitigen, weil sie nicht mit einer unwiderstehlichen Umgestaltung der socialen Verhältnisse zusammenhängen; sondern es bleibt doch auch noch hinsichtlich der Wiederherstellung eines größeren Werthes der Universitäten das Mittel übrig, dieselben in ihrer intensiven Wirksamkeit und Trefflichkeit möglichst zu steigern. Dadurch würden sie nämlich, so weit sie überhaupt noch von Bedeutung sind, sich auf eine noch höhere Stufe stellen als bisher, und eben so, als eine in sich vollendetere Gestaltung, wieder einen größeren relativen Werth einnehmen. Die Frage, ob und wie aber dieses

des ihm vorangegangenen Oberst Sampayo, um sich gegen die bestehende Verfassung zu erklären. Zu ihm ging auch Sepulveda über; der zuerst die Freiheit ausgerufen, verrieth sie jetzt. Der Pöbel von Lissabon folgte dem Impulse der Soldateska. Die Cortes sahen sich verlassen und vertagten sich, die Minister dankten ab, der König gab nach, wie immer, und die bisherige Verfassung wurde vernichtet, 5. Juni. Wenn nicht gleichzeitig die Franzosen unter dem Herzog von Angoulême in Spanien gesiegt hätten, würden die Dinge in Portugal nicht so rasch gegangen seyn.

Von diesem Zeitpunct an trachtete Carlotta, den König, ihren Gemahl, aus dem Wege zu schaffen, zu entthronen und ihren Liebling Don Miguel zum König ausrufen zu lassen. Spanien war im Zuge der Reaction, Portugal sollte ihm nachfolgen. Da der Marquis v. Loulé, Kammerherr und Liebling des Königs, für liberal galt, fand man ihn am 1. März 1824 ermordet daliegen. Der Kriegsminister empfing Briefe, worin ihm der gleiche Tod gedroht wurde. Am 30. April aber versammelte Don Miguel die Truppen in Lissabon, forderte sie auf, die Freimaurer (Liberalen) auszurotten, ließ die Minister, Generale und Offiziere, die des Liberalismus verdächtig waren, festnehmen, und den König, seinen Vater, selbst im Schlosse bewachen, und würde denselben ohne Zweifel zur Abdankung gezwungen haben, wenn nicht der französische Gesandte, Hyde de Neuville, das ganze diplomatische Corps versammelt und an der Spitze desselben den Eingang in's Schloß überwacht hätte. Einmal beim König, verließ er denselben nicht eher, bis derselbe die Truppen zum Gehorsam ermahnt und in ihre Casernen zurückgewiesen hatte. Sie leisteten Folge. Aber Carlotta und Don Miguel wurden durch das Mißlingen ihres Plans nur um so gereizter und es gelang ihnen, den König abermals abzusperren. Am 9. Mai aber, unter dem Vorwand, in die Messe gehen zu wollen, entwischte er den Schergen seines gottlosen Sohnes und rettete sich auf ein englisches Schiff im Hafen. Dorthin folgten ihm alle fremden Gesandten und von hier aus erließ

er Befehle, die Jedermann verboten, fernerhin einen Befehl seines Sohnes anzuerkennen. Da wandte sich ein Theil der Truppen von Don Miguel ab, der in der Angst nichts Besseres zu thun wußte, als zu seinem Vater zu eilen und ihn fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der Vater ertheilte sie ihm auch, schickte ihn aber auf Reisen und Don Miguel nahm seinen Aufenthalt in Wien. Portugal hatte nun Ruhe bis zum Tode des guten schwachen Königs am 10. März 1827.

Als rechtmäßigen Erben des Reichs betrachtete sich sein Erstgeborener, der Kaiser von Brasilien, Don Pedro, welcher aber durch die brasilianische Verfassung verhindert war, den portugiesischen Thron selbst einzunehmen, daher seine minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin von Portugal ernannte. Dagegen nun that Don Miguel in Wien Einspruch, indem er selbst als der alleinige männliche Nachkomme Johanns VI., der für den Thron in Portugal verfügbar sey, Anspruch auf denselben machte. Beide Prätendenten waren abwesend. In Portugal selbst war die Meinung sehr getheilt. Die Liberalen waren für Maria, die Servilen für Miguel. Zu den ersteren gehörten die gebildeten Stände, die Kaufleute, ein Theil des Heeres; zu den letzteren der Klerus, das Volk auf dem Lande und gleichfalls ein Theil des Heeres. Eine constitutionelle Verfassung, wie in England und Frankreich, paßte für die Portugiesen ungefähr so wenig, wie für die Neapolitaner. Allein Viele stimmten ihr zu, weil sie sich vor dem unvermeidlichen Despotismus eines so bösartigen Fürsten, wie Don Miguel, fürchteten. An der Spitze der Liberalen stand der Graf v. Villaflor, den Servilen stand der Marquis von Chaves voran. Beide Parteien waren schon handgemein geworden, als 6000 Engländer unter Clinton landeten, um das Recht der Donna Maria da Gloria aufrecht zu erhalten. Minister Canning nämlich hatte sich für die letztere entschieden und wollte um keinen Preis Don Miguel in Portugal regieren lassen, den er mit Recht als den unversöhnlichsten Feind Englands ansah. Ein panischer Schrecken bemäch-

tigte sich sofort der Servilen; Chaves wagte nicht, die Engländer anzugreifen, und ohne Mühe wurde jetzt die Regierung des Kindes anerkannt, eine Cortesversammlung vom 2. Januar 1828 eröffnet und die neue Charte des Don Pedro angenommen. Der letzte Rest bewaffneter Miguelisten mußte nach Spanien flüchten.

Allein die Charte Don Pedro's taugte nicht für die Portugiesen. Sie war nur auf den gebildeten Mittelstand berechnet, für ein ungebildetes, armes Volk paßte sie nicht. Der Klerus sah sich durch dieselbe bedroht, dem Volk war sie als etwas Fremdartiges, ganz Unherkömmliches verhaßt. Donna Isabella, Don Pedro's und Don Miguels Schwester, wurde an die Spitze der Regentschaft gestellt, welche die Verfassung handhaben sollte, bis Donna Maria da Gloria würde selbst regieren können. Diese schwache Dame nun trat wie zwischen die Brüder, so zwischen die Principe und Parteien in der Nation, ohne sie bemeistern zu können.

Viertes Buch.

Die griechiſche Revolution.

Die Revolution pflanzte ſich wie ein Lauffeuer an den Südſpitzen Europa's in weſtöſtlicher Richtung fort. Von Cadix war ſie nach Neapel übergeſprungen, von da nach Morea.

Mehrere Umſtände wirkten zuſammen, um gerade damals den Aufſtand der chriſtlichen Griechen gegen ihre alten muhamedaniſchen Unterdrücker, die Türken, zu ermöglichen. Auf den griechiſchen Inſeln, hauptſächlich Hydra, Ipſara, Spezzia, Samos und in Smyrna war nach und nach unter dem handeltreibenden und reich gewordenen Griechenvolk ein neuer Geiſt erwacht. Junge Männer von dort waren nach Paris geſchickt worden, um daſelbſt zu ſtudiren, auf den Inſeln ſelbſt waren Schulen entſtanden und man las in jeder die altgriechiſchen Claſſiker. Die Erinnerung der Vorzeit weckte eine poetiſche Sehnſucht nach Wiederherſtellung der althelleniſchen Freiheit, Bildung, nationalen Größe. Wie dieſe Kreiſe mit Frankreich, zum Theil mit England und Deutſchland in Verbindung ſtanden, ſo ein anderer griechiſcher Theil mit Rußland. Das waren die Phanarioten (ſogenannt von Phanar, dem Stadttheil Conſtantinopels, in dem ſie wohnten), eine Art Patriciat, das ſich immer nur aus Dolmetſchern, Aerzten, Agenten und ſchlauen Rathgebern der türkiſchen Sultane, aus Emporkömmlingen aller

Art rekrutirte und bei allgemeiner Arglist, Abgefeimtheit und Corruption doch zum Theil durch der Sultane Gunst zur Würde und zu dem Reichthum von Fürsten erhoben worden war. Aus ihnen insbesondere pflegten die Hospodare der Moldau und Wallachei ernannt zu werden, die immer in Berührung kamen mit dem benachbarten Rußland. Mit dieser Macht standen sie auch durch die Rolle, die sie in der Diplomatie Constantinopels spielten, und durch das gemeinschaftliche Interesse der griechischen Kirche längst in der mannigfachsten Beziehung und nicht selten dienten ihre Söhne in Rußland selbst. Nun strebte aber Rußland schon vorlängst nach dem Besitze Constantinopels. Die Kaiserin Katharina II. hatte ihren Nachfolgern auf dem Thron dieses Ziel gesteckt. Als sie die Krim erobert hatte, ließ sie über die Thore von Cherson schreiben: Weg nach Constantinopel! Ihren zweiten Enkel ließ sie Constantin taufen und dachte ihm schon im Geist das den Türken zu entreißende griechische Reich als russische Secundogenitur zu. Kaiser Alexander selbst hatte schon 1808 die Dardanellen den „Schlüssel seines Hauses" genannt. Die Phanarioten durften darauf rechnen, daß eine Erhebung der Griechen gegen die Türken wie beim russischen Volke ihres gemeinschaftlichen Glaubens wegen, so beim russischen Herrscherhause seiner Politik wegen warme Sympathien finden würde. Es gab unter den Griechen aber auch noch einen dritten Kreis, der den Kampf um die Nationalunabhängigkeit aufzunehmen noch kecker als die beiden andern war, nämlich jene Gebirgsstämme, die aus ihren sichern Schlupfwinkeln heraus schon seit Jahrhunderten Räubereien zu treiben pflegten, wie die Mainotten auf Morea, die Sulioten auf dem Festlande. Sie brauchten nur eine gute Gelegenheit, um sich zu erheben, wobei es ihnen freilich mehr um Beute als um die Wiederherstellung irgend welcher althellenischen oder byzantinischen Staatsordnung zu thun war.

Die Voraussetzung überhaupt, daß die heutigen Neugriechen noch immer die echten Nachkommen der alten Griechen seyen, war eine poetische Täuschung, die sie zum Theil auch nur um der Sym-

pathien wissen pflegten, welche ihnen deßfalls aus dem gebildeten Europa entgegen kamen. Die echten alten Griechen waren schon in der macedonischen, noch mehr in der römischen Zeit mit fremden Elementen gemischt worden. Dann zur Zeit der gothischen Wanderungen war ihr Land wiederholt durch barbarische Einfälle und noch mehr durch Seuchen entvölkert worden. In das verödete Land waren slavische Völker eingedrungen und hatten sich dauernd hier niedergelassen und Bergen, Flüssen, Ortschaften slavische Namen gegeben. Morea selbst ist ein slavischer Name, vor dem der des alten Peloponnes verschwand. Die in der neuen Zeit volkreichsten und wohlhabendsten griechischen Inseln wie Hydra, Ipsara, Spezzia, waren in der althellenischen Zeit gar nicht bewohnt, sondern rauhe Felsen, und es sind kaum hundert Jahre her, seitdem sie von Schiffern und Seeräubern angebaut wurden. Von den übrigen Inseln, die früher mehr bevölkert waren, wissen wir, daß sie durch die zu Schiffe kommenden Gothen und durch eine Pest nach der andern eben so menschenleer geworden waren, wie das Festland. Die heidnischen Slaven, die bis vor die Trümmer Athens und Spartas ihren Pflug trieben, wurden erst nach und nach von Constantinopel aus unterworfen und bekehrt und nahmen nach und nach die griechische Kirchensprache an. Constantinopel selbst aber, das alte Byzanz, war ursprünglich nur eine griechische Colonie unter thrakischen Barbaren gewesen, und hatte, seitdem es unter Constantin dem Großen Hauptstadt des oströmischen Reichs und sehr erweitert wurde, mehr römische, als griechische Elemente in sich aufgenommen. Das römische Element wurde vom griechischen erst wieder verdrängt oder verschlungen, als der Gegensatz der römischen Kirche gegenüber der griechischen in den Vordergrund trat. Kaiser Justinian verfaßte seine Gesetze noch im fünften Jahrhundert lateinisch. Das griechische Element in Constantinopel wurde noch mehr verstärkt durch die vom Islam vertriebenen Flüchtigen aus Alexandrien. Aber die Alexandrier, wie alle andern griechisch redenden und schreibenden Unterthanen der aus Alexanders des

Großen Reich hervorgegangenen macedoniſchen Staaten waren ſicher nur zum kleinſten Theil echtgriechiſcher Abſtammung, zum weit überwiegenden Theil waren es nur helleniſirte Barbaren, welche das Griechiſche zuerſt als macedoniſche Hofſprache, ſpäter als Kirchenſprache redeten. Aus dieſen Thatſachen erhellt, daß die Sprache allein den Anſpruch auf helleniſche Abſtammung bei den Neugriechen des heutigen Morea und der Inſeln des Archipels nicht rechtfertigt.

Eben ſo unbegründet iſt der Anſpruch der Neugriechen auf das Erbe der geſammten europäiſchen Türkei. Denn wenn man auch die Türken, die ſeit vierhundert Jahren als Eroberer darin angeſiedelt ſind, wieder nach Aſien zurückwerfen oder ausrotten wollte, ſo bliebe doch in dem Reiche, wie ſie es heute noch inne haben, eine überwiegende Mehrheit von Völkerſchaften zurück, die von den Griechen durchaus verſchieden ſind und gar nicht einmal griechiſch reden.

Indeß wurde der Plan, die Türken aus Europa zu vertreiben, immer mit der Vorſtellung in Verbindung gebracht, die Griechen müßten alsdann als herrſchendes Volk an die Stelle der Türken treten. Der Plan ging von Frankreich aus, wurde aber in Rußland zur Reife gebracht, dort althelleniſch, hier byzantiniſch verſtanden. Schon unter dem großen Napoleon hatten junge Griechen in Paris einen literariſchen Verein gebildet, in dem patriotiſche Hoffnungen angeregt und die Sympathie Europa's in Anſpruch genommen wurde durch Verbreitung und Ueberſetzung der Lieder von Rhigas, dem erſten griechiſchen Freiheitsſänger, den die rohen Türken lebendig zerſägt hatten. Beim Wiener Congreß fanden ſich wieder Griechen und Griechenfreunde zuſammen, die unter den Auſpicien des Grafen Capodiſtrias den Pariſer Verein unter dem Namen eines Bundes der Muſenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) erneuerten. Capodiſtrias, ein Grieche von Corfu, war Günſtling des Kaiſers Alexander und ein einflußreicher ruſſiſcher Diplomat erſten Ranges. Indem er ſich für die Emancipation des griechi-

ſchen Volks intereſſirte, mißfiel er ſeinem Kaiſer nicht. In ſeinem Kopf verſchmolz ſich die poetiſche Sehnſucht der Inſelgriechen nach dem alten Hellas mit der Realpolitik des ruſſiſchen Czaarenthums, das ſich längſt als natürlichen Erben des alten byzantiniſchen Throns anſah. Ganz abgeſehen davon, ob in Rußland irgend etwas vorbereitet wurde, die bloße Theilnahme des Grafen Capodiſtrias gab der Hetärie eine politiſche Bedeutung. Bekannt wurde, daß ein gewiſſer Gagis ſchon 1816 in Morea heimlich für die Hetärie agitirte, daß 1817 der berühmte ſerbiſche Held Kara Georg aus Rußland, wo er in der Verbannung lebte, heimlich entfloh und nach Serbien zurückkehrte, wo ihn aber der regierende Fürſt Miloſch ſogleich ermorden ließ; daß 1819 die Primaten der griechiſchen Inſeln gewonnen wurden und daß von dort eine Summe von 25,000 Pfund Sterling durch ein Handelshaus in Conſtantinopel dem in Moskau tagenden Comité der Hetärie zugeſchickt wurde. Doch ſchwebt noch immer Dunkel über den Umtrieben in Moskau. Capodiſtrias ſoll damals den Rath ertheilt haben, zu warten, und es ging ein Gerücht, erſt im Jahre 1825 ſolle die Erhebung Statt finden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die ſpaniſche und italieniſche Revolution ein Hemmſchuh für die griechiſche geworden ſind, ſofern ſie die Sympathien des Kaiſers Alexander änderten. Allein die Hetärie war ſchon zu weit gegangen, das Feuer glühte ſchon heimlich und das Aufbrennen ließ ſich nicht mehr hindern.

Wir müſſen, um die griechiſche Bewegung ganz zu verſtehen, noch einen Blick auf das türkiſche Reich überhaupt werfen. Dasſelbe war in ſichtbaren Verfall gerathen. Im Serail zu Stambul (Conſtantinopel) verweichlicht und durch griechiſche Laſter verdorben waren die Sultane ſchon lange nur noch Spielball der Janitſcharen, einer militairiſchen Ariſtokratie, die ſelbſt wieder im alleinigen Genuß großer Privilegien erſchlafft war. Sultan Selim hatte den erſten Reformverſuch (1807) mit ſeinem Leben büßen müſſen. Sein Neffe, Sultan Mahmud II., war nur durch die Gnade der Janit-

scharen auf den Thron gekommen und mußte die Ränke ehrgeiziger alttürkischer Familien an seinem Hofe gewähren lassen. Bei der schlechten Wirthschaft gerieth die Armee in Verfall. In allen Kriegen erlitt die hohe Pforte Verluste und oft waren die Heerführer Verräther. Die Paschas (Statthalter) in den Provinzen gehorchten daher auch nicht mehr der höchsten Autorität. Mehemet Ali in Aegypten hatte sich so gut wie unabhängig gemacht. Kein Jahr verging, ohne daß sich nicht hier oder dort ein Pascha empörte. Wie hätten sich da nicht auch die unterdrückten Nationalitäten regen sollen! Die Türken selbst haben sich als Eroberer und Herren des Landes überall zerstreut und leben nur in den Städten in größerer Zahl beisammen, auf dem Lande meist nur vereinzelt als Grundherren. Sie herrschen aber nicht blos durch die Macht der Gewohnheit oder durch ein immerwährendes Schreckenssystem, sondern auch durch Tugenden, worin sie die Unterworfenen übertreffen. Der Türke ist, obgleich ein Barbar und im Kriege grausam, doch der nobelste und ehrlichste Mensch in der Türkei. Die Nation ist besser, als es in der Regel die Paschas und die Vornehmen in Constantinopel sind.

Unter den unterworfenen Völkern nehmen die Neugriechen nur das ehemalige Altgriechenland, d. h. die türkische Provinz Livadien mit der daranhängenden Halbinsel Morea, die Inseln des Archipel und die jonischen Inseln ein. Doch spricht das Landvolk in Morea und Attika heute noch slavisch. Außerdem bilden die Neugriechen noch einen großen Theil der Einwohner von Constantinopel und anderer größerer Seestädte, wie Smyrna; auch gehört ihnen der berühmte Berg Athos mit seinen vielen Klöstern und einige benachbarte macedonische und thessalische Thäler, wo indeß nur die griechische Sprache herrscht, die Abstammung sehr zweideutig ist. Dasselbe gilt von den Armatolen, christlichen Räubern in den Gebirgen von Thessalien und Macedonien, von denen nur ein kleiner Theil Griechen sind.

Neben der griechischen gibt es in der europäischen Türkei drei

unterdrückte Nationalitäten, die alle schon früher, als die griechische, Emancipationsversuche gemacht hatten. Die altromanische noch heute eine lateinische Mundart redende Bevölkerung in der Moldau und Wallachei, den einzigen Provinzen, welche die Türken noch jenseits der Donau besitzen, lebt in tiefer Sklaverei unter slavischen Bojaren (Grundherren) und wird im Namen der Pforte von meist phanariotischen Hospodaren regiert, von denen der eine für die Wallachei in Bukarest, der andere für die Moldau in Jassy residirt. Durch das russische Vordrängen gegen die Türkei waren diese Hospodare schon mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig und die Bojaren von russischer Cultur beleckt*) worden. Dem griechischen Kirchenglauben gehören die Wallachen und Moldauer wie die Russen an, in der Nationalität aber sind sie sich sehr entgegengesetzt. Die slavische Bevölkerung der europäischen Türkei ist weitaus die größte. Sie umfaßt Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Montenegro, wo überall noch slavisch gesprochen wird, und reicht noch tief nach Süden in die Gebiete hinein, wo griechisch gesprochen wird. Allein diese Slaven waren niemals einig, und die Serbier allein haben sich durch große und oft wiederholte Kämpfe eine Art von Selbständigkeit unter einem einheimischen Fürsten errungen, die Montenegriner die ihrige von uralter Zeit her in ihren unzugänglichen Gebirgen behauptet. Unter den Bulgaren ist eigentlich nur der Adel slavisch, das gemeine Volk war ursprünglich ein den Finnen und Magyaren ver-

*) Wenn man übereinstimmenden Schilderungen der Reisenden, wie auch der Diplomaten und Consuln, die sich in Jassy und Bukarest länger aufgehalten haben, Glauben schenken darf, so übertrifft die Corruption der Bojarenfamilien in den Donaufürstenthümern jede andere. Nirgends ist das Schlimmste der asiatischen Barbarei so eng verbunden mit dem Schlimmsten der europäischen Corruption, grenzenlose Lüderlichkeit und Käuflichkeit der Frauen, wie der Männer, raffinirte Grausamkeit in der Behandlung der Leibeigenen, übertriebener Luxus und tiefer Schmutz zugleich. Vgl. Neigebaur, Südslaven S. 342.

Alles zu bewerkſtelligen wäre, iſt daher immer der Unterſuchung werth, vorausgeſetzt, daß überhaupt ein möglichſt guter Zuſtand unſerer Hochſchulen wünſchenswerth iſt. Und da dieſe letztere Frage wohl überhaupt bei jeder einmal beſtehenden Anſtalt, namentlich aber bei einer ſolchen, welche die Anfangs angedeutete Geltung für unſer geſelliges und geiſtiges Leben hat, nicht anders als bejaht werden kann, ſo wenden wir uns zur Auffindung der Mittel.

Bei einer Schule ſind natürlich die Lehrer die Hauptſache. Handelt es ſich von einer Steigerung der Eigenſchaften der Univerſitäten, ſo iſt alſo eine möglichſt gute Beſetzung der Profeſſuren das Erſte und Wichtigſte. Zur Löſung der Aufgabe iſt aber dreierlei nöthig. Erſtens müſſen die Verhältniſſe der Profeſſoren ſo geordnet werden, daß ſich ganz tüchtige Männer zur Betretung dieſer Laufbahn gerne geneigt finden. Zweitens iſt das Ernennungsrecht ſo zu beſtimmen, daß die Wahrſcheinlichkeit für die Ernennung je des Beſten ſpricht. Drittens ſind unbrauchbare Lehrer alsbald zu entfernen. In allen drei Beziehungen iſt nun allerdings in jedem Staate bald dieſes, bald jenes geſchehen; allein wir wüßten nicht, daß es irgendwo vollſtändig und ſyſtematiſch genug geſchähe.

Betrachten wir zuerſt die Mittel zur Anlockung der gehörigen Anzahl tüchtiger Bewerber um akademiſche Lehrſtellen. Daß die früheren Amtsverhältniſſe der akademiſchen Lehrer bei den jetzt ſo ſehr veränderten Verhältniſſen nicht Reiz genug mehr darbieten, um die aufſtrebenden Talente und die Männer, welche eine Zukunft in ſich fühlen, in gehöriger Anzahl ihr zu- und andern Laufbahnen, namentlich der politiſchen, abzuwenden, dürfte ſchon aus den oben gemachten Bemerkungen über die Verminderung der relativen Wichtigkeit der Hochſchulen hervorgehen. Nothwendig muß hier bis wenigſtens zur Ausgleichung aufgebeſſert werden. Da aber die amtliche Wirkſamkeit, der Natur der Sache nach, nicht erhöht werden kann, ſo muß vor Allem um ſo gewiſſer mit äußerer Ehre und mit Geld nachgeholfen werden. Beides erſcheint auch dem billigen Beurtheiler gewiß nicht als unverhältnißmäßig. Namentlich iſt wohl auf den meiſten Univerſitäten eine bedeutende Erhöhung der Gehalte unabweisbar. Dieſe alten ſtiftungsmäßigen Einnahmen entſprechen weder der Belohnung ſolcher anderweitigen

wandter Stamm. Unter den Bosniern ist der slavische Adel mu-
hamedanisch geworden und nur der in Sclaverei gehaltene Bauer
christlich geblieben. Dieser Adel ist stets rebellisch gegen den Sul-
tan und tyrannisirt die Bauern auf eine Weise, die ungleich mehr
das Mitgefühl und die Hilfe des christlichen Europa verdiente, als
das angebliche Sklavenjoch, unter dem die Griechen sollen geseufzt
haben. Die albanesische oder arnautische Bevölkerung nimmt
den Westen der europäischen Türkei ein, das alte Epirus. Sie
haben eine eigene Sprache und es ist noch nicht erwiesen, ob in
ihnen mehr altillyrische und macedonische oder aber vom Kaukasus
eingewanderte Bestandtheile vorwalten. Gewiß ist, daß sie ein
ganz eigenthümliches, von allen Nachbarn durchaus verschiedenes
und allen an Tapferkeit weit überlegenes Volk von nobeln patriar-
chalischen Sitten sind, aber ihre Uneinigkeit ist Ursache, daß sie
mit Ausnahme der großen, aber kurzen Glanzzeit ihres Skander-
beg, niemals zu der Macht gelangt sind, zu der ihr Heroismus sie
befähigt. Sie werden von den Christen Albanesen, von den Tür-
ken Arnauten genannt; sie selbst aber nennen sich Stepetaren (Fel-
senbewohner) und theilen sich in zwei Hauptstämme, Ghegen und
Tosken. Die Ghegen sind theils Christen (katholische Mirditen),
theils Muhamedaner (wie die Türken von der Sekte der Sunni-
ten). Auch die Tosken sind theils Christen (aber griechischer Con-
fession), theils Muhamedaner (aber von der persischen, den Türken
feindseligen Sekte der Schiiten). Diese letztern nennt man vorzugs-
weise Arnauten. Zu ihnen gehören noch zwei kleinere sunnitische
Stämme, die Schamiten und die Lapen. Diese tiefgreifenden Glau-
bensunterschiede nähren die gegenseitige Feindschaft der Stämme.
Im Uebrigen herrschen unter ihnen überall tapfere und begüterte
Geschlechter vor, die auf ihren Felsenburgen wie Ritter des Mit-
telalters hausen. Man kennt die Arnauten an ihrer Fustanella
(dem weißen kurzen Hemd), am Handschar (großen Messer) und
an der Arnauka (der langen mit 30 Ringen umfaßten Flinte).
Sie sind geborene Krieger und als Soldtruppen von den Paschas

und den Sultanen selbst überaus gesucht, gleich den Schweizern, wie sie denn auch als Thürhüter im ganzen Orient beliebt sind. Als glückliche Soldaten gelangen sie nicht selten zur Würde der Paschas. Der gewaltige Mehemet Ali von Egypten war ein Arnaute. Von Epirus ostwärts in den Gebirgen von Macedonien und Thessalien hausen noch griechisch-christliche Albanesen, die oben genannten Armatolen. Sie sind abwechselnd Räuber und Söldner, wie ihre Nachbarn im Osten.

Unter diesen kriegerischen Gebirgsvölkern nun hatte sich, indem er immer einen Stamm gegen den andern in Sold nahm und die Habgier aller zu befriedigen verstand, schon am Ende des vorigen Jahrhunderts Ali Pascha von Jannina eine unabhängige Macht gegründet und fortwährend dem Sultan getrotzt, sich auch eine Zeitlang der besondern Protection des großen Napoleon erfreut. Als nächster Nachbar der jonischen Inseln und der Gebirge von Suli hatte er sich durch die grausamste Verfolgung der Griechen den schlechtesten Ruf erworben. Als die Engländer nach den großen Kriegen in Besitz der jonischen Inseln kamen, blieb die denselben auf dem Festland gegenüberliegende griechische Stadt Parga vertragsmäßig den Türken, was den Ali, als nächsten türkischen Pascha veranlaßte, die Stadt aufs grausamste auszuplündern und zu entvölkern. Eben so unbarmherzig griff er die Sulioten an und suchte sie förmlich zu vertilgen. Die Sulioten reden griechisch, sind aber ursprünglich Flüchtlinge von allerlei Abstammung, die sich in jene fast unzugänglichen Gebirge retteten, die der Acheron durchströmt und die schon von den alten Griechen als Abgründe des Todtenreichs angesehen wurden. Ihren Sitten und ihrer Kriegslust nach sind die Sulioten die nächsten Brüder der christlichen Arnauten, ein ritterliches Räubervolk unter tapfern Häuptlingen. Sie wehrten sich zwölf Jahre lang gegen Ali, bis sie erst im Jahre 1819 seiner Uebermacht unterlagen und ihre bisherigen Sitze verließen. Der Heldenmuth ihrer Frauen, die sich, um Ali's Horden zu entrinnen, in die schauerlichsten Abgründe stürzten, ist welt-

berühmt und öfters besungen worden. Inzwischen blieben sie in der Nähe und fanden eine Zuflucht auf den jonischen Inseln. Als Ali im Frühjahr 1820 in seiner Frechheit so weit ging, einen persönlichen Feind, den Pascha Vey, einen der höchsten Beamten des Sultans, in Constantinopel selbst durch Meuchler ermorden zu lassen, gerieth der Sultan in Zorn, ließ alle Paschas in der Nachbarschaft Jannina's gegen ihn rüsten und eine große Streitmacht unter Pehliwan Pascha vor Jannina rücken. Da fielen die ihm bisher untergebenen Bevölkerungen, die ihn längst wegen seiner Grausamkeit haßten, von ihm ab und auch die Sulioten verließen die Inseln und dienten 6—800 Mann stark unter Marko Bozzaris dem Sultan gegen Ali, wofür sie das Versprechen erhielten, daß ihnen nach Ali's Besiegung ihre Heimathberge zurückgegeben werden sollten. Ali aber war schon als ältester Feind des Sultans von der Hetärie ins Interesse gezogen worden.

Die Hetärie hatte ein Centralcomité in Moskau niedergesetzt, an dessen Spitze der Sohn eines früheren phanariotischen Hospodars der Wallachei stand, Alexander Ypsilanti, jetzt russischer General und Adjutant des Kaisers. Im Beginn des Jahres 1820 hatte derselbe den Sitz des Comités der türkischen Grenze näher nach Kischneff in Bessarabien verlegt und Agenten nach allen Richtungen ausgesendet, um die Griechen zum Aufstande zu reizen. Einer dieser Agenten, Galati, wurde von seinen eigenen Gefährten, weil man ihm nicht traute, umgebracht. Ein zweiter, der in Serbien geheime Verbindungen suchen sollte, fiel dem Pascha von Widdin in die Hände, der ihn hinrichten und seine Papiere nach Constantinopel schicken ließ, wo sie aber viel zu spät ankamen, als der Aufstand schon im Gange war. Ein dritter wurde an Ali Pascha gesendet, aber unterwegs von den Türken aufgefangen und hingerichtet. Andere aber waren glücklicher und bewogen nicht nur die reichen Griechen der Insel Hydra, ihre Schiffe zum Kampf gegen die Türken zu rüsten, sondern knüpften auch mit Ali Pascha Verbindung an, der schon lange in das ganze Geheimniß des Auf-

standes eingeweiht war und der Ueberzeugung lebte, Kaiser Alexander selbst leite die Hetärie und wolle die Türkei erobern. In wie fern die zahlreichen und einflußreichen Griechen in Constantinopel selbst ins Complott gezogen worden sind, ist nicht ermittelt worden. Die Türken behaupteten später, die Beweise in Briefen gefunden zu haben, die aber nicht veröffentlicht worden sind. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Griechen der Hauptstadt nicht die letzten waren, an welche die Hetärie sich wandte; gewiß aber ist nur, daß ein hydriotischer Capitain ein großes Complott zur Zerstörung des Arsenals in Constantinopel angelegt hatte.

Ali versammelte die Häupter der ihm noch untergebenen Christen und ermahnte sie, ihm gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Türken, beizustehen. Sie trauten ihm zwar nicht, aber als die türkischen Heerscharen, die gegen ihn heranzogen, christliche Dörfer verbrannten und große Greuel begingen, fielen die Armatolen unter Odysseus von dem türkischen Heere ab und traten zu Ali über. Dieser knüpfte sodann auch geheime Unterhandlungen mit Bozzaris an, weihte ihn in das Geheimniß der Hetärie ein und warb ihn wirklich um eine halbe Million Piaster und augenblickliche Einräumung der Gebirge. Die Sulioten zogen nun jubelnd in ihre Heimath wieder ein und fielen den Türken in den Rücken. Ali war bereits in große Noth gekommen und sah sich in seiner Inselburg bei Jannina von allen Seiten eingeschlossen, aber die Feste war fast uneinnehmbar, die türkischen Befehlshaber waren, ihrer Gewohnheit nach, uneins (einer wurde im Lager vergiftet), und als die Christen sich gegen sie wandten, gerieth das ganze Unternehmen ins Stocken. Bozzaris verstärkte seine anfangs kleine Suliotenschaar auf 3000 Mann.

Nun blieben auch die in die Hetärie eingeweihten Moreoten nicht mehr zurück. Am 18. März 1821 entfernte sich Bischof Germanos, und der Primate Longos von Patras besetzte die kleine Stadt Kalabryta und erhob hier zum erstenmal die Fahne des Kreuzes. Am 4. April empörte sich das griechische Volk in

Patras ſelbſt und die Türken flohen in die Feſtung. Gleichzeitig war ganz Morea aufgeregt worden und ſchon am 9. April traten die Kodſchabaſchis (Primaten, eine Art von Magiſtraten) und die Häuptlinge oder Beys der Klephten (Räuber) zu Kalamata in eine Art von Senat zuſammen, deſſen Vorſitz Pietro Bey, Häuptling der Mainotten, übernahm. Die Mainotten, Bewohner der Maina, des ſüdlichſten Vorgebirges von Morea, waren längſt als tapfere Räuber zur See wie zu Lande berüchtigt, ein Völkchen von derſelben Sinnesart, wie die Arnauten, Sulioten, Armatolen, nur von noch etwas mehr ſlaviſcher Verſchmitztheit. Eine empfindſame Schwärmerei, von der ſie ſelbſt am weiteſten entfernt ſind, hat echte Nachkommen der Spartaner aus ihnen machen wollen. Sie wohnen, wie die Arnauten, in unzugänglichen Felſenburgen und ſind ganz unabhängig, ſo daß ſie auch nur freiwillig je den reichſten und kühnſten Häuptlingsfamilien ſich bei Raubzügen unterordnen. Die mächtigſte Familie der Maina war damals die der Mauromichalis, deren Haupt Petros, als Räuberhauptmann Pietro Bey genannt wurde, ein übrigens behaglicher und üppiger Lebemann, der nicht gern das Schwert zog, außer um ſichere Beute.*) Kaum hatte Germanos in Patras das Zeichen gegeben, ſo brachen die Mainotten aus ihren Bergen hervor und verbreiteten ſich in die Thäler Morea's, wo ſie alle Türken erſchlugen, aber auch die Chriſtenhäuſer plünderten. Andrerſeits ſammelte Kolokotronis, ein großer heroiſcher Mann, die Männer im arkadiſchen Gebirge und vertrieb die Türken, wo er ſie fand. Bald ſahen ſich alle Türken gezwungen, ihre Zuflucht in den Feſtungen zu ſuchen, deren es eine gute Zahl überall an den Küſten gab. Aber Juſſuf Paſcha, vom großen türkiſchen Heere von Jannina entſendet, kam nach Patras, von wo Germanos feig entfloh, und ließ die Einwohner,

*) Er hatte in ſeinem wohlhäbigen Aeußern wie in ſeiner Stellung als Häuptling der Berge etwas von Andreas Hofer. Aber er war der gemeinſte Spitzbube. Die Vergleichung wirft auf den griechiſchen Charakter das ſchlechteſte Licht.

die ſich nicht in die Gebirge retten konnten, köpfen oder ſpießen, die Stadt verbrennen. Germanos war ein Maulheld, verließ ſich immer auf andere, brachte ſeine Perſon ſtets frühe genug in Sicherheit und führte einen anſtößigen Lebenswandel in Pracht und Ueppigkeit. Eine andere türkiſche Truppe unter Kichaya-Bey plünderte und verbrannte die Stadt Argos, allein als ſie ſich vereinigten und einen Hauptſchlag ausführen wollten, wurden ſie bei Baltezza von Kolokotronis und deſſen tapferm Neffen Nikitas geſchlagen und verloren 400 Mann. Achmed Bey wagte noch einen Kampf bei Doliana, unterlag aber nochmals dem kühnen Nikitas, und ſo mußten ſich alle Türken auf Morea wieder in die Feſtungen zurückziehen. Auch im Norden von Morea machte Diakos, ein Gefährte des Odyſſeus, mit einer Schaar von Armatolen den Türken Angſt, und nahm Livadia ein, wo er alle Türken erſchlug. Desgleichen erhoben ſich die Griechen in Athen und nöthigten die Türken daſelbſt, ſich in die feſte Akropolis zurückzuziehen, 6. Mai.

In demſelben Monat, in welchem zuerſt Biſchof Germanos auf Morea die Revolution begann, raffte der wallachiſche Bojar Theodor, ruſſiſcher Oberſtlieutenant und wegen des Wladimirordens auf ſeiner Bruſt vom Volk Wlademiresco zubenannt, 150 Mann zuſammen, verkündigte die Freiheit, fand Anhang und hielt ſchon am 27. März ſeinen Einzug in Bukareſt. Hier war der letzte Hoſpodar, Suzzo, eben geſtorben, der Divan (Rath der Bojaren) in großer Verwirrung. Man wollte Hülfe beim nächſten türkiſchen Paſcha ſuchen, aber der ruſſiſche Generalconſul widerſetzte ſich dem. Viele Bojaren flohen daher über die öſterreichiſche Grenze, nicht ohne vorher von Theodors räuberiſchen Banden ausgeplündert zu werden. Dieſe rein wallachiſche Erhebung ſchien mit der griechiſchen Sache keinen Zuſammenhang zu haben, als plötzlich Alexander Ypſilanti von Kiſchneff aufbrach und über den Pruth ging, um in Jaſſy, der Hauptſtadt der Moldau, dieſelbe Scene zu wiederholen, die Theodor in Bukareſt aufführte. Alles war längſt

vorbereitet, 200 Reiter zogen Ypſilanti entgegen, der ſchon die Miene eines künftigen Herrſchers annahm und wirklich behauptete, von den alten byzantiniſchen Kaiſern abzuſtammen, deren Erbe er anſprach. Sein hochmüthiges Benehmen paßte wenig zu der Geringfügigkeit ſeiner Mittel und ſtieß ſelbſt viele Freunde der Revolution zurück. Auch machte es einen ſchlimmen Eindruck, daß die wenigen Türken in Jaſſy (50) und Galacz (30) gleich von ſeinen Anhängern grauſam ermordet wurden. Da nun am 9. April der ruſſiſche Generalconſul in Jaſſy öffentlich erklärte, Kaiſer Alexander mißbillige das Vorgehen Ypſilanti's, ſank ſein Credit plötzlich. Wirklich hatte Kaiſer Alexander in Laibach ſich gegen Ypſilanti erklärt und denſelben aus der ruſſiſchen Armeeliſte ausgeſtrichen. Nicht einmal Theodor wollte Ypſilanti's Autorität anerkennen, da ſie aber beide in der gleichen Gefahr ſchwebten, verglichen ſie ſich. Ypſilanti kam nach Bukareſt, wo ihn Briefe von Capodiſtrias einholten, in denen ihm dringend gerathen wurde, nicht weiter zu gehen, ſondern ſich gegen die Gebirge zurückzuziehen und zu unterhandeln. Im Unterhandeln aber kam ihm Theodor zuvor, der den Türken verſprach, um den Preis der Hospodarswürde Ypſilanti zu verrathen. Der letztere fing ſeine Briefe auf und ließ ihn, da ſeine eigenen Soldaten ſchwierig wurden, mit Säbeln niederhauen. Ypſilanti's Heer verſtärkte ſich auf 5000 Mann, worunter eine kleine ſ. g. heilige Schaar von Hetäriſten, Söhne guter griechiſcher Familien, der Reſt Wallachen und Arnauten. Als aber von Siliſtria und Widdin her Türken in Maſſe anrückten, fiel zuerſt nach tapferer Vertheidigung die Stadt Galacz, wo die Türken Alles ermordeten, und wurde Ypſilanti's Heer trotz ſeiner Ueberlegenheit, indem die feigen Wallachen flohen, im erſten Gefecht von nur 800 Türken geſchlagen, bei Dragatſchan, wo 78 Jünglinge von der h. Schaar, die allein rühmlich fochten, ihr Leben ließen. Nun floh Ypſilanti über die öſterreichiſche Grenze, wurde hier verhaftet, und in der Feſtung Muncacz gefangen gehalten. Er iſt ſechs Jahre ſpäter geſtorben. In der Moldau hielt ſich

noch einer seiner Anhänger, Kantakuzenos, bis die Türken unter Jussuf Pascha daher kamen, dann floh er über den Pruth nach Rußland. Seine Leute unter dem Griechen Giorgaki und dem Serbier Mladen bestanden dagegen noch ein rühmliches Gefecht bei Skuleni am 29. Juni. Endlich erlagen sie der Uebermacht, und Giorgaki (zugenannt der Olympier) sprengte sich und den Rest seiner Getreuen nach tapferer Gegenwehr im Kloster Sekka (am 26. August) in die Luft. Die Türken besetzten nun die ganze Moldau, sowie die Wallachei.

In Constantinopel selbst wurde schon im ersten Frühjahr ein griechisches Complott entdeckt. Ein hydriotischer Schiffscapitain, Juristi, hatte mit seinen Landsleuten, den griechischen Schiffern, die immer in Menge im Hafen von Constantinopel liegen, den Plan verabredet, den Sultan auf dem Wege nach der Moschee zu ermorden, das große Arsenal in die Luft zu sprengen, durch einen Handstreich den Artilleriepark wegzunehmen, alle Griechen in der Hauptstadt zu bewaffnen, und die überraschten Türken zu ermorden. Aber der Anschlag wurde vor der Ausführung entdeckt und Juristi in den Kerker geworfen. Nun folgten Schlag auf Schlag die Nachrichten aus Jannina, Morea und der Wallachei. Sultan Mahmud war tief erschüttert und zugleich fest überzeugt, alles sey von Rußland eingeleitet worden, um seinen Thron durch eine allgemeine Revolution zu erschüttern, und dann russische Armeen einrücken zu lassen. Er rief alle Muselmänner zu den Waffen. Sein Zorn wurde von den Janitscharen getheilt, die bereits anfingen, Griechen in der Hauptstadt und Umgegend zu plündern und zu morden. Eine große Anzahl Griechen floh jetzt schon aus Constantinopel auf Schiffen, meist nach Odessa, was den Glauben an die russische Mitwissenschaft noch bestärkte. Man beschuldigte Ypsilanti, er habe vornehme Phanarioten absichtlich durch Briefe, die er ihnen geschrieben und die den Türken in die Hände fielen, compromittiren wollen. Die boshafte Absicht ist nicht wahrscheinlich, wohl aber die Unvorsichtigkeit. Gewiß waren die meisten Phanarioten un-

schuldig, da sie bei der Revolution eher verlieren, als gewinnen konnten. Aber sie waren einmal verdächtig und der Sultan schonte nichts mehr. Am 16. April wurde Fürst Morusis, Dragoman der Pforte, geköpft, bald darauf noch andere griechische Fürsten und die reichsten Kaufleute. Am Ostersonntag (22. April) wurde der greise Patriarch Gregorios vor der Thür seines eigenen Hauses aufgehenkt, und nachdem er drei Tage gehangen, sein Leichnam den Juden übergeben, die ihn durch die Straßen schleiften und in's Meer warfen. Aber fromme Griechen zogen die Leiche wieder hervor und brachten sie nach Odessa, wo sie mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Mit dem Patriarchen litten drei Erzbischöfe und acht andere hohe Geistliche den Tod. Alle griechischen Kirchen in der Hauptstadt wurden vom türkischen Pöbel geplündert und verheert. Kein Christ war mehr seines Lebens und Eigenthums sicher, selbst die Hotels der Gesandtschaften wurden bedroht. Diese machten nun ernste Vorstellungen und der Sultan befahl Ruhe. Aber im Juni wurden wieder acht Bischöfe und eine Menge anderer Griechen in der Hauptstadt gehenkt. Eben so wütheten die Türken in anderen großen Städten. In Adrianopel wurde der Patriarch mit 9 Geistlichen und 20 reichen Kaufleuten gehenkt.

Der russische Gesandte zu Constantinopel, Baron Stroganoff, versicherte den Sultan, sein Kaiser sey der griechischen Revolution völlig fremd und mißbillige sie, aber man glaubte ihm nicht. Russische Schiffe wurden im Hafen durchsucht, ob sie nicht flüchtige Griechen aufgenommen hätten, und das Getraide, das sie brachten, weggenommen, damit es nicht den Griechen zugeführt werde. Der Grieche Damasi, Bankier der russischen Gesandtschaft, wurde in den Kerker geworfen, 29. April. Da der Sultan jede Genugthuung verweigerte, reiste der russische Gesandte ab. Jedermann erwartete nun eine Kriegserklärung von Seite Rußlands. Lange schon stand eine russische Armee in der Nähe des Pruth und sie wurde im Laufe des Frühjahrs noch verstärkt. Auch war es wohl kein Zufall, daß gerade jetzt die Perser der Pforte den Krieg er-

klärten und gegen Bagdad marschirten. Allein Kaiser Alexander, was auch früher seine Absichten gewesen seyn mochten, beeilte sich nicht, seinem Gesandten Satisfaction zu verschaffen, sondern handelte im Systeme Metternichs, welches zu Verona den Sieg davon getragen hatte. Die Revolution wurde auch hier, wo sie Rußland so günstig war, desavouirt, weil sie eine Revolution war. Das war indeß keine Schwäche von Seite des russischen Kaisers. Wenn er es gerathener fand, jetzt noch ruhig zu bleiben, und noch keine Armee über den Pruth zu schicken, so war es doch Vortheil genug für ihn, daß sich die Völker in der Türkei selbst zerfleischten, und der Thron des Sultans immer wankender gemacht wurde. Früher oder später mußte dadurch die russische Intervention und Invasion herbeigeführt werden. Uebrigens legte sich der Zorn des Sultans nach Stroganoff's Abreise. Er ließ den bisherigen Großvezier Benderli (wenn auch keineswegs der Griechen wegen, doch zu einer scheinbaren Genugthuung für dieselben) hinrichten, setzte einen neuen Patriarchen, Eugenios, ein, und versprach den empörten Griechen volle Amnestie, wenn sie sich unterwürfen.

Aber sie unterwarfen sich nicht. Die Revolution kam vielmehr in neuen Schwung, indem die Inselgriechen an ihr Theil nahmen. Schon am 9. April erklärte sich die Insel Spezzia für die Sache Morea's. Hier rüstete die reiche Wittwe Bobolina nicht nur zwei Schiffe allein aus, sondern commandirte sie auch selbst als Amazone. Am 28. April schloß sich die reiche Insel Hydra an, ein kahler Fels, aber ganz bedeckt mit Häusern und uneinnehmbar fest, im Besitz von vielen kleinen, aber gutbewaffneten und schnellsegelnden Schiffen, Briggs und Corvetten. Der Hydriot Tombasis wurde vorläufig zum Nauarchen (Admiral) gewählt, und stach am 3. Mai in See, um überall türkische Handelsschiffe zu capern. Dieses Rauben war den Inselgriechen nicht minder, wie den moreotischen Klephten, die Hauptsache, die große Befreiung des Vaterlandes nur Aushängeschild. Als echte Corsaren schonten sie auch kein Leben, sondern mordeten alles, was sie in den erbeuteten Schiffen fanden.

Staatsdiener, welchen sich gleich zu stellen selten ein Professor bescheiden genug seyn möchte, noch auch den so sehr gesteigerten literarischen Ausgaben und den unabweisbaren Anforderungen in geselliger Beziehung. Die Honorare der Vorlesungen, welche von dem nicht genauer unterrichteten Publikum in der Regel so hoch in Anschlag gebracht werden, sind in den meisten Fällen ziemlich unbedeutend. Einzelne, allerdings bestehende, Ausnahmen ändern und bessern nicht nur nichts für die Gesammtheit, sondern erregen nur Mißmuth und Mißgunst. Zwar kann mit Ehrenbezeugungen und mit Geld nichts erzwungen werden, wo nichts ist; allein ohne dieselben wird sich nicht so viel finden, als man bedarf. — Es ist aber hieran nicht genug. Nicht Jeder mag sein ganzes Leben auf dem Katheder zubringen, wenn er schon gerne eine Zeitlang Dienste als Lehrer leisten würde. Die unendliche Mehrzahl der Professoren muß sogar bei herannahendem Alter wünschen, eine andere Stellung zu erhalten; denn das Loos eines allmählig veraltenden und von Jüngern verdrängten akademischen Lehrers ist ein sehr trauriges. In der Regel hält es aber schwer, aus der einmal begonnenen Laufbahn wieder wegzukommen, und dies schreckt Manchen ab, sich anzubieten. Es würde gerade das Umgekehrte eintreten, wenn eine rühmliche zeitweise Dienstleistung an der Universität ein entschiedener Grund zu Beförderungen in andern Zweigen wäre. — Schließlich sey es noch erlaubt, an einen weitern, nicht immer gehörig beachteten, Punkt zu erinnern, wir meinen an passende amtliche Formen. Im Allgemeinen sind Gelehrte eitel, denn das einsame Studierzimmer und das tägliche unwidersprochene Reden zu einer Menge aufmerksamer Zuhörer bringt diesen Fehler mit sich. Sie sind also leicht verletzt und dagegen eben so leicht zufrieden gestellt. Warum also nicht die doch so wohlfeile Münze artiger Formen im amtlichen Verkehr mit ihnen immer anwenden? — Es ist kaum denkbar, daß diese Mittel nicht bei einer bedeutenden Anzahl von jungen Männern die Lust erwecken sollten die akademische Laufbahn bei Gelegenheit zu ergreifen, vorläufig aber durch angestrengten Fleiß und eine längere Studienzeit, durch Reisen u. s. w. die erforderlichen Eigenschaften zu erwerben. Auch könnte die Regierung noch dadurch nachhelfen, daß minder Wohlhabenden solche Vorbereitung durch Bewilligung tüchtiger Studien- und Reise-Stipendien erleichtert

Um ſie zu bändigen, ſchickte der Sultan im Mai eine große Flotte gegen ſie aus, aber ein türkiſches Schiff von 74 Kanonen, das allein ſegelte, wurde von den griechiſchen Schiffen verfolgt und durch Brander entzündet, wobei 5—600 Türken umkamen, am 5. Juni. In der großen Handelsſtadt Smyrna waren ſchon am 11. April viele Griechen vom türkiſchen Pöbel ermordet worden und hatten ſich 15,000 dort lebende Griechen noch zu rechter Zeit entfernt, immer aber blieb noch ein großer Theil in gutem Vertrauen zurück, als die Kunde vom Unglück des Schiffs den türkiſchen Pöbel von neuem mit Wuth erfüllte. Am 16. Juni brach derſelbe in die griechiſchen Quartiere und mordete alles, Jung und Alt, Weiber und Männer. Daſſelbe geſchah auf der Inſel Kos und in Cypern, wo der Erzbiſchof, 5 Biſchöfe und 36 Geiſtliche hingerichtet und in den griechiſchen Dörfern mit Mord und Brand gewüthet wurde. Auf der Inſel Kreta wehrte ſich der kriegeriſche Stamm der Sphakioten, und ſchlug die Türken bei Lolo (2. Juli); bald aber verſtärkten ſich die letzteren, ermordeten alle Chriſten auf dem flachen Lande, verbrannten die Dörfer und drangen in die Sphakia ſelbſt ein, wo ſie alles verheerten, die Bevölkerung aber in die Gebirge ſich rettete.

In den fruchtbaren Thälern Theſſaliens erhob Gazis die Fahne des Aufruhrs zu Magneſia und fiel über die türkiſchen Bewohner von Lechena her. Während aber die griechiſchen Räuber ſich um die Beute ſtritten, kam Mahmud Paſcha von Drama über ſie, verbrannte faſt alle ihre Dörfer und ſchleppte Weiber und Kinder als Sklaven fort. Einem macedoniſchen Häuptling, Kara Taſſo, gelang es indeß, eine große Anzahl gefangener Schönen auf dem Marſche wieder zu befreien. Unmittelbar darauf, im Mai, pflanzte auch der Berg Athos die Fahne der Empörung auf. Dieſes Vorgebirge trägt bekanntlich eine Menge griechiſcher Klöſter, welche befeſtigt ſind und tauſende von Mönchen beherbergen. Von hier brach Manoli Papas mit 1500 bewaffneten Mönchen auf, wurde aber vom muhamedaniſchen Landvolk zurückgeſchlagen. Auf der Halbinſel

Pallene, gegenüber von Athos, leitete Diamantis die Insurrection, wurde aber von Mehemet Pascha vor Salonichi geschlagen, und auch hier wurde alles mit Feuer und Schwert verheert, 4000 gefangene Weiber auf dem Markte von Salonichi als Sklavinnen verkauft. Mehemet belagerte sodann den Athos, der sich ergab und seine Schonung mit 2½ Millionen Piastern erkaufte. Auch die Halbinsel von Cassandra, die dritte neben Pallene und Athos, wurde grausam verwüstet, Städte und Dörfer verbrannt. Es wäre der griechischen Flotte leicht gewesen, diesen Unglücklichen Hülfe zu bringen, sie wurde auch darum angefleht. Aber die Hydrioten wollten den abgezehrten und ausgehungerten Mönchen auf dem Athos und den Einwohnern von Cassandra kein einziges Schiff mit Getraide schicken, sie hätten denn die Bezahlung baar in der Hand. So ging die Zeit und gingen die Bergstädte verloren.

Am Ende des Juni fand sich in Morea Demetrius Ypsilanti, jüngerer Bruder des Alexander, mit dem jüngeren Bruder des Kantakuzenos ein. Der erstere, nur 25 Jahre alt und schon kahl, von Gestalt klein, konnte nur durch seinen Namen und durch die Vorstellung imponiren, daß Rußland ihn gesendet habe. Kolokotronis dachte in Bezug auf Rußland ganz wie Ali Pascha von Jannina, empfing daher den jungen Demetrius mit großen Ehrenbezeugungen und stellte sich ihm zu Dienst, um, wenn dessen Bruder Alexander unter russischem Schutz Kaiser von Byzanz würde (denn das war damals die Illusion), durch ihn die Herrschaft in Morea zu behaupten. Auch die Primaten Morea's, insbesondere die angesehene arkadische Familie Delhiyannis, die zu Kolokotronis in der engsten Beziehung standen, glaubten sich durch nichts besser vor den Türken schützen zu können, als durch Hingebung an Rußland. Außerdem brachte der junge Fürst 200,000 Piaster mit, nach denen alle Moreoten lungerten und von denen ihm gleich anfangs der schlaue Pietro Bey den größten Theil abzulocken wußte. Als aber die Häuptlinge ihre Habgier befriedigt hatten, duldeten sie nicht mehr, daß Demetrius den Oberbefehl übernehme und lachten ihn

aus, als er eine allgemeine griechiſche Nationalverſammlung und eine Conſtitution vorſchlug. Voll Unmuth verließ er daher Morea oder ſtellte ſich, als wolle er es verlaſſen; denn kaum war er fort (11. Juli), ſo brach, ohne Zweifel von Kolokotronis veranſtaltet, ein Soldatenaufruhr gegen Pietro Bey aus, der in ſeinem Hauſe belagert wurde und ſich ſofort fügte. Demetrius wurde nun gleich zurückgerufen und erhielt den Oberbefehl, wobei ſich die Häuptlinge freilich vorbehielten, jeder hinterdrein doch zu thun und zu laſſen, was er wollte. Zunächſt indeß konnte Demetrius ſie zuſammenhalten, da er ihnen befahl, die türkiſchen Feſtungen nach einander zu erobern, wo gute Beute zu finden war, denn die Türken hatten ſich vom Lande in die Feſtungen geflüchtet, und alle ihre Reichthümer darin verborgen. Zuerſt fiel das kleine Monembaſia, wo Kantakuzenos die Griechen noch glücklich vom Morde der Gefangenen abhielt. Als aber Navarin fiel, brachen die Griechen die feierlich beſchworene Capitulation und mordeten alle Türken. Hierauf ſchritt man zur Belagerung von Tripolizza.

Im Lager vor dieſer Feſtung erſchien plötzlich Fürſt Alexander Maurokordatos, ein Phanariote von ſehr alter und berühmter Familie. Derſelbe hatte ein Amt in Bukareſt bekleidet, war ſpäter viel gereist, hatte ſich europäiſche Bildung angeeignet und trug als deren Abzeichen die unvermeidliche Brille. Ein eifriger Hetäriſt, hatte er in Frankreich ein Schiff mit einigen jungen Griechen, franzöſiſchen und italieniſchen Philhellenen (Griechenfreunden) und vielen Waffen ausgerüſtet und war damit bei Patras gelandet, von wo aus er alsbald in's Hauptlager der Griechen eilte. Hier war er dem ehrgeizigen Ypſilanti nichts weniger als willkommen, ſondern als Nebenbuhler zuwider. Inzwiſchen hatte man zunächſt genug zu thun mit der Belagerung, die ſich verlängerte, weil die Griechen heimlich den Türken Lebensmittel verkauften. Empört über dieſe Schändlichkeit und ohne alle Autorität, verließ Ypſilanti das Lager und ging nach Patras. Tripolizza mußte endlich doch aus Hunger am 5. October capitu-

liren, worauf die Griechen die Capitulation wieder brachen und alle Türken ohne Unterschied des Alters und Geschlechts abschlachteten. Die Juden erlitten hier dasselbe Loos, gegen welche, weil ihre Glaubensgenossen die Leiche des Patriarchen von Constantinopel mißhandelt hatten, der furchtbarste Haß entbrannt war. Etwa 2000 Türken hatten die Festung früher verlassen, meist Weiber und Kinder; auch sie wurden in einem Hohlweg überfallen und ermordet. Im Ganzen sollen 8000 Menschen in und um Tripolizza abgeschlachtet worden seyn. Da es ein Hauptbollwerk der türkischen Macht auf Morea gewesen war, schützte es auch alle dahin geretteten Schätze, die von den Maniotten und von der Bande Kolokotronis' geplündert wurden, ohne daß Ypsilanti und das junge griechische Gemeinwesen einen Heller davon bekam.

Ypsilanti richtete in Patras noch weniger aus, als im Süden. Durch eine türkische Flotte wurde das griechische Städtchen Galaxidi vor seinen Augen verbrannt und ausgemordet. Auf dem Festlande gegenüber wurde Ali in Janina immer noch von den Türken unter Churschid Pascha eingeschlossen, während die Sulioten den letztern allen möglichen Abbruch thaten. Churschid aber hatte Truppen genug und hielt geduldig aus, bis die Sulioten ermüdet in ihre Berge zurückgingen. Im September kam Maurokordatos auf diesem westlichen Schauplatz des Krieges an und gewann während des Winters durch Unterhandlungen mit den Anhängern Ali Pascha's die Sulioten wieder, so daß Churschid bei Arta von ihm zurückgeschlagen wurde. Aber im Frühjahr 1821 schickte Churschid den Omer Vrione mit 3—4000 Mann nach Livadien. Von hier zog sich Diakos mit 700 Griechen in die berühmten Engpässe der Thermopylen zurück, wurde aber geschlagen, am 5. Mai, verwundet, gefangen und hingerichtet, eben so der Bischof von Salona, der sich bei ihm befand. Bei Gravia im Gebirge von Oeta wurde Omer von Odysseus und Guras aufgehalten, siegte aber nachher über sie bei Skrigu, worauf Odysseus sich mit dem Feind um freien Abzug in seine Heimath verständigte und die

christlichen Livadier der türkischen Rache Preis gab. Omer kam nach Athen und entsetzte die Akropolis, aber seine Unterbefehlshaber erlitten in den Thermopylen, wo Guras mit 2000 Griechen stand, eine Niederlage, die ihn 800 Mann kostete (am 4. September), und heftiger Regen fiel ein, worauf er unmuthig Livadien wieder verließ.

Ypsilanti kehrte von Patras, wo er nichts ausgerichtet, zurück und wandte sich zur Belagerung der festen Stadt Nauplia (Napoli di Romania), im November. Bei einem Ausfall der Türken liefen die Griechen absichtlich davon, und ließen die Philhellenen im Stich. Die von Ypsilanti so oft gewünschte Nationalversammlung kam unterdeß in Argos zusammen, hier aber überwog Maurokordatos durch die Gunst des Germanos, als die gleichsam englische Partei, und Ypsilanti mit Kolokotronis als russische Partei zog den Kürzern. Ypsilanti entfernte sich abermals, um Korinth einzunehmen. Die Versammlung in Argos aber wurde durch einen Ausfall der Türken von Nauplia aus gesprengt, und zog es vor, ihre Sitzungen etwas weiter entfernt in Piada fortzusetzen. Hier hatte Maurokordatos freie Hand, und verkündete am Neujahr 1822 das organische Gesetz oder die neue Verfassung Griechenlands und die neuen griechischen Nationalfarben (schwarz, himmelblau und weiß). Die Verfassung setzte ein Directorium von 5, und einen gesetzgebenden Körper von 70 Mitgliedern fest, Maurokordatos wurde Präsident des ersteren, Ypsilanti (abwesend) Präsident des anderen. Der letztere belagerte die von den Türken besetzte Citadelle von Korinth, Akrokorinth, und brachte sie durch Verrath der darin dienenden Arnauten zur Uebergabe, 22. Januar. Trotz der Capitulation wurden die Gefangenen wieder niedergemacht und die Beute vertheilt. Ypsilanti hatte kein Geld mehr, seine Leute zu bezahlen, sie liefen ihm davon, Kolokotronis aber ließ ihn im Stich und handelte auf eigene Rechnung, nachdem sein Sohn eine Tochter der reichen Bobolina geheirathet hatte. Endlich glückte es Maurokordatos, Geld herbeizuschaffen und auf kurze

Zeit alle Parteien zu befriedigen. In Tripolizza hatte nämlich Churschid Pascha seinen Harem in Sicherheit gebracht, derselbe war mit gefangen genommen, aber geschont worden, um vieles Lösegeld zu erhalten. Dieses Geld, 80,000 spanische Thaler, kam nun in die Hände des Präsidenten Maurokordatos, der es unter die Häuptlinge vertheilte, auch den Inselgriechen ein Viertheil zukommen ließ, und großmüthig genug selbst dem Fürsten Ypsilanti einen Theil seiner bisherigen Auslagen wieder ersetzte.

In derselbigen Zeit bezwang Churschid Pascha endlich auch den alten Löwen von Jannina, Ali Pascha. Der letztere verlor ein Bollwerk nach dem andern, endlich ging auch sein Ingenieur, der Italiener Caretto, zu den Türken über, und Ali, anstatt sich, wie man erwartete, mit seinen Schätzen in die Luft zu sprengen, unterhandelte, verließ sein letztes festes Castell und begab sich auf eine kleine Insel im See von Jannina, wohin ihn Churschid durch feierliche Zusicherungen hatte locken lassen, wurde aber hier meuchlings überfallen und nach tapferer persönlicher Gegenwehr ermordet, am 5. Februar 1822. An seiner Stelle wurde Omer Vrione Pascha, der alsbald die Sulioten in ihren Bergen angriff. Maurokordatos erkannte, daß die Rettung des westlichen Festlandes (Akarnanien) von der Unterstützung Suli's abhing, schickte daher das von Ypsilanti errichtete reguläre Regiment und zwei Compagnien Philhellenen unter dem Italiener Dania. Bei ihm befand sich auch Graf Normann, derselbe, der im Jahr 1813 das Lützow'sche Corps hatte zusammenhauen lassen und später wegen seines Uebertritts in der Schlacht bei Leipzig entlassen worden war. Aber theils die feige Flucht des Armatolen Gogos, theils die unvorsichtige Tollkühnheit Dania's verursachte am 16. Juli die große Niederlage der Griechen bei Petta. Dania fiel, Normann wurde verwundet, fast alle Philhellenen und die Hälfte des regulären Regiments kamen um. Die Türken aber verfolgten ihren Sieg zunächst nicht, und die Stadt Missolunghi blieb noch ein Bollwerk der griechischen Freiheit.

Der Verlust bei Petta wurde entschädigt durch die Einnahme von Athen. Die Türken in der Akropolis starben Hungers und mußten capituliren; der österreichische, französische und niederländische Consul assistirten der Unterzeichnung des Vertrags, den die Griechen dennoch, wie immer, brachen, um die ausziehenden Türken schonungslos hinzumorden, am 10. Juli. Dieses Ereigniß bewog Churschid, den Dramali Pascha mit 20,000 Mann gegen Athen abzusenden. Derselbe zerstörte unterwegs die Stadt Theben und nahm das von den Griechen verlassene Akrokorinth ein, welches den Eingang nach Morea beherrscht. Schrecken ging vor ihm her. Die griechische Bevölkerung floh in Masse von Argos nach den Mühlen am Meere, um sich auf Schiffe zu retten. Aber während die Schiffe von Spezzia und Hydra sie nicht aufnehmen wollten, außer um eine ungeheure Geldsumme, wurden sie im Rücken von den Mainotten ausgeplündert, die damals noch Nauplia belagerten. Mahmud Pascha, den Dramali vorausgeschickt hatte, um Nauplia zu entsetzen, brachte zwar Vieh in die Festung, litt aber bald selbst Mangel, wagte keinen Angriff, zog sich endlich zurück und wurde von Ypsilanti, Kolokotronis und Nikitas verfolgt, die ihm schweren Verlust beibrachten. Dramali selbst wagte nicht, weiter vorzurücken. Seine Armee kam in dem verödeten Lande bald der Auflösung nahe; seine Arnauten ließen sich von Odysseus zum Abfall bewegen, und er selbst mußte abziehen. Churschid Pascha, dieser mißlungenen Entsendung und der Schätze von Jannina wegen, die er unterschlagen haben sollte, beim Sultan angeklagt, nahm Gift. Odysseus warf sich zum unabhängigen Dictator auf und ließ die zu ihm geschickten Commissäre der griechischen Regierung, Nuzzas und Palaskas, ermorden. Unterdeß erhielt die türkische Besatzung von Nauplia durch den Unterschleif der Griechen selbst noch eine Zeit lang Lebensmittel um hohe Preise. Die türkische Flotte unter Kara-Mehemet hätte Ersatz bringen sollen, aber auch hier waltete nur Feigheit, Habgier und Unterschleif.

Im Jahr 1822 wurden die Aufstandsversuche in den noch

nicht insurgirten Gegenden fortgesetzt, aber mit bejammernswerthem Erfolg. Am 22. März landeten Burnia und Logotheti auf der großen Insel Chios, Smyrna gegenüber, mit einer Freischaar von 2500 Mann, griffen die wenigen Türken auf der Insel an, die sich in ihre Festung zurückzogen, und verbrannten ihre Moscheen, zum Schrecken und Entsetzen der 100,000 griechischen Chioten, die ein harmloses, friedliches und gebildetes Völkchen waren, ein Gymnasium und Museum, eine Bibliothek und Druckerei besaßen, und sich unter dem türkischen Schutz bisher des Friedens und Wohlstandes erfreut hatten, daher die eingedrungene Räuberbande verabscheuten. Allein in Constantinopel unterschied man die Schuldigen und Unschuldigen nicht. Der Kapudan Pascha erhielt den Befehl, die Chioten zu strafen, und da hier eine so reiche Beute zu hoffen war, legte die türkische Flotte diesmal einen Eifer an den Tag, der von ihrer Versäumniß hinsichtlich der Verproviantirung Nauplia's sehr abstach. Zugleich sammelte sich ein türkisches Heer von 30,000 Mann in Smyrna, und als man hörte, es gälte, das reiche Chios zu plündern, brach am asiatischen Ufer die halbe Bevölkerung auf, um an dem großen Raubzuge Theil zu nehmen. Am 21. April landete das türkische Heer und augenblicklich wurde die ganze Insel (mit Ausnahme der s. g. Mastixdörfer, wo zum Privatvortheil des Sultans der Mastix gewonnen wurde) mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch bis in den Mai hinein dauerte das Morden, indem immer neue Raubhorden aus Asien hereinströmten, um Nachlese zu halten und die Versteckten aufzustöbern. Nur 15,000 Chioten entkamen zur See, 25,000 wurden abgeschlachtet, 45,000 als Sklaven verkauft. Das war die größte Greuelthat des ganzen Krieges, begangen an einer eben so unschuldigen, als schönen und edeln Race, die von der ganzen Revolution nichts wollte. — Aehnliche Greuel sah die Umgegend des Olymp in Thessalien. Hier ließ Ypsilanti durch einen gewissen Sala Aufruhr predigen und die Armatolen folgten dem Rufe, angefeuert von Kara Tasso, der schon im vorigen Jahr eine

Rolle gespielt hatte. Allein Abulabud Pascha rückte am 1. April mit 15,000 Mann von Saloniki aus, verjagte die schwachen Streitkräfte der Empörer und wüthete unter den wehrlosen Einwohnern. In Karia Veria allein wurden 4000 Christen ermordet. Der Pascha überließ die Hinrichtungen den Juden, die dabei alle erdenkliche Greuel begingen zur Rache für den Judenmord in Tripolizza. Namentlich marterten sie auch die Frau des tapfern Kara Tasso zu Tode.

Die Greuel von Chios fanden Rächer an den Inselgriechen. Die Hydrioten, Spezzioten, Psarioten segelten unter ihrem Nauarchen Miaulis der türkischen Flotte entgegen und am 18. Juni, als der Kapudan Pascha, Kara Ali, auf seinem großen Admiralschiff bei Nacht gerade den Eintritt des Bairamfestes (der muhamedanischen Ostern) feierte, zündete Kanaris von Ipsara ihm das Schiff mit einem Brander an. Die Griechen zeigten sich in der Kunst, mit Feuer auf dem Wasser umzugehen, ihrer Vorfahren würdig, bei denen einst das „griechische Feuer" so berühmt war. Unter einem Brander ist ein kleines, gewöhnlich altes und zu sonst nichts mehr taugliches Schiff zu verstehen, das man mit Pulver, Schwefel, Pech und anderem zäh brennenden Material anfüllt, das einige Männer bis dicht zu dem feindlichen Schiffe hinrudern, es an dasselbe befestigen, das Feuer entzünden und sich rasch auf einem dazu mitgenommenen Kahn wieder entfernen. Nur selten kann das große Schiff den Brander wieder los werden, ehe es selbst schon von den Flammen ergriffen wird. Das türkische Admiralschiff trug 2286 Menschen, von denen nur 180 davonkamen; den Kapudan Pascha selbst erschlug, als er eben in einen Kahn sich retten wollte, ein herabfallender Mast. Das geschah nahe bei Chios und hatte die traurige Folge, daß die wüthenden Türken nun auch über die Mastixdörfer herfielen und alle Griechen darin umbrachten. — Der neue Kapudan Pascha, Kara Mehemet, der die griechische Flotte bezwingen sollte, hegte die größte Angst vor ihr und ließ sich wirklich am 9. November wieder ein großes

Schiff durch Kanaris in Brand stecken, wobei 1100 Türken in die Luft flogen, und nahm dann die Flucht. Die griechischen Caper waren so verwegen, damals bis Aegypten zu streifen und auf der Rhede von Damiette 13 türkische Fahrzeuge wegzunehmen. — Auf der Insel Kreta brachen die Sphakioten im Jahr 1822 wieder hervor, wetteiferten aber mit den Türken nur, die wehrlosen Griechen des ebenen Landes auszuplündern, Unglückliche, von denen man damals sagte, sie leben zwischen Tiger und Panther. Die Sphakioten waren nicht besser wie die Mainotten, Sulioten, Armatolen, einer so räuberisch und treulos wie der andre.

Am 21. Dezember 1822 ergab sich die Festung Nauplia, weil sie von der türkischen Flotte weder entsetzt, noch mit Lebensmitteln versorgt wurde, an Kolokotronis und Nikitas, welche diesmal die Capitulation einhielten und die Türken zum erstenmal nicht abschlachteten. Kurze Zeit vorher waren 150 deutsche Philhellenen mit dem Griechen Kephalas angekommen, aber man hatte ihnen in Hydra und Kastri nicht einmal zu landen erlaubt. Es kostete Mühe, daß ihnen in Morea die Aufnahme gestattet wurde. Die griechischen Räuber wollten weder ihre kargen Lebensmittel, noch viel weniger ihre Beute mit Fremden theilen. Die Illusion der „Gebildeten", die im guten Deutschland für Hellas schwärmten, und die wirkliche Räuberwirthschaft in diesem Lande widersprachen sich aufs grellste, doch war das wieder nur eine von den vielen Unnatürlichkeiten der Zeit.

Im Westen hatte Omer Vrione die Stellung Churschids behauptet und die Sulioten mit so viel Glück bekämpft, daß das Haupt der Bozzaris, der alte Nothi, den man dabei einer eigennützigen Handlungsweise beschuldigte, unter Vermittlung eines englischen Consuls die geliebten, einst so hochgehaltenen Heimathberge an die Türken verkaufte und sich mit dem Rest der Sulioten, 320 Mann, wieder nach den jonischen Inseln zurückzog, im September. Bald darauf brach Omer mit 10—12,000 Mann gegen Missolunghi auf. Dahin begab sich aber auch Maurokordatos und

würde. Eine positive Verbindlichkeit zur einstigen Annahme eines Lehramtes wäre zwar von Seiten der Stipendiaten nicht zu übernehmen, weil kein öffentliches Amt unzweckmäßiger einem Unwilligen aufgedrungen würde, als eine Lehrstelle: allein man erhielte doch zeitige Nachricht von der Absicht, und die Möglichkeit einer überlegten auf die vorauszusehenden Bedürfnisse berechneten Richtung bedeutender junger Männer.

Haben nun aber die auf solche Weise bewilligten Vortheile und in Aussicht gestellten Hoffnungen der akademischen Laufbahn die völlige Anzahl von Bewerbern zugeführt, so handelt es sich dann von den Mitteln, die beste Auswahl zu treffen. Die Sicherung des wichtigen Zweckes fordert, daß man sich hier nach objektiven und nach subjektiven Garantien umsehe. Nach jenen, damit genaue Erkennung der Persönlichkeiten möglich sey. Nach diesen, daß nicht nur intelligente, sondern auch ernstlich wollende Männer die Bestimmung auf den Grund dieser Notizen treffen. — In ersterer Beziehung müssen wir hier von dem Satze ausgehen, daß erst die wirkliche Probe über die Brauchbarkeit des Professors vollkommen entscheidet, indem Kenntnisse und selbst Talente noch keineswegs eine sichere Gewährleistung für Lehrgabe, Rednerfähigkeit, Geschmack und Ausdauer geben können, ohne welche Eigenschaften aber doch von einem guten Lehrer nicht die Rede seyn kann. Somit muß als oberste Regel feststehen: daß so selten als möglich die schließliche Uebertragung einer ordentlichen Lehrstelle ohne Erstehung der gehörigen Probe erfolgen darf. Sehen wir ab von der Einrichtung eines Concurses, welches Mittel nicht nur unserm Nationalsystem zuwider ist, und ganz gewiß die tüchtigsten Männer von der Bewerbung um Lehrstellen verscheuchen würde, sondern auch keineswegs eine hinreichend umfassende Kenntniß von der Brauchbarkeit zum Lehrer gewähren kann, indem in solcher kurzen Prüfung Lehrgabe, Fleiß, Methode nicht erkundet werden mögen: so kann, der Natur der Sache nach, die Probe nur geleistet seyn durch die erfolgreiche Bekleidung einer Lehrstelle an einer andern Universität, oder durch die Leistungen als Privat-Docent auf der einheimischen Hochschule. Von beiden Mitteln ziehen wir wieder das letztere als Regel vor. Kann nämlich allerdings in dem erstern Falle ein Mann von vollendeter Ausbildung und von großem Rufe gewonnen werden, und ist eine solche Erwerbung

entwickelte in der Behauptung dieſes Platzes eine ungemeine Thatkraft. Markos Bozzaris, der nirgends lange ruhig bleiben konnte, zog ihm, freilich nur mit 35 Mann zu Hülfe. Aber die Philhellenen Boutier, Normann (der bald darauf ſtarb) ꝛc. trafen gute Vertheidigungsanſtalten und in Morea wurden Hilfstruppen gerüſtet. Omer Vrione hätte die anfangs von nur 3—400 Mann vertheidigte Stadt im erſten Anlauf nehmen können, war aber eiferſüchtig auf Juſſuf Paſcha, der die Stadt von der Seeſeite einſchloß. Beide unterhandelten, wem die Beute zufallen ſollte, und unterdeß entſchlüpfte ſie beiden. Die Beſatzung verſtärkte ſich durch Flüchtlinge, die von den joniſchen Inſeln weggeſchickt wurden, und durch Moreoten. Der erſte Sturm der Türken am 6. Januar 1823 wurde rühmlich abgeſchlagen und am 12. zog Omer davon.

Als Maurokordatos nach Morea zurückkehrte, fand er keinen Dank, ſondern mußte ſich den Umtrieben und Gewaltthätigkeiten Kolokotronis' durch die Flucht nach Hydra entziehen. Kolokotronis handelte im ruſſiſchen Intereſſe, während Maurokordatos mehr Hoffnung auf England und Frankreich ſetzte. Im Laufe des Sommers machten die Inſelgriechen eine Landung in Aſien bei Senderli und plünderten und verbrannten türkiſche Dörfer, was aber die Türken gleich wieder durch Niederbrennung der griechiſchen Stadt Pergamus rächten. Ein Einfall des Juſſuf Paſcha von Theſſalien her endete mit der Auflöſung ſeiner Truppen, indem die Albaneſen in ſeinem Lager ſich empörten. Im October aber brachte Omer Vrione wieder ein größeres Heer zuſammen, bei dem ſich namentlich viele tapfre Mirditen befanden, die als Chriſten keinen Anſtand nahmen, gegen Chriſten zu fechten. Markos Bozzaris überfiel den türkiſchen Vortrab bei Nacht und mordete entſetzlich, verlor aber ſelbſt ſein Leben und wurde feierlich zu Miſſolunghi begraben. Ein Angriff auf dieſes Bollwerk ſelbſt erfolgte von Seiten Omers in dieſem Jahre noch nicht. Dagegen ſchickte Mehemet Ali von Aegypten Truppen nach Kreta unter Muſtapha Bey, der die Griechen bei Amurgeli ſchlug und 600 derſelben (meiſt Weiber und Kinder) bald

darauf in der Höhle von Stonarambella mittelst Rauch erstickte und 7000 andre in die Sklaverei schleppte. Am Ende des Jahres 1823 ergab sich Akrokorinth an Nikitas, der die Gefangenen wieder schonte. Eine einheitliche Regierung war in Griechenland nicht mehr vorhanden; jeder that, was er wollte. Daher geschah auch in diesem Jahre so wenig. Die Türken aber zeigten gleiche Indolenz.

Im nächsten Jahre 1824 kam in den Philhellenismus ein größerer Schwung, das westliche Europa fing an, die Griechen kräftiger als bisher zu unterstützen und zugleich begann das diplomatische Spiel um Griechenland. Auf dem Congreß von Verona und während der Pacification Spaniens waltete das Princip der Legitimität in solcher Strenge, daß die Griechen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, von allen christlichen Mächten, selbst von Rußland im Stich gelassen waren. Auch England that nichts. Der englische Lord-Oberkommissär auf den jonischen Inseln, Maitland, ein Mann von abschreckender Häßlichkeit und hochfahrender Aristokrat, that den Griechen überall Abbruch. Hätte der Sultan um diese Zeit seine Kräfte angestrengt, so würde er den ermattenden Aufruhr in Griechenland besiegt haben. Er wartete aber unklugerweise, bis die Griechen wieder Beistand von außen erhielten, und ließ Milde walten, ohne Zweifel in der Absicht, um den russischen Zorn zu versöhnen. Er setzte neue Hospodare in der Wallachei und Moldau ein, die Fürsten Ghika und Sturdza, ließ den neuen Patriarchen Eugenios, der 1822 starb, mit großem Pompe begraben und die türkischen Banditen, die ferner noch friedliche Griechen in der Hauptstadt mordeten, hinrichten. Am 1. März 1823 verzehrte ein großer Brand in der Hauptstadt 12,000 Häuser. Rußland hielt noch Frieden, aber Kaiser Alexander ließ durch den Grafen Nesselrode den übrigen Großmächten vorschlagen, Griechenland unter vier Hospodare zu vertheilen und in ein Verhältniß zur Pforte zu setzen, gleich dem, in welchem sich die beiden Donaufürstenthümer befanden. Die Großmächte zeigten sich indeß nicht geneigt darauf einzugehen, sie hielten einstweilen noch an der Legitimität

des Sultans feſt und hatten ſich damals noch nicht in die Frage vertieft, wie ſich wohl der Widerſpruch zwiſchen der Nothwendigkeit, dem ruſſiſchen Uebergewicht im Orient entgegenzuwirken, und der Chriſtenpflicht, die Griechen vom Türkenjoch zu befreien, würde löſen laſſen. Dagegen nahmen die Bevölkerungen die Frage auf. Von Deutſchland aus hatte eine warme Begeiſterung für das alte Hellas ſchon viele unglückliche Philhellenen dorthin, wenn auch nur ins Verderben getrieben. Jeder Zeitgenoſſe weiß, daß der Philhellenismus in Deutſchland das Motiv der Kreuzzüge nicht hatte. Nicht um den Chriſten gegen die Muhamedaner zu helfen, zogen die Philhellenen aus, ſondern lediglich aus Schwärmerei für das antike, heidniſche Griechenland. Die meiſten aber waren Abentheurer, die entweder um jeden Preis eine Thätigkeit ſuchten, oder die ihre Carriere in der Heimath verfehlt ſahen (wie Normann). Die gebildete Claſſe in Deutſchland, die für die Griechen ſchrieb, ſang und Geld ſammelte, war eben ſo wenig chriſtlich, ſondern nur antik heidniſch begeiſtert. Es iſt zu verwundern, wie ſehr ihr jede Einſicht in den wahren Zuſtand des griechiſchen Klephten- und Primatengeſindels mangelte, wie ſie, auch wo ſie ſehen mußte, nicht ſehen wollte und ſich ſelbſt belog. In England hatte der Philhellenismus eine praktiſchere Seite. Die Engländer wollten den Einfluß im Orient wenigſtens mit den Ruſſen theilen, wenn ſie die Ruſſen nun doch nicht verhindern konnten, welchen zu üben. Auf brittiſchem Boden regte Bowring ſeit 1823 das Mitleid an. Maitland war eben geſtorben, man ſah nicht mehr durch ſeine Brille. Man hielt Meetings zum Beſten der Griechen.

Als nun im Anfang des Jahres 1824 die von Argos verſprengten Mitglieder der Regierung und des geſetzgebenden Körpers ſich wieder zuſammenfanden und Abgeordnete nach London um Geldhülfe ſchickten, fanden dieſe die engliſchen Capitaliſten geneigt zu einer Anleihe von 800,000 Pfund Sterling. Kaum langte die Nachricht davon in Griechenland an, ſo ſtand die vorher verachtete, und mißhandelte Regierung gleich wieder im beſten Credit und

Kolokotronis sowohl, wie die Mainotten, trachteten nur, das neue Geld listig in ihre Taschen zu leiten. Kolokotronis hatte noch Nauplia im Besitz, er überlieferte es jetzt der Regierung gegen 25,000 Piaster. Die kürzlich mit ihm verschwiegerte Frau Bobolina hatte übrigens die Zeit benutzt, um Nauplia auszubeuten, ja sie hatte sogar die Kanonen von der Festung weg verkauft. Ehe noch die Anleihe flüssig wurde, kam der berühmte englische Dichter, Lord Byron, mit eigenem Geld und Waffen, als Philhellene an und landete in Missolunghi. Hier hatte Maurokordatos eben auf's neue Anstalten getroffen, um dem befürchteten neuen Angriff der Türken zu begegnen, aber weil ihm Geld fehlte, konnte er die Truppen nicht befriedigen, die ihn verlassen wollten. Da half Byron aus, über den die tapfern Hellenen wie Harpyen herfielen. Der Lord nahm die Sulloten in seine Dienste, kaum aber hatten sie die reiche Löhnung, so gehorchten sie ihm nicht, ermordeten einen deutschen Philhellenen und belagerten den Lord, als er sie entließ, in seinem eigenen Hause, bis er gezwungen war, ihnen noch 3000 spanische Thaler zu zahlen, damit sie nur abzögen. Der Unmuth und das Clima zogen ihm ein Fieber zu, an dem er am 19. April starb, nachdem er nur drei Monate lang in Missolunghi gewesen war. Dieser wunderbare Lord war erst 37 Jahre alt, erzogen in der Ueppigkeit seines Standes und dennoch der glühendste Schwärmer für Völkerfreiheit, ein Britte und doch ein Athelst; ein Dichter, wie es keinen zweiten so hohen Geistes im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und doch durch und durch unnatürlich. Eine solche Erscheinung kann man aber nicht zufällig nennen. In seinem Geist reflectirt sich die Unnatur der ganzen Zeit mit dem Ekel, den sie einer poetischen Seele einflößen mußte, ohne daß er die Kraft besaß, sie in sich selbst zu überwinden. Auch sein Tod war nichts Zufälliges. Die Unnatur auf der höchsten Geistesstufe mußte untergehen im Kampf mit dem Natürlichen und Gemeinen auf der niedrigsten Stufe, dem Schmutz der Neugriechen. Indem er starb, rollte Gottes gewaltiger Donner in einem schauerlichen Gewitter über Missolunghi.

Mit Byron war der englische Oberst Stanhope gekommen, der zu Odysseus ging, um ihn zum energischen Kampf gegen die Türken zu bewegen. Der listige Odysseus täuschte ihn völlig, gab sich das Ansehen eines gutherzigen Barbaren, der aufrichtig nach Bildung strebe, lockte ihm aber nur seine Vorräthe ab und lachte ihn hinterdrein aus. Stanhope wurde nach England zurückberufen. Odysseus ging sofort nicht nur zu den Türken über, sondern machte auch mit ihnen vereinigt einen Raubeinfall ins griechische Gebiet. Guras hielt ihn auf und Odysseus, dem bange wurde, die Türken könnten doch am Ende seinen Kopf dem Sultan schicken, lief wieder zu den Griechen über. Aber Guras ließ ihn festnehmen und am 17. Juni hinrichten. Seine Schätze wurden in einer unzugänglichen Höhle am Berg Parnassus noch lange von seiner Familie vertheidigt, endlich aber gegen eine Amnestie der griechischen Regierung ausgeliefert.

Auf Guras gestützt konnte Kolettis, der durch seinen Geist die Regierung energischer leitete, als es bisher Maurokordatos vermocht hatte, einen andern Verräther, den Kolokotronis stürzen. Da derselbe wieder offenen Aufruhr erhob und die Seinigen Dörfer plünderten, rückten die Regierungstruppen gegen ihn aus. Sein Sohn Panos fiel in einem Gefecht, er selbst wurde gefangen und nach Hydra in ein Kloster geschickt. Im August setzte sich die Regierung mit dem neuen englischen Minister Canning in Verkehr und erhielt von ihm die erste freundliche Note.

Mittlerweile hatten die Türken einen großen Schlag vor. Die Aegypter hatten bereits Kreta besetzt, mordeten von hier aus die Insel Kossos grausam aus und schickten eine große Flotte dem Sultan zu Hülfe. Der neue Kapudan-Pascha, Chosref, überfiel plötzlich am 3. Juli 1824 die Insel Ipsara, landete unbemerkt Truppen und griff die Stadt von hinten an. Die Insulaner retteten sich zum Theil zu Schiffe, der Rest aber sprengte sich im Fort Nicolas mit den stürmenden Türken zugleich in die Luft oder stürzte sich in's Meer. Wie es dabei herging, mag man aus dem

einzigen Zug erkennen, daß eine 50jährige Tante des Kanaris zwei engliſche Meilen weit im Meer ſchwamm, bis ſie ein Schiff erreichte. Aber Kanaris rächte ſeine Vaterſtadt, denn ſchon am 15. Juli überfiel er mit der griechiſchen Flotte die türkiſche beim Cap Liminari und zerſtörte theils unmittelbar, theils dadurch, daß er ſie an die felſigen Küſten trieb, nicht weniger als 23 türkiſche Schiffe mit Mann und Maus. Da unterdeß ein Theil der griechiſchen Anleihe flüſſig geworden war und die Inſelgriechen Geld erhielten, zeigte ſich ihre Flotte doppelt eifrig und überfiel die türkiſch-ägyptiſche Flotte abermals bei Samos, am 17. Auguſt, wo ſie ihr drei große Schiffe verbrannte. Später verbrannte Miaulis ein großes tuneſiſches Schiff und wurden noch viele kleinere genommen und ſcheiterten.

Hatte der Sultan bisher aus Rückſicht auf Rußland, oder wegen der leidigen Oligarchie der Paſchas, die ſelbſt immer unter einander uneinig und ſtets von Aufſtänden der ſoldgierigen Truppen bedroht waren, die Macht nicht in Bewegung geſetzt oder ſetzen können, die den griechiſchen Aufſtand bewältigt hätte; ſo glaubte Mehemet Ali von Aegypten der Halbheit oder Schwäche der hohen Pforte zu ſeinem eigenen Nutzen nachhelfen zu müſſen. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als das türkiſche Reich, wenn etwa der Sultan und die Familie Osman geſtürzt würde, zu erben. Seine Macht im Süden war feſt gegründet. Er wollte jedenfalls den Süden der europäiſchen Türkei nicht fahren laſſen und ſeine Hand bei Zeiten darüber decken. Da ſeine Flotte allein gegen die griechiſche nicht ausreichte, ſchickte er nunmehr unter ſeinem angenommenen Sohn, Liebling und präſumirten Thronfolger Ibrahim eine Landarmee von 17,000 Mann nach Morea. Dieſe Truppen waren keine Räuberhorden wie die Albaneſen, ſondern auf europäiſche Art eingetheilt und exercirt, kleine ſchwarze Kopten oder Neger in rothen Uniformen, affenartig, aber ſehr tüchtig. Am 23. Februar 1825 landete Ibrahim bei Modon. Die Griechen bildeten ſich ein, weil ſie ſchönere Leute ſeyen, als die Aegypter, ſie

leicht beſiegen zu können, und die Regierung hatte diesmal alle Klephtenbanden zuſammengebracht, ſo daß die Armee 5—6000 Mann ſtark war, angeführt vom Koſta Bozzaris (Bruder des Marko), Tzavellas, Karaiskaki, Kara Taſſo ꝛc. Aber beim erſten Angriff wurden ſie von den wohldisciplinirten Aegyptern wie Spreu auseinandergejagt und verloren 600 Todte. Nun ſchritt Ibrahim zur Belagerung von Navarin und nahm durch Ueberfall die Inſel Sphakteria, die vor derſelben liegt. Von hier konnte ſich Maurokordatos nur wie durch ein Wunder retten. Miaulis aber überfiel ſeinerſeits die ägyptiſche Flotte bei Modon und zerſtörte ihr 20 Schiffe, darunter eine große Fregatte. Dann zog er gegen die türkiſche Flotte unter dem Kapudan-Paſcha aus, der gegen Miſſolunghi ſegelte, und zerſtörte ihr ebenfalls eine ſchöne große Fregatte. Dagegen wurde ein griechiſches Schiff von Hydra durch einen türkiſchen Sklaven in Brand geſteckt und in die Luft geſprengt. Zur Rache ſchlachteten die Hydrioten 200 türkiſche Gefangene ab.

Navarin fiel im Mai und Ibrahim begann Streifzüge in's Innere von Morea. In dieſer Noth vergaßen die Griechen ihren Hader und Kolokotronis wurde zurückgerufen. Es gelang ihnen, ein Corps Aegypter in Arkadien zu ſchlagen. Aber ſie verbrannten die Stadt Tripolizza, weil ſie ſich nicht ſtark genug fühlten, ſie zu vertheidigen. Ibrahim verbrannte Argos und kam bis vor Nauplia, fürchtete aber, wenn er ſich hier zu lange aufhielte, im Rücken gefaßt zu werden, und kehrte wieder um. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich darauf, von Modon aus Raubzüge zu machen, was freilich dem großen Zwecke ſeiner Sendung nicht entſprach. Aber Mangel an Lebensmitteln und das Terrain erſchwerten außerordentlich jede dauernde Beſetzung Moreas in allen ſeinen Richtungen. Jede einzelne Beſetzung wäre beſtändig bedroht geweſen. Ibrahim mußte ſeine Truppen möglichſt zuſammenhalten.

In derſelben Zeit ſchickte der Sultan ſeinen Liebling und Großvezier Redſchid Paſcha mit großer Macht gegen Miſſolunghi. Redſchid war ein armer Sclave aus Georgien, hatte ſich aber durch

Schönheit und Geist emporgeschwungen. Er kam nach Janniná, gewann die bisher immer schwierig gewesenen Arnauten- und Armatolenchefs durch Geld und Versprechungen und zog vor Missolunghi am 25. April 1825. Der Kapudan-Pascha, Chosref, sollte ihn von der Seeseite her unterstützen, floh aber vor Miaulis eiligst davon. Die Stadt lag am Meere an einer sumpfigen Ebene und war von der Landseite nur durch einen Erdwall und doppelte Gräben geschützt. Die Griechen hatten diesmal 5000 Mann darin, viele Armatolen, auch den Rest der Sulioten unter dem alten Nothi Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis ꝛc. Sie vertheidigten sich musterhaft, schlugen jeden Sturm ab und sprengten viele Türken wiederholt durch Minen in die Luft. Der ergrimmte Sultan befahl nun, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und so mußte auch Ibrahim, der im October Verstärkungen aus Egypten erhielt, sein Hauptquartier nach Patras verlegen, um von hier aus mit gegen Missolunghi zu operiren. Im Januar 1826 setzte er über und schloß sein Lager dem Redschid Paschas vor der Stadt an. Trotzdem gelang es immer noch Inselgriechen und Joniern, heimlich zu Wasser Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Ibrahim und Redschid waren uneins, was die Energie der Belagerung lähmte. Die Griechen ließen noch immer Minen sprengen und machten glückliche Ausfälle. Tzavellas tödtete bei einem solchen Ausfall am 6. April gegen tausend Egypter. Allein die Stadt wurde von allen Seiten immer mehr eingeschlossen und durch Kähne, die Ibrahim überall in den seichten Sümpfen vertheilte, wurde die Zufuhr auch von der See her gänzlich abgeschnitten. Da zwang der Hunger die Besatzung in der Nacht des 2. April, heimlich auszuziehen und es gelang ihr wirklich, durch einen raschen Ueberfall der feindlichen Schanzen sich einen freien Weg zu bahnen. Im Allarm aber mißverstanden die vielen Zurückgebliebenen die Befehle, glaubten es sey zum Rückzug in die Batterien commandirt und stürzten in die leere Stadt zurück, meist Weiber und Kinder. Mit ihnen die Türken und Aegypter, die alles mor-

beten und sich unter einander selbst um die Beute schlugen. Durch Sprengung des Pulvermagazins kam eine große Menge von ihnen um. Gerettet hatten sich 1800 Mann mit 200 Weibern.

Die Griechen begannen zu verzagen und suchten ängstlich auswärtigen Schutz. Kolokotronis hoffte auf die Russen, Maurokordatos auf England, Kolettis aber ließ sich durch einen französischen Agenten bethören, seinen Landsleuten den Herzog von Orleans zum Regenten vorzuschlagen, dessen unermeßliches Vermögen allerdings für Griechen die beste Lockspeise war. Die Anleihe nämlich zog nicht mehr, die Griechen wurden für ihre Habgier und Betrügerei durch noch größere Meister in diesem Laster, die Nordamerikaner, bestraft. Die Häuser Roy Boyard und Howland in New-York hatten es übernommen, zwei Fregatten für die Griechen auszurüsten, lieferten aber hernach die Schiffe nicht außer gegen enorme Nachbezahlungen und bekamen Recht beim Congreß, der eine Fregatte an Zahlungsstatt zurückbehielt, obgleich bereits 200,000 Pfund Sterling von der griechischen Anleihe dafür bezahlt worden waren. Eben so betrog ein gewisser Galloway das englische Philhellenen-Comité bei Lieferung schlechter Dampfschiffe, die der englische Lord Cochrane, ein geübter Seeheld, den Griechen zuführen sollte, und auch diese Summe mußte von der Anleihe bestritten werden, so daß von derselben kein Geld mehr für die soldgierigen Räuber in Morea übrig blieb.

Schlechter hatte die Sache Griechenlands nie gestanden; allein der Tod des Kaiser Alexander und das energische Vorgehen seines Nachfolgers gegen die Türkei machte ein Einschreiten der andern Großmächte gebieterisch nothwendig und Griechenland wurde ein Spielball der Diplomatie.

Fünftes Buch.

Canning und Nicolaus.

In England herrschte nach dem Sturze Napoleons immer noch dem Namen nach der eingesperrte, alte wahnsinnige König Georg III., die Regierung wurde aber von seinem Sohn und Nachfolger, dem Prinz-Regenten Georg geleitet, einem Herrn von würdevollem Anstand, aber üblen Sitten, der nur s. g. noble Passionen hatte und sich deshalb ganz den Tories, d. h. der Partei der extremen Aristokratie hingab.

Die Aristokratie in England war im unbestrittenen Besitz der Macht. Der König durfte nicht wagen, eine andere Meinung zu haben, als seine Minister. Die Minister gingen aber aus der Mehrheit des Parlamentes hervor und das Parlament wurde ausschließlich von der Aristokratie zusammengesetzt. Im Oberhause saßen die reichen Herzoge, Lords und (reformirte) Bischöfe, im Unterhause hätten eigentlich unabhängige Bürger sitzen sollen, allein die Wahlen hingen größtentheils von alten, zum Theil kleinen und ganz verrotteten Ortschaften ab, die Eigenthum der Pairs waren (während neue und sehr große Fabrikstädte gar nicht vertreten waren), und da nun der englische Adel streng an der Primogenitur hält und dem Erstgeborenen allein das ganze Erbe hinterlassen bleibt, trug man Sorge, die nachgebornen, mithin vermögenslosen

zuweilen unschätzbar: so ist doch auch nicht zu übersehen, daß die regelmäßige Besetzung der Lehrstellen durch Vocationen sehr theuer zu stehen kömmt; daß man selten ganz umfassende und aufrichtige Nachrichten aus der Ferne erhält; daß manchfacher Mißbrauch mit solchen Berufungen betrieben werden kann. Bei der Erprobung des jungen Lehrers als Privat-Docent an der eignen Universität fallen alle diese Nachtheile weg, und es ist die ganze Einrichtung nach allen Richtungen hin von nützlichen Wirkungen, namentlich wenn einer Seits solchen jungen Männern, welche sich wirklich als tüchtig zeigen und die man also nachzuziehen beschließt, nach nicht allzu langem Verzuge eine bestimmte Versicherung und vorläufige Unterstützung gegeben wird, damit sie nicht überdrüßig werden und sich entfernen; anderer Seits aber den entschieden als untauglich Erwiesenen die Erlaubniß zu lehren bei Zeiten wieder entzogen wird. Letzteres ist zwar nicht Sitte, sondern man überläßt den Rücktritt solcher ihrem eigenen Ermessen; allein nicht nur kann sich dann leicht ein Haufen unbrauchbarer, unzufriedener und intriguirender Menschen ansammeln, sondern man läuft auch noch die Gefahr, daß ein unzeitiges Mitleiden am Ende doch eine Lehrstelle an einen gar zu lange Harrenden hinwirft. Vielleicht ließe sich das Institut der Privat-Docenten noch weiter organisiren, und diesen Anfängern eine bestimmtere Richtung und rechtzeitige Belehrung dadurch geben, daß sie über Methode und Inhalt ihrer Vorträge sich gegen anerkannt erfahrene und berühmte Lehrer auszuweisen, in deren Gegenwart zu reden, und alsdann über die Fehler und Mängel Anweisung zu erhalten hätten. Auf einer großen Universität ließe sich vielleicht auf solche Weise eine Anstalt bilden, welche nicht nur für die sämmtlichen Lehranstalten des Staates die erforderlichen Kandidaten lieferte, sondern an welche sich auch ausnahmsweise fremde Universitäten zur Deckung ihrer Bedürfnisse wenden könnten. Sollte dies nicht z. B. eine schöne Aufgabe für Berlin seyn? — Natürlich erreichen aber alle Mittel den wahren Werth der Bewerber um Professuren unzweideutig herauszuheben, den Zweck, nämlich die wirkliche Wahl nur des Tüchtigsten, noch nicht, wenn nicht auch dafür gesorgt ist, daß die Urtheilenden und Ernennenden subjektiv die Garantie der erforderlichen Einsicht und des guten Willens darbieten. Es scheinen sich nun aber hierzu die verschiedenen Einrichtungen möglicher Weise

Söhne, die auch nur bürgerliche Namen tragen durften, als Mitglieder des Unterhauses unterzubringen, und somit beide Häuser zu beherrschen. Die wenigen Mitglieder des Unterhauses, die nicht von der Aristokratie gewählt wurden, bildeten eine einflußlose Minderheit oder wurden, wenn sie großes Talent besaßen, zu hohen Aemtern befördert und in die Aristokratie aufgenommen. Das Parlament war also durch und durch aristokratisch. Man unterschied aber innerhalb der Aristokratie selbst zwei Parteien, die Tories, die das Volk verachteten und niederhalten wollten, die Whigs, die es schonen und zu seinem Besten leiten wollten.

Die Whigs hatten sich durch ihre Sympathieen für die französische Revolution geschadet, im großen Kampf gegen Napoleon waren die Tories ans Ruder gekommen, vom Nationalhaß der Engländer getragen. Mancherlei Noth hatte das Volk während der Kriegszeit, als in einem Ausnahmszustand, geduldig ertragen. Erst nach dem Frieden wurde der Druck der Tories fühlbarer. Das Ministerium stand unter der Oberleitung des berühmten Feldherrn, Herzog von Wellington, der als Soldat an Gehorsam gewöhnt war und denselben forderte, und des berühmten Diplomaten, Lord Castlereagh, den ohne Zweifel das glänzende Beispiel des Fürsten Metternich blendete und der gern als zweiter europäischer Kutscher zu ihm auf den Bock saß, um die Völker am langen Seile zu lenken. Beide, Wellington und Castlereagh, lebten noch in der Erinnerung der großen Kriege und der damaligen Allianzen fort und waren grundsätzliche Feinde jeder Bewegung zur Freiheit, die in die alten Revolutionsgreuel zurückführen konnte. Waren sie nun auch durch die parlamentarischen Formen gebunden und durch die englische freie Presse überwacht, und mußten sie zuweilen das Sonderinteresse Englands den vier großen Continentalmächten gegenüber wahren, so thaten sie das doch immer nur auf eine laue und dem Liberalismus feindliche Weise. Sie begnügten sich in Bezug auf die Gewaltmaßregeln, welche die Großmächte auf den Congressen gegen Italien und Spanien beschlossen, nur formell

das Princip der Nichtintervention durch einen Protest zu wahren, ohne der Ausführung jener Beschlüsse irgendwie ernst entgegenzutreten.

Zugleich waren diese Minister als Mitglieder der hohen englischen Aristokratie persönlich bei einer Menge von Maßnahmen in Bezug auf innere Politik, namentlich in Bezug auf die Besteurung interessirt und lenkten in diesem Sinn das Parlament oder waren mit seiner Mehrheit vollkommen einverstanden, gleichsam verschworen zum Schaden des Volks. Die Lords, im Besitz des Grund und Bodens, trachteten ihr Korn so theuer als möglich zu verkaufen, hemmten daher die Einfuhr des fremden Getraides durch eine **Kornbill** 1815, und verweigerten die Grundsteuer 1816, während der bürgerliche Gewerbestand sein Brod theuer bezahlen mußte und in der Besteurung nicht erleichtert wurde. Aber nicht einmal dem Landvolk kamen diese Maßregeln zu Gute, sondern nur den reichen Gutsbesitzern, die ihren Pächtern hohe Pachte auferlegten. Die ganze Gesetzgebung war nur auf den Vortheil der Lords bedacht. Das gemäß der Kornbill von den Lords zu theuer verkaufte Brodkorn konnten die armen Fabrikarbeiter, bei der Niedrigkeit der Löhne nicht mehr kaufen. Daher brachen überall Theurungsunruhen und Arbeiteraufstände aus. An vielen Orten wurden die Kornwucherer angefallen und ihrer Vorräthe beraubt, an andern die Fabriken zerstört, deren Besitzer den Arbeitslohn nicht hatten erhöhen wollen. In den großen Fabrikstädten Manchester, Birmingham ꝛc. verfuhr das Volk gesetzlicher und berieth in großen Versammlungen. Am 2. Dezember 1816 fand eine solche Versammlung auch auf der weiten Wiese von Spafields bei London statt, geleitet von dem Demagogen **Hunt**, einem Verkäufer von Stiefelwichse. Ein großer Volkshaufe zog hierauf mit dreifarbigen Fahnen in die City (Altstadt von London) und plünderte einen Waffenladen, wurde aber ohne viele Mühe vom Militair auseinandergesprengt. Es gab nämlich in England damals viel mehr Militair als gewöhnlich. Man hatte die im Kriege benutzten Re-

gimenter noch nicht aufgelöst; der Prinzregent und die Lords sahen im Heer ein sicheres Mittel ihrer Herrschaft gegenüber jeder Opposition. Das Ministerium verlangte vom Parlament die provisorische Suspension der Habeas-Corpus-Acte (das Bollwerk der persönlichen Freiheit in England) um gegen die Ruhestörer rasch und mit möglichster Willkür einschreiten zu können, und das Parlament gab nach. Nur wenige Stimmen, darunter die des Sir Francis Burdett, sprachen kraftvoll für das Volk (im Februar 1817). Die Folgen waren zahlreiche Verhaftungen unter den Arbeitern. Die von Manchester hielten eine neue große Volksversammlung und wollten nach London ziehen, wurden aber durch Militair auseinandergejagt. Im folgenden Jahr war alles ruhig und die Habeas-Corpus-Acte wurde wiederhergestellt. Aber die Unzufriedenheit dauerte fort.

Fuhren die Minister stolz über die Köpfe des Pöbels hinweg, so handhabten sie auch nach außen ihre Macht. Die Barbaresken oder nordafrikanischen, mit der Türkei nur noch im losesten Zusammenhange stehenden, von selbständigen Deys regierten Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis waren damals so frech geworden, daß sie, wie schon berichtet, selbst in die Nordsee eindrangen. Am meisten aber litten unter ihren Räubereien die italienischen Staaten, als die schwächsten. Ihrer nahm sich nun England an und eine Flotte unter Lord Exmouth erzwang von allen drei Barbaresken die Zurückgabe der christlichen Gefangenen, im Frühjahr 1816. Kaum aber war er wieder fortgesegelt, als an der Küste von Bona (zu Algier gehörig), die christlichen, meist maltesischen Korallenfischer, die seit alter Zeit das Recht genossen, hier Korallen einzusammeln, plötzlich von den Eingebornen überfallen und zu Sklaven gemacht wurden, die Mannschaft von etwa 300 kleinen Schiffen. Sogleich erhielt Exmouth Befehl, umzukehren und den Frevel zu rächen. Der edle Lord legte sich nun vor Algier, verbrannte (27. August) die ganze Barbareskenflotte, die dort im Hafen lag, und

die Magazine, worauf der Dey alle Gefangene frei und für alle Verluste Entschädigung gab.

Der Prinzregent verfolgte damals einen großen Plan. Er wollte nämlich seine einzige Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, ältestem Sohn des Königs der Niederlande, vermählen. Da in England die weibliche Nachfolge gilt, würden Charlottens Nachkommen England und die Niederlande vereinigt haben. Allein die Heirath kam nicht zu Stande, weil, wie es heißt, Charlottens Mutter, die mit dem Prinzregenten in Zwietracht lebende Prinzessin Karoline, es nicht erlauben wollte, in Wahrheit aber wohl, weil eine Verstärkung der englischen Marine mit der niederländischen den Interessen der Continentalmächte zu sehr widersprach, um nicht bedenkliche Zerwürfnisse herbeizuführen. Charlottens Bräutigam wurde nun der schöne Prinz Leopold von Sachsen-Coburg. Die Vermählung erfolgte 1817, aber Charlotte starb noch im Spätjahr. Da nun Mangel an Thronfolgern war, heiratheten die Brüder des Königs, die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, obgleich sie nicht mehr jung waren, noch in aller Eile, worüber die englische Presse ihren Spott ausschüttete. Der erstere blieb kinderlos; dem zweiten Eduard von Kent, vermählt mit Prinzeß Victorie, Schwester des Prinzen Leopold von Coburg, wurde 1819 die Prinzeß Victoria als Thronerbin von England geboren. Der dritte Bruder, Georg von Cambridge, bekam einen einzigen Sohn, Georg. Zwischen dem Herzoge von Kent und Cambridge stand als vierter Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland in der Mitte, für den die Thronfolge im Königreich Hannover bestimmt war. Ein fünfter Bruder, Herzog von Sussex, war nur morganatisch vermählt.

Im Jahr 1819 trug Francis Burdett das erstemal im Unterhause auf eine Parlamentsreform an, die darin bestehen sollte, daß neben dem adeligen Grundbesitze auch das bürgerliche Gewerbe vertreten würde. Es war der Beginn eines großen, noch jetzt fortdauernden Kampfes nicht blos der unvertretenen großen Städte

gegen den allein vertretenen Landadel, nicht bloß der Industrie gegen den Ackerbau, sondern auch der Armen gegen die Reichen. Burdetts Antrag wurde, wie zu erwarten war, von der aristokratischen Mehrheit verworfen. Dies wirkte auf das Volk zurück, die getäuschte Hoffnung weckte Grimm und die Folgen waren neue Bewegungen unter den Arbeitern. Hunt veranlaßte eine große, von 60,000 Menschen besuchte Volksversammlung bei Manchester, am 16. August, aber die Regierung befahl deren Auflösung, und als sich die Massen nicht fügten, mußte Militär einhauen, wobei 4—500 Personen getödtet oder verwundet wurden. Man hielt diesen Ueberfall für unberechtigt und grausam, das Volk blieb aber in den Schranken des Gesetzes und verhielt sich ruhig. Nur auf gesetzlichem Wege, nur durch Reform hoffte es zum Ziel zu gelangen. Für die Volkspartei kam in dieser Zeit der Name der Reformer, Radicalreformer oder Radicalen auf. Es ist merkwürdig, daß damals auch schon communistische Theorien im englischen Volk umgingen, wie erst viel später wieder in Frankreich. Ein gewisser Spencer, der schon gestorben war, hatte seinen Anhängern, den s. g. Menschenfreunden, die Lehre hinterlassen, aller Grund und Boden gehöre dem Volk und müsse von Rechtswegen unter das Volk gleich vertheilt werden. Das Ministerium schritt gegen die Unruhen wieder, wie vor zwei Jahren, mit großer Strenge ein und ließ viele Personen verhaften.

Am 29. Januar 1820 starb der alte König und der Prinzregent bestieg als Georg IV. den Thron. Wenige Wochen nachher wurde ein gewisser Tistlewood, Hunts Anhänger, ein liederliches Subject, verhaftet, weil er eine Verschwörung gegen die Minister eingeleitet hatte, die allesammt bei einem Mittagsmahl ermordet werden sollten. Nach kurzem Prozeß wurde er mit vier Mitschuldigen am 1. Mai hingerichtet. Im April waren wieder die Arbeiter in Glasgow unruhig, wurden jedoch durch Truppen im Zaum gehalten.

Unmittelbar nach dem Prozeß, den man dem Pöbel gemacht,

beging der König die auffallende Unbesonnenheit, nun auch gleichsam der Krone selbst einen Prozeß anzuhängen, indem er öffentlich seine Gemahlin Karoline als Ehebrecherin anklagen und vor Gericht ziehen ließ. Die Majestät konnte nicht tiefer beschimpft, die Ehrfurcht des Volks vor der Dynastie auf keine gefährlichere Probe gestellt werden. Die Königin war schon früher einmal (1806) desselben Verbrechens angeklagt, aber freigesprochen worden. Das Volk hatte in seiner Haltung ungleich mehr Tact bewiesen als die Krone, indem es für die angeklagte Dame Partei ergriff, nicht als ob es sie für unschuldig gehalten hätte, sondern weil sie die hohe Dame war, deren Schwächen besser verschwiegen blieben. Der König schadete sich in der öffentlichen Meinung unendlich, indem er den häßlichen Prozeß nun wieder erneuerte, ein Verfahren, das ihm um so weniger ziemte, als er sich eigene Untreue und lüderliches Leben vorzuwerfen hatte*) und die Königin nur durch sein unwürdiges Betragen gegen sie so weit heruntergebracht hatte. Karoline hatte im Jahr 1814 England verlassen und, getrennt von ihrem Gemahl, auf Reisen zugebracht. Sie war in Neapel,**) Griechenland, selbst im h. Lande gewesen, hatte sich aber am längsten und liebsten in Italien aufgehalten, insbesondere in einer Villa am Comersee. Ein gemeiner Italiener, Pergami, hatte sich vom Kammerdiener zum Ritter und Großmeister eines von ihr gestifteten Ordens erhoben und lebte mit ihr auf eine scandalöse Weise. Außerdem hatte sie einen schönen Knaben bei sich, von dem sie sich

*) Als Wellington nach dem Siege bei Waterloo das erstemal wieder nach London kam, empfing ihn Georg IV. mit den Worten: „Wellington, o Wellington, Wellington! Wie stehts? Ich meine nicht die Politik, der Teufel hole die Politik! Wie gehts mit den Damen, mit den Damen, wie?“

**) In Neapel fand sie damals noch Murat als König, hielt sich einige Zeit an seinem Hofe auf und machte sich lächerlich, indem sie (die damals schon 47 Jahre alt war) in phantastischen Costümen auftrat und unter andern einmal als „Muse der Geschichte“ den armen Murat mit Lorbeern krönte.

nie trennte. Sie nannte ihn Wilhelm Austin und es soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn. Nach des alten Königs Tode kam nun Karoline nach England zurück, um als Königin an den Ehren Theil zu nehmen, die ihrem Gemahl widerfuhren. Das wollte nun aber der König um keinen Preis dulden und darum fing er den Prozeß an. Als die Königin landete, am 4. Juni, wurde sie trotz der Befehle des Königs, der jeden feierlichen Empfang untersagt hatte, vom Volk mit unermeßlichem Jubel, dem Geläute aller Glocken, Ehrenwachen, Deputationen und Illuminationen begrüßt. Ihr Zug von Dover nach London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Menschenmenge umwogte sie auf dem ganzen Wege und wünschte ihr Glück. In London stieg sie im Hause des Alderman Wood ab und zeigte sich dem jubelnden Volk auf dem Balkon. Jeder, der an ihrem Hause vorüberging, wurde gezwungen, den Hut abzunehmen. Den Ministern warf man die Fenster ein.

Inzwischen war der Prozeß eingeleitet und am 27. August erschien die Königin vor den Schranken der Pairs. Man hatte aus Italien und Deutschland Kellner und Mägde der Gasthöfe, in denen sie logirt, mit großen Kosten kommen lassen, um gegen sie zu zeugen. Aber der Vertheidiger der Königin, der große Rechtsgelehrte Brougham, schüchterte diese Zeugen dergestalt ein, daß sie lieber nichts zu wissen erklärten, und in London selbst herrschte eine so furchtbare Aufregung unter dem Volk, daß die Pairs sich genötbigt sahen, am 10. November die Anklagebill zu vertagen, d. h. zurückzunehmen. Das Volk veranstaltete sogleich eine allgemeine Illumination der Stadt und zwang alle Minister, ihre Hotels gleichfalls zu beleuchten. Dadurch noch mehr in ihrem Trotz bestärkt, blieb die Königin in London, zu ihrem Verderben. Sie vergaß, daß sie nach dem, was vorgefallen war, den König stürzen oder ihm weichen mußte. Sie war es auch dem Volke schuldig, das ihre Ehre so glänzend gerettet hatte, sich nun dankbar zurückzuziehen. Statt dessen blieb sie und machte darauf Anspruch, als

der König ſich krönen ließ, mitgekrönt zu werden. Am 19. Juli 1821 fand die Krönung des Königs ſtatt; die Königin in vollem Putz fuhr in einer ſechsſpännigen Kutſche vor die Weſtminſter-Abtei, wo die Ceremonie eben begann, wurde aber vom Gefolge des Königs zurückgewieſen. Sie blieb eine halbe Stunde und drang vor alle Thüren, aber immer mit demſelben unglücklichen Erfolg und mußte endlich zurückfahren. Wenige Tage nach dieſem ungeheuren Skandal ſtarb ſie, wie es hieß, an einem kalten Trunk im Theater Drurylane, am 7. Auguſt. Die Regierung wollte die Leiche ohne Aufſehen nach Harwich ſchaffen laſſen, ohne daß der Zug durch Londons Straßen führe. Aber das Volk erzwang einen feierlichen Leichenzug mitten durch London und ſperrte den von der Regierung beſtimmten Weg mit Barrikaden. Unter dem Geſchrei, „hier kommt die Königin, die gemordete Königin!“ wollte das Volk die Leiche vor den Palaſt des Königs ſelbſt tragen, aber es wurde theils durch einen Angriff des Militairs, wobei wieder Blut floß, theils durch vernünftige Vorſtellungen der Conſtabler verhindert. Von Harwich wurde die Leiche zur See gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Braunſchweig beigeſetzt, denn die unglückliche Königin war die Tochter des unglücklichen Ferdinand von Braunſchweig, der bei Jena, und Schweſter des unglücklichen Wilhelm, der bei Quatrebras die Todeswunde empfing.

Der König war bei dem Begräbniß der Königin gar nicht in London anweſend. In dem Augenblick, in dem ſie erkrankte, machte er ganz unerwartet eine Reiſe nach Irland. Die Iren empfingen einen ſo ſeltenen Beſuch mit kindiſcher Freude und glaubten, der gute König komme endlich, ihre Leiden zu mildern. Aber Georg IV. hatte nur London entfliehen wollen, es war ihm ganz gleichgültig, wohin er ging. Auch blieb er nur, bis die Königin glücklich als Leiche über Meer geſchafft worden war, und in Irland blieb es nicht nur beim Alten, ſondern die Uebel wurden noch ärger. Dieſes unglückſelige Irland befand ſich immer noch in der kläglichen Lage, in die es durch die erſten engliſchen Eroberer und ſpäter

noch durch Cromwell gebracht worden war. Die urſprünglich iriſche und katholiſche Bevölkerung hatte allen Beſitz und alle Rechte verloren an eine Minderheit von engliſchen und proteſtantiſchen Eindringlingen. Auf 89 Katholiken kamen in Irland 11 Genoſſen der engliſchen Staatskirche, und 8 Diſſenters. Die ganze große Inſel war in proteſtantiſche Bisthümer und Pfarreien eingetheilt und mußte die hohen Gehalte (8 Millionen Gulden) für die proteſtantiſche Geiſtlichkeit bezahlen, wenn auch gar keine Proteſtanten vorhanden waren, um eine Gemeinde zu bilden, und die betreffenden Biſchöfe und Pfarrer niemals nach Irland kamen, ſondern ihren Gehalt in England oder auf Vergnügungsreiſen verzehrten. Grund und Boden gehörten Engländern, die Iren waren nur Pächter und mußten hohes Pachtgeld zahlen. Dabei ſollten ſie mit ihrer Familie leben und aus Privatmitteln ihre katholiſchen Prieſter bezahlen. Sie waren daher ſchon längſt in die tiefſte Armuth geſunken, wohnten in den elendeſten Hütten und hatten kaum Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Alle Berichte aus jener Zeit ſtimmen in der Schilderung des grenzenloſen iriſchen Elendes überein. Im Spätherbſt deſſelben Jahres 1821, in welchem der König nach Irland gekommen war, konnten die meiſten Pächter ihre Pacht nicht bezahlen und wurden von den Grundherren im Beginn des harten Winters mit ihren Familien vertrieben, eine Härte, die der Erwartung von der Gnade des Königs grell widerſprach. Daher überall Unruhen ausbrachen. Die Aermſten ſchloſſen ſich an einander und bildeten geheime Geſellſchaften, die ſich vermummten und waffneten und nächtlicher Weile grauſame Rache an ihren Peinigern, den Grundherren, den Obrigkeiten und (proteſtantiſchen) Geiſtlichen übten und zuweilen ſelbſt dem gegen ſie ausgeſchickten Militair tapfern Widerſtand leiſteten. Das geheimnißvolle Haupt der Verſchwörung unterzeichnete die Befehle als Capitän Rock. Die Genoſſen erkannten ſich an weißen Bändern und hießen deßhalb weiße Buben (white-boys) oder Bandmänner (ribbon-men). Sie brannten Häuſer nieder, mordeten und wurden immer gefährlicher,

bis das Parlament im Februar 1822 die Habeas-Corpus-Acte in Bezug auf Irland aufhob und das Miniſterium mit größter Energie einſchritt. Die bewaffnete Macht verbreitete Schrecken durch ganz Irland und ſtillte die Unruhen. Die Proteſtanten in Irland, Beamte, Geiſtliche, Grundbeſitzer erlaubten ſich aus Rache jede Willkür. Sie hatten ſchon längſt eine engere Parteiverbindung und hießen ſeit den Zeiten Wilhelms III. (aus dem Haus Oranien) die Orangemänner (orange-men). Eine furchtbare Hungersnoth mordete die ſo hart Gemaßregelten und Wehrloſen vollends in ſolcher Menge, daß das Parlament wieder Mitleid fühlte und 200,000 Pfund Sterling Unterſtützungen decretirte. Von einer gründlichen Heilung der Schäden in Irland war nicht die Rede. Das engliſche Volk, das freiſinnigſte der Erde, das ausſchließliche Rechtsvolk, das ſich ſeiner politiſchen und ſittlichen Bildung vor allen andern bewußt war und rühmte, fand doch nichts Arges in der jahrhundertlang fortdauernden ſyſtematiſchen Mißhandlung der Iren und hatte für die letztern nicht mehr Gefühl, als ein Herr für ſeinen Hund.

Der Hauptträger des Syſtems, nach dem England bisher regiert wurde, Lord Caſtlereagh, oder wie er nach ſeines Vaters Tode betitelt wurde, Marquis von Londonderry, fiel im Jahr 1822 in einen ſtillen Wahnſinn. Ueberall glaubte er ſich von Feinden verfolgt und ſah, wie König Richard III. bei Shakspeare, die Rachegeiſter der Völker, die er hatte morden helfen, gegen ſich herankommen. Man pflegte und hütete ihn aufs beſte, aber am 12. Auguſt fand man ihn ſterbend, er hatte ſich mit einem Federmeſſer den Hals durchgeſchnitten. Seine Leiche wurde zu denen aller großen Engländer in die Weſtminſterabtei geführt, aber das Volk rief ihm Verwünſchungen nach und brach bei der Beiſetzung in lauten Jubel aus. So ſtirbt ein Volksfeind. Ohne Zweifel theilte Caſtlereagh mit Metternich jene ariſtokratiſche Hoffahrt, die von den Leiden der Völker Notiz zu nehmen, für gemein gehalten haben würde, und jene gewiſſenloſe Frivolität, ohne die man meinte, nicht Diplomat

darzubieten, nämlich: Bezeichnung durch die Studierenden; Wahl durch die Korporation der akademischen Lehrer; Ernennung durch der Universität vorgesetzten höhern Beamten. Die erstgenannte Einrichtung, welche allerdings bei dem Entstehen der Universitäten vorkam, und auch jetzt noch theilweise auf den beiden alten englischen Universitäten Sitte ist, verdient wohl nicht, uns lange zu beschäftigen. Sie wäre in ihren Ergebnissen unsicher, indem das Urtheil der jungen Männer über den wahren Werth der wissenschaftlichen Leistungen noch keineswegs fest und zuverläßig ist. Wie oft erlebt man nicht auf Universitäten eine plötzliche Mode für oder gegen einen Docenten, die in kurzer Zeit, vielleicht eben so unmotivirt, ins Gegentheil umschlägt! Daß die Studirenden die allgemeinern Beziehungen zu der Gesammtmasse der Wissenschaften, oder auch die in der Person eines bestimmten Mannes liegenden Schwierigkeiten gehörig würdigten, ist ohnedem ihnen nicht zuzumuthen. Das Verfahren wäre aber auch gefährlich für die Würde und die Ruhe der Universitäten; denn zu welchem Buhlen um die Gunst der Studierenden dies bei den jüngern Docenten führen würde, ist eben so klar, als unzweifelhaft, daß die Mittel nicht immer die ersprieslichsten seyn möchten. Es ist aber auch diese Einrichtung nicht nöthig, denn das einzige sichere Ergebniß desselben, nämlich der Grad der augenblicklichen Beliebtheit eines Anfängers, ist durch die öffentliche Stimme und durch die Zuhörerzahl eben so leicht zu erkunden. Somit bleibt nur die Wahl zwischen Selbstergänzung der akademischen Collegien und der Ernennung durch den Vorgesetzten der Universität. Wir stehen nicht an, uns für die letztere zu erklären. Es ist ein allgemeiner Erfahrungssatz, daß die Selbstergänzung von Collegien nichts taugt. Bei ihr hat in der Regel die Mittelmäßigkeit gewonnenes Spiel, sey es, daß Partheigeist sie fördert, den höhern Zweck außer Aug' lassend, sey es, daß Neid und Furcht vor Ueberragung die Bessern ausschließen. Diese allgemeine Wirkung der Selbstergänzung kann auch bei akademischen Körperschaften nicht fehlen; und die Hoffnung, daß das Pflichtgefühl oder auch nur die Einsicht in den eigenen wahren Vortheil überwiegen und immer den voraussichtlich Berühmtesten und Nützlichsten berufen werde, würde um so mehr auf geringer Menschenkenntniß beruhen, als man hier nicht bloß einen Amtsgenossen, sondern sehr häufig einen directen

ſeyn zu können. Der edle Zorn, der in Lord Byron glühte, erklärt ſich vorzugsweiſe aus ſeinem tiefen Haß gegen Männer, wie Caſtlereagh, Maitland, Hudſon Lowe.

Georg Canning, ein Whig, der zu den Tories übergegangen und ſogar ſchon einmal Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen, aber 1809 in Folge eines Duells mit Caſtlereagh abgetreten war, wurde jetzt an deſſen Stelle berufen. Der König that es ungern, auch Wellington war nicht ganz damit zufrieden, allein Lord Liverpool, auf den der König viel hielt, empfahl ihn. Auch ſchien Canning anfangs nur das alte Syſtem fortzuſetzen, trat z. B. dem Einmarſch der Franzoſen in Spanien, als einer ſchon vorher ausgemachten Sache, nicht mehr entgegen, und ließ erſt nach und nach, indem er ſich erſt in ſeinem Amt feſter geſetzt hatte, ſeine liberalen Ideen durchblicken. Er war es, der in der engliſchen Politik eine große Aenderung hervorrufen und dadurch auch den Dingen in Europa eine andere Wendung geben ſollte. Alle Hoffnungen der unterdrückten Nationen, wie der bedrängten conſtitutionellen Parteien hingen ſich an Canning. Er ging den unterdrückten Gemüthern wie ein lichter Stern auf. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments im Anfang des Jahres 1823 kündigte die Thronrede zum erſtenmal Erſparungen und Verbeſſerungen im Innern an und rühmte, daß England ſich an der harten Maßregel gegen Spanien nicht betheiligt habe. Das war ein anderer Ton, als den man früher immer gehört hatte. Den Worten folgte die That. Ueber 200 harte und unredliche Beamte in Irland wurden abgeſetzt. Nach der Levante wurde der Befehl geſchickt, die Blokade der Griechen genau ſo zu reſpectiren, wie die der Türken. Die Emancipation der Negerſclaven in den Colonien wurde vorbereitet. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten wurden definitiv anerkannt. In Portugal wurde die Verfaſſung geſchützt. Bald erhielten auch die Griechen Unterſtützung.

Zu der nämlichen Zeit begann in Irland die außerordentliche Wirkſamkeit des Rechtsanwalt Daniel O'Connel, der die genkale

Idee verfolgte, Irland nicht mehr mit den alten irischen Mitteln (Empörung, Verschwörung, Brandstiftung), sondern vielmehr auf englische Weise zu vertheidigen, in den Schranken des Gesetzes, mit dem Recht in der Hand und auf dem Wege des Prozesses. Er stiftete einen „katholischen Verein", gebot allen Iren Frieden und Ruhe, untersagte ihnen jeden ungesetzlichen Widerstand und machte ihnen begreiflich, daß nur das feste Zusammenhalten aller unter steter Beachtung der bestehenden Gesetze ihnen die moralische Macht verleihen werde, die sie bedurften, um eine dauernde Besserung ihrer Zustände durchzusetzen. Die Wahrheit dessen, was er sagte, und die Macht seiner populären Beredtsamkeit bezauberte ganz Irland. Alles gehorchte ihm. Canning aber kam dieser loyalen Bewegung in Irland dadurch entgegen, daß er nicht nur, wie schon bemerkt, der Wuth der Orangemänner Einhalt that, sondern auch auf dem Wege des Gesetzes die Emancipation der Katholiken anbahnte, die zur bürgerlichen Gleichstellung der Iren mit den Engländern führen sollte. Schon am 30. April 1823 schlug Canning dem Parlamente vor, die s. g. Testacte vom Jahre 1678, durch welche den katholischen Pairs aus Irland der Sitz im Oberhause entrissen worden war, wieder aufzuheben. Das Unterhaus stimmte zu, aber das Oberhaus sah hinter diesem kleinen Anfang schon mit Besorgniß ein ganzes Heer von weiteren katholischen Forderungen herannahen und lehnte die Bill ab. Die Motive der protestantischen Pairs waren: England sey ein wesentlich protestantischer Staat, es verliere seinen Grundcharakter, wenn es die Katholiken den Protestanten gleich stelle. Irland sey ein erobertes Land, nach immer wiederholten Rebellionen besiegt, man dürfe diesen ewigen Feind nicht erstarken lassen. Was man nicht sagte, aber dachte, war das Hauptmotiv. Wenn je Irland bei seiner herrlichen Lage im Westen von England, in einen blühenden Zustand kam, so mußte es sich eine Menge Vortheile aneignen, die bisher England allein genossen hatte. Nicht mit Unrecht pries O'Connel Irland als „die Smaragdinsel", die, wenn in ihr erst Freiheit, ein gesicher-

ter Rechtszuſtand und Wohlſtand herrſchen würden, in ihren Häfen mehr Schiffe ſehen würde, als England. Obgleich nun die Bill nicht durchging, ſo war es doch ſchon ein großer Fortſchritt, daß ſie überhaupt eingebracht worden war, daß man die Rechte der Katholiken in Betrachtung gezogen hatte, und es ließ ſich erwarten, die Bill werde zu gelegener Zeit wieder eingebracht werden.

Auch der landverderblichen Kornbill trat Canning entgegen und ſetzte wenigſtens eine Ermäßigung derſelben durch, ſo zwar, daß fremdes Getraide ſchon eingeführt werden durfte, wenn der Quarter 70 Schilling koſte (nach der Kornbill waren 80 Schilling erforderlich geweſen).

Der wichtigſte Act, womit das Miniſterium Canning ſeine kurze aber folgenreiche Thätigkeit ſchloß, war die Anerkennung der griechiſchen Freiheit. Canning hatte ſich von Anfang an den Griechen günſtig geſtimmt gezeigt, im Jahr 1824 war in England die große griechiſche Anleihe geſchloſſen worden. Canning ſchien nur der poetiſchen Schwärmerei des Lord Byron und der deutſchen Philhellenen nachzukommen, der Grund aber, warum er ſich der Griechen annahm, war ein ganz anderer. Die griechiſche Revolution war von Rußland veranlaßt, wenn auch ſcheinbar desavouirt worden. Rußland hatte die Mine angezündet, die das türkiſche Reich in Stücke riß, und paßte nur die Zeit ab, um ſich einzumiſchen und ſeine Beute wegzuholen. Durch die Beſitznahme Conſtantinopels würde aber Rußland ſo übermächtig geworden ſeyn, daß dadurch das bisher ſo ſorgfältig gehütete Gleichgewicht Europas eine gewaltige Störung erlitten haben würde. Deßhalb lag es im Intereſſe nicht nur Englands, ſondern auch der andern Großmächte, in dieſer Beziehung Rußland Schranken zu ziehen. Bevor Canning engliſcher Miniſter wurde, hatte man verſucht, den Sultan aus eigener Kraft der griechiſchen Rebellion Meiſter werden zu laſſen, indem man einerſeits den Kaiſer Alexander ermahnte, von jedem Angriff auf die Türkei abzuſtehen, und andrerſeits die Griechen nicht unterſtützte. Seit aber Canning das engliſche Staats-

ruder lenkte und zugleich die Unfähigkeit des Sultans, allein der Griechen Meister zu werden, klar geworden war, glaubte man einen andern Versuch machen zu müssen. Mehemet Ali von Aegypten, den der Sultan zu Hülfe gerufen hatte, besaß schon eine ungeheure Macht in Aegypten, Nubien, Arabien. Wenn er sich mit Rußland verständigte und diesem den Norden der Türkei überließ, konnte er den Süden derselben behaupten. Es war durchaus nothwendig, daß die Westmächte dazwischen traten, sey es um den Sultan gegen seine falschen Freunde, wie gegen seine Feinde, zu schützen, sey es, um das einmal thatsächlich befreite Griechenland in eigene Obhut zu nehmen und sich desselben als eines Pfandes zu versichern. Darin waren England, Frankreich und Oesterreich vollkommen einverstanden, daß man Rußland keine Eroberung in der Türkei machen lassen dürfe. Die fünfte Großmacht, Preußen, hatte sich damals schon Rußland zu sehr hingegeben, um ihm mit gleicher Entschiedenheit, wie die andern, entgegentreten zu können. Uneinig waren die drei Westmächte nur in Bezug auf Griechenland. Fürst Metternich mißbilligte die Errichtung eines griechischen Staates, der schon der kirchlichen Sympathien wegen unter russischen Einfluß kommen würde, während die geschwächte Türkei nicht mehr im Stande seyn würde, sich Rußlands mit den Waffen zu erwehren, Canning wollte dagegen die Griechen befreien, schon um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, und um den Einfluß, den England bereits von den jonischen Inseln aus übte, noch weiter auszudehnen. Als Fürst Metternich erkannte, er habe nur die Wahl zwischen Rußland und England, kam er der letztern Macht entgegen, reiste im Frühjahr 1825 selbst nach Paris und gewann Frankreich für die Ansicht, daß man England nachgeben könne unter der Bedingung, dem neuen griechischen Reiche einen König aus einer europäischen Dynastie zu geben. Canning wollte das letztere jedoch nur unter der Bedingung eingehen, daß die Griechen selbst eine solche Wahl träfen.

In Frankreich war bereits am 16. September 1824 König

Ludwig XVIII. gestorben und hatte sein Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. den Thron bestiegen. Ohne die französische Verfassung aufzuheben, mit welcher wie sein Bruder fortzuregieren er sich zunächst verpflichtet sah und den Versuch machen wollte, war der neue König doch ein entschiedener Gegner des Liberalismus, von dem er überall nur Bedrängnisse des legitimen Throns fürchtete. Desgleichen stimmte er auch mit dem Fürsten Metternich vollkommen in der Mißbilligung der griechischen Revolution überein, konnte jedoch andrerseits auch wieder nicht umhin, in der Bekämpfung des russischen Uebergewichts auf Seite Englands zu treten.

Ungleich mehr Einfluß auf die griechische Angelegenheit übte die Thronveränderung in Rußland. Kaiser Alexander hatte sich bisher bewegen lassen, für die Griechen nichts zu thun. Das war ihm durch eine einfache Politik geboten. Die Türkei ging auch ohne seine unmittelbare Einwirkung zu Grunde, er konnte ruhig abwarten. Würde er gleich zugegriffen haben, so hätte er außer dem verzweifelten Widerstande der Türken auch noch die eifersüchtigen Westmächte bekämpfen müssen. Man würde Unrecht thun, diese Politik des Zuwartens dem Kaiser als Schwäche auszulegen. Er hat in seinem Benehmen gegen Napoleon, wie gegen die Allianz in den Jahren 1808—1815 so viele Staatsklugheit bewiesen, daß es unerlaubt ist, ihm zuzutrauen, er habe sich später durch die frommen Gaukeleien der verblühten Frau von Krüdener im Ernst leiten lassen. Auch ließ er Griechenland nicht aus den Augen. Er forderte vom Sultan Rechenschaft für die Hinrichtung des Patriarchen und verlangte die Herstellung der zerstörten Kirchen, als ob ihm schon ein Schutzrecht über die christlichen Unterthanen des Sultans zugestanden hätte. Er behielt sich jeden Augenblick die bewaffnete Intervention vor, wenn er sie auch noch nicht eintreten ließ. Auch wußte der Sultan die russische Macht recht wohl zu schätzen und gab nach, indem er die Christen, die nicht

rebellirten, wirklich ſchonte und dem neuen Patriarchen auffallend ſchmeichelte.

Man glaubt, Kaiſer Alexander habe die Griechen nicht unterſtützt, weil er die Revolution in Rußland ſelbſt gefürchtet habe. Allein auch das iſt nicht wahrſcheinlich. Die geheime Agitation unter den ruſſiſchen Offizieren entbehrte jeder Popularität und mithin jeder Möglichkeit des Gelingens. Es war eine pure Nachäfferei des Carbonarismus, ausgehend von müßigen jungen Edelleuten. Im ſchlimmſten Fall konnte daraus ein Mord- und ein Thronwechſel hervorgehen, gewiß aber keine Aenderung der ruſſiſchen Politik und des ruſſiſchen Staatsorganismus. Man hat den drei Geheimbünden (des Helis, der ruſſiſchen Ritter und der öffentlichen Wohlfahrt) in St. Petersburg und Moskau viel zu viel Bedeutung beigelegt. Sie ergingen ſich in theils conſtitutionellen, theils republikaniſchen Illuſionen, die am allerwenigſten in Rußland verwirklicht werden konnten. Preſſel, der Führer der geheimen Republikaner, trennte ſich von den Conſtitutionellen, die ihm nicht weit genug gingen, aber weder die einen noch die andern konnten nur auf den allergeringſten Anhang im Volke rechnen, welches von ihren aus weſteuropäiſchen Reiſeerinnerungen und Büchern entlehnten Phantaſien nichts verſtand, an ſklaviſchen Gehorſam gewohnt und gänzlich ungebildet war. Sollte der plötzliche und geheimnißvolle Tod des Kaiſer Alexander mit dem Treiben jener Geheimbünde im Zuſammenhange ſtehen, ſo bewieſen doch gerade die nächſten Folgen dieſes Todesfalles, daß ihre Berechnung ſie getäuſcht hat. Die gewohnte Ordnung der Dinge und der unabänderliche Gedanke der ruſſiſchen Politik konnten ſelbſt durch einen ſo raſchen Perſonenwechſel auf dem Throne nicht alterirt werden.

Zwei erſchütternde Ereigniſſe folgten ſich raſch aufeinander, am 19. November 1824 eine furchtbare Ueberſchwemmung der Stadt St. Petersburg durch eine Sturmfluth*) und ein Jahr

*) Die Höhe der Fluth war bedingt durch den Vollmond und anhal-

ſpäter der Tod des Kaiſers. Alexander ſtarb auf der Reiſe in den Süden zu Taganrog am Aſowſchen Meer, nach ſehr kurzer Krankheit angeblich an einem Gallenfieber, am 1. Dezember 1825, und ſehr auffallenderweiſe ſtarb ihm ſeine Gemahlin, die badiſche Eliſabeth, in kurzer Zeit nach, auf der Rückreiſe von Taganrog unterwegs am 16. Mai 1826, beide noch in ihren beſten Jahren, der Kaiſer erſt 48, die Kaiſerin 47 Jahre alt.

Der ältere Bruder des verſtorbenen Kaiſers, Conſtantin, war Statthalter des Königreichs Polen, reſidirte in Warſchau und hatte ſich mit einer polniſchen Fürſtin morganatiſch verbunden. Ueberdies war ſein Temperament ein wenig ſcythiſch und er fühlte ſelbſt, daß er zur Lenkung eines großen Reichs nicht geeignet ſey, hatte daher ſchon unterm 14. Januar 1822 freiwillig eine Urkunde ausgeſtellt, worin er der Thronfolge zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Nicolaus entſagte. Als die Nachricht vom Tode Alexanders in St. Petersburg anlangte, handelte daſelbſt Großfürſt Nicolaus, als ob jene Urkunde nicht exiſtire, denn er ließ ſogleich die Truppen unter Gewehr treten und dem Kaiſer Conſtantin huldigen. Erſt als Conſtantin von Warſchau aus melden ließ, er nehme die Krone nicht an und auf jene Urkunde verwies, glaubte ſich Nicolaus berechtigt und verpflichtet, die Truppen noch einmal zuſammentreten und eine neue Huldigung vornehmen zu laſſen. Sollte ihm die Urkunde früher ſchon bekannt geweſen ſeyn, ſo erklärt ſich ſein Benehmen aus Loyalität; er wollte ſeinem Bruder Gelegenheit geben, öffentlich zu verzichten, ſeinem Volk und dem Ausland gegenüber beweiſen, daß er ſeinen Bruder

---

tenden Weſtwind, der vieles Waſſer aus der Nord- in die Oſtſee und aus dieſer in den finniſchen Meerbuſen trieb. Vor hundert Jahren hatte die damals kaum aus der Erde entſtandene Stadt ein ähnliches Unglück erfahren. Begreiflich knüpften ſich an dieſe Thatſachen ſchlimme Prophezeihungen einer künftigen Sturmfluth, in der die Stadt untergehen würde. Jedenfalls gehört dieſe den Fluthen ſo ſehr ausgeſetzte Lage Petersburgs zu dem vielen andern, was an dieſer Stiftung Peters des Großen unnatürlich iſt.

nicht um sein Erstgeburtsrecht habe bringen wollen, daß jene ältere Urkunde nicht erschlichen worden sey. Nun trat aber der Mißstand ein, daß die Truppen durch die ihnen zugemuthete zweimalige Huldigung verwirrt oder wenigstens durch die Genossen der Geheimbünde verführt wurden, an der Rechtmäßigkeit der zweiten Huldigung zu zweifeln.

Als diese zweite Huldigung am 26. December 1825 vorgenommen werden sollte, empörte sich ein Theil der Truppen und rief „es lebe der Kaiser Constantin!" Graf Miloradowitsch, der berühmte General von 1813 und 1814, wollte sie beruhigen und belehren, fiel aber durch einen mörderischen Schuß. Nicolaus stieg zu Pferde, begab sich an der Spitze eines Gardebataillons zu den Aufrührern und fand beim Volk ergebenen Zuruf, nicht aber bei den Soldaten, die vor seinen Augen ihre Gewehre luden. Da zog er sich zurück, ließ die ihm treuen Regimenter vorrücken, und zugleich die Bischöfe mit erhobenem Kreuz den Rebellen im Namen Gottes den wahren und einzig legitimen Kaiser Nicolaus verkünden. Es waren hauptsächlich das Garderegiment Moskau und das Leibgrenadierregiment, die sich für Constantin erklärt hatten und die nicolaitischen Garden anfangs durch ein mörderisches Feuer zurücktrieben, bis sie von einer zahlreichen Artillerie niedergeschmettert und zersprengt wurden. Damit war der ganze Aufstand zu Ende und Kaiser Nicolaus wurde überall im Reich anerkannt. Erst hinterdrein erfuhr man etwas Näheres über den Antheil der Verschworenen an dem Petersburger Ereigniß. Ein junger Fürst Trubezkoi, Günstling des Kaisers und Oberst der Garde, war zum Haupt des Geheimbundes gewählt worden, der den Tod Alexanders benutzen wollte, um angeblich Rußland in eine Föderativrepublik zu verwandeln. Hatten sich die jungen Tollköpfe wirklich solche Einbildungen gemacht, so war nichts begreiflicher, als daß sie im Augenblick der Ausführung inne wurden, das Volk, die Armee könne sie gar nicht verstehen. Selbst wenn sie an der Spitze eines Theils der Garden gesiegt hätten, würden die

Garden den Großfürsten Constantin (unter dem ihnen ganz fremden Worte Constitution dachten sie sich Constantins Gemahlin) und nicht eine Republik gewollt haben. Daher die Verblüfftheit. Trubezkoi, anstatt sich am 26. Dezember an die Spitze der Insurrection zu stellen, versteckte sich bei dem ihm verschwägerten österreichischen Gesandten und bat nachher den Kaiser um Gnade, wurde aber in die Bergwerke Sibiriens geschickt. Fünf Verschwörer, Pressel, Sergius Murawiew-Apostol, Rylew, Bestuschef-Rumin und Kachowski wurden gehenkt, viele andere erlitten nur geringere Strafen. Von einer Schuld der Verschworenen am Tode des vorigen Kaisers verlautete nicht ein Wort.

Bald nach diesen Scenen in Petersburg begab sich Nicolaus nach Moskau, um sich in dieser heiligen alten Hauptstadt des Reichs krönen zu lassen und Großfürst Constantin selbst eilte von Warschau dahin, um der erste zu seyn, der ihm als seinem Kaiser huldigte, und dadurch die Wahrheit seiner frühern Entsagung öffentlich zu bestätigen. Beide Brüder umarmten sich vor den Augen des Volkes.

Kaiser Alexander war nicht groß von Gestalt, mehr weich und zierlich, überaus freundlich und gewandt gewesen, sein Bruder Nicolaus dagegen eine hochgewachsene heroische Gestalt, ritterlich schön und stolz. Sein Gesichtsausdruck verrieth einen festen Charakter. Man spürte bald, daß Nicolaus mit mehr Entschiedenheit als Alexander gegen die Türkei auftreten würde. Hatte der europäische Liberalismus in Canning unerwartet einen Vorkämpfer gefunden, so trat in Nicolaus eine neue große Persönlichkeit in die Zeit ein, um die bisherige Harmonie der fünf Großmächte und das europäische Gleichgewicht von der absolutistischen Seite her zu stören. Die breiten Ringe, in denen Europa eingeschmiedet schien, begannen sich zu lösen. Hier gewann die Opposition der Völker neuen Schwung durch Englands liberalen Minister, dort trat eine leise, aber tiefe Zwietracht unter den Herrschern ein aus

Furcht vor Einem, aus Neid gegen Einen. Oesterreich verlor den Vorrang an Rußland.

Wenn früher sowohl Castlereagh als Kaiser Alexander dem Fürsten Metternich nachgegeben hatten, so hörte dieser, nachdem Canning und Nicolaus zur Herrschaft gelangt waren, auf, auch nur den Schein der Vormundschaft in der Pentarchie zu besitzen. Wenn Kaiser Alexander wenigstens scheinbar das specielle Interesse Rußlands dem allgemeinen europäischen untergeordnet hatte, so ordnete jetzt Kaiser Nicolaus dieses unbedingt und offen jenem unter. Zum erstenmale trat Rußland dem ganzen übrigen Europa gegenüber, wie ihm früher unter Napoleon Frankreich gegenüber gestanden war. Damals zuerst maßte sich Rußland allein ein Gewicht an, schwer genug, um das der übrigen Großmächte aufzuwiegen.

Nicolaus regierte Rußland nach einem neuen System, das ihm von Anfang an klar gewesen ist, wenn es auch nur nach und nach durchgeführt werden konnte, nach einem Systeme, welches dem seiner Vorfahren seit Peter dem Großen geradezu entgegengesetzt war. Peter der Große, Anna, die große Katharina, Paul I. und noch Alexander hatten das barbarische Rußland durch Fremde aus dem Rohen herausarbeiten, erziehen, bilden, exerciren und administriren lassen. Neben dem Adel der deutschen, Rußland einverleibten Ostseeprovinzen, spielten die talentvollen Deutschen und Franzosen, die nach St. Petersburg gekommen waren, um dort ihr Glück zu machen, oder die der Kaiser selbst für die einzelnen Zweige des Heer- und Seewesens, der Finanzen, der Civilverwaltung, des Unterrichts, der Bergwerke ꝛc. berufen hatte, die erste Rolle und die einheimischen Bojaren (die jetzt s. g. russischen Fürsten), nur die zweite, oder wenn die russische Indolenz in einzelnen Individuen des Bojarenstandes aufstrebendes Talent und Geist aufkommen ließ, so nahmen diese die ausländische Bildung und Sitte an. Das alte barbarische Russenthum mit den langen Haaren und Bärten, dem halbtürkischen Kaftan, erhielt sich bei

Concurrenten in Ehre, Einfluß und Geld zu wählen hat. Es liegen aber noch eigenthümliche Schwierigkeiten in der Selbstergänzung gerade der akademischen Korporationen. Ist nämlich solcher nur dem kleinern, zunächst betheiligten und sachverständigen Collegium, der betreffenden Facultät, überlassen, so ist theils zu besorgen, daß eine bestimmte Schule einseitig und ungerecht begünstigt und zu großem wissenschaftlichem Nachtheile über ihre richtige Lebenszeit verewigt werde; theils ist die Gefahr von Nepotismus sehr nahe, sowohl weil eine Hand die andere waschen kann, als weil ein Widerstand gegen den Versuch in dem kleinen Kreise und gegen einen Mann, mit welchem man täglich zusammen ist, wirklich seine großen Unannehmlichkeiten hat. Ueberläßt man aber der großen Versammlung des ganzen akademischen Senates die Besetzung der Stellen, so fallen zwar die eben genannten Nachtheile wohl weg, dagegen treten nun andere Mißstände ein, namentlich daß Solche, welche nicht sachverständig, noch bei der Güte der Wahl direct betheiligt sind, entscheiden; daß in so großer Versammlung, welche natürlich kein Geheimniß bewahrt, eine offene und wahre Abwägung der verschiedenen Persönlichkeiten verdrießlich und daher selten genug ist; daß ein bestimmter Plan in der Ausfüllung von Lücken, in der Nachbildung und Ermunterung bestimmter junger Männer, die Vorbereitungen zur Ersetzung unbrauchbar gewordener, allein noch im Collegium selbst sitzender, Männer ganz undenkbar ist, und somit immer nur zufällig, planlos und unorganisch gehandelt wird. Davon gar nicht zu reden, daß von der Selbstergänzung und den derselben vorangehenden öffentlichen und geheimen Verhandlungen hauptsächlich die widrigen und unwürdigen Streitigkeiten und Spannungen auf manchen Universitäten herrühren. — Allerdings ist richtig, daß der durch einen Vorgesetzten erfolgenden Besetzung der Stellen mit Recht Manches entgegen gehalten werden kann. Ein Mann kann nicht den Zustand und die Bedürfnisse aller Wissenschaften gleich gut kennen; er hängt somit in Vielem von fremdem Urtheile völlig ab. Ist er unfähig, verdorben oder befangen, so kann es ganz schlecht gehen. Den geheimen Intriguen und dem Favoritismus ist Thür und Thor geöffnet. Allein dennoch ist diese Einrichtung das kleinere Uebel. Hier ist doch eine Voraussicht, ein Plan, ein Zusammenhalten der Mittel denkbar; es steht Einer mit seiner Ehre für einen guten Zustand ein;

den älteren, vom Hofe fern lebenden Bojaren in Moskau, bei den Popen (Prieſtern), bei den Kaufleuten und bei den Bauern, machte aber keinen Anſpruch darauf, beſſer ſeyn zu wollen, als das Fremde, ſondern erkannte deſſen Superiorität ſtillſchweigend an. Erſt Kaiſer Nicolaus fiel auf den Gedanken, das alte Ruſſenthum zu heben, und die fremden Elemente zu verdrängen. Durch ſeine ganze lange Regierung zieht ſich ein Grundgedanke, allmählige Ruſſificirung aller nichtruſſiſchen Nationen innerhalb ſeines großen Reiches und allmählige Gräciſirung aller nichtgriechiſchen Glaubensgenoſſen. Rußlands Unterthanen ſollten ſämmtlich in eine homogene Maſſe verſchmelzen mit ruſſiſcher Sprache und ruſſiſch-griechiſchem Glauben. Das Erlernen der ruſſiſchen Sprache wurde durch wiederholte Ukaſe in den deutſchen Oſtſeeprovinzen, wie in Polen, eingeſchärft, und zur Bedingung des Staatsdienſtes gemacht. Wer eine Ruſſin heirathete, deſſen Kinder mußten in der ruſſiſchen Kirche erzogen werden. Selbſt fürſtliche Perſonen des Auslandes mußten, wenn ſie in die kaiſerliche Familie heiratheten, derem Glauben annehmen,*) während nie eine ruſſiſche Prinzeſſin, die ins Ausland heirathete, den ihrigen ändern durfte. Es fehlte nur noch an gewaltſamer Bekehrung der nichtgriechiſchen Unterthanen und auch dieſe ſollte bald genug in Maſſe vor ſich gehen.

Das Großartige im Syſteme des Kaiſers Nicolaus läßt ſich nicht verkennen. Wenn man einen Blick auf die Erdkarte wirft, ſo ſieht man das ruſſiſche Reich über drei Welttheile ausgedehnt

*) Eine proteſtantiſche Prinzeſſin aus Süddeutſchland, die einen ruſſiſchen Großfürſten heirathen mußte, wollte durchaus ihren Glauben nicht ändern; da übernahm ein proteſtantiſcher Prälat die Sorge, ihr den Uebertritt als eine Pflicht begreiflich zu machen, und begleitete ſie noch auf der Reiſe, um ihre Scrupel vollends zu beſiegen. Mit welcher Verachtung durfte der dümmſte ruſſiſche Pope auf gelehrte Männer der lutheriſchen Kirche herabſehen, die ſo niederträchtig an ihrer eigenen Kirche handelten. Der Stolz der Ruſſen gegen die Deutſchen iſt durch unſere eigene Erbärmlichkeit gerechtfertigt.

von Polen an durch den ganzen Norden Aſiens bis hinüber nach Nordamerika. Es iſt an Länderumfang das größte Reich auf Erden. Ein echter Großruſſe darf wohl im Hinblick auf dieſes ungeheure Reich ſtolz werden, und die Univerſalmonarchie für erreichbar halten. Die Bevölkerung Rußlands ſteht zwar in einem auffallenden Mißverhältniß zu ſeiner räumlichen Ausbreitung, indem ſie noch nicht 70 Millionen Seelen beträgt; allein ſie wächst beſtändig durch die Leichtigkeit, mit der man in Rußland Familien gründet, durch Einwanderung und durch Eroberung. Ihren merkwürdig homogenen Kern bilden 35 Millionen ſ. g. Großruſſen oder Moskowiter, unter denen alle Stände eine vollkommen gleiche Mundart reden. Dieſe Großruſſen breiten ſich nach allen Richtungen aus, theils in die bisher unbebauten Wälder und Steppen, um ſie zu coloniſiren, theils in die eroberten Länder, um ſich mit den Einwohnern derſelben zu vermiſchen, und die von der Regierung angeſtrebte allmählige Ruſſificirung derſelben zu erleichtern. Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika alle Jahre neue Dörfer und Städte in noch unbewohnten Gegenden entſtehen, ſo auch in Rußland. Und noch immer iſt eine ungeheure Fläche des fruchtbarſten Bodens unbenützt, aber den künftigen Generationen der Großruſſen eben ſo vorbehalten, wie die noch unbewohnten Landſtrecken in Nordamerika den Angloamerikanern. Während im weſtlichen Europa unzählige Familien nicht wiſſen, wo ſie einen Biſſen Brod hernehmen ſollen, hat der Ruſſe nicht nur für ſich und ſeine Kinder fruchtbare weitausgedehnte Aecker, ſondern auch noch Land für zwanzig ſpätere Generationen. Im Süden des europäiſchen Rußland allein liegen noch viele tauſend Quadratmeilen der ſ. g. „ſchwarzen Erde“ unbebaut, eine Erde, die da, wo ſie ſchon lange bebaut iſt, ſeit hundert Jahren, ohne jemals gedüngt worden zu ſeyn, die reichſte Weizenerndte trägt. Eine noch weit größere Ausdehnung aber ſteht der großruſſiſchen Coloniſation nach Oſten hin bevor, von der Wolga zum Ural, und wieder vom Ural zum Al-

tai in dem gesegneten Boden und herrlichen Klima des südlichen Sibirien.

Die compacte und homogene Masse der Groß- oder Altrussen nun bot sich als eine sehr natürliche Grundlage dar, auf welcher der Kaiser sein System aufbauen konnte. Auch darf man nicht, wie oft geschieht, geringschätzig auf die russische Nation herabsehen. Obgleich, oder gerade weil sie noch nicht von der westeuropäischen Cultur beleckt ist, besitzt sie noch antike Eigenschaften uneigennütziger Hingebung, kindlicher Pietät, blinden Glaubens und blinden Gehorsams, die, wenn sie von dem Herrscher nicht mißbraucht werden, dem Volke mehr Glück gewähren, als die zügellose Freiheit. Gegenüber der revolutionären Verwilderung im Westen konnte Kaiser Nicolaus mit Stolz auf seine treuen Russen blicken, und denselben auch eine welthistorische Mission zuweisen. Mußte dem Kaiser nicht das ungebildete und fromme Volk eher Vertrauen einflößen, als die civilisirte Adels- und Beamtenwelt zunächst um seinen Thron? Man wird kaum irren, wenn man annimmt, den Kaiser habe zuweilen ein sichtlicher Ekel gegen die vornehme Corruption in seiner Umgebung angewandelt, und das habe dazu beigetragen, ihm das Altrussenthum zu empfehlen.

Allein das System des Kaisers war schwer durchzuführen. Die Indolenz der Altrussen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu vertreten. Er mußte die Deutschen in den höchsten Aemtern behalten, Nesselrode für die Diplomatie, Diebitsch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die vom europäischen Westen entlehnte Einrichtung im Staate um so weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centralisiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchalischen Formen war daher unmöglich und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altrussenthum fremdartigsten Anstalten, kamen erst recht in die Blüthe. Peter der Große hatte seine Russen für unfähig gehalten, ohne fremde Lehrer und Lenker zu etwas zu kommen. In

der That fängt schon die älteste russische Chronik (des Nestor) damit an, daß die Russen erklären, sie können sich nicht selbst regieren, und sich einen Herrn bei den Warägern (Schweden) holen, und hat Rußland erst wieder seit Peter, d. h. seitdem es Fremde ins Land rief, die es regierten, eine große welthistorische Rolle gespielt. Wenn nicht durch das regierende Haus Holstein-Gottorp, durch den deutschen Adel der Ostseeprovinzen und durch die eingewanderten Deutschen so viel fester Stahl in die russische Regierung gekommen wäre, würde sie längst wieder in halborientalische Schlaffheit versunken seyn. Der Nationalrusse hat von Natur nicht die Anlage, wie die germanischen und romanischen Stämme, zu ritterlichem Ehr- und bürgerlichem Freiheitsgefühl. Durch und durch sanguinisch, gutherzig, liebkosend, schmeichlerisch, alles küssend, geräth er im nächsten Augenblick in Zorn, beschimpft und prügelt alles. Er nimmt sich selbst nichts übel und vergißt leicht, was er schon versprochen und gewollt hat. Von Mein und Dein fehlt ihm der strengere Begriff. Dazu gesellt sich ein Sichgehnlassen in Unreinlichkeit und Branntweingenuß. Es wird ihm leicht, im Schmutz zu leben, zu lügen, zu stehlen und sich prügeln zu lassen. Trotz seiner Munterkeit ist er indolent und scheut besonders jede Geistesarbeit. Daher die Kirche in Rußland in's dumpfeste und stumpfeste Popenthum versunken und die Bildung und Literatur nur ein Abklatsch der deutschen und französischen ist.

Thatsächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maaße zugenommen, in welchem Kaiser Nicolaus dem russischen Nationalcharakter schmeichelte. Wenn deutscher Ernst hätte vorwalten dürfen, würden Diebstahl und Unterschleif eine so ungeheure Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blasius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem russischen Gouvernement die Millionen, die der Kaiser den Nothleidenden gesendet, in den Taschen der Beamten verschwunden seyen und der Hunger fortgewüthet habe. Sehr bezeichnend für russische Zustände ist die Sage (wenn es nicht etwa Thatsache ist), daß der Kaiser zwanzig Jahre lang

ein großes Hospital unterhalten habe, was nur auf dem Papier existirte und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taschen des Gouverneurs verschwanden. Wie selbst Ehrengeschenke des Kaisers, Dosen, Uhren, Brillantringe ꝛc. von seiner nächsten Umgebung verfälscht und die echten zurückbehalten, nur die falschen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben so bekannt sind die ungeheuren Unterschleife bei der Armee. Nicht nur herrschte bei der Aushebung der Rekruten die größte Willkür und Bestechlichkeit, sondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiser bezahlt, als vorhanden waren. Bei der Beschaffung aller Armeevorräthe wurde betrogen und gestohlen. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung so viel entzogen, als General und Oberst von den für jedes Regiment bestimmten Geldern für sich selbst behalten wollten, eine allbekannte Ursache der großen Sterblichkeit unter den russischen Truppen.

Der Adel als solcher hat in Rußland gar keinen Rang. Der Bojar (Fürst), der auf seinen Gütern bleibt, hat einen geringeren Rang, als sein Sohn, der als Lieutenant in die Armee tritt. Der Rang ist militairisch bemessen. Alle Civilbeamten haben einen militairischen Rang, sogar schon die Candidaten und Studenten. Alle sind auch militairisch uniformirt nach westeuropäischer Mode. Die höheren Stände folgen in der Civilkleidung der französischen Mode und sprechen auch meist französisch. Eine gewisse Unabhängigkeit genießt die Zunft der Kaufleute in altrussischer Tracht. Der Rest des Volks sind Leibeigene, theils im Privatbesitz, theils Leibeigene der Krone. Das System, die Kronbauern zu vermehren, indem man ausgediente Soldaten, die Leibeigenen von confiscirten oder gekauften Gütern ꝛc. in sie einreiht, ist unter den letzten Kaisern sehr begünstigt gewesen. Die Kronbauern sind unter der Zucht der Beamten zwar nicht weniger der Willkür ausgesetzt, wie die Hörigen der Bojaren, aber sie werden doch nicht mehr verkauft, und stehen unter einer besseren Obhut. Kaiser Alexander machte

den Verſuch, durch Kronbauern großartige Militaircolonien anlegen zu laſſen nach dem Muſter der öſterreichiſchen Grenzer. Aber der ruſſiſche Leibeigene, der ſich ſchon ſchwer an die knappe Uniform und das kahlgeſchorene Haupt gewöhnt, wenn er in's Regiment tritt, konnte ſich noch weniger dareln finden, Soldat zu ſeyn und zugleich noch wie ſonſt ſeine Feldarbeit zu treiben. Ueberdies wurden die männlichen und weiblichen Recruten, die man mit Trommeln in's Ehebett commandirte und wieder heraus, durch die Rohheit und den Unterſchleif der Vorgeſetzten zur Verzweiflung gebracht, daher ſchon 1824 ein blutiger Aufſtand in den Militaircolonien und 1832 ein noch weit blutigerer, deſſen Details aber im tiefſten Dunkel gehalten worden ſind.

Wie unter den Beamten das gemeine Volk litt, kann man ſich denken, da die Beamten entweder ſelbſt Gutsbeſitzer und Eigenthümer von Leibeigenen waren, oder wenigſtens bedeutenden Einfluß auf die letzteren übten und wetteifernd mit denſelben das gemeine Volk ausbeuteten. Den abſcheulichſten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Pächter befindlichen Branntweinfabrication. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem Staate, der ein Monopol daraus machte, den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Welche Gemeinde ſich weigerte, die wurde durch falſche Anklagen hart beſtraft.*) Das größte Unglück für die Leibeigenen war überhaupt das Pachtſyſtem. Die vornehmen Ruſſen leben in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überlaſſen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an ſpeculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuten und plündern, um ſelbſt reich zu werden, und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbariſche Art in Anſpruch nehmen. „Wer kann ſich," ſagt Blaſius, Reiſe 1. 7, ein Zeuge, der auf Koſten des ruſſiſchen Kaiſers reiſte, und durchaus nicht ruſſen-

*) Vgl. den wahrheitsliebenden und durchaus nicht ruſſenfeindlichen von Harthauſen III. 474.

feindlich schreibt, „wer kann sich des Mitleids erwehren, wenn er Schaaren russischer Bauern an Juden verpachtet und mit Hunger und Schlägen zur Arbeit aufgemuntert sieht.“ Hoffnungsvoller ist für die Leibeigenen das Obroksystem. Obrok heißt die Geldsumme, die sich der Leibherr vom Leibeigenen jährlich zahlen läßt und wofür der letztere frei umherziehen und treiben darf, was ihm beliebt und wozu er Geschick hat. Der güterbesitzende Adel hat nämlich seit drei bis vier Jahrzehnten, indem er nach dem großen Kriege mit Napoleon sich an das Reisen in's Ausland, an die Vergnügungen in Paris und die der deutschen Bäder gewöhnte und den Luxus des Westens in seine heimathlichen Schlösser einführte, also viel mehr Geld brauchte als zuvor, in der Verwendung der Arbeitskräfte seiner zahlreichen Leibeigenen zur Fabrication Vortheile erkannt und gefunden, die ihm die früher ausschließliche Verwendung derselben für den Ackerbau nicht gewährte. Er ließ nun die talentvollsten Knaben unter seinen Leibeigenen Gewerbe und Künste lernen, schickte sie in die Städte und bezog von ihnen seitdem eine weit höhere Rente, als früher. Der Obrok erhöhte sich begreiflicherweise mit den Fähigkeiten und Leistungen der Leibeigenen. Die letzteren wurden häufig auch Kaufleute, ja sogar Millionäre, während sie immer noch Leibeigene blieben und dem Leibherrn den Obrok zahlten. Nichts scheint natürlicher, als daß ein so unnatürliches und lockeres Band zwischen dem Grundherrn und dem weit von ihm entfernten und in ganz anderen Lebenskreisen thätigen Leibeigenen am Ende abreißen und daß sich aus der zahlreichen Classe der nicht mehr an die Scholle gebundenen und ackerbauenden, sondern herumziehenden und gewerbthätigen Leibeigenen eine Art von bürgerlichem Mittelstande bilden muß.

Wie wenig nun auch ein so sanguinisches, in seinen unteren Schichten noch völlig sklavisches, in seinen höheren Schichten aber corrumpirtes Volk berufen scheint, sich über die Germanen und Romanen im Westen zu erheben, die jedenfalls ungleich charaktervollere und edlere Racen darstellen, so ist dennoch seit der Regie-

rung des Kaisers Nicolaus der Gedanke gepflegt und entwickelt worden, Rußland sey zur Universalmonarchie, das russische Volk zur Weltherrschaft berufen. Die slavische Race, sagten russische Geschichtschreiber, trete erst in die Geschichte ein, werde jetzt erst Geschichte machen, wie sie die Germanen im Mittelalter, Griechen und Römer in der vorchristlichen Zeit gemacht haben. Die Slaven seyen noch ein kindliches, jungfräuliches, naives Volk, ihnen gehöre die Zukunft. Alle andern Reiche und Völker hätten sich überlebt; liegen in unaufhörlichem Hader, hetzen sich ab im Kampf gegen einander, und im Innern durch sich ewig neu gebärende Revolutionen. Da müsse nun endlich als Retter und Richter der allmächtige Czaar kommen und Frieden, Ordnung und Zucht herstellen. Ganz auf die nämliche Art seyen auch überall die Kirchen mit einander in Streit und wieder jede Kirche mit ungläubigen Parteien und allgemeine Anarchie drohe im religiösen Gebiete, wie im politischen. Aber auch hier werde die heilige Macht des Czaaren rettend, richtend, friedegebend dazwischen treten und die Menschheit wie in einem Reiche, so in einem Glauben vereinigen.

Diese neue Lehre vom welterlösenden Russenthum war eine Fiction der Regierung, dem russischen Volke selber fremd. Das russische Volk ist nicht so hoffärtig, um sich andere Nationen unterordnen, und nicht so eroberungssüchtig, von Jugend auf an sklavische Behandlung gewöhnt, ist keines solchen Stolzes fähig. Man hat es daher versucht, durch religiösen Fanatismus zu ersetzen, was die Nationalität nicht darbot. Aber es sind bei weitem nicht alle Russen orthodox. Ein sehr großer und achtbarer Theil der Bauern ist altgläubig und erkennt den Czaaren nur als weltlichen Herrn, nicht als Oberhaupt der Kirche an. Ja die seit Kaiser Nicolaus eingeführten Intoleranzgesetze, die der Orthodoxie politische Prämien und Monopole sichern und die Heterodoxie bedrohen oder verfolgen, sind nichts weniger als populär in Rußland und finden beim Volk einen geheimen Widerstand.

Der ſ. g. Panſlavismus, der Gedanke, daß die Welt künftig den Slaven gehören werde, iſt nicht einmal von St. Petersburg ausgegangen, ſondern dort nur utiliter acceptirt worden. Gelehrte althuſſitiſche Grübler in Böhmen und patriotiſche Dichter in Polen haben von einer Vereinigung aller ſlaviſchen Völkerſchaften im Oſten Europa's unter den Fahnen des nichtſlaviſchen, ſondern germaniſchen und romaniſchen Liberalismus geträumt und die ruſſiſche Politik, den Traum belächelnd, hat nur ſo viel für ſich genommen, als ihr praktiſch erſchien, um theils die vom Ruſſenhaß verblendeten Polen durch den Einheitsgedanken für die ruſſiſche Oberleitung des allgemeinen Slavenbundes zu gewinnen, theils das weſtliche Europa damit zu ſchrecken.

Neben den nichtruſſiſchen Slaven waren die nichtſlaviſchen, aber der griechiſchen Kirche zugehörigen Völkerſtämme ein ſtetes Augenmerk des ruſſiſchen Kaiſers. Obgleich Peter der Große ſich willkürlich und widerrechtlich zugleich zum Patriarchen oder Papſt aller griechiſchen Chriſten innerhalb ſeines Reiches gemacht hatte, und die unter türkiſcher oder öſterreichiſcher Hoheit lebenden griechiſchen Chriſten die ruſſiſche Kirche desfalls für eine ſchismatiſche halten, ſo nahm doch Kaiſer Nicolaus nicht ſelten die Miene an, als verſtände ſich's von ſelbſt, daß alle griechiſchen Chriſten auch außerhalb Rußlands in ihm ihren natürlichen Papſt und Kaiſer ſehen müßten. Unter den griechiſchen Prieſtern der Donau und Walachei, Bulgarei, Serbien, Montenegro, bis tief hinunter nach Morea wurde ruſſiſche Propaganda gemacht und ruſſiſches Geld vertheilt, empfingen die Kirchen und Klöſter ruſſiſche Bilder und Kirchengefäße zum Geſchenk.

Auch zweifelte Niemand, Kaiſer Nicolaus werde ſich der Griechen in der Türkei ernſtlich annehmen. Um ihm zuvorzukommen, reiste Wellington, als ein dem Kaiſer angenehmer Mann, im Einverſtändniß mit Canning, nach St. Petersburg, mit dem Auftrage, dem Kaiſer zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen und über die griechiſche Frage zu einem Compromiß zu gelangen. England

bot freiwillig die Errichtung eines griechischen Staates an, der nur noch dem Namen nach der Pforte unterworfen seyn sollte. Mehr konnte Nicolaus gar nicht wünschen, als daß England in eine Zerstückelung der Türkei willige und einen griechischen Staat schaffe, in dem jedenfalls Rußland mehr Einfluß haben mußte als England. Dennoch benützte er die Ueberlegenheit seiner Stellung, um England fühlen zu lassen, daß es hier nur zu bitten und er zu bewilligen habe; erklärte anfangs, was er mit der Türkei vornehmen wolle, gehe andere Mächte nichts an, gab dann aber scheinbar großmüthig den Vorstellungen Englands nach und unterzeichnete am 4. April 1826 zu St. Petersburg einen geheimen Vertrag, worin er den neuen griechischen Staat anerkannte, welcher der Pforte nur noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtet seyn sollte. Die Frage nach dem Oberhaupt des neuen Staates war noch im Dunkel gelassen. Würde sich die Pforte weigern, so sollte Rußland und England vereinigt sie zwingen. Die drei andern Großmächte wurden mit dem Plane bekannt gemacht und zum Beitritt eingeladen.

Mittlerweile hatten die Perser einen wüthenden Angriff auf die Südgrenzen des russischen Reichs gemacht. Die falsche Nachricht eines Thronumsturzes in St. Petersburg war nach Tauris gelangt, dem Hoflager des Abbas Mirza. Dieser feurige Sohn des phlegmatischen Schach Feth Ali wollte die erste Verwirrung im russischen Reiche benützen, um die Provinzen wieder zu erobern, welche Persien früher an Rußland verloren hatte, sammelte ein zahlreiches Heer von Reitern, überritt die Grenzen Transkaukasiens und brach gegen Tiflis vor, den Sitz der russischen Regierung jenseits des Kaukasus. Im ersten Sturm warfen die Perser alles vor sich nieder und schleppten namentlich auch viele deutsche Colonisten als Sklaven fort. Der russische Gouverneur Yermolof wurde vollständig überrascht und war nicht vorgesehen, verlor aber den Kopf nicht, sondern verließ sich auf die gute Disciplin seiner, wenn auch an Zahl geringen Infanterie und auf die Vortrefflichkeit sei-

dem rechtlichen und verſtändigen Manne ſind genügende Erkundigungen gar wohl möglich; alle Wirkungen des Neides, der Mitwerbung, der Partei und Schule, des Nepotismus fallen ganz weg. Es bedarf freilich eines ganz tüchtigen Kopfes und Herzens; allein wehe auch dem Staate, welcher einen Menſchen von ſolchen Eigenſchaften weder unter ſeinen Bürgern noch auswärts aufzufinden weiß. Ueber die amtliche Stellung deſſelben kann nicht wohl ein Zweifel obwalten. Da zwiſchen ihm und dem Fürſten keine Behörde mehr ſtehen darf, wenn nicht Intriguen und Zögerungen allem Guten in den Weg treten ſollen: ſo kann in conſtitutionellen Staaten dieſer ernennende Vorgeſetzte der Univerſität Niemand anders als der Cultminiſter ſelbſt ſeyn. In unbeſchränkten Einherrſchaften freilich mag das Amt einem ſelbſtſtändigen, von dem Miniſter ganz unabhängigen Beamten übertragen ſeyn. Sollte freilich in dem erſtern Falle der Miniſter mit allzuvielen Geſchäften überladen, z. B. mit mehreren Miniſterien beauftragt ſeyn, ſo daß er nicht in die nöthigen Einzelnheiten einzugehen vermöchte, dann wäre am Ende das Syſtem der Selbſtergänzung durch den ganzen Senat vorzuziehen.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als eine richtige Behandlung der Ernennungen, iſt die Sorge, daß die untauglichen Lehrer ſobald als möglich entfernt werden. Nirgends iſt ein ſtumpf gewordener oder von Anfang an unbrauchbarer Beamter unerträglicher, als an einer Lehranſtalt, da Niemand für ihn eintritt und aushilft, und ſein Fehler gleich ganzen Generationen ſchadet. Seine ſchleunige Entfernung iſt daher heilige Pflicht des Staates; ſie iſt aber auch gegen einen ſolchen Mann ſelbſt nur Barmherzigkeit, denn ſie entreißt ihn einer der für den Mann von Ehrgefühl drückendſten Lagen. Die Fälle ſind aber weſentlich verſchieden, je nachdem ein anfänglich tauglicher Lehrer durch herannahendes Alter anfängt, ſeinen Werth zu verlieren, oder wenn man ſich trotz aller Vorſicht bei der Anſtellung irrte, und ein entweder wiſſenſchaftlich oder ſittlich verwerflicher Mann eine akademiſche Stelle erhielt. In dem erſtern Falle muß natürlich eine ehrenvolle und ſorgenfreie Zuruheſetzung den im Dienſte Ermatteten beſeitigen. Um aber dabei allen Verlegenheiten und jeder ſchädlichen Berückſichtigung eines Mangels an Selbſterkenntniß zu entgehen, iſt die Feſtſetzung eines beſtimmten Alters, in welchem

ner Artillerie und es gelang ihm wirklich, die Perser am Flusse Schamhora aufzuhalten und zurückzuschlagen. Da mit den Persern auch der früher von den Russen vertriebene Fürst Alexander von Georgien gekommen war, um dieses sein Land wieder zu erobern, fielen ihm viele Georgier zu; aber schon nahten russische Verstärkungen unter General Paskiewitsch, der am 25. September 1826 bei Elisabethpol einen glänzenden Sieg über Abbas Mirza erfocht. Zwar stürzten 30,000 persische Reiter mit äußerster Wuth auf die Russen, aber diese, in feste Vierecke geschlossen, wichen und wankten nicht. Es war eine Wiederholung von Napoleons berühmter Pyramidenschlacht. Unterdeß aber hatte Abbas Mirzas Bruder Shiak Ali alle muhamedanischen Stämme am caspischen Meere gegen die Russen aufgewiegelt und Paskiewitsch wurde eine Zeit lang in die Defensive zurückgeworfen; allein am 17. Juli 1827 schlug er das Hauptheer Abbas Mirzas noch einmal bei Abbas Abad, eroberte hierauf das große Kloster Edschmiazin, Sitz des armenischen Patriarchen, und die persische Festung Sardarabad, und zog gegen Tauris selbst heran. Ein Aufstand des Pöbels in dieser Stadt, der den Palast Abbas Mirzas plünderte, erleichterte den Russen die Einnahme, am 31. October. Hierauf bequemte sich Persien zum Frieden von Turkmanschai, trat an Rußland die Provinz Erivan und Nakhitschewan ab und zahlte 20 Millionen Silberrubel Kriegskosten. Auch Edschmiazin kam in den bleibenden Besitz der Russen und der Patriarch von Armenien wurde russischer Unterthan. Die abgetretenen Provinzen, das Hochland von Armenien, beherrschen das Tiefland Persiens und erleichtern den Russen jeden Angriff auf dieses Reich.

Während dieses Perserkrieges, der die junge Regierung des Kaisers Nicolaus gleich mit reichen Lorbeern krönte, ereigneten sich auch neue Dinge in der Türkei, von denen Rußland allein Vortheil zog. Gleich nach Abschluß des Vertrags vom 4. April 1826 hatte Kaiser Nicolaus den Sultan wissen lassen, wenn er einen Krieg mit Rußland vermeiden wolle, müsse er sogleich in der

Moldau und Wallachei alles wieder auf den alten Fuß setzen, den Serbiern in ihren Beschwerden und Wünschen nachgeben und Bevollmächtigte nach Rußland schicken, um alle noch streitigen Puncte zu bereinigen. Der Sultan aber, vom Einverständniß Englands mit Rußland unterrichtet, gab nach, zog alle Truppen aus den Donaufürstenthümern zurück und sandte Bevollmächtigte nach Akjerman, um mit den Russen Unterhandlungen zu pflegen. Man glaubt, durch diese Nachgiebigkeit habe der Sultan nur vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen, da er eben mit einer großen Maßregel umgegangen sey. Er hatte sich nämlich überzeugt, er werde im Kriege nie etwas ausrichten, so lange die Janitscharen-Oligarchie bestehe. Die Janitscharen, in ihren Privilegien schwelgend, brachten nicht gerne mehr Opfer, verließen nicht gerne mehr die sichern Hauptstädte und Festungen, weßhalb der Sultan zur Offensive im Felde sich der Arnauten bedienen mußte, die beständig wegen des Soldes schwierig waren und die Fahnen leichtsinnig verließen. In seiner Noth hatte der Sultan endlich die Aegypter zu Hülfe rufen müssen, deren disciplinirte Regimenter wirklich eine große Ueberlegenheit bewährten. Es schien dem Sultan nun gerathen, um sich von den lästigen Aegyptern unabhängig zu machen, sich selbst ein disciplinirtes Heer zu schaffen. Um dies aber zu vermögen, mußte er der Janitscharenwirthschaft ein Ende machen. Sein Vorfahr, Sultan Selim, hatte bei einem ähnlichen Versuch Thron und Leben eingebüßt. Allein Mahmud wagte ihn zum zweitenmal, nachdem er gehörig alles dazu vorbereitet hatte. Vor allem war es ihm gelungen die Ulemas (Rechtsgelehrten) auf seine Seite zu bringen, sodann die Marine und die zahlreiche Artillerie. Ende Mai 1826 erließ der Sultan einen Hatti-Sheriff, der eine Reform des Janitscharencorps befahl, demselben aber immerhin noch große Vorrechte ließ. Nichtsdestoweniger empörte sich das stolze Corps in der Nacht des 17. Juni, plünderte die Paläste dreier Großen, die es als Urheber des Hatti-Sheriffs betrachtete und setzte am folgenden Tage den Tumult fort. Der Sultan aber entfaltete die

große Kriegsfahne des Propheten, stellte sich selbst an die Spitze der ihm treuen Truppen und ließ die ungeschickt commandirten und planlos umherschweifenden Janitscharen, etwa 20,000 an der Zahl, allmählig durch die Manöver seiner von Hussein Pascha gut geführten 10,000 Artilleristen umringen und mit Kartätschen zusammenschießen. Nach einem fürchterlichen Blutbade ergab sich der Rest auf Gnade oder Ungnade, aber der Sultan übte keine Gnade, sondern ließ alle umbringen. Man rechnete in der ersten Zeit täglich wenigstens eintausend Hinrichtungen. Die ohnmächtige Rache der wenigen Ueberlebenden offenbarte sich in einer entsetzlichen Feuersbrunst, die am 31. August in der Hauptstadt 25,000 Häuser verzehrte. Zu alledem kam noch eine Pest.

Den innern Feind hatte der Sultan besiegt, nun war er aber ohne Armee. Bis eine neue auf ägyptischem Fuße herangebildet war, brauchte es Jahre. Er mußte sich also einstweilen alles gefallen lassen, was ihm Kaiser Nicolaus vorschreiben ließ, und am 25. Sept. den Vertrag von Akjerman eingehen, der folgende Bestimmungen enthielt. Die Hospodare der Moldau und Wallachei sollen vom Sultan auf 7 Jahre gewählt werden, aber mit Beirath eines aus den Bojaren gewählten Divan völlig unabhängig von der Pforte regieren und auch ohne Zustimmung Rußlands nicht abgesetzt werden können. Was der Sultan etwa in den beiden Fürstenthümern vorkehren wolle, dazu müsse immer erst der russische Kaiser seine Zustimmung geben. Serbien solle sich seinen Fürsten selbst wählen und die Pforte sich nicht in die innern Angelegenheiten dieses Landes mischen, auch die früher von Serbien abgerissenen Districte wieder herausgeben. Rußland solle alle festen Plätze an der Ostküste des schwarzen Meeres (wodurch es den freien Tscherkessen im Kaukasus allen Verkehr zur See abschnitt) besetzen, und russische Schiffe sollen in allen türkischen Gewässern freien Zutritt haben.

Die griechische Frage war in diesem Vertrage nicht berührt, Kaiser Nicolaus aber verfehlte nicht, sie den Westmächten einzu-

ſchärfen und auf eine Entſcheidung zu bringen. Hier zeigte ſich die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Politik über die engliſche. Canning wurde zu London von dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Lieven und deſſen kluger Gemahlin gezwungen, in ſeinem vom Jubel ganz Europa's begeiſterten Liberalismus zu Gunſten der Griechen weiter zu gehen, als er gewollt hatte und als es im engliſchen Intereſſe lag. Kaiſer Nicolaus ließ nämlich Canning nur die Wahl, mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, oder zuzuſehen, daß eine ruſſiſche Armee in die damals gänzlich wehrloſe Türkei einrücke. Um das letztere zu verhindern und dem Sultan Zeit zu laſſen, bequemte ſich Canning in dem Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, dem auch Frankreich beitrat, dem Sultan die fernere Kriegführung gegen die Griechen zu verbieten, und ihn im Weigerungsfall zur Anerkennung des neuen griechiſchen Staats zu zwingen. Canning befand ſich in einem eigenthümlichen Dilemma. Er konnte die Bildung eines blühenden und ſelbſtändigen griechiſchen Staates niemals wollen noch zugeben, weil die griechiſche Handelsmarine der engliſchen im Orient eine zu gefährliche Concurrenz gemacht haben würde. Er mußte im engliſchen Intereſſe ſchon jeden Verſuch dazu, mithin auch die Unabhängigkeitserklärung der Griechen überhaupt mißbilligen. Auf der andern Seite aber wollte er auch die liberalen Sympathien nicht verſcherzen und nicht geradezu als Bundesgenoſſe der Türken auftreten. Endlich hoffte er, durch gemeinſchaftliches Handeln mit Rußland dieſes leichter in Schranken zu halten, als wenn er es auf einen Einmarſch der Ruſſen in die Türkei ankommen laſſe. Indem er aber die Befreiung Griechenlands zugab, that er es im engliſchen Intereſſe nur mit dem Vorbehalt, die Griechen kurz zu halten, ihre Marine nie aufkommen zu laſſen, die Grenzen ihres Staates ſo viel als möglich zu verkleinern. Die von Canning zugelaſſene Befreiung Griechenlands war nur eine von den Umſtänden abgedrungene engliſche Conceſſion an Rußland, die Wahl eines kleineren Uebels, um einem größern zu entgehen. Die öffentliche Meinung in Europa aber pries den

liberalen Minister Englands wie einen Erlöser der Menschheit und dankte ihm in tausendstimmigem Jubel für etwas, was er — ungern gethan hatte. In England selbst, wo man richtiger urtheilte, bekam er böse Reden und Vorwürfe genug zu hören, fiel aus Anstrengung und Aerger in eine Krankheit und starb am 8. August 1827.

Cannings Stern mußte im Eisnebel der russischen Politik untergehen, zum Beweise, daß die Principien minder mächtig sind, als die Interessen. Dieser längst untergegangene Stern hat aber dennoch oft die schlaflosen Nächte des Kaiser Nicolaus in bösen Träumen durchleuchtet, als die Politik Englands dreißig Jahre später die Eroberungsplane des gewaltigen Kaisers dennoch vereitelte.

Sechstes Buch.

Der ruſſiſch-türkiſche Krieg.

Was Canning ſo ängſtlich hatte verhindern wollen, das einſeitige Vorgehen der Ruſſen in der Türkei, wurde doch nicht verhindert. Alle Schritte, die ſeit Cannings Vorgang England und Frankreich für die Griechen vermeintlich im Sinne, wenigſtens unter dem Zujauchzen der liberalen Welt thaten, kamen ausſchließlich Rußland zu Gute und wurden von Rußland benützt, um durch die Weſtmächte ſelbſt gegen ihren urſprünglichen Willen und gegen ihr wahres Intereſſe die Türkei ruiniren zu helfen.

In Griechenland hatten im Beginn des Jahres 1826 nach dem Falle Miſſolunghis Ibrahim und Redſchid Paſcha das Uebergewicht und hätten, wenn ſie einiger geweſen wären, das Feſtland von Griechenland unterjochen können. Aber ſie waren nicht einig und zögerten auch vielleicht ſchon wegen der ſchwebenden Unterhandlungen. Ibrahim zog ſich nach Tripolizza zurück und unternahm einen Streifzug durch Morea; die Griechen wagten keine Schlacht mit ihm, neckten ihn aber auf dem Rückzuge, wobei hauptſächlich Nikitas thätig war. Der franzöſiſche Oberſt Fabvier, derſelbe Abentheurer, der die franzöſiſche Armee an der Bidaſſoa hatte aufhalten wollen, war nach Griechenland gekommen, als Philhellene ſehr thätig und wollte die Inſel Euböa erobern,

wurde aber von Omer zurückgetrieben. Im Lauf des Sommers schickte Bankier Eynard von Genf, der thätigste Philhellene in Westeuropa, 12 Schiffe voll Lebensmittel, Waffen, Kanonen ꝛc. nach Morea, und eine Summe von 70,000 Pfund Sterling, zu der die Könige von Preußen und Bayern selbst beigesteuert hatten. Aber ein großer Theil dieser Gaben wurde, anstatt in Fabviers Hände zu gelangen, von den Griechen auf die Seite gebracht oder verschleudert. Das so nothwendige Korn, was ihnen zugeschickt war, verkauften sie zum Theil wieder unter der Hand und boten davon unter anderm dem Agenten des Pariser Philhellenencomité zum Kauf an, der die Festungen damit versehen wollte. Kanonen, die mit vielen Kosten in Europa aufgekauft und von Eynard wohlverwahrt nach Morea geschickt worden waren, ließ man als zunächst unverkaufbar, im seichten Meerwasser am Ufer liegen und verbrannte die Lavetten. In der Umgegend von Korinth befehdeten sich zwei Vettern des Hauses Notaras wegen eines Mädchens und lieferten einander Gefechte, als ob kein äußerer Feind in der Nähe sey.

Da in demselben Sommer ein Angriff der türkisch-ägyptischen Flotte auf die Insel Spezzia besorgt wurde, wanderten alle Griechen von dort auf die Insel Hydra aus. Am 10. lieferten sich die Flotten eine kleine Seeschlacht bei Mytilene ohne wesentlichen Erfolg. Erst nachher kam das längsterwartete Dampfschiff und endlich auch die nordamerikanische Fregatte (Hellas) an. Da die Griechen österreichische Handelsschiffe caperten, auf denen sie Vorräthe für die Türken fanden, wollte sie der österreichische Admiral Paulucci züchtigen, scheint aber aus Rücksicht auf die englischen Kriegsschiffe sich Mäßigung auferlegt zu haben.

Nachdem Omer von dem festen Negroponte aus Euböa gegen Fabvier behauptet hatte, rückte endlich, erst im hohen Sommer, Redschid Pascha vor, besetzte Athen und schränkte Guras auf die Akropolis ein. Fabvier und Karaiskakis wollten helfen, wurden aber bei Khaidari zurückgeschlagen. Guras wurde in der Festung

von einer Kugel getödtet, die Besatzung behauptete sich aber und erhielt sogar durch nächtliche Ueberrumpelung der Türken eine Verstärkung unter Grizziottis.

Unterdeß kam Morea, so weit es nicht von Ibrahim besetzt war, ganz unter die Willkürherrschaft Kolokotronis', dem Nikitas beistand, und der insbesondere alle Unternehmungen der Philhellenen vereitelte, weil er, der vornehmste Agent Rußlands, den Engländern, Franzosen und Deutschen so wenig als möglich Einfluß lassen wollte. Ungefähr in derselben Weise geberdete sich Konduriottis auf der Insel Hydra, nur daß er, wie jeden fremden, so auch den russischen Einfluß zurückwies. Die tapfern Seehelden Miaulis, Tombasis waren seine Gegner, sahen sich aber zu schwach und hielten sich mit ihren Schiffen lieber bei Poros auf, als daß sie nach Hydra zurückgekehrt wären. Die niedern Classen dieser letztern Insel, vom Hunger bedroht, empörten sich, Konduriottis beschwichtigte sie aber mit Geld. Unter diesen Umständen flüchtete sich die sogenannte griechische Regierung auf die öde Insel Aegina.

Obgleich nun im Anfang des Jahres 1827 zwei berühmte englische Philhellenen anlangten, Lord Cochrane mit einer kleinen Flotille und General Church, der die Landarmee befehligen sollte, so waren dieselben doch so wenig von den Umtrieben der russischen Partei unterrichtet, daß Cochrane selbst, als er vor Aegina kam, gar nicht landen wollte, sondern der armen anglogräkischen Partei, die sich in diesen Zufluchtsort zurückgezogen hatte, Vorwürfe machte, daß so wenig Einigkeit unter den Griechen herrsche, und sie nöthigte, sich mit Kolokotronis zu vereinbaren. Der Sitz der Regierung und des Congresses wurde nun nach Trözene verlegt, und so verblendet waren hier noch Cochrane und Church, daß sie gar kein Bedenken trugen, den von Kolokotronis zum Präsidenten von Griechenland empfohlenen russischen Grafen Capodistrias mitwählen zu helfen, zufrieden, wenn sie nur den Oberbefehl über die bewaffnete Macht behielten, Cochrane zur See,

Church zu Lande. Die englische Politik ließ sich hier durch die russische auf eine unbegreifliche Art überflügeln. Das alles geschah zu Ostern 1827.

Inzwischen mühte sich Fabvier ab, Athen zu entsetzen, und war auch der erste Philhellene aus Bayern, Oberst Heideck, angekommen; allein sie richteten gegen Redschid nichts aus, der im Juni die Akropolis wegnahm. Fabvier sollte nun Schuld seyn und entging kaum den Mißhandlungen der Griechen. Er verantwortete sich aber stolz und erkannte auch Churchs Oberbefehl nicht an. Redschid selbst machte keine weitern Fortschritte, wie auch Ibrahim nur seine nutzlosen Streifzüge durch Morea wiederholte.

Im August erschienen die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands in den griechischen Gewässern, um dem Vertrage vom 6. Juli Nachdruck zu geben. Aber auch eine große ägyptische Flotte von 51 Kriegs- und 41 andern Schiffen war von Alexandria abgegangen und legte sich vor Navarin, um Ibrahim zu unterstützen.

Dieser bezeigte nun keine Lust, die Feindseligkeiten gegen die Griechen einzustellen und lehnte die Forderungen ab, die ihm deßfalls von den Admiralen Englands und Frankreichs, Lord Codrington und v. Rigny, gestellt wurden. Der russische Admiral, Graf Heyden, hielt sich mehr zurück, verfehlte aber nicht, den Zorn zu nähren, der in Codringtons Herzen schwoll, als die Aegypter und Türken von seiner hohen Anwesenheit gar keine Notiz nahmen, sondern zu Wasser und zu Lande ihre Angriffe auf die Griechen fortsetzten. Ibrahim machte einen neuen Einfall ins Innere von Morea und ließ zu Kalamata sengen und brennen, sogar die Fruchtbäume niederhauen. Dieser Hohn und eine geheime Weisung des Herzogs von Clarence, der als Oberbefehlshaber der englischen Seemacht eine andere Meinung hatte, als das Ministerium, soll Ursache gewesen seyn, daß Codrington die ihm anempfohlene Mäßigung verlor. Die drei Admirale hielten am 18. October einen Kriegsrath, in welchem der Angriff auf die

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21385 / 061

für den akademischen Lehrer die Zurruhesetzung von selbst eintritt, der facultativen Berücksichtigung des einzelnen Mannes weit vorzuziehen. Wäre ausnahmsweise Einer in dem Normalalter noch völlig tüchtig und zu weiterm Dienste bereit, so mag ihm, jedoch jeden Falls nach Besetzung seiner Stelle durch einen Andern und gänzlichem Austritte aus allen Amtsgeschäften, die Stelle eines freiwillig dienstleistenden Ehrenmitgliedes der Universität vorbehalten werden. Vielleicht wird auch zuweilen ein zum Lehrer nicht mehr hinreichend frischer Mann noch recht gut in einem andern Zweige des Staatsdienstes zu verwenden und dadurch eine Ersparniß zu bewirken seyn. Was aber das Normaljahr selbst betrifft, so möchten wir es keineswegs nach der Pensionirungszeit der übrigen Staatsdiener bemessen, sondern es etwa auf das fünfzigste, höchstens fünfundfünfzigste Lebensjahr festsetzen. Selten nur bleibt ein Professor länger in voller Kraft und Wirksamkeit. — Was aber die Entfernung jüngerer Docenten betrifft, deren Anwesenheit als schädlich erkannt ist, so darf in der Versäumung dieser Maßregel ein Hauptgrund des Verfalles, wenigstens Siechthums, mancher Universität liegen. Namentlich schadet die Duldung einzelner Subjekte, welche sich durch Niederträchtigkeiten, pöbelhaftes Betragen gegen die Amtsgenossen oder unsittlichen Wandel auszeichnen, dem Ansehen und der Wirksamkeit der übrigen Lehrer und der ganzen Anstalt unendlich. Ein einziger solcher Mensch kann wie ein Alp auf der ganzen Universität liegen. Auch der Trägen, der in der Wissenschaft Stehenbleibenden, der sich mit Anderm, als des Amtes ist, Abgebenden, sind fast überall, und sie sind ebenfalls ein Hinderniß und ein positives Verderben. Hier ist äußerste Strenge am Platze. Und selbst wenn ein solcher Mensch gerne von einem Theile der Studierenden gehört würde, dürfte die Entfernung nicht verzögert werden. Nicht nur sind die Motive dieses Beifalls in der Regel sehr schlechte und verderbende, sondern es überwiegen jeden Falls die Nachtheile der Anwesenheit. Solche Professoren, welche bei sonst ehrenwerther Persönlichkeit wegen Mangels an Lehrtalent, oder einer sonstigen wichtigen Eigenschaft, ihre Stelle nicht ausfüllen, können leicht auf unbeschimpfende Weise anderwärts nützlich verwendet werden. Die aus dem Grunde der Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit oder Pflichtversäumniß Anrüchigen sollten, ebenfalls in leichtern Fällen, mit

ägyptische Flotte vor Navarin beschlossen wurde, falls Ibrahim nicht gehorche und sich bereit erkläre, Morea zu verlassen. Da nun Ibrahim dies versagte, griffen am 20. die drei vereinigten Flotten, obwohl nur 26 Kriegsschiffe zählend, die vor Navarin liegende ägyptisch-türkische Flotte, die deren 79 zählte, in einem Halbkreise an und zerstörten sie durch ihr überlegenes Kanonenfeuer fast gänzlich. Nur wenige kleinere Schiffe kamen davon. Der Kapudan-Pascha verlor ein Bein, 6000 Türken und Aegypter kamen um, die Alliirten verloren an Todten und Verwundeten nur 626 Mann. Ibrahim kam am folgenden Tage von seinem Streifzug zurück und fand die Flotte in Trümmern, soll aber gelacht haben, weil er heimlich die Expedition, zu der er gebraucht worden, mißbilligte und nun vom alten Mehemet Ali nicht mehr in Morea zurückgehalten werden konnte. Er schloß sogleich mit den Admiralen einen Waffenstillstand und versprach, mit allen seinen Truppen nach Aegypten heimzukehren, sobald er Schiffe hätte.

Ganz anders der Sultan. Dieser entbrannte, und nicht mit Unrecht, im heftigsten Zorn, als ihm die Nachricht von der Schlacht bei Navarin zukam. Die Westmächte, die ihn gegen Rußland hätten schützen sollen, hatten demselben Rußland gedient und ihm den schwersten Verlust beigebracht. Wem sollte er trauen? Stolz, ungebeugt erklärte er am 7. November alle Verträge, zu denen er sich bisher verpflichtet habe, für ungültig, da die christlichen Mächte ihrerseits sie gebrochen hätten. Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die fremden Gesandten noch in Constantinopel zu dulden. Als sie ihn aber dringend aufforderten, den Vertrag vom 6. Juli anzuerkennen, weigerte er sich auf's bestimmteste. Er wollte den Griechen volle Amnestie gewähren, nicht aber die Gründung eines selbständigen Staates. Da reisten die Gesandten ab, 8. Dezember.

Die Griechen wollten den Türkenschrecken nach der Navariner Schlacht ausbeuten und dachten an die Wiedereroberung von Chios. Aber Fabvier, der mit einigen Bataillonen dahin abfuhr (im Januar

1828) wurde auf allen Puncten von den Türken zurückgeschlagen, seine Truppen zerstreut und alle wären umgekommen, wenn der französische Admiral sie nicht auf die Schiffe genommen hätte. Ein andrer Angriff sollte auf Kreta gemacht werden. Das war aber nur eine Vorspiegelung, um die griechischen Seeräubereien zu maskiren, welche damals den höchsten Schwung nahmen. Der geheime Schlupfwinkel der Corsaren war die öde Felseninsel Karabusa; dahin hatten sich 6—7000 Griechen aus Kreta gerettet, die aber größtentheils in Hunger und Elend verschmachteten oder anderswohin flohen, worauf die Corsaren hier Posto faßten und im Versteck der Felsen ihren Raub aufbewahrten. Der Zulauf der Räuber war so groß, daß der kleine Ort schnell zu einer Stadt anwuchs, die ein wohlbefestigtes Castell vertheidigte, und daß hier eine Corsarenflotte von 8 Brigs und 40 Schoonern im Hafen lag. Auch eine Kirche war hier, in der die Corsaren die heilige Jungfrau Maria als Diebsmutter unter dem Namen Panaghia Kleyhtrina anbeteten und um reiche Beute anflehten. Sie raubten alle Kauffahrteischiffe und ermordeten deren Mannschaften. In kurzer Zeit hatten sie 487 solche Schiffe, darunter 93 englische gecapert und in ihren Felsenhöhlen ungeheuren Raub aufgehäuft. Als die Engländer endlich dahinter kamen, wurde die griechische Staatsflotte, die Cochrane befehligte, vor die Räuberinsel geschickt und die Fregatte Hydra reichte hin, eine Capitulation zu erzwingen, laut welcher die sämmtlichen Corsaren von Karabusa auswandern und die Stadt leer lassen mußten, die geraubten Waaren aber, so weit sie englisch waren, nach Malta geschafft wurden, im März 1828. Viele Güter wurden verschleudert, weil Niemand mehr wußte, wem sie gehörten. Ein ruchloser griechischer Priester, Gregorios, einer der Seeräuber, wollte mit geschorenem Barte als altes Weib verkleidet entfliehen, wurde ergriffen und in Ketten geworfen.

Der Sultan würde, da er nach der Ausrottung der Janitscharen und nach dem Verlust der Flotte zu geschwächt war, einen

Krieg mit Rußland gern vermieden haben, aber Kaiser Nicolaus ließ ihm auf seine versöhnlichen Anträge im Dezember keine Antwort mehr geben. Rußland hatte zu große Vortheile davon, wenn es gerade jetzt den Krieg begann in einem Augenblick, in welchem die Türkei in grenzenloser Verwirrung und kläglicher Ohnmacht ihm nicht widerstehen zu können schien und wegen ihres eben erfolgten Bruches mit den Westmächten auch von diesen keine Hülfe zu erwarten hatte. Stolz und siegesgewiß zog der Kaiser von Rußland, indem er mit einem Fuß auf das Grab Cannings trat, sein glänzendes Schwert aus der Scheide.

Nun kannte auch der Sultan keine Rücksicht mehr. Ein Angriff mitten im Winter war nicht zu fürchten, aber im Frühjahr stand der Einmarsch eines gewaltigen russischen Heeres bevor. Auch neuer Verrath im Innern war zu besorgen. Ein Russe, Capodistrias, war mit Zustimmung der Westmächte zum Regenten von Griechenland ernannt worden, die russische Flotte unter Heyden leistete den Griechen Beistand und beobachtete die Dardanellen, eine russische Flotte konnte vom schwarzen Meer her den Bosphorus bedrohen. Durch russische Umtriebe waren bereits tausende von Armeniern, welche türkische Unterthanen waren, auf das von den Russen neuerworbene Gebiet von Eriwan hinübergezogen, und es hatte den Anschein, als ob sämmtliche unirte Armenier auch in Constantinopel und andern Städten der europäischen Türkei im Complott und von den Russen beeinflußt seyen, weßhalb es der Sultan für gerathen hielt, im Januar 1828 alle diese Armenier, 30,000 an der Zahl, nach Asien hinüber zu schicken. Dasselbe Schicksal erfuhren alle katholischen Unterthanen des Sultans, trotz der Protestation des österreichischen Internuntius. Und selbst England wurde damals vor den Kopf gestoßen, indem der Sultan dem nordamerikanischen Agenten Richards große Handelsvortheile zusicherte, wenn die vereinigten Staaten ihm beistehen wollten. Im Uebrigen rüstete der Sultan nach Kräften und ließ besonders die Dardanellen stark besetzen, woraus man schließen darf, daß er einen abermaligen Angriff der

vereinigten Flotten, wie vor Navarin, jetzt vor Constantinopel selbst besorgt haben mag. Eine gewiß übertriebene, aber doch berechtigte Besorgniß, da es Codrington, der Sieger von Navarin war, der nach Aegypten segelte, um den alten Mehemet Ali zur Neutralität und Zurückberufung Ibrahims zu zwingen. Der Sultan durfte in der That an ein geheimes Einverständniß der Westmächte mit Rußland glauben, dessen Endzweck seine Vertreibung und eine Theilung der Türkei wäre.

Auffallend spät eröffnete Kaiser Nicolaus den großen Krieg. Erst am 14. April erfolgte sein Kriegsmanifest und erst am 7. Mai begann der Uebergang der Russen über den Pruth, den Grenzfluß zwischen dem russischen Bessarabien und der türkischen Moldau. In dem Manifeste wurde im großartigsten Style die Wahrheit verkehrt. Doch war diese Sprache nicht neu in der russischen Geschichte. Katharina II. hatte, indem sie auf die politische Vernichtung des unglücklichen Polens ausging, in eben so hochfahrender Weise die Polen gehofmeistert und ihnen allein alle Schuld zugeschoben. Die alte Fabel vom oben am Ufer trinkenden Wolf, der das unten am Ufer trinkende Lamm anklagt, es trübe ihm das Wasser. Rußland beginnt in jenem Manifest damit, seine eigene Friedensliebe, seine langmüthige Geduld, seine stets bewährte Großmuth zu preisen und drückt das tiefste Bedauern aus, daß es lediglich durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit und Bosheit der Türkei in die „traurige Nothwendigkeit" versetzt werde, zu den Waffen greifen zu müssen. Die russische Armee zählte 130,000 Mann unter dem Fürsten Wittgenstein; der Kaiser selbst aber kam ihr nach. Warum die Russen erst im Mai den Pruth passirten, erklärt sich zum Theil aus dem weiten Wege, den sie zu machen hatten, und aus der Schwierigkeit der Verpflegung und des Transports in so wenig civilisirten Landschaften, wozu noch die Corruption kam, die Treulosigkeit und Habgier fast aller Armeebeamten, durch welche einerseits dem Kaiser eine größere Zahl von Truppen, Pferden und Armeebedürfnissen aller Art vorgelogen wurde, als wirklich vorhanden war, und an-

drerseits dem gemeinen Mann oft die nothdürftigste Pflege entzogen und die Sterblichkeit im Lager außerordentlich vermehrt wurde. Gleichwohl hätte der Kaiser Zeit gehabt, die Vorbereitungen zum Kriege zu treffen und den Beginn des Angriffs zu beschleunigen. Aber im Frühjahr pflegt die Donau auszutreten und weit umher die Ufer zu überschwemmen. Die Passage ist dann noch unendlich schwieriger als zu jeder andern Jahreszeit. Andrerseits aber war die bessere Jahreszeit, die man abgewartet hatte, auch wieder ungünstig für einen längeren Feldzug, weil sie schon zu weit vorgerückt war. Von Johanni an fehlt in jenen südlichen Ländern das grüne Futter, weil das Gras abdorrt, und mithin große Massen von Pferden äußerst schwer durchzubringen sind.

Eine Proclamation des Fürsten Wittgenstein an die Einwohner der Moldau und Wallachei sicherte denselben Frieden, jegliche Schonung des Eigenthums und die strengste Mannszucht der Truppen zu. Allein mit solchen Großmuthsversicherungen wurde nur dem leichtgläubigen Europa Sand in die Augen gestreut. In der Wirklichkeit war Fürst Wittgenstein gar nicht im Stande, seine Zusage zu halten. Sein Heer brauchte in den unwegsamen Donaufürstenthümern ungeheure Transportmittel und war genöthigt, den Bauern alles Zugvieh wegzunehmen, was sie nicht vorher in die Gebirge geflüchtet hatten. Derselbe Raub traf die Lebensmittel. Die Türken hatten sich schon hinter die Donau zurückgezogen und dachten gar nicht daran, die Moldau und Wallachei zu vertheidigen. Nur in Galacz wartete noch eine kleinere Abtheilung die zuerst ankommenden Russen ab und schlug sich zum Gruß mit ihnen herum, ging aber dann gleichfalls über den Strom zurück. Obgleich nun das ganze weite Land offen lag, brauchten die Russen doch einen vollen Monat nach ihrem Pruthübergang, ehe sie auch die Donau überschreiten konnten. Die schlechten Wege machten jeden Marsch und Transport schwierig und das allmählig gesunkene Donauwasser ließ Schlamm und pestilenzialische Ausdünstungen zurück, an denen die Truppen erkrankten. Das sind die berüchtigten Donaufieber,

die hier, nahe den Mündungen des großen Stroms, noch gefährlicher ſind als in Ungarn.

Die Türken hatten kaum 50,000 Mann zuſammenbringen können, die unter Huſſein Paſcha, dem Vernichter der Janitſcharen, nur die Feſtungen am rechten Donauufer vertheidigen ſollten, ohne ſich in eine offene Feldſchlacht einzulaſſen. Es waren meiſt junge, noch ungeübte Truppen, die ſich kaum in das neue Reglement, die neue Uniform finden konnten. Mit dem ganzen Militairſyſtem ſeit der Ausrottung der Janitſcharen hatte der Sultan auch die Bekleidung der Truppen mehr dem abendländiſchen Typus genähert. Die alten Turbane, Kaftane, kurzen Hoſen fielen weg und wurden durch die rothe Mütze (Feß), den europäiſchen enganſchließenden Waffenrock und die lange Hoſe erſetzt. Mit dieſen wenigen, zum Theil mit ſich ſelbſt unzufriedenen Truppen ſollte nun die ganze Uebermacht Rußlands aufgehalten werden. Die chriſtlichen Einwohner der Moldau und Wallachei waren längſt den türkiſchen Fahnen entfremdet. Eben ſo die kriegeriſchen Serbier, deren Fürſt Miloſch damals, aus Rückſicht auf die nahen Ruſſen, nicht einmal die muhamedaniſchen Bosnier durchließ, als ein Heer derſelben zu Huſſein Paſcha ſtoßen wollte. Da nun auch die chriſtliche Bevölkerung in Bosnien (die ſklaviſch unterworfene) in eine unruhige Bewegung gebracht wurde, hielt es die muhamedaniſche (als die herrſchende, allein güterbeſitzende) für zu gefährlich, das Land zu verlaſſen und blieb zurück. Auch die Arnauten ſpielten im neuen türkiſchen Heere nicht mehr eine vorragende Rolle; auch ſie gehörten, gleich den Janitſcharen, trotz ihrer Tapferkeit dem älteren verworfenen Syſtem an und wurden mithin nur noch als leichte Truppen und Parteigänger gebraucht.

Das ganze rechte Donauufer war mit türkiſchen Feſtungen beſpickt, und zwar von Siliſtria aus bis zur Mündung ins Meer längs der Krümmung des Stromes, der die ſ. g. Dobrudſcha bildet, nur mit kleinen: Tultſche, Iſaktſchi, Ibrail (Braila), Macſin, Hirſowa, Kuſtendſcha. Dann die Donau aufwärts bis zur öſter-

reichischen Grenze mit größeren: Silistria, Rustschuk, Nikopolis, Widdin. Kleine Festungen auf dem linken Ufer waren nur Giurgewo gegenüber von Rustschuk, und Turna gegenüber von Nikopolis, eigentlich deren Brückenköpfe. Eine kleine türkische Flottille auf der Donau verband eine Festung mit der andern und erschwerte den Uebergang der Russen. In allen diesen Festungen aber hielten sich die Türken mit gewohnter Zähigkeit und ohne Furcht, während die Russen bei deren Belagerung sich in Erdhütten und Trancheen eingraben mußten und von der Sumpfluft litten. Die Tage waren heiß, die Nächte kalt und feucht.

Der erste Uebergang der Russen über die Donau erfolgte in der Nacht des 7. Juni bei Isaktschi, welches am 11. zur Uebergabe gezwungen wurde. Am 9. erlag auch die türkische Donauflottille einem Angriff der zu diesem Zweck vom schwarzen Meere her eingelaufenen russischen Schiffe. Zugleich wurde Ibrail eng eingeschlossen, bombardirt und bestürmt, wobei die Russen mehr als 2000 Todte und Verwundete einbüßten, bis die tapfre kleine Besatzung unter Soleyman Pascha capitulirte, am 19. Fast gleichzeitig fielen Macsin, Tultsche, Hirsova, Kustendscha. Kaiser Nicolaus selbst wohnte dem Kampf um Ibrail an und folgte dem Gros der Armee über den Trajanswall. Der Plan war, die Donaufestungen einstweilen zu cerniren, den Hauptstoß aber gegen die beiden weiter zurückliegenden Hauptfestungen zu führen, von denen die eine, Varna, die Straße nach Constantinopel am schwarzen Meere hin, die andre, Schumla, die Straße über das Gebirge Balkan beherrscht. Wittgenstein hoffte, Hussein Pascha werde zum Entsatz dieser Festungen eine Schlacht wagen, in der er unterliegen müsse. Indeß war Hussein weit entfernt von solcher Verwegenheit und trachtete nur, die Russen vor den Festungen aufzuhalten, zu ermüden, durch kleine Gefechte, Strapazen und Krankheiten aufzureiben, was ihm auch sehr wohl gelang. Er hatte Sorge getragen, das Land möglichst zu entvölkern, die christlichen Bulgaren weiter zurück nach Süden zu versetzen und alle Vorräthe in die Festungen zu schaffen. Bei

der Elendigkeit der Dörfer wird es sowohl in der Bulgarei, als Moldau und Wallachei dem Bauern leicht, mit seiner ganzen Familie anderswohin zu siedeln. Wenn ihm auch seine Hütte verbrennt, stellt er sie heimkehrend bald wieder her. Daher war die Flucht der Wallachen mit ihrem Vieh in die Gebirge und die Vertreibung der Nordbulgaren durch die Türken eine sehr einfache Sache.

Indem sich die Russen nun auf türkischem Boden ausbreiteten, belagerte auf dem äußersten rechten Flügel ihr General Geismar die Festung Widdin, den Schlüssel Serbiens. Fürst Milosch hielt sich mit seinen Serben ruhig und half weder den Türken noch Russen, um sich nach keiner Seite hin zu compromittiren, wurde aber auch von beiden Seiten geschont, denn keine der kriegführenden Mächte wollte ihn zum Gegner haben. Ein noch größeres russisches Corps, 40,000 Mann unter General Roth, belagerte Silistria, dessen Einnahme nothwendig war, um die Verbindung über Bukarest und Jassy zu sichern, wenn die russische Hauptarmee, sey es über Schumla oder Varna, weiter gegen Constantinopel vorrücken wollte. Schumla selbst, eine Bergstadt mit 60,000 Einwohnern, wurde von Hussein Pascha vertheidigt, als das Gros der Russen sich davor legte. Varna wurde vom Kapudan Pascha vertheidigt, während es die Russen zu gleicher Zeit zu Land und zur See angriffen. Kaiser Nicolaus befand sich mitten in dem Dreieck, welches die drei Festungen bildeten und brachte abwechselnd vor der einen und andern zu, um seine Truppen zu begeistern. Man glaubt jedoch, daß gerade seine Anwesenheit im Lager die Einheit und Schnelligkeit der Kriegsoperationen gehindert habe, sofern er mit seinem kaiserlichen Willen zu oft den Kriegsrath beherrschte und schon gefaßte Pläne wieder durchkreuzte. Oder haben wenigstens später die Generale das Mißlingen ihrer Unternehmungen auf den Kaiser geschoben, um selbst vorwurfsfrei zu erscheinen.

Nach einem unbedeutenden Reitergefecht am 16. Juli zog Hus-

sein seine Streitkräfte in Schumla zusammen und ließ die Russen herankommen, ohne sich aus den Mauern herauslocken zu lassen. Die Russen suchten die Stadt zu cerniren, besetzten einige Höhen und schnitten der Stadt sogar die Verbindung mit Adrianopel ab, von wo allein Verstärkungen und Lebensmittel für sie zu erwarten waren, und wohin allein das türkische in Schumla eingeschlossene Heer im Nothfall sich zurückziehen konnte. Hussein fiel nun plötzlich in der Nacht auf den 26. August aus Schumla aus, warf sich mit furchtbarer Gewalt auf das Corps des General Rüdiger, welches bei Eski Stambul jenen Verbindungsweg abgesperrt hatte, vernichtete ihm vier Bataillone gänzlich und warf ihn auf die Hauptarmee zurück, so daß wenige Tage nachher die erwarteten Verstärkungen und Lebensmittel glücklich nach Schumla eingebracht werden konnten. Nach diesem harten Schlage begnügten sich die Russen, Schumla nur mehr zu beobachten und hofften durch einen Gewaltstoß mit leichterer Mühe zuerst Varna zu nehmen. Diese Stadt zwischen Meer und Gebirge, mit 25,000 Einwohnern, litt mehr durch das Bombardement von der Flotte aus, unter Admiral Fürst Menzikof, als durch die Angriffe des General Suchtelen vom Lande her, und des Großfürsten Michael, der die Garden heranführte. Die Belagerung hatte im Anfang Juni begonnen, die Stadt aber hielt sich aufs tapferste, bis erst im October der Unterbefehlshaber Jussuf Pascha, den die Russen bestochen hatten, nicht nur im Widerspruch mit dem Kapudan Pascha die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung behauptete, sondern auch am 10. October mit einem großen Theil der ebenfalls durch Geld wankend gemachten Besatzung zu den Russen überging. Nur 300 Mann folgten dem tapfern Kapudan Pascha in die Citadelle, wo er sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren schwur. Da gestattete Kaiser Nicolaus, welcher zugegen war, dem heldenmüthigen Manne und seinen Getreuen einen völlig freien Abzug. Die schwachen Versuche Omer Vriones, die Russen bei der Belagerung

Varna's zu necken, hörten nun auch auf und Omer zog sich auf die türkische Hauptmacht zurück.

Mittlerweile wurde auch Silistria seit dem Juli von Roth, später von Fürst Wittgenstein selbst belagert, ohne allen Erfolg. Da es im Herbst heftig regnete, litten die Russen in den überschwemmten Gräben an der Donau außerordentlich. Der Kaiser kehrte höchst unzufrieden nach Odessa zurück. Jedes weitere Vorrücken der Russen wurde vorläufig aufgegeben. Da sie auch vor Schumla durch Angriffe der Türken und die eingetretene harte Kälte litten, befahl Fürst Wittgenstein den Rückzug von Schumla, am 15. October. Auch Varna behielt nur eine russische Besatzung, das Belagerungsheer aber zog sich gleichfalls zurück. Am 2. November wurde auch die Belagerung Silistrias aufgehoben, nachdem schon der rechte Flügel der Russen unter Geismar, dem der Pascha von Widdin durch nächtlichen Ueberfall am 28. September eine Niederlage beigebracht hatte, zum Rückzug gezwungen worden war. Die Russen hatten weniger durch Schlachten, als durch Krankheiten ungeheuer gelitten. Der ganze Feldzug war zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen und man erkannte, daß die Türkei trotz ihres Unglückes immer noch eine streitfähige Macht sey.

Die Russen hatten aber auch in Asien angegriffen und auf dieser Seite ungleich besseres Glück gehabt. Paskiewitsch, Ueberwinder der Perser, sollte von Transkaukasien aus gegen Erzerum operiren. Zuvor aber fuhr die russische Flotte im schwarzen Meere unter Admiral Greigh mit Landungstruppen unter dem Fürsten Menzikof vor die türkische Festung Anapa am östlichen Ufer des schwarzen Meeres und nahm sie im Juni, eine zweite kleine Festung, Poti, im Juli. Paskiewitsch mußte auf Verstärkungen warten und konnte erst im Juli ins Feld rücken. Die Türken unter Halil Pascha, dem der tapfre Kiosa Muhamed beigesellt war, hatten 30,000 Mann aufgebracht, die aber nicht disciplinirt, sondern aus allen Provinzen Kleinasiens zusammengerafftes

einer gegen Hunger ſichernden Unterſtützung ganz aus dem öffentlichen Dienſte entfernt werden. Durch die Beſtimmung, daß ein Ehrengericht aus unbetheiligten Standesgenoſſen die Schuld und und Unwürdigkeit erkannt haben müſſe, könnte jede Möglichkeit eines Mißbrauches beſeitigt werden.

Auf dieſe Weiſe, glauben wir, iſt mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit für ein intellectuell ausgezeichnetes und ſittlich ehrenwerthes Lehrerperſonal geſorgt. Der Vortheil ſolcher Beſetzung braucht aber nicht erſt erörtert zu werden. Doch begnügen wir uns mit ihm allein nicht. Als ein zweites Mittel zur Hebung der Univerſitäten fordern wir die **mit der Ausbildung der Wiſſenſchaften gleichen Schritt haltende Ausdehnung der Anſtalt mittelſt immer neuer Errichtung von Lehrſtellen.** Das menſchliche Wiſſen bildet ſich theils intenſiv immer weiter aus, theils nimmt von Zeit auch irgend ein Theil deſſelben eine größere äußere Ausdehnung. Entweder ſind daran glückliche Gedanken und reformirende Talente Schuld, oder nicht ſelten das Drängen des praktiſchen Bedürfniſſes. Nun ſoll aber die Univerſität in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und in deren ganzem Umfange Unterricht ertheilen, wenigſtens ſo weit ein ausgedehnteres Bedürfniß der menſchlichen Geſellſchaft durch ſolche befriedigt wird. Sie muß ſich ſomit nothwendig ebenfalls mit den Wiſſenſchaften ausdehnen; d. h. es müſſen immer mehr Lehrſtühle errichtet werden. Wenn eine Diſciplin, welche auf ihrem bisherigen Stande von Einem Manne ergründet und beherrſcht werden konnte, durch immer freiere Ausbildung, immer ſteigende Gelehrſamkeit das Maas des Gedächtniſſes, der Zeit und der Faſſungskraft Eines Individuums zu überſteigen anfängt, ſo muß ihre Bearbeitung geſpalten und an Mehrere vertheilt werden. Wenn ein beſonderes Bedürfniß der Gegenwart eine Seite des geſelligen oder innern Lebens, der Natur oder Kunſt von vorherrſchender Wichtigkeit werden läßt, ſo werden auch ſolche Beziehungen derſelben jetzt beachtet und wiſſenſchaftlich bearbeitet, welche früher ganz der Aufmerkſamkeit entgingen. Leicht wird nun aber dieſes Vielerlei ſelbſt für den Mann vom Fache zu verſchieden, und es bedarf Mehrerer fortan. So iſt es z. B. in den Naturwiſſenſchaften ergangen. Die Zeiten des Einen Profeſſors der Naturgeſchichte liegen in fabelhafter Ferne. Aus ihm ſind hervorgeſproßt ein Zoolog, ein Botaniker, ein

Gesindel waren und mit denen die Paschas nicht wagten, den an Zahl geringeren Russen im offenen Felde zu begegnen. Es gab nur kleine Reiterplänkeleien, die den Grafen Paskiewitsch nicht hinderten, am 1. Juli vor der Festung Kars zu erscheinen. Vier Tage später nahm er diese Stadt mit Sturm, ohne daß Halil und Kiosa ihr zu Hülfe kamen. Paskiewitsch zog unaufgehalten weiter, schoß am 4. August die armenische Felsenfeste Akhalkali zusammen, überschritt den Kur, umging in der Nacht auf den 21. August das Lager des Kiosa vor der Festung Achalzik, überfiel ihn unversehens und ließ alles, was nicht schnell genug fliehen konnte, niedermachen. Kiosa floh verwundet nach Achalzik. Aber Paskiewitsch ließ die Stadt in Brand stecken und der Citadelle so zusetzen, daß Kiosa gegen freien Abzug capitulirte. Am 29. August ergab sich auch die Festung Azkur, am 9. September Bajazid, bald darauf auch Diadin und die Bergfeste Toprakalet. Im October aber trat solche Kälte ein, daß der Krieg von beiden Seiten ruhte und Paskiewitsch nach Tiflis zurückkehrte.

Während des Winters setzte Graf Diebitsch dem Kaiser Nicolaus in einer Denkschrift die Ursachen auseinander, die einen glücklichen Erfolg des Donau- und Balkankriegs im verflossenen Jahre verhindert hätten, und machte Vorschläge, wie dieselben im nächsten Feldzuge vermieden werden könnten. Da er mit seinem Kopfe für den Erfolg bürgte und der Kaiser ihm Vertrauen schenkte, wurde Fürst Wittgenstein des Obercommandos enthoben und Graf Diebitsch kam an seine Stelle mit unumschränkter Vollmacht. Auch fand sich der Kaiser bewogen, dem Feldzug von 1829 in Person nicht anzuwohnen, sondern Diebitsch ganz allein machen zu lassen. Inzwischen war der Kaiser auf dem diplomatischen Felde desto thätiger. Es gelang ihm, sich der Zustimmung des französischen Cabinets vollkommen zu versichern und dadurch Oesterreich im Schach zu halten. Thatsache ist, daß es damals Fürst Metternich allein war, der das Mißgeschick Rußlands im letzten Feldzuge gern benutzt hätte, um sofort den Frieden zu dictiren und die Türkei vor

den Gefahren eines neuen Feldzuges zu ſchützen. Allein Metternich ſah ſich von Frankreich nicht unterſtützt und noch viel weniger von Preußen, welches ſich gleichſam blind für die Sache des Kaiſers von Rußland erklärte. Nicht einmal England trat Oeſterreich bei. Theils waren die engliſchen Miniſter mit innern Angelegenheiten beſchäftigt, theils hatten ſie ſich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, es genüge der engliſchen Politik, wenn nur Griechenland unter dem Schutz der Weſtmächte und gleichſam ein Pfand für ſie bliebe. Die Engländer duldeten daher, daß eine große Verſtärkung der ruſſiſchen Flotte von St. Petersburg durch den Sund ins ſchwarze Meer ſegelte.

An der Donau war den Winter über im Allgemeinen Ruhe geweſen. Die Türken hatten ſich rein defenſiv verhalten. Nur die Ruſſen waren thätig, befeſtigten Varna viel ſtärker als vorher, eroberten die türkiſche Seeſtadt Sizebol und das kleine Turna gegenüber von Nikropolis. General Roth, bei Hirſova verſchanzt, deckte die Verbindung mit Varna.

Wegen der Ueberſchwemmungen konnte Diebitſch auch im Jahr 1829 den Feldzug an der Donau nicht eher wieder eröffnen, als im Mai. Er commandirte 150,000 Mann und führte 540 Kanonen mit ſich. Die Türken, diesmal vom neuernannten Großvezier Redſchid Paſcha commandirt, konnten ihm nur 30,000 Mann reguläre Truppen entgegenſtellen, das übrige waren wenig zuverläßige zuchtloſe Banden von Arnauten und Unregelmäßigen aller Art (Baſchi-Bodzuks). Diebitſch berechnete, daß dieſes türkiſche Heer keine offene Schlacht wagen würde, und daß es, wenn es ſich auch vorſichtig hinter den Feſtungen hielte, nicht ſtark genug wäre, um ihn im Rücken ernſtlich zu bedrohen, wenn er über den Balkan vorginge. Nur Siliſtria mußte er um jeden Preis haben, weil dieſer Punct ſeinen Rücken vorzugsweiſe deckte. Er beſchloß alſo, Siliſtria zu nehmen, dann nur ſo viele Truppen zurückzulaſſen, um die Türken zu beſchäftigen, und mit dem Kern ſeiner Armee über den Balkan gegen Conſtantinopel vorzugehen. Während er

bei Hirſova über die Donau ging, wurde das vorgeſchobene Corps des General Roth plötzlich am 15. Mai in der erſten Morgenfrühe von dem türkiſchen Heere unter dem Großvezier Redſchid Paſcha angegriffen und über den Haufen geworfen, die Ruſſen geben ſelbſt einen Verluſt von 1600 Mann nur an Todten an. Indeß zog ſich Redſchid alsbald wieder vor Diebitſch nach Schumla zurück. Diebitſch konnte nun ungehindert am 17. Mai die Belagerung Siliſtrias beginnen laſſen. Redſchid, den das Glück unvorſichtig gemacht hatte, kam noch einmal und wollte einen zweiten Handſtreich verſuchen, wurde aber von Diebitſch, der rechtzeitig Nachricht davon erhalten hatte, umgangen, von Schumla abgeſchnitten und am 11. Juni bei Kulewtſcha zu einer Schlacht im offenen Felde gezwungen, in welcher er die furchtbarſte Niederlage erlitt. Die ruſſiſchen Kanonen ſtreckten die türkiſchen Irregulären, nachdem man ſie in dichte Maſſen zuſammengedrängt hatte, reihenweiſe nieder. Das ganze türkiſche Heer wurde aufgelöſt, alle Artillerie ging verloren. Mit nur 1000 Reitern rettete ſich Redſchid nach Schumla. Nun verzweifelte Siliſtria am Entſatz und ergab ſich am 30. Juni. So hatte ſich alles über Erwarten günſtig für die Ruſſen geſtaltet und Diebitſch konnte ſeinen Plan ausführen. Zur Beobachtung Schumlas und des ſehr geſchwächten Großveziers reichte ein ruſſiſches Corps unter General Kraſowski hin; mit dem Gros der Armee trat Diebitſch ſofort den Marſch über den Balkan an, von dem er den Beinamen erhielt Diebitſch-Sabalkanski (der über den Balkan Gegangene).

Der Widerſtand, den er im Gebirge von Seiten der Türken fand, war unbedeutend. An eine Befeſtigung und regelmäßige Vertheidigung von Bergpäſſen war nicht gedacht worden. Nur am Fluſſe Kamtſchik verſuchten die Türken, den Ruſſen den Uebergang ſtreitig zu machen, ſie wurden aber nach kurzem Gefecht geworfen. Die Ruſſen erſtiegen das Gebirge in zwei Colonnen, rechts bei Funduti-Dere, links bei Pallobano. Am 22. Juli ſetzten ſie den

Fuß zum erſtenmal auf die andere Seite des Balkan und ſtiegen in die Ebene von Rumelien hinunter. Nachdem ſie die Stadt Selimno genommen, wo die Türken nur ſchwachen Widerſtand leiſteten, ſtand ihnen das ganze Land offen und am 19. Auguſt erſchien Diebitſch vor der großen Stadt Adrianopel, mit 80,000 Einwohnern, die von Halil Paſcha mit 10,000 Mann vertheidigt werden ſollte; aber da man die Stadt dem Schrecken einer Belagerung und Erſtürmung nicht ausſetzen wollte, wurde capitulirt. Halil entwich und Diebitſch zog ein. Diebitſch hatte nur noch 30,000, einige behaupten ſelbſt nur noch 20,000 Mann; der mühſame Uebergang über das Gebirge, Mangel an Lebensmitteln und vor allem tödtliche Seuchen hatten ſein Heer in den traurigſten Zuſtand verſetzt. In einer einzigen Nacht blieb ein ganzes Bataillon, das an einer Kirchhofmauer bivouakirt hatte, todt liegen. Aber die Thatſache, daß ein ruſſiſches Heer vor Adrianopel lagre, und der Schrecken, der vor dem Namen Diebitſch vorherging, verblendete die Türken ſo, daß ſie die Schwäche der Ruſſen nicht erkannten. In keinem Falle war er ſtark genug, Conſtantinopel einzunehmen, hier mußte er mit dem ganzen Reſt ſeines Heeres zu Grunde gehen, wenn er weiter vordrang. Aber gerade in Conſtantinopel überſchätzte man ſeine Stärke und ſonderlich die fremden Diplomaten drängten ſich zum Thron des erſchütterten Sultans, um ihm bange zu machen. Die Türken hätten ſich ſehr gut retten und die Ruſſen über den Balkan zurückwerfen können, wenn ſie rechtzeitig durch die tapfern Albaneſen wären unterſtützt worden. Aber dieſe Truppen waren gleich den Janitſcharen durch das neue Kriegsſyſtem vor den Kopf geſtoßen und der Paſcha von Scutari, der ein großes Heer aus ihnen ſammelte, zauderte wahrſcheinlich aus Privatgründen, wie denn die Paſcha's in der Regel des Sultans Verlegenheiten benützten, um ihre Unabhängigkeit zu erweitern.

Ueberzeugt, daß Diebitſch nicht ſtark genug ſeyn würde, um Conſtantinopel wegzunehmen, und daß ihm die Eroberung dieſer

Stadt jedenfalls durch die englische Flotte, die auf eine für Rußland sehr bedenkliche Weise verstärkt worden war, streitig gemacht werden würde, hatte Kaiser Nicolaus das rechte Mittel ersonnen, den Sultan zu beugen. Er bat nämlich seinen königlichen Schwiegervater in Berlin, Friedrich Wilhelm III., um seine Vermittlung, d. h. um die eilige Entsendung des preußischen General von Müffling nach Constantinopel, der den Sultan auch im Namen Preußens zur Nachgiebigkeit bewegen und demselben in Betreff der „Mäßigung" Rußlands bündige Versicherungen geben sollte. Müffling empfing aber, wie er in seinen Memoiren selbst erzählt, seine Instructionen vom Kaiser Nicolaus, war ein vertrauter Freund von Diebitsch, setzte sich von Constantinopel aus sogleich mit ihm in Verbindung und kartete alles mit ihm ab, ein Werkzeug nicht der preußischen, sondern der russischen Politik. Diebitsch ließ Widda auf dem Wege nach Constantinopel und Midia nebst einigen andern Puncten am schwarzen Meere besetzen, wo die Türken keine Truppen hatten, und erweckte dadurch die Furcht, als ob er sich mit einem zur See kommenden neuen russischen Heere (welches nicht existirte) in Verbindung setzen wollte, um Constantinopel zu erobern. Obgleich nun englische Ingenieure bereits die Puncte zu befestigen anfingen, auf die es bei der Vertheidigung der Hauptstadt besonders ankam, und Diebitsch schlechterdings zu schwach war, um die Hauptstadt angreifen zu können, ließ sich der Sultan doch damals so einschüchtern, daß er einen Waffenstillstand verlangte, den Diebitsch sehr bereitwillig annahm. Schon am 1. September begannen die Friedensunterhandlungen.

Mittlerweile hatte auch Paskiewitsch in Asien den Feldzug wieder eröffnet. Während des Winters war große Aufregung in Persien zu bemerken gewesen. Die Perser hatten den sehr vernünftigen Gedanken, wenn sie den Türken diesmal nicht beistünden, wenn wie bisher Perser und Türken immer nur einzeln gegen das mächtige Rußland kämpften, so würden beide, einer nach dem andern unter-

liegen müſſen. Aber der Schah war zu feig oder gönnte aus alter Eiferſucht den Türken ihre Niederlage, wie ſeiner Zeit Oeſterreich und Preußen einander alle Niederlagen gönnten, die ſie von Napoleon erlitten. Das perſiſche Volk wurde vollends gereizt durch den Uebermuth des ruſſiſchen Geſandten in Teheran, Gribojedof, der ſich benahm, als habe er in Perſien zu befehlen. Zwei nichtswürdige Armenier, früher im Dienſte des Schahs, waren in den ruſſiſchen Geſandtſchaftsdienſt übergegangen und höhnten nun unter ſeinem Schutz öffentlich alles geheiligte Herkommen und Recht. Einer dieſer Böſewichter, Mirza Yakub, früher Oberaufſeher des königlichen Harem, hatte aus demſelben eine große Menge Geld und Juwelen geſtohlen und der Geſandte weigerte ſich, den Raub wieder auszuliefern. Mirza ſelbſt beleidigte öffentlich den Oberſten der Prieſter und ſchmähte den Islam. Endlich ließ der Geſandte zwei ſchöne Armenierinnen, die niemals ruſſiſche Unterthaninnen geweſen, unter dem Vorwand, ſie ſeyen es, aus dem Hauſe ihres perſiſchen Herrn holen und gab ſie nicht wieder heraus. Mirza veranſtaltete ein nächtliches Gelag, wozu außer den geraubten Frauen auch noch eine lüderliche Dirne aus der Stadt geholt wurde. Das wurde nun doch dem Volke in Teheran zu viel, es ſtürmte das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel und mordete den Geſandten und alle ſeine Leute. Nur ein Sekretair, welcher abweſend war, und drei Bediente entgingen dem Tode, am 12. April 1829. Allein die Scene hatte weiter keine Folgen; der Schah wollte keinen Krieg mit Rußland anfangen und Kaiſer Nicolaus war froh darüber und ließ ſich durch die Entſchuldigung des Schah, die ihm ein perſiſcher Prinz, ſein Enkel, nach Petersburg ſelbſt überbringen mußte, leicht verſöhnen.

Paskiewitſch war noch nicht in's Feld gerückt, als die tapfern Adſcharen, ein Bergvolk, unter ihrem Fürſten Achmed-Bey, am 4. März Akhalzik beſtürmten und wegzunehmen ſuchten; ſie wurden jedoch mit großem Verluſt vor den feſten Mauern zurückgeſchlagen. Unterdeß hatte der Sultan für Aſien einen neuen Generaliſſimus (Seraskier) in der Perſon des Hadſchi Salek Paſcha

geſchickt und demſelben Haki Paſcha beigegeben. Dieſe ſammelten in Erzerum etwa 50,000 Mann, wagten ſich aber aus Furcht oder angeborener türkiſcher Trägheit nicht vor, warteten Paskiewitſch ab und begingen die Unvorſichtigkeit, ſich zu theilen und ſo weit von einander aufzuſtellen, daß ſie von Paskiewitſch, der angeblich nur mit 18,000 Mann kam, einzeln konnten geſchlagen werden. Paskiewitſch mußte, um nach Erzerum vorzudringen, das Gebirge Sungalu überſteigen. Hier erwartete ihn Haki in einer ſehr feſten Stellung, Paskiewitſch aber umging ihn, ließ ihn hinter ſich, eilte über das Gebirge und ſtieß im Thale Intſchaſu auf das andere Heer des Hadſchi, welches ihn zwar wüthend angriff, aber zurückgeworfen wurde, am 1. Juli. Nun wandte ſich der Sieger eben ſo raſch wieder um gegen Haki, der von nichts wußte, überfiel ihn und ſchlug ihn ebenfalls, am 2. Der Schrecken und die Entmuthigung unter den Türken war ſo groß, daß ſie ſchaarenweiſe davonliefen und in ihre Heimath zurückkehrten. Als Hadſchi nach Erzerum zurückkam, fand er die Stadt faſt leer von Truppen. Ein alter Janitſcharen-Aga, Mamiſch, voll Haß gegen den Sultan, überredete die Einwohner leicht, ſie würden eher Schonung erfahren, wenn ſie ſich gleich den Ruſſen unterwürfen, verhaftete den von ſeinem Heere verlaſſenen Hadſchi und öffnete die Stadt den Ruſſen, die ſchon am 7. einzogen. Unter der Beute, welche Paskiewitſch hier vorfand, zeichnete ſich eine Menge von koſtbaren Handſchriften aus, die nach Rußland gebracht und in verſchloſſenen Kiſten an die ruſſiſchen Univerſitäten vertheilt wurden, die aber bis jetzt noch nicht geöffnet, noch von keinen gelehrten Augen geprüft ſeyn ſollen. Der neue Seraskier Chaſyndar Oglu ſammelte in Trapezunt am ſchwarzen Meere neue Streitkräfte. Paskiewitſch wollte ihm zuvorkommen, blieb aber im Gebirge zwiſchen Erzerum und Trapezunt ſtecken; Herbſt, Regen, unwegſame Berge, Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zum Rückzug. Unterdeß war der einzeln detachirte ruſſiſche General Burzof von den kriegeriſchen Laſen, einem Gebirgsvolk, bei Baiburt geſchlagen worden; Paskiewitſch eilte ihm zu Hülfe und er-

ſtürmte Baiburt am 9. October. Das war ſein letzter Sieg in dieſem Feldzug, denn unmittelbar darauf empfing er einen Courier mit der Friedensnachricht, wobei zu bemerken iſt, daß der trotzige Paſcha von Trapezunt den zur See auf dem nächſten Wege anlangenden Courier nicht durchpaſſiren ließ, ſondern vier Wochen lang aufhielt.

Die Friedensunterhandlungen begannen zu Adrianopel und wurden durch keine energiſche Einſprache der Weſtmächte weder geſtört, noch zu einem für die Türkei günſtigen Ende geleitet. Muſtapha Paſcha von Scutari ſammelte 20,000 tapfere Arnauten, drang gegen Philippopolis vor und war im Begriff die Ruſſen in Adrianopel zu überfallen, allein ein unglückliches Gefecht, das ſein Nachtrab mit dem ihm von der Donau her nacheilenden General Geismar zu beſtehen hatte, und noch mehr die Furcht vor den Serben oder Beſtechung bewogen ihn plötzlich wieder zum Rückzug. Der Frieden von Adrianopel, am 14. September zum Abſchluß gekommen, ſicherte Rußland neue und große Vortheile. Die Eroberungen, die es machte, beſchränkten ſich zwar auf die Donauinſeln an der Mündung des Stroms, auf die ſchmale Oſtſeite des ſchwarzen Meeres, auf einen nicht ſehr großen Strich in Aſien mit der Feſtung Akhalzik; allein dieſe kleinen Flecken waren von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit. Durch die Inſeln beherrſchte Rußland fortan die ganze Donau, durch die kleinen Forts am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres ſchnitt es den Tſcherkeſſen den Verkehr zur See ab. Durch Akhalzik beherrſchte es das türkiſche Armenien und den Weg nach Erzerum. Ferner ſicherte der Frieden allen ruſſiſchen Unterthanen in der Türkei das Recht, ausſchließlich unter der Jurisdiction der ruſſiſchen Geſandtſchaft und der ruſſiſchen Conſuln zu ſtehen, ſo daß keine türkiſche Behörde ſie vor ſich laden durfte. Auch wurde allen Ruſſen im ganzen Umfang des türkiſchen Reichs die vollſte Zoll- und Handelsfreiheit gewährt. Die Donaufürſtenthümer wurden der Herrſchaft der Pforte faſt ganz entzogen. Nur ein jährlicher Tribut erinnerte noch daran. Im übrigen ſollte kein Muſelmann auf dem linken Donauufer wohnen

dürfen, sollten die Hospodare der Moldau und Wallachei auf Lebenszeit ernannt, auch von ihrem Divan unabhängig mit souveräner Gewalt regieren und eigenes Militair halten dürfen. Aller Einfluß, der hier dem Sultan entzogen wurde, ging fortan auf die russischen Gesandten in Jassy und Bukarest über. Die Türkei sollte ferner an Rußland Kriegskosten im Betrage von 10 Mill. Ducaten und Entschädigung für den russischen Handel im Betrage von 1½ Mill. bezahlen. Um die Westmächte zu beschwichtigen, war in den Friedensvertrag die Klausel aufgenommen, daß sich der Sultan dem Vertrage vom 6. Juli unterwerfe, daß die Kauffahrteischiffe aller mit der Türkei nicht im Kriege befindlichen Staaten dieselbe freie Durchfahrt durch die Dardanellen und sonstige Handelsfreiheit genießen sollten, wie die russischen, und endlich, die Donauschifffahrt sollte frei seyn und Rußland auf den Donauinseln keine Festungen anlegen dürfen. Mit diesen letzten durchaus trüglichen Artikeln, die Rußland nicht einhielt, sollte namentlich Oesterreich beruhigt werden.

Kaiser Nicolaus hatte nun (nicht ohne die preußische Hülfe) sein Uebergewicht im Orient beurkundet. Noch keineswegs im Besitz dessen, was er haben wollte, hatte er doch die künftige Erwerbung sattsam vorbereitet. Arm in Arm mit Preußen hatte Rußland als Sieger einen Frieden dictirt, den sich die übrigen Mächte gefallen lassen mußten. Daß Rußlands Einfluß in der Türkei der stärkste sey, bezweifelte niemand mehr, daß er es auch in Griechenland sey, bewies Capodistrias, der in dem neuen Freistaat herrschende Russe.

Capodistrias kam erst im Januar 1828 nach Griechenland und leistete der zu Aegina versammelten Regierungscommission, die von der Nationalversammlung dazu beauftragt worden war, den Eid als Präsident. Er hatte seine Instructionen zuerst in St. Petersburg empfangen und war dann über London und Paris (nicht über Wien) gegangen, um die Westmächte mit seiner Ernennung zu versöhnen. Allein es fehlte viel, daß er den neuen griechischen Staat sofort in Ruhe hätte regieren können. Er wollte das auf gut russisch thun und hatte Recht, die Nationalversammlung nicht

wieder einzuberufen, deren Intriguen nur den kräftigen Gang der Verwaltung gehemmt haben würden. Er theilte den neuen Staat in 13 Departements und wollte dieſelben in Zucht und Ordnung halten durch eine neue Büreaukratie und Polizei. Aber das ging unter einem Volke von See- und Landräubern nicht, denen auf Inſeln und in kaum zugänglichen Felſenthälern ſo viele Schlupfwinkel zu Gebote ſtanden. Bereits im Februar 1828 begann eine neue franzöſiſch geſchriebene Zeitung in Smyrna, le courier de Smyrne, eine entſchiedene Oppoſition gegen die Regierung des Präſidenten. An der Spitze der Oppoſition ſtand Maurokordatos, der den griechiſchen Staatsdienſt aufgab. Capodiſtrias traf auch unpopuläre Verfügungen in Bezug auf das Kriegsweſen. Mit einem Schlage ſollten die griechiſchen Klephten gleichſam in ruſſiſche Rekruten umgeſchaffen werden und gehorſame, wohldisciplinirte Bataillone bilden. Fabvier, der die Unmöglichkeit davon einſah und der Griechen herzlich ſatt war, kehrte heim. An ſeiner Stelle aber übernahm der bayeriſche Oberſt Heideck die Organiſation des Heeres mit neuem Feuereifer, brachte jedoch nicht mehr als 2500 Reguläre zuſammen.

Ohne Hülfe der Großmächte hätte ſich keine Regierung in Griechenland behaupten können. Das war längſt klar geworden. Die Einſchiffung Ibrahims verzögerte ſich, er ſtand immer noch in Morea. Erſt mußte die engliſche Flotte unter Codrington ſelbſt nach Aegypten ſegeln, um in einem Vertrage mit Mehemet Ali am 6. Auguſt 1828 dieſen zur Zurückholung Ibrahims zu zwingen. Zugleich beſchloß Frankreich, eine Landarmee nach Morea zu ſchicken, um nöthigenfalls mit Gewalt die Aegypter von da zu vertreiben, und zugleich das räuberiſche Griechenvolk ſelbſt im Zaum zu halten, damit die neue Ordnung der Dinge ſich befeſtigen könne. Frankreich hatte die Ernennung des ruſſiſchen Präſidenten zugegeben, ſchickte auch einen Generalconſul mit einem Geſchenk von ½ Mill. Franken an die griechiſche Regierung, behielt ſich aber vor, ſeinen Einfluß zum überwiegenden zu machen, indem es an Ort und Stelle der ſtärkſte war. Ein Heer von 14,000 Mann unter dem General

Chemiker, ein Mineralog. Und eigentlich ist schon jetzt die Sache dahin gediehen, daß, der sich mit Säugthieren beschäftigt, die Insekten nicht mehr kennt; der Pflanzen-Anatom und Physiolog ist nicht gerne mehr Systematiker; dem Mineralogen däucht die Geognesie etwas für sich Bestehendes, was seinen eignen Mann vollkommen beschäftigt. Ist es nicht auch mit den politischen Disciplinen und ihren Hülfswissenschaften so ergangen? Wer hat ferner vor hundert Jahren von dem Bedürfniß mehrerer Orientalisten, eigener Geographen, besonderer Lehrer der neueren Sprachen und ihrer Literatur u. s. w. sich nur träumen lassen? Eine Universität aber, welche nicht allen diesen Forderungen nachkommt, ist offenbar hinter der Zeit und hinter ihrer Bestimmung zurück. Sie lehrt die nothwendigen oder wenigstens allgemein verlangten Wissenschaften entweder oberflächlich oder gar nicht. Dies bringt sie um Ansehen, Wirkung und Zweck. Hier muß also nachgeholfen werden, und zwar immer bald, d. h. so oft wieder eine neue Wissenschaft die nöthige Ausbildung und die erforderliche praktische Bedeutung für ein akademisches Studium erworben hat. Allerdings verursacht dies immer steigenden Aufwand; allein hier ist nicht zu helfen. Kleine Staaten sind nicht mehr im Stande eine Hochschule zu erhalten; größere mögen das Opfer bringen. Wo nicht, so wird ihre Landes-Universität bald verlassen werden, und dann ist auch der kleinere Aufwand Verschwendung.

Ist nun aber auf diese Weise dafür gesorgt, daß theils die tauglichsten Männer angelockt und wirklich verwendet, alle Ungehörigen aber entfernt werden, theils die wißbegierige Jugend in allen Zweigen und in aller Ausdehnung der Wissenschaft Gelegenheit zur Bildung findet, so wird zwar auch so eine Universität nicht mehr das Monopol der Bildungsgelegenheit in Anspruch nehmen können; allein sie wird immer diejenige Anstalt bleiben, durch welche die höheren Wissenschaften am sichersten und leichtesten erworben werden können. Es kann ihr sogar zu seiner Zeit der Ruhm nicht fehlen, durch ihre Angehörigen diesen oder jenen Zweig des Wissens zu fördern und zu heben, durch ihre Zöglinge das Leben wirklich nach allen seinen Bedürfnissen mit Einsicht zu fördern und zu leiten. Damit aber muß auch ihre Wichtigkeit steigen; es müssen namentlich sie und ihre einzelnen Angehörigen in dem natürlichen und nützlichen Ansehen bei der studirenden Jugend stehen.

Maison landete im August bei Koron in Morea und nöthigte nunmehr Ibrahim zur Einschiffung, die jedoch erst im Anfang October erfolgte. Die Türken zeigten sich so hartnäckig, daß sie die Citadellen von Koron, Modon und Navarin nicht freiwillig ausliefern wollten und sich erst von den Franzosen dazu zwingen ließen. Jetzt ergab sich auch Patras und nur das s. g. Schloß von Morea bei Lepanto mußte, weil es sich nicht ergab, zusammengeschossen werden. Um eine dauernde Ordnung in Griechenland herzustellen, vereinigten sich Frankreich und Rußland, dem Präsidenten Capodistrias monatlich 1 Million Franken zur Verfügung zu stellen. Kaiser Nicolaus lieh noch insbesondere 2 Mill. und die Kaiserin, seine Gemahlin, schenkte den Griechen 200,000 Silberrubel. Am 28. November 1828 unterzeichneten England, Frankreich und Rußland ein Protocoll, wodurch sie das neue Griechenland einstweilen in ihren Schutz nahmen, und am 22. März 1829 (während Diebitsch seinen Marsch über den Balkan vorbereitete) glaubten sie so weit gehen zu dürfen, daß sie dem neuen griechischen Staate nordwestlich den Meerbusen von Arta und Volo zur Grenze gaben. Ein Versuch von Griechen selbst, sich der Insel Kreta zu bemächtigen, scheiterte. Ihr Anführer Hadschi Michalo, so wie die Sphakioten, erlagen zuletzt wieder der Uebermacht des Mustapha Pascha und mehrere tausend Christen jedes Alters und Geschlechts fielen hier wieder zum Opfer.

Im Verlauf des Winters auf 1829 war der Courier de Smyrne sehr eifrig, den Präsidenten anzugreifen, und die Partei Maurokordatos drang auf Einberufung der Nationalversammlung. Hierin verrieth sich vornehmlich die Eifersucht Englands; aber auch Frankreich konnte nur wünschen, daß Griechenland sich möglichst selbständig dem russischen Einfluß entziehen möge. Wäre die englisch-französische Meinung nicht maßgebend erschienen, so würde Capodistrias sich schwerlich bewogen gefunden haben, die Nationalversammlung einzuberufen. Er bequemte sich endlich dazu und eröffnete sie im Amphitheater zu Argos am 23. Juli 1829.

Es fiel Jedermann auf, daß er dabei in ruſſiſcher Uniform erſchien, gleichſam als ein Statthalter Rußlands. Auch ließ er die Verſammlung merken, daß er unter höherem Schutze ſtehe und decretirte einen Senat als Zwiſchenbehörde zwiſchen ſich und der Verſammlung, eine ganz von ihm abhängige Staatsmaſchine. Von conſtitutionellem Leben konnte hier nicht die Rede ſeyn. Es gab nur drei Parteien, die der alten Räuber, denen jede Ordnung zuwider war, die ruſſiſche Partei des Präſidenten, zu der Kolokotronis gehörte, und die engliſche, deren Haupt Maurokordatos war. Die Franzoſen ſchloſſen ſich damals nur zu ſehr den Ruſſen an. Bei einem ſolchen Stande der Parteien konnte es mit der Verfaſſung Niemand rechter Ernſt ſeyn. Der Präſident ſah darin mit Recht nur einen Verſuch, die Energie ſeiner Maßregeln zu lähmen. Griechenland bedurfte keines Kammergeſchwätzes, ſondern einer eiſernen Hand.

Der Friede von Adrianopel kam Griechenland nicht zu Gute. Unter dem Schein, als müſſe man die Nachgiebigkeit der Türkei durch irgend eine Conceſſion erkaufen oder belohnen, ließen die drei Mächte in einem Protocoll vom 3. Februar 1830 die Grenze von Arta fallen und ſchränkten das neue Griechenland in engere Grenzen, nämlich nur bis zum Fluß Aſpro, nahe im Weſten von Miſſolunghi, ein. Unter demſelben Datum beſchloſſen ſie auch, dem griechiſchen Staat ein monarchiſches Oberhaupt zu geben und trugen die Krone dem Prinzen Leopold von Coburg an. Am 24. April erklärte der Sultan ſeine Zuſtimmung zu allem. Der Sultan konnte die Unabhängigkeit Griechenlands doch nicht mehr hindern, mußte alſo den höchſten Werth darauf legen, wenigſtens Kreta, Chios und den Norden Griechenlands zu retten. Rußland konnte auf die Dauer eben ſo wenig hindern, daß ſein Capodiſtrias einem neugeſchaffenen griechiſchen Könige unter den Auſpicien der Weſtmächte würde Platz machen müſſen; es legte alſo Werth darauf, daß das neue Königreich Griechenland recht klein, ſchwach und ſchutzbedürftig bleibe. Ganz daſſelbe Intereſſe hatte auch Eng-

land, dem ein größeres zur Selbständigkeit mehr befähigtes Griechenland als Nebenbuhler im levantinischen Seeverkehr lästig geworden wäre. Frankreich dachte damals an seine Expedition gegen Algier und die griechische Angelegenheit war ihm nicht mehr so wichtig. Maison wurde mit dem Marschallstabe belohnt und zurückgerufen, nur ein Drittel seiner Armee blieb vorläufig in Morea zurück. Jedenfalls behielt sich Frankreich vor, neben Rußland und England seinen Einfluß in Griechenland zu behaupten.

Prinz Leopold von Coburg, seit seiner Vermählung mit der früh gestorbenen Prinzessin Charlotte in England lebend und zum englischen Königshause gehörend, war einsichtsvoll genug, die griechische Krone nicht bedingungslos annehmen zu wollen. General Church bewies in einer eigenen Schrift, daß, wenn man Griechenland nicht wenigstens so weit ausdehne, als das griechische Sprachgebiet reiche, ihm nicht die militairisch wichtige Grenze bis Arta gebe ꝛc., von einer Selbständigkeit oder Fähigkeit, sich selbst zu schützen, für Griechenland gar nicht die Rede seyn könne. Das neue Königreich Griechenland ging schon mißgeboren aus den Protocollen von Mächten hervor, die vorherrschend das Interesse hatten, aus diesem Staate nie etwas werden zu lassen. Die Rolle eines Schattenkönigs und diplomatischen Lückenbüßers zu übernehmen, dafür hielt sich Leopold für zu gut und lehnte sie ab.

Ein besonderer Artikel des Friedens von Adrianopel, der im Abendlande fast ganz übersehen wurde, war von der größten Wichtigkeit für Rußlands asiatische Eroberungspläne, und gab die nächste Veranlassung zu den damals beginnenden und lange noch fortdauernden Kämpfen Rußlands mit den freien Bergvölkern im Kaukasus, die man insgemein unter dem Gesammtnamen der Tscherkessen begreift, obgleich es viele besondere und unabhängige Stämme sind. Einer der kräftigsten, schönsten und edelsten Menschenracen angehörig, geborne Krieger von ritterlichem Ehrgefühl und patriarchalischer Sitte, waren sie von

jeher allen ihren Nachbarn überlegen, den altperſiſchen und macedoniſchen Satrapen, den Byzantinern, den Perſern und Türken, und hatten ſich in ihrem faſt unzugänglichen und weit ausgedehnten Gebirge immer frei erhalten. Urſprünglich Heiden und auch jetzt manchen heidniſchen Glauben und Brauch bewahrend, hatten ſie dem Chriſtenthum, das nur bis Georgien vordrang, ſich abhold bewieſen, wahrſcheinlich weil ſie die byzantiniſchen Griechen zu tief verachteten. Vom Islam der Perſer und Türken, die ihnen mehr Achtung einflößten, hatten ſie etwas mehr angenommen, ſich deßhalb aber weder dem Schah noch Sultan unterworfen. Nun bekamen ſie aber einen neuen und viel gefährlicheren Feind an den Ruſſen. Nach Eroberung der Krimm hatten ſich die Ruſſen an einigen Puncten ſowohl des ſchwarzen, als des caſpiſchen Meeres feſtgeſetzt und durch arge Liſt den letzten König von Georgien im Jahre 1800 bethört, ihnen ſein Land abzutreten. Das waren die Anfänge der ruſſiſchen Provinz Transkaukaſien. Aber das ungeheure Bergland, welches zwiſchen den beiden Meeren im Norden von Georgien liegt, war und blieb frei, auch dann noch, als die Ruſſen immer weiter am caſpiſchen Meere vordrangen, und den Perſern einen Theil von Armenien entriſſen. Im letzten Türkenkriege 1828 halfen die Tſcherkeſſen den Türken Anapa am ſchwarzen Meere gegen die Ruſſen vertheidigen. Nun ließ ſich aber der Sultan bethören, im Frieden von Adrianopel die künftige Grenze zwiſchen der Türkei und Rußland in Aſien dergeſtalt feſtſetzen zu laſſen, daß kein Punct des Zuſammenhangs zwiſchen dem kaukaſiſchen Gebirge und der Türkei mehr übrig und daß es dahingeſtellt blieb, ob das Tſcherkeſſenland innerhalb der ruſſiſchen Grenze zu Rußland gehören oder frei ſeyn ſollte. Streng genommen hatte der Sultan keine Verpflichtung gegen die Tſcherkeſſen, aber es lag in ſeinem Intereſſe, kein Document zu unterzeichnen, durch welches ſie der Willkür Rußlands völlig bloßgeſtellt wurden. Auffallenderweiſe haben auch nicht einmal die Weſtmächte und Oeſterreich die Rechte der freien Tſcherkeſſen damals zu wahren verſucht. Mit

kaum begreiflicher Verblendung war die ganze gebildete Welt stillschweigend einverstanden, der ganze Kaukasus gehöre bereits den Russen und es gab in ganz Europa keine einzige Karte des russischen Reichs, auf der das große freie Tscherkessengebirge auch nur durch irgend ein Merkmal als bloße Enclave Rußlands bezeichnet worden wäre. Man scheint sich mit der oberflächlichen Meinung getäuscht zu haben, die Tscherkessen seyen doch nur Barbaren, und es sey vielleicht eine Wohlthat, wenn sie durch die Russen civilisirt würden.

Aber die Tscherkessen haben bewiesen, daß sie ungleich mehr Achtung und Hülfe vom gebildeten Westen aus verdient hätten und daß sie an angeborenem menschlichem Adel unvergleichlich hoch über den Russen stehen, die ohne alles Recht räuberisch in ihre Gebirge hereinbrachen, um ihnen nicht die Civilisation, sondern die Corruption und eine unerträgliche Sklaverei zu bringen.

Kaiser Nicolaus ließ die Unterwerfung der freien Tscherkessen schon im Jahr 1830 und durch Paskiewitsch selbst in Angriff nehmen, in der sichern Erwartung, sie werde diesem Unüberwindlichen, zumal unter dem Eindruck der eben errungenen doppelten Siege der Russen über Perser und Türken, leicht gelingen. Aber Paskiewitsch konnte in den engen Thälern und auf den steilen Bergen keine großen Massen entwickeln, seine Artillerie nicht concentrisch gegen feindliche Massen wirken lassen. Er mußte seine Streitkräfte theilen und sie wurden auf allen Puncten mit großem Verlust zurückgeschlagen. Es brauchte lange, bis die Russen sich an diesen Gebirgskrieg nur einigermaßen gewöhnt hatten, und unter den Hunderttausenden von russischen Leichen, die seitdem im Kaukasus fielen, blieben die Tscherkessen frei.

Siebentes Buch.

Karl X.

Durch den Sieg der französischen Waffen in Spanien waren die Einwendungen und Warnungen der liberalen Partei glänzend widerlegt worden. Das spanische Volk hatte sich nicht „wie ein Mann“ erhoben, sondern in seiner Mehrheit die Wiederherstellung des absoluten Königthums gebilligt. Dieser Erfolg konnte nicht verfehlen, den Ultras in Frankreich eine großartige Genugthuung zu gewähren und ihren Muth zu erhöhen. Das Haupt der Partei, der Graf von Artois, gewann mithin auch jetzt mehr als jemals Einfluß auf seinen königlichen Bruder, zumal der letztere sichtbar seinem Ende zuneigte, immer kränklicher wurde, bald das Zimmer nicht mehr verlassen konnte und von Frau von Cayla gepflegt wurde, der er mit der größten Zärtlichkeit zugethan war, die aber insgeheim den Ultras zum Werkzeuge diente.

Inzwischen werden siegreiche Parteien gern uneins und die Ultras wurden es um so mehr, als sie schon früher gespalten waren in strenge Ultras, die nicht weit genug in der Contrerevolution gehen zu können meinten, und in Gemäßigte, die sich an das Ministerium Villèle hielten. Villèle trat nach dem Siege in Spanien den strengen Ultras und dem Grafen von Artois viel näher, aber Chateaubriand, der die Seele des spanischen Krieges gewesen,

mußte der Antipathie des alten Königs weichen, der seinen Liebling Decazes an ihm rächte und ihn jetzt aus dem Ministerrath entfernte. Chateaubriand machte nun mit seiner geistreichen Feder dynastische Opposition im Journal des Debats. Auch in kirchlicher Beziehung waren die Ultras nicht einig. Der Graf von Artois, wie bigott er immer war und wie sehr er die gesunkene Kirche zu heben suchte, mißtraute den Jesuiten, die unter dem Namen der „Glaubensväter" heimlichen Eingang in Frankreich gefunden hatten und denen namentlich jetzt Frau von Cayla das Ohr lieh. Der Graf von Artois, den die Verleumdung selber für einen verkappten Jesuiten *) ausgab, äußerte einmal gegen Lamartine seine Besorgniß, der Orden werde der katholischen Sache mehr schaden als nützen, weshalb er auch gesonnen sey, sich ihm nicht hinzugeben, sey es, daß er fürchtete, der mächtige Orden fördere Zwecke, welche nicht die des Königthums sind, sey es, daß ihn die ungeheure Unpopularität des Ordens scheu machte.

Der Graf von Artois hatte ein bestimmtes System, gleichviel, ob nur aus königlichem Instinct, oder aus reifer Ueberlegung. Er wollte die Verfassung nicht über den Haufen werfen, nachdem sie einmal eingeführt war; allein er hoffte sie für den Thron unschädlich zu erhalten, indem er den letztern theils auf die Kirche, theils auf die Aristokratie stützte. Der klägliche Zustand der Kirche, die immer noch in den gebildeten Classen vorherrschende Freigeisterei, forderten dringend zu Maßregeln auf, die der Religion ihr Ansehen und ihre Macht über die Gemüther wiedergeben sollten. Die Ueberzeugung, daß in der ländlichen Mehrheit des Volkes der alte Glaube noch unerschüttert sey, mußte dem Grafen von Artois auch die feindliche Gesinnung der gebildeten Minderheit in den Städten als nicht unüberwindlich erscheinen lassen, jedenfalls seinen Muth in der Bekämpfung des Unglaubens stärken. Ob

*) Heimliche Affiliirte des Ordens nannte man Jesuiten à courte robe. Als solcher ist der Graf von Artois unzähligemal auf Karikaturen, wie auch unter dem Uebelnamen l'abbé Tiso (la bêtise) abgebildet worden.

er in der Ariſtokratie einen gleich ſtarken Beiſtand zu finden gehofft habe, iſt wohl noch dem Zweifel unterworfen. An den emigrirten Adel feſſelten ihn die Sympathien ſeiner Jugend, das gemeinſame Loos der Verbannung, die Dankbarkeit für lange Treue, aber wohl kaum die Ueberzeugung, daß dem alten Adel noch Kraft genug inwohne, den Thron zu ſchützen. Hier war es der Thron, der den Adel ſchützte. Der in der erſten franzöſiſchen Revolution am Adel begangene Güterraub war ein Unrecht, welches wieder gut zu machen für die wiederhergeſtellte Dynaſtie in der That als eine ſittliche Pflicht erſchien. Es konnte nur die Frage ſeyn, ob durch eine Maßregel zu Gunſten dieſes Adels nicht wichtigere Intereſſen des ganzen Volkes und der Monarchie gefährdet würden? Dieſe Frage hatte Ludwig XVIII. bisher bejaht. Nach dem glücklichen Ausgang des ſpaniſchen Krieges aber nahm der Graf von Artois den Plan wieder auf und Villèle, der damals noch allvermögende Miniſter, bot ſich ihm zum Werkzeuge dar, um die betreffende Maßregel einſtweilen vorzubereiten, damit ihre Frucht nach dem bald zu erwartenden Hintritt Ludwig XVIII. dem neuen Könige reif vom Baume falle.

Der leitende Gedanke war beim Grafen von Artois, Villèle unterwarf ſich ihm nur und diente ihm. Die größte Schwierigkeit lag für ihn in der Verantwortlichkeit für eine Maßregel, die dem Lande Geld koſten ſollte, denn man berechnete die dem emigrirten, um ſeine Erbgüter gekommenen Adel vorbehaltene Entſchädigung in runder Summe zu einer Milliarde Livres. Sollte ſo viel Geld dem Adel aus den Taſchen der ſteuerpflichtigen Bürger und Bauern bezahlt werden, ſo mußte das den bitterſten Haß im Volk erzeugen. Villèle half ſich auf zweierlei Art. Einmal ſtellte er dem Grafen von Artois und deſſen vertrauteſten Anhängern den Telegraphen zur Verfügung, um auf die ſchnellſte Weiſe diejenigen Börſennachrichten zu empfangen und zu verbreiten, die ihnen die Vorhand bei Kauf und Verkauf im Geldhandel verſchafften, ein unerlaubtes Mittel raſcheſten Gelderwerbs und öffentlichen Betruges, deſſen ſich ſpä-

ter die französischen Minister in noch weit ausgedehnterem Maaße bedient haben. Damals gebrauchte Villèle dieses Mittel, um sich dem künftigen König zu verpflichten, die Häupter der Ultras zu bestechen und ihnen seinen Plan der Adelsentschädigung zu empfehlen. Er beabsichtigte nämlich, den Zinsfuß der Staatsschuld herunterzusetzen und aus dem dabei gemachten Gewinn die Zinsen des dem Adel zu bewilligenden Entschädigungscapitals zu bestreiten, ein Ausweg, der allein im Stande war, die Entschädigung zu ermöglichen, ohne dem steuerpflichtigen Landmann und Bürger eine zu große neue Last aufzubürden.

Der Adel war aber mit diesen Anerbietungen keineswegs überall zufrieden. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Ultras, welche mehr verlangten. Versetzt man sich in den Standpunct uralter begüterter Adelsfamilien, die in der Revolution alles verloren hatten, so kann man nicht umhin, es sehr natürlich zu finden, daß sie nicht eine immerhin nur mäßige Geldentschädigung, sondern ihr altes Erbe selbst zurückzuerhalten wünschten. Es gibt viele solche Familien, die nicht einmal in die Schuld des altfranzösischen Hofes verstrickt waren, sondern patriarchalisch auf dem Lande gelebt hatten und durch ihre Vertreibung in jeder Beziehung als Unschuldige das herbste Unrecht erduldet hatten. Wie tief mußte es Familien dieser Art kränken und entrüsten, wenn sie, die ältesten im Lande, jetzt als fremde Eindringlinge angesehen und von der liberalen Presse verhöhnt wurden, man ihnen ihr natürlichstes Recht ohne weiteres absprach.

Die liberale Partei hatte in der spanischen Frage eine moralische Niederlage erlitten, indem alle ihre Voraussetzungen und Drohungen hinsichtlich des Widerstandes, den die französische Armee in Spanien finden würde, sich als falsch erwiesen. Der Sieg einer Partei zieht immer die Schwachen von der andern ab. Da nun Villèle überdies bei den neuen Wahlen den Beamten befahl, allen ihren Einfluß zu Gunsten loyaler Candidaten zu gebrauchen, und dieser Befehl zum Theil mit brutalster Willkür ausgeführt wurde,

ſo gelangte in die neugewählte Deputirtenkammer eine große Mehrheit von Ultras, und die Liberalen fielen in eine ſehr kleine Minderheit zuſammen.

Die Kammer wurde am 23. März 1824 eröffnet. Villèle legte derſelben noch nicht den Entſchädigungsplan, wohl aber ein Geſetz über die Herabſetzung der Rente vor, durch welche jener vorbereitet, und ein Geſetz, nach welchem die Wahlperiode auf ſieben Jahre ausgedehnt wurde. Ging dieſes Geſetz durch, ſo konnte Villèle, wie er meinte, mit der eben gewählten der Regierung ergebenen Kammer ſieben Jahre lang hauſen und durchſetzen, was er immer wollte. Allein er hatte doch nicht ganz richtig gerechnet. Die Deputirtenkammer nahm zwar mit enormer Mehrheit (292 gegen 87 Stimmen) die ſiebenjährige Wahlperiode an, gegen welche die Liberalen ſich vergebens wehrten. Aber die Pairskammer verwarf (mit 120 gegen 106 Stimmen) das Rentengeſetz. Die Mehrheit der Pairs war ſelbſt reich oder vertrat doch die reichen Claſſen, denen der Villèle'ſche Plan an den Beutel, mithin an das Herz griff. Auch der Klerus war gegen die Zinſenherabſetzung. Herr von Quelen, Erzbiſchof von Paris, erklärte, das Geſetz drücke auf die Armen, weil es auf die Reichen drücke. Mancher von Adel, der nur Staatspapiere und keine Landgüter hatte, glaubte mit Recht, der Staat nehme ihm mit einer Hand durch die Zinsreduction ſchon voraus, was er ihm mit der andern durch die Entſchädigung zu geben erſt verſpreche. Viele von Adel hatten im Sinn, ihre Güter zurückzuverlangen, widerſetzten ſich alſo dem Geldplan ſchon aus dem Grunde, damit es nicht ſcheine, als ſeyen ſie mit der Geldentſchädigung, wozu er vorbereitete, zufrieden. Im Allgemeinen verrieth ſich in der Debatte der Pairskammer ein gemeiner Eigennutz, der einen um ſo unangenehmeren Eindruck machte, als das Miniſterium, gegen welches man ankämpfte, doch wahrhaft wohlwollend die Intereſſen der Ultras wahrgenommen hatte, und die Partei ſich gleichſam ſelber in's Geſicht ſchlug, indem ſie die Durch-

Doch reicht ſelbſt die beſte und die reichlichſte Perſonal-Ausſtattung noch nicht ganz hin, um eine Hochſchule gegen die ihr ſchädlichen Conſtellationen der jetzigen Zeit zu ſichern. Unumgänglich nothwendig, und kaum weniger hoch anzuſchlagen, iſt eine reichliche Ausſtattung der ſämmtlichen wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen. Jeder weiß nicht nur, daß ohne dieſen Apparat keine gründliche und keine ausgedehnte Gelehrſamkeit möglich iſt, ſondern auch, daß die Anſprüche an denſelben nach Ausdehnung und Koſtbarkeit mit der feineren Ausbildung der Wiſſenſchaften und dem immer ſich vermehrenden Umfange derſelben rieſenmäßig gewachſen ſind. Ohne die entſprechenden Sammlungen und Materialien aller Art müſſen die Univerſitäten den großen Centralpunkten der Civiliſation weit nachſtehen, und zwar gerade im Höchſten und Befriedigendſten; die Profeſſoren aber können ihre Wiſſenſchaften nicht ſo beherrſchen, wie es der Zweck ihres ganzen Daſeyns erfordert. Nun aber ſind die meiſten unſerer Hochſchulen in dieſem Punkte noch ſehr ſtiefmütterlich ausgerüſtet; mancher fehlt beinahe Alles. Man ſehe ihre Bibliotheken, ihre phyſikaliſchen, zoologiſchen, geognoſtiſchen Apparate, ihre botaniſchen Gärten, Kunſtſammlungen u. ſ. w. Hier muß durchaus mehr geſchehen als bisher, und zwar in der Regel viel mehr. Natürlich wird kein Vernünftiger verlangen, daß für jede der deutſchen Univerſitäten Sammlungen aller Art zuſammengebracht werden, wie ſie Paris und London, Wien und Petersburg, München und Rom aufzuweiſen haben. Dieß iſt auch nicht nothwendig; der Zweck des Unterrichts erfordert lange nicht ſo viel noch ſo vielerlei, und ſelbſt die Mittel zum vollſtändigſten Weiterſtudium der Profeſſoren ſind weit näher beiſammen. Allein ſo viel bleibt doch gewiß, daß eine Univerſität nicht leiſten kann, was ihre Beſtimmung iſt, wenn ſie nicht für ihre Bibliothek jährlich 15 — 20,000 fl., für ihre phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente wieder mehrere Tauſende, für den botaniſchen Garten, die Naturalienkabinette eben ſo viel, und im Verhältniſſe für Chemie, Antiquitäten u. ſ. w. verwenden kann. Und natürlich ſind um ſo größere Summen nöthig, je geringer der bisherige Beſtand dieſer Anſtalt iſt, je mehr alſo zur Ausfüllung aller Lücken neben der Erwerbung des Neueſten ausgegeben werden muß. Wie viele ſind ihrer aber, welchen ſo bedeutende Mittel

führung des Entschädigungsplans erschwerte. Grollend sah das Volk dem Kampfe zwieträchtiger Habgier zu.

In Bezug auf die Kirche wagte das Ministerium nur schüchtern voranzugehen. Es fürchtete die unermeßliche Mehrheit der s. g. Gebildeten, deren Macht in der That außerordentlich groß war. In unsern Tagen gibt es in Frankreich auch unter den Gebildeten eine ansehnliche Zahl von Gläubigen, und hat sich selbst die indifferente Menge daran gewöhnt, mit Achtung von der Kirche zu reden. Eine solche Stimmung herrschte vor dreißig Jahren noch nicht. Damals war nur der Landmann noch fromm, auf den aber niemand achtete. In den Städten, in der Presse war die s. g. öffentliche Meinung von einer durchaus kirchenfeindlichen flachen Humanität beherrscht oder stand immer noch unter dem Einflusse Voltaire's. Wenn der Bankier Casimir Perier damals in der Deputirtenkammer den Vertheidigern der Kirche zurief: „in dieser Kammer sind wir Liberale nur unsrer eilf, aber draußen stehen 30 Millionen hinter uns," so log er zwar in Bezug auf die Ziffer, denn das Landvolk war nicht auf seiner Seite; aber daß die Mehrheit der Städter für ihn war, ließ sich nicht bestreiten. Der Minister Peyronnet erkannte das an, indem er fast furchtsam ein paar Gesetze vorschlug, wonach erstens der an Kirchen verübte Diebstahl strenger als der gemeine bestraft, und zweitens religiöse Corporationen weiblichen Geschlechts die Erlaubniß erhalten sollten, Eigenthum zu erwerben. Der Minister glaubte nicht weiter gehen zu dürfen, um die Gebildeten nicht zu tief zu empören. Aber es gab ehrliche Ultras genug in der Kammer, die mit Recht meinten und erklärten, wenn man einmal die Kirche schützen wolle, müsse man mehr thun. Erst dadurch ermuthigt bereiteten die Minister neue Gesetze zu Gunsten der Kirche für die nächste Kammersitzung vor.

Nach langem Leiden auf dem Krankenlager verschied Ludwig XVIII. am 16. September 1824. Sein Bruder, der Graf von Artois, bestieg als Karl X. den Thron seiner Väter und

fand, da er in der letzten Zeit eigentlich schon regiert hatte, an dem zuletzt eingehaltenen System nichts zu ändern, welches er nur fortsetzen und weiter führen wollte. War es früher und namentlich beim ersten Regierungsantritt seines verstorbenen Bruders sein lebhafter Wunsch gewesen, Frankreich ohne Verfassung regieren zu können, so ließ er doch jetzt die Verfassung ungekränkt und scheint nach den bisher gemachten Erfahrungen geglaubt zu haben, daß er immerhin eine ergebene Kammer finden würde, mit welcher sich so gut constitutionell regieren lasse, als ob es absolutistisch wäre. Lag etwas Unlauteres darin, daß er constitutionelle Formen, die er principiell verachtete, als bloßes Mittel zu absolutistischen Zwecken mißbrauchte, so ist er dafür gestraft worden, wie in der Zeit, von der wir reden, alle und jede Unnatur ihre Strafe empfing.

Der erste königliche Act Karls X. war die Aufhebung der bisherigen Censur, die Freierklärung der Presse. Das überraschte freilich, aber es war nicht natürlich und konnte nicht hindern, daß ein Gebrauch von der freien Presse gemacht wurde, welcher den König bald wieder nöthigen mußte, sein Geschenk zurückzunehmen. Der zweite königliche Act war die Verabschiedung von 150 Generalen und marechaux de camp aus der napoleonischen Zeit, von Männern, die größtentheils noch dienstfähig waren. Eine Maßregel, welche tief verletzte und die Sympathien der Armee gegen sich hatte. Denn der Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien war doch nicht von der Art gewesen, daß er dem französischen Soldaten Ersatz für die Feldzüge Napoleons hätte bieten und die Erinnerung daran hätte erlöschen können. Aus beiden königlichen Acten scheint übrigens hervorzugehen, daß Karl X. die Absicht hatte, sich (durch die Aufhebung der Censur) mit der liberalen Partei auf Kosten der napoleonischen Partei zu vertragen, oder wenigstens durch die ganz verschiedenartige Behandlung beider eine von der andern zu trennen und die Opposition zu spalten.

Ein dritter königlicher Act schien gleichfalls eine der liberalen

Partei gemachte Concession. Das war die Wiedereinsetzung des Hauses Orleans in seinen alten Güterbesitz. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, während der Revolution als Herzog von Chartres bekannt, lange in der Verbannung lebend, vermählt mit der Prinzessin Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, die ihn zum Vater vieler blühender Kinder machte, war mit der übrigen Emigration nach Frankreich zurückgekehrt, hatte aber bisher immer noch der Dynastie ein wenig fern gestanden. Man hatte den Verrath seines Vaters, seine eigene republikanische Jugend und er selbst hatte die alte Politik seiner Familie (Nebenbuhlerei und Usurpationsgelüste der jüngeren Linie Bourbon gegen die ältere) nicht vergessen. Wenn auch noch so harmlos scheinend, verbarg er hinter den Tugenden seines Privatlebens doch einen tiefen Ehrgeiz und suchte sich durch eine angenommene bürgerliche Einfachheit beim Volke beliebt zu machen. Man wußte, daß er schon nach der Vertreibung Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 geheime Umtriebe gemacht hatte, um möglichenfalls statt der verhaßten älteren Linie der Bourbons, wenn Napoleon zum zweitenmale vertrieben würde, die jüngere, d. h. sich selbst für den französischen Thron zu empfehlen. Die Unpopularität der älteren Linie dauerte fort, und dadurch wurde auch die Hoffnung und das geheime Gelüsten des Herzogs von Orleans fortwährend genährt. Trotz alledem fand sich Karl X. bewogen, diesem Prinzen seine ganze Gunst zuzuwenden. Karl X. besaß nicht jenen Verstand, den die Welt als solchen anzuerkennen pflegt; aber was ihn dumm erscheinen ließ, war gerade das Achtungswürdigste an ihm, ein königlicher Instinct, ein ritterliches Gefühl aus mittelalterlicher Vergangenheit. Er mißkannte die tief versteckte Arglist des Herzogs von Orleans, hielt ihn solidarischer Gefühle eines Prinzen von Geblüt für fähig und hoffte ihn durch Großmuth zu verbinden, das Interesse der jüngeren und älteren Linie Bourbon zu identificiren. Er gewährte ihm daher unaufgefordert das Prädicat „Königliche Hoheit“ und befahl, daß ihm alle die ausgedehnten Besitzungen, welche vor der Revo-

lution die Apanage des Hauses Orleans gebildet hatten, zurückgegeben würden. Dadurch wurde der Herzog der reichste Güterbesitzer in ganz Frankreich. In dieser königlichen Großmuth lag zunächst die Aufforderung für den Herzog, sich weniger als bisher vom politischen Schauplatze zurückzuziehen und die Regierung des neuen Königs zu unterstützen. Aber der Herzog entsprach dem nicht. Alles nehmend, gab er nichts.

Am 22. Dezember 1824 eröffnete Karl X. die beiden Kammern mit großer Feierlichkeit, freute sich des gegenwärtigen Wohlstandes, in welchem sich das Reich befinde, gelobte, die Verfassung zu halten, erklärte, daß er alle seine Pflichten kenne und sich stark genug wisse, um sie zu erfüllen, kündigte aber auch an, eine dieser Pflichten sey: die Entschädigung derjenigen Classe, welche durch die Revolution mit Unrecht alles ihres Jahrhunderte alten Erbes beraubt worden sey. „Schon mein Bruder," sprach er, „hat die Mittel zur Heilung der letzten Wunde der Revolution vorbereitet. Jetzt ist die Zeit der Ausführung gekommen. Aber dieser große Act der Gerechtigkeit soll vollzogen werden, ohne daß die Steuern erhöht, ohne daß der Staatscredit gefährdet und ohne daß die Summen angegriffen werden, die für den laufenden Dienst bestimmt sind." — Die Entschädigung für den emigrirten Adel sollte nach Villèle's Plan mittelst 30 Millionen Renten zu 3 % bewirkt werden, die ein Capital von 1000 Millionen Franken repräsentirten. Das war die berühmte Milliarde, welche damals ein ungeheures Aufsehen erregte. Von der einen Seite wurde das Opfer, welches das Volk dem Adel bringen sollte, auf's äußerste übertrieben. Der Ingrimm der Liberalen stellte die Sache nicht anders dar, als ob die Aermsten im Volk ihr letztes Scherflein darbringen müßten, um jene Milliarde in klingender Münze vollzählig zu machen und damit jene Emigrirten zu bereichern, die man als fremde Eindringlinge, als eine verdorbene und miserable Race, als in jeder Beziehung Unwürdige bezeichnete. Von der andern Seite beklagten sich die Ultras eben so sehr, daß die Maßregel unzulänglich sey,

daß die auf so Viele sich vertheilende Geldentschädigung in Renten dem wahren Werthe des Verlorenen, der ihnen mit so schreiendem Unrecht entrissenen theuren Erbgüter, nicht entspreche. Daher die sonderbare Erscheinung, daß die Milliarde in der französischen Kammer in noch leidenschaftlicheren Reden von denen angegriffen und verwünscht wurde, welche sie empfangen, als von denen, welche sie geben sollten. Unter den letzteren zeichnete sich neben dem General Foy besonders Dupont de l'Eure aus, dessen Reden die größte Popularität im Volke erlangten. Unter den Ultras, welche gegen die Milliarde sprachen, standen die Herren von Beaumont und Duplessis de Grènédan oben an; aber weil sie einer verhaßten Partei angehörten, fanden sie nur Schmähung und Mißachtung, wie viel Wahres immer in dem lag, was sie sagten. Uebrigens kam es auf die Reden nicht an, denn durch die Wahlumtriebe der Regierung war dem Ministerium Villèle die Mehrheit in der zweiten Kammer schon gesichert. Die Milliarde wurde bewilligt.

Unmittelbar darauf ließ sich Karl X. feierlich zu Rheims in altherkömmlicher Weise zum König von Frankreich salben und krönen, am 29. Mai 1825. Den ersten König Chlodwig, im 5ten Jahrhundert nach Christi Geburt, hatte der heil. Remigius mit dem Oel eines Fläschchens gesalbt, welches ein Engel vom Himmel gebracht haben sollte. Mit diesem himmlischen Oele waren alle folgenden Könige Frankreichs gesalbt worden. In der Revolution aber wurde die Flasche mit allen andern Reliquien zu Rheims zerschlagen und hätte keine neue Salbung mehr stattfinden können, wenn nicht eine Scherbe jenes Fläschchens mit ein paar Tropfen Oel noch glücklich gerettet worden wäre. Damit wurde nun Karl X. gesalbt. Der ganze feierliche Act seiner Krönung war nicht ein Spiel der Eitelkeit, sondern drückte die Idee aus, die in ihm lebte. Das französische Königthum, an dessen 14hundertjährigen Bestand die neue Krönung erinnerte, sollte dem Volke in die Augen fallen

als etwas Unüberwindliches, Unzerstörliches, was alle Revolutionen überlebe.

Im Herbst desselben Jahres beging die liberale Partei eine Feier anderer Art, um gleichsam jener Feier in Rheims das Gegengewicht zu halten. Eines ihrer Häupter, der General Foy, war (28. November 1825) gestorben und seine Beerdigung wurde zu einer großen Parteidemonstration benützt. Alles, was dem König und dem Minister Villèle feindlich gesinnt war, drängte sich herbei, um den Leichenzug des Mannes zu vergrößern, der jene immer am rücksichtslosesten in der Kammer angegriffen hatte. Man wollte beweisen, wie zahlreich die Opposition im Volke sey, obgleich sie in der Kammer selbst nur schwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten nicht weniger als 100,000 Menschen in Trauerkleidern, alle mit entblößtem Haupte. Ein Gesinnungsgenosse des Verstorbenen, Casimir Perier, hielt am Grabe eine politische Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für die Wittwe betrugen in Kurzem 1 Mill. Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beisteuerte.

In demselben Jahre wurde von Seiten der französischen Regierung die Unabhängigkeit des Negerstaats auf der Insel Hayti gegen eine Geldentschädigung ausgesprochen. Ein Wiedereroberungsversuch wäre um so thörichter gewesen, als er sogar dem großen Napoleon mißlungen war. Karl X. gab, indem er Hayti anerkannte, dem König von Spanien eine gute Lehre, sofern der letztere mit den unzureichendsten Mitteln immer noch daran dachte, die unermeßlichen Colonien in Amerika wieder zu erobern.

Karl X. hatte den sehr richtigen Gedanken, daß eine gesunde und naturwüchsige Aristokratie nicht durch die Milliarde hergestellt werden könne, sondern daß es dazu noch anderer Maßregeln bedürfe, vor allem der Primogenitur. Er hatte während seines Aufenthaltes in England den Werth des Erstgeburtsrechts würdigen

gelernt und ließ durch den Minister Peyronnet ein Gesetz einbringen, welches auch dem französischen Adel diese Wohlthat, die alleinige Bürgschaft dauernden Erbbesitzes, gewähren sollte. Aber das Gesetz scheiterte am Widerstande nicht sowohl der Liberalen, welche die gleichen Rechte aller Kinder, wie die Gleichheit vor dem Gesetz überhaupt vertheidigten, als vielmehr der Pairs, die, einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesinteresse dem persönlichen nachsetzten, wodurch der französische Adel seine Unfähigkeit, sich auf den Standpunct des englischen zu versetzen, selber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verstanden und ihm beistimmten, glänzte der junge Graf Montalembert, unter den Gegnern Pasquier, der die Mehrheit für sich gewann und das Gesetz durchfallen machte.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Besten der Kirche konnten nicht verfehlen, einen hartnäckigen Widerstand hervorzurufen. Anstatt des früheren wegen seiner Unvollständigkeit zurückgezogenen Gesetzes in Betreff des Kirchendiebstahls, wurde jetzt ein umfassendes Sacrilegien-Gesetz eingebracht, welches der seit der Revolution immer noch herkömmlichen Gleichgültigkeit gegen das Heilige und der fahrlässigen oder absichtlichen Entweihung desselben wieder eine Schranke setzen sollte. Ein zweites Gesetz dehnte die Errichtung von Nonnenklöstern aus. Im Jahr 1825 verkündigte der Papst das Jubeljahr und zogen in Folge dessen Missionäre durch Frankreich, um außergewöhnliche Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Missionen ließen sich auch in Mitte der Truppen erblicken. Ein Anblick, der die Gebildeten mit jenem unheimlichen Grauen erfüllte, welches nach alter Sage den Dämon überläuft, wenn er eine Kirchenglocke läuten hört. War es nicht eine Wohlthat für das fromme Landvolk, seinen alten, so lange von den Mächtigen der Erde und von den Gebildeten verachteten Glauben wieder öffentlich verehrt zu sehen? und that Bekehrung, Reue und Buße nicht so vielen verwilderten Gemüthern Noth? Heute sind die französischen Soldaten an die Heilmittel der

Kirche, an Beichte und Gebet, an Miſſionen und barmherzige Schweſtern gewöhnt und haben eine Freude daran. Damals war es noch anders. Die kirchenfeindliche Aufklärung unter dem gebildeten Civilſtande vereinigte ſich noch mit der Verwilderung alter Soldatenherzen aus der napoleoniſchen Zeit zu einer Aufregung gegen die Miſſionen in den Städten und in der Preſſe. Das lag damals noch im Zeitgeiſt, das war, was man die öffentliche Meinung nannte und worunter man die Meinung aller verſtand, obgleich es nur die der gebildeten Claſſen war und die große Mehrheit des Landvolkes vielmehr der alten Kirche anhing.

Man ſchob alle Schuld auf die Jeſuiten. Caſimir Perier klagte ſie in der Kammer an als die Urheber der Miſſionen und aller ſ. g. Rückſchritte. Vergebens erinnerte der Miniſter des Unterrichts, Herr von Frayſſinous, die wenigen Jeſuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, miſchten ſich nicht in Politik, ſondern lebten einzig dem Unterricht in einigen wenigen Schulanſtalten und der Erbauung. Er hätte ſagen können, der König ſelber ſey ihnen nicht gewogen, weil er durch ſie compromittirt zu werden fürchte. Aber das half alles nichts. Man glaubte einmal an eine ſyſtematiſche, wenn auch geheime Begünſtigung der Jeſuiten, um durch ſie ganz Frankreich um die Früchte der Aufklärung und Freiheit zu bringen. Neben Perier war Royer-Collard damals der glänzendſte Redner in der Oppoſition, der die kirchliche Reaction mit allen Waffen des ſ. g. philoſophiſchen Jahrhunderts bekämpfte. Er vergaß nur, daß ſich das eigentliche Volk niemals auf den philoſophiſchen Standpunct erheben läßt, daß es ſtets einer Kirche bedarf, daß mithin auch die kirchenfeindliche Tendenz des damaligen Liberalismus denſelben nothwendig in Widerſpruch bringen mußte mit dem eigentlichen Volke und daß früher oder ſpäter dieſe einſeitige Tyrannei der Gebildeten im Kampf mit den ewigen Volksintereſſen unterliegen mußte.

Ein Graf Montloſier erfreute ſich damals des allgemeinſten Beifalls unter den Gebildeten nicht nur in Frankreich, ſondern

auch in ganz Europa, als er mit einem Werke gegen die Jesuiten hervortrat, in dem alles Gehässige, was ihnen irgend einmal nachgesagt worden ist, zusammengestellt wurde. Montlosier's Buch und die Art, wie demselben von allen Seiten zugejauchzt wurde, erklärt zur Genüge die Besorgniß, die der König damals gegen Lamartine aussprach, und deren oben schon gedacht ist. Der König wußte wohl, die Jesuiten schadeten ihm mehr, als sie ihm nützten. Graf Montlosier begnügte sich nicht mit seinem literarischen Angriffe, er denuncirte die Jesuiten als eine in Frankreich gesetzlich nicht geduldete Gesellschaft bei den Gerichten, und da sich diese für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Das war keine geringe Verlegenheit für die Pairs. Die Mehrheit dachte wie der König von den Jesuiten; es fiel ihr jedoch schwer, durch Aufopferung des Ordens dem gräflichen Schreier und der gesammten liberalen Partei eine Concession zu machen. Die Pairskammer hielt sich an das formelle Recht, indem sie zugab, daß die Gesellschaft Jesu gesetzlich keinen Zutritt in Frankreich habe und es übrigens dem Ministerium überließ, die Thatsache zu untersuchen. Nunmehr blieb alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jesuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter anderm Namen in Frankreich weilenden Jesuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus diesem Anlasse die kaum befreite Presse wieder in den Zügel zu nehmen und legte der Kammer ein neues Preßgesetz vor, welches so großes Mißfallen erregte, daß auch die Akademie dagegen Vorstellungen machte. Damals galt unter den Gebildeten alles, was gegen den König und gegen die Kirche gesagt wurde, für vortrefflich, für das allein Wahre, und weckte Begeisterung. Alles was von der andern Seite gesagt wurde, galt für unwahr, oder wurde gar nicht angehört. Niemals war die anmaßliche Bildung tyrannischer und verblendeter. Villèle hatte sehr recht, wenn er in der Kammer sagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, ist die der s. g. öffent-

lichen Meinung und der Presse. Sie allein hat jenes Gespenst geschaffen, das man als Jesuitismus bekämpft."

Hatte der König einen tiefen Widerwillen, seine Sache mit der des Jesuitenordens verwechselt zu sehen, so gab es andrerseits auch verständige Freunde der Kirche, welche die reine Sache der letzteren gefährdet glaubten durch jede Vermischung des kirchlichen mit dem dynastischen Interesse. In diesem Sinne sprach sich der Bischof von Tours und besonders auch der geistreiche Publicist, Herr von Eckstein in Paris aus. Sie erkannten die geheime Schwäche des Thrones und wollten den Altar nicht in dessen Fall mit hineinziehen lassen.

Mit diesen Händeln verging das Jahr 1826. Aus dem Gange der Debatten in der Pairskammer entnahm der König, daß er sich auf diesen Körper nicht ganz verlassen könne, und ließ daher das neue Preßgesetz, damit es nicht durchfalle, lieber wieder zurückziehen. Es war ihm überhaupt zuwider, so oft seinen Willen zu ändern. Er hatte bei seinem Regierungsantritt Preßfreiheit verkündigt; die gesteigerte Wuth der Opposition drängte ihn nun wieder, die Presse zu zügeln, und die Wiedereinführung der Censur erschien ihm doch im höchsten Grade gehässig und unpopulär. So wußte dieser unglückliche Fürst nicht, was er thun sollte. Indem er nun das Gesetz zurücknahm und in der liberalen Weise verfuhr, wie bei seiner Thronbesteigung, wollte der loyale Marschall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank seines Volkes entgegenzunehmen und veranstaltete eine große Musterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Marschall kannte seine Leute nicht, der Haß der Bürgerclasse war schon zu tief eingefressen. Die Nationalgarde, größtentheils aus dieser Classe zusammengesetzt, theilte, wie gleichzeitig der deutsche Philister, den ganzen Ingrimm gegen die Kirche und war durch die Presse und durch die Kammerdebatten schon so exaltirt worden, daß der König, als er mit glänzendem Gefolge die zwölf Pariser Legionen musterte, von einem Theile derselben nicht mit dem loyalen

zugewieſen ſind? Will man ſich aber auf die Unmöglichkeit ſo große Opfer zu bringen, berufen, ſo ſey an zweierlei Auskunft erinnert. Einmal kann mancher Staat von mehreren Univerſitäten eine eingehen laſſen, und ſo durch Verſchmelzung von Perſonen und Material Eine große vollkommen ausgerüſtete Anſtalt begründen, anſtatt zweier unzureichender und bettelhaft verſehener. Dann aber werden nicht ſelten an andern Orten ganz nutzloſe Sammlungen aufgehäuft, welche, außer von müßigen Fremden und der Schuljugend an Feiertagen, von Niemand eines Blickes gewürdigt, noch weniger je von irgend Jemand wiſſenſchaftlich benützt werden. Solche brachliegende Mittel gebe man den Univerſitäten, und ſie werden bald zur Befruchtung dienen. Wir überſchätzen, wie wir glauben, den Nutzen des materiellen Apparates, gegenüber von den geiſtigen Quellen, nicht; allein ſicher iſt, daß es unſern Univerſitäten in der Regel daran fehlt, ſicher alſo, daß eine Verbeſſerung in dieſem Punkte ſehr zu ihrer Hebung beitragen muß. Und es ſey dabei namentlich noch auf den Umſtand aufmerkſam gemacht, daß ein genügender wiſſenſchaftlicher Vorrath theils die, nie ganz zu vermeidenden, vorübergehenden Lücken in den perſönlichen Leiſtungen wenigſtens theilweiſe zu erſetzen, und ſomit die Univerſität vor Sinken zu bewahren geeignet iſt; ferner daß der Beſitz ſolcher Sammlungen ihr weit größere Hoffnungen macht, bedeutende Gelehrten aus dem Auslande berufen zu können.

Unzweifelhaft gehört zu den nothwendigen Mitteln den Zuſtand der Univerſität zu heben und den gehobenen zu halten, eine zweckmäßige Disciplin. In den meiſten Beziehungen hat die Einrichtung und Handhabung derſelben bei einigem guten Willen nicht die mindeſte Schwierigkeit. Die Grundſätze liegen ſehr nahe. Auf der einen Seite Geſtattung aller unſchuldigen und gleichgültigen Fröhlichkeit, beſondern Lebensweiſe und herkömmlichen Sitte; auf der andern Seite erbittungsloſe Beſtrafung von Rohheit, Liederlichkeit und Verletzung der Rechte und Selbſtſtändigkeit Dritter. Als Strafe und Beſſerungsmittel hauptſächlich Entfernung auf kürzere oder längere Zeit. Der Proceß ſey kurz, das Urtheil nach moraliſcher Ueberzeugung; Appellation nur in ſchweren Fällen, ſonſt augenblickliche Vollſtreckung. Die Beſorgung aber darf nicht den Profeſſoren, ſondern eignen Beamten

und gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ sondern mit der Oppositions-Parole: „Es lebe die Charte!“ begrüßt wurde. Als er sich wieder entfernt hatte, erhob das Volk ein noch viel revolutionäreres Geschrei: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! Als die Nationalgarde auf ihrem Rückmarsch an Villèle's Hotel vorbeizog, erschütterte sie dasselbe mit dem Donner ihrer Verwünschungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergestalt ihren bösen Willen blicken ließen, daß sie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüstete König befahl noch an demselben Abend die Auflösung der Nationalgarde. Merkwürdigerweise legte sich die Aufregung und Paris blieb ruhig. Bald darauf begab sich der König in das Lager von St. Omer, wo die loyalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entschädigten.

Man bemerkte, daß in dieser Zeit die Regierung den Kopf verlor. Man überredete den König, an seiner Unpopularität trage Niemand schuld, als Villèle. Wie ungeheuer dieser Minister verhaßt war, davon hatte sich der König überzeugen können. Er schwankte in seinem Vertrauen und daher auch in seinen Maßnahmen. Im Schwanken aber gab er Vortheile wieder auf, die er schon errungen hatte. Die siebenjährige Dauer der Kammer wurde vorschnell wieder aufgegeben und die ganze Versammlung aufgelöst, im Juni. Und zugleich wurde eigenmächtig die Censur wieder eingeführt. Man vermehrte also auf der einen Seite den Haß, und gab auf der andern dem Volke Gelegenheit, durch neue Wahlen die Opposition zu verstärken. Ehe die neuen Kammern für das Jahr 1828 zusammenberufen wurden, mußte sich der König auch erst noch der Pairs versichern. Diese vornehmen Herren hatten sich ihm wiederholt widerspenstig gezeigt und mit dem Liberalismus kokettirt. Er ernannte daher 76 neue Pairs, um sich der Mehrheit in der Herrenkammer zu versichern. Allein dießmal erwartete die Regierung ein Widerstand von Seiten der Deputirtenkammer, den sie kaum vorausgesehen hatte. Denn hätte sie ihn vorausge-

sehen, so würde sie lieber die alte Kammer beibehalten, als eine neue haben wählen lassen. Trotz der Censur und aller Wahlumtriebe, welche Villèle wieder durch die Beamten machen ließ, fielen die neuen Wahlen dennoch überwiegend liberal aus. Am 17. November wählte die Stadt Paris ihre acht Candidaten, sämmtlich Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Laffitte, Casimir Perier, Benjamin Constant, von Schonen, Terneaux, Royer-Collard, Baron Louis. Das Volk strömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenster einwarf, die nicht erleuchtet waren. Der Pöbel beging Excesse, sogar Barrikaden wurden aufgeworfen und das Militair konnte die Ruhe nicht herstellen, ohne daß einiges Blut geflossen wäre. Als sämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen, die ministerielle Minderheit behielt nur 125.

Einer solchen Kammer gegenüber konnte sich der verhaßte Villèle unmöglich behaupten, nahm daher am 3. Januar 1828 seine Entlassung und empfahl dem Könige zu seinem Nachfolger den Herrn v. Martignac, einen besonnenen und gemäßigten Mann, der noch allein fähig schien, die Parteien zu vertragen und für den König ein zweiter Villèle, für das Volk ein zweiter Decazes zu seyn. Aber die Kluft zwischen König und Volk war schon viel zu weit aufgerissen, als daß sie ein guter Name und der gute Vorsatz eines Ministers hätte ausfüllen können. Vor allem kam es darauf an, die Opposition zur Mäßigung zurückzuführen, und das glaubte Martignac durch Concessionen erreichen zu können.

Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte sogleich ein Gesetz vor, welches den Beamten untersagte, sich künftig in die Deputirtenwahlen einzumischen; zweitens wieder ein neues Preßgesetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen stellte; drittens ein Gesetz zu Gunsten der Befreiung Griechenlands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jesuiten. Mehr konnte die Opposition von einem Minister

Karls X. in der That nicht verlangen. Aber der König hatte früher nach einem andern Systeme regiert; daß er davon abging, legte man ihm nun als Schwäche aus und er verlor an Achtung, ohne an Liebe zu gewinnen. Die Kammern gingen natürlicherweise auf sämmtliche Gesetze ein und mit großem Aufsehen wurde insbesondere am 16. Juni das Jesuitengesetz verkündigt, welches diesen Vätern die acht Schulen entzog, in denen sie bisher gelehrt hatten, und den Jesuiten überhaupt die französische Erde verbot. Sie wanderten alle nach der Schweiz oder Italien aus.

Im Herbst des Jahres 1828 machte der König eine Reise nach Straßburg, um die Stimmung im Osten Frankreichs zu sondiren und für sich zu gewinnen. Man empfing ihn in der Provinz überall sehr ehrenvoll. In Straßburg selbst begrüßten ihn der König von Württemberg und der Großherzog von Baden. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Westen Frankreichs, besuchte das Schloß Chambord, die treuen Vendéer und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Somit schienen dem König die Provinzen weit geneigter als die Hauptstadt. Auch in der auswärtigen Politik spielte Frankreich damals keineswegs eine untergeordnete Rolle. Es handelte einig mit England in Griechenland und in Portugal. Seine Schiffe wirkten wesentlich mit in der Schlacht bei Navarin und zerstörten mehrere Corsarenschiffe von Algier, General Maison führte eine französische Armee nach Morea. Die Flagge wie die Fahne Frankreichs war unter Karl X. in Ehren.

Wie es scheint, war es Martignac, der dem König die Rundreise durch die Provinzen angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Gesetz vor die Kammer. Er wollte nämlich die Gemeinde- und Departementalordnung in der Art ändern lassen, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialische Controle über die Maires und Präfecten üben sollten, die bisher unumschränkt geherrscht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und

größeren Provinzialstädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris allein über sie ausgeübt hatte. Dieses wohlthätige Gesetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Opposition fürchtete die große Mehrheit conservativer und insbesondere kirchlicher Elemente in den Provinzen, welche, wenn das Gesetz angenommen wurde, darin eine Stütze finden würden gegen die von Paris aus geleitete Aufregung. Unter den Royalisten selbst war kein richtiges Verständniß der heilsamen Maßregel. Es gab unter ihnen eine Partei, der das Ministerium Martignac nicht weniger zuwider war, wie einst das Ministerium Decazes, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß Männern von einseitiger, aber fester Richtung das Schwanken des Königs und sein letztes Hinneigen zum Liberalismus unerträglich seyn mußte. Diese Männer vergaßen nun über der Persönlichkeit und der allgemeinen Haltung des Ministers den Werth und Nutzen des von ihm bevorworteten Gesetzes und verwarfen dieses wegen jener. Als nun von beiden Seiten her so heftig gegen das Gesetz gesprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Minister zurück.

Martignac war nur ein Werkzeug, ein Nothbehelf in der schlimmsten Verlegenheit, wider Willen aufgegriffen, herzlos wieder weggeworfen; aber in der kurzen Zeit seiner Verwaltung hat er sich doch als ein Ehrenmann bewährt, und sein Gedanke, Frankreich wieder ein wenig zu decentralisiren, sichert ihm ein achtungsvolles Andenken. Die Gemeinden und die einzelnen Provinzen Frankreichs, ehemals viel selbständiger und reicher an eigenthümlichem Leben, wurden schon unter der absoluten Regierung der Könige von Paris aus mit ungebührlicher Willkür beherrscht und die Revolution verschärfte noch die Centralisation. Weil aber auch die Opposition, die ihren Mittelpunct immer in Paris hat, von hier aus ihre Fäden durch das ganze Land zieht, so war auch ihr eine größere Selbständigkeit der Provinzen entgegen. Immerhin wird Frankreich nicht eher einer dauernden politischen Gesundheit sich erfreuen, bis die Provinzen wieder mit ihren conservativen

Interessen ein Gleichgewicht bilden gegen die ewig aufgeregte und nach Neuem gierige Hauptstadt.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Ministerium Martignac. Man hat ihn beschuldigt, dieses sein eigenes Ministerium gewissermaßen verrathen zu haben, indem er selbst die Opposition der Ultra's gebilligt habe. Es lag allerdings nahe zu vermuthen, daß er an den liberalen Concessionen seines Ministers keine Freude haben konnte. Allein er hatte denselben einmal zum Minister angenommen und die Schwäche des Ministers war seine eigene Schwäche. Gewiß ist, daß dem Könige nichts so sehr schaden mußte, als sein Schwanken zwischen Concessionen und Gewaltmaßregeln. Von Anfang an nicht stark in seiner Stellung, verlor er vollends die Achtung, die man wenigstens der Consequenz zu zollen pflegt.

Ehe man inzwischen zu voreilig den König tadelt, muß man alle Umstände erwägen, unter denen er handelte. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, sich in der griechischen Frage an Rußland anzuschließen. Man muß sich die europäische Situation vergegenwärtigen. Diebitsch stand in Adrianopel, ein Friede wurde dort unterhandelt, der am 14. Dezember wirklich zu Stande gekommen ist. England und Oesterreich gaben sich die äußerste Mühe, Frankreich auf ihre Seite zu bringen. Man kennt die Depeschen des russischen Gesandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieser schlaue Diplomat hatte es mit Martignac so weit gebracht, daß Karl X. Oesterreich mit Krieg drohte, wenn es sich thätlich in den türkischen Krieg einmische, um etwa den Russen die Vortheile zu schmälern, die sie sich vom Frieden versprachen; Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu setzen, um Martignac zu stürzen, wozu sich der ihm schon länger vertraute Polignac darbot.

Am 8. August 1829 ernannte der König an Martignacs Stelle den Fürsten Julius von Polignac zum Minister. Das war der Sohn jener bekannten Fürstin von Polignac, der die unglückliche

Königin Marie Antoinette dereinſt ihre ganze Gunſt zugewendet hatte, und derſelbe, der in die Verſchwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen geweſen war. Die Oppoſition hat ihn als den hochnaſigſten und zugleich unfähigſten Junker von der Welt dargeſtellt. Inzwiſchen hat ſie den Haß übertrieben. Polignac beſaß nicht die großen Eigenſchaften eines Regenten, aber wenigſtens die Conſequenz des Parteimannes.

War das Miniſterium Polignac ein Extrem, ſo wurde der König doch nur in daſſelbe hineingetrieben, nachdem er ſich in anderartigen Verſuchen, in Ruhe regieren zu können, erſchöpft hatte. Polignac hatte zugleich eine unbedingte und längſt geprüfte blinde Ergebenheit für ſeinen Herrn, was in Zeiten der Noth den Königen vom höchſten Werth iſt. Unter den übrigen neu ernannten Miniſtern zeichnete ſich Labourdonnaye durch einen eiſernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac verachtet und verſpottet wurde. Von ihm erwartete man die feindſeligſte, gegen die Liberalen ſchonungsloſeſte Reaction, denn er hatte als Redner in der Kammer ſeine Geſinnungen desfalls niemals verhehlt. Zum Kriegsminiſter wurde General Bourmont ernannt, eine ſehr ungeſchickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei Waterloo das franzöſiſche Lager verlaſſen hatte und zu den Alliirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das franzöſiſche Volk nie. Es iſt kaum begreiflich, wie es Karl X. ſeiner eigenen Ritterlichkeit abgewinnen konnte, einen Deſerteur an die Spitze der franzöſiſchen Armee zu ſtellen. Die andern Miniſter waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoiſier, Chabrol und d'Hauſſez, faſt alle früher ſchon Anhänger Villèle's.

Als dieſes Miniſterium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüſtung durch ganz Frankreich. Der Conſtitutionel nannte es einen Bund der Ariſtokratie (Polignac) mit der Treuloſigkeit (Bourmont), der Unwiſſenheit (Montbel) und dem Haſſe der Verfolgung (Labourdonnaye). Man ſetzte gleich anfangs voraus, daß Frankreich nur zwiſchen dieſem Miniſterium und der Revolution zu wäh-

len habe. Man nannte es le ministère impossible und bereitete sich auf alle Fälle vor. Schon im September bildete sich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungesetzlicher Steuern, der sich alsbald über die Normandie, das Elsaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt diesen Zeitpunct für günstig, sich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die personificirte Revolution. Schon im September unternahm er mit großem Aufsehen eine Reise nach Lyon, die einem Triumphzuge glich, denn überall brachte die Oppositionspartei ihm Huldigungen dar, bereitete ihm glänzende Feste und gab ihm Gelegenheit zu politischen Reden, welche Oel ins Feuer gossen. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geschmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tausende zu Fuß. Die Bürgerschaft von Lyon empfing ihn feierlich und Lafayette sprach: „Ich vertraue in dieser kritischen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Festigkeit eines großen Volkes, das sein Recht kennt und seine Kraft fühlt.“ Lafayette stand an der Spitze eines geheimen Ausschusses, der von Paris aus die Opposition im Lande leitete. Außer den Steuerverweigerungsvereinen in den Provinzen bildete sich noch eine weit ausgedehnte geheime Gesellschaft unter dem Namen Aide toi et le ciel t'aidera (Hilf dir selber, und der Himmel wird dir helfen). Diese Gesellschaft hatte zunächst einen defensiven Charakter und wollte nur sämmtliche Volksrechte gegen das neue Ministerium schützen, allein sie hatte schon etwas von jacobinischem Geschmack.

Das Ministerium setzte diesen Bewegungen im Lande und den wüthenden Angriffen der Presse eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den stumpfsinnigen Hochmuth Polignac's wiederzuerkennen. Allein das Ministerium that nichts, weil es in sich selbst noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln, den Liberalismus entwaffnen, dem Throne die aristokratischen und kirchlichen Stützen geben, wie es längst in den Wünschen des-

Königs lag. Der König ſelbſt ſoll damals geſagt haben: „Point de concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la réligion et de la royauté.“ Die Art, wie Labourdonnaye als Miniſter des Innern ſein Beamtenperſonal zuſammenſetzte, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieſer ſtolze Mann energiſch einſchreiten werde. Aber Polignac ſelbſt ſtand unter dem Einfluſſe von England. Nicht ohne Englands Einfluß war er zum Miniſterium gelangt und die Intriguen, welche Pozzo di Borgo, der ruſſiſche Geſandte in Paris, Martignacs Gönner, aus Unmuth über des letztern Entfernung gegen Polignac anſpann, machten dieſem den Anſchluß an England nur um ſo nothwendiger. Wellington aber war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen ſich Karl X. bei einer allzuſcharfen Reaction ausſetzte. Er rieth alſo zur Mäßigung, und hauptſächlich deshalb war Polignac zum Warten, Hinhalten und Lawiren geneigt. Auch die Anhänger Villèle's im Miniſterium neigten mehr zur Mäßigung. Während nun das Miniſterium nach außen hin unthätig blieb, war in ſeinem Innern lebhafter Kampf. Endlich gab der König dem engliſchen Einfluſſe nach und entfernte Labourdonnaye, an deſſen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'ſche Partei hätte ſich gerne auch Polignacs entledigt; dieſen aber, den England hielt, ſtellte der König an die Spitze des Miniſteriums, und Polignac war ſchlau genug, auch Rußland zu verſöhnen, indem er mit dieſer Macht den Plan einging, demzufolge Frankreich Belgien und das linke Rheinufer, Rußland Conſtantinopel, Preußen Hannover und Oeſterreich eine Entſchädigung an der untern Donau erhalten, England aber ausgeſchloſſen werden ſollte. Dieſer Plan wurde einſtweilen äußerſt geheim gehalten.

Erſt am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Ruhe und Feſtigkeit auf. „Frankreich, ſagte er, iſt im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu ſehen, iſt das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den

Schutz der Rechte meiner Krone gestellt. Diese sind geheiligt. Es ist meine Pflicht gegen mein Volk, sie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern." Er gab also zu verstehen, daß, wenn die Opposition seine Rechte nicht achte, er nöthigenfalls auch die ihrigen beschränken werde, daß keinesfalls die Charte über die Krone wachsen dürfe. Im Uebrigen drückte er sein Vertrauen aus, daß Frankreich an seinen guten Willen glauben und die Uebelgesinnten nicht hören werde, die seine königliche Gesinnung verdächtigten. Der König fügte hinzu: „Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, so werde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie jederzeit ihren Königen erwiesen haben, die Kraft finden, sie zu besiegen." Als er diese Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung sprach, entfiel ihm sein Hut und der neben ihm stehende Herzog von Orleans hob denselben auf, was man wie ein Omen ansah.

In der Deputirtenkammer befanden sich alle Liberale von Auszeichnung beisammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Protestant von philosophischer, beinahe deutscher Bildung, welcher damals in die Fußstapfen Royer Collards tretend, für diese zweite und viel energischere Generation des französischen Liberalismus ungefähr das wurde, was für die erste Benjamin Constant unter der Leitung der geistreichen Frau von Staël gewesen war. Royer Collard und Guizot behandelten das constitutionelle System wissenschaftlich nach allen seinen Consequenzen und wegen der bei ihnen herrschenden Theorie oder Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre, im Gegensatz gegen die practischen Menschen, die gerade auf ihren Zweck losgehen, ohne sich um ein System zu bekümmern. Die Praxis war damals bei den geheimen Gesellschaften, aber die Doctrinäre spielten öffentlich die glänzendste Rolle durch ihre Beredtsamkeit und durch die begeisterungsvolle Vertheidigung der politischen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangelischer

Wahrheiten beilegte. Es ist bemerkenswerth, daß die Doctrin auf der entgegengesetzten Seite sich viel weniger geltend machte. Die Ultras hatten schon in den Zeiten von Decazes und Villèle ihre Beredtsamkeit erschöpft und wohl eingesehen, wie unnütz es ist, da Doctrinen auszukramen, wo man sie nicht hören will. Indeß trat damals auch auf der royalistischen Seite ein Redner ersten Ranges auf, aber kein Doctrinär, sondern ein durchaus practischer Advocat seiner Partei, der junge Berryer.

Die Deputirtenkammer wählte nur Liberale in die Candidatenliste der Präsidentschaft und Karl X. stand nicht an, gerade den namhaftesten unter ihnen, Royer Collard, zum Präsidenten zu ernennen. Doch hatte er in jenen Tagen ziemlich vielen Stolz blicken lassen und es fehlte nicht an Aufhetzern, die den Bruch zwischen dem Könige und der Kammer gerne beschleunigt hätten. Auch der Herzog von Orleans soll sich, wie wenigstens Lamartine versichert, damals herbeigedrängt und dem König Muth zugesprochen haben, denn er sey der Herr und ihm zieme der Ton des Gebieters. Der Herzogin von Angoulême sagte man nach, sie habe die höchsten Justizbeamten bei einer Audienz mit beleidigender Kälte empfangen, und anstatt sie anzuhören, ihnen die Thüre zum Thronsaale gewiesen. Soferne damals so viel verleumdet wurde, weiß man nicht, ob sie nicht aus einem Mißverstand handelte. Die Deputirtenkammer entwarf eine Adresse, worin sie unter anderem sagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gesinnungen und die Vernunft Frankreichs ist heutzutage der Grundgedanke der Administration; Ihr Volk trauert darüber, weil es sich dadurch gekränkt fühlt, es beunruhigt sich darüber, weil seine Freiheiten dadurch bedroht sind. Dieses Mißtrauen findet keinen Weg in Ihr edles Herz. Nein, Sire, Frankreich will so wenig die Anarchie, als Sie den Despotismus wollen; Frankreich ist würdig, daß Sie auf seine Loyalität vertrauen, wie es auf Ihre Versprechungen vertraut. Zwischen Denjenigen, die eine so ruhige, treue Nation verkennen, und uns, die wir mit einer tiefen Ueberzeugung den Schmerz eines ganzen

übertragen ſeyn; die ausführende und beobachtende Polizeimannſchaft ſey in gehöriger Zahl, Jugendkraft und Disciplin. Dies Alles iſt leicht und einfach. Allein noch bleibt ein ſchwieriger Punkt unerörtert, nämlich wie es mit den Verbindungen und Geſellſchaften der Studierenden zu halten ſey? Daß durch das Einſchreiten des Bundes und der Regierungen einem faſt unerträglichen Uebelſtande größtentheils ein Ziel geſetzt wurde, iſt oben bereits zugeſtanden worden. Allein weder ſcheint dieſe Geſetzgebung auf die Dauer Sicherheit gegen Wiederkehr des Uebels zu geben, noch möchten wir ſie dem Inhalte nach und als bleibende Maßregel betrachtet, vollkommen billigen. Erſteres nicht, weil ſie, als bloße Strafgeſetzgebung, leicht bei einiger Läſſigkeit in der Aufſicht und nach einigem Zeitablauf da oder dort in Vergeſſenheit gerathen kann. Dem Inhalte nach aber gibt ſie in ſofern zu Ausſtellungen Anlaß, als ſie bloß negirt, nicht aber auch organiſirt. Nun aber liegt in der Natur des jugendlichen Alters, und es beweißt es auch die Erfahrung aller Zeiten und Länder, daß irgend eine Geſtaltung der atomiſtiſchen Maße der einzelnen Studierenden Bedürfniß für ſie iſt. Allerdings iſt dieſes Bedürfniß ſchon ſehr mißbraucht worden, und namentlich einen dieſer Uebelſtände hat die Bundesgeſetzgebung mit Recht und mit Erfolg bekämpft: allein dies hebt die Möglichkeit und Nützlichkeit des erlaubten Gebrauches nicht auf. Ohne Vereinigungs- und Haltpunkte iſt zu befürchten, daß die rohe Sitte der Gemeinen und Niederträchtigen ſich verdränge, daß einzelne Gewaltthätige eine brutale Herrſchaft ausüben, daß eine ſchnelle und kräftige Einwirkung auf die zerſtreute Maſſe nicht möglich ſey. Die Geſtaltung und Gliederung der Menge iſt daher wohl immer wünſchenswerth. Allein leider iſt bis jetzt auf unſern deutſchen Univerſitäten der Gedanke noch nicht gefunden worden, deſſen Ausführung die erwarteten Vortheile verſpräche, ohne die Gefahr alsbaldiger Wiederkehr der bisher erduldeten Uebel mit ſich zu führen. Und es iſt dabei namentlich zu bedenken, daß es an dem bloßen Befehlen nicht genügt, wäre das Befohlene auch noch ſo vernünftig; es muß auch die Einrichtung allgemein und aufrichtige Theilnahme bei den jungen Männern ſelbſt finden, ſonſt bleibt ſie ohne alle Wirkung. Wir unſeres Theils, geben unſer Unvermögen, hier einen erklecklichen Vorſchlag zu machen, gerne zu; da wir aber auf das

und auf die Achtung und das Vertrauen seines Königs eifersüchtigen Volkes jetzt in Ihren Busen niederlegen, möge sich die hohe Weisheit Ihrer Majestät aussprechen. Die königlichen Prärogative haben in Ihre Hände die Mittel gelegt, die constitutionelle Harmonie zwischen den Staatsgewalten, diese erste und nothwendige Bedingung der Stärke des Thrones und der Größe Frankreichs, zu schaffen."

Die Debatten über diese Adresse waren äußerst interessant. Das Ministerium hatte es nämlich nicht blos mit der liberalen Opposition, sondern auch mit den s. g. Defectionen in der bisherigen royalistischen Partei selbst zu thun. Die früher gestürzten Minister, Villèle, selbst Labourdonnaye, waren mit allen ihren Anhängern, wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs und wollten diesen letzteren stürzen. Andere meinten es aufrichtig gut mit dem Könige, beneideten auch Polignac nicht, fürchteten aber, er werde Mißgriffe begehen und schade dem König jedenfalls durch seine Unpopularität. Also wollten auch sie ihn stürzen. Sie halfen den Liberalen zu einem Siege, dessen Opfer nothwendig der König werden mußte. Die Liberalen selbst benutzten diese Defectionen mit Klugheit, schämten sich aber nicht der Heuchelei und Lüge. Dupin der ältere, Mitverfasser der Adresse, sagte in der Vertheidigung derselben: „der Grundgedanke der Adresse ist eine tiefe Verehrung für die Person des Königs; sie drückt die hochachtungsvollste Ergebenheit für jenes alte Geschlecht der Bourbons aus ꝛc." Ein weniger berühmter Royalist, Chantelauze, blieb der einfachen Wahrheit getreuer, indem er den Liberalen sagte: „ihr wollt dem Königthum ans Herz, ihr wollt der Deputirtenkammer allein die Macht erobern, die gesetzlich dem König zukommt." Conny erinnerte daran, die Charte, die man jetzt als tödtliche Waffe gegen die Monarchie wende, sey ein freiwilliges Geschenk Ludwigs XVIII. gewesen, Niemand, am wenigsten das französische Volk selbst hätte den König zwingen können, sie zu geben, und jetzt wolle man seinen Nachfolger mit derselben Charte erwürgen. Montbel frug sehr mit

Recht: wozu dieſer ungeheure Lärmen? iſt denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? — Aber die Mehrheit der Kammer beſtand darauf, der König müſſe ſich ihrem Willen beugen und dürfe nur ſolche Miniſter haben, die ſie ihm vorſchreibe. Die Adreſſe wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen.

In der Pairskammer wurde der König ebenfalls durch Defectionen im Stich gelaſſen. Hier donnerte Chateaubriand gegen das Miniſterium. Der von Neid verblendete Dichter vergaß jede dem Könige ſchuldige Rückſicht. Das Nämliche that der Herzog Fitz James, ein Günſtling des Königs, aber Feind der Polignacs und gleich vielen andern Höflingen ein Werkzeug der ruſſiſchen Intrigue. Hinter allen vornehmen Defectionen ſtand Pozzo di Borgo. Das Schickſal ſchien zu wollen, daß, wenn Neſſelrode den erſten Schlag gethan, um den Thron der Bourbons wieder aufzurichten, ein andrer ruſſiſcher Miniſter den erſten thun ſollte, um ihn wieder zu zerſchlagen. Ohne ruſſiſche Mitwirkung konnte ſchon nichts Wichtiges mehr in Europa vor ſich gehen.

Die Adreſſe der Pairskammer an den König war nicht weniger feindſelig als die der Deputirtenkammer, wenn auch mehr verſteckt. Indem ſie nicht ohne eine beleidigende Bosheit die Worte der Thronrede parodirte, ſagte ſie: „Sollten ſtrafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo würden ſie durch das gleichzeitige Zuſammenwirken beider Kammern bald überwunden ſeyn.“ Damit wollte ſie ſagen, daß nur von Polignac ſolche Hinderniſſe zu erwarten ſeyen und daß die Pairskammer im Kampfe gegen dieſen Miniſter der Deputirtenkammer zur Seite ſtehen würde.

Einem ſo vielſeitigen Widerſtande hätte der König aus Klugheitsgründen nachgeben, als conſtitutioneller König hätte er ein Miniſterium, für welches eine Mehrheit in den Kammern zu gewinnen unmöglich war, fallen laſſen müſſen. Dabei hätte ihn das Beiſpiel des Königs von England tröſten können, der immerhin ein mächtiger Herr blieb, wenn er ſich auch jederzeit ſeine Miniſterien

vom Parlament mußte vorschreiben lassen. Endlich hätte Karl X., wenn er nicht sowohl auf seine Ehre, als auf seinen Nutzen gesehen und einige Arglist besessen haben würde, durch Ernennung eines rein liberalen Ministeriums die jetzt gegen ihn vereinigten Parteien rasch wieder trennen und die Liberalen in Verlegenheit setzen können. Allein jede solche Arglist lag ihm fern. Man muß, wenn man seine Unklugheit bedauert, wenigstens seine Ehrlichkeit achten. Es ist der Geschichtschreibung unwürdig, länger in die Schmähungen einzustimmen, mit welchen der unglückliche Greis verfolgt worden ist. Als Royer Collard an der Spitze der ständischen Deputation dem Könige die Adresse vorgelesen hatte, antwortete der König mit vieler Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz ist bekümmert, von Ihnen zu hören, daß diese Mitwirkung nicht vorhanden ist. Aber meine Entschließungen sind unerschütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag später wurden die Kammern einstweilen vertagt, jedoch noch nicht aufgelöst. Die royalistische Minderheit auf der rechten Seite der Kammer rief laut: „Es lebe der König!“ Aber die liberale Mehrheit auf der linken noch lauter: „Es lebe die Charte!“ Was weiter geschehen sollte, wurde nun vom Könige mit dem Ministerrathe verabredet. Montbel erklärte sich am entschiedensten für rasches Handeln. Er gieng, wie früher Martignac, und wie später Napoleon III., von dem Gedanken einer Appellation an das Volk aus. In den Provinzen und sonderlich beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris versagte. Er rieth daher, der König solle die Kammern augenblicklich auflösen und sich mit einem Manifeste an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoisier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot sich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Gesinnungen der Wähler eine Aenderung bewirkt werden konnte. Bis dieses Mittel gewirkt haben würde, schien es räthlicher, die

definitive Auflösung der Kammer, die Appellation an das Volk und jede andere Maßregel zu verschieben.

Das gedachte Mittel war eine Kriegsoperation, von der man sich Ruhm für die königliche weiße Fahne und Erfolge bei den Wahlen versprach, wie nach dem letzten Siege in Spanien. Der Raubstaat von Algier unter dem gewaltthätigen Dey Hussein Bey, hatte fortwährend Frankreich geneckt und war durch die früher empfangene Strafe noch nicht genug gedemüthigt worden. Da nun die durch die Seeräuber beraubten französischen Eigenthümer in Algier selbst keinen Ersatz fanden, so hielten sie sich an das französische Finanzministerium, welches zwei Kaufleuten in Algier 7 Millionen Franken für Getraide schuldig war. Das Ministerium zog wirklich von jener Summe 2½ Millionen ab, um sie den Reclamanten als Ersatz für ihre Verluste zuzustellen. Natürlicherweise wandten sich nun die um ihre Bezahlung verkürzten Kaufleute von Algier an ihren Dey. Von Rechtswegen hätte dieser die Seeräuber zum Ersatz zwingen müssen, allein die Art und Weise, wie Frankreich sich so rasch und eigenmächtig bezahlt gemacht hatte, ärgerte ihn so sehr, daß er bei einem öffentlichen Feste, bei welchem ihm unter anderen auch der französische Consul Duval aufwartete, denselben grob anfuhr, ja mit dem Fliegenwedel schlug und zur Thüre hinausjagte. Auf diese Beleidigung hin verließ der Consul Algier, am 15. Juni 1829. Hierauf ließ der Dey alle französische Niederlassungen in seinem Bereiche plündern und zerstören, namentlich das Fort Lacalle, jedoch erst, nachdem es die Franzosen verlassen hatten. Im Juli wurde Herr von Labrétonnière nach Algier geschickt, um für Frankreich Genugthuung zu fordern. Aber der Dey weigerte sich nicht nur, sondern ließ auch, sobald der Parlamentär den Hafen wieder verließ, auf sein Schiff feuern. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen solchen Barbaren zu züchtigen, und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein siegreicher Feldzug gegen Algier auch für seine innere Politik seyn würde, da die Franzosen nichts mehr reizt, als kriegerischer Ruhm. Es han-

delte ſich alſo hier nicht blos um die Strafe eines kleinen Seeräubers, ſondern um eine große politiſche Demonſtration. Eben deshalb aber beſorgte England, Karl X. werde der Expedition nach Algier eine zu große Ausdehnung geben und Algier nicht nur erobern, ſondern auch behalten wollen. Es bot daher ſeine Vermittlung an und ſträubte ſich auf alle Weiſe gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich ſich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große engliſche Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geſchickt worden, um die Franzoſen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern, und das engliſche Miniſterium wurde im Parlament mit Fragen und Vorwürfen beſtürmt, da die engliſche Eiferſucht den Franzoſen den Beſitz von Algier durchaus nicht gönnen wollte. Das Parlament beruhigte ſich erſt, als die Miniſter verſicherten, ſie hätten von Frankreich die befriedigendſten Erläuterungen erhalten. Obgleich es nicht beſtimmt geſagt wurde, verſtand darunter doch Jedermann, daß Frankreich ſich der Forderung Englands gefügt habe, Algier nicht behalten zu wollen. Die engliſche Preſſe beutete den Gegenſtand mit gewohnter Ungebundenheit aus. Und wenn Karl X. von ſeiner Expedition Ruhm erwartete, ſo gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er ſich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr ſchadete ſeinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn, der die Expedition commandiren ſollte. Die Unpopularität des Generals Bourmont, damaligen Kriegsminiſters, war zu groß, die Verachtung dieſes Deſerteurs in ganz Frankreich zu allgemein, als daß ſeine Wahl nicht neue Erbitterung gegen den König hätte hervorrufen ſollen, namentlich in der Armee ſelbſt. Der Feldzug wurde bis ins Frühjahr verſchoben und der Ausmarſch ſo berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunct erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflöſung der bisherigen Kammern veranlaſſen wollte. Am 16. Mai ſollte die Einſchiffung der Expeditions-Armee, welche 30,000 Mann

ſtark war, im Hafen von Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die definitive Auflöſung der Kammern und berief die neu zu wählenden Kammern auf den 3. Auguſt ein. Die neuen Wahlen aber ſollten in den kleineren Wahl-Collegien am 23. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu dieſen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Indem der König die Auflöſung der Kammern verfügte, nahmen Chabrol und Courvoiſier ihre Entlaſſung. An ihre Stelle traten Graf Peyronnet, ſchon früher Miniſter unter Villèle und ſehr muthvoll, der gleichfalls energiſche Chantelauze und Baron Capelle, für den ein neues Miniſterium der öffentlichen Arbeiten geſchaffen wurde. Vor den Wahlen erließ der König ein Manifeſt an die Nation, worin aber nur das wiederholt war, was er ſchon den Kammern geſagt hatte. Den großartigen Eindruck einer Appellation von der gebildeten Minderheit der Franzoſen an die ungebildete Mehrheit machte es nicht. Eine ſolche Appellation hätte, wie ſpäter unter dem Präſidenten Louis Napoleon, erſt erfolgen müſſen, nachdem die Kammern durch einen Staatsſtreich völlig vernichtet waren. Eine bloße Ermahnung, man ſolle loyalere Deputirte wählen, als die bisherigen, konnte nichts fruchten. Die Wahlbewegung war einmal im Zuge, die Wahl auf die Begüterten beſchränkt, alſo vorzugsweiſe in den Händen der liberalen Mittelclaſſe. Die Geſellſchaft Aide toi und das Comité directeur, an deſſen Spitze Lafayette ſtand, thaten das Ihrige.

Bourmonts Berechnung hinſichtlich ſeiner Erfolge bewährte ſich nicht. Die Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei franzöſiſche Briggs, Aventure und Silène, ſcheiterten an der Küſte von Algier und fielen den Corſaren in die Hände. Dieſe ſchlimmen Nachrichten waren alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht blos die 221 Deputirten, welche für die Adreſſe geſtimmt hatten, wieder gewählt, ſondern auch noch eine Menge

neue Liberale, und dieſe Wahlen fielen noch viel unglücklicher für das Miniſterium Polignac aus, als die früheren.

Die Wahlen waren ſchon vollendet, als jetzt erſt, viel zu ſpät, Siegesbotſchaften von Algier anlangten. Die franzöſiſche Flotte war am 14. Juni daſelbſt angelandet, die Truppen hatten ſich ausgeſchifft, am 19. die rohen Maſſen des Feindes, die ſich ihnen entgegenſtemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das ſ. g. Kaiſerſchloß, erobert und am folgenden Tage die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geſchenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, ſoll ziemlich beträchtlich geweſen ſeyn.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Siegesbotſchaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein die Abſichtlichkeit blickte zu grob hindurch. Der Sieg einer zahlreichen franzöſiſchen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürſten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Oppoſition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthuſiasmus, auf den der König ſo ſehr gerechnet hatte, blieb aus. Frankreich war nicht in einem Freudenrauſche, ſondern in einem Fieber des gährenden Haſſes. Man hörte überall von zahlreichen Brandſtiftungen. Ein Beſuch der königlichen Familie von Neapel in Paris vermehrte den Widerwillen gegen den Hof. Allen Menſchen der Neuzeit war der Anblick jener verjährten Majeſtäten verhaßt. Ueber das Haus Bourbon war die Revolution gegangen. Man glaubte nur ſeine Leichen aufſteigen zu ſehen, und wandte ſich mit Abſcheu und ein wenig böſem Gewiſſen von den Mumien ab. Auch die damaligen Hirtenbriefe vieler franzöſiſcher Biſchöfe verfehlten ihren Zweck. Soweit die Kirche dem Miniſterium Polignac helfen wollte, zog ſie den Haß gegen jenen auf ſich ſelbſt.

Wie ein böſer Dämon trat wie immer, wenn der älteren Linie des Hauſes Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans

aus ſeiner ſcheinbar argloſen Ruhe und Apathie hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in ſeinem großen Palais Royal und hatte es ohne Zweifel veranſtaltet, oder ſah es wenigſtens ſehr gern, daß ſich das Volk in Schaaren herbeidrängte, den Palaſt umgab, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja ſogar in der Freude ſeine Gartenſtühle zuſammenhäufte, aufthürmte, und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marſchall von Frankreich und befahl am 11. Juli ein großes Tedeum und Siegesfeſt in Paris zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Bei dieſem Anlaſſe fiel eine Scene vor, die dem König unendlich ſchadete. Unter den Deputationen nämlich, die ſich nach üblicher Weiſe oder nach Parteizwecken ihm vorſtellen ließen, befand ſich auch eine der Kohlenträger von Paris und einer derſelben ſagte zum Könige: „Sire, ein Kohlenträger iſt Herr in ſeinem Hauſe, machen Sie es auch ſo!“ Die miniſteriellen Blätter waren ſo unklug, dieſe Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei dieſem Anlaß wieder ein hochmüthiges und abſtoßendes Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien ſey, wie man damals verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert war und er nur in letzter Nothwehr entſchloſſen war, männlich den Sturm auszuhalten und nicht mehr nachzugeben, war alles verſchworen ihn zu verleumden, als ſinne er nur auf Gewaltthaten. Die franzöſiſche Oppoſition glich damals einer Koppel Jagdhunde, die den Hirſch, indem ſie ihn auf den Tod hetzen, noch beſchuldigen, er ſey es, der ſie verfolge.

Der König war in der übelſten Lage von der Welt und ſeit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Miniſterrath nach dem andern gehalten. Chantelauze ſah ein, daß mit den beiden widerſpenſtigen Kammern nicht mehr zu regieren ſey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch factiſch beſtand, wollte Chantelauze, daß ſie auch alle Mittel ihrer Selbſterhaltung erſchöpfe, und ſchlug

daher vor, Paris und alle größeren Städte, die allein gefährlich seyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den verfassungsmäßigen Weg nicht verlassen und der König selbst scheute sich vor dem Verfassungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Diesen Paragraphen glaubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfassungsmäßigem Wege die Uebel zu beseitigen, ohne deren Entfernung der Thron nicht länger feststehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entschluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats" und um die Handhabung der Gesetze zu ermöglichen, seine Zuflucht zu ausnahmsweisen „nothgedrungenen Ordonnanzen" zu nehmen. Vor allem sollten dieselben gegen die Tyrannei der liberalen Presse gerichtet seyn, die kaum mehr einen Widerspruch der Royalisten in Frankreich ungestraft aufkommen ließ. Sodann sollten sie das Wahlgesetz modificiren. Der König hätte vielleicht besser gethan, ein demokratisches Wahlrecht auf breitester Grundlage zu decretiren, denn in den niedern Volksschichten, sonderlich beim Landvolk vieler Provinzen, würden ihm die Stimmen nicht gefehlt haben. Allein der König wagte eine solche Ausdehnung des Wahlrechts nicht und zog vielmehr eine aristokratische Einschränkung desselben vor. Die kleinen Wahlcollegien, in denen die liberale Bourgeoisie vorherrschte, sollten verringert werden und künftig auch nur ein indirectes Wahlrecht besitzen.

Am 25. Juli kam man endlich zu St. Cloud, wo sich der König damals aufhielt, im Ministerrathe zum definitiven Beschlusse, Ordonnanzen zu erlassen, wodurch

1) die Preßfreiheit suspendirt und strenge Censur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgesetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert,

der Wahl-Census erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,

3) die noch nicht zusammengetretene Kammer wieder aufgelöst
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September einberufen wurde.

Zwei noch weitere Ordonnanzen ernannten aus der Mitte der Ultras eine ziemliche Menge neue Staatsräthe. Man hat nicht unbemerkt gelassen, daß der 25. Juli der nämliche Tag war, an welchem weiland der Herzog von Braunschweig im Jahr 1792 sein berüchtigtes Manifest gegen Frankreich erlassen hatte. Die Ordonnanzen, die am 26. veröffentlicht wurden, begleitete ein Bericht der Minister an den König, worin jene Ordonnanzen motivirt waren. Darin hieß es unter anderm von der Presse: „durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer innern Politik. Sie erlauben weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen könnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souverainetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie, die Debatte beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen ebenso traurigen, als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren

Lebendigste überzeugt sind, daß hier eine wesentliche Lücke in der Ordnung des Lebens der Universitäten ist, so könnte uns nichts mehr freuen, als wenn dieser Punkt, weiter zur Discussion gebracht, am Ende doch noch eine genügende Lösung fände. Es wäre dies ein um so glücklicherer Umstand, als eine tadellose Einrichtung in diesem Punkte den Hochschulen wieder manche wichtige Gunst zuwenden könnte, welche durch den Mißbrauch der Associatien verscherzt worden ist.

Zum Schlusse sey noch ein Augenblick der Untersuchung der Frage gewidmet, ob die Unterlassung der verschiedenen Staats- und Kirchendienstprüfungen an die Facultäten der Universitäten, wie solche wenigstens in einzelnen Fällen bereits eingetreten ist, geeignet erscheint, das Ansehen und die richtige Stellung der Universitäten zu kräftigen? Die Frage ist in sofern von großer Bedeutung, als immer mehr das System strenger Prüfungen und großer Beachtung ihrer Ergebnisse wenigstens für den Anfang der Dienstlaufbahn um sich greift, und wir ohne Zweifel bald in dieser Beziehung den Chinesen wenig mehr werden nachgeben. Daß nun die Universitäten an und für sich nur mit den Prüfungen zum Behufe der Ertheilung akademischer Würden, und höchstens, wo die Einrichtung besteht, mit den im Laufe der Vorlesungen zu haltenden Nachforschungen über das Verständniß des Vorgetragenen zu thun haben, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Die Beauftragung mit der Begutachtung der Kandidaten für die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes ist ein fremdartiger Auftrag für sie. Ob die Einrichtung in ihrem Grundgedanken richtig ist, wollen wir jetzt hier, da sie unserm unmittelbaren Zwecke ferne liegt, ununtersucht lassen; es läßt sich für das Prüfen der Theoretiker und gegen das Prüfen der Lehrer selbst, allerdings Manches anführen. Die uns zunächst berührende Frage ist, ob diese neue Dienstleistung der Professoren für die Universität von Nutzen, und ob somit aus diesem Gesichtspunkte ihre allgemeine Einführung zu wünschen ist? Unseres Bedünkens stellen sich die Folgen auf nachstehende Weise. Unläugbar und allgemein wird wenigstens für den einer Prüfung entgegensehenden Theil der Studierenden die Bedeutung des Lehrergremiums fühlbar gehoben; ebenso allgemein ist aber der für alle Lehrer sich ergebende, unter Umständen höchst bedeutende Zeitverlust. Was den Einfluß auf den Besuch der Vorlesungen betrifft, so

Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Insulten und ihren Schmähungen verfolgen. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähung gesichert, wenn er von seinem Souverain das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält." Man kann nicht leugnen, daß diese Darstellung der Wahrheit gemäß war. Allein wer wollte damals die Wahrheit hören? Karl X. sollte nicht der einzige König seyn, den die zügellose Presse vom Throne stieß.

Uebrigens muß man über die Verblendung erstaunen, mit welcher der König und sein Ministerium die ganze Leidenschaft der Opposition herausforderte und sich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßstellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und sich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem schwachherzigen und unzuverlässigen Marschall Marmont beisammen.

Achtes Buch.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 im Moniteur, dem Amtsblatte, verkündet und begreiflicherweise als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menschengruppen sammelten sich in den Straßen, die Tagesarbeit wurde fast von Jedermann verlassen und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die in Paris anwesenden Deputirten und die Journalisten steckten die Köpfe zusammen, allein es blieb damals noch den Einzelnen überlassen, ihren größeren Muth zu erproben. Es bildete sich noch keine Autorität von Seite der Opposition, welche Beschlüsse hätte fassen können. Doch verrieth sich eine gewisse Gemeinsamkeit im Handeln, sofern nicht nur die liberalen Besitzer großer Buchdruckereien, sondern auch liberale Fabrikherren schon an diesem Tage plötzlich ihre Geschäfte schlossen und alle ihre Arbeiter fortschickten. Der Grund davon war nicht sowohl Furcht, als die böse Absicht, viel Tausende brodloser Arbeiter in die revolutionäre Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine Armee des Widerstandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten sich diese Arbeiter nicht wenig fanatisirt, machten großen Lärm und warfen noch an demselben Abend im Hotel Polignac die Fenster ein. Die spießbürgerliche Furcht selber wurde eine Waffe der Opposition.

Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erschreckt durch die Ordonnanzen, dieses Blatt nicht mehr drucken und der Redaction den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaction sogleich eine Klage beim ersten Tribunal von Paris anhängig, dessen Präsident, Debelleyme, auch keinen Anstand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, soferne sie noch nicht im Gesetzbulletin erschienen seyen, auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Und diese Entscheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Presse Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erschien daher schon eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren fast aller liberalen Pariser Blätter, unter denen jetzt zum erstenmale der geistgewandte und verschmitzte, aber gesinnungslose Thiers auftrat, der sich von einem armen Zeitungsschreiber bald zu einer der ersten Stellen im Staate emporschwingen sollte, einer jener Höflinge des Volks, welche diesem schmeicheln, wie andere den Königen, und nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Protestation wurde geradezu gesagt, die Charte gestatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. sey falsch, die Charte sey durch die Ordonnanzen verletzt und soferne die Charte allein zu Recht bestehe, seyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen, sondern ihnen Widerstand zu leisten, und ihre Durchführung unmöglich zu machen, sey nicht nur erlaubt, sondern Pflicht jedes Franzosen. Während dieser Protest in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Pressen zu versiegeln. Da diese Maßregel nicht schon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage ausgeführt worden war, fruchtete sie jetzt nichts mehr, weil sie viel zu langsam vollzogen wurde und überall auf einen schon vorbereiteten Widerstand stieß. Dieser Widerstand war am meisten systematisch in der Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geist und Kühnheit vor allen andern Oppositionsblättern den Vorrang behauptete. Der Eigenthümer Baude verschloß den Gensdarmen die Thüre und las

ihnen den Artikel des Criminalgesetzes vor, der den gewaltsamen Einbruch in ein Haus verbot. Als die Gensdarmen das Schloß nicht öffnen konnten, wurde nach einem Schlosser gesucht, aber alle Schlosser weigerten sich. Endlich öffnete ein Gefängnißwärter das Schloß der Thüre, die Gensdarmen drangen ein und zerstörten die Pressen; aber der moralische Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Zusammenläufe auf den Straßen mehrten sich, die Stimmung der müßigen Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zusammenstoß mit der Gensdarmerie. Niemand zweifelte, daß bald auch Linientruppen in Bewegung gesetzt werden würden und daß es zu blutigen Straßenkämpfen kommen werde. Furchtsame Bürger fingen an, ihre Läden zu schließen. Andere thaten dasselbe, weil doch alle Geschäfte stockten und Jedermann den Neuigkeiten und dem Aufruhr nachlief. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um ½ 5 Uhr gegen Abend marschirten wirklich die ersten Truppen auf, um die Ordnung und das Ansehen der Regierung in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. In gleichem Maaße aber mehrten sich auch die Volksmassen, die in den Straßen drängten. In Paris fehlt es nie an kühnen Menschen, die den Kampf suchen, und sie waren dießmal schon seit lange aufgehetzt und vorbereitet. Die persönliche Berührung solcher Menschen mit den Truppen konnte nicht anders als zu Blutvergießen führen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergestalt in's Volksgedränge, daß sie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, sie aus den benachbarten Häusern mit Steinen und Ziegeln zu bewerfen. Bald darauf knallten auch die ersten Schüsse, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen überschüttet; sie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgesetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht Folge geleistet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, sammelte sich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und suchte sich über

Nacht so gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zusammengesteckt und die versammelten Wähler von Paris schickten eine Deputation zu Casimir Perier, in dessen Hause die Deputirten sich versammelt hatten, und forderten dieselben auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen; allein die meisten Deputirten hatten Angst und Casimir Perier weigerte sich mit großer Heftigkeit, den gesetzlichen Boden zu verlassen. Erst spät am Abend brachten sie eine Protestation zu Stande, in welcher sie dem König das Recht, eine noch nicht zusammengetretene Kammer aufzulösen, absprachen und jede Neuwahl gemäß den Ordonnanzen für ungesetzlich erklärten. Der Bankier Laffitte feuerte hauptsächlich den Muth der Deputirten an, Dupin der ältere weigerte sich mitzuhandeln. Der alte Lafayette war auf seinem Landgute und wurde erst herbeigeholt. Die Deputirten hatten also, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum Handeln. Aber die Entschlossensten von den Pariser Bürgern versammelten sich während der Nacht in einem Hause der Rue St. Honoré bei Cadet-Chassicourt, um anstatt jener furchtsamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beschlossen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde sich wieder in ihren Uniformen auf der Straße blicken lasse, sich unter den bewaffneten Pöbel mische und dem Aufstande einen gleichsam gesetzlichen Charakter gebe. Der Pöbel selbst war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, steckte ein Wachthaus an der Börse in Brand, zerschlug alle Laternen in der Stadt und schleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelschein umher, um durch diesen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunstgriff, der später in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden ist. Auch die polytechnischen Schüler, in denen die Erinnerungen der napoleonischen Zeit fortlebten und die stets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieser Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzusuchen, der

eben angekommen war, ſie aber damals noch ermahnte, ſich ruhig zu verhalten.

In derſelben Nacht beſchloſſen die bei Polignac verſammelten Miniſter, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlaſſen, welche die Proteſtation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte der Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, ſie ſo aufgeſtellt, daß die Volksmaſſe ſich an ihrer freien Bewegung gehindert geſehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesſchnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche ſie wirkungslos ſeyn mußten. Am meiſten ſetzte in Erſtaunen, daß der König in dieſer kritiſchen Zeit ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, ſo war es ſeiner nicht würdig, gleichgültig zu ſcheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenſchaftlichſten Aufregung und ſein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenloſen Himmel auf und es war einer der ſchönſten Tage des Jahres. Da begannen ſich zuerſt die plebejiſchen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu ſetzen und gegen das Stadthaus vorzudringen. Dieſes berühmte Hôtel de ville war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution immer Mittelpunct des Aufruhrs geweſen. Unter den Arbeitern der Vorſtadt zeigten ſich auch ſchon Bürger in der Uniform der Nationalgarde. Das Stadthaus war nicht gehörig beſetzt, die Thüren wurden eingeſtoßen und auf dem Dachgiebel zum erſtenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, welche Paris ſeit dem Sturze Napoleons nicht mehr geſehen hatte. Dieſelbe Fahne begann faſt in allen Straßen von Paris aufzutauchen. Die Kämpfer wuchſen gleichſam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden war, ſammelten ſich an vielen Puncten Nationalgardiſten. Aber die wohlhabenden verheira-

theten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Straße St. Honoré ließen sie sich von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden sie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmassen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde keineswegs zum Aeußersten entschlossen und daher auch nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter in den damals üblichen blauen Blousen, die Vorstädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gassenbuben von Paris. Hier war der Instinct französischer Tapferkeit und eine Lust am Neuen, die keine Verantwortung scheute. Die Wuth in dieser verwilderten Menge wurde gewissermaßen geadelt durch die Begeisterung der polytechnischen Schüler. Diese hatten vergeblich mit heißer Ungeduld auf eine Ordre von Lafayette gewartet. Ihre eigenen Vorgesetzten waren so feig, alles aufzugeben und sie zu entlassen. Sie schlossen sich also mit lautem Zuruf in ihren Uniformen an das bewaffnete Volk an. Das Nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneischule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häusern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten sie jetzt dem Volke aus. So der Deputirte Aubry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Glsquet und sogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andere bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht schießen hören und war auf's Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einst Napoleon verrathen und war deshalb, nächst Bourmont, der verhaßteste Mann der französischen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte dieselben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. schrieb er an den König und ermahnte ihn, der Opposition

nachzugeben und zu unterhandeln. Als commandirender General hätte er entweder Verſtärkungen verlangen oder ſeine Entlaſſung nehmen müſſen. Und auf einen ſolchen muthloſen Rath hin hätte der König ihn entlaſſen, oder aber wirklich nachgeben müſſen. Von alle dem geſchah nichts. Der König ließ antworten, Marmont ſolle ſich nur halten, unbekümmert darum, daß derſelbe ſchon erklärt hatte, ſeine Mittel ſeyen unzureichend. Inzwiſchen glaubte Marmont einen Verſuch machen zu müſſen, um die Pariſer zu ſchrecken. Er ließ alſo zwei ſtarke Colonnen auf zwei verſchiedenen Wegen gegen das Stadthaus vordringen, jede aus Fußvolk, Reiterei und Geſchütz zuſammengeſetzt. Die erſte, unter General Talon marſchirte an der Seine hin und fand an der Brücke von Notredame heftigen Widerſtand. Die zweite Colonne, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüſſen begrüßt und fließ bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte ſich aber glücklich durch und beide Colonnen vereinigten ſich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthauſe, welches letztere vom Volke wieder verlaſſen wurde. Indeſſen hatte ſich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, ſchon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte ſich jetzt förmlich länger gegen das Volk zu dienen, wollte aber auch nicht gegen den König dienen und gab ſeine Patronen ab. Um dieſes Regiment zu erſetzen, ſchickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthauſe. Dieſe Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke beſonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und ſtreckten alles vor ſich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne brannte glühend heiß und zur Erfriſchung der Truppen war nicht die geringſte Vorſorge getroffen. Hunger und Durſt ſteigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraterniſirten. Nur die Garden blieben unerſchütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr Truppen gehabt und wäre

gehörig für sie gesorgt gewesen, so würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufstand bemeistert haben.

Der liberale Held dieses Tages, Audry de Puyravaux, versammelte wieder die Deputirten in seinem Hause und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muthe beseelt, beschwor die Versammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und die verhaßten Bourbons zu stürzen. Dagegen erklärte sich Casimir Perier, der nie den gesetzlichen Boden verlassen wollte und die Anarchie mehr fürchtete, als den Despotismus. Desgleichen General Sebastiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und der Doctrinär Guizot, der abermals eine papierne Protestation vorschlug. Audry, Mauguin, der alte Lafayette und Laffitte verwahrten sich und behaupteten, jetzt sey keine Zeit mehr zu Protestationen, es müsse gehandelt werden. Dennoch ließen sich die Deputirten nicht weiter fortreißen, als auf den gelinden Weg der Unterhandlung. Man beschloß eine Deputation an Marmont zu schicken. Zu diesem begab sich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforscher Arago und verlangte Waffenstillstand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Marmont voraussetzen konnte, ließ er sich mit ihnen ein und schrieb gleichsam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn schützen sollte.

Der König, von seiner Jagdpartie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militairkräfte immer noch für ausreichend, blieb guter Dinge und war nicht im geringsten geneigt, Concessionen zu machen. Auch Polignac empfahl dem Marschall Marmont nur, die Truppen bei den Tuilerien zusammenzuhalten. Doch zeigte sich unter den Höflingen in St. Cloud schon viele Angst und Rathgeber aller Art drängten sich auf. Einer rieth, die Herzogin von Berry solle sich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine so unwürdige Comödie. Ein anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Or-

leans festzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und selbst von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Andererseits war allen Truppen im Lager von St. Omer und Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärschen nach Paris zu kommen. Aber schon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu spät. Marmont concentrirte am Morgen des verhängnißvollen Tages (es war ein Donnerstag), alle seine Truppen um die großen Paläste her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmassen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da sich die Garde so unerschütterlich schlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das schwache Herz des Marschalls, warfen ihm das vergossene Bürgerblut vor, beschwerten sich, daß auch Wehrlose und Unschuldige erschossen worden seyen, und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einstellen zu lassen. Erst dieser feige Befehl, zu welchem der Marschall gar nicht einmal vom Könige autorisirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Denn während die Truppen um die königlichen Schlösser her nicht mehr schießen durften, schoß doch das Volk auf allen andern Puncten, wo es seinen Vortheil fand. Die Kaserne der Gensdarmerie wurde vom Volke erstürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaserne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiserreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenso die Kriegsschule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Insurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erschien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ sich den Oberbefehl geben. Eine

wird ein ſolcher bei dem guten Lehrer unmerklich ſeyn, da er doch vor Allen gehört worden wäre; dem mittelmäßigen und ſchlechten aber trägt es allerdings eine erhöhte Frequenz ein, in ſofern viele Examinanden (gleichgültig ob mit Recht oder Unrecht) ſich dadurch mit ihm und ſeiner Methode werden bekannt machen, überhaupt ihm gefällig ſeyn wollen. Das Geſammtergebniß iſt ſomit für die Univerſitätsverhältniſſe ein ſehr gemiſchtes. Vortheilhaft iſt die Kräftigung des, aus andern Urſachen gefallenen, Anſehens der Lehrer; nachtheilig der Zeitverluſt, die Begünſtigung der Mittelmäßigkeit und die Erſchwerung des richtigen Urtheiles über einen Lehrer. Es dürfte kaum zweifelhaft ſeyn, daß die Nachtheile überwiegen; und jeden Falls iſt ſo viel zu behaupten, daß wenigſtens wegen der Univerſitäten die Einrichtung nicht zu treffen iſt, und daß, wenn der Staat aus anderweitigen überwiegenden Urſachen die Uebertragung der Dienſtprüfungen an die Profeſſoren nothwendig finden ſollte, dieſe Einrichtung eher als ſchädlich, denn als nützlich für ſeine Hochſchulen betrachtet werden muß.

Soweit unſere Anſichten über den wichtigen Gegenſtand. Sie beruhen auf der Erfahrung eines halben Menſchenlebens; doch geben wir ſie bloß als ſubjektive Wahrheit. Anonym aber erſcheinen ſie, um jede Mißdeutung in Beziehung auf einzelne der obigen Forderungen und Wünſche unmöglich zu machen.

Proclamation wurde angeſchlagen, nach welcher ſchon eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt ſeyn ſollte, beſtehend aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzog von Choiſeul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen ſollte, und um den Bruch mit der Krone unheilbar zu machen. Lafayette übernahm, auf das Anbringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieſelbe eine Proclamation, worin er ſagte, das Betragen der Pariſer Bevölkerung mache ihn ſtolz, ſie zu befehligen. „Die Freiheit wird ſiegen oder wir werden mit einander untergehen!“ Er nahm ſein Hauptquartier im Stadthauſe, fand aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der ſich ſelbſt zum Secretär der angeblichen proviſoriſchen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war ſo klug, die Autorität Lafayette's ſogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberſt von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre beſetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu ſchießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um ſtatt der abtrünnigen Linie den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte ſich das Volk gleich in deſſen verlaſſene Poſten, nun konnte ſich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmaſſen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten ſich dichte Schaaren des niedrigſten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geſchmückte Gallerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Gallerie mit dem Louvre in unmittelbarer Verbindung ſtanden, und da auf dieſer Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der ſchöne Palaſt der Tuilerien ſelbſt von innen her durch das Volk überſchwemmt. Marmont wollte den Palaſt nicht zum Kampfplatz machen und zog ſich

mit dem Reſt der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten in's Freie zurück. Der Pöbel trieb in den königlichen Gemächern einigen Unfug, zog die Kleider der Prinzeſſinnen an, zerſtörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines gefallenen Volksmanns auf den Thron des Königs im großen Saale, raubte aber nichts. Ein Menſch, den man beim Plündern ergriff, wurde ſogleich executirt. Die Koſtbarkeiten wurden von denen, welche ſie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volksſieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-Royal wurde um dieſe Zeit vom Volke genommen und einige abgeſchnittene Truppentheile, die ſich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zuſammengeſchoſſen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollſtändig. Der erzbiſchöfliche Palaſt, aus dem der Erzbiſchof entflohen war, wurde nicht geſchont wie die Tuilerien, ſondern barbariſch geplündert und verheert.

Schon am Morgen deſſelben Tages hatten ſich die Herren von Sémonville, ein intriganter und geſchwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demſelben Conceſſionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten ſodann nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber ſchon zuvorkam, und beſtürmten den König, dem Volke nachzugeben. Der König hielt lange mit den Miniſtern Rath. Unterdeß kam eine Unglücksbotſchaft nach der andern von Paris an und nicht nur jene Pairs, auch viele, die meiſten andern großen Herren des Hofes waren in bitterer Angſt, die Revolution könne eine Macht und Ausdehnung gewinnen, die nicht blos den Thron, ſondern auch die ariſtokratiſchen Inſtitute und den Beſitzſtand niederwerfen würde. Viele gaben den König ſchon verloren und wollten nur noch die Dynaſtie retten. Dieſen lag eine Regentſchaft im Namen des jungen Herzogs von Bordeaux im Sinne. Faſt alle aber waren darin einig, daß es

die höchste Zeit sey, die Wogen der Revolution durch Concessionen zu beruhigen.

Auch die, welche früher zum Gebrauch der Gewalt gerathen hatten, verstummten jetzt, seitdem die Niederlage der Truppen bekannt war. Nur Guernon de Ranville, der früher zur Mäßigung gerathen, verlor den Kopf nicht und rieth jetzt von Concessionen ab, weil es zu spät sey. Jetzt bliebe dem Könige nur noch übrig, sich unter dem Schutz eines treugebliebenen Heeres in eine treue Provinz zu retten und hier eine ihm ergebene Kammer um sich zu versammeln. Dann erst hatte er einen festen Hinterhalt, um weiter mit den insurrectionellen Machthabern in Paris zu unterhandeln. Jetzt aber, umgeben von wenigen erschöpften und besiegten Truppen und durch die gährende Bevölkerung der Hauptstadt in der Nähe bedroht, könne er nichts zu erreichen hoffen, was ihn nicht noch tiefer demüthigen, noch mehr entwaffnen würde. Aber nur der Herzog von Angoulême rief dem verständigen Minister Beifall zu. Alle andern setzten in augenblickliches Nachgeben allein ihre Hoffnung und der tieferschütterte König, sich selber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Puncte nachzugeben, indem er die Entlassung Polignacs genehmigte, dessen Namen ihm nicht nur bei der Volkspartei unermeßlich schadete.

Man hätte sehr Unrecht, wenn man sich den greisen König in seiner damaligen gefährlichen Lage als völlig eingeschüchtert und gleichsam kopflos denken wollte. Der König wußte, mit welchem Eifer Pozzo di Borgo gegen Polignac intriguirt hatte, und wenn er in diesem Augenblicke es gerathen fand, sich Rußland hinzugeben, mag er dazu wohl seine Gründe gehabt haben. Man behauptet, Vitrolles habe ihm den Gedanken eingegeben. Dem sey, wie ihm wolle, der König bezeichnete als Polignacs Nachfolger den Herzog von Mortemart, der früher in der großen Armee Napoleons gedient hatte und zuletzt französischer Gesandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaisers Nicolaus gewesen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo gestanden, ist noch in Dunkel

gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiser von Rußland schmeicheln, daß der König von Frankreich in seiner Noth zuerst an ihn dachte und die schwankenden Geschicke Frankreichs gleichsam unter russischen Schutz stellte. Sein Bruder Ludwig XVIII. war von Rußland immer gut berathen gewesen. Mortemart sollte für Karl X. werden, was Richelieu für dessen Vorgänger gewesen war. Aber der König beeilte sich nicht, irgend einen weitern Schritt zu thun. Er machte Abends seine Whist-Parthie und ging dann schlafen. Man hat ihm sein Verhalten damals überhaupt als greisenhaften Stumpfsinn ausgelegt, wozu man aber doch nicht berechtigt ist, da die geheime Geschichte dieses kritischen Tages doch noch mancher Aufklärung bedarf. Mortemart hatte sich in St. Cloud eingefunden, wartete aber vergebens auf eine Instruction. Eigenmächtig entwarf er noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigsten Concessionen des Königs aussprachen, und ernannte Casimir Perier zum Finanz-, den General Gérard zum Kriegsminister. Nun, sagt man, habe Vitrolles den König aufwecken lassen und dringend um Unterzeichnung gebeten, der König habe jedoch noch eine Weile gezaudert. Vitrolles habe ihn gefragt, ob er in die Vendée gehen und dort einen Widerstand organisiren wolle, in welchem Falle er, Vitrolles, sich nicht von ihm trennen würde. Der König aber habe die Aufgabe, sich in der Vendée zu halten, zu schwer gefunden. War er ermattet und in seiner Altersschwäche zu keinem Handeln mehr fähig? Wollte er einen längern, wahrscheinlich doch erfolglosen Bürgerkrieg vermeiden? Oder hoffte er, durch Concessionen die Wuth seiner Gegner hinzuhalten, bis er durch die Intervention der Großmächte, namentlich Rußlands, unterstützt werden würde? Genug, er ließ Mortemart hereinrufen und unterzeichnete, was dieser ihm vorlegte. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit diesen Concessionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. angebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen

gewesen, theils um sich im Jubel über den Sieg zu berauschen, theils um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerstand vorzubereiten, falls etwa die Truppen, die der König von außen her noch sammeln würde, einen Angriff auf die Hauptstadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit schwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überschätzt, scheint aber 700 nicht überstiegen zu haben.

In derselben Nacht hatten sich wieder die Deputirten versammelt und einen Maueranschlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anwesenden Abgeordneten haben sich vereinigen müssen, um den ernsten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Personen und des Eigenthums bedrohen. Eine Commission ist ernannt worden, um bei der Abwesenheit jeder regelmäßigen Organisation über die Interessen Aller zu wachen.“ Das hieß so viel als den ersten Keim zu einer neuen Regierung zu legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer solchen der Anfang gemacht, unter dem bescheidenen Namen einer Municipal-Commission, die sich auf dem Stadthause etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieser Commission waren Casimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyravaux, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichsam schon Ministern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neuern Geschichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder Bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres, wie Lafayette das der Nationalgarde. Der Herzog von Choiseul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung und Gehorsam. Die Linientruppen waren fast alle vollends zum Volke übergegangen. Die

Garden zogen sich, zum Theil vom Volke verfolgt und geneckt, nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville mit der ersten Nachricht von St. Cloud anlangte und laut und freudig verkündete, die Ordonnanzen seyen zurückgenommen, ein neues Ministerium ernannt ꝛc., fand er bei der Municipal-Commission kein Gehör mehr. Von Schonen sagte ihm mit eisiger Kälte: „Es ist zu spät! der Thron ist im Blute zusammengefallen.“ Da Vitrolles den alten Herrn von Sémonville begleitet hatte, trug sein Anblick nicht wenig bei, die Liberalen von jeder Unterhandlung abzuschrecken. Sémonville's andrer Begleiter, d'Argout, machte noch einen zweiten Versuch bei den Deputirten, die sich im Hause Lafitte's versammelt hatten, aber obgleich Casimir Perier einer Vermittlung günstig gestimmt war, lehnten doch die Andern in ihrem Siegesstolze sie ab, und auch hier hieß es wieder: „Es ist zu spät!“ Voll Verzweiflung kehrte nun Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte sich Mortemart selbst auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe schon vorher in anderweitigen Verbindungen gestanden, vorzugsweise mit der russischen Gesandtschaft, und darnach seine Schritte bemessen. Je näher er der Stadt kam, um so lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons. Da er sich selbst nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, Collin de Sussy, für ihn hinzugehen, allein Niemand wollte ihn als Minister anerkennen oder mit ihm unterhandeln. Er verschwand, um einen Tag später in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

Der Herzog von Orleans hatte sich scheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte den Sommer über in seinem Lustschlosse Neuilly auf dem Lande, im

traulichen Kreise seiner zahlreichen Familie, als ein harmloser Privatmann. Allein er hatte seine Arglist oft genug durchblicken lassen und schon bei mehr als einem Anlasse hatte man seinen falschen Blick nach der Krone der älteren Bourbonen hinüberschielen sehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren seit 1815 das Asyl der liberalen Meinungen, die Zuflucht der persönlichen Unzufriedenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Restauration. Herr von Talleyrand, seitdem er ein dynastisches Schisma in der Legitimität ahnete, der General Sebastiani, der General Foy, Benjamin Constant, Casimir Perier, Laffitte besonders, der Mann, der durch die plebejischen Eitelkeiten am leichtesten zu verführen war, alle einflußreichen Mitglieder der Opposition in den beiden Kammern, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journalisten, die über irgend einen Theil der Popularität verfügten, wurden empfangen, bedauert, gelobt, gestreichelt mit einem Eifer und einer Vertraulichkeit, die zuweilen bis zur Unterwürfigkeit und Kriecherei des Höhern gegen den Niedern stiegen, indem sie die Rangordnung umkehrten, um die Dienste zu erschmeicheln. Seit fünfzehn Jahren hatte es keine Verschwörung der Idee oder des Ehrgeizes in der Volkspartei gegeben, in deren Hintergrunde nicht der Herzog von Orleans das letzte Wort gewesen wäre." Gewandte Freunde, mit denen er hauptsächlich Geldgeschäfte machte, wie Laffitte, und bezahlte Federn, wie der kleine Thiers, waren für ihn thätig. Sein mächtigster Freund aber war der alte Fürst Talleyrand, ein Mann, welcher der ältern Linie der Bourbons so wenig, wie irgend einer der früheren Regierungen in Frankreich, aufrichtig anhing, sondern jeder nur so lange diente, als sie im Vollbesitz der Macht war. Sobald sich die Regierung in Gefahren stürzte und ihre Macht im Sinken war, beeilte sich dieser Staatsmann, sich derjenigen neuen Macht anzuschließen, oder dieselbe mitschaffen zu helfen, die an die Stelle der alten treten sollte. Talleyrand erkannte, die ältere Linie der Bourbons sey unfähig, den Thron zu behaupten, die Errichtung einer Republik

würde Europa nicht geduldet haben, an die Thronbesteigung eines Napoleoniden war damals ebensowenig zu denken; mithin schien es am einfachsten, an die Stelle der ältern Linie die jüngere des Hauses Orleans zu setzen. Bevor der Herzog von Orleans sich für irgend etwas entschied, frug er bei Talleyrand an und erst, nachdem er dessen Zustimmung erhalten hatte, griff er wirklich nach der Krone.

Wo so große Interessen im Spiele waren, versteht es sich von selbst, daß die einflußreichsten Diplomaten ihre ganze Thätigkeit entfaltet haben und daß die idyllischen Erzählungen, mit denen man das europäische Publikum abspeiste, von der Art und Weise, wie Ludwig Philipp zur Usurpation gelangte, nur abgeschmackte Erfindungen sind. Man sagte, der gute, treuherzige und patriarchalische Herzog habe an gar nichts gedacht, nur seine unverheirathete Schwester Adelaide, eine Dame voll Verstand und Ehrgeiz, sey durch den schlauen Thiers verlockt worden, ihrem Bruder etwa in der Weise zuzureden, wie die Gräfin Terzky ihrem Bruder in Schillers Wallenstein zuredet. Der Gedanke der Usurpation war für den Herzog weder so neu, noch war er so sentimental, als diese Erzählung voraussetzt. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauschte auf alles, was dort vorging, und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunct der Bewegung. Zuerst schlüpfte der kleine Thiers aus seinem Versteck hervor, mischte sich unter die Deputirten im Hause Laffitte's und machte hier Politik zu Gunsten des Herzogs von Orleans, im Gegensatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikanische Einflüsse vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längst vertraut, stand ihm bei. Aber nicht sowohl ihre Beredtsamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, so gelangte man zum Versuche einer Republik, zu einem europäischen Kriege und zu einer Restauration, wobei wenigstens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit

der Wähler auf den Thron erhoben wurde, so mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Concessionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, sondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunst er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Interesse ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die sie wünschten. Man war in dieser Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszusöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäischen Höfen genoß. Auch zweifelte man nicht, wenn scheinbar ganz Frankreich mit Acclamation den Herzog auf den Thron erhöbe, würde derselbe, der doch auch ein Bourbon sey und nach seinem Alter und Charakter dem europäischen Frieden alle Bürgschaften darböte, auch von den Großmächten anerkannt werden. Was nun die Bevölkerung von Paris betrifft, welche die Deputirten zuerst gewinnen mußten, so war dieselbe schon längst gewöhnt, in dem Herzog einen Volksfreund zu sehen. Eine Menge Leute befanden sich sogar in der persönlichen Clientél dieses Prinzen, als des reichsten Eigenthümers im Lande. Die einflußreichsten Journalisten waren ihm ergeben. Es gab in Paris nur zwei Parteien, die dem Herzog von Orleans widerstrebten, aber sie waren nicht stark genug, nämlich die Royalisten, die eben besiegt worden waren, und die Republikaner und Bonapartisten, die, von ihrem eigenen Siege überrascht, über das, was sie thun sollten, sich noch nicht klar geworden waren. Lafayette, obgleich er immer mit der äußersten Revolutions-Partei kokettirte, hatte doch niemals mit dem Königthume selbst gebrochen und hielt, wenn es zum Ernste kam, immer lieber zur Bourgeoisie, als zum Pöbel. Die Bourgeoisie, die sich den Sieg zuschrieb und jetzt die dichtgedrängten Colonnen der Nationalgarde formirte, sympathisirte vollkommen mit den Deputirten, freute sich nach damaliger Mode, daß es mit den

Pfaffen und Aristokraten zu Ende sey, wollte aber die liberalen Errungenschaften in Ruhe und Frieden genießen, scheute die Anarchie und suchte die Ordnung zu erhalten. Der Herzog von Orleans schien nun gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterschied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Herzog beide gleich günstig waren, eine mehr conservative, nach welcher der Herzog König werden sollte, weil er ein Bourbon sey, und eine mehr liberale, die dasselbe wollte, obgleich er ein Bourbon sey. Der einen fügten sich am Ende auch die Royalisten, der andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geschlechte, diese in ihm nur den einstweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit sahen. Im Uebrigen entging es auch der Bourgeoisie keineswegs, daß sie derjenige Stand wäre, auf den sich der neue Thron hauptsächlich stützen müsse, und daß die Wahl Ludwig Philipps zum Könige allen Interessen ihres Standes zu gut kommen würde.

Thiers hatte schon eine Proclamation bereit, die man der Bourgeoisie als Lockspeise hinhalten wollte. Sie wurde sogleich angenommen und überall an die Mauern geheftet und lautete folgendermaßen: „Karl X. kann nicht mehr in Paris regieren; er hat das Blut des Volkes vergossen. Die Republik würde uns furchtbaren Convulsionen aussetzen, sie würde uns mit Europa verfeinden! Der Herzog von Orleans ist der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat sich nie gegen uns geschlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemappes! Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann sie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern. Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus; er wartet auf unser Votum; proclamiren wir dieses Votum, und er wird die Charte annehmen, wie wir sie verstanden

Die schweizerische Nationalität,

in socialer und politischer Beziehung mit der französischen und deutschen verglichen.

Es ist eine durch die Erfahrung aller Zeiten erprobte Wahrheit: daß die Stellung und Bedeutung der Staaten am Ende weniger von ihrer Größe und Masse, als von ihrem Geist und Charakter abhängt. Denn die größten Völker, ja ganze Menschenrassen, welche bloße Massen ohne Geist sind, stehen als Statisten in dem Hintergrunde des Welttheaters und machen bloßen Chorus, während bis jetzt fast nur Eine Rasse, und von dieser oft das kleinere Volk, wenn es mehr geistiges Leben und Charakter hatte, handelnd vorgetreten ist und eine Hauptrolle in der Weltgeschichte übernommen hat. — So wird mir, seit ich die Verhältnisse der Schweiz mehr in der Nähe kennen gelernt habe, immer klarer, daß die mit ihrem Umfang in keinem Verhältniß stehende Stellung und Bedeutung, welche sich die Schweiz in dem Verlaufe der letzten fünf Jahrhunderte zu erobern und ehrenvoll zu behaupten gewußt hat, zum großen Theile auf dem noch immer kräftigen und frischen Geist und Charakter der Nation beruht; wiewohl nicht wird zu läugnen seyn, daß das günstige Terrain des Landes, wie die gegenseitige Eifersucht der mächtigeren Nachbarn sehr viel zu diesem glücklichen Resultate beigetragen hat. — Gewiß ist der Geist des schweizerischen Volkes noch immer frisch und kräftig; der Schweizer hat noch geistiges Leben genug, sich für eine nationale Idee zu entflammen und aufzustehen und für ein patriotisches Interesse sich in seiner derben Weise todtzuschlagen und todtschlagen

und gewollt haben. Das französische Volk ist es, von dem er seine Krone haben wird."

Alles war im Hause Laffitte's abgemacht worden. Von hier aber begaben sich die Deputirten in das Palais Bourbon zu einer größeren und förmlichen Versammlung, welcher Laffitte präsidirte, und unterzeichneten eine Zuschrift, in welcher sie den Herzog von Orleans ersuchten, einstweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte gesichert haben würden.

Alle diese Schritte fanden in Paris Beifall, wenigstens wagte Niemand einen offenen Widerstand dagegen. Der Herzog von Orleans entschloß sich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber keinen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, sondern schlich sich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Als ein kluger und erfahrener Mann wußte er wohl, die Bevölkerung von Paris widerstrebe ihm nicht. Seine ängstliche Sorge ging nur dahin, die europäische Diplomatie mit seiner Usurpation zu versöhnen und dem Könige die Entsagung abzulisten. Er unterhandelte mit Talleyrand. Er beschied noch in derselben Nacht den Herzog von Mortemart zu sich, der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er diesen noch seiner Treue versicherte. Es ist kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigste Spiel getrieben und schnöder Verrath geübt wurde.

Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden sich die Deputirten schon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die sie ihm zugedacht hatten. Er sträubte sich aber, spielte den Demüthigen und Bescheidenen, und bat sie, zu warten. Eben war General Sebastiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog sich mit diesem in ein Nebenzimmer zurück und empfing die Nachricht, Talleyrand stimme seiner Erhebung zu. Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück,

erklärte sich bereit, das Amt eines Generalstatthalters zu übernehmen und erließ eine Proclamation, worin er sagte, er habe geglaubt, dem Rufe der Deputirten folgen zu müssen, er wolle die Gefahren der Pariser theilen, stelle sich der heldenmüthigen Bevölkerung zur Verfügung und wolle sie vor Anarchie schützen. Die ruhmreichen drei Farben sollten bleiben und die Kammern alsbald zusammentreten. Diese Proclamation schloß mit den Worten: „Eine Charte wird künftig eine Wahrheit seyn.“ Die Deputirten fügten noch eine besondere Proclamation hinzu, worin kurz die Volksrechte verzeichnet waren, für deren gesetzliche Consolidirung sie sich im eigenen Namen und im Namen des Herzogs verbürgten: Herstellung der Nationalgarde, Geschwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Minister, ꝛc.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinung kund gebe, beschloß man, es sogleich zu überrumpeln. Man hatte mit dem Stadthause nicht ehrlich gehandelt, die Municipalcommission von nichts in Kenntniß gesetzt, ihr die Ernennung des Herzogs zum Generalstatthalter erst diesen Morgen bekannt gemacht, eben weil man Widerspruch fürchtete. Das Stadthaus protestirte nun wirklich, aber zu spät. Am lautesten erklärte sich damals General Lobau gegen den Herzog und Odilon Barrot übernahm es, die Protestation der Commission den Deputirten zu überbringen. Aber er fand sie schon unterwegs, vom Jubel des Volks umgeben, und mußte umkehren. Denn alle versammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Procession nach dem Stadthause unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Lafitte! rief. Lafitte hatte ein Fußübel und ließ sich deshalb auf einem Sessel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er sich als Volksmann charakterisiren und die guten Pariser fanden dies schön. So sehr log man sich damals wechselseitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anständig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Or-

leans ſagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr ſeht, meine Herrn, einen alten Nationalgardiſten, der ſeinen ehemaligen General zu beſuchen kommt.“ Einer ſolchen Aufmerkſamkeit und Ehrenbezeugung konnte Lafayette nicht widerſtehen. In der Phraſe „ein populärer Thron mit republikaniſchen Einrichtungen“ verſtändigten ſich beide. Den Proteſt, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und ſtellte ihn auf den Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der verſammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte ſich auch in der erſten Revolution immer nur conſtitutionell, nie republikaniſch erwieſen. Er handelte alſo auch diesmal nicht gegen ſein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verſpreche. Man ſagt, Lafayette habe den Herzog für ehrlich, aber beſchränkt gehalten. Das iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, da ſich ſonſt Lafayette, gleich andern Liberalen, früher ſchon dem Herzoge genähert haben würde. Daß er nie in deſſen Salon erſchien, beweist ein Mißtrauen, mit welchem obige Aeußerung ſich nicht vereinigen läßt. Die Harmonie auf dem Stadthauſe wurde nur durch den ungeſtümen Dubourg geſtört, der ſich herausnahm, dem Herzog unverholen ſein Mißtrauen zu äußern und ihm zu ſagen: „wenn Sie je unſere Rechte verletzen, werden wir ſie Ihnen ins Gedächtniß zurückrufen.“ Der Herzog erwiderte: „wiſſen Sie, daß ich ſtets meine Pflicht kannte und ſie nicht verkennen kann, wenn mich das Vaterland ruft.“ Die Grobheit Dubourgs wurde mißbilligt und im Jubel des Volks erſtickt, aber nach achtzehn Jahren bekam Dubourg Recht.

Der neue Generalſtatthalter ernannte ſofort ein Miniſterium, welches auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe aus Vertretern aller Parteien zuſammengeſetzt war, um allen zu ſchmeicheln, mit Ausnahme der alten Royaliſten. Dupont de l'Eure, der ſich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günſtling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartiſten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Ari-

ſtokraten beweiſen ſollte, auch ſie würden, wenn ſie nur den alten König verließen, im Dienſte des Herzogs willkommen ſeyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Miniſterium angeboten, weil er Liebling des Pariſer Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Argliſt und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man ſie nannte, vollendet. In dieſer Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entſcheidenden geweſen, und die ganze Umwälzung der Dinge empfing den Namen der Julirevolution. Die Juliſonne wurde gleichbedeutend mit der ſiegreichen Freiheit.

Unterdeſſen herrſchte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlaſſen und verrathen, ſowie das Glück ſich von ihm wandte. Doch war der Abfall ſeiner Hofleute nicht ſo koloſſal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Ariſtokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Wäre der König ſich ſelbſt klarer geweſen, ſo würden auch ſeine bisherigen Anhänger feſter zu ihm geſtanden ſeyn. Aber er ließ ſich durch den Herzog von Orleans vollſtändig täuſchen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König ſchickte, muß er denſelben noch ſeiner Treue verſichert haben, denn Karl X. ließ ſich dadurch bewegen, den Herzog von Orleans durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreiches zu beſtätigen. Auch ſchrieb er ihm und forderte ihn auf, ſeiner Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieſes Vertrauen zum Herzog aber trieb er ſeine eigenen Anhänger in das Lager des Herzogs hinüber und ſchwächte ſeine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit ſeinem Treuebeteuern im Briefe bezweckt. Hätte ſich der König in dieſer Beziehung nicht getäuſcht und wäre er gegen den Herzog, als einen Verräther, entſchieden aufgetreten, ſo war er der Treue ſeiner noch übrigen Truppen gewiß, und hätte, wenn nicht

noch einen Angriff auf Paris ſelbſt machen, ſich doch in eine ſtarke Stellung zurückziehen können. Zu ſeinen treuen Garden waren noch die Linienregimenter geſtoßen, die zuletzt von St. Omer und Luneville gekommen waren, ſo daß der König wieder 12,000 Mann beiſammen hatte. Sie waren von ſo gutem Geiſte beſeelt, daß General Talan ſich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême, heftig über Marmont beſchwerte, der in ſeinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch ſeine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geſchrieben worden war, gerieth der Dauphin in ſolchen Zorn gegen den Marſchall, daß er ihn perſönlich inſultirte, und als dieſer den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und ſich die Finger verwundete. Man glaubte, der Marſchall habe ihn verwundet und dieſer wurde einen Augenblick arretirt, aber ſogleich vom Könige wieder freigelaſſen und verſöhnt, indem er ſeinen Sohn zwang, ſich vor dem Marſchall zu entſchuldigen. Der Herzog von Angoulême ahnte den Verrath des neuen General-Statthalters und es war ja auch ſeine Krone, um die der Vetter ihn betrog. Daher die außerordentliche Aufregung des ſonſt ſtillen Prinzen in dieſen Tagen und der mehrmalige Verſuch, die Truppen zur Ausdauer zu ermuthigen. Allein, da der König ſchon nachgegeben und die Generalſtatthalterſchaft gut geheißen hatte, ſahen die Truppen nicht recht ein, wozu man ſie länger im offenen Felde ſtehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte ſie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war damals am ängſtlichſten. Auch ſie mißtraute dem Herzog von Orleans und ſcheint ſogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte ſie den Dauphin und beſchwor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynaſtie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun ſeinen Vater, ſchon am frühеſten Morgen St. Cloud zu verlaſſen und ſich in das etwas weiter entfernte Luſtſchloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten ſtumm.

Nur zwei Bataillone Schweizer zeigten ſich widerſpenſtig und liefen auseinander. Eine Compagnie ſollte die Brücke bei Sèvres beſetzt halten, die den Rückzug des Königs deckte, aber auch ſie weigerte ſich, als die Pariſer ſchon vom andern Ufer herüberſchoſſen. Angoulême feuerte die Soldaten an und ritt ſelber auf die Brücke vor, aber Niemand folgte ihm, die Soldaten liefen auseinander und er mußte traurig umkehren. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, ſich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer einzuberufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwort von Orleans. Die Angſt der Herzogin von Berry bewog ihn am folgenden Tage (1. Auguſt), ſich noch weiter nach dem Luſtſchloſſe Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die Herzogin von Angoulême, welche während der ganzen ſchrecklichen Zeit nicht in Paris, ſondern in den Bädern von Vichy geweſen war und die jetzt erſt durch das faſt überall empörte Land incognito wieder zu ihrer Familie gelangte. Sie ſank dem König weinend in die Arme. Unterdeß kam immer noch keine Antwort von Orleans, der mittlerweile ſein Amt in Paris angetreten hatte. Die Truppen, die noch beim Könige waren, wurden immer ungeduldiger und verließen ſchaarenweiſe das Lager. Ein Reiter-Oberſt kam mit 13 Mann, die ihm allein noch geblieben waren, und ſtellte dem Könige die Fahne ſeines Regiments zurück. Endlich kam die Antwort des Herzogs von Orleans an. Man kennt ſie nicht, aber ſie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt ſcheint geweſen zu ſeyn, Karl X. ſey zu unpopulär geworden, um nicht für ſeine Perſon der Krone entſagen zu müſſen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für ſich und den Dauphin dem Throne entſagte, dagegen ſeinen Enkel als Heinrich V. proclamirte und den Generalſtatthalter aufforderte, die Regentſchaft in deſſen Namen zu führen.

Während der unglückliche König ſich auf dieſe Weiſe immer noch Illuſionen machte, fügte ſich in Paris alles möglichſt harmoniſch zuſammen, um dem Herzog von Orleans eine ebenſo fanatiſche

Liebe und Hingebung zu beweisen, als man dem alten Könige Haß bewiesen hatte. Was die Deputirten angefangen hatten, vollendeten die Pairs, welche sich versammelten, um dem Herzog zu huldigen. Die Bourgeoisie war in Freude berauscht. Nur im Proletariat war keineswegs alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen sich die Frucht desselben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philister, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeschild des Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu sagen, um nicht als Anarchisten verfolgt zu werden. Die republikanischen Maueranschläge wurden von den guten Bürgern abgerissen, das Haus, in welchem ein republikanisches Blatt erschien, gestürmt. Die Anhänger Orleans' hatten die Parole gegeben, die dießmal an Edelmuth sich selbst übertreffenden Pariser sollten ihren schönen Sieg vollkommen rein erhalten und wie sie in den Tuilerien keinen Diebstahl geduldet hätten, so sollten sie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikanische Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariser für Ordnung und Recht zu fanatisiren, während er selbst den großen Diebstahl an der Krone beging. Einige Republikaner drängten sich zu Lafayette und beschworen ihn, nach einem so großen Volkssiege auch die Volksrechte zu wahren und das Volk nicht darum betrügen zu lassen, allein der alte General folgte dem allgemeinen Impulse des damaligen Liberalismus und versagte den Republikanern seinen Beistand.

Die liberale Mehrheit von Paris sah es als selbstverständlich an, daß die ganze ältere Linie der Bourbons des Thrones verlustig erklärt werden müsse. Wären auch nur dem jungen Prinzen seine Rechte gewahrt geblieben, so würde die in der dreitägigen Straßenschlacht besiegte Partei der alten Monarchie und Aristokratie immer neue Umtriebe gemacht haben. Man wollte ganz mit ihnen brechen.

Da nun aber der wohlhabende Mittelstand keine Republik haben wollte, weil er sonst die der Aristokratie entrissene Alleinherrschaft mit dem Proletariate hätte theilen müssen, war ihm ein Bürgerkönig, wie der Herzog von Orleans, der ganz von den Kammern und Wählern abhängen würde, am angenehmsten. Darauf konnte nun Orleans fußen, indem er die letzte, vom König an ihn gestellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte, und auch Niemand vor sich ließ, der vom Könige kam. Da er einmal selber König werden wollte und der Pariser bereits gewiß war, nahm er auch gar keine Rücksicht mehr, sondern traf Maßregeln, um die ganze königliche Familie zum Lande hinauszutreiben. Einerseits wurde das Volk von Paris auf lügnerische Weise in Furcht gesetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andererseits wurden offiziell auf Befehl des Generalstatthalters und der Kammern Marschall Maison, Odilon Barrot und von Schonen als Commissaire an den König geschickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als diese Herren in Rambouillet ankamen, schlief der König, und Marschall Marmont sagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlassen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commissäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um sich von Orleans weitere Instruction zu erbitten. „Er muß reisen, rief der aufgeregte Herzog, er muß durchaus fort.“ Noch ehe der Tag anbrach, wurde in ganz Paris Allarm geschlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, sollte dorthin marschiren, um dem König diejenige Angst einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit seiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Diesem wilden Haufen fuhren die Commissaire rasch voraus. Als sie wieder in Rambouillet anlangten, empfing sie der alte König sehr ungehalten und frug, was sie wollten, da er ja seinen Generalstatthalter in Paris habe? Maison antwortete: „Eben dieser Generalstatthalter hat uns abgeschickt, um Ew. Majestät zu wissen zu thun, daß das Volk von Paris gegen Sie ausgezogen ist, und daß Sie sich daher entfernen möchten.“

Jetzt erst erkannte der König die ganze entsetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können, und gerieth in so heftige Wallung, daß sich Maison vor ihm zurückzog. Odilon Barrot trat vor und suchte den königlichen Greis zu beruhigen, zu einem ihm selbst jetzt allein noch nützlichen Entschluß zu bringen. Man drängte ihn, abzureisen. Man sagte ihm, 60,000 bewaffnete Pariser seyen schon gegen Rambouillet im Anmarsche und würden ihn gefangen nehmen, wenn er nicht entflöhe. Der König frug den Marschall Maison, ob es wahr sey, daß eine so große Armee heranrücke? und erst, als der Marschall auf seine Ehre versicherte, es sey wahr, anerkannte der König, seine Garden seyen nicht stark genug, einem solchen Heere zu widerstehen, und um sie nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er sich bereit, in's Exil zu gehen. Er beschloß, sich mit seiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu diesem Hafen nahm er das schützende Geleit der Commissaire an.

Die Garde begleitete den König noch bis Maintenon, wo sie mit großer Rührung von ihm Abschied nahm. Von hier aus begleitete ihn nur noch die Leibwache und die Gensdarmerie d'Elite mit sechs Kanonen unter dem Befehl des Marschall Marmont. Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf seinem Wege lagen, erwiesen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten sein Unglück. Das der Majestät zukommende Ceremoniell wurde nirgends verabsäumt. Die Kosten der Reise übernahm der König selbst, indem er sein Silbergeschirr verkaufen ließ, das Einzige, was ihm noch geblieben war. Denn da er früher an Flucht nicht gedacht hatte, war seine Casse leer. Alle seine in Paris zurückgelassenen Schätze fielen dem habgierigen Kronräuber zu. Die Besorgniß, er möchte unterwegs insultirt werden, war unbegründet; in zwei sehr aufgeregten Städtchen der Normandie murrte das Volk nur gegen Marmont und man schonte die königlichen Personen so sehr, daß man fast überall, wo sie durchzogen, die dreifar-

bigen Fahnen entfernte. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu seiner Ueberfahrt bestimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüstung zu lassen, verabschiedete er seine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König empfing sie und sprach: „Ich nehme diese Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieses Kind einst wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugnisse meines Unglücks und des Trostes, den ich in eurer Treue gefunden habe." — Diese würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umstehenden Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab sich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu sehen. Er soll damals gesagt haben: „Ich verlasse Frankreich ungerne. Ich wünsche, daß es glücklich seyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig ist, die Festigkeit. Frankreich braucht eine eiserne Hand!" Der Dauphin war ruhig, wie sein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchst aufgeregt und schied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entstellt. Ihr Schmerz muß der größte gewesen seyn.

Das tactvolle Benehmen der französischen Bevölkerung während der Reise des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. August zu Portsmouth landete, war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt, die sich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geschmückt hatten, um den verbannten König noch in seinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weisung, auf englischem Boden nur als bescheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte sich damals schon mit dem englischen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verständigt. Karl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburg in Schottland, wo er schon während seiner früheren Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Asyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem französischen Thron

zu laſſen. Noch in den jüngſten Tagen hat das Volk ſich bereit gezeigt, hier feuriger und lärmender, dort ruhiger und reſignirter, für ſeine Ehre und Unabhängigkeit, die man ihm angegriffen nannte, einen verzweifelten Kampf anzunehmen; ungeachtet — was gewiß ſehr hoch anzuſchlagen iſt — der Gegenſtand, an welchen ſich die Frage der Nationalehre knüpfte, nicht der mindeſten Sympathie bei der Maſſe des Volkes genoß.

Was den Geiſt des ſchweizeriſchen Volkes friſch und lebendig erhält, iſt der Umſtand, daß die Schweiz mit den zwei lebendigſten und gebildetſten Völkern des Continentes in dem unmittelbarſten Verkehr ſteht, und an ihren ſocialen und politiſchen Entwickelungs- und Bildungsproceſſen den eingreifendſten Antheil nimmt. Es lag nun freilich in dieſem Umſtande, daß die Schweiz ihr ſociales und politiſches Leben hauptſächlich durch Aufnahme fremder Ideen und Fermente nährt, auf der andern Seite wieder die Gefahr, die Eigenthümlichkeit und Nationalität des Charakters darüber zu verlieren; was ein ſchlimmerer, durch den Gewinn fremder geiſtiger Anregung nicht aufgewogener Verluſt geweſen wäre, denn ein Volk, das die Livree eines andern nimmt, hat ſeine Rolle ausgeſpielt. Es wird ſich auch nicht läugnen laſſen, daß die Schweiz in der Theilnahme an den ſocialen und politiſchen Entwickelungsproceſſen ihrer beiden Nachbarvölker hin und wieder zu weit gegangen iſt, ſo daß es Zeiten gegeben hat, wo ſie zu deutſch, und wieder andere, wo ſie zu franzöſiſch geweſen iſt. Allein im Allgemeinen muß zugeſtanden werden, daß die Schweiz trotz dieſer beſtändigen Einfuhr fremder ſocialer und politiſcher Fermente ihren Nationalcharakter zu bewahren und dieſe fremden Elemente zu verdauen und zu aſſimiliren gewußt hat; zum Beweis, daß der ſchweizeriſche Nationalcharakter auf feſten und ſcharfausgeprägten Grundlagen beruht.

Es iſt eine ſchwierige Aufgabe, die Nationalität eines Volkes zu zeichnen; denn ſie beſteht in allgemeinen, zwar durch das ganze Leben und die ganze Geſtalt des Volkes hindurchgreifenden, aber nirgends zu Tage liegenden Zügen. Sie ſcheint aus allen Sitten und Gebräuchen, aus allen ſocialen und politiſchen Einrichtungen, aus allen literariſchen und Kunſtprodukten eines Volkes heraus, allein ſie beſteht weder in dieſer noch in jener Sitte, weder in

anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundschaft gestanden, nahm sich nicht eine einzige seiner Rechte an.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieses Unglücksschloß verlassen, als auch schon die wilden Freischaaren, die von Paris herangezogen kamen, in dasselbe einbrachen. Da sie den König und die Garden nicht mehr fanden, verübten sie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollsten mit guter Manier nach Paris heimzuschicken. Er machte ihnen nämlich den Vorschlag, in den zurückgelassenen königlichen Hofwagen nach Paris zurückzufahren und daselbst eine Art Triumphzug zu halten. Gesagt, gethan. Bursche in Blousen, Hemdärmeln oder Lumpen bestiegen die vergoldeten Staatscarossen, überfüllten sie und ließen sich von den königlichen Kutschern in Galla unter unaufhörlichem Jubel langsam nach Paris fahren. Diese lustige Fahrt endete harmlos, denn die Wagen fuhren alle in's Palais Royal und wurden lachend dem Herzog von Orleans, als ihrem neuen Eigenthümer, zugestellt.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen, oder wenigstens duldeten. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es kostete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher, Bonhomme und Vincent, vereinigten sich, die Parteien zu versöhnen. Auch in der Vendée zeigte sich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Die Bischöfe von Arras und Troyes beeilten sich, in ihren Hirtenbriefen dem Volke die neue Regierung zu empfehlen. Ganz anders dachte der größere Theil des Klerus, fügte sich aber dem Unvermeidlichen und hütete sich, den Haß der neuen Macht zu reizen. Unter den auswärtigen Mächten war es England, welches die Eröffnungen und Anerbietungen Talleyrands im Namen des Herzogs von Orleans schnell

und gerne annahm, um sich dadurch einen noch größeren Einfluß auf Frankreich zu sichern, als der gewesen war, der ihm mit Polignac verloren ging. Durch England aber glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit seinem Regierungsantritt auszusöhnen, zumal er ihnen die heiligsten Versicherungen geben ließ, daß er die friedlichsten Gesinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Ansprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegslustige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Um aber keine Gegenpartei aufkommen zu lassen, die das sonnenklare Recht des Herzogs von Bordeaux gegen ihn geltend und seine Ernennung zum König zweifelhaft machen könnte, einigte sich der Herzog mit den Deputirten, seine Thronbesteigung möglichst zu beschleunigen und daraus ein fait accompli zu machen, das sich nicht leicht wieder umstoßen ließ. Am 3. August eröffnete der Herzog die Kammern. Bérard erhielt den Auftrag, eine Erklärung abzufassen, welche die Fundamentalsätze enthalten sollte, auf denen der neue Thron stehen werde. Der Herzog gab sich unter der Hand Mühe, den Entwurf Bérards ein wenig zu Gunsten der königlichen Prärogative durch Guizot abändern zu lassen, aber Bérard vereitelte diese Intrigue, indem er auf den ursprünglichen Text zurückkam. Dennoch wurde das Wesentlichste escamotirt, die Volkssouverainetät. Jedermann war einverstanden, die Souverainetät sollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieser Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber der Herzog und seine Vertrauten scheuten sich vor einer etwa späteren Anwendung dieser Volkssouverainetät und suchten der Krone so viel Rechte als möglich zuzuspielen, dem Volke so viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volkssouverainetät zu beseitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieselbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es sonst scheinen könne, als zweifle irgend Jemand, daß sie unter allen Umständen der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichsam das

zum Geſchenk machen wollen, was ſie längſt beſitze und nie verlieren könne. Und kraft dieſes Sophisma's ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron beſteigen ſollte, in Abänderungen der beſtehenden Charte und Zuſätzen zu derſelben zuſammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron iſt erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entſagung Karls X. und des Dauphins und (der Herzog von Bordeaux) factiſch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht der Volksſouverainetät, obgleich hier in der That nichts als der ſ. g. Volkswille, d. h. die dermalen herrſchende Mehrheit entſchied. Man vermied aber aufs ängſtlichſte, des Herzogs von Bordeaux nur zu erwähnen, um in keine Discuſſion über ſein unbeſtreitbares Recht verwickelt zu werden, und man vermied der Volksſouverainetät zu erwähnen, um die Großmächte nicht durch einen allzu demokratiſchen Urſprung der neuen Dynaſtie aufzureizen. 2) Die katholiſche Kirche iſt nicht mehr bevorzugte Staatskirche, ſondern alle Culte ſind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit iſt unbeſchränkt, die Cenſur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Geſetz ſuspendiren, noch unvollzogen laſſen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommiſſionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienſt nehmen. 7) Jeder Franzoſe von 25 Jahren iſt Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirecten Wahlen hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden geſtrichen und die Sitzungen der Pairskammer ſind öffentlich. 9) Die Kammern haben die Initiative bei Geſetzesvorſchlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzoſen“. 11) Die weiße Fahne iſt abgeſchafft und durch die Tricolore erſetzt. Außerdem waren

noch mehrfache Gegenstände bezeichnet, die erst später von den Kammern im Wege der Gesetzgebung erledigt wurden.

Man eilte ungeheuer, um fertig zu werden und unter dem Vorsitze von Laffitte stimmte die Deputirtenkammer mit 219 Stimmen für die Erwählung Orleans' zum König unter den in der Erklärung enthaltenen Bedingungen, welche die Rechte des Volkes sicherten und nachher in die revidirte Charte aufgenommen wurden. 33 Stimmen erklärten sich gegen die Wahl des Herzogs und 39 enthielten sich der Abstimmung. Die, welche für ihn gestimmt hatten, begaben sich unter Laffitte's Führung sogleich in den Palast des Herzogs. Laffitte las ihm den Beschluß der Kammer vor. Der Herzog stellte sich, als ob es ihm höchst unangenehm wäre, dem Frieden seines Familienlebens entzogen zu werden, er habe niemals einen Thron begehrt, aber aus Vaterlandsliebe sey er erbötig, das von ihm geforderte Opfer zu bringen und die Krone anzunehmen. Darauf umarmte er Laffitte und zeigte sich zwischen diesem und Lafayette, der hier auch wieder figurirte, auf dem Balkon des Palastes der unten versammelten Menge, die ihm zum erstenmale vive le roi! zujauchzte. Das geschah Sonnabends, den 7. August.

Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Es verstand sich von selbst, daß sie allem zustimmen mußte. Auch war sie damals so unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abschaffung die Rede war. Am Abend des 6. erscholl das Geschrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbestand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liste streichen ließ. Die Pairs durften sich nur versammeln, um der neuen Königswahl zuzustimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, diesen aristokratischen Körper zu erhalten und für sich zu gewinnen, da ihm derselbe die besten Dienste leisten konnte, sowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratischen Bestrebungen von unten. Die Mehr-

heit der Pairs hatte längst mit der Opposition kokettirt, um, wenn der Thron stürzte, nicht mitzustürzen. Immer der Macht sich anschließend, huldigte sie nun auch gern dem neuen Könige. Nur Chateaubriand wahrte die Würde und die Treue eines Pairs von Frankreich und vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Die feigen Pairs mußten aus seinem Munde Worte des edelsten Zornes und der tiefsten Verachtung hören. Auch sagte er voraus, das Haus Orleans werde den erschlichenen Thron nicht lange behalten. Von den Pairs stimmten schließlich 89 für den neuen König, nur 19 stimmten mit dem muthigen Chateaubriand; die Uebrigen wagten gar nicht zu stimmen.

Am 9. August wurde der neue König inthronisirt und zwar geschah dieß im Palast Bourbon, in welchem die Deputirten ihren Sitzungssaal hatten. Für den Herzog war hier ein Thron aufgerichtet und mit dreifarbigen Fahnen ausgeschmückt. Casimir Perier verlas die Erklärung vom 7. August und Baron Pasquier die Beitrittserklärung der Pairskammer. Hierauf sagte der Herzog, er nehme die in diesen Erklärungen enthaltenen Bedingungen ohne Vorbehalt an und leistete darauf den Eid. Nach dieser Ceremonie bestieg er als Ludwig Philipp, König der Franzosen, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er schon am 7. gesagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünscht, niemals den Thron zu besteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und sahen in meiner Erhebung eine Bürgschaft einerseits für die öffentliche Freiheit, andererseits für die öffentliche Ordnung."

Damit hat der neue König in der That das ausgesprochen, was allein seine Erschleichung des Throns entschuldigt. In seiner Person blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwischen Parteien, die sich sonst auf Leben und Tod hätten bekämpfen müssen. Er war den Einen liberal, den andern conservativ genug. Das galt nicht nur für Frankreich, sondern auch für Europa. Im Bewußtseyn dieser Stellung bezeichnete Ludwig Philipp selbst die

rechte Mitte (juste milieu) als das Princip ſeiner Regierung. Aber er täuſchte ſich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie ſie für den Augenblick ihm günſtig war, werde von langer Dauer ſeyn. Den entſchiedenen Freiheitsfreunden erſchien er doch nur als ein Heuchler und den alten Dynaſtien Europa's als ein revolutionärer Eindringling. In der Tricolore Frankreichs vertraten fortan die Legitimiſten die weiße, die Republikaner die rothe, Ludwig Philipp und ſein Anhang aber die blaue Farbe in der Mitte.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, ſeine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürſt zu erſcheinen, den etwa wieder abzuſetzen, nicht leicht ſeyn würde. Er that alles, was den Pariſern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und ſchickte die Schweizer heim, ſondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er ſetzte den Marſchall Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die bisher abgedankt geweſenen und zum Theil ohne Penſion tief verarmten Offiziere der weiland großen Armee Napoleons wurden ſchaarenweiſe wieder angeſtellt. Auch unter den Civilbeamten wurde geſichtet und traten Liberale an die Stelle der abgeſetzten des alten Königs. Alle ſeit 1815 verurtheilten politiſchen Verbrecher wurden für unſchuldig und frei erklärt, alle politiſchen Verbannten zurückberufen, insbeſondere auch alle die noch übrigen ſ. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten. Nur die geſammte Familie Napoleons blieb nach wie vor vom franzöſiſchen Boden verbannt. Zugleich wurden die Penſionen, die von den früheren Regierungen bewilligt worden waren, willkürlich wieder herabgeſetzt, insbeſondere das Einkommen des Erzbiſchofs von Paris. Auch wurden die 100 Millionen, welche von der dem Adel bewilligten Milliarde noch nicht verausgabt waren, jetzt zurückgehalten. Große Belohnungen empfingen dagegen die Wittwen und Waiſen der in den Julitagen

Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. sollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiste der damaligen Pariser Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Missionen für immer untersagt und die Kirche der h. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der ersten Revolution, und somit der Cultus von Voltaire und Rousseau erneuert.

Persönlich benahm sich der König lediglich nach Lafayette's Programm: „Ein populärer Thron, umgeben von republikanischen Institutionen." Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung. Rang und Stand galten hier nichts mehr, Jeder hatte freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, sich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieselben ein Mißfallen hätten blicken lassen. Der König zeigte sich so oft als möglich am Fenster um das Volk zu grüßen, das sich immer noch um den Palast drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marseillaise und Parisienne aus, die man vor seinem Fenster spielte und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt schlug. Auf den Straßen erschien er zu Fuß, im bürgerlichen Ueberrock mit rundem Hute und einem sprichwörtlich gewordenen Regenschirm unter dem Arm, grüßte jedermann auf's freundlichste, redete mit jedem, drückte jedem die Hand und vergaß nur, daß sich so die Comödie nicht ewig würde fortspielen lassen und daß, sobald er sich wieder in die Hofetikette zurückziehen würde, es auch mit seiner Popularität zu Ende sey. Ebenso verhielt es sich mit der intimen Freundschaft zu Lafayette, Laffitte ꝛc., die er damals zur Schau trug. Es war ihm gelungen, diese Leute so zu bezaubern, daß nach damaliger allgemeiner Sage Lafayette am Tage der Thronbesteigung Ludwig Philipps ihn „die beste der Republiken" genannt haben soll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, sondern Odilon Barrot habe diese Worte gesagt und zwar schon beim ersten Besuche Ludwig Philipps auf dem Stadthause. Es liegt wenig daran, wer es wirklich gesagt

hat; die Hauptsache ist, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der schönen Phrase zustimmte.

Nichts charakterisirt den neuen König besser, als die Vorsicht, mit welcher er am Tage vor seiner Thronbesteigung auf sein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunsten seiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauses Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute also nicht, er selber gab der Krone, indem er sie auf sein Haupt setzte, keinen Credit. Zwischen dieser Maaßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zusammenhang. Man fand den stumpfen, alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erschossenen Herzogs von Enghien) am 27. August Morgens erhängt in seinem Zimmer und zwar am Fensterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbstmord sehr unwahrscheinlich machte. Noch viel mehr fiel es auf, daß dieser Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, sein großes Vermögen nicht der älteren Linie der Bourbons vermacht haben sollte, sondern daß ein Testament zum Vorschein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Universalerben der Condé's einsetzte. Dieser damals noch sehr junge Prinz bekam wirklich alles*) und hat später seinem Sohn den Namen Condé gegeben.

---

*) Die erbberechtigte Familie Rohan erhob später eine Klage vor Gericht, wurde aber mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Aus den Verhandlungen ergab sich Folgendes: der Herzog von Orleans hatte schon seit einiger Zeit mit der Maitresse des alten Condé, einer sehr übel prädicirten Frau von Foucheres, gemeinschaftliche Sache gemacht, um die reiche Beute an sich zu reißen. Da Condé durchaus nicht einsah, warum er sein Erbe den Orleans lassen solle, die er von der Emigration her haßte, weigerte er sich, das Testament zu Gunsten Aumales, das ihm die Foucheres immer wieder vorlegte, zu unterzeichnen. Der Herzog von Orleans selbst spielte den Großmüthigen und versicherte Condé, er wolle von der ganzen Sache nichts; die Foucheres mußte aber fortfahren, den alten Herrn zu bearbeiten,

Die neue Ordnung der Dinge in Frankreich wurde zuerst von England aus den schon angeführten Gründen anerkannt. Diese englische Zustimmung und die Wiederherstellung einer geordneten Regierung in Frankreich selbst bewogen auch Oesterreich und Preußen, die Rechtsfrage unerörtert zu lassen und das neue Königthum in Frankreich als factisch anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien seine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Sardinien trug sogar große Sympathie für Ludwig Philipp zur Schau, aus Furcht vor Insurrection, wie man glaubte. Nur Rußland zeigte sich ungnädig gegen den neuen König der Franzosen. Kaiser Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle seine Häfen zu versperren, nahm aber diese Maaßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befestigt sah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, that er es nicht, ohne einen Vorwurf auszusprechen. Denn in seinem Schreiben an Ludwig Philipp sagte er: „ewig beklagenswerthe Ereignisse haben Euer Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Euer Majestät hat einen Entschluß

bis er das Testament unterzeichnete (schon im August 1829). Nun kam die Julirevolution. Da wollte der alte Condé die Familie Karls X. nicht verlassen, sondern drängte zur Abreise, ohne Zweifel auch, um in England, wenn er erst in Sicherheit wäre, das ihm abgedrungene Testament zu widerrufen. Aber Ludwig Philipp ließ ihn nicht mehr fort, verweigerte ihm die Pässe und suchte ihn auf alle Art zu beruhigen. Ludwig Philipps Gemahlin selbst mußte sich zu ihm begeben, ihm den Stern der Ehrenlegion bringen und ihm zureden; die Foucheres mußte die letzten Minen springen lassen, um auf ihn zu wirken. Aber der alte Herr wollte fort, um jeden Preis fort. Es gab die heftigsten Scenen und weil er durchaus nicht mehr zu halten war, half man ihm — fort. Die für den neuen König entehrendsten Gerüchte, die sich bald verbreiteten, ignorirte derselbe kaltblütig. Sie erstickten im damaligen allgemeinen Jubel des Liberalismus. Einige Stimmen riefen laut: er könne den auf ihm lastenden Verdacht am sichersten entkräften, wenn er die blutbefleckte Erbschaft des alten Condé nicht annehme; aber er ließ sie nicht fahren. Die Foucheres bekam 10 Millionen.

gefaßt, der Ihr allein geeignet ſchien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majeſtät dabei geleitet haben ꝛc.“ Ludwig Philipp verſchluckte dieſe Pille und war zufrieden, daß ihn Nicolaus wenigſtens anerkannt hatte.

Was die Völker anlangt, ſo kann man nicht leugnen, daß ſie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufſchwung geriethen. Die conſtitutionelle Oppoſition hatte ihre Hoffnung längſt auf den Fortſchritt des Liberalismus in Frankreich geſetzt und wußte, wie ſehr der Sieg deſſelben auch ihr zu Gute kommen müſſe. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynaſtie eingeſchritten wurde, um ſo mehr ſchien das conſtitutionelle Syſtem in Frankreich geſichert und eine friedliche Entwicklung deſſelben auch in den Nachbarſtaaten gewährleiſtet. Man ſah Frankreich durch den Sieg ſeiner Volksvertretung auf die Höhe Englands emporgehoben und erwartete von den franzöſiſchen Kammern nichts Geringeres, als daß ſie fortan einen eben ſo tiefen und dauerhaften Einfluß auf die Geſchicke des Landes üben würden, wie das Parlament in England. Nach den großen Revolutionen in England, die mit der Vertreibung des Hauſes Stuart endeten, war dort mit der neuen Dynaſtie der Welfen aus Hannover die Parlamentsregierung aufgekommen und hatte nun ſchon faſt anderthalb Jahrhunderte unerſchüttert beſtanden. In ähnlicher Weiſe, glaubte man nun, werde ſich auch in Frankreich unter der neuen Dynaſtie des Hauſes Orleans eine regelmäßige Parlamentsregierung, d. h. die Regierung eines ſtets von der Volksvertretung abhängigen und aus deren Mehrheit hervorgegangenen Miniſteriums befeſtigen. Man rechnete ferner darauf, daß nach dem Beiſpiel und unter dem Schutz der beiden conſtitutionellen Großſtaaten das conſtitutionelle Syſtem auch in der pyrenäiſchen Halbinſel und Deutſchland, Italien, Ungarn, Polen entſprechende Fortſchritte machen und daß dadurch dem reactionären Syſtem, wie es bisher

dieſer noch in jener Staatsform, weder in dieſem noch in jenem literariſchen Producte; denn ſolche Einzelnheiten hängen eben ſo ſehr, als ſich in der Regel der Grundzug der Nationalität in ihnen ausdrückt, vom Zufall und Schickſal, von örtlichen, ganz äußerlichen Verhältniſſen ab, oder ſind das Werk einzelner dominirender Perſönlichkeiten. Hier kommt es, um die Nationalität eines Volkes zu bemerken und hervorzuheben, darauf an, dieſe Einzelnheiten zu durchblicken und die gemeinſchaftlichen, immer wiederkehrenden und in jeder neuen Geſtalt und Wendung wieder durchſchlagenden Tendenzen zu ſehen. Indeſſen wäre dieſe Aufgabe doch wohl kaum zu löſen, ohne die Vergleichung anderer Völker zu Hülfe zu nehmen. Namentlich kommt uns, um die ſchweizeriſche Nationalität zu enthüllen, der Umſtand zu Hülfe, daß wir ſchon zum Voraus vermuthen können, wo wir ſie in Beziehung auf ihre Stellung zu andern Nationalitäten zu ſuchen haben: nämlich in der Mitte zwiſchen zwei ſehr ausgeſprochenen Nationalgegenſätzen, dem franzöſiſchen und dem deutſchen, etwas näher vielleicht dem letztern als dem erſtern. Dieſe Stellung der ſchweizeriſchen Nationalität liegt in den Urſprungsverhältniſſen der ſchweizeriſchen Völkerſchaften, wie in den geſchichtlichen Beziehungen der Schweiz zu beiden Nachbarvölkern.

Was die Urſprungsverhältniſſe der ſchweizeriſchen Völkerſchaften anbelangt, ſo gehörten die Urbewohner der Schweiz, wie ſie wenigſtens der erſte geſchichtliche Lichtſtrahl, der in ihre Thäler fällt, aufzeigt, theils dem galliſchen Volksſtamme ſelbſt, theils einem verwandten, romaniſchen oder celtiſchen Stamme an. Ein galliſcher Stamm waren die Sequaner, welche die zum ehemaligen biſchöflich baſelſchen Gebiete gehörigen weſtlichen, gegen das Doubsthal abfallenden Abhänge des Jura bewohnten und ſich über dieſes Gebirge bis an den Neuenburgerſee erſtreckten. Ein Ausläufer der Gallier waren die Rauracer, welche das Birsthal mit den gegen daſſelbe abfallenden Abhängen und Thälern des Jura, die Baſellandſchaft und das Frikthal bevölkerten. Zu dem galliſchen Stamme gehören die ſavoyardiſchen Bewohner des Unterwallis, wie der ſavoyardiſche Grundſtock der Genfer Bevölkerung. Die ebene Schweiz war von dem galliſchen, wahrſcheinlich eingewanderten, Stamme der Helvetier bewohnt, welche

durch Oeſterreich und Rußland zum Uebergewicht gelangt war, ein unerſchütterliches Gegengewicht werde gehalten werden.

Dieſe Hoffnungen des friedlichen und loyalen Conſtitutionalismus ſind getäuſcht worden, nicht blos weil Ludwig Philipp der Mann nicht war, der es aufrichtig mit der Conſtitution meinte, ſondern auch, weil das franzöſiſche Volk den ſtetigen Rechtsſinn und das politiſche Phlegma des engliſchen entbehrte. Auch wenn Ludwig Philipp weniger Verſchlagenheit, weniger abſolutiſtiſche Hintergedanken gehabt hätte, wenn er es noch ſo ehrlich mit den liberalen Männern gemeint hätte, die er nach und nach als Werkzeuge der Situation abnutzte, würde es ihm nicht haben gelingen können, das Mißtrauen und die Leidenſchaften zu überwinden, die unausrottbar im franzöſiſchen Volke wurzelten. Er hatte nicht einmal die Wahl, ſich gleich den Königen von England paſſiv zu verhalten und die aus der Mehrheit des Parlaments hervorgegangenen Miniſter gewähren zu laſſen. Denn die Mehrheit der franzöſiſchen Kammer war nicht wie die des Unterhauſes in England durch die Macht des Herkommens und der nationalen Intereſſen conſolidirt, ſondern wurde der Spielball perſönlicher Coterien, die ſich zu den Portefeuilles drängten, war daher im ewigen Wechſel weſentlich anarchiſch, und der neue König Frankreichs durfte hier, wenn ſich nicht alles auflöſen ſollte, eben ſo wenig ſeine leitende Hand zurückziehen, als der König von England mit der ſeinigen in den gemeſſenen Gang des Parlaments ſtörend eingreifen durfte.

Die conſtitutionelle Partei in Frankreich war nicht ſtet und ſolid genug, um den Thron erhalten zu können.

Unter ihr aber wühlten noch andere Parteien, die von Anfang an dem Julithron eben ſo feind waren, wie ſie es dem der älteren Dynaſtie geweſen waren, die Republikaner und die Bonapartiſten. Beide ſchmolzen zuſammen, ſofern ſie die Erinnerungen der erſten großen franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs gemeinſchaftlich auf Hoffnungen der Gegenwart übertrugen, die damals haupt-

sächlich in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutschland und Spanien auf's lebhafteste erwachten. Hier waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu schwach, um allein Revolutionen machen zu können, aber eben deßhalb voll Hoffnung auf französische Hülfe. In ihrer Einbildung war Frankreich durch die Julirevolution verpflichtet und auch stark genug geworden, um Propaganda zu machen für die Freiheit, alle Freiheitsbestrebungen der Völker in der Runde mit seinen Waffen zu unterstützen und zugleich die Scharte von 1814 und 1815 auszutilgen und sich durch Aneignung Belgiens, des linken Rheinufers, Italiens, endlich durch bewaffnete Intervention in Polen wieder auf die Höhe der Macht zu bringen, auf der es unter Napoleon gestanden hatte. Die Täuschungen dieser revolutionssüchtigen Parteien waren schon lange genährt worden durch die glänzenden Schilderungen der ersten französischen Revolution und der Großthaten der Franzosen in der napoleonischen Zeit. Man hatte überall die Geschichtswerke und Memoiren, die davon handelten, mit Heißhunger verschlungen, sich in die Illusion jener großen Vergangenheit bis zur Verblendung für die Gegenwart vertieft und wurde überdies durch eine wirkliche geheime Propaganda von Paris aus, in deren Mittelpunct der alte Lafayette stand, direct verführt. Allen Unzufriedenen von Madrid bis Warschau, von Antwerpen bis Palermo, wurden von französischen Agenten Hoffnungen erregt und das Feuer geschürt, um durch eine fortlaufende Kette von Revolutionen im Auslande das revolutionäre Element in Frankreich selbst zu nähren und die friedliche und dynastische Politik des Bürgerkönigs zu durchkreuzen.

Neuntes Buch.

Die belgiſche Revolution.

Die franzöſiſche Julirevolution wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf das übrige Europa. Ueberall, wo große Unzufriedenheit aufgehäuft war, machte ſich dieſelbe Luft und explodirte in Revolutionen, zu welchen die in Paris das Beiſpiel und den Muth gab.

Zunächſt wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrauſch ergriffen, denn hier war der Haß gegen die holländiſche Regierung tief gewurzelt und lange genährt, die Oppoſition ſtark, disciplinirt und zu großen Schlägen vorbereitet.

Die Politik der Großmächte hatte nach dem Sturze Napoleons, um allen etwa erneuten Eroberungsgelüſten Frankreichs feſte Bollwerke entgegenzuſetzen, jener kläglichen Kleinſtaaterei ein Ende machen wollen, welche bisher an den Grenzen Frankreichs, hauptſächlich Deutſchlands Unmacht und Frankreichs Uebermacht bedingt hatte. Aus dieſem Grunde wurden im Süden das Königreich Sardinien und die frühere Eidgenoſſenſchaft um anſehnliche Gebietstheile vergrößert, ſollten auch am Oberrhein Elſaß und Lothringen mit einem neuen ſchwäbiſchen Reiche vereinigt werden (ein Plan, der leider nicht zur Ausführung kam), erhielt Preußen ſeine Rheinprovinzen und wurden nun auch die ehemaligen öſterreichiſchen

Niederlande (Belgien, nebſt dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, lediglich um in dieſer Vereinigung ein ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten ſollen, daß Belgien (der vormals burgundiſche Reichskreis) wenigſtens dem deutſchen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Sohn des letzten holländiſchen Erbſtatthalters, den die Großmächte zum ſouverainen König über dieſe ſchönen und reichen Länder erhoben, der Oranier Wilhelm, als König I. dieſes Namens, hatte nicht den geringſten Anſpruch auf dieſe Würde und empfieng ſie von den Großmächten nur als ein Geſchenk in ihrem eigenen Intereſſe. Er nahm es aber an, als ob er niemand dafür Dank ſchuldig ſey, und erwies insbeſondere den Deutſchen, deren ſiegreiche Waffen im Winter 1814 ihm Holland wieder erobert hatten, den gröbſten Undank, indem er die vom Wiener Congreß beſchloſſene freie Schifffahrt auf dem Rheine bis ins Meer durch eine falſche Auslegung des betreffenddn Artikels vereitelte. Das ließ ſich Deutſchland gefallen, wie ſo vieles andere. Indem aber der neue König der Niederlande denſelben groben Egoismus auch im eigenen Lande walten ließ, erweckte er ſich zahlreiche und unverſöhnliche Feinde. Er ſtützte ſich einſeitig auf die Holländer und behandelte Belgien wie eine eroberte Provinz. Das war nun ebenſo ungerecht, als unklug. Ungerecht, weil ihm Belgien nur durch die Weisheit der Großmächte unter einer Bedingung, die ſich von ſelbſt verſtand, anvertraut worden war, nämlich unter der Bedingung einer weiſen und gütigen Regierung, durch welche die Herzen der Belgier von Frankreich abgewendet werden ſollten. Sobald ſich König Wilhelm durch eigene Unvorſichtigkeit und Ungerechtigkeit die Belgier zu Feinden machte und Urſach wurde, daß ſie lieber wieder franzöſiſch geworden wären, that er gerade das Gegentheil von dem, was die Abſicht der Großmächte geweſen war. Aber König Wilhelm nahm keine Rückſichten.

Zwiſchen Belgien und Holland beſtand ſchon ſeit faſt 300 Jahren der ſchroffſte Gegenſatz des religiöſen Bekenntniſſes. Nir-

gends war der reformirte Calvinismus einseitiger und härter, als in Holland, und nirgends der Katholicismus bigotter, als in Belgien. Es war kaum möglich, solche Gegensätze zu versöhnen, und schon aus diesem einzigen Grunde war die von den Großmächten beliebte Schöpfung des Königs der Niederlande, in welchem Belgien und Holland unter einen Hut gebracht werden sollten, eine politische Mißgeburt. König Wilhelm hätte nun aber wenigstens die Kluft zwischen beiden Ländern nicht noch weiter aufreißen und den alten Haß neu entflammen sollen. Dieß geschah jedoch, indem er das kleinere Holland von Anfang an auf Kosten des größeren Belgien begünstigte. Die von ihm octroyirte Verfassung bestimmte, daß die Holländer, obgleich geringer an Seelenzahl, doch nicht weniger Deputirte in die Kammer wählen sollten, als die Belgier. Man konnte ihm dieß, im Grunde genommen, nicht verdenken, denn da er selbst Holländer war, konnte er Holland nicht wohl vom Willen einer belgischen Mehrheit abhängig machen. Auf der andern Seite durfte er aber auch nicht einmal den Schein annehmen, als wolle er das belgische Element unterdrücken, und er hätte die Belgier wohl versöhnen können, wenn er in andern Beziehungen mehr für sie gethan hätte. Die Verfassung, die von Holland schon angenommen war, wurde von einer Versammlung notabler Männer in Brüssel mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Darum aber bekümmerte sich der König nicht, sondern promulgirte die Verfassung für den ganzen Umfang seiner Länder. Am entschiedensten stemmte sich dagegen die katholische Geistlichkeit, weil die Verfassung alle Confessionen einander gleichstellte und die Schule von der Kirche trennte, um sie allein der Aufsicht des Staates zu unterstellen. Moritz, Graf von Broglie, Erzbischof von Gent, verweigerte den Verfassungseid und setzte seine Gründe in einem öffentlichen Schreiben auseinander, im Jahre 1816. Allein die damalige Zeit war Widerspenstigkeiten gegen eine anerkannte Regierung nicht günstig; der König verfuhr mit äußerster Energie, ließ dem Erzbischof als Landesverräther den Prozeß machen und zwang ihn, sich über die

Grenze zu flüchten; ja er trieb die Gewaltthätigkeit ſo weit, das Urtheil des entflohenen Erzbiſchofs an den Pranger anſchlagen zu laſſen, neben zwei, an demſelben ausgeſtellten Dieben. Eine ſolche Brutalität mußte nothwendig die ganze katholiſche Bevölkerung aufs tiefſte beleidigen. Aber auch die ehemaligen Offiziere und Beamten der napoleoniſchen Zeit wurden durch Zurückſetzung gekränkt. Umſonſt verwendete ſich der Prinz von Oranien, älteſter Sohn des Königs, für zweiundvierzig auf halben Sold geſetzte Offiziere. Der König blieb halsſtarrig und der Prinz gab der öffentlichen Meinung eine glänzende Genugthuung, indem er ſeine Stelle als Befehlshaber der Armee niederlegte. Die alten Anhänger Frankreichs waren es nun hauptſächlich, um die ſich, als um einen Kern, nach und nach in Belgien eine liberale Partei wie in Frankreich bildete. Da ſowohl die liberale, als die Prieſterpartei vom tiefſten Haß gegen die Regierung erfüllt waren, ſo verſtändigten ſie ſich unter einander zum gemeinſamen Widerſtande; man ſah hier zum erſtenmal die Ultramontanen mit den Anhängern Voltaire's Hand in Hand gehen. Beide machten an die Regierung gleiche Anforderungen, wenn auch jede Partei etwas ganz anderes damit wollte. Die klerikale Partei unterſtützte die Liberalen in der Forderung der Preßfreiheit, um auch für ihre eigenen Principien das freie Wort zu erobern. Die Liberalen halfen den Ultramontanen, als dieſe die Schule von der Staatsaufſicht emancipiren wollten, und gönnten ihnen Prieſterſeminare und Jeſuitenſchulen, ſofern ſie für ſich ſelbſt weltliche Univerſitäten und Schulen mit unumſchränkter Lehrfreiheit erlangten. Dieſe an ſich ganz unnatürliche Verbindung zweier principiell entgegengeſetzter Parteien hatte doch damals einen praktiſchen Vortheil für beide. Ihr Zuſammenhalten in den Generalſtaaten bewirkte 1818 die Verwerfung eines von der Regierung eingebrachten ſtrengen Preßgeſetzes, 1819 die Verwerfung des von der Regierung verlangten zehnjährigen Budgets. Dagegen wurde 1818 der Sklavenhandel in den Colonien abgeſchafft. 1819 wagte der König durch bloße

Verordnung (vom 15. September) den Gebrauch der Volksſprache in allen öffentlichen Urkunden einzuführen. Nichts war natürlicher als eine ſolche Verordnung, da die Belgier und Holländer mit ſehr geringer mundartlicher Abweichung der einzelnen Provinzen dieſelbe niederländiſche Sprache reden, und nur ein kleiner Theil der belgiſchen Bevölkerung wallonisch ſpricht. Allein die gebildeten Claſſen in Belgien hatten ſich einmal an die franzöſiſche Sprache gewöhnt und die Oppoſition griff nach allem, was ſie als Waffe gegen die Regierung kehren konnte, erklärte mithin auch jene Verordnung für einen gewaltſamen Eingriff in die Rechte der Belgier. Der edle Willems, der ſich das größte Verdienſt um Herausgabe altniederländiſcher Sprachdenkmale erworben, erließ 1824 einen feurigen Aufruf an alle Vlämingen, ſich ihrer guten deutſchen Mutterſprache anzunehmen und das Franzöſiſche zu fliehen. Aber ſein Patriotismus ſtieß bei den vorherrſchenden Leidenſchaften an. Er drang nicht durch und wurde nur verdächtigt.

Die belgiſche Oppoſition befand ſich in den zwanziger Jahren unter dem nämlichen Drucke, wie alle übrigen in Europa. Vor dem Machtwort der Congreſſe mußte jede Unzufriedenheit verſtummen. Nur die Angelegenheiten der Schulen und Univerſitäten nährten die Gährung. Die niedern Schulen waren in der franzöſiſchen Zeit äußerſt vernachläſſigt worden, und auch das freie Univerſitätsleben hatte Napoleon nicht geduldet. König Wilhelm ſtellte nun wie die alten holländiſchen Univerſitäten, ſo auch in Belgien die von Brüſſel, Gent, Lüttich und Löwen wieder her. Begreiflicherweiſe wollte er dieſe Lehranſtalten der klerikalen Partei nicht überlaſſen; aber es war unmöglich, ſie zu verholländern. Den katholiſchen Belgiern, ſowohl den phlegmatiſchen und patriarchaliſchen Vlämingen, deren frommes Landvolk dem armen, aber rechtſchaffenen Klerus ſo treu wie in Spanien anhing, als den heißblütigen und fanatiſchen Wallonen ließ ſich auf keine Weiſe der calviniſche Geiſt in der ſteifen, hoffärtigen und langweiligen holländiſchen Form vermitteln. Das begriff der König wohl, er be-

ſtellte daher für ſeine belgiſchen Univerſitäten und insbeſondere für Lüttich Profeſſoren aus Deutſchland, deren überlegenes Wiſſen imponiren und deren geſchmeidigere Form die Belgier gewinnen ſollte. Allein wenn er wirklich den großen Gedanken gefaßt hätte, die der deutſchen Bildung fremd gebliebenen Niederlande in deren Schule hineinzuziehen, ſo hätte er bei den Holländern ſelbſt anfangen ſollen. Da er dieſe ausnahm und nur die Belgier in die deutſche Schule gab, ſah man mit Recht die neuen deutſchen Schulmeiſter auch nur als Werkzeuge ſeiner holländiſchen Politik und nicht als Apoſtel der deutſchen Bildung an. König Wilhelm war in dieſer Sache übel berathen. Man hatte ihn an den Kirchenrath Paulus in Heidelberg gewieſen, um ſich von ihm die Männer bezeichnen zu laſſen, die aus Deutſchland auf die belgiſchen Univerſitäten berufen werden ſollten. Nun war aber Paulus nicht nur Proteſtant, ſondern auch unter allen Rationaliſten derjenige, der den Offenbarungsglauben mit dem giftigſten Haſſe ein halbes Jahrhundert lang verfolgte und durch ſeinen verderblichen Einfluß auf die Kirche und Schule in Baden am meiſten dazu beigetragen hat, dieſen kleinen Staat zu unterwühlen. Paulus ſchrieb damals ein Leben Jeſu, worin er die Wunder des Heilands als Taſchenſpielerkünſte erklärte, wie er überhaupt in ſeinem langen Wirken die Achtung vor dem Chriſtenthume gänzlich zu zerſtören und daſſelbe durch den von ihm ſo genannten Denkglauben d. h. Rationalismus, zu erſetzen ſuchte, der nichts anerkennt, was über den gemeinſten Menſchenverſtand hinausliegt. Welche Unnatur, ſich von einem ſolchen Manne Lehrer bezeichnen zu laſſen, denen die katholiſche Jugend Belgiens anvertraut werden ſollte! Der König erſah ſie insbeſondere für das 1825 in Löwen von ihm geſtiftete philoſophiſche Collegium aus, wo die jungen Kleriker zwangsweiſe Collegien hören ſollten. Man kann ſich denken, wie verhaßt dieſer Zwang und die deutſchen Profeſſoren werden mußten. Sie ſchadeten dem König unendlich in der öffentlichen Meinung. Die Belgier verlangten mit Recht, ihre Kleriker ſollen von guten Katholiken

unterrichtet werden und nicht von Agenten des Unglaubens und Kreaturen eines andersgläubigen Miniſteriums. Zumal das altbelgiſche Löwen ſollte der Kirche erhalten bleiben. Die einſtimmige Oppoſition in Belgien, deren beredteſter Vorkämpfer damals de Gerlache war, bewog den König im Jahre 1827, mit dem Papſt ein Concordat abzuſchließen, wonach wenigſtens die kleinen Seminare der Staatsaufſicht entzogen und dem Klerus überlaſſen wurden. Aber auch dieſe kleine Rechtsgewährung erſchien den damaligen Aufgeklärten ſchon zu weit gegangen und man bedauerte den König, daß er ſich von den Jeſuiten habe übertölpeln laſſen. Auch wurde mit Durchführung des Concordats in mehreren Puncten noch gezögert.

Jede kleine Nachgiebigkeit des Königs weckte den Muth des Widerſtandes, da man beim Könige doch nie einen ernſten Willen zur Nachgiebigkeit ſah, ſondern, wenn er nachgab, nur liſtige Berechnung oder Schwäche. Von dieſer Zeit an wurde die Oppoſition immer mächtiger. Ihre größte Stärke verlieh ihr der förmliche Bund zwiſchen der klerikalen und liberalen Partei, der ſchon ſeit 10 Jahren durch den Abbé de Foere in Lüttich vorbereitet, aber erſt ſpäter durch Baron Secus zu Stande gebracht wurde. Ein Bund, ſo mißgeſchaffen, wie der zwiſchen den zwei zuſammengewachſenen ſiameſiſchen Zwillingen, ſagte man damals; allein wie Gegengift und Gift, ſo ſchlug hier eine Unnatur die andere, denn die ſtaatliche Verbindung Belgiens und Hollands war nicht minder mißgeſchaffen. Die vornehmſte Perſönlichkeit in der klerikalen Partei wurde der Erzbiſchof van Bommel in Lüttich. Die kirchliche Oppoſition nahm, was ganz natürlich war, einen ultramontanen Charakter an, weil gegen die calviniſche Staatsgewalt nur in Rom Schutz zu finden war. Sie nahm aber auch zugleich einen demokratiſchen Charakter an, was theils aus ihrer Verbindung mit den Liberalen, theils aus dem Einfluß hervorging, den die Schriften von Lammenais auf den niedern belgiſchen Klerus ausübten. Man bezeichnete die ſtille Gluth in dieſem Klerus als „ſie-

dendes Weihwasser." Frankreich übte noch einen andern Einfluß auf diese belgische Partei. Unter Karl X. nämlich florirte die Kirche in Frankreich, während sie in Belgien drangsalirt war. Der belgische Klerus wäre damals gerne französisch geworden. — Die liberale Partei wurde ebenfalls durch die wachsende Stärke ihrer Parteigenossen in Frankreich gehoben und influenzirt. Das schöne Brüssel war ein „kleines Paris". Hier lebte der größte Theil der berühmten aus Frankreich verbannten Republikaner und Bonapartisten, auch viele verbannte Polen und Italiener. Hier wurde alles gedruckt, was in Paris selbst nicht gedruckt werden durfte. Hier war ein Feuerheerd für jede europäische Unzufriedenheit. Und dieses geistig gährende Brüssel wurde vom König bei weitem nicht gehörig überwacht. Der Hof weilte nur kurz hier und länger in dem einsamen Haag. Auch war Brüssel nie mit einer starken Truppenmacht besetzt, die Opposition hatte hier freies Spiel.

Sie wurde nach dem Concordat immer mächtiger. Die Presse führte eine kühne Sprache. Die Generalstaaten häuften Motionen und Petitionen. Ein gewisser de Potter, ein wenig achtungswürdiges Subject und gemeiner liberaler Schreier, wurde plötzlich Abgott des Volkes, als er in Folge eines Preßprozesses in Verhaft kam, am 20. Dezember 1828. Es gab deshalb einen großen Auflauf in Brüssel und dem verhaßten Justizminister van Maanen wurden die Fenster eingeworfen. Im Beginne des folgenden Jahres verlangten die Generalstaaten stürmisch die Gleichstellung der Belgier mit den Holländern in den Staatsämtern und gleiches Wahlrecht in Belgien wie in Holland, denn unter 40 Ministerialbeamten und unter 32 Gesandten und Consuln befanden sich nur je zwei Belgier und während in Holland auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter kam, waren es 70,000 in Belgien. Außerdem verlangte die Opposition die genauere Vollziehung des Concordats, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc. Alle diese Dinge wurden mit einer solchen Heftigkeit gefordert, daß der König in Bezug auf die belgische Opposition den Ausdruck „infam" fallen ließ. Aber die

ſich zu Cäſars Zeiten in 4 Gauen mit 12 Städten und 400 Dörfern von dem Züricherſee über Orbe in Waadtland bis an den Lemanerſee ausdehnten und wahrſcheinlich über die Thalgebiete der Limmat, Reuß und Aare verbreiteten, indem ſie mit den Rauracern durch die Gränzſcheide des Jura zuſammenſtießen. Bei ihrer Wiederauswanderung zu Cäſars Zeiten waren wohl bedeutende Reſte gleich zurückgeblieben, auch ſind ſie nach ihrer Niederlage bei Bibrakte (Autun) in einer noch immer bedeutenden Anzahl wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Dieſe Reſte wurden in dem Verlaufe der beinahe 500jährigen römiſchen Herrſchaft reichlich mit römiſchen und galliſchen Einwanderungen verſtärkt. Die Helvetier hatten, wie es ſcheint, bei ihrer Einwanderung die Schweiz bereits bevölkert gefunden, von den Rhätiern, die ſich einſt nicht bloß über die ganze Schweiz, ſondern auch weit über die Schweiz hinaus, tief in die tyroliſchen und baieriſchen Gebirge hinein, wie über die baieriſche Ebene ſüdlich der Donau, ja ſelbſt über Oberitalien erſtreckt zu haben ſcheinen. Meiſt wurden die Rhätier von den Helvetiern in die Gebirge wie in die nordöſtliche Ecke des Landes zurückgedrängt, zum Theil indeſſen wohl auch nur unterjocht, wofür wenigſtens die 10,000 Clienten des Orgetorix ſprechen dürften. Dieſe Rhätier aber waren zwar ein von den Galliern verſchiedenes und eigenthümliches, indeſſen ſtammverwandtes, nämlich celtiſches oder romaniſches Volk.

Ueber dieſen galliſchen und celtiſchen Grundſtock haben ſich nun germaniſche Einwanderungen in überwiegenden Maſſen ergoſſen und ihn durchgängig, wenn auch mit großen Gradunterſchieden, germaniſirt, ſo daß der größere Theil der Schweiz deutſche Sprache und Sitte und ſelbſt die franzöſiſch gebliebene Schweiz viel deutſchen Charakter, jedenfalls aber die ganze Schweiz germaniſche Geſellſchafts- und Staatsformen angenommen hat. Die Alpenthäler der ſüdweſtlichen Schweiz: das Oberwallis, die Urcantone, das Entlibuch und Haslithal, das Simmenthal und Saanenland, die, wenn ſie nicht ganz unbewohnt geweſen, wenigſtens nur eine ſehr ſpärliche rhätiſche und helvetiſche Bevölkerung hatten, wurden wahrſcheinlich von den im ſechsten Jahrhundert von Beliſar und Narſes aus Italien zurückgeſchlagenen Oſtgothen in Beſitz genommen, die wenigſtens in den ſchweizeriſchen Alpen ſich verlieren und verſchwinden. Nördlich ſind in überwiegenden Maſſen die

Opposition nahm diese Beschimpfung als Ehrennamen auf und ließ ein Medaillon prägen, auf einer Seite das Grundgesetz, auf der andern die Unterschrift fidèle jusqu'à l'infamie. Im April verwarfen die Generalstaaten ein neues Preßgesetz und im Mai abermals das zehnjährige Budget. Auch wurde schwere Klage erhoben über die Geldopfer, die man Belgien auflege. Belgien mußte steuern, um die holländischen Deiche und Dünen, und um die holländische Flotte zu erhalten. Belgien mußte die Staatsschuld mit Holland theilen, obgleich es selbst bei der Vereinigung mit Holland nur 32 Millionen, Holland aber 2000 Millionen Staatsschulden gehabt hatte.

Der König wurde doch etwas besorgt und begann nachzugeben. Er selbst machte noch im Frühjahre 1829 eine Rundreise durch Belgien und bezeigte sich freundlich. Die Opposition erwies ihm die größten Ehren, aber mit Affectation nur für seine Person, mit dem Vorbehalt, nach wie vor sein Ministerium zu bekämpfen. Er fügte übrigens zu den Worten die That, indem er endlich zu Erfüllung des Concordats das Collegium zu Löwen für facultativ erklärte, d. h. dem Klerus wieder Preis gab, endlich auch den Gebrauch der französischen Sprache, wenigstens in Privaturkunden, Verträgen, Testamenten, erlaubte.

Im October kamen die Generalstaaten wieder zusammen, aber man merkte nichts von Versöhnlichkeit. Die vereinigte Opposition der Liberalen und Klerikalen, verbunden mit den Ausfällen der Presse, ärgerte den König so sehr, daß er als persönlich Beleidigter unmittelbar eine donnernde und drohende Botschaft an die Generalstaaten erließ und sein Minister van Maanen alle die Staatsdiener absetzte, die als Abgeordnete gegen das Ministerium gestimmt hatten. Auch wurde am 9. Januar 1830 das Collegium in Löwen wieder aufgehoben und die offizielle Zeitung schrieb: „Diejenigen, welche die Herrschaft des Klerus befürchten, dürfen unbesorgt seyn. Die Regierung zieht mit fester Hand die Grenze zwischen der weltlichen und geistlichen Macht." Im Beginn des Februar tumultuirten die

Studenten in Löwen, bei welcher Gelegenheit einer der neuen deutſchen Profeſſoren, Warnkönig, übel behandelt wurde. Für die abgeſetzten Deputirten wurden Subſcriptionen geſammelt und de Potter ſuchte dieſen Subſcriptionen eine ſo weite Ausdehnung zu geben, daß eine große Oppoſitionscaſſe daraus geworden wäre, wenn die Regierung nicht de Potter, Tielemann, Bartels, Cobe-Mommens und van der Straten als Hochverräther hätte in Verhaft nehmen laſſen. Aber dieſer Proceß, bei dem ſich als Vertheidiger beſonders der Advokat van de Weyer hervorthat, ſchadete wieder nur der Regierung. Ein eigentliches Verbrechen konnte nicht erwieſen werden, und de Potter, Tielemann und Bartels wurden nur verbannt, die übrigen freigeſprochen. Hierauf verlegte van Maanen den oberſten Gerichtshof von Brüſſel nach dem Haag. Da die Regierung feſt blieb, ſo nutzte ſich das ermüdende Geſchrei der Oppoſition allmählig ab und die Sitzung der Generalſtaaten, die bis zum 2. Juni dauerte, endete mit einer moraliſchen Niederlage für die Belgier. Der holländiſche Abgeordnete Dunker Curtius bewies, daß die Unzahl belgiſcher Petitionen, mit denen man Jahr aus Jahr ein die Generalſtaaten überſchütte, ein Unfug ſeyen, der den Betheiligten ſelbſt am Ende läſtig werden müſſe. Der Mißbrauch habe dieſe Waffe abgeſtumpft. Man erkannte das an und 964 Petitionen wurden beſeitigt. Auch kam endlich ein neues Preßgeſetz zu Stande. Libry Bagnano, Herausgeber des „National“ in Brüſſel, wirkte nicht ohne Talent für das Miniſterium, wurde aber auch beſchuldigt, dafür 100,000 Franken aus dem Fond für Gewerbe zu beziehen. Da ſich die Oppoſition ſchwächer gezeigt, glaubte die Regierung nun auch ihrerſeits zur Beruhigung der Belgier einen Schritt thun zu müſſen (vielleicht ſchon im Hinblick auf die Gährung im benachbarten Frankreich) und machte dem langen Streit um die Schulen dadurch ein Ende, daß ſie den Volksunterricht den Gemeinden, alſo in Belgien der vom Klerus geleiteten Bevölkerung ſelbſt überließ und auch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache bei den Gerichtshöfen der ſüdlichen Provinzen geſtattete.

So standen die Dinge in Belgien, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach und begreiflicherweise alle Hoffnungen der Opposition neu belebte. De Potter schrieb aus Paris einen Brief an den König, worin er ihm in ehrerbietigen Ausdrücken, aber auch mit Auskramung einer unendlichen Eitelkeit, den Rath ertheilte, einer Revolution in Belgien durch die Bewilligung aller belgischen Forderungen zuvorzukommen. Der unberufene Rathgeber erhielt keine Antwort, auch fand sich der König nicht bewogen, Furcht und Schwäche blicken zu lassen. In den ersten Wochen geschah nichts, aber das belgische Volk zitterte vor Ungeduld, dem französischen nachzuahmen, und es fehlte nicht an Franzosen, die, wie Louis Blanc, ausdrücklich von Paris nach Brüssel kamen, um Revolution zu machen. Am 25. August, dem Geburtstage des Königs, sollte zugleich dessen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden desfalls in Brüssel große Feste vorbereitet. Aber schon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranschläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Dies erweckte nach oben hin ernste Besorgniß und die Feste wurden abbestellt. Wie drohend die Haltung des Volkes damals schon war, erhellte daraus, daß Libry Bagnano sein schönes Hotel in Brüssel von der Polizei bewachen lassen mußte und endlich so Angst bekam, daß er davon floh. Am Geburtstag des Königs selbst, dem am meisten gefürchteten Tage, sollte nach van Maanens Ansicht nicht die geringste Feierlichkeit in Brüssel stattfinden, aber ein anderer Minister, Gobbelschroy, war anderer Meinung und drang damit soweit durch, daß wenigstens am Abend eine Festoper aufgeführt werden durfte. Das war aber unglücklicherweise die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici“, deren Gegenstand der Aufstand des Masaniello in Neapel ist. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenschaften aufzuregen, als grade diese Musik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelassen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk

drängte ſich rings umher in den Straßen. Jede Muſikſtelle, die der Leidenſchaft des Tages ſchmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der Aufführung der Oper ſtürzte ſich die Menge wie berauſcht von Enthuſiasmus nach dem Hotel Libry's, zerſtörte ſeine Preſſen, plünderte ſeinen reichen Weinkeller und ſteigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirektors Knyff wurde geſtürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palaſt des Juſtizminiſters van Maanen erſt geplündert, dann in Brand geſteckt. Erſt gegen Morgen zeigte ſich die Militairmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernſt zu machen, denn ſie hatte keine gemeſſenen Befehle. Die Regierenden waren offenbar überraſcht und hatten noch keinen Entſchluß gefaßt. Am wahrſcheinlichſten iſt, man wollte jeden ernſten Kampf vermeiden, um den Franzoſen, die das gerade zu provociren ſuchten, keinen Vorwand zur Einmiſchung zu geben.

Erſt Morgens um zehn Uhr am 26. kamen viele gute Bürger auf das Rathhaus und verlangten, eine Nationalgarde bilden zu dürfen, um Volk und Soldaten zu trennen und die Ordnung zu erhalten. Bevor dies aber zu Stande kam, hatten die Gardejäger auf dem Platze Grand Salon ſchon den erſten blutigeren Kampf mit dem Volke zu beſtehen. Die Truppen wurden endlich in ihre Caſernen conſignirt, der Magiſtrat erließ eine beruhigende Erklärung, die raſch und zahlreich zuſammentretende Nationalgarde zog durch die Straßen und ſuchte überall die Ordnung herzuſtellen. Allein das gemeine Volk, die Blouſenmänner und Fabrikarbeiter, ſonderlich Wallonen und Lütticher, ein roher und energiſcher Menſchenſchlag, kümmerte ſich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Caſernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags ſtieg auch über dem Rathhauſe die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und ſchwarz), als das erſte Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Als die Nacht heranbrach, wälzten ſich wilde Arbeiter-

ſchaaren, den Augenblick der Zuchtloſigkeit benutzend, gegen einige große Fabriken und zerſtörten daſelbſt die Maſchinen.

Da von den Truppen keinerlei Offenſivbewegung ausging und auch die Regierung tiefes Schweigen einhielt, ging die Revolution in Brüſſel ihren natürlichen Gang fort. Am 27. gelang es der Nationalgarde, Herr der Stadt zu werden, wobei ſie mehrmals Feuer auf den Pöbel geben mußte. Ein energiſcher Mann, Baron Hoogvorſt, trat an die Spitze. Indem derſelbe aber die Anarchie niederhielt, nahm er auch eine feſte Stellung gegenüber der Regierung ein und erklärte dem General Bylandt, der die holländiſchen Truppen bei der Stadt befehligte, er werde ſich dem Einmarſch der Truppen in's Innere der Stadt widerſetzen, worauf jener entgegnete, die Truppen würden nichts unternehmen. Mittlerweile wurde ein Blatt gedruckt, in dem alle „Wünſche der Belgier" verzeichnet waren, nämlich gewiſſenhafte Vollziehung der Verfaſſung, Entfernung van Maanens, ein beſſeres Wahlſyſtem, Geſchwornengerichte wie zur franzöſiſchen Zeit, Verantwortlichkeit der Miniſter, Amneſtie der politiſch Verurtheilten. Von einer Trennung Belgiens von Holland war darin noch nicht die Rede. Am 28. Auguſt, Sonntags, traten 40 der vornehmſten Einwohner Brüſſels zuſammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präſidenten und den Advocaten van de Weyer zum Sekretär und ſchickten eine Deputation an den König nach dem Haag, um ihn mündlich zu erſuchen, den Zeitumſtänden nachzugeben und den Belgiern jetzt endlich die ſo lange gewünſchten Conceſſionen zu gewähren. Somit hätte ſich der Frieden erhalten laſſen.

Allein die Leidenſchaften waren von beiden Seiten thätig, den Frieden zu hindern. Der kriegsluſtige Pöbel, der nun einmal die Holländer unverſöhnlich haßte, hatte ſich von der Nationalgarde in Brüſſel nicht mit Kugeln begrüßen und auseinanderjagen laſſen, ohne vor Wuth mit den Zähnen zu knirſchen. Derſelbe wurde aber jetzt aus den Provinzen verſtärkt, denn ganz Belgien ahmte das Beiſpiel der Hauptſtadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge ſtand

das Volk auf und bald auf allen Puncten. Die robeſten Exceſſe wurden zu Verviers begangen, einer reichen Fabrikſtadt an der preußiſchen Grenze, wo die Arbeiter alle Maſchinen zerſtörten und die Häuſer der verhaßten Beamten verbrannten. Von hier und von Lüttich zogen nun ſehr viele kräftige Arbeiter, von Rogier angeführt, nach Brüſſel, um hier im Herzen des Landes den Sieg entſcheiden zu helfen, und dieſe Leute waren es nicht, die an den Deputationen der guten Bürger eine Freude hatten. Auf der andern Seite hatte auch der alte ſtolze König keine Luſt, nachzugeben. Grade weil die Ereigniſſe ihn drängten, wollte er nicht feig und furchtſam erſcheinen. Er verſprach alſo nichts, ſuchte die Entſcheidung hinzuhalten und verfuhr mit Argliſt und Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weiſe nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es gleich auf die andere Weiſe zu verſuchen. Zu dieſem Zweck ſollten ihm ſeine beiden Söhne dienen. Mit dem einen wollte er die Belgier überliſten und verführen, mit dem andern ſchrecken und zu Boden werfen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, ſollte es mit Unterhandeln und Verſprechungen verſuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, ſammelte im Lager von Vilvorde ſo viele Truppen als möglich.

Die Deputation wurde vom König ohne Zorn empfangen, aber leer abgeſpeiſt. Der König ſagte, ihre Forderungen widerſtreiten der Verfaſſung, er halte ſich an dieſe und laſſe ſich nicht die Piſtole auf die Bruſt ſetzen. Drohungen ſeyen es nicht, durch die er ſich einſchüchtern laſſe. Indeß wurden Hoogvorſt und Gendebien vom Prinzen von Oranien nach dem Schloſſe Laeken eingeladen, wo er ihnen das Verſprechen gab, er werde die Vermittlung zwiſchen den Belgiern und ſeinem Vater übernehmen und alles thun, um ihre Wünſche zu erfüllen. Mit dieſer Erklärung ſtand aber eine andere im Widerſpruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. Auguſt gemeinſchaftlich die Nationalgarde von Brüſſel auf, einmal die drei Farben abzulegen und ſodann ihren „beſchwerlichen Wachdienſt“ wieder den königlichen Truppen zu überlaſſen. Dieſe Forderung

machte den übelsten Eindruck. Man besorgte den Einmarsch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüssel zahlreiche Barrikaden errichtet, um den Truppen den Weg zu verlegen. Baron Secus eilte hinaus zu den Prinzen, um sie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun entschloß sich der Prinz von Oranien, allein nach Brüssel zu gehen und den Weg der Güte zu versuchen, wie er bereits versprochen hatte. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiel entgegen, voran die Mezger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz kam jedoch mitten unter die Aufrührer und erließ eine friedliche Proclamation, worin er ankündigte, daß bereits morgen, am 2. September, eine Commission niedergesetzt werden sollte, um mit ihm gemeinschaftlich die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Die Commission trat zusammen, aber der Pöbel traute nicht. Oraniens Proclamation wurde verbrannt und die Nationalgarde konnte nur mit Mühe einen Angriff auf das Schloß verhüten. In dieser kritischen Lage entschloß sich der Prinz, am 3. September den Belgiern zuerst eine legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland vorzuschlagen, so daß künftig beide Länder jedes seine Kammern und sein Ministerium für sich haben und nur durch Personal-Union derselben Dynastie angehören sollten. Diese Concession gefiel allgemein und der Prinz wurde damals hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerspruch. Der König schien sogar die Nachgiebigkeit seines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten van Maanen seine Entlassung gab. Allein er entschied in der Hauptsache noch nichts, sondern berief erst die Generalstaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Bis diese zusammenkamen, herrschte große Aufregung im ganzen Lande. Das belgische Volk traute dem König nicht und bewaffnete sich fast überall, weil es einen Angriff der Holländer fürchtete. Belgische Soldaten, die nach Holland marschiren sollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Hol-

länder mit Sack und Pack. Auch kriegsluſtige Franzoſen kamen über die Grenze herüber und Brüſſel füllte ſich mit Menſchen an, die zum äußerſten entſchloſſen waren. Nur die große Stadt Gent war aus Handelsintereſſe für die Holländer geſtimmt. In Holland ſelbſt dagegen wünſchte das Volk die Trennung von Belgien ebenſo eifrig wie das belgiſche Volk, und Amſterdam unterſtützte den Plan des Prinzen von Oranien durch eine Adreſſe.

In einer Thronrede, mit welcher der König die Generalſtaaten eröffnete, waltete wieder die Zweideutigkeit vor. Der König erklärte ſich geneigt, „vernünftige Wünſche zu befriedigen, werde aber dem Factionsgeiſte keine Zugeſtändniſſe machen.“ Was ſollte das heißen? Weſſen ſollte man ſich vom Könige verſehen? Kaum war die Thronrede bekannt, ſo wurden die belgiſchen Abgeordneten im Haag durch Adreſſen ihrer Landsleute dringend aufgefordert, wachſam und muthig zu bleiben. Die Abgeordneten wurden von der holländiſchen Bevölkerung im Haag gekränkt und inſultirt. Die holländiſchen Abgeordneten weigerten ſich, in den Generalſtaaten überhaupt von der „Rebellion“ zu ſprechen, ſo lange Belgier zugegen wären. Da inzwiſchen die Holländer nicht gegen die Trennung waren, ließ ſich der König wohl nicht durch die Rückſicht auf ſie, ſondern mehr durch das Intereſſe ſeiner Dynaſtie und vielleicht durch diplomatiſchen Einfluß beſtimmen, die Belgier nicht mehr zu ſchonen. In derſelben Zeit (14. September) feierte der Hof die bis dahin verſchobene Vermählung der Prinzeſſin Marianne. Die Stimmung des Königs muß jedenfalls eine gehobene geweſen ſeyn, da er den kaum abgeſetzten van Maanen auf einmal wieder in ſein Amt einſetzte.

Da ſich nun der König für den ſchon lange ihm vorliegenden Trennungsplan nicht entſchied und auch die Generalſtaaten nicht darauf eingingen, mußten die Belgier endlich überzeugt werden, daß der König freiwillig nie darein willigen werde und daß ſie durch den Prinzen von Oranien nur getäuſcht worden ſeyen. Die Wuth darüber brach zuerſt in Lüttich aus, wo am 15. Septem-

ber der Pöbel die Bürgerwehr über den Haufen warf, einige Tage später die Karthause stürmte und die königlichen Truppen verjagte und eine allgemeine Volksbewaffnung durchsetzte, deren beste Streiter nach Brüssel zogen. Diese Lütticher waren es, die am 19. September bereits gegen die Holländer vorrückten und mit den Vorposten derselben plänkelten. Als die von ihnen erbeuteten holländischen Pferde von den Brüsseler Behörden mit einer Entschuldigung an den Prinzen Friedrich zurückgeschickt wurden, wollten sich das die Lütticher nicht gefallen lassen und schlugen in Brüssel selber los, am 20. September. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete das gemeine Volk alle Posten der Nationalgarde, bemächtigte sich aller Waffenvorräthe und öffentlichen Gebäude, setzte die Behörden ab und eine neue provisorische Regierung ein, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten sollte. Diese Regierung constituirte sich am 21. Zu ihr gehörte van de Weyer, van Meenen, Gendebien und Raikem, sämmtlich Advocaten, Baron Stassart, und die Grafen Merode und d'Oultremont. An dem nämlichen Tage erließ Prinz Friedrich eine Proclamation, worin er seinen Einmarsch in Brüssel ankündigte und die geringste Widersetzlichkeit schwer zu bestrafen drohte. Der Zorn des Volkes war aber schon zu hoch gesteigert, als daß man sich vor diesen Drohungen gefürchtet hätte. Man läutete in Brüssel Sturm, errichtete neue Barrikaden und machte am 22. schon einen Ausfall, um den Feind zu recognosciren. Auch die kaum entwaffnete Nationalgarde schwur, die Stadt vertheidigen zu helfen. Zwei Männer des Vertrauens wurden hinausgeschickt, falls es möglich seyn sollte, dem Blutvergießen noch durch eine Unterhandlung zuvorzukommen, Ducpetiaux, Präsident des revolutionären Klubs, und Eberard; aber der Prinz hörte sie nicht an, sondern ließ sie in Ketten nach Antwerpen bringen.

Am folgenden Morgen, den 23. September, rückte Friedrich mit 6—7000 Mann gegen Brüssel vor und besetzte das Schärbecker Thor, welches, von offenem Terrain umgeben, am wenigsten ver-

theidigt werden konnte. Von dieſem Thore führt die lange und breite Königsſtraße (rue royale), die ebenfalls viele leere Zwiſchenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrſcht, wo die Truppen ſich concentriren und von wo aus ſie ſich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern konnten. Dieſer Angriffsplan war alſo ſehr gut berechnet. Auf der andern Seite ſollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt dringen und, die breiten Boulevards durchziehend, ſich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Das Volk gab die Vertheidigung der offenen Räume in der obern Stadt auf, da es nicht genug Kanonen hatte, und concentrirte ſich hinter den Barrikaden der untern Stadt in engen Gaſſen, in welche das Militair ſchwer eindringen konnte. Einige hundert Lütticher vertheidigten die Thore der obern Stadt nur kurze Zeit und zogen ſich dann in eine Seitenſtraße zurück, von wo aus ſie die Holländer in der Königsſtraße beſchoſſen. Andere unterhielten vom Obſervatorium aus ein mörderiſches Feuer, was die Holländer vom Königsplatze zurücktrieb. Andere holländiſche Colonnen, die durch die Thore von Laeken, Flandern und Namur in die innere Stadt eindrangen, wurden wieder zurückgeworfen. So verging der Tag und am Abend erkannte der Prinz, er ſey nicht ſtark genug, die Stadt zu erobern. Er verſuchte es daher mit Unterhandlungen und ſchickte einen Parlamentair in die Stadt, der aber als Geißel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Der Prinz wollte ſchon den Rückmarſch der Truppen anordnen, als er unterrichtet wurde, es fehle den Brüſſelern an Munition. Dieß bewog ihn, den Kampf am folgenden Tage fortzuſetzen. Während der Nacht wurden in der obern Stadt viele Häuſer von den Holländern geplündert. Die dabei begangenen Greuel ſind vom belgiſchen Parteihaſſe in übertriebener Weiſe dargeſtellt worden.

Am 24. wurde fortgekämpft, aber ohne große Energie, da der

Schwaben und Alemannen eingewandert. Die Schwaben haben sich über das Rheinthal, St. Gallen und den Thurgau, tief in den Canton Zürich hinein verbreitet, und die dortige rhätische Bevölkerung verdeutscht. Die Alemannen dagegen haben sich durch das Aargau über die ganze ebene Schweiz ergossen und die mit gallischen und römischen Einwanderungen reichlich zersetzten Reste der Helvetier theils aufgerieben, theils in sich aufgenommen; sie haben die Rauracer des Frikthals, der Basellandschaft und des Birsecks germanisirt. Mit den Burgundern endlich ist viel germanisches Blut über die französische Schweiz gekommen.

Was die geschichtlichen Verhältnisse der Schweiz zu ihren Nachbarvölkern anbelangt, so kommen hier, wo es sich um die Entwickelung der socialen und politischen Nationalität handelt, beinahe nur Deutschland und Frankreich in Betracht; denn mit Italien ist zwar die Schweiz von jeher in lebhaftem Handel und zu Zeiten in blutigen Kriegen gestanden, ohne daß sie jedoch viel von dem gesellschaftlichen und politischen Leben und Treiben Italiens angenommen hätte. — In der Stellung der Schweiz zu Deutschland und Frankreich dagegen bemerken wir eine durch die 500jährige Geschichte der Eidgenossenschaft hindurchgehende Schwankung, daß sie nämlich von Anfang an, vermöge ihrer Ursprungsverhältnisse, zu deutsch gewesen, in neuester Zeit dagegen, namentlich seit der französischen Revolution — in Sitte und Denkweise schon früher — fast zu französisch geworden ist. Es war namentlich in der Zeit der französischen Revolution, als ob das mit Gewalt zurückgedrängte und Jahrhunderte lang niedergehaltene gallische Element der Schweiz, das in der Stille herangereift, mit lang gesammelter Kraft hervorgebrochen wäre; so jauchzend warf sich die Schweiz dem neuen Frankreich in die Arme, als ob sie in der französischen Revolution nur die eigenen, endlich freigewordenen Bestrebungen erkannt hätte. Wenn ich gesagt, daß die Schweiz ehedem zu deutsch gewesen und neuerdings fast zu französisch geworden, so wird sich dies bei der Darstellung der socialen und politischen Nationalität der Schweiz näher erweisen; hier will ich nur daran erinnern, daß die Schweiz früherhin viel zu unmittelbaren und lebhaften Antheil an den Parteistreitigkeiten Deutschlands,

Prinz erst Verstärkungen abwartete, das Volk aber sich begnügte, aus den Häusern in der Gegend des Parks und Königsplatzes auf die Soldaten zu schießen. Damals drängte sich ein Abentheurer, Don Juan van Haalen, ein Belgier, der in Spanien unter Mina gedient hatte, zum Commando in der Stadt. Außerdem waren die vornehmsten Lenker der Vertheidigung Hoogvorst, Rogier und Jolly. Den Straßenkampf selbst leitete unmittelbar Major Kessels und der s. g. Stelzfuß, ein Invalide Namens Charlier. Durch die von den Holländern nicht besetzten Thore kamen immer neue Vertheidiger in die Stadt. Auch auf dem Lande begann der kleine Krieg. Am 22. September wurde eine Abtheilung Holländer zu Oreye überfallen und zersprengt. Am 23. wurden die holländischen Truppen, die zur Verstärkung nach Brüssel bestimmt waren, an den Thoren von Löwen vom Volke blutig empfangen und zurückgeschlagen. Der Morgen des 25. verging ruhig. Erst am Nachmittage griff van Haalen die Holländer an und entriß ihnen den Palast Bellevue. Am 26. wurde von beiden Seiten in Brüssel blutig gestritten, indem das Volk wüthende Angriffe auf den Park machte, die Holländer aber dennoch nicht vertreiben konnte. Viele Häuser geriethen in Brand und das königliche Schloß selbst kam in Gefahr. Da soll der Prinz vor Zorn geweint haben. In der Nacht aber gab er den erschöpften Truppen den Befehl zum Abzug und Brüssel war frei.

In diesen und den nächstfolgenden Tagen wurden auch aus beinahe allen andern belgischen Städten die holländischen Besatzungen vertrieben, in Ostende, Brügge, Tournay, Mons, Namur, Ypern ꝛc. Ueberall erklärten sich die belgischen Soldaten für die Sache ihrer Nation und sahen sich die holländischen Truppen von einer Mehrheit des bewaffneten Volkes überwältigt, wie namentlich in der sonst starken Festung Namur. Nur Antwerpen, Maestricht, Mecheln, Dendermonde, Vanloo und die Citadelle von Gent blieben noch in der Gewalt holländischer Besatzungen

In den Generalstaaten im Haag drang der belgische Abgeord-

nete von Gerlache, kurz nachdem er persönlich vom holländischen Pöbel insultirt worden war, mit einer erschütternden Rede in die bisher stummen holländischen Abgeordneten, sich auszusprechen und eine Entscheidung zu treffen, am 21. Aber erst nach dem Rückzug der Truppen von Brüssel faßten die Generalstaaten einen Entschluß und bewilligten mit 81 gegen 19 Stimmen die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. September. Das Zaudern der holländischen Deputirten erklärt sich einfach aus der Rücksicht, die sie auf den König nahmen. Die Mehrheit auch in Holland war längst für die Trennung, aber man wollte dem Könige nicht gern zuvorkommen. Jetzt hatte der König, so scheint es, die Trennung zugegeben. Aber der Beschluß kam zu spät. Die siegesstolzen Belgier nahmen jetzt keine Capitulation mehr an. Am 27. war de Potter in Brüssel angelangt und hatte sich an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, die sofort am 5. October die Unabhängigkeit Belgiens proclamirte, eine Commission zu Ausarbeitung einer Verfassung niedersetzte, einen Nationalcongreß nach Brüssel berief und alle Verträge, die von Belgiern (in den Generalstaaten) ohne Wissen der provisorischen Regierung etwa mit Holland eingegangen würden, im Voraus für nichtig erklärte.

An demselben Tage (5. October) rief der König alle Holländer unter die Waffen, und zeigte sich der aus Brüssel geflüchtete Prinz von Oranien in Antwerpen, um von hier aus neue Vermittlungsversuche zu machen. Um ihn hatten sich Belgier von gemäßigter Gesinnung geschaart, die mit de Potter und der beginnenden Pöbelherrschaft keineswegs einverstanden waren, namentlich der den Prinzen begleitende Gobbelschroy. Zum Pfand der Versöhnung wurde sogleich die Freilassung von Ducpetiaux verfügt. In der Proclamation, welche der Prinz erließ, kündigte er sich zuversichtlich als den bereits vom König ernannten Chef der von der holländischen getrennten belgischen Administration an und suchte den Gemäßigten Muth und Vertrauen einzuflößen, während er den Exaltirten Freiheiten in Hülle und Fülle versprach. Allein diese Proclamation

wurde, sofern sie durch die Regentschaft des Prinzen die bisherige provisorische Regierung zu verdrängen beabsichtigte, von der letztern stolz abgewiesen. Die provisorische Regierung erklärte am 9., das Haus Nassau-Oranien habe durch sein letztes Verfahren gegen Belgien alles Recht auf dieses Land verwirkt und der Prinz besitze keinen Rechtstitel, als Regent aufzutreten, er könne denselben erst erwerben, wenn ihn der belgische Nationalcongreß erwähle.

Die Wahlen zum Nationalcongresse wurden vorgenommen und erlaubten der klerikalen Partei, die weder von de Potter, noch vom Prinzen etwas wollte, zum erstenmale ihr Gewicht in die Wagschaale zu legen, indem sie einen großen Einfluß auf die Wahlen übte und eine Mehrheit von gemäßigten Männern in denselben durchsetzte, die den republikanischen Gelüsten de Potters entschieden entgegentraten und, obgleich sie ebenso entschieden die Trennung von Holland wollten, doch den europäischen Großmächten conservative Bürgschaften darboten und von denselben die Erlaubniß zu der beabsichtigten Trennung zu erlangen weit eher hoffen durften, als die ultrallberale Partei unter de Potter. Die besitzenden Classen, alle, die etwas zu verlieren hatten, stimmten mit der klerikalen Partei darin überein, daß die Anarchie und demokratische Bestrebungen das verkehrteste Mittel seyen, um die Großmächte günstig zu stimmen. Die Wahlen fielen daher, obgleich im Sinne nationaler Unabhängigkeit, doch so conservativ aus, daß de Potter selbst durchfiel und gar nicht in den Nationalcongreß gelangte. Dieser Sieg der gemäßigten Partei wurde vom Prinzen von Oranien mißverstanden, indem er meinte, er könne *ihm* zu gut kommen. Er erließ daher am 16. abermals eine Proclamation, worin er Belgien als unabhängigen Staat anerkannte, sich selbst „an die Spitze der Bewegung stellte", und die Miene annahm, als wolle er seinem Vater zum Trotz die belgische Revolution durchführen. Diese Kundgebung machte keinen andern Eindruck, als daß sie den Charakter des Prinzen schwer verdächtigte. Denn entweder war er ein ungehorsamer Sohn und Rebell, oder er handelte im geheimen Einverständniß mit seinem

Vater, um die empörten Belgier einſtweilen in den Zügel zu nehmen und ſie ſpäter wieder auszuliefern. Die proviſoriſche Regierung in Brüſſel erklärte dem Prinzen am 18., er habe ſich aller ferneren Einmiſchung in die belgiſchen Dinge zu enthalten.

An demſelben Tage eröffnete der König die ſchnell wieder zuſammenberufenen Generalſtaaten im Haag und erklärte in der Thronrede, er ſtimme der adminiſtrativen Trennung der ſüdlichen Provinzen zu und habe den Prinzen von Oranien beauftragt, einſtweilen die Regierung derſelben zu übernehmen. Ob er das geſagt, weil er den Prinzen wirklich beauftragt hatte, oder ob er ihn auf dieſe Weiſe nur entſchuldigen wollte, um ihn vor den Holländern nicht zu compromittiren, ſteht dahin. Der Prinz ſelbſt vermochte ſich in Antwerpen nicht länger zu halten und kehrte nach dem Haag zurück. Man hat ihn dort am Hofe geſehen, wie er ſehr niedergeſchlagen ſchien, ſein Vater ihm aber tröſtend auf die Achſeln klopfte. Er begab ſich nachher für einige Zeit nach London, vielleicht um den Schein noch immer feſtzuhalten, als ſey er mit ſeinem Vater nicht einerlei Meinung und um ſich noch eine letzte Möglichkeit in Belgien offen zu halten.

Inzwiſchen dauerte die kriegeriſche Bewegung im Lande fort. Am 17. October wurden die Holländer gezwungen, die Citadelle von Gent und Mecheln, am 21. Dendermonde zu räumen. Der intriguante van Haalen wurde vom Militair-Commando abgeſetzt und General Nypels an die Spitze der belgiſchen Armee geſtellt, der ſogleich Truppen unter Oberſtlieutenant Niellon nach Antwerpen ſandte. Unterwegs ſtießen dieſe zweimal auf holländiſche Truppen und ſchlugen ſie zurück. In der großen Handelsſtadt Antwerpen ſelbſt herrſchte eine furchtbare Aufregung. Die zahlreichen Bürger und Arbeiter waren gut belgiſch geſinnt, aber die Holländer unter General Chaſſé beherrſchten die Stadt von der ſehr feſten Citadelle aus. Als Niellon in die Stadt einzog, kam es bald zu blutigen Straßengefechten, in denen die Holländer, an Zahl geringer, zurückgetrieben wurden. Am Ende zogen ſich dieſe ſämmt-

lich in die Citadelle zurück und Chassé schloß mit Niellon einen Waffenstillstand, worin jener sich verpflichtete, nicht auf die Stadt zu schießen, sofern er selbst in der Citadelle nicht angegriffen würde. Es kam darauf an, die schöne und reiche Stadt zu retten, da sie Chassé jeden Augenblick mit Bomben überschütten konnte. Nun ließ sich aber der belgische Pöbel in gewohntem Uebermuthe nicht abhalten, gegen die Citadelle und selbst gegen die im Hafen liegenden holländischen Schiffe zu feuern. Chassé begnügte sich anfangs, an den angegriffenen Puncten weiße Fahnen aufstecken zu lassen, um den Insurgenten anzudeuten, daß sie dahin nicht schießen dürften. Allein sie kehrten sich nicht daran und verlangten, die Citadelle solle sich ergeben. Als Niellon in einer Besprechung mit Chassé diesem selbst eine so ehrenrührige Zumuthung machte, weil sich die belgischen Truppen nicht länger zurückhalten ließen, sagte Chassé: „Ihr werdet meine Antwort bald hören." Und kaum waren die Parlamentaire zurückgekehrt und hatten die belgischen Freischaaren den Angriff auf die Citadelle wieder begonnen, so begann auch Chassé das Bombardement der Stadt und seine Antwort donnerte aus 300 Feuerschlünden ununterbrochen 7 Stunden lang. Das Feuer war hauptsächlich gegen die großen Waarenmagazine an der Schelde gerichtet, die gänzlich zusammengeschossen wurden. Man glaubte daher, es sey hierbei holländische Handelseifersucht mit im Spiele gewesen. Eine kleine holländische Flotte im Hafen unterstützte das Feuer der Citadelle und that der Stadt ebenfalls großen Schaden. Nach dieser kräftigen militairischen Belehrung wagten die belgischen Freischaaren nicht mehr, weder Chassé's Ehre anzutasten, noch einen Schuß gegen die Citadelle zu thun. Das besoffene Volk wurde hier wieder nüchtern.

Noch aber spielten in andern Theilen des Landes die von Sieg und Wein berauschten blauen Blousen eine große Rolle. Der abgesetzte van Haalen stellte sich zu Mons an ihre Spitze, wo am 18. und 19. October volle Anarchie herrschte und der Pöbel plünderte. Erst am 20. gelang es, die Ordnung herzustellen und van

Haalen zu verhaften, da er verdächtig war, für den Prinzen von Oranien zu wühlen. Aehnliche Exceſſe beging der Pöbel in denſelben Tagen zu Brügge, Charleroi, Thuin, Jemappe ꝛc., den ärgſten aber zu Löwen, wo der holländiſche Major Gaillard, der frühere Stadtcommandant, eine ganze Stunde lang unter Kolbenſtößen und Schlägen mit brennenden Fackeln durch die ganze Stadt geſchleppt und endlich an einem friſch gepflanzten Freiheitsbaume aufgehängt wurde.

Für das Ausland lag die Bedeutung der belgiſchen Revolution vornehmlich in dem Umſtande, daß ſie eine Nachahmung der franzöſiſchen und von der liberalen, franzöſiſch geſinnten Partei ausgegangen war. Eine Wiedervereinigung Belgiens mit Frankreich war es, was die Liberalen ebenſo lebhaft wünſchten, als die Großmächte ſich dagegen ſtemmen mußten. Die Diplomatie entwickelte daher große Thätigkeit. Ludwig Philipp hatte die Wahl, die Liberalen in Belgien zu unterſtützen, Belgien ſogleich mit Frankreich zu vereinigen und der Revolution, die ſich bereits durch Deutſchland bis nach Polen hin verbreitet hatte, ſeine Waffen zu leihen, oder aber ſich insgeheim mit den Großmächten abzufinden und durch geſchickte Dämpfung der revolutionären Elemente in Frankreich ſelbſt auch jene nachgemachten Revolutionen außerhalb Frankreichs im Keime wieder erſticken zu helfen. Er wählte das letztere, indem er Gendebien, der ihm Belgien anbot, zurückwies, und der wichtige Dienſt, den er dadurch den Großmächten leiſtete, war es hauptſächlich, was ihm die Anerkennung ſeiner Uſurpation ſicherte. Ludwig Philipp verpflichtete ſich, Belgien nicht mit Frankreich zu vereinigen und auch die Errichtung einer Republik daſelbſt nicht zu dulden. Er machte aber die Großmächte darauf aufmerkſam, daß auch ſie gegen die Unabhängigkeit Belgiens nichts unternehmen dürften, weil er ſonſt der öffentlichen Meinung in Frankreich nicht mehr gebieten könne und gegen ſeinen Willen in den Krieg fortgeriſſen werden würde. Das Vernünftige dieſes Bedenkens ließ ſich nicht mißkennen. Rußland wollte anfangs den König Wilhelm

unterstützen und nicht dulden, daß ihm Belgien entrissen werde. Aber England fand seinen Vortheil dabei, das Königreich der Niederlande zu theilen und durch die Theilung zu schwächen, denn Holland concurrirte mit seiner Marine, Belgien mit seiner Industrie; in ihrer Vereinigung waren ihm beide gefährlich. Auch sicherte sich England durch Unterstützung Ludwig Philipps einen Einfluß in Frankreich, wie es ihn vorher nie gehabt hatte. Preußen mußte fürchten, die Revolution werde sich über seine Rheinprovinzen ergießen; Oesterreich mußte Italien und Polen hüten. So wollte keiner die Last eines europäischen Krieges auf sich nehmen und sämmtliche Großmächte erklärten sich bereit, Belgiens Unabhängigkeit unter der Bedingung zu garantiren, daß es weder an Frankreich fallen, noch eine Republik werden dürfte. Beide Theile kamen mithin darin überein, in Belgien nicht zu interveniren, weder die Großmächte, um die Souverainetät des legitimen Königs Wilhelm in Belgien herzustellen, noch Frankreich, um in Belgien für sich zu handeln. Zum erstenmale wurde das seit den großen Congressen festgestellte Princip der Legitimität verlassen und an die Stelle desselben das Princip der Nichtintervention gesetzt. Gemäß dem ersten Princip hatte Oesterreich 1821 in Italien, Frankreich 1823 in Spanien zu Gunsten der Legitimität interveniert. Jetzt durfte das gleiche zu Gunsten der Oranischen Legitimität nicht mehr geschehen. Die Seele aller diplomatischen Unterhandlungen, welche die Zukunft Belgiens und die Haltung des Königs der Franzosen betrafen, war der alte Fürst Talleyrand, den Ludwig Philipp als seinen Gesandten nach London schickte. Hier wurde am 4. November ein Ministercongreß eröffnet, der die belgische Sache in die Hand nahm und dieselbe auch glücklich erledigte, obwohl mit vieler Mühe und nicht ohne sich selbst durch die große Menge und den sich widersprechenden Inhalt seiner Protocolle in übeln Ruf zu bringen. Neben Talleyrand saßen in diesem Congresse von Seite Englands Lord Aberdeen, von Seite Oesterreichs Fürst Esterhazy, Preußens: Herr von Bülow und Rußlands: Graf

Matuszewitſch. Vor allen Dingen verpflichtete der Congreß gleich in ſeinem erſten Protocoll vom 4. November die Belgier und Holländer zu einem Waffenſtillſtande, der inzwiſchen den belgiſchen General Daine nicht abhielt, die Feſtung Vanloo zu überrumpeln und die holländiſche Beſatzung gefangen zu nehmen (11. November).

Am 10. wurde der belgiſche National-Congreß in Brüſſel eröffnet und zwar durch de Potter, weil dieſer Präſident der noch beſtehenden proviſoriſchen Regierung war. Der Congreß bezeugte ihm ſeine Mißachtung dadurch, daß er ihm eine feierliche Begrüßung verweigerte und ihm nur zwei Deputirte entgegenſchickte. Nachdem er die Eröffnungsrede gehalten, war er abgethan und wurde von der Volksgunſt gänzlich verlaſſen. Präſident des Congreſſes wurde Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbeſitzer und ſehr gemäßigter Mann. Die Mehrheit ſtimmte mit ihm darüber ein, daß der Nationalcongreß fortan möglichſt Hand in Hand mit dem Londoner Miniſtercongreß gehen müſſe. Die republikaniſche Partei kam gar nicht auf und die franzöſiſche vertheidigte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich nur noch, um der franzöſiſchen Stimme in London Nachdruck zu geben, denn man wußte wohl, Ludwig Philipp werde für ſich nicht annehmen und ſich darauf beſchränken, Belgien von Holland unabhängig zu erhalten. Von London aus wurde den Belgiern angedeutet, ja das Großherzogthum Luxemburg delicat zu behandeln, weil dieſer Theil der Niederlande allein zum deutſchen Bunde gehöre und es für ſie nicht rathſam ſey, den deutſchen Bund gegen ſich aufzubringen. In allen dieſen Beziehungen wurde der talentvolle junge Rothomb als glänzender Redner im Congreß der Vermittler zwiſchen London und Brüſſel. Der Brüſſeler Congreß beſchloß am 18. November, Belgien ſey unabhängig unter Vorbehalt der „Beziehungen Luxemburgs zum deutſchen Bunde“; am 23., Belgien müſſe eine Monarchie bleiben; am 24., das Haus Naſſau-Oranien ſey vom belgiſchen Throne ausgeſchloſſen; am 15. Dezember genehmigte er das Zweikammerſyſtem; am 16. den

von London vorgeschriebenen Waffenstillstand. Nachdem sich nun der Congreß so gefügig gezeigt hatte, erkannten die Großmächte durch das Londoner Protocoll vom 20. Dezember Belgiens Unabhängigkeit an. Das war nur die natürliche Folge der vorangegangenen Anerkennung Ludwig Philipps.

Beide Thatsachen, die Anerkennung Ludwig Philipps und Belgiens durch die Großmächte, bewiesen der Welt, daß von nun an das Interesse des Augenblicks über die Grundsätze, auf denen der Rechtsbestand der Staaten ruhte, vorwalten sollte. Die unbestrittenen Rechte der älteren Linie Bourbon und des Hauses Nassau-Oranien wurden von denen, die seither das Schiedsrichteramt in Europa versahen, und die auf den vorhergegangenen europäischen Congressen das Recht der Legitimität zum unantastbaren rocher de bronze erklärt hatten, auf einmal aufgeopfert und dem, was sie als Unrecht, als offene Rebellion grundsätzlich verdammten, factisch nachgegeben. Diese Concession, von den s. g. drei nordischen oder absolutistischen Mächten Rußland, Oesterreich und Preußen, den beiden constitutionellen Westmächten zugestanden, war nicht ein gewöhnliches Arrangement unter den Garanten des europäischen Gleichgewichts, sondern eine Defection im legitimen Lager, ein Sieg des revolutionären Princips über das conservative von unberechenbaren Folgen.

Da der schwergekränkte König Wilhelm das Unrecht, das man ihm anthat, nicht anerkennen wollte und, zum Angriff zu schwach, wenigstens nichts mehr von dem, was er noch hatte, fahren lassen wollte, und namentlich das zu Belgien gehörende Antwerpen und die Schelde-Schifffahrt nicht frei gab, so dauerten trotz der Protocolle die Feindseligkeiten fort und namentlich bei Maestricht fielen am Ende des December mehrere Gefechte vor, in denen die Belgier vom General Mellinet, einem Franzosen, befehligt waren. Auch hielten die Belgier das Großherzogthum Luxemburg besetzt, mit Ausnahme der Stadt Luxemburg, die als deutsche Bundes-

feſtung eine preußiſche Garniſon hatte. Die Belgier hoffte, dieſe wichtige Provinz behalten zu dürfen. Zunächſt aber galt ſie ihnen als Pfand. Neue Protocolle aus London beſtimmten für Holland die Grenzen, die es 1790 beſeſſen hatte, gaben ihm aber Luxemburg dazu und verpflichteten Belgien, einen Theil der holländiſchen Staatsſchuld zu übernehmen (20. und 27. Januar 1831). Damit erklärte ſich König Wilhelm zufrieden, aber der Brüſſeler Nationalcongreß proteſtirte dagegen am 1. Februar und wollte Luxemburg nicht herausgeben, weshalb nun Holland auch Antwerpen nicht herausgab. Der Verſuch einer Contrerevolution, den Gregoire in Gent machte, wurde am 3. Februar unterdrückt. An demſelben Tage ſprengte ſich der junge holländiſche Lieutenant van Speyck auf der Schelde bei Antwerpen mit ſeinem Kanonenboote heldenmüthig in die Luft, weil es zufällig den Belgiern ſo nahe gekommen war, daß er es nicht mehr retten konnte.

Der belgiſche Congreß votirte am 7. Februar die neue Repräſentativverfaſſung mit einem Könige und zwei Kammern; ungleich ſchwerer war die Wahl des Königs, aber faſt noch dringender. Ein vom Miniſtercongreß in London anerkannter König gab dem Lande ohne Zweifel die beſte Bürgſchaft der Ruhe im Innern und der Sicherheit nach außen. Aber die Wahl war heikel, weil ſich zu viele Intereſſen entgegenträten. Die Belgier ſelbſt wünſchten den Herzog von Leuchtenberg, einen Franzoſen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgeſtellt. Das war aber nur eine Demonſtration. Ludwig Philipp wußte wohl, daß er ſich in einen ungleichen Krieg mit allen europäiſchen Mächten verwickeln würde, wenn er ſeinem Sohne Belgien geben wollte. Er hatte ſich auch ſchon zur Nichtannahme verpflichtet; allein der belgiſche Congreß wählte am 3. Februar den jungen Nemours dennoch zum Könige, nur damit Ludwig Philipp Gelegenheit bekam, vor ganz

den Religionsſpaltungen, genommen, gerade wie ſie nun ſeit der franzöſiſchen Revolution ſich wieder zu tief in die franzöſiſchen Parteiſtreite, die politiſchen Meinungskämpfe, einläßt. Die Strafe folgte dieſer, die nationale Gränze überſchreitenden Theilnahme an fremden Händeln auf dem Fuße nach, indem die Schweiz, wie früher mit den deutſchen Bürgerkriegen, nämlich mit Religionskriegen, ſo neuerdings mit den franzöſiſchen Bürgerkriegen, nämlich mit politiſchen Prinzipienkriegen, ſelbſt angeſteckt worden iſt; anſtatt daß ſie aus beiderlei Bewegungen ſich nur den Nutzen eines klugen Beobachters hätte ziehen ſollen. Hiezu kam noch eine zweite merkwürdige Nemeſis, daß nämlich die Schweiz, ſo lange ſie noch zu deutſch geweſen, in politiſcher Abhängigkeit von Deutſchland ſtand und ſelbſt, nachdem dieſe bis zu dem kaum fühlbaren Reichsverbande aufgelockert war, noch für längere Zeit in immer wiederkehrenden verderblichen Fehden und Zerwürfniſſen mit Deutſchland lag. Daſſelbe Verhältniß hat ſich in neueſter Zeit, nachdem die Schweiz zu franzöſiſch geworden, gegenüber von Frankreich wiederholt. Sie fiel in dem Momente, wo ſie ſich in die fremde, franzöſiſche Bewegung hineinreißen ließ, in politiſche, faſt provinzielle Abhängigkeit von Frankreich, und hat ſeit dieſer Zeit immer wiederkehrende Anfechtungen von franzöſiſcher Seite abzuwehren, bis die Schuld des Abfalls von der nationellen Selbſtſtändigkeit gebüßt und die Urſache der noch fortdauernden zu nahen Berührung, der zu innige Zuſammenhang der politiſchen Sympathien, abgeſchnitten iſt; wozu, man muß es geſtehen, Frankreich ſelbſt ſein Möglichſtes beiträgt.

Die Schweiz hat mit dieſem Hervorbruch des galliſchen Elements ihrer Nationalität an einem höchſt merkwürdigen und großartigen Entwickelungsprozeß der franzöſiſchen Nation, der ſchon ſeit Langem ſich in dieſem Volke vorbereitet hatte, aber erſt in unſern Tagen zu vollendetem Durchbruch gekommen iſt, theilgenommen. Dieſer Entwickelungsprozeß des franzöſiſchen Volkes ging auf nichts geringeres, als: die germaniſchen Elemente der Geſellſchaft und des Staates, welche ſeine gothiſchen, fränkiſchen, burgundiſchen und normänniſchen Eroberer ihm aufgezwungen hatten, wieder auszuſtoßen und ſeine urſprüngliche galliſche Nationalität

Europa ſeine Großmuthsrolle zu ſpielen. Als eine feierliche Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgiſche Krone für ſeinen Sohn ab, tröſtete aber die Belgier, er werde ſie gegen jeden Feind vertheidigen. Bei dieſem Mißlingen der Königswahl wagte de Potter in Brüſſel, an der Spitze eines republikaniſchen Klubs, noch einmal ſich zu rühren, wurde aber mit Vorwürfen und Beſchimpfungen bedeckt und gezwungen, nach Paris zu flüchten. Auch den Stelzfuß verfolgte jetzt derſelbe Pöbel, der ihn früher vergöttert hatte.

Am 24. Februar wurde Surlet de Chokier zum Regenten Belgiens erwählt, bis eine neue Königswahl vollendet ſeyn würde. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachſen-Coburg zu wählen, den Wittwer der engliſchen Prinzeſſin Charlotte, einen in England ſehr angeſehenen Prinzen voll Verſtand und Mäßigung. Allein er war Proteſtant und ſchien nur einen engliſchen Statthalter, wo nicht gar einen Vertreter der nordiſchen Mächte in Belgien vorſtellen zu ſollen. Man hörte im belgiſchen Congreſſe ſehr leidenſchaftliche Reden. Als die Londoner Conferenz in einem Protocoll vom 17. April den Belgiern zumuthete, die im Jahr 1815 als Schutzwehr gegen Frankreich auf Koſten der Alliirten erbauten Feſtungen zu ſchleifen, brach großer Unmuth aus. Mit Recht bemerkte Raubaux, dieſe Feſtungen ſeyen von dem Augenblicke an, in welchem Belgien unabhängig geworden, nicht mehr ein Damm gegen, ſondern für Frankreich und indem Ludwig Philipp zur Schleifung der Feſtungen ſeine Zuſtimmung gebe, opfre derſelbe nicht nur das Intereſſe Belgiens, ſondern auch Frankreichs auf und verrathe die Sache der Freiheit an die h. Allianz. In dieſer Zwiſchenzeit wurde wieder viel und eifrig für den Prinzen von Oranien gewirkt. Da derſelbe nämlich in London gegen Leopolds hier übermächtigen Einfluß nichts hatte ausrichten können, kam er am 21. März nach Holland zurück und ließ ſeine Anhänger in Belgien die äußerſten Anſtrengungen machen, um zum König ausgerufen zu werden. Die ihm ergebenen belgi-

ſchen Generale Nypels und Vandersmiſſen ſuchten die belgiſche Armee, die vor Antwerpen lag, zu verführen, ſcheiterten aber an der Entſchloſſenheit des Oberſten Colin. Anderweitige kleine Demonſtrationen zu Gunſten des Prinzen von Oranien endeten noch kläglicher. Da ſich aber unter den Belgiern eben ſo wenig Sympathieen für den Prinzen Leopold zu erkennen gaben, deutete man von London dem Brüſſeler Congreſſe an, wenn er nicht einen König wähle der in London genehm wäre, ſo dürfe er auch nicht darauf rechnen, daß die Conferenz fernerhin die belgiſchen Intereſſen fördern werde. Dadurch wurde nun der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König der Belgier zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen. Dieſer Wahl folgte ein Londoner Protocoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel feſtgeſetzt waren, welche Belgien auf Koſten Hollands begünſtigten. Sie abſtrahirten nämlich von einer Theilung der holländiſchen Schuld, ſie ſprachen Holland Maeſtricht ab, forderten die Räumung Antwerpens ſeitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg. Leopold hatte die belgiſche Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter ſo günſtigen Bedingungen, die er den Belgiern gleichſam als Gaſtgeſchenk mitbrachte. Aber König Wilhelm und die Generalſtaaten im Haag proteſtirten energiſch gegen dieſe 18 Artikel und als ihre Proteſtation in London ankam, erklärte der ruſſiſche, öſterreichiſche und preußiſche Miniſter, unter dieſen Umſtänden müßten ſie einſtweilen Leopolds Anerkennung aufſchieben. Gleichwohl begab ſich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgiſche Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Feſtlande, landete zu Oſtende, wurde überall unterwegs mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. ſeinen feierlichen Einzug in Brüſſel. Der Regent empfing ihn an der Spitze des Congreſſes und der König beſchwor die neugemachte Verfaſſung. Einige Deputirte von der Oppoſition affectirten bei dieſer Feierlichkeit einen groben Cynismus, allein die ungeheure Mehrheit im Congreſſe und Volke war dem Prinzen auf-

richtig ergeben, weil von ihm allein die Unabhängigkeit und der Friede des Landes erhalten werden konnte.

Der König blieb bis zum 28. in Brüssel und unternahm dann eine Rundreise durch das Land, um überall persönlich die Herzen zu gewinnen. Alle Städte bereiteten ihm Freudenfeste und es schien, als ob das ganze Land eine große Hochzeit feiere. Aber mitten unter den Festen in Lüttich, am 1. August, schreckte den König und die froh bewegte Volksmasse wie ein Donnerschlag die Nachricht, eine zahlreiche holländische Armee sey in die Grenzen eingebrochen. Der König Wilhelm hatte wirklich dem Treiben in London und Brüssel grollend zugesehen, unvermerkt seine Armee verstärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenstillstand aufgekündigt und seine Truppen in Belgien einrücken lassen. Die Belgier waren auf nichts weniger gefaßt und um so entsetzlicher überrascht, als sich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zustande befand. Das Volk hatte in Brüssel unter dem Schutze der Häuser und Barrikaden siegen, die kleinen holländischen Besatzungen in den Festungen hatten durch den Abfall der belgischen Truppen entwaffnet werden können. Aber nicht die debandirte belgische Armee und noch viel weniger die Blousen waren im Stande, im offenen Felde einem energischen Angriffe disciplinirter Truppen zu widerstehen und die Regentschaft hatte das Heerwesen versäumt, in der sichern Erwartung, die Großmächte würden den Waffenstillstand nicht brechen lassen, weshalb die Sorge für das Heer dem künftigen Könige vorbehalten bleiben könne. An der Spitze des holländischen Heeres befand sich der Prinz von Oranien, welcher jedoch ausdrücklich erklärte, er komme nicht, um Belgien wiederzuerobern, sondern nur, um andere Bedingungen für Holland zu erkämpfen, als in den 18 Artikeln enthalten seyen.

Der Prinz von Oranien rückte mit der Hauptarmee gegen Lüttich, er stieß am 3. August zuerst auf den belgischen General Niellon, den er bei Turnhout über den Haufen warf, und am 8. auf den die größere Hälfte der belgischen Armee commandirenden

General Daine, den er bei Hasselt in die Flanke nahm und gleichfalls schlug. Ein kleinerer Theil der holländischen Armee wandte sich nach Antwerpen, verstärkte den General Chassé, besetzte den Capitalendamm, durchstach ihn, überschwemmte dadurch einen schönen Theil von Flandern und drängte die damals vom General Tiecke hier befehligten Belgier zurück. König Leopold hatte Lüttich augenblicklich verlassen und sich in Tiecke's Lager begeben, weil ihm am meisten an Antwerpen lag. Da sich inzwischen Chassé durch den französischen General Veliard und durch den englischen Lord Abercromby, die zu diesem Zwecke eigens an ihn abgeschickt wurden, für die Schonung der Stadt hatte verantwortlich machen lassen, war Leopold auf dieser Seite beruhigt und zog mit den Truppen Tiecke's dem General Daine zu Hülfe. Aber schon war Daine geschlagen und Herzog Bernhard von Weimar, den König Wilhelm zu seinem Statthalter in Luxemburg bestimmt hatte, warf sich von Namur aus zwischen Brüssel und Löwen und schnitt den neuen König Belgiens von seiner Hauptstadt ab, während gegen diesen selbst sein erbittertster Gegner, der Prinz von Oranien, mit überlegenen Streitkräften heranrückte. Bei Tirlemont stießen beide Nebenbuhler um die belgische Krone auf einander, am 11. August. Der linke Flügel der Belgier, unter Niellon, war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blousenmänner unter General Köckelberg verstärkt worden, diese Helden liefen aber beim ersten kräftigen Angriff der Holländer davon. Die meisten warfen die Waffen weg. Viele Flüchtige legten auch die Uniformen und schnitten sich die Schnurrbärte ab, um als Civilisten zu entkommen. Ihre Angst war zum Theil dadurch motivirt, daß man ausgesprengt hatte, man habe keine wirklichen Holländer, sondern in holländische Uniformen verkleidete Preußen vor sich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch diese Erklärung kann die Schmach nicht entschuldigen, mit der sich „die glorreiche Nationalblouse" bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohlverdiente Beschämung der vorherigen Prahlerei. Nur einige Compagnien der

Brüſſeler Nationalgarde hielten Stand, waren aber zu ſchwach, dem Sturme der Holländer zu widerſtehen, die in der Verfolgung Köckelbergs zwiſchen Niellon und Clumpp, welcher den rechten belgiſchen Flügel befehligte, eindrangen und nun auch dieſe ſchlugen. Die ganze Maſſe der Flüchtigen warf ſich in die Stadt Löwen. Der Deputirte Gendebien ritt durch die Straßen und forderte dringend zum Bau von Barrikaden auf. Mittelſt ſolcher und der vielen tauſend Bewaffneten, die hier beiſammen waren, hätte ſich die Stadt allerdings, wenigſtens ſo gut wie früher Brüſſel, halten können; aber ein paniſcher Schrecken hatte alles verwirrt. Der beſchämte und erzürnte König wollte an der Spitze der Reiterei einen Ausfall machen, gab aber beſonneneren Vorſtellungen Gehör und flob nach Mecheln, ehe ihn die Holländer abſchneiden konnten. Wirklich warfen die Holländer ſchon Kugeln in die Stadt und umringten ſie von drei Seiten. Sie capitulirte.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien ſeinen Sieg weiter verfolgen und nach Brüſſel ziehen wollte, empfing er die Nachricht, ein franzöſiſches Heer, welches ſchon ſeit einiger Zeit an die Grenzen herangezogen worden war, ſey in Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, ſeinen überwiegenden Einfluß auf die Schickſale Belgiens durch einen Handſtreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, raſch zu ſeyn, wartete er die Zuſtimmung der Londoner Conferenz nicht ab, ſondern befahl den Einmarſch ſeiner Truppen. Talleyrand, Ludwig Philipps Geſandter in London, übte damals eine ſeiner vielen Taſchenſpielerkünſte, indem er bei der erſten Nachricht von der Kühnheit der Holländer das engliſche Miniſterium bewog, eine Note zu unterzeichnen, die dem König der Franzoſen erlaubte, gegen die Holländer in Belgien einzuſchreiten. Allein die Franzoſen ſtanden ſchon in Belgien, bevor dieſe Note in Paris anlangte. Das franzöſiſche Heer beſtand aus 50.000 Mann und war vom Marſchall Gérard befehligt, auch von den beiden älteſten Söhnen des Königs begleitet, zum Beweiſe,

daß Ludwig Philipp das Verfahren des Königs von Holland als perſönliche Beleidigung aufnehme. Die belgiſchen Feſtungen: Ath, Mons, Charleroi, Namur öffneten den Franzoſen die Thore. Auch eine engliſche Flotte unter Codrington fuhr nach der Schelde und die franzöſiſch-engliſchen Unterhändler Bellard und Adair begaben ſich in's holländiſche Lager. Der Prinz von Oranien wollte es auf einen Kampf nicht ankommen laſſen und nahm bereits am 12. Aug. einen Waffenſtillſtand an. Die Holländer zogen ſich zurück, das franzöſiſche Heer und die engliſche Flotte ebenfalls und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günſtigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Wenn man damals vermuthete, die Conferenz habe den König Leopold abſichtlich in dieſe Lage gerathen laſſen, um ihm die früher gemachten Verſprechungen nicht halten zu dürfen, ſo ging dieſer Argwohn zu weit. England und Frankreich gaben dem König von Holland auf Koſten Belgiens nur deshalb wieder nach, weil ſie nur auf dieſe Weiſe die drei nordiſchen Mächte befriedigen konnten. Oeſterreich und Preußen ſahen dem Siege des revolutionären Princips in Belgien, wie in Frankreich, nur ungern zu und ſetzten damals den deutſchen Bund in Bewegung, der in einem Protocolle vom 11. Auguſt dem Commandanten der Bundesfeſtung Luxemburg befahl, die belgiſchen Behörden im Großherzogthume nicht anzuerkennen. Das Hauptgewicht der Entſcheidung aber lag, wie immer, in Rußland, dem die deutſchen Mächte Folge zu leiſten ſchon gewohnt waren. Nun war damals Kaiſer Nicolaus eben im Begriffe, mit überlegenen Streitkräften die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Der Fall Warſchaus war jeden Tag zu gewärtigen, Preußen ſtand ganz auf Seite Rußlands und in Kurzem konnten preußiſche und ruſſiſche Heere nöthigenfalls die Holländer unterſtützen. Um nun einen großen europäiſchen Krieg zu vermeiden, zogen es die Weſtmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten beſſeren Bedingungen zu

gewähren; König Leopold war ja doch zu schwach, als daß er sich nicht alles hätte gefallen lassen müssen. Auf der andern Seite wollte auch Kaiser Nicolaus nicht weiter gehen und gab seine ursprüngliche Absicht, den König von Holland in seinem Rechte auf Belgien zu schützen, unter der Bedingung auf, daß die Westmächte ihm gestatteten, mit Polen zu verfahren, wie er wollte, ja selbst die europäischen Verträge zu brechen, die dem Königreiche Polen seine nationale Selbständigkeit und Verfassung garantirt hatten.

Am 8. September capitulirte Warschau und am 15. October änderte die Londoner Conferenz in einem neuen Protocolle die bekannten 18 Artikel in 24 andere ab, welche Holland günstig waren. Und zwar sollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländischen Staatsschuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann sich denken, wie unzufrieden die Belgier mit dieser Umänderung waren, und doch besaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweisen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich sie nur ihm günstig waren. Nach dem Falle von Warschau scheint er gehofft zu haben, mit Hülfe der nordischen Mächte am Ende doch noch ganz Belgien wieder zu gewinnen, weshalb er den Ausgang verzögerte. Die Conferenz sprach nun aber am 15. November definitiv die Anerkennung des Königreichs Belgien aus und drohte Holland, wenn es die 24 Artikel nicht annehme. Nur Rußland nahm in dieser Sache eine Sonderstellung und hielt seine Anerkennung Belgiens auf so lange zurück, als der König von Holland nicht zugestimmt haben würde. Aber gerade erst auf diesen mächtigen Schutz Rußlands sich stützend, erklärte König Wilhelm am 13. December, er protestire feierlich gegen das Protocoll vom 15. November. Zu einer Feindseligkeit kam es zunächst nicht mehr, desto thätiger war die Diplomatie. Graf Orlow kam aus Petersburg nach London, Pozzo di Borgo von Paris, Lord Durham von London nach Petersburg. Man glich vollends die belgische mit der polnischen Sache aus. Der

Abſchluß wurde dadurch verzögert, daß die Tories in London den Verſuch machten, das damalige Whigminiſterium Grey zu ſtürzen und den Herzog von Wellington wieder an die Spitze der Geſchäfte zu bringen. Wäre dieß gelungen, ſo hätte ſich England mehr von Frankreich ab und Rußland zugewendet. Dann würde Ludwig Philipp iſolirt und Belgien wahrſcheinlich wieder mit Holland vereinigt worden ſeyn. Das Zünglein der europäiſchen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Preſſe in England zeigten ſich ſo entſchieden für die drei Farben in Paris und Brüſſel, daß die Lords eine Aenderung des Miniſteriums nicht wagten. In Folge deſſen ratificirte nun auch Kaiſer Nicolaus endlich am 4. Mai 1832 das Protocoll vom 15. November und überließ Holland ſeinem Schickſale, wofür ihm als Gegengunſt die Vernichtung aller polniſchen Freiheiten geſtattet wurde.

Aber die Holländer trotzten immer noch. Sie überfielen im Frühjahre Therntorn, den belgiſchen Gouverneur von Luxemburg, einen ganz achtbaren Mann, hinterrücks auf einer Geſchäftsreiſe und ſchleppten ihn unter Mißhandlungen gefangen fort, angeblich als Repreſſalie für die Gefangennehmung eines holländiſchen Freiſchärlers in Belgien, eines gewiſſen Torago, der ſich wie ein Räuber aufgeführt hatte.

Die großen Mächte waren nun aber in der belgiſchen Frage einig und vierzehn Tage nach der ruſſiſchen Ratification des Londoner Protocolls kam König Leopold mit Ludwig Philipp zu Compiegne zuſammen und warb um deſſen älteſte Tochter Louiſe, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. Auguſt, ebenfalls zu Compiegne, aber nicht in der Kathedrale, ſondern in der kleinen Schloßkapelle; denn weil Leopold Proteſtant war, gaben die Biſchöfe ihre Kirchen zum Ceremoniell der Vermählung nicht her. Namentlich hatte der Erzbiſchof von Paris die Kathedrale der Hauptſtadt für die Trauung verweigert. Die katholiſche Partei in Belgien ſelbſt beruhigte König Leopold durch die Erklärung, ſeine Kinder ſollten katholiſch erzogen werden.

Da die Großmächte einig waren, wurde man auch mit Holland fertig. Die Londoner Conferenz kündigte dem König Wilhelm Zwangsmaßregeln an, wenn er nicht nachgebe. Die Engländer legten Embargo auf die holländischen Schiffe und ein französisches Heer setzte sich abermals in Bewegung, um die Holländer aus Antwerpen zu vertreiben. Von den Großmächten zeigte nur Preußen wegen dieser Maßregeln einige Sorge und ließ durch den General von Borstell in den Rheinprovinzen Rüstungen vornehmen; um nur für alle Fälle die Grenze zu schützen und im Interesse Rußlands darüber zu wachen, daß Frankreich einen neuen Sieg nicht mißbrauche. Da der König von Holland aufs hartnäckigste erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, so begann am 6 November eine englische Flotte unter Admiral Malkolm, die holländischen Küsten zu blokiren, und überschritt abermals ein französisches Heer unter Marschall Gérard am 14. die belgische Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich sonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt sich passiv, griff die Franzosen nicht an und befahl nur dem General Chassé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andererseits machten auch die Franzosen keinen anderweitigen Angriff auf Holland, sondern beschränkten sich auf die Belagerung Antwerpens, die sie auch gleichsam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle junge Eleven des Genie-Corps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunst und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. General Haxo, der unter Gérard die Belagerung leitete, hätte mit der Citadelle viel schneller fertig werden können, zog aber ein langsames Verfahren vor, um jenen Eleven die gehörige Zeit zum Studium zu lassen. Auch durfte Niemand sagen, es sey Krieg. Die Belagerung hieß nur eine „Maßregel" und selbst die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, sondern hießen nur: „in Folge der zur Herstellung des Tractats vom 15. No-

vember angewandten Zwangsmaßregeln Feſtgenommene.“ Die Todten aber, welche dieſer Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chaſſé wehrte ſich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis ſeine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23. December. Dem angenommenen Syſteme getreu, weigerte ſich aber König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen und die in die Capitulation eingeſchloſſenen, aber noch nicht übergebenen Forts Lillo und Lieſkenshoek auszuliefern. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweiſen, daß er gezwungen werde, ſeinen Rechten zu entſagen, und daß es nicht Charakterſchwäche ſey, wenn er endlich das Unabänderliche geſchehen laſſe. Durch den Embargo und die Blokade beläſtigt, mußte König Wilhelm wirklich dem Wunſche des Handelſtandes nachgeben und ſich den engliſch-franzöſiſchen Forderungen fügen. Am 21. Mai kam ein Präliminarvertrag zu Stande, durch welchen der Embargo aufgehoben, jede weitere Feindſeligkeit eingeſtellt, die Grenze, nachdem Antwerpen mit Belgien vereinigt war und auch die oben genannten beiden Forts, welche die Schelde beherrſchten, an Belgien ausgeliefert worden waren, einſtweilen belaſſen, gegenſeitige Auslieferung der Gefangenen verfügt und alles Uebrige einem erſt künftig abzuſchließenden Definitiv-Vertrage vorbehalten wurde. Dieſer Definitiv-Vertrag ließ aber noch bis zum 22. Januar 1839 auf ſich warten, denn erſt damals bequemte ſich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte ſeit dem Jahr 1833 Ruhe und entließ einen großen Theil ſeines Heeres. Die gemeinſame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke raſcher verbunden, als die Gegner gewünſcht hatten. Mit großer Einſicht richtete er nunmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf den durch die Revolution materiell zerrütteten Zuſtand Belgiens, wobei ihn beſonders ſein Miniſter Rothomb unterſtützte. Die Regierung begann, die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eiſenbahnen zu verbinden und durch dieſe Erleichterung des Verkehrs die

wiederherzuſtellen, natürlich in neuer, der jetzigen fortgeſchrittenen Zeit angemeſſener Form. Dies ſcheint mir nehmlich der tiefere Sinn und die nationalere Bedeutung der franzöſiſchen Revolution zu ſeyn; wogegen ich die Geburt und Verwirklichung der Idee einer conſtitutionellen Monarchie nur als einzelnen Ausfluß des allgemeineren und weiter greifenden galliſchen Prinzips betrachte. Die Franzoſen, welche der Grundmaſſe des Volkes nach Gallier geblieben und nur oberflächlich Franken und Burgunder geworden waren, wollten und mußten endlich auch äußerlich, in ihren politiſchen und geſellſchaftlichen Formen, wieder werden, was ſie innerlich nie aufgehört hatten zu ſeyn, ein weſentlich galliſches Volk. Und ſie haben recht daran gethan, wie wohl viel Schönes darüber zu Grunde gegangen iſt, was nicht wieder auf galliſchem Grund und Boden wächst; denn das iſt nun einmal die Beſtimmung und Sittlichkeit eines jeden Volkes, ſeiner eigenſten Natur getreu ſich zu geſtalten und zu entwickeln.

Daß die franzöſiſche Revolution ihrem tiefſten Grunde nach eine Reaktion des galliſchen gegen das germaniſche Prinzip geweſen iſt, zeigte ſich an dem blutigen Ingrimm, womit ſie ſich auf die noch übrigen Reſte des von den Germanen, wie in allen von ihnen eroberten Ländern, eingeführten Feudalweſens warf, um ſie mit Mord und Brand zu zertrümmern und den Adel, wenn er nicht auf alle und jede feudaliſtiſche Erinnerung verzichtete, oder aus dem Lande floh, zu vertilgen und auszurotten. Auch liegt ein ſehr ſprechender Zug darin, daß es, außer der Hauptſtadt, dem Zuſammenfluß von ganz Frankreich, im Grunde das mittlere und ſüdliche Frankreich geweſen iſt, was die franzöſiſche Revolution gemacht hat, wovon jenes noch rein galliſch, dieſes galliſchromaniſch iſt; wogegen im nördlichen, namentlich aber in dem noch deutſcheren öſtlichen Frankreich dem revolutionären Enthuſiasmus ſehr mit der Guilletine nachgeholfen werden mußte.

Wenn freilich die franzöſiſche Revolution blos jenem Einen germaniſchen Inſtitute, dem Feudalweſen, gegolten hätte, ſo ließe ſich dieſe Reaktion noch näher und einfacher erklären durch die Verderbtheit und Läſtigkeit des Inſtitutes ſelbſt, allein die Reaktion ging tiefer und ſtieß alle von den Germanen eingeführten, politiſchen und ſocialen Inſtitute aus.

belgische Industrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwischen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die beiden Parteien, deren Vereinigung das holländische Regiment gestürzt hatte, trennten sich nach dem Siege. In der klerikalen Partei fand damals der französische Priester Lamennais vielen Anhang, sofern er die frühere enge Verbindung der Priesterpartei mit den belgischen Liberalen auf das ganze Gebiet der römischen Kirche ausdehnen, das Papstthum democratisiren, die Hierarchie auf der Seite des Volkes zum Kampf gegen die Throne führen wollte. Allein diese exaltirte Partei blieb in Belgien, wie überall, in der Minderheit, zumal auch der Papst sie verdammte. Die ganze klerikale Partei fand indeß von nun an einen mächtigen und systematisch operirenden Gegner im Freimaurer-Orden. Als der Episcopat im Jahre 1837 den Freimaurern die Absolution verweigerte, erregte diese Maßregel große Unzufriedenheit und nützte dem Orden mehr, als sie ihm schadete; denn gleich nach jenem Erlasse trat ein General-Adjutant des Königs mit Ostentation in den Orden ein und man erfuhr, der König selbst gehöre dem Orden an. Eine kleine Partei in Belgien, um den edlen Willems geschaart, fuhr fort, für das Recht und die Ehre der vlämischen Sprache zu wirken und geistigen Verkehr mit Deutschland einzuleiten, aber sie blieben zurückgesetzt. Die Strömung des Geistes in Belgien blieb eine französische.

Zehntes Buch.

Die polniſche Revolution.

Auf dem weiten ruſſiſchen Gebiete herrſchte im Jahr 1830 tiefer Frieden, nur im Kaukaſus hörte der Grenzkrieg mit den Tſcherkeſſen nicht auf. Am 15. Juni erlebte die Stadt Sebaſtopol in der Krimm einen furchtbaren Aufruhr, in welchem der General Stollypin und mehrere andere hohe Beamte ermordet wurden, weil ſie im Hafen eine pedantiſche und höchſt läſtige Quarantaine gegen die Peſt aufrecht erhielten, während die noch auf türkiſchem Boden ſtationirten Ruſſen die Krankheit von dort einſchleppten. Zu dieſer gemeinen orientaliſchen Peſt, die von Süden kam, geſellte ſich in demſelben Jahre noch die von Oſten aus China eingeſchleppte Cholera, welche furchtbare Verheerungen auf ruſſiſchem Boden anrichtete. Kaiſer Nicolaus begab ſich ſelbſt nach Moskau, um durch ſeine Anweſenheit das erſchreckte und aufgeregte Volk zu beruhigen. Man rühmt, wie unerſchrocken er in alle Spitäler gegangen ſey.

Auch in Polen herrſchte die tiefſte Ruhe. Im vorigen Jahre (1829) war Kaiſer Nicolaus nach Warſchau gekommen, um ſich daſelbſt feierlich zum König von Polen krönen zu laſſen. Im laufenden Jahre war der Reichstag beiſammen, aber nur, um 6 Mill. Gulden zu einem Denkmal für den Kaiſer Alexander zu bewilligen. Das Königreich hatte ſeine ſcheinbare Unabhängigkeit behalten, allein

die ruſſiſche Regierung hatte es mit Einhaltung der Verfaſſungsparagraphen keineswegs genau genommen. Und wie konnte es anders ſeyn? Das Königreich Polen und ſeine Verfaſſung war wie faſt alles, was am Wiener Congreß geſchaffen worden iſt, eine Unnatur. Es verdiente den Namen Polen kaum, weil es nur noch einen kleinen Reſt des alten polniſchen Reichs enthielt und eben ſo wenig den Namen Königreich, denn es war doch nur eine ruſſiſche Statthalterſchaft. Indem man ihm im Namen Polen nur den Schein der Unabhängigkeit ließ, provocirte man dadurch nur ein unfruchtbares Gelüſte nach Wiederherſtellung von ganz Polen und voller nationaler Unabhängigkeit. Die Verfaſſung aber, welche Kaiſer Alexander der franzöſiſchen Charte nachgebildet hatte (jedoch mit Ausnahme der Geſchwornengerichte), paßte nicht einmal für die Polen ſelbſt, geſchweige für den ſelbſtherrſchenden Kaiſer. Es gab in Polen nur einen bis zum Uebermuth ſtolzen und immer uneinigen Adel neben ſehr tief ſtehenden leibeigenen Bauern; dazwiſchen befand ſich kein achtbarer Bürgerſtand, ſondern nur ein Geſchmeiß von ſchmutzigen Juden, das dem Adel das Schuldenmachen und die Liederlichkeit, dem Bauern das Branntweintrinken erleichterte, für beide nur ein freſſender Krebsſchaden. Für ſolche Zuſtände paßt keine Conſtitution, die ein bürgerliches Rechtsvolk vorausſetzt. Aber der ruſſiſche Kaiſer hätte ſich, auch wenn das Volk beſſer zu einer Conſtitution getaugt hätte, an ſie nicht binden können. Die abſolute Gewalt iſt für ihn unerläßlich, er kann ſie ſich auch theilweiſe nicht abdingen laſſen, noch weniger die ihm gehorſamen Provinzen anſtecken laſſen durch die conſtitutionelle Berechtigung einer andern Provinz zum Ungehorſam.

Die polniſche Verfaſſung konnte daher nicht eingehalten werden. Ihr zum Trotze mußten ruſſiſche Truppen in Polen verpflegt werden, richteten und ſtraften Militaircommiſſionen, waren die Sitzungen des Reichstags nicht öffentlich, war dem Reichstag jede Cognition eines Budgets entzogen, waren viele Ruſſen in Polen angeſtellt, war die geſetzliche Preßfreiheit eine Illuſion und wurde

noch insbeſondere vom Statthalter des Königreichs, dem Großfürſten Conſtantin, jede perſönliche Willkür geübt. Der Großfürſt, ſchon durch ſeine mongoliſche Phyſiognomie auffallend verſchieden von ſeinem ſchönen Bruder Nicolaus, hatte auch ſcythiſche Launen und genirte ſich nicht, vornehme Polen und ſelbſt Offiziere körperlich zu mißhandeln. Im Jahre 1825 ließ er den edlen Landboten Niemojowsky durch Gensdarmen aus dem Reichstage hinauswerfen und gefeſſelt auf ſeine Güter abführen, wo er verbannt blieb. Vor allem aber machte er ſich bei der militairiſchen Jugend verhaßt durch die Strenge, womit er den ruſſiſchen Gamaſchendienſt auch in Polen durchführte. Kaiſer Nicolaus ſelbſt, der auch die Civilverwaltung auf militairiſchen Fuß ſetzte, liebte rings um ſich Dreſſur und den pünctlichſten Gehorſam. In Rußland war es die höchſte Aufgabe für das Kriegsminiſterium, aus den Soldaten Maſchinen zu machen, die ſich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern geſetzt werden durfte und daß man dieſe Gradlinigkeit der Front ſogar von den Hufen der Pferde erſtrebte. Es ſchien, als ob die ganze Armee nur für die Parade geſchaffen ſey. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier ſeiner Obern um die nöthige Pflege betrogen, ſo daß er halb verhungerte. Kein Negerſklave war ſo hart gehalten. Der Sklavenſinn des Gemeinen wurde auch den Offizieren zugemuthet. In der ruſſiſchen Armee durfte der höhere Offizier ohne Anſtand den niedern prügeln. Vom germaniſchen und romaniſchen Ehrgefühl war da keine Spur. Der polniſche Adel aber, der dieſes Gefühl des gebildeten Weſtens theilt, konnte ſich in die mongoliſche Barbarei nicht finden. Schon 1819 tödteten ſich mehrere edle Polen, weil ſie von hoher ruſſiſcher Hand mißhandelt worden waren, ohne eine Genugthuung finden zu können.

Dem Civilſtande war in Polen die ruſſiſche Polizei und Spionage am läſtigſten. Dem heißblütigen, aber harmloſen, munteren und redſeligen Polen konnte nichts widerwärtiger ſeyn, als die ruſ-

ſiſche Maulſperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert und wegen eines ſolchen Wortes plötzlich in den Kerker oder nach Sibirien geſchleppt zu werden, ein Verfahren, welches ſich die ruſſiſche Polizei in Warſchau ſehr angelegen ſeyn ließ. Der polniſche Adel hatte ſich von jeher in einer anarchiſchen Freiheit gefallen, jetzt war er gebeugt unter das ruſſiſche Syſtem. In Rußland regiert die Furcht allein. Sich fürchten müſſen, iſt die erſte Unterthanenpflicht. Gerade das, was den Polen am unleidlichſten war. Daher die reiche Erndte der ruſſiſchen Polizei. Roznieckl, Chef der Polizei unter der Oberleitung des ruſſiſchen Staatsrath Nowoſilzow, der eigentlich für Conſtantin regierte, wurde der ſchändlichſten Argliſt, womit er die unvorſichtigen Polen und Polinnen einfing, und einer qualvollen Behandlung derſelben beſchuldigt.

Ein nicht geringer Uebelſtand für Polen war ferner die Grenzſperre. Schon Kaiſer Alexander hatte ſie nach dem großen Krieg verfügt, um Rußlands Induſtrie zu heben. Dieſe Zollgrenzen aber engten am meiſten das weitvorgeſchobene Grenzland Polen ein und hemmten ſeinen Verkehr mit dem Auslande. Unter Nicolaus wurde die Abſperrung vollends auf allen geiſtigen Verkehr ausgedehnt. Die ſtrengſte Cenſur überwachte und verhinderte die Einführung von Büchern und Zeitungen. In gleichem Maaß ſteigerte ſich auch die Strenge des Paßſyſtems. Reiſen von Fremden in Rußland, wie auch Reiſen der Ruſſen und Polen in's Ausland wurden immer mehr erſchwert.

Schon im Jahre 1822 wurde eine Verſchwörung in Polen entdeckt, in der ſich eine Fernwirkung der ſpaniſchen und italieniſchen Revolution verrieth. Aber ſo geheim, wie die Verſchwörung, blieb auch der Proceß. Man hörte nur von zahlreichen Verhaftungen edler Polen. Im Jahre 1826 erfolgten einige Freilaſſungen. Zwei Jahre ſpäter verband ſich ein junger Gardelieutenant in Warſchau, Wyſocki, mit andern jungen Leuten, ſonderlich den Unterſähndrichen, um irgend eine That zu vollführen, wo-

durch Polen seine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiser Nicolaus nach Warschau. Bei diesem Anlasse sollte er ermordet werden, aber die Verschworenen verloren den Muth.

Erst nach der Julirevolution wurde dieser Muth wieder belebt und erst im Vertrauen auf Frankreichs Hülfe schritten die Polen zur That. Da von den Julitagen in Paris bis zum Aufstande in Warschau vier volle Monate vergingen, dürften nicht blos die genannten jungen Leute um das Geheimniß gewußt und die polnische Revolution vorbereitet haben. Kaiser Nicolaus hatte in der ersten Zeit nach den Julitagen kriegerische Entschlüsse gefaßt, große Rüstungen vorgenommen und das polnische Armeecorps, sowie in zweiter Linie das litthauische, zur Avantgarde des großen Heeres bestimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn sie sich von Frankreich aus weiter verbreitet, wenn Ludwig Philipp sie nicht gleich anfangs wieder gedämpft hätte. Die höheren russischen Offiziere sprachen ganz offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß der Versuch gemacht wurde, damals die polnische Avantgarde, deren franzosenfreundliche und russenfeindliche Stimmung man kannte, gegen das russische Centrum selbst umzukehren und den kriegslustigen Kaiser Nicolaus innerhalb seiner eigenen Grenzen aufzuhalten. Auch ohne die Absicht zu haben, den Polen wirklich zur Unabhängigkeit zu verhelfen, mußten Frankreich und England bei den Unterhandlungen einen großen Vorrang gewinnen, wenn Rußland mit sich selbst beschäftigt wurde und sein Votum an Nachdruck verlor. Inzwischen lag die Ausführung des Complotts ganz in der Hand der jungen Leute. In und zunächst um Warschau lagen an Truppen 7000 Russen und 10,000 Polen. Großfürst Constantin bewohnte, sorglos wie immer, den Palast Belvedere außerhalb der Stadt, ohne besondere Bewachung. Die Verschworenen hielten es also für leicht, ihn dort zu überfallen und dann mittelst der polnischen Regimenter die Russen über den Haufen zu werfen. Der Zustimmung des ganzen Landes waren

ſie ſicher. Ließ ſich auch die litthauiſche Armee vom gleichen Ruſſenhaß anſtecken, ſo war man ſtark genug, den Ruſſen zu widerſtehen und das ganze alte Polen wieder herzuſtellen. Dieß war der Plan.

Am 29. November 1830 begaben ſich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche, von Nabielak, einem Journaliſten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedere, ſtürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vicepräſidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürſten ſelbſt nicht finden, den ein treuer Kammerdiener raſch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, beſtieg der Großfürſt das Roß, verſammelte ſeine Generale und ſtellte ſie an die Spitze von drei ruſſiſchen Cavallerieregimentern, die bereits durch Feuerlärm allarmirt worden waren, da die Empörer eine Brauerei zum Signalfeuer in Brand geſteckt hatten. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürſt Ordre, ſich um ihn zu ſchaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenloſe Verwirrung. Treue Truppen wurden von verſchworenen Offizieren und verſchworene Truppen von treuen Offizieren gegen ihren Willen in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verſchworenen ſelbſt herrſchten Furcht und Mißtrauen und mancher ſah ſchon den Aufſtand als mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verſchworene unter Xaver Bronikowski friſchen Muth, ſtürzten durch die Straßen und ſchrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Ruſſen morden eure Brüder!“ Nun ſtrömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuerſten Tumulte gaben die Verſchworenen den Maſſen die Richtung an, theils nach dem Arſenal, deſſen geringe Wachmannſchaft überwältigt wurde und wo ſich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßteſten ruſſiſchen Offiziere und Beamten zumal verhaftet wurden. Nun ließen ſich auch die polniſchen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus Potocki, General des geſammten polniſchen Fußvolks, allen Bitten, ſich an die Spitze des Aufſtandes

zu stellen, widerstand, wurde er vom Pferde gerissen und ermordet. Ebenso geschah dem Kriegsminister, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Obersten Meciszewski und Saß. Der unschuldige General Nowicki wurde erschossen, weil man ihn für einen andern hielt. Während dessen machte der Großfürst auch nicht den geringsten Versuch, mit den ihm treuen Regimentern gegen das Volk zu marschiren, den Aufruhr im ersten Keime zu ersticken und die Treue der noch schwankenden polnischen Regimenter zu befestigen. Einer seiner polnischen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe sich das Gerücht verbreitet, die Russen wollten Warschau plündern und verbrennen. Um nun dieses Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, sey nichts räthlicher, als daß sich der Großfürst mit seinen Russen ganz ruhig verhalte und sogar von der Stadt entferne. Constantin ist wirklich diesem Rathe gefolgt.

Dadurch erst gewann der Aufstand freies Spiel. Da die Russen keinen Widerstand leisteten, wurde es den Verschwörern leicht, sowohl die polnischen Truppen, als auch die Reichen und Vornehmen, die sich bis jetzt aus Vorsicht sehr zurückgehalten hatten, auf ihre Seite herüberzuziehen. General Sierawski fiel zwar, als er sich an die Spitze der polnischen Truppen stellen wollte, noch in die Gewalt der Gegenpartei und Fürst Lubecki lud die vornehmsten Polen ein, mit ihm eine Commission zu bilden, um zwischen dem Aufstand und dem Großfürsten zu vermitteln, in der geheimen Absicht, die Gewalt wieder in die Hände der Russen zu spielen. Aber das konnte den Russen nichts mehr helfen, da sie selbst nichts thaten und ruhig außerhalb der Stadt blieben. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der nichts davon wußte und auch gar nicht da war, der aber die größte Popularität genoß, weil er unter allen polnischen Generalen des großen Napoleon den meisten Kriegsruhm erworben hatte. Anderseits versammelte Professor Lelewel, durch Patriotismus, wie durch Gelehrsamkeit gleich sehr populär, einen revolutionären Klub um

ſich, um der vornehmen Commiſſion des Fürſten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki zum Vorſchein, übernahm den Befehl über die polniſchen Truppen und vereinigte ſich mit Lubecki, die Ordnung herzuſtellen. Am 2. December wurde eine Deputation an den Großfürſten geſchickt, um mit ihm zu unterhandeln. Allein es war Lubecki nicht möglich, zwei Männer von dieſer Deputation auszuſchließen, weil ſie ſchon weit mehr Macht im Volke hatten, als er, nämlich Lelewel und den ſtolzen Grafen Oſtrowski. Neben dieſen beiden Männern und Lubecki ſelbſt befand ſich als vierter bei der Deputation der Fürſt Adam Czartoryski, in ſeiner Jugend Liebling des Kaiſers Alexander, ſogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürſten von Litthauen, dem daher viele die polniſche Krone zudachten, ſey es, wenn Polen frei würde, ſey es durch die Gunſt Rußlands ſelbſt unter noch nicht vorhandenen, aber doch denkbaren Umſtänden. Von einer ſolchen Deputation, die ſo ganz heterogene Intereſſen vertrat, ließ ſich erwarten, daß ſie lediglich nichts ausrichten würde. Während Lubecki ruſſiſch dachte, forderte Lelewel die Einverleibung aller ehemals polniſchen Provinzen in das Königreich Polen. Conſtantin vermochte darauf natürlich nichts zu erwidern, als daß die Herren ſich desfalls an ſeinen Bruder wenden möchten, bei dem er übrigens für die Schuldigen Verzeihung nachſuchen werde. Da rief Oſtrowski: „es gibt hier keine Schuldigen,“ und man ging trotzig auseinander. Conſtantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er ſie auch mißhandelte, ſo hinderte das nicht, daß er ebenſo zärtlich für die Polen war, wie ein gemeiner Ruſſe für ſeine Frau iſt, wenn er ſie auch prügelt. Er ſuchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polniſchen Regimentern, ſich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuſchließen, unter der Bedingung, daß er ſelbſt bei ſeinem Rückzuge über die polniſche Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte, nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warſchau lieb und keinen ſehnliche-

ren Wunsch, als in den alten Verhältnissen dahin zurückzukehren.

Andererseits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausgleichung sehr geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polnischen Waffen zu der ungeheuren Militairmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde auch von sehr vielen Vornehmen getheilt, aber das Unglück war nun einmal geschehen, der Kaiser auf's tiefste beleidigt. Wie mochte man hoffen, diesen strengen und gewaltigen Herrscher durch bloße Unterhandlungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen? Indem die Friedenspartei den enragirten Polen Ruhe empfahl, jeden weiteren Fortschritt der Revolution verhinderte, den Großfürsten Constantin frei abziehen ließ und auch alles versäumte, um die litthauische Armee ins Interesse zu ziehen und den Aufstand blitzschnell über alle die altpolnische Provinzen zu verbreiten, vermochte sie dadurch den Kaiser doch nicht liebreich gegen die Polen zu stimmen, entriß aber den Polen alle die Vortheile, die ihnen der Augenblick darbot. Mit Recht war daher die Partei Lelewels und der erhitzten Jugend auf's äußerste gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Ansehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, zumal da auch die Festungen Zamosk und Modlin sich unter seinen Befehl gestellt hatten, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürst Lubecki und Graf Jezierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiser zu vertragen, wurde in Warschau eine provisorische Regierung eingesetzt, mit dem Fürsten Czartoryski an der Spitze, der übrigens lediglich keine feste Willenskraft und Energie besaß. Am 18. December trat auch der Reichstag zusammen, in dem es bald wilde Scenen gab. Als nämlich die Patrioten dringend verlangten, man solle die kostbare Zeit benützen, angriffsweise verfahren, nach Litthauen vordringen und die Insurrection so weit als möglich ausdehnen, um die eigenen Streitkräfte und den Muth zu vermehren, die des Czaren aber zu vermindern, erklärte Chlopicki, Rußland sey zu mächtig, der Angriff

Frankreich hatte das Schickſal aller unter germaniſche Herrſchaft gefallenen Länder getheilt, nach und nach in ſelbſtſtändige und unabhängige Grafſchaften und Herzogthümer mit eigenthümlichen Verfaſſungen, Rechten und Sitten, zu zerfallen, ungeachtet Karl der Groſſe noch, wie früher Auguſtus, das Land in ziemlich gleiche und gleichberechtigte Provinzen getheilt hatte. Es liegt nun einmal in dem Geiſte des Germanen, die provinziellen Eigenthümlichkeiten zu Nationalitäten fortzubilden und die Provinzen zu eigenen Staaten zu erheben; der Germane iſt, wie es ſcheint, zu ſelbſtſtändig, um eine öde, uniforme Centraliſation zu ertragen. Dagegen war dieſe Verwandlung der franzöſiſchen Provinzen in ſelbſtſtändige Staaten dem galliſchen Nationalgeiſte ſchnurſtracks entgegen, deſſen groſſartigſter Zug in dem Sinn für die abſoluteſte Nationaleinheit beſteht, ſo daß der Gallier ebenſo ſehr, als der Germane es haßt, darauf ausgeht, ſich uniform zu centraliſiren. Um einzuſehen, wie tief dieſer Gegenſatz in beiden Völkern ſteckt, vergleiche man nur den galliſchen Patriotismus mit dem germaniſchen: jener geht immer und zuerſt auf das Ganze, während der Germane es zunächſt mit ſeinem Stamme und erſt in zweiter Linie mit dem größeren Vaterlande hält. Der Franzoſe liebt und rühmt ſein ſchönes Frankreich und fühlt ſich als Franzoſe, faſt ohne an ſeine beſondere Provinz zu denken; der Deutſche dagegen denkt, wenn er von ſeinem Vaterlande ſpricht, ſicherlich, wenigſtens mit dem Herzen, zunächſt an ſeine nähere Heimath, nach der er ſich denn auch in der Regel benennt. — Ein zweiter germaniſcher Ueberreſt, den die franzöſiſche Revolution zernichtete, war daher die Beſonderheit und Selbſtſtändigkeit der Provinzen. Mit dem erſten Sturme der Revolution wurden die Gränzmarken der noch berechtigten Provinzen durchbrochen, die alten an frühere Nationalität erinnernden Namen abgethan und die Länder in Eine groſſe Maſſe zuſammengeworfen, um nach neuen Looſen vertheilt zu werden. — Dieſe Reaktion der franzöſiſchen Nationalität gegen die germaniſche Provinzialabſonderung datirt ſich übrigens nicht erſt aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution; denn dieſe hat nur den letzten Schritt gethan, die nationelle Centraliſation zu vollenden, woran die franzöſiſche Monarchie von Hugo Capet an mit unverrücklichem Streben und immer glücklicherem Erfolge gearbeitet hatte. Daher geht der franzöſiſche Staat

könne nicht gelingen, und dankte als Oberbefehlshaber ab. Nun wollten aber die Truppen unter keinem andern dienen und die Friedenspartei that alles, um durch ihn ein Pfand der Ruhe und der Ordnung zu behalten. Die wilden Patrioten wurden daher überstimmt und Chlopicki übernahm wieder den Befehl, aber, um nicht ferner durch Einwendungen geärgert zu werden, nur als unumschränkter Dictator. Er bildete sich ein und sagte es geradezu, er bewahre das Königreich Polen einstweilen nur für seinen rechtmäßigen, constitutionellen König, den Kaiser von Rußland. Diese Fiction konnte unmöglich von allen Polen getheilt werden. Der Reichstag hatte zwei Kammern, einen Senat, dem Czartoryski, und eine Landbotenkammer, der Ostrowski vorsaß. Der letztere beschloß, unter allen Umständen die Revolution vom 29. November gut zu heißen, um zu verhindern, daß Chlopickis Unterhandlungen nicht etwa einfach zum Alten zurückführen sollen. Mit diesen Unterhandlungen stand es freilich sehr kläglich. Lubecki und Jezierski wurden in Narva aufgehalten und nur unter der Bedingung, als treue Unterthanen des Kaisers zu kommen, nach Petersburg zugelassen, wo sie am 25. December eintrafen. Der Kaiser sagte ihnen, von einer Concession könne gar nicht die Rede seyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen und der erste Kanonenschuß, den polnische Rebellen gegen sein Heer abfeuern würden, werde Polen selbst treffen, d. h. seine bisherige Selbständigkeit und Verfassung vernichten.

In einem großen Manifeste vom 20. Dec. erklärte der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewisse Rechtmäßigkeit der polnischen Revolution erhellte, soferne die Verfassung verletzt worden sey. Und der Dictator widersetzte sich diesem Schritte nicht, in der Einbildung, dadurch seine eigene zweideutige Stellung dem Kaiser gegenüber zu entschuldigen. Noch inconsequenter aber handelte er, indem er eine allgemeine Bewaffnung des Volkes zugab, also neben den Unterhandlungen doch auch an Krieg dachte. Der Kaiser selbst ließ den Polen keine längere Wahl.

Schon am 2. Jan. 1831 confiscirte er alle im altpolnischen Theile Rußlands liegenden Güter des rebellischen Adels im Königreich Polen und ließ unter dem berühmten Feldherrn Diebitsch eine große Armee ausrüsten, um im Frühjahre Polen niederzuwerfen. Da seine Boten nichts ausgerichtet hatten, schrieb Chlopicki noch einmal selber an den Kaiser, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten und ihm persönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei seinem ersten Entscheid beharrte. Durch diese wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebtesten Anführers berauben. Chlopicki legte wirklich am 16. Januar in Folge des kaiserlichen Briefes seine Dictatur nieder.

Mit ihm hörte das Zaudern und die Unsicherheit im polnischen Lager auf. Die Friedenspartei erkannte, sie sey schon zu sehr compromittirt und der kaiserlichen Rache verfallen, so gut wie die Enragirten. Sie schloß sich also diesen an und unter der Oberleitung von Czartoryski wurde nun rasch nachgeholt, was bisher versäumt worden war, die Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit dem Auslande und die Bewaffnung, vor allem die Vermehrung des stehenden Heeres. An Chlopickis Stelle wurde einstweilen der nicht so fähige, aber allgemein beliebte Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt. Das Nöthigste wäre gewesen, die litthauische Armee zu gewinnen, überhaupt den Aufstand in die altpolnischen Provinzen zu verbreiten, und sich der diplomatischen Unterstützung von Seiten der Westmächte und wo möglich auch Oesterreichs zu versichern, in dessen Interesse es liegen mußte, Rußland durch den Abfall Polens geschwächt zu sehen. Aber in allen diesen Beziehungen geschah nichts, oder ließ man sich mit leeren Hoffnungen abspeisen. Die bisherige Friedenspartei verhinderte immer noch, daß sich der Aufstand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem sie die trügliche Voraussetzung hegte, der Aufstand der Polen im Königreich wegen Verfassungsverletzung würde von Frankreich, welches so eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, sowie von

England anerkannt werden und würden die Westmächte, als Garanten der politischen Verfassung, Polen gegen Rußland in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolnischen Provinzen, die Rußland schon längst einverleibt waren, gleichfalls insurgirt würden, so würde das Recht dazu überall bestritten werden müssen und das Königreich Polen würde durch ein solches Vorgehen über seine Berechtigung hinaus den Schutz der Westmächte verwirken. Aus diesem Grunde allein wurde nun alles versäumt, was den Aufstand erst stark und überwältigend hätte machen können. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuschungen. Ludwig Philipp benutzte die polnische Insurrection und die dadurch für Rußland entstandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen. Während er die Polen mit leeren Hoffnungen tröstete, merkten sie nicht, daß sie nur der Kaufpreis waren, um den Kaiser Nicolaus die Anerkennung der Julidynastie verkaufen sollte. Und doch würde Ludwig Philipp sich der von Oesterreich vorgeschlagenen Coalition gegen Rußland gerne angeschlossen haben, wenn es England nicht verhindert hätte. Oesterreich hatte sich schon mit Schweden und Persien verständigt, welche bereit waren, gegen Rußland zu marschiren. Auch die Türkei war geneigt, wenn England und Frankreich sich entschieden, der Coalition beizutreten. Aber Frankreich wurde durch England zurückgehalten und nun zog sich auch Oesterreich zurück. In England war Lord Palmerston Sekretair des auswärtigen Amts und begann damals schon seine frivole und bizarre Politik, die allem Natürlichen und Sittlichen diametral entgegenstehen sollte,*) indem er nach allen Seiten hin die Kriegslust dämpfte und vorgab, mit Unterhandlungen, die er aber gar nicht einmal einleitete, werde man alles ausrichten.

*) Palmerston war noch in männlicher Reife der erste Stutzer Englands, das Musterbild, nach dem alle Dandys ihre Fracks zuschneiden ließen und ihre Halsbinden vor dem Spiegel ordneten.

Da Rußland nicht zu verſöhnen war, und man damals auf diplomatiſche Hülfe noch große Hoffnungen ſetzte, faßte der polniſche Reichstag kühne Entſchlüſſe, die namentlich durch eine ruſſiſche Proclamation hervorgerufen wurden, in welcher Diebitſch den Polen nur die Wahl ſclaviſcher Unterwerfung, oder des Untergangs geſtattete. Ein conſtitutioneller König Polens durfte allerdings ſeinen General keine ſolche Sprache führen laſſen, weshalb der polniſche Reichstag ſich aller Verbindlichkeit gegen den Kaiſer Nicolaus enthoben glaubte und denſelben der polniſchen Krone verluſtig erklärte, am 25. Januar. Fünf Tage ſpäter wurde eine Regierung aus fünf Mitgliedern erwählt, Czartoryski, Niemojowski, Morawski, Barzykowski und Lelewel. Der letztere hätte aus Polen am liebſten eine Republik gemacht. Damit hätte man aber alle Cabinette und beſonders auch das der Tuilerien vor den Kopf geſtoßen; der Reichstag beeilte ſich daher, ſchon am 3. Februar, die Beibehaltung der conſtitutionellen Monarchie zu votiren. Zugleich erklärte Czartoryski den Abgeordneten aus Litthauen und Volhynien, die den Anſchluß ihrer Provinzen anboten und die Wiederherſtellung von ganz Alt-Polen verlangten: Polen müſſe ſich in dieſer Beziehung ſtreng neutral und innerhalb ſeiner Grenzen halten. Der alte Lafayette in Frankreich gründete damals ein Polencomité und auch im conſtitutionellen Südweſten Deutſchlands zeigte ſich viele Sympathie für die Polen, ſammelte man Geld und rüſtete Aerzte für ſie aus. Aber eine Bewegung, an deren Spitze Lafayette ſtand, konnte den Polen in den Augen der Machthaber nur ſchaden. Die Gelder des franzöſiſchen Polencomités wurden unterwegs in Breslau confiscirt. Der Herzog von Mortemart, das Werkzeug Pozzo di Borgos, deſſen zweideutige Rolle in den Julitagen wir ſchon kennen gelernt haben, kam am 9. Februar als Geſandter Ludwig Philipps nach St. Petersburg und das erſte, was ihm Kaiſer Nicolaus ſagte, war, er werde keinerlei fremde Intervention in Polen dulden. Mortemart wollte aber auch gar

nicht interveniren, sondern nur die Anerkennung des Julithrons und Belgiens einleiten.

Das polnische Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht, wovon jedoch ein Theil des Feuergewehrs ermangelte und nur mit Sensen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befestigt wurden. Die zugeschulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren schnell improvisirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die s. g. Krakusen. An muthigen Armen und Herzen fehlte es nicht; aber das vorhandene Geschütz, die Gewehre und Munition paßten nur für eine kleine Armee und reichten für eine große nicht aus. Ueberall abgesperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte sehr, daß sie sich nicht zu rechter Zeit nach Litthauen geworfen und die nahe Meeresküste gewonnen hätten, um Unterstützungen von englischen Schiffen zu erhalten und daß man sich die 30,000 Mann starke litthauische Armee hatte entgehen lassen, deren Anschluß an die polnische in den ersten Tagen des December möglich gewesen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Graf Diebitsch seinerseits hatte sich jetzt schon dieser litthauischen Armee versichert, indem er sie durch eine noch zweimal größere Armee aus dem Innern Rußlands verstärkt hatte. Trotz der großen Entfernungen hatte er in brennendem Diensteifer für seinen Kaiser bis zum Februar schon 114,000 Mann bei Bialystock und Grodno, hart an der polnischen Grenze zusammengebracht mit 336 Kanonen, und rückte schon am 5. Februar über die Grenze. Dem Kaiser lag alles daran, die Revolution schnell zu unterdrücken, weil sie seinen politischen Einfluß auf das westliche Europa lähmte. Da nun Polen im Frühjahr in Folge des Thauwetters wochenlang in einen Sumpf verwandelt zu werden pflegt, eilte Diebitsch, noch vor dieser Periode den hart gefrornen Boden zu benützen und vertheilte seine Corps dergestalt, daß sie sich von der Ostgrenze Polens aus alle concentrisch gegen Warschau bewegen mußten.

Die Polen blieben in und bei Warſchau zuſammen, um hier den Feind zu erwarten; nachdem ſie es verſäumt hatten, früher ſchon in Litthauen Poſto zu faſſen, waren ſie auch nicht ſtark genug, um der feindlichen Uebermacht bis an die Grenzen entgegenzuziehen. Aber ſie verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps deſſelben herzufallen. Auf dem linken Flügel der ruſſiſchen Armee im Süden zogen die Generale Geismar und Kreutz voran und überſchwemmten mit ihrer fliegenden Reiterei das Land bis Zamosk. Da ſie ſich aber allein zu weit vorwagten, benützte dieß der polniſche General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Geſtalt, aber großem Muthe, und überfiel den General Geismar am 14. Febr. bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen iſt noch nicht verloren," laut ſingend, ſtürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Auf dem äußerſten rechten Flügel der Ruſſen wurde General Roſen am 17. Februar bei Dobre durch ein anderes kleines polniſches Corps unter Skrzynecki lange aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es beſonders das vierte polniſche Infanterieregiment, das alle Angriffe der Ruſſen zurückſchlug. Es fielen noch andere kleine jedoch unbedeutende Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitſch ſeinen Zweck erreichte, und ſeine Corps vor Warſchau vereinigte.

Um nach Warſchau ſelbſt zu gelangen, mußten die Ruſſen erſt über die Weichſel gehen und Praga, die Vorſtadt von Warſchau, welche von der Stadt durch die Weichſel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, ſtanden die Polen in guter Aufſtellung. Da Radziwil nicht fähig war, die Polen zum Siege zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als ſein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlachtfelder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaiſers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Der polniſche General Zymirski,

der eben erſt bei Kaluszye die ruſſiſche Avantgarde überfallen und viele Gefangene gemacht hatte, zog ſich vor dem Gros der ruſſiſchen Armee zu langſam zurück und wurde eingeholt. Ein andrer Heertheil der Polen unter General Szembek unterſtützte ihn und bald geriethen beide Hauptarmeen zuſammen. Die Schlacht ſtand, bald aber neigte ſich der Abend und die Ruſſen zogen ſich in die dort befindlichen großen Wälder zurück, um erſt am andern Morgen, den 20., wieder hervorzubrechen. Allein obgleich Diebitſch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Roſen'ſche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüſſel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwiſchen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erſtürmen. Mehrere ruſſiſche Regimenter wurden hier faſt ganz aufgerieben.

Diebitſch zog ſich nun wieder zurück und wollte das ſeine Reſerve bildende Armeecorps von Schachowskoi abwarten, bevor er einen neuen Schlag führte. Durch dieſes ſein Zaudern wurde der Muth der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgeſonderte Corps von Kreutz bei Kaſcenize geſchlagen und war der aus der preußiſchen Feſtung Glogau entflohene polniſche General Uminski in Warſchau angekommen, um zu helfen. Diebitſch gab dem Corps Schachowskoi's eine ſolche Richtung, daß es die Polen im Rücken faſſen und von Praga abſchneiden ſollte. Aber Chlopicki ſchickte demſelben die Generale Malachowski und Jankowski entgegen, die am 24. mit ihm zuſammenſtießen und am folgenden Tage bei Bialolenka noch von Krukowiecki unterſtützt wurden, ſo daß ſie den urſprünglichen Plan des ruſſiſchen Feldherrn vereitelten und denſelben nöthigten, einen Schlag zu thun, nur um dem hart gedrängten Schachowskoi Luft zu machen.

Diebitſch erneuerte demnach am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterſchied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf. Zwar fiel

der tapfere Zymirski, aber Skrzynecki ersetzte ihn und Chlopicki feuerte die Polen zur muthigen Ausdauer an. Nur Lubienski an der Spitze der polnischen Reiterei folgte wie Krukowiecki seinem eigenen Willen, wie denn die Eifersucht und der Eigensinn der Generale in diesem Kriege eine große Rolle spielte. Er gehorchte nicht, als Chlopicki ihm befahl, die russische schwere Reiterei anzugreifen, die sich in einer ungeheuern Masse heranwälzte, während auch Schachowskoi eben angelangt war, Krukowiecki aber nicht. Nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel, die ihm das Pferd unter dem Leibe tödtete, an beiden Beinen verwundet. Das Wäldchen wurde von den Russen genommen, deren Küraſſiere unter Meyendorf und Kablukow bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Russen das Eindringen zu erschweren, und die Küraſſiere, durch eine auf den Rath Prondzynski's (des geschicktesten unter den polnischen Ingenieuren) angebrachte Batterie congrevischer Raketen zerschmettert und von Skrzynecki's tapferm Fußvolk in der Flanke angegriffen, wichen zurück. Endlich kam auch noch Krukowiecki an und die Polen zogen sich ihrerseits in das brennende Praga zurück. Die Russen selbst berechneten ihren Verlust zu 8000 Mann.

In derselben Nacht, in der Praga in Flammen stand und die Verwundeten gesammelt und nach Warschau gebracht wurden, änderte sich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind strich über die Ebene und bald zerbrach das Eis der Weichsel und wurde die ganze Gegend von Schnee- und Regenschauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöst. Da nun Diebitsch einen neuen Angriff auf Warschau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der nassen Zeit stehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verstärkungen, namentlich die 40,000 Mann starke russische Garde abzuwarten, die ihm Großfürst Michael zuführen sollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln und in seinem Lager brachen Krankheiten aus, weshalb er seine Truppen

so weit thunlich auf die Dörfer zerstreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieser Zeit unthätig, nicht blos, weil die schlechten Wege ihnen keine raschen Operationen gestatteten, sondern auch, weil sie aufs neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiser erkannt, wie schwer es sey, sie zu besiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter seyn und die Westmächte würden für sie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwills Stelle Obergeneral wurde, schrieb deshalb an Diebitsch und ließ auch mündlich mit ihm durch den Grafen Mycielski Besprechungen pflegen. Diebitsch ging sehr gern darauf ein, denn so lange die Polen mit ihm unterhandelten, war er vor ihren Angriffen sicher, und er verstand es sie hinzuhalten, indem er ihnen sagte, wenn sie nur erst den Thronerledigungsbeschluß zurückgenommen hätten, würde der Kaiser sich vielleicht billig finden lassen.

Der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel einen Theil des von Kreutz befehligten russischen Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in Pulawy, einem schönen Schlosse der alten Fürstin Czartoryska, der Großmutter Adams (sein Vater Louis, Oheim des Königs von Württemberg, hatte ihre Tochter geheirathet). General Kreutz nahm Pulawy wieder, aber Dwernicki schlug ihn am 1. März abermals hinaus, wobei ihm die Einwohner und die Dienerschaft des Schlosses selbst Vorschub leisteten. Indem er die Russen verfolgte, wurde aber Pulawy hinter seinem Rücken von Adam noch einmal eingenommen und geplündert, die Bibliothek seiner Großmutter als Brennmaterial benutzt, die Möbeln, der prächtige Garten zerstört, die Bewohner grausam gezüchtigt. Dieses Verfahren des Enkels, der damit nur vor den Augen des Kaisers seinen Polenhaß zur Schau tragen wollte, erregte allgemeine Mißbilligung.

Erst Ende März traf Diebitsch ernste Anstalten, oberhalb Warschau bei Tyrczyn einen Weichselübergang zu versuchen, während er Geismar und Rosen Praga gegenüber stehen ließ, um seine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es und Skrzy-

necki selbst zog am 31. März plötzlich von Warschau aus, überfiel Geismar bei Wawer, schlug ihn gänzlich und ebenso das größere Corps von Rosen, auf das sich Geismar zurückgezogen, bei Dembe-Wilkie. Die Russen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11,000 nach polnischem Bericht, dazu 9 Kanonen und eine große Menge Proviant- und Munitionswagen, die im Koth stecken blieben. Auf diese Nachricht hin unterließ Diebitsch den Uebergangsversuch und kehrte sich gegen Skrzynecki um, der seinerseits ihn aufsuchte. Man manövrirte aber nur, ohne eine Hauptschlacht zu wagen. Bei diesem Anlaß gerieth Prondzynski, indem er das Rosen'sche Corps vollends vernichten wollte, am 10. April bei Iganie zwischen überlegene russische Streitkräfte, rettete sich aber durch einen genialen Zug und erfocht noch einen Sieg am Damme von Jagodna, wobei die Russen 3500 Mann verloren. Unterdeß hatte auch Uminski auf dem linken Flügel einen Sieg bei Wengrow erfochten, der den Russen an 1000 Mann kostete (14. April).

Der Jubel war groß in Warschau, aber die Einsichtsvollen erkannten, daß mit all diesen Siegen nichts gewonnen sey, da die russische Hauptarmee immer noch vor Warschau stehe, sich nicht wegdrücken lasse und trotz ihrer Verluste stets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen sich im Siegen selbst erschöpften. Prondzynski war wüthend über Skrzynecki, weil dieser ihn bei Iganie nicht unterstützt hatte. Krukowiecki wurde von Neid gegen Skrzynecki verzehrt und verdächtigte ihn bei der Jugend und in den Klubs als einen Aristokraten. Der Reichstag theilte sich ungeschickterweise gerade damals in eine aristokratische und demokratische Partei, indem die letztere eine Emancipation des Bauernstandes verlangt hatte. Eine solche war allerdings geeignet, die Sympathien der leibeigenen Bauern in den altpolnischen Provinzen zu gewinnen und den Aufstand in Litthauen und Volhynien zu beleben, aber die Maßregel wurde viel zu spät in Anregung gebracht, während der Feind schon vor den Thoren stand. Ueberdieß waren die reichen Grundbesitzer

beinahe ſeit einem Jahrtauſend den umgekehrten Gang von dem deutſchen Reiche. Dieſes hat ſich bei jeder Revolution und jedem inneren Kriege, welche nach Zertrümmerung alter Formen Gelegenheit zu freierer Neugeſtaltung gaben, immer mehr decentraliſirt bis zu einem bloßen Staatenbunde; Frankreich dagegen hat jede ſolche Gelegenheit benützt, ſich immer feſter und uniformer zu centraliſiren. Ich erinnere nur an die großen Schritte, welche dieſem Ziele entgegen Ludwig der Heilige durch ſeine Tugenden, Ludwig XI. durch ſeine Verbrechen, Ludwig XIV. durch ſeine Gewaltthaten gethan hatten.

Ein drittes germaniſches Element, welches die franzöſiſche Revolution ebenfalls vollends zernichtet hat, waren die Freiheiten und Rechte der Städte und anderer Korporationen, der Zünfte u. dergl. Mit dieſem letzten Reſte waren alle von den Germanen eingeführten beſonderen Rechte und Freiheiten von dem galliſchen Boden weggefegt und Eine allgemeine und unterſchiedsloſe Freiheit, Ein allgemeines und homogenes Recht hergeſtellt, das nun aufs Neue und wo möglich in gleichen Theilen nach der Kopfzahl ausgetheilt werden ſollte. So kehrte ſich die tiefſte Seite des galliſchen Gegenſatzes gegen das germaniſche Prinzip heraus und es zeigte ſich: daß es in der Natur des galliſchen Volkes liegt, ſich als homogene, gleichſam unorganiſche Maſſe zum Staate zu vereinigen, während umgekehrt der Germane ſeinen Staat durchaus corporativ, gleichſam organiſch gegliedert haben will.

Politiſche Genoſſenſchaften fehlen trotz dieſer Nationaleinheit in Frankreich nicht, denn ſie liegen in der Natur der Sache, indem die Individualanſichten und Particularintereſſen in jedem Staate, der dem Individuum irgend freieren Spielraum geſtattet und nicht das Beſondere in dem Allgemeinen verſchlingt, ſich geltend zu machen und Gleichgeſinnte um ſich zu verſammeln wiſſen. Nur nahmen die politiſchen Genoſſenſchaften mit der uniformen Centraliſation eine andere Farbe und Geſtalt, eine neue Tendenz und Bedeutung an. Sie treten nicht mehr wie die Corporationen und Stände mit einem eingeſtandenen, aber beſcheidenen Particularanſpruche auf, ſondern machen den Anſpruch, das Ganze und das einzig wahre Intereſſe des Ganzen zu vertreten. Kurz die franzöſiſchen Genoſſenſchaften ſind nun, was ſie im

dagegen, und wußten die Entscheidung über die große Frage klüglich zu verschieben.

Das Vertrauen in Skrzynecki war trotz seiner Siege erschüttert, weil er dieselben nicht benutzt hatte und wieder in Unthätigkeit versank. Er hoffte auf Intervention, insbesondere auf die von Frankreich, vielleicht auch auf Umstimmung des Kaiser Nicolaus selbst nach so vielen Niederlagen seines Feldherrn. Später hat Lafayette in der französischen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polnischen Feldherrn ersuchen lassen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt seyn werde.

Mittlerweile brach die lang versäumte Insurrection in Litthauen im Rücken von Diebitsch aus, denn jetzt erst, nachdem die Russen so oft geschlagen worden waren, bekamen die Verschworenen Muth. Aber obgleich in fast allen Theilen des Landes Edelleute und Bauern aufstanden, waren sie doch schlecht bewaffnet und konnten die von 3—4000 Russen besetzte Hauptstadt Wilna nicht einnehmen. Auch fehlte es an einem militairischen Haupt, was wenigstens die vielbesprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht ersetzte.*) Thatsache ist, daß der in Wilna commandirende russische General Chrapowicki nur 500 Kosacken auszuschicken brauchte, um die Insurgenten bei Oszmiana in die Flucht zu schlagen (14. April). Ein Versuch Zaluski's, mit einer Menge Insurgenten Wilna zu umringen, scheiterte ebenfalls, indem sich die letztern am 4. Mai bei Przistowiany schlagen ließen. Einige hundert Studenten von Wilna vereinigten sich später mit dem Bauern-

*) Sie opferte alles auf und starb in Folge unerhörter Strapazen „am gebrochenen Herzen". Die an Rußland verkaufte deutsche Presse beging die unglaubliche Niederträchtigkeit, von ihr zu schreiben, sie sey in Folge einer unehelichen Schwängerung gestorben. Auch noch v. Schmitt nahm diese falsche Nachricht in sein großes Werk auf, widerrief sie aber ehrlich in einem spätern Bande.

anführer Matuſſewicz, einem Ungeheuer, in dem der natürliche Volksinſtinct in der rückſichtsloſeſten Wuth gegen die Juden (die moraliſchen Henker des ſlaviſchen Volkes) ausbrach, ſo daß er alle, die er fing, ſpießen oder ſchinden ließ. Aber auch dieſe Studenten wurden am 30. Mai im Walde von Wasztortan verſprengt. Nur in dem ungeheuer großen Urwald von Bialowieza, der Heimath der Auerochſen, hielten ſich noch Inſurgenten.

Wie wenig Nachdruck nun aber auch dieſe Inſurrection hatte und wie unthätig die polniſche Hauptarmee blieb, ſo kam doch Diebitſch in eine immer kritiſchere Lage, denn die empörten Bauern nahmen ihm wenigſtens ſeine Zufuhren weg und in der Proviantirung ſeiner Armee riß die größte Unordnung ein, während die naſſe Jahreszeit, die Entbehrungen und Strapazen tödtliche Nervenfieber in ſeinem Lager erzeugten, wozu endlich noch die Cholera kam, die ſeine Regimenter maſſenhaft lichtete.

Um nun auch in Volhynien und Podolien, wo alles ſchon vorbereitet war, den großen Aufſtand zu ermöglichen und auch von dieſer Seite her dem ruſſiſchen Feldmarſchall in den Rücken zu kommen, ſollte Dwernicki von Zamosk aus und durch Sierawski unterſtützt, einen kühnen Zug wagen. Allein auf ihren Wegen ſtand nicht nur das wieder verſtärkte Corps von Kreutz, ſondern auch das ſtarke Corps von General Rüdiger, und noch tiefer in Podolien das Corps von Roth. Sierawski wurde ſchon am 18. April bei Wronow von Kreutz geſchlagen und rettete nur ſeine Kanonen und Reiterei, das Fußvolk fiel nach der tapferſten Gegenwehr; Malachowski, ſchon umringt, ergriff eine Senſe, ſtürzte ſich an der Spitze ſeiner Treuen in den Feind und fand den Heldentod. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Inſurgenten geſellten ſich zu ihm, weil alle ſeit Sierawski's Niederlage und Rüdigers Nähe von Furcht gelähmt waren. Zu ſchwach, um es mit dem weit überlegenen Rüdiger aufzunehmen und ſchon nicht mehr im Stande, unbehindert zurückzukehren, hielt ſich Dwernicki an der gallziſchen Grenze, entkam einem unglücklichen Gefecht bei Boro-

mel noch mit Noth, konnte aber zuletzt dem ihm nacheilenden und ihn von allen Seiten umgarnenden Rüdiger nicht mehr entrinnen und entschloß sich am 2. Mai bei Chlenanowka über die österreichische Grenze zu gehen, wo sein Corps auf Befehl des k. k. Gouverneurs von Lemberg, Baron Stutterheim, entwaffnet wurde. Die wenigen zerstreuten Insurrectionen, die gleichwohl an verschiedenen Orten in Podolien ausgebrochen waren, wurden durch General Roth schnell erstickt. Der bedeutendste Insurgentenchef war hier Wenzel Rzewuski.

Drei Tage nach der Waffenstreckung des Dwernicki'schen Corps ließ sich der Reichstag in Warschau noch durch den Volhynier Godebski hinreißen, die Einverleibung der altpolnischen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig, ein paar Recognoscirungen abgerechnet. Erst am 12. Mai ließ sich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit seinem ganzen Heere auszumarschiren, um die immer noch von Diebitsch entfernt stehenden russischen Garden unter dem Großfürsten Michael zu überfallen. Der Plan war von Prondzynski trefflich angelegt, wurde aber von Skrzynecki nicht eben so gut ausgeführt. Die Garden zogen sich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beschwörungen Prondzynski's und Roman Soltyks ungeachtet immer im dringenden Augenblicke wieder zaudernd. Endlich theilte er seine Armee und ließ einen kleineren Theil derselben unter General Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Ostrolenka eingenommen hatte, als Diebitsch mit seiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Absicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polnische Feldherr alles thun müssen, eine Schlacht mit ungleichen Kräften zu vermeiden, allein er ließ sich angreifen, am 26. Mai. Gleich im ersten Anprall bemächtigten sich die Russen der Brücke über die Narew und schnitten das berühmte vierte Regiment der Polen ab, das sich zwar heldenmüthig über die brennende Brücke wieder durch-

ſchlug, aber größtentheils fiel. Von dieſem Augenblick an ſetzte Skrzynecki die beſten Kräfte ſeines Heeres dran, um die Brücke zu halten und die Ruſſen am Uebergange zu hindern, was ganz überflüſſig war, weil er ohnedies Zeit genug gehabt hätte, um ſich nach Warſchau zurückzuziehen. „Alle vor, alle vor!“ ſchrie Skrzynecki und opferte das edelſte polniſche Blut in einem unnützen Kampfe. Am Ende mußte er ſich doch zurückziehen. Diebitſch verfolgte ihn nicht, zufrieden, ſeine Verbindung mit der Garde herſtellen und Zufuhren für die ſehr nothleidende Armee herbeitreiben zu können.

Inzwiſchen aber kam Graf Orlow*) im ruſſiſchen Hauptquartier in Pultusk an, der Günſtling des Kaiſer Nicolaus, den dieſer immer zu den wichtigſten und geheimſten Aufträgen verwendete, und wenige Tage nachher, am 10. Juni, ſtarb Diebitſch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen ſpäter ſtarb auch Großfürſt Conſtantin an derſelben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch ſeine Gemahlin, die Fürſtin von Lowicz. Man erinnerte ſich nun, daß Orlows Nähe in einem eben ſo verhängnißvollen Zuſammenhang geſtanden habe mit dem Tode des Kaiſer Alexander und ſeiner ihm raſch nachgeſtorbenen Gemahlin und wälzte den ſchwärzeſten Verdacht auf ihn. Aber mit Recht hat man entgegnet, wozu ſolche Morde, da Diebitſch nur einfach hätte abgeſetzt werden dürfen und Conſtantin ganz ungefährlich war? Gewiß iſt nur, daß Kaiſer Nicolaus mit der bisherigen Kriegführung unzufrieden**) war, daß Diebitſch ſchon ſo gut wie abgeſetzt,

*) Von den vier berühmten Brüdern Orlow unter der Kaiſerin Katharina II. hatte kein einziger legitime Kinder. Nur der jüngſte, Feodor, hinterließ zwei natürliche Söhne, welche legitimirt wurden. Einer derſelben, Alexei, von dem hier die Rede iſt, hatte ſich ſchon 1825 bei Dämpfung des Aufſtandes in den Militaircolonieen von Nowogrod ausgezeichnet.

**) v. Schmitt in ſeiner für Rußland allzu parteiiſchen Geſchichte des Krieges geht auf der andern Seite zu weit, wenn er Theil II. S. 349 meint, Kaiſer Nicolaus habe den Grafen Orlow „aus beſonderem Zartge-

sein Nachfolger Graf Paskiewitsch schon am 26. Mai, vom Kaiser deshalb berufen, in St. Petersburg eingetroffen war und daß ein russischer Staatsrath in Berlin auf's eifrigste unterhandelte, um Zufuhren und Material aller Art von Preußen zu erhalten. Sehr wahrscheinlich wurden damals auch mit Oesterreich lebhafte Unterhandlungen gepflogen. Von polnischer Seite wurde Oesterreich ebenso dringend angegangen, sich für Polen zu erklären. Die Ungarn machten eine Demonstration und forderten im Juni ihren Kaiser in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adresse auf, den Polen zu helfen. In dieser Adresse wurde hervorgehoben, daß ohne die Polen Wien und ganz Oesterreich türkisch geworden wäre, daß die Russen aber jetzt Oesterreich und ganz Europa noch gefährlicher seyen, als es damals die Türken gewesen. Auf die „von Norden her allen übrigen Nachbarn drohende Gefahr" wurde der stärkste Accent gelegt. Die Adresse blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als seyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden. Man glaubte, Metternich habe den Polen zugesagt und ihnen sogar die Abtretung von Galizien in Aussicht gestellt, wenn sie zum König des wiederhergestellten alten Königreichs Polen einen Erzherzog wählen wollten und wenn England und Frankreich den ersten Antrag darauf stellten. In St. Petersburg ging die Sage, Kaiser Nicolaus habe damals das seit Alexanders Tode abgebrochene Verhältniß zum Fürsten Metternich (vergl. oben S. 28) wieder nachgesucht, sich vor diesem Staatsmann gedemüthigt und ihm sämmtliche Rückstände der seit 1825 nicht mehr bezahlten Summen zugestellt, wodurch es ihm gelungen sey, sich nicht nur damals Oesterreichs Neutralität zu erkaufen, sondern auch in seiner orientalischen Politik von dieser Seite her nicht mehr behindert zu werden. Inzwischen ist kaum glaublich,

---

fühl" an Diebitsch geschickt, um ihm seine Besorgnisse auf delicate Art durch den persönlichen Freund ausdrücken zu lassen. So delicat ist man in Rußland nicht, wenn die Krone auf dem Spiele steht.

daß Oeſterreich allein, nachdem ſich England und Frankreich verſagt hatten, Rußland würde angegriffen haben, auch wenn es Luſt gehabt hätte.

Unterdeß hatte ſich Gielgud gegen Litthauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären ſtark genug geweſen, ſich Wilna's zu bemeiſtern, aber Gielgud ließ ſich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Ruſſen unter Dellingshauſen ſchlagen. Chlapowski vereinigte ſich im Bialowiczer Walde mit dem Reſt der Inſurgenten, gab aber alle Hoffnung auf, als er ihre geringe Zahl und Unfähigkeit erkannte. Von dieſem Augenblick an ſoll er den Entſchluß gefaßt haben, ſich auf preußiſches Gebiet zu retten, und Gielgud in dieſen Plan hineingezogen haben. In einem Kriegsrath zu Kurſzany am 9. Juli wurde beſchloſſen, die kleine polniſche Armee wieder zu theilen, weil ſie beiſammen, zumal da ihnen die Ruſſen einen Transport von 1000 Wagen genommen hatten, nicht Subſiſtenzmittel genug aufbringen könnten. Chlapowski's Abſicht aber ſoll nur geweſen ſeyn, Dembinski los zu werden. Nach der Trennung führte Gielgud immer noch 14,000 Mann, ließ ſich aber gefliſſentlich von dem kleinen ruſſiſchen Corps Dellingshauſens an die preußiſche Grenze treiben. Jetzt erſt begriffen die polniſchen Soldaten den Verrath und einer ihrer Offiziere, Skalski, ſchoß den nichtswürdigen Gielgud vor der Fronte mit einer Piſtole nieder. Chlapowski entwiſchte. General Roland verſuchte ſich noch mit einem Theil der Polen durchzuſchlagen, erlitt aber durch das neu hinzugekommene ruſſiſche Corps von Kreutz eine Schlappe und ſah ſich gezwungen, die preußiſche Grenze zu überſchreiten, bei Degut am 15. Juli. Sie wurden hier, wie in Oeſterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verſchwunden.

Auf der andern Seite unternahm Jankowski einen Zug gegen Rüdiger, der ihm geſchickt auswich, und mußte umkehren, als Graf Toll, der interimiſtiſch die Stelle von Diebitſch verſah, eine drohende Bewegung machte. Skrzynecki hatte den Kopf ganz

verloren. Die Weisung, die er durch Sebastiani, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, erhalten hatte, er solle noch zwei Monate warten, hatte ihn gelähmt. Ehe Paskiewitsch im russischen Hauptquartier ankam und selbst noch nachher, als er endlich anlangte, konnte von den Polen viel ausgeführt werden, was alles versäumt wurde, weil Skrzynecki nicht wollte. Paskiewitsch verfolgte den Plan, weit unterhalb Warschau über die Weichsel zu gehen und diese Hauptstadt im Rücken zu fassen. Mit der preußischen Regierung war schon Verabredung getroffen. Paskiewitsch erhielt von derselben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Festung Thorn war ihm desfalls so gut wie zur Disposition gestellt. Aber um an die Uebergangsstelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitsch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarsch neben Warschau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie sehr man in Skrzynecki drang, er ließ das russische Hauptheer ungehindert den Marsch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben so wenig wurden die Russen am Uebergang über die Weichsel verhindert. Es war fast unnöthig, daß Paskiewitsch einen Scheinübergang bei Plocz anordnete, um den wahren bei Ostek zu maskiren. Niemand leistete ihm Widerstand. Der Uebergang war am 21. Juli vollendet. Unterdeß hielt der russische General Golowin, der Warschau bedrohte, einen Angriff der Polen unter Chrzanowski aus, am 2. Juli.

Immer noch waren die Polen stark genug, der russischen Hauptarmee auf dem linken Weichselufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Ufer zurückgebliebenen kleineren russischen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn auch einmal ein Corps vorgeschoben wurde, so geschah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitsch selbst übereilte sich nicht, gegen Warschau vorzurücken. Wie es scheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer mehr in Verwirrung kommen lassen, während er zugleich den Verstärkungen entgegensah,

die immerwährend aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewisserten.

Am 3. August kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen sonnverbrannter Krieger in Warschau an. Dieser Held hatte sich auf weiten Umwegen durch die Russen hindurchgeschlagen. Bei seiner Trennung von Gielgud hatte er noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum über die Flüsse Muszа, Willa, Niemen, Szczara und durch den Bialowiczer Wald glücklich zurückführte, obgleich durch die Russen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüsse, Sümpfe und Wälder aufgehalten. Er hat diesen außerordentlichen Zug, der ihm die höchste Ehre erwarb, selbst beschrieben. Sein Wiedererscheinen in Warschau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Die gemäßigte, constitutionelle Partei der Niemojowski im Reichstage hielt diesmal mit der exaltirten Partei Lelewels zusammen gegen die diplomatische Partei und am 10. August wurde Skrzynecki abgesetzt und der Oberbefehl Dembinski übergeben. Allein damit war nichts gebessert, denn Dembinski mißtraute der gegenwärtigen Lage der Dinge, sah mit Entsetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr.

Die exaltirte, s. g. demokratische Partei, die sich von Anfang an um Lelewel geschaart und einen patriotischen Klub eröffnet hatte, sah das Verderben herannahen und schrieb es mit Recht den diplomatischen Zögerungen und Vertröstungen, mit Unrecht dem Verrathe zu. Schon Chlopicki hatte von Unterhandlungen mehr gehofft als vom Schwerte und war doch kein Verräther, eben so wenig Skrzynecki. Aber der Volkshaß suchte Verrath und glaubte ihn bei Jankowski zu finden, obgleich nichts auf ihn bewiesen werden konnte. Schon Skrzynecki hatte diesen unglücklichen General auf eine ziemlich vage Denunciation hin verhaften lassen und mit ihm den General Hurtig, einen ehemaligen Günstling des

Großfürsten Constantin, so wie noch mehrere andere, die im Verdacht standen, den Russen geheime Nachrichten aus Warschau mitgetheilt, ja das Complott einer Contrerevolution mit Hülfe der heimlich zu bewaffnenden russischen Gefangenen in Warschau angezettelt zu haben. Jetzt verlangte die Volkswuth ein Opfer, und Jankowski mit seinem Unglücksgefährten wurde dazu ausersehen. Die geheime Triebfeder dabei war General Krukowiecki, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um sich selbst zum Dictator ausrufen zu lassen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz.

Am 15. August hielt der patriotische Klub eine öffentliche Sitzung. Hier sagte Pluzenski alles, was gegen die bisherigen Oberfeldherrn zu sagen war, und Boski forderte auf, vor den Regierungspalast zu ziehen und die Hinrichtung der Verräther zu fordern. Eine ungeheure Volksmenge umringte den Palast. Fürst Czartoryski empfing sie mit Würde, aber als die Aufwiegler eine abschlägige Antwort erhielten und auf die ordentlichen Gerichte hingewiesen wurden, rief Boski: „von dieser Regierung ist nichts mehr zu hoffen. Wohlan, so laßt uns die Schurken hängen!“ Und augenblicklich wurde das Gefängniß gestürmt und die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberst Slupecki, der Kammerherr Fertsch und eine Russin, Frau Bazanow ꝛc. wurden in Stücke gerissen, zusammen an 30 Personen. Am folgenden Morgen ließ sich Krukowiecki zum Gouverneur von Warschau ausrufen und jagte die Regierung davon. Unter der Maske, als wolle er sie freundschaftlich warnen, ließ er Czartoryski und den anderen sagen, wenn sie nicht schleunigst flöhen, würden sie alle umgebracht werden. An diesem Tage wurden noch zwei scheußliche Morde begangen, denn ein gefangener und schwer verwundeter russischer Offizier, Keitler, wurde auf der Straße ermordet, und ein ehemaliger Schulaufseher, der zugleich als russischer Spion verrufen war, Kawecki, von kleinen Knaben aufgehenkt.

Der Feind vor den Thoren und solche Greuel im Innern, wie sollte Warschau geholfen werden? Prondzynski glaubte in der Noth

Krukowiecki anerkennen zu müssen, nur um Einheit in die Vertheidigung zu bringen. Dembinski dagegen, Skrzynecki und die vertriebene diplomatische Partei nahmen ihren Stützpunct außerhalb Warschau in der polnischen Armee. In diesen Tagen (17. Aug.) ließ sich Zamoyski auf dem Wege nach Kalisch bei einer Recognoscirung von den Russen überfallen und verlor über 1000 Mann. Damals ging auch Rüdiger, den Rozycki mit 8000 Mann vergebens aufzuhalten suchte, bei Janowiec über die Weichsel, oberhalb Warschau, und Paskiewitsch zog das Netz zusammen, während in Warschau und im Lager der Polen die wildeste Verwirrung und Rathlosigkeit herrschte. Da die polnische Armee immer noch 70,000 Mann zählte und Paskiewitsch damals nur noch ungefähr eben so stark war, hätten die Polen, wenn sie einig und entschlossen gewesen wären, auch jetzt noch den russischen Feldmarschall, ehe er sich mit Rüdiger, der von Süden kam, und mit Krentz, der ihm 20,000 Mann aus Litthauen zuführte, vereinigen konnte, in einer offenen Schlacht überwinden können. So meinte Krukowiecki, aber der Kriegsrath wagte es nicht. Dembinski wollte die Hauptarmee nach Litthauen führen und die altpolnischen Provinzen insurgiren, während Warschau sich bis zur Herbstnässe halten könnte und die Russen dann im polnischen Koth ersticken und Mangel an Lebensmitteln leiden würden. Aber auch das hielt man, seit Dwernickis und Gielguds Mißgeschick nicht mehr für ausführbar. Prondzynski rieth zu einer kühnen Offensive gegen die einzelnen russischen Corps auf dem rechten, und zur starken Defensive auf dem linken Weichselufer zugleich. Das ungefähr wurde nun wirklich ausgeführt, aber nicht recht.

Am 21. August wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abenteurer, mit 20,000 Mann entsendet, um die Corps von Golowin und Rosen, die immer noch Warschau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Rosen entwischen und folgte ihm zu weit, so daß er nicht mehr Warschau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieses angegriffen wurde. Auch hatten sich Czartoryski und die

Grunde mehr oder weniger von jeher gewesen, Partheien, Faktionen. — So hat schon Cäsar die Gallier gekannt, immer in Partheien zerrissen, aber wenn es große Nationalentschlüsse galt, einig.

Mit diesem neuen politischen Prinzip der uniformen Nationalität kam auch ein neuer Geist über die französische Gesellschaft, der Geist der Gleichheit, welcher auch dort germanische Elemente genug auszustoßen fand, namentlich die Sonderung und Rangordnung der Stände; denn es ist dies nur die andere, dem Privatleben zugekehrte Seite des nationalen Gegensatzes: daß in Deutschland sich scharf ausgeprägte Stände bilden, welche sich mehr oder weniger von einander absondern und fast unvermeidlich in eine gewisse Rangordnung stellen; während in Frankreich die Gesellschaft von jeher mehr eine homogene Masse bildete, von der sich nur der germanische und germanisirte Adel abgesondert hielt. Es war natürlich, daß in Frankreich, nachdem alle besondern politischen Rechte und Freiheiten gefallen waren, auch die gesellschaftlichen Absonderungen und Rangordnungen nicht mehr fortbestehen durften. Die französische Revolution wüthete nun auch so heftig und ingrimmig gegen alle gesellschaftlichen Unterschiede, daß sie eine Zeitlang darauf ausging, die höhern Stände mit der Guillotine zu der Gemeinheit und dem Sansculottismus der niedern herabzuziehen; während jetzt die niedern Stände in Frankreich sich nach der Region der höhern drängen.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen und beweisen: daß die französische Revolution die tiefere nationale Bedeutung hatte, das dem Volke nur äußerlich aufgedrungene germanische Princip der ständischen und corporativen Gliederung der Gesellschaft und des Staates durch das gallische Princip der gesellschaftlichen und politischen Gleichheit zu verdrängen.

Merkwürdig ist, daß derselbe Prozeß nach und nach alle stammverwandten, nehmlich ursprünglich celtischen Völker zu ergreifen und zu demselben Resultate zu führen scheint; während in Deutschland die Bewunderung der neufranzösischen Zustände, welche von Anfang an enthusiastischer gewesen ist, als bei jenen Völkern, längst vorüber ist und die Spuren ihrer Nachahmung bereits anfangen sich wieder zu verwischen und zu verwachsen. — So hat Belgien, dessen Abneigung gegen die Niederländische Regierung

Häupter der diplomatiſchen Partei unter ſeinen Schutz begeben und wagten ſich nicht mehr nach Warſchau zurück. Dieſer Ballaſt erſchwerte ſeine Bewegungen und mißleitete ſeine Entſchlüſſe.

In Warſchau befanden ſich noch ungefähr 37,000 Mann, aber die Befeſtigungen ließen viel zu wünſchen übrig. Da Paskiewitſch die Stadt nicht auf der ſchwer zugänglichen Seite von Praga, ſondern vom offenen Lande her angriff, hätte man ihm mehr Terrainhinderniſſe vorlegen ſollen; aber die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernſtes Hinderniß, und die allein beſſer angelegte Schanze von Wola wurde wenigſtens von den ruſſiſchen und preußiſchen Militairs als ungenügend angeſehen. Nachdem Paskiewitſch lange genug gewartet hatte und endlich General Kreutz am 27. Auguſt mit den Verſtärkungen zu ihm geſtoßen war, rückte er näher an Warſchau heran und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Wirklich wurde nun Prondzynski hinausgeſchickt, um mit dem ruſſiſchen General Dannenberg zu unterhandeln, was aber zu nichts führte, als daß der Ruſſe die arge Confuſion, die in der Stadt herrſchte, inne wurde. Am 5. Dec. plötzlich ſtand die ganze ruſſiſche Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch ſichtlich Fortſchritte. Unterdeß ſaß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Prondzynski, noch einmal ins ruſſiſche Lager entſendet, brachte nur wieder die Aufforderung zur Uebergabe zurück. Paskiewitſch wollte ſich durch die mündlichen und zweideutigen Vertröſtungen nicht hinhalten laſſen und verlangte eine ſchriftliche Urkunde der Unterwerfung, ehe er das Feuer einſtelle und den Kampf ruhen laſſe. Prondzynski hatte jede Möglichkeit des Sieges ſchon aufgegeben und ſuchte den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Krukowiecki bediente ſich ſeiner, indem er ebenſo dachte, aber nicht der erſte ſeyn wollte, der zur Capitulation rieth. Als aber am folgenden Tage die Ruſſen nach einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erſtürmt hatten, ließ Krukowiecki

durch Prondzynski einen Waffenſtillſtand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln und Prondzynski ſoll bei dieſem Anlaß voreilig geſagt haben, der Reichstag ſey einverſtanden. Er hoffte nämlich, der Reichstag werde unterdeß mürbe geworden ſeyn. Allein das Gegentheil hatte ſtattgefunden. Die gemäßigte Partei der Niemojowski, Malachowski ꝛc. vereinte ſich in der höchſten Noth noch einmal mit der Partei Lelewel, um den Dictator Krukowiecki, dem man Verrath zutraute, abzuſetzen. Als nun der ruſſiſche General Berg in die Stadt kam, um mit dem Reichstage die Capitulation zu verhandeln, fand er Malachowski an der Spitze der Regierung, und wollte augenblicklich wieder umkehren. Aber der Muth des Reichstages war mit der letzten Kraftanſtrengung gebrochen. Nur Oſtrowski mahnte noch feurig zur Ausdauer, die Mehrheit wollte es nicht äuſs äußerſte kommen laſſen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug ſicherte, dem Sturm und Untergange vor.

Anſtatt alſo aus Warſchau ein zweites Saragoſſa zu machen, räumte man es dem Feinde, der übrigens ſchon die zweite innere Verſchanzung inne hatte und unfehlbar eingedrungen wäre. Man täuſchte ſich polniſcherſeits immer noch mit der Meinung, wenn ſich das ganze Heer ſammt Reichstag und Regierung unter die Kanonen von Modlin zurückziehe und mit Ramorino wieder vereinige, werde man immer noch ſtark genug ſeyn, den Kampf fortſetzen zu können. Paskiewitſch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warſchaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit ſchonte er die Hauptſtadt, ſetzte ſich in den Beſitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt ſeyn, die ins freie Feld hinausgejagten, gänzlich decontenancirten und unter einander ſelbſt uneinigen, ſich mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufenden Polen würden nicht lange mehr zuſammenbleiben. In der That entſprach das Benehmen der Polen während der Belagerung ihrer Hauptſtadt durch Paskiewitſch den großen Erwartungen

nicht, die ihr früherer Heldenmuth erweckt hatte. Jeder gute Genius war von ihnen gewichen.

Während Paskiewitsch in Warschau einzog und dort alles auf den alten Fuß setzte, versammelte sich der ausgetriebene polnische Reichstag noch einmal in einem Kloster zu Zakroczym, am 11. September, und befahl Ramorino, schnell herbeizueilen. Dieser aber weigerte sich und wollte sich auf die Festung Zamosk stützen. Czartoryski, der sich bei ihm befand, verließ ihn nun und begab sich zu dem kleinen Corps von Rozycki nach Krakau, um so nahe als möglich an der Grenze zu bleiben und sich nach Frankreich retten zu können. Auf diese Nachrichten hin dankte Malachowski ab und Rybinski übernahm den Oberbefehl, aber nur, um mit Paskiewitsch weiter zu unterhandeln. Er verlangte, sich mit Ramorino und Rozycki bei Lublin vereinigen zu dürfen, wogegen er Modlin übergeben wolle. Paskiewitsch schien es anzunehmen, hielt ihn aber geflissentlich hin, um erst mit Ramorino fertig zu werden, hinter den er Rüdiger geschickt hatte. Ramorino bestand gegen diesen einige Gefechte, zog sich immer näher an die österreichische Grenze, hielt am 17. September einen Kriegsrath und setzte durch, daß man, unfähig sich noch länger wirksam vertheidigen zu können, über die Grenze gehe. Sein Corps, noch 11,000 Mann stark, wurde bei Baruf an der Grenze entwaffnet. Nun konnte sich auch Rozycki in Krakau nicht länger halten und ging ebenfalls über die Grenze. Am 28. September zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn seine Musik „Polen ist noch nicht verloren" spielen.

Im Lager der polnischen Hauptarmee feuerten am 23. noch einmal Dembinski und Uminski den Muth der polnischen Soldaten an und wollten bei Plocz über die Weichsel setzen und die Russen in Warschau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man schrie über Verrath und zankte sich. Schon begannen die Landboten und was vom Civil geflüchtet war, der Grenze zuzueilen, um sich persönlich zu retten. Am 5. October erklärte Rybinski zu Rachow,

ein ferneres Kriegführen gegen die ruſſiſche Uebermacht wäre Thorheit; es bleibe nichts übrig, als ſich über die nahe preußiſche Grenze zu retten. Dieſer Uebergang erfolgte nun bei Straßburg, wo ſie vom preußiſchen Militair entwaffnet wurden. Man ſah die ſonnenverbrannten Krieger weinen, viele warfen ſich zum letztenmal auf die polniſche Erde, um ſie zu küſſen. Am rührendſten war der Abſchied „der letzten Zehn vom 4. Regiment", denn nur ſo viele waren von dieſer Heldenſchaar noch übrig. Die preußiſche Regierung gewährte 1400 Polen, meiſt Offizieren, Päſſe nach Frankreich und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und dieſe tapfern Männer ſollten an Rußland ausgeliefert werden. Sie wurden wirklich mit Gewalt dazu angehalten. Es gab furchtbare Scenen. Die Polen ließen lieber preußiſche Säbel unter ſich einhauen, als daß ſie wieder unter die ruſſiſche Knute zurückgekehrt wären. Am meiſten Aufſehen erregte die Scene zu Fiſchau, wo unter die widerſpenſtigen Polen geſchoſſen wurde. Am Ende aber trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlaſſen. — Die nach Oeſterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden ſämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß ſpäter, der Kaiſer von Rußland habe auf öſterreichiſche Verwendung alle amneſtirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im weſtlichen Deutſchland von ſ. g. Polencomités verpflegt und ſehr gefeiert. In Frankreich erhielten ſie nur kärgliche Unterſtützung. Ludwig Philipp ſah ſie ungern kommen.

In Polen ſelbſt ſtellte Paskiewitſch, zum Fürſten von Warſchau und Statthalter ernannt, die ruſſiſche Gewalt vollſtändig her, nachdem auch Modlin und Zamosk ſich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die auf Amneſtie hofften und durch ihr Dableiben ſich der Gnade des Kaiſers würdig zu machen hofften, Fürſt Radziwil, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innere des Reichs" geſchickt. Eine Amneſtie er-

folgte am 1. November, aber sie enthielt so viele Ausnahmen, daß Niemand sicher war. Wie konnte man auch nach einer so schrecklichen Revolution, in der sich der glühendste Haß gegen den Kaiser Luft gemacht hatte, von eben diesem Kaiser eine reichliche Huld erwarten? Die Amnestie war für Europa geschrieben, nicht für die Polen. Der polnische Aufstand hatte Rußland ungeheure Opfer gekostet und was noch mehr war, die thönernen Füße des ehernen Riesen enthüllt. Die kleine polnische Armee hatte der Uebermacht Rußlands getrotzt und eine Zeit lang schien der Abfall von ganz Altpolen nicht unmöglich. Nicht blos der Ruhm, auch die Macht Rußlands war erschüttert worden. Unter diesen Umständen konnte der Sieger nicht verzeihen, er mußte dem militairischen Siege die politische, wo möglich auch die nationale und kirchliche Vernichtung folgen lassen.

Die polnische Revolution hat freilich nur ein Beispiel geliefert, „wie man eine Revolution nicht machen muß"; aber man darf sie nicht allein aus dem Nützlichkeitsprincip beurtheilen. Sie war ein Naturschrei, ein blitzähnliches Handeln des nationalen Instinctes, die Wirkung einer jener in der Wirklichkeit und Tiefe der Dinge vorhandenen Naturkräfte, welche die Unnatur des oberflächlichen Scheines nicht gelten lassen will und als nicht vorhanden betrachtet. Weil die europäische Diplomatie die polnische Nation in die Sklaverei Rußlands gegeben, sollten alle Polen sofort getreue und loyale Russen und die polnische Wesenheit ein für allemal verschwunden seyn. Das hieß der Natur Gewalt anthun und die Natur mußte früher oder später reagiren. Alle Schuld fällt hier nicht auf die unglücklichen Nationen und ihre ewige Natur, sondern nur auf die gottlose Staatskunst, die auf so unnatürliche Art mit den Nationen experimentirt, unschuldige Völker in so gräßliche Lagen bringt.

Elftes Buch.

Bewegung in Deutſchland und Italien.

Nach der Wiener Schlußacte genoß Deutſchland eine tiefe Ruhe, die aber von keinem allgemeinen Behagen begleitet war. Abgeſehen von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen der Patrioten auf eine Stärkung und Einigung des Geſammtvaterlandes, lagen auch die materiellen Intereſſen noch ſehr im Argen. Von den ungeheuren Leiden und Koſten des großen Kriegs noch immer nicht hinreichend erholt, hatten die Bevölkerungen überall die enorme Laſt der Bureaukratie in zu vielen Einzelſtaaten zu tragen. Die Mündungen des Rheins wie der Donau waren dem freien Verkehr abgeſperrt; zwiſchen allen Einzelſtaaten waren Mauthen aufgerichtet. Der deutſche Handel war nicht nur zur See, ſondern ſelbſt im Innern des deutſchen Bundes äußerſt beſchränkt. Die gebildeten Claſſen tröſteten ſich mit der Pflege der Literatur, aber auf der Oberfläche derſelben herrſchte die geiſtloſe Mode, die insbeſondere wieder viel franzöſiſches Unweſen auf den deutſchen Büchermarkt brachte, und in der Tiefe begann der Geiſt der Verneinung ſich zu Kämpfen zu rüſten, die allem Poſitiven noch viel gefährlicher werden ſollten, wie je im vorigen Jahrhundert.

Durch die Wiener Schlußacte waren die Verfaſſungen der deutſchen Mittelſtaaten unter dem Einfluſſe Rußlands, wie oben ge-

zeigt wurde, gesichert worden; doch sorgte dasselbe Rußland dafür, daß die Verfassungen nur der Souverainetät der Fürsten, nicht etwa den liberalen Oppositionen zu Gute kommen sollten. Eine solche hatte hauptsächlich in Württemberg Boden gefunden. Dahin fiel also auch der erste Schlag der Reaction. Der deutsche Beobachter in Stuttgart wurde unterdrückt, sein Herausgeber Liesching auf die Festung geführt. Als der russische Gesandte v. Anstett dem deutschen Bundestage die Beschlüsse des Congresses von Verona einfach zur Nachachtung und nachträglichen Zustimmung überreichte, wagte die württembergische Stimme (Wangenheim) dem Bundestag anzudeuten, man hätte sie wohl besser vorher gefragt. Allein dies hatte keine weitere Folge, außer daß Wangenheim vom Amt entfernt wurde. Gleiches Schicksal traf einen andern württembergischen Minister, den Grafen Winzingerode, wegen einer ihn compromittirenden Note. Auch der bayerische, kurhessische und darmstädtische Bundesgesandte (v. Aretin, v. Garnier und v. Lepel) mußten austreten, weil sie mehr oder weniger dem Herrn v. Wangenheim zugestimmt hatten.

Die Mainzer Commission setzte ihre Untersuchungen fort, ohne irgend Spuren einer deutschen Verschwörung zu finden. Alles was sie fand, waren Phantasieen und Herzensergießungen meist unerfahrner Jünglinge. Dagegen glückte es der Polizei, zu entdecken, daß die Studenten im Jahr 1820 in einer geheimen Zusammenkunft zu Dresden die verpönte Burschenschaft wieder erneuert hatten. Die desfalls Verhafteten wurden aber nicht nach Mainz gebracht, sondern im Schloß Köpnik bei Berlin aufbewahrt und verhört. Auch sie (Wesselhöfft und Consorten) waren unbedeutende Schwärmer, die nur den burschenschaftlichen Geist unter den Studenten forterben lassen, aber zu keiner That schreiten wollten. Es befanden sich darunter Jünglinge, die später angesehene Aemter bekleidet haben, wie der Theologe Hase. Sogar der nachher berühmt gewordene Cousin, der die deutsche Philosophie nach Frankreich verpflanzte, wurde damals in Berlin verdächtig und in Haft genom-

men. Ueberall witterte man „demagogiſche Umtriebe“. Man machte aus einer Mücke einen Elephanten, ſey es, um durch harte Beſtrafung der Ungefährlichen dem Auftreten der wirklich Gefährlichen vorzubeugen, ſey es, um einen Ausnahmszuſtand zu motiviren, bei dem man bequemer regieren konnte. Der ſ. g. Jünglingsbund, den der Student Sprewitz 1821 ausgeheckt hatte und den er durch einen großen Männerbund zum Umſturz der deutſchen Verfaſſung ergänzen wollte, machte ein lächerliches Aufſehen, exiſtirte aber nur im Mitwiſſen einiger phantaſtiſchen jungen Leute und vom Männerbunde wurde niemals, trotz alles Suchens, die mindeſte Spur gefunden.

Der Bundestag vegetirte in jener Zeit fort, ohne etwas Anderes zu thun, als die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe, die Univerſitäten und die Preſſe zu überwachen, und zwar nicht einmal aus eigener Machtvollkommenheit, ſondern wiederholt inſpirirt und beauftragt von der europäiſchen Pentarchie, zunächſt von Rußland. Im Sommer 1824 verſammelten ſich wieder die Geſandten der Großmächte zu einer Conferenz auf dem Schloß Johannisberg am Rhein bei deſſen Beſitzer, dem Fürſten Metternich, und beſprachen hier nächſt der griechiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Angelegenheit auch die deutſche. In Folge deſſen beſchloß nun noch der Bundestag vom 16. Auguſt, die Mainzer Centraluntersuchungscommiſſion, die ſtrenge Cenſur und polizeiliche Ueberwachung der Univerſitäten ſollten fortdauern, weil immer noch zu viel revolutionärer Stoff vorhanden ſey, wie dieß in einem preußiſchen Circulär noch näher ausgeführt war. Bemerkenswerth erſchien die Aufdringlichkeit des ruſſiſchen Geſandten am Bundestage, Herrn von Anſtett, der im Namen Rußlands die Weisheit der gefaßten Beſchlüſſe noch beſonders ſanctionirte. Die Mainzer Commiſſion tagte nun fort bis 1828, ohne das allergeringſte Ergebniß zu liefern, woraus hervorgegangen wäre, daß ſie überhaupt nothwendig geweſen ſey.

Das Verfaſſungsweſen in den deutſchen Mittelſtaaten

war mit einziger Ausnahme der Verfechtung des „alten Rechts“ in Württemberg, eine Sache der Octroyirung und ein bloßes Mittel zum Zweck, die weiland Rheinbundsouverainetäten gegen Oesterreich und Preußen zu stärken, daher auch ein Schooßkind der russischen Politik (die dagegen in Preußen eifrigst gegen das Aufkommen einer Verfassung arbeitete). Natürlicherweise sollte es nun auch immer und ewig Mittel zum Zweck bleiben und es sollte den Völkern nie einfallen dürfen, mittelst der Verfassung und ständischen Vertretung nun auch ihre Noth zur Sprache, ihre Wünsche zur Geltung zu bringen. Aber die Völker, die nichts vom Zusammenhange des deutschen Verfassungswesens mit der russischen Politik wußten noch ahnten, ergriffen das ihnen dargebotene halbe und zweideutige Recht mit einer liebenswürdigen Naivetät und Ehrlichkeit, um ein Werk, auf dem ein diplomatischer Fluch ruhte, einfach durch ihre Unschuld zu segnen. Ueberall trat in den Kammeroppositionen echte deutsche Biederkeit hervor, die weder durch den Spott, mit dem die Diplomatie sie empfing, noch durch die parlamentarischen Ausschweifungen einer unfruchtbaren Doctrin, in die sie später entartete, etwas von dem reinen Glanze ihres ersten Auftretens verliert. Wir wollen die bescheidenen Männer ehren, die zuerst in deutschen Kammern ein wahres Wort zu sagen gewagt haben. Sie richteten freilich nur wenig oder nichts aus, denn wenn sie an die großen Fragen des deutschen Gesammtvaterlandes geriethen, stießen sie sich an die Bundesbeschlüsse, und wenn sie in die innere Politik des Einzelstaats eingriffen, an die Gewohnheitstyrannei der Bureaukratie wie an eherne Mauern. Fast durchgängig bestanden die Mehrheiten der Kammern aus Staatsdienern und Anhängern der Regierungen und die Oppositionen blieben in der mindern Hand. Der Hauptfehler der deutschen Verfassungen war nämlich, daß sie alle mehr oder weniger nach der Schablone der französischen Charte gemacht waren und die Wähler zur Landesvertretung nicht mehr wie in frühern Zeiten in Ständen und Corporationen suchten, sondern der Kopfzahl unter

der Bedingung eines Cenſus anheimgaben. Dies machte den Regierungen möglich, ihre eigenen Verwaltungsbeamten in den geſetzgebenden Körper wählen zu laſſen, ſo wie es ſpäter die Wahlen von talentvollen und energiſchen Oppoſitionsmännern erleichterte, die nur auf augenblickliche politiſche Tagesfragen oder auf allgemeine Doctrinen ſahen, das reelle Intereſſe der einzelnen Stände und Berufsclaſſen aber hintanſetzten, was zum Untergange aller guten alten Gewohnheitsrechte führte, die bisher von der Bureaukratie noch verſchont worden waren. Die liberalen Oppoſitionen wetteiferten mit den Miniſterien in der Mißachtung namentlich der Kirche und der Corporationsrechte, im Nivelliren der Staatsbürger, in der Verſchmelzung des Bürger- und Bauernſtandes und in der Auflöſung beider in zwei neue Claſſen, reiche Speculanten und arme Proletarier. Die ehrenhafteſten Männer, die in den Kammern muthig gegen manche Mißregierung im Bunde wie im Einzelſtaat in die Schranken traten, befanden ſich doch in dem großen Irrthum der Zeit, der unter dem gehäſſigen Namen der Hierarchie und des Feudalismus die ehrwürdigſten und dem Volke theuerſten Einrichtungen niederreißen half, als ſeyen es Werkzeuge des Despotismus, da ſie doch in Wahrheit Schranken gegen denſelben waren. Man hatte ſich desfalls viel zu ſehr in die Anſchauungsweiſe des franzöſiſchen Liberalismus vertieft.

Als im Jahr 1825 der alte König Max ſtarb, bekamen die **Bayern** in deſſen Sohn König **Ludwig** I. einen genialen und kunſtliebenden Herrn, der die Univerſität Landshut ſofort nach München verpflanzte, die ſchon dort vereinigte altbayeriſche, Mannheimer und Düſſeldorfer Bildergallerie durch Ankauf neuer Kunſtſchätze, insbeſondere der von den Brüdern Boiſſerée geſammelten altdeutſchen Gemälde, und koſtbarer Antiken aus Italien anſehnlich vermehrte und München mit Prachtbauten erfüllte, die nach und nach unter ſeiner Regierung entſtanden, einem neuen Anbau zum königlichen Schloſſe, einem neuen Univerſitätsgebäude, einer neuen

so muthwillig schien, am Ende nur einer tiefern Antipathie gegen das germanische und germanisirende Prinzip der Holländer nachgegeben, um seine unter französischer Herrschaft erreichte belgische Reconstituirung nicht wieder zu verlieren. Portugal ist nach dem Muster Frankreichs umgestaltet. Spanien ist gegenwärtig in blutiger Arbeit begriffen, die altgothischen, corporativen und ständischen Institute zu zernichten und sich celtiberisch zu reconstituiren. Irland sinnt schon längst darauf, seine Nationalität wieder zu erobern. Den Italienischen Staaten ist der Versuch mißglückt.

Aus allem geht hervor, daß die celtischen Völker, welche dem germanischen Stamme so lange das Weltregiment überlassen haben, sich aus ihrem langen Schlummer wieder zu erheben anfangen, um mit dem germanischen Stamme um das Weltregiment zu ringen, das sie vor ihm geführt hatten: denn vor der germanischen Völkerwanderung hatten Gallier und Rhätier sich erobernd und herrschend über das südliche Deutschland ergossen und an der Spitze des celtischen Stammes stand, die Welt beherrschend, das römische Volk, eine glückliche Mischung aus celtischem Grundstoffe mit pelasgischer Zersetzung.

Indem die Schweiz an diesem allgemeinen Wiederaufleben des celtischen Prinzipes Theil genommen hat, hat sich die Stellung ihrer Nationalität zwischen der deutschen und französischen wesentlich geändert, oder vielmehr, da blos ein schlummerndes Element hervorgetreten ist, sich nur klarer gestaltet und schärfer gezeichnet, und es wird sich nun bei näherer Betrachtung zeigen, daß die schweizerische Nationalität, ganz entsprechend den Ursprungsverhältnissen des Volkes, ein sehr interessantes und glücklich gemischtes Mittelgebilde zwischen französischem und deutschem Geiste ist, worin indeß das germanische Element noch immer bedeutend überwiegt.

Vergleichen wir die schweizerische Nationalität zuerst in socialer Beziehung mit der französischen und deutschen. Was die Gesellschaft anbelangt, so sondert sich der Deutsche ebenso entschieden in verschiedene Stände ab, als der Franzose nunmehr die unterschiedslose Gleichheit in der Gesellschaft reclamirt. Die Geschichte der letzten 50 Jahre hat sattsam gezeigt, daß der Franzose sich

Bibliothek, der die Gemälde umfassenden Pinakothek, der die Antiken aufbewahrenden Glyptothek, einer gothischen Kirche in der Au, der byzantinischen Ludwigskirche, einer protestantischen Kirche ꝛc. Auch baute er bei Regensburg eine s. g. Walhalla, bestimmt die Büsten aller großen Deutschen aufzunehmen. München wurde seitdem eine Heimath der besten und zahlreichsten Künstler Deutschlands, eine Metropole des Kunstschönen, wie Berlin die der Wissenschaft war. Aber auch dieses edle Streben und Wirken konnte nicht frei bleiben von der Unnatur und Haltungslosigkeit des Zeitgeistes. Man baute zu München nicht in Einem Geist, sondern in der Manier aller Zeiten, griechisch, römisch, byzantinisch, romanisch, lombardisch, gothisch und modern. Die Vermischung aller Geschmäcke war seit Göthe Kriterium deutscher Bildung geworden.

Das allgemeinste Verdienst um Deutschland erwarb sich König Ludwig dadurch, daß er bald nach seinem Regierungsantritt mit Württemberg einen Zollverein abschloß, der bald erweitert werden sollte. Wenn der Franzose de Pradt mit Recht uns Deutsche wegen unsrer bisherigen Zollschranken verspottet und uns mit Thieren in einer Menagerie verglichen hatte, die sich nur hinter dem Gitter ansehen, so war es kein geringes Werk, mit dem Ludwig von Bayern begann, indem auf seinen Befehl die ersten Schlagbäume vom deutschen Boden verschwanden. Preußen ahmte das Beispiel nach, indem es sich zunächst nur mit Hessen-Darmstadt zu einem ähnlichen Zollverbande einigte; sodann Hannover, Kurhessen und Sachsen, die einen mitteldeutschen Verein bildeten. Nachher bemühte sich der geniale Freiherr von Cotta, Deutschlands erster Buchhändler, eifrig um eine Verschmelzung des nord- und süddeutschen Zollvereins zu einem Ganzen, die auch glücklich erreicht, zu Berlin am 27. Mai 1829 unterzeichnet und allgemein in Deutschland mit Jubel begrüßt wurde. Die tiefgesunkenen Hoffnungen auf nationale Einheit lebten wieder auf.

Ein nicht minder großes Verdienst erwarb sich König Lud-

wig durch seine Begeisterung für die katholische Kirche. Er war unter allen neuen Monarchen der erste, der ohne Eigennutz (von dem man wenigstens die kirchenfreundliche Politik der Bourbons nicht frei sprechen konnte) als weltliches Staatsoberhaupt der Kirche wieder die Ehre und das Recht zukommen ließ, deren sie nie hätte beraubt werden sollen. Je mehr ihn die noch tief in Kirchenhaß befangenen Zeitgenossen deßhalb geschmäht haben, um so mehr muß man seinen Muth und seinen Fernblick rühmen. Er sah schärfer in die Gefahren der Zukunft, als andere, und erkannte in der Kirche die einzige Macht, die der Revolution gewachsen ist, und die einzige Heilkraft, die das an so vielen sittlichen Uebeln leidende Geschlecht genesen machen kann. Ludwig rief den lange in der Schweiz und Frankreich verbannt lebenden Görres als Lehrer an die Universität München, wo sich bald ein Verein gelehrter und geistreicher Männer bildete, die eine Wiedergeburt des kirchlichen Geistes in der Jugend förderten. Uebrigens war Aehnliches auch in einigen paritätischen Staaten gestattet, namentlich zu Münster, wo Koterkamp, zu Bonn, wo Klee und Windischmann, zu Tübingen, wo Möhler in diesem Geiste wirkten. Im katholischen Deutschland, außerhalb Oesterreich, wuchs demzufolge ein junger Klerus voll heiligem und reinem Eifer heran.

Nach Unterdrückung aller patriotischen Bestrebungen durch die Karlsbader Beschlüsse war das Auftreten und Wirken König Ludwigs wieder der erste Hoffnungsstrahl, der eine bessere Zukunft verhieß.

Die Julirevolution elektrisirte Deutschland wie einen Schlafenden, der jäh aufwacht. Die Unzufriedenen schöpften aus dem, was im Nachbarlande geschah, neuen Muth und die Regierungen erschracken. Verrieth es die ungeheure Inferiorität, zu welcher die große deutsche Nation herabgesunken war, daß sie sich in ihrer eigenen Ohnmacht und Trägheit dergestalt von außen elektrisiren ließ, so ging doch alles höchst natürlich zu. Die Franzosen bewähr-

ten ſich wieder als das Volk der That. Eine That, wie die Julirevolution, mußte imponiren durch ihr unerwartetes, blitzähnliches Hereinbrechen, durch ihre die Faulheit und Feigheit ſo vieler andern Nationen beſchämende Kühnheit und durch die großen Hoffnungen, die ſie erweckte. Zum erſtenmal war der Alpdruck gehoben, der ſeit Gründung der heiligen Allianz auf der Bruſt ſchwer athmender Völker laſtete.

Uebrigens folgten der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland nur Revolutiönchen da, wo die Mißregierung kleiner Fürſten das äußerſte Maaß überſchritt und der lange verhaltene Ingrimm des Volkes endlich ſich Luft machte.

In Braunſchweig ereigneten ſich damals traurige Dinge. Der edle Herzog Wilhelm, der bei Quatrebras gefallen war, hatte zwei junge Söhne hinterlaſſen, Karl und Wilhelm. Der erſtere war rechtmäßiger Erbe des Herzogthums unter der Vormundſchaft ſeines welfiſchen Vetters, des Königs von England. Das kleine Land wurde interimiſtiſch durch den Miniſter v. Schmidt-Phiſeldek verwaltet und erhielt 1820 ſeine obligate Verfaſſung, wie alle andern deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten. Jedermann war damit zufrieden. Als aber der junge Karl in ſeinem neunzehnten Jahre, 1823, ſelbſt die Regierung übernahm, war ihm alles nicht recht, was bisher geſchehen war. Noch zu jung und unreif zum ernſten Geſchäfte des Regierens bildete er ſich ein, er komme zu ſpät dazu, klagte den verdienſtvollen Schmidt-Phiſeldek als Hochverräther an, er habe die Vormundſchaft verlängern wollen, brach in einem Edict vom 10. Mai 1827 in die gröbſten Invectiven gegen den König von England aus, hob die Verfaſſung wieder auf, verkaufte die Domainen, nahm den Staatsſchuldentilgungsfond weg, ließ Urtheile des Gerichtshofes zerreißen und führte mit ſeinen Geſellen Klindworth, Boſſe, Fricke und Bitter ein ſolches Bubenregiment, daß die Stände beim Bundestage klagen mußten. Inzwiſchen begnügte ſich der Bund, nur das Benehmen des Herzogs gegen den König von England zu rügen, und den Herzog zum Widerruf des

Edicts vom 10. Mai aufzufordern, drückte aber zu allem, was er gegen seine Unterthanen sündigte, die Augen zu. Der Herzog aber widerrief nicht, sondern reiste mit vollem Beutel nach Paris, um dort seinen Lüsten zu fröhnen, als ihn daselbst die Julirevolution überraschte. Da war seines Bleibens nicht länger; eilends floh er davon. Als er aber wieder deutsche Luft athmete, wuchsen ihm wieder Muth und Trotz. In der Voraussetzung, die Deutschen ließen sich alles gefallen, rühmte er sich, er wolle es mit dem Volke aufnehmen, und werde sich anders zu schützen wissen, als Karl X. Als man ihn um Abstellung der verderblichen Geldwirthschaft ersuchte, die das Land ruiniren müsse, weigerte er sich und rief herausfordernd, das Volk solle sich nur auflehnen, seine Kanonen seyen schon geladen. Allein der Pöbel nahm diese Herausforderung des unbesonnenen Fürstenkindes an, warf den Wagen des Herzogs und seiner Maitresse, einer Schauspielerin, mit Steinen, umringte sein Schloß und stieß die fürchterlichsten Drohungen aus. Die höheren Stände und ehrbaren Bürger vermochten den Herzog zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen; allein er hatte auch nicht den Muth, schießen zu lassen, und machte sich durch den Garten feig aus dem Staube. Das wüthende Volk aber brach nun in das Schloß ein und brannte es ganz und gar nieder, am 7. September 1830. Da Niemand wußte, wohin Karl geflohen war, erschien sein Bruder Wilhelm, den Preußen und Hannover unterstützten, in Braunschweig, beruhigte die Aufgeregten, übernahm die Regierung, stellte die Verfassung wieder her und wurde als Stellvertreter seines Bruders auch vom Bundestage anerkannt. Ein toller Versuch des Vertriebenen, mit einer demokratischen Proclamation an der Spitze von zusammengerafftem Pöbel in Osterode eine Contrerevolution zu Stande zu bringen, scheiterte am Widerstand der Einwohner, am 29. November.

Wenige Monate später wurde dasselbe Osterode Schauplatz einer großen Aufregung gegen die Regierung von Hannover. Die Hannoveraner hatten sich über die ausschließliche Adelsherr-

schaft in ihrem Lande zu beklagen, womit Vernachlässigung des Bauern- und Bürgerstandes, der Industrie und des Handels, große Heimlichkeit der Verwaltung und Langsamkeit der Justiz verbunden war. Im Anfang des Jahres 1831 improvisirte ein gewisser König in Osterode eine Nationalgarde, um den Forderungen des Volkes Nachdruck zu geben und begannen auch die Bürger und Studenten in Göttingen zu tumultuiren. Gegen den als Patrioten in den Unglücksjahren der napoleonischen Herrschaft wohlbekannten Grafen Münster wurde eine „Anklage" gedruckt und verbreitet, worin ihm hauptsächlich die Schuld gegeben wurde, das Land zum Besten des Adels vernachlässigt zu haben. Aber die Regierung ließ sich nicht einschüchtern, sie schickte Truppen und ließ die Häupter des Aufruhrs festnehmen, in Göttingen die Doctoren Ahrens und Rauschenplatt. Der König von England ernannte sodann seinen Bruder Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, zum Vicekönig in Hannover, erließ eine beruhigende Proclamation und berief die Stände ein, die in ruhiger Berathung die Abschaffung mancher alter Mißbräuche vornahmen.

In den Herzogthümern Schleswig-Holstein gab sich nach der Julirevolution eine etwas aufgeregte Stimmung kund. Ein Kanzleirath Lornsen, Landvogt auf der Insel Sylt, brachte zuerst die Beschwerden dieser deutschen Länder gegen die dänische Regierung zur Sprache und wurde auf die Festung gesetzt. Aber eine Adresse der Prälaten und Ritter vom 22. November 1830 wiederholte in unterwürfigen Ausdrücken die Beschwerden. Im Mai 1831 führte der Dänenkönig Friedrich VI. Provinzialstände ein, aber je für Schleswig und Holstein besondere, wogegen die Ritterschaft wieder vergebens protestirte. Lornsen wurde erst 1832 wieder freigelassen. Zugleich erfolgten einige Erleichterungen des Verkehrs.

In Sachsen war der vielgeprüfte König Friedrich August 1827 gestorben und hatte sein schon hochbejahrter Bruder Anton die Regierung angetreten. Auffallenderweise hatte sich das Haus

Wettin, ſeitdem Friedrich Auguſt der Starke am Ende des 17. Jahrhunderts katholiſch geworden war, um König von Polen werden zu können, und die italieniſchen Künſte pflegte, nicht nur von den alten Sympathien des lutheriſchen Stammlandes, ſondern auch von dem modernen Geiſtesleben, dem Leipzig als großer Büchermarkt zum Mittelpunct diente, abgewandt. Nirgends wurde noch ſo alterthümlich regiert als in Sachſen. Die ungeheuren Stürme der napoleoniſchen Zeit hatten am Gange der Staatsmaſchine nichts geändert, die Bewegung der Preſſe und des Liberalismus ſeitdem ebenſo wenig. Die Hof- und Landtagsariſtokratie ſchleppte ihren langen Zopf bis in die dreißiger Jahre nach. Zum erſtenmal 1829 erinnerte der Bürgerſtand durch eine Adreſſe die eingeſchlafene Monarchie, es ſey Morgen geworden, man warte auf Aenderungen. Sie ließen aber auf ſich warten. Am 25. Juni 1830, vier Wochen vor der Julirevolution, wollte die Stadt Dresden und die Univerſität Leipzig das Jubiläum der augsburgiſchen Confeſſion feiern, aber der Regierungscommiſſär unterſagte es, um den katholiſchen Hof nicht zu beleidigen. Das führte damals ſchon zu einem Tumult der proteſtantiſchen Bevölkerung und die Aufregung war noch nicht geſtillt, als die Nachricht von der Julirevolution in Paris ſie neu aufflammen machte. Am 2. September brach ein ſo großer Tumult in Leipzig aus, daß er mehrere Tage lang dauerte, und am 9. in Dresden ſelbſt, wo das Rathhaus und Polizeigebäude von den wüthenden Inſurgenten in Aſche gelegt wurden. Auch in Bautzen und Chemnitz fielen Tumulte vor. Da gab der greiſe König endlich nach und nahm ſeinen wohlwollenden und beim Volke auch beliebten Sohn Friedrich Auguſt zum Mitregenten an, der den verhaßten Miniſter Einſiedel entfernte, und durch den beliebten v. Lindenau erſetzte, die ärgſten Mißbräuche, hauptſächlich in der ſtädtiſchen Verwaltung, abſchaffte und die alte Verfaſſung zeitgemäß umänderte. Der greiſe Anton ſtarb 1835 und der Mitregent folgte ihm als König.

In Kurheſſen dauerte die üble Wirthſchaft fort. Die Heſ-

ſen, einer der edelſten und tüchtigſten deutſchen Volksſtämme, unterlagen einem beſondern Mißgeſchick. Der alte Kurfürſt Wilhelm I. ſtarb zwar 1821 und ſein Sohn und Nachfolger, Wilhelm II., ſchaffte die Zöpfe und andere Wunderlichkeiten ſeines Vaters ab. Allein im Ganzen wurde nicht beſſer regiert. Der Kurfürſt gab ſich ganz ſeiner Maitreſſe, einer Berlinerin von geringer Herkunft hin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, und ließ ſich durch Drohbriefe dermaßen einſchüchtern und erſchrecken, daß er alle Kerker mit Verdächtigen anfüllte und daß ſich kaum mehr ein Fremder nach Kaſſel wagte, um nicht inquirirt zu werden. Endlich entdeckte man, jene Drohbriefe ſeyen von Niemand anders, als von dem Polizeidirector Manger in Kaſſel ſelbſt verfertigt, der den Kurfürſten, je mehr er ihn in Furcht hielt, um ſo beſſer in ſeinem Intereſſe lenken konnte.

Die Ermuthigung aller Unzufriedenen durch die Julirevolution und die revolutionäre Bewegung im nahen Braunſchweig exaltirte auch die Bevölkerung von Kaſſel dergeſtalt, daß ſie ſich am 6. September 1830 erhob und dem Kurfürſten Forderungen ſtellte, die er abzulehnen nicht mehr den Muth hatte. Er verſprach Einberufung der Stände, Reviſion der Verfaſſung, Abſchaffung der Mißbräuche, zog es aber bald vor, die Regierung einſtweilen ſeinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu überlaſſen und ſich von Heſſen ganz zu entfernen. Denn die Hanauer hatten alle Mauthen an ihrer Grenze zerſtört, die Stimmung war überall ſehr erbittert und in Kaſſel ſelbſt war die Gräfin von Reichenbach*) inſultirt und genöthigt worden, die Stadt zu verlaſſen. Ihr folgte nun der Kurfürſt nach. Der Kurprinz aber war am wenigſten geneigt, dem Volke nachzugeben, und da von Frankreich her weiter keine Gefahr drohte und der deutſche Bund ſeine Autorität behauptete, ſo ſetzte er der Volkspartei eine unerwartete Feſtigkeit und Feind-

*) „Die Perſon des Kurfürſten iſt heilig und unverletzlich", ſtand in der Verfaſſung; „die Perſon" wurde aber auf die Gräfin bezogen.

seligkeit entgegen. Auch er hatte eine Geliebte, Frau Lehmann, die Gattin eines preußischen Offiziers, die er zur Gräfin von Schaumburg erheben ließ und heirathete. Mit dieser Heirath war seine Mutter, die Kurfürstin Auguste, Nichte des Königs von Preußen, nicht zufrieden. Die Einwohner von Kassel nahmen Partei für die edle Mutter und als dieselbe nach langer Zeit wieder einmal zum Theater fuhr, brach allgemeiner Jubel aus, eine Demonstration, die sogleich blutig bestraft wurde, denn nach dem Theater wurde das heimkehrende Publikum vor der Thüre von der Reiterei attakirt, die blind in die wehrlose Menge einhieb, am 7. December. Die Stände, Professor Jordan und Marburg an der Spitze, klagten bitter über diesen Greuel, aber ohne Erfolg. Polizeidirector Gießler, der das Publikum hätte schützen sollen und der im Gegentheil die Disposition zu der unritterlichen Attake hatte treffen helfen, wurde mit einem Orden belohnt.

Die neue kurhessische Verfassung kam zwar 1831 zu Stande, allein der Kurprinz widersetzte sich allen liberalen Forderungen und bediente sich dazu des Minister Hassenpflug als Werkzeug, eines Mannes, der mit allen Ansprüchen eines strengprotestantischen Kirchenglaubens unbeugsame Härte nach unten verband. Die Kammer wurde zweimal aufgelöst; Jordan, das Haupt der Opposition, trat endlich aus. Der Kurfürst ahmte seinem Vater und Großvater in der Neigung des Geldsammelns nach (für seine Kinder aus morganatischer Ehe) und eignete sich das hessen-rotenburgische Erbe (nach dem Aussterben dieser mediatisirten Nebenlinie im Jahr 1834) als Privateigenthum an.

In Hessen-Darmstadt starb der alte Großherzog Ludwig I. im April 1830 und folgte ihm sein Sohn Ludwig II. in der Regierung nach. Dieser Herr bekam alsbald Streit mit seinen Ständen, da sie die 2 Millionen Gulden Privatschulden, die derselbe vor seinem Regierungsantritte gemacht hatte, nicht auf die Staatscasse wollten übertragen lassen, sofern das Land ohnehin mit Steuern schon mehr überbürdet war, als irgend ein andres (6 fl. 12 kr.

zahlte jeder Kopf jährlich zu den Staatslaſten). Am ärgſten beſchwert waren die Bauern im Iſenburgiſchen, die außer den Staatsabgaben auch noch dem mediatiſirten Grafen von Iſenburg Feudalabgaben leiſten mußten. Die Julirevolution machte nun auch ihnen Muth, im September erhob ſich faſt der ganze Odenwald in Zorn über die 100,000 Gulden, die umgelegt worden waren, um die Empfangsfeſtlichkeiten auf einer Rundreiſe des Großherzogs zu bezahlen. Die empörten Bauern ſtürmten Büdingen, den Sitz eines Iſenburgiſchen Grafen. Exceſſe wurden begangen, doch niemand ermordet. Als der aus den Feldzügen Napoleons wohlbekannte Prinz Emil mit Truppen kam, gingen die Bauern freiwillig wieder auseinander. Die Truppen aber hieben im Eifer auf einen Haufen bewaffneter Bauern ein, die ein loyaler Förſter zum Kampf gegen die Inſurgenten hatte führen wollen, bei Södel. Die Ruhe wurde vollkommen hergeſtellt.

Im benachbarten Naſſau wagten die Stände 1831 die Steuern zu verweigern, weil der Herzog Wilhelm die reichen Domainen als Privatgut für ſich behielt und nichts davon zur Deckung der Staatskoſten hergeben wollte. Die Proteſtation half aber nichts, der Herzog ließ ſich von fünf ihm ergebenen Deputirten in Abweſenheit aller andern die Steuern votiren, den Kammerpräſidenten Herber aber, einen Greis, auf der Marburg einkerkern.

Die reinſten und edelſten deutſchen Volksſtämme in dieſer Miſere der kleinlichſten Mißregierung hülflos verſunken zu ſehen, nicht unter den Schutz, ſondern unter dem Druck der Bundesgewalt, war etwas Trauriges, für den Geſchichtſchreiber wiederzuerzählen ſchmerzlich, aber ſelbſt zu erleben noch viel widerwärtiger.

In Baden hielt Großherzog Ludwig zwar ſehr auf ſeine Kronrechte, untergrub aber das Anſehen der Staatsgewalt im Volke indirect dadurch, daß er auf eine höchſt übertriebene und unnatürliche Weiſe das Anſehen der Kirche bei demſelben Volke zu vernichten trachtete. Auch die Liberalen, anſtatt die Kirche in ihrem

ewigen Recht gegen die Willkür der Staatsgewalt zu schützen, schienen in dem Maaß, in welchem sie selbst von dieser Staatsallmacht in allen politischen Fragen gedemüthigt wurden, sich an der Kirche erholen, ihre Tapferkeit und Macht an der Kirche auslassen zu wollen und wetteiferten mit dem Ministerium in Verfolgung der Kirche und Unterwühlung des Volksglaubens. Daß der Papst Wessenberg nicht zum Bischof ernannt, veranlaßte Aeußerungen in der badischen Kammer von 1819 und 1820, die gegen alle Begriffe der katholischen Kirche liefen. Man solle nach dem Papst gar nicht fragen, hieß es. Lieber ein Schisma, als ein Concordat, rief Duttlinger. Die Laien müssen Antheil am Kirchenregiment haben, wie die Stände an der Gesetzgebung, rief v. Rottek. Als endlich 1827 der neu errichtete erzbischöfliche Stuhl von Freiburg im Breisgau besetzt wurde, konnte der erste Erzbischof Bernhard die Drangsalirung durch den Oberkirchenrath, durch die renitenten, von der Regierung geschützten Pfarrer und durch die Professoren der Universität kaum aushalten. Schon 1828 trug Duttlinger in der Kammer darauf an, der Cölibat solle aufgehoben werden.

Endlich starb Großherzog Ludwig im März 1830 und ihm folgte sein Stiefbruder Leopold, Graf von Hochberg, ohne weitere Einsprache der früheren Erbberechtigten (Bayern für die Pfalz, Oesterreich für den Breisgau). Leopold war nicht sehr begabt, aber äußerst gutmüthig und erwarb sich bald den Namen des „Bürgerfreundlichen", weil er den liberalen Minister Winter und die Kammer nach der Julirevolution nach Gefallen walten ließ. In der Kammer ragten unter vielen andern liberalen Rednern die beiden Hofräthe und Freiburger Professoren von Rottek und Welker hervor, die am consequentesten den französischen Liberalismus nachahmten und die constitutionelle Theorie der Pariser Doctrinäre des Breitesten wie in ihren langen Reden, so bald auch in ihrem bändereichen Staatslexicon auseinanderlegten. Das imponirte damals. Die badische Kammer empfing so viele Huldigungen aus dem übri-

die sociale Gleichheit nicht mehr nehmen läßt, und wenn er noch zehn Revolutionen machen müßte; umgekehrt wäre es aber ebenso vergeblich, diese sociale Gleichheit nach Deutschland verpflanzen zu wollen, ja verderblich für den Volkscharakter. Diese Unterschiede wurzeln zu tief in dem beiderseitigen Nationalcharakter, namentlich in der verschiedenen Tendenz, welche das Ehrgefühl, diese Hauptwurzel der socialen Verhältnisse, bei beiden Völkern hat. Der Deutsche kennt vorzugsweise nur die Standesehre, sein Ehrgefühl ist Standesgefühl; während das Ehrgefühl des Franzosen Individual- oder Nationalgefühl, Individual- oder Nationaleitelkeit ist. Der Deutsche will nun einmal Freiherr, Bürger oder Bauer, Handwerkspursche oder Student, Gelehrter oder Militär, Staatsbeamter oder Geistlicher seyn und sich als solcher fühlen; während der Franzose sich als Franzose oder als er selber geltend macht. Der deutsche Bauer nach ächtem altem Schlage will nichts als Bauer, aber ein tüchtiger und gewichtiger Bauer seyn, und fühlt sich wahrlich als solcher nicht schlechter als der Freiherr oder der Beamte; er verschmäht es, in der Kleidung seinen Stand zu verläugnen, und hält auch bei seiner Familie auf die Landestracht. Den Titel eines Herrn weist er zurück, außer wenn er ein Gemeindeamt bekleidet, dagegen schmeichelt ihm, bei seinem Taufnamen, mit welchem er im Dorfe gilt, angeredet zu werden. Dieses Standesgefühl, was dem deutschen Bauer so wohl steht, findet sich bei dem gallischen Bauer nicht, der entweder schmutzig und ohne Ehre lebt oder aber sich mit Einem Schwunge in die Sitte und Weise der höhern Stände versetzt. Dieser grelle Absprung besteht nicht selten nebeneinander. Mancher reiche gallische Landmann hat ein Prunkzimmer in seinem sonst ärmlichen und schmutzigen Hause, worin er ganz gebildeter und feiner Franzose ist, während er außer diesem Gemache ärmlich und ohne Ehre lebt. — Aehnlich ist es mit dem städtischen Bürger. Der deutsche Bürger und Handwerker verschmähte es meist, als er noch streng auf die alte deutsche Sitte hielt, in der Kleidung sich und seine Familie den sogenannten Herren gleichzustellen, wie er auch den Meistertitel dem Herrentitel vorzog. Neuerdings hat sich dieser Unterschied im Aeußerlichen etwas verwischt; doch treibt es den deutschen Bürger nicht, wie den französischen, Sitte und Ton der höhern Stände nachzuahmen, sich in ihre

gen Deutſchland, daß ſie ein Recht hatte, ſich als Muſterkammer zu geriren. Was ſie im Nivelliren der Stände, in der Mißachtung der Kirche, in der Ueberſchätzung der Schulweisheit, in der falſchen Vorausſetzung, das Volk ſey ſo oder könne ſo ſeyn, wie ſie es haben wollte, vielfach geſündigt, das machte wenigſtens Welker wieder gut durch den ehrlichen Muth, mit dem er immer die große nationale Frage ins Auge faßte. Er trug am 15. October 1831 förmlich auf eine Reviſion der deutſchen Bundesverfaſſung an, was freilich erfolglos blieb, ſo wie auch die von ihm in Baden damals wirklich durchgeſetzte Preßfreiheit auf Befehl des Bundes wieder zurückgenommen werden mußte. Die badiſche Regierung zeigte viel Halbheit, indem ſie der Kammer alles nachſah und ſich hinterdrein durch den Bundestag befehlen ließ, was geſchehen ſollte. Eine Schwäche, die ihr ganzes Anſehen untergrub.

Auch fuhr man hier fort, die Kirche zu unterwühlen. Im Jahr 1831 beſtürmte man die Kammer abermals um Abſchaffung des Cölibats und das Geſuch wurde mit verſiegelten Unterſchriften von 156 Geiſtlichen unterſtützt. Ein Pfarrer Hennhöfer führte ſeine ganze Gemeinde ſammt dem Gutsherrn Freiherrn von Gemmingen zum Proteſtantismus über; auch Profeſſor Reichlin-Meldegg in Freiburg trat über. Als Erzbiſchof Bernhard 1836 aus Kummer und Sorge abdankte und bald darauf ſtarb, folgte ihm Ignaz, der nicht weniger zu leiden bekam, indem damals alles eine Synode verlangte, um mit größter Oſtentation reformiren zu können, und Dekan Kuenzer in Conſtanz, vom Oberkirchenrath beſchützt, dem Erzbiſchof auf's frechſte trotzte. Kuenzer agitirte gewaltig gegen den Cölibat und öffnete ſeine Kirche einem weltlichen Concert; der klagende Biſchof wurde hohnlachend abgewieſen. Da faßte Freiherr von Andlaw zum erſtenmal 1837 die Beſchwerden der Katholiken in Baden wegen ſyſtematiſcher Kränkung ihrer Rechte in eine Motion zuſammen, die freilich nur Erbitterung erregte und damals noch keinen Erfolg hatte. — Auch auf dem proteſtantiſchen Kirchen-

und Schulgebiet wurde durch den geheimen Kirchenrath Paulus systematisch der fromme Glauben des Volkes unterwühlt und fast Niemand mehr zu geistlichen Aemtern befördert, der nicht dem „Denkglauben" jenes Paulus huldigte.

König Ludwig von Bayern war zu deutsch gesinnt, um an der aus Frankreich kommenden Aufregung nach der Julirevolution eine Freude zu haben. Er erließ im Januar 1828 ein strenges Censuredict, weshalb nachher die Kammer die Minister in Anklagestand versetzen wollte. Auch klagte die Kammer über die zu hohen Ausgaben für die Kunst und strich 2 Millionen vom Budget, beschränkte sich indeß nachher auf eine. Am lautesten war der Lärm in Rheinbayern, wo die liberalen Blätter der Doctoren Wirth und Siebenpfeifer (Tribune und Westbote) schon eine republikanische Färbung annahmen. Sie wurden unterdrückt durch den Bundestag, im März 1832. Nun stifteten aber Schüler, Savoie und Geib einen Verein für Preßfreiheit. Sie und ihr Anhang waren es auch, die auf den 27. Mai eine große Volksversammlung zur Feier der bayerischen Verfassung auf das Schloß Hambach bei Neustadt an der Hardt ausschrieben. Dieselbe kam auch, sogar unter Mitwirkung der nächsten Behörden zu Stande, obgleich es eine noch imposantere Demonstration zu werden drohte, als einst das Wartburgfest. Es war herrliches Wetter und eine unendliche Volksmenge strömte mit Musik, Fahnen und Bändern zu dem schönen Berge, auf dem alle Häupter der damaligen äußersten Partei in Deutschland nebst vielen polnischen Flüchtlingen und französischen Republikanern versammelt waren. Der Meister des Tages war Dr. Wirth, dem man von Frankfurt a. M. ein deutsches Ehrenschwert geschickt hatte, der gefeiertste Gast aber der bleiche Jude Börne, dessen Sarkasmen gegen die deutschen Zustände damals sehr in die Mode gekommen waren. Einige Schreier wollten gleich frischweg die deutsche Republik proclamiren und „zu den Waffen" rufen. Wirth allein hielt noch zur Noth den deutschen Charakter der Feier fest, die sonst ganz nur den des „jungen Europa" angenommen

haben würde, einer Verbrüderung der Exaltirten aller Länder, wie sie später in der Schweiz wirklich begründet wurde. Aus einer Vergleichung dieses wilden Franzosen-, Polen- und Judenfestes mit dem Wartburgfest von 1817 erkennt man den Umschwung, der in den Gemüthern der deutschen Jugend vor sich gegangen war. Man hing nicht mehr mit einer ehrlichen und jungfräulichen Begeisterung an einer rein deutschen Sache, sondern buhlte unselbständig und unwürdig mit einem überlegenen fremden Geiste.

Da am gleichen Tage auch in Gaibach bei Würzburg eine große Volksversammlung abgehalten wurde, auf welcher Behr das große Wort führte, und auch in Zweibrücken, Kaiserslautern, Nürnberg kleine Tumulte vorkamen, schritt die bayerische Regierung ein und schickte den Feldmarschall Fürsten Wrede mit Truppen nach der Pfalz. Alles blieb fortan ruhig, nur im Dorf-Irheim kam es zu einem kleinen Gefecht zwischen dem Militair und muthwilligen Bauernjungen. Die Angeklagten wurden von den Assisen in Landau freigesprochen, aber Dr. Wirth wegen Verbreitung seiner Vertheidigungsschrift gefangen gesetzt. Siebenpfeifer, Savoie, Schüler und Gelb entkamen.

Ein großes Volksfest hielten am 13. Juni auch die Badener in Badenweiler ab, wo Rotteck sprach, der aber vorsorglich bereits die dreifarbige deutsche Reichsfahne unter der badischen Fahne hatte anbringen lassen und sich mit viel Ostentation gegen die Hambacher Republikaner erklärte. Aehnliche Volksversammlungen hielt man in Wilhelmsbad, zu Bergen in Hessen, und in Marburg verbrannten die Studenten ein Buch, das Professor Vollgraf gegen das Verfassungswesen geschrieben hatte.

Der Bundestag hatte sich seit der Julirevolution ziemlich ruhig verhalten und die Dinge abgewartet. In dem Maaße, wie die Gefahr einer Verbreitung der Revolution vom Rhein her verschwand, ertheilte er einzelne Schläge, Verbote liberaler Blätter ꝛc. Endlich schien es aber Zeit, allgemeine Maaßregeln zu treffen, d. h. so viel als die Karlsbader Beschlüsse wieder in Erinnerung zu brin-

gen und die deutschen Zustände dahin zurückzuführen, wo sie das tumultuarische Jahr 1830 gefunden hatte. Neue Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 verboten die Vereine, die Volksversammlungen und Volksfeste, das Tragen revolutionärer Farben, erneuerten die Karlsbader Beschlüsse hinsichtlich der Universitäten, verfügten eine neue strenge Fremdenpolizei und sicherten jeder etwa bedrohten Regierung militairische Hülfe zu. Da hiedurch über die ursprüngliche Bundesacte hinaus- und in die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten eingegriffen wurde, antwortete sofort in allen deutschen Kammern ein Lauffeuer von Protestationen, die noch in den folgenden Jahren fortgesetzt wurden, aber erfolglos blieben.

Auch den badischen Rednern half ihre Loyalität in Badenweiler nichts; der Bundestag sah hinter dieser Verfassungstreue eine gefährliche Spitze und die badische Regierung wurde veranlaßt, sogar auf einige Zeit die Universität Freiburg zu schließen. In Würtemberg fiel damals gar nichts vor, weil der König seit der Julirevolution die Stände nicht einberief und ruhig die allgemeine Abkühlung abwartete. Erst im Jahr 1833 kamen die Stände in Stuttgart zusammen, protestirten gegen die Bundesbeschlüsse und wurden aufgelöst, die neugewählte Kammer führte jedoch eine sehr liberale Sprache. Bemerkenswerth durch die große Anerkennung, die sie fand, war eine Schrift des Abg. Paul Pfizer, worin derselbe in einer innigen Vereinbarung der deutschen Mittelstaaten mit Preußen auf der constitutionellen Bahn das einzige Heil für Deutschland erblickte.

Wenige Tollköpfe faßten damals den Plan, den Bundestag in Frankfurt selbst zu sprengen und stürmten am 3. April dort die Hauptwache, wurden aber leicht überwältigt. Es waren namenlose Abenteurer, welche dieses Frankfurter Attentat begingen, Studenten, zwei Doctoren, Neuhof und Bunsen ꝛc., doch erregte es großes Aufsehen und führte viele Verhaftungen herbei. Einige Studenten entkamen aus dem Gefängniß. Ein Pfarrer Weidig

tödtete sich im Gefängniß, um Mißhandlungen zu entgehen, ein furchtbares Nachtstück in der frivolen Zeit.

Der Kaiser von Rußland benutzte die bei den deutschen Regierungen eingetretene Besorgniß und Mißstimmung wegen des revolutionären Geistes, um mit denselben einen Separatcongreß zu München-Grätz abzuhalten, am 10. September 1833, und hier seine innige Allianz mit den deutschen Mächten zu befestigen gegenüber der englisch-französischen Coalition, die zwar weder in Polen noch Italien für die Völkerfreiheit intervenirt hatte, aber doch immer noch die Hoffnung derselben blieb. Persönlich erschienen die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der Kronprinz von Preußen, der König von Preußen kam nicht selbst, hatte aber im Bade Töplitz eine Besprechung mit dem Fürsten Metternich. Es handelte sich nicht blos von der Reaction in Deutschland, sondern auch von der in Polen. Kaiser Nicolaus setzte durch, daß die deutschen Großmächte, als Garanten der Selbständigkeit des Königreichs Polen, dasselbe aufgaben und in Rußland aufgehen ließen. Der Congreß beschloß, wieder eine deutsche Ministerconferenz nach Wien einzuberufen, und der Kronprinz von Preußen machte unmittelbar darauf eine Rundreise durch die Mittelstaaten (Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München), um sie für die Conferenz vorzubereiten. Französische und englische Blätter tadelten bitter, daß Oesterreich und Preußen sich dem Willen Rußlands fügten, und verfehlten nicht, in Erinnerung zu bringen, wie sehr diese beiden deutschen Großmächte ihren eigenen Interessen zuwiderhandelten, indem sie die Garantie des Königreichs Polen verleugneten. Aber Frankreich und England selbst hatten dieser Garantie bereits entsagt und sich dadurch abgefunden, daß Rußland seinerseits die Garantie des Königreichs der Niederlande aufgab und Belgien anerkannte.

Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Ministerconferenz in Wien, in welcher sofort beschlossen wurde, das Staatsoberhaupt in jedem Bundesstaate solle sich verpflichten, aufs

ſtrengſte an ſeinen Souverainetätsrechten feſtzuhalten und nichts davon etwa ſtändiſchem Andringen zu opfern, ferner ein Bundesſchiedsgericht zu ernennen, von dem etwaige Streitigkeiten zwiſchen Souverainen und Kammern entſchieden werden ſollten, Steuerverweigerung von Seite der Kammern nicht zu dulden, der bedrohten Souverainetät alsbald Bundeshülfe durch Executionstruppen zu leiſten, und die Preſſe, ſo wie die Univerſitäten im Sinne der Karlsbader Beſchlüſſe auch forthin ſtreng zu überwachen, die Zahl der politiſchen Blätter insbeſondere einzuſchränken. Damit war der ſtändiſchen Oppoſition die Sehne der Kraft durchſchnitten und die Preſſe auf den Zuſtand vor der Julirevolution zurückgebracht.

Daſſelbe Rußland, welches in der Wiener Miniſterconferenz 1820 das deutſche Verfaſſungsweſen gegen Oeſterreich in Schutz genommen hatte, war jetzt zu München-Grätz gegen daſſelbe aufgetreten und hatte nur deshalb die neue Conferenz veranlaßt, und zwar, weil die Verfaſſungsfreunde in Deutſchland nicht auf ruſſiſcher, ſondern franzöſiſcher Seite ſtanden. Es wollte ſich aber den Vortheil, den es bisher aus der Verſtärkung der deutſchen Mittelſtaaten gezogen hatte, nicht entgehen laſſen und trug ſein Protectorat in dem Maaß, in dem es daſſelbe den Verfaſſungen entzog, um ſo wärmer den Souverainetäten an. In der berüchtigten ruſſiſchen Denkſchrift vom Jahre 1834, die bei den Höfen der deutſchen Mittelſtaaten heimlich in Circulation geſetzt wurde, warnte der ruſſiſche Diplomat die ehemaligen Rheinbundſouveraine vor Oeſterreich, das immer noch Kaiſergedanken hege, das geiſtlos regiert werde und deſſen Obergewalt unerträglich ſeyn würde, vor Preußen, das ſich Deutſchland durch den Zollverein unterwerfen wolle, und vor Frankreich, das ihre Unterthanen aufwiegle und die Revolution nach Deutſchland verpflanzen wolle. Nur Rußland allein ſey der natürliche Protector der deutſchen Mittelſtaaten.

Preußen wurde durch die Julirevolution kaum berührt. In Aachen und Elberfeld machten 1830 die Fabrikarbeiter wegen zu

niederer Löhne, in Berlin und Breslau die Schneider gegen die conceſſionirten Kleiderhandlungen, durch die ſie außer Nahrung geſetzt wurden, kleine Tumulte. Sonſt erhob ſich keine Oppoſition. Schon in den Jahren 1823 und 1824 waren nach und nach die vom König bewilligten Provinzialſtände in den einzelnen Provinzen ins Leben getreten, die ohne Geräuſch die Localintereſſen berietben. Von einer Erweiterung und Concentrirung derſelben zu den Reichsſtänden, die der König früher verſprochen hatte, war nicht die Rede und ließ man ſich in Preußen auch durch das Beiſpiel der Julirevolution und der Bewegungen in den deutſchen Mittelſtaaten nicht hinreißen, die Krone an die gegebenen Verſprechungen zu erinnern. Alles blieb ruhig.

Das Land erholte ſich allmählig von den Leiden des großen Krieges. Bildung blieb der Hebel in der Staatsmaſchine. Aber je hoffärtiger ſich dieſe Bildung nicht blos in der Hegel'ſchen Philoſophie, ſondern ſogar auch in der Volksſchule über den chriſtlichen Glauben ſtellte, um ſo weniger konnte der Ausbruch eines offenen Kampfes zwiſchen dem heidniſchen Bildungsprincip der Staatsſchule und dem chriſtlichen Glaubensprincip ausbleiben, ein Kampf, der ſpäter die ganze Monarchie erſchüttern ſollte. Wie weit die Aufklärung auch ſchon im katholiſchen Klerus gediehen war, beweiſt die Erhitzung junger Prieſter in Schleſien gegen den Cölibat. Die beiden Brüder Theiner an der Spitze, forderten dieſe geweihten Jünglinge geradezu vom Staate die Gewährung der Prieſterehe, die ihnen die Kirche verſagte, im Jahr 1825. Der König von Preußen wies ſie jedoch ab und der Hauptagitator, der ältere Theiner, ging aus Zorn nach Rom und trat in einen geiſtlichen Orden. Auf dem proteſtantiſchen Gebiete verſuchte eine Gegenwirkung gegen die Uebermacht des Unglaubens zuerſt Claus Harms in Holſtein ſchon im Jahr 1817. Er wurde als Finſterling verſchrien. Der beliebte Prediger und theologiſche Lehrer Schleiermacher in Berlin erwarb ſich das Verdienſt, wenigſtens zu vermitteln und den Gebildeten die Religion durch das philoſo-

phische Gewand, in das er sie geistreich zu kleiden mußte, wieder zu empfehlen. Noch kräftiger und unmittelbarer wirkten mit englischem Gelde von London aus die Bibelgesellschaften, die über alle protestantischen Länder des Continents Bibeln ausschütteten und das Studium des Buchs der Bücher neu belebten. Während aber mehrere hochbegünstigte Theologen in Preußen, namentlich Marheineke in Berlin, die Lehre Luthers und Calvins geradezu durch die Lehre Hegels zu verdrängen suchten und sich in der ungeheuerlichsten Ketzerei eines pantheistischen Christenthums gefielen, blieb die weit überwiegende Mehrheit der Pastoren und Schulmänner dem alten Rationalismus treu, mit dem groß zu thun mittelmäßigen Geistern am bequemsten war, und der damals unter den Theologen noch viele Autoritäten zählte. Insbesondere war das benachbarte Sachsen ganz aufgegangen in Rationalismus der seichtesten Gattung und auch die preußische Universität Halle durch den Einfluß von Gesenius und Wegscheider ihm verfallen.

Die kirchliche Zerfahrenheit und die vorherrschende Gleichgültigkeit für jedes Dogma machte es möglich, daß der König von Preußen schon im Jahr 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier eine Union der lutherischen und reformirten (calvinischen) Kirche vorschlagen und da sich kein Widerspruch erhob, auch decretiren konnte. Unterm 30. Juni desselben Jahrs befahl er, beide Kirchen sollten künftig nur die vereinigte evangelische Landeskirche heißen. Bei der Reformationsfeier selbst, am 31. October, ließ er in Berlin das Abendmahl nach lutherischem und calvinischem Ritus zugleich austheilen. Damit war die christliche Bruderliebe empfohlen und doch jedem Dogma und Ritus sein Recht gelassen, weshalb auch Niemand daran Anstoß nahm. Aber schon 1822 wurde eine neue Kirchenagende, die seit 1816 nur für die Hofkirche in Berlin und Potsdam bestimmt gewesen war, in verbesserter Gestalt sämmtlichen Garnisonskirchen aufgenöthigt und zugleich allen Kirchen des Landes empfohlen. Durch vermehrten Altardienst, Antiphonien und Abkürzung der Predigt schien dieser neue Ritus der katholischen,

sogar der russischen Kirche näher gebracht zu werden, fand daher vielfachen und lauten Widerstand, vorzugsweise bei denen, die eigentlich gar keinen Gottesdienst mehr wollten, sondern nur noch eine philosophische Vorlesung in Predigtform. Andere sprachen dem König die Competenz ab, ein calvinischer Fürst habe nicht das Recht ohne die natürlichen Vertreter der lutherischen Kirche vorher in einer Synode befragt zu haben, den lutherischen Cultus zu ändern. Inzwischen wurde die Agende von Jahr zu Jahr eindringlicher empfohlen. Vergebens protestirte selbst Schleiermacher und der Magistrat von Berlin, 1826. Erst wurden alle Candidaten auf die Agende verpflichtet, nachher wurde sie auch den schon angestellten Geistlichen befohlen und die Rationalisten waren es zuerst, die sie, um der Regierung zu gefallen und um befördert zu werden,*) annahmen. Endlich widerstand niemand mehr, außer einigen frommen Lutheranern in Schlesien, der Breslauer Professor Scheibel an der Spitze, 1830. Aber man strafte sie hart, steckte sie zum Theil ins Gefängniß, setzte sie ab und trieb sie aus dem Lande. Gegen die Gemeinde Hönigern, die von ihrem Pfarrer Kellner nicht lassen wollte, wurde noch im Jahr 1835 Militairgewalt angewandt und ein Consistorialrath, von Soldaten umgeben, stürmte am h. Weihnachtsabend die Kirche und ließ die Gemeinde mit flachen Säbelhieben auseinandertreiben. Der ehrwürdige Scheibel, eine der edelsten Naturen, wurde von Amt und Brod und aus dem Lande gejagt. Die servilen Rationalisten vertrieben ihn sogar noch aus Sachsen und den thüringischen Herzogthümern, wo er als Greis ein Asyl suchte, endlich aber fand er durch die Güte des katholischen Königs Ludwig ein ruhiges Alter in Nürnberg. Auch Pastor Wehrhan wurde vertrieben, der seine Leiden beschrieben hat. Mehrere tausend Lutheraner wanderten aus. Die renitenten Geist-

*) Die rothen Adlerorden flogen auf ihre Brust, propter agenda, non propter acta, wie Schleiermacher sagte.

lichen wurden nach langen Plackereien*) in Marienwerder zusammen eingesperrt und saßen bis zum Tode des Königs. Dieser würde so hart nicht verfahren seyn, wenn ihm nicht sein Hofprediger, Bischof Eylert, und der Cultminister Altenstein die Widerspenstigen als böswillige Rebellen verleumdet hätten, die man des Exempels wegen züchtigen müsse.

In demselben Jahr, 1830, in welchem Scheibel aus Breslau verjagt wurde, wagte der junge Hengstenberg in Berlin in seiner Kirchenzeitung zum erstenmal gegen das sündliche Treiben in Halle aufzutreten. Hier studirten nicht weniger als 900 junge Theologen, angezogen durch den unermeßlichen Ruf der großen Rationalisten Wegscheider und Gesenius, die aber unter der Autorität der preußischen Regierung und zur vollen Zufriedenheit des Cultministers Altenstein nur des Christenthums spotteten. **) Hengstenberg beleuchtete dieses Treiben zum erstenmal aus christlichem Standpunct und die Thatsachen, die er veröffentlichte, wurden auch dem König mitgetheilt. Dieser, von seinen Höflingen und Ministern in gänzlicher Unwissenheit gelassen, in seiner nächsten Umgebung sogar mit Frömmelei getäuscht, ***) entsetzte sich und

*) Denen auch Laien unterworfen wurden. In der Züllichower Gegend wurde das arme Költ'sche Ehepaar, weil es vom Lutherthum nicht lassen wollte, gänzlich ausgeplündert, des Hausraths und selbst der Kleider beraubt, und als es endlich wieder eine Ziege angeschafft hatte, nahm man ihm auch diese wieder weg. Das Nähere über alle diese Dinge s. in Wangemanns sieben Jahren Preuß. Kirchengeschichte.

**) Gesenius würzte seine Vorträge mit Späßen über alles, was den Christen heilig seyn soll. „Da kommt, sagte er einmal, der h. Geist wieder anspaziert." Eilers, damals sein Zuhörer, entrüstete sich und scharrte. Da rief der Professor spöttisch: es ist wohl ein altes Testament in diesen Hörsaal gekommen.

***) Man lernt das damalige Treiben am Berliner Hofe am besten kennen aus dem Buche, welches Bischof Eylert über die Person und das Leben König Friedrich Wilhelms III. geschrieben hat, das Treiben im Cultministerium aber am besten aus der Selbstbiographie des Scholarchen Eilers.

Geſellſchaften oder gar bei Hofe einzudrängen, ſeine Bude in ein Magazin, ſeine Handwerksſtätte in eine Fabrik umzutaufen u. dergl.; ohne daß er ſich darum geringer und ſchlechter fühlte, denn auch er hat noch ſeine eigene Standesehre, die er mit der Ehre keines andern Standes vertauſchte. Die Titelſucht der übrigen deutſchen Stände wurzelt in demſelben ſocialen Principe, wie das Selbſtgefühl des ächten deutſchen Bauern und Handwerkers: es iſt die Standesehre, die der Deutſche ſucht, wenn er darauf hält, mit ſeinem Titel angeredet zu werden, während der Franzoſe ſich ſchlechtweg mit Monsieur anreden läßt oder mit Selbſtgefühl ſich einen Franzoſen nennt; denn es iſt die individuelle oder aber die Nationalehre, für die er Sinn hat. Es iſt merkwürdig, den Eindruck zu beobachten, den es macht, wenn man einen in ſeinen Titel und ſeine Standesehre eingehüllten Deutſchen kurzweg mit ſeinem Namen anredet: er erſchrickt ordentlich, als hätte man ihm die Kleider vom Leibe geriſſen und er ſtünde nun geſellſchaftlich bloßgeſtellt da. Nur innerhalb ſeines Standes ſteht er geſellſchaftlich feſt; als Individuum oder als bloßer Deutſcher hingeſtellt, fühlt er ſich deplacirt.

Dieſes Standesgefühl des Deutſchen und die daraus fließende ſtändiſche Gliederung ſeiner Geſellſchaft hat ihre gute, wie ihre ſchlimme Seite, gerade wie das Individual- und Nationalgefühl des Franzoſen und ſeine daraus fließende ſociale Gleichheit, und ich wüßte in der That nicht, welchem der beiden Socialprincipien ich, ſo ganz im Allgemeinen betrachtet, den Vorzug geben ſollte. Das Standesprincip führt, das läßt ſich nicht läugnen, ſehr leicht zu verwerflicher Ungleichheit, zu ungebührlicher Erhebung der höhern und zu unwürdiger Degradation der niedern Stände; auch zieht dieſe ſociale Unterordnung der Stände faſt unvermeidlich eine politiſche Bevorrechtung der höhern und eine Unterdrückung der niedern nach ſich; ja die Stände werden faſt zu Kaſten, nämlich der freie Uebergang aus dem einen in den andern erſchwert. Es hat zu manchen Zeiten und an manchen Orten Deutſchlands dahin geführt, daß der Beamte den Bürger und Bauern, wie der höhere Beamte den niedern mit empörendem Hochmuth behandelte, und daß hinwiederum der Niedere ſich kriechend vor dem Höhern beugte; es iſt durch dieſen Standesunterſchied die entehrende Demuth und Unterwürfigkeit in den deutſchen Volkscharakter gekommen, — ein

befahl die strengste Untersuchung. Allein man stellte ihm die Sache in milderem Lichte dar und schläferte den energielosen Fürsten wieder ein. Hengstenberg wurde von allen Seiten mit Schmähungen und Verleumdungen überhäuft, als Finsterling geächtet. „Die Lehrfreiheit ist in Gefahr," war das allgemeine Geschrei. Von Altenstein aufgefordert, schrieb Generalsuperintendent Bretschneider in Gotha damals eine Vertheidigung des Rationalismus in vermeintlichem Staatsinteresse. In Halle selbst tumultuirten die Studenten zu Gunsten von Wegscheider und Gesenius, gegen den frommen Tholuk, Hengstenbergs Freund.

So unterlag das christliche Element in Preußen, wie nach den Karlsbader Beschlüssen das patriotische Recht unterlegen war. Daheim rühmte man sich in der Metropole der Intelligenz, aller Zeiten und Völker Geist zu übertreffen, alles zu wissen, in allem am besten unterrichtet und am klügsten zu seyn. Unterdeß aber wurde der preußische Staat unerwartet und durch geheime Zügel von Rußland gelenkt, das intelligenteste aller Völker der Erde durch die barbarische Hand des fernwohnenden Czaaren.

Die Cholera, die im Sommer 1831 durch die Russen während des polnischen Krieges eingeschleppt wurde, veranlaßte einige wilde Ausbrüche. In Königsberg, Stettin, Breslau tumultuirte das gemeine Volk in demselben Wahn, es werde muthwillig vergiftet, wie in Moskau, Ungarn und Paris. In Königsberg war das Volk zorniger, als anderswo, weil es durch einen strengen Gesundheitscordon belästigt wurde, während die Regierung doch gerade damals den Russen beim Uebergang über die Weichsel helfen ließ und dadurch tägliche Berührung mit den angesteckten Russen veranlaßte. Eine Adresse der Stadt Königsberg vom 4. Juli 1831 an den König rügte diesen Widerspruch in ziemlich starken Ausdrücken, die vom König ungnädig zurückgewiesen wurde. Die Cholera raffte damals auch den edeln alten Gneisenau hin, der als Feldmarschall das preußische Beobachtungsheer in Posen commandirte, und in Berlin den so lange von der Krone protegirten

Jugendverführer, Professor Hegel. Inzwischen blühte die Hegelsche Philosophie durch seine zahlreichen Schüler auf allen preußischen Universitäten fort unter dem Schutze des Cultminister von Altenstein.

Im Jahre 1832 verlautete, einige Provinzialstände hätten Petitionen um Oeffentlichkeit der Sitzungen und sogar die Reichsstände in Anregung gebracht und eine veröffentlichte Adresse der Wähler der Stadt Münster in Westphalen reclamirte die Reichsstände ausdrücklich. Aber diese schwachen Kundgebungen fanden kein Gehör und kein Echo. Der polnische Adel in den Provinzialständen von Posen brachte nationale Beschwerden vor und drang, um denselben abzuhelfen, auf Erweiterung der ständischen Rechte, was aber keine kluge Berechnung war, um den König von Preußen etwa günstiger für die polnische Sache in Warschau zu stimmen.

Welche Hülfe Preußen den Russen im polnischen Kriege leistete, ist schon erzählt worden. Wenn es unter allen Umständen von Seite der einen oder anderen deutschen Großmacht unpolitisch ist, den Russen zu helfen, weil die Russen immer mächtiger werden, immer weiter um sich greifen, um am Ende auch die deutschen Großmächte zu verschlingen, so wäre es doch damals allerdings mißlich für Preußen gewesen, den Polen zu helfen, denn das wiederhergestellte Königreich Polen würde, sey es unter einem Erzherzog, sey es unter einer einheimischen Regierung, Preußens gefährlichster Nachbar geworden seyn. Nur das würde Preußen angestanden haben, im Verein mit Oesterreich und im wahren Interesse beider die gänzliche Russificirung Polens zu verhindern und desfalls den bestehenden europäischen Verträgen Achtung zu verschaffen. Nach der Julirevolution setzte Frankreich mit England die Emancipation Belgiens durch und Rußland die Vernichtung der polnischen Verfassung und nationalen Institutionen. So gewannen die Westmächte und gewann Rußland, aber die deutschen Großmächte gewannen nichts. Es war daher nur Uebermuth und Hohn, daß Rußland, wie sehr Oesterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt auch noch recht zur Schau legen wollte durch das berüch-

tigte Lager von Kalisch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polnischen Nationalität, lud Kaiser Nicolaus die Garanten eben dieser Nationalität, die im Jahr 1815 ausdrücklich die Selbständigkeit des Königreichs Polen gewährleistet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben diese Nationalität ein. Oesterreichische und preußische Truppen sollten sich hier mit einer Auswahl der russischen vereinigen und verbrüdern. Der ganze Reichthum Rußlands war hier ausgelegt, das Lager ertrank in Champagner, die deutschen Gäste erwartete Luxus jeder Art. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernste Zurückhaltung allen tölpischen Liebkosungen der betrunkenen Russen widerstand. Von Seite Oesterreichs kam nur Erzherzog Johann. Der Fraternisirungsversuch mißlang vollständig. Die lakirte Barbarei der mit Gold um sich werfenden vornehmen Russen ärgerte nur die knapper besoldeten, aber sonst in jeder Beziehung nobleren Preußen. Alle Heimkehrenden sprachen damals mit Ekel von der Prahlerei und dem Schmutz der Russen.*)

Auch Oesterreich blieb in seinen deutschen Landestheilen von der Julirevolution unberührt. Nur die gebildeten Classen lasen viel und ließen alle verbotenen Schriften vom Westen her einschmuggeln. Alle schlechten Erzeugnisse der französischen, wie der deutschen Presse fanden den reichsten Absatz in Wien. Man konnte dort eine Art von Heißhunger nach fremder Literatur wahrnehmen, weil die einheimische so wenig darbot. Aber der Geschmack wandte sich gerade den destructiven Tendenzen zu; je gottloser, unsittlicher

*) Die preußischen Offiziere wurden, um die Polen zu verhöhnen, mit dem polnischen Stanislausorden beschenkt. Die Gemeinen, wenn man sie frug, was sie von Kalisch mitgebracht? erwiderten: wir bloß Läuse, aber die Herren Offiziere Stanisläuse. Auch erzählten sie, die russischen Gemeinen seyen oft heimlich zu ihnen gekommen, um Brot bettelnd, denn obgleich der Kaiser sie reichlich zu beköstigen befohlen habe, hätten die Armeecommissäre und Obersten sie hungern lassen und das Geld in die Tasche gesteckt. Vergl. Venturini, Chronik 1835, 407.

und revolutionärer die Bücher waren, desto lieber las man sie. Wir werden später ersehen, wie durch diese geheime Lectüre die Gesinnungen verdorben und die öffentliche Autorität revolutionär unterwühlt worden ist, ehe die wirkliche Revolution ausbrach. Aeußerlich behielt Wien seine phäakische Physiognomie. Da waltete nur die diplomatische Intrigue, eine geistlose Bureaukratie, Verschwendung, Judenwucher, Bestechung, Frivolität, und die einzige Sorge des Gouvernements schien zu seyn, die Wiener wie Kinder zu behandeln und durch Schauspiele und Wohlleben bei guter Laune zu erhalten. Daher das Unglaubliche, daß damals kein andrer Geist in Wien und ganz Oesterreich irgend Aufsehen erregte und eine Bedeutnng erlangte, als der Jude Saphir, der den Spaß auf Bestellung und von allen Sorten lieferte. In diesem Spaß lag noch etwas Natürliches, bald aber traten in Wien auch finsterblickende Poeten auf, die in den Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit über die öffentlichen Zustände dem Muster Lord Byrons folgten und so wenig selbständig und klar urtheilten, daß sie Metternichs System mit dem der alten Kirche identificirten und wetteifernd mit den norddeutschen Literaturjuden gegen das Kreuz zu Felde zogen.

Im Jahr 1826 wurden Innsbruck und Gratz, wie früher schon Lemberg, zu Universitäten erhoben; allein ohne daß irgend vom germanischen Centrum der Monarchie aus deutscher Geist und wissenschaftlicher Eifer dahin verpflanzt worden wären. Im Gegentheil setzten sich dem gemeinen österreichischen Schulschlendrian nationale Parteien entgegen, die unter dem Aushängeschild, es gelte nur Sprachen und Alterthümer zu studiren, slavische, ungarische und italienische Propaganda machten und die Bande, welche die Gesammtmonarchie zusammenhielten, aufzulockern suchten. Die ersten s. g. Panslavisten in Oesterreich waren in den zwanziger Jahren Schafarik, Kollar und Palacky, denen bald auch die Polen Lelewel und Mickiewicz folgten, die aber, indem sie alles Deutsche haßten und verunglimpften und eine Wiederbelebung des slavischen Ele-

ments in allen vormals slavischen, aber längst germanisirten Ländern verlangten, nur der russischen Politik dienten. In Rußland selbst lehrten Bulgarin, Karamsin ꝛc. denselben Panslavismus, um dadurch zu beweisen, daß ihr großer Kaiser ein natürliches Recht habe, halb Deutschland, Ungarn, die Türkei (etwa durch neue Reunionskammern, nach dem Beispiel Ludwigs XIV.) an sich zu reißen, weil hier Slaven gewohnt hatten oder noch wohnten, und weil der Czar berufen sey, über alle Slaven zu herrschen. Metternich legte den Panslavisten in Oesterreich kein Hinderniß in den Weg; als einige Zeit später die Wiener Akademie gestiftet wurde, durften die Panslavisten dort das große Wort führen und wurden slavische Schmähungen auf die deutsche Nationalität mit kaiserlichem Gelde gedruckt. — Die Magyaromanen in Ungarn, die keine andere Sprache mehr dulden wollten, als die magyarische, verfuhren noch dreister und terroristischer, als die Panslavisten, waren aber minder gefährlich, weil ihre Nation klein ist und Rußland nicht hinter ihnen stand. Gleichwohl war es nicht zu verantworten, daß die Wiener sich die Vergötterung alles Ungarisch-Nationalen als Modesache gefallen ließen und für die Gestalten der Pußta, galoppirende Hirten, geigende Zigeuner ꝛc. schwärmten.

Der deutsche Geist als solcher war in Wien verkommen, von oben her unterdrückt, vernachlässigt, verachtet. Die Deutsch-Oesterreicher waren in Lethargie versunken und ihre Gebildeten dem verneinenden Geist der norddeutschen und französischen Presse verfallen. Es bleibt immer wunderbar, daß damals in Oesterreich nicht ein einziger Dichter sich des Guten und Trefflichen bewußt wurde, was in dem von den Gebildeten verachteten Volke schlummerte. Welche mächtige Naturkraft, welche ursprüngliche Schönheit der Gestalt und Sitte, welche Tugend, tiefe Religiosität, Tapferkeit, Treue und Unschuld in der deutschen Bevölkerung der österreichischen, der Tiroler Alpen! Oesterreich bedurfte und verdiente Dichter, Geschichtschreiber, Culturhistoriker, die das Recht und den Werth des oberdeutschen naturwüchsigen Volksthums und des katholischen Glau-

bens hätten verfechten ſollen gegen die tauſendfache Unnatur und Verderbniß, die aus den Niederungen gegen ſeine heiligen Berge heranwogte. Aber es fand nur kleine und einem fremden Zauber verfallene Geiſter. Nie war die Bildung der Hauptſtadt eines edeln Volkes unwürdiger.

Das unabhängige Verhältniß, in welchem Ungarn zur Geſammtmonarchie ſtand, erleichterte hier das Aufkommen einer förmlichen politiſchen Oppoſition. Das Beiſpiel, welches die Liberalen in Frankreich gaben, reizte die jungen Talente in Ungarn, ſich gleichfalls auf der Rednerbühne dem Thron gegenüber zu verſuchen. Auf dem erſten ſeit langer Zeit wieder einberufenen ungariſchen Reichstag im Jahre 1825 wurden zum erſtenmal Forderungen geſtellt, deren letztes Ziel die Unabhängigkeit Ungarns von Oeſterreich war, wenn ſie anfangs auch nur beſcheiden auftraten und Wahl-, Steuerverhältniſſe und andere Nebenfragen betrafen. Das „junge Ungarn" fühlte ſich damals ſchon und trat den Verweiſen, die ihm die Regierung und die ältern Magnaten ertheilten, mit naiver Keckheit entgegen. Ein reicher junger Graf Stephan Szechenyi gab den Betrag ſeines jährlichen Einkommens zur Stiftung einer magyariſchen Akademie der Wiſſenſchaften, und viele andere folgten ihm. Die Bewegung war eine nationale und gegen alles Deutſche oder ſpecifiſch Oeſterreichiſche gerichtet. Szechenyi gründete zugleich in Peſth das erſte ſ. g. Caſino, welches ein politiſcher Klub war. Mehrere ungariſche Dichter griffen mit ihren patriotiſchen Geſängen in die magyariſche Begeiſterung ein und wurden in Wien und im übrigen Deutſchland fleißig überſetzt und gefeiert, ohne daß Metternich an dieſen Demonſtrationen das geringſte Aergerniß genommen hätte. Ein Hauptfehler der Regierung war, daß ſie ſelber alles that, um den höhern Klerus in Ungarn zu entwaffnen. Kaiſer Franz ſagte, er liebe nur ſolche Biſchöfe, die ſich um Politik nicht bekümmerten. In dieſem Sinn wurden nur blinde Werkzeuge der Regierung angeſtellt oder accomodirten ſich die ſchon angeſtellten aus Bequemlichkeit dem Winke

von oben. Im Jahre 1825 duldete die Regierung die gesetzwidrige Ausschließung der Pfarrer von Comitatswahlen. Die ungarische Geistlichkeit fiel, sehr zum Nachtheil der Regierung, in einen politischen Schlaf, und that nichts, um die revolutionäre Strömung aufzuhalten, während dessen die junge Opposition alle destructiven Tendenzen des Auslandes ungehindert in ihrem Schoße pflegte.

Die Julirevolution rief keine Bewegung in Oesterreich hervor, belebte aber den Geist des Widerstandes in Ungarn dergestalt, daß, als Kaiser Franz noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn, den Kronprinzen Erzherzog Ferdinand, zum König von Ungarn krönen ließ, der bei diesem Anlaß versammelte Reichstag im November 1830 viel weiter gehende Forderungen an die Regierung stellte, denn je zuvor, nämlich: die magyarische Sprache solle statt der bisher gebrauchten lateinischen die amtliche Sprache werden; in den ungarischen Regimentern sollen auch nur Ungarn als Offiziere angestellt werden; die ungarische Hofkammer solle von der k. k. allgemeinen Hofkammer scharf getrennt, die ungarischen Finanzen sollen so geregelt werden, daß man des lästigen und werthlosen österreichischen Papieres erübrigen könne; die geheimen Denunciationen sollen aufhören; es solle Vorsorge getroffen werden, Dalmatien, Siebenbürgen und selbst Galizien mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. Nachdruck gab der Reichstag diesen Forderungen, indem er anstatt 50,000 Rekruten deren nur 48,000 bewilligte und eigenmächtig den Gebrauch der magyarischen Sprache in beiden Tafeln (der Stände- und Magnatentafel, d. h. dem Unter- und Oberhaus oder der Deputirten- und Pairskammer) einführte.

Im Jahr 1831 nahmen die Ungarn lebhaften Antheil an den Kämpfen in Polen und gingen den Kaiser an, den Polen beizustehen, ohne daß es ihnen gewährt wurde. In demselben Jahre wurde die durch die Russen in Polen eingeschleppte Cholera auch in Ungarn verbreitet. Diese furchtbare Krankheit, die den Menschen durch krampfhafte obere und untere Ausleerungen oft in kürzester Frist tödtet, entstand 1817 in sumpfigen Gegenden Indiens

und verbreitete ſich nach China, von da nach Rußland, indem ſie überall volkreiche Städte, große Menſchenmengen und bei dünnerer Bevölkerung die niedern Claſſen und ſchmutzigen Wohnungen aufſuchte. Im nördlichen Ungarn entſtand unter dem Volk (wie früher ſchon in Rußland) der Wahn, die Brunnen ſeyen vergiftet worden und daher die Krankheit entſtanden. Die Bauern im Trentſchiner und Zipſer Comitat rotteten ſich zuſammen, beſchuldigten die höhern Stände, ſie vergiften zu wollen, und ſchlugen Edelleute, Verwalter und Pfarrer todt.

Der ungariſche Reichstag wurde wegen dieſer Vorgänge erſt im Jahr 1832 wieder eröffnet und die Oppoſition zeigte ſich diesmal zum erſtenmale intereſſirt für die gemeinen Bauern und gewährte denſelben Freizügigkeit und Abſchaffung der ſ. g. kleinen Zehnten. Auch nahm ſie ſich der Proteſtanten in verſchiedenen Beſchwerden an. Damals trat zum erſtenmal Ludwig Koſſuth als Ablegat eines abweſenden Magnaten auf, ein hübſcher junger Mann voll Beredtſamkeit und Gluth, dem der apathiſche Palatinus (Statthalter) von Ungarn, Erzherzog Joſeph, Bruder des Kaiſers, damals noch nicht anſah, welche große Rolle er einſt ſpielen würde.

Abgeſehen von dieſer ſteigenden Oppoſitionsbewegung in Ungarn blieb im übrigen Oeſterreich alles beim Alten und übte die Julirevolution keinen ſtörenden Einfluß. Im Jahr 1832 wurde die erſte Eiſenbahn zwiſchen Budweis und Linz angelegt.

Am 2. März 1835 ſtarb der alte Kaiſer Franz, der letzte, der noch die Krone des deutſchen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langſamer und methodiſcher Herr von mehr Verſtand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenoſſen zugeſtanden haben. Mit ſeinem Tode endete nicht ſein Syſtem. Metternich ſetzte daſſelbe einfach fort. Ja es ſcheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieſes Herrn eine Zeit lang vom Kaiſer ſelbſt für unzweckmäßig erkannt worden war, ſey nur aus dem Grunde endlich zugelaſſen worden, um keinen andern Erzherzog ſtörend in das bisherige Syſtem eingreifen zu laſſen. Der neue

Kaiser, Ferdinand I., war die Gemüthlichkeit selbst, aber schwach an Leib und Geist, ohne Kenntniß der Geschäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürsten Metternich. Das Princip der Legitimität wurde hier dem Interesse der Legitimität verderblich, denn der berechtigte Thronerbe war nicht fähig, das Steuer der Monarchie in Stürmen der Zeit zu führen, und es wäre weiser gewesen, einen Berechtigten zweiter oder dritter Linie, dem mehr Kraft inwohnte, für ihn eintreten zu lassen, in der Art, wie in Rußland der jüngere Bruder Nicolaus dem älteren vorgezogen worden war. Die unpraktische Anwendung der legitimen Nachfolge in Oesterreich war eine Hauptursache des Verderbens, das bald darauf über das Reich kam, und des Triumphes der russischen Politik über die österreichische.

Die Schweiz war, ohne ihr eigenes Verdienst, durch die Gnade des Wiener Congresses aus den europäischen Stürmen 1815 größer hervorgegangen, als sie vordem gewesen war. Sie hatte zu Napoleon gehalten, sie wollte den siegreichen Alliirten sogar noch den Durchmarsch verwehren, und doch anstatt bestraft zu werden, wurde sie belohnt. Man ließ ihr nämlich dieselben Vortheile angedeihen, wie Sardinien und dem Königreich der Niederlande. Man erweiterte ihre Grenzen und machte sie stärker, um an ihr künftig ein Bollwerk mehr gegen Frankreich zu haben. So wurden nun Genf, Wallis, Graubündten, Tessin und Neuenburg mit der alten Eidgenossenschaft, wie sie vor 1798 bestanden, vereinigt. Dem Aargau blieb das vorher österreichische Frickthal. Die Schweiz umfaßte fortan ein größeres und abgerundeteres Gebiet, als je zuvor. Eine ewige Neutralität wurde ihr von allen Nachbarn zugestanden. Der Frieden goß seine Segnungen über sie aus.

Und doch war die Schweiz nicht zufrieden. Auch ſie hatte, wenigſtens zum Theil, eine Reſtauration erlebt. Das wiederhergeſtellte Patricierregiment machte ſich in mehreren Cantonen auf's äußerſte verhaßt, die Zollgrenzen zwiſchen den einzelnen Cantonen hemmten die freie Entwicklung der Induſtrie und des Handels; die Kirchthurmsintereſſen, der ſ. g. Cantönligeiſt, mußte alle die freien Geiſter ärgern, die ihren Blick im Ausland erweitert hatten. So bildete ſich unmerklich gegen die beſtehenden Regierungen eine Oppoſition, die hauptſächlich von dem unberechtigten und zurückgeſetzten Talent, von den Univerſitäten und Schulen und von den Fabriken ausging, im Gegenſatz gegen die berechtigten und alleinherrſchenden, aber unfähigen Familien und gegen den trägen Grundbeſitz. Auch die fremden Flüchtlinge, die in der Schweiz Gaſtfreundſchaft genoſſen, trugen dazu bei, die liberale Oppoſition gegen die Ariſtokratie zu nähren, denn ſie ſahen im Junkerthum in der Schweiz ziemlich dieſelben Feinde wieder, von denen ſie aus ihrer Heimath vertrieben worden waren. Dieſes Junkerthum ſchien ſolidariſch verbunden mit der geſammten europäiſchen Reaction. Wer die herrſchenden Familien damals kennen gelernt hat, z. B. in Luzern, konnte nicht umhin, eine Oppoſition für ſehr berechtigt zu halten. Müßige Pflaſtertreter ohne Bildung und gute Sitte lebten hier auf Koſten des fleißigen Volkes. In Bern und Zürich hatten die Junker wenigſtens Würde und viele alte ſtaatsmänniſche Routine. Auch war das Landvolk hier wohlverſorgt. Hier wäre nicht eine totale Umgeſtaltung, ſondern eine weiſe Vertheilung der Macht und eine Vereinbarung der alten und neuen Tugenden, Vermögen und Talente zu wünſchen geweſen. Aber der ſchroffe Gegenſatz der Parteien duldete keine ſanften Uebergänge.

Als im Jahre 1821 bei Luzern der rieſenhafte von Thorwaldſen modellirte Löwe, frei in den Felſen gehauen, zu Ehren der am 10. Auguſt 1792 in Paris gefallenen Schweizer, enthüllt wurde, ſah man hier auf der einen Seite die alte, ſtolze, aber

Nachtheil des ſtändiſchen Socialprincips, der für ſich allein ſicherlich nicht ſchwer genug anzuſchlagen iſt. — Allein auf der andern Seite hat das Standesprincip wieder große Vorzüge, welche das Princip der unterſchiedsloſen Gleichheit entbehrt. Denn am Ende iſt doch dieſe allgemeine und unterſchiedsloſe ſociale Ehre ein ſehr dünnes Element, in welchem ſich nur wenige edlere oder ehrgeizigere Naturen der niedern Stände ſchwimmend zu erhalten oder gar zu erheben wiſſen, während die Mehrzahl, wenn nicht ſelbſt der höhern, doch der niedern Stände in bodenloſe Gemeinheit und Niederträchtigkeit verſinkt und den Bodenſatz der Geſellſchaft, die Canaille, d. h. Menſchen ohne alle und jede Ehre bildet. Ohne Zweifel iſt die Aufhebung der Standesehre mehr als die Induſtrie daran ſchuld, daß ſich in franzöſiſchen Städten ſeit der Revolution ſo viel roher Pöbel gebildet hat; und am Ende liegt der Grund, warum die Induſtrie mehr rohen Pöbel bildet als das Handwerk, weniger in dem leichteren und wechſelnderen Verdienſte, dem man gewöhnlich Schuld gibt, als in dem Mangel an Standesehre, welche dem Fabrikarbeiter aus verſchiedenen Gründen fehlt: weil er den Herrn ſpielt, weil es meiſt ein neues Gewerbe iſt, hauptſächlich aber weil er nie Meiſter werden kann, ſondern immer Geſelle bleibt. Der deutſche Bauer, der deutſche Bürger, der deutſche Handwerkspurſch iſt, wenn auch oft gemein und roh, doch ſelten ganz Pöbel; ſeine Standesehre liegt ihm zu nahe, als daß er nicht leicht und von ſelbſt daran gemahnt würde und daß die Mahnung nicht einen Eindruck auf ihn machte; ſie iſt ihm auch ſo leicht erreichbar, denn er braucht ſich nicht mit Anſtrengung zu erheben, ſondern nur ſeine Stelle tüchtig auszufüllen; er hat keine zu hoch und ferne ſtehenden Muſter und Strebeziele, an deren Erreichung er ſo leicht verzweifeln müßte, um beſchämt und läßig ſich aufzugeben. Kurz: die Standesehre iſt ein dichteres, ſolideres Element, in welchem der gemeine Mann ſich leichter ſchwimmend und oben erhält. — Es mag ſeyn, daß der Wegfall der Standesehre weniger verderblich auf den Franzoſen wirkt, weil er mehr perſönlichen Ehrgeiz, eine elaſtiſchere Eitelkeit und ein empfindlicheres Nationalgefühl hat. Wie verderblich dagegen dieſe Veränderung auf den deutſchen Volkscharakter wirkt, das kann man an den ehmals ſo reſpektabeln deutſchen Städten des Elſaſſes ſehen, die ehedem keine Bürger- und Einwohnerclaſſe hatten, die nicht

ſchon ſehr verwelkte Ariſtokratie und auf der andern die eben ſo ſtolze und in ihrem öffentlichen Tadel verwegene Jugend der Univerſität in grellen Gegenſatz treten. Profeſſor Troxler, Lehrer der Philoſophie in Luzern, wurde als Agitator der liberalen Jugend von dort vertrieben.

Die Revolution war lange vorbereitet und wartete nicht einmal auf die in Paris, denn ſchon am 21. April 1830 wurde die Oligarchie im Canton Teſſin, die unter Landammann Quadri zu ſchroff aufgetreten war, geſtürzt und die Regierung demokratiſirt. Und am 4. Juli, drei Wochen vor der Julirevolution, eröffnete der Berner Schultheiß Fiſcher die Tagſatzung mit einer beſorglichen Rede, worin er auf die Umtriebe derer hinwies, „die alles umzuwerfen verſuchten".

Nach der Julirevolution begannen dieſe Umtriebe einen großartigen Charakter anzunehmen. Die Parteien rüſteten ſich, anfangs noch vorſichtig, aber zu deſto kräftigeren Schlägen. Am 22. September erließ der Vorort Bern im Geiſt jener frühern Fiſcher'ſchen Rede ein Kreisſchreiben an die Cantonsregierungen, worin er zu kräftigem Einſchreiten gegen die revolutionsſüchtige Partei aufforderte. Allein das Schreiben wurde ſogleich mit großer Kühnheit nicht nur von den liberalen Blättern kritiſirt, ſondern auch von der Züricher Regierung ſelbſt öffentlich mißbilligt. Dieſe Regierung des mächtigſten Cantons nächſt Bern trat freiwillig zuerſt auf die Seite der Oppoſition, und empfahl, im Widerſpruch mit Bern, auch den übrigen Cantonsregierungen Nachgiebigkeit und zeitgemäße Reformen. Der große Rath von Zürich trat am 1. November zuſammen und beſchloß eine Umänderung der Verfaſſung, ſo daß künftig das Land (das bisher nur 82 Großräthe gewählt hatte, während die Stadt 132 wählte) eben ſo viele wie die Stadt wählen ſollte. Aber die Oppoſition verlangte mehr und richtete in einer großen Volksverſammlung zu Uſter am 22. September die Forderung an die Stadt, nur $^1/_2$ Wahlen zu behalten und dem Lande $^1/_2$ zu überlaſſen. Da gab die Stadt nach und ſchon am

14. December trat der neue große Rath mit einer Mehrheit vom Lande zuſammen. Das Vorrecht der Züricher Junker hatte aufgehört.

Die gleichen Scenen folgten nun faſt in allen Cantonen. Ueberall ſetzte die Oppoſition durch große Volksverſammlungen die Verfaſſungsreformen durch, und überall wurden die bisherigen ariſtokratiſchen Stadtregierungen durch die Demokratie des Landvolkes und der kleinen Städte geſtürzt. Im Canton Aargau wurde die erſte Volksverſammlung am 12. September zu Lenzburg gehalten und da ihr die Regierung noch nicht nachgab, am 7. November eine größere zu Wohlenſchwyl. Der Held derſelben, der Wirth Fiſcher von Meriſchwanden, machte die Forderungen im großen Rath zu Aarau geltend, wurde aber abgewieſen und verließ zornig die Verſammlung, um an der Spitze von 10,000 bewaffneten Bauern zurückzukehren, die am 7. December die Stadt ohne Widerſtand beſetzten und eine nun mehr demokratiſche Verfaſſung einführten. In Thurgau erzwang eine Volksverſammlung zu Weinfelden am 22. October die Reform; daſſelbe geſchah zu St. Gallen am 8., in Luzern am 22., in Solothurn am 26. Nov. Freiburg wurde durch eine große Volksverſammlung zu Murten 27. Nov., Waadtland durch einen großen Zuſammenlauf des Landvolks in Lauſanne am 18. December zur Reform gezwungen. Am ſchwerſten ſchien die ſtolze und mächtige Ariſtokratie von Bern zu überwinden, aber auch ſie wurde gebeugt. Die erſte Volksverſammlung wurde hier zu Burgdorf am 15. October abgehalten, drei Tage darauf brach ein Tumult in Pruntrut aus, wo man die dreifarbige Fahne aufſteckte und Miene machte, ſich an Frankreich anzuſchließen. In Bern ſelbſt wurden die Bürger unruhig und ſammelte ſich unzufriedenes Volk vom Lande. Um die Ordnung zu erhalten, wurde am 4. December eine Nationalgarde errichtet. Am folgenden Tage gab es große Volksverſammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf. Ueberall traten die Bauern bewaffnet, als Milizen auf und nun wagte die ſtädtiſche Ariſto-

kratie keinen Widerstand mehr; das alte berühmte Patriciat der Stadt und Republik Bern hörte auf, die Demokratie der Advokaten und Industriellen zog triumphirend in den Palast der Regierung ein.

Nur in Basel blieb die Aristokratie länger zähe und gab nicht nach. Volksversammlungen am 2. Januar 1831 in Muttenz, am 7. in Liestal forderten eine Volksreform. Bisher hatte die Stadt 90, das Land nur 64 Vertreter in den großen Rath geschickt, jetzt verlangte das Landvolk $^{6}/_{7}$ der Wahlen und begann, als die Stadt nicht nachgab, dieselbe zu blokiren. Allerlei böses Gesindel lief hier zusammen in der Hoffnung, vielleicht die reiche Stadt plündern zu können. Die Städter machten am 11. einen Ausfall und nahmen 80 Insurgenten gefangen, erlitten aber am folgenden Tage vor Liestal eine Niederlage. Verstärkt kehrten sie am 15. zurück und nahmen Liestal ein, von wo aber alle Einwohner geflohen waren. Da schickte die Tagsatzung eine Commission zur Vermittlung, aber die Stadt Basel gab nicht nach und ächtete den Dr. Gutzwyler, das anerkannte Haupt von Land-Basel. Nun drohten aber die Liberalen der andern Cantone, dem Landvolk zu Hülfe zu kommen und hielten eine große Volksversammlung zu Wädischwyl ab. Ohne Zweifel hätten sich sofort Freischaaren gebildet und wäre Basel von überlegenen und wilden Streitkräften überfallen worden, wenn die Städter nicht noch zu rechter Zeit eingelenkt und sich am 8. Februar zuerst zu Ertheilung einer Amnestie, dann am 28. zu einer-Verfassungsrevision verstanden hätten. Beides aber genügte dem Landvolk nicht, da die Amnestie viele Ausnahmen machte. Gutzwyler wurde sogar in contumaciam verurtheilt. Da versammelten sich am 18. August die Großräthe vom Lande in Liestal und setzten eine besondere Regierung für das Land nieder. Die Städter zogen gleich am nächsten Tage wieder gegen Liestal aus und besetzten es, gingen aber aus Furcht, von Basel abgeschnitten zu werden, wieder zurück. Die Tagsatzung schritt damals ein, schickte eidgenössische Truppen nach Basel, befahl die

Auflösung der Regierung in Liestal und allgemeine Amnestie. Die Städter ließen sich die eidgenössische Besatzung gefallen, gaben aber dem Landvolk nicht nach. Nun drängte sich immer mehr der Gedanke einer politischen Trennung, einer Theilung des Canton Basel in zwei auf, was freilich seltsam mit der Tendenz nach Centralisation und Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, wie sie längst bei den Reformfreunden in der Schweiz vorherrschte, im Widerspruch stand. Während man noch darüber stritt, proclamirte Stadt Basel die Trennung eigenmächtig am 22. Februar 1832 und schon am 18. März constituirte sich andrerseits der neue Canton Basel-Landschaft.

In Neufchatel, welches als Erbe des Königs von Preußen zugleich ein Schweizer Canton war, hing die Aristokratie und ein großer Theil der Bevölkerung aufrichtig an Preußen, von dem der Canton immer nur Wohlthaten genossen hatte; dagegen bildete sich unter der Fabrikbevölkerung von Lachaurdefonds eine revolutionäre Partei, die mit den Republikanern des nahen Frankreich sympathisirend die Rechte des Königs von Preußen nicht mehr anerkennen und den Canton demokratisiren wollte. An der Spitze dieser Partei bemächtigte sich ein gewisser Bourguin des Schlosses von Neufchatel, am 13. September 1831, wurde aber bald durch eidgenössisches Aufgebot und durch den Zuzug der Royalisten von Valengin wieder vertrieben. Unterdeß kam der preußische General v. Pfuel, vom König gesandt, den Oberbefehl im Canton zu übernehmen. Bourguin wagte noch einmal, am 17. December, ihn in Neufchatel zu belagern, wurde aber durch einen Ausfall zurückgeschlagen und verließ den Canton.

Da um diese Zeit die Ausgleichung des Julithrons mit den übrigen Großmächten erfolgte und überall die Reaction wieder über die Revolution Meister wurde, bangten die Reformer in der Schweiz um ihre eigene Sache, um so mehr, da die alte Demokratie der katholischen Urkantone mehr Sympathie für Basel und Neufchatel, als für die neue Demokratie der Fabrikanten und Advokaten in

Bern und Zürich hatte. Man dachte daher auf gemeinsame Defensive, auf Schutz, wenn etwa die gestürzte Aristokratie mit dem Ausland und den Urcantonen im Bunde sich wieder erheben wollte. Dies das Motiv des zuerst am 25. September 1831 zu Langenthal gebildeten Schutzvereins und des am 17. März 1832 gestifteten, noch viel wichtigeren s. g. Siebener-Concordats, eines engeren Bundes im Bunde der Eidgenossenschaft, geschlossen von den sieben liberalen Cantonen Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Die betheiligten Cantone gelobten sich, einander mit den Waffen beizustehen, wenn auch nur in einem von ihnen die errungenen Freiheiten wieder angetastet werden sollten, und, was noch wichtiger war, sie erklärten, dieses ihr Concordat solle nicht eher erlöschen, als bis der Bundesvertrag der Eidgenossen revidirt seyn würde. Zugleich blieb der Schutzverein mit besonderer Organisation zur Aufbringung von bewaffneten Massen bestehen. Das war ohne Zweifel eine offene Auflehnung gegen die Tagsatzung, ein Bruch des alten Bundes. Aber die Tagsatzung war nicht stark genug, einen so mächtigen Bund zu unterdrücken. Es kam nun zu einer Theilung in der ganzen Eidgenossenschaft wie in dem kleinen Basel. Die katholischen Urcantone hielten schon am 2. Mai in Altorf eine Conferenz, um einen Gegenbund einzuleiten. Die Tagsatzung setzte zwar im Juli eine Commission nieder, um eine Verfassungsrevision zu berathen, aber die Gegensätze waren unvereinbar. Im August wurde eine Verschwörung der Berner Aristokratie entdeckt, an deren Spitze der vormalige Schultheiß Fischer stand, der mit sechs andern großen Herrn verhaftet wurde. Am 14. September sanctionirte die Tagsatzung mit geringer Stimmenmehrheit die eigenmächtig von Basel vorgenommene Theilung; dagegen protestirten die Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neufchatel. Am 2. Oct. versammelten sich alle Schutzvereins-Ausschüsse im Bade Schinznach, um den Gegnern durch Drohungen Furcht einzujagen. Nun aber schlossen am 14. November die fünf protestirenden Cantone,

zu denen ſich noch Stadt-Baſel geſellte, den Sarner Bund als förmlichen Gegenbund gegen das Siebener-Concordat. In der erſten Hälfte des Jahres 1833 beſchäftigte ſich die Tagſatzung auf Antrieb des Concordats mit dem Entwurf einer Bundesreviſion, aber als derſelbe fertig war, wurde er im Juni durch die Mehrheit der Sarner Verbündeten und der Neutralen verworfen. Mehr als je waren nun die Parteien auf ſich ſelbſt angewieſen.

Die Conſervativen begingen den Fehler, da ſie nur in der Defenſive ſtark waren, zur Offenſive überzugehen, und den doppelten Fehler, es nur mit einer Minderheit von Streitkräften zu wagen. Sie, die altes Recht ſchützen wollten, durften nicht die erſten ſeyn, die Gewalt brauchten. Das hat ihnen unendlich geſchadet. Am 30. Juli 1833 fielen plötzlich die Schwyzer unter Abyberg ins Gebiet von Luzern ein und beſetzten Küßnacht, aber die Luzerner waffneten ſich und wurden ſogleich von allen Seiten unterſtützt. Abyberg wagte nicht weiter vorzugehen, ſondern zog ſich beim Anmarſch großer feindlicher Streitkräfte am 3. Auguſt wieder zurück. An demſelben Morgen des 3ten zogen 1400 Stadt-Basler unter Oberſt Burckhardt gegen Liestal aus, wurden aber im Dorfe Prattelen von den Land-Baslern, denen viele Freiſchärler, insbeſondere Polen zugezogen waren, von allen Seiten ſo kräftig beſchoſſen, daß der Oberſt verwundet, ein Oberſtlieutenant Landerer, Major Wieland (Sohn des greiſen Bürgermeiſters von Baſel) und mehrere andere Offiziere getödtet wurden. Im Ganzen verloren die Städter an 160 Todte und Verwundete und mußten zurückfliehen. Die ganze Schweiz war in Aufregung gekommen und waffnete. Die Tagſatzung ließ Schwyz und Stadt-Baſel mit eidgenöſſiſchen Executionstruppen beſetzen und ſtellte die Ruhe her. Auch löſte ſie am 17. Auguſt den Sarnerbund auf und vollzog jetzt erſt die bisher noch von dieſem Bunde beſtrittene Theilung des Basler Staatsgutes zwiſchen Stadt und Land. Dr. Keller nahm dieſe Theilung mit ſolcher Genauigkeit vor, daß auch zuſammengehörige Dinge

zerſtückt wurden. Dabei geſchah der Stadt Unrecht. Das aus Privatſtiftungen reicher Basler entſtandene Univerſitätsgut wurde mit getheilt.

Von dieſem Zeitpunct an gewann der Siebener-Concordat mit dem Schutzvereine, die Partei, die man ſeitdem die radicale genannt hat, ſichtlich die Oberhand. War die conſervative Partei auch ſtark genug, ſo hatte ſie ſich doch damals eines mißlungenen Gewaltſtreichs zu ſchämen und war gelähmt. Im Beginn deſſelben Jahres am 20. April war die neue, von der neuen Regierung mit großartigen Mitteln ausgeſtattete Univerſität in Zürich eröffnet worden. Eine ihrer erſten Zierden war der alte Oken, der ſeither unter dem Schutz König Ludwigs, aber ärmlich beſoldet, in München gelebt hatte. Die Univerſität wurde begreiflicherweiſe eine Wiege der ſ. g. Freiheit, eine ſyſtematiſche Abrichtung für den Fortſchritt. Doch hielt ſie darauf, den alten Ruhm der Züricher Wiſſenſchaftlichkeit zu bewahren. Die Häupter der Züricher Regierung, Dr. Keller und Melchior Hirzel zogen alle ehrwürdigen alten Stiftungen ein, um die Univerſität reich zu dotiren. Der Bildungsſchwindel, der in Berlin dem monarchiſchen Princip diente, ſollte in Zürich dem demokratiſchen dienen. Zürich ſollte „Metropole der Intelligenz“ im liberalen Süden werden. Natürlicherweiſe mußte die Bildung dem ganzen Volke mitgetheilt werden. Deshalb wurde in Zürich ein großes Schullehrerſeminar gegründet und zum Director deſſelben Scherr (ein Württemberger) gemacht, der Dieſterwegs Schule angehörend Bibel und Katechismus aus der Schule verbannen wollte. Abgeſehen von dieſen Verirrungen machte ſich die neue Züricher Regierung durch weiſe Anwendung der confiscirten Stiftungen und Corporationsfonds verdient. Zürich erhielt ein ganz neues Anſehen durch die Pracht ſeiner öffentlichen Gebäude, den Umbau ſeines Hafens ꝛc. Der Bildungsſchwindel griff in allen radicalen Cantonen um ſich; überall entſtanden Schullehrerſeminare, in denen die „Selbſtbeſtimmung des Menſchen“ und die Bildung durch Philoſophie und

Naturkunde als das neue Licht der alten Finſterniß der Kirche entgegengeſetzt wurde. Die Preſſe in ihrer zügelloſen Freiheit wetteiferte damals, den alten Kirchenglauben der Eidgenoſſen zu verhöhnen und drang in ſie, an die eigne Kirche die Brandfackel zu legen.

Die Radicalen im Aargau waren die wüthendſten Kirchenfeinde. Als hier im Februar 1832 der katholiſche Pfarrer Stockmann zwei Geſchwiſterkinder nicht trauen wollte, weil bei ſo naher Verwandtſchaft nach dem Kirchenrecht nur der heilige Vater ſelbſt diſpenſiren könne, wurde er ſogleich von der weltlichen Behörde ab- und ein anderer an ſeine Stelle geſetzt, der die Trauung wirklich vornahm. Salzmann, Biſchof der Basler Diöceſe, erklärte die Ehe, ſo wie die Amtsführung des Eindringlings für ungültig. Die Aargau'ſche Regierung ließ aber den letztern in der Kirche fortamtiren und gab ihm zum Schutz gegen das Volk Landjäger bei, bis er ſelbſt es räthlicher fand, zurückzutreten und vor dem Biſchof Abbitte zu thun. So brutal griff hier eine Winkelregierung in die ewigen Geſetze der Kirche ein. Die radicale Regierung in Luzern, zwei Brüder Pfeiffer und ein Arzt, Dr. Steiger, an der Spitze, ſetzte mit eben ſo viel Frechheit den katholiſchen Pfarrer Huber ab, weil er gegen die unchriſtliche Preſſe gepredigt hatte, und begünſtigte eine neue Schulanſtalt Fröbels, die mitten im katholiſchen Lande für den Unglauben Propaganda machte. Auch in St. Gallen wurde der radicale Pfarrer Helbling, Todfeind ſeiner eignen Kirche, eben deshalb in den kleinen Rath gewählt, und zwei ihm anhängende Brüder Fuchs, der eine, obgleich ganz unwiſſend, nach Verdrängung eines würdigern, über die berühmte St. Galler Bibliothek geſetzt, der andre als Profeſſor nach Luzern berufen. Beide aber erkannten ſpäter ihre Unfähigkeit und traten zurück. In St. Gallen, wie in Graubündten, war nach dem Tode des letzten Biſchofs von Chur, dem die katholiſchen Theile beider Cantone untergeben waren, das biſchöfliche Gut von der weltlichen Regierung eingezogen worden. Ein neuer

Bischof war noch nicht ernannt, weil jeder Canton seinen eignen haben wollte (oder lieber gar keinen).

Unter dem Vorwand nun, die mancherlei katholischen Streitfragen zu erledigen und das Beste der Kirche wahrzunehmen, lud die radicale Luzerner Regierung die mit ihr einverstandenen Regierungen von St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baselland zu einer Conferenz nach Baden im Aargau ein, die am 20. Januar 1834 zusammentrat und einen Metropolitanverband für die ganze Schweiz, eine neue Vertheilung der Bisthümer, und im Uebrigen 14 Artikel vorschlug, die alle als Waffen des Staats gegen die Kirche gebraucht werden sollten, und worunter die strengste Handhabung des placet, die vollkommenste Unabhängigkeit ehelicher Verbindungen von kirchlichen Einsprachen, die gleiche Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die wechselseitige Unterstützung der Regierungen, wenn je eine mit der Kirche in Streit käme, die Hauptpuncte waren.

In demselben Winter am Neujahr 1834 wurde Melchior Hirzel als Regierungschef des Vororts Zürich auch Präsident der Tagsatzung. Die Tagsatzung wechselte nämlich ihren Sitz zwischen den drei Vororten Bern, Zürich, Luzern, und das jeweilige Regierungshaupt im Vorortscanton hatte die Tagsatzung zu präsidiren. Hirzel war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Körperlänge, mit einer lächerlichen Mädchenstimme, ein gutmüthiger Narr, der nicht einmal wußte, wie gefährlich sein im Grunde wohlgemeinter „Fortschritt“ sey und wie viel Unheil er damit anrichten würde. In seiner Einfalt bildete er sich ein, eine allgemeine Republicanisirung Europa's von der Schweiz aus sey eben so möglich, wie eine allgemeine Abschaffung des Christenthums und Ersetzung desselben durch die moderne Schulphilosophie. Auch war er mit seinen ausschweifenden Hoffnungen nichts weniger als zurückhaltend. Unter einem solchen Regenten der Schweiz glaubten die politischen Flüchtlinge sich etwas herausnehmen zu dürfen. Schon im Frühjahr 1833 hatten die Polen, die von der französischen Regierung in

dem Süden Frankreichs vertheilt worden waren, von Besançon aus einen Zug unternommen, der mit dem Frankfurter Attentat in Verbindung stand und dasselbe unterstützen sollte. Ein desperater Streich der müßigen Polen, ohne alle Aussicht auf Erfolg. Der Plan war, Neufchatel zu überfallen, hier die preußische Regierung zu stürzen, sich Waffenvorräthe zu verschaffen und mit so viel Freischärlern, als man anwerben könne, den Rhein abwärts alles revolutionirend gegen Frankfurt zu ziehen. Aber es kam nicht so weit, die Polen verfehlten den Weg und kamen statt auf das Neufchateler Gebiet, ins Bernische, wo sie den guten Rath erhielten, nicht weiter zu gehen. Sie wurden von den Radicalen in der Schweiz unterstützt und Frankreich zeigte sich geneigt, sie wieder aufzunehmen, da die deutschen Mächte ihre Ausweisung verlangten. Aber im Vertrauen auf den geheimen Schutz, den sie bei den radicalen Schweizer Regierungen fanden, wagten sie eine zweite eben so freche Demonstration wie die frühere. Außer den Polen und vielen deutschen Flüchtlingen befanden sich damals in der Schweiz auch eine große Menge geflüchteter Italiener, unter ihnen Joseph Mazzini von Genua, der schlaueste und verwegenste aller radicalen Parteigänger der Neuzeit. Obgleich es ihm wohlbekannt war, daß einzelne schwache Erhebungen in Italien keinen Erfolg haben konnten, sondern durch Oesterreichs Militairmacht immer rasch wieder unterdrückt werden mußten, so dienten ihm die immer wiederholten Insurrectionen, wenn auch immer mißlingend, doch zu fortwährender Allarmirung Italiens. Er wollte den Oesterreichern keine Ruhe gönnen und die Jugend Italiens in starker Spannung halten. Deshalb verabredete er einen bewaffneten Einfall in Savoyen, der sich vom Gebirge dann gegen die Ebene der Lombardei ausbreiten sollte. Die tapfern Polen sollten dazu benutzt werden, so lange sie noch in der Schweiz verweilten. Als Anführer der Expedition ließ sich Ramorino um 40,000 Franken dingen. Am 1. Februar 1834 sollte Genf überrumpelt und alle Waffenvorräthe dort zur bessern Ausrüstung des Zuges weggenom-

ehrenwerth an ihrem Platze gestanden wäre, während sie jetzt voll Pöbel stecken, der ehrlos untergesunken ist, weil die Aussicht auf den Marschallstab oder die Ministerwürde, die man ihm statt der Gesellen- und Meisterehre geboten hat, ihn nicht zu elektrisiren vermag.

Wenn beide Socialprincipien nicht im Allgemeinen gegeneinander abzuwägen sind, indem die Gleichheit wie der Standesunterschied ihre Vorzüge und Nachtheile haben, die je nach dem verschiedenen Nationalcharakter sich vergrößern oder verringern, so leuchtet dagegen ein, daß das ohne Zweifel das beste sociale System wäre, welches die Vorzüge beider vereinigte und eine glückliche Mitte hielte. So unmöglich scheint nun auch diese Vereinigung nicht zu seyn, namentlich scheint die Rangabstufung von dem Unterschied der Stände abtrennbar zu seyn und der letztere mit socialer Gleichheit zusammenbestehen zu können. Die sociale Stellung der Stände kann eigenthümlich und gesondert und dennoch coordinirt seyn. Es kann jeder Stand seinen eigenthümlichen Werth, seine eigenthümliche Tüchtigkeit, seine eigenthümliche Ehre haben, ohne daß man zu sagen wüßte, welcher besser und welcher schlechter wäre, welcher höher oder niederer stünde. Denn am Ende ist die Ehre des Bürgers und Bauers, obgleich eine andere, ebenso gut als die des Herrn und des Gelehrten. Diese glückliche Vereinigung der beiden socialen Systeme, die ich so eben als möglich geschildert, existirt nun allerdings auch in der Wirklichkeit, so unter andern in Tyrol, in Schweden und Norwegen, namentlich liegt sie uns hier in der Schweiz sehr nahe, denn es ist das gegenwärtig herrschende gesellschaftliche System der Schweiz, wie sich dasselbe durch die Revolution der letzten 50 Jahre gestaltet hat. Der Unterschied und die scharfe Sonderung der Stände hat immer in der Schweiz Statt gefunden und ist geblieben. Wir haben noch den Bauer, den Landmann, der stolz darauf ist, Landmann und nichts anderes zu seyn; unsere Bürger schämen sich, Gott sey's gedankt! noch nicht, Bürger und Handwerker zu seyn, und suchen ihren Stolz darin, es tüchtig und recht zu seyn, anstatt mit lächerlicher Eitelkeit sich zu Fabricanten und Herren hinauf zu schrauben. Es hält in der Schweiz noch jeder Stand auf seine eigenthümliche Ehre und Stellung, ohne die Ehre und Stellung des andern Standes zu suchen und zu beneiden. Nur die Titulaturen haben wir nicht, außer in wenigen

men werden. Aber die Genfer Regierung war auf ihrer Hut, ließ ein Schiff voll Deutscher vom See her nicht landen und hielt auch die Polen zu Lande ab. Diese mit Italienern, Franzosen und Deutschen vermischt, brachen nun zwar in Savoyen ein, fanden aber nirgends Anklang, und wurden von Ramorino in den Gebirgsthälern irre geführt, bis er selbst keinen Rath mehr wußte und die Seinigen heimlich verließ, die nun wieder umkehrten. Wie unwichtig der Vorfall an sich war, so machte er doch ungeheures Aufsehen wegen der Verwegenheit der Flüchtlinge und wegen der Saumseligkeit der Schweizer Behörden, die ihn nicht gehindert hatten. Die Tagsatzung sprach ihre Mißbilligung des Savoyer Zuges aus und beschloß, die bekannten Theilnehmer auszuweisen. Die unbekannten aber durften bleiben und Mazzini hatte die Frechheit, jetzt erst in seinem Asyl zu Grenchen im Canton Solothurn die geheime Verbindung des „jungen Europa" zu stiften, die, aus Flüchtlingen aller Nationen bestehend, alle revolutioniren sollte. Ja, die deutsche Section dieser Verbindung wagte Ende Juli im Steinhölzle bei Bern eine offene Kundgebung, indem hier von 150 deutschen Flüchtlingen und Handwerksgesellen eine ungeheure deutsche Fahne aufgepflanzt, und die zu diesem Zweck beigebrachten kleinen Fahnen mit den Farben aller bestehenden deutschen Regierungen zerrissen und mit Füßen getreten wurden. Jetzt riß auch der Diplomatie die Geduld und sie that ernste Schritte, dem Unwesen der Flüchtlinge in der Schweiz zu steuern. Oesterreich brach allen Verkehr mit der letztern ab, die deutschen Mittelstaaten drohten und Baden rüstete. Allein diese Maßregeln wurden bald wieder aufgehoben, indem der englische Gesandte die Vermittlung übernahm und die Schweiz sich entschuldigte und künftig mehr Vorsicht versprach.

Die Radicalen hatten leichtes Spiel, weil England sich ihrer annahm und auch Frankreich damals sie noch als seine natürlichen Bundesgenossen den nordischen Mächten gegenüber behandelte, Oesterreich aber, das in Italien genug zu hüten hatte, nicht auch noch

in Kampf mit der Schweiz oder mit Frankreich wegen der Schweiz gerathen wollte.

Damals versuchte Neufchatel seine völlige Trennung von der Eidgenossenschaft bei der Tagsatzung durchzusetzen; aber die Schweiz wollte diesen Canton nicht aufgeben, weil er den Franzosen den Eingang zur Schweiz verschließt, ihr also von größter Wichtigkeit ist.

Damals wurde auch, nachdem alle Bemühungen, eine allgemeine Bundesuniversität für die ganze Schweiz zu begründen, an der Eifersucht der Cantone gescheitert waren, den Zürchern zum Trotz eine neue Universität in Bern eröffnet, die, was ihr an wissenschaftlichen Leistungen abging, durch radicale Energie ersetzen sollte. Ihr erster Rector war Wilhelm Snell, der berüchtigte Wühler aus Nassau, radical bis zum Wahnsinn und zugleich ein Trunkenbold, der moralische Vergifter jener stolzen Berner Jünglinge, auf denen das Auge sonst so gerne verweilte wie auf der herrlichen Jugend von Tirol. Snells Bruder Ludwig und der bekannte deutsche Flüchtling Siebenpfeifer erhielten gleichfalls Professuren. Die eigentlichen Machthaber in Bern waren aber damals nicht jene zwei fremden Brüder Snell, sondern zwei einheimische Brüder Schnell, die von Burgdorf aus die Revolution gegen die Hauptstadt gemacht hatten. Zwischen beiden, der Fremdenpartei an der Universität, und der Landespartei der Schnelle kam es bald zu Reibungen, denn die letztern wollten nicht so weit gehen wie die erstern, und sich nicht zu ihren, dem Canton und der Schweiz überhaupt fremden Zwecken mißbrauchen lassen.

Wenn die Bundesreform bisher auch gescheitert war, so wurde doch fortwährend für sie gewühlt und wurden auch auf der Tagsatzung Neuerungen durchgesetzt, die eine künftige Centralregierung der Schweiz wenigstens vorbereiteten. So die gleiche Uniformirung aller Schweizer Milizen, die gleiche eidgenössische Fahne, gleiches Maaß und Gewicht (1835).

Mittlerweile hatte sich die katholische Partei wieder gefaßt und

begann Demonstrationen gegen die Badener Beschlüsse. Der Bischof von Basel protestirte feierlich dagegen, die katholische Bevölkerung von St. Gallen stimmte mit großer Mehrheit gleichfalls dagegen. Ein päpstliches Breve vom 17. Mai 1838 erklärte sie für ketzerisch. Im Uebrigen aber hatte Papst Gregor XVI. eben damals dem Wunsch der Schweizer Regierungen nachgegeben, und nachdem er schon den Bischof Bossi in Chur für Graubündten und St. Gallen zugleich ernannt, nachträglich noch die Errichtung eines besondern Bisthums in St. Gallen zugegeben und hier den Bischof Mirer eingesetzt. Der Streit über die Badener Beschlüsse wurde am hitzigsten in Aarau. Hier wies die Regierung das protestirende Schreiben des Bischofs von Basel zurück und setzte eine Erklärung auf, die von allen katholischen Kanzeln verlesen werden sollte. Die Pfarrer weigerten sich und augenblicklich verfügte die Regierung Geldbußen, Amtseinstellung, sogar Gefängniß gegen sie, trug auf gänzliche Trennung des Cantons vom Bisthum Basel an und legte den katholischen Priestern einen neuen Eid auf, worin sie sich zum unbedingten Gehorsam gegen den Staat verpflichten sollten. Da dieser Eid von fast allen Geistlichen verweigert wurde, schickte die Regierung Truppen in die katholischen Bezirke. Diese aber verhielten sich ganz ruhig und ließen alles über sich ergehen. Da begann sich doch die kleine freche Regierung vor den übrigen Eidgenossen und vor dem Ausland zu schämen, zog die Truppen wieder zurück und modificirte den Eid durch eine authentische Interpretation, die der Bischof gelten ließ.

Anders verhielt sich die katholische Bevölkerung des zum Canton Bern gehörigen Jura. Hier wurde eine Petition gegen die Badener Beschlüsse mit 8000 Unterschriften bedeckt. Zu Pruntrut wurde offen eine Lostrennung von Bern gewünscht, und man pflanzte hier und in vielen Gemeinden s. g. Religionsbäume, d. h. die von Frankreich entlehnten Freiheitsbäume, nur nicht mit der rothen Mütze, sondern mit einem Kreuze gekrönt. An der Spitze dieser religiösen Bewegung stand Decan Cuttat in Pruntrut. Aber die

Berner Regierung war so entschieden, wie die Aargauer, und überschwemmte den katholischen Jura mit Truppen. Nun aber schritt Frankreich ein, mit dem in der Napoleonischen Zeit das Gebiet von Pruntrut vereinigt gewesen war und das die dortigen Sympathieen pflegte. Ludwig Philipp ließ der übermüthigen Berner Regierung erklären, wenn sie nicht sofort die Mißhandlung der Katholiken im Jura einstelle und sich mit dem Papst verständige, werde er Pruntrut besetzen lassen. Da gab Bern nach und auch die andern bequemten sich, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Nuntius, de Angelis, hatte damals eben Luzern verlassen und sich in Schwyz niedergelassen, weil die Luzerner Regierung ihm jede Ausübung geistlicher Gerichtsbarkeit untersagte.

Inzwischen dauerte der Unfug der Fremden in der Schweiz immer fort. Die Regierungen versicherten, allen Forderungen der Großmächte sey Genüge geleistet, die gefährlichen Flüchtlinge seyen ausgewiesen, aber sie verweilten fortwährend in der Schweiz, insbesondere Mazzini. Der Mord eines deutschen Studenten, Namens Lessing, in Zürich bewies, wie thätig die revolutionäre Propaganda noch war, denn Lessing wurde nur ermordet, weil man Verrath von ihm besorgte. Im Sommer 1836 war eine Wiederholung des Frankfurter Attentats im Werke, wurde aber durch die Verhaftung von 21 deutschen Verschwornen verhütet. Da mischte sich die Diplomatie abermals ein und verlangte aufs ernstlichste von der Schweiz, daß sie den Demagogen keinen Vorschub mehr leiste. Da dies nun in die Zeit fiel, in welcher Ludwig Philipp das Werk der Reaction in Frankreich gerade so weit geführt hatte, um endlich das Vertrauen der alten Dynastien in ganz Europa zu gewinnen, so wurde auch ihm der Auftrag, die Schweiz in die Zucht zu nehmen. Wir brechen daher hier ab, um auf den Gegenstand zurückzukommen, wenn wir von Frankreich handeln werden.

Auch nach Italien hinüber hatte ſich die mit der Julirevolution begonnene Erſchütterung erſtreckt. Bis dahin hatte dieſes ſchöne, aber wenig glückliche Land ſeit der Aufregung im Jahr 1821 Ruhe genoſſen. Zu Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verſchieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., damals ſchon 74 Jahre alt und von ſtrengen Grundſätzen, der die Carbonari unter ſeiner ſchweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der ganzen Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach ſeinem Tode 1829 begann nun unter ſeinem Nachfolger, Cardinal Caſtiglione, der ſich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater ſtarb ſchon 1831 und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem der erſte Sturm zu toben anfing.

Noch während des Conclaves, ehe der neue Papſt gewählt war, und gerade weil in dieſer Zeit keine feſte Autorität im Kirchenſtaate hergeſtellt und die hohen Prälaten in Rom verſammelt waren, brachen die Inſurrectionen in den Provinzen aus. Sie waren geleitet von den Carbonari und hatten wie die früheren den Umſturz der geiſtlichen Regierung in Rom und der alten Dynaſtien in den übrigen italieniſchen Staaten zum Zweck. Ihr letzter Gedanke war die Einheit Italiens, über die Mittel aber war man ſich nicht klar. Einige dachten noch mit Conſtitutionen auszukommen, andere erklärten ſich ſchon mit mehr Entſchiedenheit für die Republik, und da man auf franzöſiſche Hülfe rechnete, ſo legte man Werth darauf, napoleoniſche Erinnerungen einzuflechten.

Nur zufällig erfolgte die erſte Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen ſeinem Duodez-Abſolutismus und harter Verfolgung aller liberalen Inſtitutionen und Ideen äußerſt verhaßt war, darauf aufmerkſam gemacht, daß ſein Günſtling Menotti, Chef der geheimen Polizei, ſelbſt ein Verſchwörer ſey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin dieſer

mit ſeinen Conſorten gerade verſammelt war, umzingeln und mit Kanonen zuſammenſchießen. Menotti entging dem Tode und wurde gefangen, fand aber ſo viel Theilnahme bei der Bevölkerung, daß der Herzog Angſt bekam und auf und davon floh. Hierauf bildete ſich in Modena eine proviſoriſche Regierung, welcher der Advokat Nardi präſidirte.

Nun hielten die Verſchworenen auch im Kirchenſtaat nicht mehr zurück. Schon am 5. Februar umringten junge Leute zu Bologna den Palaſt des päpſtlichen Prolegaten und zwangen ihn, einer bereits vorbereiteten proviſoriſchen Regierung Platz zu machen. Da faſt die ganze Bevölkerung der großen Stadt für die Neuerung war, blieb ihm nichts übrig als ſich zurückzuziehen. An demſelben Tage kam von Rom die Nachricht an, am 2. ſey der neue Papſt gewählt worden, was aber die raſche Verbreitung des Aufſtandes nicht mehr verhinderte, eher beſchleunigte. Am 9. Februar conſtituirte ſich auch zu Peſaro eine proviſoriſche Regierung, am 12. wurde die Wittwe Napoleons, Erzherzogin Marie Luiſe, aus ihrem kleinen Herzogthum Parma vertrieben; am 14. ſtand das Volk in Ferrara auf und ſetzte unter den Kanonen der Oeſterreicher, welche die Citadelle beſetzt hatten, eine proviſoriſche Regierung ein. Am 17. bemächtigte ſich das Volk der Feſtung Ancona, am 18. hatte auch Perugia ſeine proviſoriſche Regierung. Am 23. zogen 600 piemonteſiſche Flüchtlinge bewaffnet von Lyon aus, um auch vom Norden her Italien zu inſurgiren, ſie wurden aber von franzöſiſchen Truppen eingeholt und zur Umkehr gezwungen, weil Ludwig Philipp wegen Italiens keinen Krieg mit Oeſterreich, dem die nordiſchen Mächte beigeſtanden haben würden, anzufangen Luſt hatte, und auch weil in die italieniſche Inſurrection napoleoniſche Ideen geworfen worden waren. Schon am 14. September 1830 hatte Joſeph Napoleon, der vormalige König von Spanien, als Aelteſter der Napoleoniden in deren Namen von Amerika aus, wo er lebte, gegen die von Ludwig Philipp wiederholte Verbannung derſelben vom franzöſiſchen Boden proteſtirt und ſeine

Tochter mit Napoleon Ludwig, dem älteſten Sohn des ehemaligen Königs von Holland (Louis Napoleon) vermählt, demjenigen Napoleoniden, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichſtadt die Anſprüche auf den franzöſiſchen Kaiſerthron erbte. Dieſer junge Mann, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei ſeinem Vater und ließ ſich ſchon hier in die italieniſche Verſchwörung ein, weshalb er vom Papſt ausgewieſen wurde. Er brachte den Winter über mit ſeinem jüngeren Bruder Karl Ludwig Napoleon, damals 23 Jahre alt, in Florenz zu, von wo aus ſie mit Menotti verkehrten. Als nun im Anfang Februar die Revolution ausbrach, reisten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Inſurgenten über, mit Begierde die erſte Gelegenheit ergreifend, um ſich in die Weltgeſchichte einzuführen, ohne zu fragen, ob es klug ſey, nur dem Muthe ihres Blutes folgend.

Der neue Papſt verfehlte nicht, den Inſurgenten Frieden zu predigen, aber ſein Unterhändler Cardinal Benvenuti wurde nicht gehört und gefangen nach Bologna geführt. Hier eröffnete der Advokat Vicini am 26. Februar einen großen ſ. g. italieniſchen Nationalcongreß, woraus hervorging, daß alle Italiener in die Revolution hineingezogen werden ſollten und daß ihr Ziel die Einheit Italiens ſey. Zugleich ſuchte General Zucchi, der früher unter Napoleon gedient und nachher öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant geworden war, eine italieniſche Armee auszurüſten. Aber Oeſterreich fuhr blitzſchnell drein. Schon am 5. März rückten die vorgeſchobenen Corps einer öſterreichiſchen Armee unter Frimont ins Modeneſiſche, an den folgenden Tagen in Ferrara und Parma ein und überall flohen die Inſurgenten. Nur ein unbedeutendes Scharmützel fiel vor bei Novi. Vergebens ſuchte Zucchi in Bologna den Muth zu beleben und eine Armee zuſammenzubringen, alles war durch die Raſchheit der Oeſterreicher tödtlich gelähmt. Vicini wollte jetzt nachgeben und unterhandeln. Zucchi wüthete gegen ihn, da dankte er ellends ab. Frimont nahte und zog, da

alles floh, am 21. ſchon in Bologna ein. Nun lieferte zwar Zucchi den Oeſterreichern auf dem Rückzug bei Rimini ein kleines Gefecht, am 25., mußte aber ſogleich weichen. Auch eine ſehr feſte Stellung bei Cattolica mußte er freiwillig wieder verlaſſen, weil ſeine Leute nicht Stand hielten. „Für Memmen gibt es keine ſtarke Poſition," rief er zornig aus und zog ſich hinter die Mauern Anconas zurück, hier aber war ſchon durch General Armandi, der zu rechter Zeit eingelenkt hatte, mit dem Papſt capitulirt worden, und mit genauer Noth entkam Zucchi noch auf einem Schiffe; aber die Oeſterreicher fingen ihren deſertirten Feldmarſchalllieutenant auf dem adriatiſchen Meere auf und warfen ihn jenſeits der Alpen in einen deutſchen Kerker. Am 27. zogen die Oeſterreicher unter Geppert in Ancona ein, die letzten Inſurgenten capitulirten unter Sercognani in Spoleto am 30. und der ganze Aufſtand war beſeitigt.

Unter den Flüchtlingen jener Unglückstage befanden ſich auch die napoleoniſchen Brüder. Der ältere ſtarb nach kurzer Krankheit, die ihm die ungewohnten Strapazen ſollen zugezogen haben, unterwegs in Forli am 17. März. Man rühmte an ihm eine edle und feurige Natur. Seine Mutter, die Königin Hortenſe, war in zärtlicher Sorge den Söhnen nachgereist, fand aber nur den jüngſten wieder, den ſie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet glücklich rettete.

Nun folgten überall wieder Reactionen, die ſtärkſte in Modena, eine mildere in Parma und im Kirchenſtaat. Der Papſt erfreute ſich vom neuen König der Franzoſen derſelben Huld, wie von Oeſterreich und folgte gerne ihren Rathſchlägen. Ludwig Philipp aber rieth zur Milde, damit Italien beruhigt und er nicht von der franzöſiſchen Nation gedrängt würde, den Oeſterreichern Krieg zu erklären. Die Rückſicht, die desfalls Oeſterreich auf Frankreich nahm, war ſo groß, daß es im Mai Ancona und im Juli den ganzen Kirchenſtaat wieder räumte, mit Ausnahme der Citadelle von Ferrara. Aus Rückſicht auf Frankreich erließ auch

der Papſt am 5. Juli ein Edict, worin er dem Volke Verbeſſerungen in der Verwaltung ankündigte. Da die päpſtlichen Caſſen leer und die Provinzen ſchwierig und verarmt waren, ſah ſich der h. Vater zu der unerhörten Maßregel gezwungen, beim Juden (Rothſchild) 3 Millionen Scudi zu entlehnen.

Die Verbeſſerungen in der Verwaltung und Juſtiz wurden angenommen, genügten aber den Provinzen nicht. Die Inſurgenten erhoben wieder das Haupt, weil ſie meinten, Oeſterreich fürchte ſich vor Frankreich. Die Beruhigungsverſuche des franzöſiſchen Geſandten St. Aulaire beſtärkten ſie nur in dieſem Wahn. Zu Bologna wurde ſogar ſchon wieder eine große Volksverſammlung gehalten und die Einberufung eines neuen Congreſſes auf den 5. Januar 1832 beſchloſſen, der dem Papſt Vorſchläge machen und Bedingungen ſtellen ſollte. Der Papſt ließ unter Barbieri zu Rimini und unter Zamboni in Ferrara Truppen ſammeln, denen aber die Nationalgarde von Bologna unter General Patuzzi entgegenmarſchirte. Am 20. Januar ſtießen ſie bei Ceſena aufeinander. Nach kurzem Gefecht wichen die Nationalgarden, die päpſtlichen Truppen aber, ein ſchnell zuſammengerafftes Geſindel, worunter Banditen und Räuber, plünderten Ceſena und übten arge Greuel an den Einwohnern, ebenſo am folgenden Tage zu Forli, wo 23 Perſonen jedes Alters und Geſchlechts von ihnen ermordet, 41 verſtümmelt oder verwundet wurden. Cardinal Albani, des Papſtes Stellvertreter, war Zeuge und konnte es nicht hindern, wagte nun aber die Truppen nicht weiter gegen Bologna vorrücken zu laſſen, weil ihre Schandthaten ganz Italien empört hatten. In dieſer Noth mußten die Oeſterreicher wieder helfen und General Hrabowski kam mit einem Corps derſelben, theils um Bologna zu unterwerfen, theils um die päpſtlichen Truppen ſelbſt im Zaume zu halten, die da, wo keine Oeſterreicher waren, z. B. in Ravenna, noch manche Rohheiten begingen.

Dieſer zweite Einmarſch der Oeſterreicher erhitzte die Oppoſition in Paris und wenn Ludwig Philipp etwas Schlimmerem

vorbeugen wollte, mußte er diesmal eine Demonſtration machen. Aber er that es ſo ungern und ſo ſehr nur zum Schein, daß ſie mit Oeſterreich heimlich konnte verabredet werden. Genug wenn man der franzöſiſchen Nation nur ſagen konnte, die Oeſterreicher ſind nicht allein in den Kirchenſtaat eingerückt, der König der Franzoſen iſt wachſam geweſen und hat ſogleich auch Franzoſen hineingeſchickt, um den Oeſterreichern die Stange zu halten. Noch wußte niemand, was verabredet worden war, als plötzlich in der Nacht auf den 23. Februar eine kleine franzöſiſche Flotte vor Ancona erſchien und Truppen ausſetzte, die unter Oberſt Combes, als die Thore nicht gleich geöffnet wurden, dieſelben mit Aexten einſchlugen, eindrangen und ſich des Platzes bemeiſterten. Das ſah nun ſehr kriegeriſch und wie eine Unterſtützung der italieniſchen Oppoſition aus; bald aber kamen noch durch widrige Winde zurückgehaltene franzöſiſche Schiffe mit dem commandirenden General Cubières nach, der die Handlungsweiſe ſeines Oberſten desavouirte, die päpſtlichen Behörden wieder einſetzte und die Männer der Oppoſition von ſich wies. Die letzteren legten indeß ſeine Zurückhaltung nur als eine vorläufige aus und hofften von der Beſetzung Anconas durch Franzoſen ſo viel für ihre Sache, daß in Bologna ſelbſt und unter den Augen Hrabowskis das Volk einen Aufſtand verſuchte in dem Augenblick, in welchem die erſten päpſtlichen Truppen unter Zamboni, die ſich häßlich in Ravenna aufgeführt hatten, dort einrückten. Zamboni und Hrabowski ſelbſt bekamen Steinwürfe. Aber der letztere hatte, Menſchlichkeit mit Strenge verbindend, den genialen Einfall, einem böhmiſchen Regiment auf italieniſch zu befehlen, es ſolle feuern, auf böhmiſch aber den Befehl ſogleich zu widerrufen. Wie nun die Bologneſer das Commandowort Feuer hörten, liefen ſie davon und die Ordnung wurde ohne Blutvergießen hergeſtellt. Am 2. Mai rückten päpſtliche Truppen auch in Ancona ein und beſetzten den Platz gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, ſo daß Jedermann erkannte, Ludwig Philipp thue in Italien nichts anders, als was der Kaiſer von Oeſterreich auch

ganz germaniſirten Kantonen, indem der Gebildete ſich nicht weiter gliedert, ſondern nur Einen allgemeinen Stand der Herren ausmacht. Die ſtändiſche Gliederung der ſchweizeriſchen Geſellſchaft iſt ſonach etwas einfacher, als in Deutſchland, indem die Schweiz im Grunde nur die drei Stände: der Herren, der Bürger und der Bauern hat. In früheren Zeiten fehlte in der Schweiz auch die Schattenſeite des ſtändiſchen Principes nicht, indem jene drei Stände einander dem Range nach untergeordnet waren, ja ſelbſt verſchiedene politiſche Rechte hatten. Die Herren waren Patricier, Ariſtokraten; die Bürgerſchaften dagegen herrſchten über den politiſch rechtloſen Bauern. Dieſe Schattenſeite des ſtändiſchen Princips hat ſich bei der Theilnahme der Schweiz an der franzöſiſchen Revolution ausgeſtoßen und die Schweiz iſt um das ſociale Princip der Gleichheit franzöſiſcher geworden als früher, ohne jedoch darum den germaniſchen Grundcharakter ihrer Geſellſchaft, die ſtändiſche Gliederung, aufzugeben; denn jetzt ſtehen alle Schweizer geſellſchaftlich ſich gleich und doch ſteht jeder an ſeiner eigenthümlichen Stelle; es gelten alle gleich, aber jeder nach ſeiner Art.

Wie die ſchweizeriſche Geſellſchaft, ſo bildet nun auch der ſchweizeriſche Staat ein intereſſantes und glückliches Mittelgebilde zwiſchen dem germaniſchen und galliſchen Staate. Auch in der Geſtaltung des Staates, wie er ſich bei germaniſchen Völkern immer gemacht hat und immer wieder machen wird, finden wir als durchgreifenden Zug das *corporative und ſtändiſche Element*; während der franzöſiſche Staat, dem Nationalprincip *homogener Gleichheit und Einheit* getreu, ſich immer mehr centraliſirt hat. Der deutſche Staat war von jeher *corporative oder ſtändiſche Monarchie* und wird es bleiben; der franzöſiſche Staat dagegen iſt durch die Revolution *repräſentative oder conſtitutionelle Monarchie* geworden.

Es iſt zwiſchen dieſen zwei Staatsformen, der ſtändiſchen und der conſtitutionellen Monarchie, ein himmelweiter Unterſchied, ſo weit, als überhaupt die Kluft zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Nationalität iſt; denn die conſtitutionelle oder repräſentative Monarchie gehört ebenſo weſentlich dem galliſchen Princip unterſchiedsloſer, homogener, unorganiſcher Nationalität an, als die ſtändiſche Monarchie der corporativen oder ſtändiſchen Gliederung

that, nämlich er schütze die Herrschaft des Papstes gegen die Revolution. Am 21. Juni erließ der Papst eine Bulle gegen die Insurgenten in einem festen und stolzen Tone.

Seitdem war wieder Ruhe in Italien. Der Papst, im eigenen Lande von der Revolution bedroht, erklärte sich entschieden auch gegen alle andern Revolutionen, namentlich gegen die insurgirten Polen und gegen die Partei im französischen und belgischen Klerus, die, von Lamennais geleitet, eine Allianz der römischen Kirche mit der Demokratie verlangte. In seinem merkwürdigen encyclischen Schreiben vom 15. August 1832 warnte Gregor XVI. die kirchlichen Enthusiasten, sie sollten ja nicht an neue Mittel denken, die nur vermeintlich alte und baufällige Kirche zu stützen. Die Kirche habe keine Wiedergeburt nöthig, sie sey ewig jung, immer die gleiche.

Merkwürdigerweise wurden Neapel und Sardinien damals durch keine Revolutionen erschüttert. In Neapel starb der alte König Ferdinand I. (IV.) am 8. November 1830 und ihm folgte sein erst 21jähriger Sohn Ferdinand II., der mehrfache Verbesserungen einführte und politische Gefangene begnadigte. In Sardinien starb König Karl Felix am 27. April 1831 und ihm folgte Karl Albert, Prinz von Carignan, ohne daß von Seite Oesterreichs Einspruch gegen diese Thronfolge erhoben worden wäre. Der neue König, an dem eine böse Erinnerung haftete, befand sich in einer bittern Klemme zwischen Oesterreich, das er beständig fürchten mußte, und dem Liberalismus, den er verrathen hatte und der ihm doch seit der Julirevolution wieder eine sehr brauchbare Waffe schien. Großes Aufsehen erregte der Brief des damals noch jungen Joseph Mazzini, der Karl Albert aufforderte, Italien vom Joche der Fremden zu befreien und zu vereinigen.

Im Jahre 1837 kam die Cholera nach Italien und richtete um so mehr Verheerungen an, als an den meisten Orten die Aerzte selbst aus Feigheit flohen. Am schrecklichsten wüthete sie in Sicilien, wo deshalb auch Unruhen ausbrachen.

Zwölftes Buch.

Das Bürgerkönigthum in Frankreich.

Der neue Bürgerkönig in Paris spielte die angenommene Rolle mit gutem Glücke fort. Frankreich blieb noch lange in der Täuschung, es habe den besten Theil erwählt. Das Ausland accommodirte sich, weil Ludwig Philipp den legitimen Großmächten das Beste versprach. England unterstützte ihn, weil er den englischen Candidaten in Belgien duldete und sich überhaupt der Vormundschaft Englands fügte. Rußland ließ sich ihn am Ende gefallen, um in Polen freie Hand zu haben. Preußen allein konnte keinen Krieg anfangen wollen, Oesterreich noch viel weniger. Die ältere Linie der Bourbons war Oesterreich von Anfang an feindlich gesinnt gewesen, und auch gegen dessen Willen auf den Thron gelangt. So wurde denn Frankreichs neuer illegitimer König von den Großmächten anerkannt. Eine Thatsache, die Jedermann den Umständen ganz angemessen fand, die aber das ganze bisherige Programm der europäischen Congresse und das Princip der Legitimität beseitigte, um fortan die Politik der jeweiligen Convenienz zur ausschließlichen Geltung zu bringen. Spanien wollte anfangs die neue Ordnung der Dinge in Frankreich nicht anerkennen. Da gab Ludwig Philipp den liberalen Flüchtlingen Mina, Valdez ꝛc. Geld und Waffen zu einem Insurrectionsversuch. Aus

Furcht erkannte ihn nun Spanien an, und augenblicklich ließ er auch wieder die armen Flüchtlinge im Stich.

Ludwig Philipp war voll ſchlauen Verſtandes und beobachtete die ruhige Haltung, die ein vollkommenes Sicherheitsgefühl zur Schau trägt. Nur in ſeinem Miniſterium begann ein auffallendes Wechſeln und Wogen, woran man erkannte, wie mühſam es dem juste milieu wurde, das Gleichgewicht zwiſchen den liberalen, mehr rechts oder mehr links abweichenden Nuancen zu halten. Um die innern Lärmer zu beruhigen, die immer noch mehr republikaniſche Inſtitutionen wollten, und um dem Ausland mit unermeßlicher Popularität imponiren zu können, mußte er ſeine Miniſter links ſuchen. Um aber eine feſte Regierung möglich zu machen und dem Ausland zu zeigen, daß man ihm gehorche, mußte er ſie wieder ein wenig rechts ſuchen, je nach den Vorfällen des Tages. Daß ſein Zug ſtetig nach rechts ging, und die Linkswendungen ihm nur durch die Umſtände abgenöthigt wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Er war desfalls viel weniger aufrichtig conſtitutionell, wie Ludwig XVIII. zur Zeit des Miniſteriums Decazes.

Das erſte Miniſterium des neuen Königs, Dupont de l'Eure an der Spitze, Laffitte, Gérard, Molé, Guizot, Broglie, Louis, Sebaſtiani, Perier, Dupin ging ganz aus der Partei hervor, die in der großen Woche den Sieg an ſich geriſſen hatte. Bignon, Napoleons berühmten Secretär und Diplomaten, hatte Ludwig Philipp dem Miniſterium zugeſellt, um den Anhängern Napoleons zu gefallen, gab ihm aber kein Portefeuille, um das Ausland nicht zu reizen. Dieſer kleine Zug charakteriſirt ihn ganz.

Das Wichtigſte war, die aufgeregten Arbeiter wieder zu beſchwichtigen. Sie allein hatten geſiegt, ſie wollten nun auch etwas davon haben. Die republikaniſchen Geſellſchaften grollten dem Königthum und hielten Ludwig Philipp für einen bloßen Heuchler. Auf Guizots Rath wurde den Arbeitern mit 5 Millionen Franken der Mund geſtopft, die geheimen Geſellſchaften aber als ungeſetzlich verboten. Hubert, Präſident der Geſellſchaft ami du peuple wurde

zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt. Auch lenkte man den Haß des gemeinen Volkes geschickt auf die Exminister ab. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren auf der Flucht gefangen worden und sollten von den Pairs gerichtet werden. Diesen Richtern traute man wenig Strenge zu und da überdies auf Betrieb des Königs der Vorschlag gemacht wurde, noch vor Ausgang des Prozesses die Todesstrafe, als eines civilisirten Volkes unwürdig, abzuschaffen, gerieth das gemeine Volk in eine große Wuth und glaubte in dem neuen Königthum eben nur das alte wiederzusehen. Es erhob sich am 18. October, verlangte den Tod der gefangenen Minister und umringte das Schloß Vincennes, in dem sie gefangen saßen. Nur der Muth des Commandanten Dumesnil, der das Schloß in die Luft zu sprengen drohte, bewog die wilden Haufen zum Abzug. Das Uebrige that Odilon Barrot, als Präfect des Seine-Departements indem er öffentlich erklärte, die angeklagten Minister würden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ueber diese Eigenmächtigkeit war Guizot, sein Vorgesetzter als Minister des Innern, empört und verlangte seine Absetzung. Dupont de l'Eure war dagegen. Der König suchte ihn umzustimmen, indem er sagte, auch Lafayette sey für die Absetzung. Das war aber eine kleine Lüge. Der ehrliche Dupont sagte geradezu, er wisse von Lafayette selbst, daß derselbe anders denke, als der König sage. „Sie beschuldigen mich der Unwahrheit?" fuhr ihn der König an. „Sire," erwiederte Dupont, „wenn der König ja und Dupont nein sagt, so weiß ich, wem Frankreich glauben würde." Der junge Herzog von Orleans drängte sich besorgt dazwischen, faßte Duponts Hand und sagte: „Dupont ist ein Ehrenmann, mein Vater, hier kann nur ein Mißverständniß vorgegangen seyn." Der König umarmte Dupont und Odilon Barrot verlor seine Stelle diesesmal noch nicht. Dagegen trat Guizot aus dem Ministerium und mit ihm die andern, außer Dupont, Laffitte, Gérard, Sebastiani, wogegen der junge Montalivet und Marschall Maison eintraten. Dem König war es äußerst lästig, Dupont

beibehalten zu müſſen, allein er fürchtete Lafayette, der an der Spitze von mehr als einer Million Nationalgarden ſtand, und dem bei einem Zerwürfniß ganz Frankreich würde zur Seite geſtanden ſeyn.

Der äußerlich ruhige und feſte, innerlich gequälte König wandte ſich an Talleyrand, und bat ihn, ein Miniſterium zu übernehmen. Aber Talleyrand, damals Geſandter in London, verſicherte ihn, er nütze ihm in London, indem er das Bündniß mit England betreibe und die nordiſchen Mächte beruhige, unendlich mehr, als er ihm in Paris nützen könne. Grade damals führte die ruſſiſche Politik einen Hauptſchlag. Sie ließ ſich nämlich von Molé im Namen Ludwig Philipps beſtätigen, was Karl X. bereits mit ihr abgekartet hatte (enge Allianz zwiſchen Rußland und Frankreich, das letztere erwirbt Belgien und die Rheinprovinzen, Preußen wird mit Hannover entſchädigt, Oeſterreich in der Türkei, Rußland nimmt Conſtantinopel, England wird ausgeſchloſſen) und denuncirte dann den ganzen Plan in London, um England von Frankreich zu trennen. Talleyrand demaskirte dagegen die ruſſiſche Argliſt in dieſer Intrigue und Ludwig Philipp blieb Englands guter Freund. — In Bezug auf die innere Politik ſoll Talleyrand damals Ludwig Philipp gerathen haben, die Liberalen durch ſich ſelbſt, eine Nuance nach der andern, einen Namen nach dem andern abzunutzen. Sein Haupttroſt aber ſoll geweſen ſeyn, die Vertreibung der älteren Bourbons verhalte ſich ganz ſo wie die der Stuarts in England, und die jüngere Linie Orleans werde, wenn ſie nur Geduld behalte und die damalige Aufregung geſchickt wieder abſchwäche, ſich auf dem Throne ſo dauerhaft befeſtigen, wie die hannöver'ſche Dynaſtie in England.

Unterdeß hörte die Gährung in Paris nicht auf. Hinrichtung der Exminiſter war die Parole im Volk. Man ſah darin die Probe, ob die neue Regierung es aufrichtig mit der Freiheit meine, oder nur in die alten Bahnen einlenken wolle. Auch die Preſſe mißbrauchte ihre Freiheit zu wüthenden Schmähungen. Exceſſe

während des Processes schienen unvermeidlich. Da ernannte der König den Marschall Soult, die erste militairische Größe des alten Kaiserreichs, zum Kriegsminister und ließ denselben große Rüstungen machen, dem Schein nach, um Frankreich gegen das Ausland zu vertheidigen, denn man hatte die Kunde verbreitet, Feldmarschall Diebitsch sey in Berlin gewesen, um eine Allianz Preußens mit Rußland zu betreiben und in Frankreich einzufallen (unmittelbar vor dem polnischen Aufstande). Durch Talleyrand durfte aber der König hoffen, mit Hülfe Englands Preußen zu beruhigen, und Rußland wurde durch die polnische Revolution aufgehalten, deren Ausbruch man schon in den ersten Tagen des December in Paris erfuhr. Der Zweck der Rüstungen Soults war nur, unter dem Scheine, dem Nationalstolz zu schmeicheln und dem Ausland zu imponiren, die unruhige Pariser Bevölkerung durch Militairmacht im Zaum zu halten und Lafayette mit seinen Nationalgarden in den Hintergrund zu schieben. Am 15. December wurde das Pairsgericht eröffnet. Das Volk drohte, die Hinrichtung der Angeklagten zu erzwingen. Lafayette aber, weit entfernt, dem König gefährlich zu werden, trat auch in diesem, wie in allen früheren ähnlichen Fällen, der Anarchie entgegen und ermahnte in einer Proclamation vom 19. zur Ordnung. Als nun am 20. und 21. das Volk in den Straßen lärmte und den Palast Luxemburg, in dem die Pairs richteten, stürmen wollte, war es Lafayette selbst, der an der Spitze der Nationalgarde unermüdet die Ordnung erhielt. Unterdeß wurden die Exminister von Martignac, der sich edelmüthig dazu hergab, glänzend vertheidigt*) und von den Pairs nur zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe auf dem Schlosse Ham verurtheilt, am 21. Vergebens wüthete Volk und Jugend, die Ruhe wurde hergestellt, 400 der wildesten Schreier verhaftet.

Der König war unendlich entzückt über die ehrliche Schwäche

*) Polignac kam zu Gute, daß er durch die geheime Verabredung mit Rußland den Beweis liefern konnte, er habe für Frankreich das linke Rheinufer und Belgien erwerben wollen, also patriotisch gehandelt.

des alten Lafayette, und verfehlte nicht, davon Nutzen zu ziehen. Lafayette hatte sich sammt seinen Nationalgarden unpopulär gemacht. In die Bevölkerung von Paris war Zwiespalt eingerissen. Zugleich hatte Soult eine ungeheure Militairmacht aufgestellt. Man konnte jetzt Lafayette beseitigen. Thun Sie nur das, hatte Metternich zu General Belliard gesagt, den ihm Ludwig Philipp zuschickte, erst wenn Sie den gefährlichen Lafayette werden besiegt haben, werde ich glauben, daß Ihr König wirklich regiert. Am 24. wurde Lafayette zum Dank für seine Aufopferung vom 19—21. als Obergeneral aller französischen Nationalgarden entlassen, und die Pariser Nationalgarde-Artillerie, die sich zu volksthümlich benommen, aufgelöst. Hierauf legte auch Dupont de l'Eure seinen Ministerposten nieder, um einer jener tückischen Verabschiedungen von Seiten des Königs zuvorzukommen. Laffitte wurde nun Chef des Ministeriums.

Bei alledem spielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob der unerbittliche Mauguin laut seine Stimme und klagte das neue System an, das offenbar darauf ausgehe, das französische Volk zu dupiren und die Freiheit zu escamotiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, sondern unterstützte das neue Königthum aus Privatinteressen. Um die Deputirtenkammer für sich zu haben, bewilligte ihr Ludwig Philipp ihren Fortbestand. Neue Wahlen würden neue unzugänglichere Menschen gebracht haben. Die alte Kammer war dem König sicher, um so mehr, als er ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verschwenderisch mit Anstellungen und Belohnungen bedachte. Die französische Deputirtenkammer hatte sich zu einem Markt erniedrigt, auf dem der König Stimmen und Ergebenheitsadressen für Aemter, Concessionen, Titel und Orden kaufte. Statt der gehofften lautern und reinen Freiheit brachte das Bürgerkönigthum den Franzosen eine schändliche parlamentarische Corruption. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot,

ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, daß aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie und zuletzt Fremdherrschaft folgen müsse.

Eine energische Minorität organisirte sich in der Deputirtenkammer erst wieder, als sich immer deutlicher herausstellte, Ludwig Philipp suche „Frieden um jeden Preis mit dem Auslande“ und erkaufe sich denselben durch die Hinopferung aller der Völker, welche die Julirevolution nachgeahmt hatten. Begreiflicherweise herrschte im französischen Volk die feurigste Sympathie für die Belgier und Polen. Die erstern wünschten Vereinigung mit Frankreich, aber um des Friedens willen wies sie Ludwig Philipp ab. Die Polen flehten um Hülfe von Frankreich und Ludwig Philipp verrieth sie, indem er ihnen wirklich Hoffnung machte, ihnen rieth, unthätig zu bleiben, und dadurch ihre Sache unwiederbringlich verloren machte. In Deutschland war die Bewegung schwächer, allein stark genug, um dem französischen Einfluß auf die deutschen Cabinette mehr Nachdruck zu geben. Nun erfuhr man aber, Ludwig Philipp habe ausdrücklich alle Maßregeln der deutschen Cabinette, die auf Niederhaltung der Liberalen in Deutschland, Beschränkung der Presse ꝛc. ausgingen, gut geheißen. Aus alledem wurden nun furchtbare Anklagen gegen Ludwig Philipp gemacht. Die Opposition mußte sich hauptsächlich auf die äußere Politik werfen, weil ihr die innere damals wenig Chancen bot. Die Volksgesellschaften waren zu cynisch, um Sympathien zu finden. Frankreich wollte die Freiheit nicht ohne die Ordnung. Alles, was an Anarchie erinnerte, war den guten Bürgern verhaßt. Die Opposition in der Deputirtenkammer war mithin keine republikanische, aber eine patriotische. Sie vertrat den beleidigten Nationalstolz. An ihrer Spitze stand General Lamarque, der die glänzendsten Reden hielt, neben ihm Mauguin, im Hintergrund der alte Lafayette. Aber ihre Beredtsamkeit drang nicht durch. Sebastiani, als Minister, erklärte es für eine Thorheit und Unmöglichkeit, mit den geringen Kriegsmitteln, welche Frankreich zu Gebote standen, gegen den Willen der deutschen Mächte den Polen beistehen zu wollen. Auch die

Doctrinäre, die in einem Kriege nur den Untergang der conſtitutionellen Freiheit und Ordnung zugleich ſahen, ſtimmten zum Miniſterium. Die übrigen Stimmen waren ſchon erkauft.

Die Legitimiſten mißverſtanden damals die vielfach im Volk ſich ausſprechende Unzufriedenheit mit der neuen Regierung und waren ſo unvorſichtig, die alte ins Gedächtniß zu rufen. Am 14. Februar 1831, dem Todestage des Herzogs von Berry, veranſtalteten ſie demſelben eine Todtenfeier in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Der Pöbel aber ergrimmte über dieſe Keckheit einer kaum beſiegten Partei, brach in die Kirche ein, vertrieb die Legitimiſten und zerbrach alles, was ihm unter die Hände kam. Der Tumult wuchs und artete in eine größere Emeute aus. Die Bosheit gab dem Pöbel ein, gegen den Palaſt des Erzbiſchofs, van Quelen, zu ziehen, des alten Freundes Karls X. Als Baude, der neue Polizeipräfect von Paris, dem König davon Nachricht gab, ſoll dieſer (wie Louis Blanc erzählt) geſagt haben: „man muß jedem ſein Theil laſſen, ſorgen Sie nur, daß dem Palais Royal nichts geſchieht.“ Hierauf ſtürmte der Pöbel den erzbiſchöflichen Palaſt und zerſtörte ihn von innen gänzlich, ohne von den Behörden daran gehindert zu werden. Der wuthſchnaubenden Maſſe fiel es ein, alle Kreuze von den Kirchen in Paris und alle Lilien (das alte Wappen Frankreichs) wegzuſchaffen. Da befahl Ludwig Philipp, dem Volk in dieſem unſchuldigen Verlangen ein Genüge zu leiſten. Die Kreuze verſchwanden und von ſeinem eigenen Palaſte ließ Ludwig Philipp unter ſeinen Augen die Lilien, die 14 Jahrhunderte in Frankreich geherrſcht hatten, das ehrenvolle Wappen ſeiner eigenen Familie, wegreißen. Der Pöbel ließ ſich nun wieder beruhigen.

Bald darauf entledigte ſich der König des ihm durch ſeine liberalen Antecedentien und insbeſondere durch ſeine Beziehungen zu Lafayette läſtig gewordenen Laffitte. Indem er ihm eine öſterreichiſche Note verheimlichte, gab er ihm zu verſtehen, er wünſche ohne ihn zu regieren, und Laffitte nahm ſeine Entlaſſung, am

9. März. Der arme Minister durfte nicht einmal klagen, denn er hatte, um eine politische Rolle spielen zu können, seine Bankiergeschäfte so vernachlässigt, daß er nahe am Falliren war.*) Der König spielte dabei noch den Großmüthigen, indem er ihm einen großen Wald um 10 Millionen abkaufte. An Laffitte's Stelle übernahm dessen bisheriger Nebenbuhler, Casimir Perier, die Oberleitung des Ministeriums unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König nichts ohne ihn thue, nicht hinter seinem Rücken, wie hinter dem Laffitte's, Noten wechsle. Die Phrase des Tages war: le roi règne, mais ne gouverne pas. Diese ganz constitutionelle Bedingung, in der gleichwohl nach dem Austritt Laffitte's ein verletzendes Mißtrauen gegen den König ausgedrückt war, ließ sich Ludwig Philipp gefallen, weil er gerade jetzt den strengen Perier brauchte, um durch ihn die Ordnung befestigen, die Parteien zügeln zu lassen, und um zugleich die auswärtige Politik der Regierung zu vertheidigen. Perier war ein aufrichtiger Constitutioneller, der Ruhe im Innern und nach außen für unerläßlich hielt, wenn die Errungenschaften des Juli auch wirklich genossen und die Charte eine Wahrheit werden sollte. Schon am 17. März ließ er eine Anzahl bekannter Republikaner verhaften und am 18. griff er kühn die Partei Lamarque's an, indem er erklärte, seine Regel für die auswärtige Politik sey Nichtintervention. Wolle man, daß Frankreich nicht angegriffen werde, so dürfe man auch selbst Niemand angreifen. Auch verwarf er aufs bestimmteste die Voraussetzung der Volkssouverainetät, wonach es dem französischen Volk im Juli freigestanden hätte, zu thun, was es wollte. Es habe sich lediglich für die bestehende Verfassung gegen die in dieselbe von oben her geschehenen Eingriffe erhoben, diese letzteren seyen beseitigt und wehe dem, der die Verfassung aufs neue, etwa von unten her angreifen wolle.

*) Eine Tochter Laffitte's wurde geisteskrank. Man fürchtete wegen geheimer Liebe und ein Arzt mußte sie auf eine feine Art ausholen. Endlich sagte sie, ja, sie liebe — Karl X.

der Geſellſchaft, wie ſie nun einmal der Deutſche will und liebt. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Staatsformen iſt nur der Neuheit der conſtitutionellen Monarchie wegen noch nicht allgemein zum Bewußtſeyn gekommen; ja man hört ihn von liberaler Seite nicht gerne, da er von der andern Seite, namentlich von Genz und dem Berliner politiſchen Wochenblatte zuerſt iſt begriffen worden. Indeſſen ſieht ſich der deutſche Liberalismus nachgerade doch genöthigt, dieſen Unterſchied zu beſprechen, ſo z. B. Büchner gegen den Fürſten Solms-Lich; und es ſteht zu hoffen, daß er ſich über kurz oder lang damit verſöhnen wird, wenn er ſich nur erſt vertrauter damit gemacht haben wird. Denn er wird, wenn er nur ſelber nachgraben will, in dem ſtändiſchen Syſteme, worin er jetzt nur eine Fundgrube vorrechtlicher Anſprüche ſieht, Schätze des zuträglichſten, weil nationalen, Rechtes finden.

Die ſtändiſche Monarchie unterſcheidet ſich von der conſtitutionellen in den zwei weſentlichſten Punkten einer Verfaſſung, der Stellung und Wahl der Nationalvertreter und der Stellung des Staatsoberhaupts.

Was zuerſt die Stellung der Nationalvertreter anbelangt, ſo vertritt der ſtändiſche Deputirte zunächſt ſeinen Stand oder ſeine Korporation, daher er auch ſelbſt Stand, Landſtand, Reichsſtand genannt wird, während jeder einzelne conſtitutionelle Repräſentant die ganze Maſſe des Volkes ohne Unterſchied vertritt, was im ſtändiſchen Syſteme nur der Geſammtheit der Stände zukommt. Der ſtändiſche Deputirte hat zunächſt das Intereſſe ſeines Standes oder ſeiner Korporation zu wahren, dieſes Particularintereſſe aber durch Vergleich mit den übrigen Ständen in Harmonie mit dem Intereſſe des Ganzen zu erhalten, ſo daß durch Uebereinſtimmung der Stände das Ganze von ſelbſt vertreten und gewahrt iſt. Dem conſtitutionellen Repräſentanten iſt es dagegen ausdrücklich verboten, an das beſondere Intereſſe ſeines Standes, ſeiner Korporation, ſeiner Gemeinde zu denken, wenn anders dieſe organiſchen Staatsformen noch beſtehen; er ſoll einzig und ausſchließlich das Intereſſe der Geſammtheit im Auge haben und zur Gewiſſensrichtſchnur nehmen. — Was die Wahlart anbelangt, ſo wird der conſtitutionelle Repräſentant folgerechter Weiſe nach dem Princip der Kopfzahl gewählt, denn die Geſammtheit des Volkes, die er vertreten ſoll, zählt nur als unterſchiedsloſe,

Im Mai traf der König mit Perier eine Maßregel, die am beſten geeignet ſchien, die Republikaner moraliſch zu vernichten. Am 2. nämlich decretirte der König den Julihelden, denen er ſchon früher eine Decoration zuerkannt hatte, ein blaues Band und eine neue Umſchrift auf das Kreuz „vom König gegeben", d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die einen und warf die andern, die ſeine Decoration verſchmähten, in das Dunkel der Vergeſſenheit. Als am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomeſäule mit Blumen bekränzt und großer Spectakel erhoben wurde, der die nächſten Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayette's Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelſt Feuerſpritzen das empörte Volk durchnäſſen. Die Revolution erſtickte im Gelächter.

Unterdeß hatte die Kammer ein neues Wahlgeſetz berathen, den Wahlcenſus aber nur von 300 auf 200 Francs herabgeſetzt, damit ja die gebildeten Mittelclaſſen die Wahlen allein in der Hand behielten. Die Kammer wurde endlich am 31. Mai aufgelöst und nun auf den 23. Juli einberufen (vor dem Jahresfeſt der Julitage). Bei den Neuwahlen wurden von allen Seiten Umtriebe gemacht. Perier verpflichtete alle Beamten, für Candidaten der Regierung zu wirken. Der König ſelbſt machte eine Reiſe nach Straßburg, um ſich dem Volk von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen. Aber auch Lafayette machte eine Rundreiſe und ſprach ſich überall ſehr offen gegen die Regierung aus. Er nannte das neue Syſtem eine „Quaſtreſtauration", und darin hatte er Recht. Allein ſeine Quaſtrepublik ſtand mit Ludwig Philipps Quaſtreſtauration auf gleicher Linie. Der alte Lafayette hat jedes Königthum, ſo viel an ihm war, unmöglich zu machen geſucht, und doch nie Ernſt mit der Republik gemacht, ſondern dieſelbe verhindern helfen. Auch ihn zählte die Unnatur des Zeitalters zu ihren Lieblingsſöhnen.

Um rüſtig auf die Wahlen einzuwirken, ließ der König im

Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Uſurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszuposaunen. Allein damals ſchwebte gerade das Schickſal Polens auf der Spitze des Schwertes und man ließ ſich durch die Spazierfahrt nach Liſſabon nicht täuſchen über das, was Ludwig Philipp in Polen verſäumt oder ſogar verhindert hatte. Zweitens verſicherte der König in der Thronrede, mit welcher er die Kammer eröffnete, „er habe keine Mühe geſcheut, das Ende des unglücklichen Kriegs in Polen zu beſchleunigen, er habe ſeine Vermittlung angeboten und die der Großmächte angerufen," was ſich ſpäter als vollkommen unwahr herausgeſtellt hat; ferner, er habe die Unabhängigkeit Belgiens durchgeſetzt, was ſich wirklich ſo verhielt, und endlich, er habe die Entfernung der Oeſterreicher aus dem Kirchenſtaate bewirkt, was jedoch nur Folge von anderweitigen Zugeſtändniſſen war, die er Oeſterreich gemacht hatte. Das alles und die Expedition gegen Portugal ſollten der Oppoſition klar beweiſen, er habe alles für die Ehre Frankreichs gethan.

Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine ſehr ſtarke Oppoſition gewählt worden, und nur mit geringer Stimmenmehrheit konnte Perier die Wahl Laffitte's zum Präſidenten verhindern. Schon war die Frage, ob Perier ſich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer ſeyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein franzöſiſches Heer den Belgiern zu Hülfe geſchickt, und dieſes raſche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polniſche Frage kam immer wieder zur Sprache, Lamarque klagte, man habe die Steuern erhöht, Ludwig Philipp habe in Kurzem ſchon 1500 Millionen aufgebraucht, und Soult eine ungeheure Armee von 500,000 Mann aufgeſtellt, und das alles nur, um Belgien den Engländern, Italien den Oeſterreichern und Polen den Ruſſen zu verkaufen. Garnier Pagès, Haupt der Geſellſchaft ami du peuple, drückte die tiefſte Verach-

tung gegen die Regierung aus und schloß mit den Worten: „es ist nicht möglich, daß ein großes Volk tiefer sinke.“ Als am 16. September Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warschau habe capitulirt und den Zusatz machte: „es herrsche Ruhe in Warschau“, brach ein Sturm des Unwillens aus. Lafayette aber zog einen Brief der polnischen Agenten in Paris, General Kniaziewicz und Plater hervor, worin dieselben schreiben: „Wir erklären, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warschau zu schicken, dessen Reisekosten er bezahlte. Der Zweck dieser Sendung war, wie uns Se. Excellenz der Graf Sebastiani versicherte, unsere Regierung zu vermögen, sich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen so viele Zeit erforderten. Zweitens, daß das am 15. August datirte, und von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ad interim, Andreas Horodyski, unterzeichnete Circular, sowie ein anderes vom 24. desselben Monats, unterzeichnet von dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Theodor Morawski, uns durch die Post vom 14. September zugekommen sind. Daß dieß ferner dieselben Circulare sind, welche wir mit einer Note vom 15. zuerst dem Grafen Sebastiani mittheilten, und dann an die Journale sandten, in denen sie am 17. und 18. erschienen, und daß endlich diese beiden Circulare den Eindruck angeben, den die Absendung des besagten Couriers in Warschau hervorgebracht hat.“ Wie ungeheuer auch Sebastiani durch diese Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit französischem Leichtsinn aus und Guizot trat schützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte und der Opposition vorwarf, sie mache Propaganda für die Revolution und Republik außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte sich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Ministerium. Allein der Sturm erneuerte sich, als General Guilleminot auftrat, sich zu rechtfertigen. Er war französischer Gesandter in Constantinopel gewesen und hatte hier vom König

den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher von demſelben König desavouirt worden, ſo daß ſich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonſtration geweſen und der Geſandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß, ließ Perier ſofort ein neues Polizeigeſetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Oppoſition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleoniſchen Zeit. Berryer geißelte dieſes Experimentiren mit überlegenem hiſtoriſchem Geiſte, aber vergebens.

Im Herbſt brach ein höchſt gefährlicher Aufſtand in Lyon aus. Unter der Regierung Napoleons und während des Continentalſyſtems war dieſe Stadt der Mittelpunct der franzöſiſchen Induſtrie geweſen und ſehr reich geworden. Insbeſondere blühte hier die Seidenweberei. Die Bourbons hatten der Stadt Lyon nicht ſo viel Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußiſchen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entſtandene Fabriken den Lyoneſen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen. Die Regierung Ludwig Philipps koſtete mehr, als alle bisherigen und vergrößerte die Steuerlaſt. Die Fabrikbeſitzer in Lyon ſuchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, ſo daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete, und daheim eine Familie ernähren ſollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tauſend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der beſorgte Präfect Dumolart verſammelte einen Ausſchuß von Fabrikherren und Arbeitern und bewirkte, daß ſie ſich über einen Tarif des Arbeitslohnes vereinigten. Viele Fabrikherren aber weigerten ſich, den Tarif anzuerkennen, und erklärten ſich an eine Vereinbarung nicht gebunden, die nicht geſetzlich ſey. Auch forderten ſie, der Präfect ſolle gegen die Arbeiterverſammlungen einſchreiten, weil das Geſetz ſie verbiete. Dumolart konnte nun gegen das Geſetz nicht handeln und in Paris nahm

man sich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherren triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten sich die Arbeiter zusammen, am 21. November, verweigerten die Arbeit und schwärmten müßig durch die Straßen, anfangs nur in der Absicht, vor den Reichen der Stadt ihr Elend zur Schau zu tragen. Die beunruhigten Fabrikherren allarmirten die Nationalgarde, um etwaigen Excessen vorzubeugen, und eine Grenadier-Compagnie dieser Garde, die aus lauter Fabrikanten bestand, gab auf die Arbeiter Feuer, sey es aus Muthwillen oder aus voreiliger Angst, denn sie war von den Arbeitern nicht gereizt und auch das Martialgesetz war vorher nicht verkündigt worden. Acht Arbeiter blieben auf der Straße liegen, die übrigen schrieen: „zu den Waffen!“ und in wenigen Minuten bewaffnete sich jeder, wie er konnte, und wurde das Pflaster aufgerissen, um alle Straßen mit Barrikaden abzusperren. Die Arbeiter erhoben eine schwarze Fahne auf der geschrieben stand: „leben in Arbeit oder sterben im Kampfe.“ Der Präfect und General Ordonneau, Chef der Nationalgarde, suchten sie zu beruhigen; aber General Roguet, Chef des Militairs, wartete den Erfolg der Unterhandlungen nicht ab, sondern ließ die Kanonen donnern und einen Angriff auf die von Arbeitern besetzte Croixrousse machen. Die Arbeiter glaubten sich verrathen, behielten die beiden Unterhändler als Geißel und leisteten einen verzweifelten Widerstand, den die Nacht unterbrach. Obgleich aber Roguet 3000 Mann stark war, und über Nacht noch ein weiteres Regiment an sich zog, wurde er dennoch am andern Morgen durch einen unwiderstehlichen Angriff der wüthenden Arbeiter zurückgeworfen und sah sich gezwungen, um seine Leute nicht unnütz aufzuopfern, die Stadt zu räumen. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebehörden alles zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Gesichtspuncte der Ordnungsstörung auf und beschloß, dieselbe exemplarisch zu bestrafen, um den Gesetzen Ach-

tung zu verſchaffen und Furcht einzuflößen. Nicht lange vorher hatten die italieniſchen Flüchtlinge, welche gerne von Frankreich aus Italien revolutionirt hätten, viel Sympathien in Lyon gefunden, was Periers Groll gegen dieſe Stadt vermehrte. Dumolart wurde abberufen, jede den Arbeitern gemachte Conceſſion widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marſchall Soult ſelbſt, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geſchickt, am 2. December. Die Arbeiter unterwarfen ſich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regierung werde ſich doch ihres Elends erbarmen. Das geſchah aber nicht. Die Rädelsführer wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewieſen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu beſtellen. Um ſein hartes Betragen zu beſchönigen, entſtellten Periers öffentliche Berichte die Thatſachen, er mußte ſich aber dafür in der Kammer, deren Mitglied Dumolart war, als Lügner brandmarken laſſen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. December in Grenoble aus. Das Volk empörte ſich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Daſſelbe geſchah am gleichen Tage zu Montpellier. In den meiſten Städten des Südens ſchlugen ſich während des Winters die Liberalen mit den Anhängern der vertriebenen Dynaſtie herum. Zu Faſtnacht erneuerte ſich der Tumult in Grenoble. Junge Leute in Masken lärmten zu viel. Der Präfect Duval verbot deshalb den nächſten Maskenball. Man brachte ihm dafür eine Katzenmuſik und anſtatt ſich der Nationalgarde zu bedienen, um die Ruhe herzuſtellen, ließ er Linientruppen kommen, die den Platz auf brutale Weiſe räumten und viele Menſchen verwundeten, am 11. März 1832. Nun bewaffnete ſich das Volk, unterſtützt von der Nationalgarde, und zwang das ſchuldige Regiment zum Rückzug aus der Stadt. Allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren, die Nationalgarde von Grenoble entwaffnen, das ſchul-

dige Regiment mit Lobſprüchen überhäufen und in die Stadt wieder einrücken. Nur ſo glaubte er ſeine Autorität ſichern zu können. Man beſchuldigte ihn in der Kammer, er gehe viel zu weit, eine Regierung mit gutem Gewiſſen würde milder verfahren und dennoch Gehorſam finden. Aber ſeine Regierung habe eben kein gutes Gewiſſen und innere Angſt ſey eigentlich das Motiv ihrer äußeren Gewaltthätigkeit. Man nannte ſein Syſtem den Terrorismus der Feigheit.

In demſelben Winter kamen mehrere tauſend Polen nach Frankreich, um als Flüchtlinge dort Schutz zu ſuchen. Ihre Anweſenheit gereichte der Regierung zum Vorwurf und als natürliche Verbündete der Oppoſition konnten dieſe tapfern und zu allem entſchloſſenen Männer in Paris für die Regierung gefährlich werden. Es war daher natürlich, daß Perier ſie von Paris entfernte und in die Städte Süd-Frankreichs vertheilte, ohne ſich um die Vorwürfe der Oppoſition zu kümmern.

In Paris ſelbſt gab es den Winter über nur kleine Ruheſtörungen. Am 4. Januar und am 1. Februar 1832 wurden kleine Verſchwörungen zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux entdeckt. Auch wurde die neue Secte der St. Simoniſten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieſer Secte war zu Anfang des Jahrhunderts ein Graf St. Simon, einer der damaligen vielen Schwärmer für die Menſchheit, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzuſtande der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete ſeine Lehre ein aus Spanien abſtammender Jude, Rodrigues, und die Anhänger mehrten ſich. Die St. Simoniſten verlangten eine allgemeine brüderliche Gleichheit und verwarfen inſonderheit die Ehe, als Schranke der natürlichen Freiheit. Ebenſo verwarfen ſie das Eigenthum, alle Güter ſollten gemein ſeyn. Endlich bildeten ſie ſich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt erſetzen. Sie erwählten ſich daher ein ſogenanntes lebendes Geſetz (loi vivante)

in der Perſon eines ſ. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe ſchlichten ſollte. Ihr erſter Vater war damals ein gewiſſer Enfantin, ein bildſchöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufſehen machte und durch Verlockung der Weiber ſehr zur Ausbreitung ſeiner Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleiſches“ lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, ſondern nur noch „regeln“ wollte, miſchte er in die unſittlichſte Licenz den nicht unpraktiſchen Gedanken einer Verbeſſerung der Race und Wiederherſtellung der durch Unnatur aller Art verſchwundenen urſprünglichen Schönheit des Menſchengeſchlechts. Die Gerichte machten dem Scandal ein Ende, aber die Ideen der Secte lebten im Volke fort und traten ſpäter bei den Communiſten wieder zu Tage.

Trotz der äußern Ruhe, die Perier aufrecht erhielt, befand ſich Paris in einem höchſt geſpannten Zuſtande. Immer mehr ſchwanden die Illuſionen des Juli, immer deutlicher trat das falſche Spiel des neuen Königs hervor. Am meiſten war es die Polenfrage, welche die Leidenſchaften erhitzte; in Bezug auf die Polen war die franzöſiſche Nation ohne Zweifel von Ludwig Philipp hintergangen worden, und das verzieh ſie ihm nicht. Dazu kam Periers krampfhafte Gewaltthätigkeit und ein unvorſichtiger Ausdruck, den Montalivet brauchte, indem er einmal die Franzoſen Unterthanen nannte. Dieſes Wort war durch die neue Charte verpönt, die Franzoſen waren freie Bürger, ihr König nur der Mann der Wahl. Daß dieſer Wahlkönig von der Gnade des Volks es jetzt wagen wollte, ſich mit plumpen Taſchenſpielerkünſten in die alte Majeſtät der Könige von Gottesgnaden hineinzuſtehlen, mußte jedes geſunde Gefühl anekeln, und es war nicht mehr Achtung oder Zuneigung, durch welche Ludwig Philipp einer großen Partei verſichert war, ſondern nur noch perſönliches Intereſſe und die Furcht der Reichen vor einer neuen Revolution. Daher die Unnatur, daß dieſer König regieren konnte und zugleich von der Preſſe ſeines eigenen Landes und ſeiner Hauptſtadt täglich mit Be-

ſchimpfungen der infamſten Art überhäuft werden durfte. Hätte er aufrichtige Anhänger gehabt, und bei der Partei der gemäßigten Liberalen und Doctrinäre, mittelſt deren er herrſchte, wahre Achtung genoſſen, ſo würden ſie um keinen Preis die unabläſſige Beſchimpfung ihres erkorenen Hauptes geduldet haben. Neben den Schmähartikeln der Oppoſitionsblätter waren es hauptſächlich Caricaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergeſicht, welches ein ſtarker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugeſpitzten Schädel, den der Haarſchopf noch mehr zuſpitzte, ſo daß ſeine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Caricaturen variirt. „Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreist und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt ꝛc.“ Sofern ſich Ludwig Philipp viel darauf zu Gute that, als Jüngling im republikaniſchen Heere gedient und die Schlachten von Valmy und Jemappes mitgemacht zu haben, ſtellte ihn eine Caricatur als Papagei dar, der immerfort die Worte Valmy und Jemappes wiederholt.

Nicht wenig zur Mißachtung des Königs trug die Art und Weiſe bei, wie er von der Kammer um ſeine Civilliſte markten ließ. Er verlangte mehr, die Kammer aber bewilligte nur 12 Millionen. Bei einem König, der als haushälteriſch bekannt war, befremdete das ungeheure Mißverhältniß zwiſchen Ausgaben und Einnahmen im Staatshaushalte. Man erfuhr, wie coloſſal die Nation durch die Beamten betrogen werde. Der ſcandalöſe Proceß des Staatscaſſier Keßner, der einen Reſt von 6 Millionen geſetzt

hatte, lüftete von der Corruption den Schleier. Um ſich eine Partei in der Kammer und im Lande zu ſichern, mußte der König mehr oder weniger alle auf ungeſetzlichem Wege beſtechen oder den Unterſchleifen durch die Finger ſehen. Auch ſein Einſchreiten zu Gunſten der reichen Fabrikherren in Lyon gegen die armen Arbeiter war für ihn eine Nothwendigkeit, weil alle Wähler des Reichs der bezeichneten Claſſe angehörten und er nie aufhören durfte, im Intereſſe dieſer zu regieren.

Niemand aber verſtand die damalige Sachlage ſchlauer in ſeinem eigenen Intereſſe zu benützen, als der kleine Thiers. Ueberzeugt, daß Caſimir Perier bald abgenutzt ſeyn würde und daß der Julithron trotz allem für eine gute Zeit feſt ſtehe, ſuchte er ſich dem König nun für ein Portefeuille zu empfehlen und kämpfte für ihn in glänzenden Kammerreden, in denen er alle der Politik des Königs gemachten Vorwürfe damit abwies, daß er verſicherte, im innigen Bunde mit England ſey Frankreich ſicher, daß nicht nur ſeine eigene, ſondern auch die Freiheit ganz Europas immer gedeihlichere Fortſchritte machen werde. Thiers blieb immer noch dabei ſtehen, Ludwig Philipp ſey der Hort und die Stütze des Liberalismus, eine ſehr kluge Berechnung.

Ende März 1832 kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menſchen hin. Die Reichen flohen auf's Land, ſelbſt die Deputirtenkammer bewies ſo wenig Muth und Würde, daß ſie ſich durch die Deſertion faſt aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte und vertagt werden mußte. Der Pöbel der aufgeklärteſten Hauptſtadt der Welt wurde von demſelben Wahne angeſteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit ſey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flaſche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke geriſſen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzuſtellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu ſorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Meſſager) nur 300 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten,

homogene, unorganiſche Maſſe. Der ſtändiſche Deputirte vertritt dagegen keine Zahl, ſondern einen Stand oder eine Korporation, ein Glied des Staates, das ſeine Bedeutung und ſeine Rechte nicht vermöge ſeiner Menge und Maſſe, ſondern vermöge ſeiner weſentlichen Stellung im Staatsorganismus hat. Die ſtändiſche Vertretung vertheilt ſich daher nicht nach der Kopfzahl, ſondern nach der Bedeutung und Stellung der verſchiedenen Glieder des Staatsorganismus. Der conſtitutionelle Repräſentant endlich kann, unter gewiſſen ökonomiſchen und moraliſchen Bedingungen, aus der unterſchiedsloſen Maſſe des Volkes beliebig ausgewählt werden; der ſtändiſche Deputirte dagegen ſollte wo möglich, wenn auch nicht gerade obligatoriſch, dem Stande oder der Korporation, die er vertreten ſoll, ſelbſt angehören, es ſollte alſo allerdings auch der Bauer „mit der Pelzmütze und in dem Rock mit ſilbernen Knöpfen" auf den Landtag kommen, worüber ſich einer der Gegner des Fürſten Solms mit einer ſehr unbürgerlichen Vornehmheit der Bildung entſetzt.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß beide Weiſen der Volksvertretung viel für und wiederum viel gegen ſich haben. Es iſt eine edlere großartigere Aufgabe, ausſchließlich nur das Intereſſe des Ganzen zu vertreten, als zunächſt und in erſter Linie das Intereſſe ſeines Standes oder ſeiner Korporation, was ſich freiwillig und von ſelber macht und mehr eine äußere und innere Nothwendigkeit als eine ſittliche That iſt. Allein auf der andern Seite darf nicht überſehen werden, daß die Geſammtheit des Volkes etwas ſehr abſtraktes und ferneliegendes iſt, was in der Regel, wo nicht ein ſehr lebendiges Nationalgefühl herrſcht, nur als ſchwaches, unlebendiges Motiv wirkt; während der Stand oder die Korporation ein engeres, ungleich näher liegendes Ganzes iſt, in deſſen unmittelbarer, lebendiger Wirklichkeit der ſtändiſche Deputirte ſteht, deſſen Intereſſe unmittelbar auch das ſeine iſt. — Was ferner die Beurtheilung, namentlich aber die gemüthliche Aufnahme des Geſammtintereſſes anbelangt, ſo kann es faſt nicht fehlen, daß daſſelbe von Verſchiedenen ſelbſt bei dem beſten und reinſten Willen verſchieden gefaßt wird; denn es ſcheint faſt unmöglich, daß das Individuum ſein Intereſſe auf ganz anſchmiegende Weiſe zu dem reinen Geſammtintereſſe ſollte erweitern können. So führt die Forderung wie die Meinung, das Geſammtintereſſe zu vertreten,

4 Flanellstücke und 8 Paar Schuhe. Der Herzog von Orleans gab ein schönes Beispiel, indem er persönlich die Spitäler besuchte, und Perier ließ es sich nicht nehmen, obgleich er selbst schon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angesteckt und starb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an seine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben soll, der ihm aber hauptsächlich deshalb genehm war, weil er von ihm weniger Eigenwillen zu gewärtigen hatte. Die Opposition nahm davon Veranlassung, in einer am 22. Mai bei Laffitte von 41 Deputirten besuchten Versammlung einen compte rendu zu entwerfen und zu veröffentlichen, worin sie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago ꝛc. Später schlossen sich noch so viele an, daß ihre Zahl über anderthalbhundert betrug. Sie wiederholten darin, was schon oft genug in Bezug auf die Quasirestauration gesagt worden war, legten aber nicht mehr blos den Accent auf die Versäumnisse in Polen und Italien und auf die Gewaltmaßregeln im Innern, sondern hauptsächlich und zuerst auf die schlechte Finanzwirthschaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belastung der arbeitenden Classen.

General Lamarque hatte die Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verschied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde von der Partei zu einer großen Demonstration ausgebeutet, wie einst das des General Foy. Am 5. Juni versammelten sich an 200,000 Leidträger trotz strömenden Regens. Den Leichenwagen zogen 150 Studenten, Juliusdecorirte und Invaliden, zu seinen Seiten gingen und hielten die Enden des Leichentuchs Lafayette, Laffitte, Marschall Clauzel, Mauguin. Dann folgten die Verwandten, die Deputirten und Pairs, das Offizierscorps, die Offiziere Napoleons in ihren alten Uniformen, die Polen und die Flüchtlinge vieler anderer Länder mit ihren National-

fahnen, darunter berühmte Namen wie Lelewel, Sierawski, Ramorino, der portugieſiſche General Saldanha; ferner die Julusritter, die Nationalgarde, die Invaliden, die Arbeiter nach ihren verſchiedenen Handwerken, endlich die Geſellſchaft ami du peuple und mehr als 5000 Studenten. Auf dem langen Wege zum Kirchhof gab es nur vor einem Balkon, auf welchem der Herzog von Fitz-James ſich befand und den Hut nicht abnahm, einige Unruhe. Man warf mit Steinen nach dem Balkon. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marſchall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Exceſſe. Allein die Rede bewirkte das Gegentheil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob ſich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte dieſe Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerſter Wuth vertheidigt wurden. Die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf kein Ende. Soult wollte um jeden Preis und ſo raſch als möglich Meiſter des Aufſtandes ſeyn. Das Militair vermochte die in der Vorſtadt St. Antoine hinter den Barrikaden verſchanzten Inſurgenten nicht zu überwältigen und zog ſich endlich zurück, begann aber ſchon um 5 Uhr Morgens den Angriff von neuem. Es waren 50,000 Mann Truppen in der Stadt, über die der König, der in St. Cloud geweſen war und ſchleunig zurückkehrte, Heerſchau hielt, ungerechnet die Nationalgarde, die den Aufruhr mißbilligte. Die Inſurgenten konnten daher nicht ſiegen, wollten ſich aber auch nicht ergeben und vertheidigten ſich auf's zäheſte, bis eine Barrikade nach der andern durch das ſchwere Geſchütz zuſammengeſchoſſen war. Zuletzt hielten ſie ſich noch in der Kirche St. Mery, ſchlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und ſchrien noch immerfort vive la république, bis ſie alle dem furchtbaren Kartätſchenfeuer und den Bajonetten des endlich ein-

dringenden Militairs unterlagen. Keiner wollte geschont seyn, keiner wurde geschont.

Obgleich jeder Widerstand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszustand. Thiers soll dazu gerathen haben, um bei der ferneren Unterdrückung der Parteien der gesetzlichen Formen überhoben zu seyn. Alle Verdächtigen wurden verhaftet, die Artillerie der Nationalgarde, die polytechnische Schule aufgelöst; die Redacteure der Oppositionsjournale entzogen sich der Verhaftung durch rasche Flucht, die Häupter der Legitimisten aber, Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville, wurden wirklich verhaftet. Der große Napoleon hatte einmal nach einer royalistischen Verschwörung die Republikaner verhaften lassen. Der kleine Thiers wollte ihm nachahmen und ließ nach einem Aufstand der Republikaner die Royalisten festnehmen. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, sollten bei diesem Anlaß zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einspruch, sondern auch der unabhängige Richterstand protestirte. Der Cassationshof erklärte alle Urtheilssprüche der während des Belagerungszustandes niedergesetzten Kriegsgerichte für verfassungswidrig. Da bekam Ludwig Philipp wieder Angst und hob den Belagerungszustand sammt den Kriegsgerichten eilends wieder auf. Auch Chateaubriand und seine Collegen wurden wieder frei. Das Trauerspiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli. An der zu Ehren dieses Ereignisses errichteten und benannten Julisäule wurde die Schöpfung jener Tage, das Julikönigthum, mit obligaten Reden gefeiert und ein Regen von Ehrenlegionskreuzen auf die Truppen, die Nationalgarde und die Polizei, die in den Junitagen für Ludwig Philipp thätig gewesen waren, ausgeschüttet. Auf der Brust gemeiner Polizeidiener wegen zweideutiger Dienste ein Kreuz zu sehen, welches Napoleon nur für große Tapferkeit in Schlachten ausgetheilt, war jedem Ehrenmann ein Abscheu, sonderlich aber den alten Soldaten, und das trug nicht wenig dazu

bei, Ludwig Philipp im Vergleich mit Napoleon verächtlich zu machen.

Im Uebrigen benutzte Ludwig Philipp die unbestrittene Thatsache seines Sieges über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit seiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marschall Soult zum Chef des Ministeriums, um auf die Militairkraft der Regierung den Accent zu legen, den kleinen Thiers aber zum Minister des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Casimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die sich durch keine Phrasen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte als Minister des Innern den Telegraphen zu Privatspeculationen und wurde in wenigen Monaten ein Millionair.

Nachdem der König die republikanische Partei in der Juni-schlacht gänzlich niedergeworfen, gönnte ihm das Glück auch einen großen, man kann fast sagen moralischen Sieg über die Legitimisten. Ihm, dem heuchlerischen Krondieb, stand Karl X. immer noch würdevoll gegenüber. Jetzt sollte etwas geschehen, was die ältere Linie der Bourbons im Heiligthum ihrer Ehre befleckte. Die Legitimisten hatten mit Ungeduld und heimlicher Freude zugesehen, wie Ludwig Philipp von der Höhe seiner Popularität immer tiefer herabgesunken war. Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den älteren Bourbons aufrichtig anhing. Man entwarf also den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland spielte dabei eine große Rolle. Ihm mußte wegen Belgiens alles daran liegen, Ludwig Philipp zu stürzen, was auch mit seinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protocolle zusammenhing. Als Graf Orlow sich in Angelegenheiten Belgiens im Haag aufhielt, sollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden seyn. Diese Dame, vom Marschall Bourmont begleitet, hatte sich aus Holyrood nach dem Haag und von da nach Italien begeben und

schiffte sich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfschiff nach Marseille ein. Hier waren die Legitimisten zu einem großen Aufstand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfschiff mußte umkehren. Die muthige Prinzessin landete heimlich bei Ciotat, fand aber keine Unterstützung und mußte zum Theil zu Fuß auf schwierigen Gebirgswegen, nur von drei Gefährten begleitet, nach Piemont flüchten. Aber durch Briefe ihrer Anhänger gerufen, kam sie bald wieder über die Grenze und reiste unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée.

Hier hatte sich eine Partei für Heinrich V. (den Herzog von Bordeaux) erhoben und unter dem alten Namen der Chouans fingen die Bauern, ihre Edelleute an der Spitze, wieder den kleinen Krieg gegen die bestehenden Behörden an. Aber General Solignac, Militaircommandant in der Vendée, hatte schon vorher seine Maßregeln getroffen. Es kam nur zu kleinen Gefechten, in denen die Chouans beständig geschlagen wurden, Ende Mai und Anfangs Juni. Am hartnäckigsten wehrten sie sich im Schlosse Pennissière de la Cour, welches verbrannt wurde. Sie sprengten nachher aus, die Herzogin von Berry sey mitverbrannt, um sie vor den eifrigen Nachforschungen der Gensdarmerie zu schern; aber die Polizei Ludwig Philipps war besser unterrichtet. Chateaubriand, der die ganze sittliche Würde des alten Königthums vertrat, ließ die Herzogin dringend bitten, den französischen Boden wieder zu verlassen, auf dem sie unter den gegenwärtigen Umständen keine Ehre einsammeln könne, sondern sich nur der Gefahr aussetze, der Polizei und Justiz ihres schlimmsten Feindes ausgeliefert zu werden. Dieß hat er am Ende Juli. Aber es war schon zu spät, die Herzogin konnte nicht mehr entkommen. Aus einem Versteck in das andere gejagt, gelangte sie zwar nach Nantes, von wo aus sie zur See nach England hätte flüchten können, aber sie war schon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Herzogin, eine

temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schwester Christine, hatte sich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutschen Juden eingelassen, Namens Deutz, dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkte, der aber schon mit Montalivet im geheimen Verkehr gestanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit seiner hohen Gönnerin dem schlauen kleinen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus sogleich umstellen und alles durchsuchen. Man fand eine Tafel voll Speisen, aber ohne Gäste, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anwesenheit nicht zweifeln, fand sie aber nirgends. Ueberzeugt, daß sie da seyn müsse, stellte man in alle Zimmer des Hauses Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand sich aber die Herzogin gerade hinter diesem Kamine in einem engen Verschlage mit dem Fräulein von Kersabiec und den Herren von Menas und Guibourg zusammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang sie, hervorzukommen, nachdem sie 20 Stunden lang die Marter dieser engen Gefangenschaft ausgehalten hatte. Auf Befehl der Regierung wurde sie sogleich nach dem Schlosse Blaye abgeführt. Marschall Bourmont, der mit in Nantes gewesen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September der ganze Hof Karls X. abgereist und nach Prag übergesiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder stimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünstig gegen den Gast in Holyrood, der auch sonst von der englischen Regierung unwürdig behandelt und von Gläubigern verfolgt wurde, weshalb sich derselbe unter österreichischen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimisten wie die Republikaner geschlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch seine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die sein Ansehen dem Aus-

lande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa ſchien um ſo feſter geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichſtadt, an einer kurzen Krankheit raſch dahingeſtorben war. Die bonapartiſtiſche Partei in Frankreich beklagte dieſen Tod in Proſa und Verſen. Der Prinz, deſſen Phyſiognomie mehr der Familie ſeiner Mutter, als ſeines Vaters, nachſchlug, war noch zu jung, als daß ſich eine ſichere Vermuthung in Bezug auf die Rolle wagen ließe, die er bei einem längeren Leben geſpielt haben würde. Jedenfalls war er durch ſeinen Namen, als Erbe eines unermeßlichen Ruhmes und eines Thronrechts, deſſen Wiedererneuerung nicht unmöglich war, ein noch gefährlicherer Nebenbuhler Ludwig Philipps geweſen, als Heinrich V.*) Das Glück war alſo in dieſem Jahre dem Uſurpator überaus hold. Am 6. Juni ſchlug er die Republikaner, der 22. Juli raffte die Hoffnung der Bonapartiſten hinweg, der 7. November lieferte die Mutter Heinrichs V. in ſeine Hände und war der härteſte Schlag für die Legitimiſten, und am 14. November überſchritten ſeine Truppen die belgiſche Grenze, ihres Triumphes im Voraus gewiß. Das machte den Uſurpator übermüthig.

Als er am 19. November die Kammern eröffnete, und mit großem Gefolge nach dem Sitzungsſaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es ſey ein blinder Schuß geweſen, von der geheimen Polizei ſelbſt veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimiſten zuſchieben zu können, um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach deſſen Erlöſchen nur eine wilde Anarchie gefolgt wäre,

*) Man hat geglaubt, Metternich habe unmittelbar nach dem Tode des Herzogs von Reichſtadt den jungen Herzog von Bordeaux nach Oeſterreich genommen, um an ihm ein neues Pfand und Drohungsmittel gegen den franzöſiſchen Uſurpator zu beſitzen. Es handelte ſich indeß damals nur um ein anſtändiges Unterkommen der unglücklichen Familie Karls X.

anſchaulich zu machen, ſie daher in ihrer Loyalität und Hingebung zu befeſtigen und zugleich das Intereſſe für den König an dieſem Triumphtage ſeiner Politik zu erhöhen. Die nähern Umſtände des Attentats unterſtützten den Verdacht, daß hier eine bloße Comödie geſpielt worden ſey. Namentlich hätte der Mörder nicht unbemerkt entkommen können, wenn nicht die Polizei ſelbſt dabei betheiligt geweſen wäre. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungsſaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit ſtrotzte und den Franzoſen ſagte, nun würden ſie doch wohl endlich einſehen, daß Frankreich nicht beſſer, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längſt von ihm beſtochene Mehrheit der Kammer antwortete mit enthuſiaſtiſchen Huldigungen und nahm von dem Schuſſe auf den König Gelegenheit, ihm Ergebenheitsadreſſen zu votiren. Für ähnliche Adreſſen ſorgten die Präfecten in allen Departements. Thiers benützte die günſtige Lage, um die Oppoſition ihre Unmacht fühlen zu laſſen. Odilon Barrot aber antwortete auf ſeine Ausfälle mit Würde.

Präſident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den ſich damals eine neue Partei, der ſ. g. tiers parti gruppirte, die ſich zwiſchen die Oppoſition und die miniſterielle Partei ſtellte und mittelſt der erſtern die Miniſter zu ſtürzen ſuchte. Die miniſterielle Partei ſelbſt beſtand aus Doctrinairs, an deren Spitze Guizot ſtand, die in Ludwig Philipp fort und fort den echten und gerechten conſtitutionellen König ſahen, und aus ſ. g. Imperialiſten, an deren Spitze Thiers ſtand, die theils wieder angeſtellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren, theils (wie Thiers ſelbſt) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleoniſche Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaiſermantel zudecken wollten. Der zwerghaft kleine Thiers ſpielte ein wenig den Affen Napoleons. Auf ſeine Veranſtaltung wurde nicht nur das Standbild Napoleons wieder auf die Vendomeſäule geſetzt, ſondern eine Inſchrift verkündete auch der Nachwelt, daß das auf Befehl Ludwig Philipps unter dem Miniſterium

von Thiers geschehen sey. Der „National", damals von Carrel redigirt, das geistreichste und muthigste Oppositionsblatt, spottete darüber und erinnerte daran, mit welcher Verachtung der Schatten des großen Napoleon auf die Affen und Katzen herabsehe, die seine Reliquien entweihen, um ihre Scham zu bedecken. Ludwig Philipp war gewiß nicht in die Erinnerungen an Napoleon verliebt, aber er ließ Soult, Thiers und die andern Imperialisten gewähren, weil sie ihm damals Perier ersetzten und die imponirende Sprache führten, die ihm nützte. Allein er hat sich verrechnet. Der den Geist Napoleons heraufbeschwor, besaß nicht die Kraft, ihn wieder zu bannen.

Damals stand alles für ihn gut. Er lebte diesen Winter über auf einem ungleich höheren Fuß, als früher, schloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von seinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Guizot aber arbeitete fleißig an einem umfassenden Schulgesetz, welches die Jugend und mithin die Zukunft Frankreichs in seinem Sinne leiten sollte. Ein Doctrinair und Protestant, war er begreiflicherweise nicht geeignet, dem katholischen Frankreich dauernde Gesetze vorzuschreiben. Er trat zwar dem Klerus nicht direct entgegen, sondern wollte die Mitzulassung desselben zur Schulaufsicht dulden, huldigte aber im Uebrigen dem preußischen System, nach welchem Volksunterricht den Bauern aufgezwungen und nicht auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum beschränkt, sondern auch auf Naturkunde, Geographie, Geschichte und Mathematik ausgedehnt werden sollte.

Der französische Klerus war damals gespalten. Ein Theil hing Karl X. an, ein anderer glaubte sich dem Bürgerkönigthum accommodiren zu müssen. Eine besondere Partei schuf der geistvolle Lamennais, indem er sich den Republikanern anschloß und die Kirche mit dem Volk identificiren, als Bundesgenossin der Völker gegen die Staatsomnipotenz in den Kampf führen wollte. Diese Idee, die in Belgien kurze Zeit eine praktische Geltung gewinnen konnte, widersprach zu sehr allem Conservatismus der alten Kirche,

als daß sie hätte durchgreifen können. Der Papst erklärte sich in einem encyklischen Schreiben vom 15. August 1832 sehr entschieden dagegen und vermied alles, was den Bürgerkönig und seinen protestantischen Minister hätte reizen können, der französischen Kirche wehe zu thun.

Die besiegten Republikaner zeigten einen unbeugsamen Muth und machten die Processe selbst, durch welche sie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Ihre unbändige Presse sollte gezügelt werden; aber die angeklagten Redacteure benutzten die Redefreiheit vor den Assisen, um die aufreizendsten Reden zu halten und zur Regierung in einem Tone zu sprechen, als ob sie die Richter und die Regierung die Schuldige wäre. In diesem Sinne vertheidigten sich Cavaignac (Bruder des Generals), Marrast und Raspail im Frühjahr 1833. Dagegen hatte der alte Lafayette die Schwachheit, abwechslungsweise nach Hofe zu fahren und dann wieder mit den Republikanern aller Nationen zu liebäugeln.

Marrast benutzte seine Vertheidigungsrede vor Gericht, die alsbald gedruckt und in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, hauptsächlich um der Nation und der ganzen Welt die innere Corruption, die vom Thron ausgehende sittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verschwörung des Throns mit den bestochenen Kammern zu Betrug und Uebervortheilung jeder Art, mit einem Wort zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zusammen 2 Millionen Besoldung bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weise, außer durch Aemter, auf Kosten des Volks bereichert würden. „Die glücklichen Börsenspeculationen, die man im vorigen Jahre so sehr gemißbraucht hat, sind für Niemand ein Geheimniß! Jeder erinnert sich der schon am Tage vorher bekannten Nachrichten, welche erst am Tage nachher bekannt gemacht wurden, nachdem man große Geschäfte realisirt hatte. War die Kammer denselben fremd? Ohne Zweifel. Und dennoch schlug man in der Sitzung den Courszettel an, als ob derselbe zur Tagesordnung gehörte! Ihre Absichten sind

unvermeidlich zu politiſchen Partheien, nämlich zu Particularintereſſen, welche den ungebührlichen Anſpruch machen, das Geſammtintereſſe zu ſeyn. Die politiſche Partheiung liegt nun auch ſo ſehr in dem Weſen des conſtitutionellen Syſtems, daß es dieſelbe pflanzt, ja daß die conſequenten Anhänger deſſelben politiſche Partheien, die ich nun einmal nicht für das Glück eines Landes halten kann, als Bedingungen politiſchen Lebens fordern. Der ſtändiſche Deputirte vertritt nun allerdings ebenfalls ein Particularintereſſe, allein er gibt es auch nur als ſolches und fügt ſich damit dem Ganzen. — Was ſodann die Controle anbelangt, ſo ſteht hinter dem conſtitutionellen Volksrepräſentanten niemand, als die Preſſe, die ebendaher im conſtitutionellen Syſteme durchaus frei ſeyn muß, und ſeine wandelbaren Wähler, die er, wenn er ſie hier nicht mehr findet, ſich dort, in einem andern Diſtrikte, ſuchen kann; während hart hinter dem ſtändiſchen Deputirten ſein Stand oder ſeine Korporation, von dem er Inſtruktionen und Weiſungen erhält, als Controle ſteht, ſo daß in dem ſtändiſchen Syſteme ſelbſt ohne Preßfreiheit, ohne welche ſonſt alles politiſche Leben der Völker verkümmert, wenigſtens die Vertretung garantirt bleibt. — Die bedenklichſte Seite des ſtändiſchen Syſtemes iſt indeſſen, daß, ſelbſt wenn mit dem beſten Willen ein Staat ganz aus freier Hand zu organiſiren wäre, es außerordentlich ſchwer fiele, die Stände und Corporationen zu bezeichnen, welche für das beſtimmte Volk und die beſtimmte Zeit als weſentliche und zu vertretende Glieder gelten müßten, namentlich aber das Verhältniß auszumitteln, in welchem ihre verſchiedenen Intereſſen durch die jedem einzuräumende Repräſentation in ein das Geſammtintereſſe des Staats darſtellendes Gleichgewicht zu bringen wären. Offenbar ſind die drei oder vier Stände, welche ehedem in deutſchen Staaten ausſchließlich vertreten waren: Adel, Geiſtlichkeit, Städte und Bauerſchaften, längſt nicht mehr die einzigen weſentlichen Glieder der neuern Staaten, und noch mehr hat ſich das ehevor zwiſchen ihnen beſtandene Gleichgewicht verändert. Das Gleichgewicht der Stände verändert ſich überhaupt mit der Zeit: der eine Stand ſinkt zurück, der andere hebt ſich überwiegend, es kommen neue Stände und Glieder des Staatsorganismus auf. Dieſe Veränderung in dem Gleichgewicht der Stände geht fort, während die ſtändiſchen Formen kürzere oder längere

gewiß die reinſten, meine Herren, und dennoch haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds bewilligt, als die Reſtauration in den letzten ſechs Jahren gefordert hat. Sie ſind bei der Zuckerprämie vollkommen unbetheiligt, und dennoch iſt dieſe Prämie ſeit 1830 von 7 Millionen auf 19 geſtiegen; und merkwürdigerweiſe iſt der dritte Theil dieſer Summe zwiſchen ſechs großen Häuſern getheilt worden, unter denen die gewiſſer Mitglieder, die Sie mit ihrem Vertrauen beehren, und namentlich das des erſten Miniſters obenan ſtehen. Und in der That ſieht man in den Ordonnanzen der Prämien für 1832 das Haus Perier, Gebrüder, mit 900,000 Frcs., das Haus Deleſſert mit 600,000 Frcs., das Haus Humann mit 600,000 Frcs., das Haus Santerre mit 800,000 Frcs., das Haus Durand aus Marſeille mit einer Million.“

Die Niederlage der Legitimiſten zeigte ſich bald als größer und ſchimpflicher, als ſie ſelbſt nur geahnt hatten. Chateaubriand ſchrieb noch im Winter einen Brief voll Begeiſterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte ſie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, die Herzogin ſey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, ſprengte ſchon aus, er habe ſie vergiften laſſen. Aber der Moniteur verkündete der überraſchten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daſelbſt, General Bugeaud, erklärt habe, ſie habe ſich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Der Moniteur fügte hinzu, dieſe Erklärung ſey in die Archive des Königreichs niedergelegt worden. Zugleich erfuhr man, daß ſich die Herzogin in geſegneten Umſtänden befinde. Die Sache machte ungeheures Aufſehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zuſtand der Herzogin gewußt, aber Befehl ertheilt, denſelben zu Blaye vollſtändig zu ignoriren, bis die Herzogin ſelbſt und zwar ſchriftlich ſich dazu bekennen würde, empörte dieſe neue Argliſt des Königs durch ihre beiſpielloſe Niederträchtigkeit ſelbſt die unverſöhnlichſten Feinde der alten Dynaſtie und die franzöſiſche Preſſe bewies mit merkwürdiger

Uebereinſtimmung der gefangenen Prinzeſſin ein ſchonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Der Temps ſchrieb: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entſchleiert, ſo wäre dies ein der franzöſiſchen Loyalität unwürdiges Benehmen.“ Der Courier Français ſchrieb: „Es gibt keinen ehrlichen Mann, der, zu welcher Partei er auch gehöre, gegen eine Frau und gar gegen ein Mitglied ſeiner eigenen Familie, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry, gehandelt hätte.“ Der National ſchrieb: „Möglicherweiſe iſt die Erklärung der Herzogin ein Triumph für die Anhänger der jüngern Linie, wir aber, denen beide Linien gleichgültig ſind, ſehen nicht ein, was die jüngere dabei gewinnt, wenn ſie mit Urkunden belegt, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beiſpielen folgend, wie faſt alle Frauen beider Linien, nicht als Veſtalin leben wollte, weil ſie keinen Mann, oder ihren Mann nicht mehr hatte.“ Das war eine ſtarke Anſpielung auf Ludwig Philipps Schweſter, Adelaide, welche unverheirathet war, aber in vertrautem Umgang mit einem höheren Offizier lebte und der man nachſagte, ſie ſey ihres Bruders vornehmſte Rathgeberin und voll Hinterliſt, wie er ſelbſt. Der National erinnerte ferner an die Delicateſſe, die ſich fürſtliche und nahe verwandte Familien ſchuldig ſeyen, und an den Cultus der Ehre, der die Völker auszeichne, aber bei den Vornehmen nicht mehr gefunden werde. „Gewiß lebt in Paris nicht eine arme Taglöhnersfamilie, die, und wenn es ihr auch ihr letztes Stück Brod koſtete, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es auch das verworfenſte Weib, eine Urkunde drücken möchte, wie die, womit Ludwig Philipp ſeine Archive vermehrt.“ Da die Herzogin ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, ſo blieb den entehrendſten Gerüchten Raum. Der übereinſtimmendſte Verdacht fiel auf den Juden Deutz, der unter Mitwiſſenſchaft des Königs und im Solde des kleinen Thiers als Vertrauter der Herzogin auf ihren Irrfahrten Gelegenheit ge-

habt hatte, ſie zu verführen. Man hob beſonders hervor, daß die Herzogin geſagt habe: „dieſer Menſch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen.“ Allein es iſt nichts erwieſen und man iſt nicht berechtigt, die unglückliche Dame durch die Vorausſetzung des ſchlechteſten Geſchmackes noch tiefer zu erniedrigen.

Am 10. Mai 1833 kam die Herzogin zu Blaye mit einer Tochter nieder und erklärte jetzt erſt, ihr heimlicher Gemahl ſey der junge Graf Lucheſi Palli. Derſelbe war Attaché der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Holland und hatte den Haag, wo ſie ihn vor ihrer Reiſe nach Italien (April 1832) geſehen, ſeitdem nicht verlaſſen. Man weiß nicht, ob ſie ihn freiwillig genannt hat, oder ob er ihr von Ludwig Philipp octroyirt worden iſt. Zufrieden, den Legitimiſten dieſen Schlag beigebracht zu haben, der es der Herzogin von Berry ferner unmöglich machte, als Regentin im Namen ihres Sohnes aufzutreten, ließ ſie Ludwig Philipp am 8. Juni frei und ſchickte ſie zur See nach Palermo, wohin auch Lucheſi aus dem Haag abreiſte. Karl X. war über den ganzen Vorgang ſehr entrüſtet, aber alle Legitimiſten vereinigten ſich dahin, das unſchuldige Haupt Heinrichs V. könne weder erniedrigt, noch verunreinigt werden durch einen von Thiers ſeiner Mutter geſpielten, ſchändlichen Streich. Der alte König gewann es daher über ſich, ſeiner tief gedemüthigten Tochter zu verzeihen, und ſie wieder zu ſich zu nehmen; ja er reiſte ihr im October ſogar von Prag bis nach Leoben entgegen.

Die Argliſt Ludwig Philipps richtete ſich wiederholt gegen ſeine eigenen Miniſter. Die Männer, die er nicht wie Thiers beſtechen und zu Mitſchuldigen ſeiner Pfiffigkeit machen konnte, verſtand er immer durch einen geſchickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treueſten gedient, waren nie ſicher, daß er ſie nicht einer Rückſicht des Augenblicks herzlos zum Opfer brachte. In der erſten Zeit ſeiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend

machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politischen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Stütze seiner noch jungen Herrschaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgesucht worden. Mittlerweile hatte sich alles für Ludwig Philipp günstig angelassen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle vom Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Minister de Broglie beantragten 20 Millionen votiren, so daß die Summe verweigert wurde. Eine so schnöde Behandlung von Seiten des Königs konnte sich Broglie nicht gefallen lassen und mit ihm nahm auch Sebastiani, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, seine Entlassung, am 1. April 1834. Admiral Rigny und Duchatel traten dagegen ins Ministerium ein.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an der Stadt Lyon aus. Die Noth in dieser Stadt hatte wieder zugenommen, indem die Fabrikanten noch einmal den Arbeitslohn herabdrückten. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten sie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu versagen. 20,000 Webstühle standen an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung schwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten sie gegen den niedrigsten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 stattgefunden und keine Behörde hatte sich darein gemischt. Erst nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden sechs Arbeiter wegen Aufruhrs verhaftet. Das gab nun böses Blut und die Arbeiterbevölkerung wurde sehr unruhig. Aber ohne den mindesten Belehrungs- oder Begütigungsversuch zu machen, ließ die Regierung 10,000 Mann Truppen mit zahlreicher Artillerie in Lyon einrücken, um den Gerichtshof zu schützen, der am 8. April die sechs Gefangenen verurtheilen sollte. Die Besonnenen unter den Arbeitern selbst und am meisten die Häupter der geheimen Gesell-

ſchaften mahnten dringend zur Ruhe, weil ein Sieg über eine ſo große Anzahl von Truppen und Kanonen nicht denkbar war, und alles darauf hindeutete, die Regierung erwarte und wünſche eine Volkserhebung, um ſie niederſchmettern und abermals einen Triumph feiern zu können. Allein es war nicht möglich, einen Zuſammenſtoß zu verhüten. In einer engen Gaſſe wurde am Bau einer Barrikade angefangen. Ein Gensdarm kam dazu, wollte es verhindern und tödtete einen Arbeiter. Dieſem Auftritt folgte eine wilde Bewegung und ein furchtbarer Angriff von Seite der vorbereiteten Truppen unter General Aymar. Indeſſen waren die Arbeiter zu erzürnt und verzweiflungsvoll, als daß ſie ſich nicht aufs heldenmüthigſte gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geſchützt, kämpften ſie bis Morgens am 15. April ſechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden ſie überwunden, nachdem die Truppen ſich nach und nach bis auf 40,000 Mann verſtärkt hatten. Dieſer furchtbare Kampf in Lyon, der ſo viele Menſchenleben koſtete, hätte leicht vermieden werden können, und laſtet ſchwer auf der Seele Ludwig Philipps.

Während dieſes Sturmes in Lyon war Paris ſelbſt in fieberhafter Bewegung. Falſche Gerüchte vom Sieg der Arbeiter und, wie man damals allgemein ſagte, Proclamationen durch die geheime Polizei ſelbſt, bewogen einen Theil der Arbeiter in Paris aufzuſtehen und Barrikaden zu bauen, am 14. Aber ſie wurden von der Uebermacht raſch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben. Aber nicht blos Bewaffnete, ſondern auch Greiſe, Weiber und Kinder wurden in der Rue Transnonain umgebracht und ſcheußliche Greuel verübt.

Der König ließ ſich von der Kammer eine Vermehrung der Armee decretiren und ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte ſich, ſein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai ſtarb der altersſchwache Lafayette, deſſen Popularität ihm immer noch Angſt gemacht hatte. Nun waren aber die Männer, die ihm ſo entſchei-

bende Siege über die Republikaner und Legitimiſten hatten erfechten helfen, die Imperialiſten, ſelbſt wieder im Falle, ihm verdächtig zu werden. Er wollte wenigſtens nicht, daß ſie ihm über den Kopf wachſen ſollten. Soult hatte alles geleiſtet, wozu er ihn brauchte. Jetzt ſchickte er ihn fort, am 17. Juli. Gérard ſollte ihn erſetzen, da er aber vom König mildere Maßregeln und eine Amneſtie verlangte, blieb auch er nur drei Monate Miniſter und wurde im October wieder fortgeſchickt. Auch die andern Miniſter wünſchten ein milderes Syſtem und waren ehrlich genug zu glauben, der König habe den guten Willen dazu. Auch der vorſichtige Thiers meinte, man könne nicht fortregieren, ohne zur Mäßigung und Gnade zurückzukehren. Er ſtimmte mit Gérard nicht aus Humanität, aber aus Rückſichten der Klugheit überein und meinte, der König könne gar nicht anders, als ihm folgen. Allein auch er, auch Guizot wurden fortgeſchickt. Beim miniſteriellen Abſchiedsſchmauſe, am 10. November, ging Thiers ſo weit, über die Verlegenheit des Königs zu ſpotten, der kein neues Miniſterium werde zu Stande bringen können. Aber ſchon am folgenden Morgen war Maret, Herzog von Baſſano, als Chef des neuen Miniſteriums ernannt. Der Schlag traf die Doctrinairs, wie die Imperialiſten. Der König zeigte ihnen zum erſtenmale, er allein ſey der Herr. Allein es war zu früh für den König, ſo kühn aufzutreten. Maret, dem er den jungen Dupin, Teſte, Baſſy zugeſellt, hielt ſich für zu ſchwach den mächtigen Kammerparteien gegenüber, und gab das Portefeuille in die Hände des Königs zurück, der ſich nun erniedrigen mußte, wieder zu Thiers zu ſchicken und denſelben um Wiederübernahme des Miniſteriums zu bitten. Er kannte ſeinen Mann, indem er ihn „lächelnd“ empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab alſo auch ſeinen Widerſtand gegen die königliche Entſchließung auf, verlangte aber den Wiedereintritt Guizots und verſtärkte ſich mit den Doctrinairs, und da dieſe mehr oder weniger für das ſtrenge Syſtem Periers waren, ſo vertheidigte jetzt auch Thiers ein milderes Verfahren nicht mehr und begann ſein Amt

damit, von der Kammer Geld zum Bau eines ungeheuren Saales zu verlangen, in dem die Aprilgefangenen gerichtet werden ſollten. Da auch der ehrliche Herzog von Broglie wieder ins Miniſterium gezogen worden war, vermochte die Kammer der im Miniſterium dargeſtellten Allianz der Imperialiſten und Doctrinaire, Thiers und Guizot, nicht zu widerſtehen und votirte alles, was ſie verlangten, jetzt auch die lange beſtrittenen 20 Millionen für Nordamerika, von denen nur 1,200,000 Fr. durch Gegenrechnung abgezogen wurden. Man machte geltend, es ſey nicht der Mühe werth, um einer ſolchen kleinen Summe willen, ſich mit einer großen und befreundeten Nation zu überwerfen. Der Proceß der Aprilgefangenen, zu dem ſo große Anſtalten getroffen wurden, ſetzte Frankreich nicht in Unruhe. Während der Saal gebaut wurde, flohen die Hauptangeklagten aus dem Kerker, den Reſt vergaß man über andern neuen Dingen. Sie wurden erſt 1836 ohne viel Aufſehen abgeurtheilt, kein einziger hingerichtet.

Aeußerlich ſchien die Kammer, das Miniſterium, der König in voller Eintracht zu handeln und das Parteiweſen überwunden. Allein der König war voll Haß gegen Thiers und Guizot, die ihm das Alleinregieren abermals unmöglich gemacht hatten; Thiers und Guizot ſelbſt waren ſich in den Principien und durch Neid zuwider; endlich that der alte Dupin wieder alles Mögliche, um den tiers parti zu verſtärken und die durch Thiers und Guizot combinirte Kammermehrheit zu ſprengen. Dupin hatte dabei gar kein Princip, ihn ſtachelte lediglich der Neid. So elende Menſchen durften Jahre lang um die Geſchicke Frankreichs ſpielen. Man muß dieſe traurige Wahrheit feſthalten, um ſich den Mißcredit zu erklären, in welchen nach und nach das conſtitutionelle Syſtem gerathen iſt, um einerſeits republikaniſchen Hoffnungen, andrerſeits imperialiſtiſcher Praxis Raum zu geben und Zuſtimmung zu verſchaffen.

Bei der fünften Feier des Julifeſtes, am 28. Juli 1835 ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu muſtern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hauſe

eine furchtbare Explosion sich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marschall Mortier, den General Lachasse de Verigny, den Oberst Raffé, Oberstlieutenant Rüeusser, Capitain Villate und andere niedern Ranges tödtete, noch mehr verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contusion, seinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, der König blieb unverletzt, nur sein Pferd bäumte sich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Ursache war eine Art Höllenmaschine gewesen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewisser Fieschi hinter einem Jalousieladen angebracht und zumal losgeschossen hatte, in der Absicht, den König mit seinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man erinnerte sich dabei des früheren Schusses auf den König, den man ominöserweise „Signalschuß" genannt hatte, weil man vermuthete, er sey von der Polizei selbst ausgegangen. Ein Signalschuß war es in der That gewesen, weil ein fingirter Mörder wirklichen Mördern ein verhängnißvolles Zeichen gegeben hatte. Eine eben so gerechte als furchtbare Warnung für die, welche glaubten, mittelst der Lüge regieren zu können.

Aber die Regierung war in ihren Egoismus damals so vertieft, daß sie nicht erschrack, sondern nur pfiffig gleich wieder das entsetzliche Ereigniß zu ihrem Nutzen auszubeuten suchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieschis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikanischen Partei die Mitschuld aufgebürdet (wie dereinst Kotzebue's Mord den gesammten Patrioten Deutschlands). Thiers ließ sogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, seinen ehemaligen intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Ministerium im August Gesetzesvorschläge vor die Kammer, die im nächsten Monat unter dem Namen der Septembergesetze wirklich angenommen wurden. Durch dieselben erhielt der Justizminister das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen und Assisen zu wählen, welche und wie viel er wolle. Ferner

wurde die Presse durch Androhung ungeheurer Geldstrafen beschränkt und die Censur wenigstens der Zeichnungen und Bilder wieder eingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen sich mäßigten. Billigerweise konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die scandalösen Karikaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volk beschimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminister Humann (ein reicher Kaufmann aus Straßburg) die Naivetät, die Kammer darauf aufmerksam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchschnitt 3 p. c. sey, während den Staatsgläubigern 5. p. c. gezahlt werden müßten. Man erwartete nun von ihm einen Antrag auf Herabsetzung des Zinses, aber er erfolgte nicht, weil sich der König aufs hitzigste dagegen erklärte. Er selbst und seine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt. Da nun das Ministerium schwieg, stellte der Deputirte Gouion den Antrag, durch Herabsetzung des Zinses jährlich den Steuerpflichtigen 26 Millionen zu ersparen. Die Ministeriellen erschöpften sich in sophistischer Beredsamkeit gegen den Antrag, aber die Kammer nahm ihn mit 2 Stimmen Mehrheit an. Sogleich entließ der König das ganze Ministerium. Wenn man seinem Geldinteresse entgegentrat, wurde er allemal unerbittlich. Die Doctrinaire hatten die Stimmenmehrheit nicht mehr, also weg mit ihnen! Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Ministerium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn" zu gehen versprach. Darunter befanden sich Sauzet, Passy, Pelet, die für Gouions Antrag gestimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabsetzung entsagten. Mit der Beseitigung derselben hingen andere Unterlassungssünden zusammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüstenberg von Bordeaux das Interesse der Wein- und Ackerbauern und tadelte

die einseitige Protection, welche die Regierung der Industrie auf Kosten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf Eisenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbesitzer, deren Eisen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des englischen Eisens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Ministerium und die Kammer umfaßte. Die Beredtsamkeit erschöpfte sich in Sophismen, die gegen den Bau der Eisenbahnen sprachen. Diese edle parlamentarische Kunst war herabgesunken zur Buhldirne des niedrigsten Geldinteresses. Der Maschinist dieses ganzen Lügensystems aber war der kleine Thiers, der seine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Classen in Stadt und Land sich mehrte.

Am 25. Juni 1836 schoß abermal ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Alibund, welcher erklärte, er habe die Freiheit durch den Tod des Tyrannen rächen wollen. Er wurde wie Fieschi baldigst hingerichtet.

Der König glaubte diese letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müssen, beherrschte die Kammer, hatte die Presse geknebelt, fand überall Gehorsam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten mehr und mehr beglückwünscht und mit schmeichelhaften Reden belohnt. Das machte ihm Muth, die Bande zu lösen, in denen ihn bisher England gehalten hatte. In der englisch-französischen Allianz seit seiner Thronbesteigung überwog das englische Interesse und hatte überall die Initiative. Frankreich war von England nur ans Schlepptau genommen. Es mußte sich alles von ihm gefallen lassen, denn es hatte an England den einzigen Alliirten gegen die vereint handelnden nordischen Mächte. Talleyrand hatte zwar immer die Miene angenommen, als ob er in London die Zügel in der Hand halte; allein dieser Renegat der Revolution war in England längst bekannt und von der stolzen Aristokratie verachtet. Lord Palmerston ließ ihn im Vorzimmer warten. Wenn Belgien unabhängig wurde, so geschah es nicht durch Frankreich, sondern durch Eng-

Zeit dauern, hinter dem fortgeſchrittenen Zuſtand des Volkes zurückbleiben, ſo daß am Ende die ſtändiſchen Rechte, welche urſprünglich wahrhafte und billige Rechte geweſen, zu drückenden und unerträglichen Vorrechten werden. Denn das iſt in Summa die gröſte Schattenſeite des ſtändiſchen Syſtems, daß das unbeweglichere Recht mit dem Verlauf der beweglicheren Zeit zum Vorrecht und ebendamit zum Unrecht wird. Auch dieſer Schattenſeite des ſtändiſchen Syſtems korreſpondirt indeß eine nicht viel vortheilhaftere Parthie des conſtitutionellen Syſtems, nämlich die Frage des Cenſus, die in einem Lande, das viel Pöbel und Geſindel hat, wie ſie auch entſchieden werden mag, eine unpaſſende Conſequenz zur Folge hat, ſey's daß die Proletarier als Parias ausgeſtoßen, ſey's daß der beſſere Bürger mit ihnen zuſammengezählt werde. Das ſtändiſche Syſtem hat oder ſollte wenigſtens keinen Cenſus haben, indem es überhaupt die Bürger nicht als Individuen gegeneinander ſtellt und wägt.

Indeſſen läßt ſich der Vorzug oder Nachtheil eines politiſchen Syſtemes wiederum nicht ſo im Allgemeinen abwägen und entſcheiden, denn nicht bloß gibt es hier kein abſolut gutes oder abſolut ſchlechtes, ſondern kaum ein abſolut beſſeres oder ſchlechteres; am Ende paßt die eine Form mehr für dieſes, die andere mehr für jenes Volk. Ueberhaupt iſt, wie mir ſcheint, hier nicht viel zu berathen und zu ermahnen, denn am Ende nimmt doch jedes Volk die Staatsform, welche beſſer für ſeine Natur paßt, vermöge eines Inſtinktes der Selbſterhaltung an, und reproducirt ſie mit der Zeit immer wieder, wenn ihm auch durch Fehlgriffe ſeiner Politiker fremdartige Formen augenblicklich aufgedrungen werden. So hat das franzöſiſche Volk den letzten Reſt des ſtändiſchen Syſtems, ſeine erſte Kammer, worin noch immer die beiden Stände des Adels und der Staatsbeamten als ſolche vertreten waren, durch Aufhebung der Erblichkeit, wenigſtens in Beziehung auf den Adel untergraben, und wird bei der nächſten Revolution auch dieſen ſtändiſchen Reſt vollends ausſtoßen. Dagegen iſt das conſtitutionelle Syſtem, womit die Verfaſſungen der ſüddeutſchen Staaten bei ihrer Reconſtituirung zerſetzt wurden, eine exotiſche, auf deutſchen Stamm gepfropfte Pflanze, die abgeſchoben oder unvermerkt in die ſtändiſche Mutterpflanze verwandelt wird. Wie ſie gegenwärtig noch ſind, bilden die Verfaſſungen der ſüddeutſchen Staaten ein merkwürdiges

land. Nicht ein französischer, sondern ein englischer Candidat wurde König von Belgien. In der polnischen Frage entschied England durch Lord Durham, nicht Frankreich durch Talleyrand. Auch in Spanien und Portugal diente Frankreich nur der englischen Politik. Dieses Dienstes war nun Ludwig Philipp herzlich satt und sobald er die Möglichkeit erkannte, mit Oesterreich gehen zu können, vernachlässigte er England, welches ihn doch brauchte und daher nicht mit ihm brechen durfte. Man schrieb die Wendung der französischen Politik von der englischen auf die österreichische Seite Thiers zu. Gewiß mit Unrecht. Ludwig Philipp ließ sich in so wichtigen Dingen nicht leiten. Thiers war nur sein Werkzeug.

Mit dieser Wendung der Dinge hing die Nothwendigkeit zusammen, den Herzog von Orleans zu verheirathen, um dem Thron legitime Erben zu geben. Eine standesmäßige Gemahlin konnte der Prinz nur in Deutschland finden und bedurfte dazu einer intimen Annäherung der französischen Politik an die österreichische. Der Prinz hoffte sogar auf die Hand einer Erzherzogin, sah sich darin aber getäuscht, denn obgleich er in Wien eine glänzende Aufnahme fand, lehnte man doch seine Bewerbung ab. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe bestimmt habe, ihm überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erst nach vieler Mühe, die junge Prinzessin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte sich aufs heftigste dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch diese Verlobung nicht zu Stande gekommen.

Je mehr Rußland durch seinen Einfluß auf die deutschen Höfe dem Herzog von Orleans Demüthigungen bereitete und Oesterreich denselben, wenn auch auf artige Weise, doch abwies, um so tiefer demüthigte sich Ludwig Philipp vor diesen Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit seines Annäherungswunsches zu beweisen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und ver-

bannte die Mitglieder deſſelben aus Frankreich. Auf einen Wink Oeſterreichs übernahm er in der Schweiz ſogar die Polizei des Abſolutismus. Der franzöſiſche Geſandte, Herzog von Montebello (Sohn des Marſchall Lannes) mußte die Eidgenoſſenſchaft in barſchem Tone auffordern, die politiſchen Flüchtlinge, vornehmlich die italieniſchen, aus ihrem Gebiete zu entfernen. Sie gab nach und erklärte in einer Note vom 22. Juni 1836, ſie werde die Flüchtlinge entfernen. Montebello aber antwortete jetzt erſt noch mit groben Drohungen, welche die Schweizer mit Recht empörten, die jedoch keineswegs unverdient waren. Nachdem die Tagſatzung oft und wiederholt verſprochen hatte, die Flüchtlinge entweder zu vertreiben oder wenigſtens ihre Complotte zu verhüten, dauerten die Wühlereien derſelben ungehindert fort. Jedes Wort ſchien da in den Wind geſprochen. Es war Zeit, die Tagſatzung zu erinnern, daß man ſich nicht ewig von ihr anlügen laſſen wolle. In dieſem Sinn war Montebello's Ausdruck je vous pousserai zwar grob, aber verdient. Die Radikalen in der Schweiz waren außer ſich und hielten deshalb Volksverſammlungen ab zu Flawyl im Canton St. Gallen, zu Reiden im Canton Luzern, zu Widekon bei Zürich, Munſingen im Berniſchen ꝛc. Allein Montebello drohte mit der Grenzſperre. Es half auch nichts, daß von einem gewiſſen Conſeil, deſſen Auslieferung Montebello verlangt hatte, bekannt und erwieſen wurde, er ſey ein geheimer Agent der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſelbſt. Montebello behielt ſeine eherne Stirn und ließ die Schweizer lärmen. Sie ſahen ſich doch gezwungen, um die Grenzſperre abzuwenden, die demüthigſten Zuſicherungen zu machen. Der Zweck war erreicht, Ludwig Philipp hatte den nordiſchen Mächten ſeine ganze Devotion bewieſen.

Wie es unter dieſen Umſtänden Thiers noch einmal einfallen konnte, ſich der conſtitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, iſt ſchwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieſes Landes ſtand England auf der conſtitutionellen Seite, die nordiſchen Mächte hielten es mit dem Abſolutismus. England ſah die Con-

ſtitutionellen verloren, wenn es ſie nicht unterſtützte und ſchleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ ſich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordiſchen Mächten ſeine Unabhängigkeit von England um ſo deutlicher zu beweiſen. Der ſchlaue Thiers wurde von ihm bei dieſer Gelegenheit übertölpelt. Schon war die franzöſiſche Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihr Anführer, General Lebeau, hatte im Einverſtändniß mit Thiers eine Proclamation erlaſſen, die noch mehr franzöſiſche Truppen ankündigte, als plötzlich der König dieſe Proclamation am 24. Auguſt 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu ſagen. Nun mußte Thiers tiefbeleidigt abdanken, wie daſſelbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte ſich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den andern.

Am 6. September 1836 ſtellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Miniſteriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinairs ans Ruder kamen. Molé war an dem Schweizerſcandal unſchuldig, der König erlaubte ihm daher, der Schweiz zu erklären, „Frankreich ſey befriedigt“, und den Verkehr wiederherzuſtellen. Molé war noch immer ein Freund der Milde und Mäßigung geweſen und ſetzte durch, daß der König 63 Aprilgefangene entließ. Er verlangte auch die Freilaſſung der gefangenen Miniſter, aber erſt als Karl X., der ſich mit ſeiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daſelbſt am 6. November ſtarb, bewilligte der König die Entlaſſung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Conceſſion an die nordiſchen Mächte.

Einer der Hauptgründe, warum Frankreich ſich gegenüber von England ſelbſtändiger zu behaupten ſuchte, war die Nothwendigkeit, ſich endlich wegen der Zukunft Algiers zu entſcheiden. Die fortwährende Behauptung dieſer Eroberung rechnete ſich Ludwig Philipp zum Verdienſt an. Karl X. hatte nicht auf einen dauern-

den Beſitz gerechnet und ſcheint desfalls Verpflichtungen gegen England eingegangen zu ſeyn. Für Ludwig Philipp wäre es ein unauslöſchlicher Schimpf geweſen, wenn er eine Erwerbung hätte aufgeben ſollen, die ſein Vorgänger gemacht hatte. Dieß ſah England ein und ließ ihm Algier, wogegen Ludwig Philipp in allen andern Beziehungen der engliſchen Politik dienſtbar wurde und ſich verpflichten mußte, die Eroberung nicht weiter zu verfolgen. Wenn es je zu einem Bruch zwiſchen beiden Mächten kam, war es immer noch Zeit für England, durch ſeine überlegene Flotte den Verkehr zwiſchen Frankreich und Algier abzuſchneiden und das letztere etwa mit Hülfe Maroccos und der wilden Völkerſtämme Nordafrikas den Franzoſen wieder zu entreißen. Ludwig Philipp ſelbſt wäre Algier gerne los geweſen, wenn es mit Ehren hätte geſchehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigſtens eine Küſtenſtrecke beherrſchen, die immerwährenden Angriffe der Eingeborenen zurückſchlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. In dem Zeitpunct des Miniſteriums Thiers, in welchem von Seiten Frankreichs im Einverſtändniß mit England die bewaffnete Intervention in Spanien gemacht werden ſollte, glaubte Thiers für dieſen Dienſt von England auch verlangen zu können, daß es einem weiteren Vorſchreiten der franzöſiſchen Truppen in Algerien nicht wehre. Er ſtellte die Alternative, entweder müſſe Algier ganz aufgegeben, oder es müſſe ſo viel vom Innern des Landes dazu erobert werden, daß die Hauptſtadt vor den immer wiederholten Angriffen der Eingeborenen geſchützt und eine regelmäßige Coloniſation ermöglicht würde. Die gefährlichſten Feinde der Franzoſen waren hier im Oſten Achmed, Bey von Conſtantine, im Weſten ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marſchall Clauzel, im September einen Angriff auf Conſtantine zu machen. Als aber Molé Miniſter wurde, rieth dieſer von dem Unternehmen ab. Der König wider-

rief die Expedition nicht, ließ sie aber auch nicht hinreichend unterstützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel den weiten beschwerlichen Marsch und wurde im November mit großem Verlust von Constantine zurückgeschlagen. Der Stolz der französischen Nation litt nun nicht, daß diese Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich sprach sich in diesem Sinne aus. Dem König blieb keine Wahl, als den Krieg in Algier mit einer noch kostspieligeren Anwendung von Mitteln, als bisher, fortzusetzen. Ob es seine Absicht gewesen, die Stimmung auf diesen Punct zu bringen oder ob er einen Fehler gemacht, den wieder gut zu machen er gezwungen wurde, steht dahin. Er konnte es darauf ankommen lassen, da England ihn in Algier gewähren ließ und alles vermied, was ihn zu einer noch engeren Allianz mit den Continentalmächten hätte führen können.

Ludwig Philipp stand damals auf der Höhe seiner Macht, unabhängig und doch gesucht von England, respectirt von den nordischen Mächten, gesucht von Spanien und Italien, gefürchtet von der Schweiz, im engeren Verbande mit Belgien, im Besitz Algiers mit der Aussicht, sein Gebiet dort bald zu erweitern. Im nächsten Frühjahr erwartete man die Heimholung der fürstlichen Braut aus Deutschland für den Thronfolger. Die Parteien im Innern waren besiegt, Karl X. todt und die Legitimisten tief gedemüthigt, Lafayette todt und die Republikaner gänzlich entwaffnet, die Presse bewältigt, die Kirche in heimlicher Spaltung und steter Furcht, die Kammer das Echo des Hofes, ihre Parteihäupter als Minister durch sich selbst in Schach gehalten und sich alle nach einander abnutzend, sichtbar oder unsichtbar geleitet vom „unabänderlichen Gedanken" des Königs. Dieser Gedanke aber war nicht mehr die Quasi-, sondern die wirkliche und vollständige Restauration. Die Pracht, mit der er das längst verlassene Versailles wiedereinrichten und daselbst die große Gallerie historischer Gemälde, die Frankreichs Ruhm veranschaulichten, eröffnen ließ, verrieth, daß seine Erinnerungen über die letzten Bourbons hinweg zu Ludwig XIV.

zurückgriffen, und daß er wenigstens seinen Nachkommen ermöglichen wollte, das System Ludwigs XIV. da, wo es geendet, wieder aufzunehmen und fortzusetzen.

Fürst Metternich soll ihm damals geschmeichelt haben, er halte ihn für den klügsten Mann in Europa. Dieses Lob war insofern aufrichtig gemeint, als Metternich immer nur den europäischen Frieden gesichert wissen und le déluge après nous so weit und lange als möglich hinausschieben wollte. Diesem Zweck aber hatte bisher die Politik Ludwig Philipps am wesentlichsten gedient.

Regiſter zum vierten Bande.

	Seite		Seite		Seite
Aachner Congreß	14	Anſtett .	355. 356	Baſel . .	392. 395
Aargau	391. 397. 402	Anton von Sach-		Bayern	46. 359. 371
Abbas Mirza .	170	ſen	364	Beſort	82
Abyberg . . .	395	Antwerpen	303. 308	Belgien . .	282 f.
Achalzyk .	170. 175		313. 318	Beranger	16. 263
Adam v. Württem-		Arago	248	Barbaresken . .	143
berg . . .	338	Arguelles . . .	90	Bereesford . .	98 f.
Adrianopel	193. 197	d'Argout . . .	251	Bern .	390 f. 401
Agende, preußiſche	377	Armatolen . .	109	Bernhard v. Wei-	
Akjerman . . .	173	Armenien . . .	171	mar	313
Albaneſer . . .	111	Arnauten . . .	111	Berry, Herzogin von	7
Alexander I.	2. 155 f.	Arndt	36	12. 17. 264.	433
Algier . .	233. 452	Artois	6. 11. 205. 210		440
Ali Paſcha	112. 126	Athen . .	127. 177	Berryer . . .	229
Allianz h. . .	2	Athos	121	Bobolina . . .	120
Altenſtein . . .	379	Audry de Puyra-		Bologna . . .	405
Ancona . . .	409	vaux .	246. 248	Bonald . . .	15
Andlaw . . .	370	Aumale . . .	277	Bordeaux, Herzog	
Angoulême, Her-				von	20
zog von	7. 92 f. 97			Bourbons . . .	7
	264	Baden .	48. 368 f.	Bourmont . . .	275
— Herzogin		Badner Conferenz	398	Bozzaris .	113. 131
von	265	Balleſteros . .	67	Braunſchweig .	362

Seite

Broglie . . . 284
Brougham . . 147
Brüssel . . 289 f.
Bugeaud . . . 440
Bulgaren . . . 110
Bundestag . . 23
Burdett . 143. 144
Byron . . 21. 134

Cadix . . . 60. 95
Cambridge . . 364
Canning 102. 135. 151 174
Capodistrias 17. 178 198 f.
Caraccosa . . 71. 75
Carbonari 60. 72. 76 404
Carlotta . . . 100
Castlereagh 141. 150
Cavaignac . . 439
Charlotte v. England 144
Chassé . . 303. 318
Chateaubriand 7. 15 65. 205. 274. 432 440
Chios . . 128. 180
Chlapowski . . 345
Clovicki . . 327 f.
Cholera 380. 386. 429
Chosref . . . 138
Church 60. 73. 178
Clauzel . 275. 454
Coblenz . . . 36
Cochrane . . . 178
Cobrington . . 179
Condé 277
Confalonieri . . 79

Seite

Confalvi . . . 54
Constantin 157. 323 f.
Constantine . . 454
Constantinopel . 105 118 f.
Constanz . . . 50
Cortes . . . 61. 76
Curschid . . . 124
Czartoryski . 328 f.

Darmstadt 48. 367
Decazes . 12. 15 f.
Dembinski . 345 f.
Diebitsch 190 f. 334 f.
Diesterweg . . 40
Doctrinaire . . 228
Dramali . . . 127
Dubourg . 249. 262
Ducpetiaux 298. 301
Dupin 230. 244. 271 437
Dupont de l'Eure 13 214. 262. 413. 418
Dwernicki . . 335 f.

Eckstein . . . 219
Edschmiadsin . . 171
Elio . . . 17. 88
England . . 140 f.
Erzerum . . . 196
Europa, das junge 400
Exmouth . . . 143
Eylert 379

Fabvier 92. 176. 180 199
Ferdinand I., Kaiser 387

Seite

Ferdinand I. (IV.) von Neapel 59. 74
— II. . . . 410
— VII. von Spanien . 60 f.
Ferrara . 405. 407
Fieschi 447
Forli 408
Foy . . 19. 215
Frankfurt a. M. 51 373
Frankreich . . . 5 f.
Franz I. . 24. 387
— v. Modena 76. 404
— von Neapel 71
Freiburg . . . 51
Freyre . . . 67. 90
Friedrich I. von Württemberg . 42
Friedrich, niederl. Prinz . . . 298
— August, Mitregent . . . 365
— Wilhelm III. 29 194. 377 f.
Frimont . 74. 406

Gallo 74
Garnier Pagès . 421
Geismar . . 335 f.
Gendebien . . . 295
Genf 399
Georg IV. . . 145
Gerard 254. 314. 445
Gerlache . . . 301
Germanos . . . 114
Gesenius . . . 379
Gielgud . . . 345

Seite

Görres 29. 36. 361
Göttingen . . . 364
Gregoire . . . 17
Gregor XVI. . . 404
Gregorios . . . 119
Grenoble 12. 16. 425
Griboſedow . . 195
Griechenland 104 f. 153 176. 198 f.
Grochow . . . 336
Guernon de Ranville 252
Guilleminot . . 422
Guizot 228. 248. 413 437
Guras . . 125. 177

Haalen, van 299. 303
Hadſchi Paſcha . 195
Ham 415
Hambach . . . 371
Hannover . 47. 363
Hardenberg . 37. 84
Harms 376
Haſſenpflug . . 367
Hegel . . 38. 381
Heideck 199
Helene von Orleans 450
Hengſtenberg . . 379
Heſſen . . 47. 365
Hetärie . 107. 113
Heyden . . . 179
Hirzel . . 396. 388
Holland . 49. 283
Holſtein . . . 364
Hoogvorſt . . . 294
Hortenſe . . . 407
Human . . . 448
Humboldt, A. . 39

Seite

Humboldt, v. W. 37
Hunt 142
Huſſein . . . 185
Hyde de Neuville 101
Hydra . . 113. 120

Jahn 31
Janitſcharen 108. 172
Jankowski 345. 347
Jannina . . . 112
Ibrahim . 136. 149
Jeſuiten 27. 58. 217
Inſelgriechen 104. 120 124
Johann VI. . . 98
Jordan . . . 367
Ipſara 138
Irland 148
Iſabella von Portugal . . . 103
Italien . . . 404

Kaliſch . . . 382
Kanaris . 129. 136
Karabuſa . . . 181
Kara Georg . . 108
— Taſſo . . 121
Karl X. 155. 210 f. 245. 251. 260. 263 267 f. 442. 452
Karl Albert 77. 410
— von Braunſchweig . . . 362
— Mecklenburg 38
Karlsbad . . . 35
Karoline v. Berry 12
— von England . . . 146 f.

Seite

Kars 190
Katharina v. Württemb. 44
Keller 395
Kirche, kathol. . . 55
Königsberg . . 380
Kolettis . . . 135
Kolokotronis 115. 178
Kornhill . . . 142
Koſſuth . . . 387
Kotzebue . . . 33
Kreta . . 120. 130
Krukowiecki . 337 f.
Kuenzer . . . 370

Labourdonnaye . 225
Lafayette 14. 82. 226 244. 248. 250. 254 261. 262. 415. 420 444
Laffitte 13. 244. 257 260 f. 418
Laibach . . . 74
Lamarque . 417. 420
Lammenais 15. 288 316. 410. 438
Lelewel 327 f. 383
Leo XII. . . . 404
Leopold v. Coburg 202. 310
— von Baden 369
Liberale . . . 16
Libry . . . 291 f.
Liſt 49
Litthauen . . . 340
Lobau 420
Löwen 287
Lombardei . . . 79
Lopez Vannos . 88

Gemiſch von ſtändiſcher und conſtitutioneller Volksvertretung. Meiſt ſind die ſtändiſchen Elemente: der hohe und der niedere Adel, die Geiſtlichkeit und die neurepräſentirten Stände der Wiſſenſchaft und der Staatsdienerſchaft in der erſten Kammer vereinigt, wogegen die zweite Kammer nach conſtitutionellem Princip organiſirt iſt. Zum Theil haben jedoch auch ſehr bedeutende ſtändiſche Elemente in der zweiten Kammer Platz gefunden, wie z. B. in Würtemberg der niedere Adel, die Kirche, die Wiſſenſchaft und ſieben gute Städte. Indeſſen verwandeln ſich ſelbſt die conſtitutionellen Repräſentanten der Diſtrikte, und wenn ſie auch den beſtimmten, zu einem beſondern Paragraphen der Verfaſſung formulirten, Auftrag haben ſollten, kein örtliches und beſonderes Intereſſe, ſondern nur das Intereſſe der Geſammtheit zu vertreten, allmählig immer mehr in ſtändiſche Deputirte ihrer Amtskörperſchaften, ſo daß ſie bald ſo ſtändiſch geſinnt ſeyn werden, als die erſte Kammer; wobei denn freilich die Trennung der Kammern in demſelben Grade zur Abnormität wird. — Das conſtitutionelle Syſtem paßt nun einmal nicht für den Deutſchen: er iſt, wie die Erfahrung der neueſten Zeit ſattſam gezeigt hat, wenn er ſich nicht dem Geiſte und der Geſinnung nach in einen ſtändiſchen Deputirten verwandelt, ein eben ſo ungelenker als unbeliebter Geſammtvertreter. Er bringt es nicht einmal zu einem rechten Partheimann, ſo ſehr er ſich auch Mühe darum gibt, was dem Franzoſen ſo leicht fällt und ſo natürlich ſteht. In der Oppoſition iſt er meiſt ein unpraktiſcher, eigenſinniger Metaphyſiker, der nur für ſeine Ideen Recht behalten will, wogegen er als Miniſterieller kaum dem Scheine der Servilität entgeht, was beides nicht viel Sympathie bei dem Volke erwecken kann. Es will nun einmal weder innerhalb noch außerhalb der Kammern zu einer rechten und lebendigen Partheiung zwiſchen Majorität und Oppoſition kommen. Dagegen iſt der Deutſche ein vortrefflicher ſtändiſcher Deputirter, der mit der größten Zähigkeit auf den Rechten und Freiheiten ſeines Standes, ſeiner Provinz, ſeiner Gemeinde und Korporation hält. Man konnte in der allerneueſten Zeit dieſe Untauglichkeit des Deutſchen zum Volksrepräſentanten, und umgekehrt ſeine natürliche Anlage und Tüchtigkeit zum ſtändiſchen Deputirten recht augenſcheinlich in einem nordweſtlichen deutſchen Lande beobachten, wo eine unter den ungünſtigſten Auſpizien

Seite

Lornsen . . . 364
Loulé 101
Lubecki 328
Lucheſi 442
Ludwig XVIII. 5 f. 85 205. 210
— von Baden 49 368
— von Bayern 359 371
— Napoleon 407
— Philipp 212. 237 255 f. 411 f.
Lüttich 297
Lutheraner . . 378
Luxemburg . . 308
Luzern . . 389. 397
Lyon . 12. 423. 443

Maanen, van 289 f.
Madrid . . . 93
Mainotten . . 115
Mainzer Commiſſion 36 356
Maiſon . 200. 267
Mancheſter 143. 145
Manuel . . . 85
Maret 445
Maria da Gloria 99 102
Marie Louiſe . . 405
Marmont 245 f. 264 268
Marraſt . . . 439
Martignac 221. 415
Mauguin . . . 248
Maurokordatos 129. 199
Mauromichalis . 115
Mazzini . . . 399
Mehemet Ali . . 136
Meſta 64
Metternich 24. 28. 344 387
Miaulis 129. 136. 137
Miguel, Don . 100
Mina . 65. 88. 92
Miſſionen . . . 10
Miſſolunghi 130. 134 137
Modena . . . 404
Moldau und Wallachei 116. 173. 198
Molé 452
Molitor . . . 94
Montalembert . 216
Montalivet . . 430
Montbel 225. 230. 232
Montebello . . 451
Montloſier . . 217
Montmorenci . . 84
Morea 114. 137. 199
Morillo 64. 65. 71. 87 93
Mortemart 252. 255 260
Müffling . . . 194
München . . . 359
München-Grätz . 374
Münſter . . . 47
Murat 146

Napoleon . . . 20
Naſſau 368
Nauplia . . . 125
Navarin . . . 137
Neapel 59. 71 f. 410
Nemours . . . 309
Neſſelrode . . . 15
Neuſchatel . . . 393
Nicolaus I. 33. 157 f. 321 f. 374
Niederlande . 282 f.
Niellon . 303. 312
Nikitas . . . 116
Nismes . . . 11
Normann 126. 131
Nothomb . . . 307
Nowoſilzow . . 324

Obrok 167
O'Connel . . 152 f.
Odenwald . . . 368
Odilon Barrot . 254 261. 413
O'Donnel . . 66. 93
Oryſſens . . . 114
Oeſterreich 24 f. 382 f.
Oken 36
Olymp . . . 128
Omer Brione 130. 188
Oporto . . . 99
Oranien 285. 296 f. 312
Ordonnanzen . . 238
Orleans . . . 450
Orlow 343
Oſterode . . . 363
Oſtrolenka . . 342

Palacky . . . 383
Palermo . . . 72
Palmerſton . . 449
Panſlavismus . 383
Parga 113
Parlamentsreform 144
Parma 405

Seite

Paskiewitsch 171. 189 f. 194 f. 346 f.
Pasquier . . . 216
Patras . . . 165
Paulus . . . 371
Pedro I. . . 99 f.
Pentarchie . . 1
Pepe 60. 71. 73. 75
Perier 13. 210. 217 244. 248. 419 f.
Persien . 170. 194
Petersburg . . 156
Petta 126
Peyronnet 210. 235 413. 452
Pfizer 373
Phanarioten . . 104
Philhellenen 123. 132 f. 177
Piemont . . . 76
Pietro Bey . . 115
Pius VII. . 27. 53
— VIII. . . 404
Plater 340
Polen 321 f. 381. 399
Polier 65
Polignac 224 f. 245 248. 251. 415. 452
Portugal . . . 98
Potter 289. 301. 307 310
Preußen 28 f. 375 f.
Pondzynski . 337 f.
Pulawy . . . 338

Quiroga . . 66. 94

Radikale . . 145

Radziwil . . . 331
Ramorino 349 f. 399
Raspail . . . 439
Redschid Pascha 137 191
Rheinschifffahrt . 49
Rhigas . . . 107
Richelieu . . 9. 13
Riego . 66. 95. 97
Rigny 179
Rogier 295
Rom . . 53. 404
Rosen . 335 f. 381
Rothschild . . . 25
Rottek . . 369. 372
Royer Collard 85. 229
Rozycki . . . 352
Rüdiger . . 341 f.
Rußland 155 f. 321 f.
Rybinski . . . 352

Sachsen . 47. 364
Saez 98
San Miguel . . 90
Sand 34
Santa Rosa . . 78
Sardinien . . . 410
Sarner Bund . 395
Scheibel . . . 378
Schleiermacher . 376
Schleswig . . . 364
Schmalz . . . 30
Schnell . . . 401
Schumla . . . 187
Schweiz 388 f. 451
Sebastiani . 417. 422
Sebastopol . . 321
Semonville 251. 255
Sepulveda . . 99
Serbien . 108. 187
Sevilla . . . 94
Siebener Conclat 394
Sierawski . . . 341
Silistria . 187. 192
Silvio Pellico . 80
St. Simon . . 426
Skrzynecki . 335 f.
Smyrna 121
Snell 401
Soult 425
Spanien 60 f. 87 f. 451
Speyk 309
Spencer . . . 145
Spezzia . 120. 177
Stanhope . . . 135
Steiger . . . 397
Stourdza . . . 33
Stroganof . . 119
Südamerika . . 64
Sulioten . . . 112
Surlet de Chokier 307 310
Szechenyi . . . 383

Talleyrand 256. 306 314. 414. 449
Tatischef . . . 65
Tessin 390
Teste 445
Theiner . . . 376
Theodor . . . 116
Thessalien . . . 121
Thiers 242. 246. 250 f. 429. 432 f. 449. 452
Tiers parti . . 437
Tirlemont . . . 313
Tistlewood . . . 145

	Seite		Seite		Seite
Tombaſis . . .	120	Vaublanc . . .	11	Wilhelm v. Würt-	
Torre, della . .	78	Venta	60	temberg . .	43
Toulouſe . . .	12	Verfaſſungsweſen	4. 41	— von Braun-	
Treſtaillon . .	11	Verona . . .	83	ſchweig . . .	363
Tripolizza	123. 137	Verſailles . . .	454	— von Heſſen	47
Trocadero . . .	95	Victor Emanuel .	76		366
Troppau . . .	74	Villaflor . . .	102	Willems . . .	286
Troxler . . .	390	Villèle 18. 84 f.	205 f.	Wilna	340
Trubetzkoi . . .	158	Vitrolles .	253. 255	Wirth	371
Tſcherkeſſen .. .	202			Wiſocki . . .	324
Tuilerien . . .	250	Wangenheim	43. 51	Wittgenſtein	33. 184 f.
Türkei . .	108. 172		356	Württemberg	41. 355
Tzavellas . . .	138	Warſchau . .	323 f.		
		Wartburg . . .	31		
		Wawer . . .	335	Yermolof . . .	170
Ultras	11	Wegſcheider . .	379	Ypſilanti, A.	113. 116 f.
Uminski . .	336 f.	Welker	370	— , D. .	122 f.
Ungarn . .	384 f.	Wellington . .	141		
Union, evangel. .	377	Weſſenberg . .	50		
		Weyer, van de .	291	Zea-Bermudez .	98
		Wien .	51. 52. 374	Zollverein . . .	360
Waldeck . . .	98	Wilhelm I., König		Zucchi	408
Varna	187	der Niederlande	283 f.	Zürich . .	390. 396

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860).

V.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeſchichte

(1740—1860)

von

Wolfgang Menzel.

In ſechs Bänden.

Fünfter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

E. HARRACH.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Das gräcorussische System 1

Die Macht Rußlands S. 1. Das polnische Statut 4. Verfolgung der katholischen Kirche 6. Die Synode von Polock 8. Allocution des Papstes 11. Verfolgung der Lutheraner 13. Armenier und Maroniten 15. Capodistrias in Griechenland 17. König Otto 20. Ibrahim in Syrien 24. Der junge Sultan Abdul Medschid 25. Europäische Intervention in Syrien 27. Der Kampf im Kaukasus 28. Die Expedition nach Chiwa 29.

Zweites Buch.

Die Reformen in England 31

Grundbesitz und Industrie im Kampf S. 31. Elend in Irland 32. O'Connel 33. Wilhelm IV. 35. Parlamentsreform 37. Victoria 43. Chartisten 45. Repeal 47. Pusey 48. Antikorngesetzbund 51. Palmerston 53.

Drittes Buch.

Die Bürgerkriege auf der pyrenäischen Halbinsel 55

Die apostolische Junta S. 55. Marie Christine und die pragmatische Sanction 57. Isabella II. 60. Christinos und Carlistos 60. Die Basken 61. Die Quadrupel-Allianz 65. Espartero 69. Narvaez 75. Die spanischen Heirathen 81. Portugal 83. Don Miguel 84. Don Pedro 85. Maria da Gloria 86.

einberufene ſtändiſche Verſammlung ungleich mehr politiſchen Charakter und politiſche Tüchtigkeit bewieſen hat, als ihre conſtitutionelle, unter den günſtigſten Verhältniſſen geſtandene Vorgängerin, welche durch metaphyſiſche Weitſchweifigkeit und abſtrakte Farbloſigkeit ihre Committenten wie das Publikum ſo ſehr gelangweilt hatte, daß nur ihr rechtswidriger Untergang nachträgliche Sympathie für ſie erwecken konnte.

Ein zweiter Punkt, worin die ſtändiſche Monarchie ſehr weſentlich von der conſtitutionellen abweicht, iſt die Stellung des Monarchen. Nach dem Grundgedanken des conſtitutionellen Syſtems iſt der Monarch, gleich den Volksvertretern, Repräſentant der Geſammtheit, ſo daß er als Monarch, wenn ihm nicht die Volksvertreter zur Seite geſtellt wären, alle öffentlichen Rechte und Gewalten in ſich vereinigen würde und nicht bloß der Staat ſelber, ſondern auch die Gemeinde und Korporation, kurz, abſoluter Deſpote wäre; während er in Folge der conſtitutionellen Beſchränkung genöthigt worden iſt, die Rechte der Geſammtheit ſammt und ſonders, ſomit alle und jede Regierungsrechte, mit den Volksvertretern zu theilen. Dagegen iſt nach dem Grundgedanken des ſtändiſchen Syſtems der Monarch ſelbſt ein Stand, nämlich der vorörtliche Stand, an den, weil er ein mächtiger, reicher Herr geweſen, die übrigen Stände und Korporationen ſich zu ihrem Schutze angeſchloſſen und dem ſie die Führung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, wie Krieg und Frieden, Handelstraktate, die höhere Juſtiz und dergleichen übertragen haben. Der ſtändiſche Monarch war, ſelbſt wenn ihm keine Vertretung der übrigen Stände zur Seite ſtand, wie in Dänemark, nie abſoluter Deſpote oder der Staat ſelber, ſondern hatte nur die unbeſchränkte Führung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, während die Stände ihre Freiheiten und Rechte nach wie vor genoſſen, ſo weit ſie nicht durch die unbeſchränkte Führung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten litten. Dagegen aber hat nun auch der ſtändiſche Monarch da, wo Stände ihm zur Seite ſtehen, nicht die Regierungsrechte und Regierungsgewalt mit dieſen zu theilen, denn ſie ſind und bleiben ihm allein übertragen, wohl aber iſt er in der Ausübung dieſer Rechte und Gewalt, ſo weit ſie irgend die Rechte der Stände berührt, an die Einwilligung der leztern gebunden. Es ſcheint

Seite

Viertes Buch.

Kirchliche Erhitzungen in Deutschland 88

Die Kölner Wirren S. 89. Das Hegelthum und Dr. Strauß 92. Ernst August in Hannover 94. „Sie sollen ihn nicht haben“ 97. Friedrich Wilhelm IV. 97. Eichhorn 100. Der Kölner Dom 103. Der h. Rock in Trier 106. Ronge 108. Prinz Johann in Leipzig 114. Die Lichtfreunde 114. Der polnische Aufstand 117. Der vereinigte Landtag in Preußen 120. Ungarn 122. Beginn des Streits in Schleswig-Holstein 122. Die badische Kammer 125. Lola Montez 127.

Fünftes Buch.

Der Sonderbundskrieg und Pius IX. 130

Die Kirchenverfolgung S. 130. Die Aargauer Klöster 133. Jesuiten in Luzern 134. Ochsenbein und die Freischaaren 135. Druey 140. Communisten 141. Der Sonderbund 142. Dufour 145. Niederlage des Sonderbundes 146. Italien 149. Mazzini 150. Pius IX. 150. Karl Albert 152. Schwüle vor der Revolution 153.

Sechstes Buch.

Ludwig Philipps Abnutzung 156

Ludwig Napoleon S. 156. Constantin 158. Differenzen mit der Schweiz 161. Regiment der Intrigue 162. Thiers 163. Das Attentat von Bologne 164. Napoleons Leiche und Guizot 167. Communismus und Socialismus 168. Algier 171. Jesuiten 173. Die Poesie der Corruption 175. Abdel Kader 182. Die Wahlreform 183. Die Sittenverderbniß 186.

Siebentes Buch.

Die Februarrevolution 190

Das große Reformbankett S. 190. Beginn des Aufstandes 191. Abdankung des Königs 196. Helene von Orleans 198. Lamartine 200. Flucht des Königs 204. Republik. Nationalwerkstätten 206. Die Parteien 208. Nationalversammlung 212. Die Juni-schlacht 219.

Achtes Buch.

Seite

Das deutſche Parlament 227

Verlangen nach Bundesreform S. 227. Die badiſche Bewegung 228. Volksunruhen in Heſſen 230. Die Heidelberger Verſammlung 232. Die Revolution in Wien 233 und Berlin 235. Conceſſionen in Sachſen und Hannover 241. Ludwig von Bayern dankt ab 242. Vorparlament 243. Heckers Aufſtand 247. Aufſtand in Poſen 249. Demokratenunfug in Berlin 251. Der däniſche Krieg 252. Schweden 255. Das deutſche Parlament 257. Der Reichsverweſer 263. Die Grundrechte 266. Der Waffenſtillſtand von Malmoe 271. Septemberaufruhr in Frankfurt 272. Struves zweiter Aufſtand 274. Der ſüße Pöbel in Berlin 276.

Neuntes Buch.

Oeſterreichs Noth und Rettung 278

Radetzki in Mailand S. 278. Venedigs Verluſt 282. Die Wiener Aula 283. Koſſuth in Ungarn 285. Barrikaden in Wien 289. Windiſchgrätz in Prag 290. Serben und Croaten 293. Karl Albert 297. Pius IX. 298. Die Schweizer in Neapel 299. Radetzki in Verona 301. Sieg bei Cuſtozza 304. Radetzki in Mailand 305. Die Ruſſen in den Donaufürſtenthümern 307. Wiener Wirren 308. Lambergs Mord 311. Latours Mord 313. Windiſchgrätz vor Wien 316. Thronwechſel in Oeſterreich 318. Wrangel in Berlin 320. Der Krieg in Ungarn 321. Der neue Krieg in Italien 325. Rußlands Hülfe in Ungarn 328. Görgey 333. Demokratie in Rom 336. Oudinot vor Rom 340. Die Eroberung Venedigs 341. Reſtauration in Sicilien 342.

Zehntes Buch.

Die Mairevolution 345

Die Paulskirche S. 348. Die Verſammlung der Biſchöfe zu Würzburg 346. Die deutſche Reichsverfaſſung 347. Klein- und Großdeutſche 350. Schwarzenbergs Politik 351. Die deutſche Kaiſerwahl 357. Der Dreißiger Ausſchuß 359. Niederlage der Gagern'ſchen Partei 362. Die Mairevolution, der Aufſtand in Dresden 365, in der Pfalz 369, in Baden 370. Das Rumpfparlament 377. Das Dreikönigsbündniß 378. Der Feldzug in Baden 382. Der neue Krieg mit Dänemark 389.

Seite

Elftes Buch.

Die Union und Schwarzenberg 394

Die Gothaer S. 394. Das Interim 395. Das Erfurter Rumpfparlament 398. Der Treubund 402. Haſſenpflug 403. Radowitz 404. Manteuffel in Olmütz 408. Conferenz in Dresden 408. Der Zollſtreit 411. Austrag der däniſchen Händel 415. Der badiſche Kirchenſtreit 420. Das öſterreichiſche Concordat 423. Evangeliſche Kirchentage und innere Miſſion 424.

Zwölftes Buch.

Napoleon III. 428

Cavaignac S. 428. Louis Napoleon 429. Ledru Rollin 434. Der 2. December 440. Die Volksabſtimmung 442. Die Güter der Orleans confiscirt 444. Die Rundreiſe 446. Abdel Kader 447. Das zweite Kaiſerthum 448. Eugenia 451. Palmerſton 454. Weltinduſtrieausſtellung in London 455. Spaniſche Wirren 458. Portugal 462. Pius IX. und das neue Dogma 464. Kirchenverfolgung in Sardinien 466. Attentate zu Mailand und Parma 468. Die Schweiz 469.

Erſtes Buch.

Das gräcoruſſiſche Syſtem.

„Rußland erntete in reichlichem Maaße die Früchte ſeiner Conſequenz, ſeiner Entſchiedenheit. Man kann hier nicht blos von Glück ſprechen, Rußland machte ſich ſein Glück ſelbſt. Es zeigte Charakter, wo ſeine politiſchen Rivalen keinen zeigten. Es handelte, wo ſeine Rivalen höchſtens unterhandelten. Es unterwarf ſich 1829 die Türkei und 1831 Polen, ohne ſich um die ſchwachen diplomatiſchen Demonſtrationen ſeiner Rivalen zu bekümmern. Es ſchwebte einige Augenblicke in Gefahr, aber es ließ keine Furcht, kein Schwanken blicken und hatte die Genugthuung, zu erleben, daß ſeine Rivalen dieſe Augenblicke unbenützt vorübergehen ließen, und weder den Türken, noch den Polen beiſtanden. Endlich übertraf Rußland ſeine Rivalen weit an Benehmen, denn es kam, ſah, ſiegte, und riß alle Vortheile an ſich in der Stille und ohne Ruhmredigkeit, während ſeine Rivalen alles geſchehen ließen, nichts thaten und doch unaufhörlich prahlten. Die Juliusrevolution mit ihren Folgen war aber hauptſächlich inſofern ein günſtiges Ereigniß für Rußland, als es die Aufmerkſamkeit Oeſterreichs und Preußens vom Orient ablenkte und im Weſten beſchäftigte. Auch verſtand es Rußland mit gewohnter diplomatiſcher Meiſterſchaft, das Schreckbild der revolutionären Propaganda überall vorzuſchieben,

und zu einer ihm vortheilhaften Diversion zu benutzen, ja es verstand mit eben diesem Schreckbilde den König der Franzosen selbst einzuschüchtern, und so seltsam hatten sich die Verhältnisse verkehrt, daß es nicht Rußland war, das durch diese Drohungen des revolutionären Geistes geschreckt wurde, sondern das damit schreckte."

Diese Worte schrieb ich schon im Jahr 1831 (in meinem Taschenbuch der neuesten Geschichte) nieder und kann sie nur als Wahrheit heute wiederholen. Von der Julirevolution und der ungeheuren Erschütterung, welche durch sie das westliche und mittlere Europa erlitt, zog niemand Vortheil als Rußland und hauptsächlich durch den Verstand und die Thatkraft seines Kaisers. Es gelang diesem, sich der Hülfe Preußens, der Neutralität Oesterreichs zu versichern und nachdem er um den Preis Belgiens, das ihm gar nicht gehörte, auch das Schweigen Frankreichs und Englands zu allem, was er mit Polen vornehmen wollte, erkauft hatte, bekam er völlig freie Hand.

Von diesem Zeitpunct an kommt ein eigenthümlicher Schwung in die Politik des Kaiser Nicolaus und ein großer, für Europa schrecklicher Gedanke tritt immer deutlicher aus seiner Handlungsweise hervor. Alle Nationen, denen er gebietet, sollen aufhören zu seyn, was sie gewesen, und Russen werden, nur noch russisch denken und reden, und alle sollen den Glauben des Kaisers annehmen, zur russischen Staatskirche übertreten. Da dieses neue System zuerst nur auf das besiegte Polen angewandt wurde, ahnte man seine Tragweite noch nicht. Die Unterdrückung der polnischen Nationalität und der katholischen Religion in Polen schien andre Nationalitäten und Kirchen noch nicht zu gefährden.

Kaiser Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die Polen ihr Recht auf eine selbständige Regierung und Verfassung verloren; indem sie *seine* Rechte nicht mehr hätten gelten lassen, habe er auch die ihrigen, wie sie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einsprache gegen diese seine Auslegung;

Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oesterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger sah, England und Frankreich nicht, weil Kaiser Nicolaus ihnen um den Preis Polens gestattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie sie wollten.

Die Maßregeln, welche Fürst Paskiewitsch in Polen auf Befehl seines Kaisers nach einander traf, waren folgende. Zuerst wurde die polnische Uniform abgeschafft, alles polnische Militair in russische Regimenter untergesteckt; womit auch die polnischen Fahnen und die polnischen Farben verschwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität erinnern, Polen sollte eine russische Provinz werden, allen andern gleich. Die Universität in Warschau wurde aufgehoben, damit Geist und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genössen. Die polnischen Archive, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acte mußten hinfort in russischer und polnischer Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen. Trotz der Flucht vieler Tausende blieben immer noch Compromittirte genug zurück, die man nicht hinrichtete, noch in Gefängnisse warf, sondern in Masse aus Polen wegschaffte. Es war System, Polen möglichst zu entleeren und dafür Russen hineinzuschicken. Die Vornehmsten und am wenigsten Gravirten mußten sich eine anständige Verbannung nach St. Petersburg gefallen lassen, die übrigen wurden nach Sibirien geschleppt und „nummerirt". Jeder Verbrecher in Rußland nämlich, der nach Sibirien geschickt wird, verliert seinen Namen und Rang und existirt fortan nur als Nummer. Die am schwersten bestraft werden sollten, wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt.*) Man

*) Als auch der junge Fürst Roman Sanguszko zu den Bergwerken verurtheilt worden war, und seine Familie den Kaiser um Gnade anflehte, ließ dieser sich das Urtheil geben und schrieb an den Rand „zu Fuß", d. h.

rechnete im Jahr 1832 bereits 80,000 Polen, die über die östliche Grenze weggeschafft worden seyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine strenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831, also sehr bald nach der Unterdrückung der Revolution, befahl der Kaiser, jeder Pole, der seinen Adel nicht durch Urkunden beweisen könne, solle denselben verlieren. Es gab nämlich in Polen eine große Ueberzahl armen Adels, die s. g. Schlachty (Geschlechter, von edlem Geschlecht, ein deutsches Wort), die besonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Diese sollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigsten hatten Adelsbriefe.

Am 26. Februar 1832 gab der Kaiser ein s. g. polnisches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem russischen Reich als einfache Provinz einverleibt sey. In diesem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus sey garantirt und die katholische Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenstand des besondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung". Eine Deputation polnischer Großen, den Fürsten Radziwill an der Spitze, mußte auf Befehl des Statthalters von Warschau nach Petersburg abgehen und dem Kaiser für das neue Statut danken. In sehr auffallender Weise begab sich im Sommer desselben Jahres Lord Durham als außerordentlicher Gesandter Englands nach St. Petersburg, von wo aus ihm Kaiser Nicolaus, um ihn dadurch hoch zu ehren, entgegenfuhr. Ihre Zusammenkunft besiegelte die bisherigen Unterhandlungen und stellte ein vollkommen freundschaftliches Verhältniß her. Gleichzeitig bekämpfte Minister Grey, Durhams Schwiegervater, im englischen Parlament die Polenfreunde und erklärte ihnen, den Polen eine ausgiebige Hülfe zu gewähren, sey

---

der Verurtheilte sollte nicht nur die zuerkannte Strafe in Sibirien leiden, sondern auch zur Verschärfung der Strafe den weiten Weg zu Fuß machen.

für England zu schwer und kostspielig, liege also nicht im englischen Interesse.

Somit war die Reaction in Polen von England selbst sanctionirt. Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polnischen Adels wurden confiscirt und zum Theil russischen Generalen geschenkt. Daß Paskiewitsch selbst nicht leer ausging, beweisen die 70 Mill. Silberrubel, die er bei seinem Tode hinterließ. Man las in den Zeitungen lange Listen der Edelleute, deren Erbe auf diese Weise weggenommen wurde. Die Veröffentlichung geschah, um den geflüchteten Polen die Größe ihres Unglücks, dem westlichen Europa aber die Macht und unerbittliche Strenge des Kaisers anschaulich zu machen. Aber nicht nur die Güter wurden genommen, auch die Kinder. Dies ist die finsterste Parthie der russischen Reaction in Polen. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaisers wurden sie alle ins Innere Rußlands geschleppt, um in kaiserlichen Instituten zu guten russischen Unterthanen erzogen zu werden. Diese Bestimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn sie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern seyen zu arm, um sie ernähren zu können. Sie wurden in die Militaircolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Kosacken die Kinder auf der Straße auf und packten sie in ihre Kibitken, ohne auf den Jammer der Mütter zu achten. An eine genaue Controle, ob es wirklich hungernde Waisen seyen, dachte niemand. Der Kaiser wünschte junge Militaircolonisten, das war genug, um sie herbeizuschaffen, gleichviel mit welchem Recht. Die Ausführung war den Militairbehörden überlassen, d. h. den Kosacken, die in Warschau selbst die mit kleinen Handelsartikeln hausirenden Knaben vor den Häusern wegführten und noch viel weniger Rücksicht auf dem Lande nahmen. Man sah im Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter sich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wagen warfen,

auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zusammengepackt nach Minsk abgeführt wurden, wo man sie in Kinderbataillone rangirte und von da in die Militaircolonien abführte. Ein Schrei der Empörung ging fast durch ganz Europa. Am energischesten sprach Ferguson im englischen Parlament über eine Maaßregel, die mehr eines Tiberius und Nero als eines christlichen Monarchen würdig sey. Allein die von Rußland bezahlte Presse pries die Großmuth des Kaisers, der sich der armen Waisen mit so väterlicher Güte annehme.

Die altpolnischen Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien verloren vollends ihre letzten Privilegien. Auch hier wurde confiscirt, auch hier wurden Kinder weggenommen, auch hier der Adel, der keine Briefe hatte, ausgestoßen. Eine am 17. September 1832 verfaßte Adresse des podolischen Adels, der den Kaiser flehentlich um Erhaltung seiner alten Rechte bat, wurde abgewiesen. Ein neuer Ukas von 1835 befahl, daß Stellen, über welche der Adel noch durch Wahlen zu verfügen habe, doch nur von solchen besetzt werden dürften, die bereits 10 Jahre lang dem Kaiser im Militair oder Civil gedient hätten.

Auch begannen jetzt die Maaßregeln, durch welche der katholische Glaube eben so geschwächt und zuletzt vernichtet werden sollte, wie die polnische Nationalität. Schon vor der Revolution war Manches geschehen, was den Beweis liefert, das gräcorussische System, wie es der Kaiser nachher ausführte, habe ihm schon lange im Sinne gelegen. Schon 1828 war durch einfachen kaiserlichen Ukas vom 22. April das griechisch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben und damit die ganze Hierarchie der vereinigten Gräco-Ruthenen über den Haufen geworfen worden. Also schon damals ging der Czar darauf aus, die s. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängst mit der römischen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die ursprünglich zur griechischen Kirche in Constantinopel gehört hatten, seiner russischen Staatskirche einzuverleiben, und die polnische Revolution beschleunigte nur die Ausführung

des Gedankens, den er ſchon vorher gehegt hatte. Dies wird noch mehr beſtätigt durch die auffallende Vernachläſſigung der katholiſchen Kirche ſchon in dem erſten Jahrzehnt der Regierung des Kaiſers. Im Königreich Polen ſowohl wie in den altpolniſchen Provinzen waren faſt alle erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sitze erledigt und die kaiſerliche Regierung ſchleppte abſichtlich die Wiederbeſetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint ſey, und nahm ſich mit der größten Aengſtlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiſer auch nur den Vorwand leihen konnte, der katholiſchen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbiſchöfliche Sitz von Warſchau und auch die biſchöflichen von Kaliſch, Sandomir, Auguſtowo nicht beſetzt waren, übernahm Gutkowski, Biſchof von Podlachien, die Leitung des polniſchen Klerus, um ihn aufs dringendſte von der Theilnahme an der Revolution und vom Ungehorſam gegen den rechtmäßigen Kaiſer abzumahnen. Und Papſt Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apoſtels beſtiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Der ruſſiſche Geſandte in Rom, Fürſt Gagarin, bewog ſogar den h. Vater, die Mahnung zum Gehorſam im Jahr 1832 noch einmal zu wiederholen, und der Papſt wurde ſo ſelber das Werkzeug der ruſſiſchen Politik, denn der Kaiſer machte nun glauben, alles was er den unglücklichen Katholiken in den polniſchen Provinzen zu Leide thue, geſchehe mit Zuſtimmung des Papſtes.

In den altpolniſchen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöſter aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald ausſterben zu müſſen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unſerer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denſelben entriſſen und dem ruſſiſchen Ritus übergeben. Daſſelbe Schickſal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöceſen eine andre Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu beſitzen, auf größere Ortſchaften ein-

dies freilich am Ende der Sache nach auf Eines hinaus zu kommen und mehr ein Streit der Theorie als der Praxis zu seyn. Allein die Verhältnisse gestalten sich dennoch etwas verschieden, je nachdem sie nach dem einen oder nach dem andern Princip geregelt werden. — Nehmen wir das Recht der Gesetzgebung, so machen nach dem constitutionellen Systeme Monarch und Volksvertreter die Gesetze mit einander, wogegen nach dem ständischen Systeme dieses zeitraubende, verwirrte Geschäft der Gesetzmacherei, das von einer größeren Versammlung kaum mit Glück zu lösen ist, von den Ständen dem Monarchen übertragen ist, aber so, daß ihnen immer vorbehalten bleibt, theils an ein nothwendiges Gesetz oder eine erforderlich gewordene Gesetzesänderung ihn zu mahnen, theils zu den von dem Monarchen vorgelegten Gesetzen ihre Einwilligung zu geben oder zu versagen. Wo sich die Stände auf bloßen, oft nicht einmal erforderlichen, Rath reduciren ließen, haben sie eines ihrer wesentlichsten Rechte vergeben, wo sie sich dagegen in Mitberathung und Mitbearbeitung der Gesetze einließen, ihre Gränze überschritten und einen Theil der für sie nicht passenden und daher mit Recht abgegebenen Regierungsrechte wieder an sich genommen. — Verschiedener noch gestalten sich nach beiden Systemen die Finanzverhältnisse. Nach dem constitutionellen System genießt der Monarch eine Civilliste, die mehr oder weniger wie eine aus dem Nationalvermögen gereichte und von der Nation durch ihre Vertreter verwilligte, wenn auch fest stipulirte, Besoldung aussieht; wogegen nach dem ständischen System der Monarch ein reicher Herr ist, der im Grunde die Regierung als Ehrenamt umsonst übernommen hatte, aber freilich aus dem Staatsvermögen, dessen Verwaltung ihm fast ohne Controle überlassen, und das mit seinem Privatvermögen fast ohne Unterschied zusammen geworfen war, sehr bedeutenden Nutzen zog. Nur wo das Haus- und Staatsvermögen (das übrigens nicht bloß liegende Gründe, sondern alle stehenden Staatseinkünfte, Zehnten, Gefälle, Zölle, und dergleichen in sich begriff) nicht zureichte, den Aufwand des Fürsten und der Regierung zu bestreiten, traten die Stände durch Verwilligung von Steuern oder außerordentlichen Zulagen ins Mittel, welche sie hin und wieder eben so unabhängig verwalteten. Dieses ständische Finanzsystem hatte, namentlich in der extremen

ſchränkte, während auch für die kleinſte nicht unirte Gemeinde Kirchen da ſeyn mußten, ſeyen es neugebaute oder ſolche, die man den Unirten nahm. Im Jahr 1835 wurden alle unirten Prieſterſeminare aufgelöst und die jungen Prieſter gezwungen, in St. Petersburg zu ſtudiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein neues weſentlich ſchismatiſches Miſſale aufgenöthigt und in ihren Kirchen Einrichtungen getroffen, die der ruſſiſchen Kirche möglichſt nahe kamen, dagegen ältere katholiſche Einrichtungen, Predigt, gemeinſamer Geſang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Roſenkranzes und hauptſächlich das „Kirchengebet für den Papſt“ verboten. Nur für den Kaiſer allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianiſche Kalender, den die Unirten brauchten, abgeſchafft und durch den julianiſchen verdrängt, den veralteten, aſtronomiſch falſchen, den Rußland beibehalten hatte. Wenn ein unirter Prieſter klagte oder proteſtirte, ſo wurde er unerbittlich gemaßregelt mit Abſetzung, Knute und Sibirien. Schon ſeit 1831 und 1832 war befohlen, kein katholiſcher Prieſter dürfte Fremde Beichte hören, keiner ſeinen Wohnort ohne Erlaubniß verlaſſen, keiner einen Diener ruſſiſchen Glaubens haben. Sie ſollten iſolirt, dem Volke ſelbſt verächtlich gemacht werden. Sie waren von Spionen umgeben, beſtändig gedrängt. Die aber geſchmeidig ſich fügten, wurden befördert und bekamen Orden.

Nach ſolchen Vorbereitungen that Kaiſer Nicolaus den letzten entſcheidenden Schritt, berief eine Synode der unirten Biſchöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieſelbe die Einverleibung der unirten Bisthümer in die ruſſiſche Staatskirche beſchließen. Die Verſammelten waren durch Gunſt, Orden und Geld beſtochen oder von Todesſchrecken gelähmt. Nie ſah die Welt ein ſchändlicheres Gaukelſpiel als dieſe Kirchenverſammlung, der als ruſſiſcher Kommiſſair der Ruſſe Prataſof präſidirte, und die im Uebrigen ein Deutſcher, namens Schröder, Luzynski, Biſchof von Polock, und Siemazko, Biſchof von Litthauen, leiteten, zwei Judaſſe, die den Heiland ſelbſt verkauft hätten. Der h. Vater hat bald

nachher in seiner berühmten würdevollen Allocution von diesen Abgefallenen gesagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen so tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens gestürzt sind.“ Die Verräther decretirten den Priestern und dem gesammten Volk, sie gehörten fortan der russischen Staatskirche an, und bei der schwersten Strafe wurde jedem Priester verboten, das Abendmahl nach katholischem Ritus auszutheilen oder noch irgend eine katholische Handlung vorzunehmen, am wenigsten zu predigen.

Solchen Lesern, die es vielleicht noch nicht wissen, muß hier bemerkt werden, daß die griechische Kirche keine Predigt kennt, ein Hauptgrund, aus welchem sie so sehr entgeistet und zu einem bloßen Ceremoniel herabgesunken ist. Der russische Priester (Pope) ist in der Regel der unwissendste Mensch, betrinkt sich wie der gemeinste Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, sowie er aber das Priestergewand wieder angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geistlichkeit selbst unter dem langen Druck geistig verwahrlost worden war, so behielt sie doch, so lange sie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Aussicht, vom Abendland her wieder Geist zu empfangen. Von nun an aber war sie dem Stumpfsinn des russischen Popenthums verfallen und die römische Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer, denn so hoch wird die Bevölkerung angeschlagen, die in den Abfall zu Polock hineingezogen worden ist. Das Volk wurde nicht gefragt. Die Popen, wo sie von den Bauern nicht aufgenommen werden wollten, brachten Kosacken und Büttel mit. Unirte Priester, die nicht Popen werden wollten, wanderten nach Sibirien, andre wurden in Kerkern mißhandelt.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiser noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Marcellus Gutkowski, Bischof von Podlachien, mitten im Feuer der Revolution zum Gehorsam gegen den Kaiser gemahnt, so empfing er dafür keinen Dank. Das Ansehen, welches er durch seine Tugender-

unter dem polniſchen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Vom Jahr 1836 an mußte der ruſſiſche Geſandte in Rom den heil. Vater bearbeiten, dieſen würdigen Biſchof von ſeinem Sitz zu entfernen, und als es immer abgelehnt wurde, machte der Kaiſer endlich kurzen Proceß, ließ den Biſchof feſtnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloſter ſtecken, 1841. Hierauf verlangte der ruſſiſche Geſandte vom Papſt, er ſolle einen gewiſſen Pulawski als Erzbiſchof von Mohilew beſtätigen. Dieſer Pulawski war eine eben ſolche Kreatur wie Luzynski in Polock. Aus Sorge, daß ſeine Weigerung den Kaiſer reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papſt mit bittrem Schmerze nach. Nun wurde zwar die katholiſche Kirche in Polen als ſolche noch ferner geduldet und erfolgte hier keine Scene, wie zu Polock, aber die Wirkſamkeit der katholiſchen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den ſchwerſten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemiſchter Ehe taufen. Uebertritt von der griechiſchen Kirche zur katholiſchen galt als Hochverrath. Im Jahre 1841 verloren die katholiſchen Biſchöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold geſetzt. Ueberall wurden denſelben ruſſiſche Biſchöfe zur Seite geſetzt, wie früher ſchon in Warſchau, ſo jetzt zu Sandomir, Kaliſch und Lowicz. Ebenſo traten ruſſiſche Kirchen den polniſchen auf dem Lande zur Seite und Polen füllte ſich mit Popen, die das Volk zu bekehren trachteten. Auch mußte Polen jetzt den ruſſiſchen Kalender annehmen und alles wies darauf hin, daß die katholiſche Kirche im Königreich Polen eben ſo dem Untergange geweiht ſey, wie die unirte in den altpolniſchen Provinzen. Aus dieſem Grunde wurden auch nur Generale ruſſiſch-griechiſcher Confeſſion reichlich mit confiscirten polniſchen Gütern beſchenkt, kein einziger katholiſcher oder proteſtantiſcher. Ein kaiſerlicher Ukas befahl endlich auch, daß jeder Dorfſchüler in Polen, wenn er über 20 Jahre alt ſey, ruſſiſch ſprechen und ſchreiben müſſe.

Jetzt erſt überzeugte ſich der Papſt, daß ſeine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden ſey, um die

Katholiken Rußlands vollends zu entmuthigen und ihn gewissermaßen als Mitschuldigen des Czaren oder als gänzlich ohnmächtig erscheinen zu lassen. Am 22. Juli 1842 sprach sich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Consistorium, die aber sofort mit einer großen Menge von Urkunden im Druck erschien, fest und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Arglist Rußlands aus und protestirte feierlich im Namen der schmählich unterdrückten Kirche. Im Winter auf 1846 hielt sich die Kaiserin von Rußland ihrer Gesundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiser, indem er ihr nachreiste, auch nach Rom und besuchte am 13. December den greisen Papst, der ihn mit hoher apostolischer Würde empfing. Man sagt, als der Kaiser die Wahrheit dessen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede gestellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet, und ihm die Originalien*) vorgelegt. Der ganze Besuch hatte nur den Zweck, vom Kaiser von Rußland den Schein einer feindseligen Gesinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholischen Europa zur Schau zu stellen, was nicht vorhanden war. Die katholische Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholischen Großstaaten, Oesterreich und Frankreich, thaten keine Einsprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil sowohl Metternich als Ludwig Philipp in Kirchensachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt ansahen.

Während dieser systematischen Verfolgung der katholischen Kirche in Rußland erschien im Jahr 1838 das berüchtigte Buch „die europäische Pentarchie", worin ein russischer Publicist den

*) Nämlich die in der Allocution citirten wichtigen Hauptacten, nicht Nebendinge, von denen die Zeitungen damals viel Lärm machten, z. B. die Nonnenverfolgung im Kloster St. Basil, nach den Angaben der Oberin Mieczyslawa, betreffend. Diese unglücklichen 58 Nonnen sollen sieben Jahre lang aufs grausamste durch schwere Arbeit, elende Nahrung und Wohnung, Fesseln und Geißelungen gemartert worden seyn, bis 39 starben, 8 erblindeten, 7 erlahmten und nur 4 entkamen.

Grundgedanken des Kaiſer Nicolaus offen ausſprach und eine künftige ruſſiſche Univerſalmonarchie in Ausſicht ſtellte, die nicht etwa blos durch die unbeſiegbaren Waffen des allen andern Staaten ſchon weit überlegenen Rußland, ſondern namentlich auch durch den Glaubensſieg erobert werden ſollte. Es ſey für Rußland unumgänglich, in ſeinem Gebiet keine andere Sprache mehr, außer die ruſſiſche,*) und keinen andern Glauben, als den ruſſiſchen zu dulden. Dieſer Glaube ſey aber ſo ſehr der allein orthodoxe, allein berechtigte und allein kräftige, daß ſein Sieg über die ſchismatiſche, unter ſich ewig uneinige und vom Unglauben durchfreſſene Kirche des Abendlandes gar nicht zweifelhaft ſeyn könne.**) Aehnliche Stimmen haben ſich nachher noch öfter hören laſſen. Europa ſey verfault, geſunde Natur ſey allein noch in Rußland zu finden. Die abendländiſchen Kirchen hätten ſich überlebt und ſtürben zuletzt am Zweifel, das wahre Chriſtenthum und der Felſenglaube ſey allein in Rußland erhalten. In der That war der gemeine gläubige Ruſſe damals mehr werth als ſo mancher Doctor der Theologie in Deutſchland, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Chriſtenglauben zu zerſtören, und als ſo manche vornehme Liberale in Wien, Paris und Madrid, denen Voltaire das alleinige Evangelium war. Allein der gemeine gläubige Ruſſe ſelbſt war nur Werkzeug weltlicher Staatsomnipotenz, einer im innerſten Weſen unchriſtlichen Tyrannei. Und der Glaube war im Abendlande noch nicht ſo ſehr ausgerottet, daß man ihn bei den Popen hätte holen müſſen.

Die proteſtantiſche Preſſe in Deutſchland zeigte wenig Mitleid mit der katholiſchen Kirche in Rußland und ließ ſogar hin und

*) „Die nothwendige Verſchmelzung der Geſinnungen und Gefühle aller nichtruſſiſchen Provinzen mit dem großen ruſſiſchen Stammvolk vermag ohne die gemeinſchaftliche Sprache nicht zu geſchehen. Daher iſt weiſe Vorſorge getroffen, daß die ruſſiſche Sprache die des ganzen Reiches werde.“

**) Es heißt wörtlich: „die Zeit kommt, wo das Abendland ſich das Chriſtenthum aufs Neue vom Orient holen wird.“

wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papstthum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieser Presse und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rücksicht auf das benachbarte und verwandte protestantische Königshaus in Preußen.

Die Verfolgung der Lutheraner in den deutschen Ostseeprovinzen begann 1841. Der russische Bischof von Riga ließ durch im Lande herumziehende Popen und andere Agenten die lettischen Bauern überreden, wenn sie zur russischen Staatskirche überträten, würden sie von allen Frohnen und Lasten befreit und mit Gütern beschenkt werden. Da man den Wunsch des Kaisers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. Sey es, daß die Regierung zu spät erfuhr, welche unwürdige Mittel der Lüge, trüglicher Versprechung und Drohung angewendet wurden, um das einfältige Bauernvolk zu bekehren; sey es, daß man hinterdrein nur den Verräther desavouirte, nachdem man die Früchte des Verrathes eingeerndtet hatte, genug, die Propaganda hatte freies Spiel und verführte die Bauern in solchem Maaße, daß nach verschiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder 20,000 zur russischen Kirche übertraten. Waren sie einmal übergetreten, so konnten sie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Viele aber geriethen in Verzweiflung, da sie erfuhren, sie seyen belogen worden, und von allen gemachten Versprechungen nichts erfüllt wurde. Auch hier gab es wieder einen Kinderraub. Die russischen Proselytenmacher griffen in Livland alle lutherischen Kinder auf, die sie nicht unter elterlicher Aufsicht fanden, und lockten sogar den Eltern selbst die Kinder ab, um sie nach russischem Ritus zu taufen. Die Eltern ersparten sich dadurch „den lästigen Confirmationsunterricht" bei den Pastoren.

Uebrigens trug manches Uebel unter den Lutheranern dazu bei, die Bekehrung zu erleichtern. Die lutherischen Pastoren hielten sich in ihrer Vornehmigkeit etwas zu weit entfernt vom gemei-

nen Volk und dieſes wurde von Herrnhutern, im Widerſpruch mit dem lutheriſchen Conſiſtorium, bearbeitet. Das Haupt der Herrnhuter, Tiſchler Ballohd in Riga, bewog ſeine Secte, ſich ganz von den Lutheranern zu trennen und dem ruſſiſchen Biſchof zu unterſtellen, und erhielt von dieſem die Erlaubniß, ſelber geiſtliches Ornat anzulegen und einen neuen Cultus einzuführen, eine Zwitterſchöpfung zwiſchen dem herrnhutiſchen und ruſſiſchen. Noch ärger trieb es, unter dem Schutz des Gouverneurs von Riga, Grafen Pahlen, der Collegienrath Bürger in Riga, der dem lutheriſchen Volk auf jede Art, Drohungen nicht ausgenommen, begreiflich zu machen ſuchte, daß keiner ein guter Unterthan ſey, der einen andern Glauben habe, als der Kaiſer.

Erſt im October 1845, nachdem ſchon viele tauſend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin bedauert wurde, daß unlautere Mittel zu dem heiligen Zweck angewendet worden ſeyen, worin erklärt wurde, niemand ſolle ferner gezwungen werden, ſeinen Glauben zu ändern, auch dürfte er ſich keinen ökonomiſchen Vortheil davon verſprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten und dürfe auch niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei ſchwerer Strafe. Im December 1845 enthielten Berliner Blätter einen neuen Befehl Golowins, des neuen Gouverneurs in Riga, worin die Bauern gewarnt wurden, ſie ſollten den lügenhaften Gerüchten nicht trauen, als würden ſie, ſobald ſie zur griechiſchen Kirche überträten, die Güter ihrer proteſtantiſch-deutſchen Herren unter ſich theilen dürfen. Alſo hatte man ſie doch mit ſolchen trüglichen Verſprechungen gelockt.

Weder von Seiten einer lutheriſchen Macht in Deutſchland und Skandinavien, noch auch von der deutſchen und ſkandinaviſchen Preſſe wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Proteſt erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wieder in einem ſcheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands und ſo ſehr das kirchliche Bewußtſeyn

unter den Lutheranern abgeschwächt oder schon ganz erstorben. Die russische Politik fand sogar einen Bundesgenossen in dem Unglauben, welcher damals von den akademischen Hörsälen, von den Schullehrerseminarien und von der Presse aus den lutherischen Kirchenglauben an der Spree und Elbe mit demselben Eifer untergruben, wie die Renegaten an der Düna.

Sogar den Juden sollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukas von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdische Tracht, Haarlocken ꝛc. abzulegen und sich ganz wie Russen zu kleiden. Indeß schloß die russische Strenge auch eine wohlthätige Maaßregel ein, indem ein Ukas vom 6. September den Juden im russischen Reiche all und jeden Branntweinschank und überhaupt die Schenk- und Gastwirthschaft auf dem Lande (mit Ausnahme der Städte) untersagte. Schade nur, daß den Russen selbst der Branntweinverkauf nicht auch untersagt, oder wenigstens eingeschränkt wurde.

Auch die armenische Kirche hatte sich der russischen Gewalt beugen müssen. Der armenische Patriarch Nardes zu Etschmiadsin unter dem Ararat unter russischer Hoheit, brachte auch alle schismatischen Armenier unter türkische Hoheit und in Constantinopel selbst dahin, die Autorität des griechischen Patriarchen in Constantinopel nicht mehr, und statt dessen die seinige anzuerkennen. Auch änderte er die Tracht der armenischen Geistlichen auf russische Manier. Den Armeniern ist zugleich zur Aufgabe gemacht worden, einen erbitterten Kampf gegen die Katholiken zu führen. Nicht nur wurden alle katholischen (unter französischem Einfluß stehenden) Missionaire aus dem russischen Transkaukasien im Anfang des Jahres 1845 gewaltsam fortgetrieben, sondern es war darauf abgesehen, den Katholicismus auch in ganz Syrien auszurotten.

Die große christliche Sekte der Maroniten im Libanon ist mit der katholischen Kirche des Abendlandes unirt und insofern dem Griechenthum ein Dorn im Auge, Frankreich aber war von jeher der Beschützer dieser Maroniten. Konnte nun die griechische

Partei den Maroniten auch nicht direct zu Leibe, so desto besser indirect, und auf eine äußerst geschickte Weise wurde 1) zugleich der Haß der halb heidnischen, halb muhamedanischen Drusen gegen ihre maronitischen Nachbarn, 2) die Neigung der Pforte, sich wieder im Libanon festzusetzen und 3) die Eifersucht Englands gegen den französischen Einfluß im Orient benutzt, um die armen Maroniten ins Verderben zu stürzen. — Die Maroniten hatten sich durch Fleiß, Frieden und Frömmigkeit vermehrt und waren unvermerkt die Stärkern im Gebirge Libanon geworden, indeß die Drusen durch innere Fehden und Raubzüge sich geschwächt hatten. Die kleinen Drusenhäuptlinge hatten theils ihre Güter an den Fürsten der Maroniten, Emir Beschir, verloren, theils seine Herrschaft anerkannt. Allein als die Aegypter Syrien besetzten, drangen sie auch in den Libanon, schwächten die Maroniten und stärkten wieder die Drusen. Der alte Emir Beschir war so unklug, sich den Engländern zu überliefern, die ihn nach Malta entführten, und alles thaten, um die Maroniten vollends zu ruiniren, damit die Franzosen sich nicht mehr auf sie stützen könnten. Die Aegypter wurden zwar aus Syrien zurückgejagt, England begünstigte aber von diesem Augenblicke an, im Einverständniß mit Rußland, die Türken, die aus dem Libanon ein Paschalik machten und Omer Pascha daselbst einsetzten. Dieser begünstigte jedoch die Drusen, ließ denselben die Güter, in deren Besitz sie sich wieder mit Gewalt gesetzt hatten, und verpflichtete sie nur zu einer Entschädigung, erpreßte desto mehr aber von den Maroniten selbst. Halil Pascha sollte Ordnung stiften, kehrte aber bald zurück und nun brach die Erbitterung der geplagten Gebirgsvölker aus. Die Drusen zwangen durch ihre Gewaltthat die Maroniten, zu den Waffen zu greifen, und im April 1845 durchhallte das Gebirge von Kampfgetümmel. Viele, man sagt 150 Dörfer gingen in Flammen auf. Die Berichte erzählten von unendlichen Greueln. Endlich stiftete die Pforte Frieden, aber die Türken trieben falsches Spiel und entwaffneten

unter den ärgſten Mißhandlungen nur die Maroniten, wobei die Druſen ſogar helfen durften.

In ſeiner orientaliſchen Politik fuhr Rußland fort, die Vortheile des Friedens von Adrianopel auszubeuten, den beſiegten Sultan durch ſeine Geſandten in Conſtantinopel zu tyranniſiren oder zu lenken, die griechiſche Angelegenheit zu beherrſchen und endlich die Tſcherkeſſen zu bekämpfen, um ſie wo möglich zu unterwerfen, ehe Europa ſich ihrer annähme.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hoſpodare der Moldau und Wallachei ſtanden unter ruſſiſchem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Miloſch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürſten erklärt und auch hier durfte ſich kein Türke mehr blicken laſſen außer in den Grenzfeſtungen Belgrad und Widdin. Dagegen ſtellte Redſchid Paſcha das Anſehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge beſtach und liebkoſte, lockte er ſie zu einer Zuſammenkunft, im Auguſt 1830, und ließ ſie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätheriſch überfallen und maſſacriren, darunter Omer Vrione, Arslan und Vely Bey. — Ein großer Brand in Pera, dem Quartier der Franken (abendländiſchen Chriſten und Geſandten) in Conſtantinopel ſoll von Fanatikern veranlaßt worden ſeyn, welche die Schmach des Halbmonds an den Chriſten rächen wollten.

In Griechenland regierte Capodiſtrias eigentlich nur als ruſſiſcher Statthalter und auf ruſſiſche Manier, ſchuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit ſeinen Bedienten, ruſſiſchen Agenten und allerlei fremdem Geſindel beſetzte, und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkiſcher Herrſchaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, ſollten jetzt dem Staate 25 Procent ſteuern, der Handelsſtand ſich einen Zollaufſchlag von 6 Procent gefallen laſſen. Angeſehene Griechen, die ſich tadelnd ausſprachen, wurden verhaftet und beſtraft. Da empörten ſich die Inſelgriechen, verſagten dem ruſſiſchen Grafen den Gehorſam und Hydra wurde Sitz

Form, wie es z. B. in Altwürtemberg beſtanden hatte, die gedoppelte Abnormität, indem die ungebundene Verwaltung des Staatsgutes durch den Fürſten, vermöge der davon abhängigen Steuerbedürfniſſe, die Rechte der Stände, wie die unabhängige Verwaltung der Steuern durch die Stände die Rechte des Fürſten auf gleiche Weiſe beeinträchtigte; und es iſt daher mit Recht die Verwaltung der Steuern der Regierung übergeben, dagegen aber das Verwilligungsrecht der Stände nicht bloß für die Steuern vorbehalten, ſondern auch auf die Nutznießung des Staatsgutes ausgedehnt worden. Nur iſt, zum Schaden des Fürſten, bei der Abſonderung des Hausgutes von dem Staatsgute der Fehler gemacht worden, daß ein Theil der fürſtlichen Rente in der Form einer, wenn auch ſtipulirten, Civilliſte angenommen wurde, während es würdiger und ſicherer geweſen wäre, wenn der Fürſt ſein Hausvermögen als Privatgut ausgeſchieden erhalten und die Regierung in ächt ſtändiſcher Weiſe als Ehrenamt übernommen hätte.

Vergleichen wir nun den ſchweizeriſchen Staat mit dem ſtändiſchen Syſteme der Deutſchen und dem conſtitutionellen der Franzoſen, ſo ſpringt in die Augen: daß, wenn auch einzelne Kantone ſich ganz, andere mehr oder weniger conſtitutionell umgeformt haben, die Eidsgenoſſenſchaft im Ganzen wenigſtens corporativ und ſtändiſch geformt geblieben iſt, nicht nach Provinzen abgetheilt, ſondern nach Nationalitäten gegliedert, nicht conſtitutionell durch Geſammtrepräſentanten, ſondern durch die Stände ſelbſt, mit ſehr beſchränkten Vororten, regiert. Vermöge der Selbſtregierung der Stände in der Tagſatzung unter bloß präſidirenden, nicht monarchiſch regierenden, Vororten bildet die Schweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft, wie ſie aus Republiken beſteht, ſo nun auch im Ganzen eine Republik von Ständen oder Nationen, die ſelbſtherrlich unter einem bloßen Präſidium ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beſorgen. Der ſchweizeriſche Staat ſtellt ſich hiemit der ſtändiſchen Monarchie der Deutſchen als intereſſante Nebenform des ſtändiſchen Syſtems, nämlich als ſtändiſche Republik, an die Seite.

Was freilich das Gegenbild der Eidsgenoſſenſchaft, das deutſche Reich, anbelangt, ſo ſtellt daſſelbe gegenwärtig, ſeit ſein ſtändiſcher oder verörtlicher Monarch, der deutſche Kaiſer, untergegangen iſt, einen faſt noch republikaniſcheren Staatenbund

der Oppoſition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzoſen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er ſich zu Nauplia mit Liſt des alten Pietro Mauromichalis, ſeines Sohnes und zweier ſeiner Brüder und hielt ſie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der ruſſiſchen Flotte landen, um ſicherer zu ſeyn. Da ſpielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen böſen Streich, bemächtigte ſich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechiſchen Staatsflotte, der Fregatte Hellas, zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte ſie nach Hydra. Der ruſſiſche Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber ſteckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühſam zuſammengebrachte Geſchenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatten dieſe Flotte gegeben, der Ruſſe ſollte ſie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral verſprach ſie ihr, aber Capodiſtrias blieb unerbittlich. Als man ihm den alten Pietro bringen wollte, um perſönlich bei ihm zu bitten, ließ er ihn nicht vor ſich. Da ſchwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des ruſſiſchen Grafen herab und drei Wochen ſpäter, am 9. October, wurde Capodiſtrias von Conſtantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohn Pietros, bei ſeinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren ſeine Gefangene, aber unter Bewachung in die Kirche gelaſſen worden und heimlich bewaffnet geweſen. Der Bruder ſchoß den Grafen in den Hinterkopf, der Sohn ſtieß ihm ein großes Meſſer in den Leib. Der Gemordete ſtarb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erſchlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Auguſtin Capodiſtrias, übernahm die Regierung, glaubte ſich aber den ruſſiſch geſinnten Kolokotronis und den gewandten und beliebten Kolettis beiordnen zu müſſen. Der letztere aber trat auf der Nationalverſammlung zu Argos zu den Gegnern über. Kolokotronis zerſprengte in blutigem

Kampf die Nationalversammlung, am 31. December 1831, sie sammelte sich aber wieder zu Megara und wählte Kolettis, Ypsilanti und Zaimis zu Häuptern der Regierung. Augustin sammelte auch eine s. g. Nationalversammlung um sich und somit hatte Griechenland deren zwei, wie auch zwei Regierungen. Im April 1832 rückten die meisten Klephtenführer vor Nauplia und Augustin mußte sich in die Festung zurückziehen. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schicksal Griechenlands entscheiden sollten. Da räumte Augustin das Feld und schiffte sich ein.

Die in London versammelten Minister der Pentarchie pflogen lange und verwickelte Unterhandlungen über das Schicksal Griechenlands, das erst entschieden werden konnte, nachdem man über Belgien und Polen ins Reine gekommen war. Denn beide Westmächte waren entschlossen, Griechenland dem russischen Einfluß zu entziehen und einen Fürsten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechischen Thron zu bringen. Sie rechneten sich daher die Nachgiebigkeit Rußlands in diesem Punct als einen diplomatischen Sieg an, vergaßen aber, daß Rußland nichts willkommener seyn mußte, als die Ernennung eines kleinen ohnmächtigen Königs von Griechenland. Damit waren nämlich die früher geweckten Hoffnungen auf ein großes, selbständiges, bedeutender Machtentfaltung fähiges Reich der Neugriechen ein für allemal vereitelt; das kleine griechische Reich konnte Rußland nie gefährlich werden, mußte vielmehr früher oder später, wenn es irgend eine Selbständigkeit erreichen wollte, sich der englisch-französischen Bevormundung zu entziehen suchen und mithin auf die russische Partei stützen. Aus diesen Gründen hatte Prinz Leopold von Coburg, dem man die griechische Krone zuerst antrug, dieselbe abgelehnt und die belgische vorgezogen, denn er hatte ausdrücklich erklärt, die Grenzen Griechenlands seyen ihm zu eng gezogen, eine selbständige Regierung lasse sich da nicht durchführen.

Dagegen ließ sich König Ludwig von Bayern aus poetischer Begeisterung für das schöne Hellas bewegen, die griechische Krone für seinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und sogar Opfer da-

für zu bringen. Durch das Londoner Protocoll vom 13. Februar 1832 und durch Uebereinkunft mit Bayern vom 7. Mai wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für seine Regierung; Bayern aber verpflichtete sich zur erforderlichen Ausstattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (sehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen sollte.

Der bekannte Münchener Philologe, Hofrath Thiersch, war schon im vorigen Jahre nach Griechenland gekommen und hatte sondirt. Etwas zu sehr eingenommen von den Erinnerungen des alten Hellas, sah er auch das junge in zu rosenfarbenem Lichte, was die schlauen Klephten nicht unbenutzt ließen. In Erwartung der ihnen von Europa octroyirten neuen Regierung wollte wieder jeder von ihr Vortheile ziehen, und Thiersch legte den größten Werth darauf, die Parteien zu vereinigen, um ein Document nach München mitzubringen, welches dem König Otto die Anerkennung und Huldigung von ganz Griechenland und von allen Parteien versicherte. Die Parteien einigten sich also wirklich vorläufig und zum Schein, jede um sich ihren Einfluß auf die künftige Regierung zu wahren. Von der russischen Partei trat Metaxas in die neugewählte Regierung ein, neben Kolettis. Uebrigens that jeder, was er wollte. Kolokotronis und Nikitas tyrannisirten die Landbevölkerung Moreas. Kanaris raubte zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung. Inzwischen verfaßte die Nationalversammlung am 8. August die Anerkennungs- und Huldigungsadresse an die Könige Ludwig und Otto, und Thiersch eilte damit nach München. Hier aber fand man es mit Recht unschicklich, solche wichtige Urkunden aus den Händen eines bayerischen Professors anzunehmen und lehnte sie ab, bis eine griechische Nationaldeputation selbst sie überbringen werde.

Die Griechen wählten sogleich diese Deputation und mit sicherem Geschmack, nämlich den berühmten Miaulis, den schönen Kosta

Bozzaris und den gleichfalls durch ſein Aeußeres imponirenden Klephtenführer Plaputas. Dieſe in ihrer Nationaltracht machten nicht wenig Aufſehen in der deutſchen Metropolis des Schönen und wurden aufs huldreichſte empfangen. König Ludwig aber ernannte ſofort, bis König Otto die Regierung ſelbſt würde antreten können, eine proviſoriſche Regierung aus bayriſchen Beamten, für Griechenland wenig paſſend: Graf Armanſperg, Staatsrath Maurer, General v. Heideck, Geheimelegationsrath Abel. Ehe der junge König mit dieſen Herren und den bayeriſchen Truppen in Griechenland ankam, wagte dort die ruſſiſche Partei ſchon wieder einen Handſtreich. Kolokotronis wollte ſich Argos bemächtigen, wo, wie man glaubte, König Otto landen würde. Aber ein franzöſiſches Bataillon, das noch von der früheren Beſatzung im Norden zurückgeblieben war, kam herbei und ſchlug die trotzige Bande, von der es zuerſt angegriffen wurde, aus der Stadt hinaus.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde feſtlich und mit Jubel empfangen. Alles wetteiferte, dem jungen Fürſten zu huldigen; auch der alte Kolokotronis kam herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des erſten Kuſſes folgte aber bald ein bitterer Nachgeſchmack. Als die Regierung am 13. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöſte, um dem Klephtenunweſen den Todesſtreich zu verſetzen, rebellirten dieſe Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzoſen vollends Morea verließen. Die neuen Geſetze der bayeriſchen Beamten erregten auch nur Mißfallen, weil ſie durchaus nicht paßten. Sie beleidigten die Kirche, indem ſie dieſelbe ihrer Güter berauben, einem Beſoldungsſyſtem und überhaupt der Staatscontrole unterwerfen wollten, und den einfachen Volksſinn durch minutiöſe Beſtimmungen und Schreibereien, durch künſtliche Organiſationen, die ſich einem wilden Naturzuſtand nun einmal nicht ſo geſchwind aufkleben ließen. Endlich ſtellten ſie zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechiſchen Luft gönnte, geſchweige von ihnen Befehle

annehmen und sie bezahlen wollte. Es wurde daher der russischen Partei leicht, eine starke Opposition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verschwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Die Seinen wagten einen Befreiungsversuch, der viel Blut kostete, aber vereitelt wurde. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der Regierung Streit unter sich selbst, weil Graf Armansperg zu viel allein regieren wollte. Maurer nahm seine Entlassung und die Confusion wurde noch durch die Intrigue des englischen Gesandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten sich die Mainotten, wollten sich nicht entwaffnen lassen und setzten ihre Räubereien fort. Ein bayerisches Corps von 1300 Mann, das gerade von Triest ankam, wurde befehligt, in der Maina zu landen und die Rebellen zu Paaren zu treiben, mußte aber mit bedeutendem Verlust auf die Schiffe zurückkehren. Noch schlimmer erging es einer kleinen bayrischen Abtheilung, die gleichzeitig zu Lande gegen die Maina vorgerückt war. Eine Compagnie wurde in einem engen heißen Thale umringt und durch Hunger und Durst gezwungen sich zu ergeben, dann nackt ausgezogen, nach der neugriechischen Sitte brutalisirt und heimgeschickt. Man muß solche Züge berichten, um den ungeheuern Widerspruch zwischen der Wirklichkeit in Griechenland und den Idealen des Herrn Thiersch anschaulich zu machen. Das allerniederträchtigste, an die schändlichsten Laster gewöhnte Räubergesindel, welches den Philhellenen jede Schmach anthat und jeden Schaden zufügte, wurde fort und fort von den Schwärmern für Hellas in und außerhalb München als das edle Blut echter Spartaner in Prosa und Versen bewundert.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung selbst an, nachdem er die Residenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er sich einen Palast bauen, eine Universität errichten und von antiken Kunstschätzen, die immer noch gefunden wurden, eine Sammlung anlegen. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands besser im Auge. Indessen war es ihm beim besten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas andrem zu machen,

als was sie einmal waren. Sein Minister Kolettis bemühte sich, Maurers unpassende Organisationen dem natürlichen Bedürfniß und Bildungsstande des Volks durch Vereinfachung besser anzupassen, aber der Klephtengeist ließ sich dadurch nicht unterdrücken. Eben so wenig vermochte der König die Zudringlichkeiten der fremden Gesandten und ihrer Presse abzuwehren, die ihn unaufhörlich mit Intriguen, Lügen und Verleumdungen umschwärmten. Zwischen den beiden Extremen der Barbarei im Volk und der diplomatisch-journalistischen Perfidie eingezwängt, war der junge Wittelsbacher in Athen in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Er vermählte sich 1837 mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelst Steuern und Zöllen die Zinsen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerst drohte Rußland, worauf die russische Partei in Griechenland, Kalergis, Kanaris ꝛc. eine Revolution machte (3. Sept. 1843), alle Bayern und Fremden aus dem Civil- und Militairdienst vertrieb, ein neues Ministerium bildete und eine neue Verfassung gab. Die letztere war nur ein Aushängeschild, damit es scheine, als seyen die Neugriechen auch ohne die bayerische Vormundschaft fähig, ein constitutionelles Leben zu entwickeln, wie die civilisirten Staaten des Westens. Der arme König mußte sich alles gefallen lassen, was der russischen Partei beliebte. Wieder einige Jahre später drohte England und blokirte sogar die griechischen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß aus Griechenland nichts werden, daß es nie zu Kräften kommen konnte, um eine selbständige Rolle zu spielen, war Englands und Rußlands Absicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemet Ali von Aegypten hatte für den Beistand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleistet, die große Insel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war in Constantinopel so von einheimischen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinasien, und den Schwerpunct der

türkiſchen Macht von Conſtantinopel hinweg mehr ſüdwärts zu rücken, war das Trachten des ſchlauen Greiſes in Kairo. Unter dem Vorwand, ſeinen nächſten Nachbar, den rohen Abdallah, Paſcha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu ſtrafen, ſchickte er ſeinen Pflegeſohn Ibrahim im Herbſt 1831 mit einer Armee aus. Dieſer belagerte den Paſcha in St. Jean d'Acre, konnte die feſte Stadt nicht einnehmen, nahm aber eine große Recognoscirung an der Küſte vor und beſetzte ſie bis zum Gebirge Libanon, ſeine wahre Abſicht verrathend. Osman, Paſcha von Tripolis, der ſich ihm widerſetzte, wurde am 8. April 1832 bei Alexandretta geſchlagen. Endlich fiel auch Acre am 27. Mai. Der erzürnte Sultan rüſtete eine Armee unter Huſſein Paſcha, als ſie aber an Ort und Stelle war, hatte Ibrahim ſchon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Huſſein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch dieſem eine ſchreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezir Redſchid Paſcha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde aber am 21. December bei Konieh von Ibrahim überfallen, geſchlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Conſtantinopel ſelbſt bedroht, fürchtete einen Aufſtand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen ſollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frankreich um Hülfe. Rußland leiſtete ſie ſogleich und ſchickte eine Flotte vor Conſtantinopel. Frankreich ſchickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eiferſucht, um die Ruſſen wieder zu vertreiben. Da indeß die franzöſiſche Vermittlung von Mehemet Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als ſich nochmals an Rußland zu wenden, das nun ſogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Conſtantinopel) ſchickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erſt als auch eine ſtarke engliſche Flotte anlangte und mit der franzöſiſchen vereinigt die Ruſſen anzugreifen drohte, zogen ſich dieſe freiwillig wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgeſetzt. Mehemet Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der

Sultan in diesem Handel offenbar von den Westmächten verkürzt worden war, schloß er sich enger an Rußland an und sicherte diesem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skelessi (8. Juli) zu, daß nur russische Kriegsschiffe die Dardanellen sollten passiren dürfen.

Redschid Pascha stellte seinen verlorenen Ruhm wieder her durch abermalige glückliche Besiegung albanesischer von Tasil Bussi geführter Rebellen, 1835. Die Insel Samos, bei der Grenzbestimmung zur Türkei zurückfallend, hatte sich bisher geweigert, zu gehorchen, nahm aber 1834 ein mildes Lehensverhältniß an.

Im Jahr 1834 empörten sich die Kurden, Hafis Pascha besiegte sie und nahm eine feste Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptisch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte und selbst der englische Gesandte in Constantinopel, Lord Ponsonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müssen, weil er hoffte, die Türken würden siegen und nichts in der Welt werde sicherer den russischen Einfluß beseitigen, als die Wiederkehr des türkischen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber schon in der ersten Schlacht, bei Nisib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Hafis von Ibrahim total geschlagen.

Nur sechs Tage später starb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch stolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich seinem erst siebenzehnjährigen, unerfahrenen, sanften und verzärtelten Sohne Abdul Medschid. Man kann nicht leugnen, daß Mehemet Ali, der mit so vielem Erfolge schon eine gänzliche Umgestaltung der muselmännischen Dinge in seinem Aegypten in's Werk gerichtet hatte, geeigneter erschien, das türkische Reich zusammenzuhalten und neu zu kräftigen als der junge Abdul. Von dieser Ansicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerstarkung der Türkei verhindern, sondern auch England, jenes nur zu Lande, dieses nur zur See die Levante beherrschen. Den Türken selbst schien der Untergang des Hauses Osman so nahe, daß der Kapu-

dan Paſcha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgeſandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen ſeinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemet Ali überzugehen. Sein Beiſpiel würde noch von andern nachgeahmt worden ſeyn, wenn die europäiſchen Großmächte dem ſiegreichen Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Rußland war gleich wieder mit ſeiner Hülfe bei der Hand und auch England feſt entſchloſſen, eine nochmalige Erweiterung des ägyptiſchen Reichs nicht zu geſtatten, mithin den Türken zu helfen, nur ſollte es nicht zum Vortheil Rußlands geſchehen. Es ſchlug alſo Frankreich vor, mit ihm gemeinſam ſowohl den Aegypter zum Stillſtand zu bringen, als auch jede Einmiſchung der Ruſſen zu verhindern. Diesmal aber verſagte ſich Frankreich, indem es ſich für Aegypten erklärte. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatiſchen Verwicklungen. Da ſich aber Oeſterreich nicht auf die franzöſiſche Seite ziehen ließ, ſondern mit England und Rußland Hand in Hand ging, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skeleſſi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die ſeinigen, die Dardanellen paſſiren ſollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und verſprach, demſelben ſogar Syrien, was er ſchon hatte, nebſt der Inſel Kreta wieder zu entreißen. Damit ſtimmten Oeſterreich und Preußen überein und dieſe vier Mächte ſchloſſen den entſprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich ſträubte ſich, drohte ſogar mit einem europäiſchen Kriege, ließ ſich aber ohne Mühe beſänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und ſeine Rüſtungen ſollten ihm nur dienen, durch eine ſtärkere Militairmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient ſchnell durchgeſetzt. England und Oeſterreich ſchickten Truppen nach Syrien. Am 10. October 1840 ſchlug dieſe kleine Schaar, mit Türken und Druſen vereinigt, und von General Jochmus, einem geborenen Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann ſtark das ſieggewohnte

Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab sich das feste St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeseite, wobei sich der junge Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieser hoffnungsvolle Jüngling starb aber bald nachher. Der alte Mehemet Ali sah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte sich schon am 27. November in die Londoner Beschlüsse und gab Syrien und Kreta, so wie auch die türkische Flotte dem Sultan zurück. Ibrahims Heimkehr mit dem Rest seiner geschlagenen Truppen nach Kairo war eine höchst traurige. Die Griechen auf Kreta machten abermals einen Aufstand, um unabhängig zu werden, mußten sich jedoch unter die wiederhergestellte Herrschaft der Pforte fügen.

Somit war Englands Plan erreicht, die Türkei gerettet und doch zugleich der Einmischung der Russen vorgebeugt. Inzwischen war an eine gesunde Reorganisation des türkischen Reichs doch nicht zu denken. Die Unabhängigkeitsgelüste der heterogenen Völkerschaften, wie der Pascha's, blieben dieselben. Durch Weiterentwicklung der Reformen aber, die je mehr und mehr europäische Formen an die Stelle der alttürkischen brachten, wurde die zähe Kraft des Islam und der türkischen Nationalität von innen her zersetzt. Der junge Sultan schwankte zwischen der alttürkischen und der Reformpartei, daher ein steter Wechsel der Großveziere und Minister. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redschid Pascha stand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (später Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Constantinopel fand. Damals (1842) gelang es, den russenfreundlichen Fürsten Milosch aus Serbien zu verdrängen und den Fürsten Alexander, Sohn des Czerni Georg, an seine Stelle zu setzen.

In Aegypten dankte der alte Mehemet Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reise in seine Vaterstadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nach-

dar, als die schweizerische Eidsgenossenschaft; Schade nur, daß niemand an die republikanische Stellung der deutschen Bundesstände gegen einander glaubt! Ich möchte indeß, der kurzen Dauer dieses Zustandes wegen, die Form des deutschen Reiches noch nicht als ständische Republik bezeichnen, sondern halte an der, Jahrhunderte bestandenen, Form fest, welche ständische Monarchie gewesen; um so mehr, da dem allgemeinen Unglauben an die republikanische Wahrheit des jetzigen Zustandes eine prophetische Ahnung der Wiederkunft des deutschen Kaisers zu Grunde liegen könnte.

Was die ständisch-republikanische Form des schweizerischen Staatenbundes anbelangt, so hat die Erfahrung der neuesten Zeit unwidersprechlich dargethan, wie tief und unverrücklich diese ständische Gliederung und republikanische Selbstregierung in der Natur der schweizerischen Volksstämme wurzelt, indem alle seit der französischen Revolution oft mit stürmischer Gewalt und fremder Hülfe gemachten Versuche, die Eidsgenossenschaft in eine constitutionelle Republik umzuformen, an der unüberwindlichen Antipathie der schweizerischen Volksstämme gescheitert sind, die sich nun einmal nicht in eine homogene Masse zusammenschmelzen, nach der Kopfzahl abtheilen, und durch Gesammtrepräsentanten regieren lassen wollen. Es konnte nicht fehlen, daß die Begeisterung, womit in Frankreich die Idee homogener Centralisation und constitutioneller Repräsentation in verschiedenen Ansätzen zum Durchbruche kam, jedesmal ansteckend auch auf die Schweiz hinüberwirkte. In der helvetischen Republik ist ein Versuch, die constitutionelle Republik einzuführen, gemacht worden, und noch sind die Stimmen, welche das Gespenst der Helvetik wieder heraufbeschwören möchten, nicht verstummt; sie erheben sich vielmehr bei jedem neuen Ansatz und Ausbruch des constitutionellen Princips in Frankreich mit neuem Ungestüm. Allein es sind dies fruchtlose Versuche, die Natur der schweizerischen Volksstämme zu schulmeistern, welche einfach daran scheitern müssen, daß die größeren Kantone, welche bei der Vertretung nach der Kopfzahl scheinbar gewinnen würden, sich am Ende eben so sehr wie die kleineren Kantone dagegen sträuben, sich als Bruchtheile einer homogenen Masse behandeln zu lassen und aufzuhören Kantone zu seyn. Das möchten sie freilich wohl, Kantone bleiben und als

folger Ibrahim machte eine Reiſe nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Poſt nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiſer Nicolaus den Krieg im Kaukaſus unabläſſig fortſetzen. Wie viel ihm daran lag, dieſes Gebirge ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, beweiſen die ungeheuren Opfer, die er dafür brachte. Allein wie viele auserleſene Armeen unter trefflichen Führern er auch ausſandte und wie viel Geld er ſpenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu beſtechen und Zerwürfniſſe unter den Gebirgsbewohnern ſelbſt zu nähren, ſo gelang ihm doch nichts. Der Monarch, vor dem ganz Europa zitterte, ſah ſeinen eiſernen Willen an den Felſen des Kaukaſus gebrochen.

Unter den Tſcherkeſſen war ein Prophet aufgeſtanden, Kaſi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte und den Seinen eine Begeiſterung und Hingebung einzuflößen wußte, wie einſt zur Zeit der Kreuzzüge der berühmte Alte vom Berge. Der ruſſiſche Statthalter in Transkaukaſien, Yermoloff, bekriegte ihn ſchon 1825 von Tiflis aus, aber erſt 1831 gelang es dem General Roſen, ihn am 18. October in einer Schlacht bei Himry zu beſiegen. Kaſi Mullah fiel hier von unzähligen ruſſiſchen Kugeln durchbohrt, aber ſein treuer Genoſſe Schamyl erbte ſein Anſehen und ſollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen, denn ungeachtet des faſt ununterbrochenen Kampfes ſeit jenen Tagen blieb Schamyl unbeſiegt und trotzte lange noch der ganzen Macht Rußlands. Jedes Jahr wurden von den ruſſiſchen Generalen größere oder kleinere Expeditionen in die Gebirge der Tſcherkeſſen unternommen, ohne Erfolg. Jedes Jahr wurden die Ruſſen ſelbſt in den Forts, die ſie zum Schutz der durch den Kaukaſus führenden Landſtraße errichtet, von den Tſcherkeſſen angegriffen. Durch die größere Truppenzahl und das ſchwere Geſchütz gelang es den Ruſſen zuweilen, Vortheile zu erringen, aber in den meiſten Fällen waren ſie es, die von den blitzſchnell kommenden und blitzſchnell wieder verſchwindenden Tſcherkeſſen geſchlagen wurden. Allgemein

wurde geklagt über die Habgier der ruſſiſchen Generale, die ſo viel möglich alles für die Soldaten beſtimmte Geld in die eigenen Taſchen ſteckten und den gemeinen Mann hungern ließen. Daraus erklärt ſich der ungeheure Menſchenverluſt der Ruſſen im Kaukaſus mehr noch als aus den Schlachten. Unter den Einzelkämpfen, die ich hier um ſo weniger alle aufzählen kann, als noch keine zuverläſſigen Berichte darüber exiſtiren, zeichnete ſich die Eroberung von Aghulko, Schamyls himmelhoher und kaum zugänglicher Felſenfeſte, im Jahre 1839 durch den ruſſiſchen General Grabbe aus. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verſchwunden, um bald darauf den Ruſſen wieder ſchreckliche Schläge zu verſetzen, beſonders im Jahr 1841, in welchem die ruſſiſche Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer ſchweren Niederlage endete.

Da ernannte Kaiſer Nicolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukaſus mit unumſchränkter Vollmacht und gänzlich unabhängig vom Miniſterium und Cabinet in St. Petersburg, um mit voller Energie den Krieg zu führen. Allein auch dieſer begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein maſſenhaftes Niederſchlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Beſtechungsverſuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürſt der Seinen, blieb immer im Beſitz ſeiner Berge und wurde ſogar immer mächtiger und ſeine Heerſchaar immer zahlreicher. Waren die Ruſſen auch eine Zeit lang vorgedrungen, ſo ſchlug er ſie bald wieder zurück und zerſtörte ihre Anlagen.

Eben ſo mißlang ein Angriff, den der Kaiſer im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa iſt eine große Oaſe mitten in den Wüſten im Weſten des caſpiſchen Meeres und im Süden des Aralſees. Hier, durch Meere und Sandwüſten und weite Entfernungen geſchützt, hatte der tartariſche Chan Alla Kul ſchon ſeit einiger Zeit Sklavenhandel mit geraubten ruſſiſchen Untertha-

nen getrieben, und da er die letzteren nicht ausliefern wollte, ſchickte der Kaiſer eine Armee ab, die ihn züchtigen und ſein Land in Beſitz nehmen ſollte. Von hier aus würde er einen viel näheren Weg nach Afghaniſtan gewonnen haben, als von Transkaukaſien aus. Die Oaſe Chiwa mußte ihm von vorzüglicher Wichtigkeit ſeyn in Betreff der Steppenvölker Mittelaſiens, die den Ruſſen feindlich, ſich mehr zu China halten, und in Bezug auf die von Indien her ſich immer mehr ausbreitende Herrſchaft der Engländer. Das letztere war Hauptaugenmerk des Kaiſers, denn eben damals (1839) hatten die Engländer von Indien aus Thronſtreitigkeiten in Afghaniſtan benutzt, um Kabul, die Hauptſtadt dieſes Landes, zu beſetzen. Dieſer Umſtand war es und nicht der unbedeutende Sklavenhandel in Chiwa, der die ruſſiſche Expedition veranlaßte. Sie mißglückte vollſtändig. Obgleich ſich das ruſſiſche Heer unter General Perowski zu Orenburg mit vielen tauſend Kameelen verſehen hatte, um mittelſt dieſer Thiere die Sandwüſten beſſer zu paſſiren, war es auf die Winterkälte nicht verſehen geweſen. Die Thiere erfroren im Schnee und mit ungeheuren Verluſten (von 20,000 Menſchen, 10,000 Kameelen) mußten die Ruſſen endlich umkehren, da ſie ſonſt alle zu Grunde gegangen wären. Der großen engliſchen Expedition ging es indeſſen in Kabul nicht beſſer. Von den Afghanen eingeſchloſſen wurde die engliſche Armee theils vernichtet, theils gefangen, ganz Afghaniſtan befreit.

Der Zuſammenſtoß ruſſiſcher und engliſcher Streitkräfte im Innern Aſiens wurde alſo diesmal noch verhütet. Für beide Parteien waren die Entfernungen noch zu groß, ſie gingen auf zu langen Operationslinien ohne hinreichende Baſis beide zu weit vor. Europa aber wurde durch dieſe Ereigniſſe gar nicht berührt, weil ſie für keinen Theil Erfolg gehabt hatten.

Zweites Buch.

Die Reformen in England.

Während es auf dem Festland von Europa höhere Dinge, Principe, Ideen, mehr oder weniger romantische Interessen gestürzter und erhobener Dynastien, geknechteter und ihre Ketten brechender Nationen galt, handelte es sich in England eigentlich immer nur um Korn und Baumwolle. Die innere Politik Englands hing hauptsächlich von der Ausgleichung der Ansprüche ab, welche die bürgerlichen Baumwollenhändler gegenüber den aristokratischen Kornhändlern machten, und die äußere Politik richtete sich ausschließlich nach den materiellen Vortheilen des englischen Staates. Die Unterstützung, welche der Liberalismus auf dem Festlande zum öftern von Seite des englischen Ministeriums gefunden hat, ging aus keiner Uebereinstimmung der Ideen, sondern nur aus dem englischen Geldinteresse hervor. England schützte die Freiheit in Spanien, Portugal, Italien, Griechenland und alliirte sich mit dem constitutionellen Frankreich gegen die absolutistischen Mächte des Nordens nur, um die erstern in einer Art von Vormundschaft zu halten und die andern in ihrer Machtentfaltung, namentlich in Bezug auf Handel, Industrie und Marine, so viel als möglich zu hemmen. Seinen Colonialwaaren und Fabrikaten in der ganzen Welt Absatz zu sichern, deshalb jede fremde Concurrenz wie in

merkantiliſcher, ſo in induſtrieller Beziehung niederzuhalten, das war Englands Hauptzweck und darum allein drehte ſich ſeine ganze Politik.

Je mehr ihm aber dieſe Politik glückte, je unermeßlichere Fortſchritte ſeine einheimiſche Induſtrie durch Beſchaffung der Rohproducte aus den Colonien und vermehrten Abſatz in allen Ländern machte, um ſo unerläßlicher wurde es für die großen Lenker der Induſtrie, ihren zahlloſen Arbeitern eine erträgliche Exiſtenz zu ſichern, ohne den Arbeitslohn zu hoch hinaufzuſchrauben. Sie mußten daher von der landbeſitzenden Ariſtokratie wohlfeiles Korn verlangen, um den Brodpreis herabzudrücken. Sie konnten aber niemals hoffen, die der Ariſtokratie ſo günſtige, ſo hohe Getraidepreiſe zulaſſende Kornbill zu beſeitigen, wenn ſie nicht zu einer Stimmenmehrheit im Parlament gelangten. Um aber dahin zu gelangen, bedurfte es einer durchgreifenden Parlamentsreform, einer neuen Baſis für die Parlamentswahlen, Beſchränkung der Wahlprivilegien kleiner von der Ariſtokratie abhängiger Ortſchaften und Uebertragung der Wahlrechte auf die großen Fabrikbezirke, welche ſie bisher entbehrt hatten. Der gewaltige Ruf nach Reform in England, den man auf dem Feſtland einer rein liberalen Begeiſterung zuſchrieb, galt nur der Baumwolle, bezweckte nur wohlfeilere Brodpreiſe für die Arbeiter in den großen Spinnereien, um den Fabrikherren höhere Löhne zu erſparen. Die Frage war weſentlich nur: ſollte der Fabrikherr dem Arbeiter, damit er nicht Hungers ſtürbe, täglich einen Pfennig mehr bezahlen, oder ſollten die güterbeſitzenden Lords das Korn etwas wohlfeiler geben, damit der Arbeiter für ſein täglich Brod einen Pfennig weniger bezahlen dürfte? Einmal von der Ariſtokratie zurückgewieſen, tauchte dieſe Frage doch immer von Neuem auf.

Die zweite Frage betraf Irland, wurde jedoch weit weniger wichtig genommen. Alle Parteien in England waren darin einverſtanden, daß Irland nie zu einer Entwicklung kommen dürfe, die eine für England gefährliche Concurrenz begründen könnte.

Irland war zu ſchwach, um ſich ſelbſt helfen zu können. O'Connel mochte noch ſo viel Lärm machen, man wandte doch nur Palliative an, um ihm den Mund zu ſtopfen, und ließ es nie zu einer Radicalkur kommen.

O'Connel wagte etwas Großes, indem er ſich im Jahr 1828 am 30. Juni in einer Wahlverſammlung zu Ennis in der Grafſchaft Clare in Irland von den ſ. g. Vierzig-Schillings-Männern, der zahlreichen Menge von Bauern, die nur 40 Schillinge jährliche Steuer bezahlten, ins engliſche Parlament wählen ließ. Er war dazu als Katholik nicht berechtigt, da er den üblichen antikatholiſchen Eid als Parlamentsmitglied zu leiſten ſich ausdrücklich weigerte. Aber darauf gerade kam es ihm an, England und das Parlament herauszufordern. Das Miniſterium, wieder toryſtiſch nach Cannings Tode, den Herzog von Wellington und Sir Robert Peel, einen unermeßlich reich gewordenen Baumwollenfabrikanten, an der Spitze, verfuhr mit großer Mäßigung und Klugheit. Um die Irländer nicht ohne Noth noch mehr aufzureizen und ein Blutbad zu veranlaſſen, in welchem die Iren zwar nothwendig hätten unterliegen müſſen, aus dem aber für England und zunächſt für das Toryminiſterium nur undankbare Lorbeern erwachſen ſeyn würden, nahm daſſelbe die Emancipationsbill wieder auf, aber verbunden mit einer andern, gegen die Aſſociationen und gegen die 40 Schillinge in Irland gerichteten Bill. Das Miniſterium wollte damit beweiſen, es ſey erbötig, gutes Recht zu gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß die Ordnung und der öffentliche Gehorſam aufrecht erhalten würden. O'Connel befahl ſofort den iriſchen Aſſociationen, ſich freiwillig aufzulöſen, und die zum Wahlrecht befähigende Steuer wurde von 40 Schilling auf 10 Pfund erhöht. Peel aber brachte nun am 5. März 1829 die Emancipationsbill vor das Parlament. Darin verlangte er: die Katholiken ſollten in allen bürgerlichen Rechten den Reformirten gleich geſtellt, daher auch zur Wahl ins Parlament befähigt werden, ohne den antikatholiſchen Eid leiſten zu dürfen; im Uebrigen aber ſollte es

mit der katholiſchen Kirche Englands gegenüber dem Papſt beim Alten bleiben, d. h. nie ein Concordat geſchloſſen, nie mit dem Papſt unterhandelt werden und namentlich Jeſuiten ſollten ſich nie in England blicken laſſen.

Von beiden Seiten wurden Einwürfe gegen die Bill gemacht. Die einen behaupteten, die Bill werde der reformirten Kirche große Gefahr bringen, die katholiſche Oppoſition zunächſt in Irland übermächtig werden laſſen. Die andern ſagten: Irland verlangt Brod, von der Emancipation wird es nicht ſatt. Indeß ging die Bill im Unter- und Oberhauſe durch und wurde vom König am 15. April beſtätigt. O'Connel hatte ſich auf ſeinen Sitz im Parlament begeben, wurde aber, als geſetzlich noch nicht befähigt, ausgewieſen. Nachdem die Emancipation der Katholiken zum Geſetz erhoben worden war, unterzog er ſich einer neuen Wahl und trat nunmehr ohne weiteres Hinderniß ins engliſche Unterhaus ein.

Seine weiteren Plane waren fortan, die Aufhebung des Zehnten zu erwirken, der die Irländer in ſo tiefe Armuth herabdrückte und täglich Urſache zu Gewaltthätigkeiten und wüthender Gegenwehr wurde; und die Aufhebung der Union zwiſchen England und Irland, um für Irland wieder ein beſonderes Parlament in Dublin zu erhalten. Er beging einen Fehler, indem er zu viel auf einmal wollte. Die nationale Unabhängigkeit mit einem eigenen iriſchen Parlamente durfte er niemals durchzuſetzen hoffen; er konnte wiſſen, England ſey zu ſtark und zu klug, um dieſelbe jemals zu geſtatten. O'Connel hätte daher ausſchließlich das Elend des iriſchen Volks zu lindern bemüht ſeyn ſollen. Das hätte er unter der Bedingung der Treue und des Gehorſams gegen England durchſetzen können.

Die glückliche Durchführung der Emancipationsbill machte den engliſchen Reformern Muth, auch die Reformfrage wieder aufzunehmen. Am 25. Januar 1830 that eine große Volksverſammlung in Birmingham desfalls den erſten Schritt und Attwood ſtiftete hier einen Reformverein, der künftig auf dieſelbe geſetzliche Weiſe

und mit derſelben Beharrlichkeit, wie O'Connel die katholiſche, ſo die Reformangelegenheit betreiben ſollte. Der Herzog von Wellington, der aus Staatsklugheit in der iriſchen Frage nachgegeben hatte, war nicht geneigt, den Reformers zu weichen. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im Februar 1830 verſprach er Erleichterung des Nothſtandes und Abſtellung mancher Mißbräuche in der Rechtspflege ꝛc., aber keine Parlamentsreform.

Das Toryminiſterium befand ſich indeß ſchon in einer unhaltbar gewordenen Lage. Nach und nach war ihm eine mächtige Oppoſition unter den Tories ſelbſt erwachſen. Der nächſte Bruder des Königs, Herzog Wilhelm von Clarence, war wegen ſeiner Beziehungen zum Admiral Codrington und zu deſſen Verhalten bei Navarin durch Wellington ſeiner Stelle als Oberadmiral der Flotte enthoben worden, jetzt aber, als Georg IV. bedenklich krank darniederlag, der Thronbeſteigung nahe. Das führte zu einer Defection aller derer, welche der neuen Sonne zugewandt waren. Eine zweite Defection hatte den Aerger der Hochtories und Oranienmänner wegen der Katholikenemancipation zum Grunde. Die alten Todfeinde des Papismus und die reichen reformirten Grundherren in Irland konnten den Miniſtern ihre Bill nicht verzeihen. Indem nun dieſe beiden Defectionen der Tories mit der Oppoſition der Whigs erſt nur in kleinen Fragen zu ſtimmen anfingen, fiel das Miniſterium im Parlamente in eine Minderheit, die ſeine längere Möglichkeit zweifelhaft machte. Ehe es aber noch einen Entſchluß gefaßt hatte, ſtarb König Georg IV. am 26. Juni 1830 ohne Kinder.

Sein gleichfalls kinderloſer und ſchon bejahrter Bruder **Wilhelm IV.** überraſchte die Oppoſition mit der Erklärung, daß er alles Vergangene vergeſſen und daß die bisherigen Miniſter ſein ganzes Vertrauen beſäßen. Allein die Oppoſition ließ ſich nicht irre machen und fuhr fort, durch die Mehrheit dem Miniſterium kleine parlamentariſche Niederlagen zu bereiten. Als ihr nun überdieß die Revolution in Frankreich neuen Schwung gab, half dem

Miniſterium ſeine Zähigkeit nicht mehr. Während der Vertagung des Parlaments vom Auguſt bis November herrſchte große Aufregung in England. In der Grafſchaft Kent kamen Mordbrennereien an die Tagesordnung, die den Haß der ärmſten Claſſen gegen die Reichen verriethen, und in Irland ſtellte O'Connel die Aſſociationen unter dem neuen Namen „der iriſchen Freiwilligen" wieder her. Die Art, wie Karl X. auf ſeiner Flucht am engliſchen Ufer empfangen wurde, zeigte eine Sympathie für die Julirevolution, die um ſo wahrer erſcheinen mußte, als ſie das Schickliche ſo ſehr außer Acht ließ.

Bei Wiedereröffnung des Parlaments am 2. November 1830 wagte noch Wellington, ſich gegen jede Reform zu erklären, und Peel, ihn zu vertheidigen. Aber der letztere wurde durch die eindringliche Beredſamkeit Broughams aus dem Felde geſchlagen. Brougham wußte die Stimmung der Zeit zu benützen, um in ſeiner mit Recht bewunderten Rede nicht nur die Nothwendigkeit innerer Reformen, ſondern auch die einer Aenderung der auswärtigen Politik Englands darzulegen. Sein Grundgedanke war, man müſſe Cannings Syſtem fortführen, ſich nicht mehr von den nordiſchen Mächten in's Schlepptau nehmen laſſen, ſondern mit dem conſtitutionellen Frankreich und allen liberalen Sympathieen Europas im Bunde handeln, ſich die Hegemonie im conſtitutionellen Weſten zueignen. Unter den Eindrücken dieſer Rede ſtimmte das Unterhaus gegen die miniſteriellen Vorſchläge in Betreff der neuen Civilliſte und nun blieb den Miniſtern nichts übrig, als zurückzutreten.

Der König ernannte ſofort ein Whigminiſterium, an deſſen Spitze der alte, aber noch rüſtige Graf Grey trat. Brougham wurde Lordcanzler; unter den übrigen Miniſtern zeichneten ſich drei Lords, Holland, John Ruſſel und Palmerſton, aus. Ueberzeugt, auf Popularität bauen zu können, begann Grey ſeine Verwaltung mit großer Energie, ließ gegen die Brandſtifter mit ſchweren Strafen einſchreiten und O'Connel ohne Weiteres in Verhaft nehmen. Der

irische Agitator wurde gegen eine Caution zwar wieder auf freien Fuß gesetzt, allein da er in der That mit seinen neuen Associationen ungesetzlich vorgeschritten war, so kam seine Beugung unter das Gesetz einer moralischen Niederlage gleich und sein Ansehen begann zu sinken.

Mit nicht mindrer Ueberlegenheit nahm Grey die innige Verbindung auf, die von Seite des neuen Bürgerkönigs in Frankreich gewünscht wurde. England hatte dabei entschieden die Vorhand, der alte Talleyrand mußte sich vor Grey bücken.

Zur dauernden Beruhigung des englischen Volkes aber erschien die Parlamentsreform unerläßlich und Grey verfehlte nicht, sich durch dieselbe ein unsterbliches Denkmal zu setzen, da ihm die Gelegenheit so günstig war. Schon am 1. März 1831 brachte Russel eine Reformbill an das Parlament, worin den zerfallenen Mauern der s. g. Rotten-Boroughs ihr Wahlrecht genommen wurde, um es auf die volkreichen Fabrik- und Handelsstädte zu übertragen. Sein Plan war, 60 verfallene Flecken des Wahlrechts ganz, 47 sehr kleine Städte desselben halb zu berauben, dagegen den größern Städten theils neue, theils vermehrte Wahlrechte zu gewähren. Die Forderung war noch sehr gemäßigt, denn die Aristokratie behielt immer noch die Mehrheit der Wahlen in Händen, aber die Grundlage des bisherigen Wahlsystems war erschüttert und es ließ sich voraussehen, daß von nun an der Druck der Baumwolle auf das Korn nachhaltig überwiegen, oder mit andern Worten, daß nach und nach eine Mehrheit im englischen Parlament aufkommen werde, die nicht mehr getragen von der aristokratischen Tradition, sondern von jedem Winde der Situation und s. g. öffentlichen Meinung bewegt, gleich den liberalen und demokratischen Oppositionen auf dem Festlande mit unfruchtbaren Doctrinen oder anarchischen Gelüsten die alte felsenfeste Praxis der bisherigen aristokratischen Parlamentsregierung unterwühlen würde. Deshalb ging der Widerstand der Tories gegen Lord Russels Bill nicht blos aus Eigennutz, sondern auch aus einem sehr achtbaren

die größern die kleinern meiſtern; allein deſſen werden ſich dieſe ſehr bedanken, auch wäre es eine ſchmähliche Ariſtokratie der Maſſe, in das Princip der Stände eingeführt. Daß eine helvetiſche Republik die größte Thorheit wäre, welche das kleine ſchweizeriſche Volk begehen könnte, indem ſeine Stärke gegen außen, nämlich ſeine Neutralität, weſentlich auf ſeiner diplomatiſch unüberwindlichen kantonalen Gliederung beruht, davon will ich hier nicht reden, indem ich überhaupt nicht rathen will, was das ſchweizeriſche Volk thun ſoll, ſondern zeigen, was es ſeiner Natur nach thut und thun wird, wenn man es auch noch ſo ſehr mit dem Gegentheil berieth.

Was die Organiſation der einzelnen Kantone anbelangt, ſo würde es zu weit führen, das conſtitutionelle oder ſtändiſche Element, wie es ſich in den verſchiedenen Cantonalverfaſſungen gemiſcht hat, zu verfolgen. Folgende Andeutungen mögen genügen. Die Kantone, welche dem Sturme der ſogenannten Regeneration entgingen, ſind noch gänzlich ſtändiſch organiſirt, ſo Graubünden und Wallis, welche im Grunde Föderativſtaaten von Ständen und Gemeinden bilden; ebenſo die Urkantone, welche freilich nur Einen Stand, aber meiſt, außer der allgemeinen Landsgemeinde, ihre ſehr unabhängigen Bezirksgemeinden, ſämmtlich endlich ſehr ſelbſtſtändige Ortsgemeinden haben. Die franzöſiſchen Kantone, Neuenburg ausgenommen, welches noch ſehr viel Ständiſches hat, haben ſich dagegen von Grund aus conſtitutionell umgeformt; eben ſo die neu gebildeten deutſchen Kantone, die keine eigene, in dem Volk feſtgewurzelte ſtändiſche Organiſation beſeſſen hatten. Die alten deutſchen Kantone endlich, welche ſich freiwillig oder unfreiwillig regenerirten, haben innerhalb der conſtitutionellen Form, worin eben die Hauptſache der Regeneration beſtand, doch noch ſehr viele ſtändiſche Elemente, namentlich die Zünfte als politiſche Wahlkörper, beibehalten. So combinirt z. B. die Verfaſſung von Baſelſtadt das ſtändiſche und conſtitutionelle Princip faſt zu gleichen Theilen, jenes in den Zünften, dieſes in den Bezirkswahlen, wodurch der Große Rath zuſammengeſetzt wird; während die rauracbiſche Baſellandſchaft, ihrer galliſcheren Natur folgend, ſich von Grund aus conſtitutionell umgeformt hat.

Prof. Fr. Fiſcher.

patriotiſchen Bedenken hervor. Die Bill ging zwar am 19. April im Unterhauſe durch, aber nur mit 8 Stimmen Mehrheit, und im Oberhauſe war noch keine Hoffnung, daß ſie durchgehen werde. Der König löste daher das Parlament auf und ließ neue Wahlen vornehmen. Das Volk machte großartige Demonſtrationen zu Gunſten der Bill. London wurde zu Ehren Greys illuminirt, vor Wellingtons Palais gab es ſolchen Tumult, daß die Bedienten des Herzogs auf das Volk ſchießen mußten, um es abzuwehren.

Das neue Parlament trat am 21. Juni zuſammen. Ruſſel brachte die Bill mit einigen Abänderungen ein, damit ſie eher angenommen würde; aber das Oberhaus verwarf ſie, am 8. October. Hierauf wurde das Parlament abermals aufgelöſt, am 20ſten. Die Aufregung in London und auf dem Lande war ungeheuer. Die Hochtories wurden vom Pöbel inſultirt, ſo Marquis von Londonderry in den Straßen von London mit einem Steinhagel verfolgt, Wellingtons Palaſt abermals angegriffen, das prächtige Schloß des Herzogs von Newcaſtle zu Coſlingham in Brand geſteckt. Zu Briſtol beherrſchte der Pöbel die Stadt drei Tage lang, brannte und plünderte.

Am 6. December wurde das neue Parlament eröffnet und die Bill, abermals verändert und im Sinn der Tories gemildert, wieder eingebracht. Ruſſel hoffte ſie erſt durchzuſetzen, nachdem er den Tories noch mehrere Conceſſionen gemacht und mehreren Flecken das Wahlrecht, das er ihnen früher abgeſprochen, wieder zurückgegeben hatte. Aber auch damit waren die Tories noch nicht zufrieden, ſondern machten jetzt ein Complott, den Miniſter Grey zu ſtürzen, indem ſie erſt nach dieſem Sturze die Reform ſelbſt in die Hand nehmen und durch ein Toryminiſterium zu Stande bringen wollten. Lord Ellenborough kündigte dieſen Plan am 7. Mai 1832 offen an und machte die Wiederherſtellung eines Miniſteriums Wellington zur Bedingung, ohne welche das Oberhaus die Reformbill

niemals annehmen werde. Grey stellte die Sache dem König anheim und dieser nahm seine Entlassung an.

Nun aber wurde die Gährung im Volk immer drohender. Schon im vorigen Jahr hatte sich eine große national political Union gebildet, um die Reformpartei im Parlament durch Volksdemonstrationen zu unterstützen. In London präsidirte diesem Verein Francis Burdett, der Vater der Reformidee, auf dem Lande reiste Hunt umher, um das Volk aufzuregen, und in allen größeren Städten wurden wiederholt große tumultuarische Volksversammlungen abgehalten und Adressen*) unterzeichnet. Alle diese Demonstrationen aber, die seit vorigem Sommer sich stets wiederholt, traten noch nicht aus den Schranken der Ehrerbietung vor dem Thron heraus. Erst jetzt, als das Ministerium Grey gestürzt war, kündigte eine Adresse der Wähler der Stadt London Steuerverweigerung an und wurde auch in Birmingham an die Häuser angeschlagen: „Hier werden keine Taxen bezahlt, bis die Reform durchgegangen ist.“ Aus allen Theilen des Landes kamen Adressen und Nachrichten von wilder Aufregung ein. Der Stadtrath von London stellte officiell an das Unterhaus die Bitte, das Budget zu verweigern, und das Unterhaus selbst wandte sich am 10. Mai mit einer Adresse an den König, worin es ihm von der Ernennung eines Toryministeriums dringend abrieth. Bereits wurde in den Volksversammlungen, die sich fast täglich wiederholten, die Achtung gegen den König selbst verletzt, indem sich unter den zahlreichen Fahnen und Emblemen auch ein Paar Hosen an einer langen Stange erhoben, als Sinnbild der Königin Adelheid (geborne Prinzeß von Sachsen-Meiningen), die man beschuldigte, sie mische sich zu Gunsten der Tories in die Geschäfte. Auch wo der König sich zeigte, mußte er Vorwürfe aus dem Munde des Pöbels hören.

*) Auch die Lehrjungen von Derry überbrachten eine solche Adresse. Da sagte der alte König: junge Rathgeber der Krone, sehr junge Rathgeber!

Er war deshalb sehr gereizt und hätte gern dem Volke getrotzt, wenn er es nicht für zu gefährlich gehalten hätte. Wellington blieb mitten im Sturm kalt und ließ sich selbst durch die Drohung nicht einschüchtern, die gesammte Fabrikbevölkerung von Birmingham, Manchester, Leeds ꝛc. werde nach London kommen. Aber der König hatte nicht so viel Muth, und lud am 18. Mai den Grafen Grey ein, das Ministerium zu behalten. Das Oberhaus wurde nun von allen Tories verlassen. „Mögen die edlen Lords ihr schmutziges Werk allein verrichten," rief Graf Carnarvon und erhob sich, um mit Wellington und sämmtlichen Tories die Sitzung zu verlassen. Die Zurückgebliebenen aber ließen sich vom Unterhause noch einige kleine Concessionen bewilligen und stimmten dann für die Bill am 4. Juni. Am 6. genehmigte das Unterhaus die so amendirte Bill und am 7. wurde sie vom König sanctionirt.

Damit hörte der Tumult im Lande auf. Nur in Irland betrieb O'Connel immer noch die Zehntfrage. Es handelte sich um ein himmelschreiendes Unrecht. Die protestantische Geistlichkeit trieb, ohne irgend eine Gegenleistung, von den armen kathol. Irländern den Zehnten ein und ließ sie auspfänden, wenn sie nicht bezahlten. Täglich sah man herzzerreißende Scenen, ein verhungerndes Volk auf schmutziges Stroh gebettet und kaum mit Lumpen bedeckt, denen Büttel die letzte Habe wegnahmen. Diesen Scenen folgten dann aber bei Nacht andere der blutigen Rache. Gleichwohl war es O'Connel nicht möglich, die Abschaffung des Zehnten durchzusetzen.

Die bisher allein privilegirte Aristokratie hatte sich die Parlamentsreform gefallen lassen müssen, aber von ihren ökonomischen Vortheilen wollte sie nicht lassen. Die reformirte Geistlichkeit gehörte in ihren Summitäten zur Lordschaft. Die Staatskirche war ein Minorat des Adels. Alle höhern Stellen waren von jüngern Söhnen derselben besetzt. Nicht bloß auf dem fremden irischen Boden, auch in England selbst auf rein reformirtem Boden, genoß die Staatskirche ein Uebermaß von Rechten und Vortheilen, was zum Bedürfniß in keinem Verhältniß stand und dem Volk eine schwere

Laſt war. Der Zehnte allein trug ihr in England und Wales (ungerechnet Schottland und Irland) jährlich nahe an 6 Millionen Pfund Sterling ein, ihr Grundbeſitz nebſt den laufenden Kirchengebühren nahe an 4 Millionen, ſo daß ihre Jahreseinnahme nach unſerm Gelde mindeſtens zu 114 Millionen Gulden berechnet wurde. Davon zogen die Biſchöfe ungeheure Summen, ohne etwas dafür zu thun. Auch die Pfarrer lebten häufig gar nicht in ihrem Kirchſpiel, ſondern bezahlten einen Vicar und amuſirten ſich auf Reiſen. Viele Pfarrer waren reich dotirt und hatten gar keine Kirche. Aehnliche Mißſtände walteten im Stiftungsweſen. Eine Dame in London bezog jährlich 2000 Pfund Sterling als Vorſteherin einer alten wohlthätigen Stiftung, die ſie nie in ihrem Leben betrat, ſondern durch eine dritte Perſon verwalten ließ, die wieder ihrerſeits die Stiftung im eigenen Nutzen ausbeutete. Die veralteten Formen der engliſchen Staatsmaſchine erlaubten die Beibehaltung von einer Menge von Aemtern, die keinen practiſchen Werth mehr hatten, aber der Ariſtokratie große Beſoldungen einbrachten. Man gab damals in London ein ſ. g. ſchwarzes Buch heraus, in dem die Cumulationen der Gehalte verzeichnet waren, in deren Beſitz ſich die Lords befanden. Darin fand man, die gegenwärtigen Mitglieder des Oberhauſes, geiſtliche wie weltliche, bezögen allein an Beſoldungen unter verſchiedenartigen Titeln zuſammen 26 Millionen Gulden, ungerechnet die Einnahmen von ihren Gütern und vom Zehnten.

Das war der alte, wie man ſieht, zum Theil mit Unrecht erworbene Reichthum der Ariſtokratie, derer, die im Beſitz des Grund und Bodens und der Staatsämter waren. Der Reichthum der bisher im Parlament und in den Staatsämtern ſo wenig vertretenen bürgerlichen Mittelclaſſe floß hauptſächlich vom Meer her aus dem Handel und aus den Colonien. Einzelne Handelshäuſer häuften durch den Erwerb aus Colonialwaaren oder aus Fabrikaten, die ſie an die ganze Welt abſetzten, coloſſalen Reichthum und konnten mit den erſten Häuſern der alten Ariſtokratie wetteifern.

Ungeheure Geldsummen kamen aber aus den Colonien auch den aristokratischen Familien zu Gute, deren Söhne Aemter in Indien, Canada, dem Cap ꝛc. bekleideten. Die Colonien hatten lediglich keine andere Bestimmung für England, als seinen Reichthum zu mehren. Nun waren aber in England die Grenzen zwischen der Aristokratie und dem Bürgerthum nichts weniger als streng gezogen. Nicht nur der reiche Baumwollenspinner Peel wurde Minister und Tory, sondern auch der Advocat Brougham gelangte zu den höchsten Ehrenstellen der Lordschaft. Mit der Gleichberechtigung der bürgerlichen und adeligen Reichen aber war dem gemeinen Volke nicht geholfen. Die in den Fabrikstädten gewählten reichen Bürgerlichen standen dem Armen eben so fern, wie ihm die von den Rottenboroughs gewählten Lordssöhne gestanden hatten. Die Reform änderte somit nichts an der tiefen Kluft zwischen übergroßem Reichthum und übergroßer Armuth in England und somit konnte auch die Bewegung im Volke, das eine wahre, gründliche, wurzelhafte Reform nicht blos des Parlaments, sondern der öffentlichen Zustände Englands überhaupt wollte, nicht aufhören.

Das liberale Whigministerium Grey war und blieb auch nach der Parlamentsreform noch durch und durch aristokratisch und schloß sich, wie das Parlament selbst, gegen die Wünsche und Hoffnungen der ärmeren Classen ab. In demselben Egoismus bewegte sich auch seine auswärtige Politik. Es ist wahr, England und Frankreich vereinigt schützten die Verfassungen in Spanien und Portugal, emancipirten Belgien von Holland, nahmen sich auch der Schweiz bei Gelegenheit gegen die nordischen Mächte an und schienen somit wenigstens die Westhälfte Europa's unter dem Banner der liberalen Ideen zu vereinigen. Aber der Liberalismus war hier nicht Zweck, sondern nur Mittel. England verwendete ihn in seinem Nutzen. Es beschützte ihn im Westen, weil es hier die Mittel dazu besaß, es verleugnete ihn in Polen, weil es hier nicht stark genug war. Noch in demselben Sommer 1832 schickte Grey seinen Schwiegersohn Lord Durham nach St. Petersburg, um dem Kaiser Nicolaus

das Recht, welches England als Garant der polnischen Verfassung hatte, in den polnischen Angelegenheiten mitzusprechen, einfach preiszugeben und damit Rußlands Zustimmung zu den Maßregeln zu erkaufen, die England mit dem Westen vornehmen würde.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, wie gern Ludwig Philipp auf dieses englische System einging. Auch ihm diente der Liberalismus immer nur als Mittel zum Zweck seiner eigenen Herrschaft. Wie beide Mächte in diesem Sinne sich die Vormundschaft über die pyrenäische Halbinsel anmaßten, werden wir im folgenden Buche kennen lernen. Trotz dieser Uebereinstimmung aber blieb England immer darauf bedacht, seine Ueberlegenheit über Frankreich geltend zu machen und vermied alles, was nur entfernt den Schein haben konnte, als ließe sich England von Frankreich leiten. Man glaubt daher, daß England, auch abgesehen von seinem Interesse in Belgien, dem es Polen opferte, die Polen schon einfach aus dem Grunde würde im Stich gelassen haben, damit es nicht scheine, als folge es in dieser Sache dem französischen Impulse. Denn hätten die Westmächte sich ernstlich für Polen verwandt, so würde sich Frankreich allein Verdienst und Ruhm davon angeeignet haben.

Grey präsidirte dem Ministerium bis 1834, dann überließ er seine Stelle dem Lord Melbourne, einem Whig, der im bisherigen System nichts änderte.

König Wilhelm IV. starb am 20. Juni 1837. Ihm folgte nach englischem Erbrecht, welches die weibliche Nachfolge duldet, die einzige Tochter seines ältesten Bruders, des Herzogs von Kent, Prinzessin **Victoria**, damals erst 18 Jahre alt, eine kleine Dame, aber gesund und kräftig und mit einer Stärke des Eigenwillens begabt, der zu ihrem Glück von einem feinen weiblichen Verstand beherrscht wurde, so daß er sich nicht in den Staatsangelegenheiten geltend zu machen suchte. Sie ließ die bisherigen Minister gewähren und vermählte sich 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, einem der schönsten Männer seiner Zeit, dem sie

nachher viele gesunde Kinder beiderlei Geschlechts gebar. Der Prinz erhielt den Titel Königliche Hoheit, wurde aber durch die auf ihre Macht eifersüchtige Lordschaft von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, ja von Zeit zu Zeit machte die Presse systematische Angriffe auf ihn, um ihm auch die kleinste Einmischung in Staatsangelegenheiten zu verleiden.

Die Sympathien des königlichen Hauses in England waren immer mehr für die Tories, als für die Whigs. Die letzteren wurden in der Noth, um das Volk in schwierigen Zeiten zu beruhigen, ins Ministerium gerufen, um später wieder den Tories Platz zu machen. Damals kam noch ein weiterer Umstand hinzu, der den Tories den Wiedereintritt ins Ministerium erleichterte. Ludwig Philipp suchte sich nämlich mehr und mehr von der englischen Vormundschaft frei zu machen und England brauchte auf ihn nicht mehr so viele Rücksicht zu nehmen wie früher. Im Jahr 1841 änderte daher die Königin das Ministerium, in welches wieder der alte Wellington und Sir Robert Peel eintraten, der letztere, um jetzt erst die glänzende Rolle auszuspielen, zu der ihn sein Talent berufen hatte.

Dem Sturze des Whigministeriums ging die Unterdrückung einer heftigen Volksbewegung vorher. Die Arbeiter in England litten immer noch schwer unter dem Druck der reichen Arbeitgeber, der ihnen ungünstigen Gesetze, der hohen Getraidezölle, der Fehljahre. Der Brodmangel stieg mit der Bevölkerung, welche sich von 1830—1840 in England von 24 auf 26½ Millionen erhöhte, während die Zahl der Dampfmaschinen in den Fabriken, wodurch menschliche Hände erübrigt wurden, auf 200,000 stieg. Das Beispiel der Reformer, so wie O'Connel's feierte nun die Arbeiter an, auch ihrerseits auf dem gesetzlichen Wege, durch Vereine und Adressen eine Besserung ihrer Lage im Parlamente durchzusetzen. Im Juni 1838 erregte Nicholls Tom in Canterbury einen wilden, gesetzlosen Aufruhr, der bald mit Gewalt unterdrückt wurde. Im August aber hielten 200,000 Arbeiter zu Birmingham eine Ver-

sammlung, um über legale Mittel der Besserung zu berathen unter Leitung der beiden Parlamentsmitglieder für Birmingham Attwood und Sholefield und des Advocaten O'Connor. Hier zuerst wurde die von dem Tischler Lovets verfaßte Volkscharte (National charter) proclamirt, die in fünf Artikeln: allgemeines Stimmrecht, geheime Abstimmung, jährliche Einberufung des Parlaments, Abschaffung des passiven Wahlcensus und der Diäten verlangt. Davon erhielt die ganze Partei der Arbeiter den Namen Chartisten. Ihre Bittschrift an das Parlament wurde in weiteren nachfolgenden Arbeiterversammlungen, unter denen die zu Manchester im September die colossalste war, unterstützt. Das Parlament konnte aber die Bittschrift, welche 1,285,000 Unterschriften zählte, erst im Mai 1839 entgegennehmen und faßte am 12. Juni einen ablehnenden Beschluß. Die Aufregung war ungeheuer. Die Führer aber riethen, nach O'Connels Vorgang, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. Nur in Wales wagte der Leinwandhändler Frost im November einen offenen Aufstand, welcher niedergeschlagen wurde. Im Jahr 1840 erneuerten sich die Arbeiterversammlungen, aber ohne Energie. Man wartete bessere oder noch schlimmere Zeiten ab. Erst in dem Hungerjahr kamen wieder ernste Volkstumulte vor, doch nur vorübergehend. Wenn man erfährt, welche Klagen die Arbeiter damals vorbrachten und in welchem tiefen Elende sie anerkannter Weise schmachteten, während es so viele Reiche in England gab, die kein Auge dafür hatten, und während das Parlament und die Regierung trotz aller Mahnungen nur eine sehr ungenügende Abhülfe trafen, so muß man staunen über die tiefe Achtung vor dem Gesetz, die jenen Hunderttausenden von Armen innwohnte, welche trotz des Unrechts, welches sie erdulden mußten, doch nicht zur Gewalt schritten.

In London selbst boten die Stadttheile Saint Giles, White-Chapel und Bethnal-Green die Bilder des schaudervollsten Elends dar, während in der City kaufmännischer und im Westend adeliger Reichthum alle Besitzthümer der Welt überwog. Nirgends standen

ſich Mangel und Ueberfluß ſo grell gegenüber. In Saint Gilles lebten nahe an 100,000 Menſchen faſt ausſchließlich von Schande und Verbrechen. In London rechnete man damals auf 25 Seelen im Jahr eine Verhaftung, in dem verderbten Paris doch nur eine auf 70 Seelen. In den Provinzen kam das Verbrechen weniger häufig vor, deſto größer aber war das Elend. In den großen Steinkohlengruben, an denen England ſo reich iſt, waren ſchon Kinder von 4—5 Jahren mit kleinen Dienſten, Thüraufmachen ꝛc. beſchäftigt, von früh 4 Uhr bis Abends 6 Uhr, in einem engen Loch unter der Erde. Wuchſen ſie heran, ſo durften ſie, auf dem Bauch kriechend, Kohlen ſchleppen. Kamen ſie ins mannbare Alter, ſo arbeiteten ſie in freien Räumen, der Hitze wegen halbnackt, beide Geſchlechter durcheinander. In den zahlreichen Baumwollſpinnereien war die Sittenverderbniß faſt noch ärger, das ewige Hocken und Schwitzen noch ungeſunder. Die kurze Ruhe bei Nacht mußten die Arbeiter und Arbeiterinnen in den engſten und ſchlechteſten Wohnungen, in Liverpool unter der Erde ſuchen, alle Geſchlechter und Alter gemiſcht. Eine kurze Luſt gewährt ihm nur der Gin (Branntwein). Daher die fürchterlichſte Verſunkenheit in der Sitte und Sprache, eine halbe Verthierung, und die eckelhafteſten Krankheiten, eine kurze Lebensdauer. Faucher berechnet die mittlere Lebenszeit der engliſchen Fabrikarbeiter nur zu 17 Jahren. Unzählige ſterben vor dem reifen Alter.*) Man leitete damals aus Anlaß der Meuterei einige Reformen ein, aber unpraktiſche. Man ſchickte die Kinder aus den Fabriken täglich drei Stunden lang in die Schule, wo ſie nur noch mehr verhockten. Man ſtrich einige Arbeitsſtunden, allein aus Noth arbeiteten die armen Leute doch weiter, wenn man es verlangte. Man wollte die tägliche Arbeitszeit auf 10 Stunden herunterſetzen, aber die Fabrikanten bewieſen, daß wenigſtens 12 Stunden abſolut nothwendig ſeyen,

*) In den Hoſpitälern in London zählte man damals ſeit 8 Jahren 2700 ſyphilitiſche Kinder.

wenn die fabricirten Waaren nicht vertheuert und wenn den Bestellungen genügt werden solle.

Auch Irland blieb in seiner unglücklichen Lage. Vergebens machte O'Connel den repeal (Widerruf der Union zwischen England und Irland) und Bildung eines besonderen Parlaments für Irland zur Parole. Umsonst gründete er eine s. g. O'Connel-Rente, eine freiwillige Steuer der Iren, um Mittel zu haben, den Repeal durchzusetzen. Umsonst hielt er glänzende Reden wie im englischen Parlament, so bei den irischen Volksversammlungen und als Lordmajor von Dublin, zu welcher Würde ihn seine Landsleute erhoben hatten. Regierung und Parlament in England blieben fest und hielten die Iren unter ihrem eisernen Drucke, wie bisher. Der so verhaßte irische Zehnte wurde zwar 1838 in einen Grundzins verwandelt, das änderte aber nur seinen Namen, nicht sein Wesen, er mußte eben fort und fort bezahlt werden. Die wenigen irischen Mitglieder, die ins Parlament von London zugelassen waren, blieben immer in einer ohnmächtigen Minderheit. Die s. g. Municipalreform, die man für Irland beliebte, war auch nur ein Schaugericht, denn sie lieh den Gemeinden keine Macht, um ihren schlechten Stand zu bessern. Im Jahr 1843 wurde O'Connel noch einmal wegen seiner Agitation vor Gericht gezogen, jedoch wieder freigelassen. Strenger verfuhr das wiederhergestellte Torymininisterium gegen das unruhige und racheglühende Volk.*) Da starb der unermüdliche, aber in vergeblichen Anstrengungen schon erschöpfte

*) Der anglikanische Bischof von Exeter rief im Oberhause 1814 aus: das Eigenthumsrecht der akatholischen Staatskirche in Irland beruht wie das der akatholischen Privaten auf dem Recht der Eroberung. Beschränkt ihr das eine, so ist auch das andre nicht mehr sicher. — Für diese Staatskirchlichen existirte nur noch ein Interesse, keine Moral mehr. Ein staatskirchlicher Geistlicher, der sich von zwei Pfründen in Wales mästete, Thomas, wurde wegen Verführung eines rechtschaffenen Mädchens, die er nachher höhnisch sitzen ließ, zwar zu einer Geldbuße verurtheilt, durfte aber im Amte bleiben.

Aphorismen über Forstwesen.

Der strenge Winter von 1837 — 1838 hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt, welcher dieselbe schon früher verdient hätte, nämlich: auf die Wälder. Man scheint endlich allgemein anzuerkennen, daß ihr Zustand im hohen Grade wichtig und daß ihre Production keineswegs etwas sich Gleichbleibendes ist, sondern großen Schwankungen unterliegt, die um so einflußreicher sind, als es sich mit den Holzpreisen nicht wie mit den Getreidepreisen verhält, sondern seltene, durch besondere Naturereignisse herbeigeführte Ausnahmen abgerechnet, die ersteren immer für eine längere Reihe von Jahren steigen oder fallen, während die letzteren alljährlich wechseln können, und z. B. eine einzige reichliche Ernte dem Mangel sofort abzuhelfen und die Preise um die Hälfte und wohl noch mehr zu verringern vermag. Demnach dürfte sich's wohl der Mühe lohnen, diese Angelegenheit näher ins Auge zu fassen und richtige Begriffe über die Natur der Wälder und ihre Erträge fördern zu helfen. Es soll dies in einzelnen aphoristischen Sätzen versucht werden, da eine zusammenhängende und vollständige Behandlung des Gegenstandes für den Zweck wie für den Raum dieser Blätter zu umfangreich seyn würde.

Verschiedenartigkeit der Waldungen — hoher und niedriger Umtrieb.

Wenn es sich um die Dauer, die Ergiebigkeit und den Nachhalt der Wälder handelt, so ist es vor allen Dingen wichtig, den großen Unterschied zu erkennen, welcher, der Natur der Sache

O'Connel, 1847, und in demſelben Jahre brach über ſein Vaterland das herbſte Unglück herein, nämlich die Kartoffelkrankheit und in deren Folge eine ſchreckliche Hungersnoth. Faſt überall in Europa begannen 1846 die Kartoffeln auf eine räthſelhafte Weiſe unter und über der Erde zu faulen und je mehr dieſe Frucht faſt noch die einzige Nahrung der ärmeren Claſſe gebildet hatte, um ſo mehr mußte ihrem Fehlſchlagen im folgenden Winter und Frühjahr eine Hungersnoth folgen. Dieſe führte faſt in allen Theilen des europäiſchen Feſtlandes zu Exceſſen, zeigte ſich aber nirgends ſo furchtbar als in Irland, wo ſie das ganze Jahr hindurch wüthete und viel tauſend Opfer hinraffte. Begreiflicherweiſe führte die Noth auch zu Verbrechen und Blutvergießen. Nach dieſer Kataſtrophe folgte jedoch eine bedeutungsvolle Ruhe im Lande und das wildempörte Element floß ſanft und langſam ab. Das Unglück hatte nämlich die alte Liebe zur Heimath bei den Iren dermaßen geſchwächt, daß ſie maſſenhaft auszuwandern anfingen und zwar in die freien Staaten von Nordamerika. Ganze Dörfer in Irland blieben menſchenleer zurück.

Während das Toryminiſterium hart gegen das iriſche Volk verfuhr, machte es doch der katholiſchen Kirche neue Conceſſionen, was um ſo auffallender und überraſchender war, als ſeit der Emancipationsbill eine katholiſche Bewegung mitten im reformirten England erfolgte, wie die Orangemänner vorausgeſetzt hatten, eine Bewegung, die mehr den Widerſtand des Miniſteriums herauszufordern ſchien, als die Nachgiebigkeit. In Oxford ſelbſt, der alten Univerſität, aus der die hohe Geiſtlichkeit der Staatskirche in England ſich fortwährend recrutirte, nahm man eine bedenkliche Defection wahr, einen immer mehr überhand nehmenden Abfall zur katholiſchen Kirche. Dr. Puſey ſtellte eine neue Lehre auf, die zwar noch eine ſcharfe Grenze zog gegen den Katholicismus, aber zugleich ihren Anhängern einen Trieb und Drang einflößte, dieſelbe Grenze zu überſchreiten. Daher der merkwürdige Fall, daß Puſey ſelbſt nie katholiſch wurde, ſeine meiſten und ausgezeichnet-

ſten Schüler aber übertraten. Er erhob die anglikaniſche Kirche gleichſam aus der Häreſie in das Schisma. Er verwarf die Reformation, hielt an der älteren Kirche feſt und ſtritt mit Rom nur wie vor tauſend Jahren Columban mit Bonifacius. Aber ſein iſolirter Sectenſtandpunct ließ ſich nicht feſthalten. Die einmal der Reformation widerſagten, wurden unwiderſtehlich nach Rom hinübergezogen. Die gelehrteſten engliſchen Theologen folgten dieſer Richtung, die Uebertritte wiederholten ſich in jedem Jahr und am meiſten unter den Geiſtlichen. Allerdings waren die Puſeyiten entweder harmloſe Leute, die ihrer freien Ueberzeugung folgten, oder Männer von der edelſten Geſinnung und apoſtoliſchen Kraft, wie Newmann, und deshalb ziemte ſichs, daß ihnen Duldung und Achtung entgegenkam. Allein es bezeugte doch einen wunderbaren Umſchwung in der öffentlichen Meinung, daß das no popery Geſchrei nicht gegen die Puſeyiten erhoben, daß nicht eine neue Verfolgung verlangt und begonnen wurde. Im Gegentheil brachte Peel die ſ. g. Maynoothbill ein, in welcher er für das katholiſche Prieſterſeminar in Maynooth weitere Staatsbeiträge verlangte, und das Parlament willigte ein. Ebenſo glückte es Graham, die Errichtung drei neuer katholiſcher Collegien in England durchzuſetzen. Ein gewiſſer Chriſtie weiſſagte im Parlament, wenn die Univerſitäten Oxford und Cambridge die anglikaniſche Theologie fort und fort ſo geiſtlos trieben, wie bisher, und überhaupt auf dieſen Univerſitäten die alten Mißbräuche fortdauerten, würde der katholiſche Geiſt den anglikaniſchen überflügeln. Aber man hörte nicht auf ihn. Zwar ſchleuderte der Erzbiſchof von Canterbury in einem Hirtenbrief vom 11. Januar 1845 den Bannſtrahl gegen den Puſeyismus, allein dieſer ließ ſich das nicht anfechten. Zu Oxford ſelbſt antworteten ihm die Puſeyiten mit ſiegreicher Beredtſamkeit; und Ward, welcher mit zu offenem Hohn für die Staatskirche katholiſche Grundſätze gelehrt hatte, wurde in einer feierlichen Disputation zu Oxford am 13. Februar zwar zur Verbannung

vom ſtaatskirchlichen Lehrſtuhl, jedoch nur mit einem Mehr von 569 gegen 511 Stimmen verurtheilt. Alſo durften es doch 511 Stimmen im Centralpunct des ſtaatskirchlichen Syſtems wagen, den unverholenen Principienverrath zu entſchuldigen. Im October wurde die neue Kirche der Puſeyiten zu Leeds eingeweiht, wobei 260 Geiſtliche im Ornate der Staatskirche zugegen waren, ſämmtlich Puſeyiten oder Halbkatholiken. Sie war ſehr prachtvoll, die Fenſter allein koſteten 7000 Pfund Sterling. Sieben Tage lang wurde von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends Gottesdienſt gehalten. — Peel hatte nicht nur aus Anlaß der Mainoothbill eine glänzende Rede zum Lobe der Jeſuiten gehalten, ſondern geſtattete auch die Errichtung eines Jeſuitencollegiums auf der Inſel Malta. In Paris und vielen andern Städten Frankreichs wurde auf Antrieb der Biſchöfe für die Rückkehr Englands in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche gebetet. — Der katholiſche Pater Mathew machte ſich hochberühmt als Mäßigkeitsapoſtel und that Wunder in der Bekämpfung des Branntweins, dieſer moraliſchen Peſt des Nordens. Die von ihm geſtifteten Mäßigkeitsvereine zählten bald über eine Million Mitglieder in England und Irland.

Die Noth der armen Bevölkerung in England nährte fort und fort die ſociale Oppoſition, die ſich zunächſt die Aufhebung der Kornbill zum Ziel ſetzte, damit endlich der arme Arbeiter wohlfeileres Brod bekäme. Peel ging von der Anſicht aus, die Regierung dürfe der Oppoſition Conceſſionen machen, nur müſſe jede Reform durch ein Toryminiſterium bewirkt werden, niemals durch die Whigs. So lange die Tories regierten und auch Wohlthaten und Reformen nur ihnen zu verdanken ſeyen, bleibe die Macht der Ariſtokratie unerſchüttert. Allein es ließ ſich nicht verkennen, daß dieſe elaſtiſche Defenſive doch nur den Fortſchritt der offenſiven Oppoſitionsbewegung beförderte. Peel ſelbſt hätte die Aufhebung der Kornbill gar nicht durchſetzen können, wenn er nicht die widerſpenſtigen Lords durch eine neue große Volksbewegung erſchreckt

hätte, wie in der Reformfrage. Das wiederholte Aufbieten des Volks aber mußte bei diesem das Gefühl seiner Kraft vermehren.

Die Freunde der Kornreform fanden seit 1841 in Cobden ein eben so geniales Haupt, wie die der irischen Emancipation es in O'Connel gefunden hatten. Cobden stand an der Spitze der s. g. Anticornlawleague (des Antikorngesetzbundes), die sich über ganz England ausbreitete, und entwickelte in einer großen Sitzung dieses Vereins am 12. Januar 1845 den Plan, den er befolgen wollte. Indem er nämlich noch nicht hoffte, daß Peel allein durch sein Ansehen beim Parlament die Abschaffung oder doch Ermäßigung der Korngesetze durchsetzen werde, weil gar zu viele Privatinteressen der reichen Grundbesitzer in beiden Häusern vertreten seyen, rieth er, mit aller Macht auf die Parlamentswahlen selbst zu wirken und dieselben dem Einfluß der Aristokratie zu entziehen. Dies war nur möglich, wenn man Grundbesitz, das Erforderniß zur activen Wahl, in die Hände der industriellen Massen brachte. Nun galt aber in England noch das alte Wahlrecht der s. g. Vierzigschillingmänner, d. h. der kleinen Grundbesitzer, die jährlich von ihrem Grund und Boden 40 Schilling steuerten. Cobden faßte mithin den Plan, eine Menge so kleiner Vierzigschillinggrundstücke, auf denen das Wahlrecht haftete, an seinen Anhang zu bringen, und dadurch den von der Aristokratie abhängigen Wählerstimmen andre entgegenzustellen. Obgleich nun am 10. Juni ein Antrag Villiers auf Abschaffung der Korngesetze im Unterhause verworfen wurde, so arbeitete doch die Anticornlawleague so thätig das ganze Jahr hindurch fort, setzte sich in den Besitz so zahlreicher Vierzigschillinggüter und hielt Meeting über Meeting, in denen die Volksstimme sich so gewaltig aussprach, daß die Durchführung der Korngesetzreform für das nächste Jahr unvermeidlich in Aussicht stand. Im Herbst vermehrte die Kartoffelkrankheit die Noth des Volks und war den Agitatoren ein willkommener Vorwand, die Königin und das Parlament zu bestürmen.

Dennoch erwies sich das Interesse und der Anhang der Ari-

ſtokratie noch ſo mächtig, daß Peel am Schluſſe des Jahres noch nicht hoffte, die Abſchaffung der Korngeſetze im Parlament durchzubringen, und daher am 10. December ſeine Entlaſſung einreichte. Das heißt er wählte dieſen Ausweg, um die noch widerſpenſtigen Gegner zu zwingen, denn er konnte mit Beſtimmtheit vorausſehen, daß gerade die hartnäckigſten Tories und die ſich am meiſten der Reform widerſetzten, doch ihn nicht als Miniſter verdrängen und einen Whig an ſeine Stelle kommen laſſen würden. Sein Entlaſſungsgeſuch war alſo nur ein Mittel, ſie nachgiebig zu machen. Und in der That war gar nicht daran zu denken, daß er ſeinen Poſten als Miniſter verließ. Lord John Ruſſel, das Haupt der Whigs, hatte ſich zwar bereits für die Reform erklärt, allein er konnte nicht auf die Stimme der Tories rechnen, wie Sir Robert Peel, hielt ſich alſo für zu ſchwach und lehnte das Porteſeuille ab. Cobden hielt ein ungeheures Meeting ab zu London im Coventgardentheater, wo ſich 6000 Perſonen verſammelten und noch 24,000 umſonſt mit ihren Karten auf Platz warteten, am 17. December. Hier durchdrang alle die Ueberzeugung, daß die Reform werde durchgeſetzt werden, und wenn auch ein Miniſterium nach dem andern darüber zu Grunde ginge. Die Reform auch ohne Miniſter, aber keine Miniſter ohne Reform! — Drei Tage ſpäter erklärte Ruſſel, er vermöge kein Miniſterium zu übernehmen, noch zu bilden, und Peel trat von neuem ins Miniſterium, von allen Parteien dazu aufgerufen, und diesmal von Seiten der Königin und der Ariſtokratie verſichert, daß er nicht zum zweitenmal in den Fall kommen werde, entweder das Porteſeuille oder die Kornbill aufgeben zu müſſen. Andrerſeits ſtiftete Cobden einen neuen Vereinsfond des Antikorngeſetzbundes von 250,000 Pfund Sterling, wovon in der Verſammlung zu Mancheſter am 23. December ſogleich 60,000 an einem Abend unterzeichnet wurden. Dieſer Fond ſollte zu Gunſten der Reformſache bei den Parlamentswahlen verwendet werden. Unter ſolchen Einflüſſen nun ſetzte Peel am 16. Mai 1846 die Aufhebung der Kornbill zuerſt im Unterhauſe, am 25. Juni

auch im Oberhause durch, und führte dafür nur auf die nächsten drei Jahre eine Wandelscala des Kornzolls mit einem Minimum ein. Nach drei Jahren sollte auch diese aufhören.

Eigenthümlich äußerte sich die Verzweiflung der Armen im Anfang der vierziger Jahre in Wales. Hier bildeten sich nämlich nächtliche in Weiber verkleidete Banden unter dem Namen „Rebecca und ihre Töchter".

Der unvermeidliche Sieg der Industrie über den Ackerbau verrieth sich in dem unglaublichen Anwachs der Städte. Nicht nur London selbst erreichte eine Bevölkerung von zwei Millionen, sondern auch eine Menge zum Theil ganz neuer Fabrikstädte, wie Birmingham, stiegen bald zu Großstädten von mehreren hunderttausend Einwohnern auf. London erhielt unter Peel eine nun dringend nothwendig gewordene Polizei, auch wurde dort (1825—1843) der berühmte Tunnel, eine Durchfahrt unter der Themse, erbaut. Dagegen brannte das alte Parlamentshaus und ein Theil des Tower ab.

Das Toryministerium behauptete sich bis in den Juni 1846. Als das Unterhaus die von ihm eingebrachte irische Zwangsbill, die ein noch strengeres Verfahren in Irland wollte, nicht annahm, bildete die Königin ein Whigministerium unter Lord John Russel, dessen einflußreichstes Mitglied aber Lord Palmerston wurde, der die auswärtigen Angelegenheiten in einem nicht nur liberalen, sondern sogar radicalen Sinn zu leiten anfing, indem er, zumal seit Ludwig Philipp sich vom englischen Einfluß loswand und mehr den nordischen Mächten zuneigte, in allen revolutionären Elementen auf dem Festlande einen willkommenen Bundesgenossen sah, um die großen Continentalmächte zu schwächen. Die antifranzösische Stimmung verrieth sich in dem Befehl, die englischen Küsten in vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen, im Winter von 18$^{47}/_{48}$. Die geheime Agitation Lord Palmerstons trug wesentlich dazu bei, die große Revolution von 1848, die halb Europa erschütterte, vorzu-

bereiten. Ich werde in der Geſchichte der einzelnen Staaten Europa's die Fäden, die er ſpann, überall nachweiſen. Was Canning für den gemäßigten Liberalismus gegenüber dem Abſolutismus gewirkt, wirkte Palmerſton für die demokratiſche Revolution.

Die Colonialpolitik Englands und ſeine großen Erwerbungen und Kämpfe in den vier außereuropäiſchen Welttheilen wollen wir erſt im ſechsten Bande in ihrem Zuſammenhange betrachten.

Drittes Buch.

Die Bürgerkriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Wir haben unſre Blicke von dem unglücklichen Spanien abgewendet in dem Zeitpunct, in welchem die Revolution beſiegt, Ferdinand VII. als abſoluter König wiederhergeſtellt und die zweite Reaction in vollem Gange war. Man rechnete an 40,000 Conſtitutionelle, hauptſächlich den gebildeten Claſſen angehörig, die wieder im Gefängniß ſchmachteten. Etwa 30,000 Franzoſen hielten noch die Hauptſtädte beſetzt. Das alte ſpaniſche Heer war aufgelöst, an ſeine Stelle waren die königlichen Freiwilligen getreten, zuchtloſe Banden, die ſich gegen die beſiegte liberale Partei alles erlaubten.

Inzwiſchen begann damals ſchon ein Zwieſpalt im königlichen Lager ſelbſt, der immer weiter und weiter klaffen ſollte, um den König endlich wider ſeinen Willen zu größerer Mäßigung und zuletzt zu einer Annäherung ſogar an die Liberalen zu führen. Die apoſtoliſche Junta nämlich, die ſich mit ſeiner Zuſtimmung gebildet hatte, um neben dem Miniſterium und unabhängig von ihm den Sieg des abſoluten Königthums und der mit ihm innig verbundenen Kirchengewalt bis zur äußerſten Conſequenz zu treiben, und die hauptſächlich in den königlichen Freiwilligen ihre Armee hatte, maßte ſich immer mehr die Alleingewalt an. An der Spitze

dieſer Junta ſtand des Königs Beichtvater Saez, der fanatiſche Herzog von Mataflorida, der Prieſter Cirilo Alameda und der grauſame General Equia. Der König wohnte zuweilen ihren Sitzungen bei und ſtimmte ihnen zu. Sein Miniſterium aber ſah ſich gezwungen, dem tollen Gebahren der von der Junta geſchützten Freiwilligen entgegenzutreten, und zugleich zwang die Ebbe in der Staatscaſſe, dem Klerus Geldopfer zuzumuthen. Dieſer Conflict führte zuerſt zur Entlaſſung des gefährlichen Saez. Bald wurde ein Miniſter, bald ein Mann der Junta geopfert, je nachdem der König ſich gedrängt fühlte. Der neue Miniſter Zea Bermudez ließ im Frühjahr 1825 den berüchtigten Beſſières, der offenen Aufruhr erhoben hatte, um den König von ſeinem liberalen Miniſterium zu befreien, überwältigen und erſchießen, mußte aber dafür noch in demſelben Jahr ſein Amt niederlegen. Sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, ſtellte zuerſt wieder eine regelmäßige Armee von 50,000 Mann her, erlag aber ebenfalls der Intrigue.

Die Junta ſorgte dafür, daß er nur durch den ſchwachen Salmon erſetzt wurde und bereitete im Frühjahr 1827 einen großen ſervilen Aufſtand in Catalonien. Die Inſurgenten nannten ſich agraviados (Beleidigte), weil der König die Inquiſition nicht herſtelle und ſtatt die Junta allein walten zu laſſen, immer noch zu viel dem halbliberalen Miniſterium und den Einflüſterungen des Auslands (den Mahnungen zur Mäßigung von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen Geſandten) nachgebe. Die Geſchichte dieſer Empörung iſt noch dunkel; aus dem aber, was nachfolgte, ergibt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß es damals ſchon auf eine Entthronung des Königs zu Gunſten ſeines Bruders Don Carlos abgeſehen war und daß vielleicht die nordiſchen Mächte im Gegenſatz gegen die Weſtmächte ihre geheime Hand mit im Spiele hatten. Saez, damals vom Hofe verbannt und als Biſchof in Tortoſa lebend, war der Hauptagent der Inſurrection. Der König aber fand ſich damals zufälligerweiſe gut berathen durch den General Eſpanna, der an der Spitze der neuerrichteten Armee ihm Gehor-

ſam zu erwirken verſprach, wenn er ſelber mitzöge. Ferdinand begab ſich nun wirklich, von treuen Truppen begleitet, mitten unter die Aufrührer. Sie ſtutzten, ſie wagten ihm Taragona zu verſperren, nachher Reus, aber ſeine Soldaten öffneten den Weg mit Gewalt und die Inſurgenten wagten nicht länger, dem König ins Geſicht zu trotzen. Eſpanna ließ ganz Catalonien entwaffnen und ſtellte das königliche Anſehen durch zahlreiche Hinrichtungen wieder her.

Ferdinand VII. hatte nach dem Tode ſeiner erſten ſicilianiſchen Gemahlin eine portugieſiſche und als auch dieſe 1818 geſtorben war, die ſächſiſche Prinzeſſin Joſephine geheirathet, welche 1829 ſtarb. Keine hatte ihm ein Kind geboren. Jetzt, in einem Alter von 46 Jahren und kränklichen Leibes, heirathete er zum viertenmal und zwar die ſicilianiſche Prinzeſſin Marie Chriſtine, Schweſter der Herzogin von Berry und der Maria Carlotta, die bereits Ferdinands jüngſten Bruder Francisco zum Gemahl hatte. Und ſiehe da, drei Monate nach der Hochzeit, am 29. März 1830 wurde die Welt durch ein königliches Edict, die ſ. g. pragmatiſche Sanction überraſcht, in welcher Ferdinand die bisher gültige, ausſchließlich männliche Erbfolge nach dem ſaliſchen Geſetz aufhob. Zugleich erfuhr man, die junge Königin befinde ſich in guter Hoffnung. Sollte ſie nun auch keinen Sohn, ſondern nur eine Tochter bekommen, ſo war derſelben die Thronfolge geſichert und Don Carlos, die bisherige Hoffnung der apoſtoliſchen Junta und der ſervilen Partei, ausgeſchloſſen. Dieſe Maßregel hatte ihren alleinigen Grund in den perſönlichen Gefühlen des Königs, die durch den Verrath ſeines Beichtvaters Saez und durch die freche Kundgebung der Agraviados beleidigt worden waren. Daß die junge Königin ihm in ihrem eigenen Intereſſe zugeredet habe, verſteht ſich von ſelbſt, und wahrſcheinlich iſt, daß mancher geheime Todfeind der Servilen in Hoffnung beſſerer Tage für Spanien dieſe Palaſtintrigue eifrig unterſtützt hat. Sie ſchreckte nicht nur die Servilen wie ein unerwarteter Blitzſchlag, ſondern erregte auch

zufolge zwiſchen Staatswaldungen und Privatwaldungen beſteht, und das Intereſſe ihrer Beſitzer ſo abweichend von einander macht.

Man hat dieſen Unterſchied in neuerer Zeit läugnen wollen und manche Forſtſchriftſteller ſind ſelbſt ſo weit gegangen, die Veräußerung aller Staatsforſte anzuempfehlen. Dies iſt indeß eine der gefährlichſten ſtaatswirthſchaftlichen Lehren, und ihrem theilweiſen Befolgen hat man bereits die Verringerung der Wälder, das Steigen der Holzpreiſe, den Mangel an Holz und die Noth, welche in dieſer Beziehung manchen Gegenden bevorſteht, zuzuſchreiben. Es liegt nämlich in der Natur der Wälder, daß, wenn ſie gut ſeyn, das beſte Holz liefern und die reichlichſte Production gewähren ſollen, in ihnen ein Vorrathscapital aufgehäuft ſeyn muß, welches bei ſofortiger Verſilberung faſt ſtets mehr Zinſen gewährt, wie der Wald als ſolcher nachhaltige Rente zu geben vermag.

Die Verſuchung, ja man kann ſagen die Aufforderung zur unpfleglichen Behandlung oder wohl ſelbſt gänzlichen Devaſtation der Wälder iſt daher für den Privatbeſitzer ſo gegeben und ſo lockend, daß es in der That ſehr natürlich iſt, wenn er ihr nicht widerſteht. Die Regierungen haben dies ſonſt allgemein anerkannt und deshalb auch die Bewirthſchaftung und Benutzung der Privatforſte einer Controle unterworfen, das Ausroden der Wälder aber nur nach beſonderer Erlaubniß geſtattet. Neuerlich hat man eine ſolche Beſchränkung für unvereinbar mit den Eigenthumsrechten erachtet und ſie direct oder indirect fallen laſſen; als Folge davon ſind aber die Wälder in jeder Beziehung geringer geworden, und ſie werden täglich noch mehr verſchwinden, da, wenn die Behandlung der Forſte ganz frei gegeben iſt, wenige Fälle ausgenommen, nur Unkenntniß, oder Gewohnheit, oder Vorliebe die Privatwaldungen in gutem Stande zu erhalten vermag. Dieſer Ausſpruch kann für den erſten Augenblick bizarr klingen, iſt aber vollkommen wahr, indem z. B. ein Mann, welchen beim ſofortigen Abtriebe ſeines Waldes 100,000 Rthlr. aus ihm zu löſen vermag, doch gewiß nur durch einen der genannten Gründe bewogen werden kann, auf den Erwerb eines ſolchen Kapitals zu verzichten, und ſtatt deſſen ſich mit einem jährlichen Ertrag des Waldes von vielleicht 2500 Rthlr. zu begnügen (in der Art etwa wird ſich das Verhältniß ſtellen).

großen Aerger an den Höfen in Paris und Neapel. Sowohl Karl X., als Franz II. (der Königin eigener Bruder) sahen als Bourbons ihre Erbrechte auf den spanischen Thron bedroht und legten Protest ein. Eben so die beiden Brüder des Königs selbst, Don Carlos und Don Francisco. Aber Ferdinand ließ sich nicht irre machen, unterdeß erfolgte der Sturz Karls X. im Juli, der den Servilen in Spanien neuen Schrecken einjagte, und als am 10. October Marie Christine eine Tochter (Isabella) gebar, wurde dieselbe als Prinzessin von Asturien, d. h. als Kronprinzessin und Thronerbin anerkannt.

Zwar drohte dem König eine neue Gefahr, indem Mina, Valdez und Tausende von früher nach Frankreich geflüchteten Liberalen jetzt in Folge der Julirevolution einen Einfall in Spanien betrieben und dabei sogar durch Ludwig Philipp unterstützt wurden; allein als Ferdinand einfach den neuen König der Franzosen anzuerkennen sich entschloß, zog Ludwig Philipp, treulos wie immer, die den spanischen Liberalen dargebotene Freundeshand plötzlich zurück und überließ sie ihrem Schicksal. Er war so weit gegangen, Lafayette, der sich besonders der Spanier annahm, Versicherungen zu ihren Gunsten zu machen und ihm sogar Geld für sie zu geben. Auch Guizot hatte laut geäußert, der Fehler von 1823 müsse wieder gut gemacht werden. Nur Molé dachte edel genug, die spanischen Liberalen zu warnen. Als sie nun bereits an der Grenze standen, schickte Ludwig Philipp auf einmal Befehl, sie zu entwaffnen. Sie zogen aber vor, auf eigene Gefahr durch die Pyrenäen vorzubrechen und wurden auf allen Puncten durch überlegene Streitkräfte geschlagen. Torijos wurde durch den königlichen General Moreno, der mit ihm unterhandelte, getäuscht, hinterlistig gefangen und mit allen seinen Leuten erschossen. Mina mußte auf der Flucht zehn Tage lang allein in den Gebirgen umirren und war nahe dem Hungertode*), entkam aber glücklich wieder nach Frankreich.

*) Man sagt, als er hülflos dagelegen, habe ein Adler sich auf ihn

Dieſe Kundgebung der Liberalen und die Furcht vor einer neuen Revolution ſtimmte den König wieder mehr zu Gunſten der Servilen. Nach Salmons Tode trat Alcudia ins Miniſterium und Don Carlos bemühte ſich, ſeinen Bruder zur Zurücknahme der pragmatiſchen Sanction zu bewegen. Nach einer lebhaften Unterredung beider Brüder fiel Ferdinand am 17. September 1832 in eine Erſtarrung, die ſein nahes Ende befürchten ließ. In dieſer Periode lockte Calomarde, neben Alcudia damals der einflußreichſte Anhänger des Don Carlos, dem beſinnungsloſen Könige die Zuſtimmung der Zurücknahme der pragmatiſchen Sanction ab oder brachte wenigſtens eine untergeſchobene Urkunde vor, welche Don Carlos ſogleich proclamiren ließ. Die Königin Marie Chriſtine, die im Januar deſſelben Jahres noch eine zweite Tochter geboren hatte, war aber gut berathen und fand bei ihrer Schweſter Luiſa Carlotta entſchloſſenen Beiſtand gegen den gefährlichen Schwager. Da der König noch nicht wirklich todt war, erklärte ſie ſich zur Regentin, ſo lange er krank ſeyn würde, im Namen ihrer Tochter, deren Erbrecht ſie aufrecht erhielt, ertheilte eine Amneſtie, ſtellte die ſeit der Reſtauration aufgehobenen Univerſitäten wieder her und kündigte die Wiedereinberufung der Cortes an, wozu ihr namentlich Martinez de la Roſa rieth. Puig, Gouverneur des Rathes von Caſtilien, der die Urkunde in den Archiven niederlegen ſollte, erkannte die Unterſchrift des Königs nicht als echt an, und Don Carlos wagte keinen offenen Aufſtand, ſo lange ſein Bruder noch lebte. Nun erholte ſich aber Ferdinand unverhofft, wenn auch langſam, und übernahm im Januar 1833 wieder die Regierung. Das Erſte, was er that, war, Calomarde und Alcudia fortzujagen und alles gut zu heißen, was ſeine Gemahlin gethan hatte. Don Carlos entwich nach Portugal zu Don Miguel und proteſtirte von dort aus. Ferdinand aber nahm wieder Zea Bermudez zum

---

geſetzt, um von ſeinem Fleiſch zu zehren, Mina aber habe ihn gepackt und ſich nun von dem ſeinigen genährt.

Miniſter an und eröffnete, wie die Königin verſprochen hatte, die Cortes am 29. Juli, welche feierlich ſeiner Tochter Iſabella II. als der künftigen Königin huldigten. Dann fiel er wieder in ſeine Krankheit und ſtarb unter ſchrecklichen Schmerzen am 29. September.

Seine unmündige Tochter Iſabella II. wurde als Königin und ihre Mutter Chriſtine als Regentin ausgerufen. Don Carlos und der König von Neapel proteſtirten als erbberechtigte Bourbons. Ludwig Philipp, wie auch England, erkannten die pragmatiſche Sanction an, um auf die Regentin einen ausſchließlichen Einfluß zu gewinnen und Spanien, den nordiſchen Mächten gegenüber, in die Allianz der Weſtmächte zu ziehen. Eben deshalb aber verweigerten die nordiſchen Mächte ihre Anerkennung. Auch der Papſt erklärte ſich für Don Carlos, weil dieſer wirklich im beſſern Rechte war und weil die Regentin, gezwungen, ſich auf die Liberalen zu ſtützen, der ſpaniſchen Kirche mit neuen Gefahren drohte. Don Carlos war im beſſern Rechte, weil es Ferdinand VII., einem einzelnen König, nicht zuſtand, das Reichsgeſetz der männlichen Nachfolge eigenmächtig zu ändern. Aber die liberale Welt ſtimmte der Regentin zu, weil ſie von ihr ein beſſeres Regierungsſyſtem erwartete, und die Weſtmächte mußten ſich gegen Don Carlos erklären, weil dieſer im engſten Bunde mit Metternich und Rußland ihre Pläne durchkreuzt haben würde.

In die ſpaniſchen Provinzen kam große Gährung. Die bisherige gemäßigte und liberale Partei hielt zur Regentin und nahm von ihr die Benennung der Chriſtinos an. Die bisherigen Serviles dagegen erklärten ſich für Don Carlos und hießen ſeitdem Carliſtos. Die Regentin hatte zunächſt den Miniſter Zea Bermudez zur Seite. Derſelbe mußte aber ſchon 1834 dem noch liberaleren Martinez de la Roſa weichen, welcher am 10. April das estatudo real, eine neue Verfaſſungsurkunde nach dem Modell und nach dem Rathe Ludwig Philipps, verkündete. Die hitzigſten Liberalen erhoben einen Tumult in Madrid, weil ihnen die Regierung

noch lange nicht weit genug links ging und mußten gemaßregelt werden. Die gemäßigte Partei erhielt die Oberhand, aber ſeitdem entſpann ſich ein gehäſſiger Kampf zwiſchen den Moderados (Gemäßigten) und Progreſſiſten (die da weiter gehen wollten). Der gutmüthige, aber ſchwache Martinez de la Roſa konnte ſich um ſo weniger halten, als unterdeß die Carliſten einen höchſt gefährlichen Bürgerkrieg begannen.

Der Ausgangspunct der carliſtiſchen Bewegung wurden die baskiſchen Provinzen im Norden Spaniens, deren Einwohner nicht blos für die Thronrechte des Don Carlos, ſondern auch für ihre provinziellen Rechte (fueros) ſtritten, die durch die letzten Verfügungen Ferdinands VII. waren außer Kraft erklärt worden, in Folge des von Frankreich geborgten, aber für Spanien wenig paſſenden bureaukratiſchen (und liberalen) Centraliſationsſyſtems. Die ſpaniſchen Provinzen unterſcheiden ſich nach Abſtammung, Sprache, Tracht und uralten Gewohnheiten. Sie nivelliren zu wollen, war ein Leichtſinn, der ſich bald beſtrafte. Die Basken ſind Reſte der älteſten Bewohner Spaniens und reden eine ganz eigenthümliche Sprache. Sie beſitzen mehr Lebhaftigkeit, als ihre gothiſchen Nachbarn in Aragonien, und vereinigen gleichſam die Tugenden der Spanier und Franzoſen ohne deren Fehler, den Adel tiefer Religioſität, den größten Heldenmuth und den liebenswürdigſten Frohſinn. Die neueren Organiſationen und Schreibereien von Madrid her waren dieſem Kernvolk unerträglich. Die ſtolze Eiche des Gebirgs wollte ſich den alles planirenden Hobel geiſtloſer Tabellenmenſchen nicht gefallen laſſen.

Der Aufſtand begann ſchon am 3. October 1833 in Biscaya und breitete ſich bald aus. In Bilbao ſtand Zavala, in Vittoria Veraſteguy, in Orduna Ybarola an der Spitze. Aber in Navarra mißlang die Inſurrection des Santos Ladron, welcher gefangen und erſchoſſen wurde. Weiter ſüdlich bildete zwar der Pfarrer Merino eine carliſtiſche Guerilla in Altcaſtilien und Locho in der Mancha, aber hier gewann die Inſurrection keine größere Ausdehnung.

General Sarsfield wurde von der Regierung beauftragt, die Basken zu unterwerfen; da es ihm keineswegs glückte, mußte ihn der wieder zu Ehren gekommene Valdez und nachher Quesada und Rodil ersetzen. Allein auch diese richteten nichts aus gegen die Basken, deren Heer nach und nach auf 25,000 Mann anwuchs und die in Zumalacarregui einen Führer fanden, wie die pyrenäische Halbinsel keinen zweiten gesehen hat. Obgleich aus den größern Städten der Ebene verdrängt und auf die Gebirge beschränkt, wußte doch dieser Baskenheld das schwierige Terrain so vortrefflich zu benutzen, daß die geschicktesten Feldherrn und die Uebermacht des Feindes nichts gegen ihn ausrichteten. Wenn der Feind in zwei oder drei Colonnen verschiedene Thäler heraufzog, so überraschte er sie nach einander alle, oder lockte sie tief in die nahrungslose Bergwildniß und überfiel sie dann erst. Die Ausdauer seiner Leute wetteiferte mit seinem Genie. Die Generale der Königin rächten sich für ihre Verluste durch unmenschliche Grausamkeit. Quesada wüthete besonders gegen die Gefangenen, Rodil gegen die Einwohner der wehrlosen Dörfer. Die Carlisten sahen sich zu Repressalien gezwungen und man beging gegenseitig entsetzliche Greuel an Wehrlosen.

Don Carlos, von Lissabon vertrieben, hatte sich nach England begeben, kam aber von dort heimlich und unerkannt mitten durch Frankreich nach Biscaya und wurde im Lager des Zumalacarregui mit Jubel empfangen, am 9. Juni 1834. Allein dieser Herr war seiner großen Aufgabe nicht gewachsen. Er umgab sich mit der steifen Etikette des alten Hofes und setzte in seinem Ministerium die apostolische Junta fort, deren früheres Mitglied, Pater Cirilo, sein intimster Vertrauter wurde. Großartige Maßregeln, um das Vertrauen der ganzen Nation zu gewinnen, wurden nicht getroffen, und eine großartige Persönlichkeit trat nur in Zumalacarregui hervor, hinter dessen Licht jene carlistischen Hofgestalten nur mehr verdunkelt erschienen. Am meisten schadete dem Don Carlos, daß er selber kein Soldat war und durch die Intriguen

ſeines kleinen Hofes die Helden, die ſich für ihn opferten, nur ärgerte.

Die übeln Nachrichten vom baskiſchen Kriegsſchauplatze, die nur Niederlagen der Chriſtinos meldeten, und die im Juli plötzlich hereinbrechende Cholera ſteigerten die Leidenſchaften in Madrid wieder bis zum Siedpunct und wahnſinniger Haß beſchuldigte die Carliſten und zunächſt die Mönche der Brunnenvergiftung. Daher am 17. Juli ein allgemeiner Volksſturm auf die Klöſter und ſchonungsloſe Ermordung von mehr als hundert Mönchen, Greuelſcenen, die ſich in vielen andern Städten wiederholten. Acht Tage ſpäter, am 24., wurden die Cortes eröffnet. Der ſchwache Martinez de la Roſa konnte ſich dem Ernſt und der Noth der Zeit gegenüber nicht behaupten. Toreno trat an ſeine Stelle und ſuchte vor allem durch Finanzmaßregeln, die einem Staatsbankerot nahe kamen, die leere Staatscaſſe wieder zu füllen. Daneben machten die Centraliſten neue Geſetze, um wie die Autonomie der Provinzen, ſo nun auch die der Gemeinden anzutaſten. Zugleich wurde die Regentin von den Progreſſiſten gedrängt, die um ſo mehr Forderungen machten, je mehr die Regierung ſich wegen ihrer Niederlage in Biscaya allein noch auf den Liberalismus ſtützen konnte. Der fanatiſche Haß gegen die Klöſter wurde noch künſtlich genährt durch die Domainenkäufer, die im Jahr 1820 ſäculariſirtes Kirchengut gekauft hatten und deſſelben 1823 wieder beraubt worden waren, jetzt aber alles wieder haben wollten. In der allgemeinen Verwirrung der Rechtsbegriffe fühlte ſich ein Regiment Soldaten in Madrid ſelbſt im Gewiſſen gerührt und meinte doch, Don Carlos ſey im beſſern Recht. Es ermordete den General Carterac und wurde in ſeiner Kaſerne belagert, ertrotzte aber eine Capitulation und zog mit klingendem Spiel ab, im Januar 1835.

Die Progreſſiſten gewannen nach dieſem ſtürmiſchen Winter immer mehr in den Cortes die Oberhand und ſetzten ihre Plane durch. Die Gemeinden verloren durch ein Geſetz vom 9. Mai 1835 ihre Rechte, wie früher ſchon die Provinzen. Die Domainenkäufer

empfingen alles Kirchengut, was ſie früher inne gehabt, unentgeldlich zurück, 8. Mai. Alle Schuldforderungen der Klöſter, geiſtlichen Corporationen und Kirchen an den Staat wurden mit einem Federſtrich getilgt (Beſchluß vom 31. December 1834). Was noch vom Kirchengut übrig war, wurde zu Handen der Staatscaſſe genommen und dem Verkauf ausgeſetzt.

Im Laufe des Jahres 1835 übernahm der berühmte Mina den Oberbefehl der Chriſtinos gegen Zumalacarregui, allein auch er unterlag nach einem blutigen fünfmonatlichen Feldzug, wie alle ſeine Vorgänger. Nach ihm wagte Valdez noch einmal das Commando zu übernehmen und hoffte durch ſyſtematiſches Niederbrennen aller Dörfer die ſ. g. Amescoas, d. h. das Gebirgslabyrinth zwiſchen Navarra und Biscaya, die uneinnehmbare Feſte der Basken, endlich aushungern zu können. Allein obgleich er 20,000 Mann befehligte, richtete er doch nichts aus, denn als er die erſten Dörfer niedergebrannt, flüchtete das Landvolk aus allen übrigen in die Gebirge und verbarg ihre Habe und ihre Lebensmittel. Die Chriſtinos ſelbſt konnten nun in dem öden Gebirge bei naſſem und kaltem Wetter nicht lange aushalten und mußten wieder abziehen. Dieſe unglücklichen Feldzüge erſchöpften vollends die Staatscaſſe und decimirten die Armee. Die Regentin wandte ſich daher Hülfe flehend an die Weſtmächte.

Schon das estatudo real hatte ſie nicht ohne den Beirath Ludwig Philipps ertheilt. Dieſer Fürſt drängte ſich ihr als Freund und Rathgeber in der Ueberzeugung auf, daß er nicht wohlfeiler zu einer Bevormundung Spaniens und vielleicht ſogar einmal zu einer vortheilhaften Heirath zwiſchen ſeinen Söhnen und Chriſtinens Töchtern gelangen könne, als auf dieſem Wege. Andrerſeits aber wollte er auch die nordiſchen Mächte durch eine förmliche Invaſion in Spanien nicht aufreizen. Er ging daher mit England Hand in Hand, um den Carlismus zu entwaffnen, ohne dem Progreſſismus zu viel nachzugeben. Je mehr Spanien von ſeinen Parteien zerriſſen, je ärmer und ohnmächtiger es wurde, deſto gewiſſer

mußte es ſich allem fügen, was England und Frankreich ihm vorzuſchreiben für gut fanden. Nachdem die nordiſchen Mächte zu München-Grätz eine Sonderſtellung gegenüber den beiden Weſtmächten eingenommen hatten, nahmen auch die letztern die ihrige und ſchloſſen am 22. April 1834 eine Quadrupel-Allianz, nämlich England und Frankreich verbanden ſich mit den beiden Königinnen von Spanien und Portugal, Chriſtine und Maria da Gloria, zu gegenſeitigem Schutz ihrer Rechte. Dieſe Allianz war zunächſt gegen Don Miguel in Portugal gerichtet, der ſich der geheimen Unterſtützung der nordiſchen Mächte erfreute, ſodann auch gegen Don Carlos. Sofern die nordiſchen Mächte, trotz der Nichtintervention in Belgien, doch immer noch das alte Princip der Legitimität aufrecht erhalten wollten, lag in der weſtlichen Quadrupelallianz gerade das entgegengeſetzte Princip ausgeſprochen, denn die Weſtmächte unterſtützten auf der pyrenäiſchen Halbinſel zwei regierende Damen, die nach dem Herkommen nicht legitim waren, deren Rechte ſich nur auf eigenmächtige Verfügung ihrer Väter im Widerſpruch mit der wahren Legitimität nach dem alten Familiengeſetze begründeten.

Indeſſen ſchritten die Weſtmächte nur in Portugal energiſch ein. In Bezug auf Spanien ſcheuten ſie offenbar die Koſten und ein neues Ueberwerfen mit den nordiſchen Mächten. Es lag ihnen, wie bemerkt, nicht viel daran, daß die Regentſchaft Chriſtinens erſtarke. England und Frankreich befanden ſich beſſer dabei, wenn Spanien zu keiner ſoliden Macht mehr gelangte und immer in Abhängigkeit von ihnen blieb. Sie begnügten ſich daher, von der See und von der Pyrenäengrenze aus keine Zufuhr für Don Carlos zu geſtatten. Erſt als die Basken immer mehr Fortſchritte machten und die Sache des Don Carlos immer offenere Sympathien in Spanien fand, bewilligte Ludwig Philipp in einem Vertrage vom 28. Juni 1835 den Chriſtinos den Zuzug der ſ. g. Fremdenlegion aus Algier. Das war ein aus politiſchen und ſonſtigen Flüchtigen und Vagabunden aller Länder zuſammengeſetztes Corps,

welches die französische Regierung in Algier errichtet und was ihr bisher zu dem doppelten Zwecke gedient hatte, im Kampf gegen die Kabylen und Araber in Algerien immer die gefährlichsten Posten einzunehmen und alles fremde Gesindel, das man nicht gerne in Paris hatte, zu absorbiren. Nur Franzosen commandirten die Legion, in der kein Fremder Offizier werden konnte. Aber diese Parias der Armee waren ungeheuer tapfer. Auch England rüstete eine ähnliche Fremdenlegion, um sie den Christinos zu Hülfe zu schicken. Allein ehe diese Truppen anlangten, wurde die Lage der Königin Christine immer bedenklicher.

Zwar verloren die Carlisten ihren großen Feldherrn Zumalacarregui, der am 25. Juni 1835 bei der Belagerung Bilbao's von einer Kugel getroffen wurde, aber der junge tapfere Cabrera ersetzte ihn. Die Sache der Carlisten machte immer Fortschritte, während die liberalen Bevölkerungen in immer fieberhaftere Wuth darüber geriethen, aber dieselbe mehr nur an Wehrlosen ausließen. Cabreras eigene Mutter wurde von ihnen erschossen, wofür zur Rache Cabrera 24 Frauen von Liberalen erschießen ließ. Die ärgsten Greuel wurden in Catalonien verübt. Hier wurden die schönsten und größten Klöster schonungslos niedergebrannt, die Mönche ermordet. In Barcelona bildete sich eine progressistische Junta und verlangte die Verfassung von 1812. Selbst Mina, den die Königin zum Gouverneur ernannte, konnte den Gehorsam gegen die Regierung nicht herstellen.

Die Königin war durch die Siege der Carlisten immer mehr zu den Progressisten hingetrieben, die sie aber haßte und nur benutzen, aber nicht zur Herrschaft wollte kommen lassen. Sie entließ Toreno und ernannte Mendizabal, der am 19. Februar 1836 vollends alle Klöster aufhob und die Armee auf 100,000 Mann brachte; aber sie ließ auch diesen, der ihr schon zu liberal wurde, wieder fallen und ernannte den intriganten Isturiz, der seine eigne Partei verrieth und es übernahm, die Progressisten im Zaume zu halten. Aber seine Wahl vermehrte nur die Aufregung. Das Bei-

spiel Barcelonas wurde in Saragossa, Valencia und auch im Süden zu Sevilla, Malaga, Cadix, Granada ꝛc. wiederholt. Ueberall bildeten sich progressistische Junten und forderten die Verfassung von 1812, wobei es an Mord und Todtschlag der Gegner nicht fehlte. Endlich brach auch in der Hauptstadt Meuterei aus. Christine verweilte im Sommer auf ihrem Lustschloß zu La Granja. Hier wurde am 12. August 1836 im Theater sehr unpassend ein revolutionäres Stück (die Pariser Revolution) aufgeführt. Alles schrie viva la constitucion! Die Regentin verließ sogleich ihre Loge, aber sie wurde unterwegs insultirt, in dem Schlosse von den insurgirten Truppen belagert und gezwungen, am folgenden Morgen die Verfassung von 1812 auszurufen. Sie versuchte zwar am nächsten Tage eine Contrerevolution durch den tapfern General Quesada, der Madrid wirklich im Zaum hielt, aber der Gegenpartei unter den Offizieren doch nicht auf lange gewachsen war, seine Stelle dem General Sloane überlassen mußte und gleich darauf verhaftet und schändlich ermordet wurde. Die Königin mußte den liberalen Calatrava an die Spitze des Ministeriums stellen.

Zufällig an dem nämlichen 13. August, an dem die Empörung in La Granja erfolgte, erließ der französische General Lebeau, indem er an der Spitze der Fremdenlegion endlich in Spanien einrückte, ein Manifest, worin er sagte, er komme vom König der Franzosen gesendet, um die Sache der Königin zu unterstützen. Sobald aber Ludwig Philipp die Vorgänge in La Granja erfuhr, desavouirte er seinen General öffentlich im Moniteur und wollte von einer Unterstützung Spaniens nichts mehr wissen, weil er wohl begriff, die Cortes von 1812 würden sich seinem Rath nicht mehr fügen, sondern mit der republikanischen Partei in Frankreich gemeine Sache machen. Nun konnte er zwar wegen der in der Quadrupelallianz eingegangenen Verpflichtungen die Fremdenlegion nicht mehr zurückziehen, allein er legte nicht den geringsten Werth mehr auf deren Leistungen und die arme Legion

Findet man, daß dieser Zustand der Dinge auf einem Mißverhältniß beruhe, daß ihm eine Nichtangemessenheit der Holzpreise zum Grunde liegen müsse, daß die Holzpreise erst dann für angemessen zu erachten wären, wenn es eben so einträglich sey, Holz, als irgend etwas Anderes zu erbauen, so scheint in diesem Einwande etwas Wahres enthalten, bei näherer Erwägung gestaltet sich jedoch die Sache vielfach und besonders deshalb anders, weil beim Wald Saat und Ernte sehr entfernt von einander liegen, weil ein Wald nicht die Natur eines Krautackers hat, auf dem man im Frühjahr pflanzen und im Herbst ernten kann, weil Fehlgriffe, die hier begangen werden, sich erst nach einem halben Jahrhundert oder noch später, und selbst da nur mit vielen Opfern, wieder verwischen lassen: Experimente zur Herstellung richtiger Holzpreise, die mit Walddevastationen begonnen werden, sonach aber die bedenklichsten Folgen für ganze Landstriche haben können.

Gesetzt daher auch, es bestehe noch mehrfach ein Mißverhältniß zwischen der Wald- und Feldfläche, und sonach auch zwischen dem Preis der Wald- und Feldproducte, so darf dasselbe doch nur nach und nach, nur mit großer Umsicht und Enthaltsamkeit, und nur unter Berücksichtigung aller hier einschlagenden Verhältnisse auszugleichen versucht werden. Dies kann aber nur von einer für das Wohl Aller verpflichteten Regierung geschehen, die entweder selbst im Besitz der Waldungen ist, oder diese wenigstens von ihrer Bevormundung abhängig erhält.

Das plötzliche Fallenlassen der allgemeinen Beaufsichtigung der Privatwälder, welche sonst in allen deutschen Ländern bestand, und das Freigeben ihrer Behandlung ist deshalb eine nur sehr einseitig erwogene Maßregel, deren Folgen die Einwohner noch sattsam und eben so gut als jene Nachtheile büßen werden, welche aus dem mitunter so unvorsichtigen Verkauf der Staatsforsten erwachsen müssen.

Wälder, die andern als absoluten Holzboden enthalten — d. h. deren climatische oder Terrainverhältnisse eine andere Benutzungsart als die zur Holzerzeugung zulassen — eignen sich sonach im Grunde nur zu Staatsforsten, da dem einzelnen Privatmanne eben so wenig zuzumuthen ist, für's allgemeine Beste große, nur ihn treffende Opfer zu bringen, als es für die Gesammtheit gleichgültig seyn kann, ob durch eine unpflegliche und überhaupt

erſchöpfte ſich in heroiſchen Kämpfen und Anſtrengungen aller Art, bis nur wenig mehr von ihr übrig blieb, um nach Frankreich heimzukehren.

Die tapfern Basken blieben mitten unter den progreſſiſtiſchen Tumulten überall Sieger. Don Carlos erließ fanatiſche Decrete, z. B. befahl er alle Engländer, wo man ſie finde, zu tödten, weil ſie ihm die Zufuhr zur See abſchnitten. Nach ſo vielen Siegen begannen die Carliſten ſich wieder auszubreiten und einer ihrer Guerilleros, Gomez, begann tief im Süden in Andaluſien eine Volkserhebung. Ihn verfolgte General Narvaez, aber General Alaix ließ Gomez entwiſchen, aus Eiferſucht auf Narvaez, und General Eſpartero, der damals die Chriſtinos im Norden commandirte, ergriff gegen die gerechte Klage des Narvaez für Alaix Partei, von welchem Zeitpunct an die beiden berühmten Generale Todfeinde wurden. Don Carlos war im Frühling 1837 ſtark genug, um einen Angriff auf Madrid ſelbſt wagen zu können. Er mit der Hauptarmee und Cabrera mit einer andern Colonne bewegten ſich auf zwei Wegen nach Madrid und erfochten einen Sieg bei Villa de la Navarras. Aber Eſpartero, der im Winter durch ſeinen Sieg bei Luchana das hartbedrängte Bilbao entſetzt hatte, eilte ihnen nach und nun verlor Don Carlos den Muth. Man warf ihm vor, die tapfern Generale (z. G. Gomez, den er im Kerker ſchmachten ließ) nicht gehört, und ſein Ohr vielmehr einer elenden Camarilla geliehen zu haben. Genug, er wagte keinen Kampf und manövrirte ſich allgemach wieder rückwärts. Von da an war ſeine Sache verloren.

Aber auch die Progreſſiſten ſollten nicht triumphiren. Zwar eröffnete Chriſtine die Cortes von 1812 am 18. Juni 1837 und beſchwor die Verfaſſung, erſah ſich aber alsbald in dem ſiegreichen und damals allgemein bewunderten Eſpartero eine Stütze. Dieſer General wollte der progreſſiſtiſchen Partei nicht zum Werkzeuge dienen, rieth daher zu einem moderirten Miniſterium. Deren folgten ſich drei raſch aufeinander, Oſalia, Frias, Perez de Caſtro. In

den Cortes ſtanden an der Spitze der progreſſiſtiſchen Oppoſition der „göttliche“ Arguelles, Mendizabal ꝛc. Beide Parteien aber, die miniſterielle und progreſſiſtiſche erfreuten ſich auswärtigen Beiſtandes. Die Moderados wurden von Paris, die Progreſſiſten von London aus berathen. England wollte nämlich der franzöſiſchen Politik in Spanien nicht dienen. Ludwig Philipp ging ſichtbar darauf aus, die Revolution in Spanien zu unterdrücken, geordnete Zuſtände dort zurückzuführen und wo möglich durch eine Heirath die Zukunft Spaniens an die ſeines eigenen Hauſes zu knüpfen. Das war es nicht, was England wünſchte, daher unterſtützte England die Revolutionspartei.

Mittlerweile ergriff Eſpartero mit feſter Hand die Zügel der Gewalt und ſtellte zunächſt in der Armee der Königin ſelbſt die Disciplin her. Dabei beging er nun gegen Narvaez eine neue Ungerechtigkeit, denn dieſer General, der bei Unterdrückung der Aufſtände im Süden ſich das größte Verdienſt erworben, ſah ſich dadurch zur Abdankung gezwungen, daß ſein Feind Alair Kriegsminiſter wurde. Ein Verſuch der Truppen in Sevilla, Eſpartero zu ſtürzen, im Herbſt 1838, mißlang und Narvaez mußte nach England flüchten, was wohl die Hand damit im Spiele gehabt hatte. Hierauf ſchritt Eſpartero zu einer noch weit wichtigeren Maßregel, nämlich zur Unterdrückung des großen carliſtiſchen Aufſtandes. Es bedurfte dazu nicht mehr großer Waffengewalt, ſondern nur kluger Benutzung des in der carliſtiſchen Partei ſelbſt ausgebrochenen Haders. An die Spitze des Baskenheeres war Maroto gekommen, der, die Unfähigkeit des Don Carlos erkennend, für ſeine Provinz ein beſſeres Loos durch eine Capitulation mit der chriſtiniſchen Regierung zu erkaufen hoffte, als es von der Regierung des Don Carlos ſich jetzt noch erwarten ließ. Indem er nur das Wohl ſeiner Provinz im Auge hatte, gab er die Frage der legitimen Thronfolge auf. Seine ſelbſtändige Rolle aber begann er damit, daß er ſechs Generale des Don Carlos zu Eſtella verhaften und erſchießen ließ, alle die, welche ſeinen Planen hätten entgegenwirken können, im

Februar 1839. Don Carlos erließ im heftigsten Zorn ein Manifest, worin er ihn einen Verräther nannte, ließ sich aber durch die Haltung der Basken wieder so einschüchtern, daß er das Manifest zurücknahm und Maroto im Oberbefehl bestätigte. Das machte den legitimen König selbst bei seinen bisher treuesten Anhängern verächtlich. Er war nur noch eine Null im carlistischen Lager. Maroto aber trat in Unterhandlungen mit Espartero und schloß mit ihm am 29. August 1839 zu Bergora einen Vertrag, wonach die Basken ihre Fueros behalten, dagegen die Königin Isabella anerkennen sollten. Don Carlos hatte gleichwohl noch eine große Zahl von Anhängern und blieb ihm in Navarra noch eine ansehnliche Truppenmacht. Aber er war schon ganz entmuthigt und floh über die Pyrenäen. Ludwig Philipp ließ ihn festnehmen und in Bourges in anständige Verwahrung bringen.

Noch behaupteten unabhängig von Maroto kleinere carlistische Schaaren das Feld, aber ihr vornehmster Anführer Cabrera erkrankte schwer am Typhus, der andere, d'Espanna, wurde von seinen eigenen Leuten im November 1839 ermordet, weil er ihnen zu strenge Mannszucht hielt. Zwar ließ Cabrera sich in einer Sänfte hintragen und die Mörder erschießen, aber er selbst erlag der Uebermacht des thätigen General O'Donnel und mußte im Sommer 1840 nach Frankreich flüchten. O'Donnel war ein Neffe Abisbals.

Espartero wurde zum Herzog de la Vittoria (Siegesherzog) ernannt und die Regentin reiste mit ihrer Tochter unter dem Vorwand, Bäder zu brauchen, nach Barcelona, wo sie mit ihm zusammentraf. Es handelte sich um die Fueros, deren Erhaltug der Siegesfürst den Basken versprochen hatte, da im Gegentheil die Cortes im Juni 1840 in dem neuen die Ajuntamientos (Magistrate) betreffenden Gesetze die Beschränkung der bisherigen Junten beschlossen hatten. Espartero verlangte, die Regentin sollte das Gesetz nicht sanctioniren. Sie weigerte sich, da gab der General seine Entlassung ein. Aber ein großer Aufstand in Barcelona zwang

die Regentin, ſich allem zu fügen, was Eſpartero wollte. Kaum hatte ſie dieſe Gewalt erlitten, als ſie nach Valencia entfloh, ſich hier unter den Schutz des O'Donnel ſtellte und das Ajuntamiento-geſetz nachträglich doch noch ſanctionirte. Das half ihr indeſſen nichts, denn in Madrid ſelbſt erhob ſich das Volk in ihrer Abweſenheit am 1. September und proclamirte ſich der Magiſtrat als proviſoriſche Regierung. Die meiſten Städte im Lande ahmten das Beiſpiel nach und Eſpartero erklärte ſich am 7. September übereinſtimmend mit der Tendenz dieſer Inſurrection. Nun blieb der Regentin nichts übrig, als am 16. Eſpartero zum Chef des Miniſteriums zu ernennen, worauf er ſeinen Triumpheinzug in Madrid hielt. Die Cortes wurden aufgelöst, das Geſetz zurückgenommen.

Marie Chriſtine ſelbſt legte hierauf am 12. October die Regentſchaft nieder, überließ ſie bis zu den nächſten Cortes dem Siegesherzog und verließ das Land. Zu dieſem Schritte wurde ſie jedoch nicht bloß durch das Uebergewicht, welches ihr Eſpartero hatte fühlen laſſen, und durch gekränkten Stolz veranlaßt, ſondern auch durch Privatrückſichten. Sie hatte ſich nämlich mit einem gemeinen Leibgardiſten, Munnoz, heimlich trauen laſſen und dieſe mit Kindern ſchon geſegnete Verbindung ſetzte ſie dem Spott und tauſend Verlegenheiten aus. Damals ſchon wurde ſie der Habgier beſchuldigt, als habe ſie den Staat um große Summen betrogen, die ihr zur Ausſtattung ihrer illegitimen Kinder dienen ſollten. Der Kronſchatz, der ganz der jungen Iſabella hätte bleiben ſollen, wurde von ihr getheilt. Sie begab ſich nach Rom, wo ſie vor dem h. Vater wegen ihrer Verfolgung der Kirche in Spanien Abbitte that, und begab ſich dann nach Frankreich, um den Zeitpunct abzuwarten, wo ſie als Inſtrument Ludwig Philipps Gelegenheit finden würde, auf's neue in die Geſchicke Spaniens einzugreifen.

Durch die Flucht des Don Carlos waren die Serviles, durch die der Königin Chriſtine auch die Moderados entwaffnet, es blie-

ben nun nur noch die Progressisten übrig, die sich auch allein bei den neuen Corteswahlen betheiligten. Aber es trat gleich wieder ein neuer Gegensatz hervor, nämlich zwischen den ältern, mehr gemäßigten Progressisten und einer jungen Partei, die den Fortschritt in's Unendliche wollte. Espartero stand an der Spitze der erstern. Dieser General theilte mit den Liberalen den Haß und die Verfolgungssucht gegen die Kirche, war auch nicht scrupulös im Verfahren gegen die königliche Familie, besaß aber Herrschsucht und wollte den Ruhm haben, wie Sieger im Felde, so Hersteller der Ordnung im Frieden zu seyn. Begreiflicherweise wurde er von andern Generalen beneidet, die sich nun an eine andere politische Partei anschlossen, bald an die jungprogressistische, bald an die königliche, nur um den neuen Regenten zu stürzen. Mit einem Wort, Ehrgeiz und persönlicher Neid der Generale begann als wesentlicher Factor in die spanische Bewegung einzugreifen und den Principienstreit der Parteien mehr in den Hintergrund zu drängen. Von nun an erfolgten die Pronunciamentos d. h. revolutionären Kundgebungen auf eine immer mißbräuchlichere Art. Wo man irgend mit dem Gange der Regierung oder der Person der Regenten unzufrieden war, gleich pronuncirte sich eine Stadt oder eine Garnison. Man lärmte das Volk zusammen, ein Offizier, eine Magistratsperson ritt auf die Straße und las eine revolutionäre Erklärung ab, die bisherigen Behörden wurden gestürzt, eine neue Junta eingesetzt ꝛc. Solche Demonstrationen, die früher doch nur in wichtigen Krisen und einem Princip zu Liebe gemacht worden waren, jagten sich jetzt durch persönliche Verhetzung selbst in kleinen und unbedeutenden Städten.

Am 8. März 1841 wurde Espartero als Regent von den neuen Cortes bestätigt, zum Vormund der jungen Isabella jedoch der „göttliche" Arguelles ernannt. Um einer Meuterei zuvorzukommen, löste der Regent im Anfang des Octobers die Garden auf; die Meuterei brach aber dennoch aus. Die Generale Concha und Diego Leon wollten die junge Königin entführen, aber sie wurden besiegt,

Leon erſchoſſen, Concha entkam. Ebenſo ſcheiterten die Erhebungen O'Donnels, der ebenfalls entkam, in Pampelona, und des Montes d'Oca, welcher erſchoſſen wurde. Glücklicher war der junge Oberſt Prim, der den Regenten in den Cortes angriff und ihm eine hartnäckige Oppoſition machte. An der Spitze der jungprogreſſiſtiſchen Oppoſition ſtanden übrigens Olozaga und Cortino. Eſpartero hatte nur die Mehrheit, aber nicht die beſten Talente für ſich. Auch ſchadete ihm ſeine falſche Stellung zur Königin, die als ſeine Gefangene angeſehen wurde. Ludwig Philipp wollte, daß der franzöſiſche Geſandte Salvandy ſich nur bei der jungen Iſabella, nicht beim Regenten beglaubige, und als Eſpartero es nicht zugab, mußte Salvandy raſch wieder abreiſen. Auch an England fand der Regent keine ausreichende Stütze, denn England wollte, daß keine Regierung in Spanien je erſtarke.

Eine päpſtliche Allocution vom 1. März 1841, welche gegen die kirchenräuberiſchen Geſetze in Spanien proteſtirte, wurde von Eſpartero durch ein freches und höhnendes Manifeſt vom 30. Juli beantwortet.

Am 15. November 1842 wagten die äußerſten Progreſſiſten einen Aufſtand zu Barcelona, dem aber das übrige Spanien nicht nachfolgte, ſo daß Eſpartero, der ſich an Ort und Stelle begab, die Stadt durch ein Bombardement wieder zur Ordnung brachte. Allein ſeine Härte gegen die Aufrührer und mehrere willkürliche Maßregeln, die er auch ſonſt traf, mehrten die Oppoſition gegen ihn, die ihn im Auslande auf alle Art verleumdete und ſchlecht machte. Er ſelbſt hat wohl nicht daran gedacht, ſich zum bleibenden Herrn Spaniens aufzuwerfen; da ſeine Regentſchaft ohnehin nur bis zur Mündigkeitserklärung Iſabellens im Jahr 1844 dauern ſollte und dieſer Termin näher rückte, bereiteten ſich die Parteien darauf vor, ihn auszubeuten. Die junge Königin, im Jahre 1843 erſt dreizehn Jahre zählend, war ganz ungewöhnlich körperlich entwickelt und ihre künftige Vermählung mußte hauptſächlich Zankapfel der Parteien werden. Eſpartero war mit dem engliſchen Mi-

niſterium dahin einverſtanden, daß Iſabella mit einem nicht bourboniſchen auswärtigen Prinzen vermählt werden ſollte, um Spanien für immer dem Hauſe Bourbon zu entwinden. England hatte dabei einen kleinen deutſchen Prinzen im Sinne, wie ſie auf die Throne von Brüſſel und Athen geſetzt worden waren, und würde dann die Vormundſchaft über denſelben angeſprochen haben. Ganz anders dachte die Königin Mutter Chriſtine, damals einverſtanden mit Ludwig Philipp. Sie wollte Spanien um jeden Preis dem Hauſe Bourbon erhalten und Ludwig Philipp ſpeculirte auf die Hand, wenn nicht der aufgedunſenen und häßlichen Iſabella, doch auf die ihrer geſündern und ſchönern Schweſter Luiſa für einen ſeiner Söhne. Oberſt Prim, in den Aufſtand von Barcelona verwickelt, war nach Paris entflohen und machte von hier aus ſtarke Umtriebe. Eine dritte Partei gruppirte ſich um den Infanten Franz de Paula, deſſen ehrgeizige Gemahlin Luiſa Carlotta einen ihrer Söhne mit der jungen Iſabella vermählen, dadurch ſelbſt Königin-Mutter von Spanien werden und ihre Schweſter, Marie Chriſtine, für immer von Spanien fern halten wollte.

Der engliſchen Auffaſſung neigten ſich die gemäßigten Progreſſiſten, der franzöſiſchen die Moderados, der dritten die äußerſten Progreſſiſten zu, weshalb ſich auch Franz de Paula ungenirt in den Cortes auf ihre Bänke ſetzte.

Verſuche, Eſpartero mit Olozaga und Cortino zu verſöhnen, mißlangen. Als der erſtere die Mehrheit in den Cortes verlor, löste er ſie auf. Nun wieder Pronunciamentos in allen Provinzen. Im Norden erſchien Prim und ſtreute das Geld Chriſtinens mit vollen Händen aus, um zunächſt die ſpaniſchen Generale zu verführen. Zum Vorwand diente die angebliche Gefangenſchaft Iſabellens unter Eſpartero's Dictatur. Alle Parteien, was auch ſonſt ihr Zweck war, wollten ſich vor allen Dingen des Dictators entledigen. Sein General Cortinez, der Catalonien vertheidigen ſollte, ging zu Prim über. Nur Zurbano, der Prims erſten Angriff überwältigt hatte, hielt ſich noch treu. Aus Valencia wich Zabala,

in Granada capitulirte Alvarez, fast der ganze Norden und Westen Spaniens erhob sich. Espartero selbst brach am 21. Juni 1843 mit 8000 Mann von Madrid auf, um die Insurrectionen nach einander zu dämpfen und wandte sich zuerst gegen Valencia, hier aber landete am 27. Narvaez, pflanzte in der sehr moderaten Stadt offen die alte Fahne der Moderados auf und fand solchen Zuzug, daß er schon zwei Tage später mit einer beträchtlichen Streitmacht ausziehen konnte, am 3. Juli den Vortrab Espartero's unter General Enna bei Teruel schlug und rasch vor Madrid selbst rückte. Zugleich zog Prim mit Serrano aus Catalonien herbei, den tapfern Zurbano vor sich herjagend, dem nur Sloane beistand, während Espartero selbst, am Siege verzweifelnd, lediglich seine Person in Sicherheit zu bringen suchte und nach Süden entfloh. Zurbano und Sloane wagten noch eine Schlacht, um Madrid gegen Narvaez zu vertheidigen, bei Torejon de Ardoz, wurden aber geschlagen, der letztere gefangen, am 18. Nun zog Narvaez, dessen Heer jetzt 30,000 Mann zählte, triumphirend in Madrid ein. Espartero fand im Süden noch eine letzte Stütze an van Halem, mit dem er jedoch in Cadix zu Lande und zu Wasser eingeschlossen wurde. Sie entkamen mit wenigen Begleitern nur mit Mühe nach Puerto Santa Maria, wo sie sich auf ein englisches Schiff retteten, während ihre treuen Reiter die Verfolger abhielten und sich für ihren Feldherrn opferten, am 30. Juli.

Diese wunderliche Revolution, von den äußersten Progressisten in den Cortes angefangen, endete unerwartet mit dem Siege der Moderados und constitutionellen Royalisten. Narvaez war jetzt, was Espartero gewesen, militairischer Machthaber, aber ungleich loyaler als sein Vorgänger und mit der Politik Christinens und Frankreichs einverstanden. Prim wurde Gouverneur von Madrid und zum Grafen von Reus erhoben. Moderados wurden nach allen Provinzen als Gouverneure geschickt, aber wenn Madrid durch die Anwesenheit zahlreicher Truppen eingeschüchtert war, so trotzten doch die Progressisten in den Provinzen und es gab große Ver-

wirrung: Olozaga und die gemäßigtſten Progreſſiſten verſtändigten ſich mit Narvaez, die extremen Progreſſiſten aber verbanden ſich jetzt mit den alten Anhängern Eſpartero's, mit denen ſie kaum noch in blutigem Kampfe gelegen, gegen Narvaez. Man nannte dieſe neue Partei die der Ayacuchos. Sie pronuncirte ſich zuerſt in Barcelona, am 2. September. Prim wollte ſie bändigen, wurde geſchlagen, ließ aber die Stadt von der Citadelle und von der See her wieder furchtbar bombardiren. Dennoch behaupteten ſich die Inſurgenten hier unter ihrem General Amettler. Auch Saragoſſa empörte ſich und hielt Stand gegen den Regierungsgeneral Concha.

Erſt als am 10. November die junge Königin Iſabella in den Cortes für volljährig erklärt wurde und den Eid auf die Verfaſſung leiſtete, zu welchem Zweck Olozaga's Partei mit Narvaez ſich vereinigt hatte, wich der leidenſchaftliche Zorn in den Provinzen wieder einer neuen Hoffnung und der Aufruhr erloſch allmählich, die inſurgirten Städte capitulirten nach einander.

Zum Lohn für ſeine Hingebung wurde Olozaga an die Spitze des Miniſteriums geſtellt, allein ſeine Allianz mit den Moderados war zu unnatürlich, als daß ſie lange hätte dauern können. Schon am 30. November bekam er ſeinen Abſchied unter Umſtänden, die kein reizendes Licht auf den Hof der jungen Königin warfen. Er wurde, ohne allen Zweifel verleumderiſch, beſchuldigt, er habe Zwang gegen Iſabellen angewandt, um ſie zu einer Unterſchrift zu nöthigen. Es war aber ein ſchändliches Complott der neuen Camarilla. Die Progreſſiſten waren nicht mit Unrecht heftig erzürnt, Olozaga aber glaubte ſein Leben ſelbſt nicht mehr ſicher und entfloh. Seine Partei unterlag in den Cortes.

Die moderate Camarilla glaubte nun, die Zeit ſey gekommen, um die Königin Mutter aus ihrer Verbannung zurückzurufen, und ſie wurde dazu feierlich durch eine Deputation eingeladen. Franz de Paula beeilte ſich jetzt, ſeine intime Verbindung mit den Progreſſiſten abzubrechen und ſich Chriſtinens Freunden wieder zu nä-

hern. Die Exaltation gegen das, für was man eben erſt exaltirt geweſen, war ſo ſcandalös, daß der franzöſiſche Geſandte, General Breſſon, alle Hände voll zu thun hatte, ſie zum Maaßhalten zu vermögen, weil Ludwig Philipps Regierung ſelbſt wegen ihres Einfluſſes auf die jetzt herrſchende Partei in Spanien durch die Scandale compromittirt wurde. Insbeſondere bemühte er ſich, den Prozeß niederzuſchlagen, den man gegen Olozaga angefangen hatte und durch den allerlei Dinge zu Tage kamen, die der Camarilla nicht zur Ehre gereichten. England ſchickte jetzt gleichfalls einen neuen Geſandten, Sir Henry Bulwer, um dem franzöſiſchen Einfluß die Waage zu halten, und das ſchöne Spanien wurde der Schauplatz der heilloſeſten Intriguen. Aber nicht ohne daß die Zuckungen der Revolution und einiges Blutvergießen immer fortgedauert hätten. Im Februar 1844 pronuncirten ſich mehrere Städte im progreſſiſtiſchen Sinn, Alicante, Karthagena, Malaga, Murcia, jedoch wurde die Ruhe bald durch Regierungstruppen wiederhergeſtellt.

Am 29. Januar 1844 ſtarb Luiſa Carlotta, welche gehofft hatte, durch die Vermählung ihres Sohnes mit Iſabellen Königin Mutter zu werden, ganz unerwartet ſchnell, und am 4. Febr. hielt ihre Schweſter **Marie Chriſtine**, als factiſche Königin Mutter, von Paris zurückkehrend ihren Triumpheinzug in Barcelona und am 23ſten in Madrid. Am gleichen Tage ſtarb daſelbſt der göttliche Arguelles. Die Wiederkehr Chriſtinens und ihrer regentſchaftlichen Leitung war längſt von Narvaez, Prim ꝛc. in Paris mit Ludwig Philipp verabredet geweſen. Auch ſchien nichts natürlicher, als daß die unerfahrene Iſabella von ihrer eigenen Mutter berathen würde. Das wurde von der Mehrheit der Spanier anerkannt und es bedurfte der ganzen Lüderlichkeit und Treuloſigkeit der chriſtiniſchen Verwaltung, um die Spanier auf's neue gegen die Mutter ihrer Königin in Zorn zu bringen. Chriſtine begann damit, ihren Munnoz zum Herzog von Rianzarez und Grand von Spanien zu ernennen, und ihre hauptſächlichſte Sorge war ſeitdem darauf gerichtet, dem Staate ſo viel Geld als möglich zu entziehen, um es

zweckwidrige Behandlung der Wälder die Bodenproduction eines Landes geſchmälert, nach Befinden das Clima dadurch verſchlechtert und mancher Gewerbszweig gefährdet oder zerſtört wird.

Die groſſe Wichtigkeit des Gegenſtandes mag es übrigens entſchuldigen, wenn durch noch weitere Betrachtungen und Beiſpiele darzuthun geſucht wird, wie groß für den Privatmann die Aufforderung zur unpfleglichen Behandlung des Waldes iſt.

Das Holz, welches man jetzt ſäet oder pflanzt, wird bei Waldungen von hohem Umtriebe, der das meiſte und beſte Holz erzeugt, erſt nach vielen Jahren geerntet, und darum ſelten von dem, der es anbaut. Beim Holzanbau muß man mithin ein Kapital aufwenden, ohne Hoffnung, es ſelbſt wieder zu erlangen und angemeſſene Zinſen davon zu beziehen. Schon hierin liegt eine Veranlaſſung, dergleichen Koſten zu vermeiden. Taugen überdies die fraglichen Flächen zur Grasnutzung oder zum Feldbau, und der Beſitzer baut ſie mit Holz an, ſo muß er nicht nur einerſeits eine Ausgabe machen, ſondern andererſeits auch eine nahe liegende Einnahme entbehren. Er ſieht ſich ſonach zu doppelten Opfern veranlaßt, und es iſt bei allen Flächen, welche ſich zum Frucht- oder Grasbau eignen, und nicht als abſoluter Holzboden zu betrachten ſind, wirklich vortheilhafter für den Beſitzer, wenn er kein Holz anbaut, wie gering auch der Ertrag ſeyn mag, den die Fläche außerdem gewährt.

Um dies nachzuweiſen, wollen wir uns einen 120 Acker groſſen, dem Alter des Holzes nach ganz richtig abgeſtuften Wald denken, bei welchem man, wenn der Umtrieb auf 120 Jahre geſetzt iſt, ſonach alljährlich einen Acker zu benutzen hat; außerdem aber wollen wir Bezug auf die nachſtehende Tabelle nehmen, welche die hier in Anwendung kommenden Zahlen enthält.

Die erſte Spalte gibt dabei das Holzalter an; die zweite enthält die Vorrathsmaſſe auf einem Acker in dem voranſtehenden Alter; die dritte Spalte zeigt, wie viel Holz auf allen Schlägen in jedem Jahrzehnt vorhanden iſt, wie viel z. B. das Holz auf den 10 Jahresſchlägen von und mit dem 21ſten Jahre bis mit dem 30ſten, vom 31ſten bis mit dem 40ſten Jahre ꝛc. beträgt; in der vierten Spalte ſind die Holzpreiſe nach den verſchiedenen Altersperioden ungleich angenommen, und die fünfte Spalte gibt die Geldſummen an, welche ſich aus dem in der dritten Spalte

den vielen Kindern, die ſie von Munnoz hatte, zuzuwenden. Im Uebrigen ließ ſie Narvaez walten.

Narvaez hatte den beſten Willen und große Energie. Er war Spanier von echtem Blute, daher der Kirche hold. Nachdem er in den guardias civiles eine Art Gensdarmerie geſchaffen hatte, deren treffliche Disciplin weit beſſere Ordnung hielt, als man ſie bisher kannte, war ſein Erſtes, die verbannten Biſchöfe zurückzurufen, eine Verſöhnung mit dem heil. Stuhle anzubahnen, den von den Cortes befohlenen verfänglichen Eid aufzuheben, den die Geiſtlichen bisher hatten ſchwören müſſen, und den Verkauf der geiſtlichen Güter zu ſiſtiren. Auch zügelte Narvaez die progreſſiſtiſche Preſſe und fand die Cortes im October in ihrer Mehrheit ſeinem Syſtem geneigt, ſo daß er auf geſetzlichem Wege eine Reviſion der Verfaſſung von 1837 durchſetzte, welche die Macht der Cortes einſchränkte und der Krone die ihr geraubten Prärogative zurückgab. Dagegen proteſtirte nun Eſpartero in London und in Spanien ſelbſt brachen Verſchwörungen aus. Der immer unruhige und ehrgeizige Prim war darein verwickelt und wurde verhaftet, und Zurbano, der zu Logronno pronuncirte, ſammt Sohn und Schwager erſchoſſen, im Januar 1845. Inzwiſchen fuhren die Cortes fort, die liberalen Geſetze der frühern Zeit umzuändern und alles in Spanien wieder mehr royaliſtiſch und kirchlich zu ſtempeln. Ein Abkommen mit Rom im April konnte nicht zu Stande kommen, weil der Papſt mehr forderte, als Narvaez nach den Umſtänden glaubte leiſten zu können. Die Keckheit portugieſiſcher Blätter ſtrafte Narvaez durch ſtrenge Kerkerhaft zweier ihrer Redacteure. Nach einer Reiſe, die er mit Chriſtine und ihren beiden Töchtern nach Barcelona und dann nach Pampelona machte, wo ſie Ludwig Philipps Söhne, die Herzoge von Nemours und Aumale, empfingen und wo große Heirathsumtriebe gemacht wurden, bekam er den Titel eines Herzogs von Valencia.

Allein ſeine Macht wurde durch Intriguen erſchüttert. Sein Hauptfeind war Salamanca, ein Geldſpeculant, der ſchon lange

die ſpaniſchen Finanzminiſter theils benutzt und verführt, theils verdrängt hatte, indem es ihm gelungen war, gegen Vorſchüſſe, die er der Regierung in Nothzeiten gemacht, die wichtigſten Staatseinkünfte zu pachten. Je ärmer der Staat wurde, deſto reicher Salamanca. Eine ſolche Schmarotzerpflanze hatte noch zu Spaniens Unglück gefehlt. Jetzt breitete ſie ſich frech und immer weiter aus. Und das konnte nicht anders ſeyn, denn überall wird in dem Maaße, wie die Kirche ſinkt und verfolgt wird, die Börſe Meiſterin und Tyrannin. Wenn Chriſtus vor Gericht ſteht und zum Kreuze geſchleppt wird, ſchüttelt immer Judas Iſcharioth den vollen Beutel. Das iſt Naturgeſetz in der Weltgeſchichte. Ohne den Unglauben unſres Jahrhunderts wäre nie ein Rothſchild aufgekommen, ohne den Kirchenraub in Spanien kein Salamanca. Der damalige Finanzminiſter Mons ſah ſich gezwungen, da jener Wucherer allein alle einträglichen Staatseinnahmen in Pacht hatte, die Steuern mit einer in Spanien unerhörten Strenge einzutreiben, was zu Aufläufen, ſelbſt in Madrid, führte und der Regierung überhaupt Feinde weckte. Der progreſſiſtiſchen Oppoſition hatte ſich unter dem Namen Puritanos eine zweite moderate Oppoſition zugeſellt, welche in der Reaction nicht ſo weit, wie Narvaez, gehen, ſondern die Verfaſſung rein bewahren wollte. Mit dieſer nun verband ſich Salamanca zum Sturze des Narvaez und erzeugte durch maſſenhafte Verkäufe ſpaniſcher Staatspapiere ein Sinken derſelben, um die Regierung zu discreditiren. Zugleich gab es Verrath und Abfall im Miniſterium ſelbſt. Narvaez wurde zu dem Entſchluſſe gebracht, abzudanken, um das ganze Miniſterium nachzuziehen und dann ein neues zu bilden, im Januar 1846, aber er konnte ſich mit der Königin über die neuen Miniſter nicht einigen und blieb nun abgeſetzt, indeß ſie Miraflores, einen Moderado, an die Spitze eines neuen Miniſteriums ſtellte. Zwar ſchon im März wurde Narvaez auf ſeinen hohen Poſten zurückgerufen, weil Miraflores nicht Muth genug hatte, die immer widerſpenſtiger gewordenen Cortes aufzulöſen, aber wenige Tage nachher gerieth Narvaez

in Zerwürfniß mit Christinen, wahrscheinlich wegen der Verheirathung der jungen Königin, wurde plötzlich entlassen, am 4. April, und verließ Spanien sogleich.

Der neue Minister Isturiz gab der Presse wieder etwas mehr Freiheit und besiegte einen Soldatenaufstand des Oberst Solis in Galicien. Solis wurde gefangen und erschossen. Er hatte sich erhoben für Don Enrico, den zweiten Sohn des Infanten Franz de Paula, welcher damals sich viele vergebliche Mühe um die Hand Isabellens gab, aber aus Spanien verbannt wurde. Ein anderer annehmlicher Freier, Franz, Graf von Trapani, Sohn des Königs von Neapel, wurde von Narvaez begünstigt und hauptsächlich seinetwegen wurde Narvaez selbst entfernt. Als dritter Freiwerber meldete sich Karl Ludwig, Graf von Montemolin, Sohn des Don Carlos, dem dieser sein Vater feierlich alle seine Rechte auf den spanischen Thron abtrat. Eine Vermählung dieses Prinzen mit Isabellen würde die Legitimität der Thronfolge am besten hergestellt haben. Allein weder Frankreich, noch England duldeten diese Combination, die nur den nordischen Mächten günstig gewesen wäre. Sollte denn doch ein Bourbon Isabellens Gemahl werden, so waren nur Don Enrico und Graf Franz durch ihre körperliche und geistige Befähigung dazu geeignet. Da nun aber Ludwig Philipp durchaus Spanien für sein Haus gewinnen wollte, und es doch vor den übrigen Großmächten nicht wagen durfte, die junge Isabella mit einem seiner Söhne zu vermählen, brauchte er die Arglist, Isabellen einen körperlich und geistig gleich schwachen und unfähigen Gemahl auszusuchen, nämlich den ältesten Sohn des Franz de Paula, Francisco de Assis, dagegen aber ihre jüngere, gesündere und schönere Schwester Luisa mit seinem Sohn, Anton, Herzog von Montpensier, zu vermählen. Die Königin Mutter Christine scheint in diesen nichtswürdigen Plan eingewilligt zu haben, um im Namen ihrer Tochter selbst fortzuregieren, denn ein Schwiegersohn von mehr Verstand und Kraft würde ihr bald die Herrschaft über die Tochter und das Reich entwunden haben. Die

junge Isabella wollte den ihr aufgedrungenen Gemahl keineswegs haben. Auch hatte Narvaez sich dem Plane widersetzt, was ihm sehr zur Ehre gereicht. An der ganzen Intrigue waren nur Ludwig Philipp und Christine betheiligt. England wurde in dieser Frage von Ludwig Philipp getäuscht und auf eine beleidigende Weise betrogen. Er hatte sich im September 1845 mit der Königin Victoria, die ihn im Schlosse Eu besuchte, persönlich dahin verständigt, daß die Heirath Montpensiers mit Luisa nicht eher vollzogen werden sollte, bis Isabella Leibeserben haben würde. Im Vertrauen hierauf reiste der von England dazu ausersehene junge Prinz Leopold von Coburg, Neffe des belgischen Königs, im Frühjahr 1846 nach Spanien, um sich Isabellen als Bewerber anzutragen. Diesen hielt Marie Christine, im geheimen Einverständniß mit Ludwig Philipp, mit freundlicher Geneigtheit hin, vereitelte aber den englischen Plan durch das fait accompli der gleichzeitigen Verheirathung Isabellens mit Francisco de Assis und Luisas mit Montpensier. Vergebens protestirte England, Ludwig Philipp erwiderte, das Uebereinkommen von Eu sey durch Leopolds Bewerbung alterirt und ungültig geworden.

Die Doppelhochzeit wurde am 10. October vollzogen. Allgemein ging das Gerücht, Isabella sey gegen ihren Willen zu der ihr stets verhaßt gewesenen Heirath mit ihrem Vetter gezwungen oder, nach einem andern Bericht, durch „Orgien" verführt worden. Gewiß ist, daß sie nach der Hochzeit ihren Gemahl nicht weniger mißachtete, wie vorher. Die Cortes stimmten ihrer Vermählung zu, nur gegen die ihrer Schwester erhob sich eine starke Opposition. Der Graf von Montemolin entwich damals aus Bourges und seine Anhänger standen in Catalonien auf, angeführt von Tristarz, der sich als kühner Guerillero gegen die Truppen der Königin bis ins folgende Jahr behauptete, endlich aber wieder verdrängt wurde.

England war in hohem Grade über Ludwig Philipps Treulosigkeit erbittert, durchkreuzte aber seinen Plan und machte seine Hoffnungen zu nichte, indem Palmerston an Bulwer, den englischen

Gesandten in Madrid, ein geschicktes Werkzeug fand, um die Königin Isabella nicht nur dem französischen Einfluß zu entziehen, sondern auch für eine legitime Nachkommenschaft derselben zu sorgen, durch welche die Kinder Montpensiers die Aussicht auf die Thronfolge in Spanien verloren. Das alles wurde vermittelt durch den bildschönen General Serrano, den Abgott aller Spanierinnen, der in das intimste Verhältniß zu der jungen Königin trat und sie dahin zu bringen wußte, daß sie sich von ihrer Mutter losriß und die Regierung selbst übernahm. Hatte sich nun die Mutter bisher zu den Moderados gehalten, so hielt sich die Tochter begreiflicherweise an die Progressisten, die somit auf einmal wieder ans Ruder kamen und an die sich die Puritanos anschlossen. Das war vorlängst die englische Partei in Spanien gewesen.

Ein Versuch der Moderados, Serrano anzuklagen und zu entfernen, mißlang. Die Königin Mutter selbst reiste nach Paris, um sich bei Ludwig Philipp neuen Rath zu holen. Unterdeß trat Pacheco, bisher ein Puritano, an die Spitze des Ministeriums, in welches jetzt zum erstenmal auch der Wucherer Salamanca sich einstahl. Francisco, welcher den leeren Königstitel erhalten hatte, aber Unterthan der allein regierenden Isabella blieb, wurde auf ein Lustschloß entfernt, während Isabella selbst sich nur mit den Personen umgab, die ihr gefielen, und der altspanischen Hofetikette gänzlich entsagend ein überaus lustiges, ja scandalöses Leben führte. Als Francisco einmal im Juli 1847 in das königliche Schloß von Madrid zurückkehrte, wurde er gleich wieder ausgewiesen.

Narvaez ließ sich von Christine und Ludwig Philipp bewegen, nach Madrid zu gehen und den Versuch zu wagen, ob er die junge Königin nicht bessern könne. Allein es mißlang ihm. Da Pacheco selbst sich nicht länger compromittiren lassen wollte und abtrat, wurde Salamanca die Seele des Ministeriums und die Liederlichkeit erreichte nun ihren Gipfel. Salamanca befahl sogleich, nicht nur mit dem Verkauf der geistlichen Güter zu beginnen, sondern auch sogar alle Gemeindegüter in Spanien zu verkaufen, um

die leere Staatscaſſe zu füllen, wobei er ſelbſt aber durch Speculation das Beſte gewinnen wollte. Kaum aber ſchien er im Amte feſtzuſitzen, als er plötzlich am 4. October geſtürzt und Narvaez an die Spitze des Miniſteriums berufen wurde. Das kam daher, weil Iſabella des Serrano müde geworden war und ſich dem Oberſt Gandara in die Arme geworfen hatte, einem Günſtling des Narvaez und der Moderados. Narvaez drang aber darauf, daß Iſabella wenigſtens den äußern Anſtand beobachte und brachte ſie dahin, den König Francisco wieder im Schloſſe aufzunehmen. Auch Chriſtine kehrte jetzt zurück. Salamanca wurde angeklagt und fiel vor Angſt in Ohnmacht, kam aber mit dem Schrecken davon, denn die Anklage wurde niedergeſchlagen, wahrſcheinlich, um nicht andere einflußreiche Perſonen zu compromittiren. Im Januar 1848 kam endlich auch Eſpartero wieder nach Spanien und ſehnte ſich öffentlich mit Narvaez aus, zog ſich aber, da er nicht der erſte im Cabinet werden konnte und der zweite nicht ſeyn wollte, auf ſeine Güter zurück. Narvaez blieb Meiſter der Situation.

Seine Miſſion war, Spanien in einer Zeit der tiefſten Zerriſſenheit und Schmach zuſammenzuhalten und wieder zu Ehren zu bringen. Die ungeheure Schwierigkeit ſeiner Aufgabe zwiſchen den beiden Königinnen, dem Parteihaß und den Intriguen des Auslandes entſchuldigt die Flecken, die ſeiner Handlungsweiſe im Einzelnen ankleben. Im Ganzen war er der einzige wahre Mann, den Spanien damals hatte, der einzige gute Genius ſeines unglücklichen Vaterlandes.

Das benachbarte Portugal war in dieſer langen Zeit kaum weniger von Parteiung zerriſſen, wie Spanien. Auch hier ſtanden ſich liberale und conſervative Tendenzen und der regierenden Königin ein legitimer Uſurpator gegenüber. Wie aber in Spanien der franzöſiſche Einfluß überwog, ſo in Portugal der engliſche.

Im Beginn des Jahres 1828 war (vgl. IV. S. 102) die unmündige Maria da Gloria, Tochter des Don Pedro, des Kaisers von Brasilien, von ihrem Vater zur Königin von Portugal ernannt worden und in ihrem Namen regierte seine Schwester Isabella. Dagegen aber protestirte sein jüngerer Bruder, der damals nach Wien verbannte Don Miguel, der sich nach dem alten Gewohnheitsrecht der männlichen Nachfolge als den allein berechtigten Thronerben ansah. Maria's Rechte wurden von England geschützt, Miguel hatte die nordischen Mächte hinter sich. Man versuchte ein Uebereinkommen. Don Pedro ließ sich gefallen, daß Miguel sich mit der jungen Maria verlobe und einstweilen für sie die Regentschaft übernehme. Zu diesem Behuf kam er von Wien nach Lissabon zurück und beschwur am 26. Februar die Verfassung, löste aber schon am 13. März die Kammern auf und erklärte die Charte Don Pedro's für erloschen. Ein Aufstand des Obersten Pereira zu Oporto im Mai zu Gunsten der Charte hatte anfangs guten Fortgang, aber da sich der Klerus und das Landvolk für Don Miguel und den alten Absolutismus erklärten, wagten die constitutionellen Insurgenten nicht, Lissabon anzugreifen, und ihre Häupter flohen nach England.

Am 17. Juni erklärte Don Miguel auch die von seinem Bruder verfügte Thronfolge für ungültig, sagte sich von jeder Verpflichtung gegen Don Pedro und Maria los und setzte sich als legitimer König mit absoluter Gewalt auf den Thron. Von nun an begann ein Schreckenssystem in Portugal, schlimmer als es in Spanien nach der zweimaligen Restauration Ferdinands VII. gewesen. Alle Liberalen, die nicht geflüchtet waren, schmachteten in Kerkern unter entsetzlichen Entbehrungen und Martern. Viele wurden hingerichtet. Der junge Tyrann freute sich an Grausamkeiten und übte seinen rohen Uebermuth selbst an den nächsten Verwandten, indem er z. B. öfters seine Schwester Isabella körperlich mißhandelte. Eine Verschwörung des General Moreira im Frühjahr 1829 wurde durch blutige Hinrichtungen bestraft, eine zweite ebenso in Oporto.

Als ein reicher Mann, Roma, des Liberalismus verdächtig, gerade die Hochzeit eines ſeiner Söhne feierte, ließ Don Miguel das Haus umzingeln und alle Gäſte in die ſchmutzigen Kerker des Fort San Julian werfen, wo ſein Günſtling, Tellez Jordao, die Gefangenen hungern ließ und auf alle erdenkliche Art quälte, um ihnen Geld abzupreſſen. Don Miguel bewohnte mit ſeiner Mutter Carlotta, die ſein Verfahren billigte, den Palaſt Queluz, nach welchem er ſeinen Liebling, einen ehemaligen Barbier, zum Herzog von Queluz ernannte. Aber die Mutter ſtarb im Beginn des Jahres 1830.

Das engliſche Toryminiſterium gab ſich viele Mühe, Don Miguel zur Vernunft zu bringen und war nicht abgeneigt, unter der Bedingung, daß er ſich die engliſche Vormundſchaft gefallen laſſe, ſeine Rechte anzuerkennen. Aber er trotzte. Als Don Pedro 1829 die Azoren beſetzen ließ, um von dieſer Inſelgruppe des atlantiſchen Meeres aus Portugal wiederzuerobern, war Wellington noch ſo gefällig gegen Don Miguel, daß er eine engliſche Flotte abſchickte, um die Azoren zu bewachen, und die pedriſtiſche Bewegung zu hemmen. Als aber Miguel dennoch ſich nicht fügen wollte, gab England ihn auf und im März 1830 durfte Don Pedro auf Terceira, einer der Inſeln, eine Regentſchaft für Portugal ernennen, an deren Spitze Palmella und Villaflor ſtanden. Zugleich war der liebenswürdige junge Prinz Auguſt von Leuchtenberg, deſſen Schweſter Don Pedros Gemahlin war, bei einem Beſuch in Braſilien veranlaßt worden, ſich mit der jungen Maria zu verloben. Im folgenden Jahre 1831 wurde Don Pedro ſelbſt durch eine Revolution genöthigt, die Krone von Braſilien ſeinem zarten Sohne Pedro II. zu überlaſſen, bekam aber eben dadurch Zeit und Luſt, die Sache ſeiner Tochter in Portugal perſönlich auszufechten, begab ſich ſelbſt nach Terceira und ſegelte von da mit einer wohlausgerüſteten Armee und Flotte ab.

Don Miguel erwartete ihn vor Liſſabon, aber Don Pedro landete am 8. Juli 1832 zu Oporto, wo man ihn mit lautem

Jubel empfing. Miguel ſchickte ihm eine Armee entgegen und hielt ihn das ganze Jahr hindurch in Oporto eingeſchloſſen. Erſt als der engliſche Abenteurer Napier an die Spitze der pedriſtiſchen Flotte geſtellt wurde und die miguelliſtiſche in einem Seeſieg bei Cap Vincent faſt vernichtete, wurde es möglich, im Juli 1833 auch eine Landarmee von Oporto aus einzuſchiffen und gegen Liſſabon zu führen. Nach einem blutigen Gefecht, in welchem Telez Jordao fiel, räumte Don Miguel die Hauptſtadt in der Nacht des 23. Juli und am 28. zog Don Pedro ein. Zwei Monate ſpäter langte auch ſeine Tochter Maria aus London an. Nun trat zwar der durch die Julirevolution vertriebene franzöſiſche Marſchall Bourmont an die Spitze der Miguelisten und wagte noch einen Angriff auf Liſſabon, wurde aber abgeſchlagen, am 10. October. Dennoch behauptete ſich Don Miguel immer noch in der Provinz.

Da gleichzeitig auch Don Carlos in Spanien als Uſurpator auftrat und gemeine Sache mit Don Miguel machte, ſchloſſen England und Frankreich mit den Königinnen von Spanien und Portugal am 22. April 1834 die ſchon erwähnte Quadrupelallianz, welche die beiden Prinzen ſo entmuthigte, daß ſie ſich in einem Vertrage zu Evoramonte am 26. Mai verpflichteten, der erſtere gegen einen Jahrgehalt, die pyrenäiſche Halbinſel zu verlaſſen. Don Miguel ging nach Rom. Bald darauf, am 24. September, ſtarb Don Pedro, nachdem er die liberale Charte hergeſtellt hatte. Sofort vermählte ſich ſeine Tochter Maria mit dem Prinzen Auguſt von Leuchtenberg, im Januar 1835, aber auch dieſer ſtarb plötzlich an einer Erkältung ſchon am 28. März. Damals ſoll der junge Prinz Louis Napoleon Luſt bezeugt haben oder veranlaßt worden ſeyn, um die Hand der erſt 16jährigen Wittwe zu werben. Allein dieſer Plan kam nie zur Ausführung, da England ihr ſogleich ſeinen Candidaten, den Prinzen Ferdinand von Coburg zuführte, der damals erſt 19 Jahre zählte, und mit dem ſie ſich raſch vermählte. Sie behielt die Souverainetät, er bekam nur den Titel König und ihre Ehe wurde mit ſechs Kindern geſegnet.

Aber die Parteiwuth ruhte noch nicht. Kaum war das miguelistiſche Extrem beſiegt, als auch ſchon das entgegengeſetzte demokratiſche hervortrat. Im September 1837 erhob ſich eine Partei, der die pedriſtiſche Verfaſſung zu gemäßigt war, für die von 1820 und zwang die Königin, dieſe Verfaſſung herzuſtellen. Das war eine Bewegung gleich derjenigen der Progreſſiſten in Spanien gegen die Moderados; die ſiegende Partei aber hieß man ſeitdem die Septembriſten. Doch gelang es 1838 die Verfaſſung zu amendiren und namentlich das königliche Veto wiederherzuſtellen. Villaflor, zum Herzog von Terceira erhoben, blieb die Seele der Regierung. Inzwiſchen kamen immer noch Unruhen vor und 1844 wurde ein Soldatenaufruhr unterdrückt. Doch erſt 1845 erlebte Portugal wieder eine größere Revolution. Sie wurde von den Miguelisten begonnen und nachdem dieſe mit Hülfe der Demokraten geſchlagen waren, durch die Demokraten ſelbſt fortgeſetzt. Zwiſchen beiden Extremen in der Mitte rath- und machtlos ſuchte die Königin auswärtige Hülfe nach und eine engliſche Flotte unter Parker leiſtete dieſelbe. Da die Truppen der Königin in mehreren Schlachten im Laufe des Jahres 1846 ſiegten, verbanden ſich endlich die Miguelisten mit den Septembriſten unter Bandeira und Antes gegen die Königin, aber der erſtere wurde zur See von Parker geſchlagen und gefangen, der letztere capitulirte. Auch Spanien leiſtete der Königin Maria Beiſtand, die nun in ihr Anſehen hergeſtellt wurde und Saldanha zum erſten Miniſter erhob, 1847.

Im Ganzen war die Geſchichte Portugals damals nur ein blaſſeres Nachbild der ſpaniſchen. Der alte ländliche und kirchliche Frieden wurde grauſam zerſtört und die neue liberale Bildung konnte doch nicht einwurzeln. England allein hatte den Vortheil davon, indem es den ganzen Handel Portugals an ſich riß.

verzeichneten Massenvorrath und dem in der vierten Spalte bemerkten Preis herausstellen.

1. Alter des Holzes.	2. Vorrath auf einem Acker.	3. Gesammtvorrathsmasse.	4. Preis eines Kubikfußes.		5. Werth der Vorrathsmasse nach diesem Preis.		
Jahre	Kubikfuß	Kubikfuß	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.
20	634	—	—	3	—	—	—
30	1156	9211	—	6	191	21	6
40	1775	14964 ½	—	9	467	15	4½
50	2438	21396 ½	1	—	891	13	6
60	3132	28307	1	3	1474	7	9
70	3890	35579	1	6	2223	16	6
80	4665	43162 ½	1	9	3147	6	4½
90	5463	51039	2	—	4253	6	—
100	6268	59057 ½	2	3	5536	15	4½
110	7092	67212	2	6	7001	6	—
120	7881	75359 ½	2	9	8623	11	7½
Summa:		405188 ½	—	—	33810	23	—

Aus der vorstehenden Tabelle ist ersichtlich, daß — die verhältnißmäßig unerheblichen und der einfacheren Rechnung halber nicht in Ansatz gebrachten Zwischennutzungen unberücksichtigt gelassen — ein solcher Wald bei 120jährigem Umtriebe einen jährlichen Ertrag von 7881 Kubikfuß liefert, während der gesammte Holzvorrath, bis zum 20jährigen Holze herunter gerechnet, 405,188½ Kubikfuß beträgt. Wenn man nun dabei die Holzpreise für jede Altersperiode gleich groß und z. B. zu 1 Groschen für den Kubikfuß annimmt, so gewährt demnach die nachhaltige Benutzung jährlich

328 Rthlr. 9 Gr. 6 Pf.,

während der Werth der verräthigen Holzmasse sich auf

16882 Rthlr. 20 Gr. 6 Pf.

beläuft, ein Kapital, von welchem allein die jährlichen Zinsen, zu 4 Procent gerechnet,

675 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf.

betragen, während der Grund und Boden, so wie das Holz unter 20 Jahren, noch überdies zu anderweiter Benutzung bleibt. Offenbar gewinnt sonach der Waldbesitzer viel, wenn er von aller Nachhaltigkeit absieht und das Holz so rasch als möglich abschlägt und verkauft.

Viertes Buch.

Kirchliche Erhitzungen in Deutschland.

Nachdem durch Metternichs Geschick und unter der Mitwirkung Rußlands die politische Bewegung in Deutschland in den dreißiger Jahren wieder unterdrückt worden war, warf sich die Gährung in das kirchliche Gebiet und traten auf einmal, was seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, die großen Kirchenfragen in den Vordergrund.

Fast unmerklich war die katholische Kirche wieder erstarkt. Die Wiederherstellung des Papstes nach Napoleons Sturz, die unter den Dornen des Hasses doch neu aufblühende Gesellschaft Jesu, die Missionen in Frankreich, die Begünstigung der Kirche unter Karl X., die Energie der klerikalen Partei in Belgien übten auf Deutschland Einfluß und machten dem bessern Theil des deutschen Klerus Muth, allmählig den unvermeidlich gewordenen Kampf sowohl mit der bisherigen Staatsomnipotenz, als auch mit dem Unglauben der Zeit aufzunehmen. Im katholischen Deutschland, Oesterreich ausgenommen, war ein neuer kirchlicher Geist erwacht, lehrten Möhler, Görres ꝛc., wurde nach und nach die Jugend für die heilige Sache der Kirche begeistert und nahm sich König Ludwig von Bayern ausdrücklich und im Sinne seiner berühmten Ahnen derselben Sache an. Mehr aber als alles hat unstreitig

der Eckel und Abſcheu, welchen die immer zunehmende Verwilderung im ungläubigen Lager erweckte, die katholiſche Bewegung gefördert. Der Unglauben des philoſophiſchen Jahrhunderts war theils in der Hegel'ſchen Philoſophie auf eine Spitze getrieben, von der nur noch ein Rückweg möglich war, theils durch die Schule und Preſſe ſo in's Breite verflacht und verſeichtet, daß kein edleres Gemüth und kein höherer Geiſt dieſe Gemeinheit der Denkungsart länger aushalten konnte.

Noch ließ nichts die innerliche Erſtarkung der katholiſchen Kirche in Deutſchland ahnen, als ſie ſich in einem Streite mit der Staatsgewalt und zwar in Preußen plötzlich offenbarte. Dieſer Streit iſt auch inſofern von hohem Intereſſe geweſen, weil ſich an ihm zum erſtenmal die Unnatur der Parität herausſtellte. Die Staatsmänner des Wiener Congreſſes hatten die Bevölkerungen ohne alle Rückſicht auf Nationalität und Confeſſion an die Dynaſtien vertheilt und man hat nur die Wahl, ſie desfalls entweder einer Verblendung anzuklagen, oder eine hinterliſtige Abſicht zu ſuchen. Wohl mag es ſeyn, daß die Metternich'ſche und ruſſiſche Politik abſichtlich Preußen um ſeine natürlichen proteſtantiſchen Antheile in Sachſen, Oſtfriesland, Anſpach und Bayreuth brachte und ihm dagegen die katholiſchen Rheinlande und Weſtphalen anhing, um es künftighin durch eine katholiſche Oppoſition zu beunruhigen und zu hemmen. Ganz eben ſo hatte man Bayern confeſſionell getheilt und dadurch für alle Zukunft geſchwächt.

Die Anweſenheit junger altpreußiſcher, alſo proteſtantiſcher Beamten und Offiziere im katholiſchen Weſten der Monarchie führte natürlicherweiſe viele Heirathen der erſtern mit katholiſchen Mädchen, alſo gemiſchte Ehen herbei. In Bezug auf ſolche hatte der König bereits im Jahr 1803 für ſeine damaligen Provinzen ein Edict erlaſſen, wonach überall des Vaters Wille über die Religion ſeiner Kinder entſcheiden ſolle. Die katholiſche Kirche dagegen mißbilligt die gemiſchten Ehen überhaupt und verlangt, wenn ſie dennoch geſchloſſen werden, wenigſtens die Erziehung der Kinder

im katholiſchen Glauben. Das brachte ſchon ein päpſtliches Breve von 1817 in Erinnerung und ein anderes von 1825. Auf das letztere antwortete die preußiſche Regierung mit einer Erinnerung an ihr Edict von 1803. Uebrigens unterhandelte man und Papſt Pius VIII. erließ am 25. Mai 1830 ein Breve, worin er nachgebend zugleich das Recht der Kirche reſervirte in Sätzen, die einer doppelten Auslegung fähig waren. Deshalb hielt es die Regierung für rathſam, ſich heimlich mit den Landesbiſchöfen zu verſtändigen und die letztern erklärten ſich in einem Vertrage vom 19. Juni 1834 bereit, der Interpretation der Regierung und dem bisherigen Staatsgeſetze von 1803 gemäß zu handeln. Man hat beiden Theilen dieſes heimliche Abkommen nachher bitter vorgeworfen, indeß lag demſelben wohl die gutgemeinte Abſicht zu Grunde, einen offenen Bruch zwiſchen Kirche und Staat, Rom und Berlin, und allen Scandal und große Aufregung zu vermeiden. Als im Sommer 1835 der Erzbiſchof von Köln, Graf Spiegel, ſtarb, nahm ſein Nachfolger, Clemens Auguſt Droſte zu Viſchering, noch keinen Anſtand, ſich auf das Uebereinkommen vom 19. Juni verpflichten zu laſſen. Mittlerweile aber verdammte der Papſt die unter Spiegel auf der Univerſität Bonn herrſchend gewordene Lehre des (1831 verſtorbenen) Profeſſor Hermes, der zwar dem katholiſchen Dogma nicht entgegentrat, es aber der Vernunftkritik unterwarf. Und zwei Jahre ſpäter im März 1837 beſchwerte ſich der Papſt über das geheime Abkommen vom 19. Juni. Durch dieſe Vorgänge fand ſich nun der neue Erzbiſchof bewogen, am 31. Oct. 1837 der Regierung zu erklären, er könne ſich fernerhin an jenes Abkommen nur ſo weit binden, als es mit dem Breve von 1830 nicht collidire. Da er nun auch dem Anſinnen, ſein Amt niederzulegen, nicht entſprach, machte die Regierung kurzen Prozeß und ließ ihn am 20. November aus Köln unter militairiſcher Begleitung nach der Feſtung Minden bringen.

Dieſer Act erregte ungeheures Aufſehen. Die Stadt Köln verhielt ſich ruhig, aber unter allen Katholiken, nicht nur am Rhein,

herrſchte tiefe Aufregung der Gemüther. Einigermaßen hing damit zuſammen, daß am 4. November König Ludwig von Bayern das Miniſterium Wallerſtein entließ und durch das ſtreng katholiſche Miniſterium Abel erſetzte. Am 10. December erklärte ſich Papſt Gregor XVI. in einer Allocution ſehr energiſch für das im Erzbiſchof von Köln verletzte Recht der Kirche, und der preußiſche Geſandte Bunſen mußte um ſo gewiſſer Rom verlaſſen, als er das Berliner Cabinet über den Papſt getäuſcht und immer verheißen hatte, derſelbe werde nachgeben. Alle Zeitungen waren voll von Artikeln über die „Kölner Wirren", eine Menge neuer kirchlicher Blätter tauchten aus dieſem Anlaß auf und Brochuren in unglaublicher Zahl, unter denen die kleine Schrift „Athanaſius" von Görres bei weitem die größte Wirkung hervorbrachte, denn ſie war im katholiſchen Geiſt mit Flammen geſchrieben, wie früher der rheiniſche Merkur. Im Allgemeinen zeigte ſich in dieſem großen literariſchen Kampfe, daß die katholiſche Partei über alle Erwartung ſtark und einig war, während ihre wenn auch noch ſo zahlreichen Gegner doch von den verſchiedenſten Geſichtspuncten ausgingen und die Vertheidiger der Regierung ſich gern oder ungern die Waffenbrüderſchaft der jede Religion verhöhnenden, beſchnittenen oder unbeſchnittenen Literaturjuden mußten gefallen laſſen.

Am 30. Januar 1838 ahmte Erzbiſchof Dunin von Poſen das Beiſpiel des Kölners nach und erklärte ſeinem Klerus, er werde fortan nur das Breve von 1830 in Fällen gemiſchter Ehen zur Richtſchnur nehmen. Da auch er nicht nachgab, wurde er 1839 nach Berlin gerufen und dort feſtgehalten, entkam aber nach Poſen, von wo man ihn am 6. October unter militairiſchem Geleit nach der Feſtung Colberg brachte.

König Friedrich Wilhelm III. hielt den kirchlichen Sturm mit unbeugſamer Feſtigkeit aus. In Köln wurde der friedſame Hüsgen mit Zuſtimmung des Papſtes Biſthumsverweſer und jeder weitere Conflict vermieden. In Poſen dagegen kamen viele Fälle vor, in denen der Klerus ſich weigerte, gemiſchte Ehen einzuſegnen. Sie

wurden nun einseitig von evangelischen Geistlichen eingesegnet. So blieben die Dinge unentschieden, während die äußere Ruhe, unbedeutende Aufläufe in Köln, Coblenz und Cleve ausgenommen, nirgends gestört wurde, die innere Gährung in den Geistern aber fortdauerte.

In dasselbe Jahr 1837 fiel die Vertreibung einiger hundert Zillerthaler aus Tirol. Dieselben waren protestantisch geworden und verlangten freie Religionsübung. Die Stände von Tirol erklärten sich dagegen (14. Mai) und der Kaiser hielt es, um Haß und Kampf im Lande zu verhüten, für gerathener, die Zillerthaler Protestanten in's schlesische Riesengebirge auswandern zu lassen, wo ihnen der König von Preußen eine neue Heimath angewiesen hatte. Auch dieser Handel machte viel böses Blut.

Die plötzliche Wiederkehr „mittelalterlicher" Dinge, hierarchischer Anmaßungen, erschien in jener Zeit und zumal in Preußen um so wunderbarer, als sich die Bildung hier schon längst über jede Kirche, auch die evangelische, hinweggesetzt hatte und es nicht Wenige gab, die in Prosa und Versen den Untergang des Christenthums überhaupt verkündeten. Ich habe früher schon den tiefen Verfall des Glaubens im protestantischen Deutschland geschildert. Durch die Union war die Orthodoxie erschüttert, der Glaubensinhalt zweifelhaft geworden. Die ältere Generation der Kirchen- und Schulmänner pflegte noch den seichtesten Rationalismus, während die sich besser dünkenden Söhne Hegels eine jüngere Aristokratie bildeten. Zwischen diesen großen Parteien, welche beide in der Vernichtung des positiven Christenthums wetteiferten, bildeten die Schüler Schleiermachers, die sich mehr dem Positiven näherten, doch nur eine schwache und schwankende Minderheit. In Sachsen übte der alte Rationalismus unter Ammon, Bretschneider, Röhr eine wahre Tyrannei, eben so in Baden unter Paulus. In Würtemberg hatte sich die gelehrte theologische Schule des Prof. Baur ganz im Hegel'schen Geiste gebildet und aus ihr ging Dr. Strauß hervor, der 1835 in seinem berüchtigten „Leben Jesu" die Evan-

gellen für Mythen, Volksſagen, Fiſcheranecdoten erklärte. Sein Buch wurde mit einem Sturm von Beifall bedeckt, überall geprieſen und verbreitet und veranlaßte eine unzählige Menge von populären Schriften, in denen die antichriſtliche Lehre der Jugend und den Ungebildeten vermittelt wurde. Im Jahre 1837 begann Arnold Ruge in Halle die „Halle'ſchen Jahrbücher", die er ein Paar Jahre ſpäter nach Leipzig verlegte, um von der preußiſchen Regierung weniger genirt zu ſeyn, ein Journal, in dem die junghegel'ſche Partei ganz ſo offen wie Strauß den Schleier zerriß, den die Althegelianer über die wahre Tendenz ihres Meiſters gedeckt hatten, und mit viel Talent und noch mehr Frechheit das Chriſtenthum angriff. Das Jenſeits ſey eine Lüge, Gott exiſtire nur in unſerm eigenen Geiſt, jeder Geiſt ſey dem andern gleich, daher Demokratie der allein wahre Staat ꝛc. Am feurigſten begann in dieſem Sinne Feuerbach zu ſchreiben. Die Hegel'ſche Philoſophie, früher Schooßkind des Berliner Hofes, wurde auf einmal die Doctrin des politiſchen Radicalismus und gewann auf dieſe Weiſe eine neue und weite Verbreitung.

In der Schule herrſchte derſelbe Geiſt der Verwirrung. Dinter und Dieſterweg beherrſchten durch die Schullehrerſeminare den ganzen Volkslehrerſtand und der letztere fanatiſirte ſich von Jahr zu Jahr tiefer in einen wahnſinnigen Haß gegen das Chriſtenthum hinein. Seiner Meinung nach ſollte die Kirche aufhören und es keine Prieſter mehr geben, aufgeklärte Schullehrer allein ſollten das Volk zum Menſchheitsideal erziehen durch Philoſophie und Naturwiſſenſchaft.

Natürlicherweiſe mußten ſich die Juden einmiſchen, wo ſo großer Abfall vom Chriſtenthum ihnen Strafloſigkeit ſicherte. Börne, ein Jude aus Frankfurt am Main, hatte in ſeinem tiefen Groll gegen Deutſchland etwas Tragiſches, während in Heine, einem Juden aus Hamburg, die ganze Frivolität und witzige Niederträchtigkeit Kotzebue's wieder zum Vorſchein kam, gepaart mit dem giftigſten Haß gegen das Chriſtenthum. Durch ihre wohlfei-

len Sarkasmen gegen die deutschen Fürsten sicherten sie sich die Bewunderung der liberalen Opposition. Um bequemer über Deutschland schimpfen zu können, ließen sich beide in Paris nieder, wo sie gestorben sind. Aus ihren Nachahmern ging seit 1835 eine literarische Coterie hervor, die sich „das junge Deutschland" nannte und die „Rehabilitation des Fleisches" als das bezeichnete, was dem Christenthum entgegengesetzt werden müsse. Diese „Juden und Judengenossen" bemächtigten sich der Unterhaltungspresse. Ueberall tauchten Judennamen in der Literatur auf und durchzog den deutschen Dichterwald ein unausstehlicher Judengeruch.

Unter den ernsteren Dichtern äußerte sich der Schmerz über die getäuschten Hoffnungen der Nation, die Langeweile am Polizeistaat, das Mitgefühl für die unterdrückten Nachbarvölker in der Manier des Lord Byron und wurde als „Weltschmerz" oder „Europamüdigkeit" Mode. Andere waren unglücklich, weil sie ihre Eitelkeit nicht befriedigt fanden. Eine ästhetische Fraction der Hegelianer wollte das Christenthum durch einen „Cultus des Genius" ersetzen und vergötterte ausschließlich das Talent. Da war mancher, der nach Göthe's Tode (1832) dessen Stelle als erster Dichter der Nation einzunehmen trachtete. Immermann und Platen ärgerten einander desfalls als Rivalen zu Tode. Lenau sog aus allen Sünden und Schmerzen der Zeit wie aus Blumen das Gift des Wahnsinns.

Die seit dem Frankfurter Attentat eingeschlummerte politische Aufregung erneuerte sich in demselben Jahr 1837, in welchem die kirchliche begann, durch den Umsturz der Verfassung in Hannover. Hier war nach dem Tode Wilhelms IV. von England dessen Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, den frühern europäischen Verträgen gemäß zum erstenmal als von England unabhängiger König inthronisirt worden. Dieser stolze Herr aber, ein altes Haupt der Tories, achtete sich nicht an die Verfassung des Landes Hannover gebunden und hob sie aus souverainer Machtvollkommenheit auf, am 1. November. An die Stelle dieser 1833 eingeführten

Verfaſſung wollte er die von 1819 ſetzen und ließ deshalb Neuwahlen ausſchreiben. Nur ſieben Profeſſoren der Univerſität Göttingen (Dahlmann, die beiden Brüder Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber) proteſtirten, „weil es ihnen als Lehrern der Jugend am wenigſten anſtehen würde, mit Eiden zu ſpielen.“ Sie wurden ſämmtlich abgeſetzt, die Wahlen vollzogen, die Stände am 20. Februar 1838 verſammelt. Nun bezweifelten aber die Deputirten (mit 34 gegen 24 Stimmen), ob die frühere Verfaſſung rechtmäßig aufgehoben ſey? und als der König ſie heimſchickte, beſchloſſen noch 28 Mitglieder die Appellation an den deutſchen Bund. Auch der Magiſtrat von Osnabrück, den Bürgermeiſter Stüve an der Spitze, die Stadt Hildesheim und mehrere Landgemeinden proteſtirten. Die ſieben Profeſſoren wurden aus allen Theilen Deutſchlands mit Lorbeerkränzen überſchüttet und erhielten bald wieder ehrenvolle Anſtellungen. In mehreren deutſchen Kammern, von mehreren Juriſtenfacultäten wurde das Verfahren des Königs von Hannover als rechtswidrig bezeichnet. Als der König beim Bundestag namentlich über die Tübinger Facultät Beſchwerde führte, weil ſie den Hannoveranern das Nothwehrrecht der Steuerverweigerung zuerkannt hatte, nahmen die Geſandten von Bayern, Sachſen und Württemberg offen Partei gegen Ernſt Auguſt. Obgleich nun alles blieb, wie es war, der Bundestag nicht einſchritt, der König von Hannover nicht nachgab, ſondern mit ſeinem neuen Miniſter Scheele unbekümmert um alle Oppoſitionen fortregierte, ſo trug doch dieſer Handel nicht wenig bei, die Loyalität der öffentlichen Meinung zu ſchwächen und das Anſehen ſowohl der Souveraine, wie der Conſtitutionen in den Mittelſtaaten zu compromittiren. Das erſtere, ſofern drei Könige ſich gegen den vierten auf die Seite der Oppoſition ſtellten. Das andre, ſofern bei allem Geſchrei für die Aufrechterhaltung einer beſchworenen Conſtitution die factiſche Verletzung derſelben doch nicht gehindert wurde. Solche Thatſachen, welche einen tiefen Eindruck zurückließen, muß man im Auge behalten, um ſich das Aufkommen einer demokratiſchen Partei

in Deutſchland zu erklären, die weder von den Fürſten, noch auch von dem Liberalismus der Kammern etwas wollte. Damit hängt die ſarkaſtiſche Aufnahme einer Aeußerung des damaligen preußiſchen Miniſters von Rochow zuſammen. Die Stadt Elbing in Preußen hatte eine Adreſſe für die ſieben Göttinger erlaſſen und der Miniſter ihr dieſe Anmaßung in einem Reſcript verwieſen, worin es wörtlich hieß, die Elbinger vermöchten in ihrem „beſchränkten Unterthanenverſtande“ Regierungsmaßregeln gar nicht zu beurtheilen. Der Empfänger hing das Reſcript unter Glas und Rahmen auf und alles ſtrömte zu, es zu ſehen. Ganz Deutſchland lachte und Rochow hatte nur den Zopf hergehalten, um ihn ſich abſchneiden zu laſſen.

Das Jahr 1840 wurde für Deutſchland in vieler Beziehung bedeutſam. Wegen der ägyptiſchen Frage (vergl. oben S. 26) war Frankreich mit den andern Großmächten in Conflict gekommen und der damalige Chef des franzöſiſchen Miniſteriums, der kleine Thiers, drohte, wenn auch nur zum Scheine, mit einem europäiſchen Kriege. Dadurch wurde der deutſche Bund allarmirt und die Bundesmilitaircommiſſion aus ihrem langen Schlafe geweckt. Man ſorgte für Kriegsbereitſchaft, muſterte in der Gegend von Mannheim das achte Armeecorps (Württemberger, Badener und Darmſtädter) und ging endlich daran, die ſchon vor 25 Jahren beſchloſſene, noch fehlende Bundesfeſtung zu bauen. Weil aber in dieſer langen Zeit das dafür bei Rothſchild deponirte Capital durch die aufgelaufenen Zinſen verdoppelt worden war, entſchied man ſich, zwei Feſtungen, ſtatt einer, zu bauen. Bisher hatte nämlich Oeſterreich immer nur Ulm bauen wollen, wogegen aber Württemberg proteſtirte, weil der Feind muthmaßlich, je länger ſich Ulm hielte, deſto länger im Württemberger Lande liegen bleiben würde. Jetzt überließ man Preußen die Entſcheidung und dieſes ſchlug vor, Ulm zu bauen, aber auch zugleich Württemberg durch den Bau von Raſtadt zu ſchützen. Beide Feſtungen ſind ſeitdem wirklich gebaut worden, aber ſehr langſam. Den franzöſiſchen Rednern und Journaliſten,

die damals einstimmig das linke Rheinufer wieder mit Frankreich vereinigen wollten, antwortete ein junger Mann, Namens Becker, mit einem Rheinliede, dessen Refrain war: „sie sollen ihn nicht haben," nämlich den Rhein. Das trug ihm lauten Beifall und Ehrengeschenke, namentlich vom König Ludwig von Bayern ein. Doch waren andrerseits die liberalen Sympathien für Frankreich in Deutschland so stark, daß der arme Dichter um seines treu gemeinten Liedes willen auch argen Spott erfuhr.

In demselben Jahr 1840 am 7. Juni starb König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. War der Vater ernst, einsylbig, mürrisch gewesen, so strahlte dagegen der Sohn von Geist, Beredtsamkeit und Heiterkeit und weckte bei Jedermann die Erwartung großer Aenderungen im bisherigen preußischen Systeme. Ich fasse zuerst die Seite seines Wesens auf, die dem Gesammtvaterlande zugeneigt war. Der neue Preußenkönig bewahrte den patriotischen Erinnerungen des Jahres 1813 warme Sympathien, hierin wetteifernd mit dem König Ludwig von Bayern, seinem Schwager. Er ließ alle noch verhafteten s. g. Demagogen der dreißiger Jahre frei. Er berief sogleich Boyen und den alten Arndt in die Aemter zurück, die ihnen seit den Karlsbader Beschlüssen genommen waren, befreite den alten Turnmeister Jahn von dem Zwange, in dem er bisher immer noch zu Freiburg an der Unstrut hatte leben müssen, nahm auch den durch das Wartburgfeuer bekannten Maßmann nach Berlin und betheiligte sich lebhaft bei den Bundesverhandlungen in Bezug auf die Vertheidigung Deutschlands und den Bau der Festungen. Mit seinem persönlichen Freunde, dem Herrn von Radowitz, war er schon als Kronprinz über manche Wünsche, eine bessere Einigung des deutschen Bundes betreffend, einverstanden.

Indem er als deutscher Bundesgenoß die bisherige Einseitigkeit und Engherzigkeit des preußischen Systems aufgab, that er dasselbe auch in den kirchlichen Fragen. Er ließ die Erzbischöfe von Köln und Posen frei. Der erstere wurde nur ersucht, nicht mehr

Die Richtigkeit dieser Berechnung kann nicht in Abrede gestellt werden; allein man entgegnet: „Setzt nur das alte Holz hoch genug im Preise, so wird man sich auch geneigt fühlen, dergleichen zu erziehen; den angemessen hohen Preis aber wird es schon von selbst finden, wenn es nur für einen solchen Preis erzogen werden kann.“

Um zu prüfen, ob dieser Einwand gegründet ist, wollen wir nun die Verschiedenheit der Preise nach Maßgabe des Holzalters so annehmen, wie sie in der fünften Spalte der obigen Tafel aufgeführt sind.

Bei diesen Holzarten, die für das zunehmende Alter verhältnißmäßig viel höher angesetzt sind, als es in der Wirklichkeit geschehen kann, würden nun die bei 120jährigem Umtriebe und nachhaltiger Benutzung aus dem fraglichen Walde alljährlich zu beziehenden 7881 Kubikfuß, à 2 Gr. 9 Pf. gerechnet, allerdings

903 Rthlr. - Gr. 9 Pf.

einbringen, die gesammte Vorrathsmasse des Waldes wäre dagegen ebenfalls sehr viel mehr, nämlich

33810 Rthlr. 23 Gr. - Pf.

werth, und die Zinsen von diesem Kapital betrügen dann zu 4 Procent

1352 Rthlr. 10 Gr. 6 Pf.,

und sonach alljährlich doch noch

449 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf.

mehr, als die nachhaltige Bewirthschaftung zu liefern vermöchte. Und so wäre denn auch in diesem Falle, wo das alte Holz zwölfmal theurer angenommen ist, als das junge, der Besitzer doch noch in großem Vortheil, wenn er seinen Wald devastirt. Wollte man übrigens behaupten, die Holzpreise wären vorstehend noch immer nicht hoch genug veranschlagt, so würde — abgesehen davon, daß zuletzt das Holz gar nicht mehr bezahlt werden könnte — der Zweck, die Nachhaltigkeit zu fördern, doch keineswegs erreicht, sondern vielmehr der Reiz zur Waldverwüstung oder wenigstens zur Herabsetzung des Umtriebes nur um so größer seyn.

Wären z. B. die Holzpreise zehnmal so hoch, als vorstehend angenommen, und kostete also der Kubikfuß 120jähriges Holz 1 Rthlr. 3 Gr. 6 Pf., so würde der Waldbesitzer durch den Abtrieb des Holzes bis zum 20sten Jahre herunter anstatt

nach Köln zurückzukehren und ſich dem gütlichen Uebereinkommen zu fügen, nach welchem der Papſt den bisherigen Biſchof von Speier, Herrn von Geiſſel, für den Kölner Stuhl ernannte. Auch wurde den Biſchöfen in allen rein geiſtlichen Angelegenheiten der freie Verkehr mit Rom geſtattet. In aller Weiſe gab der König zu erkennen, daß er ſeinen katholiſchen Unterthanen gerecht zu werden wünſche. In demſelben Sinne machte er auch das an den Altlutheranern begangene Unrecht wieder gut und ertheilte denſelben nach ſo langer und grauſamer Verfolgung zum erſtenmal Religionsfreiheit. Da ſammelten ſich die Zerſprengten wieder in Schleſien und traten längſt abgeſetzte Pfarrer aus dem Dunkel des kleinen Tagewerks, mit dem ſie ſich kümmerlich genährt, wieder auf die Kanzel. Ein paniſcher Schrecken aber und eine Aufwallung tiefſter Erboßung ging durch die langen Reihen der bisher herrſchenden Partei des Unglaubens. Das Regiment der Hegelianer war zu Ende. Der Chriſtushaß galt nicht mehr als erſte Bedingung der Beförderung zu Lehrämtern. Einer je furchtbareren Oppoſition ſich der neue König in dieſer Beziehung ausſetzte, weil die ungeheure Mehrheit der Gebildeten und ſelbſt der Beamten der Gewohnheit des Unglaubens verfallen war, um ſo mehr iſt die Feſtigkeit zu ehren, mit welcher er in einer langen ſtürmiſchen Regierung den Glauben geſchützt hat.

Eine zweite Oppoſition, ſtark, aber loyaler, fand er bei den Conſtitutionellen, welche jetzt endlich das ſeit 1815 unerfüllt gebliebene Verſprechen einer preußiſchen Reichsverfaſſung erfüllt ſehen wollten. Dieſe Oppoſition begann in Oſtpreußen. Der König reiſte nach Königsberg, um ſich hier in der Wiege der preußiſchen Souverainetät nach alter Sitte huldigen zu laſſen. Aber drei Tage vor der Huldigung überreichten ihm die oſtpreußiſchen Provinzialſtände unter dem Einfluß und Vorantritt des alten Patrioten Oberpräſidenten von Schön eine Bitte um die Reichsverfaſſung, am 7. September. Er antwortete ablehnend, weil er eine Repräſentativverfaſſung für unzweckmäßig und gewagt halte und

den historischen Boden der ständischen Gliederung und Provinzialvertretung nicht verlassen wolle. Inzwischen hätte sich auch auf diesem historischen Boden eine Reichsverfassung aufbauen lassen und man konnte der französischen Atomistik mit ihren Wahlen nach Census und Köpfen entbehren, ohne daß deshalb eine Gesammtvertretung aller ständischen und provinziellen Interessen in einem Reichstage in Preußen unmöglich gewesen wäre. Allein es gab hier noch ein tiefer liegendes Hinderniß. Preußen war groß und mächtig geworden durch sein Cabinet, seine Armee, seine Bureaukratie, mit einem Wort durch die Einheit des Willens und der Macht gegenüber der Zerfahrenheit des deutschen Reichs und dessen vielgliederigem Organismus. Die Einheit und Macht Preußens konnte nun kaum durch einen Reichstag vermehrt und gestärkt werden, in welchem voraussichtlich die entgegengesetztesten liberalen und katholischen Oppositionen in die Staatsmaschine hemmend eingreifen würden. Daher das Sträuben des Königs.

Inzwischen ging die Huldigung am 10. September in Königsberg vor sich und weckte großen Enthusiasmus, da der König auf offenem Platz vor dem Volk eine feurige Rede hielt, worin er gerecht und milde zum Wohl aller zu regieren gelobte und am Schlusse sagte: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, im Streben aller Stände. Aus diesem Geist entspringt unsre Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott Preußen erhalten, mannigfach und doch eins, wie das edle Metall, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen doch nur ein einziges und edles ist, keinem andern Rost unterworfen, als dem verschönernden der Jahrhunderte.“ Einen Monat später, am 15. October, empfing er die Huldigung der übrigen Provinzen zu Berlin und hielt vom Balkon des Schlosses aus abermals eine feurige Rede, worin er das Volk beschwor, es möge ihm beistehen, „Preußen zu erhalten, wie es ist und wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll.“ Er forderte ein Ja! vom Volk, das ihm die Umstehenden zurufen; die Entfernteren wußten, zumal da es in Strömen regnete, nicht gleich,

was vorging. Die Geſchichte wird dem König das Zeugniß nicht verſagen, daß er beſſer als irgend einer in der unermeßlichen Volksmenge die Zeit begriff und den Wendepunct in den Geſchicken Preußens kommen ſah.

Zunächſt bildete ſich die conſtitutionelle Oppoſition aus, die immer und immer wieder auf Reichsſtände drang. Noch im Winter ſchrieb Schön „Woher und wohin?“ und der Jude Jakobi „Vier Fragen“, Flugſchriften, in denen dieſe Tendenz möglichſt kühn ſich ausſprach. Nachdem Schön als Verfaſſer obiger Schrift bekannt geworden, bekam er ſeine Entlaſſung. Der Magiſtrat von Breslau bat in einer Adreſſe um Reichsſtände und der König ließ ſich herab, perſönlich zu antworten. Er hätte gern jeden belehrt und durch Ueberzeugung gewonnen. Im Uebrigen ſprach er durch Berufung der Brüder Grimm nach Berlin und Dahlmanns nach Bonn nahezu eine Mißbilligung des unconſtitutionellen Verfahrens in Hannover aus. In Hannover ſelbſt kam damals, 1841, die neue Kammer nach der Verfaſſung von 1819 zuſammen und das Land blieb ruhig, die größte Demüthigung liberaler Oppoſitionen, die in Deutſchland bis dahin vorgekommen iſt.

Obgleich der König von Preußen Rochow entließ und den Grafen Arnim an die Spitze des Miniſteriums ſtellte, waren doch andre Ernennungen und Berufungen der immer mehr erſtarkenden liberal-rationaliſtiſchen Oppoſition zuwider. So vor allem die Ernennung Eichhorns zum Kultminiſter, weil Eichhorn ganz auf den frommen Gedanken des Königs einging und der ſeither (nicht ohne die ungeheuerſte Mitſchuld der Regierung) eingeriſſenen Entchriſtlichung des Volks endlich Einhalt thun wollte. So ferner die Berufung des Philoſophen Schelling nach Berlin, wo er Hegel erſetzen und deſſen bisherigen Einfluß verdrängen ſollte. Die ſeit zwanzig Jahren herrſchende Partei, im Beſitz faſt aller Kanzeln, Katheder und Preſſen des Landes, wollte ſich aber das Heft nicht entwinden laſſen. Dem ernſteren Kampf ging Geplänkel vorher. Bruno Bauer, ein Privatdocent in Bonn, der als Vorkämpfer

der ſ. g. jungbegelſchen Schule gegen Hengſtenberg auftrat und mit der frechſten Zuverſicht die Unhaltbarkeit des Chriſtenthums und die künftige Herrſchaft des freien Menſchengeiſtes verfocht, wurde entfernt; ebenſo Hoffmann von Fallersleben, Bibliothekar in Breslau, der in ſeinen „unpolitiſchen Liedern" die Regierung verhöhnt hatte. Der ganze Verlag des Hamburger Buchhändler Campe, der ſyſtematiſch Preußen angriff, wurde verboten. Doch fehlte es der antichriſtlichen Partei nicht an vornehmer Protection. Marheineke vertheidigte Bruno Bauer und Alexander von Humboldt rühmte das. Auch als Eichhorn das in ſeinen Anmaßungen immer mehr vorſchreitende Judenthum ein wenig in ſeine Schranken zurückweiſen wollte, nahm ſich Humboldt des letztern mit Eifer an. Der königliche Leibarzt Schönlein beging die Taktloſigkeit, den jungen revolutionären Dichter Herwegh, der unter andrem ſang: „reißt die Kreuze aus der Erden", beim König einzuführen. Zum Dank für die Güte des Königs ſchrieb Herwegh nachher an denſelben einen unverſchämten Brief und mußte aus Berlin, wo er eine reiche Jüdin geheirathet hatte, ausgewieſen werden.

Unter ſo mancherlei Hofeinflüſſen bekam Eichhorn einen überaus ſchweren Stand. Der König ahnte nicht, wie ſeine Güte mißbraucht, wie ſeiner frommen Abſicht entgegengewirkt wurde. Eine ſtillſchweigende Verſchwörung ſetzte allem, was von Eichhorn ausging, paſſiven Widerſtand entgegen. Aus demſelben Grunde wurde Schelling in Berlin ignorirt, als überlebt und ganz bedeutungslos nur belächelt. Der „Romantiker auf dem Thron" ſelbſt entging nicht mediſanten Bemerkungen. Der Menge aber ſpiegelte man Gefahren vor und warnte vor den Wölfen in Schafskleidern. Der Verein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier wurde mit einer wahren Wuth angegriffen und man ſchien es ganz natürlich zu finden, daß der Sonntag nicht mehr geheiligt werden ſollte.*)

*) Damals blieb die Jeruſalemskirche in Berlin, obgleich zu ihrem Sprengel 40,000 Seelen zählten, eines Sonntag Vormittags ſo leer, daß nicht gepredigt werden konnte.

Der Prozeß der ſ. g. Mukker in Königsberg kam der Oppoſition trefflich zu Statten. Hier hatte ein pietiſtiſcher Prediger im Jahr 1837 vornehme Weiber verführt, und weil er ein Scheinheiliger geweſen, ſollten es nun auch Eichhorn, Hengſtenberg und alle die Männer ſeyn, die im preußiſchen Volk den alten Glauben erhalten wollten. Schon im Sommer 1842 bildeten ſich in Berlin zwei Oppoſitionsvereine gegen Eichhorn, die „Berliner Freien“ und die proteſtantiſchen Freunde oder „Lichtfreunde“ welche letztere in dem Paſtor Uhlich zu Pömmelte und dem dicken Paſtor König zu Anderbeck bald ihre populärſten Häupter fanden, Rationaliſten der allergemeinſten Sorte, Terroriſten der Oberflächlichkeit. Sie veranſtalteten Verſammlungen, die ſich jährlich zu Köthen wiederholen ſollten, aber auch anderwärts abgehalten wurden. Der Anfang war gemacht, die Bewegung pflanzte ſich fort bis Breslau und Königsberg. In ſie griff eine andere von Süden her ein. Im Herbſt 1841 hatte Oberhofprediger Zimmermann in Darmſtadt, Herausgeber einer rationaliſtiſchen ſehr populären Kirchenzeitung, den Aufruf zur Unterſtützung von Proteſtanten in katholiſchen Ländern erlaſſen, mit Bezugnahme auf eine von Großmann in Leipzig bereits zu dieſem Zweck gemachte kleine Stiftung, die auch das Denkmal Guſtav Adolfs auf dem Schlachtfelde von Lützen in Stand hielt. Der Aufruf fand Anklang und führte zur Stiftung des Guſtav-Adolf-Vereins, deſſen Name eine ſo feindſelige Demonſtration gegen den Katholicismus zu ſeyn ſchien, daß König Ludwig von Bayern den Verein in ſeinen Staaten verbot. Indirect war der Verein auch eine Proteſtation gegen die „romantiſche“ Tendenz in der evangeliſchen Kirche. Der König von Preußen nahm das Protectorat des Vereins innerhalb ſeiner Staaten an, und doch beſchuldigte man ihn kryptokatholiſcher oder wenigſtens anglicaniſcher Geſinnungen. Die Nachſicht, mit der er dem neugewählten Biſchof von Trier, Arnoldi, als derſelbe dem Staatsoberhaupte den Eid in vorgeſchriebener Form nicht leiſten wollte, dieſen Eid erließ, ärgerte die Oppoſition bitter. Als der König 1841

den frommen Gedanken zur Ausführung brachte, gemeinschaftlich mit England ein protestantisches Bisthum am heiligen Grabe zu Jerusalem zu stiften und das Ernennungsrecht des Bischofs unter der Bedingung erhielt, daß der Bischof dem anglicanischen Bekenntniß angehöre, ersann man sogleich die Verleumdung, der König wolle die bischöfliche Kirche Englands in Preußen einführen.

Damals vollendete der König auch die Umgestaltung der Armee, indem er die unförmlichen Tschakos und knappen Fracks abschaffte und dem ganzen preußischen Heere kleidsame Helme und bequeme Waffenröcke gab. — Das Frühjahr 1842 war sehr trocken, es gab daher viele Brände, der schrecklichste aber war der in Hamburg, der mehrere Tage und Nächte hindurch dauerte und ein Drittel der großen Stadt verzehrte. Die Summe, die aus ganz Deutschland zum Wiederaufbau freiwillig beigesteuert wurde, belief sich auf mehrere Millionen.

Zum Hohn der deutschen Einheit, welche im Jahr 1840 durch Beckers Rheinlied gepriesen wurde, ließ die Darmstädter Regierung in der Nacht des 1. März 1841 eine kleine Flottille von Mainz auslaufen und vor Biberich eine ungeheure Menge Steine in den Rhein werfen, um diesen nassauischen Hafen unbrauchbar zu machen, und zwar, weil der Hafendamm von Biberich angeblich die Schifffahrt der Mainzer erschwert habe. Der Bundestag schritt gegen diesen Scandal einmal energisch ein und die Steine wurden wieder weggeschafft.

Um dieses widrige Bild deutscher Zwietracht zu verwischen und es durch ein edleres zu ersetzen, genehmigte der König von Preußen den Plan, wornach der große Kölner Dom ausgebaut werden sollte, begab sich im Herbst 1842 selbst nach Köln, um den Grundstein zum Weiterbau zu legen, und hielt bei diesem Anlaß eine Rede für deutsche Einheit: „Dort werden sich die schönsten Thore auf der Welt erheben, mögen sie die Thore einer grossen und guten Zeit werden. Möge durch sie nie wieder die Uneinigkeit einziehen. Der Geist, der diese Thore baut, ist der Geist

der deutschen Einigkeit und Kraft.“ Es waren hohe Gäste nach Köln gekommen, Fürst Metternich und Erzherzog Johann, die Könige von Württemberg und Holland, Vertreter derjenigen Interessen, die den preußischen am meisten gegenüberstanden, so daß die Mahnung zur Einheit hier um so mehr Bedeutung erhielt. Der Erzherzog brachte einen Trinkspruch bei der Tafel aus, worin er sagte, so lange Oesterreich und Preußen zusammenhielten, sey keine Gefahr für Deutschland und werde es feststehen wie seine Berge. Das wurde durch die Zeitungen entstellt, als habe er gesagt: kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges großes Deutschland! Worte, die seitdem von Mund zu Mund gingen und dem alten schlauen Johann einen unverdienten Ruhm einbrachten.

Im Spätherbst 1842 machte der König von Preußen den ersten Versuch einer gemeinsamen Sitzung sämmtlicher Ausschüsse aus den Provinzialständen, als Vorbild eines Reichstags. Derselbe blieb aber unpopulär, weil der Adel darin zahlreicher vertreten war, als Bürger und Bauern, und handelte auch von nichts Wichtigerem, als von Eisenbahnen, einem kleinen Steuererlaß und von der Privatbenutzung der Flüsse. Desto populärer waren im folgenden Jahre die einzelnen Provinziallandtage, in denen immer lautere Forderungen an die Regierung gestellt wurden. Die Absetzung Schöns hatte böses Blut in Ostpreußen gemacht, in Posen lärmten die Polen für ihre Nationalität fort, am Rhein verlangte man Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und wehrte der preußischen Strafgesetzgebung ab. Große Unzufriedenheit erregte das Mißlingen eines Versuchs der Ostpreußen, die Härte der russischen Grenzsperre zu mildern. Die Stadt Königsberg wandte sich wieder mit einer sehr energischen Adresse an den König, der gerade einen Besuch in St. Petersburg machte, und klagte bitter über die Hemmung des Handels und die vielen Willkürlichkeiten der Russen. Aber Rußland gab nur wenig und auch nur zum Scheine nach. Die Versicherung des Königs, Rußland sey Preußens bester Freund, mußte unter diesen Umständen die Wirkung

verfehlen. Es war tief zu beklagen, daß die ungerechte und unvernünftige Opposition gegen die religiöse Richtung des Königs mit der wohlbegründeten Opposition gegen Rußland vermischt und verwechselt werden konnte.

Im Jahr 1844 mehrten sich die Symptome der Gährung im Volke, zumal unter den schwer gedrückten Fabrikarbeitern. In den Fabriken zu Elberfeld und Solingen enthüllten 1845 empörende Prozesse das schändliche „Truckſyſtem", d. h. die Gewohnheit schäbiger Fabrikherren, ihre unglücklichen Arbeiter nicht mit baarem Gelde, sondern mit Waaren auszuzahlen, welche sie nicht brauchen, welche sie zu hohen Preisen annehmen und zu niedern verkaufen müssen, so daß sie stets die Schuldner des Fabrikanten bleiben. In den menschenvollen*) Fabrikbezirken zu Bielau und Peterswalde in Schlesien brach ein furchtbarer Aufstand der Arbeiter aus, der nur mit Militairgewalt (4. Juni) unterdrückt werden konnte. Hunger und gänzliche Verwilderung hatten dazu geführt. Nirgends hatte die Entchristlichung tiefere Wurzeln im eigentlichen Volke geschlagen als hier. Alles schauderte vor dem Elend und vor der thierischen Wuth dieser Menschen und doch half ihnen niemand. Nur ein polnischer Mönch, Brzozowski, der damals durch Oberschlesien pilgirte und Missionspredigten hielt, gab ein großartiges Beispiel der Hülfe, indem er zu Beuthen, Oppeln, Cosel ꝛc. die katholische Bevölkerung dahin brachte, dem Branntwein zu entsagen. Mehrere hunderttausend Menschen bekehrten sich dazu und überall verschwanden die Juden, diese Pest des Landes, weil ihnen die Bauern keinen Branntwein mehr abkauften. Das wundervolle Wirken des Mönchs aber wurde von der herrschenden irreligiösen Partei absichtlich ignorirt, in jeder Zeitung verschwiegen. — Sechs Wochen nach der blutigen Unterdrückung des Arbeiteraufruhrs feuerte in Berlin selbst ein mit Recht abgesetzter, asotischer Bürgermeister,

*) Beide Dörfer zählten jedes 8—10,000 Arbeiter, das benachbarte Dorf Peilau sogar 12000.

Namens Tschech, zwei Schüsse auf den König ab, zum Glück ohne zu treffen. Obgleich er aus reiner Bosheit gehandelt, gab es doch Leute genug, die seine Hinrichtung als ein Martyrium ansahen. Seine Tochter wurde mit schamloser Ostentation gefeiert und bekränzt und dahin gebracht, die königliche Gnade, die für sie gesorgt hatte, mit undankbarem Hohn zurückzuweisen. Durch Handwerksgesellen wurden communistische Grundsätze von der Schweiz aus auch im Preußischen verbreitet. Die Polizei hob einige communistische Klubs in Berlin, im Hirschberger Thal in Schlesien ꝛc. auf.

Im August 1844 reiste der König zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Königsberg, begleitet von Eichhorn. Gegen diesen machten aber die Professoren und Studenten unter den Augen des Königs eine verwegene Demonstration. Eichhorn hatte vor Kurzem vor der Dinter'schen Schullehrerbibel gewarnt, in welcher den jungen Volkslehrern systematisch der Glauben an die Göttlichkeit Christi ausgeredet wird. Diesen selben Dinter pries nun der Physiologe Burdach in seiner Festrede als Rector und stellte ihn und den Philosophen Kant als die Säulen der freien Wissenschaft dar, welche sich die Königsberger nun und nimmer würden nehmen lassen. Die Studenten jubelten und überbrachten dem Redner nachher zum Dank einen silbernen Becher. Als der König den Grundstein zum neuen Universitätsgebäude legte und dabei eine Rede hielt, betonte er die Worte „Licht" und „Vorwärts", legte sie aber nicht im Sinne der Lichtfreunde aus, sondern verstand unter dem Licht die innere Erleuchtung, von der er wünschte, sie möchte den durch die Zeitphilosophie Verfinsterten endlich wieder kommen. Seine Milde fand nur harte Herzen. Als er schied, wünschte man sich Glück, dem Minister ungestraft getrotzt zu haben. Am letzten Sonntag des Jahres 1844 sagte sich Pastor Rupp in Königsberg auf der Kanzel feierlich vom Glauben an die Dreieinigkeit los und wurde darum bewundert.

Aber in denselben Tagen des August, in denen die ärgerlichen Scenen in Königsberg vorfielen, ließ Arnoldi in Trier den h. Rock

ausstellen und in einer unermeßlichen Wallfahrt strömten die frommen Katholiken dahin, ihn zu sehen und ihm ihre Verehrung zu bezeugen. Ein Fest des Glaubens an der französischen gegenüber dem des Unglaubens an der russischen Grenze. Es begann am 18. August und währte bis zum 7. October, indem täglich neue Schaaren von Wallfahrern ankamen und gingen. Aus allen umliegenden katholischen Ländern kamen ganze Dorfgemeinden, ihre Pfarrer, ganze Provinzen mit ihren Bischöfen an der Spitze, unter frommen Gesängen mit fliegenden Fahnen. Aus dem ganzen Rheinland und Westphalen, aus den Niederlanden, Lothringen, Frankreich. Täglich zogen die Pilger vor dem h. Rock vorüber in einem ununterbrochenen Zuge, 1,100,000 Menschen, alle demuthsvoll und andächtig. Die Ruhe und Ordnung wurde keinen Augenblick gestört, heiliger Friede ruhte auf dem unübersehlichen Volke. Am Schluß hielt Bischof Wilhelm Arnoldi eine ergreifende Rede über die Einheit der römischen Kirche, deren er sich in der That rühmen durfte gegenüber der entsetzlichen Zerfahrenheit auf dem protestantischen Gebiete. In Königsberg, Berlin, Breslau, Halle leugnete man den Geist Christi, seine Göttlichkeit, seine historische Persönlichkeit. In Trier beugten sich alle Kniee in Demuth vor der äußern Hülle, vor dem bloßen Gewande des Heilands. Welche Roheit der s. g. Bildung dort, und welche Zartheit der ungebildeten Menge hier!

Die Begeisterung wirkte lange nach. Als am 17. Januar 1845 Bischof Arnoldi in Köln eintraf, um dem Kölner Erzbischof Coadjutor v. Geissel bei der Consecration des Kölner Weihbischofs Claessen zu assistiren, empfing sie ein Fackelzug der Kölner Bürger von 4000 Fackeln, die der langen Procession der städtischen Behörden und Vereine unter rauschender Musik leuchteten. Der Volksjubel war ungeheuer. Um diese Zeit wurde auch in den Rheinlanden ein neuer katholischer **Karl Borromäusverein** gestiftet mit dem Zweck, der Sündfluth schlechter Bücher und Zeitungen entgegenzuwirken.

9030 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf.,
13524 — 9 — 3 —

gewinnen.

Dies erkennend, wollen nun Manche den hohen Umtrieb überhaupt verwerfen; allein wenn auch nicht zu manchem Gebrauche starke Holzsortimente, die einen hohen Umtrieb bedingen, unumgänglich nöthig wären, so würden doch viele andere Gründe bei Staatswaldungen für den höheren Umtrieb sprechen, während der niedrige für den Privatmann vortheilhaft seyn kann.

Gesetzt alles über 20 Jahr alte Holz in dem hier angenommenen 120 Acker großen Walde würde abgetrieben, und der Besitzer verwandelte dann seinen Hochwald in einen Niederwald von 20jährigem Umtriebe, so würde der Holzschlag künftig zwar 6 Acker groß seyn, diese 6 Acker würden aber erfahrungsmäßig höchstens ¾ so viel Holzmasse liefern, als vorher 1 Acker gab, und die Holzmasse selbst würde bei weitem noch nicht den Werth des 120jährigen Holzes haben. Der künftige Ertrag dieses Waldes wäre sonach durch die für den Privatmann sehr vortheilhafte Heruntersetzung des Umtriebes mehr als um die Hälfte geschmälert, und die Bodenproduction also dem entsprechend verringert.

Dem Privatmanne schadet dieser Umstand nichts; denn wenn er aus einem Walde, der ihm bei nachhaltiger Bewirthschaftung jährlich 328 Rthlr. (den Kubikfuß zu 1 Groschen gerechnet) einbrachte, auf einmal für so viel Geld Holz verkauft, daß ihm die Zinsen davon jährlich 675 Rthlr. einbringen, so hat er bei dieser Manipulation jährlich noch 347 Rthlr. Gewinn, selbst wenn ihm der leere Waldboden nachher gar nichts mehr rentirte. Ganz anders ist das aber bei Staatswaldungen. Das Geld, das der Privatmann für das Holz empfängt, fließt aus fremder Kasse in die seinige; das aber, was von den Einwohnern des Landes in die Staatskasse gezahlt wird, ist kein fremdes, denn der Waldbesitzer ist, im Großen betrachtet, hier Empfänger und Geber zugleich. Durch die Heruntersetzung des Umtriebes kommt nicht mehr Geld in den Verkehr, wohl aber wird dadurch die Bodenproduction und das Nationalvermögen vermindert.

Das obige Beispiel ist schlagend; um indeß dem etwaigen Vorwurf zu begegnen, daß es einseitig ausgewählt sey, möge noch ein anderes, und zwar gerade das genommen werden, das

Die Ausstellung des h. Rocks und das Zusammenströmen des katholischen Volks in so erstaunlicher Menge überraschte alle, welche dergleichen bei der herrschenden Aufklärung nicht mehr für möglich gehalten hätten. Ein Gelächter gemischt mit einem Geschrei der Wuth ging durch ganz Deutschland. Auch Belgien gerieth in Aufregung. Nachdem der Großmeister der belgischen Maurerei, Defacqz, eine Schrift „was will die Geistlichkeit?“ gegen den gemäßigten Minister Nothomb geschleudert, worin er die Unverträglichkeit des katholischen Geistes mit dem liberalen Fortschritt dargethan, begann die Kammer am 23. Januar einen stürmischen Angriff auf den Minister und überhäufte ihn mit Vorwürfen, er allein verhindere den Sieg des Liberalismus unter dem Schein des Liberalismus; man würde mit den reinen Ultramontanen, wenn sie hervorträten, besser fertig werden, er solle abtreten. Die Agitation dauerte fort. Am 11. Mai bei einem kleinen Straßenauflauf in Brüssel schrie man „nieder mit den Jesuiten!“ Auch empfing Eugen Sue für seinen antijesuitischen Roman „der ewige Jude“ als Zeichen der Anerkennung von der Freimaurerloge zu Antwerpen eine goldene Feder. Im Sommer glaubte Nothomb dem Sturm weichen zu müssen und van de Weyer trat an seine Stelle, aber nur um die conservative Politik unter liberalem Scheine fortzusetzen. — In Deutschland wirkte das Trierer Ereigniß noch weit aufregender. Augenblicklich spitzten sich hunderte von Federn, um zu beweisen, der h. Rock sey unecht, das Ganze ein Pfaffenbetrug ꝛc. Eine der gemeinsten Federn aber gewann den Preis. Johannes Ronge, ein junger katholischer Geistlicher in Schlesien, war im Jahr 1843 als Caplan in Grotkau suspendirt worden, theils wegen Schmähschriften gegen die Breslauer Curie, theils wegen „unschicklichem Aeußern“ (Burschentracht) und „unwürdiger Verrichtung der Amtshandlungen“. Er lebte nun in dem bergmännischen Hüttenwerk Laurahütte vom Unterrichtgeben und Zeitungsartikelschreiben, bis ihm die Kunde wurde vom großen Fest in Trier. Da schrieb er wieder einen seiner gewöhnlichen Schmäh-

artikel für die sächsischen Vaterlandsblätter in Form eines Briefes an den Bischof Arnoldi, worin er die Feier in Trier als crassen Aberglauben verhöhnte. Und diesem in den ordinärsten Phrasen geschriebenen Briefe wurde sogleich von der ganzen ungläubigen Welt die ungeheuerste Wichtigkeit beigelegt, blos weil er von einem katholischen Priester kam und es nun so aussah, als ob die katholische Kirche mit sich selbst in Zwiespalt gekommen wäre. Der eitle und unfähige Jüngling, der eine solche Rolle zu spielen nie geträumt hatte, wurde auf einmal auf den Schild gehoben. Es regnete Adressen an ihn, begleitet von Ehrenbechern, Ehrenkränzen, goldenen Federn und Dintenfässern, Einladungen und baarem Gelde. Inzwischen wußte er noch nicht recht, wie er die Sache anzufangen habe, als Czerski, katholischer Pfarrer in Schneidemühl (im Posenschen), den es zu heirathen drängte, das lockende Beispiel nachahmte, mit seiner Kirche öffentlich brach, aber die Stimmung der Zeit rasch benutzte, um den Versuch einer neuen Kirche zu machen, die sich der katholischen entgegensetzen sollte. Schon zu Weihnachten 1844 verrichtete er die erste Taufe nach dem neuen schnell improvisirten Ritus, und heirathete seine bisherige, von ihm schwangere Geliebte. Die Neuerung erregte große Erbitterung unter den guten Katholiken. Im April wurde Czerski's elterliche Wohnung zu Skurzlewo, als er darin übernachtete, von einem Volkshaufen belagert. In Posen selbst konnte ihn nur die Militairmacht vor dem höchst erbitterten Volke schützen, am 29. Juli. Mehrere Personen wurden in diesem Tumult verwundet.

In Breslau hatten die feurigen Predigten, die Domherr Förster im Geist des großen Trierer Festes hielt, den Haß der Rationalisten im höchsten Grade erregt. Professor Regenbrecht daselbst trat mit Ostentation aus der katholischen Kirche aus und schloß sich an die Neuerer, und am 23. Januar 1845 hielten die Anhänger der neuen s. g. deutsch-katholischen Kirche unter Ronge's Vorsitz ihre erste Versammlung in Breslau. Sie behielten die heil. Schrift als Grundlage und Inhalt des Glaubens und

zwei Sacramente, die Taufe und das Abendmahl bei, letzteres als „sühnendes Gedächtnißmahl“. Doch wie dieser Ausdruck, so waren auch die meisten andern des Bekenntnisses auf Schrauben gestellt und vor allem wurde sich die Prüfung des Glaubensinhalts durch die Vernunft und die unbedingteste Freiheit der Forschung vorbehalten, wodurch die Annäherung an die in Breslau sehr zahlreichen protestantischen Lichtfreunde und Hegelianer angebahnt war. Neben Ronge trat noch ein anderer abgefallener Priester, Kerbler auf, der sich nach Leipzig wandte. Ja Ronge selbst trachtete außerhalb Schlesien sich einen größern Wirkungskreis zu erringen, weil er merkte, das Ministerium werde ihm Czerski vorziehen.

Bei so bedenklichen Wirren in der schlesischen Kirche kam es dem Breslauer Domcapitel darauf an, den erledigten fürstbischöflichen Stuhl mit einem tüchtigen Manne zu besetzen und seine Wahl fiel am 15. Januar 1845 auf den durch Geist und Charakter gleich ausgezeichneten (auch durch Schriften bekannten) Domdechanten Diepenbrock in Regensburg, der anfangs Anstand nahm, die schwere Bürde auf seine Schultern zu nehmen, aber von der Kirche wie vom Staate gleich willkommen geheißen, sich endlich dazu entschloß, am 8. Juni. Bald darauf aber trat noch Theiner, der vor zwanzig Jahren mit seinem berühmten Bruder an der Spitze des jungen schlesischen Klerus den Cölibat hatte aufheben wollen, zu den Deutschkatholiken über. Die Regierung schwankte, glaubte die Bewegung nicht gewaltsam hemmen zu können und zu sollen, wollte sie aber auch nicht zu weit gehen lassen. Sie ertheilte Czerski die Erlaubniß zu seiner neuen Gemeindebildung am 20. April 1845, schränkte sie wieder ein am 17. Mai und erläuterte durch ein neues Rescript vom 8. Juni die Bedingungen der Duldung.

Inzwischen pflanzte sich der Rongeanismus nach Sachsen fort. Schon am 9. Februar gründete Robert Blum, Billeteur beim Theater, aber ein Mann von großer Energie und Beredsamkeit, eine deutschkatholische Gemeinde in Leipzig, wo am 25. März be-

reits ein ſ. g. Concil von allen bisher gegründeten (19) Gemeinden abgehalten wurde. Hier wurde die Perſon Chriſti negotirt, von Czerski aber, um die preußiſche Regierung zu ſchonen, beibehalten. Ihm trat auch Theiner in einem neuen Concil zu Breslau bei, am 15. Aug. Ronge wollte eine Gemeinde in Halberſtadt gründen, bekam aber hier Prügel. In Süddeutſchland nahm man ihn beſſer auf. Zu Offenbach hielt ſein Vorläufer Kerbler unter großem Zulauf der Proteſtanten den erſten deutſchkatholiſchen Gottesdienſt. Dieß hatte zur Folge, daß ſich am 1. Juni in Frankfurt am Main eine ähnliche Gemeinde bildete, als deren Pfarrer Kerbler berufen wurde, und daß am 3. auch in Darmſtadt ähnliches geſchah. Hier nahm ſich der bekannte Dichter Duller der Sache mit beſonderm Eifer an. Gelockt durch dieſe Vorgänge kam nun Ronge ſelbſt und hielt in einem mit Blumen geſchmückten Wagen, gefolgt von etwa zwanzig Wagen aus Hanau und Offenbach, unter dem Jubel des Pöbels am 14. September ſeinen Triumpheinzug in Frankfurt am Main. Ihn begleitete der junge Hegelianer Dowiat, ein Oſtpreuße, der in ſeinen öffentlichen Reden der neuen Religion eine entſchieden hegelſche Richtung gab. Ronge ſelbſt begnügte ſich in ſeinen Predigten mit banalen Ausfällen gegen Rom und war bereits ſo von Hochmuth geſchwollen, daß er ſich ſelbſt wiederholt den zweiten Luther nannte. Sein Anhang hatte ein großes und allgemeines deutſchkatholiſches Concil nach Stuttgart ausgeſchrieben, auf den 15. September. Dahin eilte nun Ronge mit Dowiat, Kerbler, Burkhardt (dem Vorſteher der Frankfurter Gemeinde), Duller, dem Novelliſten Heribert Rau ꝛc. Das ganze Concilium hatte in einem kleinen Gartenſaale auf der ſ. g. Silberburg Platz, obgleich Weiber und Mädchen dabei waren. Man faßte hier den tollen Beſchluß, daß bei allen Berathungen der neuen Kirche Weiber und erwachſene Jungfrauen Sitz und Stimme gleich den Männern haben ſollten. Am Abend ſchwelgten die Concilienmitglieder an der Wirthstafel, um, wie ſie ſelbſt ſagten, bei Wein, Forellen und Kalbsbraten Weltgeſchichte zu machen. Sie

reisten nach Ulm, wo ihnen der ehrwürdige Münster eingeräumt wurde. Ronge ging aber aus Furcht vor dem nahen katholischen Bayern wieder zurück. Am 29. September empfing ihn in Mannheim Musik und Volksjubel und als ihm die Behörden weder eine Kirche noch Theater öffneten, nahm ihn der Deputirte Buchhändler Bassermann sammt seinem zahlreichen Gefolge in seinen festlich erleuchteten Garten auf, wo ihn die Häupter der liberalen badischen Opposition Itzstein, Hecker, Matthy ꝛc. bewillkommten. Gleicher Jubel empfing Ronge in Worms, Offenbach, und als er zum zweitenmal nach Frankfurt kam, war sein Empfang noch glänzender als das erstemal. Tausende erwarteten ihn und die Straßen waren mit Fahnen und Blumen geschmückt. Aber man rief ihn ins badische Oberland ab, um die alten Feinde des Cölibats, Kuenzer ꝛc. zu begrüßen. Eben war zu Freiburg im Breisgau der Geschichtsforscher Heinrich Schreiber zu seiner Secte übergetreten. Das Constanzer Capitel verlangte Reformen, wodurch am sichersten der Abfall von der Kirche vermieden werden könne. Das Capitel des Linzgaus brachte wieder die Aufhebung des Cölibats zur Sprache. Eben so die Capitel von Stühlingen, Mosbach und Geisingen. In Constanz drückte der Bürgermeister Hüetlin dem Erzbischof von Freiburg, als derselbe auf einer Visitationsreise dahin kam, am 9. Juli die Gesinnung der gesammten Bürgerschaft als eine Wessenbergische aus. Doch wurde Wessenbergs Büste, die von exaltirten Verehrern desselben unpassenderweise bei diesem Anlaß zur Schau gestellt worden war, durch einen Auflauf des gemeinen Volkes zerschlagen, weil dasselbe darin eine Verhöhnung des Erzbischofs zu sehen glaubte. Als Ronge nun wirklich nach Constanz kam, mied ihn Wessenberg und selbst Kuenzer mißbilligte sein Schisma. Der altkatholische Boden brannte unter Ronges Füßen. Er durfte nicht einmal einen öffentlichen Vortrag halten. Zwar ließ er auf dem nahen Schweizergebiet dicht an der Grenze eine Tribüne errichten und predigte in seiner Weise, hatte jedoch kein sehr ausgewähltes Publikum und führte nur vor Neugierigen ein barockes Spectakel

auf, unterbrochen von wilden Drohungen und Schmähungen eines fanatischen Haufens von katholischem Volke (am 18. October). Da zog er ab, um nicht wiederzukommen.

Inzwischen hinterließ er doch im Badischen eine Nachwirkung. Zittel trug in der Kammer auf allgemeine Religionsfreiheit an. Die Mehrheit fiel ihm zu, aber aus dem Volke kamen Sturmpetitionen gegen die Motion. Die Aufregung wurde so groß, daß ein offener Kampf der Parteien zu besorgen gewesen wäre, wenn nicht die Regierung schnell die Kammer aufgelöst hätte. Mitten in diese Gährung hinein warf Professor Gervinus in Heidelberg eine Flugschrift, worin er von der deutschkatholischen Bewegung die größten Hoffnungen für Deutschland hegte und nichts Geringeres von ihr erwartete, als die Auflösung der protestantischen, wie der altkatholischen Kirche in diese neue Kirche des Geistes.

Inzwischen hatten die Reformatoren gerade durch ihre Rundreisen und gedruckten Reden ihre Unfähigkeit offenbart. Durch die antichristliche und radicale Richtung, die sie genommen hatten, waren ihnen die protestantischen Regierungen abgeneigt worden. In Braunschweig, Darmstadt, Baden und Württemberg wurden sie denselben Beschränkungen unterworfen, wie früher in Preußen. Eine Menge protestantischer Stimmen erhoben sich gegen sie. Nicht nur die gläubigen Protestanten wiesen entschieden solche ungläubige Bundesgenossen zurück, sondern auch unter den politisch Liberalen sahen bereits Viele ein, daß sie durch Gemeinschaft mit den Dissidenten mehr ihren Namen compromittiren, als etwas für ihre Sache gewinnen würden. Die deutschkatholische Bewegung stockte. Sie hatte nur wie eine Staubwolke durch Deutschland gewirbelt und den Leuten Sand in die Augen gestreut.

In Sachsen war die Aufregung am heftigsten. Hier ging die Thorheit so weit, daß auf die bloße Nachricht hin, in der katholischen Kirche zu Annaberg sey ein Altar dem Stifter des Jesuitenordens geweiht und in ihm befinde sich eine Reliquie des heil. Franz Xaver, das ganze Land allarmirt wurde und die Regierung

Mühe hatte, die lächerlichen Beschwerden darüber zu beschwichtigen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gerade jetzt der Bauplan zu der ersten, den Altkatholiken schon vorher bewilligten Kirche in Leipzig entworfen wurde, während die Regierung Anstand nehmen zu müssen glaubte, den Deutschkatholiken eine protestantische Kirche einzuräumen. Nun schrie alles und tobte. Man fiel auf den Wahn einer jesuitisch gesinnten Camarilla, und der um Wissenschaft und Kunst vielfach verdiente, stets durch edle Mäßigung ausgezeichnete Bruder des Königs, Prinz Johann, wurde dabei Gegenstand der unwürdigsten Verleumdung. Am 12. August kam Prinz Johann als Chef der Communalgarde Sachsens auf einer Visitationsreise auch nach Leipzig, um die dortige Communalgarde zu mustern. Da brach die lang verhaltene Wuth aus. Schon bei der Musterung wurde gerufen: es lebe Ronge! Als aber der Prinz im Hotel de Prusse zu Nacht speiste, begann Pfeifen und Geheul und Steinwerfen gegen das Hotel und die Ruhe konnte endlich nur durch Militairgewalt hergestellt werden, wobei 7 Personen erschossen und 3 so schwer verwundet wurden, daß sie bald nachher starben. Weil es bloße Zuschauer gewesen, wurde das Militair der Grausamkeit beschuldigt und die Aufregung wuchs nach der Abreise des Prinzen. Eine große Volksversammlung unterwarf sich jedoch dem Machtwort Robert Blums, der zur Mäßigung mahnte. Der König ließ sich versöhnlich finden, eine lange Untersuchung endete ohne erhebliches Resultat und niemand wurde bestraft. Die Deutschkatholiken blieben einstweilen geduldet.

Mittlerweile machten auch die protestantischen Lichtfreunde gewaltigen Lärmen, vorzugsweise in Preußen. Als ihr kühnster Vorstürmer bezeugte sich Pastor Wislicenus aus Halle in der Köthener Lichtversammlung [illegible] Mai 1844, indem er hier feierlich den christlichen Glauben [illegible]wur und dem alten „ich glaube" Satz für Satz ein „ich glaube nicht" entgegenstellte. Bald darauf gab er eine kleine Schrift heraus „ob Schrift, ob Geist?" worin er die heil. Schrift verwarf und nur dem Zeitgeiste folgen wollte.

Von diesem Zeitgeist waren fast alle Synoden angesteckt, die der König von Preußen am Schlusse des Jahres zusammenberief. Er meinte, die Mehrheit sey noch gläubig und werde die ungläubige Minderheit zügeln. Aber die Mehrheit der protestantischen Geistlichen war längst ungläubig. Auf der Synode zu Magdeburg waren nur 3 gläubige Christen gegen 4 Hegelianer und 11 Rationalisten. Auf der Synode zu Breslau brachen zwischen der noch gläubigen, oder scheingläubigen und der ganz ungläubigen Geistlichkeit eckelhafte Kämpfe aus. Auf einer großen Lichtversammlung in Halle im Februar 1845 wurde den Deutschkatholiken zugejubelt. Eben so in Lichtversammlungen zu Königsberg und Eisleben.

In Hengstenbergs Kirchenzeitung wagten nun einige fromme Pastoren den vielfachen Erklärungen zu Gunsten des Wislicenus andere entgegenzusetzen, in denen sie seine Lehre verwarfen und ihn selbst nicht mehr für einen christlichen Geistlichen anerkennen wollten. Das erregte wieder einen furchtbaren Sturm im Meere der ungläubigen Pastoren und Professoren, die sich beeilten, ihre Proteste zuerst in Breslau*) gegen Hengstenberg mit zahlreichen Un-

*) Im Breslauer Protest hieß es: „Mit stets wachsender Zuversicht ist seit Jahren innerhalb der evangelischen Kirche eine Partei hervorgetreten, welche, klein an der Zahl, bedeutend nur durch äußere Stützen, den freien, lebendigen Glauben fesseln will an die starren Dogmen und Formeln vergangener Jahrhunderte. Fern und fremd den lebendigen Entwickelungen der Zeit stellt sich diese Partei jenen gesunden, schönen Bewegungen, welche das kirchliche Leben der Gegenwart ergreifen und treiben, entschieden feindselig entgegen. Wir sind entschieden gegen die Anmaßung jener Partei, und erklären, unerschütterlich fest halten zu wollen an den großen Errungenschaften der Reformation und an dem Rechte der freien Forschung in der h. Schrift, an der unveräußerlichen, durch keine Macht zu verkümmernden Glaubens- und Gewissensfreiheit. Wir erkennen die unabweisbare Nothwendigkeit an, daß das tiefempfundene Bedürfniß nach einer Ordnung der Kirche, welche hinreichende Bürgschaft gewährt für die protestantische Freiheit der Individuen, befriedigt werde, daß jener Zustand der Gebundenheit aufgehoben werde, welche die evangelische Kirche hindert, sich des

terſchriften zu bedecken. So ganz war alle Scham von ihnen gewichen, daß ſelbſt die höchſten Geiſtlichen des Landes ſich an die Spitze der Proteſte ſtellten, wie Conſiſtorialrath Schulz in Breslau, die Biſchöfe Dräſeke und Eylert, Hofprediger Sydow, Superintendent Schulz, auch Profeſſor Lachmann ꝛc. in Berlin. Ueberall im Lande wurden die Proteſte nachgeahmt und in Lichtverſammlungen, die ſich von Tag zu Tage häuften, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt. Endlich that ſogar der Magiſtrat von Berlin einen kühnen Schritt und nahte dem Thron (am 2. October) mit einer Adreſſe, in der er dem König geradezu erklärte, mit dem alten Chriſtenthum ſey es zu Ende, die neue Aera des freien Geiſtes beginne und der König werde hiemit aufgefordert, ſich an die Spitze der neuen Geiſtesbewegung zu ſtellen, indem er ſchon jetzt unbedingte Lehrfreiheit geſtatten und ſogleich eine aus Geiſtlichen und Laien gemiſchte freigewählte Synode einberufen ſolle, um die Verfaſſung der Kirche nach den Forderungen des Zeitbewußtſeyns gänzlich umzuſchaffen. Bürgermeiſter Kraußnik las ihm die Adreſſe vor, die der König aber mit ungewöhnlicher Schärfe abſchlägig beantwortete. Am 23. October reichte der Magiſtrat von Königsberg eine ganz ähnliche Adreſſe ein. In Breslau ſchwur Senior Krauſe auf der Kanzel dem Chriſtenthum ab. Das Breslauer Schullehrerſeminar war ſo gegen das Chriſtenthum fanatiſirt, daß es gänzlich aufgelöst werden mußte.

Schwächer war die antichriſtliche Gährung in den übrigen proteſtantiſchen Staaten. In Württemberg wurde der junge Tübinger Profeſſor Viſcher ſuspendirt, wegen einer Rede, in der er das Chriſtenthum geläſtert hatte, 1845.

Der König von Preußen unterſagte die Lichtverſammlungen und entfernte Wislicenus, Rupp, Schulz. Dräſeke und Eylert gaben ſchwächliche Erklärungen von ſich, worin ſie nur ihre Feig-

---

von der Wiſſenſchaft und dem Leben der Gegenwart getragenen Glaubens bewußt zu werden."

heit gegenüber der weltlichen Macht bezeugten, ohne ihre Sympathien für die Lichtfreunde aufzugeben. Diese letzteren, wie die Deutschkatholiken, machten nun äußerlich keine Fortschritte mehr, wurden aber auch nicht verfolgt und befanden sich in der etwas seltenen Lage, daß mit wenigen frommen Ausnahmen die ganze gebildete Welt für sie war, und sie doch weder die alte Kirche vertilgen, noch einen neuen Cultus aufbringen konnten. Die geheime Ursache ihrer Schwäche lag in der Rücksicht auf die Bauern. Das Landvolk war durch die Zöglinge der Schullehrerseminare noch nicht genug unterwühlt, immer noch zu altgläubig. Man durfte doch noch nicht wagen, die Kirche niederzureißen.

Der katholischen Einheit gegenüber dachte man in Preußen an eine Erneuerung der protestantischen Einheit, wie sie im alten Reich als corpus Evangelicorum bestanden. Am 5. Januar 1846 kamen geistliche Abgeordnete von 26 Staaten in Berlin zusammen, die aber nicht das Geringste ausmachten. Auch nach zehnjährigem Bestande haben sie bis heute nichts zu Stande gebracht außer einem neuen Gesangbuchsentwurfe. Es war unmöglich, die Staaten in wichtigen Dingen zu einigen, und es wäre schlimm gewesen, wenn man sich nur in den damals vorherrschenden Negationen geeinigt hätte. Der König von Preußen berief in demselben Jahr noch eine Generalsynode seiner Landesgeistlichen nach Berlin, die Mehrheit erwies sich unionistisch, aber auch hier wurde nichts ausgemacht.

In demselben Jahr 1846 wurde Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich durch einen neuen Polenaufstand beunruhigt. Mieroslawski, ein in Paris lebender polnischer Flüchtling, erschien heimlich im Großherzogthum Posen und stellte sich an die Spitze einer Insurrection, die aber im Keim erstickt wurde, indem am 14. Februar die Verschworenen in der Festung Posen sich verdächtig machten und alle verhaftet wurden. Besser gelang es der Insurrection in Krakau, wo durch einen Grafen Bobrowski und durch die Beamten der patriotischen Gräfin Polocka alles vorbereitet war,

man aufgeſtellt hat, um zu beweiſen, daß der Vortheil, welchen der kürzere Umtrieb gewähre, gleich nützlich für den Staat, wie für den Privat-Waldbeſitzer ſey.

Es handelt ſich dabei um einen Kiefernforſt, welcher im Alter von 60 Jahren auf dem preußiſchen Morgen 3000 Kubikfuß Holz enthält, bei dem der jährliche Zuwachs auf ungefähr 60 Kubikfuß zu veranſchlagen iſt, und bei dem ſonach im Alter von 110 Jahren der Vorrath auf den Morgen etwa 6000 Kubikfuß beträgt.

Denkt man ſich nun dieſen Forſt 13,200 Morgen groß, ſo trägt es bei 110jährigem Umtriebe jedem Jahresſchlage 120 Morgen. Auf den 50 älteſten Schlagflächen kann man aber, bei Nichtbeachtung unnützer Subtilitäten, eine mittlere Holzvorrathsmaſſe zwiſchen 3000 Kubikfuß des jüngſten und 6000 Kubikfuß des älteſten Holzes — mithin durchſchnittlich auf den Morgen 4500 Kubikfuß — rechnen, und bei dem auf 110jährigem Umtriebe ſtehenden Walde ſind demnach auf den 50 älteſten Schlägen 27 Millionen Kubikfuß Holz befindlich, deſſen Werth, den Kubikfuß zu 1 Groſchen veranſchlagt, ſich ſonach auf

1,125,000 Thaler

berechnet, von welchen die Zinſen bei 4 Procent alljährlich

45,000 Thaler

betragen.

Da man nun bei dem 110jährigen Umtriebe auf jedem der 120 Morgen groſſen Schläge nur 720,000 Kubikfuß Holz erntet, und dafür nur 30,000 Thaler löſet, ſo betragen mithin die Zinſen von obigem Kapital allein 15,000 Thaler mehr, als der ganze Wald bei regelmäſſiger Bewirthſchaftung einbringt, während außerdem noch

a) 6000 Morgen abgetriebener Waldboden zu anderweitiger Benutzung bleiben, und

b) 7200 Morgen Wald von 60jährigem Umtriebe vorhanden ſind, deſſen 120 Morgen große Jahresſchläge alljährlich 360,000 Kubikfuß Holz oder 15,000 Thaler Geld ertragen.

Den Werth der abgetriebenen 6000 Morgen Waldboden noch unberückſichtigt gelaſſen, verſchafft ſich alſo der Waldbeſitzer bei einer ſolcher Verkürzung des Umtriebes einen jährlichen Mehrertrag von 30,000 Thalern.

Das klingt gut und iſt in Bezug auf den Privatbeſitzer auch wahr, in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht ſtellen ſich jedoch die

um Gallizien zu allarmiren. Zwar merkte man auch hier frühzeitig, was vorging, und am 17. Februar rückten 1500 Oesterreicher unter General von Collin in Krakau ein, allein die Verschwornen in der Stadt, durch Zuzüge vom Lande verstärkt, bemächtigten sich des Schlosses, feuerten auf die Oesterreicher und zwangen sie nach einem lebhaften Straßenkampfe, die Stadt wieder zu verlassen, am 22sten. Die Behörden der kleinen Republik Krakau hatten kein Ansehen mehr. Gorzkowski, der aus Paris kam, proclamirte noch an demselben Tage die neue polnische Republik und verkündete darin den Bauern die Aufhebung aller Frohnen und Zinsen und ungemessener demokratischer Freiheit. Ein gewisser Tyssowski aber, adeliger Gutsverwalter, ein Mann von minder Talent als imponirender Gestalt, trat an die Spitze des Freistaates. Man erfuhr, das ganze tolle Unternehmen sey in einer Versammlung der polnischen Verbannten zu Paris am 21. Jan. verabredet worden und zwar hätte sich die aristokratische Fraction diesmal der demokratischen gefügt und die Bauernemancipation zugegeben, während Fürst Adam Czartoryski*) als künftiger König von Polen bezeichnet wurde und andererseits ein vornehmer Pole dem Kaiser Nicolaus unter der Bedingung, daß er die Revolution in preußisch- und österreichisch Polen im panslavistischen Sinne gewähren lasse, zunächst Gallizien anbot. Jedenfalls wollten die Verschworenen Rußland schonen und ins Interesse ziehen, indem sie nur mit Preußen und Oesterreich anbanden. Allein das ganze Unternehmen scheiterte an den gallizischen Bauern. Als die verschwornen Edelleute im Kreise Tarnow die Bauern versammelten, ihnen Freiheit verkündeten, sie aber zum Kampf gegen die österreichische Regierung aufforderten, bezeugten die Bauern unerwarteter Weise keine Lust. Einer aus ihrer Mitte führte das Wort

*) Am 7. März wurde diesem Fürsten von der polnischen Emigration in Paris förmlich gehuldigt. Die österreichische Regierung aber ließ die in Galizien liegenden Güter, die der Fürst aus Vorsicht seiner Gemahlin abgetreten hatte, dennoch mit Sequester belegen.

und ein polnischer Graf schoß ihm eine Kugel vor den Kopf, um ihn zum Schweigen zu bringen und die Bauern zu erschrecken. Diese aber erschracken nicht, sondern fielen über die Edelleute her, mordeten ihrer 20 und verfolgten die übrigen, bis eine österreichische Schwadron aus Tarnow ankam. Dann führten sie die gefangenen und verwundeten, wie auch die todten Edelleute auf Wagen nach Tarnow und ihr Betragen wurde von den kaiserlichen Behörden gelobt. Daß diese den Bauern 10 Gulden für jeden todt oder verwundet abgelieferten Edelmann versprochen hätten, war eine Parteiverläumdung, Thatsache aber ist, daß die Bauern in ihrem Eifer fortfuhren und in wenigen Tagen Wagen auf Wagen voll todter oder schwer mißhandelter Edelleute in Tarnow ablieferten. Man zählte 100 todte und 400 noch lebende. Auch in mehreren andern Kreisen wurde dieses Beispiel nachgeahmt und der Adel von den Bauern ausgeplündert, gefangen, gemordet. Ein flüchtiger Herr von Bogusz, dessen ganze Familie mit Nachbarn und Verwaltern gemordet worden war, verlangte offen in einer Bittschrift an den Kaiser Gerechtigkeit, betheuerte die Loyalität und völlige Unschuld seiner Familie und bezeichnete den alten Bauer Jakob Szela als den Wütherich, der ohne Unterschied alle Adeligen habe umbringen lassen. Diese Haltung der Bauern nun war es, die jede Hoffnung der Verschwornen zu nichte machte. Sie flohen. Die Oesterreicher rückten schon am 3. März wieder in Krakau ein. Es kostete mehr Mühe, die loyale Hitze der Bauern als den Aufstand selbst zu unterdrücken. Am 13. April verkündete der Kaiser den Bauern in Gallizien die Befreiung von den Robo-ten, also ungefähr dieselbe Emancipation, die ihnen Gorzkowski zugesichert hatte. Die nordischen Mächte kamen überein, die kleine Republik Krakau dem österreichischen Kaiserstaat einzuverleiben, um ferneren Umtrieben von dort vorzubeugen. Das wurde am 6. November vollzogen, trotz des heftigen Widerspruchs von Seiten Palmerstons. Frankreich wagte nicht, die drei Mächte deshalb anzugreifen und war auch wegen der spanischen Heirath mit England

reißen, aber neue auf ihn gebaute Hoffnungen wurden damals geweckt durch eine merkwürdige Schrift des General von Radowitz, eines dem König persönlich engvertrauten Mannes, der Preußens Mission in einer innigen Verschmelzung der specifisch preußischen und der deutschen Gesammtinteressen und in einer dadurch motivirten Bundesreform erkannte.

Auch in Oesterreich mehrten sich die Symptome constitutioneller Tendenzen. Hauptsächlich in Ungarn erstarkte die Reichstagsopposition, deren Haupt in den dreißiger Jahren noch Deak war, sofern weder der alte Palatinus, Erzherzog Joseph, noch der junge Kaiser Ferdinand und Metternich die Gefährlichkeit derselben zu ahnen schien. Nach Josephs Tode wurde sein Sohn Stephan Palatin und der Kaiser selbst kam nach Ungarn, um sich als Ferdinand V. zum König krönen zu lassen, bei welchem Anlaß er nicht mehr eine lateinische, sondern eine ungarische Rede hielt, 1847. Dadurch steigerte er nur den Uebermuth der Magyaren, die ihre Sprache allen in Ungarn lebenden Slaven, Deutschen und Wallachen aufdringen wollten, und zugleich die Unabhängigkeitsgelüste. Damals war Ludwig Kossuth bereits das einflußreichste Mitglied der Opposition geworden und der gefürchtetste Redner. Mit ihm vereint wirkte die periodische Presse, wirkten Dichter und enthusiasmirte Damen, in Ungarn den Deutschenhaß zur Mode zu machen, wie gleichzeitig in der Lombardei und Venedig. — Aber auch in Böhmen regten sich zum erstenmal die Stände. Im Jahr 1847 erklärten sie sich gegen die Censur, ließen ihre eigenen Verhandlungen drucken und vertheidigten gegen die Regierung ihr Steuerbewilligungsrecht. Sogar in Deutschösterreich wurde das bisherige tiefe Schweigen der Postulatenlandtage unterbrochen. Vor den niederösterreichischen Ständen verlangte Graf Breuner die Theilnahme von bürgerlichen Abgeordneten bei Berathung der Steuern. Auch kam hier schon die Ablösung der Feudallasten und eine Reform des Unterrichtswesens in Frage.

Damals wurden immer mehr Eisenbahnen in Deutschland

angelegt, aber nicht nach einem übereinstimmenden Plane. Insbesondere in den südwestlichen Mittelstaaten liefen die Interessen auseinander und hemmte man sich gegenseitig. Auffallenderweise baute Oesterreich wenig und spät, nachdem Preußen schon viel mehr gebaut hatte, weshalb die Bahn von Paris nach Wien in weitem Bogen durch Norddeutschland führte. Friedrich List, aus seiner Verbannung in Amerika zurückgekehrt, bemühte sich vergebens, in den gesammten Eisenbahnbau Deutschlands Plan und Einheit zu bringen, wie auch Schutzzölle als Repressalien des deutschen Handels gegen England durchzusetzen. Verkannt und verlassen von seinen Landsleuten gab er sich 1846 selbst den Tod, zu Kufstein in Tirol.

In dieser Zeit begannen auch neue verhängnißvolle Verwicklungen an der dänischen Grenze. Die Herzogthümer Schleswig und Holstein waren nach und nach an die Könige von Dänemark gekommen, behaupteten aber noch ihre uralten Privilegien, darunter die gemeinschaftliche Ständeversammlung die Hauptsache war,*) Unglücklicherweise hatte das ungeschickte Messer der Diplomaten am Wiener Congreß nur Holstein mit Lauenburg zum deutschen Bunde gezogen, ein Umstand, den die dänisch-russische Politik benutzte, um das alte Band zwischen Schleswig und Holstein gänzlich zu lösen. König Friedrich IV. von Dänemark hatte die von den vereinten Ständen von Schleswig und Holstein 1831 bestrittenen Provinzialstände im Jahr 1834 dennoch in der Art eingeführt, daß in jedem der beiden Herzogthümer ein besonderer Landtag bestehen sollte, wie auch im übrigen Dänemark einer für die dänischen Inseln, der andere für Jütland. In Schleswig wünschte die deutsche Mehrheit den früheren Verband mit Holstein festzuhalten eine dänische Minderheit dagegen beschwerte sich 1838 über die Herrschaft der deutschen Sprache in ganz Schleswig und verlangte

*) König Christian I. hatte bei seiner Wahl den Ständen den Eid geleistet: „dat se bliven ewich tosamende ungedeelt."

für die rein dänische Bevölkerung Abwehr derselben. Im Jahr 1839 starb der alte König und ihm folgte sein Großneffe, Christian VIII., der damals schon 54 Jahre zählte und dessen einziger Sohn Friedrich keine Nachkommenschaft versprach. Nun machte sich Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg Hoffnung auf die Thronfolge, die ihm nach deutschem Recht als dem nächsten männlichen Agnaten in Holstein und Schleswig auch zukam, nicht aber in Dänemark nach dänischem Recht der nähern weiblichen Thronfolge, und unterstützte deshalb aus allen Kräften die deutsche Partei in den Herzogthümern. Die Provinzialstände beider verlangten daher 1842 abermals dringend ihre Verschmelzung, wobei Advokat Beseler in Schleswig besonders thätig war. Dagegen trug Ussing im dänischen Landtage von Roeskild darauf an, der König solle die Untheilbarkeit des dänischen Gesammtstaates erklären, 1844. Rußland unterstützte diese Politik. Rußland hat ein dringendes Interesse, daß sein Einfluß in Dänemark herrsche, weil der Sund der Schlüssel zur Ostsee ist, auf den es die russische Politik eben so scharf abgesehen hat, als auf die Dardanellen, den Schlüssel des schwarzen Meeres. Zudem vermählte sich Landgraf Friedrich von Hessen (welcher als nächster Agnat der hessischen Kurfürsten beim Mangel legitimer Erben in Kurhessen sowohl dieses Land als auch, sofern Christians VIII. Schwester Charlotte seine Mutter, Gemahlin seines Vaters Wilhelm war, nach dänischem Recht der weiblichen Nachfolge auch Dänemark erben sollte) im Jahr 1844 mit der Großfürstin Alexandra, der Tochter des Kaisers Nicolaus, wodurch Rußland selbst ein nahes Erbrecht auf Dänemark gewann. Nun brauste der deutsche Patriotismus in den Regionen auf, wo nichts entschieden wird. Die ohnmächtigen Stände von Holstein erließen am letzten Abend des Jahres 1844 eine kraftvolle Adresse an den König. Die ohnmächtigen Stände von Braunschweig und Baden empfahlen, die deutsche Sache an der Eider zu unterstützen. Bei einem großen Sängerfest in Würzburg 1845 wurde die schleswig-holsteinische

Fahne entfaltet und begeistert „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ gesungen. Von der ohnmächtigen deutschen Presse wurde die gute Sache bestens unterstützt, aber während Deutschland sang und schwazte, schritt der Dänenkönig, von Rußland getrieben, zur That, und erließ 1846 den berüchtigten offenen Brief, worin er das dänische Recht der weiblichen Thronfolge auf den Gesammtstaat Dänemark, also auch auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein ausdehnte und mit einem Federstrich die deutschen Hoffnungen durchschnitt. Man glaubte damals allgemein, Kaiser Nicolaus lege nicht blos auf den Sund, sondern auch auf Holstein insofern großen Werth, als wenn erst ein russischer Prinz auf dem dänischen Thron säße, derselbe auch wegen Holstein Sitz und Stimme am deutschen Bundestag habe und die Geschicke Deutschlands noch viel unmittelbarer als bisher von Rußland gelenkt werden würden.

Die Deutschen mußten alles Nationalgefühls baar gewesen seyn, wenn sie dem russischen Plan nicht wenigstens einen moralischen Widerstand entgegengesetzt hätten, aber sie begingen den Fehler, allzu tumultuarisch aufzutreten, die natürlichen Rechtswege durch Agitationen und Massenaufgebote zu überschreiten und namentlich die durchaus verschiedenartigen Rechte Schleswigs und Holsteins zu vermengen. In Bezug auf beide stand dem deutschen Bund nur zu, das Erbrecht der deutschen Agnaten zu wahren; aber in Bezug auf Holstein allein stand ihm auch zu, dessen Trennung als deutsches Bundesland vom dänischen Gesammtstaat und eine Verbindung des einen mit dem andern ausschließlich durch Personalunion zu verlangen. Nicht in Bezug auf Schleswig. Wenn nur den deutschen Agnaten das Erbrecht in Schleswig gesichert blieb, ging Schleswigs jeweilige Verfassung und Verwaltung den deutschen Bund nichts an. Die deutsche Agitation für die Herzogthümer setzte aber voraus, einem gelte, was dem anderen. Mit dem damals überall gesungenen Liede „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ täuschte man sich über die europäischen Verträge. In-

dem von den liberalen Kammeroppoſitionen, von der Preſſe, in Adreſſen, ſogar von den zu rein wiſſenſchaftlichen Zwecken ſich jährlich vereinigenden Germaniſtenverſammlungen für Schleswig-Holſtein agitirt wurde, und man in Holſtein ſogar große Volksverſammlungen zu halten anfing (die erſte am 20. Juli zu Neumünſter), that man nicht gerade das, wodurch der damalige noch von Metternich inſpirirte Bundestag angenehm berührt wurde. Gleichwohl nahm der Bundestag keinen Anſtand, auf die Beſchwerde der holſteiniſchen Stände am 17. September zu antworten, er verſehe ſich, „daß die Rechte Aller und Jeder, zumal die des deutſchen Bundes und der erbberechtigten Agnaten würden gewahrt werden.“ König Ludwig von Bayern gab öffentlich die wärmſten Sympathien für Schleswig-Holſtein kund und die Agitation hörte keineswegs auf. Eine zweite große Volksverſammlung zu Nortorf in Holſtein am 14. September wurde durch däniſches Militair auseinandergetrieben. Die Stände in Schleswig, Beſeler an der Spitze, proteſtirten ganz im Sinne der Holſteiner gegen die Regierung und die Mehrheit verließ den Sitzungsſaal, als die Regierung ihre Vorſchläge zurückwies, im October. Die Ruhe wurde indeß nicht weiter geſtört und die ganze Angelegenheit blieb, wie ſie war, bis am 20. Januar 1848 der König ſtarb, ihm ſein Sohn Friedrich VII. nachfolgte und wenige Tage ſpäter die große Revolution in Frankreich ausbrach.

Die badiſche Kammer begann damals eine immer auffallendere Rolle zu ſpielen. Ihre Koryphäen Rottek und Welker hatten durch das „Staatslexikon“ die liberale Doctrin weit und breit unter das Volk gebracht. Rotteks Weltgeſchichte wurde in unzähligen Exemplaren ſelbſt unter den Handwerksgeſellen verbreitet, auch die Commis-Voyageurs machten damals in liberaler Politik wie in einem Handelsartikel. Zwei badiſche Abgeordnete, der alte v. Itzſtein und der junge Hecker, reiſten 1845 nach Preußen, um ſich mit der oſtpreußiſchen Oppoſition in Verbindung zu ſetzen, wurden aber aus Berlin ausgewieſen. Ein anderer, Waſſer-

mann, nahm ſich insbeſondere der Deutſchkatholiken an. Die von Gervinus in Heidelberg gegründete „Deutſche Zeitung“ wurde das Organ der deutſchen Doctrinäre. Weiter noch als dieſe wollte Hecker gehen, in Verbindung mit dem Ruſſen von Struve, der zu Mannheim in ſeinem „Zuſchauer“ ſchon republikaniſche und ſocialiſtiſche Ideen verbreitete. Am 12. September 1847 hielten dieſe beiden eine Verſammlung Gleichgeſinnter in Offenburg ab, worin ſie conſtitutionelle Forderungen ſtellten, wie Preßfreiheit, Vereinsrecht, Geſchwornengerichte, Lehrfreiheit, gleiche Berechtigung aller Culte ꝛc., patriotiſche, namentlich Vertretung des Volkes beim Bundestage, und demokratiſch-ſocialiſtiſche, wie allgemeine Volksbewaffnung, Selbſtregierung des Volks, Abſchaffung aller Vorrechte, eine progreſſive Einkommenſteuer und Garantie der Arbeit, das eigentliche Programm der ſpäteren Revolution. Durch dieſes Vorſchreiten der äußerſten Linken ſahen ſich die gemäßigten Conſtitutionellen veranlaßt, im October eine Zuſammenkunft von Notabilitäten aus verſchiedenen deutſchen Kammern, welche der alte Itzſtein nach Heppenheim berufen hatte, gutzuheißen und zu beſchicken. Derſelben wohnten auch Hanſemann und Mevissen als Mitglieder des vereinigten Landtags in Preußen bei. Man beſchloß, mit vereinigten Kräften und übereinſtimmend alles zu thun, um auf verfaſſungsmäßigem Wege zu dem zu gelangen, was in Deutſchland noch fehlte, um aus dem Repräſentativſyſtem eine Wahrheit zu machen. Gegen den Vorſchlag aber, eine Volksvertretung auch beim Bundestage zu verlangen, erklärte ſich Heinrich von Gagern aus Darmſtadt aus einem ſehr richtigen Grunde, weil der Executivgewalt im deutſchen Bunde die einheitliche Spitze fehle und ein Reichstag ohne Kaiſer nicht wohl durchführbar ſey.

Mancherlei Bewegung zeigte ſich auch ſchon in den Maſſen. Der Turnverein in Offenbach mußte wegen demokratiſcher Wühlerei aufgelöst, eine Volksverſammlung in Donaueſchingen unterſagt werden. Aus der radikalen Schweiz wurden Brandſchriften in

Menge, besonders communistischen Inhalts, unter den deutschen Handwerkern verbreitet. Dazu kam ein Hungerjahr, hauptsächlich veranlaßt durch die Kartoffelkrankheit, die sich über den ganzen Welttheil verbreitete. Das Brod wurde außerordentlich theuer und im Frühjahr 1847 brachen an vielen Orten Theuerungsunruhen aus, welche die Proletarier doppelt empfänglich machten für die revolutionäre Verführung. So in Breslau, Halle, Stettin, Posen, vielen Orten in Böhmen, in Ulm, Tübingen. Der König von Württemberg selbst war in einem Theurungsauflauf zu Stuttgart am 3. Mai, den er durch gütiges Zureden stillen wollte, Steinwürfen ausgesetzt. Die Frechheit im gemeinen Volke nahm auffallend überhand. Auch die Presse wurde immer rücksichtsloser und ergriff in ihrer ungeheuren Mehrheit für den Radicalismus in der Schweiz Partei. Eine revolutionäre Schwüle lag in der Luft, die einen nahen Ausbruch wilder Volkselemente erwarten ließ.

Der treffliche König Ludwig von Bayern erlag damals dämonischer Bezauberung durch die spanische Tänzerin Lola Montez. Diese schöne Furie kehrte in München alles zu unterst und oberst, stürzte das Ministerium Abel, welches sich ehrenwerth weigerte, ihre Erhebung zur Gräfin von Landsberg zu unterzeichnen, und brachte den König dahin, ein neues Ministerium nach ihrem Sinn zu ernennen, wozu sich Zurhein und Maurer hergaben, am 13. Februar 1847. Hierauf wurden sieben katholische Professoren der Universität München abgesetzt, der Redemptoristenorden aufgehoben und ein entschieden kirchenfeindliches System angekündigt. Studenten und Volk brachten dem abgesetzten Professor von Lasaulx ein Ständchen und der Lola ein Vereat, wogegen das Militair einschritt. Hatten die Aufgeklärten und Fortschrittsmänner bisher das Ministerium Abel jesuitischer Grundsätze beschuldigt, so scheuten sie sich jetzt nicht, selber dem jesuitischen Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel“ zu huldigen und ließen sich die Lolawirthschaft gern ge-

Folgen eines solchen Verfahrens anders und zwar nachtheilig genug heraus.

In dem nurgedachten 13,200 Morgen großen Walde hat man bei dem 60jährigen Umtriebe jährlich 220 Morgen zu schlagen, und diese liefern, den Morgen zu 3000 Kubikfuß gerechnet,

660,000 Kubikfuß,

während beim 110jährigen Umtrieb der Ertrag von 120 Morgen zu 6000 Kubikfuß sich auf

720,000 Kubikfuß

belauft.

Den Kubikfuß zu 1 Groschen gerechnet, ist mithin der Geldertrag

im ersten Fall 27,500 Thaler,
im zweiten aber 30,000 Thaler.

Der verkürzte Umtrieb hat sonach hier alle Jahre ein Deficit von 60,000 Kubikfuß an Holz und 2500 Rthlr. an Geld zur Folge. Nimmt man nun an, daß das fehlende Holz dem Lande unentbehrlich sey, so ergiebt sich das Verderbliche von selbst; setzt man aber den Fall, man könne jene 60,000 Kubikfuß entbehren, so würde es doch immer höchst unwirthschaftlich seyn, eine Fläche von 13,200 Morgen zu verwenden, um eine Holzmasse zu erziehen, die bei 110jährigem Umtriebe auf nur 12,100 Morgen zu erlangen wäre. Nur so viel Fläche würde man aber im vorliegenden Falle gebrauchen, um 660,000 Kubikfuß jährlich zu ernten, wenn man den 110jährigen Umtrieb beibehielte, und die entbehrlichen 1100 Morgen könnten dann zu etwas Anderem verwendet werden.

Der Staat würde also hier, eben so wie bei dem früher entwickelten Beispiel, einen entschiedenen Verlust erleiden, während der Privatbesitzer hier wie dort einen großen Gewinn haben könnte.

Uebrigens kommt bei der Untersuchung, ob ein hoher oder niedriger Umtrieb rathsam sey, noch ein anderer ungemein wichtiger Gegenstand in Betracht, und zwar der, daß das ältere Holz — besonders das Nadelholz — eine viel größere Dauer hat, als das junge. Gehörig ausgewachsenes Nadelholz dauert nämlich als Bauholz wenigstens noch einmal so lange, als junges von derselben Art und auf demselben Boden gewachsenes. In dem Verhältnisse aber, in welchem das alte Holz länger dauert, braucht man auch noch aus diesem Grunde weniger Fläche, um es zu erziehen.

fallen; die Spanierin war keck genug, ſich zur Patronin der Freiſinnigkeit aufzuwerfen. Es währte daher noch lange, bis die ſittliche Oppoſition gegen ſie Kraft gewann. Im November trat das bisherige Miniſterium ab und ein noch liberaleres, den Fürſten von Oettingen-Wallerſtein und Bercks an der Spitze, vom Volk das „Lolaminiſterium“ genannt, übernahm die Geſchäfte. Im Winter bildete ſich die Lola ein Gefolge von lüderlichen Studenten (die ſ. g. Alemannia), mit denen ſie lärmend durch die Straßen zog und des Nachts Orgien feierte. Im Anblick dieſer Scandale ſtarb der alte ehrwürdige Görres am 29. Januar 1848, und an ſeinem Grabe erſt erwachte der Zorn der Jugend und des Volkes. Als die Lola wagte, ſeinem Leichenbegängniß zuzuſehen und dabei Zeichen der öffentlichen Verachtung empfing, drohte ſie mit der Reitpeitſche, ſie werde die Univerſität ſchließen laſſen. Die von den Studenten beabſichtigten Feierlichkeiten am Grabe des geliebten Lehrers wurden am 3. und 6. Februar verhindert. Da am 7. brauste die Jugend auf, von Volksmaſſen unterſtützt, und keine Alemannen durften ſich auf der Straße ſehen laſſen, ohne mißhandelt zu werden. Mit gewohnter Kühnheit ſtürzte nun Lola ſelbſt auf die Straße, um ſich ihrer Lieblinge anzunehmen, gerieth aber unter die Fäuſte der Mezger und Brauer und nur ihr Geſchlecht und ihre Schönheit entwaffnete die Wuth der Menge. Sie wurde in eine Kirche gerettet. Truppen reinigten hierauf die Straßen und noch am gleichen Abend wurde die Univerſität geſchloſſen. Nun aber ſammelten ſich an den folgenden Tagen die Bürger Münchens und drohten mit einer Sturmpetition. Auch die Reichsräthe machten dem König Vorſtellungen. Da bewilligte er am 11. die Wiedereröffnung der Univerſität. Die Lola entfloh in dem Augenblick, als man ihr Haus bereits ſtürmte und auch die Alemannen verſchwanden. Aber das Spiel war noch nicht zu Ende. Dem Grafen Arco-Valley, der aus Freude über Lola's Entfernung 5000 Gulden den Armen ſchenkte, wurde der Hof ver-

boten. Sie ſelbſt blieb noch in der Nähe, um wiederzukommen. Die neuen Tumulte aber, die ſie in München hervorrief, griffen ſchon in den allgemeinen Sturm der deutſchen Märzrevolution ein. Lola Montez war kein gewöhnliches Weib. In ihrer reizenden Geſtalt, ſüßverlockend und frech abſchreckend, erblickten wir ein dämoniſches Spiegelbild der Revolution, dieſer ſelbſt vorangaukelnd.

Fünftes Buch.

Der Sonderbundskrieg und Pius IX.

Die kleine Demüthigung, welche die Schweiz durch den französischen Gesandten erlitten, war bald verschmerzt, da Ludwig Philipp sich in einer Hauptsache, der kirchlichen Frage, den Schweizer Radicalen geneigt zeigte und den Papst ersuchte, sich in Bezug auf die Beschlüsse der Badener Conferenz mit der Eidgenossenschaft zu vertragen.*)

Die Kirchenverfolgung schritt nun immer weiter vor. Im August 1837 wurde die katholische Minderheit im Canton Glarus von der reformirten Mehrheit mit Waffengewalt unterdrückt und eine neue Verfassung erzwungen, das uralte Kloster Pfäffers aufgehoben. Im Jahr 1838 sollte der Streit der Klauenmänner gegen die Hornmänner benutzt werden, um im Canton Schwyz den Radicalismus einzuführen. Die ärmeren Landleute, die nur kleines Vieh mit Klauen hielten, konnten die Allmandweide nicht in dem Maaß benutzen, wie die reichen, welche großes Vieh mit Hörnern besaßen, verlangten daher eine Ausgleichung und Entschädigung von den Reichen. Es kam deshalb bei der Landgemeinde zu einer

---

*) v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft I. 337 nach Actenstücken.

großartigen Prügelei, in welcher die Hornmänner siegten. Der damals radicale Vorort Luzern wollte gleich einschreiten, aber Zürich war besonnener und verhinderte es. In demselben Jahre wurde die Schweiz abermals durch französische Forderungen allarmirt, indem Ludwig Philipp die Ausweisung Ludwig Napoleons verlangte. Ich werde bei der Geschichte Frankreichs darauf zurückkommen. Die gemäßigten Schweizer waren zur Nachgiebigkeit geneigt, als Frankreich bereits Truppen an die Grenzen schickte, nur die exaltirtesten Radicalen wollten den Kampf aufnehmen. Ludwig Napoleon machte der Sache ein Ende, indem er freiwillig ging, aber die Radicalen rühmten sich nun doch, nicht nachgegeben zu haben und wurden immer trotziger. In Bern wichen die Brüder Schnell, die in diesem Handel für Mäßigung gewesen, in zu großer Empfindlichkeit dem Einfluß der exaltirten Radicalen und Neuhaus kam hier ans Ruder.

In Zürich hielt man bisher immer noch politische Mäßigung ein und setzte dem radicalen Uebermuth Schranken, aber im Haß gegen Christenthum und Kirche ging man hier weiter als anderswo. In ersterer Beziehung wurde Melchior Hirzel, damaliges Staatsoberhaupt in Zürich, von seinen Collegen zurückgehalten, in der zweiten Beziehung aber ließ man ihn gewähren. Er setzte nun seine ganze Hoffnung auf die Zukunft und wollte die jüngere Generation zum unbedingten Fortschritt und zur neuen Religion des freien Geistes erziehen lassen. Schon war Scherr Lenker des Schulwesens in Zürich, jetzt sollte auch noch der große Christusleugner Dr. Strauß als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte nach Zürich berufen werden, um, wie Hirzel in einer öffentlichen Rede verkündete, eine neue Aera zu beginnen und Zürich zum Ausgangspunct einer neuen Reformation zu machen, die noch ungleich großartiger werden sollte, als die des Zwingli gewesen. Die Berufung erfolgte im Januar 1839, allein bald zeigte sich solche Aufregung im christlichen Volke, daß man die Berufung sistirte und im März den Dr. Strauß, ehe er noch gekommen war, in Ruhe-

ſtand verſetzte mit einer Penſion von 1000 Schweizerfranken, die er auch annahm. Damit war aber das chriſtliche Volk noch nicht beruhigt. Es forderte Bürgſchaften für ſeinen Glauben und daß Scherr entfernt werde, der die Jugend des Landes ſyſtematiſch in den Schulen entchriſtlichte, Bibel und Katechismus verwerfend. Ein ſ. g. Glaubenscomité, Hürlimann und Rahn an der Spitze, formulirte die Beſchwerden des Volks. Die radicale Regierung wollte das Comité in Anklageſtand verſetzen, ließ ſich aber durch eine impoſante Volksverſammlung in Kloten abſchrecken, benahm ſich feig und wurde, als ſich das Gerücht verbreitete, ſie ſuche bewaffnete Hülfe bei den radicalen Cantonen, durch eine allgemeine Erhebung geſtürzt. In der Nacht auf den 6. September ließ Bernhard Hirzel, Pfarrer zu Pfäffikon, zuerſt die Sturmglocke läuten, die bald im ganzen Lande wiedertönte, und von allen Seiten bewegte ſich das fromme Landvolk, geiſtliche Lieder ſingend, „ein betender Aufſtand", gegen Zürich. Die Regierung benahm ſich kopflos, ihre wenigen Truppen wichen nach einem kurzen Gefecht, in welchem der Regierungsrath Dr. Hegetſchweiler, ein ausgezeichneter Naturforſcher, erſchoſſen wurde, indem er gerade Frieden ſtiften wollte. Die Regierung mußte dem Sturme weichen, die Sieger aber behielten die gemäßigten Mitglieder derſelben bei und erſetzten die geflohenen durch chriſtlich geſinnte Männer, wie Muralt, Hürlimann ꝛc. Melchior Hirzel hatte für immer alle Bedeutung verloren, Scherr verlegte ſeine Wirkſamkeit in den radicalen Thurgau. Dr. Keller entſagte dem Radicalismus gänzlich und ließ ſich zu Berlin im preußiſchen Staatsdienſte placiren.

Hatte der Radicalismus Zürich eingebüßt, ſo gewann er dagegen in dieſem Jahre die Oberhand in Wallis. Hier wurden die conſervativen, vorzugsweiſe deutſchen Oberwalliſer von den radicalen, vorzugsweiſe welſchen Unterwalliſern, deren Haupt Barmann war, damals übervortheilt. Auch in Teſſin kam eine radicale Partei unter Franscini empor und ſtürzte die alte Regierung, 1839. Im folgenden Jahre trat der geſetzliche Termin der Verfaſſungs-

revision (nach 10 Jahren) in Solothurn und Aargau ein und in beiden Cantonen siegte der Radicalismus, der hauptsächlich auch auf Bern trotzte, weil hier 1841 Neuhaus zum Schultheißen, und sofern Bern gerade Vorort war, auch zum Präsidenten der Tagsatzung erhoben wurde. Dieser Mann von durchaus französischer Erziehung brachte eine Treulosigkeit in die höchste Verwaltung der Eidgenossenschaft, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Als die katholische Minderheit des Volks im Aargau durch die neue Verfassung die Parität aufs schändlichste verletzt sah und das s. g. Bünzener Comité Maßregeln dagegen berieth, ließ die Regierung die Mitglieder des Comité im Kloster Muri verhaften. Das katholische Landvolk litt es nicht, befreite die Gefangenen und nahm den Regierungscommissair Waller selbst in Verhaft, 10. Januar 1841. Aber schon am andern Tage stand nicht nur die ganze Streitmacht der reformirten Aargauer unter den Waffen, sondern am 12. rückten auch Berner Truppen ins Aargau ein, welche Neuhaus im Parteiinteresse der Aargauer Radicalen abschickte, ohne daß wirkliche Noth es erfordert hätte. Vergebens mahnte Zürich zur Mäßigung, am 13. Januar war der ganze katholische Theil des Aargau (die s. g. freien Aemter) mit 15,000 Mann reformirter Truppen überschwemmt, welche Frei-Herosé von Aarau anführte, und die sich jeden Uebermuth erlaubten, besonders schändlichen Unfug in den Kirchen trieben. An dem gleichen Tage wurde im großen Rath zu Aargau auf Antrag des Seminardirektor Keller der tumultuarische Beschluß gefaßt, sämmtliche Klöster im Aargau aufzuheben. Mit der Ausführung aber eilte man so, daß Frei-Herosé am 25. Januar bereits dem Abt von Muri erklärte, binnen zweimal 24 Stunden dürfte kein Mönch mehr im Kloster seyn. Kloster Muri war uralt und reich begütert, auch Wettingen an der Aar, minder die andern Klöster.

Der Vorort Bern hatte in diesem Fall allen Rechten zuwider parteiisch gehandelt und nicht etwa blos die Autorität der Regierung im Aargau herstellen, sondern auch durch Anwesenheit seiner

Truppen die Aufhebung der Klöſter bewirken helfen. Dagegen erhoben nun die katholiſchen Urcantone und ſelbſt die Stadt Baſel Proteſt. Desgleichen Rom und auch Oeſterreich, weil Muri eine Stiftung der Habsburger war. Metternich ließ in ſeiner Note an die Schweiz einfließen, wenn ſie die Rechte anderer nicht achte, werde ihr eigenes Recht gefährdet. Aber indem Neuhaus die Tagſatzung am 15. März zum erſtenmal, ſeit die Eidgenoſſenſchaft beſtund, in franzöſiſcher Sprache eröffnete, gab er zu verſtehen, die Schweiz könne ſich, wenn ſie von Oeſterreich bedroht werde, immerhin auf franzöſiſchen Schutz verlaſſen. Die Mehrheit der Tagſatzung dachte indeß billig genug, erklärte die Aufhebung der Aargauer Klöſter für dem 12. Artikel des Bundesvertrags, der die Rechte der Kirchen gewährleiſtet, zuwiderlaufend, und forderte Aargau zur Einſtellung ſeiner Verfügung auf. Aber Aargau trotzte und bequemte ſich nur, ein Paar arme Nonnenklöſter fortbeſtehen zu laſſen.

Mittlerweile wurde auch die Verfaſſungsreviſion in Luzern vorgenommen und am 1. Mai durch eine Mehrheit von 17,000 gegen 1600 Stimmen eine neue Verfaſſung und eine neue Regierung eingeführt, in welcher wie in Zürich die Glaubenspartei ſiegte. Denn lange ſchon war dem katholiſchen Volk das Treiben der radicalen Regierung, die Berufung Scherrs, die Errichtung von Schulen in ſeinem Sinn, das Verbot an die geiſtlichen Orden, Schulen zu halten ꝛc. zuwider geworden. Ein tüchtiger Bauer, Leu von Eberſol, ſtand an der Spitze des Volks und trat jetzt in die Regierung ein. Mit ihm Sigwart-Müller, der bisher zu den Radicalen gehalten, jetzt aber ſich bekehrte. In dieſelbe Zeit fällt der Uebertritt Hurters, der als Antiſtes in Schaffhauſen Vorſtand der reformirten Geiſtlichkeit geweſen, zum katholiſchen Glauben, eine Converſion, die ungeheures Aufſehen erregte und den Haß der Radicalen gegen die katholiſche Kirche noch mehr entflammte. Wegen der Klöſter wurde fortgetagt, proteſtirt, gemahnt, aber Aargau trotzte fort.

Der Radicalismus erfocht neue Siege in Genf, wo er durch mehrere Aufstände die Regierung erschütterte, seit 1841, unterlag aber in Wallis, wo Barmann mit den Jungschweizern von den Oberwallisern zurückgeschlagen und vertrieben wurde, 1844 Nach dreijährigen nutzlosen Unterhandlungen wegen der Aargauer Klöster beschlossen die Radicalen, die sich jedenfalls der Mehrheit sicher hielten, noch kühner und gewaltthätiger voranzugehen. Die vierhundertjährige Feier der Schlacht bei St. Jakob brachte auf dem Schlachtfelde, unfern von Basel, eine ungeheure Volksmenge zusammen, bei der die radicale Farbe entschieden vorherrschte, am 30. Juni. Hier wurde die Fahne der Walliser beschimpft und die Abgeordneten dieses Cantons zur Flucht gezwungen. Hier reifte auch der Plan, durch Freischaaren mit Gewalt durchzusetzen, wozu man bei der Uneinigkeit der Stimmen auf der Tagsatzung durch keinen legalen Beschluß gelangen konnte. Brenner, ein Schüler Wilhelm Snells, verhöhnte in offener Rede den „papierenen Bund", der nicht die wahre Eidgenossenschaft sey. Kurz vorher (im Mai) hatte Seminardirector Keller in Aarau, weit entfernt, die Klosteraufhebung zu bereuen, vielmehr den weitern Antrag auf Vertreibung aller Jesuiten aus der Eidgenossenschaft gestellt. Dieser Fanatismus reizte nun die Luzerner, am 12. September die Berufung der Jesuiten in ihre Stadt zu beschließen. Die Jesuiten waren nichts Neues in der Schweiz, zu Freiburg bestand schon lange eine großartige Erziehungsanstalt derselben und auch in Schwyz hatten sie sich niedergelassen. Aber sofern Luzern Vorort war, bildete man sich ein oder gab wenigstens vor, die Jesuiten könnten von hier aus einen viel gefährlicheren Einfluß üben. Die Jesuitenfurcht war hier eben so lächerlich, wie in Sachsen, aber sie war nicht aufrichtig gemeint, sondern sollte nur den Absichten der Radicalen dienen. Man wußte wohl, wie ganz ohnmächtig der arme Orden war, aber man machte ein ungeheuerliches Schreckbild aus ihm, um alle bisher billig Denkenden, Ruhigen und Gemäßigten gegen die katholische Partei aufzuhetzen und die Aargauer Kloster-

frage über der neuen Jesuitenfrage ganz vergessen zu machen. Klug war die Berufung der Jesuiten nach Luzern in diesem Augenblick nicht, weil sie die Antipathie aller Reformirten gegen sich haben mußte. Sie bewirkte gleich einen Umschlag im Canton Zürich, wo der conservative Bluntschli dem liberalen (wenn auch nicht radicalen) Zehender in der Regierung weichen mußte. Sehr viele, die gern das Recht der Katholiken ferner unterstützt hätten, ließen sich vom Namen des Jesuitismus abschrecken und zogen sich von nun an zurück.

Auch die auswärtigen Mächte tadelten die Jesuitenberufung. Ludwig Philipp wollte seine wachsende Unpopularität nicht noch dadurch vermehren, daß er sich der Jesuiten annahm. Auch Oesterreich mißbilligte die unzeitige Maßregel. Diese Stimmung im Ausland gab den Radicalen Muth, kühner voranzugehen.

Eine radicale Minderheit in Luzern, den Arzt Dr. Steiger an der Spitze, wagte am 7. December einen Aufstand, der aber im Keim erstickt wurde, indem sich die Verschworenen in einem Wirthshaus überfallen ließen und die Freischaaren unter dem Aargauischen Regierungsrath Waller, die von außen eindringen sollten, an der Emme zurückgeschlagen wurden. Vorort und Tagsatzung schienen zu schlafen. Trotz den gerechten Klagen Luzerns dauerte das Wühlen und Aufhetzen, nur um noch zahlreichere Freischaarenzüge zu veranlassen, unter den Augen des Vororts Bern fort, an dessen Stelle erst im neuen Jahr Zürich Vorort wurde. Schon am 15. December beriefen die Radicalen große Volksversammlungen nach Frauenbrunnen (im Berner Gebiet) und Zofingen, wo ein allgemeiner und offensiver Widerstand gegen die Jesuiten beschlossen und ein Centralcomité ernannt wurde, um die Volksmassen zu leiten. Es war eine helvetische Centralregierung in spe. Seminardirector Keller war ihr erster Präsident. Allein da der Bund in der Mäßigung des Cantons Zürich Hindernisse fand, so beschloß man, sich hauptsächlich an Bern anzulehnen und die Zofinger traten vor den Frauenbrunnern zurück, unter denen nur Ochsenbein eine triste

Berühmtheit erlangt hat. Dieser Ochsenbein übernahm die militärische Leitung des Bundes und in wiederholten, rasch auf einander folgenden Volksversammlungen, so wie durch die Presse wurde der große Freischaarenzug auf das Frühjahr vorbereitet. So zu Inns (29. December), Langenthal (5. Januar 1845), Sumiswald (12. Januar), Herzogenbuchsee, Liestal und Hunzenschwyl (19. Januar), Wimmis, Zweisinnen, Dachsen. Die Luzerner Flüchtlinge schrieben offen an ihre Landesregierung, sie würden bald mit vielen Gästen wiederkommen. Luzern beschwerte sich über die Regierung des Aargaus, unter deren Augen die Freischaaren sich bildeten. Der Vorort Zürich frug auch deshalb offiziell bei Aargau an, berief eine außerordentliche Tagsatzung und erließ ein Kreisschreiben (22. Januar), worin er die dem Vorort ziemliche Mäßigung so gut als möglich mit den Sympathien der wieder in der Züricher Regierung herrschend gewordenen radicalen Partei auszugleichen suchte. Aber solche Vermittlungen konnten dem einmal kühn gewordenen Radicalismus nicht mehr gefallen und die große Volksversammlung zu Unterstraß (26. Januar) bereitete die Sitzung des Züricher großen Rathes (4. Februar) vor, in welcher die gemäßigtere Meinung mit 95 gegen 105 von der radicalen beseitigt wurde. Eben so wurde im Canton Waadt die bisherige gemäßigte Regierung abzutreten gezwungen (13. Februar) und Druey trat an die Spitze der neuen schroff radicalen Regierung.

Die Luzerner verdarben ihre gerechte Sache durch die Härte und Kleinlichkeit, mit der sie alle Verschworenen oder nur Verdächtigen verfolgten und hunderte von Menschen einkerkerten und inquirirten. Das schadete ihnen sehr in der öffentlichen Meinung, obgleich sich ihr Verfahren aus Furcht vor dem sie überall umlauernden Verrath erklären läßt. Sie wollten sich nicht zum zweitenmal in ihrer eignen Stadt überfallen lassen. Uebrigens riefen sie den alten General von Sonnenberg aus dem neapolitanischen Dienst zurück, um ihm den Oberbefehl über ihre Truppen im Fall eines neuen Angriffs zu geben und erboten ihre katholischen Mit-

Durch den höhern Umtrieb erlangt man alſo nicht nur mehr Holzmaſſe, ſondern dieſe hat auch zum Brennen größere Güte, zum Bauen aber längere Dauer: welcher letztere Umſtand von um ſo größerer Wichtigkeit iſt, als gewiſſe Baukoſten ſich immer gleich bleiben, ein Haus mag nun 30 oder 90 Jahre dauern, im erſteren Falle aber ſich dreimal wiederholen, während man ſie im zweiten Falle nur einmal aufzuwenden hat.

Schutz der Forſte.

Eine zweite Veranlaſſung zur Verminderung der Wälder und ihres Ertrages iſt der unzureichende Schutz, der ihnen von Seiten der Juſtizbehörden und der Geſetzgebung überhaupt zu Theil wird, und in deſſen Folge ſie ſo großen Entwendungen ausgeſetzt ſind. Ein altes Sprichwort ſagt: „Nur die Furcht ſchützt den Wald," und bezeichnet in der That höchſt treffend den Charakter des Gegenſtandes. Die Wälder, ihrer Natur nach unverſchließbar, weit ausgedehnt, gewöhnlich allenthalben zugänglich, immer und für Jedermann brauchbare Artikel enthaltend, müſſen natürlich fortwährend den größten Anfechtungen durch Diebſtahl ausgeſetzt ſeyn, ſo lange die Menſchen nicht durch Moral oder durch Furcht abgehalten werden, gegen das ſiebente Gebot zu ſündigen. Je weniger ſich nun aber bis jetzt die Menſchen durch moraliſche Betrachtungen vom Stehlen des Holzes abhalten laſſen, und je weniger man in der neueren Geſetzgebung von Furchterweckung etwas wiſſen will, indem man — ziemlich unbekümmert um das Geſchick der ehrlichen Leute — vor allen Dingen dahin ſtrebt, die Nichtehrlichen, und überhaupt die Geſetzübertreter recht human und nachſichtig behandelt zu ſehen: um ſo mehr müſſen natürlich die Wälder dieſe Lage der Dinge entgelten und ſucceſſive verſchwinden, wie ſchon viele Waldſtücke verſchwunden ſind, weil ihre Beſitzer das darauf befindliche Holz nicht mehr zu ſchützen vermochten.

Dieſe Humanitäts-Paſſion in der Geſetzgebung überhaupt, in der Forſtſtrafgeſetzgebung aber insbeſondere, iſt wohl als eine jener Krankheiten zu betrachten, welche die Menſchheit durchmachen, und deren Heilung der Zeit anheim geſtellt bleiben muß. Indeß dürfte es doch gut ſeyn, bemerklich zu machen, um was es ſich bei den Klagen über Entwendung der Waldproducte und über

ſtände zum Aufſehen. Wenn man erwägt, daß die Freiſchaaren jeden Tag angekündigt wurden, daß Luzern und die Urcantone ſchon wochenlang vor dem wirklichen Angriff durch falſche Gerüchte allarmirt und dann von den radicalen Blättern ausgelacht wurden, ſo muß man ihren Zorn entſchuldigen.

Die Tagſatzung verſammelte ſich am 4. Februar 1845. Auf ihr führten die katholiſchen Cantone eine würdevolle Sprache, wurden aber nur verhöhnt. Die gemäßigte Partei ſchmolz immer mehr zuſammen, da ſie ſich außer Stande ſah, die Freiſchaaren ernſtlich zu verhindern, ſo lange Luzern nicht die Jeſuiten aufgab. Erſt am 20. März beſchloß die Tagſatzung ein Verbot der Freiſchaaren, that aber nichts, um ſie wirklich zu hindern. Die Starken wollten, die Schwachen konnten ſie nicht hindern.

Nachdem das Comité am 26. März einen Aufruf erlaſſen, ſammelten ſich die Freiſchaaren, großenthells geregelte Milizen aus dem Aargau, Bern, Solothurn und Baſelland, angeführt von Ochſenbein und von dem Aargauer Regierungsrath Rothplez. Die Berner nahmen aus dem Schloß Nidau 2, die Solothurner aus dem Schloſſe Lipp 1, die Aargauer aus der kleinen Feſtung Aarburg 4 ſchwere Geſchütze mit. Obgleich alles unter den Augen der Regierungen geſchah, rührte ſich doch niemand, das Verbot der Tagſatzung geltend zu machen. Am 30. März rückten zwei große Colonnen unter jenen beiden Befehlshabern vor Luzern. Rothplez kam glücklich über die Emme und drang in der Nacht bis in die Vorſtadt ein, wagte aber nicht, weiter vorzugehen und wurde am andern Morgen von Sonnenberg mit überlegener Macht angegriffen und zurückgeſchlagen. Ochſenbein fand ſich in der Nacht nicht zurecht, eine Abtheilung ſeiner Colonne unter Villo wurde an der Emme von Schwyzern zurückgeſchlagen. Am Morgen ſuchte Ochſenbein ihn und Rothplez vergebens auf der Hochebene von Littau und hielt ſich allein für zu ſchwach, zumal rings um ihn ſchon der Luzerner Landſturm plänkelte. Er befahl alſo den Rückzug, der bald in eine regelloſe Flucht ausartete zum Verderben der

Einzelnen, die nun viel leichter von den Luzerner Bauern erschlagen oder gefangen wurden. Villo entkam mit dem Rest seiner Schaar über Sursee. Rothpletz wurde, nachdem seine Colonne sich aufgelöst, mit wenigen Gefährten nahe am Ufer der Emme gefangen. Der Haupttheil seiner Colonne mit den Kanonen entfloh nach Malters; als sie hier ankamen, war es schon wieder Nacht geworden, ein quer über die Landstraße gestellter Heuwagen hielt die Kanonen auf und aus Häusern und Gärten schossen die Luzerner Bauern auf die Freischärler, die hier alle gefangen wurden. Im Ganzen verloren die Freischaaren 104 Todte, eine unbestimmbare Zahl von Verwundeten, Kanonen, Munitionswagen und Gepäck sammt 1785 Gefangenen, unter denen Oberst Rothpletz, drei Oberstlieutenants, zwei Majore. Die Luzerner und ihre Verbündeten hatten nur 8 Todte und 21 Verwundete.

Dieser schöne Sieg des Rechts erregte unter denen, die so gröblich dem Unrecht geholfen, anfangs tiefe Bestürzung, dann grenzenlose Rachlust. Aber die Radicalen hielten ihren Ingrimm zurück, bis die Gefangenen ausgelöst seyn würden. Am 5. April versammelte sich die Tagsatzung, die so wenig ihre Schuldigkeit gethan hatte, abermals in Zürich. Hier erschien Sigwart-Müller als Gesandter von Luzern und sprach entrüstet „von den treulosen Regierungen, die solche Horden gegen einen eidgenössischen Mitstand gesendet, sie mit Waffen und Munition versehen, ihr Milizoffiziere als Anführer gegeben. Im Hofe des Regierungsgebäudes zu Luzern stehen jetzt die Kanonen aus dem Zeughause des Aargaus. Und auch ein Berner Geschütz. Hatte das stolze Bern, das auf 40,000 Bajonette pocht, nicht so viel Kraft, einen Freischaarenzug zu verhindern?“ Er forderte Bestrafung der Schuldigen, zunächst Entlassung der eidgenössischen Offiziere, die unter den Freischaaren gedient. Aber man hielt ihn hin. Man marktete nur um das Lösegeld der Gefangenen, das endlich zu 200,000 Franken für Aargau, 70,000 für Bern, 35,000 für Baselland, 20,000 für Solothurn und 25,000 für die übrigen Cantone festgestellt wurde. So-

dann sollten Luzerns Bundesgenossen für ihre Ausrüstung 130 bis 150,000 Franken bekommen. So der Vertrag vom 25. April, worauf alle Gefangenen frei hinziehen durften mit Ausnahme der Luzerner Insurgenten, unter denen Dr. Steiger zum Tode verurtheilt, aber mit List aus dem Kerker befreit wurde. Unmittelbar nachher, im Juni, zogen die ersten Jesuiten in Luzern ein. Aber Leu von Ebersol, der sie berufen, wurde in der Nacht des 20. Juli in seinem Bett, während er schlief, von Jakob Müller erschossen, einem schlechten Subject, welches Privatrache an ihm üben wollte, sich aber auch von Parteimännern zu der Unthat verführen ließ. Derselbe wurde hingerichtet. Die übrigen Luzerner Insurgenten wurden zum Theil hart mit Gefängniß, die Reichen mit Geldstrafen belegt.

Eine wahre Sühne erfolgte nicht. Die Radicalen trachteten nur, neue Kräfte zu sammeln, um Rache zu üben. Daß sie keineswegs bloß den Jesuitismus und die katholische Kirche anfeindeten, sondern auch den reformirten Glauben haßten, hatte schon der Eifer für Strauß dargethan, und wurde aufs neue bewährt durch die rücksichtslose Verfolgung der reformirten Geistlichen im Canton Waadt. Hier hatte sich der Advocat Druey zum Dictator aufgeworfen, trotz eines kropfartigen Halsauswuchses ein glänzender Redner, ein blasirter Roué in der Maske des cynischen Volkstribunen, ein genialer Schalk, der alle Menschen auslachte mit der Prätention, für das Wohl der Menschen zu glühen, eine der seltsamsten Ausgeburten des Schweizer Radicalismus, jedenfalls mehr Franzose als Deutscher. Diesem „lustigen Teufel" fiel es ein, sich an der Angst der Frommen zu ergötzen. Zuerst hetzte er den radicalen Pöbel gegen die s. g. Momiers (Pietisten) und das Feldgeschrei war: à bas les Jésuites, à bas les Momiers, à bas les Chrétiens! bald aber ging er weiter. Als er sämmtlichen reformirten Geistlichen des Cantons befohlen, die neue Verfassungsurkunde von der Kanzel zu verlesen und die meisten sich weigerten, die heilige Stätte zu seinen politischen Demonstrationen herzuleihen,

befahl er die Absetzung der Widerspenstigen. Zweihundert Geistliche traten zusammen (11. November), verlangten Trennung der Kirche vom Staate und errichteten, da ihnen die Kirchen geschlossen wurden, s. g. oratoires zum Privatgottesdienst. Aber Druey ließ ihre frommen Versammlungen durch den Pöbel auseinanderjagen, setzte alle renitenten Pfarrer ab und dafür die unfähigsten Subjecte ein, oder schmolz mehrere Pfarreien in eine zusammen. Mit gleichem Hohn trieb er die berühmten Männer aus der Akademie von Lausanne, namentlich Monnard, der Schutz in Preußen fand. Nirgends regte sich in der reformirten Schweiz eine Sympathie für die verfolgten Prediger. Nur Bluntschli sprach einen herben Tadel aus, als aber Druey sich darüber frech beschwerte, erklärte der Stand Zürich, Bluntschli habe nur seine Privatmeinung ausgesprochen. Druey fuhr also lustig fort und die Excesse des von ihm behandelten Pöbels gegen die Frommen wiederholten sich überall, wo diese sich versammelten. Zu Echallens wurden sogar die Diakonissen aus dem Spital verjagt. Dagegen durfte der Communist Treichler in Lausanne öffentliche Vorträge halten und Marr, ein Schauspielersohn aus Leipzig, in einem Journal den Grundsatz aufstellen: Atheismus ist der Anfang der Humanität. Die Communisten waren damals in der französischen Schweiz sehr thätig. Ihre Lehre, Gemeinschaft der Güter, Theilung der Arbeit, war in Frankreich von Fourier ausgebildet worden und hatte sich besonders im Handwerkerstande verbreitet. Ihr vornehmster Anhänger unter den Deutschen war der preußische Schneidergesell Weitling, der damals seine merkwürdigen Bücher gleichfalls in der Schweiz schrieb. In Bern und Zürich bestanden wie im Waadtland communistische Druckereien, von wo Brandschriften aller Art ausgingen, unter andern eine wohlfeile Volksausgabe von Feuerbachs „Religion der Zukunft", in welcher die gänzliche Ausrottung des Christenthums als das Ziel bezeichnet war.

Daß die Feinde der katholischen Kirche auch zugleich die der evangelischen wurden, ist sehr beachtenswerth. Weder die Deutsch-

katholiken wollten, indem sie die alte Kirche verließen, Protestanten werden, noch die Schweizer Radicalen, indem sie gegen die Jesuiten zu Felde zogen, die Bundesgenossenschaft der gläubigen Zwinglianer und Calvinisten annehmen. Die radicale Opposition wandte sich von allen Kirchen zugleich ab.

Im Canton Bern wurde im Februar 1846 Neuhaus entfernt. Derselbe hatte bei dem Freischaarenzug im Sinne der Radicalen nicht genug Energie bewiesen, immer noch zu viel gezögert und auf die Tagsatzung Rücksicht genommen. Die Radicalen wollten ganz freie Hand haben und drohten ohne weiteres den Schuldigsten ihrer Partei, das Haupt der Freischärler den offenen Eid- und Friedensbrecher zum Schultheiß von Bern und somit, wenn Bern Vorort wurde, zum Haupt der Eidgenossenschaft zu erheben. Wessen hatten sich die katholischen Cantone zu versehen, wenn Ochsenbeins Erhebung durchging, zu der schon alles sich vorbereitete, da er das große Wort im Verfassungsrathe führte!

Nichts war natürlicher, als daß die sieben katholischen Orte Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, sich neuer Angriffe von Seiten der Radicalen versahen und sich demnach zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung verbanden. Es geschah heimlich, aber bald verbreitete sich die Kunde davon und augenblicklich wurde dieser s. g. Sonderbund von den Radicalen als ungesetzlich und bundeswidrig bezeichnet, obgleich sie selbst früher das bekannte Siebener Concordat geschlossen hatten. Die armen katholischen Cantone, die sich nur zur Nothwehr verbunden, wurden jetzt als Angreifer, das unschuldige Lamm vom Wolfe als Räuber und Mörder angeklagt. Der Kriegsrath der sieben katholischen Orte constituirte sich am 20. September.

Am 7. October wurde Genf nach wiederholten radicalen Erschütterungen durch eine blutige Revolution dem Radicalismus erobert. Es gab Barrikaden, die aufständische Vorstadt St. Gervais wurde von den Regierungstruppen beschossen, aber James Fazy zeigte an der Spitze der Bewegung mehr Energie, als die

alte Regierung, die sich sofort auflöste. Druey und Ochsenbein hatten hier mitgewirkt. Dagegen wurde ein Aufstandsversuch im Canton Freiburg, der von Murten ausging, am 6. Januar 1847 unterdrückt. Die Berufung des Dr. Zeller, eines Gesinnungsgenossen von Strauß und gleichfalls von Tübingen, an die Universität Bern sollte eine Genugthuung seyn für die Niederlage der „Strußen" in Zürich, allein sie verlor alle Bedeutung, da Zeller sich vom politischen Radicalismus fern hielt und auch Bern bald wieder freiwillig verließ. Als gläubige Prediger in Bern sich gegen Zeller's Berufung geäußert hatten, wurden sie mit scharfen Geldstrafen belegt.

Mit Neujahr 1847 wurde Bern Vorort, aber Funk als Schultheiß und Präsident der Tagsatzung vorgeschoben und Ochsenbein trat erst am 1. Juli als solcher ein, um von diesem Moment an Schlag auf Schlag gegen die katholische Partei zu führen. Seine Zurückhaltung in der ersten Hälfte des Jahres war darauf berechnet, die Gegner und die auswärtige Diplomatie noch in täuschende Ruhe einzuwiegen. Denn die großen Mächte suchten fort und fort das Feuer in der Schweiz zu dämpfen, aber sie waren nicht einig. Oesterreich versprach dem Sonderbund, es werde nie zugeben, daß die sieben Cantone ihre Selbständigkeit einbüßten, und lieh ihm die kleine Summe von 100,000 Gulden; aber England trat ganz offen für die Radicalen auf, seitdem Palmerston an's Ruder gekommen war. Frankreich wußte nicht recht, wie es sich verhalten sollte zwischen den Extremen und war auch zu viel mit sich beschäftigt. Ochsenbein durfte wagen, dem französischen Gesandten, Graf Bois le Comte, auf seine Mahnungen eine scharfe und abweisende Antwort zu geben. Die Schweizer Radicalen waren von England gut berathen und durchschauten alle damaligen Schwächen der Großmächte, daher ihre rücksichtslose Kühnheit. Man konnte damals noch nicht wissen, ob nicht Metternich wirklich dem Sonderbunde Hülfe leisten würde; aber die Schweizer Radicalen handelten so, als ob das gar nicht möglich wäre. Daß sie sich in dieser

Berechnung nicht täuschten, gereicht dem Fürsten Metternich zum Vorwurf. Dieser erfahrne Staatsmann mußte wissen, daß, wenn er den Sonderbund nicht schützen konnte oder wollte, damit der Bankerott seines politischen Systems und seiner Macht vor ganz Europa erklärt war.

Am 1. Juli wurde Ochsenbein Bundespräsident, am 5. eröffnete er die Tagsatzung und am 20. wurde in derselben durch Mehrheit beschlossen, der Sonderbund sey mit dem Bundesvertrag unvereinbar, mithin aufzulösen. Die Gesandten der sieben Orte protestirten feierlich. Von nun an wurde Schritt vor Schritt die Mißhandlung der katholischen Schweiz von der reformirten Mehrheit auf der Tagsatzung unter dem Schein der Gesetzlichkeit fortgesetzt. Im August wurden alle Offiziere der sieben Orte aus dem eidgenössischen Dienste gestrichen, im September die Vertreibung der Jesuiten aus der ganzen Eidgenossenschaft, die Vollziehung der Execution am Sonderbund beschlossen. Kern von Thurgau verfaßte die gleißnerische Proclamation, durch welche dieser Schritt motivirt wurde. Es war die Sophistik der Gewalt gegen das Recht. Der Sonderbund war mit besserem Recht geschlossen worden, als das Siebener Concordat, nämlich bloß zur Nothwehr. Die Berufung der Jesuiten, eine rein katholische Sache, ging die reformirten Cantone gar nichts an. Die schwer angegriffene katholische Minderheit, die lediglich ihr gutes Recht vertheidigen wollte, als Friedestörer anzuklagen, war Hohn. Daß der Freischärler Ochsenbein Präsident des Schweizerbundes werden und jetzt über Luzern zu Gericht sitzen durfte, eine Umkehr aller Rechtsbegriffe. Zudem waren es gerade die katholischen Cantone, welche die Cantonalsouverainetät nach dem von allen europäischen Mächten garantirten Bundesvertrage von 1815 aufrecht erhalten wollten, während die radicalen Cantone bei ihrem Angriff auf den Sonderbund nichts anders bezweckten, als Vernichtung der Cantonalsouveränetait, Zertrümmerung des bisherigen Bundes und Herstellung eines neuen mit einheitlicher Spitze. Sie handelten also mit bewußtem Truge,

wenn sie auf Grund und im Namen des noch bestehenden Bundes zu richten die Miene annahmen. Derselbe Trug waltete in den Versprechungen vor, durch welche sie einen großen Theil der Katholiken gewinnen wollten, vom Sonderbund abzufallen. Den katholischen Cantonen wurde nämlich in gedachter Proclamation ihre politische Selbständigkeit und ihrer Kirche voller Schutz gesichert, nur Auflösung des Sonderbundes und Entfernung der Jesuiten verlangt. Aber man hatte damals schon die Absicht, die Cantonalsouverainetät nicht bestehen zu lassen, und wie wenig die Radicalen geneigt waren, die katholischen Kirchen und Geistlichen zu schonen, bewiesen sie bald nachher mit der That.

Sofort wurden die Rüstungen zum Kriege vorgenommen und von der Tagsatzung der Genfer Dufour zum General und Oberbefehlshaber sämmtlicher Executionstruppen ernannt. Dieser alte Soldat Napoleons kannte seine Leute. Nur durch eine ungeheure Mehrheit hoffte er den Sonderbund erdrücken zu können und auch das nur, nachdem er die ungeübten Milizen wenigstens sechs Wochen lang würde dressirt haben. Er nahm sich also Zeit und ließ gegen 100,000 Mann aufbieten, welche tüchtig exerciren und manövriren mußten. Im Kriegsrathe des Sonderbundes war so viel Besonnenheit und Methode nicht zu finden. Mancher zwar gab den einzig vernünftigen Rath, die Begeisterung des katholischen Volks zu benützen und rasch anzugreifen, ehe noch Dufour seine Leute alle versammelt und eingeübt hätte. Allein die Mehrheit wollte sich auf bloße Vertheidigung beschränken. Zum General wurde nicht mehr Sonnenberg gewählt, sondern Salis-Soglio, der unter Wrede gegen Napoleon und später in den Niederlanden gedient hatte und ein Reformirter aus Graubündten war. Gewiß ein seltsamer Mißgriff, an die Spitze eines katholischen Glaubensheeres einen Reformirten zu stellen. Auch der berühmte „Landsknecht", Fürst Friedrich von Schwarzenberg, Sohn des Feldmarschalls, der nach Luzern gekommen war und dem man den Oberbefehl angeboten, trug dadurch, daß er denselben ablehnte und überhaupt die

Kräfte des Sonderbundes für unzureichend erklärte, nicht wenig dazu bei, den Muth herabzustimmen. Ein verhängnißvoller Widerspruch in beiden Lagern. Die ungerechte Sache fand einheitliche Leitung unter einem klugen Kopf, die gerechte kam in schwache Hände uneiniger Führer. Obgleich der Sonderbund nur den vierten Theil so viele Streiter aufbrachte, wie die radicale Schweiz, so hätte er doch bei raschem und einigem Handeln Erfolge erringen und den Gegnern lange trotzen können, wenn ihm ein kriegerisches Haupt nicht gefehlt hätte.

Zwar eröffneten die Sonderbundstruppen den Feldzug, indem sie am 3. November das Hospiz auf dem St. Gotthard besetzten und am 10. einen Einfall ins Aargau machten. Aber beide Expeditionen entsprachen der Erwartung nicht. Zwei Lieutenants, die vom Hospiz aus recognoscirten, wurden aus einem Hinterhalt von den Tessinern erschossen, eine schlimme Vorbedeutung. Die ins Aargau eingefallenen Truppen überraschten 45 Mann in einem Dorfe, und nahmen sie gefangen, wurden aber von Salis wieder zurückgezogen, wie lebhaft man ihm auch die Vortheile der kühnen Offensive vorstellte.

Man wußte, Dufour werde zuerst über das völlig isolirte Freiburg herfallen. Ein Attaché der französischen Gesandtschaft holte von dort die Jesuitenschüler ab und rettete sie bei Zeiten über die Grenze. Freiburg wurde von Oberst Maillardoz in ziemlich guten Vertheidigungsstand gesetzt und das Volk war muthig, aber als von Luzern her keine Hülfe kam und auch die Walliser durch die Waadtländer an einer Hülfeleistung verhindert wurden und Dufour mit 25,000 Mann und vielem Geschütz gegen die Stadt heranzog, war er gegen solche Uebermacht zu schwach. Nach einem unbedeutenden Gefechte entschloß sich die Regierung zu capituliren, um die Stadt vor Sturm und Plünderung zu retten. Das bewaffnete Volk war wüthend und ließ sich nur schwer überreden, daß die Capitulation das kleinere Uebel sey. Sie wurde am 14. November vollzogen. Obgleich nun Dufour Schonung der Personen und des

Eigenthums zugesichert hatte, übte doch die radicale Soldateska schändlichen Unfug, mißhandelte viele Personen, unter andern den Chorherrn Vulleret, plünderte viele Häuser, vor allen das schöne Jesuitencollegium, in dem alles gestohlen oder zertrümmert wurde, und terrorisirte Tage lang fort. Eben so übel wurde auf dem Lande gehaust, ein Caplan Duc muthwillig erschossen. Dufour klagte bitter, die Aufführung seiner Truppen sey eine Schande, „die er einer verlornen Schlacht gleichsetze," allein er hatte keine Macht, irgend jemand zu bestrafen. Der Mörder Ducs rühmte sich seiner That nachher noch öffentlich zu Bern. Auch hinderte Dufour nicht, daß unter seinen Bajonnetten ein Haufe des elendesten Gesindels im Theater eine neue Verfassung und Regierung des Cantons Freiburg schuf.

In denselben Tagen machten die Sonderbundstruppen vom Hospiz aus einen Angriff auf die Tessiner, welche feig davonflohen, und kamen bis Giornico, am 20. November, wurden aber wieder zurückgerufen, weil die Walliser ausblieben, mit denen sie sich hätten vereinigen sollen. Damals kam auch der „Landsknecht" wieder nach Luzern, rieth dringend vom Kampf gegen die sichtbare Uebermacht ab und empfahl eine Capitulation. Dazu wollte man sich aber im Kriegsrath doch noch nicht entschließen und beharrte bei der Defensive, opferte aber wie Freiburg, so auch Zug auf, denn dieser kleine Canton mußte, als er von Dufour überzogen und von Salis nicht unterstützt wurde, sich unter Bedingungen ergeben.

Jetzt erst zog Dufour das Netz um Luzern zusammen und griff das Hauptheer des Sonderbundes, das sich bei Gislikon verschanzt hatte, am 23. mit ungeheurer Uebermacht an. Das Gefecht dauerte nicht lange und war trotz des lauten Kanonirens nicht sehr blutig, denn es fielen nur 34 auf Dufours, nur 12 auf Salis Seite, aber Salis selbst wurde verwundet und damit erlahmte der Oberbefehl. Die Ueberzeugung, man sey zu schwach, bemächtigte sich immer mehr der Sonderbundstruppen, die sich auf Luzern

andere sogenannte Forstfrevel oder Forstvergehen eigentlich handelt, und daß keineswegs etwa bloß die unentgeltliche Entfernung jener Producte vermieden werden soll, sondern daß hauptsächlich die Art und Weise der Entwendung und ihr indirecter Einfluß es ist, wodurch die Production häufig so ungemein beeinträchtigt wird, und wogegen Abhülfe Noth thut. Der Werth des Entwendeten oder Beschädigten kann für den Augenblick gering seyn, während doch die Folgen eines solchen Diebstahls oder Frevels in hohem Grade einflußreich und nachtheilig sind, und es deshalb oft ganz unpassend ist, bloß jenen gegenwärtigen Werth als Maßstab für den Schadenersatz oder die verwirkte Strafe betrachten zu wollen. So sind z. B. einige Hände voll Moos, aus einem Nadelholzbestande entnommen, für sich betrachtet so gut als ohne Werth, während doch bei häufiger Wiederholung einer solchen Entwendung durch sie ein großer Schade verursacht werden und die Production außerordentlich herabsinken kann.

Obschon es aber sonach in den meisten deutschen Ländern einer angemesseneren Gesetzgebung bedarf, wenn die Wälder hinlänglich sicher gestellt werden sollen, so wird jene allein freilich doch nicht den gewünschten Erfolg haben, wenn nicht auch Vorkehrungen getroffen werden, um die in der Nähe der Wälder wohnenden Unbemittelten für thunlichst geringe Preise mit Brennmaterial und dem, was der Wald sonst ohne Nachtheil liefern kann, zu versehen, und wenn nicht veranstaltet wird, daß das Holz, gleich jedem andern Lebensbedürfniß, mehr in kleinen Quantitäten und zu allen Zeiten zu haben ist. Am besten dürfte dieser Zweck durch Anlegung und Begünstigung von Holzmagazinen zu erreichen seyn, durch welche besonders noch der große Vortheil erlangt werden könnte, daß das Publikum mit trockenem Holze versorgt würde, und dann vielleicht nur die Hälfte von dem brauchte, was nöthig ist, wenn das heute gestohlene Holz morgen schon verbrannt werden soll, mithin noch ganz naß und grün zum Verbrauche kommt.

Waldnebennutzungen.

Auch die sogenannten Wald- und Forstnebennutzungen sind häufig von großem Einfluß auf den Holzertrag der Wälder, und ihre Bedeutsamkeit wird in der Regel nicht hinlänglich erkannt. Man versteht unter ihnen hauptsächlich

und über den See ins Innere der Alpen zurückzogen. Die Luzerner Regierung floh davon, der Stadtrath allein blieb als zuständige Behörde zurück und nahm in Gemeinschaft mit Salis die von Dufour angebotene Capitulation an. Auch diesmal wurde wieder Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen. Oberst Elgger, der allein noch kämpfen wollte, mußte sich nun auch zurückziehen. Die Häupter des Sonderbunds, die Jesuiten von Luzern (darunter der als Missionsprediger nachher berühmt gewordene P. Roh) flohen nach Italien. Die Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden, so wie auch Wallis nahmen Capitulationen an und der Krieg war zu Ende.

Einen so schmählichen Ausgang nahm der Sonderbundskrieg, ein Krieg fast ohne Schlachten. Die Schweiz hatte dabei wenig Menschen, aber viel Ehre verloren. Der Radicalismus hatte die altschweizerische Treue in der Wiege der Eidgenossenschaft erwürgt.

In Luzern wurde sogleich eine neue radicale Regierung eingesetzt, an deren Spitze Steiger trat, um schonungslose Reaction zu üben, wie in Freiburg. Die Mitglieder der alten Regierung und alle besonders compromittirten Freunde des Sonderbunds wurden verfolgt, eingekerkert, ihr Vermögen confiscirt und die Klöster aufgehoben. Das uralte, reiche Kloster St. Urban fiel um ein Spottgeld einer Kreatur Steigers zu. Auch in Wallis kam eine radicale Regierung unter Barmann auf, der die Klöster einzog und sich sogar nicht schämte, die menschenfreundlichen Mönche aus dem berühmten Hospiz von St. Bernhard zu vertreiben. In den Urcantonen fügte man sich den Gewaltmaßregeln des Bundes, doch drang hier wenigstens der Radicalismus nicht in die Regierungen ein.

Die Sonderbundscantone mußten die Kriegskosten tragen und schon am 20. December vorläufig 1 Million Franken abzahlen, der Canton Neuenburg, weil er neutral geblieben war, 300,000 Fr., Appenzell-Innerrhoden aus gleichem Grunde 15,000.

Frankreich, Oeſterreich, Preußen und Rußland reichten am 18. Januar 1848 eine gemeinſchaftliche Note bei der Tagſatzung ein, worin ſie erklärten, ſie ſähen den Schweizerbund ſo lange „als nicht in regelmäßiger und vertragsmäßiger Lage an", bis die überwältigten Cantone wieder ihre volle Unabhängigkeit haben würden. Kern erklärte dagegen ganz unbefangen, die betreffenden Cantone ſeyen ja frei und unabhängig geblieben, die neuen Regierungen, in Freiburg und Luzern ſeyen aus freier Wahl hervorgegangen ꝛc. Der muthwillige Druey verachtete ſolche Sophiſtereien und dankte den Großmächten ironiſch für ihr Wohlwollen, d. h. er gab ihnen zu verſtehen, ſo lange ihr blos Noten und keine Armeen ſchickt, brauchen wir euch nicht zu fürchten.

Dies war die Sachlage in der Schweiz unmittelbar vor den in Frankreich ausbrechenden Februarſtürmen.

Auch Italien ſollte um dieſe Zeit wieder heftig aufgeregt und in die Bewegung hineingeriſſen werden, die unaufhaltſam einer neuen großen europäiſchen Revolution entgegenführte.

Im Jahr 1838 ließ ſich Kaiſer Ferdinand I. feierlich in Mailand zum Könige der Lombardei und Venedigs krönen. In demſelben Jahre räumten die Franzoſen Ancona. Der Frieden Italiens ſchien geſichert. Inzwiſchen betrieb der jüngere Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, nach dem Muſter der deutſchen Naturforſcherverſammlungen eine dergleichen italieniſche, die 1839 wirklich zu Piſa zuſammentrat, unter wiſſenſchaftlicher Maske die Idee der Einheit Italiens verfolgend. Um den Einfluß des Prinzen zu ſchwächen, begünſtigte Großherzog Leopold von Toscana die Verſammlung und berief eine zweite 1841 in ſeine Hauptſtadt Florenz ein, wo Galileis Standbild eingeweiht wurde. Der Papſt mißbilligte dieſe ſcheinheilige Agitation und warnte.

Der junge Mazzini, deſſen ſchon gedacht wurde (Theil IV. S. 399), arbeitete im Stillen für die künftige Befreiung Italiens von der Fremdherrſchaft. Der von ihm gegründete Geheimbund nannte ſich das junge Italien. Beim Einverſtändniß Frankreichs mit den nordiſchen Mächten war nichts zu unternehmen. Nur mit England war Mazzini damals ſchon in Verbindung, um nach Umſtänden der engliſchen Politik in Italien zu dienen. Als 1840 ein Bruch zwiſchen Frankreich und den andern Mächten drohte, regte ſich auch ſogleich das junge Italien und obgleich der europäiſche Friede ungeſtört blieb, ließ ſich doch das Feuer der Mazziniſten nicht mehr zurückhalten und 1843 wagten die beiden Söhne des öſterreichiſchen Contreadmirals Bandiera, die ſich nebſt andern in der öſterreichiſchen Marine angeſtellten Italienern hatten verführen laſſen, eine Landung und einen Aufſtand in Calabrien. Aber ſie wurden geſchlagen und erſchoſſen. Eine andere Bande, die 1845 im Kirchenſtaate aufſtand, wurde durch Toscana durchgelaſſen und entkam. Ungleich wirkſamer war die Preſſe. Durch ſie wurde fortwährend die Jugend für die Befreiung und Einheit Italiens begeiſtert, von den Schmerzensliedern des Grafen Leopardi und den Kerkererzählungen des Silvio Pellico an bis zu den letzten Schriften Balbos, Azeglios, Globertis ꝛc.

Der greiſe Papſt Gregor XVI. ſtarb bald nach ſeiner merkwürdigen Unterredung mit dem Kaiſer Nicolaus, am 1. Juni 1846, und das Conclave wählte zu ſeinem Nachfolger den noch jungen Cardinal Maſtai-Ferretti, der ſich Pius IX. nannte, zum erſtenmal nicht unter öſterreichiſchem Einfluß. Bei der Illumination, die man ihm veranſtaltete, blieb der venetianiſche Palaſt (wo der öſterreichiſche Geſandte wohnte) dunkel. Der Papſt aber begann ſeine Regierung ſogleich mit Gnadenacten, Ertheilung von Amneſtie, Abſetzung aller unpopulären Beamten, größerer Befreiung der Preſſe, aber ſeine Milde wurde mißbraucht. Man dankte ihm, gab ihm Feſte, veranſtaltete große Aufzüge zu ſeiner Ehre mit fliegenden Bannern und erſtickte ihn gleichſam in Lorbeern. E viva

Pio nono! wiederhallte es durch ganz Italien. Aber man erwies ihm so viel Liebe nur, um ihn zum Werkzeug des jungen Italien zu machen. Wider seinen Willen sollte er das Haupt dieser Partei werden. Schon 1843 hatte Gioberti in einer eigenen Schrift behauptet, Italiens Einheit und Unabhängigkeit könne nur durch den Papst erreicht werden. Obgleich nun die Mazzinisten den Papst beseitigen und aus Italien eine Republik machen wollten, schoben sie doch jetzt den Gioberti'schen Plan vor, um sich des Papstes einstweilen zu ihren Zwecken zu bedienen und ihn nachher wieder fallen zu lassen. Der Klub circolo Romano in Rom setzte sich das zur Aufgabe und ließ den Papst mit Liebkosungen und immer wiederholtem Volksjubel unvermerkt auf der schiefen Bahn vorwärts treiben. Ein Mann aus dem Pöbel, Brunelli, genannt Ciceruachio, dirigirte die Massen im Sinne des Klubs, und trotzte dem Papst unter der Maske der Dankbezeugung und immer wiederholter Huldigung eine Concession nach der andern ab. Da bewilligte der Papst die Einberufung von Vertrauensmännern zu einer Art von Parlament, endlich auch die guardia civica, d. h. die Bewaffnung des Volks, seiner gefährlichen Gegner selbst. Eben so ging er auf den Gedanken eines italienischen Zollvereins ein, welcher die politische Einheit Italiens anbahnen sollte. So verlief das Jahr 1847 in stetem Jubel. Am Ende desselben kam Lord Minto in Rom an, um Mazzini's Plan durch die Autorität Englands möglichst zu unterstützen. Denn das Londoner Ministerium, Lord Palmerston an der Spitze, war seit der spanischen Heirath mit Frankreich zerfallen, fürchtete dessen Union mit den nordischen Mächten und begann überall das Feuer der Revolution zu schüren, um sie als Bundesgenossin gegen die Continentalmächte zu benutzen.

Oesterreich warnte den Papst vergebens, handelte aber selbst, als die Bevölkerung von Ferrara schwierig zu werden anfing. Diese Festung war gemäß den Tractaten von 1815 von Oesterreichern besetzt, die, um den Insulten der Ferraresen zu begegnen,

Verstärkungen an sich zogen und nicht blos die Festung, sondern die ganze Stadt besetzten. Das wurde von der aufgeregten Partei in Rom als ein Eingriff in die Rechte des Papstes angesehen und Pius IX. ließ sich damals wirklich überreden, gegen Oesterreich zu protestiren und Kriegsrüstungen zu machen. Auch Leopold II. von Toscana, der früher schon den Mazzinisten zu viel nachgegeben, wurde jetzt auf dieselbe Art, wie der Papst, unter lauter Liebkosungen gezwungen, Bürgergarden, Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und Reformen aller Art zu bewilligen. Eben so ängstigte man den Herzog Karl von Lucca, welcher daher sein kleines Land lieber an Toscana abtrat. Diese Abtretung sollte vertragsmäßig erst erfolgen, wenn Marie Louise von Parma gestorben seyn würde, in welchem Fall die bourbonische Linie Lucca's in Parma succediren, Lucca selbst aber an Toscana fallen sollte. Toscana ergriff Besitz, einen kleinen Theil von Lucca aber belegte der Herzog von Modena, der österreichische Truppen zu Hülfe gerufen hatte. Der Streit wurde ausgeglichen, indem Marie Louise am 18. December 1847 starb und nun der Vertrag zum einfachen Vollzug kam.

Damals rührte sich auch Karl Albert von Sardinien, verkündigte im October mehrere liberale Reformen, schloß im November mit Rom und Toscana einen Zollverein und stützte sich andrerseits auf die radicale Schweiz, so daß Oesterreich von dieser Seite mehr noch als in Ferrara bedroht war. Die Bewegung ergriff aber auch den Süden Italiens. Am 12. Januar 1848 brach ein Aufstand in Palermo, am 29. einer in Neapel aus und König Ferdinand II. gab eine Verfassung. Dasselbe versprachen nun auch Karl Albert und Leopold von Toscana, im Anfang des Februar. Karl Albert wurde gewaltsam durch sein Volk aus seiner bisherigen Zurückhaltung herausgerissen. Man ließ ihm nur die Wahl, durch die Revolution unterzugehen, oder sich derselben anzuschließen, und man schmeichelte ihm mit der Hegemonie in Italien, wie man eben damit dem Papst schmeichelte, um einen wie

den andern nur zum Werkzeug des Mazzinismus zu machen. Karl Albert war eifersüchtig auf die Popularität des Papstes. Um ihn aber zu überzeugen, daß man von der Kirche nichts wolle, improvisirte man in Turin, wie in der Schweiz, eine Jesuitenhetze und vertrieb die armen Väter auch von dort.

Sogar das österreichische Italien war vom Mazzinismus unterwühlt. Vergebens behandelte die österreichische Regierung die Lombardei wie ein Schooßkind und gewährte ihr alles auf Kosten ihrer übrigen Kinder. In Italien allein wurde das häßliche österreichische Papiergeld ausgeschlossen und wurde alles in Silber bezahlt. Die Dienstzeit der italienischen Soldaten war kürzer, als die aller andern Provinzen. Der tiefgesunkene Wohlstand Venedigs war wieder gehoben, weil es zum Freihafen erklärt und eine prachtvolle Brücke zum Festland hinüber gebaut wurde. Mailand erstickte gleichsam in seinem Wohlstand und hatte nie vorher so geblüht. Für die Bildung war gesorgt durch Schulen und Universitäten. Fast alle Staatsdiener waren geborene Italiener. Aber die Wohlthaten der österreichischen Verwaltung wurden von einem Nationalhaß mißkannt, der durch nichts zu überwinden war. Die Exaltation hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Schon wurde den Streitkräften, welche Oesterreich in der Lombardei und Venedig aufgestellt hatte, keck ins Angesicht getrotzt. Vom Neujahr 1848 an sollte hier niemand mehr Cigarren rauchen, um den Staat der großen Einkünfte von Tabak zu berauben und um mit den stets rauchenden österreichischen Soldaten Händel anzufangen. Diese Demonstration sollte für Italien werden, was einst der Krieg gegen den Thee in den englischen Colonien von Nordamerika. Das Manifest Mazzini's, worin er den Tabakskrieg befahl, wurde in dem Blatt Felsineo zu Bologna abgedruckt. Darin heißt es, die Revolution sey überall verbreitet, auch der Löwe von San Marco (Venedig) brülle schon, die hunderttausend österreichische Bajonnette seyen „wie von Geistergewalt überwunden". Das Feldgeschrei wurde l'Italia libera! viva Pio nono! morte ai Tedeschi! Vom

Neujahr an wurde in allen Städten jeder Umgang mit Oeſterreichern abgebrochen, durfte ihnen in keinem Wirthshaus mehr ein Glas Wein gereicht werden und wurde jeder Mann und jedes Weib, das mit Deutſchen umging, der öffentlichen Beſchimpfung Preis gegeben. Schon am Neujahrstage begann der Pöbel von Mailand jedem deutſchen Soldaten die Cigarre aus dem Munde zu ſchlagen, was in den folgenden Tagen öfters zu blutigen Einzelkämpfen führte. Aus derſelben Urſache kam es am 7. Februar auf den Univerſitäten Padua und Pavia zum Kampf zwiſchen Studenten und Soldaten. Am 15. tumultuirte das Volk in Bergamo. In Venedig erſchienen alle Damen im Theater in den drei italieniſchen Farben. Hier wurde der radicale Advokat Manin verhaftet. Im Allgemeinen aber übte die öſterreichiſche Regierung eine Nachſicht, welche die Frechheit der Lombarden immer mehr herausforderte. Da den Soldaten ſtreng befohlen war, von den Waffen keinen Gebrauch zu machen, außer wenn ſie dazu commandirt waren, wurden ſie von den Kindern auf der Gaſſe verhöhnt und es begannen Mordanfälle auf die Einzelnen, ſo in Mailand auf den Offizier, Grafen Thun. Trotz aller Verbote tauchten die drei Farben und der graue und ſpitze Calabreſerhut, das Kennzeichen der Mazziniſten, überall auf.

Alles das noch vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Ueberall hatte Lord Minto die Hand im Spiel. Den alten Streit zwiſchen Sicilien und Neapel zu ſchlichten und beide in einer neuen liberalen Verfaſſung zu verſöhnen, machte ſich Minto im Auftrage Palmerſtons zur beſondern Aufgabe und eben ſo die Aufhetzung Karl Alberts gegen Oeſterreich. Palmerſton, den man ſeitdem Lord Feuerbrand nannte, war der moraliſche Urheber der italieniſchen Revolution, ohne ihn hätte Mazzini nichts ausrichten können. Am 15. Februar hielt Lord Palmerſton im Unterhauſe eine feurige Rede zum Lobe der italieniſchen Erhebung, verſicherte die neuen Verfaſſungen, den neuen Zollverein, überhaupt den „Fortſchritt“ daſelbſt, d. h. die Revolution, ſeiner

wärmsten Sympathien. „Ein neuer Tag," rief er, „steigt auf in Italien."

Man erkennt aus den Vorgängen in Italien, der Schweiz und Deutschland, daß eine große Revolution sich vorbereitete, die ihren Feuerheerd nicht ausschließlich in Frankreich hatte. Vielmehr wurde die revolutionäre Partei in Frankreich diesmal von den Bewegungen im übrigen Europa unterstützt und der Ausbruch des radicalen Vulkans begann außerhalb Frankreichs zuerst, wenn er auch über Frankreich den breitesten Lavastrom ergoß.

Sechstes Buch.

Ludwig Philipps Abnutzung.

Der kluge Mann, der alle andern abnutzte, merkte nicht, daß er ſich ſelbſt abnutze.

Ludwig Philipp befand ſich im Herbſt 1836 auf der äußerſten Höhe, die zu erreichen ihm das Schickſal vergönnte. Europa war mit ihm verſöhnt, die legitime, wie die radicale Partei überwunden. Gleichſam zum Ueberfluß, zum Scherz lieferte ihm das Glück auch noch das Haupt der bonapartiſtiſchen Partei aus. Aber es war das Glück des Polykrates.

Der junge Ludwig Napoleon hatte nach ſeiner Flucht aus Italien (Theil IV. S. 407) größtentheils bei ſeiner Mutter, der Königin Hortenſe, auf ihrem Schloß Arenenberg in Thurgau zugebracht. Am 30. April 1830 empfing er vom Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht, einfach als einen Dank für die mannichfachen Wohlthaten, die ſeine Mutter den Armen der Gegend erwies. Er dankte echt napoleoniſch mit zwei Kanonen, die er dem Canton verehrte. In der Artillerieſchule zu Thun genoß er den Unterricht Dufours und wurde ſelbſt zum Capitain der Artillerie im Canton Bern befördert. Er war, ohne die Freuden der Jugend zu verſäumen, ernſt und nachdenklich. Seine Mutter nannte ihn einen „ſanften Starrkopf“ (doux entêté). Schon 1832 ſchrieb er „po-

ltiſche Träume“ und in den folgenden Jahren Betrachtungen über die politiſchen und militairiſchen Zuſtände der Schweiz, auch ein Handbuch der Artilleriewiſſenſchaft (1835). Das alles verrieth, daß er ſeines großen Oheims nicht unwürdig ſeyn wollte. Der Haß, den Ludwig Philipp auf ſich gezogen und die Illegitimität ſeiner Regierung überhaupt konnten nun wohl auch die Schilderhebung eines Napoleoniden entſchuldigen. Man braucht nicht vorauszuſetzen, Ludwig Napoleon habe ſich eingebildet, ſein Verſuch werde ihm gleich aufs erſtemal gelingen. Es konnte ihm genügen, auch im Fall des Mißlingens wenigſtens die Augen der Welt auf ſich gelenkt und den zahlreichen Feinden Ludwig Philipps den Mann bezeichnet zu haben, auf den ſie künftig ihre Hoffnungen bauen ſollten. So erklärt ſich das alle Welt damals überraſchende Attentat von Straßburg. Ludwig Napoleon begab ſich heimlich nach dieſer Stadt, wo Oberſt Vaudrey und andre Perſonen alles für ihn vorbereitet hatten und ließ ſich früh am Morgen des 30. October 1836 als Kaiſer ausrufen. Ein Theil der Truppen fiel ihm zu, der Präfect und General Virol wurden verhaftet, aber die Mehrheit der Truppen wollte nichts von dem Aufſtande wiſſen und nahm die Verſchwornen gefangen.

Ludwig Philipp war nur unangenehm überraſcht, als man ihm den Prinzen nach Paris brachte, und nahm keinen Anſtand, ihn ſogleich wieder frei zu laſſen, da er ſich für immer lächerlich gemacht habe, alſo auch nicht mehr gefährlich ſey. Dies war die Meinung Ludwig Philipps und als der beſchämte Prinz, der nicht in die Schweiz zurückkehren durfte, ſondern nach Amerika eingeſchifft wurde, auf dem atlantiſchen Ozean fortſchwamm, hätten ihm gewiß nur wenige Stimmen in Europa eine große Zukunft zugeſtanden. Aber er blieb ungebeugt und vertraute ſeinem Sterne. Als er erfuhr, ſeine Mutter ſey aus Kummer um ihn ſchwer erkrankt, kehrte er noch im Jahr 1837 aus Amerika wieder zurück und begab ſich über England in die Schweiz.

Unterdeß waren ſeine Straßburger Mitverſchwornen von den

die Streubenutzung,
die Gräſerei,
die Waldbuthung,
das Leſeholzſammeln,
das Harzſcharren ꝛc.,

und iſt vielfach der Anſicht, daß dieſe Dinge neben der Haupt oder Holznutzung ſtattfinden könnten, ohne dieſelbe weſentlich zu beeinträchtigen, wogegen indeß große Bedenken hervortreten.

Die wichtigſte und gefährlichſte der Waldnebennutzungen iſt die Wegnahme der Bodenſtreu — der Blätter, Nadeln und Mooſe — mit welchen der Waldboden bedeckt zu ſeyn pflegt. Dieſe Decke iſt der Lebensnerv der Forſte, ſie iſt das Düngmittel, welches die Natur anwendet, um die Kräfte wieder zu erſetzen, die durch die Production des Holzes verloren gehen. Ohne dieſe Decke ſchwindet dem Boden die nöthige Friſche und Feuchtigkeit, die ſo unerläßliche Erzeugung der Dammerde wird gehindert, die Tragbarkeit ſinkt von Generation zu Generation, und endet zuletzt mit gänzlicher Sterilität. Einigermaßen glauben wohl alle aufmerkſamen Waldbeſitzer an dieſe Wahrheit, werden ſich aber der Umfänglichkeit derſelben nicht immer hinlänglich bewußt, und beſchwichtigen ſich wohl mit der falſchen Vorſtellung, daß auch da, wo man die Bodenſtreu dem Forſte entzieht, am Ende immer noch Wald bleibe, was durch vieljährige Erfahrung beſtätigt ſey. Wenn aber auch nicht überall eine gänzliche Unfruchtbarkeit eintritt, ſo bleibt doch jedenfalls zwiſchen Wald und Wald ein großer Unterſchied, und während hier der Acker hundert und mehr Klafter producirt, liefert er dort nur die Hälfte, den vierten Theil, oder noch weniger, und iſt überdies hier mit guten, dort mit geringeren Holzarten beſtanden. Es bleibt deshalb im höchſten Grade wichtig, den Einfluß der Streuentziehung gehörig zu quantificiren, ſich dieſes Einfluſſes ſattſam bewußt zu werden, und abzuwägen, ob der Werth des Streumaterials, welches man gewinnt, wirklich dem Verluſte gleichkommt, den man am Holzertrag erleidet. Allenthalben, wo das Holz bereits ein geſuchter Artikel iſt, wird der Verluſt an Holz den Gewinn an Streu überſteigen, beſonders wenn man den ſo wichtigen Umſtand gehörig berückſichtigt, daß durch die Streuentziehung eine progreſſiv wachſende Verſchlechterung des Bodens eintritt, und man deshalb von

Assisen sämmtlich freigesprochen worden, am 18. Januar 1837. Ein Act der Volksjustiz, in welchem die Entscheidung zwischen zwei Dynastien ausgesprochen lag. Welcher Trost für den jungen Napoleon, wenn eine französische Jury wagte, die für unschuldig zu erklären, welche das Napoleonische Kaiserreich an die Stelle des Bürgerkönigthums setzen wollten. Von diesem Zeitpunct an gewann die Opposition wieder Kraft, auch in der Kammer.

Ludwig Philipp hatte seinem Sohn, dem Herzog von Nemours, bei dessen Vermählung mit der Prinzessin Victoria von Coburg die reiche Domaine Rambouillet und eine Million Franken als Brautgeschenk zugedacht, aber die Kammer verweigerte sie, 7. März 1837, wobei zu Tage kam, daß die Einkünfte von Rambouillet betrügerisch viel zu niedrig waren angeschlagen worden. War es schon beschämend für den Bürgerkönig, daß ihm seine Forderung abgeschlagen wurde, so noch vielmehr die Aufdeckung seines schmutzigen Geizes und seiner kleinlichen Kunstgriffe. Die für den Herzog von Orleans und für die Königin der Belgier verlangten Heirathsgelder wurden von der Kammer genehmigt. Damals war auch wieder ein Schuß auf den König gefallen, der Mörder (Meunier) wurde aber nicht hingerichtet, sondern nur deportirt. Den üblen Eindruck der Kammerdebatten verstärkte Cormenin durch einen sehr ausführlichen Nachweis der ungeheuren Reichthümer des Hauses Orleans. Der König hatte zu seinem Erbe, dem reichsten in Frankreich, noch alle Besitzungen Karls X. und Condés hinzugefügt, machte daneben große Geldgeschäfte, war auf dem Thron ein Nebenbuhler oder Associé Rothschilds und bettelte noch der Nation Schenkungen für seine Kinder ab. Nichts hat dem König in der öffentlichen Achtung mehr geschadet. Damals machte Guizot mit den Doctrinairs große Anstrengungen, das Ministerium Molé zu stürzen, aber Thiers nahm sich des letztern an und setzte nicht nur die Bewilligung der „geheimen Fonds“, sondern auch eine Amnestie für die politischen Gefangenen durch, im April. Dieses Parteigetriebe schwächte das moralische Ansehen der

Kammer, wie das des Königs schon geschwächt war. Grundsätze galten nur noch als Nebensache und Mittel zum Zweck, der Zweck war für die großen Redner nur noch die Macht und der Vortheil, im Ministerium zu sitzen.

Die Hochzeit des Herzogs von Orleans mit der mecklenburgischen Prinzessin Helene wurde am 30. Mai gefeiert.

Bis zum December sollte eine neue Kammer gewählt werden. In Paris constituirte sich demnach ein Centralausschuß, welcher die Wahlen im ganzen Lande leiten sollte, und Arago's Energie gelang es, in demselben die Spitzen aller Oppositionen in der Art zu vereinigen, daß selbst Republikaner hineinkamen. Der König durfte sich daher wenig Gutes von den neuen Wahlen versprechen, blieb aber guter Dinge und verließ sich auf seine alte Praxis, mit den Parteien zu spielen und eine nach der andern abzunutzen, indem er die jeweilig stärkste nur ins Ministerium zu berufen brauchte, um sie wieder mit den andern zu verfeinden und dadurch zu schwächen. Ueberdieß ließ er in Algerien mit großer Kriegsmacht gegen Constantine operiren, um durch die Eroberung dieses gefürchteten Platzes seine Fahne mit neuem Ruhme zu krönen, hierin Karl X. Beispiel nachahmend, der vor der Kammereröffnung im Jahr 1830 sich mit der Glorie der Eroberung von Algier umgab. General Damremont erstürmte wirklich am 13. October die sehr feste Bergstadt, von der sich ein Theil der Einwohner mit Weibern und Kindern die Felsen hinunterstürzte. Damremont fiel, sein Nachfolger Valée wurde zum Marschall ernannt; auch General Lamoricière hatte sich hier sehr ausgezeichnet. Die Hauptscenen dieses Kampfes wurden nachher von Horace Vernet für die große historische Galerie von Versailles gemalt und durch Lithographien vervielfältigt, um sie durch ganz Frankreich anschaulich und populär zu machen. Während des Winters schickte der König auch eine Expedition nach Hayti und ließ die Negerregierung daselbst zwingen, die rückständige Entschädigung für die einst von dort vertriebenen Pflanzer mit 90 Millionen Franken in Fristen zu bezahlen.

Im Frühjahr 1838 (14. Mai) starb der alte Talleyrand. Nachdem er allen Herren gedient und alle verrathen hatte, wandte er sich in seinen letzten Tagen wieder zu der Kirche, der er als Bischof zuerst untreu geworden war, zurück und starb als gläubiger Katholik.*) Sofern er sich immer nur zu derjenigen Macht bekehrt hatte, von der er voraussah, sie werde bald die herrschende werden, deutete seine letzte Conversion an, die Kirche werde zu großen Erfolgen gelangen.

Die neuen Wahlen waren nur den Doctrinairs und Legitimisten ungünstig gewesen, die Republikaner hatten einigen Zuwachs erhalten. Die Mehrheit aber war zwischen den unbedingten Regierungsmännern und den bedingten Oppositionsmännern getheilt, welche letztere eben nur so lange opponirten, bis sie die Ministerstellen erobert hatten. Der König war deshalb ganz ohne Sorgen. Er versuchte sogar, der zweiten Kammer einen mehr monarchischen Anstrich zu geben, indem er für die Deputirten Uniformen einführen wollte; allein „der schwarze Frack siegte". Die Verhandlungen betrafen zunächst große Geldfragen, die Eisenbahnbauten, die in der Kammer in Vorschlag gebrachte Zinsreduction und die Unterschleife hoher Beamten, wobei wieder Corruption aller Art zu Tage kam. Die Eisenbahnen wurden begünstigten Gesellschaften überlassen, welche schlecht bauten, unfähige Subjecte anstellten, die schwersten Unglücksfälle verschuldeten und überdies das Publicum prellten. Durch Schmutz und Unbequemlichkeit waren die Reisenden gezwungen, das höchste Fahrgeld zu bezahlen, um die einzig erträglichen Plätze zu bekommen. Zudem verfielen die Eisenbahnunternehmungen dem heillosesten Actienschwindel. Der Polizeipräsident Gisquet wurde angeklagt, Geld erpreßt oder als Bestechung angenommen zu haben, wo er hätte als Beamter einschreiten sollen. General Bugeaud wurde greulicher Unterschleife in

*) Ludwig Philipp besuchte ihn auf seinem Schmerzenslager (er hatte schon den Brand) und frug ihn, „ob er sehr leide?" „Ja," antwortete Talleyrand, „wie ein Verdammter." „Schon?" frug der König.

Algier beſchuldigt. Alles umſonſt, kein Schuldiger wurde geſtraft. Auch gegen die Zinsreduction eiferten alle Capitaliſten und das Miniſterium des „königlichen Wucherers“ am meiſten, die Deputirtenkammer beſtand darauf, aber die Pairskammer ſorgte dafür, daß ſie nicht durchging. Der Staat ſchien nur noch um der großen Geldmänner willen da zu ſeyn. Wer Geld zu machen verſtand, ob mit Recht oder Unrecht, dem reichte Frankreich damals die Palme.

Im Auguſt 1838 verlangte Ludwig Philipp von der Schweiz die Ausweiſung Ludwig Napoleons, der ſeiner ſterbenden Mutter in Arenenberg die Augen zugedrückt hatte (5. October 1837) und ſeitdem wieder dort lebte. Die Schweiz weigerte ſich, ihren „Mitbürger“ auszutreiben. Der Thurgau namentlich, deſſen Ehrenbürger der Prinz war, proteſtirte. Genf und Waadt machten ſogar ſchon Rüſtungen und Dufour begann die erſtere Stadt zu befeſtigen, als ſich franzöſiſche Truppen an der Grenze zeigten. Allein Ludwig Napoleon ſah ſich als franzöſiſchen Prinzen an und nicht als Schweizer Bürger. Er legte beſonderen Accent darauf, daß er nur Ehrenbürger und nicht wirklicher Bürger der Schweiz ſey, weil er nichts anderes als Franzoſe ſeyn und bleiben wolle. Als Schweizer würde er kein Recht mehr auf den franzöſiſchen Thron gehabt haben. Deshalb ſchnitt er den ganzen Streit ab und erklärte am 29. September 1838, er werde freiwillig die Schweiz verlaſſen. Dieſe Entſchließung wurde ihm nicht etwa abgedrungen, um der Schweiz aus einer Verlegenheit zu helfen, ſondern ſie lag in ſeinem eigenen Intereſſe. Er begab ſich nach London.

Der Prinz von Joinville mußte damals eine Seeexpedition begleiten, um die verletzten Intereſſen Frankreichs an den Küſten von Mexiko und Buenos-Ayres durch eine Blokade zu wahren. Alles, was Ludwig Philipp wollte, ſetzte er auch durch, in der äußern wie innern Politik. Er that ſich daher in der Rede, mit welcher er am 17. December 1838 die Kammern wieder eröffnete,

auf die Situation ungemein viel zu Gute und rühmte sich, die Wohlthaten der Freiheit mit der Stabilität vereint zu haben, welche die Stärke der Staaten bedinge. Aber den kleinen Thiers ärgerte diese Selbstgefälligkeit des Königs, und am meisten, daß er, Thiers, entbehrlich geworden sey. Der kleine Held des Geschwätzes wollte sich nun um jeden Preis wieder wichtig machen und intriguirte in der Kammer mit dem unermüdetsten Eifer, bis er eine Mehrheit gewann für eine oppositionelle, dem König sehr mißfällige Adresse. Hier fehlte jedes politische Princip, es galt nur den persönlichen Neid und die Buhlerei um das Ministerium. Als die Adresse durchging, dankte das Ministerium Molé ab, am 22. Januar 1839. Es ließ sich zwar durch den König noch einmal zurückhalten, indem derselbe die Kammer auflöste, da aber die neuen Wahlen wieder antiministeriell ausfielen, nahm es definitiv seine Entlassung, im März. Die Ministerkrise dauerte diesmal lange, weil der König und Thiers gegen einander intriguirten. Marschall Soult sollte Ministerpräsident werden, glaubte aber die kleine Schmeißfliege (le petit foudriquet, Thiers) nicht entbehren zu können und lud ihn ein, Thiers aber spielte den Spröden. Nun setzte der König ein Ministerium Montebello ein.

Dieses nichtswürdige Treiben der Machthaber ermuthigte die Republikaner, eine neue Erhebung zu wagen. Ihre geheime Gesellschaft unter dem Namen société des familles, geleitet von Blanqui und Barbès, bemächtigte sich am 12. Mai des Stadthauses und warf Barrikaden auf, wurde aber schnell besiegt und jetzt ließ sich Soult bewegen, an die Spitze des Ministeriums zu treten. Sein Degen wurde allezeit in die Waagschale gelegt, wo Gefahr drohte.

Damals begannen die neuen Verwicklungen im Orient. Frankreich neigte sich auf die Seite Aegyptens. Palmerston machte aber mit Ludwig Philipps Cabinet nicht die geringsten Umstände. „Der König der Franzosen," sagte er, „wird nie einen kräftigen Entschluß fassen. So lange er regiert, dürfen wir alles wagen."

Niemand freute ſich über dieſe neue Verlegenheit des Königs mehr, als wieder der kleine Thiers, durch deſſen eifrige Intriguen auch wieder das neue Miniſterium geſtürzt wurde. Indem nämlich dasſelbe die leidige Dotation für den Herzog von Nemours auf's neue vorbrachte, blieb es in der Minderheit und dankte ab, am 13. Mai 1840. Nun hatte der König Proben genug, daß er keine Kammermehrheit und mithin auch kein haltbares Miniſterium bekommen würde, ſo lange der intriguante Thiers nicht wollte. Er entſchloß ſich daher, endlich deſſen Eitelkeit zu befriedigen, und ſtellte ihn an die Spitze des neuen Miniſteriums, natürlicherweiſe unter dem Vorbehalte, ihn blos auszunutzen und nächſtens wieder wegzuwerfen. Thiers ließ ſich von ihm verſprechen, das Miniſterium walten zu laſſen und nicht mehr perſönlich dazwiſchen zu fahren, eine Art von Tractat zwiſchen Herrn und Diener, welche das Unlautere des ganzen Verhältniſſes ausdrückte. Kaum ſaß nun, um im Style des Märchens zu reden, die kleine Fliege dem König auf der Naſe, ſo fing ſie auch gleich ſchrecklich zu brummen und zu renommiren an. Das war der Kriegslärm, der uns Deutſche allarmirte und Beckers Rheinlied „ſie ſollen ihn nicht haben“ veranlaßte. Es war dem Herrn Thiers gar nicht Ernſt. Er war immer nur ein Maulheld. Seine Drohungen hatten nur den Zweck, die Blicke von da, wo ſich Frankreich wirklich feig zurückzog, nämlich vom Orient abzulenken nach dem Rhein, wo es ſcheinbar den Krieg vorbereitete. Ueberdieß diente die Verſtärkung der franzöſiſchen Armee zur beſſern Zügelung der Parteien in Frankreich ſelbſt. Damit hing die Befeſtigung von Paris zuſammen. Unter dem Vorwand, daß, wenn es zum Kriege komme, Paris beſſer als 1814 und 1815 gegen einen feindlichen Angriff geſchützt werden müſſe, ließ der König rings um die Hauptſtadt Forts anlegen, wobei ſein eigentlicher Zweck war, die Pariſer Bevölkerung, wenn ſie etwa wieder einmal aufſtehen wollte, im Zaume zu halten.

Sogar Napoleons großer Name wurde damals mißbraucht,

um den Schein kriegerischer Begeisterung zu vermehren. Thiers rieth dem Könige, die Gebeine Napoleons von St. Helena zurückzubringen und dem Wunsch des Hingeschiedenen zufolge an den Ufern der Seine beisetzen zu lassen. Indessen kann Ludwig Philipp auch wohl selbst auf diesen sinnreichen Gedanken gekommen seyn, denn sich mit fremden Federn zu schmücken und mit wohlberechneten Schauspielen einen ihm nützlichen Effect zu erzielen, war er längst gewöhnt. Gerade während der damaligen orientalischen Verwicklung glaubte er mit der Erinnerung an den ersten Feldherrn der Welt und seine große Armee Europa imponiren zu sollen. Er schickte also seinen jungen Sohn, den Prinzen von Joinville, mit einer Fregatte nach St. Helena ab, um die illustre Leiche abzuholen, nachdem er die Erlaubniß dazu von England erbeten und erhalten hatte.

Der junge Louis Napoleon hatte nicht Unrecht, mit der Begeisterung und allgemeinen Huldigung, die man in Bezug auf einen großen Oheim zur Schau trug, seine und der Napoleoniden Verbannung vom französischen Boden in Widerspruch zu finden. Die Gelegenheit, sich den Franzosen in Erinnerung zu bringen, konnte nicht günstiger seyn. Er wiederholte daher den Versuch von Straßburg und landete von England aus mit wenigen Begleitern, unter denen Graf Montholon der vornehmste war, am 4. August zu Boulogne mit einer Proclamation, in der er sich zum Kaiser ausrief und Thiers zu seinem Minister ernannte. Allein die Truppen ließen sich nicht verführen, der Prinz mußte sich von Kugeln verfolgt, auf ein Boot flüchten, das aber im Meere umschlug. Fast wäre er ertrunken, doch zog man ihn heraus, um ihn abermals in Ludwig Philipps Kerker auszuliefern. Der kleine Thiers, so sehr er sich geschmeichelt fühlte, daß Napoleon ihn mit dem Ministerium hatte bedenken wollen, stellte sich entrüstet darüber und nahm die verächtlichste Miene von der Welt an. Wie? rief er, ich hätte mich dazu hergeben sollen, Minister eines Menschen zu werden, der sich wie eine Ente im Teich angeln läßt? Der Prinz

wurde nach Paris gebracht und vor den Pairshof gestellt. Er vertheidigte sich selbst im Sinn der „napoleonischen Ideen", die er kurz vorher in England herausgegeben hatte. Seine Voraussetzung war die richtigste von der Welt: wenn ihr Franzosen den Oheim vergöttert, so könnt ihr unmöglich den Neffen vergessen. Wenn ihr euren König verachtet, so bietet sich auch kein besserer Ersatzmann dar, als der eures großen Kaisers würdig und sein directer Erbe ist! „Obgleich von Waffen umgeben und ein Angeklagter kenne ich doch diese Hallen von meiner ersten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Thrones geboren. Die Abstimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf diesen Thron erhoben. Alles, was seitdem geschehen, ist ungesetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Mein Vater hat seinen Thron in Holland aufgegeben, weil er nicht mehr im Stande war, die Interessen dieses Landes mit denen Frankreichs zu vereinigen. Sie haben der Ehre und dem Interesse Frankreichs alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich diese Lehren vergessen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Interesse Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen." Niemand begriff damals den Adel dieser Worte. Der geistvolle Berryer übernahm Napoleons Vertheidigung vor den Pairs; indeß wurde der verwegene Jüngling, wie nicht anders zu erwarten war, verurtheilt und nach dem Schlosse Ham gebracht, um unschädlich gemacht zu werden. In der ganzen Welt wurde über den Trotzkopf gelacht, der zweimal so unvorsichtig in sein Unglück hineingetappt war. Aber auch dieses zweite Mißgeschick und die Aussicht auf eine lange Gefangenschaft beugte ihn nicht. Ham wurde, wie er selbst sagte, seine Universität, auf der er sechs Jahre lang unausgesetzt studirte, wo er fortfuhr, Brochuren und Bücher zu schreiben, von wo aus er sich mit französischen Parteihäuptern (Louis Blanc, Odilon Barrot ꝛc.) in Verbindung setzte, kurz wo er sich für die Rolle eines Staatsoberhaupts vorbereitete.

Die Donquixoterie des kleinen Thiers wurde überall als solche

erkannt. Niemand in der Welt fürchtete ſich vor ſeinen Drohungen oder glaubte an deren Ernſt. Wollte ſich Ludwig Philipp nun mit guter Manier aus dem orientaliſchen Handel herausziehen, in dem alle vier Großmächte gegen ihn waren, ſo mußte er es mit neuen Allianzen verſuchen. Mit arger Liſt trieb er das hinter dem Rücken des von ihm verachteten Thiers. Sein gebeimer Agent in Wien, Herr von St. Aulaire, kartete mit dem Fürſten Metternich eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz um den Preis ab, daß es ihm gelänge, das Whigminiſterium in England zu ſtürzen, wozu Guizot, als Ludwig Philipps Geſandter in London, das Seinige thun ſollte. Aber der Plan ſcheiterte nicht ſowohl an der Feſtigkeit, mit der Lord Palmerſton ſein Miniſterium behauptete, als an der Contremine Rußlands. Kaiſer Nicolaus hatte vor nichts ſo große Beſorgniß, als vor der Allianz eines neuen Torymiſteriums mit Metternich und Ludwig Philipp. Das weſtliche Europa war ihm nicht gefährlich, ſo lange darin noch der Zwieſpalt conſervativer und liberaler Miniſterien vorherrſchte. Waren ſie alle conſervativ, ſo traten die Principienfragen in den Hintergrund und es blieben nur reine Intereſſen übrig, die ſich alle gegen Rußland vereinigen mußten. Deshalb ſtrongte Nicolaus ſeine Diplomaten an, das Project zu vereiteln, und ſchob namentlich auch Preußen vor, dem eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz begreiflicherweiſe am meiſten zuwider ſeyn mußte.

Ein letzter Verſuch Ludwig Philipps, den Sultan durch den franzöſiſchen Botſchafter, Grafen Walewski, zur Annahme einer Vermittlung zu bewegen, die eine vollſtändige Nachgiebigkeit und Unterwerfung Aegyptens enthielt, oder wenigſtens als von Frankreich ausgegangen, deſſen diplomatiſche Ehre gerettet haben würde, mißlang ebenfalls, ſofern die übrigen Großmächte ihm zuvorkamen und mit dem Sultan früher abſchloſſen. Da ſich nun Ludwig Philipp auf dieſe Weiſe überall auf die Finger geklopft ſah, wohin er ſie immer heimlich ausgeſtreckt hatte, ergab er ſich in ſein Schickſal. Der kleine Schreier Thiers war ſomit überflüſſig ge-

worden und diente nur noch, daß ihm alle begangenen Sünden aufgeladen werden konnten. Am 17. October schoß abermals ein Mörder, ein gewisser Darmis, auf den König, ohne ihn zu treffen. Das lenkte die Aufmerksamkeit von der Demüthigung im Orient etwas ab. In diesen Tagen beauftragte der König Guizot mit der Bildung eines neuen Cabinets und jagte Thiers fort, am 29. October.

Als Chef des neuen Ministeriums mußte wieder der alte Marschall Soult figuriren, aber seine Seele war Guizot. Die erste unangenehme Erbschaft, die derselbe von seinem Vorgänger übernahm, war der Sarg des großen Napoleon, den Thiers schändlich zu einem Theaterstreich hatte entweihen wollen, der jetzt jedenfalls zu spät und höchst ungelegen kam, der aber doch da war und vor dem man mit bitterem Groll im Herzen sich beugen und gerührt erscheinen mußte. Den Schatten des großen Kaisers konnte wahrlich nichts mehr ehren, als diese Demüthigung seiner Feinde. Am 15. December 1840 wurde die vom Prinzen von Joinville glücklich über Meer gebrachte Leiche Napoleons in Paris eingebracht. Es war ein heller, aber eiskalter Wintertag; der Hauch Guizots wehte, wie die Pariser sagten, über des Kaisers Sarg. Aber eine unermeßliche Volksmenge war versammelt. Das schwarze Schiff kam die Seine herauf „wie ein schwarzer Adler in geisterhafter Majestät". Man empfing ihn mit hunderttausendstimmigem Jubelruf: vive l'empereur! In langem feierlichem Zuge wurde der hohe Katafalk, dem die Letzten der großen Armee in ihren alten Uniformen folgten, durch den Triumphbogen de l'Etoile getragen und in Gegenwart des Königs im Hotel der Invaliden beigesetzt. Allgemein war der Kaiserruf, eine Compagnie war beim Vorüberzug des Sarges unwillkürlich in die Knie gesunken. Viele drängten sich herbei die Decke des Leichenwagens zu küssen. Hin und wieder tönte wildes Geschrei: à bas Guizot! à bas les traitres! à bas les Anglais! Doch wurde die Ruhe nicht gestört. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß der König nicht gleich an-

Jahr zu Jahr immer weniger Holz, und ſomit auch immer weniger Streu, zu erwarten hat.

Deshalb iſt denn auch allenthalben, wo ſich's um eine gute Forſtwirthſchaft handelt, die Entziehung der Bodenſtreu nur ſehr ſelten ſtatthaft, und deshalb ſollte auch in den Fällen, wo die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe nun einmal mindeſtens eine zeitweilige Abgabe von Streumaterial bedingen, dieſe wenigſtens ſo eingerichtet werden, daß ſie auf eine für die Holzproduction der Forſte möglichſt unſchädliche Weiſe erfolgt, z. B. dadurch, daß man aus den Schlägen friſche, noch belaubte Zweige und Aeſte verabfolgt, daß man die Beſtände nur wenige Jahre hindurch und nur im angemeſſenſten Lebensalter der Streuentziehung Preis giebt.

Die Waldhuthung ſtammt gleichfalls aus einer Zeit her, in der es mit dem Holzertrag der Forſte noch nicht genau genommen wurde, in der man wenig oder nichts für den Wiederanbau that, es auch für gleichgültig erachtete, ob ein Wald volle Beſtände, oder lückige Orte und Blößen enthielt.

Allenthalben, wo man keine höheren Anforderungen ſtellt oder zu ſtellen braucht, iſt die Waldhuthung noch heut zu Tage an ihrem Orte; da jedoch, wo man mehr verlangt, kann ſie — einzelne Fälle ausgenommen — nur ſehr ſtörend und nachtheilig wirken, und verträgt ſich überhaupt mit einer guten Forſtwirthſchaft nicht, und zwar ſchon deshalb nicht, weil bei dieſer das Vieh nur an ſolchen Orten Nahrung findet, wo es nicht ohne Nachtheil eingehütet werden kann, da aber, wo ſein Eintrieb weniger ſchädlich ſeyn würde, die Nahrung fehlt.

Sonſt, wo für den Nachwuchs der Forſte wenig geſchah, wo man ihn hauptſächlich der Natur überließ, und wo — zumal bei den Nadelholzwaldungen — ohnedies Jahre vergingen, ehe die abgetriebenen Flächen wieder in Beſtand kamen, wurde es weiter nicht beachtet, wie viel die Huthung an dieſer Verſpätung Theil hatte; auch wirkt, wie ja unzählige Beiſpiele beweiſen, dieſelbe allerdings nicht abſolut zerſtörend auf den Nachwuchs ein, hält ihn aber lange zurück und veranlaßt überdies lückige und kränkliche Beſtände. Wer den hierdurch entſtehenden Zuwachsverluſt und geringeren Ertrag nicht achtet, dem wird auch die Huthung weiter nicht beſonders nachtheilig erſcheinen; wer aber ermißt, um wie viele Jahre der Nachwuchs durch ſie zurückgeſetzt wird, und wie

fangs gemerkt hatte, welche Thorheit er beging, indem er den Schatten des großen Kaisers heraufbeschwor und einen neuen großen Schwung in die Partei dessen brachte, den er in Ham gefangen hielt.

Unter Guizot stellte Frankreich alle freundschaftlichen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten wieder her. In England wurden ihm sogar die auffallendsten Schmeicheleien gemacht; derselbe Palmerston, den er hatte stürzen wollen, erhob ihn bis in den Himmel. Das geheime Motiv dieser öffentlichen Lüge war ein Plan, den Kaiser Nicolaus durch den König der Belgier und durch den Grafen Molé in Paris empfehlen ließ. Rußland wünschte sich mit Frankreich zu alliiren, dann würden sie beide Alleinherren des Mittelmeeres seyn und könnten die Engländer ausschließen. Man ersieht hieraus, wie unzufrieden Rußland mit dem Ergebniß des letzten Krieges war und wie zäh es seinen Plan im Orient verfolgte. Wenn Molé die Mehrheit in der zweiten Kammer erlangt und wenn ihn nicht die Pairskammer im Stich gelassen hätte, würde er Minister geworden und dann die russische Allianz zur Reife gediehen seyn. Aber er unterlag.

Das Volk gelangte natürlich zu keiner Einsicht in die diplomatischen Intriguen jener Zeit, aber es witterte doch etwas vom Verrath, vom Lügengeiste in den höchsten Regionen. Da wurde ein älterer Verrath documentirt. Man hatte Briefe Ludwig Philipps vom Jahr 1830 entdeckt und drucken lassen, worin er sich gegen England verpflichtet hatte, die Zusagen Karls X. in Betreff Algiers einzuhalten, direct im Widerspruch mit seinen damaligen öffentlichen Aeußerungen. Da war nun ein Theil der Pariser Bourgeoisie so ehrlich oder so boshaft, eine förmliche Deputation an die Kammer zu senden, die am 22. März 1841 laut erklärte: „Es sind dem Könige Briefe beigemessen worden, welche der Ausdruck der feigsten und niederträchtigsten Verrätherei seyn würden. Die Justiz hat die Zeitung freigesprochen, welche sie abdrucken ließ. Die Minister haben auf die Anschuldigung nur mit schwankendem

Leugnen geantwortet. Das öffentliche Bewußtſeyn fordert eine Unterſuchung.“ Wie entzog ſich nun Guizot dieſer ſchrecklichen Forderung? Er verſtändigte ſich mit den Freunden der ältern Dynaſtie und erklärte mit eiſerner Stirne vor der Kammer, es ſey niemals in Betreff Algiers eine Verbindlichkeit gegen England eingegangen worden. Hierauf vertheidigte der Herzog von Valmy die Regierung Karls X. in derſelben Richtung. Guizot aber betheuerte ihm, er habe die vorige Regierung gar nicht angreifen wollen. Da brach alles in lautes Gelächter aus und von den Briefen war nicht mehr die Rede.

Eine neue Demüthigung erlebte die Regierung in Bezug auf das Durchſuchungsrecht zur See und auf Otaheiti. In beiden Fällen mußte ſie England wieder nachgeben, nachdem ſie anfangs mit Selbſtändigkeit geprahlt hatte.

Da von oben herab gar keine ſittliche Macht mehr auf die Gemüther wirkte, und mehr und mehr der furchtbare Contraſt des nach oben hin ſich anhäufenden Reichthums mit der unten zurückbleibenden Armuth auffiel, kamen neue und wunderbare Erſcheinungen in den niedrigſten Schichten des Volkes zu Tage. Die große politiſche Frage der Zeit geſtaltete ſich unvermerkt und in dem Maaße, in welchem ſich der „vierte Stand“ dabei betheiligte, zu einer ſocialen. Die Arbeiter und die Armen hingen ſich an das Ideal des Communismus. Derſelbe war aus dem Syſtem St. Simons hervorgegangen, durch Fourier noch weiter ausgebildet worden und fand jetzt noch fanatiſchere Vertreter, welche durch die Preſſe und durch geheime Geſellſchaften unmittelbar auf die Proletarier wirkten. Grundgedanke war der Kampf der Armen gegen die Reichen, gleiche Vertheilung der irdiſchen Güter. Cabet gab 1840 ſeine „Reiſe nach Icarien“ heraus, worin er das Ideal einer Republik darſtellte, in welcher es kein Privateigenthum gab, ſondern Arbeit und Genuß unter alle gleich vertheilt waren. Ihm folgte Proudhon mit einer Brandſchrift „gegen das Eigenthum“,

worin er jedes Privateigenthum als Diebstahl, als Raub an der Gesellschaft charakterisirte. Praktischer als alle seine Vorgänger faßte der talentvolle Louis Blanc die Frage auf, indem er in einem berühmt gewordenen Werke über die „Organisation der Arbeit“ im Jahr 1841 nicht mehr verlangte, als Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienst für alle, welche arbeiten können. Das schien billig und eine keineswegs übertriebene Forderung an den Staat zu seyn, der gerade damals unter Ludwig Philipps Regime ausschließlich nur die großen Capitalisten und Geldspeculanten begünstigte. Man unterschied diese mildere Auffassung der Frage, die nur ein besseres und natürlicheres Arrangement in der Gesellschaft verlangte, unter dem Namen des Socialismus von dem alles Eigenthum aufhebenden und alles gleich machenden Communismus.

Als der Finanzminister Humann 1841 eine neue Volkszählung vornahm, um die Vertheilung der Personensteuer zu ordnen, aus welchem Anlaß viele zur Steuerpflicht gezogen wurden, welche sich derselben bisher entzogen hatten, wurden die ärmeren Classen überall schwierig und wirkte auf diese Bewegung die Verbreitung socialistischer Ideen ein. In Toulouse trat die Nationalgarde dem Pöbel bei und verjagte den Präfecten Mahul. Aber Guizot ließ durch Duval die Ruhe herstellen und schonungslose Gewalt üben. In der verarmten Auvergne stand das Landvolk in Masse auf und lieferte dem Militair Gefechte. In Paris selbst gab es einen republikanischen Aufstand, in welchem auf den jungen Herzog von Aumale geschossen wurde, und dessen Rädelsführer der fanatische Socialist Quenisset war, am 11. September. Aber die Regierung behielt mit ihrer überlegenen Militairmacht überall die Oberhand.

Im folgenden Jahre ereignete sich ein furchtbares Unglück zwischen Paris und Versailles, indem der Bahnzug auf der Eisenbahn aus den Schienen gerieth und gegen 100 Menschen theils

umkamen, theils schwer verwundet wurden.*) Unter den Todten befand sich der berühmte Weltumsegler Admiral Dumont d'Urville. Das war am 8. Mai. Einen Monat später traf auch den König ein herbes Mißgeschick. Am 13. Juni 1842 scheuten die Pferde am Wagen des Herzogs von Orleans, er wollte hinausspringen, fiel aber auf den Kopf, kam nicht wieder zur Besinnung und starb in wenigen Stunden. Er hinterließ zwei junge Söhne, Ludwig Philipp, Graf von Paris, und Robert, Herzog von Chartres. Der König bestimmte für den Fall seines eigenen Todes während der Minderjährigkeit des Grafen von Paris seinen zweiten Sohn, den Herzog von Nemours, zum Regenten und die Kammern willigten ein.

Seitdem genoß der König einige Jahre gute Ruhe. Es war die Windstille vor dem Sturm. Das „herzliche Einverständniß" (entente cordiale) mit England wurde gepriesen. Der König reiste 1844 nach London und empfing von der Königin den Hosenbandorden. Der Prinz von Joinville heirathete eine Prinzessin von Brasilien. In Görz starb in demselben Jahr der Herzog von Angoulême und der junge Graf von Chambord bewarb sich vergebens um die Hand einer neapolitanischen Prinzessin, die ihm der junge Herzog von Aumale vorwegnahm. In Algier ging alles wohl. General Bugeaud führte das System der Razzias ein, d. h. er ahmte die Araber in Raubzügen nach, bei denen das feindliche Gebiet einfach ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet wurde. Jede erdenkliche Grausamkeit und Unmenschlichkeit wurde von bei-

*) Es war Sonntag und die überfüllten Züge fuhren zu rasch. Zwei Locomotive hinter einander stürzten um, die Kohlen der vordern geriethen in Brand; die Personenwagen fuhren mit Blitzesschnelligkeit nach, zerbrachen an den vordern und häuften sich, indem sie sogleich in Brand geriethen, thurmhoch über den vordern und den Locomotiven an, alle darin befindlichen Menschen verbrannten und ließen keine Spur mehr zurück. Dumont d'Urville und seine Familie verschwanden wie ein Nichts. Physiker staunten über die noch nie dagewesenen Effecte schneller Verbrennung.

den Seiten geübt. Da ſich Abdel Kader, der moderne Jugurtha, auf Marokko ſtützte und von dort ſeine ſchwächer werdenden Kräfte ergänzte, zog Bugeaud auch gegen das Kaiſerthum Marokko, beſiegte das Heer deſſelben in der Schlacht bei Isly (14. Auguſt) und erzwang den Frieden. Er wurde dafür zum Marſchall und Herzog von Isly ernannt und ſeiner Unterſchleiſe und Räubereien nicht weiter gedacht.*)

Paris und Frankreich blieben in dieſen Jahren merkwürdig ruhig. Die Forts um Paris her waren ausgebaut und wurden armirt. Die Deputirtenkammer wetteiferte in ihrer Mehrheit nur, vom Staate perſönliche Vortheile zu ziehen. Ein großartiges Beſtechungsſyſtem war es allein, was den Thron Ludwig Philipps vor einem neuen Aufſchwung der Oppoſition ſchützte. Im Jahr 1844 wagte ein ehrlicher Mann vorzuſchlagen, die Deputirten ſollten ſich beim Eiſenbahnactienhandel nicht betheiligen, aber man wies den Antrag von der Hand. Der Schwindel in dieſen Actien war eine Hauptquelle des Gewinnes für die, welche ins Geheimniß der Börſe eingeweiht wurden.

In demſelben Jahr, als der Staat wieder Geld brauchte, verlangte Garnier Pagès in der Deputirtenkammer, man ſolle ſich an den Patriotismus wenden und eine Nationalanleihe contrahiren; aber dabei ließ ſich nichts gewinnen. Die beſtochene Kammer unterſtützte den König, und das Haus Rothſchild lieh nun dem Staat 200 Millionen zu 84. Außer den 16 Procent, die Rothſchild hier gewann, wußte er als Herr der Börſe auch alsbald eine Hauſſe zu bewirken und die Obligationen wieder mit Gewinn zu verkaufen. Dazu wurde ihm auch die Eiſenbahn von Paris nach Brüſſel

*) Aufs bitterſte ſpottete der National über die Prahlerei Ludwig Philipps mit dieſem Siege, in welchem nach Bugeauds eigenem Bericht die Franzoſen nur 27 Todte verloren und als Trophäe nur den Sonnenſchirm des commandirenden maroccaniſchen Prinzen aufzuweiſen hatte. „So viel Lerm um einen Sieg über eine Horde Barbaren! Und einen ſolchen Sieg wagt ihr neben Auſterlitz, Jena und Wagram zu ſtellen!“

(Nordbahn) überlaſſen, die großen Gewinn abwarf und mit deren Actien er die Miniſter und einflußreichſten Deputirten und Zeitungsredacteure beſtach. Die Lüderlichkeit, mit welcher die Bahn gebaut, unfähige Menſchen dabei angeſtellt wurden ꝛc., veranlaßte ſchwere Unglücksfälle. Bei einem der größten Unglücksfälle 1847 war die Bevölkerung ſo empört, daß die Bahnhöfe durch Truppen von Arras, Douai und Valenciennes beſetzt werden mußten. Man klagte vor Gericht und die Preſſe war empört, aber die Schuldigen ſtrafte kein Gericht. In dieſer Art waren alle großen Capitaliſten und Actiengeſellſchaften begünſtigt, z. B. die Darleiher zu den Canalbauten, während für das gemeine Volk nichts geſchah. Insbeſondere klagte man über die hohe Salzſteuer, über die hohe Abgabe vom Weinbau, aber alle ſolche Klagen fanden in der Kammer und im Miniſterium taube Ohren. — Damals ſteckte der Mammonsdienſt des Hofes die halbe Bevölkerung von Paris an. Alles ging auf die Börſe um zu ſpeculiren. Der Staat hieß es, kann nur dabei gewinnen, wenn in Staatspapieren ſpeculirt wird, denn dieſe erhalten dadurch deſto mehr Credit. Der Jude aber hielt die Waagſchalen und die einfältigen Pariſer hingen ſich wie Bienenſchwärme als Hauſſiers oder Baiſſiers an beide an, um ihnen beide zur Beute zu werden. Die Gier nach Gewinn veranlaßte neben dem gewöhnlichen Speculiren auf hohe oder niedere Courſe noch insbeſondere das Terminſpiel, d. h. Wetten, wie die Courſe an einem gewiſſen Datum ſtehen würden, ſo daß dem Gewinnenden die Differenz zwiſchen dem Stand der Courſe zur Zeit der Wette und dem zur Zeit des Termines ausbezahlt werden mußte.

In der Stille und Schwüle jener Zeit ſammelten ſich Gewitterwolken, deren erſter Blitz die Jeſuiten treffen ſollte. Der Orden war aus Frankreich verbannt, hatte ſich aber heimlich wieder eingefunden. Ein Jeſuit, Ravignan, war durch ſeine herrlichen Predigten in der Notredame-Kirche von Paris höchſt populär geworden und auch bei der vornehmen Welt in die Mode gekom-

men. Das rührte den alten Jeſuitenhaß auf. Im Anfang des Jahres 1845 fing der Miniſter des öffentl. Unterrichts, Villemain, mitten im Miniſterrath plötzlich an, irre zu reden, wüthete gegen die Jeſuiten, beſchuldigte ſie, ihn vergiftet zu haben und ſtürzte ſich aus dem Fenſter, kam jedoch mit dem Leben davon. Er war ein alter Voltairianer und das böſe Gewiſſen hatte ihn mit Furcht bethört. Sein Nachfolger Salvandy war kaum ernannt, im Februar, als 9 Erzbiſchöfe und 31 Biſchöfe Frankreichs, voran der Cardinal-Erzbiſchof Bonald in Lyon, ſich gegen das vom alten Dupin am Ende des Jahres 1844 herausgegebene „Kirchenrecht“ erhoben und die darin angefochtenen Grundſätze der gallicaniſchen Kirche verwarfen; der König war durch dieſe Anmaßung des Klerus ſehr überraſcht und ließ durch den Juſtizminiſter Martin deren Hirtenbriefe als Eingriffe in das Richteramt, das nur dem Staat gebühre, zurückweiſen. Nun begann von der ungläubigen Seite große Jeſuitenhetze. Eugen Sue ſchrieb den „ewigen Juden“ hauptſächlich zur Schmach der Geſellſchaft Jeſu. Am Collège de France brachen die Profeſſoren Michelet und Edgar Quinet in maßloſe Beſchimpfungen des Ordens aus. Dazu kam, daß der Kaſſier des Ordens, Affenaër, den Vätern 300,000 Fr. entwendete und deshalb vor Gericht gezogen wurde, ein Prozeß, der nicht etwa den armen Jeſuiten zu ihrem Rechte verhalf, ſondern zu neuen und wüthenden Beſchimpfungen des Ordens benutzt wurde. Vergebens machten Berryer und Montalembert darauf aufmerkſam, daß die Jeſuiten ja völlig unſchuldig an der Niederträchtigkeit ihres Kaſſiers und daß ſie die Verletzten, nicht die Schuldigen ſeyen. Die Kammer, das Miniſterium miſchte ſich ein und die Jeſuiten wurden nicht nur aufs neue ausgewieſen, ſondern Ludwig Philipp erwirkte auch durch ſeinen Botſchafter Roſſi in Rom, daß der Papſt ſelbſt den Jeſuiten unterſagte, fernerhin als Corporation in Frankreich aufzutreten, 1845.

Die damalige Schwüle brütete noch andere Gewitter aus. Unter der äußeren Ruhe, die in Frankreich herrſchte, verbarg ſich

eine unbefriedigte Leidenſchaft, die auch da krankhaft glühte, wo ſie eigentlich kein Ziel hatte. Die unterdrückten Republikaner, Communiſten, hungernde Proletarier, welche die Corruption in den oberen Regionen mit Wuth anſahen, wußten, was ſie wollten. Ebenſo die Bonapartiſten und Legitimiſten. Aber auch unter den Claſſen, die von Ludwig Philipp begünſtigt in Ehre und Wohlleben ſchwelgten, wurde die Unzufriedenheit wie eine Modeſache getrieben und einer künftigen Revolution geſchmeichelt. Ludwig Philipp, der die Leute nur zu ſeinen Zwecken benutzte, hatte keine wahren Freunde. Viele, die er begünſtigte, kokettirten, nach dem Beiſpiel von Thiers, mit der Revolution. Zudem machte das Bürgerkönigthum den geiſtreichen Pariſern ſchreckliche Langeweile. Daher die Ueberhandnahme der Lüderlichkeit in einer vorher kaum gekannten Ausdehnung, wozu auch die Verwilderung der aus Algier heimgekehrten Soldaten beitrug.*) Die Einholung der Leiche Napoleons hatte die großen Bilder der Vergangenheit aufgefriſcht. Man wollte wieder Thaten, die bürgerliche Einfachheit durch etwas Genialeß unterbrochen ſehen. In Ermangelung von etwas Großartigerem weidete man ſich einſtweilen an den gräßlichen Prozeſſen, welche die gazette des Tribunaux täglich in ihren Nummern brachte. Ja man freute ſich an den Früchten der tiefſten Entſittlichung, es lag doch Poeſie im Verbrechen. Dem Vergiftungs-

*) In allen Winkeln von Paris wurden damals obſcöne Tänze Mode, wie ſie unter den verderbten Türken und Arabern ſchon längſt üblich ſind. Um wenigſtens das Aeußerſte von Schamloſigkeit zu verhindern, mußte ſich Polizei dabei einfinden. Aber die Wolluſt diente, wie damals alles in Frankreich, dem Mammon. Keine Liebe, keine leidenſchaftliche Hingebung mehr, ſondern alles nur um Geld! — Das größte Spitzbubengenie im damaligen Paris war Vidocq, der vom Galeerenſklaven zum Polizeioffizianten avancirte, aber 1843 wieder wegen Spitzbubereien verhaftet werden mußte. Seine Memoiren laſſen in die tiefſten Höhlen des Verbrechens und der Schande blicken.

prozeß der Dame Lafarge*) folgten viele andere nach, ſich überbietend an Gräßlichkeit. Man ſah in einen Abgrund von geſellſchaftlicher Corruption hinein und am meiſten bei den Reichen. Dieſe Eindrücke wurden von den Dichtern aufgenommen und ausgebeutet, bewußt oder unbewußt aber das „rothe Geſpenſt“ der künftigen Revolution als letzte Rächerin der mit ſo vielem Fleiß ausgemalten Verbrechen bezeichnet.

Victor Hugo, der damals für Frankreichs größten Dichter galt und den der König 1845 zum Pair erhob, malte in ſeinen tragiſchen Werken durchgehends nur haarſträubende Verbrechen und gewöhnte das Pariſer Parterre an den Anblick des Scheußlichſten und Unnatürlichſten in der menſchlichen Geſellſchaft. Er ſelbſt war ein Kind der Modelaſter und wurde unmittelbar, nachdem ihn der König zur Pairswürde erhoben, wegen Ehebruchs mit der Frau eines Malers öffentlich angeklagt. Eine geſchiedene Madame Dudevant, welche als Mann gekleidet umherging, wie ein Mann lebte, Tabak rauchte ꝛc., ſchrieb unter dem Namen George Sand damals Romane, die von Frankreich und ganz Europa bewundert und verſchlungen wurden, in denen aber ebenfalls nur die abſcheulichſten Sünden und Verbrechen mit Vorliebe ausgemalt waren und unverholen die revolutionärſten Grundſätze ausgeſprochen wurden, die ganze Geſellſchaft tauge nichts, habe ſich überlebt, müſſe von Grund aus umgeformt werden, das Hauptübel aber ſey der Zwang der Ehe, die Ehe müſſe gänzlich abgeſchafft werden. Das wärmſte

*) Marie, Tochter des Oberſten Capelle von einer natürlichen Tochter der Frau von Genlis, hatte ihren Gatten Lafarge, Beſitzer eines Eiſenhammers, vergiftet und früher ſchon einmal einen bedeutenden Diamantendiebſtahl begangen. Sie wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Während des Prozeſſes 1840 glich der Aſſiſenhof zu Brives einem Ballſaal. Eine Menge Pariſer Damen waren dahingeſtrömt, der Saal duftete von Wohlgerüchen und die Huiſſiers ſervirten Zuckerwaſſer. Auch George Sand war gekommen mit ihrem gewöhnlichen Gefolge von Lions. Die Lafarge wurde wie eine Heldin gefeiert und bekam unzählige Zuſchriften.

Interesse aber widmete sie dem „vierten Stande", dem Proletariat, dem sie auf alle Weise schmeichelte, während sie die reichen Classen verdammte. Eugen Sue, ein Literat, der in einem mehr als fürstlichen Luxus schwelgte, warf sich gleichwohl auch zum Vorkämpfer des Proletariats auf, schilderte dessen Noth, entschuldigte und rühmte dessen aus der Noth entsprungene Verbrechen, stachelte alle seine revolutionären Leidenschaften auf, hetzte es gegen die Kirche, gegen alles Bestehende in Staat und Sitte und wurde nicht etwa blos von diesem Proletariat, sondern auch von der vornehmen Welt gelesen und bewundert.*) Drei seiner Werke waren besonders charakteristisch und machten Epoche in Frankreich. Seine „Geheimnisse aus Paris" provocirten die sociale Revolution und rechtfertigten im Voraus alles, was die Proletarier zu ihrer Rache etwa thun könnten, wenn die erwartete große Revolution ausbrechen würde. In seinem „ewigen Juden" reizte er seine Leser zum giftigsten Haß gegen die Kirche. Endlich war sein „Martin" eine Schule der Unzucht. Nichts ist bezeichnender für die Zeit, als daß dieser Sue in Frankreich vergöttert wurde, daß ihm fabelhafte Summen für seine Bücher bezahlt wurden, daß er in die Akademie gewählt werden sollte, daß seine Schriften auch durch Uebersetzungen im übrigen Europa verbreitet und allgemein gelesen und gepriesen wurden. An diese Koryphäen der damaligen französischen Modeliteratur reihten sich noch viele andre an, deren Dichtungen in demselben Geiste nur auf Darstellung des Gräßlichen, auf Verführung zu Wollust oder Grausamkeit, auf Erhitzung der Leidenschaften, Erweckung von Haß gegen Sitte und Religion und gegen die bestehende Gesellschaft ausgingen.**) So Balzac, Paul de Kock, Alexander Dumas, Soulié ꝛc.

*) Die Freimaurerloge „Beharrlichkeit" in Antwerpen überschickte ihm feierlich eine goldene Feder.

**) Die Lelie der Sand und der ewige Jude von Sue sind Arsenale des Unglaubens. Im Juden und seiner Familie wagt Sue sogar das gute Princip darzustellen gegenüber dem in die katholische Kirche übergetragenen bösen Principe. In seinen sieben Todsünden vertheidigt E. Sue die Sünde

auch bei der beſten Aufſicht die verbegten Orte dennoch mit dem Vieh betrieben werden, ſo bald die Hirten ſich ſicher glauben; wer erwägt, welchen Schaden das Vieh auch für ältere Beſtände durch Zertreten und Verletzen der feineren Wurzeln veranlaßt; wer bedenkt, wie ſtörend die Hutbung für den natürlichen Anflug iſt, der ſich häufig in den Beſtänden findet, und durch deſſen Benutzung die Verjüngung oft ſo ſicher und wenig koſtſpielig erfolgt; wer berückſichtigt, wie nachtheilig das Eintreiben des Viehes für die Straßen- und Entwäſſerungsgräben, überhaupt aber wie ſtörend ſie für eine ſorgſame, und, wenn man ſo ſagen darf, feine Waldwirthſchaft iſt: der wird die große Schädlichkeit der Waldhutbung nicht verkennen und zugeben müſſen, daß — einzelne Fälle ausgenommen — ſie nur dorthin gehört, wo das Holz wenig oder keinen Werth hat.

Aehnlich wie mit der Hutbung verhält es ſich mit der Gräſerei, doch kann ſie allerdings auch bei guter Forſtwirthſchaft in geeigneten Fällen beſtehen, und iſt mitunter ſogar nothwendig, immer aber mehr als Ausnahme zu betrachten und nur bei gehöriger Vorſicht unſchädlich.

Sehr wichtig in Bezug auf den Ertrag der Forſte iſt das Benutzen des Leſeholzes — das Sammeln der dürren Zweige, Aeſte und Stangen — was meiſt unentgeldlich oder gegen Entrichtung einer geringen Abgabe geſtattet wird. Für den erſten Augenblick erſcheint daſſelbe als eine unſchädliche, den Aermern gern zu gönnende Unterſtützung; bei näherer Unterſuchung der Ausführung und im practiſchen Leben geſtaltet ſich jedoch die Sache ganz anders. In vielen Partien der Wälder, beſonders aber an mittägigen, wie an den dem Windzuge vorzugsweiſe ausgeſetzten Hängen und Bergen, geben nämlich die abfallenden dürren Zweige den beſten, häufig den einzigen Anhalt für die ihnen nachſinkenden Blätter und Nadeln, mit denen jeder Herbſt den Boden bedeckt, und die von ſo hoher Wichtigkeit für deſſen Tragbarkeit ſind. Bleiben jene Zweige und Aeſte liegen, ſo ſammeln ſich in ihnen, wie in einem Netze, die Blätter und Nadeln, und bilden dann jene wohlthätige Decke, von welcher die Beſchaffenheit des Bodens abhängt, und deren Erhaltung und Erzeugung eine der wichtigſten Aufgaben des Forſtwirthes iſt. Werden jene Zweige weggenommen, ſo verweht der Wind den Blätterabfall oder die Sonne

Dem entsprach auch der Charakter der Malerei und der zahllos verbreiteten Lithographien.

---

gegen das Christenthum und spottet des letztern. In der divine épopée von Soumet (1840) wird Christus selbst auf eine kaum glaubliche Weise verhöhnt und sättigt sich der Haß, den der Dichter gegen ihn empfindet, in der Erfindung der scheußlichsten Martern, die er ihm als Gefangenen in der Hölle anthun läßt. Die Phantasie der Dichter schwelgt in Bildern der Unzucht und Grausamkeit. Gerade die berühmtesten, V. Hugo, Sue, Sand sind darin die größten Meister. Hugo's Lucrezia Borgia buhlt mit ihrem Vater, Bruder und Sohn und begeht ungeheure Verbrechen, das ganze Drama schwimmt in Unzucht und Mord. E. Sue's Romane häufen die gräßlichsten Criminalfälle. Wie die Dichter in Schilderungen grausamer Angst schwelgen, zeigen Hugo's „letzte Augenblicke eines Verurtheilten", die Schilderung einer im Kerker dem Henkerbeil entgegenschmachtenden Schwangern von de Vigne. Gautier schreibt ganze Gespräche der Leichen mit den Würmern im Sarge ꝛc. Don Paez (von Alfred de Musset) erwürgt seine Geliebte in der feurigsten Umarmung. Eben so Anatolus (von Janin). Entehrt wird eine Blödsinnige (von G. Sand), eine Blinde (Soulié). Einer verstopft das Leck eines Schiffes mit der Leiche seiner Geliebten (derselbe). Ein Graf, der sein Geld mit einer Maitresse verschwelgt, will sich mit ihr im Kusse vergiften, sie speit ihm aber das Gift in den Mund und entwischt (E. Sue). Einer hat die Tochter geschwängert und buhlt eben mit der Mutter, während die Tochter im Nebenzimmer niederkommt (von A. Dumas). Ein Vater ermordet sein Weib, um mit seiner Tochter buhlen zu können (von Merimée). Der Vater ist entbrannt in seine beiden Töchter, hält ihnen aber, um sie zu befriedigen, noch andre Liebhaber (von Balzac). Dreizehn Pariser Wollüstlinge verbinden sich zum Morde der Unschuld und Tugend und wetteifern im Verbrechen (von demselben Balzac mit wahrer Seelenlust ausgemalt). Dem Ritter Albert werden Augen und Mund zugenäht und er muß im Sarge angefesselt verschmachten, während sein buckliger Diener, der ihn so weit gebracht hat, ihn noch verhöhnt (Soulié). Einem Dichter, der einen Papst beleidigt, werden Zunge und Hände abgeschnitten (Saintine). Eine Gattin sieht ruhig zu, wie ihr Gatte, den sie vergiftet, langsam abstirbt (Alfred de Vigny). Ein Sklave zerstört mit teuflischer Arglist das Glück seiner Herrschaft (Sue).

In der gesammten Literatur und Kunst Frankreichs gährte es wie in einem Vulcan, Gluth und Gier nach Zerstörung. Die miß-

Romanhelden, denen Geldbesitz, Luxus, raffinirte Wollust Eins und Alles ist, begegnen uns in dieser Literatur zu hunderten. S. Arnaud in den Memoiren des Teufels von Soulié, Arthur von E. Sue, Antony und der berühmte Graf von Monte Christo von A. Dumas. Geldgier neben der Wollust herrscht auch vor bei Balzac. Das ist der Gipfel der Gemeinheit. Ein Dichter (Janin) malt sogar in seinem Christoph den Sieg der Habgier über die Liebe aus; Christoph hält sich eine wunderschöne Maitresse, ohne sie zu berühren, nur um sie Vornehmen und Reichen, durch die er Vortheile erreichen kann, zu kuppeln. In den demokratischen Romanen legen es die Dichter so recht darauf an, der Gemeinheit Triumphe zu bereiten. V. Hugo erhebt einen Lakaien (Ruy Blas) zum Liebhaber der Königin; die G. Sand verkuppelt die vornehmsten Damen mit einem Bauern, einem Zimmergesellen, einem Müllerknecht, alles zur offenen Verhöhnung der vornehmen Welt.

Unter den Romanheldinnen wimmelt es von femmes libres. Jede will den Mann spielen, die Männer sollen ihnen nur als Maitressen dienen. Den sinnlichen Genuß durch Ehebruch, Blutschande, Mord, jedenfalls durch Abwechslung zu erhöhen, ist an der Tagesordnung. Fast alle sind Gottesleugnerinnen und erschöpfen sich im Skepticismus und frechen Blasphemien. So fast ohne Ausnahme alle Heldinnen in den Romanen der G. Sand. Die Prostitution ist etwas, was sich von selbst versteht, ja sie wird geadelt, geheiligt. V. Hugo stellt in seinem Marion de Lorme, E. Sue in seiner Fleur de Marie Pariser Hetären als Ideale weiblicher Tugend und „innerlicher Reinheit und Heiligkeit" dar, so daß Sue gar keinen Anstand nimmt, seine Marie mit der h. Jungfrau selbst zu vergleichen. Die Lucrezia Florani von G. Sand wird mit ihren vielen unehelichen Kindern von den verschiedensten Blättern zu einem Ideal weiblicher Tugend erhoben. — Am liebsten schildert G. Sand emancipirte Frauen, die sich junge Männer halten, Tabak rauchen, Hosen tragen, philosophiren, die Ehe, die christlichen Gebote lästern, an Gott nicht glauben ꝛc. So Valentine, Lelie, Quintilia, Edene ꝛc. Fast noch weiter geht Dumas in seiner Margarethe und Merimée in seinen Carmen, Diana und Colomba, weibliche Ungeheuer von fast unmöglicher Verwilderung. Allein Unnatur wird eben von diesen Dichtern gesucht, nur unter Mißgeburten der Phantasie ist ihnen wohl. Delatouche

lungene Julirevolution weckte den Heißhunger nach einer andern, den Instinct des Tigers im Volke. Der künftigen Revolution wurde wie einer unsichtbaren Göttin gehuldigt, ein fieberhafter, orgiastischer, dämonischer Cultus der Geister. In der Opposition gegen die ältern Bourbons hatte immer noch eine gewisse Loyalität, Nüchternheit, Ehrlichkeit, der gute Glaube der Doctrinairs, eine Ueberzeugungstreue des Constitutionalismus vorgeherrscht. Diese Tugenden waren verschwunden, wie eine alte bürgerliche Mode abgethan. Man hatte die Charte angebetet, wie eine Geliebte vor der Hochzeit. Als man sie hatte, durch und mit Ludwig Philipp hatte, vernachlässigte, verachtete und haßte man sie, wie eine Frau, die nach der Hochzeit sich ganz anders gibt, in der man sich getäuscht und verrathen sieht. Die Unlauterkeit des Bürgerkönigs rechtfertigte die doppelte Demoralisirung, die einerseits bei seinen unterdrückten Gegnern, andrerseits bei den vornehmen Geistern seiner eignen Partei immer weiter um sich griff.

Abbé Lamennais hatte durch ein phantastisches Bündniß der Kirche mit der Demokratie die Revolution heiligen wollen. Nachdem ihn der Papst mit Recht verdammt hatte und der heilige Nimbus von dem „rothen Gespenst“ verschwand, blieb das letztere allein mit seiner nackten Häßlichkeit. Man schien sich zu freuen, der kirchlichen Republikaner los zu werden, wie der doctrinairen Ehrlichkeit. Man brauchte sich nun nicht mehr zu geniren. Der böse Geist war jetzt erst ganz in seinem Elemente und übersprudelte

---

schildert uns ein Mädchen, in die sich alle Männer, und einen Jüngling, in den sich alle Mädchen verlieben, und überrascht uns plötzlich mit der Entdeckung, beide sind eins, sein Held ist ein vollkommener Hermaphrodit und befriedigt die Herren wie die Damen, ohne daß sie brauchen eifersüchtig zu werden. Janin schildert un coeur pour deux amours in zwei zusammengewachsenen Mädchen, die gemeinschaftlich nur ein Herz haben und gemeinschaftlich einen Jüngling lieben, der aber nur eine von ihnen wiederliebt. In solchen Raffinements der Unnatur bewegt sich die ganze in Rede stehende Literatur.

von Koth und Feuer. Selbſt die unter Ludwig Philipp reich gewordenen Dichter und Journaliſten wetteiferten mit den revolutionären Cynikern, allen Herzen die Ruhe zu rauben, alle Seelen zu vergiften, die Einbildungskraft mit gräßlichen Bildern zu ſchwängern und durch argliſtiges Wühlen in Scenen der Angſt, der Schande, des Verbrechens, geſtillter Rachluſt, wahnſinniger Grauſamkeit und Henkerluſt alle böſen Leidenſchaften des Menſchen aus ihrer verborgenſten Tiefe aufzuſtacheln.

Einer der ſanfteſten und reinſten Sänger Frankreichs, den man bisher nur mit den ſittlichſten Dichtern Deutſchlands und Englands vergleichen konnte, Lamartine, wurde in die Bewegung der Zeit mit fortgeriſſen. Auch er warf ſich plötzlich zu einem Vorkämpfer für das Proletariat auf. Allein er hatte den edeln Vorſatz, wirklich für das Wohl der Armen thätig zu ſeyn. Er ließ ſich in die Kammer wählen und erregte ungeheures Aufſehen, als er zum erſtenmal 1845 bei den Berathungen über die Koſten der Befeſtigung von Paris, für alles, was in Frankreich arm, unglücklich, unſchuldig war, in die Schranken trat gegen die Corruption, Habgier und tiefe Verſchuldung des Bürgerkönigthums. Die Motive ſeiner Oppoſition waren rein und neu. Er adelte die künftige Revolution, indem er zeigte, wie durch und durch gemein und unedel das Beſtehende ſey. Im folgenden Jahre kam zum erſtenmal Ledru Rollin in die Deputirtenkammer, ein Advocat von radicalſter Farbe, der dem herrſchenden und in die tiefſte Corruption verſunkenen Liberalismus gleichfalls einen Spiegel vorhielt und ſchonungslos ſeinen Sturz vorherſagte. In demſelben Jahr wurden wieder zwei mißlungene Mordanfälle auf den König gemacht, von Lecomte und von Henry, und kamen drei ſchreckliche Unglücksfälle auf Eiſenbahnen vor, der Einſturz eines Viaducts bei Barenton und zwei Zerſtörungen der Wagenzüge bei St. Etienne und Fampour in Folge der lüderlichen Verwaltung.

Auch der Gefangene in Ham dachte viel über die ſociale Frage nach und war überhaupt ſehr beſchäftigt. Er ſchrieb über die

Vergangenheit und Zukunft der Artillerie, über die Zuckerfrage, über Ausrottung des Pauperismus, wofür ihm die Arbeitervereine eine Dankadresse votirten, sodann historische Fragmente, correspondirte, setzte sich in Verbindung mit der Opposition und entwickelte eine erstaunliche Geistesthätigkeit bei vollkommener Ruhe des Gemüths. Plötzlich aber, am 26. Mai 1846, verschwand er von Ham. In der Tracht eines Arbeiters mit einem Brett auf dem Kopf ging er, von den Wachen unbemerkt, zum Thor hinaus. Sein Arzt Dr. Conneau hatte ihm dabei geholfen. Er entkam glücklich nach England.

Die Hungerzeit 1846 und 1847 forderte auch von Frankreich ihre Opfer. An vielen Orten brachen Theurungsunruhen aus, zu Paris, Dijon, Toulouse ꝛc. und steigerte sich die Unzufriedenheit der niederen Classen.

Den empfindlichsten Stoß aber bekam das herrschende System in Folge der spanischen Heirath. Mit ihr schwand der letzte sittliche Nimbus vom Haupt des greisen Königs. Die so lange von ihm zur Schau getragene Ehrbarkeit verrieth diesmal vor aller Welt, welcher gemeine Eigennutz hinter ihr steckte. England war aufs äußerste erzürnt, von Ludwig Philipp in dieser Angelegenheit betrogen worden zu seyn, das Toryministerium trat ab und das neue Whigministerium bereitete dem Bürgerkönig schwere Tage vor. Lord Palmerston alliirte sich mit der Opposition in Frankreich, wie mit der in Italien und wie mit dem Radicalismus in der Schweiz. Seitdem nun gewann die revolutionssüchtige Partei in Frankreich ein neues Vertrauen und kühnen Muth. — Eine weitere Treulosigkeit beging Ludwig Philipp in Algier. Daselbst war der alte schlimme Feind der Franzosen, Abdel Kader, endlich durch den tapfern General Lamoricière bezwungen und zu einer Capitulation gebracht worden, in welcher ihm die persönliche Freiheit zugesichert wurde, am 13. December 1847. Aber der König brach die Capitulation, ließ den stolzen Häuptling nach Frankreich bringen und als Staatsgefangenen einsperren. Ein ehrloses Ver-

fahren gegenüber den Muhamedanern, denen man mehr Achtung vor christlicher Treue hätte einflößen sollen, und gehässig gegenüber dem französischen General und der ganzen Armee, die dabei compromittirt wurde. Ludwig Philipp war ohne Zweifel damals schon vom Alter abgestumpft, an das Gelingen seiner Pläne schon zu sehr gewöhnt, bequem geworden und nahm keine Rücksicht mehr, sondern gab sich dem Hauptzuge in seinem Charakter hin, wie Greise pflegen.

Unterdeß wurde von unten her gewühlt und in der Deputirtenkammer selbst ein Versuch gemacht, durch eine Coalition aller nicht ministeriellen Parteien die ministerielle Mehrheit zu sprengen. Thiers war die Seele dieser Intrigue, denn er konnte nicht verschmerzen, daß er nicht mehr Minister war. Um es aber wieder zu werden, um in den Augen des Königs „möglich" zu bleiben, durfte er seine Opposition nicht übertreiben. Er bediente sich mithin der übrigen Unzufriedenen nur als Mittel, um Guizot zu stürzen und selbst wieder ans Ruder zu kommen, ohne damit irgend einem Principe zu huldigen. Da die früheren Liberalen, die doctrinairen wie die practischen, nur noch um die Staatsgewalt buhlten, war die systematische und principielle Opposition unvermerkt auf die Radicalen übergegangen. Diese aber sahen kein Heil, außer in einer Wahlreform, wenn nämlich das Wahlrecht auf breitester Grundlage beruhte, wenn das ganze Volk, die arbeitende Classe, der s. g. vierte Stand mitwählte und nicht länger die Reichen allein die Deputirtenkammer machten. So weit wollte nun Thiers nicht gehen, erklärte sich daher nur zu einer s. g. „parlamentarischen Reform" bereit, die an dem früheren Wahlcensus nichts ändern und nur die Beamten von der passiven Wahl ausschließen würde. In der Kammersitzung von 1847 wurden inzwischen beide Reformen abgewiesen. Die ministerielle Mehrheit entschied sich sowohl gegen Duvergier de Hauranne, der eine Herabsetzung des Wahlcensus erreichen, als gegen Remusat, der nur die

Staatsdiener von den Sitzen in der Kammer entfernen wollte, 26. März.

Hierauf erklärte sich der die Wahlen des Landes leitende Centralausschuß (comité électoral) in Paris für permanent und sann auf Mittel, seinen Zweck trotz der Kammermehrheit durchzusetzen. Er entwarf eine Petition an die Regierung um Wahlreform und schickte dieselbe an alle Provinzialcomités, um sie vom ganzen Lande unterstützen zu lassen. Hierauf veranstaltete er ein s. g. Reformbankett zu Chateaurouge bei Paris, am 9. Juli, dem 1200 Personen anwohnten und bei welchem der Trinkspruch auf den König weggelassen, dagegen solche auf die Volkssouverainetät, auf die Revolution von 1789 und 1830 und auf die Arbeiter ausgebracht wurden, deren „Recht auf Arbeit" besonders betont wurde. Ein ähnliches Bankett folgte am 10. August zu Mans unter dem Vorsitze Lebru Rollins und bald noch an sechzig andern Orten, in allen irgend namhaften Städten des Landes, alle in gleichem schon mehr republikanischem und socialistischem, als constitutionellem Geiste. Thiers, welcher in der bis zum 9. August versammelten Kammer unablässig gegen Guizot intriguirt hatte, hielt sich doch von den Banketten fern, weil er Minister zu werden hoffte, daher selbst nicht zu weit nach links gehen, wohl aber die neubegonnene Bewegung als Mittel zu seiner Erhebung wirken lassen wollte. Odilon Barrot lehnte gleichfalls die Theilnahme ab, weil er nicht durchsetzen konnte, daß ein Trinkspruch auf den König ausgebracht werde, und er die constitutionellen Schranken nicht übertreten wollte. Im Uebrigen trat er ganz der Opposition und dem Reformverlangen bei. Lamartine nahm gleichfalls keinen Theil an den Banketten, ließ sich aber ein ihm persönlich gewidmetes Bankett zu Macon geben, wo man ihn als Geschichtschreiber der Gironde feierte. Er hatte nämlich eben sein Werk über diese Gironde vollendet, worin er der Freiheit, ja selbst der Republik, unter der Bedingung, daß sie von edeln Geistern regiert werde und nicht in die Barbarei des Jakobinismus falle, reichlich Weihrauch gestreut hatte. Die

übrigen berühmten Namen des alten Liberalismus wurden gar nicht mehr genannt. Sie waren alle mehr oder weniger compromittirt durch die parlamentarische Corruption, der sie sich schon seit Jahren als Werkzeuge Ludwig Philipps hingegeben hatten, eine unsittliche Oligarchie gleich der des Directoriums von 1794 bis 1799, habgierige Menschen, die sich auf Kosten des Landes Stellen und Reichthümer erwarben. Sie gruppirten sich um den Hof, an dem sie ausreichenden Schutz zu finden glaubten, ohne daß es ihnen einfiel, ihre einst so mächtigen Stimmen ins Land hinaus ertönen zu lassen, um ihrerseits den Thron zu schützen, den sie aufgerichtet hatten. Ihre Isolirung, ihr gänzlicher Zerfall mit der öffentlichen Meinung schien sie nicht zu ängstigen. Sie verließen sich ganz auf die Stärke der Regierung.

In der Presse herrschte dasselbe Verhältniß. Die Blätter der Regierung und ihrer altliberalen Freunde waren weniger zahlreich und übten weit weniger Einfluß, als die der Republikaner und der immer mehr zu den letztern haltenden liberalen Opposition. Das am feurigsten und geistreichsten geschriebene, daher einflußreichste Blatt in Paris war der von Marrast redigirte, durchaus republikanische National, neben ihm die von Flacon redigirte, gleichfalls republikanische Reforme, während der Constitutionnel als das Organ von Thiers, die von Emil von Girardin redigirte Presse, der Courrier Français, das Journal de Commerce und andere wenigstens im Hasse gegen Guizot mit ihnen einstimmten. Der constitutionelle Liberalismus war sichtbar discreditirt, gealtert, abgenutzt. Er konnte sich auf sein Palladium, die Charte, nicht mehr berufen, nachdem sie Mittel und Deckmantel der Corruption geworden war. Wer hätte damals noch, wie früher, die Charte zum Feldgeschrei machen wollen? Noch weniger konnte die Intrigue, der persönliche Ehrgeiz, die Corruption selbst Enthusiasmus im Volk erwecken. Die neue Parole war Reform, das hieß wohlverstanden: die Republik. Die Stunde war gekommen, in welcher die blutigen Gespenster der Barrikadenhelden von 1830 und 1832 sich aus ihren

Gräbern erhoben, um Rechenschaft zu fordern von der Bourgeoisie, vom Kammerliberalismus, vom Bürgerkönigthum, was sie aus Frankreich gemacht hatten.

Der Stumpfsinn, mit dem die bisherigen Günstlinge des Julithrons der neuen Bewegung zusahen, erschien um so verächtlicher, als gerade damals in ihrer Mitte Scenen vorfielen, die sie vor dem gesammten Volke brandmarkten. Teste, Präsident des Cassationshofs und vormaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, und Cubières, General, Pair und vormaliger Kriegsminister wurden schändlicher Bestechung und Betrügerei angeklagt und überwiesen. Durch den Prozeß Petit wurde der Aemter- und Stellenverkauf und die abscheuliche Corruption der Gerichtsnotare aufgedeckt. Stellen dieser Art waren im Kaufpreise bis zu 1 Million gestiegen, gewährten aber auch ungeheuren Vortheil. Der Notar wurde Herr alles ihm anvertrauten Vermögens, speculirte damit auf der Börse und wurde sehr reich oder entfloh. Binnen fünf Jahren waren in Frankreich mehr als hundert Notare wegen Unterschlagung verschwunden. Leon de Maleville nannte in der Deputirtenkammer Guizot ganz öffentlich einen „Diebshehler", weil er seinen Secretair Genie, welcher Aemterhandel trieb, nicht nur im Dienst behielt, sondern auch decorirte. Emil de Girardin, Redacteur der Presse, nannte den Justizminister einen „Justiztartuffe" ꝛc. und klagte die Regierung offen an, die Pairswürde um 80,000 Frs. zum Verkauf ausgeboten, den Postmeistern einen Gesetzesentwurf um 1,200,000 Fr. verkauft zu haben. Scandale dieser Art wiederholten sich in erschreckender Menge. Girardin klagte den Minister Duchatel wegen groben Unterschleifs bei Ertheilung von Privilegien an, welcher Handel aber durch eine Freisprechung beseitigt wurde. Lafotte, Kanzleidirector im Kriegsdepartement, wurde wegen Unterschleif verhaftet. Lagrange, Rechnungsführer eines Krankenhauses, kam wegen an den armen Kranken begangenen jahrelangen Betrugs ins Zuchthaus. Die Prozesse Drouillard und Boutmy enthüllten Wahlbestechungen im colossalsten Maßstabe. Ein

Herr von Bouvalon hatte alle Gesetze französischer Ehre mit Füßen getreten in einem Duell, in welchem er seinen ehrlichen Gegner heimtücklisch ermordete. Der Sohn Davousts, Fürst von Eckmühl, in Folge von Ausschweifungen halbverrückt geworden, trat seinen Bedienten mit Füßen und gab seiner Maitresse einen Messerstich. Ein reicher Graf von Montesquieu verspielte alles und schoß sich todt. Der reiche Bankier Donon Cadot wurde auf Antrieb seines lüderlichen Sohnes gemeuchelmordet.*) Der Deputirte Combarel de Byval vergiftete seine Frau und entfloh. Die Gräfin Mortin brachte durch ihre Untreue ihren Gatten dahin, daß er sich und seine Kinder aus Verzweiflung ermorden wollte. Hierauf verlangte die Frau Scheidung und dieser Prozeß ließ in eine schauervolle Immoralität der höhern Gesellschaft hineinblicken. Den entsetzlichsten Eindruck aber machte der Prozeß Praslin. Die edle Tochter des General Sebastiani wurde von ihrem Gemahl, dem lüderlichen Herzog von Praslin, um einer Maitresse willen aufs grausamste im Bett ermordet, und der Mörder, als er sich verrathen sah, nahm Gift.

In diese Zeit fiel der Sieg des Radicalismus in der Schweiz und der Aufschwung des Mazzinismus in Italien, beide Ereignisse von England geschürt und belobt, beide ganz dazu gemacht, um den Muth der Republikaner in Frankreich zu steigern. Aber Ludwig Philipp sah müßig zu und that nichts, die radicalen Wogen von Südosten her zum Stillstand zu bringen. Eine Passivität, die Oesterreich mit ihm theilte und die beiden Verderben bringen mußte. Die Nachsicht der damaligen Regierungen in Paris und Wien gegenüber dem Radicalismus in der Schweiz bewies ihre Abgenutztheit, ihre gänzliche Unfähigkeit, die Geschicke Westeuropas ferner zu lenken. Ludwig Philipp schien auf seinen Schätzen ein-

*) Es handelte sich dabei um die scandalöseste Maitressenwirthschaft, weshalb der Gerichtssaal mit neugierigen Damen im vollsten Putz gefüllt war, welche auch dablieben, obgleich der Advocat ihnen eine Sittenpredigt hielt.

verdorrt ihn, oder der Regen schwemmt ihn weg, und der Boden verödet. Nicht unmittelbar, aber mittelbar sind daher jene Aestchen und Zweige vielfach von grosser Wichtigkeit für das Gedeihen der Forste, und ihre Wegnahme kann sehr schädlich, das Leseholzsammeln aber — durch welches die Entfernung der Zweige veranlaßt wird — senach in den betreffenden Fällen ganz unstatthaft seyn.

Abgesehen aber auch von dem grosten Nachtheil, welchen, nach Maßgabe der Lokalität, das Leseholzsammeln für den Zustand des Bodens haben kann, erwachsen daraus leicht so viele andere Unbilden für den Wald, es wird in Ermangelung des trockenen Holzes so häufig nach dem grünen gegriffen, oder dieses durch Beschädigung zum Absterben gebracht (um dann als dürr zum Wegschaffen legalisirt zu seyn) ꝛc., daß — zumal in volkreichen Gegenden — sich wesentliche Bedenken herausstellen, und daß ohne Zweifel eine Zeit kommen wird, wo man dasselbe nur unter grosten Beschränkungen und in der Nähe volkreicher Orte gar nicht gestattet.

Uebrigens ist der Betrag des auf dem Wege der sogenannten Leseholzerholung absorbirten Holzquantums meist sehr groß, und beträgt in den bevölkerten Gegenden leicht ein Drittheil der gesammten Production. Da fragt sich's nun doch, ob der Waldbesitzer ein solches Quantum fast ganz unentgeldlich hergeben, und überdies durch die Art der Entfernung sein Besitzthum noch auserdem beeinträchtigen lassen, oder es nicht lieber vorziehen soll, dasjenige abgestorbene Holz, das ohne Nachtheil entnommen werden kann, durch Lohnarbeiter sammeln zu lassen, um es dann nebst andern geringen Sortimenten (Reißig ꝛc.) nur gegen die Aufbereitungskosten an die Bedürftigen zu geben. Die Production der Forste würde durch ein solches Verfahren außerordentlich gesteigert, und auch an Arbeitskräften eher gewonnen als verloren, da es in der That merkwürdig ist, wie viel von ihnen beim Leseholzsammeln verschwendet wird. Nimmt man an, daß das Schock Reißig 20 Gröschen kostet — ein Preis, den es häufig noch nicht erreicht — so kommt ein Gebund auf 4 Pf. zu stehen. Nun ist es aber bei Wäldern, die in der Nähe volkreicher Orte liegen und häufig von Leseholzsammelnden besucht werden, nicht möglich, daß im Durchschnitt einer der Sammelnden in einem Tage mehr als höchstens den Betrag von vier Gebunden zusammenbringen kann. Glückt ihm das aber auch, so hat er demnach an jenem Tage

geſchlafen zu ſeyn. Er fürchtete nichts, wo alles zu fürchten war, und ſorgte für nichts mehr, wo er nicht Hände genug hätte brauchen können. Man glaubte, der Tod ſeiner Schweſter Adelaide (ſie ſtarb am letzten Tage des Jahres 1847) habe ihn nicht nur tief gebeugt, ſondern ihn auch ſeiner klügſten Rathgeberin beraubt. Die Ereigniſſe in Italien und der Schweiz und die Haltung Englands dabei wurden von der geſammten Oppoſition ausgebeutet, um die franzöſiſche Regierung mit Vorwürfen zu überhäufen. Vor allen war es der kleine Thiers, welcher verlangte, Frankreich ſolle Hand in Hand mit Lord Palmerſton die Revolution begünſtigen. Es war ihm damit gar nicht Ernſt, er wollte nur Guizot ſtürzen und ſich an deſſen Stelle ſetzen.

Ludwig Philipp dachte keinen Augenblick daran, die Revolution zu unterſtützen, hätte ſie vielmehr viel lieber in inniger Verbindung mit Oeſterreich unterdrückt, wenn nicht ſowohl er als Metternich ſchon zu ſchlaff geweſen wären, um noch einer Energie fähig zu ſeyn. Gerade jetzt dankte Marſchall Soult ab; der Degen, den Ludwig Philipp gezogen hatte, wo nur von fern Gefahr drohte, verſagte ihm in dem erſten Momente wirklicher Gefahr. Aber Ludwig Philipp nahm es nicht ſchwer. Der verhaßte Guizot wurde Chef des Miniſteriums; Guizot, der immer die engliſche Partei gehalten, als Proteſtant und Doctrinair ſelbſt ein halber Engländer, der auch jetzt noch nichts ſehnlicher wünſchte, als völlige Ausſöhnung Frankreichs mit England, ſollte in ſo kritiſcher Lage eine öſterreichiſche, eine reactionäre Politik vertheidigen und dem rückſichtsloſen, ihn tief verachtenden Lord Palmerſton das Gegengewicht halten. Guizot, der Mann der Rede und Belehrung, ſollte zum erſtenmal handelnd eingreifen, dem Ausland Achtung gebieten, die Revolution im eignen Lande abſchrecken oder überwältigen. Dazu war er der Mann nicht und Ludwig Philipp, wie ſchlau er immer ſonſt geweſen, vergaß im blinden Vertrauen auf ſein Glück, oder in greiſenhafter Apathie diesmal jede Vorſicht.

Als er am 27. December die Kammern wieder eröffnete, nahm

er in seiner Rede Bezug auf die Reformbankette und bediente sich dabei des Ausdrucks „feindselige und blinde Leidenschaften". Das reizte die Opposition und in den Debatten über die Antwortsadresse, die sich bis in die Mitte des Februar 1848 hinauszogen, fielen die stärksten und bittersten Reden. Wüthend rief Odilon Barrot dem gegen alle Angriffe stolz ausharrenden Guizot zu: „Polignac war constitutioneller als Sie." Ein ungerechtes, aber prophetisches Wort, sofern es Guizot das Schicksal Polignacs ankündigte. Der Vater der Bankette aber, Duvergier de Hauranne, sagte der ministeriellen Mehrheit in der Deputirtenkammer: „wir wollen hier nicht vor der Majorität gegen das Ministerium, sondern vor dem Lande gegen die Majorität und das Ministerium plaidiren!" Das hieß so viel, als die parlamentarische Sitte und die Charte zerreißen, um durch den Dammbruch die wilde Fluth des Volkes hereinzulassen.

Siebentes Buch.

Die Februarrevolution.

Um dem in der Thronrede ausgesprochenen Vorwurfe recht auffallend zu trotzen und den Kundgebungen, die in den Provinzen so großen Anklang gefunden, die Krone aufzusetzen, leitete der Wahlausschuß von Paris in Verbindung mit einem Ausschuß der Kammeropposition und einem Ausschuß der Offiziere der Nationalgarde gemeinschaftlich ein colossales Reformbankett ein, welches am 22. Februar auf den elysäischen Feldern bei Paris gehalten werden sollte. Man wählte diesen weiten Platz, um die Menge der Gäste zu fassen, hunderttausende aus dem Volke als Zuschauer zu versammeln und dem König durch große Massen zu imponiren. Das Ministerium legte kein Hinderniß in den Weg, behielt sich aber eine Klage vor den Gerichten vor. Als jedoch das Comité sämmtliche Nationalgarden einlud, wenn auch unbewaffnet dem Festmahle anzuwohnen, sah Guizot darin einen Eingriff in die Befugnisse der Behörde, der allein zustand, die Nationalgarde zu versammeln, und verbot das Bankett unter der Androhung, es nöthigenfalls durch Militairgewalt verhindern zu wollen, am 21. Nun trat Odilon Barrot mit den meisten Deputirten zurück, einige wenige aber folgten Lamartine, welcher erklärte, es würde eine Schande für sie seyn, bei Ausübung eines constitutio-

nellen Rechts, wie es das Banketthalten sey, der Ministerwillkür nachzugeben.

Das Fest unterblieb, der Marschall Bugeaud, welcher 55,000 Mann in und um Paris commandirte, stand am 22. in voller Bereitschaft an den geeigneten Plätzen und von den Forts aus drohten die Kanonen. Die Zeit war gekommen, in welcher sich die neue Befestigung der Hauptstadt bewähren sollte. Dieselbe war vom König überhaupt nur unternommen worden, um jeder künftigen Revolution in der Stadt Paris vorzubeugen und einen Volkssieg wie in den Julitagen von 1830 unmöglich zu machen. Er war deshalb auch ganz ruhig und lächelte zu den Besorgnissen des Stadtpräfecten, Grafen Rambuteau. Eben so zuversichtlich war Guizot. In der Deputirtenkammer legte Odilon Barrot eine Anklage gegen das Ministerium nieder. Guizot las sie und mußte lachen. Inzwischen befanden sich die Männer, die das Fest veranlaßt hatten, und die Ausschüsse der geheimen Gesellschaften in Permanenz und großer Aufregung, ohne noch zu einem Entschluß zu kommen. Einzelne Haufen von Studenten und Arbeitern zogen durch die Straßen, sangen die Marseillaise, bauten ein paar Barrikaden und machten bei Anbruch der Nacht einige Angriffe auf die Municipalgarde, wurden aber ohne Mühe zurückgeschlagen. Es regnete entsetzlich, was nicht wenig beitrug, den Aufstand zu dämpfen.

Am 23. Morgens wiederholten sich in einigen Straßen die Barrikadenkämpfe, aber ohne allen Nachdruck. Dagegen sammelten sich jetzt die Nationalgarden und zeigten eine der Regierung nichts weniger als günstige Stimmung. Fast alle riefen „es lebe die Reform! nieder mit Guizot.“ Ein Bataillon wollte gegen die Tuilerien ziehen und ließ sich mit Mühe zurückhalten; an mehreren Orten widersetzte sich die Nationalgarde den Truppen und mahnte sie ab, auf das Volk zu schießen. Da beging der König die unglaubliche Unklugheit, Guizot aufzugeben und Molé kommen zu lassen, damit er ein neues Ministerium bilde. Wozu die Befesti-

gung von Paris, wozu der Held von Isly mit einer mächtigen Armee, wenn der König die Gewalt, die er hatte, nicht brauchen und im entscheidenden Augenblick nachgeben wollte? Er hätte begreifen sollen, daß die erste Nachgiebigkeit ihn stürzen mußte, wie einst seinen Vorgänger. Als Guizot in der Deputirtenkammer den Entschluß des Königs verkündete, entstand eine unwillkürliche Bewegung zu seinen Gunsten. Man umringte ihn, vergaß den alten Haß, drückte ihm die Hand und rief: „das ist schändliche Feigheit, das ist ehrlos.“ Nie hatte der König mehr zu bereuen, einen treuen Freund und Diener aufgeopfert zu haben, als in diesem Augenblick. Man sagt, Guizot habe vom König verlangt, daß die Truppen nöthigenfalls auch auf die Nationalgarde schießen dürften und der König habe das um keinen Preis wagen wollen. Aber der König mußte es wagen, wenn er Herr des Terrains bleiben wollte. Nicht auf eine meuterische Bürgergarde schießen wollen, hieß sich ihr ergeben.

In der darauf folgenden Nacht war eine unklare Bewegung in der Stadt. Die einen jubelten und zeigten sich mit Guizots Sturze befriedigt. Die andern wurden nur um so grimmiger und glaubten, jetzt sey keine Zeit zu verlieren, man müsse Blut fließen lassen, den Kampf erneuern und noch mehr erhitzen, damit ja die Mäßigung nicht siege. Die Sache der Republikaner war bisher in so guten Gang gekommen, sollten sie mitten im Gange inne halten? Ein wilder Volkshaufen holte sich eben Rath vor dem Hause Marrasts, als ein anderer bewaffneter Haufe unter Vortragung einer blutrothen Fahne mit Fackeln erschien, jenen mit sich fortriß und gegen das Hotel Guizots zog. Ihr Anführer war Lagrange, ein entschlossener Republikaner, der diesen Zug nicht zufällig unternahm, sondern damit alle Berechnungen der Mäßigung und Versöhnung durchschneiden wollte, ein einflußreiches Haupt der geheimen Gesellschaften. Vor dem Hotel stand zu dessen Schutz ein Bataillon Infanterie, gegen welches die Volksmasse so dicht andrängte, daß die rothe Fahne dem Pferde des commandirenden Oberstlieute-

nants ins Geſicht ſchlug. Es bäumte, da fiel ein Schuß (wie man behauptete, von Lagrange abgefeuert, der es aber ſpäter leugnete) und traf das Pferd ins Bein. Einen Augenblick ſpäter feuerten die Truppen und der Volkshaufen ſtob auseinander, viele Todte und Verwundete zurücklaſſend. Aber bald ſammelte ſich der Haufen wieder, legte einige Todte, namentlich ein Weib auf einen Karren und führte denſelben bei Fackelſchein unter lautem Racheruf durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hielt der Karren und ein ſtarker Mann hielt den Leichnam des erſchoſſenen Weibes empor und zeigte deſſen bloße Bruſt von der Kugel durchbohrt und blutend dem Volke. Ein gräßliches, aber von der Partei künſtlich berechnetes Schauſpiel, nicht mehr neu und auch nicht das letzte ſeiner Art.

In der nämlichen Nacht wurde im Palaſt der Tuilerien ein thörichter Entſchluß nach dem andern gefaßt. Hätte der König Guizot behalten und auf die abtrünnige Nationalgarde feuern laſſen, ſo würde Bugeaud mit ſeinen zahlreichen Truppen ohne allen Zweifel Meiſter der Stadt geblieben ſeyn, die ſchlecht bewaffneten Republikaner hätten unterliegen müſſen und die große Menge der Schwankenden oder Gemäßigten würde die männliche Ausdauer des Königs geprieſen, ſich ſeiner Macht gefügt haben. Aber Guizot blieb abgeſetzt, Molé hatte Angſt und lehnte ab. Nun wurde der kleine Thiers gerufen, der Intriguant, ganz dazu gemacht, um im Frieden die Deputirtenkammer zu beſchwatzen, aber gänzlich unfähig, das Staatsruder in den Stürmen einer blutigen Revolution zu lenken. Thiers begriff wohl ſeine Ohnmacht, wußte aber Rath, indem er ſich im neuzubildenden Miniſterium Odilon Barrot zugeſellte, der als ehrlicher Mann und alter bewährter Kämpfer für die Volksrechte ungleich mehr Popularität und Vertrauen genoß, als er. Nun aber verlangte Thiers vor allen Dingen, daß der König die Reform bewillige, daß er die Kammer auflöſe und eine neue nach dem zu reformirenden Wahlgeſetze einberufe, daß er den Truppen jede weitere Feindſeligkeit gegen das Volk unterſage

und Bugeaud entlasse. Das hieß den König entwaffnen, ehe er noch von seiner gewaltigen Waffenrüstung überhaupt einen Gebrauch gemacht hatte. Ludwig Philipp hätte einsehen sollen, daß Thiers gar nicht im Stande war, den einmal aufgeregten Leidenschaften des Pariser Volks zu gebieten und daß er sich diesen Leidenschaften nicht wehrlos bloßstellen durfte. Er hatte ja noch seine volle Macht, warum brauchte er sie nicht? Allein der „Klügste der Klugen", für den er so lange gehalten worden war, schien die Besinnung verloren zu haben. Er genehmigte alles, was Thiers wollte, und dieser ließ sogleich eine beruhigende Proclamation drucken, worin er verkündete, die Reform sey gewährt, jeder Grund zu längerem Kampf bleibe weg, die Soldaten hätten Befehl, nicht mehr zu schießen.

Diese Proclamation kam aber zu spät. Sie konnte nur in wenigen Theilen der Stadt an die Mauern angeheftet werden und da man vergessen hatte, sie zu unterzeichnen, wurde sie vom Volk mit Mißtrauen aufgenommen, als bezwecke sie nur, es zu entwaffnen. Auf Bugeauds Befehl hatte sich am 24. bei Tagesgrauen eine starke Colonne unter General Bedeau gegen das Stadthaus in Bewegung setzen müssen, aber Bedeau war so schwach, mit der Nationalgarde zu unterhandeln und einen Waffenstillstand zu bewilligen. Mittlerweile wurde sein Chef selbst in den Tuilerien abgesetzt und genöthigt, noch einen letzten Befehl an die Truppen zu unterzeichnen, worin ihnen geboten wurde, alle Feindseligkeiten einzustellen. Dieser Befehl führte nur dazu, daß viele Truppen ihre Gewehre umkehrten und mit dem Volke fraternisirten, welches seinerseits den Waffenstillstand nicht anerkannte, sich nicht ruhig nach Hause begab, sondern neue Barrikaden baute und kühn immer näher gegen die Tuilerien rückte. Vergebens setzte sich Odilon Barrot zu Pferde und ritt mitten unter das Volk, um es zu beschwichtigen. Es wollte nichts von ihm, noch weniger von Thiers wissen, er mußte trostlos umkehren. Unterdeß stürmte das jubelnde Volk unter den Augen der Truppen, die sich ruhig verhalten muß-

ten, das Palais Royal, den Familienpalaſt der Orleans und zertrümmerte dort alles, die koſtbarſten Möbel und Gemälde. Das nun wäre mit geringer Mühe zu verhindern geweſen, wenn die Truppen hätten feuern dürfen. Auch die unglücklichen Municipalgardiſten wurden überall vom Volk abgeſchlachtet, ohne daß ihnen die Truppen hätten helfen dürfen.

Dieſer Hohn, dieſe Kühnheit des Volkes, das man ſchon beruhigt zu haben glaubte, verſetzte die Tuilerien in unbeſchreibliche Beſtürzung. Bugeaud rieth dringend, jetzt noch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er wüßte ſich ſtark genug dazu. Aber der Herzog von Nemours, dem die Regentſchaft im Fall einer Abdankung des Königs zuerkannt war, bemühte ſich perſönlich um das Gegentheil und wiederholte überall den Befehl, nicht zu ſchießen. Auch an der Herzogin Wittwe von Orleans bemerkte man damals im Palaſt große Aufregung. Aus dem, was nachher geſchah, läßt ſich vermuthen, es habe eine Hofpartei gegeben, welche die Dynaſtie Orleans durch Aufopferung Ludwig Philipps zu erhalten hoffte, vielleicht durch Thiers, wenigſtens durch die von ihm empfohlenen Mittel der Verſöhnung, die daher um jeden Preis durch jede Art von Nachgiebigkeit den Kampf zu beendigen wünſchte. Die alte Königin war empört über die Scenen der Schwäche und des Abfalls, die ſie mit anſehen mußte. Sie drang in den König, zu Pferde zu ſteigen und ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen und zu kämpfen. Sie ſelbſt wolle auf den Balkon treten und ihn lieber ſterben, als muthlos unterliegen ſehen. Ludwig Philipp ſuchte ſie zu beruhigen und wollte ihrem Rathe nicht gleich folgen; erſt als der Kampf ſich den Tuilerien näherte, beſtieg er das Roß und eilte, von Nemours und Montpenſier begleitet, hinaus zu den Truppen. Aber er commandirte ſie nicht zum Kampf, ſondern er ritt nur ſtumm an ihnen, wie bei einer gewöhnlichen Parade vorüber, und auch ſie blieben ſtumm. Einige Bataillone Nationalgarde aber brüllten ihm wüthend entgegen: es lebe die Re-

form! nieder mit den Miniſtern! Da kehrte der König um und alles war verloren.

Der Dreiſteſten einer, die das Franzoſenvolk hervorgebracht, Girardin, erkannte und benutzte den Moment, drang in die Tuilerien ein und rief dem König jetzt ohne Scheu entgegen: Herr, Sie müſſen abdanken. Nach dem erbärmlichen Umritt, der völlig der Revue Ludwigs XVI. am 10. Auguſt glich, war das allerdings das Unumgängliche, aber grauſam immerhin, es dem alten König zu ſagen. Girardin hatte auch ſchon das neue Programm in der Taſche. Es lautete: Abdankung des Königs, Regentſchaft der Herzogin von Orleans, Auflöſung der Kammer, allgemeine Amneſtie. Noch zögerte der König, da ſoll der junge Herzog von Montpenſier, wie allgemein von den franzöſiſchen Berichterſtattern geſagt wird, mit einer dem Sohne unziemlichen Heftigkeit den alten Vater beſtürmt haben, die Feder zur Unterzeichnung zu ergreifen. Noch einmal hielt Bugeaud ihn auf, es ſey auch jetzt noch Zeit, die Truppen ſeyen immer noch ſtark genug, um zu ſiegen. Aber Montpenſier drang aufs neue in den König, zu unterzeichnen. Die alte Königin trat auf Bugeauds Seite und beſchwor ihren Gemahl, die ſo übereilte, durchaus noch nicht nothwendige Abdankung von ſich zu weiſen. Alles redete für und wider, der Greis ſaß rathlos in der Mitte und unterſchrieb endlich, worauf ſich die Königin troſtlos weinend zurückzog.

Marſchall Gérard, der an Bugeauds Stelle ernannt worden war, trat in dieſem Augenblick ein und bot ſeine guten Dienſte an. Man bat ihn, ſich dem Volke zu zeigen und mit ſeiner Popularität den Sturm zu beſchwören. Sobald er aber fort war, beeilte man ſich, den König zu entfernen, nicht um ihn vor dem Zorn des Volkes zu ſchützen, ſondern um ihn los zu ſeyn und in Paris machen zu können, was man wollte, wie 1830 nach der Flucht Karls X. In dieſer Beziehung beſtand ein Wetteifer zwiſchen der Hofpartei, welche die Regentſchaft des Herzogs von Nemours durchſetzen wollte, und der republikaniſchen Partei. Daraus erklärt

ſich der Zorn der alten Königin, den ſie noch beim Abſchied gegen Thiers blicken ließ. Daraus erklärt ſich auch der brennende Dienſteifer, mit welchem Cremieux ſich damals zum Könige drängte, ihn in den Wagen beförderte und zur Stadt hinaus begleitete, bis er gewiß wußte, er komme nicht wieder. Cremieux, ein Jude von ſcheußlicher Geſichtsbildung, ſchien der böſe Dämon des Bürgerkönigthums zu ſeyn, in deſſen letzter Stunde ſichtbar werdend mit ſeinem grinſenden Hohn.

Gérard zeigte ſich dem Volk und redete ihm freundlich zu, allein man ließ ihn hochleben, nahm ihn in die Mitte und ließ ihn nicht mehr in die Tuilerien zurückkehren. General Lamoricière trug dem Volke das Blatt hinaus, auf welchem der König ſeine Abdankung niedergeſchrieben hatte, aber Lagrange ſtellte ſich ihm an der Spitze entſchloſſener Republikaner entgegen, riß ihm das Blatt aus der Hand und rief: „kehren Sie um, die Abdankung iſt nicht genug, die ganze Dynaſtie muß weg.“ Indem aber Lamoricière ſich wendete, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe zuſammengeſchoſſen und er ſelbſt verwundet. Seine Soldaten nahmen ihn auf und feuerten. Das hatte Lagrange gewollt, Fortſetzung des Blutvergießens, bis die Republik fertig wäre. Da die Soldaten, die hier aus Nothwehr kämpften, keine Unterſtützung erhielten, wurden ſie in einem großen Hauſe mit Waſſerbehältern, dem ſ. g. Chateau d'eau in der Nähe des Palais Royal vom Volk eingeſchloſſen und nach einſtündiger tapferer Vertheidigung in dem brennenden Gebäude unter deſſen Trümmern begraben, 183 Mann vom 14. Regiment. Noch wimmelte die Stadt von Truppen und dieſen Tapfern kam niemand zu Hülfe.

Der Herzog von Nemours, der als Regent an die Stelle des Königs trat und den Kampf mit den Inſurgenten wohl hätte aufnehmen können, hegte die thörichte Einbildung, ſein Vertrauen, ſeine Hingebung werde die Herzen des Volkes gewinnen. Er beharrte alſo nicht nur auf dem Befehl, die Soldaten ſollten nicht ſchießen, ſondern zog ſie auch überall zurück, ja er gab ſogar die

16 Pfennige verdient. Ist das ein angemessener Lohn? sind in Gegenden, wo das Holz den oben supponirten Preis hat, Taglöhner für eine ähnliche Summe zu haben?

Aus dem Harzscharren (der Pechnutzung) läßt sich allerdings eine nicht unerhebliche Nutzung ziehen, auch kann dasselbe stattfinden, ohne den Holzertrag wesentlich zu beeinträchtigen; versteht sich unter der Voraussetzung, daß nur in den Orten geharzt wird, welche für die nächsten Jahre zum Abtrieb bestimmt sind. Je mehr man aber die Pechnutzung zu steigern sucht, um so mehr ist der Holzertrag gefährdet, und je mehr man diesen schützt, um so unerheblicher wird jene. Ueberdies sind große Zuwachsverluste und Störungen in der Wirthschaft zu fürchten, wenn unvorherzusehende Ereignisse eine Aenderung in den Hauungen nöthig machen, und dann Orte, die bereits gelazt, d. h. Behufs des Harzausflusses mit Rissen versehen wurden, länger stehen bleiben müssen, als erwartet wurde; auch ist es wohl außer Zweifel, daß das geharzte Holz zum Bauen geringere Dauer, zum Brennen aber weniger Hitzkraft hat, und aus diesem Umstande, wie aus den übrigen Bedenklichkeiten, welche sich gegen die Harznutzung erheben lassen, scheint wenigstens hervorzugehen, daß dieselbe nur in solchen Gegenden an ihrem Platze ist, wo geringe Holzpreise bestehen.

C.

Tuilerien dem Volke Preis, während er der Herzogin Helene den Arm bot, um sie in die Kammer der Abgeordneten zu führen. Hier bildete er sich ein, werde er als Regent Anerkennung und Unterstützung finden. Der alte Dupin begleitete sie und sollte für sie das Wort ergreifen. Der kleine Thiers aber hatte sich schon wieder verschlupft. Er, dem die Hofintrigue vorzugsweise Schuld zu geben ist; er, welcher sich des alten Königs entledigen wollte, um unter der Regentschaft die Hauptrolle zu spielen, ließ jetzt die im Stich, die er irre geführt hatte. Man sah ihn das letztemal an diesem Morgen in der Deputirtenkammer, wo er bleich und verstört nur die Worte sprach: „die Fluth steigt, steigt" und verschwand.

Die Herzogin von Orleans war von ihren beiden jungen Söhnen begleitet. Indem Nemours sie in die Kammer führte, gaben beide den Beweis, daß sie sich um die Regentschaft nicht streiten wollten und es der Kammer überließen, ob sie es bei dem früheren Beschlusse hinsichtlich der Regentschaft Nemours bewenden lassen, oder die Herzogin Mutter zur Regentin erklären wollte. Beiden war es in dieser Schreckensstunde nur um die Erhaltung der Dynastie Orleans überhaupt zu thun. Als sie in die Kammer eintraten, befanden sich daselbst etwa 300 Deputirte unter dem Präsidenten Sauzet, von dem sie mit Ehrfurcht empfangen wurden. Ehe aber Dupin seinen Vortrag halten konnte, drang schon ein Haufe Volk mit Gewalt in die Kammer ein und besetzte die Gänge auf der linken Seite derselben. Als nun Dupin, schon eingeschüchtert, in unsicherer und ungeschickter Weise die Kammer aufforderte, etwas zu thun, was wie eine dem „neuen König", d. h. dem anwesenden jungen Grafen von Paris bewilligte Huldigung aussehe, fand er Widerspruch und zugleich vernahm man schreckliches Toben draußen, die Thüren wurden eingestoßen und bewaffnete Volkshaufen drangen mit zornigen Geberden ein, um die Ausrufung der Regentschaft zu verhindern. Der Lärm war entsetzlich. Endlich drang Lamartine mit seiner hellen Stimme

durch und verlangte, die Sitzung solle vertagt werden, denn in Gegenwart der Prinzessin könne man nicht debattiren. Sauzet ersuchte hierauf die Herzogin, mit ihrem Gefolge sich zurückzuziehen. Sie ahnte, das hieße sie mit allen ihren Ansprüchen abweisen, und zögerte. General Oudinot erhob sich, um für sie zu sprechen. Aber durch die Thür zur Linken drängte sich immer mehr und immer wilderer Pöbel ein. Die arme Herzogin wurde an die Wand zurückgedrängt. Da bestieg der Advokat Marie die Tribune und schlug vor, eine provisorische Regierung zu errichten, was mit rauschendem Beifall begrüßt wurde. Selbst der kleine Graf von Paris klatschte mit kindischer Unschuld in seine Händchen. In diesem Augenblick schlich sich Cremieux an die Herzogin mit einem Zettel, den sie vorlesen und worin sie erklären sollte, sie unterwerfe sich der Volkssouverainetät und erwarte von derselben, was über sie und ihre Familie werde beschlossen werden. Sie weigerte sich, diese verfänglichen Worte zu sagen, mit denen sie ihr ganzes Recht vergeben hätte. Dupin, selbst Odilon Barrot wollten das Blatt in ihrem Namen zur Geltung bringen, aber es war zu spät. Die bewaffneten Rotten, die den ganzen Saal einnahmen, waren nur gekommen, um das zu verhindern, was man für die Herzogin thun wollte. Die Herzogin selbst stand auf, um etwas zu sagen, aber Sauzet gab ihr das Wort nicht. Mittlerweile drang ein frischer Haufe Bewaffneter in den Saal und schrie: „keine Regentschaft!“ Unter ungeheurem Lärm bedeckte sich der Präsident, zum Zeichen, daß alle Ordnung aufgelöst und die Sitzung aufgehoben sey. Man bemerkte, aus dem wilden Haufen hervorragend, eine Fahne, die bisher über dem Thron des Königs in den Tuilerien aufgepflanzt gewesen war, und erkannte daraus, der Pöbel habe das Schloß geplündert. „Diese Fahne,“ schrie Dunoyer, der Anführer des Haufens, „beweist euch, daß wir Herren geworden sind, und hunderttausend Kämpfer stehen draußen, die weder einen König, noch eine Regentschaft wollen.“ Zugleich schrien andre: wo ist sie, wo ist sie? und stürmten mit blanker

Waffe auf die Ecke ein, in welche die Herzogin zurückgedrängt worden war. Unter entsetzlichem Lärmen und Geschrei wurde sie, halb getragen, von den Deputirten fortgebracht, im Gedränge gegen eine Glasthür gestoßen, die davon zusammenbrach, doch glücklich in den Garten geführt, wohin man auch den Grafen von Paris rettete. Ihr jüngster Sohn aber, der kleine Chartres, im Gedränge unter die Füße getreten, wurde nur wie durch ein Wunder von einem Elsäßer, Namens Lipmann, der ihn wiedererkannte, aufgefunden und der Mutter zugeführt, nachdem sie Paris schon verlassen hatte. Der Herzog von Nemours entkam in einer Verkleidung.

Mitten in dem ungeheuren Tumult hatte Lamartine die Rednerbühne bestiegen und wartete ruhig ab, bis man ihn wieder hören wollte. Unterdessen wurden geschwind die Namen der Männer, aus denen man die provisorische Regierung bilden wollte, auf einen Zettel geschrieben und der greise Dupont de l'Eure, der Großvater der Opposition (seit Lafayette nicht mehr lebte) mit Ausrufung derselben beauftragt. Es waren die Namen: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Cremieux. Einige verlangten noch Louis Blanc hinzu, den aber Lamartine, die Seele dieser Intrigue, zu escamotiren verstand. Nachdem die Deputirtenkammer, wenn man eine Versammlung noch so nennen darf, in die der bewaffnete Pöbel sich eingedrängt hatte, durch Acclamation die neue Regierung genehmigt hatte, gab Lamartine den Rath, dieselbe solle sich unverweilt nach dem Stadthause begeben. Das hatte seinen guten Grund, weil Lamartine benachrichtigt worden war, auf dem Stadthause etablire sich schon etwas von einer republikanischen Regierung von socialistischer Färbung. Daß dieses Extrem nicht zur Herrschaft gelange, war Lamartine's dringende Sorge. *)

*) Obgleich Lamartine in seiner Schilderung dieser Ereignisse von Selbstlob strotzt und damit keinen guten Eindruck macht, muß man ihm doch zugestehen, daß er es war, der damals den Kopf am aufrechtesten

Unterdeß war das Volk in die Tuilerien eingedrungen und hatte dort so gehaust, wie im Palais Royal. Möbeln, Vasen, Gemälde, Kronleuchter, alles wurde zerschlagen und zu den Fenstern hinausgeworfen. Ein Proletarier mit kothigen Stiefeln sprang auf den Thron und schwang eine rothe Fahne. Diesen Thron schleppten sie dann im Triumph durch die Straßen, um ihn in einem Freudenfeuer zu verbrennen. Auch eine Büste Ludwig Philipps wurde zusammengeschossen. Dagegen begrüßte man ein schönes Crucifix von Elfenbein mit Ehrfurcht. Alle zogen vor ihm den Hut ab und man trug es, damit es einen seiner würdigen Platz finde, in die Rochuskirche. Dieser Zug beweist, wie sehr sich die Stimmung in Bezug auf die Religion geändert hatte. Das gemeine Volk war Herr geworden im Palast der Könige, aber es beugte sich demüthig vor dem Herrn aller Herren. — Im Allgemeinen walteten Scherz und Freude vor. Die armen Arbeiter machten sich's bequem auf Kissen von Sammet und Seide. Man plünderte Küche und Keller des Königs, man richtete sich in den Tuilerien förmlich ein. Ganze Haufen Volks schlugen darin ihre Wohnung auf und sonderlich die Damen von St. Lazare. Im Kloster St. Lazare, zugleich Gefängniß und Spital für lasterhafte Weiber, befanden sich damals 1300 solcher Wesen, die man Vésuviennes nannte. Sie wurden während des Aufstandes befreit und zogen in die Tuilerien ein, um hier Schauspiele aufzuführen, wie sie noch niemals ein Königspalast gesehen hatte.

Auf dem Stadthause waren bereits Louis Blanc, Marrast, Bastide, Flocon und andere Häupter der Republikaner und Socialisten anwesend und würden sich ohne Zweifel als Gegenregierung proclamirt haben, wenn die aus der Kammer angelangte Regierung nicht für rathsam gehalten hätte, sie sofort mit sich zu verschmelzen. Um die Deputirtenkammer und ihren eben gefaßten

trug, am hellsten sah, am eindringlichsten sprach und die ganze Revolution nach seinem Willen lenkte.

Beschluß zu achten, nahm man sie anfangs nur als Secretaire auf, bald aber gingen sie unmittelbar in die Regierung über. Das führte nun zu einigen Uebelständen, indem bald der, bald jener Befehle ertheilte, um irgend eine dringliche Sache des Augenblicks zu erledigen, und die Befehle keineswegs alle in demselben Geiste abgefaßt oder nur den übrigen Regierungsmitgliedern bekannt waren. Im Ganzen aber war es gut, daß nur eine Regierung anerkannt wurde, weil sonst ein neuer blutiger Kampf entbrannt wäre. Das bewaffnete Volk wollte wissen, woran es sey, und belagerte förmlich das Stadthaus. Die neuen Regenten hatten keinen Augenblick Ruhe. Alle Zimmer waren mit Menschen vollgepfropft, die abwechselnd kamen und gingen. Man bemerkte, daß ein Theil dieses zudringlichen Volkes von den Socialisten aufgereizt war, um wo möglich die gemäßigteren Männer aus der Regierung zu verdrängen. Gewalt und Mord wollten sie, als zu gehässig, dabei nicht anwenden, aber Schrecken und Belästigung. Indessen hielt Lamartine mit bewundernswürdiger Ruhe auch wieder in diesem Sturm aus. Tag und Nacht vom Pöbel umringt und bedroht, hörte er doch nicht auf, den Leuten Vernunft zu predigen, und wich nicht vom Platze.

Die erste Frage war, sollte man sogleich die demokratische Republik ausrufen? Viele wollten es, der bewaffnete Volkshaufen schien nicht eher weichen zu wollen, bis er das erlangt hätte; allein Lamartine setzte durch, daß die provisorische Regierung in ihrer Proclamation an das Volk die Republik nur ausrief „unter Vorbehalt der Genehmigung durch das Volk", daß es mithin der neuzuwählenden Volksrepräsentation überlassen blieb, die künftige Staatsform zu wählen. Damit war Zeit gewonnen und dem Ungestüm der Socialisten Halt geboten. Auch hatte Lamartine den klugen Einfall, zum Schutz der Regierung und der Stadt Paris aus den jungen Leuten, die gerade jetzt das gefährlichste Element waren, eine Mobilgarde zu bilden. Er wußte, die Jugend gefällt sich in neuen Uniformen und bildet, sonderlich in Frankreich, gern

taktische Körper. Mit ihrem neuen Dienst waren sie der Wühlerei entzogen.

Das alles wurde noch in der Nacht des 24. ausgemacht. Am Morgen des 25. aber drängte sich der Pöbel abermals in das Stadthaus und diesmal noch grimmiger, als gestern. Man sah Lagrange mit bloßem Säbel umhergehen, als durch sich selbst ernannten Gouverneur des Stadthauses, voll Argwohn gegen die neue Regierung, voll Lust, sie niederzusäbeln, und doch durch eine geheime Angst zurückgehalten. Das Proletariat zitterte, den Bruch mit der gebildeten Gesellschaft zu vollenden. Waren es dunkle Erinnerungen an den Terrorismus der ersten französischen Revolution, seiner Verbrechen und seines kläglichen Ausgangs, was ihm Gewissensscrupel erregte? Damals war die Mobilgarde noch nicht organisirt, die Nationalgarde demoralisirt und vom Pöbel auf die Seite geschoben. Niemand hätte Lamartine und die Gemäßigten unter den Regenten gerettet, wenn Lagrange ihr Blut gefordert hätte. Der Aufruhr war eines so schrecklichen Entschlusses aber nicht fähig, er besann sich und damit war für Lamartine alles gewonnen. Der Versuch, ihn, dem man den Kopf abzuschneiden nicht das Herz hatte, durch Ekel zu vertreiben, war eben so unwürdig, als vergeblich. Von allen Seiten wurden menschliche Leichen und todte Pferde nach dem Stadthause geschleppt und die untern Räume desselben, sogar die Treppen damit belegt. Durch Gestank glaubte Lagrange, werde sich der feinsinnige Dichter vertreiben lassen, aber Lamartine hielt aus. Man umringte ihn und stieß die schrecklichsten Drohungen aus. Immer neue Schaaren von Bewaffneten drangen in das Stadthaus und füllten den Platz vor demselben, Kopf an Kopf. Sie brachten die rothe Fahne wieder und verlangten die „rothe" Republik, die rein demokratisch-socialistische mit der Andeutung, daß wer sie nicht wolle, dessen Blut fließen müsse. Aber es war ihnen nicht Ernst mit dieser Drohung. Sie hatten geheimen Befehl, die Regierungsmitglieder nicht zu ermorden. Durch dieselben, nicht ohne sie hofften sie ihren Zweck zu erreichen

und vor dem Lande und ganz Europa gerechtfertigt dazustehen. Durch ein neues Blutbad in Paris dagegen besorgten sie mit Recht, nur eine kurze Herrschaft zu erobern und sich allgemein verhaßt zu machen. Mitten in ihrem Gedränge und Wuthgeheul hielt Lamartine vom Balkon des Stadthauses herunter eine unsterbliche Rede, worin er ihnen sagte: „eure rothe Fahne hat keine andre Runde gemacht als über das Marsfeld und sich im Blute des Volkes getränket, die dreifarbige Fahne aber, die ihr jetzt verdrängen wollt, hat mit dem Ruhme Frankreichs die Runde um die Welt gemacht.“ Die Wahrheit seiner Worte besiegte den Aufruhr, die Appellation an die Nationalehre traf die wilden Herzen auf dem rechten Flecke. Niemand wagte den Sprecher der Nation anzutasten. Er empfing Beifall und Liebkosungen. Unterdeß hatten sich auch die wohlhabenden Bürger von Paris wieder gefaßt und aus Furcht vor einer socialistischen Erhebung zusammengeschaart, um die bedrohte Regierung im Stadthause zu retten. In dem Maaß, wie ihre Bataillone auf dem Greveplatze anlangten, zog sich die Volksmasse mit der rothen Fahne grollend, aber ohne Widerstand zurück.

Am 26. erneuerte sich das Andrängen des Volks gegen das Stadthaus, allein mehr, um der Regierung Beifall zu zollen. Louis Blanc und Lamartine zeigten sich dem Volk als einig und einverstanden, was sehr zur Beruhigung beitrug. Man war in einem Rausch der Freude und Großmuth. Lamartine durfte, ohne einen Vorwurf zu fürchten, Befehl ertheilen, daß dem König auf seiner Flucht Vorschub geleistet und derselben nichts in den Weg gelegt werde.

Der König mit seiner Gemahlin, dem Herzog von Montpensier und dessen Gemahlin und mit der Herzogin von Nemours war über St. Cloud und Trianon nach Dreux entkommen, wo er ein wenig ruhte und von wo aus er an Montalivet die ersten Befehle sandte, sein zurückgelassenes Vermögen betreffend. Er hatte nichts mitgenommen. Der geizigste Mann in Frankreich hatte sich

ſo überraſchen laſſen, daß er Reiſegeld borgen mußte. Um unbemerkter nach England zu entkommen, beſchloß der König mit der Königin einen andern Weg zu machen, als Montpenſier mit den beiden jüngern Damen. Aus Furcht, gefangen zu werden, hielt er ſich neun Tage lang in einem Gartenhauſe bei Evreux verſteckt, während Freunde ihm Gelegenheit zur Ueberfahrt von Havre nach England verſchafften, auch wurde er noch weitere fünf Tage durch widrige Winde aufgehalten. Man erkannte ihn bei der Abreiſe und erwies dem Unglück Ehrfurcht. Am 3. März landete er in England, wo ihm ſein Schwiegerſohn, König der Belgier, das Schloß Claremont einräumte. Alle übrigen Glieder der königlichen Familie kamen glücklich nach. Nur die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern ging nicht nach England, ſondern wandte ſich nach Deutſchland, wo ſie im Bade Ems von ihrer Mutter empfangen wurde. Sie blieb auch in Deutſchland, um den Grafen von Paris fern von jeder Familienintrigue zu halten und ihn als einen hoffnungsvollen Jüngling heranzuziehen, der, an den Sünden ſeines Großvaters völlig unſchuldig, nur deſſen Recht geerbt hatte. Großen Scandal erregte die Ankunft des Herzogs von Montpenſier in London. Palmerſton war ihm ſeit der ſpaniſchen Heirath bitterböſe und drohte jetzt, wenn er in Spanien Unruhen erregen wolle, werde er die ganze Familie Orleans aus England vertreiben. Der Prinz ging nach Spanien, fand aber dort keine Sympathie und verließ Madrid wieder in Folge einer drohenden Note aus Paris.

Die neue Regierung in Paris befeſtigte ſich mittlerweile von Tage zu Tage, Dank dem geſunden Verſtande Lamartine's. Am 27. Februar wurde Louis Blanc zum Miniſter des Fortſchritts ernannt und damit den Socialiſten nicht etwa die Regierungsgewalt übertragen, ſondern nur eine Bürgſchaft gegeben, daß man von der „Organiſation der Arbeit“ ſo viel verwirklichen wolle, als möglich ſey. Dieſen Troſt mußte man den Arbeitern geben, ſonſt würde keine Ruhe eingetreten ſeyn. Lamartine war freimü-

thig genug, offen zu erklären, eine durchgreifende Organisation der Arbeit sey etwas Unmögliches, nur annähernd lasse sich hier etwas thun. Man gab den Arbeitern den Palast Luxemburg, aus dem die Pairskammer verschwunden war, und ließ sie hier auf den prächtigen Sitzen der Pairs einen Congreß halten, um über die Maaßregeln, die zu ihren Gunsten getroffen werden könnten, selbst zu berathen. Zu ihrem Vorstande wurde Albert berufen, ein gewöhnlicher Arbeiter in der Blouse, den man bereits auf dem Stadthause neben Louis Blanc in die Regierung aufgenommen hatte. Bei seinem Anblick konnten die Arbeiter sich einbilden, sie selbst seyen es jetzt, die sich und ganz Frankreich regierten. Wie sehr man sich täuschte und alles nur Nothbehelf für den Augenblick war, erhellt daraus, daß Albert und Louis Blanc selbst für die Arbeiter nichts Besseres zu thun wußten, als große s. g. Nationalwerkstätten zu errichten, in denen jeder Arbeit und Lohn finden sollte, der es nöthig hatte. Da in diesen Werkstätten die Arbeit, zumal damals, nicht mit großer Strenge überwacht werden konnte und doch gut bezahlt wurde, drängten sich faule Arbeiter in Masse, selbst vom Lande herbei, und verließen die Privatwerkstätten, in denen sie hätten fleißiger seyn müssen. Das ganze Arrangement war im höchsten Grade unnatürlich. Bald mußte sich die Unmöglichkeit herausstellen, eine Zahl von Arbeitern, die in wenigen Wochen von 20,000 auf das doppelte und vierfache stieg, täglich auf Kosten des Staats und zum Nachtheil aller Privatgewerbe zu unterhalten. Da sowohl Socialisten als Communisten bisher von der Forderung ausgegangen waren, der Staat müsse die Arbeit organisiren oder wenigstens für die Arbeit sorgen, waren sie selbst Schuld, daß jetzt der Staat den Versuch machte, der nicht durchführbar war. Sie konnten wenigstens am guten Willen des Staats nicht zweifeln, wenn auch der Versuch mißglückte. Sie selbst hatten gefehlt, indem sie nicht vorher besser überlegt hatten, daß die Arbeit vom Staate nur geschützt, aber nicht bestellt werden kann. Es ist charakteristisch, daß in Frankreich

immer an den Staat appellirt und von ihm gefordert wird, was nur die Gesellschaft als solche unter dem Schutz des Staates oder auch unabhängig von ihm leisten kann. In England hatte man das besser begriffen. Hier war es die freie Association allein, durch welche die Arbeiter zum Zweck zu kommen hofften und in Leeds, wo sie große Maschinenkräfte durch gemeinsames Zusammenwirken ankauften, auch wirklich dazu kamen. Louis Blanc spielte in einer Rede am 10. März darauf an, aber ohne den Gedanken zu verfolgen. Die Nationalwerkstätten in Paris waren Staatsanstalten, nicht wie die Etablissements zu Leeds Eigenthum der Association. Wenn aber auch der erste Versuch, das arbeitende Proletariat zu befriedigen, nicht gelang, so ist nichtsdestoweniger der socialistische Charakter der Februarrevolution im Gegensatz gegen den blos politisch-liberalen Charakter der Julirevolution von großer welthistorischer Bedeutung gewesen. Das wahre, tiefe, eigentliche Bedürfniß der Massen kam doch zum erstenmal zur Sprache. Alle nachfolgenden Regierungen in Frankreich konnten sich daraus die Lehre ziehen, daß sie Haltbarkeit und Dauer nur gewinnen könnten in dem Maaß, in welchem es ihnen gelingen würde, die sociale Noth zu lindern, die ungeheure Masse armer Arbeiter wenigstens annähernd zu befriedigen.

Die provisorische Regierung wurde mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung in ganz Frankreich anerkannt. Marschall Bugeaud stellte ihr seinen Degen zur Verfügung, die ganze Armee folgte nach. Auch Algier unterwarf sich; der Herzog von Aumale, welcher dort commandirte, übergab den Oberbefehl an den General Changarnier, und reiste mit seinem Bruder Joinville, der bisher die Flotte befehligt hatte, nach England ab. An Changarniers Stelle schickte die Regierung den General Cavaignac, Bruder eines einflußreichen Republikaners, nach Algier. Auch der Klerus schloß sich der neuen Regierung an, von welcher er freundlich begrüßt wurde. Von einer Kirchenverfolgung war in dieser Revolution nicht mehr die Rede, denn es waren nicht mehr die

Leichenhäuser oder keine?

Von einem Arzte.

Als vor Kurzem in diesen Blättern die Rücksichten auseinander gesetzt wurden, welche von Seiten des Arztes als die wichtigsten erscheinen, um, so viel an ihm ist, der Euthanasie zu genügen, wurde zugleich bemerkt, daß die menschliche Leiche, bis zu dem Gange nach dem Grabe, unserer Sorge nicht fremd werden dürfe; es wurde behauptet, daß eine übertriebene Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, wie sie Sorge im Leben sey, auch das Sterben erschwere, und daß die Existenz von Leichenhäusern dieser Sorge entgegenwirken, und dabei noch den Nutzen haben solle, daß sie bei beengten wohnlichen Räumen die Todten von den Lebendigen trennten.

Die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Leichenhäuser oder ihrer Surrogate erscheint keineswegs müßig, da sie im Interesse des Publikums und in dem des Arztes, dem die Sorge für Kranke und Todte am Herzen liegt, neuerdings wieder mit den entgegengesetztesten Ansichten häufig besprochen wurde, und so die Akten nichts weniger als geschlossen sind. Es ist zwar schon so unendlich viel Neues und Wiederholtes über den Gegenstand gesprochen, daß Mancher sogar behaupten dürfte, es könne dem Gesagten nichts mehr hinzugefügt werden, und es komme darauf an, die Regierungen oder die Communen in gebräuchlicher Langsamkeit überlegen zu lassen, was zu thun sie für gut finden. Dem ist aber in der That nicht so; bei einem Institute, welches so direct in das Interesse eines jeden Menschenlebens eingreift, wird eine jede neue Beleuchtung auch eine neue Seite auffassen:

gebildeten und aufgeklärten Leute, welche die Revolution gemacht hatten, sondern die Männer aus dem gemeinen Volke.

Lamartine, welcher das auswärtige Amt übernommen hatte, setzte sich sogleich mit allen fremden Mächten in Verbindung und gab überall hin Versicherungen des Friedens. Ein würdevolles Manifest gab diesen Gesinnungen die Oeffentlichkeit und wurde allgemein als wohlwollend und zeitgemäß anerkannt. England war es auch diesmal wieder zuerst, welches sich mit Frankreich auf einen freundschaftlichen Fuß setzte. Die meisten übrigen Mächte hatten, da sich die Revolution über den Rhein hinüber fortsetzte und ganz Mitteleuropa erschütterte, zu viel mit sich selbst zu thun, um ihre volle Aufmerksamkeit auf Frankreich richten zu können, und mußten, nächst Gott, dem sanften Dichter an der Spitze der französischen Republick danken, daß Frankreich selbst sich ruhig verhielt und keinerlei Einmischung in Italien oder Deutschland versuchte.

Ueber diesen wichtigen Dingen hatte man die Tuilerien vergessen. Erst nach vierzehn Tagen ließ die Regierung den Palast der Könige von seinen bisherigen Bewohnern, der Hefe des Pariser Pöbels, räumen. Schon am 26. Februar hatte man hier einen großen Volksball gegeben und die Orgien hatten seitdem fortgedauert. Die Vesuviennes hatten sich als ein bewaffnetes Amazonencorps organisiren wollen. Caussidière, als Präfect von Paris, machte dem Unfug ein Ende. Die wilde Rotte drohte, den Palast in Brand zu stecken, wenn man ihr nicht eine Summe Geldes auszahle, aber man vertrieb sie mit Gewalt. Die Tuilerien wurden zu einem Invalidenhaus für alte oder verkrüppelte Arbeiter bestimmt. Das schöne Lustschloß Neuilly, Ludwig Philipps Lieblingssitz, und eine prächtige Villa Rothschilds waren wirklich von einer andern Rotte niedergebrannt*) worden. Die Armuth wollte

*) In Neuilly feierte der Pöbel in den königlichen Sälen wüste Orgien, als die Betrunkenen ein Branntweinfaß zerschlugen und den ausfließenden Spiritus anzündeten, dessen Flamme sich rasch verbreitete.

ſich an den beiden Perſönlichkeiten rächen, die den meiſten Reichthum zuſammengeſcharrt hatten.

Nachdem die öffentliche Ordnung wiederhergeſtellt war, organiſirten ſich die Parteien in den Klubs. Das Vereinsrecht wurde unumſchränkt geübt und man arbeitete auf die neue Verfaſſung hin. Die Regierung erklärte nämlich die alte Kammer für aufgelöst und ſchrieb Neuwahlen zu einer Nationalverſammlung aus, welche die künftige Verfaſſung endgültig feſtſtellen ſollte. Die republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Klubs, ſo wie ihre Preſſe, hatten anfangs entſchieden die Oberhand. Sie gehörten der ſiegenden Partei an, man fürchtete ſich vor ihnen. Sie mußten ſich erſt durch Uneinigkeit und Mißgriffe ſchwächen, ehe die Gegenpartei, die ziemlich alle gemäßigten Meinungen umfaßte, wieder erſtarken konnte. Anfangs nahm alles die Phyſiognomie der erſten franzöſiſchen Revolution an. Liberté, égalité, fraternité prangten wieder in tauſend Ueberſchriften. Jedermann hieß citoyen, und monsieur war verbannt. Ueberall wurden wieder Freiheitsbäume gepflanzt und rothe Mützen aufgeſetzt. Bei den öffentlichen Feſtlichkeiten figurirte wieder die Göttin der Freiheit mit dieſer Mütze. Unter den Regierungsmitgliedern war es der Jude Cremieux, welcher die der neuen Republik ihre Huldigung darbringenden Deputationen empfing. Eine der prächtigſten war die „des Orients von Frankreich“ mit allen Ordensinſignien der Freimaurer. Ihr Sprecher Pagnerre rühmte, die Maurer ſeyen nicht nur als Brüder immer gute Republikaner, ſondern auch „Arbeiter in den maureriſchen Werkſtätten“ geweſen, ihre Loge ſey nur ein Vorbild der Nationalwerkſtätten. Cremieux antwortete entſprechend. Ein andrer Jude, Goudchaux, wurde Finanzminiſter. Dagegen floh der Pariſer Rothſchild, deſſen Villa man verbrannt hatte, nach England. In Paris ſelbſt tauchte damals in einem Klub der Vorſchlag auf, das ganze Vermögen Rothſchilds in Beſchlag zu nehmen, um dem Volke zurückzugeben, was ihm durch Börſenwucher geraubt worden. Auch im

Elſaß wurden die Juden, die alte Peſt des Landes, von den Bauern verfolgt.

Am weiteſten gingen die communiſtiſchen Klubs unter Cabets und Raſpails Vorſitz; ihnen zunächſt ſtanden Barbès und Blanqui, die aber uneinig waren. Daß die Revolution keine politiſche, ſondern eine ſociale ſey, daß wenigſtens eine völlig demokratiſche Republik geſchaffen werden müſſe, um den Socialismus weiter zu entwickeln, war ihr Grundgedanke und man kann nicht leugnen, daß derſelbe natürlich war und fruchtbar hätte werden können, wenn die Menſchen ein richtigeres Verſtändniß von der Löſung ſocialer Fragen, mehr Ruhe und ſittlichen Ernſt gehabt hätten. Allein die Sorge, man werde zuletzt wieder einer Reaction unterliegen, reizte viele Volksmänner zur Wuth und zu Forderungen im Style von Robespierre und Marat. Aeußerungen des unverſöhnlichſten Haſſes gegen alle höheren Claſſen. Und die Ungebundenheit, deren ſich die unterſte Claſſe damals erfreute, brachte auch in die Klubs und in die Preſſe wieder den Schmutz des Sanculottismus, wie in der erſten Revolution. Es tauchten Pöbeljournale auf unter dem Namen la guillotine, la canaille, le pilori, la carmagnole, Robespierre ꝛc., welche offen zum Morde der Reichen, zu Plünderung und Brand aufforderten. Dieſe Extreme der Rohheit und Gemeinheit wurden von den beſſern Republikanern mißbilligt, dadurch aber kam Zwietracht in die Reihen der bisherigen Sieger, während die wohlhabenden und gebildeten Claſſen, faſt mehr noch in den Provinzen als in der von den Klubs terroriſirten Hauptſtadt, ſich verabredeten, in die Nationalverſammlung nur ſolche Männer zu wählen, welche der Republik abgeneigt waren. Die Furcht vor Ausſchweifungen des Pöbels war damals allgemein, der Glaube an eine Republik, die von denſelben frei bleiben könnte, ſehr gering.

Cabet, Raſpail und Blanqui bildeten eine Art Triumvirat der extremen Partei und trachteten das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es noch glühte. Indem ſie am 17. März eine Armee von

150,000 Blouſenmännern aufſtellten und zum Regierungsgebäude führten, gaben ſie denſelben die Parole „vive Ledru Rollin!“ Das hieß ſo viel, als Lamartine und die gemäßigten Regierungsmitglieder ſollten abtreten und Ledru Rollin mit den entſchiedenen Republikanern das Staatsruder in die Hand nehmen. Zugleich forderten ſie, die Einberufung der Nationalverſammlung noch bis Ende April zu vertagen, um bis dahin ihre Streitkräfte noch beſſer organiſiren zu können, und Fernhaltung der Truppen von Paris. Dies alles wurde ihnen auch wirklich zugeſtanden, nur um ſie wieder los zu werden. Aber Ledru Rollin wurde nicht Haupt der Regierung, Lamartine wurde nicht entfernt und ließ ſich nicht einſchüchtern. Inſofern hatten die Artumvirn nichts Weſentliches durchgeſetzt und hätten ihre Kundgebung unterlaſſen können. Die Halbheit mußte ihnen ſchaden. Sie fuhren fort, ihre Grundſätze durch Klubreden und durch die Preſſe zu predigen, und drangen darauf, daß als Princip der künftigen Verfaſſung das Verbot der Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen (l'exploitation de l'homme par l'homme) feſtgeſtellt werde, daß es mithin keine Herren und Diener mehr geben dürfe, und daß, was die Hauptſache war, auch das Verhältniß der induſtriellen Unternehmer und Grundbeſitzer zu den Arbeitern ein weſentlich anderes werden müſſe.*) Nachdem dieſe Frage vielfach durchgeſprochen und immer wieder vorgebracht worden war, zogen am 16. April, an einem Sonntage, wieder 40,000 Arbeiter vor das Regierungsgebäude, um eine Petition in dieſem Sinne zu übergeben. Aber ihre Zahl war nicht nur um vieles geringer, als am 17. März, ſondern ſie waren auch nicht mehr allein die Herren der Stadt. Denn kaum hatten ſie ſich in Bewegung geſetzt, als auch die Trommel gerührt wurde und

*) Im Anfang des April ſah man in den Straßen von Paris ganze Reihen kleiner, dreifarbiger Fahnen mit der Inſchrift: terme donné (erlaſſene Miethe), zum Zeichen, wie viele Hauseigenthümer es damals räthlich gefunden, den armen Arbeitern die Hausmiethe zu erlaſſen, und zur Nachachtung für ſolche, die es noch nicht gethan.

100,000 Mann Nationalgarde und Mobilgarde bereit ſtanden, jeden Verſuch der Ruheſtörung abzuſchlagen, unter dem lauten Ruf à bas Cabet, à bas le communisme! Von dieſem Tage an durfte ſich die extreme Partei als die ſchwächere und als beſiegt anſehen. Unter dem Vorwand, den Truppen neue republikaniſche Fahnen austheilen zu müſſen, wurden die Linienregimenter in die Stadt zurückgerufen und fraterniſirten enthuſiaſtiſch mit der Nationalgarde, am 21. April. — Wegen der Wahlen kamen die Parteien auch in den Provinzen hin und wieder zum Kampf. In Rouen wurden die Arbeiter am 28. April in einer blutigen Straßenſchlacht bezwungen.

Zwei Tage ſpäter wurden alle Wahlen in Frankreich vorgenommen und am 4. Mai die Nationalverſammlung in Paris eröffnet. Der greiſe Dupont de l'Eure legte im Namen der proviſoriſchen Regierung feierlich die höchſte Gewalt in die Hände der Verſammlung nieder, welche ſofort einſtimmig und jubelnd der Republik acclamirte. Lamartine vertheidigte die von der bisherigen Regierung eingehaltene Politik nach außen und nach innen und erndtete verdienten Beifall. Die weitaus größte Mehrheit der Verſammlung war gemäßigt, viele Mitglieder wünſchten insgeheim die Reaction. Indem ſie nun eine proviſoriſche Executivcommiſſion wählte, welche bis zur Vollendung des Verfaſſungswerkes die Geſchäfte führen ſollte, fiel die Wahl auf Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Ledru Rollin. Von Louis Blanc und Albert war nicht mehr die Rede und ſomit waren die Socialiſten aus der Regierung ausgeſtoßen.

Dieſe Niederlage diente jedoch der extremen Partei zur Stärkung, denn ihre bisherige Zwietracht hörte auf. Louis Blanc und Albert, als Regierungsmänner bisher dem Tumulte abgeneigt, wurden jetzt wieder die alten Volksmänner und durch ihre Einigkeit im Unglück wurde die Partei wieder ſtark. Auch die Verzweiflung gab ihr Stärke. Sollten ſo ungeheure Anſtrengungen gemacht, ſollte ſo viel Blut gefloſſen ſeyn, um wieder nur zu der

Wucherwirthschaft der höhern Classen zurückzukehren und daß nichts, aber auch gar nichts für das nothleidende Volk, für die Arbeiter geschehe? Sollten sich diese tapfern Arbeiter wieder wie 1830 betrügen, bei Seite schieben, von den Reichen abermals „exploitiren" und noch dazu verhöhnen lassen, wieder nur im Schweiß ihres Angesichts für den Luxus der Reichen arbeiten und selber darben und ausgelacht werden? Diese Aussicht lag nahe und reizte die Arbeiter zu furchtbarem Zorne. Der erste beste Anlaß wurde benutzt, um loszuschlagen. In der Nationalversammlung war eben darauf angetragen worden, etwas für die Polen zu thun. Die zahlreichen polnischen Flüchtlinge, früher in die Provinzen verwiesen, hatten sich in Paris vereinigt und nur die Eröffnung der Nationalversammlung abgewartet, um durch ihre Freunde die Sache Polens der französischen Großmuth zu empfehlen. Ein polnischer Aufstand im Posen'schen wurde nur als Vorläufer einer Gesammterhebung der Polen angesehen. Die damalige Revolution in Deutschland schien eine Demonstration der Franzosen für Polen nur begünstigen zu können. Die socialistischen Triumvirn, mit denen jetzt Louis Blanc zusammenwirkte, hofften sich die Allianz der liberalen und bonapartistischen Partei zu erkaufen, indem sie plötzlich die polnische Frage aufgriffen und hinter einer künstlichen Schwärmerei für dieselbe die Arbeiterfrage versteckten.

Am 15. Mai vereinigten sich alle ihre Klubs auf dem Bastilleplatz und bildeten einen Zug von 100,000 Menschen, um der Nationalversammlung eine Petition für die Polen zu übergeben. Darin wurde ein großer Kriegszug nach Polen und eine Milliarde für die Armen verlangt, welche von den Reichen erhoben werden sollte. Caussidière, Polizeipräfect von Paris, war zufällig krank und neigte überhaupt mehr zu Louis Blanc hin, als zu Lamartine. Ob er absichtlich oder unabsichtlich handelte, ist nicht klar ermittelt worden; jedenfalls trifft ihn die Schuld, seine Pflicht versäumt und keine Vorkehr zum Schutz der Nationalversammlung getroffen zu haben. General Courtais, der die Linientruppen commandirte,

verſah es ebenfalls, indem er ſich in der Nationalverſammlung befand, getrennt von ſeinen Truppen, als der große Arbeiterzug ſchon hereinbrach und die Verſammlung umzingelte. Ein halbes Bataillon Mobilgarde, welches der Verſammlung zur Schutzwache diente, wurde in einem Hofe förmlich eingeſperrt und bekam, man weiß nicht von wem, den Befehl, ſich ruhig zu verhalten. General Tampour, Commandant der geſammten Mobilgarde, wurde von dem eindringenden Volke auf einer Gallerie der Verſammlung eingeſperrt, und Courtais, der immer zu ſeinen Soldaten hinaus wollte, vom Volke nicht mehr durchgelaſſen.

Unter ungeheurem Tumult ſchlugen die Volksmaſſen wieder alle Thüren ein, erfüllten den Saal der Verſammlung, bemächtigten ſich der Rednerbühne, bedrohten den Präſidenten und wollten wie früher am 24. Februar unter dem Schein, als thue es die Nationalverſammlung ſelbſt, eine neue proviſoriſche Regierung ausrufen. Ein gewiſſer Huber beſtieg die Tribune und proclamirte die Auflöſung der bisherigen Regierung, um an deren Stelle eine neue zu ſetzen. Dieſe neue Regierung, an deren Spitze ſich Barbès ſtellte, etablirte ſich in demſelben Augenblicke ſchon im Stadthauſe. In der Verſammlung ſelbſt gaben ſich die Inſurgenten viele Mühe, Ledru Rollin auf ihre Seite zu ziehen, und wollten ihn zum Haupte der neuen Regierung machen, aber er weigerte ſich ſtandhaft. Lamartine ſtrengte ſich daher wieder an, den Aufſtand durch ſeine Beredtſamkeit zu beſchwichtigen, aber nur gegen Einzelne, weil er nicht im Beſitz der Tribune war. Man muß ſich wundern, daß die Verſchworenen den Sieg, den ſie bereits errungen hatten, und die gänzliche Decontenancirung ihrer Gegner nicht benutzten. Es ſtand bei ihnen, die Regierungsmitglieder, die Generale und alle Mitglieder der Nationalverſammlung, die ihnen feindlich geſinnt waren, mit einem Schlage zu ermorden oder wenigſtens zu verhaften. Aber ſie thaten das nicht und ließen ihren Gegnern Zeit, ſich zu beſinnen, geheime Befehle nach außen zu ertheilen, oder auch einzeln durch das Gedränge zu entwiſchen. Da hörte man

auf einmal von ferne den Generalmarsch schlagen. Die Nationalgarde sammelte sich. Ein Theil des Volks verlief sich aus der Nationalversammlung, um auf die Straße zu eilen. Die in ihrem Hof eingeschlossene Mobilgarde brach die Gitter und stellte sich Lamartine und den Mitgliedern der Nationalversammlung, die bisher den Sturm im Saale ausgehalten hatten, zur Verfügung. Lamartine sagte zu Ledru Rollin: „Die Aufrührer haben Ihren Namen mißbraucht, strafen Sie dieselben Lügen und ziehen Sie mit mir gegen das Stadthaus!“ Ledru Rollin entsprach dieser ehrenvollen Aufforderung. Beide setzten sich zu Pferde und eilten, begleitet von einigen Truppen und Nationalgarden, nach dem Stadthause, um Barbès' neue Regierung im Keime zu ersticken. Man durfte keinen Augenblick versäumen, denn noch herrschte die größte Unordnung in der Stadt. Courtais, kaum aus den Händen des Volks befreit, war von seinen eigenen Soldaten gefangen genommen worden, weil sie ihn für einen Verräther hielten. Aber die Insurgenten wußten die Vortheile, die sie errungen hatten, nicht festzuhalten und zeigten unerwarteterweise gar keine Energie. Barbès ließ sich mit den Seinigen im Stadthause ohne Widerstand gefangen nehmen. Als die Nationalgarde und die Truppen, über die man dem General Bedeau den Oberbefehl übergeben hatte, die Straßen durchzogen, fanden sie keine Barrikaden und die Arbeiter waren wie verschwunden. Es ist schwer, die geheimen Motive zu ermitteln, aus welchen an diesem Tage von den Socialisten gehandelt und nicht gehandelt worden ist.

Am folgenden Tage wurde Caussidière abgesetzt und seine Polizeigarde, die sogenannten Montagnards, aufgelöst, weil sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten. Sie widersetzten sich, 3000 Mann stark, der Auflösung und es hätte einen blutigen Kampf gegeben, wenn Lamartine sie nicht in Güte beschwichtigt hätte. Am 21. Mai wurde eine große Heerschau vorgenommen, um die Socialisten durch den Anblick einer großen Machtentfaltung zu schrecken. Barbès, Albert, Huber wurden angeklagt und zur Deportation, Blanqui zu

sieben Jahr Gefängniß verurtheilt. Louis Blanc, gleichfalls angeklagt, nahm die Flucht. Cremieux mußte damals abdanken, weil ihn Portalis auf der Tribune als Lügner brandmarkte, ohne daß er sich zu vertheidigen wußte.

Blieb an dem merkwürdigen 15. Mai Manches räthselhaft, so befremdet und überrascht nicht minder die plötzliche Wendung, welche den Volkswünschen, und die neue Parole, welche den Massen von dieser Zeit an gegeben wurde. Auf einmal nämlich hörte man in allen Straßen und aus allen Gruppen des gemeinen Volks den Ruf: vive l'empereur! Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er sogleich von London nach Paris gereist war, allein die provisorische Regierung hatte ihn gebeten, sich lieber zu entfernen, und er hatte diesem Gesuche entsprochen. Die bonapartistische Partei war nie zahlreich gewesen, auch standen dem Prinzen keine ausreichenden Geldmittel zu Gebote, um eine große Agitation zu seiner Erhebung hervorrufen zu können. Wenn diese Agitation dennoch statt fand, so hatte sie andere Gründe. Wie es scheint, hoffte die socialistische Partei, durch die neue Parole empereur und Napoleon die Truppen verführen und von der Regierung abwendig machen zu können. Sie wollte nicht für den Prinzen arbeiten, sondern der Prinz sollte ihr nur zum Werkzeuge dienen. In diesem Sinne wurden jetzt erst die Blousenmänner in den Nationalwerkstätten bearbeitet und instruirt. Vorher hatte man hier nie von Napoleon reden hören, der neue Enthusiasmus war nur Parteidemonstration und Maske. Aber er kam dem Träger des großen Namens zu Gute, um so mehr, als unter der friedlichen und ländlichen Bevölkerung in ganz Frankreich dieser Name der populärste war. Der Prinz wurde auf einmal eine bedeutende Person. Am 8. Juni wurden in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalversammlung vorgenommen und Louis Napoleon zum Abgeordneten von Paris erwählt. Auch in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) war er gewählt worden. Lamartine wurde unruhig, bekam böse Ahnungen und trug

darauf an, das ältere Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden solle in Bezug auf die Person Ludwig Napoleons aufrecht erhalten werden. Zwei Vettern von ihm, Napoleon (Sohn Jeromes) und Peter (Sohn Lucians), saßen unter dem bescheidenen Namen „Bürger Bonaparte" bereits in der Nationalversammlung und blieben, als unbedeutend, unangefochten. Lamartine's Vorschlag fiel in der Sitzung vom 13. Juni durch, aber Louis Napoleon glaubte, seine Zeit sey noch nicht gekommen, wollte sich nicht ohne Noth mit der jedenfalls nur provisorischen Executivgewalt in Frankreich überwerfen und schrieb, er danke, werde aber einstweilen in London bleiben. „Wenn das Volk," fügte er hinzu, „mir Pflichten auferlegen sollte, so werde ich sie zu erfüllen wissen. Aber mein Name soll nicht zur Erregung von Unruhen mißbraucht werden. Um einem solchen Unglück vorzubeugen, bleibe ich in der Verbannung." Sein Benehmen war voll Verstand. Wenn er damals nach Paris gekommen wäre, würde er kaum dem Schicksal haben entgehen können, das Opfer einer falschen Stellung zu werden. Er paßte nicht in die Kämpfe der nächsten Wochen.

Nach den Erfolgen, welche die Partei der Mäßigung und Ordnung bereits errungen hatte, war es unumgänglich, endlich auch dem Unfug der Nationalwerkstätten zu steuern. Bereits waren 14 Millionen Franken für sie verausgabt worden. Die Zahl der Arbeiter, die auf diese Weise auf Kosten des Staates lebten, betrug in Paris nahe an 100,000. Sie waren bewaffnet und in Brigaden getheilt, eine gefährliche Armee, mehr zum Revolutioniren, als zum Arbeiten aufgelegt. Auch erhielten sie beständig Zuwachs aus den Provinzen, denn hier erwarteten die Arbeiter von auswärts nicht nur reichen Lohn für den Augenblick, sondern auch die Gründung der socialistischen Republik auf die Dauer. Aus allen Theilen Frankreichs vernahm man Klagen über Ruhestörungen durch die Arbeiter, Erpressungen, Zerstörung der Fabriken ꝛc. Oft erzwangen sie von den Behörden die Auszahlung des Lohnes, den die Fabrikbesitzer selbst für zu hoch erklärt hatten. Der Lohn

ſchen nach der Individualität ihrer Verfaſſer, deren einer den Tod unter der Erde bei jedem Begräbniſſe zu fürchten ſcheint, während der andere dieſes grauſige Ende für einen zwar traurigen, aber doch endigenden Ausgang hält, und zwar — von ferne, wie der Königsmörder Damiens, welcher, zum Tode durch 24ſtündige Tortur verurtheilt, beim Beginn ſeiner Qualen ſagte: **le jour sera long, mais il passera!** Mit ſolchen Extremen der Angſt und angenommenen Furchtloſigkeit iſt nichts geholfen; im Gegentheil, die Erörterungen leidenſchaftlichen Streites führen nur weiter aus einander, und das um ſo mehr, als in dieſem Falle das beliebte Rechenexempel nicht einmal angewendet werden kann: daß die Wahrheit in der Mitte liege.

Wenn das Publikum dem verſtorbenen **Hufeland** die Ehre gibt, zuerſt auf die Errichtung von Leichenhäuſern gedrungen zu haben, ſo iſt dagegen zu erinnern, daß dieſelben in ihrer Exiſtenz ſchon uralt ſind, daß in neuerer Zeit vor ihm P. Frank, und nach ihm, außer den neueſten, Thiery, Metzger, Aßel, Meyer, Poppel und Andre dieſe Anſtalten als einziges ſicheres Mittel gegen das Lebendigbegrabenwerden dem ärztlichen und Laien-Publikum dringend ans Herz gelegt haben. Hufeland verſtand es nur am Beſten von allen Aerzten, die Deutſchland aufzuweiſen hat, zum Publikum zu ſprechen, und darum wird er von ihm gerade am meiſten genannt. Es liegt darin ein Nationaldank für dieſen, von mancher Seite her mißachteten und ſchief beurtheilten Mann, deſſen Verdienſt keineswegs in feinſter Beobachtung des kranken Organismus, oder in dem ſtreng ſogenannten heil**künſtleriſchen** Fördern lag, ſondern, nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit und der ihm durch dieſe angewieſenen Stellung, in dem hochgebildeten und damit humanen Vermitteln der Extreme, und darin, daß er, mit feinſtem Takte für das Zuviel und Zuwenig, Dolmetſcher für das Publikum, im edleren Sinne des Wortes, war, der in ewig ſich wiederholenden Anmahnungen die höchſten Intereſſen, ſo weit ſie mit ſeinem Berufe zuſammentrafen, der ganzen Menſchheit an das Herz legte. Er war kein Revolutionair, kein Reformator unter den Aerzten, er war der Friedensfürſt unter ihnen; er war nicht der kühne Feldherr in dem Kriege gegen den Tod, den der Arzt führt, ſondern der Chef des Generalſtabes; nicht der Blücher, ſondern der Gneiſenau; er hat keine Reformation bewirkt, ſondern in ihr geholfen; ohne Luther

sollte überall erhöht werden, aber es fehlte an Absatz, der Handel stockte, die Fonds waren tief gesunken. Bei denen, die noch etwas zu verlieren hatten, in allen Städten Frankreichs und nicht minder beim Landvolke zeigte sich große Erbitterung gegen die Arbeiter, die sich jetzt zu Herren über sie aufwarfen, und am meisten gegen die Nationalwerkstätten in Paris, welche die Steuern des ganzen Landes verschlangen zum alleinigen Vortheil eines hauptstädtischen Pöbels, von dem man den Umsturz alles Bestehenden und eine allgemeine communistische Plünderung fürchtete. Die provisorische Regierung in Paris selbst theilte diese Mißstimmung und diese Besorgnisse und fühlte sich stark genug, um einzuschreiten. Sie beschloß am 22. Juni, vorerst 7000 Arbeiter aus den Nationalwerkstätten, als überflüssig und unbrauchbar, zu entlassen und allen denen, die nicht zur Nationalgarde gehörten, die Waffen abzunehmen.

Die Blousenmänner waren schon lange auf eine solche Katastrophe gefaßt, vortrefflich organisirt und mit Munition sogar viel reichlicher versehen, als Truppen und Nationalgarden. Wenn sie bei dem Polen- und Kaiserlermen noch nicht ihre ganze Macht entfaltet hatten, so beweist diese Zurückhaltung nur um so mehr ihre gute Disciplin. Jetzt erst zeigten sie, was sie vermochten. Anstatt dem Regierungsbeschluß zu gehorchen, sammelten sie sich am 23. Juni zuerst am Pantheon und erfüllten die ganze Stadt Paris mit dem Rufe „zu den Waffen“. Die Regierung wußte, was es galt, vertraute ihre Vertheidigung dem General Cavaignac an und ließ die Nationalgarde versammeln. Aber diese zeigte jetzt auf einmal wieder Lahmheit. Vielen wohlhabenden Familienvätern graute vor dem Blutvergießen, das sich voraussehen ließ. Aus den ärmeren Stadttheilen sah man ganze Compagnien der Nationalgarde zu den Insurgenten übergehen. Nur Lamartine's neue Schöpfung, die junge Mobilgarde, aus den Gamins (Gassenjungen) von Paris zusammengesetzt, schön uniformirt und voll Ehrgeiz, bewährte sich vollkommen und that im Kampf für die Re-

gierung das beste. Die Linientruppen waren anfangs nur 26,000 Mann stark, bekamen aber bald Zuzug. Cavaignac deckte die Tuilerien, die Nationalversammlung und Regierung, und entsandte drei Angriffscolonnen; die Insurgenten hatten vier Centralpuncte, das Pantheon und Hotel Dieu auf dem linken, das Clos St. Lazare und den Bastilleplatz auf dem rechten Ufer der Seine, wo sie sich anfangs nur vertheidigen, von wo sie aber nachher gegen das Stadthaus angriffsweise vorgehen wollten. Ihre Offiziere waren die Brigadiers der Nationalwerkstätten, kenntlich an einer blauen Mütze mit Goldborte. Ihre Barrikaden waren meisterhaft gebaut, nicht mehr auf bloßer Erde aufgeworfen, sondern in die Erde eingegraben, ein Stockwerk von Quadern, an denen die schwersten Kugeln abprallten, darüber haushoch aufgethürmt Wagen, Tonnen, Säcke ꝛc., hinten gestützt auf eine mächtige Anhäufung von Pflastersteinen. Diese Barrikaden waren nicht mehr vorn, sondern hinten in den Straßen angebracht, um die Soldaten, wenn sie stürmen wollten, die ganze Straße entlang aus den Häusern beschießen zu können. Die Soldaten mußten sich daher durch die Häuser durchbrechen, um diese zu säubern und endlich hinter die Barrikaden zu kommen. Die Hausbewohner der wohlhabenden Classe wurden nicht selten von den Arbeitern auf die Barrikaden und andere besonders dem Feuer ausgesetzte Puncte gestellt, die ganze Kampfart war dießmal raffinirter als sonst und auch viel grausamer. Insbesondere schonten die Mobilgarden nichts und wurden nicht geschont, viele von ihnen wurden von den wüthenden Aufrührern gehenkt und geköpft; 30 gefangene Nationalgardisten befreite man aus einem großen Backofen, wo sie eben geröstet werden sollten. Diese Grausamkeit, sowie der Löwenmuth der Arbeiter im Kampf erklärt sich, wenn man erwägt, daß sie ihre Sache, welche sie für gut und gerecht hielten, verrathen und verloren sahen. Sie merkten wohl, wie alles sich anschickte, die Republik selbst zu beseitigen, alle Hoffnungen seit dem Februar zu täuschen und mit offenen Armen der Reaction entgegen zu eilen. Sie setzten daher

ihr Alles daran, um ihre Sache zu vertheidigen, und wehrten sich vier Tage lang hintereinander in der blutigsten Schlacht, die Paris je gesehen hat oder vielleicht sehen wird. Auf ihren Fahnen waren viele Inschriften. Darunter las man: „Brod oder Tod! — Durch Arbeit Leben oder durch Kampf den Tod! — Lieber rasch durch eine Kugel sterben als langsam durch den Hunger!“ In diesen Worten lag ein furchtbarer Ernst, eine nur zu gerechte Klage gegen die Gesellschaft, ein nobler Heroismus der Verzweiflung. Auch auf der andern Seite wußte man, was es galt. Nie schlugen unter der Monarchie die Regierungstruppen sich tapferer und ausdauernder, als dießmal. Selbst die Bourgeoisie, anfangs grauend vor dem ungeheuern Kampfe, raffte sich zusammen und ergänzte die Reihen der Nationalgarde mit immer zahlreichern und immer muthigern Streitern. Denn sie wußten, dem Siege der Socialisten würden Racheſcenen folgen, wie 1792, Septembermorde, Confiscationen, der Untergang alles Eigenthums, und aller aristokratischen Vorzüge der Bildung und des Ranges im Abgrund der Anarchie.

Die Junischlacht begann am 23. Juni unmittelbar nach 11 Uhr, in welcher Stunde die Nationalgarde durch Trommelschlag zusammenberufen worden war. Eine Abtheilung derselben, die dem Boulevard Bonne Nouvelle entlang zog, wurde durch Schüsse zur Flucht gezwungen. Zur selben Zeit rückte General Damesme gegen den Platz des Pantheon vor. Hier versuchte Arago die Arbeiter zu beruhigen, aber sie riefen ihm zu: „Herr Arago, wir achten Sie, aber Sie haben niemals Hunger gelitten, Sie wissen nicht, was die Noth ist.“ Die hier errichteten mächtigen Barrikaden konnten nur durch schweres Geschütz zertrümmert und mit großem Verlust genommen werden. General Bedeau wollte vom Stadthause aus, welches damals noch nicht angegriffen war, Damesme, zu Hülfe ziehen, stieß aber in der Straße St. Jaques auf 38 Barrikaden, die alle zu nehmen ihm unmöglich war. Nach großem Verlust mußte er sich Abends zurückziehen, er selbst war verwundet, der Deputirte Birio, der ihn begleitet hatte, getödtet worden. —

Gegen eine ſtarke Barrikade an der Porte St. Denis hatte General Lamoricière zu Mittag den erſten Angriff gemacht, mit Mühe ſie genommen, dann auf dem Boulevard Bonne Nouvelle Poſto gefaßt, und von hier aus vier Colonnen gegen die Vorſtädte Poiſſonnière, St. Martin, St. Denis und du Temple entſendet. Aber alle dieſe wurden zurückgeſchlagen, General Thomas und der Deputirte Dornés verwundet. Lamoricière ließ den Oberbefehlshaber Cavaignac dringend um Hülfe bitten. Dieſer kam ſelbſt mit 7 Bataillonen und ſuchte den Angriff, den Lamoricière von der Vorſtadt du Temple aus erfuhr, zurückzuweiſen, aber er kam nur bis in die Straße St. Maure, wo haushohe Barrikaden ihm den Weg verſperrten. Alle Angriffe ſcheiterten, faſt alle ſeine Kanoniere wurden auf den Stücken erſchoſſen, die Generale François und Foucher verwundet, 300 Mann fielen und erſt nach fünfſtündigem Kampf wurde die Barrikade mit dem Bajonnet erſtürmt. Die Nacht brach herein, Cavaignac befahl den Rückzug, um den Truppen Ruhe zu gönnen und um ſie keinem nächtlichen Ueberfall in den Straßen auszuſetzen. In der Nacht um 10 Uhr trat er in die Nationalverſammlung mit düſterer Miene und erklärte, der Widerſtand ſey nicht zu beſiegen geweſen, er müſſe die Truppen zurückziehen, um die Nationalverſammlung ſelbſt hinreichend zu ſchützen, aber es ſey Truppen und Nationalgarden in den Provinzen durch den Telegraphen Befehl ertheilt worden, auf den Eiſenbahnen zu Hülfe zu eilen. Es muß einigermaßen auffallen, daß in den Provinzen damals keine Schilderhebung gleich der Pariſer Statt fand, daß nur die Regierung, nicht die Arbeiter Zuzug erhielten. In Marſeille allein empörten ſich die Arbeiter am 22., wurden aber nach einem blutigen Kampfe beſiegt.

Am andern Morgen (des 24.) übertrug die Nationalverſammlung dem General Cavaignac die Dictatur während des Kampfes und die Executivkommiſſion legte ihre Gewalt nieder, Lamartine nicht ohne Widerrede. Die Arbeiter hatten inzwiſchen die Nacht benützt und die geſtern verlornen Barrikaden alle wieder hergeſtellt,

namentlich das Pantheon aufs stärkste verschanzt. Statt der dreifarbigen Fahnen, die sie gestern noch aufgepflanzt, sah man jetzt rothe. Ein Maueranschlag verkündete, sie verlangten die demokratische und sociale Republik. Aus ihren Reihen vernahm man wiederholt das Geschrei: nach dem Stadthause! Sie wollten also zum Angriff übergehen. Ein Glück für Cavaignac, daß sie warteten, denn er hatte keine Munition mehr. Ein Cavallerieregiment, welches dieselbe nebst noch mehr schweren Geschützes aus dem Schloß Vincennes bei Nacht holen sollte, mußte der empörten Vorstädte wegen einen so weiten Weg machen, daß es erst gegen Mittag ankam. Cavaignac behalf sich damit, daß er den Arbeitern eine Bedenkzeit bis um 10 Uhr gab, als schiebe er den Kampf nicht aus Noth, sondern aus Großmuth hinaus. Die Arbeiter gingen wirklich darauf ein und der Angriff begann erst wieder um 10 Uhr. Unterdeß waren schon mit der Eisenbahn Nationalgarden von Rouen, Pontoise und andern Städten angelangt und nahmen sogleich am Kampfe Theil.

Dießmal ergriffen die Arbeiter die Offensive und rückten durch die Straßen St. Jacques und St. Antoine gegen das Stadthaus vor, in welchem General Duvivier sich den ganzen Nachmittag aufs verzweifeltste wehrte, zuletzt aber hätte unterliegen müssen, wenn er nicht noch Abends Hülfe erhalten hätte, die es ihm möglich machte, die Kirche von St. Gervais zu erobern, von wo aus er am meisten bedrängt worden war. Eine andere Schaar Arbeiter, vom Journalisten Laccologne geführt, nahm auf dem Platz des Vosges 350 Soldaten gefangen und setzte sich hier fest. Dagegen griff Damesme wieder das Pantheon an und eroberte es nach großem Verlust. Hiebei zeichnete sich besonders die junge Mobilgarde aus. Auf beiden Seiten wurde wie wahnsinnig alles gemordet und kein Pardon gegeben, noch genommen. Der Kampf wüthete hinter dem Pantheon fort bis in die Nacht, Damesme fiel. Auch Lamoricière erneuerte seinen Angriff auf die Vorstädte, in vier Colonnen, aber mit geringem Erfolge und schwerem Ver-

luſte. General Lafontaine und Oberſt de Luzy wurden ſchwer verwundet. Die Nationalgarde von Rouen zeichnete ſich durch großen Muth an der Barrière Poiſſonnière aus, die von Pontoiſe floh aber davon, als die Arbeiter aus einem Verſteck plötzlich 30—40 auf einmal niederſchoſſen. Nur ihr Fahnenträger, ein alter Soldat Napoleons, ſtand feſt und ſagte zum General Korte, der an Lafontaine's Stelle getreten war: Hier iſt das Bataillon von Pontoiſe. Aber auch Korte wurde verwundet. Die Nacht brach ein und noch immer ſchwankte die Waage des Sieges.

Cavaignac und die Nationalverſammlung entſchloſſen ſich in der Nacht, Schritte der Verſöhnung zu thun. Die letztere decretirte 3 Millionen für die armen Familien von Paris, und Cavaignac erließ am Morgen des 25. eine Proclamation, worin er die Arbeiter im Namen des Vaterlandes beſchwor, die Waffen niederzulegen, und ſie verſicherte, ſie würden, wenn ſie es thäten, wie reuige Brüder empfangen werden. Eine Anzahl Deputirte erklärten ſich bereit, dieſe Proclamation ſelbſt den Arbeitern zu überbringen und Unterhandlungen mit ihnen einzuleiten. In Folge deſſen glaubte auch General Brea, der an Damesmes Stelle am Pantheon befehligte, den Deputirten, die von den Arbeitern durch eine Barrikade gelaſſen wurden, mit zweien ſeiner Officiere folgen zu ſollen, wurde aber von den Arbeitern gefangen und als Geiſel behalten, ja ſie zwangen ihn durch Drohungen für ſeine Truppen einen Rückzugsbefehl zu ſchreiben. General Thomas indeß, der an ſeine Stelle getreten, forderte ſeine Auslieferung, erſtürmte die Barrikade, verjagte die Arbeiter und fand ſeinen General und deſſen beide Begleiter als Leichen. Sie waren vom wüthenden Volk grauſam ermordet worden. Unterdeß ſuchte Duvivier vom Stadthauſe aus ſich mit Lamoricière in Verbindung zu ſetzen und zu dieſem Zweck den Baſtilleplatz zu nehmen. Er ſelbſt führte eine Colonne, Oberſt Regnault die andre, aber beide fielen unterwegs bei der ſtundenlang währenden mühſeligen Eroberung einzelner Barrikaden. Erſt Duviviers Nachfolger, General Negrier, drang

unter immerwährendem Feuer bis auf den Baſtilleplatz vor, wo auch er und neben ihm der Deputirte Charbonnel erſchoſſen wurde. Aber der Zweck war erreicht, die Colonne vereinigte ſich mit Lamoricière. Auch dieſem war es nach unerhörten Anſtrengungen (das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſchoſſen) gelungen, drei Vorſtädte (Poiſſonière, St. Denis und St. Martin) heute zu überwältigen, nur die vierte nicht, St. Antoine, in allen Revolutionen von Paris das ſtärkſte Bollwerk der Rebellen.

Da entſchloß ſich noch ſpät am Abend der alte ehrwürdige Erzbiſchof von Paris, d'Affre, den unglücklichen Arbeitern mit dem Kreuze entgegenzutreten und ihnen Frieden zu predigen. Er begab ſich, von einem einzigen treuen Diener begleitet, zu der großen Barrikade, welche die beiden zuſammenſtoßenden Straßen St. Antoine und Chareton vertheidigte. Eben waren in dieſelbe zwei Deputirte eingelaſſen worden, welche den Arbeitern Cavaignacs Proclamation überbrachten. Auch den Erzbiſchof ließ man ein und erwies ihm große Ehrfurcht. Als aber die Arbeiter unter der Proclamation Cavaignacs Unterſchrift vermißten und ein Deputirter zurückgeſchickt wurde, um ſie nachzuholen, rückte ein Bataillon Soldaten gegen die Barrikade heran. Man erklärte dem Befehlshaber deſſelben, dem Deputirten Basley, daß ſie nicht ſchießen ſollten, da man in Unterhandlungen begriffen ſey. Basley ließ nun ein Zeichen mit der Trommel geben, welches aber von den Soldaten mißverſtanden wurde. Sie ſchoſſen, die Arbeiter auch, und einer der erſten, welcher, von einer Kugel in den Rücken getroffen, niederſtürzte, war der Erzbiſchof, der eben den Arbeitern Frieden predigte. Sein treuer Diener fiel an ſeiner Seite. Die Arbeiter trugen ihn zum Pfarrer von St. Antoine. Erſt am andern Morgen wurde er auf einer Bahre mitten durch die Soldaten nach ſeinem Palaſt gebracht, wo er am Nachmittag verſchied. Auf ſeinem Schmerzenslager hatte er noch Kraft gefunden, unabläſſig die Arbeiter um Niederlegung der Waffen zu bitten, und als er ſtarb, waren ſeine letzten Worte: gebe Gott, daß mein Blut das letzte

ſey, das vergoſſen wird! Sein Blut iſt nicht vergebens gefloſſen. Er hat die Kirche würdig in jenen Schreckenstagen vertreten. Das iſt vom Volke nicht vergeſſen worden.

Im Laufe des Tages hatten ſich noch immer mehr Nationalgarden aus den Provinzen eingefunden, die am folgenden Tage bis zu 100,000 Mann anwuchſen. Am Siege der Regierung war nicht mehr zu zweifeln, da nur noch die Vorſtadt St. Antoine widerſtand. In der Nacht begaben ſich daher mehrere Deputirte der Nationalverſammlung, welche ſelbſt zur extremen Partei gehörten, zu den Arbeitern, um ihnen vernünftige Vorſtellungen zu machen, ſie ſollten eine Capitulation annehmen, da ſie doch unterliegen müßten. Sie ſetzten nun ihre Forderungen auf, die aber immer noch ſo übertrieben waren, daß es unmöglich war, ſie anzunehmen. Sie forderten nämlich die Entfernung der Armee, den Fortbeſtand der Nationalwerkſtätten, eine Verfaſſungsreform durch Urverſammlungen. Ihre Deputation wurde von Senard, dem Präſidenten der Nationalverſammlung, mit zweideutigen Phraſen abgeſpeiſt, von Cavaignac aber ernſt und unwillig zurückgewieſen.

Am Morgen des 26. begann nun der letzte Sturm auf die Vorſtadt. Gegen die haushohen Barrikaden, größer als ſie Paris je geſehen hatte, wurde eine ſo furchtbare Kanonade eröffnet, daß der Boden von Paris dröhnte. Nachdem es den ſchweren Kugeln endlich gelungen war, eine Breche zu legen, und die Infanterie dagegen anſtürmte, wurde ſie mit ſchrecklichem Verluſt zurückgeſchlagen. Die Arbeiter, von ihren Weibern und Kindern unterſtützt, kämpften als Verzweifelte. Um die Barrikaden zu umgehen, brachen die Truppen durch die Wände der Häuſer und um jedes Haus wurde gekämpft, wie einſt in Saragoſſa. Aber bei den Soldaten war die Uebermacht, ſie kamen endlich hinter die Barrikaden, und jetzt erſt gaben die Arbeiter die Flucht und retteten ſich aus den Barrieren. Der letzte Kampf wurde zwiſchen den Vorſtädten St. Antoine und du Temple gefochten, und erſt Abends um 7 Uhr wurde die letzte Barrikade an der Barriere des Amandes

durch den General Courtigis genommen, welcher dabei verwundet wurde. So endete die Junischlacht, deren Todte nicht gezählt worden sind und anfangs auf 10—12000, später nur auf 1400 geschätzt wurden. Gefangene gab es noch viel mehr.

Der Sieg über den Socialismus war entschieden, aber auch die Republik war von nun an unhaltbar geworden. Die Furcht vor der Demokratie, welche immer und immer wieder zu socialistischen Forderungen zurückführen mußte, war bei allen Wohlhabenden und Gebildeten damals das vorherrschende Gefühl geworden, woraus die Sehnsucht nach einer starken monarchischen Gewalt von selber folgte. Der heimliche Wunsch, die Republik loszuwerden, erklärt alle folgenden Ereignisse.

Cavaignac gab seine Gewalt der souverainen Nationalversammlung zurück, wurde aber von ihr als Chef der Executivgewalt unter dem Titel Conseilpräsident bestätigt. Die Mehrheit der Versammlung hatte auch vor den gefangenen Arbeitern noch Furcht und verurtheilte sie zur Deportation nach Cayenne. Nur Caussidière hatte den Muth, seinen Unwillen über die Härte dieser Maaßregel auszudrücken. Nicht nur die Nationalwerkstätten, sondern auch alle Klubs wurden aufgehoben und die gesammte Presse des Aufstandes unterdrückt. Andrerseits wurde Cavaignac angeklagt, nicht ganz seine Schuldigkeit gethan zu haben, bei welcher Anklage besonders Garnier Pagès sich betheiligte. Die Versammlung urtheilte billiger, wußte wohl, was sie dem tapfern General zu verdanken habe, und votirte, er habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Inzwischen wurde doch sein Ruhm durch jene Anklage einigermaßen beeinträchtigt, was einem Andern zu gute kam, der im Anspruch auf das erste Staatsamt in Frankreich mit ihm wetteiferte.

Achtes Buch.

Das deutsche Parlament.

Wie früher die Julirevolution, so gab auch die Februarrevolution dem benachbarten Deutschland einen Stoß gleich dem eines Erdbebens. Diesmal aber war die Erschütterung viel stärker und dauerte länger, weil schon vorher in Deutschland alles unterwühlt und aufgelockert war. Man erkannte deutlich, daß die revolutionäre Kraft, welche sich seit der Restauration gegen die auf Europa lastende Wucht der Pentarchie empörte, allmählig gewachsen war. Die rhythmische Bewegung der Revolutionen von 1820, 1830 und 1848 zeigte eine steigende Progression und ihre schrecklichen Schwingungen sind noch nicht zu Ende.

Die Wirkung auf die drei Hauptmassen in Deutschland war eine verschiedene. In den constitutionellen Mittel- und Kleinstaaten offenbarte sich ein höherer Grad von politischer Bildung und hier war auch neben den politischen Forderungen das Sehnen nach nationaler Einheit und Größe lebendiger als in Preußen und Oesterreich. Insofern hatte die Revolution hier ein klareres und edleres Ziel, abgesehen von den doctrinairen Täuschungen und demokratischen Ausschweifungen, welche die Erreichung des Zieles verhinderten. In Preußen war man weder über das Ziel so klar, noch bemeisterte das Schwert in fester Hand frühe genug die Anarchie.

wäre dieſe nicht entſtanden, aber Melanchthon half entſchieden mit an dem Baue; er war kein Reil, ſondern er war eben — Hufeland. Wenn auch heute noch vielfach Perſönliches ſich gegen dieſen verdienten und durchaus wohlwollenden Mann geltend macht, ſo wird doch die Geſchichte ihn milder richten, und ſie hat ihn ſchon gerichtet, denn Kuhpocken, Skrophuln, Kindererziehung und viele andere hochwichtige Gegenſtände werden in und außer Deutſchland nicht genannt ohne ihn, und kein Deutſcher ſpricht von Leichenhäuſern, ohne an Hufeland zu denken.

So ſind denn mit mehr oder minder Luxus, mit Glocken oder Glasharmoniken, mit ſchönen Arkaden oder einfachen Bretterwänden in verſchiedenen Städten Deutſchlands, namentlich in Weimar, Berlin, Mainz, München, Frankfurt am Main, Bamberg, Breslau, Magdeburg u. ſ. w., Leichenhäuſer erbaut und benutzt worden. Wäre die Zahl derſelben aber vielfach ſo groß, wäre ihre Größe der Population der Städte auch immer entſprechend, ſo bleibt es auffallend, daß, trotz der wiederholteſten Aufforderungen, zu ihrer Vermehrung verhältnißmäßig ſo wenig geſchehen. Es deutet dies vorläufig entweder auf ein bedeutendes Hinderniß in der Errichtung dieſer Anſtalten, oder darauf, daß, bei der allgemeinen Furcht vor dem Tode unter der Erde, vor dem Leben im Leichenhauſe, ihr Nutzen mehr ein geträumter als ein practiſcher ſey.

Es entſteht zunächſt die Frage: Zu welchem Zwecke wünſcht man Leichenhäuſer? Nach einſtimmiger Antwort iſt aber der Zweck ein doppelter; er geht einmal dahin: das Lebendigbegraben zu verhüten, und bei dem engen Lokal in den Wohnungen Verſtorbener dieſe bis zur geſetzlichen Zeit ihrer Beerdigung unterzubringen, ſchädliche Leichenausdünſtungen zu verhüten oder ſonſtige mediciniſch-polizeiliche Zwecke zu erfüllen. Beide Zwecke ſind aber ſo von einander verſchieden, daß ſie nicht zugleich in Bezug auf die Beantwortung der Frage in Betrachtung gezogen werden können, ob das verheißene Mittel dem Zwecke entſpreche? Das Leichenhaus kann — in ſeiner Erſcheinung in der Idee — nicht zugleich das Haus der Hoffnung und der vorläufige Sarg ſeyn, eine Anſtalt der Liebe zu Wiedererweckung wahrſcheinlich oder vielleicht Geſtorbener, und des Loswerdens entſchieden Todter, nicht des Privatwunſches, ein

Diese Unklarheit und Schwäche brachte Preußen, auf welches die Mittel- und Kleinstaaten alle ihre Hoffnung setzten, von Anfang an in eine falsche Stellung zu der Revolution überhaupt und verhinderte, daß Preußen sie bemeisterte. In Oesterreich wurde die Revolution völlig das Werkzeug undeutscher, ungarischer, slavischer und italienischer Intrigue. Hier artete sie am meisten, auf die für die deutsche Nation gefährlichste und schimpflichste Weise aus.

Die politische Freiheit, wie sie seit Gründung der deutschen Verfassungen überall verstanden und verlangt worden war, nach dem Beispiel der französischen Charte und nach der Doctrin des Rottek-Welker'schen Staatslexikons wurde in allen deutschen Staaten ohne Ausnahme gleich im Beginn der Märzrevolution durch massenhafte Kundgebungen der Constitutionellen wie im Sturm erobert und von den Regierungen fast ohne Widerstand gewährt. Die namhaften Führer der bisherigen liberalen Kammeroppositionen wurden überall zu Ministern ernannt. Monarchie und Aristokratie warfen sich diesen Constitutionellen unbedingt in die Arme, um von ihnen geschützt zu werden, während sich eine domokratische Partei bildete, welche, mit der constitutionellen Monarchie und ihren Bürgschaften nicht zufrieden, die Republik verlangte und überall Volkstumulte, Brand und Zerstörung hervorrief.

Die Bewegung begann am Oberrhein. Schon am 12. Febr., vierzehn Tage *vor* der Februarrevolution, verlangte Buchhändler Wassermann von Mannheim in der badischen Ständeversammlung *Volksvertretung am Bundestage* und sagte: „Die Abneigung der deutschen Nation gegen ihre oberste Behörde in Vertrauen zu verwandeln, ist der Fürsten dringendste Aufgabe. Mögen sie es zeitig thun. An der Seine wie an der Donau neigen sich die Tage." Das war der früher zu Heppenheim (S. 126) beseitigte Antrag, den wieder aufzunehmen, jetzt schon an der Zeit schien. Kaum war die erste Nachricht von dem Siege des Volkes in Paris angelangt, so wurde am 27. Februar auf freiem Felde bei *Mannheim* eine große Volksversammlung abgehalten, welcher

der alte Itzstein präsidirte, und hier wurde die Forderung eines deutschen Parlaments, der Preßfreiheit, der Volksbewaffnung, der Schwurgerichte erneuert und als vier Puncte in eine Adresse zusammengefaßt, die dem Großherzog von Baden gebracht werden sollte. Struve, der die Adresse verfaßte, hielt noch eine socialistische Rede, worin er „Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle" zur Parole der deutschen Revolution zu machen empfahl. Am folgenden Tage fand eine ähnliche Volksversammlung in Karlsruhe selbst Statt und der liberale Minister Bekk, der seine bisherige Popularität lediglich durch stetes Nachgeben gegen die zweite Kammer erworben hatte, versprach demnächst, dreien der vier Puncte zu genügen, nur das deutsche Parlament zu schaffen, gehe über seine Kräfte. Struve wollte sich mit diesen Vertröstungen nicht zufrieden stellen lassen und betrieb einen Massenzug von Mannheim nach Karlsruhe, der am 1. März den Minister zwang, wenigstens die Preßfreiheit auf der Stelle zu bewilligen. Am folgenden Tage formulirte Welker in der Kammer zwölf Forderungen des Volkes, nämlich zu obigen vier noch acht weitere: Aufhebung der unpopulären Bundesbeschlüsse, Beeidigung des Militairs auf die Verfassung, politische Gleichstellung aller Bekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Aufhebung aller noch übrigen Feudallasten, Steuerreform im Sinne der Gleichheit, Pflege der Arbeit und Purification des Ministeriums. Karlsruhe war in großer Bewegung, die Mannheimer waren dageblieben, auch von andern Orten her waren Deputationen und Volksmassen eingedrungen, welche in der darauf folgenden Nacht das Hotel des auswärtigen Ministeriums in Asche legten. Schon am nächsten Tage versprach der Großherzog alles, was man wollte.

In der Darmstädter Kammer verlangte Heinrich von Gagern am 28. das deutsche Parlament unter der Voraussetzung, daß zugleich ein oberstes Haupt des deutschen Volks gewählt werde. Am folgenden Tage berieth eine Volksversammlung zu Mainz eine grobe Adresse. Der Großherzog bewilligte auch hier

vor allen Dingen die Preßfreiheit. Ganz ähnliche Forderungen wie in Baden wurden auch von einer Bürgerverſammlung in Stuttgart geſtellt, am 29. und mit Aufhebung der Cenſur beantwortet, wie auch ſchon am 1. März der Bundestag ſelbſt einen Beſchluß bekannt machte, nach welchem es jeder Regierung frei ſtehen ſollte, die Cenſur aufzuheben. In Wiesbaden ſammelte ſich am 4. eine ungeheure Volksmenge, um die badiſchen Forderungen auch für Naſſau zu erzwingen. Der junge Herzog war abweſend, ſeine Mutter Pauline bewilligte in ſeinem Namen alles und der Herzog, der noch denſelben Abend ankam, ſtimmte zu.

Mittlerweile ſchritt die Bewegung vom Rhein her tiefer ins Innere Deutſchlands vor. In Kurheſſen wurde der Kurfürſt vom 3. März an unaufhörlich von Deputationen aus allen Landestheilen beſtürmt, die er anfangs ſchnöde von ſich, allmählig aber auf den 11. März verwies, an welchem die Stände zuſammentreten ſollten. Da bildete ſich zu Hanau, deſſen Turnverein einen beſonders kriegeriſchen Geiſt kundgab, eine „Volkskommiſſion“ ſchon als proviſoriſche Regierung und drohte dem Kurfürſten mit offenem Abfall, wenn er nicht binnen drei Tagen alle Forderungen bewillige. Er ließ Truppen gegen Hanau rücken, die Hanauer verſchanzten ſich und waren zur blutigen Abwehr bereit, als der Kurfürſt, von allen Seiten beſtürmt, endlich am 10. nachgab und alles bewilligte. Am gleichen Tage ließ ſich der Großherzog von Oldenburg eine Verfaſſung, die er bisher ſtets verweigert, aufnöthigen. In Braunſchweig wurden ſchon am 3. die Volkswünſche, überall die gleichen, befriedigt. Und ſo in allen kleinen Staaten. Durch Volkstumulte wurden Reformen erzwungen in Hamburg am 3., in Frankfurt am Main am 4., in Bremen am 6., in Weimar am 8. März. Nur die größern Mittelſtaaten Bayern, Sachſen und Hannover zögerten noch und hier fügten ſich die Regierungen erſt, nachdem auch in Oeſterreich und Preußen alles drüber und drunter ging. In den preußiſchen Rheinlanden zeigte ſich gleich anfangs die wärmſte Sympathie für die Vorgänge und Vorſchläge am

Oberrhein. Die Kölner erhoben großen Tumult schon am 3. März bei Berathung einer Adresse an den König von Preußen, worin sie wie auch die Coblenzer und Elberfelder, die badischen Forderungen zu den ihrigen machten.

Gleichzeitig erhoben sich die Bauern im Odenwalde gegen ihre adeligen Herrschaften. Eine Menge Schlösser wurden überfallen, die Archive darin zerstört, die Herren und ihre Beamten, insbesondere die Förster verjagt. Der Aufruhr verbreitete sich bis in die Nähe von Culmbach. Ein Hohenlohe'sches Schloß, ein Leiningensches wurde niedergebrannt, doch fiel kein Mord vor und durch Soldaten, die man entsandte, wurde die Ruhe überall bald wieder hergestellt. Der Adel war in Masse und voll Angst in die Städte geflohen. Den Grafen von Erbach zwangen die bewaffneten Bauern, einen Revers zu unterzeichnen, am 8. März. Im Badischen und in Franken wurden auch die Juden von den Bauern verfolgt, während der bürgerliche Liberalismus die Emancipation der Juden mit zu den Forderungen der Zeit rechnete.

In der Schweiz war kaum die Pariser Revolution bekannt geworden, als schon am 29. Februar Freischaaren von Lachaux-de-fonds auszogen und am folgenden Tage die preußische Regierung in Neuenburg stürzten. Advokat Piaget trat an die Spitze der neuen demokratischen Regierung, die Rechte des Königs von Preußen auf das Fürstenthum Neuenburg wurden ohne weiteres als erloschen erklärt und trotz der Protestation des preußischen Gesandten, Herrn von Sydow, billigte die damalige radicale Tagsatzung das Geschehene und erkannte die neue Regierung an. Auch schien die Zeit günstig, die schweizerische Bundesverfassung, wie sie nach den Verträgen von 1815 bestand, jetzt, während die Großmächte, welche dieselbe verbürgt hatten, mit wichtigern Dingen beschäftigt waren, eigenmächtig umzuändern. Schon am 7. März beschloß die Tagsatzung, einen neuen Bundesvertrag zu entwerfen, in welchem die Souveränetät der Cantone aufgehoben und einer Bundescentralgewalt untergeordnet werden sollte. Zugleich bereitete sich in der

Schweiz eine Rüstung von Freischaaren für Deutschland vor, um die republikanische Partei zunächst in Baden zu unterstützen; zu gleichem Zweck wurde von deutschen Flüchtlingen und Arbeitern in Frankreich geworben. Dieselben wandten sich auch an die neue republikanische Regierung in Paris und forderten die bewaffnete Hülfe Frankreichs, um Deutschland in eine Republik umzuwandeln. Allein wenn die Deutschen je zu Einheit und großer Machtentfaltung gelangten, so war das für niemand gefährlicher, als für die Franzosen, die sich mithin nicht beeilten, deutsche Einheitsbestrebungen zu fördern. Cremieux antwortete den deutschen Flüchtlingen im Namen der Regierung sehr artig: „euer Deutschland wird die Freiheit durch sich selbst erringen, ohne fremde Hülfe; es überstürzt sich nicht, es schreitet vorwärts, aber wenn es schreitet, gelangt es zum Ziele."

Die constitutionelle oder altliberale Partei im südwestlichen Deutschland hatte sich gleich anfangs der Bewegung bemeistert und in die Forderungen, welche das Volk an die Regierungen der Einzelstaaten stellte, Uebereinstimmung gebracht. Dann ging sie augenblicklich und direct auf Reform des deutschen Bundes aus. Die bisherigen Häupter der Kammeroppositionen hielten am 8. März eine Zusammenkunft in Heidelberg. Unter ihnen befanden sich Welker, v. Itzstein, Hecker, Struve, Matthy, Bassermann, Peter, Soiron, Gervinus aus Baden, Gagern aus Darmstadt, Römer aus Württemberg, Kirchgeßner aus Bayern, Hansemann aus Preußen. Sie erließen einen Aufruf an das deutsche Volk, worin sie demselben eine Nationalvertretung verhießen und zu einer größern Versammlung, durch welche jene vorbereitet werden sollte, d. h. zu einem Vorparlament einluden. Das war der erste Versuch, dem Bundestage eine neue volksthümliche Centralgewalt in parlamentarischer Form entgegenzustellen.

Die bedrohten Regierungen hielten es für das Klügste, die Häupter der Bewegung in ihr Interesse zu ziehen, und gaben sich ganz den Constitutionellen hin, um mit ihrer Hülfe wenigstens der

Demokraten Meister zu werden. Daher am 9. März der König von Württemberg Römer, Pfizer, Duvernoy, Goppelt, bisherige Oppositionsmänner der zweiten Kammer, zu seinen Ministern machte. Dieselbe Ehre widerfuhr Heinrich v. Gagern und seinen Freunden in Darmstadt. Der Großherzog von Baden ernannte Welker, der Kurfürst von Hessen den lange verfolgten Jordan zu Bundestagsgesandten. Der Bundestag selbst machte Concessionen, um dem, was er nicht mehr hindern konnte, den Schein der Bundesgesetzlichkeit und sich selbst seine Competenz und Autorität zu wahren. Wie er daher gleich anfangs die Preßfreiheit anerkannt, so auch jetzt wieder die Bundesreformbestrebungen. Am 9. nahm er den alten Reichsadler und die drei Reichsfarben wieder an und am 10. berief er Vertrauensmänner aus den bisherigen Oppositionen als Beiräthe der Bundestagsgesandten nach Frankfurt ein.

Der König von Preußen schickte seinen Vertrauten, den General von Radowitz, nach Wien, um den Fürsten Metternich zu bewegen, mit Preußen gemeinsam in Bezug auf die immer dringender gewordene Reform des deutschen Bundes die Initiative zu ergreifen. Er hatte schon früher mit Radowitz diese Angelegenheit reiflich durchgesprochen. Bisher hatte Metternich nichts von den preußischen Bundesreformvorschlägen wissen wollen; jetzt aber fand er selbst räthlich, mit Preußen gemeinsam einzuschreiten, um die Leitung des Bundes nicht aus der Hand zu lassen. Daher wurde schon am 10. März eine Erklärung Oesterreichs und Preußens veröffentlicht, daß am 15. ein Fürstencongreß in Dresden zusammentreten und die Bundesreform vornehmen werde. Als inzwischen Oesterreich selbst in den Strudel der Revolution fortgerissen wurde, wiederholte Preußen die Erklärung allein und verlegte den Fürstencongreß auf den 25., ohne daß er auch an diesem Tage hätte zu Stande kommen können.

Die Riesenmacht Oesterreichs war an einem einzigen Tage wie verschwunden. Die unter Metternichs langer Verwaltung verrostete Staatsmaschine fiel vor einem bloßen Hauch zusammen. Bei

der ersten Nachricht aus Paris hielt Kossuth im ungarischen Reichstag zu Pesth (am 3. März) eine Rede, in der er sagte: „der Fluch eines erstickenden Dampfes lastet auf uns, jenes tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern des Wiener Regierungssystems weht, nervenlähmend, niederdrückend jedes Geistes Flug. Aber im Namen der ewigen Jugend der Nation protestiren wir gegen die Schwäche und Verknöcherung des greisenhaften Systems. Die bureaukratische Politik der Unbeweglichkeit wird zur Auflösung der Monarchie führen.“ In der Adresse an den Kaiser, die Kossuth sogleich durchsetzte, wurde von diesem bereits für Ungarn „eine nationale, von jedem fremden Einfluß unabhängige Regierung“ verlangt. In Wien selbst stellte zuerst eine Adresse des Gewerbevereins vom 6. März an den Kaiser freisinnige Forderungen, dann auch eine des Lesevereins der Universität und eine der Studenten. Diese letztern verlangten zuerst die Entfernung Metternichs, am 11. Metternich selbst schien gar nicht mehr zu existiren, denn er befahl und verhinderte nichts. Im Namen des schwachen Kaisers nahm dessen Oheim, Erzherzog Ludwig, die Adresse ganz freundlich auf. Am 13. wurden zufällig die niederösterreichischen Stände in Wien eröffnet und gleich in der ersten Sitzung von Studenten und Pöbel überfallen und terrorisirt. Anstatt den wilden Haufen durch Militair vertreiben zu lassen, duldete man, daß sich derselbe in den Sitzungssaal eindrängte, mitstimmte und tolle Adressen an den Kaiser berieth, bis die Ständemitglieder in der Angst auseinanderliefen. Als Aufhetzer des Pöbels machten sich zwei freche Juden, Fischhof und Goldmark, bemerklich. Auch wurde Kossuths Rede pomphaft dem Wiener Pöbel vorgelesen. Kossuth hatte seine Agenten in Wien. Sein Zweck war, jede gesetzliche Reform des Kaiserreichs durch revolutionäre Gewaltthaten zu verhindern, damit Ungarn sich desto bequemer absondern könne. Das Gleiche wollte Mazzini, und ihre geheimen Helfershelfer, meist Juden, wurden die Lenker des völlig kindischen Wiener Pöbels. Als dieser Pöbel noch an demselben Abend sich seinem ganzen

Uebermuth überließ, im Ständehause alles zerstörte und in den Straßen tobte, wurde Militair gegen ihn entsandt, aber schon nach wenigen Schüssen, die nur 30 Mann tödteten, wieder zurückgezogen. Vergebens boten sich Erzherzog Albrecht und der Fürst Windischgrätz an, die Revolte zu überwältigen, Erzherzog Ludwig bestimmte den Kaiser, keine Gewalt zu brauchen, sondern allen Forderungen nachzugeben. Metternich selbst verhielt sich apathisch und hatte nichts einzuwenden, als man ihm ankündigte, es wäre besser, er dankte ab. Er verließ Wien augenblicklich und entkam nach London, ohne unterwegs erkannt, oder wenn er erkannt wurde, irgend belästigt zu werden. Der Kaiser aber bewilligte sofort Preßfreiheit, Bürgerwehr und eine liberale Verfassung für das ganze Kaiserreich. Die Bürgerwehr waffnete sich alsbald, stellte die Ordnung wieder her und trieb den Pöbel, der sich Plünderungen und Zerstörungen überlassen hatte, einstweilen in seine Winkel zurück. Derselbe hatte namentlich die schöne Villa des Fürsten Metternich und die Gasleitungen Wiens zerstört. Aber außer den guten Bürgern Wiens waffneten sich damals auch die Studenten und wußten in der ersten Verwirrung auch die anwesenden Ungarn, Polen, Italiener und Pöbel aller Art, sich mit Gewehren des Staats zu versehen. Wem diese neue Volksarmee eigentlich dienen sollte, das zeigte schon am 15. der Triumpheinzug Kossuths in Wien, indem er an der Spitze einer zahlreichen ungarischen Deputation bei Fackelschein und unter rauschender Musik, begleitet von vielen tausend Bewaffneten vor die Burg zog, um dem Kaiser die Forderungen der Ungarn in ihrer Adresse zu überbringen.

In Preußen war ebenfalls große Verwirrung. Vom Rhein her stürmten Adressen und Deputationen. Auch in den Ostprovinzen gährte es. In Breslau machte das Volk am 6. März einen Angriff auf das Zeughaus, in Königsberg wurde am 13. das Polizeigebäude demolirt, am 14. war großer Tumult in Erfurt. In Berlin selbst fanden vom 6. an fast täglich Zusammenrottungen statt. Unter den Zelten im Thiergarten wurde eine Adresse bera-

then, die von den Literaten und Juden der ſ. g. Zeitungshalle vorbereitet war. Am 14. erbat ſich auch der Berliner Magiſtrat eine Audienz beim König, um ihm die Volkswünſche vorzutragen, die als liberal-conſtitutionell völlig den rheinländiſchen entſprachen. Der König hatte den beſten Willen, ſowohl in Bezug auf die große Reform des deutſchen Bundes, als in Bezug auf die Bürgſchaften der Freiheit Conceſſionen zu machen, wollte aber nichts allein thun und vertröſtete daher die einen auf den Dresdener Fürſtencongreß, die andern auf den vereinigten preußiſchen Landtag, der am 27. April zuſammentreten ſollte. So lange aber wollte die Ungeduld des Volkes und der Verrath der geheimen Wühler nicht warten. Die abendlichen Zuſammenrottungen des Volkes wurden jeden Tag zahlreicher und wilder. Das Militair ſchritt ein, Blut wurde vergoſſen, Klaggeſchrei miſchte ſich mit dem Zornruf der Ungeduld. In mehreren Adreſſen, insbeſondere der Städte Breslau und Magdeburg, wurde der falſche Verdacht ausgeſprochen, als wolle Preußen mit Rußland gehen, ſich mit Rußlands Hülfe allen deutſchen Reformen widerſetzen. Als nun die Nachrichten von Wien kamen, glaubte der König nicht länger zögern zu dürfen und verkündete am 17. die Preßfreiheit, die Berufung des Landtages ſchon auf den 2. April, „die Verwandlung des deutſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat“, ein Werk, welches „durch die großen Ereigniſſe in Wien weſentlich erleichtert werde“, und die Einverleibung von Oſt- und Weſtpreußen und Poſen in den deutſchen Bund. Auch wurde das bisherige Miniſterium entlaſſen. Damit genügte er allen vernünftigen Erwartungen. Aber es gab Leute in Berlin, die das friedliche und geſetzliche Zuſtandekommen der deutſchen Einheit eben ſo wenig wollten, wie Koſſuth in Wien. Von dieſen ging wieder „unter den Zelten“ die ſinnloſe Forderung aus, der König ſolle alles Militair aus Berlin entfernen und ſich der neu zu errichtenden Bürgerwehr allein anvertrauen. Ein großer Zug nach dem Schloſſe ſollte am 18. dieſe Forderung zur Geltung bringen. Magiſtrat und Bürgerſchaft wurden darüber unruhig und

beschlossen ihrerseits einen mehr loyalen Zug nach dem Schlosse, um dem Könige für die Concessionen zu danken und den radicalen Zug auf die Seite zu schieben. Die Stimmung war schon so erhitzt, daß der Magistrat in einem öffentlichen Anschlage sich für die Verwirklichung der vom König gemachten Zusicherungen verbürgte, als ob jemand sie bezweifeln könnte.

Als nun am 18. die beiden Processionen sich gegen Mittag in Bewegung setzten und den Schloßplatz erfüllten, auf welchem zur Sicherheit einiges Militair aufgestellt war, trat der König auf den Balcon heraus, grüßte lebhaft und wurde mit Lebehoch empfangen. Mitten im Lärm vernahm man eine starke Stimme vom Balkon „der König bewilligt alles". Aber es gab Gedränge, man hörte wiederholt rufen „fort mit dem Militair" und der Pöbel fing an Roß und Reiter von hinten zu stoßen und zu stacheln, als plötzlich zwei Schüsse fielen, ohne übrigens jemand zu verwunden.*) Da schrie man augenblicklich „Verrath!" und „zu den Waffen!" Die Menge zerstob und bildete sich ein oder mochte glauben, es sey auf friedliche Bürger geschossen worden. Und wie mit einem Zauberschlage erhoben sich auch schon in allen Straßen Barrikaden. Der König war außer sich, daß seine gute Absicht so abscheulich mißkannt wurde, und ließ eine weiße Fahne aus dem Schlosse tragen mit der Inschrift: „Mißverständniß, der König will das Beste." Bürgermeister Krausnik schrie aus Leibeskräften aus einem Sprachrohr heraus, um das Volk aufzuklären. Aber alles half

*) Hätte irgend ein einflußreicher Mann die Absicht gehabt, einen Querstrich durch die Concessionen des Königs zu machen, und einen blutigen Aufruhr zu veranlassen, um ihn zu besiegen und dann im russischen Sinne despotisch zu regieren, so würde es nicht bei diesen zwei blinden Schüssen geblieben, sondern das Militair würde sogleich energisch eingeschritten seyn, die wichtigsten Plätze der Stadt besetzt, den Barrikadenbau verhindert haben. Aber das Militair verhielt sich passiv, bis es angegriffen wurde. Die Schüsse gingen ohne Zweifel von der Partei aus, die um jeden Preis Barrikaden haben wollte.

theures Haupt wieder zu erhalten, und kalter polizeilicher Grundsätze. Es ist hiernach nöthig, beide Zwecke, welche ein Leichenhaus erfüllen soll, vereinzelt zu betrachten und zu fragen, ob sie auch ohne diese Anstalten einfacher zu erreichen sind?

Ist es möglich, daß ein Mensch lebendig begraben werde? und zwar wegen der Unsicherheit der Zeichen des Todes? Dies heißt so viel als: gibt es einen Scheintod? Wer wird dies verneinen? Glückliches Wiedererwachen plötzlich Verunglückter, nach längeren Krankheiten scheinbar Todter — jeder Laie weiß davon zu erzählen, jeder Arzt hat darin Erfahrungen gemacht, und jeder Arzt kennt die selteneren Fälle, in denen dieser scheinbare Tod erst nach längerer Zeit schwand, um in den wahren überzugehen oder in das Leben zurückzutreten. Belehrend ist der Fall, den Dr. J. H. Schmidt zu Paderborn 1833 erlebte und der, viel Aufsehen erregend, besonders Gelegenheit zu neuen Erörterungen über den fraglichen Gegenstand gegeben; er möge hier statt aller andern Beispiele stehen, die so leicht ein romanhaftes Gepräge annehmen. Ein 20jähriger Mann wurde in das Krankenhaus zu Paderborn geschickt, und daselbst von einem leichten Wechselfieber, welches in Schwindsucht überzugehen drohte, geheilt. Er starb plötzlich. Am 1sten Tage nach dem letzten Athemzuge hatte er die Augen aufgeschlagen und einige Minuten hindurch einen unregelmäßigen Puls fühlen lassen. Kleine Brandwunden, die als Belebungsversuche beigebracht wurden, eiterten am 3ten, 4ten und 5ten Tage; am 5ten Tage hatte der Todte die Hand umgedreht; am 6ten und 9ten Tage stellte sich ein halbseitiger, durchaus nicht riechender Schweiß ein; nach dem 9ten Tage zeigten sich in einem großen Umfange des Rückens Blasen; die Glieder blieben biegsam, die Lippen bis zum 18ten Tage roth; die Stirne war 9 Tage hindurch in Falten gelegt, die Physiognomie war nicht leichenhaft. Noch am 19ten Tage stellten sich in dem warmen Zimmer weder ein Leichengeruch noch Todtenflecke ein, ohne daß große Abmagerung die Ursache davon hätte seyn können. Erst am 21sten Tage konnte der nunmehr unzweideutige Leichnam geöffnet werden.

Fragen wir nun ferner, ob denn wirklich Beispiele von dem Schauder erregenden Unglück vorhanden sind, daß Menschen zum Tode im verscharrten Sarge verdammt wurden? so muß dies

nichts mehr. Die Wühler aus der Zeitungshalle schossen auf die Schildwachen und zwangen das Militair zum Kampfe. Die bürgerliche Schützengilde und die Studenten schlossen sich den Aufrührern an. Dazu kam auch bei den unbefangenen, nur allzu frivolen Berlinern eine gewisse Kravalllust, die „den Jux mitmachte", ohne die Tragweite ihres Frevels zu ermessen. Die Bevölkerung Berlins hat an diesem Tage große Hoffnungen für Deutschland vereitelt, indem sie den König, welcher die wohlwollendsten Absichten von lange her hegte, muthwillig in die Lage brachte, sie aufgeben zu müssen, und ihn, den sie hätte stützen und ehren sollen, entwaffnete und beschimpfte. Die wenig zahlreichen von General von Prittwitz commandirten Truppen drangen vom Schloß und von den Thoren aus gegen das mit Barrikaden erfüllte Innere der Stadt vor. Der Straßenkampf währte 19 Stunden fort bis den andern Morgen (Sonntag) um 9 Uhr. Das Gewehrfeuer knallte unaufhörlich, schweres Geschütz donnerte selten und nur gegen die größern Barrikaden. Die Nacht war klar und windstill, vom Mond und von mehreren Bränden erhellt, da der Pöbel einige Buden und Artillerieschuppen angezündet hatte. Gegen Morgen wurden die Truppen des Aufruhrs mehr und mehr Meister und derselbe beschränkte sich nur noch auf einen kleinern Theil der innern Stadt, als ganz unerwartet Befehl gegeben wurde, das Schießen einzustellen und dem Volke wenigstens den Schein zu lassen, als ob es gesiegt habe. Vom Volke waren 216, vom Militair nur 18 Mann todt geblieben.

Mag auch die Angst der Königin in dem von Schlachtlärm umtobten Schlosse zu der Entschließung des Königs beigetragen haben, so trifft doch die Hauptschuld diejenigen, welche damals riethen, der König müsse sich auf die Seite des Volkes stellen, um populär zu bleiben und um die Sympathien des Liberalismus im westlichen und südlichen Deutschland nicht zu verscherzen. Wenn sie dem König von Preußen zur Hegemonie in Deutschland verhelfen wollten, hätten sie um jeden Preis müssen fortschießen lassen,

bis der Aufstand in Berlin besiegt war, denn nur von einem siegreichen und mächtigen Könige, der Herr in seiner eigenen Hauptstadt war, konnte Deutschland Schutz und ein kraftvolles Auftreten erwarten. Der eben damals aus Paris zurückgekehrte preußische Gesandte, Heinrich von Arnim, noch ganz voll von den Pariser Eindrücken, soll hauptsächlich den König bestimmt haben und wurde einige Tage später zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am gleichen Tage, den 19., traten bereits der liberale Graf von Schwerin und von Auerswald ins Ministerium. Sämmtliche Truppen wurden aus der Stadt entfernt; die da gesiegt hatten, zogen mit verhüllten Fahnen stumm und in edler Entrüstung ab. Eine schnell improvisirte Bürgerwehr ersetzte sie. Der Prinz von Preußen (Wilhelm, Bruder des Königs), den man für reactionär hielt, verschwand aus der Stadt. Sein Palast wurde nur dadurch geschützt, daß man an die Thüren schrieb „Nationaleigenthum". Dieser Prinz wurde abscheulich verleumdet und nachdem er längst in London angekommen war, log man in Berlin immer noch, er komme mit einer russischen Armee von Warschau herangezogen. Am 20. wurden die seit 1846 gefangen gehaltenen Polen entlassen, Mieroslawski hielt einen Triumphzug in Berlin und ließ Placate ankleben, worin er die Wiederherstellung Polens verhieß. Alle anwesenden Polen erhielten Waffen, bildeten Cadres in Berlin selbst. Am 21. nahm die preußische Armee neben der preußischen Kokarde die deutsche an, und ritt der König selbst mit den drei deutschen Farben geschmückt durch die Straßen, die Studenten voran mit einer Reichsfahne, auf welche der deutsche Doppeladler gestickt war. Die Kaiserzurufe wehrte der König zwar mit lebhaftem Unwillen ab und eine Proclamation, die ihn König der Deutschen nannte, wurde schnell wieder zurückgezogen und durch eine besonnenere ersetzt; allein niemand konnte zweifeln, daß sich in dem neuen Cabinet Stimmen für die Usurpation kund gegeben hatten. Graf Schwerin selbst hatte vor den Studenten den deutschen König hoch leben lassen. In den „an mein Volk" und „an die deutsche

Nation" gerichteten Aufrufen wurde versprochen „Preußen geht in Deutschland auf" und „Fürsten und Stände Deutschlands sollen gemeinschaftlich als deutsche Ständeversammlung die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschland berathen." — Am 22. wurden die im Kampf Gefallenen in 183 Särgen feierlich begraben. Der unermeßliche Zug ging am Balcon des Schlosses vorüber, auf dem der König zusah. Im Zuge gingen alle Behörden und Corporationen, Prediger Sydow hielt die Leichenrede und ging in der Schmeichelei seines Publikums so weit, die Helden des Straßenkampfs vom 18. März denen des Jahrs 1813 an die Seite zu setzen. An demselben Tage bewilligte der König seinem Volke die badische Schablone vollständig: Schutz der persönlichen Freiheit, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Schwurgericht, Aufhebung des exempten Gerichtsstandes, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc. und hetzte dagegen Julius (ein Jude) in einem Placat die Arbeiter auf.

Dieselbe Ungeduld, welche die Berliner ergriffen hatte, als der König vor dem 17. zu lange zögerte, riß auch in andern Städten die Bevölkerung zu wilden Tumulten hin. Am 19. war Köln, am 20. Aachen und Crefeld in Aufruhr. In denselben Tagen herrschte in Breslau beinahe Anarchie. Daß am 29. Camphausen von Köln zum Chef des Ministeriums ernannt wurde, hatte auch seinen Grund in dem Wunsche, die aufgeregten Rheinlande zu versöhnen. Der Zusammentritt der Stände am 2. April sollte die Wiederherstellung der Ordnung vollenden.

Die Ereignisse in Berlin machten einen übeln Eindruck auf das gesammte Deutschland. Eben damals hatten sich Darmstadt, Baden, Württemberg, Bayern verständigt, Unterhändler nach Berlin zu schicken, um den König von Preußen für die constitutionelle Sache und die Volksvertretung am Bunde zu gewinnen, sich dabei einerseits seines Schutzes gegenüber etwaigen Angriffen von Frankreich her zu versichern und ihn andrerseits von einem etwaigen reactionären Bündniß mit Rußland abzuziehen. Die Unterhändler (darunter Max von Gagern, Heinrichs Bruder) kamen aber erst

nach dem 18. in Berlin an und obgleich sie die besten Zusicherungen erhielten, so war doch das Vertrauen verschwunden. Der Umritt des 21. März wurde als eine Usurpation verdächtigt und mit unverhaltenem Hohn, namentlich in Wien, München und Stuttgart, sowohl von der geheimen Partei der Reaction als von der offnen der Demokratie ausgebeutet, um die constitutionelle Partei indirect durch die Unpopularität des Königs von Preußen, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt hatte, zu ärgern und zu schwächen.

Uebrigens führte die Wiener und Berliner Revolution die Entwaffnung des letzten Widerstandes herbei, den die Regierungen in Sachsen, Hannover und Bayern den Forderungen des Volkes bisher noch geleistet hatten.

In Leipzig hatten bereits am 28. Februar die Buchhändler eine Petition um Preßfreiheit entworfen und eine Versammlung „freisinniger Männer" unter Vortritt des Professor Biedermann die badischen Forderungen auch für Sachsen in einer Adresse formulirt, die aber der König am 2. März abwies. Die Aufregung in Leipzig war sehr groß, wurde aber auch dießmal wieder von Robert Blum gestillt. Dagegen erfolgte ein abermaliger Adressensturm, welchen der König noch einmal standhaft abschlug. Jedoch entließ er den mißliebigen Minister von Falkenstein und hob die Censur „provisorisch bis zum 15. April" auf. Eine Zusammenziehung preußischer Truppen bei Halle wurde so gedeutet, als solle sie den König von Sachsen gegen sein eigenes Volk schützen. Die Nachricht aber, daß Metternich gestürzt sey, bewog den König, am 16., endlich nachzugeben und ein neues liberales Ministerium zu ernennen, in welchem sich Professor von der Pfordten bemerklich machte.

Auch der alte König Ernst August von Hannover wollte sich nicht in die neue Lage der Dinge fügen, trotzte dem Adressensturm und verweigerte noch am 14. sowohl die Volksvertretung am Bunde, als die Preßfreiheit. Als die schlimmen Nachrichten

aus Wien kamen, bewilligte er wenigstens die Aufhebung der Censur, und erst, als er von der Berliner Revolution Kunde erhielt, gab auch er in allem nach, entließ den verhaßten Minister von Falcke und ließ durch den liberalen Stüve, Bürgermeister von Osnabrück, ein neues Ministerium bilden, welches die badische Schablone auch auf Hannover anwandte.

In München war noch alles in Aufregung, weil man glaubte, die schöne Lola habe sich heimlich wieder eingeschlichen, als die Kunde der Pariser Februarrevolution die Gemüther vollends erhitzte. Am 2. März wurde eine Adresse berathen und mit mehr als 10,000 Unterschriften bedeckt, in welcher die badischen Forderungen auch für Bayern gestellt wurden. An demselben Tage stürmte das Volk die Wohnung des Minister Berks und trieb ihn in die Flucht. Am 4. hatte man noch keine entsprechende Antwort auf die Adresse. Das Volk tumultirte in den Straßen, die Minister drangen in den König, nachzugeben, aber er wollte sich nichts abzwingen lassen. Da erstürmte das Volk das Zeughaus und bewaffnete sich. Prinz Karl ritt unter die Menge, sie zu beschwichtigen, und Einberufung der Stände wurde auf den 16. zugesagt. Aber das Volk blieb unter Waffen und hatte Mißtrauen, bis am 6. die Proclamation erschien, in welcher der König, dessen Unterschrift auch alle Prinzen des Hauses ihre Namen beigesetzt hatten, dem Volke alles gewährte, was es wünschte. Wallerstein nahm seine Entlassung. Aber das Volk war insofern noch nicht beruhigt, als es diese Concessionen selbst nur für eine Schutzwehr hielt, hinter welcher die tödtlich verhaßte Lola sich verstecken wolle. Man glaubte, sie sey im Polizeigebäude versteckt, welches daher am 16. vom Volk gestürmt und demolirt wurde. Zur Beruhigung der wild empörten Massen erschien im Namen des Königs gleich am folgenden Tage eine Proclamation, worin es hieß, der Lola sey das bayerische Indigenat entzogen und die Polizei beauftragt, auf sie zu fahnden, wo sie sich blicken lasse. Damals waren Ständemitglieder, Deputationen aus dem ganzen Lande in Mün-

chen; die Bürgerschaft stand zusammen, um den Tumulten ein Ende zu machen. Ein Paar Tage lang wurde im Schlosse unausgesetzt verhandelt, ohne daß man draußen wußte, was vorging. Endlich am 20. um 10 Uhr in der Nacht erfolgte die Abdankung des Königs Ludwig, am folgenden Tage wurde sein Sohn Maximilian II. als König proclamirt und gleichzeitig erschien eine Erklärung desselben, worin er die Volksvertretung am Bunde und alles vorher schon Zugesagte aufs neue bestätigte.

Inzwischen hatte die Heidelberger Siebenercommission das Vorparlament nach Frankfurt am Main ausgeschrieben und dahin richteten sich jetzt alle Blicke. Am 29. März hielt der früher verfolgte und mißhandelte Professor Jordan als kurhessischer Bundestagsgesandter einen Triumpheinzug in Frankfurt und erhielten Welker, als badischer Bundestagsgesandter, und Uhland, als württembergischer Vertrauensmann, Ständchen und Lebehochs, wobei dem preußischen Bundestagsgesandten Grafen Dönhoff unter Vereatrufen die Fenster eingeworfen wurden, eine Roheit der Demokraten, welche die Constitutionellen um keinen Preis hätten dulden sollen. Jede Beleidigung Preußens von Frankfurt aus mußte sich früher oder später bitter rächen und war das Verkehrteste, was geschehen konnte, wenn man zur deutschen Einheit gelangen wollte. Am folgenden Tage erklärte der Bundesrath, es sollten in allen Bundesstaaten Wahlen zu einem künftigen deutschen Parlamente ausgeschrieben werden. Damit kam er jedem ähnlichen Beschluß des Vorparlaments, welches am folgenden Tage eröffnet werden sollte, zuvor, ergriff die Initiative und behielt sich seine Competenz vor. An demselben Abend empfingen Hecker und Struve große Fackelzüge. Diese beiden Demagogen setzten sich damals schon als Häupter einer republikanischen Partei den Constitutionellen entgegen.

Das Vorparlament wurde am 31. März in der Paulskirche zu Frankfurt, einer im antiken Style gebauten Rotunde, vom Heidelberger Professor Mittermaier eröffnet und bestand nicht bloß

aus Mitgliedern von deutschen Kammern, sondern hatte auch allerlei Zuläufer ohne Beruf aufgenommen, unter andern den jüdischen Literaten Wiesner, der als „einziger Oesterreicher“ in der Versammlung noch insbesondere Ehrenbezeugungen empfing, ohne daß jemand bemerkt hätte, die Vertretung des großen Oesterreich durch einen einzigen Juden sey ein Scandal. Auch Preußen hatte nur wenige Vertreter gesendet. Die Mehrheit der Versammlung bildeten die bisherigen Oppositionsmänner aus den Mittel- und Kleinstaaten. Die Versammelten beschlossen zuerst, Schleswig (an welches der deutsche Bund keinerlei Rechtsanspruch besaß), so wie Ost- und Westpreußen in den deutschen Bund aufzunehmen und unter Anerkennung, daß die Theilung Polens ungerecht gewesen sey, die Verhältnisse Posens zu ordnen. Ferner beschlossen sie auf Grund eines Entwurfes der Siebenercommission, die Reform des deutschen Bundes solle darin bestehen, daß an die Stelle des bisherigen föderativen Bundestags ein einheitliches Bundesoberhaupt und demselben ein Reichstag in zwei Häusern, einem Senat und einem Volkshause, an die Seite treten solle. Zugleich wurden dem deutschen Volke von vorn herein alle die Rechte zugesichert, die zuerst von Baden gefordert und nach und nach bereits von allen Bundesregierungen bewilligt worden waren. Hecker und Struve nahmen einen vergeblichen Anlauf, um eine deutsche Republik und nachher wenigstens die Permanenz des Vorparlaments durchzusetzen. Wäre diese Permanenz beliebt worden, so hätte man durch Volkstumulte die Gemäßigten aus demselben herausgeschreckt und durch Republikaner ergänzt und der deutsche Convent wäre fertig gewesen. Allein die Mehrheit wies solche extreme Anträge um so mehr ab, als der Bundestag bereits die allgemeinen Parlamentswahlen zugesagt hatte. Um aber die Erfüllung dieser Zusage zu überwachen, wählte das Vorparlament, als es sich schon nach vier Tagen wieder auflöste, den Fünfzigerausschuß, welcher permanent bleiben sollte und dessen Präsident v. Soiron wurde. In ihm befanden sich außer Älteren Berühmtheiten, wie Itzstein, Biedermann, Robert Blum und

dem Königsberger Juden Jacobi, auch schon neue, so der jüdische Advokat Heckscher aus Hamburg, und der Cigarrenhändler Raveaux aus Köln, der preußische Flüchtling Venedey ꝛc.

Unter den Beschlüssen des Vorparlaments war der wichtigste der, daß die zu wählende deutsche Nationalversammlung allein, mit ausdrücklicher Ausschließung der Fürsten, die künftige deutsche Reichsverfassung zu Stande bringen solle. Er wurde am 3. April gefaßt, an demselben Tage, an welchem ein Jahr später seine verhängnißvolle Thorheit jedermann klar werden sollte. Wenn sich die Volksvertreter anmaßten, über die Zukunft Deutschlands ohne die Fürsten zu entscheiden, so mußten sie sich zuvor im Besitz einer materiellen Macht befinden, der gegenüber die Fürsten ohnmächtig waren. Die Einheit Deutschlands, die kaiserliche Obergewalt eines Einzigen ließ sich nur auf Kosten der bisherigen Souverainetäten durchsetzen und nicht mit frommen Wünschen und schönen Redensarten, sondern mit Gewalt. Hecker und Struve hatten daher ganz Recht, wenn sie in dem Fortbestand jener Souverainetäten und ihrer Militaircontingente ein absolutes Hinderniß der Wiedergeburt Deutschlands erkannten, und sie täuschten sich nur wieder selbst, indem sie für möglich hielten, mit Brandschriften, Pöbelaufläufen und Freischaaren stehende Heere bezwingen zu können.

Einen Tag vor jenem unpraktischen Beschluß des Vorparlaments, am 2. April, hatte der Bundestag alle Ausnahmsgesetze seit den Karlsbader Beschlüssen aufgehoben. Am 4. aber beauftragte er Preußen, in dem Streite zwischen Holstein und Dänemark zu vermitteln. Der Bundestag, das Vorparlament konnte es nicht selber thun. Sie mußten Preußen darum bitten. Beweis genug, daß die materielle Macht Preußens etwas werth war und daß man nicht hoffen durfte, eine deutsche Reichsverfassung allein und ohne Preußens Zustimmung durchzusetzen. Deßhalb gab schon am 4. Paul Pfizer eine Erklärung, worin er darauf aufmerksam machte, daß man entweder nur durch und gleich jetzt mit Preußen zum Zwecke gelangen werde, oder gar nicht. Er blieb aber ver-

einzelt, seine Stimme verhallte. Der Bundestag, scheinbar dem Vorparlament unterwürfig und gehorsam, verfügte allgemeine Wahlen zum deutschen Parlament, „um in Vereinigung mit den Fürsten ꝛc.", wahrte also das bereits vom Vorparlament verworfene Vereinbarungsprincip, was man damals übersah.

Unterdeß wollten die Republikaner die erste Hitze der Revolution benutzen, um ihre Plane durchzusetzen. Die Vorbereitung trafen sie schon in der letzten Woche des März, indem sie den s. g. Franzosenlärm veranlaßten. Sie streuten nämlich in Würtemberg und Baden überall das Gerücht aus, große französische Heeresmassen seyen plötzlich über den Rhein gegangen und stünden schon ganz in der Nähe. Wirklich war die Leichtgläubigkeit so groß, daß an vielen Orten schon Anstalten zur Flucht der besten Habe getroffen wurden und man an andern sich bewaffnete und sogar Puncte besetzte, die zur Vertheidigung geeignet schienen. Der Zweck der Republikaner war dabei nur, eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranlassen, die sie dann in ihrem Interesse benutzen, aus der sie ihre Freischaaren recrutiren wollten. Sonderbarerweise verbreitete sich das Gerücht nicht von Westen nach Osten, sondern in umgekehrter Richtung von Ulm an und zuletzt über den Rhein bis ins Elsaß, wo man sich einbildete, deutsche Freischaaren seyen es, die plündernd über den Rhein kämen. Im badischen Seekreise ließ ein gewisser Fickler zu Stockach, Constanz und an vielen andern Orten Volksversammlungen abhalten und für alle, die kein Feuergewehr hatten, Sensen schmieden. Gleichzeitig, (am 26. März) hielten Hecker und Struve in Freiburg im Breisgau und in Heidelberg große Volksversammlungen, um die Republik gutheißen und proclamiren zu lassen, fanden aber an den Constitutionellen einen unbesieglichen Widerstand. An demselben Tage bereitete auch ein gewisser Becker zu Biel in der Schweiz eine Versammlung deutscher Flüchtlinge und Arbeiter auf einen Zug nach Deutschland vor, während andere Züge von Lyon und Grenoble, und Herwegh mit einem noch größern von Paris aus er-

wartet wurden. Bis diese ankamen, vergingen noch ein Paar Wochen, die von den Republikanern zur Verführung des badischen Militairs benutzt wurden. In Mannheim weigerten sich die Soldaten, gegen Hecker, der allgemein als der Feldherr des bevorstehenden republikanischen Feldzugs bezeichnet wurde, auszurücken, und man sah hier ein ganzes Bataillon Arm in Arm mit liederlichen Dirnen in Reih und Glied betrunken durch die Straßen ziehen. Da hatte der Abgeordnete Matthy den Muth, den überall herum agitirenden Fickler auf dem Bahnhof in Karlsruhe persönlich zu verhaften, am 8. April, wogegen Brentano in der badischen Kammer vergebens lärmte. Bei Mainz wurde damals die Eisenbahn zerstört, um die Truppen am Marsche nach Baden zu hindern. Tumulte fanden Statt in Stuttgart, Bamberg, Cassel und wiederholt in Mannheim. Aber die Republikaner drangen nirgends durch. Da man sich auf das badische Militair nicht durchaus verlassen konnte, wurden noch rechtzeitig unter Gagerns Vermittlung dessen Bruder Friedrich von Gagern, vormals General in niederländischen Diensten, an der Spitze eines hessen-darmstädtischen Corps der Bergstraße nach, General Miller mit einem württembergischen Corps durch den Schwarzwald und ein bayrisches Hülfscorps über Lindau nach dem Seekreise geschickt, um die Republik im Keim zu ersticken. Der allgemeine Ruf der Demokratie war damals „Hecker hoch!“ Die Constitutionellen setzten aber große Hoffnung auf Gagerns Bruder und bezeichneten ihn schon als künftigen Reichsfeldmarschall. Beide sollten sich bitter täuschen.

In der thörichten Hoffnung, durch die Freischaaren aus Frankreich eine ausreichende Verstärkung zu erhalten, hatten Hecker und Struve bis zu deren Ankunft gezaudert und die kostbarste Zeit versäumt. Am 15. April rückten die Württemberger schon vor Donaueschingen, von wo Struve davonfloh, um erst am 17. in Constanz die deutsche Republik auszurufen, als deren Statthalter er den bisherigen Chef der badischen Kreisregierung, Peter, ernennen

mit einem traurigen Ja! beantwortet werden. Laſſen wir die Unzerſche Behauptung: daß es weniger Selbſtmorde gebe als lebendig Begrabene — wiewohl es auch zu jener Zeit nicht an den jetzt luxurirenden Menſchen fehlte, welche die frevelnde Hand an den eigenen Leib legten — ſo wie auch eine nicht weiter beglaubigte Anzeige in einer amerikaniſchen Zeitung: daß in Newyork, wo die Maßregel getroffen iſt, daß die Särge acht Tage lang vor der völligen Beerdigung ſo über der Erde ſtehen bleiben müſſen, daß in der Gegend des Kopfes eine Oeffnung und an den Händen und Füßen Schnüre ſich befinden, welche zu einer Glocke gehen, man die Erfahrung gemacht habe, daß von 1200 hier über die Erde Geſtellten 6 ſcheintodt waren, alſo ein halbes Procent — laſſen wir dieſe Aeußerungen ganz unbeachtet, ſo gibt es doch, abgeſehen von allen melodramatiſchen Mährchen aus älteſter und neueſter Zeit, ſo viele unzweideutige und glaubwürdige Facta, welche für die traurigſte aller Todesarten ſprechen, daß an ihrem Vorkommen gar nicht zu zweifeln iſt. Die allgemein verbreitete Neigung des Menſchen, Wunderbares und Schauerliches gern zu hören und zu glauben, ſein inneres, widerſpenſtiges Ergötzen an Furcht und Angſt, kommt hier gar nicht in Betracht; es iſt von unzweifelhaften Thatſachen die Rede.

Wie war es aber möglich, ſo unſicher in Bezug auf die wahren Zeichen des Todes zu ſeyn? Man war in älteren Zeiten allerdings zu leicht in ſeiner Erklärung, und mancher Mord aus Fahrläſſigkeit mag von der Erde bedeckt ſeyn; aber die neuere Generation hat bekanntlich zu ihrem großen Vortheile die negative Erfahrung feſtgeſetzt, daß ein Körper erſt dann ganz entſchieden zu den Todten gerechnet werden könne, wenn ſich die bekannten Spuren der Verweſung eingeſtellt haben. Es iſt dieſe Kenntniß nicht etwa mehr ein Monopol der Medicinalperſonen. Jeder hat ſie, jeder, der Sinne hat, weiß ungefähr, was Fäulniß iſt, jeder, der ein Gewiſſen hat, wird in ſeinem Kreiſe dafür ſorgen, daß kein Körper ohne deutliche Spuren der Verweſung der Erde wiedergegeben wird.

Und doch! wie oft geſchieht das Gegentheil! Wie oft ſucht die empfindliche Naſe, was ſie gar nicht findet, wie oft gebietet der Leichtſinn, die Mode, das Herkommen, das unglückſelige Misverſtehen von Religionsvorſchriften, daß nach beſtimmter Friſt die

zu lassen die Naivetät hatte. Am folgenden Tage wurde die Republik auch in einer Volksversammlung zu Offenburg ausgerufen, es blieb aber hier beim leeren Geschrei und bildeten sich keine Freischaaren, um den bereits in den Seekreis vorgerückten Truppen etwa durch den Schwarzwald in den Rücken zu fallen. Am 20. traf General Gagern auf Heckers Schaar bei Kandern. Die republikanischen Freischaaren näherten sich den hessischen Truppen und suchten sie zum Uebertritt zu verlocken, nannten sie ihre „deutschen Brüder" und hofften wahrscheinlich einen Kampf vermeiden zu können. Unglücklicherweise gab sich nun auch Gagern einer ähnlichen Hoffnung hin, ritt vor und redete die Freischaaren mit väterlichen und herzlichen Worten an, um sie zur Beobachtung der Gesetze zurückzuführen. Allein er richtete nichts bei ihnen aus und kaum hatte er sein Pferd umgewendet, als er, ein Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit, von drei Kugeln durchbohrt, todt zu Boden fiel. Seine Soldaten stürzten wie rasend auf die verrätherischen Freischaaren los, tödteten ihrer viele und jagten sie in wilde Flucht. Hecker, im grauen Calabreserhut mit wallender Feder, hochgestiefelt und bis an die Zähne bewaffnet, wie ein Räuberhauptmann, verschwand mit den Flüchtlingen ohne den geringsten Beweis von Tapferkeit gegeben zu haben, mit der er prahlte. General Hoffmann, der an Gagerns Stelle trat, zog gegen Freiburg, welches die Freischaaren verbarrikadirt hatten. Hecker kam hier wieder zum Vorschein, um die Stadt zu entsetzen, wurde aber sogleich wieder zurückgeschlagen und die Stadt am 24. erstürmt. Mittlerweile waren auch die Württemberger bis an den Rhein vorgerückt und zu Säckingen Struve vom Rittmeister Stockmaier gefangen worden, dem er aber solche Angst vor der Volksrache einjagte, daß derselbe ihn wieder laufen ließ. Die Bayern besetzten Constanz. Erst als die Niederlage Heckers und Struve's schon entschieden war, kam endlich Herwegh mit der Freischaar aus Frankreich über den Rhein und stieß, 800—1000 Mann stark, am 27. zufällig bei dem Dorfe Dossenbach auf eine halbe Com-

pagnie Württemberger unter dem braven Hauptmann Lipp, vor welcher er gleich aufs schmählichste Reißaus nahm. Herwegh selbst rettete sich in einem kleinen Wagen, unter dem Spritzleder versteckt, während seine Frau kutschirte. Von seinen Leuten wurden viele auf der Flucht erschossen. Nur ein ehemaliger preußischer Officier, Schimmelpenninck, mit etwa 20 Sensenmännern, hielt sich tapfer und fand den Tod, indem er den württembergischen Hauptmann verwundete. Das feige, elende Benehmen der Freischaaren, die nur renommiren, schreien, saufen und plündern, aber nicht fechten wollten, machte die Republik von Anfang an unmöglich und lächerlich. Am 30. April erließen Struve und Heinzen von Straßburg aus ein Manifest, worin sie jammerten, daß „eine Uebermacht von verthierten Söldlingen" die republikanische Partei einstweilen unterdrückt habe, zugleich aber die Zuversicht aussprachen, die Republik werde sich mit verjüngter Kraft wieder erheben. Indeß befahl die französische Regierung die Auflösung des Flüchtlingscomité. Einzelne Tumulte wiederholten sich noch häufig. Einer der größten in Aachen, am 16. und 17. April, wurde durch ein tapferes pommerisches Regiment gedämpft, welches vom Pöbel grob war insultirt worden. Ein anderer in Trier wurde durch den energischen General von Schreckenstein gestillt.

Gleich dem Versuche der deutschen Republik mißlang auch der einer Wiederherstellung Polens. Mieroslawski und seine Mitbefreiten in Berlin proclamirten dieselbe unter den Augen der preußischen Regierung und organisirten daselbst den Kern eines polnischen Freiheitsheeres. Unter den Barrikadenhelden Berlins herrschte damals die Meinung, ein Krieg mit Rußland sey unvermeidlich und in demselben würden die Polen Deutschlands natürliche Bundesgenossen seyn. Auch der in Paris in der Verbannung lebende Fürst Adam Czartoryski erließ eine Proclamation in diesem Sinn eines Bündnisses des revolutionären Deutschlands mit Polen gegen Rußland. Die polnische Emigration wollte auch Frankreich in Anspruch nehmen, aber Lamartine lehnte es ab und als eine polnische De-

putation ihm mit der Rache des Volks, deſſen Sympathien für die Polen notoriſch ſeyen, zu drohen wagte, wies er ſie als Unverſchämte fort, am 25. März. Unterdeß hatte ſich ſchon am 20. ein polniſches Nationalcomité im preußiſchen Großherzogthum Poſen gebildet und herrſchte auch in Krakau eine lebhafte Agitation. Der König von Preußen behandelte die Polen mit äußerſter Milde, willigte ein, daß der polniſche Theil Poſens nicht zum deutſchen Bunde kommen, ſondern vom deutſchen Theile getrennt werden ſolle, und duldete den Uebermuth der Polen ſelbſt dann noch, als an vielen Orten die preußiſchen Adler herabgeriſſen wurden. Sein General Willisen ſchritt nicht mit Gewalt der Waffen, nur mit Zureden ein. Als aber die Polen frech genug waren, den deutſchen Theil Poſens nicht fahren laſſen zu wollen, ſondern für ihr künftiges polniſches Reich in Anſpruch zu nehmen, und ſich gegen die deutſche Bevölkerung jeden Hohn und Frevel erlaubten, wurde dem Unfug ein Ende gemacht. General Colomb, der an Willisens Stelle trat, forderte die Polen zur Unterwerfung auf und trieb ſie, als ſie ſich weigerten, bald zu Paaren. Nachdem die Preußen am 29. April das ringsum auf's kunſtreichſte verbarrikadirte kleine Städtchen Xions geſtürmt hatten, ſchlugen ſie die Polen am folgenden Tage noch einmal bei Mieloslaw und engten ſie in den folgenden Tagen an der ruſſiſchen Grenze, die ſie aus Angſt vor der noch größeren Strenge der Ruſſen nicht zu überſchreiten wagten, dergeſtalt ein, daß ſie am 9. Mai zu Bardo capitulirten und der ganze Aufruhr ein Ende hatte. Auch in Krakau wurde am 26. Mai durch einen blutigen Straßenkampf öſterreichiſcherſeits der Anarchie ein Ende gemacht. Sofern die Polen ſich ſcheußliche Grauſamkeiten gegen wehrloſe deutſche Bürger und Bauern herausgenommen hatten und doch auf eine Allianz mit Deutſchland rechneten, bewieſen ſie, daß nichts in der Welt über den polniſchen Leichtſinn geht, und übertrafen diesmal noch die Fehler von 1846.

In Berlin war am 2. April der vereinigte Landtag eröffnet

worden, allein der alte Rechtsboden war unter ihm schon gewichen. Die neue Zeit verlangte eine neue Verfassung Preußens, mithin eine constitutionelle Versammlung und zu diesem Behuf Neuwahlen nach einem neuen viel liberaleren Wahlprincipe. Der Landtag währte daher nur acht Tage und hatte nichts zu thun, als die constitutionelle Versammlung vorzubereiten, die am 22. Mai erstmals zusammentrat. In der Zwischenzeit deckte Minister Camphausen den Thron gegen die Frechheit der Literaturjuden und Gassenbuben mit genauer Noth. Eine Deputation dieses Gesindels belobte ausdrücklich die Nachsicht Willisens, während deutsche Bürger unter polnischen Säbelhieben bluteten, und wollte kein Einschreiten gegen die Polen dulden. Am 26. April versammelte Uhlich die alten Lichtfreunde in Köthen und schrieb ein großes Nationalconcil aus, um die Revolution zu einem allgemeinen Umsturz der Kirche auszubeuten. Allein er wurde nicht beachtet. Auf eine höchst characteristische Weise abstrahirte man damals von den kirchlichen Fragen und warf sich ausschließlich in die Politik. Am 13. Mai verbreitete sich das Gerücht, der Prinz von Preußen, der nach England gegangen war, werde zurückkommen. Das brachte ganz Berlin in Aufruhr und der Pöbel war schon im Begriff, den schönen Palast des Prinzen zu demoliren, als er abermals durch die Aufschrift „Nationaleigenthum" und durch die Geistesgegenwart der Studenten gerettet wurde. Aber die Regierung mußte sich die unverschämte Ansprache einer Volksdeputation gefallen lassen, an deren Spitze Held, Jung, Arnold Ruge, Prutz, Behrend und Eichler (nebst Levisohn und andern Juden, den damaligen Volkstribunen in Berlin) standen. Dieselbe forderte, daß der Prinz nicht eher zurückkehre, bis er sich zur Volksfreiheit bekannt und bekehrt habe, und Camphausen erklärte vor der, wenige Tage später einberufenen constituirenden Versammlung, er selbst sey es gewesen, der die Rückkehr des Thronfolgers beantragt habe, versteht sich unter der Bedingung, daß derselbe constitutionelle Bürgschaften gebe, und bat die Kammer in Bezug auf diese Frage „um Milde und Nachsicht".

Das characterisirt die damalige Stimmung, den conträren Wind der ganzen Zeit.

Nur nach einer Seite hin entfaltete die preußische Regierung eine Thätigkeit, mit der die Revolution zufrieden war. Das war der Krieg gegen Dänemark. Hier ertheilte der eben erst auf den Thron gelangte König Friedrich VII. am 28. Januar eine Verfassung für den Gesammtstaat Dänemark und hoffte durch die liberalen Concessionen, die er darin gewährte, die nationale Abneigung der deutschen Herzogthümer Holstein und Schleswig zu versöhnen. Er wollte den Deutschen gleichsam ihre Nationalität um die Freiheit abkaufen. Allein die Antipathien in der deutschen Bevölkerung gegen die Dänen sind unbesieglich. Der Deutsche hält hier zäher als anderswo an seiner Sprache und Sitte, wie an seinem Recht. Am 17. Februar protestirten die Stände der beiden deutschen Herzogthümer. Die Februarrevolution in Frankreich that das Ihrige, den Muth an der Eyder und Schley aufzufrischen. Schon am 8. März verlangte eine Volksversammlung in Altona die Vereinigung des Landtags in beiden Herzogthümern, die am 18. zu Rendsburg auch vollzogen wurde. Die vereinigten Landesvertreter erklärten hier, Schleswig solle mit Holstein in den deutschen Bund eintreten und mit Holstein eine besondere deutsche Verfassung und Verwaltung gemeinsam haben. Das war offene Rebellion, denn wenn auch Schleswig vermöge seines alten Verbandes mit Holstein berechtigt war, gemeinschaftlich mit diesem eine von Dänemark getrennte Verfassung und Verwaltung zu verlangen, so folgte daraus doch keineswegs eine Berechtigung auf seine Einverleibung in den deutschen Bund. Der Anspruch der Deutschen auf Schleswig konnte von den Dänen nur als Usurpation, als Eroberungsgelüste aufgenommen werden. Daher der sehr natürliche Zorn, der in Copenhagen am 21. eine Sturmpetition veranlaßte, in welcher vom König ein neues Ministerium und eine Regierung im dänischen Sinn und Interesse gefordert wurde. Da nun aber auch dänischerseits das Recht der Deutschen nicht geachtet und durch den „offenen Brief“

des vorigen Königs offenbar verletzt worden war, hatten beide Parteien einander das Gleiche vorzuwerfen. Am 24. setzten sich die beiden Herzogthümer eigenmächtig eine provisorische Regierung, den Herzog von Augustenburg, Graf Reventlow und Beseler an der Spitze. Der Herzog, durch den offenen Brief um sein notorisches Erbrecht gebracht, glaubte jede Waffe gegen den ungerechten Vetter in Copenhagen brauchen zu dürfen und sah sich damals den Rücken gedeckt durch die Agitation Beselers und Dahlmanns beim deutschen Bunde und noch mehr durch die Sympathien, die seine Sache in Berlin fand. Man war in Berlin verlegen, was man mit der Armee anfangen sollte, deren Gefühl so tief verletzt worden war. Der Gedanke, sie Lorbeern in einem Dänenkriege erfechten zu lassen, war für die Armee selbst schmeichelhaft und befriedigend, konnte unbedingt auf die Zustimmung der damaligen öffentlichen Meinung rechnen und schien zugleich am geeignetsten, um die Popularität des Königs von Preußen glänzend wiederherzustellen. Der König selbst nahm sich der Sache Holsteins mit Wärme an, sicherte dem Herzog von Augustenburg in Bezug auf dessen unbestreitbares Erbrecht seinen Schutz zu und genehmigte die Vereinbarung Holsteins mit Schleswig in einem Schreiben vom 24. März. Der Bundestag in Frankfurt stimmte vollkommen zu. Am 4. April beauftragte derselbe den König von Preußen, im Namen des deutschen Bundes diese dänische Angelegenheit in die Hand zu nehmen und am 25. desselben Monats nahm Madai als Bundestagsgesandter für Schleswig-Holstein unbeanstandet am grünen Tisch in der Eschenheimergasse seinen Platz ein.

Der Krieg begann rasch. Die Dänen fielen schon am 9. April über die abgefallenen Truppen aus den Herzogthümern her und brachten ihnen bei Bau eine empfindliche Niederlage bei. Aber schon waren die Preußen unter General Wrangel in Holstein eingerückt. Die preußischen Garden erstürmten am Ostersonntag (23. April) das Danewirk und am folgenden Tage siegten auch die hannöverschen Bundestruppen unter General Holkett bei Dever-

sen. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein und schrieb eine Contribution von 3 Millionen aus. Er wollte nämlich Jütland als Pfand behalten, bis die Dänen, die auf ihren Inseln beim Mangel einer deutschen Kriegsflotte unangreifsbar waren, den deutschen Forderungen würden nachgegeben haben. Allein am 24. Mai bekam er einen Rückzugsbefehl aus Berlin und der ganze Feldzug gerieth ins Stocken. Zwar erklärte der Minister v. Auerswald in der Berliner Kammer ausdrücklich, Rußland habe niemals an Preußen eine Forderung gestellt, seine Truppen aus dem dänischen Gebiete zurückzuziehen; allein der Kaiser von Rußland ist in dieser Sache keineswegs unthätig geblieben. Die Einheitsbestrebungen der Deutschen waren nicht in seinem Geschmack, noch Interesse.

Es gab eine s. g. skandinavische Partei in Schweden, Norwegen und Dänemark, welche sehnlich eine politische Vereinigung der drei getrennten Nationen wünschte und die gern bereit gewesen wäre, sich mit dem vereinigten Deutschland gegen Rußland zu verbinden.*) Denn Rußland lastet schwer und furchtbar drohend über

*) Der Verfasser dieses Werks schrieb im Sommer 1848 eine Flugschrift: „Deutschlands auswärtige Politik, Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag," worin er sagte: „Dänemark ist unser natürlicher Bundesgenosse gegen die maritime Tyrannei Englands, und in dem Maaße, in welchem sich Dänemark an Norwegen und Schweden anschließt und sich mit demselben in der skandinavischen Gemeinschaft verbunden fühlt, ist es unser natürlicher Bundesgenosse auch gegen die Uebergriffe Rußlands; denn Rußland strebt nach der Alleinherrschaft in der Ostsee und nach den Schlüsseln derselben im Sunde. Schon hat es Finnland, schon hat es das ehemals schwedische Esthland und Liefland, es wird in dieser Richtung immer weiter greifen, bis die natürliche Rückwirkung der Skandinavier ihm vielleicht das alles und selbst Ingermannland wieder abnimmt und es auf die Grenze von Nowgorod zurückwirft. Eine Rückwirkung dieser glorreichen Art könnte Skandinavien aber nur im Bunde mit Deutschland gelingen. Es ist nun nicht zu rechtfertigen, daß sich Dänemark und Deutschland in ihrem Handelsinteresse schaden im Angesicht des über beide hohnlachenden England;

Schweden. Wir haben bisher Schwedens noch nicht erwähnt, weil seit der Restauration in diesem Lande tiefe Ruhe herrschte. König Karl Johann regierte mit seinen in vier Curien getrennten Ständen klug und gemäßigt, förderte Landbau, Handel und Gewerbe, baute den berühmten Göthacanal und zeigte keine Empfindlichkeit, als die Norweger alle Versuche, sich enger an das schwedische Interesse knüpfen zu lassen, spröde abwiesen. In Norwegen wurde kein Adel geduldet, gerade weil er in Schweden größeren Einfluß übte. Als der König 1844 starb, folgte ihm sein Sohn Oscar, vermählt mit der Prinzessin Josephine von Leuchtenberg. Dieser nun bot sich während des deutsch-dänischen Conflicts zur Vermittlung an und man hätte wohlgethan, sie anzunehmen. Da er von deutscher Seite abgewiesen wurde, sagte er den Dänen seine Hülfe zu. Auch die Norweger fanden die Ansprüche der Deutschen auf Schleswig ungerecht. Eine Zusammenkunft der Könige von Schweden und Dänemark zu Malmoe hatte jedoch nicht blos den

---

und eben so wenig, daß sie einander mit Waffen bekriegen, welche sie besser beide gemeinschaftlich gegen Rußland führen würden. Dieser höhern Rücksicht müßte von rechtswegen jede minder bedeutende Streitfrage untergeordnet werden. Im Interesse der Skandinavier, wie der Deutschen liegt es, gegen England und Rußland zusammenzuhalten und jeden Streit unter sich zu vermeiden oder alsbald wieder friedlich auszugleichen. Es ist wahr, das kleine Dänemark hat uns empfindlich gekränkt, aber gerade weil wir die Stärkeren sind, sollten wir die Sache nicht so sehr auf Ambition nehmen. Wir sollten zu Billigem bereit seyn, wenn aber Dänemark eigensinnig bleibt, sollte Schweden im wohlverstandenen Interesse ganz Skandinaviens die Vermittlung übernehmen. — Hätte man von Anfang an die dänische Frage aus diesem höheren staatsmännischen Gesichtspunkt angesehen und nicht, wie noch zuletzt in Frankfurt geschah, nur Hitze und Ambition vorwalten lassen, so würde die Lösung viel einfacher und leichter seyn. Alles auf Ambition nehmen, am meisten von dem eigenen Bruder, und über der querelle allemande, d. h. der physischen oder moralischen Prügelei unter sich selbst die große Aufgabe, dem Ausland gegenüber vergessen, war von jeher der Fehler und der Fluch der Deutschen."

Zweck gemeinsamer Defensive gegen Deutschland, sondern war auch gegen etwaige Uebergriffe Rußlands berechnet. Daher der Zorn des Kaisers Nicolaus, der damals dem dänischen Cabinet großes Mißfallen (auch wegen des demokratischen Geistes in Copenhagen) bezeugte und durch seinen Gesandten Brunnow in London auf's eifrigste bei Palmerston werben ließ. Lord Palmerston war mit Rußland ganz einverstanden, daß eine Vereinigung Skandinaviens gegen ihr beiderseitiges Interesse laufe, wollte aber doch den Russen nicht zu viel Einfluß in Dänemark gönnem und stand überdieß in einer gewissen Verbindung mit Frankfurt, um mittelst des deutschen Parlaments noch andere Zwecke durchzusetzen, war also damals noch ziemlich gnädig für Deutschland gestimmt und schlug einen Waffenstillstand vor unter Bedingungen, die Schleswig noch günstig waren. Preußen aber legte mit Recht größern Werth auf die schwedische Vermittlung. Die Zumuthung, Preußen hätte den Krieg fortsetzen sollen, war unbesonnen. Da Preußen keine Flotte besaß, konnte sein Heer, wenn es sich zu weit nach Jütland verirrte, durch russische Landungstruppen leicht abgeschnitten werden. Zudem litt sein Handel durch die dänische Blokade. Endlich war der Rausch des Märzes vorüber und man sah in Berlin ein, daß man zu weit gegangen sey und ein Recht in Schleswig verfechte, was die europäischen Großmächte (auch Frankreich) bestreiten mußten.

Nach Wrangels Rückzuge blieben sich die Truppen in Schleswig gegenüber stehen. Die Dänen waren ein wenig übermüthig und fielen am 5. Juni bei Hollbühl über die Hannoveraner her, erlitten aber am folgenden Tage bei Düppel durch die Preußen eine Niederlage. Auch der tapfere Bayer von der Thann machte damals mit seinem Freicorps einen glücklichen Streifzug. Inzwischen hielten dänische Schiffe alle deutschen Häfen blokirt und thaten dem Handel großen Schaden.

Mittlerweile waren die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in allen Bundesstaaten von der Regierung selbst voll-

zogen worden und fielen nur in Böhmen mangelhaft aus. Man hegte von der erſtmaligen Wiederkehr eines deutſchen Reichstags die größten Erwartungen, eine ſchöne, rein nationale Begeiſterung herrſchte faſt überall bei den Wählern und Gewählten vor und die Parteizwecke und Particularintereſſen waren mehr in den Hintergrund gedrängt. In jenen ſchönen Frühlingstagen des April wehte es wie kaiſerliche Luft durch die weiten deutſchen Gaue. Die großen Ideen des Kaiſerthums, uralte Erinnerungen von der Herrlichkeit deutſcher Nation bewegten die Geiſter und ſtimmten wunderbar feierlich, als ob der alte Barbaroſſa, der im Kyffhäuſer am Steintiſch ſchläft, eben erwachen wollte und die unſichtbaren Thore des Berges ſchon aufgingen.

In dieſer Stimmung offenbarte ſich eine Macht, die nicht verjährt, die nie erſtirbt, das innerlichſte Kraftgefühl des deutſchen Volks, ſein beſſeres Gewiſſen. In derſelben Stimmung hatte uns das Jahr 1813 gefunden und damals war ſie von Preußen ausgegangen. Diesmal aber ging ſie von den vormaligen Rheinbundſtaaten aus, zum ſchönen Beweis, wie wenig hier, trotz aller fremden Schule und Kunſt, der natürliche Sinn der Nation ſich hat beirren laſſen, und zum Pfande, daß ein ſo mächtiges Gefühl nie und in keinem Theile der Nation untergehen kann, ſondern immer und immer wiederkehren muß und wird. Dieſer Troſt bleibt, wenn auch die Erwartungen von 1848, wie die von 1813, getäuſcht haben.

Wenn die deutſche Nation 1848 etwas weniger Großes gewollt hätte, würde ſie vielleicht zu ihrem Zweck gekommen ſeyn. Aber es ziemte ihr, nur das Größte zu wollen. Sie hat ſich dieſes hohen Willens auch nicht zu ſchämen, obgleich es ihr mit ihren damaligen Mitteln nicht gelang, ihn zu vollziehen. Die Einheit des Reiches unter einem mächtigen Kaiſer war das, was die ungeheure Mehrheit der Deutſchen wollte, was ſie immer wieder wollen wird, ſo lange es Deutſche gibt.

Leiche verscharrt werde! Wie oft sehen aber die Hinterbliebenen, so wenig als der Arzt, die Leiche an, jene aus Ekel, dieser aus Gleichgültigkeit, und so wird denn das Urtheil über den wahren Tod des noch vor Kurzem so theuren Hauptes der Leichenfrau oder andern Unkundigen überlassen!

Ein Leichenhaus soll also dazu seyn, um eine Entscheidung zu geben über wahren oder scheinbaren Tod; diese ist aber unbestritten einfacher zu erhalten. Es ist gewöhnlich eine leichte Aufgabe; es gibt aber eine schwerere, nämlich diejenigen Fälle, um v. Jägers Worte zu wiederholen, in welchen eine Wiederkehr des Lebens bei einem scheinbar Todten möglich ist, durch andere Merkmale, als durch das zwar entscheidende, aber sehr unbequeme der beginnenden Fäulniß, von den andern — offenbar weit zahlreicheren — völlig hoffnungslosen Fällen zu unterscheiden. Hierzu können aber nur Sachverständige im eigentlichen Sinne des Wortes geschickt seyn; nicht invalide Chirurgen, nicht brodlose Afterärzte, sondern die tüchtigsten, die kräftigsten Aerzte sind nöthig, um den letzten Lebensfunken in einem scheinbar Todten zu erkennen, und mit der nothwendigen Energie und Ausdauer ihn zur hellen Lebensflamme wieder anzufachen. Kann dies aber besser in dem Leichenhause oder in der Wohnung des scheinbar Verstorbenen geschehen? In die letztere können unfehlbar alle die nothwendigen Utensilien zu Wiederbelebungsversuchen leichter geschafft werden, wenn nur die Menschen da sind, als daß die vermeintliche Leiche in einen andern Raum gebracht wird. Alle Gründe sprechen hier gegen das Leichenhaus und alle für das Verbleiben in der Wohnung; und wenn die schlechte Behandlung der Scheintodten Manchen zu einem wahren Todten gemacht haben mag, so ist der Transport, durch eine vielleicht große Strecke, in einem Sarge oder in einer Bahre, bei jedweder Jahreszeit, mit leichenartiger Langsamkeit, durch Träger oder auf einem Leichenwagen nach einem Leichenhause — also Leiche und nichts als Leiche — gewiß eben so hinreichend, einen seiner bewußten Scheintodten zu tödten, als die hier nicht genug zu schätzende Zeit verloren geht, wenn auch der moralische Grund fehlt. Und das Erwachen! Vielleicht in demselben Lokal mit mehreren Leichen! Wer in einem Sarge aus seinem Hause getragen ist, der behält etwas Gespenstisches, wenn er dahin zurückkehren sollte als Lebendiger; das fühlt er gewiß eben so

An diesen noblen Grundzügen wollen wir festhalten und sie nicht vergessen, wenn auch das, was in der Nationalversammlung geschehen ist, oft zu schmerzlichem Bedauern und bitterem Tadel Anlaß gibt.

Am 18. Mai wurde die Versammlung, die man abwechselnd Nationalversammlung, Reichstag und Parlament nannte, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. vom Alterspräsidenten Lang eröffnet. Sie zählte damals schon über 300 Mitglieder, die sich später auf über 500 ergänzten. Die Mehrheit gehörte den Constitutionellen, nur eine Minderheit war demokratisch. Der Particularismus einer österreichischen und preußischen Partei herrschte damals noch nicht vor. In confessioneller Beziehung bemerkte man eine energievolle katholische Partei, während die protestantische Kirche als solche gar nicht und nur der Unglaube in ihr sehr stark vertreten war. Müller, Bischof von Münster, wünschte, die Versammlung möchte durch ein Gebet eröffnet werden, und sagte: „wenn der Herr nicht das Haus baut, bauen die Werkleute umsonst.“ Aber die Versammlung wollte nichts davon wissen und Raveaux rief verachtend aus: aide toi et le ciel t'aidera. Zum Präsidenten wurde Heinrich von Gagern gewählt, der damals vorzugsweise „der Edle“ hieß und dessen Wahl auch die Herrschaft seines Princips innerhalb der Versammlung unzweifelhaft machte.

Man blieb bei dem Beschluß des Vorparlaments stehen, nach welchem das Vereinbarungsprincip ausgeschlossen wurde und die Versammlung allein die deutsche Verfassung machen sollte, ohne irgend eine Einmischung oder Widerrede von Seiten der Fürsten. Dazu hatte man guten Grund. Einmal vereinfachte man das Geschäft sehr, indem man die Einsprachen von dreißig Regierungen und die Ausgleichung mit jeder einzelnen von vorn herein abwies; sodann hoffte man, vor der allgemeinen Begeisterung und vor der Macht desjenigen Fürsten, dem man die Würde des Reichsoberhaupts oder Kaisers zudachte, werde jeder Widerspruch

von selbst verstummen. Damit hing eine andre Maßregel aufs genauste zusammen. Die Versammlung beschloß nämlich auf Raveaux' Antrag am 23. Mai, es sollen gleichzeitig neben dem allgemeinen deutschen Parlament in Frankfurt auch noch die Landesversammlungen der Einzelstaaten in Wien, Berlin, München ꝛc. tagen dürfen. Man setzte nämlich voraus, die Landesversammlungen würden, von nationaler Begeisterung durchdrungen, dem etwaigen Particularinteresse der Sonderregierungen entgegenwirken. Man fürchtete, die Macht der Fürsten könne in den deutschen Hauptstädten, wenn sie nicht durch Landesversammlungen controlirt würde, wieder zu sehr anwachsen und eine der Einheitsfrage gefährliche Stellung einnehmen. Raveaux' Antrag ging durch, nachdem er vergebens von Robert Blum bekämpft worden war, dessen Scharfblick es nicht entging, daß die Landesversammlungen bald mit Frankfurt rivalisiren und das Sonderinteresse, gegen welches sie wachen sollten, selbst befördern würden. Die Frankfurter Versammlung decretirte zwar, alle Bestimmungen der Einzelverfassungen, die mit der künftigen Reichsverfassung nicht übereinstimmten, sollten ungültig seyn; aber was die Zukunft desfalls bringen würde, wußte niemand.

Am 25. Mai überbrachten Pazmandy und Skaley der Versammlung eine Begrüßung des neuen selbständigen ungarischen Reichs, die mit lautem Bravo entgegengenommen wurde. Kossuth bezweckte, durch und mit Frankfurt gegen Wien zu operiren und alle die Deutschen, welche von der noch nicht ganz gebrochenen Macht Oesterreichs eine Störung des deutschen Einheitswerkes besorgten, auf seine Seite zu ziehen. Man hätte zurückhaltender gegen Kossuth seyn, man hätte in Frankfurt alles in Bewegung setzen sollen, um die Waffen des deutschen Oesterreich in Italien, Böhmen und Ungarn zu unterstützen. Was man im Namen des deutschen Reichs anzuordnen und auszuführen versäumte, that nachher Oesterreich aus eigener Kraft und im eignen Namen nicht zum Nutzen der Frankfurter Einheitsbestrebungen. Die Paulskirche

wiederhallte damals zum öftern von den antinationalſten Reden. Arnold Ruge, Nauwerk und Genoſſen fluchten Windiſchgrätz und Radetzki, ſegneten Koſſuth, Mazzini, den Slavencongreß und gaben alle Grenzen Deutſchlands Preis. Am würdigſten trat ihnen Radowitz entgegen. Das Parlament beſchloß am 31. Mai die Anerkennung der nationalen Rechte aller Nichtdeutſchen im deutſchen Bunde, ohne ſie jedoch von der Bundespflicht zu entbinden.

In dieſen Tagen erlaubte ſich der von Demokraten gehetzte Pöbel in Mainz die frechſten Inſulten gegen das in dieſer Bundesfeſtung garniſonirte preußiſche Militair, die Soldaten wehrten ſich und es lief nicht ohne Blutvergießen ab. Nun nahm ſich der Demokrat Zitz im Parlament des Pöbels an und verlangte Entfernung des Militairs. Das Parlament ließ ſich wirklich hinreißen, eine Unterſuchungscommiſſion nach Mainz zu ſchicken, die am 26. Mai Bericht erſtattete, lenkte aber dann wieder ein und wies die Zumuthung der Demokraten, als ein regierender Convent zu handeln, entſchieden zurück. Von dieſem Augenblick an hofften die Demokraten nichts mehr vom Parlament und ſuchten ſein Anſehen ſyſtematiſch zu untergraben. Dies geſchah, indem ſie fort und fort Volksverſammlungen hielten, kleine Tumulte erregten, die Preßfreiheit zu den ſchändlichſten Schmähungen mißbrauchten und in der Paulskirche ſelbſt die Gallerieen beſetzten und von hier aus durch greulichen Lärm die Abgeordneten ſelbſt tyranniſirten, die Furchtſamen einſchüchterten, die Kühnen überſchrieen und übertobten.*) Daß ſich die Mehrheit und ſonderlich der Präſident dieſen Unfug ſo lange und in dieſem Uebermaaß gefallen ließ, war eine unverzeihliche Schwäche. Je weniger phyſiſche Macht in der Verſammlung war, deſto mehr mußte ſie die moraliſche bewahren.

*) Der Abgeordnete Rösler von Oels in Schleſien hieß der Reichscanarienvogel, weil er ganz in Nanking gekleidet war. Dieſe auffallende Farbe aber hatte er gewählt, um ſich den Gallerien beſſer kenntlich zu machen, indem er den beſtellten und bezahlten Schreiern Zeichen gab.

Die Demokraten standen immer noch in Verbindung mit Hecker, „dem Einsiedler von Muttenz" in der Schweiz, und sannen auf neue Freischaarenzüge. Sie stießen auf einer Volksversammlung zu Hochheim am 11. Juni fürchterliche Drohungen gegen die Mehrheit im Parlamente aus. Sie waren so frech, unter dem Vorsitz von Fröbel in Frankfurt selbst am 17. einen großen demokratischen Congreß von 2—300 Mitgliedern als eine Art von Gegenparlament oder Vorconvent zu eröffnen, aber so unpractisch, Frauen darin mitsprechen zu lassen, was die ganze Sache wieder lächerlich machte. Katzenmusiken, die sie selbst dem edeln Gagern zu bringen versuchten, wurden unterdrückt. Gleichzeitig dauerte die demokratische Soldatenverführung fort. Aus Heilbronn mußte ein württembergisches Infanterieregiment deshalb entfernt werden und beging noch später in Ludwigsburg am 17. Juni Excesse. In Ulm erschoß sich der Festungsgouverneur Graf Lippe aus Unmuth über den schlechten Geist der Truppen, am 22. Arge Wühlerei war damals im Altenburgischen,*) wo ein Advocat Erbe sich beinah schon zum Dictator aufwarf, bis königlich sächsische Truppen einrückten. Der nicht üble Gedanke, die kleinen thüringenschen Herzogthümer zu vereinigen, kam nicht zur Ausführung. In Darmstadt starb Großherzog Ludwig II. am 16. Juni und folgte ihm sein Sohn Ludwig III. Wie alles damals exaltirt war, bewies der Studentencongreß auf der Wartburg am 12. Juni, wo die jungen Leute beschlossen, die Universitäten sollten künftig nur unter der deutschen Centralgewalt stehen, unabhängig vom Einzelstaat, die Professoren sollten von den Studenten selbst gewählt werden ꝛc. Die Fortsetzung lieferte ein allgemeiner deutscher Professorencongreß zu Jena (erst im September), wo gleichfalls die ausgedehnteste Lehrfreiheit die Parole war.

*) In Folge der furchtbaren Gemüthsbewegungen, welche die Herzogin Amalie von Altenburg in diesen Sturmtagen erlitten, verschied sie am 28. November und zwei Tage darauf legte ihr tief trauernder Gemahl Joseph die Regierung nieder, die sein Bruder Georg übernahm.

Im Parlament wurde unterdeß die schleswigsche Frage vorgenommen, wobei Heckscher eine glänzende Rede hielt, die ihn in den Ruf eines großen Staatsmanns brachte, als ob reden und handeln oder auch nur behaupten und beweisen eins wäre. Durch den Beschluß am 14. Juni, einstweilen aus Bundesmitteln 6 Millionen Thaler zur Herstellung einer deutschen Flotte zu bestimmen, wollte man den Dänen Ernst zeigen. Zugleich wurde durch ganz Deutschland für die Flotte subscribirt, aber die Sammlungen blieben unzulänglich. Einige Redner im deutschen Parlament behandelten die Frage wirklich staatsmännisch, so General v. Radowitz, der scharf unterschied, daß Deutschland nur an Holstein, aber nicht an Schleswig ein Recht habe, und v. Raumer, der darauf hinwies, wie viel man der bisherigen Geduld Dänemarks und der Großmächte, als Garanten der dänischen Rechte, schulde, und wie unklug es seyn würde, noch mehr zu verlangen, als wozu man berechtigt sey. Raumer theilte mit, daß Lord Palmerston dem König von Dänemark gerathen habe, die Einverleibung der Herzogthümer in das Königreich Dänemark zurückzunehmen, ja sogar die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund zuzugeben und einzig der dänischen Bevölkerung in Schleswig die Trennung von der deutschen freizustellen. Hätte man, als Palmerston noch in dieser Stimmung war, seine Vermittlung mit beiden Händen ergriffen, so wäre der Gewinn auf Seite Deutschlands gewesen. Da man aber zu viel wollte, nahm Palmerston seinen Vorschlag zurück und verständigte sich mit Rußland zu Gunsten Dänemarks.

Im kleinen Herzogthum Lauenburg, das wie Holstein durch Personalunion mit Dänemark verbunden ist, protestirte die Bevölkerung gegen das eigenmächtige Verfahren in Schleswig und ließ sich von Frankfurt aus durch Welker, der als Bundescommissair in ihrer Mitte erschien, lieber maßregeln, als daß sie dem König von Dänemark ihre Treue gebrochen hätte.

Am 17. Juni erklärte das Parlament jedes seiner Mitglieder für unverletzlich.

Sofern das Parlament selbst die Executivgewalt nicht übernommen hatte und kein regierender Convent seyn wollte, aber auch der alte Bundestag im höchsten Grade unpopulär und das neue verfassungsmäßige Reichsoberhaupt noch so wenig, wie die Reichsverfassung selbst, existirte, tagte man lange und eifrig über eine provisorische Executive. Die Besonnenen brachten die Vereinbarung wieder vor und namentlich von Radowitz, Welcker und Philipps riethen dringend, die Versammlung möge mit den Fürsten Hand in Hand gehen, da sie ohne sie und wider sie entweder nichts ausrichten oder in den Abgrund der Anarchie werde gerissen werden. Die Demokraten wollten aber eben das letztere, gefielen sich in maßlosen Anklagen und Beschimpfungen der bisherigen Regierungen und verlangten eine Republik. Inzwischen wurden im Stillen Unterhandlungen gepflogen und in Folge dessen schlug Gagern einen provisorischen Reichsverweser vor. Er that, wie er selber sagte, einen „kühnen Griff", indem er der Nationalversammlung rieth, denselben allein, ohne Anfrage bei den Fürsten, zu wählen, und zugleich den Erzherzog Johann als den passendsten Candidaten für die gedachte Würde bezeichnete. Das sollte ein Vorkaiser seyn, dem künftigen Kaiser vortretend, wie das Vorparlament dem Parlament. In seiner Wahl wiederholte sich, was bei der Wahl Ludwig Philipps im Jahr 1830 vorgekommen war. Der Erzherzog wurde gewählt, weil er und obgleich er ein Erzherzog war. Er war damals durch den Trinkspruch, den man ihm angedichtet hatte (S. 104), sehr populär geworden, konnte also die Menge befriedigen, während er auf der andern Seite auch den Fürsten genehm war, die ihn als ihren Delegirten ansahen und keine Usurpation von ihm zu besorgen hatten.

Die Wahl des Erzherzogs ging aus einem Compromiß zwischen der constitutionellen Mehrheit in der Nationalversammlung und den Fürsten hervor und hatte lediglich den Zweck für beide, Zeit zu gewinnen. Die constitutionelle Mehrheit, der ganze mächtige Anhang Gagerns und Dahlmanns, brauchte Zeit, um die künst-

liche Erhitzung gegen Preußen abzukühlen. Sie hatte von Anfang an nichts andres im Sinne, als den König von Preußen zum Oberhaupt des deutschen Reichs zu machen, was bei der damaligen Noth und Niederlage Oesterreichs auch das allein Natürliche war. Sie wagte es aber noch nicht, mit ihrem Plan hervorzutreten, weil sie ein wenig später leichter zum Ziele zu gelangen hoffte und dem König und sich selbst alle die Gehässigkeiten ersparen wollte, die eine Discussion über das preußische Erbkaiserthum jetzt schon herbeigeführt haben würde. Sank Oesterreich, wie man damals noch glauben konnte, immer tiefer in Schwäche und erfocht dagegen Preußen Lorbeern gegen die Dänen, so mußte sich alles von selbst in die preußische Hegemonie fügen. Die preußische Regierung hatte insofern gegen das Provisorium nichts einzuwenden und auch nicht gegen die Person des Erzherzogs, der im Gegentheil ganz geeignet schien, die etwaige Opposition der Oesterreicher, Bayern und Katholiken einstweilen zu beruhigen. Gerade die Vertrauten der preußischen Regierung, General v. Radowitz, der beredte v. Vincke ꝛc. sprachen in der Nationalversammlung für die Wahl des Erzherzogs, und Gagern erklärte, die Versammlung werde den Regierungen eine Verlegenheit ersparen, wenn sie selbst die Wahl vornehme, d. h. die Regierungen seyen schon damit einverstanden. Das bestätigte sich auch, denn als die Versammlung am 29. Juni den Erzherzog mit 436 Stimmen zum Reichsverweser wählte, lief schon am folgenden Tage ein Glückwunsch des Bundestages ein und Robert Blum deckte das Geheimniß auf, daß der Bundestag schon *vor* dem Wahlact im Parlament die Wahl des Erzherzogs gutgeheißen habe.

Die Demokraten waren voll Ingrimm und verfehlten nicht, den Plan dadurch zu durchkreuzen, daß sie sich in Schmähungen gegen Preußen überboten. Je mehr die Gagern'sche Partei bemüht war, nicht von Preußen zu reden, um so gefliſſentlicher zerrten die Demokraten den Namen und die Ehre Preußens im Schmutz ihrer Discussionen herum. Seitdem sie wußten, was die Mehrheit

im Sinne hatte, wühlten sie alle Vorurtheile der Süddeutschen gegen die Norddeutschen hervor und häuften Verleumdungen und Beleidigungen gegen Preußen, um den Zorn desselben zu reizen und die gegenseitige Erbitterung zu steigern, damit es unmöglich werde, alle Deutschen unter dem preußischen Helm zu vereinigen. In der Bundesfestung Mainz wurde das preußische Militair auf alle Art beschimpft und geneckt, während man dem österreichischen schmeichelte. In der Nationalversammlung selbst wurde die Ehre der preußischen Armee so angegriffen, daß der junge Fürst Lichnowski im edeln Zorn aufbrauste und den Demokraten seine tiefste Verachtung ins Gesicht schleuderte. Als der Abgeordnete Braun von Cöslin ehrlich vorschlug, man solle den König von Preußen sogleich zum Reichsoberhaupt wählen, weil ja doch kein Fürst da sey, der vermöge seiner Macht und seiner ganzen Stellung dazu tauge, wurde er mit Hohngelächter zurückgewiesen. Niemand in der Paulskirche unterstützte seinen Antrag und die Mehrheit, die doch ihre ganze Hoffnung auf den König setzte, glaubte damals ihn verleugnen zu müssen. Eine Klugheit, die sich erklären, aber nicht entschuldigen ließ.

Der Reichsverweser wurde nur provisorisch bis zur Wahl des definitiven Reichsoberhauptes ernannt. Er erbte die Functionen des Bundestages, welcher als solcher aufhörte. Allein schon bei seiner Wahl war vorausgesetzt, daß er das Interesse aller Einzelregierungen der Nationalversammlung gegenüber wahren, keineswegs als Dictator durch alle ihre Rechte hindurchfahren werde. Er selbst sollte unverantwortlich seyn, aber ein der Nationalversammlung verantwortliches Ministerium ernennen. Eine Deputation begab sich zu ihm nach Wien und empfing seine Zustimmung, er wollte bald nach Frankfurt kommen. Niemand protestirte gegen seine Ernennung, als der König von Hannover, gegen den sich deshalb ein solcher Sturm im Parlament erhob, daß schon die Rede davon war, sein Land als verwirktes Lehen zu Handen des Reichs zu nehmen. Er ließ sich inzwischen bald belehren, daß der Erz-

herzog eher bestellt sey, ihm seine Krone zu schützen, als zu rauben. Am 11. Juli hielt der Erzherzog seinen Triumpheinzug in Frankfurt und am folgenden Tage der Bundestag seine letzte Sitzung, indem er seine Gewalt dem neuen Reichsverweser übertrug. Johann benahm sich höchst bescheiden und einfach, ernannte einstweilen den gewandten österreichischen Abgeordneten von Schmerling zum Minister des Aeußern, den preußischen General von Peucker zum Kriegs- und den Hamburger Juden Heckscher zum Justizminister, um es Oesterreich, Preußen und auch den schleswigbegeisterten Mittelstaaten recht zu machen, und reiste auf kurze Zeit wieder nach Wien zurück, um den dortigen Reichstag zu eröffnen und dann rasch für immer nach Frankfurt zu kommen. So verlangte damals alles nach ihm. Und doch war er hier wie dort nur eine Figur, ein Mittel zum Zweck Anderer.

In der Zwischenzeit begann das Parlament Verhandlungen über die deutschen Grundrechte, die der künftigen Reichsverfassung zu Grunde gelegt und eine magna charta für die Nation werden sollten. Damit wurden die Schleußen für einen unendlichen Strom von doctrinairen Reden aufgezogen. Unterweilen debattirte man auch über Polen, Böhmen, Italien ꝛc. ganz unnütz, weil man es doch nur Preußen und Oesterreich überließ, desfalls zu handeln, wie sie eben wollten und konnten. In Betreff Limburgs wurde beschlossen, dieses deutsche Land habe an der holländischen Staatsschuld nicht mitzutragen, aber die holländische Regierung drückte ihre Verachtung der deutschen Nationalversammlung dadurch aus, daß sie die deutschen Fahnen in Limburg abreißen ließ, was niemand verhinderte. Auch in Dänemark wurde der deutsche Reichsverweser ignorirt und nur mit Preußen unterhandelt. In England empfing man zwar den Oesterreicher von Andrian als deutschen Reichsgesandten, aber nur in officiöser Weise. In Frankreich wurde der Berliner Geschichtschreiber v. Raumer in gleicher Eigenschaft von Cavaignac wochenlang gar nicht empfangen. Das Ausland sah, auf wie schwachen Füßen die deutsche Centralgewalt stehe, und

behandelte sie mit Geringschätzung. Die Reclamation Badens in Bezug auf den Freischaarenzug Heckers wurde von der Schweizer Tagsatzung verächtlich abgewiesen.

Die ganze Schwäche der neuen Reichsgewalt offenbarte sich am 6. August, an welchem Tage sämmtliche Truppen des deutschen Bundes dem Reichsverweser als ihrem Kriegsherrn huldigen sollten. Es geschah nur in den kleinen Staaten unbedingt, in Bayern bedingt, in Oesterreich (die Stadt Wien ausgenommen) und in Preußen gar nicht. Der König von Preußen erließ übrigens am 29. Juli einen Armeebefehl, worin er sagte: „da, wo preußische Truppen für die deutsche Sache einzutreten und nach meinem Befehl Sr. Kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzog Reichsverweser sich unterzuordnen haben.“ Welche Unnatur, in die schwache Hand des Erzherzogs die Zügel von dreißig deutschen Regierungen zu legen, um sie nach einem Ziele hin zu lenken! In einem Manifest am 30. August erklärte der Erzherzog, er wolle sich, „so weit thunlich“, mit den Landesregierungen ins Einvernehmen setzen und zähle vertrauensvoll auf ihre Mitwirkung. Wenn sie aber nicht wollten, wer konnte sie zwingen? Die Macht, die Militairgewalt war allein bei ihnen. In Frankfurt saß nur ein ohnmächtiger Greis unter fünfhundert eben so wehrlosen Rednern, die leider selbst alles Mögliche thaten, um die einzige Macht, die ihnen inwohnte, die moralische, so bald und so vollständig als möglich zu vernichten.

Unterdeß war in Berlin am 22. Mai die constituirende Versammlung für Preußen eröffnet worden, eine Gesellschaft, die sich an Charakter und Talent nicht entfernt mit dem Frankfurter Parlament messen konnte und für die „Metropole der Intelligenz“ ein arges Dementi war. Ihr Alterspräsident Schön von Königsberg, konnte hier nur seinen Ruhm einbüßen. Die Versammlung stand von Anfang an unter dem geheimen und offenen Terrorismus der demokratischen Vereine und des Pöbels. Die Constitutionellen, Milde von Breslau an der Spitze, hatten keine Energie und la-

als die Angehörigen. Wie anders gestaltet sich das im eigenen Hause! und wer wird seinen Todten den mehr als halben Weg zum Grabe tragen lassen, um ihn möglicherweise, und kaum das, wieder zu umarmen, und nicht tausendmal vorziehen, in dem noch so kümmerlichen Hause des Lebens den ersten wiederkehrenden leisen Athemzug mit Jubelruf und Freudethränen zu begrüßen? Es läßt sich denken, daß die Angehörigen, zu größerer Sicherheit, und ohne Hoffnung, die Fäulniß in einem Leichenhause abwarten lassen; aber das hoffende Abwarten mit der Entfernung aus unmittelbarer Nähe streitet gegen alle, selbst die kälteste menschliche Natur.

Ein Hauptgrund gegen die allgemeine Einführung und Erhaltung der Leichenhäuser, wenn sie, abgesehen von dem bisher Gesagten, das leisten sollen, was sie sollten, besteht in der vollkommenen Unmöglichkeit, den Kostenaufwand dafür zu bestreiten. Graff in Darmstadt hat darüber so eindringlich gesprochen, daß man sich auf ihn berufen kann. Es gehört zur Entdeckung des Scheintodes die umsichtigste und fortgesetzteste Behandlung, bei der die Kräfte eines Sachkundigen nicht ausreichen, so daß mindestens zwei derselben, wenigstens während der Nacht, wechseln müssen. Diese müßten nothwendig im Leichenhause wohnen, um stets bei der Hand zu seyn. Es wären zu den geringeren Dienstleistungen weiter zwei Wärter nöthig, denen gleichfalls Wohnung in oder neben dem Leichenhause gegeben würde. Alle diese Personen müßten nicht nur so reichlich und vollständig besoldet werden, daß sie ihren Lebensunterhalt dabei fänden, sondern es müßte ihnen auch jedes andere Geschäft dabei untersagt seyn. Die gehörige Lokalität für das Leichenhaus selbst, für diese Beamten, die Utensilien, Betten, Arzneien, würden einen großen Kostenaufwand bedingen, der für das verhältnißmäßig kleine Darmstadt auf 20,000 Gulden für die erste Anlage angeschlagen ist, und es müßten außerdem noch 3000 Gulden jährlicher Ausgabe für Gehalte, ohne die Kosten der Unterhaltung der Gebäude, so wie die Erneuung der Arzneien und Utensilien, in Anschlag zu bringen seyn. Das ist vielleicht für eine kleine und reiche Residenz möglich auszuführen, keineswegs aber allgemein für Provinzialstädte oder für das platte Land. Ist aber nur die Residenz mit einer solchen angeblichen Wohlthat belastet, so hat die ganze Welt augenblicklich

virten. Das große Wort führten die demokratischen Schreier Waldeck, Graf Reichenbach, Elster. Auch Uhlich ließ hier sein Licht leuchten. Ministerpräsident Camphausen hatte den Prinzen von Preußen bewogen, in einem Schreiben seine constitutionelle Gesinnung zu bekennen, worauf der Prinz zurückkehrte und einen Augenblick in der Versammlung erschien, in der ihn nur Mißtrauen empfing. Diese Behandlung des Thronfolgers war eben so unklug als gemein. Die Truppen hielten sich immer noch fern, die Nationalgarde unter General Aschof ließ sich vom Pöbel einschüchtern. Arbeiter beherrschten die Straßen und machten schon am 31. Mai einen Versuch auf das Zeughaus. Als am 8. Juni ein Antrag von Behrens, wonach die Versammlung erklären sollte, die Kämpfer des 18. März hätten sich um das Vaterland verdient gemacht, nicht allgemeine Zustimmung fand, wurden beim Nachhausegehen Minister Arnim und Hofprediger Sydow vom Pöbel mißhandelt, der letztere zum üblen Dank für seine Leichenrede auf die Märzheroen. Zwei Tage später wurde dem französischen Gesandten Arago ein Ständchen gebracht und vive la république durch die Straßen gebrüllt. Am 15. endlich stürmte der Pöbel das schöne und berühmte Berliner Zeughaus und raubte alle Waffen. Dabei wurde die rothe Fahne entfaltet. Die Versammlung, weit entfernt, die Regierung zu unterstützen, benutzte die allgemeine Aufregung nur, um den königlichen Verfassungsentwurf zu beseitigen und die neue Verfassung in mehr demokratischem Sinne selbst zu entwerfen. Da dankte Camphausen ab, am 20. Juni, und Hansemann bildete ein neues Ministerium, in welches von Auerswald, Milde, Rodbertus und von Schreckenstein eintraten.

Damals hätten Uhlich und Wislicenus gern auch die wilde Aufregung benützt, um die Kirche zu zerstören. Sie hielten am 25. Juni eine große Volksversammlung zu Merseburg, wo auch der Jude Julius figurirte, und eine noch größere am 2. Juli zu Magdeburg, wo sie auf eine gänzliche Reform der Kirche in einer Presbyterialverfassung antrugen, aber die Demokraten hatten da-

mals kein Ohr für Kirchenangelegenheiten und der Versuch mißlang. Auch die constituirende Versammlung in Berlin faßte allerlei kirchenfeindliche Beschlüsse, die aber nicht zur Ausführung kamen. Der neue Piusverein in den katholischen Rheinlanden protestirte gegen die Beschlüsse, welche kein kirchliches Eigenthum mehr gestatten und die Schule gänzlich von der Kirche emancipiren wollten. Wie toll das Treiben in Berlin damals war, bezeugte ein Placat des Grafen Pfell, worin derselbe die Arbeiter aufforderte, Vertreter in die constituirende Versammlung zu schicken.

Die Hoffnung der Frankfurter, das Berliner Parlament werde sie unterstützen, scheiterte. Anträge, welche den Frankfurtern die volle Souverainetät zuerkannten und Preußen denselben unterwarfen, gingen nicht durch, weshalb Rodbertus austrat, und in Volksversammlungen zu Berlin und Breslau wurde gegen den Reichsverweser agitirt. Die Demokraten wollten nicht, daß Preußen das deutsche Parlament unterstütze und fanden desfalls Bundesgenossen an den conservativen Altpreußen. Eine Flugschrift von Griesheim mahnte an den alten Preußenruhm. Das Lied „ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben?“ wurde die Parole gegen Frankfurt und die deutschen Farben. Die schwarzweiße Cocarde ließ sich wieder blicken, die dreifarbige wurde häufig abgerissen. Die Frankfurter Demokraten schürten das Feuer. Am 7. August berieth das deutsche Parlament über Hecker, der in Thiengen im Seekreis zum Abgeordneten ins Parlament gewählt worden war. Die Mehrheit verwarf ihn, weil er offener Rebell gewesen. Der badische Abgeordnete Brentano aber bemerkte, dem Prinzen von Preußen sey ja auch verziehen worden, ob er denn besser sey? Diese frechen Worte riefen einen ungeheuren Sturm hervor, wie man ihn noch nie im Parlament erlebt hatte. Die Gallerien, die für Brentano gegen die preußischen Abgeordneten Partei nahmen, mußten geleert werden. Nachher entschuldigte sich Brentano auf eine Weise, in der er seine erste Frechheit noch überbot, indem er von einer reactionären Ca-

marilla ſprach, die den Prinzen von Preußen auf den Thron erheben wolle.

Damit hing die ſchleswig'ſche Angelegenheit zuſammen. Preußen hatte ſeinen Sieg nicht verfolgt, man beſorgte, es werde zurücktreten. Am 31. Juli wurde daher vom Reichsminiſterium beſchloſſen, ein Bundesheer aufzubieten, um die deutſchen Anſprüche auch ohne Preußen durchzuſetzen. Man bemerkte beſonders von bayeriſcher Seite damals viel Eifer für Schleswig. Von der Thann, ein Günſtling des Königs von Bayern, führte eine eigene Freiſchaar in den Kampf mit den Dänen. Das badiſche und württembergiſche Contingent trat auch im Auguſt den Marſch nach dem Norden an. Nachdem aber am 4. Auguſt der Erzherzog Reichsverweſer nach Frankfurt zurückgekehrt war, ſtellte derſelbe am 7. an den König von Preußen eine Vollmacht aus, im Namen des Reichs einen Waffenſtillſtand mit den Dänen zu unterhandeln. Eine Beſprechung des Königs von Preußen mit dem Reichsverweſer in dieſer und mancher andern Angelegenheit war ſchon an der Zeit. Indem der König am 15. Auguſt dem Dombaufeſt in Köln anzuwohnen beſchloß, ließ er den Erzherzog dahin einladen. Um auch von Seite des Parlaments den König zu begrüßen, fuhr Gagern an der Spitze einer großen Parlamentsdeputation, der ſich viele Abgeordnete freiwillig anſchloſſen, auf dem Rhein nach Köln. Ihre Fahrt war ein fortwährender Triumph. Auch der König empfing unterwegs in ſeinem Staate vielfache Beweiſe alter Treue, nur in Düſſeldorf nicht, wo die Bürgergarde ſich weigerte, ihn zu begrüßen. In Köln aber trat der König als Herr auf und ſagte, nachdem er den Erzherzog umarmt hatte, zu Gagern: vergeſſen Sie nicht, daß es noch deutſche Fürſten gibt, und daß ich einer davon bin. Bei dem Feſtmahl brachte er übrigens ſelber das Wohl der Nationalverſammlung aus. Seine ganze Haltung war eine freundliche und zugleich imponirende.

Inzwiſchen unterhandelte im Namen des Königs deſſen Geſandter, General Below, zu Malmoe in Schweden mit den Dänen.

Preußen hatte die schwedische Vermittlung wieder angenommen. Es folgte nicht dem russischen Impulse, es strebte aufrichtig, einen guten Frieden von Dänemark zu erlangen und den Wünschen Deutschlands in Betreff Schleswigs so viel als immer möglich zu genügen. Am 26. August schloß nun Below den berühmten Waffenstillstand von Malmoe, worin Dänemark einwilligte, daß Schleswig und Holstein eine gemeinschaftliche Regierung haben und daß dieselbe halb vom deutschen Bunde, halb von Dänemark bestellt werden sollte. Ein so großes Zugeständniß, daß alle Gegenforderungen nicht mehr ins Gewicht fielen. Dänemark forderte nämlich, daß alle Acte der provisorischen Regierung für ungültig erklärt werden und daß die schleswig'schen Truppen, ohne mit den dänischen vereinigt zu werden, wenigstens von den holsteinischen gesondert und in Schleswig stationirt werden sollten. Alle Gefangenen und genommenen Schiffe sollten zurückgegeben werden. Eine Bedingung, nach welcher der den Holsteinern verhaßte Graf Moltke an die Spitze der Regierung beider Herzogthümer treten sollte, wurde von Dänemark selbst zurückgenommen. Durch die Bedingungen des Waffenstillstands sollten übrigens beide Theile beim zukünftigen definitiven Friedensschlusse nicht gebunden seyn. Man muß sich wundern, daß England so viel zugab. Das Recht Deutschlands auf Schleswig war durch die Beseler-Dahlmann-Heckscher'schen Sophismen so zur fable convenue geworden, daß, obgleich ein solches Recht nirgends existirte, Jeder sein Leben, wenigstens seinen guten Ruf aufs Spiel setzte, der nur Zweifel erhob. Wirklich beschloß das deutsche Parlament am 5. September, den Waffenstillstand nicht anzuerkennen im Sinne Dahlmanns, welcher feierlich ausrief: „die Ehre Deutschlands steht auf dem Spiele", obgleich sie keineswegs auf dem Spiele stand.

Nun nahmen sämmtliche Reichsminister ihre Entlassung und Dahlmann wurde beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden, denn, „die, welche die Fortsetzung des dänischen Krieges decretirten, sollten auch die Ausführung selbst übernehmen." Dahlmann

fand aber Niemand, der das schwierige Werk, ohne Preußen den Krieg fortzuführen, oder Preußen zu zwingen, hätte übernehmen mögen und mußte tief gedemüthigt seine Unzulänglichkeit bekennen. Auch der Bayer, v. Hermann, den der Erzherzog ersuchte, brachte kein neues Ministerium zu Stande. Da fing man im Parlament an, die Stimme des Rechts und der Vernunft in den trefflichen Reden von Radowitz, Vincke ꝛc. wieder zu hören und zum Theil waren es die alten Dänenfeinde selbst, die jetzt ihre eigenen frühern Sophismen bekämpften und dringend zur Annahme des Waffenstillstandes riethen, z. B. Heckscher, der dabei seine ganze Popularität verlor. Man stimmte am 16. noch einmal ab und diesmal entschied sich die Mehrheit in der Paulskirche für den Waffenstillstand. Dieses Sichselbstwidersprechen binnen wenig Tagen, dieses Eingestehen eines begangenen Unrechts, oder, wenn man noch Recht zu haben glaubte, einer kläglichen Schwäche, war freilich kein Triumph für die Paulskirche und bewies mehr als alles bisher Geschehene ihre Unfähigkeit, die deutschen Geschicke zu lenken.

Das begriffen die Demokraten und schon während der Debatte am 5. kündigte Simon von Breslau eine „Erhebung des Volks an, die alle 34 deutschen Throne ausrotten würde" mit einer Vernichtung des preußischen Gouvernements insbesondere „unter blutigen Zuckungen". Diese Prahlerei ging aus den Verabredungen hervor, welche in sämmtlichen demokratischen Vereinen Statt fanden. Eine große schwarze Welle der Revolution lief wirklich damals durch ganz Deutschland, wenn auch ohne so viel zu schaden, als die Absicht war. In Frankfurt selbst sollte sie die Paulskirche wegschwemmen. Die gemäßigte Mehrheit zu vertreiben und einen Convent aus der Linken allein zu bilden, war die ausgesprochene Absicht der wilden und geräuschvollen Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt, am 17., wo Zitz schrie: „jetzt wollen wir Fraktur schreiben." Als aber die hier vorbereitete Sturmpetition, welche die Zurücknahme der gefaßten Beschlüsse forderte, am 18. dem Parlament überbracht wurde und das Volk in Masse

die Thüren der Paulskirche sprengen wollte, standen schon einige Bataillone Oesterreicher und Preußen, welche Schmerling und Peucker schnell aus der benachbarten Bundesfestung Mainz requirirt hatten, zum Schutze da. Zornig erbaute nun die Menge rings um die Paulskirche her in allen Straßen Barrikaden und schloß die Soldaten ein; allein nach kurzem Kampfe, in dem sich die Demokraten nichts weniger als heldenmüthig benahmen, waren die Barrikaden genommen, die Soldaten verloren dabei nur 8 Todte. Dagegen wurden die Abgeordneten Fürst Lichnowski und General Auerswald (Bruder des preußischen Ministers), indem sie unvorsichtig den Bundestruppen entgegenreiten wollten, bei der Stadt von bewaffnetem Pöbel erkannt und in einem Garten, in den sie geflüchtet waren, auf's grausamste mit Schüssen, Hieben und Stichen ermordet, wobei wieder ein Jude der Haupthetzer war. Andere Abgeordnete entgingen dem Tode mit genauer Noth. Der alte Turnvater Jahn hatte sich durch seine Preußentreue den Demokraten verhaßt gemacht und mußte sich unter einen Sopha verschlupfen. Reichsminister Heckscher floh aus der Stadt, wurde aber in Hochheim erkannt und eine ganze Nacht hindurch in Todesangst bedrängt. Mehrere Mitglieder der linken Seite in der Paulskirche compromittirten sich als damalige Aufhetzer, auch Robert Blum, der als Parlamentsredner Mäßigung zur Schau trug, in seiner Reichstagszeitung aber die giftigsten Verleumdungen und rohesten Drohungen nicht scheute.

Der Reichsverweser zeigte diesmal Energie, hob die Vereine auf, ließ die Stadt in Belagerungszustand erklären und ergänzte das Reichsministerium definitiv durch Robert von Mohl (statt Heckscher) für die Justiz, Beckerath für die Finanzen, Duckwitz (einen bremischen Senator) für den Handel.

Die demokratische Bewegung aber hatte sich weithin verbreitet. Sie hatte eigentlich nie geruht. Ueberall hatten von Zeit zu Zeit Volksversammlungen, demokratische Vereinssitzungen, Demonstrationen gegen unbeliebte Personen, Katzenmusiken oder Ständchen

für Gefeierte Statt gefunden. So eine Volksversammlung in Heidelberg am 30. Juli,*) große Fackelzüge für Blum und Ruge in Leipzig, im August. Am 10. September empörte sich das Volk in Chemnitz und wollte Regierung und Kammer in Sachsen, als zu gemäßigt, stürzen, erst am dritten Tage wurde der Aufruhr durch Militair besiegt. Zu gleichem Zweck tumultuirte das Volk in Leipzig. Am 11. war großer Auflauf in Köln. Am 18. während des Frankfurter Kampfs rief man in Worms und Alzei die Republik aus. Am 19. war großer Tumult in Coblenz und in Lübbenau, wo das Schloß des Grafen Lynar halb zerstört wurde. Am folgenden Tage wieder großer Auflauf in Köln, wo man die Mörder Lichnowski's leben ließ, und am 25., bis hier der Belagerungszustand proclamirt wurde.

Am 21. September ging Struve mit einer großen Freischaar von der Schweiz aus wieder über den Rhein, proclamirte zu Lörrach die deutsche Republik, verhaftete die Beamten, leerte die Kassen und schaltete als Dictator, wurde aber am 24. bei Staufen vom badischen General Hofmann geschlagen. Die Freischaaren, feig wie immer, liefen beim ersten Schuß davon, die Soldaten verloren nur zwei Mann. Struve selbst wurde mit seiner schönen Frau auf der Flucht im Schwarzwald gefangen und in Bruchsal festgesetzt. Hecker hatte sich diesmal nicht betheiligt, verzweifelte am Gelingen der Revolution und wanderte nach Nordamerika aus. Gleichzeitig mit dem Struve'schen Einfall sollte sich der ganze Schwarzwald erheben. Ein gewisser Rau wollte am 28. Sept. das jährliche Volksfest zu Cannstatt benutzen, um hier die Republik auszurufen. Das bewaffnete Volk sollte von allen Seiten zuströmen, aber die

*) Auf dem alten Schlosse. Hier präsidirte der alte Buchhändler Winter den Demokraten. Als sein eigener Sohn nicht leiden wollte, daß Matthy angegriffen werde, den er für einen Ehrenmann erklärte, wurde er den Berg hinabgeworfen. der Vater aber legte seine Hände auf Robert Blum und rief unter dem Jubel der Menge „das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe".

württembergische Regierung stellte Truppen und Kanonen auf, die Bauern ließen sich von den städtischen Demokraten nicht mitfortreißen, die Zuzüge stockten, Rau selbst nahm Reißaus und gab sich, da er nicht entrinnen konnte, freiwillig gefangen. Am 26. empörte sich das Volk in Sigmaringen, aufgehetzt vom Advokaten Würth, der Fürst mußte flüchten, wurde aber durch bayerische Truppen wieder zurückgeführt. So zogen die Demokraten überall den Kürzern. Die Bewegungen dauerten übrigens noch lange fort. Am 6. October gab es noch große Tumulte in Zwickau und Hildburghausen, am 9. in Lübeck, am 13. im Bernburgischen.

Auch in Berlin machten die Demokraten großen Lärmen. Bald nach des Königs Kölner Reise tagte der Demokratenverein zu Charlottenburg, wurde aber von der loyalen Bürgerschaft umringt und gesprengt, wobei die Brüder Edgar und Bruno Bauer Mißhandlungen erlitten. Das veranlaßte eine brausende Aufregung in Berlin, wobei der deutschkatholische Prediger Dowiat als Agitator glänzte. Am 22. August wurden dem Minister Auerswald, als er eben mit einer Gesellschaft bei der Tafel saß, die Fenster eingeworfen und es kam zum Kampf mit den Constablern, aber der beabsichtigte Rachezug nach Charlottenburg unterblieb, ohne Zweifel aus Furcht vor dem Militair. Wie die Wühler nach und nach Furcht beschlich, erkennt man auch aus dem Benehmen des Chefs der Nationalgarde, Rimpler, der am 7. September alle seine Streitkräfte der constituirenden Versammlung zur Verfügung stellte, und aus einem Beschluß, den die Versammlung an demselben Tage faßte. Nämlich auf Steins Antrag kam sie auf einen frühern Vorschlag zurück, nach welchem alle Offiziere, die sich nicht aufrichtig dem Zeitbewußtseyn anbequemen wollten, die Armee verlassen sollten, und beschloß, diese Ausscheidung der Offiziere solle sogleich vorgenommen werden. Stein, Waldeck, Temme (ein in's demokratische Lager übergetretener Staatsanwalt) wurden mit Ständchen bedacht und auf den Schultern getragen als die großen Sieger. Die Minister aber dankten sämmtlich ab. Am 17. wurde in großen

Volksversammlungen zu Berlin und Potsdam der Versuch gemacht, die Truppen zu verführen, was aber nicht gelang. Am 21. ernannte der König ein neues Ministerium, an dessen Spitze v. Pfuel trat (Eichmann, Dönhoff und ein dritter Auerswald, Bruder des früheren Ministers und des Generals). Am gleichen Tage mußte in Breslau wegen Tumult der Belagerungszustand proclamirt werden. Pfuel kündigte gleiche Strenge für Berlin an, daher eine auf den 25. anberaumte große Volkserhebung daselbst wieder abgesagt wurde und nur einzelne Excesse vorfielen.

Nach dem gänzlichen Mißlingen des Frankfurter Aufruhrs verschwanden von dort mehrere der kühnsten Demokratenhäupter. Robert Blum, Fröbel und einige andere begaben sich nach Wien. Arnold Ruge und andere nach Berlin, in der Hoffnung, hier demokratische Massenbewegungen durchsetzen zu können, was sie in Frankfurt nicht vermocht hatten. Daraus erklärt sich der fulminante Aufruf des „Centralausschusses des demokratischen Deutschland" von Berlin aus am 3. October, worin das Frankfurter Parlament als „mit Schmach beladen" verworfen, im Namen der Volkssouverainetät gegen sein Fortbestehen protestirt und ein allgemeiner Demokratencongreß auf den 26. nach Berlin ausgeschrieben wurde, ein künftiger Convent. Am 16. erfolgte hier ein blutiger Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Bürgerwehr und wurden Barrikaden gebaut. Am 18. belagerte der Pöbel die constituirende Versammlung, wies Stricke vor, an denen er die Gemäßigten hängen wollte, und insultirte die heraustretenden Abgeordneten. In denselben Tagen tumultirte der Pöbel in Greifswalde und Elbing und mußte die wild aufgeregte Gegend von Liegnitz militairisch besetzt werden. Am 26. kam der Demokratencongreß wirklich zu Stande, aber er hatte nichts Imposantes. Die Schwätzer hatten keinen Muth. Eine große Volksversammlung am 29. sollte den letztern beleben, aber sie wagte nicht zu handeln, sie wollte erst abwarten, ob das Volk in Wien siegen werde, mit dem damals alle Gemüther sich beschäftigten. Eine unsinnige Sturmpetition, von Esser an der Spitze großer Volks-

massen am 30. der Versammlung überbracht, forderte dieselbe auf, die ohnmächtige, von den Demokraten selbst verachtete Reichsgewalt in Frankfurt zum Schutz für die Wiener Insurrection anzugehen. Die Versammlung votirte eben die Abschaffung des Adels, konnte aber begreiflicherweise den fernen Wienern keine Hülfe spenden. Da umringte der Pöbel den Saal, ließ keinen Abgeordneten heraus, drohte wieder mit den Stricken und schreckte die armen gefangenen Volksvertreter die ganze Nacht durch wahnsinniges Geheul. Aber zu einem entscheidenden Schlage, zu einem Marsch gegen das Militair, auch nur zum Versuch einer provisorischen Regierung, hatten die Demokraten keinen Muth. Nirgends machten sie sich verächtlicher als in Berlin.*)

*) Bassermann, als Reichscommissär von Berlin in die Paulskirche zurückgekehrt, schilderte das scheußliche Aussehen des Berliner demokratischen Pöbels und nannte sie „Gestalten". Diese „Bassermann'schen Gestalten" wurden damals sprichwörtlich.

den gerechten Argwohn der Ariſtokratie oder wenigſtens der Exemtion. Das Mißtrauen gegen alle Arten von Ariſtokratie iſt im Publikum überall rege, und wenn der Menſch bis dahin noch in ſeinen Begriffen dunkel und unſicher war über die Wohlthat einer ſolchen Anſtalt, ſo wird er in Kurzem mißtrauiſch werden, dann eiferſüchtig, und zuletzt wird er ſie haſſen. Der Zweck der guten Geſinnung wäre alſo geradezu verfehlt. Wie ſollte aber, practiſch genommen, eine kleine Provinzialſtadt, oder gar das platte Land, das nur von den materiellſten Intereſſen beſeelt iſt, ſich dazu willig finden, ein Leichenhaus zu gründen, ſey es auch nur mit ſehr geringen Koſten, während ein großer Theil der Bevölkerung noch ohne alle ärztliche Hülfe ſtirbt!

Angenommen aber auch, keineswegs zugegeben, daß ein Leichenhaus, mit dieſen ungeheuern Koſten errichtet und unterhalten, ſeinem Zwecke entſpreche, ſo würde es doch ſofort alle Hoffnung auf nützliche Thätigkeit einbüßen, wenn auf irgend eine Weiſe daran geſpart werden ſollte, und nirgends hört man, denn es iſt überall bei den beſtehenden geſpart, daß ein Arzt dabei angeſtellt ſey; überall ſind es chirurgiſche, ſonſt unbrauchbare Gehülfen, ſelten dort wohnhaft, welche in Verein mit rohen Wärtern, und oft dieſe allein, das ſo viel Umſicht erfordernde Geſchäft des Wiederbelebens bei Scheintod beſorgen. Iſt es noch zu beweiſen, daß dieſe Leute roh ſind und daß es faſt unmöglich iſt, ſich von ihnen irgend einen Nutzen zu verſprechen? Es iſt dies wichtig, und wenn 40 Jahre hindurch dieſe Inſtitute beſtehen, errichtet auf die dringende Empfehlung gefeierter Namen, beſprochen, belobt und geſchmeichelt, ſo hat man ein Recht zu fragen: welches war denn ihr Nutzen? Hunderte von Rettungen bei Scheintod, tauſend wahre und falſche Geſchichten von Lebendigbegrabenwerden lieſt und hört man bis zum Ueberdruß, überall herrſcht die Furcht vor, und die Leichenhäuſer, deren Verfechter gewiß nicht ermangelt haben würden, laut zu berichten und zu triumphiren, geben kein einziges glückliches Reſultat.[1] Dies bricht den Stab den Anſtalten,

[1] Die vor wenig Jahren hie und da erzählte Geſchichte: daß in dem Leichenhauſe zu München ein zweijähriges Kind in dem Augenblick, da man es zu Beerdigung abholen wollte, aufrecht ſitzend und mit Blumen ſpielend angetroffen wurde, mit denen der vermeintliche Leichnam geziert war, ſo daß es von den vielen Leichen in ſeiner Nähe

Neuntes Buch.

Oesterreichs Noth und Rettung.

Wie auf die Entwicklung der Dinge in Berlin, so auch auf die im Frankfurter Parlament übten die staunenswürdigen Ereignisse, die unterdeß in der gesammten österreichischen Monarchie vorgegangen waren, den wesentlichsten Einfluß. Wir fassen diese Ereignisse hier in ein Ganzes zusammen.

Die Märzrevolution in Wien pflanzte sich blitzschnell über die Alpen fort. Italien war schon im Jahr 1847 mit Brandstoff angefüllt. Die erste Nachricht von der Revolution in Wien wurde der zündende Funke und die ganze Halbinsel stand in Flammen.

In Mailand regierte als österreichischer Vicekönig der apathische Erzherzog Rainer, während der damals schon 82 Jahr alte Feldmarschall Radetzki den Oberbefehl über das Militair hatte. Dieser merkwürdige Greis, der sich schon in den Revolutionskriegen der 90er Jahre und als Chef des k. k. Generalstabs unter Schwarzenberg in den letzten Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet hatte, war schon längst im Klaren über das, was kommen würde, und hatte wiederholt die Regierung in Wien vor einer nahe bevorstehenden großen Revolution in Italien gewarnt, dringend um Verstärkungen gebeten, den Ausbau der Citadelle von Mailand, die Befestigung Ancona's ꝛc. verlangt, aber mit dem-

selben greisenhaften Stumpfsinn, mit dem man den Sonderbundskrieg hatte gewähren lassen, achtete man auch nicht auf die treuen Mahnungen Radetzki's. Als die Nachricht von der Pariser Februarrevolution in Mailand anlangte, kochte es in allen Gemüthern, doch erfolgte nicht gleich ein Ausbruch. Radetzki beging den Fehler, nicht sofort die in den kleinen Städten zerstreuten Garnisonen zusammenzuziehen. Seine Heeresmacht, im Ganzen 72,000 Mann, befand sich zu sehr im Lande zerstreut; aber er wollte vielleicht keine aufreizenden Maßregeln vornehmen, da alles ruhig blieb. Am 17. März reiste der Erzherzog nach Wien und an desselben Tages Abend kam von Wien die Nachricht der dort ausgebrochenen Revolution. Nun war kein Halten mehr. Der Podesta von Mailand, Casati, und der Erzbischof daselbst, Romilli, beide wie auch Graf Borromeo, das Haupt des lombardischen Adels, längst in die Verschwörung eingeweiht, pflanzten schon Morgens am 18. die dreifarbige Fahne auf und forderten vom Grafen O'Donnel, der für den abgereisten Vicekönig die Geschäfte leitete, die Gewährung aller Forderungen der Lombarden, als natürliche Folge der Gewährungen in Wien. O'Donnel hatte keine Instructionen, konnte im Allgemeinen die Consequenz, die man aus Wien für Mailand zog, nicht in Abrede stellen, war daher zum Nachgeben geneigt und suchte Radetzki von jedem militairischen Einschreiten abzuhalten, wurde aber aus der Verlegenheit, wie weit er in Concessionen gehen solle oder nicht, dadurch gezogen, daß ihn Casati mit Volksmassen überrumpelte und gefangen nahm, während in den Straßen schon Barrikaden gebaut wurden. Radetzki versäumte nun keinen Augenblick weiter, sondern ließ die Lärmkanonen donnern und die Truppen ausrücken. Da Casati fortwährend Versuche machte, durch Befehle, die er dem gefangenen O'Donnel abzwang, auf Radetzki einzuwirken, scheint das Barrikadenaufwerfen und der wüthende Kampf gegen die Soldaten von einer andern, zu hitzigen Partei übereilt worden zu seyn. Radetzki bekümmerte sich natürlicherweise um O'Donnels Befehle nicht, sondern ließ feuern.

Der hiemit beginnende viertägige Straßenkampf in Mailand hatte nicht ganz den Character der Pariser Barrikadenkämpfe. Die Lombarden, von einem gewissen Lecchi geleitet, zeigten weniger persönlichen Muth und feuerten nur aus sichern Hinterhalten. Man sah niemals einen Kämpfer auf den völlig leeren Straßen, außer Soldaten. Die Insurgenten blieben stets hinter bedeckten Fenstern, Dach- und Kellerlucken versteckt. Im Anfang wurden viele vereinzelte Schildwachen und Patrouillen ermordet. Fast alle Offiziere, die beim ersten Allarm ihre Quartiere verlassen hatten, verloren, indem sie nicht mehr heimkehrten, ihre dort zurückgelassene Habe. Jeder Versuch, in den engen Gassen der Stadt vorzubringen, kostete den Truppen zu vielen Verlust. Radetzki erkannte es daher für nothwendig, die Truppen aus dem Innern der Stadt herauszuziehen und nur die Thore und die Citadelle besetzt zu halten. Es war aber nicht mehr möglich, alle Truppen zurückzuziehen. Kleinere Abtheilungen blieben abgesperrt und wurden getödtet oder gefangen. Es regnete unaufhörlich, die vom Kampf ermüdeten Truppen hatten nichts zu essen, nur mit Mühe konnte man in einige Bäckerläden der Stadt eindringen und kleine Transporte von den Dörfern holen, da auch die Bauern schon ringsum aufgestanden waren und die Truppen belästigten. Man rieth Radetzki, die Stadt von der Citadelle aus zu bombardiren und so zum Gehorsam zu zwingen. Aber er wollte die schöne Stadt nicht vernichten und wußte auch bereits, daß der treulose Karl Albert von Sardinien mit seiner ganzen Armee im Anzuge sey. Gegen diesen und die empörte Stadt zugleich zu kämpfen, war er zu schwach, denn er hatte in Mailand nur 20,000 Mann beisammen. Er entschloß sich daher in der Nacht des 22., mit allen seinen Truppen Mailand zu verlassen und auch das Castell nur so lange besetzt zu halten, als nöthig war, um den Rückzug zu decken. Es war eine finstere, kalte, stürmische Nacht; schweigend zogen die tapfern Truppen, tief in ihre Mäntel gehüllt, ihrem greisen Führer nach, unbesiegt, tief verachtend die, welche sich in ihrem Rücken als Sieger

geberdeten. Sie hatten in dem langen Kampf doch nicht mehr als 181 Todte verloren, das Mailänder Volk nur ungefähr eben so viel, ein Beweis, wie wenig dieser Kampf mit den blutigen Straßenkämpfen in Paris einen Vergleich aushält. Man muß das erwägen, um die unendliche Ruhmredigkeit des Mailänder Volkssieges auf sein bescheidenes Maaß zurückzuführen.

Die Mailänder glaubten wirklich, ihre unüberwindliche Tapferkeit habe die Oesterreicher in die Flucht geschlagen, und brachen in einen ungeheuren Jubel aus, während Karl Albert, ohne dessen Heranzug die Oesterreicher Mailand behauptet haben würden, die Gunst der Umstände benutzte und rasch vorrückte. Ohne Kriegserklärung besetzte er das verlassene Mailand und rückte Radetzki nach, der unterwegs das Städtchen Melegnano, dessen Einwohner ihm den Weg versperren wollten, einäschern ließ und, indem er mehrere Garnisonen aus der Lombardei noch glücklich an sich zog, eine feste Stellung zwischen dem Mincio und der Etsch nahm, in dem Dreieck, welches die festen Plätze Mantua, Peschiera und Verona bilden, am Fuß der Gebirge, da wo die große Straße aus Tirol in die Ebene der Lombardei einlenkt. Hier blieb er stehen, wie angewurzelt, um Verstärkungen aus Deutschland an sich zu ziehen und den Feind so lange abzuwehren, bis er wieder zum Angriff übergehen könne. In vielen Städten wurden die vereinzelten österreichischen Garnisonen durch den Abfall der lombardischen Landeskinder, die darunter dienten, zu sehr geschwächt, um sich halten zu können. So wurden die von Brescia, Cremona, Como, Padua, Treviso, Udine und einigen andern größtentheils gefangen. In Brescia wurden 70 Offiziere, denen der freie Abzug zugesichert worden war, geplündert und an Karl Albert ausgeliefert. Dagegen gelangten die Garnisonen von Modena und Monza und ein Theil derer von Brescia und Cremona glücklich zu Radetzki, und die Festung Mantua wurde durch den Muth des Commandanten Gorckowski mit geringer Mannschaft gegen eine Uebermacht von Aufrührern behauptet und durch Radetzki verstärkt. Auf die elen-

beste Weise ging Venedig verloren. Hier kam der Gouverneur, Graf Palffy, um alle Besinnung, und eben so Graf Zichy, dem er den Befehl abtrat. Ohne alle Noth wurde hier die Macht aus der Hand gegeben und mit dem empörten Volke capitulirt, der tapfere Oberst Marinowich, der allein Besonnenheit und Muth zeigte, im Stich gelassen und vom Pöbel grausam ermordet. Sämmtliche österreichische Truppen zogen ab und der radicale Advokat Manin trat an die Spitze der wiederhergestellten Republik, am 22. März. Feldmarschallieutenant d'Aspre, der schon im Begriff war, durch einen Angriff auf Venedig das Ansehen des Kaisers hier herzustellen, unterließ es und eilte, Radetzki in Verona zu unterstützen, sobald er von dessen Noth hörte.

Radetzki's ganze Stärke belief sich damals auf 30—40,000 Mann. Karl Albert hatte deren 60,000 aus Piemont mitgebracht und 8000 Lombarden schlossen sich an. Er wäre daher, auch ohne die Hülfstruppen aus Mittel- und Süditalien, die da kommen sollten, abzuwarten, stark genug gewesen, um den weit schwächern Radetzki aus seiner Stellung bei Verona zu vertreiben. Aber er that es nicht, er blieb vor ihm stehen, wochen-, monatelang. Er unterhielt nämlich geheime Verbindungen mit den Revolutionären in Wien und bildete sich ein, durch Unterhandlungen mit der dort eingeschreckten Regierung werde er die Freigebung von ganz Italien ohne Kampf erreichen und Radetzki werde durch einen Rückzugsbefehl aus Wien wohlfeiler zu beseitigen seyn, als durch Schlachten. In dieser Erwartung bestärkten ihn die englischen Zwischenträger. Sein langes Zögern entsprach aber nicht dem Namen spada d'Italia, (Schwert Italiens), den man ihm damals beilegte.

Die unbedingte Losreißung Italiens von Deutschland war die Parole in ganz Italien. Darin waren alle Parteien einverstanden, wie sehr sie auch in Bezug auf die Frage, was weiter aus Italien werden sollte, von einander abwichen. Sie gingen so weit, auch einen großen Theil des deutschredenden Tirols mit zu Italien zu rechnen und alles Land bis zum Brenner in Anspruch zu nehmen.

Daran waren hauptsächlich die Tridentiner schuld, die sich in die antiquarische Grille verliebt hatten, sie seyen echte Nachkommen der alten Römer. Da ihre Haltung in Radetzki's Rücken gefährlich schien, ließ dieser Feldherr ihre Häupter verhaften.

Versetzen wir uns nun nach Wien zurück. Welche Hoffnung konnte der hartbedrängte Radetzki mit seiner kleinen Armee von dort schöpfen?

Die Regierung in Wien war in voller Auflösung. Graf Kolowrat, früher die Hoffnung der Liberalen, trat an Metternichs Stelle, war aber dem Sturm nicht gewachsen. In der Stadt herrschte eine gemüthliche Anarchie, die wenig zahlreichen Truppen hatten nur das Zusehen, während sich ein gewaltiges Volksheer bildete, aus der bürgerlichen Nationalgarde, aus der akademischen Legion der bewaffneten Studenten, deren Hauptquartier die Aula war, die sich durch Techniker, Chirurgen ꝛc. ergänzten, das große Wort führten, als Lieblinge des Pöbels sich die Polizeigewalt anmaßen durften, selbst aber wieder von Agenten Kossuths, insbesondere von Juden geleitet wurden, ferner aus den nichtdeutschen Freicorps, Polen, Ungarn, Italienern und endlich aus einer großen Masse bewaffneter Arbeiter und Pöbel aller Art. Wien schwärmte wie ein Bienenstock, alle Straßen waren bedeckt mit colossalen Placaten, in denen zu immer neuen Forderungen aufgereizt wurde. Ueberall improvisirten sich Volksredner auf den Straßen-Tribünen und hetzten die Massen auf. Um von der neuen Preßfreiheit Gebrauch zu machen, wetteiferten eine Menge neue Tagblätter in den frechsten Forderungen, Schmähungen und Verleumdungen. So der Studentencourier, das demokratische Bürgerblatt, der Grobaus, der Radicale, der Freimüthige, die Constitution, die österreichische Allgemeine Zeitung, die offen für die italienische Revolution schwärmte. Die wenigen Blätter, die zur Mäßigung riethen oder dem Wahnsinn muthig entgegentraten, konnten nicht aufkommen und ihre Verfasser setzten sich großer Gefahr aus. Am 1. April wurde das neue Preßgesetz, als noch nicht radical genug, von den Stu-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21386 / 062

denten unter Vortritt eines Juden verbrannt. An demselben Tage hielten die großen Geldmänner, Rothschild, Sina, Stametz-Mayer ꝛc. eine Conferenz, worin sie beschlossen, der Regierung dringend zu rathen, sie möge Italien freiwillig aufgeben und sich mit der Lombardei ausgleichen, um den Frieden, den italienischen Markt und die Curse zu erhalten. Mehrere Wiener Blätter nahmen offene Partei gegen Radetzki.*) Auch unter dem Volk gaben sich die Agenten Kossuths und Mazzini's alle Mühe, für die Italiener Sympathien zu wecken. Aber hier verleugnete sich das deutsche Blut doch nicht. Alle Studenten aus Tirol beschlossen sogleich, den alten Vater Haspinger an der Spitze, nach ihrem bedrängten Vaterlande zu eilen und viele Freiwillige schlossen sich an sie an, besonders solche junge Leute, denen vor dem wilden Treiben in Wien zu grauen anfing.

Am 4. April entsagte Erzherzog Ludwig der Leitung der Geschäfte und Erzherzog Franz Karl übernahm sie mit eben so schwacher Hand. Am folgenden Tage dankte Kolowrat ab und Graf Ficquelmont trat an seine Stelle. Aber alle diese Aenderungen fruchteten nichts. Kossuth wollte Wien nicht mehr zu Athem kommen lassen. Am 5. wurde dem Erzbischof eine Katzenmusik gebracht mit greulichem Lärm und Geheul. Am folgenden Tage stürmte der Pöbel die Häuser der Liguorianer und Redemptoristen, zerstörte alles und vertrieb die Mönche, selbst die armen Nonnen unter roher Behandlung. Die Katzenmusiken wiederholten sich seitdem fast jede Nacht. Man brachte sie dem päpstlichen Nuntius, dem Fürsten Lichtenstein, hohen Geistlichen und selbst Ministern. Die Anarchie theilte sich

*) „Die Kossuthanhänger österreichischer Abkunft gehören einer Classe von Zweibeinigen an, welche außer Oesterreich sonst nirgend in der Welt in ähnlicher Geistesorganisation sich finden. Es gibt nämlich bis zu den Feuerländern und Hottentotten hinab kein Volk, welches den Ruin seines eigenen Vaterlandes wünschte und für die Sache seiner Feinde sich begeisterte." M. Koch. Uebrigens waren alle Demokraten in Deutschland und ein Theil des Frankfurter Parlaments damals eben so verblendet.

mehr oder weniger den Provinzen mit, das deutsche Tirol ausgenommen, welches dem Kaiser unbedingt treu blieb. Nächstdem zeigte sich Mähren ruhig und auch in Galizien gelang es der polnischen Agitation nicht, Unruhen zu erregen.

Am gefährlichsten war Ungarn, weil hier Kossuth nicht blos auf die Losreißung dieses Reichs von Oesterreich hinarbeitete, sondern auch, um diesen Zweck sicherer zu erreichen, die Anarchie in Wien selbst permanent zu machen suchte. Der schwache Kaiser hatte der großen ungarischen Deputation am 15. März, der sogar der junge Palatinus Stephan das Wort geredet, eine Menge Reformen und sogar ein vom Wiener Ministerium unabhängiges nationales Ministerium bewilligt, welchem Graf Batthyanyi vorstand und in welches Kossuth für die Finanzen eintrat. Dieser stellte für Ungarn alle Forderungen der westeuropäischen Schablone, Nationalgarde, Schwurgerichte, gleiche Besteurung, Gleichheit vor dem Gesetz, allgemeines Wahlrecht, Aufhebung des Zehnten und aller Grundlasten ꝛc., wodurch er der bisherigen Aristokratie den Todesstoß zu geben suchte, und verlangte zudem Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn, eine eigene Nationalbank, Ausschluß alles österreichischen Papiergelds und das Verbot für ungarische Truppen, dem Kaiserhause außerhalb Oesterreich zu dienen. Ein revolutionärer Klub in Pesth adoptirte diese Forderungen und das bewaffnete Volk schreckte den noch versammelten Reichstag dergestalt, daß er ihnen in seiner Schlußsitzung, zu der sich Kaiser Ferdinand selber von Wien hatte herbeilocken lassen, mit dessen Zustimmung volle Gesetzeskraft verlieh, am 11. April. Ein politischer Selbstmord der ungarischen Aristokratie, dem nur der 4. August der ersten französischen Revolution zu vergleichen ist. Der bisherige Vorkämpfer aller liberalen Reformen in Ungarn, der edle Szechenyi, sah in dieser Ueberstürzung Ungarns Untergang und verlor den Verstand. Das Wiener Ministerium hatte ihn schon verloren, als es zugab, daß der Kaiser selbst der ihn und das ganze Kaiserhaus beschimpfenden Farce beiwohnen durfte.

Die Böhmen stellten schon am 28. März ziemlich ähnliche Forderungen, wie die Ungarn, indem sie eine neue Verfassung, die Vereinbarung der früher zu Böhmen gehörigen Länder mit der Krone Böhmen, alle üblichen liberalen Neuerungen und eine möglichst unabhängige Verwaltung verlangten. Professor Palacky in Prag aber vertrat hier, wenn auch mit weit mehr Vorsicht, Kossuths Stelle. Schon lange war er die Seele der tschechischen Partei, d. h. der slavischen Nation in Böhmen, welche die Reinigung Böhmens von allen deutschen Elementen und die Herstellung eines unabhängigen Tschechenreichs wollte. Das Vorparlament in Frankfurt erkannte die Wichtigkeit Böhmens und lud Palacky ein, an ihren Sitzungen Theil zu nehmen, er erklärte aber, er sey ein Tscheche und wolle nichts von den Deutschen. Unter seinem Einfluß wurden alle Wahlen zum deutschen Parlament in Frankfurt möglichst verhindert. Er ging aber nicht so weit als Kossuth, sondern hielt sich eine Hinterthür offen, indem er zugleich erklärte, er wolle nicht, daß Oesterreich in Deutschland aufgehe. Er überwarf sich mit Oesterreich nicht wie Kossuth, sondern bot der Regierung in Wien eventuell seine Unterstützung an, wenn sie das slavische Element im Reich begünstigen wolle. In Folge dieses geheimen Einverständnisses erklärte das Wiener Ministerium am 21. April, Oesterreich wolle seine Sonderstellung im deutschen Bunde wahren und behalte sich seine endgültige Zustimmung zu allem vor, was etwa in Frankfurt beschlossen werde. Dieser Erklärung folgte am 25. die Verkündigung einer neuen Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat, von welchem Ungarn und Italien einstweilen ausgeschlossen blieben, so daß nunmehr die slavische Nationalität darin überwog. Zugleich wurde Palacky zum Cultminister vorgeschlagen und der Kaiser eingeladen, seine Residenz nach Prag zu verlegen.

Der Ausführung dieses Plans arbeitete aber Kossuth mit allen Mitteln entgegen. Sein Hauptagent war ein genialer junger ungarischer Edelmann und Reichstagsmitglied, von Pulszky, der eine

wenigstens wie sie sind, obgleich ihre Stifter damit zufrieden waren, und die Unmöglichkeit, sie nach dem vorher genannten Kostenanschlage zu errichten, stellt sich leicht heraus.

Es kann hiegegen eingewendet werden, daß dies gar nicht auffallen dürfe, da die Leichenhäuser so wenig in Anspruch genommen werden. Von der so splendid eingerichteten Anstalt in dem reichen Frankfurt sagt Graff, daß sie die Hälfte des Jahres völlig leer stehe, obgleich durchschnittlich des Tags immer drei Personen sterben. Kaum der zehnte Theil derselben werde in den dazu bestimmten Räumen abgesetzt, und diese kleine Summe enthalte lediglich Personen der niedersten Stände, welche sich durch längere Aufbewahrung der Leichen in ihrer beschränkten Wohnung behindert fühlten. Neun Zehntheile dagegen, und darunter jedenfalls diejenigen, welche am ängstlichsten für den Schutz ihrer Abgeschiedenen besorgt sind, können sich nicht entschließen, diese Sorge in die Hände des Aufsichtspersonals im Leichenhause zu geben. Innerhalb 29 Jahren sind nach Klose nur 10 Personen in das Breslauische Leichenhaus gesetzt worden, und so hat es sich an fast allen Orten gezeigt, wo dergleichen Häuser existiren. Aber auch diese geringe Benutzung gibt ein Verdammungsurtheil ab, nicht gegen die bessere oder schlechtere Einrichtung der Leichenhäuser, sondern gegen die Institute selbst, denn über ihren **relativen** Werth hat das Publikum kein Urtheil und maßt sich auch keines an, wohl aber über den **absoluten** Werth. Also ihren Zweck haben diese Anstalten, nach mehr als 40jährigen Proben, verfehlt, wenigstens ihren wichtigsten Zweck.

In der allgemeinen Widerspenstigkeit des Publikums mag auch ein Grund liegen, da es ihm frei gegeben ist, von der Wohlthat eines Leichenhauses Gebrauch zu machen; es ist nur von Mainz bekannt, daß dort jede Leiche hingebracht werden **muß**, wenn nicht besondere Umstände eintreten. Dann erst **könnten** die Leichenhäuser, wo sie ihrer ungeheuern Kosten wegen existiren können, wohlthätig wirken und Beweise ihres Nutzens liefern, wenn **alle** Leichen, scheinbare oder wirkliche, in sie gebracht würden, und wenn

keine Notiz nahm, und alsbald nach seiner Mutter verlangte; — diese Geschichte ist am Ende zu wenig verbürgt und hat etwas zu Rührendes, als daß man sie so auf guten Glauben annehmen könnte, so gern man es möchte.

reiche Wienerin gehelrathet hatte, und damals feurige Reden für eine Union des deutschen, in seiner vollen nationalen Einheit herzustellenden Reichs mit dem neuen ungarischen Reiche hielt, donnernd gegen die Slaven, die das baufällig gewordene österreichische Kaiserthum und sein Sonderinteresse nur scheinbar zu fördern versprächen, um ihr besonderes Slavenreich auf Kosten Deutschlands und Ungarns zu gründen. Das Ministerium wollte inzwischen von der Politik, die es in seiner Erklärung gegen Frankfurt ausgesprochen, nicht abgehen und zeigte noch mehr Muth, indem es sich am 30. durch den Grafen Latour ergänzte, welcher Kriegsminister wurde und ein Mann von Thatkraft war. Da erkünstelte man eine ungeheure Aufregung in Wien gegen die Bestimmung der neuen Verfassung, nach welcher der künftige Reichstag aus zwei Kammern bestehen sollte, und hetzte das Volk auf, die Weglassung der Adelskammer zu verlangen. Der eigentliche Zweck des neuen Tumults aber war, den tschechischen Plan zu vereiteln. In der Nacht des 2. Mai wurde dem Minister Ficquelmont eine greuliche Katzenmusik gebracht und seine Entlassung gefordert. Da verzagte die Regierung wieder, wagte ihn nicht zu schützen und nahm seine Entlassung an. Auch der juridisch-politische Leseverein, ein liberaler Klub gebildeter Wiener, der die Revolution mit Jubel begrüßt hatte, sie aber nicht in Anarchie ausarten lassen wollte, war jetzt unpopulär geworden und bekam eine Katzenmusik. Alle sollten geschreckt werden, die da Geist und Einfluß genug besaßen, um Kossuths Plänen entgegenzuwirken. Ein Centralausschuß der akademischen Legion und Nationalgarde übernahm den Oberbefehl über die bewaffnete Macht und stellte der Regierung Bedingungen. Die neue Verfassung erschien denselben noch viel zu aristokratisch und sollte viel mehr demokratisirt werden. Am 8. Mai stellte der demokratische Klub ohne weiteres in einer Adresse die Forderung, die oktroyirte Verfassung solle gar nicht ins Leben treten, sondern eine **constituirende Versammlung** einberufen werden, um eine neue zu machen.

Noch einmal raffte die Regierung ihren letzten Muth zusammen und befahl die Auflösung des Centralcomité, am 13. Mai. Aber die Studenten versammelten sich und der Jude Goldmark bewog sie, zu beschließen, der Regierungsbefehl sey zurückzunehmen, alles Militair aus der Stadt Wien zu entfernen. Diese Forderungen wurden wirklich der Regierung gestellt, am 15. Mai, und als sie zauderte, rief der Pole Burian das gemeine Volk in die Waffen und eine ungeheure Masse, Studenten und Volk, wälzte sich gegen die Burg. Dr. Giskra drängte sich frech in den Ministerrath und schüchterte ihn durch Drohungen wieder so ein, daß er alles bewilligte, und triumphirend zog der Pöbel von dannen. In den nächsten Tagen las man die Concessionen der Regierung an allen Straßen angeschlagen, aber am 18. war der Kaiser mit seiner ganzen Familie spurlos verschwunden und erklärten die Minister, Herr von Pillersdorf an der Spitze, sie hätten ihre Entlassung eingereicht und ihre Stellen auf des Kaisers Wunsch nur provisorisch behalten, damit doch wenigstens eine gesetzliche Regierung in Wien bestehe. Das hieß, der Kaiser protestire gegen die ihm angethane Gewalt, die Minister aber gestehen zugleich ihre Unfähigkeit ein, dem Kaiser zu seinem Recht zu verhelfen. Kaiser Ferdinand, diesmal gut berathen, ließ sich nicht verlocken, nach Prag zu gehen, wohin man ihn eingeladen, sondern flüchtete nach Innsbruck mitten unter seine treubewährten Tiroler. Durch seine Flucht aus Wien entging er der ungarischen, durch seine Wahl Innsbrucks der slavischen Intrigue. Hier war es ihm vergönnt, wieder deutsch zu athmen.

Wien war anfangs bestürzt. Die guten Bürger, die Nationalgarde zürnten den Studenten, daß sie den Kaiser vertrieben hatten. Von dieser Stimmung hätte das Ministerium gleich Gebrauch machen sollen, allein es zögerte und befahl erst am 20. die Auflösung der akademischen Legion als solcher und Verschmelzung derselben mit der Nationalgarde. Da war es zu spät. Die Anarchisten hatten sich schon wieder gefaßt und trotzten dem Befehl mit größter Frechheit.

Das zu ihrer Bewältigung bereits aufgebotene Militair bekam plötzlich einen Rückzugsbefehl. Nun stieg der Uebermuth der Aula und des Pöbels bis zum Wahnsinn. Während das Militair in aller Stille die Stadt räumte, brachte man in derselben die Lüge in Umlauf, Fürst Windischgrätz nahe mit einer Armee und wolle Wien stürmen. Im Augenblick wurden nun in allen Straßen ungeheure Barrikaden gebaut und die furchtbarsten Vertheidigungsanstalten gegen einen Feind getroffen, der nicht da war. Das Bewußtseyn, alles sey nur Spaß und Muthwillen, ging durch die ganze Bewegung hindurch. Eine Unzahl lüderlicher Dirnen, woran Wien von jeher so reich war, bemächtigte sich der Barrikaden und trieb auf denselben am hellen Tage den schändlichsten Unfug.*) Damals bildete sich eine förmliche demokratische Nebenregierung, indem der bisherige Centralausschuß der Studenten und der Nationalgarde sich durch Vertreter des Volks ergänzte und den Namen „Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten zur Erhaltung der Ruhe und Wahrung der Volksrechte" annahm. Präsident dieses Ausschusses wurde der Jude Fischhof. Der schwache, ängstliche, immer nur um Ruhe und Schonung flehende Minister Pillersdorf erkannte ihn an und fügte sich ihm. Nur Latour ließ sich durch nichts irre machen, sondern sorgte in seinem Kriegsministerium ganz im Stillen dafür, Radetzki in Italien mit Truppen zu unterstützen.

Die Nachrichten aus Wien erregten in Prag große Unzufriedenheit und man lärmte um so mehr darüber, als die Hoffnung,

*) Wien trat aus dem Extrem der Heimlichkeit, des Schweigens, der Stille, seit Metternichs geheime Polizei gestürzt war, in das andere Extrem der Prostitution und des naiven Zurschautragens aller und jeder verborgen gewesenen Gemeinheit. Die Wiener Tagespresse hatte damals Blätter mit folgenden Titeln aufzuweisen: die Wespe, die Bremse, das Bremsennest, die spanische Fliege, die Horniſſe, die Gassenzeitung, die Barrikadenzeitung, die Katzenmusik, der Putsch, die rothe Mütze, der Ohnehosen, der Teufel, der Kirchenteufel ꝛc.

den Kaiser in Prag zu haben und durch ihn die Kräfte Oesterreichs dem slavischen Zwecke dienstbar zu machen, einstweilen vereitelt war. Die tschechische Partei konnte jedoch darauf rechnen, daß der Kaiser immerhin noch lange in Gefahr schweben werde, und glaubte, es sey jetzt Zeit, ihre Macht zu entfalten, um sie dem Kaiser anzubieten oder auch ohne ihn, der jetzt aufs tiefste geschwächt und ohnmächtig war, ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. In diesen Berechnungen allein findet die gerade in diesen Zeitpunct fallende Berufung des großen Slavencongresses nach Prag ihre Erklärung. Am 2. Juni wurde der Congreß wirklich eröffnet und wählte Palacky zu seinem Präsidenten. In diesen Tagen füllte sich Prag mit altslavischen Costümen. Ueberall hörte man nur slavisch reden und wallte die slavische Fahne mit denselben drei Farben, wie die französische. Der s. g. Swornost (Eintracht), eine rein tschechische Bürgerwehr, und die „slavische Linde" (slowanska lipa), der enragirteste Tschechenklub, figurirten dabei am meisten. Unter den Vertretern der slavischen Stämme bemerkte man außer den Notabilitäten aus Böhmen, Galizien, Croatien den greisen Sammler der schönen serbischen Volkslieder Wuk Stephanowik, den slowakischen, von den Ungarn verjagten Pfarrer Hurban, mehrere Polen, auch den russischen Flüchtling Bakunin. Uebrigens waren die Mundarten der verschiedenen hier vertretenen Slavenstämme so abweichend, daß keineswegs alle Deputirten einander verstanden und man häufig deutsch reden mußte, um sich begreiflich zu machen. Die Besorgniß, es werde sich hier der Keim eines großen Slavenreichs bilden, war überflüssig. Der panslavistische Charakter trat nicht hervor. Die polnische Frage und das Verhältniß zu Rußland, worauf es vornehmlich angekommen wäre, wurden umgangen. Ein Beweis, daß es sich um eine speciell tschechische und österreichische Sache handelte. Der gelehrte Schafarik sprach es in einer entscheidenden Rede offen aus, der Congreß sey nur da, um gegen Frankfurt und Pesth zu operiren und zwar nicht im Geist eines erst neu zu gründenden Slavenreichs, sondern im

Interesse und zur Aufrechthaltung der österreichischen Monarchie, sofern sie sich künftig auf die Slaven werde stützen wollen. Während der österreichische Gesammtstaat von Frankfurt aus gefährdet sey, wo man ihm zumuthe, in Deutschland aufzugehen, und von Pesth aus, wo man sich losreißen wolle, biete sich das slavische Oesterreich der Monarchie zur Rettung an. In diesem Sinne beschloß der Congreß am 5. Juni eine Verbrüderung der slavischen Volksstämme unter dem bisherigen österreichischen Kaiser unter der Bedingung, daß Oesterreich ein Bundesstaat verschiedener Nationen werde, und einen ausdrücklichen Protest gegen das zu Frankfurt vorbereitete neue deutsche Reich, dem die Slaven sich niemals würden einverleiben lassen.

Die Flucht des Kaisers von Wien und die notorische Schwäche des Ministeriums daselbst veranlaßten die Böhmen, in Prag eine provisorische Regierung niederzusetzen. Sie hatte den loyalen Zweck, der Aularegierung in Wien zu trotzen, und Böhmen dem Kaiser zu erhalten, weshalb auch Graf Leo Thun beitrat, der im Mai für den Oberstburggrafen Grafen Stadion an die Spitze der Verwaltung gekommen war. Doch verfolgte man auch specifisch böhmische Zwecke und unterbreitete dem Kaiser zu Innsbruck eine von Rieger verfaßte böhmische Constitution, die jedoch abgelehnt wurde. Pillersdorf in Wien erklärte die neue Prager Regierung für ungesetzlich und rebellisch, erwartete aber noch die definitive Entscheidung des Kaisers. Bevor aber diese angelangt war, kam es in Prag schon zu Kämpfen. Die Tschechen dachten, sie würden unter allen Umständen ihre Pläne leichter durchsetzen, wenn der energische Fürst Windischgrätz, der die Truppen in Prag commandirte, von dort entfernt werde. Sie beschlossen also am 7. Juni auf einer großen Volksversammlung im Wenzelsbade bei Prag, wo sie auch schon früher gewöhnlich ihre Verabredungen gehalten hatten, vom Kaiser die Entlassung dieses Generals zu verlangen. Am 10. auf einem großen Slavenball sollte der Fürst sogar ermordet werden, war aber stets so von seinen Adjutanten umgeben, daß ihm nie-

mand zu Leibe konnte. Am nächſten Tage forderten die Studenten von ihm Waffen und Munition, er antwortete ihnen aber, er brauche ſie ſelbſt. Am 12. begann der aufgehetzte Pöbel, die Soldaten durch Pfeifen und Abſingen von Spottliedern zu verhöhnen und endlich thätlich anzugreifen. Barrikaden wurden gebaut, die ganze Stadt mit ungeheurem Lärm erfüllt. Fürſt Windiſchgrätz eilte auf die Straße, aber ſchon feuerte man auf ihn aus den gegenüberliegenden Häuſern und ein Schuß tödtete ſeine ihm eben aus dem Fenſter nachblickende Gemahlin. Dennoch verlor er keinen Augenblick die ſoldatiſche Ruhe und traf ſo gute Dispoſitionen, daß er die Inſurgenten auf allen Puncten zurückſchlug und gegen Abend in der Altſtadt einengte. Aber ſein Sohn wurde tödtlich verwundet. Graf Leo Thun wurde von den Inſurgenten gefangen gehalten.

Am folgenden Tage wurde unterhandelt. Man begreift nicht recht, wozu ſich die Partei in einem Kampfe gegen kaiſerliche Truppen erſchöpfte, da ſie mit dem Kaiſer zu gehen gelobt hatte und das auch wirklich die klügſte Politik für ſie war. Wie es ſcheint, blieb ſeit dem Slavencongreß die tſchechiſche Partei nicht mehr Meiſter und hatten ſich polniſche Emiſſäre eingedrängt, die nichts von Oeſterreich, ſondern alles nur von einer allgemeinen Anarchie hofften. Windiſchgrätz verlangte die Freilaſſung des Grafen Thun und die Wegräumung der Barrikaden. Das erſtere wurde zugeſtanden, des zweiten weigerten ſich die Aufrührer und ließen am folgenden Tage wieder größere Kühnheit blicken. Da in der Nacht des 14. zog Windiſchgrätz mit allen ſeinen Truppen aus der Stadt. Die Inſurgenten jubelten ſchon darüber, als ſie plötzlich in der Morgenſonne ſeine Kanonen und Bajonette vom Hradſchin herab blitzen ſahen, denn er hatte Prag nicht verlaſſen, ſondern nur die Höhen beſetzt, von wo aus er die Stadt am bequemſten bombardiren konnte, wenn ſie nicht gehorchte. Es ließ ſich mit den Inſurgenten nicht mehr unterhandeln, denn ſie brachen jeden Augenblick ihre Zuſage, griffen mitten im Waffenſtillſtand an, verſtärkten die Barrikaden, welche ſie wegzuräumen verſprochen hatten ꝛc. Als

aber Windischgrätz durch schweres Geschütz die Mühlen demolirte, von wo aus sie am hartnäckigsten auf ihn feuerten, und endlich ein Paar Bomben über die Stadt platzen ließ, nur um zu beweisen, was er zu thun vermöchte, wenn er die Stadt nicht schonen wollte, entsank den Aufrührern der Muth. Die Führer, aus Angst gefangen zu werden, machten sich heimlich davon und am 17. ergab sich die Stadt auf Gnade. Das war der erste Sieg der kaiserlichen Partei über die Revolution in Oesterreich, zwar nur lokal, aber von unermeßlichem moralischem Erfolge. Seine Bedeutung für Deutschland lag darin, daß er bewies, wenn sich Oesterreich nicht selber helfe, werde es von Deutschland, namentlich von Frankfurt her, keine Hülfe erhalten. Professor Wuttke von Leipzig hielt in wohlwollendem Eifer am 18. Juni zu Aussig eine große Volksversammlung von Deutschböhmen und Sachsen ab, aber die antitschechischen Reden, die hier fielen, hätten Windischgrätz nicht geholfen, wenn er seine Kanonen nicht gehabt hätte. Als nachträglich am 1. Juli der Bundestag ihm Reichshülfe anbot, dankte die österreichische Regierung und lehnte sie ab. Dieselbe ließ sich in der böhmischen Frage offenbar von Windischgrätz leiten, der ein eben so trefflicher Staatsmann, wie General war.

Gleichzeitig hatte eine zähe und höchst leidenschaftliche Opposition der Südslaven in Ungarn gegen Kossuth begonnen. Zu Neusatz bildete sich ein serbisches Nationalcomité und schickte eine Deputation nach Pesth, um für die serbische Nation gleiche Rechte wie die magyarische zu verlangen, am 8. April. Aber Kossuth erkannte sie nicht an und forderte unbedingte Unterwerfung der Serben. Hierauf constituirten sich die Serben als freie Nation, wählten den Erzbischof von Karlowitz, Rajachich, zu ihrem Patriarchen, Stefan Schublikatz zu ihrem Wojewoden und Stamirowich zum Befehlshaber der Volkswehr. General Hrabowski, kaiserlicher Befehlshaber der serbischen Grenzer zu Peterwardein, dem man vorstellte, die Serben dienten dem Kaiserhause zur Abwehr

gegen die unbotmäßigen Magyaren, hielt sich trotzdem streng an den Buchstaben des Gesetzes, der ihm vorschrieb, sofern der District der serbischen Grenzer (das Banat) zum Königreich Ungarn gehöre, auch nur Befehle vom neuen ungarischen Ministerium anzunehmen. Und wirklich schickte er Truppen gegen die Serben, erfuhr aber eine Niederlage.

Auch die Croaten stellten bereits zu Agram am 25. März ihre nationalen Forderungen an den Kaiser, der ihnen aber zuvorkam und ihren Liebling, den Baron Jellachich, zum Ban ernannte, noch ehe ihre Deputation in Wien angelangt war. Der neue Ban hätte sich nun dem ungarischen Ministerium unterwerfen sollen, gleich den Serben, that es aber nicht, sondern behauptete eine selbständige Stellung. Die slavonischen Grenzer, die unter Hrabowski's Befehl standen, wie die Serben, gehorchten ihm ebenfalls nicht, sondern stellten sich unter den Ban. Serben und Croaten schickten besondere Deputationen nach Innsbruck zum Kaiser, wurden aber abgewiesen, weil man hier mit Ungarn noch nicht zu brechen wagte. Dem heimkehrenden Ban wurde sogar sein Absetzungsdecret vom 10. Juni nachgeschickt. Gleichwohl wies ihn der Kaiser noch an den Erzherzog Johann, der sich nach Wien begeben hatte, um hier im Namen des Kaisers wo möglich die Ordnung zu erhalten. Jellachich besprach sich hier mit Batthyanyi, dem Chef des ungarischen Ministeriums, beide aber schieden als Feinde und bestellten sich auf das Schlachtfeld. Der Ban unterwarf sich nicht.

In welche Verlegenheit die kaiserlichen Offiziere geriethen, die sich in Ungarn befanden, kann man sich denken, da sie dem Kossuthministerium gehorchen sollten, von welchem jedermann wußte, wie feindselig es gegen Haus Oesterreich gesinnt sey. Offiziere, von denen man voraussah, sie würden dem Kaiser treu bleiben, mißhandelte man. So wurde dem Baron Lederer, Commandanten von Ofen, eine Katzenmusik gebracht (14. Mai) und als er die Lärmer verjagen ließ, wobei einige Personen verwundet wurden und das

ungarische Ministerium eine Untersuchung über ihn verhängte, sah er sich gezwungen, nach Wien zu gehen. Auf die gemeinen Soldaten wirkte man durch jede Verführung ein, um sie dem Kaiser untreu zu machen.

In Wien herrschte nach dem großen Barrikadenzuge eine verhältnißmäßige Ruhe. Die Wühler hatten die Absicht, mit dieser Ruhe den Kaiser zu täuschen, um ihn nach Wien zurückzulocken, denn sie hofften durch ihn mehr zu erreichen, als gegen ihn. Fischhof ging in frecher Scheinheiligkeit so weit, als Präsident des Sicherheitsausschusses die große Frohnleichnamsprocession am 22. Juni zu eröffnen, als Jude. Er wollte dadurch beweisen, wie viel ihm an der Ruhe und Ordnung in der Stadt liege. Am 24. kam Erzherzog Johann nach Wien, ohne Mittel, die Autorität des Kaisers herzustellen. Der Sicherheitsausschuß selbst war in keiner beneidenswerthen Lage, denn das Proletariat verlangte Brod, und die Nahrungslosigkeit in Wien hatte durch die Flucht aller Reichen und durch den Stillstand aller Gewerbe zugenommen. In seiner Verlegenheit machte der Ausschuß den armen Villersdorf zum Sündenbock, und Erzherzog Johann ergriff gern die Gelegenheit, diesen unfähigen Mann zu entlassen, am 8. Juli. Johann selbst mußte um diese Zeit nach Frankfurt abreisen, wo man ihn zum deutschen Reichsverweser gewählt hatte, kam aber am 17. Juli wieder nach Wien und bestellte ein neues Ministerium, dessen Chef der greise Wessenberg (Bruder des Constanzer) und dessen ausgezeichnetste Mitglieder außer Latour, welcher Kriegsminister blieb, der liberale Advokat Bach als Justizminister und Kraus für die Finanzen waren. Eine Ansprache des General Frank an die Nationalgarde am 15. Juli wurde gut aufgenommen und eine Art Verbrüderung zwischen Militair und Bürgern gefeiert.

Das kaiserliche Hoflager in Innsbruck wurde damals der Herd diplomatischer Intriguen. Der englische Gesandte, Lord Ponsonby, hatte den Kaiser dahin begleitet und quälte ihn unaufhörlich nach Palmerstons Instructionen mit Vermittlungsvorschlägen

in Betreff der Lombardei. Er nahm dabei die Abtretung der Lombardei zur Basis. Das kaiserliche Cabinet ging auch in der ersten Betäubung darauf ein und unterhandelte theils durch den Baron Hummelauer in London mit Palmerston,*) theils auch direct mit der provisorischen Regierung in Mailand. Es nahm die Basis an, es ging so weit, zum Pfande der Versöhnung die von Radetzki aus Mailand mitgenommenen Geißeln frei zu lassen, es befahl Radetzki selbst, sich ruhig zu verhalten. Es würde, wenn Karl Albert rasch zugegriffen hätte, wenigstens alles Land bis zum Mincio abgetreten haben. Die Unterhandlungen wurden aber durch die Schuld der Italiener selbst in die Länge gezogen und sie waren es, die den glücklichen, nicht wiederkehrenden Moment versäumten. Karl Albert würde sich gern mit der Lombardei begnügt haben, wollte sie aber ganz erwerben und Verona nicht fahren lassen, welches ihm Oesterreich noch streitig machte. Die Mazzinisten wollten noch mehr, wollten ganz Italien bis zum Brenner haben, und Oesterreich verlangte unter allen Umständen Venedig zurück. Aus diesem Grunde kam kein Vergleich zu Stande. Nicht geringen Einfluß auf diesen Gang der Dinge übte Frankreich. Lamartine wies am 22. März Mazzini ab, der nach Paris gekommen war, um Hülfe für Italien zu bitten und befolgte nur die alte französische Politik, indem er keine Vergrößerung Sardiniens wollte. Cavaignac, der nach der Junischlacht in Paris das Haupt der Regierung geworden war, dachte ganz eben so, untersagte dem Marschall Bugeaud und allen Franzosen, sardinische Dienste zu nehmen, und stellte ein Beobachtungscorps an den Alpen unter General Oudinot auf, aber nicht als Hülfscorps der Sarden. Aus Rücksicht auf Frankreich nahm auch

*) In einer Note Hummelauers an Palmerston vom 24. Mai heißt es wörtlich: „Die Lombardei wird aufhören zu Oesterreich zu gehören und es wird ihr frei stehen, entweder unabhängig zu bleiben, oder sich mit einem andern italienischen Staate zu vereinigen. Andrerseits wird sie einen verhältnißmäßigen Antheil an der österreichischen Nationalschuld übernehmen."

nicht jene oben genannten moraliſchen Gründe ſo mächtig und laut gegen eine ſolche barbariſche Maßregel ſprächen. Bei der vollkommenen Freiheit aber geht es noch ſchlimmer, als mit den Hospitälern, welche ſo ungern und ſchwer beſucht werden. Welcher Dienſtbote, der auch kein anderes Hospital kennt, als das ſeines Wohnorts, der alſo keine Vergleiche anſtellen kann, geht anders als halb mit Zwang dahin, und betrachtet nicht dieſe Ermiſſion aus dem Hauſe der Herrſchaft, wo er verhältnißmäßig nur ſchlecht verpflegt wird, als eine grauſame Härte? Es iſt dies allerdings abermals eine antiariſtokratiſche Beſchränktheit; um wieviel weniger wird, dies war ſchon a priori zu behaupten, der Bequemlichkeit wegen das Glied einer Familie, welches ſo eben verſtorben, aus dem Sterbehauſe geführt werden! Dem iſt ſo, und es läßt ſich nicht ändern, denn ein Gebot wäre hier offenbar eine Grauſamkeit.

Man könnte ferner noch anführen, daß die ſparſame Benutzung der Leichenhäuſer und der Mangel ihrer weiteren Verbreitung auch darin einen Grund finde, daß die Koſten, welche der Aufenthalt einer Leiche in denſelben verurſacht, drückend ſeyen. Allein das iſt in den meiſten nicht der Fall; im Gegentheil ſind dieſe ſehr gering, in Weimar z. B., wo die Anſtalt wohl noch am meiſten benutzt wird, bezahlt man nur wenige Groſchen für die Beleuchtung, und während des Winters wird Holz zur Heizung in natura geliefert; wenig mehr wird in Breslau bezahlt; in dem „reichen Saal" zu München werden aber 11 Gulden und für die gewöhnliche Aufbewahrung 2 bis 4 Gulden gegeben, was allerdings einen unangenehmen Unterſchied macht. Es machen dieſe Zahlungen, ſo gering ſie auch ſeyn mögen, immer einen unerfreulichen Eindruck, der um ſo leichter zu vermeiden wäre, als bei der ſo ſehr geringen Benutzung der Häuſer dieſes Geld zur Erhaltung ſo gut als gar nichts beiträgt und die Unterhaltungskoſten faſt gar nicht verringert. Das Publikum iſt einmal eigenſinnig und hat eine Scheu vor Abgaben, in denen es immer etwas Hartes findet; wären nun die Leichenhäuſer wirklich die angeprieſenen Sicherheitsmaßregeln gegen das Lebendigbegrabenwerden, ſo könnte hier füglich nachgegeben werden, nicht für das eigentliche Publikum, ſondern zu Gunſten des jedesmaligen Einzelnen, der für immer, oder wenigſtens für den Augenblick, aus dem Publikum geſchieden iſt.

die Schweiz das ihr von Karl Albert angebotene Schutz- und Trutzbündniß nicht an und gestattete unter der Hand nur Zuzüge von Freischaaren zu Karl Albert und nach Venedig.

Hätte Karl Albert nicht beständig sein sardinisches Sonderinteresse im Sinne behalten, hätte er uneigennützig für die Befreiung Italiens sich opfern wollen, so würde es ihm vielleicht gelungen seyn, wenn er mit seinen doppelt überlegenen Streitkräften schon am Ausgang März über Radetzki so rasch, wie einst Napoleon über Wurmser, hergefallen wäre, denselben zu vertreiben. Er konnte, aber er wollte nicht. Er hoffte nämlich, die Lombardei auf dem Wege der Unterhandlung ohne Opfer zu erlangen und er fürchtete, ein Kampf mit Radetzki, wenn er auch siege, werde ihn dermaßen schwächen, daß er nicht mehr stark genug seyn würde, sich der Mazzinisten zu erwehren, jener falschen Freunde, die sich seiner nur bedienen, ihn ausnutzen und dann aus Italien eine Republik machen wollten. Er wußte wohl, was der Ingrimm bedeutete, mit dem die Mazzinisten überall, ja in Turin selbst, ihn mit Vorwürfen überhäuften, daß er vor Verona stehen bleibe und nicht losschlage. Was für ein Geist in Piemont herrschte, zeigt die Judenemancipation am 25. März und die Zerstörung des Jesuitencollegiums in Genua am 29. In der Lombardei brachte der Parteigänger Garibaldi ein Freicorps von höchstens 8000 Mann zusammen, aber Karl Albert hütete sich wohl, eine allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen. Sie würde ihm über den Kopf gewachsen seyn und seine stehende Armee in die demokratische Corruption fortgerissen haben. Uebrigens war auch das Landvolk in der Lombardei friedlich gesinnt und dem Kriege abgeneigt, die Städter aber nur feige Polterer. Um sich Venedig zu sichern, schickte Karl Albert dorthin 2000 Mann und die sardinische Flotte unter Albini legte sich vor Triest, doch ohne diesem Hafen Schaden zu thun. Gleichwohl erklärte sich Venedig nicht für ihn, sondern blieb Republik. Daraus konnte Karl Albert erkennen, daß die Mazzinisten überhaupt sich wohl seines Schwertes bedienen, aber sich seinem Scepter

nicht unterwerfen wollten. Sie selbst zwangen ihn, wenn er nicht ihr Opfer werden wollte, ihnen nicht zu viel entgegenzukommen, und dann beschuldigten sie ihn, er sey ein Absolutist, wie alle andern Könige, und werde, wenn er um diesen Preis die Lombardei erkaufen könne, nöthigenfalls mit Hülfe Oesterreichs die Republik in Italien unterdrücken.

Er rechnete so sehr auf eine Verständigung mit Oesterreich unter der Vermittlung Englands, daß er die dringenden Bitten des Papstes, sich einem italienischen Staatenbunde anzuschließen, ablehnte. Er wollte diese Combination aus zwei Gründen nicht, einmal weil der Papst nach Gioberti's Plan das Haupt des Bundes werden sollte, und zweitens, weil die Macht des Papstes damals auf den schwächsten Füßen stand und in der republikanischen Strömung schien versinken zu müssen.

In Folge der Pariser Februarrevolution war in Mittel- und Süditalien die schon 1847 in den Gang gekommene Bewegung rasch zu einem Sturm angewachsen. Pius IX. beschwor diesen Sturm in Rom einigermaßen, als er schon am 15. März eine neue Verfassung verkündete, wodurch Rom künftig ein weltliches Ministerium und eine Deputirtenkammer erhielt. Als aber bald darauf die Wiener Revolution bekannt wurde, war die römische Bevölkerung wie von der Tarantel gestochen. Der venetianische Palast wurde gestürmt und der österreichische Doppeladler abgerissen. Fest folgte auf Fest in bacchantischer Lust. Aber alles waffnete auch und schon am 24. zog General Durando mit einer päpstlichen Armee und Oberst Ferrai mit einer großen Freischaar (zusammen 17,000 Mann) aus Rom aus, gegen Norden. Der Papst segnete die Truppen ein, weil er sie nur an die Grenze schickte, um den Kirchenstaat zu schützen; aber die Truppen selbst dachten an nichts anderes, als zu Karl Albert zu stoßen und die Oesterreicher über die Alpen jagen zu helfen. Auch genirte sich Durando gar nicht, sondern führte die Truppen, nachdem er unterwegs vergebens das von den Oesterreichern besetzte Ferrara berannt hatte, über den Po.

Erschrocken hielt der Papst am 29. April eine Allocution, worin er betheuerte, den Truppen keinen Befehl zum Kriege gegen Oesterreich ertheilt zu haben, und dringend zum Frieden mahnte. Aber die Aufregung, die darauf im römischen Volk entstand, war so groß, daß Cardinal Antonelli, der dem Laienministerium präsidirte, dasselbe nicht mehr zusammenhalten konnte, sondern Mamiani, den Führer eines Klubs, und dessen Freunde zu Ministern machen mußte, die sofort ertrotzten, daß der Papst die Vereinigung Durando's mit Karl Albert genehmigte unter Voraussetzung der von ihm vorgeschlagenen italienischen Conföderation, die aber Karl Albert nicht einging. — In Toscana herrschte derselbe Geist wie in Rom und auch von hier zog eine kleine Armee von 7000 Mann unter General Laugier den Sarden zu. Aus Modena wurde der Herzog vertrieben.

Der König von Neapel hatte bereits am 10. Februar eine Verfassung gegeben, Sicilien sich schon im Januar durch eine Revolution losgerissen und unabhängig erklärt. Lord Minto schürte das Feuer, Professor Salicetti wühlte unter dem Volk und unter der Nationalgarde Neapels. Am 11. März wurden die Jesuiten von hier vertrieben, am 25. das österreichische Wappen abgerissen und der Wiener Botschafter, Fürst Felix Schwarzenberg, reiste ab, da ihm der König keine Genugthuung geben konnte. Am 3. April mußte der letztere die Zusätze der Verfassung im demokratischen Sinne bewilligen und den Geschichtschreiber Troja zum ersten Minister machen, am 7. an Oesterreich den Krieg erklären und den alten General Wilhelm Pepe mit 13,000 Mann nach dem Norden schicken; da er jedoch eifersüchtig auf Karl Albert war, sollten diese Truppen nicht über den Po gehen. Am 14. Mai trat die neugewählte Kammer zusammen, aber die Mazzinisten hatten schon alles dergestalt unterwühlt, daß die Constitution nicht mehr genügte, man wollte den Thron stürzen. Da England es auf die definitive Lostrennung Siciliens von Neapel abgesehen hatte, um seine alte Herrschaft über diese Insel wiederzuerlangen, der König aber allen

Zumuthungen desfalls sein Ohr verschloß, ist es wahrscheinlich, daß Lord Minto, dem die Wühler Ständchen brachten, die neue Insurrection gut-geheißen hat und daß auf seinen Antrieb eine Freischaar aus Sicilien herüberkam, die am 15. Mai dem Pöbel Neapels im Kampf gegen die königlichen Truppen voranging. Ganz Neapel füllte sich mit Barrikaden. Der König und die Kammer suchten durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören, aber vergebens. Die Wühler schossen, die Soldaten mußten sich wehren. Das neapolitanische Militair konnte nicht Meister werden, die Nationalgarde verkroch sich oder stand zu den Aufrührern. Nur dem kühnen Muthe der vier im Sold des Königs stehenden Schweizerregimenter unter ihrem Brigadier Stockalper, 3—4000 Mann stark, konnte die ganze brausende Bevölkerung Neapels (400,000 Einwohner und viel zugelaufenes Volk aus den Provinzen) nicht widerstehn. Die Schweizer überwältigten alle Barrikaden und stellten die Ruhe vollständig her, wobei sie nur 27 Todte und 174 Verwundete verloren. Der König ließ die ganze Stadt entwaffnen, hob die Concessionen vom April auf, behielt aber die Verfassung vom Februar bei und stellte den Fürsten Cariati an die Spitze eines neuen Ministeriums. Auch Pepe wurde zurückgerufen, um gegen Sicilien zu kämpfen, warf sich aber mit einem kleinen Theil seiner Truppen nach Venedig, während der größere heimkehrte. — Der Sieg der Schweizer in Neapel ging noch dem des Fürsten Windischgrätz in Prag vorher und zerstörte den Wahn der Unbesieglichkeit der italienischen Revolution. Die Schweizer Tagsatzung entehrte sich damals, indem sie den tapfern Regimentern vorwarf, sie hätten gegen die Ehre und gegen das Interesse der Schweiz gefochten, und sogar deren Auflösung befahl. Die Regimenter ließen sich jedoch nicht auflösen, sondern hielten sich an den Eid, den sie dem König von Neapel geschworen hatten, und an die eingegangene Dienstzeit, die noch nicht abgelaufen sey.

Unterdeß hielt der alte Radetzki Verona fest. Da er zu schwach war, durfte er keine Schlacht wagen. Es genügte ihm, sich zu be-

feſtigen, ſich die Verbindungslinie durch Tirol offen zu halten und die Verſtärkungen abzuwarten, die ihm Nugent zuführen ſollte. Aber er hatte bittere Stunden zu erleben. In Wien ſelbſt war er aufgeopfert, unterhandelte das Miniſterium mit dem Feinde, reizten die Koſſuthanhänger das Volk zu Verwünſchungen gegen ihn auf, wurden die von ihm über die Alpen geſchickten Geißeln aus Mailand und Trient wieder freigelaſſen. Nur mühſam konnte er Lebensmittel beitreiben und die Verſtärkungen kamen nicht, denn es war kein Geld vorhanden, um Rekruten auszurüſten, und die alten Soldaten waren in Böhmen, in Ungarn feſtgehalten oder wurden, wenn ſie nach Italien abmarſchiren ſollten, in den aufgewiegelten Städten nicht fortgelaſſen. General Schönhals, Geſchichtſchreiber des Feldzugs, ſah den alten Feldmarſchall Radetzki oft wankend ſich an einem Stuhl oder Tiſch halten, wenn wieder ſchlimme Nachrichten aus Wien kamen. Aber ſtets ermannte er ſich wieder und traf die beſonnenſten Anſtalten zur Vertheidigung, überall unterſtützt vom Vertrauen und guten Muth ſeiner Soldaten. Ihm zunächſt an Rang und Verdienſt ſtand der Chef ſeines Generalſtabs, Feldmarſchalllieutenant v. Heß. Ein Vorpoſtengefecht bei Gaito am 7. April, nach welchem die Oeſterreicher ſich zurückzogen, wurde von den Italienern als ein ungeheurer Sieg bezeichnet. Am 11. ließ Radetzki die italieniſchen Freiſchaaren aus dem verbarrikadirten Städtchen Caſtelnuovo vertreiben, weil ſie die Verproviantirung ſeines Lagers ſtörten. Das gab ein großes Blutbad, denn die Oeſterreicher waren über die frechen Freiſchaaren ſehr erbittert. Dieſe wurden dem Sardenkönig ſelbſt durch ihre Anmaßungen läſtig. Er ſchickte ſie daher, 10,000 Mann ſtark, unter Allemandi durch Indicarien ins ſüdliche Tirol, um Radetzki in den Rücken zu kommen und ſeine Verbindung mit Deutſchland abzuſchneiden. Aber dieſe elenden Haufen wichen am 18. April vor den erſten Schüſſen der Tiroler Schützen zurück. Ganz Tirol ſtand plötzlich in Waffen. Allemandi ſollte die Schuld der Feigheit ſeiner Leute tragen und Karl Albert konnte ihn nur durch einen Verhaftsbefehl vor

der Volkswuth retten. Die meisten Freischärler zerstreuten sich in ihre Heimath.

Am 16. April hatte Feldzeugmeister Nugent durch Latours Anstrengungen endlich 13,000 Mann am Isonzo zusammengebracht, rückte vor und nahm Udine und Belluno (5. Mai) ein, ohne irgend erheblichen Widerstand zu finden. Ein grober Mißgriff der Italiener, die stark genug gewesen wären, Nugents schwaches Corps aufzuhalten, wenn mehr Einigkeit unter ihnen geherrscht hätte. Karl Albert wurde durch das Herabkommen Nugents aus den Bergen aus seiner Lethargie gerissen und vertrieb die Vorhut Radetzki's, welche die kleine Festung Peschiera schützte, am 30. April bei Pastrengo. Ein allgemeiner Angriff aber, den er am 6. Mai auf die Vorposten bei St. Lucia machte, scheiterte nach blutigem Kampfe an dem unerschütterlichen Muth der Oesterreicher, die überdies durch ein schwieriges Terrain gut gedeckt waren. Diesem schönen Kampfe wohnten die Erzherzoge Albrecht und Franz Joseph (der jetzige Kaiser) an, die das alte Oesterreich da suchten, wo es allein noch zu finden war, im Lager. Unterdeß war Nugent erkrankt und mußte den Befehl an den Grafen Thun abgeben, der zwar bei Corunda den Ferrari schlug (8. Mai), aber vergebens Vicenza berannte, wo Durando mit den Römern und Venetianern Stand hielt, und endlich am 25. vor Verona mit Radetzki sich vereinigte.

Hierauf unternahm der alte Feldherr schon am 29. einen kühnen Marsch gegen Mantua, um die sardinische Armee, die damals alle ihre Anstrengungen gegen Peschiera richtete, von der linken Seite her aufzurollen und unterdeß die kleine Festung mit Lebensmitteln zu versehen. Mit einem gewaltigen Stoße zertrümmerte er Laugiers toskanische Division bei Curtatone, wo das Bataillon der Pisaner Studenten und ihr Professor, der gelehrte Geologe Pilla, ruhmvollen Tod fanden. Aber am folgenden Tage traf Karl Albert bei Gaito so gute Dispositionen, daß Radetzki nach einem blutigen Kampfe wieder zurückging. Hier wurde, Fürst Felix

Schwarzenberg verwundet. Damals erhielt Radetzki vom Kaiſer aus Innsbruck Befehl, dem König Karl Albert einen Waffenſtillſtand anzutragen, welchem ſodann ein Friedensſchluß im Sinn Palmerſtons hätte folgen ſollen. Aber Radetzki faßte den großherzigen Entſchluß, nicht zu gehorchen, ſondern den verwundeten Fürſten Felix mit einem Schreiben an den Kaiſer zu ſenden, worin er denſelben dringend bat, den Muth nicht zu verlieren. Fürſt Felix benutzte ſeine Anweſenheit in Innsbruck vortrefflich und ihm nächſt Radetzki verdankt Oeſterreich ſeine Rettung.

Durch die Schlappe bei Gaito wurde die Verproviantirung Peschieras unmöglich. Der tapfere Commandant, Feldmarſchalllieutenant Rath mußte aus Hunger ſchon am 30. gegen freien Abzug die Feſtung übergeben. Von hier aus konnte Karl Albert den Weg im Rücken Veronas bedrohen, deshalb beſchloß jetzt Radetzki, Vicenza zu nehmen, das ganze nordöſtliche Italien bis vor die Thore von Venedig zu ſäubern und dann erſt wieder die Sarden anzugreifen. Durando hielt ſich in Vicenza gut, mußte aber capituliren (11. Juni) und durfte frei abziehen. In dieſem Kampf fiel der tapfere Kopal, Oberſt und Liebling der Kaiſerjäger (Tiroler Schützen), deſſen Andenken in ſeinem Horne fortlebt. Unterdeß beſetzte Karl Albert Rivoli auf der Straße nach Verona in Südtirol, aber dieſer Punct war nicht mehr wichtig, weil die Verbindung Radetzki's mit Wien jetzt auf andern, öſtlicheren Wegen geſichert war.

Damals erſt, als der Sieg Karl Alberts überhaupt ſchon ſehr zweifelhaft geworden war, bequemten ſich die Lombarden, ſeine Unterthanen zu werden. Die Einverleibung der Lombardei in das Königreich Sardinien wurde zu Mailand am 8. Juni beſchloſſen, nicht ohne Lord Minto's Vermittlung.

Ein neues öſterreichiſches Hülfscorps, 12,000 Mann unter Feldmarſchalllieutenant Welden, kam damals über Baſſano und griff in die Operationen Radetzki's ein, indem es Padua und Treviſo nahm und ſogar ein fliegendes Corps unter Fürſt Lichtenſtein nach

Ferrara schickte, um die dort eingeschlossenen Oesterreicher zu verproviantiren, während Radetzki selbst freie Hand behielt, gegen Karl Albert angriffsweise vorzugehen. Der letztere hatte nach Peschieras Einnahme sein ganzes Augenmerk auf den Besitz von Mantua gerichtet und seine Truppen gegen diese Festung in einer zu langen Linie vorgeschoben. Radetzki wollte ihn nun aufrollen. In der Nacht auf den 23. Juli bei einem schrecklichen Gewitter brachen die Oesterreicher auf und erstürmten am Morgen, als die Sonne wieder heiß brannte, die so lange gefürchteten Schanzen von Montebello, Sommacampagna und Custozza, welche der hier zurückgelassene sardinische General Sonnaz nach einem kurzen, raschen Kampfe verlor. Nun zog aber Radetzki über jene Höhen hinaus gegen den Mincio und ließ die Höhen selbst nur von der Brigade Simbschen besetzt, die am folgenden Tage durch die große Uebermacht des von Mantua umkehrenden Sardenkönigs erdrückt und mit schwerem Verlust hinabgeworfen wurde. Am 25., einem überaus heißen Tage, an dem der Thermometer 28—30 Grade zeigte, griffen beide Heere zugleich einander an. Karl Albert von Villafranca aus in nordwestlicher Richtung, indem er glaubte, die Oesterreicher stünden dort, und um mit Sonnaz, der nach Peschiera zurückgezogen war, zusammenzuwirken; Radetzki aber von Valeggio aus, viel weiter südlich, als Karl Albert ihn vermuthet hatte. Bei Custozza stießen sie zusammen. Die Oesterreicher mußten die Höhen zum zweitenmal, diesesmal von der entgegengesetzten Seite, erstürmen und thaten es mit unwiderstehlicher Tapferkeit, obgleich viele von ihnen nicht von Kugeln, sondern vom Sonnenstich todt niedersanken. Gleichzeitig war General Haynau mit der österreichischen Reserve von Verona ausgerückt und griff den Feind bei Sommacampagna von hinten an. Von hier bis Valeggio wüthete die Schlacht in langer Linie den ganzen heißen Tag hindurch. Die Sarden kämpften mit verzweifelter Tapferkeit, am längsten der zweite Sohn des Königs, Ferdinand, Herzog von Genua, auf dem Monte Godio, bis auch er gegen Abend weichen

mußte. Sonnaz, der hätte helfen ſollen, griff erſt am Abend des nächſten Tages die Vorhut der Oeſterreicher bei Volta an. Karl Albert ſuchte hier noch einmal Stand zu halten, mußte aber am Morgen des 27. auch dieſe letzte Aufſtellung nach mörderiſchem Kampfe verlaſſen und ſeine Niederlage war vollſtändig.

Der von Müdigkeit und Kummer unendlich leidende König wünſchte einen Waffenſtillſtand, aber Radetzki ſchlug ihn aus, um den beſiegten Feind nicht mehr zu Athem kommen zu laſſen. Der engliſche Geſandte in Turin, Lord Abercrombie, fand ſich bei Radetzki ein, um zu unterhandeln, und wurde zur Tafel gezogen, auf der es nichts als hartes Rindfleiſch mit Reis gab. Unterhandeln aber wollte der alte Feldmarſchall erſt in Mailand. Dahin floh Karl Albert, nachdem er nicht mehr gewagt, Cremona zu behaupten, und erſt vor den Thoren der lombardiſchen Hauptſtadt nahm er noch einmal den Kampf auf, am 5. Auguſt. Aber auch hier erlitt er eine Niederlage und brachte eine ſchreckliche Nacht in der Stadt zu, umheult vom Pöbel, der ihn Verräther nannte und tödten wollte. Seine Truppen mußten ihn mit Gewalt befreien. Aus Angſt vor dem Pöbel gingen der Erzbiſchof und der Podeſta von Mailand zu Radetzki hinaus und baten ihn, bald einzurücken. Der alte Herr hatte unterdeß auch dem König freien Abzug bewilligt und zog an der Spitze ſeines herrlichen Heeres am 6. in ſtillem Triumph in Mailand wieder ein. Drei Tage ſpäter unterzeichnete er einen Waffenſtillſtand, in welchem er dem König von Sardinien großmüthig den Beſitz ſeiner Grenzen ſicherte, ohne in dieſelben einzufallen. Dagegen lieferte Karl Albert Peschiera aus und zog ſeine Truppen aus Venedig zurück. Hier war er eben nach vielen Intriguen durch eine Stimmenmehrheit am 4. Juli zum König ausgerufen worden, als die Nachricht von ſeinem Unglück die Gemüther ſchnell wieder umſtimmte und ſchon am 10. Manin die Republik wiederherſtellte. Den letzten Kampf in der Lombardei beſtanden die Oeſterreicher gegen Garibaldi bei Morazzone, von wo derſelbe in die Schweiz flüchtete. Die ganze Lombardei war wieder-

erobert und wurde von Radetzki mit der äußerſten Milde behandelt. Statt Confiscationen zu erheben, erſetzte er den Geldmangel der Armee nur durch neues Papiergeld. Aus denſelben diplomatiſchen Gründen, aus denen Oeſterreich die ſardiniſche Grenze ſchonte, duldete es damals auch noch den radicalen Unfug in Mittelitalien und beſchränkte ſich einzig auf Wiedergewinn deſſen, was ihm gehörte. Radetzki ließ Venedig von der Landſeite cerniren und begann die mühſame Belagerung dieſer ſchönen Inſelſtadt. Fürſt Lichtenſtein brachte Verſtärkungen und Munition nach Ferrara, ging aber dann wieder zurück.

Der glorreiche Sieg von Cuſtozza wurde mit gutem Grunde von allen denen verwünſcht, die ein einiges und freies Italien neben einem einigen und freien Deutſchland gewollt hatten. Doch hätten ſie ihre Unfähigkeit, zu dieſem Doppelziele zu gelangen, in Anſchlag bringen ſollen. Die ſittliche Kraft war nicht in den Klubs und Freiſchaaren, ſondern im Lager Radetzki's. Gegen die Treuloſigkeit des Sarden und die Prahlerei des Lombarden wehrte ſich der kaiſerliche Soldat mit ehrlicher Treue und altgewohnter Tapferkeit. Er hätte das gethan und der Ruhm wäre ihm geblieben, auch wenn er den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat dadurch nicht hätte retten können. Aber er rettete ihn und Radetzki wurde Oeſterreichs guter Genius, wie Koſſuth der böſe.

Radetzki's Sieg führte unmittelbar zu einer Annäherung Lord Palmerſtons an den ruſſiſchen Kaiſer unter Vermittlung des ruſſiſchen Geſandten in London, Baron Brunnows. Palmerſton ergrimmte, daß Radetzki ſeinen italieniſchen Plan durchkreuzt hatte, fand Frankreich keineswegs gewillt, ſich gegen Oeſterreich hetzen zu laſſen, ergriff daher gern die dargebotene Hand Rußlands. Von dieſer Zeit an nahm er mehr Partei für die Dänen gegen das deutſche Intereſſe in Holſtein und Schleswig, und geſtattete den Ruſſen auch, was ihnen in den Donaufürſtenthümern zu thun beliebte. Auch hier nämlich tief unten an den Donaumündungen hatte die Februarrevolution die Geiſter entzündet. Gegen den Ho-

Es würde dies auch leicht gehen, wenn nicht, wie bei den meisten, diese Institute als Anhängsel der Kirche betrachtet würden, mit der sie vernünftigerweise in gar keinem Zusammenhange stehen. Daß das Kirchenthum — was wahrhaftig nicht in der Idee des Christenthums liegt — nach einer schon sprichwörtlich gewordener Erfahrung nichts umsonst, nichts ohne veraltete oder neu geschaffene Abgaben thut und thun kann, ist traurig genug. Aber der menschliche Leichnam gehört gar nicht der Kirche, und daß die Begräbnißplätze Kirchhöfe heißen, ist nur die nominelle Beibehaltung des verwerflichen, aber jetzt Gottlob aufgegebenen Systems, dieselben um die Kirchen herum anzulegen. Jedoch der ewige Hunger der Kirche thut hierbei wenig oder nichts; es ist nur ein Scheingrund: von Abgaben, seyen sie vorhanden oder mögen sie fehlen, weiß das Publikum kaum etwas, es ist in seinem Interesse für die Leichenhäuser erkaltet, es hat nur den historischen Sinn dafür, wie für Gespenstergeschichten; es würden die Kosten nur dann in Betracht kommen, wenn die Anstalten wirklich in Thätigkeit wären, in größerer wenigstens als sie es sind. Nur durch das erkaltete Interesse wird der Kostenpunkt unerheblich; denn dem Publikum zuzutrauen, daß es auch hier gern etwas thun werde, da es, in seinem ganzen Umfange, dem eitlen und kostspieligen Schaugepränge eines Begräbnisses, weil es die Menschen sehen, huldigt, würde offenbar von einer so großen Unbefangenheit zeugen, daß man sie einem Erfahrenen nicht zutrauen kann.

Selbst die eifrigsten Vertheidiger der Leichenhäuser, z. B. Speyer in Bamberg, haben zugegeben, daß die Unmöglichkeit, den mit ihrer Einrichtung verbundenen Aufwand zu bestreiten, von nicht geringer Erheblichkeit sey. Aber sey die Ersparniß noch so groß, sey die Einrichtung noch so zweckmäßig, es wird gegen den oben genannten Anschlag von Graff nicht viel einzuwenden seyn; seyen die Empfehlungen noch so warm, die Wünsche des Publikums, wider alles Erwarten, noch so lebhaft, es wird dieses in seiner Begräbnißeitelkeit nicht nachlassen; — keine Kirche, wie es gewünscht ist, wird sich dazu hergeben, aus ihrem Vermögen die erste Einrichtung zu übernehmen, und die meisten, wenigstens protestantischen, Kirchen wären dazu nicht einmal fähig; — daß ferner aus Gemeindemitteln die dazu nöthigen Ausgaben nicht gutwillig

ſpodar der Moldau, Fürſt Sturdza, der ſeine Würde in Conſtantinopel und Petersburg erkauft hatte und unter ruſſiſchem Schutz die ſchnödeſte Tyrannei übte, erhoben ſich 60 Bojaren in Jaſſy und verlangten Reformen, aber er ließ ſie in Ketten legen und auf's grauſamſte mißhandeln, am 10. April. Auch in der Wallachei wurden Reformen verlangt. Am 8. Juli rückten ruſſiſche Truppen in Jaſſy ein, ein Circular vom 31. rechtfertigte dieſe Maßregel und enthielt die merkwürdige Aeußerung: „die Integrität der Türkei zu erhalten ſey Grundbedingung, wenn der europäiſche Frieden überhaupt erhalten werden ſollte, und nur um die durch die Revolution mißkannte Autorität der hohen Pforte in den Donaufürſtenthümern herzuſtellen, werde Rußland das Nöthige vorkehren.“ Hierauf rückten von Süden her auch türkiſche Truppen unter Suleiman Paſcha in die Wallachei ein. Dieſer war mit den Reformen in Bucharest einverſtanden und ſchützte ſie, wurde aber bald durch Fuad Effendi erſetzt, der ſich mit dem ruſſiſchen General Duhamel zur grauſamen Unterdrückung derſelben vereinigte. Ein anderer ruſſiſcher General, v. Gerſtenzweig, erſchoß ſich damals.

Gegen die Revolution des Weſtens erließ Kaiſer Nicolaus am 28. März ein Manifeſt voll Stolz und Zuverſicht, worin er verkündete, er werde zwar innerhalb der Grenzen ſeines Reichs bleiben und nicht angriffsweiſe verfahren, ſtehe aber gerüſtet, um jeden Angriff zurückzuſchlagen.

In Wien blieb unterdeß das Volk Meiſter und Koſſuth mit der ganzen Macht Ungarns ſtand ihm zur Seite. Wien war im Sommer von faſt allen Reichen und Vornehmen verlaſſen. Der Sicherheitsausſchuß und die Aula herrſchten neben dem Miniſterium und Reichstag fort. Geld war ſo rar, daß die Ausfuhr deſſelben verboten und z. B. keinem Buchhändler erlaubt war, bei der Leipziger Meſſe ſeinen Verpflichtungen zu genügen. Die Arbeiter gingen in den Häuſern der Bürger umher und erzwangen ſich Almoſen. Um ſie zu beſchwichtigen, ließ das Miniſterium eine große Menge derſelben auf Staatskoſten öffentliche Arbeiten verrichten.

Die schlechteste Presse, von Studenten und Juden besorgt, schändete jene Tage. Auch Ronge kam nach Wien, um Oesterreich zu deutschkatholisiren, fand aber so wenig Anklang hier, wie Uhlich in Berlin.

Die constituirende Nationalversammlung für Oesterreich war am 22. Juli noch von Erzherzog Johann, kurz bevor derselbe seine Residenz definitiv nach Frankfurt verlegte, in Wien eröffnet worden. Gleich der Berliner Versammlung enthielt sie auch eine Menge Mittelmäßigkeiten und Verschrobenheiten und wurde, anstatt einen Impuls auf das Volk auszuüben, von den Klubs und vom Straßenpöbel terrorisirt. Eine sichere Mehrheit hätte sich in ihr nur bilden können, wenn die Böhmen mit den Deutschen zusammengestanden wären, aber der leidige Streit der Nationen hinderte diese Einigung. Aus Besorgniß, die Slaven könnten die Mehrheit erlangen, hielten sich viele Deutsche lieber zur Opposition und ließen sich von Kossuth mißbrauchen. Die Slaven konnten auch kein Vertrauen erwecken. Palacky's Intriguen waren längst bekannt und was mußte der gebildete Deutsche empfinden, wenn er neben sich als Reichstagsabgeordnete 32 gallizische Bauern sitzen sah, die ohne alle Bildung und ohne deutsch zu können, nur immer mit den Böhmen stimmten und des Nachts bei den gemeinen Soldaten in der Kaserne schliefen, weil sie ihre Diäten mitheimzubringen verpflichtet waren! Uebrigens herrschte anfangs in der Versammlung dieselbe Mäßigung, wie in der Stadt, denn Kossuths Partei, welche die Zügel jeder Bewegung in den Händen hielt, gebot damals Ruhe, um den Kaiser nach Wien zurückzulocken. In Innsbruck stand der Kaiser zu sehr unter dem Einfluß des Muthes, der aus Radetzki's Lager kam, hauptsächlich durch den Fürsten Felix Schwarzenberg. Man wollte ihn daher wieder in Wien haben, um ihn hier besser terrorisiren und seiner Schwäche alles abtrotzen zu können. Als am Ende Juli Jellachich in Wien mit einem großen Fackelzug geehrt wurde, hielten sich die zahlreichen Anhänger Kossuths doch ganz ruhig.

Kaiser Ferdinand kehrte nun wirklich am 12. August nach Wien zurück, ob aus Vertrauen in die zukünftige Ruhe Wiens, oder auf Antrieb einer entschlossenen kaiserlichen Partei, die eine Entscheidung haben wollte und sich auf Windischgrätz und Radetzki verließ, ist ungewiß. Die Aula schien nicht zu ahnen, mit ihrer Herrschaft werde es bald aus seyn. Bei einer großen Musterung am 19. kehrte die akademische Legion, indem sie beim Kaiser vorbeizog, wie auf Commando das Gesicht von demselben ab und spielte den schändlichen „Fuchsmarsch". Am 20. wagte das Ministerium den ersten kühnen Schritt und setzte den Lohn der öffentlichen Arbeiten herab. Die Arbeiter empörten sich, wurden aber von der Municipalgarde besiegt, und am 24. löste die Regierung den Sicherheitsausschuß auf, der auch keinen Widerstand wagte. Am 12. Sept. war Wien in neuer Unruhe durch den Schwindel eines gewissen Swoboda, der das Volk mit Privatactien betrogen hatte, für die der Staat keine Garantie übernahm. Die wirkliche Noth der Betrogenen bewog jedoch die Regierung, sie mit ½ Million Gulden zu unterstützen, wozu noch weitere 2 Millionen für die Armen überhaupt kamen. Am 9. bestätigte der Kaiser die vom Reichstag beschlossene Aufhebung des ländlichen Unterthanenverbandes und Entlastung alles bäuerlichen Besitzes. Damals nahm ein „constitutioneller Verein" in Wien die schwarzgelbe Farbe wieder an und es gab deshalb Raufereien wie in Berlin.

Das unentschiedene Benehmen der Wühler in Wien war nicht Schwäche, sondern hing von Kossuths Politik ab. Kossuth hatte am 22. Juli im ungarischen Reichstag die Aushebung von 200,000 Mann Nationaltruppen (Honveds) und das Ausgeben von 42 Millionen Gulden in Papiergeld (die berüchtigten Kossuthnoten) durchgesetzt, um sich eine Macht zu schaffen, mit der er nöthigenfalls dem Kaiser würde widerstehen können. Da ihn aber die Serben und Croaten bedrohten, hoffte er diese durch ein Machtwort des Kaisers wohlfeiler als durch Schlachten loszuwerden. Er hü-

tete ſich alſo noch, mit dem Kaiſer zu brechen, und nahm die Miene an, als ob ihm am Frieden und Wohlſtand des Reichs alles gelegen ſey. Auch legte er im Kampf mit den Serben den größten Werth darauf, daß ſeine Truppen im Namen des Kaiſers die Serben als Rebellen gegen den Kaiſer behandelten. Dieſer blutige Kampf war im Banat ſeit dem Juli aufs heftigſte entbrannt. Die Serben fochten, gleich den alten Huſſiten, auf und hinter ihren beweglichen Wagenburgen. Der Nationalhaß zwiſchen ihnen und den Magyaren war ſo furchtbar, daß von beiden Seiten die gräßlichſten Grauſamkeiten verübt wurden. Die Serben zeichneten ſich durch die lange Vertheidigung von Szent-Tamas und durch mehrere Siege aus, bis im Auguſt ihr Lager bei Perlaß von dem ungariſchen General Kiß geſprengt wurde. Aber nun brach Jellachich mit einem ſtarken Croatenheer von Agram auf und überſchritt die Donau, um wirklich im Namen des Kaiſers die Ungarn zu züchtigen, die nur zum Schein in ſeinem Namen handelten.

Das bewog Koſſuth, eine große Deputation von 150 ungariſchen Herren nach Wien zu ſchicken, um dem Kaiſer ehrerbietig vorzuſtellen, er möge zu ihnen nach Peſth kommen, Ungarn perſönlich regieren, zunächſt aber die noch in Italien ſtehenden ungariſchen Regimenter heimkehren laſſen, um ihr Vaterland zu ſchützen, und Jellachich beſtimmen, von ſeinem feindlichen Angriffe abzuſtehen. Aber der Kaiſer antwortete ihnen am 6. September, ſein Geſundheitszuſtand hindere ihn, nach Peſth zu reiſen, er werde übrigens die Geſetze und Integrität des Reichs zu erhalten wiſſen und ihnen durch das ungariſche Miniſterium ſeine weiteren Entſchließungen bekannt machen laſſen. Hierauf entfernten ſich die Deputirten und pflanzten, indem ſie das Dampfſchiff beſtiegen, welches ſie nach Peſth zurückbrachte, die rothe Fahne auf und ſteckten rothe Federn auf ihre Hüte. Unterdeß war Jellachich ſchon am 4. durch ein kaiſerliches Handſchreiben erfreut worden, welches ihn in alle ſeine Aemter wiedereinſetzte, und bald darauf verbot ein kaiſerlicher Befehl den Ungarn, gegen Jellachich zu kämpfen.

Koſſuth trat ſofort in Peſth an die Spitze eines Landesvertheidigungsausſchuſſes und betrieb energiſch den Krieg gegen die Croaten. Eine zweite große Deputation, die er nicht mehr an den Kaiſer, ſondern an die Nationalverſammlung in Wien ſchickte, wurde von der letztern nicht angenommen, fraterniſirte aber mit dem demokratiſchen Verein in dieſer Hauptſtadt und gab ihr die Looſung: Wien muß mit Ungarn ſiegen oder untergehen! Fröbel befand ſich damals ſchon in der Mitte der Wiener Demokraten, der Hauptredner jener Tage aber war der Jude Tauſenau, Koſſuths Agent. Man wollte die Bauern ins Intereſſe ziehen, durch ſie das Volksheer verſtärken. In Schaaren wurden ſie nach Wien gelockt, um am 24. dem Abgeordneten Kudlich, der am meiſten für die Bauernemancipation gethan, einen Fackelzug zu bringen. Auch diesmal hielt Tauſenau wieder eine Rede zum Volk gegen die Reactionäre und ſchloß mit den Worten: die Hunde müſſen alle hängen! Koſſuth ſoll damals ausgerufen haben: eine Million für eine neue Revolution in Wien! Gewiß iſt, daß er viel Geld ausgab. Durch Pulszki empfingen die Juden Tauſenau und Goldmark damals Geldſummen von ihm. Auch an die Studenten wurde Geld vertheilt. Als derjenige aber, den man wegräumen müſſe, wurde damals ſchon der Miniſter Latour bezeichnet, weil Koſſuth fürchtete, derſelbe werde außer den Croaten bald auch deutſche und böhmiſche Truppen gegen Ungarn ſchicken. Schon im September durchlief Wien das Geſchrei „Latour muß hängen!“

Ein Verſuch des Erzherzog Palatinus Stephan, den Krieg aufzuhalten, mißlang. Er begab ſich in das ungariſche Heerlager bei Ofen, die Ungarn litten aber nicht, daß er ins Lager der Croaten gehe, wohin ihn Jellachich zur Unterhandlung eingeladen hatte, und da er endlich begriff, daß er nur zu lange von Koſſuths Partei mißbraucht worden, legte er ſein Amt nieder und ging nach Wien, am 21. September. Der Kaiſer aber ernannte ſogleich den General Grafen Lamberg zu ſeinem Statthalter, dem alles in Ungarn gehorchen ſolle. Batthyanyi und ſein gemäßigter Anhang beſchloß

in Pesth, den neuen Statthalter anzuerkennen und mit Jellachich einen Waffenstillstand abzuschließen, zu welchen Behuf er selbst ins ungarische Lager abreiste, wo er Lamberg vermuthete. Kossuth war damals gerade von Pesth abwesend, um das Land aufzuregen. Nun befand sich aber Lamberg nicht im Lager, sondern in Ofen, von wo er arglos und allein in einem Wagen nach Pesth hineinfuhr. Ein Adjutant, den ihm Hrabowski von Ofen aus mitgegeben, verließ den Wagen unterwegs aus Angst. Kossuth war nämlich am 27. nach Pesth zurückgekehrt, hatte Batthyanyi's Maßnahme widerrufen und dem Grafen Lamberg statt Gehorsam Tod geschworen. Als der arme Statthalter nun über die Donaubrücke fuhr, kam ihm schon ein Schwarm Sensenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und schlachtete ihn auf grausame Weise ab, während er wie erstaunt zu seiner Rechtfertigung das kaiserliche Schreiben noch hoch emporhielt, am 28. September. Nun war keine Versöhnung mehr möglich. Batthyanyi floh nach Wien. Am 20. stießen die Ungarn unter General Moga mit Jellachich bei Velencze zusammen, brachen aber beide das Gefecht bald wieder ab, um sich erst noch mehr zu verstärken. Bald nachher aber wurden die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Ban stoßen sollten, von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen. Am 30. ließ Arthur Görgey, einer der neuen ungarischen Generale, den Stuhlweißenburger Administrator, Grafen Zichy, weil er Jellachichs Autorität anerkannt hatte, standrechtlich erschießen.

Die längst vorbereitete Revolution in Wien selbst, durch die sich Kossuth decken wollte, begann am 6. October. Ein Grenadierbataillon sollte von Wien zur Unterstützung des Ban abmarschiren, wurde aber durch Geld, Wein und Mädchen zur Insubordination gebracht. Als es dennoch, von andern Truppen begleitet, marschiren mußte, warfen Arbeiter, Nationalgarden und Studenten Barrikaden vor ihnen auf, zertrümmerten eine Eisenbahnstrecke und begannen offenen Kampf an der Taborbrücke, wo sie ein Paar

Kanonen wegnahmen, den General Bredy und Oberſtlieutenant Klein tödteten. Ein loyaler Theil der Nationalgarde hatte den Stephansthurm beſetzt, damit nicht Sturm geläutet werde, die Garden aus den Vorſtädten aber ſtürmten gegen ſie an und es gab ein Blutbad in der Kirche. In andern Theilen der Stadt wurde das Militair angegriffen, der Palaſt des Fürſten Windiſchgrätz demolirt, das Zeughaus bedroht. Da verſtändigte ſich der Reichstag unter Strobachs Vorſitz mit den im Kriegsminiſterium verſammelten Miniſtern um freiwilligen Abzug der etwa 10,000 Mann ſtarken Truppen unter dem Grafen Auerſperg aus der Stadt, wogegen ſich der Reichstag verpflichtete, die Miniſter zu ſchützen. Die Abgeordneten Borroſch, Schmolka und Goldmark übernahmen perſönlich dieſen Schutz. Kaum aber zog das Militair ab, ſo wälzten ſich wüthende Schaaren gegen das Kriegsminiſterium. Die Compagnie Grenadiere, welche hier noch ſtand, hatte Befehl, nicht zu feuern und ſich ganz ruhig zu verhalten. In ihrer Gegenwart nun ſtürmte der Pöbel ins Innere des Hauſes, aus dem ſich die übrigen Miniſter noch zeitig genug entfernt hatten, und ſuchte Latour. Man hatte ihn verläugnet, aber der Jude Goldmark verſicherte den Pöbel, er ſey noch da. Der unglückliche Miniſter wurde nun im ganzen Hauſe geſucht, aus einem Winkel hervorgezogen und zuerſt von einem Ungarn mit einem Hammer auf den Kopf geſchlagen, dann mit unzähligen Schüſſen, Hieben und Stichen zerfetzt und im Hofe an den Laternenpfahl aufgehängt, noch den ganzen Tag hindurch umheult vom raſenden Pöbel, der nicht aufhören wollte, die Leiche zu ſchänden.*)

Ein Volkshaufe drang auch in die Nationalverſammlung ein. Präſident Strobach und faſt alle böhmiſchen Abgeordneten, die der Pöbel mit Tod bedrohte, entflohen. Schmolka nahm den Präſi-

*) Ein gewiſſer Jurkowich, der am 20. März 1849 mit zwei andern Mördern Latours hingerichtet wurde, geſtand, in der Aula 30 fl. für den Mord empfangen zu haben.

dentenstuhl ein und die Versammlung erließ eine Proclamation, worin Latour's Mord nur als ein „Act schrecklicher Selbsthülfe des Volks" bezeichnet und eine allgemeine Amnestie verheißen wurde. Da die Regierung selbst durch Zurückziehung der Truppen bewiesen hatte, wie wenig ihr Muth inwohnte, ließ Taufenau durch den Studentenausschuß die von ihm verfaßte und unterzeichnete Adresse an den im Schloß zu Schönbrunn bei Wien weilenden Kaiser abgehen, worin von demselben die Zurücknahme aller gegen Ungarn beschlossenen Maaßregeln und aller bisherigen Vollmachten Radetzki's gefordert wurde. Dieses Actenstück verrieth den ganzen Zweck des Aufruhrs und seiner Urheber. Nicht nur Pulszki, auch Batthyanyi war damals in Wien den ganzen Tag mit Geldspenden beschäftigt, im engsten Verkehr mit dem demokratischen Verein, der vom Sperl aus den ganzen Aufruhr lenkte. Auch Bach und Wessenberg sollten ermordet werden. Die ganze Nacht hindurch wurde erst das bürgerliche, dann das kaiserliche Zeughaus vom Volk gestürmt, zum Theil verbrannt. In letzterem wehrte sich eine kleine Abtheilung Truppen unter Hauptmann Kastell aufs tapferste und erhielt am Morgen freien Abzug. Die herrlichsten Waffen aller Zeit, Denkmäler des Ruhmes, wurden hier gestohlen. Als ein Theil wieder herbeigeschafft war, plünderte der Pöbel sie noch einmal. Skanderbegs Schwert wurde um einen Gulden verkauft. Die Zahl der Todten dieses Tags schätzt man auf 150.

Am folgenden Tage war die ganze kaiserliche Familie aus Schönbrunn verschwunden; der Kaiser flüchtete nach Olmütz, von wo aus er gegen die Zuchtlosigkeiten der Wiener protestirte, und wo ihn die Loyalität des Volks und die Nähe seines Feldherrn Windischgrätz schützte. Graf Auersperg aber bezog ein Lager auf den Höhen von Belvedere bei Schönbrunn, während Jellachich von Raab aus, bis wohin er gekommen war, plötzlich sich umwandte und dem bedrängten Wien zuzog, Windischgrätz in Prag aber gleichfalls Anstalten traf, um mit aller seiner Macht gegen Wien aufzubrechen. Die böhmischen Abgeordneten protestirten gleichfalls

gegen die Wiener Vorgänge, erklärten die Nationalverſammlung für nicht frei und beriefen alle ihre Geſinnungsgenoſſen zu einer Beſprechung nach Brünn. So war Wien von allen Seiten von Feinden bedroht. Es fühlte ſeine Iſolirung und ſuchte nach Hülfe. Zwar zogen ihm viele Tollköpfe, ſelbſt Nationalgarden aus den Provinzialſtädten zu, aber ein Verſuch Kudlichs, die Bauern zum allgemeinen Aufſtande zu bringen, mißlang. Kudlich wurde aufgefangen, jeder Weg nach Wien nach und nach mit Truppen verſperrt und jede Ortſchaft im Bereich der Truppen entwaffnet. Eine ſehr wirkſame Hülfe hätte Moga den Wienern leiſten können, wenn er Jellachich raſch nachgefolgt wäre. Aber Koſſuth wollte den Wienern kein Opfer bringen, ſondern ſich nur ihrer bedienen. Unter dem Vorwand, das ungariſche Heer müſſe erſt von der öſterreichiſchen Nationalverſammlung eingeladen und legitimirt ſeyn, hielt man es zurück. Uebrigens ſollen auch viele Ungarn im Heere ſich geweigert haben, außerhalb Ungarn gegen öſterreichiſche Truppen zu fechten. Die Nationalverſammlung wagte aber nicht, durch die Berufung der Ungarn offen mit dem Kaiſer zu brechen.

Waren in Wien auch zahlreiche Streitkräfte gehäuft, ſo fehlte es doch an einheitlicher Leitung und an einer hinlänglichen Befeſtigung der Stadt. Ein Reichstagsausſchuß, ein Studentenausſchuß, ein demokratiſcher Verein, der neue Gemeinderath, das Hauptquartier des neugewählten Obercommandanten Meſſenhauſer (eines ſchreibſeligen Wiener Poeten) machten einander die Oberleitung ſtreitig und alles redete, rieth und befahl durch einander. Meſſenhauſer überließ die Anſtalten zur Vertheidigung zu treffen dem polniſchen Flüchtling, General Bem, und den Oberbefehl über die Artillerie einem andern polniſchen Offizier, Jellowicky. Robert Blum hielt eine donnernde Rede in der Aula, worin er (Danton nachahmend) zum ſchonungsloſen Morde aller „innern" Feinde in Wien ſelbſt aufforderte. Wiener Blätter erklärten ſich freimüthig dagegen und nannten es eine ehrloſe Zumuthung. Um den Pöbel zur Rache zu reizen, trug man eine gräßlich verſtümmelte Leiche

durch die Straßen und behauptete, das sey ein von den Soldaten zu Tode gemarterter Student. Aber auch das wurde bald als Lüge erkannt. Auersperg verließ das Belvedere und vereinigte sich mit Jellachich, beide cernirten Wien so gut als möglich, warteten aber erst Windischgrätz ab, ehe sie den eigentlichen Angriff begannen. Je länger nun die Entscheidung auf sich warten ließ und die Zufuhren abgeschnittten wurden, je mehr gänzliche Einsperrung und Hungersnoth drohte, um so bänger wurde allen denen ums Herz, die nur renommirt hatten. Die akademische Legion löste sich bis auf ein schwaches Bataillon unvermerkt auf. Eine Menge bisheriger Schreier verschwand spurlos. Taufenau ging mit einer Summe Geldes durch, die ihm anvertraut worden war, um dem hungernden Volke Lebensmittel anzuschaffen.

Am 16. October wurde Fürst Windischgrätz zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen ernannt, mit Ausnahme des Heeres von Radetzki, und am 20. erklärte der Fürst bereits Wien in Belagerungszustand. Ein Versuch der vom Reichsverweser und dem Frankfurter Parlament zur Vermittlung entsendeten Reichsboten Welcker und Mosle mißlang gänzlich. Sie wurden im Lager des Fürsten Windischgrätz und beim Kaiser in Olmütz höflich abgespeist, in Wien selbst aber ihr Manifest als ein „centralgewaltiger Unsinn des Reichsverwelkers“ offen verhöhnt. Wenn von Frankfurt und Berlin aus schon einige Monate früher große Heeresmassen aufgebrochen wären, um Radetzki und Windischgrätz zu unterstützen, nur dann hätten die Reichsboten ein Wort mitsprechen dürfen. Nach so viel Versäumniß und in ihrer notorischen Unmacht konnte sich die deutsche Centralgewalt nur noch lächerlich machen. Am 22. berief der Kaiser den Reichstag von Wien nach Kremsier bei Olmütz. Dem fügte er sich aber nicht und erklärte die von Windischgrätz getroffenen Maßregeln für ungesetzlich.

Am 23. begann der Angriff auf die Vorstädte. Windischgrätz hatte 30,000, Jellachich 35,000, Auersperg 15,000 Mann, von denen die Stadt ringsum eingeschlossen war. Der erste Kampf

beſtritten werden würden und zum Theil auch nicht könnten, leidet keinen Zweifel und die Erfahrung hat es bisher gelehrt; — und daß eigene Geſellſchaften ſich dazu hergeben würden, wie z. B. die der Freunde in Berlin ein faſt ganz unbenutztes Leichenhaus gegründet, ſcheint im Allgemeinen genommen ein ſehr frommer Wunſch. Es mußte dieſer Koſtenpunkt noch einmal berührt werden, um die äußere Unmöglichkeit neben dem Mangel eines innern Bedürfniſſes lebhafter hervorzuheben.

Um von dieſem Koſtenpunkt Abſchied zu nehmen, möge nur noch kürzlich erwähnt werden, daß man an verſchiedenen Orten und zu wiederholten Malen theils portative, theils ſtabile hölzerne einfache Leichenkammern, mit und ohne Fallthüren angegeben hat, in Kirchen, auf Kirchhöfen oder ſonſt paſſenden Orten aufzuſtellen, ſelbſt mit Glockenſchnüren, um die Hand der Leichen gethan, um, ſo meint man, im Fall eines Erwachens Nachtwächter oder Küſter oder ſonſt wen herbeizulocken. Dies wurde ganz ernſthaft gemeint. Es leuchtet aber wohl ein, daß Leichenkammern dieſer Art von den Leichenhäuſern, von denen wir reden, himmelweit verſchieden ſind, wie der Scheintod von dem wirklichen Tode, daß alſo von ihnen eigentlich an dieſem Orte nicht die Rede ſeyn kann. Man hat auch vorgeſchlagen, Röhren durch den Sargdeckel an die äußere Luft zu leiten, um ſo den im Sarge Erwachten vor augenblicklicher Erſtickung zu ſichern und ſein Lärmen zu hören. Dergleichen Vorſchläge richten ſich ſelbſt. Weniger abenteuerlich, aber wahrhaft entſetzlich iſt der Vorſchlag, den man noch hie und da ganz ernſtlich hört: man ſolle nämlich Jeden vor dem Begräbniß ſeciren, oder wenigſtens durch Oeffnung gewiſſer Adern tödtlich verletzen. Es möchte wenig Aerzte geben, an die nicht Bitten dieſer Art ergangen wären. Es handelt ſich hier um eine ſcheußliche Alternative: um einen Mord über oder um einen gewaltſamen Tod unter der Erde!

Wenn nun nach dem Bisherigen den Leichenhäuſern als Lebensrettungsanſtalten nicht der Werth eingeräumt werden konnte, den man von ihnen zu verlangen berechtigt wäre, ſo bieten ſie in andern Beziehungen, die oben genannt wurden, doch einen ſehr weſentlichen Nutzen dar und machen ihre möglichſt vervielfältigte Exiſtenz höchſt wünſchenswerth: nämlich um Verunglückte, nach vergeblich angeſtellten Belebungsverſuchen, Heimathloſe, an

entbrannte an der Nußdorfer Linie und wurde am 24. fortgesetzt, am 25. in der Brigittenau und im Prater. Hier wurde ein großer Ausfall der Wiener in der Nacht von den Truppen zurückgeschlagen. Am 26. neue Ausfälle, alle vergebens. Am 27. wurde nur geplänkelt, aber am 28. erfolgte der Hauptangriff auf die Leopoldstadt und Jägerzeile, Erdberg und Wieden, indeß gegen die Hernalser, Lerchenfelder und Mariahelfer Linie nur Scheinangriffe gemacht wurden. Der Kampf war äußerst hartnäckig, besonders an der Jägerzeile und in der Leopoldstadt. Viele Häuser brannten ab, bis es den Truppen gelang, hinter die festesten Barrikaden zu kommen. Am 29. drangen sie bis auf das Glacis vor, welches die innere Stadt von den Vorstädten trennt. Die Einwohner litten viel Noth, indem sie hier von den wüthenden Arbeitern aus den Häusern gejagt und auf die Barrikaden gestellt, dort von den Croaten geplündert wurden. Am Abend dieses Tages erklärte Messenhauser, die Munition sey ausgegangen, die Stadt lasse sich nicht länger halten. Eine Deputation unterhandelte mit Windischgrätz, der aber keine Bedingungen gestattete, sondern Uebergabe auf Gnade und Ungnade verlangte. Da legte ein großer Theil der Nationalgarden die Waffen nieder und die Aula löste sich auf. Bem und Pulszki waren schon entwischt. Am Morgen des 30. forderte sowohl Messenhauser, als der Gemeinderath jedermann zur Niederlegung der Waffen auf. Aber Robert Blum und Fröbel hockten hoch oben auf dem Stephansthurm und forschten mit Fernröhren nach der ungarischen Armee, die jetzt noch, in der letzten Stunde, den Wienern zu Hülfe kam. Moga rückte an der Schwechat vor. Man sah vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen. Da wurde ganz Wien allarmirt, zu den Waffen gerufen, an Messenhausers Stelle der noch unfähigere Fenneberg, ein früher aus der österreichischen Armee ausgeschiedener Lieutenant, zum Oberbefehlshaber ernannt und der Kampf erneuert. Nach kurzer Kanonade bei Schwechat zog sich das ungarische Heer vor Jellachichs Reiterei schon wieder zurück und räumte das Feld. Da sank den Wienern

der Muth. Am 31. schossen die Soldaten das Burgthor zusammen und drangen unaufhaltsam ins Innere der Stadt ein, aller Widerstand hörte auf. Die Burg, die man eben noch in Brand hatte stecken wollen, wurde gerettet.

Windischgrätz stellte nun die Ruhe vollständig her, benahm sich großmüthig und ließ nur wenige Opfer fallen, so Jellowicky, Messenhauser und Blum, der am 9. November, trotz der von ihm behaupteten „Unverletzlichkeit als deutsches Reichstagsmitglied", in der Brigittenau erschossen wurde. Fröbel sollte gehenkt werden, Windischgrätz ließ ihn aber als unbedeutend springen. Noch wurden zwei Journalisten, deren Federn am meisten gewüthet hatten, Becher und Jellinek, erschossen. Die constituirende Versammlung mußte nach Kremsier pilgern. In Olmütz erfolgte damals ein zur Rettung der Monarchie unerläßlich gewordener Umschwung. Am 24. November trat der kühne, nichts fürchtende Fürst Felix Schwarzenberg an die Spitze des Ministeriums mit Bach, Krauß, Stadion, Bruck und Cordon, und am 2. December legte Kaiser Ferdinand die Krone, die ihm zu schwer geworden war, freiwillig nieder und trat sie, da sein Bruder Franz Karl entsagte, dessen Sohn, dem jungen Erzherzog Franz Joseph ab. Der Reichstag in Kremsier setzte den in Wien fort, vernichtete aber die Protocolle vom 28—31. October und war viel zahmer geworden. Die Böhmen hatten hier wieder die Oberhand und waren anfangs loyal, als sie aber nicht alle ihre Forderungen und Wünsche durchsetzen konnten und in dem neuen sehr energischen Ministerium die Tendenz wahrnahmen, allen im österreichischen Kirchenstaat vereinigten Nationalitäten mit der verjüngten und militairisch gerüsteten Kraft des einheitlichen, omnipotenten kaiserlichen Willens entgegenzutreten, schlossen sie sich an die Linke an und machten, vor allen der beredte Rieger, wieder Opposition, doch auf nicht lange mehr. Ein polnischer Insurrectionsversuch in Lemberg, der Hauptstadt von Gallizien, am 1. November wurde mit wenigen Kanonenschüssen besiegt.

Hatte man in Preußen mit größter Spannung auf das Ende des Wiener Kampfes gewartet, so übte dasselbe jetzt auch den stärksten moralischen Rückschlag auf Berlin. Hier war noch alles, was Ehre und Bildung besaß, empört über die schändlichen Vorgänge am 31. October, als die Nachricht vom Siege der kaiserlichen Truppen in Wien anlangte und schon am 4. November beauftragte der König den General Grafen von Brandenburg (Sohn Friedrich Wilhelms II.), ein neues Ministerium zu bilden. Am folgenden Tage protestirte dagegen die constituirende Versammlung mittelst einer Deputation, drohend, das neue Ministerium werde niemals das Vertrauen der Versammlung haben. Der König nahm die Adresse an, ließ sich aber in keine Discussion ein. Der jüdische Abgeordnete Jacoby frug: wollen Sie uns nicht hören? Nein, sagte der König und wandte sich um. Da rief ihm jener laut nach: „das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Worte, denen zur Erhabenheit alles fehlte, da die Deputation gar nicht im Fall war, dem König irgend eine heilsame Wahrheit zu sagen; Worte, die im Munde eines aufdringlichen Juden doppelt frech erschienen, aber gleichwohl damals in Berlin für so erhaben genommen wurden, daß ihr Sprecher einen glänzenden Fackelzug erhielt. Am 8. befahl der König, die Versammlung solle sich von Berlin nach der Stadt Brandenburg (das preußische Kremsier) begeben. Sie protestirte abermals. Allein am 10. rückte General Wrangel an der Spitze zahlreicher Truppen plötzlich in Berlin ein und — fand nicht den mindesten Widerstand. Die Demokraten waren klug genug, einen Kampf nicht zu wagen, in welchem sie sicher unterlegen wären, und was in Wien ein blutiges Trauerspiel gewesen, wurde in Berlin zur Posse. Die Nationalgarde lieferte ihre Waffen ab, die compromittirtesten Wühler machten sich aus dem Staube. Aus der constituirenden Versammlung traten alle loyalen Abgeordneten aus, nur die linke Seite mit ihrem Präsidenten Unruh vereinigte sich, nachdem ihr der Ständesaal verschlossen worden, noch einigemal an andern Or-

ten und verweigerte die Steuern, mußte sich aber zuletzt doch bequemen, nach Brandenburg zu gehen. Die Wendung der Dinge in Berlin erregte große Wuth bei den Demokraten in Breslau, Frankfurt an der Oder, Halle, Erfurt, Düsseldorf und einigen andern Orten, und kleine Tumulte, die jedoch gestillt wurden. — In Leipzig war große Aufregung wegen Blums Hinrichtung, man warf dem sächsischen Gesandten in Wien vor, daß er nicht eingeschritten sey ꝛc. Die Demokraten wollten sogar von hier und Halle einen Rachezug nach Berlin unternehmen. Eben so aus Stettin und Frankfurt an der Oder. Die liberalen Kammern von Mecklenburg, Oldenburg und Köthen, sogar das Frankfurter Parlament protestirte gegen die Verlegung der Berliner Kammer nach Brandenburg. Aber es blieb bei hohlen Worten.

Die Versammlung wurde am 27. Nov. wirklich in der Stadt Brandenburg eröffnet, die rechte Seite hatte sich zuerst eingefunden und die linke kam nach, wenn auch nur um zu protestiren und Skandal zu machen. Dies gelang ihr am 1. December, indem sie, um einen Beschluß zu verhindern, tumultuarisch den Sitzungssaal verließ. Aber schon am 5. löste der König die ganze Versammlung auf, octroyirte eine schon vorbereitete Verfassung mit zwei Kammern und schrieb Neuwahlen zu deren Zusammentritt am 26. Februar aus.

Was dem Fürsten Windischgrätz in Prag und Wien gelungen war, sollte er nun auch in Pesth versuchen. Der junge Kaiser befahl ihm, Ungarn zu unterwerfen. Er verstärkte sich so schnell als möglich und begann den Feldzug schon Mitte December.

Ungarn befand sich bereits ganz in der Gewalt Kossuths mit einziger Ausnahme der Festungen Arad, wo Berger, und Temeswar, wo Rukawina commandirte, und des siebenbürgischen Sachsenlandes, welches gut kaiserlich blieb, aber viel zu schwach war, um den Ungarn eine wirksame Diversion im Rücken machen zu können. Die Honveds waren in großer Zahl zur ungarischen Armee gestoßen und Kossuth gebot über eine furchtbare Macht. Moga wurde

wegen seiner an der Schwechat bewiesenen Unfähigkeit vom Armeebefehl entfernt und der feurige Görgey trat an seine Stelle. Auch der polnische General Bem wurde jetzt von Pulszki aus Wien mitgebracht und ein Aufruf an die polnische Nation erlassen, sich mit der magyarischen zu vereinigen. Da sich aber Bem weder mit Kossuth noch Görgey vertrug, gab man ihm das Commando in Siebenbürgen. Der ungarische Reichstag erkannte die Thronentsagung Ferdinands nicht an, behielt ihn als König von Ungarn bei und überredete die ungarischen Soldaten, sie föchten für ihren rechtmäßigen König gegen einen unberechtigten Usurpator. Die Regierung aber war im Landesvertheidigungsausschuß concentrirt, dem Kossuth vorstand.

Fürst Windischgrätz bewegte sich gegen Preßburg. Görgey's vorgeschobene Posten wurden am 14. December auf beiden Flügelenden seiner Stellung aus Tyrnau und von Paarendorf an der Leitha zurückgeworfen, so daß er Preßburg aufgab und nach einem kurzen Gefecht mit dem Ban Jellachich bei Altenburg nach Raab, endlich bis nach Ofen zurückwich. Dahin zog sich auch Perczel zurück, nachdem er bei Moor eine Schlappe erlitten, und Oesterreicher unter Wrbna cernirten die Festung Komorn. Einen Kampf um Pesth-Ofen wollten die Ungarn nicht wagen. Es schien ihnen räthlicher, den Reichstag jenseits der Theiß nach Debreczin zu verlegen und die Oesterreicher tief in das Innere Ungarns während der schlechten Jahreszeit zu verlocken, wo sie durch Entbehrungen und Krankheiten leichter als durch Schlachten konnten aufgerieben werden. Kossuth nahm die heilige ungarische Krone von Pesth mit und am 5. Januar 1849 zog Windischgrätz ohne Widerstand in Ofen und Pesth ein. Nun aber stand er mitten im Winter vor der Ebene Mittelungarns, während die abgesonderten Corps, die er von Norden her durchs Gebirge nach Ungarn geschickt hatte, nichts ausgerichtet hatten. Das Corps von Frischeisen hatte sich durch den Jablunkapaß, durch den es gekommen, rasch wieder zurückziehen müssen; das Corps von Simunich belagerte vergebens Leopoldstadt;

das vom Grafen Schlick siegte in der Nähe von Kaschau dreimal über die ihm dort unter Meszaros entgegengeschickten Ungarn, war aber zu schwach, um zumal bei der strengen Winterkälte sich weiter vorzuwagen.

Die ungarische Armee hatte sich getheilt. Görgey war von Pesth gegen Waitzen, Perczel gegen die Theiß marschirt. Fürst Windischgrätz beschloß, dem ersteren zu folgen, weil derselbe den größeren Theil des ungarischen Heeres führte und ihm entweder über Komorn in den Rücken kommen, oder aber das Corps von Schlick vernichten konnte. Görgey aber ließ damals seine Armee eine Erklärung abgeben, daß sie nur für ihren rechtmäßigen König Ferdinand V. (den abgedankten Kaiser) und für die ungarische Verfassung kämpften. Ohne diese Erklärung würden ihm viele Ungarn gar nicht haben dienen wollen, weil sie durchaus nicht im Unrecht und nicht in einer Rebellion begriffen zu seyn glaubten. Görgey aber wollte sich zugleich auf die Armee stützen, um den polnischen und republikanischen Intriguen Kossuths einen Damm entgegenzusetzen. Von den Kaiserlichen unter Götz, den Windischgrätz ihm nachgeschickt, in der Mitte des Januar erreicht, wurden mehrere Abtheilungen Görgey's bei Windschacht, Schemnitz und Hodrich geschlagen; er selbst machte bei einer Kälte von 20 Grad einen 16stündigen Marsch über das Gebirge, um sich mit der Theißarmee zu vereinigen. Unterdeß aber hatte Kossuth über diese letztere Armee den Polen Dembinski zum Oberfeldherrn ernannt, um ihn gegen den ihm sehr mißfälligen Görgey zu gebrauchen. Da sich Schlick um diese Zeit vorgewagt hatte, hoffte Görgey ihn umzingeln zu können. Schlick aber zog sich nach einem Gefecht bei Tarczal gegen das von Klapka befehligte ungarische Corps glücklich wieder zurück, und Dembinski klagte man an, dessen Entkommen durch seine Fahrlässigkeit verschuldet zu haben.

Im Februar vereinigte sich das ganze ungarische Heer unter Dembinski's Oberbefehl bei Kapolna. Windischgrätz richtete dahin ebenfalls alle seine Streitkräfte und befahl Schlick, Verpelet in

der rechten Flanke des Feindes wegzunehmen. Am 28. Februar entbrannte die blutige Schlacht bei Kapolna, in der die Ungarn nach tapferer Gegenwehr hauptsächlich durch Schlicks Erscheinen in Verpelet zum Rückzug gezwungen wurden. Aber es war für Windischgrätz ein „steriler Sieg"; er konnte ihn wegen der Jahreszeit, der Entbehrungen und der Unwegsamkeit des Landes nicht verfolgen. Im ungarischen Lager aber brach der Groll der Magyaren gegen die Polen aus. Dembinski mußte abdanken, Kossuth behielt ihn jedoch in der Nähe und ließ durch ihn für den neu ernannten Oberbefehlshaber Vetter Pläne machen. Vetter aber übernahm das Commando noch nicht, welches interimistisch bei Görgey blieb. Dieser energische Mann und sein ihm sehr ergebenes Heer begannen nun auf's neue eine kühne Offensive, die mit der Ueberrumpelung des kaiserlichen General Karger in Szolnok begann, am 5. März. Karger verlor 1800 Mann und 11 Kanonen.

Auch Bem in Siebenbürgen erlangte Vortheile. In diesem Lande waren schon im Herbst 1848 die nationalen Elemente in Conflict gekommen. Die magyarischen Szekler wütheten in den von Wallachen (Rumänen) bewohnten Bezirken, und die Sachsen ergriffen mit den Wallachen Partei für den Kaiser gegen die Ungarn. Dem kaiserlichen General Puchner glückte es, am 5. Sept. bei Maros-Vasarhely 10,000 Szekler zu schlagen. Nun aber wurde Bem in's Land geschickt, der vom 17. Dec. bis 3. Januar in sechs Gefechten im Norden von Siebenbürgen die Kaiserlichen schlug und nach der Bukowina jagte, dann über den Süden herfiel und auch hier in mehreren Gefechten den General Puchner schlug, am 4. Februar bei Vizakna eine Niederlage erlitt, aber am 9. abermals bei Piski siegte. Mittlerweile waren die Kaiserlichen unter Oberst Urban aus der Bukowina wieder eingebrochen, Bem wandte sich blitzschnell gegen sie und schlug auch sie am 23. bei Jaad wieder zurück. Damals schickten die Städte Herrmannstadt und Kronstadt Deputationen an den russischen General Lüders in der Wallachei ab, ihn um Schutz zu bitten, denn die Magyaren wütheten auf's

grausamste, plünderten und brannten. Der Russe erklärte zwar, er habe keine Vollmacht, rückte aber doch hart an die Grenze, wogegen Fuad-Effendi türkischerseits vergebens protestirte. Als Bem immer näher kam, schickte Lüders wirklich 5000 Russen nach Hermannstadt. Bem aber, nach einem unglücklichen Kampf mit Puchner bei Mediasch griff keck Hermannstadt an und jagte am 9. März die Russen hinaus, bemächtigte sich aller Vorräthe in der Stadt, ließ aber keine Barbareien begehen. Puchner konnte sich nun nicht mehr länger halten und zog sich in die Wallachei zu den Russen zurück.

Diese genialen Schläge Bems und Görgey's kühnes Vorgehen machten die Hoffnungen, welche Fürst Windischgrätz auf seinen Feldzugsplan gesetzt hatte, zu Schanden. Er war zum Stillestehen gezwungen, sah sich in die Defensive versetzt, konnte nur mehr noch rückwärts gehen. Man warf ihm vor, daß er einige ungarische Offiziere hatte erschießen lassen, indem er dadurch viele andere, die gern zum Kaiser übergetreten wären, abschreckte, und daß er gesagt haben sollte: die Ungarn seyen nur tapfer unter, niemals gegen die kaiserlichen Fahnen. Das reizte ihren Stolz auf. So wie aber Schwanken und Stocken in seine Bewegungen gekommen war und die Ungarn ihre ersten Siege erfochten hatten, kam eine große Bewegung unter alle Feinde Oesterreichs. Noch einmal, zum letztenmal sah man eine Möglichkeit, das gewaltige Reich zu zertrümmern. Palmerston hetzte auf allen Puncten. Italien erhob sich in Waffen und auch der größte Theil von Deutschland befand sich in einer feindseligen Stimmung gegen Oesterreich. Denn Fürst Schwarzenberg hatte gerade damals Preußen und die Paulskirche herausgefordert, indem er den Reichstag von Kremsier auflöste und am 4. März eine neue Verfassung für Gesammtösterreich octroyirte, nach welcher der Kaiserstaat wie nur eine Verwaltung, so auch nur eine Vertretung haben und alle bisherigen Sonderverwaltungen und Landtage von Ungarn, Böhmen ꝛc. verschwinden sollten. Dieses Gesammtösterreich stand fortan als ein fertiges

Ganzes dem noch unfertigen deutschen Einheitsstaate gegenüber und hinderte dessen Einigwerden. Daher die deutsche Agitation gegen Oesterreich und gleichzeitig mit den ungarischen Siegen die Wahl eines preußischen Erbkaisers. Von allen Seiten thürmten sich furchtbare Gewitter über Oesterreich auf, aber Fürst Schwarzenberg wich und wankte nicht.

In Italien hatte Radetzki zwar die Lombardei längst wieder erobert, aber noch immer nicht Venedig, und da er aus Rücksicht auf Frankreich und England weder Sardinien, noch Mittelitalien besetzen konnte, so wurde von hier aus auf's neue der italienische Nationalhaß gegen die Oesterreicher bis zur Wuth erhitzt. Aber es blieb nicht bei ohnmächtigen Schmähungen. Sobald die Dinge in Ungarn für Oesterreich bedenklich wurden, vergaß Karl Albert seine vorjährigen Niederlagen und ließ sich, trotz der Warnung besonnener Männer, von Palmerston hinreißen, Oesterreich von neuem den Krieg zu erklären. Gleichzeitig im März oder Anfang April sollte von Italien und Ungarn aus ein neuer großer Angriff auf Oesterreich beginnen und die deutsche Bewegung sollte denselben wenigstens moralisch unterstützen.

Am 16. März erklärte Karl Albert den Krieg. Er war schon seit lange stark gerüstet und hatte (wie Kossuth) sich polnische Generale bestellt, weil er seinem eigenen Talente nicht traute und die besseren sardinischen Generale den Krieg mißbilligten. Zum Oberbefehlshaber ernannte er Chrzanowski, ein geringeres Commando erhielt Ramorino. Sein Operationsheer war 80—90,000 Mann stark, während Radetzki, durch die Verluste von Venedig, dessen Sumpfluft Seuchen erzeugte, ziemlich geschwächt, nur 60—70,000 Mann zusammenbrachte. Der greise Feldherr verließ Mailand am 18. und zog gegen Lodi in südlicher Richtung, um dem Feinde, der auf Mailand zog, unversehens in die rechte Flanke zu fallen, während Chrzanowski sich einbildete, er retirire über die Adda. Auch wurde derselbe seine Täuschung nicht eher inne, bis Radetzki bereits bei Pavia über den Ticino gegangen, in Piemont einge-

rückt war und bei Mortara einen wüthenden Angriff auf sein noch auf dem Marsch zerstreutes, noch nicht wieder gesammeltes Heer machte, am 21. Mortara wurde von den Oesterreichern unter Oberst Benedek mit stürmender Hand genommen, die Sarden in die Flucht geschlagen. Erst am 23. konnte Chrzanowski alle seine Streitkräfte bei Novara sammeln und nahm hier eine vortheilhafte Stellung, aber in allzu gewisser Voraussetzung eines gewissen Sieges, denn er beachtete nicht, daß die verlängerte Front seiner Aufstellung in seine Rückzugslinie fiel, was ihm im Fall einer Niederlage zum größten Verderben gereichen mußte. Radetzki hatte den Feind nicht hier, sondern bei Vercelli vermuthet, konnte daher diesmal seinerseits seine auf dem Marsch getheilten Corps nicht schnell genug zusammenbringen. D'Aspre, der zuerst mit dem Feind engagirt wurde, hatte einen schweren Stand, hielt aber mit 15,000 Mann gegen 50,000 fünf Stunden lang aus, bis ein Corps nach dem andern ihm zu Hülfe kam und bald das sardinische Heer in schreckliche Verwirrung gebracht wurde. Die Flüchtlinge warfen sich alle nach Novara hinein, wo sie aber von ihrem Rückzugswege abgeschnitten waren und keine Lebensmittel hatten. Karl Albert war in Verzweiflung, faßte dann aber rasch seinen Entschluß, legte am andern Morgen die Krone nieder, nahm von den Seinigen für immer Abschied, und reiste augenblicklich ab, um ein Asyl in Oporto zu suchen, wo er einige Monate später in Kummer gestorben ist. Sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel II., ersuchte den Sieger um eine Zusammenkunft und der alte Radetzki schloß mit ihm am 26. einen Waffenstillstand ab unter sehr mäßigen Bedingungen. Es sollte nämlich nur ein kleiner Grenzstrich von den Oesterreichern besetzt bleiben und die Festung Alessandria halb von denselben besetzt werden, bis zum definitiven Friedensschlusse. Am 28. war der greise Held schon wieder in Mailand. Nie ist ein Krieg rascher begonnen und rascher geendet worden.

Nur die Stadt Brescia gab ein blutiges Nachspiel. Hier

ansteckenden epidemischen oder sporadischen Krankheiten Verstorbene aufzunehmen, letztere, um eine weitere Ansteckung durch Leichen zu verhüten, indem diese bis zur Beerdigung dort bleiben, und zu gleichem Zwecke für solche Leichen, die aus Mangel an Raum in ihren Sterbehäusern nicht füglich und ohne bedeutende Störungen bis zur gesetzlichen Zeit der Beerdigung aufbewahrt werden können. Es ist nicht nötig, hier auszuführen, wie verschieden hier der Zweck von den Leichenhäusern ist, welche bisher unsere Aufmerksamkeit fesselten, und wie so verschiedenartigem Zwecke entsprechend auch die ganze Einrichtung dieser Anstalten eine ganz andere seyn kann. Von speciellen Vorschlägen zu einer solchen Einrichtung, die von Privatpersonen und Behörden oft genug gegeben sind, kann hier nicht die Rede seyn. Auf Kirchhöfen, am besten wohl zugleich mit der Wohnung des Todtengräbers, würden sie gewiß eine passende Stelle finden; jene portativen oder stabilen Leichenkammern möchten hinreichen; eine alte Kammer, ein nicht gebrauchter Stall, auf jedem Dorfe zu suchen und zu finden, würde dem Bedürfnisse entsprechen, und wenn die Behörden es nur ordentlich und kräftig wollen, so werden auch die Communen für diese bestimmten und bedingten Fälle sich ganz gewiß bereit finden, von der wahren Wohlthat einer solchen Leichenkammer Gebrauch zu machen, die zu ihrer Beschaffung nur sehr unbedeutende Kosten veranlaßt. Zweckmäßig könnten auch in einem solchen Raume alle die Geräthschaften und Arzeneien aufbewahrt werden, welche zur Belebung von Scheintodten selbst in den kleinsten Gemeinden nicht fehlen dürften. Hier bringen die Leichenhäuser einen wirklich praktischen Nutzen, und es ist traurig zu sehen, wie alle mit so vielem Kostenaufwande errichteten Institute an allen Orten nur den Zweck erreicht haben, der auf die eben angegebene einfache Weise zu erreichen gewesen wäre. Alle diese Häuser haben bisher nichts gewirkt, als daß sie die Leichen bis zur Zeit ihrer Beerdi bewahrt. Es bedarf wohl nur dieser wenigen Bemerk. um die Leichenhäuser, als polizeiliche Verbauungsmaßre , als höchst wichtig und wohlthätig darzustellen. Haben sie in ihrer verfehlten Richtung zu sehr die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen, so ist es zu beklagen, daß dies in letzterer Rücksicht noch immer viel zu wenig geschehen ist. An jener Uebertreibung mag das Publikum Schuld seyn, diese

hatte die fanatische Bevölkerung sich empört, in gewisser Hoffnung, Radetzki werde von den Sarden geschlagen werden. An seinen Sieg nicht glaubend, beharrte sie in ihrer Revolution und bekam Zuzug vom Lande. Da wurde Feldzeugmeister Graf von Haynau (ein natürlicher Sohn des Kurfürsten von Hessen, der in der Napoleonischen Zeit vertrieben war), ausgezeichnet durch den längsten schneeweißen Schnurrbart in der Armee, abgeschickt um Brescia zu unterwerfen, und ließ die Stadt zugleich aus dem Castell beschießen und von außen stürmen, am 31. März. Die Wuth der Brescianer theilte sich den Oesterreichern mit, da diese gräßlich verstümmelte Leichen ihrer Kameraden in der Stadt fanden und erfuhren, welche unmenschliche Grausamkeit die Einwohner an wehrlosen Gefangenen verübt hatten. Es wurde kein Pardon mehr gegeben und nach einem furchtbaren Straßenkampfe, in welchem von österreichischer Seite General Graf Nugent, Oberst Graf Favancourt und viele andere Officiere fielen, wurden die Aufrührer immer mehr zusammengedrängt und endlich unter blutigem Gemetzel überwunden. Davon nannte man Haynau „die Hyäne von Brescia", ein unverdienter Schimpfname, denn er hatte ganz in seinem Recht gehandelt.*) Wilhelm Pepe hatte mit 17,000 Mann von Venedig aus den Oesterreichern in den Rücken fallen wollen, kroch aber jetzt geschwind in seine Höhle zurück. — Ein nachträgliches Opfer dieses Krieges war Ramorino, der seine Truppen schlecht geführt hatte und nach dem Kriegsrecht erschossen wurde. Im definitiven Friedensschlusse, der erst am 6. August erfolgte, wurde alles zwischen Oesterreich und Sardinien auf den alten Fuß her-

*) Die Beschuldigung, er habe einer Gräfin Ruthenhiebe geben lassen, widerlegte er später öffentlich bei einem Gastmahl in Paris, indem er erklärte, die fragliche Dame habe eine seinen Kaiser vorstellende Puppe unter Schmähungen begraben lassen, dafür habe ein österreichischer Hauptmann sie im ersten Zorn peitschen lassen, er aber Haynau, welcher damals 60 Meilen weit entfernt gewesen, habe sein Verfahren mißbilligt und ihm Arrest gegeben.

gestellt, nur mußte das letztere 75 Mill. Franken Kriegskosten bezahlen.

War nun auch die Diversion, welche zu Gunsten der Ungarn in Italien gemacht worden war, mißlungen, so siegten doch die Ungarn aus eigener Kraft. Das Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz befand sich im Anfang des April bei Gödöllö, von wo aus er die Bewegungen der Ungarn recognoscirte; aber Schlick wurde bei Hort und Jellachich bei Isaszny von Görgey geschlagen, welcher jetzt auf einem kürzeren Wege Pesth erreichen konnte, weshalb Windischgrätz eiligst dahin zurückging. Görgey aber warf sich jetzt auf Waitzen in seine Flanke, um Komorn zu entsetzen und Wien selbst zu bedrohen. In Waitzen rieb er zwei österreichische Brigaden fast auf, wobei ihr tapferer General Götz den Tod fand, (am 12. April) und zog am 21. in Komorn ein. Zu derselben Zeit führte der ungarische General Perczel kräftige Schläge gegen die Serben, entsetzte Peterwardein, nahm Szent-Tamas und die Römerschanzen mit Sturm, wurde wieder von den Serben überfallen am 13. April, vereinigte sich aber mit Bem, der einen Einfall ins Banat machte, und behauptete hier die Oberhand. In Siebenbürgen übten die Magyaren furchtbare Rache, unter andern an dem Pfarrer Roth, den sie erschossen, weil er einige Jahre früher für die Einwanderung von Deutschen thätig gewesen war.

In der Bedrängniß, in welcher sich damals Oesterreich befand, nahm es die ihm von Rußland dargebotene Hand an. Kaiser Nicolaus kam nach Warschau, wo er große Streitkräfte vereinigt hatte. Die Theilnahme so vieler Polen am ungarischen Kriege beunruhigte ihn, die fortgesetzten Siege der Ungarn würden unfehlbar zu einer neuen Revolution geführt haben. Er handelte also im eigenen Interresse, wenn er den Oesterreichern die Ungarn bezwingen half. Dabei verpflichtete er sich Oesterreich zu Dank und riß die Kluft, welche Oesterreich von Preußen und Deutschland trennte, noch weiter auseinander. Von Rechtswegen hätte man in

Frankfurt und Berlin die Kämpfe Oeſterreichs in Ungarn und Italien für eine deutſche Sache erklären, deutſche Truppen an die Theiß und an den Po zu Hülfe ſchicken und den Ruſſen die bewaffnete Einmiſchung gar nicht geſtatten ſollen. Aber dazu hatte man weder das Herz noch die Einſicht. Eine deutſche Nationalpolitik exiſtirte gar nicht. Man verfocht hier wie dort nur Sonderintereſſen. — Oeſterreich ſelbſt aber beging einen Fehler, indem es die Ruſſen zu Hülfe rief. Nach dem zweiten Sieg über Sardinien würde ſeine eigene Kraft ausgereicht haben, auch mit den Ungarn fertig zu werden, wie ſeine Generale, namentlich Haynau, überzeugt waren. Einen zweiten genau damit zuſammenhängenden Fehler beging Oeſterreich, indem es alle alten Freiheiten und Verfaſſungen der ihm unterworfenen Länder vernichtete. Das ſind die Flecken in Schwarzenbergs Regierung.

Durch die neue öſterreichiſche Verfaſſung vom 4. März verlor Ungarn, wenn es nicht ſiegte, ſeine bisherige Verfaſſung, ſeinen Reichstag, ſeine nationale Sonderſtellung; daher ſäumte Koſſuth nicht, Schlag für Schlag zurückzugeben, indem er in Debreczin durch den Reichstag vom 14. April das Haus Habsburg-Lothringen der ungariſchen Krone verluſtig erklären ließ und proviſoriſch eine Republik ſchuf. Damit war Görgey und die Armee nicht einverſtanden, denn die Armee war trotz aller nationalen Aufregung loyal geblieben und wollte ihrem conſtitutionellen König (Ferdinand) nicht untreu werden. Aber Koſſuth ließ ſich von den Polen verführen, denen an einem fait accompli gelegen zu haben ſcheint, um Palmerſton und der franzöſiſchen Republik die Anerkennung der ungariſchen Unabhängigkeit zu erleichtern, vielleicht auch um den Kaiſer von Rußland zu der Ueberlegung zu veranlaſſen, ob es für ihn nicht nützlicher wäre, ein von Oeſterreich abgelöstes Ungarn unter ſein Protectorat zu nehmen. Görgey gerieth mit Koſſuth in heftigen Zank, es ließ ſich aber nicht mehr ändern.

Da der Fürſt Windiſchgrätz kein Glück mehr hatte, wurde er

entlassen und Feldzeugmeister Baron Welden, der ihm eben Verstärkungen brachte, trat an seine Stelle, begann aber seinen Feldzug sogleich mit einem Rückzug, um durch Görgey nicht von Komorn her überflügelt zu werden. Nur in Ofen ließ er eine Besatzung unter General Henzi (einem Schweizer) zurück und zog sich gegen Raab. Görgey aber begnügte sich, Komorn aufs neue mit Truppen und Vorräthen zu versorgen, und wagte weder gegen Wien vorzugehen, noch auch Welden zu beunruhigen. Dagegen ließ er Ofen belagern und am 21. Mai mit Sturm einnehmen, wobei der tapfere Henzi mit dem größten Theil der croatischen Besatzung das Leben verlor.

An demselben Tage kam der junge Kaiser Franz Joseph nach Warschau, um den Kaiser Nicolaus zu begrüßen und ihm für seine Hülfe zu danken. Damals schloß Rußland auch mit der Pforte einen Vertrag zu Balta-Liman (1. Mai), wonach beiden Staaten erlaubt seyn sollte, Truppen in die Moldau und Wallachei zu schicken, falls es Noth thäte. In diesem Vertrage von Balta-Liman ließ sich Rußland von der Türkei noch mehr Concessionen machen, die Wahl der Hospodare auf nur 7 Jahre, die Abhängigkeit jeder Verfassungsreform von der russischen Zustimmung, die Verwandlung der Bojarenversammlung in einen Divan ꝛc. Hierauf wurde das Corps von Lüders an der siebenbürgischen Grenze auf 36,000 Mann verstärkt, während das Gros der russischen Armee unter dem Fürsten Paskiewitsch auf mehreren Straßen über die Karpathen kam, 130,000 Mann mit nahe an 500 Geschützen. Am äußersten rechten Flügel kam die Division Pantutin auf der Eisenbahn durch Schlesien mit Erlaubniß des Königs von Preußen, um über Wien zu Welden zu stoßen. Das russische Centrum und der linke Flügel überschritten die Nordgrenze Ungarns am 17. Juni bei Neumarkt und Dukla. Zugleich hatte sich auch die österreichische Armee bei Raab, da sie von Görgey nicht angegriffen wurde, verstärken können und war Haynau von Radetzki's Heer aus Italien herbeigerufen worden, um anstatt Weldens den

Oberbefehl zu übernehmen. Er führte 70,000, der Ban Jellachich im ſüdlichen Ungarn 40,000, Puchner in Siebenbürgen 10—12,000 Mann. Die Streitmacht der Ungarn wurde damals zu 200,000 Mann geſchätzt, war alſo der öſterreichiſchen überlegen und nur gegen die vereinten ruſſiſchen und öſterreichiſchen Kräfte zu ſchwach.

Indem Lüders mit ſeinen Verſtärkungen wieder in Siebenbürgen eindrang, begann hier von neuem ein wüthender Kampf, in welchem Bem auch noch unter Niederlagen ſeine alte Genialität bewährte. Während er ein abgeſondertes, aus der Bukowina eindringendes ruſſiſches Corps unter Grotenjelm angriff, es aber ſtärker fand, als er geglaubt hatte, und geſchlagen wurde, erlitt auch ſein Unterbefehlshaber Kiß von Lüders Niederlagen und Kronſtadt und Hermannſtadt fielen wieder den Ruſſen in die Hände, am 21. Juni. Bem ſuchte die Türken unter Omer Paſcha zu gewinnen, obwohl umſonſt. Da ſchlug er ſich erſt mit Lüders, dann mit Grotenjelm, und wieder mit Clam, und obwohl überall unglücklich, warf er ſich noch keck in die Moldau, um hier einen Aufſtand gegen die Ruſſen zu erregen, und als es ihm mißlang, blitzſchnell war er ſchon wieder zurück und lieferte Lüders noch eine blutige Schlacht bei Schäsburg, in welcher der ruſſiſche General Skarlatin getödtet wurde und Bems Adjutant, der ungariſche Dichter Petöfi Sandor, ſpurlos verſchwand, am 31. Juli. Und doch gelang es Bem, indem er ſich wieder verſtärkte, die Ruſſen aus Hermannſtadt zu verjagen, aber Lüders holte ihn durch einen Gewaltmarſch ein und ſchlug ihn in der Nähe der Stadt am 7. Auguſt, worauf Bem zu Koſſuth gerufen wurde und General Stein den immer ſchwächer werdenden Kampf fortſetzte.

Im Süden Ungarns ſtand Perczel gegen den Ban, verlor ein Gefecht bei Kaacs am 7. Juni und wurde abgeſetzt. Vetter kam als Oberbefehlshaber und hielt mit großer Macht den zu ſchwachen Ban zurück, ſo daß es ihm gelang, die von Berger lange tapfer vertheidigte Feſtung Arad, die keine Lebensmittel mehr hatte, durch Capitulation einzunehmen, am 1. Juli. Nur die Feſtung Temes-

war ließ noch stolz das Banner des Kaisers fliegen. Am 14. Juli wollte Jellachich in der Nacht die Ungarn bei Hegyesch überfallen, aber sie waren vorbereitet, überfielen ihn und schlugen ihn gänzlich.

Haynau mit der Hauptarmee bei Raab kam in der Mitte Juni zum Kampf. Man warf ihm vor, daß er noch härter als Windischgrätz sey, indem er zwei gefangene ungarische Offiziere, Görgey's Freunde, als Deserteure und Rebellen hinrichten ließ. Diese Strenge trug wenigstens sehr viel dazu bei, den Haß der Ungarn gegen die weiße Uniform zu verstärken und ihnen die dunkelgrüne annehmlicher zu machen. Görgey scheint damals schon sich entschlossen zu haben, wenn er sich ergeben müsse, sollte es an die Russen seyn und nicht an die Oesterreicher. Jetzt galt es noch den Versuch, Haynau zu vernichten, ehe Paskiewitsch herangekommen sey. Am 13. Juni wurde Haynau's Vorhut unter General Wyß bei Csorna von den Ungarn geschlagen, aber am 21. erlitt Görgey selbst bei Zsigard und gleichzeitig Klapka auf der Insel Schütt eine Niederlage. Noch einmal, am 2. Juli, wagte Görgey einen verzweifelten Kampf bei Komorn, in dem er aber wiederum zurückgeschlagen und durch einen Säbelhieb verwundet wurde. An seiner Stelle übernahm Klapka den Befehl und wagte den dritten blutigen Kampf vor Komorn am 11. Juli, aber wieder vergebens. Es war dieser tapfern Armee nicht möglich, Haynau's geschlossene Colonnen zu durchbrechen; wäre dies gelungen, so würden sich sofort alle ungarischen Heerestheile vereint auf die Russen geworfen haben.

Gegen Paskiewitsch stand Dembinski mit nur 16—18,000 Mann, in langer Linie aufgestellt und konnte ihn natürlich nicht aufhalten, die Russen verloren aber viele Leute durch die Cholera; in der schlimmsten Zeit (Mitte Juni) starben in fünf Tagen 2000 Mann. Erst als Paskiewitsch das Rüdiger'sche Corps nach Waitzen vorschob, kam es zum Kampf, indem Görgey von Komorn aus ihm entgegenging. In einem blutigen Gefecht am 15. Juli schlug

Görgey die Russen aus Waitzen hinaus, wich aber vor der Uebermacht des gleich darauf anrückenden Paskiewitsch wieder zurück und warf sich in einem Gewaltmarsch ins Gebirge, um über Tokay den Feind im Süden zu überfallen. Perczel machte zu seinen Gunsten eine kleine Diversion bei Ture, wurde aber hier geschlagen. Dagegen entging Görgey selbst durch die Schnelligkeit seines Marsches drei russischen Armeecorps, die eben aus dem Gebirge vorgerückt waren, und erreichte Debreczin. Kossuth mit dem Reichstage hatte sich nach Szegedin zurückgezogen, aber dahin richtete nun gerade Haynau seinen Marsch. Dembinski sollte ihn mit 36,000 Mann aufhalten, glaubte sich aber in Szegedin nicht halten zu können und entwich nach Szörek. Hier nahm er die Schlacht an, am 5. August, erlitt aber eine furchtbare Niederlage, denn Haynau fügte der alten österreichischen Tapferkeit den ganzen Zorn seines Temperamentes hinzu. Ihm (und vielen andern Oesterreichern) wäre lieber gewesen, allein die Ungarn zu schlagen. Die Anwesenheit und vornehme Hofmeisterei des russischen Generalissimus war ihm ärgerlicher, als die Noth, die ihm die Ungarn machten. Dembinski floh nach Temeswar, verstärkte sich durch die dort unter Vecsey stehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber hier am 9. abermals besiegte und sein Heer in völlige Auflösung brachte. Da wurde das hartbedrängte Temeswar, welches Rakuwina lange auf's heldenmüthigste vertheidigt hatte, glücklich entsetzt.

Görgey kam zu spät, Dembinski zu retten, und empfing zu Arad die schlimme Botschaft. Aber er war damals schon in geheime Unterhandlungen mit Rüdiger getreten. Diesem hatte er durch eine Dame die ersten Anträge machen lassen, und der Haß der Ungarn gegen Haynau, die Furcht vor seiner Rache war zu groß und wohlbegründet, als daß nicht Görgey auf die Zustimmung seines Heeres rechnen konnte, wenn er es vorzog, mit den Russen zu capituliren. Kossuth war, seit Dembinski's Heer ver-

nichtet war, in Görgey's Hand gegeben, traute ihm nichts Gutes zu und machte, daß er davon kam, indem er sich zu Bem rettete. Zuvor hatte ihn Görgey zu förmlicher Abdankung vermocht und den obersten Befehl in seine eigenen Hände genommen, am 11. Aber Kossuth hielt seine Zusage, die Reichskleinodien herauszugeben, nicht ein, sondern stahl Ungarns Krone und nahm sie auf seiner Flucht mit sich. Am 12. zog Görgey nach Vilagos und hier schloß er am 13. mit Rüdiger die schon vorbereitete Capitulation. Seine ganze Armee, noch 23,000 Mann, streckte die Waffen vor den Russen freiwillig, um sie nicht gezwungen vor Haynau strecken zu müssen. Das Ganze sah wie eine Comödie aus, bei der sich Russen und Ungarn, gemeinschaftlich an der Tafel sitzend, auf Kosten der Oesterreicher lustig machten. Das darf man nicht vergessen, um den Ingrimm Haynau's zu begreifen und zu entschuldigen.

Kossuth fand Bem bei Lugos nur noch an der Spitze von 6000 Mann, die nicht mehr fechten wollten, beide flohen daher in die Türkei, wohin ihnen viele andre nachfolgten. Denn alle noch beisammen gebliebene Haufen, namentlich ein Corps von 12,000 Ungarn unter Kazinski im Norden Siebenbürgens, lösten sich jetzt vollends auf. Arad, Peterwardein, Munczacs ergaben sich, nur in Komorn behauptete sich Klapka und erlangte am 27. September noch eine ehrenvolle Capitulation. Klapka durfte frei nach England gehen, Görgey erhielt durch russische Vermittlung einen freien Aufenthalt in Grätz. Aber an einigen andern ausgewählten Häuptern der Revolution nahm Haynau blutige Rache. Den Minister Grafen Batthyanyi verurtheilte er zum Galgen, und war wüthend als sein Befehl nicht genau vollzogen, sondern der unglückliche Graf nur erschossen wurde, zu Ofen. In Pesth ließ er den Fürsten Wronizki und noch zwei andere, in Arad die Generäle Vecsey, Aulich, Leiningen ꝛc. hängen, die Generäle Kiß, Lazar ꝛc. erschießen. Damit wollte er beweisen, daß er Herr in Ungarn sey, als Stellvertreter seines rechtmäßigen Kaisers, und nicht Paskiewitsch, der an den Kaiser Nicolaus schrieb: „Ungarn liegt Ew.

Majestät zu Füßen." Ueberhaupt trugen die Russen eine unerträgliche Hoffahrt zur Schau und verleumdeten den tapfern Haynau, den bald darauf auch die Ungnade seines eigenen Herrn traf; weil er allzu eigenmächtig in Ungarn wirthschaftete und den Befehlen des Wiener Ministeriums nicht pünctlich genug gehorchte, ward er abberufen, verließ den Dienst, machte eine Rundreise durch Deutschland nach England, und wurde hier von einem fanatischen Pöbel insultirt, ohne Genugthuung zu erhalten. *)

Die ungarischen Flüchtlinge hielten sich anfangs in Belgrad auf, wurden aber nachher nach Schumla geschickt. Oesterreich und Rußland verlangten ihre Auslieferung, aber Palmerston beschützte Kossuth und duldete nicht, daß die Pforte sich in diesem Puncte schwach zeigte. Eine zahlreiche englische Flotte unter Admiral Parker schien eigens gekommen zu seyn, um Kossuth zu beschützen. Nach langen Unterhandlungen verstand sich im Vertrage vom 31. December die Pforte dazu, Kossuth und den größten Theil der Flüchtlinge nach England frei zu entlassen, dagegen Bem,

---

*) Der russische Oberst Tolstoy beschrieb den Krieg in Ungarn und machte Haynau den ungerechten Vorwurf, er habe nach der Schlacht von Komorn, indem er sich südwestlich wandte, Paskiewitsch im Stich gelassen, als ob es nicht dringend nöthig gewesen wäre, den Ban zu unterstützen, und als ob Paskiewitsch mit 130,000 Mann nicht stark genug gewesen wäre, mit den 24,000 des Görgey allein fertig zu werden. Auch die Wiener Juden erhoben ein Zetergeschrei gegen Haynau, weil er die ungarischen Juden besteuert hatte. Der alte Feldherr konnte seinen Zorn über die ungerechte Anfeindung und Verleumdung nicht mäßigen. Als er vollends so arglos unvorsichtig war, nach London zu gehen, überfiel ihn dort der aufgehetzte radicale Pöbel in einem großen Brauhause, das er eben besichtigte, mißhandelte ihn und riß ihn bei seinem berühmten Schnurrbart herum. Die englische Regierung that nichts, die Schuldigen zu bestrafen. Kaiser Franz Joseph aber bezeugte dem tiefgekränkten Greise in einem Schreiben seine achtungsvolle Theilnahme. Die deutsche Presse entehrte sich, mit in das radicale Geheul gegen „die Hyäne von Brescia" einzustimmen.

Kmety, Stein ꝛc., die ſich zum Islam bekehrt hatten und Paſchas geworden waren, zwar zu behalten, jedoch nicht an der Grenze und auch nicht in Conſtantinopel. Dagegen gingen im folgenden Jahr auch die Ruſſen aus den Donaufürſtenthümern wieder über den Pruth zurück.

Ungarn verlor ſeine bisherige nationale Selbſtändigkeit, ſeine Verfaſſung, ſeinen Reichstag. Es war unmöglich, dem empörten Volke die verfaſſungsmäßigen Waffen zurückzugeben, welche es ſo eben erſt gegen ſeinen rechtmäßigen König ſo ſchlimm mißbraucht hatte. Mit der alten Verfaſſung aber fielen auch die Zollſchranken und viele alten Mißbräuche, und es wurde jetzt erſt möglich, die natürlichen Reichthümer Ungarns zu erſchließen. Im Allgemeinen muß der Haß der Ungarn gegen die Deutſchen und der blutige Kampf, der eben ſein Ende erreicht hatte, als unvernünftig bezeichnet werden. Die ungariſche Nationalität, an ſich zu ſchwach, um ſich gegenüber der numeriſch ihr ſo weit überlegenen ſlaviſchen Nationalität behaupten zu können, muß ſich auf die deutſche ſtützen. Hier, im alten freundſchaftlichen Verbande mit Deutſchland, findet Ungarn mehr Achtung ſeiner Nationalität, mehr Bildung und mehr Freiheit, als es je zu erwarten hätte, wenn es, von den Deutſchen verlaſſen, dem alten Haſſe der Slaven und der alles gleichmachenden Herrſchaft Rußlands überliefert wäre.

Nach den großen Doppelſiegen in der Lombardei und in Ungarn unterließ Oeſterreich nicht, die Revolution nach Mittelitalien hin zu verfolgen, um ſich von dieſer Seite her endlich volle Ruhe zu verſchaffen.

In Rom mußte ſeit dem Frühling 1848 der Papſt das weltliche und liberale Miniſterium Mamiani walten laſſen. Erſt nach der Schlacht bei Cuſtozza konnte er einen Schritt wagen, um ſeine Autorität im Kirchenſtaate wiederherzuſtellen. Der vormärzliche franzöſiſche Geſandte, ein geborener Italiener und ehemaliger politiſcher Flüchtling, aber durch ſein Talent in Frankreich zu großen Ehren gelangt, Graf Roſſi, wurde ſein Rathgeber, nicht ohne

Vernachläſſigung ſcheint mehr von den Behörden verſchuldet zu ſeyn. Es mag nur noch hinzugefügt werden, daß gerade durch dieſe Vernachläſſigung hauptſächlich die verlaſſenen Dörfer leiden, die am meiſten auch hierin der Sorge und Beaufſichtigung bedürften; die bevölkerten Städte dulden dabei viel weniger.

Von dem Schutze, den dieſe Art von Leichenhäuſern gewähren ſoll, kann hier nur beiläufig die Rede ſeyn, wo es beſonders darauf ankam, den angeblichen Nutzen derſelben in einer weit wichtigeren Beziehung zu verneinen. Es ſchließt ſich hieran aber unmittelbar die Frage: auf welche Weiſe denn nun, abgeſehen von der Exiſtenz der Leichenhäuſer, vor jenem Schauder erregenden Tode im Grabe jeder einzelne Menſch auf eine ganz ſichere Weiſe geſchützt werden könne? An wen ſoll aber dieſe Frage zunächſt gerichtet werden? An die Regierung. Folgendes iſt es z. B., was Preußen gethan, um jene Sicherſtellung zu bewirken.

Das Landrecht (II. 11. § 474) ſagt: „Der Pfarrer muß ſich nach der Todesart erkundigen und dem Todtengräber aufgeben, bei der Einlegung der Leiche in den Sarg, und bei deſſen Zuſchlagung gegenwärtig zu ſeyn. So lange es noch im geringſten zweifelhaft iſt, ob die angebliche Leiche wirklich todt ſey, muß das Zuſchlagen des Sarges nicht geſtattet werden. Die näheren Beſtimmungen wegen der zur Verhütung des Lebendigbegrabens nöthigen Vorſchriften bleiben den beſonderen Polizeiverordnungen vorbehalten.“ Gegen dieſes Geſetz iſt der ſehr erhebliche Einwurf zu machen und gemacht, daß, wenn es auch ſtrenge befolgt würde, es doch ſehr zweideutig bliebe, einem ungebildeten Todtengräber die wichtige Entſcheidung über wirklichen oder ſcheinbaren Tod zu überlaſſen.

Wichtig und ſehr zweckmäßig iſt die von Preußen 1794 gegebene „Inſtruktion für die Prediger, nach welcher ſie die Glieder ihrer Gemeinde über die Kennzeichen des wirklich erfolgten Todes zu belehren haben, damit kein lebendiger Menſch begraben werde; nebſt einigen Vorſchlägen, wie in jeder Landgemeinde das unumgänglich nöthige längere Aufbewahren der Leichen möglich zu machen iſt, und wenn auch unter Tauſenden nur Einer gerettet würde.“ Dieſer mit ganz beſonderem Glücke verfaßte Aufſatz lehrt die unſicheren und ſicheren Zeichen des Todes, belehrt über den Scheintod und die Mittel gegen denſelben und führt die Fälle auf, in denen dieſer beſonders vorzukommen pflegt, ſo wie denn auch die

Zuthun der französischen Regierung, die dem h. Vater für extreme Fälle schon frühzeitig ihren Schutz zugesichert zu haben scheint. Aus diesem Verhältniß erklärt sich auch, warum der Papst damals die Unterstützung österreichischer Waffen ablehnte und den Marsch Welbens nach Bologna hintertrieb. Als aber Rossi endlich vom Papst zum ersten Minister ernannt wurde und mit großer Zuversicht verkündete, er werde die Ordnung und das Ansehen des Papstes herzustellen wissen, traf ihn am 15. November, indem er eben in das Sitzungsgebäude der neueröffneten Nationalversammlung treten wollte, ein tödtlicher Dolchstich. Hierauf stürmte der Pöbel den Quirinal, wo der Papst von der Diplomatie umgeben und von seinen treuen Schweizern geschützt wurde. Aber das Volk drang ein, ermordete seinen Privatsecretair Palma und ertrotzte, geleitet von Galetti, die Entlassung der Schweizer und die Ernennung eines dem Volk genehmen Ministeriums. Da flohen alle conservativen Abgeordneten und der Papst selbst, der sich unmöglich länger den Insulten des Pöbels bloßstellen konnte, den aber die Aufwiegler als Pfand behalten wollten und bewachten, wurde in der Nacht des 25. durch den bayrischen Gesandten, Grafen Spaur, unvermerkt in seinen Wagen gebracht und entkam glücklich nach der neapolitanischen Festung Gaëta. Die dringende Einladung, nach Frankreich zu kommen, wies er ab, um nicht von dieser Macht allzu abhängig zu werden und um Oesterreich nicht zu beleidigen. Der König von Neapel aber mit seiner ganzen Familie kam zu ihm und empfing seinen Segen. Auch die gesammte Diplomatie folgte ihm aus Rom nach Gaëta. Das radicale Parlament in Rom forderte ihn vergeblich zur Rückkehr auf und bestätigte sodann ohne weiteres das vom Papst verworfene Ministerium Galetti und Sterbini, welches jedoch bald einer förmlichen provisorischen Regierung, dem Triumvirate Galetti, Corsini, Camerata Platz machte.

Unterdeß herrschte Anarchie im Kirchenstaate. Schon im August hatte sich ein päpstliches Schweizerregiment zu Rimini empört und

seine Offiziere ermordet. Im December zog Garibaldi an der Spitze einer großen demokratischen Freischaar in Rom ein. Die bewaffnete Macht war in den Händen des Aufruhrs. In Toscana hatte sich der Großherzog das demokratische Ministerium Guerazzi müssen aufdringen lassen, welches offen auf Republik ausging. Das Volk wurde für die Einheit Italiens und für die republikanische Form zugleich fanatisirt. In diesem Sinn erhob es im September einen blutigen Aufstand in Livorno und einen noch blutigeren am 13. und 14. December in Genua. Die Anhänger Mazzini's hofften nämlich, nach der Demüthigung Karl Alberts werde derselbe nicht mehr stark genug seyn, die republikanische Partei zu besiegen. Deswegen versuchte man seine eigenen Unterthanen aufzuwiegeln. Dieser Haß der Mazzinisten gegen Karl Albert hat der Sache der italienischen Freiheit am meisten geschadet, obgleich sie, auch wenn sie einig gewesen wären, gegen die vereinigte Macht Oesterreichs und Frankreichs nichts würden ausgerichtet haben. Montanelli in Florenz mahnte damals in einer patriotischen Rede seine Landsleute, nicht Revolutionen gegen einander selbst zu machen, nicht Reden zu halten und giftige Zeitungsartikel zu schreiben, sondern alle vereint in Waffen zu stehen. Aber man hörte ihn nicht. Die Republikaner eröffneten am 5. Februar 1849 zu Rom eine allgemeine Constituente Italiana, die für Italien werben sollte, was das Frankfurter Parlament für Deutschland. Der Präsident Armellini hielt eine schwärmerische Rede im Hymnenstyl. Mazzini selbst befand sich in Rom, die Dinge zu leiten, und neben ihm spielte der Prinz Karl von Canino, Sohn Lucian Bonaparte's, die größte Rolle, in der Hoffnung, Italien werde am Ende ihm zufallen. Die Constituente setzte sofort den Papst ab und proclamirte die römische Republik. Nun war auch Toscana nicht mehr zu halten. Der Großherzog entfloh am 17. Februar nach dem kleinen Hafen im Süden der toscanischen Küste, St. Stefano. Guerazzi aber rief in Florenz die Republik aus und wurde zum Dictator ernannt. Man bemerkte bei den

neuen republikanischen Herren in Rom vorherrschend eine antikirchliche Leidenschaft. „Ausrottung des klerikalen Systems ist unser Programm," verkündeten sie öffentlich und decretirten die Einziehung alles Kirchenguts zu Handen des Staats.

Aber sie regierten nicht lange. Die Oesterreicher wollten einschreiten. Karl Albert protestirte und wagte den letzten, bereits oben geschilderten Kampf, in dem er von den italienischen Republikanern in keiner Weise unterstützt wurde und unterlag. Nun rückten nicht nur die Oesterreicher in Mittelitalien ein, und schickten zugleich die Franzosen und Spanier, um die Oesterreicher nicht allein machen zu lassen, Hülfstruppen für den Papst nach dem Kirchenstaate, sondern auch Victor Emanuel, der neue König von Sardinien, sandte ein Heer, um dem republikanischen Unfug in Genua ein Ende zu machen. Der Vereinigung so vieler Feinde konnte die junge italienische Republik nicht widerstehen.

Am 4. April rückte der piemontesische General la Marmora vor Genua und erzwang am folgenden Tage die Capitulation. Am 5. zogen die Oesterreicher unter d'Aspre in Parma ein. Am 11. brach eine Contrerevolution in Florenz aus und Guerazzi mußte flüchten. Dieser Mensch und seine bewaffneten Banden hatten die wohlhabende und hochgebildete Stadt auf's abscheulichste tyrannisirt, so daß kein ehrlicher Mann mehr auf der Straße gehen konnte, ohne ihren Insulten ausgesetzt zu werden. Dieselbe Zuchtlosigkeit herrschte in ganz Mittelitalien; jedes elende Nest hatte seinen circulo, dessen Schreier die ruhigen Bürger und Bauern mißhandelten, chikanirten und hauptsächlich plünderten. Die Republik hatte in Italien eine noch weit gemeinere und banditenmäßigere Physiognomie als diesseits der Alpen. Trotz jener Contrerevolution in der Hauptstadt von Toscana behaupteten sich die Wühler noch in Livorno, welches die Oesterreicher unter d'Aspre erst am 11. Mai mit Sturm erobern mußten. Eine andre österreichische Colonne unter Wimpfen zog ostwärts, zwang am 16. Mai Bologna durch ein Bombardement zur Uebergabe und setzte sich

am 18. Juni durch Capitulation auch in den Beſitz der päpſtlichen Feſtung Ancona.

Was aber Rom ſelbſt betrifft, ſo kamen die Franzoſen den Oeſterreichern zuvor, denn ſchon am 25. April landeten ſie unter General Oudinot in Civitavecchia, und drei Tage ſpäter landeten auch einige tauſend Spanier, die dem Papſt helfen ſollten, zu Terracina und der König von Neapel rückte gleichfalls gegen Rom vor. Oudinot nahm ſeine Aufgabe aber etwas zu leicht, rückte mit zu wenig Mannſchaft unvorſichtig gegen Rom vor und wurde am 30. April von Garibaldi's Freiſchaaren vor den Mauern Roms nicht ohne empfindlichen Verluſt zurückgeſchlagen. Das bewog den König von Neapel, auch ſeine Truppen ohne ernſten Kampf wieder zurückzuziehen. Oudinot ging einen Waffenſtillſtand ein, um ſich unterdeß zu verſtärken, während der franzöſiſche Geſandte, von Leſſeps, in Rom unterhandelte und den Republikanern weiß machte, es ſey nicht und könne gar nicht die Abſicht der franzöſiſchen Republik ſeyn, ihnen das Joch des Papſtthums wieder aufzulegen. Als aber Oudinot ſtark genug war, wurde Leſſeps desavouirt und der Angriff auf Rom begann mit ſolcher Energie, daß ſich die Stadt, trotz Garibaldi's heldenmüthiger Vertheidigung, am 4. Juli an Oudinot ergab. Er hatte den Angriff hauptſächlich von der Villa Pamphili aus begonnen. Von den Vertheidigern war die ſchöne Villa Borgheſe zerſtört worden. Garibaldi zog mit ſeiner tapfern Schaar von Rom ab und entkam den Oeſterreichern glücklich über St. Marino, in deſſen Nähe er ſich nach Genua einſchiffte. Mazzini entkam ebenfalls. Derſelbe hatte in der letzten Noth der Stadt ſeine Regierungsgewalt niederlegen und einem neuen Triumvirat: Sallcetti, Mariani und Calandretti abtreten müſſen, welche die Capitulation ſchloſſen. Sobald Oudinot einmarſchirt war, ſetzte er eine Verwaltung im Namen des Papſtes ein, machte alſo der Republik factiſch ein Ende, weshalb ihm die wüthenden Demokraten auf den Straßen entgegenriefen: morte al cardinale Oudinot! Die Spanier durften ſich in Rom nicht

blicken laſſen und ſpielten eine ſehr überflüſſige Rolle, ſo lange ſie an der Küſte ſtehen blieben. Der Papſt ſelbſt blieb aber in Gaëta und bezeugte keine Luſt, ſeine erhabene Perſon dem Schutz der franzöſiſchen Bajonette zu unterſtellen. Frankreich forderte zum Dank für die Wiederherſtellung ſeines Anſehens in Rom einige liberale Conceſſionen, um die Expedition nach Rom, die bei allen Liberalen und Demokraten in Frankreich ſelbſt höchſt unpopulär war, weniger gehäſſig erſcheinen zu laſſen. Aber der Papſt glaubte ſich eben ſo ſehr hüten zu müſſen, von Frankreich Befehle anzunehmen oder ſich einen Zwang anthun zu laſſen. Er ſtützte ſich auf Oeſterreich, dem Neapel (aus Furcht vor dem Napoleonismus) zuſtimmte, und Oeſterreich verfehlte auch nicht, ſich dem Papſt durch kirchliche Conceſſionen zu verbinden, aus denen ſpäter das Concordat hervorging. Oeſterreich hielt Bologna und Ancona beſetzt und konnte die Anweſenheit der Franzoſen in Rom nur unter der Bedingung zugeben, daß der Papſt durch ſie keinerlei Zwang erleide. Da nun ſo Manches auch in Wien und Paris noch erſt im Werden war, ſo dauerte es lange, bis ſich ein feſtes Uebereinkommen treffen ließ, welches, alle Theile wenigſtens zur Noth befriedigend, dem Papſt die endliche Rückkehr nach Rom geſtattete. Der Großherzog von Toscana kehrte ſchon am 29. Juli in ſeine Reſidenz zurück.

Venedig hatte ſich, durch ſeine Lage im Meere begünſtigt, äußerſt hartnäckig gegen die Angriffe der Oeſterreicher ſeit dem Sommer 1848 vertheidigt. Eine Zeitlang wurde es von der See her durch die ſardiniſche Flotte unterſtützt, welche zu vertreiben die öſterreichiſche Marine zu ſchwach war. Venedig war durch eine eben erſt gebaute prachtvolle Eiſenbahnbrücke mit dem Feſtland verbunden, aber durch den ſtark befeſtigten Brückenkopf, das Fort Malghera, geſchützt. Die Belagerung wurde durch die ſumpfigen Lagunen und ihre ungeſunde Ausdünſtung ungemein erſchwert, ſo daß es erſt am 27. Mai 1849 gelang, Malghera zu erobern, indem man es in einen Schutthaufen verwandelte.

Von hier aus aber bedurfte es noch unſäglicher Mühe, um dem Brückendamm entlang einige Fortſchritte zu machen und mit kunſtreich verſtärkten Projectilen endlich die Stadt zu erobern, die nun durch das Bombardement und zugleich durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde, am 22. Auguſt. Im Innern hatte während der langen Belagerung der Advokat Manin inmitten einer gemeinen Demokratie geherrſcht. Nur wenige Tage lang hatte ſich Venedig bequemt, gleich Mailand dem Könige von Sardinien zu huldigen. Als dieſer geſchlagen war, ſtellte Manin augenblicklich die Republik wieder her. Die Capitulation war von Seiten Oeſterreichs großmüthig. Die fremden Freiſchaaren, namentlich Schweizer, erhielten freien Abzug, ſo wie auch Manin und mit ihm 40 der am meiſten Compromittirten. So kehrte denn die alte ſchöne Venetia nach einem kurzen und wüſten republikaniſchen Traume, in dem die würdigen Geſtalten der alten Dogen ſehr unwürdigen Neulingen gewichen waren, unter die Herrſchaft des Doppeladlers zurück. Aber Oeſterreich hatte dieſe von Zichy ſo leichtſinnig dahingegebene Stadt mit den ſchwerſten Opfern wieder erkaufen müſſen. Man rechnete, daß es 20,000 Mann bei der Belagerung, hauptſächlich durch die Sumpffieber, verloren habe.

Der König von Neapel hatte (vgl. S. 300) mit Hülfe ſeiner tapfern Schweizer die rebelliſche Hauptſtadt unterworfen, noch aber trotzte ihm Sicilien. England arbeitete durch Lord Minto aus allen Kräften an einer gänzlichen Trennung Siciliens von Neapel und deutete den Rebellen an, die Unabhängigkeit der Inſel ließe ſich bei den andern europäiſchen Mächten wohl durchſetzen, wenn ſie der Republik entſagten und einen König wählten. Minto ſchlug ihnen den jüngeren Sohn Karl Alberts, den jungen Herzog Ferdinand von Genua vor, der auch wirklich vom Parlament in Palermo am 11. Juli 1848 zum König gewählt wurde. Admiral Parker, der auch Griechenland und Portugal maßregelte, und

den Palmerſton wie einen Bulldog*) gegen alle ſchwachen Staaten, wenn ſie nicht pariren wollten, losließ, mußte ſich mit ſeiner Flotte vor Neapel legen, um den König daſelbſt von jeder Expedition gegen Sicilien abzuſchrecken. Da ſich derſelbe aber nicht abſchrecken ließ, ſondern im Auguſt eine kleine Armee unter General Filangieri, bei der ſich auch die beiden tapfern Schweizerregimenter Brunner und Muralt befanden, nach Sicilien ſchickte, wurde er von Parker nicht gehindert, weil derſelbe keine Ordre hatte, wirklich Gewalt zu gebrauchen, wie es ſcheint aus Rückſicht auf Frankreich. Die Armee landete vor Meſſina, wo ſich die ganze Revolution über General Pronio mit wenigen königlichen Truppen in der Citadelle gegen die empörte Stadt behauptet hatte, und eroberte dieſe Stadt nach einem heftigen Bombardement und blutigen Kampfe, 7. September. Auch jetzt noch miſchten ſich die Engländer ein und verlangten einen Waffenſtillſtand, den der König auch einging und während deſſen unterhandelt wurde. Da aber das Parlament in Palermo mit den Conceſſionen des Königs nicht zufrieden war, ſo wurde der Waffenſtillſtand am 19. März 1849 wieder aufgekündigt. Die Sicilianer hatten ſich Mieroslawski kommen laſſen und bildeten ſich ein, unter ihm würden ſie ſiegen. Als Filangieri vor Catanea zog und ſeine Neapolitaner beim erſten Angriff zurückgeworfen wurden, ſchrieen dieſelben nach den Schweizern. Nun rückten 900 Schweizer unter Muralt mit dem Donnerruf: „Hurrah Bern“ heran, und der bloße Schrecken ihres Namens reichte hin, die Mauern von allen Vertheidigern zu ſäubern. Die 24,000 Mann ſtarke Beſatzung Catanea's floh zu den hintern Thoren der Stadt hinaus und nach der Erſtürmung nur einiger noch vertheidigter Batterien zogen die tapfern Schweizer in die Stadt ein. Ein Verſuch Mieroslawski's, die Sicilianer bei

*) Ein engliſches Schiff, welches vorzugsweiſe an der ſicilianiſchen Küſte diente, geflüchtete Inſurgenten zu retten und den neapolitaniſchen Feldherrn zu geniren, führte wirklich den Namen Bulldog.

Caſtro-Giovanni wieder zu ſammeln, mißlang und er ſchiffte ſich ein. In Palermo ſelbſt machten ſich die compromittirteſten Regierungs- und Parlamentsmitglieder, gegen 300, bereits heimlich aus dem Staube und ſchifften ſich nach England ein. Nur der fanatiſirte Pöbel lermte noch, aber nach einem Gefecht bei Mezzagno hörte aller Widerſtand auf und am 15. Mai zog Filangieri in Palermo ein, um die alte Ordnung herzuſtellen.

Ich habe die Ereigniſſe in Ungarn und Italien mit Abſicht vorangeſtellt und gehe jetzt erſt zum Bericht über den weitern Verlauf der Frankfurter Parlamentsverhandlungen, der conſtitutionellen Bewegung für Preußen und der demokratiſchen Revolution in Deutſchland über, weil auf ſie die entſcheidenden Siege Oeſterreichs den größten Einfluß geübt, ihren Fortſchritt weſentlich gehemmt, ihr Mißlingen vorzugsweiſe bedingt haben.

Zehntes Buch.

Die Mairevolution.

Die Paulskirche arbeitete fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie ließ ſich in der Vorausſetzung nicht beirren, daß ihr die volle Souverainetät der deutſchen Nation inwohne, daß die von ihr berathene Reichsverfaſſung, wenn ſie erſt fertig ſeyn würde, auch endgültig wäre und daß ſelbſt das wiedererſtarkte Oeſterreich und Preußen ſich ihr einfach zu unterwerfen hätten. Dieſe Vorausſetzung ging aber nur bei den wenigſten aus wirklicher Verblendung und Ueberſchätzung der eigenen ſchwachen Kraft hervor, vielmehr diente ſie nur verſchiedenen Zwecken und Parteien als Mittel. Die Demokratie hielt an ihr feſt, weil ſie darin eine Legitimation zu neuen Wühlereien erkannte. Unter dem Vorwand, für die Nationalſouverainetät und Reichsverfaſſung zu kämpfen, konnte ſie gegen die etwa renitenten Regierungen bequemer revolutioniren. Die geheimen und offenen Anhänger Preußens hielten an jener Vorausſetzung nicht minder feſt, weil ſie für die Hülfe, die ſie vom König von Preußen erwarteten, mit der deutſchen Kaiſerkrone und mit dem Anſpruch auf Gehorſam im übrigen Deutſchland ein werthvolles Gegengeſchenk zu machen hofften. Die Anhänger Oeſterreichs aber ließen auch ihrerſeits jene Vorausſetzung noch nicht fahren, um Sitz und Stimme in der Paulskirche zu behalten, den

preußischen Plan zu durchkreuzen und schließlich, wenn alle Reformversuche mißlungen seyn würden, zum status quo ante, d. h. zum alten Bundestag zurückzukommen.

Man thut deshalb Unrecht, wenn man die langweilige Berathung der Grundrechte im Herbst den vielen Professoren in der Paulskirche als unpractische Ideologie vorwirft. Es sollte damit nur Zeit gewonnen werden. Die Grundrechte, schon im October berathen, aber erst am 21. December allgemein verkündet, waren nach der bisherigen liberalen Schablone zugeschnitten und verbürgten: die Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetz, Abschaffung aller Standesvorrechte, gleiche Wehrpflicht, Freizügigkeit, persönliche Freiheit, Hausrecht, Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Gleichheit aller Culte, Trennung der Schule von der Kirche, Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Abschaffung aller bäuerlichen Lasten, alles Lehensverbandes, der Fideicommisse, der Todesstrafe ꝛc. In den glänzenden Reden bei der Berathung dieser Sätze wiederholte sich meist das schon hundertmal Gesagte. Nur in den Kirchenfragen erhob sich gegen die liberale Schablone die geistvolle Opposition berühmter katholischer Lehrer, wie Ketteler (jetzt Bischof in Mainz), Phillyps, Döllinger, Lasaulx, Dieringer, Gfrörer ꝛc. Die Katholiken wollten, wo so eine reiche Saat von Freiheiten aller Art ausgestreut wurde, vor allem ihrer Kirche die lange verlorene Freiheit wiedergewinnen. Daher die Versammlung deutscher Bischöfe zu Würzburg, die am 22. October unter dem Vorsitz des Erzbischof Geissel begann, dann vom später ankommenden Kardinal Erzbischof von Salzburg, Fürsten Schwarzenberg, präsidirt wurde und deren Ergebniß eine am 14. November veröffentlichte Denkschrift war, welche von 5 Erzbischöfen und 13 Bischöfen persönlich und von noch mehreren durch Stellvertreter unterzeichnet wurde. In derselben reclamirten sie als altes unveräußerliches Recht der Kirche vornehmlich den Besitz und die Verwaltung des Kirchenguts, die Leitung der Priestererziehung und des Volksunterrichts, das Recht

Anschaffung eines transportablen Leichenzeltes und Anderes empfohlen wird. Ein solches Leichenhaus, in dem die jüdischen Leichen drei Tage lang nach dem Tode aufbewahrt werden sollten, wurde nebst den Belehrungen über wirklich erfolgten Tod den Israeliten wiederholt empfohlen, da ihren religiösen, falsch verstandenen Vorschriften besonders schwer zu begegnen ist. Bei der 1792 erfolgten, theils nicht beachteten, theils sehr ablehnend aufgenommenen Empfehlung von Leichenhäusern wurde besonders bemerkt: „daß bei kalter Witterung und im Winter den Zimmern, worin die Leichen aufbewahrt werden, eine temperirte Wärme gegeben werden könne. Auch sollten bei denselben Wächter angestellt werden, welche die Leichen Tag und Nacht abwechselnd beobachteten und bei einer Veränderung derselben, entweder zu Fäulniß oder bei einer Spur des Lebens, den Angehörigen davon Nachricht geben könnten." Sehr häufig wurden diese Empfehlungen eindringlich wiederholt, aber, wie der Erfolg gelehrt, sehr wenig beachtet; ab und zu wurden genaue Pläne zu solchen Räumen angegeben. Es fehlte zwar nicht an Verordnungen, nach welchen die Obrigkeiten verfahren sollten, wenn todte Menschenkörper in ihrem Gerichtsbezirke aufgefunden würden; sogar (1819) die Leichenwäscherinnen wurden einmal mit den Zeichen des wahren Todes bekannt gemacht!

Als allgemein anerkannte Norm wurde festgesetzt, daß der Regel nach Niemand vor Ablauf von 72 Stunden nach seinem Ableben beerdigt werden dürfe; daß aber ein früheres Beerdigen außer den Fällen, wo ein solches geboten, wie z. B. bei Epidemien u. s. w. auch in den Fällen nachgegeben werden könne, wenn entweder ein approbirter Arzt oder Wundarzt bezeugt, daß die Leiche alle Spuren des wirklichen Todes an sich trage, oder an Orten, wo kein Arzt ist, der Bürgermeister oder Dorfschulz mit zwei erfahrenen Männern (mit angegebenen Vorsichtsmaßregeln) die Verhältnisse untersucht und die frühere Beerdigung gestattet hat." Niemals sollte eine Leiche ohne die sichersten Spuren der angehenden Verwesung beerdigt werden, und es wurde erklärend hinzugesetzt: „wie aus der Bestimmung, daß in der Regel Niemand vor Ablauf von 72 Stunden nach seinem Ableben beerdigt werden dürfe, keineswegs folge, daß die Beerdigung nach Ablauf von 72 Stunden unbedingt, also auch

geiſtlicher Genoſſenſchaften und den freien Verkehr mit Rom. Ein ähnlicher Congreß evangeliſcher Geiſtlichen wurde damals auch zu Wittenberg und ein anderer der ſtrengen Lutheraner zu Leipzig abgehalten; die Deutſchkatholiken ſpielten merkwürdiger Weiſe trotz der ihnen ſcheinbar günſtigen Revolutionszeit gar keine Rolle mehr.

Die Grundrechte wurden von Oeſterreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachſen nicht angenommen oder ihre Anerkennung verſchoben, bis die Reichsverfaſſung fertig ſeyn würde. Nur in den kleinen Staaten wurden ſie verkündet, um bald wieder vergeſſen zu werden. Am 20. October begannen in der Paulskirche die Debatten über die künftige deutſche Reichsverfaſſung und dauerten mit Unterbrechungen den ganzen Winter hindurch fort. Alles drehte ſich dabei um die Oberhauptsfrage. Man ging von dem heißen Verlangen der Nation in den Märztagen aus und wollte die bisherige Bundesverfaſſung, in der zwei Großſtaaten, vier Königreiche und eine weitere Abſtufung von kleinen und kleinſten Staaten jeder ſelbſtändig und alle uneins geweſen, nicht mehr haben, ſondern ein einiges und untheilbares großes, die ganze Nation umfaſſendes Reich. Die Demokraten dachten an eine Republik mit einem nur auf kurze Zeit gewählten Präſidenten, wie in Frankreich. Allein die deutſchen Republikaner hatten ſchon ſo viele Beweiſe ihrer Schwäche abgelegt, daß vollends nach den Siegen der Monarchie in Wien und Berlin ihre Sache verloren war. Zum h. römiſchen Reiche deutſcher Nation mit einem habsburgiſchen Kaiſer zurückzukehren, wurde nicht einmal ernſtlich vorgeſchlagen, weil die alte Reichsverfaſſung ſich als unhaltbar erwieſen und weil ſich das mächtige Preußen keinem Habsburger würde unterworfen haben. Eben ſo wenig durfte man erwarten, daß Oeſterreich etwa dem Könige von Preußen gehorchen würde, wenn man ihn zum Kaiſer machte. Es blieben alſo nur zwei Auswege, entweder mit Ausnahme Oeſterreichs das ganze übrige Deutſchland unter einem preußiſchen Kaiſer zu vereinigen, oder aber zur alten Bundesverfaſſung zurückzukehren. Das erſtere war die alte Idee Paul Pfizer's,

zu der ſich die meiſten Preußen und Norddeutſchen, namentlich Holſteiner, bisher ſchon heimlich bekannt hatten. Das zweite war der ſehnlichſte Wunſch der meiſten Fürſten und unzähliger Männer, die ſich in der vormärzlichen Zeit wohl befunden hatten, welche die ganze Revolution verwünſchten und ſo bald als möglich wieder Ruhe haben wollten. Weil aber der alte Bundestag doch gar zu verhaßt geworden war und man ſich noch in der revolutionären Strömung befand, ſo wurde damals die bittere Pille des Bundestags noch verſüßt durch das allgemeine Zugeſtändniß, es müſſe demſelben wenigſtens ein Volkshaus, ein deutſches Parlament, zur Seite ſtehen. Die mannigfachen Vorſchläge, die man gemacht hat, die Oberleitung des deutſchen Bundes zu concentriren in ein Directorium, in welchem nur die mächtigſten 7, oder 5, oder gar nur drei deutſche Fürſten die Oberleitung übernehmen ſollten, liefen doch alle nur auf eine Maskirung des alten Bundestags hinaus und das dem Directorium nebengeordnete Volkshaus allein blieb etwas Neues, die Nation über den Mangel an einheitlicher Spitze Tröſtendes, aber etwas Illuſoriſches, weil eine Vertretung in einem allgemeinen Parlamente für eine Nation nicht paßt, welche in feſt abgeſchloſſene und mächtige Staaten getheilt iſt.

Während Welcker und Mosle als Vermittler in Wien nur eine klägliche Rolle ſpielten, wurde Raveaux als Reichsgeſandter in der Schweiz, indem er der Eidgenoſſenſchaft wegen Duldung der wiederholten Struve'ſchen Freiſchaarenzurüſtung nur zu gerechte Vorwürfe machte, von derſelben auf die hoffärtigſte und höhnendſte Art abgefertigt. Dennoch ließ ſich die Paulskirche verleiten, nach Blums Hinrichtung deswegen in Wien eine gänzlich fruchtloſe Beſchwerde zu führen und ſogar einen Tadel des Königs von Preußen wegen Verlegung der conſtituirenden Verſammlung nach Brandenburg zu beſchließen. So ſehr liebte ſie noch, ſich über ihre Unmacht zu täuſchen, oder wurde irre geführt.

Allen Einſichtigen war aber bald klar, daß es nur noch auf Preußen ankam mit einem engern, von Oeſterreich getrennten

Bunde, oder auf Oesterreich mit dem alten Bundestage. Von Tag zu Tage nahm die Agitation für Preußen und die Reaction dagegen zu.

Preußen hatte bereits in Schleswig der deutschen Sache seine Waffen geliehen, es stellte sie am 23. October abermals der Reichsgewalt zur Verfügung, während Oesterreich noch mit der Wiener Revolution nicht fertig geworden war. In demselben Monat gab Bunsen, der preußische Gesandte in London, eine Flugschrift heraus, worin er den Pfizer'schen Gedanken ausbeutete und eine Theilung Deutschlands in der Art vorschlug, daß Oesterreich das Seine behalten, das übrige Deutschland aber unter Preußen vereinigt werden sollte, beide dergestalt durch eine Union verbunden, daß Oesterreich die diplomatische Verbindung für die Union im Orient, Preußen im Occident leiten sollte. Derselben Idee hatte sich Prinz Albert in London mit solcher Vorliebe zugewandt, daß er sogar in einem deutschen Gedicht den König von Preußen dafür zu begeistern suchte. Ein Sohn Bunsens in Frankfurt vermittelte desfalls die englischen Sympathien der Partei Gagerns in der Paulskirche. Palmerston aber, auf den es ankam, theilte diese Sympathien nur bedingt, so weit er Preußen gegen Oesterreich, dessen Wiedererstarkung ihm sehr zuwider war, brauchen zu können glaubte. Im November begab sich Heinrich von Gagern selbst nach Berlin, kam aber von seiner Unterredung mit dem Könige mißgestimmt zurück. Der König hatte die Annahme der Kaiserkrone bestimmt abgelehnt. Auch sein Gesandter in Frankfurt, der frühere Minister Camphausen, blieb stets zurückhaltend. Es ist notorisch, daß der Anreiz zum preußischen Erbkaiserthum von außen kam und nicht in Berlin selbst gesucht werden darf. Der König war seinem ganzen Charakter nach weit entfernt von verwegenen Usurpationsgedanken, ja von bloßen Gelüsten nach einer Rolle, die ihm endlose Unruhe und Gefahr hätte bringen müssen. Eben so sein treuer Bruder, der Prinz von Preußen, den man im Ausland sich nicht entblödete, als das Werkzeug zu bezeichnen, durch welches man

den Plan durchsetzen würde, wenn der König selbst versagte.*) Kaum war dieser erlauchte Prinz noch als Erzreactionär verleumdet worden, als man ihm schon wieder die grade entgegengesetzte revolutionäre Rolle zudachte.

Die österreichische Concession, die scheinbar darin lag, daß Erzherzog Johann am 16. December Gagern an Schmerlings Stelle zum Reichsminister ernannte, worauf die Paulskirche den Preußen Simson zu ihrem Präsidenten wählte, gereichte der preußischen Partei doch nicht zu ihrem wahren Vortheil, denn je preußischer sich das Reichsministerium und Parlament färbte, um so mehr rief es alle natürlichen Gegner und Neider Preußens gegen sich in die Waffen und Oesterreich konnte in gesicherter Stellung dem Mißlingen des preußischen Erbkaiserplans zusehen. Gagerns Programm vom 18. proclamirte den alten Pfizer'schen Gedanken eines engeren deutschen Bundesstaats (versteht sich unter Preußen) in Union mit Oesterreich. Von diesem Augenblick an veränderte sich die Front aller bisherigen Parteien in der Paulskirche und man sah nur noch zwei Lager einander gegenüber, das preußische oder kleindeutsche, und das österreichische oder großdeutsche. Kleindeutsch nannte man nämlich den engern Bund unter Preußen, weil Deutschösterreich von ihm abgerissen werden sollte. Daß ein alter Patriot

*) Der damalige bayrische Minister v. Beisler äußerte öffentlich in der Kammer: „man sage zwar, der König von Preußen werde die Kaiserkrone nicht annehmen; aber das werde sich machen. Sind einmal die Vertreter Oesterreichs aus der Paulskirche verdrängt, dann wird man sehen, daß allenfalls das Haus Hohenzollern mehrere Prinzen habe." Er erklärte nachher, er habe damit keine persönliche Anspielung machen wollen. Beisler sagte nicht lange vorher in der Paulskirche von Papst Pius IX., derselbe habe den Marsch seiner Truppen gegen die Oesterreicher nur zum Schein mißbilligt, „er habe sich gesträubt, wie eine Braut," wegen welcher eben so unwahren als unwürdigen Worte ihn Döllinger zurechtwies. Aus solchen Zügen erkennt man, wie zügellos damals überhaupt das Wort war.

und Liberaler, wie Welcker, Gagern gegenüber auf die großdeutsche Seite trat, bewies, wie wenig der preußische Plan dem mächtigen nationalen Einheitsbedürfniß der Märztage genügte, weil er an die Stelle der wahren und allgemeinen Einheit doch nur ein Surrogat setzte. Als der alte Arndt sich auf die kleindeutsche Seite stellte, hielt man ihm mit gutem Fug sein überall gesungenes Lied entgegen: nicht Preußen, nicht Sachsen — das ganze Deutschland soll es seyn! Indessen war dieser großherzige Patriotismus keineswegs bei allen denen vorherrschend, die gegen den preußischen Plan stimmten. Viele, die meisten nannten sich Großdeutsche, die es nicht waren, die nur an das Sonderinteresse des Einzelstaats dachten, dem sie angehörten, oder die als Katholiken keinen protestantischen Oberherrn wollten. Wogegen gerade auf der kleindeutschen Seite viel uneigennützigere Patrioten saßen, die nicht Deutschland in Preußen, sondern Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollten und die gern großdeutsch geworden wären, wenn sich Oesterreich nicht mit dem alten Bundestage identificirt hätte. Zu ihnen gesellten sich alle, die früher unter der Mißregierung in den Kleinstaaten gelitten hatten. Diesen war die Rückkehr des alten Bundestags, die Fortdauer der Duodezsouverainetäten am meisten verhaßt und ihnen konnte nur durch den preußischen Plan, nicht durch den österreichischen geholfen werden. Daher der gute Wille, mit dem sich die Stände fast aller Kleinstaaten damals zur Agitation für den preußischen Plan hergaben. Vom December bis Februar liefen nach einander Erklärungen in diesem Sinn von den Ständen in Cassel, Mecklenburg, Coburg, Braunschweig, Oldenburg, Darmstadt, Anhalt ein.

Aber Fürst Schwarzenberg setzte dem Gagernschen Programm schon am 28. December die Erklärung entgegen, Oesterreich werde nicht dulden, weder daß man es vom deutschen Bund ausschließe, noch daß man seine deutschen Provinzen vom österreichischen Einheitsstaate trenne, um sie dem neuen deutschen Bunde einzuverleiben. Der bayrische Gesandte in London glaubte sich in einem

eigenen Schreiben an Palmerſton gegen den preußiſchen Plan verwahren zu müſſen. Mittlerweile trat Preußen in unmittelbare Verbindung mit Oeſterreich, um ſich über das zu verſtändigen, was ſie, wenn ſie einig wurden, ſtark genug waren, den Frankfurtern zu dictiren. Preußen kam auf die früheren ſchon vormärzlichen Vorſchläge von Radowitz zurück. Allein man konnte ſich nicht einigen. Oeſterreich verlangte in einer Depeſche vom 17. Januar 1849 ein Directorium der mächtigſten Bundesfürſten als Oberleitung, eine Eintheilung des geſammten deutſchen Bundes in Kreiſe und geſtand übrigens noch ein Volkshaus zu. Nun kam Bunſen von London nach Berlin, um den König für das zu gewinnen, was Gagern ihm nicht abgewonnen hatte, und am 19. Januar machte die Paulskirche inſofern ein fait accompli, als die Mehrheit mit 258 gegen 211 Stimmen in der Oberhauptsfrage ſich für einen regierenden Fürſten entſchied. Da jedermann wußte, daß darunter niemand anders als Friedrich Wilhelm IV. gemeint war, lag in dieſer Entſcheidung ein vertrauensvolles Entgegenkommen und eine dringende Bitte. Unter ſolchen Einflüſſen nun entſtand das preußiſche Umlaufſchreiben vom 23. Januar, worin unter den größten Lobſprüchen auf Oeſterreich doch nachgewieſen wurde, daß dieſer Großſtaat als ſolcher nicht in den deutſchen Bund paſſe, und demnach ein engerer Bund (im Sinne des Gagern'ſchen Programms) gutgeheißen und empfohlen wurde, mit dem auffallenden Zuſatz, daß von dieſem engeren Bunde außer Oeſterreich auch Luxemburg und Holſtein (mit Schleswig) ſollte ausgeſchloſſen bleiben. Man betrachtete das letztere mit gutem Grund als eine Clauſel Palmerſtons. Was Rußland damals dachte und wollte, iſt nicht bekannt geworden. Man darf aber annehmen, daß es, nachdem es ſo lange nach dem Protectorat der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten geſtrebt hatte, die Hegemonie Preußens nicht hat begünſtigen wollen.

Am 25. Januar beſchloß die Mehrheit in der Paulskirche, dem regierenden Fürſten, welcher das Oberhaupt des neuen Reichs

werden ſollte, den erblichen Kaiſertitel zu ertheilen. Den Kaiſer aber ſollte ein Reichsrath von Bevollmächtigten der Einzelſtaaten umgeben. Hierauf wiederholte Oeſterreich am 4. Februar ſeine frühere Erklärung und verbat ſich jede Unterordnung ſeines Kaiſers unter einen andern. Auch die Königreiche proteſtirten gegen den neuen Erbkaiſer, Hannover unter beſonderer Berufung darauf, daß der König von Preußen ja ſelbſt dieſe Würde ſich ſchon verbeten habe. In der Kammer der Reichsräthe zu München ging Fürſt Wallerſtein ſo weit, den Antrag zu ſtellen, der Reichsrath „folge dem Gebot der Pflicht und Ehre, indem er ſich gegen das preußiſche Erbkaiſerthum ausſpreche," was er gegen eine Reclamation des preußiſchen Geſandten dadurch vertheidigte, daß er ſagte, er würde ſich eben ſo (?) gegen einen bayriſchen Erbkaiſer ausgeſprochen haben. In der zweiten Kammer wies der Abgeordnete Müller ein Aufgehen Bayerns in Preußen mit Entrüſtung ab. Die ganze Kammer erhob ſich und an demſelben Abend (9. Februar) brachte man dem König Max einen großartigen Fackelzug. Philipps und Laſaulx, die bisher immer noch nicht wiederangeſtellten Münchener Profeſſoren, erhielten jetzt erſt, und zwar nur wegen ihrer antipreußiſchen Haltung in der Paulskirche, ihre Aemter zurück, etwas ſpäter auch Döllinger. Graf Rechberg, als öſterreichiſcher Botſchafter, reiste von Olmütz über München und Stuttgart nach Frankfurt, um nachdrücklich dem preußiſchen Plan entgegenzuwirken. Fürſt Schwarzenberg beharrte in einer Note vom 27. Februar auf einem Directorium von 7 Fürſten mit 9 Stimmen (ſofern Oeſterreich und Preußen je 2 Stimmen führen ſollten), ein Vorſchlag, der nichts anderes wollte, als einen etwas verengerten Bundestag.

Drei Tage vorher (am 24.) hatte Gagern in Frankfurt die Botſchafter der Einzelſtaaten verſammelt und 26 derſelben, verſteht ſich die kleinſten, erklärten ſich für den preußiſchen Plan. Einige ſchwache Nachbarn Preußens, die immer mit ihm gingen, die meiſten andern nur aus Furcht vor den Ständen und vor dem

Volk, in dem große Agitation war. Der erste Schritt zu einer Vereinbarung der Regierungen mit Preußen veranlaßte Oesterreich zu einer entscheidenden That. Fürst Schwarzenberg löste den Reichstag zu Kremsier auf, ließ die compromittirtesten Wühler, wie Fischhof, Kudlich ꝛc. verhaften und octroyirte am 4. März eine neue Verfassung, worin die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie ausgesprochen und dem Sonderthum aller seiner bisherigen nationalen Glieder ein Ende gemacht wurde. Zwar sollte die Monarchie fortan eine constitutionelle seyn und sich mit zwei Kammern umgeben, aber die Mitglieder derselben sollten aus allen Ländern Oesterreichs gleichmäßig gewählt werden und deren Einzellandtage aufhören. Diese Verfassung wurde bald abermals aufgehoben und hatte nur damals eine große Bedeutung, sofern darin die Untrennbarkeit aller österreichischen Länder ausgesprochen war. Wenn je in Frankfurt oder Berlin darauf Anspruch gemacht werden sollte, daß Deutschösterreich allein beim deutschen Bunde zu verbleiben habe, getrennt von den nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs, so wurde dem durch das neue Schwarzenberg'sche Statut vorgebeugt. Aber die preußische Partei beutete diesen Schritt Oesterreichs aus und meinte, nachdem Oesterreich sich als großer Einheitsstaat proclamirt, habe es sich von selbst aus dem deutschen Bunde ausgeschieden und der Rest Deutschlands werde sich nun um so williger unter Preußen fügen. Gerade damals hatten sich Deputirte der großdeutschen Partei aus Frankfurt nach Olmütz begeben, Heckscher, Somaruga und Hermann, um sich von dort eine Stärkung ihrer Partei zu holen. Aber sie erfuhren, Oesterreich wolle Frankfurt nicht stärken und dort keine Macht begründen helfen, von der es irgend abhängig werden könnte. Am besten drückte Palacky den österreichischen Gedanken aus: wenn Deutschösterreich von Frankfurt aus geleitet werden sollte, so müßte sich die Lombardei mit demselben Recht von dem revolutionairen italienischen Nationalcongreß leiten lassen und an eine Einheit des österreichischen Kaiserstaats wäre nicht mehr zu denken. Oesterreich aber sey stark

genug, um seinen Willen in Frankfurt, wie in Italien durchzusetzen.

Und doch kam damals Oesterreich in neue Bedrängniß. Seine Waffen waren in Ungarn nichts weniger als siegreich, ganz Mittelitalien war in wildester Aufregung und Karl Albert erklärte auf's neue den Krieg. Da diese neuen schweren Kämpfe Oesterreichs gerade in das Ende des März fielen, so begreift man, daß die gleichzeitigen Ereignisse in Dänemark und Frankfurt zum Theil durch sie motivirt waren. Oesterreich sah sich gezwungen, russische Hülfe gegen die Ungarn, wenn nicht zu suchen, doch zuzulassen. Die Dänen, einem russischen Impulse folgend, hoben plötzlich ihren Waffenstillstand auf und begannen auf's neue den Krieg wider Deutschland, der die ganze Aufmerksamkeit Frankfurts und Berlins in Anspruch nahm, also eine Diversion zu Gunsten Oesterreichs war. Man darf sich nicht wundern, warum Oesterreich seinen Gesandten von Copenhagen nicht abberief und zur deutschen Flotte keinen Heller beitrug.

Dänemark bezeichnete den 26. März als den Termin, an welchem der Krieg wieder beginnen sollte. Palmerston zog sich kalt zurück und sagte blos, seine Vermittlungsversuche seyen gescheitert. Da man nun wußte, Preußen werde den Krieg nicht wiederaufnehmen, lag die ganze Last desselben dem Reichsminister Gagern auf, dessen Stellung mehr und mehr unhaltbar wurde, wenn es ihm nicht gelang, Preußen zu gewinnen. Die Agitation im Volk, in den Ständeversammlungen und in der Presse dauerte fort und es gelang damals, den badischen Bundestagsgesandten Welcker, der bisher eifrig großdeutsch gewesen, auf die preußische Seite hinüberzuziehen, nicht sowohl, weil man Baden damals mit einer Mediatisirung von österreichischer Seite gedroht haben sollte, als weil der alte Patriot endlich begriff, daß die großdeutschen Pläne sämmtlich nur zum alten Bundestag zurückführten. Welcker selbst trug am 12. März in der Paulskirche feierlich darauf an, daß der König von Preußen zum Erbkaiser der Deutschen gewählt werde.

Von da an drängte die Gagern'sche Partei zur förmlichen Kaiserwahl hin, ohne ferner auf die Mahnungen zur vorherigen Vereinbarung mit den Regierungen zu achten. Diese Eile erklärt sich einfach aus der Hoffnung, der König von Preußen werde dem Drängen der Nation nicht widerstehen können und die Kaiserkrone schließlich annehmen, in einem Augenblick, in welchem Oesterreich in Ungarn und Italien*) schwer bedrängt war. Zudem gab es immer noch Einige, die für möglich hielten, der König werde vielleicht abdanken und die ihm zugedachte Rolle seinem Bruder abtreten.

Da die Gagern'sche Partei im Ganzen nichts andres wollte als was von Preußen schon zugegeben worden war, eine Constituirung Deutschlands unter Preußen mit Ausschluß von Oesterreich, so hätte sie auch die Art und Weise, wie der König von Preußen die Sache auszuführen gedachte, williger anerkennen und befolgen sollen. Sie hatte den König nöthiger, als er sie, folglich war es an ihr, dem König nachzugeben, nicht ihm vorschreiben zu wollen. Sie beging aber den Mißgriff, sich mit der linken Seite, den Demokraten, zu verständigen, um deren Stimmen zur eifrig betriebenen und nahe bevorstehenden Kaiserwahl zu erkaufen. Sie brauchte diese Stimmen, sonst kam die Kaiserwahl nicht zu Stande, sie konnte sie aber nur unter der Bedingung gewinnen, daß sie mit der Linken für ein rein demokratisches Wahlgesetz und gegen das absolute Veto des künftigen Kaisers stimmte und schließlich sich verpflichtete, an der Reichsverfassnng nachträglich nichts ändern zu lassen. Diesen Pact schloß sie am 26. März mit Simon und Genossen ab und 114 Erbkaiserliche verpflichteten sich dafür mit ihrer Unterschrift. Zwei Tage später wurde die Kaiserwahl in der Pauls-

*) Am 29. März langte in Berlin die Kunde von der Schlacht bei Novara und die von der Wahl des Königs von Preußen zum Erbkaiser zugleich an. Dieses Datum erklärt vieles von dem, was ihm zwei Wochen vorherging.

dann, wenn keine Spuren der Verweſung vorhanden, Statt finden könne."

Zu einer allgemein eingeführten Todtenſchau fehlt es noch an einem, wie es heißt, beabſichtigten Fundamente geſetzlicher Art für Preußen, wiewohl eine ſolche in andern Ländern, wenn auch nicht in ganz Deutſchland, doch in Würtemberg, Oeſtreich, Baiern, Heſſen, Sachſen, Baden u. ſ. w. ſchon ſeit langer Zeit eingeführt iſt. Nur in einzelnen Städten von Preußen, wie in Berlin und Stettin, iſt, zwar in erſterer Stadt nicht eigentlich dem Namen nach, eine Todtenſchau durch Aerzte eingeführt, indem dort jeder Sterbefall durch einen vom behandelnden Arzte ausgefüllten Sterbezettel angegeben werden muß, ehe das Begräbniß geſtattet wird. In anderen Bezirken wurden zwar zu dieſem Geſchäfte beſondere Aerzte oder Wundärzte gewünſcht, aber doch auch allenfalls Hebammen und gehörig unterrichtete Todtengräber qualificirt erachtet.

Vergleicht man nun dieſe geſetzlichen Vorſchriften, welche zur Verhinderung des Lebendigbegrabenwerdens aufgeſtellt ſind, mit dem, was uns Wiſſenſchaft und Erfahrung in Bezug auf dieſes Thema an die Hand geben, ſo iſt es zwar ausgemacht, daß nur der Grundſatz, wenn er ſtrenge befolgt wird, die Möglichkeit des traurigen Ereigniſſes aufhebt, daß ſichere Beweiſe des wirklich vorhandenen Todes vorhanden ſeyn müſſen, ehe eine Leiche für beſtimmt nicht ſcheintodt erklärt werden und der Erde wiedergegeben werden darf. Es iſt, um dies zu wiſſen, um den wahren Tod zu erkennen, nöthig, die Zeichen deſſelben feſtzuſtellen. Es iſt ferner entſchieden, daß es nur ein ſicheres Zeichen des Todes gebe, — nämlich die eingetretene oder wenigſtens beginnende Fäulniß. Dieſes Zeichen bedarf zu ſeinem Eintritt, caeteris paribus, eine gewiſſe Zeit, welche in Preußen, Baiern und Sachſen auf 72, in Holland auf 120, in Würtemberg auf 48 Stunden angenommen iſt. Die Zeit von 72 Stunden iſt in der Regel als mittlere Zeit hinreichend, jenes ſichere Mittel, daß nur Todte unter die Erde kommen, herbeizuführen; aber nur wenn die Fäulniß alsdann eingetreten iſt, darf dann zur Beerdigung geſchritten, widrigenfalls ſoll damit bis zum Auftreten deutlicher Verweſungsſpuren gewartet werden. Das ganze Publikum, da Sachverſtändige nicht überall zu haben ſind, ſoll in den Zeichen der beginnenden

kirche vorgenommen und Friedrich Wilhelm IV. von 290 gegen 248 Stimmen zum Erbkaiser der Deutschen ausgerufen. Diese Wahl wäre nicht möglich gewesen ohne die Linke, deren Bedingung aber wieder ihre Annahme in Berlin unmöglich machte. *) Die preußische Partei in der Paulskirche hatte sich in allzu großer Begier, mit dem Erbkaiser zum Ziele zu gelangen, unvermerkt von der Linken die Schlinge umlegen lassen, die sie weiter als je von ihrem Ziele zurückzerrte. Ein großer Theil der Mitstimmenden scheint von dem geheimen Uebereinkommen mit der Linken nichts gewußt oder doch dasselbe absichtlich ignorirt zu haben, denn sehr viele, Radowitz an der Spitze, knüpften ihr Ja für den Erbkaiser an die gerade entgegengesetzte Bedingung, indem sie auch nach der Kaiserwahl noch eine Vereinbarung mit den Fürsten in Betreff der Reichsverfassung voraussetzten und verlangten.

In Berlin waren gemäß der neuen octroyirten preußischen Verfassung vom 26. Februar beide Kammern zusammengetreten, Alle Führer der Linken, Waldeck, Temme, Behrends, Rodbertus, Jacoby ꝛc. waren wieder gewählt worden und opponirten auf's neue. Auch in den Provinzen dauerte die Gährung fort. Die Feier des Jahrestags der Märzrevolution führte zu Tumulten, wie in Berlin, so in Breslau, Stettin, Danzig. Die Kaiserfrage in Frankfurt beschäftigte auch die zweite Kammer in Berlin auf's lebhafteste und am 2. April ging sie in einer Adresse den König dringend an, die Kaiserwürde anzunehmen.

Eine große Deputation war eben von Frankfurt angelangt, um dem König die deutsche Krone anzutragen. Sie wurde auf's ehrenvollste empfangen, am 3. April, aber die Antwort des Königs war ablehnend. Er dankte zwar für das in ihn gesetzte Vertrauen und erklärte sich bereit, dem gemeinsamen deutschen Vaterlande

---

*) Die Linke spielte ein falsches Spiel. Vogt sagte damals: Uns liegt gar nichts daran, daß jetzt etwas Haltbares zu Stande komme. Im Gegentheil!

seine Hingebung und Treue zu beweisen, glaubte aber, es sey unmöglich, Deutschlands Einheit aufzurichten mit Verletzung der Rechte Anderer, ohne die freie Zustimmung der Fürsten und freien Städte. Ihnen komme es zu, erst die Reichsverfassung zu prüfen, und von dem Ergebniß dieser Prüfung allein werde es abhängen, ob ihm Rechte zuerkannt werden würden, die ihn in den Stand setzten, mit starker Hand die Geschicke des Vaterlandes zu leiten. In Uebereinstimmung mit dieser Erklärung erließ der König noch an demselben Tage ein Circular an alle deutschen Regierungen mit der Bitte, sie möchten sich äußern, ob und unter welchen Bedingungen sie einem neuen Bundesstaat beitreten und in welchem Verhältniß sie zu den nicht beitretenden Staaten zu stehen wünschten? Der König hatte mithin mit der preußischen Partei in Frankfurt nicht gänzlich gebrochen, er wollte den von ihr verlangten deutschen Bundesstaat mit Ausschluß Oesterreichs in der That verwirklichen, nur unter der Bedingung einer freien Zustimmung der betreffenden Regierungen, die sich ihm in dem neuen Bunde würden unterzuordnen haben. Die Frankfurter Deputation konnte aber die vom König verlangte Vereinbarung, welche die Endgültigkeit der Reichsverfassung noch in Frage stellte, nicht anerkennen, gab in diesem Sinne sogleich eine Erklärung ab und reiste unverrichteter Dinge nach Frankfurt zurück.

Der Reichsverweser wollte gleich nach der Kaiserwahl abdanken, ließ sich aber bewegen, noch auszuharren und empfing von der österreichischen Regierung die Weisung, auf dem Platze zu bleiben, den er nur einer neuen Bundesgewalt abzutreten habe, bei welcher Oesterreich vertreten sey. Oesterreich rief zwar alle seine Abgeordneten aus der Paulskirche zurück (5. April) und erklärte die Fortdauer des deutschen Parlaments für ungesetzlich, nachdem es durch mehrere Beschlüsse seine Befugnisse überschritten habe, ließ aber den Reichsverweser unter dem Schutz der österreichischen Besatzung der nahen Festung Mainz in Frankfurt, um seine Ansprüche auf die Leitung der deutschen Verhältnisse zu wahren, beziehungsweise

nach dem Mißlingen aller Bundesreformversuche seine alte Stellung am Bundestage wieder geltend zu machen. Der Reichsverweser war von nun an nur noch ein österreichischer Vorposten gegen Preußen, wie die Mehrheit der Paulskirche ein preußischer Vorposten gegen Oesterreich gewesen war.

Aber das Band zwischen dieser Mehrheit und Preußen war seit der ablehnenden Antwort des Königs zerrissen. Die Partei Gagern hatte der Linken ihr Wort verpfändet und konnte nicht mehr zurückgehen. Es war ihr moralisch unmöglich geworden, jetzt noch auf eine Umänderung der Reichsverfassung nach den preußischen Vorschlägen einzugehen. Auf der andern Seite konnte sie aber auch, wenn sie sich ganz der Linken hingab, zu keinem gedeihlichen Ziele zu gelangen hoffen, weil die Linke nur auf Anarchie hinarbeitete, wie früher Hecker und Struve. Die Oesterreicher und viele andere Großdeutsche verließen schaarenweise das Parlament. Die Kleindeutschen und die Linke bildeten somit die überwiegende Mehrheit und hielten anfangs noch zusammen; jene brauchten die Linke, um das Volk auf ihre Seite zu bekommen und eine neue Märzbegeisterung zu erwecken, diese brauchte die Partei Gagern, um für ihre anarchischen Zwecke einen gesetzlichen Ausbängeschild zu haben. Beide setzten schon am 10. April den s. g. Dreißigerausschuß ein, der zu gleichen Theilen aus der kleindeutschen Partei und aus der Linken gewählt wurde und für die Durchführung der Reichsverfassung Sorge tragen sollte, vorbehältlich der Oberhauptfrage, die eine offene blieb.

Die Gagern'sche Partei nahm keinen Anstand, durch ihre zahlreichen Freunde in den Ständeversammlungen der Einzelstaaten und in den Märzministerien einen sanften Druck auf diejenigen Fürsten wirken zu lassen, die sich dem preußischen Plan noch nicht gefügt hatten oder die jetzt, nachdem der König abgelehnt hatte, sich ihres früheren Wortes entbunden glaubten. Wenn es gelang, die Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten für die Reichsverfassung zu stimmen, so blieb immer noch die Aussicht einer Verständigung

mit Preußen. Man hoffte, Radowitz, der am 23. April noch Berlin berufen wurde, werde dieselbe anbahnen. Am 26. setzte die Gagern'sche Partei in der Paulskirche durch, daß man bis zum 3. Mai auf die Erklärungen der Einzelregierungen warten wolle. Die Linke nahm das sehr übel, erklärte es für Feigheit, forderte zu raschem Handeln auf und bediente sich des drastischen Mittels der Volksversammlungen, der Sturmpetitionen, des offenen Aufruhrs außerhalb der Paulskirche, in derselben aber legte sie es darauf an, ihre neuen kleindeutschen Bundesgenossen durch die gröbsten Ausfälle gegen Preußen zu compromittiren.

Die Kleinstaaten hatten sich schon für die Reichsverfassung erklären müssen, es kam nur darauf an, die Königreiche zu gewinnen. Der erste Sturm wurde auf den König von Württemberg unternommen. Man verlangte von ihm Anerkennung der Reichsverfassung mit Einschluß des Oberhauptsparagraphen. Vergebens entgegnete er, es sey unvernünftig, von ihm die Anerkennung des Königs von Preußen als Kaiser zu verlangen, da gedachter König gar nicht Kaiser werden wolle, und fügte stolz hinzu: „dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht." Aber hundert Deputationen vom Lande füllten Stuttgart an, Stände und Ministerium drangen in ihn und um eine Katastrophe zu vermeiden, gab er am 24. April eine entsprechende Erklärung in Ludwigsburg, wohin er sich entfernt hatte. Ein mächtiger Adressensturm bedrohte auch den König von Hannover, der aber am 26. rasch seine Stände auflöste. Sachsen befolgte dieses Beispiel, lief aber viel größere Gefahr. Hier waren in die im Januar eröffnete Kammer unter dem Einfluß der Blum'schen Todtenfeier fast nichts als mittelmäßige Köpfe und gemeine Lermer*) gewählt worden, die ganz offen für eine deutsche Republik stimmten. Ein neues Ministerium, an dessen Spitze Held trat, konnte

*) Der Abgeordnete Kell sagte einmal: ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.

ſie eben ſo wenig zähmen, wie das frühere. Sie votirten Abſchaffung des Adels, eine progreſſive Einkommenſteuer, allgemeine Volksbewaffnung und gänzliche Auflöſung des Heeres, Wahl aller Beamten durch das Volk. Am 28. April löste der König dieſe wilde Kammer auf und ernannte v. Beuſt, Rabenhaupt und Frieſen zu Miniſtern. Der bisherige Miniſter von der Pfordten trat in's bayriſche Miniſterium ein. In Bayern hielt das katholiſche Volk zum König, nur in Franken und noch mehr in der Pfalz wurde ein Sturm vorbereitet. In Preußen ſelbſt erklärte ſich die zweite Kammer am 21. für die Durchführung der deutſchen Reichsverfaſſung mit allen ihren Folgerungen. Das veranlaßte den König, ſie am 27. aufzulöſen, am folgenden Tage die Kaiſerkrone definitiv abzulehnen und ein Circular an die Regierungen, die ſich bisher dem engeren Bunde zugeneigt hatten, zu erlaſſen, worin er ſie aufforderte, direct in Berlin mit ihm zu verkehren. Damals ſchon tauchte der Gedanke eines Sonderparlaments in Gotha auf, in welchem wieder gut gemacht werden ſollte, was in Frankfurt durch die unglückliche Coalition mit der Linken verdorben worden war.*) Baſſermann gab ſich als Reichscommiſſär damals in Berlin noch alle Mühe, das geſtörte Verhältniß zwiſchen Frankfurt und dem König von Preußen herzuſtellen, aber vergeblich, da man in der Paulskirche deſſen wohlgemeinten Ermahnungen und Bedingungen kein Gehör geſchenkt hatte. Sofern man ohne den König nichts erreichen konnte, hätte man auch nie verſuchen ſollen, ihn zu zwingen, ſondern ſich ſeiner Führung gleich anfangs anvertrauen ſollen. Im Uebrigen gab es der König noch am 3. Mai in einer Erklärung an Baſſermann der Paulskirche anheim, ob ſie nicht jetzt noch ſich ſeinen Bedingungen fügen wolle.

Sie that es nicht. Sie beharrte in der Illuſion der Nationalſouveränetät und beſchloß am 4. Mai: alle Regierungen, Stände und Gemeinden der Einzelſtaaten ſollen aufgefordert werden, die

*) Vgl. die Allgemeine Zeitung vom 20. April.

Reichsverfassung durchführen zu helfen; will der König von Preußen nicht das Oberhaupt seyn, so soll es der mächtigste Fürst nach ihm werden; gemäß der neuen Reichsverfassung soll der erste Reichstag gewählt werden und am 15. August in Frankfurt zusammentreten. Diese Beschlüsse liehen der Linken den Vorwand zu angeblich reichsverfassungsmäßigen Maßregeln gegen die „revolutionären" Regierungen. Nur sie, behauptete sie, stehe auf dem Boden des Rechts, alle Regierungen, welche der endgültig beschlossenen Reichsverfassung Hindernisse in den Weg legten, seyen rebellisch und man dürfe mit Gewalt gegen sie vorgehen. In Erinnerung der vorjährigen ersten Begeisterung nannten sich die von der Linken geleiteten demokratischen Vereine jetzt Märzvereine und Deputirte aller dieser Vereine hielten einen Congreß in Frankfurt, neben dem Parlament, und erließen am 6. Mai einen Aufruf an das deutsche Volk, worin sie „zu den Waffen" riefen. Unterzeichnet von Fröbel, als Präsidenten, und Raveaux, als Vicepräsidenten des Congresses. Am folgenden Tage hatte Gagern in der Paulskirche einen furchtbaren Sturm zu bestehen, weil er der eben in Sachsen ausgebrochenen Revolution die Reichshülfe zu leisten versagte.*) Da

*) Gagern: Die ganze Politik, die die Mehrheit dieses Hauses bisher befolgt hat, ging von der Anerkennung dieses Verhältnisses aus, daß Staaten im deutschen Bunde seyen, deren Unterordnung unter eine Centralgewalt, die außer ihnen steht, nur schwer zu bewerkstelligen seyn würde, und darum der Stärkste an die Spitze berufen werden müsse, um eine Macht zu gründen. Gegen die Anerkennung solcher Wahrheiten sich sträuben oder sie ignoriren zu wollen, das kann nur der Phantasie oder dem Leichtsinn erlaubt seyn. (Stimmen auf der Linken: Hört!) Meine Herren! Die Centralgewalt wird thun, was bei der kritischen Lage, in der Sachsen sich jetzt befindet, ihre Stellung erfordert, ihre Mittel erlauben. Ich habe vorhin geäußert, daß ich das Bestreben, die größeren Staaten zur Anerkennung der Verfassung zu bringen, noch nicht als aufgegeben zu betrachten bitte, daß ein günstiges Resultat noch möglich ist. (Widerspruch auf der Linken.) Ja, meine Herren, wenn man einem auswärtigen Feinde

er nun weder der Revolution dienen, noch sie verhindern konnte, dankte er am 9. als Reichsminister ab. Am folgenden Tage aber

---

gegenübersteht, der uns beleidigt oder Uebles uns zugefügt hat, dann sey das erste Gefühl auch das entscheidende, die erste Bewegung an das Schwert, und man werfe die Scheide weit weg; aber das ist nicht das Gefühl, einem Bruderstamm gegenüber, dessen Regierung uns Uebles zugefügt hat; da müssen alle Mittel erschöpft werden, den Frieden zu erhalten, und wenn die Waffen gezogen würden, ich würde mich im letzten Augenblicke noch dazwischen werfen. (Bravo auf der Rechten; Lachen auf der Linken.) Buben lachen darüber. (Ungeheure Aufregung und Tumult auf der Linken. Viele Stimmen von der Linken: Zur Ordnung! Herunter!)

Antrag des Abgeordneten Würth von Sigmaringen in derselben Sitzung: „In Erwägung, daß die rebellischen Fürsten bereits zu den Waffen gegriffen und den Reichsfrieden gebrochen haben; in Erwägung, daß mit diesen Fürsten nicht mehr unterhandelt werden kann, beantrage ich, die Nationalversammlung beschließe: das deutsche Volk sey zu den Waffen zu rufen und aufzufordern, die rebellischen Fürsten zu vertilgen."

Dietsch von Annaberg: Versäumen Sie jetzt den Augenblick, lassen Sie jetzt das sächsische Volk, welches für die deutsche Verfassung, wie sie von Ihnen beschlossen worden, in die Schranken getreten ist, im Stich, so wird Sie das Volk auch im Stich lassen und das mit Recht. Denn wollen Sie die Erhebung des Volkes für Ihre Verfassung selbst verderben und verrathen, dann wird man Ihnen von allen Seiten bald den Rath recht thätlich ertheilen: „Machen Sie, daß Sie fortkommen!" (Stürmisches Bravo von der Gallerie. — Ruf von der Rechten: Gallerie räumen!)

Erbe: Damals warteten Sie, bis in Wien Blum erschossen war, jetzt wollen Sie wohl warten, bis von der provisorischen Regierung in Dresden einer nach dem andern erschossen ist? Wenn Sie sagen, wir sind zu schwach, um zu handeln, nun, meine Herren, eine schwache Executivgewalt brauchen wir nicht. Wollen Sie bleiben, dann handeln Sie, wollen Sie aber nicht handeln, dann gehen Sie. Die entschiedene Minderheit dieser Versammlung wird dann allein handeln und allein gehen. (Bravo auf der Linken.) Die Nationalversammlung hat nur zwei Wege, sie muß endlich handeln und zwar, um zu siegen oder um zu sterben. Wenn sie in ihrer unthätigen Ruhe verbleibt, so wird sie, wie schon bisher, zum

erklärte die Paulskirche auf Rebens Antrag die Hülfe, die preußiſche Truppen dem König von Sachſen gegen die Revolution leiſteten, für einen ſchweren Reichsfriedensbruch und zwei Tage ſpäter befahl ſie, alle deutſchen Truppen ſeyen auf die Reichsverfaſſung zu beeidigen. Auch ſchickte man Reichscommiſſäre in alle von der Revolution ſchon ergriffenen Länder, auf die man aber nicht achtete, oder die mitrevolutionirten.

Die Geißel der Gagern'ſchen Partei in der Paulskirche war damals Karl Vogt, bekannter Materialiſt, durchaus verneinender Geiſt, ſatyrartiger Schwelger und Humoriſt (luſtiger Teufel wie Druey in der Schweiz). Mit eben ſo viel Witz als gründlicher Bosheit die Mißgriffe der Erbkaiſerlichen verfolgend brachte er ſie vollends um den Reſt von Volksgunſt, den ſie hatten.*)

Der König von Preußen ließ inzwiſchen (durch Radowitz) eine Unionsacte entwerfen und den Entwurf am 9. publiciren. Mit einem Wort, Radowitz hoffte in Gotha (ſ. oben) den engeren preußiſchen Bund durchzuſetzen, deſſen Verwirklichung in Frankfurt Gagern mißlungen war. Es kam lediglich darauf an, die Linke und die revolutionären Elemente auszuſcheiden. Am 14. rief der König alle preußiſchen Abgeordneten aus der Paulskirche zurück, weil dieſelbe den Reden'ſchen Antrag angenommen und überhaupt

---

Hohn und zum Geſpötte und zum Fluch von Deutſchland werden. Wenn ſie entſchieden den Fürſten gegenüber auftritt, ſo iſt es möglich, daß ſie unterliegt; aber mag ſie dann auch untergehen. Sie hat es nicht verſtanden, gut und heilſam zu leben und zu wirken, ſo ſoll ſie es wenigſtens verſtehen, ehrenvoll im Kampfe zu ſterben. Und ein ſolches Ende derſelben wird auch ein Gewinn für das Volk ſeyn. (Lebhafter Beifall auf der Linken und der Gallerie.) Aus dem ſtenographiſchen Bericht vom 7. Mai.

*) Einen Nachtrag dazu gab ſpäter Heinrich Leo, der die Gagern'ſche Partei in ihrer damaligen Lage mit dem Herrn von Münchhauſen verglich, welcher, im Sumpfe verſunken, ſich an dem eigenen Zopfe herausziehen will.

ihre Befugniſſe überſchritten hätte. Die Oeſterreicher waren ſchon abberufen, wurden es auch die Preußen, ſo hatte die Paulskirche alle Bedeutung verloren. Weil Oeſterreich damals noch tief in den ungariſchen Krieg verwickelt war und die in der Nähe von Frankfurt ſelbſt ausgebrochenen Revolutionen nur durch preußiſche Truppen unterdrückt werden konnten, lag es für den König nahe, vom gänzlich ohnmächtigen Reichsverweſer zu verlangen, er möge ſein Amt in ſeine Hände niederlegen. Aber Erzherzog Johann war weit entfernt, Preußen einen Platz einzuräumen, den er vielmehr Oeſterreich vorbehalten wollte. Im Einverſtändniß mit Schwarzenberg erachtete er es als ſeine einzige Aufgabe, den Präſidentenſtuhl des alten Bundestags für Oeſterreich zu reſerviren und von keinem Nichtöſterreicher einnehmen zu laſſen.

Dies war die Stellung der Reichsgewalt und des Parlaments zu den zahlreichen und drohend anwachſenden Mairevolutionen, die überall von den demokratiſchen Märzvereinen angefacht wurden und deren Führer ſich auf das Recht und die Geſetzlichkeit kraft der Reichsverfaſſung und der letzten Parlamentsbeſchlüſſe beriefen. Ihr Programm war ein Wort von Vogt: „nur durch Freiheit werdet ihr zur Einheit gelangen.“

Die Entſchloſſenheit, mit welcher der König von Sachſen die radicale Kammer aufgelöst und ein energiſches Miniſterium ernannt hatte, imponirte den auf's heftigſte aufgeregten Volksmaſſen nicht, ſondern rief einen furchtbaren Widerſtand hervor. In Dresden erklärte Minkwitz im Namen des Vaterlandsvereins und Grille im Namen des Arbeitervereins, das Volk müſſe jetzt durch die That beweiſen, daß es ein freies und einiges deutſches Volk ſeyn wolle. Die Reichsverfaſſung müſſe in Kraft treten und der König ſich ihr beugen. Auch der Verein der Turner waffnete ſich und vom Lande her wurden Communalgarden, Freiſchaaren und ſonderlich die Bergleute des Erzgebirges, armes, verbittertes, zähes und zum Barrikadenbau und Miniren am beſten taugliches Volk einberufen. Der neue Kriegsminiſter v. Rabenhaupt ließ da-

gegen schleunig einige Truppen aus Leipzig kommen und Hülfe von Preußen requiriren. Aber es kostete Mühe, ein Bataillon aus Leipzig, wo man es zurückzuhalten suchte, loszumachen und von Preußen konnten erst fast eine Woche später ein Paar Bataillone ankommen, weil Wrangel seine Truppen in Berlin selbst brauchte und auch von Breslau keine abgegeben werden konnten, da hier in den ersten beiden Wochen des Mai für Durchführung der Reichsverfassung vom Volk gleichfalls blutig gekämpft wurde und die Stadt in Belagerungsstand erklärt werden mußte.

Das bewaffnete Volk hatte daher in Dresden anfangs die Uebermacht über das Militair. Der Kampf begann am 3. Mai, nachdem der König alle Forderungen abgeschlagen hatte, vor dem Zeughause, welches das Volk stürmen wollte. Es gelang mit Mühe, dieses Haus zu schützen. Aber die königliche Familie floh über Nacht nach der Feste Königstein und am 4. constituirte sich bereits das Triumvirat Tschirner, Heubner, Todt als provisorische Regierung. Die Truppen unter General von Schirding behaupteten die Neustadt auf dem rechten Elbeufer, die Elbebrücke und die auf dem linken Ufer zunächst liegenden Puncte, die Brühl'sche Terasse und das Schloß, wogegen die innere Altstadt in der Gewalt des Volkes blieb und bis zum 5. mit nicht weniger als 108 Barrikaden stark verrammelt war. Die Oberleitung des bewaffneten Aufruhrs übernahm der Russe Bakunin. Am 6. wurde vom Volk das schöne Opernhaus in Brand gesteckt und man fürchtete, das Schloß selbst werde unterminirt werden. Indessen hielten die sächsischen Soldaten unter immerwährendem Feuer (meist gegenseitig aus den Fenstern) rühmlich aus, bis am 7. ein und am 8. noch ein preußisches Bataillon ankamen. Dieselben hatten nicht mehr ganz freie Eisenbahn gefunden und waren durch die feindliche Stimmung des Volks unterwegs mehrmals aufgehalten worden, wie enn auch der sächsische Major von Zeschau, der eine Sendung nach Berlin übernommen hatte, in Bautzen vom Volk gefangen genommen und zurückgehalten wurde. Sobald die Ver-

Fäulniß und Verweſung unterrichtet ſeyn. Dies iſt aber notoriſch nicht der Fall. Ob auf dieſe Weiſe Scheintodte ohne die geeigneten und ſo oft hülfreichen Rettungsverſuche nicht in vielen Fällen wirklich Todte werden? iſt eine Frage, die hier nicht zu erledigen iſt. Daß es aber Fälle gibt, in denen das auf dieſe Weiſe nicht oder wenigſtens nicht hinlänglich beaufſichtigte Publikum leichtſinnig zu Werke geht, liegt ganz in ſeinem Charakter, und alle die Fälle von begrabenen Lebendigen könnten gar nicht vorgekommen ſeyn ohne dieſen Leichtſinn. Es ſind aber, da ſolche Fälle exiſtiren, die beſtehenden Vorſchriften nicht zureichend: für die Regel wohl; aber in der Regel werden auch nicht Lebendige begraben; für die Ausnahmen aber nicht, in denen — abgeſehen von etwa geſchehenen Verbrechen — die Fäulniß durch irgend welche Einflüſſe nicht deutlich hervortritt, ſich verſpätet, für die Fälle, in denen Geſpenſterfurcht vor Todten, Leichtſinn, Mangel an Raum in den Wohnungen und viele andere Gründe die Entfernung der Leiche, je früher je beſſer, wünſchenswerth machen, und gerade dieſe Fälle ſind die gefährlichen. Es ſoll zwar nicht zu viel regiert werden, aber überall ſoll Aufſicht ſeyn, wo ein Unglück geſchehen kann; da aber Menſchen lebendig begraben werden können, da dies ſogar ſeltener oder öfter vorgekommen iſt; da ſolche Fälle nicht a priori von ſolchen zu unterſcheiden ſind, in denen der gewiſſe Tod conſtatirt, ſo muß ein anderes Mittel ins Leben treten, welches die Gewißheit des Todes jedesmal ermittelt, d. h. die Entſcheidung der eintretenden Verweſung gibt, und wo dieſe Gewißheit des Todes fehlt, für den möglicherweiſe Scheintodten die Wohlthat der Wiederbelebungsverſuche eintreten läßt.

Es gibt ein ſolches Mittel in einer zweckmäßig angeordneten Leichenſchau; ein Mittel, welches den wünſchenswerthen Zweck ſicher erreicht, ein Mittel, das zugleich, wie Schmittmüller richtig bemerkt, noch andere Zwecke erfüllt, indem dadurch Todesfälle entdeckt werden, die eine gerichtliche Unterſuchung fordern, indem dadurch die herrſchenden Krankheiten, beſonders die Epidemien, mehr zu wünſchenswerther Kenntniß gelangen und endlich, indem Fälle von Pfuſcherei und ärztlichen Vergehen dadurch ermittelt, unterſucht und beſtraft werden können. In der That vielfache und wünſchenswerthe Reſultate durch ein einfaches Mittel, deſſen Erreichung in volkreichen Städten keine großen

ſtärkungen in Dresden eingerückt waren, drangen die Truppen vor und indem ſie die Wände der Häuſer durchbrachen, um hinter die Barrikaden zu kommen, gelang es ihnen nach und nach, die Inſurgenten in die Enge zu treiben.*) Am 9. wurde der Sieg entſchieden. Trotz der langen Dauer und Hartnäckigkeit dieſes Straßenkampfes hatten die Truppen, der gedeckten Stellungen wegen, nur wenig Todte, die Sachſen 23, darunter General Homilius und zwei Offiziere, die Preußen 8, darunter 2 Offiziere. Todte Inſurgenten fand man 178. Bakunin**) und Heubner wurden in Chemnitz gefangen, der ganze Aufſtand war auf ſächſiſchem Boden niedergeſchlagen.

Der Kampf in Dresden erweckt trübe Betrachtungen. Wenn Fürſten in ihrem Sonderintereſſe und Diplomaten aus der alten Metternich'ſchen Schule dem heiligſten Recht der Nation entgegentraten und die Erfüllung der nationalen Sehnſucht zu vereiteln trachteten, durften wohl ehrliche deutſche Herzen im Zorn erglühen. Wenn jene ſeit Jahrhunderten im tiefſten Elend ſchmachtende Bevölkerung des Erzgebirgs einmal vom alten Kaiſer träumte und auf ihn, als den deutſchen Volksheiland hoffend, der auch ihren Kummer ſtillen würde, ſich bewaffnet zu ſeinem Banner ſchaarte, ſo kann man ihr tiefes Gefühl nicht verurtheilen wollen. Aber die Jugend und das arme Volk wurde doch nur mißleitet von Demagogen, die keine Kenntniß deutſcher Geſchichte und kein Herz für deutſches Volk hatten, ſondern in fremdartige, unmöglich ausführbare republikaniſche und communiſtiſche Theorieen verrannt oder verdächtigte Ausländer waren. Was ging die Ruſſen Struve und Bakunin die deutſche Volksſache an? Welche Unnatur, daß der

*) Ein Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt, als Augenkranker in ſeinem Zimmer, wurde von eindringenden Soldaten, die ihn nicht kannten, erſchoſſen. Aus der berühmten Bildergallerie feuerte das Militair auf die Straßen, doch wurden nur wenige Bilder beſchädigt.

**) Dieſen lieferte Sachſen an Oeſterreich, Oeſterreich an Rußland aus, wo er einige Jahre ſpäter begnadigt wurde.

eine in Baden, der andre in Sachsen die Leitung des Volks an sich reißen konnte!

In Leipzig war während des Dresdner Kampfes von Ruge ein vergeblicher Revolutionsversuch gemacht worden, die guten Bürger hatten ihn unterdrückt. Auch der blutige Kampf in Breslau wurde besiegt. Berlin rührte sich nicht mehr. Dagegen fand der Aufruf des Frankfurter Parlaments an die Gemeinden, die Reichsverfassung durchzuführen, Anklang an den beiden Enden der preußischen Monarchie. In Köln versammelten sich am 8. Mai die Abgeordneten von 303 rheinländischen Gemeinden, um sich für die Reichsverfassung zu erklären. In Königsberg in Preußen geschah dasselbe am 19., jedoch nur von 22 Gemeinden. Ein westphälischer Städtetag, nach Münster angesagt, kam nicht zu Stande. Diese Demonstrationen hatten zur Folge, daß sich an vielen Orten die Landwehr empörte, als sie zum Kampf gegen die Insurrectionen einberufen wurde. Die Kämpfer für die Reichsverfassung schienen ihr im Recht zu seyn, weshalb sie nicht gegen sie geführt werden wollte. Daher die Aufstände seit dem 6. Mai in Elberfeld, Crefeld, Neuß, Hagen, Düsseldorf, Iserlohn. Auch von Köln aus zog eine Freischaar unter dem Dichter Kinkel, kam aber nicht weit. Der ganze Aufstand wurde durch preußische Truppen unter General Hanneken unterdrückt. In Elberfeld ließen sich die Insurgenten durch 6000 Thaler, die ihr Anführer Mirbach empfing, zum Abzuge bewegen; in Iserlohn wurde blutig gekämpft, wobei der preußische Oberstlieutenant Schrötter fiel.

Ein Versuch, das bayrische Frankenland zu insurgiren, scheiterte noch vor dem Ausbruch. Eine große Volksversammlung zu Nürnberg am 13. erklärte sich zwar energisch für die Reichsverfassung, wobei Karl Vogt, vom Frankfurter Parlament entsendet, als Redner glänzte. Aber man scheint hier absichtlich noch zurückgehalten zu haben, um erst die bayrische Armee zu verführen, die ein Beobachtungslager bei Donauwörth bezogen hatte. Wirklich gelang es durch Geld, Bier und Dirnen, die Disciplin in diesem

Lager aufzulockern, sonderlich im 11. bayrischen Infanterieregiment welches wiederholt im Laufe des Mai schlimme Excesse beging. Dadurch wurde die bayrische Streitmacht wirklich wochenlang gehindert, nach der Pfalz zu ziehen, wo sie zur Dämpfung der dort ausgebrochenen Revolution sehr nöthig gewesen wäre.

Die sonst harmlos lebenslustige Bevölkerung der bayrischen Rheinpfalz war in den Rausch des Hambacher Festes zurückgefallen. In der frivolsten Weise, ohne irgend tiefen Ernst und Opferfähigkeit, bereitete sie sich zur Revolution, wie zu einer Fastnachtslust. Nicht einmal ein genialer Kopf that sich hervor. Die gemeinste Mittelmäßigkeit maßte sich an, hier großes Spiel zu spielen. Am 1. Mai erklärte eine zahlreiche Volksversammlung zu Kaiserslautern die bayrische Regierung für rebellisch gegen die Reichsverfassung und verweigerte die Steuern. Am folgenden Tage proclamirte sich der s. g. Landesausschuß der demokratischen Vereine (Schüler, Culmann, Schmidt, Greiner, Hepp ꝛc.) als provisorische Regierung und fand keinen Widerstand, denn die längst bearbeiteten Soldaten in Ludwigshafen verließen ihre Fahnen und auch aus der Festung Landau liefen die Soldaten schaarenweise weg und gingen mit Sack und Pack zu den Insurgenten über. Auch aus der Nachbarschaft, aus der Schweiz und Frankreich sammelten sich hier die alten Hecker-Struve'schen Freischaaren, von denen Fenner von Fenneberg, trotz seines elenden Debuts in Wien, zum Obergeneral gewählt wurde, aber sich gänzlich unfähig erwies, nur wenige Tage commandirte und sich wieder aus dem Staube machte.*) Der Abgeordnete Eisenstuck wurde aus Frankfurt als Reichscommissär nach der Pfalz geschickt, überschritt aber seine Vollmacht und sanctionirte die provisorische Regierung, weshalb ihn das Reichsministerium wieder zurückrufen mußte. Der Freischärler Blenker (ursprünglich ein Weinreisender aus Worms) bemächtigte sich Ludwigshafens und erhielt einstweilen den Oberbefehl

*) Er endete 1858 in Nordamerika im Wahnsinn.

ſtatt Fenners. General von Jeetze behauptete Landau mit dem treu gebliebenen Reſt bayriſcher Truppen; auch Germersheim hielt ſich. Ein Verſuch, das Moſelland zu inſurgiren durch eine am 13. Mai bei Trier abgehaltene Volksverſammlung, bei welcher ein Literat Grün Reden hielt, mißlang.

Die Revolution verbreitete ſich aber aus der Pfalz bald über Baden. Hier waren die Soldaten vorlängſt verführt. Junge Leute, ohne militairiſchen Geiſt, nur ſehr kurze Zeit unter den Fahnen, angeſteckt von dem politiſchen Schwindel, der das ganze Land ſeit ſo vielen Jahren durchzog, verlockt durch Freihalten in den Wirthshäuſern, durch Mädchen und Verſprechungen, abgeſtoßen von den Offizieren, die damals im übelſten Rufe hoffärtigen Junkerthums ſtanden, beſaßen ſie die ſittliche Kraft nicht, um dem Verſucher zu widerſtehen. Die Unteroffiziere waren durch Aufhebung des für ſie einträglichen Einſteherſyſtems verletzt und grollten damals, alſo fand die Regierung auch an ihnen keine Stütze mehr. In der Bundesfeſtung Raſtadt lagen, eine kleine öſterreichiſche Artillerieabtheilung ausgenommen, nur badiſche Truppen von ſehr zweideutiger Disciplin*) und unter dieſen brach am 9. Mai die erſte Meuterei aus. Unteroffiziere und gemeine Soldaten, mit den Demokraten in einer großen Verſammlung vereinigt, handelten von ihren Rechten und von den Mitteln, dieſelben zur Geltung zu bringen. Damals ſchon wurde das Haus des verhaßten Oberſt Pierron demolirt. Am folgenden Tage wurde der Tumult noch

*) Der Gouverneur der Feſtung, Cloßmann, hatte vergeblich gewarnt. Miniſter Bekk nahm keinen Anſtand, den Demokraten in Raſtadt ſchon im Spätherbſt einen Fackelzug zur Todtenfeier Robert Blums in der Bundesfeſtung zu geſtatten. Cloßmann ſelbſt aber ließ nun alles gehen, wie es wollte, duldete den Verkehr der Soldaten mit der gefangenen Frau Struve, und ließ ſich ſogar einmal, indem er einen Streit zwiſchen den Badenern und Oeſterreichern ſchlichten wollte, von ſeinen eigenen unbotmäßigen Soldaten ungeſtraft mit Schneeballen werfen. Vgl. die treffliche kleine Schrift von Fickler (dem Bruder des Demagogen) über Raſtadt.

ärger, verhaftete Soldaten wurden befreit und der Kriegsminister, General Hofmann, welcher herbeigekommen war, konnte die Ordnung nicht mehr herstellen und mußte flüchten. Ganz ähnliche Meutereien brachen am 11. in Freiburg aus, von wo die Offiziere fliehen mußten, und in Lörrach, wo Oberst von Rotberg von seinen eigenen Leuten schwer verwundet wurde. Wenn die Franzosen damals Lust bezeugt hätten, würden sie Rastadt haben wegnehmen können. Der badische Militairaufruhr hat klar bewiesen, wie gefährlich die Kleinstaaterei an einer der wichtigsten Grenzen des deutschen Bundes ist, aber man hat doch nichts daran geändert, noch gebessert.

Am 13. Mai war eine große Volksversammlung zu Offenburg angesagt. Es war das herrlichste Wetter. In unzählbaren Zügen kam das Landvolk geputzt und fröhlich daher, wie zu einer Lustbarkeit. Aber vom Wein erhitzt stimmte die Menge den hier gefaßten Beschlüssen des badischen Landesausschusses, in dem die demokratischen Vereine sich concentrirten, jubelnd zu. Man beschloß die Union Badens mit der Pfalz, die Zurückberufung Heckers, die Einberufung einer constituirenden Versammlung, die Entfernung der Minister, allgemeine Volksbewaffnung ꝛc. Neu war unter diesen Beschlüssen nur die Gründung eines colossalen Pensionsfonds für verarmte Bürger, ein socialistischer Gedanke. Während das in Offenburg vorging, rebellirte die Garnison in der Hauptstadt Karlsruhe selbst, demolirte eine Kaserne und die Wohnung des Obersten v. Holtz, tödtete den Rittmeister v. Laroche und jagte nicht nur alle Offiziere fort, sondern trieb es so weit, daß selbst der Großherzog mit seiner Familie sammt dem Ministerium noch in der Nacht eiligst die Flucht ergriff und auf Umwegen nach Frankfurt gelangte. Nur die Bürgerwehr verlor den Muth nicht und behauptete das Zeughaus gegen wiederholte Angriffe. Aber auch in Bruchsal hatten die Soldaten sich der Revolution angeschlossen und war Struve befreit worden und schon am 14. kam der Abgeordnete Brentano mit dem Landesausschuß und einem Regiment

insurgirter Soldaten aus Rastadt nach Karlsruhe und trat hier an die Spitze einer provisorischen Regierung, einstweilen noch „im Namen des abwesenden Großherzogs“, aber ohne dessen Vollmacht und trotz dessen Protestationen.

Die Dinge in Baden hatten ihren natürlichen Verlauf genommen. Seit vielen Jahrzehnten war durch die Schuld der Regierung selbst die Revolution vorbereitet worden. Das Ansehen der Kirche war tief gesunken, eine gottlose Schule hatte Volk und Jugend verderbt. Die Regierung hatte der Kammer, die Kammer der s. g. öffentlichen Meinung, dem Zeitbewußtseyn nachgegeben, dem Volk immer eingeredet, es sey souverain, in seinem jeweiligen Willen liege die höchste Vernunft, wie Autorität. Jetzt machte das Volk zum erstenmal von seiner angeblichen Souverainetät Gebrauch, jetzt gingen die Saaten auf, welche Welcker und Rottek gesäet und die Minister Winter und Bekk gepflegt hatten. Schrecklicher Undank strafte die alte Verblendung. Der bürgerfreundliche Großherzog mußte Nachts im finstern Wald, auf dem Protzkasten einer Kanone sitzend, vor seinem eigenen Volke fliehen. Eben so Bekk, von allen seinen Schmeichlern verlassen. Der ehrliche alte Welcker wurde in Heidelberg vom Pöbel insultirt, kein Schiffer wollte ihn über den Neckar fahren, kein Kutscher ihn in seinen Wagen aufnehmen.

Die badischen Offiziere traf ein trauriges Loos. Die meisten retteten sich in Verkleidungen, aber General Hofmann und Gefolge nebst der Artillerie, die den Großherzog in der Nacht der Flucht durch den Park begleitet hatten, wurden, indem sie nicht über den Neckar gelangen konnten, von den bewaffneten Bauern unter Sturmläuten in allen Dörfern verfolgt und wie das Wild gehetzt. Ganz erschöpft und mit Koth bedeckt kamen sie endlich an der württembergischen Grenze an, wo ihnen Bürgerwehr und demokratische Freischaaren von Heilbronn aus entgegentraten, während der badische Landsturm sie von hinten drängte. Da es nicht mehr möglich war, seine 16 Kanonen zu retten, erschoß sich

der badiſche Artilleriehauptmann von Großmann auf der Lafette. Hofmann und die übrigen Offiziere ſchwebten lange in Todesgefahr, da die Heilbronner ihnen ſo feindlich waren wie das badiſche Landvolk. Endlich gelang es dem Buchdrucker Ruof, Vorſtand des Heilbronner demokratiſchen Vereins, das Leben der Offiziere zu retten, indem er ſie für ſeine Gefangenen erklärte und dem badiſchen Volk die Kanonen überließ.

In Karlsruhe regierte nun der Advokat Brentano und neben ihm als Mitglieder der proviſoriſchen Regierung Gögg (Zollbeamter), Eichfeld (Lieutenant), Peter (Regierungsdirector in Conſtanz). Später trat noch Fickler ein. Großen Einfluß übten auch der Mannheimer Buchhändler Hoff und der radicale Schulmeiſter Stay, der es ſich beſonders angelegen ſeyn ließ, fromme Pfarrer zu verhaften und zu ängſtigen. Ein unfähiger Lieutenant Sigel (früher Heckers Adjutant) wurde Kriegsminiſter und Chef der vereinigten Pfälzer und Badener Armee. Die Allianz mit der Pfalz wurde ſchon am 18. Mai beſchloſſen. Drei Abgeordnete aus der Paulskirche, Raveaux, Trütſchler und Erbe erſchienen eigenmächtig, um das badiſche Volk zu den Waffen zu rufen gegen die Feinde der Reichsverfaſſung, am 19. Raveaux hatte der Offenburger Verſammlung angewohnt und bei derſelben große Mäßigung bewieſen. Jetzt aber ergriff auch ihn der Wahn, die Mittel Badens und der Pfalz ſeyen ausreichend, um die Revolution durch ganz Deutſchland ſiegen zu machen. Er rieth daher auf's dringendſte, ſogleich vorwärts zu gehen und Württemberg, Heſſen, den Odenwald und Franken raſch zu inſurgiren, ehe die Fürſten gerüſtet ſeyen. Der württembergiſche General von Miller, der noch vom zweiten Struve'ſchen Einfall her mit etwa 3000 Mann im Seekreiſe ſtand, zog ſich zurück. Die württembergiſchen Truppen ſelbſt waren damals nicht ganz tactfeſt. Eben ſo die bayriſchen im großen Lager bei Donauwörth, wo man Hecker hoch leben ließ. Wenn, nach Raveaux' Plan, geſchloſſene badiſche Regimenter raſch vorgerückt wären, hätten ſie allerdings damals durchdringen und

weit kommen können. Aber Sigel war kein Führer und die badiſche Armee in voller Auflöſung. Die gemeinen Soldaten wählten ſich neue Offiziere aus ihrer Mitte, denen ſie aber nicht gehorchten. Die Freiſchaarenführer ſchloſſen ſich an Struve und wollten erſt die Republik ausrufen, ehe ſie in den Kampf gingen. Brentano dagegen ſpielte ſeine quaſilegitime Rolle fort, als ob er Baden möglichſt intact ſeinem Großherzog zurückzugeben gedächte. Da verzweifelte Raveaux und drückte ſeinen ganzen Unwillen über dieſe unfähigen Menſchen in Briefen aus. Am 24. Mai rückten einige Schwadronen badiſche Dragoner unter Rittmeiſter v. Glaubitz, die ſich in Freiburg unabhängig erhalten hatten, in Karlsruhe ein und erregten großen Schrecken, aber die Dragoner ließen ſich bald verführen und die braven Offiziere wurden gefangen nach Raſtadt gebracht.

Da es ſo gut mit Offenburg geglückt war, veranſtaltete man ähnliche große Volksverſammlungen im Darmſtädtiſchen und Württembergiſchen, um dort die Revolution zur Reife zu bringen, ehe die badiſch-pfälziſche Armee einrückte. Man wollte es ſich bequem machen, verſäumte die beſte Zeit und ſah alles fehlſchlagen.

Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt hatte man ſchon lange nach Möglichkeit gewühlt, als aber am 24. Mai in einer von Dr. von Löhr präſidirten Volksverſammlung zu Unter-Laudenbach der Regierungsrath Prinz, der die Aufgeregten beruhigen wollte, hinterrücks erſchoſſen wurde, empörte dieſe Schandthat die drei in der Nähe ſtehenden von Oberſt von Dingeldey befehligten heſſiſchen Compagnien dergeſtalt, daß ſie auf das Volk losſtürmten, daſſelbe ohne Mühe auseinanderjagten und 41 Aufrührer tödteten. Von dieſem Augenblick an war das Militair feſt und jeder Verſuch, es zu verführen, vereitelt. Zwar rückte nun Sigel mit der badiſchen Armee gegen Laudenbach vor, während Blenker mit ſeinen Freiſchaaren in Worms eindrang, aber am 30. ließ ſich Sigel von wenigen unter General von Schäfer vereinigten heſſiſchen Truppen bei Heppenheim nach kurzem Kampfe in ſo wilde Flucht

ſchlagen, daß ſeine Reiter das Fußvolk überritten, und nochmals am 5. Juni bei Nacht in Weinheim überfallen, worauf er ſich nach Karlsruhe zurückzog. Desgleichen wurde Blenker aus Worms geworfen, und eine am 24. auch zu Alzey abgehaltene Volksverſammlung unſchädlich gemacht. Aber auch die Heſſen gingen nicht weiter vor, um erſt Verſtärkungen und die Befehle des Reichskriegsminiſteriums abzuwarten.

Im Württembergiſchen wurde am 27. Mai eine große Volksverſammlung in Reutlingen abgehalten, unter dem Vorſitz des jungen Advokaten Becher, der auch ſchon mit in Offenburg getagt hatte. Auch Fickler und Hoff aus Baden waren zugegen und feuerten an, das Beiſpiel Offenburgs nachzuahmen. Man faßte heimliche und öffentliche Beſchlüſſe. Der geheime Zweck war, ſich Baden und der Pfalz anzuſchließen und durch eine allgemeine Volksbewaffnung die Reichsverfaſſung durchzuführen. Eine zahlreiche Deputation begab ſich nach Stuttgart, die öffentlichen, minder gefährlichen und vorbereitenden Beſchlüſſe zur Geltung zu bringen, wurde aber abgewieſen, weil in der Hauptſtadt der König, das Miniſterium, die Kammern, die Bürgerwehr und das Landvolk umher feſt zuſammenhielten. Fickler ſchlich ſich mit Geld in Stuttgart ein, um das allerdings wankende Militair zu verführen, wurde aber abgefaßt und auf den Asberg gefangen geſetzt, am 2. Juni. Die proviſoriſche Regierung in Baden, die eben Fickler zu ihrem Mitglied ernannt hatte, erließ voll Zorn einen Aufruf zur Empörung an das württembergiſche Volk, der aber keinen Anklang fand. Eben ſo iſolirt blieb die Agitation auf einer großen Volksverſammlung in Gamertingen, wo die hohenzollernſchen Fürſtenthümer unterwühlt wurden, am 3.

Der Reichsverweſer verfehlte nicht, eine Reichsarmee aufzubieten, um den gefährlichen Aufſtand in Baden und der Pfalz zu unterdrücken, aber er kam dabei in Colliſion mit Preußen. Der König von Preußen, der allein ſtark genug war, die Revolution zu bemeiſtern, wollte auch im eigenen Namen handeln und ſeine

mächtigen Streitkräfte nicht unter den Befehl des Erzherzog Johann stellen.*) Dadurch wurde die bewaffnete Intervention verzögert und die Kriegsmacht blieb zuletzt getheilt zwischen der unter General von Peucker sich sammelnden Reichsarmee, und einem besonderen in den Rheinlanden gegen die Pfalz vorrückenden Heere unter dem Prinzen von Preußen. Endlich brach auch das bayrische Heer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis von Donauwörth auf, um die Pfalz zu besetzen, ließ jedoch dem Prinzen von Preußen den Vortritt, wobei zu bemerken ist, daß der Einmarsch der Preußen in der Pfalz von der bayrischen Regierung in einer Note vom 4. Juni ausdrücklich gewünscht und gutgeheißen wurde.

Schon während der ersten Vorbereitungen zum großen Feldzug der Reichstruppen, Preußen und Bayern gegen Baden und die Pfalz wurde die Linke in der Paulskirche vollends isolirt. Der König von Preußen rief am 14. Mai alle Preußen aus dem deutschen Parlament zurück und versprach in einem Manifest vom 15., „das in Frankfurt begonnene Verfassungswerk mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten wieder aufzurichten," also auf dem von der Paulskirche so lang verschmähten Wege der Vereinbarung. An demselben Tage wagte noch die Linke in der Paulskirche, die Bewegung in der Pfalz unter ihren Schutz zu nehmen. Aber am 17. protestirte der neuernannte Reichsminister Grävell gegen jeden Versuch der Versammlung, eine Regierungsgewalt ausüben zu wollen, und erklärte, der Reichsverweser werde sein Mandat nur in die Hände der Regierungen, von denen er es empfangen, zurückgeben. Zum letztenmal versuchte Bassermann, die Versammlung noch auf den Vereinbarungsweg und zur preußischen Auffassungsweise hinüberzuführen, aber vergebens. Unterdeß waren Gagern und seine Partei durch die vielen Austritte, namentlich

*) Sogar der Großherzog von Baden verhängte über sein Land den Belagerungszustand im eigenen Namen, wie der Erzherzog und Preußen jedes wieder ihrerseits, so daß Baden in dreifachem Belagerungszustand war.

Schwierigkeiten machen würde, (Berlin und Stettin geben davon die Beweise) deſſen Einleitung auf dem Lande ſich aber noch bedeutende Hinderniſſe in den Weg ſtellen.

Mit wenigen Worten möge noch ſchließlich erwähnt werden, was unter einer zweckmäßigen Leichenſchau zu verſtehen ſeyn möchte. Um zweckmäßig zu ſeyn, d. h. um ihren Zweck zu erfüllen, muß ſie vorerſt gerade der entgegengeſetzt ſeyn, wie ſie, mit geringen Ausnahmen, z. B. in Preußen iſt. Hebammen, abgedankte Wundärzte, Todtengräber, brodloſe Hausknechte und alle Perſonen ähnlicher Kategorie paſſen nicht zu dem wichtigen, von ihnen geforderten Geſchäfte, nicht einmal Geiſtliche mit ihrem ſo häufig vorkommenden Indifferentismus geiſtloſeſter Dreifelderwirthſchaft. Rüſtige Medicinalperſonen, jeder in ſeinem Diſtrikt, ſind die einzig Qualificirten dazu; ſie allein können von dem wirklichen Eintritt allgemeiner Fäulniß urtheilen; ſie allein, nicht die oben genannten, ſind im Stande, bei muthmaßlich vorhandenem Scheintode alle die Mittel in Anwendung zu bringen, welche paſſen und von denen einige, wie das Aderlaſſen, die Anwendung des Galvanismus u. ſ. w. ganz ſpecielle Fertigkeiten und Kenntniſſe vorausſetzen. Sie würden zu verpflichten, zu belohnen, zu honoriren, zu beaufſichtigen, zu beſtrafen ſeyn; nur bei ihrer Thätigkeit könnte und würde das Publikum rubig und ſorglos werden. Es möchte ſcheinen, als ob durch dieſes Verlangen die von der Preußiſchen Regierung den Predigern zugemuthete Aufklärung in Bezug auf Zeichen des Todes, Vorkommen und Erkennen des Scheintodes, Wiederbelebung u. ſ. w. unnütz ſey; aber nur das Gebot, der gute Wille, der weiſe Zweck der Regierung war unnütz durch die Schuld der Geiſtlichen, weil ſie dem Zwecke nicht entſprachen; denn im Beſitze der gewünſchten Kenntniſſe würde Jedermann im Stande ſeyn, die erſte zweckmäßige Hülfe zu leiſten, bis der eigentliche Sachverſtändige, der nicht immer zur Hand ſeyn kann, angelangt, damit die oft koſtbare Zeit bis zu ſeiner Ankunft nicht ungenützt vorübergehe. Ohne ſeine, dieſes ſachverſtändigen Todtenſchauers, ſchriftliche Erlaubniß dürfte dann keine Leiche beerdigt werden. Alle Schriften, welche den Gegenſtand behandeln, erzählen ſchmähliche Beiſpiele von Leichtſinn in Bezug auf die Todtenſchau ohne Sachverſtändige; mag auch in dem ärztlichen Stande der Leichtſinn nicht ganz fremd ſeyn, ſo iſt er doch

der Preußen, immer mehr in die Minderheit gefallen und konnten in der Paulskirche nichts mehr durchsetzen. Somit wollte er wenigstens mit den ihm getreuen Meinungsgenossen in das preußische Lager übertreten und legte mit Dahlmann, Bassermann, Beseler, Droysen, dem alten Arndt ꝛc., zusammen 90, sein Mandat nieder, am 21. Mai. Am gleichen Tage wurden auch die sächsischen Abgeordneten weggerufen. Am 23. traten noch 40 Mitglieder der Rechten, Raumer, Stahl, Rümelin, Fallati ꝛc. und am 26. Welcker, Biedermann ꝛc. aus, so daß nur noch ganz wenige Süddeutsche von der Rechten, mehr nur noch aus Neugierde, zurückblieben. Die so ganz verlassene Linke faßte noch allerlei tolle Beschlüsse, erklärte sich für vollzählig, wenn nur noch 100 Mitglieder anwesend wären, und übersiedelte mitten im Kriegslärmen, aus Angst, in Frankfurt auseinandergejagt oder gar verhaftet zu werden, nach Stuttgart, wo sie am 6. Juni unter dem Präsidenten Löwe aus Calbe ihre erste Sitzung hielt.

Man ließ sie hier gewähren, in der Hoffnung, sie werde ihre Ohnmacht einsehen und sich freiwillig auflösen. Als sie aber den Reichsverweser ab-, eine neue Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern (Raveaux, Vogt, Simon von Breslau, Schüler und Becher) einsetzte, von der württembergischen Regierung Geld und Soldaten verlangte und endlich das Volk zu den Waffen rief, ließ das württembergische Märzministerium (Römer und Duvernoy) das Reithaus, in dem sie ihre letzten Versammlungen gehalten, absperren und seiner Tribunen und Sitze entkleiden. Die letzten Mitglieder des ersten deutschen Parlaments, etwa noch 100, zogen nun (am 18. Juni) feierlich paarweise durch die Straßen dem Reithause zu, voran der Präsident Löwe, dem der ehrwürdige Dichter Ludwig Uhland und der Altvater des württembergischen Liberalismus, Procurator Schott, das Geleit gaben. Aber Soldaten sperrten ihnen den Weg und nöthigten sie zur Umkehr, worauf sie ihr letztes Protokoll niederschrieben und auseinanderging. Hier legte ihnen Niemand weiter etwas in den Weg. Man theilte

mit Uhland das Gefühl, eine Versammlung auch dann noch ehren zu müssen, wenn man sich in die traurige Nothwendigkeit gesetzt sah, ihrem fortan nur noch schädlichen Wirken ein Ende zu machen. Wie gelichtet, verkleinert, heruntergekommen, in eigner Verblendung entartet und in mehreren ihrer Mitglieder sittlich verwildert, war sie doch immer noch der Rest unsrer großen Nationalvertretung, der letzte Träger eines dem Patrioten heiligen Namens.

So war nun das Parlament verschwunden, dessen Auflösung der Erzherzog, als Preußen ihn am 24. Mai dazu aufforderte, nicht hatte verfügen wollen. Sofern er durch das Parlament gewählt worden war, hätte er nach dem Verschwinden desselben auch selbst zurücktreten sollen. Aber er beharrte auf seinem Posten, indem er erklärte, denselben nur der Gesammtheit der deutschen Bundesfürsten und nicht Preußen allein abtreten zu dürfen. „Er allein," schrieb er am 7. Juni, „wahre noch die einzige für ganz Deutschland gemeinsame Autorität; trete er ab, so gebe es keine deutsche Bundeseinheit mehr."

Inzwischen hatte Preußen die durch die ringsum auflodernden Revolutionen geängstigten Königreiche gewonnen und einen Fürstencongreß in Berlin eröffnet, am 17. Mai. Auch Oesterreich betheiligte sich dabei, trat aber bald protestirend zurück, als es wahrnahm, alles tendire hier nach einem engeren Bunde unter Preußen. Bayern folgte dem Beispiel Oesterreichs. Hannover aber und Sachsen hielten damals noch zu Preußen und schlossen mit ihm am 28. das Dreikönigsbündniß, jedoch nur als Provisorium zu dem Zweck, eine neue deutsche Verfassung zu vereinbaren. Am 3. Juni aber schrieben Gagern, Dahlmann und einige Freunde eine Versammlung der vormaligen Rechten der Paulskirche nach Gotha aus, als zu einem neuen Vorparlament für das künftige Parlament, welches aus dem Dreikönigsbunde hervorgehen sollte. Die Partei, in der so viele berühmte und populäre Namen glänzten, wollte dem preußischen Plane jetzt (etwas zu spät) ihre moralische Unterstützung leihen. Der preußische Plan war ein engerer

Bund ohne Oesterreich mit einem Reichsvorstande (Preußen), einem Fürstencollegium von 6 Stimmen, und einem Parlament in zwei Kammern. Auffallenderweise war Schleswig-Holsteins in diesem Entwurf nicht gedacht, was von der Pfordten scharf rügte und einer Rücksicht auf das Ausland zuschrieb. Dieser Minister begab sich nach Wien, um Bayern enge mit Oesterreich zu verbinden. In diesem Stadium erklärte Fürst Schwarzenberg zum erstenmal, ein deutsches Parlament nicht mehr aufkommen lassen zu wollen. Einfache Rückkehr zur früheren Bundesverfassung unter dem Präsidium Oesterreichs war von nun an hier die Parole. Der österreichische Correspondent bemerkte stolz: „Oesterreich steht noch immer an der Spitze Deutschlands, mit wohlbegründetem Recht und wohlgegründeter Macht." Gerade damals hatte es in Italien gesiegt und siegte in Ungarn, eng verbündet mit Rußland. Daher seine stolze Sprache gegen Preußen und die Gothaer.

Während bereits die politischen Schwerkräfte in Wien und Berlin gegen einander gravitirten, war die Besiegung des badischen Aufruhrs eigentlich nur noch Nebensache.

Eingeschüchtert durch die ersten Niederlagen hatten die Leiter der Revolution die Nothwendigkeit erkannt, ihre Kräfte zu concentriren. Die provisorische Regierung wurde daher auf drei Männer beschränkt, in der Pfalz Fries, Schmitt, Hepp, in Baden Brentano, Gögg, Werner. Sodann wurden, um den unfähigen Sigel zu ersetzen, in der Eile auswärtige Generale verschrieben, für die Pfalz der angebliche Pole Sznayde (vulgo Schneider), für Baden der in Polen und Sicilien besiegte Mieroslawski, der sich für eine Geldsumme (140,000 oder 30,000 Gulden nach verschiedenen Angaben) gewinnen ließ und am 10. Juni eintrat. Aber Sznayde fand in der Pfalz nur undisciplinirte Freischaaren mit zuchtlosen bayrischen Deserteuren vermischt. Ein Haufen derselben, mit Sensen bewaffnet, unter Willich blokirte Landau, ein anderer unter Kuchenbeck (früher Messenhausers Adjutant in Wien) Germersheim, ohne daß sie Mittel oder nur den Muth gehabt hätten,

dieſe Feſtungen ernſtlich anzugreifen. Andre in der Pfalz ſtanden unter Kinkel und Zitz. Dazu eine Pfälzer Studentenlegion unter Peterſen. Mieroslawski fand in Baden zwar eine zahlreiche einexercirte Armee mit einer vortrefflichen Artillerie und auch guter Reiterei vor, aber die Reiterei war halb conſervativ und machte den Krieg nicht gerne mit, und das Fußvolk gehorchte dem Commando ſeiner ſelbſtgewählten Offiziere nicht, ſoff und ſchwärmte umher. Am 30. Mai zog eine Bande Soldaten von Raſtadt nach Baden, um dort verſteckt geglaubte Offiziere zu ermorden, und ſchoß unterwegs auf den Eiſenbahnzug, wobei der Locomotivführer ſchwer verwundet wurde. Um dieſe tolle Soldateska zu befriedigen, hatte man jedem Mann täglich 4 Kreuzer Zulage gegeben; nun glaubte ſie, es ſey immer Sonntag und wollte die Wirthshäuſer nicht mehr verlaſſen. Wenn ſie aber auch unter die Fahne trat, ſo herrſchte keine Ordnung. Alles commandirte, ſchrie, raiſonnirte, trommelte und pfiff durcheinander. Bald wurde da-, bald dorthin marſchirt, ohne Einheit des Plans. Das bunte Gewühl der Soldaten wurde noch mannigfacher durch die Freiſchaaren in den verſchiedenartigſten Trachten, die tapfern Hanauer Turner in ihren Leinwandkleidern, angeführt von Lautenſchläger, die Schweizer Freiſchaar, angeführt von dem alten Philhellenen Bönning, deſſen langer ſchneeweißer Bart imponirte. Unter dieſen Schweizern war auch ein deutſcher Flüchtling, Becker von Biel, der Struve noch zu überbieten ſuchte und Pamphlete in Marats Styl erließ, worin er den „Mord als Mittel der Humanität“ bezeichnete.*) Wieder eine andere Freiſchaar führte der ſchon genannte Blenker, deſſen hübſches Weib ihn als Amazone begleitete. Eine Mannheimer Arbeitercompagnie führte eine rothe Fahne mit der Inſchrift: „Rache

*) Aus dieſer Region kam auch eine in Genf gedruckte Flugſchrift, worin es unter anderem hieß: „Die Religion muß aus der Geſellſchaft verdrängt werden. Wir wollen nicht die Freiheit des Glaubens, ſondern die Nothwendigkeit des Unglaubens.“

für Robert Blum.“ Die meiſten Freiſchaaren trugen den Heckerhut mit rother Feder, die Arbeiter ihre blaue Blouſe. Außerdem wurde ein erſtes Aufgebot der Volkswehr unter die Waffen gezwungen, Bauern- und Bürgersſöhne, die gern daheim geblieben wären, einen Eckel vor dem demokratiſchen Treiben hatten und die heimlich in den Quartieren über den ihnen angethanen Zwang weinten. Mit ſolchen Leuten konnte man im Felde nichts ausrichten. Gleichwohl gefielen ſich die Lenker der Revolution in ſtolzen Phraſen und ſonderlich die Commiſſäre, die auf dem Lande die höchſte Gewalt ausübten, wie ehemals die Commiſſäre des franzöſiſchen Convents, taumelten in einer Art von Machtbeſoffenheit. Es waren meiſt Nichtbadener, der Sachſe Trützſchler, der Schleſier Schlöffel ꝛc.

Anſtatt alle Nervenkraft zum einigen und tapferen Angriff anzuſpannen, wie einſt die Huſſiten und wie die Preußen 1813 gethan, verſank der Revolutionspöbel wieder in die Lethargie wie im Bauernkriege von 1525. Jeder wollte befehlen, keiner gehorchen; jeder ſichs wohl ſeyn laſſen, ſich betrinken, Reden halten und renommiren, aber wenn es zum Kampf kam, hielten nur wenige ſtandhaft aus. Zudem ſtritten ſie ſich in ihrer Thorheit noch um Staatsformen. Struve wollte am 6. Juni in Karlsruhe die Republik ausrufen. Brentano, von der Bürgerwehr unterſtützt, hinderte ihn und ließ ihn ſogar verhaften. Bönning aber mit ſeinen Freiſchaaren nahm ſich Struve's an und es wäre beinah zum offnen Kampf gekommen. Endlich wurde Struve frei gegeben, mußte aber mit den Schweizern abmarſchiren. Am 10. Juni wurde die conſtituirende Verſammlung in Karlsruhe eröffnet, eine Karikatur der früheren badiſchen Kammer. Ihr glänzendſter Redner war der tolle Stay, wie überhaupt ſehr viele Schulmeiſter hier ihren Aberwitz auskramten.

Einige ſpäte Verſuche, durch Volksverſammlungen hinter dem Rücken der gegen Baden beſtimmten Reichsarmee der Revolution Luft zu machen, mißlangen. So blieb der große Demokratencongreß zu Bamberg am 27. Mai, die Volksverſammlung zu Idſtein

im Naſſauiſchen am 10. Juni und ein abermaliger Demokratencongreß zu Marburg am 17. ohne Erfolg. Eben ſo die Volkstumulte in Ulm und Heilbronn am 13. und 17. In Heilbronn rückten treue württembergiſche Truppen ein und bewachten von hier aus die badiſche Grenze.

Mittlerweile hatte der Reichsverweſer das Reichskriegsminiſterium dem Fürſten Wittgenſtein und dagegen den Oberbefehl über die Reichsarmee dem bisherigen Reichskriegsminiſter, dem preußiſchen General Peucker, übergeben und unter dieſer Bedingung hatte ſich Preußen dazu verſtanden, ein bedeutendes Armeecorps unter General von der Gröben zu den Heſſen, Mecklenburgern, Bayern, Württembergern ꝛc. ſtoßen zu laſſen, welche die Reichsarmee bilden ſollten. Dagegen behielt ſich Preußen vor, ein beſonderes Armeecorps unabhängig von Peucker in der Pfalz operiren zu laſſen. Um den Kriegsplan beider Armeen in Uebereinſtimmung zu bringen, fuhr der Prinz von Preußen am 12. Juni nach Mainz. Ein Schuß, der auf ihn geſchah bei Unter-Ingelheim, verwundete den Poſtillon. In Mainz hielt er mit Peucker und von der Gröben einen Kriegsrath ab, worin beſchloſſen wurde, die große Reichs- oder Neckararmee unter Peucker ſolle die badiſche Armee beſchäftigen, dann links abſchwenken und bei Durlach in ihren Rücken zu kommen ſuchen, während die preußiſche oder pfälzer Armee unter General Hirſchfeld, deren Oberbefehl aber der Prinz ſelbſt übernehmen wollte, auf mehreren Puncten in die Pfalz eindringen und bei Germersheim über den Rhein gehen ſollte, um gleichfalls die badiſche Armee im Rücken zu faſſen.

Bereits am 13. rückten Hirſchfelds Truppen zwiſchen Kreuznach und Saarbrücken auf drei Straßen in die Pfalz ein und fanden beinahe gar keinen Widerſtand. Von einem Vertheidigungsplan Sznayde's merkte man nichts. Wo ſich die preußiſchen Helme nur von ferne blicken ließen, liefen die Freiſchaaren gleich davon, um den neuerfundenen und bei der preußiſchen Armee eingeführten ferntreffenden Spitzkugeln zu entrinnen. Nur wenige hielten Stand,

um alsbald der großen Uebermacht zu erliegen. Die Zahl dieser wenigen, die sich opferten, war überall nicht nennenswerth. Bei Homburg flohen die ersten Freischaaren, dann bei Kirchheim-Bolanden. Hier war es Zitz, der die Seinigen feig im Stich ließ und mit einer Summe Geldes, angeblich um Waffen zu kaufen, in die Schweiz entwich. Wieder flohen sie bei Dürkheim und zum letztenmal bei Rinnthal im Anweiler Thal, wo Willich einige tausend Mann zusammengebracht hatte, die aber nach kurzem Kampfe wieder ausrissen. Das ganze pfälzische Volksheer retirirte bei Knielingen über den Rhein. Die Preußen besetzten schon am 15. Ludwigshafen. Das aber benutzten die auf den bayrischen Handel eifersüchtigen Mannheimer, um sogleich das reiche Lagerhaus in Ludwigshafen über den Rhein hinüber in Brand zu schießen. Auch Germersheim und Landau wurden entsetzt, in letzterer Festung der Gouverneur von Jeetze vom Prinzen von Preußen belobt. Erst am 19. ging das bayrische Heer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis bei Worms über den Rhein und besetzte die von den Preußen verlassenen Puncte der Pfalz, denn am 20. vollzog der Prinz von Preußen bereits bei Germersheim seinen Uebergang über den Rhein nach Baden. Die Reiterei der Vorhut ging zu weit vor und erlitt bei Philippsburg eine kleine Schlappe, wobei der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen, Sohn des Prinzen Karl und Neffe des Königs, verwundet wurde.

Die Reichsarmee unter Peucker rückte auf der Bergstraße langsam gegen den Neckar vor. Die Mecklenburger unter Oberst Witzleben bildeten den äußersten linken Flügel und überraschten die Freischaaren am 12. bei Waldmichelbach im Odenwalde. Es waren die Hanauer Turner, die Mannheimer Arbeiter, Becker ꝛc., die nach kurzem Kampfe davonflohen. Im Centrum machte sich ein bedeutendes Zögern bemerklich und wurden auch keine Lorbeern errungen. Sowohl Peucker, als Mieroslawski hatten ihre Armee in langer Linie am Neckar ausgedehnt und die vereinzelten Angriffe der vorgeschobenen Peucker'schen Corps hatten keinen Erfolg.

Bei Käferthal ſiegten zwar die Preußen unter Oberſtlieutenant von Bernſtorff, konnten aber die Fliehenden wegen ungünſtigen Terrains nicht verfolgen. Bei Ladenburg erlitt der zu unvorſichtig vorgedrungene Witzleben durch den als Major in die badiſche Armee eingetretenen Württemberger Mögling eine tüchtige Schlappe, wobei Major Hinderſin, Chef des Generalſtabs, in Gefangenſchaft gerieth. Bei Hirſchhorn beſtand Oberſt Weiß mit Kurheſſen, Darmſtädtern, Bayern und Mecklenburgern ein blutiges Gefecht mit den Hanauer Turnern, die ſich lange hier im alten Schloſſe vertheidigten. Alle dieſe Gefechte wurden am 15. Juni geliefert. Am folgenden Tage ergriff ein Theil der badiſchen Armee unter dem Polen Oborski die Offenſive, ſchlug den Oberſt von Weitershauſen bei Groß-Sachſen, verfolgte ihn gegen Weinheim und wurde zwar von Witzleben, der ſich ihm raſch in den Rücken warf, wieder zur Umkehr bewogen, aber Peucker befahl den Rückzug aller ſeiner Corps und ſo feierten die badiſchen Inſurgenten, mit Eichenlaub bekränzt, in Heidelberg ihren angeblichen Sieg mit lautem Jubel.

In Peuckers Lager wurde am 19. Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, den Neckar aufwärts und bei Zwingenberg über den Fluß zu gehen, um ſich mit dem Prinzen von Preußen zu vereinigen, gegen den ſich unterdeß Mieroslawski wenden mußte. Peucker ſetzte voraus, der Prinz werde erſt am 21. über den Rhein gehen und er ſelbſt wollte am gleichen Tage den Neckar paſſiren. Aber der Prinz kam ſchon am 20. und Peucker vollzog ſeinen Uebergang erſt am 22. Dieſes Verfehlen in der Zeit brachte den Prinzen in große Gefahr, weil er, den Rhein im Rücken, mit geringen Streitkräften der ganzen Uebermacht der Inſurrectionsarmee bloßgeſtellt war. Seine Vorhut, die Diviſion Hanneken von 5000 Mann, war am 21. bis Waghäuſel vorgeſchoben, als ſie von Mieroslawski mit doppelter Uebermacht angegriffen und mit empfindlichem Verluſt geworfen wurde. Aber als ſie von der Diviſion Brun aufgenommen und unterſtützt war und ein neuer Kampf bei Wieſenthal entbrannte, kehrten die badiſchen Dra-

goner, die den Feldzug überhaupt nicht gern mitmachten, plötzlich um und ließen Fußvolk und Artillerie im Stich. Ihr Oberst Beckert commandirte selbst zur Flucht ohne alle Veranlassung unter dem Rufe: „wir sind umgangen.“ Nun drangen die Preußen wieder vor und die schöne Gelegenheit, ein preußisches Armeecorps durch Uebermacht zu erdrücken, ging für Mieroslawski verloren. Am folgenden Tage schon wurde durch eine Contrerevolution in Mannheim, bei der sich drei von Wiesenthal hieher geflüchtete Schwadronen Dragoner unter Thomann betheiligten, der Civilcommissair Trütschler verhaftet, als er sich mit einer großen Summe eben flüchtig machen wollte, und den Preußen die Thore geöffnet.

An demselben Tage (22.) forcirte von der Gröben, der den rechten Flügel des Neckarcorps bildete, den Uebergang über den Neckar bei Ladenburg und ließ noch an demselben Abend Heidelberg besetzen, während das Peucker'sche Hauptcorps ungehindert bei Zwingenberg übersetzte. Hätten diese Corps schneller und energischer gegen Mieroslawski operirt, so würde derselbe, zwischen ihnen und dem Prinzen von Preußen eingeschlossen, mit seiner ganzen Armee haben capituliren müssen; aber bei der Langsamkeit Peuckers entkam er durch einen Gewaltmarsch und bei Sinsheim wurde nur sein Nachtrab mit Peuckers Vortrab engagirt, während auch der Prinz vorrückte, die Insurgenten bei Ubstadt schlug, Bruchsal nahm, am 25. Mieroslawski bei Durlach packte und schlug und noch an demselben Tage in Karlsruhe einzog, von wo Regierung, Kammer, Soldaten und Freischaaren, desgleichen die Reste des in Stuttgart aufgelösten Rumpfparlaments davonflohen. Ihre Confusion war grenzenlos. Am erbärmlichsten stand es um die Pfälzer Armee, die in Baden so wenig leistete, als in der Pfalz, und großentheils noch den ersten Schuß in der Flinte hatte, und deren größte Heldenthat darin bestand, daß sie bei Sinsheim über ihren Führer, den armen alten Sznayde herfiel, ihm jetzt auf einmal vorwarf, er sey ein preußischer Deserteur und

heiße eigentlich Schneider, und ihn körperlich arg mißhandelte. Zu derſelben Zeit zerarbeiteten ſich die Barbiere in Sinsheim und Karlsruhe Tag und Nacht, um den liberalen Philiſtern die dicken Heckerbärte abzunehmen, damit ſie wieder als loyale Unterthanen des bürgerfreundlichen Leopold erſcheinen konnten. Ein gewiſſer Dietz raubte auf der Flucht als Commiſſair viel Geld zuſammen. Eben ſo Blencker und ſein Weib. Eine bedeutende Geldſumme, welche Gögg damals aus der badiſchen Staatscaſſe mitnahm, wurde ſpäter in Paris auf Befehl der franzöſiſchen Regierung mit Beſchlag belegt und dem Großherzog zurückgeſtellt.

Mieroslawski ſetzte ſich noch einmal zur Wehre und nahm eine Stellung hinter der Murg, indem er ſich auf Raſtadt ſtützte. Am 29. und 30. entbrannte daher noch einmal der Kampf in einer langen Linie, wie früher am Neckar, von Kuppenheim bis Gernsbach. Ein Theil des letztgenannten Städtchens brannte ab, die Inſurgenten wehrten ſich auf einigen Puncten noch ziemlich gut, liefen aber dann doch wieder davon und retteten ſich in langen Zügen nach der Schweiz, denn von nun an war kein Halten mehr. Brentano wurde unterwegs in Freiburg angeklagt und abgeſetzt. Blenker plünderte noch in der Geſchwindigkeit auf der Flucht das ſchöne Schloß des Großherzogs von Baden, Neu-Eberſtein im Murgthal, und ſpäter das Schloß des Fürſten von Fürſtenberg in Donaueſchingen. Mit großem Raube, einer noch zahlreichen Artillerie und vielen Pferden ſuchten und fanden die Inſurgenten eine Zuflucht in der Schweiz, wohin ſie theils über Baſel, theils über Conſtanz gingen, ohne noch einmal von den Preußen, welche langſam nachrückten, eingeholt zu werden. Die ganze Schweizergrenze wurde ſofort von den Preußen beſetzt, von Konſtanz bis Baſel, und die Auslieferung des badiſchen Kriegszeugs verlangt. Der Schweizer Bundesrath lieferte Kanonen, Pferde und was badiſches Staatseigenthum war, ſofort aus, ließ ſich aber für gehabte Koſten eine Entſchädigung zahlen. Ferner wies er durch Beſchluß vom 16. Juli ſämmtliche Chefs der Inſurrection aus der

in keinem Falle so allgemein, besser vom ganzen Publikum zu controliren und von den Behörden zu überwachen. Es ist ein Vorurtheil, daß eine Leiche nicht in den allermeisten Fällen bis zu ihrer Beerdigung an dem Todesorte verbleiben könnte; die Chemie gibt heut zu Tage eine Menge einfacher Mittel an die Hand, um schädliche und belästigende Ausdünstungen unwirksam zu machen, und sollte es wirklich nicht gut geben, so sind zu fernerer Beobachtung die eben berührten Leichenkammern oder Leichenzelte vorhanden; wie bemerkt, zugleich der zweckmäßigste Ort zur Aufbewahrung der Rettungs- und Wiederbelebungsgeräthschaften und Arzeneien. Ganz mit Recht schlägt Schmittmüller vor, die Todtenschau zweimal vorzunehmen, zuerst unmittelbar nach dem Hinscheiden und noch einmal unmittelbar vor der Beerdigung, also mit einem Zwischenraum von drei Tagen. Zuerst soll sich der Arzt oder Wundarzt, während der Todte noch bedeckt und angezogen in seinem Sterbebette liegt, davon überzeugen, ob neben andern, nicht unmittelbar bieher gehörigen Rücksichten, ein Scheintod, also auch eine Wiederbelebung zu vermuthen oder zu hoffen ist, und dann die Versuche anstellen; die zweite Untersuchung soll geschehen, um den Beginn vollständiger Verwesung zu constatiren und die Beerdigung zu genehmigen oder zu verschieben. Mit Unrecht dagegen wohl macht sich Schmittmüller Sorge über den anzuschaffenden Fond für solche Institute und will zu seiner Bestreitung eine Steuer auf Kindtaufschmäuse und sonstige unnütze Ausgaben legen; es scheint dieser Fond zu gering, zu leicht zu schaffen, als daß man ihn nicht überall, in jedem Dorfe sollte auftreiben können, zu gering, um schon von vorn bereln darüber in Sorge seyn zu müssen.

Wiewohl die Graff'schen Vorschläge in Bezug auf die Todtenschau mit den obigen ziemlich im Einklange stehen, so kann doch dem nicht beigestimmt werden, daß, wenn man den Todten im warmen Zimmer, in Betten und Kleidern lasse, dies dem etwaigen Scheintodten nichts schade und bei dem wirklich Todten den Erfolg habe, daß längstens binnen 24, häufig schon nach 12 Stunden die deutlichen und unverkennbaren Spuren der Fäulniß eingetreten seyen und dann der Beerdigung nichts mehr im Wege stehe, wenn der Tod auch erst vor 12 Stunden erfolgte; ohne dieses Zeichen dürfe dieselbe aber auf keine

Schweiz hinaus. Von den gemeinen badiſchen Soldaten kehrten die meiſten freiwillig zurück. Sofern eine preußiſche Compagnie eine badiſche Enclave (Büſingen) beſetzte und Schweizerboden bewaffnet überſchritt, machte man großen Lärm in der Schweiz und ſtellte 24,000 Mann auf; der eigentliche Grund war die Beſorgniß, es könne dem Prinzen von Preußen einfallen, einen Beſuch in Neuenburg zu machen. Auch Oeſterreich ſah die Preußen nicht gern am Bodenſee. Der Reichskriegsminiſter, Fürſt Wittgenſtein, wünſchte von Bregenz aus Oeſterreicher in den badiſchen Seekreis einrücken zu laſſen, aber der Prinz von Preußen verbat ſich das (Note vom 3. Juli), ſofern der Großherzog von Baden wohl preußiſche, nicht aber öſterreichiſche Hülfe nachgeſucht habe. Der Reichsminiſter begnügte ſich, ſeine Berechtigung, auch öſterreichiſche Truppen einrücken zu laſſen, zu verwahren.

Von der Gröben war vor Raſtadt zurückgeblieben und ſchloß dieſe Feſtung ein, die er ſchonte, weil ſie Bundeseigenthum war, und von der er überzeugt war, ſie müſſe ſich doch bald ergeben. In der Feſtung commandirte Major Tiedemann, ein früherer Philhellene, Sohn des berühmten Phyſiologen in Heidelberg, den ſein Vater vergebens in einem rührenden Briefe zur Vernunft mahnte. Die Soldateska in Raſtadt verwilderte immer mehr, überließ ſich dem viehiſchſten Sinnengenuß und verſchoß von den Wällen das Pulver nur wie zur Luſt. Ein Jude wurde, als angeblicher Spion, ermordet, der gefangene Major Hinderſin mit dem Tode bedroht. Als aber kein Entſatz mehr zu hoffen war, neigte man ſich zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade, weil von der Gröben keine beſſere Capitulation zuließ. Sie wurde am 23. Juli vollzogen und hierauf der Commandant Tiedemann, der vormalige badiſche Major von Biedenfeldt, der alte Bönning, der Pole Mulewski und einige Andere kriegsrechtlich erſchoſſen. Daſſelbe Loos litten Trützſchler, der radicale Schulmeiſter Höfer ꝛc. Mögling, bei Wagbäuſel an beiden Beinen ſchwer verwundet, benahm ſich im Verhör ritterlich und wurde nur zum Zuchthauſe

verurtheilt. Kinkel, der sich hatte fangen lassen, wurde den Preußen ausgeliefert und ins Spandauer Zuchthaus gesteckt, aus dem er nach einiger Zeit nach Amerika entfloh. Von dorther langte Hecker am 16. Juli in Straßburg an, wohin er voll Hoffnung gekommen war und von wo er gleich wieder zurückreiste. Rösler, der Reichscanarienvogel, der toll genug gewesen war, im Schwarzwald noch einmal einen Aufruhr anzetteln zu wollen, um den Preußen, seinen Landsleuten, in den Rücken zu fallen, wurde gefangen und auf den Asberg geführt, von wo ihn nach einiger Zeit die List seiner Frau rettete. Eben daselbst befand sich noch Fickler, aber auch nicht lange mehr, denn nachdem er in einer geheimen Unterredung dem König von Württemberg gebeichtet hatte, was derselbe zu wissen wünschte, entließ man ihn frei nach Amerika.

Am 18. August führte der Prinz von Preußen den Großherzog von Baden im Triumph wieder in seine Hauptstadt ein. Wie durch einen Zauberschlag war alles wieder auf den alten Fuß gestellt und die Revolution wie ein böser Traum vergangen.

Damit hörten alle revolutionären Bewegungen in Deutschland auf und da nichts Neues gegründet worden war, befand man sich unvermerkt wieder in dem alten Zustande wie vor der Revolution. Die bisher geängstigten Cabinette, sonderlich der Mittel- und Kleinstaaten, kamen wieder zu ihrem früheren Selbstgefühl. Die s. g. Märzministerien wurden im Verlauf des Herbstes und Winters ohne Dank entlassen, als Ueberlästige, die man sich ungern hatte aufdringen lassen. Die Presse wurde wieder strenger beaufsichtigt, das Klubwesen unterdrückt, die Gültigkeit der Grundrechte nicht mehr anerkannt ꝛc. Sofern aber eine Menge Gesetze auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande gekommen waren, die man in der Geschwindigkeit nicht abändern konnte, machte sich der revolutionäre Geist immer noch in den neueingeführten Schwurgerichten geltend, von denen die politischen Angeklagten in der Regel freigesprochen wurden. So Waldeck, Temme, Jacoby, Uhlich, Grün im Preußischen, Duay im Altenburgischen, Becher und die meisten Angeklagten im

Württembergiſchen. Nach und nach wurde von den neuen Miniſterien und Ständen auch wieder auf dem verfaſſungsmäßigen Wege an den Geſetzen das geändert, was zu ſehr an die Ausnahmszeit der Revolutionsjahre erinnerte und zu den gewöhnlichen Zuſtänden nicht paßte.

In demſelben Frühjahr war auch wieder der Krieg in Schleswig-Holſtein entbrannt. Nach dem Waffenſtillſtand von Malmoe war ein Proviſorium beliebt worden, welches den deutſchen Herzogthümern noch eine gemeinſchaftliche Verwaltung unter dem Vorſitz des Grafen von Reventlow gewährte, womit aber Dänemark nicht zufrieden war. Auch England und Rußland wollten nicht dulden, daß Schleswig als deutſches Bundesland behandelt und ſeinem rechtmäßigen Herrn, dem Könige von Dänemark, entfremdet werde. Es gab eine Partei in Dänemark, Schweden und Norwegen, welche eine innige Vereinigung dieſer drei nordiſchen ſtammverwandten Reiche wünſchte und dafür gern die deutſchen Herzogthümer an der Schley und Eider dem deutſchen Bunde hingegeben hätte. Unter dieſer Bedingung hätte das neue ſkandinaviſche und das neue deutſche Geſammtreich zufrieden und ſogar alliirt ſeyn können; aber eine ſolche Löſung der Frage würde Deutſchland und Skandinavien eine Macht verliehen haben, die für Rußland und England bedrohlich geweſen wäre; deßwegen thaten die letztgenannten Mächte alles, um den ſkandinaviſchen Einheitsplan im Keime zu erſticken und dagegen die unnatürliche Schöpfung des däniſchen Einheitsſtaates, in welchem die beiden deutſchen Herzogthümer mit Jütland und den däniſchen Inſeln zu einem homogenen Ganzen ſollten verſchmolzen werden, zu Stande zu bringen.

Sofern ſich Deutſchland damals noch nicht fügen wollte, kündigte Dänemark, ſobald das Meer den Operationen ſeiner Flotte offen war, den Waffenſtillſtand auf, am 26. März, und ließ bald darauf einige ſeiner Kriegsſchiffe in die Bucht von Eckernförde einlaufen, wo ſie aber durch widrige Winde zurückgehalten und von einer Strandbatterie beſchoſſen wurden. Das prächtige Linien-

ſchiff Chriſtian VIII. ſtrandete und wurde mit glühenden Kugeln in Brand geſchoſſen. Als es die Flagge ſtrich, eilten die Holſteiner herbei, die Mannſchaft auf dem brennenden Schiffe zu retten und der holſteiniſche Oberfeuerwerker Preuß, der die Batterie commandirte, verſpätete ſich bei dieſer menſchenfreundlichen Handlung und flog mit dem Schiff, das er erobert hatte, in die Luft. Das zweite große Schiff, die Fregatte Geſyon, wurde erhalten und blieb ſeitdem die Zierde der „deutſchen Flotte“. Die däniſchen Schiffscapitaine Paludan und Meyer geriethen mit 800 Mann in Gefangenſchaft. Mit dieſem glänzenden Siege am 5. April wurde der Feldzug eröffnet. Die deutſche Bundesarmee in Schleswig zählte 45,000 Mann und wurde vom preußiſchen General Bonin befehligt. Ihr erſter Angriff galt den Schanzen von Düppel, die den Brückenkopf der nahe gelegenen Inſel Alſen (auf welcher die Dänen die Güter des Herzogs von Auguſtenburg ſchonungslos verheert hatten) bildeten. Sie wurden am 15. April von den Bayern und Sachſen erſtürmt. Hierauf ſiegte Bonin ſelbſt mit der Hauptarmee in einem blutigen Gefecht bei Kolding, wo unter andern Orla Lehmann, der Hauptagitator gegen die Deutſchen in Dänemark, gefangen, aber milde behandelt und bald wieder frei gegeben wurde. Aber Bonin drang nicht in Jütland vor, beſtimmte Befehle hielten ihn zurück und ein neuankommendes preußiſches Heer unter General von Brittwitz, welches unabhängig agirte, ſchien nur da, um die Kriegsluſt der Schleswig-Holſteiner und der ſüddeutſchen Bundesgenoſſen zu mäßigen. Man erfuhr, Rußland habe das Ueberſchreiten der jütiſchen Grenze als casus belli bezeichnet. Nur um die vorgeſchriebene Unthätigkeit zu maskiren, wurde eine langweilige Belagerung Friedericia's angefangen. Eine kleine Heldenthat übte noch am 7. Juni die deutſche Flotte unter Capitain Bromny aus, indem ſie das däniſche Blokadegeſchwader aus den Mündungen der Elbe jagte. Aber einen Monat ſpäter wurde Bonin vor Friedericia in der Nacht des 5. Juli durch eine von General Rye geführte überlegene däniſche Armee überfallen und

nach einem verzweiflungsvollen Kampfe unter großem Verluſte (28—2900 Mann und 28 Kanonen) geſchlagen. Man beſchuldigte einen General, er habe die Ankunft Rye's wiſſen und Bonin warnen können. Indem man aber noch über die geheimen Motive oder begangenen Fehler dieſes Unglückstages ſtritt, trat die Diplomatie mit einer entſcheidenden That dazwiſchen und verkündete am 10. Juli einen neuen Waffenſtillſtand. Derſelbe war von Rußland und England dictirt. Nachdem die Schleswig-Holſteiner durch den Schlag vor Friedericia betäubt und geſchwächt waren, wurde ohne weiteres die Trennung der beiden Herzogthümer von einander als Baſis des Waffenſtillſtandes angenommen. Schleswig ſollte von den deutſchen Truppen völlig geräumt werden, mit Ausnahme von 6000 Preußen, und eine von der holſteiniſchen getrennte däniſche Verwaltung bekommen. Die Landesverwaltung in Schleswig proteſtirte vergebens; die Inſulten, welche ſich der Hamburger Pöbel gegen durchziehende preußiſche Soldaten erlaubte, wurden ſtreng beſtraft und ſchadeten der Schleswig-Holſteiner Sache ungleich mehr, als ſie ihr nützten. Der Waffenſtillſtand wurde pünctlich vollzogen. Um die Gewalt, die an Schleswig begangen wurde, zu entſchuldigen, machten die reactionären Blätter damals viel Geſchrei von einer nordalbingiſchen Republik, die im Werk geweſen ſey, und gegen welche die Mächte hätten einſchreiten müſſen. Es hätte dieſer Vorſpiegelung nicht bedurft, um die Maßregeln zu rechtfertigen. Schleswig hatte in der That keinen andern rechtmäßigen Herrn, als den König von Dänemark. Das brauchte nur einfach geltend gemacht zu werden.

Wenn man nicht einſeitig und verblendet ſeyn will, muß man anerkennen, daß England damals Recht hatte, indem Palmerſton (in einer Note vom 13. März 1850) erklärte, England ſtehe zu Schleswig in keiner Beziehung, als durch den König von Dänemark, Schleswig könne rechtmäßig keine andere Regierung haben, als die des Königs von Dänemark, und keinen andern Krieg führen, als für den König von Dänemark, niemals gegen ihn. Und

daß Rußland eben so Recht hatte, wenn es damals, wie im Lauf des Winters die öffentlichen Blätter meldeten, den Grundsatz aufstellte, wenn die Deutschen an den Verträgen von 1815 ihrerseits nicht mehr festhalten wollen, so könne der König von Dänemark auch ohne Anstand das Verhältniß Holsteins zum deutschen Bunde als gelöst betrachten und dieses Herzogthum auf dieselbe Weise behandeln, wie Schleswig. Am 6. Februar 1850 gab Rußland in einer sehr energischen Note seine Absicht kund, die Rechte des Königs von Dänemark gegen Deutschland zu wahren.

Die neue Regierungsgewalt in Schleswig erhielt Herr von Tillich im Namen Dänemarks, dem Graf Eulenburg im Namen Preußens zur Seite trat. Tillich handelte als echter Däne, setzte ab, verurtheilte, zwang zur Auswanderung und drangsalirte kläglich alle, die sich während der Revolution als Beamte, Geistliche oder Lehrer compromittirt hatten.*) Diese Behandlung ihrer Brüder in Schleswig feuerte die Holsteiner zu verzweifeltem Muth an. Als Bonin nach Berlin abberufen wurde, wählten sie den preußischen General von Willisen zu ihrem Feldherrn, den der König von Preußen aber desavouirte und aus der preußischen Armeeliste streichen ließ. Auch wurden alle preußischen Offiziere zurückberufen. Da sich Dänemark verpflichtet hatte, seinerseits nicht in Holstein einzudringen und ein Eindringen der Holsteiner in Schleswig durch die Preußen verhindert wurde, schleppte sich das Provisorium bis in den Sommer hin. Am 2. Juli 1850 wurde endlich von Preußen und Dänemark ein definitiver Frieden unterzeichnet, der Schleswig den Dänen aushändigte, in Holstein aber noch die Rechte des deutschen Bundes wahrte. Die bisherige Regierung in Holstein (Reventlow, Beseler, Boysen, Francke, Krahn, Rehhoff) protestirte und als die Preußen Schleswig verließen, rückte Wil-

*) Als sich die Schleswiger einmal beklagten, die dänischen Beamten verständen nichts vom schleswigschen Recht, rief er: desto besser, denn das schleswig'sche Recht taugt nichts.

Ilsen ein, um das Herzogthum den Dänen streitig zu machen. Aber die Holsteiner waren im Kampf nicht glücklich. Ihr Schraubendampfer „von der Tann“ mußte, weil er gestrandet war, am 21. Juli von seinem Capitain Lange in die Luft gesprengt werden. Willisen selbst erlitt am 25. bei Idstedt unfern von Schleswig eine blutige Niederlage. Hierauf unterzeichneten England, Rußland, Frankreich, Schweden und Dänemark am 2. August zu London ein Protokoll, worin sie den dänischen Einheitsstaat gut hießen. Auch Oesterreich unterzeichnete dieses Actenstück „unter Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes,“ der am 30. September den Frieden ratificirte. Die Holsteiner ließen indeß den Muth noch nicht sinken.

Elftes Buch.

Die Union und Schwarzenberg.

Preußen kam vorzugsweise der Ruhm zu, die Revolution in der Pfalz und Baden besiegt zu haben. Es stützte sich zudem auf das Dreikönigsbündniß und auf die früher schon ihm zugewandten Kleinstaaten, und wurde unterstützt von der Partei Gagern, die am 26. Juni 1849 das Nachparlament zu Gotha eröffnete, aber nur ein Paar Tage versammelt blieb, um ihre volle Zustimmung zu dem preußischen Unionsplane zu geben. Auch erklärte Preußen (Note des Grafen von Brandenburg vom 22. Juni), es erkenne den Reichsverweser nicht mehr an, weil er mit der Nationalversammlung, die ihn gewählt, wegfallen müsse, und sofern der alte Bund nicht mehr, eine neue Einigung noch nicht bestehe, sey Preußen berechtigt, eine neue Einigung ganz oder theilweise zu versuchen und sich mit jedem deutschen Staate, der es wolle, enger zu verbinden.

Der Erzherzog Reichsverweser entfernte sich zwar aus dem Bereich der preußischen Heerlager und ging am 30. Juni nach dem Bade Gastein, ließ aber das Reichsministerium in Frankfurt zurück, versprach wiederzukommen und hielt an seinem Rechte fest, sein Amt nur in die Hände sämmtlicher deutschen Regierungen, sobald sie sich desfalls geeinigt haben würden, niederzulegen. Er stützte

ſich dabei auf Oeſterreich, Bayern und Württemberg. Oeſterreich proteſtirte gegen das längere Verweilen der Preußen in Baden, gegen deſſen Militairconventionen, gegen den engeren Bund und gegen ein neues deutſches Parlament und erklärte, der alte Bund beſtehe noch zu Recht, ſofern der Verſuch, ihn durch eine andere Einheitsform zu erſetzen, mißlungen ſey.

Zwiſchen beiden Mächten ſuchte Bayern zu vermitteln. Der Miniſter von der Pfordten entwarf einen Plan, wonach Oeſterreich und Preußen im Präſidium des deutſchen Bundes abwechſeln und die Kleinſtaaten mediatiſirt, aber je nach ihrer geographiſchen Lage an die fünf Königreiche vertheilt werden ſollten, ſo daß Preußen nicht allein alle verſchlänge. Das war ganz geeignet, das Dreikönigsbündniß zu ſprengen und Hannover und Sachſen von Preußen abzuziehen. Begreiflicherweiſe mißfiel dieſer Plan in Berlin und es begann eine unliebſame Polemik in den preußiſchen und bayriſchen Blättern.*) Am 30. Auguſt reiste der König von Württemberg nach Linz, wohin ihm Fürſt Schwarzenberg entgegenkam, gleichfalls in einem antipreußiſchen Intereſſe.

Aber man wollte einen offenen Kampf vermeiden, wenigſtens hinausſchieben. Oeſterreich ſchlug ein Interim vor, der Art, daß der Reichsverweſer proviſoriſch ſein Amt in die Hände einer ausſchließlich von Oeſterreich und Preußen beſtellten Commiſſion niederlegen ſollte, welche die Bundesgeſchäfte zu leiten haben würde bis zum 1. Mai 1850 unter der Vorausſetzung, daß die übrigen Bundesregierungen zuſtimmten. Der König von Preußen ging darauf ein und kam mit dem jungen öſterreichiſchen Kaiſer am 7. September in Töplitz zuſammen, von wo ſie nach Dresden reis-

*) Die letzteren meinten, die Preußen hätten gar kein Recht gehabt, in die Pfalz einzurücken (obgleich ſie von Bayern ausdrücklich dazu aufgefordert worden waren). Oberſt von Jeetze, Gouverneur von Landau, wurde ohne Dank entlaſſen, weil er das Entweichen ſo vieler Soldaten nicht verhindert habe, oder, wie man glaubte, weil der Prinz von Preußen ihn ſeiner Treue wegen belobt hatte.

ten. Auch der Prinz von Preußen besuchte den am 3. September nach Frankfurt zurückgekehrten Erzherzog. Am 30. kam der Vertrag zu Stande, am 6. October gab der Erzherzog seine Zustimmung und nachdem auch die übrigen Regierungen eingewilligt hatten, legte der Erzherzog am 20. December seine Gewalt in die Hände zweier Bevollmächtigten nieder, des General Schönhals von österreichischer, des General Radowitz von preußischer Seite, und das Interim trat in Kraft.

Das war nun ein factischer Dualismus. Oesterreich und Preußen allein hatten das Heft in der Hand. Von dem bayrischen Plan war nur die Spitze angenommen worden. Um so eifriger bemühten sich von nun an die vier Königreiche, sich mit ihren Ansprüchen zwischen Oesterreich und Preußen zu schieben, und wenn der bayrische Plan der Gruppirung nicht durchzuführen sey, wenigstens die Stellung wiederzugewinnen, die sie im alten Bunde inne gehabt hatten. Hierin wurden sie wesentlich von Rußland unterstützt, das weder Oesterreich noch Preußen mächtiger als bisher werden lassen wollte, und deshalb von jeher die deutschen Mittelstaaten protegirt hatte. General Bennigsens Reise nach Hannover am Ende des Jahres wurde in diesem Sinne gedeutet. Durch die Reise des Minister von Beust nach Wien in demselben Winter leitete Sachsen seinen Abfall vom Dreikönigsbunde ein. Es handelte sich dabei auch sehr um das von Preußen immer noch festgehaltene künftige deutsche Parlament, auf welches die Kleinstaaten und die Gothaer ihre größte Hoffnung setzten. In dem Maaße, in welchem sich Preußen dabei auf die öffentliche Meinung, auf die immer noch regen nationalen Hoffnungen stützte, machten sich Rußland und Oesterreich zur Aufgabe, wenigstens die Mittelstaaten gegen die Wiederkehr eines deutschen Parlaments einzunehmen und ihnen die Gefährlichkeit eines solchen vorzustellen. Nach den Erfahrungen, die man eben gemacht hatte, war das nicht schwer. Als nun Preußen die Genossen seines engeren Bundes zu Wahlen eines neuen Parlaments aufforderte, welches im nächsten Jahre zu

Weise gestattet werden. Dies würde verführerisch zu leichtsinnigen Aussagen seyn; ein bestimmter Termin muß existiren und den hat Preußen wohl am richtigsten mit seinen 72 Stunden getroffen, so wie es die Ausnahmsfälle bestimmt hat, in denen eine frühere Beerdigung gestattet werden darf oder sogar geboten ist.

Es ist also zu wiederholen: das Beerdigen faulender, in Verwesung begriffener Leichname, consentirt durch sachverständige Todtenschauer, ausnahmsweise aufbewahrt in Leichenkammern, machen die nicht zu beschaffenden Leichenhäuser unnütz und sichern vollständig vor dem Lebendigbegrabenwerden.

Sind aber dergleichen Leichenschauer stets und sicher zu beschaffen? In bevölkerten Gegenden gewiß, in volksarmen nicht; denn diese sind auch arm von Aerzten. Also die ungleiche Vertheilung der Medicinalpersonen stellt auch der in Rede stehenden, wie es scheint, wohlthätigen Einrichtung Hindernisse in den Weg. Ist aber eine gleichmäßigere Vertheilung des Heilpersonals ohne Ungerechtigkeit thunlich? Die Beantwortung dieser Frage kann Gegenstand einer spätern Unterhaltung werden.

Erfurt ſich verſammeln ſollte, wurde alsbald nicht nur von Oeſterreich, ſondern auch von den Königreichen proteſtirt. Dagegen erfolgte die letzte reichs- und parlamensfreundliche Demonſtration in Württemberg. Hier war das Märzminiſterium, das in der Zeit der Noth ſo treue und erfolgreiche Dienſte geleiſtet, im October entlaſſen, und der vormärzliche Miniſter Schlayer reactivirt worden. Am 12. Januar 1850 erklärte ſich eine große, beſonders aus den gebildeten Claſſen, Kaufleuten, Beamten und evangeliſchen Geiſtlichen zuſammengeſetzte Verſammlung zu Plochingen unter dem Vorſitz des vormaligen Märzminiſters Duvernoy für den engeren Bund hauptſächlich in der Hoffnung auf das Erfurter Parlament. Natürlicherweiſe erfolglos. *)

Oeſterreich wünſchte ſeinen Eintritt in den Zollverein und motivirte ſeinen Wunſch durch eine ausführliche Staatsſchrift vom 30. December. Dagegen proteſtirte nun wieder Preußen aufs entſchiedenſte. Im Grunde genommen war das von Preußen begünſtigte deutſche Parlament und der von Oeſterreich bevorwortete allgemeine deutſche Zollverband eins wie das andere den Bedürfniſſen und Wünſchen der deutſchen Nation angemeſſen, nur nicht dem Sonderintereſſe der einen und andern deutſchen Großmacht, und deshalb ſtieß der eine, wie der andere Plan anſtatt auf allgemeines Entgegenkommen, auf unbeſieglichen Widerſtand.

Das eigenmächtige Vorgehen Preußens in den Militairconventionen, die es im Frühjahr mit Mecklenburg, Anhalt, Braunſchweig und Baden abſchloß und wodurch es die Contingente dieſer Bundesſtaaten gewiſſermaßen ſeiner eigenen Armee einverleibte, ſteigerte das Mißtrauen und die Vorwürfe Oeſterreichs, welches unmerklich bedeutende Streitkräfte in Böhmen zuſammenzog, um ſeinen Willen nöthigenfalls mit Gewalt durchzuſetzen. Damals traten auch die beiden Fürſten von Hohenzollern, Friedrich Wil-

*) In dieſen Zeitpunct fällt ein merkwürdiges Ereigniß. Am 16. Jan. flog die erſte telegraphiſche Depeche dem Draht entlang durch Deutſchland.

helm Anton von Hechingen und Karl Anton von Sigmaringen, ihr kleines ſchwäbiſches Erbe unter vortheilhaften Bedingungen dem König von Preußen ab (12. März 1850), was beſonders Württemberg mißfällig ſeyn mußte, da es nun ſchien, Preußen wolle ſich feſten Fuß im ſüdweſtlichen Deutſchland gründen.

Der König von Preußen verpflichtete ſich die ganze conſtitutionelle Partei in Deutſchland nicht blos durch die Verheißung des Erfurter Parlaments, ſondern auch durch die am 6. Februar von ihm in Berlin feierlich beſchworene neue preußiſche Verfaſſung. Er ſagte zwar halb ſcherzend, das Regieren ſey ihm nun wieder möglich geworden, nachdem die nothwendigſten Prärogative der Krone in dem neuen Statut geſichert ſeyen, allein es war doch klar, daß er, ſofern Oeſterreich das conſtitutionelle Syſtem aufgab, ſich alle conſtitutionellen Sympathien in Deutſchland aneignete. Während nun auch die Wahlen zum Parlament in Erfurt vorgenommen wurden, erfolgte der Abfall aller der Staaten, die bisher zu Preußen gehalten hatten, jetzt aber zu Oeſterreich übergiengen. Nicht nur Hannover und Sachſen ſagten ſich vom Dreikönigsbunde los, ſondern auch Oldenburg zog ſich zurück und Kurheſſen wankte. Hier wurde am 23. Februar Haſſenpflug wieder zum Miniſter ernannt, der entſchiedenſte Reactionär, von dem nichts anderes zu erwarten war, als Kampf auf Leben und Tod mit den Ständen. Nun trat zwar das Parlament in Erfurt am 20. März zuſammen, in zwei Kammern gewählt von Preußen und ſeinen engern Bundesgenoſſen, eröffnet von Radowitz, präſidirt von Simſon, und berieth den ihm vorgelegten neuen Bundesverfaſſungsentwurf, um ihn nach einigen Amendements anzunehmen; aber die Begeiſterung, das Vertrauen, wie es das Parlament in Frankfurt im Frühling von 1848 begrüßt hatte, fehlte. Gagern erſchien, aber nur wie zur Leichenfeier des Parlaments. Radowitz ſprach warme Worte der Hoffnung und der Liebe, aber der Glaube fehlte. Am 29. April wurde dieſes Parlament vertagt, um nie wieder zuſammenzutreten. Während ſeines kurzen Daſeyns

beſaß es nicht einmal Selbſtändigkeit, es mußte jedem Wink von Berlin lauſchen und obgleich hier am 8. Mai die zu Preußen ſtehenden Unionsfürſten von beiden Heſſen, Oldenburg, Baden, Weimar perſönlich zuſammentraten, um das neue Werk zu ſanctioniren, war man in dieſen höheren Regionen doch ſelbſt ſeiner Sache nicht ganz gewiß. Das Erfurter Parlament war es gerade, was den heftigſten und entſchloſſenſten Widerſtand Oeſterreichs und der Königreiche hervorrief. Die Sorgen häuften ſich und wurden nahe drohende Gefahren.

Rußland hatte ſich auf's beſtimmteſte gegen das Erfurter, wie gegen das deutſche Parlament erklärt, aber eben ſo beſtimmt auch gegen den allgemeinen deutſchen Zollverein und gegen den Eintritt von Geſammtöſterreich in den deutſchen Bund. In dieſem Sinne war die kleine Schrift „Gedenkblätter" ſchon im März von Herrn von Meyendorff, ruſſiſchem Geſandten in Berlin, ſpäter in Wien, geſchrieben worden. Rußland wollte nämlich Preußen weder durch die conſtitutionellen Sympathien, noch Oeſterreich durch ſeine materielle Macht zur Hegemonie gelangen laſſen. Die ruſſiſche Politik verlangte, daß die Macht zwiſchen Oeſterreich und Preußen getheilt bleibe und daß ihre Zwietracht ſich verewige. Deswegen verlangte Rußland auch einfach die Wiederherſtellung des alten Bundestages, der auch allein noch zu Recht beſtehe. Bayern, Sachſen, Hannover und Württemberg ſchloſſen am 27. Februar zu München eine Uebereinkunft, worin ſie ſich (unter Beibehaltung eines Volkshauſes und Reichsgerichts) für ein Bundesdirectorium von 7 Stimmen erklärten (Oeſterreich, Preußen, die vier Königreiche und beide Heſſen vereint als eine Stimme). Kurheſſen ſollte durch dieſe Begünſtigung von Preußen abgezogen werden. Oeſterreich ſprach am 13. März ſeine volle Billigung dieſes Vertrages aus und am 15. eröffnete der König von Württemberg die conſtituirende Landesverſammlung in Stuttgart mit einer Rede, worin er die preußiſche Union „einen künſtlichen Sonderbundsverſuch auf den politiſchen Selbſtmord der Geſammtheit berechnet"

nannte und zum Schluſſe noch ſagte: „wir wollen weder Oeſterreicher, noch Preußen, ſondern durch und mit Württemberg ganz allein Deutſche ſeyn und bleiben.“ Der preußiſche Geſandte in Stuttgart, Herr von Sydow, wurde augenblicklich abgerufen und der württembergiſche in Berlin, von Hügel, nahm ſeine Päſſe.

Oeſterreich faßte im April ſeinen beſtimmten Entſchluß. Seine Lage war von der Art, daß es zur abſolut monarchiſchen Gewalt zurückkehren mußte. Es hatte bereits die Einheit ſeines Gebietes proclamirt. Es wollte ſich aber von nun an, wie auf ſein tapferes Heer, ſo auf die Kirche ſtützen. Die unter Metternich ſo lange verſäumte Kirche bot ſich dem Einheitsſtaate als die natürlichſte Bundesgenoſſin dar. Schon im Mai 1849 hatten ſich die öſterreichiſchen Biſchöfe in Wien verſammelt und, in Uebereinſtimmung mit den Beſchlüſſen der Würzburger Verſammlung von 1848, in der Wiederbelebung des kirchlichen Geiſtes ein Mittel erkannt, wodurch auch der öſterreichiſche Kaiſerſtaat ſeine Kräfte würde verjüngen können. Die damals ſchon von der Kirche dargebotene Hand wurde vom jungen Kaiſerthum dankbar angenommen und am 18. April 1850 erließ Franz Joſeph ein Decret, worin er den Biſchöfen den freien Verkehr mit Rom, die Aufhebung des placet, unabhängige Verwaltung des Kirchenguts und eine große Erweiterung des kirchlichen Strafrechts gewährte.*) Sodann that Fürſt Schwarzenberg in der deutſchen Sache den kühnen Schritt, indem er, ſofern das Interim am 1. Mai ablief, am 26. April das Plenum des Bundestages nach Frankfurt einberief, „nicht, um ſofort die alte Bundesverfaſſung wiederherzuſtellen, ſondern nur, um durch dieſes allein berechtigte Organ berathen und beſchließen zu laſſen, was ferner zu thun ſey.“ Die Abſicht Oeſterreichs war damals noch, als Geſammtſtaat, alſo auch mit ſeinen nichtdeutſchen Beſtandtheilen, in den deutſchen Bund einzutreten und darin das

*) In dieſe biſchöfliche Bewegung griff auch die Wahl des Freiherrn von Ketteler, Probſt in Berlin, zum Biſchof von Mainz ein, am 15. März.

natürliche Uebergewicht zu behaupten. Die vier Königreiche, Heſſen, der König der Niederlande für Luxemburg, und der König von Dänemark für Holſtein beſchickten das Plenum. Preußen und ſeine Bundesgenoſſen proteſtirten, Kurheſſen ſchickte ſeine Vertreter nach Berlin und Frankfurt zugleich. Das Plenum aber wurde wirklich am 10. Mai unter öſterreichiſchem Vorſitz eröffnet und war der factiſch reactivirte Bundestag, wenn auch noch nicht vollſtändig beſchickt.

Im Kampfe gegen dieſe Reactivirung eines verhaßten Alten, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte, erſchöpften ſich vollends die landſtändiſchen Oppoſitionen. Die Kammern wurden wiederholt in den meiſten Bundesſtaaten aufgelöst, weil ſie ſich der Reaction nicht bald genug fügten. Am häufigſten in Württemberg, wo die conſtituirende Verſammlung unter dem Präſidium Schoders im Verlauf eines Jahres dreimal aufgelöst werden mußte, weil ſie noch an den Errungenſchaften von 1848 feſthalten wollte. Nächſt dieſer Verſammlung benahm ſich die darmſtädtiſche und kurheſſiſche am trotzigſten. Die letztere, unter dem Vorſitz Bayrhoffers, wurde von Haſſenpflug am 12. Juni aufgelöst, um rückſichtsloſer Miniſterialwillkür Platz zu machen.

Mehr Energie lag in der preußiſchen Proteſtation, indem zugleich die Militairconventionen vollzogen und derjenigen zufolge, welche Preußen mit Baden abgeſchloſſen hatte, die ganze wiederhergeſtellte badiſche Armee nach Preußen verlegt wurde und im Lauf des Sommers wirklich dahin abmarſchirte, während preußiſche Truppen ganz Baden beſetzt hielten. Dagegen proteſtirte nun wieder Oeſterreich auf's beſtimmteſte. Aber in Preußen ſelbſt war nach und nach eine Partei herangewachſen, welche den bisherigen Gang der preußiſchen Politik, die Union und alles, was ſeit dem März 1848 geſchehen war, principiell verwarf und die alten Zuſtände zurückverlangte. Sie wollten keine deutſche, ſondern ausſchließlich eine preußiſche Politik. Sie wollte „mit der Revolution brechen". Sie ſtellte ſich den liberalen Weſtmächten gegenüber auf die Seite

Rußlands und Oesterreichs, als den absolutistischen Mächten, von denen sich niemals zu trennen Friedrich Wilhelm III. in seinem Testamente dem Sohn gerathen hatte. Sie trachtete nach Wiederherstellung wie der monarchischen Alleingewalt, so auch der aristokratischen Vorrechte und nach Wiederabschaffung aller letzten Errungenschaften der Demokratie. Diese Partei hatte zu Häuptern die Herren von Gerlach, Kleist-Retzow, Bismark-Schönhausen, den Staatsrechtslehrer Stahl, den Geschichtschreiber Leo in Halle ꝛc. und zu Organen den s. g. Treubund, eine den alten Tugendbund nachahmende Gesellschaft, und die neue preußische oder Kreuzzeitung, von Wagener talentvoll redigirt. Indem diese Herren offen gegen den engeren Bund (die Union) und Radowitz Opposition machten, hatten sie den Vortheil, auch in der Kammer die erste Rolle spielen zu können, sofern die gesammte demokratische Partei in Preußen damals nur passiven Widerstand zu leisten beschlossen und kein einziges ihrer Talente in die Kammer gewählt hatte. Am 22. Mai wurde der König im Wagen von einem irrsinnigen Menschen, Namens Sefeloge, durch einen Schuß in den Arm verwundet, in Folge dessen, zur Steuer der Volksaufreizung und Verführung, die Presse unter strengere Aufsicht als bisher genommen wurde.

Da sich die beiden Großmächte allein nicht zu einigen vermochten, wandten sie sich wieder an das unvermeidliche Rußland. Kaiser Nicolaus kam nach Warschau, gab der Gerlach'schen Partei seinen Segen und nahm huldvoll als oberster Richter die klagbaren Parteien an, in der zweiten Hälfte des Juni. Von Wien kam Fürst Schwarzenberg, von Berlin der Prinz von Preußen dahin. Was dort verhandelt wurde, ist nicht bekannt geworden. Der Erfolg aber hat bewiesen, daß die russische Ansicht damals der österreichischen zugeneigter gewesen ist, als der preußischen, weil sonst Fürst Schwarzenberg von diesem Zeitpunct an so energisch, wie er that, vorzugehen nicht würde haben wagen dürfen. Am 2. September ließ Oesterreich ohne weiteres Zaudern in Frankfurt den

engeren Bundesrath also den echten alten Bundestag, wieder eröffnen unter Vorbehalt des Zutritts der renitenten, noch dem engeren preußischen Bunde zugewandten Staaten. Es ließ also Preußen keine Wahl mehr, als Nachgeben oder Kampf, einen Kampf, in dem Rußland sich auf österreichische Seite stellen würde.

Hatte noch zwei Jahre vorher alles für die Einheit Deutschlands geschwärmt, so war jetzt die Zwietracht wieder ärger als je vorher. Die kleindeutsche und großdeutsche Ansicht hatten sich immer schroffer einander gegenübergestellt, eine Ausgleichung schien nicht mehr möglich. Schon rüttelte man die Schwerter in der Scheide, da gaben eigenthümliche Vorfälle in Kurhessen den Ausschlag. Die Hessen sollten durch den vom Kurfürsten rehabilitirten Minister Hassenpflug gründlich gemaßregelt und alles in das vormärzliche Geleise zurückgebracht werden. Da sie nun mehr, als alle andern deutschen Volksstämme, unter den alten und immer wieder sich erneuernden Mißregierungen gelitten hatten, hielten sie an den Hoffnungen des Jahres 1848 fest und wollten sie nicht lassen. Aber Hassenpflug griff keck durch und ließ am 4. September 1850 die Steuern ausschreiben, ohne die ständische Verwilligung, gemäß der Verfassung, einzuholen. Der ständische Ausschuß (Schwarzenberg, Bayrhoffer, Gräfe, Kellner, Henckel) protestirte sogleich. Hierauf wurde am 7. das ganze Land in den Kriegszustand erklärt und der alte General Bauer sollte die Dictatur ausüben. Allein sämmtliche Organe der Gewalt versagten sich ihm, die Gerichte erkannten, der Ausschuß sey in seinem Recht. Die gesammte Staatsdienerschaft bis zur Polizei herunter leistete, wie verabredet, einen passiven Widerstand und lehnte die Vollziehung jedes verfassungswidrigen Befehls des Herrn Hassenpflug ab. Draußen wurden Volksversammlungen abgehalten und die Stimmung des Volks schien dem Kurfürsten so drohend, daß er in der Nacht des 12. September aus Kassel entfloh und sich, um nicht durch sein eigenes Land reisen zu müssen, auf einem weiten Umweg über Hannover und Köln nach Frankfurt a. M. begab, wohin ihm

Haſſenpflug nacheilte. In Kaſſel ließ er den General Haynau (Bruder des berühmten öſterreichiſchen Feldzeugmeiſters) mit unbedingter Vollmacht zur Handhabung des außerordentlichen Kriegsſtandes zurück, aber nicht nur der Oberbürgermeiſter Hartwig, der Commandant der Bürgerwehr Siedler, der ſtändiſche Ausſchuß und die Gerichte verſagten ihm den Gehorſam, ſondern auch das Offizierscorps. Eine Deputation des letzteren wurde vom Kurfürſten mit den Worten heimgeſchickt: „wollt ihr nicht gehorchen, ſo zieht euern Rock aus.“ Und das thaten ſie wirklich, über 200 Offiziere nahmen ihre Entlaſſung; die Unteroffiziere aber erklärten: „ein Hundsfott, wer von uns ſich zum Offizier machen läßt.“ Aber der Kurfürſt pochte auf auswärtige Hülfe und donnerte vom Wilhelmsbad aus, wo er Reſidenz genommen, in ſeinen Decreten den Unzufriedenen die ſchreckliche Wahrheit zu, daß man ſich nicht mehr im Jahr 1848 befinde, daß der alte Bundestag zu Recht beſtehe, daß nach der Wiener Schlußacte und den Bundesbeſchlüſſen von 1832 die Regierungen durch landſtändiſche Verfaſſungen in der Erfüllung ihrer Bundespflichten nicht verhindert werden dürften, und daß mithin die Steuern gezahlt werden müßten.

Indem nun der Kurfürſt vom einſeitig durch Oeſterreich rehabilitirten Bundestage Schutz ſeiner Herrenrechte verlangte, ſagte ihm dieſelbe der Bundestag am 21. September zu. Preußen aber, zu deſſen Unionsſtaat oder engerem Bunde Kurheſſen immer noch gehörte, war dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt, entweder ſich dem neuen Bundestag zu unterwerfen, oder deſſen Intervention in Kurheſſen mit Gewalt entgegenzutreten. Der König proteſtirte in einer Note vom 23. und ernannte am 26. Radowitz zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Zugleich wurde ein preußiſches Truppencorps in Weſtphalen zuſammengezogen. Aber auch Oeſterreich machte große Rüſtungen in Böhmen und Kaiſer Franz Joſeph ging nach Bregenz, wo er am 11. October mit den Königen von Bayern und Württemberg zuſammenkam und mit denſelben die Durchführung des Bundesbeſchluſſes verabredete. Der

König von Württemberg brachte in öſterreichiſcher Huſarenuniform einen Trinkſpruch aus: „ein alter Soldat macht nicht viel Worte, aber er folgt dem Rufe ſeines Kaiſers, wohin es auch ſey.“ Ein bayriſches Heer unter dem Fürſten von Thurn und Taxis ſollte in Kurheſſen einrücken, wodurch zugleich die preußiſche Aufſtellung in Baden gefährdet wurde.

Allein ehe man zur Ausführung ſchritt, mußte erſt Rußland gehört werden. Kaiſer Nicolaus kam am 15. October wieder nach Warſchau, um die ſtreitenden Parteien abermals zu vernehmen, und Kaiſer Franz Joſeph mit dem Fürſten Schwarzenberg eilten zu ihm, während von preußiſcher Seite Miniſter Graf von Brandenburg die ſchwierige Miſſion übernahm, eine Politik zu vertheidigen, welche Preußen dahin gebracht hatte, mit Bayrhoffer in Kurheſſen gemeine Sache zu machen und in der deutſchen Frage mit Radowitz ſtehen oder fallen zu ſollen. Man kann ſich denken, wie dem Kaiſer Nicolaus die neue Wendung der Dinge in Preußen zuwider ſeyn mußte, wie wenig er, mit Oeſterreich im Bunde, Rückſicht gegen das jedenfalls viel ſchwächere Preußen zu nehmen brauchte, und welchen Erfolg er ſich von ernſten Drohungen verſprechen durfte, ſofern er den Treubund, die Kreuzzeitung und das Teſtament Friedrich Wilhelms III. auf ſeiner Seite hatte. Oeffentliche Blätter erzählten damals, Kaiſer Nicolaus habe mit Thränen in den Augen geklagt, daß er vielleicht gezwungen werden könne, gegen das ihm ſo innig verwandte Königshaus in Preußen das Schwert zu ziehen. Gewiß iſt, daß Rußland am 26. October es als einen casus belli erklärte, wenn Preußen der vom Bundestag verfügten Execution in Kurheſſen ein Hinderniß in den Weg lege, und daß Graf Brandenburg am 30. October in tiefſter Entrüſtung über das, was er hatte hören müſſen, und bis zum Tode erſchöpft nach Berlin zurückkehrte. Zudem war in den letzten Tagen eine engliſch-franzöſiſche Erklärung eingelaufen, welche die ruſſiſche unterſtützte. Rußland und Frankreich hatten von England förmlich eine Kriegserklärung gegen Preußen verlangt, wenn es den zu London

abgeschlossenen Vertrag, Dänemark betreffend, nicht sofort anerkenne und die Holsteiner ferner in ihrem Widerstand unterstütze, am 23. October. England hatte diese Zumuthung zwar abgelehnt, unterstützte jedoch die ernsten Vorstellungen Rußlands, Frankreichs und Oesterreichs, so daß sich Preußen völlig isolirt und von allen Seiten bedroht sah.

Mittlerweile hatte Radowitz durch ein preußisches Armeecorps unter General von der Gröben die preußischen Etappenstraßen in Kurhessen besetzen lassen und die eilige Rückkehr der noch in Baden stationirten preußischen Truppen verfügt, weil sie im Fall eines Krieges durch die Bayern, Württemberger und Oesterreicher hätten abgeschnitten werden können. Kaum aber brachen diese tapfern Truppen auf, so kam die Regierung in Karlsruhe schon schweres Bedenken gegen die Politik von Radowitz an und wurde man hier unmerklich zur russisch-österreichischen Meinung hingezogen. Die Bayern aber unter Thurn und Taxis rückten am 1. November bereits in Hanau ein, 10,000 Mann stark, und drangen keck gegen Kassel vor, wo die Preußen standen. Ein blutiger Zusammenstoß war unvermeidlich, wenn die Diplomatie nicht noch in der letzten Stunde ein Meisterstück machte, oder eine bessere Besinnung vor dem Abgrund warnte, in den man das Vaterland zu stürzen im Begriffe stand. Man darf nicht zweifeln, daß der einmal zwischen Oesterreich und Preußen entbrannte Kampf, wer auch anfangs gesiegt hätte, von beiden Seiten mit allen Kräften bis zur gänzlichen Erschöpfung würde fortgeführt worden seyn, denn der Stolz der Volksstämme und der Confessionshaß hätten sich eingemischt und wie im 30jährigen Kriege würde das Ausland zuletzt entschieden und die beste Beute davon getragen haben. Wir dürfen sehr froh seyn, daß sich das Ausland damals nicht eifriger um den wirklichen Ausbruch des Kriegs bemüht hat. Er wurde zu unserem Glück dadurch vermieden, daß sich der König von Preußen am 2. November bewogen fand, Radowitz abzudanken und von der Gröben

Ueber rhetorische Improvisation.

Es möchte wohl nicht ganz ohne Interesse seyn, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine Kunst zu lenken, welche in Deutschland noch zu wenig Anerkennung gefunden hat, während sie bei andern Völkern zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen ist. Die Fortschritte im constitutionellen Leben, das immer wachsende Interesse, welches die Politik erregt, die unbestreitbare Ueberlegenheit des improvisirten Wortes über das memorirte, alles dies macht es der deutschen Jugend zur Pflicht, die Kunst der freien Rede zu pflegen und sich darin zu üben, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Dieses Studium durch einige klare und bestimmte Regeln zu erleichtern, ohne den Gegenstand völlig erschöpfen zu wollen, ist die Aufgabe dieses Aufsatzes.

Wir begnügen uns damit, die Wichtigkeit der Improvisation fühlbar zu machen, das Empirische der Vorbereitungsstudien vorzuzeichnen, die Hülfsmittel anzudeuten, welche in dem Augenblick, wo man das Wort nimmt, von Nutzen sind, vor einigen Mißbräuchen zu warnen, zu welchen die Gewohnheit des Extemporirens Veranlassung geben möchte, und schließlich mit einigen Worten die Bemühungen zu berühren, welche in den Nachbarländern diesem Studium gewidmet wurden.

Vor Allem sind zwei Arten der Improvisation zu unterscheiden. Die eine ist die Frucht des Augenblicks, und gewöhnlich hervorgerufen durch einen unvorhergesehenen Umstand, durch irgend eine unerwartete, plötzliche Aufforderung, wie es wohl in einer berathschlagenden Versammlung geschieht. Die andere ist das Ergebniß

einen Rückzugsbefehl zugehen zu lassen.*) Wie hoch auch dem König dieses Opfer zu stehen kam, der Preis war des Opfers werth. Die Vermeidung des Bruderkriegs kann nie zu theuer erkauft werden. Dem ritterlichen Grafen Brandenburg brach das Herz, als der junge Niebuhr ihn noch mitten in der Nacht von seinem Krankenlager aufschreckte und ihm aus dem Geheimen Kabinet den Befehl brachte, an von der Gröben die verhängnißvolle Contreordre zu ertheilen. Er that es, sank wieder auf das Lager zurück und starb nach wenigen Tagen. Man thut unrecht, diesen düstern Novembertagen zu fluchen, weil in ihnen die russische Partei über deutsche Ehre hohnlachte. Die Schicksale dieser Tage wurden von einer höheren Hand gelenkt und wahrhaft zum Heile Deutschlands.

Herr von Manteuffel trat sofort an die Spitze des preußischen Ministeriums und verfügte am 6. November eine allgemeine Mobilisirung der preußischen Armee, obgleich und gerade weil er Frieden machen wollte. Er mußte, um mit Anstand unterhandeln zu können, gerüstet dastehen. Zudem galt es, sich nicht überraschen zu lassen, denn eine furchtbare österreichische Armee stand an der böhmischen Grenze und am 7. kam Radetzki in Wien an mit der Bestimmung, sie gegen Preußen zu führen. Indem von der Gröben sich langsam aus Kurhessen zurückzog, kam die äußerste Spitze seiner Nachhut mit der äußersten der feindlichen Vorhut in Berührung. Es war eine Compagnie österreichischer Jäger, die den Bayern voranzog, und einige Mann derselben fielen von preußischen Kugeln bei Bronzell am 8. November, ohne daß ein zweites Zusammentreffen erfolgt wäre. Ganz Kurhessen, wie Ba-

*) Die Nachricht vom Einmarsch der Bayern und Oesterreicher in Hessen kam in Berlin an, als der König eben zu einer großen Jagd nach Blankenburg abgehen wollte. Da bestellte er plötzlich die Jagd ab und hielt den verhängnißvollen Ministerrath, indem er nach seiner humoristischen Art sagte: Wir brauchen nicht nach Blankenburg zu gehen, wir können die Böcke gleich hier schießen.

den, wurde von den Preußen geräumt. Der Kriegsfall war vermieden, es wurde unterhandelt, und um die Sache möglichst kurz abzumachen, begab sich Herr von Manteuffel nach Olmütz, wo er am 29. mit Fürst Schwarzenberg tagte. Auch Herr von Meyendorff war von Wien mitgekommen, um im Namen Rußlands die Versöhnung zu besiegeln. Preußen entsagte der Union, dem deutschen Parlament, dem Schutz der kurhessischen Verfassung, fügte sich in eine „Pacificirung" Holsteins und behielt sich vor, auf einer demnächst von allen Bundesfürsten zu beschickenden Conferenz in Dresden vollends alle, die deutschen Angelegenheiten betreffenden Meinungsverschiedenheiten auszugleichen.

Diese Conferenz in Dresden wurde am 23. December unter Vorsitz des Fürsten Schwarzenberg eröffnet. Die ersten Besprechungen betrafen die brennende Frage Kurhessens und Holsteins, und schon am 28. ertheilte der Bundestag in Frankfurt, in Folge der Dresdner Verabredungen, dem Feldmarschalllieutenant von Legeditsch die Vollmacht, mit einem österreichischen Armeecorps durch Kurhessen nach Holstein zu marschiren. Sodann reiste Schwarzenberg mit Manteuffel nach Berlin, den König zu begrüßen und eine dualistische Politik zu verabreden, welcher gemäß Oesterreich und Preußen im neuen Bunde die Entscheidung über Krieg und Frieden sich ausschließlich vorbehalten wollten. Das war aber nicht im Sinne der Mittelstaaten, noch weniger Rußlands, weshalb das Project in Dresden auf einen entschlossenen Widerstand stieß. Aus diesem Grunde zog sich die Conferenz auch sehr in die Länge. Eben so wenig wie die beiden deutschen Großstaaten die dualistische Spitze des Bundestags durchsetzen konnten, vermochte auch Oesterreich den Eintritt seines Gesammtstaates in den deutschen Bund zu erzwingen. In dieser Frage stellte sich nämlich Rußland ganz auf Seite Preußens und sühnte damit gleichsam den Tod Brandenburgs aus. Kaiser Nicolaus verehrte dem König von Preußen eine Brillantkette zum Andreasorden im Werth von mehr als einer Million. Auch England und Frankreich gaben Noten ein, worin

ſie ſich auf's beſtimmteſte gegen den Eintritt von Geſammtöſterreich in den neuen deutſchen Bund erklärten. Bayern reclamirte noch einmal die Trias, der König von Württemberg ſogar das deutſche Parlament, indem er in einem Brief an den Fürſten Schwarzenberg vom 18. Februar 1851 daran erinnerte, wie tief das Bedürfniß darnach der Nation inwohne. Allein nachdem ſich die Conferenz in Dresden monatelang hingezogen, konnte weder durchgeſetzt werden, was Oeſterreich, noch was Preußen, noch was die andern deutſchen Staaten, noch was das deutſche Volk, ſondern ausſchließlich was Rußland wollte. Der Kaiſer von Rußland war gegen das Parlament und die preußiſche Union, gegen den Eintritt Geſammtöſterreichs, gegen die dualiſtiſche Spitze, gegen die Trias und neue Staatengruppirung des bayriſchen Plans und verlangte einfach die Wiederherſtellung des alten Bundes. Und weil er es wollte, geſchah es. Denn durch Oeſterreich und die Mittelſtaaten überſtimmte er Preußen, durch Preußen und die Mittelſtaaten Oeſterreich und durch Oeſterreich und Preußen die Mittelſtaaten. Es blieb lediglich nichts übrig, als einfache Rückkehr zum alten Bundestage, und die Dinge hatten ſich ſo gewendet, daß es der Vortheil Preußens war, die Reactivirung des alten Bundes zu vollenden, um dadurch den Eintritt von Geſammtöſterreich in den Bund zu verhindern. Am 27. März lud Preußen ſeine bisherigen engeren Bundesgenoſſen ein, ſämmtlich den Frankfurter Bundestag zu beſchicken, und in Dresden vereinigte man ſich am Ende dahin, keinen Beſchluß zu faſſen, ſondern das geſammte „werthvolle" Material der bisherigen Verhandlungen dem factiſch wiederhergeſtellten Bundestag in Frankfurt zu überweiſen. So umging man eine ausdrückliche Abweiſung der öſterreichiſchen Forderung, als Geſammtſtaat in den Bund einzutreten, und kehrte einfach zum Alten zurück, als ob es nie unterbrochen worden wäre. Am 15. Mai ſchloß die Conferenz in Dresden ihre Sitzungen und am gleichen Tage wurde der neue preußiſche Bevollmächtigte, Herr von Rochow (bisher Geſandter in Petersburg) feierlich am Bundestage eingeführt und die Bot-

ſchafter der kleinen Unionsſtaaten folgten bald nach. Der alte Bundesſtaat wurde am 30. Mai reconſtituirt. Ein unterdeß in Wiesbaden berathſchlagender deutſcher Zollcongreß endete ungefähr in gleicher Weiſe. Die Aufnahme Oeſterreichs in den Zollverein kam nicht zu Stande, nur ein Anſchluß Deutſchlands an den öſterreichiſchen Poſtvertrag.

Alſo endete die ganze ungeheure Bewegung in Deutſchland damit, daß man einfach zum alten Beſtande zurückkehrte. Nachdem den Demokraten die eine und untheilbare deutſche Republik und den Gothaern das neue Kaiſerthum mißglückt war, ſollten auch die Fürſten, obgleich jeder von ihnen Aenderungsvorſchläge machte, nichts Neues und Beſſeres zu Stande bringen. Die meiſten waren froh, daß wenigſtens Ruhe eintrat, aber niemand traute dem Wiederaufbau des ſchon einmal Eingefallenen und man konnte ſich kaum verhehlen, dieſelben Urſachen würden immer wieder dieſelben Wirkungen hervorbringen, d. h. auch die Revolution werde wiederkehren.

Indem ſich nun ſowohl Oeſterreich, als Preußen der einfachen Reactivirung des Bundestages nach dem ruſſiſchen Gedanken gefügt hatten, kam Kaiſer Nicolaus wieder nach Warſchau, empfing hier am 17. Mai den Beſuch des Königs von Preußen und kam ſodann auch in Olmütz mit dem Kaiſer von Oeſterreich zuſammen. Der alte Bund der drei nordiſchen Mächte ſchien hergeſtellt zu ſeyn. Am 20. Auguſt aber proclamirte Franz Joſeph, daß die Verfaſſung Oeſterreichs in ihre Quelle zurückgezogen werde, nämlich in den ſouverainen Willen des Kaiſers. (Die definitive Aufhebung der Verfaſſung wurde erſt am 1. Januar 1852 proclamirt.) Das war eine nothwendige Folge des Einheitsſtaates. Als ſolcher konnte Oeſterreich unmöglich einen Reichstag haben, den Deutſche, Slaven, Ungarn und Italiener zugleich hätten beſchicken müſſen. Der König von Preußen aber folgte dieſem Beiſpiele nicht, ſondern hielt die neue Verfaſſung feſt. Derſelbe begab ſich nach ſeinem ſchwäbiſchen Beſitzthum und empfing am 23. Auguſt auf ſeinem Stamm-

ſchloß Hohenzollern unter einer Linde die Erbhuldigung dieſer neuen Unterthanen. Bei dieſem Anlaß hob er die Rechte gen Himmel und rief Gott zum Zeugen an, daß er nie nach unrechtmäßigem Beſitze geſtrebt habe. Eine indirecte Antwort auf die Thronrede des Königs von Württemberg. Nachher beſuchte der König von Preußen die Gemahlin des letztern in Friedrichshafen und kam mit dem Kaiſer von Oeſterreich im Bade Iſchl zuſammen.

Aber am 7. September überraſchte Preußen die Welt durch Bekanntmachung einer bisher insgeheim betriebenen Vereinbarung des Zollvereins mit dem Steuerverein (Hannover), wieder eine Sonderverbindung, direct gegen das öſterreichiſche Project ſeines Eintritts in den Zollverein gerichtet. Daher auf's neue große Erbitterung und Agitation. Oeſterreich berief im September eine Zollconferenz nach Wien, um hier ſeinen Plan eines allgemeinen für Deutſchland und Oeſterreich gemeinſamen Zollvereins durchzuſetzen, wobei ihm ſeine bisherigen ſüddeutſchen Verbündeten auch beiſtanden. Preußen aber beſchickte dieſe Conferenz nicht. Es hatte den bisherigen Zollverein kündigen müſſen, um durch ein neues Uebereinkommen den Steuerverein mit ihm zu verſchmelzen. Das wurde nun von den Bundesgenoſſen Oeſterreichs, die bisher dem Zollverein angehört hatten, benutzt, um ihren Wiedereintritt in denſelben an die Bedingung zu knüpfen, daß zuvor auch Oeſterreich in dieſen Zollverein aufgenommen werde. In einer Conferenz der Bevollmächtigten von Bayern, Sachſen und Württemberg zu Bamberg am 25. März 1852 wurde das zum Beſchluß erhoben und am 5. April von den kleinen ſüdlichen Zollvereinsſtaaten zu Darmſtadt unterſtützt. Als nun Preußen ſeinerſeits eine Zollconferenz in Berlin eröffnete, legte der bayriſche Bevollmächtigte (von Meixner) die Darmſtädter Beſchlüſſe vor, am 26. Aber Preußen gab nicht nach. Es wurde in faſt allen Gebieten des Zollvereins durch die laute Zuſtimmung des Gewerbeſtandes und der Kammern unterſtützt. Gerade die am meiſten Betheiligten wollten die Vortheile des alten Zollvereins mit Preußen nicht

aufgeben und die Industriellen fürchteten vom Gesammteintritt Oesterreichs mehr eine stärkere Concurrenz in den Producten, als sie auf einen erweiterten Markt in den zu Oesterreich gehörenden nichtdeutschen Ländern hofften. Am 7. Juni schlug Preußen alle Forderungen der Darmstädter ab. Nun versammelten sich die Minister der Darmstädter Coalition noch einmal im Bade Kissingen, im Juni.

Dort hatte sich wie zufällig der russische Minister Graf Nesselrode eingefunden. Es handelte sich nicht mehr um die Zollfrage allein. Noch andere wichtige Ereignisse nahmen die ganze Aufmerksamkeit der Diplomaten in Anspruch. Am 2. December 1851 hatte Ludwig Napoleon sich durch einen Staatsstreich zum Alleinherrn gemacht und war im Begriff, sich gleich seinem großen Oheim die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, und am 3. April 1852 war Oesterreichs Minister, Fürst Schwarzenberg, plötzlich am Schlage gestorben. Dieser hatte sich noch kurz vor seinem Tode in einer Circularnote vom 29. Januar dahin erklärt, Oesterreich wolle Frieden mit Frankreich behalten unter der Bedingung, daß Frankreich seinerseits die Verträge von 1814 achte. Als er aber starb, eilte der Kaiser von Rußland nach Oesterreich und Preußen, um sich mit diesen beiden Mächten dem neuen Napoleon gegenüber wieder eben so zu alliiren, wie sein Bruder früher gegen den alten Napoleon. Seine eigentliche Absicht war indeß keineswegs ein Krieg gegen die neue illegitime Dynastie in Frankreich; nur die Besorgniß der Oesterreicher vor etwaigen Uebergriffen Frankreichs in Italien und die altpreußischen Antipathien gegen die Franzosen sollten ihm zum Mittel dienen, Wien und Berlin auch ferner in Abhängigkeit zu erhalten. Trotz der Allianz von 1849 war Schwarzenberg nicht der Mann gewesen, sich unbedingt Rußland zu fügen. Die Herstellung seines Einflusses in Wien (Berlins war er sicherer) war für Nicolaus Hauptzweck der Reise. Schon am 8. Mai war er in Wien und schmeichelte besonders der österreichischen Armee. Dann reiste er nach Berlin, wo er noch

weniger Umstände machte, die preußische Garde geradezu „Kameraden“ anredete, sie aufforderte, wenn es nöthig sey, an seiner Seite zu kämpfen und in einem Kürassier „die ganze preußische Armee umarmte“. Von dieser Zeit an diente ihm vorzüglich die einflußreiche Kreuzzeitungspartei.

In Oesterreich trat Graf Buol-Schauenstein, bisher Gesandter in London, an Schwarzenbergs Stelle und erklärte, nichts an dessen bisheriger Politik ändern zu wollen. Der junge Kaiser besuchte Italien und Ungarn, um die Bevölkerungen daselbst möglichst zu versöhnen, und vermählte sich 1853 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Max von Bayern. In der Zollangelegenheit begann Oesterreich zu resigniren. Die Darmstädter sperrten sich noch eine Weile und tagten für sich im August in Stuttgart, im September in München, aber auch sie mußten nachgeben, da der norddeutsche Steuerverein (Hannover) fest zu Preußen hielt, und es Oesterreich im Hinblick auf die europäische Constellation damals gerathen fand, sich Preußen wieder zu nähern. Kaiser Franz Joseph machte am 13. December 1853 einen freundschaftlichen Besuch in Berlin und am 19. Februar 1854 schlossen Oesterreich und Preußen für 20 Jahre einen Handelsvertrag ab, der die früher von Oesterreich und den Darmstädtern geforderte Zolleinigung zwar nicht für immer ausschloß, aber doch weit hinausschob. Hierauf fügten sich die Darmstädter am 4. April auch in die Wiederherstellung des bisherigen Zollvereins, der nur durch den Beitritt des Steuervereins eine Erweiterung erhielt. In dieser Frage trug also Preußen einen vollständigen Sieg davon. Auch erwarb es durch Kauf von Oldenburg im Jahr 1853 den Jahdebusen, also einen Hafen an der Nordsee, der ihm schon lange gefehlt hatte, nicht ohne die Protestation Hannovers. Baron Manteuffel blieb an der Spitze des Ministeriums; Radowitz, der allen Einfluß verloren, starb am Ende des Jahres 1853.

Das freundschaftliche Verhältniß Preußens zu Württemberg wurde am Ende des Jahres 1852 wiederhergestellt. Die drei con-

ſtituirenden Verſammlungen in Württemberg hatten nach einander aufgelöst werden müſſen, weil ſie übertriebene demokratiſche Forderungen ſtellten. Da nun keine neue Verfaſſung auf dieſem Wege zu Stande kommen konnte, ſtellte der König ſchon im Beginn des Jahres 1851 die alte Verfaſſung her und berief gemäß derſelben neue Stände ein. Dem Ausſchuß der letzten conſtituirenden Verſammlung wurden am 16. März gewaltſam die Schlüſſel abgenommen.

In Kurheſſen feierte die Reaction unter Haſſenpflug ihren vollſtändigen Triumph. Eine Menge Beamte wurden abgeſetzt und vor Gericht gezogen, oder mußten ſich durch die Flucht retten. Im Jahr 1852 allein wanderten 20,000 Menſchen aus dem Kurlande aus und ſah man in der Gegend von Fulda einige Dörfer ganz leer ſtehen. Die Stände wurden aufgelöst und Haſſenpflug regierte allein auf dem Verordnungswege. Dieſer Miniſter empfing jedoch am 4. November 1853 von dem jungen Prinzen von Iſenburg, dem Schwiegerſohn des Kurfürſten, deſſen Wünſchen er in Privatangelegenheiten ſich widerſetzt hatte, auf offener Straße derbe Stockſchläge. Ein Scandal, den der Kurfürſt dadurch beſtrafte, daß ſich der Prinz auf einige Zeit mußte in ein Irrenhaus bringen laſſen. Erſt 1855 wurde Haſſenpflug entlaſſen. — In Heſſendarmſtadt machte ſich die nahe Verwandtſchaft des regierenden Hauſes zum ruſſiſchen dadurch bemerklich, daß ſämmtliche Civilſtaatsdiener nach ruſſiſcher Sitte, ſelbſt die Lehrer in den Schulen, Uniformen tragen mußten.

Im Sommer 1854 ahmte König Maximilian II. das Beiſpiel von London nach und eröffnete zu München unter einem großen Glaspalaſt eine Induſtrieausſtellung, die aber durch heftiges Wiederauftreten der Cholera geſtört wurde. Unter den Beſuchenden befand ſich auch König Friedrich Auguſt II. von Sachſen, der hierauf eine Gebirgsreiſe nach Tirol machte, aber am 9. Auguſt bei Imſt, indem die Pferde durchgingen, aus dem Wagen geſchleudert wurde und auf der Stelle ſtarb. Ihm folgte ſein hochgebil-

deter Bruder Johann. Im vorhergehenden Jahre waren auch die Großherzoge von Oldenburg und Weimar gestorben und war dem ersten Friedrich Peter, dem andern Karl Alexander nachgefolgt.

In Hannover starb der greise Ernst August am 18. November 1851. Ihm folgte sein blinder Sohn Georg V. Die Dinge gestalteten sich hier friedlich, bis die Ritterschaft alle ihre alten Rechte reclamirte, ihre Forderungen beim Bundestage durchsetzte und demnach (1855) die Landesverfassung wieder abgeändert werden mußte.

Die Holsteiner hatten den Londoner Frieden, der den Gesammtstaat Dänemarks sanctionirte, immer noch nicht anerkannt, waren unter Waffen geblieben und hatten nach dem Abzug der Preußen aus Schleswig den daselbst eingerückten Dänen mehrfache, jedoch unentscheidende Gefechte geliefert, unter andern am 12. September 1850 bei Eckernförde. Es gelang ihnen aber nicht mehr, die Schley zu überschreiten und ein Sturm, den sie am 4. October auf Friedrichstadt unternahmen, mißlang ihnen, obgleich sie schon bis in die Stadt eingedrungen waren. Nun erschien Graf Thun als Bundestagscommissair und forderte Einstellung aller Feindseligkeiten. Die Holsteiner baten, wenn man nichts für sie thun wolle, sollte man ihnen wenigstens die Selbsthülfe gestatten. Sie bekamen gerade im Herbst vielen Zuzug von Freiwilligen aus Deutschland, auch Heinrich von Gagern trat als Major bei ihnen ein. Aber in der wichtigen Conferenz zu Olmütz verständigten sich Oesterreich und Preußen dahin, Holstein müsse entwaffnet, der Friede mit Gewalt durchgesetzt werden. Nun blieb den Holsteinern nichts mehr übrig, als nachzugeben. Willisen trat ab. Am 28. December bevollmächtigte der Bundestag das österreichische Armeecorps unter Feldmarschallieutenant von Legeditsch, durch Kurhessen noch Holstein zu marschiren. Die Landesversammlung von Schleswig-Holstein bat nur noch, die Festungen Rendsburg und Friedrichsort,

als zu Holstein gehörig, beim deutschen Bunde zu behalten. Aber die Oesterreicher, die im Januar 1851 einrückten, überließen in Rendsburg das Kronwerk und Friedrichsort ganz den Dänen. Beseler, Reventlow, Olshausen flohen. Heinrich von Arnim (Exminister von 1848 her) machte vergebens am 15. Februar in der preußischen Kammer darauf aufmerksam, daß Rendsburg ganz Holstein und Friedrichsort den Kieler Hafen beherrsche, daß es also im Interesse des deutschen Bundes und zunächst Preußens liege, diese festen Puncte zu retten.

Der Widerstand der Herzogthümer war besiegt, eine starke österreichische Armee stand im Lande. Es handelte sich nun darum, auch den Dänen anständige Bedingungen abzugewinnen. Fürst Schwarzenberg führte damals überall das große Wort und so auch gegen Dänemark. Er warf den Dänen ihre demokratische Verfassung vor,*) rühmte dagegen die aristokratischen Stände von Schleswig und Holstein und war keineswegs geneigt, diese dem dänischen Gesammtstaat zu opfern (Schreiben vom 9. September 1851). Er kam sogar auf den Gedanken einer Einverleibung von ganz Dänemark in den deutschen Bund, womit die Hauptschwierigkeit gelöst und zugleich der russischen Politik ein Damm gesetzt worden wäre. Aber dazu kam es nicht. Rußland, dem in dieser Frage England und Frankreich beistanden, setzte eine neue Combination durch, bei der es, scheinbar uneigennützig, doch am meisten gewann. Die Großmächte vereinigten sich nämlich dahin, daß sowohl der Herzog

*) Die demokratische Partei in Dänemark hatte bereits eben eine Unterstützung erhalten durch die Maitresse des Königs, Louise Rasmussen, die er zur Gräfin Danner erhob und im August 1850 sich zur linken Hand trauen ließ. Sie war die Tochter eines Taglöhners, welche der Buchdrucker Berling unterhielt. Bei einem Brande im Hause Berlings sah sie der König und kaufte sie dem Berling ab, der geadelt, Kammerherr und Privatsecretair des Königs wurde. Die dänische Aristokratie war der neuen Gräfin ab-, die demokratische Partei eben deshalb zugeneigt.

eines mehr oder weniger langen Nachdenkens, vorläufiger Studien und Nachforſchungen, kurz einer vorbereitenden geiſtigen Arbeit.

Von den ſogenannten Improviſationen, die nur längſt einſtudirte und memorirte Reden ſind, berechnet, um bei einem leichtgläubigen Publikum Effect zu machen, kann hier keine Rede ſeyn. Dieſe Art, ſich auszudrücken, iſt nur Charlatanerie, zu dem mittelmäßige Menſchen ihre Zuflucht nehmen, um ihre Schwäche zu bemänteln und ſich auf eine leichte Art einen Namen zu machen.

Wie viel derjenige voraus hat, welcher über einen überdachten Gegenſtand in unvorbereiteten Ausdrücken mit Leichtigkeit reden kann, wird von Niemand in Abrede gezogen. Welches Uebergewicht vor den Schranken, auf der Tribune, auf der Kanzel, auf dem Katheder, ſeine Ideen mit Leichtigkeit ordnen zu können, den Ausdruck zu beherrſchen! Wie viel unvermuthete Regungen, energiſche Ausdrücke, neue originelle Bemerkungen ſtrömen auf ihn ein, die er nie in der Stille des Arbeitszimmers gefunden haben würde!

Spricht er für einen Angeklagten, ſo wird er ſich nicht aus der Faſſung bringen laſſen durch die tauſenderlei Unterbrechungen, die während der Gerichtshandlung auf ihn einſtürmen und die eine ſo große Unordnung in eine memorirte Rede bringen können. Spricht er in einer öffentlichen Verſammlung als Abgeordneter ſeines Landes, ſo wird ihn weder das Gemurmel ſeiner Gegner, noch unvermuthete Sarkasmen, noch lebhafte Gegenreden, noch ein rückſichtsloſer Angriff, noch das Dazwiſchenrufen von einem Ende des Saals zum andern, nöthigen, die Tribune zu verlaſſen; denn er hat nicht zu befürchten, daß ſein Gedächtniß ihn verlaſſe, oder daß er mit zitternder Hand ſein Manuſcript durchblättern und 20 bis 30 Seiten überſchlagen müſſe, um der Ungeduld ſeiner Gegner zu genügen. Im Gegentheil, es gibt Improviſatoren, welche durch Unterbrechung nur noch mehr angeregt werden, deren Genius durch einen unvermutheten Angriff nur geſteigert wird, gleich jenen reißenden Strömen, welche durch einen Eigenſinn des Bodens gehemmt, nach überwundenem Hinderniß ihre Wellen mit deſto mehr Ungeſtüm fortwälzen. Nehmen wir noch hinzu, daß für den täglich ſich erneuernden Streit der Parteien geſchriebene Reden eine unbequeme Waffe ſind und von zu ungewiſſem Effekt. Die Redner, ſtatt ſich gegenſeitig Stich zu halten, kreuzen ſich,

von Auguſtenburg ſeine Erbanſprüche auf Schleswig-Holſtein, als auch Landgraf Friedrich von Heſſen die ſeinigen auf Dänemark (vgl. S. 123) verlieren und daß ganz Dänemark und Schleswig-Holſtein auf Chriſtian (den Sohn des Herzog Chriſtian von Glücksburg und der Prinzeß Louiſe, einer Schweſter des erbberechtigten Landgrafen von Heſſen), der vom König von Dänemark ſofort adoptirt wurde, übergehen ſollte. Ein Londoner Protocoll vom 8. Mai 1852 brachte das definitiv zu Stande. Dem Herzog von Auguſtenburg, dem das nähere Erbrecht in den Herzogthümern zukam, geſchah dabei offenes Unrecht. Rußland aber, dem durch die rechtmäßige Nachfolge des Auguſtenburgers Schleswig-Holſtein für immer wäre entzogen worden, hielt es nun durch den jungen Glücksburger feſt. Der (durch des Landgrafen von Heſſen Vermählung mit der Großfürſtin Alexandra vermittelte) ruſſiſche Erbanſpruch auf Dänemark und Jütland konnte vom deutſchen Bunde nie beanſtandet werden; wohl aber hätte derſelbe alles thun ſollen, um eine Ausdehnung dieſes Erbanſpruchs auch auf Schleswig-Holſtein zu verhindern. Bei der Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen war das leider nicht möglich.

Nachdem die europäiſche Diplomatie auf Koſten der deutſchen Nationalintereſſen dieſes Werk vollbracht hatte, gab der König von Dänemark am 20. Januar 1852 eine neue Verfaſſung und ließ, gemäß der öſterreichiſchen Forderung, die Stände Schleswigs und Holſteins, jedoch getrennt, beſtehen. In Schleswig wurde die deutſche und däniſche Sprache für gleichberechtigt erklärt und eine Amneſtie ertheilt. Da, im Februar 1852, marſchirten die Oeſterreicher ab und die Dänen waren von nun an wieder Alleinherren in den Herzogthümern. Es lag nicht in ihrer nordiſchen Art, die Verbitterung der Herzen mit gemüthlichen Phraſen zu bemänteln. Derb und rückſichtslos folgten ſie ihrem Intereſſe und ihrem Haß, ohne ſich an den Wortlaut der gemachten Zugeſtändniſſe zu binden. In Schleswig wurde das Däniſche Kirchen- und Schulſprache. In Kiel wurden die meiſten Profeſſoren abgeſetzt, alle Offiziere des

ſchleswig-holſtein'ſchen Contingents, eine große Menge Beamten, Pfarrer und Schulmänner wurden ſchonungslos ohne Penſion davongejagt. Alle Anleihen, welche die Regierung der Herzogthümer während der Revolution gemacht, wurden für ungültig erklärt; ſogar den Wittwen, die ſich in einer Bittſchrift um Schutz an die Königin von England gewendet hatten, ihre Penſionen genommen.*) Das alles geſchah unter dem für Holſtein neuernannten Miniſter Reventlow-Criminal, hinter dem aber Moltke und Tillich ſtanden. Die Herzogthümer ſollten nach der neuen Verfaſſung je durch einen eigenen Miniſter verwaltet werden, der aber ſeinen Sitz in Copenhagen nehmen mußte. Die Feſtung Rendsburg wurde geſchleift.

Auch das Schickſal der armen deutſchen Flotte wurde damals entſchieden. Preußen übernahm die Fregatte Gefyon und die wenigen größeren Schiffe. Der Reſt des Flottenmaterials wurde am 3. Juli 1852 zu Brake und Bremerhaven an den Meiſtbietenden verkauft.

Eine der wichtigſten Folgen der deutſchen Revolution war die Belebung des religiöſen Sinnes und die Vermehrung des kirchlichen Anſehens, denn der Ernſt der Zeit, die Gefahr, der Einblick in die tiefe Corruption der revolutionirenden Maſſen weckte das ſchlummernde religiöſe Gefühl und lehrte manchen, der es lange nicht gethan hatte, wieder beten, während zugleich die Kirche nicht verfehlte, von den allgemeinen Freiheiten, die damals ſo verſchwenderiſch votirt wurden, auch ihres Antheils ſich zu verſichern.

Von der Verſammlung der deutſchen Biſchöfe zu Würzburg

---

*) Wie weit man ging, davon eine kleine Anecdote. Ein junger Handwerker aus Glauchau in Sachſen ließ ſich einen Paß nach Sonderburg in Schleswig-Holſtein ausſtellen, als er aber dahin kam, ſchickte man ihn mit einem Zwangspaß ſogleich wieder heim, weil ſein Paß verfälſcht ſey. Es gebe nämlich kein Schleswig-Holſtein. Der ſächſiſche Conſul in Hamburg gab dem jungen Manne einen andern Paß, worin es hieß „Sonderburg in Dänemark", worauf der junge Mann zugelaſſen wurde. Sächſ. conſtit. Zeitung vom 7. Juni 1857.

im Jahr 1848 ist oben schon die Rede gewesen. Sie hatte zum Zweck, für die katholische Kirche die Freiheit in Anspruch zu nehmen, welche ihr bisher von den Staatsregierungen versagt worden war, und die von ihr ausgegangene Denkschrift, welche die Rechte der katholischen Kirche in Deutschland reclamirte, sollte nicht unfruchtbar bleiben, wie so manches andere, was jene Tage hervorbrachten. Noch in demselben Jahr bildete sich am Rhein der Piusverein „für Freiheit und Einheit der Kirche", im folgenden Jahre der Vincenzverein „für innere Mission", und der Bonifazius-verein „zur Unterstützung von Katholiken in protestantischen Ländern". Unmittelbar nach der Unterdrückung des badischen Aufstandes wurden überall im Seekreise, im benachbarten Württemberg, Bayern und bis tief hinab am Rhein Missionen abgehalten von Jesuiten, unter denen sich Pater Roh durch die Kraft seiner Rede besonders hervorthat, und überall strömte das reumüthige Volk in Masse herbei und that Buße. Ein junger Fürst von Waldburg-Zeil, der Gesellschaft Jesu angehörend, predigte dem noch von der Hitze des Aufruhrs glühenden Volk den Frieden und die Liebe des Heilandes an derselben Stelle, wo sein Ahnherr, Georg Truchseß von Waldburg, es unter den Hufen seiner Rosse zertreten hatte. Die Andacht, mit der das Volk die Väter anhörte, war eine durchaus freiwillige und so allgemeine, daß es niemand wagte, weder die von so viel Ehrfurcht umgebenen Prediger zu stören, noch ihnen den verhaßten Jesuitennamen vorzuwerfen. Welcher Umschwung in der öffentlichen Meinung! Zwei Jahre vorher hatte man gejubelt, als die letzten Jesuiten im Sonderbundskriege über die Alpen hinüber geflohen waren, und hatte gemeint, sie würden niemals wiederkommen. Jetzt war derselbe P. Roh, der damals über den St. Gotthard floh, wieder unangefochten diesseits der Alpen und entfaltete eine erstaunenswürdige Thätigkeit.

Fürst Schwarzenberg sah im innigen Bunde des Staats mit der Kirche die Grundbedingung einer gesunden Wiedergeburt Oester-

reichs und das ſicherſte Mittel, die innerhalb des Kaiſerſtaats ſich feindlich gegenüberſtehenden Nationalitäten zu verſöhnen. Daher die Conceſſionen an die Biſchöfe im Jahr 1850, deren oben gedacht iſt. Ermuthigt durch dieſen Vorgang erließen die Biſchöfe der oberrheiniſchen Kirchenprovinz unter Vorſitz des Erzbiſchof Herrmann (Vicari) von Freiburg im Breisgau im Sommer 1851 eine Denkſchrift, worin ſie Gewährung der ihrer Kirche ſo lange vorenthaltenen Rechte verlangten. In der That hatte die Staatsgewalt nirgends ſo tief und ſtörend in das Rechtsgebiet der Kirche eingegriffen als hier. Die eigentliche biſchöfliche Gewalt war auf den weltlichen Oberkirchenrath übergegangen. Die katholiſche Univerſität war größtentheils mit ſyſtematiſchen Feinden der Kirche beſetzt worden ꝛc. Vgl. Theil IV. S. 51. Aber die Denkſchrift blieb unbeantwortet von Seiten der Staatsgewalten in der gedachten Kirchenprovinz. Da ſtarb der lebensmüde Großherzog Leopold von Baden am 24. April 1852 und der Erzbiſchof veranſtaltete ihm eine Trauerfeier in den katholiſchen Kirchen, aber ohne Hochamt. Er hatte Recht, denn weil der Verſtorbene ein Proteſtant geweſen und der Heidelberger Katechismus die Meſſe ein verfluchtes Teufelswerk nennt, konnte weder der katholiſche Biſchof für ihn eine Seelenmeſſe leſen, noch das proteſtantiſche Volk eine ſolche verlangen. Aber die Begriffe waren ſo verworren und die dumme Hoffahrt, mit der die ſ. g. Gebildeten katholiſche Dinge zu behandeln pflegten, noch ſo allgemein verbreitet, daß ſich gegen das durchaus gerechte, billige und vernünftige Verfahren des Erzbiſchofs eine ungeheure Agitation erhob und man ihn der Majeſtätsbeleidigung, ja des Hochverraths beſchuldigte. Die Regierung ſelbſt beging das Verſehen, auf einem Hochamt zu beſtehen und die katholiſchen Pfarrer dazu anzuhalten, wurde aber nachher ihres Irrthums inne und ſchützte diejenigen Pfarrer nicht, die der Erzbiſchof, weil ſie gegen ſeinen Befehl in dieſer Frage der weltlichen Macht gehorcht hatten, auf einige Tage zu geiſtlichen Exercitien in St. Peter verurtheilte.

In demſelben Jahr 1852 reclamirten auch die Biſchöfe Bayerns die ihnen noch vorenthaltenen Rechte ihrer Kirche, wurden aber im Weſentlichen ablehnend beſchieden. Am 16. Juli erging von Seiten der preußiſchen Regierung ein Edict, wonach in möglichen Fällen den Jeſuiten die Zulaſſung auf preußiſchem Boden unterſagt werden konnte, wogegen aus Rheinland und Weſtphalen Proteſte eingingen. In Oeſterreich wurden die Jeſuiten aber mit großer Vorliebe wieder zurückgerufen.

In Baden hatte für des Großherzog Leopold älteſten gleichnamigen Sohn, welcher geiſteskrank war, deſſen jüngerer Bruder Friedrich als Prinz-Regent die Regierung übernommen. Sein Miniſter von Marſchall war der Kirche nicht zugeneigt und ſetzte den Kampf mit ihr fort. Nach langen Conferenzen hatten die Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz (Baden, Württemberg, Heſſen, Naſſau) erſt im Jahr 1853 ſich dahin geeinigt, die vor zwei Jahren erlaſſene biſchöfliche Denkſchrift zu beantworten, jedoch nicht gemeinſam. Aber alle weigerten ſich mehr oder weniger, den Biſchöfen zu genügen. Die preußiſche Regierung, wegen Zollerns betheiligt, hielt ſich am neutralſten. Die Biſchöfe traten wieder zuſammen und erließen am 12. April eine energiſche Erklärung, worin es hieß: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“ Es waren unter dem genannten Erzbiſchof die Biſchöfe Wilhelm Emanuel (Ketteler) von Mainz, Joſeph von Rottenburg, Chriſtoph Florenz von Fulda, Peter Joſeph von Limburg. Inzwiſchen währte es noch bis zum Herbſt, ehe die badiſche Regierung energiſche Gegenſchritte that. Am 7. November 1853 erließ ſie einen Befehl, demnach kein Erlaß des Erzbiſchofs an die Geiſtlichkeit ſeines Sprengels ferner Gültigkeit haben ſollte ohne Genehmigung und Unterſchrift des Freiburger Stadtdirector Burger, des Regierungscommiſſairs. Der Oberhirt einer großen, fünf Staaten umfaſſenden Kirchenprovinz konnte ſich natürlicherweiſe nicht unter die Aufſicht eines ſtädtiſchen Polizeichefs ſtellen laſſen, erließ eine würdevolle Proteſtation und that gedachten Stadtdirector nebſt den

Mitgliedern des katholischen Kirchenraths in Karlsruhe, welche den Mißgriff der Staatsgewalt gutgeheißen oder gar dazu gerathen hatten, in den Bann. Die Regierung schloß das Priesterseminar, welches der Erzbischof ausschließlich unter seine Hut genommen, und ließ es militairisch besetzen, auch allen Geistlichen verbieten, den Hirtenbrief des Erzbischofs, worin dieser seine Sache vor dem Volk vertheidigte, auf den Kanzeln zu lesen. Der Erzbischof dagegen befahl seinem Klerus, nur ihm zu gehorchen. Welcher Geistliche nun den Hirtenbrief las, dem sperrte die Regierung die Temporalien, ja mehrere wurden verhaftet. Welcher ihn nicht las, fiel dagegen in den Bann des Bischofs. Noch unerträglicher wurde die Spannung, als die Regierung dem Erzbischof jede Aufsicht über die frommen Stiftungen entzog und nun auch die Gemeinden in's Interesse gezogen wurden. Der katholische Bauer ergriff sofort Partei gegen die protestantische Regierung, weil er sich einbildete, es sey auf Beraubung der katholischen Stiftungen abgesehen. Im badischen Taubergrunde drückten die Bauern desfalls (ohne in offenen Widerstand auszubrechen und die Gesetze zu übertreten) doch am entschlossensten und einstimmigsten ihre Meinung aus, erhielten aber schnell militairische Execution. Der Erzbischof selbst wurde auf ein Paar Tage, nur der Sicherheit wegen, in Verhaft genommen, indem man die ganz unbegründete Furcht hegte, er könne sich an die Spitze der Bauern stellen. Ein so scandalöser Hader in dem kaum von seiner Revolution geheilten Baden konnte den Großmächten begreiflicherweise nicht gefallen. Er wurde daher von außen gedämpft. Der österreichische Gesandte in Karlsruhe zahlte für einen von der Regierung gemaßregelten Kleriker die demselben angesetzte Geldstrafe. Die bedrängte Regierung unterhandelte mit Rom und am 24. Juni 1854 kam wenigstens ein Interim zu Stande, demzufolge die Decrete des 7. November wieder aufgehoben wurden. Die Ehre und der Vortheil blieben auf Seiten des greisen Erzbischofs, der aus der katholischen Welt zahlreiche Huldigungen empfing und dessen Benehmen der Papst selbst hoch ehrte. — In

kleinerem Maaß wiederholte ſich der Streit im Naſſauiſchen. Peter Joſeph, Biſchof von Limburg, ſah ſich veranlaßt, einen Pfarrgutverwalter zu excommuniciren und die Regierung ſperrte dagegen einem renitenten Pfarrer die Temporalien.

Angeregt durch alle dieſe Vorgänge nahm die katholiſche Preſſe in Deutſchland einen großen Aufſchwung, entſtanden immer mehr Kirchenblätter und bildeten ſich katholiſche Vereine, die jährlich eine große Generalverſammlung hielten, 1853 zu Wien.

Die achthundertjährige Erinnerungsfeier des h. Bonifazius führte am 5. Juni 1855 eine große Zahl deutſcher Biſchöfe, Kleriker und Laien nach Fulda, wo Biſchof Ketteler von Mainz in einer herrlichen Rede daran mahnte, daß Deutſchlands politiſche Einheit erſt möglich geworden ſey durch die kirchliche, und daß ſie habe untergehen müſſen, ſobald ſich die Kirchen getrennt hätten. — Wenige Wochen ſpäter ſchloß Oeſterreich mit Rom ein Concordat ab, am 25. September, in welchem die früher ſchon bewilligten Freiheiten der Kirche noch weiter ausgedehnt und das joſephiniſche Syſtem gänzlich beſeitigt wurde. Die Errungenſchaften der Kirche waren demnach: Der freie Verkehr der Biſchöfe mit Rom, die ausſchließliche Leitung der Prieſterſeminare und des religiöſen Unterrichts in allen Schulen, das Recht der Biſchöfe, die Cenſur zu üben und kirchenfeindliche Bücher zu unterdrücken, die Gründung neuer Kirchenſprengel, die Errichtung von Klöſtern, die Selbſtverwaltung des Kirchenguts ꝛc., endlich die allgemeine Zuſicherung von Seiten des Staats, die Kirche ſolle „alle ihr nach der Anordnung Gottes und nach den Beſtimmungen der Kirchengeſetze zukommenden Rechte genießen“. Nach dieſem Vorgange ſchloß auch Württemberg ein Concordat ab (erſt 5. Juni 1857 ratificirt), worin das öſterreichiſche zum Theil wörtlich copirt war. In Wien unterwarf ſich der Philoſoph Günther freiwillig der päpſtlichen Autorität, als ſeine Schriften von Pius IX. verworfen wurden. In der Lombardei machten die Biſchöfe den erſten Verſuch, ſchlechte Bücher durch Excommunication der Verfaſſer, Verleger und Drucker

zu unterdrücken. Mehrere Fälle, in denen zu katholischen Kirchhöfen in Oesterreich Leichen von Protestanten nicht zugelassen wurden, erregten Aufsehen, wie überhaupt das Concordat heftige Anfeindung in der Presse erfuhr. Unter den katholischen Vereinen, die damals blühten, zeichnete sich der Vincenzverein für Armenpflege, der Verein der Kindheit Jesu für arme Kinder, Ankauf von Sclavenkindern, Taufe jüdischer Kinder ꝛc. aus. An vielen Orten in Deutschland aber bildeten sich katholische Gesellenvereine zur sittlichen Hebung des Handwerksstandes.

Im protestantischen Deutschland zeigte sich nicht minder reger Eifer, die tiefgesunkene Macht der Kirche wieder zu stärken und zu Ehren zu bringen. Schon 1848 wurde der erste s. g. Kirchentag, eine freie Versammlung gläubiger Geistlichen und Laien, in Wittenberg abgehalten, gestiftet und geleitet hauptsächlich von dem preußischen Geheimenrath Bethmann-Hollweg und dem durch seine Dialectik hervorragenden, in Berlin einflußreichen Consistorialrath Prof. Stahl, eine Hauptstütze der Kreuzzeitung. Diese Kirchentage wiederholten sich seitdem jeden Herbst in einer anderen protestantischen Stadt Deutschlands und suchten auf doppelte Weise zugleich für den Glauben und für die Einheit zu wirken. Nun wurde aber die Einheit unmöglich, sofern die Gläubigen mit den Halb- und Ungläubigen keine Gemeinschaft eingehen wollten. Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. waren die von der Unionskirche getrennten Altlutheraner wieder anerkannt worden und erfolgte innerhalb der Unionskirche selbst eine mächtige Reaction. Stahl mit Gerlach, Leo, der Kreuzzeitungspartei und Hengstenberg verstanden die preußische Union vorzugsweise lutherisch. In Mecklenburg, in Kurhessen und dem bayrischen Franken herrschte ebenfalls das strenge Lutherthum. Kliefoth in Mecklenburg entsetzte den Pastor Bartholdi, weil er bei der Taufe den Exorcismus unterließ (1853). Vilmar in Kurhessen suchte vorzugsweise das geistliche Amt zu stärken und die Kirchenzucht zu erneuern. Die Union schien nur noch auf schwachen Füßen zu stehen, als der König von

Preußen am 6. März 1852 befahl, der Oberkirchenrath ſolle halb aus lutheriſchen, halb aus reformirten Mitgliedern beſtehen und jede confeſſionelle Frage getrennt behandelt werden. Als aber die Union lebhaft reclamirt wurde, namentlich durch 161 pommeriſche Geiſtliche, erklärte ſich wieder eine Cabinetsordre vom 12. Juli 1853 ſtreng gegen die antiunioniſtiſchen Tendenzen. Der Regierung, welche Gläubigkeit und Union möglichſt gleich feſthalten wollte, ſchloß ſich die Mehrheit an. Der preußiſche Cultminiſter von Raumer konnte jetzt (1854) durchſetzen, was Eichhorn vergebens erſtrebt hatte, drei Regulative, durch welche den Dieſterweg'ſchen Uebertreibungen des bisherigen Volksſchulweſens und Seminarunterrichts endlich Schranken geſetzt wurden. Dagegen gelang es nicht, ein ſtrengeres Ehegeſetz, welches den leichtſinnigen Eheſcheidungen in Preußen ein Ende machen ſollte, durchzubringen.

Große Hoffnungen erweckte die von Wichern im „rauhen Hauſe“ bei Hamburg ausgehende Bewegung für innere Miſſion. Dieſer wackre Mann hatte, als mittelloſer Candidat, verwahrloſte Kinder geſammelt und erzogen und damit ein Beiſpiel werkthätiger Liebe aufgeſtellt, welches auch anderwärts von frommen Proteſtanten vielfach nachgeahmt wurde. Man nahm die Frage bei den Kirchentagen auf und hoffte die innere Miſſion in ein Syſtem bringen und mit ihrem Netz der Liebe das ganze Vaterland überziehen zu können. Die Vereine für Miſſion, die Anſtalten für Armen- und Krankenpflege mehrten ſich, eben ſo die Zahl evangeliſcher Diakoniſſen, die den barmherzigen Schweſtern der Katholiken nachahmten ꝛc., indeß ließ der weltliche Sinn und der immer noch ſehr ſtarke Widerwille gegen die pietiſtiſchen Formen die innere Miſſion noch lange nicht ſo wohl gedeihen, als nöthig wäre.

Auf der andern Seite behaupteten die alten Rationaliſten hauptſächlich in den Guſtav-Adolfsvereinen, die ehemaligen Proteſtmänner, die Männer der ſ. g. freieren Richtung ihre Sonderſtellung, in Oppoſition ſowohl mit den gläubigen Unioniſten, als mit den Altlutheranern. Zu ihnen neigte ſich der preußiſche Diplomat

Bunſen, der in ſeinen „Zeichen der Zeit" jeder Gemeinde das Recht zuſchrieb, ſich ihre Religion und Kirche jederzeit ſelbſt zurecht zu machen. Auch jüngere Talente thaten ſich hervor, die mehr oder weniger der freieren Richtung folgten und als Männer der Zukunft begrüßt wurden, wie Schenkel, Schwarz. Die von Chalmers in England gegründete evangelical alliance wurde benutzt, um durch Verbrüderung mit den Proteſtanten in England, Holland, Skandinavien, Amerika das Machtgefühl des Proteſtantismus gegenüber der katholiſchen Kirche zu erhöhen; da aber die Innigkeit des Glaubens und die Beſtimmtheit des Dogmas in umgekehrtem Verhältniß zur äußeren Ausdehnung der Kirchengrenzen ſteht, wandten ſich die Strenggläubigen von jener Allianz ab. Es war ſchon ein Mißgriff der evangelical alliance, daß ſie ihre erſte Verſammlung auf dem Continent im Jahr 1855 in Paris zur Zeit der Weltinduſtrieausſtellung daſelbſt hielt. Von England herüber drang auch die Lehre Irvings, der eine kleine Anzahl allein Heiliger vor dem allgemeinen Verderben ſicher ſtellen wollte. Dagegen verſchwanden die Deutſchkatholiken faſt ſpurlos.

Einen großen Sturm erregten für einige Jahre die Schriften von Karl Vogt, Moleſchott, Büchner ꝛc., in denen der gröbſte Materialismus gelehrt wurde.

Im Allgemeinen war der Zeitgeiſt dem ſtrengen Lutherthum nicht günſtig. Als in Mecklenburg 1856 Profeſſor Baumgarten wegen chiliaſtiſcher Schwärmerei und Mißachtung der orthodoxen Landeskirche entlaſſen wurde, erhob ſich dagegen vielſtimmiger Widerſpruch, in den auch die gläubigen Unioniſten einſtimmten. Als Vilmar 1855 wegen ſeiner kirchlichen Strenge beim Kurfürſten von Heſſen in Ungnade fiel, mußte ihm auch ſein Gönner Haſſenpflug bald nachfolgen. In Bayern mußte das Conſiſtorium einen Erlaß, der ſtrengere Kirchenzucht befahl, wegen des allgemeinen Mißfallens, den er erregte, wieder zurücknehmen, 1856.

Im Allgemeinen war die katholiſche Kirche in einem ſtärkeren Vorſchreiten begriffen, als die evangeliſche, weil der letzteren die

ohne ſich zu treffen, und die Meinungen defiliren prozeſſionsweiſe, ohne ſich zu bekämpfen, blos zur Parade. Und der Prediger, der die Herzen erweichen, erſchüttern ſoll, die Einen aufrütteln aus ihrer Apathie, die Andern aus ihrer Verſtockung — wie leicht wird der, der ſich dem Impuls ſeiner Natur hingibt, mit reicher Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl begabt, kühne und treffende Gedanken, belebte Bilder und glückliche und tiefe Einfälle finden. Er mag vielleicht weniger Correctheit, weniger Eleganz im Style haben, als der, der eine auswendig gelernte Rede herſagt; aber jedes ſeiner Worte tönt Leben, Kraft, Begeiſterung. Ferner welche Schwierigkeit für den, welcher eine memorirte Rede hält, ſeinen Vortrag zu nüanciren, und ſeine Action in Einklang mit ſeinen Worten zu bringen! nur zu leicht bekommt er das Anſehen eines Schauſpielers, deſſen einziges Beſtreben iſt, Effect zu machen. Er mag ſeine Stimme erhöhen, um gegen verhärtete Sünder zu donnern, ſie mildern, um zarte und liebevolle Geſinnungen auszudrücken; alle ſeine Kunſt, mit welch großem Aufwand von Studium und Talent ſie auch vereint ſeyn möge, wird immer nur an das alltägliche Spiel eines mehr oder weniger geübten Declamators erinnern. Nehmen wir dagegen den Redner, der, von dem unwiderſtehlichen Drang einer innigen Ueberzeugung getrieben, ſich dem freien Schwung ſeiner Beredſamkeit hingibt: da iſt Alles natürlich, wahr; Alles iſt dramatiſch, ohne theatraliſch zu ſeyn; und wenn es dem Redner gelingt, die Blüthen der Improviſation mit den Früchten des reifen Nachdenkens zu verflechten, ſo muß der Effect auf ſein Auditorium unberechenbar ſeyn. Gewöhnlich entſchuldigen ſich die, denen man zu improviſiren gerathen hat, mit den Schwierigkeiten der öffentlichen Rede, mit der Furcht, ſtecken zu bleiben, oder nicht ſchnell genug die gehörigen Ausdrücke und Ideen zu finden, mit der Beſorgniß, durch ungelegene Einwürfe außer Faſſung gebracht zu werden. Aber man bedenke, daß die Improviſation eine Kunſt iſt, und als ſolche ihre Regeln hat, wie jede andere; man muß daher ein gewiſſes Noviziat durchmachen, ehe man ſich ungeſtraft der Inſpiration des Augenblicks hingibt.

Vor Allem ſind natürliche Anlagen erforderlich, die, wenn auch nicht gerade unentbehrlich, doch mächtig zum glücklichen Erfolge der Improviſation beitragen. Dieſe Gaben, welche die

Einigkeit abging, weil ſich ihre Parteien unter einander ſelbſt hemmten. In dem Maaß, in welchem die katholiſche Kirche neue und immer größere Macht erlangte und wieder aggreſſiv wurde, entſtand bei vielen Proteſtanten Furcht und begann man das Bedürfniß wieder zu fühlen, welches im alten Reiche durch das corpus Evangelicorum befriedigt worden war. Der gemeinſame Schutz Aller fehlte; der kleine proteſtantiſche Staat ſah ſich in faſt hülfloſem Kampfe mit dem katholiſchen Episcopat oder mußte ſich ein nachtheiliges Concordat gefallen laſſen, ohne von ſeinen mächtigeren Glaubensgenoſſen irgendwie unterſtützt zu werden. Da ſich die kleineren proteſtantiſchen Staaten zunächſt hätten an Preußen halten müſſen, ſich aber in der Bamberger Politik befangen ſahen, erklärt ſich das Nichtzuſtandekommen einer gemeinſchaftlichen proteſtantiſchen Defenſive. Zwar vereinigten ſich Abgeordnete aller proteſtantiſchen Staaten 1852 erſtmals in Eiſenach und wiederholten dort jährlich ihre Conferenzen, brachten aber bisher nichts zu Stande, außer einen neuen Geſangbuchsentwurf. Man kann nicht in Abrede ziehen, daß dieſe Sachlage im Ganzen dem Proteſtantismus zum Nachtheil gereicht und er diejenige Wachſamkeit und Thatkraft nicht bewährt, die ſeine Gegner auszeichnen.

Zwölftes Buch.

Napoleon III.

Während all dieſer Stürme in Deutſchland hatte ſich Frankreich ſeit der Juniſchlacht 1848 in auffallender Weiſe beruhigt und im Innern wie nach Außen den Frieden gepflegt.

Der Sieg Cavaignacs und der gemäßigten Partei über die Socialiſten in jener großen Straßenſchlacht des Juni wurde ziemlich allgemein als ein Sieg des monarchiſchen Princips über die Republik angeſehen. Wenn auch die Kammer noch während der Herbſtmonate eine rein republikaniſche Verfaſſung berieth und die äußeren Formen der Republik feſtgehalten wurden, war doch der republikaniſche Geiſt ſchon entwichen. Alle Gebildeten und Wohlhabenden ſehnten ſich nach dem ruhigen Beſitz ihrer Errungenſchaften, die einzig durch die Socialiſten, durch den Krieg der Armen gegen die Reichen, gefährdet waren und dauernd nur wieder durch eine monarchiſche Verfaſſung geſchützt werden konnten. Die Legitimiſten, noch mehr die Orleaniſten hegten große Hoffnungen und machten außerordentliche Umtriebe, um die Dinge dahin zu führen, daß man am Ende zur alten Dynaſtie zurückgriffe. Nicht minder thätig war Louis Napoleon mit ſeinem bonapartiſtiſchen Anhang.

Zunächſt wurden die republikaniſchen Parteihäupter nach dem Maaß ihrer näheren oder entfernteren Sympathie mit den Socialiſten außer Credit geſetzt. Dieſe Parteihäupter ſelbſt hatten, ſo lange ſie neben einander herrſchten, den Fehler begangen, einander anzufeinden und im Stich zu laſſen. So wurde Blanqui geſtürzt, während Louis Blanc, von der gemäßigten Mehrheit auf den Händen getragen, noch mit gegen ihn wirkte. Nachher wurde Louis Blanc vertrieben, während noch Ledru Rollin, mit der Mehrheit Hand in Hand gehend, ihn ſtürzen half. Jetzt nach den Junikämpfen war die Reihe an Ledru Rollin ſelbſt gekommen. Er wurde zwar nicht verfolgt, aber auf alle Art verhöhnt und fiel in die Verachtung, wie einſt 1795 die Terroriſten unter dem Directorium. Auch Lamartine und Cavaignac wurden ſchon als zu eifrige Republikaner ſcheel angeſehen und bekrittelt, ſo daß ſie der Mehrheit keineswegs mehr ſicher waren. Dagegen traten wieder Leute wie Thiers ꝛc. in den Vordergrund und intriguirten, um, wenn ihnen die Gegenwart auch noch nicht gehörte, ſich doch der Zukunft zu verſichern.

General Cavaignac leitete Frankreich als Präſident der Regierung und Marraſt war Präſident der Nationalverſammlung, beide Republikaner aus Grundſatz, aber ohne Ehrgeiz. Cavaignac machte nicht den geringſten Verſuch, ſeiner Gewalt Dauer zu geben. Er befolgte nach außen hin genau die friedliche Politik, wie ſein ſchnell vergeſſener Vorgänger Lamartine, und erklärte, in Bezug auf Frankreichs innere Angelegenheiten nur die beiden Extreme des Socialismus und der monarchiſchen Reaction abwehren zu wollen, ein Juſtemilieu ohne König und eben ſo unhaltbar, als es das philippiſtiſche mit einem König geweſen war.

Louis Napoleon war noch immer klüglich in London zurückgeblieben und hatte ſich nicht bloßgeſtellt, als er abermals von fünf franzöſiſchen Departements zugleich in die Nationalverſammlung gewählt wurde, von Paris, von der Moſel, Yonne, Nieder-Charente und von Corſica. Jetzt kam er herüber. Man legte ihm,

wahrscheinlich, um ihm nicht noch mehr Wichtigkeit zu geben, indem man ihn wie jeden andern Privatmann behandelte, kein Hinderniß mehr in den Weg und am 26. September erschien er zum erstenmal in der Versammlung, hielt eine kurze Ansprache und nahm dann weiter keinen Theil an den Sitzungen. Die öffentlichen Blätter spotteten seiner und suchten ihn als so unbedeutend als möglich darzustellen. Aber das war ihm von Nutzen, denn für je unfähiger man ihn ausgab, um so besser konnte er seinen Plan verbergen und um so weniger strengten sich seine Gegner an. Inzwischen wurde die neue Verfassung fertig und enthielt die Bestimmung, an der Spitze der Regierung solle ein Präsident stehen, vom gesammten Volk je auf vier Jahre gewählt, übrigens so sehr von der Nationalversammlung abhängig, daß er fast nichts Wichtiges ohne sie thun konnte. Alsbald tauchten auch die Candidaten für den Präsidentenstuhl auf. Cavaignac, der bisher so kräftig das Staatsruder geführt hatte, wurde zuerst genannt, neben ihm Louis Napoleon, Lamartine, Ledru Rollin und für die socialistische Minderheit Raspail. Als am 25. October der Deputirte Thomas in der Nationalversammlung die Candidatur Napoleons angefochten, erschien dieser am folgenden Tage auf der Tribune und sagte mit Stolz: „Frankreich sieht in meinem Namen eine Bürgschaft für die Befestigung der Gesellschaft; was thut mehr Noth als eine Regierung, welche die Uebel nicht mehr auf die Seite schiebt, sondern heilt? Man legt mir Schlingen, aber ich werde sie vermeiden und die Achtung dieser hochherzigen Nation erwerben.“ In einem besondern Wahlmanifest verhieß er von seiner Regierung Ordnung nach innen, Frieden nach außen, Minderung der Abgaben und kündigte an, er werde sein Ministerium aus den Besten und Talentvollsten wählen, welcher Partei sie auch bisher angehört hätten. In alledem lag viel Verstand, und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menschen zu verleumden und in Karikaturen lächerlich zu machen. Den größten Anhang hatte der Prinz unter dem Volke, welches gar keine Blätter liest,

bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Diese hatten sich schon seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, die Dinge in Frankreich seyen so verwirrt, daß nur ein Napoleon sie lösen könne. Der Name that alles; ob der Neffe dem Onkel gleiche, frugen sie gar nicht, sie setzten es voraus als etwas, das sich von selbst verstehe. Wurden sie von den gebildeten Städtern haranguirt, einen andern Candidaten zu wählen, so schüttelten sie den Kopf und blieben bei ihrem Napoleon, indem sie zuversichtlich sagten: der wirds schon ausmachen. Aber der Prinz fand auch noch andre Freunde, auf die er rechnen konnte. Nämlich das ganze nichtswürdige Intrigantenvolk aus der Zeit Ludwig Philipps, Thiers an der Spitze, agitirte für seine Wahl, um ihn vorzuschieben, in der sichern Erwartung, er werde sich durch seine Ungeschicklichkeit oder Tollhäuslerstreiche bald unmöglich machen und dann werde es Zeit seyn, die alte Dynastie zurückzurufen. Wieder andre, besonders Generale, wie Bugeaud, schlossen sich der Candidatur Napoleons an, aus Eifersucht und Neid gegen Cavaignac. Dieser Leidenschaft dankte Napoleon auch die eifrige Unterstützung Emil Girardins.

Gerade damals mußte der Papst aus Rom flüchten. Cavaignac beeilte sich, ihm Hülfe zuzusagen, offenbar in der Absicht, die kirchliche Partei für sich zu stimmen. Napoleon gab daher seine Sympathien für die Kirche gleichfalls in einem eigenen Schreiben zu erkennen und desavouirte auf's bestimmteste seinen Vetter Canino. Cavaignac verrieth die Sorge, Napoleon könne ihm den Rang ablaufen, durch ein boshaftes Wort: „ich sehe wohl, die Franzosen taugen so wenig zu Republikanern und die Monarchie steckt ihnen so tief im Herzen, daß sie im Stande wären, Vollchinell I. zum Kaiser auszurufen.“ Es ist auffallend, wie viele, selbst verständige Männer damals den Wahn theilten oder wenigstens ihn verbreiten halfen, Napoleon sey unfähig. Sie vermehrten dadurch nur seinen Triumph, als sie gestehen mußten, er sey sehr fähig.

Die Wahl erfolgte am 10. December. Ueberall stieg aus den

Wahlurnen der Name Napoleon hervor. In Frankreich trugen 5,434,226, in Algier noch weitere 38,364 Wahlzettel diesen Namen, indeß auf Cavaignac nur 1½, auf Ledru Rollin nur ¼ Million Stimmen fielen und auf Lamartine gar nur 90,000. Am 20. legte Cavaignac in der Nationalverſammlung ſein Amt nieder und übergab es dem neuen Präſidenten, welcher den Eid auf die neue Verfaſſung ſchwur, dem Abgehenden herzlich die Hand drückte und ſodann in ſeiner neuen Würde, wenn auch nur im einfachen ſchwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, zum erſtenmal in ſeinem Amtswagen in den Palaſt Eliſée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Von hier aus ernannte er noch an demſelben Tage die neuen Miniſter Odilon Barrot für die Juſtiz, Drouyn de Lhuis für das Aeußere, Leon de Malleville für das Innere, Fallour für den Cultus, General Rulhières für den Krieg, de Tracy für die Marine, Paſſy für die Finanzen, Faucher für die öffentlichen Arbeiten, Bixio für den Ackerbau. Marſchall Bugeaud erhielt den Oberbefehl über die Armee, Changarnier über die Nationalgarde; Jerome, Exkönig von Weſtphalen, wurde Gouverneur der Invaliden, Excelmans Marſchall. Die Parteien ſchmollten, aber alles blieb ruhig. Nie conſolidirte ſich eine Regierung ſo gut in der Stille, wie diesmal. Die Klubs wurden unterdrückt, ein Theil der Mobilgarde aufgelöst. Die Mörder des General Brea wurden entdeckt und mit großem Aufſehen verurtheilt und hingerichtet, um den tapfern Truppen wegen der ihnen vom Pöbel widerfahrenen Beleidigung eine Genugthuung zu geben. In einem andern Proceß vor den Aſſiſen von Bourges wurden Blanqui, Raſpail ꝛc. verurtheilt. Die geſetzgebende Verſammlung gab ſich zwar das Anſehen, als ſtünde ſie über der Regierung, und Marraſt, ihr Präſident, verweigerte dem Präſidenten der Regierung bei feierlichen Gelegenheiten den Vortritt; allein jenes Anſehen war in der öffentlichen Meinung ſchon entwurzelt. Die franzöſiſche Deputirtenkammer, unter Ludwig Philipp tief demoraliſirt, hatte ſich ſelbſt zu Schanden intri-

guirt und geschwatzt und war dann so mit anarchischen Elementen durchdrungen worden, daß kein Freund der Ordnung und Bildung sich mehr auf sie verlassen mochte. Zu vieler Sünden sich bewußt, achtete sie sich selbst nicht mehr und hielt nur noch krampfhaft zitternd ihr äußeres Rangbewußtseyn fest. Aber bei einem Gastmahl in Bourges am 1. Februar wagte Marschall Bugeaud die Parteien „eine Handvoll Catilinas" zu nennen und wies auf den großen Cäsar, als die einzige Hoffnung Frankreichs hin. Der feurige Marschall starb aber im Anfang des Juni an der Cholera. — Ludwig Napoleon befreundete sich auch die Kirche, indem er eine große Expedition unter General Oudinot betrieb, welche Rom erobern und den Papst dahin zurückführen sollte, zugleich mit dem Nebenzweck, dem österreichischen Einfluß in Italien ein Gegengewicht zu geben und den französischen Waffen Achtung zu verschaffen. Die Expedition verließ die französischen Ufer am 22. April.

Eine Politik, die sich auf die Bauern, Soldaten und Priester stützen zu wollen schien, war etwas ganz Neues und Ueberraschendes in Frankreich, das gerade Widerspiel der Politik Ludwig Philipps, der sich ausschließlich auf den bürgerlichen Mittelstand gestützt hatte. Die bisher kaum beachteten „napoleonischen Ideen" traten auf einmal als eine von 5 Millionen Wählern unterstützte Macht ins Leben und warfen die bisherige liberale Doctrin über den Haufen. Am meisten aber wurden die Parteien, die vom neuen Präsidenten nur Ungeschick und Narrheit erwartet oder ihn zu lenken und zu mißbrauchen gehofft hatten, durch die Wahrnehmung erschreckt, er besitze einen eisernen Charakter und einen ihnen allen überlegenen Verstand.

Die verfassungsmäßig neugewählte gesetzgebende Versammlung trat am 28. Mai 1849 zusammen. Mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder waren Neulinge. Von den früheren Größen fehlten viele, nicht einmal Lamartine und Marrast waren gewählt worden. Die Doctrinaire und Intriganten hielten an sich, aber die eifrigen Repu-

blikaner und die geschlagenen Socialisten konnten ihre innere Wuth nicht mäßigen und Ledru Rollin griff die Politik des Präsidenten ungestüm an, ja wollte ihn sogar in Anklagestand versetzen. Als Vorwand diente ihm der erste schlechte Erfolg Oudinots in Italien, die eigentliche Absicht aber war, den voraussichtlich baldigen Untergang der Republik aufzuhalten und noch einen letzten Versuch zu einer allgemeinen Erhebung zu machen. Als sein Antrag in der Versammlung verworfen wurde, luden 122 Mitglieder der republikanischen Opposition, jetzt wieder Bergpartei genannt, die Nationalgarde zu einem, wenn auch unbewaffneten Zuge nach der Nationalversammlung ein, um dieselbe an ihre Pflichten zu erinnern, am 13. Juni. Aber der Präsident hatte Truppen aufgeboten, Changarnier zerstreute den republikanischen Zug und zerstörte die angefangenen Barrikaden. Peter Bonaparte, Vetter des Präsidenten, räumte das Conservatoire des Arts, wo die Republikaner eben einen Convent eröffnet und Ledru Rollin zum Dictator ernannt hatten. Der letztere entfloh, viele aber wurden verhaftet, der ganze Aufstand ohne Mühe unterdrückt. Ungleich blutiger war am gleichen Tage die republikanische Erhebung in Lyon. General Magnan, der sie niederwarf, verlor 60 Todte. Die republikanische Presse wurde nun theils ganz unterdrückt, theils durch ein neues Preßgesetz gezähmt. In einem Aufruf an die Nation sagte Napoleon: „Diese Menschen wollen die Unruhen verewigen und uns zwingen, unsern Plan für Verbesserungen in eine ewige Vertheidigung zu verwandeln.“ Er kündigte also Segnungen des Friedens und große Plane an.

Im Sommer machte der Präsident wiederholte Rundreisen. Zuerst besuchte er sein ehemaliges Gefängniß Ham, wie er selbst sagte „aus Dankbarkeit“. Dann eröffnete er die Eisenbahn von Tours nach Angers, und im Herbst kam er nach Rouen. Ueberall empfing man ihn aufs glänzendste und gab ihm Gelegenheit zu Festreden, in denen er seine Ideen ausdrückte. Er änderte am 2. December das Ministerium (d'Hauptpoul für den Krieg, Ray-

neval für das Auswärtige ꝛc.) und sagte, dies sey blos geschehen, weil „eine einzige und entscheidende Leitung und eine bestimmte Politik nothwendig sey, welche die Gewalt durch keinerlei Unentschlossenheit bloßstelle.“ Er fügte hinzu, als Frankreich ihn gewählt, habe es keine Schwäche, sondern einen starken Willen verlangt. Das Ministerium müsse sich diesem Willen anschließen, ihn ausdrücken und auch die Nationalversammlung könne nichts Besseres thun, wenn sie dem nationalen Gedanken entsprechen wolle. Nun schlossen sich ihm wirklich, wenigstens den Demokraten gegenüber, die Anhänger der jüngeren und älteren Linie Bourbon an, Thiers, Molé, Broglie, Berryer, Montalembert ꝛc., die man damals (mit Bezug auf eine Dichtung Victor Hugos) spöttisch die Burggrafen nannte und in Karikaturen als lächerliche Ritter in alten Ruinen darstellte. Aber diese parlamentarischen Talente dachten nicht daran, sich dem Gedanken des Präsidenten zu unterwerfen, sondern wollten sich nur seiner bedienen zur Restauration der einen oder andern alten Linie. Sie paßten nicht mehr in die Zeit. Schon ihre Abgenutztheit, ganz abgesehen von ihrer Uneinigkeit, machte sie unpopulär und diente dem imperialistischen Gedanken des Präsidenten nur zur Folie.

Die Gesetzesentwürfe, welche der Präsident der Versammlung vorlegen ließ, betrafen fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheit, abermalige Erhöhung der Cautionen für die Journale, Beschränkung des Wahlrechts, ein härteres Deportationsgesetz für politische Gefangene, Unterstellung der Schule unter die Präfecten ꝛc. Die Versammlung war sehr zahm und nahm alles an, bewilligte auch dem Präsidenten für ein Jahr ausnahmsweise 2,160,000 Franken Gehalt (anstatt 600,000). Von dieser Summe bestritt er dann die s. g. Militairbankette, Schmausereien, die er den Truppen gab und bei denen sie in der Luft des Weins den „Kaiser“ leben ließen. Auch ohne solche Kunststücke wuchs seine Popularität, denn Frankreich genoß unter seiner Regierung die Ruhe, die es gewollt und die er dem Lande versprochen hatte.

Mit der Ruhe mehrten sich wieder Arbeit und Wohlstand. Als er im Sommer 1850 in Lyon erschien, begrüßten ihn Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen. Bei einem Festmahle hier sprach er mit stolzer Zuversicht, er gestehe niemand das Recht zu, sich mehr als er den Repräsentanten des Volks zu nennen, er sey es, der den Willen des Volks ausdrücke und vollstrecke. Er kam auch nach Straßburg, Nancy ꝛc., und wurde überall mit Jubel empfangen. Bald darauf, im Herbst, ließ er auf einer Rundreise in Caen seine Absicht, sich zum lebenslangen Präsidenten ernennen zu lassen, durchblicken. „Jetzt, da der Wohlstand wiedergekehrt ist, wäre es frevelhaft, das Bestehende wieder ändern zu wollen. Kämen stürmische Zeiten wieder und das Volk wollte dem Oberhaupte der Regierung eine neue Bürde auflegen, so würde es frevelhaft von dem Oberhaupte seyn, sich derselben zu entziehen.“

Man konnte nicht deutlicher sprechen. Der Präsident wollte nicht ruhen, bis er Kaiser seyn würde, wie sein Oheim, das verstand sich von selbst. Die Parteien sahen es kommen und hatten keine Kraft, keinen Muth mehr, es zu hindern. Denn die Freiheit hatte sich in der socialistischen Gestalt furchtbar verhaßt gemacht, die Tribune hatte sich ausgeplaudert, die Doctrin war tödtlich langweilig geworden. Im Juli durfte der Präsident wagen, die Anonymität aufzuheben und die Unterschrift des Verfassers unter jeden Zeitungsartikel zu befehlen. Das war mehr als Censur, das hieß die einst so mächtigen Lenker der Presse wie Hasen aus dem Busch klopfen. Aber sie mußten gehorchen. Die Intrigue kuschte wie ein Hund vor der gerunzelten Stirne des Mächtigen. Das französische Volk that sich etwas darauf zu Gute, daß seine Wahl es nicht getäuscht. Es hatte einen Mann haben wollen und hatte ihn gefunden. Diese Genugthuung fand der Prinz auf allen seinen wiederholten Reisen und wußte wohl, welche Macht ihm die öffentliche Meinung in den Provinzen gab, und wie seine Pariser Feinde vor ihr zitterten. Zum erstenmal übten die Provinzen eine größere moralische Macht aus, als die Hauptstadt.

Natur an die verſchiedenen Nationen und Individuen in verſchiedenem Maße ausgetheilt hat, ſind:

1ſtens eine gewiſſe Sprachfertigkeit, welche oft nur vom Mechanismus der Sprache ſelbſt abhängt, von der Anzahl der weichen oder harten Sylben, die die Wörter enthalten, von dem Charakter der Nation, ihren geſelligen Gewöhnungen, mit einem Wort, von den Inſtitutionen des Landes. Die Sprachen des Nordens ſind im Allgemeinen hart und mit Conſonanten überhäuft; daher erſchweren ſie die Ausſprache und legen dem fließenden Vortrage Hinderniſſe in den Weg. Die Gutturaltöne Deutſchlands, das ziſchende Idiom des großen Comptoirs, Großbrittanien genannt, ſind ohne Widerrede ein großes Hinderniß für dieſe Leichtigkeit im Sprechen, welche wir in ſüdlichern Ländern, deren Sprache klingender und melodiſcher iſt, bemerken.

2tens iſt eine ſchnelle Auffaſſung erforderlich, welche ſich bei den nördlichen Völkern ſeltener zeigt, aber mit welcher die ſüdlichen wunderbar begabt ſind. Dieſe letzteren haben eine lebhafte Einbildungskraft, die mit Schnelligkeit ſchafft, und eine große Zahl von Ideen hervorbringt; ſie faſſen viele Beziehungen zugleich, und ihr Geiſt empfängt und begreift ohne Anſtrengung. Die nördlichen Völker haben eine mehr intenſive, aber weniger ſchnelle Einbildungskraft; ohne beſtändig von einem Gegenſtand zum andern zu ſchweifen, halten ſie einen Punkt feſt, concentriren ſich in ihm, erſchöpfen ihn, und tragen ihre Farben ſcharf und beſtimmt auf. Weniger durch die Fülle der Ideen zerſtreut, verfolgen ſie denſelben Gedanken mit mehr Beharrlichkeit und Haltung und verſtehen beſſer, ihn auf ſeine Principien zurückzuführen oder ſeine letzten Conſequenzen abzuleiten. Aus dieſer Langſamkeit der Auffaſſung iſt es ohne Zweifel zu erklären, daß die Septentrionalen beinahe völligen Mangel leiden an eigentlichen Improviſatoren, während Griechenland, Italien, Spanien, ſelbſt Frankreich und beſonders der Orient von Erſcheinungen dieſer Art wimmeln.

Fügen wir zu den ſchon erwähnten natürlichen Anlagen jetzt noch zwei nothwendige Eigenſchaften hinzu: eine unerſchütterliche Kaltblütigkeit und eine große Geiſtesgegenwart. Selbſt der unterrichtetſte, beredteſte Mann kann ſich überraſcht finden; es gibt Fälle, wo der Geiſt plötzlich in Anſpruch genommen wird, wo es dem Redner an Zeit fehlt, ſich zu orientiren und das

Nur die gestürzte Dynastie machte sich noch Hoffnung, wenn es zum Zusammenstoß zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung kommen werde, könne sich daraus für sie eine günstige Chance ergeben. Der Prätendent Heinrich V., Herzog von Bordeaux, der sich in seinem Exil bescheiden Graf von Chambord nannte, kam nach Wiesbaden, wohin am 10. August die vornehmsten Legitimisten aus Frankreich pilgerten, um mit ihm Verabredungen zu treffen. Am 26. starb zu Claremont in England Ludwig Philipp, dessen Kinder unter sich selbst auch damals noch nicht einig waren, sofern Helene mit dem Thronerben, dem Grafen von Paris, von der übrigen Familie fern in Deutschland blieb. Zur s. g. Fusion oder Vereinbarung der jüngeren und älteren Linie Bourbon, um mit gemeinsamer Kraft auf eine Restauration hinzuwirken, wurde noch kein Versuch gemacht.

Im September hielt der Präsident bei Versailles täglich Revuen und am 10. October eine große Musterung bei Satory, wo er ein Uebungslager veranstaltete und die Truppen durch alle erdenklichen Mittel, besonders durch viel Champagner hatte bestechen lassen. Sämmtliche Truppen standen immer noch unter dem Befehl Changarniers, der aber nicht thatkräftig genug war, um dem Präsidenten entgegenzutreten. Bei der Revue blieben die meisten Regimenter stumm, viele aber riefen lebhaft „es lebe der Kaiser". Der Ausschuß der Nationalversammlung nahm davon Anlaß, in einem Beschluß die „aufrührerischen Rufe" zu beklagen, wagte aber nicht dieselben bestimmt zu bezeichnen. Am 10. Januar 1851 entließ der Präsident das Ministerium und nahm Drouyn de Lhuis wieder für das Aeußere, Regnauld de St. Angely für den Krieg an; eine noch wichtigere Entlassung aber war die des General Changarnier. Die Versammlung glaubte an ihm ihre letzte Stütze gegen die drohenden Uebergriffe des Präsidenten zu verlieren und votirte dem neuen Ministerium ihr Mißtrauen. Dasselbe trat nun wieder ab und Baroche bekam das Aeußere, Randon den Krieg. Bei Ernennung dieses Ministeriums machte sich der Präsident ab-

sichtlich einer großen constitutionellen Ketzerei schuldig, indem er erklärte, er habe zwar nach streng constitutionellen Grundsätzen ein Ministerium, das er für gut halte, blos deswegen wieder entlassen, weil die Majorität der Versammlung anderer Meinung gewesen sey; allein da die Mehrheiten oder Minderheiten doch nur zufällig und das Ergebniß vorübergehender Wahlperioden seyen, so habe er geglaubt, sein neues Ministerium nicht mehr aus den Kammermitgliedern, weder aus der Majorität noch Minorität entnehmen zu müssen. Die Spannung dauerte fort. Am 10. Februar verwarf die Versammlung eine Vermehrung der Dotation für den Präsidenten. Dieser änderte abermals das Ministerium.

Nun aber, im Sommer 1851, ging er bestimmter auf sein Ziel los. Aus allen Theilen des Landes wurden Petitionen eingebracht, welche eine Revision der Verfassung d. h. anstatt der Republik das Kaiserthum verlangten. Der Präsident selbst benutzte wieder eine Rundreise und ein Festmahl zu Dijon, um seine Meinung zu erkennen zu geben. „Frankreich will weder die alte Regierung, noch den Versuch eines Utopiens (der Republik), und gerade weil ich der natürliche Feind von beiden bin, will es mich.“ Die Revision der Verfassung wurde beantragt, fiel aber bei der Abstimmung in der Versammlung am 19. Juni durch, sofern die erforderliche Zahl von ¾ aller Stimmen nicht erreicht wurde. Die Versammlung sprach sogar auf Baze's Antrag einen Tadel gegen die Umtriebe aus, die von Seiten der Regierung gemacht worden waren, um im ganzen Lande Petitionen für die Revision zu sammeln. Als der Präsident am 11. November die Kammer wieder eröffnete, forderte er noch einmal die Revision, um durch sie auf gesetzlichem Wege zu regeln, was das französische Volk sonst auch auf andre Weise werde zu erlangen wissen, und kündigte an, er werde die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts auf breitester Grundlage verlangen, damit das Volk Gelegenheit habe, seinen Willen kund zu thun. Die Versammlung trotzte und verwarf das neue Wahlgesetz schon am 13.

Aber der Präſident kümmerte ſich nicht mehr um die ohnmächtige Kammer. Er hatte ſich längſt der Soldaten verſichert, und zog die talentvollſten Offiziere, die ihm blind ergeben waren, in ſeine Nähe. So den General St. Arnaud, der ſich in Afrika ausgezeichnet und den er zum Kriegsminiſter machte, den General Magnan, der den Aufruhr in Lyon bewältigt und dem Präſidenten 1500 Offiziere neuer Regimenter vorſtellte, an die derſelbe eine feurige Anrede hielt, die mit den Worten ſchloß: folgen Sie mir! In einer großen Verſammlung von Induſtriellen ſagte der Präſident: wie groß wäre die franzöſiſche Nation, wenn ſie nur ruhig athmen wollte. Ueberall wies er darauf hin, wie unglücklich das von Parteien zerriſſene Frankreich ſey und wie glücklich es unter dem neuen Kaiſer ſeyn würde. Man würde nicht begreifen, warum Cavaignac, Changarnier, die Verſammlung und die ſämmtlichen Gegner des Präſidenten, welche die beſtehenden Geſetze noch für ſich hatten, der drohenden Uſurpation nicht vorſichtiger und energiſcher begegnet ſind, wenn man nicht wüßte, daß ſie unter einander ſelbſt uneins und durch das Bewußtſeyn ihrer Ohnmacht und Unpopularität gelähmt waren. Der Ausſchuß der Verſammlung entſchied zwar am 30. November bei Berathung eines Paragraphen der Verfaſſung, die Verantwortlichkeit des Präſidenten betreffend, derſelbe begehe einen Hochverrath, wenn er die Verſammlung auflöſe, oder wenn er ſeine Autorität mißbrauche, um ſich wieder wählen zu laſſen. Aber dieſer Beſchluß hatte keine Kraft, keine Bajonette hinter ſich. Um ſich welche zu verſchaffen, hatte Baze ſchon am 6. darauf angetragen, daß dem Präſidenten der Verſammlung das Recht zuerkannt werde, die bewaffnete Macht zum Schutze der Verſammlung zu requiriren, und daß er dieſes Recht auf einen der Quäſtoren übertragen könne. Aber der Antrag wurde ſchon nicht mehr angenommen, ſo ſehr hatte die Furcht bereits in der Verſammlung Platz gegriffen. Hegten auch einige den Gedanken, den Prinzen Präſidenten zu verhaften und einem

Staatsstreiche von seiner Seite zuvorzukommen, so hatten sie doch keine Macht mehr, ihn auszuführen.

Ludwig Napoleon aber hatte den 2. December (den Jahrestag des Kaiserthums von 1804) auserwählt, um sich der Fesseln zu entledigen, in denen ihn noch die republikanische Verfassung und die Nationalversammlung hielten. In der Nacht vorher gab er eine Gesellschaft und war sehr heiter mit seinen Gästen, während in aller Stille durch musterhaft verschwiegene Diener die Truppen in Bereitschaft gesetzt wurden und, noch ehe der Morgen tagte, der große Staatsstreich auch schon ausgeführt war. Niemand hatte sich darauf versehen. In ein und derselben Stunde der Nacht wurden alle Generale, Abgeordneten, Publicisten und wer immer dem Präsidenten gefährlich schien, ohne Aufsehen verhaftet und nach Vincennes, zum Theil nach Schloß Ham gebracht. Auch nicht ein Einziger hatte Zeit zu entfliehen. Alle saßen sie Morgens in den käfigartigen Wagen, in denen man die Gefangenen zu transportiren pflegt: die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Oberst Charras, der Quästor Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue ꝛc. Große Maueranschläge aber verkündeten den erwachenden Parisern, was vorgegangen sey. Sie waren vom Präsidenten und, da der Minister des Innern, Thorigny, sich geweigert hatte, von seinem sogleich ernannten Nachfolger Morny unterzeichnet. Im Aufruf an das Volk sagte Louis Napoleon: „Es konnte nicht so bleiben. Die Nationalversammlung, anstatt Gesetze zum allgemeinen Wohl zu machen, wühlte und griff die mir vom Volke verliehene Macht an. Als der Erwählte von 6 Millionen habe ich ihre Umtriebe vernichtet. Ist das Volk damit nicht zufrieden, so wähle es einen andern. Schenkt es mir aber Vertrauen, so gebe es mir auch die Mittel, meine große Mission zu erfüllen.“ Zu diesem Behuf schrieb er auf den 14. December eine allgemeine Volksabstimmung aus, welche sich mit Ja oder Nein über seine Anträge, ihn auf 10 Jahr zum Präsidenten zu ernennen

und ihm einen Senat beizuordnen, entscheiden sollte. An die Armee erließ er einen Aufruf, worin er sie erinnerte, wie sehr sie unter der Herrschaft der Doctrinaire und des demokratischen Pöbels zurückgesetzt gewesen, wie sie jetzt Gelegenheit hätte, sich in das alte Ansehen zu setzen, als „Elite der Nation" und durch und durch mit ihm eins, durch die Geschichte, durch den Ruhm mit dem Namen Napoleon identificirt.

Eine große Anzahl Deputirte (252) versammelte sich, da sie ihren gewöhnlichen Sitzungssaal (Palast Bourbon) am Morgen des 3. von Truppen besetzt fand, in der Mairie des 10. Stadtbezirks und beschloß auf des kühnen Berryer Antrag, den Präsidenten abzusetzen und General Oudinot mit dem Oberbefehl über die Armee zu betrauen. Aber Jäger von Vincennes besetzten die Thüren und ihr Offizier, als man ihm den Artikel 68 der Verfassung vorhielt, gegen den er sich verfehle, indem er der Nationalversammlung den Gehorsam versage, sagte ganz sorglos: „der §. 68 geht mich nichts an" und ließ sämmtliche Versammelte in Verhaft nehmen. Auch Odilon Barrot befand sich unter ihnen. Zugleich wurden alle dem Präsidenten feindliche Journale unterdrückt. Die demokratische Partei vergaß zum Theil, welche schreckliche Niederlage sie im Juni erlitten hatte, und zum Theil vergaß sie es nicht, so daß sie am 3. und 4. zwar Barrikaden baute, aber ohne die erforderliche Stärke. Napoleons von Magnan befehligte zahlreiche und fanatisirte Truppen überwältigten jeden Widerstand und gaben keinen Pardon, denn gewiß ist, daß viele Gefangene auf der Stelle erschossen wurden. Die Nationalgarde that nichts, nur eine Legion derselben schien sich den Aufrührern anschließen zu wollen, wurde aber augenblicklich entwaffnet. Die Anarchie hatte sich so verhaßt gemacht, daß die gebildete und reiche Classe, auch wenn sie den Napoleoniden nicht liebte, ihm damals doch zustimmte als dem Erhalter der Ordnung und des Besitzes. Ueber 200 Deputirte erklärten dem Präsidenten ihre Zustimmung. Ganz eben so dachte das diplomatische Corps. Der Staatsstreich schien der Revolution auf dem Festland

den Todesstoß zu geben, deshalb nahm man ihn in Wien, Berlin und St. Petersburg nicht ungünstig auf.

Die demokratische Opposition gewann nur im südlichen Frankreich noch eine Zeitlang festen Boden. In den Departements Cher, Allier, Nièvre wurden die Insurgenten Meister und konnten nur mit Waffengewalt in den Städten Donson, Clamecy, Condon, Brignolles bezwungen werden, ebenso zu Digne im Departement der Nieder-Alpen und zu Bedarieux im Departement Hérault. Hier bildete die Demokratie überall bewaffnete Banden, die sich gleich Räubern an Personen und Eigenthum vergriffen und solchen Schrecken verbreiteten, daß hier die Legitimisten selbst in Napoleon ihren Retter sahen und ihm huldigend entgegenkamen.

Unterdeß umgab sich Napoleon mit einer, dem ehemaligen Senat nachgebildeten consultativen Commission, in die er alle Notabilitäten aufnahm, die sich zu ihm bekehrten. Nur in Leon Faucher täuschte er sich, der seine Ernennung stolz zurückwies. Die Dinge verliefen sich im Uebrigen ganz so, wie es Napoleon vorausgesehen. Die Abstimmung des französischen Volks, am letzten Tage des Jahres vollendet, ergab 7,439,216 Stimmen, die sich für den Staatsstreich und die 10jährige Präsidentschaft Napoleons erklärten, und nur 640,737 Stimmen dagegen. Als Baroche am letzten Abend des Jahres dem Präsidenten davon Mittheilung machte, sprach er mit Wärme: „das Land hat Vertrauen zu Ihrem Muthe, zu Ihren hohen Einsichten und zu Ihrer Vaterlandsliebe. Noch niemals hatte eine Regierung einen legitimeren Ursprung, als die Ihrige. Uebernehmen sie nun diese Gewalt, retten Sie Frankreich und schützen Sie ganz Europa vor Gefahren!“ Napoleon antwortete: „Frankreich hat erkannt, daß ich von der Bahn der Gesetzlichkeit nur abgewichen bin, um die Bahn des Rechts zu betreten. Wenn ich mir zu einer so erstaunlichen Zustimmung des Volks Glück wünsche, so geschieht es nicht aus Stolz, sondern weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer so großen Nation geziemt.“ Napoleon

ſah bereits ſeine Herrſchaft ſo ſehr befeſtigt, daß er keinen Anſtand nahm, alle ſeine berühmten Gegner, die er nur aus Vorſorge am 2. December hatte gefangen nehmen laſſen, wieder frei zu geben. Cavaignac empfing von ihm ein artiges Schreiben und erhielt Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Changarnier, Lamoricière, Victor Hugo, Baze, Bedeau, Leſlo wurden verbannt. Thiers, anfangs ebenfalls verbannt, durfte bald, als ganz unſchädlich geworden, nach Paris zurückkehren. Die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer wurden aber mit viel größerer Strenge behandelt und in Maſſe nach Cayenne deportirt.

Mit der Kirche hatte ſich Napoleon ſchon vorher auf guten Fuß geſtellt. Sie unterſtützte ihn durch Hirtenbriefe. Erzbiſchof Sibour von Paris, ein Freund Cavaignacs und unter dieſem gewählt, erkannte doch bald die Nothwendigkeit, ſich mit Napoleon zu verſtändigen. Eine der erſten Handlungen des letzteren nach ſeinem Decemberſiege war die Wiederherſtellung des Gottesdienſtes im Pantheon, welches fortan wieder die Kirche zur h. Genovefa hieß. Auch Graf Montalembert war einer der erſten, der ſich für Napoleon erklärte.

Im Beginn des Jahres 1852 ſtellte Napoleon als zehnjähriger Präſident die goldnen Adler ſeines Oheims auf den franzöſiſchen Fahnen wieder her, hob aber die Nationalgarde auf und ließ die Freiheitsbäume und andre Embleme der Republik wegſchaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiſerreichs erſetzen und das Kirchengebet nicht mehr für die Republik, ſondern für ſich verrichten (Domine, salvum fac Ludovicum Napoleonem). Am 15. Januar war die nun von ihm octroyirte Verfaſſung fertig, ein Mechanismus, wie unter dem älteren Napoleon. Alle Gewalt war bei dem 10jährigen Präſidenten, den in abſteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloſer geſetzgebender Körper berathen ſollte, ohne ſeine alleinige Entſchließung hemmen zu können. Die Verhandlungen dieſes Körpers ſollten geheim ſeyn und nicht veröffentlicht werden, „um

den Kammersitzungen das Theatralische zu nehmen und ihnen mehr Ernst und practischen Nutzen zu geben." Auch sollten keine Wahlcomités mehr die Wahlen leiten dürfen. Das bewog Montalembert, wieder auszutreten. Dieser edle Graf hatte sich das Kaiserthum in inniger Verbindung mit der Kirche und mit einem freien Reichstage gedacht, wie ehemals im deutschen Reiche. Der Präsident kehrte dagegen einfach zum System seines Oheims zurück und mußte es, denn neben einem einigermaßen einflußreichen Parlamente ließ sich in Frankreich nicht mehr regieren.

Am 22. Januar confiscirte Napoleon den größeren Theil der Güter des Hauses Orleans und befahl, der kleinere Theil solle von der Familie selbst binnen Jahresfrist verkauft werden. Eine vielgeschmähte Maßregel, die jedoch für Napoleon unumgänglich gewesen ist. Als armer Emporkömmling konnte er nicht dulden, daß den Kindern seines Vorgängers hunderte von Millionen zu Gebote standen, um die zu erkaufen, die ihn von der kaum erreichten Höhe wieder herabstürzen könnten. Zudem war Ludwig Philipp nie berechtigt gewesen, seine unermeßlichen Güter dem Staate zu entfremden (vgl. Theil IV. S. 277). Der Minister Morny billigte die Confiscation nicht und nahm seine Entlassung, eben so seine Collegen Roucher und Fould und der alte Dupin. Aber Napoleon brauchte diese Abfälligen nicht zu achten. Sein Staatsrath, sein Senat füllte sich dennoch mit eifrigen und talentvollen Dienern, die er durch sehr hohe Gehalte belohnte. Auch in den gesetzgebenden Körper wurden fast nur solche gewählt, die ihm ergeben waren. Damals starb Marrast am 10. März, unbeachtet, ohne Grabgepränge. Am 21. hielt der Präsident eine große Revue über die Truppen und vertheilte Medaillen, deren Besitz eine jährliche Rente von 100 Franken gewährte. Damals ließ er auch die Universität seine schwere Hand fühlen. Mehrere Professoren derselben hatten sich eben so eifrig in Staatsgeschäfte gemischt, wie die Kammermitglieder. Damit nun nicht mehr jeder, der glänzende Reden halten oder geistreiche Zeitungsartikel schreiben konnte,

ſich zum Mitregieren berufen fühle, ſtatuirte Napoleon ein gutes Exempel, hob die bisher gültige abſolute Unabhängigkeit der Profeſſoren auf und ſetzte die Hauptſchreier (Michelet, Edgar Quinet und auch den polniſchen Dichter Mickiewicz) ab. Es war dringend nöthig geworden, die Schule und Preſſe, wie die Tribune, zu demüthigen, nachdem man in Frankreich in der Unnatur ſo weit gediehen war, zu glauben, daß ein ſchwatzhafter Mund und eine gewandte Feder zur Herrſchaft im Staate berechtige. Von den Sophiſten, Rhetoren und Paraſiten konnte den Staat nur ein Imperator heilen.

Die Familie Orleans proteſtirte gegen die Confiscation ihrer Güter. Die Herzogin Helene nahm die 300,000 Fr. Renten, die ihr bleiben ſollten, nicht an. Nachdem der jüngere, wie der ältere Zweig der Bourbons gleiches Mißgeſchick erlebt, ſuchte man ſie wenigſtens zu verſöhnen. Dieſe Fuſion kam aber zu keinem rechten Ende, ſo oft man auch einen neuen Anlauf nahm. Der Plan war damals, der Graf von Chambord ſolle den Grafen von Paris adoptiren. — Die belgiſche Preſſe erlaubte ſich kleine Neckereien gegen Napoleon, und um zu beweiſen, daß Belgien unter engliſchem Schutze ſtehe, machte die Königin Victoria im Sommer einen Beſuch bei König Leopold. Allein Napoleon beſtand dieſe Probe gut, ließ ſich zu nichts Uebereiltem hinreißen und wahrte doch gegenüber Belgien ſeine Würde. Als Antwort auf ein Circularſchreiben, in welchem Fürſt Schwarzenberg die friedlichſten Geſinnungen kundgegeben und nur die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 zur Bedingung gemacht hatte, verkündete der Moniteur die aufrichtigſte Friedensliebe auch von Seiten Frankreichs.

Der neue Senat bewilligte dem Präſidenten eine Civilliſte von 12 Millionen, den Titel Prince und Monſeigneur und den Gebrauch der Kronſchlöſſer. Die Tuilerien wurden für ihn neu hergeſtellt. Am 10. Mai ertheilte er den Truppen die neuen Adler, im Juli machte er eine Reiſe zur Einweihung der Eiſenbahn nach Straßburg unter lautem Volksjubel, und am 15. Auguſt beging er zu Paris das

Napoleonsfest unter lebhafter Zustimmung des Volks und der Truppen. Alles ließ sich hier schon kaiserlich an. Niemand zweifelte, der Präsident werde dem Beispiel seines großen Oheims folgen und die Mehrheit der Franzosen wollte es nicht anders, hatte ihn selbst durch seine Wahlstimmen dazu aufgefordert. Das Landvolk, die kleinen Bürger und Handwerker und die Soldaten hatten unbedingten Glauben an seinen Namen. Die Arbeiter hofften in ihm einen Rächer an Cavaignac zu finden und Napoleon selbst that alles, um ihnen das Vertrauen einzuflößen, er wisse ihre Noth zu würdigen. Endlich sah auch die Kirche in ihm einen bessern Schütz ihrer Rechte, als in den bisherigen liberal-constitutionellen und demokratischen Regierungen. Nur die Bourgeoisie, die mit der Tribune gefallenen, mit der Presse geknebelten Größen der jüngstvergangenen Zeit grollten, aber in Unmacht. Um nun diesen Grollenden und zugleich dem wachsamen Auslande zu beweisen, wie populär die Wiederherstellung des Kaiserthums und der napoleonische Name sey, unternahm der Präsident im September eine längere Rundreise durch den Süden Frankreichs. Der Enthusiasmus, den er auf dieser Reise überall zu finden hoffte, sollte ihm die moralische Kraft leihen, um den Parisern das Kaiserthum aufzudringen, es gleichsam vom Lande in die Stadt hineinzufahren.

Er ging über Lyon, wo er die Reiterstatue seines großen Oheims enthüllte und denselben „den legitimsten Herrscher Frankreichs" nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben und die ganze Welt anerkannt habe. Er fügte übrigens hinzu, er werde die Herstellung dieses legitimen Kaiserthums nicht übereilen und erst vollziehen, wenn der allgemeine Wille und das Wohl Frankreichs es fordern würden. In Marseille wurde das Complott einer Höllenmaschine entdeckt, durch die er hätte sollen getödtet werden. Im reichen Bordeaux hielt er am 12. October eine berühmt gewordene Rede, die, auf das Ausland berechnet, hauptsächlich den Gedanken enthielt: l'empire c'est la paix! Er fügte die stolzen

Nöthige vorbereitend zu ordnen. Mancher geübte Feldherr hat einen beinahe entschiedenen Vortheil aus den Händen gelassen und das Land an den Rand des Verderbens gebracht, weil er sich überrumpeln ließ, weil er nicht verstand, dem Feind eine Handvoll Leute, schnell aufgerafft, entgegenzuwerfen, und so seiner Truppe die nöthige Zeit zu geben, sich zu sammeln und das Gefecht aufzunehmen. Es ist mit der rhetorischen Strategie nicht anders bewandt als mit der militärischen. Die Kunst, seine Ideen schnell zusammenzufassen, sie zu ordnen und in den Kampf der Rede zu führen, wie man sich zur Vertheidigung eines überfallenen Lagers rüstet: diese Kunst erfordert vor Allem, daß man seiner selbst Herr bleibe, um das Terrain in seinen Eigenthümlichkeiten zu benützen, und den Gefahren selbst den Sieg abzuzwingen.

Leichtigkeit im Sprechen, ein schneller Verstand, unerschütterliche Kaltblütigkeit und große Geistesgegenwart sind also die hauptsächlichsten Bedingungen zur Improvisation. Aber zu diesen natürlichen Anlagen gehören auch noch erworbene Eigenschaften, und frühzeitig muß sich der Improvisator durch ernstliches Arbeiten darauf vorbereiten, vor einem größern Publikum im Namen der Religion und Moral, Gerechtigkeit und Wahrheit zu reden.

Um der Sprache Meister zu werden, muß man sich zuerst daran gewöhnen, einen Gegenstand in seiner ganzen Bedeutung zu fassen, seine vielfachen Seiten zu betrachten, und ihn in seine verschiedenen Theile zu zerlegen. Dann verfolge man die Ideenverkettung, die aus dieser anhaltenden Betrachtung hervorgeht, indem man von den Consequenzen zu den Principien steigt, oder, indem man die Folgerungen aus den erstgesetzten Prämissen herleitet.

Ist die Rede von einem zweifelhaften Rechtsfall, so gewöhne man sich, die Gründe Für und Wider mit gleicher Leichtigkeit zu vertheidigen, um voraus die Argumente des Gegners widerlegen zu können, ohne Gefahr zu laufen, durch diese außer Fassung gebracht zu werden. Nur durch vorbedächtiges Denken kann man dazu gelangen, des Wortes auf diese Art Herr zu werden, und immer auf den ersten Ruf bereit zu seyn. Man muß der Materie auf den Grund gekommen seyn, ihre Theile sich vollständig vergegenwärtigen, um sich im Angesichte eines zahlreichen Publikums

Worte hinzu: wenn Frankreich beruhigt iſt, ſo iſt es auch die übrige Welt. Auf dem Rückwege ſtieg er am Schloſſe Amboiſe aus, wohin Abdel Kader gebracht worden war, beſuchte denſelben, reichte ihm die Hand und kündigte ihm ſeine Freilaſſung an. Schon lange habe er ihm dieſelbe zu gewähren gewünſcht und nur den Eingebungen ſeines Herzens nicht folgen dürfen. Jetzt ſey die Zeit gekommen, die Schuld ſeines Vorgängers zu ſühnen. „Es gibt nichts Erniedrigenderes für eine große Nation, als wenn ſie ihre Macht in dem Maße verkennt, daß ſie ihr gegebenes Verſprechen nicht hält!“ Abdel Kader hatte ſich an Lamoricière nur unter der Bedingung ergeben, daß er frei nach Alexandrien oder St. Jean d'Acre entlaſſen werde. Ludwig Philipp hatte dieſe Bedingung nicht eingehalten. Jetzt bot Napoleon dem edeln Gefangenen die freie Abreiſe nach Bruſſa in der Türkei mit einem jährlichen Gehalt von 200,000 Franken an. Der Emir dankte mit Würde und Innigkeit und erhielt die Erlaubniß, vor ſeiner Abreiſe nach Bruſſa Paris ſehen zu dürfen, wo man ihm einige Wochen lang die liebenswürdigſten Huldigungen zu Theil werden ließ.

Ueberall auf der Reiſe hatte ſich das Volk in Maſſe zum Präſidenten gedrängt und ihn mit vive l'empereur begrüßt. Dieſer Ruf ſchwoll von Tage zu Tage an und ſchlug ſo mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei ſeiner Rückkehr am 16. October fand er ganz Paris feſtlich geſchmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt längs der Boulevards von einer unermeßlichen Volksmenge nichts als immer und immer wieder den Kaiſergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiſerthums. Den Kern des Volkes aber bildeten außer den Arbeitern Leute aus den Provinzen. Die Arbeiter hatten ſich in allen ihren Corporationen eingefunden, um dem zu huldigen, von dem ſie Pflege ihres Intereſſes, Entſchädigung für die Juniſchlacht und Rächung des von Cavaignac und Lamoricière vergoſſenen Blutes hofften. Aus den Provinzen

waren an diesem Tage 350,000 Bauern, Kleinstädter, Weiber und Kinder, ganze Gemeinden, ganze Dorfschulen, eine unzählbare Menge weißgekleidete Mädchen und Volk im ländlichen Putze gekommen. Der Prinz aber stieg nicht mehr im Elisée, sondern im königlichen Palast der Tuilerien ab, wo ihn seine Verwandten empfingen, Prinz Jerome, Exkönig von Westphalen, sein Oheim, und dessen Kinder, Napoleon und Mathilde. Die letztere, mit dem russischen Fürsten Demidoff vermählt, aber von ihm getrennt, eine der schönsten Damen ihrer Zeit, machte die Honneurs des neuentstehenden kaiserlichen Hofes. Sodann Peter Bonaparte (Lucians Sohn und Bruder des in Italien agirenden Karl Lucian, Fürsten von Canino). Napoleon und Peter waren indeß ihrem genialen und glücklichen Cousin nicht unbedingt ergeben. Der erstere hatte sich auf einer Gesandtschaft nach Spanien widerspenstig und eigenwillig gezeigt, der andere hielt zu der demokratischen Partei, mit wie viel Ernst? ist freilich ungewiß. Dem neuen Hofe gehörte auch der junge Murat an, Enkel des Königs Joachim von Neapel.

Noch im Laufe des October befahl der Prinz Präsident dem Senate, am 4. November über die Wiederherstellung des Kaiserthums zu berathen, da dieselbe durch die glänzendsten Kundgebungen der Nation während seiner Reise allgemein gefordert werde. Der Senat stimmte begreiflicherweise zu, aber auch diesmal sollten wieder die Stimmen des Volkes selbst eingeholt werden. Am 21. und 22. November sollten alle unbescholtenen und erwachsenen Franzosen männlichen Geschlechts über die Frage abstimmen, ob die Nation das erbliche Kaiserthum, wie es unter Napoleon I. bestanden und durch dessen Abdankung rechtskräftig auf Napoleon II. übergegangen sey, nunmehr auf Napoleon III. übertragen wolle? Die Fragestellung und der Name war so gewählt, daß die Legitimität des Kaiserthums und daher auch die Illegitimität aller Zwischenregierungen von 1815 bis 1851 dabei vorausgesetzt wurde. Die Proclamation aber erklärte das Volk allein für berechtigt, jene gestörte Legitimität wiederherzustellen,

ſo daß der neue Kaiſer ſich ebenſowohl auf ſein Geburtsrecht, als auf des Volkes Willen berufen konnte. Die Schlußphraſe der Proclamation lautete: Die Nation krönt ſich ſelbſt, indem ſie Napoleon krönt! Alles war ſo wohl berechnet, daß die wirkliche Abſtimmung 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein nachwies, eine, wenn auch einigermaßen erkünſtelte, doch ſo ungeheure Mehrheit, daß der Prinz darin die Zuſtimmung der Nation erkennen durfte, worauf er am 2. December ſich zum Kaiſer ausrufen ließ.

Der ausgeſtoßene Victor Hugo ließ damals ein ſchändliches Pasquill (Napoleon le petit) ausgehen, eines gebildeten Geiſtes unwürdig. Napoleon rächte ſich nur durch einen feinen Zuſatz, indem er ſagte: Napoleon le petit par Victor Hugo le grand. Eben ſo ſchnell vergeſſen, aber von ungleich tieferer Bedeutung war eine gleichzeitige Brochure des Grafen Montalembert, worin das abgeſchätzte conſtitutionelle Syſtem und Parlament vertheidigt wurde. Lamartine äußerte ſich über das zweite Kaiſerthum, wie Carnot über das erſte, und verſchmähte, ihm zu dienen.*) Die ſchlagendſte Wahrheit ſprach Tocqueville aus.**)

---

*) Sein Freund Laguerronnière wurde Napoleons begeiſtertſter Publiciſt und Lobredner, Lamartine aber wandte ſich ſtolz von ihm ab und erklärte es für die tiefſte Schmach der Nation, daß ſie ihre Freiheit einem Tyrannen verkaufe.

**) „Sah man je auf Erden irgend ein Volk ſo reich an Contraſten, ſo leicht von einem Extrem zum andern getrieben, ſo oft durch augenblickliche Eindrücke, ſo ſelten durch feſte Grundſätze geleitet, ſo daß es bei allen ſeinen Handlungen ſtets ſich ſchlimmer oder beſſer bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menſchheit, dann wieder hoch über demſelben ſtehend; ein Volk, das in ſeinen Grundzügen ſo unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wiedererkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtauſenden von ihm gemacht hat, und zugleich ſo beweglich in ſeinen täglichen Geſinnungen und Gedanken, daß es manchmal ſich ſelbſt zu einem unerwarteten Schauſpiel wird, und oft das, was es eben vollbracht hat, mit eben ſo großem Er-

Napoleon III. ließ die Verfassung mit den drei höchsten Corporationen bestehen, gab seinem Oheim Jerome den Königstitel zurück, ernannte die Generale St. Arnaud, Magnan und Castellane zu Marschällen, verminderte aber die Armee um 30,000 Mann und ließ durch seine Gesandtschaften allen auswärtigen Mächten die bündigsten Versicherungen seiner Friedensliebe geben. Damals wurde ein vom 29. November datirtes Schreiben des Kaiser Nicolaus veröffentlicht, worin von der Wiedererrichtung des Kaiserthums in Frankreich abgerathen war. Rußland und Preußen wollten Napoleon III. nicht anerkennen, ohne daß er zuvor Bürg-

---

staunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an seinem Herde und seinen Gewohnheiten mehr als alle andern hängt, so lange man es sich selbst überläßt, und das, sobald man es seiner Heimath und diesen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis an's Ende der Welt vorzudringen und alles zu wagen vermag; seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger, heute ein geschworener Feind alles Gehorsams, morgen entflammt von einer Art von Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstandes irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben müßte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräusch mehr, als dem wahren Ruhme leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstande begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation von Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden." Tocqueville.

schaften in Bezug auf die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 gäbe, aber England erkannte ihn sogleich an, um ihn als Werkzeug zu brauchen, und Oesterreich glaubte, Napoleon III. gewähre ihm hinlängliche Bürgschaft, sofern er als absoluter Monarch aufträte.*) Mit der Anerkennungsfrage hing eine andre zusammen. Ludwig Napoleon warb um Carlotta, Tochter des Prinzen Gustav Wasa und der Prinzeß Louise, einer Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden. Die Sache schien im besten Gange, als plötzlich in den ersten Tagen des December das fait accompli einer Vermählung des Kronprinzen Albert von Sachsen**) mit Carlotta bekannt wurde. Am 17. December stattete Kaiser Franz Joseph unerwartet schnell einen Besuch in Berlin ab, und am 20. wurde in England das Toryministerium gestürzt und kam Lord Palmerston wieder ans Ruder, um alsbald in der europäischen Politik mit Frankreich Hand in Hand zu gehen. Nun erfolgte zuerst von Seiten Rußlands am 5. Januar 1853 die Anerkennung des französischen Kaiserthums, am 6. auch die von Seiten Oesterreichs und Preußens.

Napoleon III. veranstaltete im November und December bei Fontainebleau und Compiègne große Treibjagden in alterthümlichen Costumen, wobei auch Damen glänzten, und unter ihnen als die schönste eine blonde Spanierin, Donna Eugenia Montijo, Her-

*) Fürst Schwarzenberg drückt sich in einem geheimen Memoire darüber so aus: „Die Bourbons, obgleich legitim, sind dem constitutionellen, d. h. revolutionären System verfallen; Napoleon, obgleich illegitim, ist Alleinherr. Jene öffnen, dieser schließt die Büchse der Pandora."

**) Dessen Mutter Amalie ist die Tochter des König Max Joseph von Bayern und Schwester 1) der Erzherzogin Sophie, Mutter des jetzt regierenden Kaiser Franz Joseph, 2) der Königin Elisabeth von Preußen, 3) der Prinzessin Ludovica, Gemahlin des Herzog Max in Bayern und Mutter der Elisabeth, jetziger Gemahlin des Kaiser Franz Joseph. Zwei weitere noch lebende Schwestern sind Charlotte, Wittwe des Kaiser Franz I. und Marie, Wittwe Friedrich Augusts von Sachsen.

zogin von Theba. Dieſe wählte der Kaiſer zu ſeiner Gemahlin und erklärte es dem Staatsrath und den Kammern am 22. Januar 1853 in einer noch an demſelben Tage veröffentlichten Botſchaft, worin es hieß: „Frankreich hat in ſeinen Revolutionen ſtets einen vom übrigen Europa verſchiedenen Weg eingeſchlagen. Dynaſtiſche Vermählungen erzeugen nur trügeriſche Bürgſchaften und ſetzen das Familienintereſſe an die Stelle des Nationalintereſſes. Seit 70 Jahren ſind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzeſſinnen unglücklich geweſen. Nur einer gedenkt das Volk gern, und dieſe eine ſtammte nicht aus königlichem Blute (Joſephine). Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzeſſin aus ſouverainem Hauſe und die Thatſache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einem andern Bekenntniß angehörig fand, verletzte das Selbſtgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynaſtien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, ſondern bewahre ſeinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings (parvenu) ein, welches ein ruhmvoller Titel iſt, wenn man ihn durch die freie Abſtimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Franzöſin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiſerreichs vergoſſen (er war unter König Joſeph Afrancesado). Als Spanierin hat ſie den Vortheil, daß ſie in Frankreich keine Familie beſitzt, der man Ehren und Güter verleihen müßte. Geſchmückt mit allen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes wird ſie eine Zierde des Thrones ſeyn.“ Sein genialer Entſchluß, ſtatt einer Marie Louiſe eine Joſephine zu heirathen, fand im Volk die allgemeinſte Zuſtimmung und ſchon am 30. Januar wurde die Hochzeit gefeiert. Bei dieſem Anlaß erließ der Kaiſer eine Amneſtie für politiſche Verbrecher und begnadigte über 3000 Perſonen.

Napoleon III. regierte mit großem Verſtande. Indem er in

Paris ausgedehnte Bauten unternahm, die Rivolistraße bis zum Stadthause verlängerte, das Louvre ausbaute ꝛc., beschäftigte er nicht nur die Arbeiter, sondern zerstörte auch die engen Gassen, die bei allen Pariser Revolutionen den Insurgenten zum hauptsächlichsten Stützpunete gedient hatten. Das war viel practischer, als die Erbauung des Forts unter Ludwig Philipp. Die geheime Gesellschaft der Marianne*) machte im Jahre 1854 zu Angers einen kleinen, bald wieder unterdrückten Aufstandsversuch. Man schrieb ihr die Absicht zu, den Kaiser zu ermorden. Es waren socialistische Arbeiter, Reste der 1848 besiegten Partei und dem Kaiser weit weniger gefährlich, als die italienischen Verschwörer. Auch den Bürgerstand, dem er die freie Presse, die Wahlumtriebe, das Nationalgardenspiel und die Tribune entrissen hatte, suchte er durch Beförderung des Luxus zu gewinnen. Die Idealrepublikaner, wie Cavaignac, waren ihm nicht mehr gefährlich, noch viel weniger die abgenutzten Intriganten, wie Thiers. Er durfte auf das Landvolk und auf die Soldaten rechnen. Auch die Mehrheit der Bischöfe hielt zu ihm, weil er der Religion alle Achtung erwies. Die Opposition des ultramontanen „Univers" und des Bischofs von Moulins, der sich dieses Journals gegen die Censur des Erzbischofs Sibour von Paris annahm, blieb ohnmächtig.

Der mächtigste Bundesgenosse des Bürgerkönigthums und der corrumpirten Kammerregierung war die Börse gewesen. Sie ist als Tyrannin, als systematische Aussaugerin des arbeitenden Volks zu Gunsten weniger Reichen principiell dem Imperialismus entgegengesetzt, der mit der Kirche im Bunde sich auf das gemeine Volk und die Armee stützt. Napoleon III. scheint das nicht mißkannt zu haben. Durch die von ihm im Jahr 1854 getroffene großartige Maßregel einer Nationalanleihe, zu der viermal mehr gezeichnet

*) Die Arbeiter nannten ihre Branntweinflaschen la Mario Jeanne. Jahre 1849 soll man unter diesem Namen die Republik verstanden haben. In der Gaunersprache soll das Gefängniß diesen Namen führen.

wurde, als er bedurfte, hat er gezeigt, daß er sich von der Börse unabhängig machen wollte. Allein er konnte es nicht mehr. Die enormen Kosten des Hofes, der Verwaltung und des Heeres entschieden den Sieg der Börsenspeculationen, an denen sich die Großen wieder wie unter dem Bürgerkönige mit schamloser Habgier betheiligten. Ja der Schwindel griff in die untersten Schichten des Volkes ein, und nie zuvor war die Börse mehr bevölkert und belagert gewesen von allen Classen.

Je mehr das Kaiserthum sich befestigte, um so mehr schwanden die Hoffnungen der gestürzten Königsfamilie. In der Noth neigten sie sich wenigstens unter sich zu einer Aussöhnung. Der Herzog von Nemours begab sich nach Frohsdorf zum Grafen von Chambord und erkannte ihn als Heinrich V. an, wogegen Chambord sich bereit erklärte, den Grafen von Paris als seinen Nachfolger zu adoptiren. Aber die Mutter des letztern, die Herzogin Helene, legte Protest gegen diesen Plan ein.

Die der gestürzten Familie Orleans so nahe verwandte Dynastie in Belgien verließ sich nicht mehr ganz auf den bisherigen Schutz Englands, sondern glaubte, dem mächtigen französischen Kaiserreich gegenüber neue Stützen suchen zu müssen. Daher die Reise des König Leopold mit seinem Sohn, dem Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, nach Wien, und des letztern Vermählung mit der österreichischen Erzherzogin Marie, Tochter des verstorbenen Palatinus Joseph, am 22. August 1853.

England anerkannte zwar das neue französische Kaiserthum, allein es kostete den Lord Feuerbrand seine Stelle. Palmerston hatte nämlich, ohne die übrigen Minister zu fragen, dem 2. December zugestimmt und dadurch die Form verletzt. Die Königin, noch gereizt durch Belgien, wo man damals große Angst vor Frankreich hatte, soll sehr aufgeregt gegen Palmerston gewesen seyn. Auch die nordischen Mächte hatten längst bittere Klage gegen ihn erhoben und mit Recht. Denn er hatte Kossuth und seine Anhänger nicht nur in der Türkei geschützt, sondern auch im

Jahr 1851 gaſtfrei in England aufgenommen. Koſſuth landete in Marſeille und wäre gern durch Frankreich gereist, um die Republikaner ins Feuer zu ſetzen, aber Napoleon geſtattete es nicht. In England dagegen wurde er von Palmerſton gellebkost, wurden ihm große Feſte gegeben, Summen für ihn geſammelt und traten die Häupter aller vom Feſtland geflüchteten revolutionären Parteien, Ledru Rollin, Louis Blanc, Mazzini ꝛc. mit ihm zuſammen, um neue Revolutionen auszuſinnen und durch Agitation das ganze Feſtland in Athem zu erhalten. (Später ging Koſſuth nach Amerika, um ſich auch dort bewundern und beſchenken zu laſſen, bis er aus der Mode kam und auch in England, wohin er zurückkehrte, vergeſſen wurde.) Die Irländer, die unter O'Brien, und die wieder auferſtandenen Chartiſten, die unter O'Connor das Volk aufzuregen ſuchten, wurden von demſelben Palmerſton energiſch unterdrückt. Die ungeheure Proceſſion, die von Kenſington aus nach London eine Monſtrepetition bringen ſollte, wurde durch 150,000 Gentlemen verhindert, die ſich zu dieſem Zweck unter die Conſtabler hatten einſchreiben laſſen. Alle Welt ſollte die Pariſer Februarrevolution nachahmen dürfen, nur England nicht. Damals fing Palmerſton auch ſchon ſeine heimtückiſchen Angriffe auf Neapel an. Denn er wollte ſich dafür rächen, daß ihm die tapfern Schweizer ſeine ſicilianiſche Intrigue durchkreuzt hatten und Neapel ſollte keine Stunde Ruhe mehr vor England haben. Daher die abſichtliche Veröffentlichung der Briefe Gladſtones an Aberdeen über die angeblichen Greuel, die an den politiſchen Gefangenen in Neapel begangen würden. Nichtsdeſtoweniger zeigte London gerade im Jahr 1851 die Phyſiognomie des tiefſten Friedens und eine allumfaſſende Völkerliebe. Denn die erſte große Weltinduſtrieausſtellung war daſelbſt in einem ungeheuren Glaspalaſt eröffnet worden, worin alle Nationen unter den Auſpizien Englands den Reichthum ihrer Erzeugniſſe entfalteten. Damals leitete auch der Schwärmer Elihu Burrit einen allgemeinen Friedenscongreß in der Hoffnung ein, alle künftige Kriege verhindern und die Sum-

men, welche die Soldaten kosteten, den Friedenswerken zuweisen zu können.

Da trat die Störung ein. Palmerston wurde abgedankt. Peel war 1850 an einem Sturz vom Pferde gestorben. Das neue Ministerium Granville und Russel erklärte nun zwar in der Thronrede seine friedliche Gesinnung gegen Frankreich, verlangte aber 8000 Mann Milizen, um die Küsten zu bewachen. Das Parlament, von Palmerston geleitet, stimmte dieser Maßregel nicht zu und damit fiel das Ministerium schon im Februar 1852. Die Königin versuchte es zwar wieder mit den Tories und brachte Lord Derby und d'Israeli ins Ministerium. Allein dasselbe konnte sich weder in seiner äußeren noch inneren Politik befestigen, da Napoleon von ganz Europa als Kaiser anerkannt war und die Toryfurcht eine Wiederkehr der Antikorngesetzligue hervorrief. Zu Weihnachten 1852 traten Russel, Aberdeen, aber auch Palmerston wieder ins Ministerium ein.

Im Jahr 1850 unternahm der Papst eigenmächtig und ohne vorherige Verabredung mit der englischen Regierung, zwölf katholische Bisthümer in England zu stiften, angeregt nicht nur durch die katholischen Irländer, die in großer Zahl als Arbeiter in englischen Städten lebten, sondern auch durch die immer häufiger werdenden Uebertritte puseyitischer Geistlicher und Gentlemens zur alten Kirche. Die neuen Stiftungen waren das Erzbisthum Westminster (London) und die Bisthümer Southwark, Plymouth, Thifton, Newport und St. David, Shrewsbury, Birmingham, Nottingham, Nordhampton, Beverley, Herham, Liverpool und Salford. Zum Erzbischof von Westminster und bald auch zum Cardinal ernannte Pius IX. den gelehrten Dr. Wiseman, einen der geistvollsten Schriftsteller Englands. Begreiflicherweise erhob sogleich der reformirte Decan von Westminster Protest gegen den katholischen Eindringling, der die seit der Reformation der Staatskirche gehörige Westminsterabtey auf einmal wieder der alten Kirche vindiciren zu wollen schien. Die Aufregung war groß. Der Pöbel in Dover ersäufte

gleich ganz zu beherrſchen; möge alsdann die Discuſſion neue Schwierigkeiten aufwerfen, möge die Verſammlung einen unerwarteten Widerſpruch äußern; der Redner, zum Kampfe gerüſtet, wird im Gefühle ſeiner Kraft genug Mann's ſeyn, um die ſtörrigſten Geiſter zu bezwingen und den eigenſinnigſten Widerſtand zu bewältigen.

Quintilian räth denen, die ſich mit der Kunſt des Extemporirens vertraut machen wollen, jeden Tag einen Gegenſtand im Beiſeyn mehrerer Perſonen zu erörtern, und ſoviel wie möglich das Thema und ſeine Entwickelung zu ändern. Er empfiehlt auch, und das mit beſonderem Nachdruck, oftmals denſelben Gegenſtand in Betrachtung zu ziehen und ſeine verſchiedenen Theile nach einander zu beleuchten. Wir möchten zu dieſem Rathe den hinzufügen, Leichtigkeit im Schreiben zu gewinnen, und ſich die verſchiedenen Formen der Sprache geläufig zu machen. Der Geiſt gewöhnt ſich alsdann an gewiſſe elegante Wendungen und eine ſorgfältige Phraſeologie, die ſich einem von ſelbſt darbietet, wenn man ihrer benöthigt iſt; auf dieſe Art unterſtützen ſich der Gedanke und der Styl gegenſeitig.

Es gibt Redner, welche die Gewohnheit haben, verſchiedene Theile ihrer Rede, die am meiſten Effect machen ſollen, voraus niederzuſchreiben; ſie verlaſſen ſich alsdann auf das gute Glück der Inſpiration, auf eine plötzliche Begeiſterung, um dieſe zerſtreuten Theile zuſammenzufügen; ſelten jedoch gelingt es ihnen, dem Publikum den Kunſtgriff zu verbergen. Dieſes wird leicht einen gewiſſen Contraſt, einen ſtörenden Abſtich zwiſchen den improviſirten Stellen und den geſchriebenen fühlen. Von dieſem Augenblick an hat die Rede ihre Wirkung verfehlt, und der Redner gleicht einem Taſchenſpieler, der ſich ungeſchickter Weiſe in die Karte ſehen läßt. — Quintilian erzählt uns, daß zu ſeiner Zeit die öffentlichen Redner die Gewohnheit hatten, die Haupttheile ihrer Rede und beſonders die Einleitung niederzuſchreiben. Einigen Fragmenten von Cicero zufolge ſollte man glauben, er habe alle Reden geſchrieben und memorirt. Ferner empfiehlt Quintilian, die hauptſächlichſten Stellen der Rede auf Blättchen zu ſchreiben, und ſie, während man ſpricht, in der Hand zu halten; ein anderer römiſcher Schriftſteller über Rhetorik hält es für nützlich, das Weſentlichſte der Rede in getreuer Zuſammenſtellung vorzubereiten.

eine Puppe, die den Papſt vorſtellte, im Meer; an einigen andern Orten wurde die Puppe verbrannt. Noch häufiger verbrannte man den Cardinal in effigie, zu Exeter mit Muſik in großer Proceſſion. Allein es erfolgten keine Gewaltthätigkeiten. Regierung und Parlament erkannten einfach die neuen biſchöflichen Titel nicht an, begnügten ſich aber, die Thatſache zu ignoriren, während Wiſeman und die neuen Biſchöfe ihr geiſtliches Hirtenamt unbehindert antraten. Lord John Ruſſel antwortete dem reformirten Biſchof Durham, der ſich bitter beklagte: „Ich bin vollſtändig mit Ihnen einverſtanden, daß die letzten Angriffe des Papſtes auf unſern Proteſtantismus unverſchämt und hinterliſtig ſind. Ich muß aber geſtehen, daß mein Unwille größer iſt, als es meine Befürchtungen ſind. Wir hätten doch den vielen, beſonders iriſchen Katholiken, die in England leben, eine Seelſorge gewähren müſſen. Uebrigens habt ihr (Geiſtliche der reformirten Staatskirche) ſelber dem Katholicismus Vorſchub geleiſtet durch Anſpruch auf Unfehlbarkeit, abergläubigen Gebrauch des Kreuzeszeichens, unverſtändliches Murmeln der Liturgie, Ohrenbeichte, Buße und Abſolution ꝛc.“ Wiſeman vertheidigte ſich ritterlich gegen ſeine vielen Gegner*) und behauptete ſeinen Platz in Ehren. Dagegen machte ſich der ganze Haß gegen die katholiſche Kirche Luft in dem Prozeſſe, in den Dr. Newman, ein gelehrter, frommer und höchſt ehrenwerther Puſeyit, der zu jener Kirche übergetreten war, verwickelt wurde. In England war nämlich ein gewiſſer Achilli aufgetreten, ein italieniſcher Abenteurer von ſchlechteſtem Ruf, ein vormaliger katholiſcher Prieſter, der wegen Verführung und Entehrung von Nonnen angeklagt, zur engliſchen Kirche übergetreten war und die Eitelkeit der Engländer ausgebeutet hatte, als wolle er für den Proteſtantismus in Italien Propaganda machen. Nach-

*) Der Scharfſinn in ſeiner Polemik erinnert auffallend an Leſſing, nur daß er mit den edeln Waffen des Geiſtes nicht gegen, ſondern für das Heilige ſtreitet.

dem er ſchon eine proteſtantiſche Schule in Malta eröffnet hatte, die aber wieder geſchloſſen werden mußte, weil er des Nachts Mädchen ins Schulhaus ließ ꝛc., wurde er in Rom, wohin er ſich wieder gewagt hatte, verhaftet, aber durch die Franzoſen wieder befreit und ging nun mit der Glorie eines von der römiſchen Inquiſition Verfolgten nach England, wo er die wüthendſten Reden gegen den Papſt und die katholiſche Kirche hielt. Nun trat der edle Newman öffentlich gegen ihn auf und riß ihm die Tugendlarve vom Geſicht. Aber Achilli hatte die Frechheit, Newman wegen falſcher Anklage vor Gericht zu fordern und das Gericht verurtheilte Newman unter ungeheurem Beifall, 1852.

In Spanien herrſchten die Moderados unter General Narvaez im Einverſtändniß mit der Königin Mutter Chriſtine und unter dem Beifall Ludwig Philipps, als des letztern Sturz in der Februarrevolution plötzlich den Progreſſiſten und dem engliſchen Einfluß das Thor öffnete. Zwar unterdrückte Narvaez mit gewohnter Energie*) einen progreſſiſtiſchen Aufſtand in Madrid am 23. März 1848, und wurde die Königin Iſabelle jetzt von Oeſterreich und Preußen (noch nicht von Rußland) anerkannt, aber Lord Palmerſton wollte um jeden Preis die Moderados ſtürzen und erließ eine freche Note an Spanien, worin er das moderadiſtiſche Syſtem tadelte und eine Aenderung verlangte. Narvaez erklärte dem engliſchen Geſandten Bulwer, wenn noch eine ſolche Note käme, werde er ſie gar nicht annehmen. Palmerſton ließ ſich das gefallen, in Hoffnung, eine neue Inſurrection, bei der Bulwer ſtark compromittirt war, werde Narvaez ſtürzen. Sie begann in der Nacht des 6. Mai in Madrid und brach am folgenden Tage auch in Sevilla aus, aber die Truppen der Regierung ſiegten abermals und Narvaez nahm keinen Anſtand, Bulwer zu befehlen,

*) Als er auf einem Spazierritt von dem Ausbruch der Empörung hörte, wies er auf ſeine Reitgerte und ſagte: damit werde ich ſie zu Paaren treiben.

daß er binnen zweimal 24 Stunden die Hauptſtadt und das Königreich verlaſſe. Palmerſton ließ ſich auch das gefallen, weil er der Schuldige war. Iſturiz, der ſpaniſche Geſandte in London, kehrte von dort zurück. Weiter aber erfolgte keine Feindſeligkeit von England. Frankreich benahm ſich ungleich loyaler gegen Spanien. Als Cabrera im Norden wieder für den Herzog von Montemolin carliſtiſche Guerillas aufbrachte, war es Cavaignac, der ihm jede Unterſtützung von der Grenze aus verwehrte. General Concha beſiegte die Carliſten und ſie unterwarfen ſich. Damals ſandte Narvaez auch ſpaniſche Truppen nach Italien dem Papſt zu Hülfe.

Aber Narvaez hatte mit zu großer Strenge die Jugend der jungen Königin bewacht. Das ward ihr läſtig. Die alte Königin, allzu ſicher gemacht durch die Herrſchaft der Moderados, wollte noch weiter rechts gehen und zum Abſolutismus zurückkehren, erachtete es daher an der Zeit, Narvaez als ein Werkzeug, das man nicht mehr brauche, wegzuwerfen. Am 18. October 1849 plötzlich wurde nun Narvaez abgedankt und der unbedeutende General Cleonard an ſeine Stelle geſetzt. Zwar erwies ſich dieſer ſo unfähig, daß Narvaez noch einmal gebeten werden mußte, wieder ins Amt zu treten; nun aber ſetzte die abſolutiſtiſche Intrigue den letzten Hebel an, um ihn zu ſtürzen. Iſabelle befand ſich nämlich in guter Hoffnung und der König, ihr Gemahl, wurde veranlaßt, die Entfernung des General Narvaez als den einzigen Preis zu bezeichnen, um den er die Legitimität des Kindes anerkennen würde. Die junge Königin ſagte dem Narvaez alles und bat ihn um Rath. Da ließ derſelbe augenblicklich dem König eine Wache geben und durchſchnitt die ehrloſe Intrigue mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit. Ueberdies ſetzte ſich Narvaez ins beſte Einvernehmen mit Louis Napoleon, dem er durch ſeine Heirath mit einer Tacher verwandt geworden war. Aber eine Expedition zur Eroberung der ſpaniſchen Inſel Cuba von Nordamerika aus, heimlich von England begünſtigt, ließ Spanien empfinden, wie ſehr es der Freundſchaft Englands bedürfe, und da Louis Napoleon ſelbſt

dieſe Freundſchaft pflegte, ſo gereichte dem Narvaez ſeine feindſelige Stellung zu England alsbald zum Vorwurfe. Und da Iſabelle mit einem todten Kinde niederkam und inſofern ihre Verlegenheit und Rathsbedürftigkeit aufhörte, und die Königin Mutter nichts ſehnlicher wünſchte, als Gebieterin über die ſpaniſche Staatscaſſe zu werden, um ihren Privatintereſſen reichlicher genügen zu können, ſo mußte Narvaez doch noch fallen. Die junge Königin fügte ſich ungern in dieſe Intriguen und entließ Narvaez nicht, ohne bitter um ihn zu weinen, in dem ſie ihren einzigen wahren Freund erkennen mußte, am 11. Januar 1851.

Chriſtine regierte nun eine Weile mit dem neuen Miniſter Bravo Murillo, rechnete und muthete bei der Reorganiſation der Finanzen den Staatsgläubigern große Opfer zu, wich aber noch nicht aus der conſtitutionellen Bahn, bis der Staatsſtreich des 2. December in Frankreich ihr erſt Muth machte,*) und die Niederkunft Iſabellens mit einer geſunden Tochter (am 20. December) auch die Thronfolge ſicherte. Die Folge war zunächſt ein ſehr ſtrenges Preßgeſetz, die Entfernung conſtitutionell geſinnter Männer und das liebkoſende Heranziehen von Carliſten. Ein Meſſerſtich, mit welchem der Mönch Merino die Königin Iſabella bei ihrem erſten Kirchgang nach ihrem Wochenbette verwundete, war nur eine That vereinzelter Verrücktheit ohne politiſches Motiv, am 2. Februar. Im Verlauf des Sommers wurde an dem Plan gearbeitet, die Verfaſſung im abſolutiſtiſchen Sinne umzuändern, aber als derſelbe den Cortes vorgelegt wurde, fand er Widerſtand. Die Moderados vereinigten ſich eine Zeit lang mit den Progreſſiſten gegen die

*) Sie bot Louis Napoleon 10 Millionen an, wenn er eine ihrer Töchter von Munnoz heirathe. Zu derſelben Zeit aber ging dieſe ihre Tochter mit dem Koch des Palaſtes durch, zum unauslöſchlichen Gelächter ihrer königlichen Schweſter Iſabella. Ihr Gemahl Munnoz aber vergeudete in Paris im Börſenſpiel die Millionen, welche Chriſtine ihrer Tochter und dem Königreich Spanien durch unerhörten Mißbrauch des mütterlichen Anſehens geraubt hatte.

Camarilla. Narvaez war zurückgekehrt und wurde jetzt von den Progreſſiſten ſelbſt begrüßt. Chriſtine ließ ihn förmlich aus Spanien verbannen (December 1853). Aber es gelang ihr nicht, ihre Autorität zu befeſtigen. Am meiſten ſchadete ihr die Aufdeckung ihrer Wuchergeſchäfte vor den Cortes. Sie hatte fortwährend die Krone und den Staat geplündert, um den Reichthum Spaniens allein ihren illegitimen Kindern zuzuwenden. Concha lieferte die Beweiſe öffentlich. Sie ließ aber die Cortes geſetzlich auflöſen, und trieb es noch ärger, indem ſie Paſtor, den Schwager Salamancas (alſo eigentlich dieſen ſelbſt), zum Finanzminiſter machte. Nie hatte ſich Spanien in ſchlechteren Händen befunden, denn hier trieben es die Wucherer zu den Füßen des Thrones noch gröber als in Frankreich unter Ludwig Philipp. Indeß fürchtete Chriſtine nichts, denn ſie ſah ja auch in Frankreich die abſolute Gewalt befeſtigt und machte ſich viel in Paris zu thun.

Bald aber erhob ſich Aufruhr gegen ſie. Der erſte zu Saragoſſa, im Februar 1854, mißlang. Aber als in Madrid ſelbſt O'Donnel *) und Serrano das Militair empörten, am 28. Mai, mußte die junge Königin ſchon das Miniſterium ändern, und als am 20. Juli vollends das Volk in Madrid ſich erhob und gleichzeitig die meiſten Provinzen ſich pronuncirten, wurde Chriſtine vollſtändig geſtürzt, gefangen gehalten und bedroht und endlich nur aus Gnade nach Portugal entlaſſen.**) An die Stelle des bisherigen Abſolutismus trat nun aber wieder der extremſte Progreſſismus. Eſpartero erhielt die Oberleitung zurück, und die unglückliche Kirche wurde auf's neue verfolgt, während die Rechte der conſtitutionellen Königin unangetaſtet blieben. Da aber in Spanien nichts Beſtand haben kann, ſo unterlag auch Eſpartero

*) Sohn des Grafen von Abisbal, damals 40 Jahr alt und Kriegsminiſter.

**) Unter dem beſchämenden Zuruf des Volks: viva el pudor! viva la moralidad!

wieder und wurde schon nach zwei Jahren durch einen Soldatenaufstand gestürzt. Schon im Jan. 1856 wurde ein demokratisches Complott vereitelt, wonach die Königin gefangen und die Cortes gesprengt werden sollten. Der Justizminister Fuente Andres wüthete gegen den Papst und wollte ihm den letzten Einfluß auf Spanien in den Ehegesetzen rauben. Da bat die Königin O'Donnel um Schutz, entließ Andres und schickte nach dem conservativen General Prim. Nun trat Rivero in den Cortes voll Entrüstung gegen O'Donnel auf und drohte ihm mit Todesstrafe, wenn er reactionäre Pläne begünstige, und die Sitzung vom 24. Jan. wiederhallte von gegenseitigen Beschuldigungen. Aber O'Donnel blieb fest, weil er sich im Nothfall auf Frankreich stützen konnte, und am 16. Juli stürzte unter seiner geheimen Leitung ein Soldatenaufstand in Madrid das bisherige System, nicht ohne eine blutige Gegenwehr der liberalen Nationalgarden. Espartero wagte nicht, sich an die Spitze der Seinen zu stellen, sondern verhielt sich theilnahmlos und wurde in Gnaden entlassen. Saragossa, wo seine Partei länger sich wehrte, ergab sich endlich auch.

Nun wieder Umkehr zum früheren System. Narvaez kam schon im October zurück, alle 1854 Verbannten desgleichen und sogar die verhaßte alte Königin. Die Verfassung von 1845 und eben so das Concordat wurden hergestellt und der Verkauf der Klostergüter abermals suspendirt.

Noch immer ist kein gedeihliches Ende der spanischen Wirren abzusehen. Das schöne Land, das edle Volk scheint unter einem Fluche gebannt, der in seiner Art einzig ist. Mit großen altererbten Tugenden und hohem Geiste ausgestattet, vermag das spanische Volk sich doch nicht der Tyrannei mittelmäßiger zum Theil unwürdiger Parteiführer zu entziehen, vermögen die bessern Männer keine dauernde Mehrheit zu erlangen und die Regierung, die Cortes, die Armee von ihren unsittlichen Elementen zu reinigen. Das Volk gleicht einem edeln Kranken, den ein böser Dämon besitzt, und der im Delirium gegen den unfähigen Exorcisten, wie gegen

ſich ſelbſt wüthet. Ein einzigesmal (im Jahr 1849) erhob ſich ein junger Redner, Donoſo Cortes, Marquis von Valdegamas, mit dem ganzen Feuer des altſpaniſchen, ritterlichen und katholiſchen Geiſtes und ſchlug die für Spanien ſo unnatürlichen Theorien des franzöſiſchen Liberalismus zu Boden, aber man bewunderte ihn nur, ohne ihm zu folgen und nach vier Jahren war er todt. Die Verſöhnung mit dem h. Stuhl iſt erfolgt und die Regierung wieder conſervativ, allein eine ſittliche und materielle Bürgſchaft der Dauer fehlt.

In Portugal war der liberale Miniſter Saldanha durch Cabral verdrängt worden, der mit Narvaez gegen England zuſammenhielt, wurde aber im April 1851 durch einen Soldatenaufſtand in ſeine Machtſtellung wieder eingeſetzt als Majordomus der Königin. Dieſe Dame, Maria da Gloria, ſtarb in noch blühendem Alter am 15. November 1853 und ihr folgte ihr Sohn Don Pedro V., anfangs noch minderjährig unter der Regentſchaft ſeines Vaters Ferdinand. Dieſer junge Prinz machte ſeitdem Reiſen, trat die Regierung 1855 ſelbſtändig an, erhielt die Ruhe im Reiche und genoß allgemeines Vertrauen. Durch Schonung der Kirche ſicherte er ſich insbeſondere die Liebe des Landvolks. Er vermählte ſich 1858 zu Berlin mit der Prinzeſſin Stephanie von Sigmaringen, verlor ſie aber bald wieder durch frühen Tod. — Sein Oheim, Don Miguel, blieb in der Verbannung, heirathete 1851 die Prinzeſſin Adelheid von Löwenſtein-Wertheim, und bekam am 19. Sept. 1853 einen Sohn, für den er die Rechte eines Thronfolgers in Portugal in Anſpruch nahm, ohne unterſtützt zu werden. Portugal kam 1858 in einen kleinen Conflict mit Frankreich. Die Cholera graſſirte dort, da kamen barmherzige Schweſtern und Lazariſtenprediger aus Frankreich, um zu helfen und zu taufen, wurden aber vom liberalen Pöbel inſultirt und vertrieben. Die Vergeltung folgte indeß raſch, denn als noch in demſelben Jahr das franzöſiſche Schiff Charles Georges mit Negerſklaven an Bord an der afrikaniſchen Küſte von portugieſiſchen Behörden kraft des all-

gemeinen Verbots des Sklavenhandels confiscirt wurde, erklärte die französische Regierung, jene Neger seyen nur „frei Angeworbene", verlangte das Schiff augenblicklich zurück und noch 340,000 Francs Entschädigung, widrigenfalls sie alle Verbindung mit Portugal abbrechen werde. Portugal gab seufzend nach, nicht ohne über einen Mißbrauch der Gewalt zu klagen, den wenigstens England hätte verhindern können und sollen. Den Schwachen, hieß es, schützen fortan keine Verträge mehr. Aber die barmherzigen Schwestern waren auch nicht geschont worden.

In Italien war die Ruhe wiederhergestellt. Rom blieb aber immer noch von den Franzosen besetzt, die sich ihren Einfluß auf die Halbinsel und zunächst auf die Entschließungen des heil. Vaters dadurch sicherten. General Oudinot wurde zurückberufen, aber durch Rostolan, später durch Baraguay d'Hilliers ersetzt. Papst Pius IX. ertheilte schon im Herbst 1849 durch ein manu proprio von Gaëta aus seine Befehle nach Rom und ließ die Regierung in seinem Namen wieder übernehmen, mit stillschweigender Uebergehung der früheren Verfassung. Aber erst am 9. April begab er sich selbst nach Rom. Bei seinem Einzug platzte eine Petarde am Thor, jedoch ohne jemand zu verletzen. Seitdem nun befand sich der heil. Vater wieder im Vollbesitze seiner Macht, aber unter den Bajonetten des französischen Kaisers, seines ehrerbietigen, aber stolzen Verbündeten. Ganz in der Nähe, eben so eng verbündet und ehrerbietig, standen die Oesterreicher. Von einer Wiederaufnahme politischer Reformen war nun nicht mehr die Rede. Dagegen neigte sich der Papst zu einer begeisterten Marienverehrung hin. Am 29. Juli 1850 gründete er ein neues Marienfest, welches fortan am Tage seiner Rettung aus Rom (24. Nov.) gefeiert werden sollte, weil sein heißes Gebet zur Gottesmutter ihm in dieser Noth geholfen, und am 2. August 1851 verkündete er Ablaß für besondere Marienverehrungen. Dem folgte im Jahre 1854 die Berufung einer großen Versammlung von Bischöfen nach Rom, um das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä festzustellen.

Dieſe Verſammlung wurde am 20. Nov. eröffnet und war aus 192 Cardinälen, Erzbiſchöfen und Biſchöfen aus allen Theilen der katholiſchen Welt gebildet, welche mit andern Prälaten, Ordensobern ꝛc. vereint die Verſammlung auf etwa 500 Stimmen brachten. Dieſe beſchloſſen nun und der h. Vater ſanctionirte am 8. Dec. den neuen Glaubensſatz.*) Das betreffende Dogma war ſchon 1439 vom Basler Concil angenommen, aber vom Papſt nicht beſtätigt worden. Im früheren Mittelalter hatten beſonders Dominicaner und Franziscaner viel und heftig darüber geſtritten, die höchſte Autorität der Kirche hatte jedoch ſtets für räthlich erachtet, keine endgültige Entſcheidung zu geben. Diesmal wurde raſch entſchieden. In der Verſammlung erhob ſich nur geringer Widerſpruch und ſchon am 8. December konnte Pius IX. der Welt das neue Dogma verkündigen, indem er das Bildniß der Gottesmutter mit einem prachtvollen Diadem krönte. Später proteſtirte der franzöſiſche Abbé Laborde gegen das Dogma, welches inzwiſchen in der geſammten katholiſchen Welt angenommen wurde und nur deshalb den nur dem Tagesintereſſe Hingegebenen weniger wichtig erſchien, weil es keine irgend erhebliche oder lermende Oppoſition fand.

Ein verhältnißmäßig viel größeres Aufſehen machte ein ganz unbedeutender Vorfall in Florenz. Hier war das Ehepaar Madiai proteſtantiſch geworden, hatte ſich mit Bibelverbreiten und Proſelytenmachen abgegeben, und war deshalb verhaftet und in Unterſuchung gezogen worden. Die engliſchen Miſſionäre, welche

*) „Daß die allerſeligſte Jungfrau Maria vom erſten Augenblick ihrer Empfängniß an durch ein beſonderes Vorrecht und eine beſondere Gnade Gottes, kraft der Verdienſte Jeſu Chriſti, des Erlöſers des Menſchengeſchlechts, von jedem Mackel der Erbſünde bewahrt und frei geblieben iſt.“ Bei dieſem Anlaß wurde auch die vor Jahren verbrannte und noch nicht ganz fertig gebaute Paulskirche in Rom in Gegenwart aller Cardinäle, Biſchöfe ꝛc. eingeweiht.

die Sache zunächst anging, wurden diesmal durch die bekannte Politik des Lord Palmerston, der um jeden Preis Italiens Ruhe beständig gestört wissen wollte, kräftigst unterstützt. Auch das protestantische Deutschland wurde ins Interesse gezogen, ein ungeheurer Zeitungslerm gemacht und zu Gunsten der angeblichen „Märtyrer“ selbst hohe und höchste Vermittlung angerufen, so daß die großherzogliche Regierung sich veranlaßt fand, das gedachte Ehepaar im Frühjahr 1853 frei zu lassen.

Der Papst stützte sich fortwährend auf Oesterreich, welches mit ihm das Concordat abschloß, wodurch dem josephinischen System ein Ende gemacht und der Kirche wieder ein überwiegender Einfluß gestattet wurde, ferner auf die von Oesterreich abhängigen Mittelstaaten Italiens und auf Neapel, dessen König aus dem Hause Bourbon die Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserthums in Frankreich wegen der Möglichkeit einer Wiederkehr des Muratismus sehr fürchtete. Oesterreich behauptete unter diesen Umständen und da es fortwährend wie Ferrara, so auch Bologna und Ancona besetzt hielt, die Hegemonie in Italien, und Frankreich blieb trotz seiner Besetzung Roms isolirt und hatte nur Kosten und Mühseligkeiten mit dem Papst und nirgends einen Erfolg. Das trug wesentlich zur wachsenden Mißstimmung Frankreichs gegen Oesterreich bei.

Je eifriger Oesterreich der Kirche diente, desto feindseliger trat ihr Sardinien entgegen, wobei es freilich von dem vorsichtigen Napoleon nicht, wenigstens nicht öffentlich unterstützt wurde, wohl aber von Lord Palmerston. Schon 1850 gab der sardinische Justizminister Siccardi ein Gesetz, welches die geistliche Gerichtsbarkeit aufhob, die Feiertage einschränkte ꝛc. Franzoni, Erzbischof von Turin, protestirte dagegen, wurde aber verhaftet und einen Monat lang gefangen gehalten. Auch der Papst protestirte, aber die Stände genehmigten das Gesetz und der König sanctionirte es. Die sardinische Presse überbot sich seitdem in Ausfällen theils gegen Oester-

Als Uebung in der Logik und als empiriſches Mittel dünkt uns dieſe Arbeit die empfehlenswertheſte von allen.

Zu dieſen allgemeinen Regeln möchten wir noch einige andere fügen, die ſich auf das Sprachorgan beziehen, welches einen ſo großen Einfluß auf den Erfolg der Improviſation hat.

Man weiß, mit welchem Hohngelächter Demoſthenes empfangen wurde, als er es das erſtemal verſuchte, in einer öffentlichen Verſammlung zu reden. Die Athener, dieſes unterrichtete und zur Ironie geneigte Volk, machten ſich über ſeine unbiegſame, ſchleppende Stimme, ſeine ſchwerfällige Ausſprache, ſeine ungefälligen Bewegungen luſtig, und die Geſchichtſchreiber berichten uns, welche ſinnreiche, künſtliche Mittel der Redner anwandte, um ſeine Organe auszubilden, ſeine Bruſt zu ſtärken, und endlich jene vollendete Aktion zu erlangen, welche er ſo ſehr über jede andere Kunſt ſtellte, wahrſcheinlich, weil er ſie nach der Mühe ſchätzte, die ſie ihm gekoſtet hatte. Hier eine andere Thatſache, welche beweiſt, wie ſehr die Griechen Sklaven eines ſchönen Vortrags waren, ein Talent, welches viele ſo leicht nehmen! Athen brauchte Geld, und, wie die modernen Nationen (hierin war die Civiliſation ſchon weit vorgerückt), ließ man ſich ſelbſt hohe Zinſen gefallen. Ein Banquier aus Carien, der ſchlecht griechiſch ſprach, aber große Capitalien beſaß, beſteigt die Tribune, um die Unterhandlungen anzuknüpfen, aber beim erſten Wort wird er vom Gelächter und Hohngeſchrei unterbrochen und zu einem ſchmachvollen Rückzuge genöthigt.

Obgleich man heut zu Tage nicht mehr ſo übertrieben empfindlich iſt und ein ernſthaftes Geſchäft nicht mehr eines ungeſchickten Redners wegen liegen läßt, der es eingeleitet, ſo halten wir es doch für unſere Pflicht, einige Regeln anzugeben, deren Beobachtung unerläßlich iſt, wenn man mit Glück öffentlich reden will.

Was endlich die Nothwendigkeit betrifft, angeborene Fehler, wie Stottern, Schnarren, Anſtoßen der Zunge, welche den Redner ſo lächerlich machen, zu überwinden, ſo mag dieſes auf ſich beruhen. Wir begnügen uns, denjenigen, welche ſich in der Kunſt des Extemporirens üben wollen, Sorgfalt im richtigen Accent und der rhetoriſchen Betonung anzuempfehlen, ohne welche ſelbſt die glücklichſten Anlagen dem gehofften Erfolg nicht entſprechen dürften. Cicero, de Oratore, legt einen beſondern Werth auf

reich, theils gegen den Papſt*) und gab hierin der Preſſe des Schweizer Radicalismus in ſeiner Culminationszeit nichts nach. Nachdem Cavour Chef des Miniſteriums geworden, und Ratazzi die geiſtlichen Angelegenheiten übernommen, ſteigerten ſich noch die Verfolgungen der Kirche. Das ſ. g. Kloſtergeſetz vom 2. März 1855 hob 365 Klöſter auf, wogegen ſowohl der Papſt, als der nach Frankreich geflüchtete Erzbiſchof Franzoni wieder vergebens proteſtirten. Nonnen wurden von Gensdarmen mit Gewalt aus den Klöſtern herausgeriſſen, auf Wagen gepackt und fortgeſchafft. In Piemont ſelbſt wurde dieſe antikirchliche Strömung durch das Anſehen des Königs und durch die alte mazziniſtiſche Partei unterhalten und hatte eine rein negative Tendenz. Von einer Hinneigung zum poſitiven Proteſtantismus war da keine Rede; nur engliſche Argliſt konnte behaupten, und nur deutſche Einfalt glauben, in dem turiniſchen Joſephinismus liege der Keim der Bekehrung Italiens zum engliſch-norddeutſchen Proteſtantismus.

Gegen Neapel ſetzte Palmerſton die alten Gehäſſigkeiten fort. Im Jahre 1851 wurden Briefe Gladſtones an Aberdeen gedruckt, welche König Ferdinand II. als einen finſtern Tyrannen darſtellten und demſelben eine unmenſchliche Behandlung der politiſch Gefangenen vorwarfen, arge Uebertreibungen und Verleumdungen, welche die neapolitaniſche Regierung offiziel widerlegte. Merkwürdig erſcheint die Ungunſt, welche die Jeſuiten in Neapel erfuhren. Ihr Blatt, civilta catholica hatte der Regierung joſephiniſche Tendenzen vorgeworfen, das beleidigte den König und der Papſt ſelbſt mußte ſich für die Duldung der Väter Jeſu in Neapel verwenden. Theiners Buch über Clemens XIV. (eine ſtrenge Kritik des Ordens) erlebte in Neapel ſieben Auflagen.

Die beſiegte Lombardei war mit großer Milde behandelt wor-

*) Zu Fiamma's Gedicht Babilonia 1852 erſchien eine Vignette, welche einen Italiener und Engländer die Tiare mit Füßen treten läßt. Unter Babilon iſt Rom gemeint.

den und auch gegen den bübiſchen Unfug der radicalen Preſſe in Piemont und der Schweiz ſchritt Oeſterreich nicht ein, um nicht mit den übrigen Großmächten in Verwicklungen zu gerathen. Das machte den Mazziniſten Muth, von London aus, wo ſie den Schutz Palmerſtons genoſſen, einen neuen Inſurrectionsverſuch zu wagen. Da es ihnen an ausreichenden militairiſchen Mitteln gebrach, konnte es ſich um keine eigentliche Revolution handeln. Mazzini, welcher ſelbſt von London aus in die Schweiz kam, um die Dinge zu leiten, wollte die Oeſterreicher nur allarmiren und den Italienern beweiſen, daß ihre Sache immer noch Vertheidiger habe. Am 6. Februar 1853 zeigten ſich plötzlich in den Straßen Mailands Schaaren von Menſchen, die mit Dolchen bewaffnet über die einzeln vorübergehenden öſterreichiſchen Soldaten herfielen und deren 10 bis 20 tödteten, etwa 100 verwundeten, ſobald aber Allarm geſchlagen und mit geſchloſſenen Colonnen gegen ſie marſchirt wurde, ſich wieder verkrochen. Ein niederträchtiger Bubenſtreich, den der weiſe Radetzki zweckmäßig beſtrafte, indem er nicht blos die ſtrengſte Zucht in der Stadt herſtellte, ſondern auch alle Teſſiner aus der Lombardei auswies. Freilich waren viele Unſchuldige unter ihnen, aber wegen der vielen andern, die ſich ſchon früher bei den lombardiſchen Empörungen betheiligt hatten, und weil Mazzini aus Locarno ſeinen förmlichen Waffenplatz gemacht hatte, war es durchaus nothwendig, dem frechen Schweizer Radicalismus endlich einmal Ernſt zu zeigen. Zugleich hatte ſich Oeſterreich darüber zu beſchweren, daß im Canton Teſſin die Klöſter aufgehoben und öſterreichiſche Mönche widerrechtlich und ohne alle Entſchädigung waren vertrieben worden.

Wenige Tage nach dem Complott in Mailand, am 18. Febr., wurde Kaiſer Franz Joſeph, indem er auf dem innern Walle der Stadt Wien ſpazieren ging, und eben in einen Garten hinabſah, in dem eine zahme Gemſe weidete, plötzlich von einem jungen Ungarn, Libenyi, mit einem großen Meſſer angefallen und am Nacken verwundet, aber mit Hülfe ſeines Adjutanten O'Donnel

und eines zufällig herbeikommenden Wiener Bürgers (Ettenreich), der den Bösewicht niederwarf, gerettet. Die nicht ungefährliche Wunde des Kaisers wurde glücklich geheilt, der Mörder gehenkt. Er hatte keine Mitverschworenen, war aber fanatisirt worden durch einen revolutionären Aufruf, welchen Kossuth im Februar erließ, gleichzeitig mit einem eben so fulminanten Aufruf Mazzinis. Ein Jahr später, am 26. März 1854 traf eines unbekannten Mörders Dolch den Herzog Karl von Parma auf einem Spaziergange, woran er am folgenden Tage verschied. Der Mörder entkam, nur andere Mitschuldige wurden entdeckt. Baron Ward, ein Engländer, den des Herzogs Gunst aus dem Stalle zu den höchsten Staatsämtern erhoben hatte und dessen Willkürherrschaft allgemein verhaßt war, um dessen willen daher auch wohl der Mord geschah, war gerade abwesend und durfte nicht mehr zurückkehren. Die Wittwe Louise, Tochter des ermordeten Herzogs von Berry, übernahm für ihren unmündigen Sohn Robert die Regentschaft. Aber binnen kurzem wurden die Richter, welche 1854 die damaligen Verschwörer verurtheilt hatten, mit Meuchelmord heimgesucht. Der Präsident des Gerichts Lanati und der Untersuchungsrichter erhielten schwere Wunden, der Auditor Gobti wurde erdolcht, eben so Graf Magawly.

Die Schweiz söhnte sich mit Oesterreich erst am 18. März 1855 wieder aus, indem sie die österreichischen Mönche entschädigte und Oesterreich dagegen die Tessiner in der Lombardei wieder zuließ. Im Uebrigen blieb es in der Schweiz beim Alten. Die Radicalen behaupteten sich in der obersten Leitung des neuen Bundes und streckten sich nur insofern nach der Decke, als sie sich sehr hüteten, sich Frankreich zum Feinde zu machen. Englands waren sie gewiß. Auf Oesterreich nahmen sie nach und nach in dem Maaße mehr Rücksicht, in welchem es sich Frankreich näherte. Nur gegen Preußen hielten sie an ihrer ganzen alten Weise fest. Von einer Anerkennung des groben Unrechts, welches sie in Neuenburg begangen hatten, war noch immer keine Rede, obgleich die

Großmächte in einem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 die Rechte des Königs von Preußen auf Neuenburg ausdrücklich wahrten. Auch die katholische Partei wurde in der ganzen Schweiz noch immer von den Radicalen unter dem Druck gehalten, zwei ohnmächtige Erhebungsversuche der Unterdrückten zu Freiburg im Jahr 1850 und 1853 besiegt und schwer geahndet. Marilley, der Bischof von Freiburg, wurde inquirirt, verhaftet, endlich verbannt. Das Waadtland wurde von Druey durch den Tod befreit. Genf aber schmachtete fortwährend unter der Tyrannei des Emporkömmlings James Fazy, der den Credit Mobiliaire aus Paris nach Genf verpflanzte, sich dadurch zu einem reichen Manne emporschwindelte und sein Haus zu einer Spielhölle machte. Ein Genosse Mazzinis war er schon bei dem Attentat von 1834 thätig und gab sich 1848 große, aber unfruchtbare Mühe, die Schweiz zum Kriege gegen Oesterreich zu entflammen. Nachher wurde er der Protector aller italienischen Flüchtlinge.

Regiſter zum fünften Bande.

	Seite		Seite		Seite
Aargau . . .	133	Armansperg . .	21	Banat	310
Abdel Kader	131. 447	Armenien . . .	15	Bandiera . . .	150
Abdul Medſchid .	25	St. Arnaud . .	439	Barbès	162. 210. 214
Abel . . .	91. 127	Arndt	351		215
Abercrombie . .	305	Arnim	239	Barcelona . .	73. 76
Adelaide . . .	188	Arnoldi .	102. 106	Basken . . .	61
Aegypten .	23 f. 66	Athen	22	Baſſermann	112. 361
d'Affre	224	Aula . .	283. 309	Bathyanyi	286. 312
Agraviados . .	56	Auersperg .	313 f.		314. 334
Albert, Prinz .	43	Auerswald, Miniſter		Bauer, Br. . .	100
— , Arbeiter	206. 212		120. 229	Bayern	19. 242. 353
Alcudia . . .	59	— , General	273		361. 368
Alexander von Serbien	27	Auguſt von Leuchtenberg . . .	85	Baze . .	347. 340
Algier	159. 171. 207	Auguſtenburg	123. 253	Beckerath . . .	120
Allemandi . . .	301		417	Beisler . . .	350
Allianz evangel. .	426	Azoren	85	Bekk	372
Altenburg . . .	261			Belgien .	108. 454
Ancona . . .	340	Bach	295	Benedek . . .	326
Antonelli . . .	299	Baden	125. 228. 246	Bem	315. 323. 331
Arad . .	331. 334		370 f. 420 f.		334. 335
Arago	159	Bakunin .	290. 366	Bercks	128
Arguelles . . .	72	Balta Liman . .	330	Berlin	235 f. 250. 268
					275. 319

Seite

Bern 131
Berryer . . . 165
Beſeler . 125. 253
Bethmann-Hollweg 424
Beuſt . . 361. 396
Blanc 170. 201. 304 f.
Blanqui 162. 210. 432
Blenker 369. 375. 380 386
Blum 110. 114. 259 274. 276. 315. 317 318
Böhmen 121. 286. 290
Bönning . 380. 386
Börne 93
Bologna . . . 339
Bonald . . . 174
Bonin 390
Borromäus Ver. 107
Boulogne . . . 164
Bourmont . . . 86
Brandenburg, Graf 319. 405. 407
— , Stadt 319. 320
Brea 223
Bregenz . . . 404
Brentano 269. 371 f. 386
Brescia . 281. 326
Breslau . 109. 235
Brougham . . 36
Brzozowski . . 105
Bugeaud 160. 171. 191 432. 433
Bundestag 233. 246 400. 410
Bunſen 91. 352. 426
Buol 413

Seite

Burdett . . . 37
Burggrafen . . 439
Cabet . . 169. 210
Cabrera . . . 66
Calemarde . . 59
Camphauſen 120. 210 268
Capodiſtrias, Joh. 17 f. 270. 255. 389 f. 415 f.
— , Aug. 18
Carliſten . . . 60
Carlos . 59. 12. 68
Caſati 279
Catalonien . . 56
Catanea . . . 343
Cauſſidière 208. 213 215
Cavaignac 207. 218 f. 429 f. 440. 443
Cavour . . . 467
Chambord . . . 437
Changarnier 432. 437 440. 443
Charles Georges 463
Chartiſten . . . 45
Chartres . . . 200
Chiva 29
Cholera . . . 63
Chriſtian VIII. . 123
Chriſtinos . . . 60
Ciceruachio . . 151
Cirilo . . . 56. 62
Cobden . . . 51 f
Communiſten 141. 169
Concordat . . . 423
Conſtantine . . 159
Cortes 63
— , Donoſo . 463
Cremieux 197. 199. 209 216
Croaten . . . 294
Curtatone . . . 302
Cuſtozza . . . 301
Czartoryski 118. 249
Czerski . . . 104

Dänemark 122 f. 552
Dahlmann . . 271
Damremont . . 159
Danewirk . . . 253
Darmſtadt 103. 229 374. 414
Debreczin . 321. 329
Dembinski 322. 332
Deutſchkatholiken 109 f.
Diepenbrock . . 110
Dieſterweg . . 93
Donauwörth . . 368
Dreikönigsbündniß 378
Dresden . 365. 408
Droſte 90
Drucy . . 137. 141
Druſen 16
Druyn de Lys . 432
Düppel . 256. 390
Duſour 145 f. 156
Dunin 91
Dupin . . 174. 198
Dupont de l'Eure 200. 212
Durando 298. 302. 303
Durham . . . 3

Eckernförde . . 389
Eichhorn . 100. 106
Elberfeld . . . 368
Eguia 56

Seite

England 31 f. 454 f.
Enrico 80
Erfurt . . 235. 398
Ernſt Auguſt 94. 241 265. 415
Eſpanna . 57. 70
Eſpartero . 68 f. 461
Eugenie . . . 451

Fabrikunruhen . 105
Fazy . . 142. 470
Fenner . . 317, 369
Ferdinand I., Kaiſer 149. 288 309. 318
— II. von Neapel 152
— VII. von Spanien . . . 55 f.
— von Coburg 86
Ferrara . . . 151
Fickler . . 247. 373
Ficquelmont . . 284
Filangieri . . . 343
Fiſchhof 234. 289. 295
Flotte, deutſche . 418
Fourier . . . 169
Frankfurt 111. 243. 258
Frankreich 156 f. 428 f.
Franz de Aſſis . 80
— de Paula 76. 80
— Joſeph 318. 327 395. 410. 413. 468
Franzoni . . . 406
Freiburg im Breisgau . . 248. 420
— im Uechtland 146
Friedrich von Baden 421

Seite

Friedrich VII. von Dänemark . . 125
— von Heſſen 123
— Auguſt . 415
— Wilhelm III. 91 f.
— Wilhelm IV. 97 f. 349. 356 f. 395
Friedericia . . 390
Fröbel 261. 276. 311 317. 362
Fulda 423

Gagern, F. . . 247
— , H. 126. 229 233. 256. 349. 350 f. 371. 398
Gaito . . 301. 337
Galicien . . . 118
Garibaldi 297. 305. 338 340
Garnier Pagès . 172
Genf 142
Genua 339
Girard . . . 196
Gerlach . . . 402
Gervinus . . . 113
Gioberti . . . 151
Girardin . . . 196
Giskra 288
Gislikon . . . 147
Glücksburg . . 417
Görgey 312. 321 f.
Görres . . 91. 128
Göttingen . . . 95
Goldmark 234. 311. 313
Gorckowski . . 281
Gotha . . 378. 394
Grabbe . . . 29

Seite

Gregor XVI. 11. 150
Grey . . . 36 f.
Griechenland 17 f.
Gröben 382. 385. 401
Grundrechte 266. 346
Guerazzi . . . 338
Guizot 167. 188. 191
Guſtav-Adolfs-Verein . . . 102
Gutkowski . . 9

Ham . . 165. 181
Hamburg . . . 103
Hanau . . 230. 383
Hannover 94. 241. 360 415
Hanſemann 120. 268
Haſſenpflug 401. 403
Haynau . . 327 f.
Hecker 125. 243. 248 261. 269. 386
Heckſcher 262. 266. 272
Heidelberg . 232. 274
Heilbronn . . , 372
Heine 93
Helene von Orleans 159. 198. 205 445
Hengſtenberg . . 115
Henzi 327
Heppenheim . . 126
Hermannſtadt 323. 331
Hermeſianer . . 90
Herwegh . . . 248
Heß 301
Heſſen 230. 401. 403 414
Hirſchfeld . . . 382
Hirzel, V. . . 132

Seite

Hirzel, M. . . 131
Hofmann von Fallersleben . . 100
Hohenzollern 397. 411
Holland, Lord . 36
Holſtein 122, 252. 262 270. 389 f. 415 f.
Horn- und Klauenmänner . . . 130
Hortenſe . . . 156
Hrabowski . . 293
Hugo, V. 176. 440. 443 449
Humboldt . . . 101
Hunkiar Skeleſſi 25
Hunt 39

Jahdebuſen . . 413
Jahn 273
Ibrahim . . 24 f.
Ibſtadt 393
Jellachich 294. 308 310 f. 332
Jeruſalem . . . 103
Jeſuiten. 135. 153. 173 419. 421
Innsbruck 288. 295
Interim . . . 395
Johann, Erzh. 104. 263 f. 294. 308. 378. 394
— von Sachſen . . 114. 415
Joinville 161. 164. 171
Jordan . 233. 243
Joſeph, Palatinus 121
Irland 32
Irvingianer . . 426
Iſabella von Span. 58. 60. 73 f. 458 f.

Seite

Iſabella von Portugal . . . 84
Iſerlohn . . . 368
Isly 172
Iſturiz 80
Italien 149. 278 f. 464 f.
Itzſtein 125. 229. 232
Juniſchlacht . 218 f.

Kalergis . . . 23
Kandern . . . 248
Kapolna . . . 323
Karl Albert 152. 280 f. 297 f. 301 f. 325
— Johann . . 255
Karlsruhe 229. 371. 385
Kartoffelkrankheit 48
Kaſi Mullah . . 28
Kaukaſus . . . 28
Keller . . 133. 136
Kern . . 144. 149
Ketteler . 421. 423
Kinkel 386
Kirchentage . . 424
Kiß . . . 310. 331
Köln 103. 231. 270 368
Königsberg 98. 106
Köthen 102
Kolding . . . 390
Kolettis . . 18 f.
Kolokotronis . 18 f.
Kolowrat . . . 283
Komorn . . . 332
Konieh 24
Kornbill . . 32. 51
Koſſuth 121. 234. 285 293. 309 f. 320 f.

Seite

Krakau . 118. 250
Kremſier 316. 318. 324 354
Kreta 27
Kreuzzeitung . . 402
Kudlich . 311. 315

Lafarge . . . 176
La Granja . . 67
Lagrange 192. 197. 203
Lamartine 180. 198 f. 296. 433. 449
Lamberg . . . 311
Lamoricière 159. 197 221. 440. 443
Landau . . . 370
Laſaulx . . . 127
Latour 289. 311. 313
Laugier . . . 299
Lebeau 67
Ledru Rollin 180. 211 f. 429. 434
Legeditſch . . . 415
Leipzig . 114. 241
Leopardi . . . 150
Leopold von Baden . . 371. 420
— von Toscana . . 149. 152
Leu . . . 134. 140
Libanon . . . 15
Lichnowski 265. 273
Lichtfreunde 102. 114
Liſt 122
Livland . . . 13
Livorno . . . 338
Lola . . 127. 242
Lombardei . . . 153
London . . . 455

Seite

Lucca 152
Lucia, S. . . . 302
Lucian Bonaparte 149
Ludwig von Bayern 19. 91. 125. 127. 242
Ludwig, Erzh. . 284
— Philipp 156 f. 437
Lüders . . 323. 331
Luisa Carlotta . 74
Lutherthum . . 424
Luzern 134 f. 148
Luzzieki . . . 8

Madiai . . . 465
Märzvereine . . 362
Magnan . 344. 349
Mailand 278. 305. 468
Mainothbill . . 49
Mainotten . . 18
Mainz 260
Malmoe . . . 270
Mamiani . 299. 336
Manin 154. 282. 342
Mannheim 228. 383 385
Manteuffel 407. 414
Mantua . . . 281
Maraft 201. 429. 432 433
Marheinecke . . 101
Maria da Gloria 84
Marianne . . . 453
Marie Christine 57. 59 71 f.
Marie Louise . 152
Mariencultus . . 464
Marinovich . . 282
Marilley . . . 470

Seite

Marokko . . . 172
Maroniten . . 15
Maroto . . . 69
Martinez de la Rosa 60
Mathilde . . . 448
Matthy . 232. 247
Mauromichalis . 18
Max II. . . . 242
Mazzini 150. 338. 468
Mehemet Ali 23 f.
Melbourne . . 43
Melegnano . . 281
Mendizabal . . 66
Messenhauser 315. 318
Messina . . . 343
Metternich . . 234
Miaulis . . . 18
Michelet . . . 174
Mieroslawski 117. 239 249. 379. 383 f. 393
Miguel . . 84. 463
Miloſch . . . 27
Mina . . . 58. 64
Minto 58. 64. 151. 154 299. 342
Miſſionen . . . 419
Modena . . . 299
Moderados . . 61
Mögling . . . 386
Moldau . . . 307
Molé 193
Montemolin . . 68
Montpenſier 68. 196. 205
Montalembert 443. 344 449
Müller, Sigw. 134. 139
München . 242. 414
Mukker . . . 102
Munnoz . . 71. 77
Muri 133

Napier . . . 86
Napoleon I. 164. 167
— III. 131. 156 f. 161. 164. 181. 216 429 f.
— , Prinz . 217
Narvaez 68. 75 f. 458 f.
Naſſau 230
Nationalwerkſtätten 206 218
Neapel 152. 299. 392 451. 467
Nemours 158. 171. 197
Neuenburg . . 231
Neuhaus . 131. 133
Newman . . . 457
Nicolaus 2 f. 307. 327 402. 405. 413
Niſib 25
Nothomb . . . 108
Novara . . . 326
Nugent . . . 302

Ochſenbein 136. 138 143 f.
O'Connel . . . 33
O'Connor . . . 45
Odenwald . . . 231
Odilon Barrot 190. 193 194. 432
O'Donnel 70. 279. 461
Oeſterreich 233 f. 283 f. 400. 410. 423
Offenbach . . . 371
Olmütz . 314. 408
Olozaga . . 73 f.
Omer Vrione . 17
Oporto . . . 85
Orleans . 159. 171

Seite

Oscar 255
Otto von Griechenland 20
Oudinot . . . 340

Palacki . 286. 290
Palermo . . . 152
Palmella . . . 85
Palmerſton 36. 53. 151 154. 306. 454 f.
Paris 163
—, Graf von 171 198. 199
Parker 342
Parlament, deutſches 258 f. 345 f.
Parlamentsreform 37
Parma . . 152. 469
Paskiewitſch 3. 5. 300 302
Pedro I. . . . 84
— V. . . . 463
Peel . . 33. 49 f.
Pere . . 299. 327
Perczel 312. 322. 328 331
Perowski . . . 30
Peter Bonaparte 448
Peucker . . 382 f.
Pfalz . . 369. 382
Pfizer . . 233. 245
Pforten 241. 361. 395
Pillersdorf 288. 295
Pius IX. 150 f. 298 336. 464 f.
Piusverein . . 419
Polen 3 f. 117. 213 249
Polock 8
Ponſonby . . . 295
Portugal . 83. 463
Prag 290
Praslin . . . 187
Preußen 89 f. 115 235 f. 267 f. 275. 319. 398
Prim 73
Progreſſiſten . 61. 63
Pronunciamentos 72
Proudhon . . . 169
Puchner . . . 323
Puritanos . . . 79
Puſey 48
Pulszki 286. 311. 314

Quadrupelallianz 86
Queſada . . . 62
Quinet . . . 174

Radetzki 278 f. 300 f.
Radowitz 97. 121. 233 262 f. 364 398. 401 406. 414
Ramorino . 325. 327
Raſpail . 210. 432
Raſtadt . 370. 386
Raveaux . 258. 373
Redſchid Paſcha 17. 24 27
Reformbankette 184. 190
Rendsburg . . 416
Reutlingen . . 375
Reventlow . . 253
Rock, der h. . . 106
Rösler 386
Roh 419
Rom 150 f. 298. 336 464
Ronge . . 108. 308

Seite

Roſſi 336
Rothyleß . . . 138
Rothſchild 172. 209. 284
Rottek 125
Rouen 212
Rüdiger . . . 333
Ruge 93
Ruyy 106
Ruſſel . . . 36. 52
Rußland . 1 f. 327

Sachſen 241. 260. 265 f. 415
Saez 56
Salamanca . 78 f.
Salis 145
Sand 176
Sardinien . 152. 466
Schamyl . . 28 f.
Scheele . . . 95
Scheer 131
Schleſien . . . 105
Schleswig 122. 252 262. 270 f. 389 f. 415 f.
Schlick 322
Schmerling . . 266
Schmolka . . . 313
Schnell . . . 131
Schön 98
Schönhals . . 301
Schwarzenberg 299. 313 318. 351. 354. 400 412
Schweden . . . 255
Schweiz 130 f. 156. 161 386. 469
Schweizer Truppen 300 343

die Mannigfaltigkeit der Töne, welche bald tief, bald ſcharf, bald beide Modulationen vereinigend, die Rede zu einer Art Geſang machen. Dieſe feinern Modificationen, welche man heut zu Tage ganz überſieht, beobachteten die Alten — bei ihrem für die Aeſthetik des Tons ſo empfindlichen Ohre — mit weit größerer Aufmerkſamkeit. — Der Vortrag war ſowohl in Proſa als Verſen an ſcharfe Regeln gebunden, welche Niemand bei Seite ſetzen konnte, ohne für einen Barbaren zu gelten. Hier ohne Zweifel iſt die Quelle jenes unbeſchreiblichen Reizes zu ſuchen, welcher der Sprache der alten Griechen inwohnte, ſo wie die Macht ihrer Redner, welche immer darauf bedacht waren, dem zarten Ohr ihrer Landsleute zu ſchmeicheln.

Als der Rhetor Gorgias im Namen ſeines Vaterlandes eine Unterſtützung an Waffen und Schiffen nachſuchte, wurde ihm Alles bewilligt; er führte Schiffe, Truppen, Geld mit ſich weg, er konnte ganz Athen mit ſich nehmen; ſo groß war die Gewalt dieſes talentvollen Redners, welcher jenem in die Redekunſt verliebten Volke das bot, was es am höchſten ſtellte, eine Sprache voll Wohlklang und Anmuth. Noch mehr Gewicht iſt auf die rhetoriſchen Formen zu legen; hierunter begreifen wir: die Kunſt, den Ton der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gefühle anzupaſſen, Stimme, Geberden, Haltung auf eine gefällige Art zuſammenſpielen zu laſſen, kurz, zu den Sinnen der Zuhörer zu ſprechen wie der Gedanke zu dem Geiſt. Dies bildet eine abgeſonderte Seite des Studirens für den Redner, welche derjenige, welcher frei ſpricht, ebenſowenig vernachläßigen darf, als der, welcher memorirt; denn billig ſoll der erſte, da er von der Gunſt des Augenblicks abhängt, ſich durch alle Kunſtgriffe, welche die Erfahrung bietet, einigermaßen den Eindruck ſichern, welchen er machen will, und ſein Publikum von den ſchwachen Seiten der improviſirten Rede abzuziehen ſuchen.

Hier iſt die Stimme die Hauptſache. — Dollmetſcherin unſerer Gefühle, empfängt ſie alle Eindrücke, deren die Seele fähig iſt; rein, voll Metall und Fülle, wenn der Frohſinn aus ihr ſpricht, macht ſie Betrübniß klanglos und ſchleppend — Zorn, oder eine andere heftige Leidenſchaft, hart, ungeſtüm und ungleich. — Wenn wir einen Fehltritt eingeſtehen, um Verzeihung flehen oder eine Gunſt nachſuchen, iſt unſere Stimme ſanft; ihre zarten,

Seite

Schwerin . . . 239
Schwyz . . . 130
Serbien . . 27. 310
Serrano . . . 82
Siccardi . . . 466
Sicilien . . . 342
Siebenbürgen . 323
Sigel 373
Sigmaringen . . 275
Slavencongreß . 290
Socialiſten . . 170
Soiron . . . 244
Sonderbund . 142 f.
Sonnenberg . . 137
Soult 162
Souchet . 198. 199
Spanien 55 f. 458 f.
Stahl 424
Steiger . 136. 140
Stephan 121. 285. 311
Stockalper . . 300
Stradford Canning 27
Straßburg . . 157
Strauß . . 92. 131
Strobach . . . 313
Struve 126. 274. 371
381
Stüve . . . 95. 242
Sturdza . . . 307
Stuttgart . 126. 377
Sue . . 177. 440
Syrien . . . 23 f.
Szekler . . . 323
Szela 119
Szent Tamas . 310
Sznayde . 379. 385
Szörek 333

Seite

Talleyrand . . 160
Tann 256
Taufenau 311. 314
316
Temeswar . 331. 333
Terceira . . . 85
Teſte 186
Thiers 158. 163. 173
198. 431. 440. 443
Thierſch . . . 20
Thun 291
Thurgau . . . 156
Thurn und Taxis 383
406
Tiedemann . . 386
Tirol 301
Tocqueville . . 449
Torijos . . . 58
Toscana 152. 299. 338
Trapani . . . 68
Treubund . . . 402
Trier 106
Tritſchler 373. 381. 385
387
Tſchech . . . 106
Tſcherkeſſen . . 28 f.
Türkei . . 17 f. 327
Tuilerien . 201. 208

Uhlich . . 251. 268
Ungarn 121. 234. 285
293 f. 309 f. 320 f.
Unruh 319

Valdez . . . 64
Venedig 153. 282. 305
325. 341
Verona . . . 300

Seite

Vesuviennes . . 201
Vetter 331
Vicari 420
Vicenza . 302. 303
Victor Emanuel . 326
Victoria . . . 43
Vilagos . . . 334
Villaflor . . 85. 87
Villemain . . 174
Vincke 120
Vorparlament 232. 243

Waadt . 137. 141
Waghäuſel . . 384
Waitzen . . . 327
Waldek . . . 268
Walewski . . . 166
Wallachei . . . 307
Wallerſtein 128. 242
353
Wallis 148
Welden . . . 327
Welker 125. 233. 243
303. 316. 348. 351
355. 372
Wellington . 33. 38
Weſſenberg . . 112
Weſtminſter . . 456
Wichern . . . 425
Wien 234. 283 f. 307 f.
312 f.
Wilhelm, Prinz-
regent 239. 250. 349
382 f.
— I. von Würt-
temberg 399. 405.
409
— IV. . . 35
Willich . . . 392

	Seite
Williſen	250. 392
Windiſchgrätz	291. 314 f. 320 f.
Wiſemann	456
Wislicenus	114
Woronzow	29
Wrangel	253. 319
Würzburg	346
Württemberg	360. 397 401. 414. 423
Yermoloſ	28
Zea Bermudez	56. 60
Zichy	282
Zillerthaler	92
Zitz	260. 272
Zollverein	411. 413
Zürich	131
Zumalacarregui	62 f.
Zurbano	74. 78

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860).

VI.

Die letzten 120 Jahre

der

Weltgeschichte

(1740—1860)

von

Wolfgang Menzel.

9: 3497

In sechs Bänden.

Sechster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

E. HARRACH.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Der Krimmkrieg 1

Das h. Grab und Montenegro S. 2. Kaiser Nicolaus und Lord Seymour 5. Menzikof 8. Gortschakofs Marsch über den Pruth 9. Thätigkeit der Diplomatie 10. Oltenitza 16. Sinope 17. Kalafat 19. Mißlungener Aufstand der Griechen 21. Belagerung von Silistria 22. Bündniß der Westmächte 24. Napier in der Ostsee 28. Varna 29. Schamyl 30. Die Krimm 31. Schlacht an der Alma 32. Belagerung von Sebastopol 34. Die vier Wiener Punkte 37. Die Zuziehung Sardiniens 39. Eupatoria 41. Tod des Kaiser Nicolaus 42. Kertsch 45. Pelissier 46. Sweaborg 48. Erstürmung Sebastopols 51. Kars 56. Der Pariser Frieden 60.

Zweites Buch.

Deutschlands Selbstschwächung 62

Oesterreich S. 64. Preußen 67. Der Prinzregent 71. Badisches Concordat 75. Hessische Verfassungswirren 77. Hamburger Handelscrisis 78. Schleswig-Holsteiner Schmerz 79. Schweden 82. Holland und Belgien 84. Die Schweiz 86. Neuenburger Putsch 88.

Drittes Buch.

Italienische Anzettelungen 95

Cavour S. 95. Napoleon III. und die französischen Zustände 98. Anfang der Händel mit Neapel 106. Die Kaiserzusammen-

Seite

kunft in Stuttgart 111. Orſinis blutiges Attentat 112. Engliſche Zuſtände und Stimmungen 120. Die Neujahrsrede 126. Clotilde 127. Diplomatiſche Hinhaltungen 129. Oeſterreichs Ultimatum 133.

Viertes Buch.

Der lombardiſche Krieg 135

Aufregung in Deutſchland S. 136. Preußens Zurückhaltung 141. Frankreichs Kriegsmanifeſt 144. Gyulai 145. Montebello 148. Garibaldi 149. Schlacht bei Magenta 150 und Solferino 156. Frieden von Villafranca 163. Spannung zwiſchen Oeſterreich und Preußen 165.

Fünftes Buch.

Die Verwühlung Italiens 171

Cavours Programme S. 171. Mazzini 172. Aufwieglung Mittelitaliens 174. Pius IX. 176. Thouvenel 179. Garibaldi als Agitator in Mittelitalien 180. Zürcher Frieden 183. Die Annexirung Savoyens und Nizzas 184. Aufregung in der Schweiz 186 und in England 191. Mißleitung des Königs von Neapel 197. Garibaldi in Sicilien 199. Deutſcher Nationalverein 204. Vorries 205. Zuſammenkunft in Baden 209. Oeſterreichs Nothſtand 211. Eynatten und Bruck 212. Aufregung in Ungarn 213. Zuſammenkunft in Töplitz 214. Belgien 219. Palmerſtons Mißtrauen gegen Frankreich 221. Spanien 223. Die Ueberwältigung Neapels durch Verrath 225. Einmarſch der Sardinier ins Römiſche und Niederlage Lamoricières 227.

Sechstes Buch.

Rußlands Fortſchritte im Orient 229

Alexander II. S. 229. Krönung in Moskau 231. Die Leibeigenſchaftsfrage 235. Vereinigung der Moldau und Wallachei unter Couza 240. Gefangennehmung Schamyls 243. Erwerbungen Rußlands in Aſien 246. Das Amurland 247.

Siebentes Buch.

Die muhamedaniſche Welt 250

Verfall des Islam S. 250. Zerrüttung der Türkei 251.

ſchmeichelnden Töne athmen Demuth und Unterwürfigkeit. — Ueberdies fordert jeder Theil der Rede ſeinen beſondern Ton, der ſich nach dem Eindruck, welchen der Redner machen will, ſo wie nach dem Gegenſtand richtet: der Eingang verlangt ihn ernſt und gemäßigt, die Expoſition einfach, gleich, ruhig. Bei der Beweisführung mag ſich die Stimme etwas erheben; das regſte Leben wird ſie entfalten, wenn der Redner ſeine Gegner oder Richter mit Querfragen angreift, aus der Faſſung bringt, verſtummen macht.

Wenn ſich Ironie ſeiner Sprache beimiſcht, daß ſeine Worte das Gegentheil von dem zu ſagen ſcheinen, was er denkt, ſo iſt es allein der Ton, welcher die Satyre verräth; aber die Ironie kann leicht, ſpielend und launig ſeyn, oder ſie kann das Gewand eines bittern Sarkasmus, eines ſardoniſchen Lächelns annehmen; in beiden Fällen iſt die Stimme der nächſte Verbündete des Redners, und durch den Reichthum an wechſelnden Ausdrücken, die er in ſie legt, gibt er ſeinen Worten eine über jedes Maß zerſtörende Gewalt. Jetzt neigt ſich die Rede zum Schluſſe, und der Kämpfer, dem Ziel nah — weit entfernt, von der gemachten Anſtrengung erſchöpft zu ſeyn — richtet ſich empor — ſeine Kraft ſcheint zu ſteigen mit dem Raum, den er durchläuft — noch einen Schwung, und der Kranz des Sieges iſt erkämpft.

Dies iſt das Bild des Redners in ſeinen letzten Worten; die reiche Fülle der Rede, das Lebendige ſeiner Farben, das Feuer der Action — Alles concentrirt ſich zum entſcheidenden Schlag, der das Publicum rühren, hinreißen ſoll. Dies iſt der Augenblick, der oft das Schickſal einer ganzen Rede entſcheidet, der Zeitpunkt, wo der Mangel an Leben bis zum Unerträglichen empfunden wird: hier keine wachſende Bewegung, und Abſpannung und Langeweile bemächtigen ſich der Zuhörer; nur das Hervorbrechen des vollen Gefühls, der Ausdruck tiefer Ueberzeugung und wirklicher Begeiſterung können das Publicum begeiſtern und dem Redner den Sieg ſichern.

Unterſuchen wir jetzt, was der Redner im Augenblicke, wo er auftreten ſoll, zu thun hat. Während der wenigen Augenblicke, die ihm vergönnt ſind, ſich zu ſammeln (und dieſe wird ihm wohl Niemand verſagen), muß er ſich möglichſt mit dem zu behandelnden Gegenſtand befreunden, wie Boileau ſagt:

Seite

Serbiſche Händel 254. Chriſtenverfolgung in Syrien 257. Perſien 261. Der Streit um Herat 264. Arabien 268. Aden 271. Der Mord in Jeddah 272. Aegypten 273. Die Barbareskken 277. Kämpfe der Franzoſen in Algier 279. Abdel Kader 281. Der Krieg zwiſchen Marokko und Spanien 289.

Achtes Buch.

Die ſchwarze Race 293

Die Neger S. 293. Das chriſtliche Abyſſinien 295. Die Gallas 298. Die Weſtküſte von Afrika 299. Dahomey 300. Angola 302. Das Capland 303. Die Kaffernkriege 304. Die Republik der Boers 305. Aufſtand der Neger auf San Domingo 308. Touſſaint-Louverture 313. Die ſchwarze Republik auf Hayti 318. Soulouque 320. Liberia 321. Madagaskar 323. Neuholland 325. Neuſeeland 328. Otaheiti 330. Die Sandwichsinſeln 332.

Neuntes Buch.

Das germaniſche Amerika 335

Waſhington S. 335. Adams und Jefferſon 336. Indianerkriege 338. Krieg mit England 339. Jackſon 340. Oregon 344. Krieg mit Mexiko 346. Californien 348. Know-nothings 353. Corruption 355. Secten 363. Mormonen 368. Die Sclavenfrage 376. Kanſas 379. Canada 384. Franklin 386.

Zehntes Buch.

Das romaniſche Amerika 387

Die ſpaniſchen Colonien S. 387. Die Losreißung von Spanien 391. Mexiko 392. Iturbide 393. Centralamerika 396. Die Mosquitoküſte 397. Walker 399. Cuba 400. Südamerika 401. Bolivar 402. Columbia 403. Peru 403. Chile 406. La Plata Staaten 406. Roſas 408. Braſilien 410.

Elftes Buch.

Oſtindien 413

Wachſende Ausdehnung des indobritiſchen Reichs S. 413. Gorkhas 414. Mahratten 415. Cholera 416. Birmanen 417. Afghaniſtan 420. Vernichtung der Engländer in Kabul 422.

Seite

Sind 427. Die Sikhs 428. Oude 433. Die große Revolution in Bengalen 434. Delhi 438. Nana Sahib 439. Havelock 443. Lucknow 445. Campbell 448. Das holländiſche Indien 453. Siam und Cochinchina 454.

Zwölftes Buch.

China und Japan 456

Das chineſiſche Reich S. 456. Kienlong 458. Kiaking 461. Taokuang 462. Der Opiumhandel 463. Die Kämpfe um Canton 464. Die Engländer in Nanking 467. Die chriſtliche Revolution der Taiping 468. Tiente 470. Yeh in Canton 473. Der Kampf am Peiho 475. Die Culi 478. Japan 479.

Erstes Buch.

Der Krimmkrieg.

In unerwarteter Weise brach, nachdem kaum die Revolutionen verwunden waren, ein großer europäischer Krieg aus. Die Schuld daran trug Rußland. Kaiser Nicolaus hatte den Orient nie aus den Augen verloren. Je mehr die Mitte und der Westen Europas sich in Revolutionen abschwächten, um so gewisser mußte der Orient seine Beute werden. Rußland allein stand mitten in den Stürmen fest, war die Hoffnung aller Conservativen geworden, hatte Oesterreich gestützt, Preußen liebreich in die Zucht genommen, die Mittelstaaten an sich gezogen, kokettirte mit der neuen Herrschgewalt in Frankreich und konnte jedenfalls, wenn Frankreich sich ihm weigerte, es durch die deutschen Mächte beschäftigen. In der Türkei selbst erneuerte sich die geheime Agitation der Hetärie. Seit der abermaligen Besetzung der Donaufürstenthümer durch die Russen im Jahr 1849 waren bestochene Priester der griechischen Confession thätig, auf eine neue Erhebung gegen die Türken vorzubereiten. Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er gerade 400 Jahre lang in Europa geherrscht hatte (seit der Eroberung von Constantinopel durch Muhamed II., 1453), für immer besiegt und vertrieben werden solle. Kaiser Nicolaus sah, nach seiner eigenen Aeußerung,

in der Türkei nur noch einen „kranken Mann", deſſen Tod unvermeidlich und deſſen anſehnliches Erbe in die rechten Hände zu bringen nunmehr die Zeit gekommen ſey.

Das Vorgehen Rußlands in dieſer Angelegenheit wurde durch ein zufälliges, wenigſtens nicht direct gegen Rußland gerichtetes Einſchreiten Frankreichs und Oeſterreichs beſchleunigt. Napoleon III. ſaß kaum auf dem Thron, als er ſich, wie andrer kirchlichen Nöthe, ſo auch der Leiden der lateiniſchen Mönche und Pilger in Jeruſalem annahm und durch ſeinen Geſandten in Conſtantinopel, Lavalette, den Katholiken freien Zutritt zum heil. Grabe erwirkte, der ihnen bisher durch die Griechen ſehr erſchwert worden war,*) im März 1852. Bald darauf ſah ſich auch Oeſterreich veranlaßt, ſich bei der Pforte wegen Montenegro's zu beſchweren. Die zur griechiſchen Kirche gehörigen Montenegriner, ein berüchtigtes Räubervolk in unzugänglichem Gebirge, deſſen Gipfel in das adriatiſche Meer niederſchauen, verſchlagen, habgierig, zu allem keck, wo etwas zu gewinnen iſt, waren den ruſſiſchen Einflüſterungen, dem

*) Ueber das Benehmen des griechiſchen Patriarchen und der Griechen überhaupt am heil. Grabe zu Jeruſalem, gab der k. k. Gubernialrath Raßegger ſchon in ſeinem Reiſewerk III. 92 f. vom Jahr 1839 intereſſante Notizen. Die Griechen treiben dort argen Unfug, ſuchen allen Pilgern andrer Bekenntniſſe den Beſuch des heil. Grabes zu verleiden und entweihen die heil. Stätte durch Betrügerei und Rohheit. So verkaufen ſie heil. Feuer. Wer ſeine Kerze daran anzündet, zahlt 1 Piaſter. Während im Gedränge die Männer ſich prügeln, die Weiber ſich entblößen, ſind griechiſche Buben angeſtellt, die ſchon angezündeten Kerzen wieder auszublaſen, damit ſie noch einmal bezahlt werden. Griechiſche Prieſter verkaufen Band nach der Elle, wodurch der Raum bezeichnet wird, den die Käufer künftig im Paradieſe bekommen ſollen. Während die armeniſchen, katholiſchen und proteſtantiſchen Pilger Würde und Andacht bewahren, werden ſie auf alle erdenkliche Art von den ſchamloſen Griechen mißhandelt, geſtört, betrogen, ſo daß die türkiſchen Behörden ſich gewöhnlich mit Prügeln helfen müſſen, die ſie im Angeſicht des heil. Grabes auf die Griechen regnen laſſen.

ruſſiſchen Gelde zugänglich und unternahmen auf eigene Fauſt einen bewaffneten Einfall in das türkiſche Gebiet, was das erſte Signal zu einem allgemeinen Aufſtande der ſlaviſchen Chriſten ſeyn ſollte. Kurz vorher (1850) waren die chriſtlichen Bosnier gegen die Bedrückung ihrer muhamedaniſchen Herren aufgeſtanden, aber durch Omer Paſcha beſiegt worden. Man zweifelte nicht, die Türken, damals (1852) unter einem ſ. g. alttürkiſch geſinnten Miniſterium, würden auch blutige Rache an den Montenegrinern nehmen und bei dieſem Anlaß Exceſſe begehen, wodurch alle übrigen Chriſten aufgeregt würden. Vorſorglich hatte der Kaiſer von Rußland als Chef der ruſſiſch-griechiſchen Kirche dem geiſtlichen Oberhaupt des montenegriniſchen Gemeinweſens, dem ſ. g. Vladika, Fürſten Danilo, der ſich erſt im vorigen Jahre 1852 perſönlich in St. Petersburg ſeine geheimen Inſtructionen geholt hatte, die Erlaubniß oder den Befehl ertheilt, die geiſtliche Würde von der weltlichen zu trennen. Geſetzt, Danilo unterlag als weltlicher Rebell gegen die Pforte, ſo behielt Rußland immer noch die Hand im Spiel durch die Kirche. Am meiſten mußte auffallen, daß Rußland ganz einfach und als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, griechiſche Chriſten, die unter das Patriarchat von Conſtantinopel gehörten, eigenmächtig unter das ſeinige zog und hier factiſch ſich vorausnahm, was es bald darauf de jure von der Pforte verlangte, das Protectorat über die ganze griechiſche Kirche.

Welchen Hoffnungen ſich Rußland gegen Ende des Jahres 1852 hingab, geht aus folgendem Artikel hervor, der in einer ruſſiſch geſchriebenen Zeitung in St. Petersburg zu leſen war: „In den Kämpfen mit allen ihren Gegnern bietet die Türkei ein eigenthümliches Bild eines ſinkenden Staats, dem vielleicht ein kleines Ländchen den letzten Todesſtoß verſetzen dürfte. Die europäiſchen Mächte werden kaum im Stande ſeyn, das Reich vor Zerfall zu ſchützen. Wahrſcheinlich wird ein Bankerott den Ruin vollenden. In Europa dürfte Bosnien, die Herzegowina bald dem Beiſpiele Griechenlands, Serbiens, der Moldau, Walachei und Mon-

tenegro's folgen. Syrien iſt in Aufruhr, Aegypten kommt als Thor nach Indien allmälig in Englands Hände. Die ruſſiſche Flotte auf dem ſchwarzen Meere ſteht nach der Beſichtigung durch den Kaiſer bereit, die engliſche und franzöſiſche kreuzen im Archipel — vielleicht iſt der Tag, an dem das Schickſal des Reichs entſchieden werden ſoll, nicht mehr ferne."

Die Türkei entwickelte ihrerſeits große Energie. Mehrere türkiſche Heere unter den Paſchas der nächſten Provinzen und ein wohldisciplinirtes Hauptheer unter dem genialen Renegaten Omer Paſcha bewegten ſich gegen Montenegro. Omer Paſcha verlegte ſein Hauptquartier am 7. Januar 1853 nach Scutari ganz in die Nähe der Berge. Die Feindſeligkeiten begannen am 12. Januar. Die Türken drangen in die Thäler ein, erlitten aber bedeutenden Verluſt und der Kampf war noch unentſchieden, als er auf diplomatiſchem Wege beigelegt wurde.

Oeſterreich konnte unmöglich ruhig zuſehen, daß an ſeinen Grenzen entweder ein chriſtliches Volk durch den Haß der Türken ausgemordet wurde, oder aber der ruſſiſche Einfluß triumphire. Es mußte dem einen wie dem andern zuvorkommen. Es ſchritt daher mit einer Schnelligkeit und mit einem Nachdruck ein, der die Welt überraſchte, zugleich aber jedem Denkenden zu erkennen gab, welche wichtige Intereſſen hier an einem Momente hingen. Schon im Januar 1853 reiſte Feldmarſchalllieutenant Graf von Leiningen nach Conſtantinopel, um dem Kriege in Montenegro durch Drohungen ein Ende zu machen und zugleich dem ruſſiſchen Einfluß zu begegnen. Aus dem raſchen Eingehen des Divan auf die öſterreichiſchen Forderungen kann man ſchließen, daß er die Hülfe Oeſterreichs gegen das weitere Umſichgreifen Rußlands wohl erwogen und gewürdigt hat. Wie barſch immer das Auftreten Leiningens erſchien, ſo kam er doch nicht als Feind, ſondern als Freund der Pforte. Die engliſche Times deutete damals an, Oeſterreich ſey im Nothfall entſchloſſen geweſen, die Leitung des von Rußland vorbereiteten Aufſtandes der Südſlaven Rußland dadurch

aus der Hand zu winden, daß es ſie ſelber in die Hand nehme, und bezeichnete Jellachich, den Banus von Croatien, als den Vermittler. Dem ſey wie ihm wolle, ſo zog Oeſterreich bereits Truppen zuſammen, um Montenegro zu ſchützen und den Forderungen Leiningens Nachdruck zu geben. Die Pforte aber bewilligte ihm alles, was er verlangt hatte, ſo daß er ſchon am 16. Februar befriedigt Conſtantinopel verließ und alle Feindſeligkeiten augenblicklich eingeſtellt wurden.

Der Widerſtand, welchen Rußland in der Frage der heil. Orte von Frankreich aus und in dem montenegriniſchen Streit von Oeſterreich aus erfuhr, namentlich der letztere, beſchleunigte ſeine Entſchließungen. Aber es war ſchon lange vorher gerüſtet. Truppen ſtanden längſt lauernd hinter dem Pruth und im ſüdlichen Rußland in ſolchen Stationen, daß ſie ſchnell zuſammengezogen werden konnten und im Hafen von Sebaſtopol war die ruſſiſche Flotte auf eine Stärke gebracht worden, wie nie zuvor. Unzufrieden mit Frankreich und Oeſterreich wandte ſich Kaiſer Nicolaus an England, um mit ihm die Türkei zu theilen. Engliſcher Geſandter in St. Petersburg war damals Lord Seymour, ein Diplomat von feinem Verſtande. In London war Lord John Ruſſel Miniſter des auswärtigen Amtes. Am 9. Januar 1853 ergriff Kaiſer Nicolaus zum erſtenmal das Wort gegen Seymour: „Es iſt weſentlich, daß die engliſche Regierung und ich, ich und die engliſche Regierung in beſtem Einvernehmen ſeyen. Schreiben Sie das an Lord John Ruſſel. Wenn wir einig ſind, bin ich ohne Sorge, was den Weſten Europas anlangt. Was Andere denken oder thun, iſt im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einſturz, es iſt wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverſtändniß kommen. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen ſchwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen ſollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären.“ Ferner erklärte er: „ich werde nicht erlauben, daß

ein byzantiniſches Reich wiederhergeſtellt oder das griechiſche Königreich zu einem mächtigen Staate ausgedehnt werde. Wenn die Kataſtrophe in der Türkei eintritt, ſollen Rußland und England keiner Macht geſtatten, von irgend einer türkiſchen Provinz Beſitz zu ergreifen, ſie beide allein ſollen das Eigenthum unter ihr Siegel nehmen. Was Frankreich thun werde, kümmere ihn wenig, wenn er mit England einig ſey." Ew. Majeſtät haben Oeſterreich vergeſſen, warf der Lord ein. „O, fuhr der Kaiſer fort, wenn ich von Rußland ſpreche, ſpreche ich auch von Oeſterreich; was dem einen anſteht, ſteht auch dem andern an." Von Preußen war gar nicht die Rede. Endlich gab der Kaiſer (am 21. Februar) noch deutlicher ſeine Meinung kund, indem er dem Lord eröffnete: „Die Donaufürſtenthümer ſind ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte ſo bleiben. Serbien könnte dieſelbe Regierungsform erhalten, auch Bulgarien. Dagegen begreife ich die Wichtigkeit Aegyptens für England. Will es davon Beſitz nehmen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden. Ich ſage daſſelbe von Candia."

Lord Seymour erſtattete von allem, was er mit dem Kaiſer geheim verhandelt hatte, ſeiner Regierung Bericht und ein Jahr ſpäter ſind alle dieſe Depeſchen wörtlich veröffentlicht worden. Das engliſche Cabinet lehnte die Anträge Rußlands höflich ab, erklärte, die Türkei ſey noch lebensfähig, noch keineswegs dem Untergange geweiht, im engliſchen Intereſſe liege eine Zerſtückelung derſelben nicht. Oeſterreich und Frankreich müßten jedenfalls erſt gefragt werden, bevor England und Rußland etwas im Orient unternehmen könnten. Endlich bemerkte das engliſche Cabinet in Bezug auf den Schutz der Chriſten im Orient, den der Kaiſer von Rußland als ſo dringend hervorhob, „die Türkei könne manchem Staat, der hoffärtig auf ihre Barbarei herabſehe, in Bezug auf Toleranz zum Muſter dienen," d. h. im ganzen Orient gebe es keine moraliſche und phyſiſche Torturen, um Andersgläubige zu bekehren, wie in Polock, Minsk, Warſchau und Riga.

Von England abgewieſen, machte der Kaiſer durch ſeinen Geſandten v. Kiſſelef einen Verſuch mit dem Cabinet der Tuilerien. Das Nähere darüber iſt nicht bekannt geworden. Nur angedeutet wurde, daß ein ſolcher Statt gefunden habe, daß er ganz dieſelbe ungünſtige Aufnahme in Paris gefunden habe, wie in London, und daß die Lockſpeiſe unter anderm eine Beeinträchtigung der deutſchen Mächte geweſen ſey, daß nicht nur der Orient, ſondern auch Deutſchland die Zeche der neuen Erfurter Allianz hätte zahlen ſollen.*) Bemerkenswerth war das Memoire, welches ein ruſſiſcher Diplomat damals umſetzte mit dem Grundgedanken: „Der Papſt wird nach Paris gehen, das Haupt der griechiſchen Kirche aber in Stambul einziehen.“

Welche Vortheile auch hier England, dort Frankreich von einer Allianz mit Rußland zum Behuf einer Theilung der Türkei erlangt haben würden, immer hätte Rußland den Löwenantheil bekommen und ſeine Macht würde ſo unverhältnißmäßig gewachſen ſeyn, daß alle andern europäiſchen Staaten zuſammengenommen bald nicht mehr vermocht hätten, ihm die Waage zu halten. Daher England und Frankreich nur einer ſehr natürlichen und vernünf-

*) Die Times ſchrieb: „Worin der Köder beſtand, mit welchem er Frankreich zu angeln dachte, möchten wir gerne mit Gewißheit ſagen können. Wenn wir uns nicht irren, ſo war es nicht bloß die Zerſtückelung des türkiſchen Reichs, auf welche Rußland bei der Gelegenheit hinwies: wir argwöhnen, es war auch von einer Vergrößerung Frankreichs auf Koſten jenes ſelben Staates die Rede, den der Czar vorher mit ſo tiefem Schweigen übergangen hatte... Preußen mag es noch erleben, einzuſehen, daß es ſich für ſeine Sicherheit bei der Großmuth Frankreichs zu bedanken hat. Um ſeine eignen Ziele zu gewinnen, hätte Rußland eben ſo gern eine preußiſche Provinz wie eine Inſel im griechiſchen Archipelagus verſchachert, und wäre eine ruſſiſch-franzöſiſche Allianz auf der gemeinſamen Baſis, daß Jeder ſeinen Nachbar plündere, zu Stande gekommen, ſo hätte das zweite Tilſit der Unabhängigkeit Deutſchlands eben ſo gewiß Verderben gebracht, wie das erſte.“

tigen Politik folgten, indem sie sich, statt Rußland zu dienen, seiner Eroberungslust widersetzten.

Unbekümmert jedoch um die Westmächte und in einem allzublinden Vertrauen auf Oesterreich und Preußen, die er eben noch in den geheimen Verhandlungen mit England und Frankreich theils als nicht der Nachfrage werth, theils als Opfer bezeichnet hatte und in denen er gleichwohl auch fernerhin nur ergebene Werkzeuge sah, schritt Kaiser Nicolaus festen Muthes vor und begann den directen Angriff auf die Pforte mit einem Schreckschuß, der ganz Europa in Allarm brachte. Er schickte nämlich seinen Admiral Fürsten Menzikof, nachdem derselbe mit großer Ostentation zu Sebastopol die russische Flotte und ein Landungsheer von 30,000 Mann gemustert hatte, als außerordentlichen Gesandten nach Constantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protectorat über alle griechischen Christen zu verlangen. Dabei zeigte er absichtlich solche Verachtung der Türken, daß er am 2. März in dem festlich gekleideten Divan im Paletot und in schmutzigen Stiefeln erschien. Fuad Effendi aber sagte geistreich: „der russische Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger sehen, daß sie thönern sind.“ Der Sultan war indeß in großem Gedränge. Der englische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, befand sich von Constantinopel abwesend, eben so der französische, de la Cour. Stratfords Stellvertreter Oberst Rose rief im ersten Eifer die englische Flotte von Malta herbei, sie nahm aber seinen Befehl nicht an. Inzwischen ließ sich Menzikof hinhalten, bis beide westmächtliche Gesandte (im April) ankamen, und an die Stelle des alttürkisch gesinnten Mehemet Ali der zu Reformen geneigte und europäisch gebildete Redschid Pascha zum Großvezier ernannt wurde. Von nun an widerstand die Pforte den russischen Forderungen und war einer energischen Unterstützung von Seiten der Westmächte versichert. Menzikof stellte vergeblich noch ein Ultimatum und reiste endlich am 21. Mai unverrichteter

C'e que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément,

und im Voraus ſich den Weg vorzeichnen, den er einſchlagen will, und hier iſt der gerade Weg von einem Punkt zum andern nicht immer der kürzeſte.

Er muß ſeine Argumente, vom ſchwächern zum ſtärkern fortſchreitend, vertheilen, um ſeine Zuhörer über die Vorderſätze weg unmerklich zum Schluſſe zu führen; endlich wiſſe er ſich zu mäſtigen, um nicht der Sache, die er vertheidigt, durch übertriebenen Eifer zu ſchaden.

Wenn erſt dieſe Vorkehrungen getroffen ſind, dann gehe der Redner nur vorwärts; wenn er ſeinen Gegenſtand bis auf den Grund kennt, einen gehörigen Vorrath von Ideen geſammelt, und ſich gegen plötzliche Einwürfe gewappnet hat, wie das Schlachtroß ſich daran gewöhnt, nicht mehr beim Donner der Kanonen zu zittern: ſo verſprechen wir ihm, daß er den Plan ſeiner Rede mit mehr oder weniger Glück ausführen wird; auf jeden Fall wird ſie vernünftig, vielleicht hinreißend und geiſtreich, aber vor allen Dingen wird ſie wahr ſeyn.

Da indeſſen viele Leute ſich heut zu Tage einbilden, aus dem Stegreife reden zu können, ſo iſt es gut, ihnen zu ſagen, daß die Improviſation nicht ganz ohne Gefahr iſt, und Vernachläßigung des Styls und Weitſchweifigkeit nur zu häufig aus ihr hervorgehen. Beinahe Jedermann hört ſich gerne ſprechen. Die Zeit dünkt dem Redenden nie ſo lange als dem Zuhörer; wer daher nur im Geringſten mit einiger Sprachfertigkeit begabt iſt, iſt ſtolz, ſchwelgt in einer wirklich mehr als eingebildeten Ueberlegenheit, berauſcht ſich in dem Ton ſeiner eigenen Stimme, und, da Einem nicht immer gleich die lebhafteſte Wendung, der maleriſchſte Ausdruck zu Gebote ſtehen, ſo verſucht man oft mehrere, ehe der angemeſſenſte gefunden iſt; man kleidet dieſelbe Idee in verſchiedene Formen; dies führt gerade zur Weitſchweifigkeit, und bringt beim Zuhörer nur zu leicht Ungeduld und Langeweile hervor. Uebrigens wäre es ungerecht, eine improviſirte Rede mit derſelben Strenge beurtheilen zu wollen, als eine, die für den Druck beſtimmt iſt. Nicht Jedermann iſt mit derſelben Faſſungskraft begabt, nicht Jeder kann der Verkettung der verſchiedenen Theile einer Rede und den Beziehungen der Ideen folgen; oft

Dinge ab, aber mit der Drohung: das erstemal sey er im Paletot erschienen, das zweitemal werde er in voller Uniform kommen.

Hierauf erließ der Sultan im Juni einen Ferman, worin er den Christen seines Reichs alle ihre Rechte auf's feierlichste bestätigte, und sowohl der griechische Patriarch von Constantinopel, als auch der armenische Klerus sagte ihm dafür öffentlich Dank und gab zu verstehen, der russische Schutz sey aufdringlich, gar nicht verlangt worden und sogar bedrohlich, denn die bisher unabhängigen und von der Pforte geduldeten Kirchen konnten, wenn sie unter russischen Schutz kamen, nichts anders erwarten, als von der russischen Kirche verschlungen zu werden, wie die unirte Kirche durch das berüchtigte Concil von Polock. Die Westmächte rüsteten ihrerseits ihre Flotten; die französische unter Admiral Hamelin ging schon am 20. März von Toulon aus unter Segel und legte sich vor Salamis, die englische unter Admiral Dundas kam erst später von Malta und beide ankerten am 14. Juni in der schönen Besikabai unmittelbar am Eingang der Dardanellen.

Sechs Tage später hielt Kaiser Nicolaus in St. Petersburg eine große Militairparade und einen feierlichen Gottesdienst ab, wobei er, als Patriarch der russischen Kirche, mit dem griechischen Kreuze prangend die Isaakskirche betrat, und zehn Tage später überschritten die ersten russischen Truppen den Pruth und begannen den Krieg, den sein Urheber ausdrücklich als einen Glaubenskrieg wollte angesehen wissen. Im August vermehrte er seine Titel, indem er sich selbst den „sehr Gottesfürchtigen", alle Glieder seines Hauses aber „Rechtgläubige" zu nennen befahl. — Der Uebergang der Russen über den Pruth erfolgte am 2. Juli unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakof in zwei Armeecorps unter Dannenberg und Lüders, jedes von 40,000 Mann. Eine russische Proclamation sicherte den Moldauern und Wallachen Schutz ihrer Rechte und ihres Eigenthums zu, allein nichts davon wurde gehalten; die Russen nahmen alle öffentlichen Cassen, alle Vorräthe, den Bauern das Vieh ꝛc. weg, erhoben unerschwingliche Steuern

und ſteckten die einheimiſche Miliz unter ihre Regimenter, ſo daß die Hoſpodare (Ghyka von der Moldau und Stirbey von der Wallachei) mit vielen Bojaren nach Oeſterreich entflohen. Von einem Widerſtand war nicht die Rede. Die Türken blieben auf dem rechten Donauufer, aber auch die Ruſſen begnügten ſich den Sommer über nur das linke zu beſetzen.

Die Diplomatie war in großer Thätigkeit. Eine ruſſiſche Note motivirte den Einmarſch in die Donaufürſtenthümer lediglich durch den Heranzug der weſtmächtlichen Flotten, wogegen die Weſtmächte erklärten, Rußlands Drohungen und Vorſchreiten gegen die Türkei habe ſie genöthigt, die Flotten zu ſenden, die Initiative ſey notoriſch von Rußland ausgegangen. Zudem ſey der Einmarſch einer Landarmee in ein fremdes Gebiet etwas viel Feindſeligeres, als die Annäherung von Flotten, die auf dem Meere blieben und nicht landeten. Im Uebrigen hofften die Weſtmächte damals noch, die Anſtrengungen eines Krieges zu vermeiden und durch eine große europäiſche Coalition die Ruſſen zu einem freiwilligen Rückzuge zu veranlaſſen, weshalb ſie der Pforte riethen, die Anweſenheit der Ruſſen in den Donaufürſtenthümern noch nicht als casus belli aufzunehmen. Vor allem mußte Oeſterreich befragt werden. Nicht nur von Seiten der Weſtmächte wurde Kaiſer Franz Joſeph um Beitritt zur Coalition gegen Rußland angegangen, ſondern auch der Sultan ſandte Muſtapha Effendi nach Wien, um Hülfe von dort zu erbitten.*) Natürlicherweiſe lag es im Intereſſe

*) Ein unangenehmer Vorfall in Smyrna hatte keine ſchlimme Folgen. Der öſterreichiſche Conſul Weckherlin verhaftete hier am 22. Juni 1853 einen gewiſſen Coſta, früheren Adjutanten Koſſuths, und ließ ihn auf die öſterreichiſche Brigg Huſſar bringen. Da jedoch Coſta von dem Capitain einer nordamerikaniſchen Corvette, als deſſen Schützling, unter Drohungen reclamirt wurde, und zugleich eine wilde Schaar von Flüchtlingen das öſterreichiſche Conſulargebäude ſtürmte, drei öſterreichiſche Seecadetten in einem Wirthshaus überfiel und einen davon erſchlug, der Paſcha aber nichts zur Herſtellung der Ordnung that, überlieferte der Huſſar ſeinen Gefangenen an

Oeſtereichs, um jeden Preis eine Vergrößerung des ruſſiſchen Reichs im Süden der Donau zu verhindern, und es konnte ſich nicht verhehlen, daß es durch die Sendung des Grafen Leiningen die des Fürſten Menzikof veranlaßt und Rußlands ganze Eiferſucht gereizt habe. Es handelte ſich darum, ob Rußland, ob Oeſterreich größeren Einfluß in der Türkei haben ſolle? Wie ſehr man dieſe Hauptfrage zu verſtecken ſuchte, ſo ſtanden ſich in dem großen Streite doch in erſter Linie nur Rußland und Oeſterreich, nicht Rußland und die Weſtmächte gegenüber. Das erwog man in Wien ſehr wohl, aber man war von lange her ſchwer beleidigt durch die bisherige Politik Palmerſtons und konnte gegen Rußland nichts Ernſteres unternehmen, ohne ſich die Flanke durch Preußen zu decken; Preußen aber war der Coalition mit den Weſtmächten abhold und neigte mehr zu Rußland. Oeſterreich verſtand ſich daher zu weiter nichts, als zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken, zu welchem Zweck auch Preußen ſeine Stimme erhob. Beide deutſche Großmächte erklärten ſich in der Rechtsfrage mit den Weſtmächten einverſtanden, begnügten ſich aber, Rußland freundſchaftliche Vorſtellungen zu machen, ohne zu drohen. Das Ergebniß der zu Wien von den Geſandten der vier Mächte gepflogenen Unterhandlungen war eine Note vom 31. Juli, worin Rußland eine goldene Brücke zum Rückzug gebaut wurde. Der Sultan ſolle eine ſehr demüthigende Erklärung an den Kaiſer Nicolaus abgeben und alles, was derſelbe zum Schutz der Chriſten verlangte, gewähren, nur daß man das ausſchließliche Protectorat Rußlands über die Chriſten escamotirte. Der Kaiſer ließ ſich dieſen Ausweg gefallen, aber nur, indem er das Actenſtück ſo auslegte, als ſey es weſentlich identiſch mit den Forderungen des Fürſten Menzikof.

Gegen dieſe Auslegung aber erhob ſich in England eine wü-

---

das neutrale franzöſiſche Conſulat. Die türkiſche Regierung leiſtete nachher der öſterreichiſchen Genugthuung und die Sache hatte mehr Lerm gemacht, als nöthig geweſen.

thende Oppoſition. Layard, der berühmte Entdecker der Alterthümer von Ninive, griff im Parlament das Miniſterium heftig an. Man beſchuldigte Lord Aberdeen und ſogar den Prinzen Albert, zu ſehr im Sinne der deutſchen Mächte und Rußlands zu handeln und den Frieden auf Koſten der engliſchen Intereſſen erhalten zu wollen. Man hielt antiruſſiſche Meetings ab und die Preſſe war in großer Agitation. Das Miniſterium hielt dieſen Sturm aus, aber in Conſtantinopel drohten andere Stürme, die es dem Sultan unmöglich machten, die Erklärung, die man wollte, wörtlich anzunehmen. Die Alttürken nämlich ſahen darin eine Unterwerfung unter den Czaren, eine volle Gleichſtellung der Chriſten mit den Türken, die bald zu einem Uebergewicht jener über dieſe gedeihen würde. Die Ulemas ſchaarten ſich zuſammen und verlangten vom Sultan, er ſolle entweder die Unterzeichnung verweigern oder abdanken, am 8. September. Er that das erſtere. Die offizielle Erklärung aber wurde, auf dringenden Rath des öſterreichiſchen Internuntius v. Bruck, bis zum 29. verſchoben.

Die vermittelnden Mächte wollten immer noch Zeit gewinnen. Kaiſer Nicolaus gab ſich die größte Mühe, Preußen und Oeſterreich für ſich zu ſtimmen. In Preußen war ihm die „kleine, aber mächtige Partei“ der Kreuzzeitung bereits blind ergeben. Man ſuchte hier in ſehr auffallender Art den Franzoſenhaß von 1813 aufzufriſchen, um die Allianz mit Rußland annehmlicher zu machen. In den Septembertagen wurden nicht nur die Jahresfeſte der Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz und eine Blücherfeier mit ganz ungewöhnlicher Oſtentation, ſondern auch eine beſondere Feier der Roßbacher Schlacht begangen. Allein die weitaus größte Mehrheit des Volks war und blieb gegen Rußland geſtimmt, deſſen Syſtem ſich natürlicherweiſe in den Grenzländern, die unmittelbar darunter litten, am meiſten verhaßt gemacht hatte. In Oeſterreich neigte man ſich mehr zu Frankreich. Oeſterreichiſche Offiziere beſuchten das franzöſiſche Lager in Satory. Kaiſer Franz Joſeph war ſchon im Frühjahr von ſeiner Wunde vollkommen wieder hergeſtellt und

verlobte ſich an ſeinem Geburtstage, den 18. Auguſt, mit der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern. Als gutes Omen für ſeine Zukunft mußte angeſehen werden, daß man bald darauf im Anfang des September die von Koſſuth auf ſeiner Flucht bei Orſowa vergrabene Krone ſammt andern Reichskleinodien des Königreichs Ungarn wieder auffand und dem rechtmäßigen Herrn überlieferte. Am 24. September kam Kaiſer Nicolaus in Olmütz mit dem Kaiſer Franz Joſeph zuſammen und reiſte von da nach Berlin, um auch ſeinen Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. zu begrüßen. Er hoffte eine Tripelallianz gegen die Weſtmächte zu Stande zu bringen, oder wenigſtens ſich der Neutralität der beiden Großmächte zu verſichern. Nur das letztere gelang ihm, wogegen er damals noch verſprach, ſeine Truppen ſollten die Donau nicht überſchreiten.

Unterdeß hatte ſich der Sultan entſchieden und ſofern die Ruſſen nicht ſofort die Donaufürſtenthümer räumten, am 4. October den Krieg erklärt. Das gab dem Kaiſer Nicolaus einen erwünſchten Vorwand, um vorgeben zu können, Er ſey eigentlich der Angegriffene. Er gab die Hoffnung nicht auf, durch Fortſetzung der diplomatiſchen Verhandlungen die vier Großmächte wechſelſeitig zu neutraliſiren. Zunächſt ſollten die bereits zur Offenſive neigenden Weſtmächte von den noch mehr zur Neutralität neigenden deutſchen Mächten getrennt, womöglich mit einander feindlich verwickelt werden. Sodann ſollten auch wieder England und Frankreich unter einander geſpannt, wo möglich getrennt werden. Rußland hatte alte Freunde genug in den hohen Regionen. Es bezahlte eine Menge geheimer Diener ſeiner Politik an den auswärtigen Höfen und auffallend viele Federn, Publiciſten, welche die Aufgabe hatten, theils Mißtrauen zwiſchen den Weſtmächten und deutſchen Mächten zu ſäen, theils von einem innigen, principiellen und traditionellen Einverſtändniß der deutſchen Mächte mit Rußland zu fabeln, theils immer und immer wieder Rußlands Uneigennützigkeit anzupreiſen und einen baldigen Frieden

in Aussicht zu stellen, theils endlich die Thatsachen des Krieges zu entstellen, Rußlands Macht und Truppenzahl zu vergrößern, seine Fehler und Unglücksfälle zu bemänteln. Deutschland wurde mit einer russenfreundlichen Literatur wahrhaft überschwemmt. Auch die neue Erfindung der Telegraphen wurde benutzt, um durch falsche Gerüchte Tag für Tag die Wahrheit zu verdunkeln, die öffentliche Meinung irre zu führen. Auch die Börsenspeculation schwellte diesen Erguß von Zeitungslügen unaufhörlich an.

Das russische Kriegsmanifest vom 1. Nov. athmete Siegesmuth und die russischen Blätter wimmelten von Hymnen, die einen noch nicht verdienten Triumph feierten und ohne viele Umstände voraussetzten, ganz Europa sey zur Ernte reif und bestimmt, dem russischen Czaren unterworfen zu werden.*) Die Türken dagegen

*) Eine solche Hymne lautete: „Nicht um des Friedens und der Ruhe Europa's willen geifert eure Bosheit gegen uns, ihr abscheulichen Knechte des Lasters! (wörtlich) die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands ist euch unerträglich: seine Macht ist es, die eure Schmähungen erzeugt; Rußlands Liebe zum Czaren, der Russen Hingebung an den Thron und Gehorsam gegen des Czaren Wort und die Liebe zum heiligen Altar — das ist es, wovor ihr Widersacher zittert, was euren Neid rege macht. Ihr scheint unsere Soldaten, unser treffliches, scharfschneidiges Bajonnet vergessen zu haben!.... Aber Gott hat euch geblendet! Gott wird seine Söhne kräftigen; und wären eures Gleichen zwanzig (Völker) gegen Einen, so werden wir doch siegen! Mit Stumpf und Stiel werden wir die Sippschaft der vermessenen Feinde vertilgen, ohne Zeit und Worte gegen sie zu verlieren. Wer das rechte Schwert erhebt, findet kein Hinderniß. Der Zeitungen freches, lügenhaftes Winseln (wörtlich) wird verstummen im Donner der Siege. Wir, Rußlands Söhne, wollen den lasterhaften (porocznüj — heißt auch entehrt, geschändet) Söhnen des Westens beweisen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz, und wie er uns testamentarisch vorbehalten (verbrieft) ist. Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nicolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande und durch seinen Heiligenschein die wankenden Throne der Fürsten befestigen...."

rüſteten in ſtillem Ingrimm, ohne zu prahlen. Omer Paſcha wurde zu ihrem Oberbefehlshaber an der Donau ernannt. Ihre Zahl war ſtärker als die der Ruſſen, aber es befanden ſich nur 45,000 Reguläre (Nisham) und 57,000 Landwehr (Redif) Albaneſen und Irreguläre (Baſchi-Bozuks) dabei, und wenn auch Omer zu einer kräftigen Offenſive über die Donau hinüber ſtark genug geweſen wäre, banden ihn Befehle, ſich defenſiv zu verhalten, bis es den Diplomaten gelingen würde, Rußlands Willen zu beugen. Fürſt Gortſchakof war nicht ſtark genug, um eine große Operation zu wagen, und gleichfalls durch Befehle gehemmt, denn damals galt noch das Verſprechen, welches Kaiſer Nicolaus den deutſchen Großmächten gegeben hatte, er wolle die Donau nicht überſchreiten. Omer wußte das nicht und hatte guten Grund, zu befürchten, die Ruſſen würden ihren rechten Flügel verſtärken und den Verſuch machen, in der Nähe von Widdin den großen Strom zu überſchreiten, um ſich auf dem kürzeſten Wege mit den Serben und dem ſich vorbereitenden Aufſtand der Chriſten in der Türkei zu verbinden. Er befeſtigte daher Kalafat auf dem linken Donauufer, den Brückenkopf der Feſtung Widdin. Seine Vorſicht erſcheint durchaus gerechtfertigt, und es bleibt immer ein Vorwurf für den Kaiſer Nicolaus, einen Krieg mit ſo großen Drohungen angekündigt zu haben, den er mit ſo kleinen Mitteln und ſo energielos begann. War er einmal entſchloſſen, trotz Europa ſeine Eroberung durchzuſetzen, ſo mußte er auch gleich anfangs alles wagen und mit Uebermacht die noch nicht gerüſteten Türken über Donau und Balkan jagen. Fürchtete er ſich aber vor Oeſterreich, das ihm in den Rücken fallen könnte, ſo durfte er auch nicht einmal die Donaufürſtenthümer beſetzen, denn er kam in den Fall, ſie beim erſten Drohen Oeſterreichs ſchimpflich wieder verlaſſen zu müſſen. Wie es ſcheint, machte er einen Anfang zum Kriege in dem Vertrauen, Oeſterreich noch auf ſeine Seite zu ziehen, und hielt Anfangs noch Maaß, eben um Oeſterreich nicht zu reizen.

Der erſte Kanonenſchuß des Krieges erdröhnte vom türkiſchen

Fort Iſaktſcha aus gegen auf der Donau vorüberfahrende ruſſiſche Schiffe am 23. October 1853, ohne weitere Folgen. Der erſte hitzige Kampf aber entſpann ſich bei Oltenitza. Omer Paſcha ſchickte am 4. November 3000 Mann über die Donau hinüber nach dieſem kleinen Ort, wo ſie ſich verſchanzten und den Angriff von 7000 Ruſſen tapfer zurückſchlugen. Die Freude über dieſen kleinen Sieg der Türken und ſeine Uebertreibung in faſt ganz Europa bewies, wie allgemein die Stimmung gegen Rußland war. Ueber dieſen ſehr geringen Erfolg der Türken vergaß man ihre großen Verluſte in Aſien. Im September hatte Schamyl mit ſeinen tapfern Tſcherkeſſen einen Ausfall aus den Bergen gegen Tiflis gemacht, war aber bald wieder zurückgegangen, weil er allein im Tieflande gegen die Ruſſen nichts ausrichten konnte. Die Türken begannen ihre Operationen erſt im folgenden Monat. Am 27. Oct. überfiel Selim Paſcha das ruſſiſche Fort St. Nicolai am ſchwarzen Meere und Ali Riza Paſcha ſchloß Achalzik ein. Aber Achmed Paſcha ließ ſich am 14. November bei Bajandur und nochmals am 1. December bei Gumri vom ruſſiſchen General Bebutof, und Ali am 24. November bei Achalzik von General Andronikof beſiegen.

Mittlerweile rathſchlagten die Miniſter Englands und Frankreichs, was zu thun ſey? Napoleon III. war für raſches Einſchreiten, Lord Aberdeen aber hielt noch zurück. Es kam alſo vorläufig nur zur Eröffnung einer Conferenz der Großmächte zu Wien (am 20. November), um über die Mittel einer friedlichen Ausgleichung des Conflictes zu berathen, und zu einem Vertrage zwiſchen den beiden Weſtmächten und der Pforte (am 27. November), worin die beiden erſteren der letzteren im Voraus ihren Schutz zuſicherten, falls Rußland billige Friedensbedingungen abweiſen würde. Auch wurden die Flotten der Weſtmächte bereits im September durch die Dardanellen vorgeſchoben und legten ſich im Bosporus vor Anker, ohne jedoch ins ſchwarze Meer hinauszuſegeln, weil ſie vorerſt noch jeden feindlichen Zuſammenſtoß mit ruſſiſchen Schif-

fen vermeiden sollten. Nun überfiel aber Nachimof Admirál der vor Sebastopol liegenden russischen Flotte, die zur Unterstützung Selim Paschas in Asien bestimmte, aus dem Bosporus nach Batum segelnde Flotte unter Osman Pascha unterwegs im Hafen von Sinope unter dem Schutz eines Nebels und zerstörte sie gänzlich. Die meisten Türken fielen, Osman selbst wurde schwerverwundet gefangen. Doch hatten sich die Türken so gut gewehrt, daß auch mehrere russische Schiffe sanken.

Am 5. December brachte die Wiener Conferenz einen neuen Friedensvorschlag zu Stande, welcher der Pforte und Rußland erst mitgetheilt werden mußte. Vorher konnte keine der bei der Conferenz betheiligten Mächte einseitig zu den Waffen greifen. Gerade in diesem Stadium kam die Nachricht von der Vernichtung der türkischen Flotte nach Constantinopel und Lord Redcliffe vermochte daher nicht sofort die Flotte des Admiral Dundas, wie sehr dieselbe auch von Zorn und Kampflust glühte, zum Einlaufen in's schwarze Meer zu ermächtigen, sondern mußte erst in London nachfragen. In London selbst aber mußte man gleichfalls erst den Erfolg der Wiener Note abwarten, daher das Zurückhalten der Regierung, während die Ungeduld in der englischen Presse losbrach. Daß es Rußland gewagt, im Angesicht einer großen englischen Flotte einen Seesieg zu erfechten, war die tiefste Beleidigung, die dem englischen Volke widerfahren konnte. Von nun an war der offene Bruch unvermeidlich. Lord Aberdeen konnte den Zorn Palmerstons, des Parlaments und der Presse nicht mehr mäßigen. Am 15. December trat Lord Palmerston aus dem Ministerium unter dem lauten Beifall der Nation, daher auch nur auf wenige Tage, um von der geängstigten Königin alsbald zurückberufen zu werden und alle die Elemente aus dem Ministerium auszuschreiben, die bisher den Krieg verzögert hatten. Sein Programm aber war: Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, Einlaufen der verbündeten Flotten in's schwarze Meer und Behauptung desselben, bis die Russen die Donaufürstenthümer würden

geräumt haben, und ſofort Kriegserklärung an Rußland, wenn es nicht nachgebe.

Nach der Schlacht bei Sinope herrſchte in Conſtantinopel große Beſtürzung. Der Kapudan Paſcha (Admiral) wurde abgeſetzt und durch Riza Paſcha erſetzt. Noch während des erſten Sinopeſchreckens kam das Wiener Protocoll an. Die Wünſche der vier Großmächte waren in vier Puncte formulirt: §. 1. die möglichſt raſche Räumung der Donaufürſtenthümer; §. 2. die Erneuerung der alten Verträge; §. 3. eine Erklärung (communication) bezüglich der Fermane zur Verleihung religiöſer Privilegien von Seiten der Pforte an ihre nichtmuſelmänniſche Bevölkerung; dieſe Erklärung an die europäiſchen Mächte ſollte von paſſenden Zuſicherungen für jede einzelne von ihnen begleitet ſeyn; §. 4. das bereits getroffene Uebereinkommen über die heiligen Stätten und geiſtlichen Körperſchaften in Jeruſalem wurde endgültig angenommen. — Der Divan verlangte dagegen die Annullirung ſeiner alten Verträge mit Rußland. Und darauf kam es auch allein an. Wenn die alten Verträge hergeſtellt, wenn die Türkei gezwungen wurde, nach §. 3. auch Rußland noch ſpecielle neue Garantien zu geben, ſo wurde es nur immer tiefer in die Netze Rußlands verſtrickt. Die Bevölkerung von Conſtantinopel war in großer Aufregung und erhob Tumult, doch gelang es dem Sultan, die Gemüther wieder zu beruhigen, „es ſey nichts verloren, er werde nicht nachgeben.“ Zugleich kam entſprechender Befehl aus England an, und trotz des Winterſturmes fuhr Admiral Dundas ſtolz in das ſchwarze Meer hinaus, um den Türken zu beweiſen, daß er ihnen von nun an helfen werde. Doch kehrte er bald wieder um, beſſeres Wetter abwartend.

Kaiſer Nicolaus ſelbſt nahm die Vorſchläge des 5. December nicht an und erklärte, was er mit der Pforte allein abzumachen habe, gehe die übrigen Mächte nichts an. Die Vermittlung war alſo für diesmal fehlgeſchlagen und die Weſtmächte ſchritten vor. Napoleon III. war mit Palmerſton längſt einverſtanden und erließ

auch fordert der Gegenſtand beim Zuhörer eine gewiſſe Gelehrſamkeit, die nicht immer vorauszuſetzen iſt; es iſt alſo unerläßlich, daß der Redner ſeine Entwickelung ſo viel wie möglich ausbreitet, ohne deſtbalb ſeinen Gegenſtand aus dem Auge zu verlieren, welches abſchweifen hieße.

Was nun die Nachtheile betrifft, welche aus der Improviſation für die Form der Rede entſtehen können, ſo iſt leicht einzuſehen, daß der Styl natürlich weniger rein und abgerundet iſt, als da, wo eine ſorgfältige Ausarbeitung zu Grunde liegt. Indeſſen muß ſich der Redner auch nicht auf gar zu freiem Boden wähnen und nicht denken, daß jede Art zu ſprechen beim Extemporiren gut genug ſey. Nur zu oft finden ſich Menſchen, die um jeden Preis der freien Rede mächtig ſcheinen möchten, und ſich auf gut Glück in eine öffentliche Discuſſion wagen, ohne ſich weiter um die Regeln der Grammatik und Syntax, oder die Geſetze des ſchönen Styls zu bekümmern, die das Ohr jeden Augenblick durch ein unrichtiges Wort, durch die Plattheit des Styls, durch zerriſſene Phraſen oder barbariſchen Ausdruck beleidigen.

Aus unſerem Rath, ſo wenig wie möglich die Eleganz der Diction und die Richtigkeit des Ausdrucks zu verletzen, geht indeſſen nicht hervor, daß wir den Redner auffordern, geſuchten Wendungen nachzujagen; dieſe Uebertreibung wäre ſchlimmer als die vorige. Natürlich, wie es ihm der Augenblick eingibt, gebe er ſeine Gedanken wieder. Die Gemüthsbewegungen, die nach einander hervorgerufen werden, mögen ihm zu Hülfe kommen und ſeiner Rede Wärme geben, aber eine wahre, ungekünſtelte Wärme, fern von jeder Berechnung.

Nachdem wir die Kunſt der Improviſation nach Verdienſt anerkannt und alle ihre Vorzüge ans Licht gezogen haben, dürfen wir auch nicht über ihre Nachtheile ſchweigen, worunter der größte der iſt, daß der Improviſator mehr für die Gegenwart als für die Zukunft arbeitet. Ohne allen Zweifel wird der Advocat im Gerichtsſaal, der Deputirte auf der Tribune, der Prediger auf der Kanzel, der Profeſſor auf dem Katheder die Verſammlung beherrſchen, wenn die Hitze des Streits und der Anblick eines zahlreichen Publicums in ihnen die Gabe der Improviſation hervorruft.

am 29. Januar 1854 ein Schreiben an den Kaiser Nicolaus im altnapoleonischen Manifeststyl, abgedruckt im Moniteur, worin er dem Czaren sein Unrecht vorhielt und ihm auf würdige Art die Wahrheit sagte. Nicolaus, von dem man erwartete, er werde stolz oder gar nicht antworten, erwiederte das Schreiben ausführlich, höflich und mit viel Sophistik. Da er aber die ausdrückliche Forderung der Westmächte, die Donaufürstenthümer zu räumen, zurückwies, war der Krieg unvermeidlich. Die diplomatischen Verbindungen zwischen den Westmächten und Rußland wurden im Februar abgebrochen, am 28. März erfolgte die Kriegserklärung der ersteren. Unter diesen Umständen gewann die Neutralität Oesterreichs doppelten Werth für Rußland. Graf Orlow wurde im Januar nach Wien geschickt, sie zu befestigen, aber Oesterreich forderte auch seinerseits den Rückmarsch der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern und stellte, als Orlow nur ausweichende Antworten gab, ein Beobachtungscorps an der serbischen Gränze auf, um nöthigenfalls dem Omer Pascha vor Widdin die Hand zu reichen, wenn Gortschakof Miene machen sollte, sich mit den Serben zu verbinden. Auch Preußen, dem Rußland damals eine enge Allianz antrug, weigerte sich, erkannte an, daß Rußland im Unrecht sey, und ermahnte es zu billigem Nachgeben.

Inzwischen verfolgte Rußland seinen Plan. Gortschakof ließ einen Angriff auf Kalafat machen, den von den Türken verschanzten Brückenkopf von Widdin. Wäre es ihm hier durchzubrechen gelungen, so hätte er in Serbien festen Fuß gefaßt. Hier hatte der russische Consul Trumenski (wie Menzikof in Constantinopel) im März 1853 dem regierenden Fürsten Alexander heftig gedroht, die Absetzung des russenfeindlichen Minister Garaschanin erzwungen und hoffte durch die starke Partei des abgesetzten Fürsten Miloſch den Fürsten Alexander zu stürzen.*) Aber General Anrep, dem

*) Rüstow in seiner Geschichte des Kriegs hält den Angriff der Russen auf Kalafat nur für eine Maske, um Omer Pascha zu täuschen und von

die Einnahme von Kalafat anvertraut war, konnte mit 50 000 Mann doch nicht zum Ziele gelangen, denn der tiefe Koth machte die türkischen Verschanzungen unangreifbar; die Russen hatten in dem menschenleeren Lande bei der rauhen Jahreszeit unsäglich auszustehen und wurden durch Krankheiten decimirt. Zum Ueberfluß empörten sich die von den alles plündernden Russen zur Verzweiflung gebrachten wallachischen Bauern. In Kalafat befehligte Achmed Pascha 16,000 Mann. Unter ihm aber diente Iskander Bey (der polnische Graf Jelinski), der sich in den kühnsten Reitergefechten auszeichnete. Am 6. Januar ließen sich die Russen bei Cetate (vor Kalafat) von den Türken überfallen und schlagen und unternahmen dann nichts mehr, weil die Oesterreicher ihr Truppencorps an der Grenze, befehligt von Coronini, auf 50,000 Mann verstärkten.

Der Aufstand der slavischen Serben, Bulgaren, Bosnier, der den Russen den Weg nach Constantinopel hätte öffnen sollen, unterblieb nun und nur im Süden brachen die von Rußland bestochenen griechischen Klephtenführer los, hauptsächlich um nach ihrer Gewohnheit Beute zu machen. Zwar schmeichelte man sich am Hofe zu Athen, der Aufstand könne eine Vergrößerung des Königreichs Griechenland zur Folge haben, und täuschte sich desfalls über die Absichten Rußlands; allein König Otto hatte die Mittel nicht, mit der Pforte Krieg zu führen, und konnte jeden Augenblick durch die Flotten der Westmächte gemaßregelt werden. Deshalb blieb der

---

der untern Donau wegzulocken. Allein wenn es den Russen nicht Ernst gewesen wäre, hätten sie schwerlich gerade diesen, die Eifersucht Oesterreichs herausfordernden Angriff im Westen der Wallachei gemacht. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie sich damals wirklich haben mit Serbien in Verbindung setzen wollen, und daß nur das Mißlingen ihres Angriffs auf Kalafat, der schwache Fortgang der Insurrection in Bulgarien, die sichere Haltung des Fursten Alexander von Serbien und die Drohungen Oesterreichs sie von weiteren Operationen in dieser Richtung, die beim Beginn des Krieges in ihrem Plan lagen, abgeschreckt haben.

neugriechiſche Aufſtand auf Raub, Mord und Brand beſchränkt, um bald wieder erſtickt zu werden, und half den Ruſſen nichts. Die erſte Erhebung erfolgte am 27. Januar 1854 zu Radowitzi in Epirus mit Verkündigung einer pomphaften Proclamation im Styl des Jahres 1820. Am 7. Februar lief die Beſatzung von Athen, trotz der königlichen Abmahnung, den Inſurgenten zu, deren vornehmſter Anführer Grivas war. Allein vor Arta erlitten ſie ſchon am 10. eine Niederlage und mußten in die Gebirge flüchten. Noch kläglicher liefen die kleinen Inſurrectionen in Theſſalien und Macedonien ab, die bald unterdrückt wurden. Die Klephten im Süden kamen indeß aus ihren Schlupfwinkeln immer wieder zum Vorſchein und Tzavellas ſtellte ſich zu Peta ſogar an die Spitze einer proviſoriſchen Regierung des künftigen byzantiniſchen Reichs. Aber die Klephtenhäuptlinge waren nicht einmal unter ſich einig. Grivas klagte ſeine eigenen Leute des Verrathes an. Im April machten ägyptiſche Truppen dem Unfug ein Ende. Osman Paſcha nahm Peta ein. Am 23. Mai ankerte eine kleine weſtmächtliche Flotte im Piräus und eine franzöſiſche Brigade landete, um dem König von Griechenland die Mittel zu gewähren, ſeine eignen Unterthanen im Zaum zu halten und den Frieden mit der Türkei nicht ferner brechen zu laſſen. Es gab dabei ſchmerzliche Auftritte. Der billige Wunſch der Neugriechen, von den Zeitumſtänden Vortheil zu ziehen, konnte nicht gewährt werden. Die Weſtmächte konnten den Aufruhr gegen die Pforte nicht zugeben und Rußland ſelbſt hatte gar nicht die Abſicht, den Neugriechen beizuſtehen oder ihr kleines Reich zu vergrößern, ſondern wollte ſie nur als Mittel zu ſeinen eigenen Zwecken ausnutzen. In den Gebirgen hielt ſich der Räuber Hadſchi Petru noch eine Zeitlang, blieb aber iſolirt.

Da nun der große chriſtliche Aufſtand in der Türkei, auf den der Kaiſer von Rußland anfangs große Hoffnungen geſetzt zu haben ſcheint, gänzlich mißlang, und er, immer noch im Vertrauen auf die Neutralität Oeſterreichs, nicht mehr zurück-, ſondern kühn

weiter vorwärts gehen wollte, verfügte er im März eine außerordentliche Rekrutenaushebung von 9 Mann auf je 1000 Seelen. Die Kreuzzeitung hatte ſchon am 30. December die Armee, welche der Kaiſer mit leichter Mühe zuſammenbringen könne, auf 2¼ Millionen Mann berechnet. Solche Prahlereien der Ruſſomanen waren aber übel angebracht, weil ſie durch den wahren Befund und Erfolg, der nicht verborgen bleiben konnte, beſchämt werden mußten. Die ruſſiſchen Truppen wurden fortwährend kirchlich fanatiſirt, den ganzen Krieg ſollten ſie als Kreuzzug gegen die Ungläubigen auffaſſen, und der Aufſtand der Chriſten, der nicht vor der ruſſiſchen Armee hergegangen war, ſollte nun wenigſtens derſelben nachfolgen, indem wallachiſche, ſlaviſche und griechiſche Freicorps als Kern einer künftigen größeren Inſurrectionsarmee dem ruſſiſchen Heere angereiht wurden. Im Frühjahr kam eine neue große Bewegung in die ruſſiſchen Lager. Der greiſe Fürſt Paſkiewitſch, der niebeſiegte, ſollte Oberfeldherr werden, ſchickte aber den Chef ſeines Generalſtabs, Schilder, voran, um einſtweilen die geeigneten Dispoſitionen zu treffen.

Schilder verfuhr nach einem ganz neuen Plane. Der früher beabſichtigte Offenſivſtoß auf dem rechten Flügel wurde gänzlich aufgegeben und ein anderer auf dem linken Flügel vorbereitet. Die ruſſiſchen Truppen zogen ſich von Kalaſat zurück, ein Corps unter Lüders überſchritt Mitte März die Donau weit unten in der Nähe des Pruth, beſetzte die nicht ernſtlich von den Türken vertheidigte Dobrudſcha, drang über den Trajanswall vor und vereinigte ſich mit dem Gros der Armee unter Schilder, der weiter oben die Donau überſchritt, vor Silliſtria. Die Türken hatten nur in kleinen blutigen Vorpoſtengefechten Widerſtand geleiſtet, ohne gegen die ruſſiſche Uebermacht eine offene Feldſchlacht zu wagen. Omer Paſcha zog ſich mit ſeinem Heere nach Schumla zurück, vor ſich die Feſtungen Varna, Silliſtria, Ruſtſchuck, mit denen er ſo lange als möglich die Verbindung unterhielt.

Der Uebergang der Ruſſen über die Donau war nicht nur

Trotz, den ſie den Weſtmächten boten, ſondern auch eine Verhöhnung und Herausforderung Oeſterreichs, welches bisher ſein friedliches Verhalten und ſeine Verſöhnungsverſuche durch das Vertrauen, die Ruſſen werden die Donau nicht überſchreiten, motivirt hatte.*) Die Weſtmächte ſchloſſen mit der Türkei am 12. März ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ab und ließen Landtruppen einſchiffen, um den Türken in der Vertheidigung des Balkan und Conſtantinopels beizuſtehen, da die Ruſſen offenbar dahin marſchirten. England wollte anfangs nur 10,000 Mann abgehen laſſen, aber der zu ihrem Befehlshaber ernannte Lord Raglan (der bei Waterloo einen Arm verloren) verlangte die doppelte Zahl und erhielt ſie. Auch dieſe Zahl war äußerſt unbedeutend und rechtfertigte die Vermuthung, daß England immer noch erwartet habe, Rußland werde bloßen Demonſtrationen nachgeben, oder aber daß England zuerſt Frankreich, dann Oeſterreich habe vorſchieben und ſeine eigenen Kräfte ſparen wollen. Uebrigens machte auch ein engliſcher Prinz, der Herzog von Cambridge, den Zug in die Levante mit und reiſte über Paris und Wien, um die Monarchen daſelbſt im Namen Englands zu becomplimentiren. Auch einige engliſche Regimenter wurden zu Lande über Paris ſpedirt und dort enthuſiaſtiſch begrüßt und geliebkoſt. Napoleon III. machte ein großes Nationalanleihen zum Behuf ſeiner Rüſtungen und man drängte ſich dergeſtalt zu den Unterzeichnungen herbei, daß ſchon im März 467 Millionen Franken gedeckt waren. Sofort gingen zunächſt 40—50,000 Mann unter Marſchall von St. Arnaud nach dem Orient ab. Die von Canrobert befehligte erſte Diviſion verließ Marſeille am 1. April. Ihr geſellte ſich

*) Dieſem Trotz und Hohn gab die St. Petersburger Zeitung am 25. März den ſchlagendſten Ausdruck in ein Paar Spottverſen:

England und Frankreich.	Rußland.
Räumt die Fürſtenthümer gleich, Oder wir bekriegen euch.	Gut wir räumen ſie noch heute, Aber — nach der andern Seite.

auch Prinz Napoleon, Sohn Jerome's, des ehemaligen Königs von Westphalen, bei. Ihr erster Landungsort war Gallipoli unterhalb der Dardanellen. Da die Landtruppen noch zu schwach waren, um etwas Großes unternehmen zu können, die Westmächte aber irgend etwas thun mußten, um ihre Stärke zu erproben und Russen und Türken Achtung zu gebieten, machten die Flotten einen Angriff auf Odessa, wo sie am 22. April eine Anzahl Handelsschiffe und einige Häuser in Brand steckten, ohne die eigentliche Stadt zu bombardiren, die sie offenbar schonen wollten. Es genügte ihnen, den Russen einen ersten Schrecken eingejagt zu haben.

Oesterreich war durch das Vorgehen der Russen verletzt worden. Zwar entschuldigte sich Kaiser Nicolaus, er habe die Donaulinie überschreiten müssen, weil die Westmächte in's schwarze Meer eingedrungen seyen. Allein das konnte Oesterreich nicht beruhigen. Oesterreich mußte um jeden Preis den von Kaiser Nicolaus beabsichtigten Eroberungszug nach Constantinopel verhindern. Es war bei Erhaltung des europäischen Gleichgewichts in dem gegenwärtigen Falle sogar noch mehr interessirt als England und Frankreich. Auf Oesterreich zuerst mußte die russische Uebermacht drücken, wenn die Türkei russisch wurde. Deshalb war Oesterreich fest entschlossen, die Russen nicht über den Balkan zu lassen. Es verständigte sich aber mit Preußen. Preußen hatte von Anfang an zugegeben, daß Rußland im Unrecht sey und daß es im preußischen Interesse nicht liege, die ungeheure Macht Rußlands durch Einverleibung der Türkei noch mehr anzuschwellen. Nur den Frieden wollte Preußen erhalten wissen. Es ging also gern auf das ihm von Oesterreich angetragene Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April ein, worin es sich verpflichtete, mit Oesterreich gemeinsam Rußland den Krieg zu erklären, wenn dessen Heer den Balkan überschreiten oder auch nur die Donaufürstenthümer Rußland förmlich incorporirt werden sollten. Aber Kriegsminister von Bonin wurde (5. Mai) entlassen, weil er

die bloße Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland einem „Vatermorde" verglichen hatte. Damals entfernte sich der Prinz von Preußen kurze Zeit vom Hofe. Auch der preußische Gesandte in London, Bunsen, empfing seinen Abschied, weil er das englische Interesse zu sehr mit dem preußischen verwechselt haben sollte. Die Wiener Conferenz vereinigte sich in einem neuen Protocoll vom 9. April zu einer entschiedenen Mißbilligung des weiteren Vorschreitens Rußlands.

Kaiser Nicolaus wollte aber noch nicht nachgeben. Die von Seiten der Westmächte ihm entgegengeschickten Streitkräfte waren noch unerheblich, die Drohungen der deutschen Mächte konnten ihm erst Besorgnisse einflößen, wenn er über den Balkan ging. Bis dahin blieb ihm noch ein weiter Spielraum, um glänzende Erfolge zu erringen. Fürst Paskewitsch, vermöge eines besonderen Privilegiums gleich dem Kaiser selbst mit Läuten aller Glocken in Jassy am 16. April und eben so in Bukarest empfangen, begab sich vor Silistria, dessen Belagerung schon am 14. begonnen hatte. Seine Absicht war, Omer Pascha aus Schumla herauszulocken, um ihn in offener Schlacht zu besiegen, ein Manöver, wie es Diebitsch im Jahr 1829 so wohl gelungen war (Th. IV. S. 191). Deswegen beschleunigte der russische Feldherr die Eroberung Silistria's anfangs nicht und ließ sogar die Cernirung der Stadt unvollendet, immer in der Erwartung, Omer werde ihr zu Hülfe kommen wollen. Aber Omer Pascha war schlau und that es nicht. Endlich sollte wenigstens die Stadt erobert werden, allein sie wurde vom Commandanten Mussa Pascha und von dem preußischen *) Artillerieoffizier Grach auf's einsichtsvollste und tapferste vertheidigt.

*) Schon mehrere Jahre vor dem Kriege waren Artillerieoffiziere auf Bitte des Sultans von Seite des Königs von Preußen nach Constantinopel geschickt worden, um die türkische Artillerie einzuüben. Das war seit dem Beginn des Krieges für die Türken von großem Nutzen. Grach war nicht in die Heimath zurückgekehrt, sondern bei den Türken geblieben. Auch er kam um.

Wüthende Stürme vom 27—29. Mai wurden abgeſchlagen, General Schilder beim Rückzug und bei der Verfolgung tödtlich verwundet, eben ſo aber auch Muſſa innerhalb der Stadt von einem Granatſplitter. Am 8. Juni erhielt Fürſt Paskiewitſch ſelbſt eine Contuſion, die ihn nöthigte das Lager zu verlaſſen, und am 21. gab er die Belagerung Siliſtria's auf und befahl den Rückzug der ganzen ruſſiſchen Armee über die Donau, ja ſelbſt über den Pruth.

Das hatte ſeinen einfachen Grund in dem energiſchen Vorgehen Oeſterreichs. Am 10. Juni kamen der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen in Tetſchen zuſammen und Preußen unterſtützte eine öſterreichiſche Note, worin Rußland aufgefordert wurde, unverzüglich die Donaufürſtenthümer zu räumen. Am 14. ſchloß Oeſterreich bereits mit der Pforte ſelbſt einen Vertrag, der ihm geſtattete, die Donaufürſtenthümer mit öſterreichiſchen Truppen zu beſetzen. Die zu Bamberg tagenden Vertreter der deutſchen Mittelſtaaten zögerten zwar bis zum 20. Juli, ehe ſie ſich an die beiden deutſchen Großmächte in der ruſſiſchen Frage anſchloſſen, vermochten aber dem ruſſiſchen Kaiſer keinen Rückhalt zu gewähren. Die Ankunft der erſten engliſchen und franzöſiſchen Regimenter in Varna, wohin ſie damals von Gallipoli aus eingeſchifft wurden, konnte, da ihre Zahl noch gering war und es ihnen an Transportmitteln fehlte, die Ruſſen eher zu einem Angriff locken, als ſie zum Abzug bewegen. Nur die drohende Stellung der öſterreichiſchen Armee unter Coronini in Siebenbürgen zwang die Ruſſen zur Umkehr, denn ein Marſch der Oeſterreicher an den Pruth hätte hingereicht, Paskiewitſch und die ganze ruſſiſche Armee von ihren einzigen Zufuhren abzuſchneiden und zur Capitulation zu zwingen. Indem aber Kaiſer Nicolaus ſeiner Armee den Rückzugsbefehl ertheilte, zog er aus dem ſcheinbaren Nachtheil, in den er gekommen war, wieder den größten Vortheil, denn die deutſchen Großmächte fühlten ſich durch die Nachgiebigkeit, die er *ihnen* erwieſen hatte, geſchmeichelt und beruhigt. Er

konnte von nun an darauf rechnen, daß ſie am activen Kriege keinen Theil nehmen würden. Die Oeſterreicher zogen in die Wallachei und Moldau ein, ſobald die Ruſſen dieſelben verließen, und trennten ſomit die beiden kriegführenden Parteien. Rußland war ſicher, daß ihm weder Omer Paſcha, noch die Weſtmächte über den Pruth folgen würden. Ein höchſt unkluger Verſuch der Alliirten, von Varna aus in die Dobrudſcha vorzudringen, endete kläglich, weil das unfruchtbare Land und die Hitze die Leute erſchöpfte. Die Cholera raffte in wenigen Tagen 2000 von ihnen hinweg (Ende Juli).

Der Krieg war eigentlich damals ſchon entſchieden. Von dem Augenblick an, in welchem Oeſterreich und Preußen ſich befriedigt zeigten, und die europäiſche Türkei, das Balkan- und Donaugebiet aufhörte, Kriegsſchauplatz zu ſeyn, waren die Weſtmächte theils zu ſchwach, theils fanden ſie wenig angreifbare Grenzen des ruſſiſchen Reichs, um entſcheidende Erfolge erringen zu können. Es war alſo vorauszuſehen, daß mehr oder weniger der status quo ante würde zurückgeführt werden, ſo zwar, daß Rußland für diesmal ſeinem türkiſchen Eroberungsplan entſagen mußte, aber auch keineswegs eine ſolche Schwächung ſeiner Macht erlitt, die ihm verwehrt hätte, denſelben Plan nächſtens wieder aufzunehmen. Es läßt ſich nicht läugnen, daß eine Schwächung Rußlands in der bezeichneten Art im Intereſſe der deutſchen Großmächte gelegen haben würde, mehr noch, als in dem der Weſtmächte, denn Oeſterreich und Preußen ſind durch die Uebermacht Rußlands noch viel unmittelbarer bedroht, als Frankreich und England. Man konnte wenigſtens erwarten, daß damals etwas geſchehen werde, um für Holſtein und Schleswig günſtigere Bedingungen zu erwirken. Sowohl Rußland als England waren damals im Fall, der deutſchen Stimme nachgeben zu müſſen und desfalls auf Dänemark einzuwirken. Aber der koſtbare Augenblick wurde verſäumt.

Durch die Neutralität Preußens wurde auch Schweden ver-

hindert, ſich den Weſtmächten anzuſchließen. Schweden konnte nichts ſehnlicher wünſchen, als eine Schwächung Rußlands, denn es lebte nur noch gleichſam durch die Gnade ſeines übermächtigen ruſſiſchen Nachbars. Aber eine ſchwediſche Armee hätte nur dann wagen dürfen, Finnland wiederzuerobern, wenn gleichzeitig eine preußiſche Armee gegen Riga vorgerückt wäre. Die Engländer rüſteten eine große Flotte unter Admiral Charles Napier aus, der auch eine franzöſiſche ſich beigeſellte, in der Abſicht, durch die Oſtſee bis in den finniſchen Meerbuſen vorzudringen, Kronſtadt, die Inſelfeſtung, welche den Zugang zur ruſſiſchen Hauptſtadt St. Petersburg beſchützt, zu erobern, und dann dieſe große Stadt ſelbſt, wenn nicht zu erobern, wozu es an einer Landmacht fehlte, doch zu bombardiren. Je nachdem die Flotten Erfolg haben würden oder noch eine Möglichkeit ſich darbot, Preußen zur Action gegen Rußland fortzureißen, hoffte man auch noch auf den Beitritt des mit Recht vorſichtigen Schwedens. Einſtweilen aber blieb Schweden neutral und Napier fand auf der ganzen Oſtſee nichts Beſſeres zu thun, als ruſſiſche Handelsſchiffe wegzucapern und an den Küſten Finnlands friedliche Städte und Dörfer, Holz- und Theervorräthe zu verbrennen, was die Finnen, die man hätte gewinnen ſollen, nur gegen die Weſtmächte erbittern mußte. Endlich vor Kronſtadt angelangt, erkannte Napier, dieſe Feſte ſey unangreifbar. Schiffe konnten nur auf einem ſchmalen Fahrwaſſer herankommen und waren der Wirkung unzähliger Geſchütze des ſchwerſten Calibers ausgeſetzt. Deshalb kehrten die Flotten im Herbſt wieder heim, nachdem einige franzöſiſche Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers am 16. Auguſt die kleine Feſtung Bomarſund auf den ruſſiſchen Alandsinſeln erobert hatten. Einige engliſche Schiffe waren auch in das weiße Meer eingedrungen, blokirten Archangel und zerſtörten den Hafen von Kola.

Damals war eine ruſſiſche Flotte unter Admiral Putjatine in den chineſiſchen Gewäſſern. Von dieſer Flotte plötzlich angegriffen, bombardirt und geplündert zu werden, befiel alle engliſchen

Wenn der Vertheidiger den Angeklagten den Händen der Juſtiz entreißt, ſo iſt ſein Zweck erreicht; wenn der Abgeordnete des Volks einem Mißbrauch abgeholfen, eine Steuer aufgehoben, ein der Menſchheit nützliches Geſetz durchgeſetzt hat, ſo iſt ſeine Miſſion erfüllt. Der Prediger, wenn er die Gemüther erſchüttert, und Thränen der Reue oder der Rührung aus den Augen gelockt, iſt ſich bewußt, ſeine Pflicht erfüllt zu haben. Derjenige endlich, dem die Belehrung der Jugend anvertraut iſt, wenn er ihre Aufmerkſamkeit lebhaft gefeſſelt hat, iſt zufrieden mit dem erlangten Reſultat. Aber, um ſich dieſes Erfolgs rühmen zu können, hat der Redner zwei Wege vor ſich: Entweder er hat dem Papier und dem Gedächtniſſe die Entwickelung ſeines Satzes anvertraut, oder er hat ſich auf ſein Rednertalent verlaſſen, und Alles von den unerſchöpflichen Hülfsquellen der Improviſation erwartet. Im erſten Falle würde ſeine Beredſamkeit Spuren hinter ſich laſſen und Monument ſeines rhetoriſchen Triumphs bleiben. **Scripta manent.** Im zweiten bleibt nichts von dem augenblicklichen Erfolge, und bald wird der Name des Redners ſich nur noch wie eine fabelhafte Tradition in die Erinnerungen der Nachwelt miſchen. **Verba volant.** Wenn auch der Zuhörer, der nichts untergehen laſſen möchte, verſucht, die lebendige, bewegte, anſprechende Rede zu bewahren, und jedes Wort aufzeichnet: es gelingt ihm doch nie ganz, ſich den Redner wieder zu vergegenwärtigen; denn der Accent und die Action, dieſe zweite Sprache der Improviſation, welche durch tauſend Hülfsmittel die unwillkürliche Unordnung der Grammatik und der Logik erſetzen, und die ſo lebhaft die Bedeutung des Worts und die Abſicht der Phraſe bezeichnen: ſie laſſen ſich nicht, die Feder in der Hand, bannen. Perikles, Athens erſter Redner, wenn man Cicero Glauben beimeſſen ſoll, war ohne Zweifel beredt, aber ſeine Beredſamkeit hat die Jahrhunderte nicht durchſchritten. Warum? weil ſie ganz im Menſchen ſelbſt war, weil er hundert Eigenſchaften beſaß, die den Redner von der Rede unzertrennbar machen. Er muß wohl ein ſeltenes Genie beſeſſen haben, denn ſelbſt die komiſchen Schriftſteller ſeines Zeitalters, welche man die Journaliſten ihrer Zeit nennen könnte, weil ſie an Jedermann Etwas zu tadeln fanden, ſprachen von ihm nur mit großer Bewunderung, die ſelbſt in ihren beißendſten Sätzen durchblickt. Thucydides, in ſeiner Geſchichte

Colonien im ſtillen Ocean eine paniſche Furcht. Zu Shanghai und Hongkong in China, ſogar zu Sidney und Melbourne in Neuholland flüchteten die reichen Engländer ihre Schätze. Die nämliche paniſche Furcht aber ergriff die Ruſſen, weil ihre Flotte ſich nicht getraute, den Kampf mit einer engliſchen aufzunehmen. Wie gejagte Haſen verſchlupften ſich die ruſſiſchen Handelsſchiffe in die verſteckten Häfen von Kamtſchatka, wo ſie dennoch von den Engländern aufgeſpürt wurden, indeß Putjatine mit der Kriegsflotte in einem neutralen Hafen in Japan ganz unbemerkt blieb und ſich mäuschenſtill hielt, ſo daß der engliſche Admiral Stirling, der an einem andern Küſtenpunct Japans landete, nichts von ſeiner Anweſenheit erfuhr. Der engliſche Admiral Price kam Ende Auguſt 1854 vor Petropaulowsk, konnte aber die kleine Feſtung nicht erobern und ſchoß ſich aus Unmuth mit einer Piſtole todt. Im nächſten Frühjahr kamen die Engländer wieder, fanden aber Petropaulowsk gänzlich verlaſſen, weil die ſchlauen Ruſſen es vorgezogen hatten, ſich mit allen Vorräthen in's Innere des Landes zurückzuziehen. Die Stadt wurde nun von den Engländern zerſtört, aber Sitka, wohin ſie ebenfalls kamen, geſchont.

Aegypten wagte damals keine Sonderpolitik mehr, ſondern leiſtete dem Sultan treue Lehnspflicht durch Zuſendung von Schiffen und Landtruppen. Der alte Mehemet Ali ſtarb geiſtesſchwach 1849, ſein energiſcher Sohn Ibrahim ſchon 1848, des letztern Sohn Abbas blieb dem Sultan ergeben und als er am 14. Juli 1854 ſtarb, that ſein Oheim und Nachfolger Said das Gleiche.

Die Landtruppen der Weſtmächte waren größtentheils nach Varna verſetzt worden. Nur ein ſtarkes Depot blieb in Konſtantinopel zurück, wo Kaſernen und Lazarethe für Franzoſen und Engländer mit Bewilligung des Sultans errichtet wurden. Die Truppen litten aber in Varna außerordentlich an ſchlechter Verpflegung, an der Hitze des Clima's, Ruhr und Cholera, und retteten bei einem großen Brande, der die Stadt am 10. Auguſt verzehrte, nur mit äußerſter Noth ihr großes Pulvermagazin.

Auch mit den Türken vereinigt waren ſie nicht ſtark genug, um etwa vom Pruth oder Odeſſa aus in's Herz Rußlands vordringen zu können, weil ſie von Oeſterreich desfalls nicht unterſtützt wurden. In einem großen Kriegsrath zu Varna wurde berathen, was jetzt anzufangen ſey? Ferhat Paſcha (General Stein, der Renegat) von der türkiſchen Armee in Aſien forderte dringend zu einer Unterſtützung dieſer Armee durch die Weſtmächte auf und ſetzte auseinander, wie leicht es ſeyn würde, die Ruſſen aus Transkaukaſien zu vertreiben und welches reiche Pfand dadurch gewonnen werden würde. Auch ein Schwager Schamyls erſchien mit 50 tſcherkeſſiſchen Häuptlingen, ſprach in gleichem Sinn und bot die ganze Macht der Tſcherkeſſen an. In der That wäre es den Ruſſen unendlich ſchwer geworden, ſich gegen die vereinigte Macht der Weſtmächte, der Türken und Schamyls zu behaupten oder in dieſen fernen Gegenden Verſtärkungen an ſich zu ziehen. Sie waren unter dem transkaukaſiſchen Gouverneur, dem alten Fürſten Woronzof (der bald ſein Amt niederlegte) und einigen energiſchen Generalen nur relativ ſtärker, als die zwar zahlreiche, aber faſt nur aus Baſchi Bozuks beſtehende türkiſche Armee in Aſien unter ihren uneinigen und unfähigen Führern. Wenn aber Omer Paſcha mit der regulären türkiſchen Armee, wenn eine franzöſiſch-engliſche Armee gekommen wäre, ſo hätten die Ruſſen unfehlbar unterliegen müſſen. Gerade damals erfochten ſie wieder einige Siege in Aſien, am 9. Juni bei Uſurgeti, am 31. Juli fiel die Feſtung Bajazet in ihre Hände und am 5. Auguſt ſiegten ſie nochmals bei Kuruk Dara. Ihnen hier mit Kraft entgegenzutreten, mußte beſonders im Intereſſe Englands liegen. Waren die Ruſſen einmal aus Transkaukaſien vertrieben, ſo herrſchte Englands Einfluß in Perſien vor, das beſte Mittel, ſein indiſches Reich zu ſchützen und ſein Anſehen in ganz Aſien zu verſtärken. Aber Frankreich lag weniger an dieſer Eroberung, die es nicht für ſich, ſondern mehr für England gemacht haben würde. St. Arnaud entſchied für einen Angriff auf Sebaſtopol, den großen Kriegshafen in der Krimm,

um hier die russische Macht rasch und aufs empfindlichste zu treffen, denn seine Soldaten verlangten nach so langer tödtlicher Ruhe nach Kampf und Sieg, und er selbst, der französische Marschall, fühlte bereits den Tod in seinen Adern und wollte nicht ruhmlos sterben. Lord Raglan aber billigte den Plan, weil es die Zerstörung der russischen Marine im schwarzen Meere galt.

Die Franzosen und Engländer hatten in Gallipoli, Varna und in der Dobrudscha, ohne den Feind gesehen zu haben, nur an Krankheiten bereits 15,000 Mann verloren, waren aber nach den Listen noch 55,000, in der Wirklichkeit vielleicht etwas weniger stark, und schifften sich nebst 6000 Türken nach der Krimm ein, wo sie am 14. September in der Nähe von Eupatoria landeten, ohne vom Feind aufgehalten zu werden. Der Anblick der vielen hundert großen und kleinen Schiffe, die bei heiterem Himmel hier anlangten, soll äußerst majestätisch gewesen seyn. Eupatoria liegt an der Westküste der Krimm auf ebenem Ufer. Die ganze Halbinsel ist eben, größtentheils unbebaut und wasserarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieses Gebirge lauft vom Westen her eine Meeresbucht hinein und in sie mündet das Flüßchen Tschernaja. Auf der Südseite dieser Bucht aber liegt die befestigte Stadt Sebastopol, auf der Nordseite liegen starke Festungswerke. Innerhalb der Bucht befand sich damals die russische Flotte, mit der Admiral Nachimof bei Sinope gesiegt hatte, im Hafen eingeschlossen, 54 Segel, die es nicht wagten, auszulaufen und sich mit den Flotten der Westmächte zu messen. In der Festung waren ungeheure Vorräthe von schwerem Geschütz und Munition gehäuft, die Ausrüstungsmittel für große Flotten auf lange Zeit. Der commandirende Obergeneral und Gouverneur der Krimm, Admiral Fürst Menzikof, hatte zwar weniger Truppen bei der Hand, als die Verbündeten, nahm aber jenseits der Alma auf dem Gebirge mit 33,000 Mann eine so feste Stellung, daß er hoffte, die Macht des Feindes werde sich hier brechen und erschöpfen; ja er war so zuversichtlich, daß er die Damen von Sebastopol einlud, nach sei-

nem Lager zu fahren und die Vernichtung des Feindes mit anzuſehen. Als aber die Verbündeten am 20. September an die Alma heranrückten, erſtieg General Bosquet mit den tapfern Zuaven*) die beinah ſteilrechten Uferfelſen in der linken Flanke der Ruſſen und brachte ſogar Kanonen in ſolcher Schnelligkeit hinauf, daß Menzikof, obgleich er in der Front durch ſein wohlgezieltes Feuer den Engländern und Franzoſen ſchwere Verluſte zufügte, dennoch durch jenen Angriff in der Flanke zum Rückzug gezwungen wurde, ja er wäre vernichtet worden, wenn die Verbündeten Reiterei zum Verfolgen gehabt hätten. Da er ſich oſtwärts in die Gebirge zurückgezogen und Sebaſtopol mit einer nur ſchwachen Beſatzung weſtwärts liegen ließ, hätte dieſe Feſtung überrumpelt und genommen werden können. Aber eine Recognoscirung der nördlichen Forts ergab, daß dieſelben zu ſtark ſeyen, um, ohne vorher Belagerungsgeſchütz anzuwenden, erſtürmt werden zu können. In einem Kriegsrath, dem Marſchall St. Arnaud zum letztenmal anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde nun beſchloſſen, eine neue Stellung ſüdwärts von Sebaſtopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tſchernaja gegen einen Angriff von Oſten her geſchützt wird und im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Weſten durch die Bucht von Kamieſch die Verbindung mit den Flotten offen ließ. In dieſer Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entſatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebaſtopol eher zu erobern, ſofern es gerade auf dieſer Seite damals noch viel weniger befeſtigt war. Ein raſcher Sturm wäre hier, wie die Ruſſen ſelbſt ſpäter eingeſtanden haben, wahrſcheinlich gelungen, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken

*) Urſprünglich eingeborne Afrikaner, die von den Franzoſen in Algier angeworben wurden, nach und nach aber erſetzt durch Franzoſen, welche nur die muhamedaniſche Tracht beibehielten. Cavaignac war eine Zeitlang ihr Chef geweſen. Sie galten als die feurigſten und unbeſieglichſten Truppen der Armee.

in die Unternehmungen der Franzoſen, während die Engländer überhaupt immer langſamer und methodiſcher handelten. Der Sturm wurde nicht gewagt.

Ganz Europa aber durchlief die angeblich von einem Tartaren an die türkiſche Grenze gebrachte Nachricht, Sebaſtopol ſey unmittelbar nach der Schlacht an der Alma gefallen, und ein vorzeitiges Jubelgeſchrei folgte ihr als lange nachhallendes Echo.

In der Wirklichkeit hatten die ſiegreichen Armeen nichts gewonnen, ſondern ihre Noth ging jetzt erſt an. Sie hatten die erſte koſtbare Zeit verſäumt und Menzikof konnte die Beſatzung der Feſtung verſtärken. Das Glück gab ihm in dem Artilleriehauptmann Todtleben einen Gehülfen, wie er ihn brauchte, denn dieſer geniale Officier, der während der nachfolgenden Belagerung bis zum General emporſtieg, ſchuf in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südſeite der Stadt her neue, zahlreiche und auf's vortrefflichſte angelegte Redouten, Gräben, Minen ꝛc. und machte den Zugang faſt unmöglich. Gleich nach der Schlacht an der Alma hatte Menzikof ſchon den Eingang vom Meer zum Hafen durch Verſenkung ſieben großer Schiffe auch für die Flotten der Weſtmächte unnahbar gemacht.

St. Arnaud konnte noch auf ein Schiff gebracht werden, ſtarb aber am 29. September auf dem Meere, in tiefem Schmerz und hoher Freude zugleich, denn bis auf den letzten Augenblick überwog bei ihm das ſtolze Gefühl des Siegers die körperlichen Leiden und die beängſtigende Gewißheit eines frühen Todes. Dieſer Marſchall hatte für die franzöſiſche Armee noch eine andere Bedeutung. Er war nämlich ſehr fromm und pflegte unter den Truppen jene hohe Achtung für die Religion, durch die ſich die Franzoſen in der Krimm ſo auffallend auszeichneten. Die unzertrennlichen Gefährten und Lieblinge der franzöſiſchen Armee waren die barmherzigen Schweſtern, welche die Lazarethe beſorgten, und die Feldprieſter. General Canrobert übernahm an St. Arnauds Stelle den Oberbefehl.

Die Engländer ſetzten ſich an der Bucht von Balaklava, die Franzoſen an der von Kamieſch feſt und begannen auf dem Plateau die regelmäßige, ſehr langweilige Belagerung der Südſeite von Sebaſtopol. Die Eröffnung von Laufgräben war wegen des felſigen, nur von einer dünnen Erdſchicht bedeckten Terrains äußerſt ſchwierig. Am 17. October verſuchten die Verbündeten die erſte großartige Beſchießung des Platzes zugleich vom Lande und von der Flotte aus, aber die Ruſſen beſaßen viel mehr ſchweres Geſchütz und erwiderten das Feuer mit ſolcher Ueberlegenheit, daß die Verbündeten einen Sturm, den ſie anfangs im Sinn gehabt, nicht wagten. Am unzureichendſten hatten ſich die Flotten erwieſen, deren Kanonen an den Mauern der Feſtung nur ſchwache Verheerungen angerichtet, aber ſelbſt vom feindlichen Feuer ziemlich empfindlich gelitten hatten. Seitdem wagten die Flotten gar keinen Angriff mehr und dienten nur noch, Lebensmittel, Munition und Verſtärkungen nach der Krimm und Verwundete von dort zurückzubringen. Die Ruſſen in der Feſtung verloren aber am 17. an Todten 500 Mann, worunter ihr tapferer Viceadmiral Kornilof. Nach dieſem mißlungenen Angriff ließ der ruſſiſche Gegenſtoß nicht auf ſich warten. Am 25. October befahl Menzikof, nachdem ihm eben Verſtärkungen zugekommen waren, dem General Liprandi, die Stellung der Engländer bei Balaklava anzugreifen. Die engliſche Reiterei ſtürzte ſich allzu blind in den Kampf und erlitt ungeheuren Verluſt. Die Ruſſen behaupteten das Schlachtfeld und unternahmen am 5. November einen noch weit energiſcheren Angriff. Denn die Großfürſten Nicolaus und Michael waren gekommen und von dem Heere, welches früher unter Gortſchakof an der Donau operirt hatte, neue Verſtärkungen angelangt. Mit 51,000 Mann wurde nun die engliſche Stellung abermals forcirt, bei Inkerman. Allein die ruſſiſchen Corps waren ungeſchickt geführt und ſo gelang es dem ſchnellblickenden Bosquet, ihnen in die Flanke zu kommen und durch ſeine Kühnheit die Engländer zu retten. Die Ruſſen mußten mit ſchwerem Verluſt umkehren. Nun aber fiel der Herbſtregen

in Strömen nieder, setzte die ganze Gegend unter Wasser, füllte die Gräben aus und machte die von den verbündeten Truppen sehnlichst gewünschte Erstürmung der Stadt um so unmöglicher, als die Russen sich immer mehr verstärkten, die Verbündeten aber sich durch Schlachten und Krankheiten schwächten.

Es war nicht mehr möglich, die Stadt zu gewinnen. Die westmächtlichen Truppen mußten sich auf ein langes Winterlager einrichten und, wenn sie nicht von der überlegenen russischen Macht wollten ins Meer geworfen werden, sich verstärken. Als sie von Varna nach der Krimm abfegelten, hatten sie gehofft, mit einem raschen Handstreich Sebastopol zu nehmen. Auf ein Ueberwintern im freien Felde waren sie nicht vorbereitet. Die warmen Kleider, Pelze, Holzvorräthe ꝛc. langten alle erst an, als die rauhe Jahreszeit schon begonnen hatte. Die elenden Ortschaften in der Nähe von Sebastopol boten keine Quartiere, kaum Räume genug zu Lazarethen dar. Man mußte also unter Zelten oder in Baraken wohnen, welch letztere jedoch wegen Holzmangels nicht leicht herzustellen waren. Die Franzosen standen sich besser, theils weil die Regierung mehr für sie sorgte, theils weil sie, erfinderisch in Auffindung von Auskunftsmitteln, immer rasch und in unverwüstlicher guter Laune sich selbst zu helfen wußten. Die Engländer aber litten unsäglich, weil die Generale sich nicht um die Armeeverwaltung bekümmerten, die Verwaltung selbst unglaublich pedantisch und gewissenlos handelte und die gemeinen Soldaten apathisch ihr Elend trugen, ohne zu murren oder zu energischer Selbsthülfe zu greifen. Aus England langten ganze Schiffe mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Lagerutensilien aller Art an, blieben aber am Ufer Balaklava's unausgepackt liegen, ja wurden zum Theil zurückgeschickt, weil die Ausweispapiere in Unordnung gekommen waren und kein Beamter etwas ablieferte, wozu er nicht beordert war, den Officieren und Soldaten aber nicht einmal einfiel, sich die Sachen selber zu holen. Hunderte starben in dünner Kleidung unter schlechten Zelten in stolzer Resignation, während eine Stunde

davon Pelze, warme Wollenkleider, Nahrungs- und Arzneimittel in Fülle lagen, die aber niemand aus den Kiſten und Ballen herauszunehmen wagte. Im November wurde das ſchwarze Meer von ſchrecklichen Stürmen gepeitſcht und viele Schiffe gingen dabei zu Grunde, auch ſolche, welche reiche Vorräthe nach der Krimm bringen ſollten, hauptſächlich am 14. die großen Schiffe Heinrich VI., Prince*) und Pluto. Auch die Ruſſen unterließen nicht, fort und fort das Lager der Verbündeten, beſonders nächtlicher Weile, zu allarmiren und gönnten ihrem Feinde keine Ruhe. Die Folge davon war eine außerordentliche Sterblichkeit im Lager. Alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Konſtantinopel ab. Hier und in der Krimm ſelbſt leiſteten die barmherzigen Schweſtern und eine Geſellſchaft engliſcher Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale an der Spitze, die treueſten Dienſte, vermochten aber bei weitem nicht alle Leiden zu lindern, weil die Zahl der Kranken zu groß und die Anſtalten mangelhaft waren. Der Sultan ſelbſt erwies den barmherzigen Schweſtern eine großherzige Theilnahme, nannte ſie „Engel des Friedens“ und erlaubte ihnen, ſich in jeder Bedrängniß unmittelbar an ihn zu wenden.

Trotz aller Noth aber hielten die Franzoſen in der Krimm mit frohem Muthe aus und ergötzten ſich ſogar an einem raſch im Lager improviſirten Theater, bei welchem die Soldaten ſelbſt Schauſpieler und Zuhörer abgaben. Nur eine kurze Zeit, im erſten Unmuth, murrten die Zuaven und verlangten nach ihrem Lieblingsgeneral von Afrika her, dem feurigen Lamoricière, von dem ſie glaubten, er werde ſie raſcher zum Ziele führen. Die ſtoiſchen Engländer, wenn gleich durch Schlachten und Krankheiten bis zu einer „franzöſiſchen Diviſion“ herabgeſunken, ließen ſich

*) Dieſes Schiff war ausſchließlich mit Pelzen für die Armee beladen. Man hatte nicht einmal die Vorſicht gehabt, ſolche nothwendige Vorräthe auf mehrere Schiffe zu vertheilen.

doch durch nichts aus der Faſſung bringen. Beide Truppen achteten ſich hoch und hielten gute Kameradſchaft.

Mittlerweile herrſchte immerfort noch die lebhafteſte Bewegung in den europäiſchen Cabinetten, um den Streit wo möglich bald auf diplomatiſchem Wege zu ſchlichten. Denn der Krieg koſtete den Mächten, die ihn führten, unermeßliche Opfer und ein großes Ergebniß, ein namhafter Vortheil ließ ſich für keinen Theil mehr erwarten, ſeitdem die deutſchen Großmächte durch den Rückzug der Ruſſen über den Pruth in der Hauptſache befriedigt waren. Die Grundlage, auf welcher die beiden Weſtmächte allein ferner unterhandeln wollten, ſollten nach ihrer Erklärung vom 22. Juli 1854 vier Puncte bilden: 1) die Aufhebung des bisherigen ruſſiſchen Protectorats in der Moldau, Wallachei und Serbien, 2) die vollkommene Freiheit der Donauſchifffahrt, 3) die Reviſion der älteren Verträge, damit das Gleichgewicht eine Wahrheit werde und das bisherige Uebergewicht Rußlands im ſchwarzen Meere ein Ende nehme, 4) die Verwerfung jedes Separatprotectorats einer einzelnen Macht über die Chriſten in der Türkei, unter der Vorausſetzung, daß nur ſämmtliche Großmächte gemeinſchaftlich von der Türkei desfalls Garantien fordern dürften. Auch Oeſterreich und Preußen unterſtützten dieſe Forderungen in ihren Noten vom 10. und 13. Auguſt. Aber Rußland ging nicht darauf ein (Note vom 26. Auguſt). Preußen interpretirte ſeinen Vertrag mit Oeſterreich vom 20. April dahin, daß die Hauptbedingung deſſelben durch den Rückmarſch der Ruſſen über den Pruth erledigt ſey. (Note vom 3. September.)

Durch die ſtolze Haltung Rußlands und durch das abſolute Neutralbleiben Preußens ſah ſich Oeſterreich gezwungen, was es bisher mit Demonſtrationen und Aufſtellung einer mäßigen Heeresmacht erreicht, durch energiſchere Mittel aufrecht zu erhalten. Es ſtellte ein großes Heer in Siebenbürgen, ein zweites in Gallizien auf und ſchloß ſich den Weſtmächten näher an. Preußen, welches aufrichtig neutral bleiben und den Frieden Mitteleuropa's erhalten

wollte, mahnte Rußland nun dringender, ſeinerſeits mehr nachzugeben. Da erließ Graf Neſſelrode am 6. November eine Note, die mit den Worten begann: „Um Deutſchland vor den Uebeln zu bewahren, von welchen es durch eine Spaltung zwiſchen den beiden deutſchen Großſtaaten bedroht ſeyn würde, iſt der Kaiſer geneigt, an Friedensverhandlungen Theil zu nehmen.“ Man konnte von der Stellung Deutſchlands nicht verächtlicher und übermüthiger reden. Dennoch war hinter dieſer Frechheit Furcht verſteckt. Sie wurde von beiden deutſchen Mächten mit Würde beantwortet. Preußen unterzeichnete bereits am 26. November einen Zuſatzartikel zum Bündniß vom 20. April und erklärte ſich nunmehr für die vier Puncte. Oeſterreich aber ging am 2. December ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und England ein. Dieſe Energie war für Oeſterreich mit nicht geringen Opfern verbunden. Es mußte, um hinreichende Streitkräfte aufſtellen zu können, ſeine Staatseiſenbahnen auf 90 Jahre für 77 Millionen Gulden verpachten und ein Nationalanlehen von 350—500 Mill. aufnehmen, das mit eben ſo viel Patriotismus und eben ſo ſchnell zu Stande kam, wie das franzöſiſche. Faſt allgemein erwartete und hoffte man damals, Oeſterreich werde gegen Rußland das Schwert ziehen und es nicht eher wieder in die Scheide ſtecken, als bis es im Bunde mit den Weſtmächten ſich das „materielle Pfand“ zugeeignet haben würde, ohne welches es Europa nicht möglich war, ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß Rußland die Eroberung der Türkei nicht immer und immer wieder von neuem verſuchen würde. Das war der feurigſte Moment der Allianz. Palmerſton reiſte nach Paris, um mit Napoleon III. die kräftigſte Unterſtützung der Krimmarmee zu verabreden.

Da gab Rußland nach und ließ durch ſeinen Geſandten, Fürſten Gortſchakof, in Wien am 28. November erklären, es laſſe ſich die vier Puncte als Ausgangspuncte bei den Friedensunterhandlungen gefallen. Dieſe Verhandlungen begannen in Wien und wurden eifrig fortgeſetzt, aber ohne Ergebniß, weil es Rußland

Griechenlands, hat zwar Perikles göttliche Worte in den Mund gelegt, aber es ist bekannt, daß die Geschichtschreiber jener Zeit ihre Redner sprechen ließen, wie es ihnen beliebte, und daß mehr als ein sonst berühmter Mann den Ruf eines großen Redners allein dem geschickten Betrug seines Biographen verdankt.

Man erstaunt oft darüber, daß das Gewaltige in den Reden des Tiberius und Caius Gracchus in der Stille des Zimmers verschwindet, daß sie meist jenes Lebens, jener Heftigkeit, jener Glut von Begeisterung entbehren, welche man bei Cicero bewundert, und welche man mit Recht bei diesen genialen Tribunen sucht. Natürlich — das improvisirte Wort ist eben nicht das Resultat einer gelehrten und künstlichen Arbeit, sondern die Frucht einer augenblicklichen Eingebung, dazu bestimmt, eine electrische Macht über die Massen auszuüben und sie lebhaft, aber freilich nur vorübergehend, zu erschüttern. Auch können die Werke der Beredsamkeit, die nicht untergehen sollen, zu ihrem Glanzpunkt nur in den Zeiten gelangen, wo der gute Geschmack herrscht. In diesem Sinne kann Cicero der feurigste römische Redner genannt werden, weil seine Beredsamkeit das ewig dauernde Leben besitzt, welches nur den Meisterwerken des Genies eigen ist. Aulus Gellius in seinen „Attischen Nächten" gibt uns ein auffallendes Beispiel dieser Verschiedenheit. Er zieht eine Parallele zwischen dem Rednertalent eines der Gracchen und dem Cicero's, welche beide eine Erzählung der körperlichen Züchtigung machten, die an einem römischen Bürger vollzogen wurde. Die Rede des Letztern athmet Leidenschaft, Feuer, Entrüstung; mit welcher Kunst ruft er mehrmals den Namen „römischer Bürger" aus, diesen Namen, den alle Völker mit religiöser Ehrfurcht aussprachen, diesen heiligen Titel, welchem keine Macht ungestraft Trotz bieten durfte! Andererseits mußte Gracchus zwischen den Rostris in Stimme und Action einen wunderbaren Effect machen; aber diese flüchtige Improvisation, entblößt von dem Zauber der Geberden, der Stimme, erstarrt auf dem Papier. Uebrigens vereinigen sich alle Zeitgenossen der Gracchen in ihrem Urtheil über sie; sie gestehen ihnen eine große Ordnung im Ideengang, Kraft in der Argumentation, Gediegenheit der Gedanken und Energie im Ausdruck zu, aber keine Kunst, keine Zartheit, keine Grazie, keine Sorgfalt in der Verbindung der Worte, keine Kenntniß der Harmonie

mit dem Nachgeben und Friedenmachen nicht Ernſt war, es vielmehr nur Zeit zu gewinnen ſuchte, um die Verbündeten wieder zu trennen. Vor allem lag ihm daran, das Gegengewicht gegen Oeſterreich in Deutſchland ſelbſt zu verſtärken. Indem es durch ſeine ſcheinbare Nachgiebigkeit Preußen wieder umſtimmte, verſicherte es ſich auch der Bamberger Coalition. Dieſelben deutſchen Mittelſtaaten, die noch vor wenigen Jahren für Oeſterreich gegen Preußen ſtanden, wendeten ſich jetzt auf einmal von Oeſterreich ab und ſchloſſen ſich der ruſſenfreundlichen Neutralitätspolitik in Berlin an, zuerſt Sachſen, dann Bayern. Ein großes ruſſiſches Heer ſtand in Polen, um Galizien zu bedrohen. Dieſes Heer konnte möglichenfalls eher vor Wien ſtehen, als die öſterreichiſche Hauptarmee unter Heß in Siebenbürgen dahin zurückzukehren im Stande war, weil Kronſtadt viel weiter von Wien entfernt iſt als Krakau. Kam es zum Kriege, ſo mußte ſich Oeſterreich die rechte Flanke decken durch Preußen und den deutſchen Bund. Es verlangte daher in Frankfurt ſofortiges Aufgebot der deutſchen Bundescontingente, aber Preußen und die Mittelſtaaten ließen ſich am 30. Januar 1855 nur zu einer „Kriegsbereitſchaft“ herbei, wobei an wirkliches Mobilmachen noch nicht gedacht wurde und man es abſichtlich im Ungewiſſen ließ, gegen wen Krieg geführt werden ſollte.*)

Unter dieſen Umſtänden konnte Oeſterreich nicht offenſiv gegen Rußland vorgehen. Napoleon III. hatte ſich ſchon bereit erklärt, Oeſterreich die Ruhe in Italien zu garantiren, wenn es das Schwert gegen Rußland ziehen wolle. Das letztere unterblieb nun, folglich auch die Garantie, und neue, für Oeſterreich ſehr bedenkliche Combinationen traten ein. Sardinien nämlich ſchloß ein enges Bündniß mit den beiden Weſtmächten, rüſtete 15,000 Mann unter

*) Preußen äußerte gegen Oeſterreich, die Rüſtungen in Frankreich kommen ihm bedrohlich vor; Oeſterreich antwortete, für Oeſterreich ſeyen ſie ſo wenig bedenklich, wie die ruſſiſchen Rüſtungen es für Preußen zu ſeyn ſchienen. Note vom 12. Februar.

General La Marmora gegen die Krimm aus und erkaufte ſich dadurch die Duldung, ja Förderung ſeiner italieniſchen, in ihrem letzten, noch verborgenen Ziele Oeſterreich verderblichen Politik, wie nach wenigen Jahren offenbar wurde. Dieſe Combination wurde maskirt durch ein allgemeines Werben der Weſtmächte, als ob ſie um jeden Preis Hülfstruppen brauchten. England warb eine deutſche Legion, Frankreich eine ſchweizeriſche, unter Ochſenbein, der in franzöſiſche Dienſte trat. Indeß unterſagte der deutſche Bund die Werbungen auf ſeinem Gebiet und auch in der Schweiz fanden ſich nur wenige Freiwillige ein.

In England erklärte ſich die Oppoſition im Parlament und in der Preſſe mit großer Entrüſtung über die ſchlechte Armeeverwaltung und im Unterhauſe ſtellte Roebuck den Antrag auf eine gerichtliche Unterſuchung dieſer Angelegenheit. In Folge deſſen mußte (am 29. Januar) Lord Aberdeen, der alte Freund Rußlands und der vormärzlichen Metternich'ſchen Friedenspolitik, aus dem Miniſterium austreten, in welchem fortan Palmerſton allein Meiſter wurde. Aber die Unterſuchung zog ſich in die Länge und führte zu keinem Ergebniß, denn es waren zu viele compromittirt! Es handelte ſich nicht bloß um die ſchlechte Verwaltung, ſondern auch um die ſchlechte Führung. Eine durchgreifende Reform des Heeres ließ ſich unter den ganz eigenthümlichen Verhältniſſen Englands nicht bewirken. Die Söhne der Ariſtokratie, welche ſämmtliche Offiziersſtellen kauften, bildeten, auch wenn ſie unfähig waren, für die engliſche Verfaſſung eine ſicherere Garantie, als wenn das Verdienſt allein zu höheren Stellen befördert, aber auch einen gefährlichen Ehrgeiz genährt haben würde. Man half ſich durch Wechſel der Perſonen. Napier wurde, weil er in der Oſtſee nichts ausgerichtet, von der Flotte entfernt und der alte Dundas an ſeine Stelle geſetzt, um eben ſo wenig auszurichten. Um in der Krimm die Verbindung zwiſchen dem Hafen von Balaklava und dem engliſchen Lager durch eine kleine Eiſenbahn zu erleichtern, wurden Schienen, Locomotive und Arbeiter dahin geſchickt, die im Februar

ankamen, um die ſich aber der engliſche Generalſtab gar nicht bekümmerte, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. So pedantiſch war jeder Dienſtzweig vom andern getrennt.

In Frankreich machte eine Brochüre großes Aufſehen, die der eben aus der Krimm heimgekehrte Prinz Napoleon geſchrieben haben ſollte. Darin war die ganze Expedition und ſelbſt das Bündniß mit England und Oeſterreich ſcharf getadelt. Der Kaiſer ließ ſich jedoch nicht irre machen und that wohl, denn ſofern er ſich aus der Krimm nicht ohne die ſchwerſten Verluſte zurückziehen konnte, mußte man die Eroberung von Sebaſtopol um jeden Preis durchſetzen.

Kaiſer Nicolaus befahl am 10. Februar eine allgemeine Bewaffnung des ruſſiſchen Volkes und ſchickte Truppen über Truppen nach der Krimm. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. In der ſüdruſſiſchen Steppe wurden ganze Compagnien im Schnee begraben oder ſtarben vor Hunger und Kälte. Große Hoffnungen ſetzte der Kaiſer auf eine Expedition gegen Eupatoria. Hierhin hatte Omer Paſcha einen Theil ſeines Heeres gezogen, um die Alliirten, die vor Sebaſtopol lagen, zu unterſtützen. Nun ſollte General Wrangel mit einem ſtarken ruſſiſchen Corps Eupatoria überfallen und wegnehmen. Der Angriff erfolgte am 16. Februar, wurde jedoch abgeſchlagen. General Chrulef, den Wrangel vorausſchickte, fand die Verſchanzungen der Türken zu ſtark. Die Türken fielen aus und ſchlugen ihn zurück. Hierauf rückte Omer Paſcha mit ſeiner ganzen Armee aus und hatte das Vergnügen, ſich einbilden zu können, ſein bloßer Anblick habe die Ruſſen vertrieben, weil dieſe ſich freiwillig zurückzogen. Sie mußten ſich zurückziehen, da ein Handſtreich auf die Stadt nicht ausführbar war, eine längere Belagerung aber Zufuhren erfordert hätte, die ſie in dem öden Lande nicht unterhalten konnten. Aus demſelben Grunde war es den Alliirten unmöglich, von Eupatoria aus eine Diverſion im Rücken Menzikofs zu machen. Sie hätten auf Wagen alle ihre Lebensmittel einſchleppen müſſen und hatten zu wenig

Pferde. Wie natürlich nun auch alles bei Eupatoria zugegangen war und von wie geringem Nutzen ſelbſt eine Eroberung dieſer Stadt für die Ruſſen geweſen wäre, ſo ſcheint doch Kaiſer Nicolaus eine andere Anſicht von der Wichtigkeit der Wrangel'ſchen Operation gehegt zu haben. Ihr Mißlingen ſoll ihn ſtark afficirt haben. Er war ſchon etwas kränklich und ſtarb unerwartet ſchnell am 2. März.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. war friedlicher geſinnt und weil er an den früheren Uebergriffen Rußlands keine Schuld trug, auch leichter als ſein Vater im Stande, ohne ſich zu compromittiren, Frieden ſchließen zu können, aber er durfte der Ehre des Vaters nichts vergeben und die Rüſtungen zur Vertheidigung Sebaſtopols nicht unterbrechen. Sein erſtes Manifeſt erklärte, er werde ganz im Syſtem ſeines Vaters, der großen Katharina und Peters I. handeln, lautete mithin unerwartet kriegeriſch und drohend. Allein der Verluſt der ruſſiſchen Truppen ſeit dem Beginn des Feldzugs wurde bereits zu 250,000 Mann berechnet; auch die Weſtmächte hatten ſchon beträchtliche Opfer an Menſchen und Geld gebracht, ſelbſt Oeſterreich litt unter ſeinen finanziellen Anſtrengungen und auch in ſeinen Lagern an den Grenzen graſſirten Seuchen, die viele Mannſchaft wegrafften. Man durfte von allen Seiten Neigung zum Frieden vorausſetzen, es handelte ſich nur noch um ein geringes Maaß von Bürgſchaften, welche die Weſtmächte und Oeſterreich von Rußland verlangten und verlangen mußten, weil ſonſt der ganze Krieg zwecklos geweſen wäre. Schon am 15. März wurde daher die Friedensconferenz zu Wien abermals eröffnet. Unmittelbar vorher machte der neue ruſſiſche Kaiſer Europa eine Conceſſion, indem er den Fürſten Menzikof aus der Krimm abrief und dem Fürſten Gortſchakof den Oberbefehl daſelbſt übertrug. Hatte Menzikof auch wegen Kränklichkeit ſeine Entfernung ſelbſt verlangt, ſo ſah man doch gern in der Beſeitigung deſſen, der als übermüthiger Urheber des Kriegs betrachtet wurde, eine Sühne.

Inzwiſchen war es für die Weſtmächte zur moraliſchen Unmöglichkeit geworden, ſich, ohne Sebaſtopol erobert zu haben, aus der Krimm zurückzuziehen. Ein ſolcher Rückzug wäre einer Niederlage gleichgekommen, hätte namentlich die Ehre der franzöſiſchen Fahne befleckt, die Stellung Napoleons III. tief erſchüttert und den Ruſſen zugleich das Recht verſchafft, ſo wenig als möglich nachzugeben. Der Kaiſer der Franzoſen war daher feſt entſchloſſen, Sebaſtopol zu erobern und ſchickte im Januar den General Niell, einen der tüchtigſten Ingenieure, nach der Krim, um von den begangenen Fehlern Einſicht zu nehmen und eine wirkſamere Methode der Belagerung einzuleiten. Nach ſeinem Rathe wurde nun der Hauptangriff auf die Vorſtadt Karabelnaja gerichtet, in der rechten Flanke der Belagerer. Aber Niell fand einen würdigen Gegner in Todtleben, der die Verſchanzungen auf dieſer Seite vervielfältigte und beſonders den ſ. g. Malakofthurm zu einem kaum einnehmbaren Bollwerk umformte. Obgleich nun noch lange Zeit größere Kämpfe unterblieben, weder von den Weſtmächten ein Hauptſturm noch von den Ruſſen ein Entſatzverſuch gemacht wurde, ſo entbrannte doch täglich und nächtlich ein kleiner mörderiſcher Krieg zwiſchen den allmählig immer weiter vorbringenden Laufgräben der Belagerer und den Belagerten. Scharfſchützen von beiden Parteien gruben ſich in Erdlöcher und ſchoſſen die Artilleriſten von den feindlichen Kanonen weg. Die Arbeiter in den Gräben wurden von Zeit zu Zeit überfallen und es gab gräßliche Handgemenge über und unter der Erde.

Während aber Fürſt Gortſchakof, der Feldherr, Sebaſtopol vertheidigte, wußte ſein jüngerer Bruder, der Geſandte in Wien, die Conferenz geſchickt hinzuhalten, immer in der Abſicht, Zeit zu gewinnen und die Allirten wo möglich von einander zu trennen. Dies gelang ihm auch inſoweit, daß Oeſterreich am 12. April den Weſtmächten erklärte, die Beſchränkung der ruſſiſchen Seemacht auf dem ſchwarzen Meere, auf welche ſie ſo großen Werth legten, ſey nicht die Hauptſache, wenigſtens nicht für Oeſterreich, der casus

belli werde für Oeſterreich nur dann eintreten, wenn Rußland die Integrität der Türkei nicht garantiren wolle. Die Weſtmächte konnten ſich nun auf das Bündniß des 2. December nur noch bedingungsweiſe verlaſſen und durften nicht hoffen, ihre maritime Politik durch eine öſterreichiſche Landarmee unterſtützt zu ſehen; es blieb ihnen mithin nichts übrig, als ſelbſt und allein ſolche Anſtrengungen zu machen, die ihnen den Erfolg in der Krimm ſichern mußten. Zu dieſem Behuf machte Kaiſer Napoleon am 16. April mit ſeiner Gemahlin einen Beſuch in London und desavouirte ſeinen auswärtigen Miniſter, Drouyn de Lhuys, der in Wien falſchen Hoffnungen getraut hatte. Am 28. machte ein gewiſſer Pianori einen Mordverſuch auf Napoleon, ward jedoch ergriffen und hingerichtet. Napoleon ſchickte immer neue Verſtärkungen, ſogar ſeine neue Garde, nach der Krimm, ließ aber zugleich, wie im tiefſten Frieden, am 15. Mai die große Weltinduſtrieausſtellung in Paris durch ſeinen Vetter, den Prinzen Napoleon, eröffnen. Er ſelbſt wollte nach der Krimm gehen und die Operationen leiten, durfte es jedoch nicht wagen, Frankreich auf unbeſtimmt lange Zeit zu verlaſſen. Am 4. Juni formulirte Oeſterreich ſein Ultimatum dahin, daß es die Beſchränkung der ruſſiſchen Flotte im ſchwarzen Meere ausſchließlich abhängig machen wollte von einem freien Uebereinkommen zwiſchen Rußland und der Türkei. Dadurch werde Rußlands Ehre gerettet und es könne im Uebrigen allen andern Forderungen der December-Verbündeten nachgeben. Oeſterreich ſey erbötig, die Annahme dieſes Ultimatums von Seiten Rußlands mit den Waffen zu erzwingen, wenn ſich die Weſtmächte damit begnügen wollten. Wollten ſie nicht, ſo werde es eine abwartende Stellung einnehmen. Sie waren, man weiß nicht ſoll man ſagen ſo unvorſichtig, oder ſo vorſichtig, dieſes Ultimatum nicht anzunehmen, worauf Oeſterreich ſogleich einen Theil ſeiner Truppen entließ und Rußland auch ſeinerſeits ſtarke Heertheile, die es bisher in Polen ſtehen hatte, nach der Krimm ſchicken konnte. Damals eröffnete Napoleon III. ein Nationalanleihen von

750 Millionen Franken, aber die Scheinunterzeichnungen beliefen sich bald auf 3,200 Millionen, weil nicht bloß der Patriotismus, sondern auch die Speculation sich dabei betheiligte.

Ganz auf sich selbst angewiesen, hatten die Westmächte ihre Krimmarmee ansehnlich verstärkt. Trotz der großen Verluste, durch die Cholera und Ruhr mehr noch als durch Schlachten, zählte die französische Armee vor Sebastopol 100,000 Streiter, die englische wieder 32,000, die sardinische 14,500, die türkische 28,000. Die russische Armee war 150,000 stark, erhielt aber immer neue Zuzüge. Nach langer Vorbereitung eröffneten die Verbündeten vor Sebastopol am 6. April ein 14 Tage lang andauerndes furchtbares Feuer auf die Stadt aus mehr als 500 schweren Geschützen, worunter Bomben von 1 bis 2 Centner Gewicht. Aber noch war das Geschütz der Russen in der Festung zahlreicher, antwortete auf's lebhafteste und ließ den Belagerern keine Hoffnung auf Erfolg. Alle zerstörten Verschanzungen wurden durch Todtlebens Genie immer in wenigen Stunden wieder hergestellt. Die Franzosen verloren ihren talentvollen Geniegeneral Vizot durch eine Kugel. Canrobert und Raglan vereinigten sich nun, um auf andern Puncten bessere Erfolge zu erringen, die ohnehin müßigen Flotten zu beschäftigen, und schickten eine Expedition nach dem Asow'schen Meere, um die russischen Hafenstädte und Vorräthe an denselben zu zerstören und die Zufuhr von dort nach Sebastopol abzuschneiden. Die Flotten, unter dem englischen Admiral Lyons und dem französischen Bruat, nahmen am 24. Mai Kertsch ein, leider mit so wenig Sorgfalt, daß die kostbare Sammlung von Alterthümern daselbst geplündert und zerstört oder verschleppt wurde. Die Russen leisteten fast nirgends Widerstand, noch hatten sie die Vorräthe vom Ufer weggebracht, so daß die Engländer und Franzosen rasch nach einander eine Menge Hafenplätze mit reichen Korn-, Heu- und andern Vorräthen in Brand stecken konnten. So Jenikale, Mariopol, Taganrog, Anapa. Doch war es ihnen nicht möglich, in die labyrinthischen Lagunen des s. g. faulen Meeres, in wel-

ches die öſtlichen Ufer der Krimm auslaufen, einzudringen, um auch hier alle Verbindung des innern Rußland mit Sebaſtopol abzuſchneiden.

Dieſe Expedition war noch von Canrobert eingeleitet worden, den aber das Mißlingen ſeines letzten Angriffs auf Sebaſtopol eingeſchüchtert hatte und der zu gewiſſenhaft war, um einen Sturm auf die Feſtung zu wagen, weil derſelbe ungeheure Menſchenopfer koſten mußte, ohne daß der Sieg gewiß war. Canrobert bot daher ſeine Entlaſſung an und Kaiſer Napoleon ernannte an ſeine Stelle den General Peliſſier, welcher bisher unter Canrobert gedient hatte und dem man den rückſichtsloſeſten Muth zutraute.*) Aber Canrobert war großherzig genug, in der Krimm zu bleiben und unter Peliſſier zu dienen. Dieſer Wechſel erfolgte am 16. Mai, der neue Feldherr zeigte wirklich große Energie und begnügte ſich nicht mehr mit Kanoniren, ſondern verſuchte ſogleich Erſtürmungen der nächſten Werke und verfolgte den Plan, mit ſeinen Laufgräben bis dicht an die feindlichen Schanzen zu rücken und die ganze Feſtung „wie in einen Schraubſtock“ zu faſſen. Schon am 22. Mai ließ er durch General de Salles ein neues Faſchinenwerk erſtürmen, wobei der ruſſiſche General Adlerberg fiel, und am 7. Juni ein noch größeres Werk, den ſ. g. grünen Mamelon, wo der franzöſiſche Oberſt Brancion in dem Augenblicke fiel, in dem er die dreifarbige Fahne auf dem dort eroberten Werke aufpflanzte. Aber ein Hauptſturm, den die vereinigten Heere am 18. Juni**) unternahmen, mißglückte gänzlich, trotz aller Anſtrengungen und Menſchenopfer. Die Franzoſen verloren zwei treffliche Generale, Brunet und Mayran, durch den Tod, und im Ganzen, Todte, Ver-

*) Er hatte früher einmal in Algerien einen Stamm einheimiſcher Inſurgenten in einer Höhle, weil ſie ſich nicht ergaben, mit Rauch erſtickt.

**) Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den man abſichtlich wählte, um durch einen gemeinſchaftlichen großen Sieg der Franzoſen und Engländer die Erinnerung ihres ehemaligen Haſſes auszulöſchen.

wundete und Gefangene zuſammen, ſchwerlich weniger als 5000 Mann, die Engländer 1570. Der alte Lord Raglan nahm ſich die Fortdauer der Unfälle zu Herzen, litt ſchon einige Zeit an der Cholera und ſtarb am 28. An ſeine Stelle trat General Simpſon. Ein ſchwerer Verluſt traf aber auch die Ruſſen, indem am 11. Juli ihr tapferer Admiral Nachimof auf den Mauern der Feſtung von einer feindlichen Kugel tödtlich verwundet wurde.*) Damals wüthete die Cholera mit erneuter Gewalt innerhalb und außerhalb der Feſtung und forderte wieder viele Opfer, unter andern einen Bruder des General La Marmora. Aber die Verbündeten ließen ſich durch nichts abhalten, mit ihren Gräben und Batterien der Stadt immer näher zu rücken. Den ſchrecklichſten Menſchenverluſt hatte der Sturm am 18. deshalb gekoſtet, weil die Stürmenden noch einen zu weiten Zwiſchenraum zwiſchen den ſie deckenden Laufgräben und Schanzen und den feindlichen Redouten zu durchlaufen hatten, ſo daß ſie vom Kreuzfeuer der Ruſſen zerſchmettert wurden, ehe ſie am Fuß der Schanzen ankamen. Peliſſier erkannte daraus, er müſſe den „Schraubſtock“ noch viel näher rücken, bis nur noch wenige Schritte zwiſchen ſeinen und den ruſſiſchen Schanzen liegen würden, und auf dieſes Ziel hin wurde nun Tag und Nacht unter immerwährenden Gefechten gearbeitet. Der Hauptangriff aber galt dem Malakofthurm, der die ganze Stadt beherrſchte.**)

Gleichzeitig waren auch die alliirten Flotten wieder in die

*) Nachimof pflegte, eine Flaſche Branntwein in der Hand, mit größter Sorgloſigkeit die Feſtungswerke zu inſpiciren und, ohne die Nähe feindlicher Scharfſchützen zu fürchten, über die Wälle hinauszuſehen. Diesmal traf ihn eine Kugel in den Kopf.

**) Unter den Depeſchen, die für die franzöſiſche Geſandtſchaft in Berlin geſtohlen wurden, ſoll ſich eine ruſſiſche Notiz befunden haben, nach welcher die Ruſſen in Sebaſtopol ſelbſt erklärt hatten, das Schickſal dieſer Stadt hinge am Beſitz jenes Thurmes. Napoleon III. ſoll nun dieſe Notiz ſogleich an Peliſſier haben telegraphiren laſſen. Vgl. Allg. Zeitung von 1859, 18. Dec.

Ostsee eingedrungen, allein Dundas konnte eben so wenig ausrichten, als im vorigen Jahre Napier. Auch er legte sich vor Kronstadt, nur, um sich zu überzeugen, es sey unangreifbar. Auch er steckte einige kleine russische Häfen in Brand. Ein Angriff auf das reiche Riga, das nordische Odessa, den man fürchtete, erfolgte nicht. Die Tödtung eines englischen Parlamentärs mit seinen Leuten bei Hagö-Udd am 5. Juni machte in England ungeheures Aufsehen, weil man es für einen barbarischen Bruch des Kriegsrechts erklärte. Die Russen aber entschuldigten sich mit gutem Grunde, die Engländer hätten schon zu oft das Recht des Parlamentärs mißbraucht, um bequem die feindlichen Stellungen zu recognosciren.

Vom 7. August an ließ Dundas den uneinnehmbaren Hafen von Sweaborg bombardiren und verbrannte einige am Ufer liegende Magazine und Häuser, ohne den eigentlichen auf Felseninseln vertheilten Festungswerken den mindesten Schaden zufügen zu können. In demselben Jahr suchte (s. oben S. 29) die englische Flottille die Russen in der Stadt Petropaulowsk in Kamtschatka zu fassen, aber die vorsichtigen Russen hatten sie freiwillig geräumt. Somit richteten die prächtigen Flotten der Westmächte im Grunde wenig oder nichts aus, allein es war für ihren Ruhm genug, daß während dieses ganzen Krieges kein russisches Schiff einen Kampf mit englisch-französischen wagte, und Vortheil genug, daß den Russen alle Zufuhr zur See gehemmt blieb.

Fürst Gortschakof hatte den Erfolg des 18. Juni nicht benutzt, um durch starke Ausfälle die geschlagene Armee des Feindes noch mehr zu zerrütten. Erst nachdem die französischen Soldaten sich unter der Erde immer näher an Sebastopols Schanzen heranwühlten, wurde der Versuch, ihnen von der Tschernaja her in die rechte Flanke zu fallen (wie früher bei Balaklava und Inkerman) erneuert. General Read, der zuerst dem Fürsten Woronzof in Transkaukasien gefolgt war, den Oberbefehl daselbst aber an den General Muraview abgetreten hatte und in die Krimm gekommen war, leitete

des Rhythmus. Quintilian ſchreibt ihnen einen trockenen, ſchroffen, rauhen und harten Styl zu, und widerräth den jungen Rednern, ſie als Muſter zu nehmen.

Durchlieſt man die Sammlung der Reden, welche die Revolution von 1789 veranlaßte, dies große Grab, in dem ſo viel Leidenſchaften, ſo bitterer Haß, ſo heftiger Zorn und ſo große Aufopferungen ſchlummern: ſo kann man ſich des Erſtaunens nicht erwehren, daß den Leſer dieſelben Reden kalt laſſen, welche eine ganze Nation ſo mächtig bewegt haben. Iſt dies, möchte man fragen, jene ungeſtüme, feurige, leidenſchaftliche Beredſamkeit, geſchickt, Alles zu entfeſſeln, was Schreckliches und Ausſchweifendes in einer von Leidenſchaften getriebenen Menge iſt, jene raſende Beredſamkeit, die, mitten unter Tod und Trümmern wüthend, Verderben von der Tribune ausſandte, und unaufhörlich ſelbſt ihre eigenen Organe deprimirte? Sind dies jene weithallenden Worte des Rieſen der Rednerbühne, der zuerſt ſich auf den Kampfplatz ſtürzte? iſt dies die männliche Energie, die beredte Rohheit ſeines aufbrauſenden Zornes? — ja, ſo iſt's. Wir halten das Protocoll ſeiner ſo geprieſenen Reden in Händen; worin liegt es, daß dieſelben Stellen nicht mehr dieſelbe Wirkung thun? warum ſind wir ruhige, kalte Zeugen der fürchterlichen Kämpfe, Mann gegen Mann, von denen damals die Rednerbühne erzitterte, welche die Zuhörer von Barnave, Cazalès und Mirabeau zur Begeiſterung hinriſſen? — Warum? weil das Leben jene Athleten des Worts verlaſſen hat, weil wir phantaſtiſche Formen, unbelebte Weſen vor uns ſich bewegen ſehen; kurz: weil wir den Löwen nicht ſelbſt brüllen hören, das wilde Thier, τὸ θηρίον, wie der Rival des Demoſthenes zu denen ſagte, die den griechiſchen Redner auf ſeinen Ruhm hin bewunderten, ohne, wie Eſchinus, vom Donner ſeiner Worte getroffen werden zu ſeyn. Und dies iſt der Grund, warum wir die Macht nicht mehr begreifen, welche jene Reden der lebendigen Stimme, der Bewegung der Verſammlung und der Hitze der politiſchen Leidenſchaften verdanken.

Ehe wir dieſe Skizze beendigen, dürfte es wohl nicht unnöthig ſeyn, unſere Leſer die Verſuche überſehen zu laſſen, welche man in einigen Nachbarländern zur Entwicklung des Talents der Improviſation gemacht hat.

dieſen Offenſivſtoß, in Verbindung mit Liprandi unter Gortſchakofs Oberbefehl, am 16. Auguſt. Man hatte dieſen Tag gewählt, weil man vermuthete, die Franzoſen würden von der Feier des Napoleonstages (am 15.) noch trunken oder verſchlafen ſeyn. Ein dichter Morgennebel begünſtigte den Angriff der Ruſſen. Sie entriſſen den ſardiniſchen Vorpoſten die Tſchernajabrücke und drangen in hellen Haufen herüber. Aber obgleich ſie anfangs einige Stellungen der Sarden und ſelbſt der Franzoſen wegnahmen, verſäumten ſie doch unbegreiflicherweiſe die Hut der hinter ihnen liegenden Brücke und einer gleichfalls zum Flußübergange dienenden Waſſerleitung. Der franzöſiſche General Faucheux bemerkte das augenblicklich, gab allen ſeinen Truppen die Richtung nach jenen Uebergängen und richtete durch ſeine ſchweren Geſchütze unter den ſich ſtopfenden Ruſſen ein furchtbares Blutbad an. Read ſelber fiel im Gedränge. Man hat ihn nachher beſchuldigt, zu früh angegriffen und das ganze Unglück verſchuldet zu haben. Gortſchakof hatte genug zu thun, um noch in den Rückzug der Ruſſen einige Ordnung zu bringen, worauf er hinter dem Fluß eine feſte Stellung einnahm, um wo möglich Peliſſier herauszulocken und zu einem Kampf auf ungünſtigerem Terrain zu verführen. Aber Peliſſier begnügte ſich mit ſeiner ſiegreichen Defenſive und folgte den Ruſſen nicht. Die letztern hatten über 3000 Todte und 5000 Verwundete verloren, die Alliirten nur 1800 im Ganzen.

Damals gab die Königin Victoria dem Kaiſer Napoleon ſeinen Beſuch heim und erſchien mit dem Prinzen Albert in Paris, am 19. Auguſt, wo ſie mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus empfangen wurde und ſo berechnend den nationalen Antipathien entſagte, daß ſie ſogar mit dem Kaiſer das Grab Napoleons I. beſuchte. Aber niemals hatte England auch Frankreichs nöthiger bedurft.

Peliſſier verfolgte ſeinen Sieg ungleich raſcher, als Gortſchakof den ſeinigen am 18. Juni verfolgt hatte. Schon am Morgen des 17. Auguſt begann aus allen Batterien der Belagerer das fürchterliche Feuer, welches von nun an ununterbrochen bis zum

letzten Sturm auf die Feſtung anhielt. Es hatte zum Zweck, die Batterien und Schanzen der Ruſſen zu zerſtören, ihren Wiederaufbau zu hindern oder das Wiederaufgebaute immer wieder zu zerſtören, die zähen Ruſſen endlich zu ermüden, Todtlebens Ausdauer zu überbieten und zugleich durch den unaufhörlichen dichten Kugelregen die zahlreichen Mannſchaften der Belagerten, die unmöglich immer in bombendichten Räumen verſchloſſen bleiben konnten, zu tödten. Die Mannſchaft einiger ruſſiſchen Batterien wurde an einem Tage dreimal weggerafft. Obgleich 20,000 Seeſoldaten und Matroſen von der Flotte die Artilleriſten erſetzten, gingen doch auch ſie nach und nach zu Grunde. Am 17. Auguſt fielen in Sebaſtopol 1500 Ruſſen durch in die Stadt geſchleuderte Kanonenkugeln und Bomben, vom 18.—21. täglich 1000, von da bis zum 4. September täglich 5—600 Mann. Der Geſammtverluſt der Franzoſen und Engländer betrug täglich nur gegen 300 Mann. Zugleich wurde raſtlos gegraben, minirt und contreminirt. Als die franzöſiſchen Gräber den ruſſiſchen Schanzen am Malakofthurm bis auf 35 Schritte nahe gekommen waren, erkannte Gortſchakof die ganze Schwierigkeit, jetzt noch einen neuen Sturm abzuſchlagen, und ließ eine große Schiffbrücke über den Meerbuſen legen, der die beiden Hälften der Stadt trennt, um raſch die Südſeite der Stadt räumen zu können, wenn es Noth thäte. Auch ließ er alle Forts auf der Südſeite unterminiren, um ſie in die Luft zu ſprengen, ehe der Feind hineindränge.

Die Ausdauer der Ruſſen war eben ſo ruhmwürdig, wie die unermüdliche Angriffswuth der Franzoſen und der kalte Muth der Engländer. Obgleich die hier wider einander kämpfenden Truppen nicht zu einer welthiſtoriſch entſcheidenden That beſtimmt, ſondern mehr nur Opfer eines diplomatiſchen Schachſpiels waren; obgleich es wegen der neutralen Haltung Deutſchlands den Weſtmächten unmöglich war, weder das unermeßliche Rußland zu erobern, noch auch nur nachhaltig zu ſchwächen, und Rußland nichts für ſeine Exiſtenz und die weſentlichen Bedingungen ſeiner bisherigen Macht-

ſtellung zu fürchten hatte, ſondern beide kämpfenden Theile nur darauf dachten, ſich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen, ſo bezeugten doch ſämmtliche Truppen einen Feuereifer, der eines ruhmwürdigern und erfolgreichern Ausgangs würdig geweſen wäre. Wie man auch die Staatskunſt anſehen mag, die einen ſo blutigen Krieg nur in Halbheit ausgehen ließ, die Truppen waren über alles Lob erhaben.

Vom 5. September an verdoppelten die Alliirten aus 800 Geſchützen des ſchwerſten Calibers das Feuer ihrer Batterien und überſchütteten vier Tage und Nächte lang die ſchon ſo lange geängſtigte Stadt Sebaſtopol mit einem Hagel von Kugeln, wie er ſo dicht und ſchwer noch niemals auf Erden gefallen war. Die Bomben flogen über die Stadt hinweg in den Hafen und entzündeten mehrere Schiffe, die in Flammen aufgingen. In der Stadt ſelbſt war kein Menſch mehr, der die bombenfeſten Kaſematten verließ, weder in noch außer den Häuſern ſicher und innerhalb der vier Tage wurden gegen 5000 Ruſſen auf den Wällen und in den Straßen und Häuſern durch feindliche Kugeln oder herabſtürzende Steine und wegfliegende Splitter zerſchmettert. Eine Menge Kanonen der Ruſſen wurden im Schutt ihrer eigenen Schanzen begraben; es war nicht mehr möglich, die zerſtörten Mauern wieder aufzurichten, die in die Gräben gefallene Erde wieder wegzuräumen.

Am 8. September Schlag 12 Uhr ſchwieg der wochenlange Donner der Kanonen plötzlich rings um die Stadt her, in dieſem Augenblick aber begann der Sturm. Den Hauptangriff richteten die Franzoſen gegen den Malakofthurm, den zweiten die Engländer gegen den ſ. g. Redan; alle übrigen Angriffe ſollten nur jene maskiren und die Aufmerkſamkeit des Feindes theilen. Dem tapfern General Bosquet war die Eroberung des Malakof vertraut, unter ihm führte die erſte Sturmcolonne General Mac Mahon, deſſen tapfere Soldaten todtverachtend den Schanzen zurannten, ſie wie kecke Turner trotz aller Hinderniſſe hinaufkletterten und binnen wenigen Minuten in den Malakofthurm eindrangen. Aber im Innern deſſelben leiſteten

ihnen die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen verſteckten Ruſſen einen verzweifelten Widerſtand. Immer neue Schaaren derſelben brachen mit dem Bajonnet hervor, aber die Franzoſen ließen ſich um keinen Preis die koſtbare Eroberung wieder entreißen und erhielten auch ihrerſeits immer neue Verſtärkungen. Vier ruſſiſche Generale, Chrulef, Liſſenko, Juſſerof, Martineau, ſtürzten ſich nach einander an der Spitze ihrer Tapfern in den Kampf, alle fielen ruhmvoll in einem fünfſtundenlangen ununterbrochenen Gemetzel. Da um 5 Uhr erſchütterte eine furchtbare Exploſion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine kurze Zeitlang glaubten die Truppen der Alliirten, die noch auswärts der Feſtung ſtanden, der Malakofthurm ſey durch eine Mine zuſammengeſtürzt. Bald aber ſah man aus dem ſich vertheilenden Nebel die franzöſiſche Fahne wieder auf der Spitze des Thurmes flattern. Es war nur eine Batterie an der Seite des Thurmes in die Luft geflogen, aber unter ihren Trümmern waren viele ſtürmende Franzoſen mit ihrem General Matterouge begraben. Der Malakof ſelbſt war gerettet und blieb in den Händen der Franzoſen. Aber eine ungeheure Pulvermenge war unter ſeinen Mauern gehäuft und auch er wäre wahrſcheinlich mit Tauſenden der Sieger in die Luft geflogen, wenn die rührigen Franzoſen nicht augenblicklich einen Graben rings um ihn gezogen und die Dräbte, die aus der Stadt zum Pulver führten, abgeſchnitten hätten. Die Ruſſen, aus dem Thurm verjagt, griffen denſelben immer von neuem an und deckten dadurch ihre Bewegungen und Maßregeln im Innern der Stadt. Die Franzoſen aber verſuchten nicht, mit Macht in die Stadt vorzudringen, weil ſie überall Minen fürchteten, die unter ihren Füßen ſpringen könnten.

Unterdeß war Bosquet ſelbſt, indem er den Kampf aus der Nähe beobachtete und Befehle ertheilte, durch einen Bombenſplitter ſchwer an der Schulter verwundet worden, hielt noch eine Weile aus, mußte aber endlich, weil ſeine Kräfte ſchwanden, weggetragen werden. Der Kampf war noch lange nicht beendigt. Alle Bollwerke der Ruſſen, außer dem Malakof, hielten ſich und beim Sturm

derſelben litten die Alliirten noch ungeheure Verluſte. Vor dem ſ. g. Sägewerk fielen die franzöſiſchen Generale Salt-Pol, Marolles und Pontevès und General Biſſon wurde verwundet. Vor der Centralbaſtion fielen die Generale Rivet und Breton und General Truchu wurde verwundet. Der Geſammtverluſt der Franzoſen wurde zu 7300 Mann berechnet. Sehr unglücklich kämpften die Engländer; ſie drangen zwar in den Redan ein, geriethen aber vor verſteckte Batterien und wurden, je länger ſie aushielten, in um ſo größerer Menge zuſammengeſchoſſen, bis ſie endlich weichen mußten. Sie verloren 2400 Mann an Todten und Verwundeten. Die Sarden hatten ſich beim Sturm am wenigſten betheiligt und verloren nur 40 Mann.

Da der hochgelegene Malakof die ganze Stadt beherrſcht, konnten die Ruſſen ſich nicht länger in derſelben halten und Fürſt Gortſchakof ließ mit Einbruch der Nacht ſchleunig die lange vorbereiteten Maßregeln treffen, um den Rückzug ſeiner Truppen über die Brücke zu decken. Die Bollwerke, vor denen ſich die Alliirten ein Jahr lang vergebens abgemüht, vor denen ſie heute noch mit den ſchwerſten Verluſten waren zurückgeſchlagen worden, der furchtbare Redan, die ſtolzen Baſtionen alle waren unterminirt und ſtürzten nach einander unter furchtbarem Krachen, von den Ruſſen ſelbſt angezündet, in Trümmer, während zugleich unter dem Schutze der Nacht die ganze große ruſſiſche Flotte, ein einziges Dampfſchiff ausgenommen, innerhalb des Hafens in's Meer verſenkt wurde und die ruſſiſchen Truppen über die Brücke, welche ſie hinter ſich ſogleich abbrachen, auf die Nordſeite des Meerbuſens flüchteten. Ihr Verluſt war groß, während des Sturmes und der Flucht verloren ſie noch 13,000 Mann, ungerechnet die zahlreichen Todten während des Bombardements. Sie ließen nur eine Anzahl Schwerverwundeter in einer Kaſematte zurück, deren Anblick herzzerreißend geweſen ſeyn ſoll.

Peliſſier ſtörte den Rückzug Gortſchakofs nicht, weil er mit Recht beſorgt war, ſeine Truppen würden, wenn ſie vordrängen,

durch Minen in die Luft geſprengt werden. Auch noch am folgenden Morgen und an den nächſten Tagen wagte er nur mit großer Vorſicht, die leere Stadt unterſuchen zu laſſen. Sie war entſetzlich zerſchoſſen, unter dem Schutt aber grub man doch noch gegen 400 ſchwere Geſchütze, über 400,000 Kanonenkugeln und über 500 Ctr. Pulver heraus, die von den Ruſſen waren zurückgelaſſen worden, ungerechnet eine faſt unerſchöpfliche Menge von Metall und Holz für den Schiffbau und ſogar noch Vorräthe von Lebensmitteln. Aber man hatte nur einen halben Sieg gewonnen, die Nordſeite Sebaſtopols blieb noch in den Händen der Ruſſen und dieſe verfehlten nicht, auf die Truppen der Alliirten zu feuern, wo ſie ſich in der Stadt blicken ließen. Gortſchakof ſelbſt behauptete ſeine unangreifbare Stellung in den Gebirgen oſtwärts von der Stadt und die Zufuhr über Perekop und über das faule Meer war ihm immer noch offen. Mit Sebaſtopol war alſo keineswegs die Krimm erobert. Der ruſſiſche Doppeladler hielt die Halbinſel noch mit ſtarken und ſcharfen Klauen feſt.

Trotzdem war der Fall Sebaſtopols ein glänzender Sieg und die Ehre der franzöſiſchen Waffen war vollſtändig gerettet. Von dieſem Augenblick an konnte Napoleon III. ſich einen Friedensſchluß gefallen laſſen und mußte ihn wünſchen, weil längeres Kriegführen Frankreich nur erſchöpft hätte, ohne ferneren Zweck. Denn was Anfangs die Abſicht geweſen war, das Wegnehmen eines materiellen Pfandes von Rußland, als Bürgſchaft, daß es die Türkei künftig nicht mehr angreifen werde, dann eine totale Schwächung Rußlands, ein Losreißen der polniſchen Provinzen, Transkaukaſiens und der Ufer des ſchwarzen Meeres, war jetzt nicht mehr ausführbar. Dazu hätte es des Beiſtandes von Oeſterreich, Preußen und Schweden bedurft, die Weſtmächte allein waren zu ſchwach. Sie mußten alſo Frieden ſchließen, ſobald ſie es mit Ehren thun konnten. Nur Rußland war noch nicht ſo nachgiebig geſtimmt. Es hoffte nämlich noch, einen Gegenſchlag zu führen, um das Unglück von Sebaſtopol auszugleichen und zwar in Aſien, wo es ſchon im vo-

rigen Jahre immer gesiegt hatte. Das nöthigte auch die Westmächte, immer noch kriegerisch vorzuschreiten, obgleich es nur noch Demonstrationen waren und sie ernstlich baldigen Frieden wünschten. Hauptsächlich auf Betrieb der Engländer wurde endlich Omer Pascha mit einer türkischen Armee nach Asien übergeschifft. Napoleon III. aber machte eine Demonstration im Norden, indem er Canrobert, den er schon vor dem Fall Sebastopols aus der Krimm zurückgerufen hatte, nach Stockholm schickte und durch denselben einen Vertrag (21. November) abschließen ließ, wonach sich Schweden verpflichtete, ohne Wissen und Willen Englands und Frankreichs den Russen keinen Hafen abzutreten. Die Russen wünschten nämlich einen Küstenstrich im höchsten Norden von Norwegen zu gewinnen, welcher durch den so weit hinauf gehenden warmen Golfstrom vom Eise befreit, treffliche Häfen darbietet. Von hieraus würden russische Flotten bequem in die Nordsee fahren können. Dieses Project wurde noch lebhafter aufgegriffen, als die russische Marine im schwarzen Meere vernichtet, in der Ostsee gefesselt war. Unter dem Vorwand, am Waranger Fjord den unter russischer Hoheit stehenden Lappländern nur das Aufschlagen von Hütten zum Behuf ihrer Fischerei zu gestatten, forderte die russische Regierung von der schwedisch-norwegischen nichts Geringeres, als die Erlaubniß, einen wichtigen Kriegshafen anlegen zu dürfen. Aber der Vertrag mit Canrobert vereitelte diesen Plan. Canrobert wurde in Stockholm vom Volke, in dem tiefer Haß gegen die Russen lebte, mit dem lautesten Jubel begrüßt.

Kaiser Alexander II. kam selbst nach Nikolajew, einem Hafen am schwarzen Meere nahe bei Odessa und der Krimm, um von hier aus zu beobachten und Befehle zu geben. Pelissier ließ zwei Bewegungen ausführen, die eine von Sebastopol aus durch das Baidarthal gegen die feste Stellung Gortschakoffs, die ihren Mittelpunct in Simpheropol hatte, die andere durch Reiterei von Eupatoria aus. Aber beide Colonnen kehrten wieder um, weil sie das Terrain zu schwierig, die Opfer bei einem ernsten Angriff zu groß

fanden. Auch die Flotten machten zwei Bewegungen, die eine wieder in's Aſow'ſche Meer, wo ſie die kleinen ruſſiſchen Feſtungen Fanagoria und Taman zerſtörten, die andre gegen das Fort Kinburn im Nordweſten der Krimm. Sie nahmen daſſelbe nach kurzer Beſchießung, worauf die Ruſſen auch eine gegenüber bei der Feſtung Oczakaw aufgeſtellte Strandbatterie freiwillig in die Luft ſprengten. Bis nach Nikolajew vermochten aber die Schiffe der Alliirten nicht hinaufzukommen; die Zufuhren über Perekop abzuſchneiden und dadurch Gortſchakof zum Rückzug aus der Krimm zu zwingen, war eben ſo unmöglich, weil Perekop auf der Landenge, welche die Krimm mit dem Feſtland verbindet, ringsum durch Sümpfe und Lagunen geſchützt iſt. Im Lager der Alliirten vor Sebaſtopol flogen am 15. November 600 Centner Pulver im franzöſiſchen Magazin in die Luft, wodurch der engliſche Artilleriepark in Brand geſteckt und 50 Mann getödtet, über 200 verwundet wurden.

In Transkaukaſien hatte General Murawiew den Oberbefehl erhalten, dem es nicht ſchwer wurde, mit dem elenden Reſt der türkiſchen Armee fertig zu werden, nachdem ſie bisher immer ſchlecht commandirt und geſchlagen worden war. Erſt in der Mitte des Sommers gelang es dem Engländer Williams, der hier helfen ſollte, die Paſchas Schukri und Sarif, die nur ſich bereichert und die Armee vernachläßigt hatten, zu entfernen und Waſſif Paſcha an ihre Stelle zu bringen; aber es war zu ſpät, die türkiſche Armee ſchon zu ſehr geſchwächt, und noch viel zu wenig disciplinirt. Zwar thaten Waſſif, Williams und der ungariſche General Kmety Wunder in der Vertheidigung der Feſtung Kars, als Murawiew ſie zu belagern begann, und ſchlugen die Angriffe der Ruſſen wiederholt, am 29. September mit einem Verluſt von 8—900 Todten auf ruſſiſcher Seite zurück; aber der Hunger nöthigte die Stadt doch am 27. November zur Uebergabe. Murawiew handelte edel an den Beſiegten, nicht nur an Williams, ſondern auch an den gemeinen Türken. Zwar hatte Omer Paſcha bereits mit 30,000 Mann die anatoliſche Küſte betreten und am

7. November ſogar einen kleinen Sieg am Fluß Ingur über die Ruſſen erfochten, aber er kam zu ſpät, um Kars zu retten.

Die Eroberung von Kars war ein hinreichendes Aequivalent für den Verluſt von Sebaſtopol. Auch Rußland konnte nun mit Ehren den Frieden annehmen, welcher daher bald zu Stande kam. Napoleon III. ließ bereits am 29. December 1855 einen großen Theil der Krimmarmee, den er hatte zurückrufen laſſen, ohne ihn vollſtändig wieder zu erſetzen, einen Triumpheinzug in Paris abhalten, ein ſicheres Zeichen, daß er ſelbſt den Krieg für ſo gut als beendigt anſah und angeſehen wiſſen wollte. Bei dieſem Schauſpiel fiel auf, daß die Verſtümmelten und leicht Verwundeten, die aus den Spitälern kamen, den Vortritt vor den Combattanten hatten, ein Anblick, welcher den Pariſern den Heldenmuth und die Gefahren der Truppen veranſchaulichen ſollte, aber wohl bei ſehr vielen im Volk vielmehr niederſchlagend wirkte. Und wie ſollte man ſich der im Kampf mit Rußland gebrachten Opfer rühmen, da bald darauf den Franzoſen befohlen wurde, daſſelbe Rußland als intimſten Alliirten zu ehren und zu lieben? Rußland hatte eingeſehen, es ſey dem übrigen Europa gegenüber doch noch zu ſchwach, um die Eroberung der Türkei durchführen zu können; der geſunde Menſchenverſtand rieth ihm daher, einſtweilen Frieden zu machen, wenn das ohne weſentliche Einbuße an Macht und Ehre geſchehen konnte, und zu warten, bis wieder einmal Weſt- und Mitteleuropa gegen einander in Waffen ſtehen würden, um alsdann unbehinderter nach der türkiſchen Beute greifen zu können. England hatte ſich von der Unzulänglichkeit ſeiner Landmacht überzeugen müſſen und nicht einmal mit ſeiner mächtigen Flotte etwas Entſcheidendes ausgerichtet, konnte nicht mehr leiſten und war mithin ebenfalls nachgiebig geworden. Napoleon III. hatte durch die Tapferkeit ſeiner Truppen den größten Antheil am Siege und übernahm auch die erſte Rolle als Friedensſtifter. Ihm ſchmeichelte Rußland, um ihn von England zu trennen, ihm England, um ſeine wichtige Allianz nicht zu verlieren, ihm

auch Oesterreich, weil es ohne ihn seine Zwecke beim Frieden, sofern es selber das Schwert nicht mitgezogen hatte, kaum würde haben erreichen können.

Oesterreich, das wegen seiner Nachbarschaft mit Rußland am meisten betheiligt war, würde immer noch zuletzt mit den Westmächten im Bunde das Schwert gezogen haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Abtretung der Donaumündungen von Rußland durch dieselben Demonstrationen auch ohne Schwertstreich zu erlangen, durch die es früher schon den Rückmarsch der Russen über den Pruth erzwungen hatte. Es ergriff also in dem Moment, in welchem Rußland „mit Ehren" Frieden machen konnte und sich darüber bereits mit Frankreich*) verständigt hatte, die Initiative der Friedensanträge, indem es gleich nach der Eroberung von Kars den Fürsten Esterhazy nach St. Petersburg sandte. Nach eifrigen Verhandlungen faßte dieser Botschafter mit dem Grafen Nesselrode am 16. Januar ein Protocoll ab, welches als Friedensbasis dienen konnte. Zehn Tage später genehmigte der Sultan 21 Puncte, die ihm von den Westmächten und Oesterreich vorgelegt worden waren und worin theils die Gleichstellung der Christen mit den Muhamedanern im türkischen Reich, theils Reformen des Gerichtswesens, der Polizei, des Steuersystems, der Straßen, des Münz- und Creditwesens zugesichert wurden. Dieser Vertrag hatte zum Zweck, die Emancipation der Christen und die europäische Civilisation in der Türkei auf friedlichem Wege durchzusetzen und dadurch Rußland den Vorwand zu nehmen, dessen es sich bisher immer bedient hatte, daß sich der Christen in der Türkei niemand annehme als Rußland. Wie aber die Gleichstellung der verachteten Griechen, der sklavisch

*) Durch Vermittlung des sächsischen Gesandten in Paris, Baron Seebach, Eidam des russischen Kanzlers Grafen Nesselrode, und durch einen befreundeten süddeutschen Hof.

Es gibt in Frankreich Geſellſchaften, deren Zweck hauptſächlich darin beſteht, junge Rechtsgelehrte mit den Formen des Rechtsverfahrens vertraut zu machen, und ſie an den Streit vor den Schranken zu gewöhnen. Man wählt irgend ein Thema, die Geſellſchaft conſtituirt ſich zum Schein als vollzähliger Gerichtshof, der Kampf beginnt und die Sprecher der Parteien verbreiten ſich über dieſen fingirten Gegenſtand mit einer Wärme, welche den Erörterungen das Anſehen und den Ernſt eines wirklichen Rechtsſtreits gibt.

In der franzöſiſchen Schweiz, beſonders in Genf, folgen die angehenden Advocaten dem Beiſpiel der jungen Juriſten in Frankreich, und veranſtalten regelmäßige Uebungen in der Improviſation; ſie bereiten ſich durch dieſe Scheinkämpfe auf jene ernſthafteren vor, wo es gilt, von der Tribune herab das Auditorium zu überreden, vor den Schranken zu überzeugen. Niemand wird läugnen, daß die jungen Leute durch dieſe Vorbereitung den Vortheil erlangen, mit Ruhe vor dem Publikum zu reden, daß ſie ſich an jene Unterbrechungen, an jene plötzlichen, unvorhergeſehenen Zufälle gewöhnen, die der Schrecken aller Anfänger ſind, die den Zug der Rede hemmen, und ſie endlich zum Stehen bringen.

In England, wo der Handel und die Induſtrie eine ſo große Rolle ſpielen, hat man bei Zeiten die Nothwendigkeit eingeſehen, ſich an die Rede aus dem Stegreife zu gewöhnen, um mit Glanz da auftreten zu können, wo die Schickſale des Landes verhandelt werden. In den meiſten großen Städten Englands gibt es Verſammlungen (debating clubs), die den Zweck haben, den Gegenſtand vorzubereiten, welcher wahrſcheinlich in der nächſten Sitzung von dem Parlamentsglied für die Stadt, in welcher der Club beſteht, eingebracht werden wird. Das Reſultat dieſer Debatten iſt gewöhnlich eine Bittſchrift. Dieſe Discuſſionen bewegen ſich nicht ausſchließlich im Felde der Politik, ſondern erſtrecken ſich auf Alles, was die betreffende Stadt intereſſiren kann. In London, Mancheſter, Liverpool, Leed's u. ſ. w. ſind die zahlreichſten dieſer Verſammlungen, und alle Männer, die eine hohe Stellung in der Geſellſchaft einnehmen, oder einen gewiſſen Einfluß auf die Politik haben, ſind Mitglieder derſelben. In Liverpool beſchäftigen ſich dieſe Verſammlungen hauptſächlich mit dem Handel, der inländiſchen und fremden Induſtrie, den commerciellen Verbindungen

gehaltenen Bulgaren und Bosnier ꝛc. mit den stolzen Türken ausführbar seyn wird, das steht in Gottes Hand.

Nach diesen Vorbereitungen wurde am 25. Februar ein Friedenscongreß in Paris eröffnet. Napoleon III. hatte ausdrücklich verlangt, daß in seiner Hauptstadt unterhandelt werde, um der Welt und namentlich seinen Franzosen zu beweisen, daß er der Herr der Situation geworden sey, und niemand hatte ihm das streitig zu machen vermocht. Die Russen selbst waren es, die ihm ihre Zustimmung, ihre Schmeicheleien aufdrangen. Graf Orlow, Rußlands außerordentlicher Gesandter, empfahl Rußland seiner „Großmuth". Man schien bereits mehr die Zukunft als die Vergangenheit im Auge zu haben. Jedermann hatte des blutigen und kostspieligen Krieges genug, und sobald Rußland sich entschlossen hatte, sich mit einem kleinen Opfer aus der Affaire zu ziehen, um günstigere Zeiten abzuwarten, begann auch augenblicklich das Buhlen um neue Allianzen in Verbindung mit den Listen und Kniffen, durch welche die älteren getrennt werden sollten. Nie aber bewährte Napoleon III. seinen überlegenen Geist mehr, als diesmal. Indem er sich keiner ihn lockenden Macht hingab, bewahrte er seinen Einfluß über alle. Das Präsidium des Congresses führte Graf Walewski, französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ihm zur Seite stand Bourquenay, französischer Gesandter in Wien. Von englischer Seite waren Clarendon und Cowley, von österreichischer Buol und Hübner, von sardinischer Cavour und Villamarina, von türkischer der Großvezier Ali Pascha und Mehemed Dschemil Bey geschickt worden. Ihnen gegenüber standen Rußlands Botschafter Orlow und Brunnow. Da Preußen an dem Kriege gar keinen Theil genommen hatte, wurde es auch von den Unterhandlungen ausgeschlossen, bestand jedoch auf seinem Recht, als Großmacht bei jeder Verhandlung betheiligt zu werden, welche die Aenderung von Verträgen herbeiführen könne, die es früher im Verein mit den übrigen Großmächten unterzeichnet habe. Diese Forderung wurde endlich auch als gerecht anerkannt und am 11. März

Preußen zur Beſchickung des Congreſſes eingeladen, worauf der Miniſterpräſident von Manteuffel ſelbſt ſich nach Paris begab. Am 16. gebar die ſchöne Kaiſerin Eugenia einen Prinzen und Graf Orlow war der erſte, der in Galla-Uniform ſchon am frühſten Morgen im Palaſt der Tuilerien erſchien, um der hohen Wöchnerin Rußlands Glückwünſche darzubringen. Der Papſt ſandte ihr die goldene Roſe. Das Kind erhielt die Namen Napoleon Ludwig Eugen Johann Joſeph. In dieſem Augenblick ſtand Napoleon III. auf der Höhe ſeiner Macht, geſucht und geehrt von ganz Europa, im Ruhm des Sieges, erfreut durch ſeinen erſten geſunden und wohlgebildeten Sohn.

Der Frieden wurde am 30. März 1856 zu Paris abgeſchloſſen. Rußland bequemte ſich, die Donaumündungen mit einem ſehr kleinen Landſtrich am linken Ufer zunächſt dem ſchwarzen Meere an die Türkei abzutreten, dem einſeitigen Protectorat über die Chriſten in der Türkei, ſowie über die beiden Donaufürſtenthümer zu entſagen und auch Kars wieder herauszugeben. Dagegen lieferten die Weſtmächte auch Sebaſtopol (nach Zerſtörung der Dogs und Hafenbauten daſelbſt) und alle andern von ihnen beſetzten Puncte wieder aus. Die Emancipation der Chriſten in der Türkei war bereits garantirt und ſollte von allen chriſtlichen Großmächten gemeinſam überwacht werden; die beiden Donaufürſtenthümer ſollten von öſterreichiſchen Truppen beſetzt bleiben bis über ihre Zukunft durch die ſämmtlichen Großmächte würde Beſchluß gefaßt ſeyn. Es frug ſich nämlich noch, ob ſie wie bisher, jedes unter einem eignen Hoſpodar, getrennt oder ob ſie vereinigt werden ſollten? Kriegskoſten wurden niemand auferlegt. Rußland verpflichtete ſich, am ſchwarzen Meere keine Seearſenale mehr zu errichten und künftig nur ſo viele Schiffe auf dieſem Meer zu halten, wie die Pforte. Die Donauſchifffahrt wurde unbedingt frei erklärt. Nur für die Zukunft wollte ſich Rußland durch Anerkennung der Integrität der Türkei nicht binden laſſen, weshalb Oeſterreich mit den beiden Weſtmächten nachträglich am

15. April einen Separatvertrag zum künftigen Schutz der Türkei gegen Rußland, wenn es nöthig werden ſollte, geſchloſſen. Preußen betheiligte ſich nicht dabei, ſondern ſtellte ſich zu Rußland.

Ging nun auch dieſer menſchenfreſſende Krieg durchaus nicht ſo aus, wie Kaiſer Nicolaus gewünſcht und erwartet hatte, ſondern mußte ſich Rußland einer kleinen Demüthigung unterziehen, ſo änderte doch dieſelbe in der Machtſtellung Rußlands gar nichts. Der Friedensſchluß, der ihm die Donaumündungen abgeſprochen hat, iſt kein Hinderniß, daß nicht ein großes ruſſiſches Heer abermals den Pruth überſchreiten könnte, wenn irgend einmal Oeſterreich, im Weſten beſchäftigt, jene Mündungen nicht mehr hüten kann. Rußland hat große Verluſte erlitten, die ſich aber bald wieder erſetzen laſſen. Selbſt unter Niederlagen hat es ſeine Stärke bewährt. Daß ſeine Truppen auf einigen Puncten geſchlagen wurden, hat ſeinen Ruhm weniger beeinträchtigt, als derſelbe gewonnen hat durch den Beweis, es ſey auf andern, noch ungleich wichtigern Puncten ſchlechterdings unangreifbar. England hätte ohne Frankreich gar nichts ausgerichtet. Seine Prahlerei iſt mehr noch als die ruſſiſche beſchämt worden. Oeſterreich hat ſich ſchwach gezeigt, indem es das Schwert nicht ziehen und Erfolge erringen wollte, ohne Opfer zu bringen. Preußen noch ſchwächer, indem es die einzige Gelegenheit verſäumte, ſeine Oſtſeeprovinzen von der ruſſiſchen Umgreifung und Schleswig-Holſtein von ſchwerem Druck des ruſſiſchen Einfluſſes frei zu machen.

Nur Frankreich war glorreich aus dem Krimmkriege hervorgegangen, aber auch Frankreich hatte außer dem Ruhm nichts erreicht. Die orientaliſche Frage iſt unentſchieden geblieben.

Zweites Buch.

Deutschlands Selbstschwächung.

Bevor wir den Siegeslauf der französischen Armee weiter verfolgen und die Verwirklichung der napoleonischen Ideen im Angesicht des staunenden Europa vor sich gehn sehen, müssen wir den Blick auf unser deutsches Vaterland richten und hier die Ursachen kennen lernen, die Napoleon III. das Gelingen seines kühnen Wagnisses ermöglichten. In der Uneinigkeit und dadurch bedingten Selbstschwächung Deutschlands lag die Stärke Rußlands vor dem Krimmkriege und wieder die Stärke Frankreichs nach dem Krimmkriege.

Zwischen den mächtigen und einigen Reichen der Slaven und Romanen sollte das germanische Reich eben so mächtig und einig stehen, nach beiden Seiten hin nicht passiv, sondern activ, offensiv, wie es das alte Wappen unseres Reichs, der doppelte Adler, vorbildet. Die große deutsche Nation hat nun auch wirklich ein Bewußtseyn dieses ihres Berufs, aber man bilde sich ja nicht ein, daß die Trennung der Nation unter verschiedene Dynastien, welche einseitig ihr Sonderinteresse verfolgen, das einzige Hinderniß der Vereinigung sey; die Schwierigkeit dieser Vereinigung ist vielmehr durch den confessionellen Gegensatz seit der Reformation und durch

einen noch älteren Gegensatz der ober- und niederdeutschen Stämme bedingt.

Die seltene, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit für Deutschland, mit seinem germanischen Bruder (England) und mit der Hauptmacht der romanischen Welt (Frankreich) vereinigt, den slavischen Coloß (Rußland) zu überwältigen und Mittel- und Westeuropa vom Drucke dieses Alps zu befreien, war von den deutschen Mächten während des Krimmkriegs versäumt worden. Das Ergebniß war eine Verständigung Frankreichs mit Rußland auf Kosten der deutschen Mächte. Es handelte sich jetzt nur noch darum, Preußen und die Mittelstaaten von Oesterreich zu trennen, und dann über das vereinzelte Oesterreich herzufallen und es zu verkleinern, Preußen und den Mittelstaaten aber den traurigen Trost zu lassen, daß ihnen ein gleicher Ueberfall erst später zugedacht ist, und daß sie dann, von Oesterreich verlassen, ihre und die Geschicke des gesammten deutschen Volks von der Gnade Frankreichs und Rußlands erbitten können.

In der Mitte eingekeilt zwischen den russischen Coloß und das mit unwiderstehlicher Elasticität sich durch neue Eroberungen ausdehnende Frankreich bietet die deutsche Nation, obgleich der französischen in der Seelenzahl, der russischen in der Bildung und jeder von beiden sogar in der Zahl ihrer Bajonette überlegen, doch nur ein lockeres Conglomerat dar, wie gemacht, um vollends zerstoßen und zertheilt zu werden. Denn der tapfere Deutsche steht in Metz und Straßburg, in Rendsburg und Riga gegen sich selber Schildwacht, und die deutschen Heere, welche noch nicht ausländische Uniformen tragen, bewachen sich eifersüchtig eins das andere, schon mehr als einmal bereit, grimmig über einander herzufallen (zum letztenmal bei Bronzell). Lothringen und Straßburg haben wir an die Franzosen, Schleswig und Holstein an die Dänen, die deutschen Ordenslande an Rußland verloren. In Belgien will man sich gar nicht mehr besinnen, daß man deutsch sey. In Holland und der Schweiz, kerndeutschen Staaten, besteht eine affectirte Verachtung

des „Muff“ und „Tütschländers,“ und man macht dort gern mit England und Frankreich oder mit Rußland Politik gegen Deutschland. Der noch übrige Rumpf der deutschen Nation, der noch nicht an's Ausland verloren und verkauft ist, sondern noch einheimische Herrn hat, ist in drei Gruppen vertheilt, welche beständig gegen einander gravitiren, Oesterreich, Preußen und die Mittelstaatengruppe. Oesterreich und Preußen sind die feindlichsten Länder von der Welt, weil hier alle Gegensätze des dynastischen Interesses, der Confession, des Stammcharakters, des bisherigen Systems und ein tiefeingewurzelter und traditioneller Haß zusammenwirken. Die Mittelstaatengruppe aber hat sich immer gegen Oesterreich und Preußen gestemmt und sich dabei des französischen oder russischen Schutzes erfreut. Sie verdient am meisten Mitleid, weil in dieser Gruppe gerade die ächtgermanischen Stämme (nicht mit Slaven vermischt, wie in Oesterreich und Preußen) enthalten sind, die am wenigsten mit dem Ausland buhlen sollten. Welche unglückselige Spaltung deutscher Nation in die drei Gruppen, ungeschickter und unnatürlicher, als man sich denken könnte, wenn es nicht wirklich wäre! Jede patriotische oder Nationalpartei aber, welche zwischen diesen drei Gruppen bisher sich hervorarbeitete und an die Stelle des specifisch österreichischen, preußischen oder mittelstaatlichen Interesses endlich einmal ein deutsches setzen wollte, verfehlte ihr Ziel und wurde als revolutionär oder unpraktisch wieder beseitigt. Ein Zustand nun, wie der im noch immer sogenannten deutschen Bunde, forderte die Intrigue und Anmaßung ausländischer Mächte ohne Zweifel heraus und entschuldigte sie. Wir haben uns über keinen bösen Nachbar zu beklagen, da wir, wenn wir ferner unterliegen, ferner beraubt, ferner verachtet und verspottet werden, ganz allein selber Schuld sind, denn wenn wir unsere Kräfte zusammenhalten wollten, wären wir stark genug, um alle unsere bösen Nachbarn zu schrecken und zu schlagen.

In Oesterreich lebte man nach dem Krimmkriege in einem gewissen Behagen, als habe man in der auswärtigen Politik einen,

großen Sieg und zwar ohne Opfer erfochten. Sich auf neue schwere Kämpfe gefaßt zu machen, sich der deutschen Sympathien zu versichern, Preußen auf seine Seite zu ziehen und zugleich im Innern eine bessere Ordnung herzustellen und den verderblichen Unterschleifen zu steuern, die früher oder später zum Staatsbankerott führen mußten, dachte man nicht. In Frankfurt am Main lebte der österreichische Präsidialgesandte, Graf Rechberg, mit dem preußischen Bundestagsgesandten von Bismark auf dem gespanntesten Fuß und wenn einer ja sagte, dann sagte der andere gewiß nein. Am 18. Juni 1857 wurde das Stiftungsfest des Maria Theresienordens (die Schlacht bei Collin) mit großer Pracht gefeiert. Von der Kirche scheint damals der Staat Oesterreich eine namhafte Aushülfe erwartet zu haben. In Folge des Concordats trat am 6. April 1856 zu Wien ein österreichisches Nationalconcil zusammen, um über die Inslebenführung des Concordats nach allen Modalitäten zu berathen; 51 Bischöfe fanden sich ein, der Kaiser hatte den Erzbischof von Wien zum Vorsitzenden bestimmt, der Papst kam ihm aber zuvor und bestimmte seinen Nuntius, den Cardinal Viale Prela, für den Vorsitz. Das Concordat machte Oesterreich, je eifriger es sich desselben annahm, um so mehr und erbittertere Feinde nicht allein unter den Protestanten, sondern auch unter den religiös Indifferenten und insbesondere unter den Bureaukraten. Die Gehässigkeit steigerte sich, als in demselben Frühjahr in Oesterreich verboten wurde, Protestanten auf katholischen Kirchhöfen zu begraben,*) und als die Bischöfe in Mailand und Venedig die Verbreitung schlechter Bücher verboten. Wie sehr auch dieses bischöfliche Vorgehen gerechtfertigt, ja pflichtmäßig er-

*) Gleiche Intoleranz von Seiten der herrschenden Protestanten kam zu Fürstenwalde in Preußen und zu Great Torrington in England vor, wo die Leichen von Katholiken und Dissenters auf den Kirchhof nicht zugelassen wurden. Keine Partei hat sich darin von der andern beschämen lassen.

ſcheint, wenn man erwägt, mit welcher Gattung von gottloſen und unſittlichen Büchern die romaniſche Welt von Frankreich aus überſchwemmt wird, ſo faßten die Feinde Oeſterreichs die biſchöfliche Cenſur doch nur als Eingriff in die heilige Preßfreiheit auf. Mit mehr Recht hätte man den Eiferern für das Concordat zum Vorwurf machen können, daß ſie den Thron, ehe ſie ihn ſo nahe an den Altar rückten, nicht zuvor reinigten von dem Schmutz der ihn in nächſter Nähe umdrängenden Börſenſchwindler, Unterſchleifgeber und Staatsbetrüger, wie auch der Juden, welche trotz des Concordats noch immer vorzugsweiſe die offizielle Preſſe beſorgten und die Vermittler des Staatsgedankens blieben. Auch die Hauptgläubiger des Staats waren und blieben Juden. Um auch noch die letzte Schranke ihrer Gier niederzureißen, erſchöpften ſie ſich in ſcheinheiliger Winſelei um Gewiſſensfreiheit und Humanitätsrückſichten, d. h. um das Recht, liegende Güter erwerben zu dürfen, welches ſie in den Stand ſetzen würde, die vom Staat entäußerten Domainen von 150 Mill. Gulden Werth in ihren Rachen hineinzuziehen. Dem mit eiſerner Fauſt entgegenzutreten, wäre die Aufgabe eines neuen chriſtlichen Staatsthums geweſen. Endlich ſetzte das Concordat auch eine Durchdringung des niederen Klerus und des Volkes mit Begeiſterung und überhaupt mit Geiſt voraus, welcher aber ausblieb. Oeſterreich hatte auch damals noch keinen Montalembert unter ſeinem Adel und noch keinen Görres unter ſeinen Profeſſoren, nicht einmal einen Lacordaire unter ſeinen Predigern.

Als die Luft in Italien ſchwül zu werden begann und die ausländiſche Intrigue auch bereits auf Ungarn ihr Auge warf, hielt es Kaiſer Franz Joſeph für gerathen, die Treue der Unterthanen durch große Gnadenaustheilungen auf einer Rundreiſe zu befeſtigen. Begleitet von ſeiner Gemahlin und ſeiner jungen Tochter Sophie beſuchte er im Winter auf 1857 die Lombardei und dann im Frühjahr Ungarn, von wo er aber raſch zurückkehrte, als die kleine Erzherzogin erkrankte und in Ofen ſtarb. Alle politiſchen

Verbrecher ſowohl in Italien als Ungarn erhielten damals eine unbedingte Amneſtie. Und doch dauerte die Unzufriedenheit und die Neigung zum Aufruhr fort, weil durch alle Gnaden des Kaiſers die unnatürliche Lage und der verfaſſungsloſe Zuſtand unter einer dem Finanzſchwindel verfallenen Adminiſtration nicht gebeſſert wurden.

Der alte Feldmarſchall Radetzki ſchloß ſeine müden Augen zu rechter Zeit am 5. Jan. 1858 zu Mailand, nachdem er vorher wegen eines Beinbruchs noch ein langes Siechthum überſtanden hatte, im 91. Jahre ſeines Alters. In demſelben Jahre (22. Auguſt) wurde dem Kaiſer ſein erſter Sohn geboren, den er Rudolf nannte, mahnend an den erſten Habsburger.

In Preußen zeigten ſich nach dem Krimmkriege die erſten Symptome einer langſam zunehmenden Schwäche des edeln Königs, ohne daß noch jemand geahnt hätte, welche ſchwere körperliche und geiſtigen Leiden denſelben erwarteten. Miniſterpräſident von Manteuffel hatte ſich während des Krieges mit vieler Klugheit und zuweilen auch mit Energie gegen die ruſſiſche Partei behauptet. Die Spannung aber dauerte fort. Im Winter von 1855 zu 1856 kamen ſchlimme Gerüchte in die Preſſe. Dem zur Camarilla des Königs gehörigen, ihm engvertrauten General von Gerlach und dem Geheimſecretair des Königs, Niebuhr, kamen wichtige Depeſchen abhanden, die ein gewiſſer Teſten geſtohlen und theils dem Miniſterpräſidenten mitgetheilt, theils aber auch in Abſchriften einem Angehörigen der franzöſiſchen Geſandtſchaft verkauft haben ſollte. Ein gewiſſer Lindenberg ſtattete in einem aufgefangenen Briefe dem General Gerlach geheimen Bericht über den Prinzen von Preußen ab ꝛc. Dieſe Enthüllungen führten übrigens zu nichts, als zur Verurtheilung des Diebes. Das Publikum ſah nicht klar in der Sache. Noch im Jahre 1856 fiel Niebuhr in Irrſinn.

Die Zügel der Regierung waren ſichtbar ſchlaffer geworden. Der Polizeidirector v. Hinkeldey in Berlin war 1855 genöthigt geweſen, eine adelige Spielhölle im Hotel du Nord daſelbſt, an

welcher besonders Mitglieder des s. g. Jockeiklubs thätig gewesen, kraft seiner Amtspflicht, im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und im speciellen Auftrage des Königs, der das systematische Sichselbstruiniren der jungen Edelleute streng mißbilligte, aufzulösen. Bei dieser Auflösung soll sich ein subalterner Polizeibeamter, Namens Damm, nicht höflich genug gegen die vornehmen Sünder benommen haben. Das mußte nun Hinkeldey entgelten, den man durch wiederholte Beleidigungen zwang, den jungen Lieutenant a. D. v. Rochow-Plessow zu fordern. Ein Vater von sieben Kindern, und hochgeachteter Beamter, welcher nur gegenüber einem gesetzwidrigen Spielerklub seine Pflicht gethan hatte, konnte deshalb, (so tief demoralisirt war man) für ehrlos erklärt werden und sah sich wirklich im Mittelpunkt eines constitutionellen Rechtsstaates genöthigt, seine Ehre mit der Pistole in der Hand gegen einen jungen Menschen zu vertheidigen, der ihm in der Kunst zu schießen weit überlegen war und ihn am 10. März 1856 niederschoß. Der König, der das Duell hatte verhindern wollen, dessen Beauftragte aber zu spät kamen, war sehr traurig. Rochow erhielt ein paar Jahre Festungsarrest.

Der Sittenzustand der niedern Classen in Preußen, zunächst in Berlin, konnte sich nicht verbessern, sofern das Fabrikwesen und das damit unzertrennlich verbundene Elend immer noch im Zunehmen war. Aus statistischen Tabellen ergab sich, daß bei der Recrutirung von 100 Webern im Durchschnitt nur 28 dienstfähig befunden wurden, von 100 Maschinenspinnern gar nur 20. Das Fabrikwesen erzeugte hier dieselben Uebelstände wie in England, klägliche Abschwächung der Race, Sterblichkeit in jungen Jahren, Prostitution und Demoralisirung aller Art. *)

In der früheren Aufklärungsperiode war in den Ehescheidungs-

*) In Dr. Helwings trefflicher Flugschrift über die Abnahme der Kriegstüchtigkeit heißt es: „Es fällt uns nicht ein, der vorzugsweise industriellen Entwicklung der Neuzeit den Krieg zu erklären, aber wir wollen warnen vor den Gefahren, welche diese Entwicklung begleiten."

Englands mit den andern Nationen, mit den Colonien u. ſ. w. Männer aller Farben ſind Mitglieder: Radikale, Ultraradikale, Whigs, Tories und Ultratories begegnen ſich hier und berathſchlagen frei mit einander. Dieſe zuweilen ſehr zahlreichen Verſammlungen werden nicht ängſtlich von der Regierung bewacht, und die Discuſſion iſt hier eben ſo frei als im Hauſe der Gemeinen oder der Lords.

In den Univerſitätsſtädten verſammeln ſich dieſe Geſellſchaften wöchentlich dreimal, und beſchäftigen ſich mit Dingen, welche die Univerſität näher angeben; aber im Allgemeinen iſt der Gegenſtand der Erörterung innere und fremde Politik. Jeder Studirende kann Mitglied des Clubbs werden, gegen Entrichtung eines jährlichen Beitrags zu Beſtreitung der Ausgaben der Geſellſchaft. Pitt, Fox, Canning, Brougham gehörten alle zu dieſen Geſellſchaften, welche man die Wiege ihrer Talente nennen kann.

Die Geſellſchaft beſteht, auſſer den Mitgliedern, aus einem Speaker, einem Präſidenten und einem Vicepräſidenten. Der Speaker hat dieſelben Functionen wie der des Unterhauſes; der Präſident und Vicepräſident haben die Ruhe und Ordnung zu erhalten; der Kaſſier verwaltet die Fonds, die zur Unterhaltung der Geſellſchaft beſtimmt ſind. Halbjährlich wird ein neuer Speaker erwählt; der Präſident und Vicepräſident werden auf drei Jahre ernannt, der Kaſſier auf ſechs.

Dieſe Clubbs haben ein hohes Alter. Unter der Republik gab es deren ſchon in London, z. B. den zur Krone und dem Anker, welcher heut zu Tage noch beſteht, und O'Connel, Brougham, Hume und Andere zu ſeinen Mitgliedern zählt. Unter der Regierung Georgs III. vermehrte ſich die Anzahl dieſer Clubbs bedeutend. In Cambridge und in Oxford bildeten ſich welche, die bis jezt beinahe ganz ſo geblieben ſind, wie bei ihrer Entſtehung. Was übrigens am meiſten dabei hervorgehoben zu werden verdient, iſt der ungeheure Einfluß, welchen dieſe Verſammlungen auf die Wohlfahrt Großbritanniens gehabt haben. Wir könnten eine Menge Unternehmungen nur allein aus der Regierung Georgs IV. und Wilhelms IV. anführen, die eben ſo vortheilhaft auf die Ausbreitung des Handels als auf die engliſche Induſtrie wirkten, und wovon die erſte Idee von dieſen Verſammlungen ausging. Wir begnügen uns aus dieſer Menge drei herauszuheben.

maximen in Preußen eine solch laxe Observanz eingerissen, daß sie der schmählichsten Lüderlichkeit Vorschub leistete. Ehebrecherinnen konnten ohne Anstand, wenn sie sich kaum vom rechtmäßigen Mann getrennt hatten, den Verführer heirathen. Leichtsinnige Eheverbindungen wurden geknüpft und gelöst, wie man Kleider wechselt. In einem Salon zu Berlin sah man einen Herrn Whist spielen mit drei Damen, die alle drei von ihm geschieden waren. Den ärgsten Mißbrauch bezeichneten die s. g. Louisheirathen. Um nämlich in Berlin bürgerliche Rechte zu erhalten und nicht mehr ausgewiesen werden zu können, heiratheten öffentliche Dirnen einen s. g. Louis, irgend einen Berliner Gamin oder Bruder Lüderlich, um sich nachher gleich wieder von ihm scheiden zu lassen. Manche Louis machten ein Geschäft daraus, heiratheten immerfort und schieden sich immerfort. Als nun das Ministerium Raumer ein strengeres Ehegesetz an die Kammer brachte, brach ein heftiger Meinungskampf aus, den die Presse fortsetzte. Die rationalistische und liberale Mehrheit schrie über pfäffische Reaction und nahm die Lüderlichkeit in Schutz. Der gute König trat nun nach seiner Art wieder mildernd dazwischen und decretirte am 8. Juli 1857, es solle Paaren, die sich scheiden und sich mit einem andern verheirathen wollten, frei stehen, von dem die Scheidung oder Wiedertrauung verweigernden Geistlichen an das Consistorium zu appelliren. Sehr viele Geschiedene fanden es jedoch bequemer, indeß auf der Eisenbahn nach Gotha zu reisen, wo der aufgeklärte Hofprediger Schwarz sie nach der alten laxen Observanz, die in dem thüringischen Fürstenthum fortbesteht, gerne traute.

Die »evangelical alliance hielt am 12. September 1857 eine große „Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern" ab, welcher auch der König beiwohnte. Es fehlte jedoch auch nicht an Protesten der Strenggläubigen, welche die feste Krystallisation des kirchlichen Dogma's nicht in den christianismus vagus zerfließen lassen wollten. Die evangelische Allianz hatte noch weit unbestimmtere Umrisse wie die Union. Die Versammlung konnte den

bestehenden Kirchen gegenüber keine eingreifenden Beschlüsse fassen und führte zu nichts, als zu einem lächerlichen Bruderkuß zwischen einem französischen Pietisten und einem deutschen Freigemeindler.

In der Metropole der Intelligenz bekämpfte sich der unkirchliche und frivole Geist immer noch mit dem streng lutherischen. Die Regulative, durch welche der Cultminister von Raumer 1854 dem Diesterweg'schen System, der Volksschule alle mögliche unnütze und verderbliche Halbwisserei aufzudrängen, ein Ende machte und den Volksunterricht auf das Nothwendige zurückführte, fand eine fanatische, jedoch nicht mehr ausreichende Opposition. Die Hegelsche Philosophie war fast vergessen, nur der Humboldtcultus *) noch in voller Blüthe. Alexander von Humboldt, der hochgefeierte Greis, der tägliche Umgang der königlichen Familie, von ihr mit Gnaden aller Art überhäuft, spottete damals über den König hinter dessen Rücken. **) Die Intelligenz, welche Humboldt vertrat, hatte eben so wenig sittlichen Gehalt, wie die, welche Hegel vertreten hatte, und gehörte nur mit zu dem Rost, der die eiserne Monarchie anfraß.

Eine politische Verwicklung der unangenehmsten Art wurde

---

*) Humboldts „Kosmos" wurde von der Diesterweg'schen Schulpartei ausdrücklich der Bibel entgegengesetzt als das Buch der Bücher. In dieser Darstellung des Naturganzen wird der Schöpfer nicht geehrt, noch erwähnt, sondern die Natur erscheint als eine gleichgültige Substanz, die erst Bedeutung gewinnt, indem der Mensch sie erkennt und benutzt. Auf den Schöpfer und das Wesen der Dinge kommt es Humboldt nie an, immer nur auf die Entdecker, Erklärer und Erfinder und nur den forschenden Menschengeist preist er, ganz im Sinne der Philosophie Hegels, welcher Gott selbst nur so weit existiren läßt, als er vom Menschen gedacht wird. Unter Humboldts Einfluß machte die deutsche Naturwissenschaft mit wenigen Ausnahmen Front gegen das Christenthum.

**) Humboldt starb 1859. Bald nach seinem Tode erschienen seine Briefe an Varnhagen von Ense im Druck, von einer Jüdin herausgegeben. Sie wimmeln von undankbaren Spöttereien.

für Preußen der mißlungene Aufstand seiner Anhänger in Neuenburg (Neufchatel) im Herbst 1856. Wir werden in der Schweizergeschichte, in die er eigentlich gehört, ausführlich auf ihn zurückkommen und bemerken hier nur, daß die Krone Preußen, deren Recht auf Neufchatel mit so brutaler Gewalt von Seiten des Schweizer Radicalismus verletzt worden war, jetzt sich gar noch verleumden lassen mußte, als habe sie jenen mißlungenen Aufstand gegen die factisch bestehende Regierung in Neuenburg angezettelt. Preußen wollte sich mit den Waffen in der Hand Genugthuung verschaffen, da sie ihm von der Schweiz verweigert wurde. Die Schweiz konnte aber ganz sicher nicht blos auf Frankreichs, sondern auch auf Oesterreichs Schutz rechnen. Oesterreich wollte den Durchzug preußischer Truppen durch Süddeutschland nicht dulden. Von dieser Seite aber so gar wenig unterstützt, wandte sich der König von Preußen an Frankreich und nahm dessen Vermittlung an, welche darin bestand, daß den Schweizern gesagt wurde: ihr seyd völlig im Unrecht, ihr habt gegen die Verträge von 1815 Neuenburg dem König geraubt, aber — ihr sollt Neufchatel behalten und der König wird so großmüthig seyn, darauf zu verzichten.

Nachdem Friedrich Wilhelm IV. noch diese fatale Auseinandersetzung mit der Schweiz gegen Neufchatel hatte durchmachen müssen, nahm seine Abmagerung zu, und von Marienbad in Böhmen heimkehrend bekam er plötzlich am 8. October 1857 Congestionen gegen das Gehirn, die ihn von dieser Zeit an Leib und Geist dergestalt schwächten, daß schon am 24. sein königlicher Bruder, Wilhelm, Prinz von Preußen, als Stellvertreter die Regierung für ihn übernehmen mußte. Der Prinz that es mit der größten Pietät, ohne am bisherigen Regierungssystem etwas zu ändern, und begnügte sich auch, daß ihm die königliche Vollmacht nur auf drei Monate, und später wieder auf drei und so nach und nach viermal auf drei Monate ausgestellt wurde. Man hoffte nämlich einerseits, der König könne vielleicht wieder genesen, und die bisherige Camarilla fühlte andrerseits, das System könne sich

ändern und ihr Einfluß aufhören, wenn der Prinz erst definitiv die Regentschaft übernähme. In dieser Interimszeit vermählte sich des Prinzen Sohn, Friedrich Wilhelm, bei der Kinderlosigkeit des Königs Preußens Thronerbe, mit Victoria, der ältesten Tochter der Königin von England, 25. Januar 1858. Da sich inzwischen der Zustand des Königs nicht verbesserte und der Pietät ausreichend Genüge geschehen war, erforderte nach Ablauf eines vollen Jahres die Staatsrücksicht gebieterisch eine definitive Regelung der Regentschaft. Am 8. October 1858 übertrug der kranke Monarch dem Prinzen von Preußen die Rechte eines unumschränkten Regenten und die Kammern stimmten ihm am 20. zu.

Der Prinzregent, weniger in geistreicher Rede übersprudelnd als sein Bruder, der König, übertraf ihn dagegen in ruhigem Nachdenken und männlicher Festigkeit und folgte einem anderen, mehr liberalen, dem strengen Lutherthum nicht mehr so warm ergebenen System. Allein er wollte keinen allzuraschen und auffallenden Wechsel. Die alten Minister wurden nach und nach entlassen und an ihre Stelle trat der (katholische) Fürst Anton von Sigmaringen als Ministerpräsident, Auerswald als Staatsminister, der früher wegen seiner antirussischen Politik entlassene General von Bonin als Kriegsminister, v. Schleinitz eben so wieder als Minister des Auswärtigen, der gelehrte und auf den evangelischen Kirchentagen populär gewordene v. Bethmann-Hollweg als Cultminister, Flottwell (später der liberale Graf Schwerin) als Minister des Innern. In seiner Anrede an die Minister am 8. November erklärte der Regent, er wolle 1) keine liberale Ueberstürzung, 2) die Rechte der katholischen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derselben dulden, 3) in der evangelischen Kirche der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten und die Union, die dadurch gefährdet worden sey, aufrecht erhalten, 4) Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen, damit Preußen an der Spitze der Bildung bleibe, und 5) das preußische Heerwesen in gutem Stand erhalten.

Der kranke König reiste vier Tage nach Einſetzung der Regentſchaft, am 12. October mit ſeiner ihn in aufopfernder Treue überall begleitenden Gemahlin nach Italien, um hier in milderer Luft zu geneſen, fand aber die Geſundheit nicht wieder und mußte im folgenden Jahre dem Kriege dort ausweichen und zurückkehren. Am 27. Januar 1858 wurde dem Sohne des Prinzen Regenten, dem Prinzen Thronfolger Friedrich Wilhelm, von ſeiner engliſchen Gemahlin der erſte Sohn geboren.

Das neue Miniſterium und die Mehrheit in der zweiten Kammer hielten zuſammen und folgten dem Programm des Regenten. Die Hauptoppoſition concentrirte ſich im Herrenhauſe. Die katholiſche Fraction in der zweiten Kammer nahm häufig eine neutrale Stellung ein. Mehrere Häupter der Kreuzzeitungspartei (Stahl, Hengſtenberg) ſchieden aus den höhern geiſtlichen Verwaltungsämtern, Bethmann-Hollweg hielt jedoch die Raumer'ſchen Schulregulative gegen die Anſtürmungen Dieſterwegs aufrecht, der in die Kammer gewählt worden war. Dagegen wurden den Juden immer mehr Rechte eingeräumt. Der kerndeutſche und Gott ſey Dank auch noch chriſtliche Adel ſträubte ſich, güterbeſitzende Juden in ſeine Mitte aufzunehmen, was aus einem richtigen Gefühl entſprang und ihm von liberaler Seite nicht ſo ſehr hätte verübelt werden ſollen in einem Staate, in welchem eine reiche Judenſchaft ſchon zu lange und zu üppig vom Arbeitsſchweiße der chriſtlichen Bevölkerung ſchwelgt. Im Uebrigen hatte man mit eben ſo viel Recht dem Adel vorgeworfen, er habe zu viel Branntweinhelme unter ſeine Helme aufgenommen und Induſtrien begünſtigt, die den Kern der ländlichen Bevölkerung eben ſo ſchädlich angreifen, wie die jüdiſche Speculation. Auch ſchadete dem Adel, daß er während des Krimmkrieges zu ſehr zu Rußland hingeneigt hatte. Indem nun die confeſſionellen, ſtändiſchen und politiſchen Gegenſätze im Innern Preußens keineswegs ausgeglichen waren, behauptete der preußiſche Staat doch den unſchätzbaren Vorzug einer gewiſſenhaften Verwaltung, eines blühenden Finanzzuſtandes und

noch sehr zahlreicher und tüchtiger Ackerbauer, in denen die Racenkraft und Wehrhaftigkeit trotz alles Verkommens der Industriebevölkerung erhalten blieb, und hatte überdem sowohl in seinen evangelischen als katholischen Gebieten an Religiosität offenbar wieder gewonnen und stand in dieser Beziehung nicht mehr auf einem so niedrigen Niveau, wie im Anfang des Jahrhunderts.

Die tiefe Kluft zwischen der österreichischen und preußischen Cabinetspolitik konnte der Bundestag in Frankfurt a. M. nicht ausfüllen. Hier trat überall nur die Uneinigkeit zu Tage und die Bundesverfassung nöthigte sogar zu Erklärungen, die besser unterblieben wären, weil sie immer nur gegenseitige Negationen enthielten. Ueber die Organisation des Bundeskriegsheeres, über die Wahl eines Bundesfeldherrn herrschte unversöhnlicher Streit. Die Bundesfestungen waren zum Theil vernachläßigt, in Mainz,*) wo die österreichische und preußische Besatzung fast immer mit einander haderten, fehlte manches, in Kehl das Fort, von Germersheim nach Bruchsal eine Eisenbahn, wogegen durch Bau einer Rheinbrücke bei Kehl den Franzosen der Uebergang von Straßburg her möglichst erleichtert wurde. Auch Rastadt und Ulm waren noch immer nicht in völligem Stande.

Um die Mittel- und Kleinstaaten zu einem einigermaßen compacten Ganzen neben Oesterreich und Preußen zusammenzugießen, waren von Bayern und Sachsen durch die Minister von der Pfordten und Beust schon mannigfache Anläufe genommen worden. Wir kennen schon die Bamberger, Darmstädter, Münchener Tage. Sie wiederholten sich noch später, blieben aber immer nur Collectivproteste in einer Tagesfrage, ohne dauernde Verbindlichkeit.

---

*) Am 18. Nov. 1857 flog hier ein Pulvermagazin in die Luft und zerstörte einen Theil der oberen Stadt. Der österreichische Unteroffizier Wimmer wollte aus Haß die in der Nähe versammelten Offiziere umbringen, verfehlte aber den Zeitpunct und flog selbst mit in die Luft, während sie verschont blieben.

In Bayern beſtand ein perennirender Kampf zwiſchen dem Miniſterium von der Pfordten und den theils liberalen theils klerikalen Elementen der Kammern. Als Dr. Weis von der Kammer wieder zu ihrem Vicepräſidenten gewählt wurde, erfolgte die Auflöſung der Kammer, Dr. Weis wurde jedoch wieder in die Kammer und auch wieder zum Vicepräſidenten gewählt, 1858. Noch tiefer griff der Gegenſatz zwiſchen den vom König unmittelbar begünſtigten norddeutſchen und proteſtantiſchen Profeſſoren (den ſ. g. Nordlichtern) und den katholiſchen Altbayern. Ein Verſuch des evangeliſchen Conſiſtoriums in Bayern, die Privatbeichte einzuführen und die Kirchenzucht zu verſchärfen, ſcheiterte am Widerſtand der Gemeinden, des Miniſteriums und des Königs, 1856.

In Württemberg war der Streit über das neue Concordat von 1857, wobei in Betreff einiger Puncte die ſtändiſche Competenz vorbehalten wurde, bei weitem nicht ſo heftig als der in Baden, wo ſich die Parteien viel länger und viel ſchroffer gegenüberſtanden. Als auch hier am 28. Juni 1859 ein Concordat geſchloſſen wurde, proteſtirten dagegen die Stände und eine in Durlach improviſirte Verſammlung, und der Großherzog ſah ſich veranlaßt, deshalb ſein Miniſterium zu ändern. Die neuen Miniſter legten der Kammer einen Geſetzesentwurf vor, welcher der Kirche dort alle die Rechte wieder nahm, die ihr das Concordat gegeben hatte. Der Erzbiſchof und der Landesklerus aber proteſtirten, 1860. Wenn einerſeits die der Kirche überhaupt feindſeligen Tendenzen hier nicht ſtimmfähig ſind und die Regierung eines Volkes, deſſen Mehrheit katholiſch iſt, die Pflicht hat, auch den Katholiken gerecht zu werden, ſo iſt andererſeits die proteſtantiſche Partei im Nachtheil, ſo lange die evangeliſche Kirche Deutſchlands nicht als corpus evangelicorum, wie ehemals im Reich, eine compacte Einheit darſtellt, um als ſolche mit der katholiſchen Kirche zu tractiren. Einzelne proteſtantiſche Staaten können immer nur zum Nachtheile der proteſtantiſchen Sache mit Rom unterhandeln, und ſchaden ſich noch mehr, wenn ſie in ihren Conceſſionen nicht

einmal übereinstimmen. Deshalb ist das Mißtrauen der Protestanten, die ihre gemeinsame Sache ohne gemeinsame Vertretung sahen, gerechtfertigt. Die Protestanten können aber nicht gemeinsam handeln, weil sie nicht einmal im eigenen Glauben einig sind, weil die ärgsten Schreier gegen Rom den Glauben Luthers und Calvins eben so hassen, wie den katholischen. Wenn die Protestanten ihre eigene Kirche zu zerstören so rührig sind, kann ihnen dieselbe auch nicht mehr zum Bollwerk gegen Rom dienen. — Die Hauptagitation gegen das badische Concordat ging von Heidelberg aus, wo man sich des ungeheuersten Fortschritts*) rühmte.

Der Prinzregent Friedrich von Baden vermählte sich am 6. September 1856 mit der Prinzeß Louise, Tochter des Prinzen von Preußen, und nahm bei diesem Anlaß den Titel Großherzog an. Sein älterer Bruder Ludwig starb an seiner Geisteskrankheit den 22. Januar des folgenden Jahres.

Die kurhessische Verfassung von 1831 gewährte den Ständen so sichere Rechte, daß sie im Sturm von 1848 keiner etwa noch liberaleren Umgestaltung bedurfte, eben deshalb aber von Hassenpflug, als derselbe 1850 wieder hessischer Minister wurde, aufs lebhafteste

*) Auf dieser Universität, die wegen einiger berühmter Rechtslehrer und wegen ihrer schönen Lage besonders von reichen und adeligen Studenten besucht wurde, blühten damals die Corpsverbindungen, verwilderten aber arg. Bei einem Ausflug nach Ladenburg am 11. Juli 1856 brachen die betrunkenen Corpsburschen in die Häuser ein, mißhandelten die amtlichen Personen und wer sich ihnen in den Weg stellte und übten Brutalitäten an unbescholtenen Frauen und Mädchen, so daß Sturm geläutet werden mußte und die von der Feldarbeit herbeilaufenden Bürger die vornehmen Buben endlich hinausprügelten. Die Corps benahmen sich hinfort auch noch in Heidelberg selbst so trotzig gegen die akademische Autorität, daß Militair einrucken mußte. Der engere Senat hob die Corps auf, aber es fehlte auch unter den Professoren nicht an Stimmen, welche wegen der Frequenz Heidelbergs (d. h. wegen der Collegiengelder) eine so tiefe Demoralisirung entschuldigten.

angefochten wurde, wobei ihm die Niederlage der preußiſchen Politik in Olmütz und die Reaction in Oeſterreich ſehr zu Statten kam. Der Bundestag erklärte am 27. März 1852 die kurheſſiſche Verfaſſung von 1831 für nicht vereinbar mit den Bundesgeſetzen und beauftragte den Kurfürſten, eine neue Verfaſſung zur ſtändiſchen Verabſchiedung zu bringen. Dies geſchah, Haſſenpflug berief nur eine Rittercurie und keine zweite Kammer, aber auch dieſe Ritter verwarfen ſeine Verfaſſung. Er verſuchte 1855 noch einmal eine Vereinbarung, aber eben ſo vergeblich. Die Verfaſſung von 1852 blieb eine einſeitig octroyirte. Auch nach Haſſenpflugs Entfernung änderte ſich hierin nichts. Als beide Kammern 1857 die Verfaſſung von 1831 reclamirten, wurden ſie wieder abſchlägig beſchieden und als die Frage 1859 beim Bundestag zur Berathung kam, erklärte ſich zwar Preußen energiſch für die Rechte des heſſiſchen Volks und die Verfaſſung von 1831, Oeſterreich und die Mehrheit aber entſchied für den Kurfürſten.

In Hannover änderte der blinde König Georg 1855 einſeitig die Verfaſſung von 1848 ab und führte auch die alte Wahlordnung wieder ein, was Reclamationen veranlaßte, die den alten kurheſſiſchen ſehr ähnlich ſahen. Sehr zum Nachtheil des monarchiſchen Princips, welches ſich zu befeſtigen meint, indem es ſich dem Herzen des Volkes entfremdet.

Im Nov. 1857 brach in Hamburg eine ſchwere Handelskriſis aus. Die durch ihre Solidität berühmte Kaufmannſchaft hatte ſich vom Schwindelgeiſt der Zeit fortreißen laſſen und ihren Credit überſpannt, während ſie ungeheure Waarenmaſſen (ein einziges Haus z. B. 400,000 Kiſten Kaffee) aufhäufte, um den Preis deſſelben hoch halten zu können. Man half indeß ſchnell durch Anleihen zur Discontirung guter Wechſel. Senat und Bürgerſchaft von Hamburg liehen 5 und 10 Mill. Mark. Auch von außen kamen große Summen, um den wichtigen Platz zu halten, der öſterreichiſche Kaiſerſtaat ſchickte 10 Mill. Ein Geſuch Hamburgs an die preußiſche Regierung wurde jedoch abſchlägig beſchieden mit Hinweiſung auf

die Immoralität und Verſchuldung der betreffenden Schwindler. Sehr mit Recht. Alles dachte damals nur an den Verluſt, nicht an die Schuld, und anſtatt die Schuldigen zu brandmarken, hätſchelte man ſie vielmehr. Dem Unglück in Hamburg ging ein Fall der Curſe vorher, der es veranlaßte, weil es den Hamburger Waarenbeſitzern die Anſchaffung des Geldes erſchwerte. Große Bankbrüche in Nordamerika machten den Anfang, Paris gab die Fortſetzung, denn hier ſanken die Actien des Credit mobilier von 1980 auf 680. Die deutſchen Börſen folgten nach und ſo ging den Hamburgern das Geld plötzlich aus.*) — Das große Poſtdampfſchiff Auſtria,

*) „Zahlloſe Vermögensleichen lagen ſchon auf dem Rückweg der eigentlichen Börſenſpeculation, als das Ungewitter über die Handelskreiſe hereinbrach. Das Strafgericht für die Waarenſpeculation war verdient. Wenn man die Preiscourante von Anfang 1856 bis Herbſt 1857 verfolgt, ſo bemerkt man unausgeſetztes gleichmäßiges Steigen aller Preiſe im Durchſchnittsbetrag von wenigſtens 30—40 Procent. Keine gute Ernte wollte helfen, es ſchien, als wäre der Naturſegen für die Speicher und Zolllager ſtatt für die Menſchen beſcheert. Der kaufmänniſche Waarenſtapel, deſſen Eigenthümlichkeit eben die Störung der natürlichen Preisbewegung durch künſtliche Verminderung des Angebots der Nachfrage gegenüber iſt, ging in's Ungemeſſene. In den Entrepots und Zollſpeichern der Seeſtädte läßt er ſich am deutlichſten verfolgen. In New-York kamen in den erſten zehn Monaten 1857 für etliche 70 Mill. Dollars Waaren auf Entrepot gegen 20 Mill. Doll. im Jahr 1855, in Hamburg lagen Ende December 34 Mill. Pfund Kaffee gegen 12—18 Mill. in den Vorjahren, von Wildhäuten lagen 120,000 Stück gegen 6000 im vorigen Jahr auf Speicher. Zur Preisbeherrſchung aber durch Waarenlagerung gehört wie zum Kriege dreierlei; Geld und Geld und abermals Geld. Eigenes Vermögen nun läßt ſich nicht aus den Fingern ſaugen, das bereite Mittel aber, um Geld zu machen, iſt der Credit in allen Formen. An der Maſchine des Credits hat ſich die Ueberſpeculation des Kaufmanns fortbewegt. Die endloſe Schraube, an welcher dieſe Fortbewegung erfolgte, war vor Allem der Wechſelcredit. So lange nur mit Grund oder Ungrund das Publikum glaubt, ein Kaufmann ſey zahlungsfähig, und

Der Clubb von Liverpool war es, der die erſten Schritte zur Emancipation der Sklaven that; der von Mancheſter, wo zuerſt die Dampfſchifffahrt und die Eiſenbahnen beſprochen wurden. Den jetzt allgemein verbreiteten Gebrauch der brennbaren Luft zur Erleuchtung der Straßen und Läden verdankt man dem Clubb von Leed's, wo dieſe Sache Anfangs lebhafte Streitigkeiten erregte.

Dieſes kurze Bild mag nach unſerer Anſicht genügen, um darauf aufmerkſam zu machen, wie wichtig für die Zukunft der conſtitutionellen Staaten das Entſtehen von Vereinigungen werden kann, welche im Handel, den mechaniſchen Künſten und der Induſtrie eine ganz andere Ordnung der Dinge geſchaffen und das Joch zerbrochen haben, welches auf Millionen menſchlicher Geſchöpfe laſtete.

Tübingen, den 1. Decbr. 1838.

Prof. Peſchier.

welches von Hamburg nach New-York fährt, gerieth am 12. Sept. 1858 auf offener See in Brand und von 538 Perſonen, die ſich darauf befanden, konnten ſich nur 89 retten.

In den deutſchen Herzogthümern Schleswig und Holſtein blutete die offene Wunde fort und fort. Schleswig wurde mit däniſchen Beamten überſchwemmt, ſollte den Gebrauch der deutſchen Sprache verlieren ꝛc. und konnte nicht einmal, wie Holſtein und Lauenburg, den Schutz des deutſchen Bundes anrufen, weil es nicht zum deutſchen Bunde gehörte. Der Miniſter Oerſted genügte den Danomanen mit einem neuen Verfaſſungsentwurf für den däniſchen Geſammtſtaat (1854) nicht und erſt durch einen zweiten von 1855, mußte aber doch dem noch viel fanatiſcheren Dänen von Scheele

---

nichts iſt zäher und wird weniger revidirt, als der einmal begründete Credit einer Firma, ſo kann es gelingen, Capital aus dem Stegreif faſt in's Unendliche zu machen durch Wechſel, deren geſetzlich formelle Executionsſtrenge dem ſie als Geld annehmenden Publikum als letzter Rückhalt erſcheint. Wenn der eine Wechſel verfallen iſt, wird es nicht ſchwer, ihn durch Ausſtellung neuer Wechſel zu decken. Dieſe Schaffung und Forterhaltung fiktiver Capitalien durch den Gebrauch der Wechſelform, die Wechſelreiterei im weiteren Begriff aller ihrer Arten, iſt unglaublich ſtark betrieben worden. Alte und große Firmen, namentlich in Hamburg mit ſeinem auf langjährige Solidität und ſeinen Welthandel begründeten Platzcredit, fügten mittelſt Creditgebrauchs in Wechſelform ihrem eigenen Vermögen das fünf- bis ſechsfache hinzu und ſteckten Alles in Waaren und ſetzten es oft auf die Karte eines einzigen Artikels. Andere machten aus dem Credit ihrer Firma, deren Unterſchrift jedem Wechſel Cours durch den ganzen Norden gab, eine feilgebotene Waare, welche ſie mitunter durch eigene Voyageurs bereiſen ließen. Andere trieben die Wechſelreiterei complottmäßig, complottmäßig wurden die Unterſchriften (Indoſſemente) inſolventer Leute auf die Wechſel gebracht, um ihnen ſcheinbare Bürgſchaften hinzuzufügen, proviſionsweiſe wurden ausgeſtellte Zahlungsverſprechen acceptirt, wie man den Fall in den Zeitungen las, daß ein Zwickauer Kiſtenmacher ohne Vermögen für 1 Million Mark Banco Wechſel acceptirte, Stück für Stück 6 Schilling Banco Proviſion!"

welchen, der sofort sämmtliche Domainen der deutschen Herzogthümer als Staatseigenthum Dänemarks verkaufte, um dänische Staatsschulden damit zu tilgen. Die schleswig-holsteinischen hatten den Werth von 11,600,000, die von Lauenburg den von 4,500,000 Thlrn. Die Stände der Herzogthümer legten vergebens Protest ein, die dänische Regierung vertraute auf die Zustimmung Frankreichs und Rußlands und sah daher auch nur mit ironischer Miene den neuen Demonstrationen des deutschen Bundes entgegen. Um dem deutschen Rechte und der öffentlichen Meinung in Deutschland zu genügen, nahmen sich sowohl Oesterreich als Preußen, jedes aber für sich und ohne Zuziehung des deutschen Bundes, der Herzogthümer an und verlangten von Dänemark Einstellung des Domainenverkaufs und Ungültigkeit der Verfassung von 1855, bis sie den holsteinlauenburgischen Ständen zur ständischen Verabschiedung werde vorgelegt und berathen worden seyn, so daß diese Stände Gelegenheit fänden „sich über den damaligen Verfassungszustand in so weit zu äußern, als die früheren ständischen Rechte durch denselben Modificationen erlitten hätten". Die dänische Regierung entgegnete, Oesterreich und Preußen hätten den dänischen Gesammtstaat anerkannt und gegen dessen Verfassung nicht protestirt; jetzt hinterdrein könne die Gesammtverfassung Dänemarks durch den Widerspruch der Provinziallandtage nicht mehr ungültig gemacht werden. Oesterreich und Preußen brachte die Sache endlich am 22. Oct. 1857 an den deutschen Bund.*) Dieser ließ sich nun in einen weitläufigen Notenwechsel mit Dänemark ein, welches am 15. Juli 1858 zugab, die Gesammtverfassung solle einstweilen für Holstein unverbindlich seyn, bis die Schwierigkeiten, die der Vereinbarung entgegenständen, commissarisch ausgeglichen seyn würden. Der Bund mußte nun erst

*) Damals tagten die holsteinischen Stände zu Itzehoe und der Abg. Bargum von Kiel sagte: der deutsche Bund und die Großmächte werden uns nicht helfen. Sie haben uns auch früher nicht geholfen, sondern nur entwaffnet.

wieder fragen, wie weit die Grenzen jener Unverbindlichkeit zu ziehen ſeyen, namentlich in Bezug auf das Miniſterium ꝛc. Endlich hörte Dänemark die Vorſchläge der holſteiniſchen Stände in der Verſammlung (ſeit 3. Jan. 1859) an, worüber aber wieder Beſeler in einer eigenen Schrift ſich ereiferte, weil ſie dadurch die Geſammtverfaſſung doch anerkannt hätten, was ſie auch nicht bedingungsweiſe hätten thun ſollen. Im Frühling 1859 reclamirte der Erbprinz von Auguſtenburg in einer öffentlichen Erklärung ſein Recht auf das ſchleswig-holſteiniſche Erbe, welches ſeinem Vater widerrechtlich durch die Londoner Beſchlüſſe von 1852 entriſſen worden ſey. Am 18. Febr. 1860 beſchloß der Bundestag nachträglich, Dänemark ſolle ohne Zuſtimmung der Stände von Holſtein und Lauenburg keine Geſetze für dieſe Länder geben. Die ſchleswig'ſche Ständeverſammlung wurde am 19. März 1860 plötzlich und willkürlich durch den däniſchen Miniſter geſchloſſen. Im Juni reclamirte Preußen noch einmal energiſch die Rechte Schleswigs, ſofern die alte Verbindung dieſes Herzogthums mit Holſtein wenigſtens 1) ſeine Nichteinverleibung in den Geſammtſtaat Dänemark und 2) die Gleichſtellung der deutſchen mit der däniſchen Sprache bedinge.

Scheele mußte 1857 dem äußern Sturm weichen und der ſ. g. eiderdäniſchen Politik Platz machen, welche gemäßigter war und darauf hinarbeitete, zwar Schleswig im däniſchen Geſammtſtaat feſtzuhalten, aber Holſtein und Lauenburg ihre Selbſtändigkeit zu laſſen und dieſelben nur durch eine Perſonalunion mit Dänemark zu verbinden. Inzwiſchen blieb Scheele, der ſich um ſo größeren Haß zuzog, als er ein geborner Holſteiner war, immer noch ſehr einflußreich, da er beim König und bei der Gräfin Danner wohlgelitten war. Dem Thronfolger und Oheim des kinderloſen Königs, Erbprinzen Ferdinand, wurde 1857 hohes Spiel, Schuldenmachen und feile Abhängigkeit von fremden Geldzuflüſſen vorgeworfen (vom Faedrelandet, wogegen ihn Flyveposten nicht genügend vertheidigte).

Als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist die Ablösung des Sundzolls zu erachten. Dänemark hatte bisher einen hohen Zoll von allen Schiffen erhoben, welche den Sund passirten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika protestirten zuerst dagegen im Interesse des freien Verkehrs. Andere Staaten folgten nach und Dänemark sah sich gemüßigt, am 14. März 1857 den Sundzoll aufzuheben gegen eine Vergütung von 30,570,698 Reichsthalern, welche die Handelsstaaten unter einander vertheilten und in 14 Jahren abzuzahlen versprachen. Auf England fiel der jährliche Betrag von 750,000, auf Preußen der von 400,000 Thalern.

Auf der großen Insel Island erklärte sich das Althing gegen den dänischen Regierungscommissair, Grafen Trampe, und verlangte eine schiedsrichterliche Entscheidung des norwegischen Storthing, 1851.

Auch mit Schweden kam die dänische Regierung in einigen Conflikt. Dort nämlich wurde der s. g. Scandinavismus, die Idee einer künftigen Union der drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark, gepflegt. Besonders die Studenten waren dafür begeistert, wie die deutschen Studenten es immer wieder und wieder waren für die deutsche Einheit. Die zweifelhafte Thronfolge in Dänemark, über die so viel gestritten und diplomatisirt wurde, schien den Plan, nach welchem die schwedische Königsfamilie alle drei Kronen vereinigen sollte, zu begünstigen. Deutschland hätte sich dabei zufrieden geben können, denn um den Preis Dänemarks würde der Schwede die deutschen Herzogthümer uns wohl ausliefern, und ein starkes Scandinavien wäre ein sehr achtbarer Bundesgenosse Deutschlands gegen Rußland. Allein das kleine Dänemark will sich Schweden nicht unterordnen lassen und fußt auf die mögliche Hülfe Rußlands und Frankreichs. Daher die Drohnote Scheele's vom 20. Februar 1857 an Schweden, wegen des dort begünstigten Scandinavismus, eine Note, welche König Oskar am 4. April noch schärfer erwidern ließ, wobei jedoch die Sache einstweilen ihr Bewenden hatte.

Schweden war Deutschland nie so feindlich gesinnt, wie

Dänemark, hätte sich vielmehr immer gern auf Deutschland gegen Rußland gestützt. Während des großen russischen Krieges konnte es nicht feindlich gegen Rußland auftreten, weil es Preußen nicht zur Seite hatte, benutzte indessen die Gunst der Umstände, und vereitelte, von Frankreich und England unterstützt, den russischen Plan, sich eines Hafens im Norden von Norwegen zu bemächtigen.

Sehr merkwürdig ist die beginnende Auflösung der Staatskirchen in den scandinavischen Reichen. In Schweden behauptete sich die altlutherische Staatskirche mit orthodoxer Form, bei rationalistischer Entleerung. Dagegen erhob sich der fromme Volksgeist seit Anfang des Jahrhunderts in der Secte der Läsar (Leser). Bauern lasen eifrig die Bibel und hielten Conventikel, um die reine Lehre der h. Schrift zu wahren, zumal als 1809 Agende, Katechismus und Gesangbuch eine mehr rationalistische Neuerung erlitten. Die Staatskirche verfuhr hart gegen die Leser, ohne sie unterdrücken zu können. Eben so hart wurden die wenigen Katholiken in Schweden verfolgt, im Jahr 1856 sechs katholische Frauen des Landes verwiesen. Dagegen kamen Baptisten und seit 1851 auch Mormonen auf. Im Herbst 1857 trug der König selbst auf Religionsfreiheit an, aber der Reichstag verwarf dieselbe am 3. Februar 1858 und Bischof Reuterdahl von Lund hielt die Orthodoxie aufrecht. — In Norwegen trat der Bauer Hauge gegen die Staatskirche auf und bildete 1842 eine freie Kirche mit zum Theil herumwandernden Laienpredigern, während der Prediger Lammers, gleichfalls der Staatskirche entgegentretend, eine strengere Kirchenzucht mit Ohrenbeichte ꝛc. forderte. — In Dänemark kämpfte Grundwig seit 1834 gegen die Staatskirche und weil das Lutherthum nach Dänemark nur von Deutschland aus gekommen war, wirkte der Haß der Dänen gegen die Deutschen wesentlich mit zu dem Gesetz vom 17. März 1857, welches für ganz Dänemark die Erbkirche oder Zwangstaufe aufhob und den Eltern gestattete, ihre Kinder taufen zu lassen oder nicht und zu welcher Religion sie wollten, erziehen zu lassen. Um den gefährlichen Wirkungen eines

ſolchen Independentismus vorzubeugen, zog Grundwig der auf der tabula rasa erſt zu erbauenden neuen Kirche mehr ſittliche und intellectuelle Grenzen und ging ſo weit, die Erlaubniß, Sacramente verwalten zu dürfen, von der würdigen Perſönlichkeit des Prieſters abhängig machen zu wollen. Allein auch hier drängten ſich die practiſcheren Baptiſten und Mormonen ein. Uebrigens hoffte Grundwig noch eine kirchliche Union mit Schweden und Norwegen erzielen zu können, die aber noch in weiter Ferne liegt.

König Oskar fiel in eine unheilbare Krankheit, welche ihm Leib und Geiſt zugleich zerſtörte, und ſtarb am 8. Juli 1859. Ihm folgte ſein Sohn Karl XV., der ſchon im Frühjahr 1860 mit Norwegen Diſſidien hatte. Der norwegiſche Storthing nämlich beſchloß, nie wieder einen Schweden als Statthalter zu dulden, wogegen der König das Recht, einen Schweden als Statthalter in Norwegen einzuſetzen, ſich vorbehielt. Im Sommer 1860 trugen Schweden und Dänemark eine gewiſſe Intimität zur Schau. Der Dänenkönig kam herüber, um den Schwedenkönig in ſeinem Lager bei Bonarp zu beſuchen.

Holland oder das Königreich der Niederlande machte ſich in den letzten Jahrzehenten nicht mehr ſehr bemerklich. Nachdem 1840 Wilhelm I. noch in hohen Jahren die morganatiſche Ehe mit der Gräfin d'Outremont eingegangen war und die Krone ſeinem Sohne Wilhelm II. abgetreten hatte, wollte dieſer die Angelegenheiten der Katholiken in Holland zum Beſſeren wenden, was aber viel Aufregung unter den fanatiſchen Reformirten hervorrief. Erſt die große Revolution von 1848 führte auch in Holland zu der Erkenntniß, die Kirchen ſollten frei für ſich und vom Staate möglichſt unabhängig ſeyn. In dieſem Sinn erklärte nach Wilhelms II. Tode (1849) unter deſſen Nachfolger Wilhelm III. das liberale Miniſterium Thorbeke 1852, die Katholiken Hollands dürften für ſich ſelbſt ſorgen, und überließ dem Papſt, die Biſchöfe zu ernennen. Das regte auf's neue die Strengreformirten auf, der König wich dem Sturme und Thorbeke fiel. Einem Uebergangs-

miniſterium (van Halls) folgte ein ſtreng reformirtes unter Groen van Prinſterer, welcher, ohne die Freiheit der Kirchen im Principe zu verläugnen, doch die Staatscontrole über dieſelben ſtark betonte. Kraft des Freiheitsprincipes wurde damals auch Heycamp Biſchof der janſenitiſch-katholiſchen Kirche zu Deventer, was der Papſt nicht anerkannte und mit der Excommunication Heycamps beſtrafte.

In Belgien regierte König Leopold mit gewohnter Klugheit und Milde fort, ohne jedoch weder die innere Parteiung noch die äußere Gefahr beſchwören zu können. Je nach den Kammermehrheiten und dem ſchwächern oder ſtärkern Druck der öffentlichen Meinung oder eines Ereigniſſes wählte er ſeine Miniſter bald mehr links, bald mehr rechts. Aus dem Sturm des Jahres 1848 war das liberale Miniſterium Frere-Rogier hervorgegangen, im Jahre 1852 folgte das noch liberalere Miniſterium Brouckere, welches 1855 wieder dem mehr klericalen Miniſterium Debecker wich. Dieſes brachte 1857 das ſ. g. Wohlthätigkeitsgeſetz vor die Kammer, welches die Verwaltung der milden Stiftungen betraf und den Geiſtlichen ihren Antheil an der Verwaltung neben den Laien ſicherte. Dagegen erhob ſich nun die liberale Partei, hauptſächlich unter dem Einfluß der zahlreichen Freimaurer, nannte das Geſetz la loi des capucins und gab vor, dem Klerus werde dadurch eine ungemeſſene Gewalt verliehen. Dennoch nahm die Mehrheit der Kammer am 27. Mai das Geſetz mit 61 gegen 41 Stimmen an. Nun erhob ſich wüthendes Geſchrei und am Abend des folgenden Tages, am 28., großer Tumult in den Straßen von Brüſſel. Der Pöbel, untermiſcht mit vielen wohlgekleideten Herren, ſtürmten die Druckerei der „Emancipation", das Hotel des Juſtizminiſters und die Klöſter. Mönche und Nonnen flohen aus der Stadt. Der päpſtliche Nuntius, den man für den Abbé de Haeren nahm, wurde inſultirt. Auch in Gent, Lüttich, Mons gab es großen Tumult. Desgleichen in Antwerpen, am 29. Hier ſang man die Barbançonne, ſchrie: weg de vetbruers! (Fettbrüder,

Mönche), warf in allen Klöstern die Fenster ein, und eben so in den Palästen und Wohnungen der Conservativen. Aber „die Blouse war nur schwach vertreten", die Tumultuanten waren auch hier aus den mittleren und höheren, vorzugsweise aufgeklärten Ständen. — In Jemappes wurde das Gebäude der „kleinen Brüder von der christlichen Lehre" demolirt; eine wilde Rotte mißhandelte die Brüder, die ihr Haus zu vertheidigen wagten, und schleppte die Blutenden zum Feuer, um sie zu verbrennen, was durch Besonnenere jedoch verhindert wurde.

Man macht sich einen Begriff von der unedeln Gesinnung der „Emeutiers in Glacehandschuhen", wenn man erfährt, daß eines ihrer Häupter, Verhaegen, öffentlich vorschlug, Eugen Sue in Brüssel ein Denkmal zu errichten.

Inzwischen war die Regierung schwach genug, den Stürmen nachzugeben und die Kammern sogleich zu vertagen, zwei Wochen später aber, am 14. Juni, das ganze Wohlthätigkeitsgesetz zurückzuziehen. Im ministeriellen Bericht hieß es: „wir sehen ein, daß eine kluge Regierung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen muß, selbst wenn diese sich durch Leidenschaft oder Vorurtheil hat verführen lassen," und in einem königlichen Briefe vom 13. Juni las man: „Wir müssen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche der Krieg in den Gemüthern entzünden kann." Im November wurde wieder der liberale Rogier an die Spitze des Ministeriums gestellt und eine neue, überwiegend liberale Kammer gewählt.

In der Schweiz wirkte die radicale Gewöhnung noch lange nach. Von England gehätschelt, waren die Radicalen hier auch von Frankreich geschont und je mehr die italienische Revolution vorschritt, um so kecker durften sie auf den Haß der Italiener gegen Oesterreich bauen und trotzen. Immer noch herrschten in den geistigen Mittelpuncten der Schweiz die radicalsten Personen und Tendenzen, in Genf, Bern, Zürich, nur Basel wahrte noch sein rein wissenschaftliches Streben und sein Christenthum. In Bern

ſpielte der aus Deutſchland geflüchtete weiland Reichsagent, Carl Vogt, die Rolle des frechſten Religionsſpötters und empfing die Ehre, in den eidgenöſſiſchen Nationalrath gewählt zu werden, um in deſſen Schooße die gemeinſten Schmähungen gegen Deutſchland auszuſtoßen. Mit ihm wetteiferte Moleſchott, ein aus Deutſchland berufener Profeſſor, den Materialismus zu predigen, die Lehre, daß es keinen Gott und nicht einmal einen Geiſt in der Welt gebe, ſondern alles nur Materie mit Stoff und Kraft, der Gedanke ſelbſt nur das Product des Gehirns ſey, wie der Urin das Product der Nieren.

Als die Wahlen zum Nationalrath im Canton Teſſin 1855 zu conſervativ ausfielen, annullirte ſie der Nationalrath ſelbſt unter dem nichtigen Vorwande, es ſeyen bei den Wahlen Formfehler begangen worden. Es ſollten eben nur Radicale gewählt werden dürfen. Um aber die Neuwahlen terroriſiren zu können, bedurfte es eines Ausnahmszuſtandes. Einer der verrufenſten radicalen Schweizer, Degiorgi, drang am 20. Februar 1855 bewaffnet mit einigen Geſellen in ein Local der Conſervativen ein, wo dieſelben friedlich mit Frauen und Kindern beiſammen ſaßen, griff ſie an und verwundete mehrere. Sie wehrten ſich, er wurde aus dem Zimmer gedrängt und im Tumult auf einer dunkeln Treppe getödtet. Draußen war aber ſchon alles vorbereitet, und eine bewaffnete radicale Bande gedungen, welche die überraſchten Conſervativen ſogleich einkerkerte und einen proviſoriſchen Regierungsausſchuß niederſetzte, der bei den Conſervativen ein Zwangsanlehen von 300,000 Schweizerfranken erhob. Gegen dieſes turbulente Verfahren ihrer radicalen Geſinnungsgenoſſen hatte die Bundesregierung nichts einzuwenden. Der ſcheußliche Degiorgi wurde als Märtyrer proclamirt, die Conſervativen als „Aſſaſſinen“ verſchrien und im Kerker auf's ſchlechteſte behandelt. Die Democrazia, das Organ des Teſſiner Radicalismus, überhäufte ſie mit Schmähungen. Durch grauſame Drohungen ſuchte man den Gefangenen die Lüge abzupreſſen, Degiorgi ſey unbewaffnet geweſen und das

Parteigericht von Locarno verurtheilte wirklich den rechtschaffenen und hochgebildeten Albert Franzoni als angeblichen Mörder zu lebenslänglicher, seinen Bruder, einen Arzt und zwei andere zu 15jähriger Kettenstrafe mit Zwangsarbeit, alle aber vorher zum Pranger und zur Zahlung großer Summen als Entschädigung für Degiorgi's Wittwe und als Prozeßkosten. Die Verurtheilten appellirten und die sieben Appellationsrichter konnten es, obgleich vom demokratischen Pöbel schwer bedroht, doch nicht über ihr Gewissen bringen, den Justizmord gut zu heißen. Sie sprachen alle Angeschuldigten frei, am 30. April 1856. Nun aber wurden sie beschuldigt, sie hätten sich bestechen lassen, und ein solcher Tumult gegen sie erregt, daß mehrere von ihnen, so wie die eben freigelassenen Gefangenen eiligst aus dem Canton entflohen. Der Richter Berla wurde unterwegs überfallen und entging kaum dem Tode. Der große Rath aber setzte für die geflohenen oder ausgetretenen Richter neue ein und bestätigte das Urtheil erster Instanz. Das war doch zu arg und erregte allgemeine Indignation. Der eidgenössische Bundesrath schickte daher einen Commissair nach Tessin, um zum Rechten zu sehen, dieser aber, dem die Demokraten ein glänzendes Festmahl gaben, berichtete nach Bern: „en Tessin l'ordre continue à règner."

In demselben Jahr trachtete die radicale Regierung von Tessin, im innigen Bunde mit dem sardinischen Minister Cavour, den Diöcesanverband mit dem Bischof von Como zu zerreißen, wogegen sich der Klerus heftig sträubte.

In der Nacht vom 2. zum 3. Sept. 1856 wurde in Neuenburg plötzlich das Schloß überfallen und die radicale Regierung verhaftet durch eine bewaffnete Schaar von Conservativen, an deren Spitze sich Graf Friederich von Pourtalés und ein Oberstlieutenant de Meuron befanden. Sofern gerade damals ein großes eidgenössisches Uebungslager in der Nähe abgehalten wurde, aus welchem sogleich zahlreiche Bataillone den Radicalen zu Hülfe kommen konnten, schien der Zeitpunct von den Verschworenen ungeschickt gewählt;

Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart.

Wenn ſich vor Alters das Urtheil über die jedesmalige Gegenwart mit vorwiegender Stimme mißbilligend vernehmen ließ, und die meiſten in dem Ausſpruch übereinkamen: es iſt böſe Zeit; ſo ſcheint ſich die Betrachtungsweiſe unſrer neueren Bildung weſentlich verändert zu haben; denn wir ſind gewohnt, uns als auf einer hohen Stufe der menſchlichen Entwicklung ſtehend zu betrachten und bewundern nicht bloß die Rieſenſchritte der modernen Induſtrie, ſondern mehr noch das Schaffen des Geiſtes auf ſeinen weitgeſteckten Gebieten, und ſeine in die Höhe und in die Tiefe gehende Arbeit unter uns. Dieſe Bewunderung, welche ſich in den leichteren Köpfen durch poſaunenmäßiges Rühmen Luft macht, daß wir's doch zuletzt ſo herrlich weit gebracht, prägt ſich in manchen edlern Naturen als hohes Selbſtgefühl aus, und der Stolz des Geiſtes, der ſich in ſeinem Elemente fühlt, iſt ſchnell geneigt, eingelegte Zweifel als Grämlichkeit zu bezeichnen und als das Werk unfähiger Muthloſigkeit. Wenn die nachfolgenden Betrachtungen in Beziehung auf den bei weitem wichtigſten Theil unſerer geiſtigen Arbeit, den religiöſen, einige Bedenken wagen, ob nämlich auch dieſer an dem Ruhm der Zeit Antheil habe, ſo haben ſie keine andere Abſicht, als dazu beizutragen, daß das religiöſe Bedürfniß ſich ſelbſt kennen lerne, weil dies das einzige iſt, was wir Menſchen thun können, um ſeine Befriedigung möglich zu machen.

allein ſie hatten dieſen Umſtand wohl in Anſchlag gebracht und nur darauf gerechnet, einen oder ein paar Tage lang in ihrem Canton Herr zu ſeyn, um den Beweis liefern zu können, daß der Canton conſervativ und preußiſch geſinnt und das radicale Regiment ihm wider ſeinen Willen und nur durch Gewalt aufgedrungen ſey. Mochten dann auch die Eidgenoſſen kommen und die radicale Regierung wieder einſetzen, die Geſinnung des Cantons war dann doch conſtatirt und konnte zu einem Proteſt vor ganz Europa benützt werden. Allein in den hintern Thälern des Cantons, insbeſondere in dem großen Uhrenfabrikort la Chaux de Fonds war das Volk radical, waffnete und ſammelte ſich und zog raſch gegen Neuenburg, wohin auch ſchon am 3. September zwei eidgenöſſiſche Commiſſaire kamen. Nun ſchwankten die Conſervativen, ob ſie ſich vertheidigen ſollten, oder nicht. Am 4. rückte der eidgenöſſiſche Oberſt Denzler mit ſtarker Mannſchaft vor das Schloß und die Commiſſaire verwarfen jede Capitulation, die man ihnen vom Schloſſe aus anbot. Die Rebellen, hieß es, ſollten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Während ſie aber zu keinem Entſchluſſe kommen konnten, ließ Denzler das Schloß ſtürmen und bekam es auch augenblicklich in ſeine Gewalt, da die Verſchworenen es für gerathener hielten, es nicht auf's Aeußerſte ankommen zu laſſen, und nur ſehr wenige einen ohnmächtigen Widerſtand verſuchten.

Der preußiſche Geſandte in der Schweiz, Herr von Sydow, legte eine Rechtsverwahrung ein und ſeine Regierung wies zwar jeden Verdacht von ſich, als habe ſie von dem mißrathenen Complott etwas gewußt oder daſſelbe gar veranlaßt, glaubte jedoch, neuerdings ihr Recht auf den Canton Neuenburg (deſſen ſie ja auch nur durch eine Gewaltthat der Radicalen beraubt worden war) geltend machen zu müſſen und verlangte die Freilaſſung der Gefangenen als Vorbedingung aller weiteren Unterhandlungen. Der ſchweizeriſche Bundesrath ging darauf nicht ein, entließ zwar 634 Gefangene, behielt aber Pourtalés mit 34 andern Hauptſchuldigen zurück und ließ ihnen den Proceß machen. Am 22. Oct. erklärten

ſich Frankreich, Oeſterreich und Rußland mit der preußiſchen Forderung einer unbedingten Freilaſſung der Gefangenen einverſtanden, der Bundesrath wollte aber dies Zugeſtändniß nicht eher machen, bis die Mächte ihm auch die völlige Lostrennung Neuenburgs von Preußen garantirt haben würden. Preußen ſelbſt wollte ſeinem Recht auf Neufchatel, das ihm nur Nachtheil brachte, gern entſagen, konnte ſich aber unmöglich als vorgeſchriebene Bedingung gefallen laſſen, was die Schweiz nur als eine Großmuth von ihm anzunehmen hatte. Damit waren auch die Mächte vollkommen einverſtanden. Die Schweiz, das wußte man, ſollte in dieſem Handel wieder einen reellen Vortheil davon tragen, deshalb aber ſollte auch der Unverſchämtheit ihrer radicalen Führer einmal eine Grenze geſetzt werden. Preußen erklärte am 8. Nov., es werde ſein Recht mit Gewalt verfechten, da die Schweiz nicht nachgebe; der König ſelbſt ſprach in der Thronrede vom 29. Nov.: „Ich darf nicht zugeben, daß meine Langmuth in eine Waffe gegen mein Recht ſelbſt umgewandelt werde.“ Der Bundesrath bot aber im December 20,000 Mann auf, ſchickte ſie an die deutſche Grenze und machte General Dufour wieder zum Obergeneral.

Es kam indeß zu keinem Kampfe. Die Schweizer Preſſe entehrte ſich durch die ſchändlichſten Ausfälle gegen Preußen und machte ſich durch ihre Prahlereien lächerlich.*) Eine Anleihe, welche die Schweiz damals contrahirte, um die Kriegskoſten beſtreiten zu können, wurde großentheils in Süddeutſchland gedeckt, wo die Demokraten ſich eifrig für die Schweiz erklärten und auch die Philiſter aus Furcht vor einem Kriege gegen das unſchuldige Preußen mitſteuern halfen. Endlich erklärte Oeſterreich, Preußen habe kein Recht, einſeitig gegen die Schweiz zu verfahren, das ſey Sache des deutſchen

*) Ein Schweizer zeigte damals einem franzöſiſchen Artillerieoffizier die kleinen Schanzen, welche die Schweizer vor Baſel aufgeworfen hatten und frug ihn: nun nicht wahr, damit hätten wir die Preußen aufgehalten? Oui, antwortete der Franzoſe, cinq minutes.

Bundes. Dieſe unfreundliche Haltung Oeſterreichs nöthigte den König von Preußen, wenn er nicht, was von Anfang an nur Drohung ſeyn ſollte, wirklich durchzuführen gezwungen werden wollte, die franzöſiſche Vermittlung anzunehmen. Napoleon III. beruhigte die Schweizer, indem er unter der Hand ihren Geſandten Dr. Kern ein Schreiben ſehen ließ, in welchem der König von Preußen Neuenburg entſagen zu wollen erklärt hatte, worauf ſich die Eidgenoſſenſchaft begreiflicherweiſe auch nicht mehr weigerte, die Gefangenen unbedingt zu entlaſſen, was auch am 15. Jan. 1857 geſchah. Die Modalitäten der Verſöhnung wurden ſodann vom 5. März ab noch auf einem Congreß zu Paris berathen und am 26. Mai war man übereingekommen, der König von Preußen ſolle für immer auf Neufchatel verzichten, nur den Fürſtentitel davon behalten und mit zwei Mill. Franken entſchädigt werden. Die Schweiz verweigerte den Fürſtentitel und wollte nur eine Mill. geben. Endlich wurde ausgemacht, der König ſolle den Titel führen, obgleich ihn die Schweiz nicht anerkenne, der König aber verzichtete freiwillig auf jede Geldentſchädigung.

Während die Schweizer Radicalen gegen das ferne Preußen bramarbaſirten, zeigten ſie ſich feig und ſervil gegen das nahe Frankreich. Nach Napoleons I. Sturz hatte die Schweiz das ihr früher zugehörige Dappenthal im Jura, welches gegen Genf ausmündet, reclamirt und es war ihr auch in beiden Pariſer Friedensſchlüſſen urkundlich zugeſichert worden. In einer ſchwachen Stunde hatten ſich aber die Vertreter der Großmächte vom Vertreter der Bourbons überreden laſſen, Frankreich habe ſo viel Opfer gebracht, man ſolle ihm doch das kleine Thal einer Handelsſtraße wegen laſſen, und in einer Note vom 19. Nov. 1815 hatten ſich die Vertreter geneigt erklärt, dieſen franzöſiſchen Wunſch zu unterſtützen. Weiter war nichts verhandelt, noch irgend etwas beſchloſſen worden. Gemäß den Verträgen gehörte das Dappenthal der Schweiz. Frankreich aber ließ es nicht fahren, indem es ſich auf jene ſchwebende Note berief, und beſitzt das Dappenthal heute noch, ohne daß es

dem tapfern Schweizer Radicalismus eingefallen wäre, es ihm ſtreitig zu machen. Nur die Neue Züricher Zeitung war ſo ehrlich, einmal zu ſagen, die Abhängigkeit der Schweiz von dem neuen franzöſiſchen Protectorat ſey ſchimpflicher für ſie, als ihr der kleine Triumph in der Beſeitigung Preußens irgend zur Ehre gereiche. Die deutſche Preſſe aber begann noch bitterer zu klagen, daß die Uneinigkeit deutſcher Fürſten dieſe Berufung an Frankreich nöthig gemacht hätte. Dieſelbe deutſche Preſſe vergaß aber, daß ſie es geweſen, die jeder Anmaßung des Schweizer Radicalismus bisher das Wort geredet hatte.

Im Jahre 1859 erfolgte die definitive Aufhebung des ſeit Jahrhunderten in der Schweiz üblichen Söldnerdienſtes. Immer noch dienten Schweizer dem König von Neapel und dieſe Helden, würdig der ſchönſten Zeiten des Schweizerruhmes, hatten dem König 1848 durch ihre Tapferkeit den Thron erhalten. Weil nun aber der radicale Schweizer Bundesrath 1859 noch blind der engliſch-franzöſiſchen Politik gegen Oeſterreich und alle conſervativen Intereſſen diente, unterſagte derſelbe beim Thronwechſel in Neapel den dortigen fünf Schweizerregimentern den fernern Dienſt und beging damit eine doppelte Thorheit, denn er unterſtützte eine Politik, die ſich nur zu bald gegen die Schweiz ſelbſt wenden ſollte, und beraubte die Schweiz des populärſten und zweckmäßigſten Mittels, ſich des Ueberfluſſes ihrer Bevölkerung zu entledigen und den kriegeriſchen Ruhm der Väter immer wieder zu erneuern. Die Radicalen hatten dafür keinen Sinn. Umſonſt vertheidigte der ſchweizeriſche Nationalrath Oberſt Ziegler das Recht der tapfern Truppen und hielt Segeſſer aus Luzern eine unſterbliche Rede, eines alten Römers würdig, worin er dem Schweizer Radicalismus den Spiegel ſeiner Erbärmlichkeit vorhielt. *)

*) „Wie, der Schweizer ſoll nach Amerika auswandern, in der ganzen Welt Fabrikarbeiter, Lohndiener, Portier, Schornſteinfeger werden dürfen, nur ja nicht Soldat. Wenn er Kammerdiener eines Fürſten werden will,

Die alte biderbe Kraft der Eidgenoſſen war leider unter dem radicalen Regiment immer tiefer abgeſchwächt worden. Ungeheure Prahlereien und doch ſyſtematiſche Corruption des Volks durch das Fabrikſyſtem, durch die Schreier und Schreiber und durch das Raffinement der Geldgier.*) Point d'argent, point de Suisse wurde der Titel eines merkwürdigen Reiſehandbuchs, worin die ſchamloſe

---

ſo iſt das ihm erlaubt, aber General ſoll er nicht ſeyn. Bei allen Völkern gilt das Waffenhandwerk als das geehrteſte, nur für die Schweizer im Ausland ſoll es kein Ehrendienſt ſeyn! — Die Schweiz wimmelt nicht mehr von „Strolchen", wie diejenigen waren, welche Karl den Kühnen beſiegten, vor denen Mailand zitterte, um deren ſtreitfertige Fauſt Fürſten und Republiken in die Wette warben. Nein, für jeden Schweizer findet ſich eine Spuhle, für jeden ein Weberſchifflein, für jeden Karſt und Hacke. Der Schweizer kann bei Hrn. Feer-Herzog Seidenbänder weben, er kann Kattun drucken in St. Gallen, Spitzen weben in Appenzell, an den Eiſenbahnen arbeiten. Aber wenn er nicht will, wenn er das freie Leben des Soldaten vorzieht? O darnach fragt man nicht. Er ſoll der Civiliſation und Induſtrie dienen. Zur Abwechslung bekommt er dann bisweilen ein Schützenfeſt, ein Sängerfeſt zu ſehen und kann ſein Herz erlaben mit wundervollen Toaſten auf die Freiheit. Panem et circenses!" Hinter dieſen radicalen Zweckeſſen und Feſtgeſängen verbirgt ſich, wie der Redner mit Recht ſagt, die bureaukratiſche Ruthe, um ein Volk, welches kindiſch wird, zu züchtigen.

*) In der Neuen Züricher Zeitung las man 1856: „Die vielen Reiſenden, die gegenwärtig die Straße zwiſchen Immenſee und Küßnacht paſſiren, werden bei der Tellskapelle von einem alten Schwyzerlump angebettelt, der in gelb und ſchwarzer Uniform, mit Armbruſt und Pfeilen bewaffnet, die Reiſenden zu Wagen und zu Fuß mit den vaterländiſchen Worten begrüßt: ‚Seyd ſe guet und gänd em alte Wilhelm Tell an es Allmueſe!' Macht man dem Lump Vorwürfe über das Unſchickliche, nicht des Bettels (denn daran iſt man dort zu Land gewöhnt), ſondern ſeiner Maskarade wegen, ſo ſagt er ganz keck: ‚Ueſeri Herre hän mi g'heiße.'"

Prellerei der Schweizer Gastwirthe, alles mit Namen belegt, aufgedeckt war.*)

Am 15. Juli 1855 ging von Visp im Canton Wallis ein Erdbeben aus, welches in einem weiten Umkreis von halb Europa gespürt wurde. Am 27. Mai 1857 gerieth ein Kohlenlager im Tunnel, den man für die von Basel nach Olten führende Eisenbahn unter dem Hauenstein baute, durch Unvorsichtigkeit in Brand und mußten 52 Arbeiter ersticken.

---

*) „Aber Kellner! 100 Francs für zwei Tage Aufenthalt ist doch ein Bischen viel! Wo ist der Wirth?" — „Ich bin selbst der Wirth." — „So sind Sie ein unbilliger Wirth. Führen Sie mich zum Friedensrichter." — „Ich bin selbst der Friedensrichter." Im Canton Zürich, wohin die Sage obigen Vorfall verlegt, gibt es nicht weniger als 106 solcher „Beamtenwirthe", und der „Große Rath" ist jetzt eben damit beschäftigt, dies Verhältniß abzuschaffen, welches für die einheimische ländliche Bevölkerung noch viel empfindlichere Nachtheile hat, als für den Reisenden. Es gibt in Zürich Gemeinden, wie z. B. Hottingen, deren sämmtliche Gemeindevorsteher zugleich Schänkwirthe sind, und es ist ein solcher „Armenvater" oder „Gemeinderath" genannt worden, welcher immer nur am Schänktisch Audienz gibt, die Karten in der Hand, und nicht eher von Geschäften hören will, als bis das Recht suchende Bäuerlein einige „Partien" an ihn verloren hat.

Drittes Buch.

Italieniſche Anzettelungen.

Der Pariſer Frieden von 1856 legte den Keim zu einem neuen Kriege, indem der ſardiniſche Miniſter Graf Cavour im geheimen Einverſtändniß mit den beiden Weſtmächten beim Friedenscongreß durch ein Memoire zu beweiſen ſuchte, eine dauernde Ruhe in Europa ſey unmöglich, ſo lange Italien unter dem einſeitigen Einfluß Oeſterreichs ſeufze und die Selbſtändigkeit nicht errungen habe, nach der es ſchon längſt ſich ſehne und deren es würdig ſey. Er formulirte ſeine Forderungen dahin: Europa ſolle die nationale Einheit Italiens anerkennen, Oeſterreich ſolle ſeinen oberitalieniſchen Provinzen eine liberale Verfaſſung geben, alle fremden Truppen ſollen aus dem Kirchenſtaat zurückgezogen, der Kirchenſtaat aber ſäculariſirt, d. h. wenn auch noch unter päpſtlicher Oberhoheit, doch durch einen weltlichen Vicar regiert werden, und endlich in Neapel ſollte mittelſt Intervention der angeblichen Mißregierung ein Ende gemacht werden.

Dieſes ſardiniſche Programm war ohne Zweifel ſchon vorher ausgedacht und von den Weſtmächten gutgeheißen worden. Es motivirt zum Theil die raſche Beendigung des Krimmkriegs. Sardinien würde für die Weſtmächte in der Krimm keine Opfer gebracht haben, wenn ihm nicht ein reicher Lohn in Italien wäre zugeſichert worden.

England hatte längst in Italien gewühlt, Napoleon war froh, sich aus dem opferreichen Krimmkriege loswickeln zu können, durfte aber seine Franzosen nicht unbeschäftigt lassen und hatte eine gewisse Verpflichtung gegen die Italiener. Rußland aber schien allem zustimmen zu müssen, was man in Italien gegen Oesterreich zu unternehmen vorhatte, denn es war im Krimmkriege durch Oesterreichs Verhalten schwer beleidigt. Somit mußte nun die europäische Fronte, welche bisher gegen Rußland gerichtet war, eine Schwenkung machen und sich gegen Oesterreich richten.

Sardinien hatte dabei von Anfang an nichts als seine eigene Vergrößerung im Sinne und wenn ihm eine solche glückte, konnte der französische Protector daran denken, zum Lohne Savoyen an sich zu nehmen. Aber „die Birne war noch nicht reif". Der Pariser Friedenscongreß legte Cavour's Programm einstweilen noch ad acta. Es hatte den Schein, als habe sich Cavour in Anmaßungen verstiegen.

Napoleon III. hatte im Jahr 1831 als junger Mensch der damaligen revolutionären Partei in der Romagna einen fürchterlichen Eidschwur geleistet, für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens leben und sterben zu wollen. Die Mazzinisten verfehlten nicht, ihn daran zu erinnern und jenen Eid veröffentlichen zu lassen. Endlich schien er ihrer Mahnung nachzukommen. Aber sie trauten ihm nicht. Die Erhebung und Ausbreitung der sardinischen Dynastie konnten ihnen höchstens als ein Mittel dienen, um Oesterreich zu beseitigen, nie aber konnten die Republikaner im Ernst für einen König schwärmen, noch konnten sie das milde Joch Oesterreichs mit dem gewiß weit härteren Frankreichs vertauschen wollen. Ihr Programm war daher l'Italia fara da se, Italien soll sich selbst helfen und sich keinem ausländischen Fürsten verpflichten, dessen Einfluß nur an die Stelle des österreichischen treten, oder der gar Provinzen von Italien abreißen würde. Mazzini trat auch bald genug der sardo-französischen Politik offen entgegen und hielt sich mehr an England.

Gleichwohl nahm Cavour die Miene an, als wolle er völlig uneigennützig und wetteifernd mit Mazzini nur die Unabhängigkeit und Einheit Italiens. Er ſelbſt ſagte: „Im Jahr 1849 nach der Unglücksſchlacht von Novara hatten wir die Wahl, uns in die uns aufgedrängte neue Ordnung der Dinge zu fügen, oder den Krieg, in welchem wir militairiſch unterlegen waren, politiſch fortzuführen. König Victor Emanuel zauderte nicht, den ruhmwürdigeren Entſchluß zu faſſen. Seitdem verkündeten wir der Welt, das italieniſche Volk ſey fähig, ſich ſelbſt zu regieren. Der Krimmkrieg verſchaffte uns die engliſch-franzöſiſche Allianz und dadurch Gelegenheit, ganz Europa über Italien aufzuklären und deſſen Sympathien zu gewinnen.“

Obgleich nun Frankreich und England noch keine Anſtalten trafen, weder Oeſterreich noch den Papſt außer Beſitz ſetzen zu wollen, durfte doch Sardinien unter dem geheimen Schutz der beiden weſtlichen Großmächte ſeine Wühlereien fortſetzen. In Turin ſammelten ſich alle Unzufriedenen aus der Lombardei und Venedig, alle öſterreichiſchen Deſerteure ꝛc. und erhielten hier, den Verträgen zum Trotz, deſſen Schutz. Die ſardiniſche Preſſe hetzte gegen Oeſterreich, häufte auf daſſelbe Lügen und Verläumdungen und gab keine Genugthuung. Als einmal das Schandblättchen Espero zum Schein vor Gericht gezogen und zu einer winzigen Strafe gezogen wurde, geſchah es nur, um dem Advokaten Gelegenheit zu geben, ſich in den wüthendſten Reden gegen Oeſterreich zu ergehen, im Mai 1856. Damals erließ Mazzini öffentliche Aufrufe zu Geldbeiträgen, um Gewehre kaufen zu können, und Garibaldi zeigte ſich auf der Inſel Caprara. Im Juni entfloh Orſini aus dem Kerker zu Mantua, wo er wegen früherer Verſchwörungen gefangen ſaß, und wurden neue Verſchwörungen entdeckt und Verhaftungen vorgenommen in Florenz und Neapel. Im Juli wurde der franzöſiſche Conſul Aſſerand in Rimini erdolcht und ein Aufſtand in Maſſa und Carrara, ſo wie im Modeneſiſchen verſucht. Im Auguſt verlangte der Magiſtrat von Bologna die Entfernung der Oeſterreicher.

Sowohl Sardinien, als die Westmächte, konnten nicht hoffen, so leicht mit Italien fertig zu werden, wenn nicht zuvor Oesterreich vollständig isolirt würde. Oesterreich hatte sich während des Krimmkriegs Rußland feindlich bezeugt. Also hatten Frankreich und Sardinien keine Mühe, jetzt Rußland auf ihre Seite zu ziehen. Das geheime Einverständniß zwischen den Tullerien und St. Petersburg geht desfalls vielleicht weit zurück und gehört noch unter die Motive des schnellen Friedensabschlusses. Schon bald nach dem Frieden that der russische Gesandte in Turin, Graf Stackelberg, auffallende Schritte im Sinne Cavours, betrieb einen antiösterreichischen Congreß italienischer Fürsten, und bereitete die Ankunft der Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland vor. Diese hohe Dame reiste in die Bäder von Nizza (im Herbst 1856) und wurde vom König Victor Emanuel auf's ehrenvollste begrüßt. Ihr Sohn, Großfürst Constantin, befuhr im folgenden Jahr das mittelländische Meer und leitete einen Kauf des Hafens von Villafranca in der Nähe von Nizza ein, dessen sich die Russen als Station im Mittelmeer bedienen wollten. Der Handel wurde von der St. Petersburg-Odessaer Dampfschifffahrtsgesellschaft abgeschlossen, als gelte es nur ein Kohlenlager, bald aber nahmen russische Kriegsschiffe feierlich davon Besitz. Auch das kleine Fürstenthum Monaco, ganz in der Nähe, wollten die Russen kaufen, der Fürst trat es jedoch nicht ab. Dagegen wurde Constantin in Paris, wohin er sich begab, am 30. April 1857 vom Kaiser auf's ehrerbietigste und intimste, wie der beste Freund, empfangen. Trotz dieser Russenfreundlichkeit mußte indeß die Eitelkeit der Pariser befriedigt werden und man arbeitete fleißig an dem neuen großen Boulevard de Sebastopole, der zur Erinnerung der Krimmsiege erbaut und im nächsten Jahr vollendet war.

Indem die große Bevölkerung von Paris unter dem neuen Militairdespotismus sich, wie früher, der Sinnengenüsse, einer grenzenlosen Lüderlichkeit und dem erlogenen Enthusiasmus für jede neue Mode hingab, bemerkte man nur zwei auffallendere neue

Wir fragen daher: Hat der religiöse Geist unserer Tage wirklich ein Recht, sich zu rühmen? und welches sind seine Verdienste um unser Geschlecht?

Man wird wohl nur solche Zeiträume als wichtig in der Geschichte des Geistes bezeichnen dürfen, in welchen entweder ein wirklich Neues sich kund gibt, oder auf der Grundlage des Alten fleißig und mit Erfolg fortgebaut wird. Also das Jugendalter, oder der Eintritt ins Mannesalter ist für jede der geistigen Kräfte und Richtungen eine entscheidungsvolle Zeit. In welches Alter fällt nun unsere gegenwärtige religiöse Entwicklung?

Nehmen wir hier zuerst das Wissenschaftliche, so läßt es sich nicht übersehen, daß die wichtigsten und immer am meisten besprochenen Erscheinungen seit bald hundert Jahren von einer Kritik ausgingen, welche sich zu dem Inhalt und der Form der kirchlichen Ueberlieferung mehr oder weniger verneinend verhielt. Es ist ein immer sich deutlicher werdendes, immer unverholener hervortretendes Protestiren gegen die Autorität des Hergebrachten, was die neuere Zeit charakterisirt. Der in der Reformation geltend gemachte Grundsatz, daß der Mensch in Glaubenssachen nur von Gott abhänge, ein Grundsatz, durch den die Scheidung der evangelischen Kirche von der traditionellen bewirkt worden war, fand im vorigen Jahrhunderte schon eine viel weitere Ausdehnung, als welche die Reformatoren beabsichtigt hatten. Er wandte sich gegen die Reste der Tradition, welche im Bekenntniß der evangelischen Kirchen zurückgeblieben waren, und suchte Alles auszuscheiden, was nicht in der heiligen Schrift selbst unläugbar enthalten war. Weiter sonderte er das Neutestamentliche von dem Alttestamentlichen ab, und endlich suchte er auch im neuen Testament nur dasjenige, was sich als reine Lehre Jesu allein zu erkennen zu geben schien. So lange indessen diese Operation der Kritik vorwaltete, blieb es neben allen Verirrungen im Einzelnen doch bei dem Hauptgrundsatz, sich einer göttlichen unmittelbaren Autorität zu unterwerfen, und nur darüber war Streit, wo und wie sie in der heiligen Schrift gefunden werde. Aber von einer andern Seite her griff gleichzeitig eine tiefergehende Kritik das Ueberlieferte an. Diese, von der Philosophie aus geltend gemacht, kümmerte sich weniger um das Wie? als um das Was? fragte nur nach der Denkbarkeit, und ließ ebenso das Kirchliche stehen, wenn es sich denken

Erſcheinungen, nämlich eine ganz erſtaunliche Steigerung im Luxus und, was genau damit zuſammenhing, eine faſt dämoniſche Geldgier. Die Börſe war nicht mehr ariſtokratiſch, ſie wurde demokratiſirt, die ganze Bevölkerung ſpielte mit. In dem blaſirten Paris erregte nichts mehr einen Enthuſiasmus, weder der Kaiſer noch ſeine Armee, keine Dichter, keine Künſtler, keine Theaterkönigin. Nur für die Börſe und die, welche ſie am beſten auszunutzen verſtanden, ſchwärmte man. Carpentier, ein Beamter der Nordbahn, beſtahl 1856 dieſelbe um Actien und Obligationen zum Werth von 5 Millionen und entkam nach Amerika, wo man ihn jedoch wieder faßte.

„Das Kaiſerthum," hieß es damals in einem einſichtsvollen Artikel, „iſt nicht nur eine Dictatur, ſondern bleibt auch eine ſolche und muß eine ſolche bleiben, ein fortwährendes Zerhauen der Knoten durch den allmächtigen Willen des Herrſchers, ein fortwährend gewaltſames Eingreifen der Regierung in Verhältniſſe, die ihrer Natur nach ſich ſelbſt regeln ſollten, mit einem Wort eine Gewalt, welche unter den gegebenen Umſtänden ſehr häufig nur durch die Rückſicht auf momentane Bedürfniſſe und Hebung augenblicklicher Schwierigkeiten beſtimmt wird, und ſo zu Mitteln greifen muß, welche jetzt zwar eine Schwierigkeit löſen, künftig aber noch größere Uebelſtände hervorbringen können. Die Arbeiter ſind ohne Beſchäftigung, um ihnen dieſe zu verſchaffen, wird halb Paris niedergeriſſen. Das Brod wird bedenklich theuer, um eine künſtliche Wohlfeilheit zu erzeugen, werden Bäckereicaſſen errichtet. Das Kaiſerthum braucht die Anerkennung der übrigen Mächte, und es entſpinnt ſich, wenn auch noch durch andere Gründe bedingt, der orientaliſche Krieg, aus welchem Frankreich allerdings als diplomatiſche Größe und mit Lorbeern, aber auch mit einer Schuldenlaſt von einigen Milliarden hervorgeht. Kurz, ſobald ein Bedürfniß ſich geltend macht, wird daſſelbe um jeden Preis und auf Koſten aller andern Rückſichten und Intereſſen befriedigt, denn das Kaiſerthum muß Erwartungen und Verſprechungen erfüllen,

muß um jeden Preis bestimmte Resultate hervorbringen, und ist in seinen Planen und Maßregeln letztinstanzlich nur an den Willen des Herrschers gebunden. Das Decretiren, längst zuvor auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens heimisch gemacht, muß solchergestalt auch auf das Finanzwesen einen bedeutenden Einfluß ausüben, und nach und nach jene Periode vorbereiten, deren Katastrophe wir vor uns haben. Der erste Anstoß wurde durch die zahlreichen Concessionen zu Eisenbahnunternehmungen gegeben, welche Frankreich allerdings, um sein sehr mangelhaftes Schienennetz zu vervollständigen, nothwendig hat, welche aber nicht willkürlich und auf Befehl der Regierung, sondern nur allmählig, und mit Rücksicht auf die Capitalkraft des Landes ins Leben treten können. Man wollte jedoch möglichst schnell ein vollständiges Eisenbahnsystem, Concessionen wurden daher in Menge ertheilt, es bildeten sich allenthalben Actiengesellschaften, und die nächste Folge davon war, daß das Börsenspiel, die Agiotage sehr bald in früher nicht gekannter Weise florirte. In die Masse des Publicums und bis in die untersten Classen hinab wurde indessen die Spielwuth und die Sucht, ohne Mühe zu gewinnen, hauptsächlich durch eine andere Maßregel getragen, nämlich durch das sogenannte Nationalanlehen. Um die Bedürfnisse des orientalischen Krieges zu decken, mußte zu einem Anlehen geschritten werden; sey es nun, daß die haute finance zu ungünstige Bedingungen stellte, sey es, daß man sich von ihr überhaupt emancipiren, oder das neue, durchweg auf die Massen berechnete System durch Democratisirung des Finanzwesens sich populär machen wollte, genug, man entschloß sich bei der Nation zu leihen, statt bei den Bankiers und stellte deshalb den Betrag der einzelnen Einzeichnungen so nieder, daß jeder Dienstbote und Handwerksbursche sich betheiligen konnte. Vom finanziellen Standpuncte aus entsprach der Erfolg der Erwartung glänzend, denn es entstand ein solcher Zudrang zu den Einzeichnungen, daß die angebotenen Summen die geforderte wohl um das Dreifache überstiegen. Die Fernerstehenden staunten damals über den Patriotismus der Fran-

zosen, welcher so bereitwillig sich herbeidrängte, um sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Was indessen von Ferne als Patriotismus aussah, war in der Nähe wenigstens theilweise das allergewöhnlichste Interesse, denn da man sich sehr bald überzeugte, daß das gekaufte Papier mit Vortheil sofort wieder verkauft werden konnte, so drängte sich nicht bloß die Bevölkerung von Paris, sondern auch aus der Provinz schaarenweise in die Bureaus, um sich das gewinnversprechende Papier zu verschaffen; da ferner jeder Einzelne nur eine mäßige Summe für sich selbst zeichnen konnte, so wurden ganze Haufen von Proletariern angeworben, welche gegen ein bestimmtes Honorar auf Rechnung der Bankiers und Capitalisten einkaufen mußten. Auf diese Weise brach in kurzer Zeit in ganz Frankreich eine wahre Epidemie der Spielwuth aus, welche dann die psychologische Grundlage für die überall auftauchenden Crédits mobiliers und andere Actienunternehmungen bildete, und endlich nicht blos alle Classen der Gesellschaft in Frankreich ergriff, sondern selbst die Grenze überschritt, um auch in anderen Ländern ihre Verheerungen anzurichten. Mag daher die Idee der Nationalanlehen an sich noch so sehr sich empfehlen, so ist jedenfalls die Thatsache, daß durch das französische Nationalanlehen, sey es nur zufällig oder nothwendig, namentlich auch in den untern Classen der Gesellschaft die Sucht auf mühelose Weise zu gewinnen heimisch gemacht wurde, ein sehr bedenklicher Nebenumstand. Denn ist das Börsenspiel, auf die höheren Classen beschränkt, schon ein Verderben, so wird dasselbe, unter die Massen gebracht, eine Nationalcalamität, welche abgesehen von den Geldkrisen die Corruption in der ganzen Gesellschaft verbreitet."

Die französische Presse kam, da die Koryphäen der früheren Literaturperiode sich meist in der Opposition befanden und sich grollend zurückgezogen hatten, in die Hände der feilen Federn, die nur im Regierungsinteresse politische Artikel und Flugschriften schrieben, und der verworfenen Talente, die auf die niedrigsten

Leidenſchaften ſpeculirten und ſich um die Regierung wenigſtens das Verdienſt erwarben, das Publicum angenehm zu betäuben nach dem Grundſatz der altrömiſchen Kaiſer, die dem Volk panem et Circenses gaben. Paris wimmelte von laſciven Romanen und Feuilletonartikeln, gegen welche Miniſter Billault erſt 1860 einſchritt, als ſie es zu arg machten.*)

Im Jahr 1857 traten bei den Wahlen zum geſetzgebenden Körper in Paris zum erſtenmal wieder einige ſchwache Spuren von Oppoſition hervor, um bald wieder zu verſchwinden. Man wollte nämlich den General Cavaignac wieder ins öffentliche Leben bringen, was er jedoch ablehnte. Nur der talentvolle Advocat Fabre that ſich in kühnen Reden, mit denen er als Advocat vor Gericht plädirte, hervor. Im Uebrigen war Rede- und Preßfreiheit in ganz Frankreich geknebelt. Als Graf Montalembert im Herbſt 1858 einen ſtarken Artikel gegen des Kaiſers Politik drucken ließ, ſtrafte ihn der Kaiſer gegen ſeinen Willen mit Großmuth, um ihn zu beſchämen.**)

---

*) Er klagt beſonders über die „Menge kleiner Blätter, die einzig und allein der Ausbreitung dieſer ungeſunden Literatur geweiht ſind, und zu niederen Preiſen in hunderttauſenden von Exemplaren verbreitet werden, ſo daß weder Jugend noch Unſchuld vor der Anſteckung ſicher ſind.“ Kurz vorher hatte der Courier de Dimanche ſein Entſetzen über dieſe Literatur ausgedrückt und unter anderem geſagt: „Der Monat Juni begann mit der dritten Auflage der mehr oder weniger intimen Memoiren einer Dame der öffentlichen Bälle, deren burlesken Namen auch nur zu nennen, vor zehn Jahren ſelbſt die Winkelblätter erröthet wären, und die heute im Feuilleton der größten Journale Europa's figurirt. Iſt es nöthig hinzuzufügen, daß dieſe Auflage wie die andern mit einer Photographie geziert iſt, worin ſich die Ballerina in einer möglichſt wenig akademiſchen Stellung darbietet?“ Die Dame war die berüchtigte Mlle Marguerite und das Buch hieß mémoires de Rigolboche. Seitenſtücke dazu waren die Talens noirs von Jaime und die Auguſte von Mery.

**) Der geiſtvolle Montalembert hatte ſich früher für Napoleon erklärt, ſo lange er in demſelben einen Ueberwinder der Revolution und

Inzwiſchen hatte das drohende Vorgehen Cavours, ſowie der franzöſiſchen und ruſſiſchen Diplomatie Oeſterreich und den Papſt zum Aufſehen genöthigt. Beide befanden ſich im Beſitz wohlbegründeter und von ganz Europa anerkannter Rechte und hatten nur gegen die verleumderiſche Beſchuldigung zu kämpfen, die ihnen Tyrannei und Mißregierung vorwarf. Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich fand ſich daher bewogen, eine Rundreiſe durch ſeine italieniſchen Staaten zu machen und überall Wohlthaten zu ſpenden, um die Verleumdung, als regiere er hart und unbarmherzig, zu widerlegen. Am 25. Januar 1857 erließ er eine unbedingte Amneſtie, welche allen italieniſchen Verſchwörern Verzeihung und Rückkehr geſtattete. Er ging nur zu weit in der Milde, weil man ſie ihm als Schwäche auslegte. Die piemonteſiſche Preſſe ſpie Feuer und Flammen. Da mußte Graf Paar, der öſterreichiſche Geſandte in Turin, nachdem er vergebens das völkerrechtwidrige Benehmen Sardiniens beklagt hatte, ſeinen Poſten daſelbſt aufgeben und alle diplomatiſchen Verbindungen zwiſchen den beiden Höfen wurden abgebrochen. Den öſterreichiſchen Kaiſer unterſtützten damals noch der Erzbiſchof von Mailand und insbeſondere der Biſchof von Bergamo (Speranza) durch ihre Hirtenbriefe.

Auch Papſt Pius IX. machte 1857 im Sommer eine Rundreiſe durch den Kirchenſtaat über Loretto bis Bologna und wurde überall mit ungeheurem Volksjubel empfangen, denn das unbefangene Landvolk hing feſt an der Kirche und die ſtädtiſchen Wühler

---

Schirmherrn der Kirche erkannte. Sobald er aber den heidniſchen Imperialismus vorblicken ſah, zog er ſich zurück und vertrat fortan nicht mehr blos die Kirche, ſondern auch die conſtitutionelle Monarchie, weil ein Parlament, gleich dem engliſchen, allein der Willkür des Alleinherrſchers Schranken ſetzen könne. Montalembert wurde in erſter Inſtanz verurtheilt und vom Kaiſer begnadigt, erklärte aber ſogleich, bevor die zweite Inſtanz ihr Urtheil abgegeben, habe der Kaiſer gar kein Recht zu begnadigen. Die zweite Inſtanz beſtätigte das Urtheil, der Kaiſer aber begnadigte den Verurtheilten zum zweitenmal.

verbargen ſich damals. Aber dieſe antipapiſtiſche Minderheit erſetzte durch Haß und Fanatismus, was ihr an Kraft gebrach. Via il papato (fort mit dem Papſtthum!) war ihr Feldgeſchrei, und der Grundſatz wurde ausgeſprochen, der Papſt müſſe als eine potenza straniera (fremde Macht) aus Italien vertrieben werden.*) Die Nothwendigkeit, an die Stelle des geiſtlichen Regiments im Kirchenſtaate ein weltliches zu ſetzen, welche Cavour als ſelbſtverſtändlich vorausſetzte, wurde von ſehr competenter Seite beſtritten. Am 14. März 1856 ſchickte der franzöſiſche Geſandte in Rom, Graf Rayneval, an den Miniſter der ausw. Angelegenheiten in Paris, Grafen Walewski, ein Memoire, worin er ausführlich entwickelte, das Geſchrei gegen die Regierung des Kirchenſtaats ſey nur Verleumdung. Der Kirchenſtaat ſey beſſer regiert, als viele andere Staaten. Der Unterthan zahle weniger Steuern und Abgaben, als in den meiſten andern Staaten. Die Regierung ſey gerecht und verfahre mild. Eine Menge Verbeſſerungen ſeyen in der Juſtiz und in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt. Die Gemeindeverfaſſung entſpreche ganz den Wünſchen und Bedürfniſſen der Italiener. Die verſchiedenen Zweige der Verwaltung ſind ſcharf getrennt. Daß nur Pfaffen regieren, iſt eine Unwahrheit. Im auswärtigen Amt dienen 19 Laien und nur 5 Geiſtliche, im Staatsrath ſitzen nur 3 Geiſtliche neben 10 Laien. Im Miniſterium des Innern dienen nur 22 Geiſtliche neben 1411 Laien, im Kriegsminiſterium gar kein Geiſtlicher, im Miniſterium der Finanzen 3 Geiſtliche und 2017 Laien, bei der Juſtiz 59 Geiſtliche und 927 Laien. Viele Beamte im geiſtlichen Kleide haben nicht einmal die Weihen. Man ſpreche von Räubern im Kirchenſtaat, aber jeder Reiſende weiß, daß wirkliche Räuber in Friedenszeiten im Römiſchen ſelten ſind. Würde man in England und Frankreich bei jedem

*) Im Herbſt 1856 wurde ein prachtvolles Gemälde, welches die Wiederkehr des Papſtes nach Rom darſtellte, in der Brera zu Mailand, 20,000 Lire an Werth, von ruchloſer Hand zerſtört.

Raube einen Lärm erheben, ſo würde die Verwaltung dieſer großen Staaten in einem noch viel ſchlimmeren Licht erſcheinen müſſen, als die römiſche. — Die ganze Wuth gegen Rom erklärt ſich aus den Umtrieben Mazzini's, aus dem Leichtſinn, mit dem einige Schwärmer ſich von einer Conſtitution wie die piemonteſiſche iſt, eine goldene Zukunft verſprechen, und andere von der Einheit Italiens träumen, die unmöglich iſt, weil die Volksſtämme ſich einander nie unterordnen werden. Der Papſt wird ſchmählich verleumdet. Man thut ihm Unrecht. „Seine Maßregeln tragen den Stempel der Vernunft, der Weisheit, des Fortſchritts.“ — Man wollte aber ſolche Wahrheiten nicht mehr hören und Rayneval wurde einige Zeit nachher von Rom abberufen. Graf Grammont, welcher ihn erſetzte, fing bald Streitigkeiten mit dem h. Vater an.

Napoleon hätte ſich gerne, gleich ſeinem Oheim, vom Papſt krönen laſſen, was dieſer aber ſtandhaft abwehrte. Um ihn gefügiger zu machen, ließ Napoleon die antipäpſtlichen Reformen ſeines ſardiniſchen Bundesgenoſſen gewähren und entſchied ſelbſt durch ein kaiſerl. Decret vom 7. Febr. 1857 gegen den Biſchof Dreux-Brezé von Moulins, wegen angeblich zu großer Strenge gegen ſeinen Pfarrer, während der Papſt dem Biſchof in einem eigenen Schreiben Recht gab. Dagegen verlor der Kaiſer den ihm ergebenen Erzbiſchof Sibour von Paris am 4. Jan. deſſelben Jahres durch Meuchelmord. Ein halbverrückter Prieſter, Verger, ſtieß ihn während einer Proceſſion nieder.*) Sein Nachfolger wurde Morlot. Der franzöſiſche Klerus theilte ſich damals, die einen bauten auf den Kaiſer, die andern hielten zurück und beſorgten von ihm Unterdrückung der Kirche. Der feurigſte Imperialiſt war damals Veuillot als Redacteur des Univers, wogegen Graf Montalembert dem Kaiſer

*) Er war ſuſpendirt und trotz aller Bitten nicht wieder angeſtellt worden. Das hatte ihn vollends toll gemacht. Während des Mordes ſoll er gerufen haben: Nieder mit den Göttinnen! Eine kleine Demonſtration, wie er ſelbſt im Verhör erklärte, gegen das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß, welches Verger leugnete.

gegenüberstand. — Napoleon benutzte den Friedensstand, um Paris fernerhin durch großartige Bauten zu verschönern und dadurch die Arbeiter zu beschäftigen. Im Sommer 1856 litt Frankreich sehr durch die argen Ueberschwemmungen namentlich der Rhone und Loire. Der Kaiser eilte selbst nach Arles, Tarascon, Orleans und Nantes und spendete überall persönlich Hülfe und Trost. Damals machte sein Vetter, Prinz Napoleon, eine wissenschaftliche Reise nach der Insel Island, was man als eine zeitweise Verbannung ansah. Am 16. Juli 1857 starb der berühmte Volksdichter Beranger und Napoleon ließ ihn, um der Volksdemonstration abzuwehren, auf kaiserliche Kosten mit großem militairischem Pomp bestatten. Staunend sah das Volk seinen Lieblingsdichter, den cynischen Alten, der sich immer nur unter dem Pöbel wohlgefühlt hatte, jetzt einem Feldmarschall gleich im Geleite vieler Regimenter und durch ein Spalier von noch viel zahlreicheren Bajonetten hindurch zu Grabe tragen. Wenige Monate später starb General Cavaignac, einst des Kaisers Nebenbuhler. Am 12. August 1857 stiftete Napoleon III. die Helenamedaille*) für alle noch übrigen Soldaten der weiland großen Armee Napoleons I. außerhalb wie innerhalb Frankreichs. Man glaubte, er wolle dadurch die Kameradschaft seiner französischen Truppen mit künftigen Rheinbundstruppen vorbereiten. Allein mit wenigen Ausnahmen alter Rheinbundsoldaten, welche die Medaille wirklich annahmen, wurde sie in Deutschland überall als eine bösliche Versuchung abgelehnt.

England hatte sich bereits mit Frankreich in Bezug auf eine gemeinschaftliche, Sardinien günstige und Oesterreich feindliche Politik in Oberitalien, verständigt. Sie verständigten sich nun auch in Betreff der gegen Neapel einzuhaltenden Politik. Die Interessen waren, wie die Times sagte, so vertheilt, daß England

*) Mit dem Bilde Napoleons I. und der Inschrift: „Feldzüge von 1792 — 1815. Den Gefährten seines Ruhmes sein letzter Gedanke, 5. Mai 1821."

nothwendig Einfluß in Südtalien ſuchen mußte, in dem Maße, in welchem ihn Frankreich in Rom und Oeſterreich bis dahin noch in Oberitalien übte. Palmerſton hatte Neapel nie aus den Augen verloren und ſeine wühleriſche und anklägeriſche Politik daſelbſt beſtändig fortgeſetzt. Im Jahre 1856 wurde die Comödie der Gladſtoniſchen Briefe noch einmal in die Scene geſetzt und ſtrotzte die engliſche Preſſe von Lügen und Verleumdungen in Betreff der Dinge in Neapel. Ihr zufolge ſollten 1700 politiſche Gefangene in neapolitaniſchen Kerkern ſchmachten, während es deren nur 84 waren, und zwar gefährliche, meiſt von England ſelbſt aufgehetzte Individuen, die keine Regierung in der Welt auf freien Fuß geſtellt haben würde.*) Gleichwohl mußte hier wieder das arme Schaf unten am Fluſſe dem Wolf oben das Waſſer getrübt haben. Die engliſche und mit ihr vereint auch die franzöſiſche Regierung erklärte, die Ruhe Europa's könne nicht erhalten werden, wenn nicht Ferdinand II. von Neapel eine Verfaſſung und politiſche Reformen einführe und die politiſchen Gefangenen ſchone. Der König antwortete mit vieler Würde und ganz der Wahrheit gemäß, die Zuſtände Neapels ſeyen nicht ſo beſchaffen, wie ſie von den beiden Regierungen dargeſtellt werden, die Ruhe Neapels werde einzig von den fremden Agenten geſtört. Wenn er die verlangten Reformen gewähre, ſo hieße das ſo viel als der Revolution Thür und Thor öffnen. Der König Ferdinand lehnte förmlich jede Einmiſchung der Weſtmächte in die Angelegenheiten ſeines Königreichs ab; er wies ſie zurück, als allen Regeln des internationalen

*) In England ſelbſt widerlegte Cardinal Wiſemann in einer geiſtvollen Schrift die unverantwortlichen Verleumdungen, er, der Neapel, wie Rom, ſehr genau kannte. Im edelſten Unmuth warf er Palmerſton ſein Syſtem der Lüge vor und verglich das glückliche Leben der armen, aber genügſamen und fröhlichen Neapolitaner mit dem gräßlichen Elend der niedern Stände in England, der Millionen Fabrikarbeiter und Irländer. Wenn die engliſchen Miniſter ein Herz hätten, ſollten ſie für ihr eigenes unglückliches Volk ſorgen.

Rechtes zuwider, als einen Angriff gegen die Unabhängigkeit und Würde seiner Krone. Indem er sich auf das Princip ewiger Gerechtigkeit stützte, welches vorschreibt, daß man Andern nicht thun soll, was man selbst nicht dulden will, richtete er an das Londoner Cabinet, dessen Vorstellungen in einer viel schärferen Sprache abgefaßt waren, als die französischen, folgende Frage: „Was würde Lord Palmerston sagen, wenn die neapolitanische Regierung sich herausnehmen würde, die Verwaltung des britischen Cabinets zu qualifiziren, ihm eine Modification in seiner innern Politik vorzuschlagen oder die Annahme von freisinnigern Maßregeln gegen das unglückliche Irland oder ein menschlicheres Auftreten gegen seine indischen Unterthanen anzuempfehlen?“ Allein diese Antwort wurde von den Cabinetten in London und Paris als Beleidigung aufgenommen und der englische und französische Gesandte verließen Neapel, 28. Oct. 1856. Man fürchtete, es werde zu einem Kriege kommen, allein es geschah nicht. Im August hatten die geheimen Anhänger Murats zu Aix in der Provence eine Versammlung gehalten. Einen Murat jedoch in Neapel wieder einzusetzen, konnte nicht die Politik Englands seyn. Frankreich verhielt sich seitdem, Neapel gegenüber, ruhig und behielt nur Sardinien scharf im Auge. England dagegen setzte seine Wühlereien in Neapel fort.

Am 22. Nov. 1856 brach eine Revolution in Sicilien aus. Baron Bentivenga proclamirte die Verfassung von 1812, wurde aber mit leichter Mühe besiegt und hingerichtet. Am 11. Dec. stieß in Neapel bei der Parade der Soldat Milano, ein mazzinistischer Fanatiker, dem König sein Bajonet tief in den Schenkel. In der Nacht auf den 5. Januar 1857 wurde die Dampffregatte Carlo III., welche 70,000 Gewehre für den König geladen hatte, im Hafen von Neapel in die Luft gesprengt, wobei 90 Menschen ihr Leben verloren. Die Verdächtigen, welche man verhaftete, gaben den Engländern die Schuld. Ende Januar machte ein fanatischer Priester einen Mordanfall auf Rossini, Bischof von Metara im Neapolitanischen. Alle diese vom Ausland her, hauptsächlich dem

ließ, als ſie das Bibliſche verneinte, wenn ihm dies Merkmal abging. Göttliche Autorität kommt nach ihren Grundſätzen nur demjenigen zu, was der Gott in der eigenen Bruſt redet, und was mit ſeinen Ausſprüchen übereinkommt, und — dies iſt ein natürlicher Schluß — welchem Satze und welcher Ueberlieferung dieſe innerliche Göttlichkeit abgeht, an deren geſchichtlichen Göttlichkeit muß ſich auch der Mangel aufweiſen laſſen. Hier liegt der Grund zu allen den Verſuchen, die geſchichtliche Realität des in der heiligen Schrift Mitgetheilten zu beſeitigen — Verſuche welche damit anfingen, einzelne Partien des alten Teſtaments in Mythen aufzulöſen, bald aber, immer weiter gehend, auch das neue ergriffen, und gegenwärtig in dem Strauß'ſchen Unternehmen vor der Hand ihr Ziel gefunden zu haben ſcheinen. Es iſt im günſtigſten Fall eine Verwechslung der Standpunkte, wenn man dieſen Arbeiten der Kritik Empörung gegen das Heilige vorwirft. Denn das will der mythiſche Kritiker nicht, das Heilige zerſtören, ſondern er will ihm nur einen andern Wohnſitz anweiſen, er will es aus dem Boden der Vorſtellung und der überlieferten Geſchichte heraus in das Reich des freien Gedankens verſetzen, und wenn er dabei bekennt, daß er das Undenkbare nicht als wahr und geſchehen annehme, ſo verfährt er hiebei immer ehrlicher und wohl auch erſprießlicher für die Wiſſenſchaft, als derjenige, welcher vorgibt, der Schrift Alles zu glauben, und daneben die ſeiner Vernunft anſtößigen Stellen derſelben durch gezwungene Erklärungen beſeitigt. Aber wer kann läugnen, daß durch die eben berührte zweifache Thätigkeit der Kritik das alte Gebäude des kirchlichen Glaubens zu Boden geworfen werden muß, und wer möchte unſerer Zeit dafür einen Ruhm zugeſtehen, wenn ſie ſtatt des zerſtörten Alten kein Neues zur Entſchädigung zu geben vermag?

Und in der That, ein Neues iſt nicht zu finden, ſondern überall entweder Zerſtörung des Alten oder eine nach verſuchter Irrfahrt beſchleunigte Rückkehr zum Alten. Zwar das muß man den philoſophiſchen Kritikern laſſen, daß ſie, wenn auch den Leib der Ueberlieferung tödtend, ein eifriges Beſtreben zeigen, ihren Geiſt zu retten. Ja es iſt merkwürdig, und muß von ſchneller Verdammung der modernen Philoſophie abhalten, daß gerade von dieſer Seite her, welche die Form des kirchlichen Glaubens zu

mazziniſtiſchen und engliſchen Einfluß zur Laſt fallenden Beunruhigungen des ruhigen ſüditalieniſchen Staates wurden nun von der weſtmächtlichen Preſſe als Symptome eines unerträglichen Gährungszuſtandes bezeichnet und der neapolitaniſchen Regierung Schuld gegeben. Beſonders die engliſche Preſſe entehrte ſich durch die infamſten Lügen über Neapel. Von Monat zu Monat meldeten die Zeitungen neue Verſchwörungen, neue Unruhen, von denen an Ort und Stelle niemand etwas wußte, von maſſenhaften Verhaftungen und Hinrichtungen, welche nicht exiſtirten. Als der König die Regenzeit über in ſeinem Schloß Caſerta zubrachte, ſchrieben engliſche Zeitungen, er habe ſich dort als finſterer Tyrann wie in eine Feſtung eingeſchloſſen, ein zweiter Ludwig XI. Ein andermal hieß es, er habe abgedankt oder wolle abdanken! Alles erlogen. Der arme König mochte noch ſo friedlich denken und regieren, England ließ ihm keine Ruhe. Die Mazziniſten gaben ihm den Spottnamen il re Bombardon oder re Bomba, weil er die offenen Aufſtände 1848 niederzuſchmettern verſtanden hatte.

Eine muratiſtiſche Proclamation, die im Frühjahr verbreitet wurde, fand keinen Anklang. Dagegen wagten die Mazziniſten Ende Juni eine gleichzeitige Erhebung an verſchiedenen Orten Italiens. Mazzini ſelbſt war von England aus nach Genua gekommen, um gegen Victor Emanuel zu revolutionären, während er auch in Paris ſelbſt Napoleons Leben bedrohte. Am 22. Juli nämlich wurden drei Italiener, bekannte Anhänger Mazzini's, Albaldi, Grilli und Bartolotti, der Abſicht eines Mordverſuchs auf Napoleon III. überwieſen. Sie geſtanden, das Complott ſey in London angeſponnen worden, aber nicht nur von Mazzini, ſondern auch von Ledru Rollin, der nach Napoleons Wunſch deshalb des Aſylrechts in England verluſtig erklärt werden ſollte, aber ſeine Theilnahme am Complott für erlogen erklärte und ferner des engliſchen Schutzes genoß. Man erkennt aus dieſem Mordplan wie ſehr die republikaniſche Partei Mazzini's dem Plane Cavours und dem dynaſtiſchen, ſardo-franzöſiſchen Intereſſe entgegen war. Mazzini

wollte in Genua die Galeerensclaven befreien und mit Mord und Brand wüthen. Unter der Darsena, den Kasernen ꝛc. waren Mienen angelegt. Auch hatte er viel Waffen bereit, aber das Complott wurde entdeckt und vereitelt. Er selbst entkam, seine englische Agentin, Miß White, wurde verhaftet, aber wieder entlassen. An demselben Tage, an welchem der genuesische Aufstand mißlang, den 30. Juni, brachen andere in Livorno und Neapel aus, welche jedoch beide rasch unterdrückt wurden. In Livorno fielen 17 Personen im Kampfe. Im Neapolitanischen landeten die Verschwörer auf dem sardinischen Dampfschiff Cagliari bei Ponza, befreiten daselbst die (angeblich nur politischen) Gefangenen, landeten dann nochmals bei Sapri, erlitten jedoch eine Niederlage bei Padula und wurden endlich alle getödtet oder gefangen, ihr Anführer Pisacane schwer verwundet. Das Dampfschiff und dessen Mannschaft, worunter zwei englische Maschinisten, wurden von der neapolitanischen Regierung zurückgehalten, die Drohungen Englands erzwangen jedoch dessen Rückgabe an Sardinien und noch insbesondere eine Entschädigung von 3000 Pfund Sterling für die Maschinisten. So wurde das Völkerrecht an den italienischen Küsten gehandhabt.

Im December 1857 wurde das arme Königreich Neapel noch durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht. In den Provinzen Salerno und Basilicata um den Mittelpunct Potenza her wurden gegen 20,000 Wohnungen zerstört und 10—12,000 Menschen verschüttet.*)

Unterdeß hatte Napoleon die freundschaftlich gewordenen Beziehungen zu Rußland eifrigst gepflegt, und seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, nach Warschau geschickt, um den Kaiser von Rußland zu begrüßen. Dieser Prinz soll Rußland ein förmliches Bündniß mit Frankreich angetragen haben, aber schnell desavouirt worden seyn, worauf Kaiser Napoleon selbst mit Walewski nach Osborn eilte, wohin die Königin Victoria mit Palmerston kam,

*) Neapel selbst kam mit dem Schrecken davon, welcher so groß war, daß sich hier an einem Tage 30,000 Menschen zur Ader ließen.

um die engliſch-franzöſiſche Allianz wieder nur noch feſter zu knüpfen, am 6. Auguſt 1857. Hier ſcheint beſtimmt worden zu ſeyn, wie weit Frankreich ſich Rußland nähern dürfe, ohne darum die Freundſchaft Englands zu verſcherzen und nach dieſen Vorgängen wurde erſt die perſönliche Zuſammenkunft der beiden Kaiſer von Frankreich und Rußland veranlaßt, welche am Hoflager des König Wilhelm von Württemberg an ſeinem 76. Geburtstage (27. September) in Stuttgart Statt fand. Obgleich am gleichen Tage (27. September) wie der berüchtigte Congreß in Erfurt Statt findend, war doch die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer von Frankreich und Rußland nicht ſo gefahrdrohend. Die Kaiſerin Eugenie erwartete mit nach Stuttgart eingeladen zu werden. Es geſchah nicht, kaum aber war Napoleon allein in Stuttgart angelangt, als die in Darmſtadt weilende Kaiſerin von Rußland eilig noch durch den Telegraphen herbeigerufen wurde. Napoleon ließ ſich jedoch keine Empfindlichkeit merken, ſondern zeigte die heiterſte und unbefangenſte Miene. Rayneval, der bisherige franzöſiſche Geſandte in Rom, war mit in Stuttgart und der junge Lucian Murat. Man glaubte damals, es habe ſich zwiſchen den beiden Kaiſern nicht blos um die Donaufürſtenthümer (für welche der junge Herzog von Leuchtenberg in Reſerve gehalten wurde), ſondern hauptſächlich um Italien gehandelt. Von Seiten der wenigen, die ſich die Helenamedaille hatten geben laſſen, wurde keinerlei Demonſtration gemacht. Rheinbundſympathieen iſt Napoleon III. damals auf deutſchem Boden nicht begegnet, obgleich der Moniteur nachher verkündete: „Als der Kaiſer den großherzoglichen Palaſt zu Baden verließ, machten Se. königl. Hoheit der Großherzog Se. Majeſtät auf eine Grenadiercompagnie aufmerkſam, welche die Fahne beibehalten, die ſie unter dem Kaiſerthum hatten, als die badiſchen Truppen den Ruhm der franzöſiſchen Armee theilten.“ Auch zwiſchen Rußland und Frankreich fand nur eine kalte und berechnende Verabredung im beiderſeitigen Intereſſe Statt. Jeder wußte genau, daß und wie weit er den andern nur eben nöthig habe. Alexander II. war zwei Jahre früher iſolirt

geweſen, ganz Europa hatte ihm gegenübergeſtanden, er hatte ſich zu einem demüthigenden Frieden entſchließen müſſen, ſuchte alſo eine mächtige Allianz und fand ſie in Frankreich, wodurch er wieder ſo imponirend, wie ſein Vater Nicolaus vor Europa daſtand. Napoleon III. aber erhielt als Emporkömmling durch die Begrüßung Alexanders eine glänzende Legitimation und ſeine Stellung wurde noch impoſanter und furchterregender durch das Zuſammenſtehen auch mit Rußland. Jedenfalls wurde in Stuttgart in der anti-öſterreichiſchen Politik ein Uebereinkommen, mit dem auch England harmonirte, erzielt und auch nicht durch das eilige Herbeikommen des öſterreichiſchen Kaiſers alterirt, als derſelbe den von Stuttgart zurückkehrenden Kaiſer Alexander in Weimar begrüßte.

Den Mazziniſten gefiel das Abhängigwerden der italieniſchen Frage von der Entſcheidung der Großmächte nicht und Napoleon ſchien ihnen mehr als jemals verdächtig und gefährlich. Daher die wiederholten Mordverſuche.

Am Abend des 14. Januar 1858 ſollte Napoleon III. mit ſeiner Gemahlin zu Paris in die Oper fahren. Wie immer war viel Polizeiperſonal vor dem Opernhauſe verſammelt, um über die Sicherheit zu wachen. Da entdeckte der Polizeioffizier Hebert unter den Zuſchauern einen gewiſſen Pieri, einen italieniſchen Flüchtling, der 1852 aus Frankreich ausgewieſen worden war, deſſen Rückkehr nach Frankreich aber mit der Abſicht, dem Kaiſer nach dem Leben zu trachten, man eben erſt von London ſignaliſirt hatte. Hebert hielt ihn ſogleich feſt und ſchaffte ihn unbemerkt bei Seite. Man fand bei ihm einen Dolch, einen Revolver und eine eigenthümlich conſtruirte Bombe, in Birnenform und ſo mit Zündhütchen geſpickt, daß ſie, wo ſie auch auffiel, explodiren mußte. Kaum aber war Hebert wieder zum Opernhauſe zurückgekehrt, als ein ſtarker Knall die Häuſer erſchütterte. Eine ganz ähnliche Bombe war ſo eben dem kaiſerlichen Wagen, als er in die Straße Lepelletier einlenkte, nachgeworfen worden und hatte ihn zwar nicht mehr erreicht, aber an zwanzig Perſonen auf der Straße niedergeworfen.

Raſch darauf platzte eine Bombe dicht am kaiſerlichen Wagen und riß ein Pferd deſſelben nieder. Nun mußte der Wagen halten und in dem Augenblick, in welchem das kaiſerliche Paar ausſtieg und Hebert ihm den Schlag offen hielt, platzte die dritte Bombe unter dem Wagen. Hebert wurde ſchwer, General Roguet, der den Kaiſer begleitet hatte, leicht verwundet, dem Kaiſer aber nur der Hut durchſchoſſen und die Naſe leicht von einem Glasſplitter, der Kaiſerin nur ein wenig die Haut am Auge geritzt. Beide verloren keinen Augenblick die Beſonnenheit, begaben ſich ruhig in die Oper und wohnten derſelben bis zu Ende bei. Draußen aber war grauſige Verwirrung. Alle Häuſer umher waren von Bombenſplittern durchſiebt, alle Fenſter zerſchmettert, die Straßen voll Blut. Man zählte über 100 Todte und Verwundete, darunter über 30 von der Polizei. Die Bomben waren etwas zu dünnſchalig geweſen und in zu kleinen Stäubchen zerſplittert, ſonſt wäre die Zahl der Todten vielleicht noch größer geweſen.

Unter den Verwundeten, die in einer nahen Apotheke Hülfe ſuchten, bemerkte man einen, der bald wieder verſchwand. Nachher kam ein Fremder, der ängſtlich nach ihm frug und Verdacht erregte. Es war Gomez, der Diener deſſelben Felix Orſini, der vor Kurzem aus Mantua entflohen war, und der durch die von ihm ſelbſt geworfene Bombe verwundet, jetzt in ſeinem Pariſer Verſteck aufgefunden und verhaftet wurde. Seinem heroiſchen Charakter gemäß gab er ſich ſelbſt als das Haupt der Verſchwörung an und ſprach: „Seit meiner Jugend hatte all mein Thun und Denken nur einen Zweck, die Befreiung meines Vaterlandes, Rache an den Fremden, an den Oeſterreichern. In dieſer Abſicht ſchloß ich mich allen Verſchwörungen bis 1848 an und wurde nach dem Sturze Pius IX. Mitglied des römiſchen Convents. Als die Franzoſen bei uns landeten, hielten wir ſie für Freunde. Wir wurden getäuſcht. Ich ging nach England. Da brach die Revolution in Indien aus und hinderte England, ſich der italieniſchen Sache zu widmen. Ich überlegte immer mehr, ein Einziger ſey

fähig, Italien zu befreien, Napoleon III., aber dieser Eine wolle nicht. Er ist ein Hinderniß. Ich sagte mir, er müsse beseitigt werden. Ich wollte allein handeln, aber ich begriff, daß das unmöglich sey, und Männer fanden sich, die sich mir zugesellten." Doch waren der Mörder nur vier, außer Orsini, Pieri und Gomez noch ein gewisser Rudio. Die Untersuchung ergab, daß sie sämmtlich mit englischen Pässen gekommen und daß ihre Bomben von Taylor in Birmingham verfertigt worden seyen.

Der feige, hinterlistige Mordversuch erregte allgemeinen Abscheu. Sämmtliche Cabinette beeilten sich, dem Kaiser der Franzosen ihre Glückwünsche darzubringen. Aus allen Theilen Frankreichs strömten Huldigungsadressen ein. Die der Armee aber gefielen sich in einem derben Styl und ließen es an kräftigen Drohungen gegen England nicht fehlen, von wo die Mörder hergekommen seyen, wo man sie geschützt und gepflegt habe. Wenige Tage nach dem Attentat hatte der Kaiser Gelegenheit, in einer Thronrede vor den gesetzgebenden Körper sich auszusprechen. Er that es mit der ihm eigenen Zuversicht. Nachdem er kurz erörtert hatte, in welchem Ansehen Frankreich bei allen anderen Staaten stehe, fuhr er fort: Verbrecherische Versuche können weder meine Sicherheit in der Gegenwart, noch meinen Glauben an die Zukunft trüben. Wenn ich lebe, so lebt das Kaiserreich mit mir, und wenn ich unterliege, so würde das Kaiserreich durch meinen Tod selbst befestigt werden, denn die Entrüstung des Volks und der Armee wäre eine neue Stütze für den Thron meines Sohnes." Aus Vorsicht bestellte er für alle Fälle eine Regentschaft, die aus der Kaiserin, zwei Prinzen des Hauses, dem Marschall Pelissier und den vertrautesten Ministern bestehen sollte.

Der Schrecken des Augenblicks wurde benutzt, um die Zügel der Gewalt noch strammer zu ziehen. Man traf Maßregeln von bisher unerhörter Strenge. Durch das Sicherheitsgesetz vom 28. Januar wurden nicht nur alle Personen, welche ohne obrigkeitliche Erlaubniß mörderische Instrumente verfertigten und

alle überwieſenen Verſchwörer und Unruhſtifter mit den ſchwerſten Strafen, ſondern auch bloß Verdächtige, oder ſolche Perſonen, die früher einmal wegen politiſcher Meinungen angeklagt geweſen waren, mit Internirung und Polizeiaufſicht oder Verbannung und Deportation bedroht, ſo daß eigentlich niemand mehr ſeiner Freiheit ſicher blieb, wenn er nicht unbedingt dem kaiſerlichen Syſtem huldigte. Um jede etwaige Bewegung im Lande raſch und energiſch unterdrücken zu können, wurde ganz Frankreich in fünf Marſchallate getheilt, in denen je ein Marſchall die unumſchränkteſte Militairdictatur üben ſollte, ſobald Gefahr drohe. Eine Erhebung der Demokraten, die am 24. Februar an vielen Orten zugleich ausbrechen ſollte, wurde zu Chalons ſur Saone, Lyon, Marſeille und in Paris ſelbſt mit leichter Mühe unterdrückt. Am auffallendſten erſchien am 8. Februar die Ernennung des rauhen Generals Espinaſſe zum „Miniſter des Innern und der allgemeinen Sicherheit.“ Dieſer Haudegen ſagte ſeinen Civilbeamten, indem er zum erſtenmal unter ſie trat: „Der Kaiſer will unbedingte Ergebenheit; wer von Ihnen ſchwankt, wird caſſirt.“ Mehrere Journale wurden unterdrückt, die Preſſe auf's äußerſte geknebelt. Espinaſſe gab ſich auch dazu her, alle Gelder und Güter wohlthätiger Stiftungen einzuziehen und in Staatsrenten zu verwandeln, wurde aber im Juni wieder entlaſſen.

Nicht minder ſtreng waren die Vorſichtsmaßregeln gegen das Ausland. In Belgien mußte, um Frankreichs Zorn zu beſchwichtigen, das Blatt Drapeau, welches dem Attentat zugeſtimmt hatte, beſtraft, in der Schweiz mußten die italieniſchen Flüchtlinge vertrieben oder außerordentlich überwacht werden. Kein Fremder durfte mehr die franzöſiſchen Grenzen betreten, wenn er ſich nicht zuvor bei einem franzöſiſchen Geſandten oder Conſul im Ausland perſönlich geſtellt hatte und von demſelben beglaubigt worden war. Nur gegen England nahm Napoleon III. ziemlich viel Rückſicht. Sein Miniſter Walewski durfte nur in einer Note beſcheiden anfragen, ob das Aſylrecht in England ſo weit gehe, daß es Mörder be-

freundeter und alliirter Fürsten hegen dürfe? Allein der Stolz der Engländer war aufgereizt durch die groben Adressen der französischen Armee, und wie viel Mühe sich auch Palmerston gab, die Gemüther zu beruhigen und dem in der That schwerbeleidigten Kaiser der Franzosen durch eine Bill über Mordverschwörung Genugthuung zu verschaffen, so gelang es ihm doch nicht, den nationalen Trotz zu beugen. Bertrand, ein erwiesener Mitverschworener Orsini's, den man auf französische Requisition in England verhaftet hatte, wurde unter großem Jubel des englischen Publicums von der Jury freigesprochen. Palmerston, der sich zu stark durch seine französischen Sympathien compromittirt hatte, trat auf einige Zeit ab und machte dem Toryministerium Derby-Disraeli Platz. Aber Napoleon zog nun seinen Gesandten Persigny aus London zurück und schickte statt seiner den Marschall Pelissier, um den Engländern zu zeigen, daß er nöthigenfalls Trotz mit Trotz begegnen werde. Doch war Derby nicht gesonnen, die England so nützliche Allianz mit Frankreich zu verscherzen.

In dieser immerhin für Napoleon III. etwas kritischen Zeit entschloß sich derselbe, in Italien vorzuschreiten, ohne Zweifel auf's dringendste dazu gemahnt von Cavour, der schon zu weit gegen Oesterreich vorgegangen war und dem die Mazzinisten über den Kopf wuchsen, wenn Napoleon ihm nicht beistand. Man nimmt zwar an, die definitiven Verträge zwischen Napoleon und Cavour seyen erst im Herbst 1858 im Bade Plombières abgeschlossen worden, allein die Verabredungen datiren von früher. Zugleich war auf die protestantischen und liberalen Sympathien der Engländer für die italienische Emancipation zu rechnen, welche Palmerston und das napoleonfreundlichere Ministerium zurückführen würden. Von Frankreich (und Rußland) war bisher nur die sardinische, von England die mazzinistische Politik unterstützt worden. Wenn Frankreich der letzteren eine Concession machte, so hatte es vor mörderischen Attentaten der Italiener zunächst nichts mehr zu fürchten. Die Fanatiker sollten belehrt werden, daß sie Unrecht gehabt

hätten, dem Kaiſer der Franzoſen nach dem Leben zu trachten; es ſollte durch ihn wirklich etwas für Italien geſchehen, und die Mazziniſten ſollten glauben, es geſchähe für ſie. So wurde nicht ohne eine gewiſſe Oſtentation am 25. Februar ein Brief Orſini's an den Kaiſer Napoleon veröffentlicht, worin er ſagte: „Dem Ende meiner Laufbahn nahe, will ich einen letzten Verſuch machen. Italien zu Hülfe zu kommen. Die Unabhängigkeit Italiens iſt mein letzter Gedanke, der Inhalt der letzten Worte, die ich an Ew. Majeſtät richte. Italien wird gegen Oeſterreich kämpfen. Dulden Sie nicht, daß Deutſchland Oeſterreich helfe. Das können Sie, wenn Sie wollen, und von dieſem Willen hängt das Wohl und Weh Italiens ab. Erinnern Sie ſich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergoſſen haben. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten.“ Dieſes Schreiben war vom 11. Februar aus dem Gefängniß datirt. Orſini und Pieri wurden am 13. März enthauptet, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Auch Rudio ſollte hingerichtet werden, der Kaiſer ſchenkte ihm jedoch das Leben. Wie der Brief Orſini's wirkte, zeigten wenige Wochen ſpäter die öffentlichen Kundgebungen einerſeits der ſardiniſchen, andererſeits der mazziniſtiſchen Partei. Am 31. März erſchien in einer Turiner Zeitung auf Anſtiften des Grafen Cavour ein angeblicher zweiter Brief Orſini's, aus dem Kerker vom 11. März datirt und gleichfalls an den Kaiſer gerichtet. Darin heißt es: „Die von Ew. Majeſtät ertheilte Erlaubniß, daß mein Brief vom 11. Februar der Oeffentlichkeit überliefert werde, iſt mir ein klarer Beweis Ihrer Großmuth und überzeugt mich, daß die darin zu Gunſten meines Vaterlandes ausgeſprochenen Wünſche in Ihrem Herzen ein Echo gefunden haben. Auch iſt es für mich, obgleich ich zu ſterben bereit bin, ein großer Troſt, zu ſehen, daß Ew. Majeſtät von wahren italieniſchen Geſinnungen beſeelt ſind. Mögen meine Landsleute, anſtatt Vertrauen in das Syſtem des politiſchen Mordes zu haben, daſſelbe von ſich abweiſen und aus dem Munde

eines sterbenden Patrioten erfahren, daß ihre Erlösung nur durch Selbstverleugnung ꝛc. erreicht werden kann." Aber bereits am folgenden Tage, 1. April, erschien zu London ein Sendbrief Mazzini's an Napoleon III., der ganz entgegengesetzt lautete, das tiefste Mißtrauen gegen ihn ausdrückte und ihm, wenn nicht mit dem eisernen, doch mit dem „Dolch der öffentlichen Meinung" drohte. Es war mithin klar, Cavour wollte das Pariser Attentat ausbeuten, um die Ausführung seiner Eroberungspläne in Italien zu beschleunigen, und Napoleon sollte dazu helfen. Mazzini aber war seinerseits überzeugt, daß weder Cavour, noch Napoleon die wahre Einheit und Unabhängigkeit Italiens wollen könnten, sondern daß jener nur das Königreich Sardinien vergrößern, dieser aber nur Savoyen vom übrigen Italien wegreißen wolle.

Was in der Seele Napoleons III. vor sich gegangen ist, als er von entschlossenen Mördern in fürchterlicher Nähe bedroht, nur wie durch ein Wunder dem fast gewissen Tod entronnen, dennoch sich gezwungen sah, den Mördern zu Willen zu werden, das recht zu verstehen und zu schildern, kann dereinst Aufgabe eines Shakspeare werden. Napoleon hatte einen zu überlegenen Verstand, um nicht auch aus dieser widrigen Lage Vortheil zu ziehen. Allein er wußte doch, daß er getrieben wurde, indem er allein Europa zu treiben schien.

Ein Zwischenfall wurde geschickt benützt, um das protestantische England und Deutschland und die Judenschaft in ganz Europa gegen den Papst aufzustacheln. Im Juli 1858 machte man von Bologna aus einen großen Lärm. Hier hatte nämlich vor sechs Jahren Anna Morisi, die christliche Magd des Juden Mortara, dessen am Sterben liegenden damals einjährigen Knaben Edgard aus reinem Mitleid getauft, damit er selig werden könne. Der Knabe war indeß wieder genesen und die Thatsache der Taufe blieb verschwiegen. Als sie aber 1858 bekannt wurde, ließ am 24. Juni 1858 das h. Officio den Knaben seinen jüdischen Eltern wegnehmen, um ihn als Christ zu erziehen. Aber dieser Mortara-

zerstören suchte, sein Inhalt zu neuen Ehren gebracht wurde. Schon Kant fand tiefe Wahrheiten in dem Gewande der symbolischen Lehren; aber wenn seine allegorische Deutung derselben sie zu sehr äußerlich und willkührlich nimmt, so hat seit ihm die Philosophie sich immer mehr in das Innerste des christlichen Bekenntnisses hineinzusetzen bestrebt, und es muß jetzt allerdings den Uneingeweihten in hohem Grade wundern, wenn man ihm sagt: daß dieselbe Philosophie, welche die Urgeschichte des Christenthums in Mythen auflöst, zugleich die Menschwerdung und Dreieinigkeit zur Grundlage ihrer ganzen Methode hat, und daß eben solche Männer, durch welche entschieden die Zeit aus der Seichtigkeit des Unglaubens emporgehoben und zum verkannten Christenthum zurückgerufen worden ist, mit scharfer Kritik gegen die heiligen Urkunden verfahren sind. Denn dieses Schauspiel hat sich vor unsern Augen zugetragen. Diejenigen, welche sich für die Form und Geltung des Ueberlieferten in saurem Kampf gewehrt, sind dahingegangen, ohne seinen geistigen Inhalt zu genießen, und diejenigen, welche von ihnen als Irrlehrer und Zerstörer sind bestritten worden, haben wissenschaftlich die christlichen Ideen zu Ehren gebracht. Ich erinnere mich lebhaft des Eindrucks, den ein Buch De Wette's: „des Zweiflers Weihe", auf mich gemacht, weil mir hier zum erstenmal das Christenthum als etwas Denkbares und Denkenswerthes aufging, was in sich aufzunehmen, keiner äußeren Nöthigung bedurfte, und wie ich dann erschrak, als vom Katheder herab dieser De Wette als ein Feind der christlichen Lehre dargestellt wurde, weil er — die fünf Bücher Mosis dem Moses absprach und in den Erzählungen des Alten Testaments Mythen fand. Noch stärker war mein Erstaunen, als ich den Muth faßte, Schleiermachers Glaubenslehre zu lesen, Schleiermachers, welcher von den Lehrstühlen des Supranaturalismus aus täglich und stündlich bekämpft und an dessen System kein guter Faden gelassen wurde, und nun fand, daß dieser Schleiermacher in reicher Fülle der christlichen Gedanken froh ward, während seine Gegner an den Außenwerken ihrer Festung sich mit seinem Schatten schlugen. Hätte jene innere und ideelle Anschauung des Christenthums auch gar kein anderes Verdienst aufzuweisen, als das, die theologische Heerde von den dürren Steppen jenes rationalen Supranaturalismus weggeführt zu haben, der sich zuerst unendlich viele

handel wurde gleich dem früheren Mahlalhandel ausgebeutet, um die römiſche Kirche der abſcheulichſten Tyrannei anzuklagen. Niemand ſollte den Fall mit chriſtlichen Augen anſehen dürfen. Am frechſten benahm ſich Cavour, der dem Papſt einen Proteſt wegen des Mortarahandels zuſchickte, als ob er, der kleine Miniſter von Piemont, ſchon Herr in ganz Italien wäre.

Am 13. December 1857 veranlaßte der Jubel bei der Feier der Befreiung Genua's von den Oeſterreichern (im Jahr 1746) einen großen Volkstumult daſelbſt. In demſelben Monat wurde in Pavia der conſervative Profeſſor Briccio mit einem Dolch ermordet, den man in ſeinem Leibe ſtecken ließ. Auf dem elfenbeinernen Griffe des Dolchs war ein Engel geſchnitzt, der einen Drachen überwältigt mit der Beiſchrift: libertà d'Italia. Ein italieniſcher Nationalalmanach von dieſem Jahr enthielt die Worte: „Volk Italiens, knie nieder vor Ventivenga und Milano!"

Dieſe Umtriebe in Italien würden die Pläne Cavours nicht ſehr gefördert haben, wenn ihm außer dem ruſſiſch-franzöſiſchen Bündniß nicht auch noch England zum Rückhalt gedient hätte. Lord Palmerſton mußte damals, als England noch die ſchweren Kämpfe in Oſtindien zu beſtehen hatte, um jeden Preis mit Frankreich Frieden halten, und Napoleon III. forderte einen hohen Preis vor dem Angeſicht ganz Europa's. Als er nämlich am 5. und 6. Auguſt 1858 den ſchon von Ludwig XIV. begonnenen, aber erſt jetzt fertig gewordenen großen Kriegshafen zu Cherbourg *) einweihte, lud er zu dieſer Feierlichkeit die Königin Victoria ein und obgleich dieſer Kriegshafen ausdrücklich zu dem Zweck gebaut war, nicht blos die franzöſiſche Küſte gegen England zu vertheidigen, ſondern nöthigenfalls auch einer Expedition gegen England zum ſichern Sammelplatz und Stützpunct zu dienen, mußte die ſtolze Königin wirklich nach Cherbourg kommen. Tiefer als diesmal war ſie

*) Man tadelte an demſelben, daß der Hafendamm nicht weit genug in's Meer hinauslaufe, um die engliſchen Schiffe fern zu halten.

noch niemals durch ihren unvermeidlichen Palmerston erniedrigt worden. Zum Dank empfing Palmerston bald darauf eine feierliche Einladung in die Tuilerien, wo er auf dem vertraulichsten Fuße mit dem französischen Kaiser verkehrte. — Am 19. Mai desselben Jahres war zu Richmond in England die edle Herzogin Helene von Orleans in der Verbannung gestorben.

England überwand wirklich die ostindische Revolution und vermied durch Palmerstons geschickte Manoeuvre in dieser kritischen Zeit jeden ernsten Conflict mit Frankreich, dessen Flotten und Heere allein es zu fürchten hatte. Seine Macht blieb unerschüttert, sein Reichthum stets im Wachsen. Baumwolle und Kohlen sind die Grundlagen der englischen Größe. Im Jahre 1781 verarbeitete England noch nicht volle 11 Millionen Pfund rohe Baumwolle, im Jahre 1856 schon 914 Millionen. Im letzten Jahre zählte England 2210 große Spinnereien und Webereien mit einer ungeheuern Menge von Dampfmaschinen, deren Arbeit die von 91 Millionen Menschen ersetzte. England kauft jährlich für 260 Mill. Gulden rohe Baumwolle und verkauft für 350—400 Mill. Baumwollenfabrikate. An Steinkohlen producirte England im Jahre 1854 allein 1,320 Mill. Zollcentner. Dies gibt einen Maßstab für den Gewinn der englischen Industrie, wozu noch der unermeßliche Gewinn aus dem Handel und der Gewinn aus den Colonien, der Raub aus den unterjochten Ländern kommt.

Daher die überraschende Erscheinung des fabelhaftesten Luxus in England in einem Zeitpunct, in welchem es die ostindische Rebellion zu bewältigen hatte, mit Rußland und China im Kriege war und sogar eine Landung der Franzosen fürchtete. Als Symbol dieses Luxus wurde das größte Schiff der Erde, der great Eastern, (von 700 Fuß Länge, 120 Fuß Breite und Raum für 10,000 Menschen) gebaut und am 2. November 1857 feierlich mit dem Namen Leviathan getauft, um gleichsam Gott selbst herauszufordern. Aber das Meer weigerte sich lange, das Ungeheuer aufzunehmen, dieses machte jedoch 1860 glücklich seine erste Fahrt nach Newyork. Es

konnte nur mit größter Mühe flott gemacht werden. Gleichzeitig begann die Themſe einen ſo unerträglichen Geſtank zu verbreiten, daß das Parlament davor flüchten und ſeine Sitzungen unterbrechen mußte. Das reine Element rächte ſich an den Menſchen, die es verunreinigten. London zählte im Jahre 1858 ſchon 2½ Mill. Einwohner und allen Schmutz dieſer ungeheuern Menſchenmaſſe ſollte die Themſe wegſchwemmen. Was Wunder, daß ſie ſelbſt zum Cloak wurde.

Der Uebermuth des Reichthums machte ſich am breiteſten in der Verfertigung des atlantiſchen Kabels oder Telegraphentaues, welches am 5. Auguſt 1857 zu Valentia in Irland ins Meer verſenkt und bis St. Johns in New-Foundland hinübergeführt wurde, um die alte und neue Welt durch einen elektromagnetiſchen Telegraphen zu verbinden. Der Draht war in ein dickes Tau verborgen. Anfangs hieß es, habe der Telegraph ſeinen Dienſt geleiſtet und Begrüßungen von Europa nach Amerika hinüber und wieder herüber gebracht. Bald aber ſtockte er und man hat ſogar vermuthet, auch jene erſten Dienſte ſeyen nicht wirklich geleiſtet, ſondern von den intereſſirten Beamten erdichtet worden. Genug trotz aller Verſuche ließ ſich der unterſeeiſche Telegraph nicht mehr in Thätigkeit bringen und das ſtolze Unternehmen mußte aufgegeben werden. Zur gerechten Beſchämung derjenigen, welche bei dieſer Gelegenheit in Humboldts Manier meinten, der erfinderiſche Menſchengeiſt bedürfe keines Gottes mehr, ſondern vermöge alles allein.

Im Uebrigen war nicht zu läugnen, England war und blieb die erſte Weltmacht, ſein Volk das reichſte auf dem Planeten, bei dem ſich alle Schätze und Genüſſe aller Zonen concentrirten.*)

*) In einem Vortrag von Thompſon hieß es: „Wir wollen bei Lord Radnor ſpeiſen. An ſeiner Hausthüre eingetroffen, welche vielleicht von einem fremden Lakai geöffnet wird (Lachen), wiſcht Ihr Eure Füße an einer Matte aus ruſſiſchem Hanf ab. Ueber Eurem Haupt brennt eine Lampe, genährt mit Oel aus dem Polarmeer und mit einem Docht aus amerikaniſcher, von Sklaven gebauter Baumwolle. Ihr tretet in das

Die wichtigſten Erfindungen der Engländer in der letzten Zeit waren die Schraubendampfer, ſehr verbeſſerte Dampfſchiffe, erfunden ſeit 1839, aber am meiſten vervollkommnet erſt in jüngſter Zeit durch die Franzoſen, deren Schiffe ſich ſchneller bewegen ſollen

---

Empfangzimmer auf einem türkiſchen Teppiche. Mylord tritt ein, zum Diner gekleidet, in einem Rock nach neueſter Pariſer Mode, aus ſächſiſcher Wolle, verfertigt durch den unſterblichen Stulz (einem deutſchen Schneider in London), die Vorſtecknadel mit einer in merikaniſches Gold gefaßten indiſchen Gemme. Mit Strümpfen aus chineſiſcher Seide, Schuhen aus Marokkinleder und einer merkwürdigen Genfer Uhr. Er führt Euch bei ſeiner Lady ein. Sie tritt vor. Ueber ihrer blaſſen, geiſtvollen Stirne ſchwankt eine Straußenfeder. Straußenfedern wachſen nicht in den Schwänzen unſeres Federviehs. Um ihren graziöſen Nacken ſchlingt ſich eine Schnur Perlen von Ceylon: über ihre Schultern ſind Brüſſeler Spitzen hingegoſſen; in ihrer Hand iſt ein ausländiſcher Fächer. Wir gehen zu Tiſch. Die Tafel iſt aus ſpaniſchem Mahagoni; die Terrinen und Platten ſind aus Dresden; die Schildkrötenſuppe kommt von den Camanas (Eingang ohne Skala und ohne fixe Abgabe); alle Weine ſind fremd; die Zwiſchenſpeiſen hat ein franzöſiſcher Koch geſchickt; die Zunge iſt vom Rennthier, der Bärenkopf aus Deutſchland. Folgt das Deſſert: Oliven vom Berg Libanon, Feigen aus der Türkei, Roſinen aus Malaga, Datteln aus Syrien, Aepfel von New-York, Trauben aus Portugal, eingemachter Ingwer aus Jamaika, Nüſſe aus Italien, Granatäpfel aus Aegypten, Pflaumen aus Frankreich, Orangen aus Liſſabon. Das Deſſert iſt zu Ende; wir gehen zu den Damen. Mylords Tochter ſpielt eine fremde Arie, ſingt in fremder Sprache, hatte einen fremden Lehrer, beendigte ihre Erziehung in einem fremden Lande, wird an einen fremden Grafen verheirathet. Der Diener tritt ein. Kaffee von Mocha; Thee aus Kanton; Zucker aus Siam. Um elf Uhr nehmt ihr Abſchied. Mylady geht in ein Concert à la Musard: Mylord geht in die fremde Opera, um das Début der bewunderungswürdigen figurante Zeig-die-Beine zu ſehen, welche durch Erpreſſen aus der preußiſchen Hauptſtadt berufen wurde, zur ſpeciellen Unterhaltung Jener, welche den Gedanken nicht ertragen können, daß ihre Landsleute abhängig werden ſollen von fremder Zufuhr."

wie die englischen. Sodann die Armstrong- und die Whitworth-kanonen, welche sich beide sowohl durch eigne Leichtigkeit, als durch die weiten Entfernungen, in welche sie schwere Kugeln schleudern, auszeichnen und Napoleons gezogene Kanonen hierin noch übertreffen sollen.

Rußland war damals nicht unthätig. Man verbreitete eine auffallende Aeußerung des Kaisers: „Rußland ist stolz auf die Allianz mit Piemont." Ein etwas zu kostbarer Köder für einen so kleinen Fisch. Mehr Gewicht schrieb man einer Zusammenkunft des Prinzen von Preußen mit Alexander II. in Warschau zu, weil sie der Ernennung des Prinzen zum Regenten (7. Oct. 1858), unmittelbar vorherging. Allein obgleich der Prinz-Regent es dem preußischen Interesse nicht angemessen fand, sich wegen der in Italien bedrohten Interessen Oesterreichs mit Frankreich und Rußland für Oesterreich zu schlagen, so bewies er doch auch andererseits, daß er sich von Rußland nicht werde an's Schlepptau nehmen lassen, denn er ernannte unmittelbar darauf den durch sein stolzes Auftreten gegen Rußland früher berühmt gewordenen General von Bonin zum Kriegsminister.

Es handelte sich damals zugleich um die Zukunft der Donaufürstenthümer, worauf wir zurückkommen. Frankreich wünschte die Vereinigung der Moldau und Wallachei unter einen Erbfürsten, und setzte sie auch wirklich mit Hülfe Rußlands gegen den Willen des Sultans durch. Rußland hatte mittelst der griechischen Kirche den größten Einfluß auf diesen neuen Staat, Napoleon III. aber betrachtete ihn hauptsächlich als eine Verwirklichung seines „Nationalitätensystems". Die rumänische Nation, sagten seine Blätter, hat, wie die italienische, ein Recht auf Selbständigkeit. Eben so die magyarische. Mit diesem System rechtfertigte er alle Eingriffe in den Besitzstand Oesterreichs als naturgemäße und sittlich gebotene Völkerbefreiungen. Im Sommer 1858 erschien eine merkwürdige Brochure in Paris „Napoleon III. und die rumänische Frage", welche dieses System klar auseinandersetzte und zugleich eine

höchſt übermüthige Sprache gegen England führte, weil dieſe Macht damals durch die große oſtindiſche Revolution gelähmt und außer Stande war, die Allianz mit Frankreich zu brechen. In jener Schrift hieß es: „Die Entwicklung des Nationalitätsprincips iſt heute der erſte Charakter eines civiliſirten Staates. Die Pforte muß die Entwicklung der verſchiedenen Racen befördern, indem ſie allmählig die Autorität der Paſchas durch die Autorität der Gemeinden erſetzt; davon hängt ihre Exiſtenz ab. Oeſterreich preist die Politik der Vernichtung und Amalgamirung der Nationalitäten an. England befolgt in der Türkei daſſelbe Syſtem wie in Indien: es wünſcht die Schwächung der Türken, aber nicht die Entwicklung der Nationalitäten; es ſucht nicht den Sultan zu entfernen, aber unter ſeinem Namen zu regieren. Die Entwicklung der öſterreichiſchen Macht an der untern Donau wäre ſehr gefährlich für die Rumänen, für die Türken und für die weſtlichen Mächte; denn Oeſterreich iſt der retrogradeſte Staat in Europa, der geborene Feind der Nationalitäten. Oeſterreich iſt niemals eine Nation geweſen, es iſt weniger eine Regierung als eine Bureaukratie, eine Ausbeutungscompagnie — une simple compagnie d'exploitation. Es iſt reactionairer als Rußland. Sobald man ihm die Integrität ſeines Gebietes garantirt, kann man kein einziges Volk mehr erlöſen. Frankreichs Aufgabe iſt es, das alte Régime im Aeußern und Innern zu bekämpfen, überall die Nationalitäten anzuſpornen, und folglich iſt Oeſterreich der erſte Feind Frankreichs. Oeſterreich iſt für Napoleon I. im ruſſiſchen Kriege verderblich geweſen, es war es nicht weniger für Napoleon III. im zweiten ruſſiſchen Kriege. Nach der Unterzeichnung der öſterreichiſchen Allianz war der Continent für Frankreich geſchloſſen, die franzöſiſche Armee konnte nicht mehr über die Donau gehen und die Völker fühlten, man werde nichts für ſie thun. Oeſterreichs Neutralität war für uns verderblich und Oeſterreich verlangt den Preis ſeiner Neutralität, es will die Frucht des orientaliſchen Krieges pflücken. Es würde gegen Frankreich nicht ſo anmaßend ſeyn, wenn es nicht von England, auf

welches ſich keine Regierung verlaſſen kann, unterſtützt würde. Napoleon ſagte ſterbend auf St. Helena: Ich vermache die Schmach und den Schrecken meines Todes der Dynaſtie Englands.“ Die Moskauer Zeitung ſagte: „Dieſes verſchuldete Albion ſollte es wagen, den Polarbären zu wecken? Die Reihe wird bald an England kommen und mit dieſem Volke läßt ſich nur in Calcutta ein Vertrag ſchließen. Heute iſt Cherbourg fertig, der Dampf baut uns eine Brücke über den Kanal. An dem Tage, an dem Frankreich ſich in einer auswärtigen Frage gedemüthigt fühlt, kann nichts mehr den Kampf verhindern. England iſt nicht in der Lage, ſich den legitimen Abſichten Frankreichs in den Weg zu ſtellen; Frankreich kann zu den engliſchen Miniſtern ſprechen: der Friede iſt der Wunſch meines Herzens, aber der Krieg war niemals meinem Ruhme entgegen.“

Im October 1858 kam Napoleon III. auf einer Rundreiſe nach Rheims, wo man ihn erinnerte, hier ſeyen die Könige Frankreichs gekrönt worden. Der Moniteur verfehlte nicht, des Kaiſers Antwort zu veröffentlichen, welche lautete: „Die Napoleon'ſche Dynaſtie iſt ſchon längſt geſalbt durch den unvertilgbaren Chryſam des auf den Schlachtfeldern vergoſſenen Blutes.“ Im Palaſt der Tuilerien ſteigerte ſich die Leidenſchaft. Der Sieg wirkte mit dem Zauber des alten Napoleoniſchen Ruhmes, aber es hieß auch, das Verhängniß herausfordern. Daher neben dem kriegeriſchen Feuer, neben dem kecken Aufſchwung des Genies, neben der durchblitzenden Hoffnung und Freude auch wieder ein düſteres Grübeln, eine abergläubiſche Furcht. Ein Artikel aus Paris warf damals ein Schlaglicht in das Innere der kaiſerlichen Gemächer: „Der Tuilerienpalaſt ſteckt immer voll ſonderbaren Menſchenzeugs aller Art, denken Sie daran, daß der amerikaniſche Poltergeiſtercitirer ſich oft viele Tage lang der Pariſer Geſellſchaft nicht produciren konnte, weil er von den Tuilerien ganz und gar in Anſpruch genommen war. Gegenwärtig iſt ein abſcheulicher häßlicher Neger, der den entſetzlichſten metaphyſiſchen Bombaſt ſpricht und

in gewaltigen Prophezeihungen sich ergeht, das Schooßkind im Kaiserpalast, wo man ihn den schwarzen Doctor nennt. Es war eine Zigeunerin, vielleicht dieselbe, denn diese Leute werden sehr alt, welche L. Napoleons Großmutter, dem schönen Creolenmädchen Josephine v. Tascher de la Pagerie, prophezeihte, sie werde einst eine Krone tragen, welche dem gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs zu drei verschiedenen Zeiten vorhergesagt, daß er in Italien eine große Schlacht gewinnen werde." Der Artikel ist in der Mitte des März geschrieben, lange vor dem Ausbruch des Krieges, also jedenfalls wegen der Prophezeihung merkwürdig. Im Uebrigen enthält er wohl viel Klatsch und Uebertreibung, es bezeichnet aber ganz die Stimmung der Zeit, daß damals solche Märchen in Paris geglaubt und erzählt wurden.

Im Laufe des Jahres 1858 scheint sich Frankreich nicht nur durch Kriegsrüstungen, die in ungeheurem Maaße betrieben wurden (namentlich die Umformung der Artillerie, für welche der Kaiser die gezogenen, auf weite Entfernungen sicher treffenden Kanonen verfertigen ließ), sondern auch durch geheime Verträge mit England, Rußland und vielleicht auch damals schon mit Dänemark in Verfassung gesetzt zu haben, um in Italien erobernd auftreten zu können, und dabei den deutschen Bund im Schach zu halten und in Unthätigkeit zu fesseln.

Am Neujahrstage 1859 überraschte Napoleon III. die Welt durch die Worte, mit denen er die üblichen Glückwünsche des österreichischen Gesandten, Baron von Hübner, beantwortete: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich sie zu sehen wünsche, aber ich bitte Sie zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser stets die nämlichen sind." Nun war Frankreich auf keine Weise von Oesterreich beleidigt oder bedroht worden. Frankreich hatte den Hader mit Oesterreich angefangen und vom Zaun gebrochen, indem es den völlig unberechtigten Forderungen Sardiniens zustimmte. Oesterreich antwortete auf diesen Streich, der ihm so arglistig mitten im Frieden versetzt wurde,

auf eine würdige Art, indem es ſogleich große Truppenverſtärkungen nach Mailand ſchickte und zwar in ſolcher Schnelligkeit, daß Regimenter, die am 7. Jan. noch in Wien waren, indem man ſie auf der Eiſenbahn fortſchaffte, ſchon am 10. in Mailand einrückten. Uebrigens accompagnirte Victor Emanuel in Turin die bedrohlichen Neujahrsworte in Paris durch eine Thronrede, in der er ſagte: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufſteigt, iſt nicht vollkommen heiter. Wir ſind entſchloſſen, den Eventualitäten entgegenzugehen. Die Zukunft wird glücklich ſeyn, da unſere Politik auf der Gerechtigkeit und auf der Liebe zu Freiheit und Vaterland beruht. Unſer kleines Land iſt gewachſen an Anſehen in den Räthen Europa's, weil es groß iſt durch die Principien, die es vertritt und durch die Sympathien, die es einflößt. Eine ſolche Lage iſt nicht ohne Gefahr, denn wenn wir die Verträge achten, ſind wir andererſeits nicht unempfindlich für den Schmerzensſchrei, der ſich von ſo vielen Seiten Italiens zu uns erhebt. Stark durch Eintracht und auf unſer gutes Recht vertrauend" ꝛc. Das hieß alles Bombaſtes entkleidet: wir ſind entſchloſſen, allen Verträgen zum Trotz und mitten im Frieden unter dem Vorwand, Italien einig und frei zu machen, die Oeſterreicher anzugreifen und ihnen ihre italieniſchen Beſitzungen zu rauben, wofür uns die mächtige Hülfe Frankreichs und Englands zugeſichert iſt. Victor Emanuel forderte von der Kammer die Einwilligung zu einer Anleihe von 50 Mill. Zwar 25 Deputirte (an ihrer Spitze Graf Solaro und Marquis Coſta) verwarfen die Anleihe und warnten vor dem Beginn eines ungerechten, nur im Intereſſe des mächtigen und treuloſen Auslandes unternommenen Krieges, aber die Mehrheit jauchzte der Politik Cavours zu.

Die mächtigſte Stütze für dieſe letztere war die Vermählung des Prinzen **Napoleon**, Jeromes Sohn, mit der erſt 16jährigen Prinzeſſin **Clotilde**, Tochter des König Victor Emanuel. Man ſah dieſe junge Dame als ein Opfer der Politik an und bedauerte ſie. Die Heirath aber verbürgte die Hülfe Frankreichs gegen

Oeſterreich und war inſofern bei den Kriegsluſtigen in Italien populär. Dieſe Kriegsluſt wurde durch Wühlereien aller Art genährt. Am 10. Jan. tumultuirten die Studenten zu Padua beim Begräbniß des Profeſſor Zambara, eines italieniſchen Patrioten, wurden aber im Univerſitätsgebäude eingeſchloſſen und dann verbannt. Am 29. fielen im Theater zu Mailand die Zuſchauer der Oper Norma plötzlich alle in das Geſchrei: guerra, guerra! ein.

Am 7. Febr. concentrirte Napoleon ſeine Neujahrsworte in der Thronrede, die er vor dem geſetzgebenden Körper hielt, in Folgendem. „Er hoffe, der Frieden werde nicht geſtört werden. Er ſey immer noch Mann des Friedens, l'empire c'est la paix, ſey immer noch ſeine Parole und er werde beweiſen, daß der Erbe Napoleons nicht eine neue Aera der Eroberungen, ſondern ein Syſtem des Friedens einweihen werde. Nie werde perſönliches Intereſſe oder armſeliger Ehrgeiz ſeine Handlungen leiten. Aber da die Gleichheit der Intereſſen Sardinien mit Frankreich durch eine Heirath verbunden hätten und er durch ſeine Allianz mit England, durch ſeine freundſchaftlichen Verbindungen mit Rußland und Preußen ſtark genug ſey, werde er die mit Oeſterreich begonnenen Differenzen dadurch ſchlichten, daß er, wie es im Intereſſe Frankreichs liege, der Civiliſation Geltung verſchaffe.“ Unter dem myſtiſchen Ausdruck Civiliſation konnten ſich die Mazziniſten, wenn ſie einfältig genug waren, die Freiheit vorſtellen.

Im Februar erſchien Laguerronnières von Napoleon inſpirirte Brochüre Napoleon III. et l'Italie, worin auf Grund des Cavour'ſchen Memoires weiter ausgeführt wurde, Italien müſſe ſeine nationale Unabhängigkeit erhalten, aber als ein Föderativſtaat, nach dem Muſter des deutſchen Bundes, und der Papſt müſſe den Vorſitz haben. Man glaubte damals, Prinz Napoleon ſey zum König eines mittelitalieniſchen Reichs beſtimmt, welches Toscana, Modena, Parma und vielleicht den nördlichen Theil des Kirchenſtaats umfaſſen ſollte, und im Hinblick darauf hielt man auch für möglich, daß Kaiſer Napoleon den Föderativſtaat ernſtlich meine.

Mühe gab, einem zu beweisen, daß man glauben müsse, und hernach einem dennoch so wenig zu glauben übrig ließ, so wäre schon darum ihr Werth nicht gering anzuschlagen. Aber dennoch wirkte diese Richtung mehr auflösend, als erbauend; sie hat dem Glauben seine historische Stütze und seine objectiv-göttliche Autorität genommen und ihn dem Subject, dem Fühlen oder Denken des Individuums anheimgegeben, und so der auf der Grundlage einer Kirche oder der Schrift ruhenden Einheit der religiösen Ueberzeugung das Band zerschnitten. Welche Verwirrung der Gedanken und der Sprachen hieraus entstanden, zeigt die theologische Literatur mit jedem Tage mehr; denn nicht nur die Extreme auf beiden Seiten stellen sich immer schroffer einander gegenüber, auch unter den Mittlern und Vermittlern wird sich kaum Ein Satz aufweisen lassen, den Alle unterschreiben könnten in gleichem Sinn, und so, bei Aller Lebhaftigkeit des Denkens und Forschens, scheint es immer weniger zu einem festen Resultat kommen zu können. Es ist die Eigenthümlichkeit unserer Zeit, ihr Ruhm und ihre Krankheit, rücksichtslos die vorgefundenen Principien aufzulösen, ein neues zu suchen und keines zu finden, und aus der Tiefe, in die sie sich versenkt, immer noch keinen brauchbaren Schatz erheben zu können. Dafür können wir nichts, daß es uns dahin treibt, den Dingen auf den Grund zu sehen, und daß jeder mit eigenen Augen sehen will — das ist die Nothwendigkeit auf unserm geistigen Standpunkt: die Autonomie des forschenden Geistes, und somit die Kritik walten zu lassen. Aber in dieser Stellung allein finden wir keine Befriedigung, und wer auch alle christlichen Ideen sich angeeignet hat, kann sich eines geheimen Schmerzens nicht erwehren bei dem Gedanken, ihnen sey nun die Hülle genommen, in der sie bisher verkörpert erblickt worden waren. Denn die Religion hat ein Bedürfniß, das der Philosophie in gewissen Stadien ihrer Entwicklung fremd bleibt. Die Religion verlangt eine sichtbare Wirklichkeit, während die Philosophie darauf ausgeht, das Reale in die Ideen aufzulösen. Der Evangelist hat alles Bedürfniß und alles Genüge des religiösen Geistes in dem einen Verse ausgesprochen: „Das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit." Diese Fleischwerdung des Göttlichen, diese Offenbarung einer übersinnlichen Herrlichkeit in der sinnlichen Welt ist es, was man in der Religion

Wahrſcheinlicher jedoch war er nur ein Aushängeſchild, um über die wahren Zwecke des bevorſtehenden Krieges zu täuſchen. Die Brochüre berückſichtigte Deutſchland und ſuchte nicht blos Preußen, ſondern auch die Mittelſtaaten zu beruhigen, ja ſie hoffte den deutſchen Patriotismus zu Gunſten des italieniſchen ausbeuten zu können, indem ſie ſagte: Wenn die Deutſchen die Rechte Schleswig-Holſteins reclamiren, ſo können ſie auch nicht mißbilligen, daß die Italiener die Rechte Mailands und Venedigs reclamiren.

Cavour formulirte die italieniſchen Forderungen auf's neue und legte beſonderes Gewicht auf die von Oeſterreich mit den mittelitalieniſchen Staaten früher ſchon abgeſchloſſenen Separatverträge, die er als völkerrechtswidrig und für Italien verderblich erklärte, während er ſelbſt bereits mit Frankreich einen Separatvertrag eingegangen war, der noch ungleich völkerrechtswidriger war und Italien einer ſeiner älteſten Provinzen (Savoyens) berauben ſollte. Was jene öſterreichiſchen Verträge betrifft, ſo waren ſie mit Toscana ſchon 1815, mit Modena und Parma erſt 1847 abgeſchloſſen worden und ſicherten den Regierungen dieſer kleinen Staaten in Revolutionsfällen die öſterreichiſche Hülfe zu, woran bisher niemand Anſtand genommen hatte, um ſo weniger als Frankreich ſelbſt dem Papſt gegen die Revolution die gleiche Hülfe geleiſtet hatte und ſeine Truppen immer noch in Rom ſtanden.

Mazzini verfehlte nicht, ſich gegen die ſardo-franzöſiſche Politik zu erklären, am 28. Februar. Er warnte alle guten Italiener vor der Hülfe einer ausländiſchen Macht, die nur ihre eigenen Zwecke auf Koſten Italiens verfolge.

Oeſterreich benahm ſich feſt, aber ſehr vorſichtig. Bedroht von Frankreich und Sardinien, war es zugleich der feindſeligſten Geſinnung Rußlands und Englands gewiß und konnte eben ſo wenig auf Preußen rechnen, welches man damals ſchon durch England und Rußland gebunden glaubte. So zahlreichen Feinden gegenüber gewann es Oeſterreich ſeinem Stolze ab, ſich nachgiebig zu zeigen. Im Anfang des März ging Lord Cowley, engliſcher

Gesandter in Paris, mit Wissen des Kaiser Napoleon nach Wien, um Oesterreich auf dem Wege der Unterhandlungen zu Concessionen in Italien zu bewegen, ohne Zweifel in der Absicht, vor aller Welt die Friedensliebe Englands und Frankreichs darzulegen, wenn Oesterreich, wie man erwartete, nicht nachgeben würde. Oesterreich gab aber nach, gestand die Nützlichkeit von Reformen zu, verlangte aber eine Bürgschaft, daß es nicht überfallen, daß es nicht zu langen kostspieligen Rüstungen gezwungen werde. Da trat plötzlich Rußland mit dem Vorschlag zu einem Congresse hervor und Napoleon nahm nun weiter keine Notiz von Lord Cowleys Sendung. Alle Mächte, auch Preußen, stimmten für den Congreß, auf dem die italienische Frage entschieden werden sollte, in einem Sinn, als ob Sardinien als berechtigter Ankläger, Oesterreich aber als schon halbgeständiger Schuldiger dabei erscheinen sollte. Denn Rußland stellte vier Puncte fest: 1) Frieden zwischen Oesterreich und Sardinien, 2) Räumung des Kirchenstaats von österreichischen und französischen Truppen, 3) eine italienische Conföderation, 4) Reformen. Wolle Oesterreich nicht, so solle der Congreß auch ohne Oesterreich über Oesterreich entscheiden. Dagegen verwahrte sich nun Oesterreich und wollte sich dem Congreß nur dann fügen, wenn derselbe die Verträge von 1815 zur Grundlage nähme.

Man wußte in Paris wohl, es müsse zum Kriege kommen, weil man es dort wollte. In der Mitte des März erließ daher der Moniteur eine Erklärung für Deutschland und insbesondere Preußen, um dieselben zu „desinteressiren," sie der friedlichsten und freundschaftlichsten Gesinnungen Frankreichs zu versichern, ihnen jede Besorgniß vor künftigen Uebergriffen Frankreichs am Rhein auszureden und ihnen „die Localisirung des Kriegs" zu empfehlen, d. h. haltet euch still und laßt mich in Italien machen, was ich will.

Das Toryministerium in England gab seine Unfähigkeit hinreichend kund, indem es sich von Napoleon an's Schlepptau nehmen ließ wie das Whigministerium. Eine solche Politik war man von Palmerston gewohnt, einem Derby stand sie nicht an.

Dagegen war es ein kleiner Triumph für Oeſterreich, daß ihm das Haus Rothſchild in dieſer kritiſchen Zeit 150 Mill. lieh. Rothſchild ſoll bei dieſem Anlaß eine Bemerkung über Napoleon III. haben fallen laſſen, nach welcher er demſelben nicht ſo viel Credit zu geben geneigt war, vorausgeſetzt er werde in des großen Oheims Fußſtapfen treten. L'empire, c'est la paix, ſagte Rothſchild, mais aussi la paix c'est l'empire. — Oeſterreich hatte ſich den geheimen Vertrag zu verſchaffen gewußt, in welchem Sardinien ſich verpflichtet hatte, Savoyen an Frankreich abzutreten, wogegen Mailand und Venedig an Sardinien fallen ſollte, ſobald man es den Oeſterreichern würde entriſſen haben, und legte dieſen Vertrag den neutralen Mächten vor, die jedoch keine Notiz davon nahmen und keine Miene machten, das ſchwerbedrohte Recht Oeſterreichs zu ſchützen. Gleichzeitig lief auch das Gerücht eines ruſſiſch-franzöſiſchen Vertrages um, und daß ein ſolcher exiſtire, wurde von Rußland nicht einmal unbedingt abgeleugnet,*) er ſollte am 15. März geſchloſſen ſeyn, hatte jedoch wohl ſchon eine ältere Grundlage. Oeſterreich wollte ſich nun dem Congreß unterwerfen, verlangte aber vorher Entwaffnung, weil die Aufſtellung einer großen Armee ſeine ohnehin bedrängten Finanzen allzu ſchwer belaſte. Das wurde billig gefunden, aber Frankreich erklärte, es könne nicht entwaffnen, weil es gar nicht gerüſtet habe. Damals erſchien in Berlin eine Flugſchrift „Preußen und die italieniſche Frage“ worin Preußen empfohlen wurde, ruhig dem Ruin Oeſterreichs zuzuſehen. Jedoch weniger eine Ausgeburt particulariſtiſchen Preußenhaſſes, als franzöſiſch-ruſſiſcher Sophiſtik.

Der Congreß kam nicht zu Stande. Er war nur ein Aushängeſchild, damit es den Anſchein hätte, als wollten und könnten

*) Gortſchakof antwortete auf eine engliſche Frage: „ich leugne nicht, daß eine geſchriebene Verpflichtung zwiſchen Rußland und Frankreich beſtehen könnte, aber ich verſichere Sie, daß dieſes Arrangement nichts enthält, was als eine gegen Europa gerichtete feindliche Allianz betrachtet werden könnte.“

die Großmächte auf einem Congreß in Recht verwandeln, was von Anfang an, immer und durch und durch ein Unrecht war. Diejenigen Großmächte, deren eigener Rechtsbestand in den Verträgen von 1815 beruhte, hätten um jeden Preis zu Oesterreich gegen Frankreich und Sardinien stehen müssen, weil nur diese letztern den bisherigen Rechtsboden Europa's eigenmächtig und räuberisch durchbrachen.

An eine großartige Unterordnung des natürlichen Rechts der Nationen unter das unnatürliche Vertragsrecht war dabei nicht zu denken, sonst hätte man den Polen dasselbe Recht gewähren müssen, wie den Italienern. Das nationale Recht der Italiener wurde damals, wie sehr man es auch als Aushängeschild gebrauchte, doch gerade von Frankreich und England, die ihm aufhelfen zu wollen schienen, am wenigsten geachtet, denn Frankreich wollte Savoyen haben und für sich den dictatorischen Einfluß in Italien gewinnen, den zu besitzen man Oesterreich vorwarf, und England wollte die Hand auf Unteritalien legen. Ein wirklich einiges und starkes Italien würde eine zu gewaltige Macht im Mittelmeer erlangt haben, deshalb weder von Frankreich, noch England geduldet worden seyn. Die italienische Einheit und Selbständigkeit war also nur eine zur Schau getragene Illusion.

In Frankreich durfte das Siècle schon einen höhern Ton anstimmen und in dem bevorstehenden italienischen Kriege den Beginn der endlichen Verwirklichung aller Napoleonischen Ideen sehen. Durch die Niederlage bei Waterloo und die Verträge von 1815 seyen unnatürliche Zustände geschaffen worden, welche der zweite Napoleon zu vernichten und dagegen die alten angeblich natürlichen Zustände unter Napoleon I. herzustellen berufen sey. Dagegen mahnten die Debats im Namen der gebildeten Classen und das Univers im Namen der Kirche dringend vor dem Raubzug nach Italien, weil er gegen alles Recht unternommen und ihm wieder nur, wie unter dem ersten Napoleon, Krieg auf Krieg und eine unerträgliche Anspannung folgen werde, die zuletzt doch wiederum

zum Verderben Frankreichs ausschlagen müsse. Der Klerus theilte größtentheils diese Ansicht und predigte gegen den Krieg. Noch aufgeregter aber wurden alle Gläubigen in Frankreich, als es sich bald offenbarte, dem h. Vater in Rom sey eine viel demüthigere Stelle als die eines Fürsten Primas im italienischen Bunde zugedacht. Nachdem nämlich schon die sardinischen Blätter unaufhörlich über die angebliche Mißregierung in Rom geklagt und Reformen daselbst gebieterisch gefordert hatten, ließ About in Paris eine Flugschrift „die römische Frage" ausgeben, worin er des alten Papstthums wie weiland des kranken Mannes in Constantinopel spottete, und deutlich verkündete, es handle sich nicht nur um die Vertreibung Oesterreichs aus Italien, sondern auch um die Säcularisirung des Kirchenstaats.

Mittlerweile verging die Zeit mit fruchtlosen Unterhandlungen und der April kam heran. Lord Cowley's Sendung hatte nur dazu gedient, die Vollendung der französischen Rüstungen zu maskiren. Der russische Congreßvorschlag konnte nur dazu dienen, Oesterreich zu ärgern, zu beleidigen und zu verzweifelten Schritten zu verleiten, welche ihm die Neutralen abwendig machen und die Schuld, den Krieg unvermeidlich gemacht zu haben, auf Oesterreich selbst wälzen sollten. Oesterreich hatte schon monatlang ein Heer von 200,000 Mann in Italien und noch zweimal so viel im Innern des Reichs und an der russischen Grenze stehen. Es verausgabte dafür täglich eine Mill. Gulden. Sollte es das ganze Jahr diese Last tragen? Um ein Ende zu machen, blieb ihm nichts übrig, als an Sardinien ein Ultimatum zu stellen und, wenn dasselbe nicht angenommen würde, in Gottesnamen loszuschlagen. Da Napoleon III. den Krieg brauchte und ihn so lange vorbereitet hatte, konnte derselbe doch nicht vermieden werden, es war also für Oesterreich vortheilhafter, ihn bald anzufangen, als sich durch die kostspielige Verpflegung einer großen und doch unthätigen Armee zu erschöpfen. Es war schon zu viel Zeit verloren worden. Das österreichische Heer hätte längst ganz Piemont besetzen können.

Zudem konnte Oeſterreich hoffen, daß, wenn erſt der Krieg entbrannt wäre, Preußen, der deutſche Bund und ſelbſt England ſich noch beſinnen, durch ſiegreiche Fortſchritte und Eroberungen Frankreichs ihr eigenes Intereſſe bedroht ſehen und noch in der letzten Stunde dem Eroberer Halt gebieten würden.

Bevor Oeſterreich den entſcheidenden Schritt that, ſandte es den Erzherzog Albrecht nach Berlin, um den Prinzregenten davon in Kenntniß zu ſetzen und zum Mitwirken gegen Frankreich zu ſtimmen. Preußen widerrieth dringend, den Krieg anzufangen, und hoffte immer noch in Verbindung mit England eine Vermittlung zu erwirken. Als aber der letzte ſchnell auf telegraphiſchem Wege improviſirte Vermittlungsvorſchlag am 17. April gemacht wurde, wonach allgemeine Entwaffnung ſtattfinden, die fünf Großmächte und Sardinien aber eine Commiſſion niederſetzen ſollten, um die Sache auszutragen, erkannte Oeſterreich darin nur eine neue nutzloſe Verzögerung und Vorenthaltung ſeines einfachen guten Rechts, faßte raſch ſeinen Entſchluß und ſtellte ſchon am 19. an Cavour das Ultimatum: Sardinien ſolle binnen drei Tagen entwaffnen, oder Oeſterreich, deſſen beiſpielloſe Langmuth und Geduld endlich erſchöpft ſey, werde angreifen!

Viertes Buch.

Der lombardiſche Krieg.

Das öſterreichiſche Ultimatum wurde, wie zu erwarten war, von Sardinien abgelehnt. Victor Emanuel hatte ſich längſt bis an die Zähne gerüſtet, eine Armee von 80,000 Mann aufgeſtellt und dieſelbe noch durch Tauſende von Freiwilligen vermehren laſſen, die aus dem mittleren und unteren Italien zuſtrömten und unter dem Namen der Alpenjäger von Garibaldi organiſirt wurden. Napoleon III. aber hielt eine Armee von 200,000 Mann bereit, um ſie raſch auf der Eiſenbahn an den Fuß der Alpen zu führen und hatte einen Theil derſelben ſchon bis dicht an die Grenze vorgeſchoben, bei Culoz. Hier überſchritten die franzöſiſchen Regimenter ſchon am 25. April 1859 die ſavoyiſche Grenze, und andere wurden ſchnell über Marſeille nach Genua eingeſchifft, indeſſen die Oeſterreicher ſelbſt auf die Antwort von Cavour warteten und auch, als ſie dieſelbe erhalten hatten, noch zauderten und erſt am 29. über die piemonteſiſche Grenze gingen. Sie hätten nothwendig früher aufbrechen und ſchon in Turin und Genua ſeyn müſſen, ehe ein Franzoſe hätte kommen können. Nachdem einmal die Würfel geworfen waren, wußte man ſich ihr Zaudern nicht zu erklären, wie es denn auch keinen triftigeren Erklärungsgrund hatte, als das

Phlegma des österreichischen Obergenerals, der die Hitze und Entschlossenheit des Wiener Cabinets nicht theilte.

Sardinien und Frankreich verfehlten nicht, in ihren Proclamationen ein Staunen und Bedauern auszudrücken, daß Oesterreich den Frieden gebrochen habe. Mit erkünstelter Entrüstung klagten sie, die immer nur Frieden und Gerechtigkeit gewollt hätten, Oesterreich als den gewaltthätigen Angreifer an. Auch England ging in diesen heuchlerischen Ton ein und selbst Lord Derby ließ sich durch den Aerger, daß Oesterreich sich den englischen Vorschlägen nicht sofort gefügt habe, zu der albernen Aeußerung hinreißen: das Ultimatum und das eigenmächtige Vorgehen Oesterreichs sey eine „verbrecherische" Handlung! und erklärte im Namen Englands am 25. April, er werde vollkommen neutral bleiben. Auch Rußland spielte den strengen Sittenrichter, so daß das arme Oesterreich sich von allen Seiten isolirt, getadelt und mit Vorwürfen überhäuft sah, als habe es, indem es nur sein gutes Recht vertheidigte, eine schlechte Handlung oder wenigstens eine unverzeihliche Thorheit begangen.

Das deutsche Volk, welches durch den italienischen Krieg ziemlich nahe berührt wurde, konnte die neue Logik und Moral der Großmächte nicht recht begreifen und trotz des vielseitigen Hasses, den sich die österreichische Regierung bei den Liberalen und Protestanten zugezogen hatte, glaubte man doch, diesmal geschehe Oesterreich Unrecht. Die Stimmung des deutschen Volks war aber, trotz der Vielstaaterei im deutschen Bunde, nicht zu verachten und wurde auch von Frankreich und Rußland wohl beachtet.

Die Absicht, Oesterreich seines italienischen Einflusses und seiner Besitzungen in Italien zu berauben, lag klar am Tage. Dem deutschen Bunde drohte daher die Schwächung seines mächtigsten Gliedes, und duldete er dieselbe, stand er Oesterreich nicht bei, so drohte in zweiter Linie ein Angriff Frankreichs auf Preußen und ein Raub des linken Rheinufers. Es war mithin nicht nur

die Pflicht, ſondern auch das dringendſte Intereſſe des deutſchen Bundes, Oeſterreich gegenüber den ſardo-franzöſiſchen Forderungen auf's kräftigſte zu ſchützen und zu unterſtützen. Zum Ueberfluß hätte man erwägen ſollen, daß die Lombardei ſchon von Karl dem Großen zum deutſchen Reiche geſchlagen worden war, lange bevor das Haus Habsburg exiſtirte, daß, wenn der Deutſche nicht in Italien herrſcht, es der Franzoſe thut, daß die franzöſiſche Herrſchaft in Italien, weil ſie uns dann von zwei Seiten her umfaßt, höchſt gefährlich und unerträglich iſt, und daß es ſich daher beim Vorgehen der Franco-Sarden in Italien nicht ſowohl um eine ſpeciell öſterreichiſche, ſondern um eine nationaldeutſche Frage handelte. Allein die deutſche Nation hatte damals ſo wenig, als je ſeit Jahrhunderten, eine Vertretung, die nicht Sonderintereſſen verfolgt hätte. Preußen war ſeit dem Olmützer Vertrage von Oeſterreich gedemüthigt und in aller Weiſe genirt worden, ſehnte ſich daher nach einer Gelegenheit, dieſes Druckes los zu werden, und mußte, wenn es auch anders geſinnt geweſen wäre, auf England und Rußland Rückſicht nehmen. Die Mittelſtaaten folgten, wie immer, nur ihrem Erhaltungstriebe und konnten ſich ohne die Unterſtützung Preußens nicht wohl allein für Oeſterreich ſchlagen wollen. Die liberale Preſſe in Deutſchland nahm Partei für die Sache der Freiheit in Italien gegen den öſterreichiſchen Despotismus, und für die ſardiniſchen Reformen gegen den Papſt und das öſterreichiſche Concordat. Nur der conſervative Adel und die guten Katholiken ſtimmten in Preußen, wie in den Mittelſtaaten für Oeſterreich und das geſunde Gefühl regte ſich überall im gemeinen Manne, man müſſe ſich bei Zeiten und vereint mit aller Macht gegen Frankreich rüſten, weil, wenn man Oeſterreich im Stich laſſe, ſpäter eben ſo Preußen werde im Stich gelaſſen werden und die Wiederkehr des Rheinbunds, der Beſchimpfung und Ausplünderung der geſammten deutſchen Nation dann unvermeidlich würde. Da nun auch die liberale Partei trotz ihrer Antipathien gegen Oeſterreich, doch im deutſchen Nationalintereſſe und aus Furcht vor dem

Militairdespotismus und der Vernichtung aller ständischen Freiheiten in Folge einer neuen französischen Ueberwältigung mit dem gemeinen Volke nothwendig sympathisiren mußte, begann eine lebhafte Bewegung in der Presse und in den Kammern, wodurch der Bundestag und Preußen moralisch genöthigt werden sollten, „den Rhein am Po schützen zu helfen.“ Eine ungeheure Menge Schlachtvieh und besonders Pferde waren aus Deutschland für Rechnung Frankreichs über den Rhein geführt worden. Das deutsche Volk begriff nicht, wie man das so lange dulden könne, und Kammern und öffentliche Blätter mahnten und zürnten, bis endlich am 5. März von Seiten des Zollvereins die Pferdeausfuhr, aber nach allen, mithin auch nach der österreichischen Grenze hin, verboten wurde.

Am aufgeregtesten war man in Bayern. Hier, wo man auf einen Gesandten Verdacht warf und um so eher Rheinbundgelüste hätte erwarten können, weil Bayern in frühern Zeiten nur zu oft mit Frankreich gegen Deutschland focht, offenbarte sich gerade die ehrlichste und biederste Deutschheit. Der Reichsrath, die zweite Kammer, Adel, Bürger und Bauern waren hierin einig. Ein Sturm brach los gegen das bisherige Ministerium, weil es das Heerwesen allzulange versäumt und nicht offen und deutsch genug aufgetreten sey. König Max II. entließ nun am 28. März das bisherige Ministerium von der Pfordten und ernannte ein neues, dem v. Schrenk vorstand. Die Bewegung im Volk dauerte bis zum 2. Mai. Da gab der König die allerbündigsten Versicherungen, daß seine Politik so deutsch als möglich sey. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der alte Streit zwischen der Krone und zweiten Kammer in Betreff des Dr. Weis ausgeglichen. Der König erklärte: „Den politischen Krieg gegen Dr. Weis fortzuführen, halte ich nicht mehr geeignet. Ich will Frieden haben mit meinem Volk.“ Die Würzburger wählten Weis zu ihrem Bürgermeister. Eine Nachricht der N. Münchener Zeitung, der König habe erklärt, er werde in dem bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben, wurde nach einigen Tagen desavouirt. Der neue Kriegsminister von Lüder

ſucht, und wenn es dem ſpeculativen Denker genügt, jeder Erſcheinung ihren Ort im Reiche der Ideen anzuweiſen, ſo will der Religiöſe umgekehrt die Idee in ihrer Verkörperung anſchauen. Die Menſchwerdung Gottes gibt allein ihm Frieden. Und weil das geſchichtliche, einzelne, ſinnlichgreifbare Faktum dieſer Menſchwerdung durch die Kritik der modernen Philoſophie zerſtört werden muß, darum halten es ſo Wenige in dieſer Philoſophie aus, darum ſuchen ſo manche ſcheinbare Jünger derſelben die Schärfe ihrer Konſequenz durch allerlei nebuloſe Redensarten zu verdecken, und darum auch wallfahrten wiederum große Schaaren Sehnſüchtiger zurück zu den verlaſſenen Altären des alten Kirchenglaubens. Denn jetzt wieder, mehr als lange zuvor, findet man in den Bekenntnißſchriften, in den Gebräuchen und Satzungen der Kirche Gehalt und Werth, und glaubt ſich dabei immer beſſer zu befinden, als in dem aller Geſtalten entleerten Raum des reinen Denkens; und daß nun auch die längſt verſchwunden geglaubte Intoleranz unter den verſchiedenen Kirchengenoſſen wieder ihr Haupt erhebt, iſt ein ſicheres Zeichen der ſtattgehabten Rückkehr zum Alten. Ja, während manche in unſern Tagen nichts ſehen wollten als Aufklärung, und den alten Glauben für ewig abgethan hielten, während ängſtliche Gemüther bebten vor dem Strom der Revolution, der nun erſt recht verheerend in das Chriſtenthum einbreche, hat es ſich ſchnell an einzelnen auffallenden Beiſpielen gezeigt, wenn man es nicht zuvor ſchon im Stillen beobachtet hatte, daß wir auch im Religiöſen unter der Reſtauration ſtehen. Es bedarf keiner Namen, um dies zu erhärten. Jede Kirchenzeitung, jedes Literaturblatt gibt dies, gutwillig oder nicht, zu erkennen, und die zuverſichtliche Sprache der Bannerträger des Alten beweist, daß ſie einer Macht ſich bewußt ſind. Ob nun dieſes Zurückſchreiten zu dem Verlaſſenen, dies Reſtauriren der erbleichten Heiligenbilder einer frommen Vorzeit noch weiter gehen, ob auch die alten Mißbräuche und das entſchieden Unchriſtliche, das ſich im Laufe der Jahrhunderte eingeſchlichen hatte, unter demſelben Deckmantel neuen Eingang finden werde, und ſo das verſchrieene Mittelalter für die katholiſche, und das dürre Streitjahrhundert für die evangeliſche Kirche wieder kommen ſoll, das iſt eine Frage, worüber mancher im Gefühle ſeiner Sicherheit lächeln mag, als über eine alberne, worüber man aber gleichwohl nur ſpottet, ſo

beſchleunigte inzwiſchen die Rüſtungen, und als Ende Mai das öſterreichiſche Armeecorps, welches Graf Clam-Gallas durch Tirol führen ſollte, auf der Eiſenbahn Bayern paſſirte, wurde daſſelbe überall, beſonders aber in München, mit Jubel empfangen und mit Beweiſen gaſtfreundlicher und patriotiſcher Liebe überſchüttet. In der zweiten Kammer eiferte Prof. Laſaulx ingrimmig gegen Preußens Neutralität.

Auch in Schwaben, Heſſen und in allen vormaligen Rheinbundſtaaten herrſchte beim Volk nur eine Stimme. Man wollte Oeſterreich helfen, nicht um Oeſterreichs, ſondern um Deutſchlands willen. Man warf dem Bundestag und den Einzelregierungen Verſäumniß vor. In der kurheſſiſchen Kammer rief Herr v. Edelsheimer: Deutſchland müſſe jeden niederſchlagen, der deutſches Bundesgebiet angreife, ſey es am Po oder am Rhein! Franzöſiſche Blätter nannten dieſe ſtarke Gährung des ſüddeutſchen Patriotismus nur ein „Brummen von Schmeißfliegen“, und lobten Preußen wegen ſeiner Haltung.

Inzwiſchen verſuchte der Bundestag erſt am 13. Mai, als der Krieg in Italien ſchon entbrannt war, die Bundesfeſtungen mit Kriegsbeſatzungen zu verſehen. In dieſen Feſtungen war aber von lange her viel verſäumt und konnte nicht in der Geſchwindigkeit hergeſtellt werden. Ulm z. B. hatte noch keine Palliſaden, nicht genug Kaſernen, keinen Proviant. Auch Raſtadt war noch keineswegs fertig ausgerüſtet und ſelbſt in älteren Bundesfeſtungen waren Mängel eingeriſſen.

Die aufgeregte Stimmung in Deutſchland zu beruhigen, unternahm Rußland, welches in dieſer Beziehung im engſten Einverſtändniß mit Frankreich handelte. Napoleon leiſtete Rußland den guten Dienſt, Oeſterreich zu demüthigen und zu ſchwächen. Das war eines Gegendienſtes werth. Im April ging das Gerücht, dem man Glauben ſchenkte, Rußland habe Preußen und dem deutſchen Bunde gedroht, ſeine Truppen gegen die öſterreichiſchen Grenzen vorzuſchieben, wenn der deutſche Bund die ſeinigen gegen Frank-

reich vorschiebe. Am 27. Mai erließ Rußland ein Umlaufschreiben, welches selbst die österreichfeindliche Times eine „Frechheit Gortschakof's“ nannte, und worin das Aprilgerücht seine vollständige Bestätigung erhielt, denn der Russe erklärte den deutschen Bundesregierungen mit einer unerträglich schulmeisterlichen Anmaßung, daß der Bund nie offensiv verfahren dürfe und lediglich defensiver Natur sey, schrieb daher den deutschen Regierungen vor, der Sache Oesterreichs, welche sie nichts anginge, fern zu bleiben, berief sich desfalls auf §. 46 der Wiener Schlußacte, und drohte, wenn der deutsche Bund dennoch activ für Oesterreich gegen Frankreich vorgehe, werde Rußland seine Haltung darnach bemessen. Diese Einmischung Rußlands war eine Beleidigung, welche der Prinzregent von Preußen einfach mit der Mobilisirung dreier Armeecorps beantwortete. Etwas später ließ der sächsische Minister v. Beust die Antwort, die er im Namen Sachsens den Russen ertheilte, bekannt werden. Sie war vom 15. Juni datirt und wahrte in ernster und würdiger Weise „die Unabhängigkeit Deutschlands in Erfüllung seiner Bundespflichten“ gegenüber der unbefugten Einmischung und anmaßlichen Bevormundung einer auswärtigen Macht. Indessen geschah doch, was Rußland wollte.

England erklärte im Anfang Mai, es werde neutral bleiben und wenn der deutsche Bund etwa Oesterreich beistehen wolle, ohne von Frankreich angegriffen zu seyn, werde es auch die deutschen Handelsschiffe nicht gegen französische Kriegsschiffe und Kaper in Schutz nehmen.

Preußen glaubte seine Bundespflicht gegen Oesterreich nicht weiter ausdehnen zu dürfen, als ihm die Bundesgränzen vorschrieben. Die Lombardei war kein deutsches Bundesgebiet. Indem Oesterreich überdies angriffsweise vorging, konnte Preußen sich ihm nicht zum Mitkämpfer aufdringen wollen. Griff Preußen Frankreich an, so war Napoleon III., dem mehr an den Rheinprovinzen als an der Lombardei liegen mußte, wohl im Stande, den Kriegsschauplatz vom Po an den Rhein zu versetzen und Preußen

niederzuwerfen, welches zugleich von England verlaſſen und von Rußland bedroht, weder bei den deutſchen Mittelſtaaten noch bei Oeſterreich ſelbſt einen zuverläßigen Beiſtand erwarten durfte. Es rüſtete daher und machte erſt drei, dann alle ſeine Armeecorps mobil, um Rußland, welches dem deutſchen Bunde das Rüſten unterſagen zu wollen dreiſt genug geweſen, die ihm gebührende Antwort*) zu geben, aber es rüſtete nicht für die Erhaltung der Lombardei bei Haus Oeſterreich, ſondern einzig für die Wahrung der Bundesgrenzen und inſofern auch für die Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts, denn indem die officielle preußiſche Erklärung dieſe beiden Objecte verband, war es ohne Zweifel ihre Meinung, daß zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa der Beſtand des deutſchen Bundes genüge, möchten die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien auch eine Verkürzung erleiden. Preußen ging überdies von der Vorausſetzung aus, Oeſterreich ſey ſelbſt Schuld, wenn es den Kürzern ziehe, weil es den Krieg durch Annahme der preußiſch-engliſchen Vermittlung einfach habe vermeiden können. Doch rügte die öffentliche Meinung an der preußiſchen Erklärung, daß ſie einen Tadel nur für Oeſterreich habe, nicht auch für Frankreich, welches doch der eigentliche Anſtifter des Krieges ſey und jedenfalls einen ungerechten Krieg führe.

Die Anſicht des Prinzregenten und ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn v. Schleinitz, wurde von der Kammermehrheit in Berlin durchaus getheilt. Man fürchtete, Preußen werde im Dienſte Oeſterreichs ſeine eigene Selbſtändigkeit verlieren und Oeſterreichs Vaſall werden (Simſon). Man wollte nicht für den Despotismus, nicht für das Concordat kämpfen. Man fürchtete, mit Oeſterreich zu ſiegen, nicht weniger, als mit ihm zu unterliegen. Man machte, wenn je die Allianz mit Oeſterreich zu

*) Es heißt, der preußiſche Kriegsminiſter von Bonin habe damals geſagt, er wiſſe nicht, wer am Rhein commandiren werde, aber gegen Rußland werde er nöthigenfalls mit 200,000 Mann marſchiren.

Stande käme, die Bedingung, daß die Oberleitung der Bundesarmee Preußen zufalle (Arnim). Eine ständische Commission billigte alles, was die Regierung gethan hatte. Der Prinzregent selbst aber sagte in der Thronrede, mit welcher er am 14. Mai die Kammern entließ: er werde für den Schutz Deutschlands einstehen und die Grundlage des europäischen Rechtszustandes, das europäische Gleichgewicht, wahren. Trotz des bereits ausgebrochenen Krieges hoffte er immer noch, mit England und Rußland vermittelnd eintreten und den Krieg schnell beendigen zu können.

Oesterreich selbst schien noch einer Vermittlung zugänglich zu seyn, oder sich noch Hoffnung auf einen Beistand zu machen. Der deutsche Bund nämlich mußte sich, wenn er auch am Kriege nicht Theil nahm, doch auf alle Fälle vorsehen und gerüstet seyn, und die beiden deutschen Großmächte mußten sich zunächst über diese Bundesrüstung ins Benehmen setzen. Zu diesem Zweck ging am 8. Mai der preußische General Willisen nach Wien. Acht Tage später folgte ihm General von Alvensleben, um an den Höfen von Dresden, München und Stuttgart zu beschwichtigen und besonnene Mäßigung zu empfehlen. Willisen fand Wien im Rausche der Siegeshoffnung. Damals hieß es, Oesterreich habe seine Suprematie in Italien nicht nur erhalten, sondern nach dem Siege noch ausdehnen, Sardinien für immer unschädlich machen, ja in Frankreich selbst restauriren wollen. In diese kritische Periode fällt der plötzliche Rücktritt des Grafen Buol von seinem Posten in Wien, am 14. Mai. Man sah es als kein glückliches Omen an, daß Oesterreichs erster Minister im Beginn des Kriegs ausschied. Die Friedenspartei bildete sich ein, Oesterreich habe mit Buols Entlassung eine Concession an Rußland machen wollen, weil Gortschakof von den früheren Wiener Verhandlungen her einen tiefen Groll gegen Buol gehegt habe. Wahrscheinlicher ist, daß Buol seine Stelle niederlegte, weil er ein diplomatisches Abwickeln des Knotens dem Durchschneiden mit dem Schwert vorzog und die Verantwortung für einen Schritt nicht übernehmen wollte, den er

nicht gebilligt hatte. Gewiß iſt, daß ſein Nachfolger im Amt, Graf Rechberg, bisher öſterreichiſcher Bundesgeſandter in Frankfurt a. M., daſelbſt der unbeugſamſte Gegner des preußiſchen Bundesgeſandten, von Bismark (jetzt Geſandten in St. Petersburg) und überhaupt der preußiſchen Politik geweſen iſt. — Noch ein anderes Omen deutete den Oeſterreichern nichts Gutes. Als täglich ihre Verſtärkungen nach Italien gingen, verunglückte ein Bahnzug auf der Eiſenbahn bei Verona, wobei 23 öſterreichiſche Soldaten umkamen und 124 verwundet wurden.

Das öſterreichiſche Kriegsmanifeſt vom 28. April hob hervor, wie ungerecht und ohne allen Grund Oeſterreich, welches nach zwei ſiegreichen Feldzügen Sardinien immer ſo großmüthig behandelt habe, zum drittenmal von dieſem Sardinien geneckt, verhöhnt und bedroht werde, wie geduldig Oeſterreich die Unbill ertragen habe und den Frieden gerne gewahrt hätte, wie es nun aber zu einem energiſchen Auftreten gezwungen ſey. Am Schluß drückt das Manifeſt noch die Hoffnung aus, Oeſterreich werde nicht allein ſtehen, denn ſeine Sache ſey auch die deutſche Sache, und erinnerte an das Zuſammengehen Preußens und Oeſterreichs im glorreichen Jahre 1813. Aber ſchon einen Tag vorher, den 27. hatte Walewski, der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, in einem Rundſchreiben die Vereitlung dieſer öſterreichiſchen Hoffnung ausgeſprochen, indem er dem deutſchen Bunde und insbeſondere Preußen abrieth, gemeinſchaftliche Sache mit Oeſterreich zu machen, ſie verſicherte, Frankreich ſey der beſte Nachbar und Freund des deutſchen Bundes, es handle ſich hier nicht um eine deutſche, ſondern nur um eine italieniſche Sache und man müſſe den Krieg localiſiren, da wo er allein heilſam ſey, und ja nicht über die Grenzen Italiens hinaus verbreiten, wo er allein verderblich werden könne. Rußland und England griffen dieſe Phraſe von Localiſiren des Kriegs begierig auf und beſtimmten die deutſchen Cabinette, das kleine Feuer in Italien ausbrennen zu laſſen und ſich ja nicht einzumiſchen, damit es nicht weiter brenne. Mit Recht

aber frugen deutsche Blätter, warum die italienische Frage, wenn sich Frankreich hineinmische, Deutschland nichts angehen soll? da man entweder Italien sich ganz selbst überlassen müsse, da jedenfalls Deutschland so gut wie Frankreich ein Recht und Interesse habe, sich Italiens anzunehmen.

Dieser Ansicht war auch die schwache, aber geistvolle und muthige Opposition im gesetzgebenden Körper zu Paris. Ollivier protestirte gegen die Bewilligung von Geld und Truppen für einen so ungerechten Krieg und rief aus: „wer im eigenen Lande Despot sey, verdiene keinen Glauben, wenn er ein anderes Land vom Despotismus befreien zu wollen versichere." Fabre rügt die arge Heuchelei, mit der man sich jetzt stelle, als werde man angegriffen, da doch in ganz Europa niemand an Krieg gedacht habe, als Napoleon, der ihn durch lange Rüstungen und Intriguen vorbereitete und Oesterreich herausforderte. Der Minister, Graf Morny, versicherte aber auf's feierlichste, man beschuldige den Kaiser mit Unrecht, es handle sich nicht um Wiederaufnahme der alten Napoleonischen Eroberungspläne, sondern um den Italienern Gerechtigkeit zu verschaffen, der Kaiser wolle „nichts für sich erobern".

Napoleon III. aber erließ am 4. Mai ein Kriegsmanifest, worin er sich als den unschuldig Angegriffenen darstellte, nachdem aber Oesterreich die Dinge so auf die Spitze getrieben habe, sich nunmehr auch für berechtigt halte, die gute Sache der Italiener zu schützen und Italien bis an's adriatische Meer zu befreien. Dabei aber versicherte er ausdrücklich, Frankreich wolle großmüthig nur die Italiener erlösen, für sich selbst aber keine Eroberungen machen. Endlich verhieß er, daß er dem Papst keine Gewalt anthun, sondern ihn nur dem fremden Druck entziehen wolle.

Unterdeß war die österreichische Offensivarmee erst am 29. April auf drei Puncten vom nahen Mailand aus über den Tessin gegangen und ins Piemontesische eingerückt. Der englische Gesandte suchte noch in der letzten Stunde zwischen den feindlichen Lagern zu vermitteln, einzig in der Absicht, den Franzosen zum Heranrücken

Zeit zu laſſen. Indem aber das öſterreichiſche Cabinet ſich in ſeinem militairiſchen Vorgehen durch die Diplomatie hemmen ließ, verrieth es, daß es ſeiner Sache nicht ganz gewiß ſey. Die öſterreichiſche Armee war auch nicht zahlreich genug gegenüber dem übermächtigen Feinde und hätte doch leicht ergänzt werden können, da Oeſterreich noch viel Truppen im Rückhalt hatte. Sie betrug nicht mehr als 180,000 Mann, weitere 80,000 hielten im Rücken die Feſtungen. Sie glühte aber vor Kampfluſt, der Geiſt Radetzki's lebte noch in ihr und ihren Muth erhöhte das Bewußtſeyn der gerechten Sache und der Unwille über die unerhörte Frechheit des ungerechten Angriffs von Seiten der ſchon zweimal von ihr niedergeworfenen Piemonteſen. Kaiſer Franz Joſeph hatte jedoch dieſer herrlichen Armee unglücklicherweiſe den unfähigſten ſeiner Generale zum Feldherrn gegeben. Graf Franz Gyulai war erſt 1816 in die Armee eingetreten, hatte keinen Krieg mitgemacht, 1848 nur Trieſt und Umgegend geſchützt und war 1849 Kriegsminiſter geweſen. Er war ſehr reich und galt für einen der ſtolzeſten und hochfahrendſten Magnaten, dem in ſeinem vornehmen Selbſtbewußtſeyn und ungariſchen Phlegma auch das Wichtigſte gleichgültig ſey und der die Geſchäfte nur wie nebenbei behandle. Den Kundigen war gleich anfangs bei der erſtaunenswürdigen Wahl dieſes gänzlich Unberufenen bange und ſie hofften kaum, daß er ſich durch einen fähigen Adjutanten (Kuhn und Sztankowits) werde beeinfluſſen laſſen. Graf Grünne, Flügeladjutant und wie ihn die öffentliche Meinung allgemein kennzeichnete, der böſe Genius des Kaiſers, hatte die verderbliche Ernennung hauptſächlich zu verantworten.

Die Offenſive Gyulais erfolgte zu ſpät. Die dreitägige Friſt war längſt abgelaufen, aber man zauderte noch immer, weil der engliſche Geſandte noch in der letzten Stunde zwiſchen Turin und Gyulai's Hauptquartier vermitteln wollte.

Natürlicherweiſe mußte der Plan des öſterreichiſchen Feldherrn ſeyn, mit ſeinen überlegenen Streitkräften die Sardinier zu ſchlagen

oder wenigſtens in und um die Feſtung Aleſſandria zu iſoliren, ehe die Franzoſen ſich mit ihnen vereinigen konnten, und ſo weit vorzudringen, um die Eiſenbahnen zu zerſtören, auf denen die Franzoſen erwartet wurden, endlich die Franzoſen ſelbſt, die theils über das Gebirge aus Savoyen, theils über Genua von Süden her kamen, einzeln und vor ihrer Vereinigung zu ſchlagen. Gyulai aber, obgleich er Truppen und Zeit genug hatte, dieſen Plan auszuführen, ging unbegreiflich langſam und unſicher vor und änderte ſeinen Angriffsplan nur zu bald in einen Vertheidigungsplan um, der den Franzoſen Zeit ließ, heranzukommen und ſich unbehindert mit den Sardiniern im Angeſicht der Oeſterreicher zu vereinigen. Nur einigermaßen entſchuldigt Gyulai das eingetretene Regenwetter, welches ſeine Bewegungen allerdings erſchwerte, nachdem er verſäumt hatte, ſie ſchon vorher bei trockenem Wetter auszuführen.

Gyulai ſetzte ſich in der ſ. g. Lomellina feſt, einer fruchtbaren, damals aber halb überſchwemmten Landſchaft, und ließ ſeine Vorpoſten von da unſicher umhertaſten, bald rechts, bald links. Die Sardinier aber zogen ſich klüglich nach Aleſſandria, Garibaldi aber nördlich an die Alpen zurück und erwarteten die Franzoſen, die nach und nach kamen. Das Gros ihrer Armee wurde in Marſeille und Toulon eingeſchifft und landete zu Genua, wo die erſten Truppen unter Baraguay d'Hilliers (dem Sohn des berühmten Generals unter dem erſten Napoleon) ſchon am 26. April eintrafen. Ihm folgten die Corps von Mac-Mahon und die Kaiſergarde, am 12. Mai der Kaiſer ſelbſt,*) begleitet vom Prinzen Napoleon und Marſchall Vaillant. Andere franzöſiſche Armeecorps unter Canrobert und Niell gingen von Culoz aus über den Mont Cenis und von Grenoble aus über den Mont Genevre nach Turin.

*) Bei ſeiner Abreiſe von Paris am 10. überreichte er noch auf dem Bahnhof dem ruſſiſchen Geſandten Grafen Kiſſelew das große Band der Ehrenlegion. Kurz vorher hatte dieſer Geſandte bei einem Feſtmahl einen außergewöhnlichen Toaſt auf Napoleon III. ausgebracht voll ſtudirter Ehrfurcht und Hingebung.

Sie fuhren anfangs auf der Eiſenbahn gar leichtfertig einher und ſchrieben auf die Wagen „train de plaisir pour l'Italie," ſangen auch ungenirt die republikaniſche Marſeillaiſe,*) litten aber bald auf dem hohen Gebirge außerordentlich von Schneewirbeln und mußten ſich mühſam durcharbeiten, ſo daß viele erkrankten. General Bruat ſtarb an einem kalten Trunk in Suſa. Inzwiſchen fanden die Franzoſen auf ihrem Marſch keinen Feind, kamen vom Gebirge nach Turin, wie von Genua aus nach Aleſſandria auf unverſehrter Eiſenbahn, und ſammelten ſich, ohne daß Gyulai es gehindert hätte.

Napoleons Tagesbefehl an die Armee vom 12. Mai ſprach die Zuverſicht aus, ſeine Armee werde in Italien eben ſo ſiegreich ſeyn, wie die ſeines Oheims, und empfahl der Infanterie, ſich als Hauptwaffe des Bajonets zu bedienen.

Napoleon und Victor Emanuel begrüßten ſich und nahmen eine feſte Stellung unter dem Schutz der Feſtung Aleſſandria, damals ſchon hocherfreut und befriedigt durch die Unthätigkeit und

*) Ein Engländer erzählt: „Schon in der Krimm war es mir aufgefallen, wie ſtark die demokratiſche Geſinnung in einem großen Theil der franzöſiſchen Soldaten, Unteroffiziere, ja ſelbſt Offiziere verbreitet ſey, und jetzt finde ich, daß dies ſeitdem noch mehr ſo iſt. Vor Sebaſtopol hörte man die Marſeillaiſe nur ziemlich ſelten ſingen, und viele Offiziere verboten ſolchen Geſang; hier bei Grenoble werden in manchen Regimentern die Marſeillaiſe und andere derartige Lieder faſt beſtändig geſungen, und ſelbſt Offiziere ſtimmten mit ein. Ich ſprach mit dem mir näher bekannten Commandanten eines Bataillons darüber, wie er es dulden könne, daß ſeine Soldaten öffentlich und mit wildem Enthuſiasmus dieſes Lied brüllen dürften. Er antwortete lächelnd: ‚Was geht's mich an, was dieſe Windbeutel ſingen? Meinetwegen mögen ſie den Teufel beſingen, wenn ſie nur in der Schlacht tüchtig vorwärts ſtürmen und mir bald die Oberſtenepauletten verdienen helfen.' Solche frivole und ſchroff egoiſtiſche Geſinnung iſt aber in einem nur zu großen Theil der franzöſiſchen Soldaten wie Offiziere allgemein verbreitet."

das ſichtbare Schwanken ihres Gegners, der ihnen volle Zeit ließ, ſich zu ſammeln, zu ordnen und ihnen Plan zu machen.

Aus Furcht, im Rücken gefaßt und von Mailand abgeſchnitten zu werden, hatte Gyulai die Abſicht, gegen Turin vorzudringen, wieder aufgegeben und ſeinen rechten Flügel eingezogen, um den linken zu verſtärken. Doch war es eine Thorheit, zu glauben, gerade hier, wo er am ſtärkſten war, wo ihn die Flüſſe Po und Teſſin und die feſten Plätze Pavia und Piacenza ſchützten, werde angegriffen werden. Er konnte den Angriff nur von der Seite her erwarten, auf welcher er am ſchwächſten war. Nichtsdeſtoweniger bildete er ſich ein, der Feind werde von Süden her kommen und ließ, um ſich deſſen zu vergewiſſern, am 20. Mai nach dieſer Richtung hin durch 12,000 (nach andern 20—30,000) Mann unter Graf Stadion eine große Recognoscirung vornehmen. Stadion ſtieß bei Montebello auf die franzöſiſchen Vorpoſten unter General Forey, der anfangs zurückgeworfen wurde, aber von Baraguay d'Hilliers Verſtärkungen erhielt und zuletzt die Oeſterreicher zurückwarf. Man bewunderte die Tapferkeit, mit der ſich die öſterreichiſchen Soldaten ſchlugen, tadelte aber ihren General, ſofern er ſich nicht durch eine wirkliche Uebermacht, ſondern nur durch die Einbildung, es ſey eine vorhanden, zum Rückzug bewegen ließ. Sachverſtändige behaupten, Stadion hätte einen glänzenden Sieg erfechten können, wenn er die Schwäche ſeiner Gegner gemerkt hätte.

Gyulai, von derſelben Einbildung verblendet, hielt es nunmehr für gewiß, daß die Hauptmacht des Feindes auf ſeinem linken Flügel ſtehe, und combinirte damit die von den Piemonteſen in Maſſa und Carrara, Parma und Modena verſuchten Inſurrectionen und die Landung des Prinzen Napoleon mit einem franzöſiſchen Armeecorps in Livorno. Alles ſchien ihm auf einen großartigen Angriff von Süden her zu deuten und er vernachläſſigte deßhalb ſeinen rechten Flügel, während Napoleon und Victor Emanuel ihre bereits begonnene Bewegung gegen dieſen Flügel

lange man die Entwicklungsgeſetze ſeines eigenen Geſchlechts und ſeine Geſchichte nicht kennt. Kein Satz pflegt oberflächlicher nachgeſprochen zu werden, als der, daß die Menſchheit in ſtetem Fortſchritt begriffen ſey; und wenn hier behauptet wird, ſie ſey es nicht, ſo iſt das vielleicht die größte Ketzerei unſerer Tage. Ein Volk hat, wie das Individuum, ſeine Zeiten, in welchen es große Schritte im Wachsthum machen kann, wenn es will; verſäumt es ſie, ſo bleibt es zurück, vielleicht für immer. Es ſchickt der Herr zuweilen fruchtbare Jahre, und wer da ſeinen Acker wohl beſtellt, wird reich auf lange, der Faule aber muß hernach um ſo peinlicher darben. Und wie ein Menſch deſto elender wird, je ſchöner und reicher ſeine vergeudete Jugend ſeyn könnte, ſo ein Volk, ſo das Geſchlecht oder vielmehr diejenigen Nationen, welche zu dieſer beſtimmten Zeit an der geiſtigen Entwicklung Antheil zu nehmen berufen ſind. Die Geſchichte, beſonders die chriſtliche, weiſt mehr als einen Abſchnitt auf, wo ein neues Licht aufzudämmern begann; aber die Finſterniß hat's nicht begriffen, und dann ward die Nacht ärger denn zuvor; denn alle Gnadengaben mehren die Verhärtung in dem, der ſich nicht bekehrt. Es könnte wohl auch uns begegnen, daß wir von der geiſtigen Höhe, auf der wir uns zu ſtehen dünken, bald herunterfallen, und einer ſpätern Zeit daſſelbe Mitleid abnöthigen, welches wir jetzt dem Mittelalter und dem ſiebzehnten Jahrhundert ſo freigebig zollen.

Unläugbar geht dem haſtigen Drängen nach Vorwärts, oder — um den beſſeren Naturen auf dieſer Seite nicht Unrecht zu thun — dem Trieb des freien Geiſtes nach dem Innerlichen in unſern Tagen ein ebenſo eiliges Streben dem Alten und durch Autorität Gehaltenen entgegen zur Seite. Kaum hatten die Tieferblickenden den Gehalt aufgezeigt, welcher, der ſogenannten Aufklärung unſichtbar, in den alten Symbolen und in dem Körper der Kirche verborgen lag, ſo hat ſich auch ſogleich ein jüngeres Geſchlecht daran gemacht, den äußeren Formen ſelbſt wieder jene Verehrung darzubringen, welche der geſunde Menſchenverſtand während ſeiner Herrſchaft vergönnt hatte, und die zuvor in ſtiller Zurückgezogenheit ſitzenden und boſſenden Alten erheben jetzt, ermuthigt durch dieſen Bund, das Haupt mit kühner Zuverſicht. Wird es ihnen gelingen, das geſtürzte Reich wieder aufzurichten? Sieht man auf die Sorgloſigkeit, worein ſich die Aufgeklärten

für möglich, mittelst einer Rechtsschwenkung seiner ganzen Armee im Rücken Gyulai's über den Tessin zu kommen und Mailand ohne Schwertstreich zu erreichen, ehe die Oesterreicher sich würden besinnen und auf ihren linken Flügel concentriren können. Wenigstens kamen seine ersten Truppen nicht in gehöriger Zahl und Ordnung über den Tessin und stießen auf einen Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Denn obgleich das Corps von Zobel, welches sie an der Sestabrücke bei Palestro fanden, nach einem furchtbaren Verzweiflungskampf durch Canrobert zurückgeworfen wurde und hier viel Oesterreicher, von den Zuaven bestürmt, sich in's Wasser stürzen mußten (am 31. Mai), so war doch so eben das österreichische Armeecorps, welches Clam-Gallas über Tirol herbeiführte, bei Buffalora am Tessin angekommen, stand Zobel bei Robbio, und hatte Gyulai selbst, der endlich die Gefahr inne wurde, noch zwei Armeecorps rasch nordwärts dirigirt. Das Lichtenstein'sche Armeecorps stand nur noch eine Stunde weit von Zobel und das Schwarzenberg'sche bei Mortara. Hätten sich nun alle diese Corps concentrirt, so wären sie im Stande gewesen, die einzeln ankommenden französischen und sardinischen Corps aufzufangen und mit relativer Uebermacht zurückzuwerfen. Hier aber offenbarte sich, in welchen unwürdigen Händen sich, abgesehen von der Unfähigkeit des Feldherrn, die Verwaltung der österreichischen Armee befand. Es fehlte an Pulver, um die Brücke bei Buffalora zu sprengen. Es fehlte an Lebensmitteln. Wucherische Armeecommissäre und Lieferanten hatten Kaiser und Reich betrogen, sich Millionen bezahlen lassen und nichts dafür angeschafft. Man hörte später von ungeheuern Ochsenheerden, Brod- und Weinvorräthen, welche verschwunden, d. h. theils nie beschafft, theils an den Feind verkauft worden seyen. Als am 4. Juni die einzeln wirkenden Corps Napoleons III. bei Magenta auf die zerstreuten Corps der Oesterreicher stießen, konnten sich die erstern concentriren und waren wohlgenährt, während die letztern in zerstreuter Stellung verharrten, keinen Befehl zur Sammlung erhielten und nichts zu essen hatten. Ganze Regimenter

haben 36 Stunden, ohne einen Biſſen zu genießen, bis zur äußerſten Erſchöpfung gekämpft.

Napoleon III. hatte nicht erwartet, ſo viel Oeſterreicher vor ſich zu finden, als er mit ſeiner Garde an der Brücke von Buffalora ankam und wartete bis gegen Mittag (4. Juni), damit Mac Mahon eine Bewegung gegen die Flanken in dem Rücken der Oeſterreicher ausführen konnte. Als er endlich angriff, wurden ſeine Gardezuaven von den unvergleichlich tapfern Salzburgern, die mit ihrem Jodelgeſang anrückten, zurückgeworfen und der Kaiſer ſelbſt war eine Zeitlang in Gefahr, gefangen zu werden. Aber Clam-Gallas hatte, da er eben erſt aus Tirol ankam, noch nicht alle ſeine Truppen beiſammen, das ohnehin ſchwache Corps von Zobel war durch die früheren Gefechte geſchwächt, und das von Lichtenſtein allein reichte nicht aus, den Stoß der Franzoſen lange auszuhalten, als Nachmittags nicht nur Mac Mahon, ſondern auch Canrobert und Niel anrückten und mit großer Uebermacht die ſchwachen und getheilten Corps der Oeſterreicher bei Magenta angriffen, in zwei Schlachtgruppen bei Ponte nuovo und Ponte vecchio (Buffalora und Robecco); dort focht Lichtenſtein, hier Clam-Gallas. Man ſchlug ſich mit der äußerſten Erbitterung. Wie vorher die Gardezuaven, ſo wurden im Verlauf des Kampfes auch die gefürchteten Turcos*) mit ſchrecklichen Schlägen (von den Böhmen) niedergeſchmettert. Die verhungerten und von ihrem eigenen Feldherrn ſchmählich im Stich gelaſſenen Oeſterreicher übten Wunder der Bravour, mußten aber gegen Abend endlich zurückweichen und waren

*) Die Turcos waren, was die Zuaven urſprünglich geweſen, ehe man ſie durch echte Franzoſen erſetzt hatte, nämlich dunkelfarbige Afrikaner aus Algerien. Sie pflegten vor dem Kampf affenartige Grimaſſen zu machen, gräßlich zu ſchreien, ſich auf den Boden zu werfen und wieder aufzuſchnellen, wie Katzen zu ſchleichen und wieder wie Tiger Sprünge zu machen ꝛc. Das böhmiſche Regiment, mit dem ſie bei Magenta zuſammenſtießen, ſtutzte anfangs vor der fremden Erſcheinung, meinte dann aber, das ſeyen Thiere, und ſchlug ſie wie Hunde todt.

in einem Zuſtand äußerſter Erſchöpfung. Der einſt als Miniſter ſo verrufene General Eſpinaſſe wurde von einer Kanonenkugel in zwei Stücke geriſſen. Auch fiel der franzöſiſche Gardegeneral Cler. Dagegen wurden fünf öſterreichiſche Generale verwundet, Die Franzoſen verloren an Todten und Verwundeten 3000 Mann, an Offizieren allein 54 Todte und 194 Verwundete; die Oeſterreicher 4000 Mann, darunter 63 todte und 218 verwundete Offiziere und etwa 4000 Mann wurden vermißt, von denen der größte Theil ſich aber wieder einfand, weil es nur Verſprengte oder ſolche waren, die ihren Hunger in irgend einem Dorfe zu ſtillen geſucht hatten.

Gyulai's Verhalten an dieſem Tage iſt noch nicht ganz aufgeklärt. Nach der einen Behauptung ſoll er vor der Schlacht bei Magenta dem Kaiſer vorgeſchlagen haben, die Teſſinlinie, Mailand, Pavia und Piacenza ganz aufzugeben und ſich ohne Schlacht noch ungeſchwächt hinter die feſte Mincliolinie, das ſ. g. Feſtungsviereck zwiſchen Peschiera, Verona, Mantua und Legnano zurückzuziehen. Das ſolle der Kaiſer mit Unwillen verworfen und ſogleich den alten Heß (Radetzki's berühmten Generalſtabschef) entſandt haben, um den Plan zu vereiteln. Heß ſoll nun eine lange Unterredung mit Gyulai gepflogen haben, während welcher die beſte Zeit verſtrich und der franzöſiſche Angriff bereits erfolgte. Nach einer andern Behauptung der Times habe Gyulai am 4. Juni den Adjutanten, den ihm Clam-Gallas mit dringender Bitte um Hülfe ſchickte, ohne Antwort gelaſſen und beim Frühſtück behalten. Gyulai ſelbſt ſagt in ſeinem naiven Schlachtbericht, er ſey umhergeritten, erſt nach Magenta, dann nach Robecco, alſo an einem beſtimmten Punct nicht zu finden geweſen.

Er hätte die Schlacht bei Magenta gewinnen müſſen, wenn er ſeine Corps beiſammen gehabt oder nur noch raſch herbei gerufen hätte, da Napoleon mit ſeiner Garde offenbar unvorſichtig vorangeſtürmt war und in bangen Sorgen ſchwebte, bis ſeine übrigen Armeecorps nach und nach erſchienen. Gyulai hätte aber

auch noch am 5. die Schlacht erneuern und den Sieg erkämpfen können, wenn er nur jetzt wenigſtens ſeine Corps beiſammen hatte. Allein nur die von Schwarzenberg und Benedek waren zur Hand und als Gyulai am Morgen des 5. wieder angreifen wollte, erfuhr er erſt, (ſo unbekannt war der Feldherr mit den Bewegungen und dem Zuſtand ſeiner Armee), die Corps von Clam-Gallas und Lichtenſtein ſeyen ſchon zu weit rückwärts gegangen, um ſich von ihrer Zerrüttung zu erholen. Nun befahl er den Rückzug und zwar bis zur Mincioliinie, indem er nicht nur Mailand, ſondern auch die Feſtungen Pavia und Piacenza räumen, die öſterreichiſchen Beſatzungen aus Ancona, Bologna und Ferrara zurückziehen ließ und wie die Lombardei, ſo auch ganz Mittelitalien Preis gab.

Mac Mahon, welcher dem Kaiſer Napoleon zuerſt zu Hülfe geeilt war und die Schwierigkeit des Kampfes am beſten erprobt hatte, war erſtaunt, als er hörte, die herrliche öſterreichiſche Armee, die noch ſo ſtark und muthig war und bei nur einigermaßen geſchickterer Führung das Verſäumte leicht hätte wieder gut machen können, nehme plötzlich Reißaus. Fröhlich rief er aus: nun, wenn ſie ihren Vortheil aufgeben, wollen wir ihn benutzen!

Die Feſtungswerke von Pavia und Piacenza wurden ſchon am 6. geſprengt. Als die Oeſterreicher aus Mailand abzogen, berauſchte ſich der Pöbel in Wonne und mißhandelte noch einige, die ſich verſpätet hatten, ſowohl Beamte als Soldaten. Dann wurde die dreifarbige Fahne auf den ehrwürdigen Dom gepflanzt und am 8. zogen Napoleon III. und Victor Emanuel triumphirend ein. Napoleon aber richtete ein Manifeſt an die italieniſche Nation, worin er abermals heilig verſicherte, er wolle nur dieſer Nation die Freiheit bringen und nichts für ſich erobern.

Da ſich die Oeſterreicher auch aus Mittelitalien zurückzogen, folgte ihnen die Revolution auf dem Fuße. In Maſſa und Carrara war ſchon am 28. April revoltirt worden und am 30. in Parma, doch damals noch ohne Erfolg, denn die ſchon geflüchtete Herzogin von Parma kehrte wieder zurück. Nur in Florenz gelang es

den von Buoncampagni, dem sardinischen Gesandten, geleiteten Verschworenen unter dem Militair, den Großherzog Leopold II. am 27. April zur Abreise zu zwingen, sofern er sich zur Abdankung nicht verstehen wollte, und eine provisorische Regierung zu ernennen, an deren Spitze neben Buoncampagni auch Petruzzi trat, während der sardinische General Ulloa die Reorganisirung und Vermehrung des Heeres übernahm. Victor Emanuel erklärte einstweilen nicht die Dictatur, sondern nur das Protectorat in Toscana annehmen zu wollen. Am 23. Mai landete Prinz Napoleon in Livorno und Ulloa schloß sich an ihn an. Die Oesterreicher ließen Ancona, Bologna und Ferrara im Stich und die von Cavour und Mazzini längst bearbeitete Umsturzpartei erhob sich in ganz Mittelitalien. Am 7. Juni floh die Herzogin Louise aus Parma, wenige Tage später auch der Herzog Franz V. von Modena, dem seine treuen Truppen auf das österreichische Gebiet folgten. Auch Bologna empörte sich und rief die Dictatur Victor Emanuels aus.

Man verbreitete damals die Meinung, der zu Livorno erschienene Prinz Napoleon sey bestimmt, ein mittelitalienisches Königreich zu erhalten, damit Sardinien nicht zu groß werde. Dagegen waren alle Italianissimi durch Cavour's Agenten angewiesen, die Dictatur Victor Emanuels zu verlangen, als Vorbereitung für die Vereinigung ganz Italiens unter diesem „Schwert Italiens", und Napoleon III. ließ diese Menschen gewähren, weil er, jemehr Sardinien im übrigen Italien erwarb, um so berechtigter erschien, seinerseits Savoyen zu verlangen. Mazzini aber warnte die Italianissimi auf's neue, sich durch die Intriguen und Habgier der Fürsten nicht mißbrauchen zu lassen, und veröffentlichte eine Philippica gegen Napoleon III. der als eingefleischter Despot nicht fähig sey, Völker zu befreien. Doch Napoleon hatte zu viel Erfolg errungen, als daß sich Cavour's Politik damals den Italienern nicht mehr empfohlen haben sollte, als der hoffnungslose republikanische Rigorismus des Mazzini.

Unterdeß zog sich das österreichische Hauptheer in guter Ordnung hinter den Mincio zurück, ohne Nachdruck vom Feinde ver-

folgt. Nur bei Montegnano beſtand der tapfere Benedek gegen Baraguay d'Hilliers am 8. Juni ein ſcharfes Rückzugsgefecht, ein kleineres Urban gegen die wieder vorgerückten Alpenjäger Garibaldi's bei Caſtelnedolo am 15. Napoleon und Victor Emanuel rückten langſam nach und von Toscana her wurde Prinz Napoleon gleichfalls herbeigerufen. Da Oeſterreich genug Truppen hatte, wunderte man ſich, daß es Ancona und den Kirchenſtaat, von wo aus es den Prinzen Napoleon wohl aufgehalten hätte, ſo ſchnell und freiwillig aufgegeben habe und ſchloß daraus, es vertraue ſelbſt dem Siege nicht mehr. Zwar erſchien Kaiſer Franz Joſeph ſelbſt, um den Oberbefehl zu übernehmen, den Gyulai verlor, und alles in ſeinem Lager athmete wieder Siegesluſt; allein es wurden neue Fehler begangen, die den Sieg unmöglich machten.

Man behauptet, es ſey dem Kaiſer dringend gerathen worden, ſich in dem Feſtungsviereck hinter dem Mincio defenſiv zu verhalten, weil die Franzoſen und Sardinier, zumal während der großen Sommerhitze, ſich in vergeblichen Angriffen gegen dieſe Bollwerke Oeſterreichs erſchöpfen und ungeheure Verluſte erleiden würden, der Kaiſer habe jedoch die Offenſive und alſo das Wiederzurückgehen über den Mincio befohlen. Seine Hoffnung ſcheint geweſen zu ſeyn, die Franzoſen in ihrem Vorrücken, da ſie wieder wie vor Magenta zerſtreut waren und überhaupt keinen Angriff im Sinn hatten, bevor Prinz Napoleon zu ihnen geſtoßen ſeyn würde, durch einen concentriſchen Angriff zu überraſchen. Aber Napoleon III. wurde davon unterrichtet, recognoscirte die Stellungen der Oeſterreicher mittelſt eines Luftballons und empfing ſie am Morgen des 24. (dem Johannistage), früher, als ſie erwartet hatten, denn ſie hatten ſich, um von drei Seiten her concentriſch auf ihn zu drücken, in einen viel zu langen Halbkreis ausgedehnt. Heß ſoll gerathen haben, zurückzugehen und den Feind nach ſich zu ziehen, um ihn unter ein fürchterliches Feuer bedeckter Batterien zu bringen. Allein der Kaiſer ließ die Vorwärtsbewegung nicht mehr hemmen und bald entbrannte der Kampf auf beiden Flügeln und im Centrum

zugleich, jedoch so, daß die Frankosarden im offenbaren Vortheil waren, indem sie etwas näher beisammen standen und eine Reserve hinter sich hatten, während die Oesterreicher vier Stunden weit auseinander standen und hinter ihrem Centrum eine Reserve aufzustellen versäumt hatten. Napoleons III. Plan war nun sogleich gefaßt, unter Vernachläßigung der Flügel mit Uebermacht das feindliche Centrum zu sprengen. Der entscheidende Punct im Centrum war die Höhe von Solferino, von der auch die Schlacht den Namen erhielt. Die Oesterreicher erleichterten ihm diese Operation dadurch, daß sie gar kein Centrum aufgestellt hatten, sondern in zwei Armeen getheilt waren und nur auf der linken Seite ihres rechten Flügels das Centrum berührten.

Auf dem linken Flügel der Oesterreicher im Süden folgten drei Armeecorps unter Wimpfen theils gegen Mac Mahon (der unterdeß zum Herzog von Magenta ernannt worden war), theils gegen Niel und gegen Canrobert, dem Säumigkeit vorgeworfen wurde, weil er Niel nicht früh genug unterstützte. Der Kampf entbrannte hier am heißesten zwischen den Dörfern Rebecco und Medolo, aber ohne Entscheidung, denn beide Armeen behaupteten ihre Stellung den ganzen Tag, ohne einander zurückdrücken zu können. Auf dem rechten Flügel der Oesterreicher unter Schlick focht in isolirter Stellung am weitesten rechts oder nördlich das Armeecorps unter Benedek allein gegen die sardinische Armee unter Victor Emanuel und schlug sie bei San Martino durch glänzende Angriffe zurück. Allein sein Sieg konnte in der Hauptsache nichts entscheiden, weil unterdeß im Haupttheil des rechten Flügels, der das Centrum hätte bilden sollen, alles versäumt wurde. Auf der Höhe von Solferino, dem Mittelpunct der Stellung, wo man nicht Streitkräfte genug vereinigen konnte, weil dies der Punct war, wo Napoleon durchbrechen wollte und wohin er ein Corps nach dem andern dirigirte, befand sich anfangs nur eine österreichische Brigade, die sich indeß gegen die ungeheure Uebermacht wieder eben so heldenmüthig schlug wie bei Magenta und unerschrocken

ausdauerte, bis Verſtärkungen kamen. Dieſe aber reichten bei weitem nicht aus und man begreift nicht, warum Graf Schlick und der Kaiſer, als er den Oberbefehl über das Ganze übernommen hatte, nicht noch andere Truppen, die nahe genug waren, zur Vertheidigung Solferino's herbeizog. Auf der Höhe, am Thurm dieſes Ortes, der weit ins Land ſieht, wehrte ſich das Regiment Reiſchach ſtundenlang mit der heldenmüthigſten Ausdauer gegen die immer wiederholten Angriffe der franzöſiſchen Uebermacht und wich ſelbſt den in nächſter Nähe vor ihm aufgepflanzten Kanonen nicht. Weil aber gerade hier auf dieſem wichtigſten Puncte viel zu wenig Hülfe kam, weil man den Entſcheidungskampf bei Solferino lange nur für ein bloßes Vorpoſtengefecht nahm und Schlick hier nicht ſeine ganze Stärke entwickelte, fiel endlich das blutgetränkte Bollwerk, worauf Napoleon ſogleich den Hauptſtoß von Solferino gegen Cavriano fortzuſetzen befahl. Hier fand er noch einmal Widerſtand, weil der linke Flügel der Oeſterreicher eine Schwenkung machte und man öſterreichiſcherſeits noch einmal zum Angriff übergehen wollte. Allein es war ſchon zu ſpät und die Befehle verwirrten ſich, weil Kaiſer Franz Joſeph bei Cavriano von ſeinem Generalſtab getrennt worden war und zu viele, der Kaiſer, Schlick, Wimpfen, ſogar der auch noch herbeigerufene alte Rugent, alle durch einander und von verſchiedenen Puncten aus befahlen, Niel aber, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, alle Kräfte zuſammenraffte, um den Stoß auf Cavriano auszuführen. Kaum war ihm dies, hauptſächlich durch ſeine überlegene Artillerie, die aus weiter Ferne ganze öſterreichiſche Batterien demontirte, ehe dieſe das Feuer erwidern konnten, gelungen, als ein furchtbares Gewitter den Donner der Schlacht übertönte und dichter Hagel vom Himmel herab die Kämpfenden trennte. Wie wenn Gott ſpräche, ſchwiegen plötzlich die Menſchen, von einer heiligen Scheu ergriffen. Als Hagel und Regen aber aufhörten und die Gegend wieder erkennbar wurde, hatten ſich die Oeſterreicher im Centrum und auf dem linken Flügel ſchon in guter Ordnung zurückgezogen, während Benedek zum zwei-

tenmale die Sardinier von San Martino hinabgeworfen hatte und als Sieger mit finsterer Miene den Rückzugsbefehl geben mußte, weil er, ohne abgeschnitten zu werden, seinen Sieg nicht verfolgen konnte.

So endete die unglückliche Schlacht, in welcher die Oesterreicher, wie bei Magenta elend commandirt und mit leerem Magen, auch hier wieder durch die heillosen Unterschleife der Armeeverwaltung verrathen, dennoch wie die Löwen fochten, trotz der Niederlage unsterblichen Ruhmes würdig und vom Feinde selbst hochgeachtet. Welche Schmach für die, welche Radetzky's herrliche Armee so nichtswürdig ruinirten! Die Oesterreicher verloren an diesem Tage 3300 Todte (darunter 91 Offiziere), 10,500 Verwundete (darunter an 500 Offiziere) und 9000 Vermißte und Gefangene (darunter 59 Offiziere), die Franzosen 12,000 Todte und Verwundete, darunter 150 todte und 570 verwundete Offiziere, die Sardinier im Ganzen 5500 Mann. Niel war der eigentliche Held des Tages, seine Truppen hatten am schwersten gelitten. Zwischen ihm und Canrobert entspann sich aber später ein ernsthafter Streit, weil der letztere ihn sollte im Stich gelassen haben.

Die österreichische Armeeverwaltung hatte das Sanitätswesen ganz eben so gewissenlos behandelt wie die Versorgung der Armee mit Proviant, daher nach der blutigen Schlacht es überall in den Spitälern an Aerzten, Verbänden und Pflege fehlte. Alles, was fortzubringen war, schaffte man nach Tirol hinein, wo die Tapferen unterwegs in der schrecklichsten Julihitze, wie Häringe auf Wagen zusammengepackt und schlecht verbunden, von den Vorgesetzten sogar noch maltraitirt,*) häufig verschmachteten, bis die liebevolle Pflege des Tirolervolks sie trösten konnte. Dieses heldenmüthige Tiroler Landvolk wurde damals vom Kaiser in die Waffen gerufen, um das Stilfser Joch gegen die unter Garibaldi aus dem

*) Vgl. den schaudervollen Bericht in der Allg. Zeitung von 1859, Nr. 201.

ſelbſt gewiegt haben, beachtet man die bisher gezeigte Unfähigkeit der Freieren, eine Gemeinſchaft zu bilden und ſichernde Burgen zu bauen gegen den Feind, ſo möchte man es kaum bezweifeln. Allein es tragen jene Anhänger des Alten eben auch das Mahlzeichen der Zeit auf ihrer Stirne, ein Stachel bleibt zurück in Jedem, der die Kräfte des freien Geiſtes gekoſtet hat, und auch, wer ſie nur von ferne fühlt, die Macht des aus den Banden der Autorität ſich losringenden Gedankens, der kann nicht mehr, außer mit halbem Gewiſſen, alſo auch nicht mehr mit ganzem Muth dem Alten, ſo wie es iſt, und weil es iſt, anhangen. Daher die Leidenſchaftlichkeit in den Ehrlicheren, das affektirte Weſen in den Verſchmitzten, die Erbitterung der Streitbaren, welche ſich dem Kriegszug gegen die freie Richtung anſchließen; daher der idealiſirende Nimbus, womit man die immer noch großartigen Trümmer einer aus dem Bewußtſeyn der Zeit halbentſchwundenen Bildung umgibt, um ſie den Sehnſüchtigen als das erſcheinen zu laſſen, was ſie ſuchen, — ein Nimbus, welcher immerhin lockend genug iſt für Jeden, der nicht weiß, daß das Idealiſiren das letzte Stadium der Auflöſung zu ſeyn pflegt, und daß das Heidenthum damals ſchon innerlich beſiegt war, als es ſeinen Schutz gegen das Chriſtenthum bei den Phantaſieen der Neuplatoniker ſuchen mußte.

Es iſt möglich, daß dieſe künſtlichen Bemühungen für einige Zeit wieder ſiegen, ja es iſt möglich, daß ſie ſoweit es gewinnen, bis ſie ſich mächtig genug fühlen, die Maske fallen zu laſſen und das Alte in ſeiner ganzen ſtarren Form der Verehrung der Menge aufzudringen; denn es iſt möglich, daß ein Volk Rückſchritte macht, ja daß es ganz verloren geht durch ſeine Schuld. Aber was iſt's, was unſer Geſchlecht davor bewahren kann, daß es nicht verſinke, und wie erlangt der ſich frei machende Geiſt die Bürgſchaft, daß er nicht vergebens gerungen und nicht um Nichts? Auf dem Wege, welchen er bisher eingeſchlagen hat, bei weitem nicht allein. Die Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit der Form, in welcher die Wahrheit überliefert worden, iſt nicht ſtark genug, jene Form zu zerbrechen. Kein Irrthum wird beſiegt durch die bloße Einſicht des Irrthums. Das Papſtthum des Mittelalters war mehr als hundert Jahre vor der Reformation von der Einſicht der Denkenden gerichtet, und doch ſtand es; es ward verſpottet

Veltlin vordringenden Alpenjäger zu vertheidigen. Aber ſie zögerten, zu ihren altbewährten Stutzen zu greifen aus gerechtem Unwillen gegen die Mißregierung, die ſo großes Unglück verſchuldet hatte.*) Indeſſen wurden Garibaldi's Schaaren, als ſie am 8. Juli das Stilfſer Joch angriffen, doch durch die Tiroler mit einem Verluſt von 80 Todten und 100 Verwundeten hinübergeworfen. — Die gleichzeitigen Demonſtrationen der Frankoſarden im adriatiſchen Meere hatten wenig zu bedeuten, weil ſie, wenn auch der kleinen öſterreichiſchen Marine überlegen und wohl im Stande, einen Hafen zuſammenzuſchießen, ſie doch aus Rückſicht auf England einer Stadt, wie Trieſt, auf die es hauptſächlich angekommen wäre, deshalb nicht wehe thun durften, weil ſie voll engliſcher Waaren war. Sie begnügten ſich daher mit einer Blokade Venedigs. Die franzöſiſche Flotte unter dem Contreadmiral Jullen de Lagravière nahm Station

*) Die ſehr conſervative und ſtrengkatholiſche Augsburger Poſtzeitung ſchrieb damals: Die Verſtimmung ſey hervorgerufen durch das Verbot des Anbaus des ſ. g. Lauskrauts; durch die Steigerung des Salzpreiſes, wodurch die Viehzucht, eine Haupterwerbsquelle Tirols, erſchwert werde, während die Fabriken das Salz um einen Spottpreis erhalten; — durch das Geſetz von den ſ. g. Veränderungsgebühren, welches mit ſeinen hohen Taxen die Bauerngüter ruinire und den Geldjuden in die Hände ſchaffe, wodurch der Bauer gezwungen werde, entweder Auswanderer oder Pächter zu werden; — durch die Anſtellung einer das ganze Land überziehenden Armee von niedern Forſtſchutzwächtern, welche den Tiroler in ſeinen alten Gewohnheiten und Rechten beengen und weder Land noch Leute kennen; — durch die Getränkeſteuer mit ihren veratoriſchen Controlirungen. Der Correſpondent ſchließt mit folgender, beachtenswerther Bemerkung: „Hier haben Sie nur einige Gründe, warum der Bauer heuer nicht mit altgewohnter Begeiſterung nach ſeinem Stutzen langte — er kommt langſam nach langem Ringen ſeines Verſtandes mit dem Herzen — in dem Glauben, daß wenigſtens dieſes Zaudern eines braven Volkes einer Regierung zur Mahnung dienen ſollte, einer Regierung, die dem Volke alles genommen, um auf legalem, ordentlichem Wege ihre Beſchwerden vorbringen zu können.“

bei Antivari auf türkischem Gebiet, am westlichen Ufer des adriatischen Meeres, weil dagegen aber England und die Pforte protestirten, später bei Klein-Lussin auf österreichischem Gebiet. Eine Landung bei Pola stand in Aussicht und würde mit einer Unternehmung gegen Ungarn (Kossuth und Klapka bildeten bereits im Piemontesischen eine ungarische Legion aus Flüchtlingen und Deserteuren) in Verbindung gestanden seyn, wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre. Indeß hatte Oesterreich hier zur Deckung der Küsten und Ungarns eine große Landmacht aufgestellt, die es vielleicht besser bei Magenta und Solferino verwendet haben würde, wo ihm Reserven in der Nähe mehr Noth thaten als in der Ferne.

Während der große Krieg in der Lombardei zu Gunsten des Angreifers ausschlug und die österreichische Armee sich in ihr Festungsviereck zurückziehen mußte, war Prinz Napoleon mit seinem Armeecorps unbehindert von Livorno aus vorgerückt, um sich mit seinem kaiserlichen Vetter am untern Po zu vereinigen, hatte jedoch für seine Person wenig Sympathien gefunden. Die Insurrectionen wurden nicht in seinem, sondern im Namen Victor Emanuels gemacht. In Modena leitete Farini die provisorische Regierung. Nach Bologna wurde d'Azeglio als sardinischer Commissair für die Romagna geschickt, der b. Vater war aber nicht gesonnen, sich ohne Widerstand alles gefallen zu lassen, sondern schickte seine Schweizer unter General Kalbermatten nach dem auch schon empörten Perugia, um es wieder zu unterwerfen. Die tapfern Schweizer stürmten die Stadt, wobei sie ihren Hauptmann Abyberg verloren, und behaupteten sie, umheult von Verwünschungen, denn die revolutionäre Presse log ihnen alle erdenklichen Greuel an, die sie begangen haben sollten. Ihr General schlug diese Lästerungen durch eine würdevolle Rechtfertigung nieder. Auch in Ancona, Forli, Ravenna und Ferrara wurde die Autorität des Papstes aufrecht erhalten.

In dem kurzen Zeitraume zwischen den Schlachten von Magenta und Solferino war am 12. Juni das Ministerium Derby

durch eine ihm ungünſtige Abſtimmung in einer Nebenſache in die Minderheit verſetzt und dadurch zum Austritt genöthigt worden und Palmerſton und Ruſſel hatten das Staatsruder von neuem ergriffen. Damit war für Oeſterreich vollends jede Hoffnung verſchwunden, von dieſer Seite her eine Hülfe oder nur eine billige Verwendung zu finden. Auf Preußen hatte jedoch dieſer Vorgang in England nicht ſo großen Einfluß, als man beſorgte. Preußen ging ſeinen eigenen Weg, indem es ſchon am 14. Juni, alſo nur zwei Tage nach dem engliſchen Miniſterwechſel, alle ſeine Armeecorps mobiliſirte, mit den Mittelſtaaten wegen gemeinſamer Maßregeln unterhandelte und am 25. ſchon die Aufſtellung eines ſüddeutſchen Obſervationscorps am Oberrhein erwirkte. Fürſt Windiſchgrätz, der am 4. Juli von Wien nach Berlin kam, war am 5. Zeuge, wie der Prinzregent mehreren Armeecorps die Marſchordre nach dem Rheine ertheilte, und ſomit, ohne ſich um das Abrathen Palmerſtons zu bekümmern, offenbar Partei für Oeſterreich ergriff. Denn obgleich der Prinzregent Frankreich nicht den Krieg erklärte, ja immer nur noch vermitteln wollte, brachte ſeine und des deutſchen Bundes Defenſivaufſtellung am Rhein doch Frankreich dahin, ſich auch ſeinerſeits am Rhein zu verſtärken und eben deßhalb am Po zu ſchwächen. Der preußiſche Marſchbefehl kam alſo jedenfalls Oeſterreich zu Gute.

Es machte nun auch raſch davon Gebrauch, indem es ſich unter günſtigeren Bedingungen, als es ſie außerdem hätte hoffen können, mit Frankreich verſtändigte. Oeſterreichs Antrag am Bundestag, den Prinzregenten von Preußen zum Oberbefehlshaber der geſammten deutſchen Bundesmacht (mit Einſchluß dreier öſterreichiſcher Armeecorps) zu ernennen, am 7. Juli, mußte vom Prinzregenten aus einem formellen Grunde abgelehnt werden, weil er als unverantwortlicher Regent einer großen Monarchie nicht zugleich verantwortlicher, nöthigenfalls einem Kriegsgericht zu unterwerfender Bundesgeneral ſeyn könne. Dieſer Ablehnung wurden

nun aber andere Motive, als wolle er überhaupt Oesterreich nicht helfen, untergeschoben und sofern alle Mittheilungen damals blitzschnell durch den Telegraphen erfolgten, konnte schon am Tage darauf, am 8. Juli, der Kaiser von Oesterreich, die preußische Hülfe als nicht vorhanden verleugnend, mit Napoleon III. sich vertragen.

Auch Rußland scheint seine Hände mit im Spiel gehabt zu haben. Wenn Napoleon noch weiter in Italien siegte, wenn er, sein Programm erfüllend, ganz Italien bis zum adriatischen Meere eroberte und dann Ungarn insurgirte und überall die Nationalitäten befreiend das Protectorat über die Rumänen übernahm, am Ende auch noch die Polen aufrührte, war damit Rußland lediglich nicht gedient. Man hatte so eben eine Verschwörung in Warschau entdeckt und Kaiser Alexander II. soll unwillig über Victor Emanuels Vorgehen in Mittelitalien gesagt haben: wenn die Könige die Revolution unterstützen, wird es in zehn Jahren keine Könige mehr geben. Rußland scheint demnach, wenn nicht im Lager des Kaisers Franz Joseph, doch in dem Napoleons III. Friedensgedanken genährt zu haben. Dagegen versicherte Mazzini in dem Manifest, welches er nach dem Frieden erließ, Ungarn sey im Voraus dem Großfürsten Constantin bestimmt gewesen. Dem sey wie ihm wolle, so durfte der Kaiser von Rußland dem Vordringen der Revolution bis nach Ungarn mißtrauen.

Napoleon III. selbst ging einfach, wie er auch öffentlich wiederholt erklärt hat, von der Voraussetzung aus, die Marschordre an die gesammte preußische Armee und das gleichzeitige Aufgebot der übrigen Bundestruppen sey eine Kriegsdrohung. Er hatte den Marschall Pelissier, um Frankreich während seiner Abwesenheit zu hüten, zwar mit einer Truppenmacht zurückgelassen, diese reichte jedoch nicht aus, um einem Gewaltstoß der Preußen zu widerstehen. Er hätte einen Theil seines italienischen Heeres abgeben, er hätte selbst aus Italien zurückkehren müssen. Er würde sogar wenn er

immer tiefer in einen Krieg mit Preußen verwickelt worden wäre, auch mit England in Conflict gekommen ſeyn. Für den Ruhm war ſeit ſeinem großen Siege bei Solferino genug gethan. Endlich wurde er, wenn er mit Oeſterreich Frieden machte, die läſtige Abhängigkeit von der italieniſchen Nationalpartei los. Er hatte den Italianiſſimi ſo weit gedient, daß ſie ihm immerhin Dank ſchuldig waren, und er kitzelte ihre Eitelkeit, indem er ſie nunmehr auf ihr Italia fara da se verwies, als ſeyen ſie jetzt ſtark genug, ſich ſelber zu helfen.

Daher nun die Bereitwilligkeit, mit der er die erſte Gelegenheit ergriff, dem Kaiſer von Oeſterreich ſeine Friedensliebe kund zu thun. Dieſe Gelegenheit fand ſich, indem ein öſterreichiſcher Offizier ins franzöſiſche Lager geſchickt wurde, um ſich die Leiche des jungen Fürſten Windiſchgrätz zu erbitten, die auf dem Schlachtfelde von Solferino liegen geblieben war. Dieſer gefallene edle Jüngling war der Sohn des eben in Berlin unterhandelnden Fürſten. Man empfing den Boten mit ausgeſuchter Höflichkeit und drückte den lebhaften Wunſch aus, dem Blutvergießen möchte Einhalt gethan werden. Zunächſt wurde ein Waffenſtillſtand vorgeſchlagen und ſchon am 8. Juli zu Villafranca abgeſchloſſen. Napoleon III. wünſchte dann ſogleich eine perſönliche Zuſammenkunft mit Franz Joſeph, dieſelbe erfolgte an demſelben Ort am 11. und hatte noch an demſelben Tage den Abſchluß des Friedens zur Folge. Napoleon gab bereitwillig ſein Programm „Italien frei bis zur Adria“ auf und verlangte nur die Lombardei, um dieſelbe Sardinien geben zu können. Oeſterreich trat die Lombardei ab (leider auch das Stilfſer Joch, welches bisher Tirol ſchützte), behielt aber Venedig und das Feſtungsviereck, von wo aus es eigentlich die lombardiſche Ebene immer noch beherrſcht. Auch die mittelitalieniſchen Fürſten ſollten hergeſtellt werden. Franz Joſeph erklärte es zu Villafranca für eine Ehrenſache, ſeinen Verwandten Toscana und Modena zu erhalten. Napoleon III. willigte auch ein, aber nur unter der verfänglichen Bedingung, daß die Völker

ihre bisherigen Fürsten freiwillig zurückrufen und keinerlei fremde Intervention eintrete. „Wenn, wie Ew. Majestät sagen, die große Mehrheit der Bevölkerung in Toscana und Modena für ihre Fürsten gestimmt ist, so wird das keinen Anstand haben." Der italienische Staatenbund sollte zu Stande kommen unter dem Vorsitz des Papstes. Um alle Puncte in's Reine zu bringen, sollten österreichische und französische Commissaire in Zürich zusammentreten, alle andern Mächte aber von dieser Friedensconferenz ausgeschlossen seyn.

Die Gründe, warum Franz Joseph so schnell den Kampf aufgab und die Lombardei opferte, bezeichnete er selbst in seiner Proclamation. „Gestützt auf mein gutes Recht bin ich in den Kampf für die Heiligkeit der Verträge getreten, zählend auf die Begeisterung meiner Völker, auf die Tapferkeit meines Heeres und auf die natürlichen Bundesgenossen Oesterreichs. Meine Völker fand ich zu jedem Opfer bereit, die blutigen Kämpfe haben der Welt den Heldenmuth und die Todesverachtung meiner braven Armee erneuert gezeigt, die in der Minderzahl kämpfend, nachdem Tausende von Offizieren und Soldaten ihre Pflichttreue mit dem Tode besiegelt, ungebrochen an Kraft und Muth der Fortsetzung des Kampfes freudig entgegensieht. Ohne Bundesgenossen welche ich nur den ungünstigen Verhältnissen der Politik, denen gegenüber es mir vor allem zur Pflicht wird, das Blut meiner Soldaten sowie die Opfer meiner Völker nicht erfolglos in Anspruch zu nehmen. — Ich habe mich, nachdem Oesterreichs Ehre durch die heldenmüthigen Anstrengungen seiner tapferen Armee unversehrt aus den Kämpfen dieses Krieges hervorgegangen ist, entschlossen, politischen Rücksichten weichend der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen und die zur Vorbereitung seines Abschlusses vereinbarten Präliminarien zu genehmigen, nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem

Eintreten der drei am Kampfe nicht betheiligt geweſenen Großmächte in die Verhandlung, mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moraliſchen Drucke ihres Einverſtändniſſes unterſtützten Vermittlungsvorſchlägen zu erwarten geweſen wäre." Napoleon III. hatte nämlich zu Villafranca dem Kaiſer Franz Joſeph einen Vermittlungsvorſchlag vorgelegt, der angeblich von Preußen an Rußland und England gebracht worden ſeyn ſollte, um Oeſterreich zu überzeugen, daß es von Preußen trotz deſſen Rüſtungen werde im Stich gelaſſen werden. Kaum war dieſe Anecdote von Villafranca durch die Zeitungen veröffentlicht worden, ſo erklärte Herr v. Schleinitz durch den preußiſchen Geſandten in Wien: „Ew. ſind ermächtigt, ſich mit der größten Beſtimmtheit dahin auszuſprechen, 1) daß Seitens Preußens keinerlei Bedingungen einer Mediation formulirt oder dergleichen, die von einer andern Macht formulirt geweſen wären, acceptirt worden ſind; 2) daß das dem öſterreichiſchen Circulär beigefügte, ſeitdem durch die Zeitungen veröffentlichte Project uns gänzlich unbekannt geweſen iſt." Die Note vom 24. Juni, worin Herr von Schleinitz England und Rußland abermals zu einer Vermittlung aufforderte, enthielt in der That nichts, was Oeſterreich hätte berechtigen können, ihr die gehäſſige Deutung zu geben, die ihr zu Villafranca untergeſchoben wurde. Napoleon III. ſchickte am 4. Juli durch ſeinen Geſandten Perſigny in London einen Ausgleichungsvorſchlag in 7 Puncten, um ihn Oeſterreich zu übermitteln. Ruſſel theilte ihn Oeſterreich einfach mit, ohne Commentar. Am 7. Juli ſchickte Napoleon durch ſeinen Geſandten in Berlin einen zweiten Vorſchlag in nur 4 Puncten an Preußen, Preußen aber weigerte ſich, die Vermittlung zu übernehmen. Dieſer zweite Vorſchlag ſtimmte wörtlich mit den Friedensbedingungen von Villafranca überein, mit einziger Ausnahme der vorgeſchlagenen Abtretung Venedigs. Am 7., alſo demſelben Tage, wurde der Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich abgeſchloſſen. Preußen hatte alſo an dieſem Tage den Vorſchlag nicht gutgeheißen und Napoleon täuſchte den Kaiſer von Oeſterreich, indem

er ihm glauben machte, Preußen hätte ihn bereits gutgeheißen. Im Uebrigen geht aus Russels Depesche von demselben Tage an Blomfield hervor, daß England mit der Losreißung nicht nur der Lombardei, sondern auch Venedigs von Oesterreich einverstanden war, und bei dem langen Zaudern Preußens war Franz Joseph in der That berechtigt, die Annahme der Vorschläge Napoleons zu Villafranca, die ihm Venedig beließen, für etwas Besseres zu halten, als was ihm England schließlich zudachte. Am 7. Juli schrieb Lord Russel an Lord Blomfield, englischen Gesandten in Berlin: Napoleon III. habe erklärt, in Italien nichts erobern zu wollen (was Russel für baare Münze nimmt); es stehe demnach eine Vereinigung ganz Italiens zu einem Gesammtstaat von 25. Mill. Seelen bevor (wobei auch bereits Venedig eingerechnet und den Oesterreichern abgesprochen ist), ein Staat, „welcher nach der Ansicht Ihrer Majestät Regierung ein schätzenswerthes Mitglied der europäischen Familie bilden würde." Indeß „würde keine Ordnung Italiens vollständig seyn, die nicht auch eine dauernde Reform in der Verwaltung des Kirchenstaats einführt." Für diese Ansicht hoffte Russel die preußische Zustimmung und ließ durch den Gesandten der preußischen Regierung dafür danken, „daß sie die heftige Aufregung, welche sich in einigen Theilen Deutschlands erhoben, nicht theile." — Uebrigens soll damals auch Moustier, der französische Gesandte in Berlin, einen irrthümlichen Bericht von da nach Villafranca geschickt haben, welcher, dem Kaiser Franz Joseph vorgelegt, geeignet war, denselben zu täuschen. *)

Den wahren Aufschluß gab erst die Verhandlung am 8. Aug. im englischen Oberhause, woraus erhellt, Napoleon habe sich lediglich auf England gestützt. **) Die glänzendste Rechtfertigung erhielt

*) Allg. Zeitung 1859, 18. Dec.

**) Lord Normanby sagt: „Man glaubt allgemein, Kaiser Napoleon habe zum österreichischen Kaiser gesagt, daß England sich den Vorschlägen Persigny's von Herzen anschließe, und woferne mein edler Freund sich nicht

aber Preußen durch die Erklärungen Napoleons III., welcher wiederholt äußerte, nur durch das Vorgehen Preußens ſey er zum Frieden gezwungen worden, weil er nicht zugleich am Rhein und am Po habe fechten können.*) Ueberdies hatten die franzöſiſchen Marſchälle dringend vor der Forcirung des Feſtungsvierecks abgerathen, weil

---

auf ein authentiſches Actenſtück, welches das Gegentheil nachweist, berufen kann, war der Kaiſer Napoleon, ich muß es geſtehen, ſo zu ſprechen berechtigt. Nicht minder berechtigt war auch Kaiſer Franz Joſeph, ſeinen Mittheilungen Glauben zu ſchenken. Daß England keine ſtrenge Neutralität bewahrt hat, iſt meine, iſt wohl auch anderer Regierungen Ueberzeugung. Beweis dafür liegt in den verſchiedenen Depeſchen Lord John Ruſſels. Statt ein gemeinſchaftliches Handeln mit Preußen anzubahnen, wie er früher verſprochen, hat er England von Preußen vollſtändig losgelöst."

*) Der Moniteur ſagt: „Wenn die Thatſachen für ſich ſelbſt ſprechen, ſo ſcheint es auf den erſten Blick unnütz, ſie zu erläutern. Wenn jedoch Leidenſchaft oder Intrigue die einfachſten Dinge entſtellen, ſo wird es unerläßlich, deren wahren Charakter wieder herzuſtellen, damit jeder mit Sachkenntniß den Gang der Angelegenheiten beurtheilen könne. Als im Monat Juli die franco-ſardiniſche und die öſterreichiſche Armee ſich zwiſchen der Etſch und dem Mincio gegenüberſtanden, waren die Chancen auf beiden Seiten ungefähr gleich: denn, wenn die franzöſiſch-ſardiniſche Armee den moraliſchen Einfluß erlangter Erfolge für ſich hatte, ſo war die öſterreichiſche Armee numeriſch ſtärker und ſtützte ſich nicht nur auf furchtbare Feſtungen, ſondern auch auf ganz Deutſchland, bereit, beim erſten Signal ſeine Partei zu ergreifen. Wurde dieſe Eventualität zur Wirklichkeit, ſo ſah Kaiſer Napoleon ſich genöthigt, ſeine Truppen von der Etſch zurückzuziehen, um ſie nach dem Rhein zu führen, und dann war die italieniſche Sache, für welche der Krieg unternommen worden war, wenn nicht verloren, ſo doch höchlich gefährdet. Unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen erachtete der Kaiſer es für vortheilhaft, für Frankreich zunächſt und dann für Italien, den Frieden zu ſchließen, unter Bedingungen, welche dem von ihm aufgeſtellten Programm entſprechen und der Sache, welcher er dienen wollte, nützlich ſeyn würden."

die französische Armee durch die Schlachten sehr gelitten hatte, die Hitze unerträglich und die Sumpfluft um das schwer zu erobernde Mantua her tödtlich war.

Von dem Hauptvortheil, den Napoleon III. durch den Frieden von Villafranca errang, sagte er freilich nichts. Das war die weiter getriebene Spaltung, die wenigstens für die nächste Zeit gehässigste Spannung zwischen Oesterreich und Preußen. Preußen war in hohem Grade entrüstet, als es seine Rüstungen umsonst gemacht hatte und seinen Truppen Befehl zum Rückmarsch ertheilen mußte, als Oesterreich, dem es hatte helfen wollen, hinter seinem Rücken Frieden machte und die Schuld nun noch dazu offiziell auf Preußen geschoben wurde. Herr von Schleinitz wies die Verleumdung mit edlem Ernst zurück.*) Der Oesterreichische Correspondent gab in einem halboffiziellen Artikel eine Täuschung in Bezug auf die Facta, aber nicht auf die Gesinnung zu, was noch mehr verletzte.**)

---

*) „Ich glaube es ferner als ein von den Beziehungen, welche im Kriege zu bestehen pflegen, abweichendes Verfahren ansehen zu dürfen, daß einer der kriegführenden Theile von dem andern, seinem Gegner, sich über die Dispositionen der neutralen Mächte belehren läßt. Wenn ich aber recht unterrichtet bin, so muß Graf Rechberg, heute wenigstens, die Gewißheit besitzen, daß das angeblich von den drei neutralen Mächten angenommene Mediationsproject in sieben Puncten kein englisches, sondern ein französisches, in London zurückgewiesenes war. Jedenfalls haben wir davon erst mehrere Tage nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien die erste Nachricht erhalten."

**) „Die Worte des kaiserlichen Manifestes seyen vollgültig, selbst wenn bezüglich des Verhältnisses Preußens zu dem ursprünglich von Frankreich nach London mitgetheiltem Mediationsproject ein auffallendes Mißverständniß obwalte. Europa sey Zeuge, daß seit Monaten die moralische Action Preußens eher gegen als für Oesterreichs Integrität gewesen sey. Allerdings vermied Preußen die Initiative, die Oesterreich Territorialabtretungen angemuthet hätte, doch behandelte es Oesterreichs Territorialbesitz von

und verläſtert von ſeinen eigenen Unterthanen, von denen, die an ſeinem Glanz und Reichthum Theil nahmen, es gab eine Zeit, da ſich einer ſeiner höchſten Würdeträger wunderte, wie man noch eine Unſterblichkeit glauben könne, und doch — ſtand es. Aber als die Reformation nicht eben mit philoſophiſchen Gründen, nicht mit Beweiſen gegen einzelne Irrthümer, ſondern mit einem neuen Princip, mit einer umbildenden ſchöpferiſchen Idee gegen daſſelbe in die Schranken trat, da ward es erſchüttert. Es gibt kein oberflächlicheres Urtheil, als welches Grynäus über Erasmus gefällt: „er habe dem Papſtthum mit Scherz und Schimpf mehr geſchadet, als Luther mit all ſeinem Ernſt.“ Nicht Spott und Schimpf, ſondern der Ernſt hat eine Macht, Altes zu zerſtören, weil er die Macht hat, Neues zu bauen. Der tiefe, heiße Ernſt, womit Luther rang nach Frieden ſeiner Seele, die unter den alten Satzungen verſchüttete Kunde von der Verſöhnung aus Gnade, welche mit dieſem vollen Ernſt ins Bewußtſeyn der Sehnſüchtigen trat, das hat eine Umwälzung bewirkt in den Ueberzeugungen der Gemüther, zu welcher bloßer Spott, auch bloße Einſicht viel zu unmächtig geweſen wäre. Nicht weil man beweiſen konnte, daß die Vermittlung, welche die damalige Kirche bot, eine unzureichende oder falſche ſey, ſondern weil man Chriſtum wieder gefunden hatte, als den einigen, gewiſſen Mittler, darum ſank der Glaube an die Heiligen und Bilder und an die päpſtliche Hierarchie. Es iſt das neue religiös-ſittliche Princip, welches in der Reformation einen Theil der abendländiſchen Völker ergriff und mit einem Mal auf eine Stufe erhob, auf welche ſie durch Sinnen und Spotten nie gekommen wären. Denn das Denken iſt dazu da, ein Gewordenes zu begreifen, auszubilden, zu befeſtigen, oder zu untergraben; aber zum Schaffen gehört ein Lichtblitz aus einer geheimeren Region des Genius, und wenn ein ſolcher ankommt in den Kreiſen des gewohnten Lebens, ſo pflegt er den Boden mit der ſittlichen Triebkraft eines Neuen zu befruchten, welches das Alte von ſelbſt verdrängt. Findet dieſes Statt auf den der Erkenntniß eigenthümlich zugehörigen Gebieten der Naturwiſſenſchaften und ſelbſt der Philoſophie, — denn auch hier wird Alles weſentlich Neue dem Genie verdankt, zu welchem ſich das logiſche Denken verhält etwa wie der Beweis zur mathematiſchen Anſchauung — wie vielmehr in der Religion, deren Entſtellungen ebenſo wie ihre herrlichſten

Ungemein erfreut kehrte Napoleon III. ſo raſch nach Frankreich zurück, daß er am 17. Juli ſchon wieder in St. Cloud war. Auch den größten Theil ſeiner Armee ließ er nachkommen und am 14. Auguſt einen Triumpheinzug in Paris halten, wobei die Verwundeten wieder den Vorſchritt hatten. Das Feſt wurde durch einen heftigen Platzregen geſtört. Der Kaiſer erließ eine allgemeine Amneſtie, welche jedoch den Effect, den ſie bezweckte, nicht hervorbrachte, weil die Sicherheitsgeſetze noch fortbeſtanden, wodurch die Amneſtie wenigſtens für jeden Verdächtigen illuſoriſch blieb.*)

Ohne daß es Napoleon gehindert hätte, war der junge Herzog von Chartres als Freiwilliger in die ſardiniſche Armee eingetreten und hatte den Feldzug gegen die Oeſterreicher mitgemacht, zog ſich nachher aber wieder zurück. Lebhafteren und unternehmenderen Geiſtes, als ſein älterer Bruder, der Graf von Paris, wollte er den Franzoſen in Erinnerung bringen, daß die Familie Orleans

---

1815 mehr als Vorausſetzung, von der abzugehen mögliche Garantie diesfalls nicht geboten wurde. Bei einer Fortſetzung des Kampfes mußte Oeſterreich gefaßt ſeyn, das Berliner Cabinet am ungünſtigen Vermittlungsſtandpunct feſthalten zu ſehen. Wir verlangen keinen müßigen Streit über Geſchehenes, aber es iſt unſere Pflicht, thatſächliche Begründung kaiſerlicher Worte nicht anzweifeln zu laſſen."

*) „Die Blätter fangen an, zu rechnen, wie viele von dem kaiſerlichen Gnadenact profitiren werden. 1848 ſind 11,003 Juni-Gefangene deportirt worden; nach dem Staatsſtreich die beſcheidene Menge von 26,884, und Hrn. Orſini, dem italieniſchen Patrioten, verdanken 428 Franzoſen den Genuß des Exils; angeblich ſollen von den 38,315, die ſomit die neue Auflage der alten Geburtswehen des Kaiſerreichs gekoſtet, nur noch 1927 in der Fremde ſeyn. Die übrigen ſind angeblich ſchon länger begnadigt. Die bekannte Schrift „Quatre ans à Cayenne" behauptet, den Deportirten ſey die Freiheit zumeiſt auf andere Weiſe geworden, der Tod habe ſie erlöst. Auch in Lambeſſa iſt notoriſch die Sterblichkeit groß geweſen. Wären die Begnadigungen auffallend zahlreich geweſen, ſo würden ſie ſicher früher erwähnt worden ſeyn, dies iſt indeß nicht geſchehen."

noch exiſtire und einen edeln Ehrgeiz habe, Frankreich zu dienen, wo möglich einmal deſſen Krone wieder zu verdienen.

In Oberitalien wurden nur ſieben franzöſiſche Diviſionen unter Marſchall Vaillant zurückgelaſſen. Die öſterreichiſchen Gefangenen, etwas über 10,000 Mann, wurden nicht auf dem nächſten Wege nach Verona, ſondern durch Frankreich und über Straßburg zurückgeſchickt, auf demſelben Weg, den auch die franzöſiſchen Gefangenen (in geringerer Zahl) zurückpaſſirten. Die armen Gefangenen erhielten auf der Durchreiſe durch Schwaben und Baiern die rührendſten Beweiſe der Liebe.

Fünftes Buch.

Die Verwühlung Italiens.

Mit dem Frieden von Villafranca war niemand unzufriedener als die Italiener selbst, denn sie sahen das Programm „Italien frei bis zur Adria“ nicht erfüllt; Cavour mußte die Hoffnung, zur Lombardei auch noch Venedig zu erwerben, aufgeben; Garibaldi war durch den Frieden überflüssig geworden, und Mazzini hatte Recht behalten, sofern er immer vor der zweideutigen Politik Frankreichs gewarnt hatte. Napoleon sagte nach seiner Rückkehr aus Italien, indem er den Frieden rechtfertigte, unter anderem ausdrücklich: „ich hätte mich, wenn ich den Krieg hätte fortsetzen wollen, überall durch die Hülfe der Revolution stärken müssen.“ Er wäre immer deutlicher als das bloße Werkzeug der Italianissimi erschienen. Das duldete weder sein Stolz, noch sein Interesse. Die „Nationalitäten“ sollten nur sein Werkzeug werden, nicht er das ihrige. Für seinen eigentlichen Zweck, Savoyen und Nizza mit Frankreich zu vereinigen, hatte er unter dem Vorwand, die italienische Nationalität gegen Oesterreich zu schützen, das Erforderliche gethan. Er konnte Garibaldi und den Mazzinisten sagen: „ich habe euch Breche gelegt, Mittel- und Unteritalien stehen euch offen, wühlt und emancipirt euch nun so viel ihr wollt.“ Er konnte Viktor Emanuel sagen: „Du hast die Lombardei und die Aussicht

auf noch mehr, Parma, die Romagna. Es wird mir auch nicht darauf ankommen, in Zürich zurückzunehmen, was ich in Villafranca versprochen habe, und dir auch Toscana und Modena zu geben. Ich aber muß jetzt Savoyen und Nizza haben, wie es längst unter uns verabredet war. Als Entschädigung für meine Kriegskosten, dem Nationalitätenprincip zufolge, denn in Savoyen spricht man französisch, und des Gleichgewichts wegen, denn du könntest zu mächtig werden, wenn du zu dem, was du bekommst, noch alles behieltest, was du schon hattest." Die Annexirung Savoyens und Nizza's wurde von Frankreich noch nicht gleich vorgenommen, weil jeder Gedanke daran noch sorgfältig verheimlicht, weil erst die sardinische Eroberung in Mittelitalien weiter vorgerückt seyn sollte, um den Anwachs derselben so groß erscheinen zu lassen, daß das Wegschneiden Savoyens gerechtfertigt werden konnte.

Mazzini erließ gleich nach dem Frieden schon wieder ein Manifest, worin er die Seinen auf's ernstlichste vor dem „Bunde der drei Kaiser" warnte, sofern er annahm, Oesterreich könne sich mit Frankreich und Rußland gegen die Freiheit alliiren. Hinter diesem Manifest blickt die Eifersucht Englands hervor, welches sich damals sehr beeiferte, durch seinen Einfluß auf die Italianissimi dem französischen die Waage zu halten. Sardiniens mußten sich übrigens damals alle Parteien bedienen. Napoleon mußte Sardiniens Umgriffe in Mittelitalien begünstigen, um Savoyen zu bekommen. Aber auch England und Garibaldi mußten den Schein annehmen, als wollten sie nur für Sardinien wirken, weil sie für eigene Rechnung nicht wirken konnten, ohne auf Frankreichs Widerstand zu stoßen.

Cavour nahm seine Entlassung, wahrscheinlich nur zum Schein, um es mit den Italianissimi nicht zu verderben. Er soll sich damals Garibaldi auffallend genähert haben. Dieser letztere aber verließ den sardinischen Dienst, um die Revolution in Mittelitalien scheinbar selbständig in die Hand zu nehmen. Seine schon am 19. Juli erlassene Proclamation lautet: „die Italiener sollen

trotz des Friedens von Villafranca die Waffen nicht niederlegen.“ Dieses Programm war unsichtbar unterzeichnet von Napoleon III. und Lord Palmerston. Es war die Concession, durch welche der erstere sich Ruhe vor den Dolchen und Bomben der Italianissimi verschaffte, und zugleich die Eifersucht Englands beschwichtigte, denn wenn Italien fortwährend revolutionirt und die alten Dynastieen daselbst entthront wurden, konnte für England in Sicilien ein Erwerb abfallen, der den französischen in Savoyen und Nizza ausglich.

In der Lombardei berauschte man sich einige Wochen lang im Freiheitstaumel, bald aber stellten sich die Nachwehen ein. Das Volk mußte dem neuen Herrn mehr bezahlen, als es früher an Oesterreich bezahlt hatte. Der Bauer, der nie hatte mitwühlen wollen, der gerne Frieden und Ruhe gehabt hätte, vermochte sich in die auf einmal erkünstelte Begeisterung für den Sardenkönig am wenigsten hineinzulügen. Viele lombardische Soldaten blieben freiwillig bei der österreichischen Armee (wie die modenesischen). Viele von Adel verließen Mailand. Lombardischer Stolz empörte sich gegen den piemontesischen. Mailand war nicht gemacht, dem viel kleineren Turin zu gehorchen. — In Venedig gährte es anfangs sehr, viele Jünglinge liefen von dort hinweg zu den Piemontesen. Durch den Frieden von Villafranca wurde aber diese Besitzung Oesterreichs festgehalten und auch in Venedig begann sich die Bevölkerung wieder zu besinnen, als sie nach und nach inne wurde, wie wenig die sardinische Herrschaft beglücke, welche hohe Steuern, welche Quälereien, welcher Dünkel der Beamten, welche Parteityrannei, welche Verachtung der Kirche und der Sittlichkeit und welches Lügensystem ihr überall folge. Denn wer dem neuen Herrn nicht unbedingt huldigte, war der Verfolgung ausgesetzt, und die Kerker füllten sich mit angeblichen Anhängern Oesterreichs. In Bergamo, dessen Bischof Speranza sich stets muthig den Wühlern entgegengestellt hatte, wurde dessen Pallast am 3. Sept. vom Pöbel gestürmt und verheert.

Napoleon III. duldete, daß Sardinien sich auch Mittelitaliens bemächtigte. Trotz des Friedens von Villafranca und trotz des Besuchs, den der Großherzog von Toscana damals in Paris machte, erklärte er einer italienischen Deputation, die ihn deshalb bestürmte, er werde eine gewaltsame Restauration der rechtmäßigen Herrn von Toscana und Modena nicht dulden, vielmehr den Bevölkerungen dieser Länder überlassen, sich durch Plebiscit ihre Herrn selbst zu wählen. Oesterreich war nicht stark genug, diese Interpretation des Friedens von Villafranca zu verhindern, weil damals auch Rußland Fürstenhäuser, die nur unter Oesterreichs Einfluß stehen würden, in Italien nicht gerne sah. Napoleon III. selbst scheint das Programm des italienischen Bundesstaats und den Gedanken, den einen oder andern italienischen Staat seinen Vettern, Napoleon oder Murat zu geben, in Reserve behalten zu haben, wenn er auch zunächst Cavour und Garibaldi wirthschaften und ganz Mittel- und Süditalien zerwühlen ließ.

Massa und Carrara waren schon im Mai von Sardinien annexirt worden. In Toscana ging man etwas langsam zu Werke und bereitete alles vor, um durch ein Plebiscit die Annexirung zu erzielen, sofern Napoleon III. unter dieser Bedingung ein fait accompli zu machen eingewilligt hatte. Man berief daher eine sog. toscanische Nationalversammlung, terrorisirte die Wahlen und brachte Parteigenossen hinein, die am 16. August die Absetzung des Hauses Lothringen votirten, worauf am 30. September provisorisch die sardinischen Farben aufgezogen wurden. Der Kanonendonner des Festes wurde aber durch den Donner eines furchtbaren Gewitters übertönt, welches dreimal in die Stadt einschlug. Die gleiche politische Comödie wiederholte sich am 19. August in Modena. Die Entscheidung über die Anerkennung Victor Emanuels als künftigen Oberherrn der Toscaner erfolgte durch ein Plebiscit am 11. und 12. März 1860, wobei die Conservativen und Gemäßigten wieder durch die herrschende Partei bei den Wahlen terrorisirt oder davor zurückgeschreckt wurden. Zahlreiche Berichte aus Toscana stimmen

darin überein, daß jener Terrorismus in allen Beziehungen fortgesetzt wird, daß ein abscheuliches Spionirsystem mit Briefverbrechen und Belauerung aller Art die Conservativen und Gemäßigten quält und harter Verfolgung überliefert, während das unter den Großherzogen so wohlerhaltene Staatsgut von der neuen revolutionären Behörde geplündert, binnen wenigen Wochen die Summe von 50 Millionen verschleudert und eine öffentliche Liederlichkeit eingeführt wurde, welche aller frühern Ehrbarkeit der Florentiner widersprach. Die herrschende Partei feierte öffentlich die schändlichsten Orgien und im Theater sah man empörende Obscönitäten. Der Großherzog Leopold II. wollte nichts mehr von dem undankbaren Lande wissen und trat am 21. Juli alle seine Rechte an seinen Sohn Ferdinand ab.

Parma war noch weniger geschützt, als Toscana und Modena, weil hier ein noch unmündiges Mitglied der Familie Bourbon auf dem Thron saß, das mit seiner regierenden Herzogin Mutter hatte flüchten müssen. Wer hätte damals für einen Bourbonen das Wort ergriffen oder gar das Schwert gezogen? Doch wurde auch hier mit der sardinischen Besitzergreifung noch gezaudert, und erst als am 7. October 1859 Oberst Anviti, ein Günstling des ermordeten Herzogs, unvorsichtig in die Stadt zurückzukehren gewagt hatte, vom Pöbel erkannt und auf's grausamste ermordet worden war, rückten sardinische Truppen ein, um die Ordnung zu erhalten.

Papst Pius IX. wurde durch die bisher siegreichen Parteien in Italien schwer bedrängt. Sardinien, welches die Lombardei gewonnen hatte und im Begriff war, sich auch Mittelitalien zu annexiren, hatte schon längst die katholische Kirche mißachtet, die Bischöfe verfolgt und für den flachsten Josephinismus Propaganda gemacht, und trachtete jetzt, sich die wieder mit ihrem antik heidnischen Namen bezeichnete Aemilia, das Gebiet von Bologna diesseits der Appenninen, zu annexiren. Auf der andern Seite aber wühlten die Anhänger Mazzini's und Garibaldi's unter Vorschub

der Engländer in Unteritalien. Den bewährten Schutz Oesterreichs hatte der Papst jetzt eingebüßt und Frankreich drängte ihm den seinigen auf. General Goyon mit einer ansehnlichen Zahl französischer Truppen beschirmte den Papst, indem er ihn zugleich in einer Art von Gefangenschaft hielt. Das Verhältniß des h. Stuhls zu Frankreich war und blieb ein gespanntes. Napoleon III. verzieh dem Papste nicht, daß derselbe nicht hatte nach Paris kommen wollen, um ihn zu krönen. Napoleon wollte nicht mit dem Papste brechen, aber ihn sich unterordnen, ihn zu seinem Werkzeuge machen; das wußte aber Pius IX. und deßwegen blieb er allen Liebkosungen, wie allen Drohungen von Paris her unzugänglich. Als Napoleon III. in Italien einrückte, ließ er den Papst nicht nur durch seinen Gesandten in Rom, Grafen von Grammont, und durch Goyon, sondern auch noch durch einen außerordentlichen Gesandten Latour d'Auvergne mit Betheuerungen der innigsten Anhänglichkeit und Schmeicheleien versuchen. Der Papst aber machte eine Miene, wie einer, der ins Buch sieht, ohne zu lesen, oder anwesend ist, ohne zu hören, wandte sich endlich zu einem Crucifix und rief aus: Ecco quello che non ha mai ingannato; in l u i é la mia fiducia. (Dieser ist's, der nie betrogen hat; auf i h n vertraue ich.)

Unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca schrieb Napoleon III. an den Papst, schmeichelte ihm mit der Hoffnung, die Versöhnung „der beiden katholischen Kaiser" werde der Kirche unberechenbaren Segen bringen, versicherte ihn seines Schutzes, bat ihn aber zur Bildung der projectirten italienischen Conföderation mitzuwirken und sich zu den verlangten Reformen zu bequemen, ließ aber auch die Drohung mit förmlicher Säcularisation des Kirchenstaats durchblicken. Der h. Vater antwortete mit nur zu gerechten Beschwerden über die Umtriebe des von Paris aus nach Mittelitalien gesendeten Pierri, der in Modena und Bologna die Insurrectionen angezettelt und Aehnliches in Rom selbst versucht

hatte, und mit Proteſten in Betreff der von Sardinien und Frankreich hervorgerufenen und geduldeten Afterregierung in Bologna.

Einer energiſchen Allocution des Papſtes an die Cardinäle am 20. Juni folgte ein allen Mächten überſandter eben ſo energiſcher Proteſt vom 12. Juli. Die Wühler ließen ſich jedoch, der mächtigſten Unterſtützung gewiß, nicht abhalten, die neugeſchaffene Provinz Aemilia erſt durch eine Deputation dem Schutze Victor Emanuels zu empfehlen, dann durch eine zu dieſem Zweck einberufene ſog. Nationalverſammlung zu Bologna demſelben förmlich zur Annexirung anzutragen, am 6. September. Da nun Victor Emanuel es nicht direct ablehnte, konnte der Papſt den ſardiniſchen Geſandten in Rom nicht länger dulden und ſchickte ihn fort.

Eine ſtarke moraliſche Unterſtützung fand der Papſt damals im franzöſiſchen Klerus. About, eine der minder geſchickten Federn, deren ſich Napoleon III. zu bedienen pflegte, hatte ſchon im Mai 1859 eine Flugſchrift „die römiſche Frage“ herausgegeben, in welcher er der Kirche alles Recht gegenüber dem Staate abſprach, ſo imperialiſtiſch als immer möglich. Das ging nun nicht blos den Papſt, ſondern auch den Episcopat an, fand demnach auch bald einen mehr oder weniger kräftigen Widerſpruch bei den Biſchöfen. Cardinal Morlot, Erzbiſchof von Paris, machte dem Kaiſer ernſte Vorſtellungen. Viele Biſchöfe erließen zur Vertheidigung der Kirche Hirtenbriefe, vor allen feurig die Biſchöfe Pariſis von Arras und Dupanloup von Orleans. Der Kaiſer äußerte nun auf einer Rundreiſe im October zu Bordeaux gegen den dortigen Erzbiſchof: „Ich habe die feſte Hoffnung, daß für die Kirche eine neue Aera des Ruhms an dem Tage anbrechen wird, an welchem alle Welt meine Ueberzeugung theilen wird, daß die weltliche Gewalt des h. Vaters der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht im Wege ſteht.“ Dieſe Worte konnten mißverſtanden und zu ſehr zu Gunſten des Papſtes ausgelegt werden. Eine zweite vom Kaiſer inſpirirte Flugſchrift, welche von Laguerronière verfaßt, im December ausging (der Papſt und der Congreß), bezeichnete jedoch auf's deutlichſte,

was der Kaiſer wollte: Fortbeſtand der geiſtlichen Gewalt des Papſtes, aber Einſchränkung ſeiner weltlichen Herrſchaft auf die Stadt Rom. „Je kleiner ſein Gebiet, deſto größer wird der Souverain ſeyn," war die Phraſe, mit der bewieſen werden ſollte, der weltliche Beſitz habe dem Anſehen des Papſtes immer nur geſchadet. Ganz in gleichem Sinne äußerte ſich der Kaiſer ſelbſt in einem Schreiben an den Papſt vom 31. December, in dem er geradezu die Abtretung der Legationen verlangte und ihm bedeutete, nur um dieſen Preis könne er die Erhaltung des Uebrigen erkaufen.

Pius IX. erklärte in einer Anrede an General Goyon die Flugſchrift ohne weiteres für ein „Werk der Heuchelei und ein unedles Gewebe von Widerſprüchen", und antwortete am 8. Jan. 1860 Napoleon III. eben ſo freimüthig, „die Revolution in der Romagna ſey von Sardinien und Frankreich angezettelt, die große Mehrheit des Volkes habe ſie gar nicht gewollt, ſey davon überraſcht und erſchreckt worden. Wenn Napoleon von ihm verlange, um die Revolution zu erſticken, Provinzen abzutreten, wie viele Provinzen hätte dann wohl Frankreich, wo die Revolutionen gar nicht aufhören, ſchon abtreten müſſen?" In einer Encyclica an alle Biſchöfe erklärte der Papſt ferner, er könne die Legationen nicht abtreten und auf den Kirchenſtaat nicht verzichten, weil ſie nicht ſein Eigenthum, ſondern das der Kirche ſeyen, und forderte ſie auf, alle vereint das uralte Recht der Kirche zu wahren. Da antworteten ihm in hundertſtimmigem Echo nicht nur faſt alle Biſchöfe von Frankreich, ſondern auch vom ganzen übrigen Europa, ihm vollkommen zuſtimmend, ihm ihre Treue verſichernd, ihn ermuthigend und durch ihn ermuthigt. In der ganzen katholiſchen Chriſtenheit wurde für die Erhaltung des h. Stuhls gebetet und für den, der ſo muthvoll die ewigen Rechte der Kirche vertrat. Die Collectiverklärung der Biſchöfe von Belgien, Deutſchland, England, Holland, Irland, Oeſterreich, Schottland und der Schweiz beſagte: „Europa wird durch das Band eines Völkerrechtes umſchlungen, welches auf chriſtlicher Grundlage ruht. Nicht die

Erscheinungen zeigen, daß in ihr etwas über die Verstandesvermögen Hinausliegendes wirksam ist. Das ist das Eigenthümliche in den religiösen Epochen der Menschheit, daß sich in ihnen jedesmal ein Neues aus dem geheimen Grund des menschlichen Lebens zum Bewußtseyn emporarbeitet, welches nun mit unwiderstehlicher Gewalt der Gemüther sich bemächtigt und sie eben mit jenem Ernst erfüllt, jene Geistesinbrunst in ihnen entzündet, welchen gegenüber der Scherz und Schimpf auch der gebildetsten Unzufriedenen und Negativen als stumpfe Waffe erscheint. Und an diesem Ernste fehlt es augenscheinlich unserer Zeit, sie weiß mehr, was sie nicht will, als was sie will, daher kein Muth des Wollens, daher auch bei den gegen das Alte Eingenommenen nichts als Rücksicht und Bedenklichkeit, wenn sie vorwärts sollen; die Hand ist an den Pflug gelegt, das Auge siehet zurück, daher die Ungeschicklichkeit im Ackern. Da ist doch das vergangene Jahrhundert, das gegenwärtig fast von allen Partien verspottete Aufklärungsjahrhundert muthiger gewesen und kräftiger, und jener poesielose Rationalismus, über welchen man sich heutzutage nicht genug lustig machen zu dürfen meint, hat mehr Leben gehabt, mehr Fruchtkeime ausgestreut, als der vornehme Geist dieser Zeit, welcher jenen seinen alten Vater verachten will. Allerdings Geschmack war ihm wenig verliehen, er ist arm zu nennen gegenüber dem Reichthum an Interessen und Bedürfnissen, welche unsere Zeit kennt; aber das Wenige, was ihm auszusprechen geboten war, das hat er treulich und fleißig verkündiget und zu Tag gebracht. Gesunder Menschenverstand und Tugend, oder, um es kunstgerecht auszudrücken, Selbstständigkeit des empirischen Subjekts im Denken und Handeln; Vervollkommnung und darauf gegründete Glückseligkeit — dahin ging das Streben der sogenannten Aufklärungsperiode. Jene Worte sind nun abgenutzt, man schämt sich ihrer, aber insgeheim gesteht man sich doch, daß ohne die große Veränderung, welche in Staat und Kirche und in der Wissenschaft durch die Auswirkung jenes, wenn auch einseitigen rationalistischen Elements hervorgebracht werden, alle die reiche und freie Entwicklung des Geistes nicht möglich gewesen wäre, deren man jetzt sich rühmt. Damals, als das Bewußtseyn und der Muth, Mensch zu seyn, alle civilisirten Völker durchdrang, als die edelsten Geister frei und froh mit der Entdeckung hervortraten, wie in allen Menschen

Macht, ſondern das Recht eines Staates ſoll das Entſcheidende ſeyn; die politiſchen Intereſſen ſollen die Gerechtigkeit als ein Höheres über ſich erkennen. Wenn der friedliche Thron des heiligen Vaters durch ſolche Mittel geſtürzt werden darf, ſo iſt das Band des europäiſchen Völkerrechtes zerriſſen. Ueberdieß ſind die Grundſätze, auf welche die italieniſche Revolution ſich beruft, eine Kriegserklärung, welche nicht gegen den Kirchenſtaat allein geſchleudert iſt. Wenn die Anſprüche, die man im Namen der Nationalität erhebt, mehr gelten, als das Geſetz Gottes und die Pflichten des bürgerlichen Gehorſams, ſo iſt über die mächtigſten Reiche Europa's das Urtheil des Zerfalles geſprochen, oder ihr unverletzter Fortbeſtand iſt doch keine Frage des Rechtes mehr, ſondern nur eine Frage der überlegenen Gewalt und des Zuſammentreffens günſtiger Umſtände. Indem alſo die Unterzeichneten für das päpſtliche Fürſtenrecht vor Europa's Angeſicht ihre Stimmen erheben, vertreten ſie die Sache der katholiſchen Kirche und der heiligſten Intereſſen von zweihundert Millionen."

Auch die preußiſchen Biſchöfe richteten eine Bittſchrift an den Prinzregenten, um ihn aufzufordern, er möge die Rechte des Papſtes ſchützen helfen. In Paris ſelbſt legte Walewsky als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeine Stelle nieder, weil er mit dem Vorgehen ſeines Herrn gegen den Papſt nicht einverſtanden war, und Thouvenel trat an ſeine Stelle (5. Januar). Dupanloup aber erließ ein neues Schreiben voll apoſtoliſcher Kraft, was ihm einen Prozeß zuzog, weil er einen ſeiner Vorgänger, den Biſchof Raillon von Orleans, ein Werkzeug des erſten Napoleon, als Verräther der Kirche und ſchlechteſtes Beiſpiel bezeichnet hatte. Er vertheidigte ſich auf's edelſte und wurde freigeſprochen (19. März 1860). Die Hauptſache, um die es ſich hier handelte, war ſchon von Napoleon I. klar erörtert worden (vgl. Theil II., S. 431), der Papſt muß weltlicher Herr des Kirchenſtaats bleiben, weil er ohne eigenen weltlichen Beſitz nothwendig Unterthan einer Großmacht werden müßte. Das könnten ſich aber

die anderen Großmächte nicht gefallen laſſen. Er muß frei daſtehen zwiſchen allen. Das war es nun aber gerade, was Napoleon III. nicht wollte. Seiner weltlichen Gewalt beraubt, im Quirinal eingeſchloſſen und von Franzoſen bewacht, ſollte der Papſt nur noch ein Werkzeug napoleoniſcher Politik ſeyn. Nous sommes ici en France, ſagte Goyon in Rom. Oeſterreich war beſiegt und konnte es nicht mehr hindern, Spanien zu ohnmächtig, um wirkſame Einſprache zu thun. Die nichtkatholiſchen Mächte ging die ganze Sache nichts an oder ſchien es ſogar in ihrem confeſſionellen Intereſſe zu liegen, eine Schwächung der päpſtlichen Macht nicht ungern zu ſehen.

Victor Emanuel, auf dieſe napoleoniſche Politik ſich ſtützend, zauderte nicht, den h. Vater zu bedrängen, ſchob aber die Italianiſſimi voran, die am beſten geeignet ſchienen, der Sache des Papſtes den Schein der Unvolksthümlichkeit zu geben. Garibaldi wurde daher ſchon Anfang Auguſt 1859 zum Oberbefehlshaber in Toscana, Modena und der Romagna ernannt und begab ſich nach Florenz und Bologna, die Bevölkerungen für die italieniſche Einheit zu begeiſtern. Wenn er ihnen die einſtweilige Annexirung mit Sardinien als den rechten Weg zur Einheit empfahl, ſo geſchah es nur, um die ihm unumgänglich nothwendige Protection Sardiniens und Frankreichs nicht zu verſcherzen. Er bediente ſich Cavours, ohne ſich zum Werkzeug für deſſen habgierige Sonderpolitik zu erniedrigen. Ihm war die Einheit Italiens ein heiliger Gedanke; als echter Soldat aber zog er einen König von Italien der von Mazzini projectirten italieniſchen Republik bei weitem vor. Nachdem er die Annexirung vorbereitet hatte, trat er wieder zurück, wohl nicht wegen eines häuslichen Verdruſſes (indem ihm ſeine eben erſt angetraute junge Frau untreu wurde), ſondern um ſich ein anderes Feld der Thätigkeit zu ſuchen.

Joſeph Garibaldi von Nizza, 1807 geboren, diente zuerſt auf der ſardiniſchen Flotte, ergab ſich der Partei Mazzini's, mußte fliehen und diente dem Bey von Tunis, fuhr dann über Meer und

diente zu Waſſer und zu Lande als kühner Admiral und Reitergeneral der Republik Uruguay gegen Roſas, den Dictator von Buenos-Ayres. Im Jahre 1848 nach Europa zurückgekehrt, wurde er Italiens erſter Held und weltberühmt durch die lange Vertheidigung Roms gegen Oudinot und durch ſeine kühne Flucht. Er iſt ein ſchöner Mann und wie geſchaffen, ſeine Landsleute zu begeiſtern und durch ſein Beiſpiel mit dem Muthe zu erfüllen, der ihnen gewöhnlich fehlt.

Victor Emanuel zauderte nicht, den h. Vater immer ſtärker zu bedrängen und geradezu die Abtretung der Aemilia von ihm zu verlangen und ihm im Weigerungsfalle die Wegnahme derſelben anzukündigen. Der Papſt antwortete am 14. März 1860: „Die Idee, welche Ew. Majeſtät mir auszudrücken gedachten, iſt weder weiſe noch eines katholiſchen Königs würdig. Meine Antwort iſt bereits in meiner Encyclica an den Episcopat enthalten. Uebrigens bin ich ſehr betrübt, nicht meinetwegen, ſondern wegen des Unheiles Ihrer Seele, indem ich Sie von der Cenſur getroffen fühle, die Sie noch in größerem Maße treffen wird, wenn Sie den kirchenräuberiſchen Act vollbracht haben werden.“ Hierauf nahm Victor Emanuel ſchnell, ſchon am 18. März, die durch das ämilianiſche Plebiscit auf ihn gefallene Wahl an und erklärte ſich zum Herrn der Romagna. Pius IX. aber antwortete ſchon am 26. mit der Excommunication. Alle Urheber und Theilnehmer der Revolution im Kirchenſtaat wurden in den Bann gethan, jedoch nicht namentlich genannt. Durch dieſe milde Form wurde die moraliſche Wirkung des Bannes nicht abgeſtumpft. Sie genirte auch den Kaiſer der Franzoſen, der am 1. April die Bekanntmachung päpſtlicher Edicte ohne ſeine, des Kaiſers Einwilligung, ſtreng verbot, nachdem er ſchon vorher durch ſeinen Miniſter Roulard die franzöſiſchen Biſchöfe auf's dringendſte zur Ruhe hatte mahnen laſſen. In Bologna ſelbſt hielt der Erzbiſchof Cardinal Viale Prela treu zum Papſte. Von der Revolution vertrieben, war er zurückgekehrt, verbot jeden Gottesdienſt beim Empfang des

neuen Königs, der im April von Turin herbeikam, verbot irgend Jemand, der bei der Revolution betheiligt war, die Absolution zu ertheilen, erlag aber den Sorgen und Gefahren seiner Stellung und starb am 15. Mai 1860. Erzbischof Corsi in Pisa verschloß, als Victor Emanuel dahin kam, alle Kirchen. Auch der Bischof von Modena wurde, wie der von Bergamo, wegen seiner Treue gepriesen, während die von Florenz, Mailand und Brescia gegen den neuen König schweifwedelten. In der insurgirten Romagna bemerkte man damals viele englische Agenten, welche protestantische Tractätlein austheilten in der Einbildung, den phantastischen Italienern ihre Nüchternheit mittheilen zu können. Die Verfolgung der Bischöfe in Sardinien dauerte fort. Die Bischöfe von Piacenza, Faenza und Commacchio wurden verurtheilt und bestraft, eben so der Erzbischof von Pisa und der Klerus von Bologna.

Im April 1860 erschien plötzlich der berühmte General Lamoricière in Rom, dorthin gleichsam entführt durch den belgischen Grafen von Merode, einen feurigen Ultramontanen. Lamoricière, welcher bisher in Belgien gelebt hatte, sollte unter den Augen des Papstes und zu dessen Schutz eine Armee organisiren. Man wußte, wie sehr dieser Held in der französischen Armee beliebt war, und man konnte in der That keinen bessern finden, um Garibaldi ein wenig in den Schatten zu stellen. Er wurde päpstlicher Obergeneral, sein Freund Merode päpstlicher Kriegsminister. In ganz Europa aber wurden von nun an für den Papst theils Truppen geworben, theils ein Anleihen contrahirt und der Petrospfennig eingesammelt. Es galt die heilige Sache der Kirche und Tausende von Gläubigen, besonders fromme Irländer, eilten nach Rom, um für den Papst zu kämpfen. Napoleon III. aber ließ Lamoricière gewähren, der sich daher mit General Goyon in Rom in ein freundliches Einvernehmen setzen konnte. Napoleon wollte den Papst nicht weder dem Sardinier, noch Mazzini zum Opfer bringen, sondern ihn zu einem geschmeidigen Werkzeuge Frankreichs machen, Lamoricière kam ihm daher ganz gelegen, um Sardinien

und die Italianiſſimi im Schach zu halten. Die Freiſchaaren der letzteren machten am 19. Mai einen Einfall ins römiſche Gebiet und plünderten Latera, wurden jedoch zurückgeworfen, wie auch ein kleiner Volkstumult in Rom ſelbſt am 19. März durch die päpſtlichen Truppen, ohne Hülfe der Franzoſen unterdrückt worden war. Seitdem blieb dort Stillſtand. Lamoricière konnte nicht gegen Bologna vorſchreiten, weil er noch zu viel Mühe mit der Organiſation ſeines buntſcheckigen Kreuzheeres hatte, der Sarde aber machte auch ſeinerſeits keine Unternehmung gegen Rom, welches die Franzoſen hüteten.

Frankreich hatte unterdeß noch mehr für den Sarden gethan, als dieſer hatte erwarten dürfen. Die Unterhandlungen in Zürich zum Behuf des definitiven Friedensſchluſſes, auf Grund der Präliminarien von Villafranca, wurden vom öſterreichiſchen Grafen Karolyi mit dem franzöſiſchen Geſandten von Bourquenoy gepflogen und am 10. November 1859 der Frieden abgeſchloſſen. Oeſterreich entſagte der Lombardei, welche Frankreich empfing und an Sardinien abtrat, Oeſterreich behielt aber den Titel. Sardinien übernahm drei Fünftel der Schuld des lombardiſch venetianiſchen Leihhauſes und 40 Millionen Gulden vom Nationalanleihen von 1854. Im §. 18 des Vertrages verpflichteten ſich Oeſterreich und Frankreich, die italieniſche Conföderation zu fördern. Im §. 19 wurden dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Modena und Parma ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten und geſagt, „der Territorialbeſtand ihrer Länder könne nicht ohne Mitwirkung der Mächte, durch die er feſtgeſetzt worden ſey, verändert werden.“ Im §. 20 verpflichteten ſich Oeſterreich und Frankreich, den h. Vater um Reformen im Kirchenſtaat anzugehen.

Dieſer Frieden wich weſentlich von den Präliminarien in Villafranca ab, denn er machte die Reſtauration der mittelitalieniſchen Fürſten erſt von der Eventualität einer Uebereinſtimmung der Großmächte oder eines Congreſſes abhängig, der immer vorge-

ſchlagen, aber nicht beſchickt wurde, während Napoleon handelte und ein fait accompli nach dem andern ſchuf.

Im Frieden von Villafranca-Zürich war von einer Entſchädigung Frankreichs nicht die Rede geweſen, vielmehr beſtand noch die Vorausſetzung, Frankreich werde ſeinem vor dem Kriege erlaſſenen Programm, daß es keine Eroberung für ſich wolle, treu bleiben. Inzwiſchen war die Abtretung Savoyens und Nizza's zwiſchen Frankreich und Sardinien ſchon vor dem Kriege verabredet geweſen und man fing an, die Sache als eine Eventualität zu beſprechen, und die Meinung zu verbreiten, es ſey doch im Grunde nichts natürlicher, als daß Frankreich für ſeine großen Koſten entſchädigt werde; Sardinien habe ſchon zu viel bekommen, es dürfe nicht allzumächtig werden, ſolle daher Savoyen abtreten, welches ohnehin der Sprache nach zu Frankreich und nicht zu Italien gehöre. In Savoyen ſelbſt war das Volk, obgleich es von der ſardiniſchen Regierung auffallend vernachläßigt und namentlich der einheimiſche Adel dem aus der Lombardei emigrirten Adel in Turin hintangeſetzt wurde, doch nichts weniger als franzöſiſch geſinnt und ſcheute, als ein ehrliches und armes Gebirgsvolk, vor den hohen Steuern, der Beamtendeſpotie und Corruption Frankreichs zurück. Schon im Februar 1859 hatten die Savoyiſchen Deputirten in der Kammer zu Turin, voran Coſta de Bauregard, gegen den ungerechten Krieg, welchen Victor Emanuel zu beginnen im Begriff ſtand, proteſtirt, weil ſie ahnten, Savoyen werde das Opfer ſeyn müſſen. Auch die Bürger von Chambery baten in einer Adreſſe an Victor Emanuel, ſein Stammland, die Wiege ſeiner Ahnen, nimmermehr abzutreten. Napoleon III. ließ ſich indeß nicht irre machen, verkündete durch ſeine Organe, Savoyen ſehne ſich mit Frankreich vereinigt zu werden, und der Kaiſer werde, gegen ſeine Neigung, durch die unüberwindlichen Sympathieen der Savoyarden gezwungen, ihren Wünſchen entgegenzukommen. Am 1. März 1860 endlich erklärte er in einer Thronrede im geſetzgebenden Körper, er werde Savoyen und Nizza „zurückfordern“ und mit Frankreich

wieder vereinigen, weil Sardinien ſonſt zu mächtig werde, weil Frankreich „die Abdachung ſeiner Gebirge“ zu ſeinem Vertheidigungsſyſtem bedürfe, weil man in Savoyen franzöſiſch ſpreche und weil das Volk dort ſelbſt die Annexation wünſche. Uebrigens ſolle die Annexation nicht erfolgen, bis die Zuſtimmung des Volkes in Savoyen und Nizza durch ein Plebiscit werde beurkundet ſeyn. Darauf erſchien auch eine Deputation aus Savoyen in Paris, und bat den Kaiſer um die Annexirung, man bemerkte jedoch, daß ſie von niemand beauftragt ſey, während man in Savoyen ſchalt und klagte, die Nordſavoyer Schweizer werden wollten und der ſavoyiſche Adel in Turin am 23. März die dringendſten Vorſtellungen gegen die Abtretung machte. Doch das half alles nichts, ſchon am folgenden Tage, 24. März, wurde zu Turin der Abtretungsvertrag unterzeichnet. Darauf wurde bald auch die Volksabſtimmung vorgenommen und weil bereits das Land mit franzöſiſchen Agenten überſchwemmt war, man hier ganz ſo wie in Mittelitalien den Conſervativen und Gemäßigten drohte, den mitſtimmenden Pöbel beſtach, die Wahlzettel verfälſchte ꝛc., ſo konnte es an einer Stimmenmehrheit für die Annexirung nicht fehlen.

Die Sache machte ſich leicht, aber vielleicht etwas zu leicht. Napoleon III. handelte ohne Zweifel übereilt, indem er Savoyen und Nizza annexirte, denn er that damit etwas, was er nicht thun zu wollen vorher ausdrücklich vor ganz Europa verſichert hatte, zerſtörte alſo jeden guten Glauben an ſein Wort, und begann damit ein Syſtem der Eroberung oder Wiedereroberung alles deſſen, was ſein Oheim ſich räuberiſch von Europa weggeriſſen, ſo daß fortan jede europäiſche Macht durch ihn bedroht war und alle ſich vor ihm zu hüten und ſich unter ſich gegen ihn zu verſtändigen anfingen.

Europa ſah dem Schauſpiel in Savoyen anfangs ruhig zu. Es brauchte erſt Zeit zur Beſinnung. Der Ausdruck in der franzöſiſchen Thronrede „Zurückforderung“ (revendication) erregte Bedenken, weil damit ein Wink gegeben ſchien, Frankreich werde noch

mehr (Belgien, das linke Rheinufer ꝛc.) zurückfordern. Die Annexirung wurde nicht gebilligt, aber auch nicht zu verhindern geſucht. Nur Garibaldi, der Ritter ohne Furcht und Tadel, erklärte ſich in der Kammer zu Turin auf's entſchiedenſte gegen die Abtretung ſeiner Vaterſtadt Nizza und entrüſtete ſich, daß man die Befreiung und Einigung Italiens damit anfange, eine alte italieniſche Provinz, das Schutzgebirge, demſelben Nachbar abzutreten, gegen den es Italien ſchützen ſolle. Im gleichen Sinne proteſtirten die Nordſavoyer und ſammelten 12,000 Unterſchriften für den Anſchluß an die Schweiz.

Savoyen beherrſcht den Genfer See und die ganze Südweſtſeite der Schweiz. Deshalb war in den Verträgen von 1815 der Schweiz nicht nur ewige Neutralität zugeſichert, ſondern man hatte damals auch das erwähnte ſavoyiſche Gebiet von Chablais und Faucigny neutraliſirt und die Beſtimmung getroffen, dieſes Gebiet dürfe im Kriegsfall von keinen andern Truppen beſetzt werden, als von ſchweizeriſchen.*) Wie ſollte nun dieſe alte Beſtimmung mit der Uebertragung des Beſitzes an Frankreich beſtehen? Die Annexation Savoyens ſelbſt bewies ſchon, daß die alte Ländergier in Frankreich wieder Tagesordnung geworden ſey. Die Schweiz ſah ſich alſo ſchwer bedroht, und zwar plötzlich gegen alle Erwartung von einem Fürſten, mit welchem der Schweizer Radicalismus gewohnt war, als mit einem lieben Mitbürger und großen Gönner (auch noch in der Neufchateller Frage) zu prahlen. Hatten doch die Teſſiner vor Begierde gebrannt, und ſich kaum zurückhalten laſſen, mit gegen Oeſterreich zu fechten, und hatte der

*) Artikel 92 der Wiener Congreßacte: Les provinces de Chablais et de Faucigny et tout le territoire de Savoye au nord d'Ugine feront parti de la neutralité de la Suisse. En consequence toutes les fois que les puissances voisines se trouveront en état d'hostilité, aucunes autres troupes ne pourront traverser ni stationner dans les provinces et territoires susdits, sauf celles que la conféderation Suisse jugerait à propos d'y placer.

Bundespräſident Stämpfli noch bei der Feier des Napoleonsfeſtes am 15. Auguſt 1859 einen Toaſt auf Ludwig Napoleon ausgebracht, „den beſten Freund der Schweiz!“ Derſelbe Stämpfli erzürnte ſich daher heftig, als im Januar 1860 ernſtlich von der Annexirung gehandelt wurde, und drohte ſogar, er werde Nordſavoyen durch 150,000 Schweizer beſetzen laſſen. Das franzöſiſche Cabinet nahm dieſe Drohung aber nur mit Ironie auf und machte den eidgenöſſiſchen Diplomaten Dr. Kern in Paris glauben, es laſſe ſich dadurch einſchüchtern. Die ſpäter erlaſſene Botſchaft des ſchweizeriſchen Bundesraths theilt authentiſch den Verlauf dieſer Unterhandlungen mit. Am 31. Januar hatte Dr. Kern in Paris eine Audienz beim Kaiſer. Er entwickelte die Intereſſen, welche für die Schweiz in Frage kommen, und verlangte, daß nichts ohne Einverſtändniß mit der Schweiz geſchehe. Sollte es zur Abtretung Savoyens kommen, ſo müßte die Schweiz darauf dringen, daß ihr auf dem neutralen Gebiet eine militairiſch günſtige Gränze angewieſen werde. Von dem Kaiſer wurde die Geneigtheit ausgeſprochen, eventuell den Vorſchlägen alle Aufmerkſamkeit zu widmen. Am 6. Febr. erklärte Thouvenel Dr. Kern gegenüber die Savoyer Frage konner mit der Mittelitaliens. Sollte Savoyen an Frankreich übergehen, ſo liege es nicht von ferne in der Abſicht des Kaiſers, die neutrale Stellung der Schweiz zu gefährden oder zu ſchwächen. Hr. Thouvenel ſchloß mit folgenden Worten: „Der Kaiſer hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß, wenn die Einverleibung ſtatthaben ſollte, er ſich aus Zuneigung für die Schweiz, welcher er immer ein beſonderes Intereſſe zuwende, ein Vergnügen daraus machen werde, *der Schweiz als ihr eigenes Gebiet, als Theil der Eidgenoſſenſchaft die Provinzen Chablais und Faucigny zu überlaſſen.*“ Eine weſentlich gleichlautende Erklärung wurde ebenfalls am 6. Februar dem Bundespräſidenten von dem franzöſiſchen Geſchäftsträger abgegeben. Der Kaiſer wäre einer Abtretung von Chablais und Faucigny an die Schweiz nicht entgegen. Dieſelbe Eröffnung erfolgte am 7.

Februar in Genf durch den französischen Konsul an den Präsidenten des Staatsraths. Bekräftigung fanden diese Zusicherungen am 19. Februar in einer Aeußerung beim Empfang des schweizerischen Gesandten vom Kaiser. Die Thronrede am 1. März verkündete offiziell die französischen Ansprüche auf die Alpenabhänge. Unter dem 24. Febr. schon hatte sich in dieser Richtung der französische Minister des Aeußern gegenüber dem französischen Gesandten in Turin ausgesprochen, doch war in der Note von Wahrung der Interessen der Schweiz die Rede. Diese Zusicherungen, fährt der Bundesrath fort, habe er mit dem einem befreundeten Staat schuldigen Vertrauen hingenommen, und bloß die Gesandten angewiesen, Schritte zu thun, damit die gemachten Zusagen eine schriftliche Bestätigung erhalten möchten. Am 9. März wurde in Paris und Turin eine Note abgegeben, dahin gehend, daß bei einem allfälligen Arrangement der Schweiz das Gehör nicht verschlossen werden könne; sie gewärtige positive Erklärungen, um sich zu beruhigen. Ganz unerwartet kamen die Proclamationen der Gouverneure von Annecy und Chambery vom 8. und 10. März, wonach die Bevölkerungen lediglich zwischen Frankreich und Piemont zu wählen hätten; der Schweiz und ihrer Ansprüche war in keinem Worte gedacht. Gegen diese Abstimmungsweise legte der Bundesrath sofort Protest ein, der am 14. und 15. in Paris und Turin abgegeben wurde. Am 5. April erließ der schweizerische Bundesrath im gleichen Sinne eine Note an alle Mächte, die auch von allen zustimmend beantwortet wurde, jedoch ohne daß sich auch nur eine bereit erklärt hätte, das Recht der Schweiz mit den Waffen ausfechten zu helfen. Die Frage sollte nur auf diplomatischem Wege und wo möglich auf dem Congreß erledigt werden, den man immer von neuem für unentbehrlich hielt, obgleich er immer ausblieb. Mancher freute sich damals, daß die Nemesis den Schweizer Radicalismus so schnell erreicht habe, daß die, welche alle älteren Verträge zerrissen, welche Preußens Recht auf Neuenburg höhnisch mit Füßen getreten, jetzt selbst auf Verträge rechnen wollten und Preußen um Schutz anriefen.

etwas Gemeinſchaftliches ſey, und gerade das Beſte, was über den Unterſchied der Stände und Konfeſſionen hinaus liege, als jene Gedanken bewußt und unbewußt ſich der Hohen und Niedrigen bemächtigten, welche ſodann in Kant ihren Ausleger, in Schiller ihren Prieſter gefunden haben, und bei Joſeph einen Thron geſucht — das war ein Emporblühen der Humanität, welches uns viele geſegnete Früchte hinterlaſſen hat; und die Energie jenes Princips hat ſich in der That durch die Entfernung einer Maſſe von Mißbrauch und Unvernunft bewährt, deren Macht uns jetzt erſt wieder deutlich zu werden anfängt, nachdem ſie an manchen offengelaſſenen Pforten unſeres heutigen Lebens Eingang gefunden oder erzwungen haben. Den Unterſchied jener Zeit von der unſrigen kann man kaum in die Augen fallender hervorheben, als in der Bemerkung, wie damals faſt alle gröſseren Geiſter dem Hergebrachten gegenüberſtanden, während jetzt die meiſten ſich zu deſſen Vertheidigern geſellen, und wie man jetzt ſich durch eben daſſelbe lächerlich machen kann, was damals als ein Zeichen und Vorrecht edler Naturen galt — durch Streben nach dem Idealen und durch weltbürgerliche Geſinnung. Auch das darf nicht außer Acht gelaſſen werden, welchen Eingang die Grundſätze des vorigen Jahrhunderts, wenn auch nicht beim geſammten Volk, ſo doch beim Mittelſtand fanden, während unſere Zeitphiloſophie ſchon nach Fichte bereits wiederum zum Monopol Weniger geworden iſt — ein Zeichen, daß in jenen etwas von dem unſagbar Lebendigen war, was die Denkkunſt nicht macht, ſondern was ihr als ein Geſchenk zufällt in den fruchtbaren Jahren der Menſchengeſchichte. Ein Unparteiiſcher wird nicht verkennen, daß durch die Philoſophie des vorigen Jahrhunderts die Menſchheit um einige wirkliche Gedanken iſt reicher geworden, während der Einfluß der neuzeitigen Philoſophie vor der Hand mehr nur in einer gewiſſen Unruhe unter dem Volk ſich bemerklich macht, über welche hinaus es eine von Geburt eſoteriſche Lehre nicht zu bringen pflegt. Dieſe ſtiftet nur Schulen, aber um auch bloß eine Secte zu gewinnen, geſchweige ein Volk, bedarf es einer ſittlichen Triebkraft, und die neuen Gedanken müſſen den Weg durchs Herz geben können, wenn ſie ſollen populär, völkerbildend werden und eine Gemeinſchaft gründen. Welch ein Lob ſpendete doch jener Gegner Luthers, Cochläus, der Reformation, wenn er von jener Zeit ſagt: „Die

Als am 24. die Annexirung dennoch erfolgte und der Vertrag zwiſchen Frankreich und Sardinien bekannt wurde, deſſen zweiter Artikel zugeſtand, daß Sardinien das neutraliſirte Nordſavoyen nur unter den Bedingungen an Frankreich abtreten könne, unter denen es ſelbſt ſie übernommen habe, und Frankreich werde ſich deshalb mit den Mächten und mit der Schweiz verſtändigen, beſtritt die Schweiz den beiden contrahirenden Staaten überhaupt das Recht der einſeitigen Initiative und der Abänderung europäiſcher Verträge. Dr. Kern erklärte in einer energiſchen Note an Thouvenel: „Der gegenwärtige Stand der Dinge, ſo wie derſelbe durch die Stipulationen der Verträge von 1815 hergeſtellt wurde, kann und darf nicht anders, als mit der vorherigen Zuſtimmung der europäiſchen Mächte und der Schweiz, die beſonders dabei intereſſirt iſt, verändert werden. Die Kaiſerl. Regierung kann nicht verkennen, daß da, wo es ſich um Rechte und Intereſſen der Art, wie die hier in Frage ſtehenden, handelt, die Abtretung eines neutraliſirten Gebietes durch eine Macht an eine andere ſich bereits als eine weſentliche Veränderung herausſtellt, welche die Grundlage der in Rede ſtehenden Beziehungen ſelbſt berührt, und daß die Einverleibung eines im Intereſſe der Neutralität eines anderen Landes garantirten Gebietes einen ganz anderen Charakter trägt, als diejenige des Gebietes von Staaten, die nicht unter dieſen exceptionellen Bedingungen ſtehen. Jede Vollziehung des obengenannten Vertrages würde, ſoweit dieſelbe die neutraliſirten Provinzen berührt, von meiner Regierung als den Stipulationen, welche einen internationalen Charakter haben, zuwiderlaufend betrachtet werden. Der Bundesrath ſieht ſich deshalb in der Lage, gegen jede Maßregel der Vollziehung dieſes Vertrages, inſofern dieſelbe die neutraliſirten Provinzen berührt, Proteſt zu erheben. Indem er die Aufrechterhaltung des Status quo verlangt, proteſtirt er ganz beſonders gegen jede Abſtimmung über Einverleibung, gegen jede militairiſche oder auf Civilwegen erfolgende Beſitzergreifung

dieſer Provinzen, bis mit den garantirenden Mächten und mit der Schweiz ein Einvernehmen ſtattfindet."

Von franzöſiſcher Seite wurde dagegen bemerkt, Dr. Kern ſey an allem Schuld, indem er durch den engliſchen Geſandten in Paris, Lord Cowley, einen Druck auf den Kaiſer ausüben zu laſſen verſucht habe, was dieſer natürlicherweiſe nicht habe dulden können. Würde ſich die Schweiz nicht an England, nicht an die Mächte, ſondern allein an die Großmuth Frankreichs gewendet haben, ſo hätte ſie mehr hoffen dürfen. Uebrigens ſeyen die Verträge von 1815 veraltet und auch damals die Neutralität nur im Intereſſe Sardiniens gewährt worden. Falle dieſes Intereſſe für Sardinien weg, ſo haben auch die Verträge keinen Werth und keine Geltung mehr. Vergebens erinnerten die Schweizer, es habe ſich 1815 um den Schutz ganz Europa's gegen neue Uebergriffe Frankreichs gehandelt und dieſes Schutzbedürfniß beſtehe heute noch.

Die Schweizer waren tief erbittert, denn ſie hatten ſich in falſche Sicherheit gewiegt und allzulange ſchon an ungeheure Aufgeblaſenheit gewöhnt. Nun waren ſie auf einmal verlaſſen, verrathen, verhöhnt. In der erſten Wuth liefen Freiſchaaren hinüber nach dem ſavoyiſchen Ufer des Genfer See's und verſuchten, das neutraliſirte Gebiet zu beſetzen. Sie wurden aber ſchnell zurückgeholt und eidgenöſſiſches Militair hütete von Genf aus ſtreng die Grenze. Manche Stimmen meinten jedoch, die Eidgenoſſenſchaft hätte beſſer gethan, das neutraliſirte Gebiet raſch mit ihren Truppen zu beſetzen und mit dieſem fait accompli die Annexation zu durchkreuzen. Eine muthige That ſolcher Art, wie ſie urſprünglich Stämpfli gewollt hatte, hätte mehr gewirkt, als die hundert opferfreudigen Reden, die jetzt gehalten wurden. Indeſſen hatte Napoleon III. das Glück, ſeiner Initiative, Activität und Offenſive gegenüber überall nur Trägheit, Paſſivität und eine immer nur lockere und ſchwache, nie weder eine combinirte, noch rechtzeitige, noch energiſche Defenſive zu finden. Thouvenel durfte daher auch wagen, in ſeiner Circularnote an die Mächte die Ironie noch weiter

zu treiben und von der „bekannten Uneigennützigkeit" seines Souverains zu sprechen, „der die jetzige Situation nicht vorausgesehen habe," und jetzt nur durch die Umstände gezwungen worden sey, nur um das europäische Gleichgewicht gegenüber dem allzu mächtig werdenden Sardinien herzustellen, sich Savoyen zu annexiren.

England war mit der Annexirung sehr unzufrieden. Es hatte nur Sardinien auf Kosten Oesterreichs vergrößern und gelegentlich gegen Frankreich brauchen wollen, nun mußte es erfahren, daß es nur Frankreich selbst vergrößert habe. Allein es brauchte immer noch Frieden, weil es noch zu tief in die indisch-chinesischen Händel verwickelt und noch nicht genug gerüstet war. Palmerston trotzte daher allen Vorwürfen mit eherner Stirne. England hatte die Schweiz in allen früheren Fragen nicht nur unterstützt, sondern sogar gehetzt, namentlich gegen den Sonderbund und Oesterreich. Jetzt that es nichts mehr für die Schweiz. Palmerston hüllte sich in ein beredtes Schweigen. Lord John Russell aber mußte wiederholt vor dem Parlament betheuern, Frankreich werde Savoyen nicht ohne Zustimmung der Mächte annexiren, und Lord Cowley in Paris schien alles, was Thouvenel ihm sagte, wie ein Evangelium zu glauben. Am 3. Febr. 1859 hatte die Königin Victoria noch in der Thronrede sagen dürfen, sie wolle die Verträge von 1815 unverletzt erhalten, im Jahre 1860 mußte sie (wieder in der Thronrede) sagen, keine äußere Gewalt dürfe angewandt werden, um dem italienischen Volk irgend eine Regierung oder Verfassung aufzudrängen, und Palmerston lud im Febr. 1860 die Großmächte ein, die Annexation der mittelitalienischen Staaten an Sardinien anzuerkennen. Rußland und Preußen antworteten nur, sie erkennen die Thatsache an, nicht aber den Rechtsgrund. Messieurs les Allemands se calmeront, sagte damals Napoleon. Die eigentliche Absicht Englands war, jetzt noch nicht in Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, aber in Italien immer die Hand im Spiel zu behalten und in dem Maaß, in welchem Frankreich Oberitalien beherrschte, seinerseits Unteritalien unter seinen Einfluß zu

bringen. Dabei brauchte es Sardinien und Garibaldi gegen Frankreich, während es selbst nur von Frankreich und Sardinien gebraucht zu werden schien. Als Aushängeschild dienten den edeln Lords, welche England regierten, immer noch die alten Phrasen des Liberalismus und des no popery Philisterthums. In diesem Sinne hatte Palmerston schon im Frühjahr 1859 in einem Privatmeeting seiner Partei ausgerufen: „ich hoffe zuversichtlich, Oesterreich bald aus der Lombardei hinausgeworfen zu sehen" und Russell rief im Frühjahr 1860 im Parlament aus: „Wenn England sich nicht zu Frankreich und Sardinien gehalten hätte, würde Oesterreich, d. h. der Absolutismus und das Papstthum, triumphirt haben." Dagegen erklärte Disraeli am 22. März 1860 die Politik Palmerstons für verwerflich und lügnerisch: „Für England ist die Gegenwart unendlich gefahrvoller als es die Zeit der französischen Republik war, oder die des alten französischen Kaiserreichs. Damals war Frankreich unser unversöhnlicher Feind, aber ein offener Feind; jetzt (mit scharfer Ironie) ist es unser zärtlicher Busenfreund. Damals bedrohte Frankreich unsern Heerd; jetzt decorirt es unsere Bürger. (Hört! und Gelächter.) Frankreich behelligte damals unsern Handel durch eine Continentalsperre; jetzt erleichtert es unsern Verkehr durch Handelsverträge. Was soll da das englische Volk wach erhalten und auf seiner Hut? Ueber sein altes Raubsystem erhaben, kaum dann und wann zur Gewaltanwendung sich herablassend, und auch dann nur für „Ideen" fechtend, so baut Frankreich einen Riesenbau des Despotismus auf mit allen Künsten und Kunstgriffen des entschiedensten, erklärtesten und aufgeklärtesten Liberalismus, durch das Suffrage universel (Hört!) — durch geheime Abstimmung (Hört!) — durch Errichtung von Wahlbezirken (Hört!) ... Wollt ihr euch denn niemals warnen lassen? (Zuruf der Opposition.) Ist dies der Zeitpunct, ist dies der Stand der öffentlichen Angelegenheiten, wo ihr — schwach zwar, aber doch in demselben Gleis — jene politischen Doctrinen nachahmen dürft? Ist dies die Zeit für euch, um noch weiter abzulenken von jener alten, jener

freien, jener aristokratischen Verfassung, welche die englische Freiheit geschaffen und das britische Weltreich gegründet hat? Ich glaub' es nicht."

Um der Opposition in England den Mund zu stopfen, wurden die materiellen Interessen herbeigezogen und Frankreich improvisirte (im Einverständniß mit Palmerston) in aller Geschwindigkeit einen englisch-französischen Handelsvertrag, welcher England scheinbar außerordentlich begünstigte. Der Kaiser kündigte am 5. Jan. 1860 der Welt in dem ihr schon gewöhnlich gewordenen Orakelton an: die in Frankreich herrschende Weisheit höre nicht auf, das Wohl der Völker zu bedenken und nach der Wahrheit, wie man es am besten fördere, zu forschen. Sie glaube diese Wahrheit nun im Freihandelssystem entdeckt zu haben und verfüge daher Zollfreiheit für Wolle und Baumwolle und ermäßigte Zölle für Eisen, Kohlen, Zucker und Kaffee ꝛc. Bezahlte Federn träumten schon vom ewigen Frieden, der aus dem neuen System erwachsen würde. Indeß klagten französische Stimmen, die Industrie in Frankreich verliere nun schon wieder plötzlich den Schutz, den ihr zu gewähren der Kaiser sich früher gerühmt habe. Und in England selbst, welches doch bestochen werden sollte, wurde der Handelsvertrag mit Mißtrauen aufgenommen, weil Frankreich sich überall Gegenleistungen ausbedungen habe. *)

*) Der Herald sagte: „Schon die unanständige Eile, mit der die ganze Angelegenheit abgemacht wurde, muß zur Kritik und zum Mißtrauen herausfordern. Diese Eilfertigkeit entsprang nicht so sehr aus dem Wunsch, politisches Capital für die Session zurückzulegen, als die Discussion und die in Folge davon wahrscheinliche Niederlage zu vermeiden; denn der Vertrag thut alles für Frankreich, nichts für England. Der Kaiser Napoleon, ihn können wir darüber nicht tadeln, ist so weit von den Principien der Liga (der Anti-Korngesetz-Liga) abgegangen, daß er für jeden entgegenkommenden Schritt eine entsprechende Gegenseitigkeit verlangt, und so, daß er die Whigs gezwungen hat, sich ein so vollständiges Armuthszeugniß auszustellen, als ihre standhaftesten Gegner nur wünschen könnten. Wo-

Die Geſchichte Englands in den letzten Jahren iſt ſehr merkwürdig, weil einzig in ihrer Art. Wenn man von England ſpricht, ſo meint man zunächſt Lord Palmerſton, den Unvermeidlichen, Unumgänglichen, den Alles in Allem. Wiederholt durch kleine Unvorſichtigkeiten von ſchwachen Mehrheiten beſeitigt, kam er doch immer bald wieder in den Sattel und regierte England in ſeiner Weiſe fort, nicht wie der Erb- und Grundherr eines reichen Beſitzthums, ſondern wie der humoriſtiſche Verwalter in Abweſenheit des Herrn. Jeder Zoll an dieſem Greiſe war immer noch der frivole Dandy, der er in ſeiner Jugend geweſen.*) Er ſpielte mit der Ehre Englands, wie die Katze mit der am Boden liegenden Krone, und machte die wichtigſten Geſchäfte ab, mit einer

---

von am meiſten Weſens gemacht wird, das iſt die Herabſetzung der Zölle auf Eiſen und Kohle. Dies iſt in der That eine große Wohlthat für Frankreich: aber die größte Spitzfindigkeit vermag es nicht, dies in einen Vortheil für England umzudeuten. Bald wird man die Folgen der geſteigerten Nachfrage in jeder Fabrik und Hütte des Landes ſpüren. Ebenſo wird die Herabſetzung des franzöſiſchen Baumwollzolles unſern Fabrikanten eine neue Concurrenz ſchaffen. Ferner fragen wir, wie lange wird es uns möglich ſeyn, andere fremde Weine zu beſteuern, nachdem wir den Zoll auf die franzöſiſchen ermäßigt oder aufgehoben haben? Wie lange werden wir die Acciſe auf unſere Spirituoſen behaupten können, wenn wir Frankreich erlaubt haben, uns ſeine Branntweine unverzollt zuzuſenden? Und dieſer ſchlechte Vertrag iſt obendrein der Köder, mit dem wir zum gemeinſamen Vorgehen in Sachen Italiens gelockt werden ſollen."

*) Wie er einſt den Frack trug und das Halsband anlegte, war Geſetz für die ganze Gentry Altenglands. Als Modetyrann, als Excluſivſter der Excluſiven, als ariſtokratiſcher Urgeck verrückte er zugleich den Weibern den Kopf. Erſt 23 Jahre alt kam der vergötterte und verhätſchelte Stutzer ſchon als Lord der Admiralität in's Miniſterium. Später fand er einen Hautgout darin, ſich mit dem Auswurf aller Revolutionäre der Welt zu umgeben und die der altengliſchen Ariſtokratie gebührende Würde in dem intimen Verkehr mit Mazzini, Koſſuth ꝛc. gänzlich außer Acht zu ſetzen.

Gleichgiltigkeit und Nachläßigkeit, wie ein Kutscher, einen Fuß noch auf dem Boden und den andern schon auf dem Wagen, und einen Zweig nachläßig zwischen den Zähnen kauend.

Diese affectirte Nachläßigkeit und dieser fast Shakespeare'sche Humor erklärt sich indeß nicht blos aus der Persönlichkeit Palmerstons, sondern war auch bedingt durch die Situation, und gerade diese Persönlichkeit schien wie gemacht für die Situation, weil sie mit ihrem Humor über gar manche Schwierigkeiten weghalf. England war furchtbar bedrängt durch die große Revolution in Ostindien. Es durfte dort um keinen Preis nachgeben, es mußte alle Mittel aufbieten, um am Ganges Herr zu bleiben und es durfte sich auch nicht merken lassen, wie schwer ihm das wurde. Um nun diese Verlegenheit zu verbergen, war niemand geeigneter, als der allezeit lustige Humor und die Atrocität Palmerstons. Ferner mußte England um jeden Preis mit Frankreich alliirt bleiben und durfte es Frankreich doch nicht merken lassen, wie absolut nöthig ihm diese Angstpolitik war. Auch das zu maskiren, war niemand geschickter, als der rücksichtslose Palmerston, der, von der englischen Presse hierin meisterlich unterstützt, offenbare Demüthigungen und Acte der Unterwürfigkeit gegenüber von Frankreich mit der Miene der Grobheit und des Trotzes ausführte.

Man erinnere sich, daß zu derselben Zeit, in welcher Napoleon III. in Italien seine glänzenden Siege über Oesterreich erfocht, Rußland sich durch Gefangennehmung Schamyls in Besitz des Kaukasus setzte und sich das Amurland annexirte, und die vereinigten Staaten von Nordamerika wegen San Juan mit England Händel anfingen, dieses England die blutige Schlappe am Peiho von den Chinesen empfing und noch nicht einmal mit dem ostindischen Aufruhr fertig war. Es brauchte alles, was es an Truppen irgend entbehren konnte, für Indien und China. Ein Minister, der dies mit mehr Aengstlichkeit erwogen hätte, würde England nicht so große Dienste geleistet haben, wie der allezeit lustige Palmerston. Das englische Blaubuch (die dem Parlament vorgelegten De-

pechen) beweist sehr deutlich, daß Palmerston das Parlament nur dupirte. Die englischen Gesandten in Turin und Paris (Hobson und Cowley) berichteten wiederholt, sowohl Cavour, als Thouvenel und Kaiser Napoleon selbst seyen verwundert, daß man von Annexirung spreche und verwahrten sich dagegen. Bis auf den letzten Augenblick machte Russel das Parlament glauben, Napoleon denke an keine Annexirung. Als sie aber nun doch erfolgte und viele der edelsten Lords und Parlamentsglieder im Zorn entbrannten, sagte Palmerston kein Wort und schob nur wieder Russel vor, welcher der Mehrheit begreiflich machte, es liege nur in Englands Interesse, wegen Savoyens und der Schweiz jetzt noch nicht Krieg mit Frankreich zu suchen.

Man nannte dieses Verfahren „die Politik der bewaffneten Furcht" und glaubte, das gelte auch für Deutschland, weil Oesterreich sich völlig resignirte und Preußen und die Mittelstaaten eben dadurch gehindert waren, der Schweiz zu helfen, denn was hätte Preußen wohl ohne England und Oesterreich für die Schweiz thun können? Die verächtliche Phrase von der bewaffneten Furcht war daher ungerecht. Das von England gegebene Beispiel hatte nicht Furcht, sondern Berechnung zum Motiv.

Lord John Russel sagte gegen Roebuck, als dieser das Benehmen der Minister für der englischen Ehre zuwiderlaufend erklärte, am 5. März 1860, wenn seine, Roebucks, Sprache in Petersburg, Wien und Berlin ein Echo fände, so werde Napoleon nachgeben, ehe diese Stimmen aber gesprochen hätten, könne England nicht einseitig gegen Frankreich losschlagen. Das Parlament aber solle, wenn das Ministerium nicht trotz allem das wahre Interesse Englands fördere, dasselbe stürzen.

England erlaubte sich, trotz der intimen Allianz mit Frankreich, doch der französischen Politik entgegenzuwirken in der Frage der Donaufürstenthümer. Es unterstützte die gerechten Forderungen Napoleons in Betreff der von England ausgehenden Verschwörungen gegen sein Leben mit beleidigender Lahmheit. Es nahm die Insel

Perim und ſchritt eigenmächtig gegen Dſcheddah ein, ohne auf die Franzoſen zu warten. Während Palmerſton im engſten Verkehr mit Napoleon ſtand und die Königin Victoria ſich hergeben mußte, den gegen England errichteten Kriegshafen Cherbourg mit einweihen zu helfen, ſprach ſich die engliſche Preſſe im feindlichſten Sinne gegen Frankreich aus und wurde Napoleon in zahlreichen Karrikaturen verhöhnt. Als die Königin von Cherbourg zurückkehrte, ſagten die Times: ſie ſey mit 3000 Kanonenſchüſſen ſalutirt worden und man habe ihr die Forts gezeigt, welche beſtimmt ſeyen, engliſche Flotten zu beſchießen und zu vernichten, und die Eiſenbahn, die aus dem Innern Frankreichs ſtreitluſtige Heere gegen England herbeiführen ſollte. Man habe ſie zu einem Kuſſe der Freundſchaft eingeladen und ihr den Rachen des Löwen gezeigt. Als Napoleon III. in Italien vorging und ſich Savoyen und Nizza wegnahm, ſchien Palmerſton zwar den Niederlagen Oeſterreichs zuzujubeln, intrigirte aber auf alle Weiſe durch Mazzini und Garibaldi gegen Frankreich und leitete die Revolution Siciliens ein, um ſelber dort feſten Fuß zu faſſen.

In Unteritalien war bisher, trotz aller Verhetzungen von England aus, das bourboniſche Königthum beider Sicilien durch den Rückhalt, den es am Papſt und an Oeſterreich fand, und durch den gefürchteten Heldenmuth ſeiner 10—12,000 Mann ſtarken Schweizer Truppen im Vollbeſitz ſeiner Rechte geblieben. Aber gerade jetzt, in dem Augenblick, in welchem Oeſterreich im Felde geſchlagen wurde und allen Einfluß auf Mittel- und Unteritalien verlor und der Papſt ſelbſt in ſchwere Drangſale kam, ſtarb der muthige König Ferdinand II., nachdem er ſchon lange krank gelegen hatte, und folgte ihm ſein viel minder fähiger Sohn Franz II., der den Stoß der zu dieſem Zweck vereinigten francoſardiſchen und anglomazziniſchen Politik nicht aushielt. Der Thronwechſel bedingte eine neue Beeidigung der Schweizer Soldtruppen, die radicale Bundesgewalt in der Schweiz aber ließ ſich ſo weit durch den engliſch-franzöſiſchen Einfluß und die eigene thörichte Principien-

reiterei verblenden, ihren tapfern Landsleuten in Neapel den Dienſt unter einem fremden Könige zu verbieten. Der junge König ſelbſt aber handelte nicht minder blind und thöricht, indem er ſofort ohne alle Vorbereitung und Unterhandlung oder Bearbeitung der treuen Schweizer, denſelben ihre alten Fahnen nehmen ließ und ſie in gemeine neapolitaniſche Regimenter verwandeln wollte, ja ihnen ſogar ein neues Handgeld zu geben, wie ſie verlangten, verweigerte. Nun ſträubten ſie ſich mit vollem Recht, ließen ſich aber durch rührige Agenten zu Inſubordination und offener Empörung hinreißen, am 13. Aug. 1859. Nachdem Oberſt Wyß ſie vergebens ermahnt hatte, kam es zum blutigen Kampfe, in welchem die Empörer (nur ein Theil des vierten Regiments und der Jäger) 50—60 Todte verloren, zwei wurden ſpäter noch ſtandrechtlich erſchoſſen und 290 auf die Galeeren geſchickt. Die übrigen kehrten ruhig in die Schweiz heim. Ein Regiment, welches in Sicilien ſtand, hätte ſich leicht zurückhalten laſſen und dem König gute Dienſte geleiſtet, aber man ließ es ebenfalls ziehen, ohne ihm annehmliche Gebote zu machen. Dadurch nun entwaffnete ſich der König, denn jene Schweizer allein hatten bisher ſeinem Vater den Thron erhalten. Auf die einheimiſchen Truppen konnte er nicht rechnen, weil ſie unterwühlt oder zu feig waren.

Von nun an hatten die Mächte, welche Neapel nicht direct angriffen, aber durch innere Revolutionen das daſelbſt regierende Haus Bourbon ſtürzen wollten, freies Spiel. Der große Nationalheld Garibaldi wurde auserſehen, das Volk in beiden Sicilien zu „befreien", und zwar unterſtützt von Sardinien, wo er werben und ſich rüſten durfte, und von England, welches der Expedition Kriegsſchiffe zum Schutze mitgab. Frankreich ſah dem kecken Unternehmen ſchweigend zu und hinderte es nicht. Man glaubte, wenn auch die Bourbons aus Neapel vertrieben wären, würde dieſer Staat einen franzöſiſchen Herrn bekommen (Prinz Napoleon oder Murat), oder Napoleon III. werde, wenn der Sardenkönig ſeine Herrſchaft über Neapel ausdehne, ſeinerſeits die Rheingrenze anſprechen. Damals

Weiber in den Spinnſtuben haben das neue Teſtament vor ſich gehabt, und die umlaufenden Mönche daraus ſo abgefertigt, daß ſie keine Luſt mehr gezeigt, weiter einzukehren." Das iſt das Kennzeichen der Wahrheit, daß ſie für Alle iſt und auch den Weg zu den Unmündigen findet und in die Hütten der Niedrigen; und ein religiöſes Denken, welchem dieſe Grundlage fehlt, hat alle Urſache, an ſich ſelbſt zu zweifeln und die hohe Meinung von ſich aufzugeben.

Fragen wir aber die Geſchichte, wie in der Regel die weltumbildenden Gedanken in die Welt eingeführt werden, ſo antwortet ſie uns mit einer auf den erſten Anblick räthſelhaften Erſcheinung. Es ſind nämlich einzelne Individuen, die unter die Menſchen geſandt werden, ausgerüſtet mit den Kräften einer zukünftigen Welt; und dies findet, wie auf den Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo am deutlichſten auf dem höchſten, der Religion ſtatt, daß das Größte nicht von den Maſſen, ſondern von den Einzelnen ausgeht und der Spruch ſich bewährt: „Nicht ihr habt mich erwählt, ſondern ich habe euch erwählt." Die Idee gewinnt thatſächlich ihre Macht dadurch, daß ſie ſich ſelbſt beſchränkend in Einem ſich concentrirt. Es iſt nicht nöthig, hier Namen zu nennen, die Jedem von ſelbſt beigehen; nur darauf werde aufmerkſam gemacht, daß die Bildung des vorigen Jahrhunderts keinen einzelnen über die andern hervorragenden Namen aufzuweiſen hat, der ſie völlig repräſentirte, und gefragt, ob es ihr darum, neben dem Vielen, was wir ihr verdanken, nicht dennoch an der Tiefe und Lebendigkeit gefehlt haben mag, welche zur Herſtellung eines dauerhaften Neuen erfordert werden? Sie hat zwar Verbindungen hervorgerufen, Brüderſchaften, die ſich edle Zwecke vorſetzten, die ſich auch noch in unſere Zeit hereinziehen, wenn ſchon mit loſem Bande, aber an einem lebendigen Mittelpunkt, an einem Anker hat's ihr gefehlt; und nur der Taumel der Revolution und der Schrecken der Macht und das Ungeheure des Glücks hat einen Theil der Sehnſüchtigen bethört, denjenigen eine Zeit lang dafür anzuſehen, welchen wir jetzt mit allem Recht als ein flüchtiges Schattenbild des Erſehnten, aus der vergänglichen Welt erzeugt, betrachten — den Eroberer Napoleon. Das Suchen nach einem Vater — wenn es erlaubt iſt, dieſen Ausdruck fort zu gebrauchen — und das Getäuſchtwerden durch den Schein von

circulirte ein angebliches Manifeſt Mazzini's, worin derſelbe den Sicilianern den Sardenkönig empfahl, als „der Italien auf den Einheitsweg führe", bald aber folgte demſelben ein ohne Zweifel echtes Manifeſt, worin Mazzini umgekehrt die Italianiſſimi wiederholt vor dem Sarden warnte und ein freies Volk, keine Fürſtenknechte in Italien haben wollte.

Garibaldi mußte natürlicherweiſe eine Veranlaſſung finden, in Sicilien einzufallen. Dort wurde alſo die Nothwendigkeit ſeiner Ankunft durch einen Inſurrectionsverſuch motivirt und vorbereitet. Schon im December 1859 wurde in Palermo der Polizeidirector Maniſcalco erdolcht. Am 4. April 1860 wagte die revolutionäre Partei in Palermo, Meſſina und Catanea offenen Aufruhr, wurde jedoch von den königlichen Truppen bald beſiegt. Die Inſurgenten zogen ſich ins Innere der Inſel zurück, wurden aber auch hier von den Truppen überwältigt, bei Carini. Die Schilderungen des Blutbades daſelbſt ſind übertrieben. In Palermo ſelbſt wurde die Geſellſchaft der Fürſtin Monteleone verhaftet, in deren Hauſe der Aufſtand angezettelt worden war. Nun war genug geſchehen, um Garibaldi's bewaffnete Einmiſchung in Sicilien als einen patriotiſchen Act zu entſchuldigen. Es galt ja die Freiheit Italiens in Sicilien, wie in der Romagna. Alles war längſt vorbereitet und mit England verabredet. In der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1860 ſegelte Garibaldi von Genua aus auf ſardiniſchen Schiffen unter engliſcher Flagge, mit ſardiniſchen Kanonen und 2000 Alpenjägern nach Sicilien und landete am 11. an der Weſtküſte der Inſel bei Marſala unter dem Schutz zweier engliſcher Corvetten, welche die Ausſchiffung deckten. Die anweſenden neapolitaniſchen Kriegsſchiffe wagten wirklich nicht eher zu ſchießen, als bis die ganze Mannſchaft glücklich gelandet war, und wurden nachher ausgelacht. Garibaldi bekam zwar Verſtärkungen zur See, indem ihm immer mehr Truppen aus Sardinien und Mittelitalien nachgeſchickt wurden, und durch die Inſurgenten in Sicilien ſelbſt; doch hatte General Lanza, vom König von

Neapel mit unbeschränkten Vollmachten versehen, eine bedeutende Truppenmacht und hätte leicht Meister bleiben können, wenn er Energie genug besessen hätte. Nachdem seine Truppen die gelandeten Freischaaren bei Calatafimi am 20. zurückgeschlagen hatten, gingen sie, anstatt den Feind zu verfolgen, nach Palermo zurück, angeblich, weil sie nicht genug Proviant hatten. Unterdeß verstärkte sich Garibaldi und wurde durch den Verrath in der Stadt selbst unterstützt, so daß er am 27. Palermo von außen bestürmte, während im Innern das Volk aufstand. Nach einem langen blutigen Kampfe wurden die neapolitanischen Truppen in die Forts zurückgedrängt und Garibaldi blieb Herr der Stadt. Die Privatrache schärfte dabei ihren Dolch und eine Menge unbeliebter Personen, besonders Beamte, wurden umgebracht. Man unterhandelte, schloß einen Waffenstillstand und, da die Truppen allzustark verführt wurden und häufig desertirten, endlich am 6. Juni eine Capitulation, in deren Folge Lanza mit allen Truppen sich einschiffte und Sicilien dem Sieger überließ. Er wurde beschuldigt, mit seinen 25,000 Mann viel zu wenig Energie entwickelt zu haben und auf die Insel Ischia verbannt. Nur in Messina hielten sich noch die treuen Truppen.

In Turin spielte man unterdeß Comödie. Thouvenel stellte sich sehr unzufrieden mit dem einseitigen Vorgehen Garibaldi's und Cavour stimmte ganz überein und that, als ob er höchst entrüstet darüber wäre und als ob er nichts davon gewußt hätte. Ernsthafter wurde die Sache von Rußland angesehen, welches in Turin gegen die sicilianische Expedition Protest einlegte, weil es die Insel nicht unter englischem Einfluß sehen wollte. Daher auch die schnelle Auffrischung der orientalischen Frage von Seiten Rußlands, um Frankreich auf seine Seite zu nöthigen und England zu isoliren. Die Noten, womit Gortschakof Allarm schlug, alle christlichen Mächte sollten den Christen im Orient helfen, und die Metzeleien im Libanon waren blos Contrecoups gegen England wegen Sicilien.

Garibaldi ſuchte in Palermo Ruhe und Ordnung herzuſtellen, wurde aber der Anarchie auf dem Lande nicht Meiſter. Er bekam fortwährend Verſtärkungen aus Piemont und Mittelitalien und recrutirte ſein Heer auch aus Sicilianern, brauchte jedoch Zeit, bis er ſtark genug war, um auch das Feſtland von Neapel angreifen zu können. Unterdeß lüftete er die Maske ein wenig. Als ihm Cavour in der Perſon Lafarinas einen ſardiniſchen Gouverneur ſchickte, der Sicilien im Namen Victor Emanuels regieren ſollte, ließ Garibaldi am 7. Juli gedachten Lafarina verhaften und ſchickte ihn heim mit der Erklärung, Sicilien bleibe dem König von Sardinien vorbehalten, werde ihm aber nicht eher übergeben werden, bis ganz Italien frei geworden ſey. In einem Privatbrief an Victor Emanuel ſchrieb er, daß er demſelben treu bleiben werde trotz der ſchlechten Miniſter (Cavour), welche italieniſche Provinzen (Savoyen und Nizza) verkauft hätten, ſtellte ihm aber die Bedingung, für die Befreiung ganz Italiens zu wirken. Faſt gleichzeitig erklärte ſich Garibaldi auch gegen Mazzini, indem er verkündete, er ſey Royaliſt und glaube, Italien könne nur unter einem König einig werden, durch die republikaniſchen Umtriebe aber nicht. Auf die Einheit und Unabhängigkeit der Nation komme es an, nicht auf die Regierungsform.

Zwei ſardiniſche Schiffe, welche für Garibaldi Truppen nach Sicilien überführten, wurden damals von den Neapolitanern weggenommen, aber ſogleich von Sardinien reclamirt und der junge König von Neapel, Franz II., war nicht im Stande, die Zurückgabe zu verweigern, denn ihm ſelbſt wuchs die Gefahr der Revolution über den Kopf. Durch Garibaldi's und Cavours Agenten war hier alles unterwühlt und man harrte nur auf eine Landung Garibaldi's, um den Thron des jüngſten und ſchwächſten Bourbon zu ſtürzen. Da wandte ſich der König in ſeiner Noth an Victor Emanuel. Wie es heißt, war ihm dieſer Gedanke durch den franzöſiſchen Geſandten Brenier eingegeben worden, der dafür, ſobald es bekannt wurde, auf offener Straße Dolchſtiche

empfing, aber mit dem Leben davonkam. Die Intrigue ist noch nicht ganz aufgedeckt. Ein Gerücht wollte wissen, Napoleon III. habe mit Victor Emanuel einen geheimen Vertrag abgeschlossen, wonach dem erstern Ligurien mit Genua und die Insel Sardinien zufallen sollte, wenn der letztere Sicilien erhielt. Kraft dieses Vertrages sey die Eroberung Siciliens durch Garibaldi beiden nöthig gewesen, und deshalb habe Napoleon III. Garibaldi nicht gehindert, Victor Emanuel ihm sogar die Waffen geliehen. Wenn nun Garibaldi auch Neapel einnahm, vielleicht bald auch Rom und sein Versprechen der vollen Befreiung Italiens erfüllte, war damit den Interessen Napoleons schwerlich gedient, denn Garibaldi an der Spitze der gesammten italienischen Nation würde sich der Annexirung Liguriens und der Insel Sardinien widersetzt haben. Napoleon scheint noch immer an die italienische Föderation gedacht und sich Neapel (ohne Sicilien) für einen zweiten Murat vorbehalten zu haben. Dies würde die Brenier'sche Intrigue erklären. Sie war aber vielleicht nur ein Mittel, um das moralische Ansehen des jungen Bourbon vollends zu brechen und die Revolutionirung Neapels zu beschleunigen. Denn die Haltung der deutschen Mächte war von der Art, daß Napoleon III. das Vorgehen Garibaldi's wieder aus dem Grunde billigen und fördern konnte, weil ihm dieser Nationalheld Italiens in einem etwa neuen Kampfe mit Oesterreich der wichtigste Bundesgenosse seyn mußte.

Dem sey wie ihm wolle, so wandte sich Franz II. flehentlich an Victor Emanuel, er möge doch mit ihm eine enge Allianz schließen, indem er dessen System annahm, und Garibaldi's weiteres Vorgehen verhindern. Am 25. Juni gab er eine freisinnige Verfassung, erließ eine allgemeine Amnestie und ernannte das liberale Ministerium Spinelli. [illegible] Emanuel verlangte von ihm sogleich die Cedirung Sicilie[illegible] die ihm auch zugestanden wurde, hielt ihn aber mit leeren Hoffnungen hin, und wirkte ihm namentlich den ersehnten Waffenstillstand mit Garibaldi nicht aus. In Neapel selbst folgten auf die Neuerungen einige Tage Anarchie

Hier wie früher in Palermo wurden die Polizeibeamten ermordet und ihre Häuser geplündert. Unterdeß mußte Garibaldi erst noch die in Messina unter General Clary festsitzenden Neapolitaner vertreiben. Sein Untergeneral Medici erstürmte nach einem äußerst blutigen Kampfe am 19. Juli Milazzo, Clary capitulirte nun und erhielt freien Abzug von Messina. Ganz Sicilien war nun in den Händen Garibaldi's, welcher sofort in Calabrien landete und am 21. August Reggio wegnahm. Ueberall flohen die neapolitanischen Soldaten oder gingen zu ihm über. In Neapel herrschte grenzenlose Verwirrung. Der neapolitanische Gesandte in Turin, Graf Aquila, wurde von dort ohne Trost fortgeschickt. Ein Verzweiflungsbrief des König Franz an Napoleon III. blieb ohne Erfolg. Dagegen erließ der junge Murat am 19. August eine Proclamation, worin er sich als Candidaten für die zu erwartende Volksabstimmung in Neapel empfahl.

Nach dem Frieden von Villafranca, in welchem sich Oesterreich in die Arme Frankreichs geworfen hatte, glaubten die alten Patrioten von der gothaischen Partei, das übrige Deutschland müsse nur um so einiger zusammenhalten und sich desfalls der preußischen Führung überlassen. Der liberale Abgeordnete von Bennigsen in Hannover regte den Gedanken zuerst an und veranstaltete am 17. Juli 1859 zu Eisenach die erste Besprechung desselben mit gleichgesinnten Männern. Auf einer zweiten noch zahlreicher besuchten Versammlung in demselben Eisenach am 14. August wurde das Programm formulirt: Deutschland ist durch den neuen Frieden gefährdet, die Gefahr liegt in seiner Uneinigkeit, die Einigkeit muß erzielt werden durch eine Centralregierung, wofür sich nur Preußen eignet, und durch ein deutsches Parlament. Am 28. überreichte eine Deputation dieser Patriotenpartei dem regierenden Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha eine Adresse, welcher dieselbe huldvoll empfing und freimüthig erklärte: „Wenn in Deutschland etwas Ersprießliches erreicht werden solle, müßten Fürsten wie Staaten Opfer bringen;

er begrüße die Bildung einer großen nationalen Partei mit Freuden und werde ihr ſtets mit Rath und That zur Hand gehen.“ Nur acht Tage ſpäter erklärte ſich bereits von Seiten Oeſterreichs Graf Rechberg in einem Schreiben an den öſterreichiſchen Geſandten in Dresden, Grafen Traun, ſehr beſtimmt gegen dieſes gothaiſche Vorgehen als gegen eine Negation des beſtehenden deutſchen Bundesrechts und legte Rechtsverwahrung ein. Der Herzog von Coburg ließ durch ſeinen Miniſter, Herrn von Seebach, am 14. Sept. antworten, er wahre ſich das Recht, Wünſche in Bezug auf zweckmäßige Veränderungen im öffentlichen Rechte Deutſchlands auszuſprechen, und niemand ſey befugt, ihm dabei zu unterſtellen, er wolle ſolche Aenderungen auf einem andern Wege als dem der Vereinbarung der dabei Betheiligten durchſetzen. Er gebe übrigens zu erwägen, daß die Erhaltung des (unnatürlich) Beſtehenden kaum möglich ſeyn werde, daß das deutſche Volk eine naturgemäßere Geſtaltung ſeiner öffentlichen Rechte ſchon längſt bedürfe und verlange ꝛc.

Am 16. September knüpfte ſich an den volkswirthſchaftlichen Congreß in Frankfurt a. M. auch wieder eine Verſammlung von Männern aus Süd- und Norddeutſchland, welche das Eiſenacher Programm angenommen hatten. Neben Bennigſen, Unruh von Berlin, Schüler aus Jena ꝛc. ſah man hier den alten Welcker, Reyſcher aus Württemberg ꝛc. Man conſtituirte hier förmlich einen Nationalverein, deſſen Ausſchuß in Gotha ſeinen Sitz nahm, ſofern ihn die freie Stadt Frankfurt nicht aufnehmen wollte. Eine Adreſſe der Stadt Stettin an den neuen Miniſter des Innern in Preußen, Grafen von Schwerin, unterſtützt die Beſtrebungen des Nationalvereins, Schwerin aber antwortete darauf mit einer angemeſſenen Zurückhaltung, indem er den patriotiſchen Zweck anerkannte, aber nur loyale Mittel wollte. Eine Reclamation Rechbergs beantwortete Schleinitz mit einer ähnlichen Erklärung, Preußen anerkenne, daß es in Deutſchland der Verbeſſerung bedürfe, werde

aber seine Pflicht nie vergessen und hege keine „selbstsüchtigen Tendenzen.“

Die Regierungen der Mittelstaaten theilten Oesterreichs Mißstimmung gegen den Nationalverein und ihre Minister tagten am 24. November in Würzburg, um sich unter einander gegen die ihnen zugemuthete preußische Hegemonie zu vereinbaren. Abgesehen von dem Widerspruch, den der Nationalverein von Seiten Oesterreichs und in Würzburg fand, hatte derselbe auch alles gegen sich, was bereits 1849 und 1850 gegen die preußische Union eingewendet worden war. Selbst Heinrich von Gagern, als Haupt der alten Gothaer Partei, verwarf in einem Privatbriefe, der gegen seinen Willen veröffentlicht wurde, den kleindeutschen Gedanken, glaubte nicht, daß Preußen selbst ihn durchzuführen geneigt sey, und wollte Deutschösterreich nicht ausschließen. Der Nationalverein machte unter diesen Umständen keine Fortschritte, aber der hundertjährige Geburtstag Schillers am 10. Nov. 1859 bot eine erwünschte Gelegenheit dar, in einer großartigen Feier seines Namens dem Selbstbewußtseyn und der Selbstachtung der Nation Ausdruck zu geben. Von einem Ende Deutschlands zum andern, in allen Städten, selbst in vielen Dörfern, und weithin im Auslande, sogar in fernen Welttheilen, wo Deutsche leben, wurde der 10. Nov. mit Gottesdienst, Festaufzügen, Gesang und Reden gefeiert, am glänzendsten in Stuttgart, wo die Familie des verewigten Dichters die Huldigungen seiner speciellen Landsleute entgegennahm, sodann in Wien, wo dem Dichter von vielen Tausenden ein Fackelzug gebracht wurde. In Berlin hatte man, wegen der schweren Krankheit des Königs, die Feier anfangs untersagt, doch wurde nachher noch auf dem Gensdarmenplatz feierlich der Grundstein zu einem Denkmal Schillers gelegt, in der Dunkelheit der Nacht aber beging hier der Pöbel widrige Excesse.

Eine lebhafte patriotische Kundgebung in der gesammten deutschen Presse veranlaßte der hannöver'sche Minister v. Borries, indem er am 2. Mai 1860 in der Kammer die Naivetät hatte, zu

ſagen, die Mittel- und Kleinſtaaten würden ſich die Unterordnung unter einen andern deutſchen Staat (Preußen) nicht gefallen laſſen, ſondern ſich durch Bündniſſe unter einander oder mit auswärtigen Mächten ſchützen. Alles ſtürmte auf den armen Miniſter ein, der doch nur ſo ehrlich geweſen war, auszuſprechen, was andere unehrlich verſchwiegen, ohne es anders zu meinen. Der blinde König von Hannover erhob ſeinen treuen Diener in den Grafenſtand.

Auch in dieſe Angelegenheit miſchte ſich wieder Frankreich ein. Die Pariſer Blätter wetteiferten, dem deutſchen Nationalverein zuzuſtimmen und die kleindeutſche Politik zu bevorworten und in Straßburg wurde vom 1. Jan. 1860 an eine deutſche Zeitung derſelben Tendenz herausgegeben. Napoleons geſchäftige Feder About erließ eine Flugſchrift im gleichen Sinne, und der Moniteur ſelbſt ſprach ſich offen aus: Preußen müſſe für Deutſchland werden, was Sardinien für Italien. Es ſolle ſich durch Annexirung der ihm zunächſt gelegenen Mittel- und Kleinſtaaten oder „des ganzen Zollvereingebiets" arrondiren wie Piemont mit Ober- und Mittelitalien, und dagegen nur die Rheinprovinzen an Frankreich abtreten, wie Sardinien Savoyen abgetreten habe. Wir brauchen Rheinwein, um den Savoyiſchen Kuchen zu verdauen, ſoll Napoleon geſagt haben. Rußland aber übernahm es, dem Prinzregenten von Preußen die Wünſche und Anträge Frankreichs in dieſer Beziehung zu inſinuiren. Die Zuſammenkunft des Prinzen mit dem ruſſiſchen Kaiſer am 23. Oct. zu Breslau war nur die Vorbereitung dazu. Es handelte ſich hier zunächſt darum, Preußen für die von Rußland gebilligte Aenderung in Italien zu ſtimmen. Preußen ſah ſich von England verlaſſen, es war alſo in der That der günſtigſte Augenblick für die ruſſiſch-franzöſiſche Politik, gerade jetzt Preußen zu bearbeiten.

Schleinitz erklärte ſich am 14. Januar 1860 gegen den engliſchen Geſandten Lord Bloomfield „wenn auch Preußen die Möglichkeit eines neuen Krieges gern beſeitigt ſähe, dürfe man doch kaum erwarten, daß es ſo zu ſagen mit verbundenen Augen die

durch Frankreich und England gemeinschaftlich bewirkte Reorganisation Italiens als eine vollendete Thatsache ansehen solle, wenn es früher nicht aufgefordert worden sey, an den betreffenden Berathungen Theil zu nehmen." Nichts bezeichnet deutlicher, wie wenig sich Preußen auf Palmerston verlassen konnte.*) Ohne England vermochte aber Preußen eben so wenig gegen die Annexirung einzuschreiten, als ohne Oesterreich. Oesterreich aber blieb ganz passiv. Als ihm Thouvenel erklären mußte, es sey Frankreich unmöglich, die Bestimmungen des Friedens einzuhalten, weil die Bevölkerungen Mittelitaliens unaufhaltsam zur Annexirung mit Sardinien drängen, die Fürsten von Toscana und Modena müßten also verzichten, — beklagte sich Rechberg zwar über die Agitation, die sich selbst bis Venedig erstrecke, und die wenigstens nicht „im Schatten eines eben geschlossenen Friedens" hätte vorkommen sollen, sprach aber offen aus, es werde sich einstweilen auf die Hut seiner Grenzen beschränken und sich um das, was außerdem in Italien vorgehe, nicht kümmern. Rußland war überall nur Frankreichs Secundant. Bei diesem Verhalten Englands, Oesterreichs und Rußlands nun konnte Preußen nicht allein handeln wollen und Herr von Schleinitz war völlig berechtigt, sich auf den Wunsch zu beschränken, man möge ihm die Annexirungen wenigstens nicht offiziell anzeigen.

*) Unter anderem wurde eine Aeußerung von Schleinitz in England auf eine höchst perfide Art so verdreht, als hätte er während des italienischen Krieges den deutschen Patriotismus in Süddeutschland gedämpft, um die französische Politik zu unterstützen. Schleinitz erklärte sich gegen diese Fälschung seiner Worte mit würdevollem Ernst. Bald darauf erdreistete sich der französische Gesandte, Latour d'Auvergne, in Berlin von Schleinitz Auskunft, beziehungsweise Genugthuung für einen Brief des Prinzregenten an Prinz Albert von England zu verlangen. Dieser Brief war in England gestohlen und abgeschrieben worden. Schleinitz fertigte den Forderer stolz mit der Bemerkung ab, Privatbriefe seines Herrn gehören nicht in seinen Amtsbereich.

Einen Schritt weiter ging Rußland, als es im Mai 1860 im Namen Frankreichs Preußen direct vorſchlug, die Rheinprovinzen an Frankreich abzutreten und ſich dafür reichlich in Deutſchland zu entſchädigen. Der Prinzregent wies dieſe Zumuthung mit einer edeln Entrüſtung zurück und verließ mit auffallender Schnelligkeit Berlin eine Stunde vorher, ehe ein ruſſiſcher Großfürſt daſelbſt ankam. In Saarbrücken hielt er ſodann bei Eröffnung der Eiſenbahn eine Rede, welche das geſammte deutſche Vaterland ſeiner Treue und ſeines Schutzes auf die wärmſte Weiſe verſicherte.

Mittlerweile reiſte die Kaiſerin Mutter von Nizza über Lyon zurück, wohin der Kaiſer und die Kaiſerin von Frankreich ſich begaben, um ſie auf's ehrerbietigſte zu begrüßen, am 2. Juni. Die Rheinreiſe des Prinzregenten aber gab Napoleon III. erwünſchten Anlaß, ihm einen Beſuch abſtatten zu wollen, vielleicht noch in der Hoffnung, ihn mit ruſſiſcher Hülfe zu bearbeiten, ſofern Preußen damals immer noch von Oeſterreich und England iſolirt war und die alte ruſſiſche Partei in Preußen das liberale Miniſterium in Berlin zu ſtürzen ſich damals die größte Mühe gab. Weil der Prinzregent zu ſeiner Tochter in Karlsruhe und dem berühmten Badeort Baden reiſte, hatten die ſüddeutſchen Fürſten bereits vor Napoleon dem Prinzregenten ihren Beſuch in Baden angeſagt, um die ſchwebende Frage deutſcher Politik mit ihm zu beſprechen. Indem er nun die Zuſammenkunft mit Napoleon nicht ablehnen konnte, ohne ihn zu beleidigen, ſtellte er ihm doch die Bedingung, daß die Integrität Deutſchlands in keiner Weiſe in Frage kommen und daß er ihn in Gegenwart der übrigen deutſchen Fürſten empfange. Immerhin aber, wenn der Prinzregent auch die verführeriſchen Anträge Frankreichs zurückwies, konnte Napoleon in Baden doch noch den Zweck verfolgen, Preußen und die Mittelſtaaten durch Friedensverſicherungen zu beruhigen, zu neutraliſiren und noch mehr als bisher von Oeſterreich zu trennen, damit ſie dem letztern, wenn Venedig angegriffen würde, nicht hülfen; man las damals in franzöſiſchen Blättern, in Baden werde der öſter-

Vaterschaft kommt unter verschiedenen Formen vor bei den Anhängern Swedenborgs, bei den Simonisten, in den Philosophieschulen und religiösen Secten Deutschlands, und will man ein Beispiel aus dem Theil der katholischen Kirche, welcher streng katholisch seyn will, so stehe hier ein in noch anderer Hinsicht merkwürdiger Beleg. In einem vom Abt Cölestin in Einsiedeln geschriebenen Nachtrag zum Entwurf des katholischen Vereins in der Schweiz[1] findet sich folgendes: Jeder Verein, der große Resultate bewirkte, hatte, wie diese Resultate zum Heil oder Verderben waren, entweder große Heilige oder mächtige Bösewichter an der Spitze. So stand an der Spitze derer, welche die Albigenser bekriegten, der heilige Dominikus, an der Spitze derer, welche den stolzen Soliman bei Corfu besiegten, stand der heilige Pabst Pius V., an der Spitze des Freimaurervereins, der wie ein Donnergewitter 1789 den Thron und den Altar umwarf, stand der mächtige Herzog von Orleans, und an der Spitze der Revolution 1830 sein Sohn, Männer des wegen Ruchlosigkeit so berüchtigten Hauses Orleans. In gegenwärtigen Bedrängnissen können nur große Resultate die Christenheit retten, und da unser Verein alle Katholiken in der Schweiz, und wenn's nach Wunsch und Bedürfniß ginge, gar alle Katholiken umschlingen sollte, so müssen wir ebenfalls einen Heiligen an der Spitze haben, hiemit nicht einen, qui se ipsum commendat nec quem hominum fama commendat, sed quem Deus commendat, einen Mann des Glaubens und Gebets, durch Wunderthat bekannt. Da kein solcher bekannt ist, als der Fürst von Hohenlohe, so glaube ich, die Direction sollte ihn bitten, mit seinem Gebet und Räthen an die Hand zu gehen. Durch ihn könnte die ganze östreichische Monarchie für diesen Verein gewonnen werden. Durch ihn würde vielleicht Gott offenbaren, wie das Geschäft, die Christenheit von der äußern Herrschaft des Satans zu befreien, müßte angegangen werden, wo man anfangen, was für Laster und wie solchen zu begegnen sey. Es scheint, die Ehre, das christliche Volk vom äußern Drang der Fürsten dieser Welt zu retten, sey dem heiligen Vater nicht vorbehalten." Was hier auf einem kirchlich-politischen Standpunkt als Bedürfniß ausgesprochen wird, das scheint auf

[1] Rheinwald Acta historico-ecclesiastica sec. XIX. Jahrgang 1835. p. 91

reichiſchen Monarchie das Sterbeglöcklein geläutet werden. Erreichte Napoleon aber auch dieſe Abſicht nicht, ſo konnte er wenigſtens durch ſeine Dazwiſchenkunft in Baden die von der öffentlichen Meinung in Deutſchland erſehnte Vereinbarung der Fürſten vereiteln, die deutſche Fürſtenverſammlung ſtören, den günſtigen Effect, den dieſelbe verſprach, in einen ungünſtigen umwandeln.

Schwerlich hat er damals noch gehofft, den Prinzregenten durch ſüße Bezauberungen zur Annahme der ruſſiſchen Anträge zu verlocken. Was aber er nicht mehr hoffte, das wurde noch und zwar in hohem Grade in Hannover gefürchtet. Die Sorge, daß der Plan, Preußen für die Rheinprovinzen mit Hannover zu entſchädigen, in Baden zur Reife kommen werde, trieb den König von Hannover eiligſt nach Berlin.*) Hier aber beruhigte ihn der Prinzregent völlig, indem er ihn einlud, ſelbſt mit nach Baden zu kommen. Auch der König von Sachſen, der Großherzog von Weimar, die Herzoge von Gotha und Naſſau folgten ihm dahin, ſo wie von Süden her die Könige von Bayern und Württemberg. Am 15. Juni nun begrüßte Napoleon III. in Baden den Prinzregenten und die deutſchen Fürſten und gab ihnen die bündigſten Verſicherungen ſeiner Friedensliebe und daß es ihm nicht in den Sinn komme, Deutſchland beunruhigen zu wollen. Man erwies ihm große Höflichkeit, ließ ihn jedoch mit der Ueberzeugung abreiſen, daß ſeine Dazwiſchenkunft die Vereinbarung der deutſchen Fürſten nicht geſtört, ſondern gefördert habe.

Der Prinzregent hielt mit den Fürſten nach Napoleons Abreiſe noch mehrere Beſprechungen, in welchen er ihnen ehrlich ſagte, es ſey an der Zeit, daß ſie alle mit ihm feſt zuſammenhielten zur gemeinſamen Vertheidigung des großen deutſchen Vaterlandes, wie es auch die Nation erwarte, und daß eben deshalb auch eine Verſtändigung mit Oeſterreich dringend zu wünſchen wäre. Man habe

*) Hier glaubte der Pöbel, Vorries ſey mitgekommen, rief ihn heraus und erhob großen Tumult vor dem Hotel des Königs.

ihnen Mißtrauen eingeflößt, als ob er (im Sinn der ruſſiſchen Anträge, wie im Sinn der kleindeutſchen Partei) Preußen auf ihre Koſten durch ihre Mediatiſirung und durch Annexirung ihrer Länder vergrößern wolle, aber das ſey niemals ſeine Politik geweſen, er verbürge ihnen gerne den Beſtand ihres Beſitzes. Er wolle auch eine Bundesreform nur unter Wahrung ihrer Rechte. Namentlich in einer längeren Beſprechung mit ſeinem Neffen, dem König von Bayern, kam man über die Hauptfrage auf's Reine und klärte ſich zum erſtenmal wieder der deutſche Horizont. Max I. aber erwarb ſich das Verdienſt, nunmehr auch Oeſterreich herbeizuziehen.

Es waren höchſt intereſſante Tage, in denen von Baden aus die Fäden der Vereinigung aller Deutſchen insgeheim fortgeſponnen wurden, während die aus allen Gauen Deutſchlands zuſammenſtrömenden Turner fröhlich zu Coburg am 17. Juni ein großes Turn- und Volksfeſt feierten, auf der andern Seite aber diejenigen, welche gehofft und gebohrt hatten, das Miniſterium in Berlin zu ſtürzen, ärgerlich die Lippen zuſammenbiſſen, und das ſonſt ſo praktiſche Frankreich ſich lächerlich machte, indem wir in officiöſen Pariſer Blättern von Huldigungen leſen mußten, die ihrem Kaiſer in Baden gebracht worden ſeyen, und daß „Deutſchland ſich an das wiedergewonnene Uebergewicht Frankreichs werde gewöhnen müſſen."

Zwiſchenfälle ſollten die franzöſiſche Hoffahrt noch tiefer beſchämen. Am 24. Juni ſtarb in Paris der alte König Jerome, welcher bisher ſeinen Sohn, den ungeſtümen Prinzen Napoleon, in leidlichem Gehorſam gegen den Kaiſer, ſeinen Vetter, zu erhalten verſtanden hatte, da alle Welt wußte, der Prinz ſey der heimliche Rival des Kaiſers und halte ſich ſelbſt für legitimer, als ihn. Wie es in öffentlichen Blättern hieß und auch nicht widerſprochen wurde, bewahrte der Prinz nach ſeines Vaters Tode nicht mehr ſo ſtreng als ſonſt gewiſſe den Kaiſer betreffende Geheimniſſe und ſo erfuhr der Engländer Kinglake, was er zur Ueberraſchung der Welt am 12. Juli öffentlich im Parlament verkündete: „Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiſer Franz Joſeph die Rück-

erſtattung der Lombardei angeboten, wenn Oeſterreich dulde, daß Frankreich ſich des linken Rheinufers bemächtige. Franz Joſeph aber habe einfach geantwortet: nein, ich bin ein deutſcher Fürſt.“ Kinglake's Rede ging durch ganz Europa und niemand hat die darin erwähnte Thatſache geleugnet, deren Bekanntwerden mehr als alles andere die Verſtändigung zwiſchen Oeſterreich und Preußen erleichtern mußte, denn ohne Verabredung, ja ohne es von einander zu wiſſen, hatte jeder für ſich, der Kaiſer und der Prinzregent, in einer Zeit des ruchloſeſten Machiavellismus den Muth gehabt, als ein ehrlicher Mann zu handeln.

Oeſterreich befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Seine Finanzen waren furchtbar zerrüttet, das Vertrauen in die Regierung durch die verſchuldeten Unglücksfälle in Italien tief erſchüttert. Erzherzog Johann, der früher als Vertrauensmann vor manchen Riß der Monarchie getreten war, hatte am 12. Mai 1859 das Zeitliche geſegnet. Acht Tage ſpäter auch Jellachich, der edle Ban von Croatien, in Kummer über die Mißgriffe der Finanzverwaltung, die auch tief in die Rechte der Croaten eingriffen. Die Mißſtimmung war allgemein und Miniſter Bach war der erſte, der ihr zum Opfer gebracht wurde. Am 21. Auguſt ſchickte ihn der Kaiſer als Geſandten nach Rom und erſetzte ihn durch Goluchowski im Miniſterium des Innern, dem v. Hübner, der frühere Geſandte in Paris, als Polizeiminiſter zur Seite trat. Graf Grünne, erſter Generaladjutant des Kaiſers, gegen den das Mißtrauen im Volk am höchſten geſtiegen war, wurde erſt im October entfernt.

Obgleich die ſchlechte Truppenverpflegung ſchon im Mai und Juni 1859 während des italieniſchen Feldzugs allgemein bekannt worden war, dauerte es doch noch faſt ein Jahr, bis ſie unterſucht wurde. Erſt Anfang März 1860 begann man mit einem Prozeß gegen den k. k. Hauptmann Doré, der den Franzoſen den Plan der Befeſtigungen Verona's verkauft hatte. Er wurde kriegsrechtlich erſchoſſen. Faſt gleichzeitig wurde kund, in Wien ſelbſt

ſey einer der höchſten Militairbeamten, Feldmarſchallieutenant von Eynatten, plötzlich verhaftet worden, weil er als Chef des Armeeobercommando's in Italien den Staat um zwei Millionen Gulden betrogen habe, ſich für 25,000 Ochſen, große Quantitäten Wein ꝛc., die gar nicht exiſtirten, vom Staat habe bezahlen und die Armee hungern laſſen. Er wich der Unterſuchung raſch aus, indem er ſich in der Nacht vom 7. auf den 8. März 1860 im Gefängniß erhenkte. Gleichzeitig wurden in Trieſt mehrere angeſehene Kaufleute (Brambilla, Marbolfo, Revoltella) verhaftet, als bei den Unterſchleifen betheiligte, und rettete ſich der jüdiſche Liferant Moiſe Baſevi nur durch die Flucht. In Wien wurde ferner der Director der bei der Armeeverwaltung mit großen Summen betheiligten öſterreichiſchen Creditanſtalt, Richter, verhaftet und Robert, Chef eines großen Wiener Hauſes, erſchoß ſich, um dem gleichen Geſchick zu entgehen. Die Unterſuchung wurde im tiefſten Geheimniß betrieben. Aber ſchon nach ſechs Wochen erfuhr die ſtaunende Welt, der berühmte Finanzminiſter von Bruck habe ſich am 23. April in Wien ſelbſt entleibt, weil auch er bei den großartigen Betrügereien die Hand im Spiel gehabt und die verhafteten Trieſtiner nur ſeine Handlanger geweſen ſeyen. Am 20. April war Bruck als Zeuge vor das Gericht citirt worden und hatte ſich ſeiner hohen Stellung wegen geweigert, zu erſcheinen, bis es ihm der Kaiſer befehlen werde. Der Kaiſer aber erfuhr von Seiten des Gerichts, es handle ſich um mehr als bloße Zeugenſchaft, entließ daher den Miniſter am 22. und ernannte Plener zu ſeinem Nachfolger. Nun ſah ſich Bruck verloren und ſchnitt ſich über Nacht den Hals ab. Ein ziemlicher Theil der Preſſe ſuchte ihn zu entſchuldigen, er habe nur aus falſchem Ehrgefühl gehandelt, er ſey unſchuldig. Aber man merkte wohl, hinter dieſen Beſchönigungen ſteckte die Todesangſt derer, die ſich mitſchuldig wußten und eine noch weitere Aufdeckung des die ganze Staatsverwaltung durchziehenden Netzes von Betrug fürchteten. Und es gelang auch, (wie einſt unter den Directoren in Paris, vgl. Theil II. 395) den

Schaden so tief als möglich zu verschleiern, die Untersuchung zu beschränken, die wichtigsten Fragen mit Stillschweigen zu übergehen. Die öffentliche Meinung verband die Mehrverausgabung von 111 Millionen Gulden Anlehensobligationen mit der Finanzverwaltung Brucks, erhielt aber keine Aufklärung.

Am meisten Aufregung bemerkte man in Ungarn. Hier war durch Kossuth von Italien aus wieder gehörig gewühlt worden, aber die Unzufriedenheit bedurfte solcher Hebel nicht, sie war hinreichend begründet durch den Verlust aller alten Landesrechte und durch die Finanznoth. Ein kaiserliches Patent suchte am 1. September 1859 die ungarischen Protestanten durch Concessionen zu beruhigen, aber die Protestanten beschlossen am 27. auf einer Versammlung zu Käsmark, das Patent als nicht vorhanden zu betrachten und einfach ihr altes Recht zu verlangen. Am 15. März 1860 veranlaßte die Feier der Schilderhebung von 1848 einen Studententumult in Pesth. Am 8. April verbreitete sich die erschütternde Nachricht, der seit 1848 bei Wien in einer Irrenanstalt aufbewahrte große Reformer Ungarns, Graf Szechenyi, habe sich durch einen Pistolenschuß das Hirn zerschmettert. Kurz zuvor waren dessen Papiere untersucht und, wie es hieß, ein ganzes Arsenal von revolutionairen für Ungarn bestimmten Brandschriften bei ihm gefunden worden. Die regierungsfeindliche Partei sprengte daher das Gerücht aus, er habe sich nicht selbst ums Leben gebracht, und feierte ihn in ganz Ungarn als Märtyrer durch wochenlange Requiems und Ovationen aller Art. Die Regierung glaubte nun noch mehr Concessionen machen zu müssen, stellte am 20. April die Comitatsverwaltung wieder her und schickte den biderben Helden Benedek, einen gebornen Ungarn, mit unumschränkter Vollmacht als Civil- und Militairgouverneur nach Ungarn, um mit Ernst und Milde das schwierige Land in Ordnung zu halten. Als der Kaiser die vermehrten Reichsräthe ernannte, überging er den Primas von Ungarn, weil derselbe zu Pesth das feierliche Hochamt für Szechenyi gehalten, aber sechs andere edle Ungarn, auf welche die

kaiſerliche Wahl fiel, voran Eötvös, lehnten die Wahl ab und verlangten (wie die Proteſtanten von Käsmark) nur ihr „altes Recht“. Doch nahmen nachher andere die Wahl an, um einen letzten Verſuch in Wien zu machen, aber unter ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte Ungarns. Im Mai erſchien eine Flugſchrift von Horn, noch fanatiſcher, als wenn Koſſuth ſie geſchrieben hätte, in franzöſiſcher Sprache und von Paris aus.

Die Einberufung des vermehrten Reichsraths datirt vom 5. März. Sie entſprach der Einberufung der Notabeln des Jahres 1787 in Frankreich und ſollte (mit Umgehung eines gewählten Parlaments) zunächſt den Credit und das Vertrauen des Volks in die Regierung herſtellen. Der Kaiſer allein ernannte die Reichsräthe (die Erzherzoge, höheren Geiſtlichen, höheren Beamten und 38 Mitglieder der einzelnen Landesvertretungen), denen aber keine Initiative zuſtehen, ſondern die nur die k. k. Vorlagen begutachten ſollten. Der Reichsrath wurde am 31. Mai in Wien durch Erzherzog Rainer feierlich eröffnet und trat mit großer Mäßigung und Klugheit auf, bis ihm nach und nach immer mehr Rechte vom Kaiſer ſelbſt zuerkannt wurden. Die Staatsſchuld betrug nach den Vorlagen 2268 Millionen Gulden, das Deficit des nächſten Verwaltungsjahres 40 Millionen.

Eben hatte der Reichsrath ſich das Vertrauen des Volks erworben und begann das Volk, deſſen Grundanſchauung bisher eine ſehr peſſimiſtiſche geweſen war, wieder zu hoffen, als die biedern Worte, welche der Prinzregent in Baden geſprochen, die Enthüllungen Kinglakes und die patriotiſche Bemühung des Königs von Bayern den Kaiſer veranlaßten, dem Prinzregenten eine Zuſammenkunft anzutragen. Dieſelbe erfolgte in Töplitz am 25. Juli und führte zum erwünſchteſten Einverſtändniß in der innern wie äußern Politik Oeſterreichs und Preußens, denn nicht nur ſchloß ſich Kaiſer Franz Joſeph an das patriotiſche Programm von Baden an und wurde eine Defenſivallianz gegen einen auswärtigen Angriff unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen verabredet, ſon-

dern Oesterreich schloß sich auch in Bezug auf die innere Verfassung und Verwaltung dem liberalen preußischen System an. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten versprach Preußen, wenn Venedig angegriffen würde und Frankreich den Italienern noch einmal zu Hülfe kommen wolle, seinerseits Frankreich den Krieg zu erklären. Wie aber in Baden durch den König von Bayern die Verständigung von Töplitz vorbereitet worden war, so sollte wieder in Töplitz durch den Prinzregenten eine noch weitere Verständigung mit England und Rußland vorbereitet werden. — Auch in der innern Politik schloß sich Oesterreich an das constitutionelle Preußen an. Um über seine Gesinnungsänderung keinen Zweifel zu lassen, erklärte der Kaiser schon vor dem Tage von Töplitz durch Erlaß vom 17. Juli, daß in Oesterreich künftig weder neue Steuern erhoben, noch bestehende erhöht, noch neue Anleihen contrahirt werden sollten ohne Zustimmung des Reichsraths. Nichts war daher übler berechnet, als die Hoffnung, auch jetzt noch in Töplitz das preußische Ministerium zu stürzen. Der Tag in Töplitz war vielmehr der vollständigste moralische Sieg des Prinzregenten und seines bisherigen Systems. Die Aussöhnung Preußens mit Oesterreich erfolgte unter der freudigsten Zustimmung des gesammten deutschen Volks. Nur die Parteien, die eine Auflösung Oesterreichs wünschten, grollten. Die Ungarn machten Ende Juli kleine Aufläufe in Pesth und feierten ein Verbindungsfest mit den Rumänen, in Klausenburg. Im vermehrten Reichsrath zu Wien behielt in der 21er Commission die combinirte ungarisch-böhmische Adelspartei, geführt von den Grafen Szecsen und Clam-Martinitz, die Mehrheit der Stimmen und forderte (im August) eine möglichst große Selbständigkeit der Nationalitäten, während die deutsche Minderheit eine festere Einheit der Monarchie erhalten wünschte. Man warf dem Ministerium vor, daß es sich bei diesem Zwiespalt im Reichsrath gänzlich passiv verhalte und die Ereignisse erwarten zu wollen scheine, anstatt ihnen zuvorzukommen.

Kaiser Franz Joseph besuchte von Töplitz aus noch den König

von Sachſen und den König von Bayern (in Gräfenberg) und gab ſeine Geneigtheit, die bisherigen deutſchen Streitfragen friedlich zu ſchlichten, auch dadurch zu erkennen, daß er den Kurfürſten von Heſſen zur Nachgiebigkeit ermahnte. Die Verfaſſung Kurheſſens von 1831 war außer Wirkſamkeit geſetzt durch Bundesbeſchluß von 1852. Stände und Volk verlangten nun aber die Herſtellung jener älteren Verfaſſung, indem jener Bundesbeſchluß rechtlich angefochten wurde. Bisher hatte ſich Preußen für das reclamirende heſſiſche Volk gegen den Kurfürſten erklärt, was die Abberufung des preußiſchen Geſandten in Caſſel (Herrn von Sydows) zur Folge hatte. Der Kurfürſt octroyirte am 30. Mai 1860 eine neue Verfaſſung, gegen die aber ſogleich von den Gemeinden proteſtirt wurde. Oeſterreich rieth ihm nun, ſich mit dem Volke zu verſöhnen und die Wünſche der letzten Ständeverſammlung zu berückſichtigen.

Dagegen wurde eine Inſtruction Napoleons an ſeinen Geſandten bei einem kleinen deutſchen Hofe bekannt, worin demſelben befohlen wurde, der Eitelkeit des Duodezfürſten zu ſchmeicheln, ſeine Vorfahren, die Größe ſeiner Dynaſtie zu rühmen und ihn daran zu erinnern, daß Napoleon I. in Deutſchland drei Könige gemacht habe und daß ſein Neffe deren noch mehr machen könne. Vor allem aber ſollte der Geſandte die Ehrlichkeit des Prinzregenten von Preußen zu verdächtigen ſuchen, dem kleinen deutſchen Fürſten vor preußiſchen Annexirungsabſichten immerfort Angſt machen und ihm Frankreich als ſeine einzige Stütze bezeichnen. Er rechnete auf die alten eiferſüchtigen Sonderintereſſen, die in der That durch ſchöne Worte nicht zu neutraliſiren ſind und die ſich in der faſt lächerlichen Furcht einiger Mittelſtaatenminiſter vor dem coburgiſchen Nationalverein verrieth. Indeß mißlang der Verſuch einiger ſolcher Mittelſtaaten, ſtrenge Maßregeln gegen denſelben hervorzurufen, in Töplitz, in Baden. Ein anderer Verſuch, die Mittelſtaaten unter Bayern in eine Sondergruppe zu vereinigen, mißlang an der Weigerung des König Max.

Die Eröffnung der neuen Eiſenbahn in Salzburg, von

hoher Wichtigkeit, weil durch sie zum erstenmal eine directe Eisenbahnverbindung geradlinig zwischen Wien und Paris hergestellt wurde, konnte nicht anders als festlich begangen werden und fanden sich dazu am 12. August der Kaiser von Oesterreich und der König von Bayern ein. Beim Festmahl freuten sich die beiden Monarchen der Eintracht zwischen Oestreich und Bayern, verfehlten aber nicht, dabei in warmen Worten der noch wichtigeren Eintracht zwischen Süd- und Norddeutschland zu gedenken und Kaiser Franz Joseph pries laut den schönen Tag, „an dem er die Hand des Prinzregenten von Preußen ergriff" und trank „auf die Einigkeit der Fürsten und Völker Deutschlands." Bei demselben Festmahl nahm auch der bayrische Freiherr von Lerchenfeld das Wort und rief: „Wohl ist es dem Feinde öfters gelungen, bis ins Herz des zerrissenen Deutschlands einzudringen, aber das einige hat stets blutige Sühne dafür genommen."

Mit Trinksprüchen ist es indeß nicht gethan. Die Hauptsache ist die Wehrhaftigkeit. Das gab Napoleon III. den Deutschen zu verstehen, indem er damals ein großes Lager bei Chalons abhielt und die Manoevres der Jenaer Schlacht einüben ließ. Indeß war man in Berlin auch nicht unthätig geblieben. Eine Umgestaltung des preußischen Heerwesens war dringend nöthig geworden. Die allgemeine Wehrpflicht war eine Illusion. Der Staat hätte, wenn alle Wehrfähige auch wehrpflichtig gewesen wären, die Präsenz nicht bestreiten können. Jährlich wurden nur 40,000 Recruten ausgehoben, welche drei Jahre dienten und dann in die Landwehr übergingen. Diese Landwehr blieb aber kriegspflichtig und zwar mußte im Kriegsfall je ein Landwehrregiment mit je einem Linienregiment vereinigt eine Brigade bilden. So kam es, daß verheirathete Landwehrmänner die kleinen Kriege in Schleswig, Posen und Baden mitmachen mußten, während viele Tausende von jungen und unverheiratheten Leuten vorhanden waren, die gar nicht zum Militair waren berufen worden. Begreiflicherweise beschwerte sich die Landwehr über diese Unnatur und litt der Staat selbst, wenn die Hälfte der Armee

ungern diente und zum Theil auch nicht mehr recht fähige Führer hatte, denn die Landwehroffiziere waren nicht genug in Thätigkeit. Die Reorganisation kam wegen Widerspruchs des Herrenhauses in den Kammern nicht zu Stande, die Regierung erhielt aber neun Mill. Thaler Credit und brachte nun die Umbildung des Heeres bis Mitte des Jahres 1860 glücklich in der Art zu Stande, daß die Landwehr lediglich Reserve blieb und nicht mehr mit der Linie combinirt, dagegen die Linie um mehr als 100,000 Mann verstärkt wurde. Auch die Artillerie wurde in dieser Zeit um 100 gezogene Kanonen vermehrt. Man stritt lange um die dreijährige Dienstzeit, auf welcher aber der Prinzregent mit Recht fest bestand, weil nur eine längere Uebung eine Armee gehörig schlagfertig macht.

Noch dringender war die Instandsetzung der Bundesfestungen und die Vornahme mancher Verbesserung und Ergänzung in den Contingenten der Mittel- und Kleinstaaten. Seit vierzig Jahren hatte man hunderte von Millionen verausgabt und das Volk war überall willig, für die Vertheidigung des Oberrheins Opfer zu bringen und doch fehlte noch viel zur Sicherung der Festungen, zur Schlagfertigkeit und Uebereinstimmung der Bundescontingente. Die Kriegsminister der Mittelstaaten beriethen sich übrigens im August in Würzburg.

Napoleon wachte, während wir schliefen. Napoleon erkannte die Mißbräuche im Armeewesen und schuf sich eine neue treffliche Armee, während wir im alten Schlendrian beharrten. Napoleon handelte, während wir nur unterhandelten.

Belgien hatte bisher vor Frankreich gezittert. Sehr natürlich. Wie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts die belgischen Parteien sammt und sonders von Frankreich verschlungen worden waren, so sahen sie denselben Rachen auch jetzt wieder an ihren fast wehrlosen Grenzen gähnen. Daher eine bis zum Lächerlichen gesteigerte Furcht vor Frankreich, welche den Kriegsminister, General Chazal, als er am 19. August 1859 von der Kammer Geld zu einer verstärkten Befestigung von Antwerpen verlangte, zu der

dem rein religiösen Boden noch mehr erweckt zu werden; und sind die Träume derer, welche ein tausendjähriges Reich für diese unsere Zeit verkündigt haben, nicht ein, wenn auch unvollkommen ausgesprochenes Zeugniß davon, daß man in dem Gewirr der Meinungen und Bestrebungen nach einem festen Halt sucht, nach einem geistigen Vater, der wiederum diejenigen um sich sammelte, und ihnen ihr Geschäft anwiese, welche einer besseren Zukunft harren. Aber wenn es wahr ist, daß die Ideen, um wirksam zu seyn und Gemeinheiten stiften zu können, sich in einem Individuum verkörpern, und durch das Medium der Persönlichkeit zugleich gemildert und verstärkt werden müssen, so sind wir hier auf einen Punkt gekommen, der jenseits aller menschlichen Berechnung und Willkühr liegt, und wo es uns zu ahnen gegeben wird, daß die Zeiten nicht von Menschen, sondern von einer höheren Macht geordnet werden, welche die Stunde weiß, da ihre Gesandten angenommen werden können von den Menschen.

Eine Zeit nun, welche sich bewußt wird, daß ihr das Alte vergangen und noch kein Neues gekommen ist, hat vor Allem dies Geständniß abzulegen, und sich zu hüten vor den Selbsttäuschungen, in welchen sowohl die Rückwärtsgekehrten als die Vorauseilenden eine halbe Ruhe finden, und des Glaubens hat sie zu leben, daß je vollkommener und ehrlicher sie ihren Charakter auswirkt, um so empfänglicher sie werde für die neuen Keime, welche von Oben in den bestellten Acker gestreut werden. Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was jenes gesuchte Neue seyn muß, so sey es erlaubt, das mit den Worten Uhlmanns[1] zu thun: „Eine Lehre, die nicht einen größeren Reichthum religiösen Geistes und Lebens entfaltet, die nicht im Stande ist, der Kirche höhere Güter zu bieten, kann nicht berufen seyn, den großen Geisterzwiespalt unserer Zeit zu lösen. Die zerworfene, ringende, einerseits dem Sturz ins Materielle drohend preisgegebene, andererseits nach dem Höchsten strebende und neue Manifestationen des Göttlichen ersehnende Zeit bedarf etwas Festes, einfach Großes, religiös Tiefergreifendes, sittlich Mächtiges, etwas, wie es Luther seiner Zeit gab. Dieses wird, wenn es Gottes Wille und der rechte Augenblick gekommen ist, auch nicht fehlen, und dann werden wir uns, oder es werden sich die, welche nach uns kommen, um diesen Mittelpunkt sammeln."

[1] 2tes Sendschreiben an Dr. Strauß p. 368.

zornigen Rede hinriß: „Europa soll erfahren, wie viele unter den belgischen Abgeordneten ihr Haupt unter das Joch beugen und ihr Vaterland und ihre Unabhängigkeit der Fremdherrschaft überliefern!“ Gewiß ist, Belgien war von französischen Agenten und Parteigängern unterwühlt, das Postgeheimniß in der Hand derselben ꝛc. Frankreich frug: was die Befestigung Antwerpens in einem völlig neutralen Lande bedeuten solle? Daher die Angst, mit der man die Berathung über diese Befestigung zu vertagen suchte und die geringe Zahl von Stimmen, mit der sie endlich durchging (57 gegen 42). Bald darauf aber reiste König Leopold nach Biarriz, um den französischen Kaiser persönlich zu beruhigen.

Man glaubte damals annehmen zu dürfen, die französische Annexionspolitik werde sich früher auf Belgien als auf die preußischen Rheinlande werfen, weil, wenn Frankreich zuerst Preußen angriffe und in einen schweren Kampf in Deutschland verwickelt wäre, England sich eher geneigt zeigen würde, sich mit Preußen zu alliiren, als umgekehrt, wenn Frankreich zuerst Belgien angriffe und deshalb mit England in Conflict käme, das von Rußland bedrohte, von Oesterreich, vielleicht auch den deutschen Mittelstaaten verlassene Preußen sich schwerer entschließen würde, den Landkrieg gegen Frankreich für England allein auf sich zu nehmen. Man deutete daher auch die Reise Napoleons III. nach Baden-Baden dahin, daß er eine Trennung Deutschlands von England bezweckt habe. Genug, in Belgien war große Sorge vor Frankreich. Da regten sich nun plötzlich auch wieder die Vlämingen und erinnerten daran, wie unnatürlich und verkehrt die herrschenden Parteien in Belgien gehandelt hätten, indem sie wetteifernd die einheimische niederdeutsche Sprache im öffentlichen Gebrauch stets unterdrückt und den Privatgebrauch, den sich das gemeine Volk nicht nehmen ließ, wenigstens ignorirt, treffliche Germanisten, wie Willems, verfolgt hatten. Ihr seyd deutsche Niederländer, riefen die wahren Patrioten den Belgiern zu, so bekennt auch, daß ihr es seyd, und äfft nicht in allem den Franzosen nach, wenn ihr Angst habt,

Franzoſen werden zu müſſen! Der Tag von Baden feuerte den Muth der Belgier noch mehr an und am 21. Juli, dem Jahresfeſt der Thronbeſteigung König Leopolds, glühte alles von Begeiſterung. Eine Flugſchrift von Boniface la Belge independante ſprach den Nationalwillen der Belgier aus: um keinen Preis wollten ſie Franzoſen werden. Im Auguſt reiste König Leopold nach Wiesbaden, wo er mit dem König von Holland eine Unterredung hatte, und bald darauf nach Oſtende, wo er den Prinzregenten von Preußen beſuchte.

Noch wichtiger als die Einigung Deutſchlands war der Abfall Englands von Frankreich, obgleich zunächſt durch dieſelbe motivirt. England konnte ſich nicht gegen Frankreich wenden, ohne einer ſtarken Allianz ſicher zu ſeyn, und dieſe konnte ihm nicht Preußen allein, ſondern nur Geſammtdeutſchland gewähren. Napoleon hatte im Uebermuth des Glücks durch die Annexirung Savoyens das Schickſal herausgefordert. Ein kleiner Gewinn, den er ſich nicht hatte verſagen können, brachte ihn um die koſtbarſten Allianzen.

Napoleon III. gebot über eine ungeheure Land- und Seemacht, (6—700,000 Mann und 550 Schiffe mit 8700 Kanonen), hatte ſich die Revolution in Italien dienſtbar gemacht, rechnete, wenn er auch die Verſöhnung Oeſterreichs mit Preußen nicht mehr hindern konnte, doch noch auf die nie verjährende Sonderpolitik der ehemaligen Rheinbundſtaaten und hoffte, immer kunſtreich zwiſchen der engliſchen und ruſſiſchen Freundſchaft balancirend, wenn er die eine verlieren müßte, um ſo gewiſſer die andere zu behalten. Aber er machte ſich doch wohl ohne Noth aus Freunden Feinde, indem er alle zugleich bedrohte. Wie konnte man ſeinen friedlichen Verſicherungen glauben, wenn ſeine Preſſe ſich beſtändig mit den Staaten von Europa beſchäftigte, das Princip der freien und unabhängigen Nationalitäten geltend machte und denſelben gleichzeitig nicht nur in der italieniſchen, ungariſchen und rumäniſchen, ſondern auch in der iriſchen und polniſchen Frage das Wort redete. Der

polniſche Adel war während des Sommers in großer Aufregung und in Warſchau wurden Verhaftungen vorgenommen. In der Flugſchrift Napoleon et la Pologne wurde die Herſtellung Polens durch die ſiegreichen Waffen der Franzoſen verkündet. Eine andere Flugſchrift la question irlandoise drohte den Engländern, Mac Mahon ſolle König von Irland werden.

England blieb nicht länger blind. Der engliſche Herald geſtand damals, der Prinzregent von Preußen ſey der geachtetſte Mann in Europa und freute ſich der Tage von Baden und Töplitz, denn jetzt erſt könne auch England wieder frei athmen. Palmerſton ſelbſt hielt am 24. Juli eine Rede im Parlament, über die Nothwendigkeit, große Summen zur Küſtenvertheidigung zu bewilligen, und drückte zum erſtenmal tiefes Mißtrauen gegen ſeinen Freund an der Seine aus. Daher ſchon am 29. Napoleon III. in ſehr übler Laune einen Brief an Perſigny, ſeinen Geſandten in London, ſchrieb und veröffentlichen ließ, worin er behauptet, er ſey gar nicht gerüſtet, er habe nicht mehr als 400,000 Mann, er habe Savoyen nur gleichſam aus Noth annehmen müſſen, weil Piemont ſonſt zu mächtig geworden wäre, er ſey immer noch der Mann des Friedens und bedrohe niemand, ſein ſehnlichſter Wunſch ſey, mit England einig zu bleiben. „Verſtändigen wir uns doch loyal wie ehrliche Leute und nicht wie Diebe, die ſich gegenſeitig anführen wollen.“ Dieſe Anſprache wurde aber von der engliſchen Preſſe kalt und ſpöttiſch aufgenommen*) und das Parlament bewilligte mit ungeheurer Stimmenmehrheit die enormen Summen, welche Palmerſton forderte und die einzig zur Abwehr Frankreichs beſtimmt waren. Einen noch feſteren Schritt that England, indem es durch Lord

*) Im Juli kamen 3000 Orpheoniſten von Paris, mit rothen Bändern geſchmückt, nach England, um im Glaspalaſt zu Sydenham ein groſſes Concert zu geben. Aber gerade weil ſie damit eine politiſche Demonſtration machen und eine ſcheinbare Verbindung der franzöſiſchen und engliſchen Nation zur Schau tragen wollten, empfing man ſie auf's gleichgültigſte und ſorgte nicht einmal für Quartiere.

Cowley im Auguſt an Frankreich erklären ließ, es werde die Annexirung Savoyens nicht eher als zu Recht beſtehend anerkennen, als bis der Schweiz volle Genugthuung, beziehungsweiſe Entſchädigung geworden ſey. Am 24. Auguſt erklärte Palmerſton ſelbſt im Parlament, Sardinien wäre nicht befugt, Savoyen abzutreten, Frankreich nicht befugt, es anzunehmen, denn Sardinien beſaß Savoyen nur unter Bedingungen, welche der Wiener Vertrag daran knüpfte. Aber nicht nur aus dieſem Grund ſey die Annexirung tadelnswerth, ſondern auch durch die Art, mit der Frankreich dabei verfuhr, indem es die Annexirung erſt ableugnete, dann den Schweizern Chablay und Faucigny zu geben verſprach und dieſes Verſprechen wieder zurücknahm ꝛc. Zugleich hieß es, England habe Sardinien jede Offenſive gegen Oeſterreich abgerathen. Eine friedliche Rede Perſigny's ſuchte nochmals zu beſchwichtigen, damit im Widerſpruch aber erſchien in Paris eine „Antwort an Palmerſton", worin Frankreich immer noch auf die Allianz Rußlands pochte, welche um ſo inniger ſeyn werde, wenn Frankreich nichts mehr von England wiſſen wolle. Der Kaiſer reiste mit ſeiner Gemahlin über Lyon, wo er eine Friedensrede hielt, nach Savoyen, um ſich hier huldigen zu laſſen, wurde aber von der Eidgenoſſenſchaft (mit abſichtlicher Verletzung der alten Sitten) nicht begrüßt, Ende Auguſt. Als er nach Thonon kam, zogen ihm Bewohner von Gex mit einer franzöſiſchen Fahne auf dem See zu und kehrten über Genf zurück, wo ſie übermüthig riefen, bald werde ihre Fahne vom höchſten Thurm in Genf wehen. Die Schweizer gaben grobe Antworten und mit Mühe wurde die Fahne vor Beſchimpfung gerettet. Frankreich beſchwerte ſich, ohne jedoch einen Bruch mit der Schweiz herbeizuführen, denn hier hatte ſich bereits der ſehr kriegeriſch geſinnten Weſtſchweiz mit Stämpfli von Bern an der Spitze, eine mehr gemäßigte und friedliebende Partei der Oſtſchweiz mit Furrer von Zürich an der Spitze, entgegengeſtellt. Beim Einzug und kurzen Aufenthalt des Kaiſers in Nizza bemerkte man auffallend ſtrenge Polizeimaßregeln zur Sicherheit ſeiner Perſon. Er fuhr

dann über Corſica nach Algier, wo er am 17. Sept. ankam. Hier begrüßte ihn der Bey von Tunis und ein Prinz von Marokko. Auch hier verkündete Napoleon nur Segnungen des Friedens, kehrte aber mit überraſchender Schnelligkeit nach Frankreich zurück.

Spanien gerieth 1859 in Krieg mit Marokko, weil die kleine ſpaniſche Beſitzung in Afrika gegenüber von Gibraltar von den räuberiſchen Stämmen der Umgegend überfallen und mißhandelt worden war. Spanien forderte hauptſächlich wegen Schändung des königlichen Wappens eine Genugthuung und O'Donnel, von kriegeriſchem Ehrgeiz beſeelt, wünſchte den Krieg, um ſich durch Thaten auszuzeichnen, zum großen Aerger Englands. Daily News, Ruſſel's Organ, warf Spanien vor, es beginne den Krieg mit Marokko ohne Noth, nur von Frankreich verlockt und aufgeſtiftet. Marokko wolle nachgeben, aber Frankreich wolle durch Spanien feſten Fuß an der Meerenge von Gibraltar gewinnen. Deshalb habe O'Donnel ein Ultimatum an Marokko geſchickt, was ſo viel forderte, daß er deſſen Abweiſung vorausſetzte, und als Marokko dennoch nachgab, habe er ein zweites und ein drittes Ultimatum geſtellt, denn Krieg wollte er einmal haben. Die franzöſiſchen Blätter wieſen dieſe Unterſtellung zurück und erklärten die Theilnahme der Franzoſen am Kampf gegen die räuberiſchen marokkaniſchen Grenzſtämme für etwas ſehr einfaches und natürliches. Indeſſen mußte ſich Spanien doch gegen England verpflichten, keinen Punct an der marokkaniſchen Küſte behalten zu wollen, der das Meer beherrſche. Der Krieg begann im Winter auf 1860 und wurde von O'Donnel mit vielem Glück geführt. Er ſchlug den Feind und eroberte Tetuan, worauf der Sultan von Marokko, Sidi Muhamed, im März Frieden machte und an Spanien einen kleinen Bezirk bis zur Bucht von Anghera abtrat und 20 Mill. Piaſter Kriegsentſchädigung bezahlte.

Obgleich O'Donnel allzu ruhmredig auftrat und ſeinen Sieg über ein wenig disciplinirtes Heer nicht mehr Werth hatte, als der franzöſiſche bei Isly, ſo erfreute man ſich doch an der Tapfer-

keit der spanischen Soldaten, deren kriegerischen Eifer eine fromme Begeisterung heiligte. Man athmete im spanischen Lager wieder einmal die Luft der Kreuzzüge. Eine fromme Stimmung ging durch ganz Spanien. Zum erstenmal wagten es Gesellschaften in Madrid und Barcellona, öffentlich der Verbreitung schlechter Bücher entgegenzuwirken, dieselben zu verbrennen und dagegen gute zu verbreiten. Ein merkwürdiges und schönes Zeichen wiederkehrender Gesinnung bei dem arg verführten spanischen Volke. Wie dieses fromme und edle Volk allmählig von Frankreich aus mit der gott- und sittenlosen Literatur seit Voltaire überschwemmt worden ist, gehört zu den schaudervollen stillen Vergiftungsprocessen der Völker, an denen die neuere Geschichte so reich ist und die sich nicht blos auf den erzwungenen Opiumhandel in China und die befohlene Branntweinpest in Rußland beschränken.

Am 28. Jan. 1857 hatte Königin Isabella ihren ersten Sohn geboren, die Familie des Don Carlos also um so gewisser die Thronfolge verloren. Dennoch hielt dessen Sohn, Carlos, Graf von Montemolin, im Frühjahr 1860, als die spanische Armee noch in Afrika stand, den Zeitpunct für geeignet, einen Usurpationsversuch zu machen. General Ortega, Commandant der balearischen Inseln, landete mit dem Grafen Carlos und dessen Bruder Juan, sowie auch mit dem General Cabrera auf englischen Schiffen bei Tortosa. Man hielt die Engländer für fähig, den tollen Versuch begünstigt zu haben, um ihrem Aerger wegen der Kriegslust der Spanier Luft zu machen. Im Ernst konnte England wohl keinen Erfolg für Carlos hoffen. Die Truppen, die mit von den balearischen Inseln gekommen waren, wußten gar nicht, wovon es sich handle. An der Küste fand sich der erwartete Anhang nicht vor. Oberstlieutenant da Vera schöpfte Verdacht, die Truppen empörten sich gegen Ortega und nahmen ihn mit den Prinzen gefangen. Ortega wurde kriegsrechtlich erschossen, die beiden Prinzen zwar bald wieder frei gelassen, jedoch nicht eher, bis Carlos schriftlich dem spanischen Thron entsagt hatte. Kaum waren sie frei,

ſo erklärte Juan, er ſpreche nunmehr das Thronrecht für ſich an. Dieſer Herr lebte von ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin von Modena, getrennt in London mit einer Engländerin. Im Juni aber erklärte Don Carlos ſelbſt ſeine Abdication für ungültig, ohne zu begreifen, daß ihm eine ſolche Handlungsweiſe keine Ehre machte.

Die verzeihliche Eitelkeit der damaligen ſpaniſchen Regierung im Rückblick auf ihre jüngſten Siege wollte Napoleon III. benutzen und trug darauf an, Spanien in die Reihe der europäiſchen Großmächte aufzunehmen. Dies that er, um Spanien auf ſeine Seite zu bringen, keineswegs, wie man glaubte, um nur die künftige Erhebung Sardiniens zur Großmacht vorzubereiten. Spanien ſelbſt aber zeigte keinen Eifer, ſich in den Rath der Großmächte einzudrängen und England und Preußen riethen davon ab, weil gar kein triftiger Grund zu einer Erweiterung der Pentarchie vorliege, wenn aber noch eine katholiſche Stimme einträte, dann auch eine weitere akatholiſche erforderlich würde.

Dagegen ſchien Dänemark und ſelbſt Schweden den franzöſiſchen Rathſchlägen zugänglich. Dänemark ließ ſich in ſeiner Unterdrückung deutſchen Rechts in Schleswig und Holſtein nicht im Geringſten ſtören, gab auf die letzten Mahnungen Deutſchlands nicht einmal Antwort, ſondern legte die Acten dem franzöſiſchen Kaiſer vor. Aber dieſer kleine däniſche Alliirte bot ihm keinen Erſatz für die Freundſchaft Englands und Rußlands, die ihm abhanden zu kommen drohten. Die europäiſche Diplomatie wurde immer thätiger, je raſcher die italieniſche Bewegung von Süden nach Norden fortſchritt.

Victor Emanuel ſowohl als Napoleon III. hielten den König von Neapel, als er ſich in ſeiner Angſt an ſie wandte, mit Hoffnungen hin, damit er nicht etwa Muth faſſe und noch in der letzten Stunde energiſche Maßregeln treffe. Sobald in Folge ſeiner Schwäche die neapolitaniſche Armee vollends der Verführung und den Angriffen Garibaldi's und der Umſturzpartei Preis gegeben und demoraliſirt war, ſchickte Victor Emanuel den Grafen von Aquila

(Oheim des Königs von Neapel), von Turin ohne Troſt wieder heim. Derſelbe wollte am 12. Auguſt einen Reactionsverſuch in Neapel machen, woran ihn aber die feigen Umtriebe ſeines Bruders, des Grafen von Syracus, verhinderten. Dieſer affectirte eine brennende Liebe zum Fortſchritt und hoffte, dadurch den Thron zu retten. Aber beide mußten flüchtig werden. Der alte tapfere General Filangieri, der Eroberer Siciliens, dankte ab, weil auch er nicht mehr retten und helfen konnte. — Garibaldi kam aus Sicilien nach Calabrien hinüber, beſetzte Reggio und ſchlug die ihm entgegengeſchickten neapolitaniſchen Truppen bei Piale. Mit ſeinen wenigen Leuten hätte er unmöglich das 60—80,000 Mann ſtarke Heer des Königs von Neapel beſiegen können, wenn nicht dieſes Heer ſeit lange vom Verrath unterwühlt worden wäre. Alle Truppen verliefen ſich, wo Garibaldi erſchien, oder gingen zu ihm über. Die Entſchloſſenen ſelbſt wurden durch Befehle von Neapel aus in ihrem Eifer gelähmt. So konnte Garibaldi ungehindert am 5. September bei Salerno landen und zwei Tage ſpäter ohne Schwertſtreich in Neapel einziehen. Denn Franz II. floh davon, nachdem ihm ſeine Miniſter, ſeine Offiziere bis auf wenige Ausnahmen den Dienſt verſagt hatten. Obgleich ihm noch treue Truppen zu Gebote ſtanden, zog er doch nicht dem Feind entgegen, um rühmlich unterzugehen, ſondern floh nach Gaëta. Sein Miniſter Romano ließ die Gewalt einfach von Franz II. auf Garibaldi übergehen. Das Wappen der Bourbons wurde überall abgeriſſen, das Heer, auch die Flotte huldigte dem kühnen Uſurpator und Garibaldi hielt, während ſeine Truppen noch unterwegs zurückblieben, am 7. September ſeinen Triumpheinzug in Neapel, er allein. Seine Perſon, ſein Name reichten hin, dies Wunder zu bewirken. Anſtatt aber das eroberte Königreich dem König Victor Emanuel huldigen zu laſſen, erklärte er: „keine Annexirung! ich werde das neue Königreich Italien erſt auf dem Quirinal ausrufen, wenn ich dort meine Fahne aufpflanzen werde.“

Der Sarde bot raſch Trotz gegen Trotz. Die piemonteſiſchen

Truppen in Mittelitalien unter den Generalen Cialdini und Fanti erhielten augenblicklich Befehl, in den Kirchenstaat einzurücken und sich desselben zu bemächtigen, ehe Garibaldi das Gleiche zu thun vermochte. Diesem zuvorzukommen war so pressant, daß man in formeller Beziehung nicht viele Umstände machte. Der Papst wurde seiner Länder beraubt ohne Kriegserklärung. Cavour hatte sich einfach auf eine Depesche beschränkt, in welcher er vom Papste forderte, derselbe solle seine fremden Söldner entlassen. Cardinal Antonelli antwortete ihm mit stolzer Indignation, Sardinien, welches selbst fremde Söldner zum Angriff Siciliens und Neapels führe, sey am wenigsten befugt, dem Papst ein uraltes, nie bestrittenes Recht, Fremde im Solde zu halten, abzusprechen. Der plötzliche Ueberfall der Sarden ohne Kriegserklärung hatte für Lamoricière den Nachtheil, daß dessen vorgeschobene Truppen, welche einzelne Puncte besetzt hatten, überrascht und gefangen oder zersprengt wurden. In Perugia unterlagen die päpstlichen Truppen unter General Schmidt Fanti's Uebermacht erst nach blutigem Kampfe, am 14. September. Vier Tage später sah sich Lamoricière selbst bei Castelfidardo durch Cialdini, der zu diesem Zweck einen Gewaltmarsch durch das Gebirge machte, von Ancona abgeschnitten und unterlag ebenfalls in einer heißen Schlacht der feindlichen Uebermacht, am 18. Zwar rettete er sich noch Ancona, wurde aber hier bald gezwungen zu capituliren.

Napoleon III. nahm die Miene an, als ob er den Angriff der Sarden auf das päpstliche Gebiet in hohem Grade mißbillige. Na touchez pas à Rome! soll er befohlen haben. Sein Gesandter, Herr von Talleyrand, wurde von Turin abberufen. Indeß glaubte niemand, daß dadurch die Verabredungen von Plombières gefährdet würden. Man erwartete vielmehr, daß, nachdem unter französischer Autorität Rom isolirt oder der Papst persönlich von dort entfernt und in Sicherheit gebracht seyn würde, das unter Garibaldi oder Victor Emanuel vereinigte Italien Venedig angreifen und gleichzeitig eine von Kossuth und Klapka vorbereitete Insurrection in

Ungarn, vielleicht auch in den Nordprovinzen der Türkei ausbrechen und Oesterreich in solchem Maaß beschäftigen werde, daß es Preußen nicht helfen könnte, wenn dieses am Rhein angegriffen würde. Wäre aber auch Preußen besiegt, wie Oesterreich, dann würde die Wühlerei mittelst des Nationalitätenprincips alsbald auch Polen und alle Rußland und der Pforte gehorchenden Völker ergreifen.

Aus dieser allgemeinen Voraussetzung der europäischen Presse erklären sich die Maßnahmen Englands und Rußlands. England suchte eine starke Allianz in den vereinigten deutschen Großmächten. Rußland schien seinem Groll gegen Oesterreich plötzlich entsagt zu haben. Alexander II. feierte das Geburtsfest Franz Josephs am 18. August in österreichischer Uniform und trank auf das Wohl des Kaisers. Franz Joseph erwiederte die ferne Begrüßung durch einen Toast auf „den besten Freund Oesterreichs und den Schützer alles guten Rechts". Im October wird die Königin Victoria den Prinzregenten am Rhein begrüßen und dieser dann in Warschau mit den beiden Kaisern von Oesterreich und Rußland zusammentreffen. Alexander II. wird hier die Waage halten und prüfen, ob die Opfer, welche ihm Oesterreich, oder die, welche ihm Frankreich bringt, schwerer wiegen.

Die Freiheit und die Beſchränkungen des auswärtigen Handels,[1]

aus dem hiſtoriſchen Geſichtspunkt beleuchtet.

In einer Zeit, in welcher alle Parliamente die groſſen Fragen der Handelspolitik jedes Jahr erörtern, und die öffentliche

[1] Dieſe Abhandlung iſt ein Auszug der Beantwortung einer von der Akademie der moraliſchen und ökonomiſchen Wiſſenſchaften zu Paris über die Handelsfreiheit aufgeſtellten Preisfrage, welche im Juni d. J. unter ſieben und zwanzig Concurrenten als eine der merkwürdigſten benannt worden iſt. Der Verfaſſer hat ſich in Frankreich nicht genannt. Seine Schrift führte das Motto: „Et la patrie et l'humanité“, und iſt unter demſelben in dem Bericht der Akademie aufgeführt. Der Preis aber iſt nicht ertheilt, ſondern zurückgenommen worden. Der Verfaſſer wird vielleicht ſpäter Gelegenheit nehmen, die Gründe, womit die Akademie ihren Beſchluß rechtfertigen zu müſſen glaubte, zu beleuchten. An die Stelle der zurückgenommenen ward die neue Frage geſetzt: Welches iſt die Natur und die Wirkung des deutſchen Handelsvereins, und wie laſſen ſich die Zwecke dieſes Vereins auf ganze Nationen ausdehnen? Dieſe Frage iſt in der mit dem erwähnten Motto verſehenen Schrift des Verfaſſers zum Voraus beantwortet, derſelbe dürfte alſo wohl berechtigt ſeyn, anzunehmen, daß die Akademie ihre Frage aus ſeiner Schrift geſchöpft habe. Gleichwohl iſt dieſes Umſtandes in dem Bericht der Akademie keine Erwähnung geſchehen. Den nämlichen Gegenſtand hat der Verfaſſer ſchon vor einigen Jahren bei der Adminiſtration der Vereinigten Staaten von Nordamerika in offizielle Anregung gebracht, in der Abſicht, dieſelbe zur Ueberzeugung zu führen, daß es in dem Intereſſe der Union liegt, in dieſer groſſen Angelegenheit der civiliſirten Völker die Initiative zu ergreifen. Es ſcheint aber, die Adminiſtration der Vereinigten Staate habe noch

Sechstes Buch.

Rußlands Fortschritte im Orient.

Die Art, wie sich Rußland im Jahre 1856 aus der Affaire zu ziehen wußte, war musterhaft und machte seinem Kaiser alle Ehre. Der unvermeidliche Verlust, den es erleiden mußte, wurde auf das allerkleinste Maß herunterdiplomatisirt, und nachdem es eben noch gänzlich isolirt, vom Krieg erschöpft und durch den Frieden gedemüthigt erschien, stand Rußland auf einmal wieder, im guten Einverständniß mit Frankreich, mächtiger und einflußreicher als je vorher in Europa da.

Nach dem Tode des energischen Kaiser Nicolaus hatte man erwartet, der junge Kaiser Alexander II. werde allzumild auftreten, zu viel nachgeben und als Freund ausländischer Bildung nicht gut mit der altrussischen Partei auskommen, als deren Haupt der gleich seinem Vater energische Großfürst Constantin, des Kaisers Bruder, stand. Alexander II. aber täuschte diese Meinung, trat nicht mild und nachgiebig auf, sondern schien sogar noch die Thatkraft seines Vaters überbieten zu wollen, indem er die russische Nation in Masse zum Kriege aufbot, und zwischen den beiden Brüdern bestand und erhielt sich die vollkommenste Harmonie. Erst als der fortdauernde Kriegszustand, die gänzliche Handelsstockung und zunehmende Theuerung den Adel und die Kaufmannschaft gehörig mürbe

gemacht und eine Sehnsucht nach Frieden und Ruhe in Rußland verbreitet hatte, begann der Kaiser auch seinerseits nachzugeben, jedoch nicht eher, bis ihm die Eroberung von Kars ein Pfand für das verlorene Sebastopol gewährt und er mit Ehren und sogar in einem geheimen Einverständniß mit Frankreich einen möglichst guten Frieden schließen konnte.

Die Pläne Frankreichs in Italien zu befördern, war fortan die angelegentlichste Beschäftigung der russischen Diplomatie, denn nichts konnte Rußland angenehmer und vortheilhafter seyn, als eine Schwächung Oesterreichs durch Frankreich. Ueberdies mußte das gute Einvernehmen Rußlands und Frankreichs allen europäischen Mächten imponiren. Wenn England darüber grollte, so ließ sich dagegen Preußen wieder ganz von Rußland an's Schlepptau nehmen. Schon bald nach dem Friedensschluß von Paris reiste Kaiser Alexander über Warschau, wo er den Polen eine großartige Amnestie gewährte, indem er sie nur vor „Träumereien" warnte,*) nach Berlin, 29. Mai 1856, und besiegelte hier die alte intime Freundschaft der beiden so nahe verwandten Häuser Romanow und Zollern. Daß Preußen sich während des Kriegs neutral gehalten, sogar Oesterreich an entschiedenem Vorgehen gegen Rußland verhindert hatte und auch dem Vertrag vom 15. April nicht beigetreten war, verdiente in der That von Seiten Rußlands den wärmsten Dank, während es vom Standpunkt jeder andern Politik aus, auch von dem der preußischen selbst, nur getadelt werden konnte. Der Kaiser reiste damals nicht weiter als Berlin und kehrte in seine Staaten zurück, aber seine Mutter, die Kaiserin Wittwe, besuchte im Sommer ihre Tochter, die Kronprinzessin Olga in Stuttgart, und das Wildbad im Schwarzwald. Die ungeheure

*) Viele Häupter der polnischen Emigration in Paris: Mieroslawski, Wisecki, Lelewel, Ledochowski ꝛc. nahmen die Amnestie nicht an, sondern erklärten, sie würden nicht nach Polen zurückkehren, außer um für die Freiheit zu kämpfen, d. h. für eben die Träumereien, vor denen der Kaiser warne.

Freigebigkeit dieser erlauchten Dame auf der ganzen Reise sollte der Welt beweisen, wie wenig Rußland durch den Krieg erschöpft sey.

Noch imposanter war die Haltung Rußlands und die Auslegung seines unerschöpflichen Reichthums, indem sich der junge Kaiser mit seiner darmstädtischen Gemahlin am 7. Sept. 1856 in Moskau krönen ließ, welcher Feierlichkeit die Gesandten aller europäischen Staaten, wie auch der Türkei und Persiens, im höchsten Glanze beiwohnten. Die hier zu einer großen Parade versammelte Armee zählte 200,000 Mann in schönster Galla. Eine Menge deutscher Prinzen und Prinzessinnen waren gekommen, deren Costume und Equipagen noch übertroffen wurden von der Pracht der französischen, englischen und österreichischen Gesandten, welche alle mit zahlreichem Gefolge erschienen. Mitten unter den Fremden aber, dem Hofvolke und dem Militair zeichneten sich die zur Huldigung erschienenen eigentlichen Vertreter des weiten russischen Kaiserreichs durch ihre imposante Haltung aus, alles Gestalten wie aus einer früheren Zeit, heroisch, fremdartig, aber trutzig und mährchenhaft schimmernd von Juwelen.*) Den weltlichen Zug empfing eine

*) „Hier kommt eine noch malerischere Gruppe: hundert Reiter auf prachtvollen Rennern, gekleidet in den reichsten und mannigfaltigsten Trachten, geführt von einem Greise, der ganz mit reichen Goldstickereien bedeckt ist, dem Fürsten Schtscherbatoff, Adelsmarschall des Moskauer Gouvernements. Es sind die Großbojaren des Reiches, in ihren Nationaltrachten und mit ihren Abzeichen bekleidet. Einige sind mit außerordentlicher Einfachheit gekleidet, mit einem grauen, zugeknöpften Ueberrock und einer Mütze mit rothem Besatz, andere sind mit Diamanten und Stickereien bedeckt; alle sind von stolzer Haltung, majestätischer Gestalt und bedeutsamen Zügen. Dies sind die Söhne der Männer, welche ehemals in Uebereinstimmung mit dem Czaren das Reich regierten, von denen es in der Formel der Ukase hieß: „die Bojaren haben für gut erkannt," was der Czar vorher befohlen und der Patriarch gesegnet hatte. Seit Peter dem Großen hat sich ihr Ansehen vermindert, allein ihre Macht ist immer noch groß

große Schaar von Erzbischöfen und Bischöfen in der malerischen Tracht der russischen Kirche. In der Kathedrale ertheilte der Metropolit von Moskau dem vor ihm knieenden Kaiser den Segen, indem er ihm mit einem goldenen, in Oel getauchten Zweige Stirne, Augen, Ohren und Brust berührte, worauf der Kaiser sich stolz emporrichtete und die Krone sich selbst aufsetzte. Bei dem Hoffeste bemerkte man, daß Graf Morny, der französische Gesandte, den Tanz mit der Kaiserin eröffnete, während dem englischen und österreichischen Gesandten mit ziemlicher Kälte begegnet wurde. Der englische war Lord Granville. Der österreichische Gesandte, der reiche Fürst Esterhazy, trug ungarisches Costum und überstrahlte alles durch den Reichthum desselben. Im Uebrigen mußte doch auch bei diesem Fest die russische Barbarei ihre Geltung finden. Ein ungeheures Gastmahl für 200,000 Personen war im Freien angerichtet, damit das gemeine Volk zu Ehren des Kaisers speise. Das kaiserliche Paar aber, welches dabei seyn sollte, blieb zu lange aus, das Volk wurde ungeduldig, durchbrach die Barriere und stürzte

---

und jeder dieser Herren befiehlt über mehrere tausend, manche über mehrere hunderttausend Leibeigene. Auf sie folgt ein Zug noch malerischer und anziehender. Es sind die Deputirten der Rußland unterworfenen asiatischen Völkerschaften, der Kalmücken, Kirgisen, Indier und Tartaren. Beinahe alle haben Costüme von einer unerhörten Pracht, die einen Rüstungen von Stahl und Gold, andere Kleider von Sammet, von Cascheмir und Brocat, die Satteldecken ihrer Pferde sind mit Perlen und Steinen besetzt: Säbel mit ciselirten Scheiden schlagen die Flanken ihrer wilden Renner. Die einen haben den Kopf unbedeckt und ihre langen Haare sind mit Goldplatten untermischt, andere tragen spitzige Mützen wie die indischen Derwische. Alle sind Anführer und Aelteste in ihren Stämmen und verrathen ihren Adel in dem Stolz ihrer Haltung. Dieses doppelte Geleite der Bojaren Europas und der Fürsten Asiens ist der schlagendste Beweis für die Unermeßlichkeit des russischen Reiches und personificirt die Macht des Doppeladlers, der mit seinen Griffen zwei Erdtheile umfaßt."

auf Speiſen und Getränke, daß alles in wildem Getümmel endete und viele Menſchen um's Leben kamen.

Im folgenden Jahre 1857 begab ſich die Kaiſerin Mutter nochmals nach Deutſchland und dann nach Nizza, wo ſie die Huldigungen des Königs von Sardinien empfing und Rußland den Hafen von Villafranca erwarb, wie oben ſchon berichtet iſt. Auf dieſer Reiſe wurde auch die Vermählung des Großfürſten Michael mit der badiſchen Prinzeſſin Cäcilie abgemacht. Kaiſer Alexander ſelbſt kam ſpäter in Warſchau mit Prinz Napoleon und in Stuttgart mit Kaiſer Napoleon, in Weimar mit dem öſterreichiſchen Kaiſer, zuletzt noch in Breslau mit dem Prinzregenten von Preußen zuſammen, und behauptete gegen das mittlere und weſtliche Europa, Dank ſeinen Verabredungen mit Frankreich, eine viel impoſantere Stellung, als man nach den ruſſiſchen Niederlagen im Jahr 1855 hätte erwarten ſollen. Von der antiöſterreichiſchen Politik Rußlands iſt ſchon im zweiten Buche gehandelt worden.

Nachdem Kaiſer Alexander mit großem Geſchick die Autorität Rußlands nach außen aufrecht erhalten hatte, wandte er ſeine ganze Sorge auf die Reſtauration im Innern. Der Krieg, das Waffenaufgebot, die lange Handelsſperre, und vielleicht mehr noch als das alles, die herkömmliche Corruption der Beamten hatte das Reich ſehr geſchwächt. Der Kaiſer verhängte nun über die Beamten, deren Veruntreuungen am offenkundigſten geworden waren, Unterſuchung und Strafe. Pirandi, Inſpector der Holzlieferungen, gab freiwillig 250,000 Silberrubel zurück, um der Strafe zu entgehen. Armeelieferanten hatten das Geld genommen und die Soldaten hungern laſſen. Sogar Aerzte und Hoſpitalbeamte wurden verhaftet, weil ſie den Verwundeten das Nöthigſte betrügeriſch entzogen hatten. — Sodann erließ der Kaiſer dem Volk 24 Mill. Silberrubel an rückſtändiger Steuer, welche einzutreiben ohnehin kaum möglich war. Ferner ſtellte er die Recrutirung auf vier Jahre ein und hob die verhaßten Militaircolonien ſeines Vaters auf. Alles populaire Maßregeln.

In Bezug auf die Behandlung der Katholiken in Polen und Lithauen lauteten die Nachrichten verschieden. Während nämlich die Bereitwilligkeit des Kaisers, die (trotz den Versicherungen, welche Kaiser Nicolaus 1847 dem Papst gegeben hatte) noch immer unbesetzt gebliebenen polnischen Bischofsstühle wieder zu besetzen, gepriesen wurde und man diese Maßregel zur Beruhigung der slavischen Katholiken sogar mit der antiösterreichischen Politik des Cabinets von St. Petersburg in Verbindung brachte, wurden andererseits bittere Klagen über vorenthaltenes Recht nach wie vor vernommen. Im Sommer 1857 reichte der Adel der Gouvernements Witebsk und Minsk Bittschriften an den Kaiser ein: „Durchdrungen von Verehrung für den Glauben unserer Väter und von ganzem Herzen der Sprache zugethan, die wir von der Wiege an reden und in der wir zu Gott beten, flehen wir Ew. Majestät zu erlauben 1) die katholischen Kirchen, welche in Trümmern liegen, wiederherzustellen und neue nach dem Bedürfniß zu bauen, 2) in den Schulen die polnische Sprache zu gebrauchen, und eine polnische Universität zu errichten." Die Bittsteller erhielten darauf einen strengen Verweis, daß sie „Gesuche ohne allen vernünftigen Grund" vorgelegt hätten.

Kaiser Nicolaus hatte erst einen kleinen Anfang mit Eisenbahnbauten gemacht. Alexander II. beschloß, zunächst das europäische Rußland mit einem großen Eisenbahnnetz zu überziehen, durch Eisenschienen die Ostsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden und Linien nach den wichtigsten Grenzpuncten zu führen, um schnell eine Armee dahin werfen zu können, wo sie nöthig seyn würde. Im Krimmkriege waren ganze Bataillone Russen den Strapazen des langen Marsches aus dem Innern Rußlands durch die Steppen nach Odessa erlegen. Diesem Uebel sollte nun abgeholfen, die schnellste Communication durch das ganze weite Reich geöffnet werden. Die bereits vorhandene Eisenbahn von St. Petersburg nach Moskau sollte sich von Moskau nach dem Krimm'schen Hafen Fordosia fortsetzen, also die ganze Länge des Reichs von

Nord nach Süd durchlaufen. Eine Querbahn ſollte dann von Oſt nach Weſt führen, nämlich von Niſchney Nowgorod über Moskau und Dünaburg nach Libau, und endlich eine Bahn von St. Petersburg nach Warſchau und an die preußiſche Grenze. Den Bau dieſer vom Staat befohlenen Bahnen übernahm der Pariſer Mobiliercredit mit andern vom Kaiſer Napoleon abhängigen Geldinſtituten. Noch anderweitige Zweigbahnen zu errichten, wurde der Privatinduſtrie überlaſſen. Die neue Freundſchaft mit Frankreich wurde auch noch durch einen neuen Zolltarif, worin namentlich die Einfuhr franzöſiſcher Artikel erleichtert war, und durch einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Frankreich beſtätigt.

Die ſchwierigſte Aufgabe ſtellte ſich Alexander II., indem er die Leibeigenſchaft der Bauern in Rußland aufheben wollte. Schon Alexander I. hatte dieſen Plan verfolgt, war aber bald durch die Drohungen des Adels zurückgeſchreckt worden. Inzwiſchen hatten ſich die bäuerlichen Verhältniſſe immer mehr verändert. Durch das oben ſchon (Theil IV. S. 166) charakteriſirte Obrokſyſtem waren immer mehr Leibeigene dem Landleben entfremdet und in die Städte gezogen worden, indem ſie nicht mehr den adeligen Gutsherrn das Feld bebauten, ſondern irgend ein Handwerk, Kaufmannſchaft oder eine Kunſt trieben und ihrem Leibherrn davon eine jährliche Abgabe (Obrok) bezahlten. Man rechnete beim Regierungsantritt Alexanders II. bereits 44,700 Edelleute oder Leibherrn, deren Leibeigene den Obrok leiſteten, und wovon eine große Menge nicht einmal mehr ein Landgut beſaßen, ſondern ihre Leibeigenen nur betrüglich auf ein fremdes Gut hatten einſchreiben laſſen. In gleichem Verhältniß wuchs beſtändig die Zahl ſowohl des güterloſen Adels, als der nicht mehr an die Scholle gebundenen, ſondern frei in den Städten umherziehenden Obrokleibeigenen. Dazu kam die ungeheure Recrutirung und das Maſſenaufgebot vom Jahre 1855. Wer Soldat wurde, hörte auf Leibeigener des Edelmanns zu ſeyn und wurde Sclave der Krone. Wer in ſein Dorf zurückkehrte, ſtand nun ſchon in einem andern Verhältniß

zum Gutsherrn. Zudem vertheilte der Kaiſer nach dem Kriege in größter Zahl Ehrenmedaillen unter das Heer, und wer die Medaille trug, durfte nicht mehr geprügelt werden. Es ſchien nun allerdings nöthig, die Leibeigenſchaft aller der Individuen aufzuheben, die einmal aus dem patriarchaliſchen Bauernleben heraus und von der Scholle weggeriſſen waren, und es frug ſich, ob nicht auch der Ackerbau bei dieſer Gelegenheit emancipirt werden ſolle? Der Monarchie ſtand in Rußland die Ariſtokratie immer noch ſchroff gegenüber. Früher hatte ſich der ruſſiſche Bojarenadel auf das Heer, das er mit ſeinen Leibeigenen ſelbſt darſtellte, auf den Klerus und auf die blinde Ergebenheit ſeiner Leibeigenen geſtützt. Peter der Große hatte ſich ſelbſt zum Patriarchen gemacht und den Klerus auf die Seite der Monarchie getrieben. Peter III. und Paul I. wurden gleichwohl noch durch den Adel ermordet. Von Nicolaus I. glaubte man daher, er habe die militairiſche Hierarchie als Mittel gebraucht, um den Adel zu ſchwächen, denn adelige Geburt als ſolche verlieh keinen Rang, dieſer konnte nur durch den Armeedienſt erworben werden, und der jüngſte und ärmſte Lieutenant ſtand über dem älteſten und reichſten Fürſten. Gewiß iſt, daß eine Emancipation der Bauern den ruſſiſchen Adel noch weit mehr ſchwächen mußte. Zu einer ſolchen Maßregel aber drängte jetzt die ganz veränderte Lage der Obrokleibeigenen und der vom Maſſenaufgebot Heimgekehrten und konnte der Monarchie bei ihrem Vorgehen gegen den Adel zur Entſchuldigung gereichen.

Inzwiſchen ſtellte Kaiſer Alexander II. einen andern Beweggrund voran. Den im Kriege tiefgeſunkenen Wohlſtand des Reichs wiederherzuſtellen ſollte die erſte und vornehmſte Aufgabe der Verwaltung und Geſetzgebung ſeyn. Deswegen wurde Rußland von Eiſenbahnen überzogen, deswegen wurden die hohen Zölle herabgeſetzt und im Geiſt Friderichs II. und Joſephs II. verfahren nach phyſiokratiſchen Grundſätzen. In einem Umlaufſchreiben an die Gouverneure und Adelsmarſchalle erklärte der Miniſter im Namen des Kaiſers: „Sie haben die Aufgabe, Ihre Aufmerkſamkeit den

Bedürfniſſen aller Stände zuzuwenden, die Wege und Mittel zur Vermehrung ihres nationalen Wohlſtandes zu finden. Nur die volle Entfaltung der producirenden Kraft kann den Wohlſtand Rußlands herſtellen.“ Dazu ſollte aber die Emancipation der Bauern weſentlich beitragen, weil der Bauer ſeinen eigenen Acker fleißiger bebaut und ergiebiger macht, als das Gut des Herrn.

Im Jahr 1857 wurde zu St. Petersburg eine kaiſerliche Commiſſion niedergeſetzt, welche die wichtige Maßregel vorbereiten ſollte. Sie machte viel Aufſehen, kam aber nicht recht vorwärts. Ueberall zeigte ſich beim Adel eine tiefe Abneigung, ſich die Neuerung aufdringen zu laſſen, allein man hielt ſie für ſo wenig ausführbar, daß man ſich mit dem Gedanken beruhigte, Alexander II. werde ſie eben ſo gewiß wieder aufgeben, wie Alexander I. Die Bauern ſelbſt waren mit den Vorſchlägen einer ſucceſſiven Befreiung und Auflöſung nicht zufrieden. Sie hatten kein Geld, um dem Edelmann die perſönliche Freilaſſung und die Ueberlaſſung des Grund und Bodens bezahlen zu können. Sie begriffen gar nicht, warum ſie für einen Grund und Boden etwas bezahlen ſollten, den ſie von jeher als den ihrigen betrachtet hatten, auf dem ſie aufgewachſen waren und den ſie bebaut hatten, wie ihre Väter; oder den ſie zu verlaſſen entſchloſſen waren. Einmal frei, würden die meiſten jungen Bauernſöhne ihr Glück in den Städten geſucht haben. Das deutſche Ablöſungsſyſtem bäuerlicher Laſten mit Geld war alſo in Rußland völlig unpopulär. Nur in den weſtlichen Gouvernements zeigte ſich entweder ein wilder Freiheitsdrang unter den Bauern oder eine Geneigtheit des Adels, durch freiwillige Emancipation derſelben, Ausbrüchen barbariſcher Anarchie zuvorzukommen. In dem noch großentheils katholiſchen Lithauen war das Verhältniß zwiſchen Adel und Bauern geradezu unerträglich geworden durch die Einmiſchung der kaiſerlichen Immediatcommiſſionen und hatten die Bauern, einmal aus der alten patriarchaliſchen Stimmung herausgeriſſen, mehrfache Aufſtandsverſuche gemacht. Kaum hatte daher der Kaiſer die Commiſſion in St. Petersburg niedergeſetzt, als

auch schon der Adel von Wilna, Grodno und Kowno freiwillig die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft anbot. Im folgenden Jahr gab es einen größern Aufstand in Esthland, wo die Bauern allzu ungestüm die verheißene Freiheit gleich auf einmal vollständig haben wollten. Am merkwürdigsten erscheint die plötzliche Gründung von Mäßigkeitsvereinen in Lithauen, im Jahre 1858. Sie beweist, daß man im katholischen Lithauen die Frage der Bauernemancipation nicht blos von der politischen, sondern auch von der moralischen Seite auffaßte. In Rußland wird das Recht, Branntwein zu schenken, verpachtet, und 1858 war die jährliche Pachtsumme bis auf 78,731,451 Silberrubel gestiegen. Um dieser erstaunlichen Einnahme willen wurde das Laster des Branntweintrinkens auf alle Art gefördert*) und die Branntweinpest den armen Bauern gleichsam eingeimpft. Von dieser Pest nun zu befreien, erschien den wahren Volksmännern die erste Bedingung eine Verbesserung der bäuerlichen Zustände. Das sahen alle irgend edel und ernst denkenden Menschen in Rußland ein und die Mäßigkeitsvereine,

*) „In den Privatdörfern beaufsichtigten die Herren das Branntweinwesen, in den Krondörfern stachen die Vorstände mit den Branntweinpächtern durch, wurden von ihnen bestochen. Jede Gemeindeversammlung, jede Cantonalversammlung wurde vor der Schenke abgehalten, immer mit dem Glase in der Hand jede Angelegenheit berathen. So stand es in den großrussischen Gouvernements, wo die allgemeine Branntweinspacht bestand. Viel schlimmer noch in den s. g. privilegirten Gouvernements, wo die Pacht sich nur auf die Städte und Krondörfer beschränkte, und die Pächter die Concurrenz der Privatbrennereien zu fürchten hatten. Hier zwangen die Pächter die Gemeinde pro Familie ein gewisses Quantum Branntwein zu nehmen oder sie legten ihnen eine Steuer auf, für die Erlaubniß überall geistige Getränke kaufen zu dürfen. Wollten die Gemeinden nicht, so wurden sie wegen verbotenen Branntweinhandels verklagt und natürlich stets verurtheilt und bestraft! — In den großrussischen Gouvernements wurden die Bauern zum Trunk verführt, in den privilegirten wurden sie dazu gezwungen!“ Nach Frh. von Harthausen.

Meinung sich für competent hält, in höchster Instanz darüber zu urtheilen, dürfte es nicht unangemessen seyn, mit Beiseitsetzung aller Systeme der politischen Oekonomie die Frage zu stellen: Was lehrt die Geschichte in Beziehung auf die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels? Der Verfasser hat sich seit vielen Jahren mit dieser Frage beschäftigt. In dem nachfolgenden Aufsatz hat er in möglichst gedrängter Kürze, wie es der Plan dieser Zeitschrift fordert, die Resultate seiner Forschungen darzustellen gesucht. Widerstreiten dieselben den Lehrsätzen der politischen Oekonomie, so mag die Geschichte sie verantworten. Indessen hält der Verfasser in einer Wissenschaft, wie die politische Oekonomie, Geschichte und Erfahrung für so sichere Führer, daß er nicht im mindesten Bedenken trägt, die Unfehlbarkeit der Theorie in Frage zu stellen, so oft sie ihm mit beiden im Widerspruch zu stehen scheint. Er wird einen in diesem Sinne verfaßten Aufsatz dem gegenwärtigen folgen lassen.

Die Geschichte, sagt man, sey die Lehrerin der Völker. Wo möchten ihre Rathschläge fruchtbringender seyn als in der Handelspolitik? Montesquieu, der sich meisterlich darauf verstand, der Geschichte die Lehren abzuhorchen, die sie dem Gesetzgeber und Politiker ertheilt, hat mit wenigen Worten nicht blos die cosmopolitische Theorie der Physiokraten von Grund aus über den Haufen geworfen, sondern sich zur Höhe eines Propheten erhoben. „Polen" — sagt er in seinem berühmten Capitel: welchen Nationen der fremde Handel untersagt ist — „Polen ist der fremde Handel untersagt." Was er damit sagen wollte — dem Beschränktesten ist es jetzt klar. Nur durch die Entwicklung einer innern Manufakturkraft, durch freie volk- und gewerbreiche Städte konnte Polen zu einer kräftigen innern Organisation, zu National-Industrie,

---

keine Zeit gefunden, diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Indessen ist der Verfasser von seinen amerikanischen Freunden aufgefordert worden, diese wichtige Sache vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen; er wird daher, sobald seine Geschäfte es ihm erlauben, eine Schrift darüber publiciren, jedoch ohne dieselbe zuvor dem Urtheil der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu unterwerfen. Einen Auszug dieser Schrift wird er demnächst der Redaktion der deutschen Vierteljahrsschrift mittheilen.

zuerst in den katholischen Westprovinzen entstanden, gingen auf die altgläubigen Russen (Roskolniks) auch in den innern Provinzen des Reichs über. Nun aber schrie die Beamtenwelt über regierungsfeindliche Absichten, über eigenmächtige Beschränkung der Staatseinnahmen ꝛc. und die Mäßigkeit wurde verboten und mit Strafen bedroht, 1859. Im August 1860 meldeten russische Correspondenten, es sey die Absicht, im Jahre 1863 die Verpachtung aufzugeben und den Branntwein wie in andern Ländern zu besteuern, doch nicht ohne den Zusatz, man verspreche sich von dieser Maßregel einen noch größeren Branntweinverbrauch.

Mittlerweile hatte die Commission in St. Petersburg die Bauernfrage besonderen Ausschüssen des Provinzialadels zur Begutachtung überwiesen, die aber den geringsten Eifer in dieser Sache kund gaben, so daß der Kaiser 1858 ein größeres „Leibeigenschaftscomité" von zwölf Mitgliedern niedersetzte und wiederholt Beschleunigung dieser Angelegenheit befahl. Nun kamen wohl einige loyale Minderheitsadressen des Adels an, aber die große Mehrheit des Adels hielt sich fern und glaubte immer noch, der Kaiser werde und müsse den ganzen Plan aufgeben. Als nun aber der Kaiser auf einer Rundreise im Herbst 1858 überall den Adel anfeuerte, die Trägheit und Renitenz der einen scharf rügte, andern seine Hoffnungen gleichsam bittend ausdrückte und seinen ernsten Willen beurkundete, das angefangene Werk durchzuführen, erhob der Adel endlich einen ernsteren Widerstand. Insbesondere mißfiel die Aeußerung, der Kaiser könne und werde nöthigenfalls die Bauernemancipation verfügen, ohne den Adel zu fragen. Dem widersetzte sich am entschiedensten der Adel von Twer, Nischney-Nowgorod und Moskau. Aber in St. Petersburg selbst erklärte der Adelsmarschall Platonoff, die Bauernfrage könne nur von der Dumah entschieden werden, einer altrussischen Einrichtung, ähnlich dem türkischen Divan, nämlich einer Versammlung der Bojaren oder Notabeln des Reichs, wie sie früher bestanden und die wichtigsten Reichsangelegenheiten entschieden hatten, ehe Peter der Große

ſie beſeitigte. Das große Wort des ruſſiſchen Adels war nun, „die Dumah iſt niemals rechtskräftig abgeſchafft, nur einſeitig von den Czaren ſuspendirt worden, ſie beſteht noch zu Recht und kann jeden Tag wieder zuſammentreten.“ Am entſchiedenſten ſprach für dieſe Anſicht Beſobraſow, der durch ſeine Verwandtſchaft eine ſehr große Partei unter dem alten moskowitiſchen Bojarenadel hatte. Er wurde abgeſetzt, wie auch Unkoffski, der Adelsmarſchall von Twer. Aber die Emancipation ſtockte fort und fort. Man erfuhr zuletzt nur, das Leibeigenſchaftscomité habe ſich in drei Sectionen getheilt, um die Frage nach verſchiedenen Seiten hin gründlich zu erörtern.

Im Juni 1860 wurde eine Adreſſe des Adels im Gouv. Wladimir bekannt, in welcher derſelbe vom Kaiſer die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte und Maßregeln zur Sicherung des Privat- und Staatscredits verlangte, aber einen ſtrengen Verweis erhielt, weil Adelsverſammlungen kein Recht hätten, Fragen zu erörtern, welche die allg. Staatsorganiſation betreffen.

Inzwiſchen ließ die ruſſiſche Politik den Orient nicht aus den Augen. Die im Pariſer Frieden von Rußland erzwungene Abtretung der Donaumündungen wurde vom ruſſiſchen Stolz und Trotz lange verzögert. Die kleine Schlangeninſel wurde von den Ruſſen angeſprochen, aber ſogleich auch von Türken beſetzt. In Betreff des Grenzorts Belgrod ſtritt man, ob der Ort Alt- oder Neu-Belgrod gemeint ſey ꝛc. und Rußland ſetzte bei Frankreichs gutem Willen wirklich die ihm günſtigſte Auslegung durch. Von Stund an aber waren Rußland und Frankreich einverſtanden, die Hoffnungen Oeſterreichs an der untern Donau zu vereiteln und deſſen Einfluß, namentlich in den Donaufürſtenthümern, Serbien und Montenegro zu lähmen.

Die Donaufürſtenthümer, Moldau und Walachei, waren durch den Pariſer Frieden definitiv von dem Joch erlöst, womit Rußland ſie bisher beladen hatte. Das ruſſiſche Protectorat durfte

hier nicht mehr allein geboten. Die Fürſtenthümer waren vielmehr unter die Garantie ſämmtlicher Großmächte geſtellt und hatte man denſelben Reformen zugeſichert. Daran knüpfte nun die ruſſiſch-franzöſiſche Politik alsbald eine tiefgreifende Intrigue an. Als die zuträglichſte Reform empfahl man nämlich die Vereinigung beider Fürſtenthümer unter einem einzigen Hospodar oder Wahlfürſten und verband damit die Idee einer Vereinigung der rumäniſchen Nation. Die Rumänen (Römer) waren directe Nachkommen der freilich ſehr vermiſchten römiſchen Bevölkerung im alten Dazien und ſprachen auch noch eine lateiniſche Mundart. Napoleon, welcher auch der Vereinigung und Unabhängigkeit der italieniſchen Nation das Wort redete, begünſtigte die der Rumänen hauptſächlich deshalb, weil dem rumäniſchen Stamme auch noch das ruſſiſche Beſſarabien, die öſterreichiſche Bukowina und ein Theil Siebenbürgens gehörte. Je größer das rumäniſche Reich wurde, deſto mehr ſchien es auch geeignet, (namentlich im Verein mit Ungarn und Polen), der franzöſiſchen Politik gegenüber von Oeſterreich, Rußland und der Türkei gute Dienſte leiſten zu können. Rußland aber ging dießmal auf den franzöſiſchen Plan ein, weil es für ſich ſelbſt noch näher liegende Vortheile zu erringen hoffte, denn es grenzte unmittelbar an das neue Rumänenreich, es beherrſchte bereits einen Theil der Rumänen in Beſſarabien und es übte auf alle Einfluß durch die griechiſche Kirche. Die Union der Fürſtenthümer wurde daher mit gleichem Eifer von Rußland wie von Frankreich verfolgt, während ſie die Pforte und Oeſterreich ſelbſt entſchieden verwarfen. Das Recht war auf der letztern Seite. Im Frieden wurden die Rechte beider Fürſtenthümer garantirt, von ihrer Verſchmelzung war nicht die Rede und gegen den Willen des rechtmäßigen Oberherrn, des Sultans, konnte dieſelbe gar nicht vorgenommen werden. In dieſem Sinn erklärte ſich ſchon Ali Paſcha, der türkiſche Geſandte auf dem Pariſer Friedenscongreß, und mit ihm übereinſtimmend Graf Buol, als Walewski den erſten Unionsvorſchlag machte, am 8. März 1856,

und die Mehrheit des Congresses stimmte ihm damals zu. Allein Napoleon III. war weit entfernt, sich dadurch in seinem Plane beirren zu lassen. Der Widerstand Englands wurde merklich abgeschwächt durch die Noth, in welche die englische Regierung versetzt wurde, als die große Revolution in Indien ausbrach. Von diesem Zeitpunct an gab England in vielen Puncten Frankreich nach, in denen es sich unter andern Umständen widersetzt haben würde und Preußen ließ sich, wie immer, von Rußland bestimmen.

Napoleon wollte das Recht nationaler Selbstbestimmung, das Princip der Plebiscite, auf die Rumänen angewandt wissen. Das Volk stand aber hier zu niedrig, um die Frage zu begreifen. Die Bauern schleppten in tiefer Barbarei und bei angeborner Faulheit ein elendes Sklavenleben dahin, und die Bojaren, eben so daheim verthiert wie die Bauern selbst, hatten den russischen Beamten und Offizieren nur den äußern Schliff französischer Cultur abgelernt und vereinten damit die tiefe Corruption der Phanarioten. Hier fand sich alles Laster von Moskau, Constantinopel und Paris beisammen ohne eine Tugend.*) Die Bojaren dachten am wenigsten an die Union, denn zwischen denen in der Moldau (reich an Zahl und arm an Gut) und denen in der Wallachei (gering an Zahl, aber reich an Gut) war keine natürliche Harmonie und die Trennung beider Provinzen uralte Gewohnheit. Als nun die Wahl des Vagarides, als Kaimakan (Stellvertreter des Hospodar) in der Moldau, den französischen Erwartungen nicht entsprach, drohte der französische Gesandte Thouvenel, Constantinopel zu verlassen, und auch der englische, Lord Redcliffe, stimmte ihm bei, im August 1857. Der Sultan sah sich in der That gezwungen, die Moldauer Wahlen zu cassiren. Im September zeigte sich der junge Murat im Ge-

*) Die österr. Zeitung charakterisirte die Donaufürstenthümer also: Eine Aristokratie ohne Adel, Städte ohne Bürgersinn, ein Klerus alles Geistigen und Geistlichen baar, Dörfer ohne Häuser, Bauern ohne Land, Luxus ohne Bildung, überall Barbarei und Koth mit etwas französischer Vergoldung.

folge Napoleons III. zu Stuttgart bei der Zusammenkunft desselben mit Alexander II. Man glaubte damals, die Anwesenheit dieses jungen Prinzen könne sich mehr auf das rumänische Reich, zu dessen Oberhaupt er schon bezeichnet wurde, als auf Neapel beziehen. Inzwischen vermittelte Lord Clarendon und die Pforte ließ sich in der Noth, da sie von Rußland, Frankreich, England und Preußen überstimmt wurde und Oesterreich allein ihr nicht helfen konnte, das Project einer blos administrativen Union der beiden Fürstenthümer gefallen. Der Divan (Bojarenversammlung) in Jassy stimmte für die Moldau, der in Bukarest für die Wallachei bei, im October 1857. In einem neuen Pariser Vertrage vom 19. August 1858 wurde unter englischem Einfluß, weil das Unterhaus die Union verworfen hatte, wieder die Wahl zweier Hospodare beliebt, die jedoch unter einer zu Fokschani niederzusetzenden unionistischen Commission stehen sollten. Eine unpractische, daher auch nur provisorische Halbheit. Ungleich practischer im Sinn der Unionisten war die am 13. April 1859 erfolgte Doppelwahl des Fürsten Alexander Couza, zum gemeinschaftlichen Hospodar beider Fürstenthümer, eine Improvisation, die aber als fait accompli provisorisch anerkannt wurde. Indeß trat eine Stockung in die rumänische Bewegung ein. Das französische System der Nationalitäten und Plebiscite fing an, dem russischen Kaiser bedenklich zu werden, als im Verlauf des italienischen Krieges Kossuth und Klapka in Italien eine ungarische Legion bildeten und die Rechte der ungarischen, in zweiter Linie der polnischen Nationalität zur Geltung bringen wollten. Die Sprache, welche Rußland damals gegen Frankreich führte, hat viel zum Abschluß des Friedens von Villafranca beigetragen.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung war in den letzten Jahren, besonders noch 1860, die massenhafte Auswanderung der Tartaren aus der Krimm nach Constantinopel, theils wegen schlechter Behandlung durch die Russen, theils aus muhamedanischem Fanatismus.

Den bei weitem wichtigsten Erfolg in Asien errang Rußland 1859 durch die Besiegung und Gefangennehmung Schamyls,

denn mit diesem Helden seines Volks endete der hartnäckige Widerstand der Tscherkessen und die Gebirgsvölker des Kaukasus wurden, wenn auch noch keineswegs ganz und unbedingt den Russen unterworfen, doch ihrem übermächtigen Einfluß immer zugänglicher und zu einer Abwehr immer unfähiger, die einen erschöpft und niedergeworfen, die andern bestochen und verführt. Das Gebirge hat eine sehr große Ausdehnung und es ist den Russen bisher nur gelungen, ein Paar Heerstraßen durch dasselbe vom Innern Rußlands nach Transkaukasien zu führen und kleine Festungen theils an der Straße, theils an den Aus- und Eingängen des Gebirges, theils am schwarzen und caspischen Meere zu errichten. Wenn daher das mächtige Rußland dereinst von äußern Feinden bedrängt wäre und die zahlreichen und tapfern Stämme des Kaukasus nur einmal zusammenhalten wollten, so würde es ihnen auch von heute noch nicht schwer werden, das russische Joch zu zerbrechen.

Der Tscherkessenkrieg im Kaukasus hat Rußland unermeßliche Opfer gekostet. Nachdem alle früheren Versuche, sich des Gebirges zu bemeistern, mißlungen waren, eroberte zwar Graf Woronzow, mit 12,000 Mann eindringend, das Dorf Dargo, den Wohnsitz Schamyls, erlitt aber auf dem Rückwege, da ihm Schamyl 300 Lastwagen abgefangen hatte, durch Strapazen und Mangel an Lebensmitteln großen Verlust (allein 300 Offiziere), 1845. Da ihm die großen Wälder besonders hinderlich geworden waren, fing er an, sie lichten zu lassen, wurde dabei aber unaufhörlich durch die Tscherkessen gestört, ohne große Fortschritte zu machen. Jedoch bemerkte man, daß Schamyl mit seinen Tschetschenzen immer mehr isolirt wurde, indem es den Russen gelang, die übrigen Stämme durch Bestechung oder Ueberrumpelung wenn nicht zu unterwerfen, doch zu neutralisiren. Im Krimmkriege hätte England um jeden Preis vom schwarzen Meere aus Schamyl unterstützen sollen. Damals war die rechte Zeit. Eine nur geringe englisch-französisch-türkische Streitmacht hätte hingereicht, mit Schamyl im Bunde einen allgemeinen Völkersturm in Transkaukasien aufzuregen und die dort

ſtationirten Ruſſen zu erdrücken. Dann würde der ganze Kaukaſus das ruſſiſche Joch für immer abgeſchüttelt haben. Allein es geſchah nichts für die Tſcherkeſſen, gegen welche Kaiſer Alexander II. nach glücklicher Beendigung des Krimmkriegs nun wieder mit verdoppeltem Eifer rüſten ließ, um ſo bald als möglich den Kaukaſus, als das Bollwerk, von wo aus er die aſiatiſche Türkei und Perſien beherrſcht, ganz und für immer in ſeine Gewalt zu bekommen. Das Nähere des Gebirgskriegs iſt nicht aufgeklärt. Ruſſiſche Berichte meldeten faſt immer von Siegen, engliſche noch 1857 von einer Niederlage der Ruſſen. Allein im Jahr 1859 mahnte eine Adreſſe von 250 angeſehenen Tſcherkeſſen, an alle europäiſche Mächte gerichtet, daß es die letzte Zeit ſey, wenn man ihnen helfen wolle. Aber man half ihnen nicht.

Der ruſſiſche Fürſt Barjatinsky umzingelte die letzten bei Schamyl aushaltenden Stämme mit ungeheurer Uebermacht und ſchloß ihn in immer engere Grenzen ein. Am 1. April eroberte er deſſen Felſenfeſte Weden. Mit nur 400 ihm bis in den Tod treuen Müriden floh Schamyl wie ein gehetztes Wild in den Süden Dagheſtans. Die Ruſſen hatten alle Mittel der Macht, Liſt und Beſtechung angewandt, die Lauen zu verführen, die Freunde zu entmuthigen. Auf dem Felſenneſt Gunib endlich wurde er von den Ruſſen unter Fürſt Barjatinsky's perſönlicher Anführung eingeſchloſſen und die Feſte erſtürmt, wobei alle Müriden bis auf 47 fielen. Schamyl ſelbſt barg ſich noch in eine Höhle, ergab ſich aber, als der Fürſt ſelbſt ihn aufforderte,*) am 8. Sept. 1859.

*) Fürſt Barjatinsky forderte ihn auf, ſich zu ergeben. Er zeigte ſich an der Oeffnung der Höhle und fragte nach den Bedingungen. „Tritt ohne jede Bedingnng aus deinem Verſteck heraus," ſagte der Fürſt. Schamyl trat heraus. „Biſt du Schamyl?" — „Ja," antwortete dieſer. „Dein Leben iſt dir geſchenkt, auch behältſt du deine Frauen und Schätze. Morgen ſchicke ich dich nach Petersburg, vom Kaiſer, meinem erhabenen Herrn, hängt die ſchließliche Beſtimmung über dein Schickſal ab." Schamyl beugte ſchweigend das Haupt. „Ich habe ſehr lange in Tiflis auf dich

Der Fürſt ließ ihm Dolch und Piſtolen und ſchickte den gefangenen, damals 63jährigen Helden nach St. Petersburg. Aber ſchon unterwegs in Tſchagunef empfing ihn Kaiſer Alexander II., behandelte ihn ſehr gnädig und ließ ihn an ſeiner Seite einer großen Revue beiwohnen. In St. Petersburg wurde er der Löwe des Tages, wie einſt Abdel Kader in Paris. Die Ruſſen wollten an Großmuth nicht hinter den Franzoſen zurückbleiben. Schamyl erhielt eine anſtändige Wohnung in Kaluga angewieſen.

In demſelben Jahre unterwarfen ſich die transkaukaſiſchen Abadſcheſen unter Muhamed Amin den Ruſſen und nur wenige Tſcherkeſſen hielten ſich im Hochgebirge noch frei. Viele wanderten über die türkiſche Grenze und man ſah ſie maſſenhaft ankommen, wie die ausgewanderten Tataren aus der Krimm. Die Ufer des caſpiſchen Meeres waren von Rußland ſchon früher gewonnen. Im Weſten deſſelben war es ſeit Peter des Großen Zeiten ruſſiſche Politik, die dort hauſenden mongoliſchen und tatariſchen Horden unter einander ſelbſt zu entzweien. An die Stelle der 1771 aus dem ruſſiſchen Gebiet entflohenen Kalmücken (vgl. Theil I. S. 189) ließen ſich 1796 die Kirgis-Kaiſaken, 12,000 Zelte ſtark, von den Ruſſen aufnehmen. Dieſe ſind aber Todfeinde der Baſchkiren und Rußland hetzt beide gegen einander.*) Dieſer Kirgiſen bediente ſich der ruſſiſche Oberſt Ogarew, als er 1854 die Usbeken von Kokand ſchlug. Aber auch tiefer nach Aſien hinein gelang es Rußland, die Khalkatataren, vier Millionen Seelen, an der mongoliſchen Wüſte, ſeinem ſibiriſchen Gebiete einzuverleiben.

In Sibirien hat ſich die Bevölkerung und der Wohlſtand unvermerkt geſteigert. Im vorigen Jahrhundert erlaubten ſich die hier als kaiſerliche Wachen aufgeſtellten Koſaken die ärgſten Plackereien

---

gewartet," fuhr der Fürſt fort, „ich hatte gehofft, du würdeſt dich ſelbſt ergeben; aber du haſt mich gezwungen, dich hier aufzuſuchen."

*) Als die muhamedaniſchen Baſchkiren ſich 1755 gegen Rußland empörten, überließ Rußland den Kirgiſen alle baſchkiriſchen Frauen und Mädchen, unter der Bedingung, daß ihm die Männer ausgeliefert würden.

der tunguſiſchen und mongoliſchen Einwohner, die daher meiſtens über die Grenze liefen und ſich unter chineſiſchen Schutz ſtellten. Aber das fruchtbare Südſibirien dem Gebirge Altai entlang wurde von Ruſſen coloniſirt. Nicht nur kamen jährlich Tauſende von Verbrechern, die man in Rußland nicht hinrichtet, ſondern deportirt, in die Bergwerke und Städte Sibiriens, ſondern es wurden auch unſchuldige Leibeigene, junge Burſchen und Mädchen, jährlich im europäiſchen Rußland recrutirt, um ſie in das Aſiatiſche und insbeſondere in den Bergwerksbezirk Barnaul am Altai zu verpflanzen, wo nun bereits ausgedehnte Niederlaſſungen ſind und von wo aus jährlich zwei große Karawanen mit Silber, Wachs und Honig beladen und von trefflichen, auf den ſibiriſchen Steppen gezogenen Pferden begleitet, nach Moskau abgehen. Noch ergiebiger ſind die Goldgruben, die man erſt in neuerer Zeit auf der aſiatiſchen Seite des Ural bei Tomsk entdeckt hat. Die Gier nach Gold durchbricht auch hier, wie in Californien, alle Schranken der gewohnten Sitte. Trotz des deſpotiſchen Regiments in Rußland kann die Zucht unter den verwilderten Goldgräbern auch hier nicht gehandhabt werden. Der Arbeiter gewinnt zu viel, vergeudet dann den Gewinn und übt in der Trunkenheit alle Laſter.*)

Von höchſter Bedeutung für die Zukunft des öſtlichen Aſien war die Beſitznahme des Amurlandes durch die Ruſſen. Der Gouverneur Oſtſibiriens Murawiew machte dieſe unblutige Erobe-

*) Sehr intereſſant ſind in dieſer Beziehung die Schilderungen des Engländers Hill, der vor wenigen Jahren Sibirien bereiste. In Tomsk unter anderem war er bei einem reichen Goldgrubenbeſitzer zu Tiſch, der eben für ſeine Kinder einen deutſchen Hofmeiſter angenommen hatte. Dieſer junge Deutſche erklärte ziemlich naiv, man könne auch mit wenig glücklich ſeyn. Da frug ihn der Hausherr: nun, wieviel würden Sie denn brauchen, um ſich Ihr Leben lang ganz und vollkommen glücklich zu fühlen? Scherzweiſe antwortete der Hofmeiſter: ein Pud Gold. Der Hausherr aber lachte: wenn es nicht mehr iſt! und ſchenkte ihm das Pud Gold (40 Pfund).

rung einzig durch die ihm inwohnende Klugheit und Rührigkeit. China, damals durch die Weſtmächte gedrängt, hoffte Schutz von Rußland und trat das ohnehin faſt gar nicht bewohnte Land zwiſchen dem Fluß Amur und dem Meere von der Caſtriebai ſüdwärts nach der Niederlaſſung Conſtantinowski im Vertrage von Aigun am 28. Mai 1858 freiwillig an Rußland ab. Murawiew erhielt davon den Ehrennamen Amurski. Die Hauptſtadt des neuerworbenen Landes aber iſt das ſchon 1852 von Murawiew gegründete Nicolajef. Die Zeitungen berichteten wiederholt, vielleicht mit Uebertreibung, vom raſchen Aufſchwung des Welthandels am Amur. Im Jahr 1858 hätten dieſen Strom bereits 29 Dampfſchiffe befahren, in Nicolajef befinde ſich bereits ein amerikaniſches Conſulat. Auf dieſem Fluſſe komme man mit Dampfſchiffen ſo tief ins Land, daß nur noch ein kurzer Landweg von 180 Werſt bis Irkutzk übrig bleibe. Somit werde bald aller Einfuhr- und Ausfuhrhandel Sibiriens, der bisher den weiten Landweg nach Moskau einſchlagen mußte, den Seeweg über Nicolajewski nehmen.

Auch die ruſſiſch-amerikaniſche Geſellſchaft erhielt vom Kaiſer die ausgedehnteſten Monopole über Schifffahrt, Handel, Jagd und Fiſchfang in den Gewäſſern von Kamtſchatka. Ruſſiſche Colonien blühten zu Petropaulowsk, Ochotzk, Sitka. Erſtere Stadt war ſtark befeſtigt. Aber die Ruſſen verfuhren hier ſo barbariſch, wie in Sibirien, ſo daß auch hier die alten eingebornen Stämme verkümmerten. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts iſt die Bevölkerung von Kamtſchatka auf den 15. Theil geſchmolzen, die der aleutiſchen Inſeln am Ausſterben. Der Ruſſe Schelikof, der hier commandirte, ließ einmal eine Anzahl Aleuten hinter einander ſtellen, um zu verſuchen, durch wie viele Köpfe eine einzige Flintenkugel hindurchgehen könne? *)

Wenn die ungeheure Ausdehnung der ruſſiſchen Macht allen andern Mächten Furcht einzuflößen geeignet iſt, ſo darf man doch

*) Allg. Zeitung 1856 Nr. 2.

Freiheit und Reichthum gelangen, konnte es ſeine Selbſtſtändigkeit bewahren, und politiſches Uebergewicht über minder cultivirte Nachbarn behaupten. Statt fremder Manufakturwaaren hätte es, wie einſt England, als es mit Polen auf gleicher Stufe der Cultur ſtand, fremde Manufakturiſten und Manufaktur-Capitale einführen ſollen. Aber ſeine Edelleute liebten es, die ſaure und dürftige Frucht der Sklavenarbeit nach den auswärtigen Märkten zu ſenden, und in den prächtigen und wohlfeilen Stoffen des Auslands einherzugehen. Ihre Nachkommen mögen nun die Frage beantworten: ob einer Nation zu rathen ſey, die wohlfeileren und ſchöneren Fabrikate des Auslands den theurern und ſchlechtern des Inlands vorzuziehen? Ihr Schickſal mag der Adel anderer Länder ſich vor Augen ſtellen, ſo oft er vom Feudalkitzel geſtochen wird; er mag dann ſeine Blicke nach England wenden, um ſich darüber zu belehren, was eine erſtarkte Manufakturkraft, ein freier Bürgerſtand und reiche Städte den großen Güterbeſitzern werth ſeyen.

J. B. Say, obwohl ſeine Werke bedeutend jünger ſind, als die Theilung Polens, konnte Montesquieu ſo wenig begreifen, daß er das allegirte Capitel als Beweis anführt, wie unverſtändig der große Denker über Gegenſtände der politiſchen Oekonomie geurtheilt habe. Kein Wunder. Eine Schule, welche die Natur des Nationalverbands gänzlich igneriren, und dagegen eine Welt-Republik fingiren muß, welche nirgends die produktiven Kräfte der Nationen, noch viel weniger ihre politiſche Macht und den Werth ihrer Selbſtſtändigkeit berückſichtigen darf, um die rein materielle Tauſchwerths-Theorie auf den freien Weltverkehr anwenden zu können — eine ſolche Schule kann ſich nicht darum kümmern, ob Nationen durch Befolgung ihrer Theorie aufkommen oder zu Grunde gehen; die geſammte Menſchheit, nicht die einzelnen Nationen im Auge, recuſirt ſie die Politik; dem todten Reichthum ausſchließlich ſind ihre Forſchungen gewidmet.

Leider werden die Lehren der Geſchichte ſelten verſtanden und noch ſeltener benutzt. Wenn man geleſen hat, was wir in dem nachſtehenden Aufſatz über den franzöſiſch-engliſchen Handelsvertrag von 1786 geſagt haben, ſo wird man beurtheilen können, welche Wirkungen dieſer Vertrag auf die franzöſiſchen Zuſtände gehabt haben muß, und welcher Antheil an der franzöſiſchen Revolution demnach auf die Rechnung Englands zu ſetzen iſt —

nicht vergessen, daß der Koloß in der That auf thönernen Füßen steht. Die Bauernfrage, weit entfernt auf eine befriedigende Weise gelöst zu seyn, verwickelt sich auf gefährliche Art, und die Finanzen des Reichs befinden sich, trotz des äußern Glanzes, in sehr übler Lage. Das Danaidenfaß ist hier noch durchlöcherter, als in Oesterreich. Ein russischer Großer, der vom Selbstmord Cynattens und Bruks hörte, rief aus: Wie nobel ist dieses Oesterreich, wo Leute, die den Staat betrogen haben, sich den Hals abschneiden. Bei uns, wo alles betrügt, denkt keiner, daß es eine Schande sey.

Siebentes Buch.

Die muhamedaniſche Welt.

Das Weltreich der Chalifen iſt längſt zerfallen, allein noch ſeine Bruchtheile waren viele Jahrhunderte hindurch erobernde und mächtige Reiche, das der türkiſchen Sultane, der perſiſchen Schahs und der indiſchen Moguls. Erſt im vorigen Jahrhundert fielen ſie alle in Schwäche und verlor der Islam in Aſien die alte Spannkraft eben ſo, wie das Chriſtenthum in Europa. Während aber in Europa der Staat an Stärke gewonnen, was die Kirche verlor, und die Kirche ſelbſt jetzt wieder erſtarkt iſt, zerfiel in Aſien der Staat mit der Kirche zugleich und beide ſcheinen ſich nicht mehr erheben und verjüngen zu ſollen.

Mißkennen wir nicht, daß ſich darin ein göttliches Gericht offenbart, denn der Islam iſt nicht in der Wahrheit gegründet, und welche rühmlichen Eigenſchaften ihm auch inwohnen, ſo kann er doch den Charakter des falſchen Prophetenthums nicht verleugnen. Der Fanatismus, den er den Völkern einpflanzt, bedingt nicht nur deren Todesverachtung im Kriege, ſondern auch deren Stumpfſinn im Ueben und Dulden des Despotismus. Der Muſelmann kann nur Herr oder Sklave ſeyn. Seine Vorſtellungen von der andern Welt ſind grobſinnlich, ſein Glauben bannt den Geiſt in's Fleiſch, anſtatt ihn von demſelben zu befreien. Da

iſt kein Fortſchritt möglich weder im ſtaatlichen Leben, noch im Geiſte.

Daher in allen muhamedaniſchen Reichen die ſtete Wiederkehr von rohen räuberiſchen Völkern, die in unbändiger Kriegsluſt alles vor ſich niederwerfen, die ſodann despotiſche Reiche und Throne von feenhaftem Glanze und mit allen Wollüſten der Erde umgeben gründen, deren Beherrſcher aber verweichlichen und durch Mord weggerafft werden, um einem Emporkömmling Platz zu machen, während die Provinzen unbarmherzig von Statthaltern ausgeſogen werden, einzelne kecke Räuber- und Gebirgsvölker ausgenommen, die ſich durch beſtändige Rebellionen unabhängig zu erhalten wiſſen. Daher aber auch das allmählige Verkommen der muhamedaniſchen Reiche und das Hereinbrechen der chriſtlichen Eroberung oder wenigſtens des chriſtlichen Einfluſſes an faſt allen ihren Grenzen, dem ſie zwar einen hartnäckigen, nie aber auf die Dauer erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen. Alle Verſuche durch eine Reform des Islam, durch eine Wiedergeburt ſeines urſprünglichen Geiſtes alle ſeine Gläubigen wieder zu vereinigen und zu einem gemeinſamen Widerſtand gegen die Chriſten zu ermuthigen, ſind mißlungen und werden auch künftig mißlingen, weil in der Lehre des falſchen Propheten keine zwingende Nothwendigkeit liegt, welche die Begeiſterung allgemein und unwiderſtehlich machen müßte. Die Wechabiten ſahen ihre Reform ſcheitern an der Ueppigkeit und Corruption des Despotismus; die Schwärmer für den Islam, die hie und da, wo das Chriſtenthum ſiegreich vordringt, einen heiligen Krieg entflammen, ſind alle, wie Schamyl, Abdel Kader ꝛc., vereinzelt geblieben.

Von der Türkei iſt in den früheren Bänden dieſes Werkes ſchon oft die Rede geweſen, da ſie ſich nicht nur mit Rußland und Oeſterreich, ſondern auch mit den Seemächten nahe berührt. Wir haben bereits die Türkenkriege des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts geſchildert, deren Ergebniß iſt, daß die Pforte nach außen hin nicht mehr ſtark genug ſey, ſich allein Rußlands erweh-

ren zu können, seine Stütze gegen dessen Uebermacht bei den übrigen christlichen Mächten suchen muß, und daß sie, unfähig mit dem alttürkischen System den Stoß der europäischen Cultur auszuhalten, sich zu Reformen bequemt hat, die mit dem Islam nicht mehr vereinbar sind. Der Schutz, welcher ihr durch den Pariser Frieden von 1856 zu Theil geworden ist, erscheint nur als ein Aufschub, nicht als eine Besiegung der ihr drohenden Gefahr. Sie hat sich im Frieden bequemt, den Christen Concessionen zu machen, welche dennoch unausführbar bleiben, so lange Christen unter Muhamedanern leben müssen. Die Christen fühlen sich stark durch die Sympathie mit Rußland und Rußland wartet nur den günstigen Augenblick ab, um für sie einzuschreiten.

Am kläglichsten war die Lage der Christen in Bosnien und der Herzegowina. Denn hier wurde trotz des Hatti-Humajum von 1856, welcher die Christen den Muhamedanern rechtlich gleichstellte, die alte Tyrannei der letztern über die erstern in vollem Maaße fortgeübt. Der zur griechischen Kirche gehörige gemeine Bosnier unterlag doppelter Quälerei durch die Steuerpächter des Sultans (Sakupnik) und durch die muhamedanischen Grundherrn (Agas und Spahis), denen er das Drittel (Tretschina) alles Felderertrags zahlen mußte; weigerte er sich aber zu zahlen, oder konnte er nicht, so wurde er auf's härteste mißhandelt. Der Unmuth darüber veranlaßte am 2. Jan. 1858 eine große Volksversammlung in der Herzegowina und die Bildung zweier streitbarer Bauernhaufen unter Tukanowitsch und Matanowitsch, welche mit Montenegrinern verbunden, am 4. die Türken schlugen. Zugleich schickten sie Deputationen nach Wien und Constantinopel und baten um Schutz. Der Sultan soll ihnen gütig geantwortet und die Tretschina aufgehoben haben. Allein da sie die Waffen, aus Furcht vor ihren grausamen Herren, nicht niederlegen wollten, erlitten sie durch die Paschas von Bosna Serai und Mostar in einer zweitägigen Schlacht bei Türkisch-Kastanizza eine blutige Niederlage, am 21. und 22. Juli. Die Grausamkeit aber, mit der Reschid

Bey nachher wieder bei der Eintreibung der Tretſchina verfuhr, reizte die Bosnier, dieſen Böſewicht am 6. Oct. zu ermorden und es brach ein neuer Aufſtand aus, welcher wieder unterdrückt wurde. Die türkiſchen Paſchas halten hier immer mit den muhamedaniſchen Grundherrn zuſammen und ſind in Waffen den rohen Bauernhaufen überlegen. Die Befehle des Sultans ſind daher hier eben ſo illuſoriſch wie die diplomatiſche Intervention der Mächte. Hier kann nicht eher geholfen werden, bis die muhamedaniſchen Grundherrn chriſtianiſirt oder vertrieben ſind.

Wenn man die Leiden dieſer chriſtlichen Nachbarn betrachtet, kann man den ſtolzen Montenegrinern ihren Haß gegen die Türken nicht verdenken. Sicher in ihren Bergen, genoſſen ſie zugleich den Schutz Rußlands und Oeſterreichs. Ihr Fürſt Danilo ließ im Kirchengebet für den Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland beten, als ob er ein ruſſiſcher Unterthan wäre, trug hohe ruſſiſche Orden und machte 1857 eine Reiſe nach Paris, um ſich auch mit Napoleon III. zu verſtändigen. Obgleich nun aber Frankreich die Souverainetät der Pforte über Montenegro feſthielt, benutzte Danilo doch die ſtrittige Grenzabmarkung, um räuberiſch in's türkiſche Gebiet einzufallen. Schon am 11. Juli 1856 machten die Montenegriner einen ſolchen Einfall und mordeten alle Einwohner des Dorfes Kuzi; am 11. Mai 1858 verbrannten ſie das türkiſche Grabowo und die Türken ſollten ſich nicht einmal wehren dürfen. Zwei franzöſiſche Fregatten erſchienen drohend an den Küſten. Als jedoch die Montenegriner abermals ihre türkiſchen Nachbarn überfielen wurden ſie am 24. Juli bei Veri von den Türken zurückgeſchlagen. Dafür rächten ſie ſich zwei Tage ſpäter durch nächtlichen Ueberfall von Kolatſchini, wo ſie 500 Männer, Weiber und Kinder abſchlachteten und alle Häuſer in Aſche legten. Die glänzende Feier des Napoleonsfeſtes in den ſchwarzen Bergen verkündete ſodann, daß Frankreich (und Rußland) die Montenegriner in Schutz genommen, und die Türken wagten wirklich nicht, Rache zu nehmen.

In Serbien regierte der dem Sultan treue und Oesterreich befreundete, aber schwache Sohn Kara Georgs, Alexander, unter dem übeln Einfluß seiner Gemahlin und der Familie derselben, der Nenadowitschen, sowie des Wutsitsch und des Minister Garaschanin. Der letztere galt als russisch-französischer Agent, von Wutsitsch hieß es, er stehe an der Spitze einer nationalen Partei, sey aber der Nenadowitschen Feind gewesen. Genug, diese Männer hetzten das Land auf, veranlaßten die Einberufung einer Landesversammlung (Skuptschina) und erwirkten durch dieselbe die förmliche Absetzung Alexanders, am 22. Dez. 1858. Ein Versuch den letztern zu schützen, mißlang. Er mußte abtreten und seinen Platz dem alten Milosch Obrenowitsch abtreten, der schon in Odessa auf dieses Ereigniß gelauert hatte und nun schnell herbei kam. Oesterreich war durch diesen Wechsel der Dinge sehr unangenehm berührt und damit durch die serbische Bewegung in der Stadt Belgrad nicht etwa die Festung, die sich in den Händen der Türken befand, überrumpelt würde, befahl es dem Commandanten des nahen Semlin, dem Pascha von Belgrad nöthigenfalls Hülfe zu leisten. Das wurde von Frankreich sehr übel genommen und trug mit zu dem Oesterreich feindlichen Neujahrsgruß Napoleons III. und zu dem schnellen Ausbruch des Kriegs von 1859 bei.

Eben so wie Montenegro und Serbien kamen auch wieder die beiden Donaufürstenthümer unter den russischen Einfluß. Denn Frankreich arbeitete eifrig mit Rußland dahin, die Moldau und Wallachei zu einem rumänischen Gesammtstaat zu vereinigen. Davon ist schon oben ausführlich die Rede gewesen. Im Jahr 1859, als Oesterreich in Italien schwer bedrängt war und Kossuth und Klapka schon bei der Hand waren, um Ungarn zu insurgiren, falls Napoleon III. bis Venedig vorgedrungen wäre, waren auch schon Danilo, Milosch und der für die Moldau und Wallachei gemeinschaftlich gewählte Fürst Couza bereit, eine Diversion zu Gunsten Frankreichs und Rußlands gegen Oesterreich und die Türkei zu machen. Diese Verbindung erhielt sich auch noch später und

nahm einen Glaubens- und Racekrieg in der Türkei in Ausſicht, der auch mit dem Chriſtenmorden in Syrien 1860 zu beginnen ſchien. Danilo wurde durch Mörderhand plötzlich aus dem Kleeblatt herausgeriſſen, am 13. Aug. 1860, ihm aber folgte Nikizza, der für noch fanatiſcher galt.

In Conſtantinopel ſelbſt blieb der Sultan umringt von den Intriguen und Zumuthungen theils Rußlands, theils der Weſtmächte. Geraume Zeit war dort der engliſche Geſandte, Lord Redcliffe das Factotum, und Redſchid Paſcha, der gebildete und geiſtreiche Eidam des Sultans, der paſſendſte Vermittler, der aber 1858 plötzlich ſtarb. Der Sultan ſelbſt beſaß in der Zeit der Noth, als ſein Thron und der Fortbeſtand des Islam immer mehr bedroht wurden, keine ſittliche Energie und raffte ſich aus den Vergnügungen ſeines Harems niemals recht auf. Man hörte von den ungeheuerſten Verſchwendungen ſeiner Damen, weshalb dem Kislaraga der Prozeß gemacht werden mußte, im Sommer 1858. Im folgenden Frühjahr erſchien zu Conſtantinopel der ruſſiſche Großfürſt Conſtantin, Bruder des Kaiſers. Dieſer Herr, mit deſſen Namen ſchon der Anſpruch auf den Beſitz von Conſtantinopel geboren war, hatte ſich mit einer ruſſiſchen Flotte ſtolz im Mittelmeer gezeigt, um zu beweiſen, daß Rußland trotz der Niederlagen von 1856 noch mächtig zur See wie zu Lande ſey, hatte den Hafen von Villafranca gekauft, dann das h. Grab in Jeruſalem mit einem Gefolge von 3000 Offizieren und Seeleuten beſucht und kam nun auch, den armen Sultan zu beſuchen, der ihn mit großem Glanz empfing, am 26. Mai 1859. Während des großen Diners im Serail, zog ein ſchweres Gewitter über Stambul und als der Sultan eben dem Großfürſten die Hand reichte, ſchlug der Blitz an einem Blitzableiter des Schloſſes mit ſo furchtbarem Krachen herunter, daß der Sultan erſchrocken zurückfuhr. Noch im Laufe des Jahres wurde der verdiente Großvezier Ali Paſcha durch eine ruſſiſche Intrigue geſtürzt und Mehemed Köpößlü, ein Anhänger Rußlands, trat an

ſeine Stelle. Wie es hieß, hatte eine wunderſchöne Tſcherkeſſin, die im ruſſiſchen Solde ſtand, den Sultan bezaubert.

Die alttürkiſche Partei ſah dieſem Unweſen nicht ganz geduldig zu. Im September 1859 wurde eine Verſchwörung derſelben entdeckt und raſch unterdrückt. Der fromme und fanatiſche Scheik Bagdadis wollte in Verbindung mit dem General Huſſein Paſcha und vielen andern Beamten und Offizieren eine ſittliche Reform, wie ſie wahrlich der Türkei nöthig war, durchſetzen, die Verſchwendungen des Hofes und der Großen, und die zu hohen Beſoldungen abſchaffen, beſſer für die Armen und das Volk ſorgen ꝛc. Aber ihr Plan kam gar nicht zur Ausführung. — In neuſter Zeit hat die Pforte eine Bewegung der Chriſten in Rumelien und Bulgarien zur römiſchen Kirche hin begünſtigt. Sie hätte das ſchon längſt thun ſollen, um ihre chriſtlichen Unterthanen der ruſſiſchen Verführung weniger zugänglich zu machen. In der Gegend von Seres haben ſich 20,000 Seelen von der griechiſchen zur römiſchen Kirche bekehrt (nach öſterreichiſchen Zeitungen von 1860).

Außerhalb der europäiſchen Türkei beherrſcht der Sultan noch Kleinaſien bis nordoſtwärts nach Armenien unter dem Kaukaſus, und ſüdwärts durch Syrien und Paläſtina, durch Kurdiſtan bis zum perſiſchen Golf ſüdweſtwärts; allein man vergliche ihn in Bezug auf dieſe Provinzen mit dem Bettler, dem, wenn er oben ein Loch in ſeinem Rock geflickt hat, ſchon wieder ein anderes reißt. Denn entweder die Paſchas oder die halbwilden Völkerſtämme empörten ſich ſehr häufig und wenn es ihnen auch nicht gelang, ſich auch nur ſo weit unabhängig zu machen, wie der Paſcha von Aegypten und die Wechabiten, ſo blieben ſie doch unzuverläßig und ſchadeten dem Sultan hauptſächlich dadurch, daß ſie ſich nicht an die Reformen gewöhnen wollten. Paskiewitſch würde der großen Türkenheere in Kleinaſien nicht Meiſter geworden ſeyn, wenn ſie nicht nach alttürkiſcher Art bloße Baſchibozuks geweſen wären.

Ein Hauptheerd der Unruhen war immer Syrien. Hier ſtanden die Religionen im ſchroffſten Gegenſatz. Nirgends gab es

fanatiſchere Muſelmänner, als in Damascus und Aleppo, daneben aber gab es eben ſo eifrige Chriſtengemeinden in verſchiedenen Secten und noch eine Anzahl höchſt merkwürdiger muhamedaniſcher Secten, in denen noch altheidniſche Erinnerungen fortlebten. Der muſelmänniſche Fanatismus offenbarte ſich am häufigſten und ſchrecklichſten in wiederholten Chriſten- und Judenmorden zu Damascus. Zu Aleppo wurden noch 1850 Chriſten ermordet und ihre Häuſer zerſtört. Im Jahr 1856 ging durch das ganze Gebiet des Islam eine Zornwolke gegen die Chriſten und der Haß machte ſich in Morden zu Damascus, Maraſch und Nablus Luft. Allein die Rückſicht, welche der Sultan auf die chriſtlichen Mächte nehmen mußte, dämpfte ſolche Unruhen immer ſchnell.

Die blutigſten Glaubenskriege lieferten ſich im Gebirge Libanon die Druſen und die chriſtliche Secte der Maroniten, beides ungemein tapfere Kriegerſtämme. Die Druſen*) ſtammen ſchon aus dem 8. Jahrhundert, wo ihr Prophet Hamſi, ein Perſer, ihnen mit muhamedaniſchen Begriffen vermiſcht die altheidniſche Lehre der Seelenwanderung beibrachte. Die Maroniten ſind Ueberreſte der alten chriſtlichen Monotheleten und nennen ſich nach ihrem Stifter, dem Prieſter Maro. Als Nachbarn leben ſie in immer wiederkehrendem Streit mit den Druſen. — Neben dieſen Secten finden ſich in Syrien noch Mutualis, welche die nahe Ankunft des muhamedaniſchen Meſſias erwarten;**) Naſſeirier, die auch noch

*) Der Name bedeutet Lehre oder Weisheit und ſcheint von einem der erſten Häupter der Secte herzurühren, welcher ſich Ben Jömael el Dares nannte.

**) Viel Aufſehen machte in den 30er und 40er Jahren eine Lady Eſther Stanhope, die ſich erſt im Kloſter Mar-Elias am Libanon niederließ, dann ſich auf einem ſteilen Felſen das groteske Schloß Dair-Dſchuhn erbaute und die Ankunft des Meſſias erwartete, für den ſie bereits ein Meſſiaspferd bereit hielt. Durch große Wohlthaten, die ſie in der Gegend ſpendete, verſchaffte ſie ſich einen Anhang und ſchreckte andere durch den

an die Seelenwanderung glauben und ihre letzte Erlösung von Muhameds Tochter, der schönen Fatime, erwarten; Ismaeliten, die von den alten Assassinen abstammen sollen und denen man allerlei Religionsgreuel zuschreibt; Jesiden, in denen der altpersische Dualismus des die Welt beherrschenden guten und bösen Princips fortlebt.

Zwischen Maroniten und Drusen entbrannte 1845 ein blutiger Kampf, der sich noch schrecklicher 1860 wiederholen und über ganz Syrien verbreiten sollte. Man glaubte, Frankreich habe die Maroniten aufgereizt, um eine Gelegenheit zu finden, sich wieder in die orientalischen Dinge einzumischen. Kinglake sagte im englischen Parlament, die Maroniten, welche den Streit angefangen, seyen mit französischen Gewehren versehen gewesen. Indeß erklärte sich der wilde Fanatismus, den die Muhamedaner bei diesem Anlaß offenbarten, auch aus ihrem immer mehr überhandnehmenden Ingrimm über die Erfolge der christlichen Großmächte und über die Ohnmacht und die Reformsucht der Pforte. Man darf nicht vergessen, daß gerade damals hunderttausende von Tataren aus der Krimm und Tscherkessen aus dem Kaukasus, der russischen Tyrannei ausweichend, zerlumpt und verhungert in den türkischen Häfen und Grenzstädten ankamen. Fürst Gortschakof erließ schon am 23. April ein Rundschreiben an die Mächte, worin er sie auf die Leiden der Christen in der Türkei aufmerksam machte und dringend die Durchführung ihrer von der hohen Pforte längst versprochenen Emancipation verlangte. Frankreich stimmte zu, nur England, Oesterreich und Preußen glaubten, die Sache ganz in die Hand des Sultans legen zu müssen. Dieser schickte nun mit vieler Ostentation den Großvezier Kiprisli Mehemed Pascha in die nördlichen Provinzen, um die

---

Anblick eines gräßlichen Henkers ab, den sie in ihre Dienste genommen hatte, nachdem er schon 2000 Männer und Weiber hingerichtet hatte. Als sie kein Geld mehr hatte und ihr Palmerston, dem sie grobe Briefe schrieb, auch die Pension strich, machte sie Bankerot.

desselben Englands, das diese Revolution in der Folge zwanzig Jahre lang bekämpfte. Gleichwohl hat kein Geschichtschreiber jenes Vertrags als einer mitwirkenden Ursache der französischen Revolution Erwähnung gethan.

Eben so falsch werden die Ursachen der amerikanischen Revolution beurtheilt. Es war nicht blos die unbedeutende Theetaxe, auch nicht die Verweigerung des Steuerverwilligungsrechts, sondern die Gewerbssklaverei überhaupt, in welcher die Nordamerikaner von England gehalten wurden, was sie vorzüglich gegen das Mutterland erbitterte. Es war der fühlbare Mangel an einer kräftigen Handelspolitik, was die Union vorzüglich vermochte, in der Folge ihr Nationalband fester zu knüpfen.

Auch die neueren Vorgänge am St. Laurenz und am Erie-See können nicht verstanden werden ohne Kenntniß der neuesten Geschichte der Handelspolitik von England und Nord-Amerika. Als die Vereinigten Staaten, genöthigt durch die englischen Normgesetze, im Jahr 1828 ihren Tarif bedeutend erhöhten, meinte Herr Huskisson im englischen Parliament, die Wirkungen dieses Tarifs dürften wohl durch ein an der canadischen Grenze zu organisirendes großartiges Schmuggelsystem bedeutende Milderung erleiden. Hr. Huskisson hat richtig gemeint. Aber seitdem betrachten die Fabrikanten der nördlichen und mittleren Staaten die Vereinigung aller englisch-nordamerikanischen Provinzen mit Nord-Amerika als die Grundbedingung eines tüchtigen amerikanischen Douanen-Systems. Hieraus muß man sich großen Theils die allgemeine Theilnahme an der canadischen Revolution erklären, die sich neuerlich in den nördlichen Grenzstaaten kund gibt. Das nordamerikanische Manufakturinteresse erwirbt sich durch diese Vereinigung nicht nur ein wirksameres Douanensystem, sondern auch einen neuen bedeutenden Markt für seine Fabrikate, und, was noch mehr ist, eine Vermehrung der Anzahl der Nichtsklaven-Staaten, folglich ein Uebergewicht seiner Interessen im Congreß. Letzteres ist der Grund, warum die Sklaven-Staaten und die executive Gewalt der Union dieser Vereinigung zuwider sind. Da aber diese executive Gewalt, einer Majorität des Volkes so vieler Staaten gegenüber, vollkommen machtlos dasteht, so wird in Canada die Natur der Dinge ihren Lauf haben; es wird früh oder spät den neueren Colonien Englands in Nordamerika gelingen,

Lage der Chriſten zu prüfen. Das hielt aber den Fanatismus im Süden nicht auf. Schon am 29. Mai ſah man von Beyrut aus bei Nacht den Brand chriſtlicher Dörfer im Libanon. Die Druſen hatten ſich zum Morde aller Chriſten zuſammengeſchaart und fanden an den Beduinen im Hauran blut- und raubgierige Geſellen unter dem greulichen Schech Ismael el Attraſch. Churſchid Paſcha in Beyrut that nichts, um die Chriſten zu retten. Taher Paſcha, den er ihnen mit nur wenigen Truppen ſchickte, machte ihnen Verſprechungen und ermahnte ſie zur Ruhe, ſo daß ſie um ſo wehrloſer den Druſen Preis gegeben waren. Denn in allen volkreichen Chriſtenorten wiederholten dieſe das treuloſe Spiel, den Chriſten bei Tage Frieden zu verſichern und ſie dann bei Nacht zu überfallen und in Maſſen zu ermorden, die Weiber zu entehren, die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Dieſes ſchreckliche Loos erlitten alle Chriſtendörfer im Umkreiſe von Beyrut, vornehmlich die reichbevölkerten Orte Der el Kammar, Raſcheya, Hasbeya und die Stadt Saida (das alte phönicieſche Sidon). Alles chriſtliche Landvolk, was in dieſe Stadt floh, wurde erſt dort ermordet, wobei die türkiſchen Soldaten zuſahen. Das Morden dauerte Wochen lang. Schon zählte man 10—15,000 Chriſtenleichen, als der Sturm erſt in der ſyriſchen Hauptſtadt Damascus losbrach, am 9. Juli. Dahin war Abdel Kader gezogen, nachdem er aus Bruſſa durch das große Erdbeben vertrieben worden war. Seinem Edelmuth und ſeiner Thatkraft gelang es, über 2000 Chriſten zu retten, aber 3000 andere wurden vom wüthenden Volk, dem auch die türkiſchen Soldaten halfen, auf die gräßlichſte Weiſe abgeſchlachtet. Achmed Paſcha, Gouverneur von Damascus wollte, oder konnte auch vielleicht die Ordnung nicht erhalten, weil ſeine Truppen ſeit zehn Monaten keinen Sold bekommen hatten.

Der Schutz und die Rache des chriſtlichen Europa konnte nicht ausbleiben. Frankreich rüſtete auf der Stelle eine Expedition gegen Syrien, und Rußland behielt ſich vor, wenn dieſe erfolge, auch

ſeinerſeits zur Rettung der Chriſten einſchreiten zu wollen. In aller Eile wurde nun den armen Maroniten ein Frieden mit den Druſen dictirt, damit England ſagen konnte, die Ruhe ſey ja hergeſtellt und eine Expedition gar nicht mehr nöthig. Am 16. Juli traf Fuad Paſcha mit Truppen in Damascus ein, wo er 70 Chriſtenmörder hängen, 110 erſchießen und 3000 compromittirte Einwohner unter die Soldaten ſtecken ließ. Auch den Achmed Bey, der in Damascus commandirt hatte, ließ er erſchießen. Es lag ihm alles daran, den Chriſten Genugthuung zu geben und die Einmiſchung der franzöſiſchen Truppen unnöthig zu machen. Allein ſein Auftreten erregte tiefe Erbitterung unter den türkiſchen Soldaten, ſo daß er eiligſt Geld von Conſtantinopel verlangte, um ſie durch Soldzahlungen zu befriedigen und zuſammenzuhalten, da viele deſertirten. Die Drohungen der Pforte und der europäiſchen Mächte hinderte nicht, daß Ende Auguſt nicht nur Metzeleien der Chriſten in Balbek und in der Nähe von St. Jean d'Acre vorgefallen wären, und die Angſt der Chriſten im h. Lande war noch immer ſo groß wie die in Syrien und Conſtantinopel ſelbſt, wo eine Verſchwörung der Alttürken noch rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde. Der Sultan gab den chriſtlichen Mächten die heiligſten Verſicherungen, er werde die Ordnung aufrecht erhalten.

Der Eifer Frankreichs wurde durch die übrigen Großmächte, vor allem Englands, gemäßigt. Die Vertreter der fünf Mächte kamen am 3. Auguſt in Paris dahin überein, daß im Namen und Auftrag der geſammten europäiſchen Pentarchie 12,000 Mann, und zwar nur zur Hälfte Franzoſen, nach Syrien abgehen ſollten. Rußland ſammelte ein Armeecorps in Beſſarabien um die Aufregung in der nördlichen Türkei zu überwachen. Der Großvezier konnte in Bosnien und der Herzegowina nichts ausrichten, weil er wie Fuad für ſeine ſchwierigen Truppen keinen Sold hatte. Rußland hielt mit ſcharfen Augen Wacht. Eine Pariſer Brochure (la Syrie et l'alliance Russe) wollte Rußland den Beſitz Conſtantinopels und Preußen eine große Arrondirung in Deutſchland ſichern, wenn

beide Staaten einwilligten, daß Frankreich die Rheinprovinzen nehme. Es ſcheint jedoch, daß Rußland auf dieſen Plan ſo wenig, wie Preußen, eingehen wollte, da es ſich vielmehr Oeſterreich näherte, oder wenigſtens in Wien ſondirte.

An ſeiner nordöſtlichen Grenze hat das kleinaſiatiſche Reich der Türken bedeutend Einbuße gelitten durch die Ruſſen, wie früher ſchon erzählt iſt. In ſüdöſtlicher Richtung war es oft beunruhigt durch Aufſtände der Paſchas von Bagdad und durch Kriege mit den Perſern. Die chriſtlichen Armenier im Norden ſowohl des türkiſchen als perſiſchen Gebiets ſind unter ruſſiſchen Schutz gekommen. Die chriſtlichen Neſtorianer aber in Kurdiſtan erlitten 1846 eine grauſame Verfolgung durch die muhamedaniſchen Kurden, die ihre Kirchen zerſtörten und ſie zu Tauſenden hinſchlachteten, ohne daß eine europäiſche Intervention ſie hätte ſchützen können. Denn die Kurden, ein eben ſo ſchönes, als tapferes, gaſtfreies und hochherziges, aber barbariſches Volk, halb an die Pforte, halb an Perſien vertheilt, gehorchen beiden nicht.

In dieſem kurdiſchen Gebirge, nicht weit von Moſul, entdeckten der Franzoſe Botta und der Engländer Layard 1839 die bisher unbekannt gebliebenen Ruinen der großen Stadt Ninive am Tigris und Layard brachte höchſt merkwürdige Sculpturen von da nach England.

Das perſiſche Reich, welches eigentlich berufen wäre, mit der Türkei vereinigt Rußland zu widerſtehen, hält doch nie mit ihr zuſammen. Beide ſind feindliche Länder, wie Oeſterreich und Preußen. Obgleich die Perſer wie die Türken Muhamedaner ſind und von derſelben edeln tatariſchen Abſtammung, ſo trennen ſie ſich doch nach der Confeſſion, die Perſer als Sunniten (ſ. g. von der Sunna, ihrem Religionsbuch), die Türken als Schiiten (ſ. g. als Ketzer), und nicht nur ihre Dynaſtien, ſondern auch die Völkerſchaften haſſen und befehden ſich ohne irgend eine Ueberlegung des gemeinſamen Intereſſes, welches ſie verbinden ſollte.

Für Perſien und ſeine nächſten Nachbarn war, wie ſchon

Theil I. 77 kurz bemerkt wurde, der Tod des großen Eroberers Nadir Schah im Jahr 1747 ein Wendepunct, wie faſt gleichzeitig für das mittlere Europa der Tod des letzten Habsburgers im J. 1740. Indem nämlich das Reich Nadir Schahs zerfiel, bildeten ſich aus ſeinen Trümmern die noch heute zwiſchen der Türkei und Oſtindien beſtehenden Staaten. Nadir wurde am 7. Juni 1747 ſammt 17 Söhnen ermordet, nur ſein 13jähriger Sohn Schahroch blieb übrig, wurde aber geblendet, und fünf Generale nach einander uſurpirten die Herrſchaft, einer den andern verdrängend, bis ſich das Reich nach ſeinen Hauptvölkerbeſtandtheilen trennte. Im Südoſten gründeten die Abdalli das neue Afghanenreich, im Nordoſten die türkiſchen Kadſcharen das neue Perſerreich. Der Kadſchare Muhamed Haſan unterlag zwar dem Kerim, einem Uſurpator in Schiras, aber ſein entmannter Sohn, Aga Muhamed, behauptetete ſich auf dem Thron und ließ zum Ueberfluß 1795 auch den noch lebenden Schahroch umbringen, wurde jedoch ſelber ermordet. Ihm folgte ſein Neffe Feth Ali, welcher ſein Reich nach beiden Seiten erobernd ausdehnen wollte, aber in Chorafan auf die Engländer, in Georgien auf die Ruſſen ſtieß und die Klauen bald einziehen mußte. Napoleon hoffte ihn gegen Rußland benutzen zu können und bewog ihn wirklich durch ſeinen Geſandten, Grafen Gardonne, im Jahr 1811 gegen Rußland loszuſchlagen. Allein das perſiſche Heer beſtand nur aus Reiterei und war dem ruſſiſchen Fußvolk und Geſchütz nicht gewachſen. Als die Türkei, welche damals Rußland ebenfalls bekriegte, Frieden machte, mußte ſich auch Perſien 1814 bequemen, im Frieden von Tiflis ſeiner Souverainetät über Dagheſtan, Baku, Mingrelien, Kachetien, Imeretien, Gurien, Abchaſien ꝛc. am caſpiſchen Meer und im öſtlichen Kaukaſus zu entſagen. Nachher war Feth Ali ſo unvernünftig, als die Türkei 1822 den ſchweren Kampf gegen die empörten Griechen zu beſtehen hatte, ihr in den Rücken zu fallen und Bagdad zu belagern, ſein Heer ließ ſich aber von den Türken bei Erzerum ſchlagen.

Der Engländer Fraſer, der 1821 nach Teheran, Feth Ali's

Reſidenz, geſchickt wurde, hat ein ausführliches Gemälde ſeiner Regierung entworfen. Der Schah war ein ſchmutziger Geizhals, der Niemand Gehör gab, der ihm nicht Geſchenke brachte. Leute, von denen er wußte, ſie ſeyen reich, ließ er feſtnehmen, martern oder umbringen, um ſie zu berauben.*) Eben ſo raubten ſeine Beamten. Wo ſeine Steuererheber hinkamen, entleerten ſich die Dörfer von Menſchen, feſte Städte leiſteten ihnen zuweilen bewaffneten Widerſtand. Das Land liegt größtentheils wüſte. Nirgends werden Bäume gepflanzt oder wird für die Nachwelt geſorgt. Die Perſer ſind ſehr höflich und abgeſchliffen, weshalb man ſie die Franzoſen Aſiens nennt, aber verderbt und treulos. Man findet unter ihnen viele Suffies (Philoſophen, Zweifler).

Abbas Mirza, der älteſte Sohn des Schah, ein Mann von Geiſt und Feuer, gab ſich alle Mühe, die perſiſche Armee auf den Fuß der europäiſchen zu bringen, wenigſtens annähernd, unterlag aber in dem Kampf, den er 1826 unvorſichtig unternahm, der Ueberlegenheit der Ruſſen, wie Theil III. S. 170 f. erzählt iſt. Später reiſte Abbas Mirza nach St. Petersburg, um das europäiſche Heerweſen gründlich zu ſtudiren, ſtarb aber bald nach ſeiner Rückkehr 1833 und ein Jahr ſpäter auch ſein Vater. Nun folgte Abbas Mirza's Sohn Muhamed Mirza, der ſich nur durch ein engliſches Hülfscorps unter Lindſay gegen ſeinen Oheim Zilli behaupten konnte. Allein wegen Herat gerieth er ſeit 1837 wieder mit den Engländern in Hader und hielt ſich zu den Ruſſen. Der engliſche Geſandte Mac Neil und der ruſſiſche Graf Simonitſch zerrten den armen Schah hin und her.

Im Reiche der Afghanen hatte ſeit Nadirs Tode die Familie

*) Fraſer erzählt von einem Reichen, der ſich täglich habe prügeln laſſen, um ſich für den Fall abzuhärten, wenn ihn der Schah einmal holen laſſen würde. Das Aergſte, was von Feth Ali geſagt wird, iſt, daß er ſeine Gunſtbezeugungen an reiche Damen „verkaufte“ und ſogar in ſeinen eigenen Harem nur reiche Töchter aufgenommen und ſie nach dem Maaß ihrer Geldopfer bevorzugt habe.

der Durani geherrscht, auch Abdalli genannt von dem großen Achmed Abdallah, der, wie Theil I. S. 138 erzählt ist, öfters in Indien einfiel und die Mahratten schlug. Sein friedliebender Sohn Timur starb 1793 und hinterließ vier Söhne; Humayun, der älteste, wurde vom zweiten Zemon, dieser wieder vom dritten Mahmud geblendet, den aber wieder der vierte Schudschah vertrieb. Mahmud aber kehrte zurück, besiegte seinen Bruder in der Schlacht bei Nimla mit Hülfe seines Vezirs Fatih Khan, wurde ein mächtiger Herrscher und eroberte Kaschmir. Da er aber aus Eifersucht auf Fatih Khan's Ansehen diesen seinen Retter blenden und endlich grausam in Stücke schneiden ließ (1818), waffneten sich dessen tapfre Söhne (aus der Familie der Barekzi), vertrieben Mahmud nach Herat und theilten das Reich unter sich, nachdem sie Schudschah zwar zurückgerufen, aber seines Stolzes wegen wieder entfernt hatten. 1833. Doch als Eyub, Schudschahs jüngster Bruder, sie dringend anflehte, erlaubten sie demselben den Titel des Schah und Oberherrn fortzuführen, während sie selbst die wahre Gewalt unter sich theilten. Der älteste Kohal Dil saß zu Kandahar, der zweite Dost Muhamed zu Kabul, der dritte Sardar Muhamed zu Peschawer, welcher letztere aber den Sikhs unter Sturjet Sinsch, nachdem dieselben auch Kaschmir erobert hatten, tributbar wurde.

Mittlerweile war der Durane Mahmud, der sich nach Herat geflüchtet hatte, 1829 gestorben und sein Sohn Kamram hatte sich daselbst behauptet. Die vielen Theilungen des alten duranischen Reichs aber ließen Rußland eine leichte Eroberung hoffen. Es reizte daher den jungen Schah von Persien durch seinen Gesandten Simonitsch zur Unterwerfung aller afghanischen Reiche, zunächst aber Herats an, in der Hoffnung, dem Vordringen der Engländer von Ostindien her eine Grenze zu setzen, 1838. Zu derselben Zeit und zu demselben Zwecke rüstete Kaiser Nicolaus den Zug gegen Chiwa aus, welcher jedoch mißlang (vgl. Theil V. S. 29). Vergebens strengte der englische Gesandte Mac Niel sich an, den Feldzug gegen Herat zu hintertreiben, der ehrgeizige Schah, Muhamed

Mirza, ließ sich verlocken, mit großer Heeresmacht, wozu Simonitsch Geld und Kanonen geliefert hatte, vor Herat zu ziehen. Hier vertheidigte sich Kamram oder eigentlich sein Vezir Yar Mahmud mit Hülfe englischer Offiziere, namentlich Pottingers, auf's tapferste, obgleich Simonitsch selbst von außen die Belagerung leitete. Endlich aber siegte die russische Intrigue, Dost Muhamed zog mit gegen Herat, um dem duranischen Geschlecht ein Ende zu machen und nun wäre Herat verloren gewesen, wenn nicht Yar Mahmud die Engländer fortgejagt und capitulirt hätte, indem er Herat unter persische Hoheit stellen ließ.

Mac Niel war inzwischen nicht unthätig geblieben, sondern hatte in Calcutta und London Lärm geschlagen. England lag alles daran, die russische Vormundschaft aus Persien und Afghanistan zurückzuweisen. Also wurde ein großer Kriegszug aus Ostindien gegen Afghanistan betrieben, um mit Schudschah die duranische Dynastie herzustellen, ein anderes Heer zur See in den persischen Golf geschickt und zugleich Aden im Süden Arabiens zu einem zweiten Gibraltar gemacht, um das rothe Meer und die Straße von Europa nach Asien zu bewachen. Die Engländer eroberten Kabul und landeten am persischen Ufer im Golf. Da bekam Schah Muhamed Mirza Angst und schickte 1840 den einsichtsvollen Husein Khan als Gesandten nach Wien, Paris und London. In Wien stellte derselbe dem Fürsten Metternich die üble Lage Persiens zwischen den russischen und englischen Drohungen vor und verlangte Schutz von den europäischen Mächten, die es weder mit Rußland, noch England hielten. Allein niemand wollte damals um Persiens willen eine Lanze mit Rußland oder England brechen. Persien wollte aber doch lieber mit dem letztern, als dem erstern gehen und bewilligte im Vertrage vom 28. October 1841 alle Forderungen Englands, große Privilegien der englischen Agenten und Kaufleute in Persien und das Recht, persische Schiffe im Golf zu durchsuchen.

Unter englischem Einfluß nahm der Schach damals viele pol-

niſche Offiziere in ſeine Dienſte, um ſein Heer beſſer organiſiren zu laſſen, mußte ſie jedoch 1844 wieder fortſchicken, weil Rußland ihn ernſtlich bedrohte. Die Verwaltung Perſiens unter dem habgierigen Vezier Hadſchi Mirza Agaſi wurde als wo möglich noch räuberiſcher geſchildert, als die frühere zur Zeit Feth Ali's. Zu allem Elend des Volks kam noch 1846 die verheerende Cholera. Muhamed Mirza ſtarb 1848, worauf ſein Sohn Naſureddin den Thron beſtieg und Hadſchi abſetzte. Gegen den neuen Schah erhob ſich eine von Mullah Sadik geſtiftete altperſiſche Secte, welche die turkomanniſche Kadſcharendynaſtie nicht anerkannte, aber durch zahlreiche Hinrichtungen entkräftet wurde. Im Jahre 1852, in welchem die Sectirer (die Babi genannt) einen Mordanſchlag auf den Schah machten, wurden 400 Babi auf die martervollſte Weiſe umgebracht. Gleiches Schickſal erlitt der Vezier Mirza Taghi, angeblich, weil er dem Schah die Ausſchweifungen ſeiner Mutter verrathen hatte.

Mittlerweile intrigirten Engländer und Ruſſen unaufhörlich gegen einander. In dem Uzbekenſtaat Bochara waren ſchon 1843 die engliſchen Agenten Oberſt Stoddart und Cap. Conolly auf Befehl des dort regierenden Emirs Naſſer Allah ermordet worden, um England das Spioniren zu verleiden. Im Jahr 1853 kämpfte dieſer Emir mit Doſt Muhamed, dem Freund der Engländer, um den Beſitz von Balkh. Die Ruſſen aber unterwarfen damals die usbekiſchen und turkomanniſchen Horden am Aralſee, Graf Waſſel Perowski, dem 1839 der Feldzug gegen Chiwa ſo arg mißrathen war, erfocht während des Donau- und Krimmkriegs bedeutende Erfolge am Aralſee, indem er 1853 Akmetſchet und das obere Flußgebiet des Sir-Darja eroberte, den Khan von Kokand demüthigte, und 1854 endlich auch den Khan von Chiwa unterwarf, zum ruſſiſchen Vaſallen machte und einen ruſſiſchen Geſandten als Proconſul in Chiwa einſetzte. Auch gegen die freien Turkomannen wurde ruſſiſcherſeits ſeit 1851 gekämpft, um die ſämmtlichen Ufer des caſpiſchen Sees frei zu machen, und der Druck, den Rußland

von hier aus gegen Mittelaſien ausübte, bedingte zugleich eine immer wachſende Dampfſchifffahrt auf der Wolga und das Aufblühen des Hafens von Aſtrachan. Der Zug, den der Khan von Chiwa 1855 mit 30,000 Mann gegen Perſien unternahm, war auf ruſſiſchen Antrieb begonnen, der Khan wurde jedoch unterwegs von 86 verwegenen Turkomannen in ſeinem Zelt überfallen und ermordet.

In Herat war Kamram geſtorben. Sein Vezier Yar Muhamed maßte ſich die Herrſchaft an und ſtarb ebenfalls 1851. Aber Kamrams Sohn, Mahomed Said, riß nun die Gewalt an ſich. Da ſuchte ſich Doſt Muhamed, im Einverſtändniß mit England, Herats zu bemächtigen, worauf er als Yars Schwiegerſohn um ſo eher ein Recht anſprach, als Yars Sohn und Nachfolger blödſinnig war. Der Schah von Perſien aber wollte Herat unter ſeiner Hoheit behalten und wurde wieder von Rußland unterſtützt, welches mit 5000 Mann Aſterabad beſetzte, um nöthigenfalls von hier aus den Perſern zu Hülfe zu kommen. Die Perſer nahmen Herat durch Verrath ein am 29. Auguſt 1856, indem ſich ein gewiſſer Yuſſuf gegen den brutalen Muhamed Said empörte. Zum Lohn erhielt dieſer Yuſſuf nun die Herrſchaft in Herat als perſiſcher Vaſall. Der Schah von Perſien aber ſchickte jetzt den engliſchen Geſandten Murray (angeblich wegen der ſchönen Frau eines ſeiner Attachés) von Teheran fort. Doſt Muhamed trachtete, die Perſer wieder aus Herat zu vertreiben, nachdem er am 30. März 1855 ein förmliches Bündniß mit England geſchloſſen hatte. Die Engländer aber ſchickten gleichzeitig wieder ein Landungsheer unter General Outram in den perſiſchen Golf, wo es Buſchir beſetzte und am 8. Februar 1857 eine große perſiſche Armee unter Schah el Mulk bei Khuſchab ſchlug. Aus Vorſicht aber hatte der Schah bereits den klugen Unterhändler Feruk Khan nach Conſtantinopel geſchickt, um dort mit Lord Redcliffe zu unterhandeln und dann nach Paris, und unter Napoleons III. Vermittlung wurde ſchon am 4. März 1857 zu Paris der Friede zwiſchen England und

Perſien geſchloſſen. Perſien verzichtete auf Herat, England aber entſagte dem bisher geübten Protectorat über perſiſche Unterthanen.

War nun auch der Friede wieder hergeſtellt, ſo blieb doch Perſien zwiſchen dem ruſſiſchen und engliſchen Druck wie zwiſchen Hammer und Ambos, während es im Innern immer mehr zerfiel. Im Jahr 1857 meldeten die Zeitungen, im Lande herrſche faſt überall Anarchie, das Volk ſtehe in verſchiedenen Provinzen auf gegen die heilloſen Statthalter und Steuereintreiber, ohne doch Kraft und Einheit genug zu beſitzen, um ein beſſeres Syſtem durchzuſetzen.

Von den muhamedaniſchen Afghanen und andern muhamedaniſchen Stämmen jenſeits des Indus werden wir handeln, wenn von Indien die Rede ſeyn wird. Es genügt hier zu bemerken, daß ſie noch weit weniger im Stande waren, ſich der engliſchen Herrſchaft zu entziehen, wie die tapfern tatariſchen, turkomanniſchen und usbekiſchen Stämme der ruſſiſchen. Die ganze muhamedaniſche Welt wird hier von zwei Seiten her aufgerollt und was wird in hundert Jahren noch von ihr übrig ſeyn?

Arabien, das Stammland des Islam, iſt dem Sultan nur dem Namen nach unterworfen, wirklich aber unter die Häupter der unabhängigen arabiſchen Stämme getheilt. Unter dieſen nimmt der Scherif von Mekka als geiſtliches Oberhaupt im türkiſchen Reiche die erſte Stelle ein. Als Nachkomme Muhameds genießt er das volle Anſehen dieſer Verwandtſchaft und als Herr des großen Wallfahrtsortes Mekka, wohin jährlich aus allen Theilen der muhamedaniſchen Welt Pilger ſtrömen, ein reiches Einkommen. Die Kaaba, das h. Haus des Propheten, im Mittelpunct von Mekka, gilt als das Centrum dieſer Welt des Islam. Dahin wendet ſich jeder Muſelmann beim Gebet, dahin trachtet er wenigſtens einmal im Leben zu kommen. In der Kaaba ſelbſt aber küßt er den ſchwarzen Stein, das größte Heiligthum der Muhamedaner. Der Scherif galt nur als Hoherprieſter der Kaaba und erlangte eine weltliche Gewalt erſt, als die türkiſchen Sultane ihr Anſehen in

was den ältern vorlängſt gelungen iſt, und die Sklaven-Staaten werden durch die Aufnahme von Teras in den Bund das durch die Aufnahme von Canada verletzte Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſtreben.

Venedig iſt groß geworden in der Handelsfreiheit. Wie anders hätte es ſich von einem Schifferdorf zur Königin des Mittelmeers, zur Agentin der Kreuzzüge, zur erſten Handelsmacht des Mittelalters zu erheben, oder die Concurrenz Genua's mit Erfolg zu beſtehen vermocht? Zu Reichthum und Macht gelangt, führte es hohe Zölle und andere Beſchränkungen ein. Man hat dieſe Maßregeln als Haupturſachen ſeines Verfalls denuncirt, aber, wie uns ſcheint, nicht ganz mit Grund. Denn geſetzt auch, was mehr als zweifelhaft iſt, der ſpaniſche und portugieſiſche Unternehmungsgeiſt ſey durch jene Ausſchließungsgeſetze aufgeregt worden, beſaß nicht dieſe Republik zureichende Mittel, um, im Geiſt der Seeherrſcherin unſerer Tage, ihre Flotten auf neue Entdeckungen auszuſenden, oder von andern gemachte Entdeckungen zu ihrem Vortheil auszubeuten? Warum machte ſie davon keinen Gebrauch? Und was war der Grund jener ſtupiden Apathie, welche, pochend auf den ausſchließlichen Beſitz des alten Handelswegs, durch kleinliche Intriguen in Aſien und Afrika zu erzielen hoffte, was blos durch Unternehmungsgeiſt und Tapferkeit zu erreichen ſtand?

Montesquieu beantwortete dieſe Fragen mit zwei Worten: „Dans une nation qui est dans la servitude, on travaille plus à conserver qu'à acquérir, dans une nation libre on travaille plus à acquérir qu'à conserver.“ [1]

Venedig, groß geworden durch die Freiheit, fing in dem Augenblick an zu ſinken, in welchem ſeine Ariſtokratie die öffentliche Freiheit angriff, und als ſie die letzten Reſte der demokratiſchen Energie verſchlungen hatte, trat Verweſung an die Stelle des Lebens. [2] Sicher hätte ein freies Volk, angeführt von einer

---

[1] Esprit des lois, page 198.

[2] „Quand les nobles au lieu de verser leur sang pour la patrie, au lieu d'illustrer l'état par les victoires et de l'agrandir par des conquêtes, n'eurent plus qu'à jouir des honneurs et à se partager des impots, on dut se demander pourquoi il y avait huit ou neuf

den Provinzen überhaupt an die Paſchas oder an die Häuptlinge unabhängiger Stämme verloren und die großen Pilgerkaravanen nicht mehr von einer ſtarken Truppenmacht geleiten ließen. Seitdem wimmelte es auf allen Wegen, welche die Pilger zogen, von Räubern, welche ſie ausplünderten oder ihnen gegen hohen Preis ihr Geleit aufdrangen, beſonders in Arabien und Syrien. Seitdem erlangte aber auch der Scherif von Mekka im ſüdlichen Arabien eine ſelbſtändige Macht, und zwar zuerſt im Jahr 1750 der Scherif Meſaad, dem 1770 Huſſein, ein Gegner Meſaads, folgte, aber von Meſaads Sohn, Serur, 1774 verdrängt und ermordet wurde. Serur regierte weiſe und beſchützte die Pilger, wie den Handel; ihm folgte 1785 ſein Bruder Ghaleb.

Nun aber hatte Abd el Wahab im Jahre 1745, wie ſchon berichtet wurde, die Secte der Wechabiten geſtiftet, welche den ceremoniereichen Tempeldienſt, die Verehrung der Heiligen und auch den weltlichen Prunk der Deſpotie verwarfen und zur republikaniſchen Einfachheit der älteſten Krieger des Islam zurückkehrten. Anfangs waren ſie noch ſchwach und bekämpften nur benachbarte Stämme, unter dem Emir Suhud II. aber beſiegten ſie zum erſtenmal Ghaleb, den Scherif von Mekka, in einer großen Schlacht und plünderten Mekka, 1790. Der Sultan wollte helfen und beauftragte den Suleiman, Paſcha von Bagdad, mit der Unterwerfung der Wechabiten. Allein dieſe gewannen nur immer mehr Zulauf, ſchlugen den Paſcha und entweihten Kerbelah, das h. Grab des Ali, wie vorher Mekka, 1801. Ihre Macht ſtieg damals auf 120,000 Mann und blieb, da ſich ihnen Ghaleb förmlich unterworfen hatte, unerſchüttert bis 1810. In dieſem Jahr nämlich fand es die engliſch-oſtindiſche Compagnie für nöthig, eine Expedition gegen die wechabitiſchen Seeräuber im perſiſchen Golf abzuſchicken, unter Oberſtlieutenant Smith, der ſie auch zu Paaren trieb. Im folgenden Jahre aber zog Mehemet Ali, der mächtige Paſcha von Aegypten, auf Bitten des Sultans gegen die Wechabiten zu Felde, und dieſe, von Ghaleb verrathen und im Rücken

angegriffen, unterlagen. Dennoch wehrten sie sich auf's tapferste, besonders Faisal, Suhuds heldenmüthiger Sohn, und die Amazone Ghalye. Nach Suhuds II. Tode kam aber dessen ältester Sohn Abdallah zur Regierung, welcher sich wieder schlagen ließ und Frieden machte. Als jedoch Mehemet Ali furchtbare Grausamkeiten verübte, *) die Veste der Wechabiten, Derrajeh, zerstören lassen und Abdallah nach Constantinopel schicken wollte, ermannte sich die stolze Secte noch einmal und kämpfte verzweiflungsvoll gegen Mehemet Ali's berühmten Stiefsohn Ibrahim, von 1814 bis 1818. Endlich unterlagen sie, nachdem sie 1815 bei Bassora und 1818 bei El Mauyeh geschlagen und Derrajeh erobert und dort 20,000 Wechabiten erschlagen worden waren. Diese Veste wurde von Ibrahim bis auf den Grund zerstört und der unglückliche Abdallah nach Constantinopel geschleppt und dort enthauptet. Im nächsten Jahre 1819 schickten nun auch wieder die Engländer eine Expedition unter General Grant in den persischen Golf, um dort den wechabitischen Seeräubern vollends den Garaus zu machen. Derselbe zerstörte ihnen wirklich fast alle Schiffe und ihre Raubnester Ras el Keimah und Zelah. Indeß erhielt sich ein guter Theil fanatischer Wechabiten in der Wüste, immer noch angeführt von dem unerschrockenen Faisal, dem Vorbild Abdel Kaders. In Mekka aber behauptete sich der Scherif Tahia, Ghalebs Sohn, unter ägyptischem Schutz.

Aus allen diesen Ereignissen geht hervor, daß auch der bessere Geist in der muhamedanischen Welt nicht stark genug war, um die

*) Er zahlte 6 Thaler für jeden Kopf eines Wechabiten, den man ihm brachte. Vor dem Thor von Mekka ließ er 50 gefangene Wechabiten spießen und vor jedem Kaffeehaus in der Stadt noch einen, und sie mußten am Pfahl verfaulen, ohne daß man sie abnehmen durfte. Die Wechabiten ihrerseits ließen sich lieber umbringen, als daß sie flohen. Man sah in einer Schlacht 100 derselben, die sich mit den Beinen zusammengebunden hatten, um nicht fliehen zu können und alles vor sich niederschlugen, bis sie selbst alle umgekommen waren. Nach Burckhard.

Erſchlaffung zu überwinden. In Mehemet Ali ſtand den Altgläubigen die unüberwindliche Macht moderner Reformen und Corruptionen ſiegreich gegenüber.

Wie in älteſter Zeit, ſind die Araber heute noch der Mehrzahl nach ſ. g. Beduinen oder nomadiſirende Horden mit Viehheerden, unter einander ſelbſt beſtändig in Fehde und äußerſt räuberiſch, aber tapfer, ehrlich und ungleich ſittenreiner als die civiliſirteren Bewohner der wenigen Städte.

Unter dieſen letztern zeichnen ſich Mokka am Ausgang des arabiſchen Meerbuſens und Jeddah in der Mitte deſſelben durch ihren Handel aus. Der Scherif von Mokka iſt der mächtigſte Häuptling im Süden Arabiens (Yemen). Hier aber machte ſich der Druck Englands und ſeiner Handelsintereſſen fühlbar. Im Jahr 1839 kauften die Engländer den arabiſchen Stämmen ſüdweſtlich von Mokka die felſige Halbinſel Aden um 20,000 Pfund Sterling und eine Penſion für die benachbarten Häuptlinge ab und machten daraus ein zweites Gibraltar, um den Eingang ins rothe Meer zu beherrſchen. Die verblendeten Häuptlinge erkannten zu ſpät, welchen Pfahl ſie ſich ins Fleiſch geſetzt hatten, und 1845 predigte Huſſein, Scherif von Mokka, den heiligen Krieg gegen Aden, um die Engländer von dort wieder zu vertreiben; aber dieſe ſaßen ſchon zu feſt und ſchlugen den Sturm zurück. Im Jahr 1857 beſetzten die Engländer auch noch die kleine Inſel Perim dicht am Eingang ins rothe Meer, worüber ein kleiner Federkrieg in Europa entſtand.

Noch mehr wurden die Araber aufgereizt, als der Sultan ſich durch ſeine Alliirten, England und Frankreich, 1856 gezwungen ſah, den Sklavenhandel in allen ſeinen Staaten zu unterdrücken. Mokka und Jeddah aber hatten außer dem Kaffeehandel hauptſächlich viele Geſchäfte im Menſchenhandel, indem ſie namentlich ſchwarze Sklaven aus Afrika nach Aſien verkauften. Beide Städte und Umgegend empörten ſich. Der Gouverneur von Yemen, Mahomed Paſcha, kam eine Zeitlang ins Gedränge, da aber die Cho-

lera unter den Rebellen zu wüthen anfing, erfocht der neuernannte Scherif von Mokka, Ben Aun, über den alten einen Sieg bei Tarif und blieb Herr. Dagegen dauerte die Unzufriedenheit in Jeddah fort und richtete sich hauptsächlich gegen die Engländer, die sich nach und nach hier ansiedelten und immer mehr Dampfschiffe in den Hafen brachten. Als nun einmal hier zwischen dem englischen Consul Page und dem Cadi der Stadt ein Streit über ein Handelsschiff entstand, welches der Consul mit Sequester belegt, der Cadi aber wieder frei gemacht hatte, rottete sich der Pöbel zusammen, schwur den verhaßten Ausländern den Tod, stürmte in der Nacht des 15. Juli 1858 das englische und französische Consulargebäude und ermordete 21 Christen, darunter Herrn Page und auch den französischen Consul Eveillard, dessen heldenmüthige Tochter, ein 20jähriges Mädchen, ihn vertheidigte und einen Säbelhieb über das Gesicht bekam, aber mit Hülfe eines Herrn Emerat ihr Leben rettete. Namik Pascha, der in Jeddah befehligte, konnte dem Frevel nicht vorbeugen. Obgleich nun aber der Sultan sogleich England und Frankreich volle Genugthuung, die Hinrichtung der Mörder, eine reiche Entschädigung, der Mlle Eveillard eine Pension von 12,000 Fr. ꝛc. versprach, wollten die Regierungen von England und Frankreich doch den Souverainetätsrechten des Sultans zum Trotz selbst die Rache üben und schickten Kriegsschiffe nach Jeddah, welche gemeinschaftlich verfahren sollten. England aber hatte wieder seinerseits ein Interesse, Frankreich zuvorzukommen, zuerst und allein zu handeln, weil es durch ein exemplarisches Verfahren in Jeddah den rebellischen Indiern (denen die Nachricht davon durch die indischen Handelsschiffe bald zukommen mußte) beweisen wollte, wie stark und mächtig es sey. Die englische Fregatte Cyclops eilte daher voraus und ihr Cap. Pullen begann am 25. Juli Jeddah zu bombardiren und die im Hafen liegenden arabischem Schiffe zu zerstören. Vergebens flehten ihn die rathlosen Behörden in Jeddah an, nur so lange zu warten, bis die Befehle des Sultans angekommen seyen, ohne welche sie die bereits gefangenen Mörder nicht

konnten hinrichten laſſen. Pullen hielt mit dem Feuer nur inne, um die zahlreichen Pilger aus Mekka ungefährdet aus der Stadt herauszulaſſen. Mittlerweile kam Ismael Paſcha mit ägyptiſchen Truppen an und Namik, Paſcha von Jeddah, empfing den Befehl des Sultans, worauf 11 Mörder geköpft wurden, am 5. Sept.

Auch dieſe Scene beweist, wie ohnmächtig der Islam geworden iſt im Kampfe gegen die ihn mit Vernichtung bedrohenden Tendenzen und Mächte des Auslandes.

Im Oſten Arabiens hatte ſich der Imam von Mascat gleich dem von Mokka im Weſten und dem Scherif von Mekka in der Mitte ein bedeutendes Anſehen erworben und durfte 1855 ſogar den Perſern zu trotzen wagen, denen er bei Bender Abaſſi eine Niederlage beibrachte, als ſie ihn wegen ſeiner Beeinträchtigungen ihres Beſitzes im perſiſchen Golf beſtrafen wollten.

Sehr intereſſant war die geheime Eiferſucht und das Contreminiren der beiden alliirten Seemächte England und Frankreich im rothen Meere. Frankreich übte den größten Einfluß in Aegypten und ſuchte durch den langen ſchon projectirten Suez-Canal, der die Landenge von Suez durchſtechen und das Mittelmeer mit dem rothen verbinden ſollte, den nächſten Weg in die indiſchen Gewäſſer zu erlangen, um die Engländer daſelbſt deſto beſſer überraſchen und mit ihnen concurriren zu können. Für den Handel und Weltverkehr wäre die Oeffnung des Suezcanals von höchſtem Werthe, aber England fürchtete zu ſehr die Concurrenz Frankreichs und hat bis heute durch ſeinen Einfluß auf den Sultan, der den franzöſiſch-ägyptiſchen Canalvertrag zu ratificiren weigert, die Canaliſirung zu hintertreiben gewußt. Aus Vorſorge bemächtigte es ſich, wie ſchon bemerkt, Adens und Perims, aber auch Frankreich that das Seine, erkaufte am weſtlichen Ufer des rothen Meers die Bay Adulis (1860) und ſuchte durch eine Geſandtſchaft Einfluß in Abyſſinien zu gewinnen, wie in Aegypten.

In Aegypten war Mehemet Ali noch im hohen Alter gedemüthigt worden durch die Einmiſchung der Großmächte, die ihm

Syrien wieder entriſſen. Er machte noch kurz vor ſeinem Tode eine Reiſe nach Conſtantinopel und beugte ſich vor dem Sultan, dem er ſo lange getrotzt hatte. Nach ſeinem Tode (2. Aug. 1849) kam ſein Liebling Ibrahim nur kurze Zeit zur Regierung, indem er ihm ſchon das nächſte Jahr im Tode nachfolgte. Dann beſtieg Mehemet Ali's Enkel, Abbas Paſcha, den viceköniglichen Thron von Kairo, ein Herr, von dem man ſagte, er lebe nur ſeinen Vergnügungen, ſey von rohen Sitten, vernachläſſige die ſo ſegensreich am Nil begonnenen Reformen und kehre zur alten Barbarei zurück. Allein die Verleumdung ſcheint ſeine Fehler ſtark vergrößert zu haben und ſein größter Fehler nur der geweſen zu ſeyn, daß er die Franzoſen nicht mehr im Lande ſchalten und walten ließ, wie früher. Plötzlich erfuhr man, er ſey in der Nacht des 13. Juli 1854 erdroſſelt worden. Ihm folgte nun ſein Oheim Said Paſcha, der ſich ſogleich wieder als Freund der Franzoſen kund gab und, wie es hieß, für ſeine Ernennung zum Vicekönig, dem regierenden Sultan 20 Millionen Piaſter verehrte. Am 14. Mai 1858 wurde der Thronfolger Achmed Paſcha auf der erſten ägyptiſchen Eiſenbahn an der Stelle, wo die Waggons über einen Arm des Nil übergeſetzt werden, nebſt 25 andern Perſonen ins Waſſer geſtürzt und ertränkt, aus Ungeſchicklichkeit oder mit Abſicht.

Aegypten iſt unter allen muhamedaniſchen Ländern dasjenige, welches unter Mehemet Ali die Reformen und die europäiſche Civiliſation am weiteſten durchgeführt hat. Deſſen Genie konnte das aber um ſo leichter gelingen, als Aegypten eigentlich nur ein ſchmales Uferland des Nil iſt und ſich durch die Verbindung auf dem Fluſſe leicht überſehen und beherrſchen läßt. Mehemet Ali machte ganz Aegypten, nachdem er die Mamelucken hatte ausmorden laſſen, zu ſeinem Privateigenthum, indem er allen Grund und Boden an ſich riß und nur verpachtete oder durch die Fellahs (ackerbauende Araber) wie durch Leibeigne beſtellen ließ, und alle Gewerbe zu ſeinem Vortheil monopoliſirte. Die zahlreichen Franzoſen, Engländer, Italiener, Deutſche, die in ſeine Dienſte traten,

halfen ihm Arſenale, Kaſernen, Spitäler ꝛc. bauen und alles auf europäiſchen Fuß ſetzen. Die Kopten, Reſte der alten Aegypter, ein feiges und verſchmitztes Volk, waren den Despotismus von jeher gewohnt. Die freien Beduinen, die ihm allein noch gefährlich waren, gewann er durch Beſtechung oder hetzte ſie gegen einander und machte ſie einen durch den andern unſchädlich. Den letzten Reſt der Mamelucken ließ er durch ſeinen Adoptivſohn Ibrahim 1812 in Oberägypten verrätheriſch gefangen nehmen und umbringen. Dann ſchickte er Truppen immer weiter den Nil aufwärts, eroberte Nubien (Darfur, Sennaar und Kordofan) und ließ jährlich große Negerjagden (Gasna's) veranſtalten, um das gefangene nackte ſchwarze Volk auf dem Markte zu Kairo zu verkaufen und aus den ſtarken Männern dieſer Race Regimenter zu bilden, die ihm in ſeinen vielen Kriegen gute Dienſte leiſteten. So wurde unmenſchlich unter den unſchuldigen Negern gewüthet, die ſich der wohldisciplinirten Armeen des Aegyptiers nicht zu erwehren wußten. Nur einmal rächten ſich die Nubier, indem ſie Mehemet Ali's Sohn, Ismael Paſcha, als er wieder 1000 Sklaven von ihnen forderte, unter dem Vorwand, als brächten ſie Futter für ſeine Pferde, ſeine Wohnung ganz mit Stroh bedeckten und ihn mit allen ſeinen Leuten verbrannten, 1822.

Mehemet Ali's Syſtem hatte nur den Schein europäiſcher Bildung. Auch die Syrer waren froh, ſeinen Druck bald wieder los zu werden. An eine moraliſche Wiedergeburt ſeiner Völker hat er nie gedacht. Indem er die Wechabiten unterdrückte, trat er direct feindlich gegen das ſittliche Princip im Islam auf, ohne es durch das Chriſtenthum zu erſetzen. Bei ihm war alles nur auf materielle Gewalt berechnet. *)

*) Burckhard von Baſel, der berühmte Reiſende, der ſein Vertrauen gewann, erzählt, Mehemet Ali habe ihm einmal ſein Regierungsſyſtem erklären wollen. In der Rechten einen Säbel und in der Linken einen Beutel voll Zechinen, ſagte er: ſieh, mit dieſem Säbel hab' ich mir die-

Noch steht Aegypten gänzlich unter dem rivalisirenden Einfluß Englands und Frankreichs. Die Neigung zu Frankreich aber ist stärker als die zu England, weil der Beherrscher Aegyptens zuletzt immer fürchten muß, nur ein Sklave Englands zu werden, während es der begünstigte Bundesgenosse Frankreichs zu bleiben hoffen darf. Denn England muß alles daran liegen, in Aegypten Herr zu seyn, weil der kürzeste Weg nach seinen indischen Besitzungen über Aegypten führt. Rußland ist zu fern, um direct auf Aegypten zu wirken, hätte sich aber schon früher gern mit Aegypten gegen den Sultan alliirt. Die Spur russischer Umtriebe verräth sich in dem Abfall vieler Melchiten, einer katholischen Secte in Aegypten, zur griechischen Kirche, aus Anlaß eines Versuchs, den ihr Patriarch Clement machte, den gregorianischen Kalender einzuführen. Das alte Vorurtheil eines rohen Volks wurde hier zu Gunsten der griechischen Kirche, welche bekanntlich auch noch immer an dem älteren und schlechteren julianischen Kalender hängt, ausgebeutet (1857).

Die Reformen Mehemet Ali's öffneten allen speculativen Europäern das früher verschlossene und geheimnißvolle Land der alten Aegypter, es wurde daher auch von vielen Gelehrten besucht, welche darin Forschungen anstellten, die noch erhaltenen prachtvollen Gebäude, Malereien und Inschriften in Abbilder vervielfältigten, die uralten Hieroglyphen entzifferten und die bisher unbekannte älteste Geschichte des Landes enthüllten. Unter diesen Gelehrten zeichneten sich besonders der Franzose Champollion als Erklärer der Hieroglyphen und der Berliner Professor Lepsius als Wiederentdecker des Labyrinths aus. Derselbe brachte auch viele werthvolle Alterthümer nach Berlin in ein dafür besonders gegründetes ägyptisches Museum.

---

ses Geld erworben und mit diesem Geld wieder Säbel erkauft, und so bin ich nach und nach Herr von großen Armeen und Besitzer großer Reiche geworden.

Weſtlich von Aegypten erſtrecken ſich die ganze lange Nordküſte Afrikas entlang die nur dem Namen nach noch zur Türkei gehörigen ſ. g. Barbaresken oder Raubſtaaten Tripolis und Tunis. Dann Algier, welches jetzt von den Franzoſen erobert iſt, und endlich Marokko mit der Provinz Fez, ein arabiſches Reich, abgegrenzt vom alten Chalifat, welches niemals den Türken gehörte.

Tripolis trieb im ganzen vorigen Jahrhundert eine ergiebige Seeräuberei und nöthigte allen europäiſchen Handelsmächten Tributzahlungen ab, wenn es ihre Flaggen reſpectiren ſollte. Dennoch wurden die Verträge oft umgangen oder zu hohe Bedingungen geſtellt. Das veranlaßte erſtmals 1797 die Dänen, eine Flotte gegen Tripolis zu ſchicken und einen Vertrag zu erzwingen. 1801 machte der Paſcha von Tripolis, Juſſuf Karamelli, ſchon wieder unverſchämte Forderungen an die Nordamerikaner und ließ ihre Handelsſchiffe capern. Sie aber rüſteten eine kleine Flotte und blokirten Tripolis wiederholt bis zum Jahre 1804, nahmen oder zerſtörten viele Schiffe der Piraten, verloren ſelbſt zwei ſchöne Schiffe durch Stranden *) und durch einen Brander, zwangen aber den Paſcha doch zur Nachgiebigkeit. — Als die Franzoſen Algier eroberten, änderten ſich die Umſtände. Damit die Franzoſen ſich nicht auch noch über Tunis und Tripolis ausbreiteten, gab ſich England Mühe, dieſe Raubſtaaten wieder unter die unmittelbare Herrſchaft der Türken zu bringen. Das gelang aber nur mit Tripolis. Hier hatten die Franzoſen den Emhammed, Neffen des regierenden Ali Paſcha, gegen denſelben gehetzt. Die Engländer

*) Sie raubten jedoch nicht, bis ſie das geſtrandete Schiff Philadelphia, als es ſchon in den Händen der Türken war, in Brand geſteckt hatten, um es den Feinden wenigſtens nicht als Trophäe zurückzulaſſen. Als ein Piratenſchiff nach der tapferſten Gegenwehr und nachdem die meiſten Piraten gefallen oder verwundet waren, die Segel ſtrich, wurde der aus mehreren Wunden blutende Anführer dennoch wegen Feigheit auf einem Eſel durch Tripolis geführt und erhielt die Baſtonnade. Er hätte lieber ſterben, als ſich ergeben ſollen.

halfen dem letzteren, aber Oberſt Wattington lockte ihn argliſtig auf ein Schiff und brachte ihn als Gefangenen nach Conſtantinopel, worauf der Sultan durch einen neuen Paſcha Tripolis unmittelbar zu regieren begann, 1832. Weil aber dieſer neue Paſcha Askar Ali ſich der arabiſchen Scheiks nur durch die größten Grauſamkeiten erwehrte und große Unzufriedenheit hervorrief, wurde er wieder entfernt und durch Mehemet erſetzt, 1842. Allein der Aufruhr der Araber, an die ſich auch die Kabylen (einheimiſche Gebirgsbewohner, Berbern) anſchloßen, dauerte fort und ihr Anführer Ghuma konnte 1855 nur mit Mühe bezwungen werden.

Tunis trieb ſeine Seeräubereien wie Tripolis, der Bey Ali Paſcha bekam aber Händel mit Algier, wurde beſiegt und Tripolis erobert und geplündert, 1757. Später rächten ſich die Venetianer an den Corſaren von Tripolis durch einen ſiegreichen Angriff 1783. Sonſt bot die Geſchichte dieſes Raubſtaats nichts von Bedeutung dar. Erſt nach der Eroberung Algiers durch die Franzoſen hielt es der Bey Achmed für gerathen, ſich eng an Frankreich anzuſchließen und die Zumuthungen der Engländer, er möchte ſich, wie der Paſcha von Tripolis der Türkei wieder unterwerfen, abzulehnen. Achmed begab ſich 1846 ſelbſt nach Paris, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, und führte europäiſche Reformen ein.

Die breiteſte und tiefſte Breche in die Raubſtaaten wurde in Algier gelegt. Hier litt durch förmliche Eroberung das muhamedaniſche Princip noch viel mehr Noth, als in Aegypten durch die Reformen. Algerien war der rührigſte und frechſte unter den Raubſtaaten, daher auch am meiſten bereichert. Den im Kaiſerſchloß über Algier aufbewahrten alten Schatz durfte der Dey ſelbſt, den die Räuber aus ihrer Mitte wählten, nicht antaſten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts regierte der Dey Muhamed, welcher 91 Jahre alt wurde, in ungeſtörter Ruhe, außer daß er im Jahre 1775 den Angriff einer ſpaniſchen Flotte glücklich abſchlug. Der alte Dey bezog daher noch immerfort von allen ſchwächeren See- und Handelsſtaaten den herkömmlichen Tribut. Nach ſeinem Tode folgten ſich

erleuchteten und kräftigen Ariſtokratie, die Schätze von Oſt- und Weſt-Indien nach Venedig[1] geleitet. Wir wollen indeſſen jene Beſchränkungsgeſetze keineswegs rechtfertigen. Wie förderlich ſie auch der Republik geweſen ſeyn mögen in Erreichung des höchſten Grads von Reichthum und Macht, als ſie ihn erreicht hatte, konnten Handelsbeſchränkungen nur ſchädlich wirken. Eine Nation, die, wie Venedig in der Zeit ſeines höchſten Flors, allen andern in Induſtrie und Handel, wie in der Seemacht überlegen iſt, behauptet ihre Suprematie am beſten im freien Handel, bewahrt am beſten durch möglichſt freien Verkehr ihre Fabrikanten und Kaufleute vor dem Laſter der Indolenz. Concurrenz iſt ein weit beſſeres Mittel, die Auswanderung der Gewerbe und Künſte zu

---

cents habitans de Venise qui se disaient propriétaires de toute la republique." Daru l'histoire de Venise Vol. IV. L. XVIII. In den Zeiten des Wachsthums und Flors der Republik war die Einzeichnung in das goldene Buch als ein Preis betrachtet, der denen zu Theil ward, die ſich im Handel und in der Induſtrie oder im Kriegsdienſt auszeichneten. So ward dieſe Ehre den verdienſtvollſten der aus Florenz eingewanderten Seidenfabrikanten zuerkannt. Als aber das Recht, an der Regierung des Staats Antheil zu nehmen, ein ausſchließliches Eigenthum weniger Familien geworden war, ſuchte das Patriciat auf dem Weg der Erpreſſung, und zuletzt gar in der Alchymie, die Mittel zur Verſchwendung. Ein gemeiner Charlatan, Marc Braſadino, welcher Gold machen zu können vorgab, ward von der Ariſtokratie wie ein Erlöſer aufgenommen. Siehe Daru Vol. III. L. XIX.

Spater ſuchte das Patriciat durch Aufnahme neuer Familien ſich aufzufriſchen; die Ehre des goldenen Buchs war aber ſchon ſo ſehr im Preiſe gefallen, daß es ein Jahrhundert lang faſt vergeblich offen ſtand. Die Bedingungen der Aufnahme bezeichnen hinlänglich den herrſchenden Geiſt der Republik: man verlangte nicht Verdienſt, ſondern Reichthum und adelige Geburt. In der letzten Zeit der Republik bot dieſelbe ein Schauſpiel von Sittenverderbniß dar, welches die Geſchichtſchreiber zu ſchildern erröthen. Der letzte Doge, da er von dem Anmarſch Napoleon Bonaparte's Nachricht erhielt, weinte vor Angſt wie ein Kind und konnte ſich nicht genug beeilen, dem Sieger von Italien die Schlüſſel der Stadt zu überſchicken. Als die venetianiſche Deputation bei dem franzöſiſchen Feldherrn eintraf, hatte derſelbe bereits den Ausſpruch gethan, es ſey unmöglich die Stadt zu nehmen.

[1] Die engliſche Ariſtokratie kann aus der Geſchichte Venedigs den Werth einer freien und kräftigen Demokratie ſchätzen lernen.

mehrere Deys in kurzen Zeiträumen, Mehemet Bey wurde 1808 ermordet. Erſt unter Omar begann eine neue Zeit für Algier. Algieriſche Corſaren hatten nordamerikaniſche Schiffe genommen. Nachdem nun die vereinigten Staaten mit England Frieden geſchloſſen, ſchickten ſie eine kleine Flotte unter dem Commodore Decature 1815 gegen Algier, und zwangen Omar, ihnen Genugthuung zu geben. Dieſes Beiſpiel regte auch England an, welches nach dem Sturze Napoleons über alle ſeine Kräfte verfügen konnte, den Unfug der Corſaren nicht mehr zu dulden, und Lord Exmouth erſchien 1816 mit einer anſehnlichen Flotte vor Tunis, Tripolis und Algier und ertrotzte von allen dieſen Staaten das Verſprechen, die Seeräuberei und Chriſtenſclaverei abzuſchaffen. Algier aber nahm bald darauf ſchon wieder italieniſche Schiffe weg, und Lord Exmouth kehrte noch in demſelben Jahre, verſtärkt durch eine niederländiſche Flotte, vor Algier zurück und zerſtörte faſt die ganze Stadt durch ein furchtbares Bombardement, in welchem 11,000 Männer, ungerechnet die Weiber und Kinder, umkamen, den 26. Aug. 1816. Nun mußte Omar allen Forderungen Englands nachgeben, wurde aber 1817 ermordet. — In demſelben Jahr 1817 fuhren tuneſiſche Seeräuber keck in die Nordſee und raubten drei hanſeatiſche Handelsſchiffe dicht vor der deutſchen Küſte weg.

Omars Nachfolger Huſſein, früher Aufwärter in einem Kaffeehauſe, war ſehr ſtolz und nahm auch wohl Rückſicht auf den Unwillen und Stolz des Volkes, welches die früheren beſſeren Tage nicht vergeſſen konnte und unwillig die Demüthigungen duldete, welche es von den Chriſten erfahren hatte. Hieraus erklärt ſich die Rückſichtsloſigkeit, mit der er 1826 den franzöſiſchen Conſul Duval behandelte, was die großen Rüſtungen gegen Algier unter Karl X. und die Eroberung Algiers durch Bourmont im Jahre 1830 zur Folge hatte, wie Theil IV. S. 233 bereits berichtet worden iſt. Vielleicht glaubte Huſſein, England werde dieſes Vorgehen Frankreichs nicht dulden, aber England duldete dennoch, daß Frankreich

Algier behielt, weil Ludwig Philipp um dieſen Preis in den wichtigſten Fragen der Schleppträger Englands wurde.

So war alſo Algier plötzlich eine franzöſiſche Provinz. Aber Bourmont hatte nur die Hauptſtadt erobert und darauf auch Bona und Oran beſetzt, ließ dieſe Orte jedoch wieder verlaſſen und vor Belida wurden ſeine Truppen geſchlagen durch Verrath des Bey von Tittery, der trügeriſch ſeine Unterwerfung angekündigt hatte. Sein Nachfolger unter Ludwig Philipp, der General, nachher Marſchall Clauzel, eroberte mit vieler Mühe im Nov. 1830 Belida, und zeichnete ſich aus durch die erſte Organiſirung der nachher ſo berühmt gewordenen Zuaven (urſprünglich Araber, nachher aber ausgewählte franzöſiſche Eiſenfreſſer in halbtürkiſcher Tracht). Er wurde ſchon 1831 zurückberufen, weil er in der Meinung, Frankreich könne das ganze Gebiet von Algerien nicht behaupten, Oran und Conſtantine gegen einen Tribut an Tunis hatte abtreten wollen. Sein Nachfolger General Berthezène wollte Bona wieder einnehmen, ſeine Truppen aber wurden hier geſchlagen und er ſelbſt zurückgerufen. Ihm folgte Marſchall Savary, Herzog von Rovigo, dem eine Zeitlang ein Civilgouverneur, Staatsrath Pichon, beigegeben wurde. Die getrennte Verwaltung erwies ſich aber nur zu bald als unpraktiſch in einem ſo barbariſchen Lande und im Kriegszuſtand, Pichon kehrte daher wieder nach Paris zurück. Die franzöſiſche Armee in Algier erhielt zu dem Elitencorps der Zuaven noch die Chaſſeurs d'Afriques (eine Nachahmung der Spahis) und die meiſt aus deutſchen Abentheurern zuſammengeſetzte Fremdenlegion, und Ludwig Philipp nahm das Syſtem an, nach einander möglichſt alle Linienregimenter, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Algier zu ſchicken, blos der Kriegsübung wegen. Denn der Krieg entbrannte jetzt erſt recht. Anfangs hatten die muhamedaniſchen Einwohner an eine dauernde und ſyſtematiſche Eroberung des Landes durch die Franzoſen nicht geglaubt und ſich daher auch weniger erelfert. Jetzt erſt merkten ſie auf und außer den Arabern, unter welchen der Marabut (Prophet, Heilige), Sidi Saadi eine

allgemeine Erhebung gegen die Chriſten betrieb, rüſteten ſich auch die Kabylen (Ureinwohner im Gebirge, älter noch als die Araber im Lande) zu verzweifeltem Widerſtand, 1832. Aber ſie unterlagen überall der Tactik und Uebermacht der Franzoſen, in deren Hände auch das auf's tapferſte vertheidigte Bona fiel. Ein Verſuch Achmeds, des Bey von Conſtantine, Bona wieder zu erobern, ſcheiterte.

Im Jahre 1833 trat General Voirol an Savarys Stelle und ließ durch General Trezel Budſchia erobern, plötzlich aber ſtieß er auf einen neuen kraftvollen Widerſtand, indem Abdel Kader, ein Marabut von großem Geiſte, von 30 arabiſchen Stämmen zum Emir von Maskara gewählt wurde und Einheit in alle Bewegungen der Muhamedaner brachte. Seine blitzſchnellen Reiter (ähnlich den numidiſchen Reitern Jugurtha's auf demſelben Boden) umſchwärmten die franzöſiſchen Truppen überall und zwangen ſie, hinter den Mauern der Städte Schutz zu ſuchen. Sein Verbot, bei Todesſtrafe den Franzoſen Lebensmittel zuzuführen, zwang Voirol ſchon 1834, Frieden mit ihm zu ſchließen und ihn als Herrn aller von den Franzoſen noch nicht beſetzten Gebiete Algeriens anzuerkennen. Auf Voirol folgte Drouet d'Erlon, unter welchem Abdel Kader die Feindſeligkeiten wieder begann und die Franzoſen an der Makta ſchlug, 1835. Nun kam Clauzel mit 40,000 Mann zurück und nahm 1836 Medeah ein. Kaum aber hatte er von dort den Rücken gewandt, ſo ſchleppte Abdel Kader den daſelbſt von den Franzoſen eingeſetzten neuen Bey gefangen fort. Zwar erfocht General Bugeaud bei Sika einen Sieg über Abdel Kader und zwang ihn zu dem neuen Frieden von Tafna, ein Angriff Clauzels auf das felſenfeſte Conſtantine mißlang aber gänzlich, im Nov. 1836. Nun mußte Clauzel wieder abtreten und General Damremont erhielt von Ludwig Philipp den Befehl und die Mittel, die Ehre der franzöſiſchen Waffen wieder herzuſtellen. Nach einem rühmlichen Kampfe wurde Conſtantine am 13. Oct. 1837 erſtürmt, die Einwohner ſtürzten ſich verzweifelnd die ſteilen Felſen hinab, der tapfere Damremont fiel. Ihn erſetzte Valée, gegen den aber Abdel Kader ſchon wieder

feindlich auftrat, weil Valée eine Straße durch Abdel Kaders Gebiet nach Conſtantine führen wollte. Als Valée nicht nachgab und einen großen Zug, dem auch der Herzog von Orleans anwohnte, nach Conſtantine führte, wurde er plötzlich von Abdel Kader angegriffen und zum Rückzug gezwungen und der ganze neufranzöſiſche Anbau der Ebene von Metidſchah zerſtört, an 400 Coloniſten, darunter viele Deutſche, ermordet, 1839. Zwar ſchlugen die Franzoſen den Feind in neuen blutigen Gefechten, wobei der junge Herzog von Aumale ſich auszeichnete, und eroberten Medeah wieder, ließen ſich aber auf dem Rückweg im Teniahpaſſe von Abdel Kader überfallen und einen empfindlichen Verluſt beibringen, am 20. Mai 1840. Nun wurde Valée durch Baraguai d'Hilliers erſetzt, unter welchem der junge Herzog von Nemours einen kleinen Sieg in der Ebene von Maskara erfocht, und eine große Expedition von Algier aus zur Verproviantirung Medeahs und Millanas unternommen wurde. Auf dem Rückweg wollte Abdel Kader ſie wieder überfallen, wurde aber kräftig zurückgeworfen, am 3. Mai 1841.

Abdel Kader befolgte ein eigenthümliches Syſtem. Er hatte früher auf einer Pilgerreiſe nach Mekka unterwegs die Reformen in Aegypten kennen lernen und fand ſie, was das Materielle betrifft, unumgänglich nothwendig, verſchaffte ſich daher Artillerie, organiſirte reguläre Corps und ſuchte in der ſchnellen Tactik ſogar die Franzoſen zu übertreffen. Allein er machte dabei der europäiſchen Geiſtesbildung keine Conceſſionen, ſondern blieb ein fanatiſcher Muſelmann und wußte nicht nur ſeine Araber, ſondern auch die Kabylen zu begeiſtern und in ſeinen Gehorſam zu bannen. Eine ſeiner Hauptmaximen war, jede geſellſchaftliche Gemeinſchaft mit den Chriſten zu meiden, den Verkehr mit ihnen zu unterſagen und hauptſächlich ihnen alle Lebensmittel abzuſchneiden, damit ſie auf die Vorräthe beſchränkt blieben, die man ihnen aus Frankreich nachſchickte. Aus demſelben Grunde zerſtörte er auch alle die ſchwachen von den Franzoſen erſt angelegten Colonien. Durch ſeine geſchwinden Reiter beherrſchte er alles Terrain zwiſchen den von den Franzoſen

befeſtigten Städten und um von einer der letztern zur andern zu gelangen, mußten die Franzoſen immer große Truppenmaſſen marſchiren laſſen, weil kleinere Abtheilungen unfehlbar wären aufgerieben worden. Abdel Kaders Reiter ſchwärmten bis unter die Mauern von Algier und neckten und höhnten ihre Feinde auf alle Art.

Im Jahre 1842 wurde General Bugeaud Generalgouverneur von Algerien und befolgte ſeinerſeits ein Syſtem, welches dem des Abdel Kader gewiſſermaßen entſprach, das Syſtem der Razzias, darauf berechnet, auch den Arabern und Kabylen ihre Lebensmittel abzuſchneiden und ſie entweder zur Flucht in ferne Gegenden oder zur Unterwerfung zu zwingen. Er unternahm nämlich große Streifzüge blos zu dem Zweck, um die Niederlaſſungen und Anpflanzungen der Eingebornen zu zerſtören. Dies war um ſo leichter, als das Volk hauptſächlich von Datteln lebt, um aber auf viele Jahre hinaus die Dattelerndte zu vernichten, es nur das Fällen der wenig zahlreichen männlichen Palmbäume bedarf, durch welche ganze Wälder von weiblichen Palmen befruchtet werden. Die Eingebornen wußten das Schreckliche eines ſolchen Kriegsverfahrens zu würdigen und rächten ſich. Um dieſe Zeit nahm der Krieg einen viel grauſameren Charakter an, als vorher. Die Franzoſen, erbittert durch den Anblick gräßlicher Martern und Verſtümmlungen ihrer Kameraden, glaubten den Feind durch Repreſſalien bändigen zu müſſen und wetteiferten bald in unmenſchlicher Wildheit mit ihren dunkelbraunen Feinden. Welcher unter den arabiſchen oder Kabylenſtämmen ſich den Franzoſen aus Noth unterwarf, der wurde gleich darauf von Abdel Kader gezüchtigt, ausgeraubt und ausgemordet, und umgekehrt, welcher ſich Abdel Kader unterwarf, von Bugeaud.

Abdel Kader unterlag allerdings der großen Uebermacht Bugeauds, weil dieſer 80,000 Mann aufgebracht hatte, und verlor nach und nach ſeine Waffenplätze Tekedempt, Saida, Tlemetzen und Tafrua, wußte ſich aber dennoch zu halten, täuſchte die Franzoſen durch die Schnelligkeit ſeiner Märſche und erſchien, wenn

man ihn im Osten vertrieben hatte, plötzlich an einem ganz entgegengesetzten Ort, hundert Stunden weit entfernt im Westen. Seine Genialität flößte selbst den Feinden Achtung ein. Als er merkte, seine Streitkräfte würden auf die Dauer nicht ausreichen, hielt er sich im Westen und allarmirte die Gebirgsvölker Marokkos, die ihm auch im heiligen Kriege beistanden. Dies führte unvermeidlich zu einem Conflict mit dem Kaiser von Marokko, denn wenn der letztere auch wenig Lust hatte, Abdel Kader zu unterstützen, in welchem er sogar einen gefährlichen Nebenbuhler sah, so konnte er doch die fanatischen und ohnehin an Gehorsam nicht gewöhnten Grenzvölker nicht zurückhalten. Aber 4500 Franzosen unter dem kühnen General Lamoricière reichten hin, das wilde Waffenaufgebot der Marokkaner, die in die Provinz Oran eingefallen und 15,000 Mann stark waren, zu schlagen, im Frühjahr 1844. Nun forderte Bugeaud vom Kaiser von Marokko Rechenschaft und Genugthuung, der Kaiser aber (Abdrehaman) konnte beim besten Willen keine geben und wurde vom Fanatismus seines Volkes zum Kriege gezwungen. Während nun der junge Prinz von Joinville Tanger von der See her beschoß, griff Bugeaud zu Lande das große Heer der Marokkaner am 13. August bei Isly an und erfocht über dasselbe einen glänzenden Sieg. Das Lager wurde erobert und als vornehmste Siegestrophäe der Sonnenschirm Mulais, des Kaisersohnes, welcher commandirte, erbeutet. In dieser Schlacht zeichneten sich die nachher berühmt gewordenen Generale aus, Cavaignac auf der Vorhut, Bedeau auf dem rechten, Pelissier auf dem linken Flügel. Nach dieser starken Abkühlung der Kriegslustigen beeilte sich der Kaiser von Marokko um Frieden zu bitten, der auch schon am 10. Sept. geschlossen wurde. Der Kaiser verpflichtete sich, keine Grenzstörungen mehr zu dulden, die Aufhetzer zum Kriege zu bestrafen und Abdel Kader außer dem Gesetz zu erklären. Eine Geldentschädigung wurde von Marokko nicht verlangt, um den Fanatismus nicht noch mehr aufzureizen. In Frankreich hörte man viele Stimmen, welche Fortsetzung des Kriegs und

Eroberung Marokko's verlangten, allein Ludwig Philipp wußte wohl, daß ihn eine weitere Ausdehnung ſeiner afrikaniſchen Beſitzungen in ſchwere Verwicklungen mit England gebracht haben würde. Andere Stimmen beſchwerten ſich über die ungeheuren Koſten eines doch unnützen Kriegs und einer ewig unfruchtbaren Eroberung.

Abdel Kader und die unbändigen Stämme Algeriens kämpften fort. Am 17. Nov. hatte General St. Arnaud wieder ein blutiges Gefecht mit den Kabylen von Dellys. Im Jan. 1845 überfielen 60 als friedliche Pilger gekleidete Araber ein franzöſiſches Lager im Gebiet Oran und ſtießen alles vor ſich nieder, bis ſie ſelbſt ſämmtlich umgebracht waren. Solche Ueberfälle und Gefechte kamen überall vor. Der Krieg verzettelte ſich, blieb aber äußerſt blutig. Bugeaud zahlte für jeden Kabylenkopf, der ihm gebracht wurde, 10 und für jedes Paar Ohren 6 Francs. Man ſagt, die Kabylen bilden ſich ein, ohne Kopf könnten ſie nicht in den Himmel kommen. Unter den Kabylen ſtand damals ein neuer Prophet auf, Bu Maza (Vater der Ziege, weil ſeine Ziege Milch genug für alle Gläubigen haben ſollte) und feuerte die Seinen zu verzweifelter Tapferkeit an. Am 18. Juni ließ Oberſt Pelliſſier einen ganzen Stamm Kabylen, 1000 Männer, Weiber und Kinder in der großen Höhle von Dahra auf's grauſamſte mit Rauch erſticken, weil ſie ſich nicht ergeben wollten.*) Dieſe Unthat wurde jedoch, nachdem Bu Maza

*) Die Reforme enthielt einen nähern Bericht: „Das Dahra iſt ein ſonderbares Land — eine weite Ebene, überſäet mit ſchrecklich zerriſſenen Bergen, die im allgemeinen die Geſtalt von Kegeln haben und mit Feldern von außerordentlicher Fruchtbarkeit umgeben ſind. Man baut daſelbſt Getreide, Wein, Obſt. Die Wohnhäuſer ſind bequem, wohl gebaut, mit Gärten umgeben, das Volk genießt einen großen Wohlſtand. Zwei dieſer Kegel hat die Natur verbunden durch eine ungefähr 100 Meter breite Felſenmaſſe, die ſich durch eine ſehr tiefe Schlucht hinzieht, und die man die Kantara nennt. Sie bildet eine der beträchtlichſten Grotten des Dahra, und zur Türkenzeit hatten die arabiſchen Stämme oft daſelbſt eine Zuflucht

eine Niederlage erlitten, von dem plötzlich wieder mit einem Heer auftretenden Abdel Kader gerächt, indem derselbe ein Bataillon

---

gefunden gegen die Tyrannei. Die Kantara hat auf einer Seite zwei Eingänge übereinander, auf der andern Seite nur ganz enge Spalten. Der Obriſt Peliſſier ließ die Colonne vor den Oeffnungen lagern. Ein lebhaftes Gewehrfeuer ging daraus hervor, man antwortete mit Haubitzgranaten und Flintenſchüſſen, ein wenig auf's Gerathewohl, denn das Auge drang nicht in dieſe Dunkelheit. Die Truppen waren mittlerweile beſchäftigt Faſchinen zu binden, Strohbüſchel zu ſammeln. Doch dachte Hr. Peliſſier an nichts weniger als ein tauſend Araber, die man in dieſem Souterain blokirt wußte, mit Rauch zu erſticken oder zu verbrennen. Das Werk begann. Die brennbaren Stoffe wurden in die Schlucht geworfen, angezündet und der Brand unterhalten bis zum Abend. Dies geſchah am 18. Am Morgen des 19. wagten ſich Araber aus der Grotte, ſie hörten die Vorſchläge des Obriſten. Man ließ ſie das Lager durchſchreiten, ſie konnten dieſe unermeßlichen Haufen Brander, die bereit gehaltenen Fackeln ſehen. Sie kehrten in die Grotte zurück, um mit Weibern, Kindern und Habe zu ſterben. Die Bedingungen des Hrn. Peliſſier hatten ihnen zu hart geſchienen. Dann begann wieder das Feuer: es dauerte den ganzen Tag von 2 Uhr an, und wurde in der Nacht fortgeſetzt. Die Soldaten wurden frohnweiſe verwendet, es war für ſie eine gräßliche Arbeit inmitten des Geſchreies und Getöſes im Innern, lange erhob ſich eine zweifache Feuerſäule vor den Oeffnungen der Höhle, am Morgen des 20. war nichts mehr übrig als ein niedergebrannter Gluthaufen, und auch nichts mehr zu hören. Nun entſchloß man ſich in die Höhle einzudringen. Wer ſchildert das grauenvolle Schauſpiel, das ſich den Augen darbot! Die Thiere, raſend gemacht, niederrennend was ihnen in den Weg kam — Männer, Weiber fortſtürzend zur Flucht, erſtickt, ohnmächtig. Man mußte zwanzig Schritte über Todte und Sterbende gehen. Tauſend Perſonen waren zuſammengepreßt in dieſen Canal ohne Ausgang. Im Hintergrund fand man aufrecht ſtehende Leichen mit dem Geſicht gegen die Spalten zu um Luft zu erſchnappen. Ungefähr 70 waren noch am Leben, ſie ſtarben aber wie man ſie hinausbrachte. Andere wurden von niederfallenden Felſenſtücken zermalmt, welche die Hitze abgelöst hatte. Eine große Zahl hatte Yataganſtiche und die Spuren tiefer

Orleansjäger und zwei franzöſiſche Schwadronen unter Montagnac überfiel und bis auf 14 Mann vernichtete, 23. September. Fünf Tage ſpäter nahm Abdel Kader 200 Mann von Cavaignacs Truppen, die ihm in die Hände liefen, gefangen. Den traurigſten Verluſt aber erlitt General Levaſſeur, welcher von Conſtantine aus zu Weihnachten einen verwegenen Streifzug machte und viele Ortſchaften der Kabylen zerſtörte, aber vom Schnee überfallen, ohne Obdach und Nahrung einen verderblichen Rückzug machen mußte, im Kleinen, wie der von Moskau 1812 es im Großen geweſen war. Die ganze Colonne wurde aufgelöst, 800 Mann blieben todt liegen, noch weit mehr brachten erfrorene Glieder zurück, 1200 Gewehre waren weggeworfen. Unter den Franzoſen machte ſich damals Muſſuf, ein ehemaliger Mameluk des Dey von Tunis, als kühner Reiteroberſt bemerklich.

Bugeaud vertheidigte ſein Syſtem in der Kammer von Paris perſönlich, malte die Ehre und die Vortheile der afrikaniſchen Eroberung mit etwas zu ſchönen Farben aus und ſetzte durch, daß ihm Truppen und Geld in Hülle und Fülle bewilligt wurden. Ludwig Philipp legte großen Werth darauf, die Eroberung England gegenüber zu behaupten, und ſein Heer in ſteter Uebung zu halten. Es gelang daher Bugeaud mit ſeinen überlegenen Mitteln, Straßen zu bauen, ein beſſeres Syſtem in die militairiſchen Verbindungslinien innerhalb Algeriens zu bringen, die Einwanderung zu befördern und Abdel Kader immer mehr zu ſchwächen, ſo daß der große Krieg immer mehr zu einem Guerilla- und Räuberkrieg wurde. Dabei entging Bugeaud, der zum Marſchall erhoben wurde, dem Vorwurf nicht, ſich für ſeine Perſon ungeheuer bereichert zu haben.

Wunden. Ohne Zweifel hatte ein ſchrecklicher Kampf ſtattgehabt inmitten dieſer tiefen Nacht.“ Welche Verwilderung mußte bei dieſem algeriſchen Heer eingeriſſen ſeyn, wenn ein verdienter, ein gebildeter Offizier, ein Obriſter vom Generalſtab eine ſolche Unthat befahl!

Da ſich Abdel Kader fortwährend aus Marokko recrutirte, wo alle Gläubigen ihm zuſtelen, fürchtete Abderrahman, durch ihn am Ende gar entthront werden zu können, zog ſelber mit Heeresmacht gegen ihn aus und ſchlug ihn am 12. December 1847. Nun mußte Abdel Kader wieder auf franzöſiſches Gebiet flüchten, wurde aber von Lamoricière in einem Engpaß aufgehalten und ſah keinen Rettungsweg mehr. Man capitulirte. Lamoricière ſicherte ihm die Freiheit zu unter der Bedingung, daß er ſich nach Aegypten oder Syrien einſchiffen laſſe und nie mehr gegen Frankreich kämpfe. Auch der Herzog von Aumale beſtätigte ihm dieſe Zuſicherung. Wie aber Ludwig Philipp das von ſeinem General und Sohn gegebene Verſprechen brach, wie Abdel Kader gefangen nach Frankreich geführt und ſpäter von Louis Napoleon auf großmüthige Weiſe wieder frei gelaſſen wurde, iſt ſchon erzählt. Mit ihm entwich der Geiſt aus dem muhamedaniſchen Lager. Abdel Kader unterlag eigentlich nicht den Franzoſen, ſondern den Marokkanern, ſeinen eigenen falſchen Glaubensgenoſſen. Der Islam hatte in Nordafrika ſeine Macht verloren, wie überall. Die elende Angſt eines für ſeinen Thron zitternden Fürſten reichte hin, um den edelſten Glaubenskämpfer zu entwaffnen.

Der Umſchwung der Dinge in Frankreich übte auch weſentlichen Einfluß auf Algerien. Napoleon III. wußte die dort zu Helden gebildeten franzöſiſchen Generale und Truppen vortrefflich in anderen Kriegen zu benutzen, begnügte ſich aber in Algerien ſelbſt, nur das einmal Gewonnene feſtzuhalten und glaubte nicht, Frankreichs Menſchen- und Geldkräfte dorthin verſchwenden zu ſollen. Mit England war er alliirt, Marokko und Abdel Kader incommodirten ihn nicht mehr, alſo waren nur noch die noch unbezwungenen Kabylenſtämme zu bekämpfen übrig, mit denen ſich St. Arnaud 1851 tapfer herumſchlug. Größere Kriege kamen nicht mehr vor. Erſt 1856 hatte der Gouverneur, Marſchall Randon, wieder heftige Kämpfe mit den Kabylen, die ein neuer Prophet, der Marabut Si-el-Adjanar entflammte. Dieſe Kämpfe

verhüten, als Bedrohung der Bürger mit der Todesstrafe, im Fall sie einheimische Künste und Gewerbe nach dem Ausland verpflanzen.[1] Unsere Ansicht geht nur dahin, daß der Verfall der venetianischen Freiheit überhaupt die Grundursache des Verfalls der venetianischen Größe, wie seines Handels und seiner Industrie gewesen ist. Im Besitz derselben und bei einer aufgeklärten Politik den italienischen Schwester-Republiken und den eigenen Provinzen gegenüber,[2] hätte Venedig, der nachtheiligen Wirkungen jener Beschränkungsgesetze ungeachtet, wahrscheinlich bis auf unsere Tage seine Selbstständigkeit und einen großen Theil seiner Macht und Industrie, seines Handels und seiner Reichthümer behauptet.

Die Hanseaten, durch freien Handel emporgekommen, erreichten ihre Größe durch einen Handelsbund, der sich auf Corporationen, Navigationsbeschränkungen, und auf Privilegien in fremden Reichen basirte. Unbekümmert um die Industrie, um die Freiheit und Macht derjenigen Nation, welcher sie angehörten, kauften sie, nach dem Princip der neueren Theorie, da, wo man am wohlfeilsten kaufte, verkauften sie da, wo man am besten bezahlte. Als aber die Länder, wo sie kauften, und diejenigen, wo sie verkauften, diese Zwischenhändler von ihren Märkten aus-

---

[1] Ein solcher, wenn er nach ergangener Mahnung nicht in's Vaterland zurückkehrte, ward durch einen von der Republik ausgesandten Banditen getödtet. Als zu Ende des 18ten Jahrhunderts die französische Regierung Commissäre nach Venedig schickte, um den dortigen Zustand der Fabriken zu untersuchen, fand man, daß die Venetianer in den meisten Verfahrungsweisen weit hinter den meisten andern Nationen zurückgeblieben waren.

[2] Die einsichtsvollsten Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß die Republik mit jeder neuen Eroberung schwächer ward, weil sie ihre Provinzen, statt sie zu Genossen ihrer Rechte und Freiheiten zu erheben, als eroberte Länder regierte. Um wie viel weiser erscheint dagegen die Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nur neue Länder acquiriren, um ihnen gleiche Rechte mit den alten Staaten einzuräumen, und es verschmähen, abhängige Colonien zu stiften, oder dergleichen zu erobern! Und um wie viel besser hätte sich Venedig der Politik Carls V. und Philipps II. gegenüber gestanden, wäre es, statt seine Größe auf die Demüthigung der übrigen italienischen Republiken zu gründen, schon frühzeitig darauf bedacht gewesen, einen italienischen Staatenbund zu stiften und die Hegemonie desselben zu übernehmen.

bauerten 1857 fort, wobei General Mac Mahon ſich beſonders auszeichnete. Auf Seite der Kabylen that ſich die Amazone Fatma, Schweſter eines Marabut, hervor, die damals gefangen wurde.

In den Küſtenſtädten Algeriens ſind die Türken, in den Ebenen die Araber unterworfen und die franzöſiſche Colonie zählte 1855 bereits 150,000 Seelen. Algier hat ganz europäiſche Einrichtungen, auch einen Biſchof erhalten. Doch iſt es außerhalb dieſer Städte immer noch gefährlich ſich aufzuhalten und an eine großartige Coloniſation noch nicht zu denken. Die Unterwerfung der Araber iſt nur eine precäre und trotz der blutigſten Kämpfe ſind die Kabylen noch lange nicht bezwungen. — Die Kabylen (von Kabyla, Stamm, ſ. v. a. die Stämme oder Völkerſchaften ſchlechtweg) ſind Berbern, Ureinwohner, die ſich in den Gebirgen behaupteten, während die Araber die Ebene einnahmen und die Türken in den Küſtenſtädten ihre Herrſchaft gründeten.

Napoleon III. begab ſich, nachdem er Savoyen und Nizza hatte, im September 1860 nach Algier, wohin auch der Dey von Tunis kam. Man ſchließt daraus, ſowie aus der ſyriſchen Expedition, aus der Begünſtigung Abdel Kaders in Syrien und dem Uebergewicht des franzöſiſchen Einfluſſes in Aegypten, auf ein Protectorat, welches Frankreich über alle muhamedaniſchen Staaten am Mittelmeer anſtrebe.

Das Kaiſerthum Marokko (und Fetz) bildet den weſtlichſten Ausläufer der muhamedaniſchen Welt, daher ſich hier eine arabiſche Dynaſtie ſchon vom Chalifat unabhängig machen und auch von der Türkei unabhängig erhalten konnte. Allein auch hier waren die Herrſcher Weichlinge oder brutale Tyrannen, fehlte jeder geiſtige und ſittliche Aufſchwung und trieb das Volk an den Küſten Seeräuberei. Nach des Sultans Sidi Muhameds Tode, 1789, kam deſſen wilder Sohn Mulai Muhamed auf den Thron, ſtarb aber ſchon 1792, worauf deſſen Bruder Mulai Sulelman ein mildes und weiſes Regiment führte, die Sklaverei der Chriſten aufhob, die Seeräuberei unterdrückte (1817), allein nach einer

Hungersnoth im folgenden Jahre durch den Aufruhr mehrerer Stämme, die keine Steuer mehr zahlen wollten, vertrieben wurde. Einer seiner Neffen warf sich zum Sultan auf, Mulai Suleiman kam aber wieder zu Kräften, besiegte den Neffen und regierte noch bis 1822. Ihm folgte sein Neffe Mulai Abderrahman, der durch Abdel Kader in Conflict kam mit Frankreich, aber, wie oben gezeigt worden, 1845 rasch Frieden machte und in England eine Stütze fand, sofern es England nicht gestattet haben würde, daß sich Frankreich neben Algier auch etwa noch Marokko angeeignet hätte. Gleichwohl glühte der muhamedanische Haß gegen die Franzosen auch in Marokko fort, wie in Algier, und 1851 wurde ein französisches Schiff von Salee aus beschossen, was die französische Flotte mit der Beschießung der maurischen Feste beantwortete, ohne daß dadurch der Friede weiter gestört worden wäre.

Nachdem Abdel Kader gefangen worden war, bemächtigte sich ein anderer muhamedanischer Fanatiker aller Gemüther, ein Haupt der s. g. Khouans (Brüder), welche die nahe Ankunft des Messias (Mule-Saa) und durch ihn den Untergang aller Feinde des Islam hoffen. Ein gewisser Mahomed-Ben-Abdallah, der in den Höhlen von Gherfah am Berge der Beni Snassen lebte, gab sich selbst für den Messias aus, der da kommen sollte, hielt sich aber einstweilen, bis es Zeit seyn würde, in der Höhle verborgen. Die wilden Gebirgsstämme jedoch, so fanatisch und räuberisch wie die Kabylen in Algerien, konnten die Zeit kaum erwarten. Es gibt in den Gebirgen Marokkos zwei Hauptstämme, nordwärts am Mittelmeer die Amazyrghen, ausgezeichnet durch weiße Farbe und lichtes Haar, weßhalb man sie für Reste der deutschen Vandalen hält. Sie sind sehr wild und tapfer und zu ihnen gehören die Riffpiraten, berüchtigte Räuber, die jedes an ihr Ufer kommendes Schiff für gute Beute halten. Im Jahr 1852 hatten diese Piraten ein Colberger Schiff bei Melilla geplündert, vier Jahre später kam der preußische Prinz Adalbert (Sohn des

Prinzen Wilhelm, eines jüngern Bruders Friedrich Wilhelms III.) mit einer Corvette dahin, um die Räuber ein wenig zu züchtigen, landete aber unvorſichtig, fiel in einen Hinterhalt und mußte eilends auf das Schiff zurückflüchten, ſelber verwundet und mit Verluſt von neun Todten. — Den zweiten kriegeriſchen Gebirgsſtamm, ſüdlich von jenem, bilden die Schellöchen, beide verſchieden von den Mauren der Ebenen und der Städte, wie von den Arabern, alle aber fanatiſche Muſelmänner.

Im Jahr 1859 im Auguſt verließ Mahomed Ben Abdallah plötzlich ſeine Höhle, predigte den Sieg des Halbmonds und ſammelte etwa 3000 Mann, mit denen er die nächſten franzöſiſchen Poſten angriff, er wurde jedoch bald auf dieſer Seite zurückgeſchlagen. Der gleichzeitige Tod des Sultans Abderrahman und die Thronbeſteigung des Sidi Muhamed ſteht ohne Zweifel mit dieſer Erhebung im Zuſammenhange, die näheren Data habe ich noch nicht ermitteln können. Der neue Sultan ſoll ſeinen ſchwarzen Kerntruppen vier Millionen Livres ausgezahlt haben, um ſie zu gewinnen, dagegen ſcheinen ihn die Gebirgsſtämme nur unter der Bedingung anerkannt zu haben, daß er die Chriſten bekriege. Da er nachher ſchnell wieder Frieden ſchloß, ſcheint er wider Willen in den Kampf hineingeriſſen worden zu ſeyn. Genug, ſchon am 16. September 1859 ſtürmten die wilden Gebirgsſtämme Mazagan und bedrängten die Spanier in ihren kleinen Colonien an der afrikaniſchen Küſte ſo ſchwer, daß viele hinüber nach Gibraltar fliehen mußten.

In Spanien ſelbſt wurde dieſer Vorfall mit einer gewiſſen Freude aufgenommen. O'Donnel ergriff begierig die Gelegenheit, einen Krieg anzufangen, da er ſelbſt den Oberbefehl übernehmen wollte und gegenüber den rohen Marokkanern ohne Mühe den Lorbeer zu erringen hoffte. Auch Heer und Volk in Spanien, des langen inneren Haders ſatt, gefielen ſich im Gedanken auswärtiger Kämpfe. Sogar ein Reſt des alten frommen Gefühls regte ſich, es galt ja den Sieg des Kreuzes über die Ungläubigen. Die

Kriegsluſt war ſo groß, daß O'Donnel, als Sidi Muhamed ſein Ultimatum annahm, ihm ein zweites mit noch härteren Bedingungen, und als er auch dieſes annahm, ein drittes noch härteres vorlegte, nur damit es gewiß zum Kampfe komme. In wie weit Frankreich dieſe Kriegsluſt der Spanier unterſtützt hat, iſt nicht bekannt geworden. Die Engländer verfehlten indeſſen nicht, ſich gegen den Krieg zu ſträuben, indem ſie Spanien vorwarfen, es laſſe ſich von Frankreich gängeln und habe den Krieg, wenn es Sidi Muhameds billige Anträge angenommen hätte, leicht vermeiden können. Aber Frankreich wolle durch Spanien die ganze afrikaniſche Küſte gegenüber von Gibraltar beherrſchen, um die Engländer zu chikaniren und ihnen die freie Fahrt ins Mittelmeer zu erſchweren. Die franzöſiſche Preſſe verſicherte, das ſey eine leere Einbildung. Spanien wolle lediglich eine ihm zugefügte Unbill rächen. Inzwiſchen muſte ſich Spanien doch gegen England verpflichten, keine Eroberung zu machen, welche die Meerenge von Gibraltar beherrſchen würde.

Nun erſt begann der Krieg. O'Donnel führte Truppen hinüber nach Afrika und bezog ein Lager bei Tanger, welches die wüthenden Gebirgsſtämme wiederholt am 25. und 30. November und am 9. December ſtürmten, von wo ſie aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurden. Hierauf brach er gegen Tetuan auf. Seine Vorhut unter General Prim ſchlug den Feind bei Caſtillejos und bemächtigte ſich noch im heißen Kampf am 4. März der Stadt Tetuan. Noch einmal machte der Feind am 23. März einen heftigen Angriff in der Nähe der Stadt, wurde aber wieder überwältigt und bequemte ſich am 26. April zu einem Frieden, in welchem er ein kleines Gebiet am Meere an Spanien abtrat und 20 Millionen Piaſter Kriegskoſten zahlte.

Achtes Buch.

Die ſchwarze Race.

Die ſchwarze Race, deren Heimath Afrika und Auſtralien iſt, trägt, wie eine gläubige Zeit annahm, in ihrer dunkeln Haut das Kainszeichen, oder den Fluch Chams, deſſen Nachkommen denen der beſſern Menſchenracen als Sclaven dienen ſollen. Die neuere Phyſiologie beſtätigt nur, daß die Schwarzen eine inferiore Race ſind, von der Natur gleichſam zurückgehalten auf der Stufe der Kindheit, ohne je zum männlichen Willen und Verſtand heranzureifen. Denn obgleich ſich hie und da einige Talente unter den Negern hervorgethan haben, ſo ſind ſie doch in Maſſe von jeher unmündig geblieben. Sie haben, obgleich in zahlreichen Millionen einen Welttheil allein bewohnend, doch niemals eine Civiliſation aus ſich ſelbſt erzeugt, ſondern immer nur den weißen Völkern nachgeäfft, mit denen ſie in Berührung kamen. So erkennt man bei ihnen im Oſten noch die Spuren altägyptiſcher, im Norden noch die altrömiſcher Cultur, während im Weſten und Süden der Einfluß der modernen europäiſchen Staaten vorherrſcht. Alle dieſe Spuren ſind aber höchſt oberflächlich. Der Schwarze nahm vom Weißen immer nur Aeußerlichkeiten an. Aus demſelben Grunde der Imbecillität haben die Schwarzen gar keine Geſchichte. Was wir von ihnen wiſſen, haben die Reiſenden gebildeter weißer

Völker aufgezeichnet. Sie selbst wissen von der Vorzeit über den Großvater hinaus nichts mehr.

Das Innere ihres großen Welttheils ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von vielen europäischen Reisenden durchforscht, aber noch lange nicht genug enthüllt. Viele dieser kühnen Reisenden fanden unter der glühenden Sonne des Aequators oder unter der Lanze wilder Negerstämme den Tod. Oft wurden sie durch die Eifersucht muhamedanischer Handelsleute, die seit Jahrhunderten mit den Negern verkehren und die europäische Concurrenz fürchten, auf ihren Wegen gehemmt oder umgebracht. Indeß kennt man wenigstens die Westküste und die Südspitze Afrika's genauer. Man hat den Nil, den Senegal, den Niger aufwärts geforscht. Man ist von den muhamedanischen Raubstaaten im Norden aus durch die ungeheure Sandwüste Sahara bis in die Mitte des nordwestlichen Afrika zu der großen Handelsstadt Timbuctu und zu dem östlich von ihr abgelegenen Tsadsee vorgedrungen und hat noch in jüngster Zeit nicht sehr weit von der Ostküste (Zanzibar) im südlichen Afrika den noch viel größern Binnensee Uniameso entdeckt, dazu ein Hochland von Abyssinien aus, ins Innere sich erstreckend, und wieder ein Gebirge, das sich gegen die Westküste (Guinea) senkt. Aber außer einigen größeren, aus konischen Hütten gebauten Negerstädten, in denen ein halbnacktes Volk einem lächerlich geputzten König Sclavendienste leistet, hat man keine Culturzeichen gefunden. Nicht einmal große Reiche. Die Neger sind in unzählige kleine Königreiche getheilt. Ueberall herrscht Sclaverei. Der Sclavenhandel ist hier uralt und bestand schon lange, ehe es jemand einfiel, Sclaven nach Amerika auszuführen. Von Zartgefühl ist hier nicht die Rede. Daß Männer ihre Weiber und Kinder um eine Flasche Branntwein verkaufen, ist nichts Seltenes.

Die Neger haben eben so viele verschiedene Sprachen als Stämme, aber keine Schrift. Ihre Religion ist die heidnische auf der tiefsten Stufe, nämlich der Fetischdienst. Unter einem Fetisch versteht man

jedes beliebige Ding, was dem ſchwarzen Menſchen in ſeiner kindiſchen Furcht oder Phantaſterei für ein mit göttlicher Macht ausgerüſtetes Weſen anzuſehen einfällt, meiſtens ein ſchreckliches Thier, ein Löwe, eine Schlange, oder auch ein gemachtes, in der Regel ſcheußliches Fratzenbild, ſehr oft auch nur der erſte beſte Stein, ein Stückchen buntes Tuch, die lächerlichſte Kleinigkeit, die ihm als Orakel und Talisman dient. Wo der Neger Muhamedanern oder Chriſten unterworfen wurde, nahm er leicht deren Glauben an, immer aber nur oberflächlich und mit heidniſchem Aberglauben vermiſcht. Eben ſo die Tracht. Urſprünglich nackt, und auch heute noch der Hitze wegen ſo viel als möglich entblößt, hat er nur die nothdürftigſten Kleidungsſtücke theils von den Arabern, theils von den chriſtlichen Europäern entlehnt. Immer aber liegt in ſeiner Art, ſich bunt und geſchmacklos herauszuputzen, in ſeinem grinſenden Lachen, in ſeinen allzu lebhaften Geſten, wie in ſeiner Körperhaltung und Geſichtsbildung etwas Affenartiges.

Die Civiliſirung und Chriſtianiſirung der ſchwarzen Race in Afrika hätte eigentlich von Abyſſinien (Habeſch) ausgehen ſollen. Hier ſüdwärts von Aegypten, in dem Gebirgslande Afrika's, welches dem gebirgigen Arabien gegenüberliegt, war ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert das Chriſtenthum eingeführt. Die uralte Dynaſtie der Negus daſelbſt ſchreibt ſich von Menilek, einem angeblichen Sohn Salomos und der Königin von Saba, her und das abyſſiniſche Stammvolk gehört der edeln kaukaſiſchen Race an. Und doch erſcheint nirgend anderswo das Chriſtenthum ſo tief herabgeſunken, wie hier. Der Klerus iſt habgierig, intrigant und unwiſſend, der Gottesdienſt ein halbheidniſcher Bildercultus. Sogar das Siſtrum der altägyptiſchen Tempel hat ſich hier in den Kirchen erhalten. Das Volk wohnt auch in den Hauptſtädten nur in kegelförmigen Hütten, in unglaublichem Schmutz und beſtialiſcher Rohheit. Dem Schlachtvieh ſchneidet man die Stücke Fleiſch vom lebendigen Leibe. Alle Kriegsgefangene werden der Mannheit beraubt und dieſe als Siegeszeichen getragen. Alle Reiſenden ſtimmen darin überein,

daß der muhamedanische Türke und Araber ein viel höheres und trefflicheres Wesen sey, als der christliche Abyssinier, dem sogar der heidnische Gallaneger weit vorzuziehen ist.

Den Thron besitzt der Kaiser (Negus) aus dem alten salomonischen Herrschergeschlecht, allein nur dem Namen nach, denn für ihn regieren die Ras (Statthalter). Die nichtregierenden Prinzen des salomonischen Geschlechts werden seit unvordenklicher Zeit auf der Felsenfeste Wehni gefangen gehalten. Wenn einem Ras der Negus nicht mehr gefällt, läßt er ihn umbringen und holt sich von Wehni einen andern, oder ein neuer Ras thut sich auf und setzt dem älteren und dessen älteren Negus einen neuen Negus entgegen. Aus solchen Usurpationen, Rebellionen, Verrätherein, Ermordungen und Thronwechseln besteht die ganze abyssinische Geschichte. Wenn aber auch keine Nebenbuhler mit einander kämpfen, ist doch beständig Krieg im Lande, denn alljährlich ziehen die Ras mit Heeresmacht aus, um Steuern und Tribut gewaltsam einzutreiben oder Sclaven für den Verkauf zu rauben. Von außen aber stürmen jährlich die wilden Gallas ins Land, ein kraftvoller, trefflich berittener noch nach altrömischer Art bewaffneter und mit der Toga bekleideter Negerstamm.

Zuletzt ist Abyssinien in zwei große Hälften getheilt worden, das nordwestliche Reich mit dem Negus von Gondar, der aber seine Gewalt an fünf Ras verloren hat, und das südliche Reich, Schoa genannt mit seinem eigenen Negus.

Im nordwestlichen Abyssinien wurde 1769 der Kaiser Jasu durch den Ras Michael, Statthalter von Tigre umgebracht; bald darauf wurde Kesla Jasu als neuer Kaiser aufgestellt, aber auch dieser 1771 grausam ermordet. Dagegen setzte ein anderer Ras Hasli den neuen Kaiser Tegela Haimonot ein, wurde ihm aber untreu und hingerichtet, der Kaiser aber, immerfort von Rebellen bedrängt, dankte 1776 ab. Ihm folgte Tegela Georgis, der aber die furchtbaren Verheerungen nicht zu verhindern wußte, mit denen Ali, ein großer Häuptling der Gallas, das Land heimsuchte. Nach

Ali's Tode ſtellte ſein Bruder Aligas den Heſeklas als Gegenkaiſer gegen Georgis auf und die Rebellionen und Thronwechſel im Innern hielten fortan gleichen Schritt mit den Raubzügen der Gallas. Es iſt nicht der Mühe werth, alle einzelnen Namen der Uſurpatoren und ihrer Schattenkaiſer hier aufzuzeichnen. Im Jahre 1832 wurde wieder ein Kaiſer Jaſu zu Gondar abgeſetzt und Ras Ali bemächtigte ſich daſelbſt der Obergewalt, während Ras Ubje in Tigre, Ali Gaz Faras in Laſta, Goſchu in Gojam, ſelbſtändige Herren wurden. Ubje begünſtigte anfangs die Miſſionäre und Dr. Schimper ließ ſich als Naturforſcher in Tigre nieder. Bald aber fanden die Miſſionäre, beſonders die proteſtantiſchen, Schwierigkeiten, indem der einheimiſche Klerus ſie für ſehr überflüſſige Eindringlinge erklärte. Nun erhob ſich aber auf überraſchende Weiſe aus der bisherigen Miſere von Ras und Negus des Ras Ali Schwiegerſohn Kaſa als genialer Reformator, unterwarf 1852 den Goſchu und 1858 auch den Ubje und ließ keinen Negus aus dem ſalomoniſchen Geſchlecht mehr aufkommen, ſondern ſich ſelbſt unter dem Namen Theodor I. als Negus krönen. Auch erfocht er glänzende Siege über die Gallas und ſchien ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, Abyſſinien mit Gewalt aus der Barbarei herauszureißen, denn ſchon hat er den Sclavenhandel verboten, für Hebung der Induſtrie geſorgt ꝛc. und nur die Miſſionäre entfernt, einfach weil er in die abyſſiniſche Kirche die Zwietracht nicht bringen laſſen will, die unvermeidlich iſt, wo ſich lutheriſche, methodiſtiſche und katholiſche Glaubensboten unter einander ſelbſt tödtlich haſſen und verfolgen.

In Südabyſſinien oder Schoa herrſchte dieſelbe Barbarei, wie im Norden, jedoch erwehrte man ſich hier der Gallas mit mehr Glück und wurde das Reich nicht getheilt. Als die Engländer ihren Geſandten Harris 1841 zum erſtenmal nach Schoa ſchickten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, fand derſelbe den Negus Sahela Selaſſi in der Hauptſtadt Ankobar verhältnißmäßig mit Verſtand und Kraft regieren, obgleich von Abſchaffung der Sclaverei und roheſten Grauſamkeit hier noch nicht die Rede war.

Im Allgemeinen erscheinen die Abyssinier als eine edlere, gebildetere, aber durchaus verkommene und verdorbene Race, die nicht ihren ursprünglich bessern Charakter den Schwarzen einzuimpfen verstand, sondern vielmehr selbst dem Negereinfluß unterlag und auf die Stufe der niedern Race herabgedrückt wurde.

Die Gallaneger, welche von Südwesten her so mächtig gegen Abyssinien vordringen, sind schöne, starke Leute von edler Gesichtsbildung, länglichen Nasen und länglichem Haar, also trotz der schwarzen Farbe aus der Negerbildung heraustretend, sehr kriegerisch und tapfer und daher mächtig, aber nicht einig.

Im Süden der Gallas an der Ostküste Afrikas herrschen seit lange die Araber. Ihr Handel war im Mittelalter schon sehr blühend, als er durch die Portugiesen gestört wurde. Aber die portugiesischen Niederlassungen zu Mozambique ꝛc. gereichten dem Lande zum Verderben, weil die Portugiesen ganze Volksstämme als Sclaven verkauften. Als Portugals Seemacht und Handel sank, kamen alle Häfen nördlich von Mozambique wieder in die Hände der Araber und zwar des Imam von Mascat, dessen Haupthandelsplatz Zanzibar wurde. Seit 1824 treiben hier auch Amerikaner und Engländer Handel, denn aus dem Innern Afrikas kommen Elfenbein, Gold, Gummi, Straußfedern ꝛc. in Menge dahin. Die Neger dieser Gegenden heißen Makua und machen den Uebergang von den Kaffern zu den nördlichen Stämmen.

Westwärts von Nubien und Abyssinien und südwärts von den Barbareskenstaaten beginnt eine ungeheure Wüste, die anfangs noch von fruchtbaren Oasen unterbrochen ist, dann aber gegen die Westküste Afrika's in die große Sandwüste Saharah ausläuft. Hier ziehen von Oase zu Oase arabische Handelscaravanen, die Negerstämme aber haben meist den Islam angenommen. Unmittelbar südwärts von der Saharah erstreckt sich von Osten nach Westen in gerader Richtung das Flußgebiet des Senegal oder Senegambien, von vielen Negern umwohnt und fruchtbar, aber für Europa noch wenig ausgebeutet, da nur wenig Civilisation von

schlossen, zogen die meisten, um für ihre Schiffe und Capitalien Beschäftigung zu finden, nach fremden Ländern.[1] Was noch zurückblieb, wandte sich, obwohl vergebens, um Handelsbeschränkungen an Kaiser und Reich.[2] Die Industrie aller nordischen Länder, Englands und der Niederlande ward unermeßlich durch diese Zwischenhändler gefördert. Bei den Deutschen selbst ließ der Bund kaum eine Spur zurück.

Das Schicksal dieser Städte ist geeignet, Zweifel zu erregen, ob die höhere Politik der politischen Oekonomie so fremd bleiben dürfe, wie die neueren Theoretiker vermeinen.[3] Die Hanseaten

---

[1] Zu einer Zeit, berichtet uns Andersen, wo die Holländer jährlich 2000 Schiffe bauten, brachten die Hamburger die ihrigen nach den Niederlanden oder nach Venedig zum Verkauf. Das Hanseatische Handelscapital wanderte größtentheils nach Holland oder England.

[2] Nach Werdenhagen (de rebus publ. hans. tractatus) ward dem Ansuchen der Hansestädte bei dem deutschen Reichstag, den feindseligen Maßregeln der Königin Elisabeth eine Prohibition englischer Tücher im deutschen Reich entgegenzustellen, zwar willfahrt, aber Anderson berichtet uns, Gilpin, der englische Gesandte beim deutschen Reichstag, habe es durch ein Stratagem dahin zu bringen gewußt, daß dieser Reichstagsbeschluß nicht zur Ausführung ackommen sey. Die Holländer und Deutschen nennen das Einsalzen der Heringe pökeln (im Englischen pickle) nach Peter Pökel, dem Erfinder dieser Methode. Eben so nennen die Engländer das Morden zum Behuf der Ablieferung der Leichname auf die Anatomien burkisiren. Sollte es nicht der Sache angemessen seyn, die Stratageme, wodurch die englischen Staatsmänner und Theoretiker sich die Industrie anderer Nationen dienstbar zu machen wissen, nach Gilpin zu benennen? Wie kurz und bündig würde es z. B. lauten, wenn man sagte: Portugal ward 1703 von Methuen gilpinisirt; die Franzosen ließen sich 1786 von den Engländern gilpinisiren; Canning und Huskisson wollten 1827 Frankreich zum zweiten Mal gilpinisiren u. s. w.

[3] Adam Smith sagt übrigens mit klaren Worten, wo er von dem Verfall des hanseatischen Bundes spricht: „Ein Kaufmann ist nicht nothwendigerweise der Bürger eines besondern Landes. Es ist ihm so ziemlich gleichgültig, von welchem Ort aus er seinen Handel leitet, und eine sehr unbedeutende Unannehmlichkeit mag ihn veranlassen, sein ganzes Handelscapital, mit aller Industrie, die dadurch unterhalten worden ist, in ein anderes Land zu bringen. Man kann nicht sagen, daß ein Theil dieses Capitals irgend einem besondern Lande angehöre, bis dasselbe entweder durch Anlegung von Gebäuden, oder durch bleibende Verbesserungen dem Grund und Boden gleichsam

der franzöſiſchen Colonie St. Louis an der Mündung des Senegal den Fluß aufwärts bringt. Die ſchon genannte Stadt Timbuctu liegt ſchon oſtwärts am obern Lauf des Senegal. Von dieſer Linie unterhalb der Saharah an ſüdwärts wimmelt es gegen die Mitte und die Weſtküſte Afrika's hin von kleinen Negerreichen, die in beſtändiger Fehde mit einander liegen, einander zu Sclaven machen, im Innern durchaus despotiſch regiert werden und höchſtens von den arabiſchen, portugieſiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sclavenhändlern einige ſchwache Spuren äußerlicher Cultur, namentlich Feuerwaffen und Branntwein angenommen haben.

In Senegambien wohnen ſchöne Negerſtämme mit edler Geſichtsbildung, die Jaloffer und Fuller, den Uebergang bildend zu den Arabern. Südwärts davon erſtreckt ſich die Löwenküſte (Sierra Leone) mit dem Negerſtamm der Mandingos, welcher ebenfalls ſchön, bärtig und bläſſer von Farbe iſt, als andere Neger. Unter ihnen kommt ein Geheimbund vor, Purrah genannt, der eine Art Veme darſtellt. Im Uebrigen herrſcht hier wie an der ganzen Weſtküſte Afrika's das gröbſte Heidenthum.

Südoſtwärts von der Löwenküſte immer dem Ufer am atlantiſchen Meer entlang erſtreckt ſich zuerſt die Pfeffer-, dann die Zahn- oder Elfenbein-, die Gold- und die Sclavenküſte, welche Küſten alle zuſammen das ſ. g. obere Guinea bilden bis zur Inſel Fernando Po an der Bai von Benin, der Meereswinkel, von wo an das Ufer geradeaus nach Süden läuft.

Zu Anfang des Jahrhunderts drang das kriegeriſche Volk der Aſhantee's aus dem Innern bis an die Goldküſte vor, was die engliſch-afrikaniſche Compagnie bewog, vom Cap Coaſt Caſtle aus eine Botſchaft unter Bowdich an den König der Aſhantee's, Sai Tootoo Quamina abzuſchicken, um einen Handelsvertrag mit ihm zu ſchließen. Bowdich fand den ſtolzen König in einem meilenweiten Lager, welches von Gold und ſeidenen Sonnenſchirmen ſtrahlte, und wurde gütig aufgenommen, 1817. Das Volk war

übrigens heidnisch und unterjochte die Nachbarvölker.*) Der Vertrag war trügerisch. Im Jahr 1824 wurden die Engländer von den Ashantee's plötzlich überfallen, erlitten schwere Verluste (auch der Gouverneur Macartney fiel) und konnten sich kaum in den Forts behaupten. Zwar erhielten sie Verstärkung und schlugen 1826 die Ashantee's wieder zurück, allein die Ansiedlungen der Engländer an dieser Westküste Afrika's blieben immer zu schwach. Im Jahre 1852 erlitten die Engländer zu Lagos eine Niederlage, und 1855 eine noch schwerere bei Sierra Leone durch Bamba Mimah Lali, Negerkönig von Mallaghea.

Von der Sclavenküste nicht weit entfernt im Innern des Landes liegt das merkwürdige Königreich Dahomey, welches der Engländer Norris 1772 besuchte und beschrieb. Hier besteht die vollendetste Despotie auf dem ganzen Erdenrunde. Das Volk unterwirft sich mit gläubiger Hingebung allen Launen seines Herrschers. Niemand gehört sich selbst, das Kind nicht einmal dem Vater, sondern alle Einwohner sind Leibeigene des Königs, der sie nach Belieben tödtet und verkauft. Jeder Mann muß das Weib nehmen, das er ihm gibt, und die Kinder nimmt er wieder weg, damit sich keine Familiengruppen bilden. Des Königs Schlafgemach ist mit den Todtenschädeln seiner vornehmsten Feinde gepflastert. Den Palast und die Stadt zieren Pyramiden oder lange Reihen von Menschenköpfen. Bei jedem Fest läßt der König Menschen unter das Volk werfen, um zerrissen und gefressen zu werden. Jährlich besucht der König die Gräber seiner Väter, läßt unterwegs eine Menge Menschen köpfen, um auf Blut zu gehen und tränkt die Gräber selbst mit Menschenblut. Außerdem läßt

*) Als Odrafee, König von Banda, von den Ashantees besiegt war, lag ihm alles daran, daß sie seinen Kopf nicht bekämen, aus irgend einem alten Aberglauben. Er tödtete sich daher selbst und ließ seinen Kopf in seinen eigenen Leib geschickt einnähen.

er zuweilen die ſchönſten Pferde und Menſchen in großer Anzahl hinrichten, in der Meinung, ſie in die andere Welt zu ſchicken, um einem ſeiner Vorfahren zu dienen, unter anderm einmal 595 ſchöne Weiber. Dieſer bluttriefende Cultus der Ahnen dauert ſchon Jahrhunderte lang. Der König unterhält eine Armee von 3000 Amazonen in ſilbernen Helmen, trefflich bewaffnet und disciplinirt. Sie bilden zugleich ſeinen Harem. Neben dieſen kriegeriſchen Frauen unterhält er auch noch eine Schaar von Verſchnittenen in Weiberkleidern. Der Fetiſch oder Landesgötze dieſes Negervolks iſt ein lebendiger Tiger, entſprechend der Blutgier, die es mit dem Tiger gemein hat. Die Dahomey's haben viele Nachbarvölker unterjocht, wobei die tapfern Weiber ſich immer auszeichneten. Im Jahr 1741 kam Baſſa Ahadi auf den Thron von Dahomey und eroberte das Königreich Widah; der Prinz, der als Vaſall dort fortregieren ſollte, wurde von ſeinem eigenen Bruder ermordet, dieſem aber bewilligte Baſſa Ahadi die Thronfolge unter der Bedingung, daß er ſeines Bruders Herz freſſe, was derſelbe auch that. Auf Baſſa folgte 1774 ſein Sohn Aba Hunzu, welcher ebenfalls ein Kriegsheld war und ungeheuer viel Kriegsgefangene theils zu Menſchenopfern verbrauchte, theils an der Küſte an Europäer als Sclaven verkaufte. Daſſelbe that ſeit 1789 ſein Sohn und ſein Enkel Gezo, deſſen Hof- und Staatsweſen ſammt 5000 Amazonen der Reiſende Faber noch im Jahr 1850 ganz eben ſofand, wie Norris in den ſiebziger, Fayrar und Dalzel in den neunziger Jahren. Und noch 1860 wurde im engliſchen Parlament der lebhafte Wunſch ausgedrückt, die bevorſtehende Todtenfeier des letzten Königs von Dahomey möchte durch engliſche Intervention verhindert werden, weil dabei 2000 Menſchen ſollten abgeſchlachtet werden. — Das unterdrückte Widah iſt merkwürdig, ſofern es eine lebendige Rieſenſchlange zum Abgott hat, dem ein ganzer Harem von Jungfrauen zu Gebot ſteht. Dieſen dem Abgott, eigentlich den Prieſtern, dienenden Mädchen tätowirt man Schlangenbilder auf den nackten Leib, wodurch ſie geheiligt werden.

Im Königreich Benin wird der König wie ein Gott angebetet und muß jeder sterben, der ihn für menschlich halten würde. An gewissen Festen waschen seine Weiber ihre Korallen im Blut geschlachteter Menschen. Wie in Dahomey, so ist auch hier nichts gleichgültiger als Leben und Freiheit. Die Menschen werden in Masse geschlachtet oder als Sclaven verkauft. In dem benachbarten Lagos wird jährlich eine Jungfrau geschmückt und dem Flusse zum Opfer gebracht. Von Benin führt der Weg über ein Gebirge in's Innere Afrika's zum Tschadsee und zum Königreich Bornu, welches von den muhamedanischen Handelsleuten vorlängst zum Islam bekehrt und einigermaßen civilisirt ist. Die Dschakkas oder Zinghis im Nordwesten des gegen Guinea abfallenden Hochthales breiteten sich einmal im 16. Jahrhundert weit aus, eroberten Congo und machten Dahomey tributbar, wichen aber wieder zurück. Sie mumisiren ihre Todten und verehren ihren Oberpriester Shikome als lebendigen Gott (gleich dem Dalai Lama). Ihre Reiter, Cyoes genannt, sind sehr gefürchtet.

Im Jahr 1830 machten zwei Engländer, die Brüder Lander, eine Reise von Benin aus den großen Fluß Niger hinauf, dessen eigentliche Lage zuerst durch sie ermittelt wurde. Sie fanden eine Menge Negerreiche und öfters darin große und menschenreiche Städte, z. B. Yaourie und Rabba, beide am Niger.

Die Congoneger in Niederguinea stehen seit langer Zeit unter dem Einfluß der Portugiesen, deren Königreich Angola noch besteht und die auch einige benachbarten Negerkönige als Vasallen behandeln. In Vera Cruz, der Hauptstadt von Angola, sind Weiße und Neger sehr gemischt (die schwarzen Portugiesen) und herrscht große Ueppigkeit. Die Congoneger lieben die Wollust und die äußere Pracht. Nirgends putzen sie sich äffischer mit europäischen Kleidern und Staat heraus als hier. Obgleich mit dem Christenthum bekannt, halten doch die meisten Neger hier noch an heidnischen Vorstellungen fest und bilden sich ein, man müsse nur dem bösen Gott opfern, nicht den guten, die sich der Menschen

ohnedies erbarmten. Im vorigen Jahrhundert regierte zu Congo ein gutmüthiger und milder König, welcher 126 Jahre alt wurde.

Ich könnte noch von vielen kleinen Negerreichen erzählen, allein ſie gleichen ſich alle mehr oder weniger. Alle ihre Namen aufzuzeichnen und ihre Lage zu beſtimmen iſt mehr Sache des Geographen, als des Geſchichtſchreibers.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus (vorzugsweiſe Cap genannt) hatten die Holländer nach und nach das Capland oder die Südſpitze Afrika's coloniſirt mit Bauern (Boers), welche ſtarke Viehzucht treiben, um die am Cap zahlreich anhaltenden Schiffe mit Fleiſch zu verſehen. Die Boers hatten ſich nach und nach immer weiter ausgebreitet und die eingebornen Hottentotten (ein gutmüthiges Volk, nicht ſo ſchwarz wie die eigentlichen Neger und mit etwas mongoliſcher Phyſiognomie) theils ausgerottet, theils zur Flucht in die Wälder gezwungen, wo ſie als wilde „Buſchmänner" hausten, theils zu ihren Knechten gemacht. In den großen europäiſchen Revolutionskriegen kam Holland in die Gewalt der Franzoſen, weshalb die Engländer als Feinde Frankreichs auch die holländiſchen Colonien wegnahmen, 1795 auch das Cap und nachdem es 1803 zurückgegeben worden war, nochmals 1806. Seitdem blieb das große Capland den Engländern. Die Boers waren wenig damit zufrieden. Die engliſche Colonialregierung befolgte aber den Plan, dieſe gefährlichen Boers mit den Eingebornen in Conflict zu bringen und beide Theile durch ſich ſelbſt zu ſchwächen, während allmählig eine neue engliſche Coloniſation ſich zwiſchen beide eindrängen ſollte. Die Boers grenzten, nachdem ſie die Hottentotten unterworfen hatten, an die Kaffern, eine echte pechſchwarze Negerrace, die jedoch zerſtreut wohnten und viel unbewohntes Land übrig ließen.

Lord Somerſet, Gouverneur des Caplandes, ſchickte den Miſſionär Williams unter die Kaffern und kam mit einem Häuptling derſelben, Gaika, perſönlich zuſammen (1817), den er zum oberſten König aller Kaffern erklärte und dem er gegen die übrigen Häuptlinge Hülfstruppen ſchickte. Das ihnen geraubte Vieh über-

ließ er argliſtig den Boers. Nun entbrannten die Kaffern in Wuth und fielen in großen Schaaren in das Gebiet der Boers ein, um ihr Vieh wieder zu holen. Da lachte Somerſet. Aber Makanna, den die Kaffern jetzt zu ihrem Haupte wählten, hoffte den Engländern ſelbſt eine Schlappe beizubringen, indem er ihr Fort Grahamstown überrumpelte, von wo er jedoch trotz ſeines tapfern und zähen Angriffs mit einem Verluſt von 1400 Mann zurückgeſchlagen wurde. Nun fiel Oberſt Willſhire wieder ins Land der Kaffern ein und wüthete ſo greulich, daß ſich der edle Makanna freiwillig als Gefangener ſtellte, um ſeinem Volke Schonung zu erkaufen. Somerſet ließ ſich nun 3000 (engliſche) Quadratmeilen Gebiet von den Kaffern abtreten und verbannte Makanna auf die Robbeninſel, von wo derſelbe, die Wache überwältigend, ins Meer entfloh, aber in der Brandung unterging, aus deren Toben man noch den heroiſchen Geſang ſeiner klangreichen Stimme vernahm.

Somerſet wurde auf einige Jahre entfernt und das Cap hatte Frieden. Kaum aber kam er 1821 zurück, als er auch ſchon den armen Gaika verrätheriſch wollte ergreifen laſſen. Gaika entkam und der Haß entbrannte von neuem. Somerſet aber ſchürte ihn und reizte die Kaffern auf alle Art, weil er wollte, ſein Sohn, Major Somerſet, ſollte ſich Lorbeern in einem Kaffernkriege erwerben. Er machte jedoch nur rohe Raubzüge. Nach Somerſets endlicher Entfernung wurde Lord Cole Gouverneur des Caplandes und operirte auf eine neue Weiſe, indem er 1829 plötzlich alle Hottentotten für frei und den Weißen gleich erklärte. Das ging den Boers, die dadurch auf einmal alle ihre Knechte verlieren ſollten, an's Leben. Sie trotzten alſo und lieferten den engliſchen Executionstruppen blutige Gefechte. Die Durchführung der Maßregel blieb einſtweilen ausgeſetzt. Im Jahre 1834 waffneten ſich die Kaffern in großer Zahl zu einem allgemeinen Kriege, um ihr Land gegen die fremden Eindringlinge zu ſchützen; ſie zerſtörten den Boers 455 Häuſer, raubten 5—6000 Pferde, 111—112,000 Rinder, 157,000 Schafe ꝛc., unterlagen aber noch einmal und ihr

Häuptling Hintza unterwarf ſich. Unterdeß hatten einzelne Boers bereits Verſuche gemacht, ſich durch Auswanderung nach Nordoſten dem Bereich der Engländer zu entziehen. Sie nahmen ihre Richtung nach Port Natal, von deſſen Fruchtbarkeit ſie gehört hatten, fanden aber weite, noch ganz unbebaute Strecken. Louis Trichard führte den erſten Zug ſchon 1834, im folgenden Jahre Maritz einen noch größeren. Nach ungeheuren Anſtrengungen jedoch unterlagen ſie bis auf einen kleinen Reſt den Ueberfällen der Kaffern. Ein großer Stamm derſelben, die Zulas, trieben ſich hier herum. Ihr König Umgartie war von ſeinem Bruder Chaka ermordet worden. Dieſer ſammelte ein Heer von 100 000 Kriegern, die vom Raube der Nachbarſtämme lebten und nicht heirathen durften, um nicht zu verweichlichen. Er ſelbſt ließ alle ſeine Weiber, wie ſie ſchwanger wurden, umbringen, wurde aber ſeiner Tyrannei wegen verhaßt und vom dritten Bruder Dingaan getödtet, der die Herrſchaft übernahm und die eindringenden Boers erſchlagen ließ. Erſt 1838 ſammelte Piet Retief einen neuen Zug von 1000 Wagen mit 1600 Boers und ſchlug den Weg nach Port Natal ein, verkehrte unterwegs mit Dingaan und wurde mit ſeinen 94 Begleitern während der Unterhandlungen ermordet. Unmittelbar darauf ließ Dingaan auch das Lager der übrigen Boers bei Nacht überfallen und die Schlafenden ermorden (40 Männer, 56 Frauen, 185 Kinder und 250 Hottentotten). Dennoch gelang es den tapfern Boers, die aus dem Schlaf erwacht zum Theil nur im Hemde kämpften, die Zula's mit großem Verluſt zurückzuſchlagen und ihnen das bereits geraubte Vieh wieder abzunehmen.

Im October 1838 kam ein neuer großer Zug von Boers unter Andries Pretorius dem erſten nach. Pretorius, ein ſehr energiſcher und kluger Mann, wurde zum gemeinſchaftlichen Führer gewählt und nahm vor allem Rache an Dingaan. Dieſer brachte ein großes Heer zuſammen und griff die Boers in ihrer Wagenburg zwei Stunden lang mit äußerſter Wuth an, bis Pretorius die Wagen öffnen ließ und mit etwa 500 Reitern unter die Kaf-

fern sprengte, *) die nun auseinanderstoben und 3000 Todte zurückließen, am 16. Dezember. Hierauf verfolgten die Boers den Feind, fanden aber Dingaans Residenz verlassen und verbrannt, und gründeten nun unfern von Port Natal ihre erste Stadt, ihrem ersten Führer zu Ehren Pieter Maritzburg genannt. Dingaan wurde nachher mit Hülfe seines eigenen Bruders Umpanda vollends besiegt, verlor nochmals 2000 Mann und floh für immer. Nun schickten die Engländer zwar 100 Soldaten nach Port Natal, wie es hieß, um eine hier zu gründende Niederlassung von englischen Einwanderern zu schützen; allein es kamen keine solche Einwanderer, die englischen Soldaten zogen wieder ab und dagegen folgten den Boers viele ihrer Brüder aus dem Capland nach. Diese Boers erklärten nun feierlich, sie würden jeden Einwanderer, der ohne ihre Erlaubniß ins Land käme, als Feind behandeln und gründeten einen unabhängigen Freistaat. In der Urkunde vom 14. Febr. 1840, in welcher Pretorius die Besitznahme des Zulalandes vom Fluß Togala bis zum schwarzen Fluß proclamirte, nannte er sich „Hauptcommandant der südafrikanischen Gesellschaft". Ihm zur Seite aber stand ein periodisch gewählter „Volksrath". Das Land der Boers liegt näher der Ostküste Afrika's, jenseits des Gebirgszugs, den man den Drakenberg nennt, und des Oranjeflusses, 250 deutsche Meilen von der Capstadt entfernt.

Erst 1842 schickte der neue Gouverneur des Cap, Napier, wieder englische Truppen nach Port Natal und nöthigte die dort angesiedelten Boers, sich der englischen Oberherrschaft zu unterwerfen. Die wackern Holländer konnten es aber nicht lange unter dem Druck und Hohn der Engländer aushalten und zogen sich in's Innere des Landes zu ihren freien Brüdern zurück. Nun machten die Engländer aber auch Anspruch auf das Oranjegebiet und es

*) Ein Kaffer stach seine Lanze dem Pretorius mitten durch die Hand, dieser aber, obgleich er die Hand von der Lanze nicht losmachen konnte, warf den Kaffer zu Boden und hielt ihn fest, bis Hülfe kam.

kam zu offenem Kampfe. Im Jahre 1848 erlitt Pretorius bei Boomplaats durch die Engländer eine Niederlage, worauf ſich ſein ganzes Volk weiter ins Innere Afrika's zurückzog und über dem Vaal die ſ. g. transvaaliſche Republik gründete. Weil aber die Engländer um dieſe Zeit in neue ſchwere Kriege mit den Kaffern verwickelt wurden und die Boers dieſen Umſtand nicht zum Schaden der erſteren benutzten, ſondern im Gegentheil den engliſchen Unterthanen Schutz gewährten, entſchloß ſich die engliſche Regierung, durch einen Vertrag vom 10. April 1854 die völlige Unabhängigkeit des Freiſtaats der Boers anzuerkennen. Die Fahne der Boers iſt roth, weiß und gelb gewürfelt.

Der große Kaffernkrieg entbrannte wieder 1851, indem ſich der Häuptling Sandilli mit dem Propheten Umlangeni zu einer allgemeinen Erhebung vereinigt hatte, und ihre Angriffe auf die zu weit ausgedehnten Wachtpoſten der Engländer Anfangs Erfolg hatten. Indeſſen wurden dieſe unter Sir Harry Smith durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen wieder Meiſter. Der Krieg begann von neuem 1855, als der alte Häuptling Panda, von ſeinem eigenen Sohne Ketchwya, nachdem derſelbe ſeinen Bruder Umbulazi hatte ſchinden laſſen, angegriffen wurde. Da einige Boers von dem Häuptling Makapan gefangen und grauſam zu Tode gemartert wurden, zogen die Boers unter Pretorius und Potgieter aus und erſtickten die in eine Höhle geflüchteten Kaffern mit Rauch, angeblich mehrere tauſend, von denen 700, welche aus der Höhle flüchten wollten, erſchoſſen wurden. Man hörte aber bald darauf wieder von einem furchtbaren Gemetzel, welches die Kaffern unter 600 Weibern und Mädchen der Boers, als dieſelben fliehend durch einen Fluß ſetzten, mit ihren Wurfſpießen angerichtet hätten, 1856.

Man erkennt aus dieſen Vorgängen, wie wenig die Holländer und Engländer am Cap geneigt ſind, die chriſtliche Bruderpflicht an den unmündigen Schwarzen Südafrika's zu erfüllen. Sie rotten einfach aus, was ihnen nicht als Sclave dient.

An der ganzen Weſtküſte Afrika's aber wird ſeit mehreren

Jahrhunderten von den Weißen Sclavenhandel getrieben. Man brauchte die ſchwarzen Diener anfangs nur in der muhamedaniſchen Welt, ſeltener in Spanien und Portugal. Sobald aber der Colonialhandel aus Amerika begann, und demnach auch dort die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffeebäumen ꝛc. zunahmen, die weißen Arbeiter aber die Hitze des Clima's nicht ertragen konnten, kam man auch auf den Gedanken, die afrikaniſchen Neger nach Amerika zu verpflanzen, um ſie dort arbeiten zu laſſen. Das geſchah von den Portugieſen und Spaniern noch in geringem Maße, von den Franzoſen und Engländern aber bald im Uebermaße. Je mehr man Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao ꝛc. producirten wollte, um ſo mehr ſchwarze Arbeiter brauchte man und führte ſie ſchaarenweiſe aus Afrika nach den weſtindiſchen Inſeln (Antillen) und nach den V. Staaten. Da die Negerkönige längſt Sclavenhandel trieben und die Kriegsgefangenen, ja ihre eigenen Unterthanen verkauften, war dieſer Menſchenhandel ſehr leicht, doch ließen es die Weißen auch an Gewaltthätigkeiten nicht fehlen, indem ſie oft niedre Sclavenpreiſe erzwangen oder Menſchen mit Gewalt raubten. Daſſelbe Verfahren, wie es Mehemet Ali in Nubien trieb. Die armen Negerſclaven wurden mit Holzgabeln am Halſe aneinander gebunden, um nicht fliehen zu können, und dann auf Schiffe wie Häringe zuſammengepackt, um in ihrer neuen Heimath unter Peitſchenhieben ſchwere Arbeit zu verrichten und von ihren neuen Herren wie Hunde behandelt zu werden.

Eine große Empörung der Schwarzen erfolgte auf St. Domingo, nächſt Cuba der größten unter den Antillen. Die Inſel, welche neben herrlichen Gebirgen die fruchtbarſten Thäler und Ebenen, eine paradieſiſche Vegetation und das verführeriſcheſte Clima beſitzt, wurde zuerſt von Columbus entdeckt, dem h. Dominicus geweiht und von Spaniern, jedoch nur auf der ſüdöſtlichen Seite, coloniſirt, die friedlichen indianiſchen Ureinwohner aber grauſam ausgerottet. Im 17. Jahrhundert ſiedelten ſich im Nordweſten

haben ihren Handel und ihre Reichthümer verloren, weil ſie in der Zeit ihrer Proſperität nicht darauf bedacht geweſen ſind, ihrem Bunde mehr Einheit zu verſchaffen, und ſich, durch feſtere Anſchließung an die Kaiſerliche Macht, größern Einfluß auf die Angelegenheiten des deutſchen Reichs zu erwerben. Im Verein mit dem Bunde der oberdeutſchen Städte und im Einverſtändniß mit dem Kaiſer hätte es ihnen wohl nicht ſchwer fallen können, ein deutſches Unterhaus zu bilden, vermittelſt des dadurch erlangten Einfluſſes auf die Geſetzgebung und die exekutive Gewalt der deutſchen Ariſtokratie das Gleichgewicht zu halten, und ſo jenen glücklichen Verein der drei Staatselemente herbeizuführen, welcher ſpäter die Grundlage der Größe Englands geworden iſt. Wenn man bedenkt, daß Holland ebenſowohl als Belgien dieſem Handelsreich angehört haben würden, ſo wird man verſucht, zu glauben, daß die Deutſchen mehrere Jahrhunderte vor den Engländern das Schauſpiel einer im auswärtigen wie im innern Handel, in der Landwirthſchaft wie in den Gewerben, in der Coloniſation, Fiſcherei und Schifffahrt wie in der Seemacht ausgebildeten, kurz einer mit allen Attributen der Größe bekleideten Nation der Welt hätten vor Augen ſtellen können.

Vor allen Ländern hat im Mittelalter **Belgien** dem Princip der unbeſchränkteſten Handelsfreiheit mit Erfolg gehuldigt. Früh ſchon auf Sicherheit und Erleichterungen des Verkehrs und auf Abſchaffung der Hinderniſſe bedacht, welche die Feudalverfaſſung der Entwicklung der Induſtrie und Landwirthſchaft entgegen ſtellte, pflegten die Herrſcher von Flandern und Brabant, unterſtützt von großen und freien Gemeinden, beide mit ausgezeichnetem Erfolg; ſie erhoben die freien Bürger Belgiens, unter Beihülfe des hanſeatiſchen Zwiſchenhandels, zu Manufakturiſten aller nordiſchen Nationen, Großbritanniens, Frankreichs und der Halbinſel, deren rohe Produkte ſie eintauſchten und verarbeiteten. Von fremden

verleibt worden iſt. Von den großen Reichthümern der Hanſeſtädte iſt keine Spur mehr vorhanden, ausgenommen in den dunkeln Geſchichten des 13ten und 14ten Jahrhunderts." (wealth of nations I. III. Ch. 3.) — Und dennoch will Adam Smith von den Maßregeln, welche dahin abzwecken, den Kaufmann zum Bürger eines beſondern Landes zu machen, und ihn zu veranlaſſen, ſein Capital dem Grund und Boden einzuverleiben, nichts wiſſen.

der Insel die berüchtigten Bukaniers und Flibustiers an, französische Seeräuber, aus denen nach und nach eine von der französischen Regierung amnestirte Colonie entstand, welche die altspanische bald überwog, durch Negersclaven den Boden bebauen ließ und den ergiebigsten Handel in Colonialwaaren trieb. Aus dem Umgang französischer Herren mit Negerinnen entstand eine zahlreiche Bastardrace von Mulatten, die sich besser dünkten, als die Neger, obgleich auch sie unfrei waren. Die Herren aber verweichlichten im Reichthum, und die Sitten waren hier äußerst gelockert.

Als nun die Nationalversammlung die alte königliche Verwaltung in Frankreich gestürzt hatte, gerieth die Colonie bald in große Bewegung. Die reichen Grundbesitzer hofften die Verwaltung an sich reißen zu können, wogegen eine treue Partei fest am Mutterlande halten wollte. Die Mulatten aber forderten gleiche Rechte mit den Weißen. Die 1790 eröffnete Colonialversammlung erklärte dagegen, sie wolle lieber untergehen, als gleiche Rechte theilen mit einer entarteten Bastardrace. Das widersprach dem in Paris herrschenden Freiheits- und Gleichheitsschwindel, und die Weißen waren nicht einmal unter sich einig. Peynier, der Gouverneur, ein schwacher Mann, ärgerte sich über seine Zurücksetzung; Maudult, Commandant in Port au Prince, war energischer und trieb die reichen Grundbesitzer bald zu Paaren, indem er die Partei der alten Beamten und der „kleinen Weißen" in den Städten gegen sie aufregte und sogar die Mulatten haranguirte. Das Schlimmste fürchtend, flohen 85 Mitglieder der Colonialversammlung auf ein Schiff und retteten sich nach Frankreich.

Aber die Weißen sollten keine Ruhe mehr haben vor den Farbigen. Der Racenhaß steigerte sich immer mehr. Weiße Soldaten in Cap Français mißhandelten einen Neger und fielen, da sich derselbe wehrte, mit wahnsinniger Wuth über alle Farbigen in der Stadt her. Dieses Blutbad weckte den Zorn der Mulatten, an deren Spitze sich ein gewisser Ogé stellte. Aber sie richteten damals noch nichts aus; Ogé floh in den spanischen Antheil der Insel,

wurde aber von dort ausgeliefert und grausam gerädert, 1791. Inzwischen konnte sich die Regierung doch nicht behaupten. Blanchelande, der an Peyniers Stelle Gouverneur geworden war, entfloh der nahen Gefahr, während Mauduit in dem Soldatenaufstand elend umkam. Die Soldaten waren bereits Jakobiner und fanatisirt. Da man aber in Paris selbst die Mulatten, welche eine Deputation nach Paris geschickt und 6 Mill. Franken auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatten, für frei erklärte, wollten auch die Neger gleiches Recht, und da sie die ungeheure Mehrheit auf der Insel bildeten, so konnte eine große Erhebung derselben gegen die Weißen nicht ausbleiben. In der Nacht des 23. August 1791 erhoben sich die Neger unter einem gewissen Boukmann, verbrannten und plünderten die Plantagen ihrer Herren und mordeten alle Weißen in der Runde von Cap Français, das von einem Flammenmeer umringt war. Die Weißen fielen aus und richteten eine gräßliche Metzelei unter den Schwarzen an. Aber der Aufstand wuchs, die Weißen konnten sich nur noch in den Städten halten, auf dem Lande wurde alles, was eine weiße Haut trug, unter kannibalischem Hohn von den Schwarzen abgeschlachtet. Die Weißen wandten sich nach dem nahen Jamaika und flehten Hülfe von England. Die Engländer aber blieben neutral, in der Hoffnung, wenn erst alle Franzosen auf Domingo ausgerottet wären, werde die Insel ihnen in die Hände fallen.

Die Neger wählten, nachdem Boukmann im Kampfe gefallen war, Blassou zum Obergeneral, trugen weiße Kokarden und nannten sich die königliche Armee im Gegensatz gegen die jakobinischen Weißen. Man beging gegenseitig die äußersten Grausamkeiten. Unter den Negern machte sich in dieser Hinsicht besonders Jeannot bemerklich, den aber der edelgesinnte Neger Jean François festnehmen und tödten ließ, um seinen haarsträubenden Greueln ein Ende zu machen. Unterdeß verständigten sich die Weißen mit den Mulatten auf Kosten der Neger, erklärten, um sie zu versöhnen, die Richter Ogé's für ehrlos und feierten am 24. Oct. 1791

ein großes Verſöhnungsfeſt zu Port au Prince, wobei Carabeaux, Haupt der weißen Pflanzer, und Beauvais, Chef der Mulatten, ſich umarmten. Die Neger wurden aufgefordert, nunmehr auseinander zu gehen, und von den Mulatten angegriffen, als ſie nicht gehorchen wollten. Sie zerſtreuten ſich meiſtens. Eine ziemliche Anzahl aber wurde auf Schiffe gebracht und theils ermordet, theils nach Jamaika an die Engländer verkauft. Die Mulatten kamen aber bald wieder mit den Weißen in Streit und während eines wilden Kampfes in Port au Prince gerieth ein großer Theil der Stadt in Brand. Beide Parteien riefen jetzt wieder die Neger zu Hülfe und die ganze Inſel fiel in Anarchie.

Die Neger aber waren gewitzigt und benutzten die Zwietracht zwiſchen Weißen und Mulatten, um zwiſchen beiden eine feſte Stellung zu nehmen.

Nachdem der Pariſer Convent auch die Neger, wie die Mulatten, für frei erklärt hatte, ſchickte derſelbe im Herbſt 1792 zwei Conventsdeputirte, die Jakobiner Polverel und Santhonax, mit 6000 Soldaten nach St. Domingo, um die Inſel zu beruhigen und mit allgemeiner Freiheit und Gleichheit zu beglücken. Die erſte Handlung dieſer Sendboten war, den armen Blanchelande nach Paris unter die Guillotine zu ſchicken. Aber die Weißen fanden ein neues Haupt in Galbaud, der die Conventsdeputirten von der Inſel zu verjagen unternahm. Dieſe, plötzlich überfallen, wandten ſich an den nächſten Negerhäuptling Pierrot, der ſofort ein greuliches Blutbad unter den Weißen Galbauds in Cap Français anrichtete, welche Stadt damals in Flammen aufging. Galbaud floh mit ſeinem Anhang auf die Schiffe, die aber ſo überfüllt wurden, daß hunderte im Gedränge in's Meer fielen. Aber die Neger waren jetzt ſchon nicht mehr mit der Freiheit zufrieden, die ihnen der Convent darbot. Sie wollten auch unabhängig ſeyn und wurden von Spanien mit Ordenskreuzen und Verſprechungen beſtochen, ſich den franzöſiſchen Anſprüchen zu widerſetzen. Jean François trat offen mit einer

Unabhängigkeitserklärung auf und belagerte mit 20—30,000 Schwarzen, die von den französischen Soldaten noch allein übrigen 1000 unter Santhonax in den Ruinen von Cap Français. Mittlerweile hatten die Engländer an Frankreich den Krieg erklärt und waren von vielen nach England geflüchteten reichen Pflanzern aus St. Domingo aufgefordert worden, sich der Insel zu bemächtigen, denn diese Pflanzer hofften ihre Besitzungen viel eher durch England, als durch die Jakobiner wieder zu erhalten. Wirklich wurde einer englischen Flotte die stärkste Festung auf der Insel, Mole St. Niclas, durch Verrath ausgeliefert. Als die Engländer auch vor Cap Français erschienen, konnte sich hier Santhonax nicht länger halten, capitulirte und zog mit einem treuen Häuflein Neger ab zu Rigaud, einem Haupte der Mulatten.

Mittlerweile hatte Polverel unablässig geforscht, wie er seinem Auftrage genügen und die Neger durch Freiheit und Gleichheit glücklich machen könne. Die Ausführung war schwer, weil die schwarze Race gar so bestialisch erschien. Er proclamirte seine Ideen in einem Ackergesetz von 1794, worin er zum erstenmal eine Organisation der Arbeit vorschlug, mittelst einer Association zwischen Eigenthümern und freien Arbeitern. Die letzteren sollten, in gewisse Classen je nach ihren Leistungen abgestuft, den Gewinn der Arbeit mit den Eigenthümern theilen. Ein Vorbild der später von den Communisten vorgeschlagenen großen Arbeitergesellschaften, in denen Arbeit und Lohn gewissenhaft berechnet werden. Aber diese Ideen kamen nicht zur Ausführung, weil die Neger zu sehr Naturmenschen sind, um sich in ein so künstliches Räderwerk der Gesellschaft einfügen zu lassen. Sie hatten überdies den richtigen Instinct, sie würden bei jeder Verbindung mit den Weißen doch immer den Kürzeren ziehen, verlangten daher gänzliche Unabhängigkeit und Trennung von den Weißen. Polverel und Santhonax sahen sich durch die Engländer gezwungen, die Insel zu räumen, und Frankreich schien jeden Anspruch auf dieselbe verloren zu haben.

Die Engländer wußten sich indessen nicht auf der Insel zu behaupten. Zu ihrer Verstärkung kam im Mai 1795 General Williamson von Jamaika herüber, da aber neben den Mulatten unter Rigaud jetzt auch die Neger unter Toussaint-Louverture,*) der damals bereits den spanischen Theil von St. Domingo erobert hatte, sich im Kampf gegen die Engländer auszuzeichnen anfingen, übergab das französische Directorium diesem Schwarzen das Obercommando auf der Insel. Die Engländer, zuletzt unter dem General Maitland, erklärten bald, daß sie die Insel nicht halten könnten, ohne ungeheure Kraftanstrengungen und Ausgaben, zogen es daher vor, sie zu verlassen. Da Frankreich mit Spanien Frieden gemacht hatte und ihm der spanische Antheil von St. Domingo abgetreten worden war, so befand sich die ganze Insel jetzt dem Namen nach unter französischer Hoheit, in der That aber in der Gewalt Toussaints, der den Norden beherrschte, und Rigauds, der mit seinen Mulatten die Herrschaft im Süden festhielt. Santhonax kam 1796 wieder auf die Insel und verkehrte viel mit Toussaint, den er bewog, seine beiden Söhne zur Erziehung nach Paris zu schicken, und dem er dringend empfahl, sich an Frankreich zu halten, welches die Freiheit aller Menschen wolle. Wirklich adoptirte Toussaint einige Gedanken Polverels und bemühte sich, die Neger wieder an die Arbeit zu gewöhnen im Verhältniß von Pächtern oder Tagelöhnern auf den großen Plantagen, die jetzt größtentheils ihre Besitzer gewechselt hatten und einflußreichen Mulatten oder Schwarzen gehörten. **) In der gu-

*) Er war 50 Jahre lang Sclave gewesen, aber ein denkender Kopf, hatte lesen gelernt und sich einige Kenntnisse erworben.

**) Als Toussaint erfuhr, der vormalige Sclavenaufseher auf der Plantage Breda, auf der er selbst als Kutscher gedient hatte, sey nach den Vereinigten Staaten entflohen, rief er ihn zurück und machte ihn wieder zum Aufseher über die freien Arbeiter. Als ihn dieser Weiße aber umarmen wollte, stieß er ihn zurück und sagte ihm: Sie stehen jetzt tiefer

ten Meinung, Frankreich wolle die Freiheit der Neger schützen, hatte Touſſaint ſich von Santhonax überreden laſſen, die Autorität des franzöſiſchen Generals Hedouville anzuerkennen. Als dieſer aber anfing, mit den Weißen und Mulatten auf die Schwarzen zu drücken, empörten ſich die letzteren und zwangen den General, mit 1800 Weißen und Farbigen über See zu entfliehen. Dennoch brach Touſſaint mit dem Directorium in Paris nicht ab, ſondern rechtfertigte das Verhalten der Schwarzen durch Hedouville's ſchlechtes Benehmen.

Nunmehr ſtanden ſich Touſſaint und Rigaud allein gegenüber und geriethen bald in Streit, der zum furchtbarſten Racenkriege wurde. Rigaud ließ alle Neger, die in ſeine Gewalt fielen, abſchlachten, um die ganze Race zu vertilgen; Touſſaint war menſchlicher, zwang aber die gefangenen Mulatten, in ſeinen Regimentern zu dienen und ließ ſie ſo hart behandeln, als früher die Neger behandelt worden waren. Keine Partei errang einen völligen Sieg, doch behielt Touſſaint die Oberhand, weil es viel mehr Schwarze gab, als Mulatten. Unter Touſſaints Untergeneralen machte ſich der kleine, ſehr häßliche Deſſalines durch furchtbare Grauſamkeit bemerklich. Er allein ließ 10,000 Mulatten abſchlachten.

Nachdem Bonaparte erſter Conſul geworden, beſtätigte er den Oberbefehl Touſſaints, gab ihm aber General Michel, einen Weißen, bei. Wüthend über dieſe Bevorzugung ſeines Nebenbuhlers eilte nun Rigaud mit ſeinen beiden Anhängern, den nachmals berühmten Mulatten Petion und Bojer, nach Paris, ohne jedoch etwas für ſich auszurichten. Touſſaint blieb das Haupt der Inſel und glaubte dem erſten Conſul in Paris nicht unter-, ſondern nebengeordnet zu ſeyn, indem er eitel genug war, an ihn zu ſchreiben: „der Erſte der Schwarzen an den Erſten der Weißen.“ Indeſſen war er nicht ganz Herr der Situation auf der Inſel. Da er die

---

unter mir, als ich früher unter Ihnen ſtand. Gehen Sie auf die Plantage und thun Sie Ihre Schuldigkeit!

Weißen und Farbigen schonte, ihnen ihre Güter ließ, die Schwarzen zwang, unter ihnen zu arbeiten, brach ein Aufruhr aus und nicht weniger als 200 Weiße wurden wieder grausam von den Negern erschlagen. Toussaint hätte gern die Racen versöhnt und seine Schwarzen durch Vermischung mit den Weißen allmählig veredelt, aber es war nicht möglich. Der Weiße konnte nicht vergessen, daß der Schwarze kurz vorher noch sein Sclave gewesen, und der Schwarze hielt jede Ermahnung zur Arbeit für einen Versuch, ihn wieder zum Sclaven zu machen.

Bonaparte, dem die weißen Demokraten in Europa schon zum Ekel geworden waren, hegte noch weit weniger Achtung vor ihren schwarzen Affen in St. Domingo und war boshaft genug, gerade die noch republikanischen Bestandtheile seiner Armee, um sie los zu werden, zur Unterwerfung der Schwarzen zu gebrauchen. Verzehrt euch unter einander! scheint er, sich die Hände reibend, gedacht zu haben.

Der Schwager seiner lebenslustigen Schwester Pauline, General Leclerc, wurde mit einer Flotte von 54 Schiffen und 10,500 Mann Landungstruppen, denen in den nächsten Jahren noch mehr als zweimal so viel nachfolgten, im Jahre 1801 nach St. Domingo geschickt, mit dem geheimen Auftrage, dort, wie in allen übrigen westindischen Inseln Frankreichs, einfach die alte Sclaverei wieder einzuführen. Oeffentlich mußte Leclerc den Schwarzen die Erhaltung ihrer Freiheit und alles Gute versprechen, aber nur, um sie einzuschläfern. Sie folgten einem richtigen Instinct, indem sie mißtrauten und der Landung der französischen Truppen zum Theil blutigen Widerstand leisteten. Christoph, General unter Toussaint, konnte Cap Français gegen die Uebermacht der Franzosen nicht behaupten, trieb aber alle Einwohner heraus und steckte es zum zweitenmal in Brand, so daß Leclerc nur Trümmer und Asche fand, am 5. Jan. 1802. Auf ihrer Flucht aber erschlugen die Neger viele Weiße und brannten viele Pflanzungen nieder, und Dessalines begann aufs neue den Vertilgungskrieg gegen die

Weißen. Touſſaint ſelbſt zauderte, dem Befehl Bonaparte's zu gehorchen, als ihm Leclerc aber einen eigenhändigen, äußerſt ſchmeichelhaften Brief deſſelben und ſeine beiden Söhne zurückbrachte, die ihm nur von Bonaparte's Huld erzählten, ließ er ſich noch einmal zum Vertrauen hinreißen, bereute jedoch bald wieder und hielt ſich zurück. Unterdeß hatte Leclerc die Mulatten an ſich zu ziehen geſucht und hielt ſich für ſtark genug, erklärte Touſſaint für vogelfrei und begann die Unterwerfung der Inſel. Die Mulatten ließen ſich in Regimenter theilen, die Neger wichen meiſtens aus und zogen ſich in die unzugänglichen Wälder und Gebirge zurück. Deſſalines allein trotzte zu St. Marc, ſteckte aber, als er ſich nicht mehr halten konnte, dieſe Stadt in Brand und entfloh. Leclerc wunderte ſich, daß ihm kein kräftigerer Widerſtand geleiſtet wurde; die Neger aber ließen ihm ſagen, er ſolle nur auf den Auguſt warten. In den Sommermonaten, hofften ſie nämlich, werde die Hitze das franzöſiſche Heer ſo herunterbringen, daß ſie nachher leicht mit ihm würden fertig werden.

Leclerc reſidirte zu Port au Prince und gab bereits Befehle, welche die Freiheit der Neger gefährdeten, eben deshalb aber dieſelben in ihrem Widerſtande nur befeſtigten. Einen zweiten Fehler beging er inſofern, als er Rigaud, der ſich wieder eingefunden hatte und deſſen er ſich hätte bedienen ſollen, ſogleich wieder fortſchickte, wodurch er ſich auch die Mulatten abgeneigt machte. Als nun im Juni die franzöſiſchen Soldaten der Hitze und dem gelben Fieber unterlagen, erfüllte ſich, was ihnen gedroht worden war. Schnell beſonnen aber ließ Leclerc den armen Touſſaint, der ſich beſſer hätte vorſehen dürfen, überfallen, gefangen nehmen und nach Frankreich ſchleppen, wo er, von Napoleon grauſam behandelt,*) in einem elenden Kerker verſchmach-

*) Napoleon ließ ihn durch General Caſarelli mit dem Härteſten bedrohen, wenn er nicht geſtehe, wo er ſeine Schätze verborgen habe? Touſſaint gab die edle Antwort: ich habe etwas anderes verloren als Schätze. Da befahl Napoleon, ihn in ein kaltes enges Loch zu werfen, in dem er zu Grunde gehen mußte. Er ſtarb am 27. April 1803.

tete. Allein Leclerc gewann damit nichts. Die Schwarzen wurden nur immer feindſeliger gegen ihn geſtimmt und empörten ſich unter Belair, Chriſtoph und Sans-Souci. Belair unterlag den Schlägen, die ihm Deſſalines, damals noch im Intereſſe der franzöſiſchen Regierung, aber nur aus perſönlichem Neide verſetzte. Die andern dagegen hatten beſſeres Glück und da man erfuhr, auf den Inſeln Martinique und Guadeloupe ſey die ganze alte Sclaverei hergeſtellt worden, beſorgte man für St. Domingo das gleiche Schickſal und nun traten auch wieder die Mulatten unter Petion zu den Schwarzen.

Leclercs Lage wurde immer bedenklicher. Noch befanden ſich zu Port au Prince 1500 Schwarze unter ihrem General Maurepas im Dienſt der franzöſiſchen Regierung, Leclerc aber mißtraute ihnen, ließ ſie unter dem Vorwand, ſie nach Cap Français einzuſchiffen, auf Schiffe bringen und dann plötzlich alle erſäufen, Maurepas aber unter den Martern, die ihm die Matroſen anthaten,*) ſterben. Und doch vermochte er die Inſel nicht zu halten. Die 34,000 franzöſiſchen Soldaten, die nach und nach angekommen waren, unterlagen faſt alle dem gelben Fieber, 7000 erwarteten erſt noch den Tod im Lazareth, dienſtfähig waren nur noch etwas über 2000 Mann, deren Commando General Rochambeau übernahm, als Leclerc ſelber dem tödtlichen Fieber erlag, 2. November 1802. Nun begann Deſſalines ein furchtbares Racheſyſtem, ſchlug vor Cap Français die Franzoſen und ließ alle Gefangenen, mehrere hundert, vor der Stadt an Galgen aufhängen. Zwar ſchlug Rochambeau am 21. Nov. noch einen Sturm der Neger von der Capſtadt mit größter Tapferkeit ab, ſah ſeine wenigen Truppen aber immer mehr zuſammenſchmelzen und capitulirte am 29. gegen freien Abzug. Nur eine kleine Zahl Franzoſen unter General Ferrand blieb noch im vormals ſpaniſchen Theil der Inſel zurück. Rochambeau ſelbſt aber

*) Sie nagelten ihm die Epauletten auf die Schultern und den Generalshut auf den Kopf, während ſie vor ſeinen Augen ſein Weib und ſeine Kinder erſäuften.

wurde unterwegs mit allen Schätzen, die er von der Insel mitgenommen, einer englischen Flotte zur Beute.

St. Domingo war nun der Willkür der Negerhäuptlinge überlassen, unter denen Dessalines so sehr hervorragte, daß er zum Generalgouverneur auf Lebenszeit ausgerufen wurde. Die Insel erhielt den alten Namen Hayti und wurde der frühere Name St. Domingo, der an die Sclaverei erinnerte, verboten. Dessalines zog überall umher, um die noch versteckten Franzosen ermorden zu lassen. Jedoch getraute er sich nicht, die des Handels wegen auf der Insel sich aufhaltenden Engländer, Nordamerikaner und Deutschen anzutasten, denen es gelang, viele Franzosen heimlich zu retten. Sodann fiel Dessalines über Ferrand her, der sich tapfer wehrte und ihn zum Abzug von der Stadt Santo Domingo nöthigte. Trotz dieser kleinen Demüthigung und der Abneigung des Negerhäuptlings Christoph, der die Blutthaten mißbilligte und die Mäßigung Toussaints eingehalten wissen wollte, äffte Dessalines dem ersten Consul in Paris nach und ließ sich am 8. Oct. 1804 als Jakob I. zum Kaiser von Hayti krönen. Bei der Volkszählung, die er vornahm, fand sich, daß die Insel noch 400,000 Seelen zählte, 100,000 weniger als 1789. Der neue Kaiser machte sich durch würdeloses Benehmen, namentlich durch verrückte Sprünge und Tänze, eben so lächerlich, als er sich vorher durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, und es kostete Petion, dem Mulatten, wenig Mühe, die Besatzung von Port au Prince gegen ihn zu empören. Als Dessalines unter die Aufrührer sprengte, stürzte er unter einem Säbelhieb zusammen, am 17. Oct. 1806.

Nach seinem Tode lieferten sich die Mulatten und Schwarzen eine blutige Schlacht, obgleich aber die Schwarzen unter Christoph siegten, so behaupteten sich doch die Mulatten unter Petion im Süden und Westen der Insel. Christoph regierte mild, nach Toussaints Beispiel, und ließ sich am 28. März 1811 unter dem Namen Heinrich I. zum König krönen, konnte aber auch jetzt noch Petions nicht Meister werden. Weil Napoleon da-

Zwischenhändlern abhängig, ohne zureichende See- und Landmacht, in verschiedene Herrschaften getheilt, also ohne National-Einheit, an Territorium beschränkt und an Volkszahl gering, dabei allen andern Ländern in der Gewerbsindustrie weit überlegen, und durch keinerlei Concurrenz in derselben bedroht: wie konnten sie von Handelsbeschränkungen Besseres erwarten, als von der unbeschränktesten Handelsfreiheit? Der gläubigste und eifrigste Schüler Smith's hätte keinen dem Princip der Handelsfreiheit besser entsprechenden Bescheid geben können, als ihn Robert Graf von Flandern gab, da Eduard II. verlangte (1315), der Graf solle mit den Schotten alle Handelsverhältnisse abbrechen: „Flandern," erwiderte der Graf, „habe sich zu allen Zeiten als ein freier, offener und gemeinschaftlicher Markt aller Nationen betrachtet, und habe keinen Grund, seine Politik zu ändern." [1]

Holland, genöthigt, seinen Bedarf an Brennmaterialien, an Bauholz und Getreide aus fremden Ländern zu beziehen, mußte die Mittel zur Bezahlung dieser Bedürfnisse durch Fischerei, Frachtfuhr zur See und Zwischenhandel aufzutreiben suchen. Durch Peter Böckel's Erfindung des Häringsalzens wurden diese Erwerbszweige so sehr in Schwung gebracht, daß sie allmählig alle durch den Verfall des hanseatischen Handels überflüssig gewordenen Capitale und Schiffe an sich zogen. Zugleich ward hier durch belgische Tuchfabrikanten, die, in Folge politischer Bewegungen in den brabantischen und flandrischen Städten aus ihrer Heimath vertrieben, sich nach Holland flüchteten, die Tuchfabrikation einheimisch. Dieser Aufschwung in den Manufakturen, in den Fischereien, in Handel und Schifffahrt ward die Veranlassung und gewährte die Mittel zu erfolgreichem Widerstand gegen Spaniens fanatische Despoten. Holland eroberte nicht nur seine Unabhängigkeit und Freiheit, sondern auch die Schätze beider Indien und den größten Theil der belgischen Manufacturen, die nun aus dem Lande der Finsterniß und der Bedrückung in das Land der Freiheit und der Duldung flüchteten. Antwerpen sank, und Amsterdam erhob sich zum Centralpunkt des Welthandels. Durch eigene Kraft und durch die Freiheit groß geworden, sank hinwiederum

[1] Rymer vol. III. pag. 388.
Hume vol. II. pag. 143.

mals so viele Herzoge machte, äffte ihm Christoph nach und schuf eine Feudalaristokratie, der er den großen Güterbesitz zutheilte.*) Er regierte bis 1820, als die Großen des Reichs sich gegen ihn verschworen und die Leibwache von ihm abfiel. Da gab er sich heroisch mit einem Pistolenschusse selbst den Tod.

Petion war schon 1818 gestorben, sein Nachfolger im republikanischen Theil der Insel aber, Präsident Boyer, wurde jetzt zum Oberhaupt der ganzen Insel gewählt und regierte die „schwarze Republik" mit vielem Verstand. Es glückte ihm, 1825 von Frankreich die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's zu erwirken, wofür die Insel 150 Mill. Franken zahlen sollte, die jedoch später auf 60 ermäßigt wurden. Mulatten und Neger mordeten einander nicht mehr, die Weißen konnten wieder Handel treiben, obgleich ihnen gesetzlich der Erwerb von Grund und Boden versagt war. Auf den alten Plantagen gediehen die Kaffee- und Baumwollenbäume auch ohne große Pflege fort. Allein man bemerkte doch, daß eine Menge alter Besitzungen verödeten, daß keine neue Pflanzungen angelegt wurden, daß die Neger sich der Faulheit ergaben und lieber nackt in den Wäldern lebten, als arbeiteten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Insel machte allein möglich, daß Europäer dort noch Colonialwaaren kauften und dafür Industrieartikel brachten. Zu eigener Industrie erhoben sich die Neger nicht, so wie auch ihre ganze Cultur nur eine Nachäffung der französischen Formen blieb. Sie konnten nicht einmal das gute Regiment Boyer's ertragen, sondern machten ihm das Leben schwer und als er im April 1842 das Repräsentantenhaus von der ihm allzu lästigen Opposition säuberte, setzten sie ihn ab.

Der Mulatte Herard trat an seine Stelle, wurde aber von den Negern gestürzt, die ihren alten General Guerrier zum Prä-

*) Als man über seine Herzoge von Limonade und Marmelade spottete, antwortete er: ob denn die altfranzösischen Herzoge von Poix (Pech) und Bouillon besser seyen?

ſidenten erhoben, ihn aber 1845 ſchon wieder verloren, da er ſich zu Tode ſoff. Eben ſo unfähig erwies ſich Pierrot, der vormalige Herzog von Marmelade, der Schwager Chriſtophs, den 1846 General Riche ablöste. Während der Haupttheil der Inſel dieſe Wechſel erlebte, riß ſich der vormals ſpaniſche Theil ſeit 1844 wieder los und bildeten hier die Mulatten wieder eine unabhängige Republik unter Ximenes, dann unter Baëz von der (Prieſterpartei), der aber bald durch Santanna verdrängt wurde. — Nach Riche's Tode 1847 kam Soulouque zur Präſidentſchaft, ein Neger, der ſich vom Bedienten bis zum General emporgeſchwungen hatte und ziemlich phantaſtiſch war. Obgleich ſehr häßlich und kahlköpfig hielt er ſich doch für den herrlichſten aller Männer und ritt täglich in einer mit Prunk überladenen Uniform aus, umringt von Muſikanten, welche ſpielen mußten. Sein Verſuch, die Republik der Dominicaner zu erobern, mißrieth ihm kläglich in der Schlacht bei Savana Numero, am 22. April 1849. Nichtsdeſtoweniger ließ er ſich am 29. Auguſt deſſelben Jahrs unter dem Namen Fauſtin I. zum Kaiſer ausrufen und äffte Napoleon nach, wie Chriſtoph.*) Die Krönung wurde mittelſt einer Krone von Goldpapier vollzogen, bevor die in Paris beſtellten rechten Reichskleinode anlangten. Sein ganzes Weſen war Prahlerei. Als er mit großem Lärmen 23,000 Schwarze nochmals gegen San Domingo führte, ließ er ſich von 400 Mulatten in die Flucht ſchlagen, bei Las Caboas, am 10. December 1856. Und weil er alles monopoliſiren wollte, hatte er ſich auch die Neger verfeindet. So erlag er am 10. Januar 1859 einem Heer von Aufwieglern, welche General Geffrard gegen ihn führte und dankte wenige Tage nachher ab. Das Kaiſerthum Hayti verwandelte ſich wieder in eine Republik

*) Louis-Napoleon wurde deshalb als Präſident, der gern Kaiſer werden wollte, damals in unzähligen Karikaturen in der Figur des Soulouque perſifflirt.

und Geffrard wurde deren Präſident. Auch in der dominicaniſchen Republik wurde 1856 Satanna verdrängt durch Alfau.

So hat ſich denn bis jetzt gezeigt, daß die freien Neger zu einem edeln ſittlichen Aufſchwung, höherer Bildung oder auch nur zum Erwerb durch angeſtrengten Fleiß unfähig ſind. Sie leben friedlich und genügſam wie Kinder unter den verwilderten Kaffeebäumen, deren Früchte ſie erndten, ſo lange dieſelben ohne Pflege wachſen. So wie aber ihre Leidenſchaften aufgeregt werden oder ſie zu Rang und Ehren kommen, werden ſie grauſam wie Tiger oder lächerlich wie Affen. In ihrer Mehrheit ſind ſie nicht aufgeſtiegen zum Europäer, ſondern wieder herabgeſunken auf die frühere Stufe, welche ſie in Afrika einnahmen.

Wichtiger noch als die jedenfalls iſolirten Vorgänge auf Hayti, iſt die große Sclavenfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, kaum anders lösbar, als durch einen Aufſtand der Schwarzen in noch viel größeren Umriſſen, als der auf Hayti, oder durch einen Bürgerkrieg zwiſchen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten. Vergebens hofften einige Enthuſiaſten, die Frage einfach durch Zurückverſetzung der Schwarzen in ihre afrikaniſche Heimath zu löſen. Eine fromme amerikaniſche Abolitioniſtengeſellſchaft gründete 1823 auf der Weſtküſte von Afrika die Colonie Liberia, indem ſie in den Vereinigten Staaten ſchwarze Sclaven kaufte, für frei erklärte und nach Afrika hinüberſchiffte. Dieſe zum Chriſtenthum zur Bildung und Freiheit erzogenen Schwarzen ſollten Propaganda machen im Innern Afrika's und dort nach und nach die ſchwarze Bevölkerung civiliſiren. Man rechnet, daß ſeit der Gründung Liberia's etwa 10,000 Sclaven aus Amerika eingeführt wurden, denen ſich etwa 200,000 Neger der Umgegend (am St. Paulfluſſe) unterordneten. Das ganze Etabliſſement wurde von Miſſionären geleitet, die nicht naturgemäß verfuhren, indem ſie den leichten und muntern Afrikanern Spiel, Tanz und Geſang verboten und ſie zu nordiſchen finſtern Puritanern erziehen wollten, die aber ſelbſt immer bald den bösartigen Fiebern dieſer Küſte unterlagen.

Schon 70 Missionäre fanden hier den Tod. Das Etablissement erhält sich zwar noch, aber bereits haben die Kinder weißer Väter und schwarzer Mütter hier eine Mittelclasse gebildet, welche die gewöhnlichen Laster der Mulatten offenbart, bei größerer Intelligenz die reine schwarze Bevölkerung tyrannisirt, Haus- und Feldsclaven hält, das arme Negervolk hier wieder eben so wie in Amerika mit der Peitsche behandelt und sogar beschuldigt wird, denselben Sclavenhandel nach Amerika zu treiben, zu dessen Vereitelung Liberia überhaupt gestiftet worden ist.

Zwar wetteiferte man im ganzen gebildeten Europa, indem dasselbe für Rousseau und die Humanität schwärmte, die armen Neger aus ihrem Elend erlösen zu wollen, und besonders Wilberforce im englischen Parlament sprach unermüdlich dafür, und in den Vereinigten Staaten machten sich aus christlichen Motiven die Abolitionisten die Abschaffung der Sclaverei zum Ziele; allein die steigende Nachfrage nach Colonialwaaren und das Interesse der Producenten und Händler vereitelte alle diese menschenfreundlichen Bemühungen. Wollt ihr keine Sclaven mehr in Amerika sehen, hieß es, so trinkt keinen Kaffee, braucht keinen Zucker mehr und kleidet euch nicht mehr in Baumwolle! Die Engländer erklärten sich endlich nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Interesse für Abschaffung der Sclaverei. Weil nämlich die Plantagen Amerika's in den Händen der Nordamerikaner, Franzosen, Spanier und Portugiesen waren und höchstens auf Jamaika und einigen kleinen Inseln den Engländern selbst gehörten, England aber dieselben Colonialwaaren aus seinen asiatischen Besitzungen zog, lag es in seinem Interesse, der Concurrenz in Amerika entgegenzuarbeiten und die amerikanischen Plantagen durch die Emancipation der Sclaven ihrer Arbeiter zu berauben, also zu ruiniren. Deshalb alliirte sich nach dem großen Continentalkriege unter Napoleon England plötzlich mit den Humanitätspredigern und brachte wirklich nach und nach die Seemächte dahin, daß sie sich verpflichteten, alle Schiffe, auf denen ferner Sclaven aus Afrika gebracht würden, zu confisciren.

Auf Jamaika brach zwar 1832 ein Aufſtand der Negerſclaven aus, weil ſie ſich einbildeten, ſie ſeyen von der Regierung des Mutterlandes ſchon für frei erklärt und ihre Herrn halten ſie nur widerrechtlich zurück; allein dieſer Aufruhr wurde bald unterdrückt. In den Gebirgen und Wäldern der Inſel leben ſeit langer Zeit entlaufene Sclaven, die ſ. g. Maronneger, deren Unabhängigkeit die Regierung anerkannt hat und die ſich dazu hergaben, alle aus den Plantagen entlaufenen Sclaven wieder auszuliefern. Wie denn die ſchwarze Race keine Idee von brüderlichem Zuſammenhalten hat. Die Pflanzer auf Jamaika empfingen vom Staat 30 Mill. Pfund Sterling Entſchädigung, ihr Wohlſtand ſank aber doch, als die faulen Neger nicht mehr arbeiten wollten.

England überwacht ſeitdem die Wege, auf denen der Sclavenhandel hauptſächlich getrieben wird. Seine koſtſpielige Flottille, welche beſtändig an der Weſtküſte Afrika's kreuzte, um Sclavenſchiffe aufzufangen, griff 1851 die Negerſtadt Lagos an einer der Nigermündungen an, weil der König derſelben, Cocloco, den Sclavenhandel nicht aufgeben wollte. Unbarmherzig wurde das Negervolk zuſammengeſchoſſen, als es ſich aber innerhalb der Stadt tapfer wehrte, die Stadt in Brand geſteckt. Das ſollte der benachbarten Stadt Abrokulo zu Gute kommen, in welcher ſich die Reſte der von Lagos und Dahomey aus zur Sklaverei gezwungenen oder ausgerotteten Negerſtämme unter engliſchen Schutz geflüchtet hatten.

Wir verlaſſen nun Afrika, um der ſchwarzen Race weiter nach Oſten nachzugehen. Schon unter Ludwig XV. wurde der Verſuch einer franzöſiſchen Niederlaſſung auf der Inſel Madagaskar gemacht, aber immer wieder vereitelt durch das ungeſunde Clima und durch den Widerſtand der Eingebornen, zuletzt 1774 unter dem berühmten Grafen Benjowski.*) Auch die 1821 auf

*) Ein polniſcher Patriot, von den Ruſſen gefangen und nach Sibirien geſchleppt, entkam von dort mit unerhörter Kühnheit, indem er ſich mit andern Verſchworenen eines Schiffs bemächtigte. Da er mit franzö-

der kleinen Insel St. Maria gegründete Niederlassung starb bald wieder aus. Damals unterwarf König Radama Manjaka die übrigen kleinen Fürsten der großen Insel, starb aber frühe 1828, und seine Wittwe Ranavalo behauptete sich auf dem Thron mit Hülfe ihres Geliebten, Rackelly, des Obergenerals. Im Jahre 1829 kam eine französische Flottille unter Capitain Gourbeyre, gründete das Fort Tintingue und schoß die Stadt Tamatawa zusammen, weil die Königin die Ansiedlung Fremder nicht dulden wollte, 11. October 1829, aber auch diese kostspielige Expedition hatte keinen Erfolg, denn nach der Julirevolution gab die französische Regierung das schwer zu behauptende Fort freiwillig wieder auf. Die Königin verbot auf's strengste die Zulassung von Fremden, auch der Missionäre. Alle Christen wurden hingerichtet. Die Standhaftigkeit dieser Martyrer rührte den 17jährigen Sohn der Königin so tief, daß er selber ein Christ wurde, was aber eine nur noch schrecklichere Christenverfolgung nach sich zog. 1849. Doch blieb noch immer eine lose Verbindung zwischen Madagaskar und der Insel Mauritius. Man erfuhr, die Königin sey milder gesinnt worden, England schickte Herrn Ellis ab und dieser wurde von der Königin in ihrer Hauptstadt Antananarivo freundlich empfangen. Allein die Freundschaft währte nicht lange. Im Mai 1845 wurden wieder alle Europäer von der Insel vertrieben. Eine englische Fregatte unter Sir Gomm und zwei französische Schiffe griffen sofort ein Fort der Königin an der Küste an, wurden aber zurückgetrieben. Später hörte man ausschließlich von französischen Umtrieben. Die Franzosen wollten um jeden Preis festen Fuß auf Madagaskar fassen, um eine Position in den indischen Meeren zu haben und die Engländer paralysiren zu können. Sie hatten sich wirklich wieder auf der Westseite

---

sischer Hülfe Madagaskar nicht behaupten konnte, versuchte er's mit englischer, landete noch einmal 1785, wurde aber gleich im ersten Gefecht von den schwarzen Einwohnern erschlagen.

Madagaskars in der Bai von Vavatoute angesiedelt, ihr Agent d'Arvoy aber wurde im December 1855 von den Eingebornen ermordet und die Niederlassung ausgeplündert. Dennoch müssen sich wieder Kaufleute und Missionäre eingefunden haben, denn im Nov. 1857 entdeckte die Königin Ranavalo eine Verschwörung, welche angeblich von französischen Missionären angezettelt war, und ließ abermals alle Fremden ermorden oder vertreiben und 2000 Eingeborne, welche sich schon zur katholischen Kirche bekannten, hinrichten.

Verfolgen wir die schwarze Race weiter über Afrika hinaus, so stoßen wir auf den meisten großen und kleinen Inseln Australiens auf die pechschwarzen und krausköpfigen Nigritier, als die Ureinwohner, denen jedoch in der Nähe Asiens die edlere Race der Malaien übergeordnet erscheint.

Der Welttheil Australien oder Oceanien hat zum Mittelpunct die große Insel Neuholland, welche seit 1606 von den Holländern entdeckt, 1644 diesen Namen empfing, aber erst 1788 durch Verbrecher, die man aus England dahin ausführte, colonisirt wurde (vgl. Theil I. S. 266). Vorher war das große weite und ebene Land nur von wenig zahlreichen und zerstreuten Schwarzen bewohnt gewesen, die noch tiefer stehend als die dummsten Neger Afrika's, ohne Religion und Staat dahinlebten, die häßlichsten Menschen der Erde, schwarz, mit thierischem Maul, dicken Bäuchen, dünnen Beinen ꝛc. Diesen Karikaturen der Barbarei gesellten sich nun die Auswürflinge der Cultur, der Abschaum Englands zu, todeswürdige Verbrecher, die man, um die Todesstrafe nicht zu sehr zu häufen, in den fernen Welttheil verbannt hatte.

Ein Fluch schien auf dieser neuen Schöpfung zu liegen. Die Engländer ergriffen von Neuholland unter dem neuen Namen Neu-Süd-Wales Besitz und gründeten die Stadt Sidney am östlichen Ufer; diese kleine Colonie kam aber gleich anfangs dem Hungertode nahe, da die Verbrecher den Boden noch nicht angebaut hatten. Nachher aber bemächtigten sich die Offiziere und Soldaten, welche

die Verbrecher überwachen sollten, der Regierungsgewalt, machten allen Waarenverkauf, zumal den der geistigen Getränke, zu ihrem Monopol und übten die sittenloseste Unzucht mit den Verbrecherinnen, obgleich man diese letztern nur zu ihrer sittlichen Besserung in die Colonien geschickt hatte, denn der Zweck war, die männlichen und weiblichen Verbrecher, wenn sie eine Zeitlang unter zweckmäßigen Arbeiten ihre Schuld gebüßt haben würden, mit einander zu verheirathen und als freie Ansiedler zu behandeln. Dieser Zweck wurde nun gänzlich verfehlt und die Lüderlichkeit in Sidney so allgemein, daß auch die folgenden Gouverneure sie nicht mehr bemeistern konnten. Als endlich 1800 Gouverneur Bligh das soldatische Monopol aufhob, wurde er von den empörten Soldaten überfallen und abgesetzt, Major Johnson aber bekam die Gewalt und blieb sogar straflos, weil das Colonialministerium es damals für zuträglich hielt. Dagegen empfing der neue Gouverneur Macquarie seit 1809 Vollmachten und Mittel, um die Colonie in blühenden Wohlstand zu versetzen. Damals schon waren die Nebenstädte Paramatta und Bathurst entstanden, hatte sich die Bevölkerung durch häufige Nachsendungen von Verbrechern und im Lande selbst vermehrt, und waren schon Entdeckungsreisen in's menschenleere Innere des Landes gemacht worden, hatte sich aber zu der Gefängniß- und Wachtstubenbrutalität der ersten Ansiedler auch schon eine zügellose Presse gesellt. Da man aber die langgestreckten Waiden des Landes nicht blos für die Rindvieh-, sondern auch insbesondere für die Schafzucht zuträglich fand und die Mischung lang- und dickwolliger Schafe hier eine ganz vorzügliche Wolle erzeugte, so ließen sich seit 1821 auch in immer wachsender Zahl freie Ansiedler aus Europa in Neuholland nieder. Im Jahr 1829 wurde im Westen die Colonie am Schwanflusse (merkwürdig durch seine schwarzen Schwäne), 1836 Adelaide und 1839 Melbourne in Süd-, 1838 Victoria in Nord-Australien gegründet. Alle am Ufer oder in der Nähe desselben. Im Innern des Welttheils fand man außer einem Gebirge, dessen höchster Gipfel Mount Hotham nur 7500

Fuß hoch! ist, nur eine ebene wasserleere Wüste, wahrscheinlich ehemaliger Meeresboden, unterbrochen von einigen grünen, von blätterlosen Casuarinen umbuschten und von Känguruh's durchhüpften Oasen.

Im Jahr 1851 fand der Colonist Hargreves in der Nähe von Victoria einen Goldklumpen und bald wurden derselben in den Victoria-diggings in solcher Menge entdeckt, daß alles dahin lief, um nach Gold zu graben, wie in Californien.*) Städte und Dörfer entleerten sich, die Hirten ließen Rinder und Schafe im Stich, die Matrosen liefen von den Schiffen. Aber die Goldgräber brauchten Nahrung, Kleidung und der Verkauf der Waaren, deren sie bedurften, wurde so ergiebig, wie das Goldgraben selbst. Bald kamen lange Züge aus Europa und selbst aus China nach, so daß man in der Provinz Victoria jetzt schon 50,000 Chinesen zählt. Das Gouvernement ließ sich das Recht, nach Gold zu graben, abkaufen, die fremden Gräber wollten 1855 diese „Licenz" nicht mehr bezahlen und empörten sich zu Bellarat, widersetzten sich auch dem Militair (am 5. Dec.) und verloren 21 Todte, mußten sich aber dann unterwerfen. Man bemerkte, daß der nordamerikanische Consul den Insurgentenführern ein Gastmahl gab. Auch wurde mit einer Unabhängigkeitserklärung gedroht, allein die Colonie kann sich aus eigenen Mitteln noch nicht halten, sie bedarf Englands noch. Erst wenn sie selbständig genug geworden ist, wird auch sie unfehlbar, gleich den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich losreißen. Denn alles in New-Süd-Wales neigt dem Yankeethum zu, die fabelhaft freche Presse, der Speculationsgeist, selbst das Sectenwesen, denn Methodisten und Baptisten tummeln sich dort nach Herzenslust. Die Goldgräberei ist noch in vollem Gange und zieht immer

*) In Californien ist das Gold aus den nahen Gebirgen durch Wasser ausgeschwemmt und liegt offen oder nicht tief zugedeckt. In Australien findet man es dagegen in der Ebene auf einer Thonschicht ruhend und mit andern Schichten überdeckt, so daß es hier als eine uralte Anschwemmung aus unbekannten Gebirgen erscheint.

mehr Colonisten herbei. Bis zum Jahre 1857 hatte man schon an 2 Mill. Unzen Gold gewonnen zum Werth von 8 Mill. Pfund Sterling. Der schwerste Goldklumpen, den man fand, wog 2217 Unzen. Die Städte hier vergrößern sich eben so rasch, wie in Nordamerika. Das kaum entstandene Adelaide zählt schon 10 Kirchen und ein Theater. Noch größer ist Melbourne. Auch viele Deutsche haben sich dort niedergelassen. Im Jahr 1860 wurden neue reiche Goldlager am Snowy River und Tumut entdeckt.

Oestlich von Neuholland liegt die kleine Insel Norfolk, wohin England seine schwersten Verbrecher bringen läßt, eine schauerliche Einsamkeit im Weltmeer.*)

Noch weiter entfernt in südöstlicher Richtung von Neuholland erstreckt sich die große Doppelinsel Neuseeland, voll hoher schöner Gebirge und fruchtbarer Thäler, bewohnt von den Maoris, einem Malaienstamm, der sich am nackten Leibe mit vielen bunten Zeichen tätowirt, kunstreiche Geräthe und Waffen verfertigt, und voll Energie und Tapferkeit ist, aber unter verschiedenen Häuptlingen stets uneinig sich unter einander bekämpft und jeden Feind, der in seine Hände fällt, auffrißt. Schon viele Schiffsmannschaften, die an der unwirthbaren Küste Neuseelands gestrandet, oder verrätherisch überfallen worden waren, haben dies Schicksal getheilt und die Insel war wegen ihrer cannibalischen Bevölkerung längst verrufen. Erst 1814 gelang es dem englischen Missionär Keedall, sich das Vertrauen des Häuptlings Schangi zu erwerben und auf der Insel zu bleiben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich, um der Bekehrung Bahn zu brechen, schlechter Mittel bedient habe. Er verschaffte nämlich dem Häuptling Schießwaffen, mittelst deren er seinen Nebenbuhlern überlegen wurde und ganze

*) So unerträglich, daß die Verbrecher häufig unter sich selbst einen Mord begehen, nur um nach Sidney als Thäter zur Hinrichtung, oder als Zeugen zum Verhör gebracht zu werden, nur um nicht mehr die Luft von Norfolk zu athmen.

Holland, niedergedrückt durch die National-Eifersucht fremder Nationen, in Folge ihrer Navigations- und Handelsbeschränkungen und unglücklicher Seekriege, wodurch seine Schifffahrt, Fischerei und Ausfuhr beeinträchtigt, der Staat in große Schulden gestürzt und die Last der Abgaben, folglich der Taglohn, dergestalt erhöht ward, daß die holländischen Manufakturen auf den freien Märkten des Auslands nicht mehr Concurrenz zu halten vermochten. Einem an innern Hülfsquellen und an Territorium so beschränkten Lande war es unmöglich, den Restriktionen Englands und Frankreichs gleiche Maßregeln mit Erfolg entgegen zu setzen oder die durch Beschränkung seines Handels überflüssig gewordenen Capitale und Arbeiter nützlich zu beschäftigen. Beide zogen sich daher nach dem Auslande, erstere hauptsächlich in der Form von Anleihen, und die Suprematie der Manufakturen, des Handels und der Seemacht ging nun an ein Reich über, das durch seine politischen Institutionen, wie durch seine innern Hülfsquellen, weit mehr befähigt war, sie auf den höchsten Grad auszubilden, und sich in ihrem Besitz zu behaupten.

England, zur Schaafzucht besonders geeignet, und im Besitze reicher Zinn- und Bleiminen, aber noch im barbarischen Zustand, und ohne Gewerbe und Künste, sah im 12ten und 13ten Jahrhundert gerne, daß die Hanseaten seine rohen Produkte ausführten, und ihm dafür niederländische Fabrikate lieferten. Unter dem Einfluß dieses freien Handels nahmen die Viehzucht, besonders die Schäfereien, und der Minenbau einen gewaltigen Aufschwung.[1] Weit entfernt, diesen Zwischenhandel der Hanseaten mit neidischen

[1] Hume gibt in seiner Geschichte Englands vol. 2. pag. 143. eine sehr interessante Notiz über den Stand der englischen Landwirthschaft zu Anfang des 14ten Jahrhunderts. Lord Spencer zählte im Jahre 1337 auf 63 seiner Landgüter 28,000 Schafe, 1,000 Ochsen, 1,200 Kühe, 560 Pferde und 2000 Schweine, folglich kamen auf ein Landgut ungefähr 450 Schaafe, 35 St. Rindvieh, 9 Pferde und 32 Schweine. Man ersieht hieraus, in welchem vortheilhaften Verhältniß die Zahl der Schaafe im Vergleich mit der Zahl der übrigen Viehgattungen schon damals in England stand. Die großen Vortheile, welche die englische Aristokratie aus der Schaafzucht zog, interessirte dieselbe für die Industrie und den verbesserten Landbau schon zu einer Zeit, da noch die Aristokratie in den meisten Ländern des Continents den größten Theil ihrer Besitzungen nicht besser zu nutzen wußte als

Stämme ausrottete, um die Alleinherrschaft zu erobern. Zwar fiel Schangi 1828 im Kampf gegen die zur Verzweiflung gebrachten Eingeborenen; aber auch die Sieger ließen sich von den Missionären Schießwaffen geben und verkauften ihnen dafür Land zu Ansiedlungen. Einzelne Missionäre erwarben sich 40—50,000 Acker Landes und trieben Handel damit an einwandernde Europäer. Missionär Oakes gewann dadurch in wenig Jahren 100,000 Guinen. Weil aber die Einwanderer selbst von den Missionären übervortheilt wurden, bildete sich eine eigene Neuseelands-Association in England und trat den Missionären entgegen. Beide Parteien überhäuften sich mit Vorwürfen. Die Missionäre klagten, die neuen Einwanderer verdürben die Sitten der neubekehrten Ureinwohner. Endlich mußten sich Regierung und Parlament dareln legen, die Insel 1840 förmlich in Besitz nehmen und eine eigene Verwaltung einsetzen. Cap. William Hobson schloß am 5. Febr. mit allen Häuptlingen der Insel den Abtretungsvertrag und nahm am 21. Mai feierlich Besitz. Es kostete indeß noch Mühe, die Wilden zu beruhigen. Im Jahr 1846 mußte Gouverneur Grey noch zwei empörte Häuptlinge, Kawiti und Heckl, unterwerfen. Man hörte nun bittere Klagen über die Unfähigkeit und Willkür der Gouverneure und über die Wuth, mit welcher sich die Staatskirchler und die Methodisten hier bekämpfen. Nach neuern Nachrichten sind von der früher viel zahlreichern Bevölkerung der Eingebornen noch 120,000 übrig, denen jedoch nur ein Zehntel des Bodens reservirt ist, während die auf beiden Inseln angesiedelten Engländer neun Zehntel ansprechen. Wegen Uebervortheilung und Mißhandlung durch die weißen Einwanderer haben sich die Maoris noch in neuester Zeit unter ihrem Häuptling Wirimu empört, der 1860 die von den Weißen abgeschickten Landesvermesser verächtlich durch alte Weiber verjagen ließ.

Unter den im stillen Ocean zerstreuten Inselgruppen sind die Gesellschafts- und die Sandwichsinseln die wichtigsten als Stationen auf dem weiten Wege zwischen Asien und Amerika und wegen

ihrer Bevölkerungen. Die größte der Gesellschaftsinseln, Otaheiti (oder Tahiti), wurde 1606 von einem spanischen Schiffe entdeckt, jedoch erst 1769 von dem englischen Cap. Cook besucht und genauer erforscht. Cook fand hier eine edle malaiische Race von kindlicher Naivetät und Liebenswürdigkeit, und da die Bekanntschaft mit ihnen in eine Zeit fiel, in welcher in Europa alles für die Rousseau'schen Ideale des Natürlichen empfindsam schwärmte, so wurde auch das paradiesische Leben der noch unverdorbenen Menschheit auf Otaheiti ein Lieblingsthema europäischer Enthusiasten und Dichter. Inzwischen hatten diese bevorzugten Naturkinder doch auch manche Unarten an sich und pflegten einen groben, zum Theil grausamen Götzendienst. Deshalb sorgte man alsbald von England aus für Missionäre, die das Inselvolk bekehren sollten. Aber die Orthodoxie und Scholastik der englischen Staatskirche paßte so wenig wie die europäische Civilisation und Arbeit zu dem fröhlichen Leichtsinne des nackten, unter Palmen und Brodfruchtbäumen an einen seligen Müßiggang gewohnten Naturkinder. Daher die Bekehrung keine freiwillige war, sondern mit Strömen von Blut erzwungen werden mußte. Schon 1797 erschienen die ersten Missionäre, schmeichelten sich beim König Pomare I. ein, indem sie ihm Schießwaffen verschafften, durch die er seine Gewaltherrschaft über die Inseln befestigen konnte. Er übte die furchtbarste Tyrannei, dasselbe that sein Sohn und Nachfolger Pomare II. Dieser blieb, wie sein Vater, auch noch Heide und brachte Menschenopfer. Erst als das verzweifelnde Volk sich gegen ihn empörte und es ihm nur durch den Beistand der Missionäre 1815 gelang, den Sieg zu erfechten, bekannte er sich zur englischen Kirche, blieb aber ein Wütherich und Schwelger und starb schon 1821. Für seinen kleinen Sohn regierte der Missionär Nott (früher Maurergeselle), und als das Kind starb, für dessen Mutter, die Königin Pomare, eine Riesin von Körper und gutwillig, aber bloße Puppe der Missionäre. Diese letztern rotteten alle Heiden und Rückfällige unter Eingebornen mit Feuer und Schwert aus. Bei Todes-

ſtrafe mußten ſie die Kirche beſuchen und man prügelte ſie zum Gebet. Unter der Maske der Scheinheiligkeit aber blieben die armen Menſchen ſinnliche Naturkinder nach wie vor. Als es zwei katholiſche Miſſionäre, Caret und Laval, wagten, ſich auf Otaheiti niederzulaſſen und bei dem Volke Beifall fanden, vertrieb ſie Pritchard, der allmächtige Miſſionär und Regent der Inſel. Weil ſie aber franzöſiſche Bürger waren und Ludwig Philipp damals gern mit ſeinem Anſehen prahlte, ſchickte er eine Flottille unter Dupetit-Thouars nach Tahiti und ertrotzte Gleichſtellung der Franzoſen mit allen andern Nationen auf Tahiti, 1838. Kaum aber war er fort, ſo brach Pritchard den Vertrag und die franzöſiſche Flottille mußte 1841 noch einmal kommen. Pritchard floh mit der Königin und erregte einen Aufſtand gegen die Franzoſen, den dieſe jedoch bald niederſchlugen. Pritchard wurde nun von der Inſel fortgejagt und die Franzoſen blieben Meiſter. Aber auch nicht zum Heile der armen Eingebornen, denn an die Stelle des puritaniſchen Rigorismus trat jetzt eine coloſſale Liederlichkeit. Wie gern auch die Otaheitier jene los wurden, ſo war ihnen doch die Brutalität, mit der franzöſiſche Soldaten und Matroſen ihnen die Weiber und Mädchen wegnahmen, zu viel und es kam deshalb zu blutigen Gefechten. Dupetit-Thouars hatte förmlich im Namen Frankreichs von den ſämmtlichen Geſellſchaftsinſeln Beſitz genommen. Dagegen proteſtirte nun England und Ludwig Philipp beeilte ſich, ſeinen Admiral zu desavouiren, indem er erklärte, derſelbe habe gegen die Inſtruction gehandelt, Frankreich übernehme nur ein Protectorat über die Inſeln, laſſe aber der Königin Pomare ihre Souverainetät, in dem gleichen Verhältniß, in welchem England zu den Sandwichsinſeln ſtand. Pritchard bekam außerdem noch von Frankreich eine Entſchädigung. England war damit zufrieden und der Zorn der Oppoſition in der Kammer zu Paris verhallte.

Außer den Franzoſen, die auf Otaheiti blieben, befanden ſich andere ſchon ſeit 1842 auf den benachbarten Marqueſas-Inſeln, welche Dupetit-Thouars in Beſitz genommen hatte; desgleichen in

Neucaledonien, nördlich von Neuseeland. Die Franzosen, obgleich minder mächtig zur See, als England, wollten doch immer dabei seyn.

Die Sandwichsinseln, weiter nördlich im stillen Ozean, bilden die Mittelstation zwischen den Vereinigten Staaten und China. Aus der größten Insel Owaihi ragt der hohe Vulcan Munaroa hervor. Als die Inseln 1778 von Cook besucht wurden, zählten sie 400,000 Malaien, denen von Otaheiti ähnlich, aber noch kriegerischer und wilder; als er im folgenden Jahre wieder zu ihnen kam, erschlugen sie ihn. Damals hatten die Sandwichsinseln noch verschiedene Häuptlinge unter der Oberhoheit des Häuptlings von Owaihi, Kai-Ikoe-Uli. Als dieser sich aber durch Grausamkeit verhaßt machte, erschlug ihn 1781 sein Neffe Tamramra I. und bediente sich der Engländer, die ihm Schießwaffen verschafften, um alle übrigen Häuptlinge zu unterwerfen. Er regierte bis 1819 im besten Einverständniß mit den englischen Schiffen, die sich bei ihm mit Proviant und Wasser versorgten und von denen er nicht blos Schießwaffen, sondern auch Missionäre, Handwerker und andere Boten der Civilisation empfing. Sein Nachfolger Tamramra II. wurde Christ und besuchte London, starb aber daselbst, worauf ihm sein noch sehr junger Sohn Tamramra III. (man findet diese Könige auch Kamrhamrha geschrieben) folgte, für den die englischen Missionäre regierten. Auch hier, wie auf Otaheiti, wurde der finstere Puritanismus Altenglands einem fröhlichen Naturvolk aufgedrungen, welches keinen Sinn dafür hatte, daher seine alte heidnische Sinnlichkeit hinter kirchlicher Heuchelei versteckte. Katholische Missionäre fanden, hier wie überall bei einfachen Urvölkern, williges Gehör. Als die ersten französischen Missionäre hier landeten und großen Anhang fanden, setzten die Engländer durch, daß sie vertrieben wurden, 1839. Allein eine französische Fregatte unter Cap. Leplace erklärte das für eine Beleidigung und erzwang nicht nur deren Rückkehr auf die Insel, sondern auch eine Caution, daß ihnen ferner nichts zu Leide geschehen werde. Um die Franzosen zu strafen und

ihnen bei einem etwaigen Beſatzungsverſuch zuvorzukommen, benutzte England einen Streit und eine Entſchädigungsforderung, um durch Cap. Paulett den König der Sandwichsinſeln zur Unterwerfung unter England zu zwingen, 1843. Allein dieſe Unterwerfung war nicht als Unterthänigkeitsverband zu verſtehen, denn das würden die Vereinigten Staaten nicht geduldet haben. Weil die nordamerikaniſchen Schiffe auf ihrem Wege nach China immer auf den Sandwichsinſeln anhielten, ließen ſich auf dieſen letzteren nach und nach auch viele amerikaniſche Bürger nieder, geſellten ſich auch amerikaniſche Miſſionäre zu den engliſchen und franzöſiſchen und wurde nach und nach ein ſolches Uebergewicht der Yankees fühlbar, daß nicht nur der Amerikaner Allen Finanzminiſter wurde und dem König der Sandwichsinſeln ein förmliches Parlament zur Seite trat, ſondern daß der König ſich auch ſchon gezwungen ſah, den Congreß in Washington zu erſuchen, er möge die Inſeln als Staat unter die Vereinigten Staaten aufnehmen, 1854. Allein auch daraus wurde nichts, ſo wenig, wie aus dem engliſchen Beſitzrecht. Die Intereſſen Englands, der V. Staaten und Frankreichs hielten ſich die Waage. Alle dieſe Seemächte bedurften des Hafens von Owaihi für ihren ozeaniſchen Handel. Alle vereinigten ſich daher, die Sandwichsinſeln zu neutraliſiren und Tamramra III. proklamirte 1855 die ewige Neutralität ſeiner Inſeln.

Auf den zu Spanien gehörigen Philippiniſchen Inſeln brach 1841 ein Aufruhr der malaiſchen Einwohner aus, die eine ſchwärmeriſche Secte unter dem Namen der Joſephsbrüder gebildet hatten, und einen ihrer Landsleute, Namens Apollinario, als Heiligen verehrten, daher ſich den Geboten der Kirche wie des Staats nicht mehr unterwerfen wollten, als man ihr größtes Heiligthum, ein St. Joſephsbild, verbrannt hatte.

Sonſt hat ſich von irgend welthiſtoriſcher Bedeutung in Ozeanien nichts ereignet. Sehr intereſſant aber iſt die Entdeckung, welche der engliſche Cap. Roß (der auch die Nordpolargegenden er-

forſchte) am Südpol machte. Indem er nämlich bis zu dieſem vorzubringen ſuchte, es aber des ewigen Eiſes wegen nicht vermochte, entdeckte er 1841 im 70. Grad ſüdlicher Breite und 172. öſtlicher Länge ein ausgedehntes Feſtland, welches er zu Ehren ſeiner Königin das Victorialand nannte, mit einem 12,400 Fuß hohen Vulcan und einem erloſchenen Krater nicht weit davon. Beide nannte er nach ſeinen zwei Schiffen, den erſten Erebus, den zweiten Terror.

Neuntes Buch.

Das germaniſche Amerika.

Während Europa ſich in den Revolutionskriegen zerfleiſchte, genoß die junge Republik der Anglo-Amerikaner eine lange und gedeihliche Ruhe, die ihr eine um ſo raſchere Entwicklung gewährte, als ihr durch die Auswanderungen aus dem tiefererſchütterten Europa immer neue Kräfte zuwuchſen.

Der berühmte General Waſhington hatte nach der neuen Conſtitution von 1789 als erſter Präſident die Regierung der Vereinigten Staaten auf vier Jahre übernommen und wurde auch wieder für die nächſten vier Jahre gewählt. Die tiefe Ruhe des Lebens wurde damals nur durch einen Indianerkrieg unterbrochen. Die Wilden ſahen mit immer größerer Sorge und Entrüſtung, wie ſich die weißen Einwanderer gegen Weſten verbreiteten. Michikiniqua (die kleine Schildkröte), ein Häuptling der Miamis, bewog die benachbarten Chippewais, Delawaren, Ottowas ꝛc. zu einer gewaltigen Erhebung gegen die Weißen, ſchlug zuerſt den General Harmar, der mit 1400 Mann gegen ihn auszog, mit großem Verluſt zurück, überfiel dann bei Nacht die 2000 Mann des Generals St. Clair und vertilgte ſie bis auf 500 Mann. Ehe aber der Congreß neue und ſtärkere Rüſtungen machte, leitete Waſhington

mit großer Weisheit Unterhandlungen ein und bediente sich dabei der ihm schon früher befreundeten „sechs Nationen" (Irokesen, Huronen ꝛc.), welche weiter nördlich an den großen Seen wohnten. Durch deren Vermittlung wurde die kleine Schildkröte zum Frieden gebracht, 1791. Angereizt durch die Engländer fing sie nachher wieder Händel mit der Republik an, wurde jedoch vom General Mayne geschlagen und von den Engländern treulos im Stich gelassen, worauf der Frieden lange nicht mehr gestört wurde, 1794.

Mit derselben Weisheit, mit der er die Indianer zu beruhigen suchte, behandelte Washington auch die Engländer. Er bewilligte denselben 600,000 Pfund Sterling Entschädigung für einige kleine Abtretungen an der Grenze und ließ sich durch keine Lockungen Frankreichs bewegen, nach dem Ausbruch der französischen Revolution gegen England mitzukämpfen, 1795. Der Frieden mit England schien ihm sowohl der englischen Stammverwandtschaft wegen, als auch wegen ihres beiderseitigen Interesses das Nobelste und Solideste zu seyn, er setzte ihn daher trotz aller Anfechtungen durch und verschmähte die Verbrüderung der honnetten amerikanischen Republik mit dem malhonnetten Sansculottismus an der Seine.

Als Washington verfassungsmäßig im Jahr 1796 abtrat, folgte ihm als Präsident John Adams, als Vicepräsident Thomas Jefferson. Unter diesen beiden Männern bildeten sich zwei politische Parteien aus, die föderalistische, welche nach den Ideen Washingtons die natürlichen Interessen und historischen Rechte der Provinzen und Classen aufrecht erhalten wollte, und die demokratische, welche unbedingte Freiheit und Gleichheit, die Nivellirung aller Provinzen und Classen verlangte. Die erstere, mehr englische und aristokratische hatte Adams, die andere, mehr französische und kosmopolitische, hatte Jefferson zum Führer. Adams kam bald in Conflict mit Frankreich, dessen Directorialregierung die Unverschämtheit hatte, keinen amerikanischen Gesandten in Paris aufnehmen zu wollen, außer Amerika bewillige zuvor alle fran-

zöſiſchen Forderungen und zahle noch insbeſondere dem habgierigen Talleyrand eine bedeutende Summe. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Adams ſolche Zumuthungen mit Verachtung zurückwies, und daß die Demokraten in Amerika ſelbſt ſich ihrer Brüder in Frankreich ſchämten. Man rüſtete zum Kriege und ganz Amerika wiederhallte von Jubel, als Truxton, Befehlshaber einer amerikaniſchen Fregatte, die franzöſiſche Fregatte l'Inſurgente nach heißem Kampfe eroberte. Das geſchah kurz vor dem 18. Brumaire. Der erſte Conſul aber machte augenblicklich dieſe, wie viele andere Thorheiten des Directoriums wieder gut, ſchloß ſchon 1800 mit den V. Staaten Frieden und ließ das Andenken Waſhingtons, der 1799 ſtarb, in Paris feiern. Um dieſe Zeit war die nach ihm benannte Stadt Waſhington zu bauen angefangen worden, wohin der Präſident und Congreß von Philadelphia aus überſiedelten. Die Stadt ſollte Hauptſtadt der Republik werden und war überaus großartig angelegt, bietet aber heute noch nur leere Räume dar. — Napoleon ging in ſeiner Freundlichkeit gegen die V. Staaten noch weiter, indem er ihnen 1802 das ganze große franzöſiſche Louiſiana um 15 Mill. Dollars verkaufte.

Adams aber machte ſich unpopulär durch ein Fremden- und durch ein Aufruhrgeſetz, durch die er ſich ermächtigen ließ, jeden ihm gefährlich ſcheinenden Ausländer zu verbannen und die freie Preſſe in Schranken zu halten. Im Jahr 1801 wurde daher Jefferſon an ſeine Stelle gewählt und die Demokraten erhielten die Oberhand. In dieſe Periode fällt das merkwürdige Unternehmen einer kleinen amerikaniſchen Flottille gegen Tripolis, um die dortigen Seeräuber zu züchtigen, 1803. Eine amerikaniſche Fregatte gerieth im Hafen auf den Strand, wurde aber durch Lieutenant Decatur wiedererobert und in Brand geſteckt, damit ſie wenigſtens dem Feinde nicht bliebe. Der Bey von Tripolis mußte ſich demüthigen und 60,000 Dollars Entſchädigung zahlen. — In Folge des unverſöhnlichen Kampfes zwiſchen Napoleon und England wegen der Continentalſperre hatten beide Staaten den Handel der Amerikaner

ſchwer beläſtigt. Madiſon, Jefferſons Nachfolger, erließ daher ein Nichtverkehrsgeſetz, welches allen Handel der Amerikaner ſowohl mit England, als Frankreich unterſagte, bis jene Staaten ihre ſtrengen Maßregeln würden zurückgenommen haben. Napoleon war ſo klug, es 1810 zu thun.

Der Noth und Verarmung in Europa entflohen damals viele Menſchen nach den V. Staaten, welche im Jahr 1789 kaum etwas mehr als drei Millionen Seelen gezählt hatten, jetzt aber durch Louiſiana und durch die ſtarke Einwanderung aus Europa vermehrt, im Jahr 1810 bereits über 7 Mill. Seelen zählten und fünf neue Staaten Nordcarolina, Vermont, Kentucky, Tenneſſee, Ohio bildeten.

Durch die Ausbreitung der Weißen im Inneren des Landes wurden aber die Wilden abermals tief aufgeregt. Ein Häuptling der Schawaneſen, Tecumſeh, und ſein Zwillingsbruder Elskwatawa leiteten einen Bund aller Indianer ein, nicht ohne Zuthun engliſcher Agenten von Canada aus. Allein die Regierung war wachſam und ließ durch Oberſt Harriſon mitten im Frieden den erſten Schlag thun, um die Wilden zu überraſchen und ihre Verbindung im Keime zu erſticken. Bei Tippecanoe von Harriſon überfallen, erlitten ſie großen Verluſt und blieben ſeitdem ruhig, 1810. Jetzt erſt entſchloß ſich Madiſon, auch gegen England ſelbſt kräftige Maßregeln zu ergreifen. Die Engländer hatten der Amerikaner Geduld erſchöpft, amerikaniſche Matroſen gepreßt, amerikaniſche Schiffe durchſucht und nach und nach 900 derſelben, weil ſie für fremde Rechnung Handel trieben, confiscirt. Da nun keine Genugthuung und Abſtellung des Uebels erfolgte, rüſtete Amerika und erklärte 1812 an England den Krieg. So ſehr aber erſchien der alten föderaliſtiſchen Partei jeder Krieg mit dem engliſchen Mutterlande verderblich, daß ſie gegen die Kriegserklärung, obwohl vergeblich, proteſtirte.

General Hull ſollte mit einer kleinen amerikaniſchen Armee den Krieg durch Eroberung Canada's eröffnen, war aber unfähig,

Augen zu betrachten, ſuchte Heinrich III. dieſelben durch groſſe Privilegien zu begünſtigen.[1]

Bald aber, als eine groſſe Anzahl belgiſcher Wollenweber, durch die Bedrückungen der Herrſcher von Flandern und Brabant aus ihrem Vaterland vertrieben, und von den Herrſchern Englands mit Wohlwollen aufgenommen,[2] dort die Fabrikation roher Tücher in Gang gebracht hatte, gelangte man zur Einſicht, daß eine Nation Beſſeres thun könne, als rohe Wolle gegen Tuch zu vertauſchen, und ſchon Eduard III. verordnete, daß nur im Inland fabricirte Tücher dürften getragen werden,[3] welchem Geſetze Eduard IV. noch hinzufügte: die fremden Kaufleute ſollten gehalten ſeyn, den Werth ihrer Einfuhren in engliſchen Waaren zu exportiren.[4]

Unter dem Einfluß dieſer Beſchränkungen, deren Zurücknahme von den Hanſeaten durch den Vertrag von Utrecht (1474) zwar ertrotzt, die aber von Heinrich VII. wieder in Kraft geſetzt wurden[5] ſtieg die innere Fabrikation und Ausfuhr roher Tücher, und die Zahl der inländiſchen Tuchfabrikanten dergeſtalt, daß ſchon unter Heinrich VIII. das träge Volk von London ſich über Vertheurung der Lebensmittel beſchweren konnte, die mit Grund den groſſen Conſumtionen der eingewanderten Manufakturiſten zugeſchrieben ward. Dieſer eben ſo unverſtändige als leidenſchaftliche König, anſtatt das Steigen der Preiſe aller rohen Produkte und Lebensmittel als eine naturgemäße und wohlthätige Folge der wachſenden Induſtrie, und als das mächtigſte Reizmittel zu Verbeſſerung

durch Hegung eines groſſen Wildſtands, und da ſie noch kein ruhmwürdigeres Geſchäft kannte, als den Städten und ihrem Verkehr durch Feindſeligkeiten jeder Art Abbruch zu thun. Die engliſche Schaafzucht und Wollenfabrikation hat mehr Antheil an der engliſchen Freiheit, als man glaubt.

[1] Die Hanſeaten wurden im Gegenſatz zu den Holländern von den Engländern die Oeſtlichen (Kaufleute), Kasterlings genannt. Da nur hanſeatiſches Geld in England circulirte, ſo rechnete man dort nur nach Pfund Caſterlings, woraus ſpäter Sterling ward. Anderſon VI. p. 259.

[2] Rymers Fced. p. 496. De Witt, Mémoires p. 45.

[3] 11 Edward III. Chap. XVIII. Hume vol. II. p. 225.

[4] Hume Chap. XVIII.

[5] 3. Henry VII. Chap. III. Hume Chap. XXVI.

machte, nachdem er kaum vorgedrungen war, einen ſchmähligen Rückzug und übergab Detroit, weshalb er entſetzt und zum Tode verurtheilt, vom Präſidenten aber begnadigt wurde. Die Engländer drangen vor, ſchlugen die Amerikaner unter General Renſſelaer und nahmen ihn gefangen, während zugleich die Wilden aufſtanden und das Fort Harriſon belagerten. Dagegen ſiegten die Amerikaner zur See und nahmen mit ihren wenigen Kriegsſchiffen mehrere engliſche Fregatten im Einzelkampf weg, während ihre Kaper eine große Menge (250) engliſche Kauffarteiſchiffe ſelbſt im Angeſicht engliſcher Häfen, auftrieben, 1812. Im Beginn des folgenden Jahres erlitten die Amerikaner zu Lande noch eine Niederlage bei Frenchtown, errangen aber unter General Clay neue Vortheile, da ſich die „ſechs Nationen“ mit ihnen verbanden und ſie die kleine Flottille auf dem Eriſee benutzen konnten. Zwar ſtand Tecumſeh mit ſeinen Verbündeten den Engländern bei, fiel aber in einem Kampfe gegen Oberſt Johnſon, während die Engländer ſelbſt unter General Proctor von Harriſon geſchlagen wurden. Einen beſonderen Kampf hatte der amerikaniſche General Jackſon mit den wilden Creeks zu beſtehen, welche ſchon im Herbſt 1812 das Fort Mims überfallen und an 300 Menſchen jedes Alters und Geſchlechts ermordet hatten. Jackſon ſchlug ſie im Laufe des Jahres 1813 und tödtete viele ihrer Krieger. Inzwiſchen erlitten die Amerikaner zur See einige Verluſte.

Im Jahre 1814, als der große Krieg in Europa eben durch den erſten Pariſer Frieden beendigt worden war, ſchickte England 14,000 Mann von Wellingtons berühmter Armee. Die erſten 3000 Mann unter General Riall kamen in Canada an, verſtärkten ſich hier auf 5000 und lieferten den Amerikanern, welche General Scott befehligte, nahe am großen Waſſerfall des Niagara eine blutige Schlacht, in der auf jeder Seite 8—900 Mann fielen und das Geſchrei der Verwundeten vom Brauſen des Stromes übertönt wurde. Auch Scott war unter den Todten. Die Amerikaner hatten geſiegt, waren aber ſo geſchwächt, daß ſie das

Schlachtfeld räumten. — Nun erschien aber das Gros der englischen Armee unter General Roß, landete in der Nähe von Washington, vertrieb die schwachen Milizen, rückte in die neue Stadt ein und steckte sie in Brand, insbesondere alle öffentlichen Gebäude, den Senatspalast, das Arsenal, sogar die schöne Bibliothek, ein Vandalismus, der den tiefen Haß der Engländer gegen ihre abtrünnigen Brüder beurkundete. Ein furchtbares Gewitter vermehrte die Schrecken dieses nächtlichen Brandes. Roß zog sich dann wieder zurück und griff Baltimore an, kam jedoch in einem kleinen Gefecht um, und das englische Heer wich auch hier wieder zurück. Dagegen besetzten englische Truppen die Küste von Maine und von Canada aus rückte General Provost mit frischen Truppen vor, wurde jedoch durch den amerikanischen General Macdonough zu Wasser und zu Lande mit großer Geschicklichkeit zurückmanoeuvrirt.

Hierauf dachten die Engländer auf ein großes Unternehmen gegen Louisiana, dem weiten Lande, in welchem die Angloamerikaner noch nicht recht festen Fuß gefaßt hatten. Die Mündungen des Missisippi in der Nähe der Hauptstadt New-Orleans waren von Seeräubern unsicher gemacht, deren Hauptmann Lafitte von den Engländern eingeladen wurde, ihnen gegen gute Belohnung New-Orleans erobern zu helfen. Lafitte jedoch war, obgleich ein Räuber, doch ein guter Patriot, entdeckte den ganzen Handel sogleich dem General Jackson und bot seine Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Jackson eilte sofort, New-Orleans in Vertheidigungsstand zu setzen. Als nun die Engländer unter Lord Cochrane mit 13 Linienschiffen und einer Landungsarmee von 1000 Mann in den Missisippi einfuhren, im Sept. 1814, war schon alles zu ihrem Empfange bereit. Jackson hatte eine lange Brustwehr von Baumwollballen aufwerfen lassen, hinter der er seine Schützen versteckt hielt, und so gute Positionen gewählt, daß die Engländer nicht ungestraft der Stadt nahe kommen konnten. General Packenham, der die englische Armee commandirte, wartete daher noch weitere

4000 Mann Verſtärkungen ab. Unterdeß hatte auch Jackſon ſich bis auf 6000 Mann verſtärken können. Am 7. Jan. 1815 machte nun Packenham einen allgemeinen Angriff auf die amerikaniſchen Linien, wurde aber von einem ſo mörderiſchen Schützenfeuer empfangen, daß nach drei vergeblichen Verſuchen, die Schanzen zu erſtürmen, 2600 Engländer, unter ihnen Packenham ſelbſt und mit ihm die Generale Kean und Gibbs todt dahingeſtreckt lagen und der Reſt unter General Lambert zurückwich. Die Amerikaner zählten ihrerſeits nur 6 Todte.

Unterdeß war ſchon am 24. December 1814 zu Gent der Frieden zwiſchen England und den V. Staaten unter Vermittlung der Großmächte abgeſchloſſen worden. Die Nachricht davon machte den Feindſeligkeiten ein Ende. Aber noch 1815 ſegelte eine amerikaniſche Flotte vor Algier und zwang den Dey zu einer Genugthuung wegen Seeräuberei. Die Marine der V. Staaten hatte in den letzten Jahren keine bedeutende Seeſchlacht beſtanden, ſich aber allgemeine Achtung erworben.

In den folgenden Friedensjahren unter dem Präſidenten Monroe erweiterte ſich das Gebiet der V. Staaten durch das Zurückweichen vieler Indianerſtämme, welche ihre Sitze in der Nähe der Weißen ſich abkaufen ließen und nach Weſten zogen, und durch Civiliſirung derer, welche ſich der Regierung unterwarfen. Ferner durch fortgeſetzte Einwanderungen aus Europa und Gründung der neuen Staaten: Indiana (1816), Miſſiſippi (1817), (Illinois 1818), Florida, durch Kauf von Spanien erworben (1819), Maine (1820), Miſſouri (1822), Alabama (1826). Im Jahre 1820 zählten die V. Staaten ſchon 9,600,000 Seelen.

Mitten im Frieden und Gedeihen traten aber damals zuerſt die Gegenſätze innerhalb der Union ſchärfer hervor. Die alte föderaliſtiſche oder ariſtokratiſche Partei hatte hauptſächlich ihre Stärke im Süden, wo der große Güter- und Sclavenbeſitz heimiſch iſt, die unioniſtiſche und demokratiſche Partei dagegen im Norden, wo es nur kleinere Beſitzer, aber in deſto größerer Zahl, und keine

Sclaven gab. Der eingewanderte Bürger und Bauer, der ſich redlich von ſeiner Hände Arbeit nährte, ſtolz auf ſeine Freiheit war und eine religiöſe Achtung vor der Freiheit überhaupt hegte, die vom Chriſtenthum wie von der Menſchenwürde unzertrennlich ſey, haßte die Sclaverei grundſätzlich, verbot ſie in einigen nördlichen Staaten ausdrücklich und bildete Antiſclaverei-Geſellſchaften. Schon 1823 wurden eine Menge ſchwarzer Sclaven in den V. Staaten losgekauft und nach Afrika zurückgeſchickt, um in der Colonie Liberia als freie Republikaner zu leben. Aber nicht blos in der Sclavenfrage allein begann die Demokratie des Nordens der Ariſtokratie des Südens ſchroff entgegenzutreten. Quincy Adams, Präſident von 1825, regierte auffallend ariſtokratiſch, weshalb ihm 1829 der demokratiſche General Jackſon zum Nachfolger geſetzt wurde. Nun ſtritten Süden und Norden immer heftiger. Der Norden verlangte Abſchaffung der Sclaverei und hohe Schutzzölle zum Vortheil der nur in den nördlichen Provinzen gepflegten Induſtrie, der Süden aber proteſtirte dagegen und verſchaffte ſich durch die Nationalbank das Monopol im Geldverkehr, weshalb Jackſon die Bank aufhob. Dies führte eine erſte, bald vorübergehende Handelscriſisherbei.

Ein neuer Indianerkrieg 1832 wurde durch gütlichen Vertrag beendigt und viele Wilde verkauften wieder ihren Grund und Boden und zogen weiter weſtwärts. Andere wurden argliſtig trunken gemacht und dann verleitet, ähnliche Verträge zu unterzeichnen. Die Seminolen in Florida beſchwerten ſich, ein falſcher Vertrag ſey ihnen untergeſchoben. Jackſon ſchickte den brutalen General Thomſon gegen ſie, der ihren Häuptling Osceola bei einer friedlichen Beſprechung treulos gefangen nahm, dafür aber bei einem Gaſtmahl mit allen ſeinen Gefährten überfallen und erſchoſſen wurde. Nach langem Kampf gelang es erſt dem General Jeſup, Osceola nochmals auf treuloſe Weiſe gefangen zu nehmen. Der Unglückliche wurde im Kerker ermordet, 1837. Auch die empörten Creeks wurden damals von General Scott unterworfen

und 1839 ein Vertrag abgeſchloſſen, in Folge deſſen zahlreiche Indianer ihr bisheriges Land den Yankee's verkauften und nach Weſten wanderten, auch ſolche, die ſchon zum Chriſtenthum bekehrt und einigermaßen civiliſirt waren. Der Yankee wollte alle Rothhäute vertreiben oder ausrotten und das Land allein für ſich haben. Die fortgewanderten Stämme mußten nun wieder ihrerſeits die Stämme im Weſten, auf welche ſie ſtießen, ausrotten, um ſich in Beſitz ihres Landes zu ſetzen, und der Yankee ſah ſchadenfroh zu, wie die Rothhäute ſich maſſenhaft ſelber vertilgten.

Wo ſich immer die Wilden und die Weißen berührten, ſchadeten ſie einander. Die Wilden konnten ſich an Arbeit nicht gewöhnen. Je mehr ihnen das Jagdgebiet durch die Einwanderung eingeſchränkt wurde, um ſo lieber legten ſie ſich darauf, den Weißen ihre Pferde und Rinder zu ſtehlen. Die Weißen aber beuteten ihre Einfalt und Treuherzigkeit aus und übervortheilten ſie im Handel.*)

Mittlerweile folgten aus Europa immer neue zahlreiche Einwanderungen, weil die Bevölkerungen, namentlich in Irland und Deutſchland, mit ihren Regierungen unzufrieden waren und Noth litten. So war die Einwohnerzahl der V. Staaten im Jahre 1840 bereits bis auf 17 Millionen angewachſen. Als neue Staaten traten in die Union Wisconſin 1835, Arkanſas und Michigan 1836. Im nächſten Jahre 1837 wurde van Buren Präſident und folgte der Politik Jackſons. Als der nächſte Präſident Harriſon frühe ſtarb, trat 1841 der Vicepräſident Tyler für ihn ein.

Um dieſe Zeit wurde die Sclavenfrage immer wichtiger. England verlangte im Intereſſe der Humanität allgemeine Abſchaffung der Sclaverei und Tyler ließ durch den einſichtsvollen Staatsſecretair Webſter mit England 1842 einen Vertrag abſchließen,

*) Ein Yankee kaufte einem Indianer in Florida Thierfelle ab, trat aber hierbei auf die Wagſchale, die das Gewicht trug, ſo daß die andre, welche die Felle trug, nicht ſank. Geduldig legte der Wilde immer mehr Felle zu, bis er den Betrug merkte. Da ergriff er ſeine Streitart und ſchlug dem Yankee den Fuß ab. Nun ſank die Schale mit den Fellen.

in Folge deſſen er den Sclavenhandel unterſagte und inſofern auf die philanthropiſche Idee der Engländer einging, ohne daß die in den Einzelſtaaten der Union einmal beſtehende Sclaverei alterirt worden wäre. Indeſſen konnte er nicht umhin, England darauf aufmerkſam zu machen, daß der Sclavenhandel zwiſchen Afrika und Amerika großentheils durch Engländer ſelbſt „unter amerikaniſcher Flagge" getrieben werde.

Im Jahre 1845 wurde Polk Präſident. Damals fanden es die V. Staaten für nöthig, ſich des Rechts auf das ganze weite Weſtgebiet Nordamerika's bis zum ſtillen Ocean zu verſichern. Dieſes ſ. g. Oregon-Gebiet war bisher von Europäern unbewohnt und der Beſitz deſſelben zwiſchen den V. Staaten und England unentſchieden geweſen. Von welchem Belang es nun auch war, für künftige Coloniſten ſich im Voraus einen Rechtstitel auf jene ausgedehnten Landſtrecken zu erwerben, ſo war doch damals die Coloniſation noch viel zu wenig vorgeſchritten, als daß es einer raſchen Entſcheidung der Frage bedurft hätte, aber die Sclavenfrage wirkte ein. Die Coloniſirung des Weſtens konnte nur den nördlichen, ſclavenloſen Staaten, den Demokraten und kleinen Beſitzern, zu Gute kommen; durch die Erwerbung des Oregongebiets drohte daher der Norden der Union ein geographiſches und numeriſches Uebergewicht zu erlangen, dem der Süden bald nicht mehr gewachſen ſeyn würde. Daher das eifrige Streben des Südens, ſich in dem Maaße ſüdwärts auszudehnen, wie der Norden weſtwärts. Daher die Unterwühlung und Bearbeitung der großen mexikaniſchen Grenzprovinz Texas im Südweſten von Louiſiana, um ſie der Union einzuverleiben und dadurch die Stimmenzahl der Sclavenſtaaten zu vermehren. Die Oregonfrage wurde zu Gunſten der V. Staaten entſchieden, da die Engländer ſich hüteten, mit den V. Staaten in Krieg zu gerathen, und ihnen freiwillig alles Gebiet ſüdlich von Neu-Georgien und den Columbiafluß am ſtillen Ocean überließen. Die Texasfrage endete eben ſo entſchieden günſtig für die V. Staaten. In Texas hatten ſich

unter der dünnen ſpaniſchen Bevölkerung ſchon viele Yankees niedergelaſſen, welche 1836 ohne Umſtände die mexikaniſchen Behörden vertrieben, Texas als Freiſtaat proclamirten und Anſchluß an die V. Staaten forderten. Santa Anna wollte ſie bezwingen, wurde aber bei Jacinto von den Texanern unter General Houſton geſchlagen und gefangen. Spätere Verſuche, Texas Mexiko zu unterwerfen, mißlangen ebenſo, und am 28. Februar 1845 ging die Bill, welche Texas den V. Staaten einverleibte, durch den Senat in Washington. England gab ſich alle Mühe, die Vereinigung zu hintertreiben, und ſuchte durch ſeine Einſprache durchzuſetzen, daß Texas zwar von Mexiko unabhängig, aber keine Provinz der V. Staaten würde. Mexiko ſelbſt, im Gefühle ſeiner Schwäche, ging auf dieſen Plan ein. Auch der Präſident der Provinzialregierung von Texas, Jones (ſchon ein engliſcher und kein ſpaniſcher Name) war für den Plan der Unabhängigkeit, er wurde aber überſtimmt und ſchon am 19. Juni erklärte der Congreß von Texas, ſtatt der Unabhängigkeit nachzutrachten, beim Anſchluß an die V. Staaten bleiben zu wollen. Mexiko proteſtirte unter heftigen Drohungen, aber am 29. December beſiegelte Volk die Einverleibung von Texas in die Union, nachdem der Congreß von Washington ſie in beiden Häuſern angenommen hatte.

Andererſeits hörte man die kläglichſten Nachrichten aus Texas von Seiten der deutſchen und franzöſiſchen Auswanderer, die ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. Das „Paradies von Nordamerika“ wurde ihnen zur Hölle. Eine vom Prinzen von Solms geleitete deutſche Auswanderung, wie auch eine elſäßiſche, erlitten beide unſäglich durch Terrainſchwierigkeiten, ungeſundes Clima und durch die Wilden, die von Mexiko gegen ſie aufgehetzt wurden.

Ehe noch der große Krieg mit Mexiko begann, geſchahen wichtige Dinge in Californien. Dieſe nördlichſte Provinz Mexiko's am ſtillen Ocean grenzte an das von den V. Staaten in Anſpuch genommene Oregongebiet, und hier, wie in Texas, hatten ſich bereits unternehmende Angloamerikaner niedergelaſſen.

Allein die hier, wenn auch nur in geringer Zahl, seit lange angesiedelten Spanier sahen die kecken Fremdlinge nur ungern bei sich einziehen und drohten ihnen mit Ermordung und Niederbrennung ihrer Wohnungen. Da erschien im Mai 1846 der nordamerikanische Capitain Fremont, der im Namen seiner Regierung den passendsten Landweg von der Ost- zur Westküste der V. Staaten aufsuchen sollte, mit einem bewaffneten Gefolge und wurde sogleich von seinen bedrängten Landsleuten im Thal des Sacramento River um Hülfe angerufen. Er aber organisirte sie militairisch und jagte den mexikanischen General Castro in die Flucht. Unterdeß war der Krieg zwischen den V. Staaten und Mexiko wegen Texas ausgebrochen und wurde ein amerikanisches Corps unter Stockton nach Californien geschickt, welches von den Vorgängen daselbst noch gar nichts wußte. Gewissermaßen ärgerlich, daß Californien schon erobert war, annexirte es die Regierung den V. Staaten, stellte aber den kühnen Fremont, weil er eigenmächtig gehandelt hatte, vor ein Kriegsgericht und entließ ihn aus dem Dienste.

Der Krieg gegen Mexiko begann im Frühjahr 1846. Von Seiten der V. Staaten wurde General Taylor mit einer schnell zusammengerafften Armee, bei der sich besonders viele Deutsche einfanden, an die Grenze geschickt. Die Mexikaner schickten gleichfalls ein Heer unter General Paredes, der am 23. April den Krieg erklärte. Beide Heere lagen sich bei Matamores an der Mündung des Rio Grande gegenüber. Am 2. Mai ging ein spanisches Corps unter Arista über den Fluß und griff Taylor an, wurde aber alsbald, insbesondere durch die Tapferkeit des Reiteroffiziers May, der den spanischen General de Vega mit eigener Hand gefangen nahm, zurückgeschlagen. Hierauf nahm Taylor Matamores ein und rückte allmählig bis Monterey vor, indem er den Ausgang einer innern Revolution in Mexiko abwartete. Sein Heer fühlte sich dem spanischen überlegen und war guter Dinge, obgleich es viel an Strapazen in dem unwegsamen

Lande litt. Auch fehlte es nicht an Ausſchweifungen, weshalb Taylor den Gebrauch der geiſtigen Getränke im Lager aufs ſtrengſte verbot und alles unnütze Volk fortjagte.

Im Hafen von Veracruz war mittlerweile, obgleich derſelbe von einer amerikaniſchen Flottille blokirt war, der früher aus Mexiko verbannte General Santa Anna mit einem engliſchen Schiff angekommen und, nicht ohne geheime Zuſtimmung der Amerikaner, in Veracruz zum Präſidenten der Republik ausgerufen worden, während Paredes von ſeinen eigenen Leuten gefangen wurde, am 5. Aug. Eine ſolche innere Zerrüttung in Mexiko konnte den Amerikanern nur erwünſcht ſeyn. Indeſſen glaubte Santa Anna ſeinerſeits, die Amerikaner überliſtet zu haben, indem ſie ihn durchließen, und hoffte auf Sieg. Allein ſein Untergeneral Ampudia wurde vom 19. Sept. an in einem blutigen Kampfe bei Monterey von Taylor geſchlagen und ſah ſich am 24. gezwungen zu capituliren. — Unterdeß hatte Oberſt Kearney die an Texas grenzende Provinz Neumexiko erobert und am 19. Auguſt den V. Staaten einverleibt, worauf er auch die Einverleibung Californiens, welche Fremont begonnen hatte, vollendete.

Im Winter ruhten die Waffen. Taylors Armee wurde geſchwächt, indem er einen Theil ſeiner Truppen dem älteren und ihm vorgeſetzten General Scott abgeben mußte, welcher mit 12,000 Mann das Fort von Veracruz, San Juan d'Ulloa, belagerten und am 29. März 1847 eroberten, nachdem es faſt ganz zuſammengeſchoſſen war und faſt 1000 Einwohner umgekommen waren. Inzwiſchen fiel Santa Anna über den geſchwächten Taylor bei Buen Viſta her, wurde aber am 22. und 23. Febr. von ihm zurückgeſchlagen, und wandte ſich plötzlich gegen Scott, der von Veracruz her nach der Hauptſtadt Mexiko ſelbſt vorrückte, wurde aber auch von dieſem bei Sierra Gordo am 18. April auf's Haupt geſchlagen. Hierauf raſtete Scott den heißen Sommer über und rückte erſt am 17. Auguſt bis vor Mexiko. Hier lieferte ihm bei Churubusco Santa Anna noch eine letzte verzweifelte Schlacht am

20. ohne Erfolg. Die nur 9000 Mann ſtarke Armee Scotts verlor zwar 1800 Mann, blieb aber Sieger. Den größten Antheil an dieſem Siege hatte General Worth. Santa Anna bot einen Waffenſtillſtand an, brach ihn aber nachher ſelbſt, indem er die eingeleiteten Friedensunterhandlungen nur benützte, um ſich durch 6000 Mann unter General Valencia zu verſtärken und die Hauptſtadt möglichſt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Scott griff nun wieder an und erſtürmte Mexiko nach einem dreitägigen ſehr blutigen Kampfe, 12.—14. Sept. Santa Anna entkam mit ſchweren Wunden, General Bravo fiel. Die Mexikaner verloren 3000 Mann, darunter 1000 Einwohner, die den Soldaten auf's tapferſte ihre Stadt vertheidigen halfen und zu dieſem Zwecke viele Barrikaden aufgeworfen hatten. Allein die beſſere Tactik und Disciplin der nördlichen germaniſchen Race ſiegte hier über die blinde Wuth der ſüdlichen romaniſchen und Miſchlingsrace. Scott ſchätzte ſeinen Verluſt auf 1000 Mann.

Die Mexikaner hielten ſofort einen Congreß zu Queretaro ab unter dem neugewählten Präſidenten Anaya, welcher jeden weiteren Widerſtand aufgab und mit dem amerikaniſchen Bevollmächtigten Triſt Frieden ſchloß. Mexiko trat die Provinzen Texas, Neu-Mexiko und Californien für immer an die Vereinigten Staaten ab und zahlte ihnen 15 Mill. Dollars Kriegskoſten. Man war in Nordamerika auch im Ganzen damit zufrieden, denn wenn noch mehr Provinzen oder gar Mexiko ſelbſt den Vereinigten Staaten einverleibt worden wären, hätte dieſe außerordentliche Vermehrung ihrer Macht ohne Zweifel ſchwere Verwicklungen mit England herbeigeführt und eine Vermehrung der ſüdlichen Sclavenſtaaten war den nördlichen ſclavenfreien Staaten ohnehin zuwider. Gleichwohl fand der Nationalſtolz den Frieden zu triſt und der arme Triſt wurde als Staatsverräther gefangen geſetzt.

Von den drei neuen Erwerbungen erlangte Californien die höchſte Bedeutung. Ein Schweizer nämlich, Sutter, der in Karls X. Garde gedient, nach der Julirevolution aber vertrieben worden und nach Amerika gekommen war, hatte ſich in der Nähe

der Landwirthſchaft zu betrachten, gab den Beſchwerden ſeines müſſiggängeriſchen Volkes Gehör und verordnete, vielleicht mehr angetrieben durch ſeinen Haß gegen ſeine belgiſche Gemahlin, den er auf ihre Landsleute ausdehnte, als aus Theilnahme an der Wohlfahrt ſeines Landes, die Vertreibung von 15,000 belgiſchen Fabrikanten.[1] Die Tuchfabrikation, durch dieſe und andere nicht minder thörichte Maßregeln Heinrichs VIII. bedeutend in ihrem Aufſchwung gehemmt, hatte jedoch unter den frühern Regierungen ſo feſte Wurzel gefaßt, daß ſie in Folge der weiſen Handelspolitik Eduards VI., beſonders aber der Königin Eliſabeth, welche dem Zwiſchenhandel der Hanſeaten den letzten Stoß verſetzte, zum höchſten Flor gedieh. In der oben erwähnten Bittſchrift, worin die Hanſeaten bei dem deutſchen Reichstag um Retorſions-Maßregeln einkamen, iſt die Tuchausfuhr Englands ſchon auf 200,000 Stücke geſchätzt, und ſchon unter Jakob I. betrug der Werth ſämmtlicher von England ausgeführter Tücher die enorme Summe von 2 Mill. Pfd. Sterling. Bis zur Regierung des letztgenannten Königs waren die meiſten Tücher roh nach Belgien exportirt und dort gefärbt und appretirt worden, aber in Folge der Schutz- und Aufmunterungsmaßregeln Jakobs I. und Carls I. gelangte auch die engliſche Tuchappretur zu einer ſolchen Vervollkommnung, daß nun die Einfuhr ſeiner Tücher größtentheils aufhörte und fortan nur gefärbte und appretirte Tücher exportirt wurden.

Um die Wichtigkeit dieſer Erfolge der engliſchen Handelspolitik in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, iſt zu berückſichtigen, daß die Tuchfabrikation vor dem großen Aufſchwung, den in ſpäteren Zeiten die Linnen-, Baumwollen-, Seiden- und Eiſenfabrikation genommen haben, bei weitem den größten Theil der erforderlichen Tauſchmittel darbot, für den Handel mit allen europäiſchen Nationen, beſonders den nordiſchen Ländern, ſowohl, als für den Verkehr mit der Levante und mit Oſt- und Weſtindien. In welchem hohen Grade dies der Fall geweſen, ergibt ſich daraus, daß ſchon zur Zeit Jacobs I. die Ausfuhr an Wollenwaaren $^{9}/_{10}$ aller engliſchen Ausfuhren betrug.[2] Dieſe Gewerbsproduktion

[1] Hume Chap. XXXIII.

[2] Hume beim Jahrgang 1603.
Macpherson histoire du commerce beim Jahrgang 1651.

von San Francisco, der Hauptſtadt Californiens, angeſiedelt (1839) und bald darauf zufällig auf ſeinem Grund und Boden Gold gefunden. Dieſer Fund elektriſirte ſofort die ganze Bevölkerung, man fand des Goldes mehr in der Nachbarſchaft und machte die Entdeckung, ein großer Landſtrich enthalte unter der Erde eine Menge kleinere und größere Stücke rohes Gold. Nun wollte alles Gold graben. Die Nachricht verbreitete ſich ſchnell nach den V. Staaten, nach Europa, nach China und von allen Seiten ſtrömten Goldgräber herbei, die ihr Glück in Californien verſuchen wollten. San Francisco, welches an den Mündungen mehrerer großen Flüſſe am ſtillen Ocean erbaut, eine herrliche Lage beſaß, aber noch 1848 nur 500 Einwohner gezählt hatte, wuchs binnen wenigen Jahren zu einer großen Stadt empor, und zählte 1850 ſchon 30,000, 1853 ſchon 50,000 Einwohner. Die Zahl der Goldgräber aber belief ſich ſchon 1850 auf 150,000, und die Goldfunde waren ſo ergiebig, daß man ſie im Jahre 1852 zu 12, 1856 ſogar zu mehr als 15 Mill. Pfund Sterling berechnete, jedenfalls ergiebiger als die in Rußland, und auch als die eben erſt entdeckten in Auſtralien.*) Außer den Goldlagern zeigten ſich in Californien 1860 auch noch reiche Silberlager bei Washoe.

Der Zulauf von Goldgräbern erzeugte eine wunderliche Anarchie. Tauſende von Menſchen kamen an, aber ohne Geräthſchaften. Da ſtieg der Werth einer Hacke oder Schaufel auf 75 Dollars. Es fehlte an Lebensmitteln, Kleidern, Wohnungen, aber Geld hatte man in Menge. Da wurden Kleinigkeiten zu den fabelhafteſten

*) Nach einer Berechnung von Tooke und Newmarck (1857) wurde in Californien 1849 nur 1.77 Mill. Pfund Sterling an Gold gewonnen, im Jahr 1852 ſchon 12.87 und 1856 ſogar 15.40. Dagegen war in Neuholland der Gewinn des Jahrs 1852 auf 3.96 geſtiegen und 1856 wieder auf 0.11 gefallen, und auch in Rußland, wo er 1849 auf 3.65 ſtand, war er 1856 auf 2.84 geſunken. Nach einer andern Berechnung von Traske vom J. 1854 erzeugte Californien damals für 61 Mill. Dollars Gold.

Preisen gekauft, bis sich nach und nach Speculanten genug einfanden, um alle örtlichen und zeitlichen Bedürfnisse der so rasch improvisirten Colonie zu befriedigen. Mit zauberischer Schnelligkeit stiegen große Gebäude und Straßen auf. In dem unruhigen Gebrause der neuen Stadt, wo jeder nur rasch seinem Interesse nachging und die allgemeine Aufsicht fehlte, kam es oft zu Bränden. Ganz Francisco brannte binnen wenigen Jahren dreimal ab und wurde doch immer schnell wieder, und immer größer und schöner aufgebaut. Die Zustände wurden aber immer anarchischer, je größer der Zulauf von fremden Abenteurern, armen, hungernden, habgierigen und zugleich energischen Menschen, die entschlossen waren, reich mit Gold beladen oder gar nicht heimzukehren. Viele, denen das Graben zu lästig wurde, schlugen andere todt, die schon viel Gold gewonnen hatten, oder errichteten Spielbanken und gewannen den einfältigen Goldgräbern ihre Schätze wieder ab. In den Goldbezirken wie in der Stadt waren daher Mord und Todtschlag alltäglich. In dem einzigen Jahre 1855 zählte man in der Stadt 538 Morde, darunter aber 47 Lynchfälle, d. h. öffentliche Hinrichtungen, welche die ordnungsliebenden Einwohner an auf der That ertappten Verbrechern vollzogen. In jedem solchen Fall packte man den Schuldigen, hing ihn an einem Baum auf und sammelte zuweilen bei den Umstehenden Almosen für seine hinterlassene Familie. Als jedoch alle solche einzelnen Fälle von Volksjustiz nicht mehr halfen und die Räubereien und Morde immer mehr überhand nahmen, der Gouverneur aber aus Furcht oder weil er bestochen war, den Verbrechern nachsah, traten die guten Bürger in einen Sicherheitsausschuß zusammen, setzten den Gouverneur außer Thätigkeit und handhabten die Ordnung selbst mittelst einer Bürgerwehr. Seitdem war Ruhe und die Geschäfte gingen wieder ungestört fort. Der Gouverneur klagte in Washington, wurde jedoch aus dem formellen Grunde abgewiesen, weil die Union sich in die Angelegenheiten der Einzelstaaten nur zu mischen habe, wenn

es die Volksvertretung und der Gouverneur gemeinſam verlangen, nicht aber, wenn es der Gouverneur allein verlange.

Indem die nordamerikaniſche Bevölkerung in San Francisco und den Goldbezirken ſich raſch vermehrte, erſtarkte ſie auch hinlänglich, um ſowohl die alte mexikaniſche, als die indianiſche Bevölkerung zu erdrücken. Gegen beide erlaubten ſich die Yankees rohe Mißhandlungen. Die kriegeriſchen Indianer verfehlten nicht, ſich tapfer zu wehren, und die neuen Anſiedlungen zu überfallen, unterlagen aber der Uebermacht. Aus San Francisco wurde in den erſten Tagen des Jahres 1860 über die Feldzüge des General Kibbe gegen die Indianer berichtet. Derſelbe hatte in 15 Gefechten 400 Indianer getödtet, darunter Weiber und Kinder, Säuglinge nicht ausgenommen. Die Indianer waren im Recht, weil die Yankees ſie betrogen hatten. Die californiſche Regierung zahlte aber Kibbes Kriegsſchaar 70,000 Dollars Lohn. Der Krieg mit den Indianern dauerte ſchon lange an allen Grenzen des Unionsgebietes und wurde beſonders genährt durch die Karawanen, die von Oſten nach Weſten durch die Prairien zogen. Da gab es immer Reibungen, die Weißen handelten verrätheriſch an den Indianern und dieſe rächten ſich durch Raub und Mord.

General Taylor, der Sieger über Mexiko, wurde im Herbſt 1848 zum Präſidenten der vereinigten Staaten gewählt, ſtarb aber ſchon 1850 an der Cholera, worauf Vicepräſident Filmore für ihn eintrat, 1852 aber Pierce zum Präſidenten gewählt wurde.

In dem Maaße, in welchem ſich in dem ſtreng reformirten Nordamerika immer mehr theils ſtrengkatholiſche Irländer, theils „gebildete," d. h. gar nichts mehr glaubende Deutſche anſiedelten, wurde der religiöſe Eifer der alten Puritaner entflammt, und da ſowohl die dem tiefſten heimathlichen Elend entfliehenden Irländer, als die gottloſen, wegen Armuth oder Verfolgung in der Heimath ausgewanderten, nicht ſelten auch nur als Verbrecher flüchtigen Deutſchen Armuth, Trunkenheit, Faulheit und den Abſchaum europäiſcher Laſter mitbrachten, ſo waffnete ſich der Stolz der in

ſolidem Wohlſtand befindlichen Angloamerikaner gegen das fremde Geſindel. Die ſ. g. Natives verlangten Bevorrechtung der alten einheimiſchen Bürger vor den unzuverläſſigen Fremden. Da jedoch eine natürliche Politik den Nordamerikanern gebot, das weite und öde Gebiet der Union durch die Einwanderung, wie bisher, erſt überhaupt mit Menſchen anzufüllen und die Volkszahl als nothwendige Baſis der Macht angeſehen werden mußte, erhielten die Einwanderer nach wie vor ſchon je im fünften Jahre ihrer Ankunft das volle Bürgerrecht und ihre Stimmen wurden wichtig bei allen Wahlen, daher auch geſucht von jeder Partei. Unter dieſen Umſtänden konnten die Natives mit ihrer Ausſchließlichkeit nicht durchdringen, machten aber ihrem Groll durch Exceſſe Luft.

Am 12. Mai 1844 kam es in Philadelphia zu einer blutigen Schlägerei zwiſchen katholiſchen Irländern und Nativen. Die letzteren aber hatten die Mehrheit und hetzten den fanatiſchen Pöbel gegen die Katholiken. Alle Irländer in der großen Stadt wurden nun angegriffen, ausgeplündert, mißhandelt und ermordet, ihre Häuſer (über 50) und zwei große katholiſche Kirchen in Brand geſteckt, wobei häufig Perſonen verbrannten. Die Irländer flohen mit Weibern und Kindern, oft nur halbnackt, aus der Stadt. Die Wuth des Pöbels war aber noch nicht geſtillt. Wo irgend ein Katholik, beſonders ein reicher, wohnte, wurde er überfallen. Kein Katholik war mehr auf der Straße ſicher und mit hämiſcher Schadenfreude ſah die nicht katholiſche Bürgerſchaft zu, bis erſt am dritten Tage die Ordnung hergeſtellt wurde.

Am 26. Mai 1851 erfolgte zu New-York eine ganz eben ſo ſchadenfrohe Mißhandlung der deutſchen Turner. Dieſe feierten fröhlich und guter Dinge ihr Maifeſt in der Nähe der Stadt zu Holoken, mit Weibern und Kindern, als ſie plötzlich von einer Bande Rowdies oder Shortboys beſchimpft und angegriffen wurden. Die Turner ſetzten ſich, obgleich ſchlecht bewaffnet, zur Wehre und vertrieben die Unholde, die aber bald ſehr verſtärkt und mit Feuerwaffen verſehen aus New-York zurückkehrten. Nun gab es eine förm-

liche Schlacht, in der mehrere Deutſche fielen und viele verwundet wurden. Aber auch diesmal ſiegten die Deutſchen und kehrten, indem ſie Weiber und Kinder in ihr Viereck einſchloßen, Abends glücklich heim. Am andern Tage aber veranſtaltete das Gericht eine Unterſuchung und ließ nicht die Rowdies, ſondern die unſchuldigen Deutſchen, die ſich nur gewehrt hatten, arretiren.

Unter den Natives zeigten ſich insbeſondere die Weiber eifrig. Sie hielten 1852 zu Syracuſe ein fanatiſches Meeting ab, worin ſie „gleiche Rechte mit den Männern und namentlich gleiches Stimmrecht bei allen Wahlen verlangten, da ſie die Hälfte der angloamerikaniſchen Nation darſtellten und ſtaatsbürgerliche Rechte auszuüben ungleich würdiger ſeyen, als die ſchmutzigen Fremden, denen man dieſe Rechte verliehen". Indeſſen fand ſich der Congreß nicht bewogen, den Damen zu willfahren.

Im Jahr 1854 kam ein neuer Schwung in die Sache der Natives. In dieſem Jahr war die Einwanderung aus Europa ungeheuer. In New-York allein landeten an 300,000 Menſchen. Daher verdoppelte ſich der Zorn und die Sorge der Natives. Ein gewiſſer Judſon aber, welcher ſich Budline nannte, ein verdorbener Literat, Diebs- und Bordellromanſchreiber, berüchtigter Aufwiegler, Mörder und Bigamiſt, organiſirte die fanatiſche Partei der Natives in einem Geheimbunde und gab ihr den neuen Namen der Know-nothings (Nichtswiſſer). Ihr Programm war: Verdrängung aller Fremden von den Aemtern und Wahlen, Feſthalten am ariſtokratiſchen Vorrecht der urſprünglichen alten einheimiſchen Demokraten, Hebung der einheimiſchen Induſtrie durch Schutzzölle und ausſchließliche Geltung des Proteſtantismus. Es gelang dieſer Partei, ſogar im Senat zu Washington den Antrag zu ſtellen, daß ein Einwanderer erſt nach 21 Jahren das Bürgerrecht ſollte erhalten können, was jedoch nicht angenommen wurde. Den Know-nothings zur Seite ſtanden die Temperenzler, die eifrigen Anhänger der Mäßigkeitsvereine, welche ſich mit Recht gegen die Trunkenheit

der Deutschen und Irländer empörten und die gute Absicht hatten, diese Verirrten durch Zwang, d. h. durch Verbot jedes geistigen Getränks, zur Tugend zurückzuführen. Eine dritte Partei unter den Nativen, welche damals den Namen der Knowsomethings (Etwaswisser) bekam, fiel eigentlich mit der der Abolitionisten zusammen, obgleich sie gegen die Sclaverei war, aber nicht gleich den Abolitionisten aus Gründen des Gewissens und der Humanität, sondern aus Racenhaß, als Angloamerikaner oder stolze Germanen, welche sich mit der Nähe der schwarzen Race nicht beflecken wollten. Es war ein ursprünglich gesunder Instinkt, welcher diese tüchtige angloamerikanische Race mit Ekel erfüllte vor den Schwarzen, wie vor den entarteten Europäern; allein sie verfuhr barbarisch und ermangelte selbst des höhern sittlichen Adels, indem sie den rohesten Pöbel Gewaltthaten an Unschuldigen üben ließ.

Am 1. April 1855 fiel dieser Pöbel in Cincinnati aus Anlaß städtischer Wahlen über die Deutschen her, die sich als Turngemeinde zusammengeschaart und bewaffnet hatten und sich bis zum 5. in täglichen Straßenschlachten wehren mußten. Aehnliches geschah in New-Orleans, St. Louis und Chicago, wo am 22. April Kanonen aufgefahren wurden und Deutsche und Irländer einen heißen Kampf bestanden, desgleichen zu Columbus (im Ohiostaate), wo man am 4. Juli „die verfluchten Dutchmen" verfolgte und die Turner wieder einen schweren Stand hatten. Am blutigsten aber war der Kampf am 6. August in Louisville, aus Anlaß von Wahlen. Hier zeigte der an Zahl weit überlegene Pöbel eine besondere Wuth und zerstörte und verbrannte viele Häuser der Deutschen und Irländer. Ein Irländer, Namens Quier, wurde in die Flammen geworfen. Frauen ließen sich freiwillig lieber in den Häusern verbrennen, als daß sie sich dem Pöbel ausgeliefert hätten. Scheußliche Scenen, bei denen reformirte Prediger den Pöbel zum Morden der Katholiken hetzten. Knaben der Stadt rühmten sich, so und so viele Irländer abgeschlachtet zu haben.

Die Fliehenden wurden wie das Wild niedergeſchoſſen, Mütter, ihr Kind im Arme, erſchlagen. Bei der gerichtlichen Unterſuchung aber wurden wieder nur die unſchuldigen Deutſchen und Irländer arretirt und als Anſtifter der Unruhen angeklagt, und der Mob (Pöbel) gefliſſentlich geſchont.

Dieſe Greuel hatten zur Folge, daß viele Deutſche und Irländer aus den Staaten auswanderten, wo ſie am meiſten bedroht waren. Das führte zu einem Fallen der Güterpreiſe und ſchadete inſofern den Nativen, deren Partei ſofort ihre Macht verlor. Denn das Geld geht hier über die Grundſätze. Indeß regte ſich der Knownothingsgeiſt doch auch ſpäter noch, denn als 1856 Hecker, Fröbel und andere nach Amerika ausgewanderte Parteiführer aus der deutſchen Revolution bei der Präſidentenwahl Partei ergriffen für Fremont und große Verſammlungen und Reden hielten, übten die Anhänger Buchanans eine hämiſche Rache und legten Heckers Oeconomie in Aſche. — Wie man in jüngſter Zeit erfährt, iſt das deutſche Bier in Nordamerika Mode geworden und hat ſehr zur Dämpfung des nativen Haſſes beigetragen.

Unter Pierces Präſidium ſeit 1852 nahm die Corruption in den Vereinigten Staaten einen immer coloſſaleren Maßſtab an, weil der Präſident ſelbſt mit ihr kokettirte, um wo möglich das nächſtemal wieder gewählt zu werden, was ihm jedoch mißlang. In dieſer Abſicht ſtellte Pierce überall Geſindel an, durch welches er ſich der Rowdies und ihrer Fäuſte verſichern wollte. Nie hatte die Union ſchlechtere Beamte geſehen. Im Jahre 1855 berichteten zuverläſſige Stimmen aus Amerika: „Es kommt hier nicht darauf an, ob irgend eine Leiſtung, die für den Staat oder irgend etwas allgemeines geſchehen ſoll, gut und zweckmäßig geliefert wird, ſondern darauf, daß die Congreßmitglieder oder die Beamten, welche die Hände dabei im Spiele haben, möglichſt viel Geld durch das Geſchäft machen. Jeder Beamte ſucht ſeine kurze und unſichere Stellung ſo gut als möglich auszubeuten, und wenn er es vermag, ſo erwirbt er das Lob eines ſmarten (geriebenen) Mannes. Kommt

die Sache zum öffentlichen Scandal, so lärmt die Presse, lärmt wohl auch das Volk, aber ungefährlich und ohne Wirkung. Alles versinkt bald in die gewohnte Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, und kommen die neuen Wahlen heran, so handelt es sich nicht darum, ob der Candidat ein Mann von Fähigkeit und Charakter ist, sondern ob er sich zu dem Programm der siegenden Partei bekennt, und wie er sich sonst bei derselben einen Anhang zu verschaffen wußte. So beginnt wieder ein neuer Kreislauf der Corruption. Die Männer der siegenden Partei stürzen in hastigem Wettlauf herbei, um, wie man sagt, „die Beute zu theilen", das heißt, sich der Aemter und Vortheile zu bemächtigen und möglichst viel Geld zu machen. So ist aller Ernst, jeder große Gedanke für das Allgemeine geschwunden, und die alten Phrasen von Freiheit, großer Bestimmung der Republik u. dergl. werden gelegentlich als leeres Stroh gedroschen. Dem Publicum kann man hier in solchen Sachen das erdenkliche zumuthen, denn es steckt in der Majorität dieselbe Gesinnung. In New-York ist man seit Jahren an die unverschämteste Corruption städtischer Beamter gewöhnt, auch ist man gewohnt, zu vermuthen, daß sie straflos ausgehen, wenn es im seltenern Fall zur Anklage kommt. — Wahlen werden erkauft; sie werden erkauft nicht nur von den Nominations-Committees, sondern auch von den Wählern selbst. Geld ist das stete Triebrad bei den Wahlen, und der glücklich Gewählte, der sein Geld daran setzte, wird nicht nur seine Auslagen wieder zurück erhalten, sondern auch aus seiner Stelle Geld, und zwar so viel als möglich Geld zu machen suchen. Jeder Gewählte geht daher schon mit der Absicht, ein Betrüger zu werden, und zwar so viel als möglich zu betrügen, in sein Amt ein."

Das gefährlichste Element in Washington ist der Cobby (der erhöhte Raum im Sitzungssaal der Repräsentanten, auf den sich die Stellenjäger, Schwindler und Agenten niederlassen). Von hier gehen alle Bestechungen aus, wo es gilt, Speculationen durch das Gesetz sanctionirn zu lassen, oder Parteigenossen in einträgliche

Stellen zu bringen, neue unnütze Sinecuren für ſie zu ſchaffen, Beamte von der andern Partei abzuſetzen (durch eine ſ. g. Reviſion des Freibriefs einer Stadt), ſogar Verurtheilte, denen der Präſident ſelbſt das Gnadengeſuch verſagt hat, noch nachträglich durch ein förmliches Geſetz freizuſprechen. Die Mehrheit der Repräſentanten kann alles!, wird aber ſelbſt vom Cobby gegängelt.

Alle Reiſebeſchreibungen und Zeitungscorreſpondenzen wetteiferten, die großartigen und unglaublichen Betrügereien zu ſchildern, in denen namentlich die echten Angloamerikaner ſich auszeichnen, weil ſie zu ſtrenger Arbeit, welche ſie den Negern, Deutſchen und Irländern überlaſſen, zu faul, nur immer ſpeculiren und vom Fleiß anderer den Gewinn ziehen wollen. Schon im Hafen empfängt den Einwanderer ein Schwarm von Betrügern, die ihm den letzten Heller aus der Taſche locken, die ſ. g. Runners. Ungeheuer wird betrogen mit dem Verkauf von angeblich gut gelegenen und fruchtbaren Ländereien, an deren Stelle die armen Einwanderer dann entlegene Wüſten oder Wälder finden. Betrügeriſche Bankerotte ſind Tagesordnung und entehren nicht, verſchaffen vielmehr, wenn ſie recht pfiffig gemacht werden, dem Betrüger noch Ruhm.*) Ganze Geſellſchaften leben von betrügeriſchen Prozeſſen, vom Schwören falſcher Eide. Grenzenlos wird betrogen im Fach der Heilkunſt und Pharmacie, indem es nirgends eine ärztliche Controle gibt. Die ungeheuerſten Schwindeleien betreffen Actienunternehmungen, wobei ſowohl der Staat,**) als die

*) In einem New-Yorker Blatte erſchien 1857 eine Anzeige: „Kaufleute, deren Verhältniſſe in Unordnung ſind, die Geld brauchen oder Luſt haben mit Hülfe gewandter Finanzoperationen ihre Zahlungen ſo einzuſtellen, daß dabei etwas Erkleckliches für ſie erübrigt, bietet hiedurch Jemand ſeine Dienſte an: 1051 Herald Office.

**) Im Januar 1857 berichtete die Times über die ungeheuern Beſtechungen am Congreß zu Waſhington aus Anlaß neuer Eiſenbahnprojecte. Ein gewiſſer Paine erklärte offen, man habe ihm 1500 Dollars für eine Abſtimmung angeboten.

Actionäre geprellt werden. Polizei und Justiz versagen fast überall den Dienst. Zahllose Mordfälle, Räubereien, Betrügereien bleiben ungestraft. Nur in seltenen Fällen, wenn das moralische Gefühl der Bürger sich empört, schaaren sich dieselben zusammen, um nach dem Beispiel eines gewissen Lynch, der es zum erstenmal that, die Schuldigen am nächsten Baume aufzuhängen, nach dem s. g. Lynchgesetz.

Struve, der badische Aufrührer, der extremste Demokrat in Deutschland, eckelte sich so sehr an dem, was er in den Vereinigten Staaten sah, daß er 1856 in einer Flugschrift die Corruption daselbst in grellen Farben schilderte und im Namen der wahren Freiheit einen solchen Mißbrauch der Freiheit verdammte.

New-York hat mehr als eine halbe Million Einwohner und doch keine gesetzliche Sicherheit. Es wurde hier der Bau einer neuen Quarantaine sammt Lazareth nothwendig; die Nachbarn des Neubaues in der Nähe der Stadt fürchteten Ansteckung oder Entwerthung ihres Bodens, vertrieben also die Arbeiter mit Schüssen und es gab täglich kleine Scharmützel, bis Soldaten den Bau bewachten. Nun hielt sich das Volk still, kaum aber war der Bau fertig, als er auch schon in Asche gelegt wurde. Die Regierung ließ einen neuen Bau aufrichten, aber auch dieser wurde am 1. Sept. 1858 vom Volk wieder niedergebrannt, wobei man die dem Brand entrissenen Kranken bei schlechtem Wetter auf's freie Feld hinwarf. Die Löschmannschaft fehlte gänzlich, indem sie in derselben Nacht an einem großen Fackelzuge zu Ehren des transatlantischen Kabels beiwohnte. Der Frevel blieb unbestraft, der Bau unterblieb.

Die obligaten Raufbolde, die sich um kein Gesetz bekümmern, sich zu Schandthaten bestechen lassen oder auf eigene Faust rauben, heißen Rowdies. Sie wurden von den Parteien förmlich organisirt, um durch ihre Roheit alle rechtlichen Männer von den Wahlen abzuschrecken. Um dieses politischen Dienstes willen wurden sie straflos. In allen größeren Städten, hauptsächlich in New-York und New-Orleans tyrannisirten sie den ruhigen Bürger, beraubten sie auf der Straße, brachen in die Weinhäuser

gewährte England die Mittel, die Hanseaten auf den Märkten von Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark auszustechen und den besten Theil des Ertrags vom levantischen und vom ost- und westindischen Handel an sich zu ziehen. An ihr erstarkte die Steinkohlenproduktion, folglich eine großartige Küstenfahrt, und die Fischerei, welche beide, als die Basis der Seemacht, erst die Erlassung der Navigationsakte vermöglichten, und damit die englische Seeherrschaft begründeten. An ihr rankten alle andern Fabrikationszweige, wie an einem gemeinschaftlichen Stamm empor, und sie ist somit die Basis der Größe von Englands Industrie, Handel und Seemacht. Was aber wäre aus England geworden, hätte es im Geist des Grafen Robert von Flandern fortwährend wie zur Zeit Heinrichs III. seinen Markt frei und zugänglich für alle Nationen erklärt? Schwerlich etwas mehr als eine Schaafweide von Flandern und Brabant und eine Handelsprovinz der Hanseaten.

Wie sehr England beflissen war, die Zufuhr fremder Fabrikate von seinen Grenzen auszuschließen, nach Außen suchte es immer den Grundsatz der Handelsfreiheit, so oft er der Ausfuhr seiner Fabrikate dienlich war, geltend zu machen. Schon Elisabeth suchte durch Handelsverträge mit den nordöstlichen Staaten den englischen Fabriken den ausschließlichen Markt jener Länder zu sichern. Unter allen Handelsverträgen aber, welche England mit fremden Staaten in der Absicht schloß, um sie seiner Manufakturherrschaft zu unterwerfen, war keiner so erfolgreich, wie der 1703 mit Portugal abgeschlossene sogenannte Methuen treaty, wodurch mit gänzlicher Aufopferung seiner weit vorgerückten Tuchfabrikation Portugal den Engländern den ausschließlichen Tuchmarkt bei sich einräumte, und dieses Königreich nebst allen seinen Colonien zur englischen Handelsprovinz erniedrigt ward. Seit dieser Zeit pflegte der König von England den König von Portugal in den Parliaments-Eröffnungsreden seinen ältesten und treuesten Freund und Alliirten zu nennen.

Schon unter der Königin Elisabeth war die Einfuhr von Metall- und Lederwaaren und von einer Menge anderer Manufakturartikel verboten,[1] dagegen aber die Einwanderung deutscher

[1] Anderson Jahrgang 1584.

und Läden ein, um zu plündern, und blieben ſtraflos, weil ſich keine Polizei einfand und vor Gericht ihre Freiſprechung durch Meineide erleichtert wurde. Die Stadt New-York*) wird förmlich von ihnen tyranniſirt, noch mehr New-Orleans, wo in einem heißen Clima das gelbe Fieber die Menſchen lichtet und eine immer neue Einwanderung einen überaus raſchen Wechſel der Perſonen herbeiführt. In New-Orleans nahmen die Rowdies dermaßen überhand, daß ſich am 3. Juni 1858 die guten Bürger bewaffneten, um die vom Mayor der Stadt geduldeten Raubmorde endlich zu unterdrücken. Der Mayor aber erklärte ſie für Rebellen und waffnete ſeinerſeits die Rowdies, erkannte jedoch die Uebermacht der Bürger und dankte raſch ab, worauf die Bürger eine ſtarke Polizei aufſtellten.

Selbſthülfe kommt hier in den höchſten Regionen vor. Im Congreß zu Waſhington ſelbſt wurde in den letzten Jahren häufig nicht nur auf's pöbelhafteſte geſchimpft, ſondern auch gerauft. Am 9. September 1841 prügelten ſich im Repräſentantenhauſe zu Waſhington die Abgeordneten Stanley und Wiſe, andere miſchten ſich ein und es gab eine großartige Schlägerei. Am 23. April 1844 zankte ſich ebendaſelbſt White mit Rothbue und fiel mit Fäuſten

---

*) Dieſe Leiter aller hieſigen Verhältniſſe theilen ſich in folgende Claſſen ab, nämlich: Klopffechter erſten Ranges 100; ſubalterne Borer 1000; herumſtreifende Schulterſtößer 2500; falſche Spieler und Galgenvögel 2000; bekannte öffentliche Häuſer 1500; gewerbsmäßige Banditen und Mörder 2000; Diebe, Schwindler und Gauner 6000, zuſammen 15,100 Mann, welche die Stadt New-York mittelbar oder unmittelbar beherrſchen. All dieſe Leute ſind Wähler, und viele von ihnen wählen ſogar, ſo oft es ihnen beliebt. Mit tauſenden von Freunden belagern ſie allein die Stimmenkaſten und halten jeden anſtändigen Mann mit oder ohne Gewalt ab, von ſeinem Rechte Gebrauch zu machen. Zu ihnen geſellen ſich eben ſo viele tauſende von Dirnen. In den Händen ſolchen Geſindels befindet ſich alſo die Gewalt in New-York, und überall ſonſt im kleineren Maßſtabe. Die Begeiſterung kommt ihnen aus der Schnapsflaſche, welche jede Art von Rohheit und Ausſchweifung hervorbringt" u. ſ. w.

über ihn her. Andere mischten sich darein und es gab eine allgemeine Rauferei, während welcher Moore auf Mac Caustin schoß, aber nicht ihn, sondern einen Beamten des Hauses verwundete. Endlich wurde Friede gemacht und White und Rothbue schüttelten sich unter dem allgemeinen Beifall des Hauses wieder die Hände. — Am 2. März 1859 schoß in der gesetzgebenden Versammlung von Kentucky ein gewisser Marwell auf einen Herrn Low, es entstand ein Kampf, der Pöbel nahm Partei für Marwell, der unschuldige Low wurde unter dem Vorwand, ihn zu schützen, in ein Gefängniß geführt, dort aber ermordet. Am 13. April 1860 schlug in einem Zimmer dicht neben dem Sitzungssaal des californischen Parlaments in San Francisco der Gesetzgeber Stone den Gesetzgeber Boll mit der Faust in's Gesicht, worauf dieser einen Revolver zog und jenen in den Bauch schoß.

Ein merkwürdiges Correctiv gegen die Rohheit in Nordamerika ist die landübliche Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Diesem wird überall der erste Platz eingeräumt und gegen dasselbe darf sich niemand eine Unart erlauben. Die Mädchen werden aber dadurch allzufrüh emancipirt und genießen eine anderwärts unbekannte Freiheit. Daher das Gelüsten, es den Männern gleichzuthun. Zuerst im Jahre 1851 und zu Washington brachten Frau und Töchter des Poeten Smith eine neue Damentracht auf, enge Jacke mit Pumphosen und Halbstiefeln, nebst Männerhut. Zu Worcester hielt eine Miß Pauline Davis Vorlesungen über die staatsbürgerliche Emancipation der Frauen, und verlangte sogar, die amerikanischen Bürger und Bürgerinnen sollten eben so gut ein Weib als einen Mann auf den Präsidentenstuhl der Union setzen können. Im Jahre 1858 bildete sich zu Utica die Gesellschaft der free lovers (der freien Liebe), welche die Ehe verbannte und der Dame die Wahl des Mannes, von dem sie Kinder haben wollte, überließ und vom Congreß die Legitimation aller auf diese Weise entstehenden unehelichen Kinder forderte. Sie wurde indeß von dem Gesetz und von der öffentlichen Meinung verurtheilt.

Die germaniſche Race in Nordamerika hat nicht nur das Gemüth des Deutſchen, ſondern auch die Zucht des Engländers verloren. Wie freiſinnig und ſtolz auch der Engländer iſt, ſo erzieht er doch ſeine Kinder in ſtrenger Zucht. Davon weiß man nichts in Amerika. Hier darf kein Kind für ſeine Unarten gezüchtigt werden, hier wird es von klein auf nur zur Anmaßung von Rechten angewieſen, nie zur Pflichterfüllung, emancipirt ſich daher äußerſt frühe, genießt und ſchwelgt zu frühe und lernt zu wenig. Deshalb legt ſich der Angloamerikaner auf's Speculiren und überläßt das Arbeiten denen, die es gelernt haben, den Negern und Einwanderern.

Neben der herzloſeſten Verſtandesnüchternheit herrſcht in den V. Staaten ein unglaublich grober Aberglauben. In allen Zeitungen kündigen ſich Madames als Wahrſagerinnen an und haben ungeheuren Zulauf. In New-York allein zählte man im Jahre 1837 deren neunzehn. In demſelben Jahre kam von dort ein gewiſſer Hume als Geiſterbeſchwörer nach der alten Welt herüber und erregte großes Aufſehen in England und Frankreich. Viele vornehme Engländerinnen und ſogar der Hof der Tuilerien huldigten ſeiner Kunſt. Das Aergſte und Originellſte aber, was die amerikaniſche Wunderſucht erſann, war im Jahre 1853 das „Tiſchrücken" (tablo moving) ſammt den „Klopfgeiſtern". Eine Reihe Menſchen ſtellte ſich um einen runden Tiſch, indem jeder mit ſeinem kleinen Finger den des Nachbars berührte. So bildeten ſie eine Kette, innerhalb welcher eine Nervenſtrömung entſtand, welche nach einiger Zeit den Tiſch in Bewegung ſetzte, ſo daß er ſich raſch und immer raſcher drehte. Wenn man aber dem Tiſch Fragen ſtellte, ſo beantwortete er ſie durch Klopfen mit einem Fuße allezeit richtig. Man erleichterte ihm das Geſchäft des Antwortens durch einen Schreibapparat und nun war der freieſte Verkehr mit dem Geiſt im Tiſch geöffnet. Während die Gelehrten in Deutſchland das neue Phänomen (nach Abzug der dabei vorkommenden Betrügerei und Täuſchung) durch Ausſtrömung und Fernwirkung der Nervenkraft natürlich zu erklären ſuchten (Carus, Kerner ꝛc.),

bedeutende Naturforscher aber (wie Humbol[dt]) die ganze Sache als Albernheit verwarfen, beuteten viele Amer[ikaner] dieselbe in ihrem Nutzen aus, indem sie förmliche Geisterbure[aus] errichteten, in denen sich jeder, der etwas Wichtiges oder Zukün[ftiges] wissen wollte, bei den Geistern Rath holen konnte.

Die Nüchternheit des nordamerikanisch[en] derte starke Unterbrechung durch phantastisch[e] hervorzurufen, verstand am besten der erfin[dungsreiche] New-York, der sich fabelhafte Summen v[erdiente,] Publikum niegesehene Dinge vorzeigte, u[nd] Neues. Ziemlich bescheiden fing er mit e[inem] angeblichen Amme Washingtons, an, pro[duc]mädchen, ferner den winzig kleinen Gene[ral] große Ausstellung von physisch degenerirten Mißgeburtencabinet ꝛc. Die Aussicht auf gr[oßen] 1841 die berühmte Wiener Tänzerin, F[anny] V. Staaten zu gehen, wo sie nicht nur [vom] dern selbst von Gouverneuren, Magistrat[en] in feierlicher Procession abgeholt wurde. [Ihrem] 1850 die berühmte schwedische Nachtigall, [Jenny] ihren Gesang die Yankees dermaßen bezau[berte,] wurden. Um den Preis, das beste Gedic[ht] haben, bewarben sich 750 Dichter. Das [erste] Concert wurde mit 625 Dollars bezahlt. — [Mit] treibung wurde der untermeerische Telegraph [begrüßt.] meinten schon, jetzt sey nichts mehr in [der] Unter anderm bewunderten sie auch Lola [Montez,] Philadelphia vom Schlag getroffen wurde.

*) Als Buchanan in einer enthusiastischen [Rede] näherung der entferntesten Nationen der Christenhe[it] Telegraphen pries, hatte der Rabbiner Kalisch die [Frechheit,] Rede zu stellen, weil die V. Staaten bei ihrer [allgemeinen] heit auch aufgehört hätten, ausschließlich eine ch[ristliche] Nation zu heißen.

Sehr intereſſant iſt die religiöſe Entwicklung in der Union. Der Staat kümmerte ſich nicht um die Kirche. Die Gemeinden genoſſen volle Freiheit, welchem Glauben ſie immer wollten, zu folgen, mußten aber die Koſten dafür ſelbſt beſtreiten. Sie bildeten ſchon von der erſten Einwanderung her (vgl. Theil I. 232) verſchiedene Secten, alle aber ſtrenggläubig. Erſt das Zuſtrömen der katholiſchen Irländer und ungläubigen Deutſchen legte breite Brechen in den Puritanismus, der noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Union wie eine eherne Mauer umzog, und indem immer neue Schwärme, denen es in Europa nicht gefallen hatte, ihre Zuflucht in die neue Welt nahmen und in dieſer ſelbſt die Miſchung einheimiſcher und fremder Bildung eine fortdauernde Gährung bewirkte, entſtanden die curioſeſten Secten.

Die engliſche Staatskirche hatte ſich zwar in die Colonie verbreitet, blieb aber mit ihren Biſchöfen immer in einer Minderheit, wogegen die Presbyterianer und Puritaner in der Mehrheit waren. Die letzteren haben heute noch ihren Hauptſitz in Boſton, wo alles noch an die ſtrenge Frömmigkeit zu Cromwells Zeiten mahnt, niemand auf der Gaſſe Tabak rauchen, kein geiſtiges Getränk verkauft, die Sonntagsſtille durch nichts geſtört werden darf (ein merkwürdiger Gegenſatz gegen das wilde, lärmende Treiben und Hetzen in New-Orleans). Die älteren kleineren Secten, Quäker, Herrnhuter, Mennoniten ꝛc. dehnten ſich wenig aus, dagegen machte der Methodismus (vgl. Theil I. 269) ungeheure Eroberungen in Amerika und ſpäter auch der Baptismus (Wiedertäuferei), und dieſe beiden letzten Secten mit Presbyterianismus und Puritanismus ſich berührend und miſchend, erzeugten eine auffallende Menge von neuen kirchlichen Arrangements oder Sonderkirchen.

Neben der biſchöflichen Kirche Altenglands ſtehen zunächſt die puritaniſchen Congregationaliſten oder Browniſten, die alte und neue Schule der Puritaner, die presbyterianiſche Kirche, die Cumberland presb. K., die vereinigte presb. K., die vereinigte verbeſſerte K., die verbeſſerte presb. K. Zu allen dieſen verſchiedenen, aber

innerlich verwandten Kirchen bekennen sich etwa der vierte Theil der Seelen in den Vereinigten Staaten. Zu ihnen muß man aber noch die reinen Lutheraner und Reformirten rechnen, die aus Deutschland eingewandert sind, wenigstens eine Million.

Die Methodisten zählen eben so viele Millionen, wie die Altkirchlichen, sind aber nicht minder gespalten. Sie haben eine method. Episcopalkirche, eine verbesserte method. Kirche, eine meth. protest. K., eine Wesley'sche Methodistenkirche, eine protest. Episcopalkirche, eine method. Gesellschaft.

Die Baptisten füllen das dritte Viertel der V. Staaten aus, indem sie besonders in der letzten Zeit sich weit ausgebreitet haben. Sie theilen sich aber in calvinistische Baptisten, Willensfreiheitbapt., Sabbatarier, Christier, Schüler Christi (Campbelliten).

Daran schließen sich noch Secten, welche sich vom Symbolzwange möglichst lossagen und vom deutschen Rationalismus oder französischen aide toi angesteckt, die Religion gänzlich verflachen: die Universalisten, die dem Optimismus huldigen, alle Menschen müßten selig werden, weil sie gar so vortrefflich seyen; die Unitarier, welche Christum und die Bibel verwerfen und nur an ein höchstes Wesen glauben. Sie fanden indeß nicht viel Anhang, noch weniger die Atheisten, welche Abner Kneelad in Massachusetts constituiren wollte. Auch die Quäkerin Lucretia Mott in Philadelphia, welche Gleichheit der Weiber und Männer, der Schwarzen und Weißen predigte, und die emancipationssüchtigen Weiber in Hosen und Mannskleidern (Bloomer Tracht), welche 1850 in Cincinnati und Worcester große Meetings abhielten und gleiche Rechte mit den Männern ansprachen, desgleichen der tolle Umzug etlicher tausend Gottesleugner in Cincinnati zur Feier Thomas Paynes (1853) waren nur Ausnahmen von der Regel. — Cabet, aus Frankreich in die Vereinigten Staaten eingewandert, wurde dort in den Stand gesetzt, zu Nauvoo (nachdem es die Mormonen verlassen) sein communistisches Ideal Ikarien zu verwirklichen in einer Gemeinde, die ihr Vermögen theilte, in der jeder seinen Lebensunterhalt nur

nach dem Maaß ſeiner Arbeit empfing, keine Mutter ihr Kind bei ſich behielt, weil alle Kinder auf Koſten der Gemeinde erzogen wurden, kein Gottesdienſt gehalten wurde ꝛc. Die Unnatur eines ſolchen atheiſtiſchen Kaſernenlebens rächte ſich aber bald, die Faulen wollten nicht arbeiten, es gab Streit, Cabet wurde abgeſetzt und ſtarb, die Gemeinde zerſtreute ſich, 1857.

Die katholiſche Kirche hat ſich trotz aller Ungunſt allmählig immer weiter in den V. Staaten ausgebreitet und wird immer mächtiger, je mehr die andern Kirchen ſich in Nebenkirchen zerſtreuen und in Afterkirchen entarten. Den alten Coloniſten und ihren Nachkommen wohnt noch der unverſöhnliche Haß gegen das Papſtthum inne, den ſie aus Europa mitgebracht, und der Stolz und Egoismus des Yankee ſträubt ſich gegen die Autorität. Daher die Verfolgung, welche die katholiſchen Prieſter mehrfach erlitten haben, ſeitdem die Irländer in den V. Staaten Kirchen gegründet, die Zerſtörung von Klöſtern, Verjagung von Nonnen ꝛc. Nach 1853 kam der päpſtliche Nuntius Bedini in Cincinnati in Lebensgefahr, indem die dort beſonders irreligiöſe leider deutſche „Geſellſchaft der freien Männer“ die Wohnung des Erzbiſchofs, bei dem er eingekehrt war, ſtürmte. Gleichzeitig wurde der ſchöne Marmorblock, welchen Pius IX. für das Washington-Denkmal geſchickt hatte, von ruchloſer Hand zerſtört. Allein ſolche kleine Exceſſe hinderten das Gedeihen der katholiſchen Kirche in den V. Staaten keineswegs. Dieſelbe hat jetzt den Erzbiſchof von Baltimore, Patrik Kinrik, zum Primas, einen trefflichen und gelehrten Mann. Sehr merkwürdig iſt die jüngſte Erſcheinung des Nevismus (nach ſeinem Urheber, dem Schotten Nevin benannt), eines eigenthümlichen Kirchenſchmerzes, einer vom Calvinismus ausgehenden neulutheriſchen und halbkatholiſchen Sehnſucht nach Wiedervereinigung mit der alten Kirche.*)

*) Eine Miß Dalle Smith wagte zu ſagen, der Proteſtantismus ſey den Frauen nicht ſo günſtig, als der Katholicismus, ja ſelbſt als es das alte Heidenthum geweſen ſey.

Der allgemeine Charakter der aus dem Protestantismus Europa's hervorgegangenen Secten in den V. Staaten ist 1) ein stark vortretender Judaismus mit seiner Aeußerlichkeit, strengen Sabbathfeier *), Streitsucht und Intoleranz und seinem Prophetenthum. Man hat sich von Christo abgewendet zum zürnenden Jehovah, deshalb das Angst- und Bußgeschrei einer- und das Erwarten des Messias andererseits. 2) Ein eben so stark vortretender Subjectivismus, das allgemeine Priesterthum. Die Gemeinde allein entscheidet. Sie wählt ihren Prediger und jagt ihn fort, wie einen Bedienten. Daher die armen Seelenhirten auf allerlei Heuchelei, Schauspielerkünste und Speculationen angewiesen sind, um ihr Brod zu verdienen. Daher auch ihr rasches Wechseln und Ueberspringen von einer Confession zur andern. In den großen Städten beobachtet man eine Art von Claque in den Kirchen, eine geschlossene Masse alter Jungfern, von deren Beurtheilung das Schicksal der Kanzelconcurrenten abhängt. Bei den kirchlichen Wahlen kommen unglaubliche Gemeinheiten vor. **)

Der Yankee bedarf wie schon bemerkt, bei seiner nüchternen Arbeit und Geldspeculation und bei seinem langweiligen Familienleben, welches durch keine größere gesellige Freude wie in Europa unterbrochen wird, von Zeit zu Zeit eine starke leidenschaftliche

*) Das Sprichwort sagt: wenn der Yankee sechs Tage lang seinen Nächsten betrogen hat, so betrügt er am siebenten Gott.

**) In einer neuerbauten Stadt wurde ein junger deutscher Geistlicher angestellt, nahm aber auf einige Monate Urlaub, um seine Braut zu holen. Unterdeß predigt ein fremder hübscher Blondin, gefällt den Weibern und wird als Geistlicher angestellt, der frühere, als er mit seiner Braut ankommt, mit Advocatenkniffen abgewiesen. Indeß läßt sich ein Advocat seine Rechte auf die Pfarrstelle übertragen und dingt einen dritten, der sich darum bewerben muß. Der Blondin wird als ein verfolgter Verbrecher erkannt und flieht. Als aber der dritte sein Amt antritt, kommt ein bekehrter Jude, verführt den größten Theil der Gemeinde zum Methodismus und setzt sich in Besitz des einzigen vorhandenen Betsaals.

Aufregung. Eine solche fand er nun gleich anfangs im Methodismus, weshalb diese Form des Gottesdienstes bald die beliebteste in den V. Staaten wurde. In ihr spiegelt sich das echte Yankeethum, Geschäftseile, Ungeduld fertig zu werden, rasches Anpacken der Sache, gründliche Expectoration, krampfhafte Reue und Buße und plötzlich wieder rasch aufflammender Hochmuth kraft der Begnadigung und der nunmehr unzerstörlichen Selbstgerechtigkeit. Nichts geht in dieser Beziehung über ein camp Meeting der Methodisten. Sie versammeln sich unter freiem Himmel, besonders gern in Wäldern und steigern sich durch Sündenbekenntniß und Büßerangst, denen der Begnadigungstriumph folgt, bis zur Verrücktheit.*) Am tollsten geht es her bei den Meetings der schwarzen Methodisten. Der schwarzen Race sagt dieser Gottesdienst wegen seiner Exaltation am meisten zu, die Convulsionen der Neger und Negressen in ihrem Bußstand sollen aber eher einer Hexennacht auf dem Blocksberge, als einem christlichen Gottesdienst gleichen. Die weißen Methodisten wollten jedoch nicht alle die Gleichberechtigung der Schwarzen anerkennen. Viele Reiche unter ihnen fanden die Beibehaltung der Sclaverei ihren Interessen entsprechend und trennte sich zuerst unter Bischof Andrew 1844 nicht weniger als eine halbe Million. Auch die Baptisten, die das allgemeine Priesterthum am weitesten ausdehnen, haben den langweiligen Predigtcultus durch die Einführung neuer Sacramente, Fußwaschen, Liebeskuß, Krankensalbung ꝛc. interessanter zu machen gewußt. Wie

*) Busch in s. Wanderungen I. 278 beschreibt ein Meeting der Methodisten: „Pumy! Puff! Pumy! fielen die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wanden sich die Männer. An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winselten und quickten zerknirschte Stimmen. Dumpf donnerten die Brüllstimmen Gott um Erbarmen an. Am Boden zuckten und wälzten sich die Weiberstimmen. Einige thaten Luftsprünge, andere machten ihren Empfindungen durch Trampeln Luft. Grimassen, wie sie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem staunenden Blick."

sehr den Yankees geistige Aufregungen zum Bedürfniß geworden sind, bewies die Erscheinung des s. g. revival in New-York 1858. Plötzlich füllten sich alle Kirchen mit Betenden, und da die Kirchen nicht ausreichten, die Theater und alle großen öffentlichen Gebäude. Alles lief herbei, um Fürbitten in Privatangelegenheiten zu bewirken, ohne Geistliche, eine große Bewegung des Volkes allein.

Aus dem Protestantismus gingen noch eine Menge kleiner Secten hervor, sofern gemeine Leute, welche die Bibel lasen, einzelne Stellen daraus einseitig hervorhoben und zur Richtschnur ihres Lebens und der von ihnen begründeten kleinen Gemeinschaften machten. Solche kleine Secten wanderten theils aus Europa ein, theils entstanden sie in den V. Staaten selbst. Am berühmtesten wurde die auf Apostelg. IV. 32 gebaute communistische Secte des Württemberger Rapp zu Harmony (1805) später zu Wabash und Oekonomy (1824) mit musterhafter Gemeindeverfassung. Minder berühmt sind Ebenezer, der Sitz der hessischen Inspirirten, Bethel (von Keil gegründet), Zoar, die kleinen Secten Owens, Swedenborgs, Millers, die Adamiten, Perfectibilisten, Cvasföhne ꝛc. Eine der merkwürdigsten, jedoch nicht sehr viel verbreiteten Secten war die der Shakers (Zitterer), so genannt, weil sie, um Davids Tanz um die Bundeslade nachzuahmen, beim Gottesdienst tanzten und sich gleich den Methodisten convulsivisch auf dem Boden wälzten. In diesem Excesse wurden sie mit weißen Kleidern bedeckt und erzählten dann, sie seyen bei der Mutter Anna gewesen und brachten Botschaft von ihr. Das war die verstorbene Anna Lee, welche die Secte schon 1776 gestiftet hatte, indem sie sich für das in der Offenb. Joh. 12 erwähnte „Weib mit der Sonne bekleidet" ausgab.

Die merkwürdigste aller Secten in den Vereinigten Staaten ist die der Mormonen, 1823 begonnen von dem damals erst achtzehnjährigen Joë Smith in dem Dorfe Manchester bei Palmyra im Staate New-Yorke. Derselbe behauptete, ihm sey ein Engel erschienen und habe ihm auf dem Berge Cumorah bei Palmyra eine

Bergleute und Metallfabrikanten begünstigt worden. Früher hatte man die Schiffe von den Hanseaten gekauft, oder sie doch in den Häfen der Ostsee bauen lassen; sie wußte durch Beschränkungen und Aufmunterungen den eigenen Schiffbau emporzubringen. Das dazu erforderliche Bauholz ward aus den nordöstlichen Reichen eingeführt, zwodurch wiederum der englische Ausfuhrhandel nach diesen Gegenden außerordentlich gewann. Den Häringsfang hatte man den Holländern, den Wallfischfang den Anwohnern des biscayschen Meerbusens abgelernt und beide durch Prämien befördert. Jakob I. ließ sich die Beförderung des Schiffbaues und der Fischerei besonders angelegen seyn. Wie lächerlich uns die unabläßigen Ermahnungen erscheinen mögen, wodurch dieser König seine Unterthanen zum Fischessen ermunterte, die Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen, daß er recht gut merkte, worauf die Größe der englischen Nation beruhe. Einen unermeßlichen Zuwachs an Industrie, Geschicklichkeit und an Manufakturcapital erhielt England durch die Einwanderung der von Philipp II. und Ludwig XIV. aus Belgien und Frankreich vertriebenen protestantischen Fabrikanten. Ihnen verdankt es seine feineren Wollenfabriken, seine Fortschritte in der Hut-, Leinen-, Glas-, Papier-, Seiden- und Uhren-Fabrikation, sowie einen Theil seiner Metallfabriken; Industriezweige, die es durch Einfuhrverbote und hohe Zölle schnell zu heben verstand.[1]

Allen Ländern des Continents borgte diese Insel ihre besonderen Geschicklichkeiten ab und verpflanzte sie unter dem Schutz ihres Douanensystems auf ihren Boden. Venedig mußte die Kunst der Crystallfabrikation und sogar Persien die Kunst des Teppichwebens und Färbens ablassen. Einmal im Besitz eines Industriezweigs, ward er Jahrhunderte lang von ihr gehegt und gepflegt wie ein junger Baum, welcher der Stütze und Wartung bedarf. Wer etwa nicht weiß, daß bei Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit jeder Industriezweig im Lauf der Zeit gewinnreich werden muß, nicht weiß, daß bei angemessenem Schutz junge Fabriken, wie unvollkommen und theuer im Anfang ihre Erzeugnisse seyn mögen, durch Uebung, Erfahrung und innere Concurrenz bald dahin gelangen, es in jeder Beziehung den alten Fabriken des Auslandes gleich zu thun, wem etwa unbekannt wäre, daß das

[1] Anderson beim Jahrgang 1685.

Kiſte gezeigt, die er aber erſt nach völliger Herzensreinigung 1827 öffnen durfte und in welcher er das Buch Mormon auf goldenen Tafeln niedergeſchrieben fand. Dieſes Buch lehrt, nach der Sündfluth ſeyen fromme Juden nach Nordamerika gekommen, auch der Heiland ſey bei ihnen geweſen, aber durch ihre Sünden ſeyen ſie dreimal alle ausgerottet worden und zuletzt nur Mormon übrig geblieben, der jenes Buch in goldene Tafeln gegraben habe. Das Buch wurde ſchon 1830 gedruckt und erregte ungeheures Aufſehen. Aber als man nach den goldenen Tafeln frug, waren ſie verſchwunden. Sie hatten nie exiſtirt. Das Buch ſelbſt war von einem gewiſſen (ſchon verſtorbenen) Spaulding aus Liebhaberei geſchrieben worden und das Manuſcript bei einem Buchhändler liegen geblieben, bis ein gewiſſer Sidney Rivdon ſich mit dem arbeitſcheuen und verſchlagenen Joe Smith verband, um es herauszugeben, ihm einen wunderbaren Urſprung anzudichten, das Publicum zu prellen und einen guten Gewinn zu machen. Der Anſchlag gelang über Erwarten. Das langweilige Buch fand Gläubige genug und Smith durfte ſeine Speculation auf die Stiftung einer förmlichen neuen Glaubenspartei ausdehnen. Schon 1830 vereinigte ſich mit ihm Pratt, ein ausgezeichneter Prediger, und 1831 konnte er bereits in Kirtland ſeine erſte Kirchengemeinde gründen. Von hier aus überſiedelte er nach Independance an den Grenzen Miſſouris, wurde aber mit der ganzen Colonie von dort vertrieben, nicht allein weil die nüchternen Yankee das hoffärtige Gebahren der neuen Heiligen nicht ausſtehen konnten, ſondern hauptſächlich, weil die Mormonen keine Sclaven duldeten. Ein Verſuch, Independance mit gewaffneter Hand wiederzuerobern, mißlang, 1834. Zum erſtenmal offenbarten die Mormonen hier ihren kriegeriſchen Geiſt und erregten ein neues Aufſehen durch die Anmaßung, gleich den Muhamedanern die Welt mit Waffengewalt bekehren zu wollen. Sie nannten ſich die Latter-day-saints, die Heiligen des jüngſten Tages, weil ſie glaubten, ſie ſeyen berufen, die Gottloſen auszurotten und das verheißene Reich Gottes auf Erden zu gründen. Sie zählten damals

schon 50,000 Anhänger, wurden aber durch eine gemeinsame Anstrengung der Missourier unter General Clarke aus den neuen Ansiedlungen vertrieben. Pratt erzählt, die Missourier hätten die gefangenen Mormonen unbarmherzig getödtet, ja die noch Lebenden das Fleisch der Erschossenen zu essen gezwungen, so tief war der Haß gegen die neue Secte schon gewurzelt.

Der Mormonismus wirkte wie mit einem dämonischen Zauber auf die Menschen, sie unwiderstehlich hinreißend oder ingrimmig abstoßend. Smith und Pratt folgten nur instinctartig dem Zeitgeiste, indem sie dem practischen Egoismus des Yankeethums eine religiöse Weihe gaben, nicht mehr kopfhängerisch und bußfertig, sondern stolz und lustig waren, das nur ahnungsvolle Hinweisen auf eine ferne andre Welt verwarfen und frischweg den Himmel auf Erden selber einrichteten und sich selber schon diesseits selig sprachen. Jeder, der in ihre Gemeinschaft trat, wurde dadurch sorgenfrei. Zwar mußte er arbeiten, denn kein Fauler wurde unter den Mormonen geduldet, aber er erhielt sein Ackerloos, wie jeder andere, und vollen Antheil an den Genüssen des Wohlstandes, in welchem die ganze Gemeinde sich befand. Das Leben war heiter und fröhlich, der Gottesdienst von Bällen und Tänzen begleitet.

Aus Missouri vertrieben, wanderten die Mormonen im harten Winter von 1838 auf 1839 nach Illinois aus und litten große Noth unterwegs am linken Ufer des Mississippi. Das Volk von Illinois hatte Mitleid mit ihnen und erlaubte ihnen, in Nauvoo eine neue große Niederlassung zu gründen. Hier genossen sie mehrere Jahre Frieden, verwandelten durch ihren Fleiß das rauhe Land in einen Fruchtgarten und begannen 1842 mit einem großen Tempelbau. Allein ihre Sonderbarkeiten, ihr Hochmuth und besonders das falsche Spiel, was sich ihr Prophet bei den politischen Wahlen erlaubte, indem er sein Volk einmal für die demokratische, dann wieder für die republikanische Partei abstimmen ließ, zogen ihnen den Haß aller Nichtmormonen auch in Illinois zu, wie früher in Missouri. Dazu kam noch die ungeheure Anmaßung

des Propheten, sich zum Candidaten für den Präsidentenstuhl in Washington selbst aufzuwerfen, um von diesem Centralpunct aus die ganze Union zu mormonisiren. Endlich kam der Prophet mit einigen angesehenen Mormonen in Conflict, deren schöne Weiber er verführen wollte, und verbannte sie aus der Gemeinde, sie aber schwuren ihm Rache. Der Prophet stiftete seinerseits den Orden der Daniten, ähnlich dem der Assasinen, einer Leibgarde, die alles wagen sollte, was er befahl. Ford, der Gouverneur von Illinois, ließ Smith verhaften, damit er sich gegen die vielerlei Anschuldigungen vertheidige. Vertrauend auf den Schutz der Gesetze kam auch Smith, wurde aber nebst seinem Bruder Hiram im Gefängniß zu Carthago überfallen und grausam ermordet, am 27. Juni 1844.

Nach seinem Tode wurde Brigham Young zu seinem Nachfolger gewählt, auf den der Prophetengeist forterbte und welcher unumschränkter Statthalter Gottes in der theodemokratischen Gemeinde bleiben sollte. Einige seiner Mitbewerber trennten sich nun aus Eifersucht von der Gemeinde. Der Mormonenstaat hatte aber von außen noch viel schlimmere Feinde. Wüthende Volkshaufen zerstörten einen großen Theil von Nauvoo durch Brand. Die Mormonen bewaffneten sich, konnten aber der allzugroßen Ueberlegenheit ihrer Feinde nicht zu trotzen hoffen und capitulirten mit Ford, der ihnen Sicherheit versprach, bis sie im Frühjahr 1846 allesammt den Staat verlassen würden. Sie beschlossen nach Utah bis tief im Westen der Union zu ziehen und sich in der Einsamkeit am Salzsee niederzulassen. Man machte den Winter über große Vorbereitungen zum allgemeinen Auszuge und rüstete dazu 12,000 Wagen. Am 3. Februar 1846 ging der Vortrapp, 1600 Seelen, über den noch gefrorenen Mississippi in die unermeßliche, unbewohnte und unangebaute Prairie und überwand nicht nur alle Mühsale des Weges, sondern ackerte auch und säete, damit die Nachkommenden reife Frucht fänden. Das Hauptheer der Mormonen mit ihrem Propheten verließ Nauvoo erst im Mai, aber so groß war die Wuth ihrer Feinde, daß die wenigen Zurückge-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21387 / 063

bliebenen von ihnen überfallen und hinausgejagt wurden. In den zurückgelaſſenen Häuſern ſetzte ſich feſt, wer wollte. Der große und eigenthümliche Tempel *) der Mormonen zu Nauvoo war ſchon von den Abreiſenden ausgeleert, wurde jetzt aber noch gefliſſentlich entweiht und 1848 in Brand geſteckt. Cabet, der Ikarier, wollte ihn wieder aufbauen; aber ein Sturm riß ihn gänzlich nieder. — Der große Heereszug der Mormonen wurde mit dem Auszug aus Aegypten verglichen. Sie erlitten mancherlei Strapazen und Noth, blieben aber immer fröhlich, verkehrten liebreich mit den Indianerſtämmen, denen ſie begegneten, und ſchickten im Herbſt 500 Bewaffnete ab, um in Californien gegen die Mexikaner kämpfen zu helfen. Den Winter brachten die Wanderer am Miſſouri in Erdhöhlen zu. Sie hatten hier noch ausreichend Lebensmittel. Als ſie aber im April 1847 aufbrachen, den noch weiten Weg in Eilmärſchen zurücklegten und nach Ueberſteigung des Utahgebirges endlich im Juli in das fruchtbare, damals aber noch ganz unangebaute und öde Thal des Salzſees, einen weiten und prächtigen Bergkeſſel zwiſchen hohen Bergen (der Lone Peak iſt über 10,000 Fuß hoch), gelangten, begannen ihnen die Lebensmittel zu mangeln und ihre erſten Saaten wurden im Frühjahr 1848 durch ungeheure Heuſchreckenſchwärme verderbt. Allein ſie halfen ſich durch dieſe erſte Noth- und Hungerzeit hindurch und bekamen 1849 eine reiche Ernte.

Sie nannten ihre neue Heimath den Staat Deſeret (die Honigbiene) und Präſident Fillmore erlaubte dem Propheten, das neue zur Union gehörige Territorium als Gouverneur zu regieren, ſetzte ihm aber ſechs Beamte an die Seite, worunter drei Nichtmormonen waren. Das paßte nun ſchlecht zur ausſchließlichen

*) Derſelbe trug auf ſeiner Spitze einen ſchwebenden Engel. Im Innern war das Merkwürdigſte eine Nachbildung des ehernen Meeres im ſalomoniſchen Tempel, eine coloſſale Vaſe von zwölf lebensgroßen Stieren getragen, das Taufbecken, aus welchem durch den Act der Taufe Verſtorbene wie Lebendige die Heiligung ſchöpften.

Hierarchie der Mormonen, weshalb auch jene drei Beamten gar nicht beachtet wurden. Neben dem Propheten, dem allein das Vorrecht der Inſpiration zuerkannt blieb und der Orakel und vermeintliche göttliche Befehle ertheilte, regierten zwei Prieſterſchaften, die Aaroniſche mit Biſchöfen, Prieſtern, Lehrern und Diakonen, denen neben dem Cultus und Unterricht auch noch die Juſtiz, Polizei und Finanzen zu verwalten oblag, und die Melchiſedek'ſche, die aus den Aelteſten und Hoheprieſtern und aus den zwölf Apoſteln (meiſt auf Miſſionen abweſend) beſtanden. Weltliche Beamte gab es nicht. Der Prophet regierte mit vieler Klugheit. Seine 500 Mann hatten der Union gegen Mexiko tapfer gedient und kehrten mit Ehren zurück. Die Verlockung, an der Goldgräberei in Californien Theil zu nehmen, wurde mit großer moraliſcher Kraft abgewieſen. Die ſchlimmen Erfahrungen, welche Smith in Miſſouri gemacht hatte, belehrten Young, daß es klüger ſey, den Abolitionismus zu mäßigen. Die Neger wurden daher als die Nachkommen Kains zurückgeſetzt und die Sclaverei derſelben gerechtfertigt.

Nun erfuhr man aber damals zuerſt, daß unter den Mormonen die Vielweiberei erlaubt und nach und nach allgemeine Sitte werde. Im Jahre 1852 verkündete zum erſtenmal Pratt eine Offenbarung, welche Smith ſchon 1843 gehabt haben ſollte, wonach die Vielweiberei zuläßig ſey: 1) weil die Patriarchen des alten Teſtaments mehrere Weiber gehabt haben, 2) weil Chriſtus ſelbſt die drei Marien „lieb hatte", 3) weil jedes Weib mit dem Recht auf einen Mann geboren iſt und ohne Mann nicht ſelig werden kann, 4) weil nur in rechter Ehe Heilige erzeugt werden können, außerehelich dagegen nur Unſelige. Damit hing das kühne Dogma von einer fortſchreitenden Vergötterung der Heiligen zuſammen. Die Heiligen ſollten Gott immer näher kommen, ſelbſt Götter werden und neue Welten ſchaffen können, während die Unſeligen, alle Nichtmormonen und unehelich Erzeugten mittelſt der Seelenwanderung rückwärts gebracht und nur als Indianer, Neger oder Thiere zu ihrer Strafe wiedergeboren werden ſollten. Um

noch mehr Menschen zum Mormonismus zu bekehren, dehnte man das Sacrament der Taufe auch auf die Todten aus und taufte durch den Wunsch der Neubekehrten deren verstorbene Eltern, Geschwister und Verwandte, um auch sie zu Heiligen zu machen. Sehr verführerisch, aber auch sehr gefährlich war endlich die geistliche Ehe (Spiritual wivery oder sealing, Besiegelung) der Mormonen, d. h. das Recht der mit Heiden oder unwürdigen Männern bereits verheiratheten Frauen, sich mit dem Propheten oder einem andern Heiligen geistlich zu vermählen, um ihre Seele zu retten. — Demzufolge nahm, wer Lust hatte, unter den Mormonen mehrere Frauen und man sah bald, wie ein Mann einen ganzen Omnibus voll von seinen Ehedritteln, -vierteln, -fünfteln ꝛc. spazieren fuhr. Sonderlich der Prophet und die höheren Priesterclassen versorgten sich reichlich mit Schönen. Der Zulauf von Frauenzimmern zu den Mormonen war aber auch ungeheuer. Daß jede einen Mann bekommen mußte, lockte viele und je mehr ihrer wurden, desto nothwendiger wurde auch die Polygamie. Nicht nur aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus Europa kamen zahlreiche Zuzüge von Neubekehrten nach dem Salzsee. Mormonenapostel erschienen überall, um für ihre Secte zu reden, wurden aber meist abgewiesen. Nur in England und Skandinavien fanden sie Zulauf und nur von dort erfolgten große Einwanderungen.

Eine kleine Minderheit von Mormonen, William Smith und Bischof Gladdon an der Spitze, verwarfen die Vielweiberei, wurden aber aus Deseret vertrieben. Young, der allein bereits 50 Weiber genommen hatte, vertheidigte die Vielweiberei mit Fanatismus und bediente sich seiner Daniten, um jeden Widerspenstigen unschädlich zu machen. Als die drei nichtmormonischen Richter einschreiten wollten, wurden sie verhöhnt und vertrieben. Diese Mißachtung der Unionsregierung und der Greuel der Vielweiberei fachten im ganzen Gebiet der V. Staaten den Haß an, den zuerst nur die Bewohner von Missouri und Illinois gegen sie gehegt hatten. Der Mormonenstaat trachtete nach völliger Unabhängig-

keit, ſtellte ſich allen übrigen Staaten entgegen und nahm die Miene an, alle unterjochen zu wollen, wenn er nur die Macht dazu gehabt hätte. Es war ein förmlicher neuer Muhamedanismus mit ſeiner Vielweiberei und Eroberungsluſt. Alles verlangte die Demüthigung, wo nicht Ausrottung der Mormonen und der Präſident mußte 1857 eine Armee gegen ſie ausrüſten. Young aber rüſtete auch ſeinerſeits, hoffte ſich in ſeiner natürlichen Gebirgsfeſte gegen die aus weiter Ferne erſchöpft ankommenden Truppen halten zu können, ſuchte die benachbarten Indianerſtämme zu gewinnen, ließ keine Boten der V. Staaten nach Californien mehr durchpaſſiren, hemmte jeden Verkehr, ließ aber aus Vorſicht faſt das ganze Mormonenarchiv verbrennen, damit, wenn die Dinge eine üble Wendung nähmen, es an compromittirenden Beweisſtücken fehlen möge.

Die republikaniſche Partei in der Union wollte weder Sclaverei noch Vielweiberei dulden, die demokratiſche aber beſchützte die Sclaverei mit der Phraſe: „in häusliche Einrichtungen ſolle ſich der Bund nicht miſchen dürfen.“ Mit derſelben Phraſe vertheidigten nun auch die Mormonen ihre Vielweiberei. Präſident Buchanan wollte als Haupt der Demokraten den Unterſchied zwiſchen Sclaverei und Vielweiberei ſcharf betonen und befahl deshalb, eine Armee unter Claß und Scott zur Unterdrückung der Mormonen abzuſchicken. Aber die Expedition verſpätete ſich bis in den Herbſt 1857. Die Generale Claß und Scott mußten im November 150 engliſche Meilen vom Salzſee entfernt ihre Winterquartiere aufſchlagen und litten großen Verluſt durch Kälte und Hunger. Erſt im Frühjahr erhielten ſie Verſtärkungen und einen vom Präſidenten für Deſeret ernannten neuen Gouverneur, Cumming, dem Young weichen ſollte. Die Mormonen wagten keine Schlacht und hofften durch rechtzeitiges Nachgeben die Union zu verſöhnen deren Uebermacht ſie doch zuletzt hätten erliegen müſſen. Sie wichen alſo dem Streich, der gegen ſie geführt werden ſollte, geſchickt aus durch eine proviſoriſche Auswanderung nach Süden, und zeigten ſich zu Unterhandlungen

geneigt. Da schickte Buchanan zwei Friedenscommissaire, Powell und Culloch, und in Folge dessen ließen die Mormonen den neuen Statthalter für Utah, Cumming, in die Salzstadt zu. Ebendahin kam auch Thomas Kane, Bruder des berühmten Entdeckers der nordwestlichen Durchfahrt, und vermittelte die Aussöhnung. Der Feldzug hatte 15 Millionen Dollars gekostet und die Verwaltungsbeamten *) hatten schamlos gestohlen. Dies und die 4000 Dollars Jahresgehalte, welche Cumming bezieht, waren der einzige Gewinn aus der ganzen Demonstration. Die in Utah zurückgebliebenen Truppen der Union sind zu schwach und von den V. Staaten zu fern, um sich lange halten zu können und die Mormonen haben sich nur scheinbar gefügt, Cumming kann ihnen nicht mehr befehlen, als sie befolgen wollen.

Man zählt jetzt 3—500,000 Mormonen, wovon ein großer Theil in England, Skandinavien und den Vereinigten Staaten zerstreut lebt, die aber immer bereit sind, sich um den neuen Tempel zu schaaren.

Die innere Parteiung in den V. Staaten wurde am meisten genährt durch die Sclavenfrage. Den Angloamerikanern in den nördlichen Provinzen, die von ihrer Hände Arbeit im gemäßigten Clima lebten und keine Sclaven brauchten, erschien die Sclaverei in den südlichen Provinzen ein Greuel, widerchristlich und inhuman, im höchsten Grade ungerecht für die Schwarzen, demoralisirend für die Weißen und eine Schande für die Union. Wetteifernd mit England, welches die Sclaverei aus andern Gründen auszurotten suchte, bemühten sich die Abolitionisten oder Freibodenmänner im Norden der V. Staaten, den Sclavenhandel gesetzlich abzuschaffen. Die Sclavenhalter in den

*) Einer derselben erbot sich in einer öffentlichen Annonce zu Hülfsleistung bei allerlei Speculationen und fügte zu seiner Empfehlung hinzu, er habe bei den damaligen Armeelieferungen 1 Mill. Dollars gewonnen. Allg. Z. 1858 Nr. 137.

Südprovinzen erkannten aber in der Beibehaltung ihrer Sclaven eine Lebensfrage. Um in dem heißen Himmelsſtrich auf den Plantagen die Colonialproducte zu erzeugen, Zucker, Kaffee, Baumwolle ꝛc., brauchte man nothwendig die ſchwarze Race, denn die weiße hätte die Hitze nicht ausgehalten oder zu viel Arbeitslohn gekoſtet. Ueberdies fühlte man, wenn die Neger emancipirt würden, deren Empörung wie auf Hayti. Die Yankees im Süden fochten alſo für ihre Exiſtenz. Sie hatten aber das erlaubte Maaß als Herren übertrieben und überboten ſich in Trotz und Barbarei, um den reichen Gewinn, den ſie aus dem Mißbrauch des Sclavenhaltens zogen, zu entſchuldigen. Daher die ungeheure Gehäſſigkeit des ganzen Streites.

Man muß dabei in Anſchlag bringen, daß der Yankee von germaniſcher Race ſich von Natur erhaben fühlt über den Neger, ihn kaum als Menſchen gelten läßt, ihn lieber zum Thiere rechnet und ſich daher auch die roheſte Grauſamkeit gegen ihn erlaubt. Im ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika herrſcht die Verachtung gegen die ſchwarze Race bei der weißen nicht, wie im engliſchen. Die Neger wie die Indianer beten und eſſen mit den Weißen gemeinſchaftlich, verheirathen ſich mit denſelben und ſtehen als katholiſche Chriſten auf gleicher Linie. Auch die Sclaven werden mild behandelt und ſind Glieder der Familie. Die Angloamerikaner dagegen dulden keinen farbigen Menſchen in ihrer Geſellſchaft. Auch freie Schwarze von großem Reichthum, auch Quateronen, die ganz weiß ſind und nur in einem dunkeln Schatten um die Augen eine Miſchung mit Negerblut verrathen, dürfen nie mit einem Weißen bei Tiſch, nie mit ihm im Wagen ſitzen. Dieſer tiefe Racenhaß iſt in der vorliegenden Frage entſcheidend. Der ſpaniſche Südamerikaner und Braſilianer verliert in der friedlichen Vermiſchung mit den Schwarzen allmählich den Adel und die Energie der weißen Race. Dieſe feſtzuhalten lehrt dagegen den Yankee ſein guter Inſtinct und er fährt beſſer dabei.

Sein Stolz iſt gerechtfertigt, ſein Verfahren practiſch, nur

Gedeihen jedes besonderen Fabrikationszweigs durch das Gedeihen aller andern Fabrikationszweige bedingt ist, und bis zu welchem Grade eine Nation alle ihre produktiven Kräfte umzubilden vermag, wenn sie beharrlich dafür Sorge trägt, daß jede Generation das Werk der Industrie da fortsetzen kann, wo es die früheren Generationen gelassen haben: der studiere erst die Geschichte der englischen Industrie, bevor er es unternimmt, Systeme zu bauen, und praktischen Staatsmännern, welchen das Wohl oder Wehe der Nationen in die Hände gegeben ist, Rathschläge zu ertheilen. Unter Georg I. war es den englischen Staatsmännern längst klar geworden, worauf die Größe der Nation beruhe. „Es ist einleuchtend", lassen die Minister bei Eröffnung des Parliaments von 1721 diesen König sagen, „es ist einleuchtend, daß nichts so sehr „zu Beförderung des öffentlichen Wohlstandes beiträgt, als die „Ausfuhr unserer Manufakturwaaren und die Einfuhr fremder „Rohstoffe."[1] Dies war seit Jahrhunderten der leitende Grundsatz der englischen Handelspolitik; er ist es noch heute wie zur Zeit der Königin Elisabeth. Die Früchte, welche er getragen hat, liegen aller Welt vor Augen. Die Theoretiker haben später behauptet, England sey nicht durch, sondern trotz seiner Handelspolitik zu Reichthum und Macht gelangt. Man könnte mit eben so viel Fug behaupten, daß die Bäume nicht durch, sondern trotz der Stützen, womit sie in ihrer Jugend aufrecht erhalten werden, stark und fruchtbringend geworden seyen.

Nicht minder beweist uns die englische Geschichte, in welcher engen Verbindung die allgemeine Politik mit der politischen Oekonomie steht. Offenbar hat das Aufkommen der Fabriken in England und die daraus erwachsene Vermehrung der Bevölkerung große Nachfrage nach gesalzenen Fischen und nach Steinkohlen erzeugt, woraus große Vermehrung der zur Fischerei und zum Küstentransport erforderlichen Schifffahrt erwuchs. Beide, Fischereien und Küstentransport, befanden sich in den Händen der Holländer. Durch hohe Zölle und Prämien aufgemuntert, verlegten sich nun die

[1] Uniarita Théorie du commerce, Chap. XXVIII.
Man sieht, Georg I. wollte nicht blos ausführen und nichts einführen, als Geld, was man als das Grundprincip des sogenannten Merkantilsystems bezeichnet, und was allerdings Unsinn wäre; sondern er wollte Manufakturwaaren ausführen und Rohstoffe einführen.

durch den Mißbrauch der Gewalt, die er über die schwarze Race besitzt, ruft er den Fluch des Himmels auf sich herab. Anstatt nämlich die armen Schwarzen, wie Unmündige, menschlich und liebreich zu behandeln und bis zu der Stufe von Bildung, der sie fähig sind, zu erziehen, hält der Yankee den Schwarzen gewaltsam in der Thierheit zurück, verbietet ihm bei Todesstrafe lesen und schreiben zu lernen und behandelt ihn wie das Vieh. Im Jahr 1852 beschrieb Harriet Beecher Stove in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte" die Leiden der armen Neger und trug dadurch nicht wenig bei, den Eifer der Abolitionisten und die Wuth der Sclavenhalter zu erhitzen. Das Aergste war die Negerzüchterei, welche völlig wie die Viehzucht getrieben wurde, denn, um nicht schweres Geld für aus Afrika eingebrachte Sclaven ausgeben zu müssen, sind im Süden der V. Staaten Anstalten eingerichtet, worin Negerkinder in Menge erzeugt werden. Daß der Sclavenbesitzer selbst mit seinen Sclavinnen eine Menge Kinder zeugt und diese dann verkauft,*) ist unter den Yankees etwas gewöhnliches. Der Preis der Sclaven steigt mit dem Bedürfniß der Arbeit und dieses mit dem Absatz der Colonialwaaren in Europa. Der Absatz hat aber beständig zugenommen, mithin auch der Bedarf an Sclaven gerade in der Zeit, in der die Abolitionisten am lautesten gegen die Sclaverei schrien.

England und Frankreich hatten schon 1831 unter sich, dann 1841 auch mit Rußland, Oesterreich und Preußen einen Vertrag abgeschlossen, worin sie sich verbürgten, in ihrem Gebiet keine Sclaverei mehr zu dulden. England und Frankreich schlossen 1845 einen neuen Vertrag in Bezug auf das Durchsuchungsrecht der Schiffe und hielten kleine Flottillen an der Küste Afrika's, um den Menschenhandel nach Amerika zu verhindern. In den V. Staaten selbst hatte der Congreß schon

*) Präsident Jefferson selbst verkaufte seine eigenen Kinder. Eine Tochter von ihm wurde zu New-Orleans auf offenem Markte von einem seiner Verehrer gekauft. Hamilton I. 163.

1776 die Einfuhr von Sclaven verboten, allein das Intereſſe hatte das Einhalten des Verbots unmöglich gemacht. Inzwiſchen hatte man ſich vertragen und noch zuletzt hatte Clay eine Compromißbill durchgeſetzt, welche zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen eine billige Ausgleichung erſtrebte. Es handelte ſich hauptſächlich um die neuen Territorien und Provinzen, in denen beide Parteien die Oberhand zu erhalten, die eine die Sclaverei einzuführen, die andere ſie auszurotten ſuchten. Die ſ. g. Nebrasca-Bill vom 24. Mai 1854 ſtellte es jedem neuen Territorium frei, ob es Sclaven halten wolle oder nicht; allein das Intereſſe war zu mächtig und die Selbſthülfe dem rohen Yankee zu geläufig, als daß er ſich in der geſetzlichen Bahn hätte halten laſſen. Das Geſetz wurde ganz offen umgangen. Neger, welche durch die Behörden von Sclavenſchiffen waren weggenommen worden, brachte man doch nur an einen Ort, wo ſie wieder verkauft wurden.

Das alte Nebrasca genannte Gebiet im Oſten des Miſſouri zerfiel in die Staaten Wisconſin, Jova, Miſſouri, Indian Territory und Kanſas. Kanſas, zwiſchen dem Miſſouri und den Rocky-Mountains am Fluſſe Kanſas, war ein noch wenig angebautes, ſchwach bewohntes Prairieland, in welches aber immer mehr Anſiedler einwanderten. Die meiſten kamen aus den nördlichen Provinzen und waren mithin Abolitioniſten, die Minderheit hielt Sclaven und ſuchte ſich aus den ſüdlichen Provinzen zu verſtärken. Vor allem lag den Bewohnern des benachbarten Miſſouri daran, die Sclaverei in Kanſas zu erhalten, um ihre Partei zu verſtärken und am Congreß die Stimme eines Staates mehr für die Sclaverei zu gewinnen. Als daher 1854 durch die Abolitioniſten die Stadt Lawrence in Kanſas erbaut wurde, kam allerlei beſtelltes Geſindel aus Miſſouri herüber, um die Arbeit zu ſtören. Dieſe Miſſouri-Ruffians waren ausgeſuchte Raufbolde in rothen Flanellröcken, bis an die Zähne bewaffnet, faſt immer beſoffen und zu allem fähig, von unglaublicher Rohheit. Sie drängten ſich ohne weiteres in die Verſammlung der Bürger von Kanſas und ſtimmten

mit. Nicht ohne große Mühe gelang es den Bürgern, ſich am 15. December 1855 in einer Verſammlung zu Topeka eine Verfaſſung und Organiſation unter dem Gouverneur Reeder zu geben. Nun ſchloß aber Miſſouri einen Bund mit Georgien und Carolina, um Kanſas mit Gewalt zu einem Sclavenſtaat zu machen. Am 21. Mai 1856 überfielen tauſend Ruffians unverſehens die Stadt Lawrence, verbrannten die öffentlichen Gebäude und plünderten alle übrigen aus, desgleichen legten ſie die Stadt Bernard in Aſche.

Die Freibodenmänner waffneten ſich nun auch, erlitten aber am 30. Aug. eine Niederlage und wurden vom Norden her nicht unterſtützt.

Die Sclavenhalter entwickelten an allen ihren Grenzen eine Energie, gegen welche ſich die Abolitioniſten der geſammten Union, welche doch entſchieden die Mehrheit bildeten, auf eine merkwürdige Weiſe nur paſſiv verhielten. Die Sclavenhalter ſetzten am 4. Nov. 1856 die Wahl Buchanans zum Präſidenten*) durch und behaupteten die Oberhand im Congreß. In New-York ſelbſt, dem Mittelpunct der nördlichen Provinzen, war der Hauptſtapelplatz für die Colonialwaaren des Südens und hielten es die großen Handelsmänner heimlich mit dem Süden. Ueberhaupt konnte in Nordamerika, wenn Humanität und Geldintereſſe ſtritten, der Sieg nie zweifelhaft ſeyn. Die Sclavenhalter (die enragirteſten im Süden hieß man fire-eaters, Feuereſſer) durften ſich ungeſtraft alles erlauben. Wo ſie innerhalb ihrer Grenzen irgend einen Abolitioniſten witterten, pflegten ſie denſelben nackt auszukleiden, in Theer und dann in Federn zu tauchen, und ſo unter Spott und Peitſchenhieben fortzujagen. Ein Loos, welches beſonders die frommen Miſſionäre und Schulmeiſter traf, welche heimlich den Negern Unterricht ertheilten. Oft auch fielen die Sclavenhalter in das Nachbargebiet ein, um Sclaven gewaltſam zurückzuholen, die ent-

*) Am 4. März 1857 wurde Buchanan als Präſident zu Waſhington inaugurirt und zog im Triumph auf, vor ihm ein hoher Wagen mit der Freiheitsgöttin, hinter ihm ein Schiff mit vollen Segeln und Wimpeln.

flohen waren, wobei ſie Häuſer plünderten oder verbrannten. Oft wurden Unſchuldige als Abolitioniſten verdächtigt und verfolgt, Gläubiger, die ein böſer Schuldner anklagte, um ſie loszuwerden, Privatperſonen, an denen man Rache nehmen wollte ꝛc.

Ein gewiſſer Brower (Old Captain genannt), ſchon 63 Jahre alt, litt ſchwer im Bürgerkrieg von Kanſas. Die Miſſourileute verbrannten ihm Haus und Hof, mordeten ihm zwei Kinder und verwüſteten ſeine Felder. Sein Weib ſtarb vor Gram. Da ſchwur er den Sclavenhaltern Rache, ſammelte Gleichgeſinnte um ſich, fiel in Miſſouri ein und ſengte und brannte daſelbſt wie ein Räuber. Man fing ihn, er machte ſich wieder frei und reizte im Oct. 1859 zu Harper's Ferry in Virginien die Neger auf. Die Empörung derſelben wurde jedoch bald durch Truppen beſiegt und Brower gefangen. Er läugnete nichts, lieh ſeinem Ingrimm kräftige Worte und wurde, nachdem man ihn, den von vielen Stichen und Hieben am Wundfieber liegenden, gleichwohl wochenlang mit Verhören gequält hatte, am 2. December zu Charlestown gehenkt.

Die Mehrheit in Kanſas mußte zuſehen, wie bereits am 7. Nov. 1857 von der Minderheit eine neue Verfaſſung gemacht wurde, welche die Sclaverei beibehielt, und wie der Präſident Buchanan dieſe neue Verfaſſung auch wirklich beſtätigte. Im Congreß zu Waſhington kämpften die Vertreter beider Parteien mit äußerſter Erbitterung. Kein Anſtand, keine Würde des Geſetzgebers wurde mehr geſchont. Am 22. Mai ſchlug im Senat Brooks von Südcarolina ſeinen Gegner in der Sclavenfrage, den Abolitioniſten Summers von Maſſachuſetts, mit einem Stocke halbtodt, und wurde doch deshalb nicht ausgeſtoßen, ſondern nur zu 300 Dollars Strafe verurtheilt, empfing aber dafür einen ſchweren goldbeſchlagenen Stock mit der Inſchrift hit him again (hau ihn noch einmal). Am 5. Februar 1858 kam es wegen derſelben Frage im Repräſentantenhauſe zu einer furchtbaren Schlägerei zwiſchen Grow vom Norden, Kritt und Potter vom Süden, und vielen andern, die ſich einmiſchten. Die Frage wegen Kanſas war

deshalb so wichtig, weil sich 30 Sclavenstaaten 30 Freibodenstaaten mit ihren Stimmen gegenüberstanden. Durch die Aufnahme Californiens in die Union hatten die letzteren eine Stimme mehr erhalten, die ersteren setzten daher alles dran, um mit Kansas eine neue Stimme zu gewinnen. Der Präsident Buchanan war von ihrer Partei und das Uebrige that ein colossales Bestechungssystem, welches vom Süden aus in Washington gepflegt wurde. Zwischen beiden Parteien suchte eine dritte, die der s. g. Freesoilers, zu vermitteln, indem sie die Sclaverei, wo sie einmal war, gewähren lassen, ihrer Ausbreitung auf andre Gebiete aber Schranken setzen wollte. Inzwischen gingen die Einzelstaaten immer weiter. Missouri und Arkansas verbannten 1860 alle freien Farbigen aus ihrem Gebiet, es sollte dort kein Farbiger leben, der nicht Sclave sey.

Die jüngsten Nachrichten melden, die Zwietracht zwischen Norden und Süden habe einen noch höheren Grad erreicht. Der Süden sey entschlossen, wenn nach Buchanans gesetzlichem Austritt der demokratische Candidat Breckenridge bei der Präsidentenwahl nicht durchdringen sollte, alle seine Abgeordneten nicht mehr nach Washington, sondern nach Richmond zu schicken und dem alten Congreß einen Sondercongreß der Sclavenstaaten gegenüberzustellen.

Gegen England erlaubten sich die V. Staaten ein sehr rücksichtsloses Benehmen. Als der englische Gesandte Crampton in den V. Staaten Werbungen machen ließ, wurde er 1856 ohne weiteres heimgeschickt und drei englische Consuln in New-York, Philadelphia und Cincinnati abgesetzt, ohne daß es England gewagt hätte, eine Genugthuung zu fordern. In dem 1846 zwischen England und den V. Staaten abgeschlossenen Oregon-Grenzvertrage war die nordwestlichste Grenze zwischen dem englischen Neugeorgien und dem amerikanischen Oregon am stillen Ocean nicht genau bezeichnet worden, so daß 1859 Streit entstand über die kleine Insel San Juan, auf welche beide Anspruch machten. Anfangs hatten sich die Amerikaner um diese Insel wenig bekümmert, als aber ihre Ansiedlungen weiter vorrückten und von Indianern angegriffen wur-

den, glaubten sie, diese seyen auf sie gehetzt von Engländern der Hudsons-Bay-Compagnie, welche die Insel zu benutzen pflegten. Nun klagten die amerikanischen Ansiedler und erhielten zum Schutz eine kleine Besatzung, welche die Insel als Eigenthum der V. Staaten ansprach. England war damals in Europa und Asien zu tief verwickelt, um nicht in Amerika nachgeben zu müssen.

Einen kleinen Uebermuth übten die V. Staaten auch gegen Oesterreich aus, indem sie einen eigenen Agenten für das insurgirte Ungarn aufstellten und nachher Kossuth mit ungeheurem Jubel empfingen. Auch noch am 22. April 1858 feierten die politischen Flüchtlinge aus Europa zu New-York ein großartiges Todtenfest zu Ehren Orsini's. Um einen hohen Katafalk standen einige hundert Italiener, an die sich Deutsche, Franzosen, Polen ꝛc. anschlossen. Die Musik spielte. In einer Rede wurde feierlich der Tyrannenmord gepriesen. Am meisten entehrten sich dabei die deutschen Turner, welche edlere Grundsätze aus ihrer Heimath hätten mitbringen sollen.

Mit den spanischen Südamerikanern machten die Yankees noch weniger Umstände. Als auf den peruanischen Lobosinseln der Guano (Vogelmist) in reicher Menge gefunden und die Ausbeutung desselben 1842 ausdrücklich durch ein Gesetz der Regierung von Peru vorbehalten wurde, setzten sich die Yankees nichtsdestoweniger dort fest und führten den Guano in Massen davon.

Die Einwanderung in den V. Staaten war in den Zeiten, in welchen Europa entweder durch Hungersnoth oder durch despotische Reactionen am meisten litt, auch am zahlreichsten. Daß 1854 in New-York allein 319,233 Einwanderer und zwar größtentheils aus Deutschland und 1855 daselbst wieder 136,233 anlangten, erklärt sich theils aus der Unzufriedenheit der Deutschen mit ihren Zuständen nach der mißlungenen Revolution von 1849, theils aus den nassen Jahrgängen. Die Auswanderung aus Europa ist immer noch im vollen Gange und die V. Staaten zählen jetzt schon 26 Mill. Einwohner. Wenn das so fortgeht, werden

sie in 100 Jahren 100 Millionen zählen und das mächtigste Volk auf dem ganzen Runde des Planeten seyn, wenn die Corruption sie nicht uneinig macht und auseinanderreißt.

In Canada, dem englischen Besitzthum, lebte man noch in alter Weise fort und verwilderte nicht so, wie in der benachbarten Republik. Reisende rühmten stets den Frieden und Wohlstand und die gute Gesittung, besonders auch die Anmuth der französischen Bevölkerung in Canada. Und doch wirkte das Beispiel der Nachbarn nach und nach ein wenig ansteckend. In Obercanada neigten viele zur Demokratie und in Untercanada suchte Papineau eine specifisch französische Partei gegen die englische Regierung aufzustacheln. Veranlassung dazu gab die mancherlei Willkür in der Verwaltung vom Mutterlande aus. Im Jahre 1836 formulirte die Assembly in Niedercanada ihre Forderungen dahin: der Gouverneur solle der Assembly verantwortlich seyn, die Finanzen sollten besser geregelt, die Freiheiten der Colonie überhaupt erweitert werden. Würde England diesen Forderungen nicht nachgeben, so drohte die Assembly mit Steuerverweigerung. In Obercanada folgte man gern diesem Beispiel. Vergebens suchten die „Loyalisten" die Bewegung aufzuhalten, die „Söhne der Freiheit", die sich zuerst in Montreal constituirten, schritten zu offener Gewalt, als die Regierung und das englische Parlament selbst ihre Forderungen verwarfen. Aber das Militair wurde der Insurgenten Meister, zuerst bei St. Charles am 25. Nov. 1837, dann auch in Obercanada, wo Mackenzie den Aufstand leitete. Der englische General Colone stellte überall die Ordnung her und verfolgte die Insurgenten bis auf die den V. Staaten gehörige und im Niagarafluß liegende Insel Navy-Island, auf der sie sich unter ihrem letzten Anführer Mac Nab verschanzt hatten. Sie konnten sich mit Hülfe der ihnen aus den V. Staaten zulaufenden guten Freunde nur so lange halten, bis der Präsident der Union, van Buren, Befehle gab, die Neutralität einzuhalten und den Insurgenten keinerlei Vorschub zu leisten. Da sahen sich die letzteren gezwungen, sich zu zerstreuen.

Im Januar 1838 kam Lord Durham als neuer Gouverneur nach Canada, um die Gemüther vollends zu verſöhnen, aber ſeine Maßregeln und Vorſchläge erſchienen in England zu liberal und Miniſterium und Parlament desavouirten ihn. Im höchſten Grade entrüſtet und über Unvernunft und Undank klagend, gab Durham ſeinen Poſten auf und überlebte ſeinen Mißmuth nicht lange. Die Canadier geriethen aber aufs neue in Zorn, verbrannten in Quebeck die Bildniſſe der Lords Brougham und Melbourne, die Durham im Stich gelaſſen hatten, und erhoben unter Robert Nelſon noch einmal Aufruhr, aber ohne Nachdruck. Am 10. Auguſt 1840 erhielten ſie eine neue Verfaſſung, indem Ober- und Niedercanada verſchmolzen und die Franzoſen als ſolche in der allgemeinen Aſſembly in die Minderheit verſetzt wurden. Dabei iſt es bis jetzt geblieben, wenn gleich von Zeit zu Zeit noch Klagen aus Canada herübertönten. In jüngſter Zeit hat ſich der junge Prinz von Wales aufgemacht, die Colonie zu beſuchen.

Im Norden der ſchwach bevölkerten Colonie breiten ſich noch unermeßliche Prairien aus, aber vergebens ſuchte England den Strom, wenigſtens der engliſchen und iriſchen Auswanderung, nach Canada zu leiten; faſt alles ging in die V. Staaten. Jene weiten Prairien ſelbſt aber wurden häufig für Rechnung der Republikaner ausgebeutet. Der größte Jäger und Pelzhändler Canada's war kein Engländer, ſondern ein Bürger der V. Staaten, der aus der Gegend von Heidelberg gebürtige vormalige Kürſchnergeſell Aſtor, der hunderte von franzöſiſchen Jägern in den Prairien beſoldete, um das Wild zu erlegen, und zwanzig Schiffe unterhielt, um die Häute und Pelze in Europa und China zu verkaufen. Nach ihm wurde eine von ihm an der Weſtküſte Nordamerika's gegründete Colonie und Handelsſtation Aſtoria genannt. Er ſtarb 85 Jahre alt 1848 und hinterließ 50 Mill. Dollars.

Lange iſt ein Seeweg um den Norden Amerika's herum nach China, die ſ. g. nordweſtliche Durchfahrt, geſucht worden, weil man auf demſelben viel ſchneller in die indo-chineſiſchen Ge-

wäſſer kommen würde, als um die Südſpitze Amerika's oder Afrika's herum. Allein man fand im Polarkreiſe das Meer ſtets zu ſehr mit undurchdringlichem Eiſe angefüllt. Großen Ruhm erwarben die engliſchen Capitaine Roß und Parry durch die Kühnheit, mit der ſie in die kalte Zone eindrangen, den größten aber Capitain Franklin, der auf den berühmten Entdeckungsſchiffen des Cap. Roß, Erebus und Terror, 1845 ſeine Entdeckungsreiſe, um die nordweſtliche Durchfahrt zu finden, unternahm, aber nicht wiederkehrte. Die ganze gebildete Welt intereſſirte ſich für ihn und wetteifernd ſchickten England und die V. Staaten Schiffe aus, den Verlorenen zu ſuchen, nahe an 30 verſchiedene Expeditionen. Aber erſt 1859 fand Capitain M'Clintac mit dem Dampfer Fox, den Lady Franklin auf eigene Koſten ausgerüſtet hatte, um ihren Gatten wiederzufinden, die Spuren des Verlorenen wieder auf, nämlich einen auf Point Victory an der Weſtküſte von King Williams Island am 25. April 1848 von den Capitains Crozier und Fitzjames niedergelegten Bericht, nach welchem die beiden Schiffe Franklins, Erebus und Terror, im Eis eingefroren, wenige Tage vorher hatten müſſen verlaſſen werden, nachdem Franklin ſelbſt ſchon am 11. Juni 1847 geſtorben war. Damals waren noch 105 Perſonen der Expedition übrig. Kleider, Waffen, zum Theil auch Gerippe derſelben wurden noch an verſchiedenen Orten (an der Backbay) gefunden. Franklins Opfertod führte aber dennoch zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt, denn unter den Schiffscapitainen, die ihn aufſuchten, überwinterte Mac Clure, von Weſten kommend, im Meereiſe unfern von der Melvilleinſel, und traf hier 1853 zuſammen mit dem von Oſten kommenden Cap. Kellett. Die eingefrorene Durchfahrt war ſomit entdeckt, aber ſie blieb unpraktiſch, weil des Eiſes zu viel war. Dagegen entdeckte der Amerikaner Dr. Kane, als er ebenfalls Franklin aufſuchte (1853—1855), daß ſich der Smithſund am nördlichen Ende der Baffinsbay gegen Norden immer weiter ausdehne und in ein offenes Meer ausmünde, welches durch warme Strömungen vom Eiſe frei gehalten ſey.

Zehntes Buch.

Das romanische Amerika.

Mittel- und Südamerika wurden nicht wie Nordamerika von der germanischen Race (Engländern und Deutschen), sondern von der romanischen beherrscht, indem die Spanier hier alles eroberten, mit Ausnahme Brasiliens, welches den Portugiesen zufiel, ungerechnet die kleinen Niederlassungen der Holländer, Engländer und Franzosen in Guyana. Aber auch schon vor der Eroberung Amerika's durch die Weißen bestand unter den eingebornen Indianern (den Rothhäuten) im Norden und Süden ein Unterschied. Die Yankee's stießen nur auf wilde nicht sehr zahlreiche Stämme, und suchten dieselben einfach auszurotten; die Spanier dagegen fanden wohlorganisirte Staaten mit einer überaus zahlreichen ackerbauenden und verhältnißmäßig gebildeten Bevölkerung vor, mit der sie sich friedlich vermischten. Sogar das Verhältniß der Neger, die man als Sclaven einführte, war im romanischen Süden ein anderes, als im germanischen Norden. Es gab nämlich im Süden viel weniger Schwarze und sie wurden viel menschlicher behandelt, die Vermischung mit ihnen war nicht arg verrufen.

Das System, nach welchem Spanien seine unermeßlich ausgedehnten Colonien in Mittel- und Südamerika behandelte, ist von den meisten Geschichtschreibern auf eine ungerechte und un-

Engländer ſelbſt auf die Fiſcherei, durch die Navigationsakte ſicherten ſie nun den Steinkohlentransport und den Seetransport überhaupt ihren eigenen Seefahrern. Die hieraus hervorgegangene Vermehrung der Handelsſchifffahrt Englands hatte eine verhältnißmäßige Vergrößerung ſeiner Seemacht zur Folge, wodurch es in den Stand geſetzt ward, der holländiſchen Flotte die Spitze zu bieten. Zwei Jahre nach Erlaſſung der Navigationsakte (1651) endigte ein Kampf auf Leben und Tod im Canal zwiſchen der engliſchen und holländiſchen Flotte mit der totalen Niederlage der letztern (13. Febr. 1653). In Folge dieſes Siegs ward der Handel der Holländer nach den Ländern außerhalb des Canals gänzlich unterbrochen und ihre Schifffahrt in der Nordſee und im baltiſchen Meer durch engliſche Caper faſt vernichtet. Hume berechnet die Zahl der den Engländern in die Hände gefallenen holländiſchen Schiffe auf 1600, und Davenant verſichert in ſeiner Schrift über die öffentlichen Einkünfte, daß im Laufe von 28 Jahren nach Erlaſſung der engliſchen Navigationsakte die engliſche Schifffahrt um das Doppelte ſich vermehrt habe.[1]

Hieraus läßt ſich abnehmen, welchen Aufſchwung in Folge der erwähnten Beſchränkungen der auswärtige Handel und ſomit die Fabriken Englands genommen haben müſſen. So ward durch die Manufakturkraft Englands die engliſche Suprematie zur See erzeugt, und hinwiederum die engliſche Manufakturkraft durch die engliſche Seemacht auf den höchſten Grad der Ausbildung erhoben. Anderſon berichtet uns, es habe zur Zeit der Erlaſſung der engliſchen Navigationsakte in England viel weiſe Männer gegeben, die auf's Scharfſinnigſte bewieſen hätten, wie unklug dieſe Maßregel ſey, und welche ſchädliche Folgen für England daraus erwachſen müßten.[2] Sicherlich hatten dieſe Weiſen die Geſchichte und die Erfahrung weniger zu Rathe gezogen, als die von ihnen getadelten Staatsmänner. Denn Jahrhunderte zuvor hatte ſchon Venedig mit Erfolg ähnliche Beſchränkungen eingeführt, und die Hanſeaten hatten ſie mit gleichem Erfolg nachgeahmt. England ſelbſt hatte bereits ſeit einem Jahrhundert, bevor ſie von dem langen Parliament in Ausführung gebracht worden war, die

[1] Hume Vol. V. p. 39.

[2] Anderson Vol. II. p. 552.

verſtändige Weiſe getadelt worden. Es iſt wahr, die Colonien wurden vom Mutterlande aus durch vier Virey's (Vicekönige) in Neuſpanien (Mexiko), Peru, Neugranada und Rio de la Plata, despotiſch regiert. Die Regierung allein hatte das Monopol des Handels und erlaubte erſt 1765 den Handel nach Weſtindien (den Antillen) aus ſieben Häfen. Die Reichthümer aus den Colonien, ſonderlich die Ausbeute der Bergwerke von Potoſi, wurden dem Mutterlande jährlich auf der großen ſ. g. Silberflotte zugeführt, auf welche die Engländer ſo oft Jagd machten. Der Verkauf europäiſcher Induſtrieartikel war ebenfalls Regierungsmonopol. Wie die Virey's ſelbſt ihre Poſten oft nur einer Camarilla in Madrid verdankten, ſo übten auch ſie wieder groben Nepotismus. Die Colonien blieben dem Auslande hermetiſch verſchloſſen, namentlich durfte kein Strahl von Philoſophie und Aufklärung aus der alten Welt eindringen und die katholiſche Kirche übte unumſchränkte Gewalt über die kindlichen Seelen der Creolen (in Amerika geborene Weiße) wie der Indianer und Neger und der aus allen dieſen Racen entſtandenen Miſchlinge. Da fehlte freilich die politiſche Agitation und Tribune, die freie Preſſe, unbedingte Lehrfreiheit, die Schule, die Induſtrie, der Börſenſchwindel, aber das Volk war glücklich, das Land im tiefſten Frieden, der Fortſchritt der Geſittung, namentlich in den Jeſuitenmiſſionen unter den Indianerſtämmen der entlegenen Urwälder (in Paraguay, am Amazonenfluß und in Californien), in hohem Grade erfreulich. Der üppige Himmelsſtrich gewährte den Eingebornen eine leichte Befriedigung ihrer einfachen Bedürfniſſe. Frohe und glückliche Naturkinder hätten ſie in ihrer ſeligen Ruhe niemals geſtört werden ſollen.

Die erſte Störung ging von der ſpaniſchen Regierung ſelbſt aus, indem dieſelbe die thörichte Politik des Hauſes Bourbon annahm und den Kampf gegen die Kirche begann, der nicht der Kirche, wohl aber den Bourbons zum Verderben gereichen ſollte. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens gingen auch deſſen wohlthätige Miſſionen in Amerika unter und wurde der ſegenvolle Einfluß

auch der Biſchöfe und Weltgeiſtlichen auf die Indianer durch die Brutalität aufgeklärter Bureaukraten à la Pombal und Aranda verdrängt. Die Neuerung empörte das überraſchte Volk, deſſen berechtigte Unzufriedenheit viel vom Klerus genährt wurde. Vergebens ſuchten die Biſchöfe das indianiſche Volk in Schutz zu nehmen gegen den Unfug des repartimiento (Aufdringen von Luxusartikeln, welche das gemeine Volk von den Beamten gegen hohe Bezahlung annehmen mußte) und der mita (Zwangsfrohnen der Indianer in den Bergwerken und Plantagen). Endlich erhob ſich in Peru der Indianer Tupac Amaru, um das Reich der Inka's herzuſtellen, 1778. Ob die glückliche Erhebung der Yankee's gegen das engliſche Mutterland hier mitgewirkt hat, ſteht dahin. Der neue Inka konnte mit den unzureichenden Mitteln ſeiner Stammgenoſſen den Kanonen der Spanier nicht lange widerſtehen. Von General Valle beſiegt, gerieth er in Gefangenſchaft und wurde in Cuczko, der alten Hauptſtadt der Inka's, grauſam hingerichtet, indem man ihm, nachdem er der Hinrichtung ſeines Weibes, ſeiner Söhne und Freunde hatte zuſehen müſſen, die Zunge ausriß und ihn von Pferden in Stücke reißen ließ, 1781.

Die Ruhe kehrte wieder und wurde nicht mehr unterbrochen bis zur Napoleoniſchen Periode, in welcher die Zerrüttung des ſpaniſchen Mutterlandes auch die Colonien in die Wirren dahinriß, in denen ſie noch jetzt hoffnungslos verſtrickt ſind. Sie wurden aus einem behaglichen Frieden, aus einem keineswegs beklagenswerthen Zuſtande von Unmündigkeit und kindlicher Genügſamkeit auf einmal ohne alle Noth, ohne daß ſie es irgend bedurft hätten, lediglich durch fremden Einfluß herausgeriſſen in unſägliches, noch immer fortdauerndes Unglück, im Namen einer Freiheit, deren ſie nie fähig waren, noch ſeither fähig geworden ſind. Der Schlüſſel zur Erklärung alles Unheils, was ſeit einem halben Jahrhundert über Südamerika gekommen iſt, liegt in der Veränderung, welcher die ſpaniſche Race in der Vermiſchung mit der indianiſchen und Negerrace unter einem heißen Himmelsſtrich unterworfen worden

iſt. In Mexico, deſſen Hochebenen ſchon dem gemäßigten Clima angehören und wohin auch immer die Hauptſtrömung der Spanier aus dem Mutterlande ging, beträgt doch die Zahl der Weißen und derer, in denen die weiße Farbe wenigſtens das Uebergewicht hat, nur 2 Millionen, während die Zahl der rothen und ſchwarzen Menſchen und der dunkelgefärbten Miſchlinge 8 Millionen beträgt. Die Miſchungen dauern fort und ſomit auch die Entartung der edlen romaniſchen Race. Das ſpaniſche Blut iſt noch wieder zu erkennen in heroiſchen Kriegern, aber es erſcheint noch heißer gekocht; der ſpaniſche Geiſt iſt wiederzufinden in einigen Staatsmännern und Rednern, aber die Staatskunſt karrikirt in elenden Intriguen, die Beredſamkeit in Bombaſt. Die mittel- und ſüdamerikaniſche Revolution hat ſeit 1808 immer und immer wieder nichts als andere Revolutionen geboren und iſt noch zu keinerlei Abſchluß gediehen. Sie hat keinen eigenthümlichen Verfaſſungszuſtand zu begründen, ja nicht einmal eine neue politiſche Idee zu erzeugen vermocht. Blind folgte ſie dem Beiſpiel der V. Staaten oder Frankreichs. Auch ihre handelnden Charaktere waren nur die Affen Waſhingtons oder Napoleons. Wir ſehen ſie fortgeriſſen vom Geiſte Voltaire's oder von maureriſcher Schwärmerei. Wie Kinder folgen die Creolen jetzt ihren europäiſchen und nordamerikaniſchen Verführern, wie ſie früher ihren Virey's und Biſchöfen gefolgt waren, jetzt noch immer ſo unmündig wie vordem.

Durch den Einfluß der katholiſchen Kirche war ein Gefühl der Einheit in alle mittel- und ſüdamerikaniſchen Racen gekommen, denn alle waren gute Chriſten. Nun erlitt aber der alte fromme Glaube wenigſtens bei der Kaufleuten, Offizieren und höheren Claſſen überhaupt einen gewaltigen Stoß durch die ſeit der Revolution eindringende Frivolität, Aufklärung und kirchenfeindliche Literatur. Südamerika wurde ſyſtematiſch mit den Werken Voltaire's und der ganzen revolutionären Schandliteratur Frankreichs von Bordeaux aus überſchwemmt. Dieſes Gift verdarb die Herzen und nährte den Egoismus der Generale, einen Ehrgeiz und eine

Genußſucht, die nur auf Koſten der Nebenbuhler befriedigt werden können, daher die ganze nun ſchon fünfzigjährige Revolutionsperiode einfach einer Superfötation von Blaſen verglichen werden kann, von denen immer eine die andere verdrängt, eine platzt und eine andere wieder hervorkommt, um wieder zu platzen. Aus demſelben Grunde aber, aus welchem das romaniſche Amerika ſich innerlich nicht zu beruhigen und irgendwie auf eine feſte und dauernde Art neu zu geſtalten vermag, iſt es auch nicht fähig, der Yankeeſtrömung von Norden her zu widerſtehen, und als romaniſche Welt der germaniſchen gegenüber in ſtarker Einheit dazuſtehen. Das romaniſche Element in ihnen iſt auf ein Minimum reducirt und durch Verſchwimmen in den farbigen Racen für immer corrumpirt, während das germaniſche Element in Nordamerika in der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung ſich rein erhalten hat.

Den erſten Revolutionsverſuch im ſpaniſchen Amerika machte Miranda aus Caraccas, indem er 1797 dem großen Pitt in London einen Plan vorlegte, nach welchem Mexico hätte inſurgirt und gleich den V. Staaten frei erklärt werden ſollen. Das ſpaniſche Mutterland war damals durch die elendeſte aller Regierungen ſo tief heruntergekommen, daß es im Kriegsfalle die Colonien nicht hätte behaupten können, und Godoy's Syſtem machte ſich von Jahr zu Jahr auch in den Colonien verhaßter, denn er gab die beſten Stellen daſelbſt nur ſeinen Günſtlingen oder denen, die ſie von ihm kauften, um ſich dann auf Koſten der Regierten zu bereichern. Miranda war ſehr eitel, nannte ſich ohne Befugniß Graf und ließ ſich in Europa bewundern, brachte aber erſt 1806 eine kleine Expedition unter Lord Cochrane zuſammen, welcher mit ihm bei Coro landete, aber nichts ausrichtete, weil das Volk in der Colonie noch in tiefer Ruhe lebte.

Erſt als Napoleon die regierende Dynaſtie in Spanien abſetzte und der blutige Volkskrieg auf der pyrenäiſchen Halbinſel begonnen hatte, wurden auch die Colonien aufgeregt. Die Altſpanier, welche dort die erſten Stellen und die reichſten Etabliſſe-

ments beſaßen, wollten Amerika dem gefangenen König Ferdinand VII. erhalten. Die Creolen verlangten gleiche Rechte mit dem Altſpaniern und wurden wirklich von der Centraljunta im Mutterlande aufgefordert, Deputirte zu ſchicken. Nach und nach aber ließen ſie ſich durch die Engländer und Nordamerikaner verführen, ſich überhaurt vom Mutterlande loszureißen. Die Farbigen hielten ſich anfangs paſſiv, bis die Uneinigkeit unter den Weißen ſie ihre Bedeutung und Macht zum erſtenmal fühlen ließ. Als ein bisher äußerſt bigottes, von Prieſtern geleitetes Volk waren ſie den Liberalen in den Städten nicht hold und wollten nichts von den neuen Theorien, nichts von der Aufklärung und Freimaurerei, welche ſie von den Fremden lernten, wiſſen; jedoch rotteten ſich die Indianer gegen die alte Regierung zuſammen, wenn man ihnen vorſpiegelte, alle Weißen würden vertrieben und das alte Indianerreich von Meriko hergeſtellt werden. Und bald thaten ſich in den Bürgerkriegen Farbige als tüchtige Krieger hervor und machten den gebildeten Städtern die Regierungsgewalt ſtreitig. Das iſt als Grundcharakter des geſammten Revolutionszeitalters im ſpaniſchen Amerika feſtzuhalten.

In Meriko regierte der Virey Iturrigarai ſeit 1802 wie ein wirklicher König mit großer Hofhaltung, machte ſich aber als Anhänger Godoy's ſo verhaßt, daß ihn bei der Nachricht von Godoy's Verrath und der Abſetzung der Bourbons in Bajonne die Altſpanier in Meriko ſelbſt ab-, und ſtatt ſeiner eine Centraljunta einſetzten, am 15. Sept. 1808. Die Anhänger des Mutterlandes thaten das, um den Creolen zuvorzukommen und das Heft in der Hand zu behalten. Weil aber in Meriko die Indianer in dichten Maſſen wohnen, ließen ſie ſich durch den Pfarrer Hidalgo bethören, die Zeit zur Wiederbegründung ihres Reichs ſey gekommen, die unrechtmäßige Gewaltherrſchaft der Spanier in der neuen Welt neige ſich zum Ende. Mit einem furchtbaren Indianerheere erſchien der Pfarrer im October 1810 vor der Hauptſtadt Meriko, wandte ſich aber plötzlich wieder um, weil die Creolen, um ſich vor der Plünderung zu ſchützen, eine große Anſtrengung machten

und ein Heer unter Calleja aufbrachten. Um von dieſem nicht im Rücken gefaßt zu werden, wandte ſich der Pfarrer um, erlitt aber durch Calleja nach einander zwei große Niederlagen bei Aculco und Zapolonejo, fiel in Gefangenſchaft und wurde kriegsrechtlich erſchoſſen, Jan. 1811. Doch hielt ſich noch eine Zeitlang ſein Genoſſe Rayon und einen neuen Aufſtand begann der Pfarrer Morelos (ſelbſt ein geborner Indianer), indem er verſuchte, die Häfen von Veracruz und Acapulco den ſpaniſchen Schiffen zu verſchließen und die Altſpanier in der Hauptſtadt gänzlich abzuſperren. Aber auch er wurde in der Schlacht bei Tesmalaco im Nov. 1815 geſchlagen, gefangen und erſchoſſen. Einen dritten Aufſtand erhob der aus Spanien während der Reſtauration geflüchtete jüngere Mina, aber auch er wurde beſiegt und erſchoſſen, 1817.

Nun erfolgte eine völlige Herſtellung der altſpaniſchen Regierung unter dem neuen Virey Apodaca. Die Ruhe währte aber nur bis 1821, denn ſobald die Nachricht von der ſpaniſchen Revolution im Jahre 1820 angelangt war, regte ſich der Ehrgeiz und die Neuerungsſucht auch unter den Offizieren in Mexiko, und General Iturbide erhob ſich gegen den Virey, der ihm wenig Energie entgegenſetzte. Der Gedanke, ſich vom Mutterlande zu trennen, war durch die ſchlechte Regierung Ferdinands VII. und durch die Mahnungen der Amerikaner und Engländer genährt worden, aber das monarchiſche Gefühl im Volke noch ſo ſtark, daß man wenigſtens keine Republik wollte. Schon Hidalgo und Morelos hatten einen einheimiſchen Kaiſer verlangt, das Beiſpiel Napoleons mußte daher für einen kühnen General ſehr lockend ſeyn, und da die altſpaniſche Partei die Bourbons nicht retten konnte, ſo wollte ſie wenigſtens den Thron retten. Es iſt charakteriſtiſch, daß dieſe loyale Partei ſich als Freimaurerloge nach dem ſchottiſchen Ritus conſtituirt hatte, weshalb man ſie die Escoſeſos nannte. Die republikaniſche Gegenpartei conſtituirte ſich nach dem engliſchen oder Yorkritus und erhielt davon den Namen der Yorkinos. So ſtark war ſchon der Einfluß europäiſcher und nord-

amerikaniſcher Sitten geworden. Die Maurerei nahm in der neuen Welt genau in demſelben Maaße überhand, in welchem das Anſehen der Kirche ſank. Unter dem Beiſtand der Offiziere und des Heeres und unter Zulaſſung der monarchiſchen Partei ließ ſich der eigentlich eben ſo talent- als verdienſtloſe Iturbide am 18. Mai 1822 als Auguſtin I. zum erblichen Kaiſer von Mexiko ausrufen. Aber weder die V. Staaten von Nordamerika, noch die unterdeß in Südamerika entſtandenen Republiken erkannten ihn an. Im Aerger wollte er Rache nehmen und beging ſo viele Fehler, daß ihn eine Soldatenempörung eben ſo ſchnell wieder ſtürzte, als ihn die erſte erhoben hatte, 1823. General Santa Anna, gegen den er ſich barſch benommen hatte, rächte ſich an ihm und vertrieb ihn. Da inzwiſchen die ſiegenden Republikaner in Parteien zerfielen, glaubte Iturbide, er werde Erfolg haben, wenn er wiederkäme, erſchien 1824 im Lande, wurde aber ergriffen und ohne Gnade erſchoſſen.

Die Mexikaner bildeten ſofort eine Föderativrepublik, anfangs unter dem Präſidenten Pedrazzo aus der gemäßigten Partei der Escoſeſos, der aber 1828 durch Guerrero aus der immer mächtiger gewordenen demokratiſchen Partei verdrängt wurde. Dieſer wüthete nun unbarmherzig gegen die Spanier und ließ erſt alle altſpaniſche Geiſtlichen, endlich alle in Spanien Geborenen überhaupt ohne Ausnahme des Landes verweiſen. Die Escoſeſos aber unter den Creolen, noch ihr Uebergewicht fühlend, machten nun eine Contrerevolution unter General Buſtamente, der über Guerrero ſiegte und denſelben erſchießen ließ. Nun trat Pedrazzo wieder an die Spitze der Föderation. Gegen Buſtamente aber erhob ſich 1832 Santa Anna und überwand ihn in einem langen Kampfe, ſo daß nunmehr wieder die demokratiſchen Yorkinos die Oberhand erhielten. Die Regierung dieſer Partei war nicht heilſam für Mexiko, denn ſie brachte die Kirche in Verachtung, begünſtigte die Demoraliſation und nivellirte vollends die Standes- und Racenunterſchiede. Die Folgen davon waren traurig genug, denn im Innern Mexiko's herrſchte Anarchie, wo ſie nicht in Lethargie er-

ſtickte, und nach außen zeigte die Republik erbärmliche Schwäche. Schon 1836 beim erſten Zuſammenſtoß der Yankee's in Texas mit den rechtmäßigen mexikaniſchen Landesherren ließ ſich Santa Anna bei Jacinto ſchimpflich beſiegen; 1839 ließ er ſich wegen Plünderung und Ermordung von Franzoſen durch eine franzöſiſche Flottenexpedition maßregeln. Endlich wurde er von Paredes verdrängt, der nicht beſſer zu regieren verſtand. Als es nun die V. Staaten nach dem Beſitz von Californien und Neu-Mexiko, wie nach dem von Texas gelüſtete, konnte ihnen die innerlich ſo ſehr zerrüttete und lockere Republik keinen Widerſtand leiſten. Die Hauptſtadt Mexiko wurde, wie oben ſchon erzählt iſt, von den Yankee's erobert und nur deshalb wieder zurückgegeben, weil dieſelben damals noch nicht ſo weit im Süden erobern wollten, ſondern ſich mit den mexikaniſchen Nordprovinzen genügen ließen. Während des Krieges hatte ſich Santa Anna dem durch ſeine Niederlagen verächtlich gewordenen Paredes vorgedrängt, wurde aber auch wieder verjagt und der neue Präſident Herrera verſuchte es mit Reformen, aber vergebens. Mexiko blieb in ſeiner Verkommenheit. Im Jahre 1853 wurde die Regierung ſchon wieder durch einen General Ariſta geſtürzt, den aber 1854 Santa Anna verdrängte, bis auch dieſer wieder 1855 von Alvarez verdrängt wurde. Zwar kam Santa Anna noch einmal an die Spitze, mußte aber 1856 dem General Comonfort weichen, welcher ſelbſt 1858 ſchon wieder durch Zuloaga vertrieben wurde. Dieſer regiert jetzt noch, hat aber bisher vergebens Vera Cruz belagert, in welcher Stadt ſich die föderaliſtiſche Partei vertheidigt. Im ganzen Lande herrſcht Anarchie, 1858 erhoben ſich die Indianer und plünderten die Beſitzungen der Weißen. Jede Provinz und Stadt will ſelbſtändig ſeyn und ſich nichts von außen befehlen laſſen. Im Allgemeinen aber zerlegen ſich die Parteien in die zwei Extreme der Puros, welche unbedingten demokratiſchen Fortſchritt verlangen, und der Conſervativen und Klericalen, welche ſehnlichſt wünſchen, unter einem ſpaniſchen Infanten zur monarchiſchen Regierungsform zu-

rückkehren zu können. Lazorns, Erzbischof von Meriko, proteſtirte 1855 gegen die harte Bedrückung der Kirche, welcher damals die weltliche Gewalt allen Beſitz raubte. In Südamerika war der Erzbiſchof von Bogota in gleicher Bedrängniß. Daher ſich der Papſt in einer Allocution vom 15. December 1856 energiſch gegen die Zerrüttung der Kirche durch die republikaniſchen Regierungen der neuen Welt erklärte und den verfolgten Biſchöfen Muth zuſprach.

Im Süden von Meriko liegt das ſ. g. Centralamerika, welches ſich in die Landenge von Panama zuſpitzt. Vormals zu Meriko gehörig, haben dieſe Provinzen des Südens ſich in der Revolution gegen Iturbide empört und dann unabhängig gemacht und jede bildet eine Republik für ſich: Guatemala, Nicaragua, Coſtarica, Salvador und Honduras. Im Anfang ſchloſſen ſie eine Conföderation und nahmen zu ihrem gemeinſchaftlichen Wappen fünf Vulkane. In Nicaragua brach der heftigſte Kampf 1825 zwiſchen den Anhängern des Alten und des Neuen aus. An der Spitze von jenen ſtand der Biſchof von Leon, dieſe führte General Arce und nach ihm ſeit 1829 der Wütherich Morazan, der alle Prieſter verfolgte, die Heiligentage abſchaffte und ſogar die Civilehe einführte. Allein als die Cholera auch in dieſe Gegenden kam, wurde ſie vom Volk und am meiſten von den Indianern als eine Strafe Gottes angeſehen, weil man den Fremden zu viel Einfluß gegönnt habe. Alle Ausländer wurden als Giftmiſcher verfolgt und unter dieſen Umſtänden gelang es dem Halbindianer Carrera, an der Spitze eines großen Indianerheeres Guatemala einzunehmen und ſich zum Oberhaupt der Conföderation aufzuwerfen, 1839. Bei ſeinem Einzug in die Stadt trug er einen Strohhut mit einem Baumzweige geſchmückt. Morazan machte die äußerſte Anſtrengung von liberaler Seite und nahm wirklich 1840 Guatemala wieder ein, wurde aber dort von den Indianern abgeſperrt; ritterlich ſchlug er ſich endlich durch, jedoch mit ungeheurem Verluſt und ohne daß er ſich hätte retten können. Er wurde gefangen und auf Carrera's Befehl erſchoſſen. Seitdem

löste ſich die Conföderation auf. Carrera blieb Herr in Guatemala, Mora wurde es in Coſtarica, San Martin in Salvador, Lindo in Honduras, Chomorro in Nicaragua.

Die Engländer verfehlten nicht, die Schwäche dieſer kleinen Staaten auszubeuten. Insbeſondere kam es ihnen darauf an, feſten Fuß auf der Oſtküſte von Honduras zu faſſen, einmal um das koſtbare Mahagonyholz dort aus den Wäldern zu holen und ſodann, um die Paſſage über die Landenge von Panama überwachen zu können, da die Verbindung beider Meere durch einen Canal herzuſtellen damals im Werke war. Sie beſetzten 1841 Belize an der ſ. g. Mosquitoküſte und machten einen Häuptling der Sambos zu ihrem Werkzeuge. Dieſe Sambos, Miſchlinge aus Indianern und Negern, hatten von den Weißen ein wenig Bildung angenommen und jener Häuptling ließ ſich von den Engländern überreden, er ſey der rechtmäßige Grundeigenthümer der Mosquitoküſte. Sie trieben es ſo weit mit ihm, daß er ſich unter dem Namen Robert Karl Friedrich zum König krönen ließ und alsdann die Engländer, welche unter Oberſt Wodehouſe bereits feſten Fuß gefaßt hatten, nicht nur mit Belize (welches zu Guatemala), ſondern auch mit einem langen Küſtenſtrich (welcher zu Nicaragua) und mit Roatan und der Bayinſel (welche zu Honduras gehörten) belehnen ließ. San Juan, eine zu Nicaragua gehörige Stadt auf dem uſurpirten Küſtenſtrich, wurde ohne weiteres von den Engländern in Greytown umgetauft und zu einer engliſchen Colonie gemacht. Zum Ueberfluß knüpften ſie auch mit den zahlreichen Indianern in Yucatan Verbindungen an, um ſie nöthigenfalls den ſchwachen ſpaniſchen Bevölkerungen in den kleinen mittelamerikaniſchen Republiken entgegenzuwerfen. Dieſe letzteren ließen ſich jedoch den engliſchen Uebermuth nicht geduldig gefallen und wurden von den Nordamerikanern unterſtützt. Honduras forderte für jeden Mahagonybaum, den die Engländer auf ſeinem Gebiete ſchlagen würden, 10 Dollars, und als die Engländer ſich deſſen weigerten, kam ein

Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer ſolchen Maßregel gefühlt. Schon in den Jahren 1461[1] und 1622[2] war ſie in Vorſchlag gebracht, das erſte Mal vom Parliament, das zweite Mal vom König, in beiden Fällen aber von dem gegenüberſtehenden Zweig der Geſetzgebung verworfen worden. Navigationsbeſchränkungen wie alle andern Schutzmaßregeln liegen ſo ſehr im Bedürfniß derjenigen Nationen, welche zu Erſtrebung eines hohen Grads von Wohlſtand und Macht ſich berufen und in dieſem Streben durch weiter vorgerückte Nationen ſich behindert fühlen, daß kurz nach ihrer Unabhängigkeits-Erklärung die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf den Vorſchlag von James Maddiſons ähnliche Schifffahrtsbeſchränkungen einführten, und zwar mit nicht minder bedeutendem Erfolg als anderthalb Jahrhunderte vor ihnen die Engländer.

Wie bei ſolchen geſchichtlich auſſer allem Zweifel geſtellten Erfolgen Adam Smith über die engliſche Navigationsakte ein ſo ſchiefes Urtheil fällen konnte, wie er gethan hat, läßt ſich aus demſelben Grunde erklären, aus welchem wir in einem andern Artikel die falſchen Urtheile dieſes berühmten Schriftſtellers über die Beſchränkungen überhaupt erklären werden. Dieſe Thatſachen ſtanden ſeiner Lieblingsidee, der unbeſchränkten Freiheit des Handels, im Wege, er mußte alſo die Einwürfe, die aus den Wirkungen der Navigationsakte gegen ſein Princip geſchöpft werden konnten, dadurch zu beſeitigen ſuchen, daß er die politiſchen Zwecke von den ökonomiſchen trennte, und behauptete, die Navigationsakte ſey zwar in politiſcher Beziehung nothwendig und nützlich, aber in ökonomiſcher Beziehung nachtheilig und ſchädlich geweſen. Wie wenig aber eine ſolche Trennung durch die Natur der Dinge und die Erfahrung gerechtfertigt erſcheint, erhellt aus unſerer Darſtellung. J. B. Say, ungeachtet die Erfahrung von Nordamerika ihm hätte beſſeres Licht geben können, geht auch hier, wie überall, wo die Principien der Freiheit und der Beſchränkung einander gegenüberſtehen, noch weiter als ſein Vorgänger. Say berechnet, wie hoch vermittelſt der Fiſcherei-Prämien den Franzoſen ein Matroſe zu ſtehen komme, um die Unwirthſchaftlichkeit dieſer Prämie

[1] Hume Chap. XXI.

[2] Hume Vol. IV. p. 330.

nordamerikaniſches Kriegsſchiff, bombardirte Greytown und brannte die engliſchen Gebäude und Vorräthe nieder, 1854.

Das Parlament in London brauste in Zorn auf, aber Palmerſton ſprach zum Frieden. England wagte nicht die mindeſte Rache zu nehmen, weil es nicht gerathen fand, ſich mit den V. Staaten in Krieg verwickeln zu laſſen. Es war der engliſchen Politik geglückt, die der V. Staaten in einem ſchwachen Augenblicke zu überliſten und 1850 den nach den contrahirenden Bevollmächtigten benannten Clayton-Bulwer-Vertrag abzuſchließen, in welchem ſich die V. Staaten und England gegenſeitig verpflichteten, keine europäiſche Niederlaſſung im ſpaniſchen Amerika zu dulden. Nach der ſ. g. Munroe-Doctrin, der zuerſt von Munroe im Congreß geltend gemachten Anſicht, nach welcher die V. Staaten überhaupt keinerlei Einmiſchung der alten Welt in die neue dulden ſollten, hätte auch England verhindert werden ſollen, an der Mosquitoküſte Niederlaſſungen zu gründen. Die Yankee's waren daher ſehr böſe über den Vertrag von 1850 und grollten den Engländern, ſo daß, wenn dieſe nicht die Grobheit von Greytown geduldig hingenommen hätten, ein Krieg entbrannt wäre. England bequemte ſich ſogar, 1856 die Bayinſel an Honduras zurückzugeben.

Aber die Yankee's wurden von den Centralamerikanern ſelbſt noch weniger gern geſehen, als die Engländer, denn ihre Einmiſchung ſchien noch gefährlicher. Am 26. Sept. 1849 ſchloß eine Canal-Compagnie unter Leitung des rührigen Vanderbilt mit Nicaragua einen Vertrag ab, wonach ſie den vielgewünſchten Canal durch die Enge von Panama graben wollte, um das atlantiſche Meer mit dem ſtillen Ocean zu verbinden, zunächſt wegen der großen Maſſe Reiſender, welche nach Californien wollten und denen der Landweg durch die weiten Prairien Nordamerika's eben ſo beſchwerlich fiel, wie der weite Seeweg um das Cap Horn herum. Der Canal kam aber nicht zu Stande, die Schwierigkeiten waren zu groß, die Mittel der Compagnie zu gering. Da verwandelte die letztere den alten Vertrag vom 19. Auguſt 1851 in einen

neuen und baute ſtatt des Canals eine Eiſenbahn, bedang ſich dabei aber die größten Vortheile aus. Dieſen Vertrag konnte ſie jedoch nur durch eine großartige Beſtechung durchſetzen, und der dabei compromittirte Präſident von Nicaragua, Chomorro, wurde das Opfer einer nur allzu gerechtfertigten Revolution. Er gehörte der liberalen Partei an, welche ſtets mit den Yankee's kokettirte, um angeblich in ihre altkatholiſch-ſpaniſche Finſterniß Licht und Aufklärung zu bringen. Alles, was noch von ſpaniſchem Blute übrig war, empörte ſich daher gegen Chomorro.

Die Eiſenbahn wurde 1855 fertig, koſtete aber hunderten von Arbeitern (beſonders Chineſen) das Leben, weil Fieberluft in den Niederungen herrſcht. Am 21. April 1856 hielt der Eiſenbahnzug in Panama. Ein Yankee wollte einem Mädchen eine Waſſermelone abkaufen, öffnete ſie und bezahlte nicht. Das Mädchen wollte ihr Geld, da ſchoß ſie der Unmenſch mit ſeinem Revolver nieder. Die Mutter ſchrie um Hülfe, das Volk lief zuſammen. Die Nordamerikaner verſchanzten ſich im Bahnhof und feuerten mit ihren Revolvers unter die Spanier und Schwarzen. Der Gouverneur und der nordamerikaniſche Conſul eilten herbei. Aber auch auf ſie ſchoſſen die tollen Yankees, bis ſie kein Pulver mehr hatten. Da wurden ſie überwältigt und ermordet. Das wüthende Volk zertrümmerte dazu noch die beiden Yankee-Gaſthöfe.

Die Erbitterung der Centralamerikaner gegen Yankees und Britten war nun gleich groß. Daher der Sturz der liberalen Regierungen wie in Nicaragua, ſo auch in Honduras, von wo Carrera den liberalen Präſidenten Cabanas vertrieb, 1855. Die Yankees aber trachteten ſich zu rächen und wollten zugleich neben den Engländern feſten Fuß auf der Landenge von Panama faſſen. Sie hofften mit den ſchwachen Creolen hier fertig zu werden, wie in Mexiko. Präſident Pierce wollte ſich damals populär machen und duldete, daß ein gewiſſer Walker, der ſchon 1854 von Californien aus einen Freiſchaarenzug nach Centralamerika verſucht hatte, wiederum in den V. Staaten Freiſchaaren ſammelte, um für die

Liberalen in Nicaragua zu kämpfen. Es glückte ihm auch, ſich dort zum Dictator aufzuwerfen, während Rivas, der nominelle Präſident der Republik, nur ſeine Puppe war. Aber die kleinen Staaten Centralamerika's waren alle darüber einig, daß man dieſen gefährlichen Dorn aus dem Fleiſch herausdrücken müſſe. Sie machten daher gemeinſchaftlich eine Kraftanſtrengung und General Mora von Coſtarica überfiel die von Schleſinger befehligte Vorhut Walkers und richtete eine jämmerliche Niederlage unter der Yankeefreiſchaar an, am 7. April 1856. Nun erkannte zwar Pierce noch am 15. Mai die factiſche Regierung Walkers in Nicaragua an, wollte indeß nicht ſo weit gehen, ihn offen zu unterſtützen, und Walker ſelbſt war nicht mehr ſtark genug, allein auszuhalten. Er wird als ein gemeiner und unfähiger Menſch geſchildert.*) Rivas ſelbſt verließ ihn, ſein Dampfſchiff wurde ihm genommen. Nur mit Noth hielt er ſich noch eine Zeitlang an der Küſte, bis ein Schiff der V. Staaten ihn durch eine mit General Mora abgeſchloſſene Capitulation erlöste und abholte, 1857. Er wurde in Waſhington verhaftet, aber gleich wieder freigelaſſen. Man nahm nur den Schein an, als billige man die Freibeuterei nicht. In New-Orleans hielt er einen förmlichen Triumpheinzug.

Auch auf die reiche Inſel Cuba, die immer noch dem ſpaniſchen Mutterlande gehorchte, richteten die Yankees gierige Blicke. Hier in der Hauptſtadt Havannah aber hielten die Spanier eine zahlreiche Beſatzung. In Cuba iſt das Plantagenſyſtem noch in aller Blüthe, mithin auch die Negerſclaverei und man beſchuldigt die Königin-Mutter Chriſtine, ſich bei dem ſehr einträglichen Sclavenhandel ſelbſt betheiligt zu haben. — Ein Abenteurer, verſuchte mit Freiſchaarenzügen aus den V. Staaten Cuba zu erobern. Narciſe Lopez von Caracas diente als Oberſt in Cuba, wo er, ſeit 1819 Soldat,

*) Klein, rothhaarig, ohne eine Spur von Heroismus. Sein Geſandter bei Pierce, Pater Vigil, war faſt immer beſoffen, hielt ſich einen Harem und trieb allerlei Poſſen.

eine reiche Dame heirathete und ſich wohlgefiel. Nach Spanien verſetzt, wurde er General gegen die Karliſten, ließ ſich aber, während er am Spieltiſch ſaß, überrumpeln und mit 8000 Mann gefangen nehmen. Ruhmlos kehrte er 1839 nach Cuba zurück, verthat aber alles Geld im Spiel und verlor jede Ausſicht auf Wiederanſtellung. Nun ging er nach Nordamerika und betrieb einen Freiſchaarenzug, um Cuba für die Yankees zu erobern. Seine erſte Fahrt mit 600 Mann im Mai 1850 endete mit dem Verluſt von 30—40 Mann und ſchleuniger Flucht. Die Yankees hatten bereits Cubapapiere bis zum Werth von 100 Mill. Dollars bereit, die von Cuba als Schuld übernommen werden ſollten, falls Lopez geſiegt hätte. Sein zweiter, 1851 zu New-Orleans ausgerüſteter Zug war noch unglücklicher. Er landete zwar und erließ Proclamationen, aber die Cubaner überwältigten ſeine Leute, von denen 50 getödtet wurden. Die übrigen konnten das Schiff nicht mehr erreichen und irrten halbverhungert in den Wäldern umher, bis ſie alle gefangen wurden. Lopez ſelbſt wurde gefangen und am 31. Auguſt gehenkt, mit ihm noch 51 ſeiner Leute, den Reſt ſchickte man gefeſſelt nach Spanien. Eine Genugthuung und Garantie wurde übrigens von der ſpaniſchen Regierung vergebens gefordert. Die V. Staaten trotzten und machten Gegenbeſchuldigungen, ſofern nordamerikaniſche Schiffe von den Behörden in Cuba mit Beſchlag belegt worden ſeyen. In New-Orleans wurde das Haus des ſpaniſchen Conſuls vom Pöbel demolirt.

Die ganze Nordſeite Südamerika's, welche durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden wird, bildete vor der Revolution das ſpaniſche Vicekönigreich Neugranada mit der Hauptſtadt Santa Fé de Bogota, wo der Virey Amar reſidirte. Der Aufſtand begann nicht in der Hauptſtadt, ſondern in Provinzialſtädten gegen die dort unter dem Virey amtirenden Generalcapitaine. Ein ſolcher, Caſas in Quito, hatte ſich als Anhänger Godois verhaßt gemacht und wurde am 10. Aug. 1809 durch eine Junta geſtürzt. Gegen einen andern, Emparan in Caraccas (Haupt-

ſtadt der Provinz Venezuela) erhoben ſich am 18. April 1810 die dort durch den Handel mit Weſtindien von den europäiſchen Freiheitsideen angeſteckten Kaufleute, und erſt nachdem dieſe Aufſtände gelungen waren, wurde auch der Virey aus Bogota ſelbſt vertrieben, am 26. Juli 1810. Die demokratiſche Partei erhielt in Caraccas die Oberhand und übte rohe Grauſamkeit. Menſchen, die ihre politiſchen Gegner köpften und die Köpfe in hölzernen Käfigen ausſtellen ließen, hatten von wahrer Freiheit und Menſchenwürde keinen Begriff. Das altgläubige Volk hatte ſich in kindiſcher Weiſe von den gebildeten Städtern überraſchen laſſen, ſeine wahren Geſinnungen aber traten erſt an den Tag, als am 26. März 1812 die ſchöne Handelsſtadt am Meere, Caraccas durch ein Erdbeben zerſtört wurde, wobei 12,000 Menſchen umkamen. Das iſt Gottes Strafe! hieß es. Das Volk ſammelte ſich unter Monteverde. Miranda, das Haupt der Liberalen, mußte flüchten und die Reſtauration ſiegte. Die Spanier von Panama und Maracaibo aus gewannen wieder die Oberhand und die inſurgirten Provinzen konnten um ſo weniger Widerſtand leiſten, als ſie nicht einig waren, ſondern jede am liebſten einen Staat für ſich gebildet hätte. In Bogota waltete Narino, den Alvarez verdrängte, Quito ſonderte ſich ab.

In Venezuela wagte erſt 1813 Simon Bolivar wieder die Fahne der Freiheit zu erheben, beſiegte den rohen Monteverde in der Schlacht bei los Tacuanes am 31. Juli 1814 und errang dadurch ſo großen Ruf, daß ihm damals ſchon der Ehrenname Befreier (Libertador) zuerkannt wurde. Die Begeiſterung für ihn war ſo groß, daß auch Alvarez ihm folgen mußte. Nun kam aber nach der Reſtauration Ferdinands VII. im Mutterlande General Murillo mit 10,000 Mann von dort an, um die Colonien zum Gehorſam unter den König zurückzuführen, und erreichte anfangs ſeine Abſicht, indem ſeine geſchloſſenen Regimenter den ſchwachen Widerſtand der Creolen und Farbigen überall brachen, wo er noch gewagt wurde. Bolivar zog ſich auf die Inſel Marguerita zurück und fand einen geſchickten Parteigänger an dem Schleich-

händler Brion, der eine kleine Flotte bildete. Auch unterſtützte man ihn von England aus und führte ihm 5000 Irländer zu, die ſich aber empörten, weil ſie keinen Sold bekamen, und nach Jamaika zurückgeſchickt werden mußten. Dennoch gelang es Bolivar mit kleinen Mitteln, die ſtolzen Spanier zu necken und ſeine Macht allmählich zu vermehren. Obgleich er bei Sameno geſchlagen wurde, rächte ihn doch ſein Waffengefährte Paez, der ſich durch die kühnſte Kriegführung als Guerillero auszeichnete, 1817. Beide Creolen ſetzten den Kampf gegen die überlegenen Streitkräfte Murillos mit äußerſter Zähigkeit ſo lange fort, bis die letztern ſich allmählich in Gefechten und durch Strapazen von ſelbſt verzehrten. So kam es dahin, daß Murillo in San Carlos eine feſte Stellung nehmen und ſich auf die Defenſive beſchränken mußte, während die Creolen in Angoſtura einen Congreß abhielten und am 17. December 1819 das ganze alte Gebiet von Neugranada unter dem neuen Namen Columbia für eine einzige und untheilbare Republik erklärten und Bolivar zum Präſidenten wählten. Das Unionsprincip wurde von Bolivar dringend empfohlen und ſpäter ſogar auf Peru ausgedehnt, denn er hatte bereits erfahren, wie ſehr der lockere Föderalismus uneiniger Provinzen die Widerſtandskraft gegen das Mutterland ſchwäche. In Folge dieſes großartigen Aufſchwungs der Inſurrection ſah ſich Murillo im nächſten Jahre gezwungen, unverrichteter Dinge nach Europa heimzukehren.

Doch behaupteten ſich die Spanier immer noch in dem äußerſten nordweſtlichen Winkel Südamerika's und bedrohten Columbia und Peru, welche beide Provinzen ſich daher zu gemeinſamem Widerſtand vereinigten.

In Peru reſidirte der Virey Pezuela in der üppigen Hauptſtadt Lima, wo man an keine Revolution dachte. Aber in Oberperu war der dortige Regierungspräſident Pizarro bereits 1809 durch eine Partei geſtürzt worden, welche im Intereſſe der Königin Carlota dieſe reiche Provinz (denn hier lagen die unerſchöpflichen Silberbergwerke von Potoſi) mit Braſilien zu vereinigen wünſchte.

Nun war aber Oberperu 1778 zu dem Vicekönigreich der Laplataſtaaten geſchlagen worden und dieſe hatten ſich kaum dem Mutterlande widerſetzt und ihre Unabhängigkeit erklärt, als ſie auch ſchon die braſilianiſche Intrigue parirten und nach Oberperu ein kleines Heer unter Caſtelli, ſpäter Belgrano ſchickten, die jedoch weniger ausrichteten, als ſpäter erſt ein chileniſches Heer unter San Martin, der ſich gegen den neuen Vicekönig La Serna behauptete, 1821 denſelben aus Lima vertrieb und Peru für unabhängig erklärte. Dabei hatte ihm eine Flottile unter Lord Cochrane geholfen, der letztere bekam aber bald Händel mit ihm und machte ſich durch Wegnahme von Staatsgeldern eigenmächtig bezahlt. San Martin, von vielen Gegnern umringt, hielt es für gerathen, ſich mit Bolivar zu verſtändigen und dieſem die fernere Befreiung Peru's anheimzugeben. Bolivar ſiegte nun auch fortwährend und wurde am 10. Febr. 1824 zu Lima als Dictator von Peru und Columbia zugleich ausgerufen. Den letzten Sieg über die Spanier erfocht Bolivars Untergeneral Sucre in Verbindung mit dem tapfern Engländer, General Miller, bei Ayacucho am 7. Dec. Das ganze ſpaniſche Amerika war nun frei und Bolivar als der große Befreier geprieſen. Aber kleine Siege über die ſehr geſchwächten Altſpanier rechtfertigten ſeinen großen Heldenruhm eben ſo wenig, wie ſeine Herrſchaft und die Volksgunſt, von der ſie getragen war, eine lange Dauer hatten. Da er, durch Iturbides Beiſpiel gewarnt, nicht wagte, ſich zum Monarchen ausrufen zu laſſen, blieben auch ſeine Bemühungen, eine große und einheitliche Macht im Nordweſten Südamerika's zu gründen, ohne Erfolg. Er ſchien zwar, indem er 1825 Oberperu von Peru wieder trennte, dem Syſtem der föderaliſtiſchen Auflockerung zu huldigen, allein er wurde zum Präſidenten der neuen Republik gewählt und dieſelbe nahm ihm zu Ehren den Namen Bolivia an, ſo daß man glauben muß, es ſey ihm nur darum zu thun geweſen, dieſen obern Theil Perus feſter an ſich zu ketten, um von da aus den unzuverläßigen untern Theil beſſer zu bewachen. Die Armee war für ihn wegen ſeiner

Siege und weil er ſie bevorzugte. Auch der Klerus diente ihm, weil er ſelbſt in der Einheit der Kirche ein Mittel erkannte, auch den Staat in größerem Umfang zu conſolidiren. Allein er machte ſich dadurch Feinde unter den Aufgeklärten und vermochte die Allmacht der Sonderintereſſen auf die Dauer nicht zu überwinden. Der tapfere Paez wollte Venezuela von Neugranada trennen, ließ ſich aber von Bolivar beſiegen, 1826. Dagegen empörte ſich Peru unter General Santa Cruz 1827 und machte ſich unabhängig. Bolivar führte nun mit Peru wieder einen langwierigen Krieg mit ſeltenen kleinen Gefechten und machte 1829 Frieden, ſo daß Peru unabhängig blieb. In demſelben Jahr erklärte ſich auch Venezuela unabhängig und Bolivar, ohne die Macht zu beſitzen, ſich dem allgemeinen Widerſtreben gegen ſeine Einheitspläne länger zu widerſetzen, dankte einfach ab und ſtarb noch in demſelben Jahre. Hierauf trennte ſich auch Quito als beſondere Republik unter dem Namen Ecuador ab und bildete die fünfte unter den Republiken, in welche die beiden ehemaligen Vicekönigreiche von Neugranada und Peru zerfielen (Neugranada, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia). Der Name Columbia verſchwand.

Indem alſo auch dieſe ſchönen Provinzen ihre Unfähigkeit beurkundeten, ein großes Ganzes zu bilden, fielen ſie derſelben Jämmerlichkeit anheim, wie Mexiko und Centralamerika. Ihre Geſchichte iſt von da an ein langweiliger Wechſel von Partei-Pronunciamentos und Nachbarbefehdungen, ohne daß weder eine große Idee, noch eine große Perſönlichkeit hervorgetreten wäre. Eine ehrenvolle Ausnahme machte Santa Cruz, Präſident von Bolivia, welcher eine gemäßigte und weiſe Regierung anſtrebte und den brutalen Gomarra, Präſidenten von Peru, ſtürzte, ſo daß er als ein zweiter Libertador in Lima erſchien, 1834. Aber Gomarra fand Anhang in Chile, und Obregoſo, dem Santa Cruz Peru anvertraut hatte, wurde an dieſem zum Verräther. Dennoch ſiegte Santa Cruz und beſetzte Lima wieder 1838. Allein im nächſten Jahre unterlag er dennoch der vereinigten Macht Peru's und Chile's

am 20. Jan. 1839 und da in Bolivia ſelbſt ſein Unglück Verrätherei und Abfall hervorrief, ſah er ſich zur Flucht gezwungen. Seitdem wechſelten in Peru unter beſtändigen Pronunciamentos und Bürgerkriegen rivaliſirende Generale auf dem Präſidentenſtuhl, (Caſtilla, Echenique), ebenſo in Bolivia (Ballivian, Velzu), in Neugranada (Mosquera, Lopez, Melo), in Ecuador (Flores, Rocafuerta, der farbige Roca, Urbina), in Venezuela (Paez, Monagas). Nach den letzten Nachrichten wurde in Ecuador die Schreckensherrſchaft des General Urbina durch eine gemäßigte Partei unter Moreno 1860 geſtürzt.

Zu dieſen fünf Republiken geſellt ſich als ſechste Chile, am tiefſten im Süden am ſtillen Ocean gelegen, früher zum Vicekönigreich Peru gehörig und von einem Generalcapitain regiert. Hier wurde am 18. Juli 1810 der Generalcapitain Carasco als Anhänger Godoi's geſtürzt, die Spanier behaupteten ſich aber unter General Oſorio auf Chiloë, wo ihn der engliſche Abenteurer, Lord Cochrane, als Schwärmer für die amerikaniſche Freiheit, 1820 vergeblich belagerte, von wo er aber doch 1826 endlich weichen mußte. Unterdeß hatte ſich Chile als Republik conſtituirt und war von Parteien zerriſſen. Eins der erſten Häupter, Carrera, wurde wegen ſeiner Ausſchweifungen wieder geſtürzt; Sanchez, den die Geiſtlichkeit wollte, konnte nicht aufkommen. General O'Higgins gewann die Oberhand, General San Martin aber, der talentvollſte von allen, ſuchte ſeine ſchnell welkenden Lorbeeren in Peru. Nachher regierten in Chile Freyre, Pinto, Bulnes und Mont wenn auch unter kleinen Aufſtänden, doch verhältnißmäßig ruhig. Gegen den gemäßigten Mont erhoben ſich 1859 die reichen Ariſtokraten und die jungen Demokraten zugleich, wurden aber von ihm überwunden.

Noch erübrigt das altſpaniſche Vicekönigreich am Rio de la Plata an der Oſtküſte Südamerika's im Süden von Braſilien. Hier an der Mündung des großen Silberſtromes lag Buenos Ayres, eine damals ſchon blühende Handelsſtadt, und gegenüber Montevideo, den Fluß aufwärts aber ein weites den Spaniern zu-

gehöriges Land, freilich meiſt nur von Indianern und verwilderten ſpaniſchen Hirten bewohnt. In Buenos Ayres als ſeiner Hauptſtadt reſidirte der Virey Cisneros, bis er am 25. Mai 1810 durch eine Junta unter dem Vorſitz Saavedras geſtürzt wurde. Dieſe Junta war aus Altſpaniern gebildet, die ſich der Intrigue der Königin Carlota geneigt zeigten, weil ſie die Regentſchaft dieſer in Spanien gebornen, aber im benachbarten Braſilien reſidirenden Prinzeſſin für das glücklichſte Auskunftsmittel hielten, die Colonien der Dynaſtie zu erhalten und den demokratiſchen Strömungen von unten einen Damm entgegenzuſetzen. Indeſſen gewannen die Creolen, die liberalen Kaufleute und die von England und Nordamerika Inſpirirten doch die Oberhand und fanden in Caſtelli einen glücklichen General, der des Cisneros Nachfolger Liniers ſchlug und den Heereszug nach Oberperu unternahm, deſſen oben ſchon gedacht iſt. Derſelbe wollte auch die Provinz Paraguai der neuen liberalen Regierung in Buenos Ayres unterwerfen, hier aber ſetzte ihm der Dictator, Dr. Francia, eine Schranke. Paraguai, ein reiches Land in der geſegnetſten Zone liegt zwiſchen zwei Armen des großen Stroms durch Waſſer und Urwald vor jedem äußern Feinde geſchützt, und iſt bewohnt von gutmüthigen Indianern, welche früher von den Jeſuiten wie fromme Schafe gepflegt und gehütet wurden. Um dem glücklichen Lande ſeinen alten Segen zu erhalten und es vor der Verführung durch die modernen Laſter zu bewahren, ſperrte der kluge Arzt, der ſich das Vertrauen des Volkes längſt erworben hatte, die Provinz von den liberalen Befreiern eben ſo ab, wie vor den alten Behörden.*)

Am 30. Januar 1813 wurde die Unabhängigkeit der La Plata-Provinzen erklärt und erhielten ſie den neuen Namen der ar-

*) Deshalb mußte der berühmte Naturforſcher Bonpland mit ſeinem jungen Gefährten, dem Schweizer Rengger, jahrelang in Paraguai zurückbleiben, weil Dr. Francia ſie zwar hereingelaſſen hatte, aber nicht mehr hinausließ.

zu beweisen. Ueberhaupt ist die Materie der Schifffahrtsbeschränkungen für die Vertheidiger der unbeschränkten Handelsfreiheit ein groſser Stein des Anstoſses, welchen sie, zumal wenn sie dem Handelsstand der Seestädte angehören, gar zu gerne mit Stillschweigen übergehen.

Die Wahrheit ist: es verhält sich mit den Schifffahrtsbeschränkungen wie mit allem andern Verkehr. Die freie Schifffahrt und der Transporthandel der Fremden sind den Nationen nützlich und angenehm im Anfang ihrer Cultur, so lange sie weder ihren Ackerbau noch ihre Manufakturen gehörig ausgebildet haben. Aus Mangel an Capital und an erfahrenen Seeleuten, überlassen sie gerne die Schifffahrt und den auswärtigen Handel den Fremden. Später, nachdem sie ihre produktiven Kräfte bis auf einen gewissen Grad entwickelt, und nach und nach Kenntnisse im Schiffbau und in der Schifffahrt erlangt haben, regt sich in ihnen der Wunsch, ihren auswärtigen Handel weiter auszudehnen, ihn mit eigenen Schiffen zu betreiben, und selbst eine Seemacht zu bilden. Allmählig erwächst ihre eigene Schifffahrt zu einer Bedeutenheit, durch welche sie sich in den Stand gesetzt fühlen, die Fremden davon auszuschlieſsen, und ihren entfernteren Seehandel mit eigenen Schiffen zu betreiben. Alsdann ist die Zeit gekommen, wo sie mit Erfolg durch Schifffahrtsbeschränkungen die reicheren, erfahreneren und mächtigeren Fremden von der Theilnahme an diesem Geschäft ausschlieſsen. Aber auf den höchsten Grad der Ausbildung ihrer Schifffahrt und Seemacht gelangt, tritt wieder ein anderer Zeitpunkt ein, von welchem schon Dr. Priestley sagte: es dürfte eben so klug seyn, die Navigationsbeschränkungen aufzuheben, als es klug war, sie einzuführen.[1] Alsdann erlangen sie durch Wiederherstellung der freien Concurrenz in der Schifffahrt und durch Schifffahrtsverträge auf den Grund gleicher Rechte, einerseits, minder vorgerückten Nationen gegenüber, unzweifelhafte Vortheile, halten sie dergleichen Nationen ab, Schifffahrtsbeschränkungen zu ihrem besondern Vortheil einzuführen, andererseits verwahren sie ihre eigenen Seefahrer gegen Indolenz, und spornen sie an, im Schiffbau und in der Kunst der Schifffahrt mit andern Nationen gleichen Schritt zu halten. Venedig, im Aufstreben

[1] Priestley Lectures on history and general policy. P. II. p. 399.

gentiniſchen Republik. Poſadas wurde das Haupt derſelben, und unter ihm eroberte Oberſt Alvear das gegenüberliegende Montevideo, die mit Buenos Ayres rivaliſirende Stadt, welche ihren Rückhalt in Braſilien hatte. Alvear konnte ſich hier nicht lange halten und wurde durch Artigas wieder vertrieben. Nun kamen Braſilianer und beſetzten Montevideo, aber auch ſie konnten ſich nicht lange behaupten, 1816. Eben ſo unentſchieden dauerte der Kampf der von Buenos Ayres ausgeſchickten Generale in Oberperu fort, bis Bolivar hier eingriff. Unterdeß begann der Bürgerkrieg zwiſchen der unitariſchen und föderativen Partei in der argentiniſchen Republik ſelbſt. Buenos Ayres ſprach unter der Führung Rivadavia's die Oberleitung des Ganzen an, wogegen die einzelnen Provinzen (abgeſehen von Montevideo und Paraguai) Entre Rios, Corrientes, Santa Fé, Cordova ꝛc. jede für ſich unabhängig werden wollten und an Roſas einen gewaltigen Vorkämpfer fanden. In den Pampas nämlich, den weiten Grasebenen, durch welche der Silberfluß ſtrömt, bilden die ſ. g. Guauchos, verwilderte Hirten, die Hauptbevölkerung. Zu Roß mit der Lanze die großen Heerden hütend, am nackten Fuß lange Sporen anſchnallend, bäuriſch zugleich und ritterlich, voller Stolz und Feuer, ſind dieſe Naturmenſchen den demoraliſirten Culturmenſchen der Hauptſtadt überlegen und an ihrer Spitze ſchlug Roſas bald jeden Widerſtand nieder. Bis 1827 herrſchten die Unitarier, von da an gewann Roſas die Oberhand und wurde 1829 das Haupt der Republik, ja 1835 ſogar mit der abſoluten Dictatur ausgeſtattet, der Unitarismus alſo, gegen den er kämpfte, dennoch in ihm ſelbſt perſoniſicirt. Er ließ den Provinzen ihre Autonomie nur in inneren Angelegenheiten, den diplomatiſchen Verkehr und die militairiſche Vertheidigung nach außen ſich allein vorbehaltend. Gegen die Unitarier wüthete er mit der ganzen Grauſamkeit eines Guaucho und ließ eine Menge Hinrichtungen vornehmen. An der Spitze aller ſeiner Decrete ſtanden die Worte: Tod den Unitarios! Alles Holzwerk in der Stadt, ſogar der Todtenwagen, mußte roth an-

gestrichen werden, alle Männer mußten rothe Westen und rothe Bänder tragen, auch die Frauen rothe Bänder im Haar. Den Kopf eines Indianerhäuptlings ließ er einsalzen, seiner schönen Tochter Marguerita die Ohren desselben als Schmuck schenken ꝛc. Die feingebildeten Bewohner von Buenos Ayres trugen das Joch dieses Guanchohäuptlings mit Ingrimm und tiefem Schmerze 23 Jahre lang. Einen großen Aufstand der Indianer, welche den Bürgerkrieg der Weißen benutzten, um über sie herzufallen, besiegte Rosas mit schrecklicher Energie. Eben so die Empörungen der Unitarier in den Jahren 1840 bis 1845.

Am meisten machte ihm Montevideo zu schaffen. In dieser freien Republik, die sich Banda Oriental oder Uruguay nannte, sammelten sich alle Feinde Rosas und fanden Schutz bei den Engländern und Franzosen, die ihren Handel auf dem La Plata erweitern und überhaupt in Südamerika politischen Einfluß gewinnen wollten. Als daher Rosas durch seinen General Oribe Montevideo, welches Rivera schlecht vertheidigte, unterwarf, mischten sich die Engländer ein und Oribe mußte wieder weichen, 1845. Eine combinirte englisch-französische Flotte sollte Rosas schrecken und nahm auch einige Uferplätze ein, ließ sich aber am Ende durch ein kluges Entgegenkommen Rosas abfinden, 1847. Erst als Brasilien sich wieder einmischte und die unter Urquiza vereinigten Truppen Montevideo's unterstützte, unterlag Rosas in einer Schlacht bei Caseros, am 3. Febr. 1852, und konnte sich nun nicht mehr halten, sondern rettete sich durch die Flucht über Meer. Aber auch Urquiza scheiterte in seinen Bemühungen, eine verfassungsmäßige Ordnung in der argentinischen Republik herzustellen. Auch ihn vertrieb die elende Parteiung, die wie eine Seuche unter allen Südamerikanern herrschte und nur der Waffenübermacht weichend, nie freiwillig die Geltung eines vernünftigen Princips oder eines edlen Mannes anerkannte. — In Paraguai starb Dr. Francia 1840 im 93sten Lebensjahre. Ihm folgte sein Neffe Lopez, der die Sperre des Landes aufhob und 1852 den großen Strom den

Handelsschiffen öffnete. Seitdem ist an den Mündungen des Stromes das Handelsinteresse das vorwiegende geworden und dürfte bald so stark werden, daß ihm eine einzelne Partei keine unübersteiglichen Schranken mehr setzen wird. Buenos Ayres ist gleichsam das Alexandrien der neuen Welt und die La Plata-Staaten können dem Einfluß der Seemächte sich so wenig mehr entziehen, wie Aegypten.

Eine ganz eigenthümliche Stellung in Südamerika behauptet Brasilien, als ein Land von ungeheurer räumlicher Ausdehnung, welches aber noch sehr wenig und fast nur an den Küsten und in den Bergwerks- und Diamantbezirken besser bevölkert, dessen Inneres aber noch voll unbekannter Urwälder und Gebirge und dessen Riesenstrom, der Amazonenstrom, obgleich der größte im Lande, noch kaum versuchsweise beschifft ist und an dessen Ufern nur selten einmal eine indianische Hütte gesehen wird. Die portugiesische Bevölkerung bildet hier wie im spanischen Amerika eine kleine Minderheit unter den Farbigen und schwarzen Sclaven. Aber sie wurde nicht den traurigen Wechselfällen ausgesetzt, gleich den spanischen Creolen, sondern blieb monarchisch und sah die innere Ruhe nicht so oft und nicht so arg gestört.

Wir erinnern uns (Theil III, 137), daß Johann VI., König von Portugal, mit seiner intriganten Gemahlin Carlota 1808, vor den Franzosen fliehend, Lissabon verließ und seine Residenz in Rio de Janeiro, der Hauptstadt des Colonialiandes Brasilien, nahm. Von hier aus agitirte Carlota in den benachbarten spanischen Colonien, insbesondere in Oberperu und Montevideo, um diese Provinzen Brasilien einzuverleiben. Indeß glückte es ihr nicht, vielmehr reagirte der republikanische Geist aus den spanischen Colonien und steckte die von der Hauptstadt entfernt wohnenden Brasilianer mit Unabhängigkeitsgelüsten an. In diesem Sinne erhob sich das Volk in Pernambuco 1817. Es glückte jedoch, den Aufstand zu bemeistern und der Freiheitsbewegung in Brasilien eine unitarische Richtung zu geben, wobei sich die Fortschritts-

männer an Don Pedro, den Kronprinzen, hielten. Dieſem erlaubte ſein Vater, den Braſilianern eine freiſinnige Verfaſſung zu verkünden, reiſte aber b[illegible]auf für ſeine Perſon nach Portugal zurück, 1821. Napoleon war geſtürzt, Portugal wieder frei, ſo konnte er ruhig ſeine Lage in Liſſabon beſchließen, indeß ihm in Rio de Janeiro das conſtitutionelle Feuer unter den Füßen brannte.

Nun erklärte die Nationalverſammlung in Rio am 1. Auguſt 1822 Braſilien für ſelbſtändig und von Portugal für immer abgelöst und erhob Don Pedro zum Kaiſer. Dieſer aber hatte viel Mühe, ſein Anſehen den Parteien gegenüber zu behaupten, und wurde der Regierung in Braſilien ſo ſatt, daß er ſie 1831 ſeinem unmündigen Sohne Pedro II. abtrat und wie ſein Vater nach Portugal zurückging (vgl. Theil IV, S. 100). Eine föderaliſtiſche Partei wollte Unruhe der Provinzen, wie in den ſpaniſchen Nachbarländern. Am ungeberdigſten war die Provinz Rio Grande. Dazu kamen, wie überall, wo der Bürgerkrieg unter den Weißen wüthete, große Aufſtände der Indianer in Para (1835) und der Neger *) in Bahia (1837). Allein der Einfluß der Hauptſtadt Rio blieb doch zu mächtig, als daß alle dieſe Bewegungen in den Provinzen die Einheit des Reichs hätten zerſtören können. Durch die Energie der Miniſter Brüder Andrada wurde die Ordnung erhalten, und auch noch nach ihrem Abgange (1841) mißlangen die neuen Aufſtände in San Paulo und Rio Grande. Die von England und Frankreich geforderte Abſchaffung des Sclavenhandels wurde in Braſilien verfügt, aber der Befehl durch den

*) Unter Negern und Mulatten verkündete damals der Prophet Joao Perreira die Wiederkehr des König Sebaſtian (der nach einem portugieſiſchen Volksaberglauben dereinſt wiederkehren und ein ewiges Reich des Friedens und Glückes gründen ſoll), vermiſcht mit Vorſtellungen vom muhamedaniſchen Paradieſe. Alle Schwarzen ſollten in dieſem neuen Reiche weiß wie Schnee werden, jeder vier ſchöne Weiber bekommen. Joao wurde wirklich zum König ausgerufen, errang aber keinen Erfolg und wurde im Mai 1858 erſchlagen.

Schleichhandel umgangen. Brasilien wimmelt von schwarzen Sclaven. Man suchte sie durch „weiße" Sclaven zu ersetzen und aus Auftrag der Regierung betrieben Agenten in Hamburg hauptsächlich die Herbeischaffung von deutschen Auswanderern. Diese Agenten erlaubten sich dabei die schändlichsten Betrügereien, welche offenkundig wurden, ohne daß der Bundestag in Frankfurt eingeschritten wäre. Ein Major von Schäfer in Hamburg war in den dreißiger Jahren der Hauptschuldige. Aber noch in neuester Zeit hat sich dieselbe Speculation wiederholt. Der deutsche Arzt Avé-Lallemand rettete 1859 im Innern Brasiliens 138 Deutsche, die ohne seine Hülfe verschmachtet wären, wie schon viele vor ihnen wirklich verschmachtet waren, weil der Speculant Ottoni, nachdem er das für ihre Herbeischaffung ausgesetzte Geld von der Regierung empfangen hat, sie in den Urwäldern hülflos umkommen läßt. Doch ist es einigen tausend Deutschen durch Klugheit und Ausdauer gelungen, sich auf eigene Faust und unter Vermeidung aller Agenturen in der gemäßigten Zone des paradiesischen Landes Niederlassungen zu gründen, die in der schönsten Blüthe stehen.

Elftes Buch.

Oſtindien.

Das indobritiſche Reich, deſſen Geſchichte wir Theil II. S. 460 abgebrochen haben, nahm nach den unſterblichen Siegen Wellesley's (Lord Wellingtons) im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts immer größere Dimenſionen an. Noch niemals war ein europäiſcher Staat durch eine Colonie oder Eroberung ſo ſehr bereichert worden, wie England durch Oſtindien. Allein es konnte ſeine Herrſchaft in Aſien niemals abrunden und feſt begrenzen, es mußte, um das Gewonnene zu erhalten, immer weiter erobern und kam, indem es den unentbehrlichen Thee mit indiſchem Opium bezahlte, in Conflict mit China, und indem es ſeine Nordgrenzen gegen Perſien ſchützen mußte, in Conflict mit Rußland.

Lord Cornwallis kam als Wellesley's Nachfolger 1805 in Calcutta an. Neben dem großen Ländergebiet, welches die indobritiſche Compagnie ſchon unmittelbar beſaß, exiſtirten damals noch eine Menge indiſcher Fürſten, die ſich aber entweder von der Compagnie beſtechen und gewinnen ließen oder im Kampf gegen dieſelbe immer bald unterlagen. An allen indiſchen Häfen gab es Thronſtreitigkeiten und wurden dieſelben von der Compagnie fleißig genährt. Ein Bruder empörte ſich gegen den andern, oder eine energiſche Königin Mutter wollte die Herrſchaft an den ſchwachen Sohn

nicht abtreten, oder ein kluger Minister beherrschte oder entthronte den stupiden Fürsten. In allen diesen Fällen gewährte die Compagnie demjenigen Schutz, der sich ihr unterwarf, eine brittische Garnison aufnahm, einen Theil der Einkünfte oder ein Gebiet abtrat. Die Compagnie schlang ihr festes Netz durch das ganze Labyrinth der indischen Mittel- und Kleinstaaten. Diese unglücklichen Staaten aber verstanden es nie, sich zu vereinigen, ja rieben sich in unvernünftigen Kämpfen unter einander selber auf, um den Engländern die Besitzergreifung noch zu erleichtern.

Im Jahr 1805 empörten sich zwei Sepoyregimenter in der Festung Vellore, der Residenz der abgesetzten Familie Tippu Sahibs. Zu diesem Aufruhr trieb sie das Verbot, Abzeichen ihrer Kaste zu tragen, und die Kreuzform der neuen Kugelzieher. Die Sepoys bildeten sich ein, sie würden dadurch ihrer heidnischen Signatur entkleidet und die christliche ihnen aufgezwungen. Ihre bescheidenen Vorstellungen wurden von englischer Brutalität, wie gewöhnlich, mißachtet. Nun wurden sie wüthend, überfielen die europäischen Offiziere und Soldaten im Schlaf und massacrirten alle. Die Engländer rächten aber diese That durch Vernichtung beider Regimenter und durch Entfernung der Familie Tippu's.

Der folgende Gouverneur Barlow kam in Streit mit den brittischen Offizieren, weil er ihnen nicht so viele Zuschüsse geben wollte, als sie nach und nach zu fordern sich gewöhnt hatten. Lord Minto, der nach ihm kam, unterwarf 1809 den Rajah von Travencur, der sich gegen die Verträge renitent gezeigt hatte. Damals mußte die Compagnie auch gegen die Thugs einschreiten, eine höchst merkwürdige Secte, welche eidlich verpflichtet war, der Todesgöttin Kali zu Ehren so viele Menschen als möglich zu morden.

Im Jahr 1813 gerieth der neue Gouverneur Lord Moira (später zum Marquis von Hastings erhoben) zum erstenmal in Kampf mit den äußerst kriegerischen Gorkhas im hohen Himalajagebirge. Diese hatten sich im Königreich Nepal an den Grenzen von Tibet festgesetzt und daselbst ihre Dynastie gegründet und sogar

unter dem unmündigen Rama Bahadur ihre Eroberungen noch fortgeſetzt. Als ſie nun auch brittiſches Gebiet angriffen, ſchickte Haſtings ein Heer nach Nepal, deſſen General Gillespie aber vor der Feſte Kalunga fiel. Auch die übrigen Generale, die von verſchiedenen Seiten ins Gebirge eindrangen, machten ſchlechte Fortſchritte und wichen nicht blos vor der Tapferkeit der Gorkhas, ſondern auch vor den Schrecken einer ihnen damals noch ganz unbekannten Alpenwelt zurück, die ſich noch einmal ſo hoch aufthürmt und noch viel unzugänglichere Wände und Abgründe hat, als unſere Schweiz oder der Kaukaſus. Die Generale Wood und Marley blieben rathlos ſtehen. Erſt die tapfern und erfolgreichen Angriffe des Major Latter und Oberſt Nicholls feuerten den Muth wieder an und Major Lawrie erfocht mit dem Bajonet einen kleinen, aber glänzenden Sieg. General Ochterlony übernahm die Führung mit beſſerem Geſchick, allein die Compagnie wagte nicht, den Krieg gegen die Gorkhas fortzuführen, weil ihn derſelbe zu viele Opfer koſtete, ließ alſo Nepal fahren und machte Frieden.

Um dieſe Zeit bereiteten die Mahratten, nachdem ſie ſich von ihren früheren Niederlagen erholt hatten, eine neue große Erhebung gegen die engliſche Herrſchaft vor. Unter den unabhängigen Mahrattenfürſten (Scindia, Holcar, den Rajahs von Nagpur, Berar ꝛc.) kam dem Peiſchwa von Puna, damals Bajje Rao, der höchſte Rang zu. Dieſem wollte die Compagnie einen gewiſſen Schaſtri zum Agenten und Rathgeber aufdrängen, Schaſtri aber wurde gleich nach ſeiner Ankunft in Puna auf Betrieb Trimbukjirs, des erſten Günſtlings des Peiſchwas, in Stücke gehauen, 1814. Indeß ſtellte ſich der Peiſchwa ſelbſt unſchuldig, aus Furcht vor den Engländern, und lieferte ihnen ſogar den Günſtling zur Beſtrafung aus. Dagegen entbrannte der Kampf auf andern Puncten. An der Spitze der nationalen Mahrattenpartei ſtand der Bramine Tantia Joy, an der Spitze der muhamedaniſchen Partei aber der Afghane Amir Chan, der ſich in den Rayputenſtaaten Jaypur und Udaypur einen großen Anhang verſchaffte. Mahratten und Ray-

puten hielten einander im Schach, die an fast allen Fürstenhöfen als Söldner dienenden Pindaris warfen sich inzwischen selbst zu Herren auf und machten es sich zum Geschäft, alle wohlhabenden Gegenden auszuplündern, ohne sich um den nationalen, den Secten- und Racenkampf zu kümmern. Zum Glück theilten sie sich in einzelne Horden, die, als sie englisches Gebiet angriffen, von den Majoren Macdowall und Lusington geschlagen wurden, 1816. Nun suchten die Pindaris wieder Hülfe bei den Fürsten und entflammten sie zum nationalen Kampf gegen die Engländer. Scindia wollte nichts wagen, nur der Peischwa griff wieder zu den Waffen, unterlag aber dem Oberst Burr in der Schlacht bei Kirkei, 1817. Um diese Zeit entwickelte sich in den sumpfigen Niederungen des Ganges zum erstenmal die Cholera, lichtete die Heere wie die Bevölkerungen und verbreitete sich aus Indien nach China, von da durch Sibirien nach Europa.

Ohne Zweifel weckte dieses Gottesgericht das Pflichtgefühl der Inder und die Hoffnung, ihrer durch die Cholera stark decimirten englischen Peiniger los zu werden. Die bisher getrennten Braminen und Muhamedaner, Mahratten und Rayputen verständigten sich und der Peischwa, Scindia, Holcar, die Rayputenfürsten von Jaypur, Berar, Nagpur schlugen los. Allein nicht gleichzeitig und nicht energisch genug, so daß sie alle vor der überlegenen Tactik der Britten zu Schanden wurden. Zuerst wurde Apa Saheb in Nagpur besiegt von General Doveton, noch 1817, dann Holcar von Hislop bei Mahhipur, der kecke Pindarrisanführer Chintu bei Hindia, andere bei Kotri, der Peischwa von General Smith bei Aśstah, wo Gokla, der tapferste Mahrattenführer, umkam, 1818. Die Engländer besiegten den Aufstand überall, die feigeren Fürsten krochen noch rechtzeitig zu Kreuze. Der Peischwa ergab sich und wurde zu Cawnpur pensionirt, wo sein Stiefsohn Nanna Saib seine Pension zu erben erwartete. Der schon gefangene Apa Saheb entkam zu den freien Gebirgsvölkern, man erfuhr aber nichts weiter von ihm. Chintu wurde auf der Flucht von Tigern

gefreſſen. Die große Erhebung der Eingebornen war ſomit abermals vereitelt und trotz der Ausſöhnung der Braminen mit den Muhamedanern an der Erbärmlichkeit der kleinen Fürſten geſcheitert.

Haſtings erntete verdiente Lorbeern. Sein Nachfolger Lord Amherſt mußte aber ſchon wieder neue Kriege führen. In Hinterindien hatten ſich die Birmanen, nachdem ſie Pegu unterjocht, ein großes Reich gegründet und waren durch die Unterwerfung des kleinen Reichs Arrakan im Südoſten, Aſſam im Nordoſten von Calcutta dem Centrum der engliſchen Herrſchaft auf eine bedenkliche Weiſe nahe gekommen. Sofern ſie ſich in ihrem Uebermuth auch bereits Eingriffe in das engliſche Gebiet erlaubten, wurde der Krieg unvermeidlich. Die Birmanen, wie alle Hinterinder (Siameſen und Cochinchineſen) ſtellen eine Miſchung indiſcher und chineſiſcher Race dar, haben mit den Chineſen die ſchiefen Augen, auch vieles in der Kleidung, Bildung, der buddhiſtiſchen Religion und deſpotiſchen Verfaſſung gemein und ſind übrigens ſtarke und tapfere Leute. Ihre Herrſchaft war noch nicht alt. Früher Pegu unterworfen, hatten ſie ſich erſt 1753 unter ihrem Fürſten Alompra losgeriſſen und 1757 Pegu ſelbſt erobert, die Dynaſtie daſelbſt geſtürzt. Als Siam Pegu helfen wollte, entriß Alompra auch den Siameſen einige Gebiete. Nach ſeinem Tode 1760 folgte ihm ſein Sohn Nambodſchi, dann deſſen Bruder Schambuan, der Nambodſchi's hinterlaſſenen Sohn umbringen ließ. Schambuan wurde nur durch China gehindert, auch vollends Siam zu erobern. Sein Sohn Dſchinguza wurde 1782 von ſeinem Oheim Menderabſchi getödtet, welcher 1783 Arrakan eroberte. Sein Sohn Ingſchemen eroberte dazu noch Aſſam 1822 und dieſer war es, der durch ſeinen tapfern Feldherrn Maha Bandula auch die Engländer zu überwinden hoffte. Der Kampf begann in Aſſam, wo ein kleineres engliſches Corps unter Cap. Noton von einer überlegenen birmaniſchen Macht total geſchlagen wurde. Als aber das engliſche Hauptcorps, 11,000 Mann unter General Campbell nach Rangun ſegelte, um von der Mündung des Irawadi aus dem Fluß entlang ins Innere des birma-

beinahe doppelt so viel Handel als mit Preußen und den Hansestädten zusammen.

Mit letztern (den Hansestädten) hat sich Frankreichs Handel in der zweiten Hälfte des Dezenniums folgendermaßen ausgenommen:

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr (aus Frankreich).	Schifffahrt. Eingelauf.	Schifffahrt. Ausgelauf.
	Franken.	Franken.	Anz.	Anz.
1828	15,204,77[illegible]	16,6[illegible],513	398	860
1832	[illegible],360,775	18,945,071	114	289
1834	6,336,284	14,442,980	113	330
1835	10,745,640	16,190,194	149	338
1836	16,941,546	20,714,585	198	393

Man bemerkt hier einiges Schwanken wie bei Preußen; dies wird sich in der Folge, wenn von den einzelnen Handelszweigen die Rede seyn wird, noch mehr ausweisen; obschon der Handel Frankreichs mit beiden Ländern im Fortschreiten begriffen ist, so sind doch die Jahre von einander oft sehr verschieden. Es erfolgt ein plötzliches Sinken oder Steigen, zuweilen schleicht sich der Handel einige Jahre lang so ziemlich gleichmäßig fort, bis er plötzlich einen Stoß bekömmt, ohne daß man die Ursache dieses unvorhergesehenen Sinkens oder Steigens deutlich einsieht. Weit regelmäßiger steigt Frankreichs Handel mit den deutschen Bundesstaaten, oder der Landhandel mit Deutschland, wenigstens was die Einfuhr betrifft, die Ausfuhr hingegen hat abgenommen, wie aus folgenden Angaben erhellt.

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr.
	Franken.	Franken.
1832	28,295,405	49,552,925
1833	29,267,130	41,945,770
1834	33,131,063	45,191,433
1835	37,521,463	38,014,458
1836	70,021,240	39,764,040

In der Einfuhr der Waaren aus Deutschland sind bald die Naturprodukte, bald die fabrizirten Artikel in größerer Anzahl. Bei der Ausfuhr nach Deutschland hingegen belaufen sich die fabrizirten Artikel auf das vierfache der Naturprodukte und rohen Materialien. Das starke Zunehmen der Ausfuhr aus Deutschland läßt sich theils aus der zunehmenden Bevölkerung und Consumtion, sowie aus dem zunehmenden Wohlstande Frankreichs, theils aus

nischen Reichs vorzudringen, zog Maha Bandula sogleich seine besten Truppen aus Assam wieder zurück und richtete alle Streitkräfte gegen Rangun. Es war die Regenzeit, die Gegend überschwemmt, der Weg durch Urwälder und innerhalb derselben durch Stokaden (kunstreiche Verschanzungen) der Birmanen verlegt. Gleichwohl hielt es Campbell für nöthig, dem Feinde einen Beweis englischer Unerschrockenheit zu geben und ließ ein Paar Stokaden mit dem Bajonet stürmen. Hier tödtete Major Sale einen Birmanenoffizier mit dem Säbel. Der Regen aber hemmte jede weitere Unternehmung. Unterdeß sammelte Maha Bandula 60,000 Mann und umschloß Rangun, von wo aus Campbell rühmliche Ausfälle machte. Erst als ein neues englisches Corps unter Richards siegreich wieder in Assam vordrang, sollte von dort und zugleich durch 11,000 Mann unter General Morrison von der Küste von Arrakan (in der Mitte zwischen Calcutta und Rangun) und von Rangun selbst aus ein concentrischer Angriff auf Ava, die Hauptstadt des birmanischen Reichs am obern Irawaddy gemacht werden. Die Corps aus Assam und Arrakan aber blieben in den unwegsamen Wäldern stecken und mußte mit großen Verlusten umkehren.

Nur Campbells Hauptheer konnte, als die Regenzeit vorüber war, den Fluß aufwärts etwas unternehmen. Sale mit dem Vortrab fand aber die erste Stadt, auf die er stieß, von den Einwohnern verlassen und verbrannt. Ueberall hatte Maha Bandula die Menschen vertrieben, alle Kähne auf dem Flusse weggeschafft und erwartete den Feind hinter einer starken Verschanzung mit 12,000 Mann, General Cotton aber lief mit nur 600 Mann Sturm und schlug die Birmanen. Eine englische Flotte auf dem breiten Strome schützte die weitere Operation. Bei einem Angriff am 3. April 1825 zogen sich die Birmanen unerwartet schnell zurück und man erfuhr nachher, Maha Bandula sey von einer englischen Kugel getödtet worden. Hierauf nahm Campbell sein Hauptquartier in Prome und hielt sich hier den ganzen Sommer über, indem er noch Verstärkungen erwartete, bevor er die Hauptstadt Ava angriff.

Unterdeß umzingelten ihn wieder 40,000 Birmanen, als er ſie aber am 5. December zurückſchlug, trat der König in Unterhandlungen und ſchloß am 24. Februar 1826 einen ſchimpflichen Frieden, in welchem er auf Aſſam verzichtete, Arrakan abtrat und eine Million Pfund Sterling Kriegskoſten bezahlte. (Im Jahr 1838 uſurpirte Therawaddy, ein Bruder des Königs von Birma, den Thron und ließ den rechtmäßigen Thronfolger hinrichten.)

Während des Kriegs zeigte ſich eine ſehr unruhige Stimmung in Indien. Die Nachricht von den Rückzügen in Aſſam und Arrakan regte die Hoffnung der Nationalen wieder auf und bewogen die muthigſten, jetzt loszuſchlagen, um den Birmanen beizuſtehen und die verhaßten Engländer vom indiſchen Boden zu verjagen. In vielen Gegenden Vorderindiens brachen kleine Aufſtände aus, die größten aber unter den Mahratten, denen ein fanatiſcher Prophet verkündete, der jüngſte Tag (das Kalizeitalter) ſtünde bevor, und in Malwar und Bhurtpur, wo Thronſtreitigkeiten ausbrachen. Indeß ſtellten die Engländer überall die Ruhe wieder her. Eine Gefahr vom Norden her, nämlich der Angriff von 3—40,000 muhamedaniſchen Fanatikern unter Anführung des Syud Achmed, der von einer Pilgerfahrt von Mekka zurückkehrte und dort am Grabe des Propheten Begeiſterung zum Kampf für den Islam geſchöpft hatte, wurde glücklich durch die Sikhs abgewendet, die ihn 1826 im Pendſchab in einer Schlacht beſiegten und ſein Heer zerſtreuten. — Eine nicht unwichtige Erwerbung für England war 1824 die Halbinſel Malakka und der Hafen von Singapore, welche von Holland gegen die engliſche Beſatzung auf Sumatra vertauſcht wurde.

Nachdem 1828 Amherſt abgedankt, folgte ihm Bentink, der ſich vornehmlich damit beſchäftigte, durch ſeine Agenten die jämmerlichen indiſchen Fürſten leiten zu laſſen, unter denen es viele Thronwechſel und Streitigkeiten gab, die Demoraliſation ſich aber immer gleich blieb. So ordnete er die Angelegenheiten des Nizam, des Scindia, des Holcar, die von Oude, die der Rayputenſtaaten bis 1835. Im Auguſt dieſes Jahres wurde Fraſer, der engliſche Re-

sident in Delhi, als er spazieren ritt, erschossen. Der Mörder wurde ergriffen und als Diener des Nabob von Firuzpore erkannt, der den Mord veranlaßt hatte. Um ein Exempel zu statuiren, wurde der Nabob am 8. October in Delhi gehenkt. Auch Major Alves, Resident in Jeypore, wurde überfallen und schwer verwundet. Begreiflicherweise. Die unbefugte und arglistige Einmischung der Engländer in die Angelegenheiten früher unabhängiger Staaten mußte die tiefste Erbitterung hervorrufen.

Auf Bentink folgte Lord Auckland, unter welchem die Compagnie zum erstenmal in die Angelegenheiten Afghanistans verwickelt wurde. Wir haben diese Angelegenheiten, so weit sie Herat und das Verhältniß der Afghanen zu Persien und Rußland betreffen, oben schon kennen gelernt und betrachten nun ihr Verhältniß zu Indien. Unter den Durani-Brüdern, die sich in Afghanistan getheilt hatten, ragte Dost Mohamed durch Schönheit und Geist hervor. Von einer geringeren Mutter geboren, als seine Brüder, wollten ihn diese ausstoßen, er gewann ihnen aber allen den Rang ab. Erbost über ihn schlossen die Brüder sich an den genialen Beherrscher der Sikhs an, Runjet Sing, dem sie dafür Peschawer und Kaschmir opfern mußten. Dost Mohamed aber entfaltete die Fahne des Propheten und brachte ein großes Heer zusammen, mit dem er die Eroberungen der Sikhs hemmen wollte. Auch schlug er seinen Bruder Schah Schudschah bei Kandahar, als aber der schlaue Runjet Sing durch Bestechung einen Theil der Truppen Dosts zum Abfall bewog, löste sich bald sein ganzes Heer auf und er mußte sich auf Kabul zurückziehen, 1834. In Folge der russisch-persischen Angriffe auf Herat fand sich aber Auckland bewogen, sich mit Runjet Sing persönlich zu besprechen und im Bunde mit ihm Afghanistan für Schah Schudschah zu erobern, um von hier aus Herat zu schützen.

Im Herbst 1838 machte das englische Occupationsheer große Parade bei Feruspur vor Lord Auckland und Runjet Sing, wobei die außerordentlichste Pracht entfaltet wurde. Der Löwe

(Sing) war damals ſchon alt und einäugig und ſtarb bald nachher. Runjet Sing wurde für die Hindus, was Mehemet Ali für die Muhamedaner war, ein moderner Reformator. Die Religion der Sikhs leiſtete ihm dabei Vorſchub, denn ſie war ein äußerſt vereinfachter, gereinigter Brahmaismus, der auch keine Kaſten anerkannte, jedem Gläubigen und Rechtſchaffenen gleiches Recht verlieh und daher viele Proſelyten machte. Hier begegneten nun auch der europäiſchen Bildung nicht ſo viele Vorurtheile, wie bei den Götzendienern und Muhamedanern, weshalb es Runjet Sing leicht wurde, durch die in ſeiner Hauptſtadt Lahore unter ihm dienenden Europäer (die Generale Ventura und Allard) ſeine Armee ganz auf europäiſchen Fuß zu ſetzen und ſie mit einer furchtbaren Artillerie auszurüſten. Seine Politik war England günſtig, weil er im Bunde mit dieſer energiſchen Macht viel zu gewinnen hoffte.

Der engliſche Heereszug gegen Afghaniſtan wurde mit vieler Unbeſonnenheit unternommen. Man verlängerte die Operationslinie viel zu weit und bediente ſich zu vieler und ungeſchickter Führer. Die politiſche Leitung hatte Macnaghten als „Geſandter und Miniſter der indiſchen Regierung am Hofe Schah Schudſchahs", unterſtützt von Burnes, dem berühmten Reiſenden, der dieſe Länder am beſten kannte. Die militairiſche Leitung hatte Keane, der für ſein Privatgepäck allein 400 Kameele brauchte (Macnaghten hatte deren gar 900), deſſen Offiziere ebenfalls zahlloſe Luxusgegenſtände mitſchleppten, ungerechnet die vielen Weiber und Kinder der Unteroffiziere und Soldaten, deren ganzer Troß mitzog. Indeſſen ſtreute Macnaghten Gold im Ueberfluß aus und beſtach die Häuptlinge der Afghanen, daß Kandahar ſich ihm ohne Schwertſtreich ergab und Doſt Mohamed die Regierung in Kabul ſeinem Sohn Akbar verlieh. Doch leiſteten die fanatiſchen Muhamedaner in Ghazny einen verzweifelten Widerſtand und ein Verſuch, den in den Hindukuſch entflohenen Doſt einzuholen, mißlang durch die Liſt des Inders, der die engliſchen Reiter führte. Kabul konnte ſich jedoch nicht halten und die Eng-

länder zogen mit dem Schattenkönig Schudschah daselbst ein, am 6. August 1839. Keane kehrte mit einem Theil der Truppen als Triumphator in die Heimath zurück, andere Truppentheile wurden ins Land geschickt, um die wichtigsten Puncte desselben zu besetzen und in Kabul selbst blieben nur etwa 6000 Mann unter dem alten unfähigen Elphinstone, dem Auckland den Oberbefehl nur deshalb anvertraute, weil er sich bequemer leiten ließ, als ein anderer.

Anfangs ließ sich alles gut an. Die Engländer unter Willshire erstürmten das tapfer vertheidigte Khelat und behaupteten es gegen wiederholte Angriffe. Dost Mohamed und Akbar sammelten ein fanatisches Glaubensheer von Afghanen und Usbeken, die jedoch vor den Kugeln der englischen Kanonen auseinanderstoben. Hierauf verzweifelte Dost und gab sich freiwillig an Macnaghten gefangen, als derselbe gerade bei Kabul spazieren ritt. Dost wurde gut behandelt und nach Indien geschafft. Mit ihm schien der Aufstand der Afghanen seine Seele verloren zu haben. Nun wurde auch noch Todd mit englischen Geschützen und Geld nach Herat geschickt, um Pottinger daselbst zu unterstützen und Oberst Stoddart nach Bokhara, um auch dort der russisch-persischen Politik entgegenzuwirken. Aber der tyrannische Yar in Herat glaubte nicht an eine dauernde Herrschaft der Engländer in dem wild aufgereizten Afghanistan und lohnte ihnen mit dem gröbsten Undank, indem er sich mit Persien heimlich aussöhnte und Todd heimschickte. Schlimmer noch erging es Stoddart, der in Bokhara ermordet wurde.

Am Ende des Jahres 1840 brachen an verschiedenen Orten in Afghanistan Unruhen aus, welche durch die Generale Nott und Wylmer unterdrückt wurden, aber die längere Anwesenheit der Engländer nöthig machten, wenn Schah Schudschah geschützt bleiben sollte. Man richtete sich in Kabul so bequem als möglich ein. Aus Langeweile fingen die kräftigen Söhne Albions mit den einheimischen Schönen geheime Liebeshändel an. Die Gemahlinnen Macnaghtens, Sales und anderer wurden aus Indien herbeigerufen, um sich in der kühleren Luft und der reizenden Umgebung Kabuls

zu erholen. Man ergötzte ſich mit Pferderennen, Theater, Jagd, Fiſcherei, wie in Altengland, während das unterjochte Volk in verbiſſener Wuth erglühte. Doch erſt als das Geld geſpart zu werden anfing und die Häuptlinge nichts mehr empfingen, dachten auch dieſe an eine allgemeine Erhebung gegen die Fremden. Macnaghten merkte nichts davon und war ſo ſicher, daß er einen Theil der Truppen unter Sale als nunmehr entbehrlich nach Indien zurückkehren ließ. Oct. 1841. Sale züchtigte unterwegs die empörten Ghilzyes, die ihm den Paß verlegten, wobei er viele Leute verlor, und kam bis Dſchellallabad. In Kabul ſelbſt aber hatte ſich Abdullah Chan verdächtig gemacht, die Ghilzyes aufgehetzt zu haben. Burnes warf ihm das vor und nannte ihn einen Hund, erbitterte ihn dadurch tödtlich und ſorgte nicht einmal für ſeine Verhaftung. Die Indolenz der Engländer war ſo groß, daß ſie ſogar das große befeſtigte Caſtell der Stadt, den Bala-Hiſſar, dem Schah Schudſchah überlaſſen und das kleinere zwar zu ihrem Magazin gemacht, ihre Truppen aber, ſeit Sale's Abzug noch 6000 Mann, fern davon in einer tiefliegenden Ebene gelagert hatten, wo nur ein leicht zu überreitender Graben ſie decken ſollte.

Abdullah hatte längſt einen allgemeinen Volksaufſtand vorbereitet und zwar im Namen Schah Schudſchahs, deſſen großes Siegel er brauchte. Am 2. November 1841 ſah man Zuſammenrottungen in der Stadt. Man warnte Burnes, der mitten darin wohnte, und rieth ihm, ſich raſch ins Lager vor der Stadt zu retten. Aber er blieb und wenige Minuten ſpäter wurde ſein Haus vom wüthenden Pöbel umzingelt und er, ſein Bruder und Lieutenant Broadfoot ermordet und in Stücken geriſſen. Daſſelbe Loos erlitten alle Engländer mit ihren Frauen und Kindern innerhalb der Stadt. Elphinſtone wurde dringend aufgefordert, mit ſeinen Truppen in die Stadt zu kommen und zu helfen, aber er weigerte ſich, „die Sache ſey unbedeutend und werde bald vorbei ſeyn.“ Die Afghanen zauderten noch, aus Furcht, als ſie aber nicht angegriffen wurden, liefen ſie am 4. Sturm auf das kleine

Fort, welches das Hauptmagazin der Engländer enthielt. Der hier die schwache Besatzung befehligende Lieutenant Warren bat um Hülfe und wehrte sich den Tag und die Nacht hindurch auf's verzweifeltste, aber Elphinstone schickte ihm keinen Mann zu Hülfe und vertröstete ihn auf morgen. Da in der Nacht fiel das Fort mit allen seinen Vorräthen den Afghanen in die Hände. Ganz dasselbe geschah mit einem kleinen Magazin, welches Capitain Colin-Mackenzie lange vertheidigte, aber eben so hülflos gelassen wurde. Erst am 10., als die Afghanen das Lager selbst aus dem Fort Rika-Bashie zu beschießen anfingen, raffte sich Elphinstone auf und ließ das Fort mit Sturm nehmen. Auch Macnaghten, der den Kopf ganz verloren hatte, nur unterhandeln und den Rückzug erkaufen wollte, fand jetzt den Muth wieder. Um diese Zeit hatten die Afghanen auch die abgelegene Festung Charekur, welche Major Pottinger auf's heldenmüthigste vertheidigte, mit Sturm genommen und 600 Engländer getödtet, Pottinger selbst war verwundet und nur wie durch ein Wunder nach Kabul entkommen. Seine Entschlossenheit half aber nichts mehr, weil schon zu viel versäumt war. In einer blutigen Schlacht, die sich Engländer und Insurgenten vor Kabul am 22. November lieferten, fiel Abdullah, aber durch den Eigensinn des Generals Shelton, der nicht rechtzeitig eingriff, ging die Schlacht verloren und die Engländer wurden in ihr Lager zurückgeworfen.

Nach Abdullahs Tode trat Dost Mohameds energischer Sohn Akbar Chan an die Spitze des Aufstandes, schloß das englische Lager von allen Seiten ein und sperrte ihm jede Zufuhr ab, so daß sie gezwungen waren zu unterhandeln, und gegen freien Rückzug nach Indien die Auslieferung Dost Mohameds zusagten. Schah Schudschah sollte fortregieren und Akbar sein Vezier werden. Als aber diesem Vertrage gemäß die Engländer (noch 5000 Mann stark, von denen jedoch viele verwundet oder krank waren) am 22. December von Kabul auszogen und tiefer Schnee fiel, wurden ihnen die Lebensmittel und Zugthiere vorenthalten und

umschwärmten sie raubgierige Schaaren. Am 23. begab sich Macnaghten zu Akbar Chan, der ihnen ebenfalls gefolgt war, und wollte strenge Einhaltung des Vertrags von ihm fordern, Akbar aber tödtete ihn mit einem Pistolenschuß. Die Erlaubniß, ungekränkt den Rückzug fortzusetzen, mußten die Engländer am folgenden Tage mit der Auslieferung ihrer Artillerie erkaufen, gegen Pottingers Willen, welcher verlangte, man sollte den Afghanen nie mehr trauen und sich bis zum letzten Blutstropfen wehren. Er täuschte sich nicht. Die Afghanen fuhren fort, mit wüthendem Geschrei die Engländer zu begleiten und zuerst die Dienerschaft und das Gepäck zu plündern, dann in die marschirenden Colonnen selbst zu feuern, während sich dieselben mühsam durch den Schnee fortarbeiteten. Auch Akbar blieb ihnen immer zur Seite. Als sie nun an dem Kurd-Kabulpaß angelangt waren, rieth Pottinger selbst, demselben alle Frauen und Kinder als Geißeln zu übergeben, damit sie nicht in dem von wüthenden Feinden besetzten Passe umkämen, und weil er hoffte, Akbar werde seine Geißeln schützen um seines Vaters willen, der in der Gewalt der Engländer war. So wurde denn Lady Macnaghten dem Mörder ihres Gatten ausgeliefert, mit ihr Lady Sale, welche alle diese Dinge später beschrieben hat, und die andern Frauen und Kinder. In dem Engpaß selbst gingen die Engländer größtentheils vollends zu Grunde, obgleich sie mit äußerster Tapferkeit fochten. Nur 400 Mann waren am 10. Januar 1842 noch übrig. Elphinstone gab nun endlich Akbars Forderung nach, ihm Dschellallabad auszuliefern, wurde aber mit seinen besten Offizieren als Geißel zurückbehalten. Der Rest der Engländer aber ging ruhmvoll unter im Dschugdullukpaß, nachdem sie bis auf den letzten Mann ritterlich gefochten hatten; nur Einer, Cap. Souter, der durch die Brust geschossen war, fiel dem Feinde noch lebend in die Hände.

Sale wäre ihnen gern von Dschellallabad aus zu Hülfe gekommen, wurde aber selbst hart umdrängt von Feinden, während zugleich ein furchtbares Erdbeben die Stadt halb zerstörte. Eben

ſo große Noth litt die kleine engliſche Beſatzung des Fort Ali Muſjid am Eingang der berüchtigten Khybur-Päſſe unter Cap. Mackeſon. Aber von Peſchawer aus kam General Pollock mit einer kleinen, jedoch trefflich geführten Heeresmacht, entſetzte erſt das Fort, dann Dſchellallabad, und durfte, weil unterdeß der engliſche Geſandte Clerk die Sikhs glücklich beſchwichtigte und General Nott noch immer Kandahar behauptete, ſogar wagen, wieder gegen Kabul ſelber vorzugehen, um die Ehre der engliſchen Waffen wiederherzuſtellen. Nott ſollte dabei helfen, mußte aber einſtweilen zurückbleiben, weil General England, der aus Sind zu Hülfe kam, unterwegs im Bolanpaß eine Niederlage erlitt. In Kabul ſelbſt wurde Schah Schudſchah am 4. April ermordet und ſein Sohn Fatteh Jung blieb ohne alles Anſehen. Akbar wurde von den andern Häuptlingen beneidet, beſiegte aber am 21. Juni den Uſurpator Zemaun Chan, und anerkannte Fatteh Jung, nahm ihm aber ſeine Schätze und eignete ſich ſelbſt die höchſte Gewalt an.

Während dieſer Anarchie hatte Nott ſich wieder gefaßt und rückte von Kandahar, wie Pollock von Dſchellallabad aus gegen Kabul vor. Akbar bot dem letztern am 13. September bei Tezien eine Schlacht und wurde beſiegt, worauf Pollock in Kabul einrückte, am 16. Am folgenden Tage kam auch Nott an, der unterwegs ein anderes Heer Afghanen zurückgeſchlagen hatte. Von hier aus ſchickte Pollock ſogleich ſeinen Secretair Shakſpeare in das Gebirge Hindukuſch, wo die gefangenen engliſchen Damen von Akbar dem Saleh Muhamed in einem Fort bei Bamian anvertraut worden waren. Nach Akbars Flucht bei Tezien nahm Saleh keinen Anſtand, gegen 20,000 Rupien und eine Penſion die Damen auszuliefern. Sale wurde ihnen entgegengeſchickt, fand ſie dieſſeits des 13,000 Fuß hohen Kalnraſſes, den ſie eben herabgekommen waren, und umarmte ſeine Gemahlin. Die Gefangene waren gut behandelt worden, der alte Elphinſtone aber geſtorben.

Pollock hatte die Ehre der brittiſchen Fahne gerettet, bekam aber Befehl, Afghaniſtan zu räumen, welches für diesmal um ſo

weniger behauptet werden konnte, als Runjet Singh auch unterdeß geſtorben war und die Sikhs ziemlich viel Luſt bezeigten, das Unglück der Engländer zu benutzen, um ſich auf ihre Koſten im Norden Indiens auszudehnen. Doſt Mohamed kam dem Vertrage gemäß nach Afghaniſtan zurück und Akbar bereitete ihm die Herrſchaft vor. In Calcutta war auf Lord Auckland 1842 Lord Ellenborough als Gouverneur gefolgt, der aber ſchon 1844 wieder abtrat, weil er die Mißbräuche in der Armee abſchaffen wollte und auf allzuheftigen Widerſtand ſtieß. Ihm folgte Lord Hardinge.

Zum Glück verhielten ſich die Sikhs noch ruhig. Die Emirs der Beludſchen aber, die ſich in die Herrſchaft von Sind (am Indus) theilten, wollten ſich jetzt dafür rächen, daß die Engländer eigenmächtig durch ihr Gebiet marſchirt waren und ſich als ihre Herren geberdet hatten. Die Emirs hatten bisher dazu geſchwiegen, weil ſie ſich vor den Sikhs fürchteten, jetzt aber brachen ſie los, vor allen Muſſir Chan, wurden jedoch, zumal da nicht alle ihre Stämme einig waren, von dem tapfern General Charles Napier im Frühjahr 1843 in zwei größeren Schlachten bei Minamie und Dubba geſchlagen, obgleich ſie fünfmal ſtärker waren als die Engländer (25,000 gegen 5000). Ganz Sind wurde dem indo-brittiſchen Staate einverleibt. Im Herbſt deſſelben Jahres empörten ſich auch noch einmal die Mahratten in Gwalior, als eben der Scindia geſtorben war, und lieferten den Engländern unter General Gough eine blutige Schlacht, in der gegen 800 Engländer fielen. Im folgenden Jahre erneuerten die Mahratten in Kalapur, durch Bedrückungen aufs tiefſte erbittert, den Kampf, wurden aber durch Oberſt Outram beſiegt.

Jetzt erſt, ſchon zu ſpät, erhoben ſich die Sikhs. Hätte dieſes wohlgerüſtete und tapfere Volk ſchon 1841 losgeſchlagen, ſo würde die engliſche Macht im ganzen Norden Indiens raſch vernichtet worden ſeyn und eine Erhebung der Mahratten und Rajputen würde dann erſt haben glücken können. Runjet Sing war am 27. Juni 1839 geſtorben, ſein ſchwacher Sohn Khuruk ließ

dem immer ſteigenden Handel Frankreichs mit Nordamerika, wovon ſpäter die Rede ſeyn ſoll, erklären. Warum aber in den fünf Jahren die franzöſiſche Ausfuhr nach Deutſchland um zehn Millionen Franken abgenommen hat, muß vielleicht in dem unruhigen und unſichern Stande einiger öſtlichen Länder Europa's geſucht werden, welche manche franzöſiſche Waaren aus Deutſchland bekamen, vielleicht aber auch in dem Grunde, daß über Marſeille jetzt ein höchſt wichtiger Handel mit der Levante getrieben wird, wodurch alſo manche Waaren, die ſonſt nur durch die Meſſen Deutſchlands nach dem Morgenlande gelangten, jetzt durch das Mittelländiſche Meer dahin geführt werden. Daß jetzt Marſeille der erſte Handelshafen Frankreichs iſt, ſieht man aus einer einzigen Jahresüberſicht. Im J. 1836 belief ſich nämlich die Tonnenzahl der Marſeiller Schifffahrt auf 540,000, zu Havre war ſie nur 330,000, zu Bordeaux 224,000, zu Nantes 89,000 Tonnen ſtark. Alſo die vier Hafen zuſammen hatten eine Schifffahrt von 1,183,000 Tonnen, wogegen alle andern Häfen Frankreichs nur 624,000 Tonnen Schifffahrt hatten.

Der Ein- und Ausfuhrhandel mit Oeſterreich ſteigt, wiewohl langſamer als der Einfuhrhandel mit den deutſchen Bundesſtaaten, wie folgende Angaben beweiſen.

Jahr.	Einfuhr aus Oeſterreich.	Ausfuhr nach demſelben.	Einsegelungen.	Ausſegelungen.
	Pfunde.	Pfunde.	Schiffe.	Schiffe.
1832	34,175,469	7,617,905	134	67
1833	40,242,379	6,857,461	119	86
1834	33,993,949	5,917,315	181	87
1835	41,804,363	6,783,339	143	89
1836	43,134,777	9,896,699	130	68

Die Einfuhr beſteht größtentheils aus Naturprodukten, und über die Hälfte der Ausfuhr betrifft dieſelbe Waarenart.

Mit England treibt Frankreich natürlich einen ſtarken Handel, der jedoch dies Beſondere hat, daß erſtlich die Einfuhr aus England bei weitem nicht ſo beträchtlich iſt, als die Ausfuhr nach demſelben, daß bei erſterer die Naturprodukte den Gewerbprodukten ein wenig überlegen und bei letzterer (der Ausfuhr nämlich) die Naturprodukte faſt doppelt ſo ſtark ſind, als die fabrizirten Waaren. Da nämlich beide Länder einen ſtarken Gewerbfleiß treiben, auf einander eiferſüchtig ſind, und ihre wechſelſeitigen Gewerbprodukte ſtark verzollen, ſo muß ſich der Handel wohl gezwungener Weiſe

ſich durch ſeinen Vezier, den Rajputen Dſcheian, leiten, einen Bruder des Gholab Sing. Dieſe beiden Brüder bemächtigten ſich der Alleingewalt, ließen den Fürſten vergiften und ſetzten deſſen Bruder Scher Sing an ſeine Stelle. Der aber mußte bald wieder der Tſchund Kair, Runjets Wittwe, weichen, welche den Thron beſtieg, nachdem ſich Dſcheians eigene Söhne Hira und Gholab für ſie erklärt hatten. Die neue Rani (Königin) war im hohen Grade ausſchweifend, machte ſich bald verhaßt, wurde von einem Theil der Truppen unter General Ventura verlaſſen und mußte, als auch Gholab ſich ſeinem Bruder wieder fügte, den Thron an Scher Sing zurückgeben. Dieſer wurde durch Adſchit, einen Sindawalla, umgebracht, Adſchit ſelbſt aber kam im Kampf mit Hira um, der ſofort den jungen Dhulip Sing, einen von Runjet Sing adoptirten Knaben, auf den Thron von Lahore ſetzte. Deſſen Mutter Mahe gewann aber einen Anhang und ließ Hira umbringen, 1844. Dieſe neue Rani ſchickte alle europäiſchen Offiziere fort und die Khalſas, der Prätorianerſtamm Runjet Sings, begannen ein brutales Regiment und belagerten unter andern Gholab Sing in ſeiner Felſenfeſte, blos um ihm ſeine Schätze zu nehmen. Er fertigte ſie ab, indem er ihnen eine große Summe gab, ließ ſie aber auf der Heimkehr durch tapfere Gebirgsſtämme überfallen und ihnen den Raub wieder abnehmen. Die Rani hielt unterdeß eine Menge Liebhaber, unter denen Lall Sing vorragte, machte ihren Bruder Dſchowahir zum Vezier und ſchwelgte in den niedrigſten Ausſchweifungen. Peſchora Sing, der Anſpruch auf den entweihten Thron hatte und machte, wurde umgebracht. Das Heer aber murrte, tödtete den Dſchowahir *) und bot das

*) Die Rani beklagte ihn bitterlich. Vier ſeiner Frauen mußten ſich nach der Sitte mit ſeiner Leiche verbrennen laſſen und thaten es mit zärtlicher Hingebung und unter Lobpreiſungen der Rani und ihres Bruders, unterbrochen von Verwünſchungen gegen die Soldaten, die ihnen noch auf dem Scheiterhaufen das goldene Geſchmeide abriſſen.

Vezieramt dem Meiſtbietenden aus. Als es niemand wagte, ſich der unerſättlichen Soldatesca hinzugeben, wollten ſie einen Sohn des ermordeten Scher auf den Thron ſetzen, aber die Rani verhinderte es, indem ſie den raubgierigen Schaaren rieth, ins engliſche Gebiet einzubrechen und dort reichliche Beute zu machen. Unter dieſen Umſtänden begann der Kampf der Sikhs gegen die Engländer, wobei jedes ſittliche, religiöſe oder patriotiſche Motiv fehlte.

General Gough wurde den Sikhs mit 10,000 Mann entgegengeſchickt und ſchlug ſie am 18. December 1845 bei Mudkie, obgleich ſie unter ihrem General Tetſch Sing viermal ſtärker waren. In dieſer Schlacht fiel der tapfere Sale, auch nahm der in Indien reiſende Prinz Waldemar von Preußen mit Auszeichnung daran Theil. Die Sikhs verſtärkten ſich nun auf 58,000 Mann, aber auch Gough erhielt 6000 Mann Verſtärkung, und ſchon am 21. Dec. wurde die zweite blutige Schlacht bei Ferospur geliefert, in welcher die Engländer gegen dritthalbtauſend Mann verloren, jedoch obſiegten. Einen dritten Sieg erfocht General Smith am 28. Jan. 1846 bei Aliewal, und einen vierten Gough am 10. Febr. bei Sabraon. Die Sikhs fochten in allen dieſen Schlachten wie wilde Teufel und ließen ſich auf ihren Kanonen in Stücke hauen. Nach ſo großen Verluſten aber konnten ſie das Feld nicht mehr halten und die geängſtigte Rani bat Gholab Sing, den Zorn der Engländer zu beſchwichtigen. Dieſe beſetzten Lahore und ſchloſſen einen Frieden nach ihrer Art, die Treuloſigkeit und Immoralität der Hindufürſten immer wo möglich noch überbietend. Denn nachdem ſie alles Land zwiſchen dem Sudletſch und Vejah an ſich geriſſen, beſtätigten ſie die elende Regierung der Rani, damit der Sikhſtaat vollends zu Grunde gehe, und verkauften dem nichtswürdigen Tyrannen Gholab Sing das ſchöne Land Kaſchmir, wofür er die Zahlung der Kriegskoſten übernahm.

Im Jahre 1848 wurde Lord Dalhouſie Gouverneur in Oſtindien und gerieth bald in neue Kriege. Der ſchlechte Frieden trug ſeine Früchte. In Kaſchmir empörte ſich Imam Eddin gegen

den Tyrannen Gholab, im geheimen Einverſtändniß mit Lall Sing, dem Liebhaber der Rani von Lahore. Oberſt Lawrence, engliſcher Reſident von Lahore, ließ nun nicht nur jenen Lall, ſondern auch die Rani ſelbſt verbannen und regierte ſelbſt im Namen des Dhulip. Damals ließ Mulrai, Gouverneur der Provinz Multan, zwei engliſche Offiziere, denen er ſeine Feſtung zu übergeben verſprochen hatte, grauſam ermorden, 19. April 1848. General Whiſh ſollte ihn beſtrafen, konnte jedoch das feſte Multan nicht einnehmen und erlitt große Verluſte. Nun rührten ſich auch die Sikhs wieder und verſchworen ſich mit Gholab Sing und Doſt Mohamed, die Engländer aus Nordindien zu vertreiben. Wieder zu ſpät, nachdem die Afghanen den Sikhs in ihrem erſten Kriege nicht geholfen hatten. Gough rückte nun wieder gegen die Sikhs vor und lieferte ihnen bei Rammuggur ein ſo ungeſchickt angelegtes Gefecht, daß er dabei ohne Noth viele brave Leute verlor. Doch wurde Scher Sing, der die Sikhs anführte, in einer zweiten Schlacht durch General Thakwell bei Sadulapur zum Rückzug gezwungen, im December. Nun fiel endlich auch Multan nach harter Belagerung, 2. Jan. 1849. Mulrai wurde gefangen. Bald darauf mußte ſich Gough wieder gegen die Sikhs wenden, die ihn am 13. Jan. bei Chilianwalla angriffen. Auch hier leitete er die Schlacht ſo ungeſchickt, daß er nahe an 2400 Mann verlor und beinahe geſchlagen worden wäre. Unterdeß hatte Doſt Mohamed den Sikhs 3000 (warum nicht mehr?) Afghanen zu Hülfe geſchickt. Aber in einer zweiten großen Schlacht, wo ſich Gough von General Tennent beſſer berathen ließ, erfochten die Engländer einen glänzenden Sieg und zwangen den Reſt der Sikharmee zu capituliren, 21. Febr. Dalhouſie machte dem Reiche der Sikhs ein Ende, indem er den ſchwachen Dhulip Sing auf Penſion ſetzte. Auch die Schätze des alten Runjet Sing fielen bei dieſem Anlaß den Engländern in die Hände, und ſein Diamant, der größte den man kennt, der weltberühmte Kohinur (Lichtberg), wurde

der Königin Victoria nach London geſandt, wo er nun im Kronſchatz Englands liegt.

Gholab Sing nahm die Miene an, als habe er die Treue nie gebrochen und wurde geſchont. Auch Doſt Mohamed ließ man gern in Ruhe, da er ſelbſt nichts weiter unternahm. Die Gemüther blieben erhitzt. Im Jahre 1849 erhoben ſich die Hindu's in der Waldgegend von Gangara (in Bengalen) unter Anführung des Schwärmers Chokro, weil die engliſche Regierung die Menſchenopfer, durch welche man reiche Saaten von den Göttern zu erkaufen hoffte, verboten hatte. Im Jahre 1850 ſtand die Secte der Moplahs an der Küſte von Malabar auf, gleichfalls Fanatiker, die keinen Pardon nahmen und gaben. Beide Aufſtände wurden mit Gewalt unterdrückt. Die gefangene Rani von Lahore entfloh aus ihrer Haft und kam glücklich nach dem Gebirge von Nepal, von wo ſie aber den Engländern wieder ausgeliefert wurde. Indem engliſche Agenten damals das hohe Himalayagebirge und die Grenzen Tibets unterſuchten, entdeckte Hooker (1848) den höchſten Berg der Erde Kinchinginga von 28,178 engliſche Fuß oder von 26,438 Pariſer Fuß Höhe, nachdem bisher der um mehrere tauſend Fuß niedrigere Dhawalagiri für den höchſten gegolten hatte. — Um die wilden Afridies, die mit dem Pendſchab annexirt waren, aber keine Steuern zahlen wollten, zu bändigen, wurde Colin-Campbell 1850 nach Kolat im Himalaya geſchickt, konnte aber mit 5000 Mann nicht durchdringen und mußte umkehren.

Da man mit Goughs Kriegführung unzufrieden war, kam Charles Napier an ſeine Stelle, der ſich jedoch mit Dalhouſie überwarf und ſchon 1851 wieder nach Europa zurückkehrte, nachdem er vergeblich vor den Gefahren gewarnt hatte, welche die indo-brittiſche Regierung umgaben. Er zuerſt erkannte die tiefe Erbitterung aller Volksſtämme und Confeſſionen in Indien gegen die Engländer und ſagte eine große und allgemeine Revolution vorher. Er zuerſt warnte vor den Sepoys, deren 60ſtes Regiment er auflöſen mußte, weil es höhern Sold wollte und meuterte, und

die um ſo ſchwieriger wurden, als die engliſchen Offiziere ſich immer brutaler betrugen. *) Dieſe Offiziere verſammelte er beim Abſchied in Calcutta und hielt ihnen in ehrlicher Derbheit ihre Schwelgerei, ihr Schwimmen in Champagner, ihre Spielwuth, ihr Umherwerfen mit Goldhaufen, während ſie Schulden über Schulden machen, und ihre verwerfliche Moral vor, welche auf die zwei Sätze hinausläuft: Bezahle nie Schulden, außer Spielſchulden, und handle wie ein Schurke, ſchieße aber jeden nieder, der dich einen Schurken nennt! Aber Napier hatte ſelbſt, weil er ein zu großer Hitzkopf war, die Offiziere verletzt **) und ſein Nachfolger als Obergeneral, Sir William Gomm proclamirte den Offizieren: „Es iſt meine Abſicht, den Charakter der Armee auf ſeiner jetzigen beneidenswerthen Höhe zu erhalten.“

Der Uebermuth, mit welchem die Engländer den Birmanen begegneten, führte zu einem neuen Kriege. Engliſche Schiffbeſitzer waren mit Recht vor birmaniſche Gerichte gezogen worden, die Engländer hatten aber dieſe Behörden verachtet. General Godwin führte 1852 eine Armee nach Birma, erlitt aber viele Verluſte, mußte Prome, nachdem er es ſchon genommen, zweimal wieder aufgeben und zum drittenmal nehmen, verlor auch viele vorgeſchobene Poſten und hätte, da das Volk wüthend war und die ganze

*) Ein Muhamedaner ermordete 1853 den Oberſten Mackeſon in Peſchawer. Bei der Hinrichtung des Mörders lobte der Prieſter ſeine That und verkündete ihm, Muhamed werde ihm alle ſieben Thore ſeines Paradieſes öffnen.

**) Einmal ſagte er zum 14. leichten Dragonerregiment, welches in einer Sikhſchlacht geſchwankt hatte: „die Mannſchaft iſt brav, wenn ſie gut angeführt wird.“ Das galt dem Oberſten des Regiments King, gegen den ſofort aller Reſpect aufhörte. Ein Soldat, der den Oberſten feig nannte, wurde geprügelt, wiederholte ſeine Beſchimpfung und wurde dennoch von Napier freigeſprochen. Da ſchoß ſich King eine Kugel durch den Kopf. War King wirklich ſchuldig, ſo hätte ihn Napier abſetzen und nicht durch ſein Bleiben im Amt die Disciplin lockern ſollen.

Provinz Pegu, ehe ſie den Engländern in die Hände fiel, lieber verwüſtete, kaum einen Frieden erlangt, wenn nicht in Ava ſelbſt eine Palaſtrevolution ihm zu Hülfe gekommen wäre. König Therawaddy wurde wegen ſeiner angeblichen Wütherei für geiſteskrank erklärt und ein Sohn von ihm beſtieg den Thron, um raſch Frieden zu machen und den Engländern Pegu und einen großen Küſtenſtrich abzutreten, 1854.

Inzwiſchen ſtarb die Mahrattendynaſtie von Nagpur aus und ihr Land fiel den Engländern zu. Dalhouſie wollte nun auch das Königreich Oude (Audh) annexiren. Der König Mahomed Wadſchid Ali Schah lebte in der größten Ueppigkeit und Schwelgerei und ruinirte das Land ſyſtematiſch, ſo daß die Zemindars in ihren 246 Burgen ihm zu trotzen anfingen. Der Mollah Emir Ali regte die Muhamedaner gegen ihn auf, unterlag aber ſeinen Truppen. Es war ein kleiner Religionskrieg zwiſchen Hindus und Muhamedanern, deſſen ſich die Engländer erfreuten. Die ſiegreichen Soldaten des Königs aber plünderten das arme Land aus. Nun wurde Oberſt Outram 1854 nach Lucknow, Oude's Hauptſtadt, als engliſcher Reſident geſchickt und glaubte, es werde wohl für das Land am beſten ſeyn, wenn der elende König penſionirt und ſein Reich dem indo-brittiſchen annexirt werde. Dalhouſie wollte durch dieſe neue Eroberung ſeinen Ruhm vermehren *) und annexirte wirklich, 1856. Daſſelbe geſchah auch dem kleinen Reich Tanjore nach dem Ausſterben ſeiner alten Dynaſtie (1855).

Nach Dalhouſie wurde Lord Charles John Canning, Sohn des berühmten Miniſters (Georg), Gouverneur von Indien, und unter ihm ſollten die größten Dinge geſchehen. Schon 1855 ſtanden die Santals auf, in gefährlicher Nähe von Calcutta ſelbſt,

*) Er war ſehr eitel. Als er aus Europa kommend in Singapur landete, ließ er ſich von den Freimaurern (nicht vom Klerus) im Coſtum und von den Kindern der chineſiſchen Colonie, die alle in goldenen von Ponnies gezogenen Wägelchen fuhren, feierlich empfangen.

ein armes fleißiges Völkchen, welche von den niedern Dienern der Compagnie, Steuereinnehmern und wucherischen Geldleihern, so hart gedrückt wurden, daß sie sich endlich empörten und, obgleich nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, sich aufs tapferste gegen die Truppen unter General Lloyd wehrten.

Die allgemeine Erbitterung der einheimischen Bevölkerungen Indiens gegen die Engländer führte endlich zu der großen Revolution von 1857. Dieselbe war längst vorbereitet. Am glühendsten war der Haß bei den Mukamedanern, welche überall die meiste Energie zeigten und hauptsächlich von ihren Pilgerreisen nach Mekka den Stolz und Muth heimbrachten, der das Joch der Ungläubigen nicht länger ertrug. Zudem waren russische und persische Agenten thätig, das Feuer in Indien zu schüren, denn 1856 wurde der Krieg in Herat geführt und Outram drang mit einem Heere vom persischen Golf aus vor. Die Revolution in Indien sollte den Persern Luft machen. Aber auch abgesehen von diesen Anstiftungen reichte das Betragen der Engländer in Indien selbst hin, um zum unversöhnlichen Hasse zu reizen. Die eingebornen Inder waren im Recht. Die Engländer waren als Räuber in ihr Land gekommen, auf das sie nicht den geringsten Anspruch hatten, sogen es mit systematischer Arglist aus, entsittlichten und verwilderten es und wurden ihm in jeder Beziehung zum Fluche. Denn von der Einführung der christlichen Religion und des europäischen, germanischen Sittenadels war in Indien keine Rede. Es wird den Engländern zum ewigen Vorwurf gereichen, daß sie als mächtige Eroberer in den Hinduländern, doch die unterworfenen Völker nicht zum Christenthum bekehrt haben, hierin weit zurückbleibend hinter den Spaniern. Die ostindische Compagnie fürchtete, wenn sie bekehrend aufträte, den Glaubenseifer der Hindus und Mukamedaner allzustark aufzuregen, eine Coalition aller Parteien in Indien herbeizuführen und denselben zu unterliegen, da sie im Gegentheil, wenn sie die religiösen Vorurtheile aller schonte, aus der Zwietracht der Parteien den größten Vortheil ziehen konnte.

Sie garantirte daher Heiden und Muhamedanern ihre religiöſen Rechte und ſtrafte ſogar chriſtliche Miſſionäre wegen Verletzung derſelben. *) Auch vermochten die Inder in einem Miſſionär, der mit ſeiner Lady auf Elephanten reitend, mit großem Troß und Gefolge daherkam, auch immer nur einen Lord und nicht einen demüthigen Apoſtel Jeſu Chriſti zu ſehen und ließen ſich viel eher von einem barfüßigen Franziscaner bekehren, weil dieſer in der Stärke der Weltentſagung und Demuth dem Fakir nicht nachſtand. Die Engländer hatten alſo bereits ſeit hundert Jahren freiwillig dem Vortheil entſagt, den ihnen die Chriſtianiſirung ihrer indiſchen Unterthanen gewährt haben würde, geſetzt auch, ſie hätten ſich unter dieſer Bedingung mit einem kleineren Reiche begnügen müſſen. Sie hatten den Islam und das Heidenthum geſchont, ohne zu merken, wie feindlich ihnen dieſe Mächte immer bleiben würden. Sie hatten die Pflicht, die Lehre des Erlöſers den Völkern zu verkünden, verſäumt, weil ſie ſelbſt nicht mehr nach dieſer Lehre lebten, und ſollten endlich dafür beſtraft werden.

Die Achtung, welche die engliſche Regierung ſcheinbar dem Islam und dem Heidenthum erwies, war nur eine politiſche Argliſt. Man ſah es gern, wenn beide Parteien ſich bekämpften, wie in Oude, weil man dann deſto leichter über beide herrſchte. **) Je ſicherer ſich aber die Engländer in ihrer Herrſchaft fühlten, mit um ſo weniger Zurückhaltung fingen ſie an, die Religion ihrer Unterthanen zu behandeln. Nach den Ausſagen achtbarer Inder

*) In Calcutta ließ ein engliſcher Offizier ſeiner verſtorbenen Maitreſſe, einem Hindumädchen, ein prächtiges Grab und auf demſelben ſogar einen heidniſchen Tempel errichten. Zwei engliſche Miſſionäre, die ihn deshalb in einer Zeitung tadelten, wurden von ihm verklagt und zu 900 Pfund Sterling Strafe verurtheilt.

**) Am 22. und 23. Nov. 1851 gab es blutige Tumulte zu Bombay zwiſchen den Muhamedanern und Parſis. Die letztern hatten in ihrer Zeitung den Propheten Muhamed karikirt, was jene tödtlich beleidigte. Die Parſis leiſteten zuletzt Abbitte.

und den übereinstimmenden Geständnissen vieler Engländer selbst war die Brutalität, mit welcher die letzteren die armen Hindus behandelten, mit der Zeit immer unerträglicher geworden. Junge übermüthige Offiziere und verhärtete Beamte gaben das Beispiel, welches von rohen Soldaten und Matrosen befolgt wurde. Man nannte die braunen Inder nur noch Niggers (Neger) und fing an sie wie Negersclaven zu behandeln. Man schimpfte und schlug sie ungestraft. Offiziere machten sich den Spaß, im Theater Stückchen von Schweine- und Rindfleisch über das Parterre voll Muhamedaner und Hindus zu werfen. Nachdem er das unglückliche Volk durch Mißhandlungen zur äußersten Wuth gereizt hatte, wagte der freche Engländer von diesem Volke noch folgende Schilderung zu entwerfen: „Das Ungeheuer ist schwarz, hat eine schwarze, von der unsern wesentlich verschiedene Seele, fühlt keinen Schmerz (?) und auch keine Wohlthaten (?), ist der Vater aller Lüge, feigherzig und doch blutdürstig. Seine Ergebenheit wird wie die des Wachtelhündchens durch Schläge genährt. Das Monstrum repräsentirt 180 Mill. Seelen und kommt in dem Erdstrich vom Cap Comorin bis zum Himalaya fort."

Das Maaß der Mißhandlungen war voll. Die Inder ertrugen es nicht mehr. Muhamedaner und Heiden verständigten sich und zettelten durch ganz Indien eine Verschwörung an, um mit einem Male sich zu erheben und die Engländer aus Indien zu vertreiben. Das Erkennungszeichen der Verschworenen waren kleine s. g. Atta-Kuchen, welche im Januar 1857 von Hand zu Hand gingen. Zum Vorwand der Empörung diente beiden Parteien die bei den Sepoys neueingeführten Patronen, in denen die Kugel mit Fett eingerieben war, mit Schweinefett, sagte man den Muhamedanern, denen das Schwein verhaßt ist wie den Juden; mit Rindsfett, sagte man den Hindus, denen das Rind heilig ist und die keines tödten dürfen. Die bloße Berührung mit dem Fett wurde als die äußerste Entweihung und Gotteslästerung angesehen.

Die Sepoys waren aber um so geneigter, sich zu empören,

als ſie mit ihren engliſchen Offizieren ſchlecht ſtanden. Mochte der eingeborne Inder noch ſo tapfer und einſichtsvoll ſeyn, er konnte doch nie über die niederen Chargen emporſteigen. Da ihm kein höheres Ziel der Ehre geſteckt war, wurde er geld- und beutegierig. Die engliſchen Offiziere aber hörten auf, ihm zu imponiren, da ſie nur unter ſich lebten und in einem unſoldatiſchen Luxus ganz zu verweichlichen ſchienen. Man hätte wirklich nicht glauben ſollen, daß dieſe Schwelger, die ſchon Napier ſo ſcharf zurechtgewieſen, doch nachher beweiſen würden, ſie ſeyen immer noch die unentnervten todverachtenden Normannen.

Den 23. Juni 1857 gerade 100 Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Plaſſy, in welcher Clive die Unterjochung Indiens begann, war zum Tage der allgemeinen Erhebung beſtimmt, allein die Ungeduld der Sepoys und der Zufall führte einzelne Ausbrüche ſchon früher herbei. Sie durften wohl Muth faſſen, da ihrer ſo viele waren. Den Kern der indobritiſchen Armee bildeten nur 30,000 Europäer, die übrigen Truppen, 250,000 Mann, waren $^{1}/_{3}$ Muhamedaner, $^{2}/_{3}$ Hindus. Sie hießen ſeit dem vorigen Jahrhundert Sepoys (Sipahis) und der Gemeine unter ihnen wurde in der Regel 36 Jahre alt, bis er Corporal (Naik), 48 Jahre, bis er Sergeant (Havildar), und 60 Jahre, bis er Hauptmann (Subadhar) werden konnte. Höher ſtieg keiner. Die Gemeinen blieben aber mit dieſen ihren alten ſtammverwandten Offizieren immer allein, die engliſchen Offiziere hatten, von den Regimentern getrennt, ihre üppige Menage für ſich, übten alſo keinen moraliſchen Einfluß auf ihre Truppen, ſondern machten ſich denſelben nur durch ihre Hoffahrt verhaßt. Daher die Bequemlichkeit, mit der die Sepoys ſich unter einander verſtändigen und complottiren konnten. Die Armee war nach den drei Regierungsbezirken getheilt in die Bengal-, Madras- und Bombayarmee. Die erſtere begann den Aufruhr zu früh, die beiden andern waren nicht genug bearbeitet, oder hielten an ſich, weil ſie den Erfolg in Bengalen abwarten wollten. Ohne Zweifel berechneten ſie, daß große Verſtärkungen

und Canälen beförderte er den innern Verkehr. Dieſe Maßregeln gereichten dem Ackerbau mehr noch als den Fabriken zum Vortheil, indem er die Zahl ſeiner Conſumenten verdoppelte und verdreifachte, und ihn mit denſelben in wohlfeile und leichte Verbindung ſetzte. Außerdem begünſtigte er noch den Ackerbau durch Verminderung der direkten Auflagen auf Grund und Boden, durch Milderung der ſtrengen Maßregeln, womit früher die Abgaben beigetrieben wurden, durch gleichförmige Vertheilung der Abgaben, und endlich durch Maßregeln zum Behuf der Reduktion des Zinsfußes. Die Kornausfuhr verbot er nur zur Zeit des Mangels und der Theuerung. Die Erweiterung des auswärtigen Handels und die Beförderung der Fiſchereien ließ er ſich beſonders angelegen ſeyn; er richtete den Handel mit der Levante wieder auf, erweiterte den Handel mit den Colonien und eröffnete den mit dem Norden. In allen Zweigen der Adminiſtration führte er die ſtrengſte Sparſamkeit und Ordnung ein. Bei ſeinem Tode zählte Frankreich in der Wollfabrikation 50,000 Gewerbe, producirte es für 50,000,000 Seidenfabrikate, waren die Staatseinkünfte um 28,000,000 geſtiegen, beſaß das Reich blühende Fiſchereien, eine ausgedehnte Schifffahrt und eine mächtige Marine.[1]

Ein Jahrhundert ſpäter haben die Oekonomiſten Colbert ſcharf getadelt, und behauptet, er habe die Fabrikation auf Koſten des Ackerbaues emporbringen wollen, ein Vorwurf, der nur ihren Mangel an richtiger Einſicht in die Natur der Induſtrie beurkundet.[2] War es auch fehlerhaft, daß Colbert der

[1] Eloge de Jean Baptiste Colbert par Necker 1773, oeuvres complètes. Vol. 13.

[2] Man ſehe in der Schrift Quesnays: Physiocratie ou du gouvernement le plus avantageux au genre humain, 1766. Note 5 sur le maxime VIII., wo Colbert von Quesnay auf zwei Seiten widerlegt und gerichtet wird, während Necker hundert Seiten brauchte, um ſein Syſtem und ſeine Leiſtungen ins Licht zu ſtellen. Man weiß nicht, ſoll man mehr über die Unwiſſenheit Quesnays in Sachen der Induſtrie, der Geſchichte und der Finanzen, oder über die Anmaßung erſtaunen, womit er, ohne Gründe anzuführen, über einen Mann wie Colbert den Stab bricht; dabei war dieſer ſo unwiſſende Träumer nicht einmal aufrichtig genug, der Vertreibung der Hugenotten zu erwähnen, ja er ſcheute ſich nicht, gegen alle Wahrheit zu behaupten, Colbert habe den Getraidehandel zwiſchen Provinz und Provinz durch eine läſtige Polizei gehemmt.

aus England, um den Aufstand zu unterdrücken, nicht ausbleiben und zuerst in Bombay und Madras landen würden, während der Aufstand im obern Gangeslande, der weiten Entfernung wegen, schon vollendet seyn konnte, ehe Verstärkungen aus England ankamen.

Am 9. Mai 1857 weigerten zu Mirut, unfern von Delhi, 86 Sepoys vom 3. Reiterregiment die Annahme der geschmierten Patronen und wurden deßhalb verhaftet, um bestraft zu werden, plötzlich aber von ihren Kameraden befreit, die englischen Offiziere verjagt oder getödtet, ihre Quartiere verbrannt, Frauen und Kinder ermordet. Eine kleine Zahl englischer Truppen wurde zwar auf kurze Zeit wieder Meister und verjagte die Rebellen. Diese aber eilten nun nach der großen Stadt Delhi und brachten am 11. auch hier alles in Aufruhr. Unverantwortlicherweise hatte die Regierung hier eine zahlreiche Artillerie und Armeevorräthe aller Art einer Besatzung anvertraut, die nur zum kleinsten Theil aus gebornen Engländern bestand, während zugleich viele englische Beamtenfamilien, Geistliche und Kaufleute in der Stadt wohnten. Vergebens wehrte sich eine Handvoll entschlossener englischer Offiziere und Lieutenant Willoughly sprengte sich und an tausend Rebellen mit einem großen Pulvermagazin in die Luft. Fast alle Offiziere des 54. Regiments wurden ermordet, alle Engländer mit ihren Weibern und Kindern, die nicht früh genug durch die Flucht entkamen, wurden unter gräßlichen Martern*) umgebracht. Die Meuterer erbeuteten 150 Kanonen, Pulver und Kugeln in Menge, in den Kassen 2 Mill. Pfund Sterling und machten noch durch Plünderungen so große Beute, daß sie die Last des Geldes nicht zu bergen wußten. Immer neue Rebellen strömten nach Delhi und

*) Der blutgierigste Volkshaß verfolgte die stolzen Ladies, 48 englische Damen und Mädchen wurden erst von den Sepoys, dann vom Pöbel halbtodt geschändet, dann auf's gräßlichste gemartert. Man schnitt ihnen die Nasen ab oder den Leib auf ꝛc. Eine Dame, der man die Gesichtshaut ab- und über den Kopf gezogen hatte, wurde in diesem Zustand nackt umhergejagt.

beneideten die, welche ſich in den erſten Tagen ſo ſehr bereichert hatten. Da keiner dem andern traute, trug jeder ſein Geld bei ſich, und mancher wurde von ſeinen eigenen Landsleuten umgebracht, um ihm die Beute wieder abzunehmen. Indeß ſuchten die Anführer der Anarchie Meiſter zu werden und Delhi zum unerſchütterlichen Bollwerk des Aufruhrs zu machen. Die Stadt war von den Engländern auf's trefflichſte befeſtigt und mit allem verſehen worden, das kam nun den Rebellen zu gut. Um ſich ein ſichtbares und für ganz Indien paſſendes Haupt zu geben, zogen ſie den längſt vergeſſenen Großmogul aus dem Palaſt in Delhi hervor, in welchem er als engliſcher Penſionär lebte, den 92jährigen Akbar, der bereits vor Alter ſtumpfſinnig war, für den aber ſein älteſter Sohn Mirza Mogul eintrat, dem man vorwirft, bei der Mißhandlung und dem Morden engliſcher Damen mitgewirkt zu haben.

Gleichzeitig brach der Aufſtand in allen bengaliſchen Garniſonen aus. Zu Indore, Azimgur, Sitapur wurden alle Engländer ermordet. In Dſchihanpur brachte man ſie alle in einer Kirche um. In Allahabad wurden 16 Offiziere beim Eſſen überfallen und ermordet, dann noch 10 andere, ihre Häuſer verbrannt, engliſche Familien zu Tode gemartert.*) In Kokah, einer Rajputenſtadt, wehrte ſich Major Burton mit zwei ſchönen blühenden Söhnen auf dem Dach ſeines Hauſes verzweifelt, bis das Dach unter ihnen zuſammengeſchoſſen wurde und alle umkamen. Das Gräßlichſte geſchah zu Cawnpur. Hier wurde die kleine Beſatzung unter General Wheeler von einem großen Rebellenhaufen unter Nana Sahib überfallen. Dieſer hatte eine feine Erziehung genoſſen und war im Umgang mit Europäern hochgebildet, haßte aber die Engländer unverſöhnlich, weil ſie ſeinen Anſpruch auf das Erbe des Peiſchwa nicht anerkannt hatten. Als Wheeler ſeine tapfern Leute verloren und keine Lebensmittel mehr hatte, wagte er einen

*) Durch Abſchneiden der Finger und Zehen, Augenausſtechen, Schänden der Weiber und endlich lebendig Verbrennen.

Ausfall, wurde aber durch die Uebermacht zurückgeschlagen und mußte capituliren. Nana Sahib gewährte ihm und den Seinen freien Abzug. Als sie nun ausgezogen waren und auf Kähnen den Ganges hinabfahren sollten, begannen die Inder auf sie zu feuern und tödteten eine Menge. Die Engländer retteten sich an's andere Ufer, wurden aber hier eingeholt und gefangen nach Cawnpur zurückgebracht. Man glaubt, Nana Sahib sey durch das wüthende Volk zu diesem Treubruch gezwungen worden und würde für seine Person menschlicher gehandelt haben. Wheeler, bereits schwer verwundet, wurde ermordet, seine großherzige Tochter tödtete den Soldaten, der sie fortgeschleppt hatte, mit seiner ganzen Familie bei Nacht und stürzte sich in's Wasser. Alle gefangenen Männer wurden abgesondert, um erschossen zu werden. Ihre Frauen wollten sie nicht lassen und umklammerten sie. Alle wurden weggerissen, nur die starke Frau eines Doctors hielt ihren Mann fest und kam mit ihm um. Alle wurden erschossen, 88 Offiziere und 190 Mann, die noch übrig waren. Ihre 120 Weiber und Kinder blieben sodann in dem berüchtigten „gelben Hause" eingesperrt, aus dem sie nur hervorgezogen wurden, um nackt ausgekleidet abgeschlachtet und in einen großen Brunnen geworfen zu werden, am 17. Juli. — Im Norden Cawnpurs entbrannte der Aufruhr durch ganz Oude und im Süden in Gwalior, dem Reich des Scindia.

An andern Orten aber mißlangen die Aufstände der Sepoys, indem die englischen Offiziere noch rechtzeitig die nativen Regimenter entwaffneten. Dies wurde oft mit nur wenig englischen Soldaten bewirkt, so groß war das moralische Uebergewicht der weißen Race unter den dunkelfarbigen Indern, und die Furcht vor der Strafe. Denn unerschrocken pflegten damals kleine englische Garnisonen im Angesicht ungleich zahlreicherer Sepoybataillone die Unruhstifter aufzuhängen und die offenen Rebellen vor die Kanonen zu binden und in Stücke zu reißen. Und mitten in der äußersten Gefahr noch lustig nannten die Engländer jenes „auf nichts tanzen" und dieses „wegblasen". So wurde ganz nahe bei Calcutta in Berhanpur

der erſte Aufſtand unterdrückt. In Calcutta ſelbſt bewaffneten ſich die engliſchen Chriſten und unterdrückten die Gährung unter den Muhamedanern und Hindus. Der verdächtige König von Oude*) aber wurde daſelbſt gefangen geſetzt. Man hat ihn fälſchlich als einen Haupturheber des Aufſtands bezeichnet, während allerdings ganz Oude gegen die Engländer empört war, nirgends aber die Fahne für den abgeſetzten und früher ſchon verhaßten und verachteten König erhob. Henry Lawrence hielt den Aufſtand in Lucknow mit eiſerner Hand nieder, wurde aber in dieſer Stadt durch die Rebellen von Oude und Nana Sahib eingeſchloſſen. In Benares, der heiligſten Stadt der Inder mit zahlreicher und fanatiſcher Bevölkerung, wurde der Aufſtand durch die Treue einiger Sikhregimenter, die ſich von den Engländern hatten anwerben laſſen, unterdrückt. In der großen Stadt Agra retteten ſich die Engländer in die Citadelle. In Patna wurden die Aufrührer überwältigt und grauſam beſtraft, 40 derſelben zugleich von den Kanonen „weggeblaſen“. Ebenſo in Firangpur und auf vielen andern Stationen. Der Aufſtand blieb alſo auf Delhi und Oude beſchränkt. In Lahore und dem Pendſchab behaupteten die Engländer eine Macht, welche ſie in den Stand ſetzte, von da aus Delhi wieder zu nehmen; ebenſo in Calcutta, wohin eiligſt aus England Verſtärkungen geſchickt wurden, um Lucknow zu entſetzen. Die Sikhs und Gorkhas hielten zu den Engländern. Alſo war nicht einmal die ganze Bengalarmee inſurgirt, und in der Madras- und Bombayarmee wurden die Anfänge der Inſurrection rechtzeitig unterdrückt.

Aber auch die Fürſten und Völkerſtämme Indiens unterſtützten die große Revolution der bengaliſchen Sepoys nur ſchwach. Außer Nana Sahib und den Prinzen in Delhi hielten ſich alle übrigen

*) Während ſeine Mutter nach London ging, um wo möglich die Annexion des Reichs Oude rückgängig zu machen. Man gab ihr dort gar keine Audienz, bis die große Revolution begann. Da wurde ſie von der Königin Victoria gütig empfangen, ſtarb aber auf dem Rückweg in Paris.

Fürſten neutral oder halfen den Engländern. Scindia nahm am Aufſtand der Gwaliortruppen keinen Theil und ſammelte ſogar ein Heer, um ſie zu bekämpfen. Auch Holcar blieb treu, nachdem der Aufſtand in ſeiner Hauptſtadt Indore beſiegt war, und der Nizam, in deſſen Hauptſtadt Hyderabad der Aufſtand ebenfalls unterdrückt wurde, ſtarb. Gholab Sing, bisher immer Freund der Engländer, wurde im Sommer 1857 durch Gift hinweggerafft, ohne daß dies eine Aenderung im Norden Indiens bewirkt hätte, denn die Sikhs und Beludſchen des Pendſchab und Sind blieben ruhig. Jung Behadur in Nepal hielt es mit England, der feurige Akbar war geſtorben, ſein alter Vater Doſt Mohamed wollte keinen neuen Krieg mit England wagen. Auch die Birmanen hielten ſich ruhig. Die bengaliſchen Sepoys blieben mithin iſolirt, eine großartige Erhebung des ganzen indiſchen Volkes, aller Stämme und Confeſſionen, wovon Nana Sahib und einige Schwärmer geträumt hatten, kam wieder nicht zu Stande. An vielen Orten zeigte ſich das Landvolk den Engländern ſogar geneigt und half ihnen zur Flucht, weil es ſich weniger vor dieſen, als vor der Raubgier der Sepoys fürchtete.

General Anſon, der oberſte Anführer der engliſchen Truppen in Indien, wartete zu Simla, bis er aus dem Pendſchab Truppen herabziehen konnte, um Delhi zu retten, worüber drei Wochen vergingen. Er ſelbſt ſtarb an der Cholera, die, um den Jammer der Lage voll zu machen, unter den ſchwachen Abtheilungen der Engländer wüthete. Sein Nachfolger Barnard kannte weder Indien noch die Armee und rückte zwar ſchon am 8. Juni vor Delhi, ſtarb aber ebenfalls an der Cholera. Ihm folgte General Reed, der aber mit ſchwachem Geſchütz die feſten Mauern Delhi's nicht nehmen konnte, hinter deren zahlreichen Kanonen die Sepoys ſich muſterhaft vertheidigten. Doch behauptete ſich das kleine Lager der Engländer gegen alle Ausfälle der Sepoys und brachte nach und nach mehr ſchweres Geſchütz herbei. Nirgends zeigte ſich die moraliſche Kraft und das taktiſche Geſchick der Europäer ſo glänzend wie hier, da die Inder ihnen an Zahl und Rüſtung in Delhi

ſo ſehr überlegen waren, und ſie ſich doch nicht von ihnen überwältigen, noch vertreiben ließen. Endlich am 5. Sept. hatten ſie ſich ſo weit verſtärkt, um eine regelmäßige Belagerung Delhi's beginnen zu können, unter General Wilſon. Am 14. aber liefen ſie Sturm und drangen mit großem Verluſt (66 Offiziere und 1178 Mann), aber mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Stadt, in der ſie ſich dann in der Siegesluſt großen Ausſchweifungen überließen. In vielen Häuſern mordeten ſie alles, in andern fanden ſie die blühenden Weiber und Mädchen todt, weil ihnen die Männer, damit ſie den brutalen Siegern nicht in die Hände fielen, die Hälſe abgeſchnitten hatten. In dem phantaſtiſch gebauten alten Palaſt der Moguln ließ ſich der greiſe Akbar ohne Widerſtand verhaften, ſeine Söhne flohen, wurden aber eingeholt und ohne Gnade Mirza Mogul und Mirza Kisra, mit einem Enkel Mirza Abu Buſar erſchoſſen. Daſſelbe Loos erlitten im October auch die Prinzen Mirza Bukta war und Mirza Mendhu. Der alte Akbar aber wurde nur gefangen nach Calcutta geführt. Das große Heer der Sepoys, welches Delhi ſo lange vertheidigt hatte, floh auf beiden Ufern des Dſchuma gegen Agra und wurde raſch von den Engländern verfolgt, die eine Schaar durch Oberſt Greathead, die andere durch General Shower, welche beide die Flüchtigen ereilten und wiederholt zerſprengten. Der Reſt derſelben vereinigte ſich mit den Inſurgenten von Oude.

Während den ganzen Sommer über der heiße Kampf um Delhi entbrannt war, ſammelte General Havelock eine kleine Schaar, um Lucknow zu entſetzen. Er konnte nur ein paar tauſend Mann zuſammenbringen, weil die wenigen Engländer in Indien die feſten Plätze halten mußten und die Verſtärkungen erſt langſam ankamen. In Lucknow aber war Henry Lawrence mit der engliſchen Garniſon und mehr als 400 Frauen und Kindern eingeſchloſſen, die man um jeden Preis vor dem traurigen Looſe derer in Cawnpur ſchützen wollte. Ein ritterliches Gefühl erwachte diesmal in allen engliſchen Herzen. In Oſtindien aber, wo jeder einzelne engliſche Mann

täglich dem Tod in's Auge sehen mußte und wochen-, monatlang kaum eine Aussicht war, dem Untergang zu entgehen, bemächtigte sich der Herzen der rohen Soldaten auch eine religiöse Begeisterung. Havelock betete täglich mit ihnen, weßhalb man seine Leute die „Havelockheiligen" nannte. Eines solchen Aufschwungs der Seelen aber bedurfte es auch, um das Ungeheure zu leisten, was diese eisernen Männer damals vollbrachten, indem sie gegen die enorme Uebermacht Nana Sahib's und der Rebellen von Oude kämpften und zugleich im Rücken von den Gwalior-Mahratten bedroht waren. Nach mehreren glänzenden Gefechten drang Havelock in Cawnpur ein und ließ die Leichen im großen Brunnen feierlich bestatten. Seine Hochländer (Schotten) wurden beim Anblick der ermordeten Weiber und Kinder so wüthend, daß auch sie in Cawnpur kein Geschlecht und Alter schonten und alles niederstießen. Von hier versuchte Havelock nach Lucknow vorzudringen, sah sich aber gezwungen wieder umzukehren, weil er nicht stark genug war und sein kleines Corps durch die Hitze und durch die Cholera schrecklich litt. Am 13. Juli hatte er bei Futtipur gesiegt, da hielt ihn die am 25. zu Dinapur ausgebrochene Revolution auf.

Zu Segawlie an der Grenze von Nepal meuterte ein Native-Regiment und mordete den Stationskommandanten Major Holnes mit seiner Familie. Das rückwirkte auf die nächste Hauptstation Dinapur, wo drei Native-Regimenter von einem englischen entwaffnet werden sollten, aber durch die Fahrläßigkeit des General Lhoyd, der sich gar nicht blicken ließ, entkamen, am 25. Juli. Als ihnen nun das englische Regiment nachsetzte, gerieth es in der Nacht bei Arrasch in einen Hinterhalt, und erlitt schrecklichen Verlust. Man fand später die todten und verwundeten Engländer reihenweise an den Bäumen des Waldes aufgehenkt. Nun meuterten auch andere benachbarte Stationen zu Gya und Hazarabaugh und General Havelock wurde durch diesen Aufstand eine Zeitlang gehindert, gegen Lucknow zu marschiren. Lhoyd wurde abgesetzt und vor ein Kriegs-

gericht geſtellt. Unterdeß rüſtete General Outram, um Havelock zu helfen, und Major Eyre ſchlug die Rebellen vor Dinapur.

Als Outram mit Havelock zuſammentraf, ließ er ihm hochherzig den Oberbefehl und beide rückten vor Lucknow, wo eine fürchterliche Noth herrſchte. Sir Henry Lawrence war mit Männern, Weibern und Kindern in der Citadelle (der ſ. g. Reſidency) eingeſchloſſen, rings umlagert und umheult von wüthenden Rebellen, unter denen die Begum von Oude (Gemahlin des gefangenen Königs) und ihr Liebhaber vorragten. Am 30. Juni machte er einen großen Ausfall, wurde aber von der Sepoy-Artillerie, die bisher bei ihm geblieben war, verlaſſen und mit großem Verluſt zurückgetrieben. Nun konnte er auch das zweite Fort, das er noch beſetzt hatte, nicht mehr halten und ſprengte es mit 250 Centner Pulver in die Luft. Aber der Feind beſchoß nun in dichter Nähe die Citadelle und ein Bombenſplitter verwundete ihn tödtlich, 2. Juli. Major Banks, der ihn im Oberbefehl erſetzte, fiel am 31. durch eine Flintenkugel. Für dieſen trat nun Inglis ein, während Cap. Fulton mit dem größten Geſchick die Hauptſorge der Vertheidigung beſorgte. Der Feind feuerte unaufhörlich, ſo daß Weiber und Kinder, ſich an die Kugeln gewöhnten und ſich nicht mehr darnach umſahen, wenn ſie ihnen in's Zimmer flogen. Die Menge der Todten und Verwundeten mehrte ſich, die Cholera raffte viele Menſchen hin, auch die Blattern zeigten ſich. Die Hitze und der Geſtank in ſo engem Raume wurde unerträglich. Der Feind legte Minen, um die Citadelle in die Luft zu ſprengen, unermüdlich aber gruben die Engländer Gegenminen. Am 20. Juli, 10. Auguſt und 5. Sept. liefen die Rebellen Sturm und brachten die Citadelle in die äußerſte Gefahr, wurden jedoch immer wieder abgeſchlagen. Aber die Noth hatte den höchſten Grad erreicht. Da nahte endlich die Hülfe.*)

*) Eine Dame, welche beim Entſatz von Luknow gegenwärtig war, erzählt denſelben in folgender Weiſe: Wir ſahen den Augenblick herannahen, wo wir von der Erde Abſchied nehmen ſollten. Wir waren entſchloſſen, lieber zu ſter-

Havelock hatte am 21. September die Insurgenten bei Mundurwar zurückgeworfen und sich dadurch den Weg nach Lucknow

---

ben, als uns zu ergeben, und wußten, daß in 24 Stunden alles vorbei seyn würde. Die Genieoffiziere hatten es gesagt, und während wir Frauen uns gegenseitig Muth einsprachen, ließen die Männer uns leichte Arbeiten verrichten, von einer Batterie zur andern Befehle und Proviant tragen, besonders Tassen Kaffee, den wir Tag und Nacht bereiteten. So ging ich mit meiner Gefährtin, Jessie Brown, Frau eines Corporals vom Regimente meines Mannes, aus, um mich nützlich zu machen. Die arme Jessie hatte während der ganzen Belagerung keine Ruhe genossen, und in den letzten Tagen zehrte sie auf erschreckende Weise ab; in fortwährendem Fieberzustande kam es, daß sie von Zeit zu Zeit phantasirte, namentlich heute, wo das Andenken an die Heimath bei ihren Reden eine herzzerreißende Rolle spielte. Von Müdigkeit überwältigt, legte sie sich, in ihren Plaid eingehüllt, auf die Erde nieder. Sie schlief endlich ein, ihren Kopf auf meine Kniee gestützt, tief und fest, ohne Bewegung, ohne lautes Athmen. Auch ich konnte dem Schlafe nicht mehr widerstehen, trotz des unaufhörlichen Kanonendonners. Plötzlich wurde ich durch einen gellenden, übernatürlichen Schrei dicht vor meinen Ohren aufgeweckt. Meine Gefährtin stand neben mir, die Hand nach dem Horizont ausgestreckt, und neigte sich in horchender Stellung nach vorn. Ein Lächeln der Freude verklärte ihr Gesicht; sie faßte meine Hand, zog mich zu sich hin, und rief: „Hört Ihr ihn; hört Ihr ihn endlich? O nein, es ist kein Traum; er ist es, der Hochländer; wir sind gerettet!“ Nach diesen Worten stürzt sie auf die Kniee nieder, und dankte Gott mit inbrünstigem Gebete, während ich ganz verwirrt dastand. Meine englischen Ohren hörten nur den Kanonendonner, und ich glaubte meine arme Jessie noch immer im phantasirenden Zustande. Aber sie flog nach der Batterie hin, und ich hörte sie beständig rufen: „Muth, Muth, Muth! Hört Ihr? Wir bekommen endlich Hülfe.“ Es war unmöglich die Wirkung dieser Worte auf unsere Soldaten zu beschreiben. Einen Augenblick hörte das Feuern auf, und Jeder horchte aufmerksam. Allein ein Gemurmel der Enttäuschung bewies bald, daß man nichts hörte, und die Klagen und das Geschrei der in Masse herbeigestürzten Frauen verdoppelten sich nur, als der Oberst den Kopf schüttelte. Noch einige Minuten — dieser tödtlichen Erwar-

gebahnt. Aber er hatte nur 2800 Mann und die Rebellen in der Stadt waren 50,000 Mann ſtark. Es war mithin keine Möglichkeit, eine ſo große und von ſo viel Truppen beſetzte Stadt zu nehmen. Havelock konnte nur hoffen, die Citadelle zu erreichen, um vielleicht dort die Beſatzung zu befreien und mit ſich zurückzunehmen. Am 25. September ſchlug er ſich durch die Stadt hindurch, wobei er 600 Mann und den General Niell verlor, und kam wirklich in

---

tung, dieſer Hoffnung, welche tödtet —, und Jeſſie, welche beſchämt und erſchöpft auf der Erde lag, ſprang von neuem auf, wie ein wildes Thier, und ſchrie mit einer ſo hellen ſchrillenden Stimme, daß man es auf der ganzen Linie hörte: „Wollt Ihr auch jetzt noch leugnen? Die Campbell kommen, hört Ihr?“ Und in demſelben Augenblicke ſchien es uns, als ſpräche die Stimme Gottes aus der Ferne, als ob der „Pibroch“ der Hochländer uns die Gnadenbotſchaft brächte; denn es war kein Zweifel mehr, dieſes durchdringende, unaufhörliche kreiſchende Geräuſch, das aus weiter Ferne ertönte, konnte weder von dem Marſch der Belagerer, noch von den Arbeiten der Sapeurs, noch von dem Wirbeln der Trommeln herrühren; es war da etwas, das alles übertönte — der Klang der ſchottiſchen Sackpfeife, zuerſt ſchneidend, mißtönig, eintönig, die Rache an den Feinden ankündigend, dann ſanfter, um den Freunden in der Noth Hülfe und Troſt zu bringen. Niemals auf der Erde ſah man eine ſolche Scene. Im Fort von Lucknow gab es nicht ein einziges Herz, das in dieſem Augenblicke nicht ganz Gott angehörte. Alle warfen ſich gleichzeitig auf die Kniee, und man hörte nur das Schluchzen der Frauen und das Gemurmel ihrer betenden Lippen. Als dieſe erſte Bewegung vorüber war, erhob ſich ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei, das weithin ſchallte und dieſen geſegneten „Pibrochs“ neuen Muth eingab, welche auf unſern begeiſterten Ruf: Es lebe die Königin! ſofort mit jenem alten Appell antwortete, der jeden Schotten bis zu den Thränen rührt: „Sollten alte Freundſchaften vergeſſen werden!“ Von nun an machte nichts mehr Eindruck auf mich, und alles, was nachher geſchah, ſchien mir ziemlich gleichgültig. Jeſſie wurde dem General vorgeſtellt, als er einzog, und bei der Offizierstafel trank man auf ihre Geſundheit, während die Pfeifer mit der oben genannten Melodie (should old acquaintances be forgotten) um den Tiſch zogen.

Ausfuhr der rohen Produkte periodiſche Hemmniſſe in den Weg legte, ſo vermehrte er durch Emporbringung der innern Induſtrie die Nachfrage nach landwirthſchaftlichen Produkten dergeſtalt, daß er der Landwirthſchaft jedenfalls erſetzte, was er ihr durch jene Hemmungen ſchadete. Wenn er im Widerſpruch mit einer aufgeklärten Staatspraxis neue Verfahrungsweiſen verſchrieb, und die Fabrikanten durch Zwangsgeſetze nöthigte, dieſelben zu befolgen, ſo iſt zu erinnern, daß dieſe Verfahrungsweiſen jedenfalls die beſten und vortheilhafteſten ſeiner Zeit geweſen ſind, und daß er es mit einem Volke zu thun hatte, welches, durch langen Despotismus in Apathie verſunken, allem Neuen, auch wenn es das Beſſere war, widerſtrebte. Der Vorwurf aber, Frankreich habe durch das Colbertſche Schutzſyſtem einen großen Theil ſeiner einheimiſchen Induſtrie verloren, konnte Colbert nur von einer Schule gemacht werden, welche die Wiederrufung des Edikts von Nantes und ihre verderblichen Folgen gänzlich ignorirte. In Folge dieſer traurigen Maßregel wurden nach Colberts Tode im Lauf von drei Jahren eine halbe Million der fleißigſten, geſchickteſten und wohlhabendſten Bewohner Frankreichs vertrieben, die nun zum doppelten Nachtheil für das Land, das ſie bereichert hatten, ihre Induſtrie und ihre Capitale nach der Schweiz, nach allen proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands, beſonders nach Preußen, nach Holland und nach England verpflanzten. So ruinirten die Intriguen einer bigotten Maitreſſe in drei Jahren das geniale Werk eines Menſchenalters, und ſtürzten Frankreich in ſeine alte Apathie zurück, während England unter dem Schutz ſeiner Verfaſſung und geſtärkt durch eine, alle Energie der Nation aufregende Revolution, mit fortwachſendem Eifer an dem Werke Eliſabeths und ihrer Vorgänger ohne Unterlaß fortbaute.

Der traurige Zuſtand, in welchen die Induſtrie und die Finanzen Frankreichs durch lange Mißregierung geſtürzt worden waren, und der Anblick des hohen Wohlſtands von England, erregte, kurz vor der franzöſiſchen Revolution, die Nacheiferung der franzöſiſchen Staatsmänner. Eingenommen von der hohlen Theorie der Oekonomiſten, ſuchten ſie, im Widerſpruch mit Colbert, das Heilmittel in Herſtellung des freien Verkehrs. Man glaubte den Wohlſtand Frankreichs mit einem Streich reſtauriren zu können, wenn man ſeinem Wein und Branntwein in England

die Citadelle. Aber er konnte ſie nicht mehr verlaſſen, er hatte ſchon zu viel Verluſt erlitten, um noch mit dem Reſt der alten Beſatzung und den Weibern und Kindern den Rückweg durch die Unzahl der Feinde erzwingen zu können, die ſich um die Mauern der Citadelle wieder wie ein brauſendes Meer zuſammenſchloſſen. Er ſelbſt war nun mit denen gefangen, die er hatte befreien wollen. Aber ſchon war Colin Campbell als Oberbefehlshaber in Calcutta angekommen und führte 7000 Mann herbei, ihn und Outram zu befreien. Ohne durch das Gwaliorheer gehindert zu werden, kam er am 14. November nach Lucknow, verſuchte aber nicht mehr wie Havelock durch die Stadt zu dringen, ſondern näherte ſich der Citadelle von der Seite, wo ſich die Rebellen durch zwei große Gebäude geſchützt glaubten, erſtürmte dieſe letzteren und reichte endlich am 16. Havelock und Outram die Hand. An eine Eroberung der volkreichen Stadt durfte auch Campbell noch nicht denken, aber er hatte genug erreicht, indem er die Eingeſchloſſenen befreite und glücklich aus der Citadelle brachte, die er dem Feinde ſofort überließ. Havelock ſtarb am 25. November an der Cholera, ſein Andenken wurde in England hochgeehrt.

Zwei Tage nach dem Tode des Helden wurde ein vorgeſchobenes Corps der Engländer unter General Windham von den Gwaliortruppen überfallen und geſchlagen, ſein Lager von 3000 Zelten erobert, am 27. Aber Campbell rächte dieſe Niederlage durch einen glänzenden Sieg am 7. December, und kämpfte mit Outram den ganzen Winter hindurch gegen die Reſte der Gwaliortruppen, die Rebellen von Oude und die aus Delhi Geflüchteten. Er ſelbſt ſiegte am 27. December und 11. Januar 1858, Outram am 22. Dec., 12. und 16. Jan. Die anfangs große Zahl der Sepoy-Inſurgenten ſchmolz nun nach und nach zuſammen, indeß Campbells Heer ſich mehrte. Man ſchickte ihm immer mehr Verſtärkungen aus Calcutta und er commandirte endlich 25,000 Engländer, während ihm aus dem Pendſchab 15,000 Sikhs und aus

Nepal von Jung Bahadur*) entſendet 20,000 Gorkhas zuzogen. So gelang es ihm, nach einem hartnäckigen Kampf vom 10. bis 13. März Lucknow zu erobern, ſodann Indore zu ſäubern, wo er 200 Gefangene henken ließ, und durch die Generale Hugh Roſe und Inglis Jhanſi und Calpi den Gwaliortruppen zu entreißen. In Bithore wurden in einem Brunnen Nana Sahibs Schätze entdeckt und erbeutet. Die Rebellenhaufen wurden allmählig immer dünner, die Kanonen ihnen größtentheils abgenommen. Der Krieg engte ſich auf Oude und Rohilcund ein und wurde immer mehr nur Guerillakrieg. Einen bedeutenden Sieg erfocht Hope Grant bei Nawabgunge im Sommer, und General Michel bei Bohahg im Herbſt über Tantia Topi, dem letzten großen Helden des indiſchen Aufruhrs. Von nun an wurden die Rebellen nur noch wie Räuber verfolgt, führten aber noch manchen kühnen Streich aus, da ſie in den undurchdringlichen Dſchungeln des Landes Oude Verſtecke genug fanden. Tantia Topi ließ ſich im December durch den General Park 451 engliſche Meilen weit im unwegſamſten Terrain verfolgen und entkam ihm dennoch, eben ſo im Januar 1859 dem General Shower, aber am 7. April wurde er durch einen Verräther gefangen und den Engländern ausgeliefert. Er war ein echter Mahratte mit kühnen dunkeln Augen, Achtung gebietend als Krieger und Patriot, aber die Engländer ließen ihn unbarmherzig henken, zu Sipri am 18. April. Auch alle übrigen Häuptlinge-

*) Jung Bahadur iſt ein Gentleman wie Nana Sahib. Er war ſogar in England und verliebte ſich hier in eine edle, ſehr ſchöne Dame. Nach langen Bitten nahm ſie einen koſtbaren Ring von ihm an, und er ſchwor ihr, zu thun, was ſie wolle, wenn ſie ihm je dieſen Ring als Wahrzeichen überſchicke. Nun habe, berichten engliſche Blätter, die Dame ihm den Ring geſchickt und von ihm verlangt, er ſolle ihren engliſchen Landsleuten im Kampf gegen ſeine rebelliſchen Landsleute beiſtehen und die in Lucknow eingeſchloſſenen Damen retten helfen, und als echter Ritter habe er ihrem Befehl gehorcht.

unterlagen, am 9. Nov. 1857 Nan Sing bei Kudry, am 17. Dec. Feroze Schah, ein entkommener Sohn des Königs von Delhi, bei Ramonda, am 5. April 1858 Rao Sahib bei Baroda, am 9. Mai Kuer Sing in den Dschungeln von Dschadschpur, am 11. Mai der Prophet Mulawi bei Schadschampur. Im Juni wurde dieser Unglückliche, der sein Volk noch in der letzten Stunde zu begeistern suchte, und auf dessen Kopf 100,000 Rupien gesetzt waren, von einem Verräther ermordet und sein Kopf den Engländern gebracht. Auch Rao Ram wurde gehenkt, der Raja von Shorapur erschoß sich, als man ihm Ketten anlegte, die Rajahs von Naggar und Satasi entleibten sich im Kerker. Surforaz Chan nahm Gift. Nur Nana Sahib und die beiden heroischen Frauen, die Begum von Oude und die Rani von Jhansi, entkamen nach Nepal, von wo Jung Bahadur sie nicht auslieferte.

Das war das klägliche Ende des großen Aufstands. Die Engländer blieben überall Meister. Das am 28. Juli 1859 veranstaltete Dankfest für die Besiegung des Aufruhrs bildet dessen Schlußpunct. Schon während des Kampfes hatte Canning ein milderes System empfohlen, die grausamen Hinrichtungen mißbilligt und die Inder zu beruhigen gesucht.*) Der greise König von Delhi wurde zu Calcutta vor Gericht gestellt und mit allen Formalitäten der altenglischen Justiz verhört, wobei herauskam, ein persischer Agent habe ihn zum Aufruhr verleitet, eine wertblose Notiz, da Persien nichts that, um den Aufruhr zu unterstützen. Man begnügte sich, den alten Mann auf eine Insel zu verbannen. Dasselbe widerfuhr

*) Er duldete sogar eine kleine Christenverfolgung durch die Heiden. Im Winter von 1858 — 1859 wurden in der Provinz Travankar an der Südspitze Vorderindiens die von katholischen Missionären bekehrten Sudraweiber durch die Sudras gewaltsam bis auf die Hüften entblößt, weil alle Sudraweiber den Oberleib entblößt trugen und die englische Regierung die Sitten und Rechte der Kasten zu schützen versprochen habe. Die Frauen widersetzten sich, worauf 70—80 Häuser der Missionäre und der Bekehrten niedergebrannt wurden.

dem Nabob von Farakabad, der erſt gehenkt werden ſollte, weil er am Morde vieler Engländer Schuld war. Dagegen wurde Jung Bahadur von Nepal durch einen 200 engliſche Meilen langen Strich Landes, für ſeine Hülfe belohnt.

In England wurde lebhaft geſtritten, wie man Oſtindien jetzt behandeln ſolle. Die oſtindiſche Compagnie ſchien ſich überlebt zu haben, mit Zuſtimmung des Parlaments hob daher die Königin das Privilegium derſelben auf und nahm ſelbſt die Regierung Oſtindiens durch einen Staatsſecretair für Indien in die Hand, 8. Aug. 1858. Am meiſten Bedenken erregte die dem Miniſterium zufallende Patronage, ſofern die Beſetzung aller Stellen in Indien künftig Parteiſache der jeweilig Miniſteriellen werden müſſe. Daß die bisherige Abſperrung Indiens ein Ende nahm und die Concurrenz im Handel dahin frei gegeben wurde, ſchien die engliſchen Niederlaſſungen in Indien vermehren zu müſſen. Neu war auch die Errichtung eines vierten Gouvernements im Pendſchab neben Calcutta, Madras und Bombay. Die neue Regierung ſicherte überall den einheimiſchen Religionen, Geſetzen und Sitten Schutz zu, wie bisher.

Die Auflöſung der Compagnie hatte auch rechtlich die Entlaſſung ihres Heeres zur Folge. Welche Soldaten in Indien blieben und der Königin Victoria dienen wollten, mußten eine neue Huldigung leiſten. Man verlangte nun aber, ſie ſollten ohne Handgeld fortdienen. Eine große Menge von ihnen aber wollte nach ſo entſetzlichen Anſtrengungen und Leiden in die Heimath zurückkehren. Die Regierung dagegen brauchte Truppen, ſuchte daher die Soldaten auf alle Art zurückzuhalten, und als dennoch 5000 Mann nicht nachgaben, wurden dieſe Tapfern, welche England ſo große Dienſte geleiſtet hatten, mit ſchnödem Undank gelohnt, indem man ſie auf den Schiffen ſo elend hielt, daß ihrer 600 unterwegs verſchmachteten und die übrigen als Bilder des Elends in Liverpool landeten. Der Dienſt in Indien iſt auch im Frieden wegen der Hitze des Climas ſo verderblich, daß von 10 Mann daſelbſt jährlich einer ſtirbt, die ganze Armee alſo

alle zehn Jahre vollständig erneuert werden muß. Um Oſtindien gegen die Rebellen behaupten zu können, hatte England um jeden Preis mit Frankreich Frieden zu erhalten geſucht und nach und nach 110,000 Mann nach Indien geſchickt. So viele und mehr braucht es jetzt, um die 180 Millionen Eingebornen in Unterwürfigkeit zu erhalten, nachdem es ſich der Sepoys nicht mehr bedienen kann und auch die Sikhs, Gorkhas ꝛc. unzuverläſſig ſind. Man muß beinahe zweifeln, ob England auf die Dauer ſo viele europäiſche Truppen in Oſtindien wird unterhalten und regelmäßig erneuern können.

Die Unzufriedenheit im indiſchen Volk hat nicht aufgehört, weil auch ſeine Mißhandlung immer noch fortdauert. Aller Grund und Boden gehört der Regierung, es gibt keine Grundbeſitzer in Indien, nur Pächter und Afterpächter. Die ärgſten Schinder des Volks aber ſind die Zemindars oder Pachteintreiber, Steuerpächter, und die Producenten im Großen, welche bedeutende Flächen Landes durch gemeine Arbeiter (Reyols) mit Baumwolle, Opiummohn, Indigo ꝛc. bebauen laſſen. Dieſe Producenten und ihre Verwalter ſorgen dafür, daß die armen Reyols ihnen immer ſchuldig bleiben und ſich daher viel von ihnen müſſen gefallen laſſen. Ihr unerträglicher Druck hat die Reyols in Bengalen ſeit 1859 zu einem Aufſtand gebracht. Auch gibt es immer noch patriotiſche Schwärmer in Indien, die auf eine neue große Erhebung des Volks hoffen und unter den Mahratten ſoll 1860 ein myſteriöſer Topf, wie 1857 die Kuchen, von Dorf zu Dorf gehen.

Wir werfen nur noch einen Blick auf die oſtindiſchen Inſeln. Die große Inſel Ceylon wurde 1798 den Holländern durch die Engländer abgenommen, beide aber beſaßen nur die zimmetreichen Küſtenſtriche, im Innern des Landes behauptete ſich noch immer der einheimiſche König von Candy. Dieſen zu unterwerfen kam General Macdowall mit einem engliſchen Corps, fand jedoch die ganze Stadt leer und wurde durch climatiſche Fieber bald zum Rückzug gezwungen. Erſt 1815 gelang es den Engländern, in

einem zweiten Kriege ſich des weltberühmten Buddha-Zahns zu bemächtigen, an deſſen Beſitz nach dem Volksglauben die Herrſchaft über die Inſel geknüpft iſt. Der König wurde gefangen. Im Jahr 1848 ließ ſich ein Nachkomme dieſes armen Fürſten krönen, wurde aber von Lord Torrington, dem engliſchen Gouverneur der Inſel, bald wieder geſtürzt.

Die große Inſel Borneo wurde den Engländern durch die von dort ausgehende Seeräuberei gefährlich, weßhalb Lord Cochrane 1846 den dortigen Sultan durch einen Küſtenangriff züchtigte. Der engliſche Reſident Brookes in Sawarak führte als Rajah förmliche Kriege auf der Inſel und erwarb England 1849 das kohlenreiche Labuan als Station. Auch unterdrückte er 1857 einen Aufſtand der chineſiſchen Coloniſten. Doch wurden 1859 eine Anzahl Miſſionäre, darunter vier mit Frauen und Kindern von den Eingebornen ermordet.

Auf der Inſel Java haben die Holländer immer noch ihre Hauptniederlaſſung mit der großen Handelsſtadt Batavia. Nur während der Kriege unter Napoleon kam die Inſel eine kurze Zeit unter engliſche Herrſchaft, wurde jedoch im Frieden den Holländern zurückgegeben. Dieſe beſtanden zuweilen einen Krieg mit den Eingebornen und mit dem kleinen Inſelreich Bali, immer glücklich. In Batavia häufte ſich großer Reichthum, der aber die nüchternen Holländer, zumal in dieſem heißen Clima, ziemlich ſittenverderbt machte. Am meiſten bekamen ſie auf der benachbarten großen Inſel Sumatra zu kämpfen. Hier beſaßen ſie ſchon längſt das kleine Königreich Palembang. Sie wurden 1819 durch einen Aufſtand von dort vertrieben und konnten es nach hartnäckigem Kampf und mehrfachen Niederlagen erſt 1822 wiedererobern. Um ſich hier auf Sumatra zu verſtärken, verkauften ſie den Engländern ihre Beſitzungen auf dem Feſtland von Malakka für Benkulen auf Sumatra, kamen aber dadurch ſeit 1824 in neue Kämpfe mit den benachbarten Vopen, während ihnen gleichzeitig auf Java ſelbſt die Empörung des Diepo Negoro viel zu ſchaffen machte. Aber

1830 nahmen ſie dieſen letzteren gefangen und erfochten zugleich glänzende Siege auf Sumatra, indem ſie Kandies und 1833 Linda, 1837 auch Bonjol und endlich 1838 Dulodulo, die Hauptſtadt der Kottaländer, und ſomit die ganze Weſtküſte Sumatras eroberten. Während dieſer Landkriege vernichteten ſie 1835 auch die Seemacht des Corſaren Deyik. Die Kämpfe und kleinen Eroberungen auf Sumatra dauerten bis auf die neueſte Zeit fort. Der merkwürdigſte Volksſtamm auf dieſer großen Inſel ſind die Battas, welche mancherlei Spuren von Verſtand und Bildung zeigen und doch noch Menſchen freſſen. — Auch auf Borneo und Celebes mußten die Holländer zuweilen kleine Kriege mit den Piraten führen; 1859 verjagten ſie die einheimiſche Königin aus Bari auf Celebes.

Auf dem Feſtland von Hinterindien an der Oſtküſte Aſiens liegen noch zwei Reiche, in denen wie die Bevölkerung, ſo die Verfaſſung eine Miſchung des indiſchen mit dem chineſiſchen Weſen darſtellt. Die Religion iſt buddhiſtiſch und ſehr ceremonienreich, die Verfaſſung despotiſch. In Siam wird ein weißer Elephant als Verkörperung des Gottes Buddha angebetet. Die Hauptſtadt Bongkok zeigt phantaſtiſche von Gold ſtrahlende Paläſte, das Volk aber wird in der tiefſten Erniedrigung gehalten, jeder Menſch iſt dort Sclave und nirgends in der Welt wird ſo viel geprügelt, wie hier. Doch zeigte ſich der allgebietende Monarch Somdetſch Phra im Jahr 1856 den Europäern geneigt und ſchloß Handelsverträge mit England, Frankreich und den V. Staaten ab.

Das benachbarte Reich Cochinchina zeigte ſich nicht ſo freundlich. Im Königreich An-Nam, deſſen nördlicher Theil Tung-King an China, deſſen ſüdlicher Theil Cochinchina an Siam grenzt, war in der Mitte des 18. Jahrhunderts die legitime Dynaſtie vertrieben worden, ohne daß ſich eine neue hätte feſtſetzen können. Der Erbe der alten Dynaſtie, Gia Long, kam mit franzöſiſchen Miſſionären in Berührung, die ihn 1787 nach Paris ſchickten. Ludwig XVI. verſprach ihm Wiedereinſetzung auf ſeinen Thron und

ließ ſich dagegen ein Gebiet zum Behuf einer feſten franzöſiſchen Niederlaſſung von ihm abtreten. Allein die franzöſiſche Revolution hinderte die Ausführung des Plans. Statt der verſprochenen ſieben Regimenter mit einer Million Subſidien kamen nur 20 franzöſiſche Offiziere, die aber hinreichten, Gia Longs kleine Macht auf europäiſchen Fuß einzurichten, Kanonen für ſie gießen zu laſſen und ihm dadurch eine ſolche Ueberlegenheit zu verſchaffen, daß er ſchon 1797 Cochinchina und 1802 auch Tunq-King erobern konnte. Von nun an aber ſagte er ſich von allen Verbindlichkeiten gegen die Europäer los und theilte den Haß ſeines Volks gegen dieſelben. Sein Nachfolger Minh Menh war noch feindſeliger und ließ alle chriſtlichen Miſſionäre, namentlich franzöſiſche und ſpaniſche, grauſam hinrichten. Von dieſem Fürſten wird bemerkt, er habe ein eigenes Religionsſyſtem erfunden, d. h. einen moraliſchen Katechismus in der langweiligen chineſiſchen Manier. Ihm folgte 1842 Thiron-tri, der viel mit Siam zu kämpfen hatte, deſſen Nachfolger Tuduk aber die Chriſtenverfolgung erneuerte, ſo daß 1856 eine franzöſiſche Flotille unter Cap. Collier und 1858 eine noch größere franzöſiſch-ſpaniſche Expedition unter Admiral Rigault die Cochinchineſen züchtigen ſollte. Allein obgleich ihre Schiffe die Städte Turan und Hue beſchoſſen, konnten ſie doch nicht ins Innere des Landes eindringen und litten ſehr durch das Clima.

Zwölftes Buch.

China und Japan.

Die große mongolische oder gelbe Menschenrace, die zahlreichste auf Erden, bewohnt den weiten Osten Asiens und hat ihren politischen Mittelpunct in dem chinesischen Reiche. Auf den Inseln neben China ist das ihm sehr ähnliche Reich Japan entstanden. Der mongolische Einfluß erstreckt sich auch noch auf die hinterindischen Reiche Cochinchina, Siam und Birma, und ein guter Theil Mongolen (Kirgisen, Buräten, Baschkiren, Kalmücken ꝛc.) sind Rußland unterworfen.

Das chinesische Reich besteht aus den weiten und fruchtbaren Ebenen, welche von den vorderindischen Gebirgen und von der Wüste Gobi aus zwischen prächtigen Strömen sich bis zum stillen Meere hin erstrecken, und sodann aus den nördlich und westlich dieses üppige Culturland umgebenden Hirten- und Steppenländern der Mandschurei, Mongolei, Songarei und Bucharei. Ferner gehört zu ihm der wunderbare buddhistische Priesterstaat Tibet mit ungeheuren Gebirgen, nordwärts vom indischen Nepal, und gegen Japan hin die cultivirte Halbinsel Korea. Dieses chinesische Gesammtreich ist von 350—400 Mill. Menschen bewohnt.

Das chinesische Volk ist seit viertausend Jahren hochgebildet und hat seine Geschichte in einer reichen Literatur aufgezeichnet.

Es kannte den Bücherdruck, das Papier, das Schießpulver und den Compaß schon lange vor den Europäern. Seine Industrie ist eben so alt und im höchsten Grade vervollkommnet. Man findet noch in ägyptischen Gräbern von viertausendjährigem Alter chinesische Porcellangefäße von derselben Schönheit, wie die heutigen, ganz verschieden von den ägyptischen, aus China selbst stammend. Im 13ten Jahrhundert führten die Mongolen, als sie verheerend in Europa einfielen, chinesische Kanonen mit sich, welche man für feuerspeiende Drachen hielt. Dieses uralte Culturvolk hätte demnach Anspruch darauf gehabt, seine Bildung über die ganze Welt zu verbreiten. Allein ein sonderbarer Instinkt trieb es an, sich nach außen abzuschließen, jeden Verkehr mit dem Ausland und andern Racen zu meiden. Und bei allem seinem Wissen entbehrt es doch die Gemüthstiefe und Charaktergröße der weißen Race, sowie deren natürliche Schönheit. Die schiefen Augen, Stumpfnasen und breiten Backenknochen des Mongolen verrathen auf den ersten Blick eine vom Menschheitsideal abweichende Specialität, welche zwar nicht so tief steht, wie die dunkleren Racen, aber auch nicht zur höchsten Race und zur eigentlichen Weltherrschaft berufen ist.

Nirgend in der Welt ist der Ackerbau und auch die Industrie so verfeinert, wie in China, weil das Land ungeheuer übervölkert ist und man alles benutzen muß, um sein Leben zu fristen. Daher ist auch hier der Luxus und die Verweichlichung der Reichen eben so groß, wie das Elend der Armen, und das Laster, dem beide verfallen. Das dauert nun schon Jahrtausende so fort. China ist längst durch und durch blasirt. Es kann keine andere Regierung ertragen, als die despotische. Es ist keiner sittlichen Reform fähig. Von Zeit zu Zeit gelingt es einer verhältnißmäßig kleinen Horde, welche beutegierig aus dem hohen Steppenlande daherbraust, das ganze wohlorganisirte, aber altersschwache und entnervte Reich zu erobern und eine neue Dynastie zu gründen, die aber auch bald in Wollüsten untergeht und von einer neuen verdrängt wird. Der jeweilige Kaiser herrscht durch seine Beamten (Mandarinen), die

einen größeren Markt verschaffte, und dagegen den englischen Fabrikaten unter billigen Bedingungen Eingang verstattete. England, entzückt über diesen Antrag, gewährte Frankreich eine zweite Auflage des Methuen treaty (1786); eine Copie, die bald in Frankreich nicht minder verderbliche Wirkungen erprobte als das portugiesische Original. Die Engländer, an die starken Weine der Halbinsel gewöhnt, vermehrten ihre Consumtion nicht in dem Maßstabe, wie man erwartet hatte. Dagegen sah man mit Schrecken, daß die Franzosen den Engländern nur Mode- und Luxusartikel zu bieten hatten, deren Totalbetrag unbedeutend war, während die englischen Fabrikanten in allen Gegenständen der ersten Nothwendigkeit, deren Totalbetrag sich ins Unermeßliche belief, die französischen Fabrikanten in der Wohlfeilheit der Preise sowohl, als in der Qualität der Waaren und in Gewährung des Credits weit überbieten konnten. Als nach kurzer Concurrenz die französischen Fabriken an den Rand des Verderbens gebracht worden waren, während der französische Weinbau nur wenig gewonnen hatte, suchte die französische Regierung durch Aufhebung des Vertrags den Fortschritten des Ruins Einhalt zu thun, gewann aber nur die Ueberzeugung, daß es viel leichter sey, blühende Fabriken in wenigen Jahren zu ruiniren, als ruinirte Fabriken in einem Menschenalter wieder emporzubringen. Die englische Concurrenz hatte in Frankreich einen Geschmack an englischen Waaren erzeugt, der noch lange Zeit einen ausgedehnten, schwer zu unterdrückenden Schmuggelhandel zur Folge hatte. Nicht so schwer konnte es den Engländern fallen, nach Aufhebung des Vertrags ihren Gaumen wieder an die Weine der Halbinsel zu gewöhnen.

Ungeachtet die Bewegungen der Revolution und die unaufhörlichen Kriege Napoleons der Prosperität der Industrie wenig förderlich seyn konnten, ungeachtet die Franzosen während dieses Zeitraums den größten Theil ihres Seehandels einbüßten, gelangten die französischen Fabriken, während des Kaiserreichs, einzig durch den ausschließlichen Besitz des innern Marktes, zu einem höheren Flor als zur Zeit des ancien régime. Dieselbe Beobachtung machte man auch in Deutschland, und in allen Gegenden, auf welche das Continentalsystem sich erstreckte.

Mit dem Fall Napoleons faßte auch die Concurrenz Englands, bisher auf den Schmuggelhandel beschränkt, wieder Fuß auf dem

aus den Schulen hervorgehen. Einen Adel oder Kastenunterschiede, wie in Indien, gibt es hier nicht. Jeder kann emporsteigen, wenn er einen guten Kopf oder Glück hat. Die Religion der Mongolen war ursprünglich Schamanismus, ein rohes und grobes in Nordasien noch jetzt herrschendes Heidenthum, dessen Priester aus den Tönen einer Zaubertrommel weissagen. Aber schon lange hatte der weise Kon-fu-tse (Confutius) den Chinesen ein pantheistisches Religionssystem aufgedrungen, welches mit dem nüchternsten und geistlosesten Rationalismus eine kühle Moral verband und ganz zu ihrem Naturell paßte bis von Indien herüber der Buddhismus einen großen Anhang beim Volke fand. Der Buddhismus, der in Indien selbst alle Casten aufgelöst hatte und nur eine völlig gleiche Gemeinde unter dem ewig lebenden (immer wiedergebornen) Gottkönig Buddha mit weltlicher und Klostergeistlichkeit bildete, empfahl sich durch seine Humanität und Milde. Seine Hierarchie bildete sich am vollkommensten in Tibet aus, wo zu Lassa der Gott allstets in einem schönen Knaben (dem Dalai Lama) wiedergeboren wurde und nie das reifere Alter erreichte, sondern immer wieder bald in einen andern schönen Knaben überging. Im Cultus wurden keine Menschen- noch Thieropfer geduldet, er näherte sich vielmehr auffallend dem christlichen. Der Altardienst, eine Art Abendmahl, die Blumen und Lichter in der Kirche, die Gefäße, die Glocken, endlich die Mönchs- und Nonnenklöster des Buddhismus haben so viel dem Katholicismus Verwandtes, daß schon zur Zeit der Kreuzzüge die Fabel entstand, weit hinten in Asien bestehe ein christliches Reich unter dem s. g. Priester Johannes.

Im 17. Jahrhundert war die Ming-Dynastie gestürzt worden durch eine Horde wilder Mandschuren, welche von Nordosten her eingedrungen waren und Peking zur Hauptstadt des Reichs gemacht hatten. Im Jahre 1736 bestieg der Mandschu Kien-Long den Thron, ein ausgezeichneter Mann, als wäre es uns auch in Asien damals, wie in Europa, an großen Fürsten nicht fehlen sollen. Obgleich noch ein grober Heide und Anhänger des

Schamanismus, erkannte er doch die Macht des Buddhismus und glaubte ohne denselben mit den fanatischen Anhängern des Kon-fu-tse, welche zugleich die der Ming-Dynastie waren, nicht fertig werden zu können. Deshalb setzte er schon 1746 den Dalai Lama zu Tibet unter die Vormundschaft seiner Mandarinen und unterwarf 1753 das buddhistische Kalmukenreich der Bucharei, indem er nach einander die Fürsten Dawatsi und Amursana, welche dort um den Thron stritten, besiegte. Von hier aus unterwarf er 1757 auch das muhamedanische Reich der Turkomannen in Kaschwar. Schwieriger waren seine Kämpfe mit Birma 1767. Das Heer, welches er dahin schickte, um sich Birma tributbar zu machen, unterlag den Strapazen in den unwegsamen Gebirgen, und was davon nicht unterging, mußte in Birma gefangen zurückbleiben. Nicht besser erging es später einer Expedition nach Cochinchina. Am heißesten war der Kampf der Chinesen mit einem äußerst tapferen Gebirgsvolk an den Grenzen von Shetschura, dessen Fürst Sonom endlich, als er eine Sühne annahm, verrätherisch und auf die grausamste Weise mit seiner ganzen Familie hingerichtet wurde. Während dieses Krieges erhob sich im Innern des Reiches selbst die große Partei, welche kirchlich dem System des Kon-fu-tse, politisch der alten Mingdynastie anhing und sich Pe-lien-kiao, Secte der weißen Wasserlilie (Nenuphar) nannte. Wongkong aber, den sie in der Provinz Schongtong als Gegenkaiser vom Stamme der Ming aufstellte, wurde von den Mandschuren besiegt und verbrannte sich in seinem Hause. Eine Menge Hinrichtungen dämpften diesen gefährlichen Aufruhr. Unterdeß erfuhr der Kaiser, wie viel Willkür sich seine Mandarinen erlaubten, und strafte sie dadurch, daß er ihnen ihre gesammelten Schätze wegnahm. In Tibet aber hatten sie den armen Lama so gedrückt, daß dieser selbst nach Peking kam, den mächtigen Mandschu um Schutz anzuflehen, 1780. Diese Reise des buddhistischen Papstes zum weltlichen Kaiser entspricht vollkommen der fast gleichzeitigen Reise des römischen Papstes Pius VII. zum Kaiser Joseph. Wahrscheinlich war die Reise von

Kien-Long befohlen, um die Buddhiſten ſeines Reiches zu überzeugen, daß ihr Wohl allein von ihm abhinge und um ſie durch ſeine Gunſt zu gewinnen, da er ſich auf ſie gegenüber den Anhängern der Mings ſtützen wollte. Der arme Dalai Lama ſtarb in Peking an den Blattern, es fand ſich aber bald ein neuer, mit dem der Kaiſer in gutem Vernehmen blieb. Während der Abweſenheit des Lama waren die Gorkhas von Nepal aus in Tibet eingefallen und hatten den reichen Tempel von Laſſa geplündert, Kien-Long ſchickte ihnen aber ſeine beſten Truppen nach und ließ das Geraubte zurückholen. Später bekam er noch einige Rebellionen zu überwältigen, 1786 auf der Inſel Formoſa und 1790 in Shetſchura.

Mit Europa kam dieſer mächtige Herrſcher nur in ſehr geringe Berührung. Die alte portugieſiſche Handelsniederlaſſung auf Macao in der Nähe von Canton vegetirte noch fort, auch die Holländer trieben hier ihren Handel in der Stille, indem ſie ſich alle Erniedrigungen und Grobheiten der Chineſen gefallen ließen. Miſſionaire wurden nicht geduldet. Da ſie ſich noch von früheren Zeiten her trotz der Verbote einſchlichen, erließ der Kaiſer 1753 ein ſtrenges Edict und ließ ohne Gnade alle Miſſionaire und chineſiſche Chriſten hinrichten. Im Jahre 1742 kam das erſte engliſche Kriegsſchiff unter Admiral Anſon nach China und imponirte den Chineſen ſehr, da Anſon weit entfernt war, ſich ſo feig gegen ſie zu benehmen, wie die Portugieſen und Holländer. Im Jahre 1779 kam der berühmte Weltumſegler Cook nach China, und ſeine Matroſen verkauften dort die Pelze, die ſie aus Kamtſchatka mitgebracht hatten, um ſo hohe Preiſe, daß die engliſche Speculation bald auf einen Pelzhandel aus den amerikaniſchen Colonien nach China Bedacht nahm, und ſchon 1787 bildete ſich in Boſton eine Handelsgeſellſchaft zu dieſem Zweck. Man duldete den Handel in China, aber nur als Privatſache. Lord Macarthney kam 1793 als brittiſcher Botſchafter nach Peking, um einen Handelsvertrag abzuſchließen, wurde aber mit dem äußerſten Stolze abgefertigt.

Kien-Long ſtarb 1795 in hohem Alter. Obgleich ein Barbar,

hatte er doch neben großer Thatkraft auch einen schlauen Verstand, große Staatsweisheit und eine überraschende Liebe zu den Wissenschaften entwickelt. Er ließ eine Encyclopädie alles Wissenswerthen verfertigen und drucken, in nicht weniger als 168,000 Bänden. Er schrieb seine Selbstbiographie und verschiedene Gedichte auf die Theepflanze, auf die schöne Gegend von Mukden und auf die Eroberung des Kalmukenreichs. Sein Sohn und Nachfolger Kia-king war dagegen ein fauler und feiger Weichling, der alle seine männliche Verwandte und alle Großen des Reichs, die ihm an Verstand und Energie überlegen waren, sogleich einkerkern ließ und unter Weibern und Comöldanten ein nichtswürdiges Leben führte. Das ermuthigte die Secte der Wasserlilie, sich nochmals zu erheben 1796, und nun begann ein furchtbarer Kampf, der bis 1804 fortdauerte. Die Mandschuren wurden anfangs besiegt. Während eines heftigen Gewitters von den Insurgenten überfallen, kam fast ihr ganzes Heer um. Der neue kaiserliche General Hot-schong-tong wetteiferte mit den Rebellen in der Plünderung der Provinzen, bis der Kaiser ihm seine Schätze wegnehmen und ihn hinrichten ließ. Der Aufruhr wurde eigentlich nicht besiegt, erstickte aber von selbst, indem das ganze Land erschöpft war. Das Elend fraß die Secten auf, die es hervorgerufen hatte. In Peking selbst brach eine Verschwörung aus, die Mörder waren dem Kaiser ganz nahe, als er gerettet wurde und tief erschüttert das Gelübde that, künftig besser zu regieren.

Die Verwilderung der Chinesen unter diesem Kaiser war so groß, daß sich eine zahlreiche Seeräuberbande bildete, welche das Blut der Mandschu trank und ihr Fleisch aß. Fanatische Chinesen, welche keinen Mandschu leiden konnten, und da sie ihrer auf dem Lande nicht Meister wurden, nun auf der See lebten. Ihr Anführer Tsching-je ertrank im Meere, sein Weib Je aber übernahm nun den Oberbefehl als Amazone und siegte über die Mandschuren. Da verliebte sich der junge Opotai in sie, obgleich sie älter war als er, und gerieth, als sie ihn stolz abwies, in solche

Wuth, daß er einen Anhang sammelte, seine Geliebte in einer Seeschlacht überwand und zu den Kaiserlichen überging. Sie aber, jetzt zu schwach, machte gleichfalls mit den Kaiserlichen Frieden und privatisirte nachher noch lange in Canton, wo sie mit ihrem Galan Pao ein großes Spiel- und Freudenhaus hielt.

Im Jahre 1813 erhob sich die Wasserlilie noch einmal und sollte eine Palast-Revolution den Kaiser beseitigen. Die Tapferkeit des Prinzen Tao-kuang verhinderte seine Ermordung. Die Lilliarden wurden abermals besiegt und in ungeheurer Anzahl hingerichtet. Damals machte England abermals einen Versuch, mit China in Handelsverbindung zu treten, aber eben so vergebens. Lord Amherst, der Gesandte, der 1816 ins Land kam, wollte sich dem Ceremonial, das man ihm vorschrieb (neunmal mit der Stirn auf den Fußboden zu stoßen) nicht unterwerfen und reiste ohne allen Erfolg wieder ab. Kia-king starb 1820. Ihm folgte Tao-kuang. Dieser liebenswürdige Fürst leerte den kaiserlichen Harem gänzlich aus, begnügte sich mit einer Frau, suchte so viel es möglich war, der Willkür der Mandarinen zu steuern, den durch die blutigen Bürgerkriege gesunkenen Wohlstand wieder zu heben, begünstigte daher den Handel und übte Duldung gegen die fremden Kaufleute und Missionäre, die alsbald wieder nach China strömten. Eine große Empörung der Muhamedaner in der Bucharei unter Dschehangir besiegte nicht ohne viele Mühe sein tapferer General Tschangting. Dschehangir wurde in einem Käfig nach Peking gebracht, um dort in Stücke gehauen zu werden, 1828. Eine Empörung in Kaschwar wurde durch Bestechung der Häuptlinge unterdrückt. Eben so mußte auch das Bergvolk der Jao, als es sich 1832 empörte, mit Geld abgefunden werden.

Mittlerweile waren die Engländer von Ostindien aus in immer lebhafteren Handelsverkehr mit China getreten. Der Thee, welcher allein in China wächst, war immer mehr in Europa zum Bedürfniß geworden, und die Engländer hatten das Mittel gefunden, ihn in ungeheuren Massen zu erwerben, ohne Silber dafür

zahlen zu müssen. Englische Industrieartikel konnten in China, welches selbst die vollkommenste Industrie besitzt, nicht abgesetzt werden, also hätten die Engländer den Thee um Geld kaufen müssen, wenn sie nicht auf einem der Mohnpflege äußerst günstigen Boden Indiens den Mohnsaft, das süßberauschende Opium, der Chinesen höchste Wollust, erzeugt hätten, das sie sofort in Macao gegen den Thee austauschten. Dieser Handel hatte, obgleich die chinesische Regierung das Opium als ein entnervendes Gift aufs strengste verbot, doch durch eine unglaublich freche und öffentliche Schmuggelei bereits den größten Umfang gewonnen, und das Bedürfniß einer Aufsicht desselben von Seiten der ostindischen Compagnie wurde immer lebhafter empfunden. Da nun mit den Gesandtschaften bisher nichts auszurichten gewesen war, schickte die Compagnie ohne weiteres den Lord Napier als Oberaufseher des englischen Handels nach Canton, 1834. Die chinesischen Behörden erklärten ihm, er sey ein ungebetener Gast und solle gehen. Als er sich darum nicht kümmerte, schloß man ihn in seiner Wohnung ein, um ihn auszuhungern. Englische Schiffe kamen ihm zu Hülfe, von beiden Seiten wurde gefeuert, Napier aber war zu schwach, um sich länger zu behaupten, und kehrte nach Macao zurück, wo er starb. Ihn ersetzte 1836 Capitain Elliot, der unbekümmert um die chinesischen Behörden den Opiumschleichhandel im großartigsten Maßstabe leitete, und den dabei die halbe chinesische Bevölkerung unterstützte, weil sie beim Schmuggeln großen Gewinn hatte.

Der Kaiser war ein äußerst gewissenhafter und edler Mensch. Das Wohl seiner Völker lag ihm am Herzen und er hatte seinen geliebten ältesten Sohn, einen vielversprechenden Jüngling, in Folge des Opiumgenusses sterben sehen müssen. Das Opium entnervte zuerst den Leib und betäubte zuletzt den Geist, es wirkte wie ein langsames, aber sicher tödtendes Gift und demoralisirte die Menschen dergestalt, daß sie beim Genuß des Opiums alle Pflichten vergaßen und um sich diesen Genuß zu verschaffen, jedes Verbrechens fähig waren. Seitdem das Opium nicht blos von den Vor-

nehmen und Reichen, ſondern auch von den Maſſen genoſſen (in mancherlei Modeformen gegeſſen, getrunken und geraucht) wurde, bemerkte man eine auffallende Erſchlaffung des Volkes, was ſich am deutlichſten bei den Recrutirungen zeigte. Von Entſetzen ergriffen über die Nachrichten, die ihm aus Canton zukamen, indem ihm das Geheimniß des ungeheuren Schleichhandels nach und nach immer deutlicher enthüllt wurde, befahl der rechtſchaffene Regent, alles anzuwenden, um China von der Peſt des Opiums und der Engländer zu befreien und erließ deßfalls Edict über Edict. Weil aber der Theilhaber an dem verbotenen Handel allzuviele waren und ſie in den Gewäſſern von Canton alle Schliche kannten, ja die Mandarinen ſelbſt beſtochen waren, blieb es beim Alten und immer mehr engliſche Schiffe kamen an, von denen keines heimkehrte, ohne ſein Opium abgeladen, um reichlichen Preis verkauft und den armen Kaiſer von China ausgelacht zu haben.

Um endlich das Uebel mit der Wurzel auszurotten, ſandte der Kaiſer den energiſchen Gouverneur Lin nach Canton, 1839. Dieſer Ehrenmann unterſagte den Gebrauch des Opiums bei Todesſtrafe, ließ alle Häuſer nach Opium durchſuchen, allen gefundenen vernichten, alle Schuldigen hinrichten und theilte das Volk in je 10, 100, 1000, die einander gegenſeitig überwachen mußten, um den Gebrauch des Opiums zu verhüten. Allein das Volk war bereits ſo ſittlich verdorben und argliſtig, daß es die Schuldigen verbergen half und Unſchuldige, denen man heimlich Opium ins Haus legte, der Strafe überlieferte. Das Wichtigſte war, die Schiffsladungen zu controliren, aber da ließ ſich der Betrug noch weniger überwinden. Die Unterſuchungsbeamten ſelbſt verkauften das Opium aus den confiscirten Kiſten und ließen dieſelben mit Steinen füllen. Elliot wurde in Canton feſtgehalten, bis er die 20,283 Opiumkiſten, die auf engliſchen Schiffen angelangt waren, ausgeliefert haben würde. Er lieferte ſie wirklich aus, kam aber weniger dabei zu kurz, als wenn er ſie nach Indien zurückgeſchickt hätte, denn mit Beihülfe der beſtochenen Beamten wurde das

meiſte Opium doch auf die Seite geſchafft und um ſo beſſer verwerthet, als der Preis deſſelben unter der Verfolgung ungeheuer geſtiegen war. Was übrig blieb oder wenigſtens für Opium ausgegeben wurde, ließ Lin mit Kalk vermiſcht ins Meer laufen. Damit war aber der Handel nicht beendigt, ſondern kam vielmehr in neuen Schwung, denn der hohe Preis lockte immer mehr Verkäufer aus Indien herbei und ehe Lin nur erfahren konnte, es ſey wieder ein Opiumſchiff angekommen, war daſſelbe ſchon von den Schmugglern ausgeleert und wieder auf dem Rückwege. Die fremden Matroſen, immer in großer Zahl anweſend, erwieſen den chineſiſchen Beamten begreiflicherweiſe keinen Reſpect und dem chineſiſchen Volk überhaupt eine grenzenloſe Verachtung. Der Todſchlag eines Chineſen durch einen Yankeematroſen gab das Signal zu gegenſeitigen Feindſeligkeiten. Lin ließ nicht mit ſich ſcherzen und hoffte, eine chineſiſche Flotte unter dem Admiral Kuan werde hinreichen, die Engländer zu vertreiben, aber Elliot ſpottete ihrer und ließ die Junken, aus denen jene Flotte beſtand, zuſammenſchießen. Da warf ſich Lin jammernd auf die Erde, indem er erkannte, die Feinde ſeyen zur See unüberwindlich und durch die See ſtehe ihnen die Küſte immer offen. Lin wurde damals in den engliſchen Berichten auf alle Art verhöhnt als ein dummer Barbar und ſchmählicher Wütherich, und ſelbſt der berühmte Miſſionair Gützlaff entblödete ſich nicht, in dieſes Urtheil einzuſtimmen, da doch denen, welche den Chineſen die Wohlthat des Chriſtenthums bringen wollten, eine ganz andere Auffaſſung der Opiumfrage geziemt hätte. Leider war die chriſtliche Miſſion hier nur das Aushängeſchild des Opiumhandels.

Im Jahr 1840 erſchien Admiral Elliot, Vetter des Capitän, mit einer engliſchen Flotte und legte ſich zunächſt vor die Stadt Amoy, um hier ein Schreiben an den Kaiſer mit den engliſchen Forderungen abzugeben. Das Schreiben wurde nicht angenommen und Elliot fuhr, nachdem er auf die unſchuldige Stadt gefeuert hatte, davon, um die Inſel Tſchuſan zu beſetzen, von der

alle Einwohner flohen, und von der er bald die Truppen wegen Hunger und Krankheiten wieder zurückziehen mußte. Als er hierauf keck an die Mündung des Peiho fuhr, nahe bei Peking, kam ihm vom Kaiser gesandt, der Mandarine Kischen entgegen, der ihn geschickt mit Unterhandlungen hinhielt. Unterdeß wurde der bedauernswürdige Lin abberufen und degradirt, wahrscheinlich nicht in Ungnade, sondern nur, um durch diese Concession die Engländer auch ihrerseits zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Als aber Cap. Elliot (der Admiral reiste heim und wurde durch Gough ersetzt) allzu lange mit Kischen nicht zu Stande kam, hielten die Engländer wieder eine Drohung für nöthig und zerstörten mit dem furchtbaren Feuer ihrer Dampfer, indem sie dicht an die Verschanzungen der Chinesen am Ufer heranfuhren, die Forts Tschuenpi und Taikokteu mit ungeheurem Verlust der Chinesen, die sich nicht ergeben wollten und freiwillig verbrannten oder ertranken. Kuan, ihr Admiral, baute an den Bocca Tigris vor Canton mit großer Energie neue Befestigungen, aber auch sie wurden von den Engländern zerstört und er selbst fand hier, da er nicht weichen wollte, den Heldentod. Als der Kaiser von diesen Unglücksfällen unterrichtet wurde, ergrimmte er gegen Kischen, daß er nicht besser mit den Engländern fertig geworden war, und ließ ihn in Ketten nach Peking bringen. Den Engländern aber sollte auf ewige Zeiten der Handel mit China verboten seyn. Da segelte Elliot mit dem feuerspeienden Dampfschiff Nemesis bis vor Canton und erklärte seinerseits volle Handelsfreiheit und unbeschränkten Verkehr. Noch einmal rafften die Chinesen alle Kräfte zusammen, angeführt von Jukien, und rüsteten furchtbare Brander, um die englische Flotte zu verbrennen. Ein englischer Capitän, der in ihre Hände fiel, wurde zum abschreckenden Beispiel lebendig geschunden. Am 17. Mai 1841 in der Nacht wurden die Brander ganz heimlich losgelassen, aber von den Engländern, obgleich diese vorher nichts davon geahnt hatten, geschickt ab- und gegen die Forts und Schiffe der Chinesen zurückgetrieben, die nun in Feuer aufgingen. Die Dampfer unter Gough folgten

und halfen alle Schanzen der Chinesen an beiden Ufern des Flusses vor Canton zerstören. Aus den chinesischen Schiffen und Uferbefestigungen erbeuteten sie nicht weniger als 1200 Kanonen. Am 24. wurde diese große Stadt selbst angegriffen, aber schon am 27. ein Waffenstillstand geschlossen. Canton zahlte 6 Millionen Dollars Brandschatzung und Elliot befahl den Rückzug.

Elliot wurde desavouirt wie Kischen, weil auch er von einer friedlichen Ausgleichung mehr gehofft hatte, als von dem fortwährenden Blutvergießen. Der neu ankommende englische Admiral Parker hatte Befehl, die Feindseligkeiten fortzusetzen, bis die Chinesen sich allen englischen Forderungen fügen würden, und nahm am 27. August Amoy weg, wo die Chinesen wieder schreckliche Verluste erlitten und der tapfere Commandant Jen sich, als er alles verloren sah, ins Meer stürzte. Das gleiche Schicksal erlitt sodann die Insel Tschusan, auf der die Chinesen unterdeß mit ungeheuren Kosten neue Befestigungen angelegt hatten. Dagegen liefen die Chinesen aus Ningpo davon, als Parker dort ankam. Ein verzweifelter Versuch derselben, diese Stadt während des Winters wieder zu nehmen, mißlang. Im Frühjahr 1842 hatte Parker noch Verstärkungen an sich gezogen und wagte auf dem Flusse Jan-tse-kiang ins Innere des reichbevölkerten China mitten hineinzufahren. Ueberall wehrten sich die Chinesen mit edler Aufopferung, so in der großen Handelsstadt Tschepu am 18. Mai, wo 300 Mandschuren sich in einem Tempel bis auf den Tod vertheidigten. Eben so in Tschang-kiang-fu, wo die Einwohner ihre Weiber und Kinder ermordeten, damit sie nicht in die Hände der fremden Teufel fielen. Aber auch die Engländer erlitten in diesen Kämpfen beträchtlichen Verlust. Am 6. Juni kamen sie vor die weltberühmte Stadt Nanking, die zweite des Reichs. Nun gab der Kaiser nach und ließ, damit die herrliche Stadt nicht zerstört werde, mit Sir Henry Pottinger, dem englischen Bevollmächtigten, unterhandeln. Da kam am 29. August der Frieden zu Stande, in welchem China sich verpflichtete, 21 Millionen Dol-

europäiſchen und amerikaniſchen Continent. Zum erſtenmal hörte man jetzt die Engländer von Einführung der Adam Smith'ſchen Grundſätze des freien Handels in die Praxis ſprechen; eine Theorie, die bisher von jenen praktiſchen Inſulanern als nur für ein Utopien brauchbar betrachtet worden war. Doch konnte der ruhig prüfende Beobachter leicht ſehen, daß philanthropiſch-enthuſiaſtiſche Geſinnungen dieſer Bekehrung ferne ſtanden; denn nur wo von Erleichterung der Ausfuhr engliſcher Fabrikate nach dem europäiſchen oder amerikaniſchen Continent die Rede war, wurden cosmopolitiſche Argumente vernommen. Wo es ſich aber um freie Einfuhr von rohen Materialien und Produkten nach England, oder gar um die Concurrenz fremder Fabrikate auf dem engliſchen Markt handelte, wurde eine bedeutende Modifikation in Anſpruch genommen.[1] Leider, hieß es, habe lange Befolgung einer widernatürlichen Politik England in einen künſtlichen Zuſtand verſetzt,

[1] Ein geiſtreicher amerikaniſcher Redner, Herr Baldwin, jetzt Oberrichter der Vereinigten Staaten, ſagte mit treffendem Witz von dem Canning-Huskiſſon'ſchen freien Handelsſyſtem: „es ſey, wie die meiſten engliſchen Manufakturwaaren, nicht ſowohl für die innere Conſumtion, als für die Exportation fabricirt worden."

Man weiß nicht, ſoll man lachen oder weinen, wenn man ſich erinnert, mit welchem Enthuſiasmus die Liberalen in Frankreich und Deutſchland, beſonders aber die cosmopolitiſchen Theoretiker, und namentlich J. B. Say, die Ankündigung des Canning-Huskiſſon'ſchen Syſtems aufnahmen. Es war ein Jubel, als wäre das tauſendjährige Reich angebrochen. Man wird ſich wohl noch erinnern, daß Herr Canning in der Abſicht, Herrn Villele zu gilpiniſiren (ſ. Note S. 138) nach Paris gereist war, dort aber kein Gehör fand. Nach London zurückgekehrt, ſuchte er für dieſe Abweiſung an dem franzöſiſchen Miniſterium Rache zu nehmen, indem er in offenem Parliament ſich rühmte, der franzöſiſchen Regierung mit der ſpaniſchen Intervention „einen Mühlſtein an den Hals gehängt zu haben." Man ſieht, ein engliſcher Weltbürger und Liberaler kann es immer noch über ſich gewinnen, die liberale Conſtitution und die Ruhe Spaniens der franzöſiſchen Reſtauration Preis zu geben, um den Franzoſen einen Mühlſtein an den Hals zu hängen.

Hören wir, was der Biograph des Herrn Canning von den Geſinnungen dieſes Miniſters in Beziehung auf den freien Handel, ſagt:

„Mr. Canning was perfectly convinced of the truth of the abstract principle that commerce is sure to flourish most, when wholly unfettered; but since such had not been the opinions either

lars Kriegskoſten zu zahlen, fünf Häfen dem Handel aller Nationen zu öffnen und die Inſel Hongkong den Engländern abzutreten. Es blieb alſo mit dem Opiumhandel beim Alten. Die tiefe Immoralität von Seiten eines chriſtlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks. Die zarte Königin Victoria in London mußte ihre Hand leihen, um den ſchändlichen Opiumhandel dem Kaiſer in Peking aufzuzwingen, dem Aſiaten und Heiden, deſſen Redlichkeit und Ehrgefühl ſeine großbritanniſchen Beſieger nur allzu tief beſchämte und der in ſeinem Schmerz ſich mit dem wieder zu allen Ehren erhobenen Lin zu tröſten ſuchte. Der Kaiſer ſtarb am 25. Februar 1850 und ihm folgte ſein Sohn Szi-hing, der den Namen Hien-fang annahm.

Die Ohnmacht des Kaiſers im Kampf mit dem äußern Feinden ermuthigte die ſtets im Innern lauernde Revolution wieder hervorzutreten. Die Chineſen waren mit den Europäern näher bekannt geworden, hatten deren Energie ſchätzen gelernt und in der chriſtlichen Religion das Mittel erkannt, deſſen ſie ſich bedienen müßten, um einen erfolgreichen Kampf mit den Mandſchuren beſtehen zu können. Deshalb behielt zwar die nun beginnende große Revolution den nationalen Charakter, indem die eigentlichen Chineſen ſich gegen die herrſchenden Mandſchuren empörten, nahm aber zugleich einen neuen religiöſen und zwar halb-chriſtlichen Charakter an. Hung-ſiu-tſiuen, im Jahr 1813 als Sohn eines armen Bauern geboren, widmete ſich den Studien, fiel aber 1837 zu Canton im Examen durch und wurde ſofort Viſionär und Prophet. Wie Muhamed erfreute auch er ſich der Gnade, daß ihm alles Böſe aus dem lebendigen Leibe ausgeſchnitten und nur Gutes dafür hineingelegt wurde. Das göttliche Weſen aber, mit dem er am meiſten zu verkehren vorgab, war Chriſtus, der ſich ſeinen älteren Bruder nannte und ihm die Weihe ertheilte, um ſeine Religion zu verbreiten und nach Vertreibung der Mandſchus und Ausrottung des geſammten bisherigen Heidenthums Kaiſer von China zu werden. Durch Bekanntſchaft mit Engländern in der Nähe von Canton

wurde der Prophet noch genauer mit der h. Schrift bekannt und bildete darnach sein System immer christlicher aus, ja er würde sich vielleicht rein auf dem christlichen Standpunct erhalten haben, wenn der Missionär Roberts ihm nicht aus einem gewissen Mißtrauen die Taufe, um die er bat, versagt hätte. Er taufte sich daher selbst und handelte fernerhin ohne Zuziehung von europäischen Christen. Seine „Erklärung des himmlischen Willens" erschien 1852 gedruckt. Darnach datirt er seine neue Aera vom 3. April 1848, an welchem Tage Gott Vater selbst zur Erde herabgekommen sey, um sie zu begründen; Christus aber, sein älterer Bruder, sey erst im October gekommen. Ein Pinsel*) in der Form eines Kreuzes wurde das merkwürdige Symbol der neuen Religion. Der Zopf, das Kennzeichen der Mandschus, der den besiegten Chinesen nur aufgezwungen worden war, wurde abgeschafft und langes Haar die Auszeichnung der christlichen Insurgenten.

Des Reformators erste Anhänger waren Yang-siu-tsing, der Mund, durch den Gott Vater, und Siao-tschao-hoei, der Mund, durch den Gott der Sohn zu ihm sprachen. Bis zum Jahr 1850 blieben sie nur eine religiöse Secte, von dieser Zeit an aber kamen sie in Kampf mit den Beamten und die offene Rebellion begann. Land- und Seeräuber, gleichfalls von den Beamten verfolgt, schlossen sich ihnen an, die Gebirge von Kwangsi gewährten ihnen Schlupfwinkel und von hier aus begann ihr bilderstürmerischer Zug durch alle Provinzen des Südens und der Mitte. Ueberall schlossen sich ihnen die Unzufriedenen an. Wei-tsching führte ihnen einen ganzen Stamm zu. Sie nannten sich aber die Taiping (Männer des allgemeinen Friedens), sofern sie das weichliche und philisterhafte Volk am leichtesten zu gewinnen hofften,

*) Die Chinesen bedienen sich statt der Feder zum Schreiben eines Pinsels, daher der Pinsel überhaupt die Schrift, Gelehrsamkeit und Weisheit bedeutet. Die Akademie der Wissenschaften in Peking heißt: der Pinselwald.

indem sie ihm versprachen, es werde nach so vielen Leiden der Fremdherrschaft und Beamtendespotie ewigen Frieden erlangen, sobald die Mandschus vertrieben und die neue christliche Dynastie begründet wäre. Hung-siu-tsiuen selbst aber nannte sich Tien-te, d. i. himmlische Tugend. Wie es scheint, gesellten sich ältere Revolutionsparteien zu ihnen, jedenfalls wurde ihre Fahne als die nationale gegenüber den Mandschus anerkannt. Daher die erstaunlichen Fortschritte, welche der jüngere Bruder Christi machte, nachdem er sich, um die alten Liliarden an sich zu ziehen, für einen Nachkommen der Ming ausgegeben hatte. Die Geschichte dieser Kämpfe im Innern China's ist sehr dunkel. Die Mandarinen berichteten immerfort, die Rebellen seyen geschlagen und auf dem Rückzug begriffen, aber die Puncte, von wo aus sie den angeblichen Rückzug antraten, rückten unglücklicherweise Peking immer näher. Mit großer Klugheit schonte Tiente alle Chinesen und verfolgte nur die Mandschu und die Bonzen (Priester und Mönche). Bald war der ganze Süden, selbst die Mitte des großen chinesischen Reichs in seinen Händen und nur der Norden hielt noch fest zum Thron des Mandschukaisers. Am 8. März 1853 erschienen die Taiping vor Nanking, erstürmten die große Stadt, brachten dort eine Menge Menschen um und zerstörten unter andrem auch den berühmten Porzellanthurm, weil derselbe dem Buddha geweiht war.

Hier in Nanking, wo er am 31. März seinen Triumpheinzug gehalten hatte, ließ sich Tiente förmlich zum Kaiser ausrufen und ernannte neben sich die Vierfürsten 1) des Ostens, Yang-siu-tsing, 2) des Westens, Siao-tschao-hoei, 3) des Südens, Fung-jun-san, 4) des Nordens, Wei-tsching. Auch schärfte er allen „langhaarigen Brüdern" die Zehngebote und die Verehrung des Heilands Jesu Christi ein, der für sie alle gestorben sey, und verkündete ihnen die ewige Seligkeit, wenn sie an Christum glaubten. Opium und Tabak, sowie alle geistigen Getränke wurden von ihm verboten, desgleichen der Unsittlichkeit und Armuth vorgebeugt. Wer in einer eroberten Stadt Frauenzimmer entehrte, wurde mit dem Tode be-

ſtraft. In Nanking mußten alle Weiber die Häuſer, in denen ſie bisher gewohnt hätten, verlaſſen und wurden alle Arme und Nothleidende in beſondere Quartiere gebracht, aber ſogleich geſpeist und gekleidet. Die Weiber des ganzen langhaarigen Rebellenheeres wurden in Diviſionen von je 13,000 eingetheilt und mußten kämpfen wie die Männer. Alle Gläubigen waren unter einander gleich, Prieſter gab es nicht.

Als die Taiping 1854 Schanghai und Amoy faſt ohne Widerſtand einnahmen, indem die Chineſen ſich überall ihnen anſchloſſen und nur die Mandſchuren, Beamten und Heidenprieſter erſchlagen oder fortgejagt wurden, kamen ſie auch in jenen durch den Frieden dem europäiſchen Handel geſicherten Häfen in Berührung mit den Engländern. Dieſe letztern verfehlten nicht, ſie artig als Mitchriſten zu begrüßen und Sir G. Bonham, der nach Nanking zum Kaiſer geſchickt wurde, hatte das Vergnügen, den Strom von Nanking abwärts voll von großen und kleinen Götzenbildern zu ſehen, welche man aus den zerſtörten Tempeln geriſſen und ins Waſſer geworfen hatte. Meadow, der ihn begleitete, hat über die Taiping ein anziehendes Buch geſchrieben. Tiente bewilligte den europäiſchen Kaufleuten Schutzwachen und duldete ihren Handel, nur das Opium verbot er. Im Uebrigen verlangte er, die Engländer ſollten ihm huldigen, ſofern ſie Chriſten ſeyen, weil er als Bruder des Heilands nicht blos China, ſondern die ganze Welt, alſo auch England zu regieren in die Welt gekommen ſey. Bonham lehnte die Zumuthung höflich ab, Tiente aber erließ im Herbſt 1854 einen offenen Brief an die Engländer, worin er ihnen ihre gottloſe, durch und durch unſittliche und völkerrechtwidrige Handlungsweiſe vorhielt und ihnen mit der Rache des Himmels drohte. — Auch Canton wurde von den Taiping bedroht, aber durch den neuen Gouverneur daſelbſt, den ſchrecklichen Yeh, vertheidigt, welcher die Einwohner, die zum Abfall neigten, in Maſſe hinrichten ließ. Man rechnete 30,000, noch andere ſogar

70,000 Hinrichtungen. Auch Schanghai fiel den Kaiserlichen wieder in die Hände.

Während Tiente in Nanking blieb, drangen seine siegreichen Heere nordwestlich vor nach Fong-jang, dem alten Sitz der Ming. Ohne Zweifel war seine Absicht, den ganzen Umfang des weiten Reichs zu erobern und dann erst über die Hauptstadt Peking herzufallen. Als aber seine Truppen über den gelben Fluß setzten, um in den Norden einzudringen, erlitten sie ihre erste Niederlage, denen noch andere folgten. Hier im Norden entwickelte die kaiserliche Partei der Mandschuren, Mandarinen und Bonzen auf einmal eine unerwartete Energie und hier fand die Rebellion ihre Grenze, obgleich sie auch ihrerseits nicht überwunden wurde. Beide Parteien machten sich, um das Volk auf ihre Seite zu ziehen, merkwürdige Concessionen. Kaiser Hien-fang ließ, um die bei den Taiping hochgeehrten Weiber auf seine Seite zu ziehen, seine schöne Gemahlin feierlich als Mitkaiserin krönen; Tiente aber erklärte trotz seines Christenthums, der Drache, das alte heilige Panier China's, solle beibehalten werden.

Daß der Aufruhr stockte, hatte seinen Grund zum Theil in der Uneinigkeit der Führer. Yang, der König des Ostens, war eifersüchtig auf Tiente und wollte ihm den Rang abgewinnen. Als er aber gar zu unverschämt *) wurde und auch durch sein üppiges Leben Anstoß gab, ließ ihn Tiente durch Wei, den König des Nordens, plötzlich in seinem Palast überfallen und mit allen Lebendigen, was darin war, niedermetzeln, nachher aber denselben Wei, der ihm ebenfalls gefährlich schien, rasch hinrichten, 1856. So war er sie beide los, die andern Könige waren aber auf dem Schlachtfeld gefallen. Tiente ernannte nur zwei neue, einen König der Ruhe und einen der Glückseligkeit.

---

*) Yang sprach als Mund Gott des Vaters, Tiente solle 40 Stockstreiche bekommen. Tiente war schlau genug, sich wirklich der Strafe zu unterziehen, um Yang durch diese Demuth zu entwaffnen.

Jung Bahadur in Nepal benutzte die chinesische Rebellion, um mit seinen tapfern Gorkhas nochmals in Tibet einzufallen, dieses reiche Bonzenland zu plündern und in Lassa eine Besatzung zurückzulassen, 1856.

Auch die Seeräuber wurden damals in den chinesischen Gewässern so üppig, daß sich die Engländer genöthigt sahen, gegen sie einzuschreiten. Admiral Stirling zerstörte 1855 viele ihrer Schiffe. Man bemerkte übrigens, daß die Beamten chinesische Regierungsschiffe an die Seeräuber verpachtet hatten und einen Antheil vom Gewinn zogen. Durch die Noth, in welcher der Kaiser von China während der Rebellion schwebte, zur Selbsthülfe genöthigt und gegen die Beamten erbittert, geberdeten sich die Engländer in China wie die Gebieter und verachteten die Gesetze des Landes. Das ließ sich aber Yeh in Canton nicht gefallen und als er einmal zwölf schuldige Chinesen, die auf einem englischen Schiffe Schutz gefunden, gewaltsam von dort wegholen ließ (8. Oct. 1856), kam es schon wieder zu Feindseligkeiten. Admiral Seymour forderte von Yeh Genugthuung wegen der Beleidigung der englischen Flagge. Yeh trotzte, Seymour aber schmetterte die neuerrichteten Forts von Canton nieder und zerstörte am 27. den Pallast Yehs in Canton selbst, wurde aber plötzlich zurückberufen. Erst am 3. Nov. begannen die Engländer ein regelmäßiges Bombardement der Stadt und zerstörten einige Tage später die Schiffe der Chinesen. Da bequemte sich Yeh endlich, die zwölf Chinesen, die er von dem englischen Schiffe genommen hatte, wieder herauszugeben, wollte sich jedoch zu keiner Entschädigung verstehen, und ließ am 14. December alle fremden Factoreien bei Canton heimlich bei Nacht in Brand stecken. — Um diese Zeit herrschte auch unter den 80,000 Chinesen, die nach und nach in Singapore eingewandert waren, eine große Aufregung gegen die Engländer, deren in dieser wichtigen Station nur 300 waren. Man hegte in England große Besorgnisse, dieser Platz werde verloren gehen, aber es glückte, die Bewegung niederzuhalten.

England rüſtete im Lauf des Jahres 1857 eine Expedition unter Lord Elgin aus, um Canton zu erobern. Merkwürdigerweiſe blieb der Krieg auf dieſen Punct beſchränkt, während in den anderen chineſiſchen Häfen der Handel mit den Engländern, wie mit den übrigen Fremden nicht geſtört wurde. Im März war noch in der Nähe Cantons ein engliſches Dampfſchiff von den Chineſen überfallen und genommen worden, aber am 2. Juli erſchien Elgin in Hongkong und ſein Unternehmen gegen Canton erhielt noch mehr Bedeutung dadurch, daß ſich ihm eine franzöſiſche Expedition unter Baron Gros anſchloß. Napoleon III. wollte den Engländern nicht ſowohl helfen, als ſie überwachen, ihre Erfolge und ihren politiſchen Einfluß in China theilen. Die Engländer würden auch allein mit Canton fertig geworden ſeyn, mußten ſich aber die franzöſiſchen Bundesgenoſſen gefallen laſſen, weil Palmerſton die Allianz mit Frankreich damals noch nicht entbehren konnte. Elgin hatte 41 Schiffe mit 574 Kanonen und 6000 Mann Landungstruppen, Gros 12 Schiffe mit 193 Kanonen und 1000 Mann. Dem Feuer der Schiffe konnten die Verſchanzungen am Ufer nicht widerſtehen, aber die ungeheure von einer dicken und 40 Fuß hohen Mauer umgebene Stadt Canton mit faſt einer Million Einwohnern und Zuzügen vom Lande her hätte ſich einem Belagerungsheer von nur 7000 Mann nicht ergeben ſollen. Gleichwohl blieb, als die Belagerung am 28. December begann, die Vertheidigung ſo erbärmlich, daß Elgin und Gros ſchon am 31. Herren der Stadt waren und doch nur 20 Todte und 100 Verwundete eingebüßt hatten. Es war von Seiten der Chineſen nicht Feigheit, ſondern böſer Wille gegen den tyranniſchen Yeh, wenn ſie ſich nicht beſſer wehrten. Yeh ſelbſt wollte eben über eine Mauer entwiſchen, als ihm der engliſche Kapitän Key bei ſeinem Zopfe zurückriß und gefangen nahm. Die Engländer ſtaunten über die Körpergröße und das majeſtätiſche, aber abſchreckende Weſen dieſes Mandarinen, beſonders über ſeinen dicken Kopf und ſeine brutalen und ſchrecklichen Blicke. Er wurde auf ein Schiff gebracht, der

mitgefangene Untergouverneur Pikhwei aber zum provisorischen Civilverwalter der Stadt ernannt mit der Weisung, das Volk den Engländern zu befreunden. Aber es hielt schwer, eine so große Einwohnerschaft zu regieren. Die Engländer durften sich nicht einzeln ins Innere der Stadt wagen. Eine Bande von „Tapfern" unter den Chinesen verschwor sich, jeden Engländer zu ermorden. Ein Maueranschlag dieser Tapfern nannte alle Britten „rothhaarige Hunde", wie sie früher in den offiziellen Zeitungen Pekings „rothborstige Barbaren" genannt worden waren. Pikhwei selbst ließ heimlich alle Chinesen verhaften, welche sich mit den Engländern einließen. Diese Arglist wurde entdeckt und veranlaßte eine Untersuchung der Gefängnisse in Canton, in denen die Engländer die Gefangenen im gräßlichsten Zustande fanden. Yeh wurde nach Calcutta gebracht, wo er 1859 gestorben ist.

Elgin erhielt Befehl, mit seiner Flotte an die Mündung des Peiho zu segeln und entweder hier schon den Kaiser von China so sehr zu schrecken, daß er nachgebe, oder den Peiho hinaufzusegeln und in Peking selbst einzudringen. Baron Gros blieb auch hier wieder sein Schatten, aber auch die Russen und Nordamerikaner fügten seiner Flotte einige Schiffe hinzu, um der Expedition den Charakter einer gemeinschaftlichen zu geben und England nicht allein den Vortheil zu lassen. Der russische Agent Putiatine stand in enger Verbindung mit dem Hof in Peking und bot demselben den russischen Schutz an unter der Bedingung, daß der Kaiser keine Fremden in Peking zulasse, außer Russen. Auch der amerikanische Agent Reed arbeitete dem englischen Interesse entgegen. Beide wurden von der chinesischen Regierung sehr höflich und rücksichtsvoll behandelt und schlossen gute Verträge mit ihr ab. Um England und Frankreich schien sich dagegen der Kaiser gar nicht bekümmern zu wollen und lehnte jeden unmittelbaren Verkehr mit ihren Gesandten als seiner unwürdig ab. Sie durften höchstens mit den Mandarinen in Verkehr treten, aber auch von diesen wurden sie nur hingehalten. Am 24. April 1858 langte die Flotte an der Mündung des Peiho an

und Elgin und Gros schickten ihr Ultimatum nach Peking mit der Androhung, wenn sie keine entsprechende Antwort erhielten, binnen zwei Wochen die Feindseligkeiten zu beginnen. Sie bekamen keine Antwort, ließen daher am 20. Mai die Forts an der Mündung des Peiho angreifen. Die Soldaten und Matrosen mußten, um die vom Kanonenfeuer zerrütteten Mauern zu erstürmen, durch einen Sumpf waten, ließen sich aber durch keine Hindernisse abschrecken und nahmen alle Verschanzungen der Chinesen rasch und unter lautem Jubel ein. Jetzt erst bequemte sich der Kaiser, eine Besprechung zwischen Elgin und Gros einerseits und einer chinesischen Gesandtschaft, deren Haupt Kweiliang war, in Tientsin zu bewilligen, wo sie am 8. Juni begann. Hier kam nun am 7. Juli ein neuer Vertrag zu Stande, worin China den Engländern 2 Mill., den Franzosen 1½ Mill. Pfund Sterling Entschädigung, alle Handelsfreiheit und Schonung der Christen im Lande gewährte. Die Ratification sollte erst in Jahresfrist erfolgen.

Mittlerweile zeigten sich die Cantonesen immer ungeberdiger und die Engländer mußten sich sogar die Grobheiten Yikhwels gefallen lassen, weil sie doch nicht Mittel genug hatten, die Riesenstadt zu besetzen, und es ihnen eigentlich nur darum zu thun war, ihren Handel zu schützen und zu mehren. Als sie sich einmal beschwerten, warum die Antwort aus Peking so lange ausbleibe, antwortete Yikhwei: ein Courrier braucht 8 Tage von Peking bis Canton, aber man schickt ihn nur in wichtigen Angelegenheiten ab, ihr Fremden mit euren unwichtigen könnt warten.

Lord Elgins Bruder, Bruce, zum englischen Gesandten in Peking ernannt, und de Bourboulon, französischer Bevollmächtigter, segelten am 15. Juni 1859 von Schanghai ab, um in Peking die Verträge ratificiren zu lassen. Am 18. kamen sie an der Mündung des Peiho an, welche diesmal mit Bäumen, Ketten und Pfählen gesperrt war und deren früher zerstörte Forts widerhergestellt waren. Sie verlangten sofort, man solle die Hindernisse wegräumen und sie in den Peiho einlaufen lassen. Ein Mandarin erschien, um

ihnen höflich zu bedeuten, sie möchten zehn Meilen weiter nördlich landen, wo ihrer die vom Kaiser ernannten Mandarinen harrten, um sie nach Peking zu begleiten. Bruce jedoch achtete darauf nicht, denn er wollte wissen, ob und wie weit er auf dem Flusse gegen Peking vordringen könne. Eine Rücksicht auf das Recht der Chinesen zu nehmen, fiel den Engländern niemals ein. Als man ihnen daher den Fluß nicht öffnen zu dürfen wiederholt erklärt hatte, schritten sie zur Gewalt, am 25. Diesmal aber wurden sie mit einem so sichern Feuer aus den verdeckten chinesischen Batterien empfangen, daß vier ihrer Kanonenböte in den Grund gebohrt, die andern sehr verletzt wurden. Dennoch landeten sie etwa 1300 Mann, welche die Forts stürmen sollten, weil aber die Ebbe eingetreten war, im Schlamm stecken blieben und durch das immerwährende Feuer der Chinesen übel zugerichtet und mit Verlust von 464 Todten und Verwundeten, als alle ihre Anstrengungen nichts fruchteten und es schon Nacht geworden war, zur Flucht gezwungen wurden. Der Held, der die Chinesen hier befehligte, war Senvan. Die chinesische Regierung ließ nachher ihr Bedauern ausdrücken, der Vorfall sey nicht ihre Schuld, der Gesandte hätte der Einladung des Kaisers folgen und nicht eigenmächtig handeln sollen.

England sann auf Rache, verzögerte sie aber, weil es nicht hoffen konnte, den Peiho und Peking zu forciren ohne großen Kraftaufwand, und weil es sich, in Rücksicht auf einen möglichen Krieg mit Frankreich, nicht von Truppen entblößen konnte. Einen vergeblichen Sühneversuch machte der kürzlich in England entstandene Anti-Opium-Verein, indem er am 4. August 1859 den Sir C. Wood, Minister für Indien um Abstellung des Opiumhandels bat, den schon Metternich und Montalembert einen „Schandfleck auf Englands Wappen" genannt hätten, und statt des Mohnbaus in Indien den Bau anderer Nutzpflanzen vorschlug. Wood aber meinte, wenn die Chinesen das Opium nur mäßig genießen wollten, würde es ihnen nicht schaden, der Gewinn aber aus dem Opium könne durch nichts ersetzt werden und sey dem englischen Handel unent-

der, ohne gefährliche und schädliche Folgen zu veranlassen, nicht plötzlich zu ändern sey; solches müßte mit der größten Umsicht und Vorsicht geschehen; England sey deshalb zu bedauern; um so erfreulicher sey es für die Nationen des europäischen und amerikanischen Continents, daß ihre Umstände und Verhältnisse ihnen erlaubten, sich ohne Verzug der Segnungen des freien Handels theilhaftig zu machen.

In Frankreich, obgleich dessen alter Herrscherstamm unter dem Panier Englands, oder doch mit englischem Gelde, auf den Thron zurückgeführt worden war, fanden diese Argumente nur kurze Zeit Eingang. Der freie Handel Englands verursachte so furchtbare Convulsionen in dem während des Continetalsystems erstarkten Fabrikwesen, daß man schnell zum Prohibitivsystem seine Zuflucht nehmen mußte, unter dessen Aegide es von 1812 bis 1827, nach dem Zeugniß Dupins, seine Manufakturkraft verdoppelte.[1]

Die deutsche Nation, geleitet von Theoretikern, welche mehr auf die Kraft der Schulsysteme als auf die Natur der Dinge und die Erfahrung bauen, und zerspalten durch die Douanenlinien vieler kleiner, souveräner Staaten, welchen wegen ihrer geographischen Lage und ihres geringen Territorialumfangs die Realisirung einer selbstständigen Handelspolitik jedenfalls unmöglich gewesen wäre, unterwarf sich mit großer Resignation den Geboten der cosmopolitischen Lehre; sie sah ihre, unter dem Continentalsystem aufgekommenen Fabriken zu Grunde gehen und hoffte noch auf die Verheißungen der Theoretiker; sie sah die Ausfuhr ihrer Wolle durch hohe Einfuhrzölle in England beschränkt, und sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Heerden zu reduciren, und verzweifelte

---

of our ancestors or of surrounding nations, and since in consequence restraints had been imposed upon all commercial transactions, a state of things had grown up, to which the unguarded application of the abstract principle, however true it was in theory, might have been somewhat mischievous in practice." The political life of Mr. Canning by Stapleton p. 3.

Im Jahr 1828 hatte sich diese englische Praxis wiederum so klar ans Licht gestellt, daß der liberale Herr Hume im Parlament unbedenklich von Strangulirung der Fabriken auf dem Continent sprach.

[1] Forces productives de la France.

behrlich. — Im Jahr 1860 rüsteten England und Frankreich wieder gemeinschaftlich eine Expedition gegen China aus und unterdeß erfuhr man, auch die Taiping seyen wieder rührig und hätten neue große Siege über die Kaiserlichen erfochten.

Eine der merkwürdigsten Folgen der längeren und näheren Verbindung Englands mit China war der Culihandel. Eine Menge armer Chinesen ließen sich freiwillig von den Engländern dingen, um in deren ostindischen Colonien zu arbeiten, da sie viel geschickter und fleißiger arbeiten, als die Neger. Speculative Engländer verführten diese chinesischen Arbeiter bald auch nach Cuba, Peru und Californien, mit großem Gewinn. Deshalb wurden nach und nach die Culi's auch gepreßt, durch falsche Vorspieglungen auf die Schiffe gelockt und wie Sclaven entführt. Ueber die grausame Behandlung derselben hörte man laut klagen. Ein englisches, nach Cuba bestimmtes Schiff „Gulnare" führte eine Menge Culi's, welche gleich Negersclaven im Schiffsraum zusammengepreßt, sich empörten, aber von Flintenschüssen niedergeschmettert wurden, am 11. März 1857. Ein zweites Schiff „Carmen," nach Peru bestimmt, wurde von den verzweifelnden Culi's in Brand gesteckt und alle kamen um. Hierauf erging von der Republik Peru aus ein Verbot der Culieinfuhr.

Japan ist in allen Beziehungen China verwandt, die Einwohner stammen von den Chinesen ab, sind aber wenn auch eben so industriös und reich, gebildet und schriftkundig, doch noch nicht so verweichlicht. Es war ursprünglich ein Priesterreich, wie Tibet. Der eigentliche Beherrscher Japans ist der Daïri, abstammend von der Sonne, unvergänglich, immer wiedergeboren. Wenn der Daïri kein eigenes Kind hat, so findet man eines an seiner Pforte, das ihm aus der Sonne geschickt wird. Er hat zwölf rechtmäßige Frauen, weil die Sonne durch zwölf Thierzeichen geht. Er muß als Sohn der Sonne immer gleichsam schweben, ohne je die Erde berühren zu dürfen, weshalb er auch niemals geht oder auf seinen Füßen steht, sondern immer sitzt oder getragen wird. Er darf

niemals daſſelbe Kleid zweimal tragen, von demſelben Teller zweimal eſſen. Alles an ihm gilt für heilig, ſelbſt ſeine Excremente. So vegetirt der lebendige Götze heute noch, wie vor uralter Zeit. Aber im 16. Jahrhundert iſt ihm die Regierungsgewalt abgerungen worden durch den Seogun (Feldherrn). Die Krieger gewinnen die Oberhand über die Prieſter und der Daïri gilt jetzt nur noch als Papſt, der Seogun aber als der weltliche Kaiſer. Der Daïri reſidirt in Mikao, der Seogun aber in der großen Hauptſtadt Japans, Jeddo, die wenigſtes 1½ Mill. Seelen zählt.

Das Reich blieb den Europäern lange unbekannt. Erſt der berühmte h. Franz Xaver, der Apoſtel Hinteraſiens, öffnete es der chriſtlichen Bekehrung, die aber 1638 mit der unbarmherzigen Hinrichtung aller Chriſten endete. Nur den Holländern, welche hier wie in China ihr Chriſtenthum aus kaufmänniſchem Intereſſe verleugneten, wurde in einem Hafen zu landen und Handel zu treiben, ſeit 1743, jedoch nur mit einem einzigen Schiffe geſtattet. Allen andern Nationen blieb Japan hermetiſch verſchloſſen. Alle Seefahrer, welche hier zu landen wagten, wurden ſogleich von japaniſchen Truppen zur Abreiſe gezwungen, oder gefangen genommen.

Erſt im letzten Jahrzehent iſt Japan dem Handel anderer Nationen geöffnet worden und zwar durch die Nordamerikaner, welche 1853 den Commodore Perry mit einer Flottille nach Jeddo ſchickten, um den Seogun zu einem Handelsvertrag zu zwingen. Ohne Zweifel hatte das glückliche Beiſpiel der Engländer in ihrem erſten Kriege mit China die Yankee's überzeugt, der Widerſtand der Japaner werde eben ſo leicht zu beſiegen ſeyn, wie der in China. Und wie es ſcheint, übte daſſelbe Beiſpiel auch Einfluß auf den Seogun, deſſen Namen Caſſabuco war. Derſelbe fürchtete nämlich einen Krieg mit den feuerſpeienden Eiſenſchiffen der Fremden, oder hatte er bereits begriffen, daß ſich die Abſperrung Japans doch nicht ewig würde durchführen laſſen und daß dieſes Land durch den Verkehr mit Fremden zuletzt nur gewinnen würde. Die Oppoſition des Daïri und der Prieſterpartei, welche die gänz-

liche Absperrung des Reichs beibehalten wollten, erklärt seine lange Zurückhaltung. Dennoch gab er nach, schloß am 31. März 1854 mit den V. Staaten einen Handelsvertrag und öffnete ihnen zwei Häfen.

Sogleich folgten Rußland und England diesem Beispiel. Dabei ereignete sich der interessante Fall, daß, indem der russische Admiral Putiatine während des Krimmkriegs vor der ihm weit überlegenen englischen Flotte unter Admiral Stirling sich in einen japanischen Hafen versteckte und nicht von demselben bemerkt wurde, jeder von beiden mit dem Seogun einen günstigen Handelsvertrag abschloß, ohne daß einer es vom andern wußte, England am 14. Oct. 1854, Rußland am 26. Jan. 1855.

Diese für Japan erstaunliche Neuerung, der freie Verkehr mit den Fremden, scheint im Innern des Reichs lebhafte Antipathieen gefunden zu haben. Ein furchtbares Erdbeben, welches 1855 in Jeddo 30,000 Menschen verschlang, scheint als Wirkung göttlichen Zorns angesehen worden zu seyn. Man erfuhr, 1859 sey Casaduço gestorben, die Partei des Daïri habe sich stark geregt, der neue Seogun sey von Mördern bedroht und verwundet worden. Inzwischen langte im Laufe dieses Jahres der japanische Fürst Semme Buzen No Kami in San Francisco an, um von da nach Washington zu reisen und dem Präsidenten Buchanan Japans enges Freundschaftsbündniß anzutragen.

Register zum sechsten Bande.

Seite

Abbas Mirza 263. 274
Abdel Kader 259. 281 f.
Abderahman 284. 286 290
Abdullah . . . 423
Aberdeen . . 17. 40
Abolitioniſten . . 376
Abyſſinien . . 295 f.
Achalzik . . . 16
Achmed Bey . . 278
Adalbert von Preußen 291
Adams 336
Aden . . 265. 271
Aegypten . 29. 273 f.
Afghaniſtan 263. 420
Afrika . . . 293 f.
Akbar II. Großmogul 440. 444. 450
Akbar, d. Afghane, 421 f.
Alexandria . . . 147
Alexander II. 42. 55 111. 112. 123. 228 f.
Alexandra, Kaiſerin 98 208
Algier . . . 278 f.
Alieval . . . 429
Allianz, evangeliſche 69
Alma 32
Alompra . . . 417
Alpenjäger . . 135
Amherſt . 419. 462
Amoy 471
Amurland . . . 247
Angola . . . 303
Anton von Sigmaringen . . . 72
Antonelli . . . 227
Antwerpen . . 85
Anviti 175
Arabien . . . 268
Archangel . . . 28
Arcot 417
Argentiniſche Republik . . . 408
St. Arnaud 23 f. 286
Arrekan . . . 417
Aſhantees . . . 300
Aſſam 417
Aſtor 385
Auerswald . . 72
Aumale . . . 282
Auſtralien . . 325 f.
Auſtria 78
Ava 418
Azeglio . . . 160

Babi 266
Bach 211
Baden . . 75. 208 f.
Balaklava . . 34
Banda Oriental . 409
Baraguay d'Hilliers 148. 155. 282

	Seite		Seite		Seite
Barbaresken . .	277	Brewer . . .	381	Chaublay . . .	186
Barjatinski . .	245	Bruce	476	Cherbourg . .	119
Barlow . . .	414	Bruck	212	Chile	406
Batavia . . .	453	Brüssel . . .	85	China . . .	456 f.
Battas . . .	454	Buchanan . 380.	480	Chiwa	266
Bayern . . 75.	138	Buenos Ayres .	406	Cholera . . .	416
Bebutof . . .	16	Bundestag . .	74	Chomorro . . .	399
Belgien . . 85.	218	Bugeaud 281.	283 f.	Christoph . . .	318
Belize	397	Buol	142	Cialdini . . .	227
Benedek . 155.	213	Buren, van . .	343	Clam-Gallas . .	151
Benin	302	Burnes . .	421 f.	Clauzel . . .	280
Benjowski . .	323	Bustamente . .	394	Clayton-Bulwer-	
Bennigsen . . .	203			Vertrag . .	398
Bentink . . .	419			Clotilde . . .	127
Bentivenga . .	108	Cagliari . . .	110	Cobby	356
Beranger . . .	106	Calabrien . . .	203	Coburg . . .	210
Bergamo . . .	173	Californien 348.	395	Cochinchina . .	454
Berlin	68	Carlos	223	Cochrane 391. 404.	406
Besobrasow . .	240	Campbell . 417.	448	Columbia . . .	403
Bethman-Hollweg	72	Canada . . .	384	Concordat . . .	75
Beust . . . 74.	140	Candy	452	Constantin 229.	259
Birmanen . 417.	433	Canning . . .	433	Constantine . .	281
Bismark . . .	65	Canrobert 23 f.	33 f.	Cook	330
Bochara . 266.	422	55. 156	158	Costa	10
Bolivar . . .	402	Canton 464 f.	472 f.	Costarica . . .	396
Bolivia . . .	404	Capland . .	303 f.	Couza	243
Boers . . .	303 f.	Caraccas . . .	402	Cowley . . .	130
Bologna 154. 160.	181	Carlota . 403.	407	Cuba	400
Bomarsund . .	28	Carrera . . .	396	Culi	478
Bonin 24. 72.	123	Casaduco . . .	479		
Borneo . . .	453	Castelfidardo . .	227		
Bornu	303	Cavaignac 106.	284	Dänemark 78 f.	225
Borries . . .	205	Cavour . . . 95 f.		Dahomey . . .	301
Bosnien . . .	252	Cawnpur . 416.	440	Dairi	478
Bosquet 32. 34. 51. 52		Cayenne . . .	169	Dalhousie . . .	429
Boyer	319	Celebes . . .	454	Damascus 257.	259
Brasilien . . .	410	Centralamerika .	396	Damremont . .	281
Brenier . . .	201	Cetate	20	Danilo 3. 252.	355
Brigham Young	371	Ceylon	452	Danner . . .	81
Broeckes . . .	453	Chartres . . .	169	Debecker . . .	85

Seite

Degiorgi . . . 87
Delhi . . 439. 443
Derby 116
Deſſalines . . 318 f.
St. Domingo . 308 f.
Doſt Mohamed 269 f. 420
Dreux-Brezé . . 105
Druſen 257
Drouyn de Lhuys 44
Dſchelallabad . . 425
Dſchakkas . . . 303
Dſchowahir . . 428
Dundas . . 9. 18. 48
Duvanloup 177. 179
Dupetit-Thouars 331
Durchfahrt, nordweſtliche . . 385
Durham . . . 385

Eiſenach 203
Elgin . . . 474 f.
Elliot . . 463. 465
Elphinſtone . 423 f.
England 5. 40. 120 f. 191 f.
Epirus 21
Ernſt von Coburg 203
Escoſeſos . . . 393
Eſpinaſſe . 115. 452
Eugenia . . . 60
Eupatoria . . 41
Exmouth . . . 279
Eynatten . . . 212

Fabre 144
Farini 160
Faucigny . . . 186
Ferdinand II. . 107
Ferozpur . . . 429
Feth Ali . . . 262
Florenz . . 153. 174
Forey 148
Francia 407
Franz II. 197. 201. 226
— V. . . . 154
— Joſeph 13. 103 112. 155. 211. 228
Freibodenmänner 376
Fremont . . . 346
Friedrich Wilh. IV. 71 91
— — Thronfolger . . 72. 73
Friedrich von Baden 76

Gagern . . . 205
Gallas . 297. 299
Garibaldi 97. 135. 149 180. 198 f. 225 f.
Genua 110
Georg von Hannover 209
Gerlach . . . 67
Gholab Sing . 428 f.
Ghyka 10
Gorkhas . . . 414
Gortſchakof, Feldherr 9. 15 f. 42 f.
Gortſchakof, Miniſter 38. 131. 140
Gotha 69
Gough 429
Goyon 176
Greytown . . . 397
Griechenland . . 20
Grivas 21
Groen van Prinſterer 85
Gros 474
Großmogul . . 440
Grünne . . . 211
Grundvich . . . 83
Guatemala . . 396
Guerrero . . . 394
Guinea . . . 310
Gwalior . . . 442
Gyulai . . . 145 f.

Hamburg . . . 77
Hamelin . . . 9
Hannover . . 77. 209
Haſſenpflug . . 76
Havelok . . . 444 f.
Hayti . . . . 308 f.
Hecker 355
Helenamedaille . 106
Helene von Orleans 120
Herat . 264. 267. 422
Heß . . . 152. 155
Heſſen . . 76. 216
Hidalgo . . . 392
Hienfang . . . 468
Hinkeldey . . . 67
Holcar 415
Holland . . . 84. 220
Holſtein . . 78 f.
Honduras . . . 396
Hongkong . . . 468
Hottentotten . . 303
Hübner 123
Humboldt . . . 70
Hung-ſiu-ſtuein 468 f.
Huſſein 279

Jackſon . . . 340
Jamaika . . . 323

	Seite		Seite		Seite
Japan	478	Kien-Long	458	Mac-Mahon	51. 151 f.
Java	453	Kinchinginga	431	Mac Niel	264
Ibrahim	27. 270. 274	Kinglake	211	Macnaghten	421 f.
Jeddah	272	Kiſchen	466	Macquerie	326
Jeddo	479. 480	Know-Nothings	353	Madagascar	323
Jefferſon	336	Krimm	31. 243	Magenta	150
Jellachich	211	Kronſtadt	28	Maha Bandula	418
Jerome	210	Kuan	466	Mahmud	264
Jeruſalem	2	Kurden	261	Mahratten	415. 427
Indianer	335. 338. 342			Mailand	153
Inkerman	34			Mainz	74
Johann VI.	410	Läſar	83	Malakof	51
Johann, Erzh.	211	Lafarina	201	Mandingo	300
— von Sachſen	209	Lahore	429	Mandſchuren	458
Johnſon	326	Lamoricière	182. 227	Manteuffel	67
Joinville	284		284	Marokko	222. 284 286
Iſabella	223	Lanza	199		290
Island	82. 106	La Plata	406 f.	Maroniten	257
Isly	284	Laſſa	473	Maronneger	323
Italien	95 f.	Lawrence	430	Marqueſasinſeln	333
Iturbide	393	Layard	261	Mascat	273
Jung Bahadur	449. 473	Leclerc	315	Mar II.	209. 216
		Ledru-Rollin	109	Maza	285
		Leibeigenſchaft	235 f.	Mazzini	96. 97. 129
Kabel	121	Leiningen	4		154
Kabul	421 f.	Leopold von Belgien	219	Medici	203
Kabylen	289	Leopold II. v. Toscana	154. 175	Meer, das ſchwarze	18
Kaffern	303 f.	Libanon	259	Mehemet Ali	29. 269 273 f.
Kalafat	20	Liberia	321	Mekka	268
Kandahar	421	Lin	464	Melchiten	276
Kanſas	379	Livorno	110	Menzikof	8. 31
Karl XV.	84	Lopez	400	Meſſina	203
Kars	56	Louiſe von Parma	154	Methodiſten	364. 367
Kaſchmir	420. 429	Louisville	354	Mexiko	344 f. 392 f.
Kaukaſus	244	Lucknow	433. 445	Miloſch	254
Keane	421			Mina	293
Kern	91. 187			Minto	414
Kertſch	45			Miranda	391
Khalſas	428			Mirut	438
Kia-King	461				

Seite

Modena 154. 160. 174.
Mokka 271
Moldau . . 9. 240
Moleschott . . . 89
Montalembert . 102
Montebello . . 148
Montemolin . . 223
Montenegro . 2. 253
Montevideo . . 408
Mora 400
Morazan . . . 396
Morelos . . . 393
Morlot . . . 177
Mormonen . 368 f.
Mortara . . . 118
Moskau . . . 231
Mosquitoküste . . 397
Moulins . . . 105
Mozambique . . 299
Muhamed ben Abdallah . . . 290
Munroedoctrin . 398
Murat . . 111. 203
Muraview 56. 247
Murillo . . . 402

Nachimof 17. 31. 47
Nadir Schah . . 262
Nana Saib 416. 440 445. 449. 450
Nanking 467. 470
Napier 28. 427. 431
Napoleon III. 59. 91. 96 f. 109 f. 146 f. 289
— Prinz 24. 106 127. 154
Nasureddin . . 266
Nationalverein . 204
Natives . . . 352
Nauvoo . . . 370
Neapel 106. 197 f. 226 f.
Neger . . . 293 f.
Nepal . 414. 473
Nesselrode . . . 58
Nestorianer . . 261
Neuenburg 71. 88 f.
Neugranada . . 401
Neuholland . 325 f.
Neuseeland . . 328
New-Orleans 340. 359
New-York 352. 358
Nicaragua . . 396
Nicolaus I. 1 f. 42
Niebuhr . . . 67
Niell . 43. 156 f.
Ninive 261
Nizza 184
Nordamerika . 335 f.
Norfolk . . . 328
Norwegen . . . 84

Ochsenbein . . 40
Odessa . . . 24. 48
O'Donnel 222. 292
Oesterreich 4. 64. 123 f. 211 f. 246
Ogé 310
Olivier 144
Olmütz 13
Oltenitza . . . 16
Omer Pascha 4. 15 f. 27. 41. 55
Opium . . . 463 f.
Oregon 344
Orlow . . . 19. 59
Orsini 97. 113. 117
Ortega 224

Osborn . . . 110
Oscar 84
Ostindien . . 413 f.
Otaheiti . . . 330
Oude 433. 441. 449
Outram 266. 433. 434 445

Packenham . . 407
Padua 128
Paßz 403
Palermo . 199. 200
Palestro . . . 150
Palmerston 17. 107 116. 191 f.
Panama . . . 398
Paraguai . . . 407
Paredes . . . 346
Paris 59
Parker 467
Parma 153. 154. 175
Paskiewitsch . . 25
Pavia 153
Pedro I. . . . 411
— II. . . . 411
Pegu 417
Peiho 475
Peischwa . . . 415
Pelissier 46 f. 116. 284 285
Pendschab . . . 431
Perry 479
Persien 261
Persigny . . . 221
Peru . . 389. 403
Perugia . . . 160
Peschawer . . . 420
Petropaulowsk 29. 48
Philadelphia . . 352

Philippinen . . 333
Piacenza . . . 153
Pierce 355
Pikhwei . . . 476
Pindaris . . . 416
Pius IX. 103. 175 f.
Platen . . 74. 75.
Platonof . . . 235
Plombières . . 116
Polen . . 230. 234
Polk 344
Pollok 426
Polverel . . . 311
Pomare . . . 330
Port Natal . . 306
Portugal . 299. 303
Pottinger . 424 f. 467
Pourtalès . . . 88
Pretorius . . . 305
Preußen 7. 12. 24. 59
67 f. 134. 140. 141
161 f. 218
Pritchard . . . 331
Prome 418
Putiatine 28. 475. 480

Quito 405

Radetzky . . . 67
Raglan . . 23. 47
Rangun . . . 417
Rajputen . . . 416
Read 49
Rechberg . . 65. 153
Redschid Pascha . 8
Reischach . . . 157
Riffpiraten . . . 291
Rigaud . . . 312
Rigault . . . 455
Roebuk . . . 40
Rogier 86
Rom 175
Rosas 408
Roß 333
Rothschild . . . 131
Rowdies . . . 358
Rumänen . . . 241
Runjet Sing 420. 427
Russel . . 191. 196
Rußland 1 f. 98. 131
139. 229 f.

Saharah . . . 299
Said Pascha 29. 274
Sale . . . 418. 423
Salzburg . . . 216
Salzsee . . . 372
San Franzisco . 349
San Martin . . 404
Sandwichsinseln . 332
Santa Anna 347. 394
— Cruz . . 405
Santhonax . . 311
Sardinien . . 39. 95
Savary . . . 280
Savoyen . 184. 222
Schah Schudschah 264
420 f.
Scheele . 79. 81
Schiiten . . . 261
Schilder . . . 22
Schleinitz 72. 141. 207
Schleswig . . . 78 f.
Schlick 156
Schwarz . . . 69
Schweden 27. 55. 82
Schweiz 86 f. 186 f.
Schwerin 72. 204
Scindia 415. 442
Sclavenfrage 342. 376
Sclavenhandel 307. 322
Scott 347
Sebastopol . 8 31
Seebach . . . 58
Senegal . . . 299
Seogun . . . 479
Sepoys . . . 437
Serbien . . 19. 254
Seymour . . 5. 473
Shakers . . . 368
Shanghai . . 471
Sher Sing . . 428
Shoa 298
Siam 454
Sibirien . . . 246
Sibour . . . 105
Sicilien 108. 198 f.
Sidney . . . 325
Sikhs . . 420. 427
Silistria . . 22. 25
Simowitsch . . 264
Simpson . . . 47
Sind 427
Sinope . . . 17
Smith 368
Smyrna . . . 10
Solferino . . . 156
Somerset . . . 303
Soulouque . . 320
Spanien . 222. 292
387 f.
Speranza 103. 173
Spinelli . . . 202
Stackelberg . . 98
Stadion . . . 148
Stämpfli . . . 187
Stanhope . . . 257

Stirby 10
Stirling . 473. 480
Stoddart . . . 422
Struve . . . 358
Stuttgart . . . 111
Suezcanal . . 273
Sumatra . . . 453
Sundzoll . . . 82
Sunniten . . . 261
Syracus, Graf von 226
Syrien . . . 257 f.
Sweaborg . . 48
Szechinyi . . . 213

Taiping . . 469 f.
Tantia Tapi . . 449
Taokuang . . . 462
Taylor . . . 346 f.
Tecumseh . . . 338
Teffin 87
Tetsch Sing . . 429
Tetuan . . . 293
Texas 344
Theodor I. . . 298
Therawaddy 419. 433
Theſſalien . . . 21
Thorbeke . . . 84
Thouvenel . . 179
Tibaldi . . . 109
Tiente . . . 469 f.
Tientſin . . . 476
Timbuctu . . . 294
Tirol 158
Tiſchrücken . . 361
Töpliz 214
Toscana . . . 174
Tottleben . . . 33
Touſſaint . . 313 f.
Transcaucaſien . 56
Tripolis . 277. 337
Tſcherkeſſen 16. 30. 244
Tſchernaja . . 48
Türkei . . 1 f. 251 f.
Tunis 278
Tupac 389
Turcos 151
Tyler 343
Tzavellas . . . 21

Ulloa 153
Ungarn . 160. 213
Urquiza . . . 409
Uruguai . . . 409

Valóe 281
Varna 29
Venillot . . . 105
Viale Prela . 65. 183
Victor Emanuel 97
127. 135. 147 f. 181
225 f.
Victoria 49. 72. 110
119
Victorialand . . 334
Villafranca . . 163
Viſp 94
Vogt 87

Walewski . 59. 179
Walker . . . 399
Wallachei . . 9. 240
Warſchau . . . 123
Waſhington . 335
— , Stadt 337, 340
359
Wechabiten . . 269
Wei . . 470. 472
Weimar . . . 112
Weis 75
Wellington . . 413
Widah 302
Wien 16
Wilhelm, Prinz-regent 71 123. 140
209 f.
— I. von Würtemberg . . 111
— II. der Niederlande . . 84
— III. der Niederlande . . . 84
Williams . . . 56
Williſen . . . 142
Wilſon . . . 444
Windiſchgrätz 161. 162
Woldemar von Preußen . . 429
Württemberg . . 75
Würzburg . . . 205

Yang . . 469. 472
Yeh . . . 471 f.
Yorkinos . . . 393

Zanzibar . . . 399
Zuaven . . 32. 280
Zürich 183

nicht an dem Nutzen des freien Handels; zuletzt sah sie ihr Getraide und ihr Bauholz vom englischen Markte ausgeschlossen, und noch las sie gläubig die Traktate, welche die in den freien Städten wohnhaften Agenten der englischen Fabrikanten ausstreuen ließen, um zu beweisen, wie thöricht es sey, anderswo zu kaufen, als wo man die Waaren am wohlfeilsten kaufen könne; wie jede Nation ihre Importation nur mit ihren Produkten bezahle; wie unglücklich England sey, daß es durch seine innern Verhältnisse zu Fortsetzung seiner Handelsrestriktionen genöthigt werde, und in welcher glücklichen Lage Deutschland sich befinde, das durch nichts abgehalten werde, sich der Segnungen des freien Handels zu erfreuen. Ein neues Zollsystem Preußens, das drückender auf die deutschen Nachbarstaaten wirkte, als auf den Handel fremder Nationen, weckte endlich den in der Nation schlummernden gesunden Menschenverstand. Es bildete sich durch ganz Deutschland ein Verein von Kaufleuten und Fabrikanten, der sich zum Ziel setzte, die Abschaffung der Provinzialdouanen und die Etablirung eines Nationaldouanensystems zu bewirken; ein Bestreben, das so glücklichen Fortgang hatte, daß es endlich die Stiftung der bekannten deutschen Handelsunion herbeiführte.

Dieser Verein ist nichts anderes als eine Verbindung einzelner Staaten, die für sich zu klein sind, um ein wirksames Handelssystem zur Ausführung zu bringen, in der Absicht geschlossen, um unter sich den freien Handel herzustellen, und dem Ausland gegenüber ihre Handelsinteressen durch ein gemeinschaftliches Douanensystem zu wahren. Das System dieses Handelsbundes ist kein anderes als ein gemäßigtes Schutzsystem, verbunden mit dem Zweck, durch den Ertrag der Eingangszölle die durch die Aufhebung früherer, separater Douanenlinien entstandenen Ausfälle in den Finanzen der einzelnen Staaten zu decken. Dieses System, obwohl es erst wenige Jahre besteht, hat seine wohlthätige Wirksamkeit bereits sattsam erprobt. Gewerbe und Landwirthschaft Deutschlands sind seitdem überall in einem Aufschwung begriffen, von welchem man früher keine Vorstellung hatte.

Preußen und Oesterreich hatten übrigens schon im vorigen Jahrhundert Versuche gemacht, ihre ökonomische Unabhängigkeit zu begründen; jenes unter Friedrich dem Großen, dieses unter Joseph II., letzteres jedoch mit ungleich größerem Erfolg als ersteres.

Berichtigungen.

Band I. Seite 135 lies Plassy statt Passy. S. 167 unten l. puffers.

Band IV. S. 138 Zeile 7 von unten l. 22. April. S. 149 lies Alibaud.

Band V. S. 47 l. Mobilier.

Band VI. S. 87 mitten l. Schreier Degiorgi st. Schweizer. S. 151 Zeile 6 von oben l. Flanken und den. S. 346 l. Kneeland st. Kneelad. S. 374 oben l. nach dem Wunsch st. durch den.

Unſere Grenzen.

Von

Wolfgang Menzel.

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1886.

1886

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Stuttgart & Leipzig.
Verlag von A. Kröner.
1868.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung 1

I. Unsere Westgrenze 7
1. Die Grenze an Frankreich 9
2. Die belgisch-holländische Grenze 43

II. Unsere Südgrenze 53
1. Die italienische Grenze 55
2. Die Schweizergrenze 64

III. Unsere Nordgrenze 67
1. Die dänische Grenze 69
2. Die deutschen Ostseeprovinzen jetzt russisch 74

IV. Unsere Ostgrenzen 89
1. Die Germanisirung der Slavenmarken 91
2. Die czechische Grenze 95
3. Die ungarische Grenze 106
4. Die polnische Grenze 110
5. Die russische Grenze 123

V. Die deutsche Auswanderung 139

Anhang.

Von der unnatürlichen Ueberschätzung des Fremden und von der Unterschätzung unserer eigenen Nationalität.

VI. Herunterkommen des Nationalgeistes 153
1. Die nationale Resignation 155
2. Die Ueberschätzung des Fremden 172
3. Gutmüthige oder dummdreiste Verehrung der Vaterlandsverräther in Deutschland 193

Seite

VII. Gelehrte Lügen, zur Schmälerung unſeres Ruhmes erſonnen . . 211
1. Die keltiſche Lüge 213
2. Die Lüge, derzufolge die Italiener echte Nachkommen der alten Römer ſeyn ſollen 222
3. Die Mißachtung des germaniſchen Urſprungs auch bei den Engländern 226
4. Die Lüge des Panſlavismus 218
5. Die gelehrten Lügen, die zur Verachtung unſerer Vorzeit geführt haben 246
6. Die gelehrte Lüge, wir Deutſche ſeyen nur ein Volk von Denkern 251

Einleitung.

Auf dem ersten Bogen der in München erschienenen „Leuchtkugeln“ ist der deutsche Michel abgebildet, wie ihn John Bull in der Geographie unterrichtet. Da heißt es, Deutschland grenze überall — an sich selbst, nämlich an deutsche Provinzen, die nicht mehr zum eigentlichen Deutschland gehören, sondern mit fremden undeutschen Ländern vereinigt sind. An die deutschen Ostseeprovinzen, die zu Rußland gehören, an das deutsche Schleswig und Holstein, die damals noch zu Dänemark gehörten, an Elsaß, Lothringen und Burgund, die zu Frankreich gehören; ferner noch an andere deutsche Länder, die zwar keinem fremden Herrn gehören, sich aber doch vom deutschen Nationalverbande losgerissen haben, an die Schweiz, Belgien, Holland.

Das deutsche Volk ist das vornehmste in der Welt, weil es der größte Verschwender ist. Es schleudert seit Jahrtausenden seine Völkerstämme wie zum Fenster hinaus. Gleichviel was aus ihnen wird, ob sie sich wie die Franken, Lombarden, Angelsachsen mit unsern Feinden vermischen, diesen niedergeworfenen Feinden neue Kraft einflößen und uns dann als Franzosen, Italiener, Engländer bekämpfen. Gleichviel! Wir machen es heute noch so, wir schicken alle Jahre hunderttausende von tüchtigen Deutschen in fremde Länder aus, damit sie Franzosen, Italiener, Engländer, Yankees, Ungarn und Russen werden und in den Reihen unserer Feinde dienen. Nach dem Beispiel der deutschen Fürsten, die fremde Throne erbten und dann die bittersten Feinde der deutschen Nation wurden, wie die auf den Thronen von Spanien, England, Scandinavien und Rußland. Und trotz allen unsern Verlusten an den Grenzen glaubten wir immer noch zu viel an dem zu haben, was uns übrig

blieb, und riſſen uns noch ſelber Glieder aus, um ſie wegzuwerfen, die Schweiz, Belgien, Holland.

Leider blieb aber auch der allein noch übrige Rumpf in der Mitte durch innere Grenzen und Spalten aller Art zerriſſen. Ungleich der Gottheit, die in dreifacher Perſonification doch die eine bleibt, ſtellte die deutſche Nation nur eine abſolute und unverſöhnliche Dreieinigkeit dar, Oeſterreich, Preußen und die Mittelſtaatengruppe. Die Theilbarkeit, die centrifugale Tendenz iſt ſo ſehr unter uns zum nationalen Princip geworden, daß in dem Zeitpunkt, in welchem die Duodezſouveränetäten des vorigen Jahrhunderts mehr zuſammen ſchmolzen und der Territorien weniger wurden, dafür die politiſchen und confeſſionellen Parteiungen deſto leidenſchaftlicher wurden und der Haß tiefere Grenzfurchen zog, als früher die Reichsunmittelbarkeit von mehr als tauſend Winkelſouveränen. Es iſt wahr, das ſchöne Schwabenland bildet jetzt, wenn man das alemanniſche Elſaß und die alemanniſche Schweiz abrechnet, nur noch drei größere Territorien, Baden, Würtemberg und das ſchwäbiſche Bayern, während es früher hunderterlei reichsfürſtliche, reichsgräfliche, reichsritterliche, reichsſtädtiſche, fürſtbiſchöfliche und fürſtäbtliche Souveräne hatte. Damit iſt aber für den Einigungsſinn der Nation wenig gewonnen worden. Der Particularismus dauert unter anderem Namen fort. Wie ſich einſt die ſchwäbiſchen Reichsſtädte Ulm, Heilbronn, Reutlingen, die ſchwäbiſchen Reichsfürſten und Grafen, die Fürſten von Waldburg, Hohenlohe ꝛc., der reiche Abt von Weingarten, der Prälat von Neresheim, das deutſch-meiſterliche Völkchen in Mergentheim ꝛc. tief in ihrem Rechte verletzt und unglücklich fühlten, als ſie würtembergiſch werden mußten, ſo ſträubt ſich jetzt Würtemberg gegen die geſchichtlich gegebene Form einer endlichen nähern Vereinbarung der deutſchen Geſammtnation. Wenigſtens ſind unter den vielen Parteien des Königreichs Würtemberg gerade die bisher verſchiedenartigſten, die extrem dynaſtiſche, die ultramontane und die demokratiſche, dem Anſchluß an den norddeutſchen Bund am feindſeligſten abgeneigt. Auch in Bayern, obgleich hier die Kammer einen viel umfaſſenderen politiſchen Blick und ein weiteres patriotiſches Herz hat, iſt der Particularismus und der Haß gegen ein Zuſammengehen mit den Norddeutſchen noch ſehr rege. In Norddeutſchland ſelbſt kann man ihn noch überall in den annectirten Ländern finden.

Das iſt nun derſelbe ſchon gar alte Particularismus, wie er einſt den Segeſtes antrieb, den großen Arminius an die Römer zu verrathen,

derſelbe Particularismus, der nun ſchon ſeit länger als einem Jahrtauſend die deutſchen Bruderſtämme zu gegenſeitigem Haſſe aufreizt, der die deutſchen Dynaſtieen in unverſöhnlichem Neide entzweit und das Reich Karls des Großen, welches uns zur erſten und mächtigſten Nation in der Welt machte, langſam zertrümmert hat. Die deutſche Nation, die einſt in einem großen Reiche vereinigt, den unerſchütterlichen Felſen gebildet hatte, an dem jede fremde Gewalt geſcheitert war, vor dem die wilden Wogen des Islam bei Poitiers, die der Avaren und Ungarn, der Slaven und Normannen ſich brachen, iſt durch den innern Particularismus in ein Conglomerat, in einen lockern Kieſel- und Sandhaufen zerrieben worden, in welchen nun ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten das Ausland ſeine Schaufeln hinein ſteckt, um allmälig damit aufzuräumen. Was hat man nicht ſchon von unſerm alten Reiche weggeriſſen und das Gelüſten nach noch mehr hat beim Ausland nicht abgenommen, am wenigſten bei Frankreich und Rußland.

Das Nationalitätenprincip iſt gegenwärtig an der Tagesordnung. Es iſt keine Erfindung von geſtern. Nie hat es ein Volk gewaltiger und ſchöner elektriſirt, als grade uns Deutſche im Jahr 1813. Aber der Wiener Congreß und ſpäter die Karlsbader Beſchlüſſe goſſen den deutſchen Nation wieder den Schlaftrunk der Selbſtvergeſſenheit ein.

Gaben wir Deutſche nun den Gedanken auf, ſo eigneten ſich ihn die Franzoſen an und Napoleon III. wollte ihn in großartiger Weiſe in's Leben einführen. Sofern die franzöſiſche Nation ohne Zweifel die vorwiegende über alle andern des romaniſchen Sprachgebietes iſt, faßte Napoleon III. den Plan, alles, was zum romaniſchen Racen- und Sprachengebiete gehört, nach dem Nationalitätenprincipe in einer engern oder weitern Verbindung unter Frankreichs Schutz und Oberhoheit zu vereinigen. Dieſem Plane gemäß wollte er die Hegemonie im romaniſchen Italien dem Haus Oeſterreich entreißen und aus Italien eine Conföderation von Staaten machen, deren Protector er werden wollte. Er hat ſeine Abſicht bekanntlich nicht vollſtändig erreicht, denn die Italiener, mit franzöſiſcher Hülfe von Oeſterreich frei geworden, haben einen lockern Staatenbund unter franzöſiſchem Protectorat zu bilden verſchmäht, ſich zu einem untheilbaren Reich vereinigt und ihrem franzöſiſchen Protector den Gehorſam verſagt. Auch die Rumänen an der untern Donau hat Napoleon III. als Genoſſen der romaniſchen Race und Sprache durch ſein Werkzeug, den Fürſten Couza, zu vereinigen und unter ſein Prote-

Aus vielen, an und für sich nicht sehr umfangreichen, durch fremde Territorien von einander getrennten, nach Bildung, Verfassung u. s. w. von einander höchst verschiedenen Landstrichen bestehend, war das Königreich Preußen unter allen größeren Staaten Europas am wenigsten zur Ausführung eines Douanensystems geeignet, mußten die Vexationen eines solchen Systems hier ungleich drückender wirken, als in großen, wohl arrondirten, durch Meere und Gebirgsketten begrenzten Reichen; dennoch waren die wohlthätigen Wirkungen dieses Douanenschutzes nicht zu verkennen, die preußischen Fabriken und Manufakturen machten grössere Fortschritte und gediehen später unter dem Schutze des Continentalsystems zu größerem Flor als die Fabriken der kleineren deutschen Staaten. Um so mehr mußten aber auch die nachtheiligen Wirkungen der englischen Concurrenz, nach Herstellung des allgemeinen Friedens, in Preußen empfunden werden, zumal da zu gleicher Zeit durch die Beschränkungen Englands in Beziehung auf den Holz-, Getraide- und Wollenhandel dem preußischen Ackerbau empfindliche Schläge versetzt wurden. Während aber Frankreich nur Monate verstreichen ließ, bevor es unter gleich nachtheiligen Umständen zu kräftigen Maßregeln schritt, ließ man in Preußen Jahre vorübergehen. Den preußischen, zumeist auf Universitäten gebildeten und dort für die cosmopolitische Theorie gewonnenen Bureaukraten fiel es schwer, sich von der Idee der Handelsfreiheit zu trennen. Doch war auch hier die Macht der Umstände größer als die der abstrakten Theorien. Der preußische Tarif vom Jahr 1818 ist nichts anders als ein gemäßigtes Schutzsystem. Wie dieser Tarif auf die benachbarten deutschen Staaten gewirkt, und dadurch zu jener Association von deutschen Kaufleuten und Fabrikanten, welche sich die merkantilische Vereinigung von ganz Deutschland zum Ziel setzte, Veranlassung gegeben hat, ist bereits oben erwähnt. Als von Privatpersonen ausgegangen, war diese Bewegung im Anfang von der preußischen Regierung nicht mit besonders günstigen Augen betrachtet worden. Nachdem aber durch den eifrigen Betrieb der Agenten von Würtemberg und Bayern eine süddeutsche Vereinigung zu Stande gekommen war, gelangte allmählig auch Preußen zur Ueberzeugung, daß, bei der Trennung seiner Provinzen, nur durch die Vereinigung mit den mittleren und kleinern Staaten Deutschlands ein kräftiges

torat zu nehmen verſucht, aber auch das iſt ihm nicht ganz gelungen, denn ſein unfähiger Couza wurde vertrieben und ein Prinz von Zollern auf den rumäniſchen Thron erhoben. Auch auf das romaniſche Spanien und Portugal hat Napoleon III. ſpeculirt. Es galt ihm, die letzten Bourbons aus Spanien zu vertreiben, und weil er die Italiener ſo überaus geneigt gefunden hatte, ſich zu centraliſiren, ſoll er ein Project unterſtützt haben, nach welchem die Königin Iſabelle vertrieben und Spanien mit Portugal unter dem jungen König des letztern Landes hätte vereinigt werden ſollen. Der junge König heirathete die Tochter Victor Emanuels von Italien und ſollte dieſelbe Rolle auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſpielen, wie dieſer auf der apenniniſchen. Das Project zeigte ſich nicht durchführbar, Napoleon III. ließ ſich aber nicht entmuthigen, ſondern dehnte ſeinen Plan nunmehr auch auf das romaniſche Mittel- und Südamerika aus. Die große mexikaniſche Expedition hatte den Zweck, während die germaniſche Race Nordamerika's ſich im Bürgerkriege zerfleiſchte, der romaniſchen Race einen neuen Schwung zu geben. Das Kaiſerthum Mexiko ſollte mit dem Kaiſerthum Braſilien und mit einem dritten, am La Plataſtrom erſt zu gründenden romaniſchen Kaiſerthum in Verbindung gebracht werden. Dieſe weit ausſehenden Pläne ſind nun ebenfalls geſcheitert. Inzwiſchen hat Napoleon III. immer noch das unſchätzbare Glück, ſein Nationalitätenprincip im europäiſchen Mutterlande Frankreich ſelbſt mit einer Energie herrſchen zu ſehen, wie in keinem andern Lande der Welt. Welches Volk überträfe die Franzoſen an Nationalgefühl und Nationalſtolz! Welche Partei in Frankreich, oder auch nur welche einzelne Perſon würde es wagen, gegen die nationale Sache aufzutreten, oder ſich mit einem fremden Staate gegen Frankreich zu verbinden? Das iſt die Ehre der franzöſiſchen Nation, daß ſie ſich ſelbſt ehrt und das gewährt ihr einen ſo großen Vortheil über uns, die wir uns ſelbſt nicht in gleicher Weiſe ehren. Neid und Haß der Deutſchen untereinander, Bürgerkrieg, Verrath, Sichverkaufen ans Ausland, um mit ihm gegen Deutſche zu kämpfen, iſt ja leider bei uns noch immer eine Gewohnheitsſache, auf die man ſich trotz aller patriotiſchen Mahnungen immer wieder einläßt und deren man ſich gar nicht ſchämt.

Auf der andern Seite iſt das Nationalitätenprincip auch in die große ſlaviſche Race übertragen worden. Von fanatiſchem Deutſchenhaſſe getrieben, aber zugleich im Gefühl ihrer Ohnmacht haben Polen und Czechen zuerſt den ſogenannten Panſlavismus in Scene geſetzt und

eine Vereinigung der ganzen ſlaviſchen Race gegen die germaniſche vorzubereiten geſucht. Die Polen waren ſo dünkelhaft, ſich einzubilden, ihnen komme die Hegemonie unter den Slaven zu. Sie wurden eines andern belehrt durch die Ruſſen, bei denen allein die Macht war. Daher auch die Czechen, nachdem ſie 1848 vergebens verſucht hatten, mit den Polen und Südſlaven auch ohne die Ruſſen etwas auszurichten, ſich jetzt blind den Ruſſen in die Arme werfen. Der vorige Kaiſer von Rußland, Nikolaus I., hat ſchon vor vierzig Jahren den Panſlavismus zu einer Thatſache zu machen angefangen, indem er vom Syſtem ſeiner Vorgänger, Rußland durch Deutſche regieren und civiliſiren zu laſſen, abgewichen iſt und im weiten Umfang ſeines Reichs alle andern Nationalitäten und Sprachen durch die ruſſiſche, alle andern Religionen durch die griechiſch-ruſſiſche allmälig zu verdrängen beſchloſſen hat. So muß die deutſche Sprache und das Lutherthum in den Oſtſeeprovinzen, die polniſche Sprache und der Katholicismus in Polen der ruſſiſchen Sprache und Kirche weichen. Wohlgefällig aber nimmt der Czaar die Huldigung der Czechen und Südſlaven an, welche geneigt ſind, für das bisher geſuchte Allſlavenreich ſich ein Allruſſenreich gefallen zu laſſen. Dieſes letztere zu predigen, iſt auch die ruſſiſche Preſſe eifrig bemüht. Sie hört nicht auf, zu verkünden, nachdem die romaniſche und germaniſche Race ſich überlebt hätten, ſey nur noch friſche Jugendkraft bei den Slaven und die Zukunft gehöre den Ruſſen, mit denen alle Slaven ſich zu aſſimiliren hätten.

Während nun das Nationalitätenprincip ſeine ganze Energie in Frankreich und Rußland entfaltet, machen die Particulariſten in Deutſchland die äußerſten Anſtrengungen, es bei uns zu unterdrücken und eine auch nur annähernd verſuchte Einigung der deutſchen Nation um jeden Preis zu verhindern. Je mehr Franzoſen und Ruſſen die Augen aufthun, um ſo krampfhafter verſchließen ſie die deutſchen Particulariſten.

Es iſt unter dieſen Umſtänden in der That noch ungewiß, ob die deutſche Nation zu der Form des einheitlichen Zuſammenſtehens gelangen wird, welche ihr Stärke genug verleiht, um dem Romanismus und Slavismus erfolgreich und auf die Dauer zu widerſtehen. Ich will hier nicht erörtern, in wie weit die föderative Form dazu ausreichen würde. Ich will überhaupt alle Vermuthungen über die innere Geſtaltung, welche Deutſchland in der nächſten Zukunft annehmen wird, bei Seite legen, die innere Politik ganz unberührt laſſen und nur eine Umſchau an den

Grenzen halten. Mag man in Bezug auf die innere Politik mehr unionistisch oder föderalistisch denken, von der einen oder andern Form mehr Gutes hoffen, oder mehr Schlimmes befürchten, immer wird sich doch Jeder sagen müssen, es sey besser, wenn wir Deutsche, ohne Zwang oder auch nur moralische Bevormundung vom Auslande her leiden zu müssen, lediglich unsere innern Angelegenheiten selbst besorgen, da die Einmischung des Auslands, wie bisher immer, nicht nur der gesammten deutschen Nation zum Verderben und zur Schande gereicht, sondern auch dem kleinen Particularismus keinen sichern und dauernden Vortheil verspricht, vielmehr mit der gleich machenden Scheere der Eroberung in alle particularistischen Paradieschen hinein fährt und den Philistern ihre Lieblingspflanzungen wegschneidet.

Eine genauere Inspicirung unserer Grenzen, eine Betrachtung des weit ausgedehnten Panoramas, welches die folgenden Blätter aufrollen werden, eine geographisch historische Umschau in alle Nachbarschaften, eine Orientirung über unsern noch gegenwärtigen und bereits verlorenen nationalen Besitzstand dürfte bei der Schwankung der Meinungen über die deutsche Frage jetzt zeitgemäß seyn.

I.

Unſere Weſtgrenze.

I.

Die Grenze an Frankreich.

Vom Westen sind wir seit drei Jahrhunderten mehr als von jeder andern Seite her und fast unaufhörlich bedroht worden, weshalb wir den Blick zuerst nach dieser Seite hin richten müssen.

Frankreich erhielt seinen Namen von den deutschen Franken, die es vor etwa 1400 Jahren eroberten. Vorher hieß es Gallien, die Gallier waren aber schon über 500 Jahre lang, ehe sie von den Franken unterworfen wurden, dem altrömischen Kaiserreich einverleibt gewesen, hatten römische Sprache und Sitten annehmen müssen und waren unter der Tyrannei der Kaiser tief entsittlicht worden. Geistliche und Profanschriftsteller jener Zeit, deren Werke auf uns gekommen sind, wetteifern, uns davon die empörendsten Schilderungen zu machen. Insbesondere klagen sie über die unsinnige Theaterwuth der Gallier, die mitten im Mord und Brand der Völkerwanderung auf den Ruinen ihrer Städte immer noch nach Schauspielen schrieen. Und die Frivolität der Sitten war so groß, daß alles der zügellosesten Lust fröhnte ohne Rücksicht auf Alter und Bande des Blutes. Von politischer Freiheit und Würde war so sehr jede Spur verschwunden, daß selbst bei der Auflösung des Kaiserreichs kein Stand, keine Korporation sich vorfand, die ein neues politisches Gebäude hätte gründen können oder wollen. Es gab nur noch Sklaven, die an wenige reiche Satrapen vertheilt waren.

Ich glaube diese Thatsachen deshalb voranstellen zu müssen, weil die Franzosen seit dem vorigen Jahrhundert sich in der Illusion gefallen, sie seyen die direkten Nachkommen und Erben des antiken Republikanismus. Sie behaupten, ihre Revolution sey eine Wiederherstellung jener antiken Bürgerfreiheit, eine Reaktion des demokratischen Romanismus oder Latinismus gegen den aristokratischen Germanismus, eine Befreiung der alten römisch-gallischen Bevölkerung von dem Joche der germanischen Er-

oberer, oder dem fränkiſchen Feudaladel geweſen. Die Wahrheit aber iſt, durch die Römer wurden die Gallier aller Freiheit beraubt, entnationaliſirt, entnervt. Erſt durch die deutſchen Eroberer erhielten ſie die Freiheit wieder und wurden ihre Sitten verbeſſert.

Während es den Römern gelang, die Gallier in ſehr kurzer Zeit und vollkommen zu unterjochen, gelang ihnen der gleiche Verſuch bei den Germanen nicht. Die Germanen oder Deutſchen verſtanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen alle Angriffe des römiſchen Reichs zu behaupten, und ſetzten den Kampf gegen Roms Uebermacht unermüdet fünfhundert Jahre lang fort, genau in derſelben langen Zeit, in welcher die Gallier die Sklaven Roms waren. Endlich ſiegten die Deutſchen, zertrümmerten das römiſche Reich und eroberten unter andern auch Gallien.

Die Niederlaſſung deutſcher Eroberer in ihrem Lande war eben ſo ſehr ein Glück und Heil für die Gallier, als früher die Niederlaſſung der Römer ein Unglück und Unheil für ſie geweſen war. Durch die Römer hatten ſie die Nationalität, die Selbſtſtändigkeit, die Freiheit, die guten Sitten und geſunde Exiſtenz verloren, durch die Deutſchen erhielten ſie dieſelben wieder. Erſt durch die Vermiſchung der ſklaviſchen und in Laſter verſunkenen Bevölkerung mit den freien und kräftigen Franken, Gothen und Burgundern kam wieder ein geſundes Leben in die Bevölkerung Galliens, ein neues Nationalgefühl, eine neue Volksſitte, gegründet auf die Ehre, und ein neuer Rechtszuſtand, gegründet auf die Freiheit. Die Unterworfenen wurden ſchonend behandelt und erhielten Rechte, die ſie unter den Römern nie beſeſſen hatten. Bald nahmen ſie an allen Rechten der Eroberer und an den Staatsämtern Theil. Bald lebten ſie ſich ein in die neue verfaſſungsmäßige Freiheit, die ihnen die Franken gebracht hatten. Nicht blos Franken, auch römiſche Gallier erſchienen auf den Märzfeldern und ſaßen im Rath der durch Wahl und Vertrag gebundenen konſtitutionellen Könige. Mit Recht ſagt daher Montesquieu, die Freiheit ſey ein Geſchenk, das die Franken aus den germaniſchen Wäldern nach Gallien gebracht hätten. Aber dieſes ſo ſchöne und wahre Wort Montesquieu's ſuchen die heutigen Franzoſen zu vergeſſen und wollen nicht daran erinnert ſeyn.

Gallien erfuhr noch mehr Wohlthaten von den Deutſchen. Zu Anfang des achten Jahrhunderts eroberten die Muhamedaner Spanien und drangen in unermeßlichen Schaaren über die Pyrenäen. Noch war das neue fränkiſche Reich in Gallien nicht völlig gereift. So weit die rö-

miſche Zunge geſprochen wurde, hatte die germaniſche Tüchtigkeit noch nicht alle Erſchlaffung beſiegen können. Darum unterlag das weſtliche Frankreich dem Halbmond, und wäre gänzlich unterworfen und zum Islam bekehrt worden, wenn es nicht durch die Heereskraft der Rheinfranken, Schwaben, Bayern und Thüringer wäre gerettet worden.

Im neunten Jahrhundert ſchied ſich Deutſchland als Kaiſerthum unter Ludwig dem Deutſchen von Frankreich, das unter Karl dem Kahlen ein Königreich für ſich bilden durfte. Nun iſt wohl zu merken und ſollte darauf ein allerdings großes Gewicht gelegt werden, daß die deutſchen Kaiſer, obwohl weit mächtiger als die franzöſiſchen Könige, doch immer gute Nachbarſchaft mit Frankreich gehalten und daſſelbe nie zu beunruhigen oder zu ſchwächen getrachtet haben. Welches Glück für Frankreich, daß es gerade auf ſeiner ſchwächſten Seite von ſeinem ſtärkſten Nachbar immer am meiſten geſchont und in ſeiner Entwicklung nie geſtört wurde!

Daß ſich übrigens damals das kleine franzöſiſche Königreich dem großen deutſchen Kaiſerthum gegenüber noch in einer untergeordneten Stellung befand, war natürlich. Die Deutſchen waren die Herrn der Welt. Was waren dagegen die Gallier? Die Deutſchen hatten das römiſche Joch zerbrochen, dem Islam eine eherne Mauer entgegengeſetzt, in den altrömiſchen Provinzen England, Frankreich und Italien ein neues Leben hervorgerufen, einen neuen Grund gelegt zu kraftvoller Staatsverfaſſung, bürgerlicher Freiheit, Wohlſtand und Ehre. Was hatten dagegen die Gallier gethan? Sie hatten als ehemalige Sklaven Roms, als Unterworfene nur die Wohlthaten empfangen, die ihnen die deutſchen Sieger großmüthig gewährten. Sie verhielten ſich paſſiv, bei den Deutſchen allein war damals die Thatkraft. Alles was geſchah, um das alte verſunkene und entnervte Gallien in das neue geſunde und blühende Frankreich zu verwandeln, geſchah durch die Deutſchen. Unter dieſen Umſtänden nun konnte es den Galliern nicht einfallen, ſich mit den Deutſchen meſſen oder ein politiſches Gleichgewicht anſprechen zu wollen.

Wie die ganze Umgeſtaltung der alten Welt im Mittelalter von den Deutſchen ausgegangen war, ſo blieb auch bei den Deutſchen die Macht und das äußere Zeichen derſelben, die Kaiſerkrone. Und wie die ganze Eroberung des römiſchen Reichs von Deutſchland ausgegangen war, ſo blieben auch dem deutſchen Reiche die Königreiche Burgund und Italien einverleibt. Wie hätten die Gallier es wagen dürfen, ſich über dieſe Ausdehnung des deutſchen Reichs zu beklagen, ſie, die ſelber den

Deutſchen unterworfen geweſen und nur durch die Gunſt derſelben emanzipirt waren? Jahrhunderte mußten verfließen, bis den neuen Franzoſen nur einfallen konnte, ſich mit den Deutſchen zu meſſen, ſich auf Koſten derſelben vergrößern zu wollen. Das Uebergewicht der Deutſchen war ſo natürlich und hiſtoriſch ſo wohl begründet, daß es erſt einer langen Umwandlung der Zeit bedurfte, bis es der franzöſiſche Neid wagen konnte, ſich an der Majeſtät deutſcher Nation zu vergreifen.

Bis tief ins dreizehnte Jahrhundert blieb Frankreich auf die Gebiete der Garonne, Loire und Seine beſchränkt und nur wie durch einen Zufall beſaß es auch die deutſche Grafſchaft Flandern, die durch ihren Grafen Balduin, den Eidam Karls des Kahlen, unter franzöſiſche Lehensherrlichkeit gekommen war. Dagegen gehörte das ganze übrige Niederland, Luxemburg, Lothringen, die Freigrafſchaft Burgund (franche comté), und das ganze Gebiet der Saone und Rhone (das alte Königreich Burgund oder Arelat) zum deutſchen Reich. Mit Ausnahme Flanderns griff mithin die politiſche Grenze unſeres Reichs weit über die Sprachgrenze hinaus, und dies war natürlich; denn ſeit dem fünften Jahrhundert war ja das alles und noch weit mehr, das ganze ehemalige Reich der Römer, eine rechtmäßige Eroberung der Deutſchen.

Die Sprachgrenze ſcheint ſchon bald nach der Eroberung feſtgeſtellt worden zu ſeyn und hat ſich mit wenigen Veränderungen bis auf unſere Tage erhalten. Je weiter nach Weſten oder Süden, um ſo dünner und zerſtreuter waren die Niederlaſſungen der deutſchen Eroberer, je näher der alten Heimat in Oſten und Norden, um ſo dichter. Dort nahmen die Sieger die Sprache der weit zahlreichern Ueberwundenen an, woraus die verſchiedenen romaniſchen Mundarten des Spaniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen entſtanden. Hier war die Ueberzahl bei den Siegern und wurde die deutſche Sprache beibehalten. Die Grenze des deutſchen und franzöſiſchen Sprachgebiets beginnt an der Nordſee bei Calais und läuft von da beinahe in gerader Richtung nach Oſten fort, in einer Linie, welcher die Städte Ypern, Kortryk, Renaix, Grammont, Enghien, Brüſſel, Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongern, Mäſtricht und Aachen nordwärts, die Städte St. Omer, Lille, Dornik, Ath, Nivelles, Wavre Jodoigne, Lüttich und Verviers ſüdwärts zur Seite liegen bleiben. Von Verviers wendet ſich die Sprachgrenze plötzlich nach Südſüdweſt ab und geht über Malmedy, Salm, Houſſalige, Baſtogne, Rabay bis Virton. Von hier wendet ſie wieder nach Südweſten um, geht über Longwy,

Thionville [Diedenhofen], ſetzt bei Metz über die Moſel, läuft in der Waſſerſcheide zwiſchen der Moſel und Saar immer ſüdöſtlich fort bis an die Vogeſen, erreicht dieſelben an den Quellen der Saar, läuft auf dem Rücken der Vogeſen fort und dringt ſüdwärts bis Altkirch, wendet ſich aber von da wieder etwas öſtlich bis in die Nähe der Stadt Baſel, dann wieder rein ſüdlich über den Jura, ſteigt nach Biel hinab und folgt von da an dem Laufe der Aar und Saane bis in die Hochalpen, überſteigt auch dieſe, geht mitten durch Wallis und umfaßt noch den Monte Roſa auf ſavoyiſchem Gebiet, deſſen deutſche Bergdörfer in jüngſter Zeit die Aufmerkſamkeit mehrerer Reiſenden auf ſich gezogen haben. Von Oberwallis an oſtwärts geht die Grenze zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Sprachgebiet mitten durch die Hochgebirge fort mit einem Uebergewicht des deutſchen Elements, ſoferne mehr Deutſches im Süden, als Italieniſches im Norden der höchſten Waſſerſcheide gefunden wird.

Alles nun, was weſtlich von der bezeichneten Grenzlinie liegt, ſpricht welſch oder franzöſiſch; alles was öſtlich derſelben liegt, ſpricht deutſch und dieſe Sprachgrenze hat ſich mit kaum merklichen Veränderungen, ſo weit das Gedächtniß der Geſchichte reicht, nun ſchon über tauſend Jahre lang erhalten. Daraus erhellt nun, daß das ganze Flußgebiet des Rheins, ſein ganzes linkes, wie ſein rechtes Ufer in dieſer langen Zeit ausſchließlich von Deutſchen bewohnt war und noch iſt.

Leider iſt wohl den wenigſten jetzt lebenden Deutſchen die Grenzlinie zwiſchen der deutſchen und welſchen Sprache jemals klar gemacht worden und tappt ihre Vorſtellung deshalb im Nebel herum. Alles lehrt man auf unſern Schulen und Univerſitäten, nur nicht, was unſer großes Nationalintereſſe angeht: alle Nationen lernen wir beſſer kennen, als die eigene. Bei den Pariſer Friedensſchlüſſen in den Jahren 1814 und 1815 begegnete es ſogar unſern deutſchen Diplomaten, daß ſie einen langen, ganz von Deutſchen bewohnten Landſtrich Frankreich überließen, weil ſie glaubten, er ſey von Franzoſen bewohnt, und ſich nicht die Mühe gaben, genauere Erkundigungen einzuziehen. Friedrich Giehne macht in ſeinem ſchätzbaren Buch „Deutſche Zuſtände" auf die vielen deutſchen Orte mit deutſch redenden Einwohnern aufmerkſam, deren Namen verwelſcht worden ſind, ſo daß man, wenn man ſie auf der Landkarte findet, nicht glaubt, daß ſie noch deutſch ſeyen. Deutſche Geographen und Landkartenzeichner ſollten nun offenbar jene Orte mit ihren deutſchen Namen bezeichnen und die franzöſiſche Entſtellung des Namens

Handelssyſtem zu realiſiren ſey, und ſo ward der preußiſche Tarif vom Jahre 1818 mit geringer Modifikation die Baſis der deutſchen Handelsunion.

Oeſtreich, feſthaltend an dem Syſtem Joſephs II., daſſelbe allmählig weiter entwickelnd, und durch das Continentalſyſtem darin bedeutend unterſtützt, wich davon auch nach dem allgemeinen Frieden nicht ab, dehnte es vielmehr auf ſeine neuen Acquiſitionen aus, und erhob dadurch Gewerbe und Landwirthſchaft, beſonders aber ſeine Schäfereien zu anſehnlichem Flor, obwohl dieſem, aus ſo heterogenen Theilen zuſammengeſetzten Reich manches fehlt, was für die höchſtmögliche Entwicklung der produktiven Kräfte unerläßlich iſt.

Rußland verdankt ſeine erſten Fortſchritte in der Cultur dem freien Handel mit den Hanſeaten, den Holländern und den Engländern, die ſeine rohen Produkte kauften und mit ihren Fabrikaten bezahlten. Durch die Kriege und das Continentalſyſtem in dieſem Handel unterbrochen, war es genöthigt, ſelbſt Fabriken und Manufakturen anzulegen, die nun anfingen zu blühen, in einem Reiche, das ohne dieſe Nöthigung noch lange bei dem Ackerbau und Bergbau ſeine Rechnung gefunden haben würde. Nach der Herſtellung des Friedens wurden zwar die ruſſiſchen Fabriken durch die auswärtige Concurrenz ſehr gedrückt, allein die Folgen davon waren, wegen der durch Mißwachs in den weſteuropäiſchen Staaten veranlaßten ſtarken Ausfuhr an Getraide, im Augenblick wenig fühlbar. Um ſo verderblicher ſtellten ſie ſich ſpäter heraus. In einem Circular des Grafen Neſſelrode, worin er den hohen Tarif von 1821 rechtfertigt, wird verſichert: „Die Produkte des ruſſiſchen Reichs ſeyen ohne Markt, die Fabriken ſtehen am Rande des Verderbens, die edeln Metalle ſeyen nach dem Auslande gewandert und die ſolideſten Handelshäuſer dem Einſturz nahe.“ Seit jenem Tarif aber hat man nie wieder von einer ruſſiſchen Criſis im Handel, Gewerbe oder Ackerbau gehört, vielmehr ſprechen alle Berichte ohne Ausnahme von dem immer mehr ſteigenden Wohlſtand und der raſch ſich entwickelnden Induſtrie dieſes Reichs.

Nachdem wir die Geſchichte der europäiſchen Völker, mit Ausnahme derer, von welchen wenig erhebliches zu lernen iſt, über die beiden Syſteme conſultirt haben, wollen wir nunmehr

nur in Klammern beiſetzen. Aber das geſchieht nie. Dahin gehören, wie Giehne ſagt, Ruſſe (Röthchen), Lomeränge (Lomeringen), Talange (Talingen), Bettlanville (Bettendorf), Chateau la grange (Scheuerſchloß, wie es der gemeine Mann ebenfalls noch nennt). „In Munoven kenne ich einen Mann, der als Eingeborner kein Wort franzöſiſch ſpricht und mir erzählte, daß in ſeiner Jugendzeit kein Menſch im ganzen Orte ein Wort franzöſiſch verſtund, daß in der Schule nur deutſche Katechismen im Gebrauch geweſen ſeien, und daß man allgemein eine große Abneigung gegen das Franzöſiſche gehabt habe, weil nach einer Volksſage alle urſprünglich deutſchen Lande in Folge eines großen Krieges dem Mutterland wieder einverleibt werden ſollten. Im Kriege von 1813, 14 und 15 habe man dieſe Kataſtrophe erkennen zu müſſen geglaubt; nachdem dieſelbe nicht in jenem Sinne beendigt worden, ſchien auch dieſer Glaube wankend geworden und möchte daher wohl nun allmälig erlöſchen.“ In Strickers Germania, Bd. 1, 1847, ſagt ein Aufſatz über das deutſche Element an der deutſchen Weſtgrenze: „Gegenwärtig iſt bereits im Elſaß franzöſiſch ein Siebentel, in Lothringen ein Drittel; in Hochburgund iſt nicht ein Zehntel mehr deutſch. . . . . In Lothringen iſt das Deutſche im offenbaren ſchnellen Zurückweichen begriffen. Nur in den Städten hält ſich noch ein deutſcher Bürgerſtamm, aber er iſt nicht angeſehen. In Tull und Nanzig ſind noch viele Deutſche; Metz könnte man faſt ganz deutſch nennen, wenn man zwei Drittel der Einwohner, welche das Patois meſſin ſprechen, dazu nehmen wollte. Um Boulogne herum liegen die Dörfer Maninghem, Boulenberg, Echinhem, Fauquemberg, deren deutſcher Namensurſprung augenfällig iſt. Für Lille, Tournay, Arras, Cambray und Mons (en Hainault) ſagt man auch Ryſſel, Doornik, Atrecht, Camerik (Kamerich), und Bergen im Hennegau.“

In der erſten Hälfte des Mittelalters umfaßte das deutſche Reich nicht nur alle Landſchaften und Orte, in denen deutſch geſprochen wurde, ſondern es griff auch noch weit über die Sprachgrenze hinüber in die romaniſchen Landſchaften ein. Erſt im 13. Jahrhundert, als das glorreichſte Geſchlecht unſerer Kaiſer, das edle Haus der Hohenſtaufen, in dem unverſöhnlichen Kampfe mit der römiſchen Hierarchie unterlag, wagte Frankreich, im Bunde mit dem Papſte, ſich an den Rechten und an der Ehre des deutſchen Reichs zu vergreifen. Das Reich, ohne Kaiſer, zerrüttet durch die Umtriebe des Papſtes, von Bürgerkriegen zerfleiſcht, konnte auf die Uebergriffe des weſtlichen Nachbars nicht achten. Frank-

reich riß das Erbe der Hohenſtaufen in Neapel und das burgundiſche Königreich an der Rhone (das Arelat) an ſich und ein franzöſiſcher Prinz war es, auf deſſen Befehl der letzte Sprößling des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes unter dem Henkerbeile fiel.

Erinnert man ſich nun, daß Gallien ſeine Wiedergeburt und neue Blüthe nur den Deutſchen verdankte, und daß es von deutſcher Seite her nie in ſeiner Entwickelung geſtört noch beunruhigt worden war, ſo erſcheint dieſe Handlungsweiſe Frankreichs gegen unſre ſchwäbiſchen Kaiſer keineswegs edel. Deutſchland hatte das um Frankreich nicht verdient.

Wir wollen hier nur kurz erwähnen, daß Frankreich in ſeinen ungerechten Anmaßungen fortfuhr, daß es ſeine Prinzen wie auf den neapolitaniſchen, ſo auch auf den ungariſchen Thron ſetzte, um das deutſche Reich von allen Seiten zu umfaſſen, daß es den Papſt, mit dem es ſich anfangs nur verbündet, bald ſich völlig unterwarf, ihn von Rom nach Avignon verſetzte, gleichſam in ehrenvoller Gefangenſchaft hielt und fort und fort zu Maßregeln nöthigte, die dem deutſchen Reiche in hohem Grade verderblich waren. Die ganze lange Regierung Ludwigs des Bayern war ein verzweiflungsvoller Kampf gegen dieſe Umſtrickung römiſch-franzöſiſcher Intriguen. Erſt der Klugheit und Ausdauer der nachfolgenden Kaiſer aus dem luxemburgiſchen Hauſe gelang es, das römiſch-franzöſiſche Bündniß aufzulöſen, den Papſt wieder nach Rom zurückzuführen und Frankreich in Schranken zu halten, während zugleich die franzöſiſchen Dynaſtien in Neapel und Ungarn in ihren eigenen Laſtern untergingen.

Doch hatte ſich ein Zweig des franzöſiſchen Königshauſes in der Mitte zwiſchen Deutſchland und Frankreich feſtgeſetzt. Das waren die neuen Herzoge von Burgund, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf Koſten unſers Reichs nicht geringe Erwerbungen machten, bald durch Heirath, bald durch Erbſchaft, bald durch Liſt, bald durch Gewalt. Schon hatten Philipp und ſein Sohn Karl der Kühne von Burgund ſich der Franche Comté, Luxemburgs und der geſammten deutſchen Niederlande auf dieſe Weiſe bemächtigt. Schon hatte Karl auch das Elſaß pfandweiſe an ſich gebracht, als er auch Lothringen und die Schweiz zu erobern, das ganze linke Rheinufer zu beherrſchen und die Königswürde anzunehmen trachtete. Wenn ihm dieſer Plan gelungen wäre, ſo würde der franzöſiſche Geiſt, der an ſeinem Hofe ausſchließlich vorherrſchte, ein ungemeines Uebergewicht auf Koſten des deutſchen er-

langt haben. Das fühlte man. Nur ungeduldig ertrugen die Niederländer das Joch des undeutſchen Fürſten. Blutige Empörungen der Blämingen und Lüttticher waren nur mühſam unterdrückt worden. Das Elſaß erhob ſich und der Landvogt des Burgunders wurde zu Breiſach vom Volke gerichtet. Die Schweiz erhob ſich und der ſtolze Karl unterlag in wenigen, aber alles entſcheidenden Schlachten. Er ſelber fiel und ſein ganzes Erbe, ſo weit es deutſches Reichsland geweſen, und dazu noch Flandern, kam an Haus Oeſterreich; die übrigen franzöſiſchen Lehen des Herzogthums Burgund fielen an Frankreich zurück.

Das natürliche Uebergewicht des deutſchen Reichs war wieder hergeſtellt. Frankreich aber vermochte nicht Ruhe zu halten. Es konnte der Luſt nach unrechtmäßigen Eroberungen nicht widerſtehen, und da es nicht wagen durfte, Deutſchland ſelbſt anzugreifen, ſo zog es wider Italien, indem es auf die herkömmliche Trägheit der Deutſchen rechnete, die ſich nicht beeilen würden, für Italien große Anſtrengungen zu machen. Frankreich dachte damals zum erſtenmal an eine Verbindung aller Romanen gegen die Germanen auf Grund einer neuen Bildung und eines neuen Geſchmackes, eines neuen Zeitgeiſtes, der ſ. g. Renaiſſance, womit die Italiener angefangen hatten, deren ganze Vortheile aber Frankreich ſich aneignen wollte. Die höchſten Gewalten im Mittelalter waren der Papſt und der deutſche Kaiſer geweſen. Um ſich von beiden möglichſt unabhängig zu machen, um das Anſehen beider zuerſt in Italien zu untergraben, erſannen die kleinen italieniſchen Fürſten, vor allem die Mediceer in Florenz, die Lüge, ſie und das ganze italieniſche Volk ſeyen die echten Enkel der alten Römer und daher berechtigt, nicht nur die deutſchen Barbaren über die Alpen zurückzujagen, ſondern auch das chriſtliche Joch, welches man ihnen aufgebürdet habe, wieder abzuſchütteln und mit dem alten claſſiſchen Römerthum auch das ſchöne Heidenthum zu erneuern. Sie vergaßen, daß die altrömiſche Bevölkerung längſt untergegangen und ſchon zur römiſchen Kaiſerzeit durch Eingewanderte aus allen Theilen des römiſchen Reichs, namentlich durch Millionen von fremden Sklaven, ſpäter in der Völkerwanderung durch Rugier, Gothen und Longobarden, ſowie durch Griechen und im Süden durch Sarazenen erſetzt worden war, und daß es in Italien keine alten Römer mehr gab, ſondern nur Barbaren der verſchiedenſten Abſtammung, welche die lateiniſche Kirchenſprache redeten. Der geſammte italieniſche Adel aber ſtammt von den Longobarden ab, die das Land beherrſchten und die ganze frühere Be-

völkerung zu unfreien Knechten gemacht hatten. Dieſer Adel führte durchaus deutſche Namen und ergänzte ſich in der Zeit der deutſchen Kaiſer noch mit deutſchen und im Süden mit normänniſchen, alſo gleichfalls germaniſchen Adelsgeſchlechtern. Wenn dieſer Adel nun zur Zeit der Renaiſſance mit altrömiſcher Abkunft prahlte, ſo war das eine ungeheure und grobe Lüge. Aber die Lüge hatte einen politiſchen Zweck und ging von Italien nach Frankreich über, um dort demſelben politiſchen Zwecke zu dienen. Die franzöſiſchen Könige konnten das Uebergewicht der deutſchen Kaiſer nicht ertragen und benutzten alles, was Deutſchland und die Deutſchen herabzuwürdigen geeignet war. In dieſem Sinne verbanden ſich die Franzoſen ſchnell mit den Italienern, das Haus der Valois mit dem Hauſe der Mediceer. Schon König Franz I. holte die Renaiſſance aus Italien und noch mehr davon brachte Katharina von Medicis nach Frankreich mit. Von nun an wurde alles Gothiſche oder Altfränkiſche in Frankreich wie in Italien zum Spotte, der ſ. g. claſſiſche oder altrömiſche Geſchmack kam zur Herrſchaft. Die franzöſiſchen Könige machten die altfränkiſchen Reichsſtände und Freiheiten vergeſſen und ahmten den Deſpotismus der römiſchen Kaiſer nach.

Die römiſche Kirche war hauptſächlich durch den Einfluß der kleinen italieniſchen Fürſten und der franzöſiſchen Könige an Haupt und Gliedern corrumpirt worden und ein ehrlicher deutſcher Mönch wollte ſie unter lauter Zuſtimmung der deutſchen Nation reformiren. Aber die deutſchen Reichsfürſten machten aus der Reformation nur ein Mittel für ihre dynaſtiſchen Zwecke, verhinderten eine allgemeine und gleiche Reformation der Kirche, bezweckten nur eine Kirchentrennung und ſchnitten ſich eigene Landes- oder Staatskirchen zu, über die allein ſie ſelbſt zu gebieten hatten. Zugleich förderten auch ſie nach dem Beiſpiel der franzöſiſchen Könige und der italieniſchen Fürſten die Renaiſſance, verwarfen die alte chriſtlich germaniſche Grundlage der Bildung, adoptirten die heidniſche, ſ. g. claſſiſche der alten Griechen und Römer und gründeten Univerſitäten und Schulen, um dieſe neue Bildung zu verbreiten und ſich Staatsdiener heranzuziehen, die nur noch ihrem dynaſtiſchen Sonderintereſſe und nicht mehr dem allgemeinen deutſchen Reichsintereſſe dienen ſollten. Frankreich verfehlte nicht, dieſen deutſchen Fürſten, und zwar keineswegs blos den proteſtantiſchen, gegen den deutſchen Kaiſer zu helfen, damit ſie ſich von demſelben unabhängig machen und ſouverän werden könnten, und hinter allen ſ. g. Religionskriegen, welche von den proteſtantiſchen Für-

sten gegen den Kaiser unternommen wurden, stand Frankreich. So kam es, daß wir im dreißigjährigen Kriege das Elsaß (damals noch mit Ausnahme der Stadt Straßburg) an Frankreich verloren. So kam es, daß Ludwig XIV. von Frankreich den Eroberungsplan noch weiter fortsetzen konnte. Dieser König hob die Stände und die ganze altfränkische Freiheit seines Volkes auf, regierte mit einem bestochenen Klerus und einem corrumpirten Adel absolut despotisch wie die altrömischen Kaiser und umgab sich auch wieder mit dem ganzen Prunk der letztern, mit heidnischen Götterbildern und üppigen sinneverlockenden Statuen. Alle christlichen und germanischen Erinnerungen wurden durch die altrömische Mythologie verdrängt. Man nannte das ganze Jahrhundert das Zeitalter Ludwigs XIV. Da das deutsche Kaiserthum noch immer die Tradition der Weltherrschaft bewahrte, wollte er sich zum deutschen Kaiser wählen lassen, bestach die deutschen Fürsten längs des Rheines und Bayern, stiftete den ersten Rheinbund, bestach auch die Schweiz, daß sie ihm Söldner in Menge stellte, eroberte die deutschen Niederlande und griff Holland an. Doch gelang es ihm nicht, diese deutsche, wenn auch eigensinnig vom deutschen Reich sich entfernt haltende Republik zu erobern, denn während der Kaiser Leopold I. zauderte, weil seine Minister von Frankreich bestochen waren, beeiferte sich der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das Reich zum Schutze Hollands aufzubieten. Ludwig zog sich nun von Holland zurück, rächte sich aber, indem er dem großen Kurfürsten die Schweden in's Land schickte, und den Kaiser im Osten durch die Türken ängstigen ließ. Ludwig nannte sich zwar den allerchristlichsten König, nahm aber keinen Anstand, in ein offenes Bündniß mit dem Sultan zu treten. Während nun der große Kurfürst und der Kaiser anderwärts beschäftigt waren, griff Ludwig nochmals die spanischen Niederlande und die österreichischen Besitzungen am Oberrhein an, und um ihn nicht noch weiter greifen zu lassen, trat man ihm spanischerseits Burgund (die Freigrafschaft, Franche Comté) und zwölf wichtige niederländische Städte, Doornik, Ryssel, Kortryk ꝛc., und deutscherseits die Stadt Freiburg im Breisgau ab, die er zu einer französischen Festung machte. Dies geschah im Frieden zu Nimwegen. (Nimm weg, sagte man damals) 1678.

Die große Schwäche, welche das deutsche Reich durch diese Abtretung offenbart hatte, reizte den König von Frankreich zu immer unverschämteren Forderungen. Er gründete die berüchtigten Reunionskammern,

die alles, was je einmal mit den von ihm eroberten deutschen Landschaften und Städten verbunden gewesen war, verzeichnen mußten, und alles das reclamirte er frischweg als französisches Eigenthum. Der Kaiser, damals schwer bedrängt durch die Türken, konnte sich der neuen französischen Raubgriffe nicht erwehren. Deutsche Verräther halfen den Franzosen, und so fiel Straßburg, das bisher das unantastbare Bollwerk Deutschlands am Oberrhein gewesen war, 1681.

Da die deutschen Geschichtschreiber sich nicht viel um die näheren Umstände jenes kläglichen Ereignisses bekümmert haben, glauben wir sie hier mittheilen zu müssen. Wir folgen dabei dem trefflichen Friese, der eine Geschichte Straßburgs in den Jahren 1791—95 mitten unter den Stürmen der Revolution herausgab, ein Werk, das in Deutschland fast gar nicht bekannt, und doch in einer guten deutschen Gesinnung und mit vielem Fleiße geschrieben ist. Man muß wissen, daß die Straßburger Bürger nichts so sehr haßten und fürchteten, als unter Frankreich zu kommen, daß sie die größten Opfer gebracht hatten, um ihre Stadt hinreichend zu befestigen, daß sie oft beim deutschen Reich und bei den Schweizern, ihren alten Verbündeten, Hülfe gesucht, daß sie sich durch Ludwigs Kabalen nie hatten berücken noch bestechen lassen, daß dem Advocaten Obrecht, der die Stadt schon früher einmal an Frankreich hatte verrathen wollen, der Kopf vor die Füße gelegt worden war. Aber die Franzosen bedrängten Straßburg von allen Seiten, hemmten seinen Verkehr, machten es nach und nach arm und brachten es zur Verzweiflung. Zugleich brütete der jüngere Obrecht, des Hingerichteten Sohn, Rache gegen den ehrenwerthen und unerschütterlichen deutsch gesinnten Ammeister Dietrich, der hauptsächlich bei der Entdeckung und Bestrafung seines Vaters mitgewirkt hatte. Mit 300,000 Reichsthalern, die ihm Ludwig XIV. zu diesem Zwecke anvertraute, bestach Obrecht den Stadtschreiber Günzer und eine Anzahl anderer Menschen, und während die angesehensten Bürger Straßburgs gerade abwesend auf der Frankfurter Messe waren, wurde Straßburg plötzlich von einer bedeutenden französischen Macht überfallen. Furchtbare Drohungen von ihrer Seite, die Umtriebe der Verräther, die Entfernung der besten Bürger, die Unmöglichkeit eines Entsatzes, die Hoffnung, durch eine Kapitulation die alten städtischen Freiheiten zu retten, wirkten zusammen. Die Stadt wurde übergeben, und nie mehr hat seitdem auf ihren Wällen die deutsche Fahne geweht. Obrecht wurde katholisch und unumschränkter Statthalter

des Königs von Frankreich in Straßburg. Das Schickſal des edeln Ammeiſter Dominicus Dietrich iſt rührend und hätte nicht ſo unbeachtet bleiben ſollen, wie es der Fall iſt, denn in welcher Geſchichte des deutſchen Volkes iſt wohl das tragiſche Ende dieſes Patrioten irgend erwähnt worden? Es iſt ein hartes Loos, in Deutſchland Patriot zu ſeyn, denn man wird — vergeſſen.

Dietrich wurde nach Paris citirt und dort zurückbehalten, damit ſich um ihn nicht eine deutſche Oppoſitionspartei bilde. Nachdem man ihn lange hatte warten laſſen, glaubte man, er könne mürbe geworden ſeyn, und verſuchte ihn zu beſtechen, damit er, nach Straßburg zurückkehrend, ſeiner Partei franzöſiſche Grundſätze predige. Der berüchtigte Miniſter Louvois ließ ihn rufen, empfing ihn, in einer Bibel leſend, und ſprach alſo zu ihm: „Die Hauptleute Antiochi ſprachen zu Matathias: Du biſt der Vornehmſte und Gewaltigſte in dieſer Stadt und haſt viel Söhne und eine große Freundſchaft, darum tritt zuerſt dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jeruſalem ſind: ſo wirſt du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben.“ (I. Makkabäer 2, 17—18.) Dietrich aber, als guter Lutheraner bibelfeſt, antwortete aus dem Stegreif: „Da ſprach Matathias: Wenn ſchon alle Länder Antiochi gehorſam wären und Jedermann abfiele vom Geſetz ſeiner Väter und willigten in des Königs Gebot, ſo wollen doch ich, meine Söhne und meine Brüder nicht vom Geſetz abfallen“ (die folgenden Verſe). Nun machte man kurzen Prozeß mit ihm und ſchickte ihn in's ſüdliche Frankreich in die Verbannung, aus der er erſt im hohen Alter wieder entlaſſen wurde, um in Straßburg zu ſterben.

Nachdem Ludwig XIV. ſich dieſes deutſchen Bollwerks bemeiſtert hatte, bedurfte er keines Rheinbundes und keiner Schonung der weſtdeutſchen Fürſten mehr. Von dieſem feſten Punkte aus konnten ſeine Heere raſch in der Pfalz und in Schwaben einfallen und nach Herzensluſt rauben und erobern. Die Maske der vorigen Freundſchaft abwerfend, trug er jetzt Tod und Verwüſtung in die Länder derſelben Fürſten, denen er ſo lange als ihr lieber Protector geſchmeichelt hatte. Zunächſt verlangte er den Beſitz des ganzen Kurfürſtenthums Rheinpfalz für ſeinen Bruder Philipp von Orleans, der die Schweſter des Kurfürſten Karl Ludwig geheirathet hatte, — mit um ſo größerem Uebermuth, als

der Kurfürſt noch lebte, und rechtmäßige Erben des wittelsbachiſchen Hauſes nicht fehlten. Ein Teufel in Menſchengeſtalt gab dem brutalen König ein, er werde am ſicherſten zu ſeinem Ziele kommen, wenn er die ſchwachen und uneinigen deutſchen Reichsfürſten ſchrecke; ſie würden ſich zum nachtheiligſten Frieden verſtehen, wenn er ihnen eine nie vorher erlebte Angſt einjage. Darum ließ er die Städte und Dörfer der friedlichen und geſegneten Pfalz, des benachbarten Kurfürſtenthums Mainz, der Markgrafſchaft Baden und ſelbſt des Herzogthums Würtemberg plündern und bis auf den Grund niederbrennen, die Einwohner berauben, mißhandeln, ſchänden, morden, als ob Attilla mit den Hunnen wiedergekehrt wäre. Sie verbrannten Worms, Speier, Frankenthal, Alzey, Andernach, Kochheim, Oberweſel, Kreuznach, Mannheim, Ladenburg, Weinheim, Gernsheim, Heppenheim, Oppenheim, Durlach, Bruchſal, Raſtatt, Baden, Bretten, Pforzheim ꝛc.; beim zweiten Einfalle Heidelberg, Hirſchau, Calw, Neuenbürg, Knittlingen, Marbach, Vaihingen ꝛc., ungerechnet zahlloſer verbrannter Flecken und Dörfer. Und das alles that Ludwig XIV., ohne von Deutſchland im mindeſten beleidigt worden zu ſeyn. Und dieſer König rühmte ſich, an der Spitze der Civiliſation zu ſtehen!

Indeß gelang ihm ſein Plan nicht ganz. In Mainz leiſtete ihm der wackere General Thüngen tapfern Widerſtand, ein Mann, den die vaterländiſche Geſchichte ebenfalls undankbar vergeſſen hat. Das Reich rührte ſich wieder. Der Kaiſer war eben der Türken im Oſten Meiſter geworden, und ſo mußte ſich Ludwig XIV. im Frieden von Ryßwig (Reiß weg, ſagte man damals) mit dem begnügen, was ihm der Nimweger Friede geſichert hatte, und mit Straßburg und den bereits aufs grauſamſte von ihm mißhandelten und zum Theil ebenfalls niedergebrannten Elſäßer Reichsſtädten. Aber die Pfalz bekam er nicht, und mußte auch Freiburg im Breisgau wieder herausgeben, 1697.

Straßburg war ihm von weit größerer ſtrategiſcher Wichtigkeit als Freiburg, und überdieß legte er, um eine breite Operationsbaſis am Oberrhein zu gewinnen, einen Kanonenſchuß weit von Baſel die Feſtung Hüningen an. Die Schweizer murrten, aber er verhöhnte ſie und war ihrer Regenten durch ſeine Jahr- und Soldgelder ſo verſichert, daß er nichts von ihnen beſorgte. Sie ließen ſich auch alles gefallen, ſtellten ihm fort und fort zahlreiche Regimenter und verſchmerzten ſogar, daß er ihnen den Handelsverkehr mit Elſaß und Burgund abſperrte. Die

damalige Politik der Eidgenoſſenſchaft iſt die verächtlichſte, deren ſich jemals Republiken zu ſchämen gehabt haben. Als Ludwig die freie Reichsſtadt Straßburg, eine den Schweizern von alter Zeit innig verbündete Republik, die ihnen oft in ihren Kämpfen Hülfe geleiſtet hatte, wegnahm, leiſteten ihm die Schweizer nicht nur keinen Widerſtand, ſondern ſchickten ihre Geſandtſchaften zu ihm ins Elſaß und huldigten ihm auf die ſerviliſte Weiſe, indem ſie ihn in ihrer Amtstracht bei Tiſche bedienten und ſich Geld von ihm ſchenken ließen.

Bald darauf, gerade am Ende des Jahrhunderts, ſtarb das Geſchlecht Philipps II. in Spanien aus, und die deutſche Linie des Hauſes Habsburg machte auf ſein reiches Erbe Anſpruch. Nun war aber die ältere Tochter des letzten Habsburgers in Spanien mit einem Enkel Ludwigs XIV. vermählt, und dieſer machte die weibliche Nachfolge geltend. Abgeſehen vom ſtaats- und familienrechtlichen Moment in dieſem Erbſchaftshandel, war es ſehr natürlich, daß Frankreich eine Vereinigung Spaniens, Neapels und Mailands mit dem deutſchen Kaiſerthum, eine Wiederherſtellung der großen Monarchie Karls V., und daß eben ſo ſehr auch Deutſchland eine Verſtärkung der franzöſiſchen Macht durch das ſpaniſche Erbe fürchten mußte. Die Politik alſo gebot unumgänglich eine Entſcheidung dieſes Prozeſſes durch das Schwert.

Deutſchland hatte dießmal den Vortheil, daß ihm England zur Seite ſtand. So oft England mit Deutſchland vereinigt handelte, wurde Frankreich immer überwältigt. Dazu kam, daß Prinz Eugenius, ein Savoyarde, doch im Herzen der beſte Deutſche, den es damals gab, an die Spitze der kaiſerlichen Armee trat und Wunder der Kriegskunſt gegen die Franzoſen, wie gegen die Türken, verrichtete. Da ſah der alternde Ludwig endlich ſich gedemüthigt, ſeine übermüthigen Feldherren und Heere geſchlagen, ſeine Schätze umſonſt vergeudet. Aber ſeine Liſt und das Glück retteten ihn. England ſagte ſich von Deutſchland los, ließ den Prinz Eugen im Angeſicht der Franzoſen im Stich, ließ die deutſchen Diplomaten bei den Unterhandlungen im Stich und bewirkte durch ſeine treuloſe Politik, daß uns die Früchte ſo langer und herrlicher Kämpfe wieder verloren gingen. Doch konnte Frankreich nur die Erwerbung Spaniens durchſetzen, und Spanien blieb unter ſeinem Enkel ein von Frankreich getrenntes Königreich, während die ſpaniſchen Niederlande, Neapel und Mailand unmittelbar an Oeſterreich fielen, 1713.

Allein auch dieſe Vortheile wurden zum Theil bald wieder einge-

büßt, weil Kaiser Karl VI. keinen Sohn hatte, und um seiner berühmten Tochter Maria Theresia die Nachfolge zu sichern, die Einwilligung der andern Staaten, namentlich Frankreichs, mit großen Opfern erkaufte. Er trat zu diesem Behuf ganz Lothringen freiwillig an Frankreich ab. Die wichtige Abtretung Lothringens wurde damals noch künstlich bemäntelt, indem der junge lothringische Herzog Franz, der Maria Theresia heirathete, statt Lothringen Toscana bekam, und Lothringen selbst einstweilen dem abgesetzten König von Polen, Stanislaus Lescinsky, gegeben wurde, der aber keinen Sohn hatte, und nach dessen Tod 1766 Frankreich wirklich in den lange ersehnten Besitz von Lothringen kam. Neapel wurde ein unabhängiges Königreich unter einem französischen Könige aus Ludwigs XIV. Geschlecht, wie Spanien.

Auf diese Weise erwarb Frankreich, was es noch heute besitzt, von Deutschland durch Raub, durch schnöden Raub mitten im Frieden oder durch schlaue Benützung unseres Unglücks. Es erwarb das alte Königreich Burgund, das Rhonethal von Genf an bis Marseille, zur Zeit unseres Unglücks in der Reformation. Es erwarb das Elsaß zur Zeit unseres Unglücks im dreißigjährigen Kriege. Es riß zur Zeit unserer Schwäche mitten im Frieden die Grafschaft Burgund, einen Theil der Niederlande und Straßburg an sich. Es gewann zur Zeit unserer Schwäche durch einen die deutschen Gesammtinteressen tief verletzenden Familientractat Karls VI. mit einem Federstrich das schöne, so lang treu beim deutschen Reiche gebliebene Lothringen. Auch regiert das Geschlecht Ludwigs XIV. jetzt noch immer in Spanien.

Alles, was Frankreich erwarb, erwarb es auf Kosten Deutschlands. Der Verlust des alten Königreichs Burgund und Neapels, sowie der Freigrafschaft Burgund, Welschlothringens und des welschen Arras ꝛc., war ein großer politischer Verlust, wenn auch kein nationaler. Durch den Verlust des Elsaß und Deutschlothringens aber wurden wir überdieß tief in unsern nationalen Interessen verletzt. Diese schönen Landschaften wurden wie ein gesundes Glied vom lebendigen Körper von Deutschland abgeschnitten und dem Einfluß einer fremden Nationalität unterworfen. Das Schlimmste aber war, daß durch dieses Beispiel klar bewiesen wurde, die deutsche Nation habe ihren alten Vorrang in Europa verloren. Bisher hatten nur romanische und slavische Völker deutschen Herren gehorcht. Jetzt gehorchten zum ersten Mal deutsche Völker einem fremden Herrn. Was der romanische Staat im Westen gethan, das

auch einen Blick jenseits des atlantischen Meeres werfen, auf ein Volk, das fast unter unseren Augen aus dem Zustand der totalen Abhängigkeit von einem Mutterlande und der Getrenntheit in mehrere, unter sich in keinerlei politischer Verbindung stehende Colonien, sich in den Zustand einer vereinigten, wohlorganisirten, freien, mächtigen, gewerbfleißigen und reichen Nation emporgehoben hat, und vielleicht schon unter den Augen unserer Enkel sich zum Rang der ersten See- und Handelsmacht der Erde emporschwingen wird. Die Handels- und Industriegeschichte von Nordamerika ist lehrreich für unsern Zweck wie keine andere, weil hier die Entwicklung schnell vor sich geht, die Perioden des freien und beschränkten Verkehrs schnell auf einander folgen, ihre Folgen klar und entschieden in die Erscheinung treten, und das ganze Räderwerk der Nationalindustrie und der Staatsadministration offen vor den Augen des Beschauers sich bewegt.

Die Nordamerikanischen Colonien wurden von dem Mutterlande, in Beziehung auf Gewerbe und Industrie, in so totaler Knechtschaft erhalten, daß außer der Hausfabrikation keinerlei Art von Fabrikation geduldet ward. Noch im J. 1750 erregte eine im Staat Massachussets errichtete Hutfabrik so sehr die Aufmerksamkeit des Parlaments, daß es alle Arten von Fabriken für gemeinschädliche Anstalten (commun nuisances) erklärte, die Eisenhammerwerke nicht ausgenommen, ungeachtet das Land an allen zur Eisenfabrikation erforderlichen Materialien den größten Ueberfluß besaß. Noch im J. 1770 erklärte der große Chatam, beunruhigt durch die ersten Fabrikversuche der Neuengländer, man sollte nicht zugeben, daß in den Colonien ein Hufnagel fabricirt werde. Adam Smith gebührt das Verdienst, zuerst auf die Ungerechtigkeit dieser Politik aufmerksam gemacht zu haben.

Die Monopolisirung aller Gewerbsindustrie von Seiten des Mutterlandes ist eine der Hauptursachen der amerikanischen Revolution; die Theetare gab bloß Veranlassung zum Ausbruch.

Befreit von dem aufgelegten Zwange, im Besitz aller materiellen und intellektuellen Mittel zur Fabrikation, und getrennt von derjenigen Nation, von welcher sie ihre Fabrikate bezogen und an die sie ihre Produkte verkauft hatten, also mit allen ihren Bedürfnissen auf ihre eigenen Kräfte reducirt, nahmen während des Revolutionskriegs Fabriken aller Art in den Nordamerikanischen Freistaaten

that nun auch bald der ſlaviſche im Oſten, und kaum hatte Frankreich uns das Elſaß genommen, ſo nahm uns Rußland auf der andern Seite auch das deutſche Livland weg.

Da wir im Felde den Franzoſen unterlegen waren, uns von ihnen deutſche Provinzen hatten entreißen laſſen, unterlag folgerechterweiſe auch der deutſche Geiſt dem franzöſiſchen. Die äußern Verluſte hielten mit der innern Entartung Deutſchlands gleichen Schritt. War es Urſache, oder war es Wirkung, gleichviel, das Gefühl für unſere Nationalehre und die Kraft und Treue, mit welcher der Deutſche ſonſt an ſeiner Nationalität hing, erſtarben in dem Maße, in welchem die Franzoſen ſiegreich gegen Deutſchland vorſchritten.

Die deutſchen Höfe und der deutſche Adel nahmen ſich den Hof Ludwigs XIV., ſeinen Deſpotismus, ſeinen Geſchmack und ſeine Ausſchweifungen zum Muſter. Sie unterdrückten die altdeutſchen, volksthümlichen, ſowohl ſtändiſchen als ſtädtiſchen Freiheiten. Bereitwillig nahmen ſie das Syſtem Ludwigs XIV., die neuen Lehren der abſoluten Gewalt an, und dienten der großen galliſch-römiſchen Reaction gegen den Germanismus freiwillig zu Organen. Die moderne Deſpotie des vierzehnten Ludwig muß ohne Zweifel als das Ergebniß jener nationalen Reaction angeſehen werden. Das bisher ſo lange beſiegte romaniſche Element, welches unter der heiligen Fahne der römiſchen Hierarchie vergeblich gegen das deutſche Element gekämpft und durch die Reformation zurückgeworfen war, erlangte nunmehr unter der weltlichen Fahne des franzöſiſchen Deſpotismus einen unbeſtrittenen Sieg. Jede Volksfreiheit, jede alterthümliche Volksvertretung auf deutſchem Boden wurde vernichtet oder zu einer leeren Formalität herabgewürdigt. Alle deutſchen Regierungen nahmen die franzöſiſchen Formen, den Centralismus der Gewalt, die Bureaukratie an. In den modernen Formen wiederholten ſich aber nur wieder die des altrömiſchen Kaiſerreichs mit ſeinen Statthalterſchaften und Präfecturen. Deshalb gewann auch jetzt erſt das altrömiſche Recht, nachdem es lange mit den deutſchen Landes- und Stadtrechten im Streit gelegen, feſten Boden in Deutſchland, was nimmer hätte geſchehen können, wenn ihm nicht das Streben nach abſoluter Regierungsgewalt zu Hülfe gekommen wäre.

Zugleich nahmen Höfe und Adel in Deutſchland die franzöſiſche Sprache an und ſchämten ſich, länger ihre gute alte Mutterſprache zu

reden. Somit wurde auch die deutsche Literatur von den Großen verachtet und die französische eingeführt.

Desgleichen verschwand bei den Fürsten und beim Adel die strenge deutsche Sitte. Sie machten Bildungsreisen nach Paris und brachten alle Moden von dort mit nach Deutschland. Unzählige Lustschlösser, selbst geistliche, zeigten dem erstaunten Bürger und Bauer in Deutschland die wiedererstandene Pracht und Schwelgerei römisch-heidnischer Feste voll Mythologie und Unzucht.

Desgleichen verschwand an den Höfen und beim Adel die alte schöne Tracht, und jede neue Mode aus Paris wurde in Deutschland zuerst von den Vornehmen, endlich auch vom Bürgerstande nachgeahmt. Das Kleid macht einigermaßen den Mann, es war also allerdings nicht gleichgültig, daß sich Deutschland herabwürdigte, bedientenmäßig die abgetragenen Kleider der Franzosen anzuziehen. Es ist überdieß merkwürdig, daß die neuen französischen Moden, obgleich sie beständig ohne alle Noth wechselten, sich doch nie ins Schöne, sondern umgekehrt immer ins Häßliche veränderten, und im Ganzen nur eine Musterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungesunden und Unschönen darstellten. Von den Allongeperücken, Reifröcken und Manchetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Plusärmeln herab bieten alle französischen Moden zusammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was sich in Bezug auf Kleidsamkeit, Würde, Schönheit und Zweckmäßigkeit mit den älteren Nationaltrachten messen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte in dieser Fügsamkeit Europa's unter eine Gesetzgebung des Häßlichen. Zugleich ist aber auch damit die ganze Unnatur der französischen Suprematie symbolisch ausgedrückt.

Endlich griff der französische Einfluß auch tief in die scheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm scheinbar opponirende deutsche Literatur ein. Es ist wahr, mit Lessing begann eine Reaction der deutschen Literatur gegen die französische, und in der Bekämpfung der Gotsched'schen, d. h. der französischen Schule, kräftigten sich fast alle jungen Geister, die mit und seit Lessing der deutschen Wissenschaft und Dichtkunst einen neuen Schwung gaben. Allein wenn diese Geister den direkten Einfluß Frankreichs muthig und bestimmt zurückwiesen, so waren sie doch um so mehr, ohne es selbst zu ahnen, seinem indirekten Einfluß unterworfen. Ohne das Beispiel der französischen Literatur nämlich hätten sich die deutschen Schriftsteller nie so weit vom christlichen Standpunkt

entfernt und ſo weit dem heidniſch-antiken genähert, wie ſie gethan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten deſpotiſchen Regierungsformen wären die deutſchen Schriftſteller nie ſo weit vom nationalen und patriotiſchen Standpunkt entfernt und auf den einerſeits ganz individuellen, andererſeits kosmopolitiſchen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Wenn ſie ſich nun auch gegenüber den Franzoſen fühlen lernten, ſo geſchah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem ſie das Antike reiner aufzufaſſen ſich rühmten, als die Franzoſen; und wenn ſie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug gethan ſey, und daß aus der germaniſchen Wurzel noch ſchönere Blüthen der Kunſt wiederaufzuwecken ſeyen, als die ihnen das Treibhaus der Claſſicität brachte, ſo wußten ſie doch dieſe Wurzel im vaterländiſchen Boden ſelbſt noch nicht aufzufinden und borgten alle Waffen der germaniſchen Reaction von den ſtammverwandten Engländern.

Die Geiſter in Deutſchland waren aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet, durch die deſpotiſchen und ariſtokratiſchen Regierungsformen von aller Mitwirkung in Staatsangelegenheiten ausgeſchloſſen, auf ärmliche Schulämter oder fürſtliche Gnadengehalte angewieſen, von außen eingeſchüchtert und auf die Welt der Phantaſie angewieſen. Sie gehörten irgend einer ſelbſtſtändigen Provinz an, aber ſie kannten das deutſche Reich als ein Ganzes nur noch in einer Karrikatur, über die damals ſchon alles ſpottete. Deshalb bildeten ſie ſich zu irgend einem Brodſtudium, zu einem Amte in ihrer Provinz, und darüber hinaus zu Weltbürgern. Indem ſie allerdings inne wurden, daß ſie ſich auf einem Extrem des Kleinlichen befanden, daß ihr nächſter Beruf ein äußerſt enger und beſchränkter ſey, fielen ſie ſogleich in das andere Extrem, und ſuchten einen grenzenloſen Kreis der Thätigkeit wenigſtens ihres Geiſtes und ihrer Gefühle. Sie widmeten ſich der Welt (unter dem damals äußerſt beliebten Titel Kosmopoliten, d. h. Weltbürger) oder der Menſchheit unter dem eben ſo beliebten Namen der Humanität. Von der deutſchen Nationalität aber und von den Intereſſen des Vaterlandes war nicht die Rede. Der engherzige Provinzialismus der gemeinen Leute erhob ſich nicht ſo weit, und die Genies flogen darüber hinaus ins Blaue des allgemein Menſchlichen. Daraus erklärt ſich, warum ſchon Leſſing während des ſiebenjährigen Krieges ſich für alles Andere intereſſirte, nur nicht für dieſen, ſein Vaterland zerrütten-

den Krieg. Daraus erklärt sich, warum noch später Goethe an den großen Schicksalen Deutschlands keinen Theil nahm, sich durch sie nur unangenehm in seinen poetischen Träumen gestört fühlte. Selbst Schiller erklärte sich einmal in einem Briefe an Körner, der Patriotismus sey etwas Bornirtes, der wahre Genius könne sich nie für eine Nation, sondern immer nur für die ganze Menschheit begeistern. Auch hatte die Schwärmerei, welche sich der deutschen Jugend in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, die der sogenannten Sturm- und Drang-Periode, wirklich nur die Emancipation der Menschheit oder des Menschlichen zum Gegenstand und war durchaus von keiner nationalen Tendenz. Ja sie kam ursprünglich von Frankreich her, sie war nur von Rousseau adoptirt.

König Friedrich II. erwarb sich das unsterbliche Verdienst, die Franzosen bei Roßbach zu schlagen und die Furcht vor ihnen in Spott zu verwandeln. Die französische Politik, jede Gelegenheit ergreifend, um Deutschland aufs neue zu berauben, hatte die Uebereinkunft, der es Neapel und Lothringen verdankte, gleich nach Karls VI. Tode gebrochen, die schöne Maria Theresia als seine Erbin nicht anerkannt, und neue Heere nach Deutschland geschickt, mit Preußen im Bunde. Inzwischen versöhnte sich Preußen mit Maria Theresia und Frankreich ging leer aus. Mit desto größerer Begierde schloß sich nun Frankreich der österreichisch-russisch-sächsisch-schwedischen Coalition an, welche Preußen erobern und theilen wollte. Der schändliche Plan wurde im Herzen Frankreichs, zu Versailles, geschmiedet. Wenn er gelungen wäre, würde Frankreich einen Theil der Beute davon getragen, ein deutsches Land im Westen gewonnen haben. Allein Friedrichs Kriegsgenie und die ausdauernde Treue der Preußen vereitelten den ganzen Plan. Der gefährdete preußische Staat ging glänzender als je aus dem siebenjährigen Kriege hervor, und Frankreich bekam abermals nichts.

Dennoch benutzte Friedrich die Demüthigung der Franzosen keineswegs dazu, den Deutschen eine große politische Lehre zu geben, sie über die nie verjährende treulose Politik Frankreichs aufzuklären, die Herzen gegen Frankreich zu stimmen, die Bande, mit denen französischer Geist und Geschmack, französische Literatur und Mode die Deutschen umstrickt hielt, zu zerreißen. Er that vielmehr alles, um denselben Franzosen, die er im Felde geschlagen und sogar lächerlich gemacht hatte, ihren Einfluß auf die deutsche Bildung und Gesittung zu sichern und zu erweitern. Er

las, ſprach und ſchrieb vorzugsweiſe franzöſiſch, verachtete die deutſchen Denker und Dichter (mit den ſpärlichſten, kaum nennenswerthen Ausnahmen), und zog nur franzöſiſche Gelehrte und Dichter, zum Theil die demoraliſirteſten Charaktere, an ſeinen Hof. Zugleich begünſtigte er die vollkommenſte Preßfreiheit in Bezug auf moraliſche und religiöſe Gegenſtände (nicht in Bezug auf politiſche), und da hierin auch der junge Kaiſer Joſeph II. ſeinem Beiſpiele folgte, wurde Deutſchland mit Ueberſetzungen und Nachahmungen der ſitten- und gottloſeſten Werke überſchwemmt, von denen es damals in Frankreich wimmelte. Als Leſſing, der ſo ritterlich gegen die frühere Gallomanie gekämpft, ſchon todt war, brach eine neue, noch wüthendere aus. Das altfranzöſiſche Schauſpiel, die verliebten Schäferſcenen, die obſcöne Mythologie ꝛc. blieben zwar verbannt, an ihre Stelle traten aber die neufranzöſiſchen philoſophiſchen Romane, die conſequent und mit viel Geiſt auf die völlige Zerſtörung aller ſittlichen und religiöſen Grundlagen der Geſellſchaft ausgingen. Goethe und ſeine damals aufblühende Schule vermochte dieſem Zufluß franzöſiſcher Frivolität nicht zu ſteuern und wollte es nicht, gab ihm vielmehr in mancher Beziehung nach, wie dies auch früher Wieland ſchon gethan hatte, der hierin von Leſſing abwich, und wie es noch mehr die minder bedeutenden, aber ſehr populären Dichter thaten, z. B. die Nicolaiten, Kotzebue ꝛc. Den größten Einfluß aber übten die franzöſiſchen Ideen in den geheimen Geſellſchaften, unter denen die der Illuminaten ganz entſchieden den Umſturz des Chriſtenthums ſich zum Zwecke ſetzte.

In ſo ausgedehntem Maße durchdrang uns die franzöſiſche Bildung ohne daß Frankreich umgekehrt irgend einen Einfluß von Deutſchland her angenommen hätte. Es war damals vielmehr als bekannt angenommen, die Franzoſen ſeyen das Muſtervolk der Cultur, das ſich zu den übrigen europäiſchen Völkern verhalte, wie ſich einſt die Griechen verhalten hatten zu den umwohnenden Barbaren, Scythen ꝛc. Die Franzoſen affectirten nicht nur eine unſägliche Verachtung gegen die Deutſchen, ſondern waren wirklich davon erfüllt. In Deutſchland ließ man ſich dies gefallen, denn der große Friedrich ſelbſt anerkannte unbedingt den Vorzug der Franzoſen. Die helleren Köpfe und die ſtolzeren Gemüther, die damals aufſtrebten, ließen ſich, wenn ſie auch Vieles an den Franzoſen mißbilligten und das Deutſche dagegen zu Ehren zu bringen befliſſen waren, doch durch die ſchöne Sprache und durch die blendenden Ideen derjenigen, damals unermeßlich populären franzöſiſchen

Philoſophen imponiren, die nach Rouſſeau's Vorgang eine Wiedergeburt der ganzen Menſchheit, die Verwirklichung eines idealen Staats, die Erfüllung aller Träume der Weltverbeſſerer verhießen. Die Kantiſche und Fichte'ſche Philoſophenſchule, der in der proteſtantiſchen Theologie zur Herrſchaft ſtrebende Rationalismus, viele begeiſterte Dichter und Geſchichtſchreiber theilten dieſe Sympathien. Wie aber auch ſonſt deutſche Gelehrſamkeit und deutſches Gemüth in wiſſenſchaftlichen Werken und Dichtungen ſich unabhängig vom franzöſiſchen Einfluß auf mannigfache Weiſe geltend machten, ſo gab es doch damals nirgends in Deutſchland eine eigentliche Nationalpartei, nirgends einen Centralpunkt für eine nationale Oppoſition und Reaction gegen die von allen Seiten eindringenden franzöſiſchen Ideen, nirgends ein patriotiſches Bewußtſeyn, das ſich mit Entſchiedenheit dem Strome entgegengeſtemmt hätte.

Dies war die Stellung des Germanismus zum Gallo-Romanismus in der Zeit unmittelbar vor der franzöſiſchen Revolution.

Dieſes große Weltereigniß hat bekanntlich ſchon mannigfache Beurtheilung erfahren. Die franzöſiſche Philoſophie hat ſich gerühmt, es vorausgeſehen, es vorbereitet zu haben. Allein dem iſt nicht ſo. Die Philoſophie, überhaupt die gebildeten Klaſſen und die Preſſe waren nicht im Stande, eine ſolche Kataſtrophe zu improviſiren. Nur der Staatsbankerott und nur die äußerſte Noth der niedern Klaſſen, gerade derer, die ſich am wenigſten um Philoſophie und Literatur bekümmerten, die nicht einmal leſen konnten, führten die Revolution herbei, in die ſich dann freilich alle edeln und ſchmutzigen Leidenſchaften der Gebildeten einmiſchten. Man ſchreibt den letzteren mit Recht einen großen Antheil an dem ſchrecklichen Ereigniß zu, aber er fand nur Statt in Bezug auf ſeine Veranlaſſung. Ganz abgeſehen von den Meinungen und Sitten der höheren Klaſſen brach die Revolution als eine phyſiſche Nothwendigkeit herein und ging von dem Elend und der Armuth der Provinzen, nicht von den geiſtigen Schwelgereien der Hauptſtadt aus. Ja man muß ſogar behaupten, die Revolution war, ohne daß man es ſich damals klar machte, eine Reaction des lange in Frankreich unterdrückten altfränkiſchen, alſo germaniſchen Elements der Volksfreiheit und Volksvertretung gegen das neue galliſch-römiſche Element des mit Ludwig XIV. aufgekommenen Deſpotismus. Das Volk verlangte einfach die Garantien der altfränkiſchen, altburgundiſchen ꝛc. Verfaſſung zurück, mit einem Wort, die alten deutſchen Inſtitutionen der Urverſammlungen, des Heer-

bannes, der Reichsverſammlung. Daher die Uebereinſtimmung der neuen franzöſiſchen Conſtitution mit der engliſchen und alle Conſequenzen des Repräſentativſyſtems. Hätte das franzöſiſche Volk, indem es dieſe Revolution begann, für ſich handeln können, ſo würde der germaniſche Charakter derſelben noch deutlicher hervorgetreten ſeyn. Allein von Anfang an miſchten ſich die Philoſophen der Hauptſtadt ein und verfälſchten unmerklich jenen urſprünglichen Charakter der Revolution, indem ſie ihr aufs eifrigſte dienten und ſich zu Leitern derſelben aufdrangen. Dieſe nun erklärten gleich in ihrer gewohnten Arroganz, die Revolution ſey keineswegs eine Reaction des freiheitliebenden Germanismus gegen den deſpotiſchen Romanismus, ſondern gerade umgekehrt eine Reaction des durch die fränkiſchen Könige und Edelleute früher unterdrückten galliſch-römiſchen Volkes gegen eben dieſe fremden Uſurpatoren.

Die Franzoſen wußten aber wohl, was ſie thaten, indem ſie dieſe Lüge erſannen. Sie wollten der germaniſchen Nation den uralten Ruhm freier Inſtitutionen rauben und ſich die Ehre, die Freiheit gleichſam wieder entdeckt zu haben, allein zuſchreiben. Man darf ſich darüber nicht wundern. Billig aber muß man erſtaunen, daß deutſche Geſchichtſchreiber und Publiciſten ihnen glaubten und nachſprachen. Uebrigens trugen auch die Engländer Schuld an dieſem Mißverſtändniß. Aus Eiferſucht gegen Frankreich wollten ſie (Edmund Burke an der Spitze) durchaus nicht zugeben, daß die franzöſiſche Revolution aus einem Verlangen des unglücklichen Volkes nach germaniſchen Garantien, nach einer der engliſchen ähnlichen Verfaſſung hervorgegangen ſey, und ſtimmten mit Vergnügen ein, ſie für eine phantaſtiſche Nachahmung antiker Republiken auszuſchreien.

Dieſelben Jakobiner der Hauptſtadt, die ſich der Revolutionsregierung bemächtigt hatten, und deren Treiben bekanntlich in den Provinzen ſeine natürliche Oppoſition fand, hielten das galliſch-römiſche Princip auch vorzüglich darin feſt, daß ſie wieder nach Eroberungen in Deutſchland trachteten. Eine Menge deutſcher Illuminaten, Kosmopoliten und Freiheitsſchwärmer ſtrömten ihnen zu. Von dieſen Menſchen, in denen auch nicht eine Spur von Nationalſtolz und Vaterlandsliebe war, wurden ſie ſogar gebeten, nach Deutſchland zu ziehen und dort die neufranzöſiſche Freiheit einzuführen. Wetteifernd bot man ihnen Städte und Provinzen an und flehte ſie wie um eine Gnade, das ſchmählich verrathene Mainz, nach dem Verluſt Straßburgs das letzte Bollwerk

für den obern Rhein, mit Frankreich zu vereinigen. Georg Forster selbst, der berühmte Weltumsegler, einer der geachtetsten Gelehrten Deutschlands, figurirte bei dieser vaterlandsverrätherischen Gesandtschaft der Mainzer.

Das deutsche Reich wäre stark genug gewesen, seine Grenzen zu schützen und sogar den äußersten Terrorismus der französischen Revolution zu verhüten, wenn Oesterreich und Preußen einig gewesen wären; aber sie waren durch Rußland mißtrauisch gemacht, ja gegen einander gehetzt. Rußland wollte sich in den Besitz von Polen setzen, während Deutschland und Frankreich einander im Blute der Revolutionskriege erschöpfen sollten. Preußen zeigte größern Eifer, Frankreich zu bekämpfen, als Oesterreich, hielt aber plötzlich inne und mußte es thun, weil Oesterreich unter seinem jungen, unfähigen Kaiser Franz II. und dem nichtswürdigen Minister Thugut ein geheimes Bündniß mit Rußland zum Nachtheil Preußens schloß. Wäre Preußen von Oesterreich nicht verrathen worden, so würde es auch 1795 den Basler Frieden nicht geschlossen haben, der es Frankreich möglich machte, sich der Rheinlande zu bemächtigen. Durch jenen Friedensschluß mit Preußen überhoben sich die Franzosen auch der lästigen Pflicht, die Versprechungen, welche sie den Völkern gemacht hatten, zu halten. Das gefährliche Mittel, die Völker zu insurgiren, war jetzt nicht mehr nöthig, da nach dem Austritt Preußens aus der Coalition die Feinde Frankreichs nicht mehr zu fürchten waren. An die Zusage, die Völker zu befreien, brauchte man sich also auch nicht mehr zu binden. Man konnte jetzt nach alter Manier, ohne sich im geringsten zu schämen, wieder erobern und die reichen Grenzländer des deutschen Reichs ausplündern. Also wurden die Niederlande, Holland, die rheinischen Kurfürstenthümer, die Pfalz und bald darauf die Schweiz nicht, wie man verheißen hatte, bundesbrüderlich befreit, sondern feindlich erobert und mit einem Militär- und Civilheer von Räubern überschwemmt, die allen öffentlichen und Privatreichthum der genannten Länder mit Gewalt raubten, oder mit der Kunst und List von finanziellen Zauberern wegzustehlen verstanden. Die französischen Commissäre dachten an alles, nahmen alles.

Umsonst protestirten die Niederländer und Holländer und die von Trier; man hätte sie ja blos befreien wollen, sie als eine freie Bevölkerung begrüßt, ihnen die Autonomie feierlich zugesichert, freie Wahlen, Selbstregierung, republikanische Ehre, republikanisches Glück — und jetzt behandle man sie als besiegte Feinde, nehme ihnen alles, dulde keine

freie Wahlen, ſchreibe ihnen auf brutale Weiſe alles vor und laſſe ihnen nichts als den blinden Gehorſam; wenn ſie blos eine Tyrannei mit der andern und eine ſchlimmere mit der geringern vertauſchen ſollten, wozu habe man ihnen die Freiheit verheißen?

Am kläglichſten geberdeten ſich damals die Schweizer. Jahrhunderte lang hatten ſie gegen Deutſchland eine antinationale Politik befolgt, ihren deutſchen Stammgenoſſen alles zu leide, den Franzoſen alles zu liebe gethan. Hunderttauſend Schweizer waren nach und nach im Kampf für Frankreich, in den Kriegen der Reformation, Ludwigs XIV. und XV. gefallen. Ihr Herzblut hatten ſie hingegeben, um Frankreich groß zu machen. Als Deutſche hatten ſie gegen Deutſche gefochten, damit Frankreich, über beide hohnlachend, allein gedeihe. Jetzt ernteten ſie den Dank. Umſonſt erklärten ſie, ſie ſeyen ja ſchon lange, lange frei, ſchon ſeit Wilhelm Tell her, es ſey alſo gar nicht nöthig, daß die Franzoſen kämen, um ſie angeblich jetzt erſt zu befreien. Sie bäten gehorſamſt, man ſolle ſie nicht befreien. „Schweigt", hieß es, „ihr müßt euch befreien laſſen." Alſo kamen die Franzoſen herein, eroberten das Land, regierten es durch ihre Kreaturen, achteten keine freie Wahl, erklärten die, welche dennoch gewagt wurden, wieder für nichtig und ſtahlen, ſtahlen wie die Raben. Von den Millionen, die hier geraubt wurden, rüſtete Bonaparte die Flotte und Armee aus, mit der er nach Egypten ging, und Kopten und Araber prüften den Werth der alten Berner Goldſtücke am Fuße der Pyramiden.

So wie ſich Frankreich die Eroberung des ganzen linken Rheinufers und Italien geſichert hatte, hörte es auf eine Republik zu ſeyn. Beide Ereigniſſe hingen genau zuſammen. Das mißvergnügte, leidenſchaftlich aufgeregte, gegen König und Adel, Intendanten und Finanzſchwindelei erbitterte franzöſiſche Volk war durch den Tod des Königs, durch die Emigration des Adels gerächt, der Staatsbankerott war abgewendet, und jetzt hatte man noch dazu Nachbarländer erobert und ſich mit der Beute derſelben bereichert. Alſo war man jetzt zufrieden. Was brauchte man noch das Phantom der Republik? Es wurde von einem Hauch Napoleons weggeblaſen. Napoleon war jetzt der Mann der Nation, denn er verſtand es, wie nie ein franzöſiſcher König vor ihm, den beiden Hauptleidenſchaften der Nation, der Ruhmbegierde und der Habgier, zu ſchmeicheln. Er führte ſie überall zum Siege und gab ihnen die Beute aller Länder preis.

Das arme deutſche Reich! Es mußte allen dieſen Wechſeln in Frankreich zuſehen und unter jedem auf's neue leiden. Unter wie vielen falſchen Vorwänden, für welche ganz entgegengeſetzte Prinzipe, waren die Franzoſen nicht ſchon zu uns gekommen, um uns unter der Maske von Hülfsleiſtung zu berauben! Das alte Königreich Burgund entriſſen ſie uns im Namen des Papſtes und der alleinſeligmachenden Kirche. Die lothringiſchen Bisthümer und das Elſaß entriſſen ſie uns im Namen der Reformation, als Beſchützer der Lutheraner. Straßburg und die Republik Holland griffen ſie an im Namen der abſoluten Monarchie. Spanien, Neapel, Burgund und Lothringen gewannen ſie im Namen der Legitimität; und endlich Holland, die Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz vereinigten ſie, oder verbündeten ſie wenigſtens auf's engſte mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikaniſchen Prinzips. Viermal wechſelten ſie das Prinzip, aber mit jedem ſtahlen ſie uns ein Land weg. Und ſo war es denn wenigſtens aufrichtig, daß Napoleon keinen Vorwand mehr brauchte, die ſcheinheilige Maske der Prinzipe wegwarf und offen als Räuber auftrat, indem er das Intereſſe allein als Zweck der Politik gelten ließ, und kein Mittel, denſelben zu erreichen, verſchmähte.

Napoleon ſtahl ſich in die Herzen aller Franzoſen und wird ewig in ihnen leben, nicht allein deßwegen, weil er ein großer Mann war, ſondern mehr noch deßwegen, weil er am keckſten ausſprach und durchſetzte, was alle Franzoſen denken und wollen, weil er durch ſeine Größe das Gehäſſige der Habgier entſchuldigte, die das Geheimniß ihrer Nationalität iſt. Man ſage, was man wolle, Napoleon verdankt die Bewunderung der Franzoſen ſeinem Genie, aber ihre Liebe verdankt er nur ſeiner tiefen Immoralität.

Dieſes große Kriegsgenie fand in Deutſchland die halbe Arbeit ſchon gethan. Das linke Rheinufer ſammt den beiden Flanken unſerer Stellung, die Schweiz hier, Holland dort, waren uns bereits entriſſen, Preußen bereits von Oeſterreich getrennt und neutral, als Napoleon die Roſſe ſeines Siegeswagens zum erſtenmal über Deutſchlands Fluren jagte. Er hätte nicht halb der große Mann ſeyn dürfen, der er wirklich war, und er hätte uns dennoch überwältigt.

Er verfuhr aber mitten im Glück doch mit vieler Klugheit, indem er nicht nur Oeſterreich und Preußen bis zur Ohnmacht ſchwächte, ſondern auch jetzt noch immer deren gegenſeitige Eiferſucht nährte und auch

einen mächtigen Aufſchwung, der auch die Landwirthſchaft ſo ſehr befruchtete, daß der Werth des Grundes und Bodens, ſo wie der Arbeitslohn, den Laſten und Verheerungen des Kriegs zum Trotz, überall bedeutend ſtieg. Da aber nach dem Pariſer Frieden die fehlerhafte Verfaſſung der Freiſtaaten die Etablirung eines allgemeinen Handelſyſtems nicht ermöglichte, folglich die Fabrikate der Engländer wieder freien Zugang hatten, deren Concurrenz die neuerſtandenen Fabriken Nordamerikas nicht auszuhalten vermochten, ſo verſchwand die, während des Kriegs erſtandene Proſperität des Landes noch viel ſchneller als ſie entſtanden war. „Wir kauften, ſagt ein ſpäterer amerikaniſcher Redner von dieſer Criſis, nach dem Rath der neuern Theoretiker da, wo wir am wohlfeilſten kaufen konnten, und unſere Märkte wurden von fremden Waaren überſchwemmt; man kaufte die engliſchen Waaren wohlfeiler in unſeren Seeſtädten als in Liverpool und London. Unſere Manufakturiſten wurden ruinirt, unſere Kaufleute, ſelbſt diejenigen, welche ſich durch die Einfuhr bereichern zu können glaubten, verfielen in Bankerott, und alle dieſe Urſachen zuſammengenommen, wirkten ſo nachtheilig auf die Landwirthſchaft, daß allgemeine Werthloſigkeit des Grundeigenthums eintrat, und folglich der Bankerott auch unter den Grundbeſitzern allgemein ward. Dieſer Zuſtand war keineswegs vorübergehend; er dauerte vom Pariſer Frieden bis zur Herſtellung der Föderativverfaſſung, und trug mehr als irgend ein anderer Umſtand dazu bei, daß die Freiſtaaten ihren Staatsverband feſter knüpften und dem Congreß zu Behauptung einer gemeinſchaftlichen Handelspolitik zureichende Gewalt einräumten. Von allen Staaten, Neuyork und Südcarolina nicht ausgenommen, wurde nun der Congreß mit Petitionen um Schutzmaßregeln für die innere Induſtrie beſtürmt, und Waſhington trug am Tage ſeiner Inauguration ein Kleid von inländiſchem Tuch, „um, ſagte ein gleichzeitiges Journal von Neuyork, in der einfachen und ausdrucksvollen Weiſe, die dieſem großen Manne eigen iſt, allen ſeinen Nachfolgern im Amte und allen künftigen Geſetzgebern eine unvergeßliche Lehre zu geben, auf welche Weiſe die Wohlfahrt des Landes zu befördern ſey.“ Ungeachtet der erſte amerikaniſche Tarif (1789) nur geringe Einfuhrzölle auf die bedeutendſten Manufakturartikel feſtſetzte, ſo wirkte er doch ſchon in den erſten Jahren ſo wohlthätig, daß Waſhington in ſeiner Botſchaft von 1791 der Nation zu dem

die ihm eng verbündeten Rheinbundfürſten nie ſo mächtig werden ließ, daß ſie ihm hätten einmal ſchaden können. Wenn er auch einen Staat auf Koſten des andern größer machte, ſo doch immer nur bis auf einen gewiſſen Grad und nie durfte der begünſtigte Staat zu mächtig werden. Es lag ihm nur daran, daß immer zwei feindliche Nachbarn einander gegenüberſtünden und wechſelſeitig im Schach hielten. Wie dringend lagen ihm die Polen an, ihr ganzes altes Reich wiederherzuſtellen. Napoleon konnte es, aber er wollte nicht, denn das ganze Polen wieder vereinigt, wäre ihm zu mächtig geworden, in ſeiner Getheiltheit aber blieb es ſtets ein Werkzeug in ſeiner Hand, um es beliebig gegen Rußland, Preußen oder Oeſterreich zu verwenden. Preußen machte ihm in der Zeit vom Basler Frieden an bis zur Kataſtrophe von 1806 öfter die plauſibelſten Vorſchläge wechſelſeitiger Vergrößerung; aber Napoleon hielt an ſich und ließ ſich die Abtretung Hannovers an Preußen auch wirklich nur in der Noth vor Auſterlitz abdringen, um ſie alsbald zu widerrufen. Nie konnte und wollte Napoleon Preußen vergrößern, auch nicht um den Preis der engſten Allianz; denn Preußen diente ihm nur als Gegengewicht gegen die andern deutſchen Staaten und durfte inſofern nie ein Uebergewicht erlangen. Ganz ebenſo verfuhr Napoleon auch wieder mit Oeſterreich, als er mit dem alten Kaiſerhauſe ſich durch Marie Louiſens Hand enger verbündete. Er duldete nicht, daß Oeſterreich größer werde. Aber auch ſeine längſten und treueſten Verbündeten im Rheinbund unterlagen der nämlichen Politik. Wie dringend auch der eine das ganze alte Schwaben, der andere das ganze alte Bojoarien hergeſtellt wünſchte, Napoleon willigte nicht ein und ließ jedem deutſchen Staate irgend einen Beſtandtheil, auf den ein anderer beſſern Anſpruch machen zu können glaubte und der mithin eine ewige Zwietracht zwiſchen ihnen unterhalten mußte. Bayern durfte nicht ſeitwärts, es mußte in der nordſüdlichen Richtung ausgedehnt werden, damit es durch Anſpach mit Preußen, durch Tirol mit Oeſterreich geſpannt bleibe; Württemberg durfte nicht bis an den Lech vorſchreiten ꝛc., kurz Napoleon duldete nirgends die natürlichen Grenzen und ſeine ſogenannten Arrondiſſements ſchnitten regelmäßig mit den unbequemſten Linien durch die natürlichen Sympathien hindurch. Und eben ſo wenig duldete er das Uebergewicht eines ſeiner Bundesſtaaten über den andern; alle ſollten ſich unter einander haſſen, alle gleich ſchwach bleiben. Daher kam es auch, daß er nicht daran dachte, Preußen zu vernichten; Rußland, Sachſen und Oeſter-

reich hätten dadurch ein Gegengewicht verloren. Auch ſollten ſelbſt ſeine treueſten Bundesgenoſſen niemals ganz ſicher auf ihren Thronen ſitzen, ſondern mußten immer gewärtig ſeyn, was ſie ſchon beſaßen, wieder zu verlieren, weiter vorgeſchoben zu werden und ein neues, ihnen bisher fremdes Beſitzthum zu erhalten. Napoleons Stiefſohn Eugen ſollte Nachfolger des Fürſten Primas und Großherzog von Frankfurt werden und ſpäter ein weites Gebiet erhalten, weshalb Napoleon die Feſtung Erfurt nicht aus den Händen ließ. Der Darmſtädter Emil und auch der Weſtphale Jerome ſollten gegen Preußen, der Sachſe noch weiter gegen Polen vorgeſchoben werden und auch Bayern war mit einem Wechſel bedroht, was den König Max Joſeph ſo ärgerte, daß er es vermied, Napoleon auf ſeiner Durchreiſe durch Deutſchland im Jahr 1812 zu ſehen.

Dieſer nahm aber nicht nur ſeine Maßregeln, die Deutſchen zu zerſpalten, die verſchiedenen Stämme derſelben einander noch mehr als bisher zu entfremden, den einen zu ſchmeicheln, die andern zu ſchrecken und gänzlich zu entkräften, die deutſche Preſſe unter der ſtrengſten Cenſur zu halten, die perſönliche Freiheit durch die Polizei, ein in Deutſchland in dieſer Weiſe beinahe neues Inſtitut, durchaus zu hemmen ꝛc., ſondern er glaubte auch noch ein großes europäiſches Schutz- und Trutzbündniß des Romanismus und Slavismus nöthig zu haben, um den Germanismus ſicher niederzuhalten. Daher ſeine enge Allianz mit Kaiſer Alexander vom Jahr 1807 an.

Dieſer Bund der Romanen und Slaven zum Verderben Deutſchlands war ſchon vorbereitet unter Ludwig XIV. und Peter dem Großen. Nur weil der eine das Elſaß wegnahm, konnte der andere Livland wegnehmen. Jetzt war der Verfall Deutſchlands um ein Jahrhundert weiter gediehen. Der Franzoſe herrſchte nicht nur am Rhein, ſondern auch an der Elbe, und der Ruſſe hatte ſchon Livland, Kurland, Eſthland, faſt ganz Polen, er nahm auch Finnland. Hätte dieſer Bund länger gedauert, ſo würde Deutſchland nie wieder ſeine Selbſtändigkeit erlangt haben. Als im Jahr 1812 nicht nur die deutſchen Rheinbundſtaaten, ſondern auch Preußen und Oeſterreich ihre Truppen der großen Armee beigeſellen mußten, welche Napoleon 1812 nach Rußland führte, war ganz Deutſchland zum erſtenmal in der Weltgeſchichte einer fremden Macht unterworfen.

Da dieſe Schande an der Nation offenbar wurde, bei der ſeit zweitauſend Jahren die Herrſchaft Europa's geweſen, ſchien der Himmel

ſelbſt ſie unerträglich zu finden und gab deſſen ein Zeichen, um die Menſchen zu erinnern, was ſie auch ohne ihn hätten thun ſollen. Wahrlich, jene großen Schrecken der Natur, die Napoleons Fall verkündeten, gereichen der deutſchen Nation zu tiefer Beſchämung.

Jetzt erſt riß dieſe Nation ſich auf in wildem Muth, racheglühend, ſchrecklich wie die Natur, deren Zeichen ſie geſehen. Aber die Begeiſterung kam in der That etwas ſpät. Staunend muß man fragen, warum die Deutſchen jetzt erſt thaten, was ſie ſchon lange hätten thun können? Wie viele Provinzen, wie viele Millionen hatten ſich die Deutſchen ſeit den Zeiten Ludwigs XIV. entreißen laſſen! Mit den Mitteln, die man fahrläßig den Franzoſen preisgab, hätte man ſie ſchon vor mehr als hundert Jahren bis über die Seine jagen können. Eine Vereinigung der Fürſten, ein allgemeines Volksaufgebot hätte ſchon weit früher Statt finden können, und würde ein eben ſo günſtiges Reſultat gehabt haben, wie 1813.

Indeß liegt es im Naturell des deutſchen Volkes, daß es ſich zu allen Dingen Zeit nimmt. Es hat auch die Reformation erſt nach langer Prüfung der Geduld vollbracht. Wenn auch ſpät, geſchah d o c h e n d l i c h, was Noth that. Die deutſchen Fürſten vereinigten ſich, das deutſche Volk ſtand auf in Maſſe, und mehr bedurfte es nicht, um Frankreichs ganze Macht und den Helden des Jahrhunderts zu beſiegen. Der Eifer und das Talent der deutſchen Heerführer, die Begeiſterung und Tapferkeit der Heere ſelbſt waren außergewöhnlich, und zwar hauptſächlich deswegen, weil der Krieg von der ganzen Nation als ſolcher geführt wurde. Dies gab ihm den Nachdruck, dies die ſeltene Begeiſterung, und ſchickte vor den Armeen den Schrecken her, dem nichts widerſteht. Wenn ein ſo großes Volk, wie das deutſche, in Zorn geräth und aufſteht in Maſſe, muß Frankreich zittern, und wenn es zehn Napoleons hätte.

Volk und Heer führten den Krieg rein als Nationalkrieg. Man haßte damals nicht Napoleon allein, ſondern die Franzoſen. Da indeß nicht blos die deutſchen Regierungen dieſen Krieg leiteten, obgleich die deutſchen Heere allein die Entſcheidung gaben; da namentlich Rußland großen Einfluß übte und Rußland eine Vergrößerung der deutſchen Macht, weil ihm Deutſchland näher liegt, mehr fürchtete, als das Fortbeſtehen eines mächtigen franzöſiſchen Staates, der ihm ferner liegt und deſſen es ſich in künftigen Fällen wieder gegen Deutſchland bedienen

konnte, ſo war ſchon mitten im Kriege ſelbſt die Diplomatie darauf bedacht, den Sieg der Deutſchen über die Franzoſen nicht zu weit gehen zu laſſen. Man drückte dies in der Erklärung aus, der Krieg ſey kein Nationalkrieg, kein Krieg gegen Frankreich, ſondern nur ein Krieg gegen die Perſon Napoleons.

In dieſem Sinne wurde denn auch der Friede geſchloſſen. Die Gelegenheit bot ſich dar, alle Unbilden, welche Deutſchland ſeit Jahrhunderten von Frankreich gelitten, mit einem Schlage zu rächen, alle vom deutſchen Reiche losgeriſſenen Provinzen wieder zurückzunehmen. Aber dieſe Gelegenheit wurde nicht benutzt. Frankreich behielt nicht nur das welſche Burgund und Welſchlothringen, ſondern auch das deutſche Elſaß und Deutſchlothringen. Es behielt Straßburg, den Schlüſſel Oberdeutſchlands. Auch ſaß der Gewaltbote des beſiegten Frankreichs zu Wien mit im Rath und Gericht über Deutſchland, z. B. über die ſächſiſche Theilung, während ſich in die neue franzöſiſche Conſtitutionsſache kein Repräſentant einer deutſchen Macht einmiſchen durfte.

Frankreich war zu tief gedemüthigt, als daß es ſobald wieder hätte wagen dürfen, Deutſchland anzugreifen. Allein es konnte ſeinen Groll nicht unterdrücken und verrieth bei jeder Gelegenheit das Gelüſten, uns wenigſtens wieder die Rheinlande zu rauben. Wenn die Nation nicht ruhte, bis ſie die wieder hergeſtellte ältere Linie der Bourbons wieder vertrieben hatte, ſo geſchah es hauptſächlich aus Ingrimm darüber, daß jene Bourbons in Folge der großen Niederlagen Napoleons durch die Fremden wieder hergeſtellt worden waren. Als Ludwig Philipp König der Franzoſen wurde, mußte er der nationalen Eitelkeit wieder durch Drohungen gegen Deutſchland ſchmeicheln, die 1840 einen ernſteren Charakter anzunehmen ſchienen, jedoch unausgeführt blieben. Damals ſchrieb Victor Hugo, Frankreichs gefeiertſter Dichter, ein Buch vom Rhein, worin er in frechſter Weiſe dieſen ſchönen Strom für Frankreich in Anſpruch nahm, obgleich er ringsum nur von Deutſchen bewohnt wird. Er war damals in Deutſchland gereist und behauptete, wir ſeyen nur ein Volk von Denkern, wenn man uns nur unſere Bücher laſſe, ſo ſeyen wir hinlänglich zufrieden. Inzwiſchen begnügte ſich Ludwig Philipp, ſeine Franzoſen ſchwatzen und prahlen zu laſſen, und durfte nicht einmal wagen, die Hand auf Belgien zu legen, obgleich man ſeinen Sohn dort zum König haben wollte.

Erſt als Ludwig Philipp geſtürzt und wieder ein Napoleonide auf

den franzöſiſchen Thron gekommen war, ging Frankreich vom Reden zum Handeln über und fing wirklich wieder an, ſeine Grenzen nach Weſten auszudehnen. Es geſchah zwar auf eine für uns nicht ſehr gefährliche Weiſe, allein es bezeichnete unverkennbar die Tendenz Frankreichs zu einer neuen Erweiterung ſeiner Grenzen auf unſere Koſten. Napoleon III. unterſtützte die Italiener, als ſie ſich von Oeſterreich unabhängig machen wollten, entriß Oeſterreich die Lombardei, beſchenkte damit den neuen König von Italien und ließ ſich dafür Savoyen und Nizza geben. Indem er in dieſer Richtung Frankreichs Grenzen erweiterte, verletzte er die Verträge von 1815, nach welchen das nördliche Savoyen von keinerlei andern Truppen beſetzt werden ſollte, als von Schweizern. Durch dieſes Uebereinkommen der Großmächte ſollte die Schweiz vor jedem Angriff von dem nahen Savoyen her geſchützt werden. Das Uebereinkommen wurde jetzt von Frankreich nicht mehr geachtet und das nördliche Savoyen mit franzöſiſchen Truppen beſetzt. Zugleich hatte ſich in der ſchweizeriſchen Grenzſtadt Genf ein gewiſſer Fazy der Tyrannis bemächtigt, diente dem franzöſiſchen Intereſſe und ertheilte einer Menge katholiſchen Franzoſen das Bürgerrecht, um eine künftige Einverleibung Genfs in Frankreich wenigſtens vorzubereiten.

Der deutſche Bund wurde damals von Frankreich her noch in Ruhe gelaſſen, doch arbeitete die franzöſiſche Diplomatie unermüdlich, das alte Mißtrauen zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu nähren. Es iſt nicht unbekannt geblieben, daß bald Oeſterreich (beim Friedensſchluß von Villafranca), bald Preußen (bei der Zuſammenkunft in Baden) von Frankreich verlockt und eines gegen das andere gehetzt werden ſollte. Beide widerſtanden der Verſuchung und das glänzende Ergebniß dieſes ehrlichen Zuſammenhaltens war der gemeinſchaftliche große Sieg in Dänemark und die Eroberung Schleswigs. Nun ließ ſich aber Oeſterreich bethören, die gemäßigten und dem Geſammt-Intereſſe Deutſchlands entſprechenden Februarforderungen Preußens zu verwerfen, ließ ſich durch die franzöſiſche Argliſt mit der Hoffnung auf eine Wiedereroberung Schleſiens ködern und begann den unvernünftigen Krieg von 1866. Als es in einem Feldzug von nur acht Tagen von den Preußen total geſchlagen war, warf es Venetien an Frankreich weg in der Meinung, Frankreich werde ihm nun gegen Preußen helfen. Napoleon III. half ihm aber nicht und benutzte die Situation nur, um diplomatiſch zu vermitteln und ſomit ein gewiſſes Recht der Einmiſchung in die deutſchen Angelegenheiten anzu-

ſprechen. Um einen Krieg mit Preußen anfangen zu können, war Frankreich damals noch viel zu ſchwach gerüſtet. Es rüſtete aber von nun an mit großem Eifer, großen Koſten und noch größerer Prahlerei. Indem es doppelzüngig mit der einen Zunge immer fort Frieden predigte, ſtieß es mit der anderen fürchterliche Drohungen gegen Deutſchland aus, wenn es nur einen Schritt weiter ginge, um ſich unter Preußen zu vereinigen.

Als die Franzoſen in den Jahren 1830, 1848 und 1850 große Staatsumwälzungen und Thronwechſel vornahmen, blieben ſie von Deutſchland aus unbehelligt. Man erkannte, ſie hatten das Recht, innerhalb ihrer Grenzen ſich zu conſtituiren, wie ſie wollten. Als aber die Deutſchen im Herbſt 1866 ſich neu conſtituirten, verhielt ſich die franzöſiſche Regierung dabei keineswegs ruhig, ſondern mäkelte, machte Einwürfe, intriguirte, drohte, kurz miſchte ſich in deutſche Dinge ein, die ſie nichts angingen, in denen ſie mitzuſprechen kein Recht hatte. Ueber die Frage, wie weit das däniſch redende Nordſchleswig an Dänemark zurückgegeben werden ſolle, hat nur Preußen, Oeſterreich und Dänemark zu entſcheiden, nicht Frankreich. Ueber das preußiſche Beſatzungsrecht in der Feſtung Luxemburg nach Auflöſung des deutſchen Bundes konnte allein zwiſchen Preußen und Holland unterhandelt werden, nicht auch von franzöſiſcher Seite. Glaubte Frankreich, die preußiſche Beſatzung in Luxemburg ſey mit dem deutſchen Bundesvertrag erloſchen, ſo erkannte es damit die Rechtsgiltigkeit der Verträge von 1815 an, die es doch ſelbſt, indem es das nördliche Savoyen beſetzte, gebrochen hatte. Sein angebliches Einmiſchungsrecht in Luxemburg war keineswegs ſo gut begründet, als es ein Einmiſchungsrecht Deutſchlands in der Savoyerfrage geweſen wäre.

Es wird Holland zum ewigen Schimpfe gereichen, daß es in dem Augenblick, in welchem Norddeutſchland ſich neu conſtituirte und die Hoffnungen der deutſchen Geſammtnation, endlich dem Ausland gegenüber einig zu werden, der Erfüllung um einen großen Schritt näher gekommen waren, das deutſche Großherzogthum Luxemburg an Frankreich verkaufen wollte. Nur den preußiſchen Waffen hatte Holland im Jahre 1813 ſeine Befreiung vom franzöſiſchen Joche, ſeine Selbſtändigkeit zu danken. Ein ehrliches Vertrauen, daß es für Deutſchland ein ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich ſeyn werde, hatte ihm Luxemburg, auf das es nie vorher einen Anſpruch gemacht hatte, zum Geſchenk gemacht und für all dieſe Großmuth wollte es mit einem Judashandel danken, der jedoch, Dank

der Feſtigkeit und Mäßigung Preußens, nicht zu Stande kam. Inzwiſchen fuhr Frankreich fort, den norddeutſchen Bund zu beunruhigen und zu bedrohen durch Einflüſterungen am däniſchen und an den ſüddeutſchen Höfen und durch den Beſuch in Salzburg, der Oeſterreich Muth machen ſollte, noch einmal mit Preußen anzubinden. Haben ſich nun auch alle dieſe Anzettelungen Frankreichs nur als ohnmächtige Demonſtrationen erwieſen, ſo conſtatiren ſie doch die feindliche Abſicht, verhindern, an den europäiſchen Frieden zu glauben, wenn er auch in unermüdlicher Redſeligkeit von der zweiten Zunge in Paris gepredigt wird, und nöthigen Deutſchland, beſtändig auf der Hut zu ſeyn.

Man lieſt in den Zeitungen von den freiwilligen Vogeſenſchützen, die gegenwärtig in Paris ſo ſehr gefeiert werden und deren Berufung dahin man als eine Demonſtration gegen Deutſchland anſieht. Und mit Recht, denn es ſind „echt deutſche Geſtalten“, gute Deutſche aus dem Wasgau, die ſich einbilden, Romanen oder Welſche zu ſeyn, die ihre Haut für Frankreich zu Markte tragen und ihre deutſchen Brüder zu bekämpfen mit Vergnügen bereit ſtehen. Ganz unſchuldige und brave, nur jämmerlich bethörte und künſtlich zur Unnatur, zur gänzlichen Vergeſſenheit ihres deutſchen Urſprungs und ihres deutſchen Berufs erzogene Leute. Die Franzoſen haben ganz Recht, ſich einer ſo ſchönen Acquiſition zu freuen. Niemand iſt hier anzuſchuldigen, als die deutſche Kleinſtaaterei, als die Verrätherei deutſcher Fürſten, die einzig um ihres Familienintereſſes willen die deutſche Nation Jahrhunderte lang ans Ausland verkauft und in Unglück und Schande geſtürzt haben. Denn um ſouverän zu werden und von den Pflichten gegen Kaiſer und Reich loszukommen, erbettelten ſie ſich ſtets die franzöſiſche Hülfe und fochten mit den Franzoſen im Bunde gegen Deutſchland. Hat der blinde Herr in Hietzing nicht noch in unſern Tagen durch die Anzettelungen im Hannöver'ſchen, durch Werbung von Truppen, die ſich mit einer an der Nordſee auszuſchiffenden franzöſiſchen Armee vereinigen ſollten, dieſe alte ſchamloſe Politik zu erneuern geſucht? Hat man nicht auch in ſüddeutſchen Flugſchriften noch in den jüngſten Wochen leſen müſſen, für Bayern und Württemberg ſey kein Heil, als in einem neuen Rheinbunde? Es gibt alſo immer noch Deutſche, die den Vaterlandsverrath für ihr gutes Recht halten und die alles Mögliche thun möchten, um Frankreich eine noch weitere Ausdehnung ſeiner Macht im deutſchen Sprachgebiete zu erleichtern. Wenn es ihnen gelänge, könnten unſere Enkel erleben, daß die oberbayriſchen Schützen

nach Paris berufen würden, um ſich eben ſo bewundern zu laſſen, wie die Wasgauer. Die Verhältniſſe wären ganz die nämlichen geblieben, die franzöſiſche Grenze wäre nur ein wenig weiter nach Oſten vorgerückt worden.

Die Franzoſen treiben ein verwegenes Spiel mit uns, aber es kann ihnen ſelbſt gefährlicher werden, als ſie es jetzt noch zu ahnen ſcheinen. Sie haben vollkommene Ruhe vor uns. Es fällt uns nicht ein, uns in ihre inneren Angelegenheiten zu miſchen, oder die deutſchen Länder, die ſie uns einſt geraubt haben, zurückzufordern, obgleich wir das Recht dazu hätten. Und dieſe unſere erſtaunliche Geduld wollen ſie immer noch mißbrauchen. Sie ſelber ſind es, die nicht ruhen können, bis wir endlich einmal die Geduld verlieren. Man kann gegen einen ſtarken Nachbarn, wie wir es doch unſtreitig ſind, nicht treuloſer, aber auch nicht dümmer handeln.

Keinem Deutſchen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutſchland je mit einander abrechnen, alles Soll auf ſeiner, alles Haben auf unſerer Seite ſteht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entriſſen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein iſt, wie Arndt kurz und gut geſagt hat, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze. Geht man vom hiſtoriſchen Recht aus, ſo iſt alles, was Frankreich ſeit dem dreizehnten Jahrhundert an ſeinen öſtlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutſchland geweſen; ſo ſind alle burgundiſchen und lothringiſchen Lande unſer altes, uns widerrechtlich entriſſenes Eigenthum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reclamiren, als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, ſo gehört uns der ganze Rhein mit ſeinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird ſeit vierzehn Jahrhunderten deutſch geſprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, ſondern wir hätten von ihm Elſaß und Lothringen anzuſprechen. Geht man endlich vom poſitiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge feſtgeſtellt iſt, ſo hat Frankreich dadurch allerdings ſeinen unrechtmäßigen Beſitz Lothringens und des Elſaßes geheiligt, aber dieſelben Verträge ſchließen Frankreich von jedem Anſpruch an die übrigen Theile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die

einzigen Rechtstitel, die ihm ſeinen alten Raub an Deutſchland geſichert haben und noch ſichern, und die wir immer redlich anerkannt haben, obgleich ſie uns ſehr nachtheilig ſind, — wenn Frankreich ſelbſt dieſe Verträge bricht und Krieg beginnt, ſo ſollten wir uns in dem feſten Entſchluß vereinigen, ſo Gott will und der gerechten Sache den Sieg verleiht, jene Verträge nie wieder zur Baſis eines neuen Friedens zu machen, ſondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu ſtecken, bis uns unſer ganzes Recht geworden iſt, bis Frankreich ſeine ganze Schuld an uns bezahlt hat.

Daß es einmal ſo kommen werde, wenn die Franzoſen fortfahren, uns, die wir ihnen nichts zu Leide thun, immer und immer wieder zu bedrohen und zu beleidigen, kann ſich mancher einſichtsvolle Franzoſe ſelber nicht verbergen, doch nur die wenigſten haben den Muth, das tumultuariſche Kriegsgeſchrei ihrer Landsleute durch eine wohlmeinende Warnungsſtimme zu unterbrechen. Edgar Quinet hat das ſchon vor mehr als dreißig Jahren gethan, in ſeinem Werk de l'Allemagne, worin er ſchon im Geiſt den deutſchen Urwald ſich von ſchrecklichen Geſtalten beleben ſieht, die da hervorbrechen werden, um Jahrhundert langes Unrecht an ſeinen Landsleuten zu rächen. Ihn beſeelte dabei eine Angſt, wie die der Kaſſandra. Mit echt engliſchem Humor ſpottete dagegen eine nordamerikaniſche Flugſchrift (die natürliche Grenze, ein Gedanke für Deutſchland, Philadelphia 1860) über das künftige Frankreich, wenn es uns, wie die Kerkopen den Herakles, durch freche und äffiſche Neckereien aus dem Schlaf weckte und in ſolche Wuth brächte, daß wir mit der Keule drunter ſchlügen und ihm alles wieder abnehmen, was es uns ſeit Jahrhunderten geſtohlen hat, ſo daß nur noch ein Reſt von Frankreich ſo groß, wie das vormalige Neuſtrien übrig bliebe. Jene Flugſchrift aus Philadelphia bemerkt dazu: „Welch' ein glückliches Land wäre das neue Frankreich, wenn es keine Kriege mehr führen könnte wider die Nachbarn! Höchſtens dann und wann eine Abenteurerabſendung über's Meer, die ja genug der Glorie verbreitete, hinreichend in der Pariſer Zeitung damit zu prahlen, vielleicht auch ein Triumphaufzügelchen durch die Straßen zu machen mit obligater Ordensbänderaustheilung und andern Seidenwarenmanufacturbeförderungsmittelchen. Sie haben und behalten ihr Paris, was wollen ſie mehr? Auch ‚der Loire blühende Geſtade', ſie würden auch ferner Wunderſchönes produciren und ohne Zweifel das allerliebenswürdigſte Volk auf Erden ſeyn."

2.

Die belgiſch-holländiſche Grenze.

Die ſ. g. Niederlande am Nordſeeufer von Dünkirken bis Oſtfriesland waren von jeher deutſch. Schon Cäſar fand hier nur Germanen, die er ausdrücklich von den ſüdlich wohnenden Galliern unterſcheidet. Hier und am nahen Niederrhein wohnten die deutſchen Franken, welche Gallien eroberten und neu bevölkerten. Als das große deutſche Reich ſich von dem kleiner gebliebenen Frankreich trennte, blieben die Niederlande mit ihrer deutſchen Bevölkerung bei Deutſchland. Nur ein Theil der Grafſchaft Flandern kam durch Erbſchaft an Frankreich als franzöſiſches Lehen, zum Unterſchied von dem andern bei Deutſchland gebliebenen Theile, welcher Reichsflandern hieß. Nur in dem an Frankreich grenzenden ſüdlichen Theile von Flandern, redete man damals und redet heute noch walloniſch, ein romaniſches Patois, im übrigen Flandern und den übrigen Niederlanden redet man vlämiſch, eine niederdeutſche Mundart.

Als Frankreich zum erſtenmal die Uneinigkeit im deutſchen Reiche und den Conflict unſerer Kaiſer mit den Päpſten benutzte, um unſerm Reiche ſeine weſtlichen Grenzprovinzen zu entreißen, ſetzten ihm die deutſchen Niederlande den kräftigſten Widerſtand entgegen, insbeſondere die Städte in der Grafſchaft Flandern und im Herzogthum Brabant. In unſterblichen Schlachten ſiegte der deutſche Bürger über zahlreiche Heere der franzöſiſchen Könige und droſch auf den goldgeſpornten franzöſiſchen Rittern wie auf der Tenne herum. Der Bund der Liliarden (ſo hießen die, welche Deutſchland an die franzöſiſchen Lilien verrathen wollten) wurde geſprengt. Als die Herzoge von Burgund durch Erbſchaft, zum Theil auch durch Liſt und Gewalt in den Beſitz aller verſchiedenen Theile der deutſchen Niederlande gelangten, hatte das deutſche Bürgerthum daſelbſt ſchon durch Gewerbfleiß und Handel einen ſolchen Rang gewonnen, daß es der herzoglichen Gewalt mehr Glanz verlieh, als es von ihr empfing. Schon lange vorher hatten Gewerbe und Künſte in den Niederlanden geblüht, im Dienſt der Kirche, wie ſpäter zur burgundiſchen Zeit erſt im Dienſt des Hofes. Von den Niederlanden ging die gothiſche Baukunſt aus, von hier die ausgebildetere Kirchenmuſik des Mittelalters,

blühenden Zustand, in welchem sich Manufakturen, Ackerbau und Handel befanden, Glück wünschen konnte.

Bald aber zeigte sich die Unzulänglichkeit dieses Schutzes, da die Wirkung der geringen Auflage von den durch verbesserte Verfahrungsweisen unterstützten Fabrikanten Englands leicht überwunden worden war. Der Congreß erhöhte zwar den Einfuhrzoll für die bedeutendsten Manufakturartikel auf 15 Prct., jedoch erst im Jahre 1804, als er, durch die unzureichenden Zolleinnahmen gedrängt, seine Revenüen zu vermehren genöthigt ward, und lange nachdem die inländischen Fabrikanten in Beschwerden über Mangel an zureichendem Schutz und die entgegenstehenden Interessen in Argumenten über die Vortheile der Handelsfreiheit und die Schädlichkeit hoher Einfuhrzölle sich erschöpft hatten.

Unter dem Schutze des letztern Tarif's erhielt sich die Manufakturkraft der Nordamerikaner, den durch fortwährende Verbesserungen unterstützten und zu colossaler Größe anwachsenden Fabriken Englands gegenüber, nur nothdürftig, und hätte ohne Zweifel ihrer Concurrenz unterliegen müssen, wäre ihr nicht der Embargo und die Kriegserklärung von 1812 zu Hülfe gekommen, in Folge welcher Ereignisse, wie zur Zeit des Unabhängigkeitskriegs, die amerikanischen Fabriken einen so außerordentlichen Aufschwung nahmen, daß sie nicht nur den innern Bedarf befriedigten, sondern bald auch zu exportiren anfingen. Bloß in der Baumwollen- und Wollenfabrikation waren, nach einem Bericht des Handels- und Manufakturcomités an den Congreß, im J. 1815 100,000 Menschen beschäftigt, deren Produktion mehr als 60 Millionen Dollars an Werth betrug. Bristed schätzt die Summe des während dieses Zeitraums beschäftigt gewesenen Capitals, vielleicht etwas zu hoch, auf die ungeheure Summe von 1000 Millionen Dollars. Wie während des Revolutionskriegs, bemerkte man, als nothwendige Folge des Aufschwungs der Manufakturkraft, ein rasches Steigen aller Preise, der Produkte und Taglöhne sowohl, als des liegenden Eigenthums, folglich allgemeine Prosperität der Grundbesitzer, der Arbeiter und des innern Handels.

Nach dem Frieden von Gent, gewarnt durch die Erfahrungen von 1786, verordnete der Congreß für das erste Jahr die Verdoppelung der früheren Zölle, und während dieser Zeit fuhr das Land fort zu prosperiren. Aber gedrängt von den, den

die in Italien erſt durch niederländiſche Meiſter aufkam. Von den Niederlanden ging auch die Oelmalerei aus, und hier wirkten ihre größten Meiſter, denen erſt ſpäter die Italiener folgten. Von hier gingen mit den feinſten Linnen und Tüchern auch die Moden aus. Auf den Reichthum der Gewerbe und Kaufleute in den Niederlanden baſirte die Pracht des burgundiſchen Hofes, welcher das Muſter für alle europäiſchen Höfe wurde. Hier wurden die Moden der Herrn- und Damenwelt gemacht, wie jetzt in Paris. An Bildung wie an Reichthum ſtanden die deutſchen Niederlande allen andern Ländern voran.

Im Uebermuth dieſes Reichthums und dieſer Weltſtellung faßten die Herzoge von Burgund den thörichten Ehrgeiz, ſich zwiſchen Deutſchland und Frankreich als ſelbſtändige, immer wachſende Macht einzudrängen, waren aber dieſen großen Nachbarn doch nicht gewachſen und machten ſich in den Niederlanden verhaßt, indem ſie mehr welſches Adelsweſen, als deutſches Bürgerthum zu begünſtigen anfingen. Da wurde der letzte und übermüthigſte Herzog von Burgund, als er auch die Freiheit der deutſchen Schweizer anzutaſten wagte, von dieſen überwunden und bei Nancy erſchlagen. Da er nur eine Tochter hinterließ, wählte dieſe mit freier Zuſtimmung der deutſchen Niederländer den deutſchen Erzherzog, nachherigen Kaiſer Maximilian I., aus dem Hauſe Habsburg zu ihrem Gemahl, während der König von Frankreich das franzöſiſch redende Bourgogne an ſich riß. Maximilian war durch und durch deutſch und ſo konnten die Niederländer wieder frei athmen und es war Hoffnung vorhanden, daß ſie des deutſchen Reiches ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich werden würden. Man kann hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in der burgundiſchen Periode, die der habsburgiſchen vorherging, die Sonderpolitik der Herzoge einem für das deutſche Geſammtintereſſe ſo wichtigen und nothwendigen Anſchluß der niederländiſchen Seeplätze an den mächtigen deutſchen Hanſabund im Wege ſtand. Allein das Schickſal wollte, daß auch in der habsburgiſchen Periode ein ſolcher Anſchluß nicht zu Stande kommen konnte.

Ja das Unglaubliche geſchah, die deutſchen Niederlande wurden vom regierenden Hauſe Habsburg ſelbſt von Deutſchland weg an Spanien vergeben. Man konnte nicht undeutſcher handeln, als dieſe Dynaſtie gethan hat. Karl V. glaubte ſeinem Bruder Ferdinand, der ihm als Kaiſer in Deutſchland nachfolgte, und ſeinem Sohne Philipp, der ihm als König in Spanien folgte, in ihrem gemeinſchaftlichen Intereſſe einen

Dienſt zu leiſten, wenn er die deutſchen Niederlande nicht dem Bruder ließe, ſondern dem Sohne gebe. Er machte nämlich dadurch möglich, daß eine ſtarke ſpaniſche Beſatzung in den Niederlanden dem deutſchen Habsburger ſtets zu Hülfe bereit ſeyn konnte, ſey es gegen die Proteſtanten oder die Franzoſen. Und er veranlaßte dadurch zugleich den deutſchen Habsburger, immer mit dem ſpaniſchen alliirt zu bleiben, denn der erſtere durfte nie zugeben, daß Frankreich ſich der Niederlande bemächtigte, mußte alſo den Spaniern helfen, ſie zu behaupten. Dieſes habsburgiſche Arrangement hatte aber eine Menge der ſchrecklichſten Revolutionen und Kriege zur Folge, die ohne daſſelbe vermieden worden wären. Den Spaniern einen Theil Deutſchlands preiszugeben, war ſchon an und für ſich ein an der deutſchen Nation begangener ſchwerer Frevel und gebar um ſo mehr Unheil, als das in Spanien herrſchend werdende Syſtem des dominatus absolutus und der Inquiſition das unchriſtlichſte und unmenſchlichſte war, was Gott jemals auf Erden zugelaſſen hat, um die Sünden der Menſchen zu beſtrafen. Der Kampf der Niederländer gegen ihre ſpaniſchen Unterdrücker war (abgeſehen von den dynaſtiſchen Intriguen des unwürdigen Oraniers) der gerechteſte unter der Sonne. Die Flammen dieſes Krieges aber breiteten ſich immer weiter aus, bis ſie im dreißigjährigen Kriege über ganz Deutſchland in einem großen Brande zuſammenſchlugen.

Aus den ſchrecklichen Stürmen jener Zeit gingen die Niederlande in einer feindſeligen Trennung hervor, wie man ſie nicht unnatürlicher denken kann. Derſelbe deutſche Volksſtamm, durch ſeine frühere Geſchichte, wie durch ſeine geographiſche Lage auf treues Zuſammenhalten angewieſen, ſpaltete ſich und den ſpaniſch gebliebenen Niederländern trat die Republik der reformirten Holländer entgegen. Im Verlauf der Zeit kamen die erſtern zwar wieder an das deutſche Haus Habsburg zur kleinen Entſchädigung für deſſen große Verluſte in Spanien und Italien, allein ſie hatten unter dem drückenden ſpaniſchen Joch und im Fanatismus der Religions- und Bürgerkriege nicht nur ihren frühern Wohlſtand, ihre frühere Bildung eingebüßt, ſondern auch ihre Zuſammengehörigkeit mit dem übrigen Deutſchland vergeſſen. Ungleich den Schweizern, welche die deutſche Schriftſprache angenommen, und am großen Entwicklungsgange der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft Antheil hatten, verſchloſſen ſich die katholiſchen Niederländer, wie auch die reformirten Holländer unſerer gemeinſamen Schriftſprache und Literatur, und pflegten zwar

ihre Mundart in Vereinen und in einer Sonderliteratur, die aber niemals eine größere Ausdehnung gewinnen konnte und den particulariſtiſchen Eigenſinn nur verſtärkte. Heute noch waltet dieſer Eigenſinn in Belgien und Holland dermaßen vor, daß man dort von der großartigen Ausbildung des deutſchen Geiſtes in der deutſchen Literatur keinen Nutzen zieht, ja gar keine Notiz nimmt, ſondern ſich einbildet, man ſey eine Nation für ſich.

Die Unfähigkeit, als eine ſolche mit einer eigenen Sonderliteratur zu gedeihen, erwies ſich zunächſt bei den geiſtig am meiſten verwahrlost gebliebenen öſterreichiſchen, vormals ſpaniſchen Niederländern, welche, weil ſie den deutſchen Geiſt und die deutſche Literatur nicht pflegten, einer Ueberwältigung durch den franzöſiſchen Geiſt nicht entgehen konnten. Wenn auch das gemeine Volk hier noch ſeine deutſche Mundart beibehielt, ſo nahmen doch die gebildeten Claſſen bald die franzöſiſche Geſchäfts- und Umgangsſprache an, ſobald zur Zeit der großen franzöſiſchen Revolution die Heere des Convents die Niederlande eroberten und Napoleon dieſelben mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigte. In dieſer Unterwürfigkeit unter Frankreich mußte ſie auch den Namen Belgien wieder annehmen, den ſie zur Zeit der alten Römer geführt hatten, einen Namen, der ſeit der fränkiſchen Zeit längſt verſchwunden war und den man folgerichtig in den Jahren 1814 und 1830, ſofern Frankreich die ſchöne Provinz verlor und nicht wieder bekam, auch nicht mehr hätte beibehalten ſollen.

Die Holländer befanden ſich in einer günſtigern Lage, ſofern ſie Frankreich nicht unmittelbar berührten, von England her geſchützt waren, als Handelsvolk eine imponirende Seemacht und großen Reichthum entfalteten und ſich auch in Wiſſenſchaften vervollkommneten. Ihre Schulen und Univerſitäten blühten. Sie leiſteten viel in Naturwiſſenſchaften, Staatswiſſenſchaften und techniſchen Fächern. Sie brachten auch die Malerei in eine neue Blüthe, aber ſie nahmen die Renaiſſance in ſich auf, folgten nur ihrem Muſter oder hielten ſich an die Nachahmung der Natur und entſagten allen Erinnerungen der großen deutſchen Vorzeit und allem geiſtigen Verkehr mit ihren deutſchen Brüdern. Doch fällt die Schuld dieſer Iſolirung nicht allein auf ſie. Ihre Republik war eine Schöpfung der Nothwehr, als ſie ſich aber mit eigener Kraft frei gemacht hatten, war es ihnen kaum zu verdenken, daß ſie vor der damaligen Fürſtenwirthſchaft ein Grauen hatten und ſich von einem ſo

verwirrten und mißregierten Reiche lieber ganz losſagten. Sie hätten ſich indeß noch auf mannigfache Art um das übrige Deutſchland verdient machen und dabei ſich ſelber nützen können, wenn ſie mehr verwandte Kräfte aus Deutſchland an ſich gezogen hätten. England hatte damals erſt wenige und kleine Colonien, Holland würde ihm weit in der Coloniſation zuvorgekommen ſeyn, wenn es die Hauptſtrömung in der Auswanderung von Deutſchland in ſich aufgenommen hätte. Nordamerika würde holländiſch, nicht engliſch geworden ſeyn. Die vielen Millionen Deutſchen, die nach Amerika ausgewandert ſind, würden ihre Nationalität und Sprache erhalten, ſie würden einen deutſchen Staat gebildet haben. Sie würden nicht die Gäſte und Hinterſaßen der Yankees geworden ſeyn, ſie wären die Herren des Landes und dem deutſchen Mutterlande eine Stärkung, ein unberechenbarer Nutzen geweſen. Auch das holländiſche Capland würde ſo reichlich von Deutſchen bevölkert worden ſeyn, daß die Engländer niemals Flotten und Armeen genug hätten aufbringen können, um es zu erobern. Von Batavia aus würden die großen Inſeln Java, Sumatra, Borneo, Celebes längſt eingenommen ſeyn, wenn die Holländer hier eine zahlreiche deutſche Auswanderung zugelaſſen hätten. Selbſt das große Oſtindien, das einer Hand voll Engländern unterworfen wurde, hätte von den weit zahlreichern Deutſchen unter holländiſcher Führung noch viel leichter gewonnen werden können. Das kleine Holland hatte das große Deutſchland mit ſeiner unausgeſetzten Uebervölkerung hinter ſich. Zu den vielen tauſend Deutſchen, die jährlich ins Ausland gehen, um ihr Brod zu verdienen, geſellten ſich damals noch viele andere Tauſende, die dem Glaubensdruck oder der weltlichen Tyrannei zu entrinnen ſuchten. Holland zog wirklich eine gute Anzahl Flüchtlinge an ſich, ſonſt hätte es das große Amſterdam nicht bauen, ſo viele Schiffe nicht bemannen und überhaupt keine Colonien gründen können. Allein es ſetzte dieſe Rekrutirungen aus Deutſchland nicht mehr, oder nur im kleinſten Maßſtabe fort, während die Engländer ihr Colonialſyſtem im größten Maßſtabe erweiterten. Zur Strafe dafür blieb nun Holland klein und verlor ſeine ſchönſten Colonien an die Engländer.

Auch gegen das nahe Frankreich ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, war das kleine Holland nicht mehr ſtark genug. Es wurde wie Belgien von der franzöſiſchen Revolution verſchlungen, erſt in eine bataviſche Republik umgetauſcht, endlich dem großen Reiche Napoleons einverleibt. Im Winter von 1814 jagte Bülow mit ſeinen tapfern Preußen die

Franzoſen aus Holland wieder hinaus und auf dem Wiener Congreß wurde Holland nicht mehr als Republik, ſondern als ſ. g. Königreich der Niederlande hergeſtellt und mit Belgien, Limburg, Lüttich und Luxemburg vergrößert. Wilhelm von Oranien, der vormalige Erbſtatthalter der Republik, wurde ſouveräner König. Die Gründung dieſes neuen größern Königreiches ſollte dazu dienen, Frankreich an ſeiner nordöſtlichen Grenze eine ſtärkere Barriere vorzuziehen, als es bisher die öſterreichiſchen Niederlande, Holland, Lüttich ꝛc. in ihrer Trennung geweſen waren. Allein wenn auch vergrößert, war doch das neue Königreich der Niederlande Frankreich nicht gewachſen. Wenn es alſo wirklich die Abſicht des Wiener Congreſſes geweſen wäre, auf dieſer Seite eine größere Schutzwehr gegen Frankreich aufzurichten, ſo hätte man die Niederlande mit Preußen vereinigen müſſen. Allein es war gar nicht die Abſicht, Deutſchland auf dieſer Seite zu ſchützen. Es war ein bloßes Vorgeben, um das damals noch immer ſehr beſorgte deutſche Publikum zu täuſchen. Es war eine bloße Maske, hinter der ſich eine ganz andere Abſicht verſteckte. Der wahre Grund nämlich, aus welchem man Holland vergrößerte, war der nämliche, aus welchem man damals aus dem alten Kurfürſtenthum Hannover ein neues und vergrößertes Königreich machte und dem perfiden Dänemark nicht nur alles, was es den Deutſchen während der franzöſiſchen Herrſchaft zu Leide gethan hatte, verzieh, ihm Schleswig und Holſtein ließ, ſondern ihm noch Lauenburg dazu ſchenkte. Durch dieſe drei vergrößerten Staaten nämlich ſollte Preußen von der Nordſee abgeſchnitten und eingeengt werden, damit ja die von ihm ausgegangene deutſche Begeiſterung nicht weiter um ſich greifen könne. Man ließ Preußen zwar die Rheinlande, aber ohne Verbindung mit dem Meere und durch Hannover abgeſchnitten vom öſtlichen Theile der Monarchie. Das ganze Arrangement war gegen Preußen, nicht gegen Frankreich gerichtet, ja der franzöſiſche Geſandte am Wiener Congreß, Talleyrand, half es fertig machen zum Nutzen Frankreichs.

Holland war hier nur das Werkzeug fremder Mächte, nicht um Deutſchland zu ſtärken, ſondern um es zu ſchwächen und zu ſchädigen. Im vollkommenſten Maaße dieſer Rolle entſprechend übte der neue König alſogleich den ſchnödeſten Undank an Preußen und Deutſchland, deſſen tapfere Truppen ihn aus der Verbannung nach Holland zurückgeführt hatten. Durch die berüchtigte Auslegung eines ihn bindenden Paragraphen ſperrte er dem deutſchen Handel den Weg auf dem Rheine.

Bis ins Meer, lautete der Paragraph, aber nur bis ans Meer überſetzte der Holländer. Trotz aller Siege der Deutſchen hatten ſie es noch nicht dahin gebracht, daß die ſie betreffenden Verträge deutſch wären niedergeſchrieben worden. Man bediente ſich nur der franzöſiſchen Sprache, deren Zweideutigkeit jene holländiſche Ueberſetzung ermöglichte. Auch in jeder andern Beziehung arbeitete Holland dem deutſchen Intereſſe entgegen und ließ ſich nur von Rußland, England und Frankreich beeinfluſſen. Seine Stimme am deutſchen Bundestage gab es ſtets in einem Sinne ab, welcher den deutſchen Einheitsbeſtrebungen entgegengeſetzt war, namentlich ſtimmte es immer für Oeſterreich gegen Preußen. Als 1848 Deutſchland eine Neugeſtaltung verſuchte, ließ der König von Holland die in Limburg aufgepflanzten deutſchen Fahnen abreißen. In unerhörter Weiſe wurde die deutſche Sprache auf Befehl der holländiſchen Regierung in dem rein deutſchen Herzogthum Luxemburg gänzlich vernachläſſigt und dagegen die franzöſiſche gepflegt.

Daß ganz das Nämliche in Belgien geſchah, hatte ſeinen Grund in Umſtänden, die dem neuen König von Belgien zu einiger Entſchuldigung gereichen. Für die holländiſche Regierung war keine Nöthigung vorhanden; wenn gleichwohl auch ſie die Schulen in Luxemburg auf franzöſiſchen Fuß ſetzte, erklärte ſich dies lediglich aus böſem Willen gegen Deutſchland, aus einem höchſten Grade von Undankbarkeit.

Die Unnatur und Lüge, die faſt allem zu Grunde lag, was der Wiener Congreß geſchaffen hat, offenbarte ſich zuerſt im Jahr 1830 in der Loßreißung Belgiens von Holland. Die katholiſchen Belgier waren von der holländiſchen Regierung ſchlecht behandelt worden und da ſie nicht mit dem deutſchen Bunde vereinigt waren und bei ihren deutſchen Stammgenoſſen keinerlei Unterſtützung fanden, ſuchte eine ſtarke Partei unter ihnen Schutz und Hülfe bei Frankreich. Ludwig Philipp, der neue König der Franzoſen, hätte wohl gerne dieſe Partei benützt, ſich Belgiens zu bemeiſtern, allein England und die Großmächte ließen es nicht zu, und nach langen Unterhandlungen wurde Leopold von Sachſen-Coburg, Gemahl der verſtorbenen Thronerbin von England, zum König der Belgier gewählt. Von dieſem deutſchen Prinzen hätte man erwarten können, er würde das deutſche Element in Belgien pflegen, allein die Umſtände geboten ihm, die franzöſiſche Partei in Belgien und die Empfindlichkeit Frankreichs aufs vorſichtigſte zu ſchonen und ſich der Gunſt Frankreichs durch die Vermählung mit einer Tochter Ludwig Philipps zu verſichern.

In Brüſſel, ſeiner Hauptſtadt, hatten ſich ſchon unter der frühern Regierung viele Unzufriedene aus Frankreich angeſiedelt; hier wurde auch gedruckt, was in Paris nicht gedruckt werden durfte. Von der Zeit Napoleons I. her war die Amts- und Geſchäftsſprache die franzöſiſche geblieben. Niemand hatte ſich darum bekümmert, die Stammverwandtſchaft der Vlämingen mit den übrigen Deutſchen zu betonen und mit der Befreiung Belgiens vom franzöſiſchen Joche die deutſche Schriftſprache und Schulbildung dort einzuführen. Das ſiegreiche Deutſchland duldete die Fortdauer und das wachſende Ueberhandnehmen der franzöſiſchen Sprache und Bildung, denn unter den vielen Fürſten, welche damals Deutſchland nicht beſaß, ſondern von denen es beſeſſen wurde, war auch nicht ein einziger ſo deutſch geſinnt, daß er über das Verkommen der deutſchen Nationalität in den Niederlanden, am deutſch genannten, aber zum Unheil Deutſchlands errichteten Bundestage in Frankfurt a. M. je eine Klage erhoben, ja nur ein Wort verloren hätte. Daß bei einer ſolchen Sachlage König Leopold das Uebergewicht der franzöſiſchen Sprache und Bildung in Belgien fortdauern ließ, wie er es fand, kann ihm nun wohl nicht zu einem ſchweren Vorwurf gereichen. Dieſelben europäiſchen Großmächte, welche nach dem Sturze Napoleons das Königreich der Niederlande zu einem Bollwerk gegen die deutſchen Einheitsbeſtrebungen und vorzugsweiſe gegen Preußen, von wo ſie ausgegangen waren, gemacht hatten, würden auch im neuen Königreich Belgien einen deutſch geſinnten Fürſten nicht geduldet haben.

Höchſt eigenthümlich erſcheinen die vlämiſchen Genoſſenſchaften, die man noch in faſt allen belgiſchen Städten findet. Sie unterhalten den Sinn für ihre vlämiſche Mundart und deren poetiſche Ausbildung noch immer in der Manier der alten Rederyker- und Meiſterſängerzunft. Feierliche Aufnahme, Krönung der Poeten, wechſelſeitiges Anſingen der Verehrer, Lob der Sprache und des Geſanges iſt dort immer noch ſtark in Uebung. Aber die übrige Welt erfährt nichts davon; die poetiſchen Arbeiten, die von dort ausgehen, überſchreiten die belgiſche Grenze nicht. Die vlämiſchen Genoſſenſchaften bilden nur eine kleine Partei gegenüber der Mehrheit, welche der Mode folgend, nun einmal an das Franzöſiſche ſchon gewöhnt iſt und ſich ſchämt, deutſch zu reden, weil ſie das gute Schriftdeutſch nicht gelernt hat, die vlämiſche Mundart aber nicht für ſalonfähig hält.

Das Vlämiſche als ſolches kann ſich als Schriftſprache nicht behaup-

ten, weil es ein zu enges Gebiet umſchließt und nicht einmal das Holländiſche zu aſſimiliren weiß. Wie hochachtbar daher auch die Verbindungen und Genoſſenſchaften zur Erhaltung der vlämiſchen Schriftſprache ſind, ſo halten wir ihr patriotiſches Beſtreben doch für ungenügend und verfehlt, weil ſie ſich vom übrigen Deutſchland abſondern, und obgleich auch ſie Deutſche ſind, ſich doch dem großen Entwicklungsgange der deutſchen Sprache und des deutſchen Geiſtes in unſerer Literatur nicht anſchließen, vielmehr ein ſprachliches Sonderleben anſtreben.

Es erfüllt uns mit Freude, zu ſehen, wie ſich der deutſche Geiſt in Belgien gegen den franzöſiſchen zur Wehre ſetzt. Es erfüllt uns mit Rührung, zu beobachten, wie treu die jungen Vlämingen an den Erinnerungen ihrer ruhmvollen Vorzeit hängen. Aber wir müſſen bedauern, daß ſie nicht hochdeutſch ſchreiben, daß ſie nicht ihren Geiſt mit dem Geiſt des übrigen gebildeten Deutſchland in einer Sprachform verſchmelzen, daß ſie nicht ſich ſelbſt durch uns und uns durch ſich ſtärken, ſondern ſich von uns abſondern. Wie tief haben die Schweizer in unſere gemeinſame deutſche Literatur eingegriffen ſeit Bodmer und Haller, zum Gewinn für Deutſchland und die Schweiz ſelbſt. Es iſt ein großer Verluſt für Deutſchland und für Belgien, daß ſie nicht auf ähnliche Weiſe in derſelben Literatur in einander greifen.

Unglücklicherweiſe gaben ſich viele Organe der Preſſe in Deutſchland einem unverſtändigen Eifer für Holland hin, als daſſelbe noch die Hoffnung hegte, das abgefallene Belgien wieder gewinnen zu können. Ein durch zwei Kreuze gekennzeichneter Correſpondent der Augsburger Allg. Zeitung, der ganz an Holland verkauft war, ging darin am weiteſten. Am vernünftigſten benahm ſich Arndt 1839 in einer beſondern Schrift und ſpäter Höfken 1847 im deutſchen Intereſſe. Ich that es ebenfalls und erhielt dafür ein Dankſchreiben vom damals noch jungen Miniſter Rothomb', im Namen ſeines deutſchen Königs. Man wußte dort recht wohl zu ſchätzen, um was es ſich handelte. Die holländiſchen Publiciſten haben nur zu viel dazu beigetragen, den franzöſiſchen Einfluß in Belgien zu verſtärken, ſofern die Belgier ihren Schutz mehr in Frankreich als in Deutſchland fanden. Leopold hätte ſich lieber von Deutſchland helfen laſſen, wenn eine deutſche Politik nicht von vorn herein am Bundestage verpönt geweſen wäre.

Trotz der Ueberhandnahme franzöſiſcher Sprache und Bildung wollen die Belgier doch nicht in Frankreich aufgehen und halten eifer-

ſüchtig auf ihre Unabhängigkeit und Neutralität. Sie fürchten ſich weit mehr vor Frankreich, als ſie es lieben, und nachdem Leopold eine franzöſiſche Prinzeſſin hatte heirathen müſſen, wählte ſein Nachfolger eine öſterreichiſche und deſſen Bruder eine preußiſche Prinzeſſin.

Napoleon III. hat nichts gegen Belgien unternommen, obgleich es in Belgien öfter gefürchtet wurde. Dagegen hat ſich Holland hergegeben, dem franzöſiſchen Intereſſe zu dienen. Noch lebt in Jedermanns Angedenken das holländiſche Project, nach Auflöſung des deutſchen Bundes das im Beſitz von Holland gebliebene deutſche Herzogthum Luxemburg gegen baares Geld an Frankreich zu verkaufen. Ganz Deutſchland nannte das mit Recht einen Judashandel und zürnte über den Undank der Oranier, die nie den geringſten Anſpruch auf Luxemburg gehabt hatten, denen es nur die deutſche Großmuth zum Geſchenk gemacht hatte, um es gegen Frankreich zu ſtärken und die es jetzt an Frankreich verſchachern wollten, um Frankreich gegen Deutſchland zu ſtärken. Nur Preußens Feſtigkeit und Mäßigung bewirkte, daß der ſchnöde Handel unterblieb. Preußen machte dem formellen Recht Hollands eine Conzeſſion, indem es ſein Beſatzungsrecht in der Feſtung Luxemburg aufgab, duldete aber nicht, daß das materielle Recht Deutſchlands durch Abtretung auch nur des kleinſten deutſchen Dorfes an Frankreich verletzt wurde.

II.

Unsere Südgrenze.

Manufakturen gegenüberstehenden, übermächtigen Privatinteressen und von den Argumenten der Theoretiker, beschloß er für das Jahr 1816 eine bedeutende Herabsetzung der Einfuhrzölle, und nun kamen richtig dieselben Wirkungen der auswärtigen Concurrenz wieder zum Vorschein, wie man sie in den Jahren von 1786 bis 1789 erfahren hatte, nämlich Ruin der Fabriken, Werthlosigkeit der Produkte, Fallen des Werthes der liegenden Güter, allgemeine Calamität unter den Landwirthen. Briſted schätzt die Summe der Verluste und der aus den Gewerben gezogenen Capitale schon im Jahr 1818 auf 500 Millionen Dollars. Nachdem das Land zum zweiten Mal im Krieg die Segnungen des Friedens genossen hatte, erlitt es zum zweiten Male durch den Frieden größere Uebel, als der verheerendste Krieg ihm hätte bringen können. Erst im Jahre 1824, nachdem die Wirkungen der englischen Kornbill auf den amerikanischen Ackerbau in dem ganzen Umfang ihrer unsinnigen Tendenz sich herausgestellt und dadurch das Ackerbauinteresse der mittleren, nördlichen und westlichen Staaten genöthigt hatte, mit dem Manufakturinteresse gemeinschaftliche Sache zu machen, ward im Congreß ein etwas erhöhter Tarif durchgesetzt, der jedoch, da Herr Huskisson auf der Stelle Gegenmaßregeln traf, um in Beziehung auf die englische Concurrenz seine Wirkungen zu paralysiren, sich bald als unzureichend auswies und durch den, nach heftigem Kampf durchgesetzten Tarif von 1828 remedirt werden mußte. Welchen Aufschwung seitdem die amerikanischen Manufakturen genommen haben, ist bekannt.

Aus der Handelsgeschichte der vorzüglichsten Nationen der alten und neuen Welt läßt sich also für die beiden einander gegenüberstehenden Systeme der Freiheit und der Restriktion Folgendes abstrahiren: Einzelne freie Städte, oder kleine, an Territorium beschränkte, an Volkszahl geringe und an Kriegsmacht unbedeutende Republiken, oder Bündnisse solcher Städte und Staaten haben, gestärkt durch die Energie jugendlicher Freiheit und begünstigt durch ihre geographische Lage, so wie durch glückliche Umstände und Zeitverhältnisse, lange vor den großen Monarchien durch Gewerbe und Handel geblüht, und durch freien Verkehr mit den letzteren, indem sie ihnen Manufakturwaaren zuführten und ihre Produkte an Zahlungsstatt entgegen nahmen,

1.

Die italieniſche Grenze.

Von Süden her waren wir Deutſche nur gefährdet, als noch das große Römerreich beſtand und ſich über die Alpen ausbreitete. Nachdem aber in der Völkerwanderung das römiſche Reich gänzlich von uns überwältigt und Italien von deutſchen Eroberern überſchwemmt ward, war von dort aus keine Gefahr mehr zu fürchten. Erſt als der unglückliche Streit zwiſchen Kaiſerreich und Papſtthum ausbrach, ſtanden ſtädtiſche Parteien und kleine Fürſten in Italien auf, die ſich vom deutſchen Reiche losreißen wollten und ſich zu dieſem Zwecke wiederholt auch mit Frankreich verbündeten. Allein die deutſche Kraft warf ſie immer wieder nieder und die deutſchen Kaiſer, noch zuletzt die öſterreichiſchen, behaupteten die Hegemonie in Italien.

Man hat oft geſagt, es wäre beſſer geweſen, wenn die deutſchen Kaiſer früher ſchon auf ihre Herrſchaft in Italien verzichtet und die Italiener ſich ſelbſt überlaſſen hätten. Allein ſo lange die beiden Brennpunkte der mittelalterlichen Welt, Kaiſerthum und Papſtthum, von derſelben Ellipſe eingeſchloſſen blieben, war an eine Trennung Italiens von Deutſchland nicht zu denken. Auch hätte an die Stelle der deutſchen Hegemonie in Italien nur eine franzöſiſche treten können. Die Ausbildung einer homogenen italieniſchen Nationalität, die heute noch äußerſt ſchwierig iſt, war es in früheren Jahrhunderten noch viel mehr. Sicilien und Calabrien waren von Griechen bevölkert, unter die ſich Saracenen, dann Normannen eindrängten. Ganz Mittel- und Oberitalien war von lombardiſchem Adel erfüllt. Nur in Venedig waltete noch byzantiniſche Bildung vor. Die Elemente der Bevölkerung Italiens waren ſo verſchiedenartig, aber das germaniſche Element herrſchte ſo entſchieden vor, daß der große Dante die Herrſchaft des deutſchen Kaiſers in Italien für abſolut nothwendig und natürlich hielt.

Erſt im Verlauf der Zeit wurde das germaniſche Element der Bevölkerung Italiens mehr discreditirt und durch das romaniſche verdrängt, theils in Folge des Bündniſſes, welches der Papſt mit Frankreich

zur Abwehr, Schädigung und Schwächung des deutſchen Kaiſerthums einging, theils ſeit Erfindung der Renaiſſance, d. h. der Wiedererneuerung der griechiſch-römiſchen, antik-heidniſchen Bildung. Kleine italieniſche Fürſten waren es zuerſt, welche dieſes Mittel aufbrachten, um die bisherige chriſtlich-germaniſche Bildung durch eine andere zu verdrängen, die großen Erinnerungen der deutſchen Nation in Vergeſſenheit zu bringen, zugleich aber auch Gleichgültigkeit gegen die chriſtliche Religion zu verbreiten, den Reſpect vor der Kirche abzuſchwächen und die Staatsgewalt über die Kirche zu ſtellen. Merkwürdigerweiſe wurde alles verſäumt, was der Renaiſſance hätte entgegenwirken ſollen. Die Päpſte hätten nimmermehr die Wiederkehr heidniſcher Geſinnung und eines heidniſchen Geſchmacks dulden ſollen, allein ſie begünſtigten die claſſiſchen Studien aus Groll gegen den deutſchen Kaiſer, aus romaniſcher Eiferſucht gegen den Germanismus. Der deutſche Kaiſer ſelbſt hätte die dem Germanismus ſo bedrohliche Renaiſſance die deutſchen Grenzen niemals ſollen überſchreiten laſſen, allein er duldete es. Gerade damals erbten die deutſchen Habsburger das romaniſche Spanien, wie ſie auch Herrn in Italien wurden. Sie herrſchten alſo über Germanen und Romanen zugleich und begünſtigten die letzteren in dem Maaße, in welchem ihnen die Unbotmäßigkeit der deutſchen Reichsſtände zur Laſt fiel. Als vollends der ganze Norden Deutſchlands in der Reformation proteſtantiſch wurde, fürchteten die Habsburger, ihre deutſchen Unterthanen möchten gleichfalls proteſtantiſch werden, ließen ſie daher durch Jeſuiten in die welſche Schule nehmen.

Von da an beginnt ein merkwürdiges Eindringen der Italiener in Deutſch-Oeſterreich. Italiener kamen als Jeſuiten und leiteten Schulen und Univerſitäten, als Baumeiſter, Bildhauer und Maler, um den germaniſchen Kirchenſtyl auszurotten, die gothiſchen Kirchen abzubrechen und andere im Renaiſſancegeſchmack dafür zu bauen, desgleichen auch weltliche Paläſte in demſelben Geſchmack und alle Wände mit Bildern der italieniſchen Kunſt zu ſchmücken; endlich als Diplomaten und Generale, welche die kaiſerliche Politik leiteten und die kaiſerlichen Heere befehligten. Schon Kaiſer Karl V. führte ſpaniſche Truppen nach Deutſchland. Im dreißigjährigen Kriege bildeten die italieniſchen Generale in des Kaiſers Heer eine ſo mächtige Partei, daß ihnen Wallenſtein und ſein deutſcher und böhmiſcher Anhang unterliegen mußte. Die damaligen Nebenbuhler Wallenſteins wurden mit ungeheuerm Güterbeſitz belohnt und ihre

Nachkommen ſitzen heute noch mit ihren italieniſchen Namen in den erſten Reihen der öſterreichiſchen Ariſtokratie.

Das Beiſpiel des Wiener Hofes wurde bald von den andern katholiſchen Höfen in Deutſchland nachgeahmt. Ueberall führten die Jeſuiten die Renaiſſance ein. An die Stelle der italieniſchen Diplomaten und Generale traten hier überall italieniſche Künſtler, Sänger, Sängerinnen, Tänzerinnen, Charlatane und Glücksritter aller Art. Sie niſteten ſich hauptſächlich in München und an dem katholiſch gewordenen Hofe in Dresden, wie auch an den geiſtlichen Höfen ein, wurden aber auch an proteſtantiſche Höfe berufen, weil ſie Mode geworden waren und die Prunk- und Genußſucht der Höfe im Norden nicht hinter der im Süden zurückbleiben wollte. Sie trugen unendlich viel bei, die Sitten zu verderben und einen undeutſchen Geſchmack zum herrſchenden in Deutſchland zu machen.

Indeſſen blieb doch die Herrſchaft des deutſchen Kaiſers über Italien geſichert. Die Italiener gewannen keinen Fuß breit in den Alpengrenzen. Das lüderliche Geſindel aus Italien, welches an den deutſchen Höfen Glück machte und den deutſchen Geſchmack verdarb, verſchwand allmälig wieder. Erſt in Folge der franzöſiſchen Revolution wurden unſere Alpengrenzen alterirt. Das Genie Bonapartes durchbrach zum erſtenmale die ſchneebedeckte Grenzmauer, über welche unzählbare deutſche Heere hinabgeſtiegen waren zum Po, ſeit Odoakers Zeiten aber niemals ein italieniſches Heer hinaufgeſtiegen und nach Deutſchland herüber gekommen war. Indeſſen ging auch Napoleons Zeit vorüber, die alten Grenzen Deutſchlands gegen Italien wurden wieder hergeſtellt, ja noch erweitert, denn das ganze venetianiſche Gebiet kam in den Beſitz von Oeſterreich.

Nun aber begann eine Vernachläſſigung des deutſchen Elements an den Grenzen Italiens, wie ſie niemals vorher vorgekommen iſt, und zwar ganz allein durch die Schuld der öſterreichiſchen Regierung, durch jenes fluchwürdige Syſtem, welches Fürſt Metternich ſeit dem Wiener Congreſſe inne hielt. Seine ganze Politik war gegen Preußen und die deutſchen Einheitsbeſtrebungen gerichtet. Deshalb ſchloß er Oeſterreich vom übrigen Deutſchland durch die ſtrengſten Mauthen und Cenſuren ab, ließ den deutſchen Genius auf Schulen und Univerſitäten verkümmern, ſträubte ſich Jahrzehntelang, eine Akademie in Wien aufkommen zu laſſen, brachte dagegen die italieniſche Akademie in Padua, die

magyariſche in Peſth und die czechiſche in Prag zur vollen Blüthe und begünſtigte alle undeutſchen Nationalitäten mehr als die deutſche. Seit mehr als einem Jahrtauſend hatten 7 und dann noch 13 deutſche Gemeinden innerhalb des venetianiſchen Gebietes ihre alte deutſche Sprache und Sitte bewahrt, ohne daß die ſtolze und despotiſche Ariſtokratie Venedigs ſie jemals beeinträchtigt hätte. Erſt Metternichs Bureaukratie raubte jenen berühmten Dörfern ihr Volksthum und drang ihnen die italieniſche Sprache auf. In gleicher Weiſe wurde ein deutſches Dorf nach dem andern im ſüdlichen Tirol ſeiner deutſchen Sprache und Sitte entfremdet. Die Regierung ſtellte nur italieniſche Geiſtliche und Schullehrer an; die Geiſtlichen weigerten ſich ſogar, in deutſcher Sprache Beichte zu hören. Da ſchon in den zwanziger Jahren eine nationalgeſinnte italieniſche Partei allen Deutſchen den Tod ſchwur, der Mazzinismus aufkam, von Piemont aus ſchon der erſte Verſuch gemacht wurde, Italien vom öſterreichiſchen Einfluß zu befreien, ſo iſt kaum zu begreifen, welche Gründe Metternich hatte, Südtirol zu degermaniſiren? Jemehr Wohlwollen er den Italienern bezeugte, um ſo mehr — das konnte er doch merken — ſteigerte er ihren Trotz und Uebermuth.

Die italieniſchen Gelehrten benutzten Metternichs Verblendung ganz eben ſo, wie es die magyariſchen und czechiſchen Gelehrten thaten. Vertrauend auf ſeine gänzliche Sorgloſigkeit gingen ſie in ihrem fanatiſchen Deutſchenhaſſe bis zur Unverſchämtheit. Sie wußten wohl, die öſterreichiſche Regierung werde ihnen nichts zu Leide thun, wenn ſie ſich Mühe geben, alles Deutſche in Vergeſſenheit oder Verachtung zu bringen und dagegen alles Italieniſche, Magyariſche und Czechiſche in neuer Glorie zu zeigen. Wie Hanka in Prag und der Slave Kollar in Ungarn ihre gelehrten Feldzüge gegen den Germanismus mit Geſchichtsverfälſchung, Betrug und Lüge begannen, ſo auch der Italiener Giovanelli in Trient, indem er den Deutſch-Tirolern ihre Nationalität unter den Füßen wegſtahl und ſie für Nachkommen der alten italieniſchen Etrusker erklärte. Es wurden viele Schriften darüber gewechſelt. Natürlicherweiſe konnte es bei dem immer noch einſeitigen humaniſtiſchen und kosmopolitiſchen Charakter unſerer Gelehrſamkeit auch an deutſchen Profeſſoren nicht fehlen, welche dem Italiener zuſtimmten. Dazu kam das unpatriotiſche Jubelgeſchrei, womit die deutſche Demokratie dem Mazzinismus zujauchzte und den Italienern in ihrem Kampf mit Radetzki glückwünſchten. Kein Wunder alſo, daß die Italiener immer über-

müthiger wurden. In der wahnſinnigen Proclamation, welche die Lombarden erließen, verlangten ſie den Brenner zur Grenze Italiens und wollten alſo Sterzing, Brixen, Botzen, Meran, Paſſeyr, das Puſterthal, alle die herrlichen deutſchen Gelände, in denen der Ruhm deutſcher Tapferkeit und der Schimpf welſcher Niederlagen nie erſtirbt, uns wegſchneiden, wie man einen Saum vom Kleide ſchneidet.

Unter den Deutſch-Oeſterreichern ſelbſt zeigte ſich kein Sinn und Verſtändniß für die Südtirolerfrage. Die Wiener Poeten waren zwar ſehr ruhmredig in liberalen Phraſen und wollten einen allgemeinen Völkerfrühling herbeizwitſchern, an die Wahrung ihrer gefährdeten deutſchen Nationalität dachten ſie aber nicht. Grimmige Feinde Metternichs, waren ſie doch in der deutſchen Frage ganz mit ihm einverſtanden, wie es damals der deutſche Liberalismus überhaupt war. Man ſchwärmte ins Blaue hinaus für Freiheit und allgemeine Menſchenrechte und vernachläſſigte darüber die patriotiſche Pflicht. Arm in Arm mit Mazzini und Koſſuth vergaß man die nationale Selbſtachtung.

In ganz Oeſterreich lebte damals nur ein Mann, der die deutſche Frage richtig verſtand und ſeinen verblendeten Landsleuten freimüthig die Wahrheit ſagte, eben deshalb aber verkannt, angefochten und viel geſchmäht wurde, dem aber die Nachwelt eine ſchöne Bürgerkrone flechten wird. Dieſer Mann war Matthias Koch, der ſeit mehr als zwanzig Jahren wiederholt in Zeitſchriften, Flugſchriften und geſchichtlichen Werken das deutſche Nationalintereſſe gegen die damals unüberwindliche Dummheit und Erboßung der Zeitgenoſſen verfocht. In einer Anzeige ſeines Buchs über die ältere Bevölkerung Oeſterreichs vertheidigte ich ihn in meinem Literaturblatt von 1856 Nr. 87 und gab einen kurzen Ueberblick über ſeine patriotiſche Thätigkeit. Ich glaube es dieſem Ehrenmann ſchuldig zu ſeyn, das damals Niedergeſchriebene hier zu wiederholen. — Sein Buch iſt ein freimüthiges und patriotiſches Votum gegen die Vernachläſſigung, Hintanſetzung und ſyſtematiſche Verunglimpfung des deutſchen Elementes in Oeſterreich zu Gunſten des ſlaviſchen und italieniſchen. Herr Matthias Koch war in dieſer Richtung ſchon lange thätig. „Sollte es Jemand einfallen, die Frage aufzuwerfen: weshalb denn ich der Ankläger Anderer und doch ſelbſt Oeſterreicher, gegen die dem Deutſchthum gefährlichen Beſtrebungen der Slaven, Ungarn und Italiener mich nicht erhoben habe, ſo müßte ich darauf antworten, derjenige geweſen zu ſeyn, welcher die aus Anlaß des Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunſt von den

Slaven verbreitete Mähre, ihnen und einem böhmiſchen Kuttenberg gebühre dieſes Verdienſt, in einer langen und nachdrücklichen Debatte in der offiziellen Wiener Zeitung und in einer beſondern Schrift bekämpfte, ferner derjenige, welcher gegen die zu Prag erſchienene hier oben benannte Brochüre eine Gegenſchrift verfaßte, deren Druckbewilligung die Staatskanzlei unter der Grundangabe: nicht aufregen zu wollen, verweigerte. Ferner derjenige, welcher im Jahre 1848 nach Frankfurt ſich begab, um in der Paulskirche zum Widerſtande gegen die Deutſchland verderbliche Lostrennung Italiens von Oeſterreich und zum Schutze der Deutſchen in Böhmen, in Ungarn und Siebenbürgen aufzufordern, und welcher, obgleich zum Vortrage nicht zugelaſſen, doch noch von Heidelberg aus ein motivirtes Gutachten an das Parlament richtete. Ferner derjenige, welcher zunächſt in ſeiner ‚Reiſe in Tirol‘, Karlsruhe 1845, die zur Verwelſchung der Deutſchen dort entdeckten Umtriebe umſtändlich und mit dem Aufrufe an die Regierung, ihnen zu ſteuern, aufdeckte, ſodann derjenige, welcher im Jahre 1848 in einem mündlichen Vortrag zu Wien in der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften dieſe vergeblich zur Schutzleiſtung der in Tirol gefährdeten deutſchen Sprache aufrief, endlich derjenige geweſen zu ſeyn, welcher der wiſſenſchaftlich falſchen Begründung der Abſtammung der Tiroler von den Etruskern im Jahr 1853 in der zu Leipzig erſchienenen Schrift: ‚Die Alpen-Etrusker‘ entgegentrat.“

Wie ſyſtematiſch das deutſche Element in Böhmen, ſonderlich von Palacky und ſeinem Anhange bekämpft wird, iſt längſt bekannt; weniger bekannt aber, daß dieſem Palacky von Seiten der Wiener Akademie alles nachgegeben und zugeſtanden wird. „Noch war der Aerger über das mit einem Aufwande von 7 bis 8000 fl. auf Staatskoſten gedruckte Buch von dem Slaven Kollar: ‚Das altſlaviſche Italien‘ nicht verwunden, als in Steiermark Profeſſor D. Terſtenjack mit der in einer zu Laibach erſcheinenden ſlaviſchen Zeitung gedruckten Behauptung auftrat: die Noriker ſeyen Slaven ꝛc.“ Die Beſtrebung aller dieſer Slavomanen geht dahin, die Ureinwohner aller öſterreichiſchen Provinzen zu Slaven zu machen, um daraus die Nothwendigkeit einer gänzlichen Neuſlaviſirung des Reichs zu beweiſen. Was beabſichtigt war, hat der Slavenkongreß 1848 an den Tag gelegt. Noch jetzt darf in den Prager Kleinkinderbewahranſtalten nur czechiſch geſprochen werden ꝛc. „Da das Augenmerk des Panſlavismus hauptſächlich auf Fälſchung der alten Geſchichte gerichtet iſt, um für den Glauben an eine ſlaviſche Ureinwohnerſchaft

ſammt den oben angegebenen Folgerungen Eingang beim ſlaviſchen Volke und, iſt es möglich, ſelbſt bei einfältigen Deutſchen zu gewinnen, ſo muß dieſer Richtung zunächſt von den deutſch-öſterreichiſchen Gelehrten energiſch und unabläſſig begegnet werden. Dies nun geſchah, wie bereits erwähnt, weder im Vor-März, noch geſchieht es jetzt. In keinem Fache wird weniger geleiſtet, als in der alten Geographie und Geſchichte, und Größeres erſcheint gar nichts; vollends aber nichts für den angedeuteten Zweck durch ein corporatives Zuſammenwirken. Von der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften (hiſt. Section) ging ein derartiges Streben nie aus, auch iſt es von ihr ſo lange nicht zu gewarten, als die von ihrem Berufe erfaßte Anſchauung feſtgehalten wird. Dieſe ſchließt das Bedürfniß der Gegenwart ganz davon aus, ohne auf das allgemeine Intereſſe der Wiſſenſchaft, noch auf den Staatszweck Rückſicht zu nehmen. Hiſtoriſche Irrlehren ſchaden beiden, und wenn ſich das ſo notoriſch und handgreiflich wie bei den Nationalitätsbeſtrebungen in Oeſterreich herausſtellt, ſo kann allerdings von der erſten und größten, mit einem Jahresaufwand von über 80,000 fl. unterhaltenen gelehrten Körperſchaft verlangt werden, daß ſie in ſo vielſeitig ſchädliche, durch die Wiſſenſchaft ſich bildende und in ihr wurzelnde Verhältniſſe eingreife. Damit verträgt ſich freilich der leitende Grundſatz: ‚jede Polemik zu vermeiden‘ nicht, denn die Wegſchaffung der beſtehenden Uebelſtände ſetzt gerade den einzugehenden und fortzuſetzenden Kampf voraus.“

„Wenden wir uns von Inneröſterreich nach Tirol, ſo begegnen wir hier dem verwandten, mit der Etruscomanie getriebenen, und von — Deutſchen unterſtützten Unweſen, deſſen Grundlage ebenfalls eine falſche hiſtoriſche Irrlehre mit den äußerſten politiſchen Conſequenzen iſt. ‚Weil die vom Norden nach Tirol eingewanderten und nach Italien weiter gezogenen Etrusker die Stammväter der Tiroler ſind, ſo gehören dieſe zu Italien, nicht zu Deutſchland; wir verlangen alſo Lostrennung von Deutſchland und Verband mit Italien.‘ Unwiderſprechlicher Zeuge dieſer welſch-tiroliſchen Anforderung ſammt hiſtoriſcher Deduction, ſowie des Anhanges dazu, nämlich der Beſtimmung des Brenners als Südgränze Deutſchlands, iſt die Paulskirche in Frankfurt, weßhalb es abſurd iſt, wenn Deutſch-Tiroler ſie wegleugnen wollen. Wir haben auch noch die ſpäten und harten Widerſtandsanſtrengungen der Welſch-Tiroler und ihre Weigerung, den Landtag in Innsbruck zu beſchicken, im Gedächtniß und wiſſen ſehr gut, wie es jetzt dort ausſieht. Freilich kann man

fragen, ob es denn mit dieser leidigen Sache und mit Ausrottung der deutschen Sprache im Etschlande und auf dem Gebirg je so weit gekommen wäre, wenn jener historische Abtrünnigkeitsgrund vom Anfange her eine gründliche, einleuchtende Abweisung erfahren hätte, und gegen die Wühlerei der welschen, aus Gelehrten, Professoren und Geistlichen bestehende Propaganda gemessener Ernst gebraucht worden wäre. Allein in einer solchen Procedur hätte die Staatsweisheit des Vor-März — Aufregung gesehen, und diese schien ihr immer gefährlicher als die Uebel selbst. Am weitesten und selbst mit Zuhilfenahme der Fälschungen des Mönchs Annius von Viterbo, hat der Podesta von Trient, Graf J. Giovanelli, den Satz von der etruskischen Abstammung der Tiroler ausgesponnen, doch hätte er ungeachtet seiner Gelehrsamkeit und seines Ansehens in Deutsch-Tirol nicht so allgemein damit durchgegriffen, wäre er von O. Müllers und Niebuhrs Hypothesen nicht wesentlich unterstützt worden. Ich will nicht untersuchen, ob es auf Rechnung des Mangels an Kenntniß oder der Gesinnung gehört, daß weder Deutsch-Tiroler noch Oesterreicher mit einem Ausrottungsangriff dieser wissenschaftlichen Krebsschäden sich befaßten, doch ist nicht zu verschweigen, daß gerade umgekehrt Deutsch-Tiroler die Wortführer derselben machten."

Man muß hier zwei Fragen und Interessen scharf unterscheiden. Das gegenwärtige deutsche Interesse erheischt, uns gegen die slavischen, wie italienischen Anmaßungen unentwegt à la Windischgrätz und Radetzki zu vertheidigen. So wenig es den Slaven und Welsch-Tirolern um die historische Wahrheit, sondern lediglich um die Agitation gegen das gegenwärtige Uebergewicht eines deutschen Kaiserhauses zu thun ist; eben so gewiß und nothwendig müssen wir Deutsche zuerst die politische und nationale Seite der Frage ins Auge fassen und den hinterlistigen Angriff der Gegner mit eisernem Arme und „deutschen Hieben" pariren. Das unter allen Umständen, die gelehrten Alterthumsforscher mögen dann die Frage, wer vor zweitausend Jahren in der Gegend von Wien und in Steyermark gewohnt hat, entscheiden, wie sie immer wollen und können. Auf den gelehrten Krimskrams kommt es hier gar nicht an, sondern auf ein großes nationales und staatliches Interesse der Gegenwart.

Ich enthebe einer früheren kleinen Schrift desselben Verfassers (die Alpen-Etrusker, Leipzig, Dyk, 1853) noch eine zum Verständniß seiner Polemik dienende Stelle: „Geschichtschreiber und Antiquare haben den Tirolern in den Kopf gesetzt, ihr Ländchen sey der Urstz der Etrusker

geweſen und dieſe ſeyen unter dem Namen Raſener in die lombardiſche Ebene hinabgeſtiegen und dort Gründer des in älteſter Zeit großen etruskiſchen Staates geworden. Auf den erſten Blick mag dieſer Irrthum harmlos zu ſeyn ſcheinen, weil die Wiſſenſchaft eben nicht ſelten alten wie neuen Völkern falſche Stammbäume ohne andere Folgen lieferte, als daß die Nationaleitelkeit einige Zeit hindurch damit gehätſchelt wurde. Allein in Tirol, wo gewiſſe Erſcheinungen, die anderwärts ganz unbeachtet bleiben und wie Schatten vorübergleiten, unerwartet einen feſten Boden gewinnen, ſtellte ſich in der jüngſten bewegten Zeit heraus, daß die Abſtammungsfrage im welſchen Süden dieſes Landes nicht auf die Studierſtube der Gelehrten ſich beſchränke, ſondern als feſtgewurzelte Ueberzeugung, dieſer Landestheil gehöre, als urſprünglicher Wohnſitz des etruskiſchen Volkes, nicht zu Deutſchland, tief ins Volk gedrungen ſey, und dem Vereinigungsanſpruche mit Italien eben ſo weſentlich, wie die dort einheimiſche italieniſche Sprache, zum hiſtoriſchen Rechtsgrund der Trennung von Deutſchland gedient habe. Die Wendung, welche dieſe rein wiſſenſchaftliche Frage nahm, wurde vollends bedenklich, als die Diplomaten im Jahre 1848 den unverantwortlichen Verzicht auf die Lombardei verhandelten, denn jetzt traten die Italiener mit der unverſchämteſten Forderung hervor, Tirol bis zum Brenner abzutreten. Obgleich zuletzt das Schwert die gefährdete deutſche Südgrenze wahrte, ſo droht dieſer doch durch das Vordringen der italieniſchen Sprache in Deutſch-Tirol immerfort eine Gefahr, gegen welche mit der materiellen Gewalt nichts auszurichten iſt, während in Ausſicht ſteht, daß auf dem Wege der Ausrottung der deutſchen Sprache eine Entziehung des deutſchen Gebiets bis an den Brenner dann um ſo gewiſſer erfolgt, wenn die Schickſalswürfel das in den Annalen Oeſterreichs nie dageweſene Jahr 1848 erneuern ſollten.“ Herr Koch beſchwert ſich ſodann, daß die Wiener Akademie ſeinem Antrag, der antideutſchen Bewegung eine Schranke zu ſetzen, keine Folge gegeben habe.

Die Deutſch-Oeſterreicher mußten erſt den Verluſt der Lombardei und Venetiens, den Trotz der Ungarn und die wilden Drohungen der auf ruſſiſche Hülfe ſich ſtützenden Czechen erleben, ehe in ihren Reichs-Landtagen und Clubs der erſte Schimmer eines deutſchen Nationalgefühls und Nationalſtolzes aufdämmerte. Unter dem unverkennbaren Einfluß der Wiener Judenpreſſe ritten ſie fort und fort das Steckenpferd des vulgären Liberalismus, ſtürmten gegen die Kirche, forderten

sich auf einen hohen Grad von Reichthum und Macht emporgeschwungen. So Venedig, so die Hanseaten, so die Belgier und Holländer.

Nicht minder zuträglich war anfänglich der freie Handel den großen Reichen, mit welchen sie im Verkehr standen. Mit natürlichen Hülfsquellen reichlich gesegnet, aber doch in Rohheit und Barbarei versunken, war die freie Einfuhr fremder Manufakturwaaren und die Ausfuhr einheimischer Produkte das sicherste und wirksamste Mittel, ihre produktiven Kräfte zu entwickeln, ihre dem Müßiggang und Raufhändeln nachhängenden Bewohner an Arbeitsamkeit zu gewöhnen, Grundbesitzer und Adel für die Industrie zu interessiren, den schlafenden Unternehmungsgeist ihrer Kaufleute zu wecken, überhaupt ihre Culturindustrie und Macht zu heben.

Diese Wirkungen hat besonders Großbritannien von dem Handel und der Manufakturindustrie der Italiener, der Hanseaten, der Belgier und der Holländer erfahren. Aber durch den freien Verkehr auf eine gewisse Stufe der Entwicklung gehoben, erkannten die großen Reiche, daß die höchste Stufe der Cultur, der Macht und des Reichthums nur durch eine Vereinigung der Manufakturen und des Handels mit dem Ackerbau zu erreichen sey; sie fühlten, daß die neuen Manufakturen des Inlands mit den alten, längst bestehenden der Fremden nie mit Glück würden eine freie Concurrenz bestehen können, daß die eigenen Fischereien und die eigene Schifffahrt, die Basis der Seemacht, ohne besondere Begünstigungen nie aufkommen würden, und daß der Unternehmungsgeist der inländischen Kaufleute durch das übermächtige Capital und die größern Erfahrungen und Einsichten der Fremden fortwährend würden niedergehalten werden. Alsdann suchten sie durch Restriktionen, Begünstigungen und Aufmunterungen die Capitale, die Geschicklichkeit und den Unternehmungsgeist der Fremden auf den eigenen Boden zu verpflanzen, und zwar mit größerem oder geringerem, mit schnellerem oder langsamerem Erfolge, je nachdem die von ihnen angewandten Mittel mehr oder weniger zweckmäßig gewählt und mit größerer oder geringerer Energie und Beharrlichkeit ins Werk gesetzt und befolgt worden sind.

Vor Allem hat England diese Politik ergriffen. Aber durch einsichtslose oder leidenschaftliche Regenten, durch innere Bewegungen

nur Freiheit, Preßfreiheit, Wahlfreiheit, Emancipation der Juden, Trennung der Kirche von der Schule, papierne Verfaſſungsparagraphen, Miniſterverantwortlichkeit, Geſchworene und was die doctrinäre Schablone ſonſt noch enthält, aber an die Vertheidigung der deutſchen Nationalität zu denken, blieb keine Zeit übrig. Erſt ganz vor Kurzem hat die Noth dazu geführt, auch einmal daran zu denken.

2.

Die Schweizergrenze.

Trotz aller Häckeleien zwiſchen dem weiland deutſchen Reiche und der Schweiz blieb die letztere doch immer ein Bollwerk deutſcher Nationalität gegenüber von Frankreich und Italien. Die deutſche Volksthümlichkeit wirkt hier überaus zähe und nachdrücklich. Nur ſo weit die heutige Schweiz den Burgundern unterworfen wurde, ſpricht man hier noch welſch, weil die Burgunder ſich unter den Romanen zerſtreuten und frühzeitig mit dem Chriſtenthum die romaniſche Sprache annahmen. Der weit größere öſtliche Theil der Schweiz wurde von Alemannen bevölkert, welche viel länger Heiden blieben und viel länger ihre alte Volksfreiheit gegen das fränkiſche Königthum und den fränkiſchen Feudalſtaat vertheidigten. Die Alemannen waren ein ſchreckliches Volk, in dem die ganze Energie des nordiſchen Odinismus fortwirkte. Sie litten keine Städte, keine Mauern, ſie ließen von den prachtvollſten Städten, Tempeln und Paläſten der Römer keinen Stein auf dem andern, führten ihren Pflug über den Schutt, theilten das ganze Land in Almanden (Gemeindewieſen, Gemeindewald) und in Allode (erbliche und unveräußerliche Familiengüter). Sie ſcheinen auf ihrem Grund und Boden das ganze tief verdorbene Römergeſindel ausgerottet zu haben, denn in ihrer Sprache, in ihren Sitten findet ſich keine römiſche Spur mehr vor. Die freien Bauern oder Grundeigenthümer bildeten zugleich das Volksheer und verſammelten ſich innerhalb jedes Gaues regelmäßig zur Landsgemeinde, ſchon vor 1200 Jahren wie noch heute in den Urkantonen der Schweiz.

Als die ganze alemanniſche Welt endlich dem großen Frankenreich unterworfen wurde, aus welchem das deutſche Kaiſerreich hervorging, drang mit dem Chriſtenthum, mit den Klöſtern und Biſchöfen, mit den fränkiſchen Grafen auch das Lehenſyſtem, der Feudalismus und damit die Einſchränkung der alten alemanniſchen Volksfreiheit, zwar nicht überall

in der Schweiz, doch auf vielen Punkten ein. Um die Burgen der Reichsbeamten oder der vom Kaiser begünstigten reichen Familien her sammelten sich Hörige, unfreie Knechte. Widerspenstige Gemeinden mußten hin und wieder, wenn ihre Empörung niedergeworfen war, die alte Volksfreiheit zum Opfer bringen und unter mehr oder weniger strengen Bedingungen Hörige werden. Am häufigsten wurden einzelne von den weltlichen Feudalherren bedrängte Familien oder ganze Gemeinden aus freiem Willen Hörige der Kirche, sog. Gotteslente, um bei der Kirche Schutz zu finden und weil sie auch noch bei der Abhängigkeit von der Kirche ihr Erbe, ihre Freiheit, ihr Versammlungs- und Waffenrecht behielten, mit Ausnahme weniger eigentlicher Knechte und Leibeigenen der Klöster.

Begreiflicherweise war den mächtig gewordenen Reichsgrafen und Dynasten der Fortbestand der alten Volksfreiheit unangenehm und ebenso der Schutz, den die freien Bauern bei der Kirche fanden. Daher ihre Intriguen, Argliſten und Gewaltthätigkeiten, um das alte Allodialsystem durch ihr neues Feudalsystem zu verdrängen. Der alte alemannische Volksgeist war jedoch zähe genug, um der feudalistischen Anstürmung zu trotzen. Daher der tapfere Widerstand in den Urkantonen gegen die habsburgischen Vögte und die Gründung der Eidgenossenschaft, welche nichts anderes war, als eine neue gegenseitige Verbürgung der uralten alemannischen Bauern- und Gemeindefreiheit.

Eine Trennung dieser Eidgenossenschaft vom deutschen Reich wäre nur dann unnöthig und unnatürlich gewesen, wenn im ganzen Reiche des Volkes Freiheit gewahrt worden wäre. Da aber mit wenigen Ausnahmen im ganzen Reiche der Feudalismus und in Folge dessen das Interesse einzelner Dynastien triumphirte und sich überall fürstliche Territorien bildeten, bestand zwischen diesen und der Schweizer Eidgenossenschaft ein Gegensatz im Princip, der nothwendig auch zur Trennung vom Reiche führen mußte. Dabei trifft die Schweiz keine Schuld. Muß auch ihr Uebermuth gegen andere deutsche Nachbarn, ihr Particularismus, der des großen nationalen Zusammenhanges gänzlich vergaß und in republikanischen Formen nicht minder philisterhaft wurde, wie in den fürstlichen Territorien, getadelt werden, so folgte doch dieser Mißton im Benehmen der Schweizer gegen das übrige Deutschland mit Nothwendigkeit aus den früheren Versuchen des Hauses Habsburg und seiner fürstlichen Bundesgenossen, die uralt berechtigte Schweizer Freiheit zu unterdrücken.

Bei alledem blieb die Schweiz ein deutſches Bollwerk gegen das welſche Weſen. Es iſt wohl wahr, daß ſich die Schweiz mehr als einmal hat verführen laſſen, ihre tapferen Männer im franzöſiſchen Solde und unter franzöſiſchen Fahnen gegen Deutſchland ins Feld zu ſchicken, allein nicht minder oft und zur Zeit wichtiger Kriſen hat die Schweizer Eidgenoſſenſchaft das deutſche Nationalintereſſe ſiegreich und ruhmvoll vertheidigt, ſo gegen die welſchen Burgunder, gegen Savoyen und Mailand. Und — was eine Hauptſache iſt, die deutſchen Schweizer haben ihre Eroberungen im welſchen Weſten und Süden ihrer Alpen feſtgehalten. Im franzöſiſch redenden Berniſchen Jura, Neuenburg, Freiburg, Waadtland, Niederwallis, Genf, wie im italieniſchen Teſſin weht das Banner der Eidgenoſſenſchaft. Und trotz aller politiſchen Trennung ſind die Alemannen in der Schweiz ſo gute Deutſche geblieben, daß ſie nicht engherzig wie die Holländer, ihre Mundart der allgemeinen deutſchen Schriftſprache über-, ſondern untergeordnet und an der reichen Entwicklung der deutſchen Literatur theilgenommen haben.

Der Schweiz iſt ihre Neutralität von den europäiſchen Großmächten traktatenmäßig verbürgt worden, aus keinem andern Grunde, als weil man weder Frankreich noch Oeſterreich und dem deutſchen Bunde den Beſitz der Schweiz gegönnt hätte. Gleichwohl iſt man in Frankreich noch immer auf Wiedererwerbung deſſen, was Napoleon I. ſich angeeignet hatte (des Berniſchen Jura, Neuenburgs, Genfs und des Wallis), nicht weniger erpicht, als auf den Wiedergewinn des linken Rheinufers und Belgiens. Aus dieſem Grunde hat Napoleon III. nach dem lombardiſchen Kriege 1859 den europäiſchen Vertrag von 1815 zerriſſen, nach welchem der Norden Savoyens nur von Schweizer Truppen ſollte beſetzt werden dürfen. Seit 1860 beherrſcht Frankreich das ſüdliche Ufer des Genfer Sees. Käme es zu einem großen europäiſchen Kriege, ſo würde Frankreich augenblicklich wiederholen, was es ſchon 1798 und ſpäter unter Napoleon that, es würde ſich der Alpenpäſſe in der Schweiz bemeiſtern, zum Schein vielleicht die Volksfreiheit garantiren, die ganze Schweiz aber unter ſein Protektorat und deren Geld und Waffenkräfte ausſchließlich für franzöſiſche Zwecke in Anſpruch nehmen. Das ſehen auch die Schweizer voraus und deshalb trachten ſie, theils ihr Heerweſen zu verbeſſern, theils ſich mit dem in ſeiner Erneuerung begriffenen Deutſchland zu benehmen.

III.

Unſere Nordgrenze.

1.

Die däniſche Grenze.

Die Skandinavier oder Normannen (Dänen, Schweden, Norweger) ſind Germanen, uns übrigen Deutſchen körperlich ganz ähnlich, nur daß ſie eine abweichende Mundart reden. Nach der Heimskringlaſaga ſind ſie von Sachſen aus über die Oſtſee nach Scandinavien gekommen. Von Sachſen aus haben ſie ſpäter auch Chriſtenthum, Ritterthum, Lutherthum und moderne Bildung erhalten. Sie ſind uns immer blutsverwandt und ſittlich verpflichtet und doch auch immer unſere Feinde geweſen.

Als noch heidniſche Normannen kamen ſie plündernd und mordend an unſere Nordſeeküſte und konnten nur in ſchweren Kämpfen allmälig überwältigt und chriſtianiſirt werden. Später benutzten die Dänen den Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt, Ghibellinen und Guelfen in Deutſchland, um raubend von der Eider aus ins Reich einzudringen. Kaum zurückgewieſen, ſetzten ſie alles daran, unſern mächtigen Kaiſer zu ſchwächen und unſere Flotte aus dem nordiſchen Meer zu verdrängen. Das gelang ihnen mit Hilfe eines deutſchen Fürſten, der Verrath an Deutſchland übte, und deſſen Nachkommen durch ein unſeliges Verhängniß alle nordiſchen Throne beſetzten, aber auch alle Deutſchlands ſchlimmſte Feinde wurden. Dieſer Verräther des deutſchen Nationalintereſſes, der Norddeutſchland Jahrhunderte lang unter ausländiſchen Einfluß brachte, war der als Chriſtian III. auf den däniſchen Thron erhobene Graf von Holſtein. Von ihm ſtammten alle folgenden Könige Dänemarks, eine Zeit lang auch die Könige von Schweden und ſeit Peter III. auch die ruſſiſchen Kaiſer ab, ſämmtlich Herrſcher, die fremdes Intereſſe gegen Deutſchland verfochten und Deutſchland ſchädigten, wo ſie konnten.

Im dreißigjährigen Kriege verſuchte erſt Dänemark, dann Schweden, unſer nationales Unglück auszubeuten. Unter der Maske von Helfern kamen ſie, um zu rauben und ihre Grenzen auf unſere Koſten zu erweitern. Dänemark unterlag, aber der Schwedenkönig Guſtav Adolf riß wirklich Vorpommern und Bremen und Verden als ſchwediſche Pro-

vinz an ſich, nachdem er das deutſche Reich durch den entſetzlichſten aller Kriege ausgebrannt und entvölkert hatte. Die Unterſtützung der Proteſtanten, die ihn gar nicht gerufen hatten, die ſeine Räuberpolitik nur zu gut kannten, war der ſchnöde Vorwand, unter dem er kam, wie endlich klar und unwiderleglich bewieſen iſt. Und dennoch feiert man in Deutſchland dieſem grimmigen Feind unſers Volkes immer noch Feſte!

Im vorigen Jahrhundert entfaltete ſich zum erſtenmal die ungeheure Macht Rußlands. Nichts wäre daher nöthiger geweſen, als ein Zuſammenhalten Skandinaviens mit dem deutſchen Reich zum Schutz Polens und der deutſchen Oſtſeeprovinzen. Aber daran wurde nicht gedacht. Wie Oeſterreich und Preußen, ſo haderten Schweden und Dänemark unter einander und ließen ſich durch Rußlands Argliſt verlocken, einander gegenſeitig mißtrauiſch zu bewachen, wenn nicht feindlich anzugreifen, und ihm unterdeß Polen und die Oſtſeeprovinzen Preis zu geben.

Die unheilvollen Zerwürfniſſe zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſchwächten Deutſchland am Ende des vorigen Jahrhunderts dermaßen, daß Frankreich Herr werden konnte über uns. Im Bunde mit Frankreich aber that auch Dänemark das Seinige, uns zu plagen, und als Schweden ſich dem franzöſiſchen Einfluß nicht unterwerfen wollte, wurde ein franzöſiſcher General auf den ſchwediſchen Thron geſetzt.

Durch eine gemeinſame letzte Anſtrengung der Ruſſen, Deutſchen, Engländer und Spanier wurde das neue franzöſiſche Weltreich zertrümmert. Aber wir Deutſchen, die wir das meiſte dabei gethan hatten, ſollten keinen Gewinn davon haben. Hamburg erhielt für die ungeheuern Verluſte, die es unter der Continentalſperre und zuletzt noch durch den großen Räuber Davouſt erlitten hatte, keine Entſchädigung, ja es hing nur von einem Haare ab, ſo wären die Hanſeſtädte wie Lauenburg, Holſtein und Schleswig an die Dänen verkauft worden. Der Vertrag war im Beginne des Jahres 1813 durch den ruſſiſchen Fürſten Dolgorucki zwiſchen Rußland, Schweden und Dänemark bereits abgeſchloſſen. Die Hanſeſtädte ſollten mit zu der Entſchädigung geſchlagen werden, welche Dänemark forderte, wenn es Norwegen an Schweden abtreten müßte. Kaiſer Alexander von Rußland, der ſich für den Protektor Deutſchlands ausgab, verkaufte ohne weiteres deutſche Städte und Länder an Dänemark. Wenn nicht England energiſch gegen dieſen infamen Plan eingeſchritten wäre, hätten ihn die deutſchen Mächte ſo gewiß genehmigt, wie ſpäter das Protokoll von 1852.

Nach dem großen Siege über Napoleon hatte Deutſchland die Macht, das Recht und die Pflicht, mit den heimtückiſchen Dänen, welche uns Deutſche im Unglück nur verhöhnt und mit Napoleon im Bunde auf's gehäſſigſte angefeindet hatten, kurzes Federleſen zu machen. Nach ſo viel Feindſeligkeiten, wie ſie Dänemark gegen Deutſchland geübt hatte, war Deutſchland in ſeinem vollen Rechte, wenn es den Dänen Schleswig und Holſtein wegnahm und nie wieder zurückgab. Wir hätten dazu nicht nur ein Recht gehabt, ſondern wir hätten es auch als eine für die Zukunft nothwendige Sicherheitsmaßregel ausführen müſſen, um den Dänen endlich die Luſt zu verleiden, uns immer wie ein kleiner Hund von hinten in die Beine zu beißen, wenn wir mit größern Feinden zu kämpfen haben.

Aber der Wiener Congreß glich nur einer großen Verſchwörung gegen das deutſche Nationalintereſſe, wie es auch damals im Congreß zu Waſhington offen ausgeſprochen worden iſt. Das beſiegte Frankreich behielt beſſere Grenzen, als es vor der Revolution gehabt hat. Das ſtrafwürdige Dänemark durfte Schleswig, Holſtein und Lauenburg behalten. Von der Conſolidirung eines ſtarken deutſchen Staates an der Nordſee, wodurch eine deutſche Marine möglich geweſen wäre, wurde eben ſo vollſtändig Umgang genommen, wie von der Sicherung unſerer Weſtgrenze. Die deutſche Nation wurde, nachdem ſie Ströme von Blut vergoſſen und obgleich ſie geſiegt hatte, durch die Diplomatie vollſtändig betrogen und nicht nur um alle mit dem Schwert errungenen Vortheile, ſondern auch um viele Rechte gebracht, deren ſie ſich früher erfreut hatte. Niemals iſt ein größerer Verrath von Deutſchen an Deutſchen verübt worden.

Daraus erklärt ſich nun auch zur Genüge, warum die Hanſeſtädte iſolirt blieben, warum es möglich war, daß fünfzig Jahre lang ihr kleines Gebiet durch Zollſchranken vom übrigen Deutſchland abgeſperrt bleiben konnte und warum man ſich dort immer lieber nach England als nach Deutſchland richtete.

Der Zweck aller dieſer Ungerechtigkeiten des Wiener Congreſſes und der Uebereinkunft von 1815 war: Preußen zu ſchwächen, damit die von Preußen ausgegangene große nationale Bewegung, welche die Einheit Deutſchlands verlangte, im Keim erſtickt werde. Wie das Königreich Hannover und das Königreich der Niederlande, ſo mußte auch das Königreich Dänemark groß und ſtark bleiben, um Preußen einzuengen, um

die Hegemonie Preußens in Norddeutſchland nicht aufkommen zu laſſen und um die national-deutſche Geſinnung zwiſchen Elbe und Schleswig unter däniſche Polizeiaufſicht zu ſtellen. Die Dänen verſtanden ihre Aufgabe; es fiel ihnen nicht ein, ſich bei den Deutſchen für die Großmuth zu bedanken, mit der man ſie geſchont hatte. Im Dienſt und unter dem Schutz der europäiſchen Diplomatie, welche um jeden Preis einen Aufſchwung der deutſchen Nation und deren Einheit verhindern wollte, thaten die Dänen ihre volle Schuldigkeit und verhöhnten und unterdrückten das deutſche Element in Schleswig ſo viel als immer möglich.

Es war unklug von ihnen, denn ſie reizten dadurch die geduldigen Deutſchen, endlich doch böſe zu werden. Sie hätten verſtändiger gehandelt, wenn ſie ein ehrliches Bündniß mit Deutſchland geſchloſſen hätten. Ich habe mich niemals irre machen laſſen, das Zuſammenhalten Deutſchlands mit Skandinavien gegen das übermächtige Rußland zu empfehlen, auch damals, als der Zorn der Deutſchen gegen die Dänen aufs furchtbarſte erregt war. Ich ließ im Sommer 1848 eine Flugſchrift über Deutſchlands auswärtige Politik drucken, worin ich vor dem Dänenkrieg warnte und eine Verſöhnung der beiden germaniſchen Elemente dieſſeits und jenſeits der Oſtſee zur Abwehr des ſlaviſchen Elementes beantragte. Daß in der Leidenſchaftlichkeit jener Tage auf einen ſo beſonnenen Vorſchlag geachtet werden würde, konnte ich freilich nicht erwarten, doch gab ich eine abweichende Meinung zu Protokoll, in der Ueberzeugung, daß früher oder ſpäter alle Germanen an der Oſtſee Veranlaſſung finden, ja gezwungen ſeyn werden, an gemeinſame Vertheidigung gegen den immer drohender vorgehenden ruſſiſchen Koloß zu denken.

Als das däniſche Königthum durch ſein wahnſinniges Verfahren gegen die Deutſchen den Krieg von 1864 provocirte, war es von Rußland beſtochen, handelte es nur im ruſſiſchen Intereſſe. Aber das däniſche, das geſammte ſcandinaviſche Volk hätte vernünftiger ſeyn und den Krieg mit Deutſchland um jeden Preis vermeiden ſollen. Wer wird euch denn in Stockholm, Chriſtiania und Kopenhagen vor den Ruſſen ſchützen, wenn ſie euch freſſen wollen, wie ſie ſchon Finnland, Livland und Eſthland gefreſſen haben? Wer wird euch eure Sprache, Freiheit und Civiliſation retten, wenn wir Deutſche es nicht thun?

Dem Irrſinn der Dänen, als ſie ſo grimmig gegen uns die Zähne fletſchten, kommt nur die Engherzigkeit der Kieler Profeſſoren und des

Nationalvereins gleich, die den Auguſtenburger gegen Preußen unterſtützten und einen Nachkommen Chriſtians III., einen ſtolzen Prinzen, der von ſeinen hohen Verwandten in Rußland und England allein abhängig ſeyn würde, auf den neuen Thron der Elbherzogthümer ſetzen wollten. Ich proteſtirte damals gegen dieſe Philiſterei, der ſo viele und berühmte Juriſten ihren Beifall ſchenkten, mit größter Entrüſtung.

Das große deutſche Nationalintereſſe verlangt unbedingt, daß Schleswig-Holſtein nicht aufs neue die ſchwache Stelle, ſondern ein ſtarkes Bollwerk Deutſchlands im Norden werde. Das letztere kann es nur werden im engſten Anſchluß an Preußen, indem es Preußen ſtärkt und durch daſſelbe geſtärkt wird. Denn Preußen iſt die einzige Macht, durch welche Deutſchland geſchützt wird gegen ſeine alten Feinde, Skandinavien, Rußland und Polen. Ohne das tapfere Schwert des großen Kurfürſten und ſeiner Nachfolger, wäre Pommern, wäre Bremen und Verden heute noch ſchwediſch, wären im ſiebenjährigen Kriege Oſt- und Weſtpreußen ruſſiſche Provinzen geworden, oder würde Polen den panſlaviſtiſchen Gedanken verwirklichen können. Daß wir noch Herren unſerer Oſtſee ſind, verdanken wir allein dem preußiſchen Schwerte. Auch England gegenüber kann das Intereſſe des Zollvereins nicht durch die Hanſeſtädte, Oldenburg und Hannover, ſondern nur durch Preußen gewahrt werden. Eine norddeutſche Flotte iſt nur denkbar, wenn ſie eine preußiſche iſt. Endlich vergeſſe man nicht, daß Schleswig-Holſtein ſelbſt heute noch däniſch wäre, wenn Preußen die Anſprüche der deutſchen Nationalität nicht mit ſeiner Diplomatie und mit ſeinen Waffen vertreten hätte.

Anſtatt nun im deutſchen Geſammtintereſſe Preußen zu ſtärken, iſt man von einem blinden und dummen Preußenhaſſe ſo verblendet, daß man ſich die ungeheuerſte Mühe gibt, gerade das, was Deutſchland allein frommen würde, zu verhindern. Und dabei nimmt man noch die Miene an, als ſey man ein ehrlicher, biederer Deutſcher.

Dem großen deutſchen Nationalintereſſe iſt nicht mit einem Souverain gedient, der im Anſchluß an die übrigen Mittel- und Kleinſtaaten, zugleich unter dem geheimen Schutz Englands, Frankreichs und Rußlands oder aller drei, der bitterſte Feind Preußens werden und deſſen Deutſchland nach Norden ſchützende Politik beſtändig durchkreuzen könnte.

Die particulariſtiſche Intrigue iſt durch das Schwert von Königsgrätz zerriſſen, das juriſtiſche Philiſterthum durch eine große Thatſache zum Schweigen gebracht worden, die Elbherzogthümer ſind preußiſch

oder auswärtige Kriege öfters darin unterbrochen, gelangte es erſt durch Eduard VI., durch Eliſabeth und die Revolutionen zu einem feſten, dem Zweck entſprechenden Syſtem. Denn wie konnten die Maßregeln Eduards III. gehörig wirken, wenn erſt unter Heinrich VI. erlaubt war, Korn von einer engliſchen Grafſchaft in die andere zu führen oder nach dem Auslande zu exportiren? wenn noch unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. aller Zins, ſelbſt Wechſelprofite für Wucher erklärt und die Ausfuhr von Pferden verboten ward, und wenn man noch zu dieſer Zeit glaubte, die Gewerbe durch niedrige Tarirung der Wollenwaaren und Taglöhne, oder durch Verbot der Ausfuhr fabrizirter Tücher, und die Produktion von Wolle und Getraide durch Beſchränkung der Lehrlinge bei den Manufakturen, durch Tarirung der Preiſe aller Lebensmittel und Lebensbedürfniſſe und durch Beſchränkung der großen Schaafheerden befördern zu können? Und um wie viel früher hätte nicht Englands Wollenfabrikation und Schifffahrt einen hohen Grad von Proſperität erlangt, hätte nicht Heinrich VIII. das Steigen der Getraidepreiſe als ein Uebel betrachtet, hätte er, anſtatt die fremden Arbeiter in Maſſe aus dem Land zu treiben, nach dem Beiſpiel früherer Regenten, die Zahl derſelben durch Einwanderung zu vermehren geſucht? hätte nicht Heinrich VII. die ihm vom Parlamente vorgeſchlagene Navigationsakte verworfen?

In Frankreich ſehen wir Ackerbau, Manufakturen, freien Verkehr im Innern, auswärtigen Handel, Fiſchereien, Schifffahrt und Seemacht, kurz alle Attribute einer großen, mächtigen und reichen Nation, welche zu erlangen England nur nach Jahrhunderte langen Beſtrebungen gelungen war, durch ein großes Genie im Lauf weniger Jahre hervorrufen wie durch Zauberſchlag, aber noch ſchneller durch die eiſerne Hand des Fanatismus und der Deſpotie wieder vernichten.

Vergebens ſehen wir unter ungünſtigen Verhältniſſen das Princip des freien Verkehrs gegen die mit Macht bekleidete Reſtriktion ankämpfen. Die Hanſa wird vernichtet und Holland ſinkt unter den Schlägen Englands und Frankreichs.

Daß die reſtriktive Handelspolitik nur in ſo fern wirkſam ſeyn kann, als ſie von der fortſchreitenden Cultur und den freien Inſtitutionen der Nation unterſtützt wird, lehrt der Verfall

und ſomit jetzt erſt, was ſie immer hätten ſeyn ſollen, ein Bollwerk Deutſchlands geworden und ein Emporium unſeres Seehandels, unſerer Marine. Indem uns aber Skandinavien von nun an weniger ſchaden kann als früher, entſteht die Frage, ob wir es uns nicht nützlich machen ſollen, indem wir ihm nützen?

2.

Die deutſchen Oſtſeeprovinzen jetzt ruſſiſch.

Der niederſächſiſche Volksſtamm hat ſich von jeher als einer der tüchtigſten, wenn nicht als der abſolut tüchtigſte aller germaniſchen Stämme bewährt. Er hat England ſeine Größe verliehen und Nordamerika; er hat unter den ſächſiſchen Kaiſern im zehnten Jahrhundert des deutſchen Reiches höchſte Macht und reinſten Glanz entfaltet; er hat endlich das ganze große Küſtenland von Lübeck bis Narva hin germaniſirt. Nur in ſeiner eigenſten Heimath zwiſchen Rhein und Elbe iſt er der unſeligſten Kleinſtaaterei verfallen.

Die Eroberung und Germaniſirung der langgeſtreckten Oſtſeeküſte war von der größten Wichtigkeit für die Zukunft Europas. Sie ging von einem chriſtlichen Gedanken aus, ihr erſter Zweck war die Bekehrung der heidniſchen Slaven, weshalb auch die bereits chriſtianiſirten Dänen den ſächſiſchen Herzogen, Grafen und Biſchöfen dabei halfen und man die Heereszüge ins Wendenland als Kreuzzüge auffaßte. Nachher kam das große deutſche Nationalintereſſe dazu. Es galt, ſich der Oſtſee zu bemeiſtern, und hiefür waren von Lübeck aus die Niederſachſen unabläſſig thätig und der wohlorganiſirte deutſche Städtebund der Hanſa förderte die Coloniſation längs der ungeheuern nach Nordoſten ausgedehnten Küſte. Den Werth dieſer kaufmänniſchen Coloniſirung für Kaiſer und Reich wohl erkennend, beförderte der Kaiſer dieſelbe durch ein großes Inſtitut, den deutſchen Ritterorden, an welchem der ſüddeutſche Adel wie der norddeutſche zahlreich theilnahm. Es galt nun die große ſlaviſche Race in unſerm Oſten von der Oſtſee abzuſchneiden und zugleich die Skandinavier, unſere Stammesbrüder und doch ſtets unſere Feinde, zu flankiren, ihnen die Seeherrſchaft abzunehmen und ſie unſchädlich zu machen. Das alles geſchah durch die vereinte Kraft der Hanſa und des

deutschen Ordens, unter den Auspicien vom Kaiser und vom Reich der Deutschen. Die deutsche Colonisation erstreckte sich bis an die Newa. Alle diese Küsten waren von finnischen Stämmen bewohnt, die den Deutschen unterworfen wurden. Die Russen, das große slavische Volk im Wolgagebiete, war damals noch weit von der Ostsee entfernt. Die einzigen meeranwohnenden Slaven in Mecklenburg und Pommern wurden Christen und ihre eingeborenen Fürsten traten in den Verband des deutschen Reiches.

Die Macht der Hansa war in Riga, der Hauptstadt Livlands, concentrirt, die des deutschen Ordens in Ostpreußen, wo Marienburg Sitz des Hochmeisters wurde. Aber der alte Fluch der Deutschen, nicht ehrlich zusammenhalten zu können, bewährte sich auch hier. Die Ordensritter wurden in Fülle der Macht und des Reichthums übermüthig gegen die Bürger der Hansa, gegen den Klerus und gegen den eingewanderten landsässigen Adel. Durch den unseligen Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, der Jahrhunderte lang in Deutschland und Italien wüthete, war der Kaiser verhindert, sich der weitentfernten Ostseeküsten anzunehmen, und als in diesen der Kampf zwischen dem Orden und den Bischöfen einer-, mit dem Landadel andrerseits entbrannte, war auch die Hansa nicht mehr im Stande, die große deutsche Eroberung hier festzuhalten und fortzusetzen. Vielmehr drängten sich jetzt von allen Seiten die Feinde herbei, um den einander selbst in nichtswürdigen Bruderkriegen sich zerfleischenden Deutschen die Herrschaft jener Ostseeländer wieder zu entreißen.

Zuerst griff Polen zu, indem es die empörten Unterthanen des deutschen Ordens unterstützte, und so kam es, daß der Orden dem König von Polen Westpreußen abtreten mußte, schon im 15. Jahrhundert. Nun kamen vollends die Stürme der Reformation, an denen auch die deutschen Ordenslande theilnahmen. Als der Orden durch den Abfall des deutschen Hochmeisters in Preußen, Albrecht von Brandenburg, aufgelöst wurde, erhielt sich zwar noch ein Rest desselben unter dem Heermeister in Livland, allein die Bande der Ordnung waren erschlafft. Der livische Heermeister trachtete, wie der preußische Hochmeister, erbliche Gewalt zu erringeu (was einem Ketteler auch gelang). Die Ritter, die Bürger und selbst die Bauern überließen sich einer schrankenlosen Lüderlichkeit, indem niemand mehr da war, dessen Autorität sie gefürchtet hätten. Da ersah sich der Czaar von Moskau, Iwan Wasi-

liewicz der Schreckliche, die gute Gelegenheit, die iſolirten Ordensgebiete, Eſth-, Kur- und Livland wegzunehmen, und überſchwemmte die verwahrlosten Länder mit ſeinen kannibaliſchen Horden, denen er die gräßlichſten Schindereien nicht nur zuließ, ſondern befahl, bis es den Polen und Schweden gelang, die vom deutſchen Reich aufgegebenen öſtlichen Ordenslande den blutigen Händen der Ruſſen wieder zu entreißen.

Jedes menſchliche Gefühl empört ſich, wenn man dieſe Dinge lieſt. Rüſſow's Chronik erzählt, wie es damals vor dem ruſſiſchen Einfall in Livland beſtellt geweſen ſey. Die Reformation hatte hier zwar die Autorität der Kirche geſtürzt, aber kein anderes Geſetz, ja nicht einmal eine moraliſche Rückſicht an die Stelle geſetzt. Die Religion, die Sitten wurden offen gehöhnt. Jahrelang ſtanden die Kirchen leer, dagegen folgte Gaſtmahl auf Gaſtmahl und des Zutrinkens war kein Ende. Den ruſſiſchen Nachbar affektirte man zu verachten, gedachte ſeiner nur mit Lachen im Trunke und verließ ſich auf die Polen und Schweden. Aber keine Feſtung war im Stande, keine Rüſtung vorbereitet. Plötzlich überſchwemmte der Ruſſe das Land und vollſtreckte die Gerichte Gottes an dem leichtſinnigen Volke, das zu tauſenden verbrannt, geſpießt, geſchunden und aller ſeiner Güter beraubt wurde, während andere tauſende in niederträchtiger Angſt oder um Geldes willen ſich dem Feinde verkauften und die eignen Landsleute und Glaubensgenoſſen verriethen.

Höchſt merkwürdig erſcheint die erſte Verbindung Rußlands mit dem Hauſe Habsburg gegen deutſches Intereſſe. Die ruſſiſche Politik begann ihr für Deutſchland ſo verderbliches Spiel ſchon unter unſerem „letzten Ritter", dem Kaiſer Maximilian I. Damals nämlich wollte der Czaar Iwan Waſiliewicz, nachdem ſich Rußland eben erſt von der langen Tyrannei der Mongolen befreit hatte, ſchon die deutſchen Oſtſeeprovinzen an ſich reißen und wandte das divide et impera, was bis auf Kaiſer Nicolaus ſo wirkſam war, zum erſtenmal auf Deutſchland an. Um nämlich von Kaiſer und Reich nicht behelligt zu werden, wenn er Livland angriff, ſchmeichelte er dem Kaiſer Max und dem Papſt mit der Hoffnung, er werde zur römiſchen Kirche übertreten, und nahm deshalb auch den Schein an, als habe er heiße Begier nach der abendländiſchen Cultur. Er ſchloß desfalls im Jahr 1490 den erſten Allianztraktat mit Haus Habsburg und ließ ſich Handwerker und Bergleute aus Deutſchland kommen. Wie wenig ihm aber an der Cultur lag, erhellt aus der barbariſchen Weiſe, wie er die hanſeatiſche Niederlaſſung in Nowgorod zer-

ſtörte, und aus ſeinen gräßlichen Schlächtereien in Livland. Die Sehnſucht nach Civiliſation war eine eben ſo große Lüge, wie die Sehnſucht zur römiſchen Kirche. Das Ungeheuer in Moskau lachte die dummen Deutſchen nur aus, deren fleißige Bergleute ihm unterdeß im Ural die Mittel verſchafften, ferner gegen ihr Vaterland zu operiren. Kaiſer und Reich ſtaunten freilich über des Ruſſen Treuloſigkeit, waren aber zumal in der Spannung der Reformationszeit nicht fähig, ihm nachdrücklichen Widerſtand zu leiſten. Nur der von den Proteſtanten ſo tief gehaßte Herzog von Alba drang ernſtlich, wenn auch vergeblich, auf einen Schutz der verlaſſenen Reichsgenoſſen in Nordoſten, während die proteſtantiſchen Lübecker den Ruſſen fortwährend Waffen und Material lieferten, um damit die Oſtſeeländer zu erobern. Kaiſer Karl V. war von Rußland zu fern und es lagen zu viele ihm feindliche Staaten dazwiſchen, als daß er Albas Rath hätte folgen können. Aber um ſo größere Schmach für die norddeutſchen Proteſtanten, daß ſie nichts thaten oder den Ruſſen ſogar halfen.

Wenn nicht Stephan Bathori den vierten Iwan in glänzenden Feldzügen überwunden, wenn ſich nicht Polen mit ſiegreichem Schwert vorgeworfen hätte, wären die Ruſſen wahrſcheinlich ſchon im ſechszehnten Jahrhundert Meiſter aller Oſtſeeprovinzen geworden. Auch diesmal griff der Czaar wieder zur alten Argliſt und ſpiegelte dem Papſt vor, er wünſche katholiſch zu werden, und Papſt Gregor XIII. ließ ſich wirklich bethören, Bathori um Frieden für Rußland zu bitten. Bekanntlich gerieth bald darauf der ruſſiſche Staat in Anarchie und wurde wirklich eine Beute der Polen, bis im Jahr 1612 eine nationale Erhebung das Haus Romanow auf den Czaarenthron brachte, der Pole verjagt, Rußlands Größe hergeſtellt wurde. Indeß bedurfte es noch faſt eines Jahrhunderts, bis erſt unter Peter dem Großen die alten Gelüſte auf deutſche Provinzen erwachten.

Unterdeß miſchte ſich Schweden ein und riß ſich mit Polen um den Beſitz der deutſchen Oſtſeeländer in blutigen Kriegen herum, anſtatt daß beide gegen Rußland hätten treu zuſammenhalten ſollen. Im Frieden von 1561 blieb Preußen unter einem erblichen Herzog aus dem Hauſe Hohenzollern ein Lehen von Polen, kam Livland ganz an Polen, wurde der Landmeiſter Ketteler erblicher Herzog von Kurland und kam Eſthland an Schweden. Da ſich aber der unvernünftige Kampf zwiſchen Polen

und Schweden erneuerte und Karl Guſtav, König von Schweden, die Oberhand behielt, kam Livland im Frieden von Oliva 1660 an Schweden.

Im Beginn des 18. Jahrhunderts wurde Rußland wieder übermächtig und benutzte nicht nur die alte Zwietracht zwiſchen Polen und Schweden und die Zerriſſenheit der deutſchen Oſtſeeprovinzen unter ſo verſchiedenen Herrn, ſondern auch die ſchweren Kämpfe zwiſchen dem deutſchen Reich und Frankreich, um davon Vortheil zu ziehen. Deutſchland lag ſchon lange in heißem Kampfe mit Ludwig XIV. und eben ſollte noch der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrechen. Das mußte natürlich den Ruſſen verlocken, im Rücken von Kaiſer und Reich die Oſtſeeprovinzen endlich definitiv zu erobern. Ein Theil derſelben war an Schweden gekommen. Gegen Schweden nun, deſſen Thron eben ein junger König, Karl XII., beſtiegen hatte, ſchloß Rußland mit dem neuen Polenkönig Auguſt (dem Sachſen) ein heimtückiſches Bündniß ab, 1699. Jedermann weiß, wie dieſes trugvolle Gewebe durch Karls XII. unerwartete Heldengröße zerriſſen wurde. Als aber der kühne König endlich unterlag, gelang es Rußland, ſeinen Plan auf die Oſtſeeprovinzen wirklich durchzuſetzen, ja es ging ſogar darauf aus, feſten Fuß in der bisher ſchwediſchen Stadt Wismar in Mecklenburg zu faſſen. Wismar ging durch Hunger über im Jahre 1716, aber die Preußen, Hannoveraner und Dänen, obgleich Rußlands Verbündete, duldeten doch keine ruſſiſche Beſatzung in der Stadt. Czaar Peter gerieth darüber in Wuth, tröſtete ſich aber damit, daß er 50,000 Mann in Mecklenburg ſtehen ließ, deſſen unwürdiger Herzog Karl Leopold ſeine Nichte geheirathet hatte und auf den ruſſiſchen Schutz vertrauend, Ritterſchaft, Bürger und Bauern ſeines kleinen Landes jämmerlich mißhandelte und ausplünderte. Die ruſſiſchen Soldaten begingen hier die ärgſten Greuel, ohne daß Kaiſer und Reich es hinderten. Nur Hannover, deſſen Kurfürſt Georg eben König von England geworden war, und der König von Preußen ſchloßen 1717 insgeheim einen Bund mit Frankreich, um den übermüthigen Ruſſen aus Deutſchland zu vertreiben. Kaum war Peter dahintergekommen, als er ſich auch ſogleich auf den Weg machte, um nach Paris zu reiſen und hier perſönlich durch glänzende Verſprechungen an Frankreich die Tripelallianz zu hintertreiben. Seine Abſicht ging dahin, ſich eng mit Frankreich zum Verderben Deutſchlands zu verbinden. Dieſe berühmte Reiſe, von der er vorgab, er unternehme ſie nur, um die weſteuropäiſche Civiliſation zu ſtudieren, wird noch bis auf den heutigen Tag vom großen

Publikum ſo aufgefaßt, wie er es wollte. Die Wahrheit iſt, daß ſie zum Verderben Deutſchlands unternommen wurde und daß die argliſtigſte Politik dahinter verborgen lag. Er trug der franzöſiſchen Regierung ein enges Bündniß an und erbot ſich, mit 80,000 Mann in Deutſchland einzufallen, wenn ein franzöſiſches Heer gleichzeitig über den Rhein ginge. Das war Peters Reiſezweck und kein anderer. Nachdem ihm aber ſeine böſe Abſicht in Paris mißlungen war und er ſich auf der Rückreiſe in den deutſchen Schlöſſern durch beſtialiſche Betrunkenheit und Cochonerie allgemeine Indignation zugezogen hatte, wurden auch die ruſſiſchen Truppen, die er mit unerhörter Frechheit noch immer mitten im Reich, in Mecklenburg hatte ſtehen laſſen, endlich durch deutſche Reichstruppen hinausgejagt. Wäre ihm ſein Plan in Paris gelungen, ſo würden Frankreich und Rußland unter den vielen unfähigen und treuloſen deutſchen Fürſten jener Zeit Bundesgenoſſen gefunden haben. Deutſchland verlor nichts an Rußland, aber das arme Livland, bisher noch unter ſchwediſcher, alſo germaniſcher Verwaltung, kam nach dem Tode des tapfern Schwedenkönig Karls XII. durch Verrath des ſchwediſchen Adels im Jahr 1721 an Rußland. Den Deutſchen und der lutheriſchen Kirche wurden ihre bisherigen Rechte und Privilegien verbürgt und die gebildeten Deutſchen in Livland erhielten die wichtigſten Aemter in Rußland, dienten aber hinfort nur dem ruſſiſchen Intereſſe und machten Rußland groß zum Unheil des deutſchen Vaterlandes. Peter der Große baute ſeine neue Reſidenz St. Petersburg ans Ufer der Oſtſee, gründete eine ruſſiſche Marine und entfaltete hier eine Macht, vor welcher Schweden und Polen zugleich bald erzittern und erliegen ſollten zur Strafe dafür, daß ſie früher nicht einig gegen Rußland zuſammen gehalten hatten.

Leider waren es die Deutſchen im ruſſiſchen Dienſt, Feldmarſchall Münnich und Miniſter Oſtermann, durch die unter der ruſſiſchen Kaiſerin Anna Rußland eine ſo disciplinirte Armee und einen ſolchen Staatsorganismus erhielt, die es befähigten, in das Concert der europäiſchen Großſtaaten einzutreten, da es bisher doch nur zu den aſiatiſchen Barbarenſtaaten gehört hatte. Nach Kettelers Hinritt machte die Kaiſerin Anna ihren Liebhaber Biron eigenmächtig zum Herzog von Kurland und ſchickte Truppen dahin, um keinen Sachſen hereinzulaſſen, weil die Kurländer nach ihrem guten Recht einen ſächſiſchen Prinzen zu ihrem Herzog gewählt hatten. Mit Sachſen verbunden, wäre Kurland ein deutſches Reichsland geblieben, aber die Ruſſen ließen es nicht mehr fahren,

und weil Sachsen dem mächtig empor gekommenen Preußen die feindseligste Gesinnung zeigte und sich im siebenjährigen Kriege mit Oesterreich gegen Preußen verband, konnte Friedrich der Große, als er sich am Ende des Krieges mit Rußland versöhnte, den ihm daraus erwachsenen großen politischen Vortheil freilich nur dadurch erkaufen, daß er zu der völligen Einverleibung Kurlands ins russische Reich seine Einwilligung gab. Natürlicher wäre es von Oesterreich gewesen, wenn es das deutsche Interesse in Kurland gegen Rußland gewahrt und sich nicht mit Rußland verbündet hätte. Das war keine Rolle, die dem deutschen Kaiser geziemte. Schon unter der Kaiserin Anna hatte der Wiener Hof dieser Fürstin aufs niedrigste geschmeichelt. Als ihr einmal hinterbracht wurde, die Damen Lapuchin und Bestuchef hätten sie für minder schön erklärt, als die Kaiserin Maria Theresia, ließ sie nicht nur diesen Damen und einigen andern vornehmen Personen öffentlich die Knute geben und die Zungen ausreißen, sondern verlangte auch von Wien die Bestrafung des österreichischen Gesandten Botta, der im Hause der Lapuchin vertraut war, und man sah sich in Wien veranlaßt, Botta wirklich auf eine Festung zu schicken (1742). Diese Nachgiebigkeit des Wiener Hofs erklärt sich aber, wenn man erwägt, daß derselbe alle Minen springen ließ, um im Bunde mit Rußland und Frankreich dem großen Friedrich Schlesien wieder abzunehmen.

Nicht ganz ein Jahrhundert hindurch, so lange die Deutschrussen die höchsten Stellen in St. Petersburg einnahmen und die russische Politik leiteten, wurden die Privilegien in den jetzt russischen Ostseeprovinzen geschont und auf der Universität Dorpat in Livland blühte deutsche Wissenschaft. Als aber in unserm Jahrhundert Kaiser Nicolaus das bisherige System änderte, den Deutschrussen ihren bisherigen Vorzug entzog und in seinem weiten Reiche alle ihm unterworfenen Nationen in die russische, alle Confessionen in die griechisch-russische aufgehen lassen wollte, begann auch der russische Druck auf die Deutschen an der Ostsee. Schon Kohl in seiner Schilderung der Ostseeprovinzen (1841) klagt, in den Vorstädten von Riga hätten sich damals schon 20,000 Russen angesiedelt und verlangten mit den Deutschen gleiches Bürgerrecht; auch ein griechisch-russischer Bischof habe bereits in Riga seinen Sitz genommen und alles verrathe die Absicht, das deutsche Element allmälig durch das russische zu verdrängen. Gleichzeitig begannen die Verführungen der livländischen Bauern zur russischen Kirche. Der russische Bischof Irinarch

zu Riga leitete das Unternehmen. Man verſprach den Bauern goldene Berge, Abgabenfreiheit, Begünſtigungen aller Art, ſowie ſie aber zur ruſſiſchen Kirche einmal übergetreten waren, hielt man ihnen das Verſprechen nicht und ließ ſie auch nicht mehr in die lutheriſche Kirche zurücktreten, ſo daß ſich an vielen Orten Verzweiflung ihrer bemächtigte. Von den Glaubensgenoſſen in Deutſchland geſchah für dieſe Unglücklichen lediglich nichts. Die fromme Partei in Preußen erlag damals der Bethörung, die conſervativen Intereſſen in der Kirche wie im Staate fänden ihren einzigen Schutz noch in Rußland, diente daher der ruſſiſchen Politik und ſuchte die Verfolgung der Lutheraner in Livland nicht zu hindern, ſondern die ganze Sache zu vertuſchen und zu verhüten, daß man davon rede.

Ich ſchrieb in meinem Literaturblatt von 1843, Nro. 115: „Im Grunde iſt die Angſt, welche nun Liliput zu leiden hat, eine gerechte Strafe. Waren es nicht dieſe klugen Zwerge, die den moskowitiſchen Rieſen ſo groß gefüttert haben, wie er nun iſt? Wie den weiland Gargantua haben ſie ihn gepflegt, Leitern an ihn angelegt und wetteifernd ſein großes Maul mit dem Beſten geſtopft, was Liliput-Europa vermochte. Wie kleine Zaunkönigkein die Kukuksbrut warten und pflegen, ſo haben ſie den Unerſättlichen groß gezogen. Oder ſollen wir lieber ſagen, Nachtigallen haben das Ei des Geyers ausgebrütet? Wie ſüß tönte der Geſang der Licht- und Freiheitsverkünder im vorigen Jahrhundert, jener verklärten Propheten der Humanität und einer goldnen Zukunft? Peter der Große, hieß es, hat der Civiliſation Bahn gebrochen ins alte Land der Barbarei, und Katharina II., die Philoſophin auf dem Throne, vollendet ſein Werk. Bald wird nichts mehr zu ſpüren ſeyn von ſtruppigen Barbarenbärten, von Ungeziefer, von Leibeigenſchaft, von Seelenverkauf, von Knuten und aufgeſchlitzten Naſen, von Sibirien und Zobelfang, von beſoffenen und unter geſetzlichen Prügeln heulenden Popen und vom finſtern Aberglauben und chriſtlich ſich nennenden Fetiſchismus. Vielmehr wird alles auf deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Fuß eingerichtet werden, das Miniſterium „der Aufklärung" wird Bildung in alle Klaſſen der Geſellſchaft verbreiten, die Tiefen der Nation werden aufgehellt, der Fluch der Sklaverei wird von ihr genommen werden. Und von Rußland wird der Sieg der Humanität ſich fortpflanzen bis in Aſien hinein. Darum wandert, ihr Deutſchen, ſchaarenweiſe hinüber nach Rußland, der großen Philoſophin Katharina, der

ſchönen deutſchgebornen Czarewna zu dienen und unter dem Banner ihrer Liebenswürdigkeit die Grazien und Muſen für immer an der Wolga einzubürgern. Wenn ihr Rußland dient, dient ihr der Menſchheit; eure Miſſion iſt die ſchönſte von der Welt, dumpfen aſiatiſchen Sklavenſinn umzutauſchen in klaren europäiſchen Freiheitsſinn!

So lautete der Zaubergeſang des vorigen Jahrhunderts, und Tauſende von Deutſchen ſtrömten wirklich nach Rußland und Deutſche waren es, die Rußland beherrſchten, Rußlands volle Kraft entwickelten, für Rußland eroberten, es mit einem Wort zu der Rieſenmacht erhoben, die es jetzt iſt. — Auf einmal aber hat die Phyſiognomie des Rieſen ſich geändert. Die ſeine Herren und Lehrer waren, ſieht er verächtlich und undankbar jetzt als ſeine Sklaven an. Anſtatt in der Ausbildung fremder Civiliſation fortzuſchreiten, zwingt er den längſt civiliſirten Fremden ſeine Sprache ꝛc. auf. Anſtatt Europa nach Aſien einzuführen, führt er Aſien nach Europa ein.

Nun erſchrecken die klugen Zwerge, die ſich für ihre Mühe ſo ſchlecht belohnt ſehen. Nun wundern ſie ſich, wie der Rieſe wirklich ſo gar groß geworden iſt. Nun machen ſie einander Vorwürfe darüber. Rußland begnügte ſich nicht, Perſien und die Türkei von ſich abhängig zu machen, es ſetzte ſich auch an den Mündungen der Donau feſt und ſperrt dem deutſchen Handel in den Orient ſchon im Voraus den Weg. Rußland begnügte ſich nicht, Polen zu ruſſificiren, es wendet daſſelbe Verfahren auch auf Eſthland, Kurland und Livland an. Der deutſche Lutheraner an der Oſtſee ſoll ſo gut wie der katholiſche Pole an der Weichſel ein Nationalruſſe werden und zur griechiſchen Kirche ſchwören. Livland und Eſthland ſind durch die rigaiſche Kapitulation, 1710, und durch den Frieden von Nyſtadt, 1723, nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Erhaltung ihres lutheriſchen Glaubens und ihrer deutſchen Inſtitutionen an Rußland übergegangen. Kurland hat ſich zwar durch Verrätherei des den reichen Bürgerſtand haſſenden Adels im Jahre 1795 unbedingt an Rußland übergeben, aber Katharina II. verpflichtete ſich und ihre Nachfolger freiwillig, auch in dieſem deutſchen Lande die deutſchen Inſtitutionen aufrecht zu erhalten. Dem allem wird aber nun rückſichtslos entgegengearbeitet. Die deutſchen Provinzen werden mit ruſſiſchen Beamten überſchwemmt, überall werden griechiſche Geiſtliche eingeniſtet, die deutſchen Talente werden durch Lockungen aller Art für Rußland gewonnen, und ſelbſt das ruſſiſche Geſetzbuch Swod wird ſtufen-

weiſe aufgedrungen. Knaben, die nicht ruſſiſch können, werden nicht in die Gymnaſien aufgenommen. In Dorpat, welche Univerſität doch Alexander ausdrücklich zur Begründung und Verbreitung deutſcher Wiſſenſchaft geſtiftet hatte, darf ſeit 1842 kein Student mehr immatrikulirt werden, der nicht ruſſiſch kann. Hinfort ernennt der Cultusminiſter ohne alle Rückſicht auf die Wahl der Fakultäten die Profeſſoren, und welche Mittel man anwendet, um den Geiſt der Univerſitäten echt ruſſiſch zu machen, das haben Madais freimüthige Erklärungen über die jüngſten Schickſale deutſcher Profeſſoren zu Dorpat zu Jedermanns Kenntniß gebracht. Die Kinder aus gemiſchten Ehen müſſen hier wie überall in Rußland in der griechiſchen Religion erzogen werden. — Rußland ſcheint mit dieſem Zwangsgeſetze den Deutſchen gegenüber am wenigſten gezaudert zu haben, weil es ja weiß, wie leicht und gern deutſche Proteſtanten ruſſiſcher Vortheile wegen zum Griechenthum übertreten, welches doch dem proteſtantiſchen Lehrbegriff viel ſchroffer widerſpricht, als der Katholicismus. Darauf bauend, hat es Rußland auch gewagt, das Geſetz zu geben, daß die Gemahlinnen ruſſiſcher Prinzen griechiſchen Glaubens ſeyn müſſen. Dieſe Gleichgültigkeit der Proteſtanten iſt eine natürliche Folge der unter ihnen einmal eingeriſſenen Unkirchlichkeit. Man muß in der That ſagen, die Ruſſen ſind nicht Schuld daran, wenn die, welche ſich ihnen ſo blindlings unterwerfen, nicht mehr moraliſche Kraft bewahrt haben. Was kann der Rieſe dafür, daß er es nur mit Liliputanern zu thun hat?“

Buddeus, der 1847 über die Oſtſeeprovinzen ſchrieb, ſagte die Wahrheit, indem er den Deutſchen auch in Livland ſelbſt Schuld gab, ſie hätten durch Uneinigkeit unter ſich und durch ſchlechte Behandlung der Bauern die ruſſiſche Uſurpation erleichtert, ja provocirt. Der deutſche Adel in den Oſtſeeprovinzen wahrte nur ſein Standesintereſſe, nicht aber das nationale, ging mit dem deutſchen Bürgerſtande nicht Hand in Hand, ſah vielmehr auf ihn herunter, mied ihn „und bediente ſich zu geheimen Geſchäften, meiſt unſittlicher Natur, ausſchließlich der Ruſſen und Juden ꝛc.“, ſo daß er häufig von dieſen abhängig wurde. Auch bemühte ſich der Adel keineswegs, das Wohl der Bauern zu befördern und dadurch ihre Herzen zu gewinnen. Der Boden wurde nicht gehörig benutzt, des Bauern Wohlhabenheit nicht gefördert, ſein Stand und ſeine Perſon nicht geachtet, er auch oft vom Pfarrer vernachläßigt und vom Juden zum übermäßigen Genuß des Branntweins verführt. Unter dieſen Umſtän-

Venedigs, Spaniens und Portugals, der Rückfall Frankreichs durch den Widerruf des Edikts von Nantes, und die Geschichte Englands, in welchen Reichen wir die Freiheit mit den Fortschritten der Industrie und des Handels stets gleichen Schritt halten sehen.

Daß aber dagegen eine weit vorgerückte Cultur, mit oder ohne freie Institutionen, wenn sie nicht von einer zweckmäßigen Handelspolitik unterstützt ist, die ökonomischen Fortschritte einer Nation wenig verbürge, lehrt einerseits die Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten, andrerseits die Erfahrung Deutschlands.

Das neuere Deutschland, ohne kräftige und gemeinsame Handelspolitik, bloßgestellt auf dem eigenen Markte der Concurrenz einer in jeder Beziehung überlegenen fremden Manufakturkraft, dagegen ausgeschlossen durch willkührliche, oft launenhafte Restriktionen von dem fremden Markt, weit entfernt, in seiner Industrie die seiner Cultur entsprechenden Fortschritte zu machen, vermag nicht einmal seinen frühern Standpunkt zu behaupten, und wird wie eine Colonie ausgebeutet von einer Nation, die schon Jahrhunderte zuvor von deutschen Kaufleuten ausgebeutet worden war, bis endlich die deutschen Staaten sich entschlossen, durch ein gemeinsames kräftiges Handelssystem den innern Markt der eigenen Industrie zu sichern.

Die nordamerikanischen Freistaaten, mehr als jede andere Nation vor ihnen in der Lage, von der Freiheit des Handels Nutzen zu ziehen, und schon an der Wiege ihrer Selbstständigkeit influenzirt durch die Lehren der cosmopolitischen Schule, bestrebten sich mehr als jede andere, diesem Prinzip nachzuleben. Aber durch Kriege und Nonintercourse sehen wir zweimal diese Nation genöthigt, die Manufakturwaaren, die sie, bei freiem Verkehr, von andern Nationen bezog, selbst zu fabriciren, zwei Mal nach eingetretenen Friedensstand durch die freie Concurrenz des Auslands an den Rand des Verderbens geführt und dadurch gemahnt, daß bei der gegenwärtigen Weltlage jede große Nation die Bürgschaft ihrer fortdauernden Prosperität und Unabhängigkeit vor allen Dingen in der selbstständigen und gleichmäßigen Entwicklung ihrer eigenen Kräfte zu suchen habe.

So zeigt die Geschichte, daß die Restriktionen nicht sowohl Erfindungen spekulativer Köpfe, als naturgemäße Folgen der

den hatte der Pope freilich wenig Mühe, den Bauern zu einer Glaubensänderung zu verführen.

Erſt nachdem Wilhelm I. in Preußen den Thron beſtiegen hatte, fing man in Preußen an, ſich für die bedrängten Glaubensgenoſſen in Livland zu intereſſiren und das Halle'ſche Volksblatt von 1866, Nro. 101 f. brachte den erſten ausführlichen Bericht über die kirchlichen Zuſtände in Livland, mit Benutzung eines durchaus wahrheitsgetreuen officiellen Berichts, den der ruſſiſche General Bobrinsky dem Kaiſer Alexander II. erſtattet hatte. Darin wird anerkannt, daß die Bauern durch trügeriſche Verſprechungen verführt worden ſind, und dem Kaiſer wird die Verzweiflung geſchildert, in welcher ſich die Gemeinden befinden, wenn ſie zur lutheriſchen Kirche zurücktreten möchten und nicht mehr dürfen. Es wird conſtatirt, daß bereits 140,000 Livländer zur griechiſchen Kirche hinübergelockt und daß ihnen bereits 46 neue griechiſche Kirchen erbaut und noch zweimal ſoviel verſprochen ſeyen. Der Bericht des menſchenfreundlichen Generals hatte inzwiſchen nicht gewünſchten Erfolg. Im Jahr 1867 erſchienen in Berlin „Livländiſche Beiträge", worin dieſe Neuerungen nachgewieſen werden mit weitern Nachrichten über die Angriffe, welche die ruſſiſche Preſſe nunmehr auch nicht mehr blos auf die lutheriſche Kirche, ſondern auch auf die weltlichen Privilegien des deutſchen Adel- und Bürgerſtandes mache.

Vorher war Rußland ein halb barbariſcher Binnenſtaat, der noch nirgends ans Meer reichte und von dem man im gebildeten Europa noch kaum Notiz nahm, indem er durch Polen und die Türkei noch von uns abgegrenzt war. Erſt als Peter der Große und die großen Kaiſerinnen, die ihm nachfolgten, ſich der Deutſchen bedienten, um die rohen Ruſſen zu civiliſiren; erſt als deutſche Miniſter, Feldherrn und Diplomaten Disciplin in das rohe ruſſiſche Material brachten, die Schwäche der Türkei, die Anarchie in Polen, den Hader zwiſchen Polen und Schweden wie den zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſchlau benutzten, machten ſie Rußland groß und immer größer, eroberten ſie den Norden der Türkei und Perſiens, faſt ganz Polen, die ganze deutſche und finniſche Oſtſeeküſte und gründeten gewinnreiche Etabliſſements in Sibirien. Ohne die Deutſchen, die in Rußland regierten, ſtünde dieſes Reich heute noch auf der niedrigſten Stufe der Macht und Geſittung. Man kann nun zwar ſagen, die Ruſſen ſeyen nicht verpflichtet, den Deutſchen ein Uebergewicht länger zu geſtatten, ſie hätten jetzt genug von den Deutſchen gelernt

und wüßten ſich ſelber zu helfen. Allein es frägt ſich immer, ob die undankbare und gewaltſame Unterdrückung des Deutſchthums in den Oſtſeeprovinzen Rußland zum Heile gereichen wird. Zugegeben, daß die Gräciſirung, das Popenthum die Unterthanen dumm und gehorſam macht, was dem abſoluten Herrſcher zu Statten kommt, ſo kann doch die Ausrottung des Germanismus, ſeiner überlegenen Intelligenz und ſeines Charakters, ein gänzlicher Rückfall in das von Natur zwar anſtellige und ſchlaue, aber immerhin noch ſtark barbariſche, ſinnliche und gewiſſenloſe Slaventhum dem ruſſiſchen Staate nur edle Kräfte entziehen, um ſie durch unſolidere zu erſetzen. Es läßt ſich gar nicht berechnen, was das wiederhergeſtellte Bojarenthum und die durch Aufhebung der Leibeigenſchaft improviſirte Demokratie alles anfangen wird, wenn ſie von keiner deutſchen Disciplin mehr gezügelt iſt.

Genug, das Programm des Kaiſers Nicolaus ſteht feſt, ſein Nachfolger hat es nicht aufgegeben, die polniſche Nationalität und die katholiſche Kirche erwarten ihre Todesſtunde im ruſſiſchen Reiche und die des Deutſchthums und des Proteſtantismus ſcheint eben ſo unvermeidlich und iſt nur um einen Termin weiter hinausgerückt.

„Die confeſſionellen Wirren in Livland, von wo ſie neuerdings auch auf Eſth- und Kurland übertragen werden zu ſollen ſcheinen, ſind nämlich jetzt auf einen Punkt gediehen, wo die geſammte politiſche, nationale und ſociale Zukunft des ganzen anſehnlichen Gebietes von der Nordſpitze Oſtpreußens bis an die Mündung der Newa in Frage ſteht. Denn mehr als ſonſt irgendwo ſind hier die Geſchicke des Proteſtantismus, in der Form der örtlichen lutheriſchen Landeskirchen identiſch mit den Geſchicken des Deutſchthums, und hinwiederum mehr als irgend eine andere Kirche iſt die griechiſch-orthodoxe Staatskirche Rußlands das Werkzeug in der Hand der Politik, und zwar einer auf Nivellirung aller zum ruſſiſchen Reiche gehörenden nicht-ruſſiſchen Nationalitäten und deren Geſellſchaftsformen unabläſſig gerichteten Politik. Dieſer profanpropagandiſtiſche eigentliche Kern der genannten Staatskirche, ſoweit ſie ſich zu anderen Confeſſionen und zumal zu den Angehörigen einer territorial begründeten katholiſchen oder proteſtantiſchen Landeskirche verhält, gelangt in der That zu dem unverhülltеſten Ausdrucke. Nicht nur tragen namentlich deren höhere Geiſtliche kein Bedenken, ihren Beruf als einen nicht ſowohl ſeelſorgeriſchen, denn vielmehr politiſchen gelegentlich offen auszuſprechen. Auch der innere Organismus der Kirche entſpricht ſolchem

Geſtändniſſe: hinter dem ſlavoniſch-liturgiſchen Ceremoniell und einer würdeloſen', ſelbſt die Requiſition proteſtantiſcher weltlicher Behörden um Siſtirung ſäumiger Communikanten, z. B. nicht verſchmähenden Kirchenpolizei verſchwindet alles, was nur Lehre heißen kann, faſt gänzlich."

Wenn früher geklagt wurde, die Bauern ſeyen durch trügeriſche Verſprechungen zum Abfall von der proteſtantiſchen Kirche verführt worden, ſo hat man jetzt es nicht mehr bei leeren Verſprechungen bewenden laſſen, ſondern den Abfall wirklich zu belohnen angefangen. „Ein griechiſcher Probſt Albow entbot der Domänenverwaltung, es ſey jetzt mit dem letzten Mittel der Propaganda, der Kronlandsvertheilung an die bei der griechiſch-orthodoxen Fahne ausharrenden Bauerknechte, nicht länger zu ſäumen, ſonſt ſey die griechiſch-orthodoxe Kirche in Livland verloren. Dieſer Aufruf fand um ſo willigeres Gehör, als der Domänenminiſter ohnehin mit dem Gedanken ſich beſchäftigte, die Gutswirthſchaften auf den Kronsgütern aufzulöſen, die Hofesländereien der Kronsgüter zu parcelliren und der Knechtsbevölkerung zu überlaſſen. Auf dieſe Weiſe ſollte ein Stückchen ‚Litthauiſcher Menſchenrechte', nach welchen jedes Individuum einen naturrechtlichen Anſpruch auf Grundeigenthum haben ſoll, in die getreuen deutſchen Oſtſeeprovinzen verpflanzt werden, und während der ſelige Graf Michael Murawjew als Domänenminiſter bis 1863 ſich begnügt hatte, mittelſt Verſchleuderung der Kronsgrundrente die Grundrente der Privatgutsbeſitzer zu drücken, machte nun 1866 ſein Nachfolger, der damalige Domänenminiſter Seljöny, den Verſuch, die baltiſchen Privatgutsbeſitzer um den letzten Reſt ihres freien Grundvermögens zu bringen, indem er durch jene Kronslandvertheilung die große Maſſe der Bauerknechte, von welchen er ſelbſt aus Kronsmitteln natürlich nur den kleinſten Theil dotiren konnte, den Privatgutsbeſitzern auf den Hals hetzte. Bald nachdem der Graf Schuwalow, der anfangs jede Begünſtigung jener kühnen Agrarpolitik nicht nur zu desavouiren, ſondern ſogar zu perhorresciren ſich den Anſchein gab, das baltiſche Generalgouvernement mit der oberſten Leitung der geheimen Polizei vertauſcht hatte, erfuhr man in Livland von guter Hand, daß bei dem baltiſchen Domänenhofe in Riga eine Inſtruction des Domänenminiſters hinſichtlich der Dotirung der Knechte mit Land — zunächſt in jenem theoretiſch communiſtiſchen, praktiſch deutſchenfeindlichen Sinne — eingegangen ſey. Der Chef des baltiſchen Domänenhofes aber, im Einverſtändniſſe mit der griechiſch-orthodoxen Geiſtlichkeit, brachte die Erwägung

zur Sprache: wie es in dem Falle zu halten ſey, wenn mehr Knechte als Parcellen da ſeyn ſollten? — Die Herſtellung dieſes Verhältniſſes würde natürlich ſeine eigenſte Sorge geweſen ſeyn. Gleichzeitig ſuppedirte er ſelbſt das naheliegende Auskunftsmittel: in ſolchem Falle ſollten die Knechte griechiſch-orthodoxer Confeſſion die Vorhand haben. Dieſes Auskunftsmittel ward dann in der That von dem Miniſter der erwähnten Inſtruction einverleibt und zugleich ein Plan entworfen, die Hofeslandparcellen auch der kurländiſchen Kronsgüter mit aus Livland zu importirenden griechiſch-orthodoxen Knechten zu beſetzen."

Begreiflicherweiſe fehlt es weder an einer Preſſe, noch an Beamten, welche die altherkömmliche Verfaſſung und Verwaltung ſyſtematiſch angreifen und ihre Autorität zu untergraben ſuchen, um Ruſſen, oder bereits zum Popenthum übergetretene Deutſchruſſen in die Aemter einzuſchieben.

Was die Preſſe betrifft, ſo prahlt ſie mit ihrem Liberalismus und ſieht in den deutſchen Landſtänden, dem Proteſtantismus und den ſtädtiſchen Einrichtungen der Oſtſeeprovinzen nichts als Junkerthum, Pfaffenthum und Zopf. Darüber laſſen ſich die „Livländiſchen Beiträge" alſo aus: „Man ſollte kaum glauben, wie ſehr in den Oſtſeeprovinzen, ihrer exponirten und hauptſächlich auf ſolidariſche Abwehr des Fremden angewieſenen Stellung ungeachtet, ein gewiſſer exotiſcher Abklatſch derjenigen, mit allen notoriſcheſten Feinden der deutſchen Sache thatſächlich rivaliſirenden Richtung ſich breit macht, welche jüngſt im Stammlande ein ſo klägliches politiſches Fiasko gemacht hat. Dieſer möglichſt übel angebrachte Abklatſch prunkt natürlich auch dort mit der Firma ‚Liberalismus', ‚Fortſchritts-Partei' und dgl. mehr, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß er es dort mit keinem Miniſterium Bismarck zu thun hat, ſondern vielmehr mit ſolchen dort ſ. g. ‚maßgebenden Perſönlichkeiten', welche in der That keine beſſeren Bundesgenoſſen ſich wünſchen können, um von dem, trotz bureaukratiſch- und kirchlich-ruſſiſchem Eindrange noch immer, wofern nur in geſchloſſener Phalanx vertheidigt, ganz ſtattlichen Syſteme des örtlichen deutſch-proteſtantiſchen Sonderrechtes ein Stück nach dem andern ohne das mindeſte unbequeme Aufſehen zu beſeitigen und ſo das goldene Zeitalter der ruſſiſchen tabula rasa vorzubereiten."

Was die Anfechtungen der deutſchen Landesinſtitute betrifft, ſo heißt es weiter: „Die Wühlereien, anfangs gegen die deutſche Landespolizei und Landesjuſtiz, dann gegen das Grundeigenthum der deutſchen Guts-

beſitzer, wurden endlich (1866) gegen die unmittelbar materielle Sicherheit der deutſchen Häuſer und Höfe gerichtet. Weſentlich vorbereitet war dieſe letzte Richtung durch eine von gewiſſen bureaukratiſchen Gouvernements-Autoritäten beſonders ſeit 1862 in verſchiedenen Formen geförderte Erſchütterung des Anſehens der örtlichen deutſchen Landesbehörden, bald durch eben ſo gehäſſig und ängſtlich paſſive Preisgebung der geachtetſten Landesbeamten, bald durch ſyſtematiſche Paralyſirung gerade ſolcher Urtheilsſprüche des höchſten ſtrafrechtlichen Landesgerichtshofes, welche das Rechtsbewußtſeyn und Gewiſſen des Landes auf das Entſchiedenſte für ſich hatten, bald wieder durch frivole, ſelbſt von dem ruſſiſchen Senate in St. Petersburg nach Allerhöchſt anbefohlener ſtrengſter Unterſuchung für völlig unbegründet erklärte Anſchwärzung des oberſten Landesgerichtshofes in Bauerrechtsſachen u. dgl. m."

Die Sache iſt ſo weit gediehen, daß die deutſche Nationalität als ſolche angegriffen wird. Die ruſſiſche Preſſe genirt ſich deshalb durchaus nicht mehr. „In einem dieſer ſauberen Erzeugniſſe wird das bekannte Herzſchild des ruſſiſchen Reichswappens (der heil. Georg mit dem Lindwurm) unter feierlicher Anrufung des ‚heil. Georg', der ſich in der eſthniſchen Verſion ‚pühha Jürri', grotesk genug ausnimmt, dem Volke dahin gedeutet, der zu tödtende geflügelte Drache (‚lendaw madda') ſey das Deutſchthum, der die tödtliche Lanze ſchwingende Ritter dagegen das Ruſſenthum."

Im September 1867 brachten die Zeitungen die Nachricht, in ſämmtlichen ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen ſey der bisherige Brauch aller Behörden, deutſch zu verhandeln, aufgehoben und die Amtsſprache ſey fortan ausſchließlich die ruſſiſche.

IV.

Unſere Oſtgrenzen.

1.

Die Germaniſirung der Slavenmarken.

In der Völkerwanderung ergoß ſich die germaniſche Race in den Weſten und Süden Europas und überließ alles, was öſtlich von der Elbe, Saale, dem Böhmerwalde und der Salza lag, der ſlaviſchen Race, die ihr nachgerückt war. Dieſe ausgedehnte, aber noch ſehr rohe und mehr paſſive als aktive Race der Slaven war von hinten gedrängt durch Avaren, Ungarn und Tatarn, kriegeriſche und energiſche Stämme. Da nun auch die Deutſchen, nachdem ſie das ganze weſtliche Europa erobert und hier dauernde Reiche gegründet hatten, ſich wieder dem Oſten zuwandten, kamen die Slaven ſehr ins Gedränge. Wir Deutſche übernahmen die Aufgabe, die noch heidniſchen Slaven für das Chriſtenthum zu gewinnen. Auch waren wir genöthigt, die räuberiſchen Einfälle der Slaven abzuwehren und uns Ruhe vor ihnen zu verſchaffen. Dies um ſo mehr, als ſie von den Avaren gegen uns gehetzt wurden. Sie wurden nun theils durch das Chriſtenthum verſöhnt und in den Verband des großen deutſchen Reichs aufgenommen, wie Mellenburg, Pommern, Böhmen, die ihre altſlaviſchen Dynaſtien behielten, theils unterjocht und als ſlaviſche Marken unſerm Reich einverleibt, wie Brandenburg, Meißen, die Lauſitz, Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Von Oſten her wurden die Slaven ganz ebenſo ihren energiſchen Nachbarn unterworfen. Man erſtaunt, wenn man findet, daß die ungeheuer weit ausgedehnte Slavenrace niemals zuſammen hielt, ſondern ſelbſt kleinern fremden Völkern unterthan wurde. Ehe das Elbland und Böhmen in den deutſchen Reichsverband aufgenommen wurden, theilten die dort wohnenden Slaven ſich in verſchiedene, unter ſich uneinige Stämme, die niemals ſich ſelber zu helfen wußten. Ein einzigesmal ſchienen ſie ſich in ein größeres Reich vereinigen zu wollen, unter dem Franken Samo, der ſie gegen die Avaren führte. Nach ſeinem Tode fielen ſie aber ſchon wieder auseinander. Der zahlreichſte und am

weiteſten im Oſten zurück gebliebene Slavenſtamm, der ruſſiſche, blieb ebenfalls getheilt, bis er ſich einen Herrſcher aus Schweden holte, den germaniſchen Rurik oder Roderich. Als aber deſſen Nachkommen entarteten oder verwilderten, fiel Rußland unter die Herrſchaft der Tatarn. Die ſüdlichen Slaven behaupteten eben ſo wenig ihre Selbſtändigkeit, ſondern mußten ſich erſt den Avaren, dann den Ungarn und dem byzantiniſchen Kaiſer, der Republik Venedig und zuletzt den Türken unterwerfen.

Nur der ſlaviſche Stamm der Polen behauptete von den älteſten uns bekannten Zeiten an bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine ſtaatliche Selbſtändigkeit und eingeborne Könige, wie denn dieſer polniſche Stamm auch am meiſten Geiſt und Energie unter allen Slaven entwickelte, ohne übrigens von den angeſtammten Mängeln und Fehlern aller Slaven frei zu bleiben.

Wir halten uns hier nur an das Verhältniß der Deutſchen zu den Slaven. Die welthiſtoriſche Ueberlegenheit unſerer Race über die ſlaviſche beurkundete ſich in der großartig und verhältnißmäßig raſchen Eroberung und Germaniſirung aller Slavenländer bis an die ungariſche und polniſche Grenze. Von Hamburg, das im äußerſten Weſten die Grenzburg gegen die ſlaviſchen Wenden war, bis nach Narwa, was ſpäter die letzte deutſche Grenzburg gegen die ſlaviſchen Ruſſen wurde, läuft die lange Kette der Eroberungen fort. Die Deutſchen begnügten ſich nicht mit der Unterwerfung der Wenden, ſie nahmen auch noch im Norden Preußen, Livland, Kurland, Eſthland und im Süden Schleſien, Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain. Unendlich wichtige Erwerbungen, die wir mit all unſrer geprieſenen modernen Bildung nur zum Theil behauptet haben, während wir uns anmaßen, verächtlich auf das finſtere Mittelalter herabzuſehen, in welchem die deutſche Nation ihr Heldenalter erlebte und ungleich mehr politiſchen Verſtand beſaß, als jetzt. Wir zehren noch vom Segen, den uns unſre Ahnen hinterlaſſen, aber es wird ſehr die Frage ſeyn, wieviel davon wir noch auf unſre Enkel bringen werden. Die Aufgabe war, an den beiden großen Waſſerſtraßen, die uns die Natur vorzeichnet, unſre Uebervölkerung erobernd und beſitzergreifend vorzuführen. Das iſt an der Oſtſee geſchehen, wohin damals die ganze Kraft der Nation ausſtrömte. Es hätte auch an der Donau geſchehen ſollen.

Es galt, Deutſchland abzurunden, die Seeherrſchaft auf der Oſtſee zu gewinnen, die große Maſſe der ſlaviſchen Völker nicht nur unſchädlich,

sondern dienstbar zu machen, um von dieser Seite gesichert, mit desto mehr Nachdruck auf Italien und Frankreich wirken zu können. Die Eroberung war eine Nothwendigkeit und ein Recht geworden. In der Zeit, in welcher sich aus dem Chaos der Völkerwanderung heraus neue Staaten bildeten, war das deutsche Mutterland durch die kriegerischen Auswanderungen, wie ein Bienenstock durch allzu viele ausgesandte Schwärme, geschwächt worden. Es blieben nur Sachsen, Thüringer, Bayern und Schwaben zurück, die theils den Franken unterworfen, theils von Normannen, Slaven und Ungarn hart bedrängt wurden, die halb heidnisch, halb christlich unter sich selbst nicht einig waren und in denen der alte Kern des deutschen Volkes hätte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht die Trennung von Frankreich erfolgt wäre und die neuen deutschen Kaiser die gewaltigsten Anstrengungen gemacht hätten, um nach einem höchst weisen Plane aus der Schwäche und Defensive in die Stärke und Offensive überzugehen. Zuerst schüttelte Deutschland das zweideutige Band ab, das es mit Frankreich zusammenhielt, und erwies sich als der stärkere Theil, indem es die Kaiserkrone behauptete. Sodann schlug es die Normannen zurück. Dann wandte es sich gegen Osten, um hier die Ungarn, dort die Wenden zu bändigen. Und es gelang. Nach allen Seiten hin war der Deutsche siegreich. Das kurz vorher so schwache, uneinige, nur zwischen Rhein und Saale eingezwängte Deutschland, schwoll zu einer kompakten und wohlgeordneten Ländermasse an, weit über die Sprachgrenzen hinaus griff die politische Gewalt des deutschen Reichs und unser Doppeladler war am Fuß des flammenden Aetna wie im Eise der Finnen aufgepflanzt.

In dieser Geschichte des Wachsthums deutscher Nation nimmt die Unterwerfung der Wenden nun eine Hauptstelle ein. Sie begann schon mit Karl dem Großen, der die wendischen Abodriten (Obotriten) in Mecklenburg als Sachsenfeinde gewann und sich tributbar machte, und andrerseits den Schrecken der deutschen Waffen bis nach Böhmen trug. Die planmäßige Eroberung begann aber mit Heinrich I., dem ersten Kaiser sächsischen Stammes. Sie rechtfertigte sich durch die Treulosigkeit, mit welcher die Wenden in Verbindung mit den Ungarn beinahe alle Jahre räuberische Einfälle ins Reich unternahmen. Deutschland konnte keine Ruhe haben, bis es diese bösen Nachbarn unschädlich gemacht hatte. Ihre Rohheit und Grausamkeit erbitterte alle Gemüther. Man hatte weniger mit Menschen, als mit wilden Thieren zu thun. Beim Slaven war nie

Verſchiedenheit der Intereſſen und des Strebens der Nationen nach Unabhängigkeit oder nach überwiegender Macht, alſo der Nationaleiferſucht und der Kriege ſind, und daß ſie auch nur mit dieſem Conflikt der Nationalintereſſen, folglich durch Vereinigung der Nationen unter dem Rechtsgeſetz aufhören können. Die Frage: ob und wie die Nationen zu einem Staatenbund zu vereinigen und wie bei Entſcheidung der unter unabhängigen Nationen entſtehenden Differenzen an die Stelle der Waffenmacht der Rechtsſpruch zu ſetzen ſey, iſt alſo eins mit der Frage: wie an die Stelle der Handelsſyſteme der Nationen Welthandelsfreiheit geſetzt werden könne?

Die Verſuche der einzelnen Nationen, dieſe Freiheit einſeitig, einer durch Induſtrie, Reichthum und Macht, wie durch ein geſchloſſenes Handelsſyſtem vorherrſchenden Nation gegenüber, einzuführen, wie ſie 1703 von Portugal, 1786 von Frankreich, 1786 und 1816 von Nordamerika, 1815 bis 1819 von Rußland und Jahrhunderte lang von Deutſchland gemacht worden ſind, zeigen uns, daß auf dieſem Wege nur die Proſperität der einzelnen Nationen ohne Vortheil für die geſammte Menſchheit geopfert wird, zur alleinigen Bereicherung der vorherrſchenden Manufaktur- und Handelsmacht. Die Schweiz, wie wir in einem andern Artikel darthun werden, bildet eine Ausnahme, die gleich viel und gleich wenig für oder gegen das eine oder das andere Syſtem beweiſt.

Colbert erſcheint uns nicht als Erfinder jenes Syſtems, das die Italiener nach ihm getauft haben; wie wir geſehen haben, iſt es lange vor ihm von den Engländern ausgebildet geweſen. Colbert hat nur ins Werk geſetzt, was Frankreich, wenn es ſeine Beſtimmung erfüllen wollte, früher oder ſpäter ins Werk ſetzen mußte. Will man durchaus Colbert irgend etwas zur Laſt legen, ſo kann es nur dies ſeyn, daß er *vor* der franzöſiſchen Revolution auszuführen ſuchte, was erſt *nach* derſelben Beſtand haben konnte. Dem ließe ſich aber entgegenſtellen: Colberts Syſtem, durch weiſe Regenten und einſichtsvolle Miniſter fortgeſetzt, hätte die den Fortſchritten der Gewerbe, der Landwirthſchaft und des Handels, ſo wie der öffentlichen Freiheit entgegenſtehenden Hinderniſſe auf dem Wege der Reform beſeitigt, und Frankreich hätte dann keine Revolution erlebt, vielmehr, durch Wechſelwirkung der Induſtrie und der Freiheit in ſeiner Entwicklung gefördert, ſchon

ein Verlaß; Frieden ſchließen und brechen war bei ihm eins, Verrath ſeine andere Natur. Daher mußte es allmälig feſte Politik der Deutſchen werden, Nachbarn, mit denen auf Friedensfuß zu ſtehen abſolut unmöglich blieb, lieber ganz zu unterwerfen; und die Ausführung dieſes Planes wurde ihnen wieder durch eben dieſen Leichtſinn der ſlaviſchen Natur erleichtert, denn anſtatt ſich mit vereinter Macht den Deutſchen entgegenzuſetzen, verriethen ſie ſich unter einander ſelbſt und gaben ſich im Einzelkampf den beſonnen geführten Schlägen der Deutſchen preis.

Der Eroberung folgte die Germaniſirung. Es ſind nur noch verhältnißmäßig kleine Reſte des von Deutſchen eroberten, ehemaligen Slavenlandes übrig, in denen heute noch ſlaviſch geſprochen wird. Die Germaniſirung hat ſich auch nicht blos auf das Verdrängen der ſlaviſchen Sprache beſchränkt. Der unſinnige Haß der Süddeutſchen gegen Preußen hat das Vorurtheil erzeugt und verbreitet, alle Norddeutſche vom rechten Elbufer an redeten zwar deutſch, hätten aber ſlaviſches Blut in ſich, ſeyen nur Sprößlinge der Wenden, Sorben ꝛc. Dem iſt nicht ſo. Das deutſche Blut, die echt germaniſche Abſtammung überwiegt bei weitem, wie ſich ſchon aus den Phyſiognomien ergibt. Eine ungeheure Menge der alten Wenden, Wilzen, Sorben, Lutizier ꝛc. wurden wegen ihres hartnäckigen Widerſtandes ausgerottet und durch deutſche Coloniſten erſetzt. Große Kriege und Peſtilenzen räumten auch noch ſpäter maſſenhaft unter den ſlaviſchen Einwohnern im Oſten des deutſchen Reiches, im heutigen Preußen und Oeſterreich auf, und in die ausgeſtorbenen Dörfer und Städte kamen immer nur von Weſten her neue deutſche Anſiedler, niemals kam der Erſatz der Bevölkerung aus dem ſlaviſchen Oſten. Das zeigte ſich am auffallendſten nach dem dreißigjährigen Kriege. Die damals furchtbar entvölkerten Landſchaften Norddeutſchlands wurden durchaus nur aus den deutſchen Nachbarländern wieder bevölkert und nicht von den polniſchen Grenzen her.

Die Germaniſirung iſt identiſch mit der Civiliſirung und Veredlung. Im germaniſchen Principe liegt etwas, dem auf die Dauer das ſlaviſche nicht widerſtehen kann, nämlich etwas geiſtlich und ſittlich Ueberlegenes. Die Ruſſen ſind von Byzanz aus zum Chriſtenthum bekehrt worden, aber ſie haben von dort aus nicht die Begriffe von Freiheit, Recht und Ehre und die ſittlichen Impulſe empfangen, wie die Polen und Ungarn von Deutſchland aus. Der gräciſirte Ruſſe erreicht niemals die Ritterlichkeit des katholiſchen Ungarn und Polen. Sollte die bis jetzt ſiegreich

vorgerückte Germaniſirung durch die ruſſiſche Gegenſtrömung ſtocken, ſo würde die germaniſche Race in einer ihrer wichtigſten welthiſtoriſchen Miſſionen behindert ſeyn.

Die ſlaviſchen Bevölkerungen haben, wenn man ſie auch zu Neid und Haß gegen die Deutſchen aufreizt, doch unwillkürlich Reſpekt vor den Deutſchen und mehr Vertrauen zu ihnen, als zu ihren eignen Landsleuten. Der Ruſſe kauft lieber bei einem deutſchen Kaufmann, Bäcker, Apotheker, als bei einem ruſſiſchen, weil er einer beſſeren Waare und größeren Ehrlichkeit verſichert iſt. Der ſlaviſche Herr wird immer eher von einem ſlaviſchen, als von einem deutſchen Diener beſtohlen zu werden fürchten. Der gemeine Slave erwartet von einem deutſchen Herrn mehr Gerechtigkeit, als von einem ſlaviſchen. Es iſt eine alte Erfahrung, daß der Slave nur Herr oder Sclave zu ſeyn verſteht, als Herr immer zur Willkür und Laune geneigt iſt, als Sclave aber das Ehrgefühl verleugnet. Deshalb iſt ihm das romaniſche und germaniſche Bürgerthum unbekannt geblieben, der Sinn für Recht. Die Geſchichte der ſlaviſchen Länder iſt voll von willkürlicher Tyrannei und Rechtsloſigkeit. Die ſittliche Ueberlegenheit des Germanen verräth ſich auch in der Reinlichkeit. In allen Slavenländern iſt der Schmutz zu Hauſe. In einem ſchätzbaren Werke über die Karpathen wird erwähnt, die Germaniſirung ſchreite hier mit dem Waſchbecken und der Seife fort. Ein ſchmucker Gorale (ein ſlaviſcher Bergbewohner), als der öſterreichiſcher Soldat gehörig gewaſchen und geſtriegelt worden und als proprer Unteroffizier in die Heimath zurückkehrt, kann ſich an die ſlaviſche Schweinerei nicht mehr gewöhnen, mag keine ſchmutzige Stammesgenoſſin mehr heirathen, ſondern bewirbt ſich um eine Deutſche und wenn er ſie hat, reden die Kinder deutſch. So iſt die Germaniſirung hier ganz ſtill und unmerklich vorgeſchritten.

2.

Die czechiſche Grenze.

Obgleich ſtammverwandt waren die ſlaviſchen Böhmen (Czechen) und Polen (Lechen) doch niemals gute Nachbarn, immer einander feindlich und, wenn je einmal verbunden, doch wieder bald getrennt. Da die

Czechen nun nicht mit den Polen zuſammen hielten und von den noch barbariſcheren Avaren und Ungarn bedrängt wurden, traten ſie, halb gezwungen, halb freiwillig, in den deutſchen Reichsverband ein. Gezwungen durch die nahe Nachbarſchaft und Uebermacht des deutſchen Kaiſers; freiwillig, weil die böhmiſchen Fürſten ſich unter dem Schutz des deutſchen Reichs geſicherter und wohler fühlten. Als dieſes Fürſtenhaus ausſtarb und das böhmiſche Erbe im 14. Jahrhundert auf das deutſche Haus Luxemburg überging, machte der zweite Kaiſer aus dieſem Hauſe, Karl IV., Prag zu ſeiner Reſidenz, vergrößerte und verſchönerte dieſe Stadt ausnehmend, gründete daſelbſt eine große und berühmte Univerſität, erfüllte Prag und ganz Böhmen mit den herrlichſten gothiſchen Bauten von Kirchen und Schlöſſern, beförderte Künſte, Gewerbe und Handel, beſonders den reichen Bergbau, und goß Segen über das ganze Land aus. Um dies unter einem ſo rohen Volke und barbariſchen Adel der ſlaviſchen Race möglich zu machen, bedurfte er deutſcher Kleriker, Ritter, Bürger, Künſtler und Handwerker, die auch zahlreich in Böhmen einwanderten, beſonders nach Prag und den Bergwerksbezirken. Derſelbe einſichtsvolle Kaiſer gründete das Inſtitut der Kurfürſten, d. h. derjenigen mächtigen deutſchen Reichsfürſten, die künftig den Kaiſer wählen und mit ihm das höchſte Reichskollegium bilden ſollten. Böhmen wurde das erſte Kurfürſtenthum des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation. Die Czechen waren ſomit deutſche Reichsgenoſſen und konnten nie mehr darauf Anſpruch machen, als beſondere Nation einen unabhängigen Staat zu bilden. Es gereichte ihnen zum größten Vortheil, an den Rechten und Ehren, an der höhern Geſittung und Bildung der Deutſchen theilnehmen zu dürfen.

Dennoch erfolgte im Anfang des 15. Jahrhunderts eine ſlaviſche Reaction gegen die Germaniſirung in Böhmen. Auf die undankbarſte Weiſe von der Welt wurden die ſegensreichen Stiftungen Karls IV. zerſtört und mit halbthieriſcher Wildheit alles Deutſche in Böhmen ausgerottet. Der Urheber dieſer Greuel war Johannes Huß, der mit raffinirteſter Perfidie die Religion zum Vorwand und Deckmantel ſeines giftigen Deutſchenhaſſes machte und Deutſchland noch unendlich mehr geſchadet haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, das von ihm eingeleitete Bündniß Böhmens mit Frankreich gegen den Kaiſer Ruprecht, der das deutſche Nationalintereſſe verfocht, zu Stande zu bringen. Dieſer ruchloſe Plan wäre gelungen, wenn Frankreich nicht grade damals die

ſchweren Kämpfe mit England zu beſtehen gehabt hätte, in denen bekanntlich die Jungfrau von Orleans geglänzt hat. Es wird manchem Leſer nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, daß dieſe herrliche Jungfrau den tollköpfigen Huſſiten in Böhmen ein Abmahnungsſchreiben zugeſchickt hat. Trotz aller Furie des Fanatismus unterlagen die Czechen, da ſie auch von Polen aus nicht unterſtützt wurden, und mußten ſich der deutſchen Herrſchaft wieder fügen. Noch einmal erhielten ſie zwar einen nationalen König an Georg Podiebrad, allein nur auf kurze Zeit, worauf Böhmen an Habsburg fiel. Auch trat bei jenem Georg kein ſlaviſcher Fanatismus mehr hervor, vielmehr war er tief in die Intriguen der deutſchen Dynaſtien verſtrickt und trachtete ſelber einmal nach der deutſchen Kaiſerkrone.

Nach der Reformation war es ein großes Unglück für Böhmen, daß die habsburgiſche Politik, um dem Einfluß der norddeutſchen Reformideen eine Schranke zu ſetzen, ſich ganz auf ſpaniſchen und römiſchen Fuß ſetzte und ihre Länder durch die Jeſuiten in die welſche Schule nehmen ließ. Somit mußte die Germaniſirung ins Stocken gerathen und neben dem lateiniſchen Unterricht und der welſchen Mode in den höhern Klaſſen wurde im gemeinen Volk das Czechenthum in ſeiner ganzen alten Roheit erhalten. An die Stelle eines zahlreichen deutſchen Adels, der um der Religion willen aus Böhmen vertrieben war, trat neben den altſlaviſchen Geſchlechtern ein neuer welſcher Adel in den Beſitz der größten Gütercomplexe, die aus den confiscirten Gütern des niedern Adels zuſammengeraubt waren. An der Spitze dieſes neuen Adels ſtanden die italieniſchen Generale, denen einſt Wallenſtein zum Opfer gefallen war. Dieſe Herren, deren Geſchlechter zum Theil heute noch blühen, hatten kein Intereſſe, die deutſche Sprache, deutſche Bildung, deutſches Recht in Böhmen zu befördern. Sie ließen das gemeine czechiſche Volk lieber in ſeiner alten Barbarei, ſeinem alten Schmutz, ſeiner alten Armuth. Ueber dumme Sclaven zu herrſchen, war ihnen bequemer, als über deutſche Bauern, die leſen und ſchreiben konnten und ſich auf ihr Recht verſtanden.

Der Adel in Böhmen ſo wie auch die in der deutſchen Schule gebildete Bürgerklaſſe hielten ſeit der großen Kataſtrophe des dreißigjährigen Krieges treu zum öſterreichiſchen Kaiſerhauſe und lieferten dem Heer und der Civilverwaltung der Geſammtmonarchie mehr Beamte als irgend ein anderes Kronland. Trat Ungarn in Oppoſition gegen das Kaiſerhaus, ſo ſtellte ſich Böhmen immer auf Seite des letztern. Auch der

böhmiſche Klerus war dem Kaiſerhauſe treu ergeben, denn nur der Staatsgewalt verdankte er ſein wiederhergeſtelltes Anſehen und die Unterdrückung der Utraquiſten. Es fiel Niemanden in Böhmen ein, an der Zuſammengehörigkeit dieſes Kronlands mit dem deutſchen, nachher öſterreichiſchen Reiche zu zweifeln. Die czechiſche Sprache und das Czechenthum überhaupt war in die unterſten Volksſchichten verwieſen.

Erſt nach dem Wiener Congreß regte ſich unter den böhmiſchen Gelehrten eine Vorliebe für die czechiſche Sprache, verbunden mit einer auffallenden Ruhmredigkeit zu Gunſten der altſlaviſchen Vorzeit und mit böſen Seitenblicken auf alles Germaniſche. Man würde zu weit gehen, wenn man Verdacht ſchöpfen wollte, dieſe ganz neue Czechomanie ſey beſtellt geweſen. Doch iſt man berechtigt, ſie in Zuſammenhang zu bringen mit dem Metternich'ſchen Syſtem, welches die nichtdeutſchen Nationalitäten der Monarchie zum Nachtheil der deutſchen begünſtigte. Den Anfang machte der Böhme Hanka.

Ich citire hier, was ich in meinem Literaturblatt 1861 Nro. 34 über Feifalik's Entdeckung des Hankaſchen großen Betrugs geſagt habe: „Im Jahr 1817 wurde von dem berühmten böhmiſchen Gelehrten Wenzel Hanka angeblich in einem Keller zu Königinhof eine Handſchrift mit angeblich altböhmiſchen Liedern zum Theil noch aus heidniſcher Zeit aufgefunden und veröffentlicht. Die Czechomanen und Todfeinde der Deutſchen in Böhmen verfehlten nicht, dieſem Funde eine ungeheure Bedeutung beizulegen, eine Art Evangelium daraus zu machen und die Jugend dafür zu begeiſtern. Nun erhoben ſich aber von Seiten nüchterner Forſcher mancherlei Bedenklichkeiten und Zweifel, ob die Lieder auch echt ſeyen. Dieſe Zweifel wuchſen immer mehr und mehr und haben ſich geſteigert bis zu unbedenklicher Verwerfung jener Lieder. Herr Feifalik erklärt in ſeiner kleinen Schrift den angeblichen Fund für einen groben Betrug.

Die Lieder ſollen heidniſch ſeyn, aus unvordenklicher Zeit, doch im 13. Jahrhundert niedergeſchrieben. Sie enthalten aber keinen echt heidniſchen Namen oder Charakterzug, den der Verfälſcher nicht aus neueren Büchern hätte ſchöpfen können. Vieles iſt darin ausdrücklich aus Hager und andern Chroniken geſchöpft, welche tief in die chriſtliche und neuere Zeit fallen und viel ſpäter geſchrieben ſind, als im 13. Jahrhundert. Weder im Versmaß noch im Inhalt ſtimmen ſie zu den echten noch vorhandenen Liedern. Ueberall verräth ſich darin eine moderne Empfind-

samkeit und Affectation, ein manierirtes Echauffement für Menschenwürde und Patriotismus, wie es im Anfang unseres Jahrhunderts Mode war, nicht aber im 13. oder in einem noch früheren. Die Quellen, aus denen der Verfälscher schöpfte, sind von Herrn Feifalik mit großem Scharfsinn nachgewiesen. Der Fälscher äffte zum Theil echte Volkslieder und ein Paar ältere epische Dichtungen fast wörtlich nach, zum Theil übertrug er Stoffe aus späteren Prosa-Chroniken in Verse, ja er erlaubte sich sogar wörtliche Uebersetzungen aus einem angeblich deutschen Volkslied in des Knaben Wunderhorn, welches gar kein echtes Volkslied, sondern wie so manches andere Lied in jener Sammlung von den Herausgebern Arnim oder Brentano selbst erst im Volkston gedichtet worden ist., Wie konnte ein heidnischer Böhme ein Lied singen, welches erst im Anfang des 19. Jahrhunderts von einem deutschen Romantiker verfertigt wurde?

Alle Lieder der Handschrift verrathen durch ihre Sprache und ganze Fassung, daß sie von einem und demselben Dichter herrühren. Sie tragen aber hier fanatischen Haß gegen das Christenthum, und dort wieder eine affectirte christliche Andacht zur Schau. Ein Beweis mehr, daß nur ein Gelehrter der neueren Zeit mit der Absicht zu fälschen, und nicht ein unbefangener echter böhmischer Sänger aus alter Zeit sie habe dichten können.

Im Einzelnen finden sich die gröbsten Verstöße gegen Mythologie, Sittengeschichte des Mittelalters, Sprache ꝛc. Morana z. B. wird als Todesgöttin gedacht, was lediglich eine falsche Vorstellung moderner Mythologen im Anfang unsers Jahrhunderts war, aber seitdem widerlegt ist. Ein Turnier wird geschildert, wie es etwa auf einem modernen Winkeltheater vorgestellt werden könnte, ohne alle Kenntniß der strengen ritterlichen Sitte und Regel. Ein Lied beschreibt Prag und erwähnt darin Thor und Wälle auf einer Seite der Stadt, wo urkundlich erst viel später ein Thor und Wall gebaut worden ist.

Die Handschrift selbst ist zwar auf altem vergilbtem Pergament, aber mit neuer Dinte geschrieben und trägt überall die Spuren der Fälschung. Die Art und Weise, wie die Czechomanen ihre Echtheit zu vertheidigen gesucht haben, hat nur dazu gedient, ihre Blößen noch klarer zu machen.

Auch ein anderes angeblich altböhmisches Gedicht von großer Berühmtheit ‚Libussens Gericht' weist Herr Feifalik als eine Fälschung nach, als ein Machwerk, welches der Verfälscher aus einem ganz moder-

nen deutschen Gedicht von Herder hergenommen hat. Herder schöpfte den Stoff dazu aus Hageks Prosa und wählte das Sylbenmaß der serbischen Volkslieder für seine metrische deutsche Bearbeitung. Dasselbe Versmaß hat nun der Verfälscher auch in seinem angeblich altböhmischen Machwerk beibehalten, als ob es nicht ein willkürlich von Herder gewähltes, sondern wirklich das altechte eines Volkslieds wäre.

Trotz alledem haben die Czechomanen diese Fälschungen mit äußerster Zähigkeit als echt, als alt, als national, ja als Palladien der böhmischen Sprache und Literatur vertheidigt, einzig in der Absicht, sie als Waffen gegen die Deutschen zu gebrauchen."

Keine Widerlegung wurde angehört und beachtet. Das Haupt der Czechomanen, der alte Professor Palacky in Prag, zeigte das Machwerk Hankas noch vor Kurzem dem Kaiser Franz Joseph als ein Heiligthum der Böhmen vor. In gleicher Weise wurde der Deutschenhaß fort und fort von böhmischen Gelehrten und Dichtern gepflegt. Einige der ersteren wetteiferten mit polnischen und russischen Gelehrten, den Panslavismus zu predigen (nicht blos das alte Czechenthum). Die Schmähungen böhmischer Dichter gegen die Deutschen wurden nach der gemüthlichen Gewohnheit der letztern ins Deutsche übersetzt und dem deutschen Publikum angepriesen. So die tollen Lieder von Wenceslaw Stulc, über die ich in meinem Literaturblatt 1847, Nr. 5. mich äußerte. „Eine Ausgeburt des seit einiger Zeit in Böhmen grassirenden Panslavismus, voll wüthenden Grolls und Hasses gegen die Deutschen. Es ist ein Beweis, wie wenig unsere deutschen Schriftsteller und Buchhändler noch nationalen Takt besitzen, daß sie dergleichen übersetzen und deutschen Lesern empfehlen mögen. Der Dichter besingt unter Anderem das Schlachtfeld von Kolin, auf dem bekanntlich Friedrich der Große seine erste furchtbare Niederlage erlitt; dieser Sieg der Oesterreicher über die Preußen wird aber hier, mit gänzlicher Verkennung der Geschichte, als ein Sieg des Slavismus über den Germanismus usurpirt. Ja der bescheidene Herr Wenceslaw Stulc setzt sich auf die Schneekoppe hin (vergessend, daß er sie nicht einmal mit einem böhmischen Namen zu nennen weiß) und reklamirt frischweg Schlesien und die Lausitz als altböhmische Appertinentien dem Panslavismus." Aehnlich die Lieder Hankas, die gleichfalls in Deutsche übersetzt wurden.

Die Czechomanie machte reißende Fortschritte, seitdem sich russische Agitation einmischte. Im Revolutionsjahr von 1848 hing sich das

junge Czechenthum noch mehr an die Polen und die europäiſche Revolutionspropaganda. Später fanden ſie es praktiſcher, ſich an das mächtige Rußland anzulehnen. Im Jahr 1862 fiel es auf, daß ſo viele czechiſche Gelehrte mit ruſſiſchen Orden dekorirt wurden und daß bei der Jubelfeier des heil. Methodius Redner auftraten, die mehr der griechiſchen, als der römiſchen Kirche zuneigten und glühenden Haß gegen die Deutſchen kund gaben.

Im Jahr 1866 erſchien in Leipzig eine anonyme Flugſchrift: Jungczechiſche Zuſtände, worin es hieß: „Ein vorwiegender deutſcher Einfluß in Böhmen, wie er ſeit beinahe tauſend Jahren daſelbſt aufrecht gehalten, dem Vordringen des Slaventhums den wirkſamſten Damm entgegenſetzte, bleibt für Deutſchlands Machtentfaltung für alle Zeiten unerläßlich. Schwerlich kann Jemand in Abrede ſtellen, daß alle gegenwärtig lebenden, auch nur einigermaßen gebildeten Czechen deutſch unterrichtet wurden, daher auch ein jeder auf Bildung Anſpruch machende Czeche deutſch verſteht, und verſtehen muß; daß ſomit noch gegenwärtig eine allgemeine deutſche Bildung in Böhmen herrſche, und der Culturtypus daſelbſt deutſch ſey. Alle Beſtrebungen, das Czechiſche an Stelle des Deutſchen zu ſetzen, ſind neueſten Urſprungs, und wahre Neuerungen, und größtentheils bloße Fehlgeburten, ſind meiſtens verſtandloſe Wortbildungen unkritiſcher Translatoren, welche erſt durch die Schule oder Journaliſtik ſich bei der ſlaviſch ſtimulirten Bevölkerung Eingang verſchaffen und lebensfähig werden ſollen, und ohne Zuhülfenahme eigener Neuwörterbücher — es ſind dies mit ſeltener Ausnahme gewöhnlich nur eilfertige Machwerke ohne Werth — von niemanden verſtanden und begriffen werden. Solchen Schnurrpfeifereien und Täuſchereien nun ſoll der deutſche Unterricht und die deutſche Bildung in Böhmen geopfert werden! Czechiſche Lobhudeleien können dieſe Anſicht um ſo weniger entkräften, als es unſtreitig wahr iſt, daß es den Czechen an jeder Kritik fehle, und daß ſich die neuere czechiſche Literatur fieberhaft aufgeregt, ohne Maaß, ohne klare, gründliche Behandlung, und ohne Rückſicht auf das gute Altvorhandene, und bei ſtaatlichen Gegenſtänden meiſtens nur in Mißdeutungen und kleinlichen Anfeindungen des Deutſchen bewege. Der Nachtheil ſolcher ſchlechten Schriften beſteht aber noch weit mehr in der Abwendung der jungen Generation von der gründlichen Erlernung des Deutſchen, weil ſie ſich in ihrer national ſeyn ſollenden Selbſtgenügſamkeit und Selbſtverblendung, zufrieden mit dem dargebotenen Mangel-

haften, von blos untergeordnetem Werthe, leicht verleiten läßt, für unrühmlich zu halten, Kenntniſſe und höheren Unterricht an der reichen deutſchen Quelle ſelbſt zu ſchöpfen; was zuletzt doch nur Verdummung zur nothwendigen Folge haben müßte. Das Deutſche iſt für die höhere Cultur der Czechen einmal unentbehrlich: warum rüttelt man alſo an dem deutſchen Gymnaſialunterrichte, wie er allgemein in Böhmen eingeführt war und die Böhmen erfahrungsmäßig befähigte, der Monarchie die meiſten gebildeten Männer für Kirche und Schule, Amt und Waffen, für Kunſt, Handel und Induſtrie zu widmen?"

Es iſt allerdings wahnſinnig, wenn die Czechen, deren Wiſſenſchaft und Literatur neben der deutſchen nicht nennenswerth iſt, die, was ſie von Bildung beſitzen, lediglich den Deutſchen verdanken, die auch jeglichen Begriff von Recht, Freiheit und Ehre lediglich von den Deutſchen empfangen haben, jetzt auf einmal ſich über die Deutſchen ſtellen wollen. Es iſt wahnſinnig, daß ſich Männer von nur einiger Erfahrung dazu hergeben, eine Partei zu unterſtützen, die ausſchließlich dreierlei Ziele verfolgt, von denen jedes den Böhmen nur verderblich ſeyn kann. Das erſte Ziel hat ſich die böhmiſche Ariſtokratie geſetzt, die den deutſchen Bürgerſinn, das Rechts- und Freiheitsgefühl um jeden Preis ausrotten will, weil ſie über freie Männer nicht ſo verfügen kann, wie über borſtige, halb thieriſche Barbaren. Das zweite Ziel haben ſich die Demokraten geſetzt, die zum Theil der franzöſiſchen Revolutionspropaganda angehören, mit Polen ſympathiſiren und unter der Hand bereits wie zur Huſſitenzeit, communiſtiſche Gedanken unter das Volk werfen. Das dritte Ziel verfolgen die, welche von Rußland beſtochen ſind. „Rußland lacht" ſagt jene Flugſchrift mit Recht, denn wenn die Verwirrung noch lange fortdauert, ſo wird Rußland in Böhmen der Alleinerbe werden, wie in Polen.

Wie unvernünftig nun auch das ganze Treiben der Czechen iſt, da ſie nothwendig entweder wie bisher dem deutſchen Rechts- und Bildungsſtaate anhängen, oder aber die ruſſiſche Knute fühlen müſſen, ſo iſt doch unſere Zeit durchaus nicht gemacht, um vernünftig zu handeln, oder auch nur Vernunft anzuhören. Man rühmt ſich der Unvernunft — nicht blos in Böhmen.

Die czechiſche Agitation erſcheint am häßlichſten, wenn ſich ihr Deutſche hingeben, jene deutſchen Grafen und Herren mit ehrwürdigen hiſtoriſchen Namen und jene Literaten, welche von deutſcher Abkunft und in der

Wohlthat deutſcher Bildung aufgewachſen, ihre Nationalität verleugnen. Merkwürdigerweiſe iſt der größte czechiſche Deutſchenfreſſer ſelber ein Deutſcher. Jene Flugſchrift ſagt von ihm: „Doctor Franz Ladiſlaw Rieger, der ſich närriſcherweiſe gegen ſeine deutſche Abſtammung verwahren zu müſſen glaubt, iſt theils als Palacky's Schwiegerſohn, und mehr noch durch ſeine Eigenthümlichkeiten der Obmann und Poltron der jungczechiſchen Partei; — er hat der keckausgeübten Erfahrungsmaxime: die Forderungen ſtets hoch zu ſpannen, und wie man zu ſagen pflegt, über die Schnur zu hauen und Lärm zu machen, zwar manchen Erfolg zu verdanken; iſt aber gleichwohl als Journaliſt, als Intendant des Prager Czechentheaters, als Landtagsabgeordneter, und als Mitglied des Landesausſchuſſes, durch ſein verletzendes Benehmen, ſelbſt bei der eignen Partei wenig beliebt. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſtehen meiſtens in Compilationen ſtaatsrechtlichen und ſtaatspolitiſchen Inhalts, die ſich aber durch die czechiſche Bearbeitung der deutſchen Kritik entziehen; auch ſoll er einige czechiſche Handwerkerlieder mit tyrtäiſcher Tendenz gedichtet haben, welche gleichfalls der deutſchen Beurtheilung entzogen ſind. Er hat die Prätenſion, für einen vorzüglichen Staatsmann gelten zu wollen, wozu ihm jedoch aller Takt und eine jede praktiſche Ausbildung mangelt; dieſe Paſſion iſt auch ſeine empfindliche Strafe. Seine ſlaviſchen Grundſätze haben ihm, gleich ſeinem Schwiegervater, einen ruſſiſchen Orden eingebracht. Sein Wahlſpruch ‚Nedeime se!‘ (deutſch ‚Wir wollen uns wehren!‘) ſollte richtiger ‚Nadime se!‘ (deutſch ‚Wir wollen uns aufblaſen!‘) heißen.“

Man agitirt hauptſächlich in der Beſeda.

Beſeda nennt der Slowak die Spießbürger-Kneipenverſammlung,
Wo, in dunſtiger Luft, lärmendes Slaventhum puſſt.

Die Hauptſache bleibt immer, daß Böhmen, welches ganz von deutſchen Elementen durchdrungen iſt und nach allen Seiten an deutſche Nachbarn grenzt, außer an der Grenze von Mähren, wo aber die Deutſchen das Uebergewicht haben und man durchaus nicht ſo czechiſch iſt als in Böhmen, nie und nimmer der deutſchen Macht- und Bildungsſphäre wieder entrückt werden kann. Die deutſche Preſſion iſt hier ſeit langen Jahrhunderten ſo habituell und unvermeidlich, daß auch die öſterreichiſche Regierung, wenn ſie den Grafen Belcredi länger hätte gewähren laſſen, der großen national-deutſchen Gegenſtrömung würde haben nachgeben müſſen, oder daß ſie Böhmen ſammt Galizien an Rußland ver-

seit anderthalb Jahrhunderten in den Manufakturen, in der Beförderung des innern Verkehrs sowohl, als im auswärtigen Handel und in der Colonisation, gleichwie in den Fischereien, in der Schifffahrt und in der Seemacht mit England glücklich gewetteifert.

Die Geschichte lehrt uns endlich, wie die mit allen, zu Erstrebung des höchsten Grads von Reichthum und Macht erforderlichen Mitteln von der Natur ausgestatteten Nationen, ohne mit ihrem Bestreben in Widerspruch zu gerathen, nach Maßgabe ihrer Fortschritte mit ihren Systemen wechseln können und müssen, indem sie durch freien Handel mit weiter vorgerückten Nationen sich aus der Barbarei erheben und ihren Ackerbau emporbringen, hierauf durch Beschränkungen das Aufkommen ihrer Manufakturen, ihrer Fischereien, ihrer Schifffahrt und ihres auswärtigen Handels befördern, und endlich auf der höchsten Stufe der Industrie und Macht angelangt, durch allmählige Einführung des freien Handels und der freien Concurrenz auf den eigenen wie auf den fremden Märkten, ihre Landwirthe, Manufakturisten und Kaufleute gegen Indolenz bewahren und sie anspornen, das erlangte Uebergewicht zu behaupten. Auf der ersten Stufe sehen wir Spanien, Portugal und Neapel stehen; auf der zweiten Deutschland, Oestreich und Nordamerika; den Grenzen der letzten Stufe scheint uns Frankreich nahe zu seyn; erreicht hat sie zur Zeit allein Großbritannien.

F. List.

loren haben würde, wenn der Nerv der deutschen Nation durch Erneuerung der inneren Zwietracht und fremde Einmischung gelähmt worden wäre. Blut und Eisen werden auch in dieser Frage zuletzt entscheiden, wie in jeder, die man natürlich und vernünftig zu entscheiden versäumt.

Noch ist eine Frist gegeben, die man benutzen sollte. Die erwähnte Flugschrift sucht den Czechen begreiflich zu machen, daß sie von den Deutschen nie Unrecht erfahren haben, wie die Polen von den Russen, daß die Deutschen ihnen die größten Wohlthaten und stets gleiche Berechtigung und Brüderlichkeit gewährt haben.

Kurz vor dem Kriege von 1866 machte der österreichische Minister Graf Belcredi den Czechen fabelhafte Concessionen, wahrscheinlich um sie gegen die Preußen zu enthusiasmiren. Da aber Oesterreich den Krieg angeblich im deutschen Interesse unternahm, erschien die Handlungsweise des Grafen Belcredi wenig consequent. Er gab der czechischen Sprache in den Schulen den Vorzug vor der deutschen und steigerte den jungczechischen Uebermuth in einer Weise, die des deutschen Kaisers und der Vormacht des deutschen Bundes nicht angemessen erscheinen konnte. Der Kaiser entließ ihn wieder und beschwichtigte den gerechten Unmuth der Deutschen. Nun aber liefen eine Anzahl czechischer Tollköpfe nach St. Petersburg und Moskau, um Böhmen dem Czaaren zu Füßen zu werfen und vor aller Welt mit dem großen Slavenreiche zu prahlen, dessen Beherrscher der Czaar und dessen Avantgarde sie seyen. Der russische Kaiser hatte damals gerade in Moskau eine Ausstellung slavischer Alterthümer und Merkwürdigkeiten veranstaltet, wobei sich Slaven aus dem österreichischen Kaiserstaat und aus der Türkei als Gäste einfanden. Fürst Gortschakof mäßigte den Eifer der czechischen Gäste und erinnerte sie, daß sie als österreichische Unterthanen nur durch den österreichischen Gesandten dem Czaaren könnten vorgestellt werden; beim großen panslavistischen Festmahl aber hielt der russische General Ivanietzky eine brutale Rede gegen die Deutschen, in der er die geschichtliche Wahrheit gradezu umkehrte: „Die Deutschen dienten uns nicht, sondern benachtheiligten unsern nationalen Geist; wir haben den Glauben an sie längst verloren und glauben auch an die deutsche Wissenschaft nicht. Ihr Czechen habt dagegen große Männer, ihr Czechen seyd ein Culturvolk und deshalb müßt ihr die Stelle einnehmen, welche die Deutschen bisher inne hatten."

An diesen Prahlereien würde wenig liegen, wenn nicht Rußland

wirklich eine große Macht wäre, die ſich des panſlaviſtiſchen Gedankens für ihre politiſchen Zwecke bedient und welcher die Zwietracht der Nachbarn von jeher Gelegenheit dargeboten hat, namentlich gegen das germaniſche Mitteleuropa mit Erfolg zu operiren. Schon hat Rußland ſeinen Feſtungskeil in Polen zwiſchen Oeſterreich und Preußen hineingetrieben und uns ſchon der Oſtſeeprovinzen beraubt. Wenn es nun auch noch das Protectorat übernähme, welches ihm die Czechen antragen, und Deutſchland wäre noch uneinig und nicht in der Verfaſſung, jede ruſſiſche Uſurpation auf dieſer Seite unmöglich zu machen, wie ſchlecht würde es um uns ſtehen!

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß ſich Böhmen bis in die Mitte Deutſchlands erſtreckt. Von hier aus hat man nur kurze Wege nach München, Nürnberg, Leipzig, Dresden und Wien, beherrſcht Bayern, Thüringen, Sachſen, Schleſien, Ober- und Niederöſterreich. Wenn Böhmen ein ſelbſtändiges Slavenreich oder ruſſiſch wäre, ſo wäre das ſüdliche Deutſchland zwiſchen der böhmiſchen Grenze bei Eger und der franzöſiſchen bei Straßburg eingeengt. Man erkennt daraus, wie wichtig es für alle Deutſche iſt, ſich um die böhmiſchen Dinge ein wenig mehr zu bekümmern, als es bisher der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint.

8.

Die ungariſche Grenze.

Die Ungarn oder Magyaren ſind ein von den Slaven durchaus verſchiedenes Volk, zur finniſchen Völkerfamilie zählend. Als berittene Nomaden kamen ſie einſt in die weiten Ebenen Pannoniens, ſetzten ſich hier feſt und machten als das kühnſte Reitervolk, das Europa je geſehen, räuberiſche Einfälle nach Deutſchland, Italien und ſogar nach Frankreich. Erſt unſere ſächſiſchen Kaiſer warfen ſie im 10. Jahrhundert in ihr Steppenland zurück. Unter ihrem h. Könige Stephan nahmen ſie aber das Chriſtenthum an und fügten ſich auch durch Theilung des Landes in Comitate der abendländiſchen Staatsordnung. Von nun an konnten ſie dem Einfluß, den die Nähe des deutſchen Reiches auf ſie übte, um ſo weniger ſich entziehen, als eine tiefe nationale Antipathie zwiſchen ihnen und den zum Theil von ihnen unterworfnen Slaven

einer Einigung beider gegen die Deutſchen entgegenſtand und nachher die furchtbaren Einfälle der Türken die Ungarn nöthigten, ſich ganz den Deutſchen in die Arme zu werfen. Durch Erbrecht kam Ungarn an das deutſche Haus Luxemburg, ſpäter an Habsburg. Die ſchwachen Verſuche im 15. Jahrhundert, es mit Böhmen von Deutſchland unabhängig zu machen und mit Polen zu einem großen Reich im Oſten zu vereinigen, mißlangen. Ungarn blieb durch Perſonalunion mit dem deutſchen Reiche verbunden, es behielt ſeine beſondere Krone, ſeine nationale Verfaſſung, ſeinen Reichstag für ſich. Die kaiſerliche Dynaſtie von Habsburg war für die Magyaren immer nur eine königliche und iſt es heute noch. Amtliche Sprache wurde das Latein, um jede Rivalität zwiſchen dem deutſchen und ungariſchen Sprachgebrauch zu vermeiden. Die Ungarn hielten eiferſüchtig darauf, Siebenbürgen, Croatien, Slavonien, Sirmien, Serbien diesſeits der Donau und womöglich auch Dalmatien unter ihrer Stephanskrone vereinigt zu erhalten, durften es aber, um der Slaven Meiſter zu bleiben, mit dem Kaiſer nicht verderben. Ebenſo wegen der Türkengefahr. Daher die Loyalität der Magyaren, die ſich am glänzendſten bewährte, als die letzte Habsburgerin, Maria Thereſia, ſie zum Schutze ihres Erbrechts aufrief und die ſtolzen Magnaten ihr begeiſtert zuriefen: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“

Wenn man erwägt, daß die Magyaren als ſolche nur 4 Mill. Seelen zählen, die über eben ſo viel oder mehr Slaven herrſchen wollen, ſo begreift jeder, daß ſie nicht mächtig genug ſind, um ſich der Slaven zu erwehren, zumal wenn dieſe ſich an die ruſſiſche Hülfe wendeten. Würden ſie ſelbſt an Rußland ſich anſchließen wollen, ſo würden ſie ihre Nationalität, ſo wie auch ihren katholiſchen und proteſtantiſchen Glauben verlieren, wie die Polen und Livländer, denn der Czaar macht kurzen Prozeß, ruſſifizirt alle ihm unterworfenen Nationen, zwingt allen die ruſſiſche Sprache und den ruſſiſch-griechiſchen Kirchenglauben auf. In eben ſo viel Jahren würden die Ungarn ihre Nationalität unter ruſſiſchem Scepter verloren haben, als ſie ſie in Jahrhunderten unter dem deutſchen Scepter erhalten haben. Von Deutſchland empfingen ſie ritterliche Sitte, Verfaſſung, Recht, ſtändiſche Gliederung, Bildung und bewahrten ihre Nationalität. Rußland würde ſie in die Uniform aller ſeiner übrigen Unterthanen ſtecken. Vor dieſer Ruſſificirung kann nur Deutſchland ſie bewahren.

Das hat aber eine starke Partei unter ihnen vergessen. Wie die Polen haben sie sich verführen lassen, von Frankreich und Italien her Schutz und Beistand zu hoffen, statt von dem nahen Deutschland. Verlockt durch die europäische Revolutionspropaganda hat Kossuth die Verbrüderung mit der romanischen Race der mit der deutschen vorgezogen und einen unsinnigen Krieg gegen Deutschland entzündet. Noch unsinniger handelte Görgey, als er Ungarn den Russen ausliefern wollte, nur um seinen ohnmächtigen Haß gegen die Deutschen zu beurkunden. Ich sagte über die Schrift, in der er sich zu rechtfertigen suchte, in meinem Literaturblatt von 1852: „Was Görgey's Benehmen im Kriege betrifft, so haben wir vom deutschen Standpunkt aus in ihm einen der gefährlichsten und bösartigsten Feinde, den die deutsche Nation damals hatte, theils zu bewundern, theils zu hassen. Ohne die ungemeine Feldherrngabe, die ihm eigen war, ohne die Energie und Schnelligkeit, mit der er die kaiserlichen Armeen bis auf Wien zurückwarf, wäre Oesterreich nie in die Lage gekommen, russische Hülfe zulassen zu müssen. Die Arglist aber, mit der Görgey zuletzt den Russen die Honneurs machte, den Russen die Armee, die Vorräthe und Festungen auslieferte und sich der Russen bediente, um die Deutschen noch im letzten Augenblick aufs bitterste zu verhöhnen und zu kränken, diese Arglist ist deshalb von unserer Seite noch weniger zu verzeihen, weil sie nur der Leidenschaft des Hasses gehorchte und von keiner Klugheit, von keinem Wohlwollen für die eigene Nation eingegeben war. Denn Görgey konnte wissen, daß doch nicht der russische, sondern der deutsche Doppeladler auf Arads und allen ungarischen Mauern wehen würde, und daß, selbst wenn Ungarn russisch geworden wäre, der Czaar bald keinen ungarischen Reichstag, keine ungarische Presse, keine ungarische Nationalität mehr respectirt haben würde. War Ungarn bei Oesterreich nicht viel freier und glücklicher, als Polen bei Rußland? Wozu nun die Oesterreicher so maßlos beleidigen? Noch am Schluß seines Werkes thut Görgey sich etwas darauf zu Gute, wie kameradschaftlich die russischen Offiziere bei der Capitulation mit den ungarischen umgegangen seyen und mit welcher ‚unverhohlenen Mißachtung' sie dagegen die österreichischen behandelt hätten. Auch spottet er des armen Haynau, weil dieser damals der einzige gewesen, der die deutsche Ehre der russischen gegenüber ernstlich wahrte, und dafür nichts erntete, als Ungnade in Oesterreich, Unpopularität in Deutschland und Mißhandlungen in England. Hay-

nau's Benehmen vor Arad war so ritterlich wie das in Brescia und es ist eine Schande für Deutschland, daß es den greisen Helden nicht besser zu ehren weiß."

Die liberale Presse in Deutschland entbehrte des nationalen Taktes damals gänzlich, indem sie gegen Haynau, wie auch gegen Windischgrätz Partei ergriff.

Die österreichische Regierung hat freilich Fehler über Fehler gemacht und wo hätte die Sympathie für sie herkommen sollen? aber es handelte sich hier nicht um die österreichische Regierung, sondern um eine allgemeine deutsche Nationalangelegenheit. Der größte Fehler, den jene Regierung beging, war die Hintansetzung der deutschen Nationalität. Die ganze Politik des Fürsten Metternich war gegen die nationalen Einheitsbestrebungen gerichtet, die 1813 von Preußen ausgegangen waren. Daher seine Begünstigung der Rheinbundstaaten; daher sein Eifer, durch die Karlsbader Beschlüsse die nationale Begeisterung auch in Preußen selbst zu unterdrücken; daher das Niederhalten des deutschen Geistes und die Begünstigung der nichtdeutschen Nationalitäten in den Kronländern. Unter Metternichs Regierung wurde Südtirol degermanisirt und italienisch gemacht, wurde der czechische Uebermuth in Prag nicht nur geduldet, sondern provocirt und ebenso der magyarische Uebermuth in Pesth. Ungezwungen opferte Metternich die lateinische Amtssprache in Ungarn der magyarischen auf. Wenn es ihm nicht genehm gewesen wäre, würde auch schwerlich in Wien die Pußtaschwärmerei Mode geworden seyn. Hatten einst unter dem h. Stephan die Magyaren Gott gedankt, von Deutschland aus zum Christenthum und zu verfassungsmäßiger Ordnung entwildert zu werden, so jauchzte man jetzt in Wien einer neuen magyarischen Verwilderung zu. Schmucke Magyarenritter im Nationalkostüm genügten dem Gelüsten der Wiener Damen noch nicht, je gebildeter der Mann in der Hauptstadt des weiland deutschen Kaisers zu seyn glaubte, um so gewisser mußte man auch für die allergemeinste Wildheit der Pußtahirten und Zigeuner schwärmen, als hätte die deutsche Nation nichts dringender nöthig gehabt, als Arpad's barbarische Schaaren von neuem auf sich gehetzt zu sehen, wie vor tausend Jahren. Ich habe niemals verfehlt, in meinem Literaturblatt dergleichen traurige Zeiterscheinungen, die der deutschen Nation so sehr zur Unehre gereichten, zu beachten und das patriotische Gefühl dagegen aufzurufen, aber immer umsonst. Das deutsche Publikum war für die

Nationalehre blind und taub. Im Jahrgang 1852, Nr. 65 zürnte ich vergeblich über die Ueberſetzung der von Kertbeny herausgegebenen ungariſchen Volkslieder. „Das Titelkupfer ſtellt einen Cſikos, d. h. einen ungariſchen Roßhirten aus der Steppe dar, wie er mit emporgehobener Peitſche auf uns arme Leſer loszuſtürzen ſcheint. Da der Herausgeber in den Vorworten ſeinen politiſchen Ungarnſchmerz ausdrückt, den tiefſten Nationalhaß gegen die Deutſchen zu erkennen giebt, und unter den Liedern ſelber auch ſolche mittheilt, in denen die ungariſchen Cſikos, Huſaren, Roßdiebe und Wüſtenſchenkenſäufer eine nicht geringe Verachtung gegen deutſche Frauen und Mädchen ausdrücken und auf deren Koſten ihre kurzröckigen Magyarinnen loben, ſo entſteht der Verdacht, ſein peitſchenſchwingender Cſikos ſei eine Satire auf das deutſche Publikum, das ſich ſolche Grobheiten ſagen läßt und alsdann wohl noch in das Robert-Blum-Fröbelſche Sacktuch ungarnſchmerzliche Thränen mitweint.“

Die öſterreichiſche Regierung hat namentlich auch darin gefehlt und viel verſäumt, daß ſie, während ſie der magyariſchen Eitelkeit in nichtigen Aeußerlichkeiten ſchmeichelte, doch niemals auf das wahre Wohl Ungarns bedacht war. Mauthen ſperrten Ungarn nicht nur gegen alle nichtöſterreichiſchen Nachbarn ab, ſondern auch gegen das deutſche Oeſterreich ſelbſt. Dazu fehlte es in Ungarn an Weg und Steg und erſt ſehr ſpät fing man an, eine Eiſenbahn zu bauen. Der ungeheure Ertrag des fruchtbaren Landes konnte nicht durch Ausfuhr, die Fruchtbarkeit des unbebaut gebliebenen Bodens nicht durch Anbau verwerthet werden. Die deutſche Coloniſirung wurde nicht gefördert, obgleich ſie das wirkſamſte Mittel geweſen wäre, Ungarn zu bereichern und ſeinem Ehrgeiz nach Oſten hin Luft zu machen. In enger Verbindung mit einer ſtarken deutſchen Coloniſation würde der magyariſche Adel aus ſeinem reichen Landbeſitz materielle Vortheile gezogen haben, aus welchen ihm auch eine politiſche Macht erwachſen wäre. Die Donau fließt nach Oſten in weite fruchtbare, aber noch uncivilisirte, ſchwach bevölkerte, vielfach noch öde liegende Länder. Dahin weiſt die Natur ſelbſt die deutſche Emigration, den Ueberfluß unſerer Bevölkerung, der bisher andere, fernere und unzuträglichere Wege eingeſchlagen hat. Mehrere hunderttauſend fleißige Süddeutſche hat das ſtaatskluge Rußland an den fruchtbaren Ufern des ſchwarzen Meeres um Odeſſa her angeſiedelt. Warum hat ſie Oeſterreich nicht bewogen, lieber an die untere Donau zu ziehen und lieber die deutſche Machtſphäre zu erweitern, als die ruſſiſche?

Die deutsche Colonisirung im untern Donauthal wird zur welthistorischen Nothwendigkeit, wenn man verhüten will, daß Rußland sich der Balkanhalbinsel und Constantinopels bemeistert. Die Magyaren und Rumänen allein sind zu schwach, der slavischen Ueberfluthung auf die Dauer zu widerstehen, wenn sie nicht durch ein germanisches Cement, stärker als das sächsische in Siebenbürgen, gehärtet werden.

Unter allen Umständen erfordert das deutsche Nationalinteresse, den vorgeschobenen sächsischen Vorposten in Siebenbürgen festzuhalten und dort niemals eine Macht zu dulden, die von Rußland leicht unterworfen werden, oder sich mit Rußland gegen uns verbinden könnte. Jede deutsche, oder den Deutschen befreundete Armee, welche Siebenbürgen als eine natürliche, schwer einzunehmende Festung besetzt hält, beherrscht das ganze untere Donauthal und verhindert den Einmarsch einer russischen Armee in Rumänien, oder zwingt dieselbe, wenn sie schon an die Donau marschirt wäre, sofort zum Rückzug. Als im Jahr 1854 eine österreichische Armee von Siebenbürgen aus den Russen, die damals schon die Donau überschritten hatten und gegen den Ballan operirten, mit einem Angriff drohte, mußten sich die Russen eilig über Donau und Pruth zurückziehen, weil die Oesterreicher sie sonst abgeschnitten hätten. Von hier aus kann jeden Augenblick den Russen der Riegel vorgeschoben werden, wenn sie wieder in die europäische Türkei einbrechen wollen. Es muß also den Deutschen alles daran gelegen seyn, daß dieses wichtige Bollwerk gegen Rußland immer in deutschen Händen oder einer Deutschland befreundeten und hinlänglich starken Macht bleibe.

4.

Die polnische Grenze.

Ich habe schon angedeutet, daß Polen unter allen Slavenländern das interessanteste ist, weil es am längsten seine Selbständigkeit und einheimische Dynastie behauptet hat, während die übrigen Slaven im Westen den Deutschen, im Osten den Tatarn unterlagen. Polen hatte mithin Freiheit und Gelegenheit, sich seine Weltstellung zu geben. Sofern es aus der slavischen Volksthümlichkeit eine große und originelle Idee und welthistorische Tendenz nicht zu entwickeln, die übrigen slavischen Stämme

damit nicht zu durchdringen und ſich zu aſſimiliren vermochte, blieb ihm doch übrig, im engſten Anſchluß an das germaniſche Reich und an die abendländiſche Kirche Vorkämpfer der Civiliſation und einer höhern Geſittung zu werden und dieſelben im weiten Oſten Europas auszubreiten. Es hat aber in dieſer Beziehung nicht viel geleiſtet. Nur einmal nahm es einen Anlauf, ſeine Herrſchaft über Rußland auszudehnen, und ein andermal ſchützte ſein tapferer Säbel unſer Reich vor den Türken. Allein dieſe Momente des Glanzes gingen vorüber und Polen, ſtatt immer nach Oſten hin zu wirken, kehrte ſich rückwärts und kämpfte gegen Deutſchland. Es geſchah ihm ſelbſt zum Verderben.

Das Unglück des weſtlichen Slavenſtammes iſt begreiflich, wenn man die heidniſche Rohheit und den Mangel alles großen politiſchen Zuſammenhangs bei dieſem heiß- aber auch leichtblütigen Volke und andrerſeits die überlegene Kraft der damals unter ihrem Kaiſer einigen deutſchen Nation und die ſiegende Gewalt des Chriſtenthums und der römiſchen Hierarchie in Erwägung zieht. Gleichwohl war Rom weit entfernt, wurden die Deutſchen oft ſehr uneinig, hatten die ſlaviſchen Stämme oft Gelegenheit zu Reaktionen und erhob ſich Polen wirklich mehr als einmal zu ſehr bedeutender Macht. Aber es fehlte im Innern immer die nachhaltige Kraft, und Polen erſchlaffte wieder, zertheilte und zerſtückelte ſich, kam unter fremde Herrn.

Da bei allen Slaven niemals weder von einem freien Volk im Ganzen, noch von einem Bürgerſtande insbeſondere die Rede war, ſondern es hier immer nur Herren und Knechte gab, konnten auch ihre Staaten nur entweder Ariſtokratien oder Monarchien ſeyn. Die weſtlichen Slaven neigten zu ihrem Unglück mehr zur Ariſtokratie, die öſtlichen zu ihrem Glück mehr zur Monarchie. Bei den Polen erhielt der Adel das Uebergewicht über die königliche Gewalt, bei den Ruſſen umgekehrt der Czaar das Uebergewicht über die Bojaren. Der zahlreiche polniſche Adel errang ſich ſelbſt die größte Freiheit, verlor aber die Einheit. Der ruſſiſche Czaar unterdrückte die Freiheit, wurde aber übermächtig durch die Einheit.

Es iſt ſehr intereſſant, die beiden Slavenſtämme Polen und Ruſſen in ihrer divergirenden Entwicklung zu verfolgen. Anfangs ſpielten die Polen die glänzendſte, die Ruſſen nur eine geringe Rolle. Polen hatte ſeine eingebornen Könige, unter denen ſich große Helden hervorthaten. Rußland war nichts, ein herrenloſes Volk, das, wie der Chroniſt Neſtor

mit ziemlich viel Naivetät bekennt, ſich nicht einmal den Verſtand zutraute, ſich ſelbſt regieren zu können, und ſich daher einen Herrn bei den Skandinaviern ſuchte, den ſchon genannten Rurik. Später wurde Rußland von den Tatarn überwältigt, mußte ein paar Jahrhunderte hindurch dem mongoliſchen Großchan gehorchen und behielt davon das Gepräge aſiatiſcher Sclaverei.

Ihm gegenüber konnte ſich Polen alle Vorzüge europäiſcher Civiliſation aneignen. Es hätte die erſte Macht im Norden werden können, wenn es ſich nicht ſelbſt wieder durch Theilungen geſchwächt hätte und wenn ihm nicht das gefehlt hätte, was allein durch den Bürgerſtand zu erreichen und feſtzuhalten iſt. Es hatte neben ſeinem König oder ſeinen vielen Theilherzögen nur den Adel und die Leibeigenen, zwiſchen denen ſich zwar noch ſ. g. Kmeten als Zinsbauern mit etwas mehr Freiheit als die Leibeignen befanden, die aber nie zu einer politiſchen Bedeutung gelangt ſind. Nach und nach bildete ſich durch die Verwaltungs- und Gerichtsbeamten in den Reichsburgen (Caſtellen) der hohe Adel der Caſtellane aus, der aber nichts, weder zur größern Einheit des Reichs, noch zur Emancipirung des Volks beitrug. Und ein Volk von Leibeignen mit niederem und hohem Adel war nicht im Stande, mit der großen germaniſchen Nation, in der ſich ein freies Bürgerthum entwickelte, zu wetteifern.

Die katholiſchen Böhmen haben ſich der abendländiſchen Kirche und Cultur angeſchloſſen. Böhmen wurde deutſches Reichsland, der Böhmenkönig deutſcher Kurfürſt. In Böhmen drangen alle Elemente germaniſcher Bildung ein. Es wäre das größte Glück für Polen geweſen, wenn es ſich ebenſo der deutſchen Macht- und Bildungsſphäre angeſchloſſen hätte. Im ohnmächtigen Kampf gegen dieſelbe erſchöpfte es ſich, konnte die Germaniſirung des polniſchen Weſtens doch nicht verhindern, und ſchwächte ſich gegenüber von Rußland, von dem es nie verſchlungen worden wäre, wenn es im engen Anſchluß an das deutſche Reich Vorkämpfer der abendländiſchen Kirche und Civiliſation gegen die Barbarei im Oſten geblieben wäre. Aber der polniſche Adel, der allein Macht und Willen der Nation darſtellte, erwies ſich unfähig, die ihm angewieſene ehrenvolle Rolle zu ſpielen. Die Schuld lag zum Theil im Racencharakter. Die Polen konnten demſelben in ihrer größern Unabhängigkeit vom deutſchen Reich mehr Spielraum laſſen, als die Böhmen, und das war ihr Verderben.

Das berüchtigte Liberum Veto oder der Gebrauch, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Edelmanns jeden Beschluß des polnischen Reichstags ungültig machte, verewigte die Anarchie. Um etwas durchzusetzen, mußten die Adelsparteien Conföderationen bilden und einander mit Waffen bekämpfen, die Hülfe des Auslands ansprechen und dadurch dem Einfluß böser Nachbarn Thür und Thor öffnen. Dazu kam der immer wachsende Luxus des Adels, der zu immer härterer Belastung und Bedrückung der leibeigenen Bauern und andrerseits zur Bettelei bei den auswärtigen Mächten führte. Der lüderliche, verschwenderische und immer geldbedürftige Adel ließ sich um die Wette vom Ausland bestechen.

Das ganze Unglück Polens, unter einem höheren welthistorischen Gesichtspunkt betrachtet, kommt davon her, daß es seine eigentliche Aufgabe als Vormacht abendländischer Civilisation und Kirche nicht richtig genug aufgefaßt und nicht consequent durchgeführt hat. Polen mußte für den Nordosten gegenüber der tatarischen Barbarei und dem Stumpfsinn des Byzantinismus dasselbe leisten, was das christliche Spanien für den Südwesten gegenüber dem muhamedanischen Irrwahn und Despotismus geleistet hat. Christliches Ritterthum hätte hier wie dort siegen sollen. Wie sich das ursprünglich romanisch-iberische Element in Spanien innig mit dem germanischen verband gegen den gemeinschaftlichen andersgläubigen und andersgesitteten Feind, hätte sich auch das polnisch-lithauische Element innig verbinden sollen mit dem germanischen an der Ostsee. Statt dessen wurde der deutsche Orden von den Polen bekämpft, bis beide so geschwächt waren, daß sie dem barbarischen Russenthum zur Beute werden mußten. Noch im vorigen Jahrhundert hat die polnische Adelsrepublik nichts geleistet, was abendländische Civilisation und Kirche mächtig hätte fördern und nach Osten hin erweitern können. Es war nicht blos die Uneinigkeit des polnischen Adels und die Corruption vieler seiner Glieder, was den sittlichen Nerv der polnischen Nation schwächte, sondern auch der unvernünftige polnische Trotz gegen alles Deutsche, da die Polen doch nur im Bunde mit den Deutschen sich alle die Güter und Werthe einer höheren Civilisation und einer unabhängigen und hochgebildeten Kirche hätten sichern und retten können, alles was sie jetzt unter der russischen Gewaltherrschaft verlieren.

Auch die Ungarn könnten in den Fall kommen, einmal bitter bereuen zu müssen, daß sie sich nicht aufrichtiger an Deutschland angeschlossen haben. Als sie im Kriege von 1849 unterlagen, ließen sie

Der Streit zwiſchen Moral und Geſchmack.

Iſt es wohl zufällig, daß man in neuerer Zeit ſo viel über den in der Ueberſchrift bezeichneten Gegenſtand ſtreitet? Oder iſt der Streit nicht vielmehr eine natürliche Folge des leidigen Umſtandes, daß die früher unbeſtrittenen und aus einem richtigen, vielleicht unbewußten Gefühl heilig geachteten Grenzen zwiſchen den Forderungen der Moral und denen des Geſchmacks in unſern Tagen von beiden Seiten tumultuariſch überſchritten worden ſind? Schwerlich, ſo muß es uns dünken, würde dieſe kritiſche Fehde ſich entſponnen haben, wenn nicht auf der einen Seite Dichter, ja ganze Gattungen von Dichtern gefliſſentlich unmoraliſch geſchrieben und das Unmoraliſche gewiſſermaßen zum Kriterium der Poeſie gemacht, und auf der andern Pietiſten und Rigoriſten mit einem barbariſchen Fanatismus ſelbſt die edelſten und unſchuldigſten Dichter von weltlicher Färbung verdammt hätten. Der Streit iſt nicht aus der Luft gegriffen, nicht eine müßige Frage der Theorie, ſondern an Thatſachen der Erfahrung geknüpft.

Auch ſteht dieſe Erfahrung nicht vereinzelt da. Wer die Literatur einigermaßen überblickt, findet überall jene merkwürdige Ueberſchreitung und Verrückung alter Grenzen wieder. Die geiſtige Magnetnadel des Zeitalters wird durch eine geheimnißvolle Macht, wie durch ein unſichtbares Nordlicht, irritirt und ſchwankt nach entgegengeſetzten Seiten. Iſt es Ueberfülle der Kraft, die ſich auf verkehrten und unnatürlichen Wegen Bahn bricht, weil die gewohnten Canäle längſt ausgefüllt und verſtopft ſind? oder iſt es die krankhafte Verirrung geſchwächter, überreizter und leidender Organe?

nur gegen die Deutſchen Haß blicken und kokettirten mit den Ruſſen, ſo daß Paskiewitſch nicht dem öſterreichiſchen, ſondern dem ruſſiſchen Kaiſer ſagen mußte: Ungarn liegt Ew. Majeſtät zu Füßen. Die Ungarn haben ſich damit eine gefährliche Schlinge gelegt. Rußland wird es ſich geſagt ſeyn laſſen. Eines ſchönen Tages könnte das mächtige Rußland Luſt bekommen, Ungarn in ſeiner Umarmung zu erdrücken. Was die ſchwächeren Nationen, welche zwiſchen der deutſchen und ruſſiſchen Machtſphäre mitten inne liegen, mit ihrer Sprödigkeit gegen Deutſchland und mit ihrem Entgegenkommen gegen Rußland gewinnen, hat die traurige Geſchichte Polens dargethan. Wen Rußland einmal umarmt hat, der kommt nicht mehr los. Vier Revolutionen ſind den armen Polen mißlungen und jetzt ſteht ihnen nichts mehr bevor, als gänzliche Entnationaliſirung und Dekatholiſirung.

Die thörichte Hoffnung der Polen flog immer über Deutſchland hinweg nach Frankreich hinüber, und wurde dort jedesmal getäuſcht. Auch Koſſuths Partei in Ungarn fiel in dieſe polniſche Thorheit. Sowohl für Polen als für Ungarn lag von jeher nichts näher, als inniger Anſchluß an Deutſchland, um an allen Vortheilen deutſcher Bildung und deutſchen Rechtſinns theilzunehmen und im Bunde mit Deutſchland der abendländiſchen Cultur, Religion und Sitte den Sieg über den barbariſchen Orient zu erkämpfen.

Leider müſſen wir das Bekenntniß ablegen, daß auch Deutſchland an dem Unglück Polens ſchuld war und durch ſeine unſelige innere Zwietracht das Königreich Polen, wie die deutſchen Oſtſeeprovinzen, der ruſſiſchen Ueberwältigung preisgegeben hat. Es kam noch eine andere ſchwere Verſchuldung der Deutſchen hinzu. Auch ſie nämlich waren der großen welthiſtoriſchen Miſſion, der ſie ihre Macht und ihren größten Ruhm im Mittelalter verdankten, untreu geworden, hatten die große und allgemeine abendländiſche Kirche, die ſchon von den Romanen innerlich corrumpirt worden war, äußerlich zerriſſen. Ihre Gebildeten waren überhaupt vom chriſtlichen Glauben abgefallen und huldigten einem modernen Heidenthum, welches durch das Studium des claſſiſchen Alterthums genährt wurde. Man hat bisher noch nicht darauf geachtet, in welchem tiefen welthiſtoriſchen Zuſammenhange die heidniſche Renaiſſance im Weſten mit dem Emporkommen der ruſſiſchen Macht im Oſten ſteht. Indem Europa moraliſch ſank, erhob ſich Aſien; indem der höhere Organismus des europäiſchen Staatslebens degenerirte, trat die maſſenhafte und rohe

Elementarkraft der aſiatiſchen Barbarei in ihr Recht ein. Seit dem Aufkommen der claſſiſchen, d. h. heidniſchen Bildung, und ſeit der Kirchentrennung hörte der Impuls auf, den Europa vom Chriſtenthum und von der nach allen Richtungen erobernden und coloniſirenden deutſchen Nation empfing. Die Deutſchen hatten nach Süden, Weſten, Norden hin erobert und neue Reiche gegründet, noch zuletzt die langen Oſtſeeufer germaniſirt, tief ins Bereich der Slaven hinein chriſtlichen Glauben und germaniſche Ritterlichkeit, Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit getragen und waren im Begriff, die abendländiſche Kirche und Civiliſation immer weiter nach dieſer Richtung auszubreiten. Aber ſeit dem Siege der heidniſchen Renaiſſance über die chriſtlich-germaniſche Bildung war jener Impuls gehemmt. Innerlich immer mehr entchriſtlicht und entnationaliſirt, verlor das deutſche Volk und Reich alle Thatkraft nach außen, wurde paſſiv, empfing ſeine Impulſe fortan von außen, und verlor an das Ausland Stück für Stück die Länder wieder, die es früher erobert hatte.

Der polniſche Adel hatte denſelben Beruf, die abendländiſche Kirche und Civiliſation gegen die ruſſiſche Barbarei zu ſchützen, wie ihn der gothiſche Adel in Spanien hatte, ſie gegen die Barbarei des Islam zu ſchützen. Die Spanier haben ihren ritterlichen Beruf erfüllt, die Polen nicht. Angeſteckt von der modernen Bildung und Corruption hat der polniſche Adel ſeine große katholiſche Miſſion vergeſſen und iſt dafür zur grauſamen Strafe verurtheilt worden, innerlich vom Judenthum zerfreſſen und äußerlich vom Barbarenthum zerknutet zu werden. Wäre der polniſche Adel ſeiner großen kirchlichen und civiliſatoriſchen Miſſion eingedenk geblieben, ſo wäre er ſtark genug geweſen, die Machtſphäre des Abendlandes gegen den barbariſchen Oſten immer weiter auszudehnen. Indem er aber dem Geiſt und den Geboten der Kirche zuwider in Sinnengenuß, Luxus und Entſittlichung verſank und auch der polniſche Klerus in ſeiner Mehrheit entartete, trug Polen die volle Mitſchuld an der modernen Entchriſtlichung und Entſittlichung Europas und wurde deren erſtes und unglücklichſtes Opfer.

Deutſchland trug die Schuld, indem Oeſterreich und Preußen nicht zuſammen hielten, ſondern jedes einzeln mit Rußland buhlte und ſich verlocken ließ durch den Köder einer Theilung Polens. Schweden trug die Schuld, ſofern es Polen lange bekriegte, ſtatt ſich mit ihm zu verbinden gegen Rußland. Der polniſche Adel ſelbſt aber trug die Schuld,

indem er sich in Parteien auflöste, die sich von den ausländischen Kabinetten bestechen ließen.

Preußen hat leider hier stark mitgesündigt, allein es wurde durch die Intriguen seiner Nachbarn dazu gezwungen. Für Preußen war allerdings eine Erweiterung seiner Grenzen im Osten nöthig. Es hatte ein volles Recht, die schändlich verloren gegangenen Länder des deutschen Ordens wieder an Deutschland zu bringen, und das übrige Deutschland hätte es in diesem Bestreben mit aller Macht unterstützen sollen. Das war nun aber leider nicht der Fall. Oesterreich gönnte Preußen nichts und so fiel es der russischen Intrigue leicht, Preußen und Oesterreich zu umstricken, einem gegen das andere seine Gunst anzubieten und um hohen Preis zu verkaufen, am Ende beide mit einem kleinen Gewinn abzuspeisen und den großen Hauptgewinn sich selber anzueignen. Leider ist es nur allzuwahr, was der russische Minister Graf Panin sagte: „Preußen sey nur ein Mittel zum Zweck Rußlands; mit Danzig geködert gehe es für Rußland durch Dick und Dünn und es sey eigentlich nur eine russische Schildwache gegen den Westen.“ Unbewußt drückte der russische Graf den welthistorischen Grundgedanken aus, auf den es hier ankam. Indem er das deutsche Preußen zu einer russischen Schildwacht machte, die ihm die polnische Beute nur bewachen sollte, sprach er deutlich aus: Die abendländische Kirche und Civilisation, der Romanismus im Südwesten, der Germanismus in der Mitte Europas haben ihre kirchliche und civilisatorische Mission gänzlich vergessen und auch keine Macht mehr, ihr zu genügen; demnach sey die russische Barbarei eben so berechtigt als stark genug, das seiner selbst vergessende Abendland zu unterjochen und die Prophezeihung zu erfüllen, die auf Gog und Magog ruht.

Man soll aber Preußen nicht alle Schuld aufbürden. Was sollte denn Preußen thun, wenn es vom deutschen Reich in keiner Weise unterstützt, von Oesterreich sogar am feindseligsten gehemmt wurde? Wo erhob sich in Deutschland eine Stimme, welche verstanden hätte, um was es sich handelte? Beeiferte sich doch alles in Deutschland, durch Josephinismus, Freimaurerei, Schwärmerei für Voltaire und Rousseau, durch Wielands und Göthes frivole Liebeleien, durch die moderne, vom Christenthum ganz abgewandte Philosophie die christliche Kirche gänzlich zu zerstören, allen christlichen Geist zu tödten! Wetteiferte doch alles, die Tugenden der germanischen Race in dem tiefsten Koth französischer Ent-

sittlichung zu ersticken! Wie hätte man da noch der großartigen christlich-deutschen Mission gedenken sollen? Wie hätte man nur noch verstehen können, unsere Väter, welche große Länder eroberten und colonisirten, christianisirten und germanisirten, seyen unendlich tüchtigere Leute gewesen, als unser schulfuchsendes, in göthischer Wollust verweichelndes Geschlecht! Das barbarische Russenthum hatte ein volles Recht, uns sammt unsern classischen Dichtern und Philosophen auszulachen und zu verachten.

Durch russischen Einfluß und unter preußischem Zuthun wurde die innere Reform Polens verhindert. Die Czartoryskische Partei war naiv genug zu glauben, sie werde die Reform mit Hülfe Rußlands selber durchsetzen können, sah sich natürlich getäuscht, wie das arme Lamm, welches kindlich an den Zitzen der Wölfin saugen möchte, wirkte nun Rußland entgegen, blieb aber ohnmächtig, denn der größere Theil des polnischen Adels war schon durch russisches Geld bestochen und die berüchtigte nordische Semiramis schickte unter dem ersten besten Vorwand ein russisches Heer nach Polen, um alle ihr Widerstrebenden abzuschrecken oder niederzuschlagen. Damals wäre es die Pflicht und das Interesse aller europäischen Mächte gewesen, zusammen zu stehen, die Russen aus Polen hinauszuwerfen und die Barbarei nach Asien zurückzuweisen, wohin sie gehört. Aber die Mächte rührten sich nicht und unsere großen classischen Geister hatten Wichtigeres zu thun, als an das Vaterland zu denken. Sie mußten entweder vor dem Spiegel stehen und vor dem eigenen Bilde Messe lesen und räuchern, oder mit ihrem philosophischen Hämmerchen den Felsengrund der Kirche zu zerklopfen trachten, oder die Bibel aufschlagen und mit vergifteter Brille hineinsehen, um die Buchstaben zu tödten.

Die schlaue Russin, in welcher sich der böse Dämon der Renaissance und der Barbarei verkörpert hatte, äffte das gebildete Europa, indem sie demselben weißzumachen wußte, es handle sich in Polen nur um Toleranz und Humanität, die Lieblingsphrasen des Jahrhunderts. Das russische Heer in Polen hatte die Bestimmung, den Katholicismus in Polen zu unterdrücken und ganz Polen, zunächst wenigstens die östlichen Provinzen für die russisch-griechische Kirche zu erobern. Dieser Zweck wurde aber geheim gehalten und die russischen Manifeste redeten immer nur von einem Schutze, den die Kaiserin den s. g. Dissidenten in Polen im Sinn der allgemeinen Toleranz angedeihen lassen müsse. Unter den Dissidenten waren alle Katholiken verstanden, man dachte sich darunter aber,

wie unter den Dissenters in England, mehr protestantische Deisten als Anhänger des griechischen Popenthums, denn für die letzteren hätte sich wohl keine Feder in ganz Europa gerührt.

Katharina II. ließ sich damals „die Philosophin auf dem Throne" nennen und nahm die Miene an, als sey sie die humanste Regentin auf der Welt, für Toleranz, Aufklärung und maurerische Tendenzen aufs wärmste begeistert. Sie machte glauben, es sey nur die finstere, bigotte, unduldsame Pfaffenpartei, der verhaßte Jesuitismus, den sie in Polen bekämpfe, und täuschte damit sogar das wachsame England, welches eben deshalb für die Rettung Polens nicht das mindeste that, sondern zu allen Heimtücken Katharinas den Segen der Hochkirche lieh. Sie nämlich dachte an nichts, als den Katholiken ihre Kirchen zu nehmen und dieselben ihren griechischen Popen zu übergeben unter dem Vorwand, gleiche Gewalt hätten die Griechen in früheren Kriegen von den Polen erdulden müssen, und gegenüber Europa unter dem Schein, als gelte es nur die Protestanten gegen Uebergriffe der katholischen Kirche zu schirmen. Die ganze katholische Welt war damals verblendet. Oesterreich begann trotz der frommen Maria Theresia unter dem Minister Kaunitz und dem jungen Joseph II. Aufklärerei zu treiben und die Kirche zu plündern. Frankreich, unter Ludwig XV. in die entsetzlichste Lüderlichkeit versunken, war keines kirchlichen Aufschwungs mehr fähig. Ueberall war die katholische Kirche von den Staaten verrathen und verkauft. Der Papst selbst ließ sich von der Kaiserin Katharina II. überreden, zu allem, was sie in Polen that, stillzuschweigen, indem sie ihm dagegen feierlich versprach, sie werde sein Interesse den übrigen europäischen Mächten gegenüber wahrnehmen.

[illegible]n von katholischer Seite selber so wenig geschah, das katholische Polen zu retten, so konnte man allerdings noch weniger von den protestantischen Mächten erwarten. Immerhin aber bleibt es auch von Seiten dieser unverantwortlich, daß sie in dieser Frage allesammt Rußland gedient haben, daß sie die Dissidentenangelegenheit als eine Sache der Toleranz contra Rom ansahen, während sie nur die Machtvermehrung der russischen Kirche, der intolerantesten in der Welt, bezweckte.

Als die katholische Partei in Polen selbst sich wehrte, wurden ihre Häupter, geistliche und weltliche, sogleich von den Russen gefangen genommen und ins innere Rußland abgeführt, ihre Güter, namentlich die bischöflichen, ausgeplündert und barbarisch verheert. Das alles geschah

im Namen der Aufklärung und Humanität und „zum Beſten der polniſchen Freiheit und Aufrechterhaltung beſchworener Verträge", wie Katharina ausdrücklich erklären ließ. Endlich ermannte ſich das ſo grauſam unterdrückte polniſche Volk und erhob ſich in Maſſe. Nun aber traten auch Oeſterreich und Preußen mit ihren Heeren und Forderungen auf, und die Theilung wurde vollzogen, faſt in derſelben Zeit, in welcher der Papſt von den katholiſchen Mächten ſelbſt gezwungen wurde, den Jeſuitenorden aufzuheben. Beide Ereigniſſe ſtehen in einem ſehr genauen Zuſammenhange. Die Geſchichtſchreiber pflegen in ihrer herkömmlichen Bornirtheit die Theilung Polens bitter zu beklagen, die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu aber zu lobpreiſen, ohne daß ſie ahnen, wie ſehr ſie mit einer ſolchen Unterſcheidung heute noch der ruſſiſchen Politik dienen.

Nur eine einzige Macht in Europa hatte damals Verſtand genug, die wahre Sachlage zu begreifen. Das war die Türkei, welche an Rußland den Krieg erklärte, aber zu ſchwach war, um Polen wirkſam zu unterſtützen. Im Gegentheil fand Katharina in dieſem Kriege erſt Gelegenheit, die Krim zu erobern.

Kurland, Polen, die Krim, dieſe großen Eroberungen Katharina's, wurden die Operationsbaſis für alle weiteren Eroberungen Rußlands gegen den Sund, gegen die Weichſel und gegen die Donau hin. Das Wunderbare aber iſt, daß Katharina alle jene Eroberungen machte mit Zuſtimmung und unter Beihülfe des bethörten Europa.

Oeſterreich und Preußen hätten übereinkommen müſſen, gemeinſchaftlich in der polniſchen Frage gegen Rußland aufzutreten und dabei Schweden und die Türkei zu Hülfe zu nehmen. Dann würde es ihnen gelungen ſeyn, das polniſche Reich in ſeinem Beſtande zu erhalten und zugleich zu innern Reformen zu bewegen, die der europäiſchen Ordnung und politiſchen Bildung entſprochen hätten. Um jeden Preis mußten ſie verhüten, daß Rußland Polen, die europäiſche Vormauer, überwältigte. Durch ihre Uneinigkeit aber gewann Rußland leichtes Spiel, dupirte ſie alle beide, zerſtörte das Bollwerk, welches die abendländiſche Welt gegen die aſiatiſche Barbarei hätte ſchützen ſollen, ſetzte die Theilung Polens durch, nahm ſich aber den Löwenantheil und ließ Oeſterreich und Preußen nur kleine Reſte. Nun traf Deutſchland, indem Polen als Staat verſchwand, unmittelbar mit Rußland in Berührung und durch das Glück von 1812 gelang es Rußland, ſich auch noch Warſchau's und des preußiſchen Haupttheils an der polniſchen Beute bis nach Kaliſch und Czen-

ſtochau hin zu bemeiſtern. Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß es damit einen Keil zwiſchen Oeſterreich und Preußen hinein getrieben hat und beide von ſeinen ſtarken Weichſelfeſtungen aus flankirt. Seine Stellung zu Deutſchland iſt dadurch augenfällig offenſiv geworden. Die Folge davon war, daß das Kabinet von St. Petersburg von nun an noch leichteres Spiel mit den Kabinetten in Wien und Berlin bekam. Das Wiener Kabinet duldete, daß Rußland die Donaumündungen beſetzte, den rechtmäßigen Fürſten von Serbien vertrieb und durch eine ruſſiſche Kreatur erſetzte, den Katholicismus in Ruſſiſch-Polen verdrängte. Das Berliner Kabinet duldete noch mehr, gab ſich vom Frühjahr 1813 an bis zum berüchtigten Londoner Protokoll von 1852 Rußland ganz hin; ſchonte Rußland auch noch 1854 und gab die Elbherzogthümer der ruſſiſchen Intrigue preis. Hätte Preußen ſich damals an die Weſtmächte und Oeſterreich angeſchloſſen, (ich ermahnte dazu vergebens in einer Flugſchrift) ſo würde es auch Schweden gethan haben. Rußland würde gründlich gedemüthigt und gezwungen worden ſeyn, den polniſchen Raub wieder herauszugeben, über welchen die vereinigten Mächte des Abendlandes in einer Weiſe verfügt haben würden, daß Polen nicht hätte entnationaliſirt und dekatholiſirt werden können, daß es wieder eine Vormauer des gebildeten Abendlandes geworden wäre. Von alledem geſchah nichts. Rußland blieb in ſeiner offenſiven Stellung gegen Deutſchland, vermehrte und verſtärkte ſeine Feſtungen und unterdrückte nicht nur das katholiſche und polniſche Element vom Dniepr bis zur Weichſel, ſondern auch das deutſche und lutheriſche in den Oſtſeeprovinzen. Deutſchland, wie das ganze Abendland verhielt ſich dazu nicht einmal defenſiv, ſondern völlig paſſiv.

Die armen Polen waren wohl berechtigt, gegen die Deutſchen nicht minder Groll zu hegen, wie gegen die Ruſſen. Hatten Oeſterreich und Preußen nicht ſchon bei der erſten Theilung Polens der ruſſiſchen Czaarewna geholfen? Gleichwohl hätten ſie oder wenigſtens die einſichtsvollſten ihrer nationalen und katholiſchen Führer begreifen ſollen, daß ihnen der völlige Untergang ihrer Nationalität und ihrer Kirche nur von Rußland aus droht. Nur von Aſien, nicht von Europa her. Wenn andere Nationen des Abendlandes ihre ſolidariſche Verpflichtung gegenüber der aſiatiſchen Macht vergaßen, hätten ſie doch die Polen nicht vergeſſen ſollen, denn ihre Exiſtenz hing davon ab. Selbſt eine Mißhandlung von Seite Deutſchlands war ihnen nicht ſo verderblich, als eine trügeriſche

Liebkoſung von Seiten Rußlands. Zürnten ſie den deutſchen Kabinetten, ſo hätten ſie doch dem deutſchen Volk vertrauen ſollen. In dieſem Volk ſchlummerte viele Zukunft für Polen, wenn damals auch die Kabinette Polen nicht günſtig waren. Niemals hätten die Polen die Güte des deutſchen Volks mit Undank erwidern ſollen.

Ich glaube mich hier der Worte bedienen zu müſſen, mit denen ich im Jahr 1864 die Schrift des Grafen von Montalembert (le Pape et la Pologne) beantwortete. „Human, wie wir es wohl vor allen andern Völkern Europas ſind, verabſcheuen wir die barbariſche Mißhandlung unſerer polniſchen Nachbarn durch die Ruſſen und ſehen in der Befeſtigung der ruſſiſchen Herrſchaft in Polen zugleich eine Drohung für Deutſchland. Allein die Polen ſelbſt ſind es, die ſich um alle Sympathien in Deutſchland gebracht haben. Welche Theilnahme ſchenkte man ihnen im Jahr 1831! Die öffentliche Meinung Deutſchlands unterſtützte ſie in der Preſſe. Man ſammelte für ſie, man ſchickte ihnen Aerzte, man ſchützte und unterſtützte ſie auf ihrer Flucht. Man empfing ſie mit lautem Jubel, gab ihnen Feſte, unterſtützte ſie zur Weiterreiſe nach der Schweiz und Frankreich. Noch 17 Jahre ſpäter, noch 1848, fanden ſie die wärmſten Sympathien in Berlin. Referent ſelbſt war Zeuge, wie Mieroslawski und ſeine Mitangeklagten damals freigelaſſen und im Triumph in Berlin eingeführt wurden, wie ganze Schaaren Polen mit ungeheuern weißrothen Kokarden in Berlin mit Waffen verſehen wurden nnd auf offenen Plätzen exercirten. Die revolutionirten Berliner glaubten damals in allem Ernſt, die ganze polniſche Nation würde aufſtehen und von dem neuen preußiſchen Freiheitsſyſtem unterſtützt, Rußland angreifen oder den Angriff, mit dem Rußland, wie man damals glaubte, Preußen bedrohe, zurückſchlagen.

Welchen Dank ernteten die Deutſchen für ihre thörichte Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit? Mit den nämlichen Waffen, mit denen man ſie in Berlin verſehen hatte, griffen die Polen wenige Tage ſpäter die wehrloſen Deutſchen in den Dörfern und kleinen Städten des Großherzogthums Poſen an und raubten und mordeten unter ihnen, bis ſie durch preußiſche Soldaten zur Ruhe gebracht wurden. Gegen die Ruſſen thaten die Polen damals keinen Schuß, ihre ganze Wuth richtete ſich vielmehr gegen die Deutſchen, von denen ſie eben erſt ſo viel Großmuth und Theilnahme erfahren hatten. Die Berliner waren freilich damals von Sinnen, ſonſt hätten ſie ſich erinnern müſſen, daß ſchon 1846 die

polnische Insurrection ausschließlich gegen die Deutschen im Großherzogthum Posen und in Galizien gerichtet war, und nicht gegen die Russen. Später stellte Wielopolski sein berühmtes Programm auf, wonach Polen nur einen Feind habe, nämlich Deutschland, gegen das es sich mit Rußland eng verbinden solle. Dieses Programm kam zwar nicht zur Ausführung, vielmehr erhob sich in wenigen Jahren Polen gegen Rußland, allein der Nationalhaß der Polen war auch diesmal wieder gegen die Deutschen wie gegen die Russen gerichtet. Man machte wieder Revolutionsversuche im preußischen und österreichischen Polen, wie im russischen, mißhandelte wieder die Deutschen, die friedlich unter den Polen lebten, und behandelte alle Deutsche mit einer eben so unklugen als unleidlichen Verachtung. Dadurch haben sich nun die Polen um alle Sympathien in Deutschland gebracht, selbst bei den entschiedensten Gegnern der russischen Politik.

Der edle Graf hat demnach Unrecht, wenn er Deutschland Vorwürfe macht, daß es seine eigene Nationalität in Schleswig vertheidigt und den Polen nicht dasselbe Recht, die ihrige zu vertheidigen, gelten lassen will. Und er lebt in einem historischen Irrthum, wenn er uns Undank (une cynique ingratitude) gegen die Polen vorwirft, weil sie uns vor den Mongolen geschützt und gerettet hätten. Thatsache ist, daß die Mongolen im 13. Jahrhundert bereits ganz Rußland und ganz Polen überwältigt hatten und daß sie erst dann zurückgingen, als sie in der ersten blutigen Schlacht, die sie bei Wahlstadt mit Deutschen schlugen, sich überzeugten, wenn schon die kleine Vorhut der Deutschen sich so tapfer gegen sie schlüge, würden sie gegen eine so große und mannhafte Nation nichts ausrichten.

Mehr Recht hat der edle Graf, wenn er die Frage aufwirft, ob es für die deutsche Nation nicht nützlicher seyn würde, sich mit den Polen gegen die Russen zu verbinden und ein polnisches Reich als Vormauer gegen das übermächtige Rußland aufzurichten. Das würde ohne Zweifel im Interesse der deutschen Nation liegen, wenn nur die Polen selbst uns durch ihre Sympathien eine solche Verbindung möglich machten. Aber sie hegen gegen uns nur Antipathien."

Ohne Zweifel kommt der Haß der Polen gegen die Deutschen niemand zu gute als den Russen. Davon liegt uns der klarste Beweis vor in dem obengenannten Programme des Grafen Wielopolski, welches den

Polen empfiehlt, ſich den Ruſſen hinzugeben, um mit ihnen gemeinſchaftlich gegen die Deutſchen zu kämpfen.

Für Polen ſelbſt, wie für das geſammte Abendland würde nichts günſtiger ſeyn können, als die Wiederherſtellung eines ſelbſtändigen polniſchen Reiches, aber in eben einer ſo intimen Verbindung mit Norddeutſchland, wie Ungarn mit Süddeutſchland. Man mißverſtehe mich ja nicht ſo, als wollte ich unter den gegenwärtigen Umſtänden politiſche Träumereien als Eventualitäten empfehlen. Ich ſpreche nur davon, was rationell geweſen wäre, wenn man es früher ausgeführt hätte.

5.

Die ruſſiſche Grenze.

Die Ruſſen waren einſt weit von uns getrennt durch viele andere ſlaviſche und finniſche Völkerſtämme. Es iſt demüthigend für uns, die wir einſt ein ſo großes Eroberungsvolk waren, daß wir nicht ihnen auf den Leib gerückt ſind, ſondern ſie uns. Wir mußten ſie erwarten, verhielten uns paſſiv gegen ſie, während ſie offenſiv verfuhren und uns immer näher rückten.

Die Großruſſen oder Moskowiter waren urſprünglich als Ackerbauer auf der ſchwarzen Erde des Wolgalandes anſäſſig und bis tief ins 15. Jahrhundert den großen Tatarchanen unterworfen, und durch ſie an ſtummen Gehorſam und muſtergültige Sclaverei gewöhnt. Früher ſchon war ihnen von dem verderbten Byzanz aus das Chriſtenthum in roheſter Geſtalt als bloßer Ceremoniendienſt vermittelt worden, den ſie ſklaviſch mitmachten. Von einer Predigt, von einer theologiſchen Literatur war in Rußland keine Rede. Etwas mehr Leben kam in die ruſſiſche Politik erſt durch die Kleinruſſen oder Koſacken im Süden, die als kühne Reiter den an die Scholle gebundenen Großruſſen erſt Bewegung beibrachten und gleichſam als Flügel dienten. Sie waren es, welche abenteuernd und ſpielend das unermeßliche Sibirien eroberten und dem Czaaren zum Geſchenk machten, während die ſ. g. Rothruſſen oder Ruthenen an der Weſtgrenze der Großruſſen den Polen unterworfen wurden und die kirchliche Union mit Rom eingingen. Aber die Polen verſtanden es nicht, mit der abendländiſchen Kirche auch abendländiſches

Wie es uns ſcheint, wirkt beides zuſammen. Die geiſtigen Entwickelungen drängen ſich in allzu üppiger Vegetation einander zurück. Richtungen, die lange friedlich neben einander oder aus einander liefen, ohne ſich feindlich zu berühren, ſtoßen jetzt hart zuſammen, durchkreuzen ſich und prozeſſiren um ihre Anſprüche.

Scheint doch die alte Erde weit genug, daß ſich abſondern könnte, was nicht zuſammen taugt. Aber man will gerade den Platz einnehmen, der dem andern gehört. Lange ſtand das Wirthshaus friedlich neben der Kirche. Aber ein ſonderbar verirrter Trieb reizt das neue Geſchlecht an, in der Kirche tanzen und den Leib pflegen, im Wirthshaus predigen, beten und ſingen zu wollen.

Nie ging man in den aſcetiſchen Jahrhunderten ſo weit, als jetzt einige Pietiſten, die nicht bloß die frivolen Dichter verwerfen, ſondern ſich ſogar vor einem ſo ernſten und ſittlichen, wie Schiller, kreuzigen.

Nie ging man aber auch von der andern Seite in poetiſcher Immoralität ſo weit als jetzt. Es iſt merkwürdig, wie ſich in dieſer Beziehung unſer Jahrhundert von früheren Zeiten unterſcheidet. Die Unſittlichkeit gewann ſchon mehreremal eine größere oder geringere Gewalt über die Poeſie und Kunſt, doch immer auf eine ganz andere Weiſe. Zu Ende des claſſiſchen Alterthums und vor und während der Revolution in Frankreich herrſchte das Laſter ganz frei und offen und bildete ſich in einem reinen Gegenſatz gegen die Tugend äſthetiſch aus. Im Zeitalter der Reformation bemächtigte ſich der Poeſie eine gewiſſe Unanſtändigkeit, der roheſte Cynismus der Form, die ſich aber mit einer ſehr reinen Moral, ja ſogar mit einer gewiſſen Heiligkeit des Inhalts vertrug. Welches Volk war ſittlicher als die Holländer, die ſehr ſchmutzige Dinge malten, und wie erhaben über jede Frivolität war Luthers heiliger Zorn, während doch in ſeinen Schriften äußerſt viel Unſchickliches, ja Unflätiges vorkommt? Es war nur der Schmutz, der in rauher Zeit auf rauhen Wegen an den Mänteln frommer Krieger ſich angehängt.

In unſerer Zeit hat die unſittliche Poeſie eine ganz veränderte Richtung erhalten. Sie wagt es nicht frei und offen der Moral entgegenzutreten, wie die antike Plaſtik der ſpäteſten verdorbenen Zeit, und wie die Parnys und Crebillons in Frankreich, obgleich ſie von derſelben Geſinnung ausgeht; und ſie würde, obgleich

Recht, Freiheitsſinn, Bürgerſinn, Geiſt und Wiſſenſchaft weiter gegen Oſten hin auszubreiten, und ſo gelang es den Czaaren der Ruſſen, die Polen zurückzudrängen. Bald darauf dehnten ſie auch ihre Herrſchaft nach dem Norden aus. Von der Oſtſee waren ſie bisher durch die finniſchen Stämme und durch die deutſchen Ordensländer getrennt geweſen; indem ſie aber die Wirren innerhalb des Ordens und ſeine Händel mit Polen benutzten, drangen ſie bis zur Oſtſee vor und ihr Czaar Peter der Große gründete am öſtlichen Ufer derſelben im Beginn des vorigen Jahrhunderts St. Petersburg, ſeitdem ſtatt Moskau die Hauptſtadt des immer mehr anwachſenden ruſſiſchen Reiches.

Dieſer in ſeinen Sitten barbariſche, aber kluge Fürſt bemerkte ſogleich, welchen Nutzen er von den fleißigen und kenntnißreichen Deutſchen ziehen könne. Immer unter ſich uneins, in viele Staaten getheilt, ohne Gemeingeiſt, ohne ein patriotiſches Gefühl begaben ſie ſich ja gern in den ruſſiſchen Dienſt, der ihnen große perſönliche Vortheile, Ehre und Reichthum gewährte. Auch die Nachfolger Peters des Großen bedienten ſich deutſcher Miniſter, deutſcher Generale, deutſcher Beamten, Inſtructoren, Gelehrten, Künſtler und Handwerker aller Art, um aus dem rohen, aber gehorſamen ruſſiſchen Volke eine Maſchine zu formen, brauchbar für die ruſſiſche Politik. Dieſe große Maſchine gehorchte einem einzigen Willen und wer immer in Rußland regierte, Czaar oder Czarewna, hatte im Innern leichter zu regieren, als irgend ein anderer Monarch in der Welt. Um ſo ruhiger und ſicherer konnte er in das Getriebe der Nachbarn hereinſehen und die ewige Zwietracht, den unvernünftigen gegenſeitigen Neid und Verrath derſelben ausbeuten. Im Norden wetteiferten Polen und Schweden, im Weſten Oeſterreich und Preußen, im Süden Perſien und die Türkei ſich untereinander herumzuſchlagen zur Luſt der Ruſſen. Wer von dieſen den andern überliſten wollte, oder in Noth kam, buhlte um die ruſſiſche Hülfe. Der Inhaber des ruſſiſchen Thrones brauchte unter ſolchen Umſtänden nicht einmal ſo viel Geiſt zu beſitzen, wie Katharina II., um die ganze Schwäche und Erbärmlichkeit der Nachbarn zu begreifen und ſich dieſelbe zu Nutze zu machen. Schon ſeit mehr als hundert Jahren führten die ruſſiſchen Miniſter, Diplomaten und Generale eine übermüthige Sprache, mit Verachtung herabblickend auf Polen und Schweden, Deutſche, Türken und Perſer. Und waren ſie nicht dazu berechtigt?

Noch im vorigen Jahrhundert bemächtigte ſich Rußland der deut-

ſchen Oſtſeeprovinzen, Eſthland, Kurland und Livland, des größten Theiles von Polen, nahm den Türken die Krim und die Nordküſte des ſchwarzen Meeres weg. Im Beginn des laufenden Jahrhunderts raubte es Georgien und begann damit die Beſitznahme des großen Kaukaſusgebirges. Die Allianz mit Napoleon verſchaffte ihm den Beſitz von Beſſarabien und Finnland; die Allianz gegen Napoleon erwarb ihm den Reſt von Polen mit der Hauptſtadt Warſchau, ſo daß vom alten Polenreiche nur Poſen, nebſt Weſtpreußen und Danzig von Preußen, nur Galizien von Oeſterreich behalten wurde. Nachher griff Rußland abwechſelnd die Türkei und Perſien an, riß von dem erſtern im Nordoſten Kleinaſiens Transkaukaſien, vom letztern Armenien ab, bemeiſterte ſich hierauf in langen blutigen Kämpfen des ganzen Kaukaſusgebirges und im Weſten des kaſpiſchen Meeres und des Aralſees der großen Steppenländer. Alle Turkomanen und Uſbekenſtämme nach einander unterwerfend iſt es zuletzt bis Bochara vorgedrungen und bedroht Englands oſtindiſche Beſitzungen. Zugleich hat es von Oſtſibirien aus das ganze reiche Flußgebiet des Amur den Chineſen weggenommen. Sogar einen Theil des nordweſtlichen Amerika hat es ſich angeeignet, dieſes Beſitzthum aber freiwillig an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkauft, um ſich dieſelben zu befreunden, da beide gegenüber den europäiſchen Weſtmächten ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben.

Napoleon I. ahnte ſchon, daß ſich Rußland würde die Weltherrſchaft anmaßen wollen, und that den berühmt gewordenen Ausſpruch, Europa werde republikaniſch werden, oder — koſakiſch.

Ich halte mich hier nur an die Beziehungen Deutſchlands zu Rußland und da Rußland ſeine wichtigſten Erfolge der Zwietracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen verdankt, dieſe Zwietracht aber heute noch fortbeſteht, wird ein belehrender Rückblick auf die geſchickten und glücklichen Intriguen Rußlands in Wien und Berlin hier am Platze ſeyn. Um freie Hand im Orient zu haben, unterhielt Rußland unaufhörlich Zwietracht im Occident, zunächſt zwiſchen Oeſterreich und Preußen, in zweiter Linie zwiſchen England und Frankreich. Joſeph II. hatte bekanntlich die fixe Idee, ſeine Staaten durch den Beſitz von Bayern abzurunden, und bei dieſer Schwachheit wußte ihn Katharina zu faſſen, verſprach ihm Bayern und verleitete ihn, Preußen feindlich anzugreifen und ihr in Polen und gegen die Türken völlig freie Hand zu laſſen. Als Joſeph aber mit Bayern Ernſt machen wollte und ihm Friedrich der Große

dabei energisch in den Weg trat, wurde Joseph von Rußland im Stich gelassen, das sich unterdeß der Krim bemächtigte. Anstatt gegen Rußland zusammenzuhalten, standen Oesterreich und Preußen einander feindlich gegenüber und buhlten beide um Rußlands Gunst, die sie nur durch Concessionen erkauften. Als Gustav III. das Joch brach, unter welches die russischen Gesandtschaften den schwedischen Adel gebeugt hatten, und Rußland den Krieg erklärte, stand ihm weder Preußen noch England bei.

Erst Leopold II. sah den groben Fehler ein, den Joseph II. begangen hatte, und eilte sich mit Preußen zu verständigen, um dem immer drückender werdenden Einfluß Rußlands ein Gegengewicht zu geben. Sein großer Plan war, Polen wieder herzustellen als ein mächtiges Bollwerk gegen Rußland. Allein er starb schnell und sein Nachfolger Franz glich ihm nicht, kehrte zur ganzen alten Eifersucht gegen Preußen zurück und schmeichelte Rußland. Erschrocken darüber glaubte nun auch Preußen wieder sich zu Rußland wenden zu müssen. Friedrichs des Großen Nachfolger befand sich unter dem Einfluß einer von Rußland bestochenen Camarilla, in der sonderlich der berüchtigte Bischofswerder, eine von ihr persönlich instruirte Kreatur Katharina's, mit dem edeln Minister Herzberg auch das antirussische System in Berlin stürzte. Hohnlachend über Wien und Berlin benutzte Katharina die Eifersucht beider sogleich, um eine neue Theilung Polens einzuleiten und dabei abermals wieder den größten Beutetheil wegzuholen. Das Gehässige dieser Maßregel aber wußte sie geschickt Preußen unterzuschieben. Friedrich Wilhelm II. hatte die Schwachheit, alles an den Besitz von Danzig und Thorn zu setzen, und Katharina lockte ihm gegen Zusicherung dieser beiden Städte das Versprechen ab, Frankreich zu bekriegen. Franz II. wurde gleichfalls gegen Frankreich gehetzt, indem ihm Katharina wiederum Bayern versprach. Während sich aber Preußen und Oesterreich am Rhein geringe Lorbeeren sammelten, operirte Rußland bequem gegen Polen und Türken. Auf russischen Betrieb wurde die Conföderation von Targowitz geschlossen und dem russischen Heere ein Vorwand geliehen, in Polen einzurücken. Kaum aber hatte Katharina ihre Beute gefaßt, als sie Preußen die ausbedungenen Zugeständnisse in den mit Polen gepflogenen Tractaten theils verweigerte, theils an neue Bedingungen knüpfte.

Jetzt erst erkannte Friedrich Wilhelm II., der damals am Rhein stand, wie schändlich er von Rußland betrogen worden, und kehrte so-

gleich um, feſt entſchloſſen, ſich nichts mehr von Rußland bieten zu laſſen. Von Stund an blieben auch die am Rhein zurückgebliebenen Truppen unthätig und ſein bald nachher abgeſchloſſener Basler Frieden mit Frankreich war die nothwendige Folge. Zu ſchwach, um mit Frankreich und Rußland zugleich Krieg führen zu können, machte er mit erſterem Frieden, um die Anmaßungen und unwürdigen Beleidigungen des letzteren abzuwehren. Nun aber ſtanden die Polen ſelber auf und bekämpften alle ihre Dränger, Preußen wie Ruſſen, und ſo ſtellte ſich die preußiſch-ruſſiſche Allianz von ſelber wieder her. Aber Rußland ließ in dieſem Kampf Preußen im Stich und entfaltete klugerweiſe ſeine Streitkräfte erſt, als ſowohl Preußen als Polen ſich erſchöpft hatten, um zuletzt allein als Sieger aufzutreten. Daher bei der dritten Theilung Polens Rußland ein viermal größeres Gebiet an ſich riß, als Preußen und Oeſterreich. Franz II. ließ ſich das gefallen, indem er ſich abermals durch die alte Katharina ködern ließ. Sie ſchloß nämlich mit ihm einen geheimen Tractat über die Theilung der Türkei und verſprach ihm, was er in Polen zu wenig bekäme, in der Türkei zu erſetzen.

Man kann in der That nicht überlegener und klüger denken und handeln, als es Katharina II. gethan hat, und nicht ſchwächer und einfältiger, als die damaligen Kabinette von Wien und Berlin. Beide ließen ſich abwechſelnd von Rußland als Werkzeuge brauchen zu Maßregeln, die immer nur ihnen ſelbſt gefährlich wurden.

Warum intereſſirte ſich denn die Kaiſerin Katharina und ihr Sohn und wer immer das ruſſiſche Kabinet leitete, ſo ſehr für die Bourbons und reizte zum Kriege gegen das ferne Frankreich? Etwa aus Liebe zur Legitimität? Nichts weniger. Rußland wollte bloß die Oeſterreicher und Preußen im Weſten beſchäftigen und in ihrem Rücken ungeſtraft Polen wegnehmen. Dies offenbarte ſich im Jahr 1794, als die deutſchen Armeen am Rhein auf längere Zeit engagirt ſchienen. Und das war es, was den König von Preußen nöthigte, ſeine Truppen zurückzuziehen und den unheilvollen Basler Frieden zu ſchließen. Dieſelbe Politik Rußlands iſt auch in dem Kriege von 1799 deutlich wiederzuerkennen. Damals begnügte ſich Rußland nicht, die deutſchen Mächte gegen Frankreich aufzureizen, ſondern es trat ſelbſt handelnd auf mit einer Armee. Allein geſchah es, um dem deutſchen Reiche zu helfen? Um nichts weniger. Rußland hatte einen ganz andern Plan. Kaiſer Paul hatte ſich zum Großmeiſter des durch Napoleon zerſprengten Mal-

theserordens gemacht, hatte die jonischen Inseln besetzt, unterstützte Neapel und schickte eine Armee unter dem berühmten Suwarow nach Italien, um festen Fuß am Mittelmeer zu fassen, um selbst das Protektorat von Italien zu übernehmen und den Einfluß Oesterreichs, das dazu demüthig und sogar dankbar schweigen sollte, zu verdrängen. Gelang dieser Plan, so hatte Rußland die Türkei umgangen, im Rücken gefaßt und konnte bei der ersten günstigen Gelegenheit Konstantinopel von zwei Seiten angreifen. Also war Rußlands Absicht, indem es zum Schein Oesterreich gegen Frankreich beistand, nur auf die Türkei gerichtet, so wie früher, indem es die Preußen gegen Frankreich hetzte, nur auf Polen. Und in beiden Fällen sollten die deutschen Mächte nicht sowohl unterstützt, als vielmehr dupirt, hintangesetzt und wesentlich geschwächt werden. Oesterreich war dafür aber so wenig unempfindlich, als früher Preußen, und darum das so räthselhafte Benehmen Oesterreichs im Feldzug von 1799, wie früher der räthselhafte Rückzug der Preußen vom Rhein. Oesterreich sah, daß Rußland, nachdem Suwarow glänzende Siege erfochten, in Italien den Meister spielte, das Haus Sardinien eng mit sich gegen das österreichische Interesse verband und noch weitere Plane verrieth. Um nun die Gefahr, eine russische Macht am adriatischen Meere sich entwickeln zu sehen, im Keime zu ersticken, ließ Oesterreich die Russen im Stich. Erzherzog Karl erhielt den auf jede andere Weise unerklärbaren Befehl, seinen Siegeslauf in der Schweiz zu hemmen und sich an den Niederrhein zurückzuziehen. So wurde das zweite russische Corps unter Korsakow bei Zürich bloßgestellt und Suwarow wurde gezwungen, um ihm beizustehen, den Schauplatz seiner Großthaten zu verlassen.

Als Napoleon I. Deutschland überwältigte, hatte Rußland die schönste Gelegenheit, indem es abwechselnd erst Oesterreich, dann Preußen Hülfe leistete, diese Staaten von sich abhängig zu machen. Es gelang ihm nur halb, weil Napoleon siegte; nun aber theilte es die Herrschaft über Europa mit Napoleon auf Kosten Deutschlands. Rußland nahm nicht den mindesten Anstand, im Frieden von Tilsit, obgleich es als Preußens Beschützer aufgetreten war, die preußische Beute mit Frankreich zu theilen. Ebenso betrog es Preußen beim Wiener Congreß. Nur Oesterreich ließ sich von ihm nicht betrügen, sondern knüpfte seine Allianz mit Rußland an genau abgewogene Bedingungen. Doch war es mit Rußland darin einverstanden, nach Napoleons Sturze die Einheitsbestrebungen der Deutschen nicht aufkommen zu lassen, um Preußen schwach

und dadurch von ſich abhängig zu erhalten. Wie bekannt, mußte der auch in Berlin ſehr beliebte Kotzebue dem ruſſiſchen Kaiſer regelmäßige Berichte aus Deutſchland ſchicken und ihm die Perſonen denunciren, welche fortfuhren, für die Einheit und Selbſtändigkeit Deutſchlands zu wirken. Herr von Gentz in Wien verfolgte die Patrioten, namentlich auch den edlen Görres, in derſelben Weiſe, nach dem Metternich'ſchen Syſtem. Daher die Karlsbader Beſchlüſſe eben ſo wohl im ruſſiſchen als öſterreichiſchen Sinne abgefaßt waren.

Da ſich Preußen, nachdem es mit der patriotiſchen Partei gründlich gebrochen hatte, ganz in die Arme Rußlands warf, während Oeſterreich viel vorſichtiger gegen den ruſſiſchen Nachbar war und deſſen Abſichten auf den Orient wenigſtens diplomatiſch durchkreuzte, ſuchte Rußland das Band zu lockern, welches die dankbaren Rheinbundfürſten mit Oeſterreich verknüpfte. Die berüchtigte, anonym erſchienene ruſſiſche Denkſchrift von 1834 verfolgte dieſen Zweck, indem ſie den Regierungen und Bevölkerungen der vormaligen Rheinbundſtaaten den Rath ertheilte, wie bisher die Annäherung an Preußen zu meiden, ſich aber auch von Oeſterreich loszuſagen, ſich von deſſen illiberaler Hegemonie frei zu machen und den beiden deutſchen Großmächten gegenüber eine unabhängigere Stellung dadurch zu gewinnen, daß ſie den ruſſiſchen Schutz annähmen. Preußen wolle ſie durch den Zollverein unterjochen, Oeſterreich haſſe ihre freieren Verfaſſungen. Des ruſſiſchen Schutzes bedürften die mittlern und kleinen Fürſten Deutſchlands zugleich auch gegen die Gefahr, die ihnen ſeit der Julirevolution von Frankreich her droht, nämlich gegen die liberale und demokratiſche Agitation, gegen die europäiſche Revolutionspropaganda. Eine zweite ruſſiſche Denkſchrift vom Jahr 1837 diente jener erſten zur Ergänzung und trat noch ſchärfer gegen Oeſterreich auf, indem ſie auf eine Allianz Rußlands mit Frankreich rechnete, an die ſich auch Preußen anſchließen ſollte. Der Plan war, Rußland freie Hand im Orient zu laſſen, Frankreich mit dem linken Rheinufer, Preußen mit der Mainlinie zu entſchädigen. Ganz den nämlichen Plan hatte früher ſchon das Miniſterium Polignac mit Rußland verabredet. England kam dahinter und der Plan ſcheiterte nicht nur, ſondern trug auch nicht wenig dazu bei, daß die ältere Linie der Bourbons den Thron verlor.

Im Jahre 1839 wurde die Welt durch eine dritte ruſſiſche Denkſchrift allarmirt, unter dem Titel „die europäiſche Pentarchie." Sie drang abermals in die deutſchen Mittelſtaaten und Kleinſtaaten, was

immer zwischen der preußisch-österreichischen und der französischen Grenze liege, solle sich als „europäische Centralassociation" unter russisches Protectorat stellen. Am gehässigsten waren die Aeußerungen der Denkschrift gegen England, weil dieses seit der Julirevolution die neue französische Regierung wieder auf seine Seite und von Rußland abgezogen hatte. Ich gab damals eine Flugschrift heraus, worin ich die russische Denkschrift widerlegte, wie ich denn auch schon die frühern russischen Denkschriften in meinem Literaturblatt einer strengen Kritik unterzogen hatte, denn ich behielt seit mehr als vierzig Jahren ein wachsames Auge auf alle Schriften, die gegen unser Nationalinteresse geschrieben wurden. Meine Flugschrift wurde sogleich in England übersetzt und dort zweimal aufgelegt. Es ist heute noch der Mühe werth, Act zu nehmen von dem Uebermuthe der russischen Publicistik schon in damaliger Zeit. Zu Anfang des Jahrhunderts, meint der Verfasser, befand sich Europa in einem höchst kläglichen Zustande; das Völkerrecht wurde mit Füßen getreten, Gewalt des Mächtigeren entschied allein und zwar maßte sich zu Lande Frankreich, zur See England die tyrannische Alleinherrschaft an. Unter diesem Doppeljoche keuchte die europäische Welt, da trat als ihr Erretter, als „der Heiland Europas" Kaiser Alexander auf. Es gelang ihm, wenigstens *eins* der beiden Joche zu brechen, das französische. Europa auch des andern zu entlasten, war ihm nicht vergönnt; doch auch dieses *zweite* Joch zu brechen, sey nunmehr die Aufgabe, meint der Verfasser, und auf England zielen alle Pfeile, die das genannte Buch in seinem Köcher trägt. — Als Napoleon in Rußland verunglückte, hätte — so meint der Verfasser — nach dem natürlichen Laufe der Dinge Rußland sofort an die Stelle Frankreichs treten, und Alexander Alleinherr Europas werden müssen, wie es Napoleon hatte werden wollen. Er hätte Deutschland, anstatt es mit sich zu alliiren, erobern und verwüsten können; er hätte nicht nöthig gehabt, den Kaiser von Oesterreich, den König von Preußen als Alliirte zu begrüßen, er hätte ja ihr Herr werden können. Wenn es hinfort noch selbständige Staaten neben Rußland gab, so war die Selbständigkeit derselben nur ein gnädiges Zugeständniß Alexanders.

Im Jahr 1848 erschien wieder eine russische Denkschrift, in welcher das unter Revolutionen zuckende mittlere und westliche Europa belehrt wurde, Heil und Rettung habe es nur von Rußland zu erwarten. Eine der merkwürdigsten und kühnsten Behauptungen begegnet uns S. 54.

Hier wird nämlich die katholiſche Kirche auf eine Linie geſtellt mit der Revolution und die Reformationsbeſtrebungen der Huſſiten in Böhmen werden als Sehnſucht nach der griechiſchen Kirche bezeichnet. Die katholiſche Kirche ſtehe auf dem Boden der Revolution, indem ſie ſich gegen die einzig wahre Kirche Chriſti, die ruſſiſch-griechiſche, empört habe; die Empörung der Huſſiten wider die katholiſche Kirche ſey mithin eigentlich nur eine verſteckte Reaction, ein Rückwärtsſchreiten zur alten griechiſchen Urkirche. „Auf dieſen Punkt kann man nicht genug zurückkommen, denn es ſind gerade jene alten ſympathetiſchen Erinnerungen an die morgenländiſche Kirche, jene Rückblicke auf den alten Glauben, von denen das Huſſitenthum zu ſeiner Zeit nur ein unvollkommener und entſtellter Abdruck war, in denen ſich der weite Unterſchied zwiſchen Polen und Böhmen offenbart — Böhmen, welches das Joch der abendländiſchen Kirche nur gezwungen erträgt, und dem abtrünnig-katholiſchen Polen, der fanatiſchen Schiitin des Occidents, die da immer bereit war, ihre eigenen Kinder zu verrathen.“ Alle katholiſchen Staaten, voraus Oeſterreich, welches Rußland am nächſten liegt und deſſen katholiſches Erbreich Böhmen iſt, mögen ſich das geſagt ſeyn laſſen.

Die Denkſchrift ſchließt mit den feierlichen Worten: „Rußland, das Land des Glaubens, wird ſeine Treue und ſeinen Glauben im Augenblick der Gefahr beweiſen. Rußland ſchrickt nicht zurück vor der Hoheit ſeiner Beſtimmungen, wird nicht zurückbeben vor der Erfüllung ſeiner Miſſion. Wann aber iſt ſeine Miſſion klarer und einleuchtender geweſen, als gerade jetzt? Gott hat ſie mit feurigen Buchſtaben an den gewitterſchwarzen Himmel geſchrieben. Der Occident iſt im Untergehen. Alles ſtürzt zuſammen und verſchwindet im verzehrenden Feuer. Das Europa Karls des Großen ſo gut, wie das Europa der Tractate von 1815, das Papſtthum in Rom und alle Königreiche des Oſtens, der Katholicismus und der Proteſtantismus, der Glaube ſo lange verloren, die Vernunft zur Abſurdität herabgewürdigt, die bürgerliche Ordnung fortan unmöglich, unmöglich auf immer die Freiheit — alles geht unter, und über all den Ruinen, im Namen der Freiheit aufgethürmt, ſteht die Civiliſation und erwürgt ſich mit ihren eigenen Händen. Und wenn wir nun wie eine heilige Arche über dieſem unermeßlichen Meer von Vernichtung ein anderes, noch viel unermeßlicheres Reich ſehen, wer wird da noch an der göttlichen Sendung deſſelben zweifeln!“

Abermals bearbeitete eine ruſſiſche Denkſchrift im Jahr 1850 die

europäische Welt, um ihr begreiflich zu machen, daß die Türkei von Rußland erobert werden müsse. Sie hebt zuerst hervor, diese Türkei sey eigentlich schon russisch. „Wenn man bedenkt, daß in der europäischen Türkei 11½ Millionen christlicher Rajahs, aller Bürger-, ja aller Menschenrechte gesetzlich entblößt (denn der Koran gewährt den Nichtgläubigen nur Schutz unter einem gütigen Herrscher, nie Rechte), eines Winkes oder Machtgebotes von St. Petersburg harren, um sich gegen 3 Millionen Muselmänner zu erheben; wenn man weiß, daß 20,000 Mann Russen in den Dardanellen den Süden des riesigen Czaarenreichs kräftiger schützen würden als 100,000 in defensiver Stellung an den Küsten des schwarzen Meeres; wenn man ꝛc."

Oesterreich, das wird zugegeben, habe ein Interesse als Nachbar der Türkei. Allein davon könne die Rede nicht seyn, daß Oesterreich die Donaumündungen bekomme. Diese seyen ja schon russisch, das sey ein fait accompli. „Man vergaß, daß Sulina nicht in der türkischen Moldau, sondern im russischen Bessarabien liegt." Die Denkschrift ist aber so gnädig, Oesterreich einen Beutetheil von der Türkei zu überlassen. „Eine Linie von Widdin bis an den Meerbusen von Karala; dann eine Linie von Salonik bis an einen Punkt zwischen Durazzo und Kap Linguetta, mithin eine die illyrischen und katholischen Christenstämme vorzugsweise umfassende Abgrenzung, würden das naturgemäße Gebiet bezeichnen, dessen politische und commercielle Neugebildung durch Oesterreich, und also mittelbar durch den österreichisch-deutschen Staatencomplex, im Fall der Zersetzung der europäischen Türkei bedingt seyn dürfte, während deren östlich von jenen Marken gelegene Theile bis an die Dardanellen dem unvermeidlichen Anschluß an Rußland sich nicht entziehen könnten."

Rußland griff wirklich die Türkei an und begann den Krimkrieg, der anders ablief, als Rußland gehofft hatte. Ich gab damals wieder eine Flugschrift heraus: „Die Aufgabe Preußens 1854", worin ich Preußen ermahnte, es solle sich mit Oesterreich und Schweden an die Westmächte anschließen, um endlich durch eine gemeinsame Action aller germanischen und romanischen Nationen Europas die Russen aus Polen hinauszuwerfen und ihr weiteres Vordringen im Westen wie im Süden ein für allemal zu hemmen und den Wahn zu zerstören, nach welchem den Slaven die Weltherrschaft zukommen soll. Ich sagte in meiner Flugschrift: „Was alle Gemüther erfüllt, ist nicht blos der gekränkte Nationalstolz, der endlich Deutschland einmal wieder frei sehen will vom

ruſſiſchen Einfluß, ſondern ein Gefühl, das viel tiefer greift und im Innerſten aufregt, nämlich der Inſtinkt des Erhaltungstriebes, die Ahnung einer ungeheuren Gefahr. Es handelt ſich jetzt nicht mehr davon allein, was uns Rußland bisher zu Leide gethan hat, ſondern viel mehr von dem, was uns erwartet, wenn es ſein Vorhaben durchſetzt und die Türkei mit ſeinem ohnehin ſo koloſſalen Reiche vereinigt. Nur die ärgſte Verblendung oder Vaterlandsverrath von Rußland erkaufter Federn kann jetzt noch behaupten wollen, Rußland ſey im Recht, Rußland wolle nur das Recht, Rußland gefährde die Nachbarn nicht, des Kaiſers Billigkeit und Friedensliebe ſey den Nachbarn ſichere Bürgſchaft. Rußland iſt principiell ein Raubſtaat, wie das alte Rom. Es erobert ununterbrochen fort. Es hat ſeit anderthalb Jahrhunderten weit über ſeine natürlichen Grenzen hinaus alle ſeine Nachbarländer unterworfen und geknechtet. Um den alten Kern Großrußlands her lagern jetzt bereits die eroberten Länder in einer den Umfang deſſelben weit übertreffenden Ausbreitung: Finnland, Ingermannland, Eſthland, Kurland, Livland, Lithauen, Polen, die Ukraine, Beſſarabien, die Krim, Transkaukaſien. Um dieſe Länder zu erobern, brauchte Rußland bald Argliſt, bald Gewalt, und trat jedes Recht der Nachbarvölker mit Füßen. Wie verfuhr es 1772 mit Polen? wie 1809 mit Finnland? Nie iſt größeres Unrecht mit grauſamerem Hohn begangen worden! — Es gibt keine Nationalität und Kirche mehr in Europa, die nicht fürchten müßte, endlich auch ihrerſeits in den Bereich jener unbarmherzig um ſich greifenden Macht Rußlands zu gerathen und gleich den vorangegangenen verſchlungen zu werden. Die nächſten Nachbarn Rußlands ſind aber die am meiſten bedrohten. Daraus erklärt ſich der unerwartete Aufſchwung der Türken, daraus nicht weniger die Sehnſucht aller Bevölkerungen von Oeſterreich und Preußen nach einer Kraftanſtrengung, ſtark genug, die vordringenden Gewaltmaſſen des Czaaren zurückzuwerfen. Die Völker folgten hiebei nur einem dunkeln, aber untrüglichen Inſtinkt. Auch in den Dörfern, in den Kaſernen, wo man nichts weiß von den Enthüllungen des blauen Buches, iſt jede Aeußerung antiruſſiſch. Das iſt ein Gemeingefühl, es liegt in der Luft. Die Völker fühlen aus weiter Ferne die unerträglichen Bande, mit denen ſie gefeſſelt werden würden, den Tod, den ihre Nationalität, ihr religiöſes Leben, ihre bürgerliche Exiſtenz erleiden würde, wenn Rußland in dem bevorſtehenden europäiſchen Kampfe triumphirte."

Bekanntlich hatte Rußland durch ſeine Preſſion weſentlich mitge-

ſchamlos, dennoch ſich ſchämen, ſich ſo unanſtändig auszudrücken, wie das fromme Jahrhundert der Reformation. Sie hat die ſonderbare Laune, ihr Raffinement hinter Naivetät, Unſchuld, ſentimentale Thränen, Begeiſterung für die Menſchheit, für die Kunſt, ja ſogar hinter religiöſe Schwärmerei zu verſtecken. Das Alterthum ließ uns Satyrs und Faunen, die franzöſiſche Revolution eingefleiſchte Teufel ſehen, die mit ſataniſchem Bewußtſeyn über Engel triumphiren. Aber die moderne Poeſie läßt uns nichts als vortreffliche Menſchen ſehen, die zwar lügen und ſtehlen, aber immer nur aus den edelſten Motiven, die zwar ehebrechen, aber nur nach den von der heiligen Natur ſelbſt vorgeſchriebenen Geſetzen der Wahlverwandſchaft, die ſich zwar ſelbſtmorden, aber nur weil ſie für dieſe Welt zu gut waren, die zwar in einen Pfuhl von Wolluſt verſinken, aber nur „weil Wolluſt Religion iſt," wie ſchon F. Schlegel ſagte, und wie es eine neue Schule noch weiter ausgeführt hat. Nirgends will man das Laſter als ein ſolches gelten laſſen, beſtändig wird es beſchönigt und für irgend eine Tugend ausgegeben.

Wir wollen verſuchen, den Urſprung dieſer ſonderbaren Erſcheinung geſchichtlich nachzuweiſen.

Als die antike Welt in koloſſaler Entartung unterging, ſtellte die Herrſchaft des durch das Chriſtenthum noch geläuterten und veredelten germaniſchen Geiſtes im ganzen Weſten Europas eine kräftige volksthümliche Sittlichkeit wieder her, bewahrte der Jugend eine heilige Unſchuld und Naivetät, dem Familienleben eine patriarchaliſche Einfachheit, Reinheit und Treue, dem öffentlichen Leben würdevollen Anſtand. Die Pflicht des Ritters war, die Frauen zu ehren, und in den Städten wurde die Hausehre und gute Sitte noch ſtrenger gewahrt.

Erſt mit der Reaction des romaniſchen Geiſtes kam wieder Unſittlichkeit in das germaniſirte Europa, und ſie ging zunächſt von Italien, von Rom, von der Hierarchie aus. Die volksthümliche deutſche Sitte erwehrte ſich ihrer in der Reformation. Alle Völkerſchaften, in denen das germaniſche Element überwog, die Deutſchen, Engländer, Scandinavier wieſen ſie zurück. Sie behauptete ſich nur in den romaniſchen Ländern. Man pflegt die Rohheit der Reformation häufig der deutſchen Barbarei zur Laſt zu legen. Allein die vorangegangene Zeit der ſchwäbiſchen Poeſie

wirkt, daß Preußen sich zu Olmütz vor Oesterreich demüthigte und die schnöde russische Intrigue duldete, durch welche die Thronfolge in Dänemark der russischen Dynastie so nahe als möglich gerückt wurde. Nichts hat so tief und gefährlich in die norddeutschen und preußischen Interessen eingegriffen, als das durch Rußland provocirte Londoner Protokoll von 1852. Also hätte Preußen allen Grund gehabt, sich an die Westmächte und Oesterreich anzuschließen und Rußland auf eine Weise schwächen zu helfen, die es ihm für alle Zeiten unmöglich gemacht haben würde, sich Preußen ferner zum Vormund aufzudringen. Allein schon unter dem vorigen König hatte sich die bekannte „kleine, aber mächtige Partei" am Berliner Hofe constituirt, die aus übertriebener Angst vor dem Liberalismus, in Rußland allein conservative Interessen erkannte und die preußische Politik fort und fort an geheimen Drähten von Petersburg aus leiten ließ. Nie hat eine conservative Partei schlechter conservirt, wenigstens nicht das vaterländische Interesse war es, was sie zu conserviren sich bemühte. Ich schrieb damals in meinem Literaturblatt 1854 Nr. 61: „Man kann sich des Mitleids mit der evangelischen Kirche kaum erwehren, wenn man die Männer, die ihre Kraft und Stütze seyn sollten gegen den Osten, im Voraus dem russischen Interesse sklavisch dienen sieht, Werkzeuge einer dem evangelischen Norden feindseligen, ja der furchtbarsten Macht, die ihm jemals gedroht hat. Männer voll Frömmigkeit, Geist, Gelehrsamkeit, die das Salz der evangelischen Kirche seyn sollten, die aber nicht merken und merken wollen, daß Rußland, welches Millionen Katholiken im alten Polenreiche und wenigstens Tausende von Protestanten in den Ostseeprovinzen mit Gewalt und List grăcisirt hat und aus Staatsraison Propaganda macht, nimmermehr das Asyl seyn kann, wo der Protestantismus Schutz zu suchen hat. — Soll die evangelische Kirche Preußens unter der conservativen Politik des russischen Cäsaropapismus Schutz suchen, so heißt das so viel, als sich selber in den Tiegel stürzen, in dem man geschmolzen werden soll. Wäre Preußen nur erst der militärische Vasall Rußlands geworden, würden die Evangelischen daselbst so gewiß, wie in den Ostseeprovinzen, der bärenhaften Umarmung des Popenthums unterliegen."

Der preußischen Neutralität vertrauend, durch welche die Action Oesterreichs gegen Rußland jedenfalls gelähmt und der Anschluß Schwedens an die Westmächte verhindert wurde, ergriff der russische Kaiser kühn die Offensive gegen die Türkei. Seine Manifeste strotzten von

Uebermuth und Siegesgewißheit. Die russische Presse durfte oder mußte den ganzen europäischen Westen mit Spott und Hohn überschütten und alle Nationen herausfordern, als ob Rußland allein ihnen allen gewachsen wäre. Eine Kriegshymne, welche die Russen zum Kampf begeistern sollte, rief allen Völkern des Westens zu: „Ihr abscheulichen Knechte des Lasters, eure Bosheit geifert gegen uns, weil euch die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands unerträglich ist. Gott hat euch geblendet und wäret ihr eurer zwanzig Völker, wir allein werden euch besiegen. Euer freches, lügenhaftes Winseln wird im Donner unserer Siege verstummen. Wir, Rußlands Söhne, wollen den lasterhaften Söhnen des Westens beweisen, daß der heilige Name Byzanz uns verbrieft ist. Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen und, von Nikolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande!“

Die prahlerische Prophezeihung ging nicht in Erfüllung, allein weil Preußen und Schweden fehlten, konnte Oesterreich einen wirksamen Landkrieg nur zur Abwehr der Russen führen, wie es sie denn wirklich durch die Aufstellung einer Armee in Siebenbürgen über den Pruth zurückmanövrirt hat. Die Westmächte konnten in der Krim noch die Ueberlegenheit ihrer Waffen über die russischen beweisen und Rußland im Frieden zwingen, den Donaumündungen zu entsagen. Das war aber auch alles. Die Russen aus ihrer drohenden Weichselstellung hinauszuwerfen und die tapfern Tscherkessen im Kaukasus endlich zu schützen und zu retten war den Westmächten allein nicht möglich, nachdem Oesterreich sich befriedigt erklärt hatte. Somit hatte Rußland nichts von seiner Machtstellung verloren und konnte im nächsten günstigen Augenblick seine Truppen wieder über den Pruth schicken und die Eroberung der Türkei aufs neue versuchen.

Nicht uninteressant, wenn auch ohne alle praktischen Folgen, waren die Annäherungsversuche, welche nach dem Krimkriege zwischen Rußland und Frankreich, ja sogar zwischen der griechischen und römischen Kirche gemacht wurden. Wollte man russischerseits versuchen, die französischen Katholiken einzuschläfern, oder hoffte man katholischerseits den polnischen Katholiken einige Schonung zu erwirken? Der russische Fürst Gagarin gab 1857 eine Schrift heraus, worin er die Wiedervereinigung der griechischen und römischen Kirche empfahl. Beide Kirchen seyen ja in frühern Jahrhunderten einig gewesen und könnten sich auf einem ök-

menischen Concile wieder vereinigen. Das ist formell wohl richtig, aber aus materiellen Gründen nicht möglich. Gagarin ist Jesuitenpater geworden, will also Rußland das Princip der abendländischen, d. h. vom Staat unabhängigen Kirche aufdrängen. Nun versteht es sich von selbst, daß der Czaar, der in sich die höchste weltliche und geistliche Macht vereinigt, die letztere nicht wieder wird abtreten wollen. Allein der fürstliche Pater arbeitet doch eigentlich dem Plane der künftigen russischen Weltherrschaft gemäß, denn wenn die Wiedervereinigung der beiden ältesten Kirchen zu Stande kommen könnte, würde der Papst in St. Petersburg doch nichts zu sagen haben, wahrscheinlich aber der Czaar desto mehr in Rom.

Vor der Hand ist Rußland nur beschäftigt, seine griechisch-russische Staatskirche auszubreiten, die katholische Kirche in Polen, die lutherische in den Ostseeprovinzen auszurotten und die von Rußland unabhängig gebliebenen griechischen Christen der Türkei in die russische Kirche hinüberzulocken, indem es denselben seinen Schutz aufdrängt. Zugleich reisen russische Agenten im Orient umher, um auf das ganze Gebiet der ältern byzantinischen Kirche im voraus Beschlag zu legen. Herr Noroff, vormals russischer Minister der s. g. Volksaufklärung, bereiste die Kirchen Kleinasiens und reclamirte sie ohne weiteres als Appertinentien der russischen Kirche. Sein Werk darüber wurde 1860 zu Leipzig in deutscher Sprache gedruckt. Darin heißt es rundweg, die russische Kirche sey die echt griechische, die älteste allein rechtmäßige Kirche. Die katholische Kirche hat sich, nach dem Dafürhalten des Herrn Noroff, nur böswillig von ihr abgerissen. „Die Veränderungen, welche die Lateiner an dem Glaubenssymbol gemacht hatten, gründeten sich nicht auf Ueberzeugung, sondern waren nur der Feindschaft gegen die rechtgläubige Kirche entsprossen. Auf Wunsch des Kaisers nahmen die griechischen Bischöfe an den Versammlungen zu Ferrara und Florenz Theil, um sich mit den Lateinern wegen einer möglichen Einigung der beiden Kirchen zu berathen. Als nach der ersten Sitzung des Concils Marcus Eugenicus von Ephesus den Vorschlag vernahm, den Papst als Oberhaupt der ganzen Christenheit anzuerkennen und die Veränderung des Glaubenssymbols — ganz den Beschlüssen des nicäischen Concils zuwider — zu bestätigen, entbrannte er im heiligen Zorn und Eifer für den wahren Glauben, überführte die Lateiner des Irrthums und zeigte ihnen an seiner Person die Stärke des Glaubens, der auf den Ueberresten des

Reichs noch feſt und unerſchüttert blieb. Geſegnet ſey ſein Andenken in unſerer heiligen Kirche, die er vor dem Peſthauche des Weſtens beſchützt hat!" So ſteht hier wörtlich S. 199. Das heißt mit andern Worten „der Wunſch des Kaiſers iſt der wahre Glauben". Herr Noroff hätte doch, wenn er die griechiſche Kirche der lateiniſchen ſo ſchroff gegenüberſtellt, den Hauptunterſchied beider Kirchen hervorheben und herausſtellen ſollen, welcher darin beſteht, daß die abendländiſche Kirche eine wirkliche Kirche, die morgenländiſche aber nur eine Staatskirche, d. h. ein Departement der Staatsverwaltung iſt.

Derſelbe ruſſiſche Hochmuth ſprach ſich auch in Murawijews Geſchichte der ruſſiſchen Kirche aus, welche zu Karlsruhe 1857 in deutſcher Ueberſetzung herauskam. Man lernt aber aus dieſem Geſchichtswerk nur, daß die ruſſiſche Kirche ſo hochmüthig aufzutreten nicht den mindeſten Grund hat, weil in der ganzen Schrift nirgends von irgend einem Geiſt der ruſſiſchen Kirche die Rede iſt. Wir lernen rohe Maſſen kennen, die ſich, wie es ihre Czaaren als die Uſurpatoren und Eroberer befehlen, bald zu der, bald zu jener Kirche hin wie der Stier bei den Hörnern ſchleppen laſſen. Wir lernen ſchlaue Pfaffen und gewaltthätige Deſpoten kennen, die mit der Kirche wie mit dem Staat umſpringen. Wir lernen endlich auch treue Hirten und Märtyrer ihrer Kirche kennen, für die wir aufrichtige Hochachtung empfinden, allein die eben auch nur beweiſen, daß ſie ſich auf dem Boden der Barbarei befanden. Dieſer charakteriſtiſche Zug des Barbariſchen hat die ruſſiſche Kirche auch bis auf die heutige Zeit nicht verlaſſen.

Nach den neueſten Nachrichten hat der Kaiſer von Rußland den Befehl ertheilt, die deutſche Sprache als Amtsſprache in den Oſtſeeprovinzen außer Gebrauch zu ſetzen. Alles muß in ruſſiſcher Sprache verhandelt und geſchrieben werden. Dieſer Befehl, der erſt im September bekannt wurde, iſt gleich nach der Rückkehr des Kaiſers aus Paris unterwegs in Stuttgart von demſelben unterſchrieben worden. Im Anfang des Auguſt wurde ein katholiſches Collegium in St. Petersburg errichtet, das künftig über den Reſt der katholiſchen Kirche in Polen zu verfügen haben ſollte unter alleiniger Autorität des Kaiſers, ohne irgend einen Verkehr mit Rom, der für immer abgebrochen ſeyn ſollte. Man ließ noch katholiſche Kirchen in Polen beſtehen, aber in jeder derſelben mußte neben dem katholiſchen Altar ein griechiſcher errichtet werden für die etwa dahin kommenden griechiſchen Chriſten und wenn es auch nur ein ein-

ziger ruſſiſcher Beamter ſeyn ſollte (Augsb. Allg. Zeitung von 1867, Nr. 121). Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß ſogar ſchon den Czechen, obgleich ſie Unterthanen Oeſterreichs ſind, gerathen wurde, fleißig ruſſiſch zu lernen.

Aus allen dieſen Maßregeln iſt unſchwer zu erkennen, daß der letzte Gedanke der ruſſiſchen Politik die gänzliche Ausrottung wie des katholiſchen und lutheriſchen Glaubens, ſo auch der deutſchen Sprache und Nationalität iſt und daß die Ruſſificirung ſchon über die politiſche Grenze Rußlands hinüber greifen ſoll. Wie ein ungeheures Meer ſchlägt das Ruſſenthum ſeine Wellen an die Ufer der deutſchen Nationalität an, *langſam, aber unwiderſtehlich, und reißt eine Scholle deutſcher Erde nach* der andern weg.

Und das macht nicht einmal viel Aufſehen in Deutſchland. Der Deutſche ſcheint eine Wachsfigur geworden zu ſeyn, die es ſelber nicht merkt, wenn man auch ganze Stücke von ihr abſchlägt.

V.

Die deutsche Auswanderung.

Die deutsche Nation hat ihren Grundcharakter verändert, ja verlehrt. Aus dem activsten Volke der Welt ist sie das passivste geworden. Der deutsche Boden reichte niemals aus, um seine Kinder zu ernähren. In unserer Vorzeit aber waren wir ein starkes und stolzes Volk, eine herrliche, allen andern überlegene Race. Wir überschritten daher auch unsere Grenzen nie anders, denn als Eroberer und Herrn des Landes, welches wir betraten. Jetzt haben wir uns durch unsere Fürsten in enge Pferche einsperren lassen und ist von der fortdauernden und naturnothwendigen Auswanderung nur noch ein ängstliches und armseliges Durchschlüpfen landflüchtiger Individuen übrig, um die sich Niemand weiter bekümmert. Ehemals ergossen wir uns in breiter, zusammengehaltener Strömung über fremde Länder, jetzt sickern wir nur noch tropfenweise durch und verirren uns in zerstreutem Regen auf fremdem Boden, um dort einzusickern und zu verschwinden. Vormals wurde alles deutsch, wo wir hinkamen, jetzt hört unsere Nationalität an der Grenze auf.

Die deutsche Geschichte beginnt mit Auswanderungen, mit Völkerwanderungen. Die Eroberungslust der Deutschen erklärt sich im Mittelalter ganz ebenso, wie in den frühern Perioden, aus der Uebervölkerung, und die Herrschsucht aus dem Bewußtseyn der Stärke. Wie schon vor Karl dem Großen ungeheure Schaaren von Deutschen in Italien, Gallien, Spanien und England, ja selbst in Afrika eingefallen waren und neue Reiche daselbst gegründet hatten, so fluthete die germanische Völkerströmung auch nach Karl dem Großen fort und ergoß sich wiederholt in Italien, und neuerdings in die Slavenländer, dann der weitgestreckten Küste der Ostsee entlang und ins heilige Land. Auch gerieth diese Strömung nur immer zeitweise ins Stocken, wenn die Deutschen sich durch innerliche Kriege aufrieben oder die menschenvertilgende Pest wüthete. Nach der Reformation fand ein neuer Abfluß statt durch Holland in dessen Kolonien, später über England nach Amerika und nach

Außland. Das deutſche Volk hat wie ein Bienenſtock unaufhörlich ſeine Schwärme ausgeſendet und das Bedürfniß, zu erobern oder Kolonien zu gründen, wird heute noch eben ſo lebhaft empfunden, wie je in einer früheren Epoche. — Wir brauchen nur den einzigen Umſtand zu erwägen, daß auch die uns überragenden und uns feindlichen Nachbarſtaaten in den letzten Jahrhunderten alle ihre Eroberungen nur durch Deutſche gemacht haben, durch jene verblendeten Deutſchen, die ihrem eigenen Vaterland untreu, den Fremden dienten, oder wohl gar von verrätheriſchen Regierungen dem Ausland verkauft wurden. Ohne die Weimaraner hätte Ludwig XIII., ohne ſeine 30,000 tapferen Schweizer hätte Ludwig XIV., ohne die Rheinländer, Niederländer, Schweizer und Rheinbündner hätte Napoleon ſelbſt ſo große Erfolge nimmer errungen. Noch gegenwärtig konſumirt der Krieg in Afrika tauſende von Deutſchen. Die Kolonien Englands werden unaufhörlich von Deutſchen ergänzt, die gemeiniglich ſchon in der zweiten Generation engliſirt ſind. Auch Rußland hat ſeine großen Eroberungen hauptſächlich mit deutſcher Hülfe gemacht. Deutſche auf dem Thron, Deutſche im Miniſterium, Deutſche an der Spitze des Heeres, der Induſtrie ꝛc. haben den unermeßlichen Koloß in Bewegung geſetzt. Und wo iſt eine große Stadt in irgend einem Theile Europas, wo nicht Hunderte und Tauſende von Deutſchen ſich eingebürgert hätten? London, Paris, Petersburg wimmeln von Deutſchen, deutſche Handelshäuſer ziehen ihre kaufmänniſche Adelskette um alle Küſten und durch alle Binnenländer. Die Chefs der größten Etabliſſements im Auslande ſind zum nicht geringen Theile Deutſche. Nicht bloß den unechten, auch den echten Champagner fabriciren großentheils Deutſche. Kurz auch noch mitten im politiſchen Elend haben die Deutſchen im Stillen erobert.

Unſere Leiſtungen kamen aber je länger, je mehr nur den Fremden zu gute und nicht mehr dem in Deutſchland zurückgebliebenen Kern des Volks. Wenn der Engländer auswandert, ſo gründet er große ſelbſtändige Kolonien oder erobert, und die Ausgewanderten bleiben mit dem Mutterland in Verbindung, vermehren deſſen Macht und Wohlſtand. Wenn die Franzoſen auswandern, erreichen ſie zwar vermöge ihres leichtern Blutes nie ſolche dauerhafte Vortheile, wie die Engländer, kommen doch aber überall, wo ſie hinkommen, nur als Herren und Gebieter hin. Sogar die Ruſſen, wie tief ſie an Bildung unter uns ſtehen, koloniſiren doch mit eben ſo viel praktiſchem Geſchick, wie die Engländer, eben ſo

massenhaft und auf die Dauer, während sie zugleich die militärischen Herren aller der Länder werden, in welche sie kommen. Wie sonderbar, wie schimpflich verhält sich gegen sie alle der Deutsche? Deutschland schickt jährlich nach allen Weltgegenden hin mehr Auswanderer, als England, Frankreich und Rußland zusammengenommen. Es könnte mit dem Ueberfluß seiner Bevölkerung jene Staaten alle überflügeln; es bietet bei weitem die größte und, die Engländer ausgenommen, auch ohne Zweifel die intelligenteste Masse der Kolonisten dar, und doch dienen diese Hunderttausende, die alle Jahre fortgehen und binnen wenigen Jahrzehnten zu mehreren Millionen angewachsen sind, ihrem Vaterlande nicht, weil sie ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten wissen, sondern in fremde Nationen übergehen und fremden, Deutschland feindlichen Staaten dienen, daher Deutschlands Macht und Wohlstand nicht vergrößern, sondern ruiniren helfen. Den Nerv der russischen Macht bilden schon seit hundert Jahren die deutschen Staatsmänner und Feldherrn, die deutschen Denker und Techniker daselbst, und nicht nur die deutschen Ostseeprovinzen, auch die neuen großen deutschen Kolonien im Innern und Süden Rußlands verstärken die Macht Rußlands zum Schrecken Deutschlands. Daß in Straßburg der Deutsche gegen Deutschland Schildwacht steht, ist eine alte Sache; aber auch Paris zählt mehr Deutsche, als manche mittlere deutsche Hauptstadt, und die Deutschen in Frankreich sind in der Regel die besten Franzosen. In allen Handelsstädten Italiens wimmelt es von Deutschen, aber nach dem Sprichwort Tedesco italianizzato è diavolo incarnato darf man sich nicht wundern, wenn viele unter ihnen in das Geschrei: Tod den Deutschen! einstimmen. — Die Donau hinab und im Orient wimmelt es von Deutschen, aber sie gelten nichts. Ein Hospodar durfte noch vor Kurzem ein tugendhaftes deutsches Mädchen auf kannibalische Weise peitschen lassen, ohne daß es eine Vertretung deutscher Nationalehre gegeben hätte, welche diesen Barbaren zu bestrafen nur den Gedanken hätte fassen können, geschweige zur That zu schreiten.

Auch in der neuen Welt tritt der Deutsche, wenn gleich in großer Zahl, doch nicht selbständig auf, sondern duckt sich unter die angloamerikanische Sitte und Unsitte und wird in wenigen Generationen seiner eigenen Nationalität entfremdet. In Brasilien hat er gar eine Zeitlang die Rolle des weißen Sklaven neben dem schwarzen gespielt.

Betrachtet man das deutsche Volk als ein großes Betriebskapital, so läßt sich nicht leugnen, seine Gesammtadministration war seit einigen

beweist, wie zart und edel die Deutſchen zu denken und zu empfinden wußten, und die erſt ſpäter herrſchend gewordene Barbarei der Reformationsſprache erklärt ſich nur als eine Wirkung des mönchiſchen Geiſtes, des im Kloſterleben erzeugten Cynismus, und hat inſofern wenigſtens mittelbar eine romaniſche Quelle. Auch nahmen die deutſchen Glaubenshelden nur die äußere Rohheit der Mönchsſprache an, der Kern ihrer Schriften war ſtreng ſittlich und fromm.

In Italien und Frankreich hatte ſich ebenfalls eine Oppoſition gegen die Hierarchie gebildet, allein da ſie nicht aus dem germaniſchen Element, nicht aus der volksthümlichen Sittlichkeit hervorging, ſondern aus dem durch das Studium der Claſſiker wiederbelebten antiken, altheidniſchen Element, ſo war ſie auch von ganz anderer Art, als die Oppoſition der deutſchen Reformatoren. In Aretino machte ſich die nackte Immoralität der verdorbenſten römiſchen Kaiſerzeit, in Machiavelli die unſittliche Politik der antiken Tyrannei und in Boccaccio die alles verſpottende Ironie Lucians geltend. Alle waren geiſtreich, aber auch alle unſittlich; ihr Wirken war ein negatives, unfruchtbares, troſtloſes. Sie lehrten einreißen, zerſtören, nicht gründen. Wie anders unſer Luther, deſſen Wirken durch und durch poſitiv war und der nur herſtellen wollte, ſtets beklagend, daß er dies nicht könne, ohne zugleich zerſtören zu müſſen.

In Frankreich wurde das germaniſch-reformatoriſche Element in den Hugenotten nach langem Kampfe beſiegt und ausgerottet. Auch hier konnte, wie in Italien, nur eine romaniſche antik-heidniſche Oppoſition auftreten und Voltaire vereinigte gewiſſermaßen das Genie Aretino's, Machiavelli's und Boccaccio's in ſeinen welthiſtoriſch gewordenen Schriften.

Deutſchland wurde dem Einfluß dieſer unſittlichen, antiken, urſprünglich vollkommen undeutſchen Oppoſition zugänglich, theils weil die noch immer um ihre Sicherheit bange, oder nach Eroberungen gierige proteſtantiſche Partei in ihr eine natürliche Bundesgenoſſin gegen die römiſche Hierarchie ſah, theils weil Deutſchland damals zerriſſen, entkräftet, ohne Nationalgefühl, dem furchtbaren Religionskampfe kaum entronnen war und ſich durch das Ausland, von dem es politiſch dominirt wurde, auch literariſch blenden ließ. Allein Voltaire ging nicht in das Blut der Deutſchen über.

Jahrhunderten die schlechteste, die man erdenken kann. Aus diesem zahlreichen, fleißigen und tüchtigen Volke, das jährlich hunderttausende seiner Söhne auswärts beschäftigen kann, ohne dadurch im Innern etwas zu entbehren, ließe sich etwas ganz anderes und besseres machen, wenn Einigkeit unter die Administration käme, und wenn sie, nicht mehr in Sonderinteressen getheilt, einmal das Ganze berücksichtigten. Unstreitig gehört es zu den wichtigsten Aufgaben einer künftigen großartigeren deutschen Nationaleinheit, auch den Deutschen im Ausland und den Auswanderern Aufmerksamkeit zu schenken, ihre Rechte so weit möglich zu sichern und ihre Kräfte dem Vaterlande so weit möglich dienstbar zu erhalten.

Die größte Auswanderung hat in neuerer Zeit nach Amerika stattgefunden, aber die Deutschen haben dort ihre Nationalität nicht bewahrt; nach ein paar Generationen wurden sie immer Anglo-Amerikaner. Werden sie jemals dem deutschen Mutterlande nützlich werden, wie es die Engländer in ihren Kolonien dem englischen Mutterlande sind? Gustav Struve, der diese Frage behandelt hat, beklagt, daß so viele Millionen Deutsche in alle Welt hinaus wandern und dem Vaterlande entfremdet werden, ohne ihm ferner zu nützen, ja sogar um demselben zu schaden, wenn es den Regierungen der Staaten, in die sie auswandern, einfällt, deutsches Interesse zu bekämpfen. So sind es die Deutschen in Rußland, welche die russische Politik schon länger als ein Jahrhundert zum Verderben Deutschlands handhaben. So besteht ein ganzes Drittel der Matrosen auf englischen Schiffen aus Deutschen, die von den weit erstreckten Küsten der Nord- und Ostsee kommen und den Engländern um Sold dienen, während alle jene deutschen Küsten unbeschützt daliegen und Deutschland keine Flotte besitzt. Wenn Engländer und Franzosen auswandern, so gründen sie, wie vormals Spanier, Portugiesen und Holländer, große Colonien, die dem Mutterlande unterthan bleiben, dessen Macht und Reichthum vermehren. In den Colonien wurzelt der Nationalreichthum, dort wird der Privatreichthum erworben, dort versorgt man die Kinder. Was hätten die vielen Millionen Deutsche, die nach Amerika und Rußland ausgewandert sind und sich unablässig auch in allen Theilen des südlichen und westlichen Europa zerstreut haben, für große Colonien gründen können, wenn sie zusammengehalten hätten und von einer mächtigen Nationalregierung im Mutterlande unterstützt worden wären! Wir sind nicht der Meinung des Herrn Struve, daß alle jene Millionen hätten in

Deutſchland bleiben ſollen und bei gehöriger Bodenkultur und Induſtrie auch würden Platz gefunden haben. Wir ſind vielmehr der Anſicht, das deutſche Volk habe niemals Platz in ſeinen Grenzen gehabt und werde ihn nie haben, weil es eine unerſchöpfliche Uebervölkerung hat, es ſey alſo von der Natur ſelbſt auf das Erobern und Coloniſiren angewieſen. Hoffentlich wird man den deutſchen Herkules nicht ausſchließlich an den Spinnrocken einheimiſcher Induſtrie ſetzen.

Man hat in den vierziger Jahren an eine Coloniſirung von Deutſchland aus gedacht und dafür ein paar kleine Inſeln im Weltmeer in Ausſicht genommen. Es iſt lächerlich, an ein paar kleine Inſeln bei den Antipoden zu denken, wenn es ſich von deutſchen Colonien handelt. Das hieße den Elephanten in eine Nußſchale ſetzen wollen. Es iſt ein wahrer Skandal, auf ein paar elenden Inſeln in der Südſee, unter engliſchen Flotten, den Keim eines der großen deutſchen Nation angemeſſenen Marine- und Colonialſyſtems aufgehen ſehen zu wollen. Die Deutſchen haben vielleicht niemals etwas Alberneres geträumt und kleinmüthiger von ſich ſelbſt gedacht. Um die deutſche Uebervölkerung aufzunehmen, braucht es breite Länder, wie die deutſchen Provinzen in Nordamerika und am ſchwarzen Meere beweiſen. Je näher man aber dieſe Länder am Mutterlande haben kann, um ſo beſſer. Lägen alle die zahlreichen und blühenden deutſchen Städte und Dörfer, die jetzt Nordamerika zieren, längs der Donau und am Pruth und ſchlöſſen ſie ſich an die deutſchen Colonien in der Nähe von Odeſſa an, ſo würden ſie ein ſchwer wiegendes Gewicht in die Wagſchale europäiſcher Politik zu Gunſten Deutſchlands und zunächſt Oeſterreichs legen, während ſie im fernen Amerika der alten Heimath nur geringen Vortheil gewähren.

Wenn man durchaus fern liegende Colonien haben und ſich unter die großen Seemächte eindrängen wollte, ſo wäre das natürlichſte, durch deutſche Auswanderer die holländiſchen Colonien zu vergrößern. Hätten die Holländer ſeit dreihundert Jahren die deutſche Auswanderung nach ihren Colonien hingelenkt, ſo wäre ganz Südafrika jetzt germaniſirt und würden die Sunda-Inſeln gegenüber ein großes, das Weltmeer beherrſchendes Reich bilden, während die Holländer ſich in ihrer Schwäche vom Cap haben müſſen vertreiben laſſen und ihr oſtindiſches Beſitzthum um den Mittelpunkt Batavia her nur zwerghaft und verkümmert geblieben iſt.

Eins der, wenn nicht ſchwärzeſten, doch ſchmutzigſten Blätter der

deutschen Geschichte füllen die Betrügereien; Mißhandlungen und Beraubungen aus, denen deutsche Auswanderer in fremden Ländern ausgesetzt waren und es bis auf die neueste Zeit geblieben sind, weil die deutschen Regierungen ihnen nie den geringsten Schutz gewährt haben. Wo immer ein Engländer oder Franzose, und wäre es im fernsten Winkel der Erde, beleidigt oder beraubt wird, sind stets stolze Flotten bereit, ihm Genugthuung zu verschaffen, oder ihn zu rächen. Deutsche dürfen zu Hunderten und zu Tausenden auf fremde Erde verlockt, dort betrogen und beraubt werden und im Elend verschmachten, es gibt keine deutsche Staatsgewalt, welche Sorge für sie trüge. Zur Zeit des Bundestages durften sich ganze Banden in den deutschen Seeplätzen etabliren, um deutsche Auswanderer nach Brasilien zu verlocken und dort als weiße Sklaven zu verkaufen, oder in Urwälder zu schicken, wo sie hilflos umkamen, oder sie schon unterwegs auf den Schiffen verhungern zu lassen, weil ihnen von der brasilianischen Regierung, sie mochten todt oder lebendig seyn, Stück für Stück bezahlt wurde. Ein gewisser Schäfer, mit einem höhern militärischen Range bekleidet, durfte diesen Menschenhandel noch in den dreißiger Jahren in Hamburg ganz offen treiben, obgleich die Presse seine Betrügereien bereits entlarvt hatte. Man erhält darüber Auskunft in Schlichthorst's Buch über Rio de Janeiro, gedruckt in Hannover 1829, worüber ich im Literaturblatt desselben Jahres, Nro. 92, Bericht erstattet habe. Der Seelenverkauf nach Brasilien hat übrigens fortgedauert, worüber man die ausführlichsten Nachrichten findet bei Avé-Lallemant, Reisen nach Süd- und Nordbrasilien 1859 und 1860.

Womöglich noch abscheulicher ist der langgeübte jährliche Kinderverkauf aus Hessen nach England. Ruchlose Spekulanten kaufen arme Mädchen noch als Kinder, um diese hübsche Race in London der Prostitution zu überliefern. Eine schon alt gewohnte Sache, oft mit Entrüstung gerügt, der aber noch keine Polizei Einhalt gethan hat, die der deutsche Bundestag zu beachten unter seiner Würde hielt.

Im vorigen Jahrhundert verkaufte der Landgraf von Hessen seine Unterthanen an die Holländer und Engländer als Soldaten, ließ sie in Ketten fortschleppen und für eine fremde Sache hinmorden. Auch Herzog Karl von Württemberg ging so menschenfreundlich mit seinen Unterthanen um. Etwas anders verhält es sich mit den freiwilligen Fremdenlegionen. Die der Schweizer haben großen und verdienten Ruhm er-

langt und der Söldnerdienſt erſcheint einem kräftigen, aber armen Bergvolke angemeſſen. Nur freilich hätten die Schweizer, als Stamm- und vormalige Reichsgenoſſen der Deutſchen, es jederzeit verſchmähen ſollen, im Solde Frankreichs gegen uns zu kämpfen. Sehr kläglich und unwürdig war das Schickſal der deutſchen Fremdenlegionen neuerer Zeit im Dienſte Frankreichs in Algier und Spanien. Wir lernen ihre Schickſale aus den Memoiren des hannöver'ſchen Freiherrn von Hammerſtein (1838) und aus den Bildern aus Spanien eines Herrn von Roſen (1843) kennen. Der erſtere ſchreibt: „Wir gingen auf die Soldaten der Fremdenlegion zu, welche, nachdem die douaniers ihre elenden Fetzen viſitirt hatten, in einer Gruppe zuſammen ſtanden, oder auf ihren Torniſtern, wie matte Fliegen, herumlagen und zwar gerade an einer Stelle, wo der Freiheitsbaum, mit den drei Farben geſchmückt, und dem galliſchen Hahne gekrönt, auf dem Port errichtet war. Für dieſes ſie trügende Symbol hatten ſie in den Wüſten Afrikas geſtritten, waren ſie zu Krüppeln geſchoſſen, zu Schatten geworden, und konnten nun, als Bettler, ihre ſiechen Körper der Heimath zuſchleppen. Die Marſchroute nach Hauſe war ſchon viſirt. Kein verabſchiedeter Soldat der Legion darf nur einen Tag mehr in Frankreich weilen. — Die franzöſiſchen Spitäler ſind die Hôtels, welche die unglücklichen Menſchen auf dem Wege nach Hauſe aufnehmen. Der franzöſiſche Bürger verſchließt ihnen die Thüre. — — Friede ſey mit eurer Aſche, arme, beklagenswerthe, verirrte, unglückliche Jünglinge und ehemalige Waffengefährten, — ihr habt ausgelitten! und was ihr im Leben verbrachet, politiſche und criminelle Verbrechen, ihr ſeyd amneſtirt durch den General-Pardon göttlicher Gerechtigkeit! Fielt ihr auf dem Felde der Ehre durch des Beduinen lange eiſerne Feuerröhre, oder durch des Spaniers hinterliſtigen Dolch; verhungertet ihr in franzöſiſchen Spitälern, oder in den Gefängniſſen der Carliſten; verſchmachtetet ihr auf der Rückkehr nach der nieerreichten, gaſtlichen Heimath, oder fielt ihr im rühmlichen Kampfe an der Seite des braven Conrad, — wo ihr auch gefallen ſeyn möget, wie ihr die verzweifelnden Seelen aufgabt, — der Himmel ſteht euch offen: Wer in der Fremdenlegion diente, der braucht keine Hölle zu fürchten!"

Herr von Roſen ſagt dasſelbe. „Die Fremdenlegion opferte ſich mit unglaublicher Tapferkeit, die aber nie anerkannt wurde. Nur geborne Franzoſen durften ſie commandiren und nur franzöſiſchen Bataillonen wurde von der Regierung Lob geſpendet und gedankt.

Noch viel ruhmloſer und elender war und iſt das Loos der Deutſchen im holländiſchen Solde auf Java und Sumatra. Ueber ſie geben die beſte Auskunft Epp, Schilderungen aus Oſtindiens Archipel (1841), Heinzen, Reiſe nach Batavia (1841) und Schanckweiler's Fahrten und Abenteuer auf den oſtindiſchen Inſeln (1846). Der erſtere ſagt: „Die reichen Holländer laſſen ſich von den Deutſchen im Kriege, von den Chineſen und Malaien beim Bergbau, bei den Pflanzungen ꝛc. bedienen und liegen ſelbſt ſchwelgend oder ſchlafend auf ihrem alten Golde. Die armen deutſchen Auswanderer verſchmachten in den kleinen Garniſonen und Faktoreien vor Hitze, oder in den Spitälern an tödtlichen Fiebern, wenn ſie nicht, was zuweilen auch geſchieht, von dem einheimiſchen Stamme der Batta gefreſſen werden. Denn dieſe Batta's ſind äußerſt erpicht auf Menſchenfleiſch, und ſo lecker, daß ſie am liebſten von noch lebenden Menſchen abſchneiden und am Feuer ein wenig geröſtet mit Citronenſaft verzehren. Von den vielen Deutſchen, die jährlich in die holländiſchen Colonien gehen, kommt ſelten oder nie einer zurück, der wirklich auf irgend eine Art ſein Glück gemacht hat."

Heinzen äußert ſich empört über die unmenſchliche Rohheit, mit der die Holländer die Deutſchen behandeln. Ebenſo Schanckweiler. „In ein Regiment geſteckt, machte er die Reiſe nach Batavia gleich ſo vielen andern unglücklichen oder leichtſinnigen Söhnen Deutſchlands, die dort begraben liegen. Unſere Landsleute werden jährlich auf dem nämlichen Wege in den Tod geſchickt, da das Klima mehr noch als der kleine Krieg mit den Menſchenfreſſern und Aufwieglern die Soldateska aufreibt, die daher beſtändig ergänzt werden muß. Obgleich nun die gepreßten oder geworbenen Deutſchen den Holländern in ihren oſtindiſchen Beſitzungen die größten Dienſte leiſten, werden ſie von denſelben doch unfreundlich genug behandelt und beſonders ſpielt bei ihnen das berüchtigte Schimpfwort Muff eine große Rolle." Wahrſcheinlich wiſſen nur wenige Leſer, warum die Holländer uns Deutſche Muff nennen. Muffe heißen die dicken Pelzhandſchuhe, welche die weſtphäliſchen Truppen trugen, mit denen der kriegeriſche Biſchof von Münſter Bernhard van Galen, im ſiebzehnten Jahrhundert, in Verbindung mit den Franzoſen die Holländer angriff. Damals, als die Holländer muthig jenen nichtswürdigen Angriff zurückſchlugen, kam der Hohnname auf, den wir uns bis auf den heutigen Tag gefallen laſſen müſſen.

Gegenüber den vielen tauſend jungen Männern aus Deutſchland,

die im Ausland zu Grunde gehen, ſehen wir eine gleiche Zahl deutſcher Mädchen im Vaterlande zurückbleiben, die alle jene hätten heirathen und Familien gründen können, nun aber ohne Männer ſich durchhelfen und größtentheils freudelos ihr Leben beſchließen müſſen. Staatsrath von Rümelin berechnet in den württembergiſchen Jahrbüchern, Jahrg. 1863, daß allein in Württemberg nicht weniger als 93,695 mannbare Mädchen mehr exiſtiren als heirathsfähige Männer, weil aus dieſem kleinen Lande eine außerordentliche Menge junger Männer jährlich auswandern, um anderwärts ihr Glück zu ſuchen, beſonders in Nordamerika, und nicht wiederkommen. Mädchen wandern ungleich ſeltner aus, wagen es nicht, oder haben die Mittel nicht, ſich allein in einer fremden Welt fortzubringen. Beſäße Deutſchland große Colonien, ſo würden auch Mädchen in großer Zahl dahin auswandern, weil ſie ſicher wären, eine zweite Heimath zu finden. Zu den Nationaltugenden unſerer Väter gehörte, daß ſie auf ihren kriegeriſchen Wanderungen immer ihre Weiber und Töchter mitnahmen und es verſchmähten, fremde Weiber zu nehmen. Ihr Selbſtgefühl und Racenſtolz duldete ſolche Mißheirathen nicht. Wahrlich, dieſe ſ. g. Barbaren waren mehr werth als wir.

Wenn wir die deutſche Nation als ein großes Capital anſehen, ſo iſt kein Zweifel, daß dasſelbe ſchon ſeit Jahrhunderten von den vielköpfigen Regierungen, welche zuletzt ſeit 1815 im deutſchen Bunde zuſammenwirkten, unverantwortlich ſchlecht verwaltet worden iſt. Man hat nicht nur große Theile dieſes Capitals in fremde Hände fallen laſſen, ſondern auch den Reſt dermaßen ungeſchickt und gewiſſenlos verwaltet, daß er bei weitem die Zinſen nicht getragen hat, die er hätte tragen können. Deutſche, welche dem einigen deutſchen Reiche angehören und keine andere Fahne kennen ſollten, als die deutſche, dienen jenſeits des Rheins und jenſeits des Niemen fremden Herrſchern und folgen fremden Fahnen. Elſäßer und Lothringer ſind muſterhafte franzöſiſche Soldaten. Die Vogeſenjäger, deren wir oben erwähnten, ſind Lieblingskinder Frankreichs geworden. In den deutſchen Oſtſeeprovinzen hilft ein ebenſo herrlicher Schlag deutſcher Menſchen das Reich des Czaaren vergrößern und trugen ſeit anderthalb Jahrhunderten deutſche Miniſter und Generale das meiſte zum Aufſchwung Rußlands bei. Millionen kraftvoller Deutſchen mehren die Macht und Größe der anglo-amerikaniſchen Union. In London, Paris, Petersburg leben ſo viele Deutſche, daß ſie allein der Einwohnerzahl der größten Städte in Deutſchland ſelbſt (Berlin und Wien ausge-

nommen) gleichkommen. In allen europäiſchen und außereuropäiſchen Handelsſtädten ſind zahlreiche deutſche Kaufleute angeſiedelt, welche die großartigſten Geſchäfte machen, aber alles nur um den Reichthum und die Macht des nichtdeutſchen Staates, in den ſie übergeſiedelt ſind, zu vermehren. Alle dieſe Arbeitskräfte, alle dieſe Capitale verliert die deutſche Nation an das Ausland und behält nichts davon. Gleich dem Aderlaßmännchen in den alten Kalendern ſpritzt ſie ihr Blut aus allen Gliedern heraus, unbekümmert, wohin es fällt, und verjüngt und ſtärkt damit nur fremde Nationen.

Und das alles nur, weil wir bisher, in Vielſtaaterei verſunken, kein einiges Reich bildeten und eines großartigen Colonialſyſtems entbehrten.

Anhang.

Von der unnatürlichen Ueberſchätzung des Fremden

und von der

Unterſchätzung unſerer eigenen Nationalität.

VI.

Herunterkommen des Nationalgeistes.

Er war mit ſeinem ganzen Weſen den Deutſchen viel zu ſehr entgegengeſetzt. Auch die zahlreiche Schule von unſittlichen Schriftſtellern, die er gründete, verführte nur die regelmäßig nach Paris wallfahrenden jungen deutſchen Ariſtokraten und einige zerſtreute Fanatiker, Illuminaten ꝛc., die ſofort das deutſche Kleid aus- und das franzöſiſche anzogen. Immer aber blieb eine ſtrenge Scheidung des frivolen franzöſiſchen und des fromm-ſittlichen deutſchen Geiſtes deutlich bemerkbar und jener franzöſiſche Geiſt drang weder in unſer Volk, noch gelang es ihm, die mit Klopſtock und Leſſing beginnende großartige Wiedergeburt der deutſchen Poeſie zu verhindern.

Man kann nun dieſe älteren franzöſiſchen Dichter wie eine feindliche Armee betrachten, die in unſere deutſchen Fluren eingebrochen iſt, die auch viele Verräther unter uns gefunden hat, die aber nie in unſerer Mitte verweilen, uns nie in unſerm Lande auf die Dauer beherrſchen konnte. Ja wir müſſen ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſie handelten offen, frei und nicht ohne jene altfranzöſiſche ritterliche Keckheit, die man ſelbſt auf der laſterhaften Bahn noch bewundern kann. Sie verführten die, in denen ohnedin ſchlechte Neigungen vorherrſchten, aber ſie ſchlichen ſich nicht mit heuchleriſchen Künſten in kindliche und redliche Gemüther ein. Sie traten ſo offen heidniſch gegen das Chriſtenthum und ſo fauniſch frech gegen die guten Sitten auf, daß man auf den erſten Blick wußte, wer ſie ſeyen und was ſie wollten, ſich alſo vor ihnen hüten konnte.

Sie vermochten unſerer deutſchen Poeſie um ſo weniger gefährlich zu werden, als dieſe damals zugleich von England herüber einen dem franzöſiſchen gerade entgegengeſetzten Impuls empfing. Nimmt man die wenigen engliſchen Dichter aus, die ein wenig von Voltaire's Geiſt angeſteckt waren, ſo waltete in der engliſchen Poeſie durchgängig der reine germaniſche Charakter, die zarteſte und tiefſte Empfindung, die noch immer die Ehre der Frauen und ritterlichen Sinn als das höchſte Geſetz erkannte, und dabei eine aus dem bürgerlichen Leben hervorgegangene kräftige und geiſtvolle Natürlichkeit, ein Volkshumor, der ſich alles erlaubte und doch nie aus den Schranken der Ehrenhaftigkeit trat.

In Shakespeare finden wir neben dem klarſten Bewußtſeyn eines gebildeten modernen Geiſtes zugleich die unverbrüchlichſte

1.

Die nationale Resignation.

Schon oft ist bitter geklagt worden, daß keine Nation in der Welt weniger Nationalstolz besitzt, leichtsinniger ihre Nationalität verleugnet und eine fremde annimmt, als die deutsche. Man hat wohl gesagt, das sey die welthistorische Bestimmung der Deutschen, ein ihnen angeborener kosmopolitischer und humaner Instinct, vermöge dessen sie berufen und befähigt seyen, gesunkene Völker, mit denen sie sich vermischen, zu regeneriren, rohe Völker auszubilden und überhaupt überall nützlich zu werden durch ihren Fleiß und durch ihre geistige Begabung. Indessen war eine solche Hingebung an andere doch nicht der Grundzug im deutschen Volkscharakter, als die Deutschen noch Energie genug besaßen, erobernd ihr großes Reich zu gründen. Wenn man jetzt ihren Kosmopolitismus und ihre gutherzige Hingebung an fremde Nationen rühmt, so macht man aus der Noth eine Tugend. In der That ist es keine Tugend, sondern nur Noth, wenn der deutsche Auswanderer froh ist, anderswo eine Heimath zu finden.

Die meisten Deutschen, die in fremde Länder wandern, thun es aus Noth. Früher wurden sie zu tausenden der Religion wegen vertrieben, später eine nicht geringe Zahl als politische Flüchtlinge, Millionen aber aus Armuth, weil sie ihr Brod in der Heimath nicht mehr verdienen konnten, weil die Uebervölkerung und zu große Concurrenz, oder die Mißregierung im engeren Vaterlande sie vertrieb. Sie hatten ja kein großes Vaterland mehr, das sich ihrer angenommen hätte und auf das sie hätten stolz seyn können. Wenn sie anderswo besser ihr Brod fanden und Genossen einer sich wohler fühlenden und stolzern Nation wurden, wer hätte sie tadeln wollen, daß sie gern die bundesstaatliche Misere Deutschlands hinter sich ließen?

Dasselbe gilt von den Deutschen unserer Grenzprovinzen, die unter fremde Herrschaft kamen. Im alten Reiche zerstückelt, an vielerlei geist-

liche und weltliche Territorialherren vertheilt, als Bauern verdummt und mißhandelt, als Bürger nur an Kirchthurmsintereſſen gewieſen und durch die Uebermacht der Fürſten zu einem feigen Philiſterthum hinabgewürdigt, als Adel in den Servilismus und die Corruption der Höfe verſunken, oder auf den heimiſchen Schlöſſern die Karrikatur eines ſouveränen Krautjunkerthums darſtellend, waren die Deutſchen durchaus nur noch Particulariſten und hatten alles Gefühl der nationalen Zuſammengehörigkeit verloren, als ſie im dreißigjährigen Kriege von fremden Armeen überzogen und an fremde Gewalt gewöhnt wurden. Das gräßliche Elend jener Zeiten und die fortgeſetzte Mißregierung der vielen Fürſten und Herren im Reſt des Reichs machten die Deutſchen zahm. Wenn ſie nur wenigſtens nicht mehr die Kriegsnöthe litten, ſondern nur in Frieden wieder ruhig arbeiten konnten, waren ſie mit jedem Herrn zufrieden, mochte er deutſch ſeyn oder nicht. In dieſer Reſignation der Angſt und Noth wurde der Elſäßer gehorſamer Unterthan Frankreichs, der Pommer gehorſamer Unterthan Schwedens.

Der Elſäßer und ſpäter der Lothringer fanden am Ende in Frankreich die großartige Staatseinheit, welche Deutſchland fehlte. Sie nahmen Theil an allen Vortheilen und an der Ehre derſelben. Kann man ihnen vorwerfen, daß ſie gute Franzoſen wurden? Wenn ſie es nicht geworden wären, wenn ihr deutſcher Nationalſtolz ſich gegen die Zumuthung, Franzoſen zu werden, empört hätte, würden ſie in Deutſchland ſelber gar keine Sympathien gefunden haben. Der deutſche Nationalſtolz fehlte ihnen und mußte ihnen fehlen, weil er überall in Deutſchland fehlte. Wie hätte ihnen das Franzöſiſchwerden unanſtändig vorkommen ſollen, wenn in ganz Deutſchland Höfe, Adel, Literatur, Mode franzöſiſch zugeſtutzt waren, ganz Deutſchland ſclaviſch dem franzöſiſchen Geiſt unterworfen war? Gleichwohl hat ſich im Elſaß, zumal auf dem Lande, die deutſche Sprache und Sitte wunderbar erhalten und iſt auch nicht leicht auszurotten. Denn der Elſäßer hat Einſicht genug, die Vortheile eines Franzoſen, des Genoſſen einer großen Nation, zu genießen, ohne darum ſeine behagliche deutſche Familienſitte und ſaubere Häuslichkeit mit welſchem Schmutze vertauſchen zu wollen. Er iſt alſo nur in politiſchem Sinne Franzoſe. Wenn Deutſchland ihm die ſtaatliche Einheit, Macht und Ehre zeigen könnte, wie Frankreich, ſo würde er auch politiſch lieber wieder ein Deutſcher ſeyn. Dazu bot man ihm aber niemals Gelegenheit. Vielmehr ſchreckte man ihn von deutſcher Seite ab, ſo daß er Gott

dankte, franzöſiſch bleiben zu dürfen. Nach Napoleons Sturz im Jahr 1814 wollte ſich eine deutſche Partei im Elſaß ehrlich an das vermeintlich wiedergeborene und vereinte Deutſchland anſchließen und auf dem vermeintlich frei gewordenen Rheinſtrom ſchwamm ein Straßburger Schiff Köln zu, aber gleich am badiſchen, darmſtädtiſchen und naſſauiſchen Ufer um Zoll angehalten, kehrte es den Kiel um und kehrte nach Straßburg zurück, über welches klägliche Ereigniß zur Schande der Deutſchen man den Rheiniſchen Merkur jener Zeit nachſchlagen mag.

Auch den Deutſchen in Rußland dürfen wir keinen ſchweren Vorwurf machen. Sie erfreuten ſich in hohem Maße ihrer Ueberlegenheit über die ſlaviſche Race und bewahrten auch noch im Dienſt der Czaaren ihre deutſche Sprache und Sitte. In den Oſtſeeprovinzen waren ſie durch bündige Verträge und Privilegien geſchützt, bis erſt in neueſter Zeit der deutſchen Sprache und Nationalität und dem lutheriſchen Glauben dieſelbe gewaltſame Vernichtung durch den unbeugſamen griechiſch-ruſſiſchen Cäſaropapismus droht, wie der polniſchen Sprache und Nationalität und dem katholiſchen Glauben.

Sogar in Hannover, mitten im deutſchen Reiche, war man ſtolz darauf, England anzugehören. Der Engländer galt dort mehr, als der Deutſche, obgleich von der freien Verfaſſung, von dem Rechte und von dem Reichthum der Engländer auf die Hannoveraner nichts überging. Man kann die nationale Reſignation der particulariſirten, von ihren Fürſten wie Schafe eingepferchten, zur Selbſtverachtung amtlich gezwungenen, feig geſchulten Deutſchen nicht lebendiger und treuer charakteriſiren, als es Freiherr Eugen von Hammerſtein in ſeinen 1838 zu Altona gedruckten Memoiren gethan hat. Die Schilderung iſt claſſiſch. Der Verfaſſer erzählt, wie ihn ein Engländer: Monsieur est Allemand? anredete. „Ueber dieſe impertinente Frage eines Menſchen, der mir nicht vorgeſtellt war (denn bei uns in Hannover redet kein Menſch den andern an, wenn er ihm nicht vorgeſtellt iſt. Offiziere, welche ſich nicht vorgeſtellt ſind, grüßen einander nicht), faſt außer Faſſung gebracht, antwortete ich ziemlich trocken: »Oui Monsieur — je suis Hannovrien, sujet de sa Majesté Britannique!« Dieſes Letztere ſetzte ich ſchnell hinzu, um den vernichtenden Ausſpruch, ich ſey ein ganzer Deutſcher, durch dieſen Zuſatz weniger ſchädlich zu machen. — Wollen Sie wohl glauben, lieber Arnold, daß die Frage zu beantworten, was für ein Landsmann ich ſey, mir noch lange Zeit unangenehm blieb, daß es mir

ſchmeichelte für einen Engländer zu paſſiren, und daß ich nie vergaß zu bemerken: ‚Unterthan ſeiner Majeſtät von England!‘ Dieſes unwürdige Gefühl, mich meines deutſchen Vaterlandes zu ſchämen, entſtand aus dieſer unglücklichen Vereinigung Hannovers und Englands unter einem Monarchen, und aus der frühen Erkenntniß unſerer verlornen Nationalität, welches meinen Stolz auf das Empfindlichſte kränkte. Es iſt in der That auch betrübend zu ſehen, mit welchem Stolz auf ſeine Nation der Engländer, der gemeine Engländer, wie ein geborner König auftritt, der galante Franzoſe ſein belle france herausſtreicht, und wie nur der gutmüthige Deutſche ſich in eine Ecke ſtellt, ſeinen Diener macht, und aus lauter Beſcheidenheit oder Verlegenheit über ſeine eigenen Beine fällt.“

Unſere nationale Reſignation hat etwas Rührendes, weil ſie uns im Verlauf der Zeiten zu einer Gewiſſensſache gemacht worden iſt und wir in unſerer Gutmüthigkeit ſo viele andere Verpflichtungen übernommen haben, daß wir die Pflicht gegen das Vaterland ganz vergeſſen müſſen. Schon die Kirche nahm uns nur als Menſchen in Anſpruch und gerade je frömmer die Deutſchen waren, um ſo unbedingter gaben ſie ſich der Kirche hin und dachten nicht daran, ſich nationale Rechte zu reſerviren, wie die Italiener als geborene Oberherrn der Kirche, oder wie die Franzoſen mit ihrem Gallikanismus. Auch die Reformation änderte darin nichts, ja ſie verſtärkte nur unſere nationale Reſignation. Denn der lutheriſche Glaube verlangte die tiefſte Demuth vor Gott, vor den Fürſten von Gottes Gnaden und vor der Obrigkeit. Sofern nun die neuen Landeskirchen nach der Reformation nach dem Grundſatz cujus regio ejus religio ausſchließlich Domänen ihrer Fürſten geworden waren und die Fürſten die Reformation gerade nur in ihrem dynaſtiſchen Sonderintereſſe, nur zu dem Zwecke begünſtigt hatten, ſich unabhängig vom deutſchen Reiche, wie von der allgemeinen Kirche, einen ſouveränen Sonderſtaat zu gründen, ſo mußten natürlich ihre Unterthanen von allem abſtrahiren, was ſie als Genoſſen der großen deutſchen Nation als Recht hätten fordern, als Pflicht hätten leiſten ſollen. Die einſt alle deutſche Brüder und Reichsgenoſſen geweſen, mußten ſich jetzt als Katholiken, Lutheraner und Calviniſten tödtlich haſſen, einander bekämpfen oder vor einander fliehen. Wie hätten ſie, in Religionshaß aufgezogen, den andersgläubigen Stammgenoſſen noch lieben dürfen?

Als die confeſſionellen Leidenſchaften ſich abkühlten, wurden die gebildeten Stände von der modernen Schulbildung und Mode beherrſcht,

die ebenfalls vom Patriotismus abſtrahirten. Durch die claſſiſche Bildung lernte die Jugend für Griechen und Römer ſchwärmen, und ein deutſches Nationalgefühl in ihr zu wecken, fiel den Lehrern umſoweniger ein, als ſie gehorſame Diener der Fürſten waren, denen nichts mehr zuwider und gefährlicher ſeyn mußte, als eine klare und wahre Kenntniß deutſcher Geſchichte und ein in allen Stämmen wieder erwachtes Nationalgefühl. Aus demſelben Grunde hatten die Fürſten ja auch das deutſche Recht durch das römiſche verdrängt. Indem aber die deutſchen Fürſten Ludwig XIV. wie in ſeinem Despotismus, ſo in ſeiner Unſittlichkeit und galanten Ueppigkeit nachahmten, kamen an ihren Höfen franzöſiſche Sprache und Mode auf. Schon ſeit dem dreißigjährigen Kriege kam hier alles auf franzöſiſchen Fuß und übte die franzöſiſche Literatur den größten Einfluß auf die deutſche. Nun ging aber der franzöſiſche Despotismus dem Bankerott entgegen. Die Nation empörte ſich gegen den Despotismus und die Verſchwendung des Hofes. Das Beiſpiel der Nordamerikaner, die ſich eben von England unabhängig gemacht und eine freie Republik gegründet hatten, wirkte mächtig auf die Franzoſen ein. Auch die Philoſophie Rouſſeaus begeiſterte damals die Franzoſen. Dieſer ſanfte Schwärmer träumte von einer Befreiung und Beglückung der ganzen Menſchheit und alles ſchwärmte mit ihm. Mehr und aufrichtiger als alle vielleicht die guten Deutſchen. Da ſich dieſe Schwärmerei in unſerem Jahrhundert wiederholt hat und unſerem Nationalintereſſe feindlich entgegentrat, ſchrieb ich in der deutſchen Vierteljahrſchrift vom Jahr 1839, Heft 4 einen längeren Aufſatz dagegen, der jene Zeitſtimmung und die große Sünde deutſcher Geiſter gegen die eigene Nation characteriſirte, aus dem ich hier einige Auszüge mittheile:

Im vorigen Jahrhundert begann unter den ſogenannten philoſophiſchen Köpfen eine wunderbare Schwärmerei für die Menſchheit, allein man verſtand darunter urſprünglich nur das Volk. Man achtete auf den großen Unterſchied und Gegenſatz dieſer beiden Begriffe noch nicht. Man wollte die Würde des Menſchen herſtellen, indem man die bisher unterdrückte Klaſſe, den tiers état, das eigentliche Volk emancipirte und die Vorrechte des Klerus und Adels abſchaffte. Man ging von der innern Politik aus, und blieb auch anfangs dabei ſtehen. Von den jungen Staatsverfaſſungen (in Frankreich, wie in Nordamerika) verlangte man, ſie ſollten zuerſt die allgemeinen Menſchenrechte und ſodann erſt die beſondern bürgerlichen Rechte ſanctioniren. Die Schwär-

merei für die Menſchheit galt alſo nur dem Volk und übte nur auf die innere Politik Einfluß. Die Menſchheit wurde vorangeſtellt, damit die künftigen Regierungen der jungen Staaten ſtets der Achtung, welche ſie den Menſchen oder den Regierten ſchuldig ſeyen, eingedenk bleiben ſollten. Auf das Völkerrecht, auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf das politiſche Verhältniß der einen Nation zur andern nahm man anfangs noch keine Rückſicht. Die Nationen, welche die allgemeinen Menſchenrechte predigten (die Amerikaner und die Franzoſen) hatten zunächſt mit ſich allein genug zu ſchaffen, und wollten nur in ihrer innern Politik reformiren. Am wenigſten aber fiel ihnen ein, unter ihrer menſchenliebenden Philoſophie den Kosmopolitismus, die Verſchmelzung aller Nationen, das Aufheben der Nationalitäten zu verſtehen. Die Nordamerikaner waren ſo weit davon entfernt, daß ſie in ihrer freien Republik, deren Verfaſſungsurkunde die Menſchenrechte an der Spitze trug, gleichwohl die Sklaverei der ſchwarzen Raçe beibehielten. Die Wortführer in Frankreich, Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, von denen jeder in anderer Weiſe die Geiſter bewegte und den großen Umſturz der Dinge vorbereitete, waren feurige Advokaten der Menſchheit, aber vor allen Dingen Franzoſen und ihr nationaler Patriotismus iſt nie in Zweifel gezogen worden.

Erſt in Deutſchland erhielt jene Schwärmerei für das allgemein Menſchliche unter dem Namen des Kosmopolitismus (Weltbürgerthums) eine ganz neue Bedeutung, indem derſelbe im Gegenſatz gegen den Patriotismus geltend gemacht und das Verſchwinden der einzelnen Nationen in der allgemeinen Menſchheit gepredigt wurde. Eine bedeutende Partei in Deutſchland dachte nicht nur auf die Emancipation der untern Klaſſen, auf den Umſturz der Hierarchie, Monarchie und Ariſtokratie, wie in Frankreich, ſondern ging noch viel weiter, und träumte bereits von einer Verſchmelzung aller Nationen und Menſchenracen zur einen, freien gleichen und untheilbaren Menſchheit. Die Syſtemſucht der Deutſchen führt gerne alle Ideen bis zur äußerſten Conſequenz durch, und die Zeitumſtände waren dem Patriotismus in Deutſchland damals ſo ungünſtig, daß ſich in jenen kosmopolitiſchen Sektirern keine Spur von Nationalgefühl vorfand und daß es ihnen nicht einmal einfiel, ſich der Verleugnung alles des Stolzes zu ſchämen, den ſie doch in ſo reichem Maaße bei den Franzoſen kennen lernten. In Frankreich war die Leidenſchaft für die Freiheit innig gepaart mit dem Nationalſtolz; in Deutſchland

begann ſie mit einer Verachtung deſſelben. In Frankreich kämpfte ſie unter der Aegide der Menſchheit für das Intereſſe und den Ruhm der Nation; in Deutſchland nahm ſie ihren Standpunkt außerhalb der eigenen Nation und erklärte derſelben ſogar im Namen einer blos in der Idee exiſtirenden allgemeinen Menſchheit ausdrücklich den Krieg.

Dieſe Partei war conſtituirt im ſogenannten Illuminatenbunde, der zuerſt im katholiſchen Süddeutſchland von Bayern aus, wo ihn Weishaupt nach dem Muſter der Jeſuitengeſellſchaft geſtiftet hatte, um ſich griff, bald aber auch durch den berühmten Freiherrn v. Knigge unter den Proteſtanten in Norddeutſchland ausgebreitet wurde. Der bei weitem größte Theil atheiſtiſcher und unſittlicher Schriften, die ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland ausgeſtreut wurden, kamen aus der Fabrik der Illuminaten. Friedrichs des Großen und Joſephs II. *Toleranz kam ihnen zu Statten, und ſie bedienten ſich mit großem Eifer der* Literatur, um mehr oder weniger deutlich auszuſprechen, was ſie wollten, die Gemüther dafür zu ſtimmen, und eine große Umgeſtaltung der Welt vorzubereiten. Ihre Hauptwaffe war witzige Verſpottung der Religion und verführeriſche Schlüpfrigkeit, Aufregung der Sinne, Anpreiſung der ſogenannten freien Sitten. Außerdem arbeiteten ſie hauptſächlich dahin, Einfluß auf die Anſtellungen in Staat und Kirche und auf den Unterricht in Schulen und Hochſchulen zu gewinnen.

Dies gelang ihnen wirklich im Anfang der achtziger Jahre, als Kaiſer Joſeph II. mit dem Papſt in Streit gerieth. Der geheime Bund war äußerſt geſchäftig, dieſe Zerwürfniſſe zwiſchen Staat und Kirche zu benutzen. Seine Mitglieder drängten ſich überall herbei und wurden als Publiciſten gegen den römiſchen Stuhl in Sold genommen. Sie ließen Hunderte von Schriften ausgehen, die unter dem Vorwand, nur die Hierarchie anzugreifen, dem Zweck des Bundes gemäß auf Zerſtörung des Chriſtenthums berechnet waren. Sie erſtarben in Loyalität, dieſe Illuminaten, indem ſie die kaiſerliche Majeſtät gegen die Anmaßung des Hohenprieſterthums in Schutz nahmen, dieſelben Illuminaten, die bald darauf die Kaiſerkrone, Scepter, Wappen und Farben des Reichs auf dem Scheiterhaufen verbrannten und mit franzöſiſchen Sansculotten auf deutſchem Boden um den Freiheitsbaum tanzten. Ihr Serviliſmus war Maske, und weit entfernt, dem Kaiſer einen Dienſt zu leiſten, compromittirten ſie nur ſeine Sache und trugen nicht wenig dazu bei, daß damals nicht er, ſondern die päpſtliche Partei ſiegte.

Wenn dieſe deutſche Sekte viel von den Franzoſen borgte und Deutſchland insbeſondere mit Ueberſetzungen der gott- und ſittenloſeſten Bücher aus der Schule Voltaires überſchwemmte, ſo übte ſie doch auch ihrerſeits Einfluß auf Frankreich. Baron Holbach, ein Pfälzer, gründete zu Paris eine große, gewöhnlich bei ihm ſich verſammelnde Geſellſchaft franzöſiſcher Philoſophen und Dichter, denen er die deutſche Conſequenz einimpfte und die bald neben der alten franzöſiſchen Frivolität jenen neuen, erſt von Deutſchland entlehnten, ſyſtematiſchen Fanatismus blicken ließ, der ſpäter ſo mächtig in die franzöſiſche Revolution eingriff. Dieſe Geſellſchaft, der ſogenannte Holbach'ſche Klub, machte ſich die Verbreitung atheiſtiſcher und obſcöner Schriften ebenſo zum Geſchäft, wie der Illuminatenbund in Deutſchland, und Holbach verwendete auf dieſe Induſtrie bedeutende Summen. Das berüchtigte système de la nature, das von dieſem Klub ausging, kann zum Maßſtabe dienen, wie weit die deutſche Syſtemſucht bereits den franzöſiſchen Leichtſinn beherrſcht hatte.

Es war natürlich, daß ſich die beiden verwandten Parteien in Frankreich und Deutſchland noch mehr nähern und eng verſchmelzen mußten. Von Seiten der deutſchen Illuminaten wurden die Franzoſen durch keinerlei Nationalſtolz zurückgeſtoßen, im Gegentheil gaben ſich die deutſchen Philoſophen ihren franzöſiſchen Brüdern im uneigennützigſten Kosmopolitismus hin und waren bereit, der ſogenannten Sache der Menſchheit ihr deutſches Vaterland aufzuopfern. Eine ſolche Stimmung der Nachbarn mußte die Franzoſen natürlicherweiſe einladen, ſich mit denſelben ins Vernehmen zu ſetzen, ſich derſelben als Mittel zu ihrem Zweck zu bedienen.

Der berühmte Graf Mirabeau, der nachher eine ſo große Rolle in der franzöſiſchen Revolution ſpielte, befand ſich einige Jahre vor derſelben als geheimer Agent, oder, wenn man will, Spion, in Berlin und Braunſchweig. An dem letzten Orte ward er durch Mauvillon ins Syſtem der Illuminaten eingeweiht, und auf der Stelle war ſein Plan gefaßt. Durch die Illuminaten konnte die franzöſiſche Bewegungspartei bedeutenden Einfluß in Deutſchland erlangen, und durch eine geſchickte Uebertragung der Illuminatenverfaſſung auf die franzöſiſche Freimaurerei konnte der lockern Verbindung in Frankreich eine Feſtigkeit und Stärke gegeben werden, deren ſie bisher entbehrt hatte. Die Illuminaten waren gerade damals in Deutſchland aufgeſpürt und verfolgt worden, ſahen alſo Frankreich als ihren Rückhalt an und warfen ſich mit Eifer den Franzoſen in die

Arme. Sie waren auf doppelte Weise gedrängt worden. Kaiser Joseph II. schützte sie nicht mehr. Die Maske war ihnen abgezogen. Man hatte ihren Bund in Bayern entdeckt, sich sogar in den Besitz eines Theils ihrer geheimen Papiere gesetzt und dieselben veröffentlicht. Alle Compromittirten mußten aus Bayern flüchten. Ueberdies hatte sich auch in Norddeutschland die Stimme der gemäßigten und conservativen Freimaurer gegen sie erhoben. Unwillig darüber, daß die Maurerei von den Illuminaten hatte mißbraucht werden sollen, erklärte sich der große Congreß der deutschen Freimaurer zu Wilhelmsbad ausdrücklich gegen sie, und die Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin schloß Jeden aus ihrer Mitte aus, der dem Illuminatismus anhängen würde. Der berühmte Buchhändler Nikolai in Berlin, der ein sehr eifriger Illuminat gewesen war, leugnete jetzt öffentlich, es gewesen zu seyn. Unter diesen Umständen war also nur den Illuminaten die neue Verbindung mit Frankreich sehr gelegen.

Der dritte Großmeister des Illuminatenbundes, Bode von Weimar (Weishaupt und Knigge hatten sich zurückgezogen) und sein Pylades, der holländische Hauptmann von dem Busche, begaben sich als außerordentliche Bevollmächtigte der deutschen Brüder nach Paris, um, wie man damals sagte, Frankreich zu illuminiren. In einer der Centrallogen der französischen Maurerei entwickelten sie das System des deutschen Illuminatismus (Abschaffung des Christenthums, Abschaffung der Fürsten und des Adels, Herstellung vollkommener Freiheit und Gleichheit in einer Universalrepublik, Stiftung einer neuen Religion, die keinen andern Gott anerkennen sollte, als die menschliche Vernunft, und keinen andern Cultus, als den Cultus der Natur im freiesten Genuß aller ihrer Güter). Ein so consequentes System mußte die Leidenschaften der Revolutionspartei in Frankreich, die damals noch in geheimen Gesellschaften versteckt und noch nicht zum Handeln gekommen war, entflammen und namentlich den untern Klassen schmeicheln, deren man sich bedienen wollte. Ueberdieß war die Verfassung des Illuminatenbundes so bindend für die Mitglieder, so vorsichtig in Bezug auf die Nichtwissenden oder Neuaufgenommenen eingerichtet, daß sie den ins Geheimniß gezogenen Franzosen sogleich imponiren mußte. Man impfte also den Illuminatismus alsbald der französischen Maurerei auf, indem man ihn in der Form höherer maurerischer Grade allen bekannt machte, deren man sicher zu seyn glaubte. Der damalige Großmeister der französischen Maurerei war

Treue gegen das ſittliche Nationalgefühl. Seine Werke zeigen keine Spur des verneinenden Geiſtes, der ſich in Frankreich gegen die Religion und Moral empörte.

Wahrſcheinlich wäre die ſtrengſte Scheidung zwiſchen der germaniſchen, engliſch-deutſchen, und der romaniſchen, zunächſt franzöſiſchen Poeſie erfolgt, wenn nicht durch wechſelſeitige Conceſſionen eine Vermittlung und Vermiſchung eingetreten wäre.

An der Grenze, wo germaniſches und romaniſches Leben ſich mannigfach berühren und durchdringen, ſtand Rouſſeau auf, um der Schöpfer dieſer Miſchlingspoeſie zu werden. In Rouſſeau's wunderbarem Charakter war gerade ſo viel unſittliche Neigung als Gewiſſenhaftigkeit. Daher die Gemeinheiten, ja Niederträchtigkeiten ſeines Lebens und die ängſtliche Treue, womit er ſie bekennt. Daher auch die Philoſophie der neuen Heloiſe, der **code Rousseau**, das große Geſetzbuch der modernen Poeſie, woraus man gelernt hat, die Sinnlichkeit ſentimental zu behandeln und die pandemiſche Venus als die uraniſche anzubeten. Er hätte es nicht über ſich vermocht, zu verführen, wie Crebillon. Eine innere Scham machte ihm die Luſt, die er beſtändig ſuchte, beſtändig zur Qual, und er rechtfertigte den niedrigſten, ungeordnetſten Trieb durch Empfindungen, die er dem reinſten Engel abzulauſchen ſchien.

In dieſer neuen Form gewann die franzöſiſche Poeſie in Deutſchland einen ungleich größern Einfluß, als in der Form Voltaire's. Rouſſeau ſchmeichelte der deutſchen Gemüthlichkeit. Er beſtach durch Thränen. Er ſchlich ſich durch die Seele ein, um unmerklich die Begierden des Körpers zu entflammen. Man mußte ihn als einen gefühlvollen, immer nach Natürlichkeit und Wahrheit trachtenden, anſpruchsloſen und demüthigen, beinah deutſchen Dichter anerkennen. Man bemitleidete ihn, man vergab ihm ſeine ſo rührend gebeichteten Schwächen und merkte nicht, daß er im Grunde, wenn auch wider ſeinen eignen Willen, ein Verführer ſey.

Er verführte zunächſt unſere Dichter. Es wurde Mode, alle menſchlichen Schwächen auf ſeine ſentimentale Weiſe zu entſchuldigen, zumal die Schwächen des Fleiſches, doch auch Charakterfehler, die man ſonſt unter keinen Umſtänden entſchuldigt haben würde. Lafontaine, Kotzebue und eine Menge anderer Dichter copirten

der bekannte Herzog Philipp von Orleans (Egalité, Vater des ſpäter regierenden Königs der Franzoſen). Mit dem Hofe zerfallen, gab er ſich ganz der Revolutionspartei hin und hoffte durch ſie die Krone zu erlangen, während er nur das Werkzeug der Republikaner war. Durch ihn wurden nun Mirabeau's Pläne durchgeſetzt und die „illuminirten" Franzoſen traten bald unter dem Namen der Jakobiner als eine furchtbare Macht auf.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Illuminatismus eine ſo wichtige Rolle nicht würde haben ſpielen können, wenn nicht ſchon aus ganz andern Urſachen eine große politiſche Revolution in Frankreich vorbereitet geweſen wäre. Diejenigen, welche die Urſache der Revolution in der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſuchen wollten, haben Unrecht gehabt. Nicht durch Philoſophie werden die Völker aufgeregt, ſondern nur durch die Noth. Nicht durch Voltaire, Rouſſeau, Condorcet, Holbach iſt die franzöſiſche Revolution gemacht worden, ſondern durch Ludwig XV., durch die Pompadour, durch die du Barry, durch die ſchlechten Miniſter und durch die furchtbaren Verirrungen des Hofes und der Ariſtokratie, welche den Nationalbankerot herbeiführten. Die Philoſophie fand das Feuer ſchon vor und goß nur Oel hinzu. Sie ergriff mit Begierde die günſtige Gelegenheit, in der allgemeinen Anarchie den Boden zu gewinnen, den ſie der alten Weltordnung nicht hatte abgewinnen können. Sie wollte ſich der Revolution zu ihrem Zweck bedienen und wurde doch ſelbſt nur ein Mittel derſelben.

Unter den vielen Deutſchen, die nach Paris gingen und ſich in den Strudel der Revolution ſtürzten, um mit Hülfe der franzöſiſchen Jakobiner die Idee des Illuminatenbundes zu verwirklichen und die Univerſalrepublik über die ganze Erde auszubreiten, war keiner ſo thätig und conſequent, wie der preußiſche Baron Cloots, der ſogar in den Nationalconvent gewählt und die wichtigſte Stütze der alten Illuminatenpartei wurde. Sobald die Revolution ausgebrochen war, konnte ſich ihr nationaler Charakter nicht verleugnen. Das Intereſſe Frankreichs nahm ſo ſehr alle Theilnahme in Anſpruch, daß man kaum hin und wieder Zeit hatte, den Gedanken an eine allgemeine Emancipation der Menſchheit damit zu verbinden. Indeß ließ man die deutſchen Schwärmer, die von Anfang an ſo treue Helfer geweſen waren, gewähren, und die Politik gebot, ſobald ſich alle Könige gegen die junge Republik erhoben, denſelben mit einer Revolutionirung aller Völker zu drohen und

ſich desfalls mit den Unzufriedenen in andern Ländern, insbeſondere mit den deutſchen Illuminaten, in gutem Vernehmen zu erhalten.

In Folge dieſes freundſchaftlichen Verkehrs leiſteten die in Deutſchland zurückgebliebenen Illuminaten der Revolutionspartei, als ſich das erſte franzöſiſche Heer an den Rhein warf, die wichtigſten Dienſte. Ein geheimes Umlaufſchreiben verpflichtete den ganzen Orden in Deutſchland, die Franzoſen zu unterſtützen, und es iſt bekannt, wie eifrig die Illuminaten in Mainz dieſer Aufforderung nachkamen. Sie lieferten Mainz, das wichtigſte Bollwerk des Reichs, in wenigen Stunden den Franzoſen aus. Es ſind doch gute Brüder, dachte man in Paris, und der Nationalconvent ſchickte Ehrenbürgerrechtspatente Namens der franzöſiſchen Republik an allerlei deutſche Notabilitäten, die man belohnen oder noch gewinnen wollte.

Allein dieſes gute Vernehmen zwiſchen den deutſchen Illuminaten und dem franzöſiſchen Nationalconvent dauerte nicht lange. Die Deutſchen wollten nicht zum Werkzeug der franzöſiſchen Nationalpolitik dienen, ſie wollten die ganze Menſchheit befreien und innerhalb derſelben ſollten die Franzoſen keineswegs vorherrſchen dürfen. Ihre Philoſophie verlangte den Kosmopolitismus, eine Univerſalrepublik, in der keine Nation mehr vorherrſchen, ja nicht einmal mehr zu unterſcheiden ſeyn ſollte. Seit dem Mainzer Verrath hatte man ihre Wichtigkeit in noch höherem Grade anerkannt, ihr Einfluß in Paris war geſtiegen. Göbel war der erſte Geiſtliche der Hauptſtadt und mithin des Landes geworden und hatte als ſolcher die chriſtliche Religion feierlich abgeſchafft, die der Illuminaten dagegen eingeführt. Cloots war Präſident des Jakobinerklubs in Paris und mithin aller Klubs in Frankreich geworden, und wollte die Einführung des Illuminatenſyſtems ins Leben vollenden. Er ſchlug öffentlich vor, den Unterſchied der Nationen aufzuheben. Es ſollte keine Franzoſen mehr, es ſollte nur noch Menſchen geben.

Cloots wollte nichts anderes, als was die Illuminaten immer gewollt hatten und was man vor der Revolution und im Anfang derſelben auch in Paris anerkannt hatte, die Gleichmachung aller Menſchen, die Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen den Nationen wie zwiſchen den Ständen. Es war ganz conſequent, was Cloots öffentlich vorſchlug, jedem Franzoſen zu verbieten, ſich künftig noch Français zu nennen, und dagegen jedem Bürger der neuen Republik, die beſtimmt war, ſich nach allen Seiten hin auszubreiten und zuletzt die ganze Erde zu um-

faſſen, den Namen Univerſel zu geben. Er hatte ohne Rückhalt ſein deutſches Vaterland, ſeinen deutſchen Namen aufgegeben. Die Philoſophie hatte dieſes Opfer von ihm verlangt. Dieſelbe Philoſophie herrſchte jetzt in Frankreich. Wie hätte er nicht von den Franzoſen verlangen ſollen, daß auch ſie dem engherzigen Nationalvorurtheil entſagen müßten? Er verlangte es, und — die Folge war, daß eine ſchreckliche Reaction des franzöſiſchen Nationalſtolzes und Nationalintereſſes den Einfluß des deutſchen Illuminatismus augenblicklich vernichtete und alle Deutſche, die dabei compromittirt waren, unter das Meſſer der Guillotine brachte.

Der arme Philoſoph, der ſo höchſt uneigennützig Alles einer Idee geopfert, der ſein Vaterland, ſeinen Stand, ſeine Geburt verleugnet, ſeine Reichthümer Preis gegeben, ſeinen vornehmen Gewöhnungen entſagt, mit ſchmutzigen, nacktarmigen Proletariern fraterniſirt hatte, mußte den Undank erfahren, daß gerade die, für die er alles gethan, ihn nicht nur abſchlachteten, ſondern auch ſein Andenken verleumdeten. Man köpfte ihn und ſeine deutſchen Freunde als verdächtige Ausländer, als Spione der deutſchen Mächte und der Engländer. Man warf ihnen vor, ſie hätten durch abſichtliche Uebertreibungen die Revolution entehren und der Sache aller guten Franzoſen ſchaden wollen.

Aber die Franzoſen ſind wegen dieſes phyſiſchen und moraliſchen Juſtizmords der philoſophiſchen Märtyrer, die ihnen Deutſchland zugeſendet, zu entſchuldigen. Sie waren ſo glücklich, noch in philoſophiſcher Unſchuld zu leben. Der Nationalſtolz und Patriotismus ſteckte ihnen noch ſo ſehr im Blute, daß ſie ſich derſelben nicht reflectirend entäußern konnten, wie die Deutſchen. Sie begriffen ſehr wohl den edlen Muth, der alles für die eigene Nation aufopfert, die Hingebung der Deutſchen aber an eine fremde Nation konnten ſie nicht begreifen. Sie legten derſelben unedle Motive unter, weil ſie ſie gar nicht verſtanden.

Wer hatte nun Recht?

Die Ereigniſſe ſtürmten über dieſe nur einigen Philoſophen intereſſante Rechtsfrage hinweg. Die Naturkraft war mächtiger als die Philoſophie. Die Natur hat die Franzoſen zu Franzoſen gemacht und als ſolche zeigten ſie ſich jetzt, unbekümmert um die deutſchen Brüder, deren Hülfe ihnen nunmehr entbehrlich war. Sie ſchüttelten den ganzen Plunder von Illuminatismus ab, den ihnen die Deutſchen ſeit einigen Jahren aufgeſchwatzt hatten. Das atheiſtiſche Syſtem wurde verworfen, der abgeſetzte Gott wieder eingeſetzt. Das kosmopolitiſche Syſtem wurde

verworfen, die allgemeine Menſchheit hintan und die Nation wieder vorangeſetzt.

Zum Schrecken und zur Verwunderung aller damaligen Weltbürger und Schwärmer für die Menſchheit kam in der Revolution, von der man den Sieg des kosmopolitiſchen Princips erwartet hatte, gerade das entgegengeſetzte Princip zur Herrſchaft. Bald hieß es nicht mehr: Alles für die Freiheit! ſondern nur noch: Alles für die Nation! Die Franzoſen gaben die kurz vorher mit ſo vielem Blut erkaufte Freiheit wieder hin für den Ruhm ihrer Nation. Weit entfernt, allen Völkern Freiheit und Gleichheit zu bringen, alle in der Univerſalrepublik zu verſchmelzen, ſtellte ſich das franzöſiſche Volk vielmehr im Bewußtſeyn ſeiner damaligen Ueberlegenheit als die große Nation ſo egoiſtiſch als möglich allen andern Nationen gegenüber.

Einer ſo ungeheuern Demüthigung konnte die Philoſophie nicht Stand halten. Der ad absurdum geführte Kosmopolitismus verſchwand, wie in Frankreich, ſo überall. Die Angriffe der Franzoſen auf Europa riefen überall eine Reaction deſſelben Princips hervor, das in ihnen thätig geworden war. Der franzöſiſchen Nationalität traten die Nationalitäten von ganz Europa, aus ihrem bisherigen Schlummer grauſam geweckt, erſchrecken, tiefgekränkt, wieder ermuthigt und endlich racheglühend gegenüber.

So verſchwand im Beginn des neuen Jahrhunderts der alte Illuminatismus und Kosmopolitismus vom Schauplatz der Weltgeſchichte. Die abgekühlten Illuminaten wurden größtentheils ſervile Diener des napoleoniſchen Despotismus, wie es der Immoralität, die ſie immer gelehrt und geübt hatten, und ihrer antipatriotiſchen Verwöhnung angemeſſen war. Aber eine Begeiſterung ganz andrer Art bemächtigte ſich der Edlen bei allen Völkern und der Jugend, die immer empfänglich iſt. Ueber die wahren Intereſſen der Nation war man nicht überall, am wenigſten in Deutſchland aufgeklärt, denn man war fremd im eigenen Vaterlande. Künſtlich getheilte Intereſſen und eine fremde Bildung hatten dieſe faſt kindiſche Unbekanntſchaft mit dem eigenen Hausſtand herbeigeführt. Allein die mangelnde Einſicht wurde durch das Gemüth, das Ehrgefühl erſetzt.

Die geſammte deutſche Literatur der napoleoniſchen Periode hat auch nicht eine einzige Schrift aufzuweiſen, in der ſich eine klare und vollſtändige Kenntniß der vaterländiſchen Intereſſen und eine mit durch-

dringender Einſicht gepaarte Nationalpolitik geltend gemacht hätte. Das ſüdweſtliche Deutſchland gab ſich dem franzöſiſchen Bündniß hin, Oeſterreich und Preußen verfolgten bis nahe ans Ende der napoleoniſchen Herrſchaft eine geſonderte Politik, die überdies nur ſelten an das Publikum appellirte. Die erfahrenſten und kenntnißreichſten Staatsmänner waren keine Patrioten, die beſten Patrioten keine Staatsmänner. Die napoleoniſche Cenſur that das Uebrige. Nur äußerſt wenige Flugſchriften ſtießen einen patriotiſchen Schrei aus, zum Beiſpiel die, welche den armen Palm zum Märtyrer machte. Wie wenig aber auch das deutſche Volk durch patriotiſche Staatsſchriften über ſein Intereſſe und über ſeine Nationalehre belehrt werden konnte, wurde das Gefühl der letztern dennoch mächtig angefacht. Man hatte den Feind, den fremden Unterdrücker im Lande. Man wurde von ihm beraubt, beſchimpft, in allen öffentlichen und Privatintereſſen gekränkt. Man hörte dieſen Feind beſtändig ſeiner Nationalität ſich rühmen. Das mußte endlich an die eigene erinnern.

Die Erhebung der deutſchen Nation im Jahr 1813 bewies, was wir vermögen, wenn wir uns nur einmal entſchließen, einig zuſammenzuſtehen. Wir ſiegten, aber die Diplomatie ſorgte dafür, daß eine dauernde Einheit Deutſchlands doch nicht zu Stande kam.

Die Deutſchen waren um ſo mehr aufgefordert, ſich in den Zeiten des Friedens über ihre Nationalintereſſen, und hauptſächlich über die Wahrung derſelben nach außen, zu verſtändigen, als alle andern Nationen in der Runde ſehr eifrig auf die Wahrung der ihrigen bedacht waren. Das Princip der Nationalität hatte überall Wurzel geſchlagen. Es lebte nicht nur in den Polen fort; es regte ſich in den Italienern; es weckte eine ſchon ſeit Jahrhunderten politiſch todte Nation, die Griechen, wieder auf; es machte ſich bei den Ungarn bemerklich. Beſonders aber glühten die Franzoſen, ihre Nationalehre und die Achtung der dreifarbigen Fahne wiederherzuſtellen. Bei dieſer Stimmung der Nachbarn waren die deutſchen Nationalintereſſen betheiligt, und eine Abkühlung der Deutſchen für ihr Geſammtintereſſe, eine Nichtachtung deſſelben von Seiten ihrer denkenden Köpfe mußte unpaſſend und unzeitgemäß erſcheinen.

Gleichwohl fand dieſe Abkühlung und dieſe Nichtachtung Statt. Gerade in dem gebildetſten deutſchen Staate und in dem, von dem hauptſächlich die große Erhebung im Jahr 1813 ausgegangen war, kam eine Philoſophie auf, die den Patriotismus gleichſam magnetiſch abſtieß und den ſchon ſeit einem Menſchenalter vergeſſenen Kosmopolitismus wieder

ins Leben rief. Nachdem er ſich unmerklich wieder eingeſchlichen, folgten ihm alsbald auch alle übrigen Meinungen und Tendenzen der Illuminatenzeit, eine immer weiter um ſich greifende Reaction. Wie der Patriotismus verdrängt wurde durch Kosmopolitismus, ſo die chriſtliche Geſinnung durch eine wieder ganz entſchieden antichriſtliche Richtung, und die gute Sitte durch eine neue Frivolität. Auf einmal, unverſehens, wiederholt ſich alles, was man ſchon einmal am Ende des vorigen Jahrhunderts erlebt hat, und die Uebereinſtimmung der damaligen Tendenzen mit den heutigen iſt in der That überraſchend. Die linke Seite der Hegel'ſchen Schule hat das ganze alte Illuminatenſyſtem in die deutſche Literatur und in die Köpfe der ſtudirenden Jugend wieder eingeführt. Sie hat aufs neue dem Chriſtenthum den Krieg angekündigt, ja mit noch mehr Dreiſtigkeit und Hoffnung, als früher. Stolz hat ſie ihren künftigen Sieg vorhergeſagt, die chriſtliche Aera für abgelaufen erklärt, und die vermeintliche Entdeckung des Dr. Strauß, die nicht einmal neu iſt, der Entdeckung des Copernikus und Guttenberg an die Seite geſetzt, ja bereits ſogar eine Staatsregierung (die von Zürich) in ihre Illuſion hineingezogen. Dieſe Partei hat ganz, wie die früheren Illuminaten, den Gott außer und über uns geleugnet, eine abſolute Freiheit des Menſchen angenommen und ihn mit der Gottheit identificirt. Die vergötterte Menſchheit Hegels, die freie Gemeinde des Geiſtes iſt nichts anderes, als was le peuple-Dieu des Baron Cloots war. Ganz auf die nämliche Weiſe wird mit dieſer Menſchheitsvergötterung auch wieder der Kosmopolitismus, im entſchiedenen und ſchroffen Gegenſatz gegen den Patriotismus geprebigt. Das Nationale wird als eine Beſchränkung zurückgewieſen, der Patriotismus als eine niedere Leidenſchaft, als ein thieriſcher Trieb des Blutes bezeichnet; eine Verſchmelzung der Nationen wird in Ausſicht geſtellt und ſogar die National-Literaturen ſollen in einer Weltliteratur aufgehen.

Auch reiht ſich wieder jetzt, wie zur alten Illuminatenzeit, an die irreligiöſe Literatur, die ausdrücklich beſtimmt iſt, das Chriſtenthum auszurotten, eine unmoraliſche Literatur, die durch wollüſtige Darſtellungen zu reizen ſucht, und zügelloſen Sinnengenuß predigt. Bekanntlich war dies einer der mächtigſten Hebel der Voltaire-Holbachſchen Partei in Frankreich und der Illuminaten in Deutſchland, und genau ſo wie damals unſer Vaterland von den ſittenloſen Schriften der claſſiſchen Schule Frankreichs überſchwemmt wurde, ſo wird es jetzt wieder von denen der

romantischen Schule überflutet. Die in den letzten Jahren so vielbesprochene Rehabilitation des Fleisches ist nichts Neues. Man hat sie schon in hunderten von Schriften im vorigen Jahrhundert gepredigt.

Auf der andern Seite sind die jungen Radikalen, die das Frankfurter Attentat gemacht und von Paris, Straßburg und der Schweiz aus unsinnige Flugschriften geschrieben haben, in alle die Illusionen zurückgefallen, die einst die Illuminaten in Mainz theilten. Sie haben ein unbedingtes Anschließen an Frankreich verlangt. Der deutsche Patriotismus, sagten sie, sey nur ein Werkzeug des stabilen Princips. Man nähre künstlich die Nationaleifersucht, damit sich die Völker nicht zur gemeinschaftlichen Erkämpfung der Freiheit vereinigen. Unter allen Völkern seyen die Franzosen allein fähig, das Banner der europäischen Freiheit aufzupflanzen und unter ihm zu siegen. Mit ihnen also müsse man halten und nöthigenfalls mit französischen Kanonen das eigene Vaterland erobern. Diese Grundsätze des jungen Europa sind, wie man sieht, ganz die nämlichen, welche schon die alten Kosmopoliten geltend machten, und auf denen die oben erwähnte Verbindung der deutschen Illuminaten mit den französischen Jakobinern beruhte.

Es ist mithin nicht überflüssig, die neuen Illuminaten daran zu erinnern, daß alles, was sie träumen, schon einmal vor ihnen geträumt worden ist, und daß die Ideen, denen sie wieder mit so viel Eifer anhängen, schon einmal einen schmähligen Bankerot gemacht haben.

Wir bemerkten bereits früher, daß der von den Franzosen zur Schau getragene Kosmopolitismus während ihrer großen Revolution nur eine Maske war, hinter welcher sich die Nationalpolitik versteckte. Dasselbe ist heute wieder der Fall. Jenes junge Europa, das sich in Paris etablirt hat und in allen europäischen Ländern Proselyten wirbt, ist nur ein Werkzeug des jungen Frankreich, und dieses junge Frankreich trachtet keineswegs nach einer Emancipation aller Völker oder der Menschheit, sondern brennt nur vor Begierde, seine Nationalmacht, seinen Nationalruhm auf die Höhe zurückzuführen, auf welcher sie unter Napoleon standen. Die jungen Deutschen, Italiener, Polen, die sich in diesem Netze fangen, was sind es doch für arme Mücken! Welche Verblendung, wenn namentlich Deutsche sich immer noch bethören lassen, jener fremden Nationalpolitik zu dienen und die eigene gänzlich zu vergessen.

Wenn die Deutschen Ursache haben, irgend etwas Französisches anzunehmen oder nachzuahmen, so ist es gewiß nichts anderes, als der

Patriotismus. Alle Franzoſen, wie ſie auch in Bezug auf ihre innere Politik in Parteien getheilt ſeyn mögen, ſind in Bezug auf ihre auswärtige Politik vollkommen einig. Sie wollen ihre Nationalunabhängigkeit bewahren, kein franzöſiſches Dorf in fremden Händen ſehen, ihre Nationalität vom Ausland geehrt wiſſen, ihren Nationalruhm erhalten und vermehren. Dies ſind nachahmungswürdige Eigenſchaften unſerer Nachbarn.

Mit gerechtem Stolze ſieht Frankreich auf alles zurück, was ſeit fünfzig Jahren geſchehen iſt, um ſeine Unabhängigkeit nach außen zu ſichern. Mit unverwelklichen Lorbeern ſind ſeine Patrioten geſchmückt und faſt alle ſeine Fürſten, Staatsmänner, Feldherren, Denker und Dichter, was man ihnen auch ſonſt mag vorzuwerfen haben, faſt alle dienten mit ihren Talenten, und nicht blos mit ihren Tugenden, ſondern ſogar auch mit ihren Laſtern dem Vaterlande, faſt alle wetteiferten nur, ihre Nation groß und nach außen unabhängig zu machen.

Wenn nun Frankreich immer unſer Vorbild ſeyn ſoll, was iſt daran nachahmungswürdig? Gewiß nur jener großartige, alle Parteien umfaſſende, ſtets nach außen geharniſchte Patriotismus, und gewiß nicht dieſe Demoraliſation im Innern. Und dennoch will unſer moderner Illuminatismus nicht jenen, ſondern nur dieſe auf Deutſchland übertragen. Weit entfernt, uns zu Patrioten zu machen, wie es die Franzoſen ſind, hat er dem Patriotismus tödtlichen Haß geſchworen und bekriegt ihn mit einer beinahe wahnſinnigen Conſequenz. Die inneren Uebel aber, an denen Frankreich leidet, und die von allen edeln Franzoſen ſelbſt bitter beklagt werden, den Unglauben und die Entſittlichung, den Haß des Chriſtenthums und die Religion des Egoismus will er bei uns einführen.

Unſere gute Natur wird dieſer neuen Anfechtung zwar trotzen, wie jeder früheren. Allein warum muß ihr dieſe neue Probe zugemuthet werden? Es iſt eine böſe Ausſaat immerhin und gewiß keine zweckmäßige Vorbereitung der jüngeren Generation zu dem, was ihr bevorſteht. Europa iſt über die Zeit der Kriſen und Erſchütterungen noch nicht hinaus. Deutſchland muß ſich auf Neues gefaßt halten, es ſollte desfalls vor allen Dingen ſeinen praktiſchen Verſtand ausbilden, ſcharf umblicken in die Gegenwart, ſeine äußere Lage, ſeine Gefahren, ſeine Vortheile und ſeine Kräfte richtig beurtheilen lernen — und nicht in

unpraktiſche Träumereien verſinken. Es ſollte ſeinen Nerv durch Patriotismus ſtählen, nicht durch characterloſe Geiſtesſchwelgerei erſchlaffen.

Zweierlei Klaſſen wohlgeſinnter und redlicher Männer gibt es in Deutſchland, die aus bloßem Mißverſtand jene philoſophiſchen Irrlehren gutheißen. Die Einen glauben, es werde dadurch doch eine wohlthätige Bewegung und eine Tendenz zur Freiheit unterhalten, der Stagnation vorgebeugt. Die Andern glauben, es werde dadurch das geiſtige Leben gefördert im Gegenſatz gegen die Rohheit und Gemeinheit der materiellen Intereſſen. Beide irren ſich.

Freiheit ohne Nationalunabhängigkeit iſt ein Unding. Die Freiheit des Kosmopoliten kann nur unter glücklichen Umſtänden eine individuelle, eine Ausnahme ſeyn, nämlich die des unſtäten Wanderers oder die des philoſophiſchen Einſiedlers. Wahre politiſche Freiheit kann nur eine Nation beſitzen, die groß genug, mit ſich ſelber einig und unabhängig nach außen iſt. Eine Tendenz zur Freiheit nun, die von der Nationalität abſieht, die den Patriotismus nicht kennt und kennen will, ihn ſogar feindlich behandelt, iſt ganz gewiß auf einem Abwege. Mag die Begeiſterung für ein Princip an ſich noch ſo edel und uneigennützig ſeyn, ſie iſt ein Unglück, wenn ſie — ohne zu wiſſen, was ſie thut — mit den Feinden der Nation im Bunde, den Keim des Patriotismus, den allein fruchtbaren und hoffnungsvollen zertritt. Wer um Freiheit willen das Vaterland verkaufen zu dürfen glaubt, gleicht jenem Spieler, der ſich kahl ſchor und ſein Haar verkaufte, um einen Kamm zu gewinnen."

So ſchrieb ich 1839. Ich glaube, daß es mir erlaubt iſt, auf meine ſo lange von keinem Erfolg gekrönten patriotiſchen Mahnungen zurückzublicken in einer Zeit, in welcher endlich das Nationalgefühl in Deutſchland wieder erwacht iſt.

2.

Die Ueberſchätzung des Fremden.

Man hat es oft an uns Deutſchen gerühmt, daß wir humaner ſeyen, als alle andern Nationen, daß wir, durch keine Eigenliebe verblendet, gegen alle andern Nationen gerecht ſeyen, ihre Vorzüge gern an-

erkennen und bewundern. Es iſt auch eine allgemeine Chriſten- und Menſchenpflicht, in allen Menſchen Kinder Gottes und unſere Brüder zu ſehen. Wie aber die ungerechte Anfeindung oder Verachtung anderer Nationen verwerflich iſt, ſo auch das allzu leichtſinnige und weibiſche Sichwegwerfen an andere Nationen, die Selbſtentehrung durch Buhlerei mit dem Fremden. Dieſer aber haben ſich die Deutſchen unleugbar ſchuldig gemacht.

Früher nicht. Die alten Germanen und noch die ſtolzen Ritter und Bürger unſeres Mittelalters hielten ſich für die Beſten und Erſten in der Welt und verachteten alle ihre Nachbarn, Gallier, Römer, Slaven und Griechen. Sie gingen vielleicht zu weit in Trotz und Selbſtüberſchätzung, und wahrſcheinlich zur Strafe dafür ſind ihre Urenkel ins andere Extrem gerathen.

Die Ueberſchätzung des Fremden begann mit der Renaiſſance. Zwar ging dieſe von den romaniſchen Völkern aus, die Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum war aber bei Italienern und Franzoſen abſichtlich erkünſtelt zu einem politiſchen Zweck. Die romaniſchen Nationen wollten, indem ſie ſich für die echten Nachkommen jener geprieſenen claſſiſchen Völker des Alterthums ausgaben, den bisherigen Vorrang des germaniſchen Reichs und der deutſchen Nation verleugnen und ſich ſelbſt den erſten Rang aneignen. Das war von ihrer Seite ein patriotiſcher Stolz. Wir Deutſche aber handelten unpatriotiſch und, — unſere Schulgelehrten mögen proteſtiren, wie ſie wollen —, es war dumm von den Deutſchen, in die claſſiſche Lüge der Italiener und Franzoſen einzuſtimmen. Wir gaben unſer altes Recht auf, verleugneten ſelber unſern nationalen Vorrang, und machten uns noch dazu ein ganz falſches, viel zu ſehr idealiſirtes Bild vom claſſiſchen Alterthum, unterwarfen deſſen Mängel einer viel zu wenig ſcharfen Kritik, glaubten den Italienern und Franzoſen viel zu viel und ſahen dieſe Nationen ſelber viel zu ſehr im claſſiſchen Lichte glänzen. Welche ungeheure Macht übte alles Franzöſiſche in Literatur, Künſten und Moden auf Deutſchland im vorigen Jahrhundert aus, und auch jetzt noch immer! Wie ſchwärmten unſere Natur- und Kunſtfreunde für Italien! Man denke an Winkelmann, der ganz Italiener wurde und ſein deutſches Vaterland nur mit Widerwillen einmal wiederſah.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Reaction gegen die Gallomanie oder franzöſiſche Modetollheit erfolgte, wurde doch nicht

unzähligemal die neue Heloiſe und die gefallenen Mädchen wurden in den deutſchen Romanen und auf den deutſchen Theatern einheimiſch. In dieſer Beziehung der Toleranz verſichert, ging man weiter. Kotzebue nahm die ganze Muſterkarte menſchlicher Gemeinheiten durch, um ſie ſentimental zu beſchönigen. Wem ſind nicht die „edlen Lügner", die gerechtfertigten Diebe ꝛc. noch erinnerlich, jene wunderliche Sippſchaft von Roman- und Bühnenhelden, über die Schiller durch Shakespeares Geiſt das vernichtende Urtheil ſprechen läßt? Wer kennt nicht jene Poeſie, die, wenn ſich das Laſter erbricht, die Tugend zu Tiſche ladet?

Jene Periode der „ſüßen Schwächen" und der alles bemäntelnden Rührung iſt glücklich vorübergegangen. Allein die Immoralität hatte ſich einmal das Bürgerrecht in der deutſchen Poeſie erworben und war nicht geſonnen, dieſen Vortheil aufzugeben. Ihr Gift breitete ſich nach andern Richtungen aus, nahm andere Symptome an. Wenn ſie vorher das gute Herz beſtochen hatte, ſo ſchlich ſie ſich jetzt in den Stolz des Geiſtes ein.

Die Deutſchen fingen plötzlich an, ihres Werthes ſich bewußt zu werden. Nachdem ſie ſo lange, nur allzu demüthig und beſcheiden, andere Völker bewundert und ſich ſelbſt hintangeſetzt, ergriff ſie auf einmal das Gefühl ihrer Vortrefflichkeit. Allein ſchon hatte ſie jenes Gift beſchlichen und ihr neuer Stolz war kein Nationalſtolz, ſondern nur Egoismus. Die Geiſter, die ſich aus der Menge erhoben, erkannten nicht mehr die Pflicht an, ſich der Menge zu widmen, ſondern verachteten die Menge und ſprachen nur das Vorrecht an, ſich perſönlich alles erlauben zu dürfen und dafür von der Menge bewundert und bedient zu werden. Nicht in und mit dem Volke wollten ſie ſtehen, ſondern über dem Volke als Menſchen von ganz anderer Race, als Halbgötter. Dieſe „vornehmen Geiſter" gaben der Poeſie neben dem ſchon ältern Rouſſeauſchen Geſetz ein neues, deſſen erſter Artikel lautet: das Genie ſteht über dem Geſetz. Es lag nun in der Natur eines ſolchen Privilegiums, daß die, welche ſich deſſelben rühmten, auch gefliſſentlich darauf ausgingen, auf Koſten der für die Menge noch gültigen religiöſen und ſittlichen Geſetze davon Gebrauch zu machen. Es wurde Mode, ſich mit genialer Freiheit nicht bloß über die Convenienz, ſondern auch über die gemeinen Pflichten hinwegzuſetzen. An die Stelle der Herzensſchwächen traten nun die

das angeborene deutſche Element dem franzöſiſchen entgegengeſtellt, ſondern man fiel in die Anglomanie, in die Schwärmerei für alles Engliſche. Die Gallomanie aber behauptete ſich dennoch und herrſcht heute noch in Deutſchland vor.

Die diplomatiſche, die Sprache der Höfe und der höhern Geſellſchaft iſt noch die franzöſiſche ausſchließlich; auch von jedem Gebildeten in Deutſchland verlangt man, daß er franzöſiſch verſtehe, und dieſe Sprache wird in allen Schulen und Penſionaten gelehrt. Die Tracht der gebildeten Klaſſen in Deutſchland wird regelmäßig der franzöſiſchen nachgeahmt. Jedes Jahr vor der Sommer- und Winterſaiſon reiſen unſere Schnittwaarenhändler nach Paris, holen ſich von dort die neueſten Moden für Sommer und Winter und laſſen dafür ungeheure Geldſummen zurück. Dieſe Summen belaufen ſich auf viele Millionen und ſind ein regelmäßig den Franzoſen aus Deutſchland dargebrachter Tribut. Auf dieſe Koſtſpieligkeit achtet man nicht, noch weniger auf den Geſchmack. Es iſt ganz einerlei, ob die franzöſiſchen Modetrachten anſtändig oder unanſtändig, häßlich oder ſchön, zweckmäßig oder unzweckmäßig ſind, — ſie ſind franzöſiſch, folglich müſſen wir ſie tragen. Sie wechſeln alle Jahre, man muß alſo neue anſchaffen, wodurch die Koſten für die Kleidung einer Familie ſich verdoppeln. Thut alles nichts, die neue Mode muß mitgemacht werden.

Dieſe franzöſiſchen Trachten, die franzöſiſchen Aufſchriften, Annoncen, Etiketten an allen Häuſern, in allen Waarenlagern ſprechen einen Vorrang über deutſche Landestrachten, deutſche Aufſchriften an und erwecken bei der unſchuldigen Jugend und beim gemeinen Volk einen Reſpect vor allem Franzöſiſchen, der durch nichts gerechtfertigt iſt.

Der deutſche Liberalismus, dieſe wichtige Erſcheinung nach der Reſtauration, war nur eine Nachahmung des franzöſiſchen. Berechtigt durch das Metternich'ſche Syſtem, welches einen Widerſtand im deutſchen Volk herausforderte, trug er doch keinen deutſchen Charakter, ſondern borgte alle ſeine Ideen und Formen von der Doctrin der damaligen franzöſiſchen Oppoſition. Der Ekel am Metternich'ſchen Syſtem, an der großen Politik im Polizeikragen, an den Karlsbader Beſchlüſſen, der Mainzer Commiſſion, dem Bundestag, der kurheſſiſchen Mirthſchaft ꝛc. entſchuldigt die angenehme Zerſtreuung, die man in der Lecture der franzöſiſchen Memoiren und Kriegsgeſchichten aus der Zeit der Revolution und des großen Napoleon fand. Man wurde von einer Begierde nach größern Dingen, nach

Thaten, nach großen Männern, von einer Sehnsucht nach Romantik erfüllt. Die deutsche Lesewelt verschlang die Bücher, mit denen Frankreich die Niederlagen von Leipzig und Waterloo rächte. Es war doch Poesie in dem Schrecken der Revolution und in den Kriegen Napoleons, und nicht jene gräßliche Prosa, wie sie die bundesstaatliche Polizei in Deutschland herbeigeführt hatte.

So viel zur Entschuldigung der Selbstvergessenheit, in welche unsere Nation fiel, keine zehn Jahre nachdem sie in unsterblichen Schlachten dasselbe Frankreich niedergeworfen hatte, das sie jetzt schon wieder bewunderte.

Aber was den Eckel an den deutschen Zuständen entschuldigte, wurde bald Sache einer verwerflichen Industrie. Der deutsche Buchhandel machte in französischen Sympathien, übersetzte alles irgend Pikante der französischen Literatur und überschwemmte den Büchermarkt mit Sachen, die für deutsche Leser keineswegs paßten, den deutschen Geschmack und Charakter verdarben. Der edle Karl von Raumer klagte in seinen „Kreuzzügen" 1840 über die vielen Bücher, die in Deutschland blos zum Lob und Preise der Franzosen gedruckt würden. Es ist aber nicht besser geworden. Der deutsche Buchhandel prostituirte sich in dem Grade, daß in einem Jahr zehn in verschiedenem deutschem Verlag mit einander concurrirende Uebersetzungen des schändlichsten Buchs von Eugen Sue erschienen sind. Das erinnert ganz an die Rheinbundzeit, in welcher Napoleon mehr Dedicationen von deutschen Autoren erhielt, als von französischen.

In Wien und Leipzig hat man alle die frechen Lieder, die von ungarischen und slavischen Poeten zur Verhöhnung der Deutschen geschrieben worden sind, übersetzt und bewundernd empfohlen. In Prag und Wien wurde die unverschämte Fälschung Hankas als eine unschätzbare Entdeckung begrüßt, das Machwerk übersetzt und kostbar gedruckt.

Man schwärmte in Deutschland für die Neugriechen, für die Italiener, für die Polen, für die Ungarn. Am meisten aber schwärmte man für die Juden, was freilich nicht aus natürlicher Sympathie geschah, sondern aus freimaurerischer Humanität, aus mißverstandenem Liberalismus und weil die Juden selbst sich den Besitz und die Redaction zahlreicher öffentlicher Blätter verschafft hatten.

Die fabelhafte Gutmüthigkeit der Deutschen gegen die Fremden wurde natürlicherweise von diesen utiliter acceptirt, aber mit keinem Dank belohnt. Ich machte in meinem Literaturblatt von 1848, Nro.

47, darauf aufmerkſam, wie verrückt unſre Sentimentalität ſey. „Wir träumen von einer Verbrüderung aller Nationen zur Freiheit. Dasſelbe träumten wir ſchon zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution. Aber was geſchah, wir boten den Franzoſen die Bruderhand, und ſie machten uns zu ihren Sklaven. Als im Jahr 1796 die erſte republikaniſche Armee aus Frankreich im ſchwäbiſchen Kreiſe einrückte, drängten ſich die ſchwäbiſchen Republikaner um Moreau, ihn bittend, er möge nun doch in Schwaben die Republik proklamiren laſſen. Allein Moreau fand es, im Einverſtändniß mit der republikaniſchen Regierung Frankreichs, gerathener, die deutſchen Republikaner abzuweiſen und die Autorität der kleinen Fürſten ausdrücklich anzuerkennen, ja dieſelbe wieder herzuſtellen, wo ſie einen Stoß erlitten hatte. Von den kleinen Fürſten konnte die franzöſiſche Republik fordern, was und ſo viel ſie wollte, während ihr eine neue deutſche Republik Gegenforderungen gemacht hätte und beſchwerlich geworden wäre. Ganz auf dieſelbe Weiſe verfuhren die Römer zur Zeit ihrer eigenen großen Republik in den eroberten Provinzen, wo ſie überall die Freiheit unterdrückten und die Tyrannei kleiner Fürſten begünſtigten. So verfahren heute noch die Engländer in Indien. So müßten wir endlich ſelber verfahren, wenn wir einſt das Glück hätten, Frankreich zu erobern und den Franzoſen Geſetze vorzuſchreiben. Wir würden ſie, damit ſie uns nie wieder gefährlich würden, unter kleine Fürſten vertheilen, die Bretagne, Vendee, Guienne, Gascogne, Provence könnten wir etwa in einer Quaſiſelbſtändigkeit beſtehen laſſen, wie Napoleon Oeſterreich, Preußen, Mecklenburg, Oldenburg beſtehen ließ, die uns näher liegenden Provinzen aber würden wir in einen Marnebund und Rhonebund vereinigen und (als das alte Auſtraſien und Burgund) unter unſer beſonderes Protektorat in derſelben Weiſe nehmen, wie Napoleon ſeinerſeits den Rheinbund und den Schweizerbund protegirte. Die Politik, welche jeder Nation vorſchreibt, den ihr gefährlichen Nachbar möglichſt zu ſchwächen, geht aus einem natürlichen Erhaltungstriebe hervor, der viel älter iſt und tiefer wurzelt, als alle ſchönen Völkerverbrüderungspläne. Was wollen wir mit dieſem ſentimentalen Traum? Fordern wir von den Engländern Anerkennung unſerer brüderlichen Rechte, ſie werden uns mit Hohngelächter über den Kanal zurückſchicken und alles thun, um unſern Markt zu beherrſchen, unſern Handel gegen den ihrigen nicht aufkommen zu laſſen und eine deutſche Marine unmöglich zu machen. Tragen wir den Franzoſen unſere Brüderlichkeit an, ſie werden alles, was wir

ihnen bieten, nehmen, aber uns auch keinen Deut dafür wiedergeben; uns als Mittel benutzen, uns ausbeuten und uns von neuem die Lage geben, die ihnen, nicht uns die bequemſte iſt. Tragen wir dem Italiener unſere Brüderlichkeit an, er wird uns mit dem Dolche antworten; dem Polen, er wird uns mit dem Fuße treten. Auf den Ungarn allein können wir rechnen, einfach weil er uns braucht. Alle andern europäiſchen Nationen ſind unſere natürlichen Feinde und wir dürfen nicht die Arme ausbreiten, ſie mit Bruderliebe zu umfaſſen, ſondern müſſen wachſam den Hahn ſpannen."

In der Paulskirche jauchzte man den Böhmen, Ungarn und Italienern zu und überhäufte Windiſchgrätz und Radetzky mit Verwünſchungen. Noch 1862 lud das Frankfurter Schützencomité Garibaldis Alpenjäger zur Mitfeier des großen deutſchen Schützenfeſtes ein und erklärte der deutſche Nationalverein, es liege nicht im Intereſſe der deutſchen Nation, Oeſterreich den Beſitz ſeiner nichtdeutſchen Provinzen zu verbürgen. Folgte hier der Nationalverein dem Nationalitätenprincip, ſo hätte er nothwendig, indem er die uns annectirten nichtdeutſchen Länder preisgab, auch die uns entriſſenen deutſchen Provinzen Elſaß, Lothringen, Belgien, Holland, die deutſche Schweiz und die deutſchen Oſtſeeprovinzen zurückfordern müſſen. Wenn er aber den Thatbeſtand ins Auge faßte, ſo mußten ihm nothwendig die uns annectirten nichtdeutſchen Länder wenigſtens als Aequivalente gelten für die deutſchen Provinzen, die wir verloren haben. Es leuchtet dem gemeinſten Menſchenverſtande ein, daß wir die einen nicht preisgeben dürfen, ohne die andern wieder errungen zu haben. Es kommt darauf an, unſerer deutſchen Nation in der Mitte Europas eine Machtſtellung zu erringen, in welcher ſie Frankreich, Rußland und England hinlänglich gewachſen iſt. Wenn es zunächſt ihre Aufgabe nicht ſeyn kann, das, was ſie verloren hat, wieder zu erobern oder noch mehr dazu, ſo iſt es doch ihr dringendſtes Intereſſe, wenigſtens zu erhalten, was ſie noch hat.

Es fällt den Franzoſen nicht ein, die Elſäßer und Lothringer ſich emancipiren zu laſſen, weil ſie keine Nationalfranzoſen, ſondern Deutſche ſind, oder die Corſen und Nizzaner, weil ſie Italiener ſind, oder die Algierer, weil ſie Türken, Araber und Berbern ſind. Es fällt den Engländern, den Ruſſen nicht ein, die ihnen unterworfenen Nationen ſelbſtändig zu machen. Gegen die Türken und gegen uns Deutſche allein macht man das Nationalitätenprincip geltend und ſchreit uns als un-

dachten, darüber nachdenken zu wollen, und nichts Wichtigeres vorhatten, Lessing z. B. die Vergötterung des Judenthums und die Bekämpfung des Lange'schen Horaz, und Goethe über den Leiden Werthers natürlicherweise die des Vaterlandes vergessen mußte. Alles, was diese Herren schrieben und der gebildeten Jugend beibrachten, lag der Sache unseres großen Volkes fern und half die Vaterlandsvergessenheit fördern.

Wie anders die Franzosen! Bei ihnen diente selbst das Laster der Macht und Größe der Nation. Die Tyrannei selbst wurde erträglich, denn es war eine französische Tyrannei und Frankreich wurde groß unter seinen Tyrannen, einig und groß, geachtet und gefürchtet von außen. Wer hätte unter Ludwig XIV. nicht stolz darauf seyn dürfen, Franzose zu seyn? Und welcher von den Dichtern und Denkern Frankreichs hätte vergessen, dem Geist der Nation seinen Tribut darzubringen? Doch war es nicht dieses Nationalbewußtseyn allein, welches die französische Nation zur ersten in Europa machte. Es läßt sich nicht leugnen, daß selbst in der Zeit arger Tyrannei und Corruption immer lichtvolle Geister in Frankreich aufflamen und mit einer nur diesem Volk eigenen Elasticität die Initiative zu ergreifen und produktiv zu werden wußten. Die Deutschen waren die bloßen Nachahmer der Franzosen. Descartes, Montesquieu, Bayle, Voltaire, Rousseau gaben der deutschen Literatur die Richtung, sogar „der deutsche Hausvater", der Urphilister, mußte aus einem französischen Bühnenstück copirt werden. Die deutschen Classiker, die sich pausbäckig rühmten, neue Homere, Virgile, Horaze, Sophoklese ꝛc. zu seyn, waren Nachäffer der Voltaire, Corneille, Racine, Boileau, Diderot ꝛc. Was für Geister haben wir Deutsche denn jenen Franzosen gegenüberzustellen? Ein paar, deren Originalität eben so verdächtig ist, weil sie nur die auf Frankreich eifersüchtigen Engländer copirten.

Wenn uns Frankreich mit seinen Moden, mit seiner Sprache, mit seiner Literatur moralisch beherrschte und dadurch die nachfolgende politische Beherrschung nur vorbereitete, so hatten wir das Schicksal, von den geistreichen, klugen und energischen Franzosen als dumme und träge Heloten behandelt zu werden, nur allzu sehr verdient. Aber wie hätte auch beim deutschen Volke, dessen Jugend in den Fürstenschulen nichts anderes lernen durfte, als Particularismus und eine durch und durch verlogene Classicität, ein Aufschwung möglich werden sollen, der dem großen Vaterlande hätte zu Gute kommen können? Entrann der junge Deutsche glücklich dem Pedantismus der Schule, so lief er gleich in die

Sclaverei der franzöſiſchen, ſpäter engliſchen Mode. Zum Bewußtſeyn der eigenen Nationalität kam er gar nicht, denn ſeine Profeſſoren brachten ihm die volle Ueberzeugung bei, daß hinter den Anfängen des allein ſeligmachenden Particularismus und der Duodezſouverainetät in Deutſchland nur das finſtere Mittelalter liege, deſſen ſich jeder Deutſche zu ſchämen habe. Der gebildete Deutſche mußte alſo überhaupt auf ſein Vaterland verzichten, denn ſeit drei Jahrhunderten hatte er ohnehin keins mehr und die Erinnerung an das, was er vorher gehabt hatte, rief eine Schamröthe in ſein Geſicht.

Soviel iſt gewiß, daß der Egoismus unſerer Fürſtenoligarchie, die Schwäche unſeres Kaiſers, die Entfremdung des öſterreichiſchen Intereſſes vom deutſchen, die Einmiſchung der Fremden in unſer Reich uns noch lange nicht ſo tief heruntergebracht und demoraliſirt hat, als unſere ſ. g. Bildung, die man heute noch als ein goldenes Zeitalter zu preiſen einfältig genug iſt, unſere Claſſicität. Sie war und iſt noch der ſchwerſte Alp, der uns drückte und drückt. Nun iſt eben ſo gewiß, daß wir dieſen Alp nicht leicht los werden können, denn die Zeit iſt in dieſe Bildung verſtrickt, ſie iſt allmächtig; wer kann wider den Strom ſchwimmen, wenn er einmal ſo gewaltig im Zuge iſt? Wir werden daher entweder wirklich, wie weiland die Griechen, als Nation untergehen und der längſt uns drohenden Fremdherrſchaft unterliegen, oder es wird noch Jahrhunderte bedürfen, bis wir allmälig einen ganz anderen geiſtigen Horizont gewinnen, die antinationalen und zugleich antichriſtlichen Gifte in unſerer Bildung überwinden und die geiſtigen Größen vergeſſen lernen, denen wir heute noch Denkmäler ſetzen, und bis wir zu einem alle durchdringenden Nationalgeiſt gelangen, zu dem uns der Cultus jener claſſiſchen Geiſter bisher nicht hat gelangen laſſen.

Trotz allem Geſchrei nach deutſcher Einheit iſt der Particularismus einer- und der claſſiſche Univerſalismus andererſeits heute noch unendlich mächtiger als das deutſche Nationalgefühl und die Einſicht in das deutſche Nationalintereſſe, und unſere moderne Bildung und Preſſe iſt die unermüdliche Kupplerin jeder Tendenz, die uns von dem abbringt, was uns wirklich wieder zu einer Nation machen könnte.

Der Liberalismus, der ſeit der Reſtauration von Frankreich nach Deutſchland herüberkam, hat nicht wenig zur Verblendung der Deutſchen über ihre nationale Aufgabe mitgewirkt. Es war eine Unnatur, die ſich doch ganz natürlich erklärt. Wir würden unbillig urtheilen, wenn wir

die Begeisterung und den Jubel schmähen wollten, die in den Julitagen des Jahres 1830 auch in Deutschland, wenigstens in den Mittel- und Kleinstaaten ausbrachen, trotzdem sie erst durch ein Ereigniß in Frankreich hervorgerufen waren. Die Deutschen hatten alle Ursache, sich jener Julirevolution zu freuen, wie fast das ganze übrige Europa. Diese Revolution machte den gepreßten Herzen nicht blos in Frankreich Luft, denn die Verträge von 1815 waren zur Unterdrückung nicht nur eines, sondern vieler Völker geschlossen worden. Es war daher natürlich daß die Unzufriedenheit anderer Völker in Deutschland Sympathien fand und daß selbst der Franzosenhaß von 1813 verschwand und in ein gewisses Behagen an der Courage überging, mit der die liberale Opposition in Frankreich an den Ketten rüttelte, in denen die Mächte der weiland heiligen Allianz alle Völker niederhielten.

Nur wer jene Zeit der Restauration von 1815 bis 1830 und noch bis 1848 mit erlebt hat, begreift, mit welcher elastischen Gewalt die Revolution hereinbrechen mußte. Wäre auch kein Unrecht begangen worden, hätte man auch niemals Ehrenmänner in Kerkern verschmachten lassen, hätte man auch durch eine schlechte Verwaltung dem Volk nicht mitten im Frieden die ungeheuerste Steuerlast aufgebürdet, so wäre schon die Geistlosigkeit und gemeine Prosa des Regierungssystems auf die Dauer nicht zu ertragen gewesen. Diese Geistlosigkeit in steifem Kragen, die in allen Staaten nach der Restauration vorherrschte, hat nicht blos den Lord Byron angeekelt und in eine poetische Verzweiflung gestürzt, sondern wurde auch den Völkern unerträglich. Der Frieden ist ein großer Segen, aber man will ihn nicht um den Preis alles dessen erkaufen, was das Leben groß und erfreulich macht. Das ängstliche Altweiberregiment der Restauration, die grausamen Quälereien der Justiz und Polizei, die unverantwortliche Finanzwirthschaft, die langweiligen badereisenden Prinzen und Prinzessinnen, die frivolen und faden Diplomaten und Höflinge, die gefeierten Sängerinnen und Tänzerinnen, die privilegirten großstädtischen Spaßmacher, die Abwesenheit jedes großen Gedankens, jedes edeln Gefühls, jedes Ernstes, die geheime Verachtung der Religion, die Luft an lüderlicher Lectüre ꝛc., jene entnervende Luft der Restaurationsperiode war unausstehlich, es mußten die Gewitter der Revolution kommen, um sie zu reinigen. Insonderheit das feurige Volk der Franzosen konnte jene Regierungsmisere nicht aushalten, und da auch die Julidynastie nichts besseres bot, um die Franzosen zu elektrisiren, so

wurde auch sie fortgejagt. Sogar im phlegmatischen Deutschland, im tiefgeknechteten Oesterreich mußte es anders kommen. Man hielt die absolute Fadheit und Geistlosigkeit des Regiments nicht mehr aus.

Der deutsche Liberalismus folgte dem Zuge des französischen, ohne eigene Originalität. Dies war natürlich, weil man vom Patriotismus, von der großen nationalen Frage und von der auswärtigen Politik ganz abgekommen war und sich ausschließlich mit Fragen der innern Politik beschäftigte. Preußen, von wo die nationale Frage hätte angeregt werden können, hatte kein Parlament und der Geist seiner Universitäten war künstlich von den nationalen Fragen abgelenkt worden. In Oesterreich war das deutsche Element ebenso künstlich niedergehalten und wurden nur die nichtdeutschen Nationalitäten bevorzugt. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten hatten zwar ständische Vertretungen, aber diese vielen kleinen Kammern waren machtlos, konnten über große deutsche Fragen nicht entscheiden und trachteten daher instinktartig, sich wenigstens in ihrem engen Kreise freier bewegen zu können und ihren kleinen Regierungen liberale Concessionen abzudringen, die sich alle nur auf die innere Politik bezogen, auf Ersparungen im Haushalt, Vereinfachung der Verwaltung und Justiz, Aufhebung der bäuerlichen Lasten, Einschränkung oder Aufhebung der Censur, Gewerbefreiheit ꝛc.

Der Grundgedanke in diesem liberalen Vorgehen der Kammeropposition war kein nationaler, sondern ein humaner und kosmopolitischer. Die deutschen Liberalen stimmten in den allgemeinen Freiheitsruf ein, den die romanischen Völker und vor allem die Franzosen erhoben. Es kam ihnen nicht auf die Einheit und Macht der deutschen Nation, sondern nur auf die Freiheit an. Daher ihr Haß gegen die noch despotisch regierten, einer Repräsentativverfassung noch immer widerstrebenden beiden deutschen Großstaaten, die Vorliebe für Nordamerika und die lebhaften Sympathien für das liberale Frankreich und für die nach Freiheit schmachtenden Italiener, Ungarn und Polen. Der Liberalismus trug insofern sehr viel zur Selbstvergessenheit der Deutschen, zur Nichtbeachtung ihres gemeinsamen Interesses gegenüber dem Ausland und zum Hasse Deutscher gegen Deutsche bei. Obgleich dieser Liberalismus in Bezug auf die Frage der innern Freiheit die bestehenden Zustände im deutschen Bunde angriff, so war er doch in der nationalen Frage nur der getreue Diener des Metternich'schen Systems. Durch dieses System war die Uneinigkeit

und Schwäche Deutschlands besiegelt worden und dieses Siegel hat der Liberalismus nicht gelöst.

Unleugbar adoptirte der deutsche Liberalismus die abstracte Freiheitstheorie der Franzosen von 1789, deren Ideen schon von Rousseau festgestellt worden waren. Man abstrahirte von allem Historischen und wollte die Gesellschaft und den Staat nach einem idealen Muster ganz neu construiren. Als Element dieser neuen Gesellschaft bot sich zunächst nur die Bourgeoisie oder der dritte Stand dar, bis es möglich werden sollte, durch das Einleben in die neue ideale Verfassung und durch Erziehung auch die künftige Generation des übrigen Volkes politisch höher zu heben und dem neuen verbesserten Staatsleben anzupassen. Die frühern ersten Stände, Priester und Adel, so wie auch die absolute Monarchie, standen dem im Wege. Sie mußte man also wegschaffen oder möglichst beschränken, um, wenn nicht in der Republik, doch in der constitutionellen Monarchie, die Stände möglichst auszugleichen und allen Staatsbürgern gleiche Rechte und Freiheiten zu gewähren.

Der Sturm, den die Liberalen auf die deutschen Regierungen machten, war sehr natürlich motivirt durch die allgemeine Unzufriedenheit mit dem deutschen Bunde, mit der reaktionären Politik der Großstaaten und mancherlei Mißregierung in den Mittelstaaten, und ferner durch das Ideal eines freien Staates, welches den Liberalen vorschwebte. Allein es fehlte doch viel, daß der besonnene Patriot dem liberalen Treiben in seiner ganzen Ausdehnung hätte zustimmen können. Vor allem vergaßen die Liberalen, wie schon gesagt, das Nationalinteresse über dem Freiheitsinteresse, erniedrigten sich zu bloßen Schülern der Franzosen und bestärkten unsere übermüthigen Nachbarn in dem Glauben an unsere Imbecilität und ihre unbedingte Ueberlegenheit. Trotz der großen Kriege, in welchen es an Franzosenhaß doch nicht gefehlt hatte, war man schon wieder vollkommen mit Frankreich ausgesöhnt, ahmte ängstlich jede französische Mode nach, schwärmte für die neue Literatur des Chauvinismus, für die vielen französischen Memoiren und Geschichtswerke, in denen die Revolution und die großen Kriege Napoleons verherrlicht wurden. Man sehnte sich nach einer Aenderung der Dinge, die man aber selber herbeizuführen nicht Kraft und Muth genug in sich fühlte. Begierig erwartete man, daß Frankreich den Anfang mache. Die große und starke Nation der Deutschen gab sich die Blöße, ein Heil, das zu bringen sie sich selber nicht zutraute, von Frankreich her zu verlangen, und stellte sich damit

Kraftäußerungen des Genies, und die deutſche Poeſie wurde mit einer neuen zahlreichen Gattung von Helden bevölkert, die mit ihrer ſchönen Seele, mit ihrer unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, mit ihrer Don-Juans-Natur, mit ihrem alles verzehrenden Feuer, mit ihrer Tendenz nach unendlichem Genuß die Apotheoſe ſchon auf Erden verlangten oder wie Titanen gegen das Beſtehende anſtürmten, in göttlicher Grobheit die gemeine Welt über den Haufen werfen, in göttlichem Wahnſinn ſie in Brand ſtecken wollten, Helden, denen entweder die Welt gut genug war, um von ihnen in ſchrankenloſer Luſt genoſſen zu werden, oder die für die Welt zu gut zu ſeyn glaubten, ſie mit Sarkasmen miſshandelten oder im Selbſtmord das heiligſte Myſterium des Egoismus feierten.

Gleichſam zur Entſchuldigung für die Deutſchen drang dieſer poetiſche Egoismus auch nach England hinüber und Lord Byron bewies, daß ſelbſt in dem beſſer verwahrten Inſelreiche der germaniſche Geiſt nicht frei bleiben ſollte von der Anſteckung, der er ſich in dem offen ſtehenden Deutſchland nicht hatte erwehren können.

Es muß zugegeben werden, daß in dieſer Art von Poeſie germaniſche Gemüthskraft thätig war und daß es die romaniſchen Völker nie bis zu einer ſolchen Ueberſchwenglichkeit gebracht haben; allein dieſe vornehme Poeſie ſteht dennoch mit der germaniſchen Volksnatur in Widerſpruch. Es iſt eine Poeſie der Ausnahmen, nicht der Regel; der Vornehmen, nicht des Volkes; ſie geht nicht aus dem Volk hervor, um wieder in das Volk zu bringen, ſondern reißt ſich von allen natürlichen und innigen Banden, die das Individuum mit dem Volke verknüpfen, in deſpotiſcher Laune los. Gab es einen hiſtoriſchen Moment, in dem ein ſolches Losreißen, eine ſolche vornehme Ausnahme möglich war, ſo zweifle man doch ja nicht, daß er vorübergehen wird. Das Volk ſtirbt nicht. Früher oder ſpäter empört es ſich gegen eine Ariſtokratie des Geiſtes, die ihm ſeine Sitten, ſeinen Glauben zu verachten und mit Füßen zu treten wagen durfte. Antinationale Tendenzen können vorübergehend mächtig werden, nie aber auf die Dauer; die Poeſie, welche dem Charakter des Volks treu bleibt, iſt ungleich mächtiger und wird ſie ſtets wieder überwinden, künftig wie früher.

Wirklich iſt jene vornehme Unſittlichkeit bereits diskreditirt und ſeit einiger Zeit haben ſich viele Dichter, die ſich zu ihr bekennen, genöthigt geſehen, eine demokratiſche Maske vorzunehmen. Die

auf gleiche Linie mit den viel kleinern und ſchwächern Nationen der Polen und Italiener. Und wirklich verhielt ſich Deutſchland zu Frankreich, wie Stoff zur Kraft, wie träge Maſſe zur lebendigen That. Um in Bewegung zu kommen, mußte es ſich allemal erſt einen Stoß von außen geben laſſen, aus eigener Kraft konnte dieſes politiſche Rieſenfaulthier ſich nicht aufraffen. Erſt die Pariſer Julirevolution, dann wieder die Pariſer Februarrevolution mußten kommen, ehe ſich die Deutſchen rührten. Dieſer Umſtand allein beweiſt, daß der Liberalismus in Deutſchland nicht heimiſch, nicht in der ureigenen Kraft der Nation entſprungen war.

Dies beſtätigte ſich auch durch die Reformen, welche die liberale Partei ſeit ihrem großen Siege im Jahr 1848 überall in Deutſchland durchſetzte. Die unerläßliche Vorbedingung aller Reformen mußte die nationale Einheit ſeyn, aber das Streben darnach trat ganz in den Hintergrund. Die patriotiſche Sprache von 1813 hörte man im Jahr 1848 nicht mehr. Der alte Arndt war eine fremdartige Erſcheinung in der Paulskirche, der alte Turnvater Jahn wurde von den Demokraten verfolgt und rettete kaum ſein Leben. Die Geſandten des deutſchen Reichsverweſers wurden im Ausland zum Theil gar nicht angenommen, zum Theil nur mitleidig belächelt oder gar verhöhnt. An eine großartige Initiative in der auswärtigen Politik dachte man in der Paulskirche nicht. Man beglückwünſchte hier die Polen, Ungarn und Italiener, während ſie im deutſchen Blute badeten. Alle Redner im deutſchen Parlament, wie auch in den übrigen Parlamenten der Einzelſtaaten und in den zahlloſen Volksverſammlungen führten nur die Freiheit im Munde, nicht die Einheit. Man debattirte Monatelang über die ſ. g. Grundrechte, über eine Menge Details der innern Politik nach der Schablone des franzöſiſchen Liberalismus, während die Hoffnung, Deutſchland wieder einig, groß und mächtig zu machen, dahinſchwand. Liberale und Demokraten ſtritten ſich über ein geringeres oder größeres Maaß von Freiheit und ſchwächten ſich dadurch gegenſeitig dermaßen, daß die anfangs erſchrockenen und gedemüthigten Fürſten unvermerkt ihre frühere Gewalt wiedererlangten und den alten, ſo verhaßt gewordenen Bundestag wieder herſtellten.

Ich war im Sturmjahr 1848 Abgeordneter am Württemberger Landtage und hoffte, mitarbeiten zu können am großen Neubau des Vaterlandes. Die bisherige liberale Oppoſition hatte ſich in eine patriotiſche verwandelt. Der nationale Gedanke hatte endlich wieder Wurzel ge-

schlagen in den Gemüthern. Ich hegte die freudigsten Hoffnungen für Deutschland, wie Paul Pfizer, der schon in den dreißiger Jahren eine Einigung Deutschlands unter Preußen als den besten Ausweg bezeichnet hatte, auf dem man aus dem Labyrinth der Bundesverfassung nach dem Metternichschen System herauskommen könne. Allein nur zu bald zeigte sich, daß die Freunde der Einheit weit weniger zahlreich waren als die der Freiheit. Die Einheitsbestrebung war es grade, wegen deren sich die große Partei der Demokraten von den Altliberalen trennte. Diese Demokraten wollten nichts von der Einheit wissen, weil sie sich vor einem mächtigen Haupt des Reichs und seiner Militärgewalt fürchteten. Da nun auch die bisherigen Fürsten mit ihrem großen Anhang von Beamten von der Einheit der Nation nur Nachtheil und Verlust für ihre Sonderinteressen fürchteten, so war die kleine wahrhaft patriotische Partei schon im Sommer 1848 zur Ohnmacht verurtheilt und ich gab damals schon die Hoffnung auf das Zustandekommen der ersehnten Einheit auf.

Um wenigstens zu mahnen, auf was es ankomme, und die ungeheuern Fehler, die man in der Paulskirche beging, zu kennzeichnen, schrieb ich damals (noch im Sommer 1848) unter dem Titel: „Deutschlands auswärtige Politik" einen ausführlichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrsschrift, der aber im Lärmen der Parteien unberücksichtigt blieb. Wenn es wahr seyn sollte, des man sich damals so weit und allgemein rühmte, das deutsche Volk habe sich vereint und wolle seine alte Einheit, Macht und Größe wiederherstellen, so hätte man nicht über Paragraphen streiten, sondern die Waffen ergreifen und allen nichtdeutschen Nachbarn Respect einflößen müssen. Aber man hatte einen Reichsverweser eingesetzt, der nichts als ein Vorposten Oesterreichs und seiner alten Metternichschen Politik in Frankfurt war. Man that nichts, um die deutsche Sache in Oesterreich in Schutz zu nehmen, sondern nahm eine Deputation der Ungarn ehrenvoll an, und die Paulskirche widerhallte von Jubelrufen für Ungarn, Italiener und Polen. Ebenso unterstützte man die Polen gegen Preußen. Freilich hatte Preußen selbst damals die Besinnung verloren.

Ich sprach mich darüber im genannten Aufsatz so deutlich und unumwunden als möglich aus:

„Die deutsche Bevölkerung Posens dachte nicht entfernt an eine neue Erhebung der Polen, da das Mißlingen der Erhebung von 1846 noch

in zu friſchem Gedächtniß war. Selbſt die Nachricht von der Pariſer Februarrevolution änderte in dieſer Meinung nichts. Erſt als am 18. März die Februarrevolution in Berlin ausbrach, zeigten die Polen plötzlich eine große Thätigkeit, indem ſie raſch ein Nationalcomité bildeten und bereits am 20. März durch einen öffentlichen Anſchlag die Wiedergeburt Polens verkündeten. Am folgenden Tage wurde eine polniſche Deputation nach Berlin geſandt. Es iſt nun nicht wohl zu leugnen, daß damals große Fehler in Berlin gemacht worden ſind. Es war ein großer Fehler, Mieroslawski in dieſem Augenblicke zu entlaſſen. Die Regierung wußte damals wohl nicht, was ſie that. Die Berliner aber compromittirten ſich noch viel mehr, indem ſie dem freigewordenen Mieroslawski die Pferde ausſpannten und dieſen Todfeind der Deutſchen im Triumph durch die Straßen zogen. Unmittelbar darauf wurde öffentlich in Berlin für die polniſche Legion geworben und die Meinung war allgemein, ſie ſey zur Avantgarde beſtimmt, um den Krieg des liberalen Europa gegen Rußland zu eröffnen. In welcher großen Verlegenheit ſich damals auch die preußiſche Regierung befand, ſo war es doch gewiß nicht nothwendig, der gleichſam häuslichen Angelegenheit zwiſchen einer deutſchen Regierung und einem deutſchen Volke zu Liebe den Polen Conceſſionen zu machen. Die Schwäche der Regierung in dieſer Richtung erklärt ſich aber aus dem wahrhaft unſinnigen Benehmen der Berliner. Dieſe nämlich machten die polniſche Sache zu der ihrigen. Mit Ekel ſah Referent in jenen Tagen die lächerlich rieſenhafte polniſche Kolarde neben der kleinen deutſchen auf allen Straßen in Berlin. Die deutſche Sache damals mit der polniſchen gegenüber der preußiſchen zu vermengen, war ein koloſſaler Mißgriff, denn früher oder ſpäter mußte ganz Deutſchland für Preußen oder ſtatt Preußen gegenüber Polen eintreten. Niemand ſah den Mißgriff ein, als die Polen ſelbſt, die nicht ohne geiſtreichen Hohn den Gegenſatz der deutſchen und preußiſchen Farben für ſich ausbeuteten und indem ſie ſcheinbar einverſtanden mit der deutſchen Bewegung gegen das Beſtehende in Preußen gleichwohl in Wahrheit in der preußiſchen doch nur die deutſche Nationalität bekämpften. Dieſelben Polen, die damals in Berlin mit der deutſchen Partei fraterniſirten, ſchlachteten wenige Wochen ſpäter im Poſenſchen alle Deutſchen ab, die in ihre Hände fielen, oder plünderten ſie wenigſtens aus. Während ſie in Berlin ſich rühmten, Hand in Hand mit der deutſchen Nationalpartei gegen das deſpotiſche preußiſche Sonderintereſſe zu kämpfen,

behaupteten sie im Posenschen, in ihrer Heimath gute Preußen zu seyn, und nur als polnische Unterthanen Preußens gegen die Anmaßungen der deutschen Nationalität aufzutreten. Eine Perfidie, gegen welche die deutsche Presse gleichwohl keine Einwendung machte. Unverschämter ist die deutsche Gutmüthigkeit kaum je mißbraucht worden, als die der Berliner von den Posener Insurgenten.

Die Deutschen in Posen waren nicht in dem Fall, die Sache von fern und als Illusion anzusehen. Schon am 23. März vereinigten sie sich, um die Schritte der Polen zu bewachen. Inzwischen that die Regierung alles, um den Muth der Polen zu beleben und den der Deutschen niederzuschlagen.

Die Regierung ergriff damals ganz die Partei der Polen. Geschah es in Aussicht auf einen russischen Krieg oder aus Rücksicht auf die verkehrte öffentliche Meinung, die einmal mit polnischen Sympathien schwanger ging? Der Regierungscommissär, General Willisen, that alles, was die Polen wünschten und was die Deutschen nicht wünschten. Mit unerhörter Frechheit organisirten die polnischen Unterthanen der preußischen Krone im Posenschen ein selbständiges polnisches Heer und zwangen der deutschen Bevölkerung dazu Contributionen ab, trieben ihnen das Vieh weg, mißhandelten sie. Schaarenweise kamen deutsche Flüchtlinge vom Lande nach der Stadt Posen und klagten dort vergebens. Es ist durch die Zeitungen bekannt, welche blutige Greuel die Polen an wehrlosen deutschen Familien begingen. Da das polnische Landvolk nicht eifrig genug war, regte man seinen religiösen Fanatismus auf und suchte ihm die Deutschen als Ketzer und Heiden zu bezeichnen. Gleichwohl entblödete sich der demokratische Klub in Breslau nicht, drei Deputirte an das polnische Nationalcomité zu schicken, welche demselben seine volle Zustimmung zu erkennen gaben. Dasselbe geschah von einer Berliner Volksversammlung aus. Das wäre ungefähr das Nämliche, als wenn die Deutschen im Elsaß alle dort wohnenden Franzosen todt schlügen oder mißhandelten und beraubten und Pariser Klubs und Volksversammlungen würden ihnen Deputationen schicken, um ihnen für den Mord und die Beraubung ihrer französischen Brüder zu danken. Was in Frankreich nur zu träumen absurd wäre, das ist in Deutschland die handgreiflichste Wirklichkeit. Und wir maßen uns an, eine Nation seyn zu wollen?

Da aus der polnischen Armee die Avantgarde gegen Rußland nicht

wurde, wie Mancher anfangs geträumt hatte, da sie vielmehr lediglich mit Raub, Mord und Brand unter der deutschen und jüdischen Bevölkerung des Großherzogthums sich beschäftigte und sogar Miene machte, die Ansprüche der Polen auf die Festung Posen zu unterstützen, gab man endlich den Klagen der Deutschen Gehör, Willisen trat zurück und an seine Stelle kam General von Pfuel, um unter diesen schwierigen Umständen die Ordnung herzustellen."

Ich musterte sodann noch nach allen anderen Seiten hin die vernachlässigten Grenzen Deutschlands und konnte meine tiefste Indignation über die grenzenlose Unthätigkeit des Reichsverwesers, des Reichsministeriums und der in der Paulskirche damals herrschenden Partei nicht verhehlen. Denn diese Männer des Schicksals thaten nichts, aber auch gar nichts für die Machtstellung Deutschlands nach außen. Das große deutsche Parlament plagte sich mit unfruchtbaren Debatten herum und drechselte Paragraphen unter dem viehischen Gebrüll eines bezahlten Pöbels, der von den Galerien herab jede Ruhe und Würde der Verhandlungen störte.

Im französischen Convent ging es einst auch tumultuarisch her, aber man vernachlässigte die Machtstellung nach außen nicht, es gab in den republikanischen Ausschüssen große Talente, die mit eben so viel Klugheit und Energie die französische Politik handhabten. „Wären wir einig, schrieb ich damals, wären Oesterreich, Preußen, Bayern ꝛc. in Deutschland aufgegangen, beschränkte sich die ganze Macht der Sonderinteressen etwa auf eine kleine Vendée, wie 1793 in Frankreich, so würde ich vom Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten verlangen, daß er eine Thätigkeit entwickelte, wie die war, durch welche sich Dumouriez in der großen Krise der französischen Revolution unsterblich gemacht hat. Dumouriez überschwemmte das Ausland mit seinen Agenten, war rastlos bemüht, Frankreich Bundesgenossen und Freunde zu erwerben und Frankreichs Feinde unter einander zu entzweien und es gelang ihm wirklich, Preußen mit der Coalition zu überwerfen, was zum gänzlichen Rücktritt Preußens von derselben im Basler Frieden führte. In ähnlicher Weise würde von der Diplomatie des wiedergebornen deutschen Reichs die schnellkräftigste und zugleich schlaueste Thätigkeit zu fordern seyn. Nicht offizielle Gesandten müßten alsdann in Paris und London um Empfang betteln, sondern geheime Unterhändler müßten alle Mächte und Parteien in unserem Interesse bearbeiten. Alle natürlichen Allianzen müßten mit

größter Energie für Deutschland in Anspruch genommen werden. In Washington, Madrid, Stockholm, Bukarest, Konstantinopel müßten direkte Bündnisse geschlossen, in London, im Haag, in Bern, in Rom, in Pesth und Agram müßte für uns aus allen Kräften plaidirt und wenn nicht direkte Bündnisse zu Stande gebracht, doch Parteien für uns gewonnen werden.

Daß nun aber von alledem noch nichts geschehen ist, können wir dem Reichsministerium nicht zum Vorwurf machen, weil es ja mit Deutschland selbst noch nicht fertig geworden ist, weil es dem Ausland noch keinerlei Bürgschaften darbieten kann, weil es, die gutwilligen Contingente der kleineren Staaten ausgenommen, keine Streitmacht und noch weniger geheime Fonds hat, um seine Agenten auszustatten.

Es steht also schlecht, sehr schlecht um unsere auswärtigen Angelegenheiten. In der ganzen Runde um Deutschland her ist alter Boden wohl für uns verloren, aber noch kein neuer gewonnen worden. Anstatt die scandinavischen Sympathien für uns auszubeuten, haben wir sie in Antipathien verwandelt und unsere natürlichen Bundesgenossen zu unsern Feinden und mehr als je von Rußland abhängig gemacht. Anstatt in preußisch Polen entweder das Princip der Germanisirung mit unerbittlicher Strenge festzuhalten, oder in kühner Offensive das Protektorat Polens gegenüber von Rußland zu übernehmen, haben wir uns die Polen ebenso zu Feinden gemacht, wie die Russen, und jene Politik ermöglicht, die Polen künftig zu einem Bollwerk Rußlands gegen Deutschland machen will, während wir bis auf den letzten Augenblick gehofft haben, es als unser Bollwerk gegen Rußland brauchen zu können. Anstatt uns der romanischen Wallachen, die uns darum angefleht, gegen die russische Usurpation anzunehmen, haben wir die Russen in der Moldau einrücken lassen. Anstatt der Pforte unsern Beistand gegen Rußland zuzusichern, haben wir diese Ehre den Engländern allein überlassen. Anstatt den deutschen Doppeladler zwischen Pesth und Agram aufzupflanzen um mit seinen beiden drohenden Köpfen rechts und links den dort gegen einander tobenden Parteien Frieden zu gebieten, haben wir die Zukunft des deutschen Oesterreichs vom Siege zweier nichtdeutschen Stämme abhängig werden lassen. Anstatt rundweg die wiedereroberte Lombardei zu behaupten, hat sich Oesterreich in Traktate einlassen müssen, aus denen wenigstens möglicherweise eine Verminderung des österreichischen Besitzes in Italien hervorgehen kann. Anstatt daß irgend etwas geschehen wäre, um die uns stammverwandte Schweiz für

uns zu gewinnen oder ihr wenigstens zu imponiren, mußten wir erleben, daß Radetzky in Mailand den Empfang russischer Orden festlich beging, während auf dem schweizerischen Liederfest das französische Volkslied drohend gegen Deutschland angestimmt wurde. Anstatt Frankreich durch die Abberufung der Gesandten unserer Einzelstaaten von der Einheit Deutschlands thatsächlich überzeugen zu können, gaben wir uns die Blöße, Herrn von Raumer dort vergeblich antichambriren zu lassen. Anstatt mit Holland die Eventualitäten eines neuen französischen Kriegs zu berathen, ärgerten wir uns blos über die Limburger Skandale.

Das alles ist das nothwendige Resultat der falschen Stellung, in welcher sich die Centralgewalt und die Nationalversammlung in Frankfurt befinden. Sie beruhen auf der Fiktion einer allgemeinen Erhebung deutscher Nation zur Einheit. Diese aber hat nicht wirklich statt gefunden; die Sondermächte bestehen alle noch, die Beschlüsse der Centralgewalt und der Nationalversammluug sind alle noch von der Zustimmung oder Ablehnung Oesterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers ꝛc. abhängig.

Der alte Bundestag konnte bestehen, da er der adäquate Ausdruck der Politik war, zu welcher sich die Regierungen der Einzelstaaten Deutschlands bei völliger Passivität des Volks und nur ohnmächtigen Demonstrationen der Stände vereinigt hatten. Die neue Centralgewalt kann nur bestehen, wenn sie alle jene Regierungen sich absolut unterordnet oder sie gänzlich verschwinden macht. In einer bloßen Nebenordnung neben ihnen kann sie keinen Bestand haben. Das ist auch der Sinn des berühmten Leiningenschen Entweder Oder. Statt dessen haben wir leider jetzt ein Weder Noch.

Nur die Freiheit hat bei uns kühne und leidenschaftliche Vertreter in hinreichender Zahl gefunden, die Einheit nicht, und leider sind die meisten und wärmsten Freunde der Freiheit gegen die Einheit gleichgültig, oder nehmen die Einheit nur zum Vorwand oder Mittel, um Zwecke der Freiheit zu erreichen.

Gestehen wir uns, daß der für deutsche Einheit Begeisterten eine kleine und schwache Zahl ist gegenüber denen, die das Interesse der großen österreichischen Monarchie vermittelst der slavischen Majorität aufrecht erhalten wollen, ebenso gegenüber denen, welche Preußens beleidigten Stolz und gekränkten alten Ruhm rächen wollen, sodann gegenüber denen, welche um jeden Preis Ruhe verlangen, und endlich auch gegenüber den

Republikanern, denen die Einheit Deutſchlands etwas völlig Gleichgültiges iſt und die, wenn nur ihre communiſtiſche Demokratie zu Stande käme, ganz Deutſchland mit Freuden an Frankreich verkaufen würden. Ich will hier nicht unterſuchen, inwiefern alle dieſe Parteien auch in der Paulskirche, wo doch die Einheit Deutſchlands begründet werden ſoll, zahlreicher vertreten ſind, als die ächten reinen unbeugſamen Unitarier. Es genügt zu wiſſen, daß wenn auch die Paulskirche nur die entſchiedenſten Verfechter der Einheit um jeden Preis umfaßte, es auf ſie nicht ankäme. Deutſchlands Schickſal kann nicht in Frankfurt, es kann nur in Berlin und Wien entſchieden werden.

Das Sonderintereſſe, hier in der altpreußiſchen oder altöſterreichiſchen Weiſe, dort als Geneigtheit, ſich um der Republik willen an Frankreich anzuſchließen, hervortretend, hat das Einheitsintereſſe ſchon ſo gut wie überwunden. Durch die Hitze und Unfähigkeit der Republikaner iſt das Sonderintereſſe der beiden Großmächte Oeſterreich und Preußen, wieder mächtig gefördert worden. Das iſt die Reaktion im nationalen Sinne. Bei gewiſſen nationalen Errungenſchaften in Bezug auf innere Politik wird es bleiben. Die Reaktion wird ſie zunächſt gelten laſſen, zufrieden, durch die Freiheit die Einheit unmöglich gemacht zu haben.

Was iſt unter dieſen Umſtänden noch ein Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten für Deutſchland?

Der Reichsminiſter, Herr Heckſcher, hat, von Oeſterreich, welches noch ſeinen beſondern Geſandten in Kopenhagen hält, verlaſſen, ſich nicht anders zu helfen gewußt, als der preußiſchen Nöthigung nachzugeben und die auswärtigen Angelegenheiten Deutſchlands von den preußiſchen abhängig zu machen, das ſchwerfällige deutſche Reichsſchiff vom preußiſchen Dampfer ans Schlepptau nehmen zu laſſen. Darüber geriethen die preußenhaſſenden Republikaner in die höchſte Wuth. Herr Heckſcher mußte fliehen und wurde noch unterwegs auf die roheſte Weiſe mißhandelt. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten auf der Flucht! Welches Omen! Welche Ausſicht! Welch ein Anfang, die Angelegenheiten energiſch in die Hand zu nehmen."

Wie ich es damals im Sommer 1848 ſchon vorausgeſagt, ſo kam es. Der ganze liberal-demokratiſche Spectakel führte zu nichts, als daß der alte Bundestag wieder eingeſetzt wurde.

Nach einer ſo ſchrecklichen Erfahrung hätte man einſehen ſollen, daß mit der Freiheit ohne Einheit nichts gewonnen werde. Aber

auch ſpäter noch kamen die deutſchen Liberalen nicht zur Beſinnung. Fort und fort traten ſie nur dem franzöſiſchen Liberalismus die Schuhe aus und waren ſo verblendet, dem nationalen Patriotismus geradezu entgegenzuwirken. Denn als König Wilhelm I. von Preußen und ſein Miniſter, Graf Bismarck, den großen Intereſſen der deutſchen Nation gerecht werden wollten, in dieſem Sinn eine Reform des deutſchen Bundes forderten und ſich mit den guten Waffen rüſteten, die allein der deutſchen Sache Bahn brechen konnten, waren es gerade die deutſchen Liberalen und hauptſächlich die im Berliner Abgeordnetenhauſe ſelbſt, welche dieſem nationalen Streben mit einer beinahe blödſinnigen Wuth entgegentobten. Eine bedeutende Fraction in der liberalen Partei bildete den ſ. g. deutſchen Nationalverein, aber auch er begriff die Aufgabe der Nation nicht, in deren Namen zu handeln er ſich anmaßte. Kein Deutſcher konnte jemals das deutſche Nationalintereſſe und die deutſche Nationalehre anders auffaſſen, als es die Patrioten im Jahr 1813 gethan hatten. Nur von Preußen konnte jetzt, wie damals, der patriotiſche Geiſt, die patriotiſche That ausgehen; nimmermehr von den deutſchen Kleinſtaaten und noch weniger von Oeſterreich. Daß dieſe Wahrheit vom Nationalverein einfach und mit der größten Energie würde verfochten werden, hätte man erwarten ſollen und wäre ſeine Schuldigkeit geweſen. Aber ihm ſchrumpfte die große deutſche Nationalpolitik in den lächerlichen Prozeß Auguſtenburg contra Hohenzollern zuſammen und er ergriff Partei für den Auguſtenburger gegen Preußen, d. h. für die Kleinſtaaterei, für das Kirchthurmsintereſſe gegen das große Nationalintereſſe. Er bewies nur, wie zähe der Liberalismus in zwei Generationen deutſcher Juriſten wurzelte, ſofern er die Kleinſtaaterei mit liberalen Inſtitutionen nach franzöſiſcher Schablone für unendlich begehrungswürdiger erachtete, als einen großen militäriſch trefflich gerüſteten Einheitsſtaat, der die ganze Nation zuſammenfaßt, die ganze Nation ſchützt gegen außen, fernere Beraubungen, Mißhandlungen der Nation durch die Nachbarn verhindert, der Nation die alte Macht und den alten Ruhm wiedergibt.

3.

Gutmüthige oder dummdreiste Verehrung der Vaterlandsverräther in Deutschland.

Wenn ein Volk dazu erzogen und abgerichtet wird, den eignen Werth und das eigne Interesse zu vergessen und ein an eres Volk ausschließlich zu bewundern, ein Volk, das uns verachtet und nur auszubeuten sucht, so ist es eigentlich natürlich, daß in dieser blinden Bewunderung auch denen verziehen wird, die mit vollem Bewußtseyn am deutschen Vaterland Verrath üben. Wie soll aber das Volk sich endlich über sein eigenes Interesse, über sein nationales Recht und seine nationale Pflicht klar werden, wenn es sich so gröblich täuschen läßt? Keine andere Nation der Welt verzeiht dem Vaterlandsverräther so viel, als die deutsche.

Zur falschen Richtung unserer Bildung, die uns so nachsichtig und empfindsam gemacht hat, trug das meiste die Thatsache bei, daß wir wirklich schon eine geraume Zeit hindurch kein großes Vaterland mehr hatten, sondern in hunderterlei Territorien unserer größeren und kleineren Souveraine eingepfercht waren. Endlich trug dazu auch der Cultus des Genius bei. Man entschlug sich aller höheren sittlichen Autoritäten. Man glaubte nicht mehr an Gott und vergötterte den Menschengeist. Man hatte kein Vaterland oder wollte keines haben, um keine Pflichten gegen dasselbe übernehmen zu müssen, und gab sich dem charakterlosesten Egoismus hin. Die großen Propheten dieses Egoismus waren Göthe und Hegel, daher sie die am meisten gefeierten Dichter und Denker in Deutschland werden mußten. Nicht etwa ihr wirkliches Genie bewirkte dieses Wunder, sondern ihre Tendenz, die Verführung zur Wollust des Egoismus.

Sich zum Vaterland indifferent zu verhalten, wurde in der großen Partei des Geniuscultus, besonders bei den Anhängern Göthes und Hegels, förmlich Gesetz und ausgesprochenes Princip. Man erklärte den Patriotismus für einen „thierischen Trieb des Blutes". Als Göthe zu Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner sagte: ihr werdet von dem Manne (Napoleon) nicht loskommen, er ist euch zu groß! so legte er da-

franzöſiſche Romantik ging mit dieſem Beiſpiel voran. Um nach der Julirevolution populär zu bleiben, mußte ſie republikaniſch werden und predigte nun dieſelbe unſittliche Lehre, die früher das Geheimniß der Ariſtokratie geweſen, den Völkern. Werft die alten Vorurtheile ab, hieß es, wagt es, glücklich zu ſeyn! Die Güter der Erde gehören euch Allen, ſchwelgt darin! Die Reichen haben ſie bisher allein in Anſpruch genommen, euch zur Armuth verdammt und euch ſtrenge Sittengeſetze und einen unerträglichen religiöſen Zwang aufgelegt, damit ihr euch geduldig unter das Joch ſchmiegen ſolltet. Zerbrecht nun dieſes Joch, entreißt ihnen ihre Güter, theilt ihre Genüſſe! — Früher nahm ſich der geniale Wüſtling heraus, fremde Ehen zu brechen, die Unſchuld Anderer für ſich auszubeuten, auf Koſten Anderer den vollen Becher jedes Sinnengenuſſes auszuſchlürfen und als freier, kraftvoller, titanenhafter Geiſt Gott und dem Schickſal zu trotzen. Jetzt will man dieſe Ausnahmen weniger Vornehmer zur Regel Aller erheben, gar keine Unſchuld mehr dulden, die Ehe insgemein aufheben, die chriſtliche Religion förmlich abſchaffen und den Epicuräismus des Genies zum Gemeingut des Volkes machen. Eine wunderliche Verkuppelung des Crebillionismus mit dem St. Simonismus, der altariſtokratiſchen Geſetzloſigkeit mit einer neuen republikaniſchen Ordnung.

Doch konnte dieſer Wahnſinn, welcher die Immoralität zum ordnenden Princip der Geſellſchaft machen will, unmöglich Wurzel faſſen. Die genialeren Dichter fühlten tief, daß ihre regelloſen Begierden mit der ewigen Ordnung der Dinge in Widerſpruch ſtänden. Als daher ihre Vornehmigkeit im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr ſo reſpectvoll anerkannt wurde, wie im achtzehnten, als die glücklichen Tage vorüber waren, in denen ſich die geniale Ariſtokratie alles erlauben durfte, hörte bei ihr auch die Wolluſt zu lachen auf, und eine wilde Verzweiflung, das Bewußtſeyn der Schuld, der Trotz der Seele, das Herausfordern des Schickſals oder ein unheilbarer Schmerz trat an die Stelle der taumelnden Freuden. Man hat dieſe Gattung von Dichtern vorzugsweiſe die „Zerriſſenen" genannt und Lord Byron ſteht an ihrer Spitze. In ſeinem germaniſchen Charakter konnte ſich der Ernſt nicht verleugnen und wenn er ſich mit Bewußtſeyn in ein Meer von Wolluſt, wie Ritter Curtius in den Abgrund, ſtürzte, ſo verſank er doch in andern Momenten wieder in den tiefſten Schmerz.

mit ſeine eigenſte Geſinnung blos, demzufolge es in der Welt nur herrſchende Genies mit unverantwortlicher Freiheit, und einen gehorchenden und bewundernden Pöbel geben ſollte, von einer ſittlichen Verpflichtung des Genies und von einer möglichen Erhebung des gemeinen Pöbels zur Würde einer Nation aber nicht die Rede ſeyn dürfe. Als Göthe das ſchwülſtige und durch und durch verlogene Lobgedicht auf Napoleon machte (im Sommer 1811), erfüllte er damit nur eine Pflicht gegen ſeinen Herrn, den kleinen Weimar'ſchen Fürſten, der damals von der Gnade Napoleons abhing, wollte aber vielleicht auch die Erhabenheit ſeines Genies über jedes patriotiſche Vorurtheil beweiſen. Vielleicht aus demſelben Grunde gab er gerade im Jahr 1809 während des Heldenkampfs der Tiroler ſeine niederträchtigen Wahlverwandtſchaften (eine Rechtfertigung des Ehebruchs) heraus.

Dichter und Gelehrte, die aus Eitelkeit und Charakterſchwäche, oder um eines perſönlichen Vortheils willen Napoleon vergötterten, gab es damals genug. Einer der ärgſten Lobhudler war der ſentimentale Roſegarten, Paſtor auf Rügen.

Unter denen, die man als eigentliche Verräther deutſcher Nation und Ehre brandmarken muß, ſteht Johannes Müller obenan, und gerade dieſer Geſchichtſchreiber wird noch immer hochgeehrt und in Schulen empfohlen. Ich habe ihn ſeit früher Jugend nur tief verachtet. Man hat ihm überall, wo er ſich aufhielt, nachgeſagt, er huldige der griechiſchen Liebe, und das ſoll auch der Grund geweſen ſeyn, warum er, um Skandal zu vermeiden, ſo oft ſeinen Wohnort wechſelte. Sein warmbrüderlicher Styl, die eckelhaften Liebloſungen, mit denen er in ſeinen gedruckten Briefen die Freunde überhäuft, ſtimmen ganz damit überein. Seine Schreibart iſt in hohem Grade affectirt, ſeine Geſinnung die unzuverläſſigſte und trugvollſte. Wie viel hat er von der Schweizerfreiheit geſalbadert und ſchweifwedelte doch vor jedem Berner Ariſtokraten! In Mainz gehörte er zu den Franzoſenfreunden und erhielt das Bürgerrecht der franzöſiſchen Republik. Nachher ſchrieb er für den Papſt. Von Wien kam er nach Berlin und hetzte hier zum Krieg gegen Napoleon. Seine anonyme Flugſchrift „Poſaune des heiligen Kriegs" rief Preußen bei ſeiner Ehre auf, die Unverſchämtheiten des franzöſiſchen Kaiſers nicht länger zu dulden. Als aber Napoleon ſiegte, ging Müller — zu ihm über. Bignon erzählt ausführlich, wie Müller an ihn geſchrieben habe, er ſey wie Ganymed (dies Gleichniß iſt bei Müller dop-

pelt bezeichnend) vom Adler Jupiters, so von Napoleons Adler nach Fontainebleau entführt worden, um der Diener eines der Götter zu werden, wenn auch nicht des höchsten, so doch seines Bruders Jerome.

Johannes Müller wurde Jeromes, des neugebackenen Königs von Westphalen, Minister, um den französischen Eindringling im Lande der Cherusker und des Arminius populär zu machen. Hatte doch die deutsche Professorenwelt dem nichtswürdigen Schweizer wirklich durch unaufhörliches Lobpreisen zu Ruhm und Ansehen verholfen! Man hatte ihn Deutschlands ersten Geschichtschreiber, ja — was heute noch zuweilen wiederholt wird — Deutschlands Tacitus genannt. In des Herrn von Strombecks „Darstellungen aus meinem Leben" wird Müllers Wirken in Kassel am Hofe Jeromes des Näheren geschildert, worüber ich im Literaturblatt von 1833, Nro. 76, berichtete, wie folgt: „Am 22. August wurde die Ständeversammlung durch Johann von Müller, der als Redner der Regierung auftrat, für das Jahr 1808 geschlossen. Ich kann mich nicht enthalten, hier seine Rede mitzutheilen, sie characterisirt in ihrer ‚Wahrheit und Dichtung' zu sehr die Zeit, und zeigt, zu welchen Schmeicheleien Deutschlands Tacitus sich verstehen konnte. ‚Meine Herren Reichsstände! Der König hat mir den Auftrag ertheilt, Ihrer hochachtbaren Versammlung das Ende der Arbeiten anzukündigen, für welche dieselbe versammelt war. — Meine Herren, Provinzen, welche nie eines Volkes Vaterland, hierauf in den Versammlungen deutscher Nation in die Menge der Stämme verloren, endlich unter vieler Fürsten Hoheit abermals vereinzelt waren, haben — seit Menschengedenken zum Erstenmal — durch Stellvertreter vor dem Thron eines gemeinsamen Herrn über allgemeine Angelegenheiten sich versammelt, und Maßregeln genommen, welche den Begriff eines Vaterlandes, einen Gemeinsinn, theils voraussetzen, theils erwecken. Das Alte ist vorüber; laßt uns den Blick auf die Gegenwart heften, um in ihr die Keime der Zukunft zu entwickeln. Die ältesten, größten, ruhmvollsten und — insofern dieses von menschlicher Art sich sagen läßt — auch die besten Völker haben mancherlei Zeitläufte erlebt. Hier hob der Schwung eines Mannes von Genie seine Nation zu der Höhe seiner eigenen Rolle. Lange Zeit und Selbstvergessenheit — der trägen Sterblichen gewöhnliches Uebel — stürzten unversehens anderer Völker Glück und Ehre in einen rettungslosen Abgrund. Völker nun, die sich dem Unglück überliessen, gingen unter; andere, welche aus der Erkenntniß der Fehler Lehre zogen, wur-

den, durch eine moraliſche Wiedergeburt, neuer Zeiten wiederkehrender Glorie und Glückſeligkeit würdig. Eben ſo verſchieden waren die Eroberer: einige haben zerſtört, andere haben die Unterjochten verweichlichet, andere durch Trennungen ſie geſchwächt; aber die beſſern haben ſie vortheilhaft umgeſtaltet: ſolche ſind es, welche durch verehrendes Andenken ihrer Wohlthaten im Alterthum aus Königen Götter geworden. Der, vor dem die Welt ſchweigt, weil Gott die Welt in ſeine Hände gegeben, (!) erkannte in Germanien die Vorwache und Bruſtwehr von Süd und Weſt, von den erſten Hauptſitzen der Cultur Europens. Alſo, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutſchland Feſtigkeit, gab ihm ſein Geſetzbuch, das Muſter ſeiner Waffen, die größten Lehren, und, ſtatt gedemüthigter Soldaten, achtvolle geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern ſchuf er ein Reich. Konnte er mehr thun? Er ſetzte darüber ſeinen Bruder. Sie hörten den König, meine Herren; Sie haben ſeine Handlungsweiſe geſehen, ſeine Verordnungen, ſeine Vorſichtsmaßregeln zählen Sie nach den Tagen ſeiner Regierung. Im Anfang Ihrer Sitzungen ließ der König durch den Miniſter des Innern Ihnen die Lage des Reichs darſtellen. Es iſt kein Zweig der Verwaltung, es iſt kein Fach der Geſchäfte, deren Natur und Grundregeln nicht klar und beſtimmt vorgelegt worden wären. Der König, der die Intereſſen der Krone von dem Beſten ſeines Volkes nie trennt, Verſtellung und Hinterliſt verſchmäht und haßt, und ſtolz auf ſein Bewußtſeyn, Offenheit nicht ſcheut, der König hat nicht gewollt, daß den Stellvertretern ſeines Volkes etwas verborgen werde. Von Allem, wie es iſt, und von dem Geiſt des Ganzen, ſollten Sie genaue Notiz in die Länder heimbringen; Sie ſind auch nicht zu Entſchließungen über halbgeſagte Dinge aufgefordert worden: die Wahl der Nation wurde in Ihnen geehrt, man hat Ihnen völliges Vertrauen geſchenkt.

Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen ſich Dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geiſt gemeinſamen Vaterlandes, nach dieſem plötzlichen und hohen Schwung in allen Gemüthern auf immer vorherrſchend wird. Ein König, Ein Schatz und Eine Schuld, und, um nicht auch der gemeinſamen Abſtammung und Schickſale zu erwähnen, Ein Intereſſe — welche Elemente zu einem Gemeingeiſt.

Das Sonderbare haben die mitternächtigen Völker, zumal vom germaniſchen Stamm: So oft in Gottes Rath beſchloſſen war, ihnen eine

neuere Art oder einen höhern Grad von Cultur beizubringen, so mußte ein Stoß von außen kommen ꝛc. ꝛc.'

Ja dieser elende Schweizer hatte die Frechheit, den Schatten des ehrwürdigen deutschen Geschichtforschers Häberlin zum Zeugen aufzurufen. ‚Der gelehrte und biedere Mann aus Ihrer Mitte, meine Herren, dem die Wohlfahrt und Verfassung des deutschen Vaterlandes die erste und letzte, immer die liebste, Lebensarbeit gewesen, und welcher, ohne diesen Tag zu sehen, zu den Vätern versammelt worden ist, was kann er, wenn dem Schatten Erinnerung der menschlichen Dinge bleibt, was kann er den Vätern sagen, als daß nach den acht Jahrhunderten regelloser Ungebundenheit, wie sie waren von Hermann bis auf Karl den Großen, und nach den tausend Jahren Gehorsams unter geistlichen und weltlichen Herren, eine neue Zeit und ein zweiter Karl der Große alle Stände der Gesellschaft berufen habe, unter das neue Gesetz der Gleichheit aller Pflichten und Rechte, und an die gemeinsame Arbeit fortschreitender Vervollkommnung aller Gesetze.'

Dies war der große Johannes von Müller, und ich kann um so weniger anstehen, diese Schmählichkeiten von einem so berühmten Mann mitzutheilen, weil es unter meinen Lesern Leute gibt, die sich erstaunlich gewundert und mir schon öfter hart vorgeworfen hyben, daß ich den Mann bei jeder Gelegenheit, wo ich auf ihn zu sprechen gekommen, mit Verachtung behandelt habe. Ja, ich habe ihn immer von Grund meines Herzens verachtet, diesen affektirten, falschen, warmbrüderlichen Ekelmenschen."

So schrieb ich bereits 1833, aber man wollte die Wahrheit nicht hören; die Voraussetzung, Johannes Müller gehöre zu den classischen Autoritäten und hochverdienten Leuchten unserer Wissenschaft, dauerte fort. Ich füge nur noch hinzu, daß Johannes Müller als feiles Werkzeug und als gelehrter Pedant mit seinen steifen Manieren und unanständigen Passionen am westphälischen Hofe lediglich ein Gegenstand des Spottes war, von denen, die ihn brauchten, verhöhnt wurde, den Minister lassen und wieder Professor werden mußte und bald darauf gestorben ist.

Das zweite Prachtexemplar eines deutschen Vaterlandsverräthers ist Georg Forster, als Weltumsegler und Freidenker so geehrt und berühmt, wie Johannes Müller. Noch vor wenigen Jahren wagte es der Gottesleugner Moleschott beim Feste der Einweihung eines Schillerdenkmals in Mainz (1862) den Vorschlag zu machen, man solle dem Forster,

dem großen Deutſchen, dem Freunde Schillers, in Mainz auch ein Denkmal ſetzen. Gegen ihn erhob ſich Profeſſor Klein: Einem Vaterlandsverräther ſetze man kein Denkmal! Man hätte es kaum glauben ſollen und doch geſchah es, Moleſchott fand Vertheidiger. Klein ſchrieb ein Buch „Georg Forſter in Mainz", Gotha bei Perthes, welches ich im Literaturblatt 1863, Nro. 72, anzeigte. Hier meine Worte. „Nachdem der Antrag des Profeſſor Moleſchott, dem Georg Forſter, welcher Mainz an die Franzoſen verrathen hat, in demſelben Mainz ein Ehrendenkmal zu ſetzen, von Profeſſor Klein im Namen der Stadt Mainz und ganz Deutſchlands mit edler Entrüſtung zurückgewieſen worden war, hat es dennoch an ehr- und vaterlandsvergeſſenen Menſchen nicht gefehlt, welche gegen Klein geſchrieben und ihn begeifert haben. Er ſah ſich alſo genöthigt, zur Belehrung der deutſchen Leſewelt in einem umfangreicheren Buche die ganze Schande Georg Forſters aufzudecken. Es iſt eine traurige Wahrnehmung, daß, während wir bei Schützen- und Sängerfeſten laut mit unſerer Vaterlandsliebe renommiren, dennoch eine namenlos unverſchämte Vertheidigung Forſters und Beſchönigung ſeines Landesverraths ſich in der deutſchen Preſſe breit machen darf.

Herr Klein ſagt: ‚Faſt vierzig Jahre lang nach Forſters Tod ſcheute man ſich ihn zu nennen, Niemand getraute ſich ihn zu loben, weil er des Verraths am Vaterland überführt war; daß er in Mainz zu den Franzoſen überging, verzieh man ihm wie vielen Andern, beſonders weil er ſie für die Träger der Freiheit hielt; daß er die Revolution nach Deutſchland verpflanzte, mochte man überſehen, wiewohl er mehrfach erklärte, daß die Deutſchen noch nicht zur Freiheit reif ſeyen; daß er aber einen anſehnlichen Theil Deutſchlands, ſo viel an ihm lag, vom Vaterland abriß und dem Feinde einzuverleiben ſuchte, dies konnte man damals, dies kann man niemals ihm vergeben: auf ihm laſtet ſomit das ſchwerſte Verbrechen. Die Familie ſelbſt ſtimmte während dieſer Zeit in die Verurtheilung ein oder ſchwieg. Erſt kurz vor der franzöſiſchen Juli-Revolution (1829) veröffentlichte die Frau deſſelben ſeinen Briefwechſel, der ihn, wenn auch nicht freiſprechen, doch entſchuldigen oder Mitleid erregen ſollte. Aber man nahm davon nicht Notiz. Doch als ein Romanſchreiber den Forſter zum Helden eines Romans gemacht hatte, da traten Biographen, Geſchichtſchreiber, Literarhiſtoriker u. ſ. w. in Menge auf und ſuchten ihn zu vertheidigen; wollten doch ſogar Einige ihn zum Vorbild der Deutſchen hinſtellen. Man hat es gewagt, Georg Forſter

vorzugsweise ‚den Edlen' zu nennen, während seine Handlungsweise eine durchaus nur gemeine und niedere war, nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Privatleben.

Was sein öffentliches Leben betrifft, so genügt es zu wissen, daß Forster, welchen der Kurfürst von Mainz aus pecuniärer Noth herausgerissen und zum Bibliothekar gemacht hatte, nicht nur an diesem Fürsten den unedelsten Undank übte, sondern auch zum Verderben und zur Schande Deutschlands die Einverleibung des deutschen Kurfürstenthums in das französische Reich einleitete und eifrig betrieb. Aus den zahlreichen darüber von Klein mitgetheilten Acten heben wir nur eine Stelle des von Forster verfaßten Schreibens hervor, worin dem Convent in Paris empfohlen wird, Mainz zum Bollwerk gegen Deutschland zu machen. ‚Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr Mainz, den Sitz jenes stolzen Priesters, dessen grenzenloser Hochmuth ihm in der Geschichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann, Mainz am Zusammenflusse des Rheins und des Mains, wo der Handel Deutschlands sich in der Hand des fränkischen Kaufmanns sammeln wird; Mainz, den Schlüssel des deutschen Reichs und die einzige Oeffnung, durch welche noch Eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben.' Von einem Deutschen, der die Franzosen mit so lockenden Worten zum Raube einer deutschen Provinz auffordern kann, brauchte man anderweitige Ehrlosigkeit nicht zu kennen, um seinen Namen auf ewig zu brandmarken. Aber der Vollständigkeit wegen und weil Forster immer noch so viele Freunde und Vertheidiger findet, wollen wir unsern Lesern noch einige seiner Schlechtigkeiten preisgeben. Wir lesen bei Klein ausführlich, wie er schon Vicepräsident der französischen Administration in Mainz war und nachdem der französische General Custine öffentlich bekannt gemacht hatte, daß, wer sich unterstünde, von Unterhandlungen mit dem König von Preußen zu reden, sogleich gehenkt werden sollte, er (Forster) dennoch eine Summe Geldes von Preußen annahm, aber im tiefsten Geheimniß und in beständiger Angst, verrathen zu werden. — Noch abscheulicher war sein Benehmen, als er von Mainz nach Paris flüchten mußte, dort in allen seinen eitlen Erwartungen sich betrogen fand, er die große Rolle, die er gern gespielt hätte, nicht spielen konnte und auf kurze Zeit Paris wieder verließ, um sich an der Schweizer Grenze vollends mit seiner Frau abzufinden. Als er nämlich wieder über die französische Grenze zurückgehen mußte, hatte er Angst, man

würde ihn feſtnehmen, wenn er ſich nicht durch ein untrügliches Zeichen ſeiner jacobiniſchen Geſinnung legitimiren könne. Zu dieſem Behufe verſchaffte er ſich von Huber, dem er damals ſeine Frau abtrat, ein Document, welches den greiſen franzöſiſchen General Luckner eines geheimen Verkehrs mit den allirten Mächten überführte. Kam Forſter ſelbſt in Gefahr, ſo wollte er mittelſt jenes Documents den alten Luckner denunciren und durch deſſen Tod ſein eigenes Leben retten.“

Wir gehen nun zu Forſters Privatleben über. Darin iſt der ſchlimmſte Flecken das Verhältniß zu ſeiner Frau. Dieſe berühmte Thereſe liebte einen gewiſſen Meyer mehr als ihren Bräutigam, aber Forſter nahm es ihr gar nicht übel. „Wenn die Briefe Forſters an Meyer unzweideutig innige Freundſchaft und Liebe von Thereſe zu letzterem an den Tag legen: ſo zeigen dagegen die vielen Briefe, welche Forſter an ſeine Braut ſchrieb, keine ſolche innige Neigung dieſer zu ihrem Bräutigam; zwar ſind Thereſens Briefe nicht erhalten, zwar ſchreibt Forſter an Sömmering, 21. Dec. 1784: ‚Thereſe, die mit inniger Liebe an mir hängt und mir die zärtlichſten Briefe ſchreibt‘. Doch dies war Täuſchung bei ihm; aus ſeinen Antworten erhellt dies nicht. Kamen ſie doch während ihres Brautſtandes nicht zum vertraulichen Du! er nennt ſie im erſten wie noch im letzten Briefe ‚liebe Freundin‘; und wenn allerdings von der künftigen Ehe die Rede iſt, aus Forſters Briefen ſieht man leicht ein, daß, wenn auch ihn innige Liebe zu ihr hinführte, ſie ſchon im Brautſtande nicht gleiche Liebe fühlte. Dieſe Briefe enthalten viel Sonderbares, namentlich wenn man bedenkt, ſie ſeyen an die entfernte Braut geſchrieben, die aber immer noch als für eine Freundin gilt; doch faſt unwillig wird man, wenn man lieſt, wie die Braut ſich über die Intoleranz beklagt, ‚womit die Fehltritte des weiblichen Geſchlechtes gerügt werden‘, und da ſchreibt Forſter: ‚Jene Vorurtheile, über welche Sie zürnen, verdienen auch meinen ganzen Abſcheu. Ich haſſe Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet ſich zu entwickeln, Blüthen und Früchte zu tragen.‘ Wenn der Bräutigam ſolche Grundſätze hatte, da mochte ſich Thereſe Heyne mit ihm verbinden; ſie war für frühere und ſpätere Fehltritte entſchuldigt.“ Namentlich entſchuldigte dieſe lare Moral des Mannes das nachherige Verhältniß Hubers zu Thereſe. Huber wurde mit Wiſſen und Willen Forſters Thereſens Liebhaber. Forſter trat ſie ihm um ſo lieber ab und überließ ſie ihm mit den Kindern, als er ſich

für seine Person in den Strudel der französischen Revolution stürzte und Weib und Kinder gern los seyn wollte. Therese allein fühlte sich beschämt und gekränkt durch den übeln Ruf, in den sie ihre Trennung vom Manne brachte. Aber Forster selber sprach ihr Muth ein, sich immerhin der ehebrecherischen Verbindung hinzugeben und die „Albernheiten" der sie umgebenden ehrlichen Leute zu verachten. Forster selbst forderte sie und Huber auf: „Liebt euch, heitert euch auf, sucht euch froh zu machen; was ihr habt, laßt euch nicht nehmen!" Kurz er that alles, um den beiden ihre Missethat zu erleichtern und die Hörner, die er sich selber aufsetzte, noch zu seinem größern Ruhme zu vergolden. Er that sich in seinen Briefen augenfällig etwas zu gute, seine Frau mit dem Ehebrecher gleichsam selber zu kopuliren und einzusegnen, und wollte eine Handlungsweise, welche die Religion verbietet und die uralte germanische Sitte mit Recht als die tiefste Schmach des Mannes bezeichnet, für eine Tugend angesehen wissen. Niederträchtiger hat nicht einmal Kotzebue die Sitte verhöhnt.

Schließlich erhellt noch aus den mitgetheilten Briefen, daß jene literarischen Berühmtheiten, mit denen Forster in Verbindung war, ihn bei weitem nicht so geachtet haben, wie es seine jüngsten Lobredner gern möchten glauben machen. Schiller sprach sich mit der größten Indignation über Forster aus. Göthe war mitleidig genug, ihn nur zu bedauern. „Körner schreibt am 31. Mai 1791 an Schiller: ‚Forsters Ansichten machen mir trotz des Guten, was darin enthalten ist, größtentheils unangenehme Empfindung. Ich hasse den anmaßenden dictatorischen Ton, die Trockenheit ohne Gründlichkeit, die gesuchte Sprache ꝛc. Die Grazien sind leider ausgeblieben'; und am 1. Juli: ‚Hast Du Forsters Ansichten schon gesehen? Mir gefallen sie nicht. Ich kann den anmaßenden Ton nicht leiden, mit dem oft sehr alltägliche Dinge gesagt sind. Der Mann hat nicht gemeine Anlagen, aber es fehlt ihm wirklich an persönlicher Ausbildung. Es ist in seinem ganzen Wesen etwas Unreifes, das er schwerlich verlieren wird, weil er wegen überhäufter schriftstellerischer Arbeiten wenig zu sich selbst kommt'."

Wie jenes so unverdient vergötterte Gelehrtenvolk in der bezeichneten Periode einander katzenartig vorn leckte, hinten kratzte, erhellt am besten aus dem Verhältniß Hubers und seiner Frau zu Johannes Müller. „Noch im Jahr 1806 schrieb Therese Huber an Müller: ‚seit 24 Jahren (d. h. seit 1782) folgt Ihnen meine Erinnerung stets mit

Theilnahme, oft mit glühender Bewunderung, immer mit Achtung' (Briefe an Müller VI, 317), und doch ließ sie 23 Jahre später in dem gedruckten Briefwechsel ihres Mannes noch die Stelle stehen, in welcher Forster sich in einem Briefe an Jacobi also vernehmen läßt: ‚Herr Johannes Müller ist hier Professor auf sein eigenes Ansuchen geworden, nicht wie überall in Zeitungen steht, er sey hergerufen. Er ist mir nichts und kann mir nichts werden, so wie ein jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland und verspottete dessen Freiheit und machte das Eloge des Despotismus — um dem Minister von Schliessen zu schmeicheln. — Er blasphemirte beim französischen Gesandten, und Mauvillon erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratische Liebe Schuld gibt.'

Wir haben es hier mit literarischen Abenteurern und von Haus aus schlechten Leuten zu thun, die man endlich aufhören sollte, der deutschen Jugend als Muster aufzustellen."

Schon zwanzig Jahre vorher hatte Gervinus die Schriften Georg Forsters herausgegeben, und manches, was ihn genirt hatte, verschwiegen und anderes zu entschuldigen gesucht. Ich machte zu diesem Beschönigungsversuche in meinem Literaturblatt von 1843, Nr. 90, folgende Berichtigung. „Es ist wahr, Georg Forster wollte bei der französischen Revolution und indem er Mainz den Franzosen nicht verkaufte, sondern als Geschenk antrug, weder Geld verdienen, noch sich Ehrenstellen erwerben. Er handelte vollkommen uneigennützig, brachte nicht nur sich selbst, sondern auch eine schöne deutsche Provinz dazu, ohne irgend einen Gegenwerth zu empfangen, zum Opfer und bewies dadurch auf's schlagendste, daß ihn keine gemeinen Privatrücksichten leiteten. Aber wird die Handlung selbst dadurch entschuldigt? Hat der Wahnsinnige, der in einer Anwandlung von Großherzigkeit Anderer Gut verschenkt, ein besseres Recht am Eigenthume als der Dieb, der es stiehlt? Und muß sich der Patriot vor solchen großherzigen Verschenkern deutscher Provinzen und Festungen nicht ebenso bekreuzen wie vor den Verräthern? Müssen Theorien, die trotz ihrer anscheinenden Großherzigkeit zu solchem Wahnsinn führen, nicht eben so lebhaft bekämpft werden, wie die gemeine Gesinnung des Verräthers? Und wenn eine jesuitische Partei den deutschen Patriotismus verachtet und dem religiösen Prinzipe alles andere aufopfert, und deren Beweggrund gewiß eben so wenig ein ‚armseliger'

ist, müßte sie in ihren antideutschen Bestrebungen nicht eben so gut anerkannt werden, wie die liberale Partei, welche den deutschen Patriotismus um des liberalen Prinzips willen verachtet? Herr Gervinus hätte die Consequenzen seines oberflächlich hingeworfenen Satzes besser überlegen dürfen.

Forster war eines Deutschen Sohn, deutsch erzogen und gebildet und schrieb sein Lebenlang deutsch. Unsrer Literatur gehört er an, keiner andern. Herr Gervinus that übel, jener leeren Existenz das Wort zu reden, die ohne eine Nationalität möglich seyn soll. Jeder gehört der Nation an, in deren Sprache er denkt und schreibt, und übernimmt damit auch die Verpflichtung, für die Erhaltung, Veredlung und Ehre dieser Nationalität zu wirken.

Herr Gervinus hat sehr Recht, den Deutschen, wie sie zu Forsters Zeit waren, die Befugniß, über ihn zu richten, abzusprechen, und auch die Gegenwart ist noch keineswegs so taktfest in der patriotischen Tugend, um hier ohne Erröthen richten zu können. Allein die Rechte der Nationen sind unveräußerlich; Zeiten der nationalen Herabwürdigung können nicht austilgen, was die Nation früher an Ruhm und Ehren sich errungen, und können auch der künftigen besseren Zeit nicht vorgreifend die Befugniß rauben, alle vorige Niedertracht vor den Richterstuhl des Nationalstolzes zu ziehen. Georg Forster fiel in eine beklagenswerthe Verirrung, indem er, ein geborner Deutscher, ein deutscher Schriftsteller, ein anerkannter Genius der Nation, die Franzosen bat, gefälligst eine deutsche Provinz von ihm anzunehmen. Das heißt ‚um Schande betteln'. Aber was bettelte damals nicht alles um Schande? Es war eine Zeit der allgemeinen Schmach. Der Irrthum, man dürfe sich seiner Nationalität entäußern; war damals ein ganz allgemeiner. Seit dem westphälischen Frieden war das Uebergewicht der Fremden über die Deutschen entschieden. Der deutsche Katholik war gewöhnt worden, seine geistige Heimath in Rom, eine Zeitlang sogar in Spanien zu suchen. Der deutsche Protestant gewöhnte sich eben so sehr, sie in Frankreich, eine Zeitlang auch in England zu suchen. Die classischen Studien trugen ebenfalls das ihrige bei, alle Gebildeten den nationalen Gefühlen zu entfremden. Die deutschen Staaten waren mehr als je, zumal seit dem siebenjährigen Kriege, uneinig und auf einander eifersüchtig; das Bedürfniß der Einheit war bis auf die Erinnerung verschwunden. Fast alle sogenannten großen Geister der Nation befliſſen sich, Weltbürger zu

Dieſer Schmerz, wie dieſe Luſt fanden überall in der mit ſich ſelber nicht einigen Zeit Anklang. Viele Dichter empfanden auf ähnliche Weiſe und waren wirklich mehr ſeine Genoſſen, als bloß ſeine Nachahmer. Doch fanden ſich auch eine Menge gemeinerer Seelen ein, die ihn nur nachahmten, überboten, verzerrten. Insbeſondere die franzöſiſche Romantik adoptirte den ſ. g. Weltſchmerz, die poetiſche Verzweiflung und ſuchte ihn durch Weltgemälde zu rechtfertigen, in denen alles Scheußliche, was je in der menſchlichen Natur vorgekommen, kunſtreich geſammelt und zu Schauder erregenden Effecten mißbraucht wurde. Die Geſchichte wurde ausgebeutet, um Gräuel der Tyrannei, des Fanatismus, der treuloſeſten Politik, der wildeſten Revolutionen, oder Privatverbrechen und Laſter aller Art zu ſchildern, und alles nur, um den troſtloſen Beweis zu führen, daß die menſchliche Natur von jeher verdorben war und daß es thöricht ſey, an Tugend zu glauben.

In Deutſchland hat man zwar dieſe Verzweiflungsliteratur ebenfalls ſich einniſten laſſen, doch wurde hier das Laſter ſelten ſo coloſſal aufgefaßt. Man begnügte ſich in der Regel mehr mit der Analyſe unmoraliſcher Neigungen und Situationen im Kleinen. An die Stelle der älteren ſentimentalen Verführungsgeſchichten, in denen das ſchwache Herz mit vielen ſüßen Thränen beſchönigt worden war, und der ſpäteren Ausſchweifungen des Genies, der Fauſt- und Don Juan-artigen Helden, traten jetzt hauptſächlich die mit einer gewiſſen philoſophiſchen Ruhe geſchriebenen Wahlverwandtſchafts- und Ehebruchsgeſchichten, in denen das menſchliche Herz mit einem feinen und ſcharfen Meſſer ſecirt wurde, um den geheimen Urſprung und das allmählige Wachsthum verboteuer Neigungen zu zeigen, wobei die Poeſie faſt ganz einem pſychologiſchen Intereſſe untergeordnet wurde. Man war aber bald im Kleinen eben ſo erfinderiſch, wie die Franzoſen im Großen, und während dieſe alle Gräuel der Weltgeſchichte ausbeuteten, ſuchten die deutſchen Poeten und Poetinnen mit nicht geringerem Fleiße alle Mißverhältniſſe des Privatlebens auf, um mit jeder Meſſe neue Krankheitsgeſchichten der Seele und der Geſellſchaft zu Markte zu bringen.

Dies iſt die kurze, aber, wie wir glauben, treue Geſchichte der unmoraliſchen Literatur in Europa.

In demſelben Maaße, wie die Immoralität zu verſchiedenen Zeiten ſich mächtiger hervordrängte, trat ihr auch — weil ein Extrem

seyn, und es verstand sich damals von selbst, daß jeder sich nach Belieben unter den andern Nationen diejenige auswählte, die ihm am besten gefiel, um sich in sie hineinzustudiren und mit ihr zu leben. Es fiel Keinem ein, daß die eigene Nation ein Recht an ihn, und er gegen sie Pflichten habe. Unter diesen Umständen nun erscheint alles, was Georg Forster that, sehr natürlich, sehr begreiflich und sehr verzeihlich: allein die Zeiten haben sich geändert und nach den großen Schicksalen, welche Deutschland seit Forsters Tode erlebt hat, kann man jenen ältern Kosmopolitismus zwar noch als Entschuldigungsgrund für damals begangene Irrthümer anführen, ihn selbst aber nicht mehr rechtfertigen und festhalten wollen."

Weniger Verehrung als Müller und Forster erlangte Heinrich Zschokke, doch hatte er einen großen Anhang unter den Freimaurern und (unter den sentimentalen Nationalisten) als Verfasser der Stunden der Andacht. Zschokke, ein verdorbener Romanschreiber aus Magdeburg, kam nach der Schweiz, versuchte sich in schwindelhafter Pädagogik und Geschwindgerberei, stürzte sich in die helvetische Revolution, diente den Franzosen, belam dadurch eine einträgliche Statthalterstelle der elenden helvetischen Regierung, ging nachher zu Napoleon über und diente ihm in zahlreichen Schriften. Nachdem er 1798 öffentlich verlangt hatte, man solle in den Urcantonen die deutschen Schweizer als Rebellen mit Stumpf und Stiel ausrotten und die Heimath Wilhelm Tells mit Franzosen, als den einzig wahren Republikanern, bevölkern, schrieb er 1806 ein Taschenbuch, worin er sagt, nicht Wilhelm Tell, sondern erst Napoleon der Große habe die Schweizer Freiheit gegründet. Bald darauf ließ er eine eigene Schrift ausgehen, worin er Deutschland selig pries, daß es durch den Bund Napoleons mit Alexander I. seinem dauernden Glück zugeführt worden sey. In französischem Interesse schrieb er gegen die heldenmüthigen Tiroler, ein ganzes Buch auch gegen die Spanier, denen er Napoleon als ihren einzigen Heiland empfahl. Desgleichen schrieb er die heftigsten Artikel gegen die Preußen, als sie sich 1813 gegen Napoleon erhoben.

Der übrige Troß der damaligen deutschen Vaterlandsverräther hat weniger zu bedeuten gehabt und ist verschollen. Ein bayrischer Herr von Pallhausen behauptete, die Bayern seyen Kelten, Gallier, folglich Franzosen, und müßten daher als deren Brüder gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, die Deutschen, fechten. Ein Herr von Aretin rief

1810 Donner und Wetter auf die deutschen Patrioten, die heimlichen Freunde Schills, Braunschweigs, Hofers, Blüchers und Steins herab, „die Prediger von Deutschheit, Missethäter und Hochverräther, die den Boden des Rheinbundes besudeln.“ Murhard schrieb im westphälischen Moniteur, Posselt in seinen Annalen die ungeheuerlichsten Dinge zur Vergötterung Napoleons und zur Schmach Deutschlands. In den Annalen wurde unter anderm vorgeschlagen, das oberbayrische Gebirge zu einer ungeheuern Wand abzuschleifen und darauf mit goldnen Riesenbuchstaben den Namen Napoleon einzuhauen, daß er weit in die deutschen Länder hineinleuchte. Einer der giftigsten Feinde Deutschlands und schweifwedelndsten Franzosenfreunde war der holländische Dichter Bilderdyk.

Auf den Rheinbunduniversitäten nahm man nirgends eine patriotische Trauer oder Erzürnung wahr. Die ganze Professorenwelt huldigte der Fremdherrschaft. Nur in Heidelberg mahnten junge Romantiker und der feurige Görres an die verlorene Größe und Herrlichkeit des deutschen Volkes und Reichs, deshalb wüthend bekämpft vom alten Voß, dem servilen Diener der Rheinbundpolitik, während er mit Denkfreiheit prahlte. Mit Görres waren damals Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammen. Gleichzeitig hatten Jakob Grimm, von der Hagen ꝛc. den Sinn für die altdeutsche Dichtung zu wecken angefangen. Während Napoleon mit seiner stolzen Armee über den Rhein herüberkam, um die Preußen bei Jena zu schlagen und Deutschlands Knechtung im Frieden von Tilsit zu vollenden, ahnten die mit blinkenden Waffen jubelnd an der Ruine des Heidelberger Schlosses vorüberziehenden Franzosen nichts davon, wie hier „ein paar unschuldige Dichterseelen wie Kinder mit den alten verlorenen Sagen und Liedern spielten und von alten Kaisern träumten.“ Und doch verschwanden jene stolzen Heere Frankreichs wieder wie Schatten der Nacht, ein großer heller Morgen ging auf und der Kindertraum sollte Wahrheit werden.

Als Napoleon im Frühjahr 1813 durch die Erhebung der Preußen ins Gedränge kam, forderte er die Rheinbundfürsten auf, ihm einen geschickten Publicisten zu nennen, der im Stande wäre, den Deutschen nach der Manier Johannes Müllers begreiflich zu machen, daß ihnen die französische Herrschaft viel zuträglicher sey, als die der alliirten Mächte. Man bezeichnete ihm den Professor Crome in Gießen, einen geschätzten Juristen, der nun wirklich nach einem eigenhändigen Programm Napoleons während des Waffenstillstandes eine Flugschrift

ausgehen ließ unter dem Titel: „Deutschlands Krise und Rettung im April und Mai 1813.“ Er setzte nämlich voraus, durch die Schlachten bei Großgörschen und Bautzen sey Deutschland gerettet, d. h. die fernere Herrschaft Napoleons in Deutschland gesichert worden, eine Herrschaft, die das alleinige Heil für Deutschland in sich schließe. Die Punkte, die er nach Napoleons Programm hervorheben mußte, waren auf das scharfsinnigste ausgedacht. Napoleon ließ nämlich den Deutschen durch Cromes Feder, wenn die Alliirten siegen würden, das ganze Metternich'sche System, wie es nachher wirklich durchgeführt worden ist, die erbärmliche Kleinstaaterei, Uneinigkeit und Unfreiheit vorausverkündigen. Crome selbst flüchtete nach der Schlacht bei Leipzig, kehrte aber, da Metternich sich der Rheinbundstaaten annahm, in allen Ehren wieder zurück.

Die deutschfeindlichen Zungen verstummten natürlicherweise seit dem Rachejahr 1813. Erst nach der Julirevolution begannen wieder andere ihr Geschnatter, indem sie sich hinter den Liberalismus flüchteten, um im Namen desselben nur scheinbar die deutschen Regierungen, in Wahrheit die deutsche Nation anzugreifen. Die Koryphäen dieser Richtung waren die Juden Börne und Heine, die dadurch verriethen, daß die Juden nicht als eine religiöse Secte, sondern als eine Nation, verschieden von der deutschen, betrachtet seyn wollen. Obgleich ich seit fünfzig Jahren in allem, was ich über das Verhältniß der Deutschen zu den Franzosen schrieb, den letzteren immer alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihre großen Nationaltugenden lobte und nur nicht leiden wollte, daß sich die Deutschen durch den Mangel an diesen Tugenden auszeichnen sollten, schrieb Börne eine Brochüre gegen mich als den Gallophage oder Franzosenfresser. Die Veranlassung dazu gab ihm meine Aeußerung über ihn im Literaturblatt von 1836, Nr. 37. Ich theile sie hier im Auszug mit. „Herr Börne gibt in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Journal heraus, la balance. Im ersten Heft desselben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei gewesen sey. Er sagt aber kein Wort gegen den französischen Patriotismus. Diesen läßt er gelten. Nur gegen den deutschen zieht er, selbst ein Deutscher, zu Felde, und in welchem andern Interesse, als in dem der Franzosen? Was auch seine Absicht dabei seyn mag, auf jeden Fall ist seine Stellung eine schiefe. Man kann tausend Gründe haben, gegen sein eigenes Volk erbittert zu seyn, man kann Recht haben und das ganze Volk Unrecht, und doch wird es sich nicht ziemen, die Fremden dabei ins Interesse zu

ziehen. Themistokles hatte größere Ursache, als sie Herr Börne hat, mit seinen Landsleuten unzufrieden zu seyn, und doch gab er sich lieber den Tod, als daß er dem Perser gedient hätte gegen seine Landsleute.

Ich glaube den Beweis zu geben, daß ich die Franzosen besser kenne, als Herr Börne ihnen glauben machen will, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, die Franzosen haben das feinste Gefühl für Nationalehre, und sie werden aus diesem Grunde, selbst wenn sie aus politischem Interesse den Angriffen des Herrn Börne auf sein eignes Vaterland ihren Beifall zollen, ihm doch ihre Achtung versagen. In ihren Bürgerkriegen haben sich die Franzosen für die politische Ehre allerdings ziemlich abgestumpft, und sich jeden Parteiwechsel, jeden Verrath verziehen, verzeihen müssen, weil der Schuldigen zu viele waren. Einem Franzosen aber, der in den Reihen der Fremden gegen sie focht, haben sie nie verziehen. Es waren deren auch immer nur wenige, und ein Franzose, der etwa gar den französischen Patriotismus für eine Narrheit erklärt hätte, wie Herr Börne den deutschen, ein solcher Franzose hat nie existirt, ist eine Unmöglichkeit. Ich vermuthe daher, man wird es in Paris gern sehen, daß Herr Börne gegen uns schreibt, aber man wird ihn nicht darum achten.

Ich habe Herrn Börne immer für einen Mann nicht nur von tiefer Einsicht, sondern auch von edelm Charakter gehalten, und glaubte ihn in seiner jüngsten Entrüstung gegen die Frivolität Heines als solchen wieder zu erkennen. Dies mag mich entschuldigen, daß ich ihm auch zutraute, er werde sich für die Verunglimpfungen, die er im Vaterlande erduldet, nur auf eine großmüthige Weise rächen durch patriotische Treue.

Doch es scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welcher die

Freiheit rettete oder wiedereroberte. Nur deutſcher Patriotismus war es, der einſt den Römern ſagte: bis hieher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoraliſation der Sclaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römiſchen Kaiſerdeſpotie, aufhielt. Nur deutſcher Patriotismus war es, der den Päpſten zurief: bis hieher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutſcher Patriotismus war es, der auch dem weltſtürmenden Corſen zurief: bis hieher und nicht weiter! und dadurch erſt jene neue Baſis ſchuf, auf der ſo viel gebaut wird. Herr Börne ſelbſt müßte vielleicht jetzt als franzöſiſcher Polizeipräfect in ſeiner Vaterſtadt figuriren und Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutſcher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergoſſen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris ſitzt und ſchreibt und die Geiſter der Helden verhöhnt.

Vaterlandsliebe iſt die Mutter aller politiſchen Tugenden. Für das Vaterland handelt man immer ſchön, gegen es kann man immer nur freveln. Man nehme, welchen Vorwand man wolle, auch den heiligſten, immer wird es ein Frevel bleiben. Noch hat die Geſchichte jeden ſolchen Verrath, trotz jedes Vorwandes, gerichtet. Und nicht blos, weil es eine Ehrenſache iſt, ſondern auch weil die Erfahrung aller Zeiten beweiſt, daß auf Koſten der Nationalehre niemals ein wirklicher Vortheil erreicht worden iſt. Die Freiheit muß auf dem eignen Boden wachſen. Brachte man ſie andern Völkern mit dem Schwerte, ſo war es nicht mehr Freiheit, ſondern Unterjochung. Die römiſche Republik hat nur Sklaven geſchaffen, und hat etwa die franzöſiſche etwas beſſeres aus den Völkern gemacht, denen ſie die Freiheit zu bringen prahlte? Herr Börne ſagt, allerdings habe Napoleon die ſchlummernden Völker aufgeſtachelt und zu einer Nothwehr gezwungen, in welcher ſie ſich erſt ihrer Kräfte bewußt worden ſeyen. Dies iſt ſehr wahr, aber es ſpricht nicht für Herrn Börne, ſondern für uns.

Aus ſeinem ſichern Verſteck in Paris wirft er alles, was ſein Genie von Beſchimpfungen erfinden kann, in unſer Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernſtlich zürnen. Wir ſehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und in vielen andern Dingen, worin er Unrecht hat, kann ihm wohl verziehen werden, denn er iſt krank, hat den Spleen im höchſten Grade, quält am Ende ſich mit ſeinen Grillen mehr als Andere und es würde ſehr ungerecht

ſeyn, wenn die große deutſche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid verſagen wollte.

Er iſt in Deutſchland ſchwer beleidigt worden. Man hat ihm, wie er ſelbſt erzählt, einmal in den Paß geſchrieben juif de Francfort, und er hat geſchworen, dieſen Schimpf zu rächen. An wem? an dem brutalen Officianten, der den Paß ausfertigte? Nein, an der ganzen deutſchen Nation.

Er wägt nun Deutſchland auf ſeiner ‚Waage‘ und das Zünglein ſchlägt gewaltig auf die franzöſiſche Seite. Gerecht wägt er nicht. Er hätte deshalb gar nicht wägen ſollen. Es wäre ehrlicher von ihm geweſen, wenn er das Sinnbild der Gerechtigkeit auf dem Titel ſeiner feindſeligen Schriften weggelaſſen hätte.

Doch fordert er uns dadurch auf, auch ihn zu wägen. In die eine Schaale fällt viel Verdienſt. Nicht deswegen, weil er uns nicht lobt, iſt ſein Tadel immer ungerecht. Er tadelt uns einſeitig, aber oft mit Recht. Seine bittern Vorwürfe dienen als Arznei für den kranken Theil unſrer übrigens geſunden Nation. Er iſt ein nothwendiges Extrem hervorgerufen durch ein entgegengeſetztes. Hat man hier Alles gelobt, muß auf der andern Seite Einer auch einmal Alles tadeln, damit das Gleichgewicht hergeſtellt werde. Seine Angriffe ſtellen beinah alle unſre nationalen Tugenden auf die Probe. Deſto beſſer.

Und die andere Schaale? Wir wollen nichts hineinlegen, als die Thatſache, daß er die Gerechtigkeit ſeiner eignen Sache und das Nützliche, was in ſeiner Weiſe, uns zu tadeln, etwa noch ferner für uns liegen könnte, auf's äußerſte compromittirt hat.

Er hätte die Fremden nicht ins Intereſſe ziehen ſollen. Das iſt die Saite, die Herr Börne nicht hätte berühren ſollen. Durch dieſen einzigen Zug verräth er einen Mangel an Edelmuth, der ihm unendlich ſchädlich iſt, und der ſeinen ſtachlichſten Waffen die Spitze abbricht. Einem Ueberläufer glaubt man nicht mehr, und wenn er mit feurigen Zungen predigte. So lange Herr Börne zu den Deutſchen redete als Deutſcher, nahm man den Tadel von ihm an, als ob er von einem finſtern Cato käme. Aber die Geſchichte hat uns nicht geſagt, daß Cato Cenſorinus zu den Karthagern übergegangen wäre und in puniſcher Sprache über die Römer geflucht, den Karthagern jede ſchwache Seite der Römer gezeigt, ſie gegen die Römer gehetzt hätte. Seit Herr Börne in Paris lebt, franzöſiſch ſchreibt, uns nur noch vor einem franzöſiſchen Publikum

beſchimpft, und wenn ſeine Balance auch nur zwei Sous koſtete, dieſe zwei Sous für die Beſchimpfung ſeines Vaterlandes aus franzöſiſchen Händen annimmt, ſeitdem hat Herr Börne das unſchätzbare Recht, uns wie ein Cato tadeln zu dürfen, verloren."

Man urtheile nun, ob dieſe meine Aeußerung von 1836 Börne irgend berechtigt habe, mir Franzoſenfreſſerei vorzuwerfen, da mein ganzer Tadel nicht den Franzoſen, ſondern nur ihm, dem Deutſchen galt, der freche Verhöhnungen der deutſchen Nation einem franzöſiſchen Publikum feil bot.

VII.

Gelehrte Lügen

zur Schmälerung unſeres Ruhmes erſonnen.

1.

Die keltiſche Lüge.

Die Franzoſen durften ſich, weil das große deutſche Kaiſerthum aus dem Frankenreiche hervorging, als Franken für den vornehmſten, ſiegreichſten und mächtigſten aller deutſchen Volksſtämme halten. Als aber ſchon unter Karls des Großen Enkeln der kleinere romaniſche Beſtandtheil ſeines großen Reiches, bisher Neuſtrien genannt, ſich von dem weit größern deutſchen Beſtandtheil, bisher Auſtraſien genannt, ſelbſtändig abſonderte und ausſchied, wurde es bald zur Gewohnheit, es unter dem Namen Frankreich zu begreifen und dadurch von Deutſchland oder dem großen deutſchen Reiche zu unterſcheiden. Im Verlauf der Zeiten benutzte nun dieſes neue und kleinere Frankreich jede Gelegenheit, um gegen das deutſche Reich und die deutſche Nation zu opponiren und ſich zu dieſem Behufe mit dem romaniſchen Italien zu verbinden. Daher ſehen wir Jahrhunderte hindurch die franzöſiſchen Könige im Bunde mit den Päpſten in Rom gegen die deutſchen Kaiſer agitiren und deutſche Reichsfürſten gegen die Kaiſer hetzen. Aber erſt ſeitdem die italieniſchen Fürſten, um ſich vom deutſchen Kaiſer losreißen zu können, die Renaiſſance erfunden und die Lüge erſonnen hatten, die neuen Italiener ſeyen die echten Erben der alten Römer, und an die Stelle der bisherigen chriſtlich germaniſchen Grundlage aller Bildung die antik-heidniſche ſetzten, fanden auch die franzöſiſchen Könige dieſes Mittel gut für ihre Zwecke, adoptirten die Renaiſſance und verbreiteten die Lüge, das neue franzöſiſche Volk ſey in ſeinem Kerne noch immer das altgalliſche oder keltiſche, veredelt durch die romaniſche Sprache und Bildung; das mit den deutſchen Eroberern nach Gallien gekommene fremde und barbariſche Volkselement ſey immer nur in der Minderheit geblieben und werde, gänzlich eingetaucht in Romanismus und Renaiſſance, als eigentlich gar nicht mehr vorhanden angeſehen. Das „Altfränkiſche“ galt als ein überwundener Standpunkt. Man ließ auch die ältern deutſchen Namen fallen, wie in Italien, und nahm dafür römiſche

immer das andere hervorruft — eine geſchärfte, übertriebene, ängſtliche, pedantiſche, prude und intolerante Moral entgegen.

Man muß ſchon die Aſcetik als das andere Extrem anſehen, das durch ein erſtes hervorgerufen wurde, nämlich durch die ungeheure Entſittlichung der ſpäteren römiſchen Kaiſerzeit. Zwiſchen dieſen beiden Extremen ſtand das germaniſche Volk mit ſeiner ſchönen Unſchuld und Natürlichkeit in der Mitte, denn rein und ſittlich im Vergleich mit den verdorbenen Römern, war es auch in ſeiner kräftigen Sinnlichkeit jener übertriebenen und unnatürlichen Kaſteiung fremd. Als es aber zwiſchen der Anſteckung des einen oder andern Extrems zu wählen hatte, wählte es ſeinem Seelenadel gemäß doch lieber die chriſtliche Aſcetik, als die heidniſche Verderbniß. Indeß hat es ſich das ganze Mittelalter hindurch immer ſeine urſprüngliche Natur, die kräftige Sinnlichkeit und frohe Laune bei volksthümlicher altgewohnter Sittenzucht bewahrt.

Erſt als in der chriſtlichen Kirche ſelbſt und namentlich in ihrem romaniſchen Gebiete unter der Maske der Heiligkeit die frechſte Unſittlichkeit überhand nahm, trat ihr auch wieder eine ängſtlichere und intolerantere Moral entgegen. So hatten die Huſſiten, die erſten, die ſich gegen römiſches Laſter empörten, gleich den tollen Gedanken, alle Sünden mit Gewalt ausrotten zu wollen. Eine finſtere ſchreckliche Moral trat an die Stelle der heitern Volksthümlichkeit. Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich in der Reformation Luthers. So gewaltig Luther, dieſer Kern und Inbegriff deutſchen Volksthums, auch kämpfte und ermahnte, nicht das Kind mit dem Bade auszuſchütten, ſo laut er predigte, man ſolle nicht von der Natur abweichen, ſo fröhlich er Wein, Weiber und Geſang leben ließ und ſtatt der theologiſchen Scholaſtik die Hiſtorienſchreiber und Poeten zu leſen empfahl, ſo wenig vermochte er doch den Lauf der Dinge zu hindern, der in der reformirten Partei nothwendig wieder eine finſtere, ſchreckliche, unduldſame Moral zum Geſetz erhob. Die Natur will einmal, daß jeder Gegenſatz den andern hervorrufe. Die Liederlichkeit des ſüdlichen Clerus war allzu bunt geweſen, als daß ihr nicht jene ſchwarz und weiße Moral des unfreundlichen Nordens hätte gegenüber treten müſſen.

Kaum hatte man ſich von dem Schrecken des dreißigjährigen Krieges wieder erholt und der Einfluß des Hofes Ludwigs XIV. auf die deutſchen Höfe brachte franzöſiſche Trachten, Sprache,

an. Man war nicht mehr ſtolz auf die deutſche Abſtammung, vernachläſſigte die deutſchen Erinnerungen und ſuchte mit Vorliebe die galliſchen und römiſchen auf.

Seitdem deutſche Fürſten und Gelehrte ſich von Frankreich beſtechen ließen, dem Kaiſer und dem deutſchen Nationalintereſſe entgegenzuwirken, wurde die keltiſche Lüge auch auf das ſüdweſtliche Deutſchland ausgedehnt. Schon unter Ludwig XIV. ſchrieb Schöpflin in dieſem Sinne und wieder unter Napoleon I. Pallhauſen in München. Die Bayern, verkündete dieſer, ſind keine Deutſche, ſondern direkte Nachkommen der altkeltiſchen Boier, alſo Gallier, Stammverwandte und natürliche Brüder der Franzoſen, haben alſo ganz Recht, mit den Franzoſen im Bunde gegen die Deutſchen zu fechten. Nun iſt aber längſt bekannt und erwieſen, daß die heutigen Bayern, nachdem die Boier ſchon verſchwunden waren, aus lerndeutſchen Völkerſtämmen, vielleicht markomanniſchen Reſten, gewiß aber aus Skirren und Turcilingern zuſammen gefloſſen ſind und daß ſie ihre altdeutſche, zunächſt der gothiſchen verwandte Sprache ſchon urſprünglich nach Bayern mitgebracht haben.

Vor und in der franzöſiſchen Revolution wurde die galliſche Lüge von der Volkspartei ausgebeutet. Nur Hof und Adel, ſagte man, ſeyen noch ein Reſt der deutſchen Eroberer und eigentlich Fremde, das große franzöſiſche Volk aber, als das galliſche, habe demnach ein Recht, dieſe Ueberbleibſel einer barbariſchen Eroberung vollends auszutilgen, das fremde deutſche Element völlig auszuſcheiden. Daher griff man zu den vorgermaniſchen, durch die Renaiſſance aus den altrömiſchen Quellen bekannt gewordenen Namen und zu den Inſtituten der altrömiſchen Republik zurück. Die Schweiz erhielt den altkeltiſchen Namen Helvetien, die deutſchen Niederlande den Namen Belgien, Holland Batavien, das Gebiet von Genua Ligurien, Toscana Hetrurien ꝛc. zurück und die neue franzöſiſche Republik erhielt wieder gleich der altrömiſchen, Conſuln, Tribunen, ſpäter das Kaiſerthum einen Senat und Präfecten. Napoleon nahm, als er ſich zum Imperator machte, nicht das Koſtüm Karls des Großen, ſondern das der altrömiſchen Kaiſer an, einen Lorbeerkranz, einen togaartigen Purpurmantel und antike Sandalen. Damit ſtimmte die damalige Mode in Frankreich überein, die griechiſche, halbnackte Tracht der Damen, die antike Form der Möbel und Geräthſchaften ꝛc.

Die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber gefielen ſich in der Vorausſetzung der Civilisation romaine im Gegenſatz gegen die barbarie franque.

Zur Rheinbundzeit gingen auch die von Frankreich bezahlten Verräther Deutſchlands auf dieſe Vorſtellung ein. Johannes Müller beglückwünſchte in ſeiner Eröffnungsrede der komödienhaften von Jerome improviſirten weſtphäliſchen Kammer die deutſchen Barbaren, endlich durch Napoleon zu erhalten, was ihnen in ihrer dumpfen Beſchränktheit bisher gefehlt habe. In gleichem Sinne wünſchte auch Zſchokke nach der Schlacht bei Jena ſeinen deutſchen Landsleuten Glück, von Napoleons Gnadenſonne beſtrahlt zu werden. Faſt allen Rheinbundzeitungen und Rheinbundprofeſſoren ging damals die Sonne von Weſten auf.

Als dieſe jämmerliche Zeit mit ihren Lügen vorüber war, hielten nur noch die Franzoſen die eitle Illuſion feſt. So viel mir bekannt, iſt in franzöſiſcher Sprache in neuerer Zeit nur ein Buch geſchrieben worden, welches dieſe Illuſion zu zerſtören gewagt hat, das Buch von Gerard in Brüſſel 1845. Dieſer Gelehrte erinnert die Franzoſen an das, was ihnen ſchon ihr alter Montesquieu in ſeinem ésprit des loix geſagt hat, daß nämlich alles, was Frankreich an Ehre, Recht und Freiheit beſitze, von den Franken und aus den deutſchen Wäldern herſtamme, weil vorher das galliſche Volk unter der Tyrannei der römiſchen Kaiſer nur in tiefſte Sclaverei und Corruption verſunken geweſen ſey.

Wenn die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, die hierüber ihr Volk eines Beſſeren belehren ſollten, billig ſeyn wollten, ſo würden ſie längſt erkannt und zugeſtanden haben, daß die franzöſiſche Revolution ſelbſt nicht von dem galliſch-römiſchen, ſondern gerade von dem deutſch-fränkiſchen Beſtandtheil der Bevölkerung ausgegangen iſt. Der Deſpotismus Ludwigs XIV. und XV. nämlich entſprach vollkommen dem Zuſtande, in welchem ſich die galliſch-römiſche Bevölkerung befand, ehe die Franken nach Gallien kamen. Dieſer moderne Deſpotismus war alſo eine Reaktion gegen das mit den Franken in Gallien herrſchend gewordene germaniſche Prinzip der Freiheit, eine Rückkehr zur alten galliſch-römiſchen Sklaverei. Dagegen nun empörte ſich nicht das römiſch-galliſche, ſondern das fränkiſche Blut in den Franzoſen. Und was wollten die Franzoſen von 1789? was verlangten die Cahiers, die jede Provinz und Stadt ihren Deputirten als Richtſchnur mitgab? Sie verlangten die durch den Deſpotismus Ludwigs XIV. escamotirten germaniſchen Rechtsbürgſchaften zurück, Reichsſtände, Verantwortlichkeit der Miniſter vor den Vertretern des Volks, Kontrole der Volksvertreter über die Finanzen, Unabhängigkeit der Gerichte ꝛc. Alle dieſe Dinge ſind deutſchen und

nicht römiſchen Urſprungs. Die Franzoſen in der Revolution verlangten nichts Römiſches, ſondern etwas Altdeutſches. Erſt die Jakobiner brachten die Illuſion der römiſchen Republik auf, einen unhaltbaren Traum, und machten es dadurch möglich, daß Napoleon die eben erſt geſtürzte Deſpotie wieder im vollkommen altrömiſchen Sinn aufrichten konnte. Gleichwohl vertrug Europa dieſe Reminiscenz an den altrömiſchen Deſpotismus nicht mehr und wie es hauptſächlich germaniſche Kräfte in Deutſchland und England geweſen, durch die Napoleons Macht gebrochen wurde, ſo waren es auch wieder in Frankreich ſelbſt die germaniſchen Rechtsbürgſchaften, die nach dem Umſturz des napoleoniſchen Romanismus wieder hervorgeſucht wurden. Die neuen Kammern, der Bürgerkönig, das ſind wieder rein germaniſche Dinge.

Auch die Schweizer wollten nicht mehr Deutſche, ſondern Kelten ſeyn. Vulliemin geht in ſeiner Geſchichte der Eidgenoſſen 1842, um als Welſcher den Deutſchen die Ehre nicht zu laſſen, mit der Eidgenoſſenſchaft bis auf die alten Helvetier zurück und meint, die deutſchen Bauern, die im 14ten Jahrhundert die Eidgenoſſenſchaft gründeten, hätten eben nur die alte Freiheit der keltiſchen Helvetier daſelbſt fortgeſetzt. Als ob von den Helvetiern, deren ſchwache Spur ſich ſchnell in der römiſchen Geſchichte verliert, und die ſelbſt in der Vertheidigung ihrer Gebirge gegen die Römer weit hinter den Tauriskern, Illyriern ꝛc. zurückſtanden, nur entfernt ein Schluß auf die um ein ganzes Jahrtauſend ſpäter auftretenden Bauern gezogen werden könnte! Als ob die unbedeutende Geſchichte jener Helvetier auch nur entfernt mit der großen und herrlichen Geſchichte der deutſchen Eidgenoſſen verglichen werden könnte!

Sodann nimmt Herr Vulliemin den Mund gar ſo voll von der Freiheit. „Nicht einmal die Fabel gibt Helvetien Könige. Republikaner, ehe die Römer es waren; knirſchend und unbezähmt unter den Franken, von Karl dem Großen geſchmeichelt, heldenmüthig unter den burgundiſchen Königen, unter den Kaiſern ungeduldig über jedes Joch, ſind unſere Väter geweſen, was Brutus von den alten Römern ſagte: ſie haben ſelbſt die mäßigſte Dienſtbarkeit nicht ertragen können. Sie ſind in der neuern Geſchichte die Erſtgebornen der Freiheit.“

Faſt ſo viele Unrichtigkeiten als Worte. Die Schweiz war Jahrhunderte hindurch die Sklavin Roms, ſonderlich die welſche Schweiz dachte auch noch ein Jahrtauſend ſpäter nicht an Freiheit. „Sie haben ſelbſt die mäßigſte Dienſtbarkeit nicht ertragen können“ ſollte umgekehrt heißen

„ſie haben auch die härteſte ertragen.“ Wahrlich, wenn die deutſchen Bauern in den kleinen Kantonen bei verhältnißmäßig größerer urſprünglicher alemanniſcher Freiheit nicht gegen die erſten Tyrannen ſich bewaffnet und die Eidgenoſſenſchaft gegründet hätten, die welſche Schweiz würde in der alten Dienſtbarkeit geblieben ſeyn und es hätten ihr noch tauſend Jahre länger kleine oder große Deſpoten gebieten dürfen, ſie würde nicht die Kraft gehabt haben, ſich ununterſtützt von den deutſchen Schweizern zu erheben. Aber auch die deutſchen Schweizer ſelbſt haben, wie alle andern Deutſchen, die ſchwer errungene Freiheit leicht wieder durch Mißbrauch oder Fahrläßigkeit verſcherzt. Die alte Freiheitsbegeiſterung hat ſich in Büchern und auf der Rednerbühne, aber nicht auf dem Schlachtfeld erhalten. Gerade in den Zeiten, in denen jene Bücherſchreiber und Redner, Johannes von Müller an der Spitze, am lauteſten von der Freiheit und von der Tugend der Altvordern in den Enkeln radotirten, erlebte die Schweiz ihre demüthigendſten Niederlagen. Im Jahr 1798 warfen ein Paar Tauſend Franzoſen die Eidgenoſſenſchaft eben ſo raſch über den Haufen, wie die alte Republik Venedig ein Jahr früher. Im Jahr 1814 zogen die Alliirten durch die Schweiz, ohne ſich um die Proteſtation zu bekümmern. Und geben wir nun auch zu, daß alle heutigen Schweizermilizen Helden ſeyn werden, wenn es zum Kampf kommen ſollte, ſo hat ihnen doch erſt unlängſt ihr Stämpfli klar bewieſen, daß ihr modernes, wenn auch lange vielgeprieſenes Miliſyſtem ein Schlendrian und Zopf iſt, der die Probe der neuern Kriegskunſt nicht aushalten kann.

Die deutſche Gelehrſamkeit heckte unterdeß einen neuen Wahn aus, indem ſie über dem alten Wahn von den keltiſchen Bayern brütete. Die keltiſche Lüge, die vorher nur den Raub des Elſaßes und das reichsverrätheriſche Bündniß Bayerns mit Frankreich im Intereſſe der franzöſiſchen Politik hatte entſchuldigen ſollen, wurde jetzt geographiſch noch viel weiter ausgedehnt und auf eine neue Art aus der Sprache zu begründen verſucht. Es bildete ſich eine ganze Schule gelehrter Keltomanen, welche die Namen deutſcher Oertlichkeiten, beſonders der Berge und Flüſſe, wenn ihre Erklärung aus der deutſchen Sprache auch noch ſo nahe lag, mit unglaublicher Sophiſterei und minutiöſer Aengſtlichkeit aus einer fremden, undeutſchen Sprache ableiteten. Und zwar nicht etwa aus der altkeltiſchen oder galliſchen, ſondern aus der britiſchen. Von der altkeltiſchen und galliſchen Sprache wiſſen wir gar nichts, als daß ſie mit der

deutſchen viele Aehnlichkeit gehabt hat. Dieſe Sprache war durchaus verſchieden von der altbritiſchen, die jetzt noch in der Bretagne, in Wales, in Hochſchottland und Irland geſprochen wird, und die ſich auf dem Feſtlande von Europa niemals über die Bretagne hinaus verbreitete. Nur der in Deutſchland leider eingeniſtete Schuldämon konnte einen gelehrten Wahnſinn erzeugen, wie den, welcher behauptet, jene britiſche Sprache ſey einmal über ganz Gallien und Deutſchland ausgebreitet geweſen und unſere deutſchen Ortsnamen legten heute noch Zeugniß dafür ab. Dieffenbach führte den Chor der Keltomanen an. Seine Celtica vom Jahr 1840 machte alles in Deutſchland zu Kelten, worunter er aber Briten verſtand, und ließ nichts Germaniſches übrig. Gleichzeitig hatten ruſſiſche und polniſche Gelehrte den eben ſo tollen Anſpruch erhoben, ganz Europa ſey urſprünglich von Slaven (Wenden) bewohnt geweſen. Nach dieſen Vorausſetzungen wäre gar kein Platz für die Germanen übrig geblieben. Und doch ſind wir da und waren damals ſchon da und den Slaven eben ſo furchtbar und überlegen, wie den Kelten. Ich bemerkte daher ſchon in meinem Literaturblatt von 1841, Nr. 67: „Erwägen wir, in wie ſchneller Zeit die ſämmtlichen keltiſchen Völker von den Römern unterworfen wurden, und wie nachher die Deutſchen in ſo ungeheuren Schaaren nach allen Seiten ſich ausbreiten, England, Gallien, Spanien, Nordafrika, Italien, die Schweiz neu bevölkern und Deutſchland ſelbſt immer noch mit ihren Maſſen anfüllen konnten, ſo geht wohl ſchon aus dieſer einfachen Betrachtung hervor, daß man die keltiſche Grenze nicht ſo weit ins germaniſche oder deutſche Gebiet ausdehnen darf, wie Dieffenbach gethan hat. Wenn er behauptet, die Belgen (die durch Cäſar ausdrücklich als Germanen von den Galliern unterſchieden werden), die Bojer (bei denen entſchieden deutſche Namen vorkommen, wie der Perſonen, ſo der Ortſchaften, Felsina [Im-Fels], Bergamo [Am-Berg], Feltria, Tannetum etc.), die Senonen (die von den Alten öfters ausdrücklich als Deutſche bezeichnet werden und bei denen ebenfalls deutſche Namen vorkommen), die Cimbern und Teutonen (an deren deutſcher Landsmannſchaft man je am wenigſten gezweifelt hat), die öſtlichen Peukinen (die Plinius zu einem Hauptſtamm der Germanen macht) ꝛc., ſeyen ſämmtlich keine Deutſche, ſondern Kelten geweſen — und wenn auf der andern Seite die Slavomanen die altſlaviſche Grenze vor und in der Völkerwanderung ſo weit und ſogar noch weiter ausdehnen, als im ſpäteren Mittelalter, und nicht nur die alten (von

Venedig bis Augsburg ausgebreiteten) keltiſchen Vindelicier zu ſlaviſchen Wenden, ſondern auch zum Theil die deutſchen Gothen und ihre berühmten Könige (z. B. Walamir als Wladimir) zu Ruſſen machen, ſo weiß man in der That nicht, wie denn zwiſchen dieſen Kelten einerſeits und Slaven andrerſeits die Deutſchen noch irgend haben Platz finden können und wie es ihnen möglich geweſen iſt, ein deutſches Reich in Europa zu gründen, da es nach den Vorausſetzungen der Kelto- und Slavomanie eigentlich hätte ein galliſches oder ruſſiſches Reich werden müſſen."

Leider fielen auch meine älteren trefflichen Freunde Mone und Leo in den keltiſchen Wahn, wogegen Jakob Grimm und Holtzmann mit ſchlagenden und unwiderleglichen Gründen proteſtirten. Ich erklärte mich gegen Mone im Literaturblatt von 1857, Nr. 33: „Mone wagt es, als Regel aufzuſtellen, daß die Deutſchen nach ihrer Einwanderung ins Keltenland die dort vorgefundenen Namen gelaſſen und nur die deutſche Ueberſetzung hinzugefügt hätten, ſo daß z. B. in dem Namen Durbach das iriſche dur daſſelbe bedeutet, wie das deutſche Bach und das Wort mithin: Bachbach heißt. Ebenſo wird der Name Harthauſen aus dem iriſchen art (Haus) und dem deutſchen Haus als Haushaus erklärt. Dawider ſtreitet, daß nirgends, weder an den ſlaviſchen noch romaniſchen Grenzen ein ſolcher Gebrauch, die deutſche Ueberſetzung dem Fremdwort anzufügen, vorkommt und daß er überhaupt gar nicht natürlich iſt, weil das eingewanderte Volk entweder ſeinen mitgebrachten Namen allein beibehält, oder den vorgefundenen allein annimmt. Die von Mone aufgeſtellte Regel hält nicht Stich und mit ihr fallen auch alle Anwendungen derſelben in Nichts. Man muß erſtaunen, wie er ſo vielen Fleiß auf die Behauptung rein nichtiger Dinge hat verwenden mögen.

Wir müſſen näher auf die Einzelheiten eingehen, um das jedem klar zu machen. Mone ſagt, Kelt. Forſch. S. 6: ‚Klein heißt i (iriſch) bi, Waſſer bior, Kleinwaſſer bibbior. Dieß wird germaniſirt in biber (niederdeutſch bever), in den Ortsnamen ſteht aber nach dem Hauptbegriff Biberbach oder Biberach, ohne dimunitive Bedeutung, oder Bibersbrunn mit einem verkleinernden Synonym. Biberach iſt alſo eine unvollkommene Ueberſetzung, denn das Wort bi fehlt darin." Wie mochte ſich Mone von ſeiner vorgefaßten Meinung ſo ſehr verblenden laſſen, hier nicht an den Biber, das in Flüſſen heimiſche Thier, zu denken? Biberſtein bei Aarau iſt ein Fels an der Aar, einem Fluſſe, der durchaus nicht klein genannt werden kann, und in dem es einſt Biber gab, die

gerade an dieſer Stelle unter Waldbergen einen bequemen Wohnplatz fanden. Wer in aller Welt möchte hier an ‚Kleinwaſſer‘ anſtatt an Biber denken?

So erklärt Mone auch Schwalbach, vom iriſchen sual-alh, kleines Waſſer (S. 11), Gerſtenbach vom welſchen gyrynt, kleiner Bach; Grenzbach von demſelben Wort, Grünbach wieder von demſelben (S. 21): Hengſtbach vom welſchen aches, Bach, ſo daß es Bachbach bedeuten würde (S. 22), Ochſenberg vom welſchen uchedd, Anhöhe, ſo daß es Bergberg bedeuten ſoll (S. 28), Bärenbach vom iriſchen bioran, kleines Waſſer, alſo auch wieder Bachbach (S. 44), Buchenberg vom iriſchen buachan, kleiner Berg, alſo Bergberg (S. 53); Dinkelsbühl vom iriſchen dinn, Hügel, alſo Hügelhügel (S. 63), während hier doch die frucht- und ſonderlich dinkelreiche Gegend den Namen viel natürlicher erklärt. Donnersberg von dun, Berg, und er, groß (S. 65), Drachenfels vom iriſchen craith, Fels, ſo daß es heißen würde Felsfels (S. 66); Fiſchbach nicht etwa von Fiſchen, die darin ſchwimmen, ſondern vom iriſchen uisg, Bach, ſo daß auch dieſes Wort wieder einen Bachbach bedeuten ſoll (S. 79). Gaisbach, Gaisberg ꝛc. vom iriſchen caid, Hügel, als ob deutſche Gaiſen, an Bächen und Bergen weidend, nicht die viel natürlichere Erklärung waren (S. 81), Hahnenberg vom iriſchen aighean, Hügel, alſo wieder nur Bergberg (S. 89), Kuhberg, nicht etwa von Kühen, die dort weiden, ſondern vom iriſchen coiche, Hügel (S. 103), Laufbach, nicht vom laufenden Waſſer, ſondern vom iriſchen lua, Waſſer (S. 105), Lerchenberg vom iriſchen leargh, Anhöhe (S. 157). Mummelſee nicht etwa von den Mummeln oder Nixen, welche die ſchöne Sage hinein geſetzt, ſondern vom iriſchen mam, Berg (S. 117); Schönberg nicht etwa von ſeiner Schönheit, ſondern vom iriſchen ceann, Spitze (S. 130); Tiefenbach nicht von tief, ſondern von di klein und abh Fluß (S. 140), Todtenberg nicht von Todten, ſondern vom iriſchen dubh, ſchwarz (S. 141). Wolfach, Wolfsbach nicht von Wölfen, ſondern von oill, Stein (S. 149), Maultaſch, das Schloß in Tirol, nicht von der berühmten Beſitzerin deſſelben, Margarethe Maultaſch, ſondern vom iriſchen maol, Hügel, und tas, Wohnung (S. 231). Wir könnten dieſes Verzeichniß noch Seitenlang fortſetzen. Genug, um unſern Leſern darzulegen, daß Herr Mone viel zu viel beweiſen will und in den einfachſten Ortsnamen Dinge ſucht, die kein Menſch je hineingelegt hat.

Auf ſolche Wortſpielereien kommt es übrigens nicht an. Wichtiger erſcheint der Verſuch, altdeutſche Ideen, Sitten, Gebräuche, das Eigenſte des deutſchen Volks, aus dem ihm ganz fremden Elemente der in Irland, der Bretagne und Wales noch in kümmerlichen Reſten erhaltenen Volksthümlichkeit herzuleiten. So wird ſelbſt der höchſte Gott der alten Deutſchen und Skandinavier Wodan hier S. 37 vom iriſchen fod, Wiſſenſchaft, Kunſt und vom iriſchen an, Mann erklärt. „Das iriſche fod iſt das welſche gwydd, m. Kenntniß, Wiſſenſchaft, wovon gwyddon, m. abgeleitet wird, das einen Mann der Wiſſenſchaft, einen Philoſophen bezeichnet. Damit hängt der Namen Gwydion zuſammen, worunter ein mythologiſches Weſen verſtanden wurde, das man unter die Sterne verſetzte und welches Owen für gleichbedeutend mit Woden hält. Die Formen dieſer Namen ſind mit Wodan, Wuotan einerlei, ihre Bedeutung fällt mit jener des Mercurius zuſammen, wodurch die Gleichheit des Mercurius und Wodan beſtätigt wird. GS. §. 463. Die altdeutſche Namensform wuotan zeigt an, daß im w. gwyddon das y der Umlaut von o iſt, alſo die altwelſche Form gwodd war, wie auch das i. fód beweist. In dem Menſchennamen quotanes iſt noch der w. Anlaut g erhalten. Das nordiſche odhinn, othinn ſtimmt mit dem w. Ziſchlaut dd in gwyddon überein. Man hat wohl die Wurzel wuot durch Wuth (furor) erklärt, was aber nur ein germaniſirender Verſuch iſt, der für das richtige Verſtändniß der Sache keinen Werth hat, und wiſſenſchaftlich außer Acht bleiben muß.“ Daß in Odin der Begriff der Geſchicklichkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft und nicht derjenige der Wuth vorherrſcht, iſt notoriſch und wird durch die ganze Edda bewieſen. Aber der Name braucht deshalb keineswegs aus dem Iriſchen zu ſtammen. Das deutſche wuot, animus, drückt ganz daſſelbe geiſtige Wirken aus. Vgl. Grimm d. M. 120. — Der Stammvater der Germanen, Tuiſto, ſoll vom iriſchen tuis, Anfang herkommen S. 245. Die deutſche Bertha ſoll vom iriſchen bearaim, gebären, abſtammen, S. 189, als ob Bertha nicht viel einfacher und beſſer längſt von Grimm erklärt wäre. Uebrigens haben Pracht, ſtrahlende Schönheit, Hervorbrechen und Geburt dieſelbe deutſche Wurzel. Hier handelt es ſich wirklich um unbefugte Eingriffe in das deutſche Begriff- und Sprachrecht und Grimm und Hoffmann haben wohlgethan, dagegen aufzutreten. Der nordiſche Odin bedeutet in der Edda, und die Göttin Bertha in der deutſchen Volksſage wahrlich mehr, als daß man ſie zu bloßen Reſten einer angeblichen alt-

iriſchen Cultur in Deutſchland machen könnte. Gwidion iſt in der welſchen Mythe ein viel untergeordneteres Weſen, als Odin, und fällt im Grundcharakter gar nicht mit ihm zuſammen, ſo wenig wie die Nationen.

Wir wollen noch ein Beiſpiel anführen, in dem die Erklärung aus dem Iriſchen durchaus nichts beweist, als daß ſie bei den Haaren herbeigezogen iſt. Die in den deutſchen Alpen ſo oft vorkommenden Kogel ſind Berglegel und der Namen kommt von Kugel und Kegel her, keineswegs, wie hier S. 101 erklärt iſt, vom iriſchen coiche, Berg, und ail, Stein.

Es iſt im Grunde gleichgültig, was die Gelehrten von ſo alten Namen halten, denn die praktiſchen Fragen der Gegenwart haben nichts damit zu thun. Doch bleibt es eine unangenehme Wahrnehmung, daß die deutſche Schulgelehrſamkeit, ſeitdem die Renaiſſance ihre Grundlage bildet, ſo gern von allem Deutſchen abſtrahirt, für alles Deutſche blind iſt, ſich mit Vorliebe in das Fremde vertieft, deſſen Spuren auch in Deutſchland ſucht und ſich kindiſch freut, wenn ſie etwas dergleichen gefunden zu haben glaubt.

2.

Die Lüge, derzufolge die Italiener echte Nachkommen der alten Römer ſeyn ſollen.

In derſelben Weiſe und aus demſelben Grunde, wie die neuern Franzoſen ſich für die alten Gallier wollten gehalten wiſſen, behaupteten auch die neuern Italiener keck in den Tag hinein, ſie ſeyen die echten Nachkommen der alten Römer. Sie ſuchten nämlich nach einem Vorwand, ihre deutſche Abſtammung verleugnen und den fortdauernden Einfluß Deutſchlands auf Italien zurückweiſen zu können. Sie fingirten, noch immer die alten Römer zu ſeyn, während die Deutſchen noch immer Barbaren wie zur Zeit der Völkerwanderung ſeyen. Sie machten Anſpruch darauf, mit der claſſiſchen Bildung auch alle altrömiſchen Tugenden geerbt zu haben.

Nachdem nun einmal, wenn auch aus den verſchiedenſten, hauptſächlich deutſchen Elementen ein italieniſches Volk mit einer uns fremden,

aus der altrömiſchen Sprache verderbten Mundart ſich gebildet und in dem heißern Klima uns fremde Sitten und Gewohnheiten angenommen hat, müſſen wir dieſem Volk ſeine Selbſtändigkeit nicht weniger gönnen, wie den Franzoſen, Spaniern und Engländern die ihrige. Nur immer unter der Vorausſetzung, daß es auch einig und ſtark genug wäre, um ſeine Selbſtändigkeit behaupten zu können. Seit tauſend Jahren wenigſtens hat es ſie nicht zu behaupten gewußt, ſondern ſtand immer entweder unter deutſchem, oder unter franzöſiſchem Protectorate.

Unter allen Umſtänden aber muß die Lüge zurückgewieſen werden, die aus dem modernen italieniſchen Miſchvolk echte Nachkommen der alten Römer hat machen wollen. Die Sprache entſcheidet gar nichts. Freilich mußten die zahlloſen ausländiſchen Sclaven und Söldner im römiſchen Dienſt auch die lateiniſche Staatsſprache annehmen, ſo wie ſpäter die zahlloſen, zum Chriſtenthum bekehrten, ins römiſche Reich gekommenen Heiden, hauptſächlich Germanen, dasſelbe Latein als Kirchenſprache annahmen. Damit wird aber ihre Abſtammung aus allen Theilen des altrömiſchen Weltreichs und beſonders von den deutſchen Eroberern nicht widerlegt. Im Gegentheil beweist die große Veränderung, welche die altrömiſche Sprache im heutigen Italieniſch, namentlich durch den Artikel, erlitten hat, daß die Sprache auf ein anderes Volk übergegangen iſt. Denſelben Beweis liefert auch die Tracht. Die Tracht der Italiener wurde, nachdem die Deutſchen das alte Römerreich zertrümmert hatten, völlig deutſch. Die alten Römer trugen noch keine Hoſen, Weſten und Röcke, die altrömiſchen Weiber noch keine Mieder, Röcke, Hauben, Schuhe. In Italien, wie in Frankreich, Spanien und England kamen nach der großen Völkerwanderung nur deutſche Trachten auf und ſind geblieben bis auf den heutigen Tag.

Schon vor Chriſti Geburt fing die große Racenvermiſchung in Italien an. Aus allen, von den römiſchen Feldherrn unterworfenen Provinzen, Griechenland, Makedonien, Kleinaſien, Syrien, Aegypten, Afrika, Spanien, Gallien, dem ſüdlichen Britannien und dem weſtlichen Germanien kamen Sclaven, Rekruten, Künſtler, Gaukler, Kaufleute und Glücksritter aller Art nach Italien und ſonderlich nach Rom. Zahlloſe Fremde erhielten das römiſche Bürgerrecht, während die altrömiſche echte Race in den auswärtigen und innern Kriegen zu Grunde ging. Proſcriptionen mähten weg, was die Schlacht verſchont hatte; Confiscationen änderten völlig den alten Beſitzſtand der Senatoren, Ritter und Bürger.

Poesie, Theater und deren Unsittlichkeit nach Deutschland, so fand dieselbe auch schon wieder an einer neuen geschärften Moral ihren natürlichen Gegensatz. Die Pietisten wurden durch die neue Liederlichkeit hervorgerufen, die Herrnhuter namentlich durch die grandiose Unzucht in Sachsen unter dem zweiten August. Zwar warnte der Stifter des Pietismus, der sanfte Spener, genau so wie ehemals Luther, vor den Uebertreibungen, und wollte Spiel und Tanz und Weltfreuden in ihrer Mäßigkeit durchaus nicht verworfen wissen; allein er richtete bei seiner Partei eben so wenig aus als ehemals Luther bei der seinigen, und der strenge Pietismus verwarf alle weltliche Poesie und Kunst.

Indeß erwehrte sich die deutsche Dichtkunst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ziemlich glücklich beider Extreme und vermied sowohl die Frivolität der Gallomanie als die übertriebene Moralität. Erst mit dem Einfluß der französischen Revolution und Napoleons neigte sich die deutsche Literatur wieder mehr zum Frivolen hin, wenigstens zu jener sentimentalen Frivolität der Kotzebueschen Periode. Daher denn wieder die Reaction nach den großen Kriegen. Je lockerer die Sitten zur Rheinbundszeit gewesen, um so strenger und pruder wurde man wieder zur Zeit der Restauration, und diese Pruderie übt noch jetzt ihren Einfluß selbst auf die neue unsittliche Poesie, denn sie nöthigt sie wenigstens, die demoralisirtesten Gesinnungen in anständigem Ausdruck zu verbergen. Gewissermaßen ist die prude Literatur selbst Schuld an der neuen Unsittlichkeit, denn in der That, die Tugendhelden der langen Dameuromane und der juvenilen Jambentrauerspiele wurden am Ende so langweilig, daß man der Abwechslung wegen wohl auf das Gegentheil fallen mußte. —

Aus diesen Gegensätzen in der Poesie selbst ist nun auch der kritische Streit über die Grenze der Moral und des Geschmacks hervorgegangen. Recht und Unrecht vertheilen sich dabei ziemlich gleich auf beide Seiten. Die Einen haben Recht, wenn sie die Poesie gegen die morosen Frömmler und Pedanten vertheidigen, die nicht einmal die erhabene Muse Schillers toleriren wollen; aber sie haben Unrecht, wenn sie auch jede Immoralität in der Poesie in Schutz nehmen. Die Andern haben Recht, wenn sie gegen den offenbaren Unfug einer lasterhaften und liederlichen Poesie eifern, aber sie haben Unrecht, wenn sie die heitern Scherze

Der kleine Güterbeſitz verſchwand mit der alten, bürgerlichen Freiheit, dagegen häufte ſich in den Händen kaiſerlicher Günſtlinge, glücklicher Generale, oft auch nur gemeiner Kuppler, Freigelaſſener, ein ungeheurer Güterbeſitz zuſammen, den nicht mehr freie Bauern, ſondern nur noch Sclaven cultivirten, Sclaven aus fremden Nationen, die bei jeder Gelegenheit ihre Ketten zu brechen ſuchten, unter der Peitſche unbarmherziger Aufſeher. Die großen Grundbeſitzer hielten ſich meiſt in der Hauptſtadt auf, die in der Provinz blieben, verwilderten unter ihren Sclaven. Der ältere Plinius ſpricht es an verſchiedenen Stellen unumwunden aus: „die Latifundien", ſagt er, „haben Italien zu Grunde gerichtet und beinahe auch ſchon die Provinzen. Wir wundern uns, daß jetzt die Kraftanſtrengungen der Züchtlinge geringer ſind, als die der ehemaligen Feldherren. Es taugt gar nichts, daß die Fluren von den Sclaven bearbeitet werden und eben ſo wenig taugt Alles, was durch ſolche verzweifelte Menſchen geſchieht. Selbſt die Landſtraßen wurden zuweilen durch die Sclavenhalter unſicher gemacht, indem die habſüchtigſten unter ihnen harmloſe Wanderer, einerlei, ob Sclaven oder Freie, aufgreifen und unter ihre Sclaven ſtecken ließen."

Tacitus bezeugt, daß die große Maſſe der Sclaven in Italien, wenn ſie auch die römiſche Sprache lernen mußten, doch Fremde blieben. „Nachdem wir aber Nationen in unſerem Geſinde beſitzen, die verſchiedene Gebräuche, ausländiſche Religionen oder gar keine haben, kann man dieſes Chaos nur durch Furcht bändigen."

So ſah es in Italien aus zur Zeit des Plinius und Tacitus. Nun denke man ſich noch dazu, daß ſich in den zwei oder drei nächſtfolgenden Jahrhunderten die Verhältniſſe nicht beſſerten, ſondern immer mehr verſchlimmerten.

Es iſt notoriſch, daß ganze große Gebiete Italiens und mehrmals die Stadt Rom ſelbſt durch Krieg und Peſtilenz beinahe ganz entvölkert wurden und daß dagegen zur Zeit der Völkerwanderung ungeheure Schaaren von namentlich deutſchen Völkerſtämmen Italien neu bevölkerten, während an den Küſten des adriatiſchen Meeres und im ſüdlichen Italien neue Coloniſten von Byzanz her eindrangen. Es iſt weiter bekannt, daß ſich um den Beſitz des ſüdlichen Italien nur Griechen, Sarazenen und Normannen ſtritten, während ganz Mittel- und Norditalien zum deutſchen Reich gehörte und in deutſche Grafſchaften eingetheilt war. Auch waren es nicht blos die Oſtgothen und Longobarden geweſen, die ſich zu Herrn

des Grund und Bodens im obern Italien gemacht hatten. Schon lange vorher waren die im Solde der römiſchen Kaiſer ſtehenden Deutſchen die Feldherrn, Miniſter und großen Grundbeſitzer in Italien geweſen. Die Longobarden riſſen allen Grundbeſitz an ſich und die ſ. g. Römer wurden ſämmtlich Hörige. Das waren aber keine Römer mehr, ſondern nur die Nachkommen der fremden Sclaven, welche einſt die großen Güter der reichen Römer bebaut hatten. Der Kern der italieniſchen Bevölkerung war deutſch geworden und wenn er auch die lateiniſche Sprache annahm und in das neuitalieniſche umbildete, ſo hielt er doch an ſeiner Stammesehre feſt, und vorzugsweiſe an ſeinen deutſchen Namen. So hieß der größte Papſt des 11. Jahrhunderts Hildebrand und der größte italieniſche Reformator des 12. Jahrhunderts Arnold. Der größte Held des 19. Jahrhunderts heißt Garibaldi. Sind das altrömiſche Namen? Stammen ſie nicht vielmehr aus den deutſchen Wäldern? Die rugiſchen, gothiſchen und longobardiſchen Geſchlechter nicht nur auf den Stühlen der Könige, Herzoge und Grafen, ſondern auch der Biſchöfe und Aebte und überall in den Städten, auch in den bürgerlichen Familien blieben ſtolz auf ihre deutſchen Namen. Was von römiſchen Namen in Italien noch vorkam, verrieth größtentheils Barbariſirung in den Endungen ianus, onius, allius, antius ꝛc. Erſt im 15. Jahrhundert kamen mit der Renaiſſance die altrömiſchen Namen wieder auf. Dieſelben bezeigten aber nichts weniger als eine altrömiſche Abſtammung, ſondern waren nur willkürlich aus den Claſſikern geſtohlen und nicht einmal rein römiſch, ſondern meiſt auch griechiſch. Deutſche Adelsgeſchlechter, die als Herzoge oder Grafen Jahrhunderte hindurch mit ihren deutſchen Namen geherrſcht hatten und die bisher nur Pandulf, Berengar, Grimoald, Berthold, Guido, Lambert, Adalbert, Godebert, Aiſtulf, Giſulf, Luitbrand, Traſimund ꝛc., Bertha, Roſamunde, Mathilde, Adelheid, Irmengart ꝛc. getauft worden waren, nahmen jetzt plötzlich nicht nur römiſche Namen wie Ceſare, Horazio, Camillo, Livia, Lukretia ꝛc., ſondern auch griechiſche wie Ercole (Herkules), Ettore (Hektor), ſogar den karthagiſchen Namen Annibale (Hannibal) an, nur um recht claſſiſch, undeutſch und unchriſtlich aufzutreten. Denn ein neuer Haß gegen den deutſchen Kaiſer und die deutſche Nation wie gegen die Kirche beſeelte ſie und erzeugte in ihnen den Souveränetätsſchwindel und die Begierde, auf den Trümmern des deutſchen Reichs und der Kirche ſich neue Reiche zu gründen. Dieſen

böſen Gelüſten allein verdankt die große Lüge der Renaiſſance ihre Entſtehung.

Die Lüge begann mit Cola di Rienzi und Arnold von Brescia. Sie gelangte aber zu ihrer vollen Macht durch das Haus Medici in Florenz, welches dreimal den päpſtlichen Stuhl uſurpirte und in die große romaniſche Reaction gegen den Germanismus erſt Methode brachte. Ohne Zweifel iſt es von einer großen welthiſtoriſchen Bedeutung, daß die Reaction des Romanismus gegen den Germanismus von einer heidniſchen Reaction gegen die chriſtliche Kirche unzertrennlich war.

3.

Die Mißachtung des germaniſchen Urſprungs auch bei den Engländern.

Das alte Britannien wurde bekanntlich von den Römern unterjocht und an 500 Jahre lang beherrſcht, bis die Angeln und Sachſen, nachher auch echte Normannen (noch nicht verwelſchte aus der Normandie) es eroberten und neu bevölkerten. Auch hier wie in den Reichen der Franken, Longobarden und Weſtgothen in Frankreich, Italien und Spanien trat an die Stelle altrömiſcher Sclaverei und Corruption deutſche Zucht, Sitte, Ehrenhaftigkeit, Keuſchheit, Recht und eine Verfaſſung, ſo muſterhaft, daß ſie ſich in ihren weſentlichſten parlamentariſchen und richterlichen Beſtimmungen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch die Sprache wurde ganz deutſch. Die älteſten engliſchen Chroniken ſind in der rein altſächſiſchen Sprache geſchrieben, uns daher viel verſtändlicher als das heutige Engliſch.

Mag man keinen großen welthiſtoriſchen Werth auf die Reſultate ihrer Seeräubereien und Eroberungen legen, da die Normannen als Coloniſten und Herren fremder Länder ihre alte Sprache und Nationalität nicht beibehielten, ſondern in Rußland ruſſiſch, in der Normandie franzöſiſch und in Neapel italieniſch wurden, — ſo ſind doch ihre Meerfahrten an ſich, ſo iſt gerade das Mittel, das ſie zu ihren Eroberungen anwandten, die Kultur des Seeweſens, von großer welthiſtoriſcher Bedeutung. Die große Ausbildung der Schifffahrt, und daß die Seeherr-

ſchaft an die Völker germaniſcher Zunge gekommen und bei ihnen geblieben iſt, verdanken wir zunächſt jenen kühnen Wikingern. Deſſen iſt auch noch die Terminologie ein Zeugniß. Alle Wörter in der Sprache der Marine, alle Benennungen des Schiffs und ſeiner Theile und Bewegungen, der Winde ꝛc. ſind urſprünglich deutſch, zuerſt von den Sachſen und Normannen gebraucht und übergegangen zu allen gebildeten Völkern. Die Engländer waren nur die Erben der Normannen, und haben die Tendenz zur Seeherrſchaft noch weiter fortgepflanzt nach Nordamerika. Hier dringt jetzt die germaniſche Bevölkerung gegen die romaniſche vor, wie dies früher ſchon in den oſtindiſchen Colonien der Fall war. Ueberall kam die Seeherrſchaft mit den Colonien von den romaniſchen Völkern (Spaniern, Portugieſen und Franzoſen) zuletzt an die germaniſchen (Holländer, Engländer und Nordamerikaner).

In dem verhängnißvollen Jahrhundert, in welchem der Streit zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum ausbrach, in Folge deſſen auch die erſte Reaction der romaniſchen Sprachgenoſſen gegen die germaniſchen begann, machte der Romanismus auch eine Eroberung im germaniſchen Norden, denn die Normannen, die erſt vor anderthalb Jahrhunderten die galliſch römiſche Küſte erobert hatten, welche von ihnen den Namen der Normandie erhielt, die aber hier ihre nordiſche Sprache verleugneten und die romaniſche oder neu-franzöſiſche annahmen, drangen im Jahr 1066 erobernd in England ein, ſetzten ſich hier feſt und brachten eine Menge romaniſche Beſtandtheile in die angelſächſiſche Sprache, wodurch auch noch das heutige Engliſch verunreinigt iſt. Dieſe Einflickung romaniſcher Wörter in eine rein deutſche Sprache war ſchon an ſich unnatürlich und wurde es noch mehr durch die Ausſprache, die von der ſchriftlichen Aufzeichnung immer mehr abgewichen iſt. Die engliſche Schriftſprache würde den fremden Stoff mit der Zeit wahrſcheinlich wieder ausgeſchwitzt und die eingedrungenen romaniſchen Wörter wieder durch deutſche erſetzt haben, was um ſo natürlicher geweſen wäre, als die grammatikaliſchen Formen, Declinationen, Conjugationen und Syntax deutſch geblieben waren; aber der Hof, der Adel und die Gelehrten und Dichter in England gaben ſich ſeit der Reformation der Renaiſſance hin, am auffallendſten unter der Königin Eliſabeth. Vom höchſten Intereſſe für uns Deutſche iſt, wie gerade in dieſer verfänglichen Periode der Germanismus in Shakeſpeare mit allem, was im altgermaniſchen Heidenthum und im chriſtlichen Mittelalter großartig, ſchrecklich, ſchön, edel und zart war, gegen die

hereinbrechende Renaiſſance und Modernität ſich wehrte. Aber am Ende des 17. und im ganzen vorigen Jahrhundert triumphirten in der engliſchen Literatur die dem Germanismus feindlichen Elemente.

Die engliſche Literatur wetteiferte nur mit der franzöſiſchen und mißachtete die deutſchen Leiſtungen. Da die politiſche Stellung Englands zu Frankreich immer mehr eine feindliche wurde, fiel es doch den hochmüthigen, auf ihren Univerſitäten ganz im Renaiſſancegeſchmack erzogenen Engländern nicht ein, ſich dem deutſchen Mutterlande, der deutſchen Sprache, dem deutſchen Geiſte wieder zu nähern und ſich gegen den Romanismus der Franzoſen auf den Germanismus bei uns zu ſtützen, ſondern in dem Augenblick, in welchem ſie die antiken Vorbilder der Renaiſſance zu verſchmähen anfingen und den antiken Cultus nicht mehr mit den Franzoſen theilen wollten, grübelten ſie die altgäliſchen Erinnerungen hervor, ſchwärmten für Oſſian und Fingal, als wären das ihre eigentlichen Vorfahren geweſen, und erfanden ein modernes Vardenthum, von dem ſie logen, es ſchreibe ſich unmittelbar von den älteſten Zeiten her. Daneben erfanden ſie auch die Freimaurerei und logen, der moderne Kosmopolitismus ſchreibe ſich ſchon von den Tempelherrn aus dem Orient oder gar von der uralten Weisheit der Aegypter her. Alles moderne Erfindungen, moderne Lügen, nur um die engliſchen Gewiſſen darüber zu täuſchen, daß die Engländer in Wahrheit doch nur Deutſche ſind, daß ſie ſich ihres deutſchen Urſprungs nicht zu ſchämen haben und daß ſie, wenn ſie denſelben verleugnen, nur ſo thöricht handeln, wie der Mann auf einem Bilde von Hogarth, der den Aſt, auf dem er ſitzt, vom Baume ſägen will.

4.

Die Lüge des Panſlavismus.

Die Slaven waren immer in Stämme mit verſchiedener Mundart getheilt, bildeten getrennte Staaten und kamen größtentheils unter fremde Herrſchaft. Niemals haben ſie ein einiges großes Reich gebildet, noch iſt in ihnen ein Bedürfniß darnach erwacht. In der Geſchichte und Literatur ſämmtlicher ſlaviſcher Stämme findet ſich nicht eine Spur davon.

Erſt in der neuern Zeit, ſeit im Jahr 1813 in Deutſchland die Sehnſucht nach Wiedervereinigung aller deutſchen Stämme in einem wiedergeborenen Reiche erwachte, kamen einige polniſche Gelehrte auf den Gedanken, auch die Slaven ſollten ſich vereinigen. Dem lag der Wunſch zu Grunde, Polen zu regeneriren. Hielten alle Slaven zuſammen, ſo konnten die Ruſſen nicht allein herrſchen wollen, ſondern mußten ſich im Gegentheil der höhern Bildung der weſtlichen Slaven fügen, und zugleich wurden die Slaven ſtark genug, Polen gegen die Deutſchen zu ſchützen. Nun gab es aber auch ruſſiſche Hiſtoriker, welche, über die frommen Wünſche der Polen lachend, ihren Gedanken ſich zu Gunſten Rußlands aneigneten und einfach als ſelbſtverſtändlich erklärten: Wenn das Nationalitätenprincip auf die ſlaviſche Race angewendet und wenn auf einen Panſlaviſmus hingearbeitet werden wolle, könne darunter nur eine Ausbreitung der ruſſiſchen Czaarengewalt über alle Slavenſtämme verſtanden werden, denn der ruſſiſche Stamm ſey der vorwiegende. Gleichzeitig meldeten ſich auch die böhmiſchen Geſchichtſchreiber, um den Panſlaviſmus zu predigen, anfangs ganz wie die Polen in einem den Deutſchen feindſeligen Sinne und ohne eine Zuneigung zu Rußland, die erſt viel ſpäter bei ihnen hervortrat.

Alle dieſe Panſlaviſten aber, die polniſchen, ruſſiſchen und czechiſchen ſtimmten darin überein, daß ſie mit ungeheurer Großmauligkeit und ſehr geringer hiſtoriſcher Kritik eine ſchon urſprüngliche Ausdehnung der ſlaviſchen Race über Europa annahmen und vorausſetzten, welche ſie in Wirklichkeit niemals gehabt hat, nur um daraus ein Beſitzrecht auf den ganzen europäiſchen Boden herzuleiten und eine künftige Eroberung deſſelben als eine einfache Zurücknahme zu rechtfertigen. Polen und Czechen durften freilich an eine ſolche Wiederbeſitznahme nicht denken, wenn ſie auch die weiteſte Ausdehnung der Slaven im älteren Europa behaupteten; die Ruſſen aber nahmen Akt von dieſen Behauptungen, denn ſie wollten wirklich erobern.

Der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Bulgarin geht in ſeinem 1839 in Riga überſetzten Werk über Rußland wirklich ſo weit, daß er nicht nur das, was die Keltenhypotheſe von Deutſchland übrig läßt, für ſeine Slavenhypotheſe vindicirt, ſondern auch in das bereits von den Franzoſen für keltiſch erklärte Deutſchland, namentlich nach Bayern, das er für altſlaviſch hält, und ſogar nach Frankreich ſelbſt hinübergreift, indem er

nicht zweifelt, die Vendéer haben ihren Namen von altſlaviſchen Ureinwohnern, den Wenden. (I. S. 47.)

Die Eroberungen, welche man hier die alten Kelten, dort die alten Slaven auf deutſchem Gebiet machen läßt, ſind nun freilich ſehr illuſoriſch, müßige Eroberungen der Gelehrten, ungefährliche antiquariſche Träume: allein ſie haben doch etwas Ominöſes. Sie beurkunden den Uebermuth unſerer Nachbarn und die geringe Achtung, welche dieſelben vor Deutſchland hegen. Sie verrathen ein gewiſſes politiſches Uebergewicht der Nachbarn und eine moraliſche Schwäche Deutſchlands. Die Franzoſen wagten erſt dann mit ihrer keltiſchen Hypotheſe hervorzutreten, als ihr vierzehnter Ludwig und ſpäter Napoleon wirklich einen unverhältnißmäßigen Einfluß auf Deutſchland übten, und auch die ſlaviſche Hypotheſe war nur eine Conſequenz des überwiegenden ruſſiſchen Einfluſſes ſeit der Reſtauration. Die Gelehrſamkeit folgt hier, wie in ſo vielen Fällen, einem politiſchen Impulſe, und wenn ſie hiſtoriſche Mährchen erſinnt, ſo weiß ſie, was ſie damit will.

Wir wollen Schritt vor Schritt die in unſere deutſche Geſchichte eingreifenden Behauptungen Bulgarins verfolgen. Zuerſt nimmt er an, die Geten und Daker an der untern Donau ſeyen Slaven geweſen. Eine reine Uſurpation. In römiſchen und griechiſchen Quellen werden die Geten zum germaniſchen Volksſtamm gezählt, und wurde dies ſtets anerkannt, wenn auch die Uebereinſtimmung der ältern Geten und ſpätern Gothen mehrfach bezweifelt wurde. Ferner hält Bulgarin die alten Vindelicier (von denen noch der Name Venedig herkommt) für Slaven (I. S. 47). Von dieſen gar alten Völkern, die bald romaniſirt wurden, wiſſen wir zu wenig, um über ihre Abſtammung entſcheiden zu können. Noch ganz kürzlich hat Lelewel, der berühmte polniſche Alterthumsforſcher, eben dieſe alten Wenden zwiſchen der Donau und dem adriatiſchen Meere für — Lithauer, lettiſche, von den Slaven gänzlich verſchiedene Stämme, ausgegeben. Der ruſſiſche gibt ſie für Slaven aus. So ſpielt entgegengeſetzter Patriotismus mit der Völkergenealogie, und erobert zwei Jahrtauſende rückwärts Provinzen, die wahrſcheinlich nicht das geringſte weder mit Ruſſen noch mit Lithauern je zu ſchaffen hatten.

Wir wollen bei der Nachfrage nach dieſen ältern Völkerſtämmen nicht verweilen, weil ſie doch bald in die große Maſſe des römiſchen Reichs übergingen und durchaus romaniſirt wurden. Intereſſanter iſt

das, was Bulgarin von der ſpätern Theilnahme der Slaven an der Völkerwanderung phantaſirt. Allerdings nennen uns die zuverläſſigen Quellen neben den deutſchen Völkern, die ſeit dem zweiten Jahrhundert nach Chriſto unaufhörlich das römiſche Reich beſtürmten, auch einige wenige ſlaviſche Stämme, welche ſie ausdrücklich als Sarmaten von den Germanen unterſcheiden. Dieſe Sarmaten erſcheinen aber immer nur gelegentlich als Begleiter der Germanen und herrſchen nie vor. Auch beweist die große Ausdehnung des gothiſchen Reichs unter Hermanarich vom ſchwarzen Meer bis zur Oſtſee, daß alle, oder doch die meiſten Slaven dieſem gewaltigen Herrn und ſomit den Deutſchen unterworfen geweſen ſind. Der Abfall der ſlaviſchen Roxolanen zu den Hunnen, die von Oſten kamen, bezeichnet deutlich das Verhältniß der deutſchen zu den ſlaviſchen Stämmen. Die bisher den Gothen unterworfenen Slaven gingen zu den Hunnen über und verſtärkten deren koloſſale Macht. Deshalb wanderten die Deutſchen oder Gothen aus, die Slaven aber blieben zurück und beſetzten allmälig auch das von den Gothen verlaſſene Land bis an die Elbe und Saale. Alle Geſchichtſchreiber erzählen einſtimmig und mit der größten Umſtändlichkeit, daß die Gothen mit Weib und Kind und aller Fahrhabe ausgewandert und über die Donau gekommen ſeyen als ein wanderndes Volk, nicht als ein bloßes Kriegsheer. Daſſelbe gilt wenigſtens zum Theil auch von den Franken, Alemannen, Burgundern, Sachſen und Longobarden. Wohin ſie wanderten, brachten ſie ihre deutſchen Weiber mit, die zum Theil eine wichtige Rolle ſpielten. Wenn auch anfangs bloß Kriegsheere vorangingen, ſobald ſie ſich in einer neuen Eroberung feſtgeſetzt hatten, folgten ihnen Weiber und Kinder nach, um im neuen Beſitzthum ihr Glück zu machen. So kamen Hengiſt und Horſa nach England und Hengiſts Tochter vermählte ſich mit dem britiſchen König Vortigern, nicht umgekehrt der ſächſiſche Eroberer mit einer Eingebornen. Eine ſeltene Ausnahme war Placidia, die Römerin, die den deutſchen Fürſten Ataulph ehelichte. Die meiſten und berühmteſten Weiber deutſcher Fürſten in den römiſchen Provinzen waren geborne Deutſche, mit deutſchem Namen und deutſchem Charakter. Von den Gothen wiſſen wir aber gewiß, und die Geſchichtſchreiber ſagen es ausdrücklich und einſtimmig, daß das ganze Volk, mit Weibern, Kindern und allem, was auf Wagen fortzubringen war, auswanderte. Nun gefällt ſich aber Bulgarin in der Behauptung, die ins römiſche Reich eingewanderten germaniſchen „Horden“ ſeyen blos fliegende Heere, gleichſam Koſakenpulks ge-

weſen, das eigentliche Volk aber ſey in ſeinem alten Wohnſitze zwiſchen Elbe und Weichſel zurückgeblieben und von den Slaven unterworfen und in Sklaverei gebracht worden, und die Leibeigenen in Polen und Rußland dürften zum Theil Nachkommen der damals unterworfenen Deutſchen ſeyn. I. S. 121, 280. Eine Behauptung, für die ſich auch nicht ein einziges Zeugniß, auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit geltend machen läßt.

Doch begnügt ſich Bulgarin nicht, den Kern des damaligen deutſchen Volks in ſeiner Heimath ſlaviſchen Heeren zu unterwerfen, er verſucht auch den deutſchen Heeren, die ins römiſche Reich einwanderten und daſſelbe eroberten, ihre Lorbeern zu entreißen und damit ſeine Slaven zu bekränzen. Zwar gibt er zu, die Gothen ſeyen vorangegangen, allein „die Hauptmacht" ſey doch ſlaviſch geweſen, in dem Sinne, in welchem noch jetzt in einem öſterreichiſchen Heere mehr Slaven als Deutſche dienen. I. S. 122. Auf den kleinen Widerſpruch, daß die Slaven doch wohl nicht unter den Gothen würden gedient haben, wenn ſie ſtark genug waren, die Gothen in ihrer Heimath zu beſiegen, kommt es ihm nicht an. Er will einmal, daß nicht ſowohl die Deutſchen, als vielmehr die Slaven das römiſche Reich umgeſtürzt haben ſollen. Deshalb macht er auch, durch bloße Namenähnlichkeiten verführt, die gothiſchen Fürſten Widimir und Walamir (Wladimir), mithin das Geſchlecht der Amaler, ſelbſt zu Slaven. Die Heruler aber und Skirren, die unter Odoachar Rom eroberten und das erſte italiſche Königreich gründeten, macht er zu Litthauern, S. 103, 104, 137, 139.

Die Skirren ſiedelten ſich bekanntlich in Bayern an und das erlauchte Haus Scheyern wird von ihnen hergeleitet. Iſt es nicht merkwürdig, daß dieſem Geſchlecht und Volksſtamm zum zweitenmal der deutſche Urſprung ſtreitig gemacht wird? Das erſte Mal geſchah es durch die keltiſche Hypotheſe. Die Bayern hieß es, ſind noch die unvermiſchten alten Bojer und dieſe Bojer waren Gallier, folglich iſt der Bund Bayerns mit Frankreich ein natürlicher, nationaler. Dieſe Anſicht, die namentlich Pallhauſen gegen die deutſchen Gelehrten vertheidigte, ging ſogar in eine Staatsſchrift über. Ein offizielles Manifeſt erklärte 1806 „die Wiederherſtellung" der uralten Königswürde Bayerns. Und kaum ſind dreißig Jahre verfloſſen, ſo kommt ſchon wieder eine andere Gelehrſamkeit von Norden her und will dieſelben Skirren zu Litthauern machen. Man muß ſich dabei noch wundern, daß Bulgarin hier den Lit-

thauern den Vorrang gelaſſen und nicht lieber Ruſſen dafür genommen hat.

Die Wahrheit iſt, daß die Stammväter der heutigen Bayern weder Gallier noch Litthauer, ſondern Deutſche waren. Abgeſehen von dem ausdrücklichen Zeugniß der vita S. Severini, wonach der letzte Ueberreſt römiſcher Einwohner zwiſchen Donau und Alpen auf Befehl Odoachars nach Italien auswandern und das Land den Deutſchen allein überlaſſen mußte, beweiſen ſchon die durchaus deutſchen Namen bei den Bajuvariern, und der ſchroffe Gegenſatz derſelben gegen die ſlaviſchen Nachbarn in Kärnthen, daß ſie echte Germanen und zwar Heruler, Rugier, Skirren und Turcilinger, Ueberreſte gothiſcher Stämme waren. Wenn ſie Slaven oder Litthauer geweſen wären, ſo hätte ſich ihre Nationalität gegenüber der deutſchen ganz ebenſo geltend machen müſſen, wie die wirklich ſlaviſchen Kärnthner, Sorben, Daleminzier, Wenden, Wilzen und Obotriten; allein wir finden die Bajuvarier niemals in der Reihe dieſer ſlaviſchen Stämme, ſondern immer in der Reihe der zwar gegen die Franken feindlich geſtimmten, doch unzweifelhaft deutſchen Alemannen, Thüringer, Sachſen und Frieſen. Odoachar aber war ein deutſcher König, und niemand wird ihm und den Deutſchen die Ehre ſtreitig machen, daß ſie es waren und nicht Litthauer, die dem römiſchen Reich ein Ende machten. Eben ſo war Theodorich der Große ein deutſcher König und kein Slave. Die ganze litthauiſch-ſlaviſche Einmiſchung in die gothiſche Heldenzeit iſt ein Traum, von dem man ſich wohl nie hätte träumen laſſen, daß ihn ruſſiſcher Stolz einmal im neunzehnten Jahrhundert träumen würde.

Uebrigens geht Bulgarin darin ſehr conſequent zu Werke, daß er nicht nur ſein Slaventhum aufs übermüthigſte gegen den Germanismus geltend macht, ſondern auch unter den Slaven ſelbſt den Ruſſen von Anfang an das moraliſche und phyſiſche Uebergewicht gibt und ſie (namentlich den Polen gegenüber) als das ſlaviſche Kernvolk bezeichnet, an das alle andere ſlaviſchen Stämme nur wie Kryſtalliſationen ſich anſchließen. Dieſe Anſicht iſt aber nicht geſchichtlich. Von einem urſprünglichen Uebergewicht der Ruſſen weiß die Geſchichte nichts. Alle Slaven waren anfangs dem großen Gothenreich, ſpäter dem großen Hunnenreich unterworfen. Ihre eigenen Sagen ſchildern ſehr charakteriſtiſch und, wie es ſcheint, vollkommen treu die Art, wie ſie ſich emancipirt haben. Die Stammſagen ihrer Dynaſtien gehen theils auf Bauern zurück, die das befreite Volk unter ſeines Gleichen erwählte, Piaſt in Polen, Primislaus in Böhmen (wo-

verbannen wollen. Sofern ſie nun beide Recht und Unrecht haben, kann auch keiner Partei der Sieg werden, und ihr Streit würde ganz unfruchtbar ſeyn, wenn er nicht dazu beitrüge, die Anſichten über dieſen Gegenſtand überhaupt zu berichtigen. Wenn auch damit, daß ſich beide Parteien ihre Fehler vorwerfen, noch nicht bewirkt wird, daß ſie dieſelben ablegen, ſo wird doch das Urtheil der neutralen Zuhörer geſchärft.

In dieſer Beziehung ſcheint es nicht unzweckmäßig, ſich über einige allgemeine Sätze zu verſtändigen.

Erſter Satz. Welches unendlich freien Spielraumes auch die Dichter ſich erfreuen mögen, ſo dürfen ſie doch die Wahrheit nicht geradezu umkehren. Sie können auf tauſendfache Weiſe das Böſe vorſtellen, in ſeiner Schrecklichkeit, in ſeiner Liſt, in ſeiner verführeriſchen Schönheit, aber ſie dürfen nicht ausſprechen und den Beweis führen wollen, das Böſe ſey gut. Eine ſolche Sophiſtik iſt der Kunſt unwürdig. Entweder fließt ſie aus einem unäſthetiſchen Triebe, aus muthwillig böſer Luſt, aus einer Schwäche, die ſich entſchuldigen will, oder aus einem mißverſtandenen äſthetiſchen Triebe, aus der Eitelkeit, etwas Neues zu ſagen, in der glänzenden Vertheidigung des Unglaublichen ein ungemeines Talent zu zeigen. Einem perſönlichen Zweck des Dichters aber ſollte die Würde der Poeſie niemals aufgeopfert werden, weil der Dichter um der Poeſie willen da iſt und nicht die Poeſie um des Dichters willen.

Zweiter Satz. Wenn es eine der vornehmſten Aufgaben für die Dichter iſt, den gordiſchen Knoten ſogenannter Colliſionsfälle zu löſen, und wenn es denen, die ihn auf die befriedigendſte und feinſte Weiſe gelöst haben, ſtets zum Ruhme gereichte, ſo ſollten ſie ſich gewiſſenhaft vor jeder falſchen und willkührlichen Löſung hüten. Sie ſollten nie eine der Poeſie unwürdige Entſcheidung herbeiführen, wenn auch de facto, doch niemals de jure die unedlere Geſinnung über die edlere triumphiren laſſen. Sie ſollten hierin den alten Dichtern treu bleiben und nicht, um ſich durch einen Reiz der Neuheit auszuzeichnen, das ſchönſte und klarſte Geſetz der poetiſchen Gerechtigkeit übertreten und anſtatt ihrer für die Seele ſo wohlthätigen Wirkungen Verwirrung, Zweifel, Mißbehagen erwecken.

Dritter Satz. Menſchliche Schwächen und Eitelkeiten gehören mehr ins Reich der komiſchen als der tragiſchen Muſe. Wenn

mit die Sage von der Kärnthner Herzogswahl übereinſtimmt); theils auf deutſche Helfer in der Noth, Samo bei den weſtlichen Slaven, Rurik bei den Ruſſen. Es war natürlich, daß die lange von fremden Herren beherrſchten Slaven keine alten Geſchlechter mehr hatten, und daß die neuen Dynaſtien entweder von Bauern aus der Maſſe des Volks oder von talentvollen Fremden gegründet werden mußten, und als ſolche Fremde, die mit überlegenem Geiſt die Angelegenheiten der ſich ſelbſt mißtrauenden Slaven leiteten, treten Samo und Rurik, jener ein Deutſcher aus den Niederlanden, dieſer ein Normann, ganz klar in der Geſchichte hervor. Samos Reich im Weſten ging bald unter; dagegen bildeten die Maharanen, Czechen und Lechen große Reiche, und das der letztern, das polniſche, behauptete noch bis ins vorige Jahrhundert den Vorrang unter allen ſlaviſchen Reichen. Erſt Peter der Große brachte die ſlaviſche Hegemonie an Rußland. Das Uebergewicht Rußlands iſt alſo, wie groß es immer iſt, doch von neuem Datum.

Der geiſtvolle und berühmte polniſche Dichter Adam Mickiewicz hielt in den Jahren 1840—42 als Flüchtling in Paris Vorleſungen, die in franzöſiſcher und deutſcher Sprache gedruckt wurden, worin er den Panſlavismus zum Anfang der europäiſchen Geſchichte macht. In der ſechſten Vorleſung bevölkert er die ganze alte Welt mit ſeinen Landsleuten. Da ſind die Veneter und Vindelicier in Venedig und an der Donau, und die Vendeer in Frankreich alte Wenden oder Slaven, die Stadt Breſt iſt polniſchen Urſprungs und heißt Bresc. Die Verwandtſchaft der Polen und Franzoſen iſt uralt. Auch England war urſprünglich von Slaven bewohnt und faſt alles Keltiſche wird auf einmal ſlaviſch. Noch mehr auch Tracien, ganz Vorderaſien wird ſlaviſch. Die Aſſyrier ſind urſprünglich Slaven (Serben). Das erſte Weltreich war von Serben gegründet. Nebuchadnezar, Belſazar ſind altſerbiſche Czaare. Warum nicht auch Sarah, die Gemahlin Abrahams, eine Czaarewna? Die etymologiſchen Spielereien ſind höchſt ergötzlich.

Wie Mickiewicz den Slaven die Vergangenheit, ſo vindicirte ihnen Miloſlaw Hurban die Zukunft und behauptete, ſchon das 19. Jahrhundert gehöre den Slaven. Das Merkwürdigſte iſt, daß die Panſlaviſten geradezu alles umkehren, was die Geſchichte von der Rohheit und Barbarei der Slaven und von der Treue und Tüchtigkeit der Germanen berichtet. Auch Kollar ging dieſen Abweg. Er ſagt gar (Wechſelſeitigkeit, 2. Aufl. 1844, S. 80): „Kurz, die meiſten ausländiſchen Schriftſteller,

die über die Slaven geſchrieben haben, gleichen jenen unſaubern Thieren, die überall nur Schmutz aufſuchen, um ſich davon zu nähren," und im Allgemeinen (1. Aufl. S. 55): „Aber die Germanen haben gar nicht Urſache, viel auf ihre Tapferkeit, ihre Kriege, Siege und Unterjochungen zu pochen und darauf ihren Nationalruhm zu gründen. Es gibt Siege, die weit ſchlimmer ſind als Niederlagen, und Niederlagen, die weit glorreicher ſind als Siege. Hätten die Slaven auch gar kein anderes Verdienſt um die Menſchheit gehabt, als dieß, daß ſie den hiſtoriſch bekannten wilden barbariſchen Vandalismus und Gothismus der alten Germanen durch ihre Kraft gebrochen, durch ihre Geduld und Sanftmuth verzehrt, durch ihr Blut, ihre Arbeitſamkeit, ihre bloße geräuſchloſe fleißige Gegenwart ſo gemildert und humaniſirt haben, wie er jetzt iſt, ſchon das wäre groß und unſterblich." Alſo nach Herrn Kollar haben die Slaven das deutſche Volk erzogen. Den Slaven haben wir, wie er meint, daß meißniſche Deutſch, welches er irrig für das beſte hält, ſowie deſſen Erhebung zur allgemeinen Sprache zu danken, kurz, „erſt durch die Slaven iſt Deutſchland das geworden was es iſt." Natürlich, denn nach der Verſicherung des Verfaſſers der „geſchichtlichen Ueberſicht der ſlaviſchen Sprache und ihrer verſchiedenen Mundarten" (E. v. O., Leipzig 1837, S. 251) waren die Slaven zur Zeit ihrer Unterwerfung in Hinſicht der Civiliſation den Deutſchen überlegen; auch die Czechen ſtanden nach dem Verf. der Schrift „Slaven, Ruſſen, Germanen ꝛc." in geiſtiger Kultur höher als die deutſchen Einwanderer, und Jordan kann nicht begreifen, wie man in Tacitus' Germania eine belobigende Schilderung herausleſe. „Tacitus, ſchreibt er, erzählt etwas von einer Bärenhaut, auf der gewiſſe nordiſche Barbaren (aber keineswegs die Slaven) ſo lange zu faullenzen gewohnt waren, bis die Noth ſie trieb, einen Bären mit einem andern Felle zu ſuchen." Ja, wir „verzehren die Früchte ſlaviſchen Fleißes." Was Gutes an den Deutſchen iſt, das rührt im Grunde von den Slaven her. Die Thatkraft der Preußen, verſichert man uns zu unſerm Erſtaunen, ſtamme aus dieſer Wurzel. Die Brandenburger, Pommern und Preußen verloren die Erinnerung zwar an ihre Herkunft, erzählt uns Herr Cyprian Robert (les deux panslavismus, situation actuelle des peuples slaves. Paris, 1847. S. 12) aber nicht die eigenthümliche Gemüthsart ihrer Ahnen. «Car la spontanéité, hat man ihm geſagt, l'élégance, l'enthousiasme patriotique, tout ce qui rend les Prussiens supérieurs aux autres

Allemands leur vient précisément de leur origine polonaise et slave.» Es erſcheint als abſichtsvolle Entſtellung, als eine Ausgeburt des Parteigeiſtes, die Schilderung des älteſten geſellſchaftlichen Zuſtandes der Slaven, welche in neueſter Zeit durch die Herren Macicjowski und Palacky herrſchend geworden iſt. Sie verbreiten ein roſiges Licht über denſelben. „Bei den Slaven, heißt es, war reine Demokratie, Fleiß und Tugend. Von den Deutſchen kamen die Laſter und alles Unheil. Von ihnen wurde das Königthum und die Leibeigenſchaft und die Saufluſt zu den Slaven gebracht. Von den Deutſchen erſt erlernte der Slave die grauſame Behandlung der Gefangenen, die Verachtung der Menſchenwürde.“ Aber das alles iſt nicht wahr. Nicht bloß deutſche, auch byzantiniſche Berichterſtatter geben uns ja genugſame Auskunft. Ebenſo wurde die böhmiſche Geſchichte auf's unverantwortlichſte entſtellt Alles was uns die beglaubigte Geſchichte von der Tücke und dem Verrath, von der Härte und Grauſamkeit der alten Czechen meldet, wurde von den ſophiſtiſchen Panſlaviſten geradezu umgedreht und aus den Czechen ein hochgebildetes, frommes, edles, friedfertiges Volk gemacht, das erſt durch die deutſchen Barbaren verwildert worden ſey.

Kollar ſpricht mit dürren Worten die Hoffnung aus, daß, von ſeinem Liede geweckt, ſlaviſcher Laut und ſlaviſches Leben an der Elbe und Saale entlang ſich wieder erheben, und der „rohe (!) Sclavenmörder, der liſtige Böſewicht“ (der Deutſche nämlich) nicht länger „unter ſlaviſchen Linden“ (den Slaven, was den Deutſchen die Eiche) ſich brüſten, „nicht länger das Blut des niedergetretenen ſlaviſchen Volkes, in welchem er die ganze Menſchheit geſchändet, ſaufen werde.“ Das Schlimmſte an dieſem deutſchen Böſewicht ſey, expectorirt der vielgeleſene Dichter weiter, daß er ſich noch immer nicht „ob dieſem Raub, der den Himmel zur Rache anruft, der Reue zuwende“, und für uns das Merkwürdigſte iſt ohne Zweifel, daß von Kollar's haßtriefendem Gedicht im Jahre 1832 eine zweite Auflage mit Genehmigung der öſterreichiſchen Cenſur erſchien.

Dieſer Kollar, ein ungariſcher Slave, hat ſchon im Jahr 1827 in ſeinem Gedicht Slavy dcera den panſlaviſchen Gedanken in einer poetiſchen Flammenſchrift niedergeſchrieben, die gleichwohl die galiziſchen Bauern im Jahr 1846 noch wenig verſtanden zu haben ſcheinen. Es iſt darin mit ſtrengſter Folgerichtigkeit feſtgehalten: 1) alle Slaven ſollen ein einiges Volk bilden, 2) die Polen ſollen die Ruſſen nicht mehr

haſſen, 3) da die Ruſſen die ſelbſtändigſten unter allen Slaven geblieben ſind, ſollen ſich alle übrigen Slaven an Rußland anſchließen, was denn 4) unumgänglich zur Weltherrſchaft der Slaven führen werde. Wir wollen einige Rhapſodien des panſlaviſchen Poeten mittheilen: „Slawia! o Slawia! du Name ſüßen Klanges, bittrer Rückerinnerungen, hundertmal in Wirren zerriſſen, auf daß du immer mehr geehrt werdeſt. Vom Ural zum Tatra, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang erſtreckt ſich dein Reich. Viel haſt du erduldet, aber alle Unbilden deiner Feinde, ja den Undank deiner eignen Söhne haſt Du überlebt. Während Andere auf weichem Boden leichthin wandelten, haſt du dir auf den Trümmern von Jahrhunderten dauerhafte Throne gehärtet. Vom Athos bis zum Terglou und bis Pommern, von Serbien bis Breslau, von Konſtantinopel bis Petersburg, vom Ladoga bis Aſtrachan; vom Koſakenland bis Raguſa, vom Balaton zum Baltiſchen und Aſowſchen Meere, von Prag bis Moskau, von Kamtſchatka bis Japan; Ural, Tatra, Wolga, Save, Berge und Länder, wo die ſlaviſche Sprache tönt; freut euch, Brüder, gegenſeitige Liebe verbindet uns — ſeht, dies iſt unſer Vaterland: Panſlavien! — Wohl haben wir der Arbeit noch viel vor uns, und ein herkuliſcher Geiſt wird dazu erfordert. Hier muß der nemäiſche Löwe fallen, der in unſerem Volke mordet: da der fluchſprechende Eber, der ſich gegen unſere Sprache rüſtet; hier muß die lernäiſche Schlange niedergehauen werden. Da iſt es Noth, den Augiasſtall zu reinigen. Aber ſcheuen wir dieſe herkuliſchen Mühen nicht, oft gibt die Größe des Vorhabens ſelbſt neue Kraft, verzweifeln wir auch nicht am Erfolg: die Allheit gründen wir in den Karpathen und Slavenbergen, wenn uns der Glaube dazu nicht fehlt. — Oh! ſprach ich, als mein Geiſt dies dachte, wären die Stämme unſerer uneinigen Slaven Gold, Silber, Metall, ich wollte aus allen eine Statue gießen; Rußland würde ich zu ihrem Kopfe abrunden, ihr Rumpf ſollten die Lechen ſeyn; die Czechen wären Arm- und Hände; die Serben vertheilte ich in beide Füße; die kleinern Stämme der Wenden, Lauſitzer, Schleſier würde ich zu Rüſtung und Waffen verſchmelzen. Europa würde vor dieſem Gebilde auf die Kniee fallen, welches die Wolken überragte und deſſen Füße die Erde erſchütterten. — Was werden die Slaven in hundert Jahren ſeyn? Was wird ganz Europa ſeyn? Das Slaventhum breitet ſich aus und überſchreitet einer Sündfluth gleich überall ſeine Grenzen. Die Sprache, welche die Deutſchen blos für eine Sklavenſprache halten, wird in ihren

Paläſten und an den Mündungen ihrer Flüſſe ertönen. In ſlaviſchen Kanälen werden die Wiſſenſchaften fließen, Tracht, Sitten und Geſang unſeres Volkes werden an der Elbe und an der Seine herrſchen! O, daß ich nicht in dieſer Glanzperiode ſlaviſcher Herrſchaft geboren wurde, oder darin nicht aus meinem Grabe erſtehen kann!" — Der Dichter, nachdem er in den drei erſten Geſängen ſeinen Schmerz und ſeine Hoffnung überall ſich ergehen ließ, wo Slaven gelebt und leben, verſetzt ſich in den beiden letzten in eine phantaſtiſche Welt. Er ſtellt die Göttin „Slava" dar auf einem goldnen Thron, im Mittelpunkt des Alls ſitzend. Slavenhelden, die Stirne mit Laub umkränzt, kommen und gehen auf grünen Auen. Herr Kollar öffnet ſein Paradies niemanden als Slaven, außer einigen Fremden, die für deren Race Sympathie gezeigt. Auch iſt er gezwungen, um es zu bevölkern, Grammatiker, obſcure Gelehrte, nämlich Zeitgenoſſen darin aufzunehmen. Kaiſer Alexander, Großfürſt Konſtantin befinden ſich darin. Czaar Nikolaus luſtwandelt ſchon dort. Allein als Emilie Platen, von ihren Heldinnen gefolgt, dort erſcheint, ſtößt man ſie zurück, denn ſie hat gekämpft, Schweſter gegen Bruder, Slavin gegen Slaven, die Polin gegen Rußland! Wahrhaftig, ich wünſche ihr Glück nicht dort hineingekommen zu ſeyn. Endlich läßt der Dichter noch alle die, welche jemals Feinde der Slaven waren, in die Hölle kommen und diktirt ihnen dort die ſchauerlichſten Strafen, mit einer wahrhaft kannibaliſchen Phantaſie. Das religiöſe Element geht bei ihm ganz ins patriotiſche über, das iſt gleichſam ein Rückſchritt aus dem neuen ins alte Teſtament, denn wie die Juden nur ſich als das Volk Gottes anerkannten, ſo Herr Kollar nur die Slaven.

Auch unter den deutſchen Gelehrten ſelbſt haben ſich welche gefunden, welche die romaniſche und germaniſche Race für abſterbend, die ſlaviſche für aufblühend halten. Profeſſor Volkmuth gab 1858 in Halle eine Schrift heraus, worin er ſagte, die bei den Ruſſen noch bewahrte chriſtliche Frömmigkeit ſichere Rußland eine große Zukunft, denn ihr wohne eine Macht inne, der die Negationen und Revolutionen des Weſtens nicht gewachſen ſeyen. „Und das iſt eben die furchtbar drohende Macht des Slaventhums in der europäiſchen Geſchichte, eine politiſch-kirchliche Macht, die ſich nach der Eroberung von Conſtantinopel in derſelben Gradation concentrirt hat, als ſie den weſtlichen Völkern, denen es ſeit jener Eroberung gefallen, Staat und Kirche bis zur völligen Trennung auseinander gehen zu laſſen, mehr und mehr abhanden gekommen iſt. Selt-

ſame Fügung Mit vereinten Kräften arbeiten wir an unſerem Ruine, indem wir ſchon ſeit vier Jahrhunderten bemüht ſind, die ‚fremdländiſche Pflanze‘ des Chriſtenthums vom Boden unſerer Geſchichte zu entfernen, um endlich nach Beſeitigung alles Autoritätsglaubens den ‚reinen Humanismus‘ der germaniſchen Nationalität als die Quinteſſenz unſerer Geſchichte auf den Altar Gottes ſetzen zu können: während die ſlaviſchen Völker die Subſtanz des Chriſtenthums heißhungrig in ſich aufſaugen, den religiöſen Glauben mit dem innerſten Nationalbewußtſeyn verſchmelzen, und ſich ſo als national und religiös geſchloſſene Maſſen dem Willen eines unbeſchränkten Selbſtherrſchers zur Verfügung ſtellen. Und dieſer von Einem Geiſt beſeelte monarchiſche Völker-Koloß, der in unſerer Todesſtunde erſt recht zu leben anfängt, ſoll dem weſtlichen Europa, welches mit ſeiner ‚politiſchen und geiſtigen Aufklärung‘ immer mehr an Einheit und Zuſammenhang verliert, ſo gar keine Sorge machen können?“

Dem ſteht die Schwäche Deutſchlands gegenüber: „Der deutſche Geiſt zerfiel in den Gegenſatz ſeiner beiden Momente, die ſtreitenden Mächte traten auseinander, dergeſtalt, daß der deutſche Katholicismus, welcher bei den Traditionen der römiſchen Kirche blieb, ſich nun den romaniſchen Völkern anſchloß, indeß der deutſche Proteſtantismus, vom Selbſtbewußtſeyn der germaniſchen Nationalität getragen, dem Romanismus entſagte, den Blick nach der andern Seite warf und in die Richtung der ruſſiſch-griechiſchen Staatskirche hineingezogen wurde. Der Zerfall des Nationalen mit dem Religiöſen, der die unwiderſtehliche Weltmacht der mittelalterlichen Germanen zerſtörte, mußte aber nach und nach zur Auflöſung des deutſchen Reiches ſelbſt führen: und ſeitdem geht die zweiſeitige Vermittlungs-Geſchichte der Deutſchen auch überhaupt ihrem tragiſchen Ende entgegen. Deutſchland hat die Bedingungen ſeines ſocialen Lebens eingebüßt, und kein Sieyes wird Einbildungskraft genug haben, um ihm eine Leib und Seele zuſammenhaltende Conſtitution zu erfinden.“

Indem Volksmuth einen Blick auf die traurige Spaltung in der deutſchen Nation wirft, zeigt er, welchen unermeßlichen Vortheil Rußland mit ſeiner kirchlichen Einheit vor uns voraus habe, und er hält nicht für unmöglich, daß ſich dieſe ſo mächtige griechiſche Kirche dereinſt die katholiſche aſſimiliren werde, der ſie ohnehin in Dogma und Cultus ſo nahe. „Eigentlich welthiſtoriſch liegt der große Widerſtreit, der alle andern in der europäiſchen Geſchichte von jeher bedingt hat, immer noch unverſöhnt zwiſchen der abendländiſchen und morgenländiſchen Kirche da:

von dieſem wird daher die künftige Geſtaltung der Dinge in Europa, und namentlich auch das Verhältniß der Germanen zu den Slaven, zuletzt ausgehen müſſen. Und dahin zielt unſere Geſchichte auch wirklich; das iſt der Gang, den ſie im Großen und Ganzen zu gehen hat. Die Slaven werden die mittelalterliche Frage, welche die griechiſche Kirche von der römiſchen ausgeſchieden, nochmals zur Lebensfrage der europäiſchen Geſchichte machen, und die Wiedervereinigung wird zugleich zu einer Vereinigung des ſlaviſchen Oſtens mit dem germaniſchen Weſten führen, die an Großartigkeit nur mit dem Auftreten des alten Römerthums bei der Ankunft des Chriſtenthums verglichen werden kann. Auch kann ſich jetzt ſchon Niemand verhehlen, was Europa von den weitausgreifenden Conſequenzen der ‚morgenländiſchen orthodoxen Kirche', ſeitdem dieſe unter Rußlands Protektorat getreten, zu erwarten hat, wenn er begreift, was es mit der griechiſchen Staatskirche nach der Kirchenſpaltung im Abendlande durch die Reformation auf ſich hat. Was Deutſchland dereinſt in der Geſchichte des Chriſtenthums geweſen, das will Rußland noch werden." Prof. Volkmuth gibt noch zu erwägen, daß die Bevölkerungen im ganzen Weſten des deutſchen Gebirgs urſprünglich Slaven waren, die Böhmen es noch ſind. „Was mag mit dieſen bis jetzt in die germaniſche Civiliſation hereingezogenen weſtſlaviſchen Völkern geſchehen, wenn das Slaventhum einmal den Kampf um die Herrſchaft in Europa mit dem Germanenthum zu beſtehen haben wird? Wohin werden dieſe im Laufe der germaniſchen Geſchichte um ihre nationale Selbſtändigkeit gekommenen Völker ſich wenden, um vielleicht den Ausſchlag zu geben, wenn ſie im Drange der Ereigniſſe zu der entſcheidenden Wahl zwiſchen ſlaviſcher Nationalität und germaniſcher Kirche hingedrängt werden? — Wer fühlt nicht das Gewicht dieſer inhaltſchweren Frage, an der vielleicht die Wendung der europäiſchen Geſchichte hängt? Die Weſtſlaven fühlen es ſelbſt ſehr wohl, denn ſie begreifen ihre kritiſche Stellung zwiſchen Deutſchland und Rußland vollkommen."

Auch der edle, aber ſchwermüthige Ernſt von Laſaulx äußerte in ſeinen 1854 zu Regensburg erſchienenen Studien ähnliche Beſorgniſſe. Ich entgegnete ihm damals. „Wenn auch über ein Jahrhundert hindurch die ſ. g. Aufklärung und das äſthetiſche Heidenthum es in Frankreich bis zur förmlichen Abſchaffung der chriſtlichen Religion und in Deutſchland wenigſtens zu einem rein heidniſchen Pantheon für die gebildeten Claſſen und für die Schule gebracht haben, ſo iſt doch weder

das franzöſiſche noch deutſche Volk damit um ſeine Glaubenskraft gebracht worden. Der Unglaube war und iſt nur ein Nebel, der die Landſchaft bedeckte, die jetzt wieder deutlich und in allen ihren alten feſten Umriſſen hervorblickt. Auf der andern Seite haben die Slaven gar nichts darzubieten, was ſie berechtigen würde, eine neue Weltperiode zu beherrſchen in der Weiſe, wie die Germanen das chriſtliche Mittelalter, die Griechen und Römer das claſſiſche Alterthum beherrſcht haben. Ihre untern Schichten ſind ganz roh, ihre obern ſchon tief corrumpirt. Eine welthiſtoriſche Idee liegt in ihrer bisherigen Geſchichte auf keine Weiſe vorbereitet. Ihre Kirche iſt eine Mumie, aus der alles Leben in die abendländiſche Kirche entwichen. Ihr Staat iſt die gelungenſte Nachahmung des alten orientaliſchen und römiſchen Deſpotismus. Ihre Literatur iſt überall nur das Abwaſſer der Literaturen anderer Völker. Die Griechen traten mit unendlichem Talent und mit einer Idee in die Weltgeſchichte, die Deutſchen desgleichen und brachten noch eine unerſchöpfliche ſittliche Kraft hinzu. Aber was haben denn die Slaven zu bringen und anzubieten?"

Ich fügte in meinen Neujahrsbetrachtungen 1856 Nr. 1 hinzu: „Die unſere Gelehrſamkeit leider ſo charakteriſtiſch bezeichnende Feigheit hat eine Meinung in Umlauf gebracht, deren ſich die geſammte deutſche Nation ehrlich ſchämen ſollte. Man ſagt, wir hätten uns ſelbſt überlebt, wir Germanen wie auch die Romanen gehörten zu den abſterbenden Nationalitäten, deren Zeit aus ſey; nur die ſlaviſche Race bewahre noch die erſte Unſchuld und Spannkraft, den naiven Glauben, den noch unverdorbenen Familienſinn ꝛc. Die Weltherrſchaft ſey alſo den Ruſſen beſchieden und wir ſollten uns demüthig drein finden. Dieſe Meinung hört man nicht blos von denen äußern, die ſich von Rußland haben erkaufen laſſen, ſondern auch von melancholiſchen Patrioten, die, weil ‚nicht alle ihre Blüthenträume reiften', an der Nation verzweifeln. Wir ſetzen dieſem kläglichen Gerede einfach die Thatſache entgegen, daß in der ſlaviſchen Race niemals Kräfte und Talente lagen, die zum Tonangeben in der Geiſterwelt, zum wahren Heranreifen, Erziehen, Veredeln der Menſchheit und darum zur Weltherrſchaft berechtigten, daß ihr Racenzug eine höchſt ſchätzbare Kindlichkeit und Freundlichkeit, aber auch ein Leichtſinn iſt, der es mit der Wahrheit und mit der Ehre nicht eben genau nimmt, daß ſie immer nur fremde Bildung angenommen hat, in ihren höheren Claſſen nur den Franzoſen und Deutſchen in Aeußerlichkeiten

nachahmt und daß ſie, welche geſunde Naturkräfte in der unterſten Region des Volks auch vorhanden ſeyn mögen, von oben her durch das ſeit Peter dem Großen angenommene Syſtem in eine Corruption verſunken iſt, die ihres Gleichen nicht hat. Eine ſolche Race entbehrt immer, am meiſten aber in ihrem gegenwärtigen Stadium, jeder Berechtigung und Fähigkeit, ſich an die Spitze der weltgeſchichtlichen Völker zu ſtellen. Dieſe Slaven werden niemals im Stande ſeyn, die Germanen und Romanen verdrängen oder erſetzen zu können. Auch iſt das angebliche Herabſinken der letzteren eine unerlaubte Täuſchung. Die germaniſchen und romaniſchen Völker ſind gegenwärtig geſünder und entwickeln mehr ſittliche Kraft und Intelligenz, als im vorigen Jahrhundert geſchehen iſt. Sie ſtehen in voller Manneskraft. Man ſtelle, wo man wolle, die heutigen Deutſchen und Franzoſen den Ruſſen gegenüber, ſo wird jedes Kind richtig entſcheiden können, wo die wahre Ueberlegenheit iſt. Wir leben der feſten Ueberzeugung, das deutſche Volk iſt nicht im Auflöſungszuſtande und Abſterben begriffen und wird nicht von der großen Weltbühne verſchwinden, um ſeine Rolle den Ruſſen abzutreten, ſondern ihm wird, weil es die ſtärkſten Schultern dazu auch jetzt noch immer hat, die welthiſtoriſche Arbeit fort und fort aufliegen, es iſt noch zu großen Dingen berufen.

Man darf ſich durch Aeußerlichkeiten nicht über den innern Gehalt einer Nation, und durch zweifelhafte Uebergangszuſtände nicht über den Erfolg großer chemiſcher Prozeſſe im nationalen Leben täuſchen laſſen. Allerdings ſieht es auf den erſten Blick bei uns ein wenig troſtlos aus. Der Zwieſpalt der deutſchen Großmächte und der Confeſſionen, die Halbheit und Unfruchtbarkeit ſowohl der Reactionen als Revolutionen, die Fortdauer unerträglicher Zuſtände und das Chaos von Rathſchlägen und Meinungen auf dem Papiere, die heute ausgeſprochen morgen wieder vergeſſen ſind, die Macht der Preſſe im Verwirren und ihre Ohnmacht im Entwirren und Klären, die materielle Noth neben dem Luxus, das alles entſchuldigt den Mißmuth, rechtfertigt aber nicht die Hoffnungsloſigkeit. Denn es iſt nur ein Uebergangszuſtand. Es ſind noch geſunde Kräfte in reichem Maß vorhanden, die nur in ein beſſeres Gleichgewicht geſetzt zu werden brauchen. Unſere Nation iſt nicht erſchlafft, nicht in abſolute Unfähigkeit zur Beſſerung, nicht in den Stumpfſinn und die moraliſche Impotenz verſunken, die keinen Trieb mehr von innen hat und an der alle äußeren Wiederbelebungsexperimente wie die galvaniſchen

Schläge am todten Froſch mißlingen müſſen. Es iſt noch unendlich viel geſunde und unverdorbene Natur in ihr, vor der alle andern Völker Reſpect haben müſſen und auch wirklich haben. Die Unruhe ſelbſt, die in ihr ſchon ſo lange gährt, iſt ein Symptom der Naturkraft, die zur Heilung, zum Ausſtoßen des Unleidlichen drängt. Ob zehnmal irre geleitet, hat dieſer nationale Inſtinkt doch eine unbeſiegbare Gewalt behalten. Nun iſt ihm aber Hülfe von oben her gekommen. Gott hat ſich ſichtbar dieſes edeln Volkes erbarmt, indem er vor allem das religiöſe Bewußtſeyn, das nie irrende, gradaus zum Ziel führende, wieder in ihm geweckt hat. Die Ausbreitung des chriſtlichen Geiſtes im deutſchen Volke hat ſchon einmal dieſes Volk zur welthiſtoriſchen Größe, zum entſchieden erſten Range unter allen Völkern der Erde und ſogar zur Einheit geführt. Dieſer Geiſt Gottes ſchwebt wieder über dem brauſenden Gewäſſer. Zweifeln wir nicht an einem neuen ſchönen Schöpfungsmorgen."

Auch der treffliche Auguſt von Haxthauſen ſprach ſich in ſeinen Studien über Rußland 1852 dahin aus, daß bei den Germanen das Chriſtenthum erſtorben ſey und daß es der Welt nur durch die Ruſſen werde erhalten werden. Er nannte die künftige Ruſſenherrſchaft eine Buße, die wir durch unſere vom Chriſtenthum gänzlich abgewandte Schule und Bildung nur zu wohl verdient hätten.

Die vornehmen Ruſſen ſelbſt hegen, ſeitdem Kaiſer Nicolaus I. das bisherige Syſtem, Rußland durch deutſche Intelligenz zu regieren, verlaſſen hat und alles National-ruſſiſche vorzieht, eine theils natürliche, theils affectirte Verachtung gegen die Deutſchen. Natürlich weil ſie, wenn man ſie auch für Barbaren anſieht, doch die Herren ſind, denen die Deutſchen auch früher ſchon haben dienen müſſen. Affectirt, weil ſie einzig durch des Kaiſers Gnade und ohne Verdienſt und Würdigkeit den Deutſchen übergeordnet werden und ſich nun überheben wie der bourgeois gentilhomme. Recht haben ſie, ſofern auch der ungebildetſte Tatar gewöhnlich mehr geſunden Menſchenverſtand und praktiſchen Takt beſitzt, als das überſtudirte und unpraktiſche Gelehrtenvolk in Deutſchland. Wie ſollte nicht ſelbſt der roheſte ruſſiſche General ein Recht haben, mit Hohn auf die entſetzliche Dummheit der Deutſchen herabzuſehen, die, obgleich ſie ſtark genug wären, die Ruſſen ſowohl von der Oſtſee, als von der Weichſel in ihre alte Heimath an der Wolga zurückzujagen, ſich immer nur gegenſeitig bekämpfen, ſchwächen und um die ruſſiſche Allianz buhlen, ſich die ruſſiſche Vormundſchaft freiwillig gefallen laſſen! Schon Fallme-

man nach Umſtänden die damit Behafteten auch ſentimental entſchuldigen darf, ſo ſollte man wenigſtens nicht den Accent ausſchließlich auf ihre Liebenswürdigkeit legen, und dagegen die Pflicht, welche ſie verſäumen, verhehlen oder mit gehäſſigen Farben malen, wie ſo oft geſchieht. Und noch viel weniger ſollte man moderne Schwächlinge dieſer Gattung zu Helden ſtempeln wollen. Der Werth des Mannes ſinkt doch dabei gar zu tief im Preis, und unſer Zeitalter mit ſeinen poetiſchen Helden kommt allzu übel weg, wenn man es in Maſſe mit den frühern Zeiten und ihren Helden vergleicht. Ein altes Sprichwort ſagt ſchon: es gibt keine Helden in Privatangelegenheiten! Gleichwohl verſchmäht es gerade die vornehmſte Gattung der modernen Helden, etwas für die Welt zu thun. Sie beſchäftigen ſich im Gegentheil nur mit ihrem theuern Ich, koketiren mit ihrer ſchönen Seele, wollen oben hinaus und nirgends an mit ihrem hohen Geiſte, und hadern mit der Welt, wenn ſie ſich nicht hingibt, allen ihren kleinen Launen zu fröhnen. Trotz alles Kunſtaufwandes, ſolche Helden herauszuputzen, behalten ſie doch immer etwas Verächtliches, weil es, wie geſagt, in Privatangelegenheiten keine Helden gibt.

Vierter Satz. Die Kunſt kann der Sinnlichkeit nicht entbehren. Doch iſt ſie nur dann gefällig und zugleich ſchicklich, wenn ſie in reinſter Objectivität der Natur und der Volksſitte treu bleibt. Sinnliche Darſtellungen dieſer Art in der Plaſtik, Malerei und Poeſie werden nie Anſtoß geben. Dagegen mißfällt und empört mit Recht die Sinnlichkeit, die ſich von der Natur und von der Volksſitte entfernt, und abſichtlich in ihren objectiven Darſtellungen auf Beleidigungen der Scham ausgeht. Noch mehr aber widert unter allen Umſtänden die ſubjective Sinnlichkeit an, das fauniſche Geſicht, welches die Dichter ſo oft zu zeigen eitel genug ſind. Iſt es unlöblich, fremde Begierden zu entflammen, ſo ſollte man wenigſtens die eigenen verbergen. Kaum iſt etwas ſchädlicher und zugleich geſchmackloſer, als dieſe Lüſtelei.

Fünfter Satz. Die Sinnlichkeit gehört mehr in die komiſche, als in die tragiſche Poeſie. Sie paßt mehr für Darſtellungen aus der gemeinen Welt. Sie iſt reizender an Perſonen, die ſich ihrer weniger zu ſchämen haben, und ſelbſt in ihren Ausſchweifungen beleidigt ſie weniger in der niederen Poſſe als im erhabenen Gedicht. Immer aber verlangt ſie, wenn ſie gefallen ſoll,

rayer ſchrieb in ſeinen Fragmenten aus dem Orient im Jahr 1845: „Mit der ruhigſten Unverſchämtheit in Wort und Miene, ja ohne auch nur zu ahnen, daß ſie uns kränken können, behaupten die Ruſſen, wir Deutſchen tragen den Stempel der Knechtſchaft, der politiſchen Imbecilität und Verkommenheit, nach Art gewiſſer hoffnungsloſer Stämme, offen und leſerlich an der Stirne geſchrieben, und es frage ſich nicht ob, ſondern wann, wie und wem wir Zins und Robot zu leiſten haben. Die Türken außer Beſitz zu ſtellen und die äſthetiſch-empfindſamen Niemetzſtämme in die Schlinge zu ziehen, iſt Seele und Leben des Ruſſenthums. Die Hälfte der Arbeit, ſagen ſie, iſt bereits gethan, da wir die Zertrümmerung des weiland galliſchen Joches bei eigener Unmacht anerkanntermaßen ruſſiſchem Heldenmuthe allein zu verdanken haben und dem ‚Befreier' nach allem Rechte in ewiger Schuld verpfändet ſeyen. Auch ſehen die Ruſſen einander bedeutſam an und lächeln ſpöttiſch, wenn in Büchern und Reden deutſche Freiheit als einheimiſches Produkt deutſcher Erde geprieſen wird. Helleniſche Rodomontaden über eigenkräftiges Seyn, und deutſche Siegerhymnen haben in Rußland gleichen Werth. Beide, Griechen und Deutſche, ſind als unentfliehbare Beute bereits in Einnahme geſtellt und für künftige Disciplin in ruſſiſchen Liſten vorgemerkt. An der Zeit iſt nichts gelegen, und der Moskowiter rechnet auf die Ewigkeit ſeines Staates, und eben weil er niemals Eile hat, gelangt er am ſicherſten zum Ziel."

Die ruſſiſchen Geſchichtſchreiber ſind ſich hierin gleich geblieben. In ſeiner Geſchichte Polens (1865) hat es der Ruſſe Sſolowjoff lediglich kein Hehl, daß es ſich um den Gegenſatz der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche, um die Machtvermehrung der erſten und zugleich des Czaarenthums gehandelt habe. Er erkennt den großen Conflikt zwiſchen Abend- und Morgenland an, meint aber, der Orientalismus ſey allein berechtigt, allein zur Weltherrſchaft berufen. Die Miſſion, die wir dem Abendlande zuſchreiben, käme vielmehr dem Orient zu. Nicht die höher organiſirten und hochgebildeten Romanen und Germanen, ſondern die Slaven oder eigentlich die halbtatariſchen Ruſſen, eigentlich Gog und Magog ſeyen die Auserwählten, das Volk Gottes, dem alle andern gehorchen müßten. Weil nun das öſtliche Polen früher zur griechiſchen Kirche gehört habe, ehe es katholiſch wurde, meint der ruſſiſche Geſchichtſchreiber, habe ſich die Wiedereroberung von ſelbſt verſtanden.

Aber wie würde die Geſchichte der Ruſſen ſelbſt lauten, wenn ſie

ſeit Peter dem Großen nur von ihren Bojaren regiert worden wären, wie die Polen von ihren Wojewoden und Staroſten? wenn ihre Kaiſer ſich nicht treuer, charakterfeſter und genialer Deutſcher bedient hätten, um Bojaren und Volk ſtramm im Zügel zu halten und Verſchwörungen wie die der Dolgoruki und wilde Volksempörungen wie unter Pugatſchef unſchädlich zu machen? In der ruſſiſchen Geſchichte wird der Beweis nicht geliefert, daß die ruſſiſche Race eine hohe ſittliche oder geiſtige Befähigung beſitze. Selbſt durch die deutſche Dynaſtie, welche ſeit 100 Jahren in Rußland herrſcht, und durch die deutſchen Miniſter, Generale, Gelehrte und Techniker ſind die Ruſſen nur äußerlich etwas mehr civiliſirt und in Gehorſam erhalten worden, das barbariſche Element iſt aber in ihrem Naturell noch immer vorwiegend. Der Skythe bleibt Skythe auch in der glänzendſten modernen Uniform und die Deutſchen, die ſchon unter Kaiſer Nicolaus ruſſificirt werden ſollten, haben nur noch die Miſſion, dem ruſſiſchen Nationalintereſſe zu dienen, der ruſſiſchen Eroberung im Weſten Vorſchub zu leiſten und ihre vormaligen deutſchen Brüder unter das ruſſiſche Joch bringen zu helfen.

Wenn je den Ruſſen eine große welthiſtoriſche Miſſion zum Segen der Menſchheit vorbehalten wäre, ſo könnte es nur die ſeyn, als Vorpoſten abendländiſcher Kirche und Civiliſation, deren Machtſphäre in Aſien auszubreiten. Wir ſehen ſie aber im Gegentheil einen Vorpoſten des Orientalismus gegen Europa bilden, ſich feindſelig gegen Europa wenden und ganz Europa mit derſelben Eroberungsbarbarei bedrohen, die ſie im unglücklichen Polen üben.

Wir ſind alſo vollkommen berechtigt, bei unſerer Behauptung feſtzuhalten, daß die Erweiterung der ruſſiſchen Macht parallel läuft dem zerſtörenden Eingriff der Renaiſſance in das Gebiet der abendländiſchen Kirche und daß wir in beiden nur die Reaction hier einer vorchriſtlichen Barbarei, dort einer vorchriſtlichen Cultur zu erkennen haben, welche einzig durch die ſelbſtverſchuldete Schwächung und Entweihung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes in Mitteleuropa ermöglicht wurde, jetzt aber immer mächtiger und ſiegreicher vorſchreitet. Es gibt Leute, die das alles für Fortſchritt halten, aber die Hölle lacht dazu.

Die europäiſche Revolutionspropaganda konnte natürlicherweiſe einem vom Czaaren und von der deſpotiſchen Gewalt ausgehenden ruſſiſchen Welteroberungsplan nicht das Wort reden, indem ſie aber auch in Rußland wühlte und ſich dort unter den zahlreichen ſlaviſchen Völkern rekru-

tiren wollte, hob ſie hervor, die älteſte ruſſiſche Gemeindeverfaſſung ſey eine vollkommen reine Demokratie, ja gewiſſermaßen das demokratiſche Ideal geweſen. Man brauche alſo nur dieſe wiederherzuſtellen und mit ihr die Welt zu erobern. Es bleibt immerhin bemerkenswerth, daß Kaiſer Alexander II. von Rußland dieſe Machinationen mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland durchkreuzt hat.

5.

Die gelehrten Lügen, die zur Verachtung unſerer Vorzeit geführt haben.

Es iſt nicht ganz gleichgültig, wie ein Volk von ſeinen Vorfahren, von ſeiner älteſten Vergangenheit denkt. Zu der Verleugnung des Nationalſtolzes im vorigen Jahrhundert, zu der freiwilligen Unterordnung der Deutſchen unter andere Nationen, zu der unnatürlichen Vorliebe zu allem Fremden, zur Affenliebe für die Griechen und Römer in allen unſern Schulen und für die franzöſiſche Sprache und Mode an den deutſchen Höfen und im deutſchen Adel, trug ohne Zweifel die Herabwürdigung unſerer eigenen Vorfahren bei. Es lag im politiſchen Intereſſe aller deutſchen Fürſten, ſeitdem ſie von der kaiſerlichen Gewalt losgeriſſen, das große deutſche Reich zerſetzt und unter ſich getheilt hatten, auch die Erinnerung an die ruhmwürdige Vorzeit der Deutſchen möglichſt auszulöſchen, nur mit Verachtung von den altgermaniſchen Barbaren, von der altfränkiſchen und gothiſchen Geſchmackloſigkeit und von der Finſterniß des Mittelalters zu ſprechen. In den Schulen durften nur die alten Griechen und Römer gelobt, in der Literatur und Converſation nur die Franzoſen als Muſter aufgeſtellt werden. Der Despotismus und die Ueppigkeit der franzöſiſchen Könige war das Ideal deutſcher Fürſten geworden und von dort hatten ſie auch die Renaiſſance entlehnt.

Sofern die Franzoſen wie die Italiener behaupteten, die Nachkommen der alten Römer zu ſeyn, und die franzöſiſche Mode mit der claſſiſchen Schulbildung zuſammenwirkte, wurde allgemein das Vorurtheil verbreitet, die romaniſche Race oder die Welſchen ſeyen heute noch, wie

schon im classischen Alterthum, den rohern Germanen geistig weit überlegen. Im katholischen Süddeutschland wurde dieser Wahn durch die Jesuiten und durch die spanische Tendenz des Hauses Habsburg genährt und im protestantischen Norddeutschland durch die Politik der Fürsten, die sich in ihren Kämpfen mit dem deutschen Kaiser auf die Hülfe Frankreichs verließen, deshalb Frankreich auf alle Weise schmeichelten und überdieß aller Mittel der Renaissance bedurften, um auf Schulen und Universitäten die Erinnerungen an die Einheit und Größe des deutschen Reichs, an das deutsche Recht, an die Pflichten der Fürsten gegen das Reich auszulöschen und durch eine erkünstelte Begeisterung für Griechen und Römer und besonders für das römische Recht zu ersetzen, welches ihrem Souveränetätschwindel am meisten zu statten kam.

Hieraus erklärt sich zur Genüge, warum die von den Fürsten besoldeten Gelehrten in den höhern Schulen und in den Historienbüchern aus den alten Germanen nackte, eichelfressende Barbaren machten, die sich im Winter in Bärenfelle hüllten, im Sommer höchstens Ochsenfelle über Kopf und Rücken zogen, wie heute noch die wilden Irokesen und Huronen. So finden wir sie schon in gelehrten Historienbüchern aus dem 17. Jahrhundert in Kupfer gestochen. Die Voraussetzung des vorigen s. g. philosophischen Jahrhunderts war, die Menschheit überhaupt habe auf allen Vieren angefangen, die ersten Laute den Thieren nachgeahmt und erst allmälig die Sprache articulirt, anfangs nur von der eßbaren Eichel gelebt oder rohes Fleisch der Thiere gefressen und allmälig gelernt, sich Kleider, Waffen und Wohnungen zu bereiten, Viehzucht und Ackerbau zu treiben ꝛc. Ein großer Theil der Menschheit, darunter auch die Deutschen, seyen Wilde auf der ersten niedern Culturstufe geblieben, während eine höhere Cultur sich nur in Aegypten, Babylon, Phönicien und Griechenland entwickelt habe. Zuletzt habe die griechische Bildung, als die edelste und vollkommenste, sich über das ganze römische Reich ausgebreitet und die Menschheit ihrer Vollendung nahe gebracht. Da sey unglücklicherweise aus dem dummen Fanatismus der Juden das Christenthum und aus den deutschen Urwäldern die Barbarei der Germanen hervorgebrochen, und beide vereint hätten die schöne antike Welt zerstört. So sey die Menschheit wieder in Barbarei und Geistesfinsterniß versunken und habe darin verharren müssen, bis einerseits die Mediceer in Florenz die Renaissance aufgebracht und die Erinnerungen an die antike Welt wieder belebt, Luther in Deutschland aber die christliche Kirche

zerſtört und in der Reformation das Licht der Vernunft wieder angezündet habe. Dieſe Anſicht von der Weltgeſchichte theilte das ganze aufgeklärte Jahrhundert und erſt in unſerm Jahrhundert hat zuerſt Friedrich Schlegel wieder gewagt, die Größe und den Werth des katholiſchen Mittelalters zu neuer Anerkennung zu bringen. Der katholiſchen Welt ſind die Schuppen von den Augen gefallen und es giebt jetzt eine große Partei, die dem Mittelalter wieder volles Recht widerfahren läßt und die moderne Aufklärung verwirft. Zugleich iſt durch die Forſchungen Jakob Grimms, durch genauere Bekanntſchaft mit den nordiſchen Edden und Sagaen und durch das Studium des noch in Märchen, Sagen, Aberglauben und Gebräuchen erhaltenen ältern Heidenthums der Deutſchen ein ganz anderes Gemälde des alten Germanenthums enthüllt worden, als das bisher beliebte von den germaniſchen Irokeſen und Huronen. Schon Tacitus gab eine edlere Schilderung unſerer Väter, aber es war einmal Syſtem der modernen Gelehrten, das Germaniſche herabzuwürdigen.

Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß es drei- bis vierhundert Jahre lang deutſche Univerſitäten gegeben hat, ohne daß auf denſelben auch nur die oberflächlichſte Kenntniß der altdeutſchen Heidenreligion und des darin geoffenbarten uralten Nationalcharakters in der Originalität, die uns von allen andern Nationen unterſcheidet, erworben worden wäre. Es fehlte aller Sinn dafür, denn die Gelehrten waren ja nur zu dem Zweck angeſtellt, die moderne Souveränetät nach franzöſiſchem Muſter und geſtützt auf das römiſche Recht zu empfehlen, alle Erinnerungen an die große deutſche Vorzeit aber zu vertuſchen.

Zu dieſem letztern Zwecke wurde insbeſondere das Mittelalter verleumdet und der Verachtung preisgegeben. Grade weil es die Zeit unſerer nationalen Macht und Größe, unſeres höchſten Ruhmes geweſen war. Eine Wiederkehr dieſer Macht und Größe der ſtudirenden deutſchen Jugend hätte wünſchenswerth erſcheinen müſſen, wenn man ihr die Wahrheit geſagt hätte, deshalb durfte ihr die Wahrheit nicht geſagt werden. Die kleinen und großen Souveränetäten, die als Schmarotzerpflanzen die deutſche Eiche überwuchert hatten, wollten nicht wiſſen laſſen, daß es die große herrliche deutſche Eiche war, die ſie mit ihrem Daſeyn ſchändeten und verweſen machten. Die Gelehrten mußten vielmehr ſagen, das Mittelalter ſey ein finſterer Sumpf geweſen, bis alle die vielen ſchönen

modernen Souveränetäten wie Lotos darauf gewachſen und Deutſchland mit Licht und Leben erfüllt hätten.

Die einmal auf allen Schulen und Univerſitäten zur Herrſchaft gekommene Lüge ging ſo weit, dem Mittelalter und unſerm ehrwürdigen Reiche Verbrechen aufzubürden, die grade erſt im Zeitalter der Renaiſſance den Reformationsgreueln, der römiſchen Juriſterei und dem modernen Staat zur Laſt fallen. Noch heute zeigt man überall in Deutſchland Folterkammern und gräßliche Marterinſtrumente als angebliche Reſte mittelalterlicher Barbarei vor. Aber alle dieſe Werkzeuge des Despotismus ſtammen aus der ſpätern Zeit ſeit der Renaiſſance. Die alten deutſchen Richter und Schöffen haben ſie niemals angewendet. Sie kamen erſt mit der Inquiſition und mit dem römiſchen Recht auf. Sie wurden kaiſerlich erſt legitimirt durch Karl V. in der berüchtigten Karolina. Vorher hat es in Deutſchland keine ſo grauſamen Geſetze und Strafrechte gegeben. Auch die Hexenprozeſſe, für die man immer noch das ſ. g. finſtere Mittelalter verantwortlich macht, kamen im Mittelalter nur ſelten vor. Das alte longobardiſche Geſetz erklärt den Glauben an Hexen ausdrücklich für einen thörichten Wahn. Erſt am Ende des 15. Jahrhunderts, als ſchon die Renaiſſance in Italien blühte, kam mit ſo vielem heidniſchen Aberglauben der alten Römer auch der an Zauberweiber und Hexenmeiſter wieder auf und an dieſem neuen Aberglauben hat die claſſiſche Canidia mehr Antheil, als eine nordiſche Mahr. Vor dem 16. Jahrhundert waren Hexenprozeſſe noch eben ſo ſelten, als ſie im 16. und 17. häufig wurden. Die Zahl der Hexenverbrennungen war größer in proteſtantiſchen Ländern, als in katholiſchen. Die Verfolgung ging von den Univerſitäten aus und die unbarmherzigſten Richter waren Theologen und Juriſten. Das deutſche Recht im Mittelalter wußte nichts von ſolcher Menſchenquälerei, ſie kam erſt mit dem römiſchen Recht in die moderne Juriſterei.

Es hat ſentimentale Gelehrte in Deutſchland gegeben, die keinen Anſtand nahmen, die traurigſte Verkommenheit deutſcher Nation als etwas zu preiſen, das um ſo mehr der übrigen Menſchheit genützt habe. So K. Hagen in ſeiner politiſchen Geſchichte Deutſchlands 1842. Er beklagt die Zerrüttung Deutſchlands durch die Reformation. Um aber nicht in Lamentationen zu fallen, die eines Hiſtorikers nicht würdig wären, ſieht er in dieſer Entwicklung der europäiſchen Geſchichte eine Schickung, die zu irgend etwas gut geweſen ſeyn müſſe,

und macht zunächſt darauf aufmerkſam, daß die Deutſchen, indem ſie auf ihrem Wege zur Univerſalmonarchie durch den Papſt aufgehalten wurden, mehr auf ſich ſelbſt angewieſen und dadurch in ihrer Nationalität eigentlich gekräftigt worden ſeyen, und daß die Spaltungen in Deutſchland die geiſtige Entwicklung und die Geſtaltung eines mannigfaltigen Lebens begünſtigt hätten. Was wir aber auch von unſerem Nationalintereſſe Preis gegeben hätten, das ſey ein der Menſchheit dargebrachtes Opfer geweſen, denn die „Liebe, mit der wir der alten Kirche dienten und ihre Macht begründeten, war von unberechenbarem Nutzen für die Chriſtenheit überhaupt, wenn ſie uns auch um unſere Nationaleinheit brachte und uns zu Sklaven franzöſiſch-italieniſcher Argliſt machte; und ſpäter wieder war die Liebe, mit der wir aufs neue uns den Angelegenheiten der Kirche widmeten, indem wir die entartete von Grund aus reformiren wollten, ein Segen für die Menſchheit, wenn wir auch darüber unſre eignen Nationalintereſſen auf's bejammernswertheſte vergaßen."

Erinnern wir uns auch noch an den Mißbrauch des confeſſionellen Haſſes, der die deutſche Geſchichtſchreibung verfälſcht.

Bis auf den heutigen Tag haben ſich Vorurtheile und falſche Anſichten fortgepflanzt, die das richtige Verſtändniß der deutſchen Vergangenheit verhindern. Man hat den Arnold von Brescia vergöttert, obgleich er ein Todfeind der Deutſchen war, wie man heute noch den Garibaldi vergöttert. Man hat den Johannes Hus vergöttert, der Deutſchland aufs grimmigſte haßte und zu verderben ſuchte. Man hat Guſtav Adolph vergöttert, der die Religion nur zum Vorwand nahm und nach Deutſchland nur kam, um uns Provinzen zu rauben und ſeine Macht zu vergrößern. Die Lobpreiſung des Hus ging von den Reformatoren in einer Zeit aus, in der dieſe letzteren noch gefährdet waren und ſich nach Hülfe umſahen. Auch hatte Luther ſchwerlich eine Kenntniß von der perfiden Diplomatie jenes Böhmen. Die Vergötterung Guſtav Adolphs dagegen ging von den deutſchen Profeſſoren aus, die theils vom ſchwediſchen, theils vom franzöſiſchen Hofe bezahlt waren und an deren Spitze Chemnitz ſtand. Schiller ſchöpfte, als er ſeinen dreißigjährigen Krieg ſchrieb, noch ausſchließlich aus dieſen trüben und vergifteten Quellen. In neuerer Zeit iſt die Wahrheit actenmäßig aufgehellt, doch gibt es noch viele Leute, die ſie nicht erkennen — wollen.

6.

Die gelehrte Lüge, wir Deutſche ſeyen nur ein Volk von Denkern.

Wir Deutſchen waren einſt, wie bekannt, das herrſchende Volk in Europa, denn wir waren das kriegeriſcheſte Volk, das jemals mit Mann und Roß, Speer und Schild über die Erde gezogen. Wir zertrümmerten das große römiſche Weltreich, eroberten ganz Europa und ſchufen neue Reiche. Wir ſchlugen auch die wilden Schaaren der Muhamedaner zurück, die von Spanien und der Türkei her in Europa einzudringen wagten. Wir gründeten das große, das heilige Reich deutſcher Nation und unſer Kaiſer nahm den höchſten Rang in der Welt ein. Schon zur Heidenzeit waren wir die gewaltigſten und ſchrecklichſten Krieger geweſen. Keines heidniſchen Volkes Religion war ſo kriegeriſch, machte Thaten, Abenteuer, Krieg, Raub und Eroberung ſo ausſchließlich zur Pflicht, zum Zweck des Daſeyns, als unſere alte Odinsreligion. Auch das Seeweſen, das die ſüdlichen Völker viel unvollkommener und furchtſamer, nur als Küſtenfahrer betrieben hatten, wurde erſt von den nordiſchen Germanen zur kühnſten Beherrſchung des wilden Elementes erhoben, und deutſch ſind heute noch alle techniſchen Wörter des Seeweſens. Welches Volk hätte uns an Thatkraft, welches an Verwegenheit, Trotz, Luſt und Verſtand zu herrſchen, Ausdauer und Fleiß, kurz in welcher Praxis immer jemals übertroffen!

Seitdem uns aber, von der Reformation an, die verrätheriſche Politik unſerer Fürſten mit Kleinſtaaterei, Winkelſouveränetäten, Staatskirche, mit einer Staatsſchule, die nicht mehr auf chriſtlich-deutſcher, ſondern auf heidniſch-antiker Grundlage ruht, mit dem undeutſchen Geſchmack der Renaiſſance, mit der feigemachenden adminiſtrativen Geheimnißkrämerei und Juriſterei beſchenkt hat, nachdem dieſelbe fluchwürdige Fürſtenwirthſchaft des vorigen Jahrhunderts das Volk abſichtlich entwaffnet, zu Knechtſinn und Feigheit erzogen und verweichlicht, ſeinen Geiſt nur mit der claſſiſchen Schule und franzöſiſchen Modeartikeln beſchäftigt hat, wurde auch die Erinnerung an des deutſchen Volkes frühere Mannheit, Macht und Größe künſtlich in den Schulen, auf den Univerſitäten und

in der Literatur ausgetilgt und die Meinung verbreitet, die deutſche Nation ſey zu keinen Thaten berufen, habe auch gar keine Anlage dazu, ſondern ſey vorzugsweiſe ein Volk von Denkern; es thue nichts und könne nichts thun, aber es wiſſe viel, ja mehr als alle andern Nationen, eigne ſich mithin, die minder gebildeten Engländer, Franzoſen, Ruſſen, die mehr zur That und Macht berufen ſeyen, zu unterrichten, ihnen als Schulmeiſter zu dienen und die welthiſtoriſche Stellung einzunehmen, die einſt die gebildeten Griechen einnahmen, als ſie von den thatkräftigern Römern unterjocht wurden.

Der im vorigen Jahrhundert von ſeinen Fürſten geknechtete und verachtete Deutſche, wehrlos und unfähig, aus der Kleinſtaaterei herauszukommen und den kleinſtaatlichen Despotismus zu überwinden, fand ſeinen einzigen Troſt in der Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens, in der Aneignung fremden Wiſſens, in der Ausbildung ſeines ſpeculativen Geiſtes und in der Traumwelt der Poeſie. Und dieſer Troſt wurde ſein Stolz. Er gefiel ſich darin, wenn er die Deutſchen wegen ihres Wiſſens rühmen hörte, es war doch eine Regung des Nationalſtolzes, wenn auch eine ſehr einſeitige, und darüber vergaß man, was Jahrtauſende hindurch ein viel mehr berechtigter Stolz der Germanen geweſen war.

Daß wir ein ausſchließliches Denkervolk ſeyen, war jedenfalls eine Lüge, weil die Zahl der Denker ſich nur auf wenige Gebildete beſchränkte und das eigentliche Volk nicht darunter begriffen werden konnte. Aber die gebildeten Claſſen liebten damals, ſich allein für das Volk zu halten, weil das eigentliche Volk ſtumm und paſſiv blieb. So konnte die Lüge zur Gewohnheit werden und unſere böſen Nachbarn beeilten ſich, ſie zu adoptiren. Nichts konnte den Franzoſen erwünſchter ſeyn, als wenn die Deutſchen freiwillig ſich vor ihnen demüthigten. Dies geſchah nun vorzugsweiſe in der traurigen Rheinbundzeit. Feigheit und Verrath überlieferten unſer armes Vaterland der Willkür eines über uns hohnlachenden Feindes. Dabei betheiligten ſich nicht blos deutſche Fürſten, die ihre Macht auf Koſten ihrer deutſchen Nachbarn im Dienſte Frankreichs vergrößern wollten, auch nicht blos Schwärmer für allgemeine Freiheit und Gleichheit, ſondern auch eine große Menge von Staatsdienern, Univerſitätslehrern, Dichtern, Freimaurern ꝛc. Mehr noch als die Freiheit in den Revolutionsjahren wurde nachher Napoleon in Deutſchland vergöttert und hundertmal wiederholte das deutſche Profeſſorenvolk im ganzen Bereiche des Rheinbunds, es ſey die größte Ehre für die Deutſchen,

dem großen Napoleon, dem neuen Weltheiland zu dienen; in ihm sey alles Bessere der Revolution verkörpert, die Aufklärung, der Fortschritt. Er erst reiße die Menschheit aus der Finsterniß des Mittelalters und aus der Pfaffenherrschaft heraus. In diesem Sinne vergötterten ihn so viele Deutsche. Ja selbst der große Göthe pries ihn in einem schwülstigen Gedicht als den allein befähigten Lenker der Welt und sogar als den großen Friedebringer. Die Feigheit und erbärmliche Speichelleckerei versteckte sich in jener Rheinbundzeit hinter eine hohe Miene, ja hinter Prahlerei. Indem man unbedingt anerkannte, die Weltherrschaft gebühre den Franzosen wegen ihrer Thatkraft, sprach man für die Deutschen doch im Dienste der Franzosen die zweite Stelle an, wegen des deutschen Geistes, der deutschen Wissenschaft, und auf allen Universitäten des Rheinbunds war die Eitelkeit des Plutarch Mode, die zwischen der Ruhmredigkeit des gelehrten Griechen und der Glückseligkeit, den Römern zu dienen, beständig hin und her zitterte.

Dieser Ansicht vom welthistorischen Berufe der Deutschen sind wir seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts schon oft begegnet und wir haben sie immer als eine durch und durch unwahre, dumme und leider auch feige Ansicht bekämpft. Franzosen und Engländer waren zunächst so übermüthig und schadenfroh, sich allein den Vortheil und Ruhm praktischer Nationen zu garantiren, uns Deutschen aber nur die Rolle von unpraktischen Schwärmern und gelehrten Pedanten zuzuweisen. Zu diesen hoffährtigen Spöttern über deutsches Wesen haben sich seit einiger Zeit auch die Russen gesellt. Es ist eine Infamie, die wir uns um keinen Preis gefallen lassen dürfen, und welcher Deutsche dieser niederträchtigen Verleumdung seiner Stammesgenossen Glauben schenkt, blamirt sich lächerlich. So urtheilten einst die alten Römer über die Griechen. Wir, sagten sie, sind durch unsere überlegene Kraft allein berechtigt und würdig die Welt zu beherrschen. Ihr jämmerlichen Griechen mögt euch mit eurer Philosophie, mit eurer Wissenschaft und Kunst, mit euern Denkern und Dichtern, Schauspielern und sonstigen geistreichen Schwächlingen begnügen und wir wollen auch so gnädig seyn, sie als Parasiten, Bartphilosophen, Tugendschwätzer, Wunderdoctoren und Possenreißer bei uns aufzunehmen und zu besolden. Sie sollen uns nützen und ergötzen, indem wir sie verachten. Wenn sich nichtswürdige Rheinbundsfedern zur Zeit Napoleons erniedrigten, die Deutschen glücklich zu preisen, daß sie zu den Franzosen eben jene Stellung einnähmen, wie einst die Griechen zu

einen heitern Hintergrund. Nun iſt es zwar pſychologiſch wahr, daß der Wolluſt gerne die Grauſamkeit ſich beigeſellt, und auch darin haben gewiſſe ſchamloſe Dichter Recht, daß die laſcive Wirkung durch den Schrecken geſchwächt wird, und daß man den, der die Orgien mit Blut, Mord, Verweſung und geſpenſtiſchen Schauern enden läßt, nicht mehr einen Verführer nennen kann. Allein die Kunſt ſoll uns ſo wenig ekeln als verführen. Sie kam nicht vom Himmel auf die Erde herab, um die Rolle der Kupplerin, aber auch nicht um die des Henkers zu ſpielen. Sie iſt nicht beſtimmt, uns durch Wolüſtelei zu Sybariten zu machen, aber auch nicht, uns durch Gewöhnung an Gräßlichkeiten aller Art in Kannibalen zu verwandeln.

Genug, wenn wir uns einſtweilen über dieſe wenigen Sätze verſtändigen. Wir wollen ihnen einige andre, welche ſich auf die engherzige Moral und Prüderie beziehen, an die Seite ſtellen.

Erſter Satz. Im geſunden Zuſtande iſt der einzelne Menſch, iſt ein ganzes Volk zur Luſt und Freude aufgelegt. Wie wir zur Geſundheit und nicht zur Krankheit geboren ſind, ſo auch urſprünglich zur Freude und nicht zur Trauer. Der Menſch allein vermag zu lachen. Thiere vermögen es nicht. Jedes frohe Lächeln, weit entfernt, das Heilige in uns zu profaniren, iſt gerade ein Zeichen unſerer höhern Natur. Auch iſt die Schöpfung ſo reich mit Reizen aller Art und erfreulichen Dingen ausgeſtattet, daß es undankbar wäre, ſie nicht genießen, ſie nicht ſchätzen zu wollen. Die Luſt ſoll nicht verſchmäht, es ſoll in ihr nur Maaß gehalten werden, und ſie ſoll nicht allein herrſchen und jede ernſtere Geſinnung verdrängen wollen. Die katholiſche Kirche hat dieſen Grundſatz ſtets befolgt und den natürlichen Frohſinn geſunder Völker nicht unterdrückt, wenn ſie auch der ſchwärmeriſchen Minderheit die Kloſterpforten öffnete. Der große deutſche Reformator iſt bekanntlich von dieſem Grundſatz nicht abgewichen, ſondern hat ihn überall empfohlen und durch ſein Beiſpiel bekräftigt. Sogar der Stifter des Pietismus warnte noch vor der Kopfhängerei und Trübſeligkeit, die gar keine Erdenluſt mehr dulden wolle, und erklärte ſich nur gegen die unmäßige und unanſtändige Weltluſt. Dieſe Vorſchriften der geſunden Vernunft ſollten auch die Frommen unſerer Tage beherzigen.

den Römern, ſo war das in einer Zeit, in der niedere Sclavenſeelen allerdings gedeihen mußten. In unſerer Zeit ſoll man aber ſo elende Verleumdungen deutſcher Nation nicht mehr wiederkäuen wollen. Wir traten in die Weltgeſchichte ein als ein Heldenvolk und ſind und bleiben das, trotz allen Schulmeiſtern, die uns erſt ſpät in einer gottverlaſſenen Zeit octroyirt worden ſind.

Als Napoleon in blutigen Schlachten endlich aus Deutſchland hinausgejagt wurde, kam dieſe rheinbündiſche Kleingeiſterei in Verruf und man freute ſich der Waffenkraft und der Heldenthaten. Jahn forderte das Volk auf, von nun an nicht mehr hinter der gelehrten Lampe und in dumpfen Schulſtuben zu verhocken und zu verweichlichen, ſondern die Kraft der Väter in ſich zu erwecken, zu turnen und zum Kampf geſtählt zu bleiben. Aber die Fürſten wollten kein einiges und ſtarkes Volk, durch die Karlsbader Beſchlüſſe wurde der edle Aufſchwung der Jugend unterdrückt und das hüſtelnde Profeſſorenvolk feierte nun in Preußen denſelben Triumph, wie vorher im Rheinbund. Von allen Seiten eilten die Schulpedanten herbei, um die ſ. g. Schmalzgeſellen zu unterſtützen, die Staatshämorrhoidariuſſe, die mit wichtigſter Polizeimiene das muntere Volk der Turner als die gefährlichſten Staatsverbrecher denuncirten. Das Turnen wurde verboten, auf den Univerſitäten die alte Lüderlichkeit und akademiſche Schweinerei der Landsmannſchaften und Corps, welche durch die allgemeine deutſche Burſchenſchaft verpönt wurden, durch die Regierungscommiſſäre wieder eingeführt. Alte ſittlich verkommene Renommiſten wurden bezahlt, um die jungen Füchſe von der Burſchenſchaft hinwegzulocken. Neu ankommenden Studenten brachte man Abonnements auf die Bordelle ins Haus und akademiſche Ausſchweifung galt für Loyalität; wer die Unzucht nicht mitmachte, ſondern nur fleißig ſtudirte, war verdächtig, wenn er nicht bei Hegel hörte, nicht in die Collegien ging, die unter dem Miniſterium Altenſtein der einzige Weg zu Anſtellungen waren. Man affectirte einen ungeheuern Eifer für die Wiſſenſchaften, aber nur für ſolche, die mit dem Patriotismus nichts zu thun hatten, ja davon abführten. Man vertiefte ſich in philoſophiſche Speculationen und verlockte die Jugend durch ein unerhörtes Reizmittel, ſich alles patriotiſchen Kummers zu entſchlagen. Hegel ſagte den Jungen nämlich: Ihr ſeyd Gott ſelbſt! Des großen Humboldts Impulſe führten vom Patriotismus und Religioſität gleichweit ab. Nicht ohne tiefe Ironie durften (ſelbſt an den Gedächtnißtagen Friedrichs des Großen), akade-

miſche Reden nur über die kleinlichſten und lächerlichſten Gegenſtände gehalten werden, denen aber die gelehrte Polizei mit ſteifem Kragen und mit hoch aufgezogenen Augenbraunen einen ungeheuern wiſſenſchaftlichen Werth beilegte, z. B. über den Phötus des Affen, über eine neu entdeckte Species des Springhaſen auf den Molukken, über die (von Ehrenberg nur erſonnenen, niemals wirklich exiſtirt habenden) Infuſorienaugen. Dazu die unſchätzbaren Faſeleien der Archäologen über eine Mantelfigur auf etruskiſchen Gefäßen ꝛc. Und die Atrocitäten Lachmanns, z. B. in der Nibelungenfrage, eigentlich reine Dummheiten, die gleichwohl mit einer ſolchen Autorität umkleidet wurden, daß die ganze protectionsbedürftige Schulwelt davor zitterte. Nun durfte man Berlin die „Metropole der Intelligenz“ nennen und ſich rühmen, den makedoniſchen Charakter des preußiſchen Volks zu einem athenienſiſchen veredelt zu haben.

Die künftige Wiſſenſchaft wird bezeugen, wie viele falſche Edelſteine die Akademie damals in ihrer blendenden Krone trug.

Der Impuls zu dieſen Verkehrtheiten wurde allerdings von Berlin aus gegeben und erſtreckte ſich auch auf die nichtpreußiſchen Univerſitäten in Leipzig, Göttingen, München ꝛc. Preußen war aber dabei insgeheim geleitet aus den Kabinetten von Wien und St. Petersburg, welche durch die preußiſche Regierung ſelbſt die nationale Bewegung in Deutſchland um jeden Preis unterdrücken wollten.

Das ſervile Profeſſorenvolk in ganz Deutſchland, die eitlen, aber lendenlahmen Schulmeiſter, denen das Turnen verhaßt war, weil ſie ſelbſt nicht turnen konnten, und die poetiſchen Hämmlinge, von denen Deutſchland wimmelte, ſtimmten mit Wonne in den damaligen Berliner Ton ein und ſangen entzückt das alte Lied vom deutſchen Denker- und Dichtervolke, vom ausſchließlich wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beruf der deutſchen Nation. Ein ſonſt ehrenwerther bayriſcher Dichter, Graf Platen, ſagte ganz naiv, Deutſchland brauche keine Einheit und keinen Kaiſer, es habe die Einheit ſchon in der Schriftſprache und Literatur und den geiſtigen Kaiſer in Göthe.

Was einen Franzoſen, einen Engländer mit glühendem Zorn erfüllt haben würde, Kränkung des nationalen Intereſſes, ließ die deutſchen Geiſter in den meiſten Fällen vollkommen gleichgültig. Man legte es ihnen als Träumerei aus. Was, ſagte man ſpöttiſch, ſollte ſie der Verluſt von Straßburg ſchmerzen, da ſie ja durch kühnes Forſchen und unwiderſtehliches Eindringen der Kritik das ganze Alterthum und längſt

verſchwundene Reiche wiedereroberten? Was ſollten ſie ſich über die Rhein-, Schelde-, Elb- und Sundzölle grämen, die ihnen die freie Fahrt ins Meer erſchweren, da ſie ja durch Teleskope und Mikroskope die tiefſten Naturgeheimniſſe öffneten, in den unermeßlichen Fernen der Fixſternwelt und in der unendlichen Kleinheit der verſteinerten Infuſorienwelt? Was ſollte ſie das Unrecht drücken, das der deutſchen Nation von mancher Seite her widerfahren, da ſie ja auf der Waage der Theorie alle möglichen Regenten-, Corporations-, Bürger- und Menſchenrechte mit gewiſſenhafter Genauigkeit abwogen? Was ſollte ſie endlich die Mißachtung kümmern, in der die deutſche Nation bei ihren Nachbarn ſtand, der franzöſiſche Uebermuth, der kalte Hohn der Engländer, die herriſche Miene der Ruſſen, da ſie ja vermittelſt der Philoſophie die ſchöne Entdeckung machten, ſie ſeyen Götter? Das war denn in der That ein überreicher Erſatz für die Kleinigkeit, die uns fehlte und die man eben deshalb nicht einmal vermißte. Auch wurde uns kein reeller Beſitz, kein reelles Recht von unſern Nachbarn entriſſen oder vorenthalten, das wir nicht durch eine reiche Beute im ideellen Gebiete erſetzt hätten. Wir waren nicht müſſig, Repreſſalien zu gebrauchen. Die Franzoſen hatten große Stücke unſeres Landes und wollten noch mehr; die Engländer hatten das Meer und beherrſchten unſern Handel, — aber dafür nahmen wir ihnen ihre Literatur weg und verpflanzten ſie durch Ueberſetzungen nach Deutſchland, machten ihre Geiſter zu den unſern.

Die Franzoſen erkannten dies alles theilnehmend an. Ich hatte Gelegenheit, darüber zweimal mit berühmten franzöſiſchen Hiſtorikern ſtreiten zu müſſen, die mir mit dem deutſchen Denkervolke eine Schmeichelei zu ſagen glaubten, die ich aber ſehr ernſt zurückwies, Capefigue und Graf Montalembert. Eben ſo Lerminier, über deſſen Au delà du Rhin ich im Literaturblatt 1835 Nro. 91. 92. ſchrieb: „Für einen Franzoſen hat er etwas Außerordentliches geleiſtet. Gleichwohl iſt die deutſche Geiſtesbildung in dieſem Gemälde kaum wiederzuerkennen. Nur die Kanäle erkennt man ſehr genau, durch die dem Verfaſſer ſeine Weisheit zugefloſſen iſt. Er hat ſich offenbar von den Götho- und Hegelomanen in Berlin zu viel aufbinden laſſen, und da vollends der gute unwiſſende Heine in Paris, der von der Philoſophie ſo viel verſteht wie ich vom Spitzenklöppeln, eben deshalb die Caprice gehabt hat, die deutſchen Zuſtände aus der deutſchen Philoſophie herzuleiten, ſo zweifelt Lerminier nicht länger, daß die Philoſophie in Deutſchland wirklich Alles

durchdringe, Alles regiere, Alles erzeuge. Liberale und Servile, Radikale und Konſervative ſcheinen mit ihm hierin vollkommen übereinzuſtimmen.

Nichts iſt lächerlicher. Die Philoſophie hatte niemals Einfluß weder auf die Höfe und Regierungen, noch auf die Volksmaſſen in Deutſchland. Sie blieb allzeit nur im engen Kreis der Univerſitäten und der Univerſitätszeit. Ein Theil der ſtudirenden Jünglinge gab ſich wohl ein paar Jahre der Philoſophie hin, ließ ſie aber nachher im praktiſchen Leben alsbald wieder fahren. Die eitle hoffärtige Philoſophie trachtete allerdings zuletzt auch nach politiſchem Einfluß, aber nicht, indem ſie die Politik beherrſchte, ſondern nur, indem ſie ihr diente, ſich ihr zur Advokatin anbot. Aber auch dieſe Verſuche blieben gelehrt Sonderbarkeiten ohne den mindeſten Erfolg. Wir ſahen erſt eine öſterreichiſche Philoſophie (Friedrich Schlegel), dann eine preußiſche (Hegel) aufkommen, aber hier *gab* die Philoſophie nichts, ſondern ſie *nahm* nur an, und das Publikum blieb ganz gleichgültig dabei. Man erſieht daraus nur, wie abhängig unſere Philoſophie iſt, alſo gerade das Gegentheil von dem, was Herr Lerminier ſagt, demzufolge die Philoſophie das herrſchende, beſtimmende, ausſtrahlende, Alles belebende und leitende Princip bei uns ſey. Die Politik der Höfe und der ſtille Entwicklungsgang der Nation in Maſſe hat in Deutſchland ſo wenig mit der Philoſophie gemein, als in Frankreich. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß wir ein paar Sophiſten mehr haben.

Aber Herr Lerminier hat durch die große Berliner Brille geſehen. Da verſchwand ihm die Wirklichkeit und das Leben, und er ſah nur noch philoſophiſche Begriffe und ein paar deutſche Profeſſoren, welche dieſelben ordnen. Als reiſender Franzoſe war er noch unſchuldig und ließ ſich durch die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Berliner die Sache treiben, hintergehen. Man ſagte ihm, die deutſche Geſchichte ſey eine ungeheure Geiſtesarbeit, und gleichſam eine Enträthſelung, deren Reſultat, das große, endlich glücklich gelöste Räthſel die Hegelſche Philoſophie. Ließ ſich Lerminier überreden, daß der Berg blos dageweſen ſey, um eine ſolche Maus zu gebären; ſo konnte man ihm auch weiß machen, die Maus ſey der König oder ideale deutſche Kaiſer, der geiſtige Regent, die mit ihrem Einfluß in Deutſchland alles überflügelnde Intelligenz. Sogar die kläglichen Verſuche, den poetiſchen Göthianismus mit dem Hegelianismus zu verkuppeln, ſcheinen dem Herrn Lerminier von hoher Bedeutung für Deutſchland und wenigſtens eben ſo wichtig, wie die Wechſel-

beziehungen der Kirche und des Reichs, des Papſtes und Kaiſers im Mittelalter. Das haben ihm nur die Berliner aufgeheftet. Im übrigen Deutſchland lacht man über dieſe Luftgeſpenſter.

Eine geſchichtliche Bedeutung der Hegelſchen Philoſophie für Deutſchland leugne ich völlig. Obgleich in ihm eine gelehrte Krankheit kulminirt, ſo iſt doch das immer nur Nebenſache. Er wurde nie populär, er kann es nie werden. Göthe hat eine viel größere Bedeutung, Göthe fand Millionen Leſer, machte ſich bei ihnen beliebt, impfte ihnen ſeine ſentimentalen Schwächlichkeiten und Eitelkeiten ein und trug zur Entnervung des deutſchen Geiſtes, die ſich zu Napoleons Zeit ſo traurig offenbarte, allerdings ſehr viel bei.

Göthe war eine Macht in Deutſchland, eine dem äußern Feind in die Hände arbeitende, innerlich erſchlaffende, auflöſende Kraft, unſer böſer Genius, der uns mit einem phantaſtiſchen Egoismus, mit den Genüſſen des Scheins und der Selbſtvergötterung über den Verluſt der Religion, des Vaterlands und der Ehre täuſchte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narciſſus im Quell ſpiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Wort, der uns zu Schwächlingen machte, während wir des Heldenmuths am meiſten bedurften. Aus dieſem Geſichtspunkt konnte Herr Lerminier unſerm berühmten Göthe allerdings eine große welthiſtoriſche Bedeutung zuerkennen.

Aber er geht viel zu weit in die Berliner Einbildungen ein, wenn er ſagt: Si Hegel a consommé la philosophie de son pays, Goethe en a consommé la littérature. En verité (?), on croirait avec ces deux hommes avoir abouti à toutes les possibilités de la pensée. So denken ein paar Berliner gelehrte Stutzer, ein paar Schüler Hegels, ſo ſchwache Köpfe, wie ſie Göthe vortrefflich in dem Famulus Wagner und in dem das Stammbuch überreichenden Schüler in Fauſt dargeſtellt hat. Aber ſo denkt kein einziger vernünftiger Menſch in Deutſchland. Es fällt Niemanden ein, ſo etwas über alle Gebühr Abgeſchmacktes zu denken.

Auch iſt dieſer Wahnſinn gar nichts Beſonderes und Neues. Von zehn zu zehn Jahren wiederholt er ſich bei den Schülern aller berühmten Denker. Die guten Jungen ſchwören in verba magistri, und glauben, aller Weisheit Quell ſey in ihres Meiſters Büchern aufgethan. Weil Melanchthon den Kopf auf die Seite zu neigen pflegte, trugen alle Studenten ſchiefe Hälſe. Man vergötterte Kant, Fichte, Schelling nicht

weniger, nur daß diese Männer sich würdiger dabei benahmen. Von Jedem, der gerade an der Tagesordnung war, haben seine entzückten Schüler geglaubt, er allein umfasse Alles, er habe alles consommé, oder wie das deutsche Sprüchwort sagt: ‚alle Weisheit mit Löffeln gefressen.' Wie thöricht wäre es, wenn man das jedesmal glauben wollte, oder wenn man sich nur einbildete, daß die Nation im Ganzen an diesem wechselnden Götzendienst der Akademien Theil nähme."

Diese französischen Beurtheiler meinten es nicht böse gegen uns, wohl aber Victor Hugo, der im Jahr 1842 ein Buch über Deutschland schrieb und darin mit der größten Genugthuung seinen Landsleuten sagte, die Deutschen seyen nur ein Volk von Denkern, daher Frankreich, bei dem die Praxis sey, durchaus nicht gefährlich, das linke Rheinufer werde und müsse Frankreich bald wieder zufallen und seine Bewohner wünschen es auch nicht anders, weil sie den Vortheil und die Ehre, mit dem praktischen Volke der Franzosen vereinigt zu seyn, schon einmal gekostet hätten. Ich schrieb gegen ihn in meinem Literaturblatt von 1842 Nr. 72 und dictirte ihm, was er statt seiner Lügen den Franzosen Wahres hätte sagen sollen: „Das deutsche Volk, das von Calais bis Narva alle Küsten der nordischen Meere und das große europäische Alpenland und zwischen jenen Dünen und diesem Schneegebirge die breite Mitte bewohnt, dieses sehr weit ausgedehnte und an Zahl uns weit überlegene Volk: — das deutsche Volk, das einst die römische Welt und unter andern auch unser Gallien niederwarf, das eine tausendjährige Oberherrschaft gehandhabt in Europa, dieses einst so schreckliche und an Macht und kriegerischem Ruhm uns, die wir erst Neulinge sind, weit überlegene Volk; — das deutsche Volk, von dem nach dem verdienten Untergang der verderbten römischen (und gallischen) Welt und nach ruhmvoller Besiegung des Heidenthums und des Halbmonds, die Wiedergeburt Europas (und auch Galliens) ausging, das Volk, dem die Neuzeit alle ihre Gesittung und Freiheit verdankt, dieses an moralischer Kraft und tiefem Geist uns weit überlegene Volk existirt noch, ist noch nicht, wie wir uns eingebildet haben, aus der Völkerreihe verschwunden. Wenn auch getheilt und vielgegliedert, es ist da, und deutlich hört man den Pulsschlag des zum Herzen zurückströmenden Blutes in den geheimen Adern dieses merkwürdigen, kaum zu berechnenden Volkes. Es würde mir räthlich scheinen, uns von diesem Volke nichts einzubilden, was

nicht iſt, damit wir künftig nicht in unſern Berechnungen ſchrecklich betrogen werden.

Victor Hugo würde ihnen ferner ſagen: ich habe mich geirrt, indem ich glaubte, die Deutſchen ſeyen nur ein Volk von Denkern und hätten allein das Land der Ideen gepachtet, um uns das Handeln und die Herrſchaft im praktiſchen Leben zu überlaſſen. Ihr irrt euch auch, indem ihr euch dieſelbe Phraſe ſo oft und immer wieder vorſagt. Ich habe lange ſuchen müſſen, bis ich einen Philoſophen von der Art gefunden habe, von der Deutſchland, unſrer Phraſe zu liebe, wimmeln ſoll. Ich habe dagegen blühende Dörfer voll fleißiger Bauern gefunden, blühende Städte voll fleißiger Bürger, mehr als bei uns, zahlreiche Soldaten, faſt mehr als bei uns, Edelleute, Prieſter, die alle von der Philoſophie nichts wiſſen und wiſſen wollen, die wir bei ihnen vorausſetzen. Zu meinem Erſtaunen fand ich, daß dieſes ſogenannte Denkervolk viel mehr arbeitet und handelt, als denkt, und daß jenes ausſchließliche Denken nur Handwerksſache einiger zerſtreuter Profeſſoren iſt. Ich habe einen tüchtigen Ackerbau gefunden, eine tüchtige Viehzucht, zahlreiche Fabriken, einen regen Handelsverkehr, exercirende und manövrirende Heere, lauter praktiſche Dinge wie bei uns, und in mancher Beziehung noch reger als bei uns. Dieſe Leute beſchäftigen ſich keineswegs mit leeren Spekulationen, ſondern ihr Sinn iſt auf das wirkliche Leben gerichtet, auf das Gedeihen der Familie, der Gemeinde, des Staats, der Nation. Sie denken allerdings auch, ja ſie denken viel, aber ihr Hauptgedanke iſt, wie ſie das Erworbene erhalten und beſchützen wollen gegen fremde Anmaßungen, und wie ſie die natürliche Entwicklung ihrer großen Nationalkraft fördern wollen.“

Auch dem polniſchen Dichter Mickiewicz antwortete ich (1845 Nr. 28): „Wenn die jungen Hegelianer, die nach Paris geflüchtet ſind, auch mit der Philoſophie und durch ſie mit der ganzen Welt fertig zu ſeyn verſichern, ſo geben doch dieſe Handvoll Schwärmer keinen Maßſtab für die Beurtheilung des deutſchen Volks, ja nicht einmal der deutſchen Philoſophie. Das unermeßlich ausgedehnte Deutſchland mit ſeinen zahlreichen arbeitſamen und kriegeriſchen Völkerſtämmen, von denen das römiſche Reich geſtürzt wurde, von denen Frankreich ſelbſt, wie England, den Kern ſeiner Bevölkerung und ſeine freien Inſtitutionen empfing, von denen Polen das Chriſtenthum und eine Krone empfing, von denen die wichtigſten Erfindungen der Welt, die des Pulvers und der Buchdrucker-

kunſt ausgingen, von denen die Reformation und mit ihr der Geiſt der neueren Zeit ausging, deren Schwerter endlich die Franzoſen noch vor nicht langer Zeit empfunden haben und denen ein großer Theil der Slaven noch jetzt unterworfen iſt, — ein ſolches Land mit einem ſolchen Volke ſollte doch von den Nachbarn ein wenig anders beurtheilt, für ein wenig praktiſcher genommen werden, und man ſollte es nicht nach ein paar Philoſophen der neueſten Zeit, von denen der größte Theil des deutſchen Volkes ſelber nichts weiß, abſchätzen wollen."

Wie ſehr in der ſitzenden und ſchreibenden Claſſe in Deutſchland ſelbſt der Wahn vom Denkervolke damals noch graſſirte, bewies ein Buch über Philoſophie des Staats von Eichenhart, 1843. Damals behauptete der gelehrte Verfaſſer alles Ernſtes: Während alle andern Völker einen großartigen politiſchen Beruf hätten, ſey uns Deutſchen nichts als die Wiſſenſchaft zugewieſen, und während die Ruſſen, Engländer, Franzoſen die Weltgeſchichte zu machen hätten, ſeyen die Deutſchen nur beſtimmt, darüber nachzudenken, thatenlos nur die Wiſſenſchaft zu pflegen und zugleich die Beziehungen der Erde auf den Himmel ſich angelegen ſeyn zu laſſen. Mit einem Wort, die Deutſchen ſeyen den Brahminen oder lieber den Juden gleich.

„Man hat, ſagt der Verfaſſer, längſt herausgefunden, daß die Wiſſenſchaft der eigenthümliche und alſo gleichſam arbeitstheilige Beruf der deutſchen Nation ſey, ja, daß von ihr jenes Licht ausgehen werde, deſſen die Welt harret." Durch keine That, durch kein politiſches Inſtitut, durch nichts Praktiſches ſoll der Deutſche künftig in die Weltgeſchichte ſich einzeichnen, ſondern nur durch Wiſſenſchaft. Das Handeln fällt ausſchließlich Andern zu. „So iſt das Prinzip 1) Rußlands das urgeſchichtliche, rein formale, rohe, naturwüchſige Stämme Eines Geſchlechtes erſt zum Gemeinweſen und geſelligen Leben zu erziehen, der Socialismus alſo. Eine Aufgabe, der auch ſeine Natur entſpricht, denn es iſt das einzige Land im europäiſchen Syſteme, in der Region der Stufenländer, welches darin zugleich eine Art von Tiefebene oder Stromland darſtellt. 2) Britaniens Princip iſt handgreiflich die Oekonomie, alſo das beſondere Princip dieſes unſeres Weltalters, daher es auch der mächtigſte Staat des proviſoriſchen Syſtems iſt, der weltherrſchende, möchte man ſagen, wenn es in demſelben einen ſolchen geben könnte. Es iſt der Koloß dieſer Ordnung, die Roma der Gegenwart; daher auch der Entdecker der eigentlichen Germania der Jetztwelt, Nord-Amerikas

(— auch mit der Varusniederlage, Washington sein Armin). Auch seine Natur entspricht seinem Principe, es ist Insel. 3) Frankreich, dem Principe nach, der Erbe Roms, nicht seiner Macht, denn diese ist nicht mehr bei diesem Principe, Frankreich hat das antike Princip überkommen. Es stellt die Welt der Politik und militärischen Gewalt dar, den modernen Rechtsstaat — und hat ihn redlich dargelebt! Es ist der Staat, der das ganze germanische System vor Verwesung und Fäulniß bewahrt, sein Gewitter, sein Sturmwind! Seine Natur bergartig, mit der Akropole der Sevennen! Endlich 4) Wir, Wir, deren Brahmanenthum, deren Mandarinenweisheit, deren philosophisches Yogiwesen bereits zum Sprichwort und — Völkerspott geworden, Wir, geschmäht, gehöhnt, geviertheilt um unseres Glaubens willen, und doch das hochgelobte Volk — ja, Wir sind die Juden der neuen Ordnung, ein ‚auserwähltes Geschlecht, ein neues königliches Priesterthum, ein heilig Volk, ein Volk des Eigenthums des Herrn!'" Inzwischen stellt der Verfasser noch in Aussicht, ob wir den neuen Messias aus uns gebären, oder nur wie die Juden, politisch aufgelöst, unter die Völker werden zerstreut werden.

Solcher Unsinn durfte damals ungestraft auf deutschen Universitäten gelehrt werden.

Noch im Jahr 1853 schrieb der berühmte Physiologe Carus in Dresden: „Man darf im Ganzen gewiß mit Recht behaupten, unter den hervorstehenden Nationalitäten Europas sey der Deutsche am meisten zum Denken, der Engländer am meisten zum Thun, der Franzose am meisten zum Sprechen geschaffen, während der Italiener das Vorrecht der Schönheit für sich nimmt und die angestammte große Befähigung zur Kunst besitzt." Ich entgegnete ihm, Literaturblatt 1853, Nro. 55: „Es ist sehr unbesonnen, wenn man heute noch das Vorurtheil festhalten will, welches in unserer schmachvollsten Periode während der Herrschaft Napoleons von den Franzosen ersonnen und allerdings auch von den in Napoleons Geist und Sold schreibenden deutschen Schriftstellern adoptirt worden ist, ‚daß die Deutschen zum Denken allein taugen und übrigens ein unpraktisches Volk seyen.' Man kann von den Dickschädeln unserer modernen Poeten und Philosophen doch nicht auf die ganze Nation schließen, und selbst wenn die heutige Generation durch ein Wunder so entartet wäre, wie sie es nicht ist, daß sie nur philosophische und poetische Phantastereien ausbrütete, so würde davon noch kein Schluß auf die Nation zulässig seyn, wie sie war, wie sie Jahrtausende hindurch in der

Weltgeſchichte ſich dargelebt hat. Zur Zeit Napoleons behauptete man, die Franzoſen allein ſeyen das handelnde, wir das denkende Volk. Heute behauptet Herr Carus, die Engländer ſeyen das handelnde, wir immer noch das denkende Volk. Beides iſt falſch. Was an Engländern wie an Franzoſen thatkräftig iſt, beruht nicht auf ihren keltiſchen, ſondern auf ihren germaniſchen Elementen, und wie im heidniſchen Alterthum, ſo im chriſtlichen Mittelalter gab es kein praktiſcheres Volk als das deutſche. Nur erſt die kirchliche Spaltung, die politiſche Theilung, Schwächung und Demoraliſation, endlich die claſſiſche Schule haben die Nation, und auch nur in ihren höheren und mittleren Claſſen heruntergebracht, ohne doch ihren Grundcharakter ändern zu können. Wir ſuchen und finden dieſen Grundcharakter im Frieſen, Weſtphalen, Heſſen, Tiroler, wie er heute noch jenſeits der Schule und Literatur in voller Naturkraft daſteht, nicht aber in deutſchen Hörſälen und Theezirkeln, nicht in der Schädelbildung Hegel's, Göthe's oder der Madame Schröder. Wir fragen übrigens, ob die Mehrheit unſeres Volkes auch in den Städten und den ſchon mehr von der Cultur beleckten Provinzen, vorzugsweiſe zu den denkenden Weſen gezählt zu werden verdient? Ob der zahlreiche Handelsſtand, die maſchinenvollen Fabrikbezirke, das in Branntwein und Demokratie aus Verzweiflung ſich erſäufende kleine Gewerbe, ob die kleine Beamtenwelt, ob der deutſche Dandy auf dem Ball und im Kaffeehauſe, ob die Million in der Kaſerne gehüteter deutſcher Jünglinge ꝛc. vorzugsweiſe ein Volk von Denkern beurkunden? Es iſt mit dem Denken ſelbſt vieler Profeſſoren gar nicht ſo weit her.'

Indem wir die Demüthigung abweiſen, welche für das deutſche Volk darin liegt, daß es nur für andere zu denken und zu dichten habe, ſcheint es uns auch eine Ungerechtigkeit gegen die großen Denker und Dichter in Frankreich, England, Italien und Spanien zu ſeyn, wenn man dieſen Ländern ein geringeres Recht auf den Geiſt zuerkennen will als Deutſchland. Welcher deutſche Dichter dürfte ſich anmaßen, je dem großen Dichter Shakeſpeare auch nur bis an die Kniee von unten herauf gereicht zu haben? Welcher deutſche Philoſoph könnte behaupten wollen, nicht auf der breiten Straße gegangen zu ſeyn, die Descartes der ganzen modernen Philoſophie vorgezeichnet hat? Haben wir nun auch in andern Gebieten urſprünglichere ſchöpferiſche Genies gehabt, ſo ſtehen doch auch ihnen die Ausländer nicht viel nach. Wir haben z. B. einen Alexander von Humboldt, einen Leopold von Buch, aber andere haben

Zweiter Satz. Indem man durch Verdammung aller Luſt der Natur Gewalt anthut, leiſtet man der Frömmigkeit und Tugend keinen Dienſt, ſondern macht ſie nur gehäſſig und ruft eine Gegenwirkung hervor. Wenn die Einen zu wenig für erlaubt halten, kommen gewiß Andere, die wieder zu viel für erlaubt halten und ihre Frivolität durch die unerträgliche Tyrannei und Unnatur der Finſterlinge rechtfertigen.

Dritter Satz. Beinahe noch ſchlimmer iſt die geheime Reaction der Natur bei ſolchen, die den Mantel der Frömmigkeit und Moral umhängen, doch aber nur heucheln und ſich im Verborgenen durch deſto ſträflichere Vergnügungen für die Entbehrungen entſchädigen, die ſie ſich äußerlich auflegen. Nicht ſelten nimmt dieſe Heuchelei einen hohen Grad von Frechheit an, und entweihet das Heilige durch eine Sophiſtik, welche die niedrigſten Begierden des Körpers in das geiſtigſte Myſterium einſchmuggelt, wie nicht bloß die Mukker unſerer Tage, ſondern ſchon in älteren Zeiten viele andere überfromme Sekten bewieſen haben.

Vierter Satz. Die Moraliſten, die nicht gerade einer religiöſen Schwärmerei anhängen, ſondern von mehr philoſophiſcher Färbung ſind, verderben viel durch die Trockenheit ihrer abſtrakten Begriffe. Iſt doch dieſes Deſiniren ſogar in die Poeſie eingedrungen, ſo daß wir Helden und Heldinnen die Menge haben auftreten ſehen, die ſich als reine Begriffe irgend einer beſtimmten Tugend ausſpinnen und, während ſie handeln, zugleich immer über ſich ſelbſt und ihre Vortrefflichkeit reflectiren. Dieſes philoſophirende Raiſonnement war eine Zeit lang in den Romanen und iſt noch in den Trauerſpielen in ſolcher Abundanz anzutreffen, daß dieſe Unnatur nicht wenig beigetragen hat, die tragiſche Muſe auf unſern Bühnen zu discreditiren.

Fünfter Satz. Noch ſchädlicher wirken die zahlloſen rationaliſtiſchen Moderediger und die eleganten Moraliſten, die ſich insbeſondere als Lehrer der weiblichen Jugend aufdrängen. Ihre Eitelkeit und fade Deklamation hat alles Reden über die Tugend endlich ſo in Verruf gebracht, daß geiſtvolle Schriftſteller ſich ängſtlich hüten, moraliſche Gegenſtände zu berühren, um nur nicht mit jenen halbgeiſtlichen Schwätzern verwechſelt zu werden, und um dem feinern Publikum nicht ſchon des gewählten Sujets wegen

Newton, Linné ꝛc. Herr Carus iſt nicht blos gegen die Deutſchen, ſondern auch gegen die Franzoſen ungerecht, indem er dieſe ausſchließlich die redende Nation nennt, als ob die Schwätzer in Frankreich nicht immer durch die thatkräftigſten Helden und Staatsmänner abgelöst worden wären. Das Geſchwätz iſt viel mehr Sache der Italiener."

Auch der ſonſt ſo geiſtreiche Vogumil Goltz äußerte ſich in ſeinem Buch „die Deutſchen" ungefähr wie Carus, ja er ging noch weiter und ſchrieb unſerm mannhaften Volke einen weiblichen Charakter zu. Ich entgegnete ihm (Literaturblatt 1860, Nro. 1): „Wir müſſen uns ſehr dagegen ſträuben, daß der Deutſche im Bewußtſeyn ſeiner Allgemeinmenſchlichkeit ſich ſelber die Nationalität abſpreche. Auch iſt kein ‚gebildeter Deutſcher' dazu berechtigt. Die Nation beſteht nicht blos aus Gebildeten, Literaturmenſchen und Lehrern und Erziehern der Menſchheit, ſondern iſt, wenn auch im Ganzen gebildeter, humaner als andere, doch eine Nation wie die andern mit allen Merkmalen des Nationalen im Racentypus, in der Sprache, Sitte und in der ganzen Art und Weiſe, wie ſie ſich in der Weltgeſchichte und Literatur, auf dem Felde der Thaten und des Geiſteslebens entwickelt hat. Das zu verkennen, iſt nicht erlaubt. Wären wir nicht durch unſre unſeligen Parteiungen in der politiſchen Machtentfaltung zurückgeblieben, wir würden als Nation andern Nationen noch eben ſolchen Reſpect einflößen, wie die uns ſtammverwandten Engländer, und wie es unſere eigenen Väter im Mittelalter thaten. Wenn wir je wieder ein Reich würden und einen mächtigen Kaiſer an unſrer Spitze ſähen, würde der Deutſche wieder ſo nationalſtolz, ja gegen alle andern Nationen ungerecht und brutal werden, wie unſre Väter zur Zeit des großen Barbaroſſa und wie die Engländer heute noch.

Wie mag ſich nun der ſonſt ſo klar urtheilende Menſchenkenner und Dichter Goltz vollends ſo weit verirren, um den Grundzug im deutſchen Nationalcharakter als einem weiblichen zu bezeichnen? Er ſagt: ‚Der deutſche Chriſt manifeſtirt in der Culturgeſchichte die weibliche Fruchtbarkeit und Bildkraft, die allſeitige Empfängniß, die Verſchmelzung des Geiſtes mit der Seele, mit Liebe, Glaube und Poeſie. Im Weibe haben ſich die Racen, hat ſich der römiſche, griechiſche, der altägyptiſche und der altſlaviſche Typus bis zum heutigen Tage am reinſten conſervirt. Ganz ſo erhalten und entwickeln ſich im Deutſchen die Raceneigenthümlichkeiten aller der Stämme, aus denen er hervorgegangen iſt, und die

sich mit ihm vermischt haben. Der Deutsche ist der Universalmensch, die Mutter der übrigen Nationen, das Weib des Menschengeschlechts, welches nicht nur die Facultäten und Tugenden aller andern Racen in seinem Wesen versöhnt, sondern mit demselben die Einseitigkeiten der andern Völker ergänzt, sie erzieht, sie Alle mit seinem Geiste ernährt, sich für Alle verleugnet, Alle pflegt und studirt, mit Allen verkehrt, von Allen verhöhnt, und doch von Allen gefürchtet, und in seiner Geistesüberlegenheit anerkannt wird.'

Das heißt die Geschichte ins Gesicht schlagen und wir legen unsere ernsteste Verwahrung gegen eine solche Verkennung der deutschen Nation ein. Der alte Deutsche ritt nur auf Hengsten, weil er seinen männlichen Charakter zu verfälschen fürchtete, wenn er eine Stute geritten hätte. Die Hindu begannen wie die Juden als Hirten, die Griechen als Colonisten, die Assyrer als Jäger, die Römer als Räuber, die Phönizier als friedliche Ackerbauer, nur die Germanen begannen als Krieger und ihr erstes Hereinbrechen in die Weltgeschichte ist das von riesenhaften Männern, furchtbaren Kriegern und Eroberern. Die Religionslehren aller alten Völker machen entweder Sonne, Mond, Elemente und Naturkräfte, oder nur Personificationen geistiger Eigenschaften unter einem mehr sittlichen oder mehr ästhetischen Gesichtspunkt zu Göttern, und huldigen, wie die Inder und Aegypter, mehr der Contemplation, oder wie die Perser, mehr dem sittlichen Gefühl, oder wie die Griechen, mehr dem Schönheitsgefühl. Die Religion des germanischen Nordens dagegen, die der Edda, war ausschließlich eine Vergötterung des Krieges, seiner wilden Lust und der rücksichtslosesten Uebung voller Manneskraft. Das war der Odinismus, eine Religion, die freilich von unserm ‚tintenklecksenden Seculum' noch kaum wieder begriffen noch verstanden worden ist.

Seit zweitausend Jahren kennen wir unsre Geschichte. Wann zeigte sich die deutsche Nation unmännlich? Erst seit dem vorigen Jahrhundert, erst seit der erbärmlichen Abschwächung unserer Mittelklassen durch die Schule, durch die Vielschreiberei, durch die Kleinstaaterei, durch die ästhetische Verweichlichung, durch unsre Göthes und Kotzebues ꝛc., kam das Weibische in den s. g. gebildeten Theil der Nation, während im Bauer und Kleinhandwerker immer noch alte Kraft blieb.

Unser Glauben ist, daß die deutsche Nation heute noch so mannhaft ist, wie vor zweitausend Jahren trotz der Verschuldung unsrer politischen und kirchlichen Parteien und trotz unsrer Schul- und Literaturmisere."

Die unpatriotiſche Selbſtverachtung zeigte ſich auch bei manchem deutſchen Gelehrten, der über Kunſt ſchrieb. Weil die alten Griechen und die italieniſchen Maler die menſchliche Geſtalt und Phyſiognomie ſchöner auffaßten, als durchgängig die altdeutſchen Maler, ſchoben einige Kunſthiſtoriker, namentlich Waagen in ſeiner Geſchichte der Malerei, die Schuld auf die deutſche Race, die eben nicht ſo ſchön ſey, als die griechiſche und italieniſche. Und das iſt eine grobe Ungerechtigkeit gegen unſere Nation. Die alten Griechen hatten mehr Sinn für Schönheit, als die deutſchen Maler des 15. und 16. Jahrhunderts. Daraus folgt aber nicht, daß das altgriechiſche Volk ſchöner geweſen ſeyn müſſe, als das altdeutſche. Die griechiſchen Bildhauer geſtalteten Ideale der Schönheit, denen die Wirklichkeit keineswegs gleich kam. Man denke nur an die häßlichen Figuren auf zahlloſen altgriechiſchen Vaſenbildern und an den Pöbel von Athen, wie Ariſtophanes ihn ſchildert. Wenn Albrecht Dürer, Lukas Cranach dagegen häßliche Menſchen malten, folgte daraus eben ſo wenig, daß die deutſche Race zu ihrer Zeit häßlich geweſen ſey. Ich ſchrieb gegen Waagen (Literaturblatt 1863, Nr. 20): „Die Schönheit der Menſchen wurde in Deutſchland damals gewiß ſo wenig wie heute vermißt. Deutſchland war immer reich an edlen Geſtalten und Phyſiognomien und nur an den Malern ſelbſt lag die Schuld, wenn ſie dieſe Schönheit in der Natur nicht bemerkten und ergriffen. Wenn man findet, wie häßlich ſie ſo oft, ja meiſtens den Heiland, die Mutter Gottes, das Chriſtkind, die Engel und Apoſtel ꝛc. malten, ſo ſollte doch niemand einfallen zu ſagen, ſie hätten keine ſchöneren Vorbilder gehabt. Wenn unſere heutigen Maler noch ſo häßliche Figuren malten, würde man ſie auslachen, da man auf jeder Straße hübſchere Leute finden kann. Und die heutigen ſchönen und edlen Greiſe, Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen und Kinder ſind doch gewiß nicht ſchöner, als es ihre Ahnen vor drei oder vier Jahrhunderten geweſen ſind. Die höchſte Schönheit iſt auch in Italien ſelten, die männliche jedenfalls noch ſeltener als in Deutſchland, überall aber nie ſo ſelten, daß die Maler nicht Gelegenheit genug hätten, ſie herauszufinden. Es gibt ja ganze Landſchaften, Städte und Städtchen in Deutſchland, die mit Recht wegen der Schönheit ihrer Bewohner berühmt ſind. Alſo nicht dem Volke gebe man die Schuld, ſondern einzig den Malern, die zwiſchen einer geiſtlos aufgefaßten Convenienz und einem geſchmackloſen Naturalismus ſchwankend faſt nur im Reichthum des Phantaſtiſchen, aber nicht in der Dar-

stellung des Schönen genial zu seyn verstanden. Die Maler sind auch keineswegs die einzigen, die sich an ihrer Nation versündigt haben, indem sie das Schöne in ihr nicht erkannten."

Bogumil Golz versucht in dem oben genannten Buche auch die Unbehülflichkeit und Eckigkeit der Deutschen zu erklären, indem er dieselbe für uralt und der Race angeboren hält, ja sogar eine Art von Tugend daraus machen möchte. Er sagt: „Aus dem Grundzuge des deutschen Menschen, an seiner oft bis zur Karrikatur getriebenen Wahrheitsliebe mögen wir den Stempel seiner sittlichen Ueberlegenheit über die romanische, überall zur Vorstellung und Ostentation geneigten Race, und den Beweis entnehmen, daß der Deutsche zur Weltherrschaft berufen ist, die er im Geiste bereits ausübt, da es wesentlich deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst und deutsche Sitte ist, welche der civilisirten Welt die Gestalt und die Gesetze gegeben hat, in denen sie weset und besteht. — Die deutsche, sich forterbende Wahrhaftigkeit und Biederkeit ist es, die unsere Ungrazie, unser ungeschlachtes Wesen, unsern Cynismus, unsern Mangel an äußerlicher Wohlanständigkeit und Repräsentation verschuldet, während die weltberühmte Politesse der Franzosen aus ihrer unsaglichen Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Ostentation, aus ihrer naiven Lügenhaftigkeit hervorgeht."

Ganz allgemein möchten wir diese Gegenüberstellung nicht gelten lassen. Der Deutsche ist erst ein Tölpel geworden, seitdem er in die Schule geht. Im Mittelalter war er ein stattlicher, imponirender Held, und der Tiroler ist es heute noch und sieht jeden Franzosen und Italiener über die Achsel an. Dagegen ist bei den Romanen eben so viel Wahrheit und Gemüthlichkeit im Privatleben zu finden, wie bei den Deutschen, und ihre größten Geister stehen mit den deutschen ohne Zweifel auf gleicher Linie.

Das Eckige und Unbehülfliche kommt immer nur von der Aengstlichkeit und Gene her, bei armen Bäuerlein, Handwerkern, Krähwinklern, Schulmeistern, dem niedern Schreiberstande und bei Gelehrten. Unter den ehemals freien Völkerstämmen der Deutschen kam dergleichen gar nicht vor und verschwindet auch überall wieder, wo der deutsche Mensch sich nicht mehr geängstigt und genirt fühlt. Das karrikirte Wesen der eigentlichen Pedanten erklärt sich einfach aus der Stubenhockerei und dem Schulhochmuth.

So ist auch die berühmte Philisterei der Deutschen keineswegs eine

uralte und angeborene Eigenschaft unserer Nation. Es hat in Deutschland niemals Philister gegeben, ehe der fürstliche Despotismus und die classischen Studien aufkamen. Der feige und zugleich altkluge Philister ist das Produkt und charakteristische Kennzeichen des geknechteten und zugleich in fremder Schule aufgewachsenen Deutschen. Der Philister ist nur deshalb unbehülflich, unpraktisch, ängstlich und bei aller Vielwisserei dumm, weil er nicht mehr der freie deutsche Mensch ist, sondern weil man ihm ein fremdes Kleid angezogen hatte, das ihm nicht steht, in dem er sich nicht frei zu bewegen weiß und das ihm heimlich immer bange macht.

Kritik

des

modernen Zeitbewußtseyns.

Von

Wolfgang Menzel.

4082

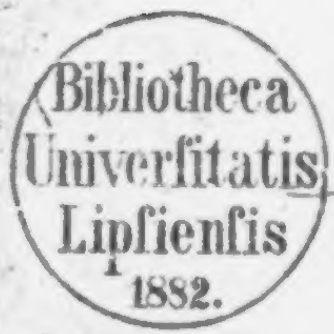

Frankfurt a. M.

Verlag von Heyder & Zimmer.

1869.

409

G. P. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.

Inhalt.

		Seite
Einleitung		1
Erſtes Buch.	**Die falſchen Meinungen von der Natur**	27
1.	Vom Nichts	29
2.	Vom Raum	30
3.	Vom Stoff	40
4.	Von der Kraft	49
5.	Von der ſ. g. Natur	54
6.	Vom Zweck der Natur	56
7.	Von der Erde	60
8.	Von der fortſchreitenden Entwicklung innerhalb der Natur	72
9.	Von den Anfängen des Organismus	81
10.	Von der pedantiſchen Naturgrammatik	85
Zweites Buch.	**Die falſchen Meinungen von der Beſtimmung des Menſchen**	91
1.	Vom Widerwillen gegen den Satz: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt	93
2.	Vom Escamotiren des Böſen	96
3.	Von der freien Forſchung	102
4.	Vom Bibelhaß	111
5.	Vom Chriſtushaß	121
6.	Von den leiſetretenden Vermittlern und der Toilettentheologie	130
7.	Von der Sünde der Philoſophie	134

geſchmacklos vorzukommen. Er ſpricht von Tugend, heißt jezt in der That ſo viel als: er iſt langweilig.

Wir könnten noch mehr dergleichen Säze mit einander contraſtiren, allein wir wollen es damit genug ſeyn laſſen. Sie reichen hin, um in allgemeinen Umriſſen den Conflikt zu bezeichnen, in welchen Moral und Geſchmack gerathen ſind.

Bevor wir unſer Thema weiter verfolgen, müſſen wir feierlich anerkennen, daß dieſer Gegenſaz, ſo charakteriſtiſch er auch für unſere moderne Poeſie iſt, dieſelbe doch nicht durchaus beherrſcht. Es gibt der reinen, unbefangenen, heitern Dichterſeelen noch genug, die den Extremen fern geblieben ſind. Auch ſoll den Dichtern, welche ſich mehr oder weniger zu den Extremen geneigt haben, und unter denen wir die bedeutendſten Namen zählen, ihr außerordentliches Genie nicht beſtritten werden. Wir verwahren uns gegen die Meinung, als wollten wir nur tadeln oder den Werth der modernen Poeſie im Geringſten verkennen. Ihr Reichthum iſt ſo unermeßlich groß, daß die Region, in welcher der moraliſche Streit geführt wird, nur eine ihrer Seiten iſt, und wenn wir von dieſer vorzugsweiſe ſprechen, ſo ſoll dies nicht gemeint ſeyn, als wollten wir darnach einſeitig unſere geſammte moderne Poeſie beurtheilen. Selbſt an dieſer tadelswerthen Parthie erkennen wir noch in der Verirrung überall das Genie an, wo es ſich findet.

Wir bedauern nur, daß ſo viele ſchöne Kräfte verſchwendet werden, indem ſie auf Abwege gerathen. Nur das Klaſſiſche dauert. Das Klaſſiſche ſezt aber immer ein Gleichgewicht der Seele voraus. Eine Poeſie, die von einem Extrem zum andern ſchwankt, iſt keine klaſſiſche. Die frivole Literatur und die prude, die ſich ihr entgegenſezt, gehörten bisher immer nur den Zeiten des Verfalls, des Verderbens an. Sie waren Symptome der Desorganiſation, der in feindliche Gegenſäze ſich auflöſenden Harmonie eines klaſſiſchen Zeitalters. Man hat ſie nie zur klaſſiſchen Literatur gezählt. Dieſer Analogie zufolge iſt nun wirklich unſer Jahrhundert bereits von einem der am meiſten unzufriedenen und einer falſchen Stellung ſich bewußten Genies als das Zeitalter der Epigonen bezeichnet worden. Allein wir möchten ſo ſtreng nicht urtheilen. In unſerer Zeit wiederholen ſich alle mögliche Gegenſäze früherer Zeiten in einem überraſchenden Kampfe

		Seite
8.	Von der Geschichtsverfälschung	153
9.	Von den falschen Idealen	160
10.	Vom Cultus des Genius	171
11.	Vom pädagogischen Schwindel	174
12.	Vom Weltschmerz	185
13.	Von der s. g. Mündigkeit des Volkes	189
14.	Von der modernen Rechtsquelle	196
15.	Von der Preßfreiheit	205
16.	Von der Todesstrafe	210
17.	Vom unnatürlichen Hinaufschrauben der Gesellschaft	222
18.	Von der Auflösung des Bauernstandes	226
19.	Von der Auflösung des Bürgerstandes	233
20.	Von den liberalen Philistern	240
21.	Von der beginnenden Auflösung der Familie	247
22.	Von der Volkswirthschaft	259
23.	Vom Staatsschuldenwesen	267
24.	Von dem Herabkommen der Kirche im Abendlande	273
25.	Vom Stocken der christlichen Mission	284
Drittes Buch.	**Christenthum und Vernunft im Einklang in Bezug auf den sittlichen und ewigen Beruf des Menschen**	293
1.	Der Unerforschliche	295
2.	Von der Eitelkeit alles Irdischen	301
3.	Vom Zufall	307
4.	Vom Eifer für den irdischen Beruf	313
5.	Hieroglyphen der Weltgeschichte	317
6.	Das rothe Gespenst	327
7.	Der Antichrist	337

Einleitung.

Das moderne Zeitbewußtseyn ist eine Art von Trunkenheit, in welcher die Menschen sich von allen gewohnten Banden und Rücksichten frei fühlen und wähnen, mit dieser Freiheit eine neue Aera begonnen zu haben und dem letzten Ziele der Menschheit auf Erden, dem Ideal „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle" nahe gekommen zu seyn.

Sie entsagen dem alten Glauben, halten die Evangelien für ein trügliches Menschenwerk, zweifeln an dem Daseyn Gottes selbst oder lassen etwas Göttliches nur noch im Menschen gelten, verwerfen jede kirchliche Autorität und halten Alle, die Christum noch bekennen, für Heuchler oder von Pfaffen verdummt.

Sie lassen aber auch keine Autorität im Staate mehr gelten außer der, welche aus dem Mehrheitsbeschluß der auf breitester Grundlage gewählten Volksvertretung hervorgeht, und auch diese, stets durch Neuwahlen abzuändernde Autorität soll den Staatsbürgern nur ein Minimum von Pflichten zumuthen.

Sie legen den größten Werth auf die dem Menschen angeborene Vernunft, aber nur soweit dieselbe durch die Schule und Doctrin der herrschenden Fortschrittspartei rectificirt und durch den Mehrheitsbeschluß der Volksvertretung anerkannt ist.

Sie verlangen, der Mensch solle sich anstatt mit göttlichen Dingen nur mit irdischen, anstatt mit dem Jenseits nur mit dem Diesseits beschäftigen und statt der Bibel den Kosmos studiren, der ihm das Verständniß der Natur, der allein wahren Bibel, aufschließe. Mittelst der Naturkräfte nämlich, die schon entdeckt sind und noch entdeckt werden sollen, hoffen sie die menschliche Kraft hinreichend zu verstärken, um wirkliche Wunder zu vollbringen, welche der Menschheit mehr nützen, als alle vermeintlichen Wunder der Bibel und der Kirche. Mit stolzem Bewußtseyn und aus eigener Kraft allein wollen sie durch die freieste Staatsverfassung, durch eine reich dotirte Schule und durch immer neue Entdeckungen in der Physik, Chemie und Mechanik die Erde wirklich zu einem Paradiese machen, wie es die Bibel den Unmündigen bisher nur vorgespiegelt habe.

Das Böse, was noch in der Welt und im Menschenherzen vorkommt, schreiben sie den früheren Zuständen und den Einflüssen verkehrter Erziehung zu. Der Mensch, sagen sie, sey von Natur gut, alles Böse werde ihm nur von außen eingeimpft, oder er werde durch unverschuldete Noth getrieben, in fremdes Recht einzugreifen; ja selbst die eingewurzelte böse Neigung sey nur eine Krankheit.

Das ist seit Jahrzehnten das Programm der Fortschrittspartei, das nennt sie das Zeitbewußtseyn. So verkündigen es unzählige Bücher, Flugschriften, Zeitungsartikel und Reden. Dieses moderne Bewußtseyn wurzelt aber schon in frühern Jahrhunderten, vorzugsweise im Zeitalter der Re-

naissance, in welchem der christlich germanische Geist und Geschmack dem heidnisch romanischen weichen mußte, und im vorigen sogenannten philosophischen Jahrhundert, in welchem sich die sogenannte Vernunft vollends vom Christenthum emancipirte. Im gegenwärtigen Jahrhundert ist noch ein neues politisches Ferment hinzugetreten, der Liberalismus, wodurch der Fortschritt mächtig beschleunigt wurde.

Werfen wir zuerst einen orientirenden Blick auf die Renaissance.

Vom Segen des Christenthums ging den Völkern unermeßlich viel verloren durch die Sünde der weltlichen und geistlichen Machthaber. Schon im 13. Jahrhundert wurde die Kirche durch den Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum tief erschüttert. Die Päpste begnügten sich nicht mehr mit dem, was ihnen gebührte, und wollten zur geistlichen Obergewalt auch noch die weltliche erobern. Um sich vor dem Kaiser zu schützen, ließen sich die Päpste von den französischen Königen nach Avignon verlocken und wurden dort Werkzeuge der französischen Politik gegen Deutschland. Das führte zum Schisma. Drei Päpste zugleich rangen um die Herrschaft. Wie am päpstlichen Hofe, so riß auch in den Sitzen der Erzbischöfe und Bischöfe und in den Klöstern tiefe Corruption ein. Die unermeßlich reichen Kirchengüter verlockten ihre Inhaber zum üppigsten Wandel. Daher schon Waldenser und Albigenser auf eine sittliche Reform der Kirche gedrungen und die Ghibellinen ihren Spott über die verderbte Geistlichkeit ausgegossen hatten.

Als nun 1453 Constantinopel von den Türken erobert wurde, flüchteten viele griechische Gelehrte von dort an die Höfe der kleinen italienischen Fürsten und brachten dorthin viele Handschriften altgriechischer Classiker mit, welche bald

in die neuern Sprachen übersetzt und durch den damals erst erfundenen Bücherdruck schnell verbreitet wurden. Der Geist und die Schönheit vieler dieser altgriechischen Schriften elektrisirten die Gelehrten, und bald fing man auch an, in Italien, zumal in Rom die Ueberreste antiker Schriften nicht nur, sondern auch Bau- und Bildwerke zu studiren. Ein Mönch aus dem edlen Hause Colonna hatte sich als Jüngling in eine reizende Dame verliebt, blieb ihr auch im Kloster und noch lange nach ihrem Tode treu, wurde über neunzig Jahre alt und hinterließ ein Werk, welches seiner Zeit den größten Ruhm erlangte und am meisten Einfluß auf die neue Geschmacksrichtung übte. Man nennt das in vierzehn italienischen und französischen Auflagen erschienene Buch den architektonischen Roman, sofern darin eine Menge zu Colonnas Zeit noch erhaltener altrömischer Bauwerke abgebildet sind. Die Hauptsache jedoch war die glühende Schwärmerei des alten Mönchs für das antike Heidenthum. Dieses Heidenthum sieht er in seiner Einbildungskraft mit allen seinen Herrlichkeiten neu auferstehen und in dieser wiedererweckten alten Welt feiert er auf der Insel der Liebesgöttin seine Wiedervereinigung mit der irdischen Geliebten. Daraus mag man sich erklären, wie eifrig von nun an in Italien aus dem Schutte der Vergangenheit antike Statuen ausgegraben und gesammelt wurden.

Fast sämmtliche kleine Fürsten Italiens begünstigten diese neue Mode, am meisten das reiche Haus Medici in Florenz. Die Absicht dabei war eine politische. Wenn diese kleinen Fürsten sich von der damals noch zu Recht bestehenden Hoheit des deutschen Reiches unabhängig machen wollten, konnte ihnen dabei nichts behülflicher seyn, als eine künstliche Ueberhebung des romanischen Elementes über das

germaniſche. Auch die Päpſte billigten dieſe Politik. Als unter dem Papſt Julius II. die berühmte antike Statuengruppe des Laokoon in Rom wieder aufgefunden wurde, feierten die Römer unter Vorſitz des Papſtes ein Freudenfeſt, wie wenn das ganze claſſiſche Alterthum wieder auferſtanden wäre. Papſt Leo X., ein Mediceer, ging noch weiter. Als er vom Gelde der Deutſchen, die ihm den Ablaß theuer bezahlten, durch Michel-Angelo in Rom die große Peterskirche bauen ließ, durfte der Künſtler ein genaues Nachbild des altrömiſchen Pantheon, worin alle alten Götter gemeinſchaftlich verehrt worden waren, ganz oben auf die in Kreuzform gebaute Kirche, als Kuppel ſetzen. Die Kuppel ſteht noch heute, zum ſchmachvollen Denkmal des heidniſchen Papſtes, der ſie bauen ließ. Denn ſie ſollte ein großes Symbol ſeyn und der Welt verkünden: Wie ehedem alle Götzen der Heiden vor dem Kreuze zuſammengeſtürzt wären, ſo ſey jetzt der Götzentempel wieder über das unterdrückte Kreuz erhöht worden. Neben der Peterskirche wurde der Vatican erbaut, ein großes Gebäude, deſſen weite Säle in vielen Stockwerken übereinander die Päpſte nach und nach mit den Statuen altrömiſcher Götter und Göttinnen, Heroen, Satyrn, Nymphen ꝛc. angefüllt haben.

Wenn es nun auch der italieniſchen Fürſtenpolitik entſprach, die Erinnerungen und den Ruhm der alten Römer wieder in Scene zu ſetzen, um die Deutſchen, die das ganze Mittelalter hindurch geherrſcht hatten, wieder, wie zur altrömiſchen Zeit, Barbaren zu nennen, ſo hätten ſie, um das romaniſche Element über das germaniſche zu ſetzen, doch nimmermehr zugleich auch das heidniſche über das chriſtliche ſetzen ſollen. Die heidniſche Göttermenagerie im Vatican iſt ein ſchwerer Vorwurf für das Papſtthum. Man hat es

zwar hundertmal zu entschuldigen gesucht, es seyen gleichsam nur heidnische Trophäen des siegreichen Christenthums; aber es ist Niemand entgangen, daß die unzähligen Reisenden, welche jährlich nach Rom kommen, dort nicht das Grab des Apostels aufsuchen, sondern die schönen und verlockenden Antiken. Und wer wüßte nicht, wie auch die christliche Kunst durch die absichtliche Nachahmung der Antike herabgewürdigt worden ist. Die antiken Götter haben seit Leo X. Rom wieder erobert. Antike Motive und Ausdrucksweisen, welche mit den christlichen geradezu in Widerspruch stehen, sind gleichwohl in die christliche Kirchenmalerei und Sculptur eingedrungen. Die heilige Demuth der alten Kirchenmalerei verschwand in Italien, um der Prahlerei mit athletischen und theatralischen Stellungen, verführerischen Nacktheiten und üppiger Koketterie Platz zu machen. Maitressen von Kirchenfürsten wurden als Madonnen in die Kirchen gemalt. Man braucht nur das vielbändige Werk von Vasari zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es in jener Glanzzeit der italienischen Malerei den Künstlern auf Virtuosität, Entfaltung des größesten Talentes, Befriedigung der Eitelkeit, Nachahmung der Antike ꝛc., kurz auf alles Andere ankam, nur nicht auf die Religion. Wie sie sich ihr Verhältniß zum Christenthum dachten, für welches sie scheinbar malten, das ihnen aber im Herzen zuwider war, hat am besten Spagnoletto in seiner geistreichen Darstellung der Marter des heil. Bartholomäus verrathen. Der Oberleib des Heiligen ist unter dem M[illegible]r Henker schon ganz geschunden und bietet einen ja[illegible]en Anblick dar, indem er zugleich ein Meisterstück anatomischer Studien ist. Zu seinen Füßen liegt die umgeworfene und zerbrochene Marmorstatue eines Apollo mit unvergleichlicher Milde und Schönheit der Züge.

Ein paar Jahrhunderte ſpäter hat Schiller in ſeinen Göttern Griechenlands den Commentar dazu geſchrieben: Seht da, wie häßlich iſt euer Chriſtenthum und wie ſchön war das antike Heidenthum!

Man nannte die ganze Erſcheinung Renaiſſance, Wiedergeburt, Auferſtehung des claſſiſchen Heidenthums, ſeines Geſchmacks, ſeiner Bildung. Sie war in allen Beziehungen ein weltgeſchichtlicher Rückſchritt, ein Rückfall aus dem Chriſtenthum in das ältere Heidenthum. Wenn auch die chriſtliche Kirche äußerlich fortbeſtand, ſo war ſie doch innerlich vergiftet durch die heidniſche Geſinnung und durch die heidniſchen Ideen und Kunſtformen, die man in ſie hineintrug.

Der franzöſiſche Hof war der erſte, der die Renaiſſance aus Italien adoptirte, weil er gleiches politiſches Intereſſe hatte, durch Erinnerungen altrömiſcher Größe, Bildung und Kunſt alles Germaniſche als gothiſche oder altfränkiſche Barbarei herabzuwürdigen. Die Renaiſſance diente den franzöſiſchen Königen gegen den deutſchen Kaiſer. Zugleich kam mit allem Altrömiſchen auch das Studium des römiſchen Rechts wieder in Flor und dieſes Recht, welches in der deſpotiſcheſten Zeit des altrömiſchen Kaiſerthums aufgekommen war, hatte nicht die Wahrung von Volksrechten und Bürgſchaften der öffentlichen Freiheit zum Zwecke gehabt, ſondern einzig den Nutzen der Imperatoren, der abſoluten Herrſcher. Dieſes römiſche Recht war nun den italieniſchen und franzöſiſchen Uſurpatoren höchſt willkommen, weil ſie es nur einzuführen brauchten, um die Ueberreſte altgermaniſcher Volksfreiheit ſofort zu unterdrücken.

Dieß war nun der Grund, aus welchem auch die deutſchen Fürſten zuerſt an ihren Höfen und auf den von ihnen gegründeten Univerſitäten und Schulen beiden verwandten

Neuerungen, dem Geschmack der Renaissance und dem römischen Recht, Eingang gestatteten. Ein politischer Vortheil überwog bei diesen Fürsten jede andere Rücksicht. Selbst der deutsche Kaiser begünstigte die Renaissance. Dieß bewies, daß er seine natürliche Stellung sowohl zur Kirche als zur deutschen Nation bereits verloren hatte. Dem Papste gegenüber, der ihn feindlich behandelte, hätte der Kaiser wohl im Dienst einer ghibellinischen Politik sich des römischen Rechts bedienen können, aber als Schutzherr der Kirche hätte er im Namen der frommen deutschen Nation gegen die freche Anmaßung der romanischen Völker, ihr altes Heidenthum über das Christenthum zu stellen, principiell und energisch protestiren sollen. Sein Mißgriff erklärt sich aber aus einer Rücksicht der politischen Nützlichkeit. Sofern nämlich die Mehrheit der germanischen Race in Norddeutschland, England und Skandinavien von der alten Kirche abgefallen war, hielt sich der habsburgische Kaiser dem deutschen Nationalinteresse nicht mehr für verpflichtet, stützte sich mehr auf seine italienischen und spanischen Erblande und verschloß auch seine süddeutschen Kronländer jedem Einfluß von Norddeutschland her. Bekanntlich leistete ihm dabei der im romanischen Süden mächtig gewordene Jesuitenorden die größten Dienste.

Nun hätte sich vielleicht noch hoffen lassen, daß wenigstens die Norddeutschen und Engländer aus christlicher Frömmigkeit und aus germanischem Nationalstolze die Renaissance von sich abhalten würden, aber auch sie fielen ihrer Verführung anheim. Wie ernst es nämlich auch die deutschen Reformatoren und ein großer Theil des Volks mit der Erhaltung, Läuterung und Stärkung des christlichen Glaubens nahmen, die Fürsten haben diesen frommen Ernst nicht ge-

hegt, oder nur geheuchelt, wie Heinrich VIII. von England, der Hesse Philipp, der Sachse Moritz, die Rheinpfälzer ꝛc. Ihnen war es durchgängig nur um Losreißung sowohl von der kaiserlichen als päpstlichen Autorität zu thun und sie wollten keine Einheit, weder des Reichs, noch der Kirche, sondern jeder wollte sich souverän in seinem Territorium abschließen und deshalb auch eine eigene Staatskirche für sich haben.

Sie bedienten sich daher der lutherischen und calvinischen Eiferer nicht nur gegen die alte Kirche, sondern auch um in der neuen keine Einheit, die ihnen Rücksichten auferlegt haben würde, aufkommen zu lassen. Wenn nun aber diese Eiferer durch ihre Sittenstrenge den üppigen Fürsten lästig wurden, gab es gegen sie kein bequemeres Mittel, als die allgemeine Mode der Renaissance mitzumachen. Die sogenannten Humanisten, Lehrer der lateinischen und griechischen Literatur auf den Universitäten, wurden die Lieblinge der Fürsten, weil sie dieselben mit Allem bekannt machten, was im classischen Heidenthum die Sinne gereizt und auch die verwerflichste Unzucht immer noch mit Schönheit, Grazie und Witz umkleidet hatte. Diese auf allen protestantischen Universitäten begünstigten Humanisten dienten nun dazu, den lutherischen und calvinischen Zeloten das Gegengewicht zu halten.

So kam es denn, daß auch auf dem protestantischen Gebiete, wo mit so viel Ernst für eine Reinigung und neue Kräftigung des christlichen Glaubens gearbeitet worden war, dem classischen Heidenthum gehuldigt, die neue Mode mitgemacht wurde. Man wollte aus den classischen Studien nur die ganze alte Wollust des Heidenthums einsaugen, Waffen darin suchen gegen das Christenthum, gegen den sittlichen Ernst, gegen die germanische Zucht und Ehrenhaftigkeit. Aber man bemäntelte dieses böse Gelüsten mit der Pflicht, die alten

wechſelſeitiger Negationen, während ſie zugleich in eigner neuer, ſehr poſitiver Kraft vorſchreitet. Sie umfaßt ſo viel, daß ſie polypſychiſch wie die indiſchen Gottheiten in demſelben Moment in Myriaden Seelen auf die mannigfachſte, ja widerſprechendſte Weiſe thätig iſt, hier negativ, dort poſitiv, hier rückwärts, dort vorwärts blickend, hier krank, dort geſund, hier laut mit ſich ſelber hadernd, dort ſtumm, aber feſt und ſicher die Bahn in die Zukunft verfolgend. Wenn nun auf der einen Seite feindliche Gegenſätze in troſtloſem Streite liegen, ſo wird dadurch doch das unendlich reiche Intereſſe des Zeitalters keineswegs erſchöpft. Im Gebiete der Poeſie und Philoſophie, als in dem geiſtigſten, iſt Kampf, Unruhe, Unſicherheit in dem Maaße mehr bemerklich, in welchem die Geiſter ſich vom Leben losgeriſſen und iſolirt haben. In dem Gebiete der materiellen Intereſſen, der empiriſchen Wiſſenſchaften und Thätigkeiten tendirt dagegen Alles zum geſunden Fortſchritt. Und ſelbſt in der Poeſie, in dem ſchrankenloſen Gebiete der Phantaſie, von dem wir reden, wuchert ein altes Capital tüchtiger Geſinnung noch immer fort und wird durch die Energie, die im ſtillen und hoffnungsvollen Entwickelungsgange der Dinge liegt, unterſtützt, unbekümmert um die Verirrungen und Leiden derjenigen Gattung von Poeſie, welche dem feindſeligen Gegenſatz anheimgefallen iſt.

So mächtig nun dieſe Gegenſätze wirken, ſo herrſchen ſie doch nicht allein vor. Sie werden ihren Kampf bis zu einer gewiſſen Kataſtrophe fortſetzen, allein dieſer Prozeß wird den raſtlos vorwärts ſtrebenden Entwickelungsgang des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Poeſie nicht ſtören.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß ſo viele unſerer Dichter aus dem Gleichgewicht gekommen ſind, daß ſie den unbewußten Naturinſtinkt, den richtigen Takt, der älteren Dichter angeboren war, verloren haben. Auf der einen Seite werden ſie nicht mehr in einem ſchönen Volksglauben, in einer ſchönen Volksſitte auferzogen. Ihr Geiſt wird frühzeitig emancipirt und häufig von den unſchönen Formen des Lebens zurückgeſtoßen. Dann zieht ſie auf der andern Seite die Luſt der ungebundenen Freiheit an, daß ſie dieſelbe mißbrauchen. In frühern Zeiten wurden die Dichter weder ſo von den Wurzeln des Volkslebens losgeriſſen, noch zu ſolchem Mißbrauch ihrer Geiſteskräfte verführt.

Sprachen gründlich kennen zu müſſen, um den griechiſchen und hebräiſchen Text der Bibel recht zu verſtehen und nicht mehr von der lateiniſchen Vulgata abzuhängen. Dieſes Bedenken hegten gewiß nur ſehr wenige bibliſche Philologen, während die ungeheure Maſſe derer, welche die Renaiſſance aufs eifrigſte betrieben, dabei nur das Chriſtenthum vergeſſen, wenn nicht verhöhnen wollten. Die ganze deutſche Literatur und Kunſt wurde mehr oder weniger heidniſch. In der proteſtantiſchen Welt, in der die chriſtlichen Heiligen offiziell abgeſchafft und vergeſſen waren, wurden nun um ſo mehr die Namen, Phyſiognomien und Attribute der heidniſchen Götter und Göttinnen ſammt ihren größtentheils unzüchtigen Mythen durch den Schulunterricht, durch zahlloſe Nachahmungen in Bild und Schrift, insbeſondere durch die Hoftheater, die mythologiſchen Hoffeſte, die italieniſche Oper ꝛc. Gemeingut aller gebildeten Deutſchen. Man ſcheute ſich nicht, von Staatswegen öffentlich als Grundſatz aufzuſtellen, wahre Bildung laſſe ſich nur aus den claſſiſchen Studien ſchöpfen, alſo müſſe auch die germaniſch geborene und chriſtlich getaufte Jugend auf Schulen und Hochſchulen vorzugsweiſe im Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Claſſiker unterwieſen werden. Ja man ſchämte ſich nicht, die obſcönen Metamorphoſen des Ovid zum Lehrſtoff in chriſtlich deutſchen Schulen zu ſtempeln. Anfangs hatten die ſchwärmeriſcheſten Humaniſten ſogar gehofft, alles Germaniſche und Chriſtliche auf deutſchem Boden austilgen zu können. Daher der ausſchließliche Gebrauch der lateiniſchen Sprache zur Pflicht gemacht wurde, keiner mehr deutſch ſchrieb, auch jeder ſeinen deutſchen Namen ins Lateiniſche oder Griechiſche überſetzte.

Schon im 16. Jahrhundert fehlte es nicht ganz an höher begabten Geistern, welche den großen Wendepunkt der Weltgeschichte begriffen. Darin liegt die tiefe Bedeutung der damals in Süddeutschland entstandenen Faustsage.

Das große Publikum, welches von der Mode beherrscht wird, kennt in der Regel nur den Göthe'schen Faust. Göthe aber hat die Sage nicht erfunden. Dieselbe ist schon dreihundert Jahre alt und Göthe steht in keinem andern Verhältniß zu ihr, als daß er den Stoff benutzt und verarbeitet, aber gänzlich falsch, ja geradezu verkehrt aufgefaßt hat. Das geht schon daraus hervor, daß Faust in der alten Volkssage als arger Sünder vom Teufel geholt, bei Göthe aber mit großer Höflichkeit in den Himmel eingeführt wird.

Die Sagenwelt geht aus dem Geist ganzer Nationen und Zeiten hervor, ist daher auch Eigenthum der Gesammtheiten und kann nie durch irgend welche glückliche Bearbeitung Eigenthum eines einzelnen Dichters werden. In ihrem Zusammenhange mit anderen Sagen hat jede bedeutendere Sage ihr festes Gepräge, das kein Dichter, und wäre er noch so geistreich und schöpferisch, willkürlich umprägen darf.

Ein so bestimmtes Gepräge hat nun auch die alte Faustsage, und zwar steht sie im Zusammenhange mit einer Reihe fast gleichzeitiger aus derselben Zeitstimmung entsprungener Sagen. Da, wo die christliche Legende des Mittelalters zu Ende geht, beginnt die Volkssage ihr gleichsam eine große Antilegende entgegenzusetzen. Sowie der alte fromme Kinderglaube der Völker schwand und die Zweifel begannen und der Trotz gegen die bisherige Autorität sich versuchte, entstanden jene tiefsinnigen Volkssagen vom Faust, Fortunatus, Ahasverus ꝛc., die wir jetzt in ihrer Vereinzelung auffassen, als ob sie nur entstanden wären, um einem oder ein

paar Dichtern der Neuzeit Gelegenheit zu geben, ſich in der „glücklichen Behandlung" zu üben, die aber eine viel höhere Bedeutung haben und die wir in ihrem inneren Zuſammenhange, als Ausdruck einer ganzen großen Zeitſtimmung auffaſſen müſſen. Wir ſind nicht berechtigt, dieſen Erzeugniſſen der Reformationszeit ihre Bedeutung für ihre Zeit und ihre Selbſtändigkeit abzuſprechen, um ſie als Spielzeug moderner Dichter aufzufaſſen.

So wie der Geiſt, die Bande des Glaubens löſend, zuerſt dem Gottvertrauen entſagte, ſetzte er ſeine Hoffnung auf das blinde Glück, auf jene Fortuna, die ſonderlich bei der Soldateska der Reformationskriege eine ſo große Rolle ſpielte und in der That in Wallenſteins Lager förmlich die Madonna erſetzt hat. Wenn früher in der Legende die Aſceſe, das freiwillige Aufgeben irdiſcher Güter, die Flucht des Goldes und der Wolluſt geprieſen wurde, ſo trat ihr nunmehr in der Antilegende die poetiſche Verführung gegenüber, die aufs reizendſte die Lockungen des Glücks zu ſchildern und zu entſchuldigen wußte. Anfangs noch zart und ſpielend in der ſchönen Sage vom Fortunatus, bald immer derber und die Gier nach Gold und Genuß immer dämoniſcher ausdrückend in den Sagen, worin bereits die Hölle ſelbſt angerufen wird, um den Preis des Himmelsverluſtes nur Erdenluſt zu gewähren, endlich ausgehend in der Don-Juanſage, in welcher der heißen Wolluſt der marmorkalte Tod gegenübertritt. In anderer Weiſe fand die Gottentfremdung ihren Ausdruck in der eben ſo bedeutſamen Sage vom ewigen Juden, worin der Haß des Nichtglaubenwollens ſich poetiſch verklärt hat. Wenn in jenen Glücksritterſagen gewiſſermaßen das Heidenthum wiedererwacht und den chriſtlichen Glauben beſtreitet, ſo in dieſer Ahasverus-

ſage das alte Judenthum, beide geboren im Geiſt der Verneinung. Weil es nicht mehr möglich war, das Heidenthum ſo wenig als das alte Judenthum zu verjüngen, ſo konnte ſein Wiederauftreten auch nur den Eindruck von magiſcher Täuſchung oder geſpenſtiſcher Erſcheinung machen. Der Hauch des reinen Lebens iſt ihnen fern. Daher das Vampyrartige in Don Juan, das Schemenartige in Ahasver. Daher konnte die Volksſage, auch bei der wärmſten Neigung, den Gegenſtand von luſtiger Seite zu nehmen, ihn immer nur tragiſch faſſen. Man ſieht es dieſer Gattung von Poeſie an, wie ſie die Opfer, die ſie nicht retten kann, wenigſtens ausſchmückt mit allem Zauber des Intereſſes.

In den Sagen vom Hexenſabbath geht die Antilegende ſo weit, auch förmlich eine Antikirche zu ſchaffen. Ein vollendeter Teufelscultus verkehrt hier die Anbetung Gottes in ſo folgerechter Durchbildung, daß faſt jedem Sakrament ein Afterbild auf dem Blozberg entſpricht. Dieß alles iſt nichts Zufälliges. War in der dämmernden Sagenwelt, die um die alte Legende als dunkler Rand ſich lagert, die Sinnlichkeit, die ſich um Gottes Gebote nicht mehr bekümmert und in vollblutiger Mannheit allem Kommenden trotzt, das vampyrartige Wiederaufleben des Heidenthums aus ſeinem Grabe, ſo die Verſtocktheit des Glaubenshaſſes, das geſpenſtige Umgehen des Judenthums, beides unvermögend, die wahre Lebendigkeit der alten vorchriſtlichen Welt zurückzuführen, und konnte ſomit die Sage uns weder den alten Olymp mit ſeinen fröhlichen Göttern, noch den jüdiſchen Jehovah zurückbringen, ſo mußte ſie einen neuen Cultus der Dämonen ſchaffen und der Kirche des Tages jene Kirche der Nacht entgegenſetzen.

Nun blieb aber der Sage immer noch ein wichtiges Moment übrig. Nämlich der von Gott abgewandte, aber dennoch verhältnißmäßig würdig sich beschäftigende, nicht wie Don Juan in die thierische Sinnlichkeit zurücksinkende, noch wie Ahasverus in passiver Verstocktheit verharrende, sondern aller seiner Geisteskräfte sich in unersättlichem Wissens- und Thatendrang bedienende Mensch. Wie unwürdig hätte die Sage das menschliche Geschlecht aufgefaßt, wenn sie es auf dem Standpunkt der Verneinung nicht weiter gebracht hätte, als bis zur poetischen Schöpfung eines Don Juan oder Ahasverus. Sie dachte in der That größer vom Menschen und schuf den Faust. Das alte Volksbuch von 1587 leistet dafür alles, was irgend von der Conception verlangt werden kann. Faust hat den Glauben abgeworfen; sein Muth hat die Gottesfurcht überwunden, ein unendlicher Drang, alles zu wissen, alles zu sehen, bewegt ihn, seine natürlichen Kräfte durch die der Hölle zu ergänzen und das zu erreichen, was noch kein Mensch erreicht hat. Er genießt nebenbei das Leben, er treibt nebenbei Spaß mit der Einfalt Anderer; aber die Hauptsache bleibt ihm immer das Allerforschen, die Durchdringung nicht nur aller gegenwärtigen Welten, sondern auch die der Vergangenheit, indem er die Alten aus ihren Gräbern weckt. Schon Rosenkranz hat daher mit Recht im Faust den Geist personificirt gesehen, der zur Zeit der Reformation in kühnstem Streben als Columbus neue Welttheile entdeckte, als Copernikus die Sternenwelt erforschte, als Guttenberg die Beflügelung des Geistes durch die Buchdruckerkunst erfand und als Erasmus in die schöne Welt von Rom und Hellas niederstieg. Ist es denn nun nicht wahre Verblendung, wenn man jenen thatkräftigen und wissenstrunkenen Faust der ächten Sage nichts mehr

gelten laſſen, ihm ſogar das Recht der literarhiſtoriſchen Exiſtenz und ſeine Bedeutung in der Reihe aller übrigen verwandten Sagen abſprechen will, bloß weil es Goethe gefallen hat, ſeinen Fauſt zu einem ſentimentalen Don Juan zu blaſiren? Die alte Sage wird ihr Recht behalten. — Indeß muß zugegeben werden, daß ſich das Ende des achtzehnten Jahrhunderts jener Verblendung noch nicht bewußt werden konnte, und daß es gewiſſermaßen in ſeinem Rechte handelte, wenn es die alte Sage mißverſtand und den Sinn derſelben zu begreifen gar nicht der Mühe werth fand. Die Aufklärung hielt ſich ja für unendlich berechtigt. Als ob alle die dunkeln Jahrtauſende vor ihr abgelaufen wären, um ihr zur Ergötzung zu dienen, nahm ſie aus denſelben heraus, was ihr beliebte, und ſpielte damit. In ihrer bis zur Pedanterei graziöſen Selbſtgefälligkeit ſtrich ſie alles Alte neu, willkürlich und anders an und meinte dann, es ſey nun erſt entſtanden. Da gab es auch alte Sagen, durch welche das tiefſinnige Volksgefühl im Beginn des großen Abfalls von der Kirche das Unzureichende des menſchlichen Emancipationsdranges in den ſchärfſten, ja ewigen Zügen bezeichnet hatte; allein die Aufklärung glaubte mit breitem Pinſel bequem über dieſe tiefen Züge hinwegfahren zu dürfen und verkehrte das Bild in ſein Gegentheil, indem ſie das Zureichende jenes Dranges darthat. So wurde aus dem kühnen Titanenſturze der alten Sage eine Lüſtlingsverhimmelung im modernen Drama.

Die geniale Volksſage iſt der Ausdruck deſſen, was fromme und geiſtreiche Deutſche im 16. Jahrhundert empfinden und überlegen mußten, indem ſie den Geiſt der neuen Zeit über den Horizont Europas in rieſenhafter Progreſſion emporſteigen ſahen. Ohne Zweifel war es ein katholiſcher Geiſt-

licher im ſchwäbiſchen Oberlande oder im Schwarzwald, der die Fauſtſage in der Form, wie ſie uns das Unicum der Ulmer Stadtbibliothek erhalten hat, niederſchrieb. Er dachte dabei allerdings auch an die Reformation, weshalb er ſeinen Fauſt nach Wittenberg, in den Ausgangspunkt der Reformation verſetzte. Aber er faßte nicht vorzugsweiſe die Reformation, nicht die Theologie, ſondern die weltliche Univerſitätsgelehrſamkeit, die Renaiſſance, die Vertiefung des Menſchengeiſtes in die Magie der Natur und in die claſſiſche Vergangenheit auf. Nicht der Kirchenſtreit, ſondern die große Umwandlung der Geiſter durch die moderne Wiſſenſchaft und durch den modernen Geſchmack intereſſirte ihn vorzugsweiſe. In merkwürdiger Uebereinſtimmung mit dem faſt gleichzeitigen Shakeſpeare, deſſen Hamlet ebenfalls den modernen Geiſt und Geſchmack in ſeinem Gegenſatz gegen die alte einfache chriſtlich germaniſche Mannhaftigkeit und Ehrlichkeit in ſeiner Superklugheit, Sophiſterei, Koketterie mit philoſophiſcher Bildung bei charakterloſer Weichlichkeit abſpiegelt. Auch Hamlet ſtudirt in Wittenberg, wie Fauſt, repräſentirt aber eben ſo wenig wie dieſer die reformatoriſche Tendenz der Zeit, ſondern nur die gänzliche Umänderung auf der weltlichen Seite, in der weltlichen Denkweiſe, in den weltlichen Wiſſenſchaften. Die Auffaſſung war eine ſehr richtige, denn die Reformation war nur durch das Verderben in der Kirche veranlaßt und bezweckte nur die Läuterung und Vereinfachung der Lehre und des Ritus, Rückkehr zum ältern Chriſtenthum und nichts Neues. Der moderne Geiſt dagegen, der aus der Renaiſſance und aus dem leidenſchaftlichen Hingeben an die Natur hervorging, war etwas Neues, war derjenige neue Zeitgeiſt, der die edelſten

Bestrebungen der Reformation selber auf die Seite drückte und ihnen ihre Erfolge verkümmerte.

Wie nahe es lag, daß die Renaissance ihrem Principe nach auch den Schein des Christenthums, sobald es die Umstände erlauben würden, nicht mehr würde fortbestehen lassen, bewies im 18. Jahrhundert die französische Revolution. Die tollen Menschen, welche damals das Christenthum förmlich abschafften, den christlichen Gottesdienst bei Todesstrafe verboten, die christlichen Priester mordeten, handelten ganz nach diesem Principe und viel ehrlicher als andere, die nur dem Namen nach immer noch Christen seyn wollten und es doch nicht mehr waren.

In der französischen Revolution ersetzte man das Christenthum durch einen neuen Cultus der Vernunft und der Natur.

Die Vernunft war schon von den Philosophen geradezu der Offenbarung entgegengesetzt worden. In der Vernunft glaubte man den Schwerpunkt gefunden zu haben, von wo aus man die christliche Kirche aus ihrem Felsengrunde heben könne. Jedenfalls das höchste Kriterium, aus dem alle Dinge zu beurtheilen seyen. Die Freigeister bedienten sich nun dieses Kriteriums, um den christlichen Glauben schlechthin unvernünftig zu finden und über ihn zu spotten, die Rationalisten wenigstens, um den christlichen Glauben vor dem Forum der Vernunft zu prüfen, die moralischen Bestandtheile desselben als vernünftig gelten zu lassen, die übrigen unvernünftigen Bestandtheile aber zu beseitigen und somit das Christenthum, wie man sich gerne rühmte, erst zur Vernunft zu bringen.

Man verwechselte aber die Vernunft mit dem Verstande. Die Vernunft ist gerade dasjenige geistige Vermögen des Menschen, welches ihn unmittelbar mit Gott verbindet. Gott

ſchuf uns Menſchen nach ſeinem Bilde, als ſeine Kinder, als unſterbliche Weſen gleich ihm und durch ſeine Liebe berufen, einſt ewig ſeine Herrlichkeit zu theilen, wenn wir deſſen würdig ſind. Um das zu erproben, ließ er uns in dieſer irdiſchen Welt geboren werden und begabte uns mit der uneingeſchränkteſten Freiheit des Willens, zu denken und zu handeln nach eines jeden Luſt und Belieben. Hätte der Menſch dieſe Freiheit nicht, ſo wäre er eine willenloſe Figur, eine bloße Puppe. Nur die Freiheit des Willens erhebt ihn über alle niederen Geſchöpfe und beurkundet ſeine göttliche Abkunft. Durch ſie allein wird es ihm möglich, ſich als unſterbliches Kind des unſterblichen Vaters würdig zu machen. Mit der Freiheit aber verlieh Gott dem Menſchen zugleich die Vernunft als einen Wächter, als eine Erinnerung an den himmliſchen Vater, als eine Mahnung an die Beſtimmung des Menſchen für das Jenſeits. Die Vernunft gewährt dem Menſchen entweder ein klares und ſicheres Urtheil, ob er recht oder unrecht denkt und handelt, ob er gut oder böſe wählt, oder ſie gewährt ihm in der Stimme des Gewiſſens wenigſtens ein unwiderſtehliches Gefühl davon, ob er zu etwas Böſem oder Gutem ſich hinneigt.

Neben dieſer Vernunft und dieſem Gewiſſen beſitzt der Menſch aber noch den Verſtand, welcher von der Vernunft ganz unabhängig iſt, eine bloße Denkmaſchine, indifferent gegenüber jedem ſittlichen Anſpruch, in ſich tragend das Princip der abſoluten Freiheit und ſo beſchaffen, daß er für Alles, auch für das Böſe, Gründe findet und Alles gleich fertig beweiſen und widerlegen kann.

Der menſchliche Verſtand iſt das geiſtige Vermögen zu denken, d. h. aus einzelnen Wahrnehmungen allgemeine Begriffe zu abſtrahiren, aus Urſache und Wirkung Schlüſſe zu

ziehen, aus dem Ungewiſſen auf das Gewiſſe zu ſchließen oder es durch ſcharfſinnige Anwendung von Analogien und Unterſtellungen wahrſcheinlich zu machen. Indem die Thätigkeit des Verſtandes ſich aber zur dialektiſchen Kunſt ſteigert und verfeinert, erreicht dieſelbe ihre höchſte Virtuoſität nur in der Umkehr der Wahrheit, des Rechts, des Sittlichen und ſogar des Natürlichen, in der künſtlichen Beweisführung, daß das Wahre unwahr, das Unwahre wahr ſey. Dieſe ſogenannte Advokatenrabuliſterei, die man alle Tage vor den Gerichten glänzen ſehen kann, hat auch in der Theologie und Philoſophie die wichtigſte Rolle geſpielt. In der Scholaſtik bewies der Verſtand die Wahrheit aller Grundlehren der göttlichen Offenbarung, verlangte aber, man ſolle die Wahrheit von nun an nicht mehr auf Grund der göttlichen Autorität, ſondern auf Grund der ſcholaſtiſchen Beweisführung anerkennen. Sowie aber die Schule hierin ihren Stolz befriedigt hatte, ging ſie noch weiter und übte ihre dialektiſche Kunſt im Zweifeln an der Wahrheit, im Beſtreiten der Wahrheit, im Beweiſen des Gegentheils, bis ſie zur wiſſenſchaftlichen Negation alles Chriſtlichen in einer ausdrücklich antichriſtlichen Philoſophie gelangte.

Die Vernunft iſt die innere Warnungsſtimme, welche allen Ausſchreitungen des Verſtandes ihr Veto entgegenſetzt. Sie iſt in allen Menſchen vorhanden, aber nicht in jedem gleich ausgebildet und zum vollen Bewußtſeyn gebracht. Die Stimme der Vernunft ſpricht auch bei unmündigen und ungebildeten Menſchen ſchon inſtinctiv und widerſetzt ſich unwillkürlich den Lockungen und Zumuthungen des Verſtandes. Sie weigert ſich oft, die glänzendſten Beweisführungen des Verſtandes anzuerkennen, wenn damit eine faule Sache beſchönigt werden ſoll. Die geſunde Vernunft fühlt unwill-

Sie bewahrten eine volksthümliche Objectivität, die das eigentliche Klaſſiſche iſt, ſie ſchweiften noch nicht ſubjectiv nach allen Richtungen aus. Was das beſonnenſte Genie kaum mehr zu erreichen vermag, das fand ihre Naivetät ohne alle Mühe. Jene unbekannten Dichter unſerer ältern Volkslieder überſchritten bei der muthwilligſten Sinnlichkeit doch niemals die zarte Linie, welche die ſittliche Geſinnung begrenzt. Sie wußten nicht, wie fein in dieſer Beziehung ihre Lieder gedacht waren. Sie folgten unbewußt der ſichern Natur. Sie warfen ſich die verfängliche Frage der Moralität gar nicht auf.

In unſern Tagen muß die Tüchtigkeit des Charakters faſt allein erſetzen, was ſonſt ein ſchöner Volksglauben, eine ſchöne Volksſitte den Dichtern gewährte. Daher bei ſo vielen ſchwächern Charakteren das Schwanken. Ueberbildung, einſeitige Geiſtigkeit, ausſchweifende Phantaſie der höhern Stände auf der einen Seite, böotiſche Verdumpfung, Rohheit oder Aengſtlichkeit und Armſeligkeit der niedern Stände auf der andern, ſind zu ſehr entfernt vom Ideal eines natürlich ſchönen Volksthums, als daß ſie nicht jene Extreme des unnatürlichen Gelüſtens und des unnatürlichen Zwanges begünſtigen ſollten. Die Volksſitte iſt nicht mehr geheiligt und nicht mehr ſchön genug, um verhindern zu können, daß man ſie verachtet und überſchreitet. Hat man aber über alle Grenzen geſchlagen, ſo rächt ſich dieſe Excentricität durch einen Rückfall in die engherzigſte Moral. Gewöhnlich ſteigt jene Lizenz von oben nach unten ins gemeine Volk hinab, und dieſe Aengſtlichkeit des Gewiſſens von unten herauf. Jene folgt aus der Ungebundenheit der gebildeten Stände, dieſe aus der bürgerlichen und geiſtigen Einſchränkung der arbeitenden Klaſſen. In Frankreich ſprangen ſogar dieſe Extreme einmal um, das gemeine Volk wurde durch die Revolution frivol, wie der alte Hofadel des philoſophiſchen Jahrhunderts, und der hartgeprüfte Adel wurde bigott und rigoriſtiſch, wie vordem die gedrückten pietiſtiſchen Schuſter und Leinweber.

Es hieße nun, die Natur der Dinge verkennen, wenn man hoffte, durch moraliſch-äſthetiſche Regeln wiedererzeugen zu können, was ehemals unmittelbare Gabe der Natur war, nämlich die Unbefangenheit, welche ſo ſicher die Grenzlinie zwiſchen den Forderungen der Moral und des Geſchmacks einhielt, daß beide befriedigt

kürlich das Natürliche, Wahre und Rechte heraus, auch in Fällen, wo der unmündige Mensch der Autorität eines überlegenen Verstandes keine Gegengründe darbieten kann. Die Vernunft äußert sich auch schon bei der Einfalt und Unschuld, die man bethören will, durch das Erröthen der Scham. Die Vernunft gleicht einem im Menschen verborgenen Engel der die Seele hütet und das Gottähnliche und Heilige in ihr nicht profaniren lassen will. Die gereifte Vernunft aber unterwirft sich den Verstand und gebraucht ihn nur im Dienste der Wahrheit, indem sie alles Ungesunde, Unnatürliche, Erfundene, Erlogene aus seinen Beweisführungen scharf abscheidet. Die angeborne gesunde Vernunft ist aber vollkommen adäquat dem Gebote Gottes. Die h. Offenbarung dient ihr überall nur zur Bestätigung.

Diese scharfe Kritik der Vernunft nun will sich der Verstand nicht gefallen lassen. Er kämpft auf eigene Rechnung gegen die Vernunft an und übernimmt, wenn die Vernunft gleichsam der Engel im Menschen ist, unbedingt die Rolle des advocatus diaboli. Das eigentliche Motiv dieses Verhaltens ist die Hoffahrt, die Sünde gegen das erste Gebot, die Ueberhebung über Gott. Diese Hoffahrt ist bedingt durch die dem Menschen von Gott verliehene Freiheit. Wenn der Mensch sich nicht gegen Gott empören könnte, so wäre auch seine Gottesfurcht, seine Gottesminne keine Tugend und kein Verdienst mehr. Auch Gott selber sprach: Eritis sicut deus! denn mit der Freiheit gab er dem Menschen die Gottähnlichkeit. Die Sünde lag nur darin, daß die Menschen sich von der Schlange belügen ließen, sie könnten ihre absolute Freiheit nur dadurch beweisen, daß sie eine Sünde begingen. Jedenfalls war die erste Sünde in der Welt die Hoffahrtssünde, wobei der Verstand zu Gevatter stand. Diese erste

Sünde gebar aber unzählige andere, denn ſie entfeſſelte die niedern Triebe des Körpers und der nicht mehr von der Vernunft beherrſchten Seele. Abgefallen von Gott gerieth der Menſch immer tiefer in das materielle Daſeyn und folgte deſſen Verlockungen. Der Verſtand aber war allezeit bereit, die Sünde zu beſchönigen.

Neben dem Triebe zu ſinnlichen Genüſſen, der dem Verſtand das Uebergewicht über die Vernunft gab, kam dem Verſtande auch noch die von Gott zugelaſſene Unwiſſenheit der Menſchen zu ſtatten. Ihre Vernunft war vorherrſchend nur ein ſittliches Kriterium, gewährte ihnen aber keinen Aufſchluß über die materielle Welt, die ſie umgab. Gott wollte das ſo, um dem Menſchen deſto mehr Freiheit zu laſſen, ſich ſeines Verſtandes zu bedienen. Nur auf den Menſchen ſelbſt ſollte es ankommen, ob er den Verſtand der Vernunft unterwerfen würde. Deshalb wendet ſich auch die heil. Schrift nur an das ſittliche Gefühl des Menſchen, nicht an ſeinen Verſtand, und gewährt ihm nur Befeſtigung im Glauben und in der Tugend, aber keine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Die Bibel iſt kein Compendium der Naturwiſſenſchaft. Sie beſchränkt ſich darauf, den Menſchen ihren himmliſchen Vater und deſſen heilige Liebe zu ſeinen Kindern kennen zu lehren, ihnen die Gebote ſeiner Weisheit und ewigen Herrlichkeit klar zu machen und ſie zu dem Adel der Geſinnung zu erheben, der ihnen alles Gemeine auf Erden als nichtig und vergänglich, alles Böſe aber zugleich als niederträchtig und eines Gotteskindes unwürdig kennzeichnet. Einen Hörſaal der Phyſik und Chemie, der Aſtronomie und Geologie ꝛc. will die heil. Schrift nicht eröffnen. Ein frommer Chriſt kann daher in den Naturwiſſenſchaften unwiſſender ſeyn als ein Weltkind, und gerade dieſen Un-

ſtand benuzt der gottwidrige Verſtand, um die Naturwiſſenſchaft zur Baſis ſeiner Operationen gegen den chriſtlichen Glauben zu machen und Gott aus der Natur, den Schöpfer aus ſeinem Werke hinweg zu disputiren.

Begreiflicherweiſe kommt es dabei dem Verſtande vornehmlich darauf an, die Materie zu verherrlichen und ihr nicht mehr einen untergeordneten Rang als bloßes Mittel zu einem höheren Zwecke Gottes zuzuerkennen, ſondern ſie mit den höchſten Attributen Gottes ſelbſt zu bekleiden. Wie Chriſtus ſpricht: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt", ſo legt im Gegentheil der in der falſchen Wiſſenſchaft operirende Verſtand den höchſten Werth grade auf „dieſe" Welt, ſtellt grade die Materie als das Ewige voran, vergöttert ſie allein und escamotirt den Geiſt oder macht ihn nur zu einer zeitlichen und vergänglichen Funktion der ewigen Materie. Das iſt nicht zufällig. Wer die Seele des Menſchen ganz in Sinnlichkeit untergehen läßt und ihr jedes ſittliche Bedenken ausredet, der verfährt auch nur conſequent, wenn er die Abhängigkeit des Menſchen von einem unſichtbaren Gott und ſeinen Geboten, die Verantwortlichkeit des Menſchen für ſeine Handlungen und die ewige Vergeltung ſchlechthin leugnet.

Von Gott abgewendet und nur in die Natur vertieft hat die falſche Wiſſenſchaft dennoch die Natur nicht begriffen und kann ſie nicht begreifen, denn ohne den Schöpfer zu kennen, kann man auch keinen richtigen Begriff von ſeiner Schöpfung haben. Der moderne Materialismus, obgleich er die Naturwiſſenſchaft gepachtet zu haben wähnt, hat von der Natur nur eine ganz verkehrte Anſicht.

Noch ungleich verderblicher als die Naturanſichten der falſchen Wiſſenſchaft, haben die geſchichtlichen Anſichten, ins-

beſondere die über die Beſtimmung des Menſchen und über das Ziel der Weltgeſchichte gewirkt, indem ſie im Zuſammenhange mit jenen Naturanſchauungen das ſittliche Verhalten im Privatleben und die politiſchen Leidenſchaften vergiftet haben.

Die Verirrung der menſchlichen Hoffahrt auf dem Felde der Naturwiſſenſchaften iſt nichts Vereinzeltes. Sie hängt mit allen übrigen Verirrungen des menſchlichen Verſtandes in unſern Tagen zuſammen. Seit dem Beginn der claſſiſchen Studien und der modernen Bildung iſt ein Wendepunkt in der europäiſchen Geſchichte eingetreten. Man hat ſich weit und immer weiter vom Chriſtenthum, von der alten Gottesfurcht entfernt und iſt in ein neues Heidenthum hineingerathen. Indem man die göttliche Autorität zu ſcheuen, zu fliehen und endlich gänzlich zu verleugnen anfing, fiel man in die heidniſche Thorheit zurück, theils nur noch die Materie, das Fleiſch und das Geld anzubeten, theils ſich ſelbſt zu vergöttern. Der Sinnencultus und die Selbſtvergötterung beherrſchen die gegenwärtige Welt ſchon wieder, wie in der vorchriſtlichen Zeit. Dieſer große Umſchwung in den Geſinnungen hat nun auch mächtig auf die Wiſſenſchaften eingewirkt. Ueberall iſt man hier vom Centrum zur Peripherie, vom Kern zur Schale übergegangen und hat ſyſtematiſch den wahren Sachverhalt, wie er in der Wirklichkeit iſt, in den Hörſälen und in der wiſſenſchaftlichen Literatur umgekehrt. Man kann das durch alle Wiſſenſchaften hindurch verfolgen, es iſt die allgemeine Krankheit der Geiſter und man kann dem einzelnen Denker kaum einen Vorwurf aus einer Unnatur machen, die einmal die herrſchende Mode geworden iſt. Daß der alleinige Gott geleugnet wird und man das Göttliche nur noch in der Natur,

in der Materie oder im Ich des Menschen anerkennen will, entspricht allen andern Vorstellungsweisen der heutigen Zeit. In der Naturwissenschaft macht man aus der wundervollen Schöpfung des lebendigen Gottes eine todte Mechanik im Wechsel der Stoffe. In der Politik setzt man ganz ebenso an die Stelle des lebendigen Volksthums eine todte Mechanik abstracter Begriffe. Selbst in der Geschichtswissenschaft macht sich die Tendenz geltend, den Kern liegen zu lassen und nur emsig an der Schale zu klauben und ohne irgend den Geist der Geschichte zu verstehen, mit Bestreitungen oder Beweisen unwesentlicher Nebendinge wichtig zu thun. Alle, die Gott nicht mehr begreifen, begreifen auch das Leben nicht mehr. Ihr geistiges Auge verfinstert sich mit Nothwendigkeit und je finsterer es ihnen wird, desto mehr sind sie durch das strafende Naturgesetz in den Wahn gebannt, es strahle immer helleres Licht von ihnen aus. Unermüdet und auf alle erdenkliche Weise suchen sie mit immer neuen thörichten Erfindungen und Einbildungen die Wissenschaft zu bereichern und spreizen sich in Glück und Stolz, wenn sie wieder ein Sandkörnchen oder eine Fichtennadel in ihren dunklen Ameisenhaufen hineingebaut haben, wobei es ihre größte Sorge zu seyn scheint, daß der ganze Haufe von Weihrauch durchduftet sey, den sie mit Wollust athmen.

Diese Verirrung hängt aufs genaueste zusammen mit der gesammten Geistesrichtung unserer Zeit, die wir als eine demokratische bezeichnen dürfen. Demokratisch nämlich, weil sie von der Voraussetzung ausgeht, es gebe in der Welt weder einen Monarchen (den alten durch die Philosophie längst abgesetzten Gott), noch eine Aristokratie (weil alles nur die eine und gleiche Materie ist). Wie man dem Staat und der Kirche gegenüber lehrt, der Mensch sey ein vollkom-

men freies Weſen, mit Selbſtbeſtimmung begabt und keiner Autorität unterworfen, die er nicht aus freiem Willen und aus Nützlichkeitsgründen ſich ſelber auf eine beſtimmte Zeit wählt, ganz ebenſo macht man in der Naturwiſſenſchaft als Grundſatz geltend, die Natur ſey von Gott gänzlich unabhängig, ohne Schöpfer, habe ſich ſelbſt gemacht und exiſtire nach eigenen in ihr liegenden Geſetzen. Wie man in der Politik behauptet, es gebe keine göttliche Autorität, keine Ableitung von Gottes Gnaden, kein ewiges Geſetz, ſondern das Volk allein ſey Quelle der Geſetzgebung, das Volk allein ſey ewig und könne ſich zu jeder Zeit nach Belieben ſeine Geſetze ſelbſt machen, ganz ebenſo behauptet man, es gebe auch für die Natur kein höheres Geſetz, keine noch über ihr waltende Macht, ſondern die Materie allein ſey ewig und bleibe auch im Formenwechſel immer die alte und das allein Berechtigte, allein Exiſtirende. Wie man in der Politik die Rangſtufen leugnet und jeden Menſchen dem andern gleich erklärt, ſo fällt auch für die Natur das Aufſteigen zu immer höheren Geſchöpfen weg, weil der denkende Menſch keinen höheren Rang anzuſprechen hat, als der Schwamm, der Waſſer von ſich gibt, oder eine Wolke, welche regnet; denn nach der Lehre des modernen Materialismus verhält ſich auch das menſchliche Denken als eine Funktion des Gehirns nur wie ſich das Uriniren verhält als Funktion der Nieren.

Wir können nicht umhin, hier unſere Grundanſicht in Bezug auf die Natur kurz zu kennzeichnen und den Vorausſetzungen der jüngſten Wiſſenſchaft entgegenzuſetzen. Wie dieſe Wiſſenſchaft vom Aeußern ausgeht, ſo gehen wir vom Innern aus. Wie ſie lehrt, im Anfang war die Materie, ſo lehren wir, im Anfang war der Geiſt. Wie ſie die Materie in Urſtoffe ſcheidet und aus dieſen allmälig organiſche

Bildungen, aus der Pflanze das Thier, aus dem Affen zuletzt den Menschen entstehen läßt, so lassen wir zuerst aus Gott den Menschen entstehen und nur um des Menschen willen, nur als Mittel für seinen Zweck, die zu seiner Existenz und vollständigen Entwicklung erforderliche räumliche und zeitliche, unorganische und organische Umgebung ihm vorangehn. Wie jene Wissenschaft einen leeren Raum voraussetzt, der um jeden Preis habe gefüllt werden müssen, so setzen wir nur eine göttliche Kraft voraus, die aus dem innersten Keim der Dinge heraus die zu ihrer Existenz erforderliche Materie, den für sie nöthigen Raum, die für sie nöthige Zeit ins Nichts hineinschafft, nur um dieser Dinge willen, nur als eine relative, nicht als eine absolute Materie, als einen nur relativen, nicht als einen absoluten und ewigen Raum; denn es gibt einen Raum und eine Zeit nur so viel und so lange, als sie für die von Gott geschaffenen Wesen nöthig sind. Das werden wir im folgenden ersten Buch näher entwickeln.

Von der Bestimmung des Menschen aber in seinem zeitlichen Leben und vom Ziel der Weltgeschichte wollen wir im zweiten und dritten Buche reden und der alten, vom heutigen Geschlecht nur zu sehr vergessenen ratio christiana, dem unzertrennlichen Bunde der Vernunft mit dem Christenthum, die Ehre geben.

Erſtes Buch.

Die falſchen Meinungen von der Natur.

1.

Vom Nichts.

Hauptſatz der falſchen Wiſſenſchaft iſt, daß die Welt gar nicht geſchaffen, ſondern wie ſie eben ſey, ſo von ſelber ſey, und zwar von Ewigkeit her. Einen Schöpfer, einen Gott anzunehmen, ſey daher überflüſſig und nur eine kindiſche Vorſtellung, die dem wiſſenſchaftlich gebildeten Geiſt nicht mehr zieme.

Man fragt, aus was denn Gott die Welt gemacht haben ſoll? und ſpottet, daß er ſie angeblich aus Nichts gemacht habe. Aus Nichts wird nichts, heißt es da.

Und doch haben wieder andere Naturphiloſophen, obgleich auch ſie nichts von Gott dem Schöpfer wiſſen wollten, doch dem Nichts eine hohe, ja die höchſte Bedeutung zugeſchrieben, den Anfang aller Dinge ins Nichts geſetzt und alles Etwas im Nichts wurzeln laſſen. Wer hat nun Recht, die da ſagen: aus Nichts wird Nichts, oder die da ſagen: aus Nichts wird Alles? Beides iſt nur Spielerei des Verſtandes und beides unvernünftig. Wenn Gott die Welt aus Nichts gemacht hat, ſo kam es eben auf Gott allein an und von Gott wollen weder die etwas wiſſen, die über das Nichts ſpotten, als die es zum Anfang der Dinge ohne Gott machen wollen.

Daß die Welt aus Nichts und zwar ohne Gott entſtanden ſey, lehrte Oken, dem hierin auch der kenntnißreiche

wurden, ohne in Streit zu gerathen. Mit dem beſten Willen läßt ſich die wahre Unbefangenheit ſo wenig erkünſteln, als eine verlorne Unſchuld.

Nur das kann man den Poeten hoffentlich mit Erfolg zurufen: was ihr auch ſeyd, ſeyd wahr! Die Nachwelt wird euch eure Frivolität, ſie wird euch euren Rigorismus vergeben, denn ſie wird begreifen, daß ihr den mächtigen Eindrücken eurer Zeit auf dieſe oder jene Weiſe erliegen mußtet. Allein ſie wird euch nicht vergeben, daß ihr geheuchelt habt, daß ihr in anſtändiger, ſelbſt frommer Maske frivol waret, und daß ihr auf der andern Seite wenn ihr der Tugend dienen wolltet, eure Eitelkeit ſo oft mit ihr verwechſelt habt!

In dieſer Beziehung war das Jahrhundert Voltaires und des ältern Pietismus ehrlicher und weit gediegener, als es das unſere iſt. Damals war das Laſter offener, freier. Es nahm keine beſchönigende Maske vor. Und die Tugend war einfacher, ihre Sprache beſcheidener und zugleich inniger. Man predigte nicht ſo ſchönrednerisch eitel, wie jetzt in Proſa und Verſen.

Sodann muß man den Dichtern zurufen: bewahret euch eure Geſundheit in der Luſt wie in der Trauer, verfallet nicht in krankhafte Gelüſte und nicht in eine kränkelnde Tugend! Man kann ſich eine geſunde Sinnlichkeit, wenn ſie auch nicht edel iſt, gefallen laſſen, nur nicht die unnatürliche Schwelgerei, nur nicht die hypochondriſchen Grillen einer kränkelnden Geiſteswolluſt. Die Tugend aber iſt beinahe noch dringender aufzufordern, ihrerſeits natürlich und geſund zu bleiben, weil ihre hypochondriſche Grillen, ihre kränkelnde Aſcetik und finſtre Unduldſamkeit den Zweck jedesmal verfehlt und eine Reaction der ungezügelten Begierden hervorruft.

Das griechiſche Alterthum war ſinnlich, es blieb aber geſund, kräftig, der Natur getreu. Erſt ſpäter, namentlich in der römiſchen Zeit, ariete jene heitere und äſthetiſche Sinnlichkeit aus und verfiel auf die unnatürlichſten Dinge, auf jede Art von Uebermaß und erkünſtelter Steigerung, auf Umkehrung der Natur, Verwechslung der Geſchlechter, fabelhafte Sonderbarkeiten. Die erſchöpfte Natur ſuchte neuen Reiz in krankhafter Phantaſterei. Unſere poetiſche Literatur bietet eine ähnliche Erſcheinung dar. Auch ſie iſt von der heitern Sinnlichkeit eines Wieland auf unnatürliche Wege abgewichen. Auch ſie ſucht den Reiz nicht mehr in einfacher luſtiger

Naturforscher Johannes Müller folgte. Da soll aus Nichts Etwas und am Ende die ganze Welt geworden seyn, ganz von selber. Erst war Nichts, das Zero, die Null, die sich aber mit + und − setzte, so daß aus + 0 die Zahl 1 wurde. Räumlich gesetzt wurde die + 0 oder die Zahl 1 ein Punkt. Aus vielen aneinander gereihten Punkten entstand die Linie, aus Linien die Fläche, aus Flächen der Körper und siehe da, das Etwas war fertig. So bildete man sich nämlich ein. Aber zwischen dem Begriff des Nichts im Kopfe eines Philosophen und dem wirklichen greifbaren Etwas liegt eine Kluft, die der Witz nicht ausfüllt, wenn er sie auch überspringt. Diese ganze Logik ist Spiegelfechterei, denn im Anfang war keineswegs das Nichts oder die Möglichkeit einer Zukunft des Etwas. Im Anfang war nur Gott, dem Alles möglich war. Das Nichts war auch nicht vor Gott, die Negation war nicht eher möglich als das Etwas, welches negirt werden sollte, und ist überhaupt nur ein Denkbegriff, der auch im Kopf eines Philosophen nicht entstehen könnte, wenn dieser nicht schon die Erfahrung des positiven Etwas oder der Wirklichkeit der Dinge gemacht hätte. Gott schuf die Welt aus Nichts, will nur sagen: er schuf die Welt, die vorher nicht da war.

2.

Vom Raum.

Die falsche Wissenschaft hat sich vom Raum eine ganz unlogische Vorstellung gemacht. Aus der Thatsache, daß jeder Körper einen Raum einnimmt und daß Körper neben einander bald näher, bald ferner, doch immer in einer gewissen Beziehung auf einander existiren, folgt nicht, daß der

Raum unendlich ſey, wie doch die falſche Wiſſenſchaft immer ſteif und feſt behauptet. Der Begriff des Raumes wird überhaupt erſt möglich, wenn etwas im Raum enthalten iſt, ſonſt iſt der Raum eben nichts. Was aber auch im Raum enthalten iſt, es iſt immer begrenzt durch den Zweck, zu dem es geſchaffen wurde. Einen unendlichen Raum vorauszuſetzen, iſt unlogiſch und ſo recht kindiſch, weil doch nichts in der Welt unendlich ſeyn kann, als Gott allein, der einen Raum auch nur geſchaffen hat, ſoweit die Körper, die er ſchuf, Raum brauchten. Er ſchuf die Körper nicht, um den Raum auszufüllen, ſondern der Raum war nur der Körper wegen da, die ſich darin befinden ſollten.

Es iſt ein unumſtößlicher Satz, daß die falſche Wiſſenſchaft immer in Widerſprüche mit ſich ſelber geräth und gerathen muß, weil ſie eben von der graden Linie der Wahrheit rechts oder links abirrt, alſo rechts und links ſich immer widerſpricht. Dieß begegnet der falſchen Wiſſenſchaft wie in Bezug auf das Nichts, ſo auch wieder in Bezug auf den Raum. Denn einmal behauptet ſie, der Raum ſey vor den Dingen dageweſen, die hineinkommen, von Ewigkeit her und grenzenlos, dann aber behauptet ſie wieder, es gäbe in dieſem Raume eine Mitte, ein Naturcentrum, und ſie hat gewetteifert, mit Bezug auf dieſe geſuchte Mitte der geſammten Sternenwelt irgend eine beſtimmte Configuration anzudichten. Da ſollten ſich die einzelnen Sterne in Milchſtraßen kreisförmig aneinander ſchließen, die Milchſtraßen ſich in einander ſchachteln oder durchkreuzen oder in hyperboliſchen Bahnen gleich Kegeln ſämmtlich mit ihren Spitzen im Naturcentrum zuſammentreffen. Aber dieſe Baukünſtler des Himmels vergaßen, daß, wenn der Raum unendlich iſt, es auch gar keine Mitte in ihm geben kann, denn jede Mitte

läßt ſich nur nach zwei beſtimmten Grenzen hin ausmeſſen, weshalb man auch die Welt ſchon mit einer Kugel verglichen hat, in welcher jeder Punkt der Mittelpunkt iſt.

Gott allein iſt unendlich und ewig; was er in Raum und Zeit geſchaffen hat, iſt begrenzt und vergänglich. Nur die Kinder Gottes, die Menſchen und vielleicht noch andere höhere Vernunftweſen, die ſich in der weiten Schöpfung verbergen und die wir nur nicht kennen, theilen mit ihm die Unſterblichkeit, ſind aber unſterblich nur, wenn ſie nach dem irdiſchen Tode Raum und Zeit hinter ſich gelaſſen haben und in die Ewigkeit übergegangen ſind.

Die Sterne zeigen regelmäßige Gruppirungen und bilden Figuren, die auch zu einem größeren Ganzen zuſammenzugehören ſcheinen und, wie Mädler mit Grund vermuthet, ſich um ein Centralgeſtirn bewegen. Das gilt aber nur von dem Sternenſyſtem, zu welchem unſere Sonne gehört, denn andere kennen wir nicht, obgleich es noch andere geben kann. Es wäre eben ſo unvernünftig, nur das am Himmel für wirklich zu halten, was wir ſehen, als es unvernünftig iſt, von einem Raume zu träumen, der gar nie aufhören könnte. Gibt es für unſer nächſtes Sternenſyſtem ein Centralgeſtirn, eine Mitte, ſo iſt es doch nur eine relative Mitte für das begrenzte Syſtem und nicht die abſolute Mitte der Natur.

Eine abſolute Mitte gibt es, aber ſie liegt nicht im Raum, und wir können ihr daher ganz nahe ſtehen. Damit wird alles beſeitigt, was man vom aſtronomiſchen Standpunkt hat gegen die geoffenbarte Religion einwenden wollen. Man hielt ſich für ſehr geiſtreich, wenn man ſagte, der liebe Gott hat mehr zu thun, als ſich um unſern kleinen Planeten zu bekümmern. Er muß in maaßloſer Ferne Milliarden

von Sternen und Milchſtraßen regieren, wie kann er ein beſonderes Intereſſe für uns arme Erdbewohner haben? wie kann er gar uns ſeinen Sohn geſchickt haben wollen? Daran knüpfte man die kluge Frage, ob ſich Gott auf die gleiche Art auch im Merkur und Mars, im Jupiter und Saturn, in Sonne und Mond und auf den übrigen Sternen offenbart habe? ob überall derſelbe Mittler hingeſandt worden ſey, oder ein anderer, und wie viele dann? Solche Sorgen um die andern Himmelskörper machten ſich die geiſtreichen Zweifler, indem es ihnen eigentlich nicht um das Seelenheil der Bewohner jener Himmelskörper zu thun war, ſondern einzig um eine Blasphemie. Die Aſtronomie hat aus ihrem rein wiſſenſchaftlichen Heiligthum heraus nie etwas geboren, was dem Glauben widerſpräche, nur der Spott hat es in ſie hineingetragen. Die Aſtronomie lehrt die Größe und Herrlichkeit Gottes in ſeinen Werken und iſt kein Arſenal für die Religionsſpötter. Sophiſtiſche Fragen, wie die obigen, bleiben ihr fern. Denn erſtens ſchließen die ungeheuern Fernen, mit denen ſie uns im Raum bekannt macht, die Allgegenwart Gottes keineswegs aus, ſondern beweiſen dieſelbe vielmehr; zweitens ſind alle Vermuthungen über die Seelenzuſtände uns völlig fremder und unzugänglicher anderer Sternbewohner unzuläſſig und abſolut unwiſſenſchaftlich; und drittens ermahnt, wenn wir irgend Analogien ſuchen, die uns zu Schlüſſen berechtigen, uns alles zur Demuth. Wir dürfen nämlich niemals vergeſſen, daß, da nun einmal überall Rangordnungen in der Welt ſind, die Analogie der Rangordnungen unter den irdiſchen Weſen ſelbſt uns keine hohe Stelle auf der aſtraliſchen Stufenleiter anweiſt. Jedem Weſen auf beſchränktem Standpunkte gönnte der Schöpfer mehr zu ſehen, als es gerade nothwendig begreifen muß.

Jedes erfreut ſich eines gewiſſen Ueberfluſſes von Anſchauungen über die Summe ſeiner klaren Begriffe. Jedes Thier ſieht mehr von der Welt als es von ihr begreift. Der Menſch iſt in gleichem Falle. Wie mag er nun, der nur das ihm Nächſte begreift, vom unermeßlichen All behaupten, was darin ſeyn könne, was nicht? Das Einzige, was er gewiß weiß, iſt, daß unſere Erde ein kleiner dunkler Körper von viel niedrigerer Art iſt, als die Sonnen über ihm. Will er nun überhaupt von Analogien ausgehen, und von der Kleinheit des Wohnorts auf die Kleinheit der Geiſter auf Erden ſchließen, ſo wird er auch auf ein Wiſſenwollen, das über ſeinem Range liegt, verzichten. Die Demuth ſeiner eigenen Stellung und Hülfsbedürftigkeit aber muß ihn hoffen laſſen, daß ein Heil, das ſogar ihm zugänglich geworden ſey, den Bewohnern höherer Welten noch weniger fehlen werde.

Die nämlichen Denker, welche vom alten Gott der Bibel glauben, daß er nur der engherzigen Vorzeit angehöre, in der man ſich die Erde wie einen Kopf unter einer mit Sternen angemalten Schlafmütze dachte, daß er aber für den weiten Horizont der Gegenwart und für die von neueren Aſtronomen entdeckten unendlichen Weltenräume und Sternenheere nicht mehr paſſe, gerathen in einen ſonderbaren Widerſpruch, wenn ſie andererſeits behaupten, der Menſch ſelbſt und allein ſey Gott. Jener alte Gott der Pſalmen, der da war, ehe die Berge waren, und der da bleiben wird, wenn alle Himmel vergehen, iſt ihm die Größe des Raumes wohl zu groß? Was könnte die Wiſſenſchaft irgend noch entdecken, das auch nur entfernt der Vorſtellung Abbruch thäte, die wir von ſeiner Allmacht haben? Und ſtatt ſeiner will man nun das ohnmächtige Geſchöpf, den kurzlebigen, ſchwachſinnigen, irrthums- und ſündenvollen Menſchen zum höchſten Gott er-

heben? und während man auf den niederen Rang unſeres Planeten unter den Himmelskörpern hinweist, um unſerer geoffenbarten Religion jeden Werth abzuſprechen, vergißt man dieſe planetariſche Niedrigkeit, Rangloſigkeit und Unebenbürtigkeit ſo ſehr, daß man ſich träumt, wir Menſchen ſeyen Gott und es gäbe keinen außer uns. Die Aſtronomie, die man gegen das Chriſtenthum ins Feld gerufen hat, wendet ſich nicht gegen dieſes, ſondern gegen die Philoſophie der Zeit. Wenn die Bewohner der Sonne, des Sirius, der Alcyone, der Milliarden großer Weltkörper alle, die an Rang hoch über unſerer Erde ſtehen, wüßten, daß ſich Profeſſor Hegel in Berlin, ein Menſchlein in ſchwarzem Frack auf unſerm dunkeln Planeten, für das höchſte Weſen gehalten habe, ſo müßten ſie in der That lächeln und ſeinen Wahn ziemlich komiſch finden, ihm jedoch um ſeiner irdiſchen Unwiſſenheit willen und ſeines niedern Standpunktes wegen lächelnd verzeihen, berückſichtigend, daß, ob zwar über unſern Planeten immerhin ein reiches Maaß von Weisheit ausgegoſſen iſt, das man mit Beſcheidenheit verdienen kann, doch auch das Maaß der Narrheit erfüllt werden muß.

Faſt noch mehr als die ungeheuern Weiten des Raums und Größen der Himmelskörper, können die aſtronomiſchen Zeiträume dem menſchlichen Stolze, wenn er ſich zu hoch erheben will, zur Demüthigung dienen. Unſere ſogenannte Weltgeſchichte von 6000 Jahren iſt ein Zeitraum, den die Sonne dreißigtauſendmal vollenden muß, ehe ſie nur ein einzigesmal um die Alcyone herumgekommen iſt oder ein einziges ihrer Jahre zurückgelegt hat. Lebten Weſen auf der Sonne, die nach Verhältniß der Erdenbewohner alt würden, ſo würden ſie ſiebzigmal mit ihr um die Alcyone kreiſen, wie wir mit unſerer Erde um die Sonne, und für

ſie wäre die ganze Dauer unſerer bisherigen Weltgeſchichte nur — eine Viertelſtunde. Für ſie alſo würde das ganze menſchliche Geſchlecht (nicht bloß etwa ein Individuum) noch weniger als eine Ephemere ſeyn; das Leben eines menſchlichen Individuums aber würde für ſie faſt unberechenbar kurz, nur ein einziger Augenaufſchlag ſeyn. Solche Rechnungen ſollten die Eitelkeit auf unſerer kleinen Erde ein wenig dämpfen.

Wie undankbar iſt der Menſch, daß er von eigner Größe träumt, wenn ihm Gott den Blick ins Univerſum eröffnet, und daß er ſich äffiſch putzt, wo er anbeten ſollte. Wäre es möglich, daß ein geheimer, ihm vielleicht ſelbſt nicht ganz klar gewordener Neid gegen höhere Weſen ihm die Hoffart ſeiner Philoſophie eingepflanzt hätte? Zuweilen ſcheint es, als ob jener alten Sage vom Fall der Engel aus Neid eine tiefe Wahrheit zu Grunde liege. Neid machte die Engel fallen und die Gefallenen mußten das Kleid des irdiſchen Leibes anziehen zu ihrer Buße. Weil ſie Gott gleich ſeyn wollten, wurden ſie weniger, als ſie geweſen waren, und weil der Neid ſie geplagt, kamen ſie in eine Lage, in der ſie noch neidiſcher zu werden in dem Maaß Urſache hatten, als ſie ſelbſt nicht zu beneiden waren. Der Neid, der mit dämoniſcher Kraft ausgerüſtet, Luciſer und ſeine Schaaren zum Himmelsſturm bewaffnet, ſieht ſich in der irdiſchen Beſchränkung auf das Ausheckeu philoſophiſcher Syſteme beſchränkt, welche Gott leugnen, und auf klägliche Verſuche, dem ſtrafgefangenen Geiſte Freiheit anzulügen. Die Dichter, mit den Philoſophen ziemlich wetteifernd in der Hoffart der Gottesleugnung, erkannten doch mit tieferem Inſtinkt den Schmerz und die Hemmung der geheimnißvollen Feſſeln und Lord Byron war deshalb unendlich wahrer, als es gleichzeitig

Hegel gewesen ist. Bei Byron sprach der Neid des gefallenen Geistes sich naiv und mit trotziger Resignation aus, bei Hegel mit dummdreister Lüge sich selbst bethörend, wie einst Sejanus, schon dem Verhängniß verfallen, noch Opfer und Rauchwerk vor seiner eigenen Statue brachte und sich selbst adorirte, um sich die göttliche Größe anzudichten, die ihn hätte schützen können, wenn sie mehr als Lüge gewesen wäre.

Ob übrigens das Schlänglein Neid von unserer kleinen Erde aus gegen die ewigen Gestirne zischt und pfaucht, sie gehen ruhig ihren Gang fort und durch unsere Blasphemie wird an Gottes Gesetzen nicht das mindeste abgeändert. Nur wir selber schaden uns durch das Vorkehren des Dämonischen in unserer Natur, das wir unterdrücken sollten. Wenn man es recht betrachtet, so machen wir uns doch eigentlich ganz unnütze Sorgen, indem wir auf unserm planetarischen Schifflein daher fahrend den übrigen Gestirnen durchs Sprachrohr der Pansophie zuschreien: wir seyen ihre Götter. Sie hören uns nicht einmal, wir aber haben den Schaden davon, denn vor göttlichem Hochmuth will nun keiner unter uns dem andern mehr gehorchen und alles geht drüber und drunter wie in einer Schenke, in der die Bauern sich prügeln, wenn die Lichter ausgelöscht sind. Bedenken wir, daß wir unsere irdische Wohnung doch nur als Gäste Gottes inne haben, so ist unser Betragen gemein und unangemessen. Wir sollten weit mehr Ehrfurcht vor dem Herrn des Hauses blicken lassen, wenn wir uns nur einigen Anstandes befleißigten. Die Philosophie der Zeit verletzt diesen Anstand auf eine bisher kaum erhörte Weise und bedroht ihre zahlreichen Anhänger mit einer geistigen und sittlichen Verwilderung, die nicht anders als in einer blutigen Revolution sich selbst bestrafen

kann. Die Philoſophie, welche ſich rühmt, die Bildung des menſchlichen Geſchlechts abſolut vollendet zu haben, hat in der That nur der innerſten Gemeinheit und Frechheit der menſchlichen Natur Ausdruck und Waffen geliehen, ſich gegen alles, was edel iſt, zu empören. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat ſieht man die Wellen des Pöbelmeeres anſchwellen, welches gegen die rieſigen Steintafeln der zehn Gebote antobt, um das uralte Geſetz auf Erden zu vertilgen und dafür den neuen Code noir der befreiten Gottesſklaven einzuführen, der da lautet: du ſollſt keinen andern Gott haben neben dir, — du ſollſt den Namen Gottes nicht unnützlich brauchen, indem du ihn einem Andern gibſt, als dir ſelbſt, — du ſollſt alle Tage zu Feiertagen, oder blauen Montagen machen, nicht mehr arbeiten, ſondern die Reichen plündern und bei Champagner und Rehbraten Weltgeſchichte machen, — du ſollſt Vater und Mutter verachten, denn ſie ſind voller Vorurtheile und Schwächen der alten Zeit, und nur die Jugend hat Vernunft, — du ſollſt tödten alle, die dem Fortſchritt im Wege ſtehen, — du ſollſt ehebrechen und überhaupt die Ehe, als eine läſtige Feſſel, ganz abſchaffen, — du ſollſt ſtehlen, weil du dadurch nur dem allgemeinen Menſchenwohl dienſt, das kein Privateigenthum geſtattet, — du ſollſt falſch Zeugniß reden, denn ſonſt gäbe es keine Preßfreiheit, — du ſollſt gelüſten nach deines Nächſten Haus, Weib, Magd und Allem, was ſein iſt, — du ſollſt gelüſten nach Gottes Herrlichkeit ſelbſt, ihn von ſeinem alten Thron ſtürzen und dich hineinſetzen. Alle dieſe neuen Gebote ſind wörtlich in den tonangebenden Schriften der jungen Zeit enthalten und bilden die Summe ihrer ſocialen Weisheit. Die Erde ſoll durch dieſe neue Geſetzgebung wieder in das Paradies verwandelt werden. Wie nach der Tradition einſt Gott den Menſchen aus dem Paradieſe trieb,

und auf die rauhe Erde ſetzte, ſo braucht jetzt der Menſch nur umgekehrt Gott von der Erde zu vertreiben, damit ſie wieder zum Paradieſe werde. Und wie damals die Unſchuld verloren ging, ſo entledigt man ſich jetzt der Schuld einfach durch den moraliſchen Bankerott. Wozu die langweilige Loskaufung durch den Erlöſer? Wir erkennen ganz einfach die Schuld nicht an, der Schuldbrief iſt zerriſſen und wir ſind frei.

Die Freiſinnigen merken nicht, daß ſie trotz aller Unabhängigkeitserklärungen doch auf ihrem kleinen Planeten dem geheimnißvollen Zuge der allgemeinen Gravitation in der großen Sternenwelt, und demnach ohne allen Zweifel auch dem gleich ewigen allgemeinen Sittengeſetz der geſchaffenen Geiſter unterworfen ſind. Und wie das Meer, aus ſeinen Ufern tretend, doch immer wieder in ſein Bett zurückfließen würde, weil die Geſetze der Schwere es ſo verlangen, ſo werden auch die Wogen des Völkermeers ſich immer wieder legen müſſen, wenn ihr philoſophiſcher Neptun ſie auch anpeitſchte, die geiſtige Sonne vom Himmel herabzuſpülen. Wie ſicher hält der Allmächtige den Planeten an unſichtbarem Faden, und magnetiſirt die ſchwere Maſſe ſeines Körpers mit leichtem Fingerzuge! Sollte ſeine Macht ſich weniger deutlich offenbaren im Schickſal der Planetenbewohner, und können ſie ſich freier von den allgemeinen Geiſtesgeſetzen glauben, wie der Boden unter ihren Füßen vom Geſetz der Schwere? Iſt es aber den Vergeßlichen nicht lange ſchon verkündet, was der Zug der Schwere in der ſittlichen Welt iſt? Was zieht ſie immer tiefer herab in dem Maaß, in welchem ſie über alle Schranken hinaus wollen? Was legt ſie in immer ſchwerere Ketten, je weniger ſie dem leiſeſten Zwange der Pflicht und einem ſchönen Maaße ſich unterwerfen wollen? Es iſt die Schuld, es iſt jene verachtete,

Luſt, ſondern in einer kränklichen, traurigen oder gar verzweiflungsvollen Luſt. Die erotiſche Poeſie iſt vorzugsweiſe tragiſch, ja criminell geworden. Sie glüht von unheimlicher Wolluſt, ſie will ſie nicht auf eine natürliche und fröhliche Weiſe befriedigen, ſondern paart ſie mit Angſt, Qual, Verbrechen. Vom lachenden Boudoir gelangweilt, ſteigt ſie in die Höhlen des Jammers hinab, um da ihre ſchauerlichen und wahnſinnigen Schäferſtunden zu feiern. Das Laſter lacht nicht mehr in den Armen des Ueberfluſſes über die hungerleidende Tugend, ſondern es entbehrt ſelbſt mitten im Genuß, es philoſophirt ſich den Genuß hinweg, indem es ihn genießt.

In der moraliſchen Poeſie herrſcht eben dieſe Kränklichkeit. Man ſtellt der Tugend überall Schildwachen, obgleich ſie, wie ſchon Leſſing ſagte, wenn ſie einer bedarf, keiner Schildwache werth iſt; man hütet ſie wie einen rheumatiſchen Hypochonder, der ſich keiner geſunden Luft mehr ausſetzen darf. Man gönnt der guten Natur keine freie Bewegung. Eine pedantiſche Hofmeiſterei tadelt jeden unſchuldigen Muthwillen. Ueberall ſieht man das Laſter lauern, wo keines iſt, und man malt den Teufel an die Wand, ſelbſt beim Unterricht kindlicher Engel. Man macht die Mädchen mehr durch Warnungen erröthen, als durch Verführungen, und wo das Laſter ſelbſt ſich nie hinwagen würde, dahin verbreiten die Sittenprediger ſeine Bekanntſchaft. Auch zeigt man die Tugend nicht von ihrer ſchönen Seite, ſondern macht ſie denen, welchen man ſie einprägen will, durch das pedantiſche und wortreiche Zureden ſo langweilig als möglich, und thut ſich etwas darauf zu Gute, ſie als eine ſchwere Pflicht ſelbſt da zu bezeichnen, wo ihre Uebung ſchönen Seelen leicht werden muß.

Im Kleinen wiederholt ſich immer noch, was einſt dem berühmten Winckelmann geſchah. Als er gezwungen wurde, die allergeſchmackloſeſten Predigten eines Vorgeſetzten ſonntäglich anzuhören, faßte ihn zuletzt ein unwiderſtehlicher Ekel und er lief davon, um katholiſch zu werden und in Rom in der ſchönen Sinnlichkeit des alten Heidenthums zu ſchwelgen. Was man auch gegen einen ſolchen Schritt mit gutem Grund einwenden kann, ſo muß man doch geſtehen, daß er motivirt und daß dies ein Fall war, in welchem die allzu tief beleidigte Natur an der moraliſchen Pedanterei ſich rächte.

lächerliche Erbſünde, von der kein gebildeter Menſch mehr ſprechen darf. Sie iſt die Laſt, die dem Genius des Fortſchritts wie Blei an den Füßen hängt und ihn nicht fortläßt, mag er noch ſo wild mit ſeinen Flügeln ſchlagen.

3.

Vom Stoff.

Soweit der Raum ſich erſtreckt, ſoll er auch mit Stoff, mit Materie ausgefüllt ſeyn, lehrt die falſche Wiſſenſchaft. Man begreift, warum ſie zugleich Gott leugnet, es geſchieht gleichſam aus Mitleid gegen Gott, denn es würde ihm doch gar zu viel zugemuthet werden, wenn er nur zu dem Zweck exiſtirte, fort und fort den leeren Raum mit Stoff auszufüllen. Der Raum wäre, wie das Faß der Danaiden, immer gefüllt und doch immer noch leer, weil er unendlich iſt und alſo immer welcher übrig bleibt, der noch auszufüllen wäre.

Die Erfahrung zeigt uns, daß es gar keinen Stoff gibt, der nicht an irgend einen flüſſigen oder feſten, doch immer begrenzten Körper fixirt wäre und einem beſtimmten Zweck der Natur diente. Nirgend kommt ein einfacher Stoff vor. Trotz aller Fortſchritte der Chemie hat ſich doch die große Mannigfaltigkeit der Stoffe noch niemals auf einen einfachen Urſtoff reduciren laſſen. Man findet vielmehr, daß die Stoffe ſo verſchieden ſind, als die Zwecke, denen die Körper dienen ſollen. Woher alſo die willkürliche Vorausſetzung einer abſoluten und allgemeinen Urmaterie, die den ganzen Raum ausfüllen und von Ewigkeit her ſeyn ſoll? Gleichwohl kann man kaum ein Lehrbuch der Naturkunde aufſchlagen, man findet darin die Urmaterie als etwas, was ſich von ſelbſt verſtünde.

Obgleich kein Menſch jemals etwas von einer Urmaterie geſehen hat, wird ſie von der falſchen Wiſſenſchaft genau beſchrieben als dünn und unſichtbar, ſo lange ſie ſich nicht zu einem Nebel verdichtet. Weil man am nächtlichen Sternenhimmel einige ſogenannte Nebelflecke, übrigens von verhältnißmäßig nur geringem Umfang ſieht, bildete die falſche Wiſſenſchaft ſich ein, das ſeyen noch kleine Ueberreſte oder Fetzen der Urmaterie, die zufällig noch zurückgeblieben ſeyen nachdem die Hauptmaſſen derſelben ſich ſchon zu feſten Himmelskörpern oder Sternen verdichtet hätten.

Weiter bildet die falſche Wiſſenſchaft ſich ein, die dünne Urmaterie ſey kein zuſammenhängendes Fluidum, ſondern beſtehe aus unendlich kleinen, nicht mehr theilbaren, ſtaubartigen Körperchen, den ſog. Atomen. Das iſt aber wieder ein ungeheurer Widerſpruch, daß etwas ein Körper und doch nicht theilbar ſeyn ſoll. Es kann daher gar keine Atome geben und gibt auch keine. Es iſt noch nie und nirgend ein Atom geſehen worden. Soweit es der Chemie gelungen iſt, Körper in ihre Beſtandtheile zu zerlegen, iſt ſie doch immer nur auf verſchiedene, noch mannigfach von einander abweichende, ja entgegengeſetzte Stoffe geſtoßen, niemals aber auf einen einfachen und gleichen Urſtoff. Wozu alſo ſollte man gegen alle Logik und Erfahrung doch eine Urmaterie vorausſetzen?

Was man für Ueberreſte der Urmaterie am Himmel angeſehen hat, Nebelflecke, dazu Kometenſchweife, das Zodiakallicht, plötzlich bei Tage eintretende Finſterniſſe, laſſen ganz andere Erklärungen zu.

Bekanntlich hat Büchner den Satz aufgeſtellt, der Stoff ſey eher dageweſen als die Kraft, und er hat die Sache damit leicht abzuthun gemeint, indem er ſagt, die Kraft ſey

an den Stoff „gebunden". Ja er genirt sich gar nicht, vom Stoff zu sagen, derselbe sey auch „der Träger aller geistigen Kräfte".

Den Beweis liefert die Chemie, welche den Stoff als schlechterdings unzerstörlich, also auch als das Ursprüngliche und Ewige offenbart, denn jede angebliche Zerstörung eines Stoffes ist nur dessen Umänderung, Stoffwechsel. Das Korn geht als Brod durch den Leib, wird Mist, verschwindet in der Erde nicht, sondern wächst im Halm wieder empor. Das verbrennende Holz setzt sich ab als Asche und fliegt zum Theil davon als Rauch, der Stoff aber bleibt und geht nur neue Verbindungen ein.

Diese Dauerhaftigkeit der Materie muß unbedingt zugegeben werden für den Raum und für die Zeit, welche die gegenwärtige Natur einrahmen. Sie gehört zu deren innerer Gesetzmäßigkeit und dient, wie alles in der Natur, als Mittel zum Zweck für die Menschen. Sie ist also nur eine Eigenschaft der Natur und keineswegs ihre erste Ursache. Noch viel weniger kann von ihrer Ursprünglichkeit und Ewigkeit überhaupt die Rede seyn, da die Natur selbst nichts Ursprüngliches und Ewiges ist, wie wir dies schon bei der Erklärung der Begriffe Raum und Zeit nachgewiesen haben.

Die wahnsinnige Behauptung, welche die Wahrheit auf den Kopf stellt, daß nur der Stoff das Ewige sey, der Geist aber das Vergängliche, wäre nur lächerlich, wenn sie nicht zugleich die Unsittlichkeit beförderte. Der Materialismus verbreitet unter dem gemeinen Volk die Meinung, es gebe keine Unsterblichkeit der Seele; wenn der Mensch sterbe, so sey es aus mit ihm und er dauere als Geist oder Seele oder selbstbewußtes Wesen nicht fort, nur sein von Würmern gefressener Leib dauere fort, zerfalle in Staub, hafte aber wieder andern

Körpern an. Die Hauptſache iſt hier, daß dem Menſchen mit dem Glauben an Fortdauer nach dem Tode auch der Glaube an die Vergeltung im Jenſeits ausgeredet wird, daß man ihm daher die Verſicherung gibt, er könne diesſeits ſündigen und freveln wie er wolle; wenn er ſich nur vor irdiſcher Strafe zu hüten wiſſe, ſo bleibe er ohne Verantwortung und ſolle nur ſorgen, auf Koſten anderer das Leben zu genießen. Eine Lehre, die nur zu leicht bei gemeinen Seelen und bei der unerfahrenen und verführten Jugend Eingang findet.

Hören wir, was Büchner in ſeinem berüchtigten Buche „Kraft und Stoff" im Jahr 1855 der Welt verkündet hat. Er ſucht zu beweiſen 1) die abſolute Unmöglichkeit einer Kraft ohne Stoff, daher auch die Unmöglichkeit einer Exiſtenz Gottes vor der von ihm erſt zu erſchaffenden Welt, 2) die Ewigkeit des Stoffes und der davon unzertrennlichen Kraft, ohne Schöpfung und auch ohne Ende. Außer der Materie, die, wenn auch in mannigfacher Form ſich wandelnd, doch nie verringert oder vermehrt werde, gebe es lediglich nichts. Die der Materie unter beſtimmten Verhältniſſen innewohnende Kraft höre mit dieſen beſtimmten Verhältniſſen wieder auf, nur die Materie ſelbſt daure ewig fort, indem ſie wieder anderartige Verbindungen eingehe und ſomit neue Kräfte in ihr geweckt werden. Die Geſetze, nach welchen die Materie verſchiedenartige Verbindungen eingehe, Formen und Kräfte annehme, ſeyen eben ſo ewig wie ſie ſelbſt und durchaus unfreiwillig, geiſtig todt wie die Materie ſelbſt, lediglich etwas Mechaniſches. Eines Gottes, als Schöpfers, Erhalters und Regierers dieſer materiellen Welt brauche es gar nicht, ja ſeine Vorausſetzung ſey eben ſo unlogiſch als unnatürlich, denn ſein angeblicher über der Materie ſtehender Geiſt würde, wenn er ſich überhaupt bemerklich machen könnte, nur ſtörend in

den ewigen durchaus vollkommenen Mechanismus eingreifen. Die Materie bedürfe keines äußeren Regenten, sie regiere sich selbst. „Aus Nichts kann keine Kraft entstehen", sagt Liebig. Sie kann sich nur am Stoff äußern, mithin muß der Stoff so ewig seyn, wie die Kraft.

„Ich habe den Himmel überall durchsucht," sagte der große Astronom Lalande, „und nirgends die Spur Gottes gefunden." Und als der Kaiser Napoleon den berühmten Astronomen Laplace fragte, warum in seinem System der himmlischen Mechanik nirgends von Gott die Rede sey, antwortete derselbe: „Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse!"

Büchner sucht 3) zu beweisen, so wenig wie es einen Gott geben könne außer der Materie, eben so wenig auch eine unsterbliche Seele, getrennt vom irdischen Leibe. Der Mensch sey eigentlich nur ein Thier. „Es ist eine höchst interessante und belehrende Thatsache, daß alle Embryonen einander gleichen und daß es oft geradezu unmöglich ist, ein entstehendes Schaaf von einem entstehenden Menschen, dessen künftiges Genie vielleicht die Welt bewegen wird, zu unterscheiden. So getrennt die beiden Geschlechter des Menschen in ihrer letzten Ausbildung erscheinen, so ist es doch in den ersten Monaten des menschlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu sagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geschieht, mag vielleicht von ganz zufälligen äußerlichen Bedingungen abhängig seyn." Diese ursprüngliche Verwandtschaft der Embryonen, verbunden mit Joh. Müllers Entdeckung der Entstehung von Schnecken aus Holothurien, scheinen Herrn Büchner die Entstehungsgeschichte der Thier- und Menschenwelt hinreichend zu erklären. Es

brauche da, meint er, keiner Geneſis, keines Adam, den Gott vor allen Thieren des Paradieſes auszeichnet ꝛc. Die Sache ſey viel einfacher und natürlicher zugegangen. Jede höhere Thierart ſey nach und nach aus der vorherigen niedern entwickelt worden. „Wenn aber ſelbſt heute noch Verhältniſſe aufkommen können, unter denen ein ſo außerordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwiſſenſchaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, daß einſt Verhältniſſe müſſen beſtanden haben können, unter denen auch in der höhern Thierwelt ein ſolcher Vorgang möglich war, oder unter denen ein Affe, ja irgend ein beliebiges anderes Thier einen Menſchen gebar!“ Büchner findet das beſtätigt, ſofern die älteſten Menſchenſchädel, die man kenne, noch ſehr affenartig ausſähen.

Die höhere ſ. g. geiſtige Bildung ſelbſt hält er einzig für ein Ergebniß chemiſcher Prozeſſe im Stoffe. Was der Inſtinct der Thiere ſey, das ſey auch noch der vollkommenſte Verſtand im Menſchen, einzig mechaniſches Product aus gegebenen im Stoff wirkſamen Kräften. Der Gedanke ſey Produkt einer Gehirnthätigkeit, weiter gar nichts. „Ohne Phosphor kein Gedanke,“ hat ſchon Moleſchott geſagt. „Die Gedanken ſtehen in demſelben Verhältniß zum Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren,“ hat Vogt geſagt. Denken iſt harnen, die Philoſophie Vogts ſelbſt nur (was wir niemals bezweifelt haben) ein Seich.

Aus denſelben Gründen ſpottet Büchner auch über die Fiction des ſ. g. Sittlichen. Denn ein Sittliches könne es eben ſo wenig geben, wie ein Geiſtiges. Der Menſch handle wie das Thier, nur unter gegebenen Verhältniſſen und nach dem ihm angelernten, eben durch die Verhältniſſe be-

dingten Instinct. Da sey alles nur relativ und es gebe ein allgemein anerkanntes Gutes eben so wenig als Schönes.

Von Religion könne nun vollends gar nicht die Rede seyn. Büchner hält den Gott der Christen wie die Götter der Heiden für einen großen Reflex der Menschheit, für eine Selbstbespiegelung des Menschen, zunächst aus Feigheit und Furcht hervorgegangen. Es gebe keinen Gott und könne keinen geben; was wir Gott nennen, sey ein leeres Phantasiegebilde (S. 185). Der Mensch allein sey Gott: „Unserer Zeit war es vorbehalten, den praktisch längst entschiedenen Sieg des menschlichen Princips über das übermenschliche auch theoretisch und wissenschaftlich zu erringen."

Die angeblichen Gebote Gottes findet Büchner in einer Weise abgeschmackt, daß er sich nicht enthalten kann, sie zu persiflliren.

Zum Ueberfluß sucht er aus der modernen Statistik nachzuweisen, daß die Verbrechen nicht vor den Richter oder ein sittliches Forum, sondern ausschließlich in die Naturgeschichte gehören. Der eine Mensch habe eben mehr die Schaaf-, der andere mehr die Tigernatur an sich. Er handelt mechanisch, instinktartig, er kann nicht anders. Die Nutzanwendung also ist: kümmre dich nicht um Gottes Gebote, noch um Moral, sondern thue, was dir gefällt! Beten erscheint ihm lächerlich und dumm. „Welchen sonderbaren Begriff müssen solche Menschen von ihrem selbstgeschaffenen Gotte haben! von einem allerhöchsten Gesetzgeber, der sich durch ihre Gebete und Seufzer bewegen lassen würde, die von ihm selbst geschaffene unzerstörbare Ordnung der Dinge umzustoßen, seine eignen Gesetze zu verletzen, und in das Walten der Naturkräfte mit eigner Hand zerstörend einzugreifen! Wahrlich, einen sehr niedrigen Begriff! und doch entblöden

sie sich nicht zu behaupten, im Besitze der wahren Gottesverehrung zu seyn! Davon gar nicht zu reden, daß ihnen auch nur die oberflächliche Kenntniß von den natürlichen Bedingungen, unter denen sich Krankheiten verbreiten, ihr Unternehmen als ein höchst lächerliches hätte erscheinen lassen müssen!" Und wie das Gebet, eben so lächerlich sey der Dank gegen Gott. „In der Stellung und den Verhältnissen der Erde zu Sonne, Mond und Sternen wollen beschränkte Geister die zweckmäßige Fürsorge des Himmels erblicken. Aber sie bedenken nicht, daß sie Folge und Ursache verwechseln und daß wir eben nicht oder anders organisirt wären, wenn die Schiefe der Ekliptik eine andere oder nicht vorhanden wäre."

Dies wird genug seyn, um den Inhalt des Büchner'schen Buches zu charakterisiren. Man sieht, er fällt aus dem wissenschaftlichen Ton in die allgemeinste Blasphemie, in den eines gebildeten Mannes unwürdigsten, ja schofelsten Ton und wir müssen uns billig verwundern, daß die Universität Tübingen einen solchen Privatdocenten hatte. Während er nur die bekannten Sätze älterer und neuerer Materialisten nachschreibt und auch nicht einen einzigen neuen und eignen Gedanken vorbringt, verschmäht er es sogar, irgend ein edles Gefühl wenigstens zur Schau zu tragen, sondern legt es absichtlich darauf an, so unnobel und gemein als immer möglich von der ganzen Menschenwelt zu denken. Nur wenige Franzosen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind in einen ähnlichen Ton verfallen; selbst die blasirtesten Freigeister schrieben doch in der Regel dem Menschen, seiner Vernunft, seinem freien Willen eine hohe Würde und eine um so höhere zu, als sie auf ihn übertrugen, was sie an Gott leugneten. Wie freventlich es auch war, nicht mehr an den Schöpfer zu glauben und dagegen das Geschöpf zu

vergöttern, ſo ließen ſie doch wenigſtens noch am Geſchöpf etwas Hohes, Achtbares, einen ſittlichen Werth oder eine geiſtige Freiheit. Aber dieſer Herr Büchner läßt nichts übrig, reißt alles herunter ins Gemeine. In Gott ſieht er nichts, im Menſchen nur einen Affenſohn, und nicht einmal mehr ein natürliches Thier, ſondern nur eine zur Beſtialität abgerichtete Maſchine, ein Vieh-Automat.

Uebereinſtimmend ſagt der berühmte Carl Vogt: „Die anſcheinende Zweckmäßigkeit der Natur iſt nichts Anderes, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. Es hängt von einem Zufalle ab, ob die Naturweſen ihr Daſeyn erreichen oder nicht .... Es herrſcht der Zufall, welcher Elend und Freude ſchafft.*) Rein nur durch phyſikaliſche und chemiſche Kräfte ohne organiſche Subſtanz, ohne bewußten Schöpfer, ja ohne eine leitende Idee entſtand die Welt.**) Unſer ganzes Leben, das Leben ſämmtlicher Organismen, das ganze telluriſche und kosmiſche Leben iſt auf den Grundſatz gebaut, daß die Materie ewig dieſelbe bleibt, ihre Form aber wechſelt.***) Eine ſelbſtändige Exiſtenz und eine individuelle Unſterblichkeit der Seele gibt es nicht. Die Seele iſt ein Product der Entwicklung des Gehirns .... Die Seele iſt kein immaterielles, vom Körper trennbares Princip, ſondern nur ein Collectiv-Name für die verſchiedenen Funktionen, die dem Gehirn ausſchließlich zukommen. Stirbt der Körper, ſo hat auch die

*) Bilder aus dem Thierleben. 372.

**) Phyſiol. Briefe. 2. Aufl. 636.

***) Bilder 356. Dagegen Treffliches bei Reuſch, Bibel und Natur, 44, 179. Boſen, Chriſtenthum, 81.

Seele ihr vollſtändiges Ende.*) Alles Denken, Wollen und Thun des Menſchen iſt nichts Anderes, als das Ergebniß der jeweiligen Ernährung und Umſetzung der Hirnſubſtanz.**) Das Gute wie das Böſe geht aus der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur hervor, die nicht von dem Menſchen abhängt. Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie ſie die Moral, die Strafrechtspflege und Gott weiß wer noch uns auflegen wollen, exiſtirt nicht.“***)

4.

Von der Kraft.

Nur weil die Materie das Träge und Todte iſt, die Kraft aber ſchon etwas vom Geiſt in ſich ſpüren läßt, behauptet der Materialismus den Vorzug und die Urſprünglichkeit der Materie und meint, die Kraft ſey nur etwas Eigenſchaftliches am Stoff. Man hat die Frage ſchon im Alterthum ſcherzhaft aufgefaßt. Man frug: Was iſt eher, die Henne, welche das Ei legt, oder das Ei, in welchem die Henne erſt entſteht?

Seitdem der alte Geiſt der Lüge im Gebiete der ſpeculativen Naturwiſſenſchaft, durch die grenzenloſe Einfalt und Neugier des Publikums verlockt und gewiſſermaßen aufgefordert, ſich den Spaß gemacht hat, zu behaupten, die Materie ſey eher dageweſen als der Geiſt, der Stoff eher als die Kraft, ſeitdem haben die Gelehrten öfters die Köpfe zuſammengeſteckt und der Wiſſenſchaft den Puls gefühlt, ob ſie nicht delirire. Und wie aus Schadenfreude wirft ihnen

*) Bilder 419 ff.

**) Briefe 326.

***) Bilder 445.

Aus derſelben Urſache erklärt ſich, warum den hohlen Tugendhelden, von denen es in unſern Trauerſpielen und Romanen wimmelt, faſt eben ſo viele ſogenannte intereſſante Schwächlinge und Böſewichter entgegengeſetzt wurden. Man mußte ſich an jenen moraliſchen Fratzen ekeln, die nichts als unnatürliche Perſonificationen von allgemeinen Tugendbegriffen waren. Vom affectirten und unwahren Heroismus gelangweilt, kehrte man zur gemeinen Natur zurück und war gleichſam froh, ſtatt jener kalten Götterſtatuen wieder einmal Menſchen zu finden, die menſchlich ſündigten.

In dem Maaße, in welchem die Moral auf Koſten des guten Geſchmacks ihre Grenzen ausdehnte, glaubte umgekehrt der Geſchmack auch auf Koſten der Moral ſeine Herrſchaft erweitern zu dürfen.

Da man des ſchönern Volkslebens, in welchem allein das richtige Maaß ſowohl für die Anſprüche der Moral als des Geſchmacks vorgeſchrieben liegt, entbehrte und das ſchwankende Urtheil jene alte natürliche Grenze zwiſchen beiden nicht mehr zu finden wußte, kam man endlich auf die bequeme Vorausſetzung, beiderlei Anſprüche ließen ſich niemals vereinigen, die Moraliſten möchten ihrerſeits predigen, was ſie wollten, der Geſchmack habe ſeinerſeits gar keine Rückſicht auf die Moral zu nehmen, ſein Gebiet ſey in dieſer Beziehung vollkommen immediat.

Wir können dies in gewiſſem Verſtande zugeben. Die Moral macht in der That an die Produkte des Geſchmacks keine Anſprüche, die nicht der Geſchmack ſelber machen müßte. Allein es wäre gewiß ein falſcher Geſchmack, dem die ſittliche Schönheit fremd bliebe. Entweihung des Heiligen, Beleidigungen des Ehrgefühls verbietet der gute Geſchmack eben ſo gewiß, wie die Moral. Wenn die gemeinſte Geſinnung Gott läſtert, die erhabenſte Religion zu verachten affectirt, die Mannesehre herabwürdigt, den Patriotismus beleidigt, die Ehre des Weibes, die Heiligkeit der Unſchuld verletzt, das Edle lächerlich macht, offenbare Laſter und Schwächen beſchönigt, den niedrigſten Egoismus über die ſchönſten Tugenden triumphiren und ſpotten läßt, ſo iſt dies nicht bloß unmoraliſch, ſondern es iſt auch unäſthetiſch. Der Dichter braucht ſich um die Moral an ſich wenig zu bekümmern, es kann ihm gleich ſeyn, ob dieſelbe in ein Syſtem gebracht iſt oder nicht; allein er muß im beſtimmten Falle, wenn er moraliſche Weſen handelnd einführt,

der frivole alte Göthe die Worte ſeines Fauſt hin, daß ſie daran wieder eine Weile beißen und nagen können. Man kann in der That die Einfalt, wenn ſie mit wichtiger Miene wiſſenſchaftlich zu forſchen ſich einbildet, nicht bequemer berücken, als wenn man ihr ein ſolches Spielzeug in die Hände gibt, ein Spielzeug mit Begriffen, die man drehen und wenden kann wie man will und die, wenn ausgeſpielt iſt, bleiben wie zuvor. Fauſt überlegt, was im Anfang geweſen ſey? das Wort? der Geiſt? die Kraft? und ſchließt mit der That; im Anfang war die That! Da ſperren die andächtigen Schüler Ohren, Augen und Maul auf und glauben, nun ſey Alles klar und abgemacht, während der ſchalkhafte Poet die Frage rein gelaſſen hat, wie er ſie fand. Denn daß alles aus einer That hervorgegangen iſt, beweist heute noch die Thatſache der Natur. Wie aber die That zu Stande gekommen iſt, welcher Wille ſie gewollt, welche Kraft ſie vollbracht, welcher Geiſt ſie ausgedacht? Das ſteht alles noch in Frage wie zuvor.

Für Gott ſind allerdings Geiſt, Gedanke, Wille, Kraft und That nur ein Moment. Dennoch vermögen wir uns eine unbewußte, ungewollte That nicht zu denken, müſſen alſo vorausſetzen, daß der That ein Wille und Gedanke vorangegangen ſind. Was nun vollends die Materie betrifft, ſo iſt ſie etwas ganz Indifferentes, ehe ſie vom ſchöpferiſchen Geiſt durchdrungen die Form annimmt, die ſie eignet, wie im Ganzen ſo im Einzelnen den Zwecken der Schöpfung zu dienen. Es war vollkommen logiſch gedacht, wenn ſchon die alten Inder etwas Wirkliches, Materielles ſich nicht eher denken konnten, als inſofern Gott, der Urgeiſt Brahma, es vorausgedacht hatte. Eben ſo nothwendig war es für Platon, ſich vor der Schöpfung der wirklichen Dinge

die Ideen, Grundgedanken und maaßgebenden Vorbilder derſelben als im Urgeiſt entſtehend zu denken. Dieſe alten Denker der geiſtreichſten Völker des Alterthums ſetzten voraus, nur ein vor allem dageweſener Urgeiſt, die höchſte Vernunft und Weisheit und zugleich die höchſte Allmacht, habe alles, was da iſt, zu einem beſtimmten Zweck geſchaffen und das Material dazu habe ſich von ſelbſt gefunden. Es iſt in der That völlig einerlei, ob man ſagt, Gott hat alles aus Nichts gemacht, oder es war eine todte Materie da, die er wie der Töpfer den Thon formte. In keinem Fall war mehr Thon vorhanden, als er gerade brauchte, und konnte er, wenn keiner vorhanden war, gleich ſo viel ſchaffen, als er brauchte. Der Begriff der Materie iſt nichts Abſolutes, ſondern nur etwas Relatives, nämlich durch den Zweck bedingt. Eine allgemeine, abſolute, für ſich exiſtirende, ſchon vor Gott dageweſene ewige Materie hat nie exiſtirt und wäre auch zwecklos. Denn wozu ſollte ſie exiſtiren, wenn ſie immer todte Materie bliebe? Und wozu bedürfte es, wenn ſie, ſoweit wir ſehen, in der mannigfaltigſten Gliederung durch Gottes Schöpferkraft geordnet und geformt iſt, noch eines weiteren Reſtes von Urmaterie, die in einem unendlich weiten Raum ausgedehnt, gänzlich formlos und todt bliebe?

Welche Kraft äußerte ſich zuerſt in der Natur? Ohne Zweifel die, welche die Sterne in Bewegung ſetzte und harmoniſch ordnete. Denn obgleich es ſich bei dieſer Anordnung der Himmelskörper nur darum handelte, ihre Oberfläche zur Wohnung und Heimath der Kinder Gottes, der Vernunftweſen, welche auf unſerer Erde die Menſchen ſind, einzurichten, und der Zweck der Schöpfung überhaupt nur die gottähnlichen und unſterblichen Vernunftweſen ins Auge faßte, alles andere in der Schöpfung aber nur Mittel für

dieſen Zweck war, ſo kam dem Mittel doch inſofern eine Priorität zu, als eben das Haus eher fertig ſeyn mußte, ehe der Bewohner einziehen konnte.

Alſo fragen wir zuerſt nach der Kraft, welche das Firmament bewegt. Newton iſt vielfach angefochten, ja geſchmäht worden, weil er den Mechanismus in den Bewegungen der Himmelskörper von einem erſten Anſtoß herleitete, welchen Gott der großen Maſchine gegeben habe, worauf ſich dieſelbe auch ohne ſein weiteres Zuthun regelmäßig fortbewegt habe, wie ſich eine Uhr fortbewegt, auch wenn der Uhrmacher nicht mehr nach ihr ſieht. So lange die Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchritt zum Wahnſinn noch nicht ſoweit gediehen war, um die Kraft, die den Stoff bewegen ſoll, als natürliches Attribut des Stoffes zu proclamiren, ſuchte man nach der unbekannten Urſache der Kraft überall da, wo ſie nicht zu finden war, nämlich nicht in Gott. Da fand Pohl, daß, wenn ein Kupferdraht, welcher einen galvaniſchen Strom leitet, von dem Pol eines gewöhnlichen Magneten in eine drehende Bewegung verſetzt werde, ohne einen anfänglichen Impuls, ſo ſey damit auch die Bewegung der Himmelskörper zu erklären. Die Sonne nämlich wirke auf die Planeten, wie der Magnet auf den Kupferdraht.

Man muß ſich wundern, daß auf eine ſolche Entdeckung auch nur vorübergehend ein Gewicht gelegt worden iſt, denn wenn man im Galvanismus oder Elektromagnetismus eine Urſache der erſten Bewegung finden will, ſo muß doch erſt wieder gefragt werden, woher dieſer Elektromagnetismus? Auch er kann nicht von ſelbſt entſtanden ſeyn.

Mit den Naturkräften, welche die Bewegung der elementaren Maſſen, ihre Veränderungen und den Stoffwechſel bewirken, verhält es ſich nicht anders, wie mit den beleben-

den Kräften des Organismus. Sie gehen alle von einem Punkt aus, dem punctum saliens, dem ersten Motiv, und sind der Anfangspunkt einer Bewegungs- und Verwandlungsreihe in der unorganischen, oder eines Lebens und Wachsthums in der organischen Natur. Wie der Lebensprozeß in der organischen Natur den gegebenen Stoff nicht blos modifizirt, sondern auch ganz neue Stoffe erzeugt, so gibt es auch schon in der unorganischen Natur verwandte Prozesse, bei denen Elektricität, Magnetismus, Chemismus in Bezug auf die großen elementaren Massen eben so bestimmend wirken, wie der Lebensprozeß in der Pflanze und im Thiere. In dem unscheinbaren Keime der Pflanzen und Thiere liegen stoffbildende Kräfte, die sich aus ihrer Umgebung nicht erklären lassen. Aus Schwefelblumen keimen Pflanzen empor, welche Kieselerde enthalten. Im weichen Dotter des Eies bilden sich die kalkhaltigen Knochen des jungen Vogels aus. Man hat Proben gemacht, aus denen hervorgeht, daß die Pflanzen die eigenthümlichsten Stoffe, die sie enthalten, weder aus dem Boden, noch aus einem Luftwechsel erhalten haben können. Aus demselben Boden, aus demselben Wasser, derselben Luft zeitigt der Lebensprozeß in der Pflanze die verschiedenartigsten Harze, Oele, Zucker, Gewürze, Giftstoffe ꝛc., d. h. er schafft sie, denn sie waren vorher nicht da.

Nahezu verhält es sich auch so mit dem anorganischen Lebensprozeß, wenn man ihn so nennen darf. Auch die elektromagnetischen Kräfte sind beim Stoffwechsel der elementaren Massen thätig. Dasselbe gilt von allen Formen in der Natur. Die Form der Pflanze ist schon im Keim, die des Thiers schon im Ei gegeben. So sind auch die Formen der Elemente durch die in ihnen wirkenden Kräfte gegeben.

5.

Von der sogenannten Natur.

Natur ist wörtlich, was geboren werden, was entstehen soll. Wie aber das Kind nicht sein eigener Vater ist, so ist auch die Natur nicht das sich selbst Gebärende und Geborene zugleich, sondern nur das Geborene.

Gleichwohl unterlassen es die meisten modernen Naturforscher, von Gott dem Schöpfer zu reden. Sie nehmen das Naturganze als gegeben an und glauben oder wollen glauben machen, die Natur sey von selbst entstanden und die Gesetzmäßigkeit, die wir in ihr wahrnehmen, habe sich von selber gemacht. Was soll das aber heißen, wenn man sagt, die Natur ist weise, ist gütig, die Natur ist die größte Künstlerin, die Lehrmeisterin der Thiere, denen sie Instinkte einpflanzt, ja sie thut Wunder, diese gute Mutter. Wo existirt denn aber diese Dame Natur? Wo sitzt ein weibliches Selbstbewußtseyn des Weltalls, wie es hier so naiv vorausgesetzt wird? Mit welcher lächerlichen Scheu umgeht man Gott den Vater! die Natur ist das Erschaffene, nicht der Schöpfer, das Werk und nicht sein Urheber. Im Grunde genommen reden die Naturforscher blos deswegen nicht mehr von Gott, weil es sie ärgert, daß Gott die Dinge gemacht habe, nicht sie. Bekanntlich war dies der lebenslängliche Aerger des großen Humboldt, weshalb er Gott in der Natur gänzlich ignorirt, niemals ein Werk Gottes als solches bewundert, sondern immer nur die gelehrten Herrn, die irgend etwas in der Natur zuerst gesehen, entdeckt oder erklärt haben, allein lobpreist, als seyen sie die eigentlichen Schöpfer.

Sieht man von Gott ab, so verliert man auch jedes Verständniß vom Zweck der Schöpfung, betrachtet sie nicht

mehr als ein Werk göttlicher Liebe zum Beſten der Vernunftweſen oder Kinder Gottes und vergißt auch das in ihr liegende ſittliche Geſetz. Es bleibt dann nur ein geiſt- und ſeelenloſer Mechanismus übrig, in welchem ſich Kräfte und Stoffe ausgleichen, und eine todte Claſſifikation ſog. Naturreiche, Claſſen und Gattungen von Geſchöpfen. Die Syſteme dieſer Art gehen alle den Irrweg bei der Hauptſache vorbei, weil ſie den Zweck der Natur außer Augen laſſen. Es ſind trockene, hölzerne Schablonen, in welche ſie die lebendige Natur einzwängen. Jedes Naturreich wird beſonders abgehandelt; in welchem lebendigen unzertrennbaren Zuſammenhange ſie ſtehen, welchem Zwecke ſie gemeinſchaftlich dienen, davon iſt nicht die Rede. Alles Lebendige wird ſecirt, dann legt man Knochen zuſammen und conſtruirt daraus die Thierwelt. Man claſſifizirt die einzelnen Beſtandtheile und ſieht vom Ganzen ab.

Die Naturwiſſenſchaft darf nicht dabei ſtehen bleiben, jeden organiſchen oder unorganiſchen, jeden lebendigen oder unlebendigen Körper ſchlechthin als vorhanden zu nehmen, wie er iſt und nur zu beſchreiben, ſondern ſie muß nach dem warum? fragen. Warum iſt die Erde, der Berg, der Fluß, das Mineral, die Pflanze, das Thier grade ſo beſchaffen und nicht anders? Wozu dient es? welchen Zweck hat es im Ganzen der Natur und namentlich in Bezug auf den Menſchen, den Herrn der Natur? Erſt wenn die Naturwiſſenſchaft ſich auf ſolche Fragen einläßt, kann ſie ihr Ziel erreichen. Bisher haben nur wenige Denker, meiſt nur Reiſende, welche die Pflanzen und Thiere nicht in Herbarien, Menagerien und Naturalienkabineten ſtudirten, ſondern lebendig in ihrer Heimath beobachteten, und geiſtvolle Geographen, die ihre Beobachtungen combinirten, in dieſe Tiefen

des Naturzwecks hineingeblickt. Auch Theologen haben gelegentlich auf die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung hingewiesen und Beweise der göttlichen Weisheit und Güte daraus entnommen, aber sie sind von den Fachmännern meist nur verlacht und verhöhnt worden, zumal seitdem die materialistische Schule so sehr in Aufschwung kam.

6.

Vom Zweck der Natur.

Die Naturforscher der neueren Zeit haben einen Bann und Fluch darauf gelegt, man solle bei Leibe in der ganzen Natur nur nichts zweckmäßig finden wollen. Diese Scheu und Furcht vor dem Zweckmäßigen ist wahrhaft lächerlich. Sie hängt mit der Scheu vor dem Christenthum, mit dem Hasse der Bibel aufs innigste zusammen. Man will den Schöpfer, eine Schöpfung nach Gottes Weisheit für die Zwecke seiner Liebe, zum Wohl seiner Geschöpfe nicht gelten lassen. Reiner Zufall soll beim Werden der Dinge entschieden haben, einem Schöpfer und Vater will man zu nichts verpflichtet seyn. Nicht Gottes Weisheit will man anerkennen in der Natur, sondern nur die eigene Weisheit in dem, was man aus der Natur macht oder in sie hineinlegt. Vom Neigungswinkel der Ekliptik an bis zu dem des thierischen Zahnes ist alles in der Natur zweckmäßig, ja nur zweckmäßig, aber das soll man um keinen Preis sagen dürfen. Man würde sonst in den Verdacht kommen, man glaubte an einen Gott, der alles gemacht habe. Man soll glauben, alles sey von selbst entstanden und nur für sich selbst da. Daß eines nur Mittel für das andere sey und am Ende alles nur einem letzten göttlichen Zwecke diene,

in einer vom Niedrigſten zum Höchſten aufſteigenden Stufenfolge, wird verworfen. Man läßt keine Weisheit Gottes in den Werken der Natur gelten, ſondern nur einen Ruhm der Erklärer. Nach dem heute vorherrſchenden Schulbegriffe iſt nichts in der Natur zweckmäßig, außer was einem Profeſſor Anlaß gibt, mit einem mihi zu prahlen.

Beiſpielsweiſe wählen wir aus dem Werk des Profeſſor Kraus über die ſüdafrikaniſchen Cruſtaceen deſſen Beobachtungen über die wunderbare Zweckmäßigkeit im Bau dieſer krebsartigen Thiere aus. Sie kommen in unzähligen Arten und in den mannigfaltigſten Formen vor und weichen zumal in ihrer Lebensweiſe auf die verſchiedenſte Art von einander ab. Dieſer beſtimmten Lebensweiſe aber iſt jedesmal ihre äußere Geſtaltung und die Beſchaffenheit ihrer Glieder ſo vollkommen angemeſſen, daß ſich die Abſichtlichkeit der Natur kaum in einem andern ihrer Werke ſo deutlich verräth. Herr Kraus ſtudirte ſie vornehmlich in der Natalbay im ſüdlichen Afrika, wo warmes Klima und Schlamm ihre Erzeugung beſonders begünſtigen und wo ſie in größter Menge und Verſchiedenartigkeit vorkommen.

Die ſ. g. Schwimmkrabben ſind ausnehmend breit, glatt und leicht und alles in ihrem Bau iſt auf ein bequemes Schwimmen im Meere berechnet; gleichwohl widerſpricht Herr Kraus der Meinung früherer Naturforſcher, denen zufolge ſie das hohe Meer bewohnen ſollen. Er hält vielmehr dafür, daß ſie urſprünglich am Ufer erzeugt, aber mit dem Tang, in dem ſie leben, vom Ufer abgeriſſen und ins hohe Meer geführt werden. — Andere Krabben leben auf dem Uferſande und darauf iſt ihr Bau wieder ſo genau berechnet, daß man kaum paſſendere Apparate zum Eilen über den Sand und raſchen Eingraben in den Sand erſinnen

kann. — Wieder andere leben in engen Felſenritzen am Ufer und denen paßt ſich der Bau wieder genau an. Harte Schalen ſchützen vor dem Reiben am Fels, die Füße ſind kurz, um in den engen Löchern eingezogen werden zu können; nur die aus den Löchern vorgeſtreckten Scheeren ſind groß und gewaltig, — noch andere leben auf Steinen und Wurzeln ꝛc. auf unebenem Boden, zu deſſen leichter Ueberlaufung ihnen ſehr lange Füße gegeben ſind. Einige haben genau die Farbe des Bodens, ſo daß man ſie ſchwer unterſcheiden kann. Einige laufen mit unglaublicher Schnelligkeit. — Eine Art lebt im Schlamm, den ſie mit einer ſehr ſtarken Scheere durcharbeitet; weil zwei dazu nicht nöthig ſind, iſt eine gegen die andere verkümmert. — Andere haben Apparate zum feſteſten, faſt unlösbaren Anklammern an Felſen oder Algen, weil ſie ſich im Meere den wüthendſten Stürmen ausſetzen. Wieder andere haben eine Schaale, wie die Schildkröte, und ziehen ſich in dieſelbe hinein, wenn ein Feind naht. Noch andere verſtecken ſich in leeren Muſcheln aller Art. Eine Art bedeckt ſich mit einem Schwamm, oder einem andern leichten Körper und trägt ihn beſtändig mit ſich herum, als Mantel oder Maske. Einige ſind ſehr ſchön gezeichnet, andere phantaſtiſch ſpinnenartig gebaut, einige ſehr groß; einige können auch einen Ton von ſich geben. Kurz ſie bieten die mannigfaltigſten und intereſſanteſten Varietäten dar, und ihre Beſchreibung füllt eines der merkwürdigſten Blätter der allgemeinen Naturgeſchichte aus.

Im zweiten Bande der vergleichenden Erdkunde von Arabien charakteriſirt Karl Ritter das Kameel als ein Thier, welches ausdrücklich zu dem Zweck geſchaffen ſey, die Wüſte für Menſchen paſſirbar und bewohnbar zu machen und um die Cultur Völkern zu vermitteln, die ſie noch nicht kannten.

Nur durch das Kameel gelangt man in die Wüſte und durch die Wüſte, entdeckt man deren Quellen und Oaſen, wo man ſich niederlaſſen kann. Ohne das Kameel könnte man die weite Wüſte nicht durchreiſen, wären Handel, Verkehr und Wanderungen geſperrt. Dient dieſes nützliche Thier der Cultur auf ihrer niederſten Stufe, ſo dient dagegen das Pferd ſchon den Zwecken höherer Cultur ꝛc. Wie von den Thieren läßt ſich auch von den Pflanzen dasſelbe ſagen. Ohne gewiſſe Pflanzen könnten in iſolirten Ländern oder auf Inſeln keine Menſchen leben, könnten gewiſſe Stufen der Cultur gar nicht erreicht werden. Ohne den Brodbaum kann der Südſee-Inſulaner nicht leben, ohne die Kartoffeln können es nicht einmal mehr die europäiſchen Bevölkerungen. In Papyrusrollen hat ſich das Andenken der älteſten ägyptiſchen Cultur erhalten, wie in den deutſchen Namen Buch und Blatt noch der Beweis liegt, daß der Deutſche ſeine erſten Schriftzüge in Buchenholz einſchnitt oder auf Blätter ritzte. Vom hohen Waldbaum an, den wir zum Schiffsmaſt zimmern, bis zum kleinſten Heilkraut, das uns von Krankheit befreit, iſt alles in der Natur auf den Menſchen berechnet, durch göttliche Weisheit zum Nutzen des Menſchen vorgeſehen.

Ein wunderbarer Humor in der Natur verräth in ſcheinbarer Zufälligkeit die tiefe Abſicht. Darüber drückt ſich Schleiden (die Pflanze und ihr Leben S. 71) einmal ſehr gut aus: „Daß bei dem durch den heißen Sand der Sahara aufgehobenen Gleichgewicht der Luft der Wind den leichten Pollen der Dattelpalme umherweht, iſt freilich ein natürliches Ereigniß, aber was hat denn der Wind mit der Dattelernte und mit dem Lebensunterhalte von Millionen Menſchen zu ſchaffen? was weiß die ſeelenloſe Welle, welche die Cocosnuß zu fernen Inſeln trägt, wo ſie am Ufer keimt,

ſie ſo handeln laſſen, wie es ihrem Charakter gemäß iſt. Dann aber wird er unbewußt nur daſſelbe thun, was die Moral verlangt. Er wird das Edle als edel, das Gemeine als gemein darſtellen. So verlangt es der gute Geſchmack und mehr verlangt auch die Moral nicht.

Die Kunſt ſoll ſich keineswegs bloß auf das tugendhafte Gebiet beſchränken. Das ganze Reich menſchlicher Laſter und Thorheiten ſoll ihr unterthan bleiben. Nur ſoll ſie das Gemeine nehmen wie es iſt, es nicht beſchönigen. Im Contraſt gegen das Edle kann es in die erhabenſte Dichtung aufgenommen werden und außerdem ſteht ihr das ganze unermeßliche Gebiet des Komiſchen offen. Hat die Kunſt hier nicht Freiheit genug? Iſt es irgend nöthig, daß ſie, um noch freier ihren Reichthum zu entfalten, die ewigen Geſetze des Schönen umkehrt und das Haſſens- oder Verachtungswürdige entſchuldigt und liebenswürdig darſtellt, das Heilige aber läſtert und verſpottet? Wie reich iſt Shakespeare an Charakteren aller Art vom höchſten bis zum niedrigſten! Iſt aber auch nur ein einziger darunter, der ſich in einer falſchen Stellung befände oder Prätenſionen machte, die ihm nicht ziemen? Der großmüthige Charakter wird nie herabgezogen, der gemeine nie hinaufgeſchraubt. Der Dichter entfaltet eine phantaſtiſche Welt, größer, reicher, ſchöner als ſie je ein Weſen, das nicht Gott ſelbſt iſt, geſchaffen, und doch iſt in dieſer Welt nichts, was mit der wirklichen Welt und ihren moraliſchen Geſetzen im mindeſten in Widerſpruch ſtände. Bei ihm iſt Tugend Tugend und Laſter Laſter, Kraft iſt Kraft und Schwäche Schwäche. Iſt Shakespeare nun darum ein weniger großer Dichter, weil er jenen ewigen Geſetzen gehorſam geblieben iſt? Oder übertreffen ihn wohl die neuern Dichter, die mit jenen Geſetzen willkürlich geſpielt, ſie verkehrt, die Tugend bekrittelt, das Laſter gerechtfertigt, die verächtlichſte Schwäche als liebenswürdige Genialität geprieſen, das Gemeine ſophiſtiſch als das Urrecht der Menſchheit emancipirt haben?

Gewiß werden die Geſetze, die in der ſittlichen Natur des Menſchen liegen, die ihn ſein Gewiſſen lehrt, die tief ins Völkerleben verwachſen ſind, die durch die ganze Weltgeſchichte ſich bewährt und deren Wahrheit uns jeden Tag auf irgend eine Weiſe neu eingeprägt wird, gewiß werden dieſe weltalten Geſetze nicht ſo mir nichts dir nichts durch die Willkür einiger moderner Poeten

Bibliothek Leipzig

daß dadurch der Ausbreitung des Menschengeschlechts der Weg gebahnt wird? begreift der Käfer, der durch sein Naschen die Vermehrung der kamschatkischen Lilie erleichtert, daß ihre Zwiebeln in folgenden harten Wintern die ganze Bevölkerung Grönlands vor dem Hungertode schützen werden? Hier ist die Aufgabe des Naturforschers zu Ende und statt aller Antwort weist er über die Raumwelt der todten Massen hinaus dahin, wo wir in heiliger Ahnung den Lenker der Welten suchen."

7.

Von der Erde.

Die Wohnung, welche Gott seinen Kindern auf dieser Erde bereitete, war natürlicherweise der Schöpfung des ersten Menschen selbst vorangegangen, hatte aber keinen andern Zweck, als eben die Wohnung der Menschen zu seyn. Der runde Erdkörper breitete nach allen Richtungen hin seine Oberfläche aus mit Land und Meer, Gebirgen, Flüssen, Ebenen, alle in ihrer ursprünglichen Verschiedenheit schon berechnet auf die Menschen, welche hier Gelegenheit haben sollten, sich nicht einförmig und einseitig, sondern mannigfach und vielseitig auszubilden. Wo der Mensch nun auch auf der Oberfläche der Erde sich befinden mochte, er hatte die Landschaft um sich und das Himmelsgewölbe über sich. Von oben her kam ihm durch den Lauf der Gestirne der Wechsel von Tag und Nacht und der Wechsel der Jahreszeiten. Das Meer schied die Länder, um die Menschen bald zu trennen, bald wieder gegenseitig anzuziehen. Alle Elemente machten sich den Menschen dienstbar und brachten ihnen ihre reichen Produkte zum Opfer. Was den Menschen nicht

unmittelbar zu ihrer Exiſtenz nothwendig war, diente ihnen zum Schmuck, zur Verſchönerung des Lebens.

In allen dieſen Schöpfungen gibt ſich ein überaus weiſes Geſetz und eine tief innerliche Harmonie zu erkennen. Durch die Wiſſenſchaft der Aſtronomie, Phyſik, Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie iſt dieſes Geſetz erläutert worden. Aber das Ganze, was wir Natur nennen, iſt damit noch keineswegs erklärt, denn ihre Geſetzmäßigkeit iſt nicht ihr Weſen, noch der Zweck, um deſſentwillen ſie geſchaffen iſt, ſondern nur das Mittel, deſſen ſich Gott bediente, um ſeinen Kindern in der Zeitlichkeit ihres Probedaſeyns den angemeſſenen Wirkungskreis zu gewähren.

Man ſoll keinen zu geringen Werth auf die Harmonie der Natur legen, aber auch über ihr den Zweck nicht vergeſſen, zu dem ſie da iſt. Die Einſicht in den Wunderbau der Natur iſt nicht die letzte unter den Gnaden, welche der Vater ſeinen Kindern hat zu Theil werden laſſen. Aber man ſoll nicht allein auf den Wunderbau ſehen wollen und die Hauptſache, die Bewohner, die Herrn der Natur darüber vergeſſen.

Die großen Entdeckungen in der Aſtronomie, des Umlaufs der Erde um die Sonne, der Sonne um ein noch mächtigeres Centralgeſtirn (nach Mädler wahrſcheinlich die Plejaden) der Planetenharmonie in unſerm Sonnenſyſtem ꝛc., erweitern unſern Horizont, weiſen uns auf etwas Wundervolles hin, was wir noch nicht erreichen können, und ſind ein ſichtbarer Beleg für das, was die Schrift ſagt: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ Es wäre jedoch verwegen und irrig, wenn wir im großen Weltgebäude Ziele und Zwecke ſuchen wollten, die über das uns geoffenbarte göttliche Geſetz und das uns angeborene Sittengeſetz

und Rechtsgefühl hinausgehen ſollten, und dieſelben gleichſam als zu klein und unbedeutend für die Größe des Univerſum beiſeite liegen ließen. Die Zahl der Himmelskörper, die von Vernunftweſen bewohnt ſind, mag noch ſo groß, die Himmelskörper ſelbſt und ihre Bewohner mögen unſerer Erde und uns noch ſo überlegen ſeyn, immer bleiben jene Bewohner Kinder Gottes, gleich uns, einzig aus Gottes Liebe hervorgegangen und alle mit unbedingter Freiheit des Willens begabt, um zu wählen zwiſchen Gutem und Böſem. Wie alle Geſtirne, helle und dunkle, große und kleine, einfache, doppelte, Sterngruppen und Haufen alle dem gleichen Geſetz der Schwere unterworfen ſind, ſo auch alle vernunftbegabten Bewohner dem Sittengeſetz.

Die Erde war früher da, als der Menſch, der auf ihr wohnen ſollte, aber ſie war nur geſchaffen, damit er auf ihr wohnen ſolle. Wenn die Geologie in Bezug auf unſern Planeten von einer nicht minder harmoniſchen Geſetzmäßigkeit Zeugniß gibt, wie die Aſtronomie, ſo iſt doch auch die allmälige Formirung der Erde nicht ſich ſelber Zweck, ſondern nur Mittel für den Zweck der Menſchen geweſen. Mit der Geburtsgeſchichte der Erde und der allmäligen Umbildung ihrer Oberfläche haben ſich die Naturforſcher verhältnißmäßig etwas zu viel beſchäftigt, denn es kam weniger darauf an, wie die Dinge entſtanden, als wozu ſie beſtimmt ſind. Die dichteriſche Einbildungskraft hat für die ſ. g. Wiſſenſchaft, die ſich ſo eifrig mit dieſen Fragen beſchäftigt, mehr geleiſtet als die Erfahrung. Es war wohl eine ſehr poetiſche Vorſtellung von Oken, die Planetenſphären um die Sonne her in Regenbogenfarben zu ſehen, anfangs nur in Dunſtätherſchichten, die ſich allmälig zuſammenzogen zu Planetenkernen. Auch die neueſte Hypotheſe von Spiller hat etwas Poetiſches.

Derſelbe läßt aus der rotirenden Sonnenſphäre zuerſt den Planeten Neptun durch Umſchwung ſich abreißen, durch deſſen Austritt aber eine ſolche Fluth in der Sonnenſphäre entſtehen, daß noch eine zweite Maſſe ſich losreißt, die zum Planeten Saturn wird und ſo fort. Eine noch poetiſchere Anſicht hat Steffens, ſofern er meinte, unſere Erde ſey einmal ein Komet geweſen und ſo nahe an der Sonne vorbeigekommen, daß ſich durch die Hitze auf ihrer Oberfläche der ungeheure Pflanzenwuchs entwickelt habe, den wir jetzt noch unter darauf gewälzten Schutt begraben, als Steinkohlenlager zuſammengepreßt finden. Als ſich dann die Erde wieder weit von der Sonne entfernt habe, ſey ſie kälter und immer kälter geworden und eine Zeitlang ganz vereist.

Dieſe ſog. Eisperiode, dokumentirt durch die auf Eisſchollen fortgetragenen erratiſchen Blöcke, Felſenſchliffe ꝛc., wie auch durch das unter dem ſibiriſchen Eis noch wohl erhaltene Mammuth, iſt von andern anders erklärt worden und die Anſicht von Agaſſiz hat am meiſten Zuſtimmung erhalten. Wichtiger aber als das Eis, welches einmal wenigſtens einen großen Theil der Erdoberfläche bedeckt hat, ſind die Revolutionen, welche die letztere wiederholt durch Waſſer und Feuer erlitten hat. Die heil. Schrift gedenkt der Sündflut, wodurch das erſte ſündige Geſchlecht der Menſchen bis auf des Noah fromme Familie vertilgt worden ſey. Von Zerſtörungen durch Feuer erwähnt ſie nichts außer dem Untergang von Sodom und Gomorrha, da wo wir heute noch das todte Meer ſehen. Dieſe Zerſtörungen fallen in die hiſtoriſche Zeit, in der es ſchon Menſchen gab. Sie leihen uns aber einen Maßſtab, um darnach die Umwälzungen der Erdrinde in der vorhiſtoriſchen Zeit, vor der Schöpfung des Menſchen zu beurtheilen. Sie ſchreiben nämlich dem

Waſſer eine viel ausgedehntere Macht zu, als dem Feuer. Die Naturforſcher hätten wohl gethan, nicht ſo ganz von der Bibel wegzuſehen. Sie theilten ſich bekanntlich in Vulkaniſten und Neptuniſten, von denen jene dem Feuer bei den Revolutionen der Erdoberfläche und bei der damit zuſammenhängenden Bildung der Gebirgsarten einen weit größeren Einfluß zuſchrieben, als dem Waſſer. Die Neptuniſten, welche dem Waſſer eine größere Bedeutung zuſchrieben, wurden durch einen förmlichen Terrorismus, den die Vulkaniſten auf den Univerſitäten übten, zurückgedrängt und heute noch iſt die unſinnige Vorausſetzung, das ganze Innere der Erde ſey eine glühende Maſſe, noch keineswegs aufgegeben, ſondern wird noch in vielen Schulen gelehrt. Das Feuer und die Lava der Vulkane, wie auch die heißen Quellen zeigen ſich auf der ungeheuren Oberfläche der Erde ſo weit von einander und zerſtreut, daß ſie ſich aus verhältnißmäßig ſehr kleinen Mengen von brennbarem Material erklären laſſen, ohne daß es zu ihrer Entzündung eines Glutzuſtandes der ganzen 1719 geographiſche Meilen im Durchmeſſer enthaltenden Erdmaſſe bedürfte. Wir ſind überhaupt noch keine einzige Meile tief in dieſe ungeheure Kugel eingedrungen und wiſſen von ihrem Innern gar nichts. Auch die Erdbeben, die ihre Erſchütterungen in einem weitern Umkreiſe auf der Erdoberfläche verbreiten, erklären ſich aus der erſtaunlichen Kraft eingeſchloſſener Dämpfe. Wenn nur wenig Waſſer in der Lokomotive durch ſeine Verdampfung ſtark genug wird, fünfzig ſchwere Waggons zu ziehen, ſo darf man ſich die Dampfkeſſel, aus denen die Erdbeben hervorgehen, auch nur verhältnißmäßig von geringem Umfang denken.

Auf die Entſtehung der Gebirgsarten hat das Waſſer unendlich mehr eingewirkt, als das Feuer. Denn das Haupt-

geſtein der Erdoberfläche, der Granit kann in ſeiner regelmäßigen Miſchung von Quarz, Feldſpath und Glimmer nur auf naſſem Wege entſtanden ſeyn und die ſog. neptuniſchen Schichten, die über dem Granit liegen oder an ihn anlehnen, ſind als Niederſchläge aus dem Waſſer anerkannt. Es bleiben alſo nur die Laven und Baſalte als vereinzelte Produkte vulkaniſchen Feuers und verſchiedene neptuniſche Geſteine übrig, welche nicht unmittelbar durch Feuer, ſondern nur durch Dampfhitze modificirt worden ſind. Im Ferdinandeum zu Innsbruck ſieht man rothen Porphyr, in welchem verſteinerte Schnecken wohlerhalten eingebacken ſind. Ein Beweis, daß der Porphyr ein weicher neptuniſcher Schlamm war, in welchen die Schnecken ſich eingedrückt hatten, ehe er durch unterirdiſche Dampfhitze verhärtet und gefärbt wurde.

Jedenfalls iſt das durch Feuer oder auch nur durch Dampfhitze veränderte Geſtein nur in einer Minderheit auf der Erdoberfläche vorhanden.

Die Umwälzungen der Erdoberfläche müſſen ſich, wenn nicht überall gleich oft, doch in vielen Gegenden ſehr oft wiederholt haben, denn wir finden unter der Erde eine Erd- oder Steinſchicht über die andere gelagert und darin oder dazwiſchen verſteinerte Pflanzen und Thiere, runde Steine, die aus einem Flußbette herſtammen mußten, aber weggeriſſen und unter anderm Geſtein begraben wurden. Man hat daraus allerlei Schlüſſe gezogen; weil mehrere Pflanzenſchichten verkohlt über einander liegen, muß jede einzelne unter Schlamm und Schutt begraben worden ſeyn, bis ſich über dieſem Schutt wieder ein neuer zahlreicher Pflanzenwuchs bilden konnte. Wo wir, hauptſächlich im Schiefer, eine Menge Abdrücke von Fiſchen finden, muß ehemals Meer geweſen und daſſelbe erſchüttert oder über das Land geſchwemmt

und unter einer neuen Erdschicht begraben worden seyn. Wo wir ganze dicke Schichten Kalk mit unzählbaren versteinerten Infusorien und Muscheln angefüllt finden, müssen dieselben Zeit gehabt haben, zu entstehen und sich in so ungeheurer Menge fortzupflanzen, bis auch sie durch neue Umwälzungen verschüttet wurden. Daraus hat man nun auf ein ungeheuer langes Alter der Erde geschlossen und über die sechs Schöpfungstage der Bibel gespottet. Daß unter den sechs Tagen nicht irdische gemeint sind, versteht sich von selbst. Das Wort Tag bedeutet hier überhaupt nur einen Zeitabschnitt. Die Zeitdauer aber, die es bedurft haben mag, bis die Erde fertig war, ist etwas Gleichgültiges. Es kommt nur darauf an, daß die Erde geschaffen und grade so geschaffen ist, wie wir, die Herren der Erde, sie brauchen und zwar zu dem Zwecke brauchen, zu dem wir selber geschaffen sind. Nur aus diesem Zweck läßt sich ein vernünftiger Grund herleiten, warum die Oberfläche so viele Erschütterungen oder Revolutionen hat durchmachen müssen, bis sie fertig und vollkommen zur Aufnahme des Menschen vorbereitet war. Die moderne Naturforschung, welche die Natur aus sich selbst erklären will, als ob sie allein sich selbst Zweck wäre, hat noch nicht einen einzigen vernünftigen Grund aufzufinden gewußt, aus welchem so viele wiederholte Erdrevolutionen nöthig gewesen wären. Sie hat sich zwar in vielerlei Erklärungen versucht, die aber nur den Modus jeder neuen Erdrevolution erörtern, vom Zweck derselben aber niemals etwas wußten. Es hätte so vieler Umwälzungen der Erdrinde nach den Voraussetzungen der modernen Naturwissenschaft eigentlich gar nicht bedurft. Wozu ist so viel verschüttet und begraben worden? Ich sage: lediglich zum Nutzen der Menschen, für die ja überhaupt

die ganze Erde geſchaffen wurde. Der himmliſche Vater ſorgte für ſeine Kinder, daß ſie auf Erden einen vollſtändigen Haushalt vorfanden für ihre ſpäteſten Nachkommen. Es genügte ihm nicht, die Oberfläche der Erde fruchtbar zu machen, um dem Menſchen nahrhafte Früchte aller Art anzubieten und ſie mit Thieren der mannigfachſten Art zu erfüllen, die dem Menſchen zur Nahrung, zur Kleidung und zu mancherlei Dienſt und Luſt geſchaffen waren. Er legte für ſeine Kinder auch noch unter der Erde Keller und reiche Vorrathskammern an, welche noch der ſpäteſten Menſchheit zugute kommen ſollten; das unentbehrliche Salz, die Steinkohle, den Schwefel, die Metalle und edlen Geſteine.

Man nannte das Bergſegen und dankte Gott dafür. Fromme Andacht baute auch wohl vor dem Bergwerke der heil. Anna, der Schutzpatronin deſſelben, eine Capelle. Jetzt heißt es ganz brutal: das Erz, das Salz ꝛc. ſind von ſelber gewachſen, dafür braucht man Niemand zu danken, als dem zufälligen Entdecker und der hochpreislichen Regierung. Jetzt rennt alles den Goldfeldern in Californien, Sibirien, Auſtralien ꝛc. nach, nur von heißer Gier getrieben, und im Augenblick, in dem das Gold gefunden iſt, wird es ſchon wieder in Spielhöllen und lüderlichen Häuſern verthan oder dem glücklichen Finder durch Raub und Mord entriſſen. Da wurde der Gottesdienſt völlig zum Teufelsdienſt.

Die göttliche Fürſorge für die Menſchen iſt die einzig richtige Erklärung der Erſchütterungen der Erdoberfläche vor Erſchaffung des Menſchen und die Naturforſcher ſind undankbar gegen Gott, wenn ſie das nicht anerkennen wollen.

Die Erklärungsverſuche, welche ſie gewöhnlich machen, beziehen ſich, wie ſchon bemerkt, nur auf den Modus, nicht auf den Zweck. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes, von

der die Stein- und Braunkohlenlager Zeugniß geben, wird aus der erhöhten Temperatur und diese aus dem ganz unmöglichen und nur in der Phantasie der Naturforscher existirenden Glutzustand der Erde, oder aus dem kometenartigen Vorbeifahren der Erde an der Sonne erklärt, aber nur willkürlich, und immer bleibt noch die Frage unbeantwortet: wozu denn wurde diese reiche Pflanzenwelt begraben und verkohlt? Eben so wenig haben die Naturforscher jemals einen vernünftigen Grund für das Vorkommen des Salzes und der Metalle unter der Erde anzuführen gewußt. Für sich selbst sind diese Minerale doch nicht entstanden. Sie wären vollkommen in der Natur überflüssig, wenn sie nicht Mittel für die Zwecke der Menschen seyn müßten.

Einen Grund, aus welchem auf der Oberfläche der Erde so viele Schichten durch und übereinander geworfen sind, glaubte man entdeckt zu haben, als sich erfahrungsmäßig zeigte, in den untersten Erdschichten seyen noch gar keine organischen Geschöpfe versteinert oder abgedrückt zu finden, in den darüber liegenden Schichten zeigten sich zuerst die niedrigsten Pflanzen und Thiere und in den folgenden die schon mehr und mehr entwickelten. Doch war man ein wenig zu voreilig in den Grenzbestimmungen. Das wurde unter anderm durch das Eozoon canadense bewiesen. Im Jahre 1858 wurde von einem Herrn Mac Culloch bei Grand Calumet am Flusse Ottawa zum erstenmal das versteinerte Thier dieses Namens aufgefunden und machte ungeheures Aufsehen, weil es die ganze bisherige Theorie von der s. g. azoischen Periode der Erdbildung umstieß. Wieder ein neuer Beweis, wie voreilig und unzuverlässig solche Theorien sind, die auf einer unvollständigen Kenntniß der Thatsachen beruhen. Die s. g. azoische Periode er-

hielt diesen Namen, weil in ihr die unterste Erdschicht, bis zu der wir gelangt sind, Versteinerungen von Pflanzen oder Thieren noch nicht enthalten soll. Nun hat man aber in Canada, in der tiefsten s. g. laurentianischen Erdschicht in zwischen Gneiß vorkommenden kristallinischen Kalklagern jenes versteinerte Thier entdeckt als das älteste bis jetzt bekannte und aus der frühesten bis jetzt bekannten Periode der Erdbildung und hat es Eozoon genannt von Eos, Morgenröthe, und Zoon, Leben, gleichsam als der aus der Urnacht zuerst hervorbrechende Schimmer des Lebens. Es gehört zu den Foraminiferen, die jetzt nur noch in mikroscopischen Größen existiren, damals aber in Riesenformen vorkamen. Das Thier bildete eine halbkugelförmige Masse und viele solche wuchsen zusammen wie zu einem Korallenrisse. Indem man durch Salzsäure die Kalkmasse auflöste, legte man die mit Silicaten erfüllten Kammern und Kanäle des Thieres blos, wodurch man seine Structur deutlich erkennen konnte. Nach Hochstetters Bericht in der österreichischen Wochenschrift 1865 Nulnmer 23.

Doch wir wollen darauf kein großes Gewicht legen, denn immerhin bleibt es gewiß, daß in den untereinander liegenden Erdschichten von unten nach oben die Ueberreste von Pflanzen und Thieren eine Stufenfolge von niedern zu höhern Arten und Gattungen erkennen lassen. Das streitet aber nicht gegen unsere Voraussetzung. Gleich den verschiedenen Tonleitern in der Musik gibt es auch verschiedene Stufenleitern der Entwicklung in der organischen Natur, nicht nur eine. Die eine, die uns augenfälligste, ist nur räumlich bedingt, indem wir alle Formen von der einfachsten bis zur complicirtesten in demselben Raum und Zeitraum der Natur vereinigt finden. Die andere ist zugleich zeitlich bedingt,

umgeſtoßen. Sie bleiben ewig dieſelben und die poetiſche Sophiſtik wird an ihnen zu Schanden.

So wenig die Poeſie ſich jemals von der Natur und Geſchichte losreißen kann, ſo wenig jemals von den moraliſchen Geſetzen. Die Vorausſetzung, der Geſchmack ſey von der Moral unabhängig, iſt alſo irrig.

Allein dieſelben Geſetze verdammen die Pruderie und den Rigorismus nicht weniger, wie die unmoraliſche Lizenz. Man darf die Moral eben ſo wenig unnatürlich übertreiben, als ſich von ihr losbinden. Und wie jene poetiſche Lizenz nicht bloß unmoraliſch, ſondern auch unäſthetiſch war, ſo iſt auch dieſe moraliſche Uebertreibung nicht bloß unpoetiſch, ſondern auch unmoraliſch. Man kann im Namen der Tugend ſo gut ſündigen, wie im Namen der Poeſie. Die Tugend durch ein unerträgliches Moraliſiren verhaßt machen, iſt nicht beſſer, als durch poetiſche Kunſt zum Laſter verlocken.

Es kömmt übrigens nicht darauf an, welche von beiden extremen Parteien eine Zeit lang die Oberhand hat. Nach den bisherigen Erfahrungen können ſie doch nur in der Herrſchaft abwechſeln, weil, wenn die Immoralität ſich der ganzen Poeſie bemächtigte, nothwendig bald eine moraliſche Reaction erfolgen müßte, und eben ſo eine Reaction der Weltluſt, wenn die Moroſität je das heitere Land der Poeſie in ihre finſtern Schatten hüllte. Es kömmt mithin mehr darauf an, die Poeſie von dem Einfluß beider ſo viel als möglich zu befreien. Dies kann aber nicht geſchehen, wenn man nur immer ein Extrem dem andern entgegenſetzt. Nehmen wir an, daß die Poeſie gegenwärtig etwas mehr zum unmoraliſchen als zum hypermoraliſchen Pole neige, ſo wird dadurch nichts geholfen, daß man alles Gewicht auf den entgegengeſetzten Pol legt. Je unduldſamer der Tadel, um ſo weniger wird er ausrichten. Je mehr man auch die unſchuldige Poeſie verdammt, je ſicherer wird die unmoraliſche Poeſie die Oberhand behalten. Je mehr die Moraliſten bloß immer von der Moral reden und nicht nach der Poeſie fragen, um ſo mehr wird die unmoraliſche Partei alle Reize der Poeſie als ihre Waffe gebrauchen. Wenn daher dieſer Partei wirkſam entgegengearbeitet werden ſoll, ſo muß es vom Standpunkte der Poeſie aus geſchehen. Man muß nachweiſen, daß jene poetiſche Laſcivität,

indem die ältern Formen der Stufenreihe ausgestorben sind. Mit dieser innern Harmonie der organischen Wesen stimmt auch die Harmonie und das Ineinanderwirken der anorganischen Massen, so wie auch schon die Harmonie der Sphären überein. Damit schließt die exacte Naturwissenschaft den Kreis der Naturharmonien, und doch dehnt er sich noch weiter aus, denn kein Naturreich ist für sich allein da, alle greifen in einander und in der Vertheilung der Länder und Meere auf der Oberfläche der Erde, der Gebirge und Flüsse, der Wälder und Felder, wie auch im Arrangement des Lufthimmels und des Wechsels der Jahres- und Tageszeiten waltet eben so gewiß ein harmonisches Gesetz. Aber alle diese Harmonien in jedem einzelnen Naturreich und in ihrer gegenseitigen Verbindung sind nicht sich selber Zweck, sondern nur Mittel für die Zwecke des Menschen.

Noch müssen wir bemerken, daß der innere Zusammenhang, der zwischen den s. g. wissenschaftlichen Naturansichten und den politischen Meinungen, dem sittlichen Charakter des jedesmaligen Zeitgeistes stattfindet, namentlich auch in den geologischen Hypothesen sich wiedererkennen ließ. Man dachte früher nicht daran, unsere gute Mutter Erde zu einem ungeheuren Ofen zu machen, dessen ganzes Innere im Gluthzustand seyn soll. Das schwache Feuer einiger weit auf der Erde zerstreuten Vulkane konnte zu einer so ausschweifenden Voraussetzung nicht berechtigen, hundert andere Gründe sprachen gegen diese Voraussetzung. Wie hätten sich auf der Oberfläche der Erde so mannigfaltige Stoffe bilden und ein organisches Leben entwickeln können, wenn sie nur die ausgeglühte und abgekühlte Schlacke auf der Außenseite einer inwendig noch immer glühenden Lava wäre? Alle Lebensfähigkeit in ihr müßte längst durch den Jahrtausend alten

Brand ausgetilgt seyn. Auch streitet es gegen das natürliche Gefühl, welches die Festigkeit der Erde und Sicherheit des Trittes als die Regel, etwas Hohles unter uns nur als Ausnahme erkennt.

Die an sich lächerliche Einheizungstheorie hatte ihren geheimsten Grund in der Angst, die sich im Zeitalter der französischen Revolution der Zeitgenossen bemächtigte, oder auch der revolutionären Fieberhitze. Die Einen bangten immer, sie stünden auf einem Vulkan und die leichte Decke unter ihnen werde einbrechen, die Anderen steckten in ihrer revolutionären Besoffenheit den rothen Hahn überall auf und machten durch ihre innere Hitze auch den Boden unter sich glühend, wie die Sage von der heißen Lianor erzählt.

Auch Göthe hat, von einem natürlichen Gefühl geleitet, die Einheizungstheorie verworfen. Er wollte seinem Werner treu bleiben. Mit Abscheu erfüllte ihn „das Heben und Drängen, Aufwälzen und Quetschen, Schleudern und Schmeißen." Statt gesetzmäßiger Ordnung und nothwendiger Bestimmung sah er in der Hebungstheorie nur wüste Unordnung. Vergl. Karl v. Raumers Kreuzzüge I. 70 und Andreas Wagner, Geschichte der Urwelt S. 17.

Die falsche Voraussetzung, eine Menge Gebirgsarten seyen vulkanischen Ursprungs, ist längst durch eine richtigere Beobachtung und chemische Analyse widerlegt. Man hat sowohl im Basalt, als im Dolomit, Dolerit, Serpentin ꝛc. Versteinerungen gefunden. Vergl. Wagner, Geschichte der Urwelt S. 89, 131, 133.

Wenn das Innere der Erde Feuer wäre, welches seine größte Gluth im Mittelpunkt zusammendrängen müßte, sofern die Oberfläche erkaltet, müßten die Pole der Erde wärmer

ſeyn, weil ſie wegen der bekannten Abplattung unſeres Globus dem Mittelpunkt der Erde am nächſten liegen.

8.

Von der fortſchreitenden Entwicklung innerhalb der Natur.

Indem die Wiſſenſchaft ſich von ihrem eigentlichen Ziele, der Gotterkenntniß, wiſſentlich und böſen Willens abwandte, ſtellte ſie das Phantom einer Welterkenntniß auf, als ob die Welt ohne Gott und allein da wäre. Durch dieſes Phantom verdunkelte ſie auf Univerſitäten und Schulen den Blick der unſchuldig in den Verrath Gottes hinein gezerrten Jugend, damit ſie Gott nicht ſähe. Von ihm hinweg wurden die unſchuldigen Blicke auf die ihm entgegengeſetzte Seite gewendet und wurde ihnen mit hochtrabenden Redensarten eine künſtliche Begeiſterung für das Phantom beigebracht. Hier allein ſey Wahrheit, hier allein exacte Wiſſenſchaftlichkeit; hier allein könne man die Größe der Welt in der Größe der Wiſſenſchaft bewundern, in welcher der menſchliche Geiſt das Höchſte erreicht habe.

In Bezug auf die Natur konnte dieſe von Gott abgekehrte Wiſſenſchaft begreiflicherweiſe nichts anderes behaupten wollen, als ſie exiſtire ohne Gott, Gott ſey nur eine Einbildung, eine von Pfaffen erſonnene Lüge. Die Negation mußte in ihrer Conſequenz noch weiter gehen, nämlich nicht nur den Gott der Chriſten als den allmächtigen, weiſen und liebenden verleugnen, ſondern auch überhaupt ein geiſtiges Weltprinzip nicht mehr gelten laſſen, vielmehr die Materie, den rohen Stoff, das Aeußerliche zum Weltprinzip machen. Die Wiſſenſchaft hat in dieſer Beziehung die

Wahrheit unbedenklich auf den Kopf gestellt und das Unterste zu oberst gekehrt. Die Voraussetzung, daß die Materie das Ursprüngliche, wie auch das allein Ewige und Unzerstörliche sey, kehrt in allen wissenschaftlichen Systemen des jetzt in auffallender Weise zur Herrschaft gelangten Materialismus wieder, welcher davon den Namen trägt und sich mit vollem Behagen rühmt, die Wahrheit richtig gestellt, d. h. das Unterste zu oberst gekehrt zu haben.

Unglücklicherweise verharrt die allein ewige und göttliche Materie nicht in ihrem rohesten Urzustand. Das wäre wenigstens das allein ihrer Würdige, wenn sie wirklich das allein Ewige wäre. Die falsche Wissenschaft sieht sich gezwungen, in der ewigen Materie wenigstens Veränderungen vorgehen zu lassen, den sog. Stoffwechsel. Dadurch entstehen nun die verschiedenen Modificationen der Urmaterie nach Formen, Farben, mechanischen, chemischen, organischen Eigenschaften ꝛc., das mannigfache Leben und Wimmeln der Dinge auf Erden. Aber dieses Leben ist nur Schein, denn es vergeht und nur die Materie bleibt als Staub oder Asche zurück, um zufällig neue Formenverbindungen einzugehen, die aber ebenfalls wieder verschwinden.

Um sich alle Erscheinungen im Raum und noch viel mehr in der Zeit, im Natur- und noch vielmehr im Menschenleben, im Fortschritt der Geschichte zu erklären, konnte der Materialismus bei jener rohen Vorstellung von einer ewigen und göttlichen Materie, auf der nur wie auf einer Wand der bunte Schein spielt, nicht stehen bleiben, er nahm also innerhalb jenes Scheinlebens der Formen wenigstens einen Fortschritt an, der in ununterbrochener Reihe vom bewußtlosen Stein durch die Pflanze, das Thier und den Menschen bis zu der Civilisation, dem Staatsleben, der Wissenschaft

und Kunſt der gereifteſten Nationen emporführte. Man konnte die Gegenwart nicht verleugnen und wenn man nicht beim alten Glauben bleiben ſollte, welcher den Strom der Menſchheit aus einer immateriellen Quelle, von Gott herleitete, ſo mußte die falſche Wiſſenſchaft dieſem alten Glauben nothwendig Concurrenz machen, mußte ihn verdrängen, naſerümpfend als einen längſt überwundenen Standpunkt und als unwiſſenſchaftlich verwerfen.

Dies geſchah nun auf mannigfache Art. Natur- und Geſchichtsforſcher wetteiferten in Hypotheſen, um die allmälige Entſtehung geiſtiger Fähigkeiten und Intereſſen aus den materiellen zu erklären. Die Naturphiloſophen erſchöpften ſich in geiſtreichen Spielereien mit den bisher gemachten Naturerfahrungen, in Spielen der bloßen Einbildungskraft, womit ſie wenigſtens poetiſch überraſchten, wenn auch nichts weniger als wiſſenſchaftlich überzeugten. Sie zauberten uns aus der unorganiſchen Natur die organiſche, aus dieſer die Menſchenwelt und ihren ganzen geiſtigen Verkehr hervor. Aber ſie gaben dabei ihr materialiſtiſches Princip nicht auf. Wie hoch auch die am ſpäteſten entwickelten edlen Formen über der rohen Materie zu ſtehen ſchienen, ſo war in ihren Augen doch alles nur aus der Materie hervorgegangen, nur eine Erſcheinung an der Materie, nur eine Verfeinerung, eine Sublimation des anfangs Rohen in der Materie. Mit einem Wort, die Materie blieb das allein-Ewige, das Geiſtige nur Stoffwechſel, nur vergänglich.

Wie ſich die rohe Materie verfeinert haben ſoll, lehrten im Anfang des Jahrhunderts bereits einige ſog. Naturphiloſophen. So meinte man, aus dem Thonſchiefer ſey die Pflanzen-, aus dem Kalk die Thierwelt hervorgegangen.

Aus den niedern Pflanzen dann wieder die höhern, aus den niedern Thieren die höhern. Link machte die Bemerkung, die meisten zahmen Thiere seyen in ihrem ursprünglich wilden Zustand schwarz, wenn sie auch später bunte und helle Farben annehmen. So seyen auch die Stammeltern des Menschengeschlechts schwarze Neger in Afrika gewesen. Seitdem Darwin die Stufenfolge der Formenbildungen und geistigen Entwicklungen in ununterbrochener Kette durch alle Naturreiche hindurch geführt hat, ist die Abstammung der Menschen vom Affen ein Lieblingsthema für die Unterhaltung der gebildeten Welt geworden.

Die Lehre von der fortschreitenden Vervollkommnung ist auch auf die Politik angewendet worden im sog. Optimismus, welcher, wenn erst alle unreifen Zustände der Menschheit überstanden seyn werden, eine allgemeine Menschheitsrepublik prophezeit, in welcher volle Freiheit und Gleichheit und Gütergemeinschaft und insofern die vollkommenste Glückseligkeit herrschen soll, als die Menschen dann mit vereinter Kraft und mit Hülfe immer neuer Erfindungen die Fruchtbarkeit der Erde und alle Arten von Genußmitteln vermehrt haben werden.

Der Vorwurf, welcher Gott gemacht worden ist, daß, wenn er wirklich von Ewigkeit her existire und noch dazu allweise und allgütig sey, er die Menschen nicht so lange in Unwissenheit und im Unglück hätte lassen sollen, wurde von der modernen Philosophie, sofern sie Gott selbst einer fortschreitenden Entwicklung unterwarf, gleichsam vornehm beseitigt. Gott habe gar nicht gütiger handeln können, weil er seiner selbst noch gar nicht einmal bewußt gewesen sey. Bekanntlich lehrte Hegel bereits ganz im Sinne der erst

ſpäter in die Mode gekommenen Fortſchrittstheorie Darwins, Gott wachſe aus der Materie hervor als deren allmäliges Bewußtwerden. In den älteſten roheſten Bildungsformen der Natur ſey dieſes Bewußtſeyn noch außerordentlich trübe und dämmere erſt allmälig immer lichter auf. Auch in den älteren Generationen der Menſchen habe es noch ſtark gedunkelt und wie viel auch Chriſtus beigetragen habe, dem Freiwerden des göttlichen Bewußtſeyns vorzuarbeiten, ſo ſey es ihm doch nur im Gemüthsleben, ahnungsweiſe wie im magnetiſchen Schlafe gelungen und zum eigentlichen klaren Bewußtſeyn ſey Gott erſt in ihm, dem Berliner Profeſſor Hegel, gelangt. Höher hat ſich die menſchliche Hoffahrt niemals verſtiegen und in ihrem Wahnſinn nicht einmal gemerkt, wie lächerlich ſie ſich damit machte. Zur Zeit meiner Jugend, in welcher die Philoſophie Hegels alle Univerſitäten dominirte, glaubten Lehrer und Schüler ganz ernſthaft an den erſt in Hegel zum Bewußtſeyn kommenden Gott und ihre Wonne war, im eigenen Bewußtſeyn zugleich das göttliche zu tragen.

Dieſe deutſche Irrlehre hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit der des aſiatiſchen Buddhismus. Dort glaubt man nämlich ebenfalls an ein Aufſteigen von den niedrigſten, roheſten und häßlichſten Naturformen bis zum Menſchen und noch höher hinauf zu Engeln und Göttern, endlich zum höchſten Gott ſelbſt, zu Buddha, in dem ſie alle zuletzt verſchwinden ſollten. D. h. jedes Ding muß zu Buddha werden, Buddha ſelbſt aber kommt ſich eben erſt in allen zum Bewußtſeyn. Indeſſen liegt in dieſer aſiatiſchen Lehre ein achtbares ſittliches Motiv, welches jener deutſchen Philoſophie gänzlich abgeht. Nach buddhiſtiſcher Lehre nämlich gelangt

jedes Weſen auf eine höhere Stufe der Entwicklung nur durch frommes Abbüßen der früheren Sünde, durch neue Tugend. Darin liegt ein Sporn zur Rechtſchaffenheit und zur Veredlung der Geſinnung. Dieſer Sporn fehlt der deutſchen Philoſophie.

Die Scala von niedern zu höheren Bildungsformen verleitete einige namhafte Gelehrte auch zu dem Irrwahn, die Natur ſey perfectibel. Man dichtete der Erde ein Alter von Millionen Jahren an. Früher glaubte man, ſie ſey im Anfang aus der Urmaterie von Atomen in eine Dunſtkugel zuſammen geronnen, dieſe habe ſich wieder zu einer Waſſerkugel zuſammen gezogen und dieſe endlich in eine Erdkugel. Später glaubte man und glaubt noch jetzt, die Erdkugel habe in jahrtauſendlangen Zwiſchenräumen immer wiederholt eine beträchtliche Menge von Umwälzungen erlebt, wodurch ihre Oberfläche verändert und jedesmal eine neue und zwar immer vollkommenere Thierwelt entwickelt worden ſey. Daraus ſchloß man nun auf eine Perfectibilität der Erde überhaupt und träumte von einer künftigen Erdrevolution, aus welcher eine neue, noch vollkommenere Natur hervorgehen würde als die jetzige Auch Humboldt liebte ſo zu träumen.

Das iſt die Lehre von der Selbſterlöſung der Menſchheit, die Lehre des liberalen Optimismus und das aide toi des Communismus. Man braucht keine göttliche Gnade und Hülfe mehr, wie man ſich auch vor keinem göttlichen Richter mehr fürchtet. Laßt uns Menſchen nur ſelber machen, heißt es da. Wir ſchaffen das Chriſtenthum, die Monarchie und die Ariſtokratie ab, die ganze Menſchheit vereinigt ſich in einer demokratiſchen Republik, theilt allen Beſitz unter ſich und macht ſich durch gemeinſame Arbeit aus der Erde ein Pa-

radies, worin jeder glücklich ist. Dazu bedarf es keines Gebets, sondern nur Freiheit und Gleichheit und unserer Hände Arbeit. Das kommt nun einer förmlichen Absetzung Gottes gleich, Gott existirt für diese Menschen nicht mehr. Für sie nicht, weil sie blind im Geiste sind; aber er existirt doch und sie werden Gelegenheit bekommen, sich davon zu überzeugen.

Die heil. Schrift stimmt nicht mit dem modernen Optimismus überein. Die Apokalypse verkündet der Menschheit ein Ende mit Schrecken. Dieser Schluß des neuen Testamentes entspricht dem Anfang. Zwar von Gott selbst geschaffen und mit Vernunft begabt, mißbrauchte doch die ungeheure Mehrheit der Menschen den freien Willen zur Sünde und trotz ihres Uebermuthes gelangte die Menschheit, anstatt sich selbst erlösen zu können, in immer schlimmeres Uebel hinein. Ohne Gottes Nachhülfe wäre sie im grobsinnlichen Heidenthum und in der Tyrannei und Sclaverei des altrömischen Reichs und aller anderen heidnischen Reiche endlich völlig verthiert und verteufelt, wenn ihr Gott nicht seinen Sohn als Erlöser gesendet hätte. Im Christenthum ist in der That die sündige Menschheit verjüngt und wieder auf den rechten Weg der Vernunft und des Seelenadels geführt, vom Mißbrauch des freien Willens zum rechten Gebrauch desselben neu begeistert worden. Allein auch die christliche Welt ist wieder vom rechten Wege abgewichen, aufs neue verführt durch die Sinne zur Sünde des alten Heidenthums. Kaum gibt es noch eine Minderheit von wahren Christen, gegen die sich eine ungeheure Mehrheit auflehnt, und da Christus erst am Ende der Zeit wiederkommen wird, kann dem Verderben durch menschliche Kraft allein nicht Einhalt gethan werden. Also wird es immer

mehr anwachsen, bis zu der schrecklichen Katastrophe, welche die Offenbarung Johannes verkündet. Dann erst, am Ende der Zeit, wird Christus wieder erscheinen, aber als Richter. Und die gerecht gefunden werden, denen wird er ihre Stätte im Himmel anweisen, im himmlischen Jerusalem, nicht etwa in einem im alten Palästina neu aufgebauten Jerusalem. Dann wird auch von dem vorgeblichen Paradiese, welches sich die Communisten aus eigener Kraft erschaffen wollen, nicht die Rede seyn. Die Erde wird nicht erneuert werden und es wäre auch kein Grund dazu vorhanden, da sie in ihrer jetzigen Gestalt der Bestimmung, zu welcher sie überhaupt erschaffen wurde, vollkommen entsprochen hat, nämlich eine Prüfungsstätte für die Kinder Gottes zu seyn, ob sie von dem Götterfunken, den der himmlische Vater in ihren Geist gelegt, nämlich von ihrem absolut freien Willen, einen guten oder schlechten Gebrauch gemacht haben.

Geoffroy ging so weit, sogar an eine Perfectibilität der Thiere zu glauben, so zwar, daß den Thieren beschieden sey, nach jeder neuen Erdrevolution in reicher entwickelten Formen und reiferem Organismus verjüngt zu werden. Seyen die heutigen Thiere vollkommener und menschenähnlicher als die, welche ausgestorben sind und deren Reste man nur noch unter der Erde findet, so würden nach der nächsten Erdrevolution auch noch vollkommenere Thiere entstehen. Geht das nun weiter so fort, so müssen zuletzt alle Thiere ein letztes Ziel der Vollkommenheit erreichen und mit den Menschen concurriren. Man wird durch diese kühne Hypothese an den babylonischen Thurmbau erinnert und möchte fast glauben, das Auseinanderfahren der Menschen in Racen mit verschiedener Sprache habe sich auf eine Verthierung

Charakterſchwäche und ins Ekle verirrende Gourmandiſe nicht etwa blos unmoraliſch, ſondern hauptſächlich auch unpoetiſch ſey. Man muß die mattherzigen Schwächlinge, die entnervten Phantaſieſchwelger und Zerriſſenen nicht mit einem langweiligen Moralcompendium, ſondern mit der Kraft der echten Poeſie, mit Shakespeare und ähnlichen kerngeſunden Geiſtern ſchlagen.

Doch auch das wird — wie wir ſchon bemerkt haben — vor der Hand nicht viel helfen. Jede Zeit will ſich ausleben. Die Perturbationen unſerer Poeſie liegen in unſerer Zeit und werden alſo nicht aufhören, bis die Zeit ſelbſt ſich wieder im Groſſen geändert hat. Die Poeſie trachtet nach Genuß; kann ſie dieſe ewige Liebesluſt nicht auf dem geſunden Wege befriedigen, ſo wählet ſie den kranken. Böte das Leben unſern Dichtern ein poetiſches Element, worin ſie ſich heiter und frei bewegen könnten, ſo würden ſie nicht hinter ihrem Schreibtiſch auf ſo wunderliche Grillen fallen. Nur weil das Leben ſo viel Unſchönes angenommen hat, ziehen ſie ſich in ihre Träume zurück, ſchwelgen dort einſam wie Opiumeſſer in ſelbſtgeſchaffenen abenteuerlichen Welten, oder geſtalten ſich die wirkliche Welt nach ihrer Willkür, nach ihren heimlichſten Gelüſten. Aus dem proſaiſchen Leben entfliehend ſehen ſie die ſchöne Täuſchung als ihr Recht an; indem ſie ſich aber deſſelben bedienen, folgen ſie ihren perſönlichſten Neigungen. Ihre Selbſttäuſchung wird völlig geſetzlos und lügt jedem vor, was jedem eben angenehm iſt, mag es noch ſo abnorm ſeyn. So löst ſich die unermeſſliche Welt der Poeſie allmählig vom Boden der Natur ab. Früher in naiver Objectivität an die wirkliche Welt gebunden, kindlich ruhend an der mütterlichen Bruſt der Natur, reißt ſie jetzt in wilder Subjectivität ſich los. Und wie ſollten es denn die Dichter anders machen? Wo iſt denn noch jene ſchöne Wirklichkeit zu finden, die ſie feſſeln, die ihnen Geſetze vorſchreiben könnte? Im claſſiſchen Alterthum, im romantiſchen Mittelalter gab es ein ſchönes äuſſeres Daſeyn, das die Geiſter in ſeinem Banne hielt. Jetzt iſt das ganze äußere Leben eine unſchöne Proſa geworden. Um nicht in ihr zu verſinken, müſſen ſich die Dichter wohl in die Vergangenheit zurückträumen oder ſich ihre eigene Welt ſchaffen, wie nach Stahl'ſcher Theorie die Seele ihren Leib ſich baut, jede einen andern. Daß ſie aber dieſe Freiheit zum Mißbrauch verführen muß, iſt begreiflich. Selbſt geſunde

ausgedehnt und der ganze Unterschied der zahllosen Thiere sey davon herzuleiten.

Der Gedanke ist nicht neu. Auch die Buddhisten lehren, die Thiere seyen perfectibel und dem niedrigsten Ungeziefer stehe die Stufenleiter offen, auf der es immer vollkommener und zuletzt Buddha selber werden könne. Alle solche Hypothesen lösen die reiche Harmonie der Dinge in Pantheismus- oder Alleinslehre auf, die eigentlich nichts weiter ist, als ein Schwamm, mit dem man alles auslöscht, was Gott auf die Tafel der Welt geschrieben hat.

Es ist auffallend, daß bei allen noch lebenden Thieren, welche den untergegangenen vorweltlichen Thieren am ähnlichsten sind, Elephanten, Nashorn, Nilpferd, Walfisch, Walroß, Crocodil, Schildkröte ꝛc., die schwarze oder dunkelgraue und dunkelbraune Farbe vorherrscht, wie wahrscheinlich auch bei jenen urweltlichen Thieren selbst. Daraus könnte man schließen, daß auch die schwarze Menschenrace noch einen halb urweltlichen Charakter an sich habe. Man hat bemerkt, daß die urweltlichen Thiere und Pflanzen Vorstufen bilden für die jetzigen und daß in ihnen Uebergangsstufen und Vermittlungen zwischen Classen vorkommen, welche jetzt viel schärfer von einander getrennt sind, z. B. eine Zwischenclasse zwischen blüthenlosen und Blüthenpflanzen, zwischen Fischen und Amphibien, sogar zwischen Amphibien und Vögeln, Uebergänge von den Dickhäuten zum Beutelthier, von den großen Säugethieren des Meeres zum Pferde und zum Schweine ꝛc. So könnte man verleitet werden, in den niedrigsten Negerstämmen einen Uebergang vom Affen zum Menschen wahrzunehmen.

Indessen ist dies nicht die richtige Methode der Naturbetrachtung. Nicht nach Aehnlichkeiten und Abstufungen

der Ausbildung darf man die Geschöpfe eintheilen, wenn man sie verstehen will. Man muß vor allem auf den Zweck sehen, dem sie dienen. Insofern nun dürfen wir nur sagen, die vorweltlichen Pflanzen und Thiere haben dem damaligen Zweck entsprochen, wie die heutigen dem heutigen. Es kam damals hauptsächlich darauf an, unter die Oberfläche der Erde Vorräthe niederzulegen zum künftigen Gebrauch der Menschen. Die höhere Temperatur der vorweltlichen Luftschicht war nothwendig, um die ungeheuren Massen von Pflanzen wachsen zu lassen, deren Ueberreste uns jetzt als Steinkohlen unentbehrlich sind. So steht das vorweltliche organische Leben mit der modernsten Industrie in unmittelbarem Causalnexus.

9.

Von den Anfängen des Organismus.

Die falsche Wissenschaft pflegt aus der unorganischen Natur in die organische einen gerade so halsbrechenden Sprung zu machen, wie aus dem Nichts zum Etwas. Zwischen den Naturstoffen, welche nur von außen mechanisch bewegt, durch Adhäsion vergrößert oder chemisch zersetzt werden können, und denen, die aus einem inneren Keime herauswachsen, Stoff von außen an sich ziehen und neue Stoffe bilden, ist ein mächtiger Unterschied. Man glaubt ihn nun bequem ausgleichen zu können, indem man fortfährt, alles in der Natur äußerlich aufzufassen, das Innere von außen her, den Kern aus der Schaale, das Lebendige aus dem Todten, den Geist aus der Materie zu erklären.

So lehrte Oken äußerst einfach: wenn drei Elemente zusammenkommen, entsteht ein Organismus, also da, wo

Erde, Waſſer und Luft ſich berühren, am Ufer des Meeres. Ihre Miſchung bildet den Urſchleim und daraus entſtehen die niedern und endlich auch die höhern Pflanzen und Thiere. Das, meint er, ahnten ſchon die Alten, weil ſie die Göttin der Liebe aus dem Meerſchaum entſtehen ließen. Eine recht poetiſche Anſchauung, aber um Gotteswillen nicht wiſſenſchaftlich, denn aus Todtem kann niemals Leben entſtehen. Der Keim des Lebens umhüllt ſich wohl mit einer elementaren Schaale, entſteht aber nicht aus der Schaale. Er ſtammt aus einem ganz andern höhern Naturgebiete, dem die elementare Welt nur als Mittel und Unterlage dient. Naturzweck iſt der Menſch, er alſo iſt der Idee nach das erſte Geſchöpf, welches vorausgeſetzt wird, ehe alle andern da ſind. Nur um der Menſchen willen gibt es auch Thiere und Pflanzen, reihen ſich dem höchſten herrſchenden Organismus niedere dienend an. Indem dieſe niedern Organismen, Pflanzen und Thiere, der anorganiſchen Stoffe bedürfen, gehen ſie doch nicht aus dieſen hervor, ſondern dieſe anorganiſchen Stoffe ſind ebenſo nur ihretwegen da, wie die niedern Organismen des Menſchen wegen. Kommt dem roheſten Elementarſtoff eine relative Priorität vor dem organiſchen Keime und dieſem vor der Schöpfung des Menſchen zu, ſo iſt doch die abſolute Priorität beim Menſchen, in zweiter Linie bei Thieren und Pflanzen, in dritter bei den elementaren Stoffen, denn der Zweck hat ſtets die Priorität vor dem Mittel. Von innen heraus iſt die Welt gebaut worden und nicht von außen hinein.

Wie ſummariſch die falſche Wiſſenſchaft zu verfahren vermag und unbedenklich über alle Schwierigkeiten hinweg voltigirt, beweist unter anderm der Franzoſe Figuier in ſeinem Werk la terre avant le déluge von 1863. Er hängt

nämlich immer noch der Einheizungstheorie an und malt das Innere der Erde als einen ungeheuer rothen Klecks an die Wand und will nun doch das frische morgenkühle Grün der Wiesen und Wälder, das muntere unbesorgte Leben der Thiere und Menschen auf der Oberfläche der Erdschaale erklären, unter welcher 1719 Meilen tief die fürchterliche Metallgluth des Erdinnern nur lose zugedeckt seyn soll. Die Kruste sey so dünn, daß die Gluth in Vulkanen hervorbreche oder wenigstens in Erdbeben und heißen Quellen sich verrathe. Er sagt uns nicht und es hat uns auch noch kein anderer Bekenner des Erdfeuers gesagt, was denn eigentlich im Innern der Erde brenne? Von Flammen, von einer dünnen Feuermaterie kann nicht die Rede seyn, weil sonst die schwere Kruste mit ihren Gebirgen ins Innere hineinstürzen müßte und weil das bekannte specifische Gewicht des Erdkörpers sich unmöglich so hoch belaufen könnte, wenn sein Inneres nicht mit einer schweren Materie ausgefüllt wäre. Dies begreifend haben die Geologen sich zu helfen gewußt und die Erde mit einer großen Kanonenkugel verglichen, welche glühend gemacht sich allmälig auf der Oberfläche abkühlt, während sie im Innern noch fortglüht. Wie soll sich aber auf der abgekühlten Oberfläche der Kanonenkugel Wasser und Luft, Gestein, Erde, eine Pflanzen- und Thierwelt erzeugen? Was bei der kleinen Kanonenkugel von sechs Zoll Durchmesser nicht möglich ist, wäre auch bei einer glühenden Kanonenkugel nicht möglich, die so groß oder noch größer als die Erde wäre. Die Hauptfrage bleibt immer, wie konnten sich die verschiedenen Elemente und ein so mannigfaches Naturleben auf der Oberfläche der Erde erzeugen, wenn ursprünglich blos irgend eine glühende Masse vorhanden war, die obenhin durch Abkühlung verschlackte. Daraus

laſſen ſich die Elemente, läßt ſich die Modification des Stoffes und der Gegenſatz der darin und daran wirkſamen Kräfte nicht erklären.

In der Klemme nun, wie er das ſichere, heitere, wimmelnde Leben auf der Oberfläche der Erde mit dem Gluthzuſtand in ihrem Innern, der alles Leben tödtet, in Einklang bringen ſoll, hilft er ſich auf eine ungemein naive Weiſe, er ſagt nämlich Seite 188, aus dem Mittelpunkt der Erde ſtrömen alle Materien aus, die auf ihrer Oberfläche vorkommen. Im Mittelpunkt der Erde iſt ihr gemeinſchaftliches Reſervoir und von dort werden ſie durch die vulkaniſche Kraft in die Höhe getrieben, bald trocken, bald naß, daher die Mineralquellen ſo vielerlei Stoffe enthalten. Man denke ſich, ſagt er, die noch heute thätigen heißen Quellen in vergrößertem Maßſtabe und man wird ſich daraus das Vorkommen von Kieſel, Kalk, Salz ꝛc. zur Genüge erklären.*)

*) Le centre de la terre est le grand réservoir et le lieu d'origine de tous les matériaux qui forment aujourd'hui son écorce. De même que l'intérieur du globe nous a fourni les matières solides éruptives très diverses, telles que les granits, les porphyres, les trachytes, les basaltes, les laves, il a également lancé à la surface du sol des eaux bouillantes chargées de bicarbonate de chaux, souvent même accompagnées de silice. Les geysers de l'Islande, qui projettent à une hauteur considérable des jets d'eau bouillante, tenant de la silice en dissolution, nous offrent un exemple, encore en action de nos jours, de ces eaux thermales qui autrefois apportaient des masses énormes de silice de l'intérieur du globe. Les eaux minérales actuelles, comme celles des monts Dores, de Vichy, etc., nous donnent l'exemple d'eaux thermales empruntant la chaux au même centre commun. Agrandissez ce phénomène, aujourd'hui réduit à des proportions insignifiantes, et vous aurez l'explication de l'origine des masses de chaux qui existent sur notre globe.

Dieſes Reſervoir im Mittelpunkt der Erde hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit einem Poſtſelleiſen, in welchem eine Menge Briefe enthalten ſind, die an ihre verſchiedenen Adreſſen auf der Oberfläche der Erde ſollen abgegeben werden. Denkt ſich Figuier das Reſervoir als einen Sack, worin die Materien zuſammen gepreßt liegen, um ſich nachher erſt auszudehnen, oder denkt er es ſich nur als den mathematiſchen Punkt im Erdcentrum, aus welchem die ſämmtlichen Materien hervorquellen wie die Perlen aus der Tiefe eines Champagnerglaſes? In jedem Fall hätte er bei dieſer wunderlichen Vorſtellungsweiſe auch an den Urzauberer denken ſollen, der das merkwürdige Felleiſen urſprünglich in den Mittelpunkt der Erde hinein practicirt, oder das ganze Wunder der irdiſchen Welt aus einem einzigen Punkte hervorgebracht hat. Er denkt aber gar nicht an einen Zauber, noch viel weniger an Gottes Allmacht, ſondern bildet ſich ein, ſeine Erklärung ſey natürlich und wiſſenſchaftlich berechtigt.

10.

Von der pedantiſchen Naturgrammatik.

Die Natur, wie ſie ſich uns in einer reichen Landſchaft mit dem über ihr gewölbten Himmel darſtellt, gleicht einem kunſtreichen Gemälde, einer wundervollen Dichtung, welche die Seele tief ergreift und an deren Urheber man nicht ohne Bewunderung denken kann. Nun verhalten ſich aber die vulgären Naturforſcher zu dieſem Kunſtwerk nicht als vernunftbegabte Kritiker, nicht als Kenner des Schönen, Bewunderer des Erhabenen, ſondern als pedantiſche Silbenſtecher. Sie verfahren, wie ein gemeiner Grammatiker verfahren würde, der in den göttlichen Werken des Homer,

Dante und Shakeſpeare nur grammatiſche Regeln und Ausnahmen ängſtlich zuſammentragen wollte. Wer blos daran dächte, an dieſer Stelle braucht Homer einen Aoriſt oder nicht, oder hier weicht ſeine ioniſche Mundart ab, der würde damit beweiſen, daß ihm der Sinn für das Gedicht fehlt. Wer an einem Gemälde Raphaels nur die darin gebrauchten Farben claſſificiren oder die Profile mit dem Zirkel nachmeſſen wollte, würde damit beweiſen, daß ihm die Schönheit und der Geiſt des idealen Werkes fremd geblieben ſey. Aber die meiſten Naturforſcher verfahren nicht anders.

Wenn ſie von den Gebirgen reden, ſo geſchieht es nur, um darin die geologiſche und mineralogiſche Grammatik nachzuweiſen, als wenn die Wunderwerke der Natur gleich denen der Sprache nur um der Regeln wegen da wären. Man kennt die Beſtandtheile des Meerwaſſers; genügt das aber wohl, um die Größe, das Schöne, Erhabene und Schreckliche des Meeres und deſſen Bedeutung für die Schickſale der Menſchheit zu erklären? Man kennt den elektriſchen Prozeß im Gewitter, aber ſo lange die Welt ſteht, wird man von der Erhabenheit des Gewitters tief ergriffen ſeyn und bei dem majeſtätiſchen Phänomen nicht an eine ordinäre Elektriſirmaſchine denken. Das Volk wird nie aufhören, bei einem ſchweren Gewitter Gottesfurcht zu empfinden. So iſt es in des Menſchen Herz gelegt und auch der Aufgeklärteſte muß ſich erſt waffnen gegen das unwillkürliche Gefühl, welches er leugnet und doch empfindet. Alle Forſchungen und Entdeckungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Elektricität ſind nicht im Stande, der Menſchheit jenes tiefe Gefühl der Gottesfurcht beim Gewitter auszureden. Die moderne Wiſſenſchaft aber, welche jenes tiefe Gefühl für dummen Aberglauben erklärt, ſtellt ſich damit

ſelber noch unter die alten Heiden herunter, welche die Natur richtiger würdigten, indem ſie den Gott, der droben donnert, für den höchſten unter den Naturgöttern anſahen. Unſere heil. Schrift ſelbſt weist uns auf den richtigen Weg, indem ſie uns mehr als einmal bald die majeſtätiſche Allmacht, bald den Zorn Gottes in elementariſchen Erſcheinungen ausdrückt. Gott ſchickt die Sündfluth über die ſündenvolle Erde. Gott verkündet das Geſetz auf dem Sinai in ſchrecklichen Gewittern. Gott ſendet Feuer vom Himmel, um das Opfer des Elias zu verzehren, und den Blitz, der den Paulus bekehrt. Iſt es eine allzu kindiſche Anſicht, die Elemente als ſelbſtändige Götter zu verehren, ſo muß man doch dieſe Elemente alle als Mittel für die Zwecke des unſichtbaren Gottes anſehen. In allen ihren von außen auf uns eindringenden Eigenſchaften entſprechen ſie nicht blos phyſiſch unſerer körperlichen Organiſation, ſondern auch pſychiſch dem Organismus unſerer Seele. Beides, die große äußere Natur mit ihren Elementen und unſer kleines Ich mit ſeiner doppelten Organiſation, Makro- und Mikrokosmos, ergänzen einander und ſind unzertrennlich.

Wie wunderbar rührt uns die Natur in ihren landſchaftlichen Reizen und Schrecknissen, im heiligen Frieden eines ſtillen Sommermorgens, wie im Orkan, Meerſturm und Feuer des Vulkans! Das alles iſt mehr, als elektriſcher und chemiſcher Prozeß. Man weiß, wie aus ſchmutzigem und ſtinkendem Erdreich der Saft im Blumenſtengel emporſteigt, aber das iſt nicht die rechte Lehrmethode, um uns die Schönheit und den Duft und die Heiligkeit der weißen Lilie zu erklären.

Eben ſo wenig vermögen Phyſiologie, Anatomie, organiſche Chemie das zu erſchöpfen, was Gott in ſein Meiſter-

ſtück, den Bau des menſchlichen Körpers, gelegt hat. Der Chemiker findet im Stoffe des blonden Haares eine Miſchung von Schwefel und Waſſerſtoff. Brauchen wir das zu wiſſen, um die Bedeutung der blonden Race in der Weltgeſchichte, um die maleriſche Schönheit und den Liebreiz der Blondinen zu erklären? Wird jemals das Blut aufhören, die höchſte Bedeutung für den Menſchen zu haben? Hier reicht die organiſche Chemie nicht aus, das Blut iſt mehr, als was ſie von ihm behauptet. Es iſt etwas Immaterielles, ja etwas Heiliges im Blut. Blut iſt ein gar beſonderer Saft, ſagt ſogar der Teufel in Göthes Fauſt. Im Blute des Menſchenſohns ſind wir verſöhnt, und der dieſes heilige Symbolum verhöhnte, indem er ſpöttiſch auf Ammoniak und Harnſtoff hinwies, die im Blute ſeyen, hat mit dieſer Infamie die ganze Ohnmacht der falſchen Wiſſenſchaft dargethan, die das ihr unerreichbar Heilige beſchmutzen zu können hofft.

Sofern der Menſch in die Körperwelt eintreten mußte, nahm er einen Leib an, was ihn aber nur ſcheinbar mit den Thieren auf gleiche Stufe ſtellt, denn die Thiere haben nicht ſeinen unſterblichen Geiſt empfangen und auch in ihrer Leiblichkeit ſind ſie nur ein millionenfältiger Spiegel des Menſchenleibes in deſſen vereinzelten Organen und Gliedern, ohne jemals den ganzen Menſchenleib reproduciren zu können, und zugleich in der Iſolirung des Mangelhaften die Karikirung des Ganzen. Inmitten der Thierwelt befindet ſich der Menſch wie in einem Hohlſpiegel und ſieht ſich überall nur verzerrt. Er ſieht Augen, Ohren, Stirn, Naſe und Mund, aber es ſind nicht mehr die ſeinigen. Nirgends blickt der unſterbliche Geiſt heraus, überall nur die vergäng-

liche Form des Irdiſchen, welche die Schwelle des Todes nicht überſchreitet.

Schon die Thatſache, daß die Thiere alle in ihren Formen und innern Organen etwas dem Menſchen Verwandtes haben und nur als einſeitige Ausſchreitungen einer menſchlichen Form, eines menſchlichen Organs, Sinnes und Triebes erſcheinen, hätte darauf führen ſollen, daß ſie etwas Selbſtändiges nicht ſind, ſondern nur in Bezug auf den Menſchen exiſtiren. Welche innere Einheit ſich nun auch die Syſteme der Zoologie zu geben wiſſen, ſofern ſie uns die ſämmtlichen Thierklaſſen von der niedrigſten bis zur höchſten im Fortſchritt ihrer Organiſation nachweiſen, ſo iſt damit doch der Zweck nicht erklärt, zu welchem die Thiere überhaupt geſchaffen ſeyen. Dazu gehört erſt die Nachweiſung, wie ſie ſich zum Menſchen verhalten. Nun gibt es zwar Thiere genug, welche ſcheinbar gar nichts mit dem Menſchen zu thun haben, ja nicht einmal mit ihm in Berührung kommen; allein ſie ſind unentbehrlich in dem großen Arrangement der Schöpfung und dienen dem großen Zweck, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar. Die Thiere ſind nicht blos die Hausſclaven der Menſchen, ſie dienen ihm auch, ohne daß er ſie ſieht oder beachtet. Eine Thiergattung lebt von der andern, viele dienen, das Ueberflüſſige wegzuräumen, viele dienen auch nur, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landſchaft zu erhöhen. Endlich dienen ſie alle mehr oder weniger als Spiegelbilder oder Symbole, in denen der Menſch ſehen kann, welche mannigfaltige gute und böſe Triebe, Liebenswürdigkeiten und Häßlichkeiten, Launen und Narrheiten in ſeiner Seele liegen.

Dasſelbe iſt der Fall mit den Pflanzen. Auch dieſe ſind nicht für ſich ſelbſt beſtimmt, ſondern nur zum Nutzen der

Seelen ſchweifen bei ſchrankenloſer Willkür aus, und wie viele Dichterſeelen kommen nicht, vom unpoetiſchen Leben ſchon erkrankt in jenen Regionen des Traumes an, und die Träume ſind dann wirr, fieberiſch.

Gewiß entſpringen alle Krankheiten unſerer Poeſie aus der zu ausſchließlich vorwaltenden Subjectivität, und dieſe ſelbſt verdankt ihre Emancipation nur der Auflöſung des alten ſchönen Organismus, der als Volksglaube und Volksſitte das harmoniſche Band um die gern gefeſſelten Seelen ſchlang. Die jetzt ſo beliebten Seelenleiden, mit denen die Dichter nicht blos kokettiren, ſondern welche ſie wirklich empfinden, ſind eine neue, früher unbekannte Erſcheinung. Der Schmerz eines Dante war von ganz anderer Art. Hier vergaß der Dichter die eigenen Leiden über den Leiden der Welt. In unſeren Tagen dagegen vergeſſen die klagenden Dichter die Welt und zeigen uns nur ihren Schmerz. Nie in früheren Zeiten beſchäftigten ſich die Dichter ſo ſehr mit ſich ſelbſt, wie jetzt. Immer verſenkten ſie ſich in ihr Object, in die Welt, die ſie darſtellten. Jetzt ſind ſie ſelbſt die Helden ihrer Poeſie und wollen auch in der Welt nur ſich darſtellen. Der bitterſte Unmuth, deſſen frühere Dichter fähig waren, galt der Entartung der Völker, ihr tiefſter Schmerz dem Unglück der Völker. Als Propheten ihres Volkes ermahnten ſie zu hohem Muthe oder ſie ſangen in unſterblichen Klagen den Völkern das Schwanenlied. Jetzt erzürnen ſie ſich nur und klagen über ihr eigenes Unglück, und halten oft für Unglück, was nur Regel der Natur iſt. Wie Byron ſind je die Kühnſten von der Krankheit des Fauſt unheilbar ergriffen. Sie wollen mit ihrem genialen Drange über alle Schranken der Natur hinaus. Der Welt nicht mehr ſich unterordnend wollen ſie ſelber Götter ſeyn, und dieſes Schauſpiel ihres ringenden Geiſtes ſoll die Menge ſtaunend bewundern und über der Geſchichte ihres Ich die Weltgeſchichte einſtweilen vergeſſen.

Iſt dieſer Hochmuth tadelnswerth, weil er doch in einem gar zu großen Mißverhältniß mit der Kraft und Pflicht eines Erdgebornen ſteht, ſo darf man doch über eine ſo charakteriſtiſche, ſo oft ſich wiederholende und mit ſo vielen andern Verirrungen der Zeit in enger Verbindung ſtehende Erſcheinung nicht mit einem ſummariſchen Tadel hinweg fahren. Die Zerriſſenheit, die Zweifel, die Schwankungen der Seelen ſind eine zu bedauernswerthe

Menſchen, und es genügt nicht, wenn man ſie verſtehen will, nur ein gewöhnliches botaniſches Lehrbuch nachzuſchlagen, in welchem ihre Gattungen und Arten und damit zugleich die allmälige Weiterentwicklung ihres Organismus dargelegt werden. Die Pflanzen haben für den Menſchen, abgeſehen von ihrer Nützlichkeit, nicht die pſychologiſche und humoriſtiſche Bedeutung, wie die Thiere, deſto mehr aber eine äſthetiſche und ſentimentale. Indem ſie mit dem Boden zuſammen gewachſen ſind, ergibt ſich ſchon daraus, daß ſie nur eine Efflorescenz der Landſchaft ſind und den Maſſenbildungen der Erdoberfläche ſich anſchließen, während ſie doch von allem Rohen, Groben, Schrecklichen oder Langweiligen anorganiſcher Maſſenbildungen ſich durch eine Lieblichkeit unterſcheiden, die uns unwiderſtehlich anzieht. Daher in der Landſchaftsmalerei, wie längſt anerkannt iſt, auch Seelenmalerei verborgen iſt und menſchliche Seelenſtimmungen außer durch die Muſik kaum einen treueren Ausdruck finden, als in der landſchaftlichen Vegetation.

Zweites Buch.

Die falschen Meinungen von der Bestimmung des Menschen.

1.

Vom Widerwillen gegen den Satz: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“.

Dem heutigen Zeitgeiſt iſt nichts mehr zuwider als die Mahnung an ein Jenſeits. Hier im Dieſſeits haben die Maulhelden freies Revier. Hier können ſie räſonniren, renommiren, debattiren, majoriſiren und vernünftige Leute tyranniſiren nach Herzensluſt. Aber in jenem dunklen Jenſeits, was für eine geheimnißvolle Macht könnte dahinter ſtecken, die ihnen ihre Ohnmacht fühlbar machte oder ſie wohl gar zur Verantwortung zöge?

Wirf dich in die Bruſt, Fortſchrittsmann! Das Hier iſt dein, alſo laß es nicht fahren und ſpotte des Satzes: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“. Aide toi ſey deine Loſung. In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne! Packe die Welt nur herzhaft an und ſie iſt dein.

Haſt du nicht ſchon ſo vieles erreicht? Freiheit im Allgemeinen, Freiheit im Beſondern und Allerbeſonderſten, Redefreiheit, Lehrfreiheit, Preßfreiheit, Parlament, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die ganze liberale Schablone. Und was kannſt, was wirſt du nicht noch alles erreichen? Die Weltrepublik ohne Zweifel, die gleiche Austheilung aller Erdengüter und deren Verfeinerung und Vervielfältigung durch fabelhafte neue Entdeckungen in der Phyſik und Chemie. Aus eigner Kraft wirſt du, o Menſchheit, die Erde wieder zum Paradieſe umgeſtalten.

Das iſt die Lehre des Tages.

Anders lautet die heilige Offenbarung und die Stimme der Vernunft. „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," ſpricht Chriſtus, und zu wem ſpricht er es? Zu den Menſchen, ſeinen Brüdern, den Kindern desſelben himmliſchen Vaters, denen er damit ihre wahre Heimath zeigt.

Allerdings ſind wir auf dieſer Erde geboren und waren vorher nicht, aber wir werden nicht hier bleiben, wir werden in ein anderes Daſeyn übergehen und anderswo fortdauern. Der Glaube, wir ſeyen ſchon einmal dageweſen, nur in einem andern Körper, der Glaube an die ſog. Präexiſtenz der Seele, aus welcher die Orientalen die Seelenwanderungslehre ſchöpfen, iſt eine Einbildung des ältern Heidenthums und aus dem Rechtsgefühl hervorgegangen, welches für das Verhalten des Menſchen im irdiſchen Leben eine Vergeltung fordert. Wenn auch irrig, iſt dieſe Lehre immerhin noch vernünftiger als die moderne Lehre, nach welcher es gar kein Jenſeits und keine Vergeltung geben ſoll, alſo auch kein Menſch mehr eine Sündenſtrafe im Jenſeits zu fürchten, mithin auch, wenn es ihm beliebt, ſich vor dem Sündigen gar nicht zu geniren braucht.

Die chriſtliche Lehre, der Menſch ſey eigentlich nur ein Fremdling, ein Gaſt auf der Erde und beſtehe auf ihr nur eine Prüfungszeit, um zu zeigen, wie er die ihm von Gott verliehene Freiheit gebrauche, wofür im Jenſeits ihm Lohn oder Strafe zu Theil werde, dieſe Lehre iſt die vernünftigſte, die man ſich denken kann. In ihr iſt die Weisheit und Güte Gottes ausgeſprochen, welche Menſchen, die niemals vorher dageweſen ſind, ins Daſeyn ruft und zum Mitgenuß ſeiner Herrlichkeit berechtigt, was ſie zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet. In dieſer Lehre iſt ferner die vollkommenſte Frei-

heit des Menſchen conſtatirt. ‚Nur von ihm ſelber hängt es ab, was er wählen will, Gutes oder Böſes? Und zum Ueberfluß iſt ihm die Warnungsſtimme des Gewiſſens in die Bruſt gelegt und Vernunft verliehen, um Recht und Unrecht zu unterſcheiden, wenn auch das Licht der Offenbarung noch nicht in aller Menſchen Auge drang. Die Vernunft ſagt Jedem, daß er das Daſeyn mit allen ſeinen Gütern und Wonnen nicht eo ipso verdient hat, daß er ſich desſelben nur würdig machen kann durch vernünftigen, gerechten und edelmüthigen Gebrauch ſeiner Freiheit, und daß er dem gütigen Schöpfer dafür Gehorſam und Dank ſchuldig iſt.

Aber grade dieſer Gehorſam und dieſer Dank ſind unſern Weltmenſchen zuwider und unausſtehlich. Ihr Hochmuth leidet es nicht, auch nur zu denken, ſie könnten bei ihrer gegenwärtigen Vortrefflichkeit noch einer Prüfung unterworfen ſeyn, wie Schulknaben. Ihnen, in welchen ja Gott ſelber erſt zum Bewußtſeyn kommen ſoll, die alſo das höchſte Weſen eigentlich erſt aus ſich produciren, ſoll zugemuthet werden, ſie könnten geprüft und wohl gar beſtraft werden? Welche Majeſtätsbeleidigung! Und wenn auch nicht alle gebildeten Zeitgenoſſen der Selbſtvergötterungslehre huldigen, ſo ſind ſie doch darin einverſtanden, dem Menſchen fortſchreitende Einſicht und wachſende Kraft der Naturbeherrſchung in dem Maaße zuzuerkennen, daß er der Intervention einer auswärtigen Macht, eines Gottes oder Meſſias nicht bedürfe, daß die Menſchen ſich auf dem Planeten ſchon aus eigenen Mitteln einzurichten wüßten, und daß es ihnen nur darauf ankommen müſſe, auf dem Wege des Fortſchritts zu verharren.

2.

Vom Escamotiren des Böſen.

Das Chriſtenthum und die Vernunft kennen das Böſe und machen ſich zu einer Hauptaufgabe, es zu bekämpfen. Da wir nämlich nach Gottes Ebenbilde geſchaffen ſind und in Gott nichts Böſes iſt, ſollen auch wir uns davon freihalten, und da wir ſeit Adams Fall an der Erbſünde leiden und vielfach zum Böſen verlockt werden, ſo ſollen wir es doch immer bekämpfen, es wenigſtens als böſe anerkennen und Gott bitten, uns zu ſtärken und, wenn wir doch nicht ſtark genug bleiben, uns um unſerer Reue und Buße willen zu verzeihen. Das allein iſt das natürliche Verhältniß der Kinder Gottes zu ihrem Vater und das allein iſt vernünftig. Da nicht ſchon hier auf Erden alles Böſe beſtraft und alles Gute belohnt werden kann, ſind wir auf die Vergeltung im Jenſeits angewieſen.

Nun haben aber die Böſen einen ungeheuern Widerwillen gegen dieſes chriſtliche und Vernunftgebot. Denn ſie ſündigen gar zu gern und bilden ſich ein, ſie könnten von der Sünde gar nicht mehr laſſen. Da kommt ihnen nun der Verſtand in der falſchen Wiſſenſchaft zu Hülfe und beweist ihnen mit allerlei Scheingründen, ſie brauchten ſich gar nicht zu fürchten. Erſtens was man Sünde nenne, ſey gar keine Sünde, ſondern nur der freie Gebrauch der Kraft und die Befriedigung der natürlichen Triebe und Neigungen, die mit uns geboren ſeyen. Zweitens gebe es gar keinen Gott, ſondern von Ewigkeit her ſey nur die Materie. Drittens gebe es auch keine Unſterblichkeit, ſondern wenn der Menſch todt ſey, gehe die Materie, aus der ſein Leib beſtand, in andere Körper über. Von einem Fortleben nach dem Tode

fabele man nur. Auch gebe es daher keine Vergeltung und es ſey nur ein lächerlicher Wahn, im irdiſchen Leben etwas, wozu man natürlichen Trieb ſpüre, nicht thun zu wollen, weil man jenſeits dafür beſtraft werden könnte. Das iſt die grobe Auffaſſung des modernſten Materialismus und findet wegen ihrer Einfachheit großen Beifall beim vornehmen und niedrigen Pöbel.

Die etwas feinern Rationaliſten fallen nicht ſo plump mit der Thüre ins Haus, hoffen aber, wenn ſie auch den Glauben an Unſterblichkeit noch beibehalten, diejenigen, welche gern ſündigen, dennoch geſchickt beruhigen zu können. Sie garantiren ihnen nämlich den Himmel unter allen Umſtänden und leugnen die Hölle, wie auch den Teufel, gänzlich weg. Wir haben einmal die Schriften geſammelt, welche ſeit dem Anfang des Jahrhunderts in dieſer Richtung von deutſchen Rationaliſten und zwar von den namhafteſten Oberconſiſtorialräthen und Prälaten geſchrieben worden ſind. Sowohl ihre Zahl, als ihre Uebereinſtimmung erregt Erſtaunen. Alle gehen darauf aus, in der Manier der Toilettentheologie zu behaupten, der Menſch ſey viel zu vortrefflich angelegt, als daß er ewig verderben könnte, und Gott ſelbſt ſey ein viel zu guter Vater, als daß er ſeinen Kindern nicht am Ende alles verzeihen ſollte. Es könne ja gar keinen Himmel geben, wenn darunter eine Hölle läge. Man könnte ja keine ruhige Stunde im Himmel haben, wenn man denken müßte, da unten jammern und zähneklappern ſie. Kurz, die Rationaliſten haben das Böſethun viel zu leicht genommen, die Sentimentalität der ihren lüderlichen Söhnen alles verzeihenden Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Väter vom Theater in die Kirche hineingezogen und ſowohl die Grundſäule der göttlichen Gerechtigkeit ſchlau zu umgehen getrachtet, als die

den Menſchen verliehene Freiheit, von deren würdigem oder unwürdigem Gebrauch der ganze Werth des Menſchen abhängt, mißverſtanden.

Daneben und zum gleichen Zwecke haben ſich viele Philoſophen bemüht, das Böſe als ſolches zu escamotiren, ſofern ſie es nur als einen vorübergehenden Schatten, oder nur als einen Schein, nur als einen Rechnungsfehler zu erklären ſuchten, denn die Welt ſey vollkommen und alles Unvollkommene darin nur ſcheinbar, nur relativ, nur ein Uebergang, ein im Accord ſich wieder auflöſender Mißton.

Phyſiologen und Pſychologen haben es dem herrſchenden Materialismus mehr conſequent gefunden, in der Sünde nur eine Krankheitserſcheinung zu ſehen. Vor etwa dreißig Jahren entſtand ein großer Streit darüber zwiſchen Criminaliſten und Pſychologen. Die letztern nämlich wollten, daß man alle Verbrecher nur als Kranke oder Irrſinnige behandele. Auch der berühmte Carus in Dresden nennt in ſeiner „Pſyche" Seite 496 die Sünde nur „eine Verſunkenheit des Geiſtes in Irrthum, eine Krankheitserſcheinung." An einer andern Stelle Seite 349 ſagt er: „Wenn vor dem höhern phyſiologiſchen Blicke trotz alles Sterbens der Einzelnen der Begriff des Todes nicht beſtehen kann, ſondern nur ein allgemeines Leben erkannt wird, ſo verſchwindet auch im Lichte jener Erkenntniß nicht nur das Böſe als beſonderes dämoniſches Princip, als Satan, ſondern hört auch der Begriff der Sünde auf, der ſo erleuchteten Seele erſcheint nirgends mehr ein wirkliches an ſich haſſenswerthes Object und aller Haß löst ſich in erbarmende Liebe auf. Das Steigern zu ſolcher Erkenntniß ſcheint in der Menſchheit erſt mit Chriſtus aufgegangen zu ſeyn. Das iſt die eigentliche große Erlöſung, dieſe Erlöſung vom Begriffe des Böſen." Es iſt

doch ein wenig ſtark, das Erlöſungswerk Chriſti auf Erden mit einer Erlöſung vom Begriff des Böſen und das göttliche Erbarmen zu verwechſeln mit der Erklärung, es ſey gar nicht geſündigt worden, es habe niemals eine Sünde gegeben.

Göthe faßte die Frage noch ſublimer auf. In ſeinem Fauſt führt er den Gedanken durch, der Menſch ſey als abſolut freier Geiſt erhaben über den Gegenſatz des Guten und Böſen. Er ſpielt nur mit beiden Begriffen und läßt ſich von beiden beſchmeicheln. Sowohl ſein Mephiſtopheles auf der einen, als ſeine Madonna auf der andern Seite haben nur die Aufgabe, ihm zu huldigen, ſofern der Menſch als das abſolut höchſte Weſen über bös und gut gleich ſehr erhaben ſey, ſie beide nur utiliſire. Teufel und Engel ſind hier lediglich als dienende Wappenhalter des herrſchenden Menſchen aufgefaßt. Die Schule Hegels hat auf ganz ähnliche Art den Menſchen vom Sittengeſetz emancipirt, weil der höchſte Geiſt wohl richten, aber nicht gerichtet werden kann. Göthe war übrigens in jeder Beziehung ein Ariſtokrat, ein vornehmer Geiſt, dem ſchon bei Lebzeiten der Cultus des Genius überſchwängliche Huldigungen darbrachte. Indem er ſich immer hoch über der Menge erhaben dachte, fiel es ihm nicht ein, bei Andern ähnliche Privilegien vorauszuſetzen wie die, welche er ſich aneignete. Er träumte ſich einmal in die Einbildung hinein, er werde in der andern Welt ſeinen Platz unter den Geiſterfürſten nehmen.

Solche Privilegien kann die moderne Demokratie niemand zuerkennen. Wie unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich gemeiner Pöbel und ordinäre Philiſter auf eine höhere Stufe der Einſicht und des ſittlichen Adels emporſchwingen könnten, ſo ſuchen doch die Schwärmer für allgemeine Gleichheit eine Möglichkeit, auch die Maſſen emporzuheben, theils durch

Krankheit der Zeit, als daß man ſie blos ſchlechtweg zu tadeln hätte oder ſich darüber wundern könnte, warum ſie ihren Ausdruck in der Poeſie finden. Man muß ſo gerecht ſeyn, dergleichen Wirkungen einer allgemeinen Urſache zuzuſchreiben, die einmal in der Zeit thätig iſt, und ſie als eine Epidemie des Geiſtes zu betrachten, von welcher angeſteckt zu ſeyn mehr ein Unglück als ein Vergehen iſt.

Die Vorſchriften der chriſtlichen Religion bezeichnen zwar jenen Uebermuth und jene ſchrankenloſe Begierde als eine Sünde. Doch handelt es ſich jetzt nicht mehr, wie früher, von der Keckheit des Gemüthes, dem Verbote zum Trotz zu ſündigen; es handelt ſich vielmehr von einer Haltloſigkeit des Gemüths, das an gar nichts mehr glaubt, weder an ein Verbot noch an eine Pflicht, noch an die heilige Urquelle beider. Dieſe Indifferenz iſt ein weit ſchlimmeres Uebel, als es die mit Bewußtſeyn begangene Sünde gegen ein anerkanntes Verbot ſeyn würde. Daher beneiden die „Zerriſſenen" nicht nur das ſtille Behagen derer, die demuthsvoll im Glauben wandeln, ſondern auch ſogar den eigenthümlichen Reiz, der für die im Sündigen liegt, die noch an ein Verbot glauben. Ihr Kummer iſt, daß ſie nicht glauben, daß ſie die Baſis der moraliſchen Exiſtenz verloren haben und gleichſam in endlos leerem Raume ohne irgend einen feſten Haltpunkt ſchwanken und in glühender Sehnſucht ein Ziel ſuchen, das ihnen in der Oede ihres Unglaubens ewig entflieht.

Im frühern Glauben war dieſe Leere ausgefüllt, alles conſolidirt und harmoniſch geordnet, das reine Lichtreich, das ſchöne Helldunkel der Erde, die finſtere Tiefe. Das Heilige ward innig verehrt, wo es ſich kund that. Das Natürliche trat in alle ſeine Rechte. Die Sünde ſelbſt fand ihren angemeſſenen Platz, und der Reiz des Verbotenen wie der dämoniſche Trotz gegen das Heilige verliehen ihr ein poetiſches Colorit. Ueber dieſes reiche, ſchöne, in tiefen Farben brennende Weltbild iſt aber nun ein naſſer Schwamm hinweggefahren und hat alles verwiſcht und eine tabula rasa übrig gelaſſen. Mit dem Glauben hat ſich auch ſein Gegenſtand durch optiſche Täuſchung in Nebel verflüchtigt. Der Unglaube ſieht nichts mehr, nichts Heiliges, nichts Unheiliges. Er ſpottet kaum mehr über die alten Fabeln, ſie ſind ihm ſchon ſo gleichgültig geworden, daß er ſie nur noch bemitleidet. Die Tugend ſelbſt wird

Schulbildung, theils durch die immer wachsenden, die Civiliſation mächtig befördernden neuen Entdeckungen. So ſagt der bekannte Herr von Kirchmann, der hiefür maßgebend iſt, in ſeinem 1865 zu Berlin erſchienenen Buche über die Unſterblichkeit, eine ſolche gebe es zwar nicht, aber das Menſchengeſchlecht werde noch hier auf dieſer Erde zu einem Zuſtand höchſter Vollkommenheit gelangen. „Sollte es der Chemie gelingen, den Nahrungsſtoff für Thiere und Menſchen in chemiſchen Fabriken, ſtatt durch Landbau zu gewinnen, ein Ergebniß, was heutzutage nicht mehr ſo unwahrſcheinlich iſt, ſo würde, da die Rohſtoffe in der Luft und in den Salzen der Erde in unerſchöpflichen Maſſen gegeben ſind, mithin die Nahrung durch dieſe Erfindung ſehr viel billiger und ſicherer werden würde, eine unabſehbare Revolution in Sitte und im Recht daraus hervorgehen. Der Stand der Ackerbauer würde verſchwinden, die ſtärkſte Schranke gegen Uebervölkerung wäre beſeitigt und der Menſch könnte mehr als die Hälfte der Zeit, die er jetzt in mechaniſchen Arbeiten verbringt, zu anderer Thätigkeit oder zum unmittelbaren Genuß verwenden. Die Ehe, die Familie, die ſchon jetzt in Amerika durch die dortige Leichtigkeit der Exiſtenz erhebliche Veränderungen erlitten hat, würde die tiefgreifendſte Umgeſtaltung erfahren. Bei einem hochcultivirten Volke iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Ehe mit der Zeit die Form einer Doppelehe annehmen kann. Zwei Freunde würden ſich dann zuſammenthun und gemeinſam zwei Frauen heirathen. So verletzend für das jetzige ſittliche Gefühl ſolche Form erſcheinen mag, ſo kann dieſes Gefühl doch keinen Maaßſtab für ſpätere Zeiten abgeben, denn dieſes Gefühl iſt biegſam wie Wachs. Erklärte doch noch Socrates die Knabenliebe für das Vorrecht der beſſern und edleren

Stände. Hat man deshalb von dem zeitlichen sittlichen Gefühl bei solchen Fragen abzusehen, so ist klar, daß die Form einer solchen Doppelehe große Vortheile gegen die jetzige Form bietet. Sie enthält eine größere Fülle von sinnlichem und geistigem Genuß; sie mindert die plumpe und dreiste Gewißheit des Besitzes; sie erniedrigt die Frau nicht und sie enthielte einen höhern Schutz gegen die Gefahren des Lebens, gegen Krankheit und Todesfall. Diese Beispiele werden genügen; der Leser wird sie sich leicht vervielfältigen können. Vor allem wird er aus der Geschichte in den da bereits geschehenen Veränderungen der Sitten und des Rechts entnehmen können, daß der Fortschritt der Moral und der Gang der Völkergeschichte rein durch die zwei Momente bedingt worden ist, welche sich kurz bezeichnen lassen: 1) als die veränderte Empfänglichkeit der Völker für einzelne Arten der Lust und 2) als die veränderten Mittel und Wege sie zu erlangen. Der Fortschritt der Naturwissenschaften und die steigende Macht des Menschen über die Natur sind die Hauptursache für diese Veränderungen. Da nun das Wissen mit jedem neuen Geschlechte sich gegenwärtig erheblich vermehrt, so erhellt, daß auch die Moral und das Gesetz der Geschichtsentwickelung einer steten Veränderung unterliegt."

Andere haben das Böse nur als eine Negation zu erklären gesucht. „Das Böse ist negativ abzuleiten aus der Negation der Freiheit und positiv aus der Sinnlichkeit, die aber auf dem sittlichen Gebiete nichts ist, so daß auf beiden Seiten nichts übrig bleibt, und das ist die höchste Bedeutung des Bösen." Wieder Andere erklären das Böse aus entschuldbarer Schwachheit. „Es gibt nur Schwachheitssünden; auch der böse Wille ist nur eine Schwachheit." Demnach ist auch das ganze sogenannte Erlösungswerk eine Unwahr-

heit, denn wo es keine Sünde gibt, bedarf es auch keiner Gnade. „Nur seiner eigenen Vollkommenheit inne werden ist Heiligung, Erfüllung. Das Menschheitsideal in uns zu realisiren, ist unsere Bestimmung, aber nicht uns durch Christi Blut reinwaschen zu lassen von etwas, das gar nicht ist". Wie sollte denn auch das Böse wirklich seyn können? „Wenn es wirklich wäre, müßte es von Gott selbst gewirkt seyn, der alles Wirkliche wirkt. Gott wirkt aber das Böse nicht, weil es nicht wirklich ist. Auch der Mensch will das Böse nicht; will er etwas, so doch nicht das Böse." Mit solchem oberflächlichen Raisonnement wagte man, sich über die abgründliche Tiefe des Bösen hinwegzuschwindeln.

3.

Von der freien Forschung.

Luther wollte die alte Kirche nicht umstürzen, sondern nur reformiren, zu ihrer ersten Reinheit und apostolischen Einfachheit zurückführen und von unevangelischen Zusätzen und Mißbräuchen reinigen; deßwegen blieb er fest auf dem Boden der h. Schrift stehen, dem unzweifelhaften Glaubensgrunde Aller, die sich Christen nennen. Es ist ihm nicht eingefallen, einen Standpunkt außerhalb der christlichen Sphäre zu suchen, um von dort aus frei zu urtheilen. Wenn schon zu seiner Zeit einige Schwärmer einen solchen freien Standpunkt im eigenen Geist, den sie mit dem heiligen Geist identificirten, gefunden zu haben glaubten, so wurden sie von Niemand eifriger und entrüsteter, als von Luther selbst bekämpft. Er nannte sie nur die Schwarmgeister und verdammte sie.

Erst als die Renaissance auf allen Universitäten aufkam und von den Fürsten begünstigt wurde, wagte man allmälig,

nach dem Vorgang italieniſcher, franzöſiſcher und engliſcher Freigeiſter, auch in Deutſchland das höchſte Kriterium im eignen Geiſt oder in der ſog. Vernunft zu ſuchen und von dieſem freien Standpunkt aus die chriſtliche Religion wie jede andere zu beurtheilen und die Bibel ſelbſt ihrer Kritik zu unterwerfen. Die Humaniſten hatten ſchon als Philologen, indem ſie den Bibeltext ſprachlich kritiſirten, vorgearbeitet. Jetzt kamen noch die Philoſophen hinzu und ſetzten die Kritik vom Standpunkt der ſog. Vernunft aus fort, indem ſie prüften, ob die ſog. chriſtlichen Wahrheiten auch wirkliche Wahrheiten ſeyen, d. h. mit der Vernunft übereinſtimmten oder nicht.

Leſſing warf das kühne Wort hin: Wenn man ihm die Wahrheit in einer Hand und den Irrthum in der andern darböte, würde er den Irrthum wählen, um die Wahrheit ſelber zu ſuchen. Der Menſch fing an, ſich alles zuzutrauen bis in Gottes eigenes Bewußtſeyn hinein, und glaubte ſich damit über die allgemeine Sclaverei tröſten zu können, in welcher ſich damals grade die Völker unter die Fürſten beugen mußten. Die Fürſten ſelbſt ſahen dieſer feigen Kühnheit mit verächtlichem Hohn und doch mit Wohlgefallen zu, denn nichts konnte ihnen angenehmer ſeyn, als daß die Menſchen ſich übermüthig gegen Gott erhöben, deſto demüthiger aber vor ihnen, den Fürſten, krochen. Auch in der ſpätern Zeit, als die Revolution an die Königspforten pochte, fanden es die Fürſten immer noch gerathen, den Zorn der Völker von den Thronen hinweg auf die Altäre abzulenken, und bis auf den heutigen Tag iſt es Mode, die Volksmänner, die den weltlichen Regierungen gefährlich werden können, gegen den Papſt und die Jeſuiten, oder auch gegen das Oberconſiſtorium und die Pietiſten zu hetzen. Es war

daher sehr begreiflich, daß schon im vorigen Jahrhundert, wie noch jetzt, die freie Forschung in Bezug auf Religion und Kirche geduldet wurde, mochte man auch in politischer Beziehung eine noch so strenge Censur üben. Fürsten und Minister machten sich ein Vergnügen daraus, die Freigeister zu protegiren. Auf den Universitäten glänzten nur noch Philosophen, die ihren Standpunkt dem Christenthum gegenüber nahmen, und in der theologischen Facultät nur Neologen und Rationalisten, die sich an die Modephilosophie anschlossen und sich mit der Bibel- und Kirchenlehre nur noch beschäftigten, um, wie sie sich rühmten, Vernunft hineinzubringen.

Als nun aber der politische Liberalismus die Oberhand gewann und auf eigene Rechnung gegen den Altar und Thron zu Felde zog, fing den Regierungen an, bange zu werden. Das hatten sie sich gern gefallen lassen, daß man ihre Autorität mehr gefürchtet hatte, als die des himmelweit entfernten Gottes; nun aber der Sturm gegen beide bisherige Autoritäten, Thron und Altar zugleich ausbrach, kamen die weltlichen Regierungen in Verlegenheit. Sie hätten jetzt gern die geistliche Autorität wieder gelten lassen, um mit derselben ihre eigene zu verstärken, aber sie durften es nicht mehr wagen, denn sie machten sich durch jedes Bündniß mit der Kirche nur selber noch unpopulärer. Das erfuhr die ältere Linie der Bourbons und wurde vom Thron vertrieben. Die alte Sünde der absoluten Monarchie, welche die Kirche geschwächt und discreditirt hatte, rächte sich nun an den Fürsten. Aus Furcht, früher oder später einem ähnlichen Schicksal zu verfallen, wie es die ältere Linie der Bourbons getroffen hatte, nahmen sie die Kirche gegen die liberalen Angriffe niemals ernstlich in Schutz.

Im katholischen Frankreich gab Ludwig Philipp, welcher sich zum Sturze der ältern Linie geradezu mit dem Liberalismus verbunden hatte, den frivolen Ton an, wie der liberale Musterstaat die Kirche zu behandeln habe, nämlich er ließ sie fühlen, daß der herrschende Liberalismus sie nur noch aus Gnade und um der dummen Bauern willen fortexistiren lasse und daß sie sich dafür durch demüthiges Ducken zu bedanken habe. Im protestantischen Preußen waren beide Kirchen unter dem Cultusministerium Altenstein nicht viel anders behandelt worden. Wenn auch hier der politische Liberalismus noch zu keiner Macht gelangt war, so deste mehr der auf allen Schulen und Universitäten künstlich gepflegte Unglaube. Daher gleichzeitig mit der Regierung Ludwig Philipps auch die kirchenfeindlichen Erscheinungen in Deutschland, die Opposition der Lichtfreunde, Rationalisten und Hegelianer gegen das neue Ministerium Eichhorn und die Bemühungen des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV., die Männer der Kirche und Schule von ihren Verirrungen zum Glauben zurückzuführen. Gleichzeitig die bekannte große Staubwolke des Deutschkatholicismus.

Ich schrieb damals: „Sowie man heutzutage auf protestantischem Boden etwas auch nur wünscht oder zart andeutet, was dem Glauben förderlich seyn oder denselben aus seiner tiefen Verachtung nur zu einem Schein von Anerkennung wiedererheben könnte, entsteht sogleich an allen Enden der protestantischen Welt von Königsberg bis Lausanne, von den exstatischen Vergötterern des langweiligen Dinter bis zu den wasserspeienden Banden des Leiterprediger Druey ein furchtbares Geschrei über versuchten Glaubenszwang, über Rückkehr in die Finsternisse der Inquisition. Dieser unermeßlichen Stimmenerhebung, in der neben allem, wovon

einſt die Wände der Arche Noä widerhallten, auch deutlich dämoniſche Töne anklingen, dieſem Charivari von Millionen gegenüber kann keine friedliche, verſöhnende Stimme mehr hörbar werden und ſelbſt die alte Kommandoſtimme von der Spree dringt hier nicht mehr durch. Wenn zuweilen einmal guter Wille ſich bedächtig vornimmt, oder edle Entrüſtung ſich raſch entſchließt, das in den tiefſten Koth getretene Kleinod des Glaubens zu retten, dennoch bebt der gute Wille vor jenem furchtbaren Geſchrei wieder zurück und die edle Entrüſtung wird an ſich ſelber wieder irre, indem man ihr unaufhörlich und bis zum Taubwerden zuſchreit: die freie Forſchung war die Waffe, mit der Luther einſt geſiegt hat; die freie Forſchung iſt und bleibt das Prinzip und heiligſte Palladium der Proteſtanten.

Haben die Autoritäten ſich vor dem Geſchrei zurückgezogen und hat dieß letztere einſtweilen wieder nachgelaſſen, ſo vernimmt man die Klageſtimme des zertretenen und tiefverhöhnten Glaubens; dazu das Hohngelächter der Lichtfreunde. Man fühlt neues Mitleid; man erſchrickt vor den Ahnungen der Zukunft. Man ſucht zu unterhandeln und der Wiſſenſchaft begreiflich zu machen, daß ſie doch ihre Allgewalt nicht bis zur gänzlichen Ausrottung des Glaubens mißbrauchen ſollte. Aber die Wiſſenſchaft ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch und ſpricht mit entſchiedener Stimme, feſt und ſcharf: was wollt ihr, Schwächlinge der Zeit? ihr wagt nicht, die freie Forſchung als proteſtantiſches Prinzip zu leugnen. Ihr verwahrt euch ſelber feierlich und bei jeder Gelegenheit, daß ihr ſie nicht antaſten wollt, daß ihr ſie anerkennt und ehrt. Nun denn, ſo laßt ſie auch gewähren und beklagt euch nicht, wenn ſie ein Ziel erreicht, was von euren Jugendilluſionen, von dem, was Schule und Confirmationsunterricht in euch

an dunkeln Erinnerungen hinterlaſſen haben, weit abweicht. Entſchließt euch, entweder kühn mit dem Genius der Menſchheit über jede Beſchränkung eines hiſtoriſch Gewordenen hinwegzufliegen und immer Neues zu ſchaffen, oder wenn ihr hiezu nicht Geiſt und Muth genug habt, wenn ihr am Gewohnten klebt, das ihr doch nicht ernſt und energiſch zu vertheidigen wagt, ſo geht in eurer Unentſchiedenheit unter, denn ihr verdient es nicht beſſer!

So die proteſtantiſche Wiſſenſchaft. Die katholiſche Kirche hat ihren Glauben gegen die Angriffe dieſer Wiſſenſchaft ſicher zu ſtellen gewußt. Sie hat ſich nicht geſchämt oder geſcheut zu ſagen, daß ſie die freie Forſchung als Prinzip verwerfe. Man hat das unbegreiflich dreiſt, aber doch praktiſch gefunden. Jeder Radikale von Verſtand verabſcheut das ſtabile Prinzip, läßt ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren, daß es praktiſch ſey, und hegt allen möglichen Reſpekt vor den gewaltigen Päpſten, welche ihr Prinzip ſtaatsklug durchgeführt haben, während er den furchtſamen, unentſchiedenen und unklaren proteſtantiſchen Vermittlern keineswegs eine gleiche Achtung zollt.

So ſind alle Ermahnungen und halben Maßregeln, durch die man auf proteſtantiſcher Seite den Glauben hat ſicher ſtellen wollen, zu Schmach und Spott geworden. Glaubte man einen Profeſſor, der gar zu antichriſtliche Dinge lehrte, deshalb ſanft erinnern zu müſſen, ohne jedoch das Prinzip der freien Forſchung antaſten zu wollen, ſo lachte der Betheiligte nur und fuhr fort, zu lehren nach wie vor, und ſeine Jünger trieben es bald noch ärger. Unterdrückte man ein zu gottloſes Buch oder eine Zeitſchrift dieſes Gelichters, ſo ſah das allerdings wie Ernſt aus, aber die Betheiligten erſchracken mit nichten, ſondern trotzten nur um ſo ſtolzer

und ließen an einem zweiten und dritten Ort rüſtig fortdrucken. Stellte man einen Geiſtlichen zur Rede, daß er die Gemeinde durch atheiſtiſche Predigten irre leite, ſo fürchtete ſich der Betheiligte nicht, ſondern freute ſich, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben, ſammelte das Volk um ſich und hielt Reden im Freien. Wurden ganze Magiſtrate von dieſem kirchlich revolutionären Geiſte angeſteckt und erhielten von der höhern Autorität einen Verweis, ſo beunruhigten ſich die Betheiligten darüber nicht, ſondern remonſtrirten in diplomatiſchen Noten wie Macht gegen Macht. Dieſer Trotz rechtfertigt ſich durch die Vorausſetzung, daß der Autorität ein für allemal die Hände gebunden ſeyen, ſofern ſie nie wagen werde, das Prinzip der freien Forſchung offiziell zu verleugnen.

Der antichriſtliche Radikalismus iſt nun unter dem ſichern Schutze dieſer Vorausſetzung ſeit zehn Jahren kühn und raſtlos vorangeſchritten. Nie hat er eine Kapitulation angenommen, nie weder durch Schmeicheleien noch Drohungen ſich ſein Ziel verrücken laſſen, nie weder ein Recht noch einen Willen, der ihn davon abwendig machen könnte, bei der Autorität anerkannt, und er hat deren väterliche, ſelbſt ſcheinbar nachdrückliche Erinnerungen immer nur leicht hingenommen und nie an ihren Ernſt geglaubt. Was er ungeſcheut vor zehn Jahren zum erſtenmal ausgeſprochen, daß die Hegel'ſche Lehre aus der Schule ins Volk eindringen und die chriſtliche Geſinnung in demſelben ausrotten müſſe, iſt zum Theil ſchon in Erfüllung gegangen, wie die zahlreichen Verſammlungen der Lichtfreunde beweiſen. Von Jahr zu Jahr iſt die Fluth geſtiegen. Sie hat den höchſten Punkt noch nicht erreicht, aber es iſt auch nichts geſchehen, was die ſteigende Bewegung irgend aufhalten könnte.

Es liegt nahe, sich die Frage zu stellen, was wohl der alte Luther, wenn er nach dreihundert Jahren wieder aufleben könnte, zu dieser Bewegung im Protestantismus sagen würde! Wie es uns scheint, würde er auf das hinweisen, was er seiner Zeit gegen die Schwarmgeister gepredigt, gerathen und verfügt hat. Er würde in den Lichtfreunden und in der Hegel'schen Selbstvergötterungslehre nichts anderes sehen, als eine Wiederholung des Wahnsinns, dem zu seiner Zeit die Anhänger Thomas Münzers verfallen waren, indem sie sich unmittelbar vom göttlichen Geiste inspirirt wähnten und kommunistische Träume von Gemeinschaft der Güter und Weiber nicht nur hegten, sondern in dem berühmten Reiche zu Münster auch verwirklichten. Er würde nicht zaudern, in seiner vollen Kraft zürnend und mit dem Schwerte des göttlichen Wortes in der Hand über den Rubicon zu gehen, den heutzutage Niemand zu überschreiten wagt. Er würde unbedenklich das Verdammungs-, das Vertilgungswort gegen die Lichtfreunde und Hegelingen aussprechen."

Seit jener Zeit des Schwankens in den vierziger Jahren hat sich das Verhältniß etwas besser gestaltet. Die mißlungene Revolution von 1848 und 1849 hat zu mehr Besinnung geführt; die Autorität auch in kirchlichen Dingen hat sich mehr befestigt. Die etwas heruntergekommene Glaubenspartei auf dem protestantischen wie katholischen Gebiete hat sich wieder mit mehr Geist und Kraft erfüllt. Mißkennen wir nicht, daß das Verhalten des viel geschmähten Kaisers der Franzosen günstig darauf eingewirkt hat. Die kirchliche Autorität gewann im protestantischen Deutschland in dem Maaße, in welchem sie im katholischen Frankreich geschützt war. Denkt man sich den Fall, Napoleon III. hätte der französischen Politik die antikirchliche Richtung gegeben,

durch den Unglauben an ihren Werth zu einer kalten, ſtolzen, wegwerfenden Aeußerung des Genies. Die Sünde verliert durch den Unglauben an ihr Verbot ihren eigentlichen Reiz. Die Weltbetrachtung endlich hört auf eine poetiſche zu ſeyn, ſie wird ein unzufriedenes philoſophiſches Kritteln, geiſtreich, ſarkaſtiſch, pikant, aber einſeitig, unwahr, ungerecht, in krankhafter Begier wollüſtelnd, in krankhafter Trauer jammernd ohne Noth.

Es iſt merkwürdig, daß die äſthetiſchen Skeptiker und Zerriſſnen das angeborne menſchliche Bedürfniß in ſeiner ganzen Stärke fühlen, aber die natürlichen Mittel der Befriedigung durch eine faſt wunderbare Selbſttäuſchung verloren haben. Niemand iſt genußſüchtiger, als ſie, und doch ſcheint ihnen jede Gabe des Geiſtes nur verliehen, um ihnen den Genuß, wo er ſich ihnen bietet, wieder hinwegzulügen. Ihr Herz begehrt unerſättlich, aber in ihrem Kopfe ſinnt der advocatus diaboli eben ſo unerſchöpflich neue Sophismen aus, um dem armen Herzen jede gehoffte Luſt wieder zu vergellen. Der Zweifel zehrt den Hungernden die erſehnte Speiſe vor den Augen weg.

Dieſe auffallende Erſcheinung der modernen Poeſie iſt lediglich nichts anderes als Hypochondrie. Man würde ſehr fehl gehen, wenn man ihre Symptome für etwas wichtigeres nähme, als für Selbſttäuſchungen. Die Patienten ſelbſt legen zwar den Grillen, auf welche ſie verfallen, einen hohen, nicht ſelten ſogar weltbiſtoriſchen Werth bei, und glauben, die Welt ſey wirklich ſo, wie ſie dieſelbe in ihrer üblen Laune anſehen. Allein die wirkliche Welt geht, unbekümmert um jene Uebellaunigen, ihren Gang fort, und ſelbſt wenn ein Zerrißner von bedeutenden Geiſtesgaben eine Zeitlang viele verführt, daß ſie mit ihm klagen und in ſeinem wollüſtigen Schmerze wühlen, ſo verſchlägt dies im Grunde für die Weltgeſchichte nicht viel. Nicht was dieſem oder jenem einfällt, in ſeiner Hypochondrie aus der Welt zu machen, iſt wichtig, ſondern nur die epidemiſche Verbreitung der Krankheit im Allgemeinen. Dieſe hängt aber von der Iſolirung der Geiſter ab, die je mehr und mehr eingetreten iſt, je lockerer die Bände geworden ſind, welche das Volk in einem Glauben und einer Sitte zuſammengehalten haben. Deshalb hängt auch die Heilung dieſer Hypochondrie nur von der Erneuerung ſolcher Bande ab. Jeder Arzt weiß, daß ein Hypochonder immer kränker wird, je mehr er

in welcher ſich gegenwärtig die ſpaniſche, italieniſche und öſterreichiſche bewegt, ſo würde das der Partei des Unglaubens auch im proteſtantiſchen Deutſchland einen neuen Impuls gegeben haben.

Aber der Schutz der Kirche in Frankreich iſt prekär, der Kaiſer alt. Große Aenderungen in der Politik können die Kirche in neue ſchlimme Lagen bringen. Im proteſtantiſchen Gebiet iſt nur eine Art Waffenſtillſtand geſchloſſen, wird von einer mächtigen Partei das Prinzip der freien Forſchung feſtgehalten und von allen Liberalen und Demokraten unterſtützt. Man ſcheint nur eine Gelegenheit zu erwarten, es wieder bis zum Fanatismus geltend zu machen, während dasſelbe Prinzip ſich immer mehr auch im katholiſchen Süden Bahn bricht, obgleich es hier nur von wilden politiſchen Parteien reclamirt, noch nicht mit den Waffen der Wiſſenſchaft verfochten wird.

Der Menſch iſt frei geboren, daher iſt ihm auch jedwede Forſchung frei gegeben. Er wäre nicht frei, wenn er ſie nicht nach allen Richtungen hin verfolgen könnte, gleichviel ob mißbräuchlich, oder nicht. Reine Geiſter werden auch immer nur einen Gebrauch von ihr machen, der ihnen ſelbſt und den Mitmenſchen nicht ſchadet. Denn die Vernunft und die durch die Forſchung ſelbſt bekräftigte Ueberzeugung von der chriſtlichen Wahrheit zeichnet ihnen die Schranke vor, über welche der Verſtand nicht hinausgehen kann, ohne in die Unvernunft zu gerathen und gottwidrige Lehrſätze aufzuſtellen. In der Luſt aber, die Freiheit überhaupt und die freie Forſchung insbeſondere ohne alle und jede Schranke zu handhaben, liegt die Verführung, auch die Schranken der Vernunft und Offenbarung als nicht vorhanden zu betrachten, ſich über ſie hinwegzutäuſchen. Man bildet ſich ein, die

wahre Freiheit dürfe keine, also auch dieſe Schranken nicht anerkennen und ihre Nichtanerkennung ſey der eigentliche Probirſtein der Geiſtesfreiheit. Es hat Denker gegeben und gibt deren noch, die nur aus Stolz ſo denken und lehren. Eine große Menge Menſchen will aber auch praktiſchen Nutzen davon haben, ſich im Namen der Freiheit von den unbequemen Pflichten losmachen, die ihnen Vernunft und Offenbarung vorſchreiben, mithin auch die freie Forſchung nur dazu anwenden, die Quellen abzugraben, aus denen jene Pflichten fließen, alſo die Offenbarung ganz wegzuleugnen und die Vernunft durch Sophiſtik zu überwinden.

4.

Vom Bibelhaß.

Allen denen, welche ſich von der claſſiſchen Bildung hatten imponiren laſſen, welche das Chriſtenthum ſchon als einen überwundenen Standpunkt anſahen und die ſich ſelbſt beſtimmende und ſelbſt erlöſende Menſchheit dem Ziele der Vollkommenheit entgegen ſchreiten ſahen, mußten ſich begreiflicherweiſe durch die Achtung, welche die h. Schrift immer noch offiziell und bei den gläubigen Chriſten genoß, genirt fühlen. Es war ihnen alſo darum zu thun, das Anſehen dieſes Buches zu ſchwächen. Das waren nun nicht blos ausgeſprochene Heiden und Juden, ſondern es geſellten ſich zu ihnen auch viele Theologen, namentlich proteſtantiſche. Man wollte im Proteſtantismus überhaupt nur den Fortſchritt des freien Geiſtes aus den Banden des katholiſchen Dogma ſehen, ärgerte ſich über die lutheriſche Auffaſſung, die immer noch zu ſehr am Buchſtabenglauben hing, und hoffte ſie durch eine zeitgemäßere verdrängen, die Religion

auf proteſtantiſcher Seite ausſchließlich in Philoſophie verwandeln zu können. Die Bibel war in zwei alten Sprachen geſchrieben. Da mußte die Philologie helfen, ſie als ein menſchliches, befangenes und zum Theil ſogar gefälſchtes Machwerk zu bezeichnen und die Vorausſetzung, es ſey ein heiliges Buch, das Wort Gottes ſey darin enthalten, ſeine Aufzeichner ſeyen inſpirirt geweſen, als abſurd zurückzuweiſen.

Es iſt bekannt, daß eine Menge Theologen der neuern Zeit die Bibel behandeln zu müſſen glaubtem, wie Wolf den Homer und Lachmann die Nibelungen, philologiſch, kritiſch zu dem beſtimmten Zweck, ihre eigene Perſon mit dem Nimbus des Ruhms zu umkleiden auf Koſten des bewunderungswürdigen Buches, welches ſie als Leichnam ſecirten und in Fetzen ſchnitten. Derſelbe Scharfſinn, der zu Gunſten der menſchlichen Hoffahrt in der Zeit der Scholaſtik ſich darauf pickirte, die chriſtliche Wahrheit zu beſtätigem, aber ſo, daß ſie ohne dieſe gelehrte Beſtempelung keinen Cours hätte haben dürfen, derſelbe grübelte jetzt künſtliche Beweiſe aus, durch welche jene Wahrheiten wieder in Unwahrheiten umgedeutet werden ſollten. Es war der nämliche Schuldämon, wie er nie von den Univerſitäten gewichen iſt, der nach Umſtänden, wie es ihm am günſtigſten ſchien, alles pro und contra zu beweiſen liebte, ſervil gegen die Kirche, wemn dieſe mächtig war, deſtructiv, wenn ſie es nicht mehr war.

Je mehr die Kirche der Reformation die heil. Schrift zu ihrem Fundamente machte und die Tradition ausſchloß, mußten auch alle Pfeile der modernen Heiden und Juden auf die Bibel zielen. Die Bibelerklärung durch die Rationaliſten und Pantheiſten hatte einzig den Zweck, den göttlichen Urſprung der h. Schrift zu leugnem, aus ihr ein menſchliches Machwerk ſehr unvollkommener und zweideutiger

Art, wo nicht gar eine Betrügerei zu machen, daher auch ihren Inhalt alles Göttlichen und Heiligen zu entkleiden. Die einen waren noch so herablassend, den Welterlöser wenigstens als einen wohldenkenden Menschen, ja sogar als einen Weisen wie etwa Sokrates gelten zu lassen; die andern witterten überall Betrug und Lüge. Wenn man alle diese Exegeten im Chorus und die h. Schrift vor ihnen aufgeschlagen denkt, so tritt an die Stelle der kalten und hoffährtigen Professorsmienen eine ganz andere Miene hervor. Je mehr sie den Gott zum Menschen erniedrigen, um so gewisser verzerrt sich ihre menschliche Physiognomie in eine dämonische. Wenn es tief zu beklagen ist, daß die Bibel auf katholischen Scheiterhaufen verbrannt wurde, so ging das doch von Leuten aus, die das Christenthum aus einer andern Quelle schöpfen zu können vermeinten, als aus der h. Schrift. Das war nicht so arg, als die spöttische Verhöhnung und kritische Zersetzung der h. Schrift von Seite protestantischer Doctoren und Professoren der Theologie, Consistorialräthen ꝛc., die durch ihre Confession ausschließlich darauf angewiesen waren, den Glaubensgrund nur in der Schrift zu suchen. Wenn Voltaires Schule in Frankreich Christum leugnete und verspottete, so konnten sie sich als Katholiken darauf berufen, die Inquisition lasse ja die Bibeln verbrennen. Wenn Spinoza die christliche Kirche durch seinen Pantheismus, den Felsen Petri durch Petroleum in die Luft zu sprengen gedachte, so war das eben ein Jude. Von deutschen Protestanten hätte man etwas Aehnliches nicht erwarten sollen.

Die Bibel steht in einer innigen Verbindung mit der deutschen Nation. Schon Bonifacius, der Apostel der Deutschen, hinterließ keine andere Reliquie und hat in der Kunstwelt kein anderes Attribut als die von einem Schwert

durchstochene und dennoch in keinem Buchstaben verletzte Bibel. Als ihn die heidnischen Friesen erschlugen, durchstachen sie auch seine Bibel, doch das göttliche Wort blieb unverletzt. Nachher ist die Bibel in keines Volkes Sprache öfter übersetzt worden, als in die deutsche, und in keinem andern Lande öfter geschrieben und gedruckt worden, als in Deutschland.

Was auch könnte unserer Nation zu größerer Ehre gereichen? Denn es ist das Buch der Bücher, die Quelle des ewigen Lebens, des Trostes und der Stärkung für alle Unglücklichen und Angefochtenen, ein Schild und eine Waffe der Unschuld, ein Erwecker der geistig Schlafenden, ein Führer aus dem Labyrinth der Sünde, ein schreckliches Gericht endlich denen, die in der Sünde verharren. Ein Buch, dem keines gleich auf Erden ist, dessen Inhalt wie der Blick Gottes selbst so tief in jede Seele dränge, das so durch und durch wahr wäre, weiser als alle Gesetzbücher, reicher als alle Lehrbücher, schöner als alle Dichtungen der Welt, mehr zum Herzen dringend als Mutterrede und doch wieder von solcher Geistestiefe, daß auch der Klügste es nicht erschöpft, zugänglich den Einfältigsten und auch den Gebildetsten und Hochstehendsten noch erhebend, noch läuternd, ein überirdisch Licht, von mehr als Sonnengluth durchflammt, ein Anhauch des Ewigen, der dem Glücklichen mitten in süßer Erdenlust ein tiefes Heimweh weckt und den Leidenden in der bittersten Erdennoth mit unaussprechlicher Wonne durchdringt, das Wort von jenseits, vor dem Belsazar zusammenbebte und vor dem Paulus selbst verstummte und erblindete, das Wort, das da bindet und löset, tödtet und lebendig macht.

Dem Menschen ist Freiheit gegeben, den Schatz dieses Buches zu heben, oder es liegen zu lassen. Das Letztere be-

gegnet gewöhnlich den modernen Heiden, den Epikuräern, den Lebemenſchen, die, wenn ſie auch nicht grade der Sünde fröhnen und boshaft ſind, doch eine Scheu haben vor allem Ernſten und Heiligen, wie der Teufel vor dem Ton der Glocke. Nun haben ſich aber nach und nach und leider zumeiſt auf dem proteſtantiſchen Gebiete auch noch andere Leute gefunden, denen das heilige Buch nicht gefällt, zumeiſt Geiſtliche, die einmal von ihren Eltern zur Theologie beſtimmt waren, ohne daß ſie Neigung dazu gehabt hätten, und die ſich nun durch Abſchätzung, wo nicht Verſpottung der Bibel rächen oder wenigſtens ſchadlos halten wollen. Zu ihnen geſellen ſich die Eiteln, die klüger zu ſeyn ſich einbilden, als die Chriſten der guten alten gläubigen Zeit, und von den Kathedern herab das heilige Buch beſchnüffeln, hofmeiſtern, kritiſiren, ſeciren. Ja ſeciren, das iſt ihnen die Hauptſache, den ungenähten Rock Chriſti mit dem Meſſer ihrer Dialektik zu zerſchneiden, zu durchlöchern und wieder mit eigener Vernunft zu flicken, bis die Theologie zum Kleide des Harlekin wird.

Auf den deutſchen Univerſitäten hatte ſich, wie hoch auch alle Anſprüche dort geſchraubt ſeyn mochten, etwas von der Gemeinheit eingeniſtet, welche handwerksmäßigem Treiben auch in den höchſten Gebieten des Geiſtes gern anſtiegt, und die zumal in kleinen Städten durch Handwerksneid und Geklaiſch begünſtigt wird. So war es denn möglich, daß Lehrer der Theologie dahin gelangten, ſich die Apoſtel und Jünger als die Verfaſſer der heiligen Schriften grade ſo zu denken, wie Statuten- und Ränkemacher, böſe Collegen, Ehr- und Collegiengeldabſchneider des neunzehnten Jahrhunderts, und ihnen in ihrer Bibelkritik die abgeſeimteſten Geſinnungen und Abſichten unterzuſchieben. Alles in den Kreis der eige-

nen Gemeinheit zu ziehen, iſt ihnen nicht nur zur andern Natur geworden, ſondern es liegt auch noch ein beſonderer Reiz für ſie in der Herabwürdigung des Großen, im Verflachen des Tiefen, im Trivialiſiren des heiligſten Ernſtes. Daher die Selbſtgefälligkeit, die ſchmunzelnde Miene, mit der ſie die gemeinſten Ausdrücke brauchen, wo vom Ehrwürdigſten die Rede iſt, und den Neulingen der Schule gegenüber, die noch aus dem elterlichen Hauſe eine Fähigkeit des frommen Erröthens mitgebracht haben, die blaſirteſte Gleichgiltigkeit gegen die göttlichen Perſonen und Dinge zur Schau tragen. Man leſe, was Eilers uns von Halle erzählt, wo Geſenius unter dem obligaten Gelächter der Studenten, nachdem er mit dem Sohn fertig war, „den h. Geiſt hereinſpazieren" ließ. Eine Zeitlang verfuhr die rationaliſtiſche Theologie wie eine auf die Dogmatik angewandte Experimentalphyſik, und demonſtrirte Gottes Eigenſchaften herunter, wie der Mineraloge die eines Foſſils. Dieſe Manier war aber der Schule Hegels noch nicht herabwürdigend genug. Die Sprache, in der ſie von der Bibel redete, wurde ſtufenweiſe immer gemeiner, bis ſie in dem „flotten Kerl", wie bekanntlich ein Profeſſor auf dem Katheder den Heiland nannte, das Aeußerſte leiſtete.

Aber, muß man ſich wundern, warum beſchäftigten ſich denn dieſe Leute ſo viel mit der Bibel? Warum wendeten ſie ſich nicht von ihr ab und ausſchließlich heidniſchen Studien zu, wenn ſie ſie doch ſo verachteten? — Da ſaßen ſie, die alten und jungen Pedanten der Denkgläubigkeit, in Schulſchweiß geſäuert und in ihren philoſophiſchen Hochmuth tiefer als in die dickſten Perücken vermummt, hörnerne Siegfriede, deren Augen ſogar von Horn waren, und ſchlugen emſig alle Blätter der heil. Schrift um und wieder um,

nicht raſtend noch ruhend, um das große Werk der Verwandlung des Chriſtenthums in Philoſophie oder der Offenbarung in den Zeitgeiſt zu vollbringen. Der Stoff widerſtrebte, die Arbeit war von vorn herein unſinnig. Aber mit ſclaviſcher Ausdauer trieben ſie das rieſenhafte Geſchäft. Je mehr ſie laſen, je reicher und immer reicher die Herrlichkeit und Weisheit der Schrift ſich ihnen entfaltete, um ſo bitterer verzogen ſich ihre Mienen, um ſo gelber ward ihr Blick, um ſo mehr trat ihnen die Leber an die Stelle des Herzens, um ſo mehr ärgerte und ekelte ſie der Zauber, von dem ſie doch nicht laſſen konnten. Ein dummes Buch, ſagten ſie, und beſchäftigten ſich doch immerwährend damit. Ein ſchlechtes, ein gefährliches Buch, ſagten ſie, und konnten doch nicht davon laſſen. Man muß die Menſchheit von dem Wahn dieſes Buchs befreien, ſagten ſie, und doch klammerte ſich ihr Haß ſo feſt daran, wie bei den andern die Liebe.

Allmälig war die unſchuldige Gelehrteneitelkeit zu der wahnſinnigen Hoffahrt erſtarkt, daß wir ſelbſt die Gottheit ſeyen und der bibliſche Gott nur den Wahnbildern der Vorzeit angehöre, gleich den noch ältern heidniſchen Göttern. Das war der kürzeſte Ausweg aus dem Labyrinth der Exegeſe. Aber dadurch erhielt auch der Bär der alten Pedanterie und der Affe der gelehrten Eitelkeit eine dämoniſche Phyſiognomie. Mephiſtopheles ergriff Beſitz von Katheder und Kanzel und winkte ſeinem Gefolge dunklen Urſprungs freundlich zu, ins Heiligthum einzutreten.

Neben dieſen dämoniſchen Tendenzen drängten ſich noch zwei vor, das des buchhändleriſchen Intereſſes und das des liberalen Servilismus. Die Kritik begann der Production in der Art in die Hände zu arbeiten, daß irreligiöſe Bücher blos empfohlen und als aufgehende Sonne einer glänzenden

Zukunft begrüßt wurden, damit Autor und Verleger dabei zu baarem Gewinne gelangten. Der Reiz der Neuheit und Kühnheit wurde von der Preßindustrie ausgebeutet. Die Betheiligten verhielten sich oft neutral, ohne Liebe und Haß für den Gegenstand. Sie berechneten nur, daß bei jeder neuen Phase des Unglaubens die Neugierde des einmal aufgeregten Publikums gespannt sey. — Einem ähnlichen Eigennutz huldigten die zahlreichen neuauftretenden Vermittler zwischen dem Unglauben und dem politischen Liberalismus. Wie es ein Jahrhundert früher nicht an Theologen gefehlt hatte, welche die Kirche und den Glauben an die Despotie verkuppelten; wie z. B. die Tübinger und Dillinger Professoren sich über die Kapitalfrage herumgestritten hatten, ob der lutherische oder katholische Glaube der absoluten Monarchie günstiger sey und loyalere Unterthanen mache? — ganz ebenso wurde jetzt von Seiten der Theologen dem immer mächtiger werdenden politischen Liberalismus geschmeichelt und die theologische Servilität veränderte nicht ihre schlechte Eigenschaft, sondern nur ihren Herrn. Die einst die Könige vergöttert, vergötterten jetzt den Pöbel.

Ferner drängt sich herbei der ewige Jude mit seinem alten Christushasse. Da die Christen selbst die Bibel mit Füßen zu treten anfingen, wie hätte sich der Talmud nicht freuen sollen! Aber auch das Heidenthum lebte wieder auf, und wie die alte sinnige Legende sagt, daß die Götzenbilder zusammengestürzt seyen vor dem Kreuze, so lautet die neue Legende, daß sich alle jene Götzen wieder aufrichten, da das Kreuz umsinkt. Die alte femme libre von Babylon, purpurgekleidet und gekrönt auf dem Thier sitzend und den Becher der Wollust in der Hand, eilt dem Zuge voraus und nennt sich Fleisches-Emancipation und Erlöserin des Menschenge-

ſchlechts von der Tyrannei der Moral. Hinter ihr die Satyrn und raſenden Bachanten der Poeſie, die in der Proſtitution wieder, wie im älteſten Heidenthum, den Gottesdienſt verkünden; mit ihnen die Gergeſenerheerde, in die der Geiſt gefahren, und alles Vieh aus den Gärten der Circe, das da heranſtürmt, um die Blumen des Paradieſes zu beſchnüffeln, zu zertreten und mit grollendem Rüſſel aufzuwühlen.

Und nach und nach und unvermerkt hat ſich die ganze Menagerie der Hölle, haben ſich die kleinen Laſter wie die großen um das heilige Buch geſammelt, und wenn Einer nur ſtille emſig daſitzt, die Brille auf der Naſe, wie jener Jude, der aus Raphaels Tapeten die goldenen Fäden zog, um ſie zu Dukaten zu ſchmelzen; ſo geberdet ſich ein Anderer dagegen wild und grimmig wie Leviathan, die Augen glühend voll tiefen Haſſes, und krallt ſich in die Blätter des heiligen Buches ein, um ſie in Stücke zu reißen. Es iſt die alte Geſellſchaft, die der h. Antonius um ſich verſammelt ſah, die jetzt ſich im Namen der Kritik um die Bibel drängt. Es iſt die kurz- und langgeſtielte Flora, die der Stix bewäſſert, die reiche Pilzſaat, die in jeder Nacht neu aufſchießt, die ſchwindſüchtige und waſſerſüchtige Fauna des Tartarus, die langhalſigen Kameele, die ſich über das Kirchdach lehnen und die breitmauligen Kröten, die aus allen Gräbern lungern. Es ſind die emancipirten Fiſche, die zum erſtenmal in den Lüften exerciren, der ſtumme Pöbel, der zum erſtenmal ſein Element verläßt und ſich in dem neuen außer Athem ſpringt. Es ſind die Erleuchter der Höhlennacht, in welcher der arme Einſiedler dunkelt; die lichtfreundlichen Inſekten der Hölle, welche die aufklärenden Strahlen aus allen Oeffnungen von ſich geben.

ſich iſolirt und ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Er räth ihm daher an, ſich zu bewegen, aus ſich ſelbſt herauszugehen, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen, ſich unter die Menſchen zu miſchen, ſich für Andere zu intereſſiren, mit Andern und für Andere zu arbeiten. Dieſelbe Regel müſſen wir auch auf die poetiſche Hypochondrie anwenden. Auch ſie wurzelt in dem Egoismus, der ſich nur für das eigene Ich intereſſirt. Sie wird von ſelbſt verſchwinden, wenn die Dichter wieder einmal durch ein ſchönes Volksleben werden hingeriſſen werden, um in und mit ihrem Volke zu fühlen und zu leben.

Wie hätte man je der ſchönen Gotteswelt des Zweifels Bläſſe anzukränkeln vermocht, wenn man nicht in einſamer Phantaſterei hypochondriſch geworden wäre. Wie hätte man bei ſteigendem Heißhunger doch für die geſunde Koſt ſo allen Appetit verlieren können, wenn man nicht in vornehmer Luftſchen erſchlafft wäre. Alles Mißbehagen geht von ſolchen aus, die ſich vom öffentlichen Leben in ihren Geiſt zurückgezogen haben.

Der Menſch iſt nicht geſchaffen, allein zu ſtehen. Selbſt ſeine Vorzüge müſſen ihm in dieſer Einſamkeit zum Unheil werden. Die größte That kann man nur mit andern und für andere thun. Die größte Wahrheit wird nur in dem Geiſt geboren, der ſich Andern hingibt, für Andere denkt, mit Andern lebt. Das ſchönſte Kunſtwerk iſt nie das Werk eines Einzelnen, ſondern der Gedanke eines Volks, ausgeſprochen von dem, der aufs tiefſte in ſein Volk ſich eingelebt. Das höchſte Glück endlich erreicht man nur in derſelben Hingebung. Indem die Dichter dieſes Naturgeſetz nicht mehr geachtet haben, ſind ſie in den Abgrund des Zweifels, der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, mit Gott und der Welt gefallen, oder in mannigfaltige Thorheiten bizarrer Laune und eitler Selbſtgenügſamkeit. Sie ſind aber an dieſen Verirrungen ſelbſt nicht ſchuldig, wenigſtens nicht immer. Das unpoetiſche Leben hat ſie in eine poetiſche Einſamkeit verbannt, in der ſie nichts fanden als ſich ſelbſt, ihren Unmuth, ihre unterdrückten Wünſche.

Das, was eigentlich die Poeſie entbehrt, iſt alſo nicht die Moral, ſondern die Grundlage eines ſchönen Volkslebens. Darauf muß die Betrachtung immer wieder zurückkommen. Auf tauſendfache Weiſe fühlt die Poeſie dieſes Bedürfniß und drückt es aus

Unter allen Mißgestalten, in denen das dämonische Heer das Buch der Bücher umlagert, sind die niedrigsten jene, die unter dem Kinn statt des Bocksbarts zwei weiße Läppchen tragen und über dem Leib den Chorrock und die, indem sie die Bibel mit Füßen treten und gegen das Heilige die schnödesten Geberden machen, dennoch an dem Recht festhalten, die christlichen Sakramente auszutheilen. Doch vielleicht ist der von ihnen scheu gemachte Pöbel noch ärger, wie der Teufel selbst nicht so häßlich aussieht, als die von ihm Besessenen, selbst wenn sie unschuldig sind. Die scheinheiligen, arglistigen, fuchsschwänzigen Reden derer, welche das Volk bethören, sind nicht so jedes Gefühl empörend, wie das wahnsinnige Gebrüll ihrer Zuhörer, die sich einbilden, nun sey das goldene Zeitalter gekommen.

Aber welche Mühe man sich auch gibt, den Bibelhaß populär zu machen, und die ganze Nation dabei zu betheiligen, es wird nicht gelingen. In der deutschen Nation ist zu viel gesunder Sinn. Abermals steckt das Schwert des Heidenthums im Evangelium, wie einst am Todestage des heiligen Apostels; aber auch diesmal wieder wird es sich offenbaren, daß es unverletzt geblieben ist. Der Geist des Tages, wie sehr er sich aufbläht, ist denn doch ein schwacher und miserabler Geist gegen den Geist des Evangeliums. Seine Größe besteht in Dunst. Der Wind wird ihn verwehen. Wo so offen der größte Egoismus und die wahnsinnigste Eitelkeit sich constituiren, wo sich der Mensch selbst zum Gott macht, da heißt es wahrlich: „Hochmuth kommt vor dem Fall."

5.

Vom Christushaß.

Dieſer Haß iſt viel weiter in der Welt verbreitet, als man ſich merken läßt, er bricht aber bald hier bald da in ſeiner ganzen Häßlichkeit hervor. Der heutige Haß gegen den Heiland erinnert an den, welcher beim erſten Auftommen des Chriſtenthums wahrgenommen wurde. Indem Viele glauben, das Chriſtenthum habe ſich jetzt überlebt und das Kreuz werde nächſtens von der Erde wieder verſchwinden, erneuert ſich der alte Haß, aber nicht mehr mit der Wuth, welche die aufgehende Sonne verdunkeln möchte, ſondern mit der Schadenfreude nächtlicher Dämonen, die der untergehenden Sonne nachgrinſen.

Dieſe Phyſiognomie zeigen uns die älteſten Feinde Chriſti, die Juden, die in der That Herren der Situation geworden ſind, ſofern ſie die Macht des Geldes und die Macht der Preſſe in ihren Händen vereinigt haben. Schon Leſſing beneidete ſie, daß ſie vermöge ihrer Geburt nicht nöthig hätten, ſich Zwang anzuthun, wie er es als geborener Chriſt thun müſſe. Es war der bekannte ſog. Philoſoph Mendelsſohn, den er desfalls glücklich pries, indem er in einem noch erhaltenen und gedruckten Briefe vom 9. Januar 1771 an ihn ſchrieb und in dieſem Briefe das Chriſtenthum „das abſcheulichſte Gebäude des Unſinns“ nannte, „deſſen Umſturz der Chriſt nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne.“ Das war das Programm des Rationalismus und iſt es heute noch. Der Bund der noch ſcheinchriſtlichen, aber durch und durch chriſtusfeindlichen rationaliſtiſchen Preſſe mit der jüdiſchen war ſchon in dem Bunde Leſſings mit dem Juden Mendelsſohn vorgezeichnet.

Inzwiſchen iſt das heutige Judenthum nicht mehr das alte. Die Juden der Börſe und der Preſſe im mittlern und weſtlichen Europa theilen den Glauben der Väter nicht mehr, den man nur noch bei Juden der niedrigſten Claſſe und im Oſten Europas bei den polniſchen Juden findet. Die gebildeten ſog. Reformjuden ſehen in Moſes und in den Propheten ebenſo einen überwundenen Standpunkt, wie die gebildeten Namenchriſten in Chriſto.

Die zweite Gattung der alten Feinde Chriſti waren die Heiden. Auch ſie ſind wieder auferſtanden. In unzähligen Schaaren füllen ſie beinahe die ganze ſog. gebildete Welt aus. Sie haſſen das Chriſtenthum eigentlich ſo wenig, wie es die alten Heiden haßten, die bekanntlich auch nur mit Verachtung auf dasſelbe herabſahen und ſich erſt dagegen erhitzten, als es eine Macht und ihnen gefährlich wurde.

Die modernen Heiden gefallen ſich durchgängig in einer gleichſam mitleidigen Verachtung des Chriſtenthums und kokettiren damit. Sie haben ſich ſchon zu ſehr in die Ueberzeugung verrannt, das Chriſtenthum ſey eigentlich ſchon überwunden, als daß ſie es noch der Mühe werth finden ſollten, ſich viel darüber zu ärgern. Auch tröſten ſie ſich damit, daß die Regierungen, die Kammern, die Preſſe den Klerus ſogleich unſchädlich machen würden, wenn er etwa Chriſti Gebote wieder einmal ernſtlich einſchärfen wollte. Sowohl das bürgerliche Leben, als die Wiſſenſchaft und Kunſt ſtehen nicht mehr unter dem chriſtlichen Geſetz und Einfluß, vielmehr unter dem Einfluß der Schule, welche einerſeits das Studium der heidniſchen Claſſiker, andererſeits das der Natur zu Grunde gelegt hat. Das Chriſtenthum wird aus Anſtandsrückſichten äußerlich noch geduldet, aber die Mehrheit der gebildeten Claſſen hält es längſt für überflüſſig, er-

eifert ſich nicht auffallend dagegen, weil ſie die chriſtlichen Mahnungen und Predigten ignorirt, für ohnmächtig und unſchädlich hält, und verwandelt ihre Geringſchätzung des Chriſtenthums nur dann in einen Ausdruck des Haſſes, wenn eine Regierung wieder einmal die gläubigen Chriſten in beſonderen Schutz nimmt und daraus für ſie die Gefahr entſteht, die einflußreichſten Stellen auf Univerſitäten und Schulen, die ſie bisher faſt ausſchließlich innegehabt, könnten wieder einmal von Chriſten beſetzt werden.

In der großen Maſſe der modernen Heiden zeichnen ſich zuerſt die meiſten und populärſten Philoſophen als ſpecielle Feinde Chriſti aus, wenn ſie ihn auch vornehm ignoriren, oder ihm ſogar einen gewiſſen Rang unter den Denkern der Vorwelt zuerkennen. Die Art, wie ſie ihn ſcheinbar ehren, drückt doch nur Verachtung aus, denn ſie ſtellen ihn unter ſich, wie Hegel, oder wie der Prophet Muhamed. Im Grunde haſſen ſie ihn, weil es ihren Stolz beleidigt, daß er ihnen, wie andern Menſchen auch, eine Erbſünde beilegt, ihnen eine Verantwortung zumuthet, ſich gar zum Richter über ſie aufwirft, als ob ſie nicht privilegirte vornehme Geiſter wären, als ob es nicht völlig unanſtändig wäre, ſie mit dem gemeinen Haufen zu vermengen. Vor allen Dingen laſſen ſie die Gottheit Chriſti nicht gelten, einige Pantheiſten ausgenommen, die in ihm aber nur die göttliche Menſchheit reflectirt ſehen. Die große Mehrheit der Philoſophen ignorirt ihn und die ganze Geſchichte und Lehre des Chriſtenthums, um unmittelbar anknüpfend an die Philoſophie des heidniſchen Alterthums ihre beſondern Denkgebäude auf einem gänzlich unchriſtlichen Boden aufzubauen. Die philoſophirenden Theologen aber, die ganze große Claſſe der Rationaliſten oder der Denkgläubigen, wie Kirchenrath

Paulus in Heidelberg ſie nannte, leugnet nur die Göttlichkeit Chriſti, bemitleidet und tadelt dieſen angeblichen Wahn der Vorzeit und läßt Chriſtum nur als einen Menſchen gelten, als eine hiſtoriſche Perſon, als einen Religionsſtifter, als einen weiſen Lehrer der Moral und Humanität ähnlich dem Griechen Sokrates. Inzwiſchen hat es auch nicht an Rationaliſten gefehlt, bei denen durch die Maske der Hochſchätzung eigentlicher Chriſtushaß durchblickte. Maßgebend dafür iſt das „Leben Jeſu" von Paulus, welcher viele Jahrzehnte hindurch proteſtantiſcher Papſt im Großherzogthum Baden war und großen Ruhm und Einfluß auch außerhalb dieſes Ländchens genoß. Indem derſelbe nun Jeſum als einen wohlwollenden Menſchenfreund ſchildert, legt er ihm doch boshafter Weiſe zur Laſt, er habe ſich kleiner unſchuldiger Täuſchungen, gleichſam geſchickter Taſchenſpielereien bedient, um die Leute glauben zu machen, er könne Wunder thun. Während er nur mit ganz gewöhnlichen Mitteln Kranke geheilt habe, mit Baden, Oel, Speichel, den er heimlich mit Medicamenten gemiſcht habe, ſey es ſeine Abſicht geweſen, die Patienten glauben zu machen, ſie würden auf eine übernatürliche Weiſe geheilt. Man leſe das gedachte Werk von Paulus Theil I. 382. 424. Paulus war nicht ſo einfältig, daß er nicht hätte berechnen können, welches Gift in dieſen Auffaſſungen der evangeliſchen Geſchichte lag. Aus ſeinen ſcheinbar unbefangenen Darſtellungen blitzt ein Schlangenblick des tiefſten Chriſtushaſſes hervor.

Der berühmte Doctor Strauß ſpottete über die rationaliſtiſche Auffaſſung, wie auch über die ältere gläubige Auffaſſung des Sohnes Gottes, indem er die ganze evangeliſche Geſchichte für unglaubwürdig, für bloße Volksſage, für einen Mythus, aus Fiſcheranekdoten ꝛc. zuſammengeſetzt erklärte.

Damit ſchnitt er das ganze rationaliſtiſche Scheinchriſtenthum vom wahren Chriſtenthum ab, was wirklich ein Fortſchritt war. Früher oder ſpäter hätte der Rationalismus, nachdem er von chriſtlicher Seite oft genug vergebens bekämpft worden war, einmal auch von antichriſtlicher Seite entlarvt werden müſſen. Strauß benutzte den rechten Augenblick, um ſich den Ruhm anzueignen, der Erſte geweſen zu ſeyn, der dieſes zeitgemäße Werk vollbrachte. Er riskirte gar nichts. Die wahren Chriſten hatten keine Macht mehr, waren zu der Zeit, in welcher Strauß auftrat, von allen Regierungen ſcheel angeſehen. Das gebildete Publikum hatte ſich gänzlich vom Kreuze abgewendet, um den Capriolen zuzujauchzen, welche die witzigen Juden Heine und Börne damals vor ihm aufführten. Der kleine Heine hatte ſoeben unter allgemeinem Beifall „den lieben Gott über die Klinge ſpringen laſſen.“ Er hatte „die alternde Tochter (das Chriſtenthum) einer hinwelkenden Mutter (des Judenthums)“ für immer einmauern laſſen wollen, um das ſchöne junge Heidenthum zurückzuführen. Wo ein Aas iſt, ſammeln ſich die Adler. Es war damals in der Mitte der dreißiger Jahre eine hoffnungsvolle Concurrenz eröffnet. Strauß wollte ſich die Juden nicht zuvorkommen laſſen, beeilte ſich alſo, den Fuß an die große Leiche des Chriſtenthums zu ſetzen, damit Jedermann glaube, er ſey der Herkules, der dieſen Löwen umgebracht. Indeſſen waren alle dieſe Eilfertigen doch eigentlich nur Nachzügler der Wolfenbüttel'ſchen Fragmente, des système de la nature und der ganzen atheiſtiſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Längſt vorüber geraſcht war das Getrappel hyperboreiſcher Eſel, die dem todten Löwen wetteifernd Fußtritte zu verſetzen wähnten. Und in der That war auch der ſo viel Aufſehen erregende Straußiſche Handel

nichts mehr als der Prozeß um des Esels Schatten, der Löwe war nie todt.

In neuerer Zeit hat der Franzose Renan den Heiland wieder als einen gewöhnlichen Menschen aufgefaßt und sein Leben mit einer unerlaubten Frivolität als Roman behandelt, auf den Geschmack des profanen Publikums so gut berechnet, daß der Roman ungeheuer populär, in alle Sprachen übersetzt und besonders in Italien und Spanien verbreitet wurde.

Die große Menge leichtsinniger Menschen, die in den Tag hineinleben und die jedesmalige Mode mitmachen, hassen Christum nicht, aber sie wollen auch nicht an ihn erinnert seyn. Es ist ihnen unbequem, ihr alltägliches Treiben und ihre gewohnten Vergnügungen unterbrechen zu sollen durch die Erinnerung, sie seyen doch eigentlich Sünder. Es ist ihnen daher ganz angenehm, wenn sie hören und lesen, Christus habe gar nicht existirt, oder sey wenigstens nur ein gewöhnlicher Mensch gewesen. Sie halten sich dann nicht mehr für verpflichtet sich Sorgen zu machen, überlassen, den Streit weiter fortzuspinnen, den Gelehrten und machen es sich noch bequemer als zuvor. Im Ganzen geht dabei der alte Respect vor Christo ein wenig verloren und die lebenslustigen Leute erröthen nicht mehr, mitzulachen, wenn witzige Juden und Heiden über den Heiland spotten, Wiener Juden die Christpuppe verspotten, der schwarzen Madonna ein schwarzes Kind in die Arme legen ꝛc. Oder wenn ein witziges Buch erscheint, um den Concordatssturm in Wien zu rechtfertigen, und es darin unter Anderm heißt: Anstatt so viele ganz unnütze Wunder zu thun, z. B. daß er den Geist habe in die Säue fahren lassen, hätte Christus, wenn er der Menschheit wirklich hätte nützen wollen, die Buch-

druckerkunſt erfinden ſollen. Auch der witzige Karl Vogt, der die Menſchen von den Affen abſtammen läßt, hat nicht verfehlt, ſein Contingent zur Verhöhnung des Heilands zu ſtellen. Er ſpottet über die Engel, die unmöglich ſeyen, weil ſie zwei Flügel neben zwei Armen hätten, was in der Natur gar nicht vorkommen könne, denn die Flügel ſeyen nur modifizirte Arme. In ſeinem Werk „Ocean und Mittelmeer" II. 137 ſagt er: „Was iſt die chriſtliche Kunſt anders, als eine Darſtellung jener verzerrten Züge, welche der Glaube dem rein Menſchlichen aufdrückt? eine Verhäßlichung des menſchlichen Ideals, eine Unterdrückung des Sinnlichen, das den Menſchen erſt recht ſchön macht?" Das Titelkupfer zu dieſem Vogt'ſchen Werke iſt die ruchloſeſte Blasphemie, nämlich eine Verſpottung der berühmten Transfiguration von Raphael. Wie in jenem Bilde Raphaels Chriſtus in Lichtgeſtalt zwiſchen Moſes und Elias ſchwebt, ſo läßt Vogt auf ſeinem Bilde alles Licht von einer großen Qualle (Rhizoſtom) ausſtrömen, welche durchſichtig und geiſterhaft zwiſchen einer Firola und einer Stephanomie (wie die Qualle ſelbſt durchſichtig), ſchwebt. Wie ferner innerhalb der Lichtgruppe auf dem Bilde Raphaels die drei Apoſtel eben aus dem Schlummer erwachend dargeſtellt ſind, ſo läßt Vogt unter jenen drei Gallertthieren einige Thiere aus der Familie der Holothurien (in Phallusform) abbilden, um das Erwachen des thieriſchen Lebens zu bezeichnen. Wie endlich auf dem Bilde Raphaels im Vordergrunde die übrigen Apoſtel dem beſeſſenen Knaben gegenüber rathlos ſtehen, ſo ſtellt Vogt einem von den Fangarmen einer Sepie feſtgehaltenen kleinen Krebſe einige plumpe und große Cruſtaceen gegenüber. So würdigt er das Heiligſte herab und verſenkt es in den finſtern Meeresgrund zum ekelhaften Gewürm. So ent-

weihten einſt die Juden die evangeliſche Geſchichte in dem ruchloſen Buche Toledod Jeſchu und ließen den Sohn Gottes durch die Kloaken gehen.

Natürlicherweiſe wird dem eigentlichen Chriſtushaß durch den Leichtſinn und die Leichtgläubigkeit des ſog. gebildeten Publikums Vorſchub geleiſtet, denn nichts kann den Haß mehr befriedigen, als wenn er ſieht, daß das Publikum zur Verſpottung alles Heiligen nur lacht, ohne ſich darüber zu erzürnen. Der Leichtſinn des Publikums geht zum großen Theil aus Unwiſſenheit hervor.

Vor allen Dingen wird die Milde des Heilands, wie auch ſeine Ohnmacht, die ihn ſeinen grimmigſten Feinden auslieferte, von den heutigen Scheinchriſten nicht mehr verſtanden. Den Gott des alten Teſtaments, der in Donner und Wetter einherfährt und den Herzen Angſt einjagt, würden ſie beſſer verſtehen. Grade, daß er ſich herabließ zu den Menſchen, um ihr Bruder zu werden und ſie theils durch dieſe heilige Verwandtſchaft zu adeln, theils alle Schmerzen der Erde mit ihnen zu theilen, das verſtehen ſie nicht mehr. Daß er das höchſte Opfer, welches Gott den Menſchen bringen konnte, gebracht, dafür haben ſie keine Einſicht, keinen Dank mehr. Sie, welche ſich ihrer Freiheit doch immer mit ſo viel Dünkel zu rühmen pflegen, ſcheinen nicht mehr zu wiſſen, wem ſie dieſe Freiheit des Willens zu danken haben. Mehr als alles ſollte der Opfertod Jeſu ſie daran erinnern, daß Gott ſeiner Allmacht entſagte und ſeinen eingebornen Sohn der grauſamen und dummen Willkür der Menſchen preisgab, weil er die Freiheit ihres Willens als ſolche einmal anerkannt hatte und trotz ihres Mißbrauchs ſie gewähren ließ. Er ſandte ihnen ſeinen Sohn zur Erlöſung und ſie kreuzigten ihn mit Hohnlachen. Anſtatt es zu hindern, ließ ihnen

Gott das koſtbare Angebinde der Freiheit, das er ihnen, indem er ſie ſchuf, unverbrüchlich zuerkannt hatte. Man muß hierauf das allergrößte Gewicht legen. Wäre es möglich, daß der Menſch der Freiheit des Willens beraubt, ein unbehülflicher Stein wäre und dabei noch denken könnte, würde er plötzlich begreifen, welchen hohen Rang die Freiheit denen gewährt, die ſie beſitzen, dann würde ihm erſt einleuchten, wie entſetzlich er ſich nicht nur an Gott, ſondern auch an ſich ſelbſt verſündigt hat, wenn er die Freiheit ſeines Willens mißbrauchte oder nicht nach ihrem ganzen Werthe ſchätzte.

Die Mehrheit der Gebildeten iſt durch die claſſiſche Schule und hauptſächlich durch den Rationalismus dahin gelangt, wohl noch einen Gott gelten zu laſſen, aber nur in Einer Perſon, wie die Juden, Muhamedaner und Buddhiſten. Des Mittlers glauben ſie nicht mehr zu bedürfen. Sie verſtehen ſeine Miſſion in der Weltgeſchichte nicht, weil ſie die Weltgeſchichte ſelbſt nur im engſten Horizont ihrer Tagespreſſe kennen. In die Kirche gehen ſie in der Regel nicht, abgeſehen davon, daß ſie darin auch nicht immer zu hören bekommen würden, was gerade ihnen am zuträglichſten wäre. Wenn nun, ſelten genug in den Kreiſen, in welche ſie durch Geſchäfte und Vergnügen gebannt ſind, einmal von Jeſus die Rede iſt, ſo genirt ſie dieſer Name nur, ſie ſprechen ihn nicht gerne aus. Sie leiten das Geſpräch auf andere Dinge. Seine ſittlichen Ermahnungen ſind ihnen unbequem, ſeine Wunder laſſen ſie als verſtändige Leute ohnehin nicht mehr gelten. Sie finden allenfalls etwas Romantiſches und Theatraliſches in ſeiner wunderbaren Geburt und in ſeiner Himmelfahrt, wenn nur die Paſſion nicht wäre, dieſe melancholiſche Geſchichte, die den Frohſinn des Lebens ſtört.

in ihren zarten und ſtürmiſchen Klagen. Sie iſt ihrer ſchrankenloſen Freiheit nicht ſo durchaus froh, daß ſie ſich nicht gern einem ſchönen Zwange wieder fügen möchte. Sie wird ſich oft einer gewiſſen Geſpenſtigkeit bewußt, in der ſie über dem Leichnam des Volkslebens ſchwebt und ſchwankt, und würde gern die Leiblichkeit wieder als lebendige Seele durchdringen. Sie ahnt zuweilen mitten in ihrem Stolze, daß ſie doch nur ein Surrogat für die verlorne Poeſie des Lebens iſt.

Wenn das äußere Leben noch ſo harmoniſch wäre, wie in den klaſſiſchen Zeiten der ältern Kunſt und Poeſie, ſo würden ſich unſere Dichter nicht in ſo großem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt befinden. Ihre Sehnſucht würde ſich, wie früher, in einem ſchönen Glauben oder in einer freudigen Hingebung an die Welt befriedigen. Jetzt charakteriſirt ſie eine, früheren Zeiten ganz unbekannt geweſene, Tendenz ins Endloſe, eine unbefriedigte Sehnſucht. Man kann allerdings ſagen, in früheren Zeiten war der Geſichtskreis überhaupt enger, die Weltanſicht beſchränkter, und nachdem man einmal die Schranken überſchritten hat, iſt die Rückkehr unmöglich. Allein es handelt ſich nicht von einer Rückkehr ins Vergangene, ſondern nur davon, daß die neue Welt in ihrem erweiterten Geſichtskreis ſich wieder eben ſo harmoniſch ordne, wie die alte in dem ihrigen. Gar manche krankhafte Sehnſucht würde offenbar ihre Heilung finden, wenn das Volksleben, die Nationalität eine poetiſche Verjüngung erlebte, wenn die Neuzeit in einer Claſſicität culminirte, wie das Alterthum zu Athens Blüthezeit und das Mittelalter unter den Hohenſtaufen.

Wie viele neuere Dichter gefielen ſich nur deswegen in dem Uebermuth der Titanen und wurden Rebellen gegen Gott und die Welt, weil ſie ſich in der Wirklichkeit auf keine Weiſe weder befriedigt, noch durch eine ſchöne Geſetzmäßigkeit beherrſcht ſahen. Ihr äſthetiſcher Blick wurde vom Unſchönen der Wirklichkeit beleidigt und ſie grollten um der verunſtalteten Schöpfung willen mit dem Schöpfer. Wie viele bemühten ſich, die Gegenwart gänzlich zu vergeſſen, indem ſie ſich in die poetiſche Vorſtellung fernliegender Zeiten verſetzten. Eine Erſcheinung, die uns nur nicht Wunder nimmt, weil ſie unter uns ſo häufig iſt, während ſie doch wirklich etwas Außerordentliches hat. Frühere Zeiten gingen nie auf dieſe Weiſe aus ſich ſelbſt heraus. Das Alterthum

Nur tiefere Seelen und die Armen und Unglücklichen verſtehen, welcher Troſt ihnen durch das Myſterium der Paſſion zu Theil wird. Aber auch von den Unglücklichen ſelbſt, wie von ihrem milden himmliſchen Freunde, wendet ſich die gebildete Welt gern ab. Sie iſt nicht inhuman. Sie gibt Concerte, Bälle, Schauſpiele und hält Zweckeſſen zum Beſten der Armen und Nothleidenden, will aber ſie ſelbſt und ihr Elend nicht ſehen, nicht mit ihnen in Berührung kommen, noch viel weniger in ihre Seele blicken, aus deren Tiefe ihnen entweder Verzweiflung, oder inbrünſtige Gottesminne entgegenkommt, von denen die eine wie die andere ſie anfremdet und erſchreckt, denn, wie Göthe ſagt, „der Ernſt überraſcht uns."

Den Ernſt aber werden ſie kennen lernen in der Todesſtunde und dann werden die Leichtſinnigen inne werden, daß ſie eigentlich nur wie in einer Komödie gelebt, nur eine ihnen behagliche Rolle geſpielt haben, ohne je an die Wirklichkeit außerhalb ihrer Theateratmoſphäre, an die minder glücklichen Zuſtände der Mitmenſchen und an das große Schickſal, welches draußen ſich vollzieht, an das Ende aller irdiſchen Dinge und an ihren eigenen ewigen Beruf zu denken, auf den nicht vorbereitet zu ſeyn ſie dann plötzlich mit Schauer und Angſt erfüllen wird.

6.

Von den leiſetretenden Vermittlern und der Toilettentheologie.

Nur den Schwachen, namentlich dem ſchönen Geſchlecht zu Liebe hat man die Unſterblichkeitslehre noch nicht ganz verworfen, aber dafür geſorgt, daß ſie Niemand mehr Angſt mache. Beinahe ſchon ſeit einem Jahrhundert iſt die ratio-

naliſtiſche Leiſetreterei und Schönfärberei beſchäftigt, das Chriſtenthum in Humanität umzuſetzen und unter dieſer neuen Etikette auch den Heiland und die Verheißung eines Jenſeits noch gelten zu laſſen. Aber freilich Gott der Vater mußte ſich erſt waſchen und kämmen laſſen, bis er ganz zahm und galant erſchien. Von einem Zorne Gottes durfte da entfernt keine Spur mehr durchblicken. Der liebe Gott mußte gerade ſo gebildet, human, aufgeklärt und galant ſeyn, wie die Toilettentheologen der chriſtlichen Taſchenbücher, Morgen- und Abendopfer für Jungfrauen, Aarauer Stunden der Andacht ꝛc. Wenn er überhaupt exiſtirt, jener alte Gott, ſo müſſen wir ihn wenigſtens zierlich friſiren, ihn als Großkophta verehren und ihm die blaue Schürze umbinden. Dieſer charmante Gott thut euch dann Allen mit unausſprechlicher Artigkeit den Himmel weit auf. Ob ihr ihn als Jehova, als Fo, als Brahma, Ormuzd, Zeus, Odin oder Vitzliputzli angebetet habt, gleichviel, kommt Alle herein!

Die Kirche verwandelt ſich in eine Mühle. Oben ſchüttet man die maſſiven Patriarchen und Propheten, Apoſtel und Kirchenväter von Stein und Erz hinein und unten kommen ſie als ſchmackhaftes Mehl, als delikate, galante und kokette Männchen wieder heraus. Im praktiſchen Berufsleben hatte der rationaliſtiſche Schönredner mit ſeiner ſüßen und höflichen Salbaderei bei der gebildeten Welt ohne Zweifel einen Vortheil voraus, wenn er ſeine Beichtkinder ſo zart und ſchonend als möglich anfaßte, etwas Böſes bei ihnen vorauszuſetzen viel zu viel Bildung und Anſtand hatte, oder, wenn es nicht umgangen werden konnte, es doch nur auf die vorſichtigſte Weiſe andeutete und nur gehorſamſt bat, der Sünder und die Sünderin möchten ſich doch von jener Schattenſeite gefälligſt auf die hellere herüber

bemühen. Aber die Mode brachte es mit sich, daß man auch viele Andachts- und Erbauungsbücher brauchte, die in dieser höflichen Manier geschrieben seyn mußten, und nun bemächtigte sich die Industrie der Sache und die Boudoirs der Damen wurden mit Geschenken in Saffian und Goldschnitt überschwemmt, welche wir schon vor vierzig Jahren mit dem Namen der Toilettentheologie brandmarkten.

In der gedachten erbaulichen Modeliteratur vermied man die Ausdrücke Gott und Herr und brauchte dafür: die Vorsehung, der gütige Himmel ꝛc. Sogar auf die Gesangbücher erstreckte sich diese rationalistische Censur und das, was in Darmstadt ausgegeben wurde, ging in der Entchristlichung am weitesten.

Vom Teufel und von der Hölle noch zu reden, hielt der Rationalismus und hält auch jetzt noch der gebildete Zeitgeist für geschmacklos, unanständig, höchstens lächerlich. Auch vom Erlöser ist es nicht mehr schicklich zu sprechen, seitdem so oft gesagt ist, die Menschen brauchen keine dergleichen Hülfe, sie wissen sich schon selber zu helfen. Wo die Verleugnung des Christenthums noch nicht ganz nackt hervortreten kann, hilft man sich wieder mit der Humanität, löst den Begriff Gottes ganz ins laue Zuckerwasser der Liebe auf und tröstet schwache Damen mit der mildesten Auffassung der kleinen Fehler, zu denen sie sich vielleicht noch, wenn auch nur aus Koketterie bekennen.

Um nur ein Beispiel anzuführen, so durfte der berühmte Oberconsistorialrath Bretschneider in Gotha in dem Buche, welches er 1833 gegen den Pietismus schrieb, unbedenklich behaupten (§. 48): „Die Entwicklung der Offenbarung ist bedingt durch die wachsende Weltanschauung.“ Es sey irrig, fährt er Seite 422 fort, das Wesen des Christenthums da-

rein zu ſetzen, daß es eine Sühnanſtalt für die Erb- und wirkliche Sünde ſeyn ſolle. Die Anſicht, der Menſch ſey ſündenlos geboren, ein durchaus gutgeartetes Weſen, welches auch nie etwas Böſes annehmen würde, wenn es nicht von außen in ihn hineingebracht würde, wurde auch die Grundanſicht der pädagogiſchen Schwärmer und iſt es heute noch. Ja dieſe Schwärmer machten es dem Chriſtenthum zum bittern Vorwurf, daß es die guten Menſchen überredet habe, ſie ſeyen böſe.

Deswegen wollen ſie auch die grobe Bibel aus den Schulen verbannt wiſſen. So wie die Bibel die Sünde nenne und ſtrafe und die Herzen gleichſam mit Gewalt anpacke, ſo dürfe man die guten Kinder nicht erſchrecken. In den weiblichen Penſionaten wird daher auch meiſtentheils die Bibel ganz beſeitigt. Die ſentimentalen Erzieher meinen, weil ſie junge Mädchen vor ſich haben, gegen die man alleweg galant und zart und ſüß ſeyn müſſe, müſſe auch Gottes Wort ihnen verzärtelt, verdünnt und verſüßt werden. Die Sprache der Bibel ſcheint ihnen viel zu rauh und unmanierlich, alſo zieht man wie von kräftigen Gebirgskräutern nur ein Tröpfchen Eſſenz davon ab, miſcht es mit Zucker, packt es in feines Poſtpapier mit einer niedlichen Deviſe und gibt es als gottſeliges Bonbon dem lieben Beichttöchterchen zu ſchlucken. Auf dieſe Weiſe wird der zarten Flora der Stadt, oder der Penſion, oder des Hofes die ganze Religion glatt und zuckerſüß beigebracht. Der Gott des Schreckens, der Donnerer vom Sinai darf die lieben Mädchen nicht erſchrecken, darum faltet er ſeine Blitze zierlich zuſammen und dämpft den Donner in leichthinſchaukelndem Versmaaß. Die Schauer des Grabes und die Qualen der Hölle dürfen die lieben Mädchen nicht erſchrecken,

ſie werden zugedeckt durch einen antiken Sarkophag mit Matthiſſon'ſchen Basreliefs und ein ſchöner Genius ſenkt mit graziöſer Tournüre ſeine Fackel.

Es iſt recht gut, wenn in den gebildeten Claſſen einer lange faſt chineſiſch gezähmten Nation ein gewiſſer höflicher Anſtand ſo zur andern Natur wird, daß er einigermaßen die Tugend erſetzt. Die Leidenſchaften erwachen da nicht ſo leicht. Wie man zu keiner heroiſchen That und zu keinem großartigen Opfer fähig iſt, ſo auch zu keinem großen Verbrechen. Der Teufel ſelbſt ſchläft in dieſer guten Geſellſchaft aus langer Weile ein. Aber nicht alle Welt iſt ſo gezähmt, nicht alle Herzen ſind ſo gekühlt, nicht alle Knochen ſo marklos. Nicht das ganze Panorama der Völker kann man um den rationaliſtiſchen Theetiſch ſetzen. Steigt hinunter in die Hütten der Armuth, in die Höhlen des Jammers, verſetzt euch in wilde Revolutionen und auf Schlachtfelder, gedenkt der barbariſchen, ſogar noch menſchenfreſſenden Völker am Horizont der Civiliſation und fragt noch, was für dieſe die ſchmeichelhafte Schönrednerei jener Toilettentheologie helfen ſollte?

7.

Von der Sünde der Philoſophie.

Obgleich es ſchon unter den alten heidniſchen Philoſophen treffliche Lehrer des Guten, Wahren und Schönen gegeben hat, obgleich manche von ihnen ſchon Ahnungen von dem hatten, was uns ſpäter als göttliche Wahrheit offenbart wurde und im Mittelalter große Denker eine rein chriſtliche Philoſophie in ſchöner architektoniſcher Gliederung auferbauten, ja heute noch edel denkende Philoſophen vorkom-

men, ſo liegt doch in keiner Wiſſenſchaft ein ſo tiefer Keim des Böſen, als gerade in der Philoſophie, keine andere iſt ſo großen Mißbräuchen ausgeſetzt und wurde wirklich ſo arg mißbraucht wie ſie.

Sie iſt der Apfel am Baum der Erkenntniß, der die Menſchen unwiderſtehlich lockt, immer aber iſt auch die Schlange daneben und flüſtert den Verführten ihr eritis sicut deus zu.

Die alte heidniſche Philoſophie ſuchte die Wahrheit noch ohne einen göttlichen Führer, ihr Irren iſt daher entſchuldbar. Indeſſen ſchlich ſich auch damals ſchon die Sünde bei den Philoſophen ein, ſofern ſie aus Nützlichkeitsgründen oder aus Eitelkeit und Ruhmſucht mit Bewußtſeyn als Wahrheit vortrugen, woran ſie ſelber nicht glaubten Im claſſiſchen Alterthum bildete ſich ſchon eine ganze Sekte ſ. g. Sophiſten aus, die ein Gewerbe daraus machten, Unwahres zu behaupten und mit dialektiſcher Kunſt zu vertheidigen, um die Menge zu verführen, oder ſich als Virtuoſen bewundern zu laſſen. Wo die Philoſophie mit einem hierarchiſchen Intereſſe in Verbindung kam, wie bei den indiſchen Weiſen, wurde die Wahrheit begreiflicherweiſe auch nur zu einer conventionellen.

Dieſelbe Sophiſtik hat ſich in der modernen Philoſophie wiederholt. Aber die ganze moderne Philoſophie hat einen Makel an ſich, ſofern ſie weſentlich im Abfall vom Chriſtenthum begründet iſt. Es fehlt ihr die Unſchuld des heidniſchen Irrthums vor Chriſto. Allen modernen Philoſophen iſt die göttliche Offenbarung, iſt die chriſtliche Wahrheit bekannt und indem ſie dieſelbe verleugnen, ſich trotzig oder ſpöttiſch von ihr abwenden und mit den ſchwachen Mitteln, die ein Erdenwurm, der Bewohner eines kleinen dunklen

Planeten beſitzt, mehr von Gott und den ewigen Dingen wiſſen wollen, als die Schrift, begehen ſie mit vollem Bewußtſeyn eine Sünde. Die ganze moderne Philoſophie iſt, mit ſeltenen Ausnahmen, tief in dieſe Sünde eingetaucht, denn ſie ſucht die Quelle der Erkenntniß allein in der beſchränkten menſchlichen Denkkraft, oder in der Erforſchung der Materie. Sie dient dem Egoismus und der menſchlichen Eitelkeit und kokettirt am Ende gar mit der groben Materie und will in ihr das allein Ewige erkennen, nur um ihren Trotz gegen Gott zur Schau zu tragen. Die in ihr zu Tage tretende Sünde folgt zweierlei Richtungen. Sie vergöttert das Werk und nicht den Schöpfer als Pantheismus oder Materialismus, oder ſie vergöttert das Ich, den denkenden Philoſophen ſelbſt und allein.

Die moderne Philoſophie war gewiſſermaßen nur eine Fortſetzung der griechiſchen und römiſchen, denn auch die chriſtliche Scholaſtik des Mittelalters war ſchon durchwachſen von der ariſtoteliſchen Philoſophie. Nicht eher aber, bis ſich die Philoſophie als freie Wiſſenſchaft gänzlich von der Kirche losriß, ſchoß ſie in das neue Wachsthum auf, in welchem ſie ſo großen Ruhm erlangte. Und das war erſt möglich durch die überwiegende Macht und antikirchliche Tendenz der Renaiſſance. Die moderne Philoſophie ging demnach vom Romanismus aus. Sie begann in Frankreich auf katholiſchem Gebiete, bildete ſich aber nachher vorzüglich in England und Deutſchland auf dem proteſtantiſchen aus. Ihr erſtes Programm war das berühmte cogito ergo sum des Descartes. Der Menſchengeiſt begann die heilige Offenbarung zu verſchmähen, den Abgrund zwiſchen ſich und dem ewigen Geiſte zu überſehen und friſchweg vorauszuſetzen, er ſey eins und alles, außer ihm gebe es eigentlich nichts, oder alles außer

ihm erhalte ſeinen Werth eben nur dadurch, daß er es bemerke. Dieſe Superklugheit, die den Maaßſtab für das Unendliche nur in unſerm eigenen endlichen und beſchränkten Verſtande ſuchte, war, indem ſie die höchſte Weisheit zu ſeyn vorgab, eine auffällige Dummheit. Denn dem natürlichen Verſtande des Menſchen konnte, ſo lange er natürlich und geſund blieb, auch das klare Bewußtſeyn ſeiner eigenen Begrenzung nicht verſchwinden. Es war ſchon Irrſinn, wenn man dieſe Begrenzung nicht mehr anerkannte. Mit der Anmaßung, der menſchliche Verſtand könne mittelſt des philoſophiſchen Denkens alles ergründen und alles eben ſo genau wiſſen, wie der, der alle Dinge gemacht hat und erhält, mit dieſer Anmaßung hing eine ungeheuere Frechheit in ſittlicher Beziehung zuſammen, nämlich die Verachtung der Gebote Gottes, die Verleugnung und Verſpottung jeder Furcht und Ehrfurcht vor dem ſchrecklichen Geheimniß des Weltſchickſals. Der tiefe Zuſammenhang der Sünde mit dem Weltgericht blieb dieſem eitlen Philoſophenvolk gänzlich verborgen und vergeſſen. Sie merkten nicht, wie wenig ihre Sophiſtereien den ſchwachen, befangenen, geängſtigten Seelen den Troſt der Religion erſetzen konnten. Sie merkten nicht einmal, wie lächerlich ihr Allwiſſenheitsdünkel war, wenn ein Profeſſor von ſeinem Katheder ins unermeßliche Weltall hinauskrähte, er ſey Gott. Oder wenn die, welche ſich in ihren akademiſchen Jahren ſelbſt vergötterten, hinterdrein um ein kleines Amt betteln und vor einer Excellenz antichambriren mußten oder auf einem ſchmerzhaften Krankenlager vergebens ihr göttliches Ich anriefen. Obgleich nun die ganze moderne Philoſophie von Descartes an bis auf Schopenhauer mit allem Aufwande von Scharfſinn nur ein labyrinthiſches Wahngebäude gegenüber der reellen Kirche Gottes iſt, fällt

es doch keinem Gebildeten ein, zu zweifeln, daß die gewaltige Geistesarbeit, die sich in der Entwicklung aller dieser Philosopheme kundgegeben hat, zu den werthvollsten Errungenschaften und zu den größten Fortschritten der Neuzeit gehöre, und man faßt sie immer noch ganz unbefangen als ein Besseres auf, was an die Stelle des veralteten, nur finstern Jahrhunderten angemessenen Christenthums getreten wäre. Zwar ist den practischen Leuten jenes Leerestrohdreschen der Philosophie, die hohle Aufgeblasenheit der s. g. wissenschaftlichen Sprache zum Ekel und sie finden in allen diesen Seifenblasensystemen nichts Greifbares. Allein auch sie befinden sich immer noch mit den Philosophen auf dem nämlichen Standpunkt, sofern sie in den Naturwissenschaften allein die Wahrheit suchen und nach Humboldts großem Vorgange nur an die Allmacht des mit allerlei physikalischen und chemischen Apparaten die Materie zersetzenden Menschengeistes, aber nicht an Gott, nicht an eine heil. Offenbarung, nicht an einen sittlichen Zweck der Schöpfung, nicht an eine sittliche Bedeutung der Weltgeschichte glauben.

Das alles ist nun, nachdem uns die heil. Offenbarung zu Theil geworden ist und nachdem die Menschheit schon einen höheren Standpunkt eingenommen hatte, kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt, keine Erweiterung des menschlichen Horizontes, sondern eine Verengerung desselben. Dieselben Denkkräfte, die man so sehr angestrengt hat, sind für einen nichtigen Zweck verwendet worden. Man hätte sie im Dienste Gottes besser verwerthen können.

Die ganze moderne Philosophie ist ein bewußter Abfall von der geoffenbarten Wahrheit, ein Ignoriren derselben oder ein Kampf gegen dieselbe, ein geheimer oder offener Krieg gegen Gott. Die Sünde begann damit, daß man

die einfache Wahrheit nur ſcheinbar unbefangen, ja zur Ehre Gottes ſelbſt, in dialektiſche Floskeln brachte. Die Scholaſtik des Mittelalters rühmte ſich noch der reinſten Orthodoxie, indem ſie nur mittelſt dialektiſcher Formen logiſche Beweiſe für dieſelbe Wahrheit vorbrachte, die in der heil. Schrift und in den Dogmen der Kirche enthalten war. Dann ging man einen Schritt weiter und machte die logiſche Beweisführung zu einem unerläßlichen Erforderniß. Sobald einmal der Schulgeiſt ſich neben den Kirchengeiſt geſetzt hatte und die großen Virtuoſen der Dialektik in den Kloſterſchulen und auf den älteſten Univerſitäten die Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriſſen, begann man mehr Werth auf die Kunſt des Beweiſens zu legen als auf das Bewieſene ſelbſt. Nun konnte man wieder einen Schritt weiter gehen und mittelſt der dialektiſchen Kunſt die geoffenbarte Wahrheit, ohne ſie noch zu leugnen, doch ſo künſtlich deuten und verdrehen, daß häretiſche Meinungen daraus hervorgingen. Endlich kam man ſo weit, überhaupt in Frage zu ſtellen, ob ſich der menſchliche Verſtand nach den Dogmen zu richten habe, und ob nicht in Zweifelsfällen der Irrthum in den Dogmen zu ſuchen ſey. Auf dieſem Standpunkt befanden ſich alle häretiſchen Denker, bis die Reformation eintrat, deren mächtige Partei die Autorität eines großen Theils der nur traditionellen Dogmen verwarf, jedoch immer noch an der heil. Schrift feſthielt. Wie aber die Partei der Reformation das Traditionelle als Menſchenſatzung, als nicht geoffenbarte Wahrheit verworfen hatte, ſo kam wieder eine neue Partei auf, die auch die heil. Schrift ſelbſt nur für Menſchenwerk und ihre Gebote als Menſchenſatzung verwarf, oder wenigſtens nicht mehr in derſelben

lebte ganz in ſeiner Gegenwart und wenn das Mittelalter auch die Bilder der antiken Welt wieder hervorrief, ſo malte es ſie doch nur ſpielend auf ſeine gothiſchen Wände, und noch Shakespeare lebte in einem ſo mächtigen Gefühl der Gegenwart, daß er alle Zeiten in das Coſtume der ſeinigen kleidete. Erſt unſere neuere Zeit verlor die Gegenwart abſichtlich aus den Augen, und beſchwor die Geiſter der Vergangenheit nicht mehr zu ſich herauf, ſondern entäußerte ſich ihrer ſelbſt, um mit ihrem leibloſen Geiſte ſich in die Mumien längſt verſchwundener Jahrhunderte hineinzuleben.

Wie viele Dichter, die ſich von der Gegenwart nicht losriſſen, glaubten doch ihre Stellung nicht in ihr, ſondern über ihr nehmen zu müſſen und ſprachen noch alle Rechte auf ſie an, ohne ſich länger an eine Pflicht gegen ſie gebunden zu glauben. Wäre dieſe poetiſche Vornehmigkeit, dieſer Egoismus wohl möglich geweſen, wenn eine ſchöne Volksſitte, ein ſchönes Volksleben noch die Macht geübt hätte, der ſich Niemand entziehen kann, noch will, wenn ein poetiſches Element in ihr wirkt? Viele maßen ſich an, die Welt, der ſie dienen, oder die ſie erheben und veredeln, oder der ſie wenigſtens Vergnügen machen ſollten, blos als das Werkzeug ihres Vergnügens zu betrachten, ſie als die wohlbeſetzte Tafel anzuſehen, an der ſie allein zu ſchwelgen hätten. Viele entweihen ſie durch ihre Begierden und verunreinigen ſie durch die Befleckung ihres Geiſtes. Andere ſpotten über ſie, ohne ſie beſſern zu wollen, ohne ſelbſt beſſer zu ſeyn. Viele gefallen ſich, ſie ohne irgend ein tieferes Motiv zu myſtificiren, aus Langerweile und Frivolität auf eine vermeintlich liebenswürdige Weiſe zu lügen. Dies iſt namentlich in jüngſter Zeit Mode geworden. Wer kennt nicht die elegante und blaſirte Sprache, in der mehr Unwahrheiten geſagt werden, als man Zeit und Luſt haben kann zu widerlegen? Maßloſe Willkür regiert die Federn. Alles wird einem Witz geopfert. Alles muß der Eitelkeit oder Laune dienen. Die Welt wird vom Dichter verachtet und nur als Folie ſeiner intereſſanten Perſönlichkeit gebraucht. Ehemals wagte man dergleichen nie, die Ehrfurcht vor der öffentlichen Meinung, vor der Volksſitte ließ es nicht zu. Aber damals trachteten die Dichter auch nur, ſich in ihr Volk hineinzuleben, ſo wie ſie jetzt trachten, ſich aus demſelben herauszuleben. Ehemals ſchmiegten ſie ihre Individualität dem Charakter des Volkes an, jetzt beſtreben ſie ſich, jeder auf

anerkannte, was der menſchliche Verſtand nicht begriff, oder was demſelben nicht nothwendig ſchien.

Im vorigen Jahrhundert befand ſich, was man die gebildete Welt nennt, ziemlich allgemein auf dem Standpunkte, in der menſchlichen Denkkraft allein das höchſte Kriterium zu ſuchen und darnach über alle herkömmlichen Autoritäten, auch die göttliche, den Stab zu brechen. Wer noch an die geoffenbarte Wahrheit glaubte, wurde nur noch für einen herrſchſüchtigen Pfaffen und Heuchler, oder für einen Dummkopf angeſehen. Die Philoſophen, die ſich mit der weitern Ausbildung und Verfeinerung des menſchlichen Denkens beſchäftigten, erlangten ein viel höheres Anſehen, als die Prieſter aller beſtehenden Kirchen, die noch den Schatz der geoffenbarten Wahrheit hüteten, oder wenigſtens hüten ſollten. Innerhalb der gebildeten Welt wurde nicht mehr beſtritten, daß die Philoſophie an jene alte ſ. g. geoffenbarte Wahrheit nicht mehr gebunden ſey, daß ſie ganz auf eigenen Füßen ſtehe, daß ſie die Wahrheit, welche ſie ſuche, auch zu finden fähig ſey, und man ſetzte ſogar voraus, daß dieſe neue philoſophiſche Wahrheit mehr werth ſey und viel höher ſtehe, als die alte Offenbarung, die wohl ungebildeten Völkern habe genügen können, den gebildeten aber ſchon lange nicht mehr genüge.

Von dieſem neu gewonnenen Rechtsboden aus machte nun die moderne Philoſophie ihre Demonſtrationen und Operationen, welche alle darauf hinausliefen, den Gott der heil. Schrift und der Kirche nicht mehr anzuerkennen, ſeine Anbetung aufhören zu machen. Jedes der auf einander folgenden, im Gebiet der Philoſophie zur Herrſchaft gelangenden Syſteme glich einer neu angelegten Batterie, einer neu geöffneten Tranchée, um die Burg des alten Chriſtengotts

endlich zu erobern und zu zerstören. Sie wurden von verschiedenen Punkten aus angelegt. Zuerst ging der Mensch von sich aus, behauptete, was er nicht sehe, erkenne und begreife, das existire auch nicht. Gebe es etwas Göttliches, so finde es sich eben nur im Menschen selbst. Andere ließen zwar ein Objekt gelten, erkannten dasselbe aber nur in der ganzen sichtbaren Natur, die ihr Gesetz in sich selbst trage und eine große Maschine sey. Nichts sey darin ewig, als die Materie und das Gesetz, nach welchem dieselbe ihre Formen wechsle. Jenem Subjektivismus und diesem Materialismus stellten andere den Idealismus entgegen, der einen allgemeinen Geist annahm, denselben aber, damit er ja nicht dem alten Gotte der Christen gleiche, seiner Freiheit, Persönlichkeit, Väterlichkeit, Allmacht und Liebe beraubten, um ihn zu einem todten Begriff zu machen. Die idealistischen Systeme wetteiferten, den ewigen Geist einzuschränken und zu binden. Der Professor auf dem Katheder schrieb dem Weltgeist vor, was er thun und nicht thun könne. Der gräßlichste Pedantismus warf sich zum Kerkermeister und Henker Gottes auf. Das höchste Wesen, der Weltgeist, wurde ungefähr wie der Gefangene in einer Folterkammer behandelt. In Hegels System z. B. gleicht jeder Satz einer Schraube, die dem ewigen Geist angelegt wird und deren tausende ihm angelegt werden, damit er sich nicht anders rühren kann, als der Professor es haben will. Da ein solcher Gott nun in der That zu nichts zu brauchen ist, war es natürlich, daß der Idealismus wieder in den Subjektivismus oder Materialismus überspringen mußte. Hegel selbst identifizirte den ewigen Geist mit den menschlichen Subjekten, in denen er allein sich fortdenke und entwickle, in denen allein er existire. Die Materialisten aber schlugen den Geist einfach

todt und ſetzten das Göttliche allein in die Materie, woraus die ſchöne Lehre von der Emancipation des Fleiſches, als Moral des Materialismus, folgte. Seitdem ſind nun wieder mehr oder weniger geiſtreiche Vermittler aufgetreten, aber keiner iſt aus dem Zirkel des Färbergauls herausgekommen und die Philoſophie iſt eine wahre Drehkrankheit geworden.

Die Glanzzeit der deutſchen Philoſophie reicht von Kant bis Hegel. Als der große Philoſoph Kant in Königsberg auftrat, war die moderne Bildung bereits ſo alles Chriſtenthums entleert, daß er durchaus keinen Anſtoß gab, ſondern nur Bewunderung erntete, indem er den Menſchen allein ſtudirte, im Menſchen die freie Selbſtbeſtimmung entdeckte, den Menſchen vor ſich ſelbſt Achtung lehrte und erſt aus gewiſſen Eigenſchaften und Tendenzen des Menſchen die Möglichkeit eines höchſten Gutes und eines höchſten Weſens ableitete. In ſeinem Syſtem bildet der Menſch allein das A und das O, und es würde von Gott gar nicht die Rede ſeyn können, wenn nicht im Menſchen etwas von einem Streben nach dem höchſten Gute vorgefunden würde, wenn der erhabene Menſch auf dem Thron der Erde nicht die Hand ausſtreckte und ausriefe: Begriff des höchſten Gutes und demnach vielleicht auch des höchſten Weſens, du biſt zum Handkuß gnädig zugelaſſen! Das iſt in der That die Kant'ſche Beſcheidenheit. Blos wegen unſeres Bedürfniſſes, wegen unſeres Wunſches iſt ſo etwas, wie Gott, möglich und wahrſcheinlich.

Nach der kantiſchen Philoſophie kam die fichteſche auf, die man aus Anlaß der großen Fichteſeier neuerdings wieder ſehr geprieſen hat. Fichte war ein energiſcher Geiſt, ſtrenger Moraliſt, trefflicher Patriot und verdient dafür Achtung. Mitten im äußerſten Unglauben der Zeit hielt er

wenigſtens noch den altgermaniſchen Begriff der National-Moral, des Tugendgebotes feſt. Aber dieſe Tugend ſollte, wie in der antiken Stoa, im Mannesſtolz allein wurzeln, eines Gottes und ſeiner Gebote bedurfte es dabei nicht. Fichte ſpann ſich ganz und gar in das „Ich“ ein.

Schelling begann mit einer allgemeinen Naturvernunft und ſuchte von ihr allmälig zum Selbſtbewußtſeyn im Ich zu gelangen. Das All iſt ihm die Entzweiung des urſprünglich indifferenten Seyns Gottes, welcher in dieſer Entzweiung den Grund ſeines thätigen Lebens hat, um aus dieſer Entzweiung durch die Bejahung ſeiner ſelbſt im Andern zur erſchauten Identität mit ſich ſelbſt ſich zu verſöhnen. Der ſich ſelbſt bejahende und wieder verneinende und in der Identität ſich ſelbſt verſöhnende Gott macht ganz den Eindruck, wie ein optiſches Experiment, und wenn ein ſterblicher Menſch ſo mit der höchſten Gottheit experimentiren zu können meint, iſt es mehr als lächerlich, ſündhaft. Im bloßen Begriff der Selbſtverneinung liegt etwas der Gottheit abſolut Unwürdiges. Die Vorſtellung eines Wiederzuſammenflickens des Gottes, der ſich ſelbſt von einander geſchnitten hat, iſt nun vollends kindiſch.

Am weiteſten ging der philoſophiſche Hoffahrtswahnſinn in Hegel. Hier wird das (beſchränkte menſchliche) Denken über das Seyn (der allgemeinen großen, wirklichen Welt) völlig Meiſter, der Schatten über den Körper, der Reflex über die Sonne. Die Wiſſenſchaft der Logik Hegels weiſt dem Denken einen höheren Standpunkt an als den eines bloßen Analogons des Seyns; das Denken erhält in dieſer Logik ſchaffende Gewalt. „Der Menſch denkt das Abſolute und indem er das Abſolute denkt, erkennt er, daß nicht er als Perſon, ſondern daß in ſeinem Denken ſich ſelbſt das

Absolute denkt. Der absolute Geist, oder Gott, ist nun aber nicht das in jedem einzelnen Menschen zu Stande kommende Selbstbewußtseyn Gottes, sondern diese einzelnen Selbstbewußtseynprocesse machen erst in ihrer Totalität das Wesen des absoluten Geistes aus."

Das ist die berüchtigte Selbstvergötterungslehre, das Wahnsinnigste, was die Philosophie jemals ausgeheckt hat.

Noch nach Hegel hat Schelling, der ihn überlebte, die Wahrheit tiefer zu ergründen gemeint, aber von Gott doch keinen würdigeren Begriff zu erzeugen gewußt. Schelling geht davon aus, die Natur könne weder geistlos, noch der höchste Geist körperlos gespenstig seyn. Das führt ihn nun zu Behauptungen, die entschieden pantheistisch sind. Er erkennt nämlich in Gott, sofern man ihn bloß geistig und unendlich denkt, die Verneinung alles Wirklichen. Soll er wirklich werden, so muß er auch endlich werden. „Da nun weiter, um wirklich zu werden, die Einheit in Zweiheit auseinander treten muß, die Zweiheit aber eo ipso Widerspruch ist, so entsteht die Welt aus dem Widerspruch Gottes mit sich selbst. Der Widerspruch, den wir hier begriffen, ist der Quellbronn des ewigen Lebens; die Construktion dieses Widerspruchs die höchste Aufgabe der Wissenschaft. — Es ist vergebliches Bemühen, aus friedlicher Ineinsbildung verschiedener Kräfte die Mannigfaltigkeit in der Natur zu erklären. Alles, was wird, kann nur im Unmuth werden, und wie Angst die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfs, so ist alles was lebt nur im heftigen Streit empfangen und geboren. Wer möchte glauben, daß die Natur so vielerlei wunderliche Produkte in dieser schrecklichen äußern Verwirrung und chaotischen innern Mischung, da nicht leicht eines für sich, sondern durchdrungen und durch-

wachſen von anderen angetroffen wird, in Ruhe und Frieden oder anders als im heftigſten Widerwillen der Kräfte habe erſchaffen können? Sind nicht die meiſten Produkte der unorganiſchen Natur offenbar Kinder der Angſt, des Schreckens, ja der Verzweiflung? Und ſo ſehen wir auch in dem einzigen Falle, der uns gewiſſermaßen verſtattet iſt, Zeugen einer urſprünglichen Erſchaffung zu ſeyn, daß die erſte Grundlage des künftigen Menſchen nur in tödtlichem Streit, ſchrecklichem Unmuth und oft bis zur Verzweiflung gehender Angſt ausgebildet wird. Wenn nun dieſes im Einzelnen und Kleinen geſchieht, ſollte es im Großen, bei Hervorbringung der erſten Theile des Weltſyſtems, anders ſeyn?" (VIII. 321.)

Hierin ſtreift Schelling ſo ziemlich an den Schrak des Jakob Böhme an. Allein es widerſtrebt, was von Schrecken und Angſt im Geſchaffenen vorkommt, in einen Zwieſpalt im Schöpfer ſelbſt zurück zu verlegen. Es ziemt dem Denker, jenem Schrecklichen in der Natur die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen, wie dem ſittlich Böſen, worüber die moderne Philoſophie nur zu gern hinweg eilt. Aber die Ehrfurcht vor dem Allmächtigen verbietet das Angſtprinzip in die allerheiligſte Dreieinigkeit ſelbſt zu verlegen. Oder war es wenigſtens in Zeiten des tiefſten Verfalls, als die Griechen anfingen, ihren Zeus auf der Bühne in Kindesnöthen darzuſtellen, wie er aus ſeinem Kopf die Pallas Athene gebiert.

Das erſte Poſtulat menſchlicher Vernunft iſt, daß Gott, welcher das Ganze geſchaffen hat, von dem wir nur ein kleiner Theil ſind, von unſern beſchränkten Erkenntnißvermögen und Schlußfolgerungen nicht ſeinem ganzen Weſen nach begriffen zu werden vermag. Die erſte Schlußfolgerung, zu der unſer Denken gelangen kann, iſt die, daß dem be-

ſchränkten Menſchengeiſte die göttliche Weisheit entweder ganz unzugänglich bleibt, oder ihr nur durch Offenbarung von oben vermittelt wird. Der Umfang deſſen, wovon wir mathematiſche Gewißheit erlangen können, bleibt immer beſchränkt, und über dieſe Schranken hinaus kann auch der größte philoſophiſche Scharfſinn nichts Gewiſſes mehr entdecken, ſondern tappt nur mit Vermuthungen und Phantaſien im Nebel herum. Gegen die Vermuthung, Gott leide mit der Natur und ſey einem Entwicklungsgang unterworfen, ſpricht das erſte Poſtulat, welches gegenüber allen beſchränkten Weſen ein unbeſchränktes vorausſetzt. Auch ſträubt ſich dagegen alles im Menſchen, was eine Ahnung von der Unmöglichkeit hat, daß die Welt einer höchſten Autorität, daß ihre Leitung einer ewig ſich gleichen Allmacht und Weisheit entbehren kann. Zuletzt verlangt der gute Geſchmack, daß der ſterbliche Menſch, wenn er auch zu hohen akademiſchen Ehren, Titeln und Orden gelangt, ſich doch niemals einbilden ſoll, er könne die Gottheit in ihren Kindesnöthen belauſchen.

Die Vorſtellung von einem leidenden und ſogar ſündigenden Gott war ſchon den indiſchen Philoſophen geläufig, wiederholte ſich aber in dem pantheiſtiſchen Syſtem der modernen Philoſophie noch öfter, ſofern man den Makrokosmus (Welt) mit dem Mikrokosmus (Menſch) identifizirte und dann Bewußtſeyn, Sünde und Thorheit auf ein Weltbewußtſeyn, eine Weltſünde und eine Weltthorheit übertrug, die man Gott nannte. In Frauenſtädts Briefen über die natürliche Religion von 1858 wird der Verſuch gemacht, dieſem Gott wenigſtens ſoviel ſittliche Kraft anzudichten, als dem Menſchen, nur nicht mehr. Er lehrt: „Die Verſöhnung des Menſchen mit Gott iſt Verſöhnung der beiden Naturen im Menſchen, alſo wieder Verſöhnung einer Erſcheinung

Gottes mit ſich. Der Glaube rechtfertigt, d. h. die ſittliche Geſinnung gilt für die That. Du ſiehſt alſo, daß auch im Pantheismus, wofern er nur ein ethiſcher iſt, ſich die chriſtlichen Grunddogmen feſthalten laſſen, und daß der ganze Unterſchied zwiſchen dieſer und der theiſtiſchen Faſſung derſelben nur ein formeller, aber kein das Weſen der Sache berührender iſt. Was der ſupranaturaliſtiſche Theismus an zwei verſchiedene Welten vertheilt, indem er die Erde als den Sitz der Sünde, den Himmel, aus dem Gott ſeinen Sohn zur Erlöſung der ſündigen Menſchheit ſendet, als den Sitz der Heiligkeit betrachtet, das betrachtet der ethiſche Pantheismus als den innern Gegenſatz und Kampf zweier verſchiedenen Naturen des Menſchen und folglich, inſofern Gott im Menſchen erſcheint, als einen Gegenſatz und Kampf in dieſer Erſcheinung Gottes."

Der Pantheismus deſertirt hiemit der materialiſtiſchen Richtung und kehrt mehr oder weniger zum ſittlichen Imperativ Fichtes zurück. Wo nur der ſittliche Anſpruch anerkannt wird, iſt es ſchon ein Gewinn.

In einigen Punkten hat Frauenſtädt gegenüber gewiſſen Offenbarungsgläubigen gar nicht Unrecht. Er wirft ihnen nämlich Egoismus vor, ſofern ſie unter dem Schein, als verehrten ſie Gott außer ſich über alle Maaßen hoch, doch eben dieſen Gott nur apart für ſich haben wollen, hart gegen alle andern Kinder Gottes ſind und nicht nur das Himmelreich für ſich allein gepachtet haben möchten, ſondern auch, ſchon hier auf Erden als die allein Privilegirten gelten wollen. Dem iſt wirklich ſo. Viele Fromme bilden ſich ein und ſagen es, ſingen es ſogar in Kirchenliedern: Du biſt mir wohl ans Kreuz geſchlagen, denn alles was du gethan und gelitten, iſt lediglich mein Profit! Solchen niederträchtigen Egoiſten gegenüber iſt der „ethiſche Pantheiſt" ein Ehrenmann.

Indeß erſcheint der alle Tage ſündigende und dann wieder bereuende und ſich beſſernde, ſich ſelbſt verzeihende Gott des ethiſchen Pantheismus doch als eine nicht minder arge Abſurdität wie weiland Hegels ſchlaftrunkner und erſt allmälig ſich ſelbſt zum Bewußtſeyn kommender Gott. Denn das erſte Poſtulat der Vernunft, wenn man ſich überhaupt einen Gott denkt, iſt deſſen Stätigkeit und Unveränderlichkeit, ſo wie die höchſte Inſtanz, die abſolute Autorität, an der kein Makel noch Defect iſt.

Johannes Huber in ſeiner Schrift über die Idee der Unſterblichkeit 1864 faßt den Pantheismus mehr von der äſthetiſchen Seite auf. Er ſagt S. 124: „Das Abſolute öffnet die in ihm verſchloſſenen Quellen des Lebens und läßt alle Potenzen zur Wirklichkeit gelangen. Nicht als eine Emanation, ſondern als die Selbſtentwicklung ewiger Möglichkeiten im Grunde des Abſoluten.“ Und Seite 153: „Wo der reine Lichtſtrahl des Ewigen im Medium der verſchiedenen Geiſter in einem unendlich reichen Farbenſchimmer ſich bricht ꝛc.“ Was bleibt da von Gott übrig, wenn ſein ganzer Reichthum und ſeine ganze Herrlichkeit nur in uns Menſchen beſteht, er nur das indifferente Licht iſt, das erſt im uns Menſchen das reiche Farbenſpiel entfalten kann? Er iſt dann gleichſam nur noch der Bindfaden, der das ſchöne Bouquet der Menſchengeiſter zuſammenhält. Er zerläßt ſich eben ſo in die Menſchheit, wie der Gott Hegels, oder er iſt nichts ohne uns, er braucht uns, um die in ſeinem Weſen liegenden Möglichkeiten zu erſchöpfen. Und wir brauchen weiter nichts, als uns zu entwickeln. Eine Verantwortung wird uns nicht zugemuthet. Wir ſind vornehm von ſelbſt als Gottes Söhne, Gottes Ehre theilhaftig durch bloße freie Entwicklung. Aber von ſolchem Adel iſt die Menſchheit nicht; was ihr auch

von Adel angeboren iſt, ſie kann ihn verlieren und ſie muß ſich erſt das Recht, ihn anzuſprechen, durch ihr Verhalten verdienen. Hier entſcheidet auch die Geiſtesbildung nicht, ſondern nur der ſittliche Charakter. Kein philoſophiſcher Hochmuth vermag die einfachen Sätze des Katechismus umzuſtoßen.

Bekanntlich träumte ſich Göthe, er müſſe nach ſeinem Tode eine Art von Geiſterfürſt werden. Wir wollen den Reichthum an Geiſt, wo er ſich immer an Menſchen findet, nicht unterſchätzen, gewiß aber iſt er kein Schlüſſel zum Himmelreich, welches bekanntlich auch den Armen am Geiſt offen ſteht. Man täuſcht ſich hier ungeheuer. Der Cultus des Genius reicht nicht in die Ewigkeit hinüber. Der Stolz auf Talente, die einen relativen Werth für unſer planetariſches Leben haben, wird lächerlich außerhalb dieſes engen Kreiſes. Wenn vollends gar das Talent unſittlichen Tendenzen dient, wenn es zur Sünde verführt, wie ſollte es ein ewiges Recht und Gnade vor Gott anſprechen dürfen! Sirenengeſang öffnet den Himmel nicht.

Wie ſchmeichelhaft der Gedanke iſt, in der andern Welt nach dem Tode ſich in ariſtokratiſchem Behagen eines vornehmen Geiſtes in der Wolluſt ſeiner Selbſtentwicklung zu wiegen, er iſt doch nur eine grobe Täuſchung. Und wenn er es nicht wäre, könnte er doch nur ſchwachen Genüßlingen genügen, der kraftvollere, höher ſtrebende Geiſt würde ihn verwerfen, denn er würde über die Ariſtokratie hinaus die Alleinherrſchaft anſtreben und an Gottes Stelle ſelber treten wollen, wie Lucifer. Wenn man einmal der Gottesfurcht entſagt und ſeine menſchliche Berechtigung und Beſtimmung unbekümmert um die Gebote Gottes hoch und höher ſchraubt, ſo muß man folgerecht auch zur ganzen Hoffahrt Lucifers fortſchreiten und ſich nicht mit dem erbärm-

eine noch originellere Art als der andere, ſich vom Volke zu unterſcheiden. Ehemals war ihr Bemühen, den Ruhm ihres Volkes zu verherrlichen; jetzt wollen ihrer viele nur von ihrem Volke gerühmt ſeyn. Ehemals erhöhten ſie die Achtung vor der Volksſitte und die Macht derſelben; jetzt ſetzen ſie ihren Stolz darein, ihr zu trotzen. Würden ſie dies können, oder nur wollen, wenn jenes volksthümliche Anſehen noch vorhanden wäre, das ſie zu ſchonen hätten?

Wie viele Dichter preiſen das Kleinliche, ſelbſt das Unſchöne der Wirklichkeit, weil ihre Gutmüthigkeit ſich doch mit etwas befriedigen will. Da wird jeder Schwäche, jeder Proſa und Philiſterei, jeder lokalen Armſeligkeit, jeder Laune der Zeit und ſchnell wieder altwerdenden Mode geſchmeichelt. Die Dichter vertiefen ſich, alles Große der Welt und der Nation aus den Augen laſſend, in den mikroskopiſchen Reiz des Alltäglichen der kleinſten Sphäre, und dieſe niederländiſche Schule will gleichwohl eine italieniſche ſeyn und entbehrt in ihrer Sentimentalität alles Volksbumors.

Wie viele Dichter klagen und jammern eben ſo im Kleinen. Ihre ſogenannte ſchöne Seele flattert wie ein verirrter Canarienvogel im ungewohnten Winter ängſtlich umher. Zu ſchwach organiſirt, um in titanenhaften Zorn auszubrechen, und zu edel, um die Welt mephiſtophelisch mitzunehmen, beſchränken ſie ſich auf die lyriſche Wehmuth. Indem ſie ſich ſeufzend abmühen, der Welt in Verſen zu ſagen, was ihnen fehlt, ahnen ſie nicht, was der Welt ſelber fehlt.

Bringt wieder Schönheit in's Volksleben und es wird euch allen geholfen ſeyn, den Einen vom Uebermuth und den Andern vom Kleinmuth.

Es wird vielleicht nicht überflüſſig ſeyn, wenn wir, ehe wir ſchließen, noch ein Wort über die materiellen Intereſſen reden, die einen ſo bedeutenden Einfluß auf die Literatur und auf Moral und Geſchmack in derſelben geübt haben. Insgemein betrachtet man dieſen Einfluß als einen ungünſtigen, doch wie es uns ſcheint, mit Unrecht, ſofern man nicht immer richtig unterſcheidet.

Allerdings ſind durch die materiellen Intereſſen zunächſt der Autoren und Verleger alle literariſchen Uebel geſteigert worden. Jede extreme Richtung, auf die irgend ein originneller Denker oder

lichen Götheſchen Anſpruch auf die Stellung eines kleinen mediatiſirten Geiſterfürſten genügen laſſen. Dann kann man ſich nicht mehr dabei beruhigen, ein Geiſterfürſt zu ſeyn, ſondern man muß der Geiſterfürſt ſchlechthin ſeyn wollen.

Darf man es in unſerem Zeitalter ausſprechen, daß die höchſte Freiheit nur aus gänzlicher Selbſtverleugnung entſpringen kann? daß nur der ihrer am meiſten würdig und fähig wird, der am meiſten Opfer bringt für Andre, ſich hingibt für Andre? daß Ueberhebung, Eitelkeit und Stolz auf ſein koſtbares Ich den Menſchen nur erniedrigt, ſeinen Blick verfinſtert, ſeine Freiheit hemmt, dagegen nur die Demuth frei und ſtark macht? Man darf das wohl noch ſagen, aber es wird nicht beachtet. Die Hoffahrt hat zu allgemein überhand genommen. Doch iſt ihr unvermeidliches Correctiv der Tod. Die da geglaubt haben, ſie können ſich mit ihrer freien Geiſtesentwicklung ganz bequem neben Gottes Stuhl niederſetzen, werden ſchrecklich enttäuſcht werden.

Man iſt am Ende dieſer Phantaſtereien ſatt geworden und hat ſich dem praktiſchen Leben zugewendet. Schopenhauer, einer der geiſtreichſten Philoſophen der Neuzeit, fiel endlich beim Mißlingen aller Verſuche, die gemeine Menſchheit mit dem philoſophiſchen Wahnſinn zu elektriſiren, da ſie ſich immer mehr iſolirte, in eine Art von Verzweiflung. Nur der derbe Materialismus wußte dem Publikum grade mit den plumpſten Mitteln wieder beizukommen, wie gemeine Gaukler ſich eins zu verſchaffen wiſſen, wenn es von der ſog. claſſiſchen Geiſtreichigkeit nichts mehr wiſſen will.

Der deutſche Michel hat in ſeinem nationalen Schlafe, während an ſeinem erſtarrten und wehrloſen Leibe alles mögliche Ungeziefer herumkroch und alle Hunde Europas

gegen ihn gehetzt waren und ihn in die lethargiſchen Glieder biſſen, mit innerlichſtem Behagen den Traum der Philoſophie durchgeträumt und ſich auf der Stufenleiter Kant, Fichte, Schelling, Hegel bis zur Selbſtvergötterung hinaufgeſchwindelt. Da auf einmal ſchnappte der Traum ab, der deutſche Michel fuhr auf und rieb ſich die Augen. Es war nur ein Traum geweſen. Die Philoſophie war im Morgennebel aufgelöſt, die Wirklichkeit war wieder da. Die zunächſt Betheiligten auf den Univerſitäten konnten es kaum begreifen. Da ſtand kein allbewunderter Narr mehr auf dem Katheder und proclamirte ſich den vor Begeiſterung maulaufſperrenden und ſtirnaderſprengenden Studenten als Gott. Da gab es keine Regierung mehr, welche ihre Praxis aus einer Modephiloſophie zu ſchöpfen ſich rühmte. Da hatten ſich die Studenten von aller Geiſtesſchwärmerei zurückgezogen und trieben neben ihrem Brodſtudium höchſtens noch ein wenig Tagespolitik. Hegel war todt, ſein ganzer Anhang unpopulär geworden. Schelling hatte mit greiſer Hand krampfhaft das Banner der Philoſophie emporgehalten und ſich ſelbſt als den Meſſias verkündet, der das Welträthſel löſen und die Menſchheit für immer ins Licht führen werde, aber er kam nie auch nur um einen Schritt vorwärts und ſteht jetzt noch als prahleriſches Geſpenſt mit ſeinem großen Annoncebogen auf dem Büchermarkte wie angenagelt.

Was wäre es denn nun auch für ein Unglück, wenn unſre ſtudirende Jugend ſich von nun an nicht mehr am Narrenſeile der Philoſophie herumführen ließe, wenn wenigſtens der Alp dieſes böſen Traums die Bruſt deutſcher Nation nicht mehr drückte, wenn die Nation endlich mündig genug geworden wäre, um einzuſehen, daß eine Philoſophie, welche ſich prinzipiell von der Grundlage aller Wahrheit

(in der geoffenbarten Religion) fern hält, nicht zum Licht, sondern nur zur Finsterniß führt. Die, welche sich für die Weisesten halten und gehalten wissen wollen, sind in der That die dümmsten. Von ihnen sagte schon Sokrates, sie wissen nicht einmal, daß sie nichts wissen.

Diese, eine vermeintliche Menschenweisheit statt der geoffenbarten göttlichen Wahrheit verkündende Philosophie ist nicht nur allezeit eine Verfinsterung und Verdummung des Geistes, sondern auch allezeit eine Verderbung des Herzens, weil sie zur Hoffahrt, zu einer gänzlich falschen Vorstellung von der menschlichen Freiheit und zur Verachtung der göttlichen Gebote führt. Die Philosophie hat nur eine Berechtigung als Vorschule und Dienerin der Theologie. So wie sie sich unabhängig macht von der Anerkennung der geoffenbarten Wahrheit, der einzigen, die es in höhern Dingen gibt, fällt sie nothwendig dem Lügengeist und dem Bösen anheim, selbst wenn die verblendeten Denker es nicht wissen und wollen.

Leider läßt sich die Philosophie von diesem Makel nicht freisprechen. Wie viele ehrliche Leute sich auch mit dieser Wissenschaft befaßt haben und gleichsam bona fide den lieben Gott absetzen halfen, weil es einmal so Mode geworden war, fällt ihnen doch zur Last, daß sie nicht schärfer nachdachten, nicht vorsichtiger den breiten Weg vermieden, den schlechter gesinnte Denker vor ihnen schon ausgetreten hatten. Jeder Irthum läßt sich hier auf eine Sünde, auf einen ursprünglichen Mißbrauch des freien Gedankens und des freien Willens zurückführen. Daher würde man auch sehr irren, wenn man glaubte, der Streit lasse sich auf dem Wege der Ueberzeugung durch Gründe entscheiden. Nichts würde leichter seyn, als die philosophischen Irrlehrer eines

Beſſern zu belehren, wenn ſie ſich belehren laſſen wollten. Ihre Irrlehren ſind aber nicht Fehler des Denkens, falſche Folgerungen, gleichſam Rechnungsfehler, die ſich entdecken und corrigiren laſſen, ſondern es ſind Schooßkinder der Sünde. Die Hoffahrt iſt es, die das Geſchöpf gegen den Schöpfer empört und denſelben zu verleugnen trachtet. Die Eitelkeit iſt es, die den Philoſophen verführt, ſich auf der Oberfläche unſres kleinen Planeten aufzublähen, wie ein Hahn, um in die weite Sternenwelt hinauszukrähen, „ich bin Gott, nur in mir exiſtirt die Gottheit," und nur die Wolluſt des Sündigens iſt es, die den Philoſophen anſtachelt, die Sittengeſetze wegzuraiſonniren, den Menſchen von jeder Pflicht zu entbinden und ihm jene göttliche Freiheit zuzuerkennen, „die über dem Gegenſatz von gut und böſe erhaben iſt." Hätten die Vertheidiger der chriſtlichen Wahrheit es nur mit Irrlehrern zu thun, deren Fehler allein im Denken liegt, ſo wäre es ein harmloſer Kampf, ſie haben es aber mit der Sünde, mit der Bosheit zu thun, die ſich nie ergibt, mit dem Vater der Lüge ſelbſt, mit der abſoluten Verneinung, von der man vernünftigerweiſe keine Bekehrung verlangen kann. Der Streit kann daher auch nie wie eine Rechtsfrage, ſondern nur wie ein Krieg entſchieden werden.

8.

Von der Geſchichtsverfälſchung.

Sobald die Renaiſſance Mode geworden war, mußte die ganze bisherige Auffaſſung der Geſchichte geradezu umgedreht werden.

Bisher hatte die Menſchwerdung Chriſti für den Glanz und Höhepunkt der Weltgeſchichte gegolten. Sogar im

alten Heidenthum hatte man, wie im Judenthum, nur eine allmälige Vorbereitung auf das Christenthum erkannt. Nicht nur jüdiſche Propheten und heidniſche Sibyllen hatten darauf hingewieſen, ſondern auch ſchon in den ägyptiſchen, perſiſchen, pythagoräiſchen und dionyſiſchen Myſterien lagen Ahnungen des künftigen Chriſtenthums vor. Die vorchriſtliche Heidenzeit war als ein ſtufenmäßiges Herabſinken in die tiefſte Entſittlichung und in ein Elend erkannt worden, in welchem die Menſchheit hätte untergehen müſſen, wenn Chriſtus nicht erſchienen wäre. Die heidniſchen Schriftſteller ſelbſt haben uns Schilderungen jener grenzenloſen Sittenverderbniß in der römiſchen, wie in der griechiſchen Welt hinterlaſſen und die älteſten chriſtlichen Schriftſteller und Kirchenväter haben ſie nur beſtätigt. Die Kirchenväter Clemens von Alexandrien und Arnobius ſagen nichts Schlimmeres von den letzten Zeiten des antiken Heidenthums aus, als was uns auch die heidniſchen Geſchichtſchreiber der Kaiſerzeit, z. B. Dio Caſſius, berichtet haben. Salvianus, Biſchof von Marſeille, ſagt unverhohlen, die alte Corruption des Heidenthums habe auch noch unter den chriſtlichen Kaiſern fortgedauert, die Cirkusſpiele, die Theater mit allen ihren laſterhaften Freuden, die herkömmliche Unzucht in den Familien, die Schamloſigkeit, an die ſchon das Kind gewöhnt werde und die das Greiſenalter nicht verlaſſe. Wenn nicht die Germanen, die naturwüchſigen und an gute Zucht und Sitte gewöhnten ehrlichen Barbaren, die Gothen, Burgunder, Alemannen und Franken gekommen wären, würden die claſſiſchen Völker des Südens, Griechen und Römer, trotz ihres Chriſtenthums unrettbar untergegangen ſeyn und hätten ſich in keiner Weiſe auch im Abendlande vor dem Islam ſchützen können, der das chriſtliche Morgenland unter-

jochte. Es gab chriſtliche Biſchöfe im römiſchen Reich, welche nichts ſehnlicher herbeiwünſchten, als die germaniſchen Barbaren, welche die unverbeſſerliche römiſche Bevölkerung einfach ausrotteten oder durch Blutvermiſchung wieder veredelten und kräftigten und ihr mit Gewalt oder durch Beiſpiel eine Zucht beibrachten, von der ſie trotz aller kirchlichen Vorſchriften bisher nichts hatte wiſſen wollen.

Unleugbar hatte das claſſiſche Alterthum, wenigſtens in der erſten Glanzperiode ſeiner Bildung und ehe in ihm alles in Despotismus und thieriſcher Wolluſt unterging, eine Lichtſeite. Aber weder die Ideale griechiſcher Schönheit, noch die römiſcher Bürger- und Heldentugend, noch auch die ſokratiſcher und platoniſcher Weisheit vermochten zu verhindern, daß die Schönheit dem Dienſt gemeinſter Wolluſt geopfert, der Bürgerſinn zum Sclavenſinn erniedrigt wurde und die Weisheit zu ſophiſtiſcher Beſchönigung des Unrechts und des Laſters entartete. Aber auch ſchon in der glänzendſten Zeit des heidniſchen Alterthums war ein ſchönes, freies und edles Daſeyn nur ein Vorrecht Weniger; in den untern Schichten ſah man nur Sclaverei mit allen Laſtern, die ſich an einen ſo unwürdigen Zuſtand der Menſchheit knüpften.

Vor allem iſt hervorzuheben, was die Religion jener hochgebildeten Privilegirten im claſſiſchen Alterthum geweſen iſt. Wie dachten ſie ſich Gott? Wenn es auch eine Periode gab, in welcher Griechen und Römer ihren vornehmſten Göttern, wenn auch nichts eigentlich Göttliches, ſo doch die edelſte Menſchlichkeit zuſchrieben, ſo wurden doch dieſe achtungswürdigen und verhältnißmäßig heiligen Vorſtellungen nur zu bald durch unwürdige, ja ſpöttiſche verdrängt. Schon im homeriſchen Zeitalter erſcheinen die höchſten Götter nicht blos auf eine naive, ſondern auch auf eine burleske Art

vermenſchlicht, daß alle Ehrfurcht vor ihnen aufhören muß. Sie begehen Schalkheiten und es werden Schalkheiten an ihnen verübt, die ſchon gewöhnliche Menſchen lächerlich machen würden, geſchweige Götter.

Alle dieſe Wahrheiten, die ſchon im Alterthum ſelbſt erkannt worden waren, wurden nach Einführung der Renaiſſance im gebildeten Europa ignorirt oder geradezu geleugnet. Hatte früher niemand daran gezweifelt, die Menſchheit ſey zur Zeit des Heidenthums und bis zu Chriſti Geburt in immer tiefere Nacht geſunken und erſt der heilige Morgen des Chriſtenthums habe ihr Licht und Troſt gebracht, ſo bildete ſich von nun an die verkehrte Meinung aus, alles Licht der Menſchheit ſey von jeher nur von der claſſiſchen Bildung der Griechen und Römer ausgeſtrahlt und die Menſchheit ſey im heidniſchen Alterthum auf dem rechten Wege geweſen, zu immer höherer Bildung des Geiſtes, Vervollkommnung des Staates und praktiſchem Genuß der Erdengüter zu gelangen. Da ſey das leidige Chriſtenthum gekommen, habe die Welt in Finſterniß eingehüllt, ſtatt des reichen und ſchönen Wiſſens im Heidenthum nur einen dummen und grauſamen Aberglauben eingeführt und die Menſchen um ihr natürliches Recht am Genuß der Erdengüter zu bringen getrachtet, durch unſinnige Verbote, Faſten, Cölibat, Aſceſe ꝛc. In dieſer unglückſeligen Nacht habe nun die Menſchheit fünfzehn Jahrhunderte zubringen müſſen, bis es endlich den ſpäten Nachkommen der Griechen und Römer wieder möglich geworden ſey, die Erinnerung des untergegangenen Lichtes zu wecken und wenn nicht mehr das ganze claſſiſche Alterthum auferſtehen zu machen, doch den gegenwärtigen und den künftigen Menſchengeſchlechtern die Nachahmung und Wiedererneuerung des Untergegangenen zur

Pflicht zu machen. Die schnelle Verbreitung der Renaissance über ganz Europa beweise die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der ganzen Procedur.

Mit der größten Parteilichkeit wurde nun alles Classische gepriesen, was Böses davon bekannt war, ignorirt oder beschönigt, Tugend und Geist einiger vorragenden Männer gleich auf das ganze griechische und römische Volk übergetragen. Hellenischer Geist und römische Tugend wurden unendlich viel höher angeschlagen, als alles Christliche, schon deswegen, weil man es als Erzeugniß der Wahrheit ansah, während man dem Christenthum beständig vorwarf, es habe jede Geistesfreiheit gelähmt und die Menschen nur geknechtet. Von den Greueln der Sclaverei, der privilegirten Unzucht des aphroditischen Cultus, der Knabenliebe ꝛc. wurde geschwiegen oder dieser Dinge nur beiläufig gedacht, während man von der höhern und gebildeten Gesellschaft in Griechenland die idealsten Vorstellungen entwarf und selbst das gemeine Volk nur im Zauber Arkadiens, des glückseligen Thales Tempe oder der liebenswürdigen Hirten des Theokrit sah. Lügenhafter noch war der Cultus, welchen die Humanisten und Juristen mit dem heidnischen Rom trieben. Da war von nichts die Rede als von römischer Tugend, von großherzigem Heroismus, von strengem Recht, von der gewissenhaftesten Abwägung gegenseitiger Pflichten im Staat, und die schreckliche Wirklichkeit, die wachsende Grausamkeit gegen die unterdrückten Völker, die wachsende Tyrannei und Corruption im Innern wurde ignorirt oder beschönigt.

Keinem Volke gereichte diese Geschichtsverfälschung mehr zum Schaden als dem deutschen, denn sie hatte von Anfang an keinen andern Zweck, als den heidnisch classischen Geist über den

chriſtlichen und die romaniſche Race über die germaniſche zu ſtellen. Daher von den Zeiten der Renaiſſance an eine ſyſtematiſche Herabwürdigung ſchon der heidniſchen alten Deutſchen, als ſeyen es rohe Wilde gleich den Irokeſen und Huronen geweſen, obgleich ſie uns bei Tacitus und in ihren eignen älteſten Geſetzbüchern, Heldenliedern und älteſten geſchichtlichen Erinnerungen als ein höchſt edles Volk erſcheinen. Daher nicht nur die chriſtliche Hierarchie im ſog. finſtern Mittelalter, ſondern auch die angebliche deutſche Barbarei in den grellſten Zügen vorgemalt wurde, obgleich ſich der Thatbeſtand in der wahren Geſchichte ganz anders und zum größten Ruhme der chriſtlichen Kirche und des Germanismus darſtellt. Die Geſchichtsfälſchung ging ſo weit, daß man die Greuel der Juſtiz, die Hexenprozeſſe, die Folterkammern, die alle erſt mit dem römiſchen Recht und mit der Renaiſſance nach Deutſchland gekommen ſind, ins chriſtliche Mittelalter zurück datirte und Jahrhunderten zur Laſt legte, die davon frei waren. Mit derſelben Ignoranz warfen die claſſiſch geſchulten Gelehrten dem elften bis vierzehnten Jahrhundert Mangel an jeglicher Feinheit der Sprache und Bildung vor, während gerade damals die Sprache der deutſchen Dichter, eines Wolfram, Walter von der Vogelweide ꝛc. die feinſte und edelſte war und erſt mit der Renaiſſance im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert die deutſche Sprache und Literatur verwilderte, wie ſie ſo roh und unfläthig nie vorher geweſen war. Aber das Chriſtenthum und die deutſche Nation hatten im Mittelalter geherrſcht; das war für die Romanen der Grund, beide zu verleumden, und die deutſchen Gelehrten ſelbſt mußten im Solde deutſcher Fürſten, die ſich aus dem Gebiete der alten Kirche und des alten Reichs ihre ſouverainen Territorien zuſchneiden wollten,

alſo den Franzoſen und Italienern nachahmten, auch dem Beiſpiel der romaniſchen Gelehrten folgen und das Mittelalter verläſtern.

Die nationale Selbſtvergeſſenheit ging ſo weit, daß die bösartigſten Feinde und Verderber deutſcher Nation von der falſchen Geſchichtſchreibung in Deutſchland ſelbſt auf's unvernünftigſte geprieſen und in den Himmel erhoben wurden. So Johannes Hus, der die Deutſchen bis zum Wahnſinn haſſende Czeche, und Guſtav Adolf, der halb Deutſchland verwüſtete und gleich jenem die Religion nur zum Vorwand nahm. Der Czeche wollte die Deutſchen vernichten, der Schwede ſie unterjochen.

Die Zeit unſerer tiefſten Schmach, der elendeſten Fürſtenwirthſchaft in Deutſchland im vorigen Jahrhundert, die mit der Franzoſenherrſchaft in Deutſchland endete, dieſe niederträchtige, die Enkel der deutſchen Kaiſer und Helden tief beſchämende Zeit wurde gleichwohl von der entnationaliſirten Gelehrſamkeit in Deutſchland ſelbſt als das goldene Zeitalter des Lichts und der Aufklärung, der Wiſſenſchaft, Philoſophie und Poeſie geprieſen. Dieſe Gelehrſamkeit war ganz erſtaunt, als die deutſche Nation endlich in ihrem Zorn das Joch der Fremdherrſchaft zerbrach. Aber ſie faßte ſich bald wieder und fuhr auf der alten Grundlage der Renaiſſance fort, Chriſtenthum und Germanismus zu bekämpfen und die Geſchichte zu verfälſchen. Die deutſchen Zuſtände waren nach dem Wiener Congreß nicht befriedigend, aber die Oppoſition war zu ſehr in den Banden der claſſiſchen Bildung und franzöſiſchen Mode, als daß ſie eine chriſtliche oder nationale Baſis hätte wählen können. Der deutſche Liberalismus agitirte nur gegen die Kirche und gegen die weltlichen Regierungen für ein allgemeines Phantom von

Dichter aus eigenem Antrieb gerathen, iſt von Nachahmern und Speculanten verfolgt worden. Die krankhafte Sucht, ſeine Meinung zu ſagen, das Publikum mit ſeinem lieben Ich zu beſchäftigen, und, um es zu intereſſiren, auf die abnormſten Meinungen und Uebertreibungen zu fallen, dieſe krankhafte Sucht hat viel mehr Bücher erzeugt, als für die Zwecke und das Bedürfniß der Geſellſchaft nöthig geweſen wären. Allein eine noch größere Menge unnützer und ſchädlicher Bücher ſind das Erzeugniß jener Induſtrie geweſen, welche jede neue Manier hundertfach nachgeahmt, jede neue Meinung hundertfach in ſchlechten Verſionen nachgeſprochen und für jede irgend einmal geſuchte literariſche Waare hunderterlei Surrogate verkauft hat. Durch dieſe Fabrikatjon und durch die auf ihren Vertrieb berechnete, ebenfalls rein induſtrielle Kritik iſt allerdings ſowohl die Moral als der Geſchmack auf die heilloſeſte Weiſe verfälſcht worden. Das Verkehrteſte iſt geprieſen, das Krankhafteſte als geſund, das Anſteckendſte als Heilmittel, das Fadeſte als geiſtreich, und am Ende alles ohne Unterſchied als neu, als empfehlenswerther Modeartikel geprieſen worden. Dieſer induſtrielle Eifer, ſeine Waare anzupreiſen, hat noch weit mehr Verwirrung angerichtet, als die Unklarheit, das Schwanken, die Zerriſſenheit der originellen Geiſter. Wir können dies nicht leben, wollen deshalb aber die materiellen Intereſſen an ſich nicht anklagen.

Die Induſtrie iſt nur vorübergehend in eine falſche Bahn gedrängt worden. Eine große Maſſe von Kapitalien, induſtrieller und merkantiliſcher Thätigkeit, die auf ſo unnatürliche Weiſe den einheimiſchen Buchhandel geſteigert hat, würde in andern Richtungen verwendet worden ſeyn, wenn ſie ihr geöffnet geweſen wären. Erwägt man, daß dem deutſchen Handel nach der Nordſee, nach Italien und nach Polen und Rußland hin Schranken gezogen ſind, von denen der Strom merkantiliſcher Thätigkeit zurückgedrängt und aufs Binnenland beſchränkt wird, ſo wundert man ſich nicht mehr über den Vorzug, der den literariſchen vor vielen andern Handelsunternehmungen gegeben worden iſt. Erwägt man ferner, daß in den Ländern, in welchen weniger Redefreiheit herrſcht, in denen man ſich weniger mit der Politik des Tages beſchäftigt, die Lekture ein Lebensbedürfniß geworden und die Conſumtion einer bedeutenden Anzahl literariſcher ſelbſt ſehr müßiger Produkte geſichert

Freiheit, und als die Polen, Ungarn, Italiener demſelben Phantome nachjagten, ſchwärmten unſere deutſchen Liberalen für Mieroslawski, Koſſuth, Mazzini, und luden noch vor wenigen Jahren Garibaldi mit ſeinen Alpenjägern, den Todfeinden der Deutſchen, die ſich am morte ai Tedeschi heiſer geſchrieen hatten, freundlichſt zum Schützenfeſt nach Frankfurt ein.

Genug, die Geſchichtsverfälſchung hat uns ſeit drei Jahrhunderten unendlich viel Schaden zugefügt und Schande gemacht und noch iſt nicht abzuſehen, ob und wann das Lügen ein Ende nehmen wird.

9.

Von den falſchen Idealen.

Schon vor der Menſchwerdung Gottes auf Erden gab es Idealiſten, welche Vorbilder menſchlicher Vollkommenheit in phyſiſcher und ſittlicher, wie auch in ſtaatlicher Beziehung aufſtellten und ſolche Ideale durch das Zuſammenwirken von Geſinnungsgenoſſen zu verwirklichen trachteten. Zumal in der Sehnſucht nach ſittlichen Idealen verrieth ſich ſchon bei den alten Heiden eine Ahnung von dem, was künftig erſt durch das Chriſtenthum erreicht werden ſollte, und nicht ohne tiefe Rührung ſtudirt man ſich oft in die alten Myſterienlehren hinein, in denen die Sehnſucht nach dem Heiligen, was man noch nicht beſaß, die ſpätere Geringſchätzung der offenbarten Wahrheit und des bereits erſchienenen Erlöſers ſo tief beſchämt. Jene Blinden waren unendlich edler, als die heute ſehen und nicht ſehen wollen, vor dem Heiligen ſtehen und ſich doch nur mit Ekel von ihm abwenden.

Seitdem der große Abfall vom Chriſtenthum in der Renaiſſance erfolgt iſt und man im Chriſtenthum nichts Ideales, ſondern nur einen verhaßten Zwang oder Völkerverdummung ſieht, iſt man auch auf die Ideale der ältern Heiden zurückgekommen und man muß ſo billig ſeyn, dies wenigſtens an der Jugend nicht zu tadeln, die, nachdem man ihr alles Chriſtliche gründlich verhaßt gemacht hat, den angebornen Drang nach etwas Edlerem und über die gemeine Alltäglichkeit hinaus, in Idealen der Humanität, der Freiheit ꝛc. zu befriedigen ſucht. Im vorigen Jahrhundert kam dieſer Cultus der Ideale grade mitten in der Zopf- und Perrückenzeit auf. Alles Chriſtliche in der ſchönen und politiſchen Literatur war damals ſchon verpönt. Alſo hatten die Leute nichts als ihre alltägliche kleinſtaatliche Miſere nebſt einigen claſſiſchen Vorbildern, welche freilich grade in die Puberzeit nicht paßten. Da war es natürlich, daß feurige Jünglinge, wie Schiller, um jeden Preis aus der Philiſterhaut heraus wollten. Das war die Sturm- und Drangperiode, die überall nach Idealen herumſuchte. Das Bedürfniß war gerechtfertigt, der Wille war gut, aber weil ſie immer dem Chriſtenthum vorbeiliefen, fanden ſie nirgends ein auf die Dauer befriedigendes Ideal. Die Pindariſche Begeiſterung war eben nur eine Nachahmung, nichts Natürliches. Die Ideale aus dem claſſiſchen Heidenthum blieben immer marmorkalt. Der Germane, wenn er auch kein Chriſt mehr war, konnte nicht recht warm dabei werden. Nun ſuchte man Ideale bei den neueren Völkern und das ſittliche Gefühl in Deutſchland gab den Engländern den Vorzug vor den Franzoſen. Am Ende erſchuf man allgemeine Humanitätsideale ohne beſtimmte nationale Phyſiognomie.

Immer aber verrieth ſich die gänzliche Abweſenheit chriſtlicher Beiſpiele und Ideen in einer ungemein charakteriſtiſchen Weiſe. Man beſeitigte das Chriſtenthum gänzlich, als ſey auch nicht das Geringſte darin brauchbar für das Reich der Ideale. Man ſtellte aber Ideale auf, die ausdrücklich den Haß gegen alles Chriſtliche beurkundeten. Man hätte ja, ohne feindſelige Seitenblicke auf das Chriſtenthum zu werfen, unchriſtliche Ideale aufſtellen können, aber man war nicht unbefangen. Man wollte ausdrücklich ſeine Verachtung des Chriſtenthums merken laſſen. Dadurch erhält namentlich Leſſings Nathan ſeine Bedeutung. In ihm iſt abſichtlich das Chriſtenthum als die ſchlechteſte aller Religionen dem Islam und dem Judenthum hintangeſetzt und wird in dem Juden ein Menſchheitsideal dargeſtellt, wie es innerhalb des Chriſtenthums gar nicht vorkommen könnte. Das Chriſtenthum iſt niemals boshafter verhöhnt worden, als in Leſſings Nathan, und grade deshalb wird dieſes Leſſing'ſche Machwerk als das koſtbarſte in deutſcher Sprache geſchriebene Buch auf Gymnaſien curſoriſch geleſen und interpretirt.

Es handelte ſich bei Aufſtellung von Humanitätsidealen nicht blos um die Herabwürdigung des Chriſtenthums; man ließ auch den Germanismus darunter leiden. Wenn das ganze Mittelalter hindurch der chriſtlich germaniſche Ritter das Ideal der Männlichkeit, der phyſiſchen Kraft und Schönheit wie des ſittlichen Adels geweſen war, ſo wurde er jetzt nur noch verhöhnt und karrikirt. Als hohe Menſchheitsideale ließ man nur noch Perſönlichkeiten gelten, die ſich vom chriſtlichen Ritter am weiteſten unterſchieden, der ſog. edle Jude, der ſog. edle Neger, der edle Galeerenſclave, der edle Räuber, der edle Lügner, die edle Maitreſſe ꝛc. Von

ſolchen Idealen wimmelten die Theater und die Romane. Das alles war keine zufällige Verirrung der Poeſie. Der ganze Zeitgeiſt ſprach ſich darin aus. Die Negation wurde inſtinktartig in allen Formen durchgeführt.

Es iſt wohl charakteriſtiſch, daß der Vaterlandsliebe und dem Nationalſtolz dieſelbe Zurückſetzung widerfuhr, wie dem Chriſtenthum. Wenigſtens in Deutſchland. In den romaniſchen Ländern, wie auch in England und Scandinavien, ſank das Nationalgefühl niemals ſo tief wie in Deutſchland. Unſere Geſchichtſchreibung und Poeſie pflegte am liebſten Helden zu feiern, die man als das Ideal einer politiſchen oder kirchlichen Partei gelten laſſen konnte, wenn ſie auch über das deutſche Vaterland nur Unglück gebracht hatten. Zu dieſen falſchen Idealen gehörten z. B. Guſtav Adolf, Wilhelm von Oranien, Johannes Hus. Die meiſten Ideale aber holten ſich die Deutſchen von andern Völkern her und zumal aus dem claſſiſchen Alterthum. Im letzteren ſah man überhaupt alles möglichſt ideal an und war ſo in dasſelbe verliebt, daß man über einigen Lichtſeiten und Schönheiten alles Bösartige, Schreckliche und Häßliche darin überſah.

Abgeſehen von allen dieſen durch eine verfälſchte Geſchichtſchreibung oder durch poetiſche Schwärmerei empfohlenen claſſiſchen Idealen trachtete man auch politiſchen und ſocialen Idealen im praktiſchen Leben nach. Es waren Phantome der Freiheit und des Völkerglücks, im Traume an eine Kerkerwand hingehaucht. In den Ketten des Despotismus ſchmachtend und dazu noch von einer übermüthigen Ariſtokratie und verdorbenen Geiſtlichkeit gequält, ſehnte man ſich nach Freiheit und nach Reinigung der Sitten. So lange noch frommer Glaube in den Volksmaſſen vorhanden war

und die Renaiſſance noch nicht herrſchte, hielt man ſich an Ideale des alten Teſtaments, an die Bücher Samuels und der Maccabäer. So die Huſiten und ſpäter auch die engliſchen Puritaner. Allen dieſen Fanatikern ſtand nicht blos ein Ideal der Freiheit, ſondern auch der Tugend vor Augen. Sie wollten alle Laſter in der Welt vertilgen und da dieſelben hauptſächlich von den Höfen, von der verderbten Kirche und vom Adel ausgingen, ſollten auch dieſe vernichtet werden. Auch die holländiſche Republik nahm eine Zeit lang an dieſem altteſtamentaliſchen Fanatismus Theil, verfiel aber bald in das Behagen des Reichthums und iſchariotiſirte ſich in dem Grade, daß ſie um großer Handelsvortheile willen in Japan das Chriſtenthum verleugnete. Andererſeits fielen die engliſchen Puritaner in ſolche Uebertreibungen des ſittlichen Fanatismus, daß ſie auch den unſchuldigſten Frohſinn nicht mehr dulden wollten und in eine Art von Wahnſinn geriethen, gegen den ſich zuletzt der ganze natürlichere und vernünftigere Theil der Nation empörte. Nun wurde unter Karl II. das engliſche Königthum ſammt Hochkirche und Ariſtokratie wieder hergeſtellt und, um ſich von den Schrecken der Puritanerwirthſchaft zu erholen, die ganze luſtige Lüderlichkeit der Renaiſſance in England eingeführt.

Die Puritaner, wie auch die niederländiſchen Quäker und viele um der Religion willen aus Deutſchland, beſonders aus der Schweiz, vertriebene Proteſtanten flohen nach Nordamerika, gründeten dort ihre Gemeinden und behielten den ſtrengen ſittlichen Ernſt bei, den man in Europa nicht mehr duldete, aber auch ihre republikaniſche Tendenz. Unterdeß war die Bildung in Europa vorgeſchritten, hatte Rouſſeau ſein Humanitätsideal aufgeſtellt und war der Freimaurerorden in der Stille zu außerordentlichem Anſehen ge-

langt. Dieſes europäiſche Element verband ſich nun mit dem in Amerika noch vorwaltenden puritaniſchen Element und reagirte gegen die engliſche Colonialtyrannei in dem großen Unabhängigkeitskriege, aus welchem die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorgegangen iſt.

Die Freimaurerei entſtand im Anfang des vorigen Jahrhunderts in England als eine geheime Geſellſchaft, die keine beſondere Gemeinde oder Staatsform gründen wollte, ſondern ſich den ſchon beſtehenden anſchloß und ihre beſondere Exiſtenz gar nicht merken ließ. Sie wurde zwar zuerſt als ein Nachbild des Jeſuitenordens von eifrigen Anhängern des aus England vertriebenen Hauſes Stuart gegründet, um die Rückkehr dieſer Dynaſtie vorzubereiten. Dieſer Plan mißlang aber und das in England zur Herrſchaft gekommene proteſtantiſche Haus Hannover begünſtigte eine neue Freimaurerei als geheime Gegenmine gegen die katholiſche Mine, die man unter ſeinem Thron hatte anlegen wollen. Seitdem gab es eine doppelte Maurerei, die ſ. g. ſchottiſche für die Stuarts und die engliſche für die Welfendynaſtie. Der urſprüngliche Gegenſatz verlor aber ſeine Bedeutung, als die Maurerei ſich über ganz Europa und Amerika ausbreitete. In katholiſchen Ländern nahm die ſchottiſche Maurerei einen mehr abenteuerlichen, mit erlogenen Myſterien kokettirenden, oder revolutionären Charakter an, in den proteſtantiſchen Ländern blieben ihre Formen einfacher und ihre Tendenz der weltlichen Macht gegenüber loyaler. Dagegen ſagte ſie ſich vom ſpezifiſch chriſtlichen Standpunkte los und ſtellte ſich auf den der allgemeinen Humanität. Wie das nationale, ſo beſeitigte ſie auch das confeſſionelle Element. Alle Menſchen galten ihr gleich als Brüder, ſollten ſich aber durch nichts mehr binden laſſen, was ſie hätte abhalten

können, Genossen anderer Nationen und Religionen die Hand zum Bruderbunde zu reichen. Schon die erste englische Maurerei stand unter dem Einfluß des damals grade in England herrschenden Deismus und dieser Deismus hatte sich auf natürliche Weise ausbilden müssen zwischen dem Puritanismus und der katholischen und hochkirchlichen Partei einerseits, der aus Frankreich geborgten Renaissanceüberlichkeit andererseits. Der freisinnige und ernste Engländer zog sich in die Maurerei als auf ein neutrales Gebiet zurück, auf dem ihn die damaligen Karrikaturen des Christenthums nicht mehr ärgerten und er auch der Frivolität auswich. Das Christenthum verdünnte sich oder, wenn man lieber will, verduftete hier ganz in Deismus, ließ jedoch noch sittliche Würde und sogar noch einige mysteriöse Ceremonien bestehen. Wie schon der Name sagt, sollten die Brüder als freie Maurer unablässig am Bau der Menschheit arbeiten, d. h. einer idealen Menschheit, wie sie noch nicht ist, sondern erst werden soll durch allmälige Ablegung aller nationalen, religiösen und ständischen Vorurtheile, indem sich alle nur als Brüder und gleichberechtigte Weltbürger (Kosmopoliten) ansehen sollten.

Wie löblich auch die Zwecke dieser Gesellschaft waren, so ging sie doch einen Irrweg, sofern sie ausdrücklich dem Christenthum vorbeiging und sich später auch mehr oder weniger den antichristlichen Parteien anschloß. Bei ihren brüderlichen und sittlichen Tendenzen hätte sie sich wohl mit der christlichen Mission vereinbaren können. Es war eine Täuschung, wenn sie sich einbildete, alle andern Religionen hätten eben so viele Berechtigung, wie die christliche, oder man könne eine ideale Menschheit schon hier auf Erden verwirklichen, ohne Hülfe des Christenthums und trotz des Messiasspruches: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Das Ideal der Freimaurer trat nicht zu Tage, die Gesellschaft blieb geheim. Aber die Völker lagen zum Theil noch immer in den alten Banden, die erst in Nordamerika zersprengt waren. Die Renaissance hatte in Frankreich den altrömischen Despotismus mit der altrömischen Sittenlosigkeit und Religionsverachtung zurückgeführt. Hier hatte das romanische Element mit noch weit mehr Energie, als in Italien unter dem Einfluß der heidnischen Renaissance, das christlich-germanische Weltprinzip zurückgedrängt, sich aber auch in seiner Verworfenheit dermaßen prostituirt, daß das mißhandelte französische Volk das Beispiel der Nordamerikaner nachahmte und sich gewaltsam von seinen Ketten befreite. Aber unter Führern, welche nur im Geist der Renaissance aufgezogen waren, und erbittert über die schändliche Verdorbenheit des höhern französischen Klerus, der alle Laster des Hofes und der Aristokratie theilte, konnte das französische Volk das christlich-germanische Fundament nicht mehr finden, und lief dem falschen Ideale der altrömischen und altgriechischen Republiken nach. In der Republik, die es schuf, wurden alle christlich-germanischen Elemente ausgeschlossen, nach antikem Muster ein neues Heidenthum, ein Götzendienst der Natur, der sog. Vernunft und der republikanischen Tugenden eingeführt, sogar alle Namen der Länder und Provinzen, wie der republikanischen Aemter antikisirt. Da wurde aus der Schweiz Helvetien, aus der Republik Genua Ligurien, aus den österreichischen Niederlanden Belgien, aus Holland Batavien. Man sah wieder Volkstribunen, Senatoren, Consuln. Sogar die Tracht, die Möbel, wurden nach dem antiken Geschmack verändert. Die Pariser Damen gingen halbnackt im Costüm der alten Griechinnen und Römerinnen.

Man prahlte nun auch viel mit altrömischer Bürgertugend. Aber nur dem armen Robespierre war es Ernst damit. Dieser als ungeheuer verschrieene Mann war so ehrlich und so dumm, den Tigern und Affen in Frankreich die strenge Sittlichkeit der nordamerikanischen Bürger zuzumuthen und den republikanischen Pflichten höhern Werth beizulegen, als den Rechten. Man war bald mit ihm fertig und die Republik artete in einen Räuberstaat aus, in welchem alles stahl und betrog und nur Reichthum und Genuß suchte, bis Napoleons Säbelherrschaft ihm ein Ende machte. Es war wieder ein falsches Ideal gewesen, dem die Menschen nachgetrachtet hatten, und die Enttäuschung war diesmal so grob und entsetzlich gewesen, daß das französische Volk Gott dankte, einen strengen Herrn gefunden zu haben, der wieder Ordnung hielt. Man war so naiv, in Napoleon selbst wieder das Ideal eines völkerbeglückenden Regenten sehen zu wollen und ihn bei Lebzeiten zu vergöttern.

Seitdem ist man mit der Aufstellung von politischen Idealen ein wenig vorsichtiger geworden; der Liberalismus, zu welcher Macht er auch gelangte, hat wie das verbrannte Kind das Feuer gemieden und zumal, seitdem auch die allzu glückliche Republik in Nordamerika immer mehr ihrem sittlichen Ernst entsagte und in Verwilderung gerieth, mit achtbarer Mäßigung und Selbstbeschränkung das republikanische Ziel gemieden und sich um die constitutionelle Monarchie bemüht, in welcher er zwar kein eigentliches Ideal mehr, aber doch den richtigen Mittelweg zu erkennen glaubte. Er befand und befindet sich dabei sehr wohl, denn die Monarchie hat sich ganz in seine Arme geworfen oder kokettirt wenigstens mit ihm und auch das Capital hat sich auf seine Seite gestellt. Die mißtrauische Kirche wird we-

gen ihrer Ohnmacht verachtet und die Demokratie im Raum gehalten. Es iſt den Demokraten allerdings ſchwer, ſich noch einmal die höhern Claſſen zu unterwerfen, wie einſt in der franzöſiſchen Revolution, grade weil die Erinnerungen an jene Greuelzeit einen Abſcheu vor der radikalen Wühlerei erwecken. Auch haben ſich viele vorragende Demokraten durch die Gemeinheit ihres Charakters oder ihrer Formen verächtlich gemacht und auch ihre Preſſe iſt zu verbiſſen, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, ſelbſt da, wo die Sache, welche ſie vertritt, gerecht iſt. Trotz alledem wird ſich früher oder ſpäter jenes mißachtete Recht geltend machen.

Inzwiſchen hat der durch das Capital ſchwer niedergedrückte Arbeiterſtand ſich neue Ideale geſchaffen, denen er nachtrachtet und deren Verwirklichung er von der Zukunft hofft. Dieſe Ideale unterſcheiden ſich von den früheren kosmopolitiſchen und republikaniſchen Idealen nur durch die beſondere Betonung der Gleichberechtigung zu allen irdiſchen Genüſſen und Ehren durch gleichmäßige Verpflichtung zur Arbeit. Alle neuen ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Ideale verleihen jedem Menſchen gleiche Rechte unter der Bedingung gleicher Pflichten und verſtehen unter Recht den Genuß, unter Pflicht die Arbeit. Das Prinzip, nach welchem der Genuß der Rechte nur Verdienſt der Arbeit, die Luſt nur der Lohn für übernommene Mühe ſeyn ſoll, iſt correct; aber die Communiſten haben es auf eine Weiſe durchführen wollen, welche nicht natürlich und vernünftig iſt und gerade die Freiheit, die man ſucht, aufhebt. Sie machen aus den Menſchen eigentlich eine Viehheerde oder Negerplantage, welche nach dem Maaße, wie ſie arbeitet, gefüttert wird. Alle Menſchen ſollen eine einzige Weltrepublik bilden, die ganze Erde mit allem, was auf ihr wächſt, zum Nutzen, zur Nahrung und

iſt, ſo darf man ſich noch weniger über die ſtarke Concurrenz in dieſer Art von Produktion verwundern. Allein aus den angegebenen Thatſachen erhellt auch, daß der große Aufſchwung, den die moderne Literatur genommen hat, an ſehr äußerliche Bedingungen geknüpft iſt, die möglicherweiſe einmal wegfallen können.

Würden aber dieſe Bedingungen wegfallen, ſo würde auch der moraliſche und äſthetiſche Gehalt der Literatur eine gewaltige Veränderung erleiden. Geſetzt, die Capitaliſten fänden Gelegenheit, auf den Seewegen mehr zu gewinnen, als auf der berühmten buchhändleriſchen Schneckenpoſt, und geſetzt, gewiſſe Bevölkerungen würden einmal weniger Langeweile haben, um noch ſo alles durch die Bank zu leſen, wie jetzt, ſo würde zwar mancher papierner Jubel und Jammer verſtummen, und die literariſche Radikalkur, zu der es die ſchärfſte Kritik nicht bringen konnte, würde von der Zeit ſelbſt vorgenommen. Und zwar würden namentlich die freigelaſſenen materiellen Intereſſen den Uebeln abhelfen, die durch die eingeſchränkten materiellen Intereſſen gefördert worden ſind. Bei weniger Ueberfüllung des Marktes würde die Waare ſolider werden, und das Publikum, auf andern Wegen aufgeklärt und bereichert, würde ſie beſſer zu würdigen wiſſen.

In der That konnten und können die materiellen Intereſſen den geiſtigen auf keine empfindlichere Weiſe ſchaden, als ſie ihnen bisher durch die literariſche Fabrikation geſchadet haben. Kommen ſie davon zurück, wenden ſie ſich andern Bahnen der Thätigkeit zu, ſo werden ſie den geiſtigen Intereſſen nicht mehr ſchaden, ſondern indirekt gewiß nützen. Die Poetiſchen unſerer Tage haben eine faſt komiſche Furcht vor den techniſchen Erfindungen, Maſchinen, Dampfwagen und Eiſenbahnen blicken laſſen. Dieſe Dinge ſind es nicht, die dem Geiſte gefährlich werden könnten, ſie ſind nur ein Triumph deſſelben und beurkunden ſeine erſtaunenswürdige Herrſchaft über die Natur. Jene Poetiſchen hätten weit mehr Urſache, über die Druckmaſchinen zu klagen, durch welche ſo viel ſchlechte Poeſie in die Welt gefördert wird. Der Kaufmann, der das Produkt des heimiſchen Bodens fernen Küſten zuführt und die Heimath mit den Schätzen fremder Welten bereichert, iſt der Poeſie nicht gefährlich. Nur der iſt es, der die Poeſie als Waare behandelt, ſchlechte Surrogate für Poeſie verkauft und Fabrikarbeiter, unwürdige Speculanten und Pfuſcher zu Poeten, den Marſyas

zum Vergnügen dient, soll Gemeingut seyn. Aber jeder soll arbeiten und vom Gemeingut nur so viel Nutznießung erhalten, als er für seine Arbeit verdient, so daß der Faule verhungern muß. Um aristokratischen Vorrechten, welche das größte Talent zur Arbeit ansprechen könnte, vorzubeugen, soll jeder Mensch ohne Ausnahme, auch der Präsident der Weltrepublik, täglich ein Paar Stunden Handarbeit vornehmen müssen. Wenn nun auch dieses communistische Ideal den Zukunftsmenschen die Befriedigung der abwechselndsten Genüsse und die Entfernung aller Sorgen der Armuth verspricht, zum Beispiel Weibergemeinschaft, Erziehung der Kinder auf Kosten des Staats, freien Eintritt zu allen Schauspielen und Kunstgenüssen ꝛc., so würde die Erde doch nur einem ungeheuern Arbeitshause gleichen und der Zwang unerträglich seyn.

Während die Leute unsinnig unerreichbaren Idealen nachjagen und die Augen nach den Wolken gerichtet haben, sehen sie das Gute und Erreichbare nicht, was unmittelbar vor ihren Füßen liegt. Niemals war für uns Deutsche eine Zeit günstiger, die lange verlorene Einheit wieder zu erlangen. Wir dürfen nur wollen, so haben wir das Ziel erreicht, der Nation eine glänzende Zukunft, Wohlstand und Ehre gesichert. Es fehlt aber viel, daß das alle Deutschen begriffen. Nicht nur eine ungeheure Menge von Particularisten und Philistern will sich vom Großvaterstuhl der Gewohnheit nicht erheben, sondern auch eine Menge Idealisten helfen zur Freude des Auslands dem deutschen Einigungswerk immer neue Hindernisse in den Weg legen. Die Idealisten des Ultramontanismus und der demokratischen Republik. Die einen träumen, sie würden Deutschland dem Papstthum wieder erobern können, die andern

wollen Deutſchland in die allgemeine Weltrepublik zerſchmelzen. Eins iſt ſo unmöglich als das andere, beides widerſpricht ſich und doch gehen beide Parteien Arm in Arm, nur um zu verhindern, daß das Erreichbare und Vernünftige erreicht werde.

10.

Vom Cultus des Genius.

Seit der Renaiſſance oder Wiedereinführung des antik-heidniſchen Geſchmacks und der antik-heidniſchen Geſinnung in die chriſtliche Welt, iſt auch wieder der antik-heidniſche Cultus des Genius oder die Vergötterung von Menſchen aufgekommen. Im heidniſchen Alterthum verehrte man Naturgötter, nachher auch ſittliche Mächte als Perſonifikationen der wichtigſten Tugenden, des Vaterlandes, des Ruhms ꝛc. Sodann vergötterte man auch ſog. Heroen, Menſchen, die ſich durch ihre Thaten zum Range von Halbgöttern erhoben hatten. In der ſpätern verderbten Zeit des Despotismus und der tiefſten ſittlichen Corruption fing man an, gewiſſe Menſchen ſchon bei Lebzeiten zu vergöttern, ihnen Götterbilder und Tempel zu errichten und vor ihren Altären zu beten und zu opfern. Dies widerfuhr allen Kaiſern und Königen nebſt deren Gemahlinnen, Uſurpatoren, glücklichen Feldherrn, auch bloßen Lieblingen der Großen, Athleten, Hetären ꝛc. So wurde Antinous, der Luſtknabe des Kaiſers Hadrian, zum Gott erhoben und im ganzen römiſchen Reiche verehrt, daher uns noch eine Menge Statuen und Büſten von ihm erhalten ſind.

Dieſe Vergötterung der Fürſten und ihrer Lieblinge kam nun auch ſeit der Renaiſſance im chriſtlichen Abendlande

auf, in Italien zunächſt, dann in Frankreich. Dichter, Künſtler und Gelehrte wetteiferten, zunächſt die Fürſten, ihre gnädigen Herrn, dann deren Damen und Günſtlinge mit ewigen Lorbeern zu ſchmücken und unter die Gottheiten des heidniſchen Olymp aufzunehmen. So wurde Ludwig XIV. in ſeinem Schlafzimmer zu Verſailles als blitzender Jupiter an die Wand gemalt. Als man gegen die Fürſten zu revolutioniren anfing, hörten dieſe Vergötterungen auf, aber andere traten an ihre Stelle, die der Freiheitshelden, der republikaniſchen Doctrinäre, ſogar der niedrigſten Sansculotten, wenn ſie ſich nur durch Frechheit hervorthaten. So Marat, deſſen Aſche die Ehre des Pantheon erhielt. So iſt es nun geblieben, die politiſchen Parteien treiben heute noch Cultus mit ihren Lieblingen. Man denke nur an Garibaldi. Die größte Zahl der Vergötterten haben immer die Parlamente geliefert. Dieſe Berühmtheiten eines Tages oder doch nur weniger Jahre kommen und verſchwinden wieder, verdrängt durch andere. Fünfhundert große Männer der Paulskirche ſahen die Schaufläden Frankfurts; es war unmöglich, alle ihre unſterblichen Namen in der Geſchwindigkeit zu behalten. Man konnte ſie nur in Bauſch und Bogen in Unſterbliche mit Bart und in Unſterbliche ohne Bart eintheilen. Jetzt ſind ſie alle bis auf ein Halbdutzend Namen vergeſſen.

In ruhigen Zeiten, wo die Tagespolitik nicht die Götzen des Tages aus ihrem Rauch und Dampf ausſpeit, haben Dichter, Künſtler und Gelehrte den Fürſten ſo ziemlich den Rang abgelaufen. Man feiert viel mehr Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, als der Höfe. Das wäre nun wohl ein gutes Zeichen, wenn nicht auch bei dieſer Vergötterungsſucht verwerfliche Motive vorkämen. Vor allem die Eitelkeit. Die

Metropole der Intelligenz muß allerweil einen großen, ja größten Mann haben, einen Hegel, einen Humboldt. Auch andere Hauptstädte und Universitäten halten viel auf ein solches Privilegium. Die Meisten, welche Zweckessen, Denkmäler und Stiftungen zu Ehren eines gefeierten Tagesgötzen arrangiren, denken dabei nur an sich selbst. Sie wollen mit ihren Beiträgen prahlen, Festreden halten, einander anstingen und angesungen werden, sich bei den Zweckessen gütlich thun. Zweitens dient ihnen der Cultus des Genius zu Demonstrationen gegen eine ihnen verhaßte Partei oder gegen die Regierungen. Man kann bemerken, dem ganzen modernen Geniuscult liegt Abneigung gegen das Christenthum zu Grunde. Man begeht zwar auch noch Feste christlicher Heiligen, aber nur, weil es so herkömmlich ist und ohne irgend ein Interesse für den, dem das christliche Fest gewidmet ist und den man oft sogar bis auf den Namen vergessen hat. Die modernen Geniusfeste schicken dagegen den gefeierten Namen immer voraus und legen den größten Werth darauf, die Personalien des Gefeierten ins glänzendste Licht zu setzen.

Man ist nicht heikel. Man vergöttert auch die unwürdigsten Personen, wenn sie nur grade Mode sind und das Interesse auf sich ziehen. Die Münchener Fliegenden Blätter brachten einmal ein Doppelbild. Oben wurde Franz Liszt am Clavier von schönen Damen mit Bouquets und Lorbeerkränzen und schweren Beuteln voll Gold beehrt, unten sah man in einer Schneelandschaft das Steinkreuz Friedrich Lists und einen Raben daneben. So dankt Deutschland seinen großen Männern. In Paris ist der Glückswechsel der Berühmtheiten des Tages am rapidesten. Mademoiselle Georges, die schönste und berühmteste Schauspielerin von

Paris, welcher durch ihre vornehmen Gönner Millionen zugeflossen waren, krönete ihr Leben zuletzt am Eingang der Oper heckend mit Aufbewahrung von Stöcken und Regenschirmen.

Es ist gewiß consequent, wenn der Zeitgeist die christlichen Heiligen verleugnet und ganz andere Heilige für die Anbetung aufstellt. Aber es liegt doch ein Widerspruch darin, daß die Fortschrittsmänner auf der einen Seite das höchste Gewicht auf die Gleichheit Aller legen und dann doch auf der andern wieder fähig sind, bei den Festen, die sie ihren Leithämmeln geben, und vor den Denkmälern, die sie ihnen errichten, in so tiefen Servilismus hinein zu gerathen.

11.

Vom pädagogischen Schwindel.

Der falsche Idealismus culminirte in der Schwärmerei für die Kinder und ihre Erziehung. Hatte man einmal Menschheitsideale aufgestellt, so lag auch nichts näher als den Versuch zu machen, ob nicht das Kindesalter am geeignetsten seyn müßte, sich zum Idealen heranbilden zu lassen, so lange es noch keine vorgefaßten Meinungen und üble Gewohnheiten habe, noch ganz unschuldig, für alles empfänglich und im Gemüth und Geist, wie im Körper voll Elasticität sey. Rousseau, an der Fähigkeit wie an dem guten Willen der erwachsenen Menschheit verzweifelnd, empfahl die Jugend möglichst zu isoliren, damit sie von den Untugenden der Erwachsenen weniger sehe, und sie dann nach einem wohl überlegten Plane für die Freiheit und ihren richtigen Gebrauch und für alle möglichen Tugenden zu erziehen. Die Menschheit, welche Gott gemacht hat, war nun einmal

verdorben. Da der Mensch allein aber keine andere hervorbringen kann, so meinte Rousseau, es bleibe immer noch die Möglichkeit übrig, durch consequente Erziehung der Jugend wirklich eine neue, anderartige, bessere Menschheit heranzubilden.

Seine Ideen fanden großen Anklang und trugen nicht wenig dazu bei, auch das politische Revolutionsfieber im vorigen Jahrhundert zu erhitzen. Die Kirche war moralisch tief gesunken, weltlicher Despotismus beherrschte alles, drückte das Edle nieder, erhob das Gemeine, und wo seine Kralle nicht blutige Schmerzen aufriß, besudelte sie alles, was sie berührte. Die geknechtete Menschheit verlor die Geduld, wollte sich endlich ihrer Fesseln entledigen und zerriß sie auch wirklich, in der amerikanischen und französischen Revolution. Man fühlte aber, es sey am Bruch der Ketten nicht genug. Die Menschheit sey zu lange und zu arg mißhandelt worden, sie müsse ganz aus der Haut fahren und sich von innen heraus verjüngen, wenn sie wieder zu gesunden Kräften kommen wolle.

Wenn Thron und Altar gestürzt wurden, alle Stände nivellirt waren und der republikanische Demos sich einrichtete, wie ihm beliebte, so mißlangen doch die wohlgemeintesten politischen Experimente nur zu oft, weil die erwachsene Generation noch zu unwissend oder schon zu verderbt war. Den Schwärmern für die Menschheit lag nun alles daran, allmälig durch Erziehung der Jugend eine bessere Generation heranzuziehen. Unter allen, welche nach Rousseau Versuche dazu machten, erlangte der Schweizer Pestalozzi den größten Ruhm und insofern auch den ausgedehntesten Erfolg, als sein Erziehungssystem von der preußischen Regierung nach der schrecklichen Katastrophe von Jena

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21388 / 064

adoptirt wurde. Der gute Wille war, das gesunkene Volk zu heben, die heranwachsende Generation mit neuer Kraft des Körpers und des Geistes zu erfüllen. Pestalozzi selbst hatte mehr nur den Geist bilden wollen, Jahn machte auch die Rechte des Körpers als Gründer der Turnplätze geltend. Man errichtete neue Schullehrerseminarien, um auch die Volksschulen auf dem Lande mit dem neuen Geiste zu durchdringen. Es wurde auch viel geleistet, aber man übertrieb den Eifer und kam in eine schiefe Richtung.

Nachdem die fromme Begeisterung der Freiheitskriege durch die Reaction der russisch-österreichischen Politik, welcher die preußische Regierung zu viel nachgab, absichtlich geschmäht, verächtlich gemacht, beziehungsweise sogar ausdrücklich verboten worden war, suchte das Ministerium Altenstein der preußischen Jugend und dem preußischen Volk allerdings einen neuen Geist einzugießen, aber nur in schroffster Negation sowohl gegen das Christenthum, als gegen das germanische Gemeingefühl. Die Kirche sollte nur noch Magd des Staates seyn, nur der platteste Rationalismus und Hegels Philosophie, die den Menschen allein vergötterte. In der Metropole der Intelligenz sollte der Glanz der profanen Wissenschaft das bleiche Mondlicht des Christenthums vollends verschwinden machen, der Kosmos des großen Humboldt an die Stelle der Bibel treten. Unter solchen Einflüssen und Begünstigungen nun erhielt Diesterweg das Monopol des Volksunterrichts als Generaldirektor aller Volksschullehrerseminarien. Dieser Mann wollte die Schule ausdrücklich auf ein unchristliches, ja antichristliches Prinzip gründen. Sein Programm lesen wir in seinem pädagogischen Jahrbuch von 1855 S. 80: „Der Mensch ist ein organisches Wesen und entwickelt sich von innen heraus, er will freie

allseitige Entwicklung, vollkommene Ausbildung aller seiner Kräfte und freie Ausübung derselben." Dieses Recht, fährt er fort, wird mit jedem Menschen geboren und mit dem Recht auch die Fähigkeit, die nur von außen her gehemmt wird durch falsche Erziehung, durch Unterdrückung der natürlichen Begabung und des natürlichen Triebes oder durch Ablenkung derselben nach einem falschen Ziele hin.

Darnach ist die Aufgabe der Schule und zwar zunächst der Volksschule, bei allen Kindern alle in ihnen liegende Vermögen und nach allen Richtungen hin zur freien Entwicklung kommen zu lassen. Die Schule soll Menschen, vollkommene Menschen bilden, die alle in ihnen liegende Gaben und Kräfte kennen und heiter, frei, unumschränkt zur Ausübung bringen. Dazu nun ist erforderlich:

1) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn von den Eltern, dem Beruf und Stande. Die Schule muß, unbekümmert um die Eltern, jedes Kind zum höchsten Menschheitsideal heranbilden, oder vielmehr in freier Selbstbestimmung das Kind sich selbst herausbilden lassen.

2) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn vom Staate. Es kommt dem Staate nicht zu, irgend eine Forderung an die Schule zu stellen, wodurch jene freie Selbstbestimmung und Evolution des Reinmenschlichen gehemmt oder einseitig geleitet werden könnte.

3) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn von der Kirche. Denn das Kind darf nicht zu irgend einem Glauben genöthigt oder verleitet werden, es muß erst selbst prüfen, die Freiheit seines Denkens darf ihm durch keinerlei Autorität beschränkt werden.

4) Der Schullehrerstand muß demgemäß gleichfalls von den Eltern, wie vom Staat, wie von der Kirche vollkommen

unabhängig daſtehen, sui juris, zu nichts verpflichtet, als aus jedem Kinde die von Natur in ihm liegenden Vollkommenheiten ſich frei entwickeln zu laſſen. Eltern, Staat, Kirche müſſen die Kinder ganz unbedingt der Schule hingeben, die ſie dann dem Leben wieder als Menſchheitsideale ausliefert.

Dabei ſetzt Dieſterweg voraus, jedes Kind ſey von Natur gut und habe die Fähigkeit, vollkommen zu werden. Die Eltern, der Staat und die Kirche allein ſeyen Schuld, wenn die Kinder verdorben werden. Die Vorausſetzung der Religion, es ſey von Anbeginn ein böſer Trieb auch im Kinde, verwirft er als ruchloſen Wahn. Im pädagogiſchen Jahrbuch von 1857 S. 132 wird das weiter ausgeführt. Jedes Kind iſt unſchuldig, frei von Erbſünde, göttlich. Von Zucht und Strafe dürfe bei ihm nicht die Rede ſeyn. Es trage in ſich den Keim aller Vollkommenheit und es komme nur darauf an, dieſe in ihrer natürlichen Entwicklung nicht aufzuhalten. Nichts ſolle man in das Kind hinein lehren wollen, ſondern nur aus ihm herausſpinnen. Das Kind finde das Wahre mit größerer Sicherheit, als der Lehrer ſelbſt. Es ſey zur Selbſtbeſtimmung von der Natur befähigt und mithin auch berechtigt. Nie ſolle man es in ſeiner Selbſtbeſtimmung hemmen.

Wie hoch auch Dieſterweg die „göttliche" Kindheit ſtellt, ſo iſt er doch ſelbſt ein Tyrann derſelben. Denn mit ſeiner Maxime, den Kindern die Selbſtbeſtimmung einzureden, tödtet er nothwendig alles, was an ihnen wahrhaft kindlich, unbefangen und natürlich iſt, um ſie frühzeitig altklug zu machen. Und da ſie nichts denken können, was er ihnen nicht vorgedacht hätte, wird auch ſein pädagogiſcher Eifer nicht der Freiheit des kindlichen Geiſtes zu Gute kommen,

zum Apoll macht. Der königliche Kaufmann, der, durch Benutzung der Naturkräfte reich geworden, die Kunſt belohnt, iſt der Kunſt nicht gefährlich; nur der iſt es, der ſelber noch durch den im Joche keuchenden Pegaſus Procente gewinnen will.

Unſtreitig haben die Poetiſchen darin Recht, daß ſich der immer zunehmenden Hinneigung zu materiellen Intereſſen viel Proſa beigeſellt hat. Sollte dies aber nicht vielleicht eine nur augenblickliche, wieder vorübergehende Reaction gegen die bisher zu weit getriebene Poetaſterei ſeyn? Es iſt wahrlich nicht zu verwundern, daß ſich praktiſche Menſchen von geſundem Verſtande und Gemüth mit Widerwillen von den vornehmen Düfteleien, und kläglichen Winſeleien in unſerer Poeſie, wie von der Romanenfadheit abwenden. Es iſt auch kein Schaden. Die gute, die echte Poeſie wird dabei in letzter Inſtanz nichts verlieren. Im Gegentheil wird der von dem poetiſchen Wuſt einmal gereinigte Sinn mit deſto mehr Ehrfurcht zur wahren Poeſie zurückkehren. Von der Verbildung befreit, wird man ſich deſto ſicherer wieder bilden. Die Dichter ſelbſt wären in vieler Beziehung glücklicher, als ſie es jetzt ſind, wenn ſie, anſtatt im Concert unzähliger Sänger überhört zu werden, erſt nach einer proſaiſchen Pauſe wieder anfangen könnten zu ſingen. Es würden dann ihrer Weniger werden, die Unberufenen würden ſich verlieren, nur die Berufenen aushalten und dieſe würden dann wieder überraſchen, und gern von Allen gehört werden. Alſo würde ihnen ſelbſt eine vorübergehende Periode der Barbarei nur günſtig ſeyn. Sie haben ſich wahrhaftig nicht über das Publikum zu beklagen, ſondern nur über den Mißbrauch, den die concurrirenden Muſen mit dem Publikum getrieben haben.

Wie von den Poetiſchen, ſo hört man auch von den Moraliſten häufig klagen über die materiellen Intereſſen. Auch ſie haben Unrecht. Sofern dieſe Intereſſen noch nicht überall in natürlich freien Bahnen ihre Befriedigung finden können, haben ſie allerdings, ſowohl bei den Reichen als bei den Proletariern, die Immoralität begünſtigt. Allein hat denn nicht dieſes Extrem bereits ſeine Reaction gefunden? In Fabrikorten arbeitet ziemlich regelmäßig, nach dem Naturgeſetz der Gegenwirkung, der Pietismus oder das ſtoiſche Mäßigkeitsſyſtem der Liederlichkeit entgegen. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß in allen Ländern, in denen Induſtrie und Handel zu großer Macht gelangt ſind und ihren Segen

ſondern lediglich wieder nur eine Abrichtung ſeyn. Wir ſind ſolchen jungen Affen, zum Dieſterwegianismus abgerichtet, ſchon öfter im Leben begegnet. Es waren nicht freie ſelbſtändige Denker, ſondern wie eine Uhr aufgezogene Automaten, die immer daſſelbe Sprüchlein ſagen. Ueberhaupt darf man die weltbeglückende Pädagogik, die ſeit Peſtalozzi's Zeiten wirkſam iſt, endlich fragen: was habt ihr denn ausgerichtet? wo ſind denn die vortrefflichen Menſchen, die zu erziehen ihr immer verſprochen habt? Man gab euch Raum, Zeit, Macht, die Regierungen unterſtützten euch. Ihr konntet mit aller Muße euer Werk zu Stande bringen. Aber die von euch erzogenen Menſchen ſind gerade ſo gemeine Mittelmäßigkeiten geworden, wie andre auch, und nur einige haben ſich durch Phantaſterei oder gemeinſchädliche Wühlerei einen traurigen Ruf erworben.

Es iſt eine ungeheuerliche, eine wahnſinnige Vorausſetzung, wenn man ſich einbildet, die vielen tauſend Knaben, aus denen in Gottes weiter Welt nun doch nichts anders werden kann und wird, als gewöhnliche Beamte, Kaufleute, Handwerker ꝛc., zu einer freien Geiſteshöhe und zu jenem Umfang und zu jener Tiefe des Wiſſens ſteigern zu können, die immer nur das angeborene Erbtheil ſeltener Genies bleiben und bleiben müſſen. Eben ſo ungeheuerlich aber iſt die Zumuthung an die Lehrer, wie ſie im Durchſchnitt ſind und nicht anders ſeyn können, ſie ſollen Geiſter wecken und bilden, ſie, die ſelbſt keinen Geiſt beſitzen und nur fähig ſind, Erlerntes wieder andern zu lehren.

Wozu denn der ſchreckliche Hochmuth auf Geiſt? Man ſey doch ehrlich und wahrhaft. Man beſcheide ſich, der Jugend das zu lehren, was zu dem Lebensberufe, den Jeder ergreift, abſolut unentbehrlich zu wiſſen iſt. Man wird

dann nicht so viel und vielerlei, aber das, was man lehrt, recht lehren. Man wird den Schüler nicht mit einem Lehrstoff quälen, den er doch nie und nimmer verdauen kann, und mit Zumuthungen an eine höhere Bildung, wofür er nun einmal von Geburt an nicht organisirt ist. Der Schüler wird dann etwas Tüchtiges fürs Leben mit frohem Muthe lernen und zu seinem Berufe mit besserer Vorbereitung übergehen, als wenn man ihn Jahrelang mit der höheren und allgemeinen Bildung und mit der Erweckung und Entwicklung der Denkkraft gemartert hat. Wer die Logik nicht mit der Muttermilch eingesogen hat, dem wird sie keine Schule eintrichtern. Aber auch die Lehrer würden viel Tüchtigeres leisten, und zufriedener seyn, wenn man ihnen ihre Ehre als Meister und Abrichter der Lehrlinge in einem bestimmten Fache gönnte, und wenn sie selbst darin ihren Stolz fänden, anstatt daß man von ihnen philosophische Tiefe des Denkens und Universalität des Wissens verlangt und voraussetzt, jeder solle eine Art von Idealmensch seyn, um aus den Hansen, Jörgen, Micheln und Petern, die ihm in die Schule geschickt werden, wieder mit der feinsten psychologischen Berechnung und dem genialsten Tacte Menschheitsideale zu erziehen.

Das Schlimmste bei Diesterweg und seinen weitverbreiteten Anhängern ist der Kirchenhaß, den sie in die Volksschulen einzupflanzen bemüht sind. „Die Natur", sagt Diesterweg", ist das älteste unverfälschte, unverfälschbare Testament des Schöpfers." Den Katechismus will er aus allen Schulen verbannt wissen. Alle Schwächen der Geistlichkeit, alle Schäden der Kirche werden hervorgesucht und aufgedeckt, um zu beweisen, daß die Menschen keiner Kirche, keiner Bibel, sondern nur noch Humboldts Kosmos bedürfen.

Nachdem von der preußiſchen Regierung der pädagogiſche Schwindel vernünftigerweiſe wieder gedämpft worden iſt, ſoweit ſie unmittelbar Einfluß üben konnte, hat ſich derſelbe Schwindel doch im übrigen Deutſchland und in der Schweiz fortgepflanzt und hofft immer noch auf Sieg. Jährliche Lehrerverſammlungen, die ſich unlängſt auch auf Oeſterreich ausgedehnt haben, unterhalten den Schwindel. Auf den Schullehrerſeminaren herrſcht die Richtung Dieſterwegs immer noch vor und nur wenige ſind chriſtianiſirt worden.

Auch die Fröbelſchen Kindergärten nähren den Schwindel. Es iſt zwar löblich, für kleine Kinder zu ſorgen, denen ihre Eltern nicht die nöthige Aufmerkſamkeit ſchenken können oder wollen; allein man hätte das leiſten können, ohne es zu einer Prinzipienfrage der Pädagogik zu machen und die falſche Vorausſetzung Dieſterwegs damit beſtätigen zu wollen. Auch hier hat man wieder die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf geſtellt und indem man die angeblich durch das Chriſtenthum unterdrückte und corrumpirte allen Menſchenkindern angeborene Güte und Weisheit ſich frei entwickeln laſſen will, faßt man die Kinder als die eigentlichen Lehrer und Meiſter, die Alten aber nur als die Schüler auf.

Die ſtärkſten Bollwerke des Dieſterweg'ſchen Syſtems ſind die Schullehrerſeminare, denn aus ihnen (von einigen wenigen ſpecifiſch chriſtlichen abgeſehen) rekrutirt ſich Jahr aus Jahr ein der ſog. Volkslehrerſtand mit Anſprüchen, denen die Wirklichkeit niemals entſprechen kann, welcher ſich daher in einer unnatürlichen Lage befindet, unzufrieden ſeyn muß und daher auch Unzufriedenheit verbreitet, wie ſeine Agitation in den Jahren 1848 und 1849 hinlänglich bewieſen hat.

Wir geben Realſchulen, Gewerbeſchulen bis in die kleinen Städte hinab zu, aber für den Bauernſtand verlangen wir außer dem Religionsunterricht des Pfarrers nur Leſen, Schreiben und Rechnen in der einfachen Weiſe, wie dieſe Dinge ſchon gelehrt wurden, ehe es Schullehrerſeminare gab. Die Seminare ſind erſt im laufenden Jahrhundert entſtanden, als ein Ausfluß der Peſtalozzi-Schwärmerei. Sie beruhen auf der durchaus falſchen philoſophiſchen Vorausſetzung, das gemeine Volk könne und müſſe zum Humanitätsideal erzogen werden. Die in den Seminaren gebildeten Herrn Volkslehrer wurden dem Landvolk oktroyirt, aufgezwungen und ſind eine Unnatur, eine Ueberflüſſigkeit geblieben bis auf dieſen Tag. Sie können ſich in die beſcheidene Stellung des alten Dorfſchulmeiſters, in die geringe Beſoldung, in das ihnen verächtlich ſcheinende Nebenamt, das dem alten Dorfſchulmeiſter ſeine Exiſtenz ſicherte, in die Gemeinſchaft mit den Bauern ſelbſt nicht mehr finden, weil ſie in den Seminaren zu den Anſprüchen höherer Bildung erzogen worden ſind. Sie ſind nicht mehr Bauern, ſondern Herren. Sie machen die Anſprüche gebildeter Beamten, ſie beneiden den Pfarrer und glauben ihn, wenn ſie Dieſterwegſche Weisheit eingeſogen haben, zu überſehen. Da ihre äußere, namentlich ihre ökonomiſche Stellung ihren hohen Anſprüchen nicht genügt, befinden ſie ſich in einer immerwährenden Agitation, verlangen vom Staat immer mehr Rechte, immer höhere Beſoldungen und werfen ſich, wenn die Zeitumſtände es erlauben, in die politiſche Oppoſition. Der Staat hat ſich bereits die Frage geſtellt, ob die Befriedigung ihrer Wünſche und Forderungen im Verhältniß ſtehe zu dem, was von ihnen gefordert wird? Der Staat hat ſich endlich beſonnen, es ſey gar nicht nöthig, ſo viel

von ihnen zu fordern, als wozu sie in den Seminaren abgerichtet worden sind, es genüge für die Dorfschule auch ein viel geringeres Maaß von Lehrstoff und Methodik, als deren sie sich rühmen, und wenn man weniger von ihnen fordere, so hätten auch sie ihre Forderungen herunterzustimmen. Aber die aus diesen Gründen in einigen deutschen Staaten verfügten Einschränkungen im Seminarunterricht sind bis jetzt nur als eine Halbheit anzusehen. So lange die Seminare selbst nicht aufgehoben werden, ist es absolut unmöglich, hier den Corporations- und Oppositionsgeist, den Standesanspruch und die Standeshoffahrt auszurotten. Trotz aller Verordnungen wird auf den Seminaren doch der falsche Idealismus, die trügerische Hoffnung eines in unnatürlicher Stellung befindlichen Standes genährt werden. Der Seminarist kann mit Recht zum Staate sagen: Entweder vollende meine Bildung, laß mich satt werden an der Wissenschaft, von der du mich einmal hast kosten lassen, und laß mich dann auch satt werden an der Besoldung, oder — hebe die Seminarien überhaupt auf und nöthige mich dadurch, einen andern Lebensberuf zu ergreifen, bei dem ich bestehen kann, der mich nicht zur ewigen Tantalusqual verdammt.

Es wurde sogar schon vorgeschlagen, die Schullehrerseminare zum Range von Universitäten zu erheben, aber was sollte man auf den Dörfern mit den gelehrten Herren anfangen, von denen jeder an Gelehrsamkeit einem Universitätsprofessor würde gleichgestellt seyn wollen. Diesterweg selbst verlangte, in jeder Dorfschule sollte sich eine Bibliothek, eine Landkartensammlung, eine Sammlung naturgeschichtlicher Abbildungen, eine mineralogische Sammlung, ein Herbarium, ein physikalisches Kabinet mit Instrumenten,

ein chemiſches Laboratorium und eine Sternwarte befinden. Woher das Geld nehmen? und was ſollen die Bauerkinder mit all dem Wiſſen anfangen?

Schon der treffliche Riehl in München hat darauf aufmerkſam gemacht, wie unrecht und unweiſe der Staat handelt, der die jungen Seminariſten lehren läßt, was ſie auf dem Dorfe gar nicht brauchen, ihnen die Anmaßung von Profeſſoren und Akademikern einflößen läßt und ihnen doch keinen entſprechenden Wirkungskreis, noch eine entſprechende Beſoldung gewähren kann. Es wird ſomit nur ein neues Proletariat geſchaffen, welches Riehl ſehr glücklich mit dem literariſchen vergleicht, welches bei allgemeiner, aber nur oberflächlicher Bildung übertriebene Anſprüche an die Mitwelt macht, ſie nicht befriedigt ſieht und daher agitiren und revolutioniren hilft. Riehl zweifelt, ob das Unkraut je wieder zu vertilgen ſeyn wird. „Man wird", ſagt er, „gar lange wieder ſchulmeiſtern müſſen, bis die ätzenden, auflöſendenden Einflüſſe, welche durch das Lehrerproletariat unter das Bauernvolk gebracht wurden, völlig hinweg geſchulmeiſtert ſind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen."

Was für ein Unſinn es iſt, allgemeine und zwar vollkommenſte Bildung für alle zu verlangen, wie es Struve und Dieſterweg verlangt haben, muß jedermann begreifen, wenn man ſich als möglich denkt, jener pädagogiſche Traum könnte jemals verwirklicht werden. Geſetzt, es gelänge und jedes Kind könnte in alle Wiſſenſchaften und Künſte eingeführt werden, welches ſchreckliche Verhängniß, wenn wirklich alle talentvoll wären, und wenn es vor lauter großen und hochgebildeten Geiſtern keinen mehr gäbe, der den Acker beſtellen, Stiefeln machen und putzen wollte! Welche Thorheit aber, eine ſolche Befähigung vorauszuſetzen und die ganze

Erziehung darnach einzurichten; da doch nichts gewiſſer iſt als die Thatſache, daß nach Gottes weiſer Veranſtaltung, ſo lange die Welt ſteht, die geiſtigen Fähigkeiten und Neigungen in gleichem Verhältniß ſtehen mit der den Menſchen zu ihrer eigenen Erhaltung auferlegten und unumgänglichen Arbeit. An dieſem Verhältniß wird die Pädagogik mit all' ihrer ſchwärmeriſchen Begeiſterung und die Demokratie mit ihren Gleichheitsdekreten nicht das Mindeſte ändern, denn es iſt ein ewiges Naturgeſetz. So gewiß die Mehrheit der Menſchen erforderlich iſt, um nur die materiellen Stoffe herbeizuſchaffen, die zur Wohnung, Nahrung und Kleidung nöthig ſind, ſo gewiß wird dieſelbe Mehrheit auch immer mehr materielle als geiſtige Bedürfniſſe und Neigungen haben und ihr irdiſches Glück ganz wo anders ſuchen, als in geiſtigen Errungenſchaften der Schulbildung. Da dem nun unumſtößlich ſo iſt, kann es auch die Aufgabe derer, durch deren Weisheit Staat, Kirche und Geſellſchaft gelenkt wird, immer nur ſeyn und bleiben, durch Pflege wie des Nationalwohlſtands, ſo des Glaubens, der Zucht und Sitte und der bewährten Nationaltugenden die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften des Volks in Anſpruch zu nehmen, nicht aber einſeitig und vorherrſchend die Intelligenz ausbilden zu wollen.

12.

Vom Weltſchmerz.

Der ſog. Weltſchmerz, an welchem ſo viele Denker und Dichter der Neuzeit leiden, wurzelt im Unglauben, wenn der Menſch die Unmöglichkeit des Aide toi, der Selbſterlöſung eingeſehen hat, und ſich doch in keiner Weiſe vor Gott demüthigen will. Man muß freilich unterſcheiden.

Viele armſelige Leute kokettiren heutzutage nur mit dem Weltſchmerz, wie gewiſſe Damen mit ihrer Bläſſe. Es gibt aber auch aufrichtige Melancholiker, die der Menſchheit ganzer Jammer anfaßt, weil ſie zu trotzig ſind, um ſich Gott anzuvertrauen und auf Gott zu hoffen.

Trotz iſt ein Hauptmotiv des Weltſchmerzes und wenn auch eine Sünde, doch eine ſog. noble. Am beſten lernt man ſie kennen aus dem Manfred des Lord Byron. Hier blitzt etwas von der Entrüſtung des Prometheus durch, zu dieſem aber verhielt ſich doch Zeus ganz anders, wie der Gott der Chriſten zu Lord Byron. Es ziemt ſich nicht mehr, als gebildeter Geiſt, der die Menſchen kennt und der im Licht der chriſtlichen Offenbarung geboren iſt, dem Vater aufzubürden, was nur Schuld gottloſer Söhne iſt, und eine Weltordnung unvernünftig zu finden, in welcher gar keine Unvernunft iſt mit Ausnahme derjenigen, welche die Menſchen erſt hinein getragen haben. Wer mit Gott grollt, vergißt, daß der Sohn dem Vater niemals grollen ſoll, vergißt ſeine eigene höhere Würde in der des Vaters und geſellt ſich, wenn er noch ſo ſtolz und nobel ſich geberdet, doch zu den Feinden Gottes auf jener unreinen Schattenſeite, welche die Heimat alles geiſtig Ungeheuerlichen und Ungezieferlichen iſt.

Das zweite Motiv des Weltſchmerzes wurzelt im einfachen Haß gegen Gott. Dieſer Haß iſt am beſten charakteriſirt in der bekannten Sage vom ewigen Juden. Es iſt der Haß der Ohnmacht und ein ſo gutmüthiger Zug liegt im menſchlichen Gemüthe, daß man geneigt wird, um der Ohnmacht willen dem Haſſe zu verzeihen. Es iſt ein tief poetiſcher Gedanke, den Judenhaß gegen den wahren Meſſias grade auf dieſe Art zu beſtrafen. Wie ſüß, welche

freundliche Gewöhnung auch das Leben iſt, wie ungern die meiſten Menſchen ſterben, ſo läßt ſich doch keine ſchrecklichere Qual denken, als wider Willen immerfort leben müſſen. Darin ſollte für jeden ſterbenden Chriſten eine große Beruhigung liegen, und wenn wir nicht irren, war in früheren Zeiten gläubiger Einfalt und frommer Hingebung in den Willen Gottes den Leuten das Sterben auch leichter als jetzt, wo ſie ſo ſelten mehr an ihre Beſtimmung für das Jenſeits denken und ganz ins Dieſſeits verliebt ſind.

Es iſt uns nur ein einziger Philoſoph vorgekommen, der die ſeltſame Meinung hat, die gegenwärtige Schöpfung ſey die einzige von ewig her und werde ewig fortdauern. Das iſt Doctor Czolbe (Neue Darſtellung des Senſualismus 1855). Jeder andere würde wohl vor dem gräßlichen Einerlei dieſer ewigen Fortdauer der Erde und ihrer Bewohner erſchrecken, denn die Bedingung ihrer Fortdauer könnte nur ein langweiliges, eigentlich gräßliches Einerlei werden, weil ſie ſonſt einander nothwendig umbringen würden. Aber niemand außer der genannte Doctor, denkt an ein ſo langes Einerlei der Zukunft. Die Weltgeſchichte bewegt ſich in Revolutionen, großen Wechſeln; Staaten und Völker kommen und verſchwinden; alles hat Eile, die Tendenz zum Ende hin. Jeder einzelne Menſch ſtirbt und alle werden ſterben. Keiner wird übrig bleiben, die Erde ſelber muß ein Ende nehmen, denn ſie hat einen Anfang gehabt.

Der Weltſchmerz in den gebildeten Claſſen der Neuzeit hat gewöhnlich nur einen perſönlichen Grund. Der Heißhunger des böſen, unſittlichen Triebes kann nicht befriedigt werden, obgleich er immer neu gereizt wird. Das charakteriſirt vornehmlich die ſentimentale Donjuanerie ſo vieler unſerer modernen Dichter. Eine Geliebte iſt ihnen nicht genug, ſie

wollen das ganze ſchöne Geſchlecht zu ihrer Dispoſition haben und es fehlt ihnen doch alles, um der indiſche Gott Kriſchna ſeyn zu können. Oder ſie haben ihr Herz verzärtelt und können nicht begreifen, warum dieſes koſtbare Herz nicht in einer Monſtranz von aller Welt angebetet wird. Anſtatt nun einzig ſich ſelber anzuklagen, klagen ſie Gott und die Welt an und halten ſich zu gut für dieſe Welt. Daß ſie nicht alle ihre unſittlichen, oft ſogar unnatürlichen Begierden ſtillen können, oder zu entnervt ſind, um ſie noch ſtillen zu können, erfüllt ſie mit einer Melancholie, mit der ſie dann ſo viel als möglich in ſchönen Verſen kokettiren. In Deutſchland hat zuerſt Göthes Werther dieſe moraliſchen Schwächlinge in die Mode gebracht, nicht um vor ihnen zu warnen, ſondern um ſie zu canoniſiren, wie denn Göthe überhaupt in ſeinen ſo überſchwenglich geprieſenen Dichtungen dem deutſchen Volk eine Menge ſüße Gifte gemiſcht hat.

Einen echten Weltſchmerz empfand der Heiland ſelbſt, als er über Jeruſalem weinte. Wen ſollte nicht heute noch tiefe Wehmuth erfüllen, wenn er ſieht, was die Menſchen treiben. Wer muß nicht zuweilen mit dem Dichter ausrufen: „Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.“

Viele verdienen dieſes Mitleid und würden es ſehr übelnehmen, wenn man es ihnen ſagte. Das ſind die Koriphäen des Zeitbewußtſeyns, die eitlen Ruhmes ſich erfreuen, und die überſtolzen Reichen.

Hier ſey noch einer ſeltſamen Hypotheſe Swedenbergs gedacht. Dieſer nordiſche Seher wollte nämlich wiſſen, der freie Wille des Menſchen ſey ſo unbedingt, daß er auch jenſeits nicht eingeſchränkt werden könne. Wer ſterbe, dem ſtehe die andere Welt offen und er könne hingehen, wohin

über die ganze Bevölkerung verbreitet haben, auch die Sittlichkeit volksthümlich geblieben oder geworden iſt. Unſere alten Reichsſtädte, Holland, England und Nordamerika beweiſen es.

Alſo leidet weder der Geſchmack noch die Moral irgend einen Nachtheil durch Förderung der materiellen Intereſſen. Dieſe Intereſſen entwickeln ſich aus ſo richtigen Naturgeſetzen, daß man ihnen nur Freiheit gewähren darf, um durch ſie auch die geiſtigen, äſthetiſchen wie moraliſchen, Intereſſen, wenn ſie unterdrückt ſind, zu fördern, wenn ſie ſich verirrt haben, zu rectificiren. Sie orientiren, ſie nöthigen den Geiſt, aus enger Beſchränktheit herauszutreten. Sie machen geſellig und ſelbſt den Egoismus allgemeinen Zwecken dienſtbar. Sie bringen Wohlſtand, alſo auch Freiſinn und Sinn für Kunſt. Sie ſichern das äußere Daſeyn, bringen alſo auch mehr Ruhe in die Geiſter. Sie erwecken äußeres Wohlbehagen, alſo auch inneres. Deshalb betrachten wir die Förderung materieller Intereſſen als ein zuverläßiges Mittel, das Volksleben in äſthetiſcher, wie in moraliſcher Beziehung zu regeneriren. Je geſunder und kräftiger ſich der Volkskörper entwickelt, je geſunder auch der Volksgeiſt, mens sana in corpore sano.

W. Menzel.

er wolle. Niemand hindere den Sünder, in den Himmel einzugehen; aber er bleibe von selber nicht dort, es gefalle ihm im Himmel nicht, es gehe ihm da viel zu fein und nobel zu. Wie ein grober und besoffener Bauer, der in eine vornehme Gesellschaft von Herrn und Damen gerathe, fühle er sich genirt und geärgert und mache, daß er wieder fortkomme. Dann suche er die schlechte Gesellschaft wieder auf, in der er sich auf Erden am wohlsten befunden habe und bleibe ewig ein gemeiner Geselle. Das wäre allerdings, wenn Swedenborg recht hätte, noch ärger als die qualvollste Hölle. Aber Swedenborg hat nicht recht, denn seine Hypothese würde das göttliche Gericht ganz ausschließen. Man dämmert nicht in der Sünde fort, sondern man muß dem Richter stehen, und keinem Sünder bleibt erspart, dessen schreckliches Auge auf sich gerichtet sehen zu müssen.

13.

Von der sogenannten Mündigkeit des Volkes.

Die moderne Wissenschaft, die liberale Presse, die Grundrechte, die nacheinander von so vielen Parlamenten proclamirt worden sind, kurz die vorragenden Organe des Zeitgeists, haben das Volk für mündig erklärt. Nicht nur wird dem Volk im Allgemeinen der wichtigste Antheil an der Gesetzgebung durch seine Vertreter zuerkannt, sondern die Gesetze gewähren auch jedem einzelnen Bürger jede im öffentlichen Leben nur denkbare Freiheit und lassen ihm das Recht offen zu allen möglichen Carrieren. Du bist, heißt es, nicht nur Wähler, sondern auch wählbar; du kannst Mitglied des Abgeordnetenhauses, du kannst sogar Präsident der Republik werden; es steht dir frei, zu werden, was du

willſt, namentlich auch ein Millionär. Aber, heißt es weiter: brauche dieſe deine Rechte, hilf dir damit fort, du ſelbſt, und wenn du nicht fortkommſt, ſo iſt es deine Schuld.

Die Vorausſetzung iſt, der Staat habe keine andere Pflicht, als jeden gewähren zu laſſen. Er nimmt ihn als Steuerpflichtigen und als Rekruten in Anſpruch; im Uebrigen aber läßt er ihn gehen und erlaubt ihm, ſein Glück zu machen, wie er immer will. Ganz ebenſo, wie die pädagogiſchen Schwärmer, ſtatuirt auch der Staat eine allgemeine Gleichheit der Fähigkeiten und nimmt keine Rückſicht auf deren Mangel. Wer ſich gegen die Staatsordnung vergeht, wird eingeſperrt. Wer nicht arbeiten kann, wird ins Armenhaus oder Spital geſchickt. Wie aber das Verbrechen vermieden, dem Elend vorgebeugt werden kann, darum kümmert ſich der moderne Staat nicht. Die Verfaſſung legt ihm eine rechtliche Pflicht auf, aber keine moraliſche, und ſo meint er, gehen ihn auch nur die Rechtsverhältniſſe der Staatsbürger, aber nicht die ſittlichen an.

Der chriſtliche wie auch der vorchriſtliche Staat, der ſog. patriarchaliſche, ſetzte im Gegentheil voraus, die Mehrheit der Individuen ſey unfähig, daher unmündig und dieſer könne man nicht mit Gewährung von Rechten dienen, von denen ſie keinen Gebrauch zu machen wiſſe, ſondern man müſſe ſich ihrer erbarmen, wie ſich der Vater eines hilfloſen oder kranken Kindes erbarmt. Zudem wurde vorausgeſetzt, der Staatshaushalt müſſe dem der Familie entſprechen, mit väterlicher Zucht auf der einen, und kindlicher Pietät auf der andern Seite, ſo daß es ſich nicht bloß um befehlen und gehorchen, ſondern auch um Freiwilligkeit, um ein gegenſeitiges Benehmen nach ſittlichen Geſetzen, ſittlichem Gefühl und Herkommen handeln müſſe. Nach dieſem Prinzip wa-

ren ſchon die heidniſchen Prieſterſtaaten organiſirt, ſorgte die Kaſteneintheilung im alten Aegypten und in Indien für die Familien und Individuen, indem ſie ſie einer Genoſſenſchaft zutheilte. Man hat in neuerer Zeit ſolche Kaſten, Genoſſenſchaften und Corporationen leidenſchaftlich angeklagt und verworfen, aber ſie hatten doch das Gute, daß ſich die Genoſſenſchaft um ihre Mitglieder bekümmerte, für ſie ſorgte, ihnen ihre Exiſtenz ſicherte, während jetzt jeder Einzelne zwar Mitglied der großen Staatsgeſellſchaft iſt, niemand aber für ihn ſorgt, niemand ſich um ihn bekümmert, wenn er unfähig iſt, ſich ſelber fort zu helfen.

In den früheren Zeiten, ehe der moderne Staat ſich ausbildete, war für die Maſſen ungleich beſſer geſorgt. Sie hatten eine liebende und reiche Mutter an der Kirche und ſie waren in ſtändiſchen Gliederungen und Corporationen auf eine ſo natürliche und zweckmäßige Weiſe vertheilt, daß jede Familie durch die andern innerhalb einer Corporation gehalten und getragen wurde. Jeder Standesgenoſſe mußte gewiſſe Pflichten üben, genoß aber dafür auch Rechte, die ihm unmittelbar in ſeinem Privatleben und in ſeiner Oekonomie zu ſtatten kamen. Wenn er erkrankte oder unverſchuldet verarmte, ſo halfen ihm die Standesgenoſſen. Für die verhältnißmäßig geringe Zahl Verſtoßener, Heimatloſer und Fremder ſorgte die Kirche. Man ging überhaupt wie im Mittelalter, ſo auch ſchon im heidniſchen Alterthum von der Vorausſetzung aus, die ungeheure Mehrheit der Menſchen ſey der Leitung und Hülfe bedürftig; wenn man jeden ſich ſelbſt, ſeiner freien Selbſtbeſtimmung überlaſſen wolle, ſo würde die große Mehrheit keinen, oder nur einen ſchlechten Gebrauch davon zu machen wiſſen. Die immer überwiegende Zahl der Einfältigen und Schwachen würde von einer

Minderheit von arglistigen oder gewaltthätigen Menschen mißbraucht werden. Schon im grauen Alterthum bezweckte also die Weisheit der Gesetzgeber eine väterliche Sorge für die Massen, eine richtige Vertheilung der Arbeit, Sicherung der ökonomischen Existenz, damit auch die minder Befähigten, deren immer die Mehrheit ist, wenigstens nicht Noth litten, endlich Schutz der Einfältigen und Schwachen gegen Verführung und Gewalt.

Der moderne Staat geht von der grade entgegengesetzten Ansicht aus. Unterscheiden wir auch den despotischen Staat, der die Unterthanen nur als Mittel für seine Zwecke braucht und sich um das Wohl der einzelnen Familien und Individuen nicht bekümmert, von dem demokratischen Staate, dessen Ideal man jetzt zu verwirklichen strebt, so geht doch auch der letztere von der Voraussetzung aus, er habe für die einzelnen Familien und Personen nicht zu sorgen, sondern jeder möge für sich selbst sorgen. Er gewährt dem Individuum die volle und ganze Freiheit der Selbstbestimmung. Er glaubt dadurch nicht bloß einem Jeglichen sein angebornes Menschenrecht zu wahren, sondern er rühmt sich auch, gerecht zu seyn, indem er bei freier Concurrenz den belohnt, der es andern voraus thut, und durch den allgemeinen Wetteifer alle Kräfte anzuspannen und die Intelligenz im Volke zu vermehren. Allein der Erfolg hat überall bewiesen, daß die Voraussetzung nicht richtig ist. Auf einer Seite häuft sich ungeheurer Reichthum bei Wenigen an, auf der andern Seite greift die Armuth in den Massen immer mehr um sich. Die überwiegende Mehrheit der Menschen wird von der Speculation Weniger ausgebeutet, das kleine Kapital durch das große erdrückt. Bei allem guten Willen und Fleiß können Tausende nur kümmerlich das Leben

friſten, weil ſie ausſchließlich abhängig ſind von habgierigen Kapitaliſten und Arbeitgebern, die ſich von ihrem Schweiße mäſten. Die Arbeit dieſer Tauſende kommt ihnen ſelbſt nicht zu gute, aber auch nicht einmal der Gemeinde und nur in geringem Maaße dem Staate. Denn Gemeinde und Staat würden mehr dabei gewinnen, wenn die zahlreichen Arbeiterfamilien, wie die ehemals in Innungen gegliederten kleinen Handwerker, zufriedne, haushäbliche, ehrbare Familien von mäßigem Wohlſtande wären, geſunde, kräftige und conſervative Corporationen, nicht wie jetzt verhungertes Proletariat. — Der Vollbeſitz der bürgerlichen Freiheit, die Gewährleiſtung des unbedingten Fortſchritts, das Recht der Selbſtbeſtimmung, die freie Wahl des Berufs, die Gewerbefreiheit und alle ähnliche große Errungenſchaften der Neuzeit nützen dem Armen nichts und ſind ihm nicht ſo viel werth als ein Stück Brod. Die große Mehrheit der mittelmäßigen und geringen Talente, der Einfältigen und Schwachen und derer, die ſchon von Haus aus arm ſind, würde dieſe ihre unnütze und nur verderbliche Freiheit gern dahin geben, wenn ſie nur wieder den Schutz eines patriarchaliſchen Regierungsſyſtems, der Kirche und ſtändiſcher Corporationen finden könnte.

Die Natur der Menſchen ändert ſich nicht und die demokratiſche Vorausſetzung von der gleichen Befähigung der Menſchen iſt eine irrthümliche, wird daher im Verlauf der Zeiten nicht Stich halten. Wenn es keiner Regierung und keiner Kirche mehr möglich ſeyn ſollte, väterliche und mütterliche Pflichten gegen die Völker auszuüben, weil ſich die Völker haben überreden laſſen, ſie ſeyen ihrer ganzen Maſſe nach mündig, ſo werden doch die bedrängten Familien im

Inſtinct der Selbſterhaltung die zerſtörten Corporationen in neuen Aſſociationen wieder herzuſtellen und ſich durch gegenſeitigen Beiſtand vor dem Untergange zu ſchützen ſuchen.

Schon in den älteſten Zeiten forderte man vom Geſetzgeber und vom Regierer väterliches Wohlwollen und Weisheit, daher reifes Alter, reife Erfahrung. In dieſem Sinn ehrte man weiſe Geſetzgeber oder Religionsſtifter und die prieſterlichen oder ariſtokratiſchen Körperſchaften, welche die Fortdauer ſeiner Inſtitutionen überwachten. Das war doch jedenfalls vernünftiger, als wenn heutzutage durch demokratiſche Wühlerei junge, unerfahrene, von einer ſchwindelhaften Theorie eingenommene oder dem Commando ihrer politiſchen Leithämmel blind unterthänige Mitglieder in die geſetzgebenden Körper gewählt werden und durch Mehrheitsbeſchlüſſe unſinnige Geſetze ſchaffen, die dem Volk zum Schaden gereichen, oder wenn ein Deſpot wie Joſeph II. wohlmeinend, aber ohne alle Menſchenkenntniß und Erfahrung, das Volk, deſſen wahre Bedürfniſſe er gar nicht kennt, mit Gewalt glücklich machen will.

Der Zeitgeiſt verlangt jetzt, die Regierung und Geſetzgebung ſolle ſich nur auf gewiſſe Punkte beſchränken und in allen andern den Individuen volle Freiheit laſſen. Nach dem Grundſatz volenti non fit injuria iſt es Jedermann erlaubt, ſich von Spekulanten betrügen, zu unſinnigen Ausgaben verführen, mit ſchlechten Fabrikaten und Surrogaten täuſchen zu laſſen, und folgerichtig iſt es auch dem Spekulanten erlaubt zu verführen, zu betrügen, zu täuſchen. Das iſt ja eben die Freiheit. Wie könnte es auch eine Freiheit geben, wenn die Polizei mich hindern wollte, ſo lange im Wirthshaus zu ſitzen, zu trinken, zu ſchreien, allen meinen

Verdienſt zu verlüdern und dazu noch Schulden zu machen, wenn es mir beliebt? Das iſt meine Sache, die Freiheit muß ich haben. Werde ich wegen Schulden eingeklagt und muß ſitzen, ſo iſt das wieder meine Sache und geht Niemand etwas an. Wenn ich durch Lüderlichkeit meine Geſundheit ruiniren will, ſo iſt das meine Sache, die Freiheit muß ich haben. Wenn eine Magd putzſüchtig iſt, Sonntags in Seide und Schmuck einhergehen will, jede neue Mode gleich mitmacht, darf ſie Niemand daran hindern. Reicht ihr Lohn nicht aus, ſo beſtiehlt ſie die Herrſchaft oder gibt ſich der Proſtitution hin. Das geht Niemand etwas an, die Freiheit muß ſie haben. Wo wäre denn ſonſt Freiheit in der Welt? Wird ſie als Diebin ertappt und muß ſitzen, das iſt ihre Sache. Nur Freiheit!

Sind aber ſolche Unglückliche, die einen ſolchen Gebrauch von ihrer Freiheit machen, nicht als unmündig zu betrachten? und waren die alten Geſetzgeber nicht berechtigt, ja verpflichtet, Luxusverbote, vorzüglich für die ärmere und dienende Claſſe ergehen zu laſſen? War es nicht weiſe, die Unmündigen ſelber zu ſchützen vor den unausbleiblichen ſchlimmen Folgen ihrer Thorheit? Wurde dadurch wirklich ein reelles Menſchenrecht gekränkt? ein freiheitſtolzes Volk erniedrigt? Waren die Bürger der vormaligen deutſchen Reichsſtädte, auf ihre Freiheit und ihre Macht ſtolz zu ſeyn dadurch weniger berechtigt, daß ſie ſtreng auf Zucht und Sitte hielten und dem Handwerksgeſellen, der Magd, der Meiſterin, dem Meiſter ſelbſt nicht geſtatteten, ſich in Sammt und Seide, Gold und Perlen zu kleiden und jede koſtſpielige Modenarrheit mitzumachen? Strenge Sitten und Luxusgeſetze ſind jedem Staat angemeſſen. Sie ſind die geſunde Diät der Staaten, was die freien und ſtolzen Spartaner

ſo gut anerkannten, wie die alten Aegypter. Die Rückſicht, welche der Staat, die Regierung, die Geſetzgebung, ſey ſie eine prieſterliche oder monarchiſche oder republikaniſche, unter allen Umſtänden und zu allen Zeiten denen ſchuldig iſt, die ſie regiert, iſt genau die nämliche, die der Hausvater ſeiner Familie und ſeinen Hausgenoſſen ſchuldet. Wie der Beſtand des Hauſes und der Familie in Frage geſtellt iſt, wenn dem einzelnen Gliede derſelben volle Freiheit und der volle Mißbrauch derſelben geſtattet iſt, ſo kann auch das größere Gemeinweſen und der Staat nicht fortbeſtehen, wenn die Freiheit, die er jedem ſeiner Angehörigen gewährt, nicht mehr von der Vernunft überwacht iſt. Der Luxus führt unausbleiblich zu ſchlechter Oekonomie, zu Lüderlichkeit, Untreue, Eingreifen in die Rechte Anderer und ſteckt an, verbreitet die Corruption in der Geſellſchaft, iſt alſo als eine Staatskrankheit zu betrachten, und fordert die Staatsgewalt auf, die Pflichten des Arztes zu übernehmen. Wie der Körper nicht dazu da iſt, daß in ihm jeder Paraſit, jeder Eingeweidewurm, jede Krätzmilbe ihre volle Freiheit genieße, ſo iſt auch die Geſellſchaft nicht dazu da, um der Tummelplatz zu ſeyn, in welchem jedes beliebige Individuum unbeſchränkte Freiheit genießen ſoll, ſeine Tollheit auszutoben.

14.

Von der modernen Rechtsquelle.

Göttliches und menſchliches Recht fließen aus einer Quelle und werden ewig daraus fließen. Aber nur in der Idee. In der Wirklichkeit haben die Menſchen dieſen Urquell verlaſſen. Nach der ewigen Idee des Rechts iſt es ein Gebot Gottes, daher auch vernünftig und den Menſchen

zu ihrem Heil gesetzt und wenn auch göttliches und menschliches Gebot unterschieden wird, so kann doch das erstere dem letzteren niemals widersprechen.

Am richtigsten wurde die ewige Rechtsquelle im christlich-germanischen Mittelalter erkannt. Das Ideal des Rechts ist von den Menschen noch niemals in einem reineren Spiegel aufgefaßt worden als in der Theokratie des Mittelalters. Sie leitete alles Recht von Gott ab, welcher mit der Ausübung desselben zwei irdische Träger belehnte, mit der Uebung des geistlichen Rechts den Papst, mit der des weltlichen Rechts den Kaiser. Weder Papst noch Kaiser waren sui juris, sondern jeder nur der Beauftragte, der Lehensträger Gottes und richtete im Namen Gottes nach den in der heil. Schrift enthaltenen Geboten Gottes. Bei dieser Rechtsübung war der Papst controlirt durch das Concilium, der Kaiser durch den Reichstag. In dem weiten Umfange der Kirche und des Reichs wurden wieder für die einzelnen Provinzen vom Papste die Erzbischöfe und Bischöfe, vom Kaiser die Herzöge und Grafen mit der Rechtsübung belehnt. Alles im Namen Gottes, gemäß den Geboten Gottes, zu Ehren Gottes.

Im Verlauf der Zeiten wurde zuerst das Ansehen des Kaisers bestritten. An den Grenzen des Reichs entstanden kleinere Reiche, deren Könige sich vom Kaiser unabhängig erhielten oder machten. Als nun schwache Kaiser regierten, trachteten auch Herzöge und Grafen des Reichs selber, sich vom Kaiser mehr und mehr unabhängig zu machen, und wurden darin von den Nachbarkönigen, leider auch vom Papst unterstützt. Denn einige Päpste maaßten sich an, um Einheit in die Oberleitung aller irdischen Dinge zu bringen, wenn auch nicht das Kaiserthum mit dem Papstthum zu vereinigen, doch den Kaiser nicht mehr als ihnen neben-

geordneten Lehnsträger Gottes, ſondern nur noch als einen ihnen untergeordneten Lehnsträger des Papſtes gelten laſſen zu wollen. Dieſer häßliche Kampf endete mit der Niederlage nicht nur der kaiſerlichen, ſondern nachher auch der päpſtlichen Gewalt. Denn kaum hatten die deutſchen Reichsfürſten mit Hülfe der Nachbarkönige und des Papſtes das kaiſerliche Anſehen geſchwächt, als ſie auch ſchon wieder mit Hülfe der Nachbarkönige das päpſtliche Anſehen ſchwächten, ſo daß es wie das kaiſerliche zwar dem Namen nach fortbeſtand, aber die Fürſten nicht mehr hindern konnte, nach Willkür zu verfahren. Die franzöſiſchen Könige gingen dabei den deutſchen Reichsfürſten mit ihrem Beiſpiel voran.

Obgleich ſich nun ſämmtliche Könige und Fürſten immer noch von Gottes Gnaden nannten, war das nur noch eine leere Formel. Sie regierten nach eigner Willkür. Sie ſelbſt machten ihren Willen zur einzigen Rechtsquelle. Sie waren ſchon oder wurden erſt ſouverain, nicht mehr Lehnsträger, ſondern vollkommen ſelbſtſtändige Herrn, durch nichts mehr legitimirt als durch den Beſitz der Krone.

Die einzige Schranke, die ſie noch nicht wegräumen konnten, war die Controle der Landſtände, die auf altem Herkommen beruhte. Dieſe Stände waren nicht Volksvertreter im heutigen Sinn, ſondern eine erbliche Ariſtokratie von Lehnsträgern, welche unmittelbar unter dem Landesherrn die erſten Erbämter verwalteten und den größten Landbeſitz inne hatten. Zu ihnen geſellten ſich auch die geiſtlichen Lehnsträger, Biſchöfe und Aebte und Vertreter der angeſehenſten Städte. Es waren alſo Notabeln, die Großen des Reichs, eine Ariſtokratie von Virilſtimmen, nicht aus periodiſchen Volkswahlen hervorgegangen. Inzwiſchen machte ſich doch auch ſchon in ihnen eine Macht geltend, die von

Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte.

„Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen." Es sind dies Worte eines Sehers, dem dieser Name wohl mit größerem Recht gebührt, als unsern Somnambülen, des der Wissenschaft wie der Poesie zu früh entrissenen Novalis. Prophetensprüche, wörtlich genommen, werden dem nüchternen Verstand immer als Thorheit erscheinen, während ihr tieferer Sinn dem Aufmerksamen nicht entgeht. So ist es mit jenen seltsam klingenden Worten. Hardenberg bezeichnete ahnend in ihnen das sich immer mehr entwickelnde, sich auf immer weitere Kreise erstreckende, unsere Epoche mehr als alles andere bezeichnende Streben, vereinzelte, zersplitterte Kräfte zu einem gemeinsamen Zweck zu concentriren, den Geist der Association. Literatur und Leben, Wissenschaft und Politik berühren sich in diesem Punkt. Es ist hier nicht der Ort, den ungeheuern Einfluß des Associationsgeistes in der neuesten Epoche der Civilisation näher zu besprechen: da indessen der Gegenstand dieser Skizze eine der Früchte desselben ist, so scheint es nicht unpassend, auch des weitverzweigten Baumes selbst beiläufig zu gedenken. Will man den ganzen Reichthum dieser Wirkungen sehen, so muß man den Blick auf England wenden, wo die Association der Mittelpunkt und Haupthebel fast der ganzen Verwaltung ist. Dort gehen die wichtigsten Unternehmungen für Befriedigung intellectueller und materieller Bedürfnisse, welche für die Regierung entweder gar nicht,

unten herkam und ſich gegen den Druck von oben ſtemmte, und das konnte nicht ausbleiben, weil die Leiter der Belehnungen von oben her bereits unter der oberſten Sproſſe abgebrochen war. Die Theokratie beſtand nicht mehr, der Glaube an ſie war aufgegeben, die Gottes-Gnadenformel deckte die Lücke nicht mehr zu. Man wußte, daß man es nur noch mit der Willkür eines weltlichen Fürſten zu thun hatte, der in ſeiner Krone allein die Quelle des Rechts erkannte. Von dieſem Augenblick an waren auch die bisher Untergebenen nicht mehr verpflichtet, alles, was ihnen von oben her geboten würde, als Gottesgebot anzuſehen, und ſchränkten durch ihren Beirath oder Widerſtand die ſouveraine Willkür ein.

Nach langem Kampf und Wechſel befeſtigten ſich die Parlamente und gewannen nicht ſelten die Oberhand über den Souverain. Zuletzt ſuchte man die Ausgleichung in den drei Factoren (dem monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen) der conſtitutionellen Monarchie und hatte nunmehr dreierlei Rechtsquellen, aus denen das legislatoriſche Waſſer zuſammengeſchüttet wurde. Daher die zwei und dreifarbigen oder ſchillernden Geſetze der Neuzeit und deren unaufhörliche Abänderungen. Das Recht ſchwankt um ſo mehr, als nicht nur der dritte Factor der Geſetzgebung aus periodiſchen Wahlen hervorgeht, auf die der wechſelnde Wind des Tages, der zufälligen Zeitumſtände und der ſog. öffentlichen Meinung beſtändig einwirkt, ſondern auch der erſte Factor ſich nach den Umſtänden richten muß. Alles Recht geht daher nur aus einem zufälligen Compromiß der drei Factoren unter dem jedesmaligen Druck der Umſtände, Leidenſchaften und Meinungen hervor und hängt namentlich oft nur von zufälligen Majoritäten ab, weil der dritte

Factor, von der Preſſe und hinter ihm ſtehenden Parteien im Volk unterſtützt, von den beiden erſten Factoren berückſichtigt werden muß.

Dieſe zufälligen Majoritäten bilden als Rechtsquelle der Neuzeit den grellſten Gegenſatz gegen das göttliche Geſetz, gegen die einzige und ewige Rechtsquelle der chriſtlichen Vorzeit, denn ſie ſind lediglich der Ausdruck einer vorüberfliegenden Wolkenjagd, in der alles nur Wind und Nebel iſt und was man heute fixirt zu haben glaubt, morgen wieder weggeweht oder ganz anders geſtaltet wird. Es iſt ein unaufhörliches Herumbalgen der Parteien, die ſich wie Schlangen oder Rauchringe einer Lokomotive ineinander ſchlingen, eine die andere verdrängend und immer ſchwärzer von unten emporſtoßend. Denn die ganze Geſchichte der Parlamente hat bewieſen, daß wenn das Recht von unten her aus Wahlen entſpringen ſoll, es immer mehr ſich verunreinigt und verdunkelt. In allen Revolutionen nahm der Widerſtand der Volksvertreter gegen die verſchuldete Krone regelmäßig denſelben Verlauf. Die erſten Volksführer waren rechtſchaffene Conſtitutionelle, welche das von der Krone begangene Unrecht beſeitigen und das Recht herſtellen wollten. Bald aber wurden ſie verdrängt von Fanatikern oder Ehrgeizigen, welche den erſten und zweiten Factor aus dem Staat hinauswarfen und mit dem dritten allein eine Republik gründeten. Aber auch dieſe wurden wieder verdrängt durch den roheſten und ſchmutzigſten Pöbel, der den Staat in ſolche Anarchie ſtürzte, daß nur noch ein glücklicher General mit unerbittlicher Säbelherrſchaft dem Greuel des verthierten Pöbels ein Ende machen konnte.

Das Volk bleibt ſich in bewegten Zeiten niemals gleich. In ruhigen Zeiten wird es durch den gebildeten und wohl-

habenden Mittelſtand repräſentirt, der auf Anſtand hält, gemäßigt denkt, ſich vor allen ſeines ruhigen Beſitzes erfreut und durch ſeine Wahlen honette Männer ins Parlament bringt. Wie aber die Zeiten unruhig werden, ſucht Parteileidenſchaft die Wahlen zu beherrſchen. Man ſchüchtert die gemäßigten Bürger ein oder erringt den niedern Claſſen Wahlrechte, welche ſie früher noch nicht beſaßen, und bringt dadurch Männer ins Parlament, die ſtatt mit Licht nur mit Feuer umgehen. Die Wahlumtriebe ſind ein beſchämendes Zeugniß für faſt alle Völker. Sie beweiſen nämlich, wie leicht es den ſchlechteſten Charakteren und mittelmäßigen Intelligenzen wird, durch bloße Frechheit ſich zu Leithämmeln des Pöbels aufzuwerfen und die conſervativen Bürger in Angſt zu jagen und zu terroriſiren.

Es braucht dazu nicht einmal einer Revolution, wir erleben es auch ſchon in gewöhnlichen Zeiten, ſeitdem das Sichwählenlaſſen und politiſche Krakelen Modeſache und Erwerbsquelle geworden iſt. Daher auch in friedlichen Zeiten immer neue Abänderungen der Geſetze im revolutionären Sinne, Erniedrigungen deſſen, was hoch, und Hinaufſchrauben deſſen, was niedrig bleiben ſollte. Beeinträchtigung des Adels und Klerus, der bürgerlichen Genoſſenſchaften, des conſervativen Bauernſtandes zu Gunſten der nomadiſirenden und vagabundirenden Volkselemente. Verkümmerung des Gewinns von ſolider Arbeit durch Begünſtigung des kaufmänniſchen und induſtriellen Schwindels, des Raubbaues und raſcheſten Beſitzwechſels, des Güterſchachers, der Speculation mit fremder Arbeit, das Exploitiren fleißiger Chriſten durch abgefeimte Juden. Dazu die ſyſtematiſche Zurückſetzung der Altbürger gegen die Eindringlinge, der Dienſtherrn gegen die Dienſtboten, der Lehrer gegen die Schüler,

ſogar der Eltern gegen die Kinder. Von einer natur- und ſittenwidrigen Emancipation der Weiber war in früheren Zeiten niemals die Rede; jetzt kommt ſie wiederholt an die Tagesordnung.

Die moderne Rechtstheorie hat der ganzen alten Geſellſchaft, wie ſie unter der Herrſchaft des chriſtlich-germaniſchen Prinzipes beſtanden hat, den Krieg erklärt, nicht nur im öffentlichen, ſondern auch im Privatleben. Wie ſie die Gliederung des Volks in natürliche Stände bereits nicht mehr duldet, ſo will ſie auch noch die Gliederung der Familie, die natürlichſte von der Welt, auseinanderreißen. Daher die Civilehe, die leichte Eheſcheidung, die immer größer werdende Toleranz gegen den Concubinat, die Angriffe der Communiſten gegen die Ehe überhaupt, das Trachten nach Emancipation des Fleiſches. Noch iſt der Abfall vom chriſtlich-germaniſchen Prinzipe nicht ſo weit gediehen, daß dieſe Beſtrebungen, die Familie aufzulöſen, ſchon hätten durchdringen können, aber der Anfang dazu iſt gemacht und wenn die moderne Rechtstheorie, die dem Individuum abſolute Freiheit vindicirt, wie bisher das Terrain ihrer Eroberungen beſtändig erweitert, ſo wird auch die eheſeindliche Unſittlichkeit zuletzt noch geſetzkräftig werden.

Die ältere Juſtiz ſchützte nicht blos die Regierung gegen etwaige Mißachtung oder Aufruhr und nicht blos das öffentliche und Privateigenthum gegen Diebſtahl, die Perſon gegen Verbal- und Realinjurien ꝛc., ſondern ſie nahm auch Bedacht, die Ehrenhaftigkeit des Mannes, die Keuſchheit des Weibes, den Adel der Race zu erhalten. Sie ſtrafte den Dieb nicht wegen des Geldeswerthes deſſen, was er geſtohlen hatte, ſondern wegen ſeiner Ehrloſigkeit. Wer ſo niederträchtig handeln konnte, war nicht mehr werth in einer

achtbaren Gemeinde zu leben, er wurde wie ein Schmutzflecken weggetilgt. Mit derſelben Strenge wurde jedes Keuſchheitsvergehen geahndet, nicht wegen der Alimentationskoſten, ſondern wegen der Schande, welche die Lüderlichkeit ihrer Genoſſen der Familie und Gemeinde zuzog. Das Geſetz wahrte den Adel der Race. Eben deshalb war es auch ſtrenger gegen jede Entheiligung der Religion und Verachtung der göttlichen Autorität; ſtrenger in der Wahrung einer öffentlichen guten Sitte, in der Beſtrafung des nur Eitelkeit, Verſchwendung und Laſter begünſtigenden Luxus; ſtrenger in der Beſtrafung der Fälſchung, der lüderlichen Pfuſcherei, des Schwindels in Gewerb und Handel, womit das Publikum betrogen wird. Die ältere Juſtiz ſicherte den ehrbaren Hausvätern ihr natürliches Vorrecht vor den Weibern, der Jugend, dem Geſinde und Geſindel. Jetzt ſteht jeder Lump und Vagabunde auf gleicher Höhe mit dem achtbarſten Bürger, jeder Bube mit dem Meiſter, jede Hure mit der würdigſten Matrone.

Nach dem älteren chriſtlich germaniſchen Prinzipe ging die Pflicht dem Recht vorher. Die Erfüllung einer Pflicht war die Bedingung jedweden Rechtes. Nach der chriſtlichen Grundanſicht beſitzt der Menſch alles, was er hat und was er kann, nur durch die Gnade Gottes, ſeines himmliſchen Vaters, und hat das Recht, ſein irdiſches Gut zu genießen und ſeine verhältnißmäßige Macht auszuüben nur als ein von Gott damit für die irdiſche Zeit Belehnter, wogegen er die Pflicht übernimmt, ſich des Beſitzes und der Macht würdig zu zeigen und bei Verwaltung ſeines Gutes und bei Ausübung ſeiner Macht immer Gott vor Augen zu haben. Es iſt außerordentlich intereſſant, daß die deutſche Nation ihre Wahlverwandtſchaft mit dem Chriſtenthum ſchon

lange, bevor ſie daſſelbe kennen lernte und als ſie noch tief im Heidenthum befangen war, in ihrer Grundanſchauung von Pflicht und Recht beurkundete. Noch leben im germaniſchen Volk von den Gebirgen Norwegens bis zu den Alpen zahlreiche aus dem Heidenthum ſtammende Sagen von der ſtrengen Gerechtigkeit, die in der Natur walte. Nach altem Heidenglauben waren Erde und Meer ſchon lange vor den Menſchen von Dämonen oder Genien der Elemente, Rieſen, Zwergen, Elben und Nixen bewohnt und gehörten dieſen allein zu. Als nun die Menſchen kamen und ſich die Herrſchaft über Erde und Meer anmaßten, trafen ſie nach dem heidniſchen Volksglauben ein rechtliches Abkommen mit den früheren Beſitzern nicht blos durch Opfer, die ſie ihnen brachten, ſondern auch durch das Gelöbniß, die Güter der Erde und des Meeres würdig zu gebrauchen. Würden ſie das nicht thun, ſo ſey der Kaufvertrag gebrochen, die Elemente erhielten ihr altes Recht wieder und dürften die unwürdigen Menſchen vertreiben, ihren Anbau zerſtören. Daher in allen deutſchen Alpengegenden die Sagen von wilden Steinhalden und Gletſchern, die da entſtanden ſeyen, wo einſt reiche Matten gegrünt hätten; weil aber die üppigen Sennen mit dem frommen Vieh, mit der Milch, dem Käſe und dem Brode bübiſchen Mißbrauch getrieben hätten, ſey ihr ſchönes Beſitzthum plötzlich verſchwunden und unter einen Bergſturz begraben worden. Ganz ebenſo die vielen Volksſagen von fruchtbaren Inſeln und reichen Ortſchaften an der Nord- und Oſtſee, die wegen Mißbrauch des Wohlſtandes im Meer verſunken ſeyen. Man darf an ſolche alte Dinge erinnern, um die zu beſchämen, die ſich heutzutage Chriſten und hochgebildet nennen und doch für das heilige

Recht ſo viel weniger Sinn haben, als es jene blinden Heiden hatten.

Was geſchieht in neuerer Zeit, um Jugend und Volk die Pflichten einzuſchärfen, ohne deren Erfüllung es kein Recht gibt? Gottes Gebote und die alte gute Sitte werden verlacht. Die Geſetze ſchützen das Eigenthum gegen Raub, aber nicht die Unſchuld gegen Verführung und moraliſche Befleckung. Die ſchlechte Preſſe, das ſchlechte Beiſpiel lüderlicher Geſellen, die ſich überall vordrängen, das Renommiren in den Wirthshäuſern übt mächtigen Einfluß auf die heranreifende, unerfahrene Jugend. Wer im niedern Stande geboren in die Welt eintritt, lernt, wenn er nicht ſchon von ſchlechten Eltern verdorben iſt, unter ſeinen neuen Kameraden immer zuerſt ſaufen, ſpielen, ſchamloſe Uebertretung des ſechſten Gebotes, Gotteslästerung, Verhöhnung der Moral, und das alles unter dem Namen der Emancipation, des Freiwerdens von alten Vorurtheilen und Dummheiten. Die jungen Leute ſollen ſich wohl gar entrüſten, daß fromme Eltern und der Pfarrer ſie früher belogen und betrogen hätten. Die demokratiſchen Parteien bedienen ſich der frechſten Wirthshausrenommiſten im Arbeiterſtande als Agenten, um dieſen Stand aufzuwühlen, und colportiren durch ſie, nicht nur revolutionäre, ſondern auch irreligiöſe Schriften. Ein mir bekannter Arzt fand eine Ueberſetzung von Renan im Spitale.

15.

Von der Preßfreiheit.

Unter allen Freiheiten, welche die Neuzeit für das ganze Menſchengeſchlecht reclamirt, iſt die Preßfreiheit eine der vornehmſten. Das Wort, das durch Schrift, noch mehr das

durch den Druck vervielfältigte, übt eine ungeheure Macht aus und in den Beſitz dieſer Macht zu gelangen, trachtet daher jeder, der die Menſchen beherrſchen, oder ſich von einer verhaßten Herrſchaft befreien will. Die Mittheilung, ſagt man, ſey ein Recht, das man ſich nie verkümmern laſſen dürfe, ein angebornes Recht aller Menſchen. Andere aber machen die Erfahrung geltend, daß ſie auch mißbraucht werden könne.

Unſtreitig ſteht auch hier dem Recht eine Pflicht zur Seite. Weil aber der dermalige Zeitgeiſt nur von Rechten und nichts von Pflichten wiſſen will, ſo verlangt er unbedingte Preßfreiheit oder geſtattet eine Beſtrafung des Mißbrauchs erſt, wenn derſelbe vollendet iſt, und eigentlich nicht um des Rechts willen, ſondern aus Parteiintereſſe. Die herrſchende Partei behält ſich nämlich immer das Recht vor, ſich an der Preſſe der Gegenpartei zu rächen. Will man dagegen ein ganz und gar gerechtes, unparteiiſches Preßgeſetz haben, welches jeden Mißbrauch verhindert oder beſtraft, ohne den rechten Gebrauch einzuſchränken, ſo kommt man in Verlegenheit. Die herrſchende Partei iſt entweder als Partei eo ipso nicht unparteiiſch, oder wird doch gewiß nicht dafür gehalten. Die Staatsgewalten, welche früher die Cenſur übten, thaten es in ihrem politiſchen Nutzen und ſtraften oder verhüteten nur, was ihrem politiſchen Intereſſe ſchädlich war, duldeten aber alles, was gegen die Religion oder auch zur Untergrabung reiner und ſtrenger Sitten geſchrieben wurde, und ſahen es ſogar gern, wenn die Oppoſition ſich von der politiſchen Seite hinweg gegen jene wendete.

Da nun aber die Preſſe durch Ueberredung zum Böſen, Läſterung des Guten, Verführung, Lüge ꝛc. die Leſer bethören und großes Unheil ſtiften kann, erſcheint eine Ver-

hütung dieſes Mißbrauchs ſehr vernünftig. Schon der große Plato meinte, die Menſchen wären vielleicht beſſer und glücklicher, wenn die Schrift nie erfunden worden wäre. Wie oft in den aufgeregten Zeiten begegneten mir liberale Philiſter, die eben eine ſtürmiſche Adreſſe um Preßfreiheit unterzeichnet oder in einer Bürgerverſammlung pathetiſch für ſie declamirt hatten und doch außer ſich vor Wuth geriethen, als ſie zum erſtenmal ihren Namen im Blatte der Gegenpartei gedruckt laſen und ſich in hämiſcher Weiſe geſchmäht und vor dem Publikum lächerlich gemacht ſahen.

Wir dürfen wohl geſtehen, daß die gegenwärtige Generation, die Cenſur zu ertragen, nicht mehr geneigt, aber die Preßfreiheit zu ertragen, noch nicht fähig iſt.

Wie die Preßfreiheit gegenwärtig vom herrſchenden Zeitgeiſt aufgefaßt wird, gehört ſie zum Syſtem aller übrigen Freiheiten, iſt eine natürliche Conſequenz derſelben und ſo allgemein und bedingungslos wie alle andern. Von einer Pflicht gegen Gott und die Menſchen iſt überall nicht die Rede. Nur vom Recht. Der Grundgedanke iſt: Alle dürfen Alles. Die Mittheilung aber, welche durch die Schrift oder Preſſe vermittelt wird, geht jetzt nicht mehr von oben, ſondern von unten aus. Früher empfing die Menge die Belehrung von oben, von der Kirche, von der Staatsgewalt, von den Univerſitäten, vorragenden Gelehrten, Denkern und Dichtern. Die Menge ſelbſt verhielt ſich ruhig dazu. Jetzt iſt das Verhältniß ſchon beinahe umgekehrt. Die Menge ſelbſt iſt es, welche ſchreibt oder ſchreiben läßt. Die Abonnenten beſtimmen den Autor, Mehrheiten beherrſchen mit ihren Vorurtheilen und Parteiintereſſen die ihnen dienſtbare Preſſe. Selbſt die akademiſchen Größen laſſen ſich, um noch etwas zu gelten, zu den Vorurtheilen der liberalen Philiſter, ja

ſogar des demokratiſchen Pöbels herab, mittelſt ſog. populärer Lehrbücher. Die einſt den Höfen ſchmeichelten, huldigen jetzt dem ſog. Volke, d. h. der Fortſchrittspartei.

Im Dienſte der herrſchenden Parteien hat die Literatur ſich zerblättert. Sie muß den Parteigenoſſen täglich etwas Neues bringen, ſie beſtändig in Athem erhalten. Sie muß ſich daher großentheils in Tagespreſſe, in Zeitungen zerblättern. Eine Zeitung concurrirt mit der andern. Sie müſſen ſich daher überbieten, dem Publikum intereſſant zu bleiben. Daher, um täglich etwas Neues zu bringen, die täglichen Lügen, die Zeitungsenten, die verfälſchten Telegramme. Daher auch die Bosheit, Grobheit, die beleidigenden Perſönlichkeiten, der Scandal. Man bemerkt, daß die Linie des Anſtändigen, welche die großen Blätter noch einhalten, von den kleinern immer ungenirter überſchritten wird, beſonders, wo die politiſche Aufregung zunimmt. So hat die Wiener Judenpreſſe ſchon mit allen Unverſchämtheiten der Yankeepreſſe gewetteifert. Ja ſie hat ſich ſolcher Dinge erfrecht, die nicht einmal in Nordamerika möglich wären. Am heiligen Chriſttag las man in einem Wiener Judenblatte die ſchändlichſte Verhöhnung des Chriſtkindes. Dagegen hat Nordamerika etwas zu bieten, was bis jetzt in Europa unerhört iſt. Man las im Spätherbſte 1868 in Correſpondenzen aus Nordamerika, daß in einer Stadt daſelbſt alle Lehrbücher aus der Schule entfernt und durch Zeitungen erſetzt worden ſeyen, weil die jungen Republikaner nichts Beſſeres lernen könnten, als ſich frühzeitig in der Behandlung öffentlicher und politiſcher Fragen zu üben.

In Deutſchland ſpeculiren noch die Buchhändler auf ein paſſives Publikum, dem ſie ſchlecht fabricirte Bücher anempfehlen und aufdrängen, die irgend einer Neigung und Vor-

oder nicht ſo leicht möglich wären, von Vereinen aus, die oft über ungeheure Einkünfte zu gebieten haben. Alles das findet ſich bei uns in Deutſchland nur in ſehr verkleinertem Maßſtab, aber auch bei uns entfaltet eine Menge von Vereinen, deren Zahl in ſtetigem Zunehmen iſt, in kleineren Kreiſen die wohlthätigſte Wirkſamkeit. Schon die ungeheure Ausdehnung und Wirkſamkeit der Journaliſtik in unſern Tagen gehört dieſem Streben an. Journale ſind gemeinſchaftlich geſchriebene Bücher. In den Naturwiſſenſchaften, und beſonders in der Medicin, wird mehr als die Hälfte der Literatur von ihnen abſorbirt. In ihnen wird der unermeßliche, täglich ſich vermehrende Schatz einzelner Beobachtungen niedergelegt, die in ihrer Vereinzelung ohne ſie kein Organ der Veröffentlichung, keinen Ort der Aufbewahrung fänden; ſie mögen daher in andern Disciplinen vielleicht zerſplitternd wirken, in der Naturwiſſenſchaft, die ſich nur aus Einzelnem aufbauen kann, wirken ſie ſammelnd, zuſammenhaltend, concentrirend. Es iſt ſichtlich, daß dieſer Zuſammentritt der Federn den Zuſammentritt der Perſonen wünſchenswerth machen, ja ihn nothwendig hervorbringen mußte. Das alte, abſchließende, ariſtokratiſche Syſtem der Akademieen konnte, wie in andern Wiſſenſchaften, ſo auch in der Naturwiſſenſchaft, nicht mehr genügen. Das Bedürfniß einer großartigen, umfaſſenden Vereinigung der nach gleichem Ziel Strebenden mußte in einer, politiſch in kleinere Kreiſe mit ebenſo vielen Mittelpunkten getheilten Nation nur um ſo fühlbarer hervortreten: man durfte ſich etwas Großes verſprechen von dem nie erhörten Zuſammentritt der Repräſentanten der Naturwiſſenſchaften auf den zwei und zwanzig deutſchen Univerſitäten, ſo wie ihrer Pfleger in den größeren und kleineren, meiſt mit naturhiſtoriſchen Sammlungen gezierten deutſchen Hauptſtädten. Der Werth, die Würde und der praktiſche Einfluß der Naturwiſſenſchaft auf das Leben war noch nie in dem Grade gefühlt und anerkannt worden, wie in den letzten fünfzig Jahren. Nie war der Trieb zur Erkenntniß der Dinge außer uns, zum poſitiven Wiſſen, wie es in der Naturwiſſenſchaft erſcheint, ſo lebendig geweſen, als ſeit den letzten Jahrzehenten des achtzehnten Jahrhunderts. Man hatte einſehen lernen, daß dieſes Wiſſen eigentlich die Grundlage unſerer geſellſchaftlichen Exiſtenz bildet, und die Bedingungen jeder Vervollkommnung derſelben, jedes Fortſchritts in ſich ſchließt. In der

liebe des Publikums, oder der Mode ſchmeicheln, und zwar wird dabei auf alle Schattirungen des Publikums Rückſicht genommen. Als Maßſtab für dieſe Induſtrie können die Stunden der Andacht dienen, die in verſchiedenen Ausgaben für Proteſtanten, Katholiken und Juden abgeändert, allen Confeſſionen in wohlaſſortirtem Waarenlager feilgeboten wurden. Die Induſtrie hat keinen Glauben und kein Gewiſſen. Sie fabricirt die Bücher nur für die Käufer und nur um des Gewinns willen, den ſie vom Kaufpreiſe zieht. Proteſtanten, ſogar Juden machen in katholiſcher Literatur. Katholiken machen in Religionsſpöttereien. Die buchhändleriſche Induſtrie beherrſcht den deutſchen Markt und hat einen weit größern Spielraum, als der franzöſiſche, engliſche und nordamerikaniſche. In Deutſchland nämlich gibt es noch ein großes Publikum, welches noch nach alter Weiſe literariſche Autoritäten verehren will. Daneben ein Publikum, welches vorzugsweiſe von den politiſchen oder kirchlichen Parteien beherrſcht iſt, wie in Frankreich. Aber das eigentliche Yankeepublikum, deſſen Keime in der Fortſchrittspartei liegen, iſt noch nicht genug fertig. Das iſt das Publikum der Abonnenten, die den Autor oder Redakteur nicht mehr als eine ſelbſtſtändige Größe, ſondern als ihren bezahlten Knecht betrachten, nicht mehr über ſich, ſondern unter ſich ſehen.

So weit iſt es nun in Deutſchland noch nicht gekommen, aber wir ſind auf dem Wege dazu. Jedenfalls erkennt das größere Publikum keine Autorität von oben her mehr an, ſondern verehrt nur noch Götzen des Tages, der Mode, der Partei. Unbekümmert darum, daß droben noch die ewigen Geſtirne ſtrahlen, folgen ſeine Augen einzig noch dem Glanze des Schaums, den ewig wechſelnde Wellen von unten her

aufwerfen. Alles gesunde Urtheil fehlt. Wenn ein Name nur Mode geworden ist, so jauchzt man ihm zu, wie unwürdig auch sein Träger seyn mag. Mit dem nämlichen Blödsinn, wie man sich die häßlichste und unzweckmäßigste Kleidermode aneignet und bewundert, wenn sie nur die neueste ist.

Da nun die Presse täglich eine ungeheure Macht wenigstens über das s. g. gebildete und halbgebildete Publikum ausübt und kein gesundes Urtheil sie controlirt, noch eine Autorität in ihr gilt, die nicht beständig schwankte und vom Parteiurtheil oder der Mode des Tages abhinge, so sieht man auch nicht ab, wo das alles zuletzt hinaus will und was die allgebärende Gäa der Presse noch für Ungeheuerlichkeiten hervorbringen wird. Die Masse der Bücher ist nicht mehr zu übersehen. In Deutschland allein wird sie jährlich durch eine Myriade neuer Bücher vermehrt. Da muß der Horizont des lesenden Publikums sich in dem Maaße einengen, wie der Ocean der Literatur sich ausdehnt, und immer mehr auf die Lectüre der örtlichen Tagespresse sich beschränken. Eine Orientirung im Großen ist auch dem nicht mehr möglich, der sein ganzes Leben der Literatur allein widmet.

16.

Von der Todesstrafe.

Man ist in der Verhätschelung und Beschmeichelung des Menschen so weit gekommen, daß man ihm blos deswegen, weil er Mensch ist, eine unantastbare Majestät zuerkennt und nicht mehr gestatten will, ihn körperlich zu züchtigen, oder gar an ihm die Todesstrafe zu vollziehen, wenn er

auch noch ſo arg gefrevelt und ſich auf die eclatanteſte Weiſe des Rechts, ein Menſch zu ſeyn und mit andern Menſchen zu leben, unwürdig gemacht hat. Man hat die Humanität dermaßen übertrieben, daß man an die Menſchenwürde gar keine ſittliche Bedingung mehr knüpft. Wenn er ſich auch wie ein Tiger, wie ein Schwein aufführt, ſo genießt er doch in ſeiner Menſchenhaut die Ehre des Menſchen. „Es iſt das erſte Menſchenrecht, zu leben", ſagt der gute Mittermaier, einer unſerer größten Juriſten, „der Güter höchſtes iſt das Leben. Die Menſchen haben kein Recht, einem Mitmenſchen dieſes köſtlichſte Gut zu rauben. Beſonders ſollte es den Chriſten einleuchten, daß ſie nicht befugt ſind, einen Mitmenſchen zum Tode zu verdammen, weil ihre übereilte Juſtiz damit in die göttliche Juſtiz eingreifen würde. Denn nur Gott, der den Menſchen geſchaffen hat, darf ihm auch ſein Ende beſtimmen." Andere haben geſagt, die Sünde ſey überhaupt nur eine Krankheit oder eine Verirrung des Verſtandes, der Verbrecher gehöre alſo vor den Arzt und nicht vor den Richter. Wieder Andere haben gemeint, weil Gott die ewige Liebe ſey, könne er auch nur verzeihen; der Menſch aber ſolle nicht ſtrenger urtheilen wollen als Gott, folglich auch keine Todesſtrafe verfügen. Da man nun doch aber den Verbrecher unſchädlich-machen müſſe, damit er ſeine Verbrechen nicht wiederhole oder Andere ihm nicht nachahmen, ſo dürfe man ihn einſperren und müſſe ihn in dieſem Zuſtand zu beſſern ſuchen. Weiter habe kein Menſch über einen andern ein Recht, alſo auch nicht der Staat, der im Namen aller Staatsgenoſſen handelt.

Dieſe Anſicht hat in den letzten Jahrzehnten eine überraſchende Ausbreitung gefunden. Eine Menge von Schriften verwerfen die Todesſtrafe, wie auch die körperlichen

Züchtigungen aus Humanitätsgründen. Faſt in allen Parlamenten Europas ſind gegen die Todesſtrafe Reden gehalten und in mehreren iſt ſie wirklich abgeſchafft worden. Vor wenigen Jahren erklärte ſich auch der große deutſche Juriſtentag gegen die Todesſtrafe und in der liberalen Philiſterwelt von ganz Europa und ihrer tauſendſtimmigen Tagespreſſe wird die gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafe gegenwärtig nur noch als eine Frage der Zeit behandelt und man verachtet ihre Vertheidiger ſchon zu ſehr, um nur noch von ihnen Notiz zu nehmen.

Dieſe Marotte der Zeit hängt wieder genau mit dem Grundzuge des jetzt herrſchenden Zeitgeiſtes zuſammen, iſt eine natürliche Conſequenz desſelben und konnte nicht ausbleiben. Sie folgte nothwendig aus dem großen Abfall von Gott und aus der mehr oder weniger durchdachten, doch allgemein durchfühlten und bei den Maſſen oft ſogar naiv und unbewußt in Uebung gekommenen Selbſtvergötterung. Es iſt wahr, die erſten Stimmen gegen die Todesſtrafe wurden nach der Reſtauration im liberalen Lager laut, als daſſelbe in der größten Bedrängniß war. Man wollte den Hinrichtungen politiſcher Gegner Einhalt thun. Man fand es unmenſchlich, daß Ehrenmänner blos wegen ihrer politiſchen Meinungen hingerichtet oder mit den ſchwerſten gemeinen Verbrechern als Galeerenſclaven zuſammengekettet werden ſollten. Als aber der Liberalismus die Oberhand erhalten hatte, wurde die Humanität alsbald von den Demokraten weiter ausgedehnt und durfte nicht bei den politiſchen Ehrenmännern ſtehen bleiben. Die demokratiſche Gleichheit machte ſich geltend. Allen Menſchen wurde die gleiche Würde zugeſchrieben.

Die Juriſten blieben nicht hinter dem Zeitgeiſt zurück. Sie haben das nie gethan. Als im 17. Jahrhundert der graſſeſte Aberglaube Mode war, wetteiferten die Juriſten, demſelben ihre Dienſte anzubieten. Es iſt bekannt, daß die Juriſtenfacultäten im Eifer des Hexenwahns die theologiſchen noch übertrafen. Die gräßlichſten Hexenproceſſe fallen faſt ausſchließlich den Juriſtenfacultäten zur Laſt. Als dieſe ſcheußliche Mode längſt aufgehört hatte und die liberale aufkam, boten die Juriſten auch wieder dieſer eifrig ihre Dienſte an und ſo kam es, daß der deutſche Juriſtentag im 19. Jahrhundert ſich für das Gegentheil von dem begeiſterte, wofür ſich die Juriſten vor zweihundert Jahren begeiſtert hatten. Damals konnten ſie nicht genug Folterwerkzeuge erfinden, um die Unſchuld zu martern; jetzt ſollte auch dem ruchloſeſten Verbrecher kein Haar mehr gekrümmt werden dürfen. Es iſt wirklich recht intereſſant, jetzt in einer Menge von juridiſchen Werken, Broſchüren und Zeitungsartikeln zu leſen, wie viele Juriſten alle erdenkliche Sorgfalt für den Verbrecher haben und um deſſen koſtbares Leben zu ſchonen, alles aufbieten, während ihnen das Verbrechen ganz gleichgültig iſt, ſie mit dem Mißhandelten, Beſtohlenen, Verwundeten, Geſchändeten, Ermordeten nicht das geringſte Mitleid haben und ſie nur auf raffinirte Entſchuldigungsgründe des Verbrechens ſinnen.

Wie unnatürlich das alles iſt, die liberale Welt merkt es nicht, denn die Unnatur iſt ihr zur andern Natur geworden und ſie exiſtirt nur noch in Widerſprüchen. Ich äußerte mich darüber im Sturmjahr 1849 (in meinem Literaturblatt Nr. 21): „In derſelben Zeit, in welcher die rothen Republikaner ſtürmiſch die Abſchaffung der Todesſtrafe verlangen und der Geſammtheit nicht mehr das Recht

zugeſtehen, etwa einen Struve zum Tode zu verurtheilen, erfreuen ſie ſich des Lynchgeſetzes, durch welches Lichnowsky und Auerswald fielen, und brauchen das Wort „latouriſiren" ſprichwörtlich mit lachender Schadenfreude. Indem ſie dem Staat verwehren wollen, noch die Todesſtrafe auszuſprechen, ſprechen ſie ſelbſt ſie als Individuen ohne alle Rückſicht aus und jubeln Heinzen zu, der zum Morde en masse auffordert, ſo unerſättlich in Blutdurſt, wie einſt Marat.

Doch ſind es neben den Rothen und Wilden auch ſehr weiße und zahme Leute, welche die Todesſtrafe von Staatswegen wollen abgeſchafft wiſſen. Wunderbar! Je beſtialiſcher, je dämoniſcher die Menſchen geworden ſind, um ſo lebhafter glauben ſich die Liberalen von der gutmüthigen und ſanften Race überzeugt zu haben, die menſchliche Natur ſey durchaus vortrefflich und die Bildung ſchon ſo allgemein gediehen, daß die letzten Flecken, welche dieſer menſchlichen Natur durch das finſtere Mittelalter angekünſtelt worden ſeyen, demnächſt vollends würden abgewaſchen werden. Ihr Optimismus ſieht das goldene Zeitalter einer allgemeinen Unſchuld, bedingt durch allgemeine Freiheit, ganz nahe. Nachdem im vorigen Jahrhundert die ſentimentale Erziehungskunſt aus den Kindern lauter Engel machte, alle Strafen aus der Schule verbannte und lediglich durch Liebe und Lob mit ihnen zum Ziel kommen wollte, hat in unſerm Jahrhundert die ſentimentale Jurisprudenz den Wahn wieder aufgenommen und, während er in Bezug auf die Kinder noch verzeihlich war, ihn auf die Bevölkerung der Zuchthäuſer angewendet. Der Verbrecher, heißt es da, iſt ein Menſch, ein unglücklicher Menſch. Man muß ihn ſchonen, tröſten, erheben, wieder zum Bewußtſeyn ſeiner Menſchenwürde bringen. Seine Sache iſt die der Menſchlichkeit.

Alſo muß man, wenn ihm der Prozeß gemacht wird, unbekümmert um d' [illegible] derer, die er gemordet, gemartert, beſtohlen, betrog[illegible] ꝛc., für ihn, den Verbrecher, Partei ergreifen. Man muß ſorgen, daß ihm nichts geſchehe, daß ihm kein Haar gekrümmt werde, daß ihn weder eine Todes-, noch Prügelſtrafe treffen könne, daß er beſſer gebettet und geſpeist werde, als unzählige rechtſchaffene Proletarier. Man muß ihn gleichſam in Baumwolle wickeln, ihn liebkoſen, und mit der Vorliebe, die man ihm ſchenkt, ſich brüſten. Man muß die Stimmung, die natürlicherweiſe bei einem Morde dem Ermordeten günſtig und dem Mörder ungünſtig iſt, unnatürlicherweiſe umkehren, daß kein Menſch ſich um den Ermordeten bekümmert, aber alles ſtaunt und entzückt dem Mörder als dem mit bunten Bändern geſchmückten Schooßkind der ſentimentalen Jurisprudenz nachläuft. Man muß die Hinterbliebenen, die Jammernden, die Kläger und vor allem den Staatsanwalt mit Hohn und Schmach überhäufen und nur den Advokaten, der den Verbrecher rechtfertigt, mit Lorbeern bekränzen.

Dieſe Sentimentalität gibt ſich zuweilen ſogar für chriſtlich aus, ſofern man das Chriſtenthum ausſchließlich für die Religion der Liebe gehalten wiſſen will und gänzlich vergißt, daß der Liebe die Gerechtigkeit beigeſellt iſt und daß die chriſtliche Liebe gar nicht begriffen werden kann, außer in der vollen Anerkennung der Gerechtigkeit, denn

Die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

Nichts iſt ſo lächerlich, als wenn ſich eine ſonſt nichts weniger als chriſtliche Jurisprudenz den Mantel der Liebe umhängt und ſogar pietiſtiſche und quietiſtiſche Ausdrücke wählt, um den Wolf ins Schafkleid zu vermummen. Weil

entfernt, aus dem Chriſtenthum irgend ein Argument für ſich ſchöpfen zu können, ſtehen die Gegner der Todesſtrafe vielmehr auf einem entſchieden unchriſtlichen Standpunkt und die ganze Bewegung gegen die Todesſtrafe hängt mit der gleichzeitigen gegen das Chriſtenthum zuſammen, wenn ſich auch nicht jeder Betheiligte deſſen bewußt iſt.

So lange die Woge der Negation noch im Steigen iſt, dürfte alles, was man etwa zur Vertheidigung der Todesſtrafe ſagt, umſonſt ſeyn. So lange, abgeſehen von der religiöſen, auch die Staatsautorität ſelber wie in einem Erdbeben wankt, läßt ſich mit denen, welche ſie vollends ſtürzen wollen, nicht disputiren. Gerade weil das Schwert der Gerechtigkeit dem Staat ſo großes Anſehen verleiht, will man es ihm entreißen, denn man haßt den Staat. Triumphirte die Revolution und hätte ſie ihre neue Staatsgewalt gegründet, ſo würde ſie trotz aller Argumente, deren ſie ſich gegen den heute noch beſtehenden Staat bedient, das Schwert der Gerechtigkeit ſelbſt in die Hände nehmen. Denn dieſes Schwert iſt das unzertrennliche Attribut jeder Regierung. Kann eine dieſes Schwert nicht mehr führen, ſo iſt ſie verloren und muß einer andern Platz machen, die es wieder zu führen verſteht."

Das Chriſtenthum lehrt, es kann keine Gnade geben ohne Gerechtigkeit, jede That findet ihre Vergeltung. Die Vernunft und der geſunde Inſtinkt im Volk ſagt daſſelbe. Die Freiheit iſt eine zu köſtliche Gabe, als daß nicht auf ihren rechten Gebrauch oder Mißbrauch der höchſte ſittliche Werth gelegt werden müßte. Dieſer Ernſt der Gerechtigkeit, welche die h. Schrift und die Vernunft lehren, iſt auch die Baſis jeder vernünftigen Staatsgewalt. Ihr iſt es aber nicht blos um die Vollziehung der Gerechtigkeit, ſondern

auch um die Abſchreckung zu thun. Wenn ſie ſtraft, geſchieht es nicht blos, um Recht zu üben, ſondern auch, um ein warnendes Exempel zu ſtatuiren. Das alles findet man jetzt zu hart, zu grauſam. Man will der Staatsgewalt nur noch das Recht zugeſtehen, einen Verbrecher durch Einſperrung in Zukunft unſchädlich zu machen und ihn im Zuſtande der Gefangenſchaft zu belehren und zu beſſern. Das iſt löblich, damit erreicht man aber nicht den Zweck. Nur wenige Verbrecher ſind der Belehrung und Bekehrung zugänglich, die meiſten bleiben verſtockt oder heucheln nur, zumal wenn ſie ſich dadurch die Strafe erleichtern oder abkürzen können.

Die moderne Aufklärung hat faſt alle andern Strafarten abhanden kommen laſſen, dagegen die Gefängnißſtrafen in unerhörtem Maaße ausgedehnt. Das viele und lange Einſperren iſt eine Unnatur und Uebertreibung aus falſcher Humanität unter dem Einfluß einer falſchen Philoſophie, welche den Menſchen lächerlich verhätſchelt und im böſeſten Buben immer noch die Menſchenwürde geehrt wiſſen will. In der modernen Humanität, die den frechſten Gauner bekomplimentirt, waltet genau die nämliche Unvernunft, wie in dem gräßlichen Pöbelhaß, der nichts Großherziges und geiſtig Vornehmes ertragen kann und einem Sokrates den Giftbecher reicht. In der Maske der Humanität richtet der ſich aufblähende Unverſtand nicht weniger Unheil an, als mit dem offnen Geſicht, aus dem die Brutalität grinſt.

Das natürliche Gefühl im Volk verlangt andere Strafen, als die Einſperrung. Es iſt gegen die Einſperrung bei geringeren Vergehen, weil es den Straffälligen nicht ſeinem Beruf und ſeiner Arbeit entziehen will, und in ſchweren Fällen, weil ihm das bloße Einſperren eine zu

gelinde Strafe ſcheint. Dem ruchloſeſten vorbedachten Mörder, Brandſtifter, Nothzüchter ꝛc. gehört der Tod, auf böſe Bubenſtreiche gehören Prügel, auf niederträchtigen Betrug gehört der Pranger. In vielen Fällen, beſonders wo die Habgier dem Gemeinweſen Abbruch gethan, ſind hohe Geldſtrafen praktiſch. Dagegen iſt es unvernünftig, politiſche Verbrecher, deren Straffälligkeit vielleicht aus dem ehrenhafteſten Charakter entſprungen iſt, mit gemeinen Dieben zuſammenzuſperren. Es ſind keine gemeinen Verbrecher, ſondern nur Feinde der Staatsgewalt, die man daher auch nur wie Kriegsgefangene anſtändig behandeln oder erſchießen laſſen ſoll. Es gibt aber auch noch andere Verbrecher heroiſcher Art, auf die einſperren und beſſern wollen nicht anwendbar ſind. Es iſt nicht inhuman, einen politiſchen Feind, einen edlen Schwärmer für eine zeitweilig verbotene Sache, z. B. einen Polen, der gegen das ruſſiſche Joch anlämpft, einen Verbrecher aus Ehrgeiz, aus Liebe ꝛc. zu erſchießen oder zu enthaupten, aber es iſt inhuman, ihn in ein Zuchthaus zu ſchicken, kahl zu ſcheeren und Strümpfe ſtricken zu laſſen.

Wenn mit den Todesſtrafen, körperlichen Züchtigungen, Ehren- und Geldſtrafen kein Mißbrauch getrieben wird, ſo ſind ſie offenbar in einer großen Menge von Fällen, in denen ſie nach der neuern Praxis durch Gefängnißſtrafen erſetzt werden, dieſen letztern bei weitem vorzuziehen. Einer ſchleicht ſich bei ſeinem langjährigen Wohlthäter ein und erſchlägt den ergrauten Mann, um ihn beſtehlen zu können. Man ſetzt ihn auf Lebenszeit ins Gefängniß. Wäre es nicht vernünftiger, einem ſolchen Niederträchtigen den Kopf vor die Füße zu legen? Ein Lehrburſche, auf das Geſetz trotzend, das ihn körperlich zu züchtigen nicht geſtattet, inſultirt ſeinen

That laſſen ſich die verſchiedenen Phaſen der Cultur des Menſchengeſchlechts ohne die Bearbeitung der Metalle, ohne die Schifffahrt und ihre Vervollkommnung durch die Magnetnadel und die Aſtronomie, ohne die Erfindung des Schießpulvers u. ſ. w., alſo ohne die Naturwiſſenſchaften nicht als möglich denken; und wer kann ſelbſt aus den bisherigen glänzenden Erfahrungen berechnen, zu welchen Reſultaten die Anwendung der expanſiven Kraft des Waſſerdampfs noch führen mag? Wir finden von dieſer Anerkennung im Alterthum vor den Zeiten Alexanders des Großen keine Spur; zwar beruhte die nationelle Exiſtenz der Egypter rein auf ihren ſpärlichen hydrauliſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſen oder vielmehr Erfahrungen, die objective Darſtellung ihrer dunkeln religiöſen Vorſtellungen in ihren ungeheuern Bauten ſetzte bedeutende Kenntniß der Mechanik voraus; indeß findet ſich keine Spur, daß ſie ſich ihrer Erfahrungen irgend wiſſenſchaftlich bewußt geworden wären, oder dieſe Kenntniſſe in ihrem wahren Werth erkannt hätten. Daſſelbe iſt bei den Phöniziern und den früheren Griechen der Fall. Zwar finden ſich in den Schriften der griechiſchen Philoſophen vor Ariſtoteles vielfach Ideen über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände, allein faſt Alles iſt ſpeculative Träumerei oder baare Unwiſſenheit; die Geſchichtſchreiber Herodot und Xenophon hatten mehr naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, als alle dieſe Philoſophen. Außer dem in manchen Beziehungen eben ſo bewunderungswürdigen, als in andern überſchätzten Arzt Hippocrates exiſtirte in Griechenland vor dem Stagyriten kein wirklicher beobachtender Naturforſcher. Schon in ſeinem philoſophiſchen Syſtem, im Gegenſatz zu Plato, alle aprioriſtiſchen Ideen verwerfend, mußte Ariſtoteles auf den einzigen Weg gelangen, den der Naturforſcher zu gehen hat, Beobachtung und Vergleichung der Erſcheinungen. Er wurde für die Zoologie, was Linné für die Botanik geworden iſt. Wie Ariſtoteles der erſte Naturforſcher war, ſo wurde die Wiſſenſchaft in ſeiner Perſon zuerſt in ihrem Werth erkannt und von der oberſten Staatsgewalt geſchützt und gefördert. Die Freigebigkeit ſeines königlichen Schülers ſetzte ihn in den Stand, eine Maſſe von Beobachtungen zu machen, die einem Privatmann unzugänglich geweſen wären. Alexander gab hierin künftigen Herrſchern ein erhabenes Beiſpiel, das auch gewiß nicht ohne Einfluß auf die Pflege aller Wiſſenſchaften und beſonders auch der Naturwiſſenſchaft

Lehrherrn; er wird auf einen Monat oder ein paar eingesperrt. Wäre es nicht vernünftiger, ihm Fünfundzwanzig aufzuzählen und ihn dann sein gewohntes Tagewerk ruhig und bescheiden fortsetzen zu lassen? Ein böser Bube bestiehlt die Gärten, ruinirt die mühsamsten Anpflanzungen. Man sperrt ihn auf mehrere Wochen ein. Wäre es nicht vernünftiger, ihm einen derben Schilling zu verabreichen? Ein Wirth, ein Weinhändler ꝛc. vergiftet das Getränk, ein Bäcker bestiehlt die Armuth durch falsches Gewicht ꝛc., man sperrt sie ein, Niemand erfährt etwas davon. Wäre es nicht weit vernünftiger, alle dem Gemeinwesen so gefährliche Betrüger an den Pranger zu stellen?

Wem sollen denn die Zeitstrafen nutzen? Etwa dem Publikum? Das Publikum erfährt nichts weder von der Verhaftung noch von der Entlassung, und die Regierungsblätter, worin dergleichen steht, werden nicht vom Publikum gelesen. Hin und wieder liest man in den Zeitungen, es seyen im Staate so und so viele tausend Individuen verhaftet. Man erschrickt über die Zahl, aber da man von den Verbrechen nur in der nächsten Nähe, wenn sie geschehen, etwas erfährt, und von den Verurtheilungen, die in der Regel erst ein oder mehrere Jahre später erfolgen, nichts, so ist man gegen die ganze Classe der Gefangenen gleichgültig, als ob es sich von einem fremden Volke handle. Von einer Warnung, von einem Eindruck der Strafen auf das Publikum ist vollends gar keine Rede.

Oder soll dieser Luxus der Zeitstrafen dem Staate dienen? Der Staat hat nur ungeheure Unkosten davon. Wenn man jetzt wegen jeder Buberei, die man ehedem mit ein paar Hieben zweckdienlich abfertigte, Individuen Monate und Jahre lang logiren, beköstigen und beschäftigen muß,

können die Gefängniſſe freilich nie leer werden und für die Menge der Verhaftungen kaum ausreichen. Oder gewinnt die Autorität des Staates dadurch, und wäre desfalls das Opfer nicht zu ſcheuen? Im Gegentheil. Alle ſchlechten Subjekte werden übermüthig und verlieren den Reſpekt, wenn ſie wiſſen, ſie werden auch beim gröbſten Frevel nicht mehr körperlich gezüchtigt. Sie trotzen dem Richter ins Angeſicht. Sie ermuntern ſich wechſelsweiſe zu Schurkenſtreichen und lachen über die vermeintliche Strafe. Von Haus aus Tagdiebe ſind ſie für den Zeitverluſt vollkommen gleichgültig und im Gefängniß behandelt und beköſtigt man ſie ja zärtlicher, als außerhalb. Wenn der freche Geiſt, den dieſes Sicherheitsgefühl und dieſe Verſpottung der Geſetze rohen Menſchen einpflanzt, noch einige Zeit in der bisherigen Progreſſion um ſich greift, wird der Staat Gelegenheit haben, den Fehler einzuſehen, den er aus unzeitiger Sentimentalität begangen hat.

Soll endlich die Zeitſtrafe dem betheiligten Verbrecher ſelber nützen? Gewiß kann ſie das, wenn ſie im rechten Fall und im rechten Maaß angewendet wird. Aber überall Zeitſtrafen und nichts als Zeitſtrafen ſind eine reine Unvernunft. Sie ſind zu hart für den leichten Verbrecher aus Leidenſchaft, den ſie in ſeinem Gewerbe ſtören und deſſen Familie ſie unverſchuldet in den Ruin ziehen. Sie ſind zu gelind für den ſchweren Verbrecher, der den Tod verdient hätte. Sie ſind zweckmäßig für die Beſſerung, wenn ſie aber zu lange ausgedehnt werden, nützt die Beſſerung nichts, weil der Gebeſſerte doch nicht ins Leben zurücktreten kann, und die natürliche Folge iſt Verſtockung.

Der Luxus der Zeitſtrafen ſcheint uns aber hauptſächlich deshalb verwerflich, weil er aus einer Politik herfließt, die entweder nicht das Herz hat, der Wahrheit offen ins Ge-

ſicht zu ſehen, oder die es ihrem Intereſſe gemäß erachtet, die Wahrheit wenigſtens dem Publikum zu verbergen. Man will keine Todesſtrafe mehr, weil ein Eclat damit verbunden iſt. Man will keinen Pranger mehr, weil die Sache einen unangenehmen Eindruck macht. Man will keine Prügel mehr, weil das Schreien dem Ohr weh thut. Man ſperrt alles ein, was eine Störung veranlaßt hat, damit es verſchwinde, und man verfährt dabei ſtill und geheim, weil viel Lärm und Aufhebens davon nur von Neuem ſtören würde. Verbrechen dürfen immerhin begangen werden, es iſt ganz gleichgültig, wenn man es nur nicht erfährt oder gleich wieder vergißt. Ob ſie Entſchuldigung verdienen oder nicht, ob ſie ein Werk des Irrthums, der Leidenſchaft, der Unerfahrenheit oder ruchloſer Bosheit ſind, gleichviel; es kommt blos darauf an, ſie vergeſſen zu machen, und deswegen werden ſie alle gleich mit Einſperrung, d. h. mit Beſeitigung beſtraft.

Wir kommen auf die chriſtliche Grundanſchauung zurück, welche die allein vernünftige iſt. Die bibliſche Lehre von der Todesſtrafe erhellt aufs deutlichſte aus den Vorgängen am Kreuz. Drei haben den Tod verdient, zwei leiden ihn wirklich, der Dritte wird ungerechter Weiſe vom Volk freigeſprochen. Statt ſeiner leidet ihn ein Unſchuldiger, aber er leidet ihn freiwillig, um damit die Schuld der ganzen Menſchheit zu ſühnen. In allen vier Fällen verlangte die heil. Schrift unumgänglich den Tod, dem nur Barrabas durch Schuld eines ungerechten Volksgerichts entrinnen durfte. Wie aber dieſer Elende mit ſeiner unverdienten Befreiung dem gekreuzigten Heiland gegenüberſteht, ſo wieder der unbußfertige Schächer dem bußfertigen, der zeitlich und ewig Verdammte dem, welcher ewig begnadet wird, nachdem die Gerechtigkeit innerhalb der Zeitlichkeit an ihm erfüllt

iſt. In dieſer Doppelcontraſtirung um das heil. Kreuz her iſt der ganze Inhalt der chriſtlichen Criminalrechtslehre eingeſchloſſen.

17.

Vom unnatürlichen Hinaufſchrauben der Geſellſchaft.

Wenn der Zeitgeiſt keine Ueber- und Unterordnung, ſondern nur noch Nebenordnung oder allgemeines Nivellement der Stände gelten läßt, ſo ſollte er vernünftigerweiſe wenigſtens ein natürliches Niveau, die rechte Mitte zwiſchen zu tief und zu hoch, empfehlen und einhalten wollen. Es ließe ſich wohl ein ſolches einfaches mittleres Bürgerthum denken, von der Vornehmthuerei und Genußſucht eben ſo weit entfernt, als von pöbelhafter Rohheit und bettelhaftem Elend. Allein was wir erleben, iſt ein allgemeines künſtliches Hinaufſchrauben der niederen Claſſen- und Bildungsgrade zu der Anmaßung und zu dem Schein der Vornehmigkeit. Von den alten Volkstrachten ſieht man nur noch ſpärliche Reſte beim Landvolk, in den Städten gar nicht mehr. Alles kleidet ſich nach der Pariſer Mode und merkwürdigerweiſe in Deutſchland viel mehr als in Frankreich ſelbſt.

Einiges gereicht dieſen Eitelkeiten zur Entſchuldigung. Früher hatte jeder Stand ſeine Ehre, war bis auf ganz wenige Ausnahmen bewaffnet und nahm als Stand theil am ſtädtiſchen Regiment. Kein Handwerker durfte ſich ſchämen, öffentlich in der kleidſamen Tracht ſeines Standes zu erſcheinen. Sie ehrte ihn. Jetzt iſt dieſe Ehre dahin. Wer nicht Uniform oder einen Orden trägt, kann nur durch die Eleganz ſeiner Modekleidung beurkunden, wie hoch er über dem Pöbel ſteht. Das beleidigt die niedere Claſſe.

Sie ſucht daher, wenigſtens des Sonntags ſo elegant als möglich gekleidet zu ſeyn. Es kommt dem Lehrburſchen, der Sonntags in einem ſchwarzen Frack mit glatt gebürſtetem Hute und einem lackirten Stöckchen, die Cigarre im Munde ſpazieren geht und in einem öffentlichen Garten Wein oder Bier trinkt, weniger auf den Genuß, als auf die Befriedigung ſeines Stolzes an. Ebenſo der armen Magd, die mit Hut, Shawl und Sonnenſchirm einherſchwänzelt wie eine Dame. Der Ehrgeiz, für etwas Beſſeres angeſehen zu werden, iſt entſchuldbar; wenn aber unnöthiger Luxus damit verbunden iſt und der Menſch die Beſcheidenheit ſeines Berufes vergißt, erſcheint er gefährlich und jedenfalls unnatürlich.

Das Hinaufſchrauben, die Sucht, vornehmer zu ſcheinen, als man iſt, findet ſich ſchon überall. Der Bauer will Oekonom, der Vogt Wirthſchaftsrath ſeyn; der Schneider wenigſtens Kleiderkünſtler oder Hofſchneider oder Kleidermagazin-Inhaber; der Kaufmann Rath und Geheimerrath. Der Schulmeiſter will Präceptor, der Präceptor Profeſſor, der Profeſſor Hofrath ꝛc. ſeyn. Auf mehr als einer Univerſität iſt die Gelehrſamkeit ſchon völlig in die Stufenleiter des Hofdienſtes einrangirt und der Profeſſor ſteigt von einem Jahrzehnt, oder auch wohl Luſtrum zum andern regelmäßig zum Hofrath, Geheimenhofrath, Geheimenrath auf. Ja innerhalb des Staatsdienſtes ſelbſt avancirt man bereits viel früher im Titel als im Amte ſelbſt. Dieſe Narrheit iſt ſo allgemein, daß man ſie keinem einzelnen Stande mehr zum Vorwurf machen kann. Das Uebel aber iſt, daß beinahe jeder, indem er mehr ſcheinen will, als er iſt, es ſich auch mehr koſten laſſen muß, worüber viele moraliſch und ökonomiſch zu Grunde gehen.

Zu diesem Hinaufschwindeln gehört nun auch der Luxus in den Wirthshäusern, der in den letzten Jahrzehnten auf eine wirklich fabelhafte Art zugenommen hat. Die meisten Reisenden haben heute noch, wie aus ökonomischen, so aus diätetischen und Gewohnheitsgründen das Bedürfniß, auf der Reise wie zu Hause einfach zu leben. Zu diesem Zweck fanden sie früher überall Gasthöfe zweiten und dritten Rangs, wo sie mit Hausmannskost einfach, aber gut und wohlfeil bewirthet wurden und in der Regel einen guten Trank fanden. Diese Gattung von bürgerlichen Gasthöfen hat zum Erschrecken abgenommen. Ueberall sind daraus große Hotels geworden oder auch nur kleine, aber mit den Ansprüchen der großen. Statt eine einfache gute Hausmannskost zu finden, muß man an einer Table d'hôte sitzen und eine Menge nur dem Namen nach ausgezeichneter Speisen zu sich nehmen oder an sich vorbeigehen lassen, und einen sauren oder gefälschten Wein trinken und dafür tüchtig zahlen. In den Zimmern findet man auch mehr unnützen Luxus, den man bezahlen muß, als Bequemlichkeit, die einem zu Gute käme, und nur zu oft muß man das Talglicht, mit dem einem zu Bette geleuchtet wird, als Wachslicht bezahlen.

Das ist nun fehlerhaft, daß die minder bemittelte Honoratiorenclasse, wenn sie nicht wie der Handwerksbursch auf der Streu schlafen will, fast nur noch den Weg der Reichen und Vornehmen zu wandeln gezwungen ist und mit Schmerz in den Beutel greift, um Ausgaben für einen s. g. Reisecomfort zu bestreiten, der ihr im Grunde nicht comfortabel, sondern oft sehr genant ist. Denn bunte Glasfenster über der Hausthür, weiche Teppiche auf den Treppen, Parquetboden, Fauteuils, Sophas von Sammt, Spiegel in Goldrahmen, mehrfach angezündete Stearinkerzen und —

eine koloſſale Rechnung mit obligaten Trinkgeldern gehören gewiß nicht zu den Dingen, die der arme Beamte, Landpfarrer, Schulmann, der mittlere Gewerbsmann aufſuchen würde, wenn er ſie vermeiden könnte. Man bemerkt in dieſer Beziehung ein ganz unnatürliches und unvernünftiges Hinaufſchrauben des Luxus da, wo er mehr beläſtigt als erfreut und wegen der Koſtſpieligkeit nur mißbehagliche Empfindungen bei dem Reiſenden zurückläßt.

Die ſchlimmſte Ausartung dieſes modernen Luxus iſt die Waarenverfälſchung. Das echte Gold, die echten Edelſteine, welche vornehme Damen an ſich tragen, die echten Fremdweine, die echten Havanna-Cigarren, ohne welche reiche Herrn nicht mehr leben können, ſind zu theuer, als daß die ärmere Claſſe ſie kaufen könnte. Nun wird aber die Eitelkeit der letzteren dennoch befriedigt durch Surrogate, durch vergoldete Waare, durch falſche Edelſteine und Perlen, durch gefälſchte Weine und ſchlechte Cigarren unter dem Namen der echten. Genug wenn nur die Etikette da iſt, wenn man ſich nur rühmen kann, man habe ſo gut Champagner oder Burgunder getrunken, wie der Graf X. Sind auch dieſe Surrogate bedeutend wohlfeiler als die echte Waare, ſo bleibt ihr Werth doch immer tief unter dem Preiſe und die Eitelkeit und Renommage wird damit betrogen.

Auch in dieſem modernen Treiben liegt ein innerer Widerſpruch. Indem man eine Vornehmigkeit oder einen Wohlſtand zur Schau trägt, die nur erlogen ſind, drückt man ariſtokratiſche Verachtung gegen den Beruf aus, dem man wirklich angehört. Dieſe Lüge ruinirt den Mann ökonomiſch, indem ſie lediglich eine Zeitlang ſeine Eitelkeit befriedigt. Zugleich liegt darin die vollſte Anerkennung der höheren Stände, die er anderſeits haßt und denen er ihre

Vorzüge beneidet. Der Demokrat, der bei harter Arbeit und ſchwarzem Brod den Ariſtokraten bis auf den Tod haßt, kann achtbar ſeyn, niemals aber einer, der die Menge gegen die Ariſtokratie aufhetzt und ſelber gern den Baron ſpielt.

18.

Von der Auflöſung des Bauernſtandes.

Der Bauernſtand war ehemals der Kern des deutſchen Volkes und zwar ein ſehr geſunder Kern, den aber der moderne Zeitgeiſt wie ein böſer Wurm annagt. Keller, das beredte Mitglied der franzöſiſchen Kammer, hat unlängſt im kleinen Güterbeſitz und deſſen Erhaltung auch für das franzöſiſche Volk die Grundbedingung ſeines Wohlſtandes erkannt und tief bedauert, daß in Frankreich die Landwirthſchaft ſchon ſeit der Revolution immer mehr in Geldwirthſchaft verwandelt worden iſt. Das Allod, das Erb und Eigen des freien Mannes, ſein Haus, Hof und Feld, welches die älteſten germaniſchen Geſetze als Familieneigenthum für unantaſtbar und unveräußerlich erklärten, ſicherte den Fortbeſtand freier, ehrenhafter, geſunder und ſtarker Familien, Nachbarſchaften, Gemeinden in ganz Deutſchland, und gerade dadurch wurde das deutſche Volk mächtig über alle andern, die keine ſo glücklichen Familien- und Gemeinverfaſſungen beſaßen, ſondern bei denen überreicher Beſitz auf der einen und Beſitzloſigkeit und Sclaverei auf der andern Seite nur Corruption oder Barbarei befördert hatten.

Man muß es dem deutſchen Bauernſtande nachrühmen, daß er conſervativer geblieben iſt als die höheren Glieder im alten Organismus unſeres Reiches. Er hat ſein Erb und Eigen bewahrt, das Herkommen und die gute Sitte in

der Familie, und ist trotz seiner naiven Derbheit, die alle mit der Natur näher verkehrenden Menschen kennzeichnet, doch niemals innerlich kernfaul geworden wie die Fabrikbevölkerung. Gottes Gebote blieben ihm länger als allen andern Ständen heilig und er allein stützte noch die Kirche, sonst wäre sie von den höheren Ständen schon verlassen und abgebrochen.

Aber eben das ist dem Zeitgeist zuwider. Der geschlossene Bauernstand erscheint der Fortschrittspartei viel zu conservativ, dem liberalen Despotismus der Bureaukratie viel zu klerikal. Also wird systematisch und unaufhörlich darauf hingearbeitet, den Bauernstand als solchen in politischer wie in socialer Beziehung aufzulösen. Der Werth seines Grundbesitzes kommt ebenfalls dabei in Betracht. Der Güterschacher, der von städtischen Speculanten und insbesondere von Juden getrieben und durch die liberale Gesetzgebung legitimirt ist, hat sein Augenmerk vorzüglich auf dieses Objekt, also auf die Beraubung des Bauernstandes gerichtet. Man hat den Zehnten, man hat die Feudallasten abgelöst, allen Naturalleistungen des Landvolks ein Ende gemacht, es aber dafür zu Geldleistungen verpflichtet und, da der Bauer nicht immer baares Geld bei der Hand hat, ihn wie den geldarmen Staat selbst an den Juden verwiesen. Man hat ihn gezwungen, die Dorfgemeinden armen Eindringlingen, allerlei Gesindel zu öffnen, das ihm nun wie Ungeziefer zur Last liegt. Man hat mit dem Besitzwechsel und dem Zerschlagen der Bauerngüter die Prozeßsucht genährt, kurz auf alle Weise die Einfalt und Unerfahrenheit des ehrbaren Bauernstandes ausgenutzt, um ihn auszusaugen, zu überlisten und ihn und seine Familie um ihren Erbbesitz zu prellen. Dabei hat man ihnen gesagt, wie viel

glücklicher sie jetzt seyen als früher. Jetzt sage man nicht mehr dummer Bauer, jetzt seyen sie Herren gleich den Städtern, Wähler, Geschworne, ja sogar wählbar in die Ständeversammlung. Jetzt müsse jedermann Sie zu ihnen sagen, jetzt müßten sie die altmodische Bauerntracht ablegen und wie Herrn sich kleiden, sie hätten das Recht dazu.

Zugleich bemüht man sich, die Bauern mit der Genußsucht und dem Luxus der Städte anzustecken. Verschwenderisch werden Wirthschaftsrechte an die Bauern vertheilt. Bäuernhäuser, die noch vor fünfzig Jahren die Heimath des Fleißes, der Frömmigkeit und idyllischen Glückes waren, werden Branntweinschenken, Spelunken des Lasters, Spielhöllen.

In den monarchischen Staaten ist das Uebel weniger arg, wo noch der Adel und die patriarchalische Sitte geehrt wird, freilich nur in Oasen mitten in der großen socialen Wüste. Das Uebel steigt überall mit der Herrschaft des Liberalismus und der Demokratie. Wer kennt nicht die Bauernromane des Schweizer Bitzius, diesen treuen Spiegel des Volkslebens? Wie die städtischen Speculanten auf das Landvolk einwirken, davon erzählte auch das anonyme Buch „In den Voralpen" von 1864 einige lehrreiche Beispiele. Der Verfasser beobachtete ein Paar Städter unter dem Landvolk als Apostel des modernen Geistes. „Der eine hat eine Blumenfabrik, in welcher Mädchen um fünfzehn Kreuzer von früh bis spät arbeiten müssen; der andere ist ein Buchbinder, der seinen Namen nicht unterschreiben kann, indeß zehn Arbeiter zu Hause ihm das nöthige Geld erschwitzen müssen, um einen Weinkeller zu halten und Landpartieen machen zu können; der dritte kauft Häuser, steigert den Miethzins der Einwohner und verkauft sie mit zwanzig Procent Gewinn wieder an einen Andern; der vierte zer-

unter den Ptolemäern geblieben iſt. Denn es iſt klar, daß eine Wiſſenſchaft, deren Object das ganze Univerſum iſt, die zu ihren Beobachtungen der Herbeiſchaffung einer unendlichen Menge von Gegenſtänden bedarf, nur mit Unterſtützung der Großen oder durch Zuſammenwirken vieler Einzelner im Volke gedeihen könne. Der größte griechiſche Naturforſcher nach Ariſtoteles, Theophraſt, gab, wie Alexander als Fürſt, ſo als Privatmann hierin ein edles Beiſpiel, indem er in ſeinem Teſtament ſein Haus und ſeinen Garten (den erſten botaniſchen) als Vermächtniß zum Beſten der Wiſſenſchaft beſtimmte. Leider hatten die Römer und ihre Regierungen keinen Sinn für die Pflege der Naturwiſſenſchaften; der unſinnige, barbariſche Luxus der Kaiſerzeit mit fremden Thieren bei den öffentlichen Spielen hat der Wiſſenſchaft keinen Gewinn gebracht, und der gelehrteſte Römer im Fach der Naturwiſſenſchaften, der ältere Plinius, iſt doch nur Compilator der Griechen. In der Nacht der Barbarei, die mit dem gewaltſamen Umſturz des weſtrömiſchen und der langſamen Verweſung des oſtrömiſchen Reichs über Europa hereinbrach, kann von einer Pflege der Naturwiſſenſchaften ohnehin nicht weiter die Rede ſeyn; ſie lebten ſeltſamer Weiſe nur unter dem Schutz der arabiſchen Fürſten, der Nachfolger Omars, des Zerſtörers der wiſſenſchaftlichen Schätze der Ptolemäer, fort. Als es in Europa wieder zu dämmern begann, hielt finſterer mönchiſcher Aberglauben ſie darnieder; Albertus Magnus und Roger Bacon im dreizehnten Jahrhundert wurden als Zauberer verſchrieen, letzterer verfolgt und eingekerkert; noch im ſiebenzehnten Jahrhundert ſtarb unſer unſterblicher Landsmann Keppler in Dunkelheit und Armuth, und im Anfang deſſelben Jahrhunderts mußte Galiläi ſeine großen Wahrheiten abſchwören. In dieſem Jahrhundert glänzen als einzelne Lichtpuncte große Entdeckungen: Harvey's, welche die Phyſiologie, Guerikes, welche die Experimentalphyſik völlig umzugeſtalten beſtimmt war; aber ſie bleiben iſolirt und üben nicht den Einfluß aus, der ihnen für ſpätere Zeiten vorbehalten bleiben ſollte. Ebenſo vermochte der größte Arzt des ſiebenzehnten Jahrhunderts, Sydenham, keine bleibende Schule zu ſtiften. In der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts fand Newton das Geſetz der Gravitation und die Analyſe des Lichts. Mit ihm und noch mehr im achtzehnten Jahrhundert brach erſt die eigentliche Morgenröthe für die Naturwiſſenſchaften

trümmert Landgüter und leiht Geld auf Wechsel, die er um grenzenlose Provisionen so lange prolongirt, als er durch das Vermögen seines Schuldners, den er dann in den Kerker werfen läßt, gedeckt ist. Alle vier sind aus der Stadt und rasende Fortschrittsmänner. Sie reden davon, daß die Welt nicht mehr so dumm sey wie früher. Heut zu Tage, behaupten sie, kann man das Volk von oben nicht mehr so bedrücken. Ja, die Leute lassen sich nicht alles gefallen. Aber es ist noch lange nicht genug geschehen. Mit allen Finsterlingen muß aufgeräumt werden."

Diese Sprache kann man fast überall in den Dorfwirthshäusern hören. Nichtswürdigen Renommisten, die hier orakeln, gelingt es fast immer, wenigstens den schon verarmten oder lüderlich gewordnen Theil des Landvolks und die maulaufsperrende Jugend, die sich leicht imponiren läßt, im s. g. Zeitbewußtseyn zu informiren. Nur die Alten, nur der noch ehrbare und wohlhabende Bauernstand will nichts davon wissen. Ich kenne ein Dorf, wo im Jahr 1849 die männliche Jugend durch Demagogen aus einer benachbarten Stadt zu wüstem Trinken, Schreien und Revolutioniren verführt wurde. Da verabredeten sich die älteren Bauern, umringten in einer dunklen Nacht die Lärmer im Wirthshaus, schleppten sie, die Väter ihre eignen Söhne, zum Hause hinaus und tauchten die ganze Gesellschaft, einen nach dem andern in den kalten Bach unter, der durch das Dorf fließt, ohne eine Wort dabei zu reden. Von nun an war Ruhe im Dorf und kein Städter wagte sich mehr heraus. Aber solche Fälle blieben vereinzelt.

Das Landvolk hätte von selber nie daran gedacht, sich zu verschlimmern und von seinen patriarchalischen Tugenden zu lassen, wenn nicht die unvernünftige Aufklärung der Ge-

ſetzgeber es zwangsweiſe und durch künſtliche Verführungen aller Art davon abgebracht hätte; der Bauer war höchſt unzufrieden und fühlte ſich unglücklich, als man die Gütertheilungen, den Güterſchacher von Amtswegen begünſtigte und einführte, das alte ſeit Jahrhunderten geſchonte Erbe zerſplitterte und in die Krallen habſüchtiger Juden kommen ließ. Der Bauer ſah unwillig drein, als man ihm „feuchtöhrige Buben" aus den Seminarien mit ungeheuren Anſprüchen und übel verdauter Halbwiſſerei als Schulmeiſter und Schulgehülfen aufdrängte, die der Jugend Unglauben lehrten und, mit ihren geringen Beſoldungen unzufrieden, Prediger der Revolution wurden. Der Bauer war unzufrieden, als die Miniſter der Aufklärung ihm die Einimpfung der Pocken gleichſam bei Todesſtrafe zur Pflicht machten, ohne ihn vor Einimpfung ganz andrer Dinge zu ſchützen. Es wäre beſſer geweſen, man hätte Tauſende an den natürlichen Blattern ſterben laſſen, als daß man Hunderttauſenden und Millionen das Gift des Rationalismus einimpfen ließ. Der Bauer machte ſogar immer ein ziemlich unbehagliches und dummes Geſicht dazu, wenn man ihm im modernen Advokatenſtyl radikalen Unſinn vorſchwatzte, angeblich um ihm zu dienen und zu helfen. Er ließ ſich wohl täuſchen durch die Verſprechungen, man werde es dahin bringen, daß er weniger Steuern zu zahlen habe; aber von dem ganzen Lexikon der Revolutionspartei verſtand er eigentlich kein Wort. Auch blieb der wahre Bauer, der noch etwas beſaß, den Verführungskünſten des Socialismus unzugänglich. Es läßt ſich durch alle Phaſen der modernen Aufklärung, ging dieſelbe nun von den Regierungen oder von der Oppoſition aus, nachweiſen, daß der deutſche Bauer nie etwas von ihr hat wiſſen wollen, daß ſie ihm in der

Natur zuwider war und daß er instinctartig ihre Schädlichkeit spürte, auch wenn sie ihn mit Wohlthaten zu überhäufen schien. An jeder Verschlimmerung des Volksgeistes, die wir auf dem Lande zu beklagen haben, sind einzig die Regierungen selbst und die städtischen Agitatoren Schuld.

So insbesondere an der zunehmenden Corruption der Dienstboten. Hätte die Staatsweisheit die alte patriarchalische Zucht bestehen lassen, so würde es den Knechten und Mägden nirgends eingefallen seyn, sich emancipiren oder der Herrschaft gegenüber freche Ansprüche machen zu wollen. Aber die Staatsweisheit war es selbst, die den Dienstboten zuchtlos gemacht hat, indem sie alle jene Gesetze und Gewohnheiten zerstörte, auf denen die alte gute Zucht beruhte. Ich kenne ein ehemals wohlhabendes durch seine Kernmenschen ausgezeichnetes Dorf, in welchem seit Jahrhunderten durch strenge alte Sitte auch der alte Wohlstand erhalten worden war. Da kam die neue Gesetzgebung. Ein junger Mann aus der Stadt verführte ein Mädchen jenes Dorfes und heirathete sie nachher. Bei der Hochzeit wurde ihr der Brautkranz von den andern Mädchen des Dorfes abgerissen, weil sie nach uralter Sitte als eine Gefallene keinen tragen dürfe. Es kam deshalb zu einer Schlägerei. Die Staatsweisheit entschied zu Gunsten der Braut und verwies den Bewohnern jenes Dorfes ihren „dummen Aberglauben" hinsichtlich der Jungfernkrone. Die Betheiligten wurden hart bestraft und bald setzte ein zweites Mädchen ohne Gefahr den unverdienten Brautkranz auf; mit dieser alten Sitte kamen auch andere abhanden, das Dorf wurde lüderlich und steht jetzt in eben so schlechtem Ruf, als es früher in gutem Rufe stand. — Alle gute alte Sitte ist von der modernen Aufklärung verspottet und ver-

höhnt worden. Die ländliche Unschuld ist und wird, wo sie irgend noch vorhanden ist, nicht geachtet, sondern lediglich mißbraucht. Durch die revolutionär gesinnten Schulmeister wird auch die Dorfjugend schon vom zartesten Alter an systematisch verdorben. Diese Schulmeister werden aber von Staatswegen abgerichtet und eingesetzt. Der Rationalismus ist in den Schullehrerseminarien noch immer die Regel, und man lehrt den künftigen Schulmeistern noch immer Zeug, was sie auf dem Lande nicht brauchen können und was sie nur zu ewig nicht zu befriedigenden Ansprüchen reizt. Eine so verzogene Dorfjugend, durch keine alte fromme Sitte mehr vom Laster zurückgehalten, empfängt durch die Staatsweisheit auch noch volle Befreiung von der Prügelstrafe und weiß nun, daß sie treiben kann, was sie will, ohne daß man ihr die Haut anrühren wird. Daher das Tabackrauchen, Trinken und Lüderlichen oft schon vor dem Confirmationsjahr und eine Frechheit der Conversationssprache auf manchen Dörfern, vor der man zurückschaudert. Daher die immer wachsende Zahl der Criminalverbrechen auf dem Lande. Und daher auch die Verdorbenheit so vieler Dienstboten vom Lande schon in dem Zeitpunkt, in welchem sie erst in den Dienst treten.

Sind sie in den Dienst eingetreten, so begünstigt die Staatsweisheit abermals alle ihre Unarten und bösen Gelüste. Die Staatsweisheit allein ist es, die das schöne Familienband innerhalb der geschlossenen Güter zerrissen hat. Wer möchte noch als patriarchalischer Knecht dem Bruder oder Vetter dienen, wenn er gleichberechtigt sein Stück vom Gut sich abschneiden und es verkaufen kann! Der Dienstherr kann also nicht mehr auf Blutsfreundschaft bei den Knechten zählen, er muß Fremde anstellen, denen die Staats-

weisheit gestattet, bei größeren Ansprüchen weit weniger zu leisten. Denn alle Gesetze sind in ihrer vermeintlichen Humanität darauf berechnet, die Autorität des Patrons zu schwächen und dem Kinde, Lehrburschen und Gesellen, Dienstboten und Gehülfen um so viel mehr Rechte zu gewähren, als den Eltern, Meistern und Prinzipalen entzogen werden. Man hat eine unmündige Masse mit politischen und Ehrenrechten aller Art bedacht, von denen sie einen rechten Gebrauch zu machen nicht versteht, so wenig wie vom allgemeinen Wahlrechte. Es würde viel weiser gewesen seyn, im Sinne der ältern Gesetzgebung eine gewisse gemeinschaftlich von der Kirche, vom Staat und von der Tradition in der Gemeinde selbst ausgeübte Vormundschaft beizubehalten. Indem die Regierenden möglichst alles der Vernunft des Volks überließen, haben sie sich häßlich verrechnet und die mancherlei Züchtigungen wohl verdient, die ihnen durch den Mißbrauch der gesetzlichen Emancipationen zu Theil geworden sind.

19.

Von der Auflösung des Bürgerstandes.

Nächst dem Bauernstande bildete der Bürgerstand den Kern des Volks. Er stand um eine Stufe höher als das gemeine Landvolk, die Grundlage seiner Existenz war aber auch bei ihm die Arbeit. Niemals war die Arbeit besser organisirt, als im Bürgerstande des deutschen Mittelalters. Sie hatte etwas Freudiges und etwas Ehrenhaftes. Der Meister selbst arbeitete mit seinen Gesellen und Lehrlingen und konnte nicht Meister werden, ohne durch ein Meisterstück bewiesen zu haben, wie gut er arbeiten könne. Sein

Handwerkszeug war ein Ehrenzeichen. Der Ertrag ſeiner Arbeit, ſeine ökonomiſche Exiſtenz war ihm geſichert als Mitglied ſeiner Zunft oder Innung, in welcher Einer für Alle und Alle für Einen ſtanden und für jeden mit Weib und Kind auch im Unglück geſorgt war, wenn er nicht gegen Zucht und Sitte und die Ehre der Zunft ſich verfehlte. Dieſe Ehre beſtand in der Solidität der Arbeit, denn keine Pfuſcherei, keine Fälſchung wurde geduldet, und in der Ehrbarkeit, denn die Sitte wurde ſo ſtreng gewahrt, daß ein unehelich Geborner niemals Meiſter werden konnte. Die Zunft nahm Theil an der Geſetzgebung und Verwaltung der Städte, an deren Vertheidigung, an der Waffenehre. Jede Zunft hatte ihre heitern Jahresfeſte, an welchen ſie ſtolz und in vollem Putz ſich zeigte. Die Heiterkeit und Gemüthlichkeit des Lebens wurde durch das patriarchaliſche Verhältniß genährt, in welchem der Meiſter zu ſeinen Geſellen und Lehrlingen ſtand, die bei ihm wohnten und an ſeinem Tiſche aßen.

Das iſt jetzt alles anders geworden. Irgend ein Kapitaliſt, der nichts vom Gewerbe verſteht, bezahlt einen Faktor, der es verſteht, läßt ihn das Geſchäft eröffnen, mit Geſellen und Lehrlingen arbeiten, fährt unterdeß ſpazieren, ſchreibt die Rechnungen und ſtreicht den Gewinn ein. Alles Patriarchaliſche iſt verſchwunden, die Arbeiter eſſen und ſchlafen, wo ſie wollen, zur Miethe. Nicht der Familientiſch des Meiſters vereinigt ſie, ſondern ſie kneipen in den Wirthshäuſern herum. Der kleine Handwerker kann kaum mehr exiſtiren, denn die Zünfte ſind aufgehoben, er hat keinen Halt, keinen Schutz mehr in der Genoſſenſchaft. Die Geſellen gehorchen ihm nicht mehr und ſteigern ihn im Lohn. Fremdes Volk, beſonders Juden öffnen Magazine mit Pfu-

ſcherarbeit, die wohlfeiler iſt und ihm die Kunden raubt. Die Concurrenz des größeren Kapitals läßt ihn nicht mehr aufkommen, er muß Lohnarbeiter des reichen Fabrikanten werden. Die Noth zieht in ſeine Familie ein und die Ehrbarkeit aus, wenn das Einkommen nicht hinreicht, den weiblichen Familiengliedern das Mitmachen der Mode zu ermöglichen.

Die ehemalige Zunft von zahlreichen ehrbaren und wenigſtens mäßig wohlhabenden Meiſtern verwandelt ſich in eine kleine Zahl reicher Fabrikanten und in eine Mehrheit von heruntergekommenen Handwerkern, die mit der geſicherten ökonomiſchen Exiſtenz meiſt auch den ſittlichen Werth verlieren und endlich im Proletariat der Fabrikarbeit verſchwinden.

Unter den reichen Fabrikanten, wie unter den reichen Börſenmännern, gibt es ohne Zweifel ſehr ehrenwerthe Charaktere und auch ſolche, die ſich um das gemeine Wohl bemühen. Aber ſie ſind nicht die Regel. Dieſe modernen Reichen aus dem Bürgerſtande haben im Allgemeinen die Fehler des alten Adels an ſich ohne deſſen Tugenden. Sie thun vornehm, aber ſie ſind gemein. Sie treiben ungeheuern Luxus, ihre Bälle wetteifern mit den Hofbällen; aber das eigentlich Noble wird vermißt. Sie prahlen mit ihrem Gelde viel plumper, als je der ſtiftsfähige Adel mit ſeinen Ahnen. Sie lieben den Sport, gehen auf die Jagd, reiten und fahren in den eleganteſten Equipagen, aber es ſteht ihnen nicht. Der Kutſcher ſieht nicht ſelten nobler als der Herr aus. Sie protegiren Sänger, Tänzer, Gaukler, gelegentlich auch Poeten, wenn ſie gerade Mode ſind, aber alles mit der geſchmackloſen Affektation und Oſtentation, wie die Glückspilze in der verderbteſten römiſchen Kaiſerzeit, wie ſie

uns Juvenal, Martial und Petronius geſchildert haben. Für echte Kunſt oder gar für Wiſſenſchaft thun ſie nichts, trotz ihrem vielen Gelde. In großen ſehr einträglichen Gewerben hat das Kapital den intimſten Bund mit der Infamie eingegangen, die zur Zeit der ehrbaren zünftigen Gewerbe gebrandmarkt war als Pfuſcherwerk. Das ſind die maſſenhaften Verfälſchungen gerade ſolcher Fabrikate, die das größte Publikum von Abnehmern finden und durch die der Fabrikant am ſchnellſten reich zu werden pflegt.

Der Bürgerſtand wurde, ſo lange noch Klerus und Adel das Uebergewicht im Staate hatten, im Kampf gegen dieſe Mächte liberal und es bildete ſich eine liberale Doctrin aus, welche die Rechte des Bürgerſtandes geiſtvoll verfochten und zuletzt geſiegt hat. Kaum war die Bourgeoiſie aber ihrerſeits an's Ruder gekommen, ſo ging auch wieder ſie in der Beraubung und Unterdrückung der Kirche und Ariſtokratie zu weit und dehnte ihre Habgier und Tyrannei bald auch auf den vierten Stand, den der armen Arbeiter, aus. Die Regierungen ſelbſt ſöhnten ſich mit der mächtig gewordenen liberalen Bourgeoiſie aus und machten ihr immer größere Conceſſionen, um ihre Oppoſition zu beſchwichtigen. Die modernen Verfaſſungen begünſtigten durchgängig ein Wahlſyſtem nicht nach Köpfen, ſondern nach dem Cenſus, ſo daß eine Minderheit von reichen Bürgern die Wahlen beeinflußten und in den zweiten Kammern die Mehrheit erhielten. Als Geſetzgeber bedachten ſie ſich mit allen neuen Geſetzen nun immer zunächſt, ſelbſt auf Koſten theils des Klerus und Adels, theils der ärmeren Claſſen. In unverhältnißmäßiger und ungerechter Weiſe wurde den Reichen die Steuerlaſt erleichtert, den Armen erſchwert.

Das Ideal der liberalen Bourgeoiſie wurde der Parlamentarismus unter dem Bürgerkönig Ludwig Philipp. Die ganz von der liberalen Kammermehrheit abhängige Regierung bildete damals ſchon mit den einflußreichſten Kammermitgliedern eine Conſorteria, ein Complott zur Bereicherung der Mitwiſſenden auf Koſten des Staats und der Nation. Sie allein beſorgten die Staatsanleihen, verfügten über die Eiſenbahnen und andere Regalien, über die Anſtellungen, über die Lieferungen ꝛc. und machten die Geſetze, welche die Kapitaliſten zum Nachtheil aller andern Claſſen allein begünſtigen, vor allen die Börſe und die hohe Induſtrie. Zweimal wagten unter Ludwig Philipp die armen Seidenarbeiter in Lyon, weil ſie bei dem allzu niedrig geſetzten Arbeitslohn nahe am Verhungern waren, die Arbeit einzuſtellen. Ludwig Philipp und ſein berühmter Miniſter Kaſimir Perier ergriffen ſogleich Partei für die reichen Kapitaliſten, überſchwemmten Lyon mit Truppen und ließen die unglücklichen Arbeiter zu Hunderten niederſchießen.

Es hat nicht an Menſchenfreunden gefehlt, welche in genauen ſtatiſtiſchen Tabellen die ungeheure Verwahrloſung der arbeitenden Claſſen durch die reiche Bourgeoiſie, durch das Capital nachgewieſen haben. So hat Pfau in ſeiner Schrift über die ſociale Frage im Jahr 1866 von dem fabrikreichen Mühlhauſen im Elſaß berichtet, daß die Sterblichkeit in der arbeitenden Claſſe die der Fabrikherrn um mehr als das Doppelte übertreffe. Von hundert Fabrikherrn wurden zweiunddreißig über fünfzig Jahre alt, von hundert Webern aber nur acht, von hundert Spinnern gar nur drei. Andere haben mit derſelben ſtatiſtiſchen Genauigkeit dargelegt, daß die Kapitaliſten, während ihnen unter

dem Schutz der Gesetze das Maximum vom Nationalvermögen zufließt, an Steuern verhältnißmäßig nur das Minimum leisten.

Diese Wahrheiten aber will man nicht hören. Die Bureaukratie, obgleich selbst oft ein wenig hungerleidend, ist doch stolz auf die Industrie, die unter ihrem Schutze gedeiht. Die liberalen Kammern schwärmen für die Industrie. Der Wohlstand eines Landes wird nur noch nach der Zahl seiner Dampfkessel und Kamine berechnet. Aber daran denkt man nicht, daß die Race verdirbt. Man macht die Menschen zu Sclaven der Industrie und diese Sclaverei ist die härteste, die es jemals gegeben hat. Dabei rühmt man sich, die letzte Spur ländlicher Hörigkeit vertilgt und alle Menschen frei und gleich gemacht zu haben. Wenn man dem Fabrikarbeiter, der mit Weib und Kindern hungert, den Wahlzettel in die Hand drückt, wird er davon satt? Die vielgerühmten Rechte und Freiheiten, welche der moderne Kammerliberalismus dem Volke in überschwänglicher Fülle zuerkennt, haben in Deutschland wie in Frankreich überall nur das Kapital privilegirt. Sie gingen von der reichen Bourgeoisie, den Kapitalisten aus und von den Advocaten, die im Solde derselben schwelgten. Das ganze Bürgerkönigthum in Frankreich, in welchem dieser Liberalismus culminirte, war eine Lüge, mit der man das arme Volk betrog. Jedem gewährte die völlig freie Concurrenz das gleiche Recht, aber nur der Reiche konnte davon Gebrauch machen, dem Armen half es nichts.

In neuerer Zeit hat das Kapital in Deutschland seinen unermüdlichsten Advokaten an Schulze-Delitzsch gefunden. Derselbe muthet den Kapitalisten nicht zu, den Arbeitern ein Opfer zu bringen. Sie sollen fort und fort ungeschmä-

an, und erſt jetzt ſehen wir die Regierungen ſie durch Anlegung von Sammlungen, Veranſtaltung von Reiſen, Errichtung von Lehrſtühlen auf umfaſſendere Weiſe unterſtützen. Linné ſchafft Licht in der chaotiſchen Maſſe der Naturgeſchichte, er richtet ſeinen Nachfolgern das ungeheuere Gebäude ein, in dem ſie ſich nun bequem ergehen können, das Labyrinth geſtaltet ſich unter ſeiner Hand zu lichtvoller architektoniſcher Ordnung. Jetzt beginnt erſt ein reges Leben; der elegante Styl und die geſchmackvolle Behandlung Büffons reizt auch die Laien herbei (er hat das große Verdienſt, zuerſt den Maſſen für die Wiſſenſchaft Intereſſe eingeflößt zu haben); Lavoiſier erſchafft mit einem Schlag das Syſtem unſerer jetzigen Chemie; Franklin zeigt die unermeßliche Wichtigkeit der Electricität, die bekannt war, ohne daß man wußte, was man aus ihr machen ſollte; Galvani und Volta entdecken neue Kräfte, deren Gewalt und Werth erſt in unſerem Jahrhundert klar werden ſollte; Herſchel macht ſeine großen Entdeckungen am Sternenhimmel, Werner führt ſein Gebäude der neptuniſchen Geologie auf, Boerhave und die von ſeinen Schülern geſtiftete Wiener mediciniſche Schule wirken in Sydenhams Geiſt, wenn auch in theilweiſe verſchiedener Richtung fort, und ſuchen die Medicin wiſſenſchaftlicher zu begründen. Das achtzehnte Jahrhundert hat im Gebiete der Phyſik, Chemie, Geologie und Mineralogie, der Botanik und Zoologie eine größere Maſſe neuer Thatſachen entdeckt, als alle vorhergehenden Jahrhunderte zuſammen. In demſelben Maße ſtieg das Anſehen der Wiſſenſchaft, die Unterſtützung der Regierungen, die Theilnahme der Individuen. Vermag das neunzehnte Jahrhundert bis jetzt auch keine ſo große Anzahl durchgreifender fundamentaler Entdeckungen aufzuweiſen, wie das vorige, ſo glänzt es durch unermüdliche, allſeitige Durchforſchung und Bearbeitung des Vorhandenen, durch ſcharfſinnige Verknüpfung ſcheinbar fremder Thatſachen, durch unbefangene, weitverbreitete Beobachtung, einen umfaſſenderen Ueberblick, endlich durch eine unſerer Zeit überhaupt eigene beiſpielloſe allgemeine Thätigkeit und Regſamkeit. Cuvier hat in unſerm Jahrhundert die vergleichende Anatomie geſchaffen, und mit ihrer Hülfe die Geſchichte der Revolutionen unſeres Erdballs erhellt, Leopold von Buch und Elie von Beaumont haben die Geologie umgeſtaltet, Oerſted entdeckte die Einwirkung der Electricität auf die Magnetnadel, Faraday die Wechſelwirkung

lert ihre Beutel füllen und die Arbeiter ſich mit ihrem geringen Lohne begnügen. Die letzteren aber ſollen ſich ſelber helfen durch Sparen und durch Bildung. Die Ermahnung zum Sparen iſt wohl angebracht gegenüber von ſolchen Arbeitern, welche bei größerer Geſchicklichkeit in feinerer Fabrikation täglich mehr verdienen, aber den Verdienſt auch wieder durch die Gurgel jagen; dieſelbe Mahnung zu ſparen iſt aber ein Hohn gegenüber armen Spinnern, Webern, Bergleuten, welche nur wenig verdienen und mit ihren Familien täglich vor dem Hungertode ſtehen. Und die Bildung? Gott im Himmel! Die Leute hungern und ihr wollt ſie mit Bildung füttern. Ihr ſchreibt Journale für ſie, ihr haltet ihnen Vorleſungen über Shakeſpeare, über Schiller, über Uhland und ſeine Bedeutung als Dichter, über Leſſing und ſeinen chriſtusfeindlichen Nathan, ſogar über Ben Johnſon und Macaulay ꝛc. Iſt das nicht Hohn? Geſetzt auch, es wäre möglich, den Arbeitern in Nebenſtunden den ganzen ſüßen Brei moderner äſthetiſcher und literariſcher Bildung einzulöffeln, er könnte ſie ja nicht ſättigen. Die armen Leute brauchen Brod.

Arbeiter ſchon reiferen Alters können nicht mehr lernen, wozu man allenfalls die Jugend abrichten könnte, und würden, wenn man ihnen etwas praktiſch Brauchbares lehrte, ſogleich die Fabrik verlaſſen und ihren Beruf mit einem beſſeren vertauſchen.

Das Hauptübel iſt, daß die ſ. g. Bildung, die man den Arbeitern unentgeldlich anbietet, in der Regel nur den Zweck hat, ſie anzuwerben zu Werkzeugen der liberalen Partei bei Wahlen ꝛc. Hierin läuft ihnen aber die demokratiſche Partei den Rang ab, welche viel draſtiſchere Mittel anwendet, um dem Arbeitervolk Hoffnungen zu erwecken, welche

nach dem Rezept Laſalles weit über die armſeligen Tröſtungen der liberalen Bourgeoiſie hinausgehen. Beide Parteien aber, die Demokraten wie die Liberalen, huldigen dem antichriſtlichen Zeitbewußtſeyn. Die Demokraten kolportiren unter den Arbeitern Schriften und Ueberſetzungen Renans und der Materialiſten und rauben ihnen ſyſtematiſch den Troſt der Religion, um ihre Unzufriedenheit bis zur revolutionären Fieberhitze zu ſteigern.

Kolping hat ſich das große Verdienſt erworben, allen dieſen bösartigen Agitationen durch Gründung religiös geſinnter katholiſcher Geſellenvereine entgegenzuwirken, und dieſes Beiſpiel iſt auch von frommen Proteſtanten mehrſeitig nachgeahmt worden. Andrerſeits hat auch der ſ. g. deutſche Handwerkertag, der das Intereſſe des kleinen Gewerbes der Tyrannei des Kapitals gegenüber vertritt, an den Segen erinnert, der auf den älteren gewerblichen Genoſſenſchaften ruhte. Aber die große liberale und demokratiſche Strömung der Zeit und die Verführung der Arbeiter zur Genußſucht und revolutionären Hoffnungen hat jene edlen Beſtrebungen noch nicht ſo weit aufkommen und gedeihen laſſen, daß man erwarten könnte, ſie würden in nächſter Zeit den Sieg erringen.

20.

Von den liberalen Philiſtern.

Die Signatur des deutſchen Philiſters bleibt immer die claſſiſch geſchulte Spießbürgerlichkeit, welche übrig blieb, als nach Auflöſung und Trennung der Kirche und des Reichs der deutſche Bürgerſtand ſeine Selbſtſtändigkeit verlor, aber durch deſto größern Stolz auf den Kleinſtaat, dem er ange-

hörte, und durch die Aufklärung getröſtet wurde. Der Name iſt auf den Univerſitäten in Gebrauch gekommen, um den ängſtlich berechnenden Spießbürger gegenüber der friſchen freien und muthwilligen Jugend zu kennzeichnen. Als zur Zeit der Fremdherrſchaft unter Napoleon die romantiſche Schule in Deutſchland eine neue religiöſe und patriotiſche Begeiſterung weckte, faßte ſie den Philiſter als den bürgerlichen Repräſentanten des vorigen Jahrhunderts mit ſeinem claſſiſchen Schulzopfe, mit ſeiner kosmopolitiſchen Aufklärung, ſeiner particulariſtiſchen und rheinbündiſchen Vaterlandsvergeſſenheit auf. So namentlich die Romantiker in Heidelberg im Jahre 1807, Görres und Arnim gegen Voß. Die große Zeit von 1813 aber konnte dem Philiſterthum kein Ende bereiten, denn die Metternich'ſche Politik ſorgte dafür, es dem erwachten Nationalgeiſt, dem chriſtlich deutſchen Programm der Burſchenſchaft mit neuen Stützen als unüberſteiglichen Damm entgegenzuſtellen. Kleinſtaaterei und Philiſterei behielten die Oberhand und deckten ſich gegen jeden Vorwurf mit der Aufklärung, an deren Faden ſie fortſpannen, und welche ſie als die köſtlichſte Errungenſchaft der Neuzeit mit erkünſtelter Begeiſterung trieben und mittelſt der Schulmeiſterei auch dem Landvolk mitzutheilen befliſſen waren. Die Politik des Auslands, Oeſterreichs und der Mittelſtaaten, weder für das Chriſtenthum, noch für die deutſche Nationaleinheit eine Begeiſterung aufkommen zu laſſen, eine Politik, bei der nach der Reſtauration leider auch Preußen ſich betheiligte, fand ihre vollſte Zuſtimmung und Unterſtützung beim deutſchen Philiſterium, ſo daß die eifrigen Chriſten, die ſich in das Nivellement der Aufklärung und des Cäſaropapismus nicht ergeben wollten, wie auf katholiſcher Seite der Kölner Erzbiſchof und ſeine Getreuen

und auf protestantischer die Lutheraner in Schlesien, als Staatsverbrecher behandelt werden konnten und nicht einmal auf Popularität rechnen durften.

Am Faden der Aufklärung weiter spinnend wurde aber der deutsche Philister allmälig liberal und zwar in dem Maaße, in welchem die alten Bourbons in Frankreich den verachteten Klerus wieder zu erheben suchten, England die Katholiken emancipirte, Oesterreich vom Josephinismus mehr zur Concordatspolitik überging und in Preußen seit 1840 die Verfolgung der Kirche aufhörte. Der deutsche Philister würde sich der Nachahmung des französischen Liberalismus nicht so besinnungslos hingegeben haben, wenn er nicht kopfscheu geworden wäre durch die mancherlei Symptome einer beginnenden christlichen Reaction gegen die bisherige seichte Aufklärerei. Wie feig der Philister nun auch immer den Regierungen gegenüber gewesen war, so tapfer bisher immer gegen die Kirche, und als nun unter Ludwig Philipp der Liberalismus in Frankreich zur Herrschaft gelangte, erhöhte das auch die Zuversicht des deutschen Philisters. Bald fing er an zu lärmen und zu renommiren, da er es ohne Gefahr thun zu dürfen glaubte. Machte doch das Verfassungswesen allmälig in Deutschland immer mehr Fortschritte und damit das Kammergeschwätz, ging ein großer Theil der Bureaukratie selber zum Liberalismus über und gaben diesem die Regierungen immer mehr nach.

Indem die sog. Fortschrittspartei in den Kammern und in der Presse immer mehr Boden und auch Zeit gewann, sich zu organisiren, bemeisterte sie sich des Philisteriums hauptsächlich mittelst der Vereine. Als Mitglied eines politischen oder auch nur halb politischen Vereins, wie die der Schützen, Turner, Sänger, fühlte der Philister sich

unendlich glücklich und stolz. Bogumil Golz sagt in seinen Feigenblättern von 1864 sehr wahr: „Vor Zeiten gab es nur für die Schaafheerden sogenannte Leithammel, und heute überlassen sich die gebildetsten Honoratioren den Leitartikelschreibern, den publizistischen Leithammeln, und fühlen sich in ihrer kastrirten Persönlichkeit (nämlich im unpersönlichen rein objectiven Geiste) so lustig und leicht, wie sich nie zuvor ein altmodischer Mensch mit dem Bewußtseyn seiner vollen, auf sich selbst gestellten Manneskraft gefühlt hat. Ach, es geht nichts über die Erleichterung, sein altmodisches Eingeweide mit allem, was drum und dran baumelt, z. B. mit Glaube, Liebe, Romantik, Idealismus und Humor losgeworden zu seyn! Was brauchte sonst ein Mann alles, um ein Mann und ein vollständiger Mensch, um eine Person, ein Charakter zu seyn; und wie wohlfeil hat er es heute, sobald sein Geist gehämmelt, d. h. schematisirt, uniformirt, zur Vereinsmünze ausgeprägt, mit einem Wort: zum socialen Dummkopf gemacht worden ist. Es geht nichts in der Weltgeschichte über diesen geistigen Communismus, über diese Erfindung, über diese russische Uniformität der Seelen, über dieses auf die Geister in Anwendung gebrachte Exercierreglement. — Verglichen mit ihm, ist die Soldatendisciplin, das Commisleben und die Commisbildung eine romantische, freie Naturwucherung! Das Fühlen war schon lange abgeschafft; das eigne Denken besorgt der Verein. Der Vereinsgestempelte hat nichts weiter zu thun, als zuzuhören, zu unterzeichnen, zu zahlen, zu turnen, zu singen, in Massen zu fahren, zu essen, zu trinken, zu toasten, die Parolen zu lernen, die vorgeschriebenen Zeitungen zu lesen und alles in Gedanken anzuspeien, was nicht zu dem Verein gehört."

In der überſchwänglichen Selbſtüberſchätzung des Philiſters miſchen ſich verſchiedene Gefühle. Bald reißt ſie ihn fort, ſich für einen Helden zu halten, wenn er die fortſchrittlichen Phraſen alle anhört und bei Zweckeſſen ſelber in ſolchen Phraſen redet; bald wird er gerührt. Er glaubt nämlich, wenn er ein wenig angetrunken iſt, er arbeite am großen Bau der Menſchheit, an der wunderbaren Verwandlung der Menſchheit in die Gottheit durch das aide toi. Durch das ganze Philiſterium geht ein ſentimentaler Zug, wie er ſeit Rouſſeau durch die Freimaurerei, durch die geſammte ſchöne Literatur, durch die Schwärmerei für die junge Republik in Amerika und für Freiheit und Gleichheit in Frankreich hindurchgegangen iſt, und wie er ſich noch in jüngſter Zeit in den pädagogiſchen Schwärmereien Dieſterwegs und der Fröbel'ſchen Kindergärten wiederholt hat. Der ſelbſtgerechte Philiſter kann, wie proſaiſch er auch ſonſt ſeyn mag, doch unendlich gerührt werden, wenn er in ſich ſelbſt die Gottheit ſpürt, an die zu glauben, wie man ihm einredet, die erſte Menſchenpflicht ſeyn ſoll. Das verleiht dann ſeiner Photographie jenes bürgermeiſterliche Air unendlicher Selbſtſchätzung, wie es jetzt gäng und gäbe iſt. Daneben aber macht ſich die weniger hoffärtige und nur lebensluſtige Gemeinheit der jüngeren Generation breit, die am liebſten an Gott gar nicht denkt, ſich an Pflichten gar nicht erinnern laſſen will, in den Tag hineinlebt und dabei ſchlechte Witze macht, in jedem frommen Chriſten einen Mucker oder Jeſuiten ſieht und dem kleinen Juden Heine die Affenmiene ablernt, mit der man die Kirche angrinſen ſoll. In unzähligen Geſellſchaften, in die man auf deutſchem Boden kommt, wird man ſolche alte Philiſter und junge Libertins zu Haufen beiſammen ſitzen ſehen, und unter

ihnen iſt es dann freilich leicht, Parteigenoſſen gegen alles Kirchliche zu finden.

Wo es aber hinführen wird, darum kümmert ſich der Philiſter nicht. Welche Dämonen unter dem Felſengrund der Kirche gebändigt liegen und wie ſie alle wieder erwachen und mächtig würden, wenn jener Felſen bräche, davon ahnen ſie nichts.

Das politiſche Bramarbaſiren der Philiſter hat keine Bedeutung, denn man weiß ſchon, wie ſie ſich verkriechen, wenn es zum Ernſt kommt. Aber ihr Religionshaß iſt nachhaltiger, weil eingewurzelt und aufrichtig. Im gebildeten deutſchen Publikum und bei einem ſehr großen Theil der Bureaukratie iſt eine Abneigung gegen alles ſpecifiſch Chriſtliche (in proteſtantiſchen wie katholiſchen Formen) faſt allgemein und das Vorurtheil, man könne auch ohne Kirche mit bloßer Humanität und Moral auskommen, herrſcht durchgängig vor. Im Namen des Proteſtantismus eifert man ſich in einen glühenden Haß gegen die katholiſche Kirche hinein. Im Namen der Bildung glaubt man ebenſo das ſpecifiſch Chriſtliche im Proteſtantismus ſelbſt perhorresciren zu müſſen. Es iſt das nicht nur die üble Gewohnheit einer im Rationalismus aufgewachſenen Generation, die aus Bequemlichkeit nicht tiefer über die Sache nachdenken will. Viele ſind ſo verſtändig, einzuſehen, der gemeine Mann bedürfe noch der Kirche, wenn er nicht gänzlich verwildern ſolle, und nur die gebildeten Klaſſen ſeyen berechtigt, ſich von allem Kirchlichen zu emancipiren. Andere aber wollen immer die Hoffnung noch nicht aufgeben, auch den gemeinen Mann durch Volksunterricht noch bis auf die Höhe des gebildeten Publikums ſchrauben zu können. Die Stimmung kommt den deſtructiven Tendenzen ungemein zu ſtatten und

ist der Revolution bisher noch in jeder Ruheperiode förderlicher als alles andere gewesen. Mit offener oder geheimer Zustimmung des gebildeten Publikums wird nämlich der Unglaube fort und fort in den tiefern Schichten der Gesellschaft verbreitet, theils durch den Volksunterricht (wurzelnd in den meist vom unchristlichen Geist durchdrungenen Schullehrerseminarien), theils durch die Presse, besonders durch die nichtswürdigsten Lokalblätter. Die Zahl derer, die nichts mehr glauben, wächst im Volk und namentlich in der Jugend immer ungeheuerlicher an, und ihr Unglaube äußert sich, wie es nicht anders möglich ist, in den rohesten und brutalsten Formen. Was katholische und protestantische Gläubige dagegen wirken, wird vom Philisterium nicht weniger als von der destructiven Partei verdächtigt. Wirkt die Kirche allein, ohne Zustimmung des Staats, so glaubt man die fürchterlichste Hierarchie im Anzug. Wird die Kirche vom Staate unterstützt, so schreit das ganze Philisterium unisono mit der Demokratie über Reaction und Gewissenszwang. Unter diesen Umständen erklärt sich, wie nicht nur in der vormärzlichen Zeit Dr. Strauß, Ruge, Bruno Bauer das Christenthum bereits in Abgang deretiren, sondern auch noch in der nachmärzlichen Zeit Männer wie Diesterweg ꝛc. ihre Utopien nochmals zur Schau stellen konnten. Das Philisterium, welches solchen Richtungen fort und fort seinen Beifall schenkt, weiß selber nicht, was es thut, denn es will selber keine Revolution und arbeitet ihr doch in die Hände. Es gleicht der armseligen Grasmücke, die vor dem riesenhaften Kuckuckkind in ihrem Neste beständig zittert und es doch in dummer Liebe groß und immer größer füttert.

Von einem höheren Gesichtspunkt erscheint dieses Treiben ganz trostlos und wie ein Wahnsinn. Man wird dabei an die Schilderungen erinnert, welche uns die Propheten vom Volke Gottes hinterlassen haben. Dieselbe Verstocktheit und Blindheit, derselbe Trotz, dieselbe Bequemlichkeit, dieselbe sich klug dünkende Thorheit, derselbe falsche Eifer kehrt in unsern Tagen wieder. Ueberall dient man fremden Götzen und hofirt falschen Propheten. Daß eine große Zukunft bevorstehe, glaubt Jeder, und man sucht den Messias, nur nicht da, wo er ist. Man rechnet sich die Sünde als Tugend, die Gottlosigkeit als Religion an. Die Sünden gegen den heiligen Geist waren noch in keiner Zeit der Weltgeschichte so frech, als in der heutigen. Noch aber hat jede Gottlosigkeit der Völker ihre furchtbare Strafe gefunden, und wird sie wieder finden. Der Taumelkelch der Völker birgt in seiner Hefe den bittern Tod. Man wird sehen, wie man ohne Gott und ohne Kirche auskommt, wenn die Revolution ihre letzten plutonischen Hebungen unter den Füßen der selbstgerechten Philister beginnen wird.

21.

Von der beginnenden Auflösung der Familie.

Der moderne Zeitgeist verlangt principiell die Emancipation des Individuums von jeglichem Bande, von jeglicher Schranke. Es soll nicht mehr gebunden seyn an Gott und seine Gebote; darum wird Gott selbst und die Autorität der Bibel geleugnet, auch kein Kirchengebot mehr als verbindlich erachtet. Auch der Staat soll sich mit einem Minimum von Pflichten, die er ihm auflegt, begnügen und jedenfalls nicht über dieses verfügen dürfen, außer durch

Vermittlung der von allen Individuen gewählten Gesetzgebung. Ebensowenig soll die Gemeinde das Individuum einschränken dürfen und die Corporationen, die Genossenschaften sind ohnehin verschwunden. Es bleibt nur noch übrig, das Individuum auch noch von den Familienbanden loszumachen.

Noch halten diese Bande als die letzten den größern Theil der Menschheit mit einer gewissen Gewohnheitszähigkeit fest, während eine Minderheit sich schon von ihnen losgerissen hat und die Veranlassungen zum-Losreißen sich auf allen Seiten vermehren. Vor allem werden diese Bande nicht mehr im Ernst für heilig gehalten, wie man überhaupt nichts mehr für heilig hält, was den Menschen im gegebenen Falle genirt. Wer sich gewöhnt hat, unbedingte Freiheit im Staat und in der Gemeinde anzusprechen, läßt sich auch nicht mehr gern durch eine zarte Rücksicht auf Frau und Kinder binden und wenn man ihm von Heiligkeit seiner Verpflichtung vorredet und moralischen Zwang anthun will, so wird er nur noch widerspenstiger. Luxus und Genußsucht, das schlechte Beispiel der Theater und Romane tragen zur Verführung bei. Ehebrüche, leichtsinniges Verlassen von Weib und Kind und heimliche Flucht nach Amerika sind etwas ganz Gewöhnliches unter den Männern; desgleichen Ehebrüche, Prostitution, sogar käufliche mit Wissen des Mannes unter den Frauen. Deshalb hat die Gesetzgebung selbst und zwar ganz im Geist der Zeit es vorgezogen, anstatt dem Verbrechen zu steuern, es nicht mehr in einem so hohen Grade wie früher als Verbrechen anzusehen, um wenigstens den Schein zu retten und damit die Sache nicht mehr so viel Aufsehen mache. Durch die äußerste Erleichterung der Ehescheidung kommt man nun allerdings

des Galvanismus mit dem Magnetismus, Erſcheinungen, deren Zukunft und Einfluß auf die geſammte Phyſik unermeßlich iſt, da in ihnen der zum Herrſcher der Phyſik beſtimmte Polaritätsbegriff ſich am glänzendſten und wunderbarſten bethätigt. Die merkwürdigen in unſerem Jahrhundert entdeckten Phänomene der Interferenz und Polariſation der Lichtſtrahlen haben in Verbindung mit Goethe's Farbenlehre das Newtonſche Emanationsſyſtem in Frage geſtellt; die Chemie hat durch die Stöchiometrie eine faſt mathematiſche Geſtalt gewonnen, und eine große Reihe chemiſcher Entdeckungen unberechenbaren Einfluß auf die Gewerbe und Induſtrie, auf die Arzneimittellehre u. ſ. w. geübt. Wer wollte alle nennen, die jetzt an dem täglich wachſenden ungeheuern Bau arbeiten als Schaffner, Werkleute, oder als Leiter und Ordner? Nur Einer ſey genannt, weil er als Repräſentant der wahren Naturforſchung überhaupt, und insbeſondere der deutſchen gelten kann, Alexander von Humboldt. Gleich entfernt von der alle Dinge iſolirt betrachtenden, am Boden kriechenden Empirie, wie von den phantaſtiſchen Gedankenflügen willkürlicher, bodenloſer Speculation, iſt ſein Standpunkt der der richtigen Mitte, ein Standpunkt, den wir nicht beſſer bezeichnen können, als mit einer Stelle aus ſeinen Werken: „Wenn man nicht hoffen darf, die Urſachen der Naturerſcheinungen zu errathen, ſo muß man wenigſtens verſuchen, ihre Geſetze zu entdecken, und durch Vergleichung zahlreicher Thatſachen das, was beſtändig und unveränderlich iſt, von demjenigen zu trennen, was veränderlich und zufällig iſt.“ Dies iſt das Ziel, dem die heutige deutſche Naturforſchung nachſtrebt; denn es iſt nicht zu verkennen, daß ſie ſich mehr und mehr von leerer Speculation entfernt, und ſich vor Allem das objective, klare, concrete Erkennen der Dinge zur Aufgabe macht. Der Verſuch Schellings und ſeiner Schule, auf dem Wege philoſophiſcher Speculation zu großen Reſultaten in der Naturwiſſenſchaft zu gelangen, wird trotz der geiſtreichen Bemühungen des Stifters unſerer Verſammlungen von den meiſten deutſchen Naturforſchern als mißlungen angeſehen, und von den Philoſophen ſelbſt, denn die neueſte Philoſophie, welche den Begriff vergöttert, verachtet die Natur. Der ſchlechteſte Einfall des menſchlichen Geiſtes ſteht ja nach Hegel höher, als jedes Naturproduct. Auch hat ſich in den meiſten Verſammlungen ein entſchiedener Widerwille gegen die ſogenannte

in manchen Fällen dem Ehebruch zuvor, vergißt aber, daß man damit das ganze Inſtitut der Ehe offiziell entheiligt und discreditirt. Das Geſetz erlaubt Dinge, die in chriſtlichen Ländern bisher unerhört waren, wenn auch Aehnliches in den verworfenſten Zeiten des altrömiſchen Kaiſerthums vorgekommen iſt. Man möge darüber das Werk von Parent-Duchatelet über die Proſtitution in Paris nachleſen. Einen Beitrag dazu liefern auch die ſ. g. Louisheirathen in Berlin.

Doch wir wollen uns auf die Corruption in den großen Städten nicht einlaſſen, die von jeher ein ſchwarzer Fleck in der Weltgeſchichte war und bleiben wird. Auch die Corruption der höheren Stände, die von jeher aus dem Uebermuth des Wohlſeyns entſprang und die im höhern oder geringern Grade immer wiederkehrt, laſſen wir als unvermeidliches Uebel bei Seite liegen und faſſen nur die große Maſſe der mittlern Claſſen ins Auge, die der Corruption weniger zugänglich waren, ehe der moderne Zeitgeiſt der Verführung alle Thore öffnete. Das Schlimmſte dabei iſt, daß künſtliche Nothſtände herbeigeführt worden ſind, welche die frühere Zufriedenheit der Mittelclaſſen grauſam geſtört haben. Wäre man aufrichtig, ſo würde man es eingeſtehen und würde darüber klagen. Aber man ſchämt ſich aus Hochmuth und nimmt lieber den Schein der Befriedigung an. In wie vielen Wohnungen der Mittelclaſſen, der ſ. g. Honoratioren, iſt ein Salon mit ſchönen Möbeln zu finden und ſind die Damen des Hauſes koſtſpielig nach der neueſten Mode gekleidet, wird mittelmäßig Muſik getrieben, wird unnützer Tand geſtickt und gehäkelt, während die Familie, um dieſen Aufwand zu beſtreiten, ſich oft kaum ſatt zu eſſen wagt. Die Anſtellungen im Staate gewähren nur eine

kleine Jahreseinnahme, während alle Lebensbedürfnisse theurer werden und der Anstand verlangt, daß man alle Moden mitmache. Das kleine Gewerbe, die kleine Kaufmannschaft können je länger je weniger die Concurrenz aushalten. Daher die massenhafte Auswanderung junger Männer aus den Mittelclassen in die großen Städte des Auslands oder nach Amerika, wo sie mit ihrem Fleiß mehr zu verdienen hoffen. Die im Vaterland zurückbleibenden jungen Männer müssen lange in einem Amte dienen, ehe sie eine Familie ernähren können. Ebenso können viele junge Geschäftsmänner nicht heirathen, wenn sie nicht eine reiche Frau finden. Diese werden aber immer seltener. Daher bleiben so erstaunlich viele Mädchen und vorzugsweise aus dem gebildeten Mittelstande sitzen und bekommen keinen Mann. Den Mädchen selbst geschieht dadurch ein Unrecht, denn sie verfehlen ihren natürlichen Beruf, während Umgang, Bildung, Lectüre und Kunst ihre Sinne reizen. Den jungen Männern geschieht ein Unrecht, die ihr Geschlecht nicht fortpflanzen oder zu spät heirathen, oder sich der Lüderlichkeit ergeben, weil sie die Mittel nicht hatten, zur rechten Zeit zu heirathen. Der Nation selbst geschieht dadurch Unrecht, denn durch die Kinderlosigkeit starker und gesunder Männer, starker und gesunder Mädchen von schöner Race, von besserer Erziehung und Bildung geht der Nation ein höchst werthvoller Bestandtheil verloren, während ihr durch die zahlreichen Kinder des Proletariats, der entnervten Fabrikbevölkerung und der Juden ein ungleich minder werthvoller Bestandtheil zuwächst. Auch durch die Geldheirathen wird die Race selten verschönert, die Sitte veredelt. Nicht zu reden von der Ueberzahl unehelicher Kinder, die so häufig von Geburt an für die Corruption bestimmt scheinen, weil

derſelbe Nothſtand, oder dieſelbe Gewiſſenloſigkeit, welche ihre Eltern zur Eheloſigkeit verdammte, ſie auch hindert, für die Baſtarde zu ſorgen.

Würde man die Statiſtik der europäiſchen Länder in Bezug auf dieſe Fragen vergleichen, ſo würde man auf überraſchende Ergebniſſe ſtoßen. Eine Dame, die ſich für den Stammbaum ihrer Familie beſonders intereſſirt, wies mir vor ungefähr zehn Jahren einmal nach, daß in ihrer allerdings durch ganz Deutſchland in einer gräflichen und freiherrlichen Branche ausgebreiteten Familie, damals nicht weniger als 72 Comteſſen und Baroneſſen lebten, die aus Mangel an Vermögen keine Männer gefunden hätten. Staatsrath von Rümelin wies vor wenigen Jahren in den würtembergiſchen Jahrbüchern nach, daß in dem kleinen Königreich Würtemberg 90,000 heirathsfähige Mädchen mehr als heirathsfähige junge Männer exiſtirten. Das iſt unter den vielen Unnatürlichkeiten unſeres ſocialen Lebens eine der größten und doch fährt der raſſelnde Triumphwagen der Staatsweisheit des liberalen und des induſtriellen Fortſchritts achtlos und unbarmherzig über ſo viele gebrochene Herzen hin.

Die Verheiratheten mit ihren Familien bleiben von den Raubgriffen des Zeitgeiſts nicht verſchont, denn er will ihnen den eigenen Herd und die Heimat entreißen. Es liegt in der Zeit, die Bevölkerung nicht mehr in ihren feſten heimatlichen Erbſitzen zu leiden, ſondern fortzutreiben und in immer größern Dimenſionen zu einer Art von Nomadenleben zu verurtheilen. Dazu wird nicht etwa blos die Armuth gezwungen, die Unruhe hat ſich auch der Wohlhabenden bemächtigt. Vor fünzig Jahren war das Umherziehen, der Wohnungswechſel, die Kaſernirung vieler Familien in einem großen, zu dieſem Zweck auf Speculation gebauten Hauſe,

noch bei weitem seltener als jetzt. Damals galt noch das Sprüchwort: eigner Herd ist goldeswerth. Der Mensch hatte noch eine Heimat, das Kind ein Vaterhaus. Jetzt wohnt fast alles zur Miethe, und Häuserbesitz ist nur noch eine Sache der Speculation, weil der unaufhörliche Zufluß der Bevölkerung vom Lande her in den Städten den Häuserwerth erhöht.

Das ganze Familienleben war vor fünfzig Jahren einfacher als heute, in Bezug auf die Kinderzucht noch etwas strenger, in Bezug auf unbefangenen gesellschaftlichen Verkehr aber bei weitem liberaler. Insbesondere war für die weiblichen Mitglieder der Familie ungleich besser gesorgt. Zwar hatte das leidige Clavierklimpern damals schon angefangen, war aber noch lange nicht so allgemein verbreitet wie jetzt und zog die Mädchen noch nicht von nützlicher Hausarbeit ab. Arme Kinder brauchten noch nicht in Kleinkinderschulen, wohlhabende in Pensionen untergebracht zu werden. Die Eltern hatten noch Zeit und Raum übrig, um ihre Kinder unter den Augen zu behalten. Es ist nicht Noth oder Geschäftsdrang allein, was die Eltern aus dem Hause treibt, es ist Vergnügungssucht. Man will sich zerstreuen, die Saison in Bädern zubringen. Sogar in den weniger bemittelten Classen sind die Hochzeitsreisen Mode geworden. Diese leidigen Hochzeitsreisen drücken am besten die Rücksichtslosigkeit aus, mit welcher der moderne Zeitgeist alles Gemüthliche der Heimat und des Familienfriedens flieht. Der Mensch sollte von den Zugvögeln lernen, wenn es Zeit ist zum Nestbauen und wenn es Zeit ist zum Reisen. Aber das Natürliche gilt nicht mehr.

Die Hauptsache ist, daß noch vor fünfzig Jahren jungen Leuten das Heirathen sehr erleichtert war. Man sah damals nur sehr selten alte Junggesellen und alte Jungfrauen. Jetzt

wimmelt es davon. Ein Freund von mir kannte in einer Stadt von 18,000 Einwohnern vor fünfzig Jahren nur zwei notable Junggesellen und im ganzen Kreise seiner Verwandten und Bekannten nur eine alte Jungfer. Man heirathete leichter, weil der Luxus noch nicht so hoch gesteigert war, weil das Einkommen noch für die Ausgaben reichte und weil die jungen Leute leichter Gelegenheit fanden, einander kennen zu lernen. Referent lebte damals vier Jahre lang in einer kleinen Stadt, wo folgende Sitte seit lange eingeführt war. Alle Jünglinge und Jungfrauen des Honoratiorenstandes vereinigten sich Sonntags zu kleinen Landpartien, zum Tanz auf einer Wiese, zum Spielen im Freien, im Winter zu geselliger Unterhaltung in einem Saal, zu einem Ball oder Concert. Davon waren alle Verheiratheten ausdrücklich ausgeschlossen. Man überließ die jungen Leute ganz sich selbst und traute ihrem Schicklichkeitsgefühl. Zugleich controlirten die Mitglieder sich gegenseitig und jeder hütete sich, die gemüthliche Harmonie zu stören. Da hatte jeder Jüngling Gelegenheit zu wählen und die Gewählte näher kennen zu lernen. Mit welcher peinlichen Aengstlichkeit werden dagegen jetzt die beiden Geschlechter von einander abgesperrt und erhebt sich Geklatsch, wo irgend ein freundlicher Blick fällt. Oder nehmen die Mädchen eigensinnige Manieren an, weil sie an vielseitigen Umgang nicht gewöhnt werden.

Der Besuch von öffentlichen Gärten in gewähltem Putz ersetzt heutzutage keineswegs, was Jugendgesellschaften, wie die oben erwähnte, und der freiere Zutritt zu den Familien leistete. Man nähert sich nicht mehr unbefangen und im Hauskleide, sondern man spielt eine Rolle, man will imponiren oder locken. Die armen Mädchen in ihren Luxuskleidern, die häufig nicht einmal zu ihrem geringen Vermö-

gen paſſen, gleichen, wenn ſie ſich auch zu lächeln befleißigen, doch mehr oder weniger jenen Unglücklichen, die der Sclavenhändler auf dem Bazar gern an den Mann bringen möchte.

In den Städten bildeten die haushäblichen Meiſter ſämmtlicher Handwerke den ſehr achtbaren Kern der Bürgerſchaft. Sie waren noch in Innungen vereinigt. Sie hielten noch auf Ehre des Handwerks, auf ſolide Arbeit, auf häusliche Zucht und Sitte. Die Geſellen ſaßen noch an des Meiſters Tiſche. Es waren noch patriarchaliſche gemüthliche Zuſtände. Ein mäßiger Wohlſtand war über die ganze Bürgerſchaft verbreitet. Es gab wenig Nahrungsloſe. Auch der ärmere Meiſter konnte ſich noch fortbringen. Damals durften noch keine fremden Juden mit Kleidermagazinen in die Städte einbrechen und durch Verſchleiß etwas wohlfeilerer, aber auch viel ſchlechterer Waare dem einheimiſchen Gewerbe die Kunden abführen.

Früher tendirte alles einer Heimath, einer bleibenden Stätte zu, jezt tendirt alles hinaus. Die große Auswanderung nach Amerika übt gleichſam ihren Rückſchlag auf Deutſchland, daß auch bei uns im eigenen Lande immer gewandert, die Wohnung gewechſelt wird, auch die Stände und Berufsarten keine Heimath und keine beſtimmte Grenze mehr haben. Kurz wir nordamerikaniſiren immer mehr.

Am beklagenswertheſten und zugleich für die Zukunft der Völker am verhängnißvollſten iſt der Verluſt der Heimat und die Auflöſung der Familien für die ärmere, insbeſondere für die in den Fabriken arbeitende Claſſe. Dieſe Armen ſind verurtheilt, entweder in Kellern und den engſten und unreinlichſten Winkeln alter Häuſer oder in Arbeiterkaſernen zu wohnen. In den erſtern gehen die Kinder mehr phyſiſch, in den andern mehr moraliſch zu Grunde. Das

extremſte Elend dieſer Art kommt bis jetzt nur in England vor; da jedoch das Fabrikweſen in fabelhafter Progreſſion im übrigen Europa um ſich greift, wird bald überall auch das Elend den Grad des engliſchen erreichen. Wo hat das kleine Handwerk, wo hat der Fabrikarbeiterſtand ſeine Heimath? Leon Faucher erzählt in ſeinem Werk über die ſocialen Zuſtände Englands von einer Wohnung in London, die in einem der ſchmutzigſten Winkel der Stadt (in White Chapel) gelegen aus einem engen Zimmer beſtand. Hier ſchliefen in einem Bett Vater und Mutter, ein ſchwindſüchtiger Sohn von zwanzig, ein ſcrophulöſes Mädchen von ſiebzehn Jahren und noch ein kleines Kind. In demſelben Zimmer arbeiteten den Tag über noch drei Schneidergeſellen. Ein anderes kleines Zimmer war von mehreren Familien zugleich bewohnt. Ganz Aehnliches kommt auch in Deutſchland vor. Ich ſelbſt beſuchte einmal einen armen jungen Mann, welcher krank geworden war. Ich fand ihn in einem alten baufälligen Hauſe in einer dunklen und engen Gaſſe, in einem kleinen Zimmer, welches faſt ganz mit einem uralten, aber nichts weniger als glänzenden Himmelbett ausgefüllt war. Darin lag der arme todkranke Jüngling und jede Nacht legten ſich ſeine alte Mutter und ſein unfreundlicher Stiefvater zu ihm in dasſelbe Bett, denn die Familie hatte keinen weitern Raum. In wenigen Tagen wurde der Stiefvater von dem läſtigen Sohn befreit, deſſen dankbaren Blick, als ich ihn unmittelbar vor dem Tode noch einmal beſuchte, ich niemals vergeſſen werde.

Nun denke man ſich die große Zahl der kleinen unmündigen Kinder, die in der ungeſunden Luft ſolcher engen Wohnungen aufwachſen, häufig unter Eltern, die das Elend gottlos gemacht hat. Faucher berichtet aus der Statiſtik

Londons, daß daſelbſt binnen acht Jahren 2700 ſyphilitiſche Kinder in drei der größten Krankenhäuſer aufgenommen worden ſeyen. Die Sterblichkeit der Kinder in den Fabrikſtädten hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen, wie wenigſtens in England ſtatiſtiſch beurkundet iſt, und man darf ſagen zum Glück, denn in dieſen Kreiſen iſt Sterben beſſer als Leben. Venedey berichtet uns im dritten Band ſeines Werks über England, in der großen Fabrikſtadt Mancheſter ſeyen binnen neun Tagen elf Kinder durch Vernachläſſigung theils verbrannt, theils ertrunken. Der ſchon genannte Faucher berichtet von Wolverhampton: „In den Steinkohlengruben fangen die Kinder oft mit dem vierten oder fünften Jahre an zu arbeiten. Man ſtellt ſie als Trapper an. Hinter einem Pförtchen oder hinter einer Fallthür kauernd iſt ihr Amt ſie zu öffnen, um die Steinkohlenwagen hindurch zu laſſen und die Thür ſogleich wieder zu ſchließen. Wenn das Kind das Schließen vergißt, ſo erhitzt ſich das Gas, welches der Steinkohle entſtrömt und kann eine Exploſion verurſachen. Das Kind ſteigt um 3 oder 4 Uhr Morgens in den Schacht, um ihn erſt um 5 oder 6 Uhr Abends wieder zu verlaſſen. Die ganze Woche bleibt es in Dunkelheit und Feuchtigkeit allein.“ Noch weit mehr andere Kinder, die in den Fabriken oder Bergwerken nicht verwendet werden können, müſſen zu Hauſe bleiben, während Vater, Mutter und ältere Geſchwiſter den ganzen Tag über in der Fabrik zubringen. Man ſchläfert ſie ein; früher that man das mit Branntwein, jetzt mit Opium. Venedey ſagt: „Uebermaaß der Arbeit, ſchlechte Koſt und Hunger, ſchlechte Kleidung und Wohnung, beſonders die ſchlechte Luft in den Werkſtätten, der Dunſt der Maſchinen, dann der Branntwein, womit die Eltern, wenn

ſie zur Arbeit gehen, unterdeß ihre Kinder daheim — einſchläfern, haben in einer ungeheuern Ausdehnung die engliſche Bevölkerung degenerirt und entnervt, die Geſtalt verkleinert und mit ſcrophulöſen Uebeln und Schwindſucht heimgeſucht, die Entſittlichung hat dabei den furchtbarſten Grad erreicht."

Der Vater arbeitet in dieſer, die Mutter in einer andern Fabrik, ſehen ſich den ganzen Tag nicht und kommen des Nachts zuſammen, häufig trunken, zanken ſich und trennen ſich, was man ſprichwörtlich neglect of family nennt. Immer noch beſſer als Mißhandlung und Mord vor den Augen der Kinder, was auch vorkommt. In vielen Fabriken werden blos Weiber gebraucht, je fünfzig unter einem männlichen Aufſeher. Dieſe bilden ihm eine Art Serail, da Erhöhung des Lohns und Beförderung von ſeiner Gunſt abhängt. Während Frau, Schwägerin, erwachſene Töchter in der Fabrik arbeiten, muß nicht ſelten der Mann, wenn er ſchwächlich iſt und weniger verdienen kann, daheim die kleinen Kinder warten, kochen, waſchen ꝛc., bis Abends die Amazonen ins Haus zurückkehren.

In den Fabriken ſelbſt werden auch urſprünglich Geſunde allmälig ſiech und noch viel mehr moraliſch verdorben. Faucher ſagt von Mancheſter, die Arbeitshitze in den Werkſtätten wirke wie die Sonne unter den Tropen. „Das Zuſammenhäufen ſo vieler Männer, Frauen und Kinder ohne ein anderes Band als die Arbeit läßt Leidenſchaften aufkeimen und gedeihen, die man nicht verſucht zu bändigen und die zuletzt ungehemmten Lauf finden. Die Vermiſchung der Geſchlechter und die heiße Atmoſphäre der Fabriken wirken auf den menſchlichen Organismus wie die Glut der Sonne in den ſüdlichen Ländern; die geſchlechtliche Reife

tritt ein, ehe Alter und Erziehung das moraliſche Gefühl zur Entwicklung bringen können.“ Aber die Ofenhitze modificirt den Organismus noch anders als die Sonnenhitze. Sie bringt etwas Dämoniſches in den Menſchen hinein, während die Sonnenhitze ihn nur einfach verthiert. Die Verwilderung der Fabrikarbeiter iſt eine andere und ſchlimmere, als die urſprüngliche Wildheit roher Naturvölker.

Man hat das Induſtrieſyſtem nicht nur überhaupt übertrieben, ſondern auch mit Mitteln durchgeſetzt, welche ſchlechthin gottlos und unmoraliſch und ſelbſt nationalökonomiſch nicht zu rechtfertigen ſind. Denn während man die Nation durch Production von Werthen zu bereichern vermeint, bereichert man nur eine Claſſe von Glückspilzen und ruinirt die Maſſe der Nation an Leib und Seele. Was man auch dem alten Ackerbauſyſtem mit ſeinem patriarchaliſchen Landadel vorwerfen mag, das Volk blieb doch bei dieſem Syſtem geſund und kräftig. Derſelbe Baum, von dem zuweilen ein Zweig abgeſchnitten wurde, um einen unbotmäßigen oder lüderlichen Knecht zu prügeln, bot doch ringsum Schatten und Schutz und hinreichende Früchte, wobei das Landvolk durch viele Jahrhunderte an Leib und Seele gedieh. Die moderne Fabrik dagegen gleicht dem fabelhaften Upasbaume, in deſſen giftiger Nähe alles hinwelkt, ſiecht und ſtirbt.

Man begreift, daß in den Fabriken natürlich werden kann, was in der ganzen übrigen Welt unnatürlich wäre. Das communiſtiſche Ideal Fouriers, ſo unſinnig es denen erſcheint, die etwas beſitzen und in einer wohlgeordneten Familie leben, muß doch den unglücklichen Fabrikarbeitern als etwas Natürliches und Erwünſchtes erſcheinen. Sogar bis auf die Weibergemeinſchaft und die Ueberlaſſung aller

Naturphilosophie kund gegeben. Die einzige wahre Naturphilosophie ist die von Kielmeyer zuerst angeregte wissenschaftliche Verknüpfung der verschiedenen in der unorganischen und organischen Natur thätigen Kräfte. Volta's, von Humboldt weiter entwickelte Entdeckung, welche zeigte, wie der Galvanismus im thierischen Körper wirksam sey, die immer größere Ausbildung der organischen Chemie und der dadurch vermittelte engere Zusammenhang der Physiologie und Physik, Davys und Anderer Beobachtungen über die chemisch zerlegende Wirkung der Electricität und des Galvanismus, Oersteds und Faraday's bereits erwähnte Entdeckungen, die sämmtlich den großen Wechselproceß der Polaritätserscheinungen zum Gegenstand haben, gehören in dieses Feld, dessen immer erweiterte Anbauung mehr zur Erklärung sämmtlicher Naturprocesse beitragen wird, als alle speculativen Träumereien.

Es ging aus dem Entwickelungsgang der europäischen Cultur nothwendig hervor, daß die Naturwissenschaft ihres hohen Zwecks und ihres gewaltigen Einflusses auf alle Lebensverhältnisse halber auf die Stufe von Achtung gestellt wurde, auf der sie gegenwärtig steht, eine Achtung, von der die liberale Unterstützung der Versammlungen deutscher Naturforscher durch die erleuchteten Regierungen Deutschlands einen glänzenden Beweis gibt. Wir haben in der That aus der obigen flüchtigen historischen Skizze gesehen, daß zu keiner Zeit ein so mächtiges und allgemeines Interesse für die physikalischen Wissenschaften rege war, als jetzt, daß ihr Werth nie von den obersten Staatsbehörden so erkannt wurde, wie jetzt. Sie zählen Verehrer und Pfleger in allen Classen der Gesellschaft, selbst die Namen gekrönter Häupter fehlen nicht. Wie Humboldts innere Stellung zur Naturwissenschaft den Normaltypus der Naturforschung unsres Jahrhunderts repräsentirt, so ist seine glänzende äußere Stellung ein Beweis der Anerkennung ihrer Würde.

Deutschland ist in Beziehung auf Pflege der Naturwissenschaften in einer weniger günstigen Lage, als die meisten europäischen Länder. Ohne Colonien, ohne ausgebreitete Schifffahrt, fast ohne Seehandel, mußte es ihm schwieriger werden, seinen Naturforschern die Producte fremder Zonen zur Anschauung und Untersuchung zu verschaffen. Welche unermeßliche Vortheile stehen in dieser Beziehung England, Frankreich, Holland u. s. w. zu Gebot? Die kolossalen Sammlungen im Jardin des plantes, im britischen

Kinder an den Staat. Denn der arme Vater, der ſelber für ſein Kind nicht mehr ſorgen kann, muß vorziehen, es dem Staate anzuvertrauen, anſtatt es ganz zu Grunde gehen zu laſſen. Der Gatte, der mit dem ihm angetrauten Weibe doch nicht mehr zuſammen leben kann, dem ſie untreu wird, der er untreu wird, kann das Band der Ehe nur noch als eine läſtige Feſſel anſehen. Unter ſolchen Umſtänden wird das Natürliche in der That zum Unnatürlichen und das Unnatürliche zum Natürlichen.

22.

Von der Volkswirthſchaft.

Niemals iſt über Nationalvermögen, Nationalökonomie, Volkswirthſchaft mehr geredet und geſchrieben worden als jetzt, und doch hat man niemals ſchlechter gewirthſchaftet als gerade jetzt.

Seit der Renaiſſance kamen alle Uebel des alten Heidenthums, von denen die Menſchheit durch das Chriſtenthum geheilt worden war, von neuem über die ſündige Welt und auch eins der allerſchlimmſten Uebel, die Geldwirthſchaft. An dieſer Geldwirthſchaft hauptſächlich iſt das altrömiſche Kaiſerthum im Stadium ſeiner tiefſten Corruption zu Grunde gegangen. Die Habgier der Großen, der Günſtlinge, der Reichen hatte die ganze Geſellſchaft desorganiſirt und in Jauche aufgelöſt. Es gab keinen Bürgerſtand und keinen Bauernſtand mehr. Es gab nur noch eine Minderzahl von unermeßlich reichen Glückspilzen mitten unter den Sclaven. Die Reichen wohnten gewöhnlich in den großen Städten, deren Bevölkerung entweder ihre Sclaven oder ein von ihnen gefütterter und mit Circusſpielen unterhaltener Pöbel

war, Banditenhaufen, die ihnen zu jeder Gewaltthat dienſtfertig waren. Ihren ungeheuern Landbeſitz in den Provinzen ließen die Reichen ausſchließlich von Sclaven unter der Aufſicht von Freigelaſſenen bebauen und dieſe Sclavenbevölkerung war wegen harter Behandlung ſtets zu Empörungen geneigt, wenn ſie nicht in den Stumpfſinn fiel, den die unter ihnen abſichtlich geduldete Sittenverderbniß zu erzeugen pflegt. Alle Geſchichtſchreiber der ſpäteren römiſchen Kaiſerzeit und der Völkerwanderung, heidniſche und chriſtliche, ſtimmen in der grauenhaften Schilderuug der ſittlichen Fäulniß und Verkommenheit im ganzen damaligen römiſchen Reiche überein.

Es war daher ſehr natürlich, daß die Chriſten grade im Gegenſatz gegen die bisher herrſchende heiße Gier nach Reichthum und Sinnengenuß vorzugsweiſe die Armuth und die Keuſchheit prieſen und heiligten. Man darf annehmen, daß das Entſetzen vor den Sünden der Reichen und der Eckel der Ueberſättigung ſelbſt dazu beitrugen, viele Heiden der chriſtlichen Kirche zuzuführen. Vor allem mußte das Chriſtenthum den unglücklichen, noch nicht ganz verthierten Sclaven ein Troſt ſeyn. Die Verachtung des Geldes war ein charakteriſtiſcher Zug bei den erſten Chriſten und blieb es bei der Kloſtergeiſtlichkeit, die einerſeits das Gelübde ewiger Armuth ablegte, andererſeits, was ihr geſchenkt wurde, nur zu Werken der Barmherzigkeit an Armen und Kranken anwandte. Zugleich heiligte das Chriſtenthum auch die Arbeit, die zur heidniſchen Zeit nur als erzwungene Pflicht der Sclaven in Verachtung gefallen war. Die Mönche arbeiteten.

Dieſer chriſtlichen Tendenz kam der Germanismus zu Hülfe. Sobald die Deutſchen das römiſche Reich eroberten,

machten ſie den Latifundien der reichen Römer ein Ende, theilten den Boden unter ſich in Allode nach uralt deutſcher Sitte, d. h. in Güter, die der Familie des erſten Beſitzers Erb und Eigen blieben und groß genug waren, um Haus und Hof, Garten, Acker und Waide darauf zu haben und von deren Ertrag mit der Familie anſtändig leben zu können. Somit wurden die weiten Länder überſäet mit den Höfen freier, geſunder, ſittenreiner deutſcher Familien. Die römiſche Bevölkerung verſchwand größtentheils in den verheerenden Kriegen durch Hunger und Seuche, der Reſt kam in die Knechtſchaft der Deutſchen. Da nun aber dieſe Deutſchen alle Chriſten wurden, ſo befeſtigten Chriſtenthum und Germanismus gemeinſchaftlich ein den Umſtänden angemeſſenes, natürliches, praktiſches und dauerhaftes Syſtem der Volkswirthſchaft, gegründet auf den Ackerbau und kleinen Güterbeſitz. Das Handwerk war durch Weiber und Knechte, die Kunſt durch Mönche vertreten; der Handel war noch wenig ausgedehnt und befaßten ſich damit damals ſchon, wie auch mit dem Geldwechſel, Geldleihen und Wucher, vorzugsweiſe die Juden. Inzwiſchen waren die Juden tief verachtet, wurden, wenn ſie es mit dem Wucher zu arg trieben, tüchtig gemaßregelt und blieben auf eine Thätigkeit im finſtern Winkel angewieſen. Die altrömiſche Geldwirthſchaft konnte nicht wieder aufkommen. Weder die Kirche, noch die germaniſche Gewohnheit duldeten es. Als die Induſtrie, namentlich nach dem Beiſpiel der fleißigen und kunſtreichen Muhamedaner in Spanien und im heil. Lande, zur Zeit der Kreuzzüge auch in Deutſchland mehr in Aufnahme kam, wurde ſie noch nicht Beute der Spekulation und Geldwirthſchaft, ſondern in echt germaniſcher Weiſe das Monopol freier bürgerlicher Genoſſenſchaften in der Art,

daß das Meisterrecht in der Stadt so viel werth war, als das Allod auf dem Lande, weil es der freien und ehrbaren Familie eine sichere ökonomische Existenz, Waffenehre und politisches Ansehen gewährte. Ein Proletariat gab es damals nicht. Wer arbeiten konnte, kam als Knecht auf dem Lande oder Gesell in der Stadt wohl an. Für die Armen auf dem Lande sorgte der Gutsherr, in der Stadt die Innung, zu der sie gehörten, oder die Kirche.

Das alles hat aufgehört, die Kirche ist ihrer Macht und ihres Besitzthums beraubt, die Genossenschaften sind aufgelöst, die bäuerlichen Erb und Eigen werden immer mehr durch Güterschacher zertrümmert. Die Geldwirthschaft florirt wieder.

Diese schlimme Wendung der Dinge trat gleich unzähligen andern Uebeln am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit der Renaissance ein. Dieselben Mediceer in Florenz, welche die klassischen Studien und den heidnischen Geschmack einführten, brachten auch die altrömische Geldwirthschaft zuerst wieder auf. Ein Mediceer war der erste Heide und zugleich der erste Mann der Börse. Kaum hatte der Zeitgeist wieder am Golde geleckt, so griff die Ansteckung um sich. Die Geldwirthschaft wanderte von Florenz nach Augsburg und hat seitdem Deutschland nie wieder verlassen.

War im christlichen Mittelalter die Landwirthschaft vielleicht zu einseitig begünstigt und der Mensch zu sehr an die Scholle gefesselt, so waren doch die ökonomischen Existenzen besser gesichert. In unserer Zeit ist auch der Landbesitz nicht mehr gesichert, er wird dem Besitzer mit Leichtigkeit unter den Füßen weggezogen. Alles und jedes Eigenthum ist jetzt beweglich, flüssig geworden, kann in Geld verwandelt werden. Alles ist käuflich und eben deshalb kann

man durch Kauf und Verkauf, wenn man die Umstände und die Einfalt der Menschen benutzt, in kurzer Zeit viel mehr gewinnen, als ehedem sein Lebenlang mit Arbeit. Daher kann sich der Reichthum auf einem Punkt in einer ungeheuren Masse häufen, während er ringsumher gänzlich fehlt. Seitdem alles Vermögen beweglich geworden ist, gleicht es dem Sand in der Wüste, den schon ein schwacher Wind hier wegweht und dort zu Haufen wirft. In London sterben jährlich 300 Menschen aus Armuth den Hungertod, in den Fabrik- und Bergwerksbezirken ist die Sterblichkeit in Folge des Elends in einer früher unbekannten Weise ausgedehnt und ein Trost, weil der Tod die Armen doch vom äußersten Elend erlöst. Auf dem Lande wie in den Städten wächst die Armuth und das Proletariat, und Hunderttausende, die früher eine bescheidene doch gesicherte Existenz hatten, haben jetzt keine mehr und wissen nicht, wie sie denn das nächste Jahr durchbringen, ja oft nicht einmal, wo sie am nächsten Tage Brod hernehmen sollen. Mitten in diesem Meer von Nahrungssorgen sitzen Rothschilde mit Milliarden im Vermögen und können fragen, ob nicht Königreiche feil sind? Sie haben Geld genug, um ein solches, wie ein Landgut zu kaufen. Ein Jude, mit dem ich einmal reiste, versuchte mit sichtlichem Behagen den Geldwerth der ganzen Erde zu taxiren.

Die moderne Geldwirthschaft ist zuerst durch leichtsinnige und verschwenderische Monarchen und Minister, nachher auch durch die falsche Doctrin des Liberalismus gefördert und gesetzlich sanktionirt worden. Die Gesetze gewähren denen, welche sich rasch bereichern wollen, alle Mittel dazu, während sie nicht zugleich die Unerfahrenheit und Einfalt und die schüchtern concurrirende Armuth in den Stand setzen oder

auch nur belehren, wie ſie ſich vor Ueberliſtung und Uebervortheilung zu ſchützen habe.

Die Geſetze erlaubten Lotterien und Spielhöllen. Die letztern waren nur ſelten der Armuth zugänglich und ruinirten in der Regel nur Reiche, die ihr Glück nicht zu ſchätzen wußten, oder Müßiggänger, die ohne Arbeit ſchnell reich werden wollten. Die Lotterien wirkten ſchon verderblicher, weil ſie unzählige Arme verlockten, ihren ſchmalen Verdienſt hinzuopfern für die Wenigen, die wirklich etwas gewinnen konnten. Am allerverderblichſten aber haben in neuerer Zeit die geſetzlich geduldeten Actienzeichnungen gewirkt, welche großen Gewinn verſprachen, aber nur Verluſte brachten und nur die Unternehmer bereicherten, die ſich häufig mit ihrem Gewinn aus dem Staube machten. Auch viele Staatsanleihen haben den Charakter dieſes Schwindels und öffentlichen Betrugs an ſich getragen, indem die Menſchen verlockt wurden, die Erſparniſſe ihres Fleißes für Staatspapiere dahinzugeben, die doch werthlos werden mußten.

Alſo hat es die vermeintliche Weisheit der neueren Zeit dahin gebracht, daß die Menſchen anſtatt ehrlicher Arbeit in einer geſetzlich geſicherten, wenn auch beſcheidenen Exiſtenz und Vertrauen zu Gott, das Rennen und Jagen nach einem unverdienten Glück vorziehen, alles ſtehen und liegen laſſen und den natürlichſten Pflichten gegen die Familie entſagen, um jener heidniſchen Göttin Fortuna nachzulaufen, von der ſchon die Heiden ſelber wußten, daß ſie nur täuſche und betrüge, denn von Tauſenden wird kaum Einer wirklich vom Glück beſchenkt. Dieſe Gier nach raſchem Gewinn ohne Arbeit demoraliſirt die Geſellſchaft mehr als alles andere. Der Cultus des goldnen Kalbes unterdrückt den Fleiß, die Genügſamkeit, das Wohlwollen gegen Andere,

das Pflichtgefühl. Die vom Chriſtenthum gebotene Liebe des Nächſten wird in ihr Gegentheil verkehrt.

Gewiſſenlos vor allem iſt die Concurrenz derer, welche Lebensmittel bereiten und verkaufen, dieſelben aber aus Gewinnſucht verfälſchen und ſehr häufig Stoffe hinzuthun, welche der Geſundheit ſchädlich ſind. Das kommt jetzt alltäglich vor. So wird Butter mit Kreide oder Gyps, mit Kartoffeln oder Mehl, auch mit allerlei gelben Farbſtoffen und mit Salzen vermengt. Der Eſſig iſt häufig durch Schwefelſäure, Salzſäure, ſcharfe Pflanzenſtoffe, ſelbſt mit Metallen angeſetzt. Den Honig vermiſchen viele Händler mit Mehl, Waſſer, Leim, Stärkeſyrup. Käſeverfälſchungen beſtehen in Zuſätzen von Kartoffeln oder von erdigen Beſtandtheilen; junger Käſe wird, um ihm das Anſehen von altem zu verſchaffen, öfter mit Grünſpan bedeckt. Selbſt das Mehl entgeht nicht der betrüglichen Vermiſchung mit Kleie, gemahlenen Kartoffeln, Kartoffelſtärke, Gerſten-, Erbſen- und Bohnenmehl, Stärkemehl, Leinſamen, Welſchkorn, ſchlechtem Reis, ja ſogar mit Gyps, Sand, Kreide, Bittererde, Knochenmehl. Ebenſo das Brod, in welchem ſich auch manchmal Mutterkorn (erkennbar an der violett-fleckigen Beſchaffenheit des Brodes) und Sommerlolchſamen (welcher ſich durch ſchwarz-blaue Färbung anzeigt) mit vergiftender Wirkung findet. — Dem Kochſalz werden zu betrügeriſcher Gewichtsvermehrung erdige Beſtandtheile, auch Kupfer- und Bleitheile beigegeben. Die Milch wird, außer der üblichen Verdünnung mit Waſſer, vermiſcht mit Mehl, Stärke, Reis, Kleie und Gummiwaſſer. — Der Thee findet ſich gefärbt durch Indigo oder Kupfer, auch vermiſcht mit Weißdorn- und Schlehenblättern. — Unter den zahlreichen Verfälſchungen des Weines ſind hervorzuheben die Vermiſchungen

mit Alaun, Blei, Arsenik, Schwefel und verschiedenen Farbstoffen. Ebenso wird bekanntlich der Kaffee verfälscht. Das Register ließe sich noch lang fortsetzen. Die Fortschritte der Chemie haben nicht wenig dazu beigetragen, die Betrügereien dieser Art zu vermehren und die Giftstoffe, welche Speisen und Getränken beigemischt werden, zu verschärfen.

Unbarmherzig stößt einer den Andern weg, um sich selbst vorzudrängen. Gleichgültig, wo nicht schadenfroh, sieht er seine Mitbürger verarmen, wenn er nur selber sich bereichern kann. Heimtückisch stellt er Fallen, worin sich Unschuld und Einfalt fangen, die er dann beraubt. Mancher wäre nie ein Schurke geworden, wenn ihm die Jagd nach dem Glück, die allgemein Mode geworden ist, wenn ihn das böse Beispiel nicht verlockt hätte.

Die legislatorische Weisheit des liberalen Despotismus und despotischen Liberalismus kümmert sich im geringsten nicht um diese Demoralisirung der Gesellschaft. Sie hält sich für berechtigt und spricht Ruhm und Dank an, obgleich die Thatsachen sie ins Gesicht schlagen. Ein wenig Vernunft und Erfahrung müßte diesen Gesetzgebern sagen, zum Wohl der Nation komme es nicht sowohl auf die Größe des Nationalvermögens, als auf eine möglichst gleichmäßige Vertheilung desselben an, wie bei jeder Aussaat und bei jeder Wiesenbewässerung. Aber es scheint sie gar nicht anzufechten, wenn sie auch sehen, daß auf dieser Seite viel zu viel Reichthum eigentlich unnütz zusammengehäuft ist, während dort im weiten Umkreis bittre Noth herrscht und es am Unentbehrlichsten fehlt.

Wiederum stoßen wir hier auf den durch das ganze Zeitbewußtseyn hindurchgehenden Widerspruch. Gleichheit aller und Freiheit aller, lautet das Programm und doch war

die Ungleichheit des Beſitzes außer in den letzten Zeiten des altrömiſchen Kaiſerthums niemals größer als jetzt. Und wie ſollen ſich die armen Fabrikarbeiter der Freiheit rühmen können, ſie, die als Sclaven des Capitals übler daran ſind, als es jemals Sclaven waren, denn ehemals übten die Herrn gegenüber ihren Sclaven nicht blos ein Recht, ſondern auch eine Pflicht aus, während jetzt die Capitaliſten nur ihr geſetzliches Recht feſthalten und keinerlei Pflicht anerkennen.

Die Geſellſchaft war niemals ganz frei von Uebel, aber weder Prieſterſtaaten, Theokratien, noch Monarchien und Ariſtokratien waren ſo durchaus ſchlecht und unwürdig, für die menſchliche Geſellſchaft zugleich ſo verderblich und infamirend, als die Plutokratie der neueren Zeit. Sie iſt die Regierung nicht der Beſten, ſondern der Schlechteſten im Volk, die eigentliche Kakokratie.

23.

Vom Staatsſchuldenweſen.

Alles in der neueren Zeit des Abfalls von der chriſtlichen Wahrheit ſteht in einem inneren Zuſammenhange, den die Menſchen nur in ihrer Verblendung nicht begreifen. Auch das moderne Staatsſchuldenweſen, eine durchaus neue Erſcheinung, wurzelt lediglich in dem Syſtem, welches ſich von Pflichten losgeſagt hat und nur noch Rechte in Anſpruch nimmt. Als der Staat chriſtianiſirt wurde und in inniger Gemeinſchaft mit der Kirche im Namen Gottes und nach Gottes Geboten die Völker regieren und behüten wollte, ſtand ihm die Pflicht oben an. Seine vollkommenſte Ausbildung erhielt der chriſtliche Staat in der Theokratie des

Mittelalters, im harmoniſchen Dualismus von Chriſtenthum und Germanismus, Kirche und Reich in deren organiſcher Gliederung, worin alles auf Erhaltung, Forterben des ſicheren Beſitzes und harmoniſches Zuſammenwirken der willigen Organe berechnet war, in welcher freiwilligen Neben- und Unterordnung jedem Gliede des Ganzen wieder Freiheit und Recht, Wohlſtand und Ehre in reichem Maaße geſichert waren.

Seitdem dieſe organiſche Gliederung der Kirche und des Reichs aufgelöſt iſt, haben ſich weltliche Staaten mit abſoluter Souveränetät ausgebildet und dieſe Souveränetät iſt für ſie die einzige Rechtsquelle. Pflichten exiſtiren für ſie nur, ſoweit ſie ihnen die eigene Klugheit auflegt, oder ihnen eine Verfaſſung und die Controle durch ein Parlament aufgedrungen iſt. Eine Pflicht des Conſervatismus iſt dem jeweiligen Inhaber der Souveränetät nicht vorgeſchrieben. Wenn es ihm alſo Nutzen bringt und er nur ſicher iſt, daß ihn die Strafe nicht noch bei Lebzeiten ereilt, ſo kann er die Zukunft des Staats unbedenklich auf das Spiel ſetzen. Ja die lebende Generation der Staatsbürger oder Unterthanen wird in den meiſten Fällen dieſen Leichtſinn mit ihm theilen, ihm ſogar danken, daß er mit einer Laſt, die er der Zukunft aufladet, ſie ſelbſt verſchont.

So iſt das Schuldenmachen der Staaten entſtanden. Man befriedigt ein Bedürfniß, oder auch nur ein Gelüſten der Gegenwart, indem man Geld aufnimmt, das erſt die Nachkommen wiederzubezahlen haben, und man verlangt von der lebenden Generation nur, daß ſie die Zinſen bezahle. Die lebende Generation iſt damit zufrieden, weil ſie ſonſt am Ende das ganze Capital, das der Staat brauchte, ihm hätte ſteuern müſſen. Man befriedigt ein Intereſſe der

Muſeum, in Leyden, wurden mit leichter Mühe zuſammengebracht: jeder heimkehrende Kauffahrer bringt Bereicherungen mit, die Munificenz der Regierungen ſchickt eigene Expeditionen nach den fernſten Meeren und Ländern, einzig zu naturwiſſenſchaftlichen Zwecken, reiche Privatmänner ſteuern das übrige bei, die mächtigen Centralpunkte, Paris und London, ziehen alles übrige Zerſtreute an ſich, und ſo darf uns der Reichthum und die Vollſtändigkeit dieſer Sammlungen weder in Erſtaunen ſetzen, noch beſchämen. Bedenkt man dagegen die Schwierigkeiten, mit welchen ein binnenländiſches Kabinet, beſonders in einem kleineren, ärmeren Staate zu kämpfen hat, ſo muß man vielmehr über die Leiſtungen der deutſchen naturhiſtoriſchen Sammlungen erſtaunen und den Eifer der Regierungen und die Selbſtaufopferung der Privaten preiſen, die ſolches möglich gemacht haben. An vielen Orten Deutſchlands haben ſich Vereine gebildet, welche tüchtige Naturhiſtoriker auf ihre Koſten in fremde Länder ſchicken, und die durch ſie zuſammengebrachten Sammlungen unter ihre Mitglieder vertheilen. So reiſen jetzt, aller Schwierigkeiten ungeachtet, deutſche Naturforſcher in allen Zonen; auch ihnen leuchtet Humboldt in jeder Beziehung als glänzendes Beiſpiel voran. An jeder deutſchen Univerſität, faſt in jeder deutſchen Hauptſtadt finden ſich zoologiſche, botaniſche, mineralogiſche und geognoſtiſche Sammlungen, naturhiſtoriſche Bibliotheken, phyſikaliſche Kabinette, chemiſche Laboratorien, kliniſche und anatomiſche Anſtalten; zuſammengenommen möchten ſie den ſtolzeſten Anſtalten des Auslands nicht nachſtehen, aber ſie ſind getrennt, die Kräfte zerſplittert. Wird nun dieſer materielle Nachtheil andererſeits geiſtig dadurch aufgewogen, daß an dieſen über einen großen Raum vertheilten Anſtalten eine um ſo größere Menge rühriger Geiſter thätig iſt, ſo macht ſich doch hier wieder auf deutſchem Boden mehr, als anderswo, das Bedürfniß einer Vereinigung dieſer getrennten Kräfte geltend; denn je weiter das Gebiet der Wiſſenſchaft wird, je mehr ſich die Arbeit theilt, um ſo weniger werden einzelne große Namen glänzend hervortreten, um ſo mehr wird ſich Ruhm und Verdienſt an eine Menge einzelner Arbeiter vertheilen. Der einzelne wird dabei verlieren, aber die Wiſſenſchaft gewinnen; um ſo mehr aber wird ein Zuſammentreten dieſer einzelnen nothwendig werden, um die Einheit, die ſich früher an hervorragende Geiſter knüpfte, auf andere Weiſe wieder

Gegenwart, ohne alle Rückſicht auf die Zukunft. Man ſündigt gegen dieſe Zukunft, gegen die nachkommenden Generationen. Man gleicht lüderlichen Eltern, die ihre Pflicht gegen die Kinder verſäumen und den noch Ungeborenen die Erfüllung von Pflichten zuwälzen, welche ſie ſich ſelbſt vom Halſe ſchütteln.

Das alles liegt im modernen Zeitgeiſt und iſt nur eine von den vielen Conſequenzen, die ihm die Weltgeſchichte zieht, einer von den vielen Irrwegen, auf die er nothwendig gerathen muß, nachdem er den rechten Weg verlaſſen hat.

Wie die Renaiſſance ihre Schule trotzig neben die Kirche gebaut hat, ſo entſtand auch die Börſe neben dem Palaſt der regierenden Häupter. Als man vom Chriſtenthum abfiel oder es nur noch zum Schein beibehielt, mußten folgerecht Heidenthum und Judenthum wieder zur Herrſchaft gelangen; jenes geſchah in der Schule, dieſes in der Börſe. Es iſt nicht zufällig, daß die Börſe in den Händen der Juden iſt.

Im Orient nahm zuweilen ein Sultan oder Schah den Juden, wenn ſie ſich durch Betrügerei, Wucher und ſchlaue Ueberliſtung der Gläubigen bereichert hatten, den Raub wieder ab und ließ ſie ſtranguliren. Die armen Unterthanen bekomen zwar nichts zurück, denn er allein behielt den Raub; aber es war doch natürlicher und begreiflicher, daß der Sultan ſich den Beutel voll pumpte, den des Juden leer ließ und ihm auch nichts ſchuldig blieb, als wenn nur der Judenbeutel voll, der des Sultan leer und der Sultan noch dazu den ganzen Werth dem Juden ſchuldig geblieben wäre.

Das Phänomen der ungeheuern und immer noch ſich mehrenden Staatsſchulden, wie es vor unſern Augen vor-

geht, ist unerhört in der Weltgeschichte und ein Zeugniß der verkehrten Denk- und Handlungsweise der heutigen gottentfremdeten Menschheit.

Der Staat borgt das Geld, erhält aber weniger als die Summe, für die er sich verschreibt. Er läßt sich eine hohe Provision abziehen und bewilligt hohe Zinsen. Er gibt dem Gläubiger sichere Mittel, das geliehene Geld aus den Taschen der Unterthanen durch wechselnde Hausse und Baisse wieder an sich zu ziehen, und verpfändet ihm Regalien, Domänen und geraubtes Kirchengut. Das alles sind Vortheile, die es erklären, daß sich ein ganzer Stand von Staatsgläubigern gebildet hat, welche die Staatsanleihen gewerbsmäßig treiben und auf nichts anderes sinnen, als die Staatsverwaltung immer mehr in Unordnung, Leichtsinn und Lüderlichkeit zu stürzen, damit sie sich ihnen immer mehr verschreibe. Der Staat kommt dadurch in die nämliche Lage, wie ein lüderlicher Student oder Lieutenant, der sich dem Juden nach und nach um eine zehnmal so hohe Summe verschreibt als er von ihm bekommt, die dann der Papa zahlt, wenn er die Ehre des Sohnes retten will. Wenn auch der Staat zuletzt bankerott macht, so thut das dem Gläubiger nicht mehr weh, denn er hat, was er dem Staat gegeben, im Handel von Staatspapieren an der Börse längst wieder erhalten, oder besitzt noch die Pfänder, Eisenbahnen, Bergwerke ꝛc. Auch der Staat kann ohne große Beschwerde Bankerott machen, denn er wälzt ja nur eine Last ab, an welcher der gegenwärtige Regent keine Schuld trägt, weil schon die frühern Regierungen den Staat damit beladen haben, und er hat am Ende ein Recht, eine solche Ueberbürdung von Pflichten von sich zu werfen. Wenn der Großvater den unschuldigen Enkel damit belud, ohne ihn zu

fragen, weil er noch gar nicht geboren war, wie ſollte der Enkel, wenn er endlich geboren iſt und die Laſt ihn erdrücken will, aus Reſpect vor dem unnatürlichen Großvater ſie noch forttragen wollen?

Wenn es noch natürlich in einem Staate zugeht, ſo kommt der Erwerb durch die unermeßliche Volksarbeit theils dem Staate, theils dem Volke ſelbſt zu Gute, keinem Dritten. Dank der Unnatur der modernen Denkweiſe und der gänzlichen Pflichtvergeſſenheit gegen das Volk, welches allein alles zu leiſten hat, durfte ſich eine Menſchenclaſſe zwiſchen Volk und Staatsregierung eindrängen, um mittelbar durch die Staatsregierung das Volk auszuſaugen. Dem Volke wurde damit eine doppelte Leiſtung zugemuthet, ohne daß ſie dem Staate irgend zu Gute käme. Die zwiſchen Staat und Volk eingeſchobenen Börſenmänner oder Staatsgläubiger entziehen dem Staat und Volk zugleich die Lebensſäfte. Sie gleichen in jeder Beziehung einem Paraſiten, einem Schwamm, der den ſaftvollen Baum ausſaugt. Einen orientaliſchen Despoten trifft nicht ſoviel Vorwurf, wenn er auch ſein Volk unvernünftig beſteuert und beraubt; der Raub bleibt doch im Lande, der Nachfolger giebt ihn wieder aus. Viel unnatürlicher und verderblicher iſt die ſyſtematiſche Ausplünderung des Volks durch Staatsgläubiger, die außerhalb des Landes wohnen oder, wenn ſie irgend bedroht werden, mit ihrem Raube anderswohin gehen.

Es läßt ſich kein unvernünftigeres und koloſſaleres Exploitiren der Völker denken, als dieſe Judenwirthſchaft in Europa, die ſich allmälig faſt durch alle Staatshaushaltungen verzweigt hat. Es iſt nicht einmal ein unvermeidliches Uebel, ſondern völlig unnöthig. Die Staatsſchulden entſtehen nur zum Theil aus Noth, aus wirklichem Bedürfniß

des Staates und in einem geordneten und ehrlichen Staatshaushalt läßt sich die Mehrausgabe immer wieder ausgleichen. Das Schuldenmachen wurzelt in der Fahrlässigkeit, Pflichtvergessenheit oder wenigstens Unwissenheit des Staatsoberhaupts, welchem Räthe oder eine Camarilla zur Seite stehen, die sich auf Kosten des Staats bereichern wollen und denen sich auch in constitutionellen Staaten Parlamentsglieder als Mitschuldige beigesellen. So werden nun auch in Friedenszeiten leichtsinnig und ohne alle Noth Staatsanleihen gemacht, wobei Minister und Parlamente mit den Staatsgläubigern, von denen sie im Voraus bestochen sind, im Complott handeln und die Beute theilen. Früher thaten das schon einzelne allmächtige Minister oder Günstlinge; jetzt wollen viele daran Theil nehmen und ist die große Betrügerei in ein System gebracht. Consorteria ist der italienische Name dieser hochgestellten, betitelten und besternten oder in den Parlamenten durch ihren Einfluß glänzenden Bande von Staatsbetrügern, die den Staatsgläubigern immer und immer neue Anleihen zuschieben. Nur so begreift man, wie ein Staat binnen wenigen Jahren ein paar Milliarden Staatsschulden bekommen kann. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschieht übrigens ganz das nämliche. Die Habgier frägt nicht, ob sie in der Monarchie oder Republik stiehlt, wenn sie nur etwas zu stehlen findet.

Wo das Staatsschuldenmachen in Flor ist, gewinnen nur die Staatsgläubiger und die Consorteria. Der Staat geht unvermeidlich dem Bankerott entgegen. Den ganzen Schaden aber hat das Volk zu tragen. Das Volk hat mit dem Ertrag seiner unermeßlichen Arbeit einzig den Beutel der Staatsgläubiger und der Consorteria zu füllen. Mit der

Hälfte von dem, was das Volk direkt und indirekt steuert, könnte der wirkliche Bedarf des Staatshaushalts bestritten werden; das Volk muß aber doppelt steuern, um die Zinsen der Staatsschuld abzutragen. Auch das Vermögen, was den Unterthanen noch übrig geblieben, besteht größtentheils in Staatspapieren. Das sind die Schuldscheine für das vom Staat geliehene Geld und sowohl der Staat, als die Staatsgläubiger sorgen dafür, daß diese Papiere in die Hände der Unterthanen oder Staatsbürger kommen. Der Staatsgläubiger, weil er sie dann los ist und er, sollte der Staat Bankerott machen müssen, oder auch schon bei der tiefen Entwerthung der Papiere, nichts verliert. Der Staat, weil er es gern sieht, wenn seine Unterthanen durch den Besitz jener Papiere zugleich seine Gläubiger werden, denn es liegt dann in ihrem eigenen Interesse, den Staatsbankerott zu verschieben, mit äußerster Anstrengung und großen Opfern den Staatscredit aufrecht zu erhalten und mithin auch der jeweiligen Staatsgewalt gefügig zu seyn.

24.

Von dem Herabkommen der Kirche im Abendlande.

Der größte Beweis dafür, daß auch die unmittelbare Erscheinung des Messias auf Erden die Freiheit des Menschen nicht im Geringsten hat einschränken wollen, ist offen dargelegt in der Thatsache, daß des Menschen freier Wille sich auch vom Erlöser abgewandt und sein heiliges Werk selbst wieder nur zu entheiligen gesucht hat. Wäre die Kirche von Anfang an eine Zwangsanstalt gewesen, wofür sie heute

noch bei vielen Leuten gilt, ſo würde der Stifter der Kirche ihr auch die Mittel gewährt haben, den Zwang durchzuführen. Der Meſſias aber verlangte von den abſolut freien Menſchenkindern nur eine freiwillige Anerkennung ſeiner heiligen Miſſion und eine freiwillige Unterwerfung unter Gottes Gebote.

In ſeinem freien Willen hatte nun der Menſch eine Feſtung, in der er ſich gegen alle Mahnungen Gottes des Vaters, Sohnes und h. Geiſtes vertheidigen konnte, und das böſe Princip frohlockte von dieſen ſichern Zinnen aus. Den Feinden Gottes mußte alles daran gelegen ſeyn, dem freien Willen des Menſchen eine von der Kirche abgewandte Richtung zu geben, und die Kirche ſelbſt mit Elementen zu erfüllen, die ihrem Princip entgegengeſetzt und geeignet waren, ſie zu ſchänden und ihre Macht zu ſchwächen. Keinen größern Triumph konnten die Feinde Gottes erleben, als wenn ſie den hiſtoriſchen Beweis führten, die Kirche ſey gar nicht heilig, es werde in ihr gefrevelt, wie außer ihr, und die Heuchelei der Heiligkeit mache den Frevel nur noch ärger.

So kam Entartung in die chriſtliche Kirche. Die Feinde Gottes aber, die am eifrigſten mitwirkten, waren einerſeits die weltlichen Machthaber, welche am liebſten allein Götter auf Erden ſeyn und ſich im Namen Gottes nirgends auch nur einen moraliſchen Zwang anthun laſſen wollten, oder in deren Intereſſe es lag, wenn ſie das äußere Anſehen der Kirche auch nicht untergruben, doch dieſes Anſehen nur ihren eigenen Nutzen dienſtbar zu machen, d. h. die höchſten geiſtlichen Würdenträger, Päpſte, Patriarchen, Biſchöfe zu beſtechen und gegen reichen Lohn Heuchler aus ihnen zu machen. Da nun die Kirche durch den Glaubenseifer der Chriſten wie an Macht, ſo an Gütern immer reicher wurde und man auch

die Andachten abſichtlich übertrieb und den Gottesdienſt immer luxuriöſer einrichtete, der Prieſterſtand die höchſte Ehre genoß und bei ſeinem Reichthum ganz ſorgenfrei lebte, ſo drängten ſich auch immer mehr Laien, die ohne innern Beruf zum geiſtlichen Stande nur eine bequeme Verſorgung ſuchten, in die Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit ein, Müßiggänger, faule Bäuche, nicht ſelten Satyrn. Nun hielt es nicht ſchwer, zwiſchen ſolchen Karikaturen des Heiligen und der wahren Kirche, wie ſie ſeyn ſollte, zu unterſcheiden, an den beſcheidenen Einzug des Heilandes auf einer Eſelin zu erinnern, wenn der Papſt zu Rom mit ſtolzen Roſſen und ungeheuerm Pompe durch die Straßen zog, und in der Kirche, wie ſie geworden war, ein der Menſchheit unwürdiges Inſtitut zu ſehen.

Im Leben und in den Worten des Meſſias, wie auch in den Aufzeichnungen der h. Schrift, kommt nichts vor, was die Vernunft nicht billigen müßte. In der griechiſchen, wie in der römiſchen Kirche genirte man ſich dagegen gar nicht, unvernünftig zu denken, zu lehren, zu handeln. Man mußte es thun, weil man ſonſt freiwillig den ungemeſſenen Vortheilen hätte entſagen müſſen, welche die Machthaber und Privilegirten der Kirche grade nur durch ihre offizielle Unvernunft erlangten, indem ſie die Einfalt und fromme Hingabe der Gemeinde mißbrauchten. Man denke nur an den Luxus der religiöſen Feſte und Andachten, der Reliquien, wunderthätigen Bilder, Abläſſe ꝛc.

An die Stelle der Vernunft trat nun hier innerhalb der Kirche ſelbſt der nur kalt berechnende Verſtand, der die Gemeinde nur zu dem Behufe hütete und waidete, um ſie zu ſcheeren. Es galt nicht mehr die evangeliſche Wahrheit und chriſtliche Tugendübung, ſondern nur die äußere Macht und den Reichthum der Kirchenfürſten künſtlich zu erhalten und zu

mehren. Dem Jesuitenorden wurde dabei die Aufgabe zugetheilt, das Interesse der Kirche mit dem des weltlichen Despotismus möglichst zu verbinden. Weil aber der weltliche Despotismus mehr reelle Macht besaß, als die entartete Kirche, wurde es Hauptziel des Jesuitismus, die moralischen Mittel der Kirche dem weltlichen Despotismus zur Verfügung zu stellen und dadurch dessen Wohlwollen zu erkaufen. Diese Stellung der alten Kirche zum Staate nahm ihren Anfang in Spanien unter König Philipp II. und fand ihren Ausdruck in einem eben so charakteristischen Bauwerk, wie in der Peterskuppel zu Rom. Diese Kuppel hatte die Renaissance bedeutet, der sich das Kreuz unterwerfen mußte. Der Palast des Escorial in Spanien, der im Innern eine Kirche einschloß, bedeutete die Gefangenschaft der Kirche in den Banden des weltlichen Königthums. Dies blieb auch die Lage der alten Kirche nach der Reformation in allen großen katholischen Reichen, unter den Bourbons wie unter den Habsburgern.

Indem die Kirche vom Staat abhängt, die Magd des Staates, eine Kriminal- und Polizeianstalt im Dienst des Staates wurde, hatte sich ihre natürliche Stellung gänzlich verkehrt und leistete sie das Gegentheil von dem, was der Stifter der Kirche ihr zur Pflicht gemacht hatte, denn er sprach: mein Reich ist nicht von dieser Welt! und von nichts war er so weit entfernt, als davon, göttliche Mittel menschlichem Unfug bereit halten zu wollen. Der Statthalter Christi auf Erden durfte niemals Despoten wie Philipp II. oder Ludwig XIV. die Schleppe tragen.

Die deutsche Reformation war durch die Verweltlichung der Kirche im vollsten Maaße berechtigt, nur hätte die junge Partei sich nicht einbilden sollen, die Wahrheit könne den bösen Willen der Menschen überwinden. Nicht die von

reiner Begeisterung erfüllten Reformatoren sollten die Kirche frei machen dürfen von der Umstrickung der weltlichen Gewalt. Nur die Fürstenpolitik sollte auch hier wieder entscheiden und schmiedete den neuen Kirchen neue Ketten. Scheidungsgrund der Confessionen wurde die Staatsgrenze. Es kam nicht darauf an, welcher Glaube der bessere, evangelischere, vernünftigere war, sondern nur, was der Fürst glaubte, mußten auch seine Unterthanen glauben. So entstanden überall neue Staatskirchen mit eigenen Consistorien, die immer vom weltlichen Hofe beeinflußt waren. Wenn aber die Fürsten mit ihrem Glauben wechselten, wie das fünfmal hintereinander in der Pfalz geschah, mußten auch die Unterthanen wechseln oder wurden aus dem Lande gejagt. Heute Katholiken, morgen Lutheraner, übermorgen Calvinisten und zur Abwechselung noch einmal die Reihe herum.

Diese unnatürliche Lage der neuen Kirche führte zu einer innerlichen Zersetzung derselben. Da nun einmal doch der Staat alles bemeisterte, verlor auch die Kirche als solche ihr Ansehen und kam mit weltlicher Gesinnung auch immer mehr religiöse Gleichgültigkeit, Vernachlässigung der göttlichen Gebote und die sog. Toleranz auf, die nach dem Glauben gar nicht mehr frug. Das war die Zeit der Freimaurerei und des Josephinismus, denen begreiflicherweise ein Versuch, das Christenthum ganz abzuschütteln, auf dem Fuße folgen mußte.

Diesen Versuch machte die französische Revolution. Wenn es auch nun wahr ist, daß die damals förmliche Abschaffung des Christenthums nur ein vorübergehender Wahnsinn war, so wolle man ihre Bedeutung doch ja nicht unterschätzen. Denn dieselben Ursachen haben dieselbe Wirkung und die Ursachen bestehen immer noch fort. Von dem Augenblick an,

in welchem die Renaiſſance der Menſchheit andere Zwecke und Ziele unterſchob, als die der chriſtlichen Miſſion, mußte ihre große Partei auch die Vernichtung des Chriſtenthums in Ausſicht ſtellen und in Angriff nehmen. Das war die berühmte Parole Voltaires: écrasez l'infame!

In völliger Uebereinſtimmung mit dem, was wir bisher als das der älteren chriſtlichen Weltanſchauung entgegengeſetzte moderne heidniſche Programm erkannt haben, decretirte der franzöſiſche Convent die Abſchaffung Gottes, nämlich des Gottes, den bisher die Chriſten und Juden angebetet hatten, und empfahl dagegen im Sinne des älteren Heidenthums wieder die Vergötterung der Natur, daneben auch die des Genius, des Vaterlandes, der republikaniſchen Tugenden ꝛc., was man neben dem Cultus der Natur in Bauſch und Bogen den Cultus der Vernunft nannte. Obgleich es nicht ſpeciell vom Convent ausgeſprochen wurde, war es doch eigentlich ein Cultus der Menſchheit oder des Volkes. Cloots ſchlug vor, nur noch le Peuple-Dieu anzubeten, d. h. das franzöſiſche, zunächſt Pariſer Volk. Man vermied jedoch dieſes Extrem von Abgeſchmacktheit und blieb beim Cultus der Natur, des Genius und der ſog. Vernunft ſtehen. Man feierte Feſte der göttlichen Menſchheit, doch nur nach deren Offenbarung in Natur und Civiliſation, in Körper und Geiſt. In der erſteren Beziehung wurde die göttliche Menſchheit auf der Stufe des Kindesalters in einem beſonderen Jahresfeſte verehrt, in einer anderen auf der Stufe des Doppeldaſeyns als Mutter mit dem noch ungebornen Kinde, und man ſah eine ungeheure Prozeſſion hier kleiner Kinder, dort ſchwangerer Frauen in Paris feierlich durch die Volksmaſſen ziehen. Wieder ein anderes Feſt feierte das Greiſenalter und alte Männer und Weiber bildeten die Prozeſſion.

herzuſtellen. Namentlich aber wurde die Nothwendigkeit fühlbar, das in Deutſchland weniger als irgendwo geehrte freie Wort und die lebendige Rede an die Stelle bloß ſchriftlichen Verkehrs treten zu laſſen, und ſo entſtand die Idee zu den Verſammlungen der deutſchen Naturforſcher und Aerzte.

Schon früher hatten in der Schweiz ähnliche Verſammlungen Statt gefunden. Der geniale Oken hatte bei Gelegenheit der Mittheilung der Verhandlungen der ſchweizeriſchen Naturforſcher in der Iſis ſchon mehrmals die Veranſtaltung ähnlicher Zuſammenkünfte zur Sprache gebracht, ebenſo Schweigger und Bojanus. Im Jahr 1821 erließ er endlich in der Iſis den erſten Aufruf an ſämmtliche Naturforſcher und Aerzte Deutſchlands, ſich zu einer Zuſammenkunft in Leipzig zu vereinigen, deren Zwecke gegenſeitige Mittheilung des Gethanen und Gedachten, Vorlegung von Zweifeln, um ſich Raths zu erholen, Anregung anderer zu Unterſuchungen, für die ſie ſich in günſtigerer Lage befänden, endlich beſonders Vermittlung perſönlicher Bekanntſchaften, um in der kritiſchen Literatur einen milderen Ton herbeizuführen, ſeyn ſollten. (In der Iſis ſelbſt war das Bedürfniß einer größeren Urbanität in Angriff und Entgegnung durch manche odioſe Beiſpiele des Gegentheils rege genug geworden). Auch gemeinſchaftliche Herausgabe des Beſſeren, was jeder mitbringe, wurde als Zweck in Ausſicht geſtellt. Leipzig wurde gewählt, als ziemlich in der Mitte von Deutſchland gelegen, ſo wie als Centralpunkt der deutſchen literariſchen Thätigkeit. Die Sache fand indeſſen wenig Anklang; Manche glaubten, bei dem damaligen politiſchen Zuſtand Deutſchlands, den Regierungen werde jede Art von Verein oder Verſammlung mißfällig ſeyn; es meldeten ſich nur Wenige, unter dieſen Bojanus von Wilna, Nees von Eſenbeck von Bonn, Kieſer von Jena, Wilbrand von Gießen, Graf Caspar von Sternberg von Prag, Carus von Dresden, Froriep von Weimar. Als Vorſchläge für dieſe Verſammlung wurden genannt: gemeinſchaftliche Herausgabe der Arbeiten aller naturforſchenden Geſellſchaften und Zuſammenwirken bei Herausgabe eines naturhiſtoriſchen Wörterbuchs. Im 8ten Heft der Iſis von 1821 wurde wegen der geringen Theilnahme die Verſammlung auf 1822 verſchoben, und als weitere Zwecke noch angegeben, die Herausgabe einer Encyklopädie der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, und die Veranſtaltung eines

Aehnliche Feste waren dem Geiste, den patriotischen und politischen Tugenden, der Wissenschaft und Kunst gewidmet. Auch die direkt feindliche Contrastirung mit dem Christenthum wurde damals nicht vermißt, denn gestissentlich hatten die Jakobiner die Heiligennamen im Kalender so verändert, daß je auf die heiligsten Tage der Christenheit die verächtlichsten Thiernamen fielen und z. B. der Tag der Geburt des Heilands mit dem Namen chien bezeichnet war. Die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, war damals in ein heidnisches Pantheon umgetauft und umgewandelt worden und man betete darin die Bilder des schmutzigen und bluttriefenden Marat, des Gott und alle Welt verspottenden Voltaire, des ersten antichristlichen Philosophen Descartes und anderer Koryphäen der Verneinung und Revolution an, denn nur solche wurden noch anerkannt.

Indessen kam dieser wüthende Ausbruch antichristlichen Wahnsinns dem Christenthum zu gute. Es war damals noch nicht möglich, alle Christen auszurotten. In Frankreich selbst gab es trotz der unchristlichen Regierung und höheren Gesellschaft, trotz der schon verjährten Corruption der höheren Stände, des großstädtischen Pöbels und der alles überfluthenden gottlosen Literatur noch gute Christen unter dem Landvolk, zumal in der Vendée, die ihren Glauben mit dem Märtyrertode besiegelten. In den Nachbarländern aber schauderte man vor dem Blutdurst und der Raubgier der französischen Jakobiner zurück. Somit konnte, als der ärgste Fieberparoxismus vorüber war, Bonaparte als erster Consul die christliche Kirche in Frankreich wiederherstellen.

Vom deutschen Volke ist zu rühmen, daß es in seinen niederen Schichten, zumal das Landvolk, im katholischen wie protestantischen Gebiete sich weder von der Corruption, noch

von dem Unglauben der höheren Stände anstecken ließ, mit bewundernswürdiger Geduld die lange Mißregierung ertrug und fromm blieb. Diese Erscheinung erklärt sich aus den Greueln der Religionskriege. Wenn man die frommen Lieder protestantischer Prediger aus dem dreißigjährigen Kriege liest, denen durchgängig das Thema „aus tiefster Noth schrei ich zu dir" zu Grunde liegt, so wird man an die Psalmen und an den Propheten Jeremias erinnert, an das Gottvertrauen bis in den Tod geängstigter Völker. Die Noth lehrt beten. Keine Andacht war aufrichtiger als die in jenen Schreckenszeiten. Auch blieben der frommen Heerde immer gute Hirten, weil sie die Noth des Volkes theilten. Was auch die Hofpfaffen in ihrem Uebermuth sündigten, wie auch unter den Theologen auf den Universitäten die crasseste Superstition des Hexenwahns in den eben so unvernünftigen Leichtsinn der Freigeisterei und des Rationalismus übersprang, auf dem Lande und in den kleinen Städten gab es immer noch fromme Geistliche, welche die Armuth, die Geduld und den guten Glauben des Volkes theilten und durch ihr Beispiel aufrecht erhielten. Daraus erklärt sich, warum auf katholischem Gebiet das Volk, namentlich in Westphalen und Tirol, aller Frivolität und Unzucht der geistlichen Höfe fernblieb und den alten Glauben treu bewahrte, wie andererseits auf protestantischem Gebiete das arme Landvolk mit seinen armen Pfarrern eben so wenig von der Corruption der Höfe und von der Freigeisterei der Universitäten angesteckt wurde.

Der Corruption und Freigeisterei traten auf protestantischem Gebiete, wie in England, so in Deutschland fromme Secten entgegen, welche sich nach und nach Duldung und die Rechte eines bürgerlichen Gemeinwesens erkämpften, Me-

thodiſten, Quäker, Mennoniten, Herrnhuter. Das Beiſpiel der Herrnhuter bewies, daß in der deutſchen Volksnatur doch ein Grundzug des Guten liegt, der das Uebermaaß des Böſen nicht mehr erträgt. Als der ſächſiſche Kurfürſt Friedrich Auguſt, der ſo viele uneheliche Kinder hatte, als das Jahr Tage zählt, das ihm ſtets getreue Sachſen durch ſeine Verſchwendungen auf's unerhörteſte ausſaugte und endlich katholiſch wurde, um zum König von Polen gewählt werden zu können, und ſeine Mißregierung den höchſten Grad erreicht hatte, bildeten in demſelben Sachſen die Herrnhuter unter ſchweren Verfolgungen eine chriſtliche Republik der demüthigen Nachfolge Chriſti und der Bruderliebe.

Die Secten fanden volle Freiheit in den nordamerikaniſchen Colonien, verloren aber hier zum Theil im Genuß ſchrankenloſer Freiheit die urſprüngliche Demuth.

In Deutſchland kamen die Secten in viel geringerem Maaße auf und behaupteten ſich die Staatskirchen. Der alte fromme Geiſt im Landvolk wirkte hier immer noch mächtig nach, ſo daß es allen Uebermuths der zuweilen von den Höfen allzuſehr begünſtigten Rationaliſten und Verkuppler der Theologie an die Philoſophie ungeachtet, doch nie gelang, die Gläubigen ganz in Schatten zu ſtellen. In den zwanziger bis vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts herrſchten zwar auf allen Univerſitäten die Rationaliſten dermaßen vor, daß ſie ohne Scheu in ihren theologiſchen Vorleſungen durch Religionsſpötterei ſich bei den Studenten beliebt zu machen hofften. Man leſe darüber die Denkwürdigkeiten von Eilers nach, die überhaupt über jene unglückſelige Periode der obligaten Chriſtusverachtnng unter dem preußiſchen Cultminiſter, Herrn von Altenſtein, den reichſten Aufſchluß gewähren. Die Sache wurde noch ſchlimmer, als man

in Berlin von Staatswegen die Hegel'ſche Philoſophie protegirte, um der damaligen, noch von den Kriegen her begeiſterten ſtudirenden Jugend ihr chriſtlich deutſches Programm abzuſchwindeln und ſie mit der Selbſtvergötterung über den Verluſt des Chriſtengottes und über die Schmach des Vaterlandes zu tröſten. Das war die Zeit, in welcher die theologiſchen Fakultäten auf faſt allen evangeliſchen Univerſitäten förmlich wetteiferten, auch die unbedeutendſten Geiſter, ſelbſt wenn ſie nicht einmal Theologen waren, ſondern nur ſonſtwie ihren Haß gegen das Chriſtenthum bezeugt hatten, zu Doctoren der Theologie zu ernennen. Dieſe Ehre widerfuhr der ſeichteſten Mittelmäßigkeit, wie der bubenhafteſten Gotteslästerung. Als Hengſtenberg im Jahr 1830 in Berlin zum erſtenmal dem herrſchenden Syſtem der Entchriſtlichung entgegen trat, umheulte ihn die offizielle Wuth der begünſtigten Heiden und Juden und der Cultusminiſter Altenſtein beſoldete den Oberconſiſtorialrath Bretſchneider in Gotha, um gegen Hengſtenberg zu ſchreiben. Wie es in jener Zeit den frommen Lutheranern in Schleſien erging, iſt bekannt, Alles wurde verfolgt, was noch chriſtlichen Glauben hatte.

Trotz alledem ging dieſer Glaube nicht unter. Die evangeliſch Gläubigen erhielten unerwartet eine Unterſtützung durch die katholiſchen. Der ungerechte Angriff des Staats auf die Rechte der katholiſchen Kirche in den Kölner Wirren 1837 mißlang. Der Thron- und Miniſterwechſel in Preußen kam der einen, wie der andern Kirche zu gute. Das Recht der Lutheraner wurde geachtet, wie das der Katholiken. Die chriſtusfeindliche Partei ſchäumte zwar vor Wuth und provocirte kleine Revolutionen im Kirchengebiet, des Deutſch-Katholicismus, der Lichtfreunde ꝛc., allein dieſe Aufregungen

legten ſich bald wieder. Das große Publikum vertiefte ſich in der Revolution von 1848 mehr in politiſche, als kirchliche Fragen. Die gläubige Partei erſtarkte ſichtlich, auf proteſtantiſchem Gebiet in Deutſchland und England, auf katholiſchem in Frankreich. Der Norden zeichnete ſich hierin aus, während im Süden, in Spanien, Italien und Oeſterreich der Liberalismus die alten kirchlichen Sympathien immer mehr abſchwächte und bereits das Ende der Statthalterſchaft Chriſti in Rom nur noch für eine Frage der Zeit erklärte.

Gegenüber dieſen ſchwankenden Erſcheinungen im Weſten hat unterdeß die ruſſiſche Kirche im Oſten in aller Stille an koloſſalem Umfang immer zugenommen. Dort wird nicht gepredigt, dort wird nicht theologiſch geſtritten, dort wird nur befohlen und gehorcht. Faſt unbemerkt werden Millionen Andersgläubiger als ruſſiſche Unterthanen auch in die ruſſiſche Kirche hinein commandirt und wehe ihnen, wenn ſie nicht ſogleich gehorchen oder auch nur Lärm machen wollten! Dieſe Erſcheinung bildet den ſtärkſten Gegenſatz zu dem ewigen Streiten und Reformiren im europäiſchen Abendlande, wie zu dem immer zunehmenden Sectenweſen in Nordamerika. Der nur allzu lebhaften Unruhe und ewigen Meinungsverſchiedenheit ſteht hier eine auffallend todte Ruhe gegenüber. Man iſt im Abendlande geneigt, das Popenthum wegen ſeiner Geiſtloſigkeit zu verachten. Man ſollte ſich aber auf die Bruſt ſchlagen und ſich fragen, ob es auch lauter reine und vor Gott demüthige Geiſter ſind, die ſich innerhalb der abendländiſchen Kirchen ſo übermüthig laut hören laſſen und ingrimmig herumſchlagen, und ob der in Rußland noch heimiſche Gehorſam nicht eine wünſchens-

werthe Sache seyn würde, wenn es dem Pöbel im Abendlande wieder einmal einfallen sollte, die Abschaffung Gottes und das Niederreißen der christlichen Kirchen zu decretiren.

25.

Vom Stocken der christlichen Mission.

Das ganze Christenthum ist eine Mission, eine Sendung des ewigen Gottes vom Himmel, um es über die ganze Menschheit auszubreiten. Es ist wohl richtig, daß die Sendung nicht blos nach außen in die Weite, sondern auch nach innen in die Tiefe der Seelen bestimmt ist, allein es wäre nicht mehr christlich, sondern jüdisch, wenn man sich mit seinem Heil absondern wollte und es den übrigen Menschen nicht gönnte. Deswegen gehört die Bekehrung, die Propaganda, das Proselytenmachen und die Heidenbekehrung zu den ältesten Rechten und Pflichten der Christenheit, nach dem Gebote: gehet hin und lehret alle Heiden!

Die Menschen sind aber noch weit im Christenthum zurück. Die Christen bilden immer nur noch eine Minderheit in der großen Menschenmenge und hindern sich selber am Bekehren der andern durch Mangel an christlicher Stärke und Tugend und durch ihre Uneinigkeit unter einander. Die Zeit der heiligen und wunderthätigen Apostel ist nicht mehr. Die Christen, die in fernen Welttheilen zu den Heiden kommen, sind in der Mehrheit das Gegentheil eines Apostels oder wahren Missionärs, rohe englische oder nordamerikanische Matrosen, lüderliche französische Soldaten, habgierige und unbarmherzige Kaufleute und Eroberer, spanische Conquistatores mit ewig blutigen Händen, holländische Krämer-

ſeelen voll Grauſamkeit,*) engliſche Egoiſten, welche die Blätter des Evangeliums zu Etiketten des Opiumgiftes mißbrauchen. Wohin alle dieſe ſ. g. Chriſten kommen, ſchlachten ſie die armen Heiden hin und rauben ihnen ihr Land (die Engländer heute noch in Neuſeeland, wie einſt die Spanier in S. Domingo), oder machen ſie zu Sclaven (Neger und Kulis heute noch), oder bringen ihnen Laſter und Krankheiten, die ſie niemals vorher kannten, Trunkenheit, Spielwuth, Syphilis ꝛc. Wenn nun auch wahrhaft fromme Miſſionäre nachkommen und den Heiden die chriſtliche Lehre predigen, ſo finden ſie ſchwerlich Glauben, denn die Heiden ſagen mit Recht: wenn ihr Weißen trotz eures Chriſtenthums ſo voller Laſter und Bosheit ſeid, kann eure Lehre auch nichts werth ſeyn.

Dazu kommt nun noch die Glaubensverſchiedenheit unter den Chriſten, der Hader der Miſſionäre unter einander, wenn ſie auf demſelben Miſſionsfelde arbeiten. Alle wollen Chriſten ſeyn, aber jeder ſagt, der andere ſey ein ſchlechter Chriſt, dem man nicht glauben dürfe. Proteſtantiſche Miſſionäre werden von katholiſchen, katholiſche von proteſtantiſchen vertrieben, z. B. auf Tahiti. Die Miſſionäre ſind oft durch ihre Stellung zur Colonialregierung gezwungen, Anſprüche zu machen, welche der apoſtoliſchen Armuth und Demuth widerſprechen. Im engliſchen Oſtindien z. B. iſt jeder Weiße als ſolcher ein vornehmer Herr und kann ohne großes Gefolge nicht reiſen. Der verheirathete Miſſionär kann nur

*) In Japan wurden die Chriſten verfolgt, die vorher durch katholiſche Miſſionäre bekehrt worden waren. Um das Monopol des Handels dort zu bekommen, traten die Holländer dort das Kreuz mit den Füßen und ſchwuren: wir ſind keine Chriſten, ſondern Holländer.

aufziehen wie ein Lord mit seiner Lady. Mehr Glück machen daher die katholischen Bettelmönche aus Frankreich, die in ihrer barfüßigen Armuth beim gemeinen Volk unter den Heiden leichter Vertrauen finden.

Im Ganzen haben die Missionen in früheren katholischen Zeiten einen bessern und raschern Fortgang gehabt, als in neuerer Zeit die sämmtlichen protestantischen, die der Lutheraner und Calvinisten, der Deutschen, Engländer, Scandinavier und Nordamerikaner, der Herrnhuter, Quäker, Methodisten, Baptisten ꝛc. Den glänzendsten und erfreulichsten Erfolg hatten die katholischen Missionen in Südamerika, wo fromme Patres sich des armen Indianervolks annahmen, es gegen die grausamen Conquistatores schützten, es in den Urwäldern in Colonien vereinigten und väterlich regierten, so daß sie hier zwei Jahrhunderte hindurch in einem Paradiese lebten. Ein solches Paradies war namentlich Paraguay, welches, wie alle andern Colonien des Jesuitenordens, durch die weltliche Gewalt zerstört werden sollte. In neuerer Zeit ist fast überall der Segen jener Missionen verschwunden. Aber auch die zahlreichen Missionen, die vom protestantischen Europa und von Nordamerika ausgingen, haben verhältnißmäßig nur wenig ausgerichtet, aus den oben schon angeführten Gründen.

Mit Recht hat man den Engländern in Bezug auf die christliche Religion die schwersten Vorwürfe gemacht. Sie, die mit ihren Flotten die entferntesten Ufer des Meeres beherrschen, wären vorzugsweise geeignet, das Christenthum unter den fernen Heiden auszubreiten. Sie thun es auch, aber nur, wo es ihr Handelsinteresse fördern kann. Ihre Missionäre sondiren, wo etwa englische Niederlassungen zu etabliren wären, um dieses Handelsinteresse zu fördern. Sie

bekehren die Heiden zu Chriſten, um ergebene Diener aus ihnen zu machen. Wo es ihrem Intereſſe aber nicht entſpricht, wo ſie zahlreiche Heidenvölker um des Friedens willen in ihrem Götzendienſt aus Klugheitsrückſichten lieber ſchonen, da ſchränken ſie die Miſſion gefliſſentlich ein, und die Ausbreitung des Chriſtenthums iſt ihnen nicht nur gleichgültig, ſondern ſie hemmen ſie auch gradezu und ſchmeicheln dem Heidenthum. Hier einige Beiſpiele aus Indien. Der Miſſionar Weitbrecht erzählt in ſeinem Werk über die indiſchen Miſſionen (1844): „Die Kaufleute in Birmingham machten vor einigen Jahren eine gute Speculation, indem ſie tauſende von meſſingenen Götzen verfertigten und nach Calcutta verſandten, wo ſie gute Abnahme fanden. Ich hörte es als eine traurige Thatſache in England erzählen, daß an Bord eines und deſſelben Schiffes zwei Miſſionäre und mehrere große Kiſten voll von ſolchen Götzen nach Calcutta abgingen. Auch hat ſich die engliſch-oſtindiſche Regierung die berühmten Wallfahrtsorte zu Nutze gemacht und den Beſuch derſelben beſteuert. Jeder Pilgrim, der Juggernauth beſuchte, mußte bei ſeinem Eintritt 18 Batzen zahlen; das Doppelte und Dreifache, wer in Gaya die Todtenfeier ſeiner Vorfahren beging. Man hat berechnet, daß die oſtindiſche Regierung jährlich über eine halbe Million Gulden Einkünfte vom Götzendienſt bezog. Dafür beſchenkt ſie das Rieſenbild des Götzen jährlich mit mehreren hundert Ellen ſchönem Tuch zu ſeiner Bekleidung." In den Erinnerungen eines oſtindiſchen Miſſionärs, welche 1865 anonym in Halle erſchienen ſind, wird erzählt, ein reicher Engländer in Calcutta habe auf dem Grabe ſeiner Maitreſſe, eines ſchönen Hindumädchens, einen heidniſchen Tempel erbauen laſſen, und zwei Miſſionäre, die öffentlich einen Tadel darüber aus-

gesprochen hatten, seyen deshalb verklagt und zu 300 Pfund Sterling Strafe verurtheilt worden. Der Missionsdirector Graul beklagt in seinem 1855 erschienenen Werk über Ostindien die erstaunliche Gleichgültigkeit der englischen Behörden in Sachen der Bekehrung zum Christenthum. Obgleich die Engländer schon lange auf Ceylon herrschen und noch viel länger vorher die Holländer Herrn der großen Insel waren und es hier von Missionären wimmelt, so fand Graul doch nur 1235 evangelische Christen unter den Eingebornen und sie waren noch dazu mit dem Spottnamen „Regierungschristen" gebrandmarkt, weil jedermann wußte, sie hätten sich nur bekehrt, um von der Regierung Anstellungen oder Unterstützungen zu erhalten. Anderwärts heißen solche Neubekehrte „Reischristen", weil Reis die Hauptnahrung ist und viele nur aus Armuth sich bekehren lassen.

Noch viel schwerere Vorwürfe treffen die Engländer in China. In diesem großen Reiche von 360 Millionen Einwohnern (mehr als in ganz Europa zusammengenommen), hat sich schon vor 300 Jahren und später immer wiederholt eine nicht geringe Empfänglichkeit für die christliche Wahrheit kund gegeben, denn trotz aller Wunderlichkeiten, die der chinesischen Civilisation ankleben, und trotz der Corruption, die sich überall dort in den von Menschen überfüllten Städten findet, liegt im Wesen der Chinesen ein Grundzug von Ernst und Verstand, wie bei keinem andern Volk in Asien. Wenn die europäischen Christen nun, die nach China kommen, nur wahre Christen wären, so hätte für die Bekehrung Chinas schon viel geschehen können. Aber welches Beispiel geben ihnen die Engländer? Da China mit einheimischer Industrie überfüllt ist, können die Engländer die ungeheuern Massen von Waaren, welche sie jährlich aus

Kauf- und Tauschverkehrs mit Naturalien. Es wurde ausdrücklich bemerkt, die Versammlung solle keine Veranlassung zur Abhaltung von Gastmählern und dergleichen geben. Leider war die Bekanntmachung der Verschiebung etwas zu spät erschienen; wenigstens reclamirten Mehrere, die nach Leipzig, in der Meinung, die Versammlung finde Statt, gekommen waren, in der Allgemeinen Zeitung. Oken war indessen nach Paris gereist. Dieser Umstand wirkte ungünstig auf den Besuch der im folgenden Jahr am 18ten September in Leipzig wirklich zu Stande gekommenen ersten Versammlung. Man hatte den Herbst als die Zeit der allgemeinen Universitätsferien und der in der Regel beständigsten Witterung gewählt. Außer den oben Genannten fanden sich Wenige ein, Manche wollten aus Furcht nicht in dem öffentlichen Verzeichniß der Theilnehmer erscheinen. Indeß ließ sich die kleine Schaar nicht irre machen; es wurden hier, besonders unter Mitwirkung von Kormey, die kurzen, übrigens rein formellen Statuten entworfen, in welchen nun (§. 2.), im Widerspruch mit den ersten Ankündigungen, als einziger Zweck Gelegenheit für die Naturforscher und Aerzte, sich persönlich kennen zu lernen, angegeben und §. 18 ausdrücklich bemerkt wird, die Gesellschaft lege keine Sammlungen an und besitze (ihr Archiv ausgenommen) kein Eigenthum. Die Gesellschaft gab sich gleich eine breite Grundlage: es sollte keine Aufnahme durch Wahl oder dergl. Statt finden; Jeder, der sich wissenschaftlich mit Medicin und Naturwissenschaften beschäftigte, sollte Theil nehmen können, Stimmrecht jedoch nur die Schriftsteller haben. In den ersten fünf Versammlungen sollte an diesen Statuten nichts geändert werden. Was die übrigen oben angegebenen Zwecke betrifft, so glaubte Oken, alles Uebrige (die gemeinschaftliche Herausgabe von Encyklopädien u. s. w.) mache sich von selbst, sobald einmal umfassende Gelegenheit gegeben sey, persönliche Bekanntschaften zu machen. Diese Erwartung hat sich nicht realisirt; die Gesellschaft, wenn man sie so nennen kann, hat bis jezt nach 16 Jahren noch kein solches gemeinschaftliches Werk unternommen, und es liegt auch in der Art, wie sich die Versammlungen bisher gestaltet haben, besonders seit, nach dem Zerfallen in einzelne Sektionen, die allgemeinen Sitzungen zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden sind, die Unmöglichkeit eines gemeinschaftlichen encyklopädischen

China holen (beſonders den koſtbaren Thee), nicht gegen engliſche Fabrikate austauſchen, ſondern müſſen ſie baar bezahlen, wodurch England von baarem Gelde entblößt, China damit überfüllt wird. Um nun dieſem Uebelſtand zu ſteuern, hat England im Verlauf unſeres Jahrhunderts in immer größeren Maſſen Opium, hauptſächlich in ſeinen Colonien in Oſtindien produciren laſſen und dieſen berauſchenden Mohnſaft in China eingeführt, wodurch es ihm endlich möglich geworden iſt, den Preis des Thees mit dem des Opiums auszugleichen. Das Opium entnervt aber die Menſchen, die ſich an ſeinen Genuß gewöhnen, in ſchauderhafter Art, degenerirt die chineſiſche Bevölkerung und inficirt ſie mit denſelben Laſtern, die in Europa die Trunkſucht zu begleiten pflegen. Im Opium liegt ein viel ſchädlicheres Gift als im Alkohol. Da nun dieſer Stoff von Jahr zu Jahr in immer koloſſaleren Maſſen in China eingeſchleppt wurde, bis 1833 zu einem jährlichen Werth von mehr als 80 Millionen, ſo hielt es der Kaiſer von China in Uebereinſtimmung mit den Großen ſeines Reichs für eine dringende Pflicht, dieſen heilloſen Gifthandel gänzlich zu verbieten. Elliot, der damals die britiſche Marine in den chineſiſchen Gewäſſern befehligte, erkannte, daß die chineſiſche Regierung hierin in ihrem vollen Rechte ſey, und verſprach derſelben, ſeinerſeits den ſchändlichen Handel nicht beſchützen zu wollen. Nun ließ die chineſiſche Regierung alles Opium, ſoweit es nicht vor ihr verſteckt werden konnte, mit Beſchlag belegen und über 20,000 Kiſten deſſelben vertilgen, 1838. Da nun aber der Giftverkauf für die Engländer ſo einträglich geweſen war und in England das Geldintereſſe über alles geht, würdigte ſich die engliſche Regierung herab, den Fortverkauf des Opium in China mit Gewalt durchzuſetzen. Der

humane Elliot fiel in Ungnade und ſtatt ſeiner kam 1842 eine engliſche Dampfflotte unter Pottinger nach China, zerſtörte mit ihren furchtbaren Geſchützen alle Küſtenſtädte, die ſich widerſetzten, und ertrotzte die Nachgiebigkeit Chinas. Dieſes Reich mußte den Opiumhandel fernerhin erlauben, fünf Häfen ausſchließlich zu dieſem Zweck öffnen und 21 Millionen Dollars Kriegsentſchädigung zahlen. Vergebens bot der Kaiſer von China England einen jährlichen Tribut von 74½ Millionen an, wenn es nur kein Opium mehr nach China ſchicken wolle. England ſchlug es aus, weil es vom Verkauf dieſes verlockenden Giftes eine noch größere jährliche Summe zu gewinnen hoffte. So handelte das chriſtliche England und ſo handelt es noch jetzt.

Wenn nun auch durch die engliſchen Miſſionäre Bibeln in China verbreitet worden waren und das Leſen derſelben einen gewiſſen Tiente erweckt hatte, die chriſtliche Secte der Taiping zu ſtiften und dieſe reißende Fortſchritte im Innern Chinas machte, ſo konnten dieſelben doch von den Engländern keine Unterſtützung erhalten, denn England half hier den Heiden gegen die Chriſten. Sobald nämlich der Kaiſer von China den engliſchen Forderungen hatte nachgeben müſſen und den Opiumhandel wieder geſtattete, half ihm England gegen die Taiping, weil dieſe den Opiumhandel nicht duldeten. Ein Engländer erzählt ſelbſt, mit welcher Beſchämung er habe anhören müſſen, wie die Taipings über die Engländer urtheilten, welche Chriſten zu ſeyn behaupteten und die Gebote chriſtlicher Liebe, wie die der Ehrenhaftigkeit, doch mit Füßen traten.

Auf den Südſeeinſeln gaben ſich engliſche Miſſionäre ehrlich Mühe, chriſtliche Geſittung unter den Wilden einzuführen. Aber auf der berühmten Inſel Otaheiti wirkten

ihnen die Franzoſen entgegen, die hier mit lachender Schadenfreude durch Soldaten und Matroſen die ſchändlichſte Corruption verbreiteten. Die große Inſel Neu-Seeland war faſt ganz bekehrt und in guter Ordnung unter der Regierung der Miſſionäre, als die Coloniſten, die in Maſſe aus England herbeikamen, das Werk der Miſſionäre wieder zerſtörten und die armen Wilden yankeeartig brutaliſirten. In Nordamerika haben die Yankees nie etwas gethan, um die noch zahlreichen wilden Ureinwohner zu civiliſiren. Nur die Laſter der Civiliſation haben ſie auf ſie übergetragen und ſie dadurch nur noch mehr verwildert, ſo daß in jüngſter Zeit von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen die Indianer geführt wird.

In Afrika iſt die uralte Sclaverei der ſchwarzen Race durch die Ankunft und Niederlaſſung von Chriſten nicht aufgehoben worden. Das Innere des Welttheils iſt noch voll von uraltem blutigen, ſchmutzigen und kindiſchen Götzendienſt. Heute noch herrſcht im Königreich Dahomey der Gebrauch, daß wenn der neue König die Gräber ſeiner Väter beſucht, er durch ein Spalier von Menſchen geht, welche, ſo wie er ſich nähert, vor ſeinen Augen geköpft werden, ſo daß er ſeinen Fuß beſtändig in friſches Blut ſetzt. In vielen Städten im Innern Afrikas wird noch Menſchenfleiſch gegeſſen und öffentlich auf dem Markte verkauft. Nur die Muhamedaner haben hin und wieder die ärgſte Roheit und Beſtialität der Neger gemäßigt. Dagegen iſt Abeſſinien, ein uralter chriſtlicher Staat, in die Beſtialität zurückgefallen. Am Cap hatten die Holländer eine große Colonie gegründet, die ihnen die Engländer weggenommen haben. Allein auch von hier aus iſt wenig für die ſchwarze Race geſchehen. Die Hottentotten ſind durch die chriſtliche Berührung geknechtet, aber

nicht veredelt worden, und die Kaffern werden von den Engländern als Leute behandelt, die man wie das Wild ausrotten müsse.

Also gibt es auf der Oberfläche unseres Planeten noch viele Millionen Menschen, denen das Licht der Offenbarung noch niemals geleuchtet hat, oder welche von den sog. Christen nur Böses, nur Krankheiten, nur Schändung, nur Laster oder den Tod empfangen, die von den sog. Christen nur zu Sclaven unchristlicher Begierden und Interessen gemacht, oder verächtlich in die Wüste gejagt, oder wie Urwald, welcher die Leute am Anbau hindert, niedergeschlagen werden. Das ist die Art und Weise, wie die christlichen Nationen Europas das apostolische Gebot des Menschensohnes erfüllen. Christus, der seine Arme weit ausbreitete, um alle seine Menschenbrüder zu sich heranzuziehen, hat sich unter dem Einfluß der modernen Bildung unvermerkt in das scheußliche Götzenbild der indischen Todesgöttin Kali verwandelt, die in jedem ihrer vielen Arme ein anderes Mordinstrument trägt.

Drittes Buch.

Christenthum und Vernunft im Einklang in Bezug auf den sittlichen und ewigen Beruf des Menschen.

1.

Der Unerforſchliche.

Wenn wir auch unſer Verhältniß zu Gott nicht mißverſtehen können und unſere Vernunft desfalls die klaren Worte der heiligen Schrift nur beſtätigt, ſo iſt doch damit nicht gemeint, daß menſchliche Weisheit jemals das Weſen Gottes ganz ergründen und begreifen könnte. Nicht einmal der ganze Umfang ſeiner Werke iſt dem Menſchen bekannt, noch viel weniger die Tiefe des göttlichen Geiſtes. Wir können nur hoffen, ſofern wir unſterblich ſind, in der Erkenntniß Gottes künftig fortzuſchreiten, wenn wir uns deſſen würdig machen, aber wir dürfen uns niemals einbilden, mit unſerm Horizont den des allmächtigen Gottes zu umſpannen. Dieſe Reſignation iſt ſelbſt der gottſuchenden Seele zu empfehlen, die nur vom Zug der Liebe getrieben wird, noch vielmehr aber jenen Denkern von Profeſſion, die ſich Philoſophen nennen und die in der Hoffahrt leben, ſie könnten mit dem Leiterchen ihres Verſtandes die Höhe Gottes erreichen. Die moderne Philoſophie hat in der That als Axiom hingeſtellt, es gebe nur *eine* Vernunft, die göttliche könne alſo auch keine andere ſeyn als die menſchliche; es gebe nur ein Object des Denkens und nur eine Methode des Denkens, welche daher für den Menſchen dieſelbe ſeyn müßte, wie für Gott. Andere gehen in der Hoffahrt noch weiter und leugnen Gott überhaupt, ſetzen an deſſen Stelle als das Ewige nur die

Materie und laſſen deren ſublimſte Entfaltung nur den Menſchen ſeyn. Dieſe laſſen wir als unzurechnungsfähig bei Seite.

Wichtiger iſt, wie ſich die Gläubigen zum unerforſchlichen Gott ſtellen. Man bemerkt in der neuern Zeit, namentlich ſeit dem 17. Jahrhundert, in den poetiſchen Spielereien der Jeſuiten und der proteſtantiſchen Pietiſten, insbeſondere der Herrnhuter, eine gewiſſe Familiarität, welche ſich Gott auf eine unerlaubte Weiſe zudringlich nähert und ſich mit Liebe entſchuldigt, indem ſie die Ehrfurcht verletzt. Dieſe Aufdringlichkeit der Ueberfrommen iſt nicht minder eine Sünde, wie das Leugnen Gottes und der Spott der Ungläubigen. Auch hat ein Extrem hier das andere hervorgerufen. Es iſt eine Ueberhebung des Menſchen ſo wie ſo, ob er Gott gleichgültig vorbeigehen zu können glaubt, oder ihn aus Liebe körperlich angreifen, herzen und küſſen will. Gottes Größe läßt das nicht zu, ein Schauer umgibt ſeine Heiligkeit, ein Geheimniß bleibt zwiſchen ihm und ſeinem feurigſten und innigſten Anbeter. Die Gottesfurcht darf keinen Augenblick aus dem menſchlichen Herzen weichen, oder er fühlt, denkt und handelt verkehrt, taktlos und die Vernunft in ihm iſt umnebelt. Als Moſes auf dem Berge Horeb dem Buſche, aus welchem Gott zu ihm ſprach, nahe kam, ſchlugen Flammen aus dem Buſche, und noli me tangere ſprach Chriſtus zu der Sünderin, die ihn am meiſten geliebt hatte.

Die Spötter alles Heiligen fühlen hier, was ſich ziemt, richtiger heraus, als manche Ueberfrommen, und in dieſem Punkte iſt der Spott berechtigt und ſollten wahre Chriſten durch die täppiſche Art, wie ſie Gott lieben und dienen zu müſſen glauben, niemals den Spott herausfordern. Wenn man einem ſo kindiſchen Volke, wie den Neapolitanern, die

Poſſen, die ſie mit ihrem Bambino trieben, verzeihen mag, ſo ſollte doch unter beſonneneren Chriſten, insbeſondere unter Proteſtanten nichts vorkommen, was dieſem grobſinnlichen Anfaſſen des Heiligen ähnlich iſt.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Das hätte nie außer Acht gelaſſen werden ſollen, als in der griechiſchen und römiſchen Kirche die Formen der Gottesverehrung feſtgeſtellt wurden. Die Nachfolge Chriſti z. B. beſteht in etwas Anderem als in der Tonſur. Den Dornenkranz des Heilands durch den auf dem kahlen Haupt ſtehengelaſſenen Kranz von Haaren wiedergeben zu wollen, war ein grober Mißgriff. Man ſoll für das Heilige kein Sinnbild wählen, was eine widerliche Entſtellung der von Gott geſchaffenen Wohlgeſtalt des Menſchen iſt. Man ſoll kein Leiden des Sohnes Gottes, welches ſich unſerer Einbildungskraft nur in der erhabenſten und rührendſten Schönheit darſtellt, durch eine lächerliche Verunſtaltung der menſchlichen Kopfbildung nachbilden wollen.

Eine der Gottheit unwürdige Vorſtellung iſt auch diejenige, welche den Leib und das Blut des Heilands allen möglichen Zufällen der Verunreinigung oder boshafter Mißhandlung preisgibt in einer Anzahl von ſog. Hoſtienwundern. Wenn die, welche ſich Chriſten nennen, nur nicht fort und fort mit ihren Sünden den Heiland kreuzigen hülfen, brauchten ſie um jene Hoſtien nicht ſo ängſtlich beſorgt zu ſeyn.

Die Liebe zum Heiland iſt die zarteſte, deren der Menſch fähig iſt. Wir bewundern Dante, der in ſeinem unſterblichen Gedicht vom Paradieſe in verſchiedenen Abſtufungen und Gruppen Heilige und Selige emporſchweben läßt zum Throne Gottes. Der Zug nach oben, die Sehnſucht gleicht nicht der Motte, die dumm in die Flamme ſtürzt. In heiligem Schauer

der Ehrfurcht mißt ſie die Ferne von Gott nicht mit Schritten, ſondern nur mit dem Blick ab. Man kann die Liebe nicht demüthiger denken und ſo iſt es natürlich, wenn der niedere Menſch zum hohen Gott aufblickt. Wie häßlich, roh iſt dagegen das Abküſſen der Zehen am Kruzifix (Abbeißen ſagt das Volk) und das Waſchen, Baden, Sichwiegen und Sichbetten in der Seitenwunde.

Die jungfräuliche Mutter ſoll uns heilig ſeyn, aber niemand ſoll ſich unterſtehen dürfen, ſich ihr gleich dem Jeſuskinde an die Bruſt legen zu wollen, wie man das auf Kirchenbildern ſehen kann und wie es in den Legenden von mehreren namhaften Heiligen erzählt wird.

Die chriſtliche Poeſie und Kunſt hat zweierlei ſtreng zu vermeiden, nämlich außer der gerügten Aufdringlichkeit und pöbelhaften Vertraulichkeit mit den heiligen Perſonen hauptſächlich auch deren häßliche Darſtellung. Zwiſchen der dummen Gier der Kinder und Wilden, die alles gleich anfaſſen und in den Mund ſtecken wollen, was ſie intereſſirt, und dem Bedürfniß edler Seelen, im Heiligen zugleich das Ideal des Schönen zu ſehen und in der bildlichen Darſtellung der heiligen Perſonen wenigſtens annähernd zu erreichen, was die Muſik mit größerer Sicherheit erreicht, iſt ein Unterſchied, den man nicht ungeſtraft außer Acht laſſen kann. Wir ſind alſo nicht gegen die Bilder eingenommen, nur gegen gewiſſe, leider zahlreiche Bilder. Wir rechnen dahin nicht blos die fabrikmäßige Häßlichkeit, ſondern auch das Studirte, wenn Künſtler nicht demüthig vom heiligen Gegenſtand erfüllt ſind, vielmehr nur eitle Effekte machen wollen und ſogar dem modernen Zeitgeiſt dabei huldigen. So hat man in Paris verſucht, den Heiland mit auffallend jüdiſchen Geſichtszügen zu

Unternehmens. Formey brachte in Leipzig die Abfassung eines Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften in Vorschlag, allein die Sache wurde nicht weiter besprochen. Dagegen kam die Gesammtherausgabe der Schriften der verschiedenen deutschen naturhistorischen Gesellschaften zur Sprache, und man beschloß, sich deshalb mit der Leopoldinischen Akademie, die bisher schon etwas Aehnliches theils bezweckte, theils leistete, durch ihren Präsidenten, Nees von Esenbeck, in Verbindung zu setzen. Nach dreitägiger Dauer der Versammlung beschloß man, die nächste Zusammenkunft in Halle zu halten; da bisher hauptsächlich nur Sachsen, einige Preußen und (zum Theil incognito) Böhmen Theil genommen hatten, so konnte man, wenn man den nächsten Versammlungsort nicht zu weit entfernt von dem ersten bestimmte, eher wieder auf Besuch rechnen. Die Theilnahme des Publikums war noch so gering, daß viele Blätter sich für die Anzeigen der Versammlung Einrückungsgebühren entrichten ließen.

In Halle (1823) hatten sich schon mehr Mitglieder eingefunden; es waren in Allem 19 Fremde zugegen. Geschäftsführer waren Sprengel und Schweigger. Auch die Anzahl und das Interesse der Vorträge war gestiegen. Döbereiner aus Jena erfreute die Versammlung mit seiner merkwürdigen Entdeckung der Eigenschaft des Platinschwamms, bei Berührung mit Wasserstoffgas zu glühen, eine Entdeckung, die durch das überraschende Phänomen und die Construction mannigfaltiger Feuerzeugapparate sehr populär geworden ist, aber noch keine genügende wissenschaftliche Erklärung gefunden hat. Oken bemerkte auf einen Antrag Pierers in Beziehung auf sein medicinisches Wörterbuch, die Gesellschaft sey kein Corpus von Gelehrten, und könne sich mit solchen gemeinschaftlichen Arbeiten nur in der Art befassen, daß Einzelnen durch die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften Gelegenheit gegeben werde, zu einem solchen Werke zusammenzutreten. Formey, der früher für diesen Vorschlag gewesen war, war inzwischen gestorben. Die Leopoldinische Akademie hatte wegen der gemeinschaftlichen Herausgabe der Arbeiten der naturforschenden Gesellschaften keine befriedigende Antwort ertheilt; es scheint, daß bei ihr der Irrthum obwaltete, die Versammlung wolle sie verdrängen, gleichsam an ihre Stelle treten. Indessen fühlte sich die Versammlung für das nächste Jahr ihrer Sache schon gewiß genug, um einen

malen und zugleich etwas von der Eleganz eines Pariſer Stutzers hineinzulegen.

Genug, es iſt in dieſem Gebiet viel und gröblich gefehlt worden. Plumpe Hände haben das unnahbar Heilige zu entweihen geſucht. Im Evangelium iſt nichts enthalten, was dazu berechtigte. Vielmehr iſt alles, was darin vom Heiland berichtet wird, von einer ſolchen wahren Heiligkeit und von einer Feinheit der Gefühlsweiſe und Denkart, von ſo ſittlicher Zartheit und zugleich ſo vernünftig und geſchmackvoll, daß die kirchliche Poeſie und Kunſt niemals hätte davon abweichen ſollen. Das iſt ein Gegenſtand, mit welchem das bevorſtehende ökumeniſche Concil ſich zweckmäßiger beſchäftigen würde, als mit manchem andern. Soll die Mißachtung der Kirche, wie ſie ſich jetzt am ſtärkſten im katholiſchen Süden ausſpricht, einer neuen Liebe und Begeiſterung für dieſelbe weichen, ſo muß vor allen Dingen das in der Kirche bewahrte Heilige von den geſchmackloſen und unwürdigen Zuthaten und Entſtellungen gereinigt werden.

Noch eine wichtige Frage muß hier erörtert werden, die auch die Proteſtanten angeht. Sie betrifft die Gnade Gottes, die man leider eben ſo plump und gierig angefaßt hat, wie anderes Heilige. Es lag ganz im Entwicklungsgange der Zeit, daß man ſich über die Gerechtigkeit Gottes zu täuſchen und ſeiner Gnade ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht zu geben ſuchte. Es war bequemer, an die Gnade zu appelliren, als ſich dem Richterſpruch zu unterwerfen. Der allmälige Abfall von der chriſtlichen Wahrheit charakteriſirte ſich überhaupt durch Verſteckenſpielen der Sünde. Wie ſchon im Paradieſe Adam und Eva, nachdem ſie geſündigt hatten, ſich verſteckten, ſo war es, indem die Kirche entartete, und iſt es heute noch ein Hauptbeſtreben der Namenchriſten, ſich vor dem

ſtrafenden Richter zu verſtecken, ihn nicht ſehen zu wollen, die Gerechtigkeit zu eskamotiren und nur die Gnade als göttliches Grundweſen feſtzuhalten. Aber die Gnade iſt etwas gar Zartes, ſo zart wie der Regenbogen, daß man nicht hineingreifen und ſie feſthalten kann. Erfreut ſich der Menſch mit Recht ſeines freien Willens, iſt er ſtolz darauf und mißbraucht er ihn, um ſich erſt recht ſeiner ſchrankenloſen Freiheit bewußt zu werden, ſo wird er ſich wohl gefallen laſſen müſſen, daß auch Gott ſeinen freien Willen habe. Und dieſer iſt ſeine Gnade. Die leidet keinen Zwang, die läßt ſich nicht, weder durch einen Ablaßbrief, noch durch einen Mißbrauch der lutheriſchen sola fides dekretiren, dem lieben Gott vorſchreiben. Noch läßt ſich von angeblich Beauftragten Gottes Bürgſchaft dafür leiſten. Damit iſt das herrliche Inſtitut der Beichte entweiht und ein grobes Pochen auf Seligkeit provocirt worden. Die Gnade iſt Gottes allein und wenn ihr die h. Schrift kennt, ſollte euch doch wohl klar geworden ſeyn, daß ihr keinen Maßſtab habt, noch je finden werdet, um die Gnade Gottes auszumeſſen. Hier ſtraft er, läßt Feuer vom Himmel regnen, ſcheint unbarmherzig; dort verzeiht er, ſogar der Ehebrecherin, entſchuldigt die, welche viel geliebt hat, und fragt mit wahrhaft göttlicher Anmuth den Verblüfften, der ſoviel Gnade nicht begreifen kann: Was ſiehſt du ſcheel, daß ich ſo gütig bin? Es iſt alſo etwas ſehr Delicates um dieſe Gnade Gottes und ſie wird ewig das Geheimniß Gottes bleiben. Der alltägliche Verſtand begreift ſie nicht, grade ſo wenig wie der Prophet Jonas, als er ſich behaglich niederſetzte, um dem Untergange von Ninive zuzuſehen.

Gott iſt die Liebe, aber auch die Gerechtigkeit, jedenfalls die allervollkommenſte Vernunft, die am beſten weiß, welche

feinſte pſychologiſche Grenze ſie als Richterin einzuhalten hat. Wer es wagt, ihm im Urtheil vorzugreifen und über die Seelen im Jenſeits verfügen zu wollen, würde ſich ſchwer verſündigen, wenn hier die Thorheit nicht als Milderungsgrund einzurechnen wäre. Wie es ſcheint, ſollten die Chriſten ſich begnügen, einander aus Bruderliebe zu fluchen, einander zu maſſakriren, zu erwürgen, lebendig zu verbrennen, aber ſie ſollten dieſe Bruderliebe wenigſtens nicht noch auf das Jenſeits ausdehnen wollen.

2.

Von der Eitelkeit alles Irdiſchen.

Wie großartig auch die Weltgeſchichte ſich wie ein zuſammenhängendes Epos vor uns aufrollt, oder wir, da ſie noch nicht vollendet iſt, ſie wie ein Trauerſpiel ſich abſpielen ſehen und noch ſchlimme Verhängniſſe ahnen, die da kommen werden, ſie aber auch wieder reizende Idyllen des Glückes in ſich ſchließt und unſer Intereſſe auf das lebhafteſte an ſich feſſelt, ſo werden wir doch oft genug durch den Gedanken überraſcht, jeder von uns wird aus der Menge der Mithandelnden und Zuſchauer unnachſichtlich herausgeriſſen und kann den Ausgang des intereſſanten Schauſpiels nicht erleben. Dadurch wird jeder von uns an den Ausſpruch des Heilands gemahnt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! Wären wir nicht unſterblich, könnten wir uns niemals wieder beſinnen, erwachten wir nicht aus dem Todesſchlafe, ſo hätten wir umſonſt gelebt. Würde nun auch die Weltgeſchichte zu Ende geführt und ihr Andenken in der Erinnerung irgend eines Genius der Erde, oder in einem himmliſchen Buche aufbewahrt, ſo wäre doch von jedem von

uns nur ein Traumbild in der Erinnerung jenes Genius oder ein Wort in jenem Buche übrig, ohne daß wir es wüßten.

Das ist nicht unsere Bestimmung. Wir werden, wie die innere Stimme uns sagt und uns die Offenbarung die Versicherung gibt, in einem andern Leben fortdauern, vom Tode auferstehen. Jeder muß nun einsehen daß, wenn er in einer andern Welt fortdauert, er auch schon ursprünglich nicht für die irdische Welt, in der er sterben muß, sondern für jene höhere geschaffen war. Daraus muß er aber auch schließen, daß er sein irdisches Leben nur als Vorbereitung auf das künftige zu betrachten hat. Die Vorbereitung kann aber nichts anderes seyn, als Prüfung, inwieweit er sich eines bessern Daseyns würdig gemacht hat. Denn er nimmt in die neue Welt nichts mit hinüber, als den Werth seiner Gesinnungen und die Erinnerung an seine Handlungen. Der Werth oder Unwerth derselben hängt aber ausschließlich von dem Gebrauch ab, den er von seiner Freiheit gemacht hat, in Gedanken, Worten und Handlungen. Das ist sein eigen, das nimmt er mit hinüber in die andere Welt, wenn er diesseits alles andere und für immer zurücklassen muß.

Auch die Weltgeschichte selbst hat keine Bedeutung für sich anzusprechen. Sie ist nur das Mittel für den Zweck der Durchreise jedes einzelnen Menschen durchs zeitliche Leben zum ewigen. Nur sofern sie dient, der menschlichen Freiheit nach allen Richtungen hin einen Wirkungskreis zu eröffnen, in welchem sich ihr würdiger oder unwürdiger Gebrauch bewähren kann, erfüllt sie ihren Zweck. Alles in ihr ist vergänglich, ist eitel, wie der weise Salomo sagt, so weit es nur Mittel ist. Ihre einzige lebendige Frucht ist das, was die Menschen an sittlichem Werth oder Unwerth aus ihr in die Ewigkeit mit hinüber nehmen. Was sie an heroischen,

was ſie an ſanften Tugenden zur Erſcheinung gebracht hat, wie auch vom Gegentheil, lebt fort mit den unſterblichen Seelen, denen es zum ewigen Heil oder zum ewigen Verderben gereicht. Jeder rechte, vernünftige, gottgefällige Gebrauch der Freiheit wird dort belohnt, das Gegentheil beſtraft. Wie aber dieſe Früchte für die andere Welt gereift ſind, ſtirbt der Baum der Weltgeſchichte ſammt der Erde ſelber wieder ab, denn ſie waren nur Mittel, nicht Zweck.

Schon innerhalb der Weltgeſchichte ſelbſt ſehen wir ganze Völker dahin ſterben, die prachtvollſten Werke großer Culturperioden in Ruinen und Staub zerfallen, wie einſt nach der Offenbarung Johannis auch die letzten Völker mit der Erde ſelbſt untergehen werden.

Inſofern iſt nun wirklich, wie Salomo ſagt, in dieſem irdiſchen Leben alles eitel. Ich kann nicht umhin hier an die geiſtreiche Auffaſſung des Irdiſchen in den Myſterienlehren und der Gräberſymbolik ſchon der alten Griechen zu erinnern. Man hatte damals ſchon eine Vorahnung der chriſtlichen Unſterblichkeitslehre, mußte ſie aber der profanen Menge gegenüber in Symbole verſchleiern. Die ſalomoniſche Lehre, daß alles auf Erden eitel ſey, wurde damals ſchon erkannt, aber in der Art maskirt, daß man auf die Unterwelt übertrug, was die Wiſſenden vom irdiſchen Leben verſtanden. Man ſtellte alles vergebliche Ringen und Trachten der Menſchen auf Erden als Höllenſtrafen dar. Die betreffenden Mythen und Symbole haben eine große innere Wahrheit, daß ſie ihre Anwendung auch heute noch auf alles unvernünftige Sinnen und Trachten der Menſchen, auf jeden falſchen Gebrauch ihrer Freiheit finden. In der Arbeit des Siſyphus erkennt man unſchwer das Aide toi der Neuzeit wieder, den Liberalismus, der mit Verfaſſungs-

formen, allgemeiner Wahlfreiheit, Gleichberechtigung aller, Mehrheitsbeſchlüſſen den Staat und das Volksglück auf die Höhe der Vollendung emporheben will und immer wieder von vorn anfangen muß, oder den pädagogiſchen Schwindel, der durch Erziehung eine vollkommene Menſchheit herausbringen will und nie herausbringt. In der Qual des Tantalus erkennt man eben ſo deutlich den Hunger der Armen wieder, die den Luxus der Reichen immer vor Augen haben und ſelber im Elend vergehen müſſen. In den Danaiden die fleißigen unermüdlichen Leute, die unaufhörlich arbeiten und ſteuern und doch das Faß der Finanzen nicht füllen, weil alles aus demſelben wegfließt. Im Oknos, der immerfort aus Schilf ein Seil flicht, was ihm unbemerkt der hinter ihm ſtehende Eſel wieder abfrißt, den langen Zopf der falſchen Wiſſenſchaft. In Ixion, der ſich auf dem Rade immer um ſich ſelbſt drehen muß, weil er als Menſch der Gottheit Gewalt anthun zu wollen ſich erfrechte, die unverſchämte moderne Philoſophie der Selbſtvergötterung. In Tityos endlich den modernen Weltſchmerz.

Kein Völkerideal iſt auf Erden jemals erreicht worden, oder wenn einmal ein hochgebildetes Volk eine Glanzperiode wohlverdienten Ruhmes erlebt hat, ſank es von dieſer Höhe bald wieder herab. Auch keine kühne Gewalt hat die träge Menſchheit zu der Höhe hinauf peitſchen können, auf der ſie ein energiſcher Herrſcher und Geſetzgeber haben und feſthalten wollte. Die berühmteſten, die edelſten Völker gingen alle unter in Corruption. Die älteſten Weltreiche der Aegypter und Babylonier gingen durch ihre Cultur zu Grunde, weil ihr der ſittliche Nerv fehlte. Die Fleiſchtöpfe und das goldene Kalb der Aegypter, noch mehr die große babyloniſche Hure charakteriſiren die materialiſtiſche Richtung jener älteſten

Civiliſation. Bei den Perſern zuerſt ermannte ſich das ſittliche Gefühl und kämpfte ritterlich gegen die Wolluſt, die vom alten Götzendienſt unzertrennlich geworden war. Aber auch ſie erlagen, als ſie zu Macht und Reichthum gelangt waren, der Verführung. Das edle Volk der Griechen ſchien, indem es die Kraft und Schönheit des äußeren Menſchen zur höchſten Blüte entfaltete, zugleich den feinſten Geiſt ausbildete und alle andern Völker phyſiſch und pſychiſch an Adel übertraf, das Völkerideal erreicht zu haben. Allein es war Täuſchung. Auch die Griechen entarteten und ſogen aus ihrer feinen Civiliſation noch feinere Gifte ein, als alle andern Völker, ja ſie ſanken moraliſch tief unter rohe Barbaren herab. In den Römern ſchien der männliche ritterliche Geiſt der Perſer ſich zu verjüngen, aber auch ſie, ſobald ſie zu Macht und Reichthum gelangt waren, entarteten gleich jenen. Verführt von der griechiſchen Bildung, die nur noch eine ſchöne Leiche war, mußten ſie in deren Umarmung verweſen.

Wo immer eine kraftvolle Dynaſtie ein Volk unter ihrem Zeichen vereinigte, ein neues Reich, eine beſſere Ordnung der Dinge gründete und weiſe Geſetze gab, die Söhne ſchlugen den Vätern nicht mehr nach, die Enkel entarteten, das Reich ging zu Grunde, früher oder ſpäter. Wo irgend ein edler Held ein Volk für die Freiheit begeiſterte, das Joch der Tyrannei oder Fremdherrſchaft brach und einen Freiſtaat gründete, der die edle Begeiſterung verewigen ſollte, da währte es niemals lange, die ſtolzen Republikaner verknöcherten in ſteife, greiſenhafte Ariſtokratie, oder verwilderten in Demokratie und Anarchie. Wo ein großer Denker die Jugend begeiſtert, das Volk hingeriſſen hatte zu höhern Anſchauungen der göttlichen und irdiſchen Dinge, wo er in

Geſetz- und Lehrbüchern, in Inſtitutionen, in einem pythagoräiſchen Bunde, in Myſterien die Weisheit niedergelegt, daß ſie das Erbe ſeines Volkes bleibe, fehlte niemals der Tyrann, der gleich einem großen Elephanten die zarte Anpflanzung niedertrat, oder der Pöbel, der wie eine Heerde Säue in dieſelbe einbrach. Wenn die wachſende Bildung eines edlen Volkes den äſthetiſchen Sinn ausbildete, Begeiſterung für die Kunſt erweckte, große Künſtler Ideale des Schönen vor die erſtaunte Welt hinzauberten und die Kunſt eine Zeit lang unter dem enthuſiaſtiſchen Beifall der Großen und des Volks ſich auf gleicher Höhe behauptete, ſank ſie doch immer und unvermeidlich allmälig wieder herab, theils durch den Zudrang anmaßender, aber unfähiger Nachahmer, theils durch die Geiſtloſigkeit akademiſcher Schablonen, die den Geiſt in eine ſtereotype Form bannen wollten, theils durch die Eitelkeit der Künſtler, die das Beſte noch beſſer machen wollten und unwillkürlich vom Ideal in die Karikatur fielen, endlich durch die Ueppigkeit und Willkür der Großen, der Mäcene, der Kunſtbeſteller, und durch die Laune und Veränderungsſucht der Menge.

So war denn niemals ein auch nur verhältnißmäßig idealer Zuſtand in der Menſchheit feſtzuhalten. Die Erſcheinung des Menſchenſohnes auf Erden ſelbſt war nicht im Stande, eine dauerhafte und ausgiebige Begeiſterung in dieſer Menſchheit zu nähren. Auch die Kirche entartete. Auch die chriſtlich-germaniſche Theokratie wurde eine falſche Hierarchie, das Kaiſerthum zerfiel in eine eigenmächtige und zwieträchtige Fürſtenoligarchie. Die organiſche Gliederung der Stände fiel auseinander. Jeder Stand verkam allmälig in ſeiner Iſolirtheit. Jetzt iſt die Auflöſung noch weiter

gediehen, denn ſie bleibt nicht einmal mehr vor der Familie ſtehen und will auch dieſe decentraliſiren.

Wen das immerwährende Herabſinken von ſchon erreichten Idealen, das Erfolgloſe alles irdiſchen Strebens mit Wehmuth erfüllt, muß ſich doch mit dem Gedanken tröſten, daß das irdiſche Daſeyn überhaupt nicht ſein eigener Zweck, ſondern nur das Mittel, die Vorbereitung für das künftige Leben iſt, und daß in ihm doch alles erreicht wird, was erreicht werden ſollte. Denn alles edle Streben im irdiſchen Leben erreicht ſein Ziel jenſeits; alles Gute, was wir hier leiſteten oder auch nur ehrlich wollten, es war nichts Vergebliches, nichts, was verloren oder, wenn es nicht erreicht wurde, niemals erreicht werden könnte. Im Jenſeits wird alles Gute geſammelt, was hier zerſtreut war, und alles vollendet und erfüllt, wonach man hier nur ſtrebte.

3.

Vom Zufall.

Wenn wir die Ordnung der Natur bewundern und auch im Verlauf der Weltgeſchichte eine Geſetzmäßigkeit wahrnehmen, die einen weiſen Schöpfer und Regierer der Welt vorausſetzen läßt, tritt uns doch überall auch der Zufall entgegen, der uns unwillkürlich erſchreckt und unwillig mächt, weil wir ihn nur zu oft als unvernünftig und ungerecht erkennen müſſen. Warum ſieht man ſich bei unverſchuldeten Leiden aufgefordert zu fragen: warum kam ich gerade auf dieſem Planeten zur Welt? warum grade in dieſem Lande und unter dieſem Volke? warum in dieſer Familie? grade mit dieſen körperlichen und geiſtigen Anlagen oder Mängeln? Daran knüpfen ſich noch viel mehr

zur Wehmuth ſtimmende Fragen: Warum wurde dieſes Kind, woraus ein Menſch hätte reifen ſollen, todt geboren? warum ein anderes eine Mißgeburt? warum iſt ſo vielen Menſchen Mißgeſtalt, Krankheit, Neigung zum Wahnſinn angeboren? warum kommen ſo viele Menſchen ihr Lebenlang aus den roheſten Zuſtänden nicht heraus? warum wird andern, die zu den ſchönſten Lebenshoffnungen berechtigen, die Lebensblüte frühe geknickt? warum kommt der eine blos durch äußere Umſtände in die ſchwerſten Verſuchungen, während der andere in Ruhe und Sicherheit wie von unſichtbaren Schutzengeln gehütet zu werden ſcheint?

Natürlicherweiſe hat man von jeher dieſe leidige Thatſache auszugleichen geſucht durch die Vorausſetzung, die Seele ſey unſterblich und nach dem irdiſchen Tode werde der Menſch, der unverſchuldet auf Erden gelitten, durch Gottes Gerechtigkeit und Erbarmung reichlichen Erſatz dafür finden.

Mit dieſem ſchönen Troſte iſt jedoch das Warum? noch nicht beantwortet. Das Leiden, wenn auch wieder gut gemacht, iſt nicht erklärt. Die jetzt noch zahlreichſten Völker Aſiens erklären alle dieſe irdiſchen Leiden, die den Unſchuldigen treffen, durch eine frühere Exiſtenz des Menſchen. Während derſelben ſoll er geſündigt haben und, was er im Erdenleben zu leiden hat, ſoll die Strafe dafür ſeyn. Darauf iſt die berühmte Lehre der Seelenwanderung gegründet, die von den Indern und Mongolen in ausſchweifender Weiſe behandelt worden iſt, immer aber das Gute an ſich hat, daß ſie den Menſchen anſpornt, ſich in ſeinem irdiſchen Leben möglichſt von jeder Sünde fern zu halten, um im künftigen Leben nicht neuen Strafen ausgeſetzt zu ſeyn, ſondern den Lohn der Tugend zu ernten. Die ganze Lehre iſt inzwiſchen eine willkürliche Vorausſetzung und führt

entfernteren Ort, eine süddeutsche Stadt, Würzburg, zur Zusammenkunft vorzuschlagen.

Obgleich in Würzburg (1824) die Zahl der Theilnehmer nicht sehr gestiegen war (es waren nicht viel über 30 zugegen), so zeigte sich doch schon mehr Leben und größerer Eifer. Da zwei Aerzte, Schönlein und d'Outrepont, Geschäftsführer waren, so trat auch die Medicin hier mehr hervor. In Halle waren gar keine medicinische Vorträge gehalten worden. Die heiteren Mainufer und der lebensfrohe Sinn der Würzburger lockten zu gemeinschaftlichen Ausflügen, und so gewann auch das gesellschaftliche Zusammenseyn eine lebendigere und fröhlichere Gestalt. Die Regierung hatte sich der Gesellschaft sehr freundlich erzeigt, und die Versammlungen fanden in der Wohnung des königlichen Generalcommissärs Statt.

Versammlung in Frankfurt 1825. „Breiter wallet nun der Strom, mit vermehrten Wellen." In Frankfurt zeigte sich die Versammlung in einem neuen, bisher nicht gekannten Glanz. Ueber 60 Fremde und gegen 50 einheimische Gelehrte nahmen Antheil. Die Stadt, welche den größten deutschen Dichter, der keinen kleinen Theil seines Geistesreichthums auch den Naturwissenschaften zugewendet hat, zu ihren Mitbürgern zählt, durfte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, den Wissenschaften ihre Huldigung darzubringen. Die Geschäftsführer Neuburg und Crezschmar und ganz Frankfurt suchten den Gästen ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der Versammlungsort im naturhistorischen Museum war festlich mit exotischen Pflanzen geschmückt. Eine förmliche Antrittsrede eröffnete hier zum ersten Male die Sitzungen. Feste bei Bethmann, dessen Hand sich für Kunst und Wissenschaft immer so freigebig bewiesen hat, Lustfahrten auf dem Main bildeten die Erholungen zwischen den ernsteren Beschäftigungen. Stolz konnte Frankfurt seinen fremden Gästen zwei Denkmäler des Patriotismus und wissenschaftlichen Eifers seiner Mitbürger zeigen: das Senkenbergische Institut und die von Rüppell auf seiner afrikanischen Reise gesammelten naturhistorischen Seltenheiten. Schweigger sprach über seinen Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit, eine Art von wissenschaftlicher Propaganda, deren fernere Resultate Ref. unbekannt sind. Die deutschen Geburtshelfer vereinigten sich hier

in ihren Folgerungen zu phantaſtiſchen Vorſtellungen, in denen kein richtiges Verſtändniß des Weltzwecks mehr gefunden wird. Nach der buddhiſtiſchen Lehre ſind alle Geſchöpfe, nicht nur der Menſch, ſondern auch Thiere, Pflanzen, Steine der Seelenwanderung unterworfen, erheben ſich durch ihre Tugend zu immer höheren Graden der Vollkommenheit, vom Thier zum Menſchen, vom Menſchen zum Range höherer Geiſter, endlich zu Gott. Alle ohne Ausnahme werden zuletzt Buddha, verſchmelzen mit ihm in ein Weſen und die Welt hört auf. Dieſe Vorſtellungsweiſe kann nicht befriedigen, weil ſie erſtens alle Weſen gleich ſtellt und zweitens den langen Kampf des Lebens nur mit der Ruhe des Todes enden läßt.

Wie ſehr es auch den menſchlichen Stolz demüthigen mag, ſo iſt es doch gewiß, daß die große Verſchiedenheit der Menſchen auf Erden und alle ihre Leiden und Mängel in dem großen Gemälde der Weltgeſchichte nothwendig ſind. In dieſer Mannigfaltigkeit erkennen wir ein harmoniſches Geſetz. Der Verlauf der Menſchenſchickſale innerhalb der Zeit hat ſeine Geſetzmäßigkeit, wie die räumliche Natur mit ihren mannigfaltigen Gegenſätzen, welche doch von einer innern Harmonie beherrſcht ſind. In jenem großen Gemälde der Weltgeſchichte iſt der einzelne Menſch allerdings nur eine winzige Staffage und von ſeiner Freiheit iſt in dieſer Beziehung nicht viel zu rühmen. Selbſt der Held eines Volks ſteht in deſſen Mitte und in einer gewiſſen Zeit, wie der Baum auf einem gewiſſen Felde wächſt und kann nicht heraus. Die Menſchheit iſt nicht auf einmal entſtanden. Von einem Paar abſtammend, hat ſie ſich in vielen Generationen vermehrt, Racenunterſchiede und klimatiſche Modificationen angenommen, nicht viel anders, wie die

Thiere, langſam im Verlauf der Zeit ſich entwickelt, in gewiſſem Sinn an Erkenntniß und Talent vorſchreitend, aber auch durch ſittliche Verderbniß rückſchreitend. Man erkennt in dieſer geſchichtlichen Entwicklung beſtimmte Gegenſätze, die jedoch ein Geſetz der Harmonie nicht ausſchließen. Wie in der räumlichen Natur, ſo zeigen ſich auch in der geſchichtlichen Entwicklung der Menſchheit Geſetze, welche die Völkermaſſen und ihr geſchichtliches Verhalten nicht viel anders erſcheinen laſſen, als die elementaren Maſſen und das in ihnen wirkſame Naturgeſetz. Da iſt keine Freiheit, oder was man Freiheit nennt, hat nur die Bedeutung etwa wie das freſſende Element des Feuers. Daher die Vergleichung der franzöſiſchen Revolution mit einem Vulkan nicht blos eine poetiſche iſt. Sie haben ganz gleiche Bedeutung, der Vulkan in der Natur, die Revolution in der Geſchichte.

Ein ungeheurer Strom rollt die Weltgeſchichte ihre Wellen in eine unbekannte Ferne fort und eine Generation nach der andern ſinkt in dieſem Strom unter, um niemals wiederzukehren. Welchen lebendigen Antheil der Menſch nun auch in dem kurzen Zeitraum, der ihm auf der Erde zu leben und zu wirken vergönnt iſt, an der Weltgeſchichte nimmt, wie thätig und eifrig er wenigſtens an ſeinem Ort in ihr mitwirkt, plötzlich wird er aus der Strömung hinausgeriſſen, vom fortrollenden Rade des Weltſchickſals abgeſchleudert und kommt nie mehr wieder. Dadurch nun werden wir erinnert, daß uns nicht ausſchließlich der Raum und die Zeit, in der wir auf Erden leben, zu unſerm Wirkungskreiſe angewieſen iſt, ſondern daß uns noch ein zweiter und ohne Zweifel noch wichtigerer zugewieſen iſt. Zur plötzlichen Abreiſe gezwungen, können wir nicht mehr zweifeln, daß wir auf dieſem Planeten nur zum Beſuche waren und

daß wir wo anders zu Hause sind. Ist auch bei denen, die sich hier glücklich fühlen, das Heimathsgefühl mehr an die irdische Scholle gebunden, so doch nicht bei den zahllosen Unglücklichen, deren Heimweh nach einer andern Welt ihr einziger Trost ist. Allerdings geht ein großer Zwiespalt durch die Menschheit in Bezug auf dieses Heimathsgefühl. Die einen wenden sich ausschließlich dem Gegenwärtigen innerhalb ihrer irdischen Wohnung zu. Andere sind durch ein tiefes Gefühl in der Seele oder durch abschreckende Schicksale im irdischen Leben veranlaßt, sich mehr als Fremdlinge auf Erden, ja als Verbannte aus einer bessern Welt, gleichsam als Flüchtlinge des Himmels zu betrachten.

In einer kleinen Schrift „Geist der Geschichte," die ich vor mehr als zwanzig Jahren herausgab, machte ich darauf aufmerksam, daß die Gestalt unserer Erde und ihr Verhältniß zur Sternenwelt jener Doppelseitigkeit der Menschheit entspricht. Die Menschheit hat nämlich vermöge ihrer Sinnlichkeit vorzugsweise einen Zug zum Aequator, vermöge ihrer Geistigkeit vorzugsweise zum Nordpol hin. Auf der Erdoberfläche selbst lagert sich mehr festes Land um den Nordpol, wie auch die nördliche Himmelsfläche reicher an Sternen ist. Das deutet auf einen Zug des Irdischen zu einer höhern und fernern Welt hin. Andererseits steht die Erde unter dem übermächtigen Einfluß der uns viel näheren Sonne, die mit ihren befruchtenden Strahlen das reichste Leben im Gürtel der Tropen rings um sie her weckt, ein Paradies der Thiere und der rohen Menschenracen, in denen die Sinnlichkeit überwiegt. Die edlern Menschenracen können hier nicht gedeihen, sondern nur in den kühlern, dem Nordpol zugewendeten Regionen, und von ihnen aus kämpft ein geistiges, edles, sittliches und religiöses Princip gegen das

von Süden aus herrschende Princip des Materialismus und der Sinnlichkeit. Dieser Blick auf den Erdglobus ist nicht unwichtig für das Verständniß der Doppelseitigkeit des Menschen. Sein besseres Theil erscheint nicht im Besitz der Erdenmitte, der reichsten Erdenschätze, des irdischen Paradieses, sondern ist seitwärts gedrängt, der kältern und nächtlichen Zone, dem Nordpole zu. Damit ist aber angedeutet, daß die Menschheit grade in ihrem bessern Theile auf eine andere, höhere Heimath angewiesen ist, daß sie ihre wahre Bestimmung nicht hier, sondern erst anderswo erreichen kann.

Wir kommen nun auf die Klage zurück, die über so viel unverschuldetes Unglück auf Erden schon seit Jahrtausenden fortönt. Sie hat ihren Trost im religiösen Bewußtseyn einer ewigen Vergeltung und Sühne gefunden, ahnungsweise schon in den Mysterien der gebildeten Heiden, ehe noch die christliche Offenbarung deshalb volle Sicherheit gewährte. Allein es ist dem Menschen nicht gegeben, sich in diese Sicherheit gleichsam einzubetten, und sich, selber unthätig, allein der himmlischen Gnade darzubieten. Wie schon vor der Menschwerdung Gottes edle Heiden gegen das Böse auf dieser Erde kämpften, so ist dieser Kampf auch den Christen nicht erspart. Der große spanische Dichter Calderon sagt einmal: „Man muß auch im Traume edel handeln." So thaten jene blinden Heiden, deren Augen noch nicht das Licht der Offenbarung geöffnet hatte, deren Seelen aber, wie im tiefen Schacht der Diamant, die Zukunft des Lichtes vorempfanden.

Wie sehr nun auch der Strom der Weltgeschichte, an unsern Planeten gebannt und eingeschlossen zwischen einem Anfang und Ende, völlig unabhängig erscheint von der höhern Bestimmung der Menschen, die er nur wie zufällig

in einer kurzen Spanne Zeit mit ſeinen Wellen aufwirft und wieder unterſinken macht, und wie wenig der einzelne Menſch, der aus den Wirbeln dieſer Wellen herausgeriſſen, in einer andern Welt, in ſeiner wahren Heimath noch geneigt ſeyn mag, ſich um das arge Treiben auf dieſer Erde zu bekümmern, ſo beſteht dennoch ein tiefer Zuſammenhang zwiſchen der Weltgeſchichte oder dem Schickſal der Menſchen im Ganzen und der Beſtimmung des Menſchen im Einzelnen, durch die er aus dem irdiſchen Kreiſe hinaus und in einen höheren eintritt.

Das Bindeglied, die feſte Kette iſt das Sittengeſetz, welches vollkommen gleiche Geltung hat für die Völker bis zum Schluß der Weltgeſchichte, wie für den einzelnen Menſchen im Verlaufe ſeines Lebens bis zu ſeinem Tode. Denn es ſind keine andern ſittlichen Motive in den großen Blättern der Geſchichte zu leſen, wie im kleinen Tagebuch des unbedeutendſten Menſchen. Was hier edel iſt, iſt es auch dort; was hier verdammlich, auch dort. Auf der gleichen Waage wird der Charakter ganzer Völker gewogen, wie der des geringſten Individuums. Und wie unabhängig auch die große Strömung der Weltgeſchichte, als wäre ſie nur von einer höhern Macht regiert, dem kurzen Leben des einzelnen ſchwachen Menſchen vorüberrauſcht, ſo iſt ſie dennoch die Summe alles Guten und Schlechten, was die einzelnen Menſchen thun, und der in der Geſchichte waltende Gott iſt doch nur der nämliche, der dem Menſchen die volle Freiheit gelaſſen, Gutes oder Böſes zu thun.

4.

Vom Eifer für den irdiſchen Beruf.

Die meiſten Menſchen haben hier auf Erden Arbeit und Sorgen für ſich ſelbſt und ihre Familie, viele auch ein

Talent für Kunst, Wissenschaft, für technische Fächer, für Politik, dessen Ausübung sie beglückt, viele auch Ehrgeiz, den sie befriedigen wollen, andere Wohlwollen für ihre Mitmenschen, denen sie ihr ganzes Leben widmen. Das ist alles natürlich und der Eifer für den irdischen Beruf, wenn er den Mitmenschen nur nicht zum Nachtheil gereicht, ganz löblich. Er schließt jedoch den Hinblick auf das Jenseits, die Erinnerung an unsere Bestimmung für ein höheres Leben nicht aus. Man kann der fleißigste Bürger, der wärmste Patriot, der feurigste Held, der vielbeschäftigste Staatsmann, der genialste Künstler seyn und braucht sich doch nicht so ganz in's Gegenwärtige zu versenken, um nicht auch des Berufes eingedenk zu seyn, der unserer nach dem Tode wartet.

Hierbei sind folgende Punkte besonders zu erwägen.

Einmal arbeitet und schafft der Mensch im irdischen Leben nicht blos für dieses, sondern auch für das künftige. Was er thut, um seine Mitmenschen zu unterstützen, zu veredeln, das Gute, Wahre und Schöne zu befördern, die Menschen für das Hohe und Heilige zu begeistern, das alles gereicht ihm nicht blos zum irdischen Ruhm, sondern auch zum Verdienst für die Ewigkeit. In sofern fällt die Scheidewand zwischen dem irdischen und ewigen Leben eigentlich hinweg. Wer auf Erden so handelt, daß er des Himmels werth ist, der lebt eigentlich schon im Himmel, wenn auch seine Füße noch auf Erden stehen.

Zweitens wird der Mensch von dem, was gut an ihm war, auch in der andern Welt nichts verlieren. Wer mit besonderer Liebe ein seltenes Kunsttalent übte und dasselbe zu Gottes Ehre und zur Veredlung der Menschen anwandte, fern davon, damit zum Bösen verführen und der Sünde schmeicheln zu wollen, der braucht auf dem Sterbebette nicht

darüber zu klagen, daß er mit dem Leben auch seiner hohen Begabung entsagen müsse. Oder sollte der göttliche Sänger, aus dessen Tönen hier auf Erden der Himmel zu uns sprach, jenseits aufhören müssen zu singen? Man sagt von der Nachtigall, sie sey ein Flüchtling des Himmels und bringe Töne desselben auf die Erde herab. So glauben wir auch in der heiligen Musik der großen italienischen und deutschen Meister unmittelbar die Sprache des Himmels zu hören und drückt überhaupt die Musik die tiefsten Gefühle der Kinder Gottes aus, die nach der Wiedervereinigung mit dem Vater sich sehnen, das Heimweh nach dem Himmel. Aber auch die sichtbare Natur ist so reich an Schönheit, daß die Seele, welche der Schöpfer mit so vieler Empfänglichkeit für alles Schöne schuf, ihnen in der andern Welt ohne Zweifel noch Wunder der Schönheit zeigen wird, von denen wir hienieden noch keine Ahnung haben.

Wenn männliche Seelen ihre höchste Befriedigung nur im Kampfe fanden und ihnen die landläufige Vorstellung von einer höchst langweiligen trägen Ruhe in der andern Welt widerlich erscheint, so dürfen auch sie sich trösten, denn der in der Männer Herz den edlen Trieb gelegt, für Wahrheit, Recht, Unschuld und für das Heilige zu kämpfen, der wird in einer andern Welt die unsterbliche Seele nicht entmannen lassen.

Die Haupttugend des weiblichen Geschlechts ist Dulden. Die nun hier auf Erden dulden, sind die am höchsten von Gott begnadeten. Auf dem schwarzen Hintergrunde der Leiden malt sich die Schönheit der Seele am lichtesten aus. In dem berühmten Liede: „Ob Lieben Leiden sey, ob Leiden Lieben sey?“ ist das Geheimniß der im Irdischen lei-

denden, aber zum Himmel aufblickenden Seele am zarteſten ausgedrückt. Im Leiden verbirgt ſich eine Luſt, welche ſüßer nicht gedacht werden kann und von der uns die Legende der heil. Lidwina das Wunderbarſte berichtet. Es gibt eine Stärke der Seele, die den körperlichen Schmerz überwindet, ja die ihn freiwillig übernimmt und wie der Magnet nur nach mehr Laſt verlangt. In dieſen ſtarken Seelen offenbart ſich die unſterbliche Freiheit, ſchon mitten in den Banden der ſterblichen Leiblichkeit. Noch im Leben befangen ſind ſie ſchon über daſſelbe erhaben. Das alles aber könnte nicht ſeyn, wenn nicht Gott bei ihnen wäre. Ihre Erhebung iſt nichts Einſeitiges, Gott blickt von oben auf ſie herab und die Kraft ſeines Blickes ſtählt ſie wunderbar.

Seltener als dieſe Luſt im Leiden iſt der ſtandhafte Muth unter Beleidigungen und Kränkungen aller Art, die edle Seelen auszuſtehen haben im Verkehr mit der immer wachſenden, immer aufdringlicheren Gemeinheit der Menſchen. Körperlicher Schmerz iſt leichter zu ertragen, als dieſer moraliſche Eckel vor einer beſtändigen unvermeidlichen Befleckung. Man hat ſogenannte Ebenbilder der Gottheit vor ſich, die aber durch die Sünde verzerrt ſind zu halbthieriſchen, halbteufliſchen Phyſiognomien. Man ſoll ſie anerkennen als Mitmenſchen, man iſt vielleicht gar von ihnen abhängig und kann ſie nicht loswerden. Man wird von ihnen roh angepackt oder betrogen, übervortheilt, belogen und befindet ſich vielleicht in einer äußern Lage, in der man ſich nicht einmal wehren kann. Das ſind die unleidlichſten Erfahrungen und Proben im irdiſchen Leben, wenn man die Gemeinheit nicht mitmacht. In ſolchen Lagen aber iſt eine edle Seele berechtigt, bei aller äußern Demuth und Reſignation ſich in das Bewußtſeyn der vornehmeren Natur zurückzu-

ziehen. Die edle Seele hat ihre Heimath im Himmel, ihre Verwandtſchaft unter den Engeln. Was kann ihr eine rohe Umgebung, brutale Zumuthung, alberne Unterhaltung, die Affenſchande der Mode anhaben, wenn ſie ſich rein und frei hält vom Mitmachen der Narrheit und Gemeinheit? Wenngleich gefangen und reſignirt, darf ſie doch wie Chriſtus mit gebundenen Händen vor ſeinen unbefugten Richtern und vor dem höhniſch ihn umgrinſenden Pöbel ruhig die Augen niederſenken, als wäre ſie fern von hier in ſchöner Einſamkeit „und ſähe in den Abfall einer Quelle.“

Wie Leiden ein Segen iſt, ſo bringt allzu großes Glück und zu großer Reichthum der Seele Gefahr. Die nach dem Glück jagen und ihm Redlichkeit und Treue opfern, oder die im Glück aufgewachſen, ihr Leben nur in ſinnlichen Genüſſen zubringen und dabei alle wahre Freude und Erhebung der Seele entbehren, würden, wenn ſie Gott vor Augen hätten und nur einmal ihre eigene Vernunft frügen, begreifen, wie ſie ſich an den darbenden Mitmenſchen verſündigen und ſich ſelber in ewiges Verderben ſchlemmen und faullenzen, denn wie ſchon Lukian den Reichen ſchadenfroh vormalt, der rauhe Charon wird ihnen nicht erlauben, ihren Mammon mit in die andere Welt zu nehmen, und ſie nackt und blos in ſeinen Kahn werfen, um ſie zur ewigen Verdammniß zu ſteuern, in welcher ſie, wie das Evangelium ſagt, nach dem Tropfen lechzen werden, den der barmherzige Arme aus dem Himmelreich auf ſie niederfallen läßt.

5.

Hieroglyphen der Weltgeſchichte.

Wenn Bewohner anderer Sterne aus himmelweiter Ferne unſere Erde mit ihrer Weltgeſchichte ſich vorüberdrehen ſehn

könnten, wie ein Buch, deſſen Seiten umgeſchlagen werden, würden ihnen gewiſſe Zeichen beſonders auffallen, in welchen das inhaltſchwere Schickſal der Menſchheit wie in Hieroglyphen ausgeſprochen iſt.

Die erſte dieſer Hieroglyphen iſt der von der Schlange umwundene Apfelbaum im Paradieſe und die zweite iſt der Thurm zu Babel. Beide ſtehen mit einander in Verbindung, denn ſie kennzeichnen in der früheſten Geſchichte der Menſchheit ſchon den Mißbrauch des freien Willens. Der Apfel und die Schlange bedeuten die erſte Sünde, die aus dem Gelüſten nach Verbotenem hervorgeht, der Thurm aber bedeutet die zweite Sünde, die aus der vermeinten Eigenmacht des Menſchen und aus dem kühnen Trotze gegen Gott hervorgeht. Das waren die Urſünden des Menſchengeſchlechts und ſind es heute noch, Gelüſten nach dem, was Gottes Gebot ausdrücklich verbietet und was auch die Stimme der Vernunft, das warnende Gewiſſen, das Erröthen der Scham jedem natürlichen Menſchen als unwürdig, als unehrenhaft, als ſchlecht kennzeichnet; und Trotz gegen Gott, Uebermuth im Bewußtſeyn eigener Stärke und der Mitwirkung ſo vieler anderer Menſchen. Dieſe Sünden ſind ſo tief bei denen gewurzelt, die ſich nicht beſinnen, wozu ihnen der freie Wille gegeben iſt, daß ſie ſich immer und immer wieder im Privatleben, wie in der Geſchichte der Völker wiederholt haben. Gegen das Gelüſten und gegen die Hoffahrt haben noch alle ſchlimmen Erfahrungen nichts gefruchtet und die Menſchen haben heute noch nicht begriffen, daß ihnen ihre Sünden nur immer ſelber zum Schaden und Verderben gereichen. Die Folge der erſten Sünde war der Verluſt des Paradieſes. Die erſten Menſchen hatten alles, was ſie bedurften, aber ſie gelüſteten nach mehr und darum verloren ſie auch das, was

zu einer seither mit Gedeihen fortbestandenen gemeinsamen Zeitschrift für Geburtskunde. Die Vorträge waren hier schon so zahlreich, daß die bisherige dreitägige Dauer der Versammlung auf sechs Tage ausgedehnt wurde.

Versammlung in Dresden 1826. Dresden war die erste fürstliche Residenz, in welcher die Versammlung gehalten wurde, und es gingen aus diesem Verhältniß neue anerkennende Ehrenbezeugungen für sie hervor. Die königliche Familie, die selbst eifrige Pfleger und Beförderer der Naturwissenschaften unter ihren Mitgliedern zählt, und die höchsten Staatsbehörden erwiesen der Versammlung die größte Aufmerksamkeit. Prinz Johann und die Minister wohnten den im festlich geschmückten Ständesaal gehaltenen Sitzungen regelmäßig bei. Die reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen Dresdens waren den Fremden mit größter Liberalität zugänglich gemacht. Die Zahl der Mitglieder war auf 115 gestiegen. Seiler und Carus waren Geschäftsführer. Nach einer in Frankfurt genommenen Verabredung hatten mehrere Mitglieder ihre Frauen und Töchter mitgebracht, und die Anwesenheit der Damen konnte dem in dem eleganten Dresden sich ohnehin höher steigernden gesellschaftlichen Ton der Versammlung nur förderlich seyn. Es fehlte nicht an Gelegenheits- und Festgedichten aller Art. Böttticher forderte zu einer mit Vergleichung der bisher noch nicht benützten Codices zu veranstaltenden neuen Ausgabe und Uebersetzung des naturhistorischen Theils des Plinius, dieser Encyklopädie des Alterthums, auf. Neun naturforschende Gesellschaften, die des Osterlandes, von Leipzig, Marburg, die des Senkenbergischen Instituts, zwei von Dresden, von Halle, Breslau und Görlitz traten zu gemeinschaftlicher Herausgabe ihrer Schriften zusammen. Sie beschlossen, die Leopoldinische Akademie zu bitten, ihre Arbeiten den Actis academ. natur. curios. einzuverleiben. Für das künftige Jahr wurde München gewählt und beschlossen, nun regelmäßig zwischen Nord- und Süddeutschland abzuwechseln.

Versammlung in München 1827. Nach dem Vorgang Dresdens wetteiferten auch hier Hof, Regierung und Privaten in zuvorkommender Artigkeit gegen die Fremden. Der König lud die Naturforscher zu einem großen Gastmahl, nach welchem er sich viele Einzelne vorstellen ließ. Die Gesellschaft des Frohsinns gab ein großes Concert. Indessen wurden hier schon einige Stimmen

ſie gehabt; woraus ihre Nachkommen erkennen ſollen, daß auch ſie alles, was ihnen Gottes reiche Natur, obgleich ſie kein Paradies mehr iſt, auch jetzt immer noch bietet, verlieren werden, wenn ſie nach mehr und nach Verbotenem gelüſten. Niemand weiß, ob es nicht Gott gefällt, die Optimiſten, die aus eigenen Mitteln, mit blos menſchlichen Kräften, das Paradies auf Erden wieder aufbauen wollen, durch Erdbeben und andere Naturſchrecken zu enttäuſchen und anſtatt des Paradieſes das todte Meer finden zu laſſen. Jedenfalls werden ſie zur Strafe ihres Gelüſten, dort, wohin ſie nach dem Tode kommen werden, weniger finden, als ſie hier auf der Erde fanden, und es wird ihnen dünken, ſie hätten mit dem Erdenleben ſoviel verloren, als Adam und Eva mit dem Paradieſe.

Die zweite Sünde wurde nicht minder ſchwer heimgeſucht an den Stolzen, welche ſie begingen. Anſtatt mit vereinigten Kräften den Thurmbau zu Stande zu bringen, richtete jeglicher ſeinen Willen wo anders hin, gingen ſie alle auseinander und zerſtreuten ſich in kleinen Gruppen, indem ſie einander gar nicht mehr verſtanden, nichts mehr von einander wiſſen wollten, einander flohen. Die Sünde des Hochmuths und des Trotzes auf Eigenmacht wurzelt immer noch tief in den Menſchen und die gleiche Urſache hat immer wieder die gleiche Wirkung. Grade in unſerer Zeit hat ſich der menſchliche Trotz wieder höher geſteigert, als ſeit Jahrhunderten. Immer wieder wollen ſie mit vereinten Kräften ein Ideal des Staats und der Geſellſchaft verwirklichen, welches den chriſtlichen Staat, den längſt verrotteten, weit übertreffen ſoll. Aber ſie werden nicht einig; jeder beweiſt dem andern ſonnenklar, was er will, aber keiner verſteht, keiner hört den andern. Selbſt die in gleichem

Irrthum befangenen Geſinnungsgenoſſen laufen einander den Rang ab und verlegen einander den Weg. Die ſich große Baumeiſter der Zukunft dünken, bringen nichts zu Stande als auf dem Papier und in einem hirnverwirrenden Durcheinander von Reden, bis die Völker ſich mit ihnen im Wirbel drehen und dann allemal der ſchwarze Mann kommt, der ſie wie böſe Buben züchtigt und die Ruhe auf eine Zeitlang wieder herſtellt.

Beide erſte Sünden wirkten in der ältern Geſchichte des Menſchengeſchlechts fort und was auch immer an Tugend und Weisheit ſich emporrang, um die Menſchen zu beſſern, das böſe Gelüſten, die Wolluſt, der Heißhunger nach verbotenem, unſittlichem Genuß auf der einen, der Trotz, die rückſichtsloſe Gewaltthätigkeit auf der andern Seite erſtickten alle edleren Beſtrebungen immer wieder im Koth der Corruption oder im Blute des Krieges und der Tyrannei. Der trotzige Krieger aber fiel nach dem Siege im Genuß ſeiner reichen Beute derſelben Wolluſt anheim, welche die Beſiegten ſo ſehr geſchwächt und entnervt hatte, daß ſie ſich gegen den Stärkern nicht mehr wehren konnten. Daher die dritte Hieroglyphe der Weltgeſchichte, das über den Völkerſtrömen thronende Weib, bedeutend die weibiſch gewordene, durch und durch entehrte und ſich ihrer Entehrung rühmende Menſchheit, die babyloniſche Hure. Vergebens mahnten die Propheten des jüdiſchen Volkes, vergebens waffneten ſich die Perſer und zündeten ihr heiliges Feuer an, um alle Götzen der Sünde mit ihren Tempeln zu verbrennen; vergebens redeten die Weiſen Griechenlands von Vernunft und Menſchenwürde. Auch die edleren Völker verſanken in dem allgemeinen Schlamm der Sünde.

Alſo wurde erfüllt, was die Schrift ſagt, die von Gott gut geſchaffene Erde wurde erſt durch die Menſchen verderbt, aber nur zu ihrem eigenen Verderben. Offenbarung Johannis 11, 18.

Da erbarmte ſich die ewige Liebe der tief geſunkenen Menſchheit und Gott ſandte ſeinen eingebornen Sohn zu ſeinen andern unglücklichen Kindern auf die Erde nieder, um das faſt erloſchene Bild der Gottähnlichkeit in ihnen wieder aufzufriſchen, ſie als Brüder zu belehren, ihre befleckten Seelen zu reinigen. Und um ihre Schuld zu ſühnen mußte ſich der ſündenloſe Gottesſohn zum Opfer darbringen für ſeine Brüder. Das iſt die Bedeutung des Kreuzes, der heiligſten Hieroglyphe der Weltgeſchichte. Das Kreuz, an welchem der Sohn Gottes verblutet, iſt das Gegenbild zum von der Schlange umwundenen Apfelbaum im verlornen Paradieſe. Dort begann die Sünde, hier die Erlöſung.

Auch der babyloniſche Thurm hat ſein Gegenbild erhalten im Aufbau der chriſtlichen Kirche. Wie aus jenem Thurme infolge der Hoffahrtsſünde und des menſchlichen Trotzes gegen Gott, die Menſchheit excentriſch auseinander ging und das Bewußtſeyn ihres Zuſammenhanges mit Gott verlor, ſo ſollte die Kirche dieſe Menſchheit wieder zurückführen zur Einigkeit und zum Bewußtſeyn ihres Zuſammenhanges mit Gott. Die deutſche Baukunſt des Mittelalters drückte dieſen Gedanken in ihrer Steinſchrift aus. Jedes in ſeiner Art ſelbſtſtändig und doch harmoniſch verbinden ſich alle Glieder des wunderbaren Baues zum einheitlichen Ganzen und führen pyramidaliſch die Menſchheit, gleichſam die Erde ſelbſt dem Himmel entgegen.

Tief war die ſündige Menſchheit von der Erſcheinung des Sohnes Gottes ergriffen und der mächtige Eindruck,

den er zurückließ, hielt lange nach. Allein Gott hatte wie bei der Schöpfung des Menschen, so auch wieder bei der Sendung seines Sohnes nur die freiwillige Hingabe der Menschen an sein Gesetz und an seine Gnade gefordert, niemals aber sie hindern wollen, sich anders zu entscheiden. Denn der freie Wille, den er ihnen bei der Schöpfung zuerkannt, war und blieb ihr unantastbares Eigenthum, welches auch durch das äußerste Maaß von Mißbrauch nicht verwirkt werden konnte. Und so geschah es, daß die Menschen auch nach der Erscheinung des Messias und nach der Stiftung seiner Kirche dennoch wieder in das alte Gelüsten und in den alten Trotz zurückfielen. Wir haben im Verlauf unserer Erörterungen den Verfall der Kirche, die Desorganisation der christlichen Gesellschaft uns zur Anschauung gebracht. Gerade jetzt stehen wir an einem verhängnißvollen Wendepunkt. Wird es noch möglich seyn, die Menschheit aus der zunehmenden Verwilderung zurückzureißen, sie zur Besinnung zu bringen, sie wieder mit christlichem Geist zu erfüllen, das Ebenbild Gottes in ihr zu erneuern, ihren Willen von der Sinnlichkeit und Hoffahrt wieder dem Edlen, Würdigen und Heiligen zuzuwenden?

Alles kommt auf die Lösung der christlichen und der socialen Frage an.

Das Christenthum ist nicht mehr in seiner Glanzperiode. Einst ein herrlicher Baum, der ganz Europa überschattete und über alle Welttheile sich ausbreiten zu wollen schien, ist es jetzt in seinem äußeren Wachsthum gehemmt und innerlich kernfaul geworden. Die einige allgemeine Kirche kam niemals zu Stande. Doch in der aufsteigenden Bewegung der Christenheit blühete auf einer Seite immer wieder alles frisch und kräftig empor, wenn auch die andere

Seite welkte. So wurde durch die römiſche Kirche reichlich erſetzt, was der griechiſchen abging. Als endlich beide Kirchen wieder vereinigt werden ſollten, endeten die Verhandlungen darüber mit Fixirung ihrer Trennung und Feindſchaft für alle Zeiten. Es war im Jahre 1439, vierzehn Jahre vor der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken. Eigentliche Todesnoth trieb die griechiſchen Chriſten in die Arme der römiſchen und doch zogen ſie die Trennung und die Unterjochung unter die Sultane, den ſtummen Gehorſam unter dem Czaaren vor. Das Florentiniſche Concilium lieferte den traurigen Beweis, daß wo die Gemeinde ohne den Geiſt Chriſti tagt und ſich nur von politiſchen Rückſichten und Vortheilen beſtimmen läßt, ſie kein einiges Werk zu Stande bringt, ſondern nur die Zwietracht ſteigert, wie beim Thurmbau zu Babel. Das nämliche wiederholte ſich auf dem Concilium zu Trident. Anſtatt daß durch daſſelbe eine Wiedervereinigung des reformirten Nordens mit dem katholiſch gebliebenen Süden erzielt worden wäre, wurde die Kluft zwiſchen beiden nur noch tiefer aufgeriſſen und der Haß verewigt.

Das ökumeniſche Concil von 1869 ſoll zunächſt die unbotmäßigen Katholiken des europäiſchen Südens dem Papſtthum wieder fügſam und unterthänig machen und hofft ſogar, die päpſtliche Autorität auch den Proteſtanten des Nordens wieder annehmlich zu machen. Aber heute ſind die Umſtände noch ungünſtiger, als ſie es zur Zeit der Florentiner und Tridenter Kirchenverſammlungen waren, und das Ergebniß wird wieder nur das des Thurmbaues zu Babel, nämlich ſtatt der Wiedervereinigung ein deſto trotzigeres Auseinandergehen ſeyn. Das Programm vom 13. September fordert die Proteſtanten zur Rückkehr in die alte

Kirche auf, ohne ihnen die geringste Concession zu machen. Was soll dabei herauskommen? Hat die gegenwärtige Zeit noch nicht so viel Sinn für Wahrheit, um aufzugeben, was doch für die Folgezeit unhaltbar ist, so wird sie die Gemüther nicht versöhnen und der Kampf wird fortdauern und sich nur noch mehr verbittern. Nichts läge näher und wäre vernünftiger, als ein endlicher Ausgleich unter den wahrhaft frommen Christen katholischer und evangelischer Confession. Aber den Vorurtheilen und politischen Rücksichten gegenüber ist die Hoffnungslosigkeit so groß, daß man es noch nicht einmal gewagt hat, eine Basis für die Friedenspräliminarien zu suchen und die Punkte klar zu bezeichnen, die von dieser und von jener Seite nothwendig aufgegeben werden müssen, wenn Friede werden soll. Das Festhalten an allen alten Ansprüchen, ja an offenbaren Ungerechtigkeiten gegen die Gegenpartei und an manchem, was sogar unvernünftig an sich ist, kann die Christenheit nicht stärken, sondern unter dem Hohnlachen der Heiden und Juden nur immer tiefer ins Verderben führen. Bei so geringem Triebe der Christen, sich aneinander zu schließen, müssen sie zuletzt unterliegen. Der erste Sturm, der wieder wie im Jahr 1793 losbrechen kann, wird die Mehrheit derer, die sich jetzt noch Christen nennen, feig finden.

Würde das sociale Bedürfniß zugleich als das christliche aufgefaßt, so würde die Menschheit sich auf dem rechten Wege befinden und beide würden zu einer befriedigenden Lösung gelangen. Aber der rechte Weg ist längst verfehlt. Die Socialisten haben sich in ungeheurer Mehrheit von den Altären fern gehalten und sind in das tiefste Fahrwasser der antichristlichen Strömung hineingerathen. In Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland haben sie die Parole aus-

gegeben: Ehe man dem Chriſtenthum nicht den Garaus macht, kann die Geſellſchaft nicht gerettet werden.

Im weiten Rußland iſt die Kirche unerſchüttert geblieben, aber im Dienſt der Staatsgewalt muß ſie alles dem Kaiſer geben und hat keine Freiheit, auch Gott zu geben, was Gottes iſt. Sie hat keine Wahl, zwiſchen beiden einen Unterſchied zu machen. Dennoch könnte die Chriſtenheit im Weſten in ſolche Nothſtände kommen, daß ſie lieber nach Sibirien verbannt ſeyn möchte, als auf den zertrümmerten Altären der demokratiſchen Freiheit zum Opfer geſchlachtet zu werden. Aber die Ruſſen, ſelbſt wenn ſie einmal als Retter aus der Anarchie des Weſtens erſcheinen könnten, ſind doch nicht geeignet, die Menſchheit zu verjüngen und ihren ſittlichen Adel wieder herzuſtellen, wie es einſt die Germanen in der Völkerwanderung vermocht haben. Slaven fehlt der germaniſche Nerv.

Auf die Deutſchen in der Mitte Europas ließe ſich noch immer einige Hoffnung gründen. Trotz ihrer ſtaatlichen und confeſſionellen Spaltung, trotz ihres liberalen Schwindels haben ſie noch mehr Kraft bewahrt, als ihre romaniſchen und ſlaviſchen Nachbarn. Mit jedem deutſchen Kinde wird in der Regel wieder ein geſunder und für Wahrheit, rechten Gebrauch der Vernunft, Scham und Ehrenhaftigkeit empfänglicher Menſch geboren. Würde man ihn beſſer anleiten, oder würde er durch ein Nationalunglück zu einer außerordentlichen Kraftanſtrengung begeiſtert wie 1813, ſo ließe ſich noch Großes von ihm erwarten. Auch die Lage Deutſchlands in der Mitte Europas iſt eine günſtige. Wenn das ſo ſchön begonnene Werk der Wiedervereinigung der deutſchen Stämme zu einem großen und einigen Reich unter dem begabten und ſeiner Aufgabe gewachſenen Hauſe Zollern

vollendet werden kann und nicht durch die Unvernunft des Particularismus und durch verrätherische Verbindung mit dem Ausland gestört wird, so ließe sich denken, daß hier ein Grund gelegt würde zu einem soliden und dauernden Bau, in welchem wie in einem gothischen Dome selbstständige Glieder doch wieder harmonisch dem Ganzen sich fügten. Aus der Einheit der Deutschen würde zunächst die Sehnsucht auch nach kirchlicher Einheit hervorwachsen und man würde mit Ernst auch dieses Werk angreifen und durchzuführen suchen. Wäre durch das deutsche Reich Europa wieder in seiner Mitte consolidirt, so würden sich ihm auch die Stammverwandten in Scandinavien und England, ja selbst in Frankreich in dem Maaße ankristallisiren, wie sie bedroht seyn würden von den Großmächten der Zukunft in Asien und Amerika. Alle gebildeten und das Christenthum in seiner edelsten Form conservirenden Europäer würden sich solidarisch verbunden erachten und durch ihr Zusammenhalten stark genug werden, die Unabhängigkeit und den alten Ruhm des Welttheils zu bewahren.

Sollte aber die kirchliche und sociale Reconstruction Europas aus Mangel an sittlichem Ernste nicht mehr möglich seyn, vermöchten die nächstfolgenden Generationen den großen Gedanken der Wiedergeburt nicht zu fassen, sondern würden sie sich fort und fort in kleinlicher Zwietracht, dynastischer Eifersucht, in immer neuen, nichtswürdigen Kriegen um das sog. europäische Gleichgewicht und in immer wachsender Irreligiosität, Unsittlichkeit und Entnervung abschwächen, dann wird unfehlbar die ungeheure Welle der socialen Revolution über sie daherrauschen.

6.

Das rothe Geſpenſt.

Wir ſind bei einer Hieroglyphe der neueren Geſchichte angelangt.

In der Schreckenszeit des franzöſiſchen Convents wurde die Revolution auf ihrer Höhe durch einen genialen Zeichner in England (in der illuſtrirten Zeitung London und Paris) als raſend gewordener Tod, als ein alles niedermähendes blutrothes Gerippe aufgefaßt. Das iſt das rothe Geſpenſt, welches ſchon wieder ſeit einigen Jahrzehnten aus dem Dunkel der Zukunft lauernd hervorblickt, wie Samiel im Freiſchützen.

Und es iſt kein Kinderſchrecken, der ſich in Lachen auflöſt. Was vor achtzig Jahren möglich geweſen iſt, kann auch wiederkommen. Ja, unſer Jahrhundert iſt von den deſtructiven Tendenzen noch tiefer unterwühlt, als es das vorige war. Vor der franzöſiſchen Revolution war das Chriſtenthum noch nicht in ſo ausgedehntem Maaße ſeiner Autorität beraubt wie jetzt und auch die politiſche ſ. g. Fortſchrittspartei war im Anfang jener Revolution nicht ſo vorbereitet und gut organiſirt, als ſie es heute iſt. Die Throne wanken. Wir zählen ſchon zwanzig gekrönte Häupter, die depoſſedirt ſind und noch leben. Das letzte Beiſpiel, welches die Vertreibung der bourboniſchen Familie aus Spanien gab, war das lehrreichſte. Der Mißbrauch der Legitimität war zu arg und dauerte zu lange. Das Maaß war voll. Ein Königsgeſchlecht, das nicht einen einzigen großen oder guten Fürſten hervorgebracht, wie das der ſpaniſchen Bourbons, war überreif zum Untergang. Kronen von Gottes Gnaden, wie ſie der fromme Volksglaube noch mit einem Heiligenſcheine umgibt, ſollen nicht mehr Sünder und Sünderinnen zieren,

die unter dem Schutz der ihnen zugestandenen unverletzlichen Würde, unwürdig dahinlebten und die gemeinste Scham verletzten. In diesem Ereigniß liegt eine unschätzbare Lehre und Warnung für alle lüderlichen Prinzen, die da wähnen, nichts lernen und sich in keiner Tugend üben zu dürfen, weil sie ja doch schon im unverlierbaren Besitz der höchsten Würde seyen. Alle republikanischen Parteien in Europa müssen durch diesen Vorgang ermuthigt werden und obgleich in ihnen selbst Keime des tiefsten Völkerverderbens schlummern, erscheint doch die in Spanien jetzt auf der Lichtseite, die prostituirte Monarchie auf der Schattenseite. Die Republik hat mehr Zukunft, als man ihr bisheran zugestehen wollte. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß ihre Laster wie in einer Treibhaushitze wachsen, während die der Monarchie längere Zeit brauchen. Die Gewalt, mit der sie alle Hindernisse niederbricht, und der Freiheitstaumel, der sich des republikanischen Pöbels jedesmal bemächtigt und die feigen Philister nach sich reißt, geben den neuen Republiken etwas Schreckliches, etwas vom Schlangenschütteln am Medusenhaupt. Sahen wir nicht die Monarchien starr vor Schrecken, als die Februarrevolution in Paris nur auf kurze Zeit das rothe Gespenst wieder am westlichen Horizont emporsteigen ließ?

Damals wurden sehnsüchtige Blicke nach Rußland geworfen und der russische Kaiser wirklich in den Stand gesetzt, indem ihn der österreichische um Hülfe anflehte, sich Ungarn zu Füßen legen zu lassen. Wenn die Revolution noch einmal Europa überzieht — und warum sollte sie nicht? — wird der Schrecken noch größer seyn. Es wird dann mehr Blut vergossen werden. Die so oft geschlagene und verspottete Demokratie wird sich rächen. Die armen Arbeiter, denen niemand helfen wollte, werden sich selber

gegen die rauſchenden Zerſtreuungen in den Reſidenzen, die von den ernſteren Zwecken der Verſammlungen abzögen, laut, ſo wie man befürchtete, daß das Beiſpiel ſo großen Aufwands kleinere Univerſitätsſtädte von dem Wunſch abſchrecken möchte, die Verſammlung bei ſich zu ſehen. Dagegen ſchien das Beſtellen von Wohnungen bei Bekannten und Privaten überhaupt, nach dem Beiſpiel der ſchweizeriſchen Naturforſcher, wie es in München hauptſächlich zuerſt betrieben wurde, wegen der Ueberfüllung der Gaſthöfe zu dieſer Jahrszeit empfehlenswerth. Es kam in München eine Abänderung der Statuten in Bezug auf die Vorträge zur Sprache. Man beklagte ſich bitter, ungehörige oder übermäßig weitläufige, auch wohl langweilige oder geſchmacklos vorgetragene, zum Theil auch nur Bekanntes enthaltende und nur für Schüler paſſende Vorträge haben anhören zu müſſen. Mancherlei zur Abſtellung dieſer unläugbar gegründeten Beſchwerden gemachte Vorſchläge ſchienen indeſſen bedenklich und die Freiheit der Verſammlung gefährdend, wie z. B. einen Prüfungsausſchuß zu ernennen, was gegen die Gleichheit der Rechte aller Mitglieder ſeyn würde, oder dem Geſchäftsführer beſondere Vollmacht zu ertheilen: hiegegen war einzuwenden, daß eine ſolche Vollmachtsertheilung ihn gehäſſig machen müßte, überdies in ſeinem Recht, zum Vortrag aufzurufen, ſchon die Möglichkeit liege, obige Beſchwerden abzuſtellen. Ein dritter Vorſchlag, nur freie Vorträge zuzulaſſen, ſchien unausführbar, da dieſes Talent leider in Deutſchland, beſonders bei Gelehrten, nicht ſo häufig iſt, als in Frankreich und England. Indeſſen möchte eine Beſtimmung, den freien Vorträgen wenigſtens den Vorrang vor den abgeleſenen einzuräumen, immerhin ausführbar und wünſchenswerth erſcheinen, auch nichts Gehäſſiges mit ſich führen; jedenfalls würde dadurch unmäßiger Länge der Vorträge geſteuert, und unangenehme Scenen vermieden, wie in Stuttgart, wo die Verſammlung durch Lärmen und Weggehen ſelbſt die Polizei üben mußte. Da man über keine Veränderung einig werden konnte, ſo blieb die Sache leider vorläufig beim Alten. Was die gemeinſchaftliche Herausgabe der Zeitſchriften durch die Leopoldiniſche Akademie betrifft, ſo wollte der Präſident der letztern zuerſt, die Verſammlung ſollte einen Theil der Koſten übernehmen, was dieſe ablehnte, indem ſich ſchon eine Buchhandlung zur Uebernahme des Verlags bereit gezeigt hatte. Man kam

helfen. Man wird ſchonungslos aufräumen wie nach dem Tode Ludwigs XVI. in Frankreich. Als damals Prinzen und Prinzeſſinnen, Biſchöfe, Grafen und Herrn, die vornehmſten Damen, Miniſter, Parlamentsglieder unter der Guillotine bluteten, ſah man in London ein Bild, welches den ſchlafenden König von England darſtellte, rings umgeben von den vornehmen Herren und Damen Frankreichs, die alle ohne Kopf mit blutendem Halſe vor ihm knieten und ihn ſtumm um Hülfe anzuflehen ſchienen. Solche nächtliche Träume warten vielleicht auch auf den Czaaren.

Die Weltgeſchichte übereilt ſich nicht und die Revolution braucht auch noch Zeit, um erſt noch beſſer vorbereitet zu werden. Es muß erſt noch mehr im Kleinen mit republikaniſchen Verſuchen experimentirt werden wie jetzt in Spanien. Das Nivellement der Stände muß noch fortſchreiten. Aus deutſchen Bürgern und Bauern müſſen immer mehr Yankees und Rowdies werden. Die Arbeiterfrage muß ſich erſt noch mehr erhitzen, die in England begonnene Organiſation der geheimen Arbeitergeſellſchaften ſich vollenden. Dann muß auch erſt die Stunde der Staatsbankerotte ſchlagen.

Metternich ſagte bekanntlich: „Après nous le déluge.“ Eine doppelt merkwürdige Rede, einmal, weil der berühmte Staatsmann eine ſchreckliche Zukunft vorher ſah, und zweitens, weil er nichts gethan hat, um ihr vorzubeugen. Ein lüderlicher Lebemann, that er ſich gütlich und verſchlemmte das ihm anvertraute Erbe in der Ueberzeugung, ſo lange er lebe, breche der Tag der Rache nicht an. Wenn er einmal todt ſey, könne die Welt immerhin zu Grunde gehen, das ſey ihm dann gleichgültig. So ſchwarz in die Zukunft zu ſehen und doch ſo fahrläſſig und luſtig fortzuregieren, war nur einem Metternich möglich. Eine gleichzeitige und noch größere Autorität für den Glauben, daß Europa noch

ſchwere Verhängniſſe bevorſtehen, war Napoleon, welcher prophezeihete, Europa werde republikaniſch oder koſackiſch werden. Ein klarer welthiſtoriſcher Blick iſt darin nicht zu verkennen. Napoleon faßte den großen Gegenſatz zwiſchen der weſtlichen und öſtlichen Erdhälfte überhaupt auf. Wie Aſien das ſtabile Princip oder den Abſolutismus, ſo vertritt Amerika das mobile Princip und die Republik. Beide begegnen ſich auf dem europäiſchen Kampfplatz.

Nun iſt aber der Abſolutismus trotz Rußlands Umſichgreifen doch nur die träge Materie, die Republik aber Bewegung und dieſe letztere hat von Weſten her immer mehr Terrain gewonnen und der Abſolutismus iſt Schritt vor Schritt nach Oſten zurückgewichen. Der Beweis liegt im Vordringen des Verfaſſungsweſens. Hier vertreten die Parlamente den republikaniſchen Factor und wie äußerlich die conſtitutionellen Verfaſſungen von den Cortes von Cadix an bis zur ruſſiſchen Grenze fortgerückt ſind, ſo wurden auch innerhalb der conſtitutionellen Monarchien die Parlamente immer mächtiger, zwangen die Dynaſtien nach ihrem Willen und haben ſchon mehr als eine geſtürzt. Rußland ſelbſt hat, man möchte ſagen unwillkürlich, dem Impulſe von Weſten her nachgegeben, indem es eine Sclavenbevölkerung von 30 Millionen, die ohne Murren ihr Loos ertrug und ſich bei ihrer patriarchaliſchen Gütergemeinſchaft wohlbefand, plötzlich frei machte, ſo daß ſie nach dem natürlichen Laufe der Dinge früher oder ſpäter grade ſolche Staatsbürger und Wähler werden müſſen, wie die Völker des Weſtens.

Dieſe Wechſel, welche das früher Stabile mobil, den feſten Boden flüſſig machen und in Dampf auflöſen, charakteriſiren den Zeitgeiſt, wie wir das ſchon in unſerer Betrachtung der Volkswirthſchaft, des Flüſſigwerdens alles feſten Beſitzes erkannt haben, und wie es auch der außer-

ordentliche Wechſel, das ewige Aendern und Erneuern der Verfaſſungsurkunden und Geſetze durch die Beſchlüſſe der immerwährend wechſelnden parlamentariſchen Mehrheiten beurkundet.

Jede Reaction, die der flüſſigen und flüchtigen Strömung wieder einen feſten Damm entgegenſetzen wollte, iſt geſcheitert. Wir haben erkannt, daß es hauptſächlich die Renaiſſance geweſen iſt, durch deren Heranwogen der theokratiſche Bau des chriſtlich germaniſchen Mittelalters erſchüttert und in Trümmer gelegt worden iſt. Zwei Dynaſtien bemeiſterten ſich damals der Situation und ſuchten auf neuer Grundlage die abſolute weltliche Monarchie des altrömiſchen Kaiſerthums herzuſtellen. Die chriſtliche Kirche wurde von ihnen zwar noch anerkannt, aber zum Werkzeug ihrer dynaſtiſchen Politik erniedrigt, wobei ſie ſich beide des Jeſuitenordens bedienten, welcher keine andere Aufgabe hatte, als durch die unterwürfigſte Dienſtfertigkeit gegen die großen katholiſchen Höfe dem Papſtthum ſein Scheinleben zu friſten. Zugleich verſtanden es dieſe Jeſuiten, die mit wahrer chriſtlicher Geſinnung abſolut unvereinbare Renaiſſance mit dem von der weltlichen Macht noch geduldeten und privilegirten Scheinchriſtenthum in Geiſt und Geſchmack auf das innigſte zu verſchmelzen. Jene beiden Dynaſtien waren die von Valois-Bourbon und von Habsburg. Beide abſolutiſtiſch durch und durch, Zerſtörer aller germaniſchen Gliederungen, Stände, Volksrechte und Volksfreiheiten, Unterdrücker aller Nationen, die in ihren Bereich kamen, ganz ſo, wie im altrömiſchen Kaiſerreich. Aber wie mächtig auch dieſe Herrſcherfamilien waren, weder die von ihnen gehätſchelte Renaiſſance, noch das von ihnen zum Eunuchendienſt erniedrigte Chriſtenthum konnte ſie auf die Dauer ſtützen. Die ungeheure Corruption am franzöſiſchen Hofe machte den imperatoriſchen Charakter

der heidniſchen Renaiſſance verhaßt und verächtlich und rief den republikaniſchen Charakter derſelben Renaiſſance, den Geiſt des ältern römiſchen Freiheitsſtaats und der griechiſchen Freiſtaaten in die Waffen und die chriſtliche Kirche konnte der Monarchie, von der ſie ſo lange geſchändet worden war, keine Hülfe mehr bringen. Eine Zeit lang ſchwankten die Bourbons noch, vom Ausland geſchützt, auf wieder zuſammengeflickten Thronen, taumelten aber unrettbar wieder herunter. Jetzt ſind ſie alle thronlos, alle vertrieben.

Das Haus Habsburg klammert ſich noch an ſeinen ſchönen alten Thron feſt, aber mit den Mitteln, die ihm die Revolution in die Hand gibt. Der kirchenfeindliche Liberalismus ſoll den jetzt ſchützen, der einſt die Kirche ſchützte. Dasſelbe Beil, mit welchem die Kirchenthore in Spanien eingeſchlagen werden, wird jetzt dem erlauchten Erben der deutſchen Kaiſerkrone aufgedrungen. Wo bleibt denn der arme Oberhirt der Chriſtenheit, wenn man ihm die Verträge zerriſſen vor die Füße wirft? Sein Wort muß gelten bis in den letzten Winkel der katholiſchen Welt hinein, oder er kann nicht mehr Oberhirt der Kirche genannt werden. Noch iſt ihm Rom geblieben und doch kann man nicht ſagen, es ſeyen Römer, die ihn hier beſchützen.

Die großen Reactionen, die im Hauſe Habsburg zur Zeit Philipps II. und Ferdinands II. und im Hauſe Bourbon zur Zeit Ludwigs XIV. culminirten, laſſen ſich nicht mehr wiederholen. So oft ſie verſucht wurden, nach Napoleons Sturz, unter Ferdinand VII., unter Karl X., unter Ferdinand IV. von Neapel, ſind ſie mißlungen. Wie ätzendes Scheidewaſſer hat der Zeitgeiſt mit der kirchlichen zugleich die monarchiſche und ariſtokratiſche Autorität, wenn ſie noch ſo feſt zu ſtehen ſchien, aufgeweicht und zerfreſſen.

Die Nationalitäten ſind in neuerer Zeit, hauptſächlich durch die Klugheit Napoleons III., als dasjenige Princip empfohlen worden, was die Menſchen in Begeiſterung verſetzen und die ausſchließliche Schwärmerei für die Freiheit ein wenig in den Hintergrund drängen könnte. Aber mit geringem Erfolge. Weder in Mexiko, noch auf der pyrenäiſchen Halbinſel, noch in Rumänien iſt es ihm gelungen, die Bevölkerungen für eine Solidarität des Romanismus zu gewinnen. In Italien gelang es beſſer, aber auch hier diente die Nationalitätenfrage der Fortſchrittspartei nur zum Vorwande, um die politiſche Freiheit zu erobern. Die allgemeine Freiheitsſchwärmerei hat die Maſſen in ganz Europa ergriffen und neben ihr kann ſich innerhalb der einzelnen Nationen die patriotiſche Ausſchließlichkeit nicht mehr, oder doch nur ſchwach geltend machen. Die Freiheitsſchwärmerei nivellirt alle Racen und Nationen. Die edle germaniſche und romaniſche Race, früher ſtolz auf ſich ſelbſt und jede Vermiſchung oder auch nur Gleichberechtigung mit niedern und fremden Racen vermeidend, hat ſich jetzt in Europa mit den Juden, die wenigſtens weiß ſind, in Amerika ſogar mit den ſchwarzen Negern gemiſcht und denſelben die gleichen Rechte zugeſtanden, die bisher ihr Monopol waren. Dieſes Nivellement hat erſt begonnen. Wenn es ſich binnen einem Jahrhundert durchführen läßt, ſo bekommen wir einen Miſchmaſch der Bevölkerungen, der ohne Zweifel auch den alten ausgeprägten Charakter der Nationen verwiſchen wird. Und ſchwerlich zu ihrem Vortheil. Wenigſtens ſagt man von den Mulatten, in ihnen vereinigen ſich nur die Laſter der weißen und ſchwarzen Race, die Tugenden aber gehen verloren.

Die ſchwarze Race wird gewiß der Menſchheit noch viele Sorge machen. War ihre Mißhandlung in der Sclaverei

verwerflich, inhuman und unchriſtlich, ſo iſt doch ihr Loos nicht verbeſſert worden durch politiſche Freiheit und Wahlrechte. Sie werden auf dem Feſtland von Amerika wie auf Hayti und Jamaika verwildern. Denn ſie wiſſen ſich nicht zu helfen. Es ſind Kinder, die eines Vormunds bedürfen, für die man väterlich ſorgen und die man, ohne grauſam gegen ſie zu ſeyn, doch in Zucht halten ſollte. Die politiſchen Rechte, mit denen man ſie beſchenkt hat, werden ihnen zum Verderben gereichen.

Wenn man als einzige Rechtsquelle Mehrheitsbeſchlüſſe der Volksvertreter oder des Volks übrig läßt, das Volk aber doppelt corrumpirt, phyſiſch durch das Fabrikſyſtem, künſtliche Maſſenarmuth und zuletzt noch durch unebenbürtige Racenvermiſchung, pſychiſch durch ſyſtematiſche Entchriſtlichung und Demoraliſirung, ſo wird es immer weniger möglich werden, noch irgend eine Autorität ausfindig zu machen, um der allgemeinen Verwilderung nur einigermaßen noch eine Grenze zu ziehen. Nun wird man wohl auf den Trümmern der Kirche irgend etwas neues Tempelartiges zu bauen verſuchen. Man hat da einen Vorgang an den Logen, die ſchon von Anfang an auf das Nivellement aller Nationen, Confeſſionen, Stände ꝛc. berechnet waren. Man findet in den Logen Feierlichkeiten, ein Ceremoniell, Symbole, Myſterien. Das reizt auch den Ungläubigen. Darin bleiben auch die allerverſtändigſten Leute immer Kinder. Die in der katholiſchen und griechiſchen Kirche an der Meſſe, am Niederknien, am Altardienſt, an den Bildern, an Lichtern und Weihrauch ꝛc. Aergerniß nehmen, laufen doch ganz andächtig mit der blauen Schürze, mit dem geheimnißvollen Winkelmaaß ꝛc. herum, klopfen auf verſchiedene Art mit den Fingern, ſchließen die Kette ꝛc. Die franzöſiſche Revolution liefert den Beweis, daß man das Chriſtenthum nicht ab-

ſchaffen kann, ohne ſich nach einem Surrogat des feierlichen Ernſtes und des myſteriöſen Ceremoniells umzuſehen. Wäre es auch noch ſo ärmlich und komödienhaft, wie in Mozarts Zauberflöte, man wird doch feierlich geſtimmt und bildet ſich ein, über das Gemeine erhaben zu ſeyn.

In der aufſteigenden Bewegung der Weltgeſchichte warteten die Juden immer auf den Meſſias und als er kam, wollten ſie nichts von ihm wiſſen und die unter ihnen, welche überhaupt noch etwas glauben, glauben immer noch, er ſey noch nicht dageweſen, und warten noch auf ihn. In der abſteigenden Bewegung vom Chriſtenthum niederwärts wiederholen die Freimaurer den alten Wahn in neuer Faſſung. Sie erwarten nämlich als Maurer, die am Bau der Menſchheit arbeiten, den verloren gegangenen Meiſter, der einſt wieder aufleben ſoll, um den Bau zu vollenden, und über deſſen Sarg ſie daher, wenn ſie zum Meiſtergrade gelangen, den Dreiſchritt zu machen pflegen. Was in ihrem Treiben Wohlwollendes liegt, was Humanitätseifer und ſogar Opferfähigkeit für die Mitmenſchen iſt, muß man achten, aber um den Mitmenſchen in dieſer Weiſe zu dienen, braucht es kein Geheimniß, noch einer andern Doctrin, als der chriſtlichen. Die Maurerei gemahnt uns wie ein verſchämter babyloniſcher Thurmbau. Die Anmaßung, den Bau der Menſchheit ohne Gott zu vollenden, iſt die nämliche, wie die der babyloniſchen Thurmbauer. Das Geheimniß hat freilich darin ſeinen Grund, daß die Loge ſich der öffentlichen Kritik nicht ausſetzen will. Die Erfahrung, die man damit in Frankreich gemacht hat, war belehrend genug. Als man in der Revolution das Chriſtenthum abgeſchafft hatte, fühlte man das Bedürfniß, es durch irgend einen neuen, den damals herrſchenden Ideen angemeſſenen Cultus zu erſetzen. Die Menſchen können einmal die Aeußerlichkeiten

nicht entbehren und müſſen immer etwas zum Anbeten haben. So wurde damals der Natur- und Vernunftcultus der Schreckenszeit in den Theophilanthropismus der Thermidorpartei umgewandelt, der hauptſächlich vom Cultus der Logen entlehnt war. Anfangs war die Neugierde der Pariſer durch das neue Schauſpiel angeregt, bald aber langweilten ſie ſich an dem falſchen Pathos der Moralpredigten und an den ſentimentalen Hymnen. Die Tempel entleerten ſich und die ganze Komödie hatte nach wenigen Jahren ein Ende. Um das Volk durch einen neuen Gottesdienſt ernſtlich zu packen und feſtzuhalten, bedarf es draſtiſcherer Mittel. Hat man es gelehrt, die chriſtlichen Sakramente verachten, ſo wird es nur befriedigt, wenn man es in den Wirbel des Hexenſabbaths hineinzieht und mit dem Sakrament des Teufels ſättigt.

Das Phantom des Humanismus und Theophilanthropismus erbleicht und verſchwindet vor dem rothen Gerippe, deſſen brennende Farbe in immer neuem Blutvergießen auf Erden aufgefriſcht wird. Ein Poſeidon im Blutmeer, peitſcht es die wilden Roſſe des Todes über die Leichen der Völker.

7.

Der Antichriſt.

Iſt es nicht genug? ſollen wir uns in ſo trübe Vorſtellungen von der Zukunft noch tiefer verſenken? Unſere Viſionen ſind nicht maßgebend, es kann durch Gottes gnädige Fügung alles anders kommen und ſich beſſer geſtalten. Aber aus den Prämiſſen der Gegenwart laſſen ſich keine hoffnungsreichen Schlüſſe ziehen und wenn wir die Bibel zur Hand nehmen, um in ihren Blättern Troſt zu ſuchen, ſo finden wir auf ihren letzten Blättern die Offenbarung Johannis.

Wenn die Völker nach dem jetzt herrschend gewordenen Nivellirungssyſtem ſich alle werden vermiſcht haben, ſo daß der klare Geiſt oben mit dem trüben Satz unten durcheinander gerührt und zum Wein der Gebildeten das Bier der Philiſter, der Schnaps der Wühler und der Eſſig des Fabrikelendes hinzugekommen ſeyn werden, dann wird nach einer ſtarken Erhitzung die Maſſe in die fauligte Gährung übergehen.

Das Chriſtenthum wird dann ein Ende nehmen. Seine Sonne, wie ſie aus den Wolken der Verfolgung, die immer dünner und lichter wurden, ſiegreich emporgeſtiegen iſt, wird wieder in Wolken der Verfolgung, die immer dichter und ſchwärzer werden, untergehen und nicht mehr geſehn werden. Es wird noch Märtyrer geben und Heilige, aber ſie werden nicht gerühmt, nicht mehr auf Altäre geſtellt, ſie werden vergeſſen werden. Ihr Name wird nur im Himmel aufgeſchrieben ſeyn. Heiden und Juden werden um den Beſitz der Erde ſtreiten. Die Juden, unter denen jetzt ſchon einige öffentlich haben drucken laſſen, ſie werden zuletzt die Welt allein regieren, werden ſich gröblich getäuſcht ſehen, denn die Heiden haben die Ueberzahl und werden ihnen ihren Mammon, ehe ſie ſich's verſehen, mit Gewalt wegnehmen.

Die Heiden werden von da an ohne alle Rückſicht und Scham nur noch das vergöttern, was ihren Begierden ſchmeichelt. Sie werden die Rückſichten, welche bisher die nackte Befriedigung der Begierden einſchränkten oder auch nur verſchleierten, als Heuchelei und Lüge früherer Zeit gründlich und alles Ernſtes verachten und ſtolz ſeyn nicht nur auf ihre Freiheit, ihr Recht, ſondern auch auf die Wahrheit und die Natürlichkeit, mit der ſie ſich dieſer Freiheit bedienen, dieſes Recht ausüben. Nur das werden ſie nicht überlegen, daß die Begierde mit ihrer Freiheit davon rennen wird,

denn die Begierde macht jeden zum Sclaven, der sie hegt, und je freier sie sich äußern darf, um so gewisser wird sie gleich einem wild gewordenen Rosse den Reiter dahinreißen. Die Begierde ist ein fressendes Feuer, eine nie zu sättigende Wollust und Habgier. Ein uraltes Naturgesetz straft den von Gott abgefallenen Geist immer durch das Fleisch. Jede Hoffahrt des Geistes muß in grober Sinnlichkeit enden.

Wenn nun infolge des großen Nivellements der menschlichen Gesellschaft alles, was darin früher untergeordnet, niedrig, unmündig und dienstbar war, emancipirt seyn wird, läßt sich denken, in welches Gedränge die vornehmen Geister mit ihrem Epicuräismus kommen werden. Wenn sie die Moral über Bord werfen, wollen sie mit ihren Sinnen wenigstens fein und geschmackvoll genießen, und nun tappen die demokratischen Kentauren herein und zerstampfen ihnen die Blumenbeete. Wenn der Pöbel Herr wird, entstehen sociale Ungeheuerlichkeiten. Der Uebermuth der ungewohnten Macht und die unstäte Begier, die, kaum halb gesättigt, schon wieder einen andern Gegenstand anpackt, erzeugen einen Wahnsinn, wie der des Heliogabal war. Das Volk rast dann mit seinen ehemaligen Tyrannen um die Wette. So lesen wir, daß die äußerste Fortschrittspartei unter den Hussiten sich aller Kleider entledigte, weshalb man sie Adamiten nannte. Auf den Wiener Barrikaden sah man im Jahr 1848 am hellen Tage nackte Vesuviennes unsinnige Possen treiben. Vielweiberei haben die christlichen Mormonen eingeführt. Gemeinschaft der Weiber haben die Communisten verlangt, Emancipation der Weiber wird wiederholt in England und Deutschland reclamirt. Mit der Civilehe und der leichten Ehescheidung nimmt es einen raschen Fortgang. Wahlverwandtschaften empfahl schon der große Göthe statt der christlichen und gesetzlichen Ehe. Bald im Namen der

endlich, da man ſich überzeugt hatte, daß eine gemeinſchaftliche Redaction wegen der vielfachen Correſpondenz unausführbar wäre, über folgende Bedingungen überein: Die einzelnen naturforſchenden Geſellſchaften geben unter ihrem Namen keine beſonderen Geſellſchaftsſchriften mehr heraus, ſondern übergeben ſie der Leopoldiniſchen Akademie; dieſe hat das Prüfungs- und Aufnahmsrecht, doch ſoll dieſe Prüfung von mehreren Mitgliedern geſchehen; der Titel der Acta bleibt; bei den einzelnen Abhandlungen werden die ſie liefernden Geſellſchaften genannt. Endlich wurde die Einrichtung einer Circularcorreſpondenz zwiſchen den einzelnen Geſellſchaften, beſonders zu gemeinſchaftlichen Arbeiten, als wünſchenswerth erachtet, jedoch nicht definitiv beſchloſſen. Auch die Herausgabe des Plinius kam wieder zur Sprache, und vom König von Baiern wurde zur Vergleichung der Codices zu Florenz und Paris mit der Münchner Handſchrift eine Summe von 300 Gulden bewilligt. Münchens Kunſtſchätze gewährten den Fremden einen an den bisherigen Orten nicht gehabten, reichen Genuß. Wie in Dresden waren der Vorträge ſo viele, daß die Verſammlung acht Tage dauerte. Sie wurde mit einer Dankſagungsrede eines der vorjährigen Geſchäftsführer geſchloſſen, eine Sitte, die ſich nun für immer feſtſtellte. Die freundliche Einladung Lichtenſteins nach Berlin für das folgende Jahr wurde dankbar angenommen.

In Berlin (1828) nahm die Verſammlung erſt die größere Geſtalt an, in der ſie ſich ſeither erhalten hat, trotz des Prognoſtikons, das man ihr in Berlin ſtellte, ſie werde hier ihren Culminationspunkt erreicht haben, und von da an wieder abnehmen. Die Geſchäftsführung war dem berühmteſten deutſchen Naturforſcher, ihm, den wir beiden Hemiſphären mit Stolz als den unſrigen zeigen, Alexander von Humboldt und Lichtenſtein übertragen. Sie hatten die ſeither überall nachgeahmte, höchſt ſchätzenswerthe Einrichtung getroffen, zu beſtimmten Stunden in einem eigenen Lokal zum Empfang der Fremden bereit zu ſeyn, damit beiden Theilen nicht die Zeit mit Aufſuchen und Empfangen und Erweiſen von Höflichkeitsbezeugungen verloren gehe. Hier ſollten die von allen Seiten Angekommenen ſich treffen und begrüßen, alte Bekanntſchaften erneuern, neue geknüpft werden. Die Zahl der Theilnehmer war auf 430 geſtiegen; nicht nur aus allen Gauen Deutſchlands, auch aus England, Holland, Rußland, Schweden

lieben Natur und des guten Herzens, bald im Namen der Freiheit wetteiferten die französischen und deutschen Dichter, beide Geschlechter vom sechsten Gebot zu dispensiren und die Ehe als einen unerträglichen Zwang zu verwünschen. Die Heine'sche Judenschule schrieb die Emancipation des Fleisches auf ihre Fahne und der moderne Materialismus verdammt das Christenthum, weil es der Natur Zwang anthue, die Befriedigung des natürlichsten Triebes verbiete und die nackte Schönheit des Leibes zu verhüllen vorschreibe. Das sind Symptome eines neuen Venuscultus, der für viele Leute wahrscheinlich einen außerordentlichen Reiz haben wird. Es würde an Dichtern und Künstlern nicht fehlen, die, wenn einmal die öffentliche Scham im Namen der Freiheit überwunden wäre, diesem Cultus einen gar anmuthigen und verlockenden Anstrich geben würden. Die Nachtfeier der Venus in Paphos von Bürger ist schon sehr einladend. Wie viel schöner müßten solche Nächte seyn, als die noch von der Polizei überwachten Nächte in Paris und Wien. Die liebe Natur müßte nicht nur ganz ungehindert seyn, sondern die Lüderlichkeit könnte sich auch noch für Gottesdienst ausgeben. Und sind die Mormonen nicht jetzt schon glücklich zu preisen, bei denen Bälle, thés dansants und Theater wirklich zum Gottesdienst gehören und deren Oberpriester seine eigene Tochter feierlich zur Priesterin Thaliens einsegnet?

Die Spiritualisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren man bereits vier Millionen zählt, geben einen Vorgeschmack von dem, was kommen soll. Sie huldigen nämlich theils dem Communismus, der Güter- und Weibergemeinschaft, theils der „freien Liebe", theils aber auch dem ungeheuerlichsten Aberglauben des Tischrückens, der Klopfgeister, der Visionen, wie denn immer die zwei

Extreme der Freigeisterei und der Dämonomanie sich berühren. Brisbane gründete zu Red Bank eine communistische Gemeinde nach Fouriers System mit Güter- und Weibergemeinschaft. Der zwanzigjährige Schuster Davis gründete eine Gemeinschaft von Liebenden ohne Ehe, was man die „große Harmonie" nannte. Aehnliche Gemeinden, deren Mitglieder sämmtlich in freier Liebe lebten, entstanden zu Berlin Heights und Modern Times. Beide Namen sind sehr charakteristisch, weil sich an den ersten die Erinnerungen an die Lüderlichkeit in Berlin knüpfen, im zweiten aber der Untergang der alten Zeit mit ihren Vorurtheilen und Freiheitsbeschränkungen und der Beginn einer ganz neuen Zeit proclamirt wird. Eine ganz ähnliche Genossenschaft gründete Ripley unter dem Namen eines poetischen Piknik mit ästhetischem Anstrich nach dem Muster der Goethe'schen Wahlverwandtschaften. Endlich etablirte sich mitten unter den Yankees auch ein „Orden der Ritter und Nymphen," der sich einen Tempel der Liebe baute mit den Statuen der Venus und des Amor, und sich amüsirte, wie einst die Griechen zu Paphos. Das ist der erste reelle Anfang eines Cultus, der vielleicht die Welt noch einmal erobern wird, wie er es schon früher gethan hat. Gleichzeitig bauen die Chinesen in der altkatholischen Spanierstadt San Franzisko, die jetzt den Yankees gehört, ihrem Buddha einen großen Tempel. Wenn erst einige Prozente der 360 Mill. Chinesen herüber gekommen seyn werden, wird die Mischung der alten und neuen Heiden noch bunter werden.

Und war es nicht höchst charakteristisch, daß die Franzosen während ihrer großen Revolution, um die Vernunft als eine sichtbare Gottheit darzustellen, zu der Rolle solcher s. g. Vernunftgöttinnen die schönsten Frauen oder Mädchen auswählten und zwar halb oder ganz entkleidet? So führte

man sie im Triumph durch die Straßen, stellte sie sogar in den Kirchen zur Anbetung aus und sang ihnen Hymnen. Der Präsident des Conventes gab einmal in offener Sitzung einer solchen Göttin den Bruderkuß, um dadurch die Vermählung der Republik mit der Vernunft auszudrücken. Die Logik der Republikaner, wonach die Vernunft durch das „Meisterstück der Natur" personificirt werden sollte, war freilich etwas seltsam, entsprach aber ganz den Gesinnungen. Vernunft hieß eben weiter nichts als: Befriedige deine Sinne ohne Scheu und Scham!

Auch eine Art von heidnischem Bachusdienst trat damals wieder ins Leben, hervorgegangen aus derselben Sinnlichkeit, aber mit einer frechen Verhöhnung des christlichen Sakramentes verbunden. Als die Franzosen im Jahr 1796 unter Jourdan und Moreau in Deutschland einbrachen, pflegten sie in den Quartieren eine große Schüssel mit Branntwein zu füllen, Zucker hineinzuwerfen uud dann anzuzünden. Alle Lichter wurden ausgelöscht und beim fahlen Schein der blauen Spiritusflamme sangen sie Hymnen auf das être suprême, welches die Flamme darstellen sollte, feierten im Dunkel umher scheußliche Orgien und theilten dann, wenn die Flamme erloschen war, das süße Getränk unter sich und ihre Dirnen wie ein Sakrament aus.

In neuerer Zeit hat der berühmte Proudhon von den heidnischen Göttern Umgang genommen und einen Cultus empfohlen, der unmittelbar aus dem Christenthum hervorwachse und doch sein Gegentheil seyn soll. Er lehrt nämlich, Christus habe es eigentlich gut mit der Menschheit gemeint und habe sie wirklich vom Uebel erlösen, aber unbegreiflicher und unverantwortlicher Weise dabei an Gott festhalten wollen, der grade die Quelle des Uebels für die Menschen sey. Er sey also auf halbem Wege umgekehrt und ein anderer müsse

nun das Werk der Erlöſung übernehmen. Aber wer? — Der Teufel. Proudhon ſagt in ſeinem Werke la révolution p. 290: „Vor mehr als achtzehn Jahrhunderten verſuchte ein Mann, was wir heute verſuchen: die Regeneration der menſchlichen Geſellſchaft. An der Untadelhaftigkeit ſeines Lebens, an ſeiner erſtaunlichen Intelligenz, an den erhabenen Ausbrüchen ſeines Zornes glaubte der Genius der Revolutionen, der Feind des Ewigen, einen Sohn zu erkennen. Er tritt vor ihn und zeigt ihm die Königreiche der Erde mit den Worten: Alle will ich dir geben, wenn du mich für deinen Meiſter anerkennſt und anbeteſt. Nein, erwiederte der Nazarener, ich bete Gott an und diene nur ihm allein. Der inconſequente Reformator wurde gekreuzigt. Nach ihm waren die Phariſäer, die Prieſter und die Könige größere Unterdrücker, raubgieriger und infamer als je, und die Aufgabe der Revolution, zwanzigmal fallen gelaſſen, iſt ein Problem geblieben. Zu mir, Satan, wer du auch biſt, Geiſt, den der Glaube meiner Väter Gott und der Kirche gegenüberſtellt! Ich will das Wort für dich führen und Nichts von dir verlangen. Ich weiß, diejenigen, welche fragen, was wir an die Stelle der Regierung zu ſetzen geſonnen ſind, werden auch wiſſen wollen, womit wir die Stelle Gottes ausfüllen. Ich weiche vor keiner Schwierigkeit zurück. Ich erkläre in der Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung, abweichend von den alten Atheiſten, daß es mir in der That die Aufgabe der Philoſophie zu ſeyn ſcheint, dieſe Lücke auszufüllen. Wir werden, ich geſtehe es, wie es nicht genügt die Regierung aufzuheben, ohne Anderes an die Stelle zu ſetzen, ſo auch die Elimination Gottes nicht zu Stande bringen, wenn wir nicht die unbekannte Größe mit in die Rechnung ziehen, welche in der Reihe der menſchlichen Einfälle und der ſocialen Entwickelungen auf denſelben folgt. Komm' du von den Prieſtern und den Königen ver-

letzterer Satan! komm' daß ich dich umarme und an meine Bruſt drücke. Schon längſt kennen wir uns, ich dich und du mich. Deine Werke, du Geſegneter meines Herzens, ſind nicht immer ſchön, nicht immer gut; ſie allein aber bringen Sinn in's Univerſum; ohne dich wäre es eine Albernheit. Was wäre ohne dich die Gerechtigkeit? ein Inſtinct; die Vernunft? eine bloße Routine; der Menſch? ein Stück Vieh. Du allein gibſt der Arbeit Reiz und machſt ſie fruchtbar; du veredelſt den Reichthum, du dienſt der Autorität zur Entſchuldigung, du gibſt der Tugend die Krone. Laß' den Muth nicht ſinken, armer Geächteter! Ich habe nichts als meine Feder, ſie deinem Dienſte zu weihen; aber ſie iſt mehr werth als Millionen von Bulletins."

In dieſem Cultus des Satans liegt nicht blos ein perſönlicher Wahnſinn oder eine kokette Bizarrerie Proudhons, ſondern der Anfang einer Zuſammenſchmelzung aller Negationen zu einer einzigen, letzten und allgemeinen Negation, in der Anbetung des Widerſachers von Anfang, des verneinenden Geiſtes ſchlechthin.

Da hätten wir den Antichriſt, den uns die Offenbarung Johannis verkündet hat. Ohne Zweifel liegt Methode in dem Wahnſinn Proudhons. Immer weiter vom Princip alles Guten hinwegflüchtend, muß ſich die Menſchheit zuletzt auf der grade entgegengeſetzten Seite an das böſe Princip anklammern und an ihm hängen bleiben.

Eine andere ſinnreiche Sage faßt den Antichriſt nicht als den von der Menſchheit unabhängigen Dämon, ſondern als ein Produkt der Menſchen ſelbſt, als eingeborenen Sohn der ſündigen Menſchheit auf, als den vereinigten böſen Willen aller Menſchen in einer Perſonification, welche vollkommen folgerecht dem Chriſt als Antichriſt gegenüber ſteht. Es iſt eine alte Sage, von den Juden des Talmud aufbewahrt

oder der Offenbarung Johannis nur nachgebildet, jedenfalls entſtanden unter den Eindrücken der tiefſten heidniſchen Corruption im römiſchen Kaiſerthum. In den letzten Zeiten, ſo berichtet die Sage, wird man eine weibliche Statue von weißem Marmor finden, ſo ſchön, daß alle Männer auf Erden von ihr werden bezaubert ſeyn, nicht von ihr laſſen können und mit ihr buhlen werden. Dadurch wird Leben in den Marmor kommen, die Statue wird wachſen und endlich einen ungeheuern Rieſen gebären, genannt Armillus, den die Menſchen für ihren Herrn erkennen werden und der ſie alle beherrſchen und durch den das Maaß der Sünden auf Erden erfüllt werden wird, bis Gott Feuer vom Himmel wird regnen laſſen, um die Böſen alle zu vertilgen. Dieſe ſagenhafte Variante der Apokalypſe iſt inſofern bedeutſam, als ſie die verführeriſche Leibesſchönheit als Hauptmotiv der Sünde und des Verderbens betont. So faßten ſchon die alten Griechen das erſte Weib, die Pandora mit dem Gefäß, worin alle Uebel enthalten ſind, und die ſchöne Helena, das reizvollſte aller Weiber auf. Dieſelbe Helena war es wieder, die in der geiſtvollen Fauſtſage am Schluß des Mittelalters die aus dem Grabe geweckte antike Schönheit, den Zauber der Renaiſſance bedeutete. Denſelben Sinn hatte die wunderſchöne weiße Marmorſtatue auf dem Bilde des Spagnoletto, deſſen wir früher gedacht haben. Und dieſes ſchöne Bild verfolgt die Menſchheit bis zum Ende der Erde, es wird die Mutter des Antichriſt.

Mit dieſer letzten Hieroglyphe der Weltgeſchichte ſey auch dieſes Buch beſchloſſen.

Die wichtigſten
Weltbegebenheiten

vom

Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich
(1866—1870).

Fortſetzung der „Weltbegebenheiten von 1860—1866“ und des „Deutſchen Kriegs von 1866“

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Druck von Gebrüder Mänicke in Stuttgart.

und Polen waren berühmte Namen zugegen. Einige hundert Privatwohnungen waren von der umſichtigen und thätigen Geſchäftsführung gemiethet worden, zu großer Bequemlichkeit und Zeitersparniß der Fremden. Die große Zahl der angekündigten Vorträge machte hier die durchgreifendſte Aenderung nöthig, welche die Geſellſchaft bis jetzt in ihrer Organiſation erfahren hatte, ihre Eintheilung in Sectionen. Die Sitzungen zerfielen demnach in allgemeine und Sectionsſitzungen. In jenen ſollten nur Vorträge allgemeinen Inhalts, wo möglich auch dem größeren Publikum verſtändlich, gehalten, in dieſen nur das beſtimmte Fach, für das ſich eine Section conſtituirte, ſtreng wiſſenſchaftlich beſprochen werden. Es entſtanden eine phyſiologiſch-anatomiſche, eine zoologiſche, eine chemiſch-phyſikaliſche, botaniſche, mineralogiſche, phyſiſch-geographiſche und eine mediciniſche Section. So ſehr bei der großen Zahl der Theilnehmer eine ſolche Eintheilung als unabweisbares Bedürfniß einleuchtet, wie denn bald die Specialverſammlungen die allgemeinen an Intereſſe und wirklich erſprießlichem Nutzen überwiegen mußten, ſo war doch dieſe Einrichtung der urſprünglichen Idee der Verſammlung fremd, und der Nachtheil der hiedurch hervorgebrachten iſolirenden Trennung der einzelnen Fachgelehrten dürfte nur durch eine andere Geſtaltung der bald zu völliger Bedeutungsloſigkeit herabgeſunkenen allgemeinen Sitzungen wieder gut zu machen ſeyn. Humboldt eröffnete die Verſammlung in dem herrlich decorirten Saale der königlichen Singakademie mit einer gewichtigen Rede. Die Prinzen des königlichen Hauſes, die Miniſter und ſehr viele Mitglieder der höheren Stände waren zugegen. Abends zuvor hatte der greiſe Buſenfreund Goethe's, Zelter, mit ſeiner Singakademie ein Concert veranſtaltet, und am Abend des erſten Verſammlungstages gab Alexander von Humboldt den Fremden ein ebenſo glänzendes als ſinnig und geſchmackvoll arrangirtes Feſt, welchem der König, die königliche Familie und ſämmtliche Notabilitäten Berlins beiwohnten. Die Medaillenmünze von Loos prägte eine Denkmünze auf die Verſammlung und kündigte eine Reihenfolge von Medaillen mit den Bildniſſen berühmter Naturforſcher an. Ein Ausflug nach Potsdam und auf die Pfaueninſel unterbrach den regelmäßigen Gang der Sitzungen. Das in München ſchon angeregte Verlangen nach einer Einrichtung, mittelſt welcher der Verſchwendung

Vorrede.

Die beiden vorliegenden Bände füllen die Lücke zwiſchen den von mir verfaßten Geſchichten des deutſchen Kriegs von 1866 und des franzöſiſchen Krieges vom Jahr 1870 aus. Das Hauptintereſſe, was dieſe Zwiſchenzeit darbietet, liegt darin, daß in ihr die großen Ereigniſſe des Jahres 1870 vorbereitet wurden. Die Neugeſtaltung Deutſchlands ließ den Kaiſer der Franzoſen nicht ruhen und nachdem er ſie immer wiederholt durch diplomatiſche Intriguen zu ſtören und in ihrer Weiterentwicklung zu hemmen geſucht hatte, ohne damit etwas auszurichten, ließ er ſich hinreißen, an die Gewalt zu appelliren, und erklärte den Krieg, der in einer ſo verhängnißvollen Weiſe für ihn endigen ſollte. In denſelben vier Jahren, die wir hier zu ſchildern unternehmen, wurde das ſog. ökumeniſche Concil in Rom vorbereitet und eröffnet, ein Ereigniß, welches mit Recht die Augen der geſammten Chriſtenheit in der alten und neuen Welt auf ſich zog und mit den eben bezeichneten franzöſiſchen Intriguen in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtand. Denn wer könnte leugnen, daß die ungewöhnlichen und außerordentlichen Anſtrengungen, welche mittelſt des Concils den römiſchen Papſt zur höchſten Autorität auf Erden erheben ſollten, demſelben Uebermuth der romaniſchen Race

entſtammten, der ſich in der Anmaßung des franzöſiſchen Kaiſers und Volks gegen Deutſchland zu erkennen gab. Das romaniſche Europa wollte durch ein Zuſammenwirken der weltlichen Macht Frankreichs und der geiſtlichen Macht Roms die germaniſche Race niederdrücken, die romaniſche Hegemonie in Europa neuerdings und ſtärker als je befeſtigen.

Von zwei Seiten her erfolgte der Stoß, vom Rhein her und ultra montes, jeder Stoß ſcheinbar vom andern unabhängig und doch beide inſtinktartig oder bewußt im ausſchließlichen Intereſſe der romaniſchen Race unternommen. Wir Deutſche waren nicht darauf vorbereitet und ließen uns überraſchen; aber ohne daß wir es in unſerer noch immer großen politiſchen Unſchuld merkten, wurden die furchtbaren Schläge, die wir den Franzoſen gaben, von Rom und der Geſellſchaft Jeſu mitempfunden. Kaum war Napoleon III. bei Sedan gefangen, ſo war auch der Papſt ſchon ein Gefangener in Rom. Es hätte auch anders kommen können, und welcher gute Deutſche in den Tagen des Auguſt und September in Frankreich den Heldentod gefunden hat, deſſen Hinterbliebene mögen ſich tröſten, denn ſie haben das deutſche Volk von den zwei größten äußern und innern Uebeln, von der biſſigſten und von der giftigſten Laokoonsſchlange befreit.

Aus dieſem und keinem andern Geſichtspunkt muß der große Kampf zwiſchen Germanismus und Romanismus angeſehen werden, der in den letzten Jahren vorbereitet und 1870 beendigt wurde.

Hinter dem Papſt und dem Kaiſer der Franzoſen ſtand das rothe Geſpenſt. Durch ihren Angriff auf Deutſchland mittelſt der Infallibilitätserklärung von Rom, und der Kriegserklärung von Paris aus, hofften ſie einen Sieg und eine ſo ſtarke Stellung in Europa wieder zu gewinnen, daß ſie nicht nur vor ſich den germaniſchen Geiſt und die deutſchen Einheitsbeſtrebungen niederdrücken, ſondern auch hinter ſich der Republik und Anarchie Meiſter werden könnten. Daß ſie unterliegen mußten, hätten ſie ſich vorher ſelber ſagen können, denn

die dem römiſchen Papſtthum wie dem franzöſiſchen Imperialismus inwohnende Corruption hatte theils den frivolen Geiſt und Unglauben, theils die anarchiſche Geſinnung großgezogen, die in Italien unter lautem Jubel den Papſt entthronte, in Frankreich die Armee desorganiſirte und die Republik unvermeidlich machte. Die romaniſchen Nationen waren durch die Hierarchie und Despotie dermaßen phyſiſch und moraliſch entkräftet worden, daß ſie dieſen beiden Potenzen nicht mehr zur Stütze gegen den Germanismus dienen konnten. Sie hatten ſeit dem Mittelalter einen guten Bundesgenoſſen am Hauſe Habsburg gehabt, dem allein ſie die großen Erfolge verdankten, die ſie über die deutſche Reformation errangen. Deswegen war es unklug von Napoleon III., dieſen alten Bundesgenoſſen, der ſtets nur romaniſches Intereſſe vertreten und das germaniſche geſchädigt hatte, im Jahr 1859 aufzugeben, das katholiſche Kaiſerthum in Deutſchland zu berauben und zu zerrütten, daß es 1870 nicht mehr im Stande war, weder dem Papſt, noch Frankreich zu helfen.

Sofern das rothe Geſpenſt auch hinter dem Papſte ſtand, war es unklug von ihm, durch ſein Concil nicht nur aufs neue den Proteſtantismus gegen ſich zu waffnen, ſondern auch Mißtrauen gegen ſich unter allen gebildeten Katholiken zu erwecken, was am Ende zu einem Schisma führen mußte. Mit dem gläubigen Proteſtantismus konnte er ſich auf chriſtlicher Grundlage am Ende verſöhnen, während ihn der abſolute Unglaube, der fanatiſche Atheismus in den romaniſchen Ländern nur mit Vernichtung bedrohte. Auch ſchon im Hinblick auf die wachſende Macht Rußlands und der griechiſchen Kirche hätte der Papſt darauf bedacht ſeyn ſollen, anſtatt in die ſchroffſte und unvernünftigſte Einſeitigkeit des Romanismus zu fallen, ſich möglichſt mit der germaniſchen Auffaſſung des Chriſtenthums auszuſöhnen und das chriſtliche Abendland durch eine Vereinigung aller edlen Geiſter zu ſtärken gegenüber dem geiſtloſen Popenthum.

Das Erfreuliche in diesen Ereignissen der Zeit ist die gesunde Kraft, deren das deutsche Volk sich kaum vorher so bewußt gewesen ist, als sie plötzlich an den Tag trat, und zweitens das Natürliche im Entwicklungsgange der Dinge, welches die Illusionen, Vorurtheile und verkehrten Tendenzen so vieler Zeitgenossen in ihrer Nichtigkeit gezeigt, den bisherigen Parteien große Lehren gegeben und ihre Stellungen wesentlich und zum Besten des Ganzen verändert hat. Vor allem tritt das deutsche Vaterland gleich einer Landschaft, über welcher lange dicker Nebel lag, in überraschender Klarheit vor das Auge seiner Kinder.

Inhalt des erſten Bandes.

Vorrede. Seite

Erſtes Buch. Der norddeutſche Bund 1

Zur Einigung Deutſchlands S. 1. Stellung zu Frankreich und Oeſterreich 7. Deutſche Flotte 12. Die National-Liberalen dringen auf den Anſchluß des deutſchen Südens an den Norden 22.

Zweites Buch. Das Zollparlament 32

Particulariſtiſche Kundgebungen der Süddeutſchen 35. Arbeitervereine und Social-Demokraten 51.

Drittes Buch. Der preußiſche Landtag 62

Die Parteien 62. Angriffe auf das Cultminiſterium 70. Decentraliſation 67. Bismarck 78. Preußiſcher Particularismus der Feudalen 83.

Viertes Buch. Die von Preußen annektirten Provinzen 89

Hannover 91. Bremen 92. Kurheſſen 97. Frankfurt a. M. 101. Hamburg 107. Nordſchleswig 109.

Fünftes Buch. Die welfiſchen Umtriebe 113

Marienberg 115. Hietzing 117. Hannöver'ſche Legion 118. Der Kurfürſt von Heſſen 120. Der Chauvinismus der Hietzinger Preſſe 123.

Sechſtes Buch. Oeſterreichs Politik ſeit ſeiner Niederlage . . . 137

Beuſt 138. Schönthun mit Frankreich 145. Süddeutſcher Schützentag in Wien 148. Der Depeſchendiebſtahl 156.

Siebentes Buch. Der öſterreichiſche Dualismus 169

Ungarn 172. Cis- und Transleithanien 176. Kathol. Kirchenautonomie in Ungarn 185. Doktorenminiſterium in Wien 190. Slaviſche Oppoſition 204.

Seite

Achtes Buch. Die ſlaviſche Agitation in Oeſterreich 215

Die Czechen 215. Belcredi 217. Liebäugeln mit Rußland 219. Declaranten 227. Croaten 233. Galizien 236. Slovenen 240. Aufſtand in Dalmatien 243.

Neuntes Buch. Der Sturm gegen das Concordat 260

Mühlfeldt 262. Adreſſe der Biſchöfe 264. Judenpreſſe 266. Die drei liberalen Geſetze für Kirche, Schule und Ehe 270. Die Krakauer Nonne 276. Die Ultramontanen 280. Tirol 282.

Zehntes Buch. Die finanziellen und ſittlichen Gebrechen Oeſterreichs . 286

Finanznoth 286. Börſenſchwindel 292. Das Heerweſen 304. Die Lüderlichkeit der Sitten 308.

Elftes Buch. Bayern 313

Fürſt Hohenlohe 314. Neues Wehrſyſtem 322. Die ultramontane Preſſe 326. Die ſog. Patrioten 337.

Zwölftes Buch. Württemberg, Baden, Heſſen 343

Württemberg 343. Varnbüler 345. Antideutſche Umtriebe 352. Baden 355. Proteſtantentag 356. Heſſen-Darmſtadt 363.

Dreizehntes Buch. Die Schweiz und die Niederlande 368

Miliziſyſtem 368. Züricher Demokratie 372. Die St. Gotthardbahn 376. Belgien 379. Die Oſtbahn 381. Die Vlamingen 386. Holland 394.

Vierzehntes Buch. England und Scandinavien 398

Victoria 399. Reformbewegung 404. Arbeiterbewegung 409. Staatskirche in Irland 413. Dänemark 423. Schweden 425.

Fünfzehntes Buch. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika . . 428

Präſident Johnſon und der Senat 428. Präſident Grant 438. Die Südſtaaten 446. Indianer 453. Entſittlichung 461.

Erſtes Buch.

Der norddeutſche Bund.

Das Werk, welches König Wilhelm I. von Preußen mit dem Grafen Bismarck durchzuführen unternommen hatte, war eigentlich das großartigſte und welthiſtoriſch wichtigſte der ganzen Neuzeit, nämlich die Wiedervereinigung der ſo lange unnatürlich getrennten deutſchen Volksſtämme. Die Durchführung war freilich ſchwierig, denn das Ausland fürchtete ſich vor nichts ſo ſehr, als vor der Einigkeit des großen und ſtarken deutſchen Volkes, und die deutſchen Dynaſtien ſelbſt, die Urheber aller Spaltung und alles Unheils in Deutſchland, beneideten und haßten das Haus Zollern, das ihnen ſo weit an Macht überlegen wurde und durch welches ſie vollends ihre unnatürliche, ungerechte, nur auf Koſten der großen deutſchen Nation erlangte Souverainetät zu verlieren fürchten mußten. Endlich waren unter dem langen Druck der römiſchen Kirche und der vielgetheilten Fürſtenherrſchaft viele deutſche Volksſtämme an Particularismus, an unvernünftigen Nachbar- und Bruderhaß gewöhnt und zum Laſter der Dummheit und Vaterlandsvergeſſenheit förmlich zugeſchult worden, ſo daß ſie nicht begriffen, wie werthvoll einer großen Nation ihre Einheit ſeyn muß, und ſich von allerlei vom Ausland inſluirten Rathgebern irre führen ließen.

Indeſſen war ein guter Anfang gemacht. Preußen bildete einen feſten Kern. Seine Waffenmacht flößte überall Reſpekt ein. Oeſterreich konnte, ſeitdem es im Kriege unterlegen war und Ungarn in dem ſtarken norddeutſchen Bunde ſeinen einzigen ſichern Bundesgenoſſen gegen den Panſlavismus erkannt hatte, kein Heer mehr gegen Preußen aufbringen. Die Mittelſtaaten waren decimirt, der Reſt derſelben durch Schutz- und Trutzbündniſſe an Preußen gebunden. Der gemäßigte Liberalismus hatte ſich mit Preußen verſöhnt. Auch alle vernünftigen Katholiken anerkannten, wie achtungsvoll ihre Kirche von Preußen behandelt werde. Nur die von Rom aus gehetzten Ultramontanen, nur die mit Rheinbundsgelüſten ſchwangern Particulariſten und die gegen die deutſche Einheit, wie gegen jede geſunde Staatsordnung verſchworenen Anarchiſten blieben als die verbiſſenſten Feinde der deutſchen Sache übrig, ungefährlich, ſo lange ſie nicht durch eine überlegene auswärtige Militärmacht in ihrem Vaterlandsverrath unterſtützt wurden.

Aber das Ausland war nicht fähig, Deutſchland anzugreifen. Frankreich war noch nicht hinlänglich gerüſtet. Oeſterreich konnte, Italien wollte ihm nicht beiſtehen. Holland und Dänemark konnten ihm als Bundesgenoſſen nicht genügen. Spanien war ihm abgeneigt. England fürchtete eine Vergrößerung Frankreichs aus Sorge um Belgien. Die ruſſiſche Politik collidirt mit der franzöſiſchen im Orient. Deshalb beſchränkte ſich auch Napoleon III. darauf, zu warten, nur argwöhniſch jede Bewegung in Deutſchland zu beobachten und die Oppoſition gegen Preußen zu nähren, bis einmal die Zeit käme, in welcher er mit einiger Sicherheit des Erfolges Deutſchland angreifen könnte. Der böſe Wille verrieth ſich bei jeder Gelegenheit. So zuerſt in der Luxemburger Frage, die ich ausführlicher ſchon in meiner Geſchichte des Kriegs von 1866 behandelt habe. Die Feſtung Luxemburg im Großherzogthum desſelben Namens, welches dem König der Niederlande geſchenkt worden war, wurde als deutſche Bundesfeſtung einer preußiſchen Be-

satzung anvertraut. Da nun der deutsche Bund aufgehört hatte, verlor auch Preußen sein bisheriges Besatzungsrecht. Nun wollte Frankreich gern die Festung haben und kaufte sie dem König der Niederlande ab, der seine Hand zu allem bot, was die Erfolge der deutschen Sache wieder hätte in Frage stellen können. Preußen überließ die Entscheidung einer Conferenz in London, welche den Streit so ausglich, daß die preußische Besatzung aus Luxemburg abzog, aber auch keine französische einziehen durfte, sondern der Kauf annullirt und die Festung geschleift, das Großherzogthum Luxemburg aber für neutral erklärt und unter die Garantie sämmtlicher Mächte gestellt wurde. (Beschluß der Conferenz vom 11. Mai 1867.)

Der norddeutsche Bund behauptete sich fest und ehrenhaft nach Außen, während er auch im Innern mit seiner Organisirung Fortschritte machte. Er umfaßte zwar noch lange nicht das ganze große deutsche Sprachgebiet, ja er hatte sogar einen kleinern Umfang, als der 1815 gegründete deutsche Bund; allein er war doch in sich fester und einiger und daher etwas ungleich Besseres, als der vorige Bund. Jedermann fühlte das auch. Die alten Patrioten, denen die Metternich'sche Schöpfung tief verhaßt gewesen, athmeten jetzt erst wieder frei auf und jubelten der Schöpfung König Wilhelms und Bismarcks zu, denn diese hatte die Einheit und Stärke, das Recht und die Ehre der gesammten deutschen Nation sich zum Ziele gesetzt, da im Gegentheil die Bundesverfassung, welche Metternich mit Talleyrand und Rußland auf dem Wiener Congreß ausgeheckt hatte, von vorn herein nur auf Verewigung der bisherigen Zertheiltheit, Kleinstaaterei und Bevormundung Deutschlands durch das Ausland berechnet gewesen war. Auch die alten Particularisten, Kleinstaatler und die extremen Parteien, denen ihr Partei-Interesse über das nationale ging, verriethen in ihrer Verbissenheit, welche Furcht sie vor der neuen Einigung zunächst Norddeutschlands hegten und wie sehr sie in diesem neuen

Bunde die Macht anerkannten, die ſie nur noch ſchmähen, aber nicht mehr überwinden konnten. Während ſie mit affectirter Geringſchätzung in ihren Zeitungen dem neuen Bunde vorwarfen, er ſey weniger als der alte, wußten ſie recht wohl und fühlten es mit bitterm Grimm, wie viel mehr er ſey. Im Ausland ſah man ihn ganz ebenſo an. Die Deutſchen im Ausland jubelten, ſie würden jetzt überall geehrt, nachdem man ſie vorher verachtet hatte, denn Deutſchland habe ſich auf einmal in ungeheuern Reſpekt geſetzt. Die auswärtigen Kabinette aber verriethen ihren geheimen Groll, daß ſie Deutſchland nicht mehr ſollten bevormunden dürfen, nur in ärgerlichen Leitartikeln, wagten aber nicht, das Werk der deutſchen Einigung zu ſtören.

Was die ſiegreiche preußiſche Armee in der Schlacht bei Königgrätz errungen hatte, wurde diesmal nicht wieder durch die Feder der Diplomaten verſcherzt. Blücher war wieder aufgelebt, aber Hardenberg durfte ſich nicht mehr rühren.

Die Erben der Metternich'ſchen Politik und die um mehrere Köpfe gekommene Hydra der Kleinſtaaterei empfanden den Schlag von Königgrätz eben ſo ſchmerzlich, als er alle patriotiſchen Herzen in Deutſchland mit Wonne durchbebte. Mit dem norddeutſchen Bunde war der große nationale Neubau noch nicht vollendet, aber es war mehr als die Hälfte daran vollbracht, und das Bundeshaupt, ſo wie ſein Bundeskanzler ehrten die deutſche Nation durch das edle Vertrauen, ſie werde den völligen Ausbau ſelber wollen und dabei helfen, gern, aus eigener Einſicht und eigenem Antriebe zu eigenem Nutzen. Sie übten daher nicht nur die größte Schonung und Großmuth in den annektirten Provinzen und kleinern Bundesgebieten, ſondern überließen es auch dem ſüdweſtlichen Deutſchland, ſich allmälig ſelber klarer zu werden, daß deſſen Anſchluß an den Nordbund ihm ſelbſt mehr zum Heil gereichen müſſe, als die vaterlandsverrätheriſche Hoffnung auf einen neuen Rheinbund.

Der erſte Reichstag des Norddeutſchen Bundes, der

der Zeit durch ungeeignete und zu gedehnte Vorträge vorgebeugt würde, kam hier wieder zur Sprache; durch die Indiscretion, mit welcher die bei solchen Gelegenheiten vorzugsweise sich aufblähende Mittelmäßigkeit zu den langweiligsten und unersprießlichsten Reden sich auf den Catheder gedrängt hatte, war eine wirkliche Erbitterung rege geworden, und Tiedemanns Vorschlag, die Wahl der zum Vortrag kommenden Aufsätze einem Comité zu übergeben, ging nunmehr, wiewohl mit einer geringen Stimmenmehrheit, durch. Oken, der Stifter der Versammlungen, war es hauptsächlich, der sich gegen die Ausführung dieses Vorschlags erhob. Er gab zu, wie sehr die Klagen begründet seyen, welchen dadurch abgeholfen werden sollte, meinte aber, die Besseren werden ihre Arbeiten keiner Kritik unterwerfen wollen und daher wegbleiben, auch werde sich Niemand bereit finden, in ein Comité zu treten, dessen Wirksamkeit eine so gehässige sey; auch liege es ja immer in der Gewalt des Geschäftsführers, die kürzesten Vorträge zuerst aufzurufen, und dann werde sich Jeder bestreben, kurz zu seyn. Leider hat aber noch kein Geschäftsführer diese Befugniß mit Energie gehandhabt. Tiedemann nahm später seinen Vorschlag förmlich zurück. Oken sprach ferner die Hoffnung aus, wenn nur die Versammlung ihren Lauf durch ganz Deutschland herumgemacht habe, so werde die Sucht, Vorlesungen zu halten, von selbst abnehmen und freie Besprechung an ihre Stelle treten. Leider ist bis jetzt diese Hoffnung unerfüllt geblieben. Er bemerkte ferner, man verkenne die Zwecke der Versammlung, der Hauptzweck bleibe immer die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften, sie sey keine wandernde Akademie, und das Publikum habe es sich selbst zuzuschreiben, wenn es übermäßige Erwartungen von ihren Resultaten gehegt habe, ja sie sey im Ganzen als bloße Ferienreise zu betrachten. So gewiß es ist, daß diese Förderung persönlicher Bekanntschaft auch in negativer Beziehung (denn mancher Nimbus ist in diesen Versammlungen erloschen) ihren großen Werth habe, so konnte dies doch in der Weise, wie sich die Versammlungen einmal, gewiß ihrem Stifter selbst unerwartet, gestaltet haben, nicht ihr einziges Resultat bleiben, worauf wir später zurückkommen werden.

Rücksichtlich der Ausgabe des Plinius wurde beschlossen, so wie der König von Baiern einen Philologen nach Florenz geschickt

am 24. Februar 1867 eröffnet und am 17. April geschlossen wurde, entsprach den nationalen Erwartungen. Wie der Bundesrath, so kam auch der Reichstag allen Anträgen im nationalen Sinn wohlwollend entgegen und konnten die wenigen particularistischen Stimmen nicht aufkommen. Die Mehrheit bildete sich wie von selbst, indem sowohl die Liberalen als Conservativen ihre Parteiansprüche so weit ermäßigten, als die patriotische Pflicht ihnen gebot. Auch fehlte der schöne Enthusiasmus nicht, der diejenigen erfüllen mußte, welche berufen waren, die Deutschen auf eine neue, würdige und praktische Art zu vereinigen.

Von der Organisation des deutschen Bundes, von seinen verfassungsmäßigen Organen, dem Bundesrath und Reichstag, habe ich schon am Schluß meiner Geschichte des deutschen Krieges ausführlich gehandelt. Desgleichen auch von den Schutz- und Trutzbündnissen der süddeutschen Staaten mit Preußen, wodurch die Verbindung derselben mit dem norddeutschen Bunde wenigstens in Bezug auf das Heer- und Zollwesen gesichert war. Um vor allem das Heerwesen bundesgemäß zu organisiren, wurden in die dem Bunde angehörigen nichtpreußischen Länder preußische Offiziere zur Instruction entsandt, und süddeutsche Offiziere aus den durch die Augustverträge verbündeten Staaten gingen in preußische Garnisonen, um sich dort instruiren zu lassen.

Preußen versäumte keinen Augenblick, in der Organisation und Befestigung des norddeutschen Bundes fortzufahren. Die meisten Bundesstaaten kamen ihm wohlwollend und hingebend entgegen, wie ihre geographische Lage, ihr gemeinschaftliches Interesse mit Preußen und die lange Erfahrung einer guten Behandlung von Seite Preußens (namentlich in Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, den thüringischen Herzogthümern) es nicht anders erwarten ließen. In den annektirten Ländern wurden Vertrauensmänner beigezogen und sogar schon verfügte Maßregeln zurückgenommen, um billigen Volkswünschen zu genügen. Am 15. August 1867 eröffnete

Graf Bismarck wieder den norddeutſchen Bundesrath, um für den Herbſt eine Reichstagsſitzung vorzubereiten. In dieſem Bundesrath waltete der patriotiſche Sinn vor, ein edles Streben, gemeinſam vorzugehen, im Sinn und zum Zweck der deutſchen Einigkeit.

Das Wichtigſte blieb immer der nähere Anſchluß der ſüdweſtlichen Staaten Deutſchlands an den norddeutſchen Bund. Derſelbe war ſchon vorbereitet durch die Schutz- und Trutzbündniſſe und durch den neuen Zollvereinsvertrag vom 20. Juli 1867. Dem Anſchluß entgegen wirkten jedoch noch viele Umſtände und Intereſſen, der Particularismus, der auch nicht den kleinſten Theil eines dynaſtiſchen oder provinziellen Sonderintereſſes dem allgemeinen Nationalintereſſe opfern wollte, die ultramontane und demokratiſche Partei, endlich das Rheinbundsgelüſte, welches von franzöſiſcher Seite eifrig genährt wurde. Empfohlen wurde der Anſchluß in allen ſüddeutſchen Staaten durch die patriotiſch geſinnten Blätter, welche richtig erkannten, welche wichtige Aufgabe den Süddeutſchen geſtellt ſey. Schloßen ſie ſich ehrlich an Norddeutſchland an, ſo bildeten ſie vereinigt eine ſo ſtarke Macht, daß es Frankreich nicht mehr wagen konnte, uns mit einem Angriffe zu drohen. Alsdann konnten wir Deutſche uns des innern Friedens und Fortſchritts erfreuen und durften nicht zweifeln, daß auch die Deutſchöſterreicher in irgend einer Form dem nationalen Geſammtintereſſe dienſtbar werden würden. Der Beſuch des Kaiſers der Franzoſen in Salzburg brachte in die Hoffnungen der Particulariſten, Ultramontanen und Demokraten zwar einen neuen Schwung, doch nur auf kurze Zeit, und die Rheinbundsgelüſte wagten ſich nur ſcheu aus dem Dunkel hervor.

Am 5. September eröffnete Großherzog Friedrich von Baden die Kammern in Karlsruhe mit einer warmen patriotiſchen Anſprache, rühmte die Schutz- und Trutzverträge mit Preußen und das Zollparlament als eine reguläre Vertretung des geſammten deutſchen Volks und verſprach dem Ziele der nationalen Einigung

Süddeutschlands mit dem norddeutschen Bunde unausgesetzt und opferbereit nachzustreben. Die erste Kammer antwortete entsprechend: „Ruhe und innern Frieden wird die deutsche Nation erst dann wieder finden, wenn die endliche Form gefunden seyn wird, um zwischen der bereits erreichten Einigung der norddeutschen Macht und den süddeutschen Staaten die nothwendige nationale Verbindung herzustellen und vollkommener zu gestalten." Die Adresse der zweiten Kammer drückte die Hoffnung aus, „daß fester Muth und der nicht zu bewältigende Drang des deutschen Volks nach einem geeinigten Vaterlande den baldigen Sieg über die innern und äußern Kräfte des Widerstandes davon tragen wird. Bis dahin erfreuen wir uns wenigstens der Thatsache, daß die süddeutschen Staaten mit dem Norden sich einig wissen in der heiligen Pflicht eines gemeinsamen Schutzes deutschen Gebiets gegen einen Angriff von außen."

Am 10. September eröffnete König Wilhelm zu Berlin abermals den norddeutschen Reichstag mit einer Thronrede, worin er nur einfach constatirte, welcher bedeutungsvolle Schritt zur Einigung Deutschlands durch die Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Süden und durch das Zollparlament gethan sey. Im Uebrigen ließ er nur Gesetzesentwürfe vorlegen über Wehrpflicht, Indigenat, Freizügigkeit, Maaß und Gewicht, Paßwesen, Consulate ꝛc. Man hatte erwartet, die Thronrede werde sich über die Zusammenkunft in Salzburg äußern, allein es geschah geflissentlich nicht. Der König von Preußen ignorirte jene Zusammenkunft, als wäre sie gar nicht vorgefallen, und erleichterte dadurch dem Kaiser der Franzosen die unbequeme Arbeit seiner Friedenspredigten. Bald darauf wurde ein Rundschreiben bekannt, welches Graf Bismarck am 7. September an die preußischen Gesandtschaften erlassen hatte. Darin hieß es: „Es gereicht uns zur Genugthuung, aus den österreichischen und französischen Erklärungen die Versicherung zu entnehmen, daß der Besuch des Kaisers Napoleon lediglich aus einem Gefühle hervorge-

gangen iſt, welches wir ehren und mit dem wir ſympathiſiren, und daß der Zuſammenkunft beider Herrſcher der Charakter dieſes Motivs geblieben iſt. Darnach ſind innere Angelegenheiten Deutſchlands nicht in der Weiſe, wie die erſten Nachrichten es vorausſetzen ließen, Gegenſtand der Beſprechungen in Salzburg geweſen. Es iſt dies um ſo erfreulicher, da die Aufnahme, welche jene Nachrichten und Vorausſetzungen in ganz Deutſchland fanden, von neuem gezeigt hat, wie wenig das deutſche Nationalgefühl den Gedanken erträgt, die Angelegenheiten der deutſchen Nation unter die Vormundſchaft fremder Einmiſchung geſtellt zu ſehen. Der norddeutſche Bund wird jedem Bedürfniſſe der ſüddeutſchen Regierungen nach Erweiterung und Befeſtigung der nationalen Beziehungen zwiſchen dem Süden und dem Norden Deutſchlands auch in Zukunft bereitwillig entgegenkommen, aber wir werden die Beſtimmung des Maßes, welches die gegenſeitige Annäherung innezuhalten hat, jederzeit der freien Entſchließung unſerer ſüddeutſchen Verbündeten überlaſſen. Dieſen Standpunkt glauben wir um ſo ruhiger feſthalten zu dürfen, als wir in den gegenwärtig beſtehenden vertragsmäßigen Beziehungen zwiſchen dem Süden und dem Norden Deutſchlands, wie ſie in den abgeſchloſſenen Bündniſſen und in der Vervollſtändigung des Zollvereins ſich darſtellen, eine rechtlich und thatſächlich geſicherte Grundlage für die ſelbſtändige Entwickelung der nationalen Intereſſen des deutſchen Volkes erblicken."

Im norddeutſchen Reichstag war die national-liberale Partei am zahlreichſten, ſetzte daher die Wiederwahl Simſons zum Präſidenten, des Herzogs von Ujeſt und v. Bennigſens zu Vicepräſidenten durch und formulirte eine loyale und patriotiſche Antwortsadreſſe auf die Thronrede, worin geſagt war, der Reichstag werde Süddeutſchland entgegen kommen, wenn daſſelbe eine nähere Verbindung wünſche, und erachte das große Werk erſt dann vollendet, wenn Süddeutſchland auf Grund des Artikels 79 der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes in dieſen werde eingetreten ſeyn. Zugleich

wies der Reichstag jede fremde Einmiſchung zurück. Graf Bismarck als Bundeskanzler bemerkte: „Will die Nation die Einigung, ſo iſt kein deutſcher Staatsmann ſtark genug, es zu verhindern, noch kleinlich genug, es verhindern zu wollen.“ Zu derſelben Zeit machte der König von Preußen mit ſeiner Gemahlin und dem kronprinzlichen Paare eine Reiſe nach Karlsruhe, wo er mit Jubel empfangen wurde, hielt ſich kurze Zeit auf der ſchönen Inſel Mainau bei ſeiner Tochter und deren Gemahl, dem Großherzog von Baden auf, empfing hier den Beſuch ſeiner Nichte Olga und ihres Gemahls, des Königs von Württemberg, erwiderte denſelben auf deren ſchönem Schloſſe Friedrichshafen am Bodenſee und begab ſich ſodann auf den Hohenzollern. Hier empfing er am 3. Oktober Herrn Simſon, den Präſidenten des norddeutſchen Reichstags, der ihm die Adreſſe dieſes Reichstags überbrachte. In ſeiner Anſprache an den König hob Simſon hervor, daß von der Burg Hohenzollern die Anfänge des preußiſchen Königshauſes ausgegangen, zu welchem heute die Vertreter von 30 Millionen eines zu einem Staatskörper geeinigten Volkes ihre Stimmen erheben, eines Volkes, welches das Bewußtſeyn hat, Maß und Geſetz ſeiner Bewegung, Fortbildung und Erweiterung ausſchließlich in ſich ſelber zu tragen. Der König erwiderte: Die in der Adreſſe ausgeſprochenen Geſinnungen und Hoffnungen ſind auch die meinigen, und daß der Einweihungstag der hergeſtellten Stammburg der Hohenzollern Zeuge des Ausſpruches des Reichstags iſt, beweist, daß die Vorſehung mit dem hier entſproſſenen Geſchlechte und mit Preußen war und iſt. — Auf ſeiner Rückreiſe traf der König in Augsburg mit dem König von Bayern zuſammen. Auch hier wie in Nürnberg empfingen ihn Freudenrufe.

Die Mehrheit des Reichstags unterſtützte den Bundeskanzler im Ausbau des Nationalwerkes. Braun aus Naſſau mahnte am 8. Oktober in einer warmen Rede die Süddeutſchen, nicht zurückzubleiben, wo es die Vereinigung des großen Vaterlandes gelte, und warnte die, welche etwa glauben ſollten, ſie könnten das Schutz-

und Trutzbündniß verwerfen und doch im Zollverein bleiben. Mit edler Entrüſtung warf Blum (ein Sohn Robert Blums) den ſächſiſchen Vertretern im Reichstag ihren kleinlichen und durchaus unfruchtbaren Partikularismus vor.

Der deutſche Nationalverein hatte ſich überlebt. Seine Protection des Auguſtenburgers hatte ſich als völlig werthlos erwieſen; was er ſonſt zum Wohl der deutſchen Nation bezweckt hatte, wurde jetzt noch viel zweckmäßiger vom norddeutſchen Bundesrath und Reichstag geleiſtet. Es war alſo Zeit für ihn, ſich aufzulöſen, was in der letzten Generalverſammlung unter v. Bennigſen's Vorſitz am 11. November 1867 zu Caſſel geſchah. Die Flottengelder des Vereins wurden an die Bundesmarine und einzelne Summen an die deutſche Seemannsſchule, an die Geſellſchaft für die Rettung Schiffbrüchiger und an den deutſchen Rechtsſchutzverein in London abgegeben.

Der Bundeskanzler hatte, wie es durchaus natürlich und nothwendig war, am 9. November 1867 eine aufzunehmende Marineanleihe von 10 Millionen Thalern beantragt, aber in Folge eines Antrags des Abgeordneten Bürgermeiſter Miquel von Osnabrück wurde am 15. Juni 1868 das Geſuch im norddeutſchen Reichstag mit 131 gegen 114 Stimmen verworfen. Die norddeutſche Marine hatte den ſchönſten Anfang genommen, viele Hoffnungen hatten ſich daran geknüpft, jetzt mußte auf einmal ein großer Theil der Arbeiten für ſie eingeſtellt werden. Vergebens ſuchte Moltke, der berühmte General, die Vertreter Norddeutſchlands zu beſſerer Beſinnung zu bringen. „Welcher verſtändige Menſch, ſagte er, würde nicht wünſchen, daß die enormen Ausgaben, welche in ganz Europa für Militärzwecke gemacht werden, für Friedenszwecke verwendet werden könnten! auf dem Wege der internationalen Verhandlungen wird dies nimmermehr zu Stande kommen. Der Krieg iſt ja nur die Fortſetzung der Politik mit anderen Mitteln. Ich ſehe für den Zweck nur eine Möglichkeit und das iſt, daß im Herzen von

Europa sich eine Macht bildet, die, ohne selbst eine erobernde zu seyn, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Eben deswegen glaube ich, daß wenn dieses segensreiche Werk jemals zu Stande kommen soll, es von Deutschland ausgehen wird, aber erst dann, wenn Deutschland stark genug ist, d. h. wenn es geeinigt seyn wird. Damit soll nicht gesagt seyn, daß wir die Einigung Deutschlands brauchen, um ein großes Heer und eine Flotte zu haben, sondern umgekehrt, daß wir Heer und Flotte brauchen, um zu jener Einigung zu gelangen, die dann hoffentlich einmal zur Herabsetzung dieser großen Ausgabe führen wird. Unsere Nachbarn wissen alle recht gut, auch die, welche so thun, als ob sie es nicht wüßten, daß wir sie nicht angreifen wollen; aber sie sollen auch wissen, daß wir uns nicht angreifen lassen wollen. Und dazu brauchen wir Armee und Flotte."

Die Mehrheit des Reichstags verstand aber diese deutsche Sprache nicht oder wollte sie nicht verstehen. Schon am folgenden Tage, 16. Juni, begab sich Graf Bismarck verstimmt und in seiner Gesundheit angegriffen auf sein Gut Varzin in Pommern, um sich ein wenig auszuruhen, und am 20. wurde der Reichstag geschlossen.

Am 9. Dezember 1867 wurde die Noth der deutschen Protestanten in Livland zum erstenmal im Abgeordnetenhause zu Berlin durch Löwe angeregt. Er sagte: Preußen müsse aufhören der Satellit Rußlands zu seyn. Preußen dürfe wohl die Deutschen und Protestanten Rußlands in Schutz nehmen, so gut wie Rußland selbst die Christen der Türkei in Schutz nehme. Auch die Katholiken in Rußland zu schützen, zieme sich für einen Staat, in dem so viele Katholiken leben. Graf Bismarck antwortete, er bedauere, daß die Sache hier zur Sprache komme, die Deutschen in den Ostseeprovinzen würden nicht dabei gewinnen, ja er sey von dort aus gebeten worden, womöglich eine Discussion darüber am Landtage zu vermeiden. „Ich fürchte, die Leute dort werden die Folgen der

von Löwe geſprochenen Worte fühlen, denn welche Regierung würde ſich eine fremde Einmiſchung gefallen laſſen?“

Einen guten Eindruck machte es, daß Preußen den 1857 mit Rußland abgeſchloſſenen Cartellvertrag, welcher am 2. Oktober 1869 ablief, nicht wieder erneuerte, denn dieſer Vertrag hatte nur Vortheile für Rußland und nur Nachtheile für Preußen gehabt. Preußen hatte die Laſt auf ſich genommen, die vielen ruſſiſchen Ausreißer, Refractaire, Defraudanten, Schmuggler ꝛc. aufzugreifen und an Rußland wieder auszuliefern, alſo ſelber den Ruſſen die für die preußiſche Bevölkerung ſo ſchädliche Grenzſperre handhaben zu helfen.

Von Hecker in Amerika erſchienen 1867 „Gepfefferte Briefe“, worin er im Namen aller deutſchen Flüchtlinge in Nordamerika ſeine freudige Zuſtimmung zu den großen Veränderungen in Deutſchland beurkundete und dem alten Vaterlande bekannt machte, daß die frühere Verachtung, mit der alle Anglo-Amerikaner auf die Deutſchen herabgeſehen hätten, jetzt gänzlich verſchwunden ſey und man großen Reſpekt vor dem Volk in Waffen bekommen habe, welches ſich ſeine Einheit zu erkämpfen wiſſe.

Der norddeutſche Bund ſchloß mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf zehn Jahre einen Vertrag ab, demzufolge Angehörige des norddeutſchen Bundes, wenn ſie fünf Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hätten, als dort naturaliſirt angeſehen werden ſollten, alſo auch nach Europa zurückkehren durften, ohne dort verſäumter Militärpflicht nachkommen zu müſſen.

Im Beginn des Jahres 1870 zählte die norddeutſche Flotte 38 Dampfſchiffe mit 320 Kanonen und 7 Segelſchiffe mit 160 Kanonen. Sieben weitere Schiffe waren im Bau begriffen. Somit hatte die norddeutſche Seemacht bereits die öſterreichiſche und italieniſche erreicht und wurde in Europa nur noch von der engliſchen, franzöſiſchen und ruſſiſchen übertroffen.

Die junge preußiſche Marine fand 1870 wieder einmal Gelegenheit ſich auszuzeichnen. In den chineſiſchen Gewäſſern war ein

Bremer Handelsſchiff von Seeräubern angefallen und beraubt worden, das norddeutſche Kriegsſchiff Hertha erfuhr es aber frühe genug, um das Piratenſchiff zu verfolgen und wegzunehmen. Die Hertha blieb mit ihrer Beute vor dem Hafen von Hongkong und lief nicht ein, weil ſie ſonſt die Entſcheidung einem engliſchen Gericht hätte überlaſſen müſſen. Sie ließ vielmehr den norddeutſchen Conſul rufen und dieſer verurtheilte auf offener See die Seeräuber zum Tode, um den Chineſen Achtung vor den deutſchen Schiffen einzuflößen.

Von Neujahr 1868 an wurden alle preußiſchen Geſandten bei den Großmächten als Geſandte des Norddeutſchen Bundes accreditirt. Baron Gerold, der vom Norddeutſchen Bunde in Waſhington beglaubigt wurde, hatte ſich des wärmſten Empfanges von Seite des Präſidenten Johnſon zu erfreuen, der Preußen wegen ſeiner deutſchnationalen Politik beglückwünſchte. Schiffe, die zum erſtenmal unter der norddeutſchen Flagge in die Häfen Amerikas und Aſiens einliefen, wurden dort faſt überall und nicht blos von den deutſchen Landsleuten mit lautem Jubel begrüßte. Im fernen Auſtralien, in China, überall auf dem Erdenrunde gab es Deutſche genug, denen dieſe Flagge vor Augen ſtellte, welcher großen Nation ſie angehörten. In der Fremde hatten ſie die bisherige Mißachtung des deutſchen Namens ſchwer empfunden.

Die Ausgeſtaltung des norddeutſchen Bundes wurde vor allem auf dem Wege materieller Fortſchritte geſucht. Der einſeitige Handelsvertrag Mecklenburgs mit Frankreich wurde mit Zuſtimmung des letztern im Februar 1868 annullirt, ſofern Mecklenburg ſich dem deutſchen Zollverein endlich anſchloß. Frankreich wurde dabei durch Zollerleichterungen für ſeine Weine entſchädigt. Ferner ſchloß der Norddeutſche Bund Zollverträge mit Oeſterreich und mit Nord-Amerika. Die alten Mißbräuche der Rheder in den Hanſeſtädten, welche deutſche Auswanderer als Paſſagiere auf ihren Schiffen auf die ſchamloſeſte Weiſe zu übervortheilen und auf das unmenſchlichſte

in der Pflege zu vernachläſſigen gewohnt waren, wurden jetzt, nachdem einige eclatante Fälle ruchbar geworden waren, auf Befehl des norddeutſchen Bundesraths ſtreng unterſucht. Am meiſten waren dabei die reichen Firmen Sloman und Donati in Hamburg compromittirt, auf deren Schiffen eine Menge Paſſagiere elend zu Grunde gegangen waren.

Am 2. April 1868 äußerte Waldeck im Berliner Abgeordnetenhauſe, das preußiſche Regierungsſyſtem ſey zu wenig liberal. In Süddeutſchland gelte es als abſolutiſtiſch und feudaliſtiſch, und das ſey der Hauptgrund, warum man dort den Anſchluß an den Nordbund verſchmähe. Darauf ſagte Graf Bismarck: „Die Süddeutſchen wollen ſich an uns nicht anſchließen, nicht, weil wir ihnen nicht liberal genug, ſondern weil wir ihnen viel zu liberal ſind. Welcher unter den ſüddeutſchen Staaten iſt der liberalſte? Unzweifelhaft Baden, und dort iſt man bereitwillig zum Anſchluß. Die ſüddeutſchen Liberalen wollen ſich uns anſchließen und, die das nicht wollen, ſind die reaktionären Parteien.“ Dieſe genialen Worte riefen anfangs bei allen undeutſch geſinnten Parteien im ſüdlichen Deutſchland ein einfältiges Hohngelächter hervor, weil es hier wirklich noch Leute gab, welche immer noch wie vor ſechs Jahren das Miniſterium Bismarck heimlich für reaktionär hielten oder die Meinung, es verhalte ſich ſo, verbreiten halfen, um es zu verleumden und ihm Feinde zu erwecken, und dann mit dem liberalen Syſtem in Süddeutſchland zu prahlen. Aber ſelbſt das neugeſchloſſene Bündniß der württembergiſchen Regierung mit den Demokraten und Ultramontanen konnte nicht verhindern, daß man ſich des Drucks erinnerte, unter dem dieſe letztern Parteien noch vor Kurzem ſtanden. Es gab daher Reclamationen, und wie um einen unter ſie geworfenen Knochen die Hunde ſich herumbeißen, ſo die Fortſchrittspreſſe im ſüdlichen und auch im nördlichen Deutſchland, um das Wort, das ihnen Bismarck in ſeiner Rede hingeworfen. Die Einen wollten nicht zugeben, Bismarck ſey liberaler als Varnbüler, die Andern

hatte, ebenso bei der Verbindung des sächsischen mit dem spanischen Königshause den König von Sachsen zu bitten, einen jungen Philologen nach Spanien zu schicken, um die dortigen Codices zu vergleichen. Für die Vergleichung der Orforder Handschrift wurde eine Collekte von 400 Thalern vorgeschlagen; zur Ergänzung des etwa daran Fehlenden erboten sich einige Berliner.

In einer der medicinischen Sitzungen kam ein wichtiger und für die Besprechung in der Versammlung ganz geeigneter Gegenstand zur Sprache, nämlich die gränzenlose Verwirrung in der Nomenclatur der Arzneimittel und insbesondere der chemischen Präparate. Mit jedem Wechsel der chemischen Ansichten erhalten nämlich die chemischen Arzneipräparate andere Namen (man hat für das Calomel allein 37 verschiedene Namen nachgewiesen), und es ist leicht abzusehen, daß dies zu einer babylonischen Sprachverwirrung und zu endlosen Verwechselungen führen müsse. Man kam überein, es sey das beste, die ursprünglichen, den Mitteln von ihren Entdeckern gegebenen Namen beizubehalten, gleichviel, ob sie dem jeweiligen Stand der Wissenschaft entsprechen oder nicht, und wegen Einführung dieser Nomenclatur eine Petition an das preußische Ministerium einzureichen (die aber unberücksichtigt geblieben ist). Auch wurden sehr löblicher Weise als Probleme zur Besprechung für's künftige Jahr einige noch weniger erforschte Krankheitsformen aufgestellt. Oken sprach bei der Wahl des nächsten Versammlungsorts, die auf Heidelberg fiel, warnende Worte über die lockenden Zerstreuungen in den großen Residenzen, Feste aller Art, Concerte, Theater, Gastmähler u. s. w.

Versammlung in Heidelberg 1829. Es wäre jetzt, nachdem die Versammlung in Berlin ihre höchste äußere Entwickelung erreicht hat, unnütz, bei jeder Stadt insbesondere zu wiederholen, wie überall Regierung, Behörden, Geschäftsführer und Privaten nach den vorangegangenen Beispielen wetteiferten, der Gesellschaft so viel Ehre und Angenehmes, als immer möglich, zu erweisen. Es genüge, zu bemerken, daß keine Stadt je nach Maßgabe ihrer Kräfte hierin hinter Berlin zurückblieb. Tiedemann, der mit Gmelin Geschäftsführer war, eröffnete die Heidelberger Versammlung mit einer geistreichen Rede über die Fortschritte der Naturwissenschaften. Die Heidelberger Professoren waren unter sich übereingekommen, sich in die ausgezeichneteren Fremden zu theilen,

nicht das Gegentheil. Niemand aber konnte daran zweifeln, daß Bismarck wahr geſprochen hatte. Denn nichts war den Particulariſten im Süden fataler, als grade die Freiſinnigkeit Bismarcks, daß er allein es war, der ein deutſches Parlament wieder hergeſtellt und die Vertreter von ganz Deutſchland geſammelt hatte, daß die große national-liberale Partei ihn unterſtützte und daß auch die Art, wie Preußen ſich gegen die Katholiken und den Episcopat benahm, unendlich freiſinniger war, wie die Oeſterreichs und der Mittelſtaaten. Wie würden ſich ſämmtliche Particulariſten, Demokraten und Ultramontane in Süddeutſchland gefreut haben, wenn Preußen wirklich abſolutiſtiſch und feudaliſtiſch aufgetreten wäre! Dann hätten ſie doch einen Vorwand gehabt, die Einigung Deutſchlands unter einem ſolchen Regiment zurückzuweiſen. Nichts hat ſie ſo ſehr geärgert, als daß Preußen ihnen dieſen Vorwand nicht lieh.

Nachdem der König von Preußen am 20. Juni 1868 den Reichstag mit einer friedlichen und zufriedenen Rede geſchloſſen hatte, machte er eine Rundreiſe durch die annektirten Länder, beſuchte Hannover, Kaſſel, Frankfurt, wurde überall auf's ehrerbietigſte und freundlichſte empfangen und fand ſich am 25. Juni in Worms ein, wo damals das von Rietſchel verfertigte große Lutherdenkmal eingeweiht wurde. Auch der Kronprinz von Preußen, der König von Württemberg, der Großherzog von Heſſen und Prinz Wilhelm von Baden waren anweſend. Der Großherzog von Baden wurde nur durch Unwohlſeyn zurückgehalten. Die Feier war längſt vorbereitet und keineswegs eine Demonſtration gegen die katholiſche Kirche, wie Böswillige glauben machen wollten. Der König von Preußen hielt ſich nachher länger im Bade Ems auf und traf am 12. Auguſt mit dem Kaiſer von Rußland in Schwalbach zuſammen. Im September beſuchte König Wilhelm den König Johann von Sachſen in Dresden und fand bei ihm, wie beim Volke, den freundlichſten Empfang. Von hier begab ſich König Wilhelm ſodann in die Elbherzogthümer, wo ihn überall lauter Jubel begrüßte. In Kiel nahm

der König von der Anrede der Profeſſoren Gelegenheit, ſeine Friedensliebe zu verſichern, wobei er aber nicht ohne Stolz auf ſeine Armee und Flotte hinwies, die einen ihm etwa aufgedrungenen Krieg zu führen wiſſen würden. In der Stadt Schleswig dankte der König für den freudigen Empfang und fügte bei: „Ich gedenke meiner frühern Anweſenheit hier im Jahr 1864. Damals war die Zukunft der Herzogthümer ungewiß. Jetzt iſt ſie durch das Schickſal entſchieden. Der herzliche Empfang verbürgt mir, daß die Geſinnungen jetzt anfangen, den Thatſachen zu entſprechen.“ In Nordſchleswig ſtrömten dem König die Deutſchen auch aus den entfernteſten Ortſchaften zu; eine Deputation der Dänen ließ er aber nicht vor, weil ſie nur darauf berechnet zu ſeyn ſchien, in Kopenhagen und Paris Spektakel zu machen. Auf ſeiner Rückkehr wurde der König auf's feſtlichſte in Hamburg empfangen. Beim Beſuch der Hamburger Börſe ſagte er zum Präſidenten der Handelskammer: „Was Sie brauchen, das brauchen wir alle, den Frieden, und daß dieſer nicht geſtört wird, habe ich die ſicherſte Hoffnung. Die von mir in Kiel geſprochenen Worte ſollten dieſer Friedenszuverſicht den kräftigſten Ausdruck geben. Unerklärlich bleibt mir, wie eine entgegengeſetzte Auffaſſung nur einen Augenblick eintreten konnte.“

Um zu beweiſen, daß es ihm mit ſeinen Friedenserklärungen Ernſt ſey, mit einer leiſen Andeutung, daß er ſich vor den übermäßigen Rüſtungen Frankreichs nicht fürchte, befahl der König, die Rekruten, welche ſonſt im Anfang des September einrückten, erſt im nächſten Januar einrücken zu laſſen, obgleich die Reſerven ſchon im September, zum Theil im Auguſt heimkehren durften. Somit wurde das preußiſche Heer auf ein Drittheil ſeines Friedensſtandes reducirt. Das war eine beſchämende Antwort auf das Säbelgeraſſel der franzöſiſchen Preſſe. Inzwiſchen waren die Militärconventionen Preußens mit allen norddeutſchen Bundesſtaaten fertig geworden und nur noch die beiden Mecklenburg und Braunſchweig im Rück-

ſtande. Mecklenburg und Lübeck traten übrigens am 11. Auguſt in den Zollverein.

Auf die groben und zugleich feigen Herausforderungen der chauviniſtiſchen Preſſe in Paris, die man in Preußen mit ſtolzer und conſequenter Ruhe gar nicht beachtet hatte, antwortete erſt am 13. Oktober 1868 die Berliner Nationalzeitung mit einem derben Verweiſe. Nachdem ſie daran erinnert, daß die im vorigen Jahr von Frankreich verſuchte Einmiſchung in die nordſchleswig'ſche Frage eine ſcharfe Zurückweiſung erfahren und mit einem wenig ehrenvollen Rückzug der franzöſiſchen Regierungspreſſe geendet habe, fährt ſie fort: Es gelte gegenwärtig die klägliche Schlappe, welche die Politik Napoleons III. in Spanien erlitten, zu verdecken. Die kaiſerliche Politik habe Unglück mit ihren Alliirten, welche ſich wie Maximilian und Iſabella in thörichter Hoffnung auf perſönliche Hülfe Napoleons auf die gefährlichſten Bahnen wagten. Um die moraliſchen Schläge, welche Frankreich bekomme, zu verdecken, müſſe jedesmal der galliſche Hahn krähen, diesmal gellend über den Rhein. Als man aber dieſſeits des Rheins etwas munter geworden, habe man ſchnell eingelenkt und die Schuld, angefangen zu haben, der preußiſchen Preſſe zugeſchoben. „Wir regiſtriren dieſe feigherzige Verlegenheit, weil ſie nicht blos die Pariſer Preſſe, ſondern auch die Regierung, die ſich ihrer bedient, in ſchlagender Weiſe kennzeichnet. Wie ſoll denn gegenüber dieſem Kitzel, der trotz aller Ohnmacht unabläſſig immer auf's Neue bohrt und reizt, irgend ein Reſt von Achtung möglich bleiben?"

Graf Bismarck hatte ſich den ganzen Spätherbſt über auf ſeinem Landgut in Pommern aufgehalten, um einigermaßen Ruhe zu haben und wenigſtens von Nebendingen und unwichtigen Beſuchen unbehelligt zu bleiben. Da ihn ein Sturz vom Pferde erſchüttert hatte, knüpfte die böſe Welt daran voreilige Hoffnungen und verbreitete Gerüchte, er ſey viel leidender, als er wirklich war. Die zunehmende Frechheit der von Hietzing aus bezahlten Preſſe

hing damit zuſammen. Im Anfang Dezember kam jedoch Graf Bismarck friſch und munter nach Berlin zurück und machte den Winter über von Berlin aus noch manche vergnügte Jagdpartie. Als er in den erſten Tagen des Januar einmal auf Holſteiner Gebiet jagte, brachten ihm die Einwohner einen Fackelzug. Indem er ihnen dankte, ſagte er: Nun ſeht ihr, daß wir alle Landsleute und Brüder ſind. Ihr könnt Holſteiner, Hamburger ꝛc. bleiben und ſeyd doch Deutſche. Wir alle waren immer Brüder, wir haben es nur nicht gewußt.

Am 4. März 1869 eröffnete König Wilhelm I. von Preußen abermals zu Berlin den Reichstag des norddeutſchen Bundes perſönlich mit einer Thronrede, in welcher er ſeine volle Befriedigung über die bisherigen Leiſtungen des Reichstags und über die raſch fortſchreitende Entwicklung im Innern des Bundes ausdrückte. Durch eine Menge von Geſetzen waren bereits bedeutende Verbeſſerungen durchgeführt worden und neue wurden dem Reichstag zur Berathung angekündigt, eine neue Gewerbeordnung, ein neues Handelsgeſetzbuch, eine neue Wechſelordnung, ein Geſetz über gegenſeitige Rechtshülfe der Bundesgenoſſen, Poſtverträge, eine Organiſation der Bundesconſulate ꝛc. Was die auswärtigen Verhältniſſe betraf, ſo erklärte der König mit größter Beſtimmtheit: „die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen dem norddeutſchen Bunde und allen auswärtigen Mächten haben ſich vor kurzem durch die friedliche Löſung der die Ruhe des Orients bedrohenden Spannung von neuem bewährt. Eine Nation, welche ſich des Willens und der Kraft bewußt iſt, fremde Unabhängigkeit zu achten und die eigene zu ſchützen, hat das Recht auf die Dauer eines Friedens zu vertrauen, den zu ſtören den auswärtigen Regierungen die Abſicht, den Feinden der Ordnung die Macht fehlt."

Das erfreuliche Ergebniß der damaligen Sitzung des Reichstags war das Vereinszollgeſetz vom 1. Juli 1869, alle deutſchen Staaten umfaſſend; für den nordd. Bund die Gewerbeordnung

vom 21. Juni 1869, das Bundeswechselstempelgesetz vom 10. Juni, die Errichtung eines obersten Handelsgerichtshofes für den ganzen Bund in Leipzig ꝛc. Unterm 3. Juli wurde ein Bundesgesetz, die Gleichberechtigung der Confessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, im ganzen Bundesgebiet gesetzlich gesichert und endlich durch Vereinbarung des Consolidationsgesetzes zwischen der preußischen Regierung und dem Landtage der preußische und damit indirekt der Bundesstaatshaushalt wieder in befriedigender Weise geregelt, während die noch nicht zum Abschluß gebrachte Berathung des Kreisordnungsentwurfs auf einen baldigen heilsamen Fortschritt im Gebiet communaler und provinzieller Selbstverwaltung in Preußen hoffen ließ.

Und doch fing auch auf diesem Reichstage die parlamentarische Leimsiederei wieder an, die dem Genius des Grafen Bismarck die Flügel zusammen kleben wollte. Twesten und Graf Münster beantragten, an die Stelle der bisherigen Bundesregierung sollten verantwortliche Minister treten. Graf Bismarck entgegnete in einer glänzenden Rede, die Bundesregierung sey in bester Ordnung und der Bundesrath müsse sein Recht wahren, wie der Reichstag das seinige. Ein collegialisches Ministerium gewähre niemals die Vortheile einheitlicher und rascher Entscheidung. Auch würde der Anschluß Süddeutschlands an den Nordbund durch Annahme des Antrags erschwert werden.

Der Abgeordnete Lasker erkannte wohl, daß die Opposition gegen den Grafen Bismarck nicht zu weit gehen dürfe, weil sie, wenn sie seine Stellung erschütterte, mit ihm fallen würde, suchte also schnell in einer äußerst gewandten Rede den Bundeskanzler zu beruhigen. „In England, sagte er, ist es öffentliches Recht, daß der Premierminister einzelne Portefeuilles zu vergeben hat, und er hat es in Händen, die Entlassung von einzelnen Ministern zu fordern und anzunehmen. Wo dies nicht der Fall ist, ist es nothwendig, es einzurichten, damit nicht eben ein sehr ehrenwerther,

charakterfeſter aber harter Kopf dem ganzen Miniſterium im Wege ſtehe und den Gedanken des leitenden Miniſters vereiteln könne. Das wollen wir und nichts anderes. Wir haben zunächſt nur von Fachminiſtern geſprochen; dieſe ſollen dem Bundeskanzler die Laſten abnehmen, welche ihm nicht gebühren, ihm die Laſten abnehmen, welche verhindern, daß er mit dem größeren Gedanken der Staatspolitik ſich ausſchließlich beſchäftige und nur nebenbei controlire, ob nicht die Regierungen ſich durch Mißgriffe Mißtrauen zuziehen, durch welches die geſammte Staatsleitung Schaden leide." Graf Bismarck anerkannte den guten Willen in dieſer Entgegnung und erklärte: „Wenn ich geſagt habe, daß ich ein Miniſterium mit einheitlicher Spitze für zweckmäßiger halte, als ein Miniſtercollegium, ſo habe ich mich hierbei ebenfalls nach der engliſchen Verfaſſung gerichtet, bin alſo eigentlich derſelben Meinung wie Herr Lasker, wie das denn bei vielen Dingen geſchieht, daß wir oft, ohne es zu wiſſen, übereinſtimmen."

Ziemlich unnöthiger Weiſe ſtellte Hagen den Antrag, da die Soldaten ſo viel koſteten, ſollten ſie auch zu den Gemeindeſteuern beitragen. Als darüber am 28. Mai 1869 im Reichstag berathen wurde, erklärte der Kriegsminiſter v. Roon, nach zwei glorreichen Kriegen hätte er einen ſolchen Antrag nicht erwartet, der norddeutſche Bund würde gar nicht exiſtiren und dieſer Reichstag nicht beiſammen ſeyn, wenn die Armee jene Siege nicht erfochten hätte. Das Ganze zu erhalten, ſey die Hauptſache und eines kleinen Opfers werth. Sollte wohl die Armee ihr gutes Recht verlieren, um die Gemeindeeinnahmen Braunſchweigs oder Coburgs zu vermehren? Nachdem Hoffmann von Darmſtadt gleichwohl den Antrag unterſtützte, ſagte General Moltke: Die Armee habe nie zu Gemeindelaſten beigetragen und könne es auch nicht, denn ſie habe ja auch kein Recht, in Gemeindeſachen mitzuſprechen, und würde es, wenn ſie es hätte, nicht einmal ausüben können, weil der Soldat gewöhnlich von ſeiner Heimath entfernt iſt. Was der Soldat brauche, das bezahle er an

dem Ort, wo er lebe. Wenn er nicht in der Heimathsgemeinde zubringe und nichts von ihr genieße, könne er ihr auch nichts ſteuern. Und wenn der arme Soldat die Steuern nicht zahlen könne, wolle man ihm den Executor ſchicken. Die Sache wurde im Reichstag noch nicht entſchieden.

Am 6. Oktober 1869 eröffnete König Wilhelm in Perſon den preußiſchen Landtag, äußerte in der Thronrede ſeine Zufriedenheit mit dem, wenn auch langſamen, doch ſichern Fortſchritt der preußiſchen Monarchie und des Norddeutſchen Bundes und bemerkte ſchließlich: „Die ſorgſamen Beſtrebungen meiner Regierung, den Frieden zu erhalten und zu befeſtigen, ſowie die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten vor jeder Trübung zu bewahren, ſind mit Gottes Hülfe erfolgreich geweſen; ich hege die Zuverſicht, daß auch für die Folge die von mir in demſelben Sinne geleitete auswärtige Politik zu demſelben erfreulichen Ergebniſſe führen werde: Förderung friedlicher und freundſchaftlicher Beziehungen zu allen auswärtigen Staaten, Entwickelung des Verkehrs, Wahrung des Anſehens und der Unabhängigkeit Deutſchlands.“

Als um dieſe Zeit die Krankheit des Kaiſers der Franzoſen die Hoffnungen, welche die Feinde Preußens auf eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz geſetzt hatten, bedeutend niederſchlug und auf einmal wieder viel von einer Ausſöhnung Oeſterreichs mit Preußen die Rede war, verhielt man ſich in Berlin gegen ſolche plötzliche Liebkoſungen der Preſſe ziemlich kühl. Graf Beuſt hatte auf ſeiner diplomatiſchen Reiſe nach der Schweiz auch der in Baden-Baden weilenden Königin von Preußen ſeine Aufwartung gemacht, und der Kronprinz von Preußen, der zur Einweihung des Suezkanals reiſte, hielt ſich unterwegs ein paar Tage in Wien auf, wo ihn der Kaiſer ſchon an der Eiſenbahn herzlich empfing. Des Kronprinzen Gemahlin war aber nicht mit in Wien, traf mit ihrem Gemahl aber noch einmal in Verona zuſammen.

Am 24. Februar 1870 ſchlug Lasker im Norddeutſchen Reichs-

tag vor, den Anſchluß des Großherzogthums Baden an den Norddeutſchen Bund möglichſt zu beſchleunigen, weil Baden ſelbſt es wünſche, die Nationalliberalen im ſüdlichen Deutſchland eine Ermuthigung verdienten und im Fortſchritt zum nationalen Ziele überhaupt nicht innegehalten werden ſollte. Graf Bismarck antwortete in einer langen Rede mit überlegenem Geiſt, die nationalliberalen Herren, die ſich rühmten, ſeine Politik zu unterſtützen, hätten ihn doch wohl mit einem ſolchen Antrag im offenen Hauſe und vor dem großen Publikum nicht überraſchen, ſie hätten ihm ihr Vorhaben zuvor mittheilen ſollen. Sodann ging er näher auf die Sache ein und beſtritt, daß die badiſche Regierung den Herrn Lasker beauftragt habe. Indem er dieſe Regierung wegen der Treue, mit der ſie am nationalen Gedanken hing, und wegen ihres Muthes unter ſo vielen widerwärtigen Umgebungen und Zumuthungen in hohem Grade pries und ehrte, drückte er doch ſeine Ueberzeugung aus, ſie ſey mit Preußen in der Beurtheilung ihrer Lage einverſtanden und zu noch längerer Geduld bereit, wie auch die badiſchen Stände und die Mehrheit des badiſchen Volks, da ſie außerhalb des Norddeutſchen Bundes für die deutſche Einheit mehr zu wirken vermöchten, als wenn ſie einzeln in dieſen Bund treten. „Ich glaube nicht, daß wir gut thun würden, das Element, welches der nationalen Entwicklung im Süden am günſtigſten iſt, auszuſcheiden, gewiſſermaßen — wenn ich ein triviales Bild gebrauche, ſo ſchreiben ſie es der kürzlichen Betheiligung an landwirthſchaftlichen Verhandlungen zu — gewiſſermaßen den Milchtopf abzuſahnen, um das übrige ſauer werden zu laſſen.“ Weiter machte der Bundeskanzler darauf aufmerkſam, daß Baden, wenn Heſſen, Württemberg und Bayern nicht ebenfalls in den Norddeutſchen Bund eingetreten und möglichen Falls dieſen Staaten die fernere Theilnahme am Zollverein gekündigt werden müſſe, in eine bedenkliche Iſolirung gerathen würde. „Ein Gebiet wie das badiſche, vierzig Meilen lang und in der Höhe von Raſtadt kaum drei Meilen breit,

ein ſolches Gebiet durch eine Zollgrenze als Inſel einzuengen, dazu habe ich nicht den Muth." Auch bemerkte Bismarck, daß der Gedanke, auf die drei renitenten Südſtaaten irgend einen Zwang oder Druck auszuüben, entfernt liege, wie er das ſchon oft erklärt habe. Widerſpenſtige Bayern und Württemberger möchte er nicht im Norddeutſchen Bunde haben. Erſt müſſe ihre Einſicht reifen, daß auch ſie Deutſche ſeyen, und ſie müßten freiwillig ſich der großen Einheit anſchließen.

Endlich erinnerte Graf Bismarck an das, was für die Einheit Deutſchlands bereits geſchehen ſey: „Denken Sie zurück, meine Herren, in die Jahre vor 1848, in die Jahre vor 1864: mit wie Wenigem wäre man damals zufrieden geweſen! als welche glänzende Errungenſchaft wäre beiſpielsweiſe diejenige Einigung für ganz Deutſchland, in welcher wir heute mit Süddeutſchland ſtehen, der geſammten Nation erſchienen! nämlich ein Zollparlament, welches das liberum veto aus der Zollverfaſſung beſeitigte, welches dem Ganzen eine organiſche verfaſſungsmäßige Geſtalt verlieh, und einen geſicherten Oberbefehl der geſammten Heeresmacht! Der geſicherte Oberbefehl war eine große Schwierigkeit für einen Krieg des alten Bundes, er war ſchwerlich zu erreichen, und die Verhandlungen darüber hätten, wenn nicht außerhalb des Bundes Vorſorge getroffen wäre, länger dauern können, als der Krieg. Haben wir nicht in Bezug auf Süddeutſchland ein koſtbares Stück nationaler Einheit erreicht? Ich kann dreiſt behaupten: übt nicht das Präſidium des Norddeutſchen Bundes in Süddeutſchland ein Stück kaiſerlicher Gewalt, wie es im Beſitz der deutſchen Kaiſer ſeit 500 Jahren nicht geweſen iſt? Wo iſt denn ſeit der Zeit der erſten Hohenſtaufen ein unbeſtrittener Oberbefehl im Kriege, eine unbeſtrittene Sicherheit der Gemeinſchaft, denſelben Feind und denſelben Freund im Kriege zu haben, in deutſchen Landen vorhanden geweſen? wo iſt denn eine wirthſchaftliche Einheit vorhanden geweſen, an deren Spitze der deutſche Kaiſer geſtanden hätte? Der Name macht es nicht! Aber

wenn das Präſidium, wenn der König, mein Allergnädigſter Herr, im Nordbunde eine Macht übt, die zu erweitern im nationalen Intereſſe, im Intereſſe des Gewichtes und des Schutzes von Deutſchland kein Bedürfniß vorhanden iſt, ſo kann ich behaupten: das Haupt des Nordbundes hat in Süddeutſchland eine Stellung, wie ſie ſeit dem Kaiſer Rothbart ein deutſcher Kaiſer nicht gehabt hat, und dieſer doch auch nur, wenn ſein Schwert gerade ſiegreich war, vertragsmäßig und allgemein anerkannt nicht. Alſo unterſchätzen wir dies nicht, und drängen Sie nicht ſo auf neue Etappen; genießen Sie doch einen Augenblick froh, was Ihnen beſchieden, und begehren Sie nicht, was Sie nicht haben! Wenn Sie den Beitritt Badens, die Herſtellung des Nordbundes, wie er durch den Beitritt Badens ſich geſtalten würde, als ein Definitivum anſehen, dann haben Sie ein Recht den Antrag zu ſtellen. Dann würde ich auch heute keinen Anſtand nehmen, ihn zu unterſchreiben; wenn Sie ihn aber als Mittel anſehen, die volle nationale Einigung des ganzen Deutſchlands zu fördern, ſo iſt das eine Anſichtsſache, da kann ich irren und Sie können irren, da kann ich nur ſagen, ich theile Ihre Anſicht nicht, und werde nach meiner handeln."

Als der Abgeordnete Miquel entgegnete, die hohenzollern'ſche Politik ſey, voranzugehen, die Erklärung des Bundeskanzlers werde die Freunde der nationalen Sache deprimiren, die Ultramontanen und Particulariſten dagegen ermuthigen, die Aufnahme Badens ſey der Anfang der Vollendung der deutſchen Aufgabe und was für Erwägungen diplomatiſcher Art dagegen ſprächen, das ſey Volkspolitik, — konnte ſich Graf Bismarck nicht enthalten zu fragen, ob das auch Volkspolitik geweſen ſey, die im Frühjahr 1866 die Regierung in Adreſſen beſtürmte, keinen Krieg zu beginnen, und ihr die Mittel zum Kriege verweigerte. „Ich glaube, nun weiß es uns Dank, daß wir damals die Sache beſſer verſtanden haben, wie dieſe Volkspolitik." Im übrigen erklärte Bismarck, Miquel und ſeine Freunde, die Nationalliberalen, ſeyen im Grunde mit der

und sie zu Abendgesellschaften einzuladen. So sehr indeß diese, mit vielen Opfern verbundene Artigkeit Dank verdiente, so trug sie doch dazu bei, die Gesellschaft zu zersplittern, und mußte bei den Nichteingeladenen Mißstimmung erregen, daher denn mehrfach der Wunsch geäußert wurde, daß bei künftigen Versammlungen solche Einladungen ganz unterbleiben möchten. Auch Heidelberg ließ eine Denkmünze auf die Versammlung prägen und unter die Mitglieder vertheilen. Von den medicinischen Aufgaben des vorigen Jahrs kam leider wenig zur Sprache. Dagegen schlug Wedekind vor, es sollten in den verschiedenen deutschen Staaten Commissarien ernannt werden, um die Aerzte zur Untersuchung der Wirkungsart der Arzneien aufzumuntern; ein Arzt sollte immer nur ein Mittel zur Untersuchung wählen. Es wurde eine solche Commission ernannt und das Nähere zur Besprechung in Hamburg verschoben. Eine Einladung nach Copenhagen für das künftige Jahr wurde verschoben und überhaupt beschlossen, sich nicht aus den Gränzen Deutschlands zu entfernen.

Versammlung in Hamburg 1830. Der Aufenthalt in Hamburg, der deutschen Weltstadt, dem belebtesten Hafen des Continents, war für die Fremden, besonders für die Binnenländer, von neuem, eigenthümlichem Interesse. Man hatte hier die glückliche, später auch an andern Orten nachgeahmte Idee, unter die Fremden eine umfassende, topographische Beschreibung Hamburgs, mit besonderer Rücksicht auf naturhistorische und medicinische Verhältnisse, sowohl zur Orientirung während des Aufenthalts, als später zum freundlichen Andenken, austheilen zu lassen. Eine Fahrt auf dem holländischen Dampfschiff Wilhelm nach dem Felseneiland Helgoland wurde zwar durch stürmisches Wetter gestört, bildete aber ein höchst eigenthümliches, jedem Theilnehmer gewiß unvergeßlich gebliebenes Fest. Bartels und Fricke waren Geschäftsführer. Von Ausländern waren besonders viele Dänen und Schweden da; die vielen angekündigten Franzosen, Niederländer und Engländer waren der politischen Unruhen halber ausgeblieben. In Hamburg fühlte man zuerst wegen des großen Zudrangs auch von Damen zu den allgemeinen Versammlungen das Bedürfniß, nicht nur nichts streng Wissenschaftliches, sondern auch besonders nichts Anatomisches und Medicinisches vortragen zu lassen, um das weibliche Zartgefühl nicht zu beleidigen, eine Rücksicht, die nur

Bundesregierung einig, denn beide erſtrebten die Einigung Deutſchlands. Man habe das Ziel noch nicht erreicht. Die gegenwärtige Einigung im Norddeutſchen Bunde ſey erſt im Stadium, wenn man aber auch Baden in den Bund aufnähme, würde das auch wieder nur ein vorübergehendes Stadium ſeyn. „Ueber den Zweck ſind wir einig, nur nicht über das Mittel. Sie ſind der Meinung, Sie verſtehen das rechte Mittel und den rechten Zeitpunkt zu wählen, beſſer als ich, aber ich bin anderer Meinung, und ſo lange ich Bundeskanzler bin, muß die Politik nach meiner Einſicht gemacht werden. Legen Sie ihr Steine in den Weg, ſchieben Sie ihr Knüppel in die Räder, ſo hindern Sie dieſelbe, tragen die Verantwortung dafür und können ſich wenigſtens nicht mehr rühmen, daß Sie mich unterſtützen." Das Ergebniß der Debatte war, daß ſchließlich Lasker ſeinen Antrag zurückzog.

Im Frühjahr 1870 weilte Graf Bismarck wieder eine Zeitlang auf ſeinem Landgut in Pommern, kam aber nach Berlin zurück, um am 23. Mai im Reichstag noch der Debatte über das neue gemeinſchaftliche Strafgeſetzbuch des Norddeutſchen Bundes beizuwohnen. Es handelte ſich hauptſächlich um die Todesſtrafe, deren Abſchaffung bekanntlich ein Lieblingsthema des modernen Liberalismus iſt. Der Abgeordnete Planck ſchlug vor, man ſolle denjenigen Bundesſtaaten, die es wünſchten, die Abſchaffung der Todesſtrafe zulaſſen, wenn auch andere Bundesſtaaten ſie beibehalten wollten. Graf Bismarck erklärte ſich gegen dieſen Mittelweg. „Das Princip der nationalen Einheit kann nicht geopfert, deshalb der Antrag Plancks nicht angenommen werden, da ſelbiger ein doppeltes Rechtsſyſtem einführt. Es wäre für mich unmöglich, eine Verleugnung meiner Vergangenheit, zwei Klaſſen von norddeutſchen Bürgern zu ſchaffen, wie der Antrag Plancks will. Ich kenne von meinem Standpunkte keine Oldenburger, keine Preußen, nur norddeutſche Bürger. Wir haben das Ziel deutſcher Einheit im Auge. Dieſen Geiſt, dieſes Ziel dürfen wir nicht aufgeben,

ohne dem Particularismus der Parteien zu verfallen. Wir müſſen alles aus dem Wege räumen, was der deutſchen Einheit entgegentritt, nicht eine neue Trennung ſchaffen. (Bravo rechts; Widerſpruch, Ruf: Nichtbeil! links.) Ich freue mich der Mißbilligung der Gegner deutſcher Einheit. (Bravo!) Ich erinnere, daß dem vor zwei Jahren geäußerten Wunſche nach einem gemeinſamen Strafrechte bereits entſprochen iſt. Vergeſſen Sie über dem Parteiſtandpunkte nicht Zweck und Ziel des großen Ganzen, das wir geſchaffen haben und das wir erhalten wollen und müſſen. Geben Sie durch die letzte große Abſtimmung ein Pfand für Ihre deutſche Geſinnung. (Beifall rechts.)" Hierauf zog Planck ſeinen Antrag zurück und das neue Strafgeſetzbuch behielt die Todesſtrafe bei.

Am 26. Mai ſchloß König Wilhelm den Norddeutſchen Reichstag mit einer patriotiſchen Rede, worin er den Fortſchritt der Einigung Deutſchlands betonte, die Vereinbarung über das Strafgeſetzbuch wie die über den neuen Zolltarif, die Fortſchritte der Bundesmarine ꝛc. „Dieſe Erfolge beweiſen, daß der deutſche Geiſt, ohne auf die freie Entwicklung zu verzichten, in der ſeine Kraft beruht, die Einheit in der gemeinſamen Liebe Aller zum Vaterland zu finden weiß. Dieſelben Erfolge, gewonnen durch treue und angeſtrengte Arbeit auf dem Gebiete der Wohlfahrt und der Bildung, der Freiheit und der Ordnung im eigenen Lande, gewähren auch dem Auslande die Gewißheit, daß der norddeutſche Bund in der Entwicklung ſeiner inneren Einrichtungen und ſeiner vertragsmäßigen nationalen Verbindung mit Süddeutſchland, die deutſche Volkskraft nicht zur Gefährdung, ſondern zu einer ſtarken Stütze des allgemeinen Friedens ausbildet, welcher die Achtung und das Vertrauen der Völker, wie der Regierungen des Auslandes zur Seite ſtehen. Wenn wir der deutſchen Nation mit Gottes Hülfe die Weltſtellung gewinnen, zu der ihre geſchichtliche Bedeutung, ihre Stärke und ihre friedfertige Geſittung ſie berufen und befähigen, ſo wird Deutſchland den Antheil nicht vergeſſen, den dieſer Reichstag an dem Werke hat und

für den ich Ihnen, geehrte Herren, wiederholt meinen Dank ausſpreche."

Welche Unzuträglichkeiten aus dem Particularismus hervorwachſen, bewies Mecklenburg. Daſſelbe hatte, als der Scheldezoll abgelöst wurde (1863), allein das Beiſpiel der andern Staaten nicht nachgeahmt, ſeine Schiffe mußten daher im Hafen von Antwerpen per Tonneau fünf Franken Zollgebühr entrichten. Der Handel Mecklenburgs mit Belgien iſt ſo bedeutend, daß die Ablöſungsſumme des Scheldezolls ſich auf etwas mehr als eine Million Franken belaufen hätte, weshalb Mecklenburg die Ablöſung ausſchlug. Nun ſtellte ſich aber heraus, daß der Zoll in Antwerpen Mecklenburg bald noch mehr koſten werde, wenn dieſer Ausnahme von der Regel nicht ein Ende gemacht und die mecklenburgiſchen allen übrigen norddeutſchen Schiffen gleichgeſtellt würden.

Mecklenburg theilt ſich bekanntlich in eine kleinere und größere Hälfte, welche beide den Rang von Großherzogthümern haben. Beide harmoniren nicht zuſammen. Der in dem kleinen Mecklenburg Strelitz regierende Großherzog Friedrich Wilhelm, der eine welfiſche Gemahlin nahm (Tochter des Herzogs Adolf von Cambridge), iſt dem Hietzinger Hofe befreundet und ein Gegner Preußens. Dagegen iſt der Großherzog Friedrich Franz, welcher in dem ungleich größern Mecklenburg Schwerin regiert, ein warmer Freund Preußens und Inſpektor des zweiten preußiſchen Armeecorps. Als Geſchwiſterkind des Kaiſer Alexander II. von Rußland iſt er auch dieſem ſehr befreundet. Das Gerücht ging im Frühjahr 1870, in welchem er Wien beſuchte, es habe ihm eine Ausſöhnung der nordiſchen Mächte mit Oeſterreich im Hinblick auf franzöſiſche Eventualitäten am Herzen gelegen. — Im Juni 1870 wurden komiſche Dinge aus Strelitz bekannt. Der blinde Großherzog daſelbſt hatte eine Million Thaler in unſicher fundamentirtem Papiergeld ausgegeben, deſſen Annahme von allen Bundespoſtämtern im Ländchen ſelbſt verweigert wurde.

Der Haß dieſes kleinen Fürſten gegen Preußen gab ſich daran zu erkennen, daß er alle Beziehungen zum Berliner Hofe abbrach und Hannoveraner in ſeine Dienſte nahm, unter andern den hannöver'ſchen Exminiſter von Hammerſtein zu ſeinem Miniſter machte.

Das kleine Fürſtenthum Coburg-Gotha ahmt wie in einem kleinen Spiegel den Contraſt im großen Deutſchland nach. Früher waren Coburg und Gotha ſelbſtändige Staaten und wurden erſt nach dem Ausſterben der Gotha'ſchen Linie im Jahr 1825 vereinigt. Herzog Ernſt, deſſen ſchon oft in der Geſchichte Deutſchlands gedacht iſt, weil er immer für die Einheit Deutſchlands eifrig thätig war, wünſchte natürlicher Weiſe auch eine innige Vereinigung ſeiner beiden kleinen Beſitzthümer. Aber Coburg machte ſüddeutſche Oppoſition gegen das norddeutſche Gotha, wollte Reſidenz bleiben, wollte nicht ſo viel Steuer zahlen als Gotha und blieb durchaus bei ſeinem particulariſtiſchen Eigenſinn, obgleich bei einer vereinfachten Verwaltung beide Ländchen nur gewinnen könnten. Beide Parteien führten einen leidenſchaftlichen Federkrieg miteinander.

Als Herzog Ernſt von Coburg am 29. Januar 1869 ſein 25jähriges Regierungsjubiläum feierte, nahm er davon Anlaß, den Fürſten der Mittel- und Kleinſtaaten ihren Standpunkt klar zu machen. „Darin lag der unheilvolle Irrthum, daß man gewohnt war, die deutſchen Fürſten, ſey es nun mit oder ohne ihre Schuld, vom deutſchen Volke losgetrennt zu betrachten, und daß man in ihnen allein das Hinderniß für eine geſegnetere Entwicklung unſerer nationalen Verhältniſſe zu finden glaubte. Dieſem Irrthum trat ich ſcharf entgegen. Ich fühlte in mir nicht nur dieſelbe warme vaterländiſche Geſinnung, wie ſie jedem unter Ihnen inne wohnen mag, ſondern auch die Berechtigung (für das große deutſche Vaterland) mit zu ſorgen, zu rathen, zu tragen, zu kämpfen. Ich trage in mir die Ueberzeugung daß, wenn es beſſer geworden iſt in

Deutſchland, auch mein Wirken im Dienſt des Vaterlandes dazu beigetragen hat."

Im November 1869 kam zur Sprache, Herzog Wilhelm von Braunſchweig wolle die Eiſenbahn ſeines Ländchens verkaufen, um vom Erlös die Staatsſchulden im Betrage von 15½ Millionen zu tilgen. Nach dem Tode des kinderloſen Herzogs hätte ſein nächſter Verwandter, der Exkönig von Hannover, das Ländchen erben ſollen. Das war nach dem Jahr 1866 nicht mehr zuläſſig und das Ländchen mußte an Preußen fallen. Der neue Finanzminiſter Camphauſen wurde daher im Abgeordnetenhauſe interpellirt und über den Sachverhalt Aufſchluß verlangt. Der Miniſter verlangte vierzehntägige Bedenkzeit. Unterdeß erklärte der Braunſchweigiſche Miniſter von Campe den Ständen des Ländchens, die Regierung habe allerdings mit einem Conſortium von Bankhäuſern, an deren Spitze die Darmſtädter Bank ſteht, einen Verkauf abgeſchloſſen, der aber noch der Beſtätigung der preußiſchen Regierung bedürfe. Dabei iſt zu bemerken, daß die gedachte Bahn neun bis zehn Meilen preußiſches Gebiet durchſchneidet und eine Weltſtraße iſt, in welche die wichtigſten Verkehrslinien Deutſchlands einmünden, und eine ſo wichtige Bahn nothwendig einer einheitlichen Verwaltung bedarf. Zudem ſollen nach dem zwiſchen Hannover und Braunſchweig abgeſchloſſenen Staatsvertrage, wenn die eine regierende Familie ausſtirbt, beide Staaten mit einander vereinigt werden. Da nun aber Hannover preußiſch iſt, ſo muß nach dem Tode des Herzogs Wilhelm auch Braunſchweig an Preußen fallen.

Im Frühjahr 1870 machte das kleine Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt viel von ſich reden. Im Norddeutſchen Bunde inbegriffen erklärte ſeine Regierung, es könne ſeinen Verpflichtungen für den Bund nicht mehr nachkommen, weil es ſonſt von Steuern erdrückt würde. Davon aber ſagte die kleine Regierung nichts, daß wenn ſie ſelbſt an ſich geſpart und nicht ſo viele Hof- und Beamtenſtellen creirt hätte, eine Steuerlaſt auch nicht vorhanden ſeyn würde.

Ein ſo kleiner Landbezirk braucht gar keinen ſo koſtbaren Hof und die Zumuthung, der ihn bewohnende deutſche Volkstheil ſolle keine Pflicht mehr gegen den Bund, ſondern nur noch ſolche gegen den kleinen Hof erfüllen, charakteriſirt wieder einmal die ganze Unnatur des Particularismus und der Kleinſtaaterei.

Am 18. Juli 1867 ſchloß der Fürſt von Waldeck mit Preußen den ſog. Acceſſionsvertrag, wonach die Verwaltung ſeines kleinen Fürſtenthums während der nächſten zehn Jahre an Preußen abgetreten wurde. Einer klagte, nun hätten die Waldecker kein Vaterland mehr.

Am 3. September 1869 ſtarb der Mannſtamm der Fürſten von Hohenzollern-Hechingen mit dem letzten Fürſten (Friedrich Wilhelm Conſtantin Hermann Thaſſilo) aus. Derſelbe hatte ſein kleines Fürſtenthum am 7. Dezember 1849 an den König von Preußen abgetreten. Er hinterließ nur zwei Kinder aus morganatiſcher Ehe unter dem Titel Graf und Gräfin von Rothenburg.

Im Laufe des Jahres 1868 wurde eine deutſche Nordpolexpedition, angeregt durch Doktor Petermann in Gotha, glücklich zu Stande gebracht, indem anſehnliche Beiträge dafür einkamen. Sie ging am 24. Mai von Bergen in Norwegen ab und kehrte im September glücklich dahin zurück, nachdem ſie in der Nähe von Grönland bis zum 82. Grade 5 Minuten nordwärts vorgedrungen war, durch das Eis aber nicht weiter hatte durchdringen können. Im folgenden Jahr ging eine zweite deutſche Nordpolexpedition ab, die aber erſt im Herbſt 1870 zurückkehrte.

Am 2. Auguſt 1869 ereignete ſich in den Bergwerken des berühmten Plauen'ſchen Grundes, ein ſchreckliches Unglück, wahrſcheinlich infolge der heißen Witterung hatten ſich im Innern des Bergwerks das unter dem Namen böſes Wetter bekannte Gas in ungewöhnlicher Weiſe entwickelt und explodirte ſo plötzlich, daß ſämmtliche im Bergwerk arbeitende Menſchen theils in Stücke geriſſen und verbrannt, theils erſtickt wurden, 279 an der Zahl. Die

meiſten waren augenblicklich todt; von den in entfernten Strecken arbeitenden Bergleuten, zu denen das tödtliche Gas ſpäter eindrang, lebten einige noch ſo lange, daß ſie in rührenden Worten, welche ſie mit Kreide an die Wand ſchrieben, von den Ihrigen Abſchied nehmen konnten. Die Zahl der Wittwen, welche ſie hinterließen, belief ſich auf 221 mit 650 Kindern. Es wurden ſogleich große Sammlungen für die Unglücklichen veranſtaltet. Allein mit Recht erhoben ſich Stimmen, welche geltend machten, daß das nicht genüge. „Es iſt die allgemeine Richtung der Induſtrie, welche den Menſchen und das Menſchenleben überhaupt gering achtet und leider noch immer Unterſtützung darin findet, bei vorkommenden Unglücksfällen ſich mit einigen Humanitäts- und Wohlthätigkeitsphraſen über die Verletzung ihrer Pflichten hinwegzuhelfen. Unſererſeits wiſſen wir zwei unzweifelhafte Mittel, dergleichen Unglücksfälle ſeltener zu machen. Das erſte iſt ein Norddeutſches Bundesgeſetz, welches die Eigenthümer der Bergwerke den Verwundeten oder den Hinterbliebenen Derer, welche im Bergwerk verunglücken, unbedingt regreßpflichtig macht. Das zweite iſt, daß wir uns nach dem Vorbilde des engliſchen Parlaments eingehender mit den Urſachen derjenigen Unglücksfälle beſchäftigen und wenigſtens diejenigen Vorkehrungen treffen, welche die Erfahrung bereits als bewährt an die Hand gegeben hat. Es ſtimmt ſchlecht zuſammen, aus Humanitätsrückſichten die Todesſtrafe abzuſchaffen und dann über die fahrläßige Tödtung von 300 Menſchen mit einer empfindſamen Phraſe zur Tagesordnung überzugehen."

Zweites Buch.

Das Zollparlament.

Das wirkſamſte Bindemittel zwiſchen dem norddeutſchen Bunde und den vier iſolirt gebliebenen Mittelſtaaten des ſüdweſtlichen Deutſchlands blieb immer der Zollverein, denn das materielle Intereſſe der ſüdſtaatlichen Bevölkerungen war davon unzertrennlich. Da nun Preußen bei ſeinen Friedensſchlüſſen im Auguſt 1866 den Fortbeſtand des Zollvereins zugeſtanden, ſich aber halbjährige Aufkündigung vorbehalten hatte, mußten die Südſtaaten natürlicherweiſe wünſchen, ihr Verbleiben im Zollverein auf eine längere Dauer zu ſichern. Auf der andern Seite mußte Preußen wie allen Genoſſen des norddeutſchen Bundes daran gelegen ſeyn, in eine noch engere Verbindung mit den Südſtaaten zu treten.

Unter dieſen Vorausſetzungen gedieh es denn zu einer Conferenz der ſüddeutſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Grafen Bismarck in Berlin, die am 4. Juni 1867 zu einer Zollübereinkunft führte. Nach einer weitern, noch beſondern Uebereinkunft mit Bayern konnte der König von Preußen am 20. Juni den neuen Vertrag ratificiren. In dieſem Vertrage wurde feſtgeſetzt, er ſolle erſt mit dem Schluß des Jahres 1877 ablaufen. Bis zu dieſem Termin ſolle der bisherige Zollverein definitiv fortbeſtehen und auf Schleswig-Holſtein und Mecklenburg ausgedehnt

werden. Die Erhebung und Verwaltung der Zölle und Verbrauchsſteuern bleibt jedem Einzelſtaat innerhalb ſeines Gebietes überlaſſen. Die bisher von einzelnen Ländern bezogenen Präcipua fallen weg; dafür willigt der Süden in die Beſteuerung des Tabaks. Das Veto der einzelnen Staaten hört auf. Dagegen wird ein Zollparlament über die Vorlagen durch Stimmenmehr entſcheiden. Das Parlament beſteht aus Mitgliedern des norddeutſchen Reichstags und aus Abgeordneten der ſüddeutſchen Staaten. Preußen führt das Präſidium und beruft das Parlament. Der Beſchlußnahme des Parlaments unterliegen Handels- und Schifffahrtsverträge, Verwaltungsvorſchriften und Einrichtungen des Zollvereins, Reviſion der Geſetzgebung in Bezug auf hervortretende Mängel, ſowie des Ertrags der Zölle und reſp. Steuern.

Die Bevölkerungen der Südſtaaten ſollten alſo wenigſtens in Zollangelegenheiten mit denen des norddeutſchen Bundes gemeinſchaftlich durch gewählte Abgeordnete in einem Parlament vertreten ſeyn.

Im preußiſchen Abgeordnetenhauſe erhoben zwar die unverbeſſerlichen Fortſchrittsmänner ihren obligaten Widerſpruch und wollten dem norddeutſchen Bund ihre Anerkennung verſagen, die Mehrheit aber entſchied mit 227 gegen 93 Stimmen gegen ſie, am 31. Mai. Am 24. Juni wurde der preußiſche Landtag durch den Finanzminiſter von der Heydt geſchloſſen. Um dieſelbe Zeit wurde der Vertrag mit Thurn und Taxis ratificirt, demzufolge alle Taxiſchen Poſten, ſofern ſie nicht ſchon Landeseigenthum beſtehender Staaten geworden waren, von Preußen übernommen wurden. Am 16. Juni fand in Dresden die erſte große Parade des nunmehr preußiſch uniformirten ſächſiſchen Armeecorps ſtatt, am Jahrestag des vorjährigen Rückzugs derſelben Truppen nach Böhmen und zum ſchlagenden Beweiſe der Treue, welche der König von Sachſen dem norddeutſchen Bunde gelobt hatte.

Am 7. September erließ Graf Bismarck ein Rundſchreiben an

die preußiſchen Geſandtſchaften, worin er ſeine Befriedigung darüber ausſprach, daß die innern Angelegenheiten Deutſchlands nicht Gegenſtand von Verhandlungen fremder Mächte geweſen ſeyen. „Die ſüddeutſchen Regierungen ſelbſt werden uns bezeugen, daß wir uns jedes Verſuchs enthalten haben, einen moraliſchen Druck auf ihre Entſchließungen zu üben, und daß wir vielmehr auf die Handhabe, welche ſich uns zu dieſem Zweck in der Lage des Zollvereins bieten konnte, rückhaltslos verzichtet haben." Am 24. September erklärte Graf Bismarck am Reichstage in Uebereinſtimmung mit Obigem, man müſſe nur fremde Einmiſchung abhalten, in Deutſchland ſelbſt aber Niemand Zwang anthun und das Nationalbewußtſeyn von ſelbſt reif werden laſſen. „Wenn die ganze Nation die Einheit will, ſo wird keine deutſche Regierung, kein Staatsmann ſtark genug, keiner muthig oder kleinmüthig genug ſeyn, ſie zu hindern."

Indem Preußen den norddeutſchen Bund ſtiftete in der Ausſicht, daß ſich demſelben auch die ſüddeutſchen Staaten anſchließen würden, ſomit alſo die deutſche Nation dem lang erſehnten Ziel einer engern Vereinigung zuführte, ſtellte es ſich auf den deutſchnationalen Standpunkt und mußte den ſpezifiſch preußiſchen Standpunkt folgerecht um ſo gewiſſer verlaſſen, als es, wenn es den engherzigen Particularismus anderer deutſchen Staaten überwinden wollte, den eigenen aufgeben mußte. Der norddeutſche Bundespräſident, Graf Bismarck, erklärte daher im Reichstag in den letzten Tagen des September 1867, die einzelnen Abtheilungen des Bundesrathes ſollten zwar preußiſche Vorſtände haben, dieſe aber ſollten nicht unter den preußiſchen Miniſterien ſtehen, ſondern ſich nur nach Ermächtigung des Bundeskanzlers mit dieſen Miniſterien benehmen, und was dann der Bundesrath auf ihren Vortrag beſchließe und der Reichstag annehme, das müſſe von den preußiſchen Miniſterien ganz ebenſo wie von den Miniſterien der kleinern Bundesſtaaten ausgeführt werden. Damit geſchah der Gleichberechtigung aller Bundesgenoſſen Genüge, ohne die Machtſtellung Preußens zu

dazu beitragen konnte, die allgemeinen Sitzungen noch flacher und unbedeutender zu machen, und alles Wichtigere für die Sectionssitzungen vorzubehalten. In Hamburg fanden, wie in Heidelberg gewünscht worden war, keine Privateinladungen Statt, man blieb Abends beisammen, gewiß ein großer Fortschritt in der gesellschaftlichen Organisation der Versammlung. Leider wurde des Wedekindschen Vorschlags und des dießfalls in Heidelberg gefaßten Beschlusses mit keiner Sylbe erwähnt, und Wendt nahm hievon und von den in Berlin angegebenen und ebenfalls liegen gebliebenen Problemen zu der gerechten Klage Veranlassung, daß man auf die Beschlüsse der vorhergegangenen Versammlung immer so wenig Rücksicht nehme; man sollte den Sitzungen immer die Protocolle der vorjährigen zu Grund legen. Harleß brachte den wichtigen Vorschlag in Anregung, sämmtliche deutsche Staaten möchten sich zur Entwerfung einer allgemeinen deutschen Nationalpharmacopöe vereinigen. Man kann sich in der That denken, welche Verwirrung die verschiedene Bereitungsweise der Arzneimittel in den verschiedenen deutschen Staaten in dem medicinischen und pharmaceutischen Studium und in der ärztlichen Praxis z. B. auf den Gränzen hervorbringen muß, und darnach die Wichtigkeit dieses Vorschlags würdigen. Leider hat aber derselbe, obwohl ihn sein Urheber auf späteren Versammlungen unermüdlich immer wieder in Anregung gebracht hat, noch keine Folge gehabt.

Versammlung in Wien 1832. Im Jahr 1831, wo die Versammlung auf die nach Hamburg ergangene freundliche Einladung der kaiserlichen Regierung in Wien Statt finden sollte, fanden sich die Geschäftsführer, Jacquin und Littrow, durch die gerade herrschende Choleraseuche veranlaßt, im August eine Bekanntmachung zu veröffentlichen, wodurch die Versammlung auf das nächste Jahr verschoben wurde, wo sie dann wirklich Statt fand. Vielleicht zum erstenmal traten Oesterreichs Gelehrte in einen regeren, persönlichen Verkehr mit dem übrigen Deutschland, ein bleibender Gewinn für beide Theile, dessen Verdienst der Naturforscherversammlung zukommt. Leider hatte auch in diesem Jahr die Scheu vor der Cholera manchen Fremden zurückgehalten, während die Gewohnheit die Einheimischen gegen das Schreckbild abgestumpft hatte. Wiens reiche Sammlungen gewährten mannigfaltige Belehrung und Ergötzung. Fürst Metternich gab den Fremden

erniedrigen, und wurde den Klagen vorgebeugt, die mit mehr oder weniger Grund in den annektirten Ländern vorgebracht wurden, als verfahre die speziell preußische Bureaukratie zu hart mit ihnen. Durch die neue Maßregel wurde dem föderativen Element Rechnung getragen, ohne die Einheit zu gefährden.

Im Zusammenhange damit stand, daß am 1. Oktober 1867 die gesammte preußische Kriegsflotte unter ihrem Admiral, dem Prinzen Adalbert, im Hafen von Kiel statt der bisherigen preußischen Flagge die des norddeutschen Bundes aufhißte. Ein deutliches Sinnbild, daß Preußen nicht Deutschland verschlingen, sondern selber in Deutschland aufgehen wolle.

Inzwischen gaben die Wahlen zum Zollparlament in Süddeutschland Veranlassung, allen Antipathien gegen Preußen und gegen die deutsche Einheit den Zügel schießen zu lassen. Die particularistische und rheinbundsüchtige, die demokratische und die ultramontane Partei schloßen sich eng aneinander und machten die äußersten Anstrengungen, um die nationalgesinnten Candidaten von den Wahlurnen zu verdrängen oder sie wenigstens auf eine Minderheit zurückzubringen.

Ein guter Gewinn für den Zollverein war es, daß endlich Mecklenburg demselben beitreten konnte. Es war bisher durch einen Vertrag mit Frankreich daran gehindert worden. Nun aber ging Preußen einen neuen am 27. Januar 1868 unterzeichneten Vertrag mit Frankreich ein, worin der Zoll für französische Weine auf zehn Franken herabgesetzt, dagegen Mecklenburg seines bisherigen Vertrags mit Frankreich entbunden wurde.

Im Anfang des Februar 1868 schrieb eine Berliner Zeitung, es sey vor ganz kurzer Zeit von süddeutschen Regierungen an die preußische eine Beschwerde gebracht worden, worin in ziemlich gereiztem Ton geklagt wurde, daß die Haltung der preußischen Regierung in Sachen des Zollparlaments gewisse Parteibestrebungen südlich des Mains ermuthige. Graf Bismarck soll geantwortet

haben, Preußen beeinträchtige die volle Freiheit der Entſchließungen ſeiner Zollverbündeten nicht, auch ſey die Zeit zu einer Erweiterung der Competenz des Zollparlaments noch nicht gekommen, allein er finde keine Veranlaſſung, anders als ſympathiſch und freundlich eine Bewegung der Geiſter zu betrachten, welche die Thatwerdung der im rechten Augenblick unfehlbar ſich vollziehenden geſammtdeutſchen Idee organiſch vorzubereiten, den Zweck und die Kraft habe.

Im März 1868 unterhandelten die Südſtaaten mit Preußen wegen einer Uebereinkunft über die Freizügigkeit. Das Natürlichſte wäre wohl geweſen, die Sache durch den norddeutſchen Bundesrath dem Zollparlament zu überweiſen; aber die ſüddeutſchen Höfe benutzten dieſen Anlaß nur, um ihre Souveränetät zu betonen und die Uebereinkunft nur als einen Vertrag zwiſchen ſouveränen Regierungen zu charakteriſiren.

Am Geburtstage des Königs, am 22. März, hielt Profeſſor Kirchhoff in der Berliner Akademie eine Feſtrede, worin er die deutſche Frage eben ſo unbefangen als großartig auffaßte. Indem er auf Süddeutſchland Bezug nahm, welches der nationalen Einigung der Deutſchen immer noch widerſtrebe, bemerkte er: „Der Norden hat das Uebergewicht erlangt, und wenn er ſeine Schuldigkeit thut, wird die Gewalt des gereizten Gefühls das patriotiſche Gewiſſen nicht übertönen. Der Norden will kein Helotenthum unter ſich, ſondern die Gleichheit aller. Die Hohenzollern ſind aus Süddeutſchland gekommen, aber Norddeutſchland hat unter ihnen das Joch der Fremdherrſchaft gebrochen. Wenn Süddeutſchland hinzutritt, wird es weder Frankreich noch Rußland jemals mehr wagen, deutſches Land als Compenſationsgegenſtand anzuſehen.“

Am 23. März 1868 wurde der norddeutſche Reichstag wieder eröffnet. Die Thronrede des Königs lautete ſehr friedlich und hatte einen vorzugsweiſe geſchäftlichen Charakter. Das Zollparlament, an welchem die ſüddeutſchen Abgeordneten theilnehmen ſollten, hatte wegen der allzu ſehr verſpäteten Wahlen in Württemberg und

Darmstadt verschoben werden müssen. Dem anti-preußischen Wuthgeheul der süddeutschen Presse hörte man in Norddeutschland mit Ruhe und ohne alle Empfindlichkeit zu. Man wunderte sich nur, daß man im Süden für die große und gemeinsame nationale Frage so gar kein Verständniß zeige. Im Uebrigen genügten die Verträge, um jener ohnmächtigen Wuth im Süden einen Zügel anzulegen.

Das Zollparlament wurde am 27. April im weißen Saale des Schlosses zu Berlin von König Wilhelm in Person eröffnet. Seine Thronrede war wie die im norddeutschen Reichstag friedlich und geschäftlich. Doch machte er darauf aufmerksam, daß die Zollfrage zugleich die nationale bedeute. „Von kleinen Anfängen ausgehend, aber getragen von dem Bedürfniß des deutschen Volks nach der Freiheit innern Verkehrs, hat der Zollverein sich allmälig durch die Macht des nationalen Gedankens, welchem er Ausdruck gab, über den größten Theil Deutschlands ausgedehnt. Halten Sie das gemeinsame deutsche Interesse fest im Auge, vermitteln Sie von diesem Gesichtspunkt aus die Einzelinteressen, und ein Erfolg, der Ihnen den Dank der Nation gewinnt, wird Ihre Anstrengungen krönen.“ Zugleich erfreute sich die Thronrede des am 9. März mit Oesterreich abgeschlossenen Handels- und Zollvertrags und der vertrauenerweckenden freundschaftlichen Beziehungen der deutschen Regierungen zu den auswärtigen Mächten. Der Alterspräsident von Frankenberg-Ludwigsdorf begrüßte die süddeutschen Abgeordneten. Simson, der Reichstagspräsident, wurde auch vom Zollparlament zum Vorsitzenden gewählt. Erster Vicepräsident wurde der bayrische Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe. Derselbe bedankte sich für die Wahl mit den feinen Worten: „Ich weiß, daß ich diese Ehre nur der Rücksicht verdanke, welche ein großer Theil der Versammlung den Süddeutschen schuldig zu seyn glaubt. Diese Ueberzeugung erhöht meine Dankbarkeit, denn Sie reichen uns damit die Hand, die wir ergreifen, indem wir vertrauen, daß die den Süddeutschen

eigene Art der Anſchauungen hier Achtung finden, und daß eine patriotiſche Löſung unſerer Aufgabe gelingen werde."

Gleich in den erſten Sitzungen gaben die Wahlprüfungen dem Zollparlament Anlaß zu einer lebhaften Debatte über die württembergiſchen Wahlen. Die Württemberger hatten ſich dadurch ausgezeichnet, daß ſie nicht einen einzigen deutſch geſinnten Mann in's Parlament lieferten, ſondern nur Particulariſten, Ultramontane und Demokraten, die letztern in auffallender Mehrheit. Obgleich die Demokraten vor den Wahlen ſich ſo ſchwach gefühlt hatten, daß ſie gar nicht mit wählen zu wollen erklärten, wurde ihnen doch durch die Regierung ſelbſt ſo ſehr geſchmeichelt, daß ſie dadurch, und nur dadurch, die Mehrheit erlangten.

Unterm 23. April 1868 richtete eine Anzahl achtbarer Bürger von Stuttgart eine Eingabe an das Zollparlament, worin eine Reihe bei den Zollparlamentswahlen in Württemberg vorgekommener Thatſachen mitgetheilt wurden, „welche mit den Vorſchriften des Reichswahlgeſetzes in Widerſpruch ſtehen und die Wahlfreiheit einzelner Kreiſe von Wählern in erheblicher Weiſe gefährdet haben. Wir ſind nicht gemeint, das Wahlergebniß in rückwirkendem Sinne beanſtanden zu wollen. Unſer Zweck iſt vielmehr, der Erwägung des hohen Zollparlaments die Frage zu unterbreiten, ob nicht Veranlaſſung vorliegt, Schritte zur künftigen Verhütung ähnlicher Uebelſtände zu thun." Die angeführten Thatſachen betrafen: Das Ausſchließen der Lohnarbeiter von den Wahllisten, wenn ſie nicht einen eigenen Hausſtand nachweiſen konnten; die Bildung militäriſcher Wahlbezirke und das Abſtimmen in der Kaſerne, als ob die Wahlen militäriſcher Disciplin unterlägen; die ausdrückliche Anweiſung der Unterbeamten, den Regierungskandidaten zu wählen; das Verſprechen, dem Wahlbezirk eine Eiſenbahn zu gewähren, wenn er den Regierungskandidaten wähle ꝛc.

Die Eingabe wurde am 1. Mai im Zollparlament vorgeleſen und darüber debattirt, wobei auch die wahnſinnigen Beſchimpfungen

Preußens während der Wahlagitation in Württemberg an's Licht gezogen wurden. Die Kölniſche Zeitung berichtete: „Es mußte für die ſchwäbiſchen Miniſter peinlich ſeyn, die vom äußerſten Preußenhaſſe geſchmacklos überfließenden Wahlproclamationen ihrer Anhänger hier im Parlamente verleſen zu hören." Die Miniſter Mittnacht und v. Varnbüler drehten und wendeten ſich geſchickt, um die gerügten Ungerechtigkeiten zu entſchuldigen, theils durch falſche Auslegung der Wahlgeſetze, theils durch Mißverſtändniß. Die unſchuldigſte Miene nahm wieder Herr v. Varnbüler an, der vor dem Kriege den Preußen das vae victis zugerufen, nach dem Kriege in Nikolsburg und Berlin um Frieden gebeten, das Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen, um die Zuſtimmung der württembergiſchen Kammer zu erlangen, lebhaft bevorwortet und für Deutſchlands Einheit unter Preußen förmlich geſchwärmt, hinterdrein aber vor derſelben Kammer wieder den Anſchluß an den Nordbund als etwas bezeichnet hatte, das „niemals" eintreten dürfe. Derſelbe Varnbüler that jetzt wieder vor dem Zollparlament, als ob gar nichts vorgefallen wäre, als ob von einem Preußenhaß in Württemberg gar keine Rede geweſen ſey und als ob er ſelbſt niemals vom nationalen Programm abgewichen wäre. „Sprechen Sie darum, ſagte er, nicht ſo zu uns, meine Herren, die wir auf den Schlachtfeldern mit ihnen bluten, die wir deutſchen Boden mit ihnen vertheidigen wollen." Dieſer edle Eifer des ſüddeutſchen Miniſters, mit den Norddeutſchen im Bunde das gemeinſame deutſche Vaterland zu vertheidigen (natürlicherweiſe gegen Frankreich, denn nur von dort her wurden wir bedroht), ſtach freilich ſehr ab von dem üblichen Tone der particulariſtiſchen, demokratiſchen und ultramontanen Preſſe in Württemberg, welche täglich die großen Rüſtungen Frankreichs conſtatirte und das innigſte Behagen darüber kaum verhehlen konnte, daß nun bald die Zeit der Rache und die goldnen Tage des Rheinbunds wiederkehren würden. Lasker machte Herrn v. Varnbüler auf die Inconſequenz ſeiner verſchiedenen Aeußerungen aufmerkſam, und rühmte ironiſch

die diplomatiſche Gewandtheit, mit der er von einem Programm ſchnell zu einem andern überzugehen wiſſe. Schließlich wurde beantragt, den Herrn Vorſitzenden des Zollbundesraths zu erſuchen, durch Vernehmen mit der württembergiſchen Regierung darauf hinzuwirken, daß hinfort im Königreich Württemberg eine dem Sinn des Vertrags vom 8. Juli und des Reichswahlgeſetzes, ſo wie der Praxis der meiſten andern zollverbündeten Staaten homogenere Ausführung der Wahlen veranlaßt werde.

Varnbüler drückte ſein Erſtaunen aus, daß hier von Politik geredet werde, da doch das Zollparlament nur von Tabak, Wolle ꝛc. zu verhandeln habe, nachdem doch er ſelbſt die Wahlen in Württemberg einzig nach einem politiſchen Intereſſe und Zweck geleitet hatte. Noch ſophiſtiſcher war ſeine Anklage der national-geſinnten Partei in Württemberg, als wolle ſie die Auguſtverträge nicht halten, welche womöglich nicht halten zu dürfen doch Niemand mehr wünſchte, als die verbündete particulariſtiſche, ultramontane und demokratiſche Partei in Württemberg.

Nach dieſer kleinen Epiſode im Zollparlament wurde die Frage aufgeworfen, ob auf die Thronrede eine Antwortadreſſe ertheilt werden ſolle? Die National-Liberalen waren dafür, hauptſächlich um zu conſtatiren, daß die Entwicklung der deutſchen Dinge nicht beim Zollparlament ſtehen bleiben könne, daß die Nation nicht blos die Zolleinigkeit, ſondern auch die politiſche wolle, und zweitens, um den Franzoſen, deren Preſſe ſich gerade damals wie wüthend geberdete, zu beweiſen, daß man ſie nicht fürchte und daß man, unbekümmert um ihre Drohungen, die innere Reform Deutſchlands fortſetzen und vollenden werde. Wir miſchten uns nicht in ihre Angelegenheiten, ſie ſollten alſo auch erfahren, daß wir nicht geſonnen ſeyen, irgend welche Einmiſchung in die unſern von ihrer Seite zu dulden. Allein die national-liberale Partei drang mit dieſer Anſicht nicht durch, weil nicht blos die im Zollparlament vertretenen und in der Minderheit befindlichen Particulariſten, Demo-

kraten und Ultramontane, ſondern diesmal auch die preußiſchen Ultra-Conſervativen (die ſog. Junker) und die Gemäßigten und Vorſichtigen (unter ihnen der bayeriſche Fürſt Hohenlohe) dagegenſtimmten. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß der Ausdruck patriotiſcher Wünſche, ehe man Gewißheit hatte, daß auch alle patriotiſchen Pflichten würden erfüllt werden, mehr ein Spektakelſtück als eine That geweſen wäre. Die Adreſſe wurde am 7. Mai mit 186 gegen 150 Stimmen abgelehnt. Nicht ohne Verwunderung ſah man die Demokraten in dieſer Sitzung mit den Junkern Hand in Hand gehen. Mit Recht bemerkte die Zeitung für Norddeutſchland, wie entſetzlich ſich dieſe Demokraten blamirten, die einſt in der Paulskirche nicht nur die Bergpartei gebildet und die Ariſtokraten proſcribirt hatten, ſondern damals auch den Bundestag, die deutſche Bundesverfaſſung, die Hydra der Vielſtaaterei auf's heftigſte bekämpft und ein einiges und untheilbares Deutſchland proclamirt hatten, jetzt aber ſich zu den alten Feinden der Einheit geſellten und die alte Vielſtaaterei auf das eifrigſte vertheidigten.

Am 17. Mai veranſtalteten die Demokraten in Berlin eine Volksverſammlung zur Begrüßung ihrer ſüddeutſchen Parteigenoſſen, welche Demonſtration jedoch mißglückte und mit Streit tumultuariſch endete. Die norddeutſchen Demokraten dachten wenigſtens nationaler als die ſüddeutſchen und einer der letztern, Oeſterlen, ſah ſich zu dem Zugeſtändniß gedrängt, wenn ſeine Partei auch dem Zollparlament keine Erweiterung ſeiner Competenz gönne, werde ſie doch dem Schutz- und Trutzbündniſſe (auch gegen Frankreich) treu bleiben.

Am folgenden Tage nahm das Zollparlament die viel beſtrittene Tabaksſteuer an. Ausländiſcher Tabak ſollte der Centner mit 4 Reichsthalern, inländiſcher Tabaksbau mit 6 Thalern für den Morgen beſteuert werden. Als am gleichen Tage der heſſiſche Bundescommiſſär Hoffmann in Bezug auf den Weinzoll für Heſſen eine Ausnahmſtellung beanſpruchte, trat ihm Graf Bismarck mit der Erklärung entgegen: Man wiſſe in Süddeutſchland, daß er

ſeinem Programm vom 7. September vorigen Jahres treu geblieben ſey und niemals einen Druck auf Süddeutſchland ausgeübt habe. So werde er auch künftig verfahren. „Wir werden Sie nicht bitten, noch überreden wollen, ſich uns mehr zu nähern. Selbſt wenn Sie den Wunſch dazu hätten, würden Sie denſelben doch ſo motiviren müſſen, daß wir uns auch dazu bereit finden laſſen könnten, auf ihren Wunſch einzugehen. Wenn wir aber keine Competenzerweiterung für das Zollparlament nachſuchen, ſo wollen wir auch nicht in eine Verminderung ſeiner Competenz willigen.“ Weil Probſt aus Württemberg im Namen der Süddeutſchen vor einer Ueberſchreitung der Competenz „mit Rückſicht auf das Ausland“ dringend gewarnt hatte, fügte Graf Bismarck ſtolz hinzu: „Ein Appell an die Furcht habe in deutſchen Herzen keine Wurzel.“ *) Als die ſüddeutſchen Abgeordneten ihren Particularismus, ihre

*) Die Schwäb. Volksztg. ſagte: „Er berührte eine Saite, bei welcher die Norddeutſchen empfindlicher werden als die Süddeutſchen. Er erlaubte ſich eine Aeußerung, die dem Grafen Bismarck Veranlaſſung gab, die Angſt vor den Eingriffen des Auslandes, die Schande des Herumhorchens, was wohl die Nachbarn zur deutſchen Einheit ſagen möchten, in einer Weiſe zu züchtigen, daß wohl nicht ſobald wieder in einer Verſammlung deutſcher Männer Jemand den Muth haben wird, an die Furcht zu appelliren. Das Wort des Grafen war mit innerſter Erregung geſprochen und riß die Verſammlung zu ſtürmiſchem Beifall hin. Leider bemühte ſich Herr Probſt ſelbſt, ſein Verdienſt nachträglich wieder abzuſchwächen. Er friſchte eine Erinnerung wieder auf, mit der er den Süddeutſchen einen höchſt bedenklichen Dienſt leiſtete. Er erinnerte an die Luxemburger Frage und den damaligen Patriotismus der Süddeutſchen — es war das Unglücklichſte, was er thun konnte. Unvergeſſen ſollte doch, wie wir meinen, noch die damalige Haltung des Organs der Volkspartei ſeyn, welches, ſo lange der Krieg drohte, unausgeſetzt gegen Preußen hetzte, das um eines ſo armſeligen Gegenſtands willen mit dem friedlichen Völklein der Franzoſen anbinden wolle, und welches dann, ſobald der Friede geſichert war, heuchleriſche Anklagen gegen Preußen wegen Preisgebung eines werthvollen deutſchen Grenzlandes ſchleuderte.“

gänzliche Unempfindlichkeit für das große nationale Intereſſe, ihren Haß gegen Preußen und die deutſche Einheit zu ſehr verriethen, hielt ihnen Völk von Augsburg, alſo auch ein Süddeutſcher, eine wohlverdiente Strafrede. Zuerſt bemerkte er, die Mehrheit in den ſüddeutſchen Zollparlamentswahlen ſey eine erkünſtelte geweſen, wenn man aber die Stimmen zuſammen zähle, welche bei den Wahlen in ganz Süddeutſchland abgegeben worden ſind, ſo würde es ſehr fraglich ſeyn, wer die Majorität habe. Man ſpreche von Oeſterreich, das auch zu Deutſchland gehöre und doch ausgeſchloſſen ſey; aber er kenne Oeſterreich und wiſſe, daß gerade durch die Trennung von Deutſchland, das deutſche Element in Oeſterreich gewonnen habe. (Bravo!) Man iſt dort überzeugt, das Jahr 1866 ſey nöthig geweſen, um dem alten Bundestag ein Ende zu machen und den deutſchen Staat zu verjüngen. „Die Stammeseigenthümlichkeiten ſind bei uns zu ſtark, ſie erhalten ſich von ſelbſt. Altbayern, Schwaben, Pfälzer, Franken ſind ſchon lange in einem Staate vereinigt. Was hat es ihren Stammeseigenthümlichkeiten geſchadet? Aber ſtark ſind wir nur, wenn wir zum Ganzen gehören. Das Ganze iſt ein ſchützendes Dach für Alle. Bleibt man draußen, ſo iſt man Wind und Wetter preisgegeben und wenn der Starke nicht weiß, daß er am Schwachen eine Unterſtützung hat, ſo möchte er ſich einmal veranlaßt fühlen, dieſer Wirthſchaft ein Ende zu machen. Das iſt die Gefahr, welcher die Kleinſtaaten ausgeſetzt ſind; deshalb nenne ich es conſervativ, in das deutſche Staatsweſen einzutreten. Thun wir das Nöthige zur Zeit. Es iſt jetzt Frühling geworden in Deutſchland. Wirft man auch noch da und dort mit Schneeballen, ſo ſcheint die Sonne doch ſo heiß, daß der Schnee bald geſchmolzen ſeyn wird." Der patriotiſche Redner wurde mit dem lauteſten Beifall bedeckt und von allen Seiten beglückwünſcht. Die ſüddeutſchen Particulariſten blieben diesmal iſolirt. Sowohl die Conſervativen, als die norddeutſchen Demokraten ſtimmten mit den National-Liberalen gegen ſie.

Am 21. gab die Berliner Kaufmannſchaft den Mitgliedern des Zollbundsrathes und des Zollparlaments ein glänzendes Feſteſſen, bei welchem Graf Bismarck „unſern ſüddeutſchen Brüdern" einen freundlichen Scheidegruß zurief, in der Hoffnung, ſie würden hier Bruderherzen und Bruderhände gefunden haben für jede Lage des Lebens (ſtürmiſcher Beifall), und jedes neue Beiſammenſeyn werde dieſes Verhältniß ſtärken. Barth aus Bayern ſprach: „Wir haben erkannt, daß, wie jede Zeit ihren Mann hatte, die zweite Hälfte dieſes Jahrhunderts für Deutſchland ihren Mann hat. Wie man dies auch auslegen mag, ich erblicke in dieſem Manne den Grafen Bismarck, ihm ſey dies Glas geweiht." Dieſer Trinkſpruch wurde „mit endloſem Jubel" aufgenommen. Von beſonderer Wichtigkeit waren die Worte des bayeriſchen Miniſter-Präſidenten Fürſten Hohenlohe, weil er diejenige deutſche Macht vertrat, auf deren Haltung es am meiſten ankam. Er ſagte in ſeinem Toaſt auf „die Vereinigung der deutſchen Stämme", die Begeiſterung, welche die Worte des Bundeskanzlers in den Herzen der Süddeutſchen hervorgerufen habe, beweiſe, daß eine Annäherung zwiſchen Süd und Nord ſtattgefunden hat, welche durch die Arbeit des Zollparlaments ſich nicht vermindert, ſondern vermehrt habe. Die Arbeit deutſchen Geiſtes habe das Band der Stämme enger geſchlungen und dieſem Verſtändniß deutſchen Geiſtes ſey eine Miſſion zu theil geworden, edler, herrlicher und höher als andere ſog. civiliſatoriſche Miſſionen. (Stürmiſcher Beifall.)

Der kleinen undeutſchen Oppoſition, namentlich den im Zollparlament geſeſſenen zwei württembergiſchen Miniſtern wurde in einem württembergiſchen Blatte nachgerufen: „Sie haben im Zollparlament den Verträgen die Auslegung gegeben, als ſey durch ſie das Soll und Haben der nationalen Pflichten und Leiſtungen Württembergs für immer fixirt. Der böswilligſte Gegner unſerer Regierung wäre nicht im Stande geweſen, die erbarmungswerthe Ideenloſigkeit und particulariſtiſche Verknöcherung dieſer Mittelſtaatsmänner

Soireen und Diners, der Kaiser bewirthete sie in Laxenburg, die Erzherzoge Carl und Anton empfingen ihren Besuch in Weilburg und Baden. Leider kamen in den Sitzungen der medicinischen Section, die meist der Cholera gewidmet waren, über diesen Gegenstand aber nichts Ersprießliches zu Tage forderten, die früher zur Prüfung vorgeschlagenen Gegenstände wieder nicht zur Sprache. Ueber den günstigen Fortgang der Vergleichung der Handschriften des Plinius wurde berichtet. Das österreichische Element herrschte natürlich in dieser Versammlung sehr vor, denn unter 418 Mitgliedern waren 333 aus Oesterreich, daher auch österreichische Gemüthlichkeit und Herzlichkeit den Grundzug bildeten.

Die Versammlung in Breslau (1833) unter der Geschäftsführung von Wendt und Otto stand denen in Berlin und Wien an Zahl der Mitglieder und an Festlichkeiten, nicht aber an Interesse der gehaltenen Vorträge nach. Die weniger Zerstreuungen bietende Universitätsstadt gab dieser Versammlung einen mehr streng wissenschaftlichen Anstrich. Alexander von Humboldt sprach in der ersten allgemeinen Sitzung über den Einfluß, den die Vorliebe der modernen Literatur für Naturschilderungen, die Landschaftsmalerei und der Anbau exotischer Gewächse auf die Beförderung des Studiums der Naturwissenschaften ausgeübt habe; er entwickelte eben so gelehrt als scharfsinnig, wie die ästhetische Behandlung großer Naturphänomene und die lebendige Schilderung einer exotischen Thier- und Pflanzenwelt dem klassischen Alterthum fremd gewesen und ein neuer Zweig der modernen Literatur sey, wie die verschönerten Anlagen, besonders die Liebhaberei für die vulvreskten Formen der Tropengewächse, und endlich die Landschaftsmalerei, in sofern sie die Pflanzenphysiognomik ferner Zonen in sich aufzunehmen angefangen habe, wesentlich anregend zum Naturstudium gewirkt haben. Der geistreiche Redner gab hier zugleich ein leider wenig befolgtes Beispiel eines gehaltvollen und doch für das Laienpublikum einer allgemeinen Sitzung passenden Vortrags.

Versammlung in Stuttgart 1834. Die reizenden Umgebungen Stuttgarts, die herrliche Witterung, die Weinlese dieses gesegneten Jahres, die herzliche schwäbische Gastfreundschaft, die Luft der Dichtung und des Gesangs, die an den Ufern des Neckars webt, gaben dieser Versammlung einen besonders poetischen Anstrich.

ſchonungsloſer bloszulegen, als ſie es ſelbſt gethan haben." Da Württemberg allein zu ſchwach iſt, ſich der großen deutſchen Bewegung zur Einheit zu widerſetzen, ſo ließ ſich im particulariſtiſchen Lager kein anderer Hintergedanke denken, als ein rheinbündiſcher.

Am Schluſſe des Zollparlaments unterzeichneten 31 Mitglieder der Süddeutſchen, hauptſächlich württembergiſcher und bayriſcher Fraction eine ſchwächliche Erklärung an ihre Wähler, worin ſie mit hohlen Phraſen den alten Triasgedanken, der ſchon vor dem Kriege von 1866 eine Seifenblaſe geweſen war, wieder geltend machen wollten, nämlich „die Sammlung der ſtaatlichen Kräfte Süddeutſchlands zu gemeinſamem Handeln und namentlich zur Vermittlung zwiſchen den deutſchen Großmächten." Eine Neutralitätserklärung, wozu die Unterzeichneten in keiner Weiſe berechtigt waren, und die dem mit Preußen im Auguſt 1866 eingegangenen Schutz- und Trutzvertrage indirekt widerſprach.

Die Thronrede, mit welcher König Wilhelm von Preußen am 23. Mai das Zollparlament ſchloß, drückte mit großer Ruhe die Ueberzeugung aus, die Vertreter ſo vieler deutſcher Stämme würden den Eindruck in die Heimath mitnehmen, daß in der Geſammtheit des deutſchen Volks ein brüderliches Gefühl der Zuſammengehörigkeit lebe, „welches von der Form, die ihm zum Ausdrucke dient, nicht abhängig iſt und welches gewiß im ſtetigen Fortſchreiten an Kraft zunehmen wird, wenn wir allſeitig beſtrebt bleiben, in den Vordergrund zu ſtellen, was uns eint, und zurücktreten zu laſſen, was uns trennen könnte." Der König ſchloß: „Nicht die Macht, welche Gott in meine Hand gelegt hat, ſondern die Rechte, über welche ich mit meinen Bundesgenoſſen und den vertragsmäßigen Vertretungen ihrer Unterthanen in freien Verträgen übereingekommen bin, werden mir jetzt und in Zukunft zur Richtſchnur meiner Politik dienen."

Unmittelbar nach dem Schluß des Zollparlaments erhielten die Mitglieder deſſelben und des Bundesraths eine Einladung nach

Kiel, wohin ſich auch eine große Anzahl derſelben begab. Auch hier fehlte es nicht an Feſtlichkeiten und patriotiſchen Trinkſprüchen. Der ultramontane Abgeordnete Sepp aus Bayern verſicherte in einer feurigen Rede (wie früher ſchon der württembergiſche Demokrat Oeſterlen in Berlin), daß man in Süddeutſchland nicht um Frankreichs Freundſchaft buhle, ſondern gut deutſch geſinnt ſey. Auch Freiherr von Thüngen äußerte ſich gut deutſch, ſo daß Völk bemerkte, wenn die bisherigen Particulariſten des Südens jetzt im Norden ſo reden, wie er, der Nationalgeſinnte, bisher immer im Süden geredet habe, dann ſey ſeine Miſſion vollendet. Derſelbe Völk wurde auch bei einem Feſt, welches der Kronprinz von Preußen im Kreiſe ſeiner Familie den ſcheidenden Zollparlamentsmitgliedern gab, ſehr ausgezeichnet.

In Bezug auf die Beſchwerden über die bei den Zollparlamentswahlen in Bayern und Württemberg vorgekommenen Ungerechtigkeiten beſchloß der Zollbundesrath, die Beſchwerden den betreffenden Regierungen mit den darauf bezüglichen Anträgen im Zollparlament einfach mitzutheilen, worauf Bayern erklärte, es werde Abhülfe ſchaffen, Württemberg aber die Schuld einzelnen falſch aufgefaßten Inſtruktionen zuſchrieb.

Die ſchwäbiſche Volkszeitung vom 5. Juni äußerte ſich über die ſüddeutſchen Particulariſten ſarkaſtiſch, aber wahr: „Jahrelang hatten ſie in Ständeſälen und Volksverſammlungen, in der Preſſe und beim Glaſe Bier über den Metternich'ſchen Druck, der auf Deutſchland laſtete, losgedonnert, und kaum war Oeſterreichs Herrſchaft gebrochen, ſo begannen ſie zu ſchreien nach deren Wiederkehr. In zahlreichen Reſolutionen hatten ſie es ausgeſprochen, daß man der Führung des preußiſchen Staats gerne folgen würde, wenn er die Einheit Deutſchlands nur endlich einmal in die Hand nehmen wollte, und kaum hatte Preußen begonnen, ſein Wort einzulöſen, ſo riefen ſie über Verrath und Vergewaltigung. Jahrelang hatten ſie Preußen gehöhnt, daß es feige vor energiſcher That zurück-

ſchrecke, und als endlich die energiſche That kam, jammerten ſie wie die kleinen Kinder. Wie hatten ſie für Schleswig-Holſteins Befreiung tapfer geredet und geſungen, und als Preußen das deutſche Land endlich befreite und für den deutſchen Staat gewann, riefen ſie Zeter über die ſchnöde Gewaltthat. Jahrelang hatten ſie von der Ohnmacht deutſcher Nation unter der Bundesverfaſſung deklamirt, und kaum iſt der Bundestag über den Haufen geſtürzt und begrüßen alle Deutſchen im Ausland mit Jubel das Ende der ſchmachvollen Zeit, ſo ſehnen ſie ſich mit Seufzen nach einer Inſtitution zurück, unter der, wie ſie heuchleriſch ſagen, Deutſchland geſicherter und ſtärker war, nach einer Inſtitution, deren Namen einſt jeder Deutſche nur mit einem Fluche ausſprach. Und als franzöſiſche Eroberungsluſt die Hand nach einem deutſchen Grenzland ausſtreckte, riefen ſie im Chor: Jetzt kommt an den Tag, was in Biarritz gebraut wurde; haben wir nicht immer geſagt, daß Preußen deutſches Land an Frankreich verſchachert hat? Die Scheinheiligen! Als ſie der Lüge überwieſen ſind und Preußen im Begriff ſteht, mit dem Schwert das welſche Begehren zurückzuweiſen, fallen ſie Preußen flehend in den aufgehobenen Arm und winſeln: Um Gotteswillen, nur keinen Krieg anfangen um die ärmlichen paar Quadratmeilen! Und als Preußen ein Kompromiß gelingt, welcher den franzöſiſchen Gelüſten für immer einen Riegel vorſchiebt, ſchreien ſie über Verrath, über Preisgebung eines werthvollen Grenzlands, über die Verkleinerung Deutſchlands!

Ihre Wähler hatten ſie durch die ſchwärzeſten Schilderungen des Junkerthums zum Haß gegen Preußen aufgeſtachelt; aus Berlin ſchreiben ſie denſelben Wählern, ſelbſtverſtändlich hätten ſie ſich nur an die preußiſchen Junker anſchließen können. Für ihren Particularismus konnten ſie nur Verſtändniß bei den preußiſchen Particulariſten finden, und ſie warben um die Bundesgenoſſenſchaft derſelben Parteien, die ſie bisher als Hinderniß der Einheit angefeindet hatten. Und die neue Freundſchaft äußerte bald ihren Ein-

fluß. Früher hatte es geheißen: ‚Trachtet am erſten nach dem allgemeinen Stimmrecht, ſo wird euch das Uebrige Alles zufallen.‘ Jetzt ſahen ſie ſtumpfſinnig zu, wie durch willkürliche Auslegungen der Regierung ganze Volksklaſſen des Stimmrechts beraubt wurden, eines Rechts, das man Preußen verdankte, während man ſeine Verkümmerung Württemberg verdankte. Sonſt hatten ſie bei politiſchen Wahlen jedem Polizeidiener, jedem Nachtwächter mit Argusaugen auf die Finger geſehen; jetzt bleiben ſie ſtumm bei den unerhörten Wahlbeeinflaſſungen der Regierung — denen ſie freilich die eigenen Sitze verdankten. Nach einem deutſchen Parlament hatten ſie ſich heiſer geſchrieen; jetzt, da ſie es haben können, wollen ſie es nicht.

Seit lange war eine gemeinſame Volksvertretung der höchſte Wunſch der Nation, und nun, da eine ſolche — wider ihren Willen — zu Stande gekommen iſt, wollen ſie wenigſtens, daß deren Rechte ſo dürftig als möglich bleiben. Sie verhöhnen die geringen Befugniſſe des Zollparlaments, und ſie ſind es, welche einer Ausdehnung derſelben widerſtreben. Sie wollen, daß auch der Süden ein Wort zur Conſtituirung Deutſchlands mitrede, und nun ſie eingeladen ſind, mitzureden, hängen ſie ſich ſelbſt ein Papagenoſchloß vor den Mund mit der Aufſchrift: Incompetenz! Sie erkennen kein Deutſchland an ohne Oeſterreich, und ſie verwerfen den Handelsvertrag mit Oeſterreich, in welchem die Wiener Preſſe einen erſten Schritt der Annäherung begrüßt. In Stuttgart proklamiren ſie: Nur vom Neſenbach aus kann die Rettung Deutſchlands von norddeutſcher Barbarei in Angriff genommen werden, und in Berlin leiſten ſie Abbitte und ſagen: Von uns Süddeutſchen kann man natürlich nichts erwarten, die Initiative gehört nur dem edlen und großen preußiſchen Volk! In Stuttgart haben ſie die Verträge mit Preußen auf's leidenſchaftlichſte bekämpft: und ihre Organe eröffnen einen Feldzug zu deren Demolirung; und kaum ſind ſie in Berlin, ſo ſind ihnen dieſe ſelben Verträge ein unantaſtbares Heiligthum, über

das bis an's Ende der Tage die Deutſchen nicht hinausgehen dürfen. Sie jammern über die Mainlinie, die einzig ihr Haß geſchaffen hat, und nun da Preußen hülfreich die Brücken über den Main ſchlägt, wenden ſie ſich trotzig ab und rufen höhniſch hinüber: Wir mögen nicht! Sie klagen Preußen der Zerreißung des Vaterlands an, und ſie ſelbſt ſind es, welche die Zerreißung verewigen möchten und jedes Mittel der Annäherung verſchmähen. Sie wollen ein zerriſſenes Vaterland, weil ſonſt ihr Toben und Hetzen gegenſtandlos würde."

Am 3. Juni 1869 wurde das zweite Zollparlament zu Berlin im Auftrag des Königs von Preußen durch Delbrück, den Präſidenten des Bundeskanzleramts, eröffnet. In der von ihm verleſenen Thronrede wurde der gedeihliche Fortſchritt des Zollweſens conſtatirt, der Abſchluß von Zoll- und Handelsverträgen und Verkehrserleichterungen mit Nachbarſtaaten angezeigt oder in Ausſicht geſtellt und ſchließlich die Hoffnung ausgeſprochen, daß ſich die Verſammlung den großen Intereſſen der Nation widmen und das Gefühl nationaler Gemeinſchaft kräftigen werde. Zum Präſidenten des Zollparlaments wurde wieder Simſon gewählt, zum erſten Vicepräſidenten wieder der bayriſche Miniſterpräſident Fürſt Hohenlohe, zum zweiten Vicepräſidenten wieder der Herzog von Ujeſt. Fürſt Hohenlohe ſagte, er ſey für die ihm widerfahrene Ehre um ſo dankbarer, als er im vorigen Jahre keine Gelegenheit gehabt habe, ſeine Befähigung zum Vorſitz zu erproben. „Wenn Sie mich dennoch wieder wählten, ſo geben Sie mir damit das Recht, die Motive zu Ihrem Vertrauen in meiner Thätigkeit außerhalb dieſer Verſammlung zu ſuchen. (Lebhaftes Bravo.) Demnach gewinnt aber Ihr Votum für mich eine hohe politiſche Bedeutung und das Vertrauen dieſer Verſammlung wird mir den Muth geben, auf dem Wege, welchen ich für richtig halte, unbeirrt fortzuſchreiten (ſehr lebhafter Beifall), auszuharren in dem Beſtreben, für die Ver-

ſtändigung, Verſöhnung und Eintracht der deutſchen Stämme mit allen meinen Kräften zu wirken." (Großer Beifall).

Die ſüddeutſche Fraktion fanatiſcher Particulariſten, die ſchon im vorigen Jahre gegen alles verſchworen war, was die deutſche Einheit irgend hätte fördern können, bildete auch diesmal wieder einen geſchloſſenen Club, ſah ſich aber in der Hoffnung betrogen, die ſog. Junkerpartei in Preußen werde ſich wieder wie im vorigen Jahre an ſie anſchließen. Die Hitze der Junker hatte ſich ſeither gelegt, und ſie gaben der Einladung des Herrn v. Schrenck und v. Neurath diesmal ablehnende Antworten. Dagegen gefiel ſich die nationalliberale Partei in einer gewiſſen Oppoſition gegen den Grafen Bismarck, um in Nebenfragen ihre Unabhängigkeit von ihm zu beweiſen, während ſie in der deutſchen Hauptfrage ihm doch treu blieb. Die beantragte Reviſion des Zollvereintarifs konnte daher nicht durchgeführt werden und wenn ſich die Mehrheit nicht noch zu einer Erhöhung des Zuckerzolls herbeigelaſſen hätte, würde die Zuſtimmung zu dem mit Japan abgeſchloſſenen Vertrage das einzige Ergebniß der Seſſion geweſen ſeyn, die ſchon am 22. Juni geſchloſſen wurde.

Am 21. April 1870 wurde das dritte deutſche Zollparlament in Berlin eröffnet. Simſon wurde wieder Präſident und Vicepräſident Fürſt Hohenlohe, der damals als bayriſcher Miniſterpräſident entlaſſen worden war. Dieſer hielt eine ſehr paſſende Rede, worin er ſagte, wenn auch die Befugniſſe des Zollparlaments beſchränkt ſeyen, ſo habe es doch dadurch eine hohe Bedeutung gewonnen und werde ſie behalten, daß in ihm die Vertreter der deutſchen Nation zur Berathung gemeinſamer Intereſſen vereinigt ſeyen. Kolb habe geſagt, das Zollparlament beruhe auf Täuſchung und borge nur den Nimbus von einem deutſchen Parlament, aber die Thatſache der gemeinſamen Arbeit deutſcher Abgeordneter ſey keine Täuſchung! Ihm antwortete lebhaftes Bravo. Bamberger beantragte Gleichheit des Münzfußes in Nord- und Süddeutſchland,

wogegen von dem ſüddeutſchen Abgeordneten Becher proteſtirt wurde, weil darüber nicht das Zollparlament, ſondern nur die einzelnen ſouverainen Staaten zu entſcheiden hätten. Weigel bemerkte ſehr richtig, der Schwerpunkt des Antrags liege nicht darin, daß den Süddeutſchen blos ihr formelles Recht gewahrt werde, als vielmehr darin, daß von vorn herein den ſüddeutſchen Intereſſen, Wünſchen und Capacitäten Einfluß auf die Reform gegönnt werde. Bamberger beſtätigte das als Süddeutſcher: Niemand ſey ſo ſehr dabei intereſſirt als die Süddeutſchen, daß keine Münzreform zu ſtande komme, ohne daß Süddeutſchland dabei gehört werde, und übrigens repräſentire Becher und ſeine Fraktion nur einen kleinen Theil Süddeutſchlands. Zugleich machte er geltend, wie oft und mit Recht ſchon über die Mannigfaltigkeit von ſüddeutſchen Münzſorten und Papierſcheinen geklagt worden ſey.

Die wichtigſte Vorlage betraf eine Abänderung des Zolltarifs, worüber man ſich in erträglicher Weiſe vereinbarte, obgleich die Particulariſten und Schutzzöllner den Freihändlern und Nationalen viele Schwierigkeiten machten. Schluß des Zollparlaments am 7. Mai. Der Kaffeezoll war noch nicht um zwanzig Prozent erhöht worden, was dennoch einen übertriebenen Jammer hervorrief, ſofern dagegen der Reis- und Eiſenzoll um fünfzig Prozent herabgeſetzt und noch viele andere Zölle ermäßigt oder ganz aufgehoben wurden. Der norddeutſche Bundesrath beſchloß am 1. Mai die Aufhebung der Elbzölle.

Im Jahr 1868 bemerkte man einen ſtarken Fortſchritt der ſocialen Bewegung in Deutſchland. Die Arbeiterverſammlungen mehrten ſich und in denſelben klärte ſich die Situation ein wenig mehr auf. Bisheran theilten ſich die Arbeiter in Deutſchland, ſo weit ſie in großen Vereinen und Verſammlungen ihre Angelegenheiten beſprachen, in Anhänger des gemäßigten Liberalismus und der radikalen Demokratie. Vorfechter der erſtgenannten Richtung war Schulze-Delitzſch im Berliner Abgeordnetenhauſe;

die letztere Ansicht wurde fortwährend von den Anhängern des 1864 verstorbenen Juden Lasalle vertreten. Der erstere verlor immer mehr an Ansehen, weil er den Arbeitern Sparsamkeit und eine Selbstbeschränkung zumuthete, deren Gerechtigkeit nur dann allgemein eingeleuchtet haben würde, wenn er andererseits auch den reichen Arbeitgebern entsprechende Opfer abgefordert hätte. Er erschien noch viel zu sehr als Advokat des Capitals und die Arbeiter hatten in ihrem Nothstande nicht Unrecht zu fragen, warum das Capital allein geheiligt seyn solle, nachdem man den Grundbesitz der Kirche und der Aristokratie unter den Füßen weggezogen habe, warum das brutale Geldprotzenthum der Bourgeoisie und vornehmlich der Juden privilegirter seyn solle, als Klerus und Adel, deren Besitz und Privilegien längst von der Bourgeoisie aufgezehrt seyen?

Ein sehr großer Theil der deutschen Arbeiter hing daher mit Vorliebe dem Lasalle an, der die furchtsamen Palliativmittel Schulzes verwarf und eine radikale politische Reform verlangte, so daß mittelst des allgemeinen Stimmrechts die arbeitende Klasse gleichen Antheil an der Gesetzgebung nehmen könnte, wie die bisher allein berechtigten höhern Klassen.

Nun hatte sich schon 1863 in Genf, einem Feuerheerd, auf dem allerlei neue Flammen aufloderten (man denke nur an den berüchtigten sog. Friedenscongreß), auch eine sog. „internationale Arbeiterassociation" gebildet, die sich über ganz Europa ausbreiten, sämmtliche Arbeiter aller europäischen Staaten umfassen und ihr gemeinsames Interesse mit gemeinsamer Kraft als eine Weltangelegenheit behandeln und befördern sollte. Der Gedanke ging von dem alten Wühler Mazzini aus. Auch der ebenso alte Wühler, der Russe Bakunin, war dabei thätig. Im Anfang des September 1868 berieth eine große, aus ganz Deutschland zusammengerufene Arbeiterversammlung über das Programm der Association, welches ihr Schweichel von Leipzig in beredten Worten vortrug. Es sey end-

lich Zeit, der Noth und dem Unrecht, das den Arbeitern geſchehe, ein Ziel zu ſetzen. Das könne nur geſchehen durch allgemeines Zuſammenwirken aller Arbeiter und zunächſt müßten ſie das allgemeine Wahlrecht erobern, um Theil an der Geſetzgebung nehmen zu können, welche bisher das ausſchließliche Vorrecht ihrer Feinde, der Bourgeoiſie und der Feudalpartei geweſen ſey. Inzwiſchen konnte die Verſammlung nicht einig werden und man trennte ſich, indem ein großer Theil der Arbeiter hauptſächlich aus Nützlichkeitsgründen theils die zu weite Ausdehnung der Aſſociation, theils das politiſche Drängen derſelben mißbilligte.

Kurz vorher war auch beim Schützenfeſt in Wien die Kluft aufgedeckt worden, welche die liberale Bürgerklaſſe von der radicalen Arbeiterklaſſe trennte. Aehnlichen Trotz der Arbeiter gegen die liberalen Miniſter hatte die Taktloſigkeit Claſſen-Kappelmanns in Köln hervorgerufen und war auch in Frankfurt a. M. und Berlin hervorgetreten. Von beſonderm Intereſſe war der giftige Haß, den die überraſchten Wiener Liberalen kund gaben, als die Arbeiterverſammlung beim Schützenfeſt ihnen zu wiſſen that, ihr unfruchtbarer Liberalismus tauge zu gar nichts und ſey nur Spiegelfechterei gegenüber den wirklichen Bedürfniſſen des Volks. Natürlicherweiſe waren die, welche das Geld im Sack hatten und die ſich allein als die wahren Patrioten und Freiſinnigen bisher hatten rühmen laſſen, grenzenlos erbost über die Grobheit, mit der man ihnen die liberale Maske vom Geſicht riß. Das Hauptjudenblatt in Wien, die „Neue freie Preſſe“ gerieth förmlich in Krampf und wollte nichts vom allgemeinen Stimmrecht wiſſen. „Die Ampel der Freiheit dürfe nicht in unreine Hände fallen und das Bürgerthum werde ſich niemals unter dem Geſtampfe der Maſſe begraben laſſen.“

Nicht minder bemerkenswerth war die Aeußerung des Berliner „Social-Demokraten“ gegen den berüchtigten Freikirchler Uhlich. Als nämlich der letztere in gewohnter Weiſe die katholiſche Kirche anklöffte, weil die katholiſchen Geiſtlichen die Heiligung der Feier-

tage vertheidigt und das Arbeiten in den Fabriken an ſolchen Tagen unterſagt hatten, ergriff das Organ der Berliner Arbeiter die Partei jener Geiſtlichen und lobte ſie. So hatte auch ſchon Herr v. Schweizer, der vorzüglichſte Wortführer der Arbeiter, am 26. Dezember 1866 in einer Verſammlung zu Erfurt geäußert, die alte Kirche habe redlicher an den Arbeitern gehandelt und ſich der Armen beſſer angenommen, als es der heutige Liberalismus thue. In der That nutzt das Arbeiten an Sonn- und Feſttagen nur dem Fabrikbeſitzer, nicht dem Arbeiter, der, wenn er gar keinen Ruhetag hat, ſich um ſo früher zu Tode arbeitet. Oder es nutzt auch den Fabrikbeſitzern nichts, wenn die Arbeiter dafür einen blauen Montag feiern. Das befördert aber nur die gottloſe Lüderlichkeit.

Die liberale Partei, die ſo lange geherrſcht hat, ſieht jetzt eine neue Macht der Zeit emporſteigen und kommt in die Lage, als privilegirte Klaſſe, als kapitaliſirende Bourgeoiſie, als monopoliſirte Parlamentsmehrheit ebenſo discreditirt zu werden, wie früher die Geiſtlichkeit und der güterbeſitzende Adel von ihr discreditirt worden iſt.

Auch in Brüſſel wurde im Anfang September 1868 ein internationaler Arbeitercongreß abgehalten, deſſen erſter Beſchluß dahin ging, die Arbeitseinſtellungen als etwas zu bezeichnen, was nicht zum Ziele führe, oder wenigſtens vom Gutachten der übrigen Arbeitervereine, deren Concentration ſehr empfohlen wird, abhängig gemacht werden ſollte. Dagegen bewährte ſich das alte deutſche Laſter des Particularismus auch wieder unter den deutſchen Arbeitern. Sie konnten alle wiſſen und an dem Beiſpiel der Arbeiter in England abſehen, daß man nichts ohne Einigkeit auszurichten vermöge. Als nun aber im September 1868 auf einem großen Arbeitertage in Nürnberg die Mehrheit ſich national geſinnt erklärte, haranguirte Bebel, der bekannte particulariſtiſche Cicero des Norddeutſchen Reichstags, eine Minderheit von Arbeitern, ſich auf einem beſondern Arbeitertag von der Mehrheit zu trennen und einen beſondern Verein zu gründen.

Der Veteran der deutſchen Naturforſcher, Kielmayer, und Jäger waren Geſchäftsführer. Die trefflich ausgeführte Denkmünze von Loos mit Kielmayers Bildniß traf gerade zur Verſammlung ein. Die Zahl der Theilnehmer war in Stuttgart auf 540, worunter 260 Fremde, geſtiegen. Beſonders waren viele Franzoſen (30) zugegen, und vielfache Toaſte erſchallten auf die Vereinigung deutſcher und franzöſiſcher Wiſſenſchaft. Von Seiten des Königs wurden die Naturforſcher zum Beſuch einer ſeiner Lieblingsſchöpfungen, des landwirthſchaftlichen Inſtituts in Hohenheim, eingeladen (das beſonders von den Franzoſen als ein für ihr Vaterland nachzuahmendes Muſter bewundert wurde), und daſelbſt feſtlich bewirthet, ebenſo auf dem Luſtſchloſſe Roſenſtein, wo ſich der König die Mitglieder eines Fachs nach dem andern vorſtellen ließ und ſich mehrere Stunden lang mit ihnen unterhielt. Die Stuttgarter Mitglieder der Verſammlung gaben den fremden auf einem der reizenden Rebenhügel in der Nähe der Stadt ein mit großem Beifall aufgenommenes Feſt in Form einer ſchwäbiſchen Weinleſe. In Stuttgart entſtand eine neue Sektion, die landwirthſchaftliche, und dieſe Einrichtung gab zu den in dieſen Blättern ſchon beſprochenen Verſammlungen der deutſchen Landwirthe die erſte Veranlaſſung. Nach dem Beiſpiel Hamburgs wurde eine elegant ausgeſtattete Topographie von Stuttgart, beſonders nach ſeinen naturwiſſenſchaftlichen und mediciniſchen Verhältniſſen, von Seiten der Stadt unter die Mitglieder vertheilt.

Bei der Bonner Verſammlung im Jahr 1835 wurden mehrere Aenderungen in den Statuten vorgeſchlagen, aber beſonders auf Littrows Antrag beſchloſſen, nicht von den alten Paragraphen abzuweichen. In der That ſind beſondere ſtatutariſche Beſtimmungen unnütz und hindern nur die freie Entwicklung der Geſellſchaft; gibt ſich ein wirkliches Bedürfniß kund, ſo wird auch trotz der Statuten demſelben Raum gegeben werden können, wie denn die Eintheilung in Sektionen durchaus gegen den Geiſt der alten Statuten iſt und doch ſeit ihrer Einführung in Berlin ohne Widerſpruch beibehalten wurde. In Bonn entſtand wieder eine neue Sektion, die pharmaceutiſche.

Die Verſammlungen zu Jena 1836 und Prag 1837 (deren Gedeihen man beſonders dem ehrwürdigen, jetzt heimgegangenen Grafen Caspar Sternberg zu danken hatte,) bieten, wiewohl ſie

Wenn es ſchon einigermaßen Befremden erregte, daß der Gründer der am weiteſten gehenden ſocialdemokratiſchen Partei in Deutſchland, der Jude Laſalle, ſelber nicht der leidenden Klaſſe, dem Arbeiterſtande angehörte, ſondern den Don Juan ſpielte, jedem Lebensgenuß fröhnte und ſich am liebſten im Kreiſe vornehmer Damen bewegte, ſo war es doch noch merkwürdiger, daß noch nach ſeinem Tode die Gräfin Hatzfeld, ſeine Gönnerin und Vertraute, unter den Arbeitern eine Rolle ſpielen konnte. Freilich nur eine prekäre, denn ein großer Theil der Parteigänger fing an, gegen die Gräfin zu proteſtiren. Mende, der ihr zur Seite ſtand und auch zum Abgeordneten gewählt worden war, wurde im Mai 1869 von ſeinem ehemaligen Sekretär Klang, hinter welchem der bekannte v. Schweizer ſtand, heftig angegriffen, er und die Gräfin aber antworteten mit Schmähungen und warfen den Anklägern ſchmutzige Habgier vor. Doch ſchon im Juni hieß es, Schweizer und Mende hätten ſich wieder verſöhnt. Nun traten aber wieder andere, York, Fritzſche ꝛc. auf, klagten jene an und ſuchten ihnen das Vertrauen der Arbeiter zu entreißen. Beide Parteien warfen einander die ſchmutzigſte Habgier vor, als ſey es ihnen nur um die Vereinskaſſen zu thun, aus denen ſie ſich bereichern wollten. Kurz, dieſe Laſallianer machten ſich durch die wüthenden Hahnenkämpfe, die ſie in der Preſſe und vor dem Publikum aufführten, einen ſchlechten Ruhm, und weil der Stifter ihrer Secte ein Jude geweſen war, glaubte man, der Fluch der Profitmacherei ſey in die Secte gefahren und die Führer hätten alleſammt über der perſönlichen Habgier die ſociale Idee ihres Vereins vergeſſen. Die Arbeiter ſelbſt konnten unmöglich dabei gewinnen und der Anhang von Schulze-Delitzſch ſich nur an dem Scandale erfreuen, der ihre Gegner um die öffentliche Achtung brachte. Scenen ſolcher Art waren weder in Frankreich noch in England vorgekommen und bewieſen leider wieder einmal, wie die Deutſchen ſich mit ihrem Vereinsweſen und Parlamentarismus faſt immer nur blamiren, weil

das Volk hier einem ſchwachen und geiſtesarmen König gleicht, der ſich ſeine Rathgeber lieber unter mittelmäßigen Köpfen und Windbeuteln auswählt, als unter charakterfeſten und geiſtesüberlegenen Männern.

Am 8. Auguſt verſammelten ſich die Abgeordneten aller ſocialdemokratiſchen Vereine Deutſchlands in Eiſenach, hier aber traten ſich wieder zwei Parteien auf's feindſeligſte gegenüber, nämlich die von Schweizer und die von Bebel, welcher letztere ſich ſchon früher als einſeitigſter und verbiſſenſter Particulariſt bemerklich gemacht hatte. Er war deshalb von Tölke, einem Schweizerianer beſchuldigt worden, er habe ſich von Hietzing aus beſtechen laſſen. Er widerlegte das nun unter gröblichen Beſchimpfungen der Gegner. Ihrerſeits drohten die Schweizerianer, deren Vertreter in Eiſenach die Mehrheit hatten, die Bebelianer durchzuprügeln. Die letzteren zogen ſich nun nach großem Tumult zurück. Gewiß iſt, daß Tölke wenigſtens in ſofern Recht hatte, als das von dem Bebelianer Walſter herausgegebene Bulletin international offen die Einmiſchung der Franzoſen in Deutſchland gewünſcht und angerufen hatte. Derſelbe Tölke ſoll aber in Eiſenach von den beſoffenen Arbeitern ſeines eigenen Anhangs geprügelt worden ſeyn, weil er die ſtarke Zeche für ſie nicht bezahlen wollte. Kurz, es war ein wüſtes Treiben, welches allgemein Mißachtung fand.

Karl Vogt, der berüchtigte Naturforſcher, der die Menſchen von den Affen abſtammen läßt, früher der eifrigſte Demokrat war und die Führer der Partei genau kennt, gab in ſeinem Buch „mein Prozeß gegen die Allg. Zeitung" eine Schilderung derſelben. Von Liebknecht, der mit Bebel in den norddeutſchen Reichstag gewählt wurde, heißt es, er war ſchon 1848 Demokrat, flüchtete nach der Schweiz, ſtiftete dort einen Geheimbund, ſchrieb 1850 einen Revolutionstag nach Murten aus, wurde aber mit ſeiner ganzen Geſellſchaft verhaftet und nach England entlaſſen. Hier ſchloß er ſich an die Geſellſchaft von Marx an, die ſog. Schwefelbande, deren

Princip die Dictatur des Proletariats war. „Die Abfassung des falschen Protokollbuchs, welches im Kölner Communistenprozesse figurirte, wird Liebknecht zugeschrieben.“ Dieser Liebknecht wurde Londoner Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Er kam nach Deutschland zurück, wurde Reichstags-Abgeordneter und spielte mit Bebel, v. Schweizer und Mende eine große Rolle. Alle diese Agitatoren werden beschuldigt, nur eigenen Vortheil und Ruhm zu suchen und die armen und bethörten Arbeiter für ihre Zwecke zu mißbrauchen. „Wo einer“, sagt Vogt, „dieser Menschen hinkam, da loderte unmittelbar nachher die Flamme der Zwietracht empor. Durch Correspondenzen, Gerüchte, vage Behauptungen ꝛc. wurden die zum Mißtrauen nur allzu geneigten Gemüther gegen einander gehetzt, ja zu Duellen und Prügeleien verleitet. Um in dieser Richtung arbeiten zu können, stemmte sich die Schwefelbande gegen jeden Versuch des Einzelnen, sich eine gesicherte materielle Lage zu verschaffen. Es wurde mit Emsigkeit daran gearbeitet, eine Klasse von Bummlern zu erzeugen, die jede Beschäftigung und jede Arbeit zurückwiesen, um mit desto größerer Energie in Kneipen und Cafés über das Bourgeoispack zu schimpfen, das sie im Stich lasse, und die allen ihren Scharfsinn aufwandten, um Andere auszubeuten, und namentlich auf Kosten der Flüchtlingskassen und der Arbeiter zu leben. Diesen letzteren wurde auf die unsinnigste Weise geschmeichelt, und gar manchem tüchtigen Burschen der Kopf der Art verdreht, daß er sich für den Messias hielt, der bei der nächstdem ausbrechenden Revolution der Welt das Heil der Proletarierdiktatur bringen werde.“ Der „Volksstaat“ rächte sich übrigens an Karl Vogt, indem er behauptete, daß in den von der Pariser Commune herausgegebenen Papieren der napoleonischen Regierung auch Herr Karl Vogt als Empfänger von 40,000 Francs notirt sey. Man konnte diese Angabe in Zusammenhang bringen mit den Ereignissen des Krieges von 1859, da in diesem Jahre Vogt in einer Broschüre Deutschland von der Theilnahme am italienischen

Kriege abgerathen hatte und deßhalb in der Allg. Zeitung, deren Londoner Correspondent damals Liebknecht war, der Bestechung durch Louis Napoleon verdächtigt worden war. Karl Vogt erklärte jetzt in einem Briefe an den „Schweizer Handelskurier" „die Thatsache des Empfanges von 40,000 Franken, so weit sie ihn betrifft, für erfunden." Er läßt dahin gestellt, ob die gegen ihn erhobene Beschuldigung auf einer Fälschung Liebknecht's oder auf einem vielleicht schon 1859 begangenen Mißbrauch seines Namens beruht.

Die Parteien fuhren fort gegen einander zu agitiren und die Häupter thaten einander alle Schande an. Am Schluß des Jahres 1869 präsidirte Mende einer Arbeiterversammlung in Halle, wo 35 Deputirte angeblich 23,000 Arbeiter vertraten, und erklärte Schweizer und Tölke in Acht und Bann. Schweizer erklärte dagegen am 5. Januar 1870 in einer großen Arbeiterversammlung in Berlin, es wäre lächerlich, mit einem Gegenbann zu antworten, man ging also zur Tagesordnung über.

Um dieselbe Zeit stellten die Bergleute in den großen Steinkohlengruben von Waldenburg im schlesischen Riesengebirge die Arbeit ein, was aus mehr als einem Grunde ein großes Aufsehen erregte. Einmal weil eine Menge Industrien in's Stocken geriethen, sobald die Kohlen fehlten; dann auch wegen der Veranlassung. Die Bergleute waren allerdings nicht so gut bezahlt wie anderwärts, doch bestand unter ihnen bereits ein Knappschaftsverein zur Unterstützung der Bedürftigen und würden sie mit den Grubenbesitzern sich haben vertragen können, wenn nicht von Außen unter ihnen gewühlt worden wäre. In England waren nach dem Plane Mazzinis in Genf unter den Arbeitern die sog. trade unions entstanden, Arbeitervereine, die sich auf das Festland ausdehnen sollten, um einen großen internationalen Fonds zu bilden, reich genug, um daraus, wenn es dem Centralcomité beliebe, irgendwo einen Strike anzuordnen, den Arbeitern, welche diesem Befehl gehorchten, den

nöthigen Unterhalt zu beſtreiten. *) Dieſer Verein wurde von Dunker und Hirſch in Berlin unter dem Namen Gewerkverein nachgeahmt und erſt von hier aus wurden die Bergleute des Waldenburger Bezirks zur Gründung eines gleichen Vereins an Ort und Stelle aufgereizt, ſo wie auch zu der Drohung, ſie würden die Arbeit einſtellen, wenn die Grubenbeſitzer ihnen nicht alle ihre Forderungen bewilligten. Die Grubenbeſitzer erklärten, ſie wollten gern mit den Arbeitern unterhandeln, nur nicht mit dem neuen Gewerkverein, weil ja ſchon ein Knappſchaftsverein beſtehe. Hierauf wurde am 1. Dezember 1869 von Seiten der Bergleute auf Befehl vom Berliner Gewerkverein die Arbeit eingeſtellt. Die Zahl der Bergleute belief ſich überhaupt auf 7000, von denen 1300 fortarbeiteten, 5700 aber der Ordre von Berlin gehorchten. Ein übereilter Schritt von Seiten des Berliner Vereins, da er von England aus nicht unterſtützt wurde und nicht Geld genug hatte, die müßigen Bergleute zu ernähren. Es mußte daher bei allen Arbeitervereinen in Deutſchland um Unterſtützung gebeten werden und dieſe fiel nicht genügend aus, ſo daß im Januar bereits wieder viele Bergleute zurückkehrten.

Gleichwohl benutzte Schulze-Delitzſch die Gelegenheit, um ſeinen gewichtigen Namen in die Wagſchale zu werfen und auch ſeinerſeits zu Beiträgen für die Waldenburger aufzufordern. Sein Anſehen im Arbeiterſtande hatte nämlich ſeit einiger Zeit durch die Anhänger Laſalles großen Abbruch erlitten und da dieſe ſelbſt in zwei einander feindliche Parteien zerfallen waren, ſchien allerdings der Augenblick günſtig zu ſeyn, ſich wieder geltend zu machen. Indeſſen gehörte er der liberalen und nicht der demokratiſchen Partei an, wirkte nur für die Bourgeoiſie und für deren Kapital und es fiel daher mit Recht auf, wie er ſich plötzlich jenes Gewerkvereins und des Herrn Hirſch annahm, deſſen Theorie die radikalſte von der

*) Vgl. unten England.

Welt war. In mehreren sehr einläßlichen Artikeln der Kölner Zeitung wurde ihm nachgewiesen, daß die internationalen Gewerkvereine, wenn sie die entsprechende Ausbreitung fänden, den Arbeitern ein Kapital verschaffen würden, groß genug, um jeden Strike risikiren, also auch provociren zu können. Sie würden dadurch die gesammte Industrie in ihre Gewalt bekommen und einen einigen Staat innerhalb aller getrennten Staaten darstellen (ungefähr wie die römische Hierarchie, die dem neuen Zeitgeist und Liberalismus doch so wenig zusagt). Die Welt würde aber nichts dabei gewinnen. In England, wo der Terrorismus der internationalen Arbeitervereine bereits zu einem hohen Grade gediehen ist, wie die Ereignisse von Sheffield bewiesen haben, sind durch die wiederholten Strikes große Verluste verursacht worden, ist der Unternehmungsgeist gelähmt, die Zahl der Maschinen verringert, also auch die Ausfuhr vermindert und dagegen die Einfuhr concurrirender Artikel aus Frankreich vermehrt worden, so daß man schon wieder laut nach Schutzzöllen geschrieen hat. Auch hat man wahrgenommen — wie denn immer ein Extrem das andere hervorruft, — wenn bisher Tag und Nacht von den Arbeitern zu viel gearbeitet werden mußte, durch die immer wachsende Abnahme der Arbeitsstunden jetzt im Gegentheil die Faulheit begünstigt zu werden anfängt.

Auch in Oesterreich gab es Arbeiterunruhen. So am 12. und 13. Juli 1869 in Brünn. Ein frommer österreichischer Geistlicher gab einen herzerschütternden Bericht vom Elend der armen Arbeiter, welches leider durch die Wühlerei ihrer angeblichen Freunde noch vermehrt wurde, weil diese sie durch Genußsucht und Irreligiosität ebenso sittlich zu verderben trachteten, wie sie durch das Geldprotzenthum der Fabrikbesitzer physisch heruntergekommen waren. Am 13. Dezember 1869 brachten sie dem Minister Grafen Taaffe eine Sturmpetition 20,000 Mann stark. Der Minister fertigte sie gütlich ab, hinterdrein aber wurde ihr Rädelsführer Hartung aus Hannover nebst anderen Sprechern verhaftet und einige Zeit später

der internationale Arbeiterverein Wiens aufgelöst. Im Juni 1870 tumultuirten ſtrikende Arbeiter, 2000 an der Zahl, in Hamburg vor der Polizei, wurden aber mit blanker Waffe auseinandergetrieben.

In demſelben Juni gab es wieder böſen Scandal unter den deutſchen Socialdemokraten, die ſich zweimal, in Stuttgart und in Frankfurt am Main verſammelten, aber in die bisherigen Parteien, an deren Spitzen ſich v. Schweizer und Bebel gegenüberſtanden, ſo ſchroff getheilt, daß ſie unter Prügeleien auseinandergingen. Um dieſelbe Zeit wurden in Paris eine Anzahl Arbeiter, welche ſich bei dem durch Rochefort veranlaßten Tumult betheiligt hatten, vor Gericht gezogen und da ſie der internationalen Arbeiterassociation angehörten, erhielt man bei dieſem Anlaß intereſſante Aufſchlüſſe theils über die Gründung dieſer Aſſociation durch Mazzini im Jahr 1863, theils über die Ausbreitung derſelben. Grundſatz der Geſellſchaft war, die Forderungen der Arbeiter mittelſt der politiſchen Revolution durchzuſetzen, alles Privateigenthum zu verbieten und allgemeine Gütergemeinſchaft einzuführen. Die Geſellſchaft zählte bereits eine Million Mitglieder und eine Menge Journale: den Volksſtaat in Leipzig, den Volkswillen in Wien, den Volksboten in Genf, die Tagwacht in Zürich, den Socialiſten in Paris, den International in Brüſſel und noch viele andere.

Drittes Buch.

Der preußiſche Landtag.

Graf Bismarck hatte einen ſchwierigen Stand, indem er den Norddeutſchen Bund nicht nur gegen ſeine auswärtigen Feinde und gegen den Particularismus in den noch beſtehenden oder ſchon aufgelöſten Mittelſtaaten, ſondern auch gegen den preußiſchen Particularismus ſelbſt ſchützen und ſicherſtellen mußte. Schon das war eine Unzuträglichkeit, daß neben dem norddeutſchen Reichstage in demſelben Berlin und abwechſelnd ſogar in demſelben Sitzungsſaale auch der preußiſche Landtag ſich verſammelte, alſo zwei Parlamente, die eigentlich dieſelbe Sache fördern ſollten. Wenn die Oppoſition im Reichstage unterlag, ſo machte ſie neue Anſtrengungen im Landtage. Der Dualismus der beiden großen Parlamente war ein eben ſo unnatürlicher, wie der in den beiden Reichshälften der öſterreichiſchen Monarchie. Und doch mußte er einſtweilen fortdauern, bis der Norddeutſche Bund ſich zum einigen deutſchen Reich erweitern konnte.

Die Oppoſition gegen den Grafen Bismarck und die deutſche Einheit war conſervativ im preußiſchen Herrenhauſe und demokratiſch im Abgeordnetenhauſe. Der König verſtärkte das Herrenhaus mit achtzehn neuen Mitgliedern, ſchloß aber vorläufig noch den von

giftigem Preußenhaß geſchwollenen Adel der annektirten Provinzen, vornehmlich Hannovers aus. Das verdroß die preußiſchen großen Herrn, welche ſtets zu Oeſterreich und Rußland hingeneigt und die nationale Partei in Deutſchland durchweg mit der liberalen verwechſelt und verabſcheut hatten. Auch am Hofe und unter den höhern Civil- und Militärſtellen gab es perſönliche Gegner, hauptſächlich Neider Bismarcks, die ihn gern geſtürzt hätten. Im Abgeordnetenhauſe aber hingen die Fortſchrittsmänner noch zähe an ihren alten Vorurtheilen, konnten immer noch nicht begreifen, daß die Einheitsfrage der Freiheitsfrage voranſtehen, daß man erſt eine einige und große Nation ſeyn müſſe, ehe man auch die innere Freiheit haben und erhalten könne. Zugleich konnten ſie nicht verſchmerzen, daß ſie vor der Schlacht von Königgrätz jahrelang die Mehrheit im Abgeordnetenhauſe gebildet und in Uebermuth und Frechheit gleichſam geſchwelgt hatten. Das hatte nun aufgehört. Die Mehrheit war nach den großen Siegen der preußiſchen Heere für ſie verloren. Vor dem Donner der Schlachten war das eitle Froſchgequak im parlamentariſchen Sumpfe und das ſpöttiſche Rohrſpatzengepfeife der infalliblen Berliner verſtummt.

Im Juni 1867 verkündigten eine Anzahl der namhafteſten Mitglieder des Berliner Abgeordnetenhauſes das Programm der neuen national-liberalen Partei, die ſich von der bisherigen Fortſchrittspartei abgezweigt hatte. Es waren die Herren v. Forckenbeck, v. Unruh, Twesten, Lasker, Braun von Wiesbaden, Oetker und Rebelthau aus Heſſen, Bennigſen und Oppermann aus Hannover ꝛc., zuſammen 46. Sie wollten, wie bisher, im Verein mit der Fortſchrittspartei für die Freiheit, für die preußiſche Verfaſſung und für die möglichſte Ausdehnung der parlamentariſchen Befugniſſe kämpfen, zugleich aber auch die Regierung in ihrer deutſchen Politik unterſtützen und für die Einheit Deutſchlands wirken, welche ſie für ſo wichtig wollten angeſehen wiſſen, als die bisher allein vergötterte Freiheit. Dadurch unterſchieden ſie ſich als neue Partei von den alten

Fortſchrittsmännern, die niemals ein Verſtändniß der nationalen Frage gehabt hätten, noch ſuchten.

Das Programm ſtellte wörtlich folgende Punkte feſt: „Als im vorigen Jahr der alte Bund zuſammenbrach und die preußiſche Regierung den ernſten Willen bekundete, das nationale Band zu erhalten und die deutſche Einheit auf feſten Grundlagen herzuſtellen, da war es uns nicht zweifelhaft, daß die liberalen Kräfte der Nation mitwirken müßten, wenn das Einigungswerk gelingen und zugleich die Freiheitsbedürfniſſe des Volks befriedigen ſollte. Um dieſes Zwecks willen waren wir zur Mitwirkung bereit; möglich wurde ſie erſt dadurch, daß die Regierung von der Verletzung des Verfaſſungsrechtes abließ, die von der liberalen Partei ſo nachdrücklich vertheidigten Grundſätze anerkannte, daß ſie die Indemnität nachſuchte und erhielt. Die Mitwirkung zu ſichern konnten die durch den Verfaſſungsſtreit bedingten Gruppirungen innerhalb der Partei nicht genügen. Dem neuen Bedürfniß entſprach die Bildung der national-liberalen Partei zu dem Zwecke: auf den gegebenen Grundlagen die Einheit Deutſchlands zu Macht und Freiheit herzuſtellen.

Denn uns beſeelt und vereinigt der Gedanke, daß die nationale Einheit nicht ohne die volle Befriedigung der liberalen Anſprüche des Volkes erreicht und dauernd erhalten, und daß ohne die thatkräftige und treibende Macht der nationalen Einheit der Freiheitsſinn des Volkes nicht befriedigt werden kann. Deshalb iſt unſer Wahlſpruch: Der deutſche Staat und die deutſche Freiheit müſſen gleichzeitig und mit denſelben Mitteln errungen werden. Es wäre ein verderblicher Irrthum, zu glauben, daß das Volk, ſeine Fürſprecher und Vertreter nur die Intereſſen der Freiheit zu wahren brauchen, die Einheit dagegen auch ohne uns durch die Regierung auf dem Wege der Kabinetspolitik werde aufgerichtet werden.

Die Einigung des ganzen Deutſchland unter einer und derſelben Verfaſſung iſt uns die höchſte Aufgabe der Gegenwart."

an wissenschaftlichem Werth keiner andern nachstanden, für die historische Entwicklung der Gesellschaft kein besonderes Interesse dar.

In Freiburg, dem letzten Versammlungsort, lockte die Nähe Frankreichs und der Schweiz, so wie der Umstand, daß die Versammlung der schweizerischen Naturforscher in Basel gerade beendigt war, als die deutsche anfing, viele Franzosen und Schweizer herbei, und ihre Anwesenheit gab der Gesellschaft eine längst gewünschte mehr conversationelle Richtung, da man die Fremden lieber in eine Discussion hereinziehen, als ihnen lange Reden vortragen wollte. In der medicinischen Sektion wurde der gewiß sehr zweckmäßige Beschluß gefaßt, es sollte in jeder Versammlung eine Zusammenstellung der Leistungen der Wissenschaft im ganzen Jahr vorgetragen, und hiezu für die verschiedenen Zweige Referenten bestellt werden. Die übrigen Sektionen ließen sich auf diesen Verschlag nicht ein. Mit besonderer Freude sah die Versammlung den Stifter Oken wieder in ihrer Mitte, der seinem Werke in der letzten Zeit fast fremd geworden zu seyn schien.

Die Versammlung hatte seit 1822 eine Ausdehnung gewonnen, die wohl die kühnsten Erwartungen der Stifter übertrifft, ja vielleicht nicht in ihrem Sinne lag. Die Zahl der Theilnehmer ist bis jetzt in einer fast beständigen Progression gewachsen. Bei großen Städten, wie Berlin, Hamburg, Wien, bringt natürlich die große Anzahl der einheimischen Mitglieder ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht hervor. In Leipzig 1822 waren nur 15 Mitglieder, in Halle 1823 zählte man 38 Mitglieder, 1824 in Würzburg 37, 1825 in Frankfurt 110, 1826 in Dresden 115, 1827 in München 156, 1828 in Berlin 458, worunter 195 Berliner, 1829 in Heidelberg 273, 1830 in Hamburg 412, worunter 154 aus Hamburg und 67 aus Dänemark, 1832 in Wien 462, worunter 226 Wiener, 1833 in Breslau 273, 1834 in Stuttgart 540, worunter 88 Stuttgarter und 30 Franzosen, 1835 in Bonn 484, worunter viele Engländer und Holländer, 1836 in Jena 370, 1837 in Prag 373 und 1838 in Freiburg 534, worunter 54 Franzosen und 72 Schweizer.

Die glänzendste Frucht, welche die Versammlungen der deutschen Naturforscher getragen haben, ist die Nachahmung derselben in Großbritannien. „Ohne Zweifel, sagt Dr. Trail in seiner Eröffnungsrede der 7ten Versammlung der britischen Association in

Der Entſchluß der national-liberalen Partei war praktiſch und zeitgemäß. Nur in der Motivirung des neuen Programms hätten die Herrn aufrichtiger bekennen ſollen, daß Preußen die großen Erfolge, die es im vorigen Jahr errungen, nur der Regierung allein und zwar ſpeziell der Feſtigkeit zu danken hatte, mit welcher Graf Bismarck der unpatriotiſchen und unvernünftigen Oppoſition des Abgeordnetenhauſes entgegentrat. Hätte dieſe Oppoſition ihren Willen durchgeſetzt und die Armeereorganiſation vereitelt, ſo würde Graf Bismarck geſtürzt und zwar vielleicht der Krieg vermieden worden ſeyn, aber nur durch ein zweites Olmütz, durch einen neuen glänzenden Sieg Oeſterreichs und des Particularismus über Preußen und die deutſchen Einheitsbeſtrebungen.

Am 15. November 1867 eröffnete König Wilhelm I. in Perſon den preußiſchen Landtag und drückte in der Thronrede ſeine Befriedigung mit den preußiſchen Zuſtänden aus. Um den Bevölkerungen der annektirten Länder den Anſchluß zu erleichtern, habe er aus ihrer Mitte Vertrauensmänner berufen und die ihnen lieb gewordenen alten Einrichtungen möglichſt geſchont. Der König freute ſich, daß die preußiſchen Stände einen Theil ihrer Befugniſſe an den norddeutſchen Reichstag übertragen hätten. „Sie haben damit das Rechte zur rechten Zeit gethan. Das preußiſche Volk hat in der Geſtaltung des norddeutſchen Bundes vermehrte Bürgſchaften der Sicherheit und ein erweitertes Feld organiſcher Entwickelung gewonnen. Gleichzeitig iſt mit den ſüddeutſchen Stammgenoſſen die Gemeinſchaft der wirthſchaftlichen Intereſſen und der thatkräftigen Vertheidigung aller höchſten Güter des nationalen Lebens geſichert. Das friedliche Endziel der deutſchen Bewegung wird von allen Mächten Europas erkannt und gewürdigt, und die Friedensbeſtrebungen der Fürſten werden getragen von den Wünſchen der Völker."

Präſident des Abgeordnetenhauſes wurde diesmal v. Forken-

beck, weil Simſon dem norddeutſchen Reichstag präſidirte. Zwei dänenfreundliche Abgeordnete aus Schleswig, Kryger und Ahlmann, wollten den üblichen Eid nicht leiſten, wurden daher auch nicht in das Abgeordnetenhaus zugelaſſen und Neuwahlen ausgeſchrieben. Unter den Gegenſtänden, welche diesmal zur Verhandlung kamen, nahm das Verhältniß Preußens zum norddeutſchen Bunde eine vorragende Stelle ein. Wie zu erwarten war, ließen ſich Stimmen vernehmen, welche zu größerer Concentration des Bundes drängten und welche einen Nachtheil darin ſahen, daß ſo viele kleine Bundesſtaaten noch Souveränetätsrechte beibehalten ſollten, welche zweckmäßiger von Preußen allein ausgeübt werden würden. Man tadelte, daß noch Geſandtſchaften der Kleinſtaaten fortbeſtünden und daß mit dem winzig kleinen Fürſtenthum Waldeck ein Vertrag abgeſchloſſen worden ſey, bei dem Waldeck mehr gewänne als Preußen, da es doch natürlicher geweſen wäre, hier einfach zu annektiren. Damit hing auch der Tadel zuſammen, den man über die Großmuth des Königs von Preußen ausſchüttete, ſofern er den depoſſedirten Fürſten ſo erſtaunlich große Abfindungsſummen bewilligt habe. Dagegen ſuchte Graf Bismarck dem Hauſe begreiflich zu machen, daß Schonung hier der geeignetere Weg ſey, als Gewalt und Rückſichtsloſigkeit. Es gelte nicht nur, wenn Preußen als der mächtigere Staat ein wachſendes und dauerndes Vertrauen der kleinen gewinnen wolle, die eingegangenen Verpflichtungen ſtreng zu erfüllen, ſondern auch noch ein Uebriges zu thun. In der Sitzung vom 11. Dezember ſprach ſich der Miniſterpräſident mit großer Klarheit aus. „Der Vertrag mit Waldeck iſt das Ergebniß der Colliſion zwiſchen den Einrichtungen des norddeutſchen Bundes und denjenigen der Kleinſtaaten, wie ſich dieſe letztern infolge einer krankhaften Entwicklung der Souveränetät im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet haben. Die Einverleibung Waldecks hätte finanziell keinen Unterſchied gemacht, denn die Bevölkerung iſt arm, ſo daß wir ſo wie ſo die Mehrlaſten hätten tragen müſſen. Vor allem

darf man die Beſorgniß, der norddeutſche Bund mache die Kleinſtaaten unmöglich, nicht aufkommen laſſen. Es iſt unſere Ehrenpflicht, zu zeigen, daß auch die kleinen Staaten fortbeſtehen können. Nach Analogie der frühern Militär- und Juſtizconventionen haben wir mit Waldeck jetzt eine Adminiſtrativconvention abgeſchloſſen. Politiſch bedürfen wir nicht mehr von Waldeck, und mehr verlangen als man bedarf, iſt immer ein politiſcher Fehler. Die Stimme Waldecks im Bundesrathe muß erhalten werden, lediglich deshalb, weil Preußen im Bundesrathe keine geborene Mehrheit beſitzen darf. Die andern Bundesſtaaten würden ſonſt ſagen können: Was ſollen wir im Bundesrath überhaupt noch erſcheinen?"

Eine kleine Epiſode bildete im Berliner Abgeordnetenhauſe die Debatte über die Redefreiheit aus Anlaß des Twesten'ſchen Prozeſſes. Twesten war wegen einer Rede, die er 1865 im Abgeordnetenhauſe gehalten hatte, von der Regierung angeklagt und in letzter Inſtanz verurtheilt worden, was ſeine Suſpenſion vom Amt eines Berliner Stadtgerichtsraths nach ſich zog. Abgeſehen von dieſem einzelnen Fall wurde die Principienfrage erörtert. Die Mehrheit verlangte unbedingte Redefreiheit. Der Miniſterpräſident, der ausdrücklich erklärte, er rede nicht im Namen der Regierung, ſondern ſpreche nur ſeine Privatmeinung aus, machte das Haus darauf aufmerkſam, daß die parlamentariſche Redefreiheit doch kein Privilegium ſeyn ſolle für jede Art von Beleidigung und Verleumdung. Dagegen ſagte Braun: „Wir wollen kein Privilegium zu Beleidigungen, wir wollen aber auch nicht, daß dieſes Haus unter dem Stadtrichter ſtehe." Lasker beantragte eine Deklaration des Artikel 84 der Verfaſſung, wonach kein Mitglied des Landtags wegen ſeiner Abſtimmungen oder Aeußerungen gerichtlich oder disciplinariſch verfolgt werden dürfe. Dieſer Antrag wurde am 27. November 1867 mit 181 gegen 161 Stimmen angenommen.

Der Juſtizminiſter Graf zu Lippe hatte durch ſtarres Feſthalten an altpreußiſchen Gewohnheiten, durch einige frühere ſtrengere Maß-

regeln, wie durch den Twesten'ſchen Prozeß, hauptſächlich aber durch die Anſtellung von unpopulären Beamten in den annektirten Provinzen, der Oppoſition immer wiederholt Anſtoß gegeben und die Regierung ſelbſt in kleine Verlegenheiten gebracht, weshalb er unter Anerkennung ſeiner Verdienſte um den Staat und ſeiner conſervativen Treue am 3. Dezember 1867 entlaſſen wurde und der frühere hannöveriſche Juſtizminiſter Leonhardt an ſeine Stelle trat.

Die Ernten des Jahres 1867 waren ungünſtig ausgefallen und in dem darauf folgenden ungewöhnlich kalten Winter brach Hungersnoth in mehr als einem Lande aus. Zuerſt in Finnland, dann überhaupt im Norden Rußlands und in einem hohen Grade auch in Oſtpreußen. Graf Bismarck wurde im Berliner Abgeordnetenhauſe getadelt, daß er die Abfindung des Königs von Hannover mit 16 Millionen Thaler zugegeben habe, während die Landeskinder in Oſtpreußen Hungers ſterben. Er antwortete mit Recht, daß dieſe Fragen nicht zuſammenhängen. Man war in ganz Deutſchland rührig, Geld und Lebensmittel für die Oſtpreußen zu ſammeln, wobei ſich auch die Süddeutſchen ehrlich betheiligten. Auch in Tunis an der Nordküſte Afrikas herrſchte ſchreckliche Hungersnoth. Ueberhaupt waltete in dieſem Jahr eine gewiſſe Ungunſt, eine Art von Grollen der Natur gegen die Menſchen. Die kleinen Inſeln der Antillen wurden von furchtbaren Orkanen und Sturmfluthen heimgeſucht und ganze Ortſchaften gingen zu Grunde. Der Veſuv warf eine Maſſe Lava aus und in der Stadt Neapel ſelbſt wurden viele Häuſer durch die Erſchütterung eines Hügels unter dem herabſtürzenden Geſtein begraben.

Im Anfang des Februar 1868 wurde Graf Bismarck von den Conſervativen angegriffen, wozu ihnen die Frage des Provinzialfonds Anlaß gab. Sie handelten undankbar und unklug, denn daß ſie wieder in größerer Zahl, die vor zwei Jahren auf elf herabgeſunken war, in's Abgeordnetenhaus gewählt worden waren, verdankten ſie lediglich den großen Erfolgen der Politik Bismarcks. Im

Abgeordnetenhauſe war es der Landrath von Brauchitſch, der gegen ihn auftrat, dem ehemaligen Finanzminiſter von Bodelſchwingh und dem Freiherrn von Vincke maß man aber die Hauptſchuld der eingetretenen Spannung zu. Der König ſtand auf Bismarcks Seite. Als ihm auf einem Hofball Vincke ſagte: „Ich bin bereit, Ew. Majeſtät meinen Kopf zu Füßen zu legen, aber nicht mein Gewiſſen!“ antwortete ihm der König unwillig: „Bin ich denn gewiſſenlos?“ Graf Bismarck nahm auf kurze Zeit Urlaub, unter den Conſervativen trat Beſtürzung ein und die Kreuzzeitung ſuchte zu beſchwichtigen. Der wahre Grund des Conflicts war preußiſcher Particularismus. Die Feudalpartei hatte ſich zu lange in die Gerhard-Stahl'ſche Fiction verrannt, nach welcher Preußen im engſten Bunde mit Rußland und mit Oeſterreich gegen die ganze liberale Welt des Weſtens Front machen, nur conſervative Intereſſen (d. h. monarchiſche und ariſtokratiſche) gegenüber den Volks- und Fortſchrittsparteien verfechten, daher auch die Dynaſtien der Mittel- und Kleinſtaaten, ſelbſt wenn ſie entſchieden mißregierten, gegen ihre liberalen Kammeroppoſitionen unterſtützen ſollte. Es wäre dieſer Partei am liebſten geweſen, wenn Preußen auf ſeine alten und proteſtantiſchen Provinzen beſchränkt geblieben wäre, einen feſt abgerundeten ſtrammen Militärſtaat im Nordoſten Deutſchlands, durch die gleiche Tendenz, wie durch die Familienbande mit dem ruſſiſchen Kaiſerthum innig verbunden ſich gegen den Weſten nur abwehrend verhalten und in die gefährliche Bahn einer deutſchen Nationalpolitik mittelſt großer Conceſſionen an den Liberalismus niemals eingelenkt hätte. Es mußte daher dieſer Partei befremdlich und widerwärtig ſeyn, daß Preußen deutſche Politik zu treiben anfing, und vollends mußte ſie erſchrecken, als Graf Bismarck ein Decentraliſationsſyſtem ankündigte, den alten Verband der preußiſchen Provinzen auflockerte und dieſe Provinzen in Deutſchland gleichſam aufgehen ließ.

Es zeigte ſich dabei, daß die Conſervativen die nationale Idee

in Berlin aufgenommen wurde, als er dort Vorleſungen über die „Abſtammung des Menſchen vom Affen" hielt; die Oſtentation, mit welcher man den blos feig lavirenden Schleiermacher jetzt ungenirt zu einem Vorkämpfer der Negation ſtempelte und grade deshalb die von der Partei ſonſt ſo ſehr verachteten und gemiedenen Kirchen zum Schauplatz ſeiner Todtenfeier machte; die Bewillkommnung des antichriſtlichen Proteſtantenvereins und die Wuth gegen das Conſiſtorium, als es demſelben die Kirchen verſchloß. Endlich die Humboldtfeier, die an deſſen hundertjährigem Geburtstag am 14. September 1869 in Berlin mit einer Affectation begangen wurde, als ſey Alexander v. Humboldt der Erlöſer des Menſchengeſchlechts geweſen. Man konnte immerhin den gelehrten Naturforſcher als ſolchen ehren; da derſelbe Mann aber immer nur franzöſiſch ſchrieb, 1814 die Zurückgabe der Deutſchland geraubten Kunſtſchätze aus dem Musée Napoléon verhinderte, das Chriſtenthum haßte, ſich am liebſten in den geſelligen Kreiſen reicher Juden und Jüdinnen bewegte und hier regelmäßig (wie es die Jüdin Aſſing ſpäter in vielen Bänden hat drucken laſſen), Jahrzehntelang über Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., die ihm ſo viel Gnade und Zutrauen geſchenkt hatten, ſpottete, ſo hatte eine chriſtliche, deutſche und insbeſondere preußiſche Bevölkerung gewiß keine Verpflichtung, dieſen falſchen Charakter zu glorificiren.

Mit Recht nannte das Halle'ſche Volksblatt aus Anlaß der Humboldtfeier dieſen berühmten Mann einen „kleinlichen Charakter ohne alle ſittliche Würde". Nie war er ein Volksmann, ſondern lebte nur in vornehmer Geſellſchaft. Nicht einmal ein Deutſcher wollte er ſeyn, ſondern ſpielte als Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts den Franzoſen. Was er für die Wiſſenſchaft wirklich geleiſtet hat, wurde ſtark übertrieben; jedenfalls hat das Volk nichts davon verſtanden. Der einzige Grund, aus welchem ihn die Fortſchrittspartei auf den Schild erhob, war ſein bekannter Widerwille gegen das Chriſtenthum. Aus demſelben Grunde hatte ſchon Dieſterweg

für alle deutſchen Volksſchulen anſtatt der gänzlich auszumerzenden Bibel Humboldt's Kosmos empfohlen. Der große Zulauf beim Humboldtfeſt wurde von den Leithämmeln der Fortſchrittspartei bei den Maſſen beſtellt, die ſich ihrer Dreſſur allemal fügten, wenn ſie auch nicht verſtanden, um was es ſich eigentlich handelte.

Am 11. und 12. Dezember 1868 erhob ſich im Hauſe der Abgeordneten ein Sturm gegen Mühler. Als ob nicht ſchon mehr als genug in Preußen geſchulmeiſtert würde, verlangte Forchhammer noch mehr und immer mehr „allgemeine Bildung" für die Bauernkinder. Andere verlangten Erweiterung der Befugniſſe der Synoden, warfen einem Leſebuch, das in Hannover eingeführt worden ſey, „krankhaften Pietismus" vor, weil darin ſtehe: In dieſer trüben Zeit, verleih uns, Herr, Beſtändigkeit. Als Redner dieſen Vers recitirte, brach das Haus in Gelächter aus. Als ob da etwas zu lachen geweſen wäre! Der Vorfall charakteriſirt die ungeheure Frivolität der Zeit, die vom Ernſt der Dinge, von einer Vergeltung und von Gott nichts mehr wiſſen will.

Die Oppoſition beſchwerte ſich hauptſächlich darüber, daß die Regierung nicht ſofort in den annektirten Provinzen die kirchliche Union eingeführt habe. Der König von Preußen hatte bei der Beſitzergreifung jener Provinzen das religiöſe Gefühl und kirchliche Herkommen derſelben, wie billig geſchont und in Hannover alles beim Alten gelaſſen. Der Cultminiſter v. Mühler erklärte, das ſey „einfach und gewiſſenhaft" geweſen. In Heſſen fand man drei kleine Conſiſtorien vor. In Naſſau war es mit einer oberſten Kirchenbehörde ſchlecht beſtellt. In Schleswig und Holſtein hatte, wie bekannt, eine zu ſtarke däniſche Beeinfluſſung ſtattgefunden. Hier alſo wurde in der kirchlichen Organiſation eine zweckmäßige Aenderung getroffen und neue Conſiſtorien in Marburg, Wiesbaden und Kiel hergeſtellt, ohne jedoch dadurch die bisherigen confeſſionellen Beſtände zu alteriren. Da nun aber bekanntlich in Hannover und Kurheſſen bisher die Orthodoxie gepflegt worden war, ſo ärger-

ten ſich die ungläubigen Fortſchrittsmänner, daß hier keine Aenderung erzwungen worden ſey, und ſtürmten gegen das Cultminiſterium an. Jedoch vergebens, der Cultminiſter hielt mit Ruhe und Würde unbeugſam ſein der Gerechtigkeit angemeſſenes und den confeſſionellen Frieden wahrendes Syſtem aufrecht.

Die liberalen und demokratiſchen Parteien hatten ſich längſt von allem poſitiven Chriſtenthum losgeſagt, zogen aber den Modus der Union jedem andern vor, nicht ſowohl, weil er dem kirchlichen Particularismus im Intereſſe der Nationaleinheit entgegen zu treten ſchien, als weil er ſich gegen jede ſchärfere Präciſion des Bekenntniſſes neutral und indifferent verhielt. Der Abgeordnete Grumbrecht ſagte ganz ungenirt, es liege im Geiſt der Zeit, eine „allgemeine Schicht der Bildung" vorauszuſetzen und innerhalb der Confeſſionen zu pflegen, wenn man auch die Confeſſion dem Namen nach fortbeſtehen ließe. Er hätte kaum nöthig gehabt, etwas zu verlangen, was ſchon an der Tagesordnung iſt. Virchow konnte wieder nach ſeiner Gewohnheit nicht unterlaſſen, dem Abgeordnetenhauſe ſeinen wiſſenſchaftlichen Cynismus aufzudrängen, indem er mit unendlicher Selbſtzufriedenheit orakelte: „Der alte Himmel iſt nicht mehr da. Meine Herren! Sie mögen ſich anſtellen, wie Sie wollen, die Naturwiſſenſchaft hat ihn ein für allemal beſeitigt." Das Haus widerhallte von Beifall.

Welche Lage für einen Cultminiſter, dem man von einer Seite vorwarf, er ſey zu conſervativ, zu chriſtlich, zu pietiſtiſch, während von der andern Seite der renitente Particularismus in Hannover und Kurheſſen den lutheriſchen Paſtoren denſelben Miniſter verdächtigte, als wolle er zum beſten der alles nivellirenden Union ihre Rechtgläubigkeit unterdrücken! Beide Beſchuldigungen waren gleich ungerecht und nichts war dabei anzuklagen oder zu bedauern, als die Politik, welche die Regierung Friedrich Wilhelms III. verführt hatte, das von den frühern brandenburgiſchen Kurfürſten feſtgehaltene, jeder Confeſſion ihre Freiheit belaſſende Princip der Parität

mit dem der Union zu vertauſchen, die nur entweder dem Gewiſſen Gewalt anthun, oder alles gegen die Religion gleichgültig machen muß.

Der Kirchenhaß der Berliner wurde durch Zufälle genährt. Im Juni 1869 wurde Oberconſiſtorialrath Fournier in Berlin von der Fortſchrittspartei in einen Scandalprozeß hinein gezogen. Dieſer als Ehrenmann und von feinſter Bildung allgemein anerkannte Geiſtliche hatte einer Braut, die ſich von ihm trauen laſſen wollte, im Voraus geſagt, ſie dürfe nicht im Kranz vor den Altar treten, nachdem ſie dieſes Vorrecht der Jungfrauen verwirkt habe. Die Braut war ſo unverſchämt, dennoch im Kranz vor den Altar zu treten und als es ihr Fournier verwies und dabei mit ſeiner Hand den Kranz und ihr Geſicht berührte, wurde ihm das von dem Gefolge der Braut ſo ausgelegt, als habe er derſelben eine Ohrfeige gegeben. Er erklärte das für unwahr, aber das Gefolge der Braut beharrte vor Gericht auf der Ohrfeige und ſo wurde er zu dreihundert Thalern Strafe verurtheilt. Hofprediger Hoffmann hatte den Muth ihn zu vertheidigen und die incriminirende Zeugenausſage aus einer Sinnestäuſchung im Affekt zu erklären, wie denn auch die Frechheit der Braut, trotz der Abmahnung im Kranze zu kommen, auf eine Abſicht, dem würdigen Geiſtlichen zu trotzen, und mithin auf einen ſtarken Affekt ſchließen ließ.

Auf dem Kirchentage zu Stuttgart (31. Auguſt bis 2. September 1869) charakteriſirte Profeſſor v. d. Goltz aus Baſel die kirchlichen Parteien der Neuzeit in ihrer großen Verſchiedenheit von denen der Reformation. Damals hätten Lutheraner und Calviniſten beide auf dem Grunde der Autorität nur über den Weg zum Heil geſtritten, beide conſervativ; jetzt aber ſey es ein Kampf für und gegen die Autorität, kirchlicher Conſervativer und kirchlicher Fortſchrittsmänner. Das wurde auch vom Proteſtantenverein, der einen Monat ſpäter in Berlin tagte, beſtätigt. Denn Schenkel ſtellte hier als Programm auf, die bisherige Kirchengewalt müſſe aufhören, jede Bevormundung, wie auch jede Scheinvertretung in nicht ganz

Liverpool, verdankt die britiſche Aſſociation ihr Daſeyn den glücklichen Bemühungen der Naturforſcher Deutſchlands in dem letzten Jahrzehent. In jenem Lande Europa's hatte man ſeit lange gefühlt, daß das Gedeihen der Wiſſenſchaft durch den Mangel eines freien Verkehrs zwiſchen den Gelehrten vielfach gehemmt und zurückgehalten werde. So hatten diejenigen, welche in abgeſchloſſenen Staaten ihre mühſamen Unterſuchungen oft Jahre lang verfolgt, am Ende den Kummer, zu erfahren, daß ſie auf Pfaden gewandelt waren, die andere mit ihnen zugleich betreten, oder auf denen glücklichere Forſcher ſchon vor ihnen zu günſtigen Reſultaten gelangt waren. Solchen ernſten Nachtheilen zu begegnen, eine geſellige Wechſelwirkung zwiſchen Männern, die, über weite Regionen zerſtreut, durch phyſiſche und politiſche Hinderniſſe getrennt, nur durch eine gemeinſchaftliche Sprache verbunden ſind, zu Stande zu bringen, dies war die Aufgabe der großen Aſſociation des Feſtlands, und daß ſie von den berühmten Söhnen Deutſchlands in beträchtlichem Umfang gelöst worden, wird wohl von niemand in Abrede gezogen werden wollen. Allerdings treffen in unſerem vereinigten und hochbegünſtigten Vaterland mehrere Umſtände zuſammen, welche den Fortſchritt der Wiſſenſchaft weniger abhängig machen von ſolchen allgemeinen Verſammlungen: ich erinnere hier nur an die Leichtigkeit, mit welcher der geiſtige Verkehr auch auf den entfernteſten Punkten betrieben werden kann (Deutſchland möchte hierin England nicht nachſtehen), überhaupt an die weniger vereinzelte Lage unſerer Gelehrten; indeſſen iſt es doch nie bezweifelt worden, daß perſönliche Bekanntſchaft derjenigen, welche ähnliche Beſtrebungen haben, den Fortſchritten gelehrter Forſchungen nur förderlich ſeyn kann. Denn nicht nur bekommt hier der einzelne einen unmittelbaren Vorſchub von der Erfahrung und dem Urtheil der andern, ſondern es wird hierdurch vorzüglich jener edle Wetteifer nach dem Suchen von Wahrheit erweckt, der ebenſo wohlthätig für die geiſtige Thätigkeit, als geeignet iſt, die Härten zu mildern, welche gelegentlich ſelbſt in den abſtracten Wiſſenſchaften (gerade in dieſen am meiſten, glücklicherweiſe iſt aber die Naturwiſſenſchaft keine abſtracte) durch die Controverſe hervorgerufen werden. Männer, gewohnt zuſammenzutreten und gemeinſchaftlich zu einem großen Ziel zu wirken, nehmen leicht und unmerklich den ſocialen Geiſt in ſich auf; wiſſenſchaftliche Eiferſucht, perſönliche

freien Synoden. Nichts ſey zuläſſig, als die neue Gemeindekirche, in welcher keine Autorität gelten ſolle, als die der jeweiligen Mehrheit. Auch die Synoden ſollten aus ganz freien Wahlen der Gemeinden hervorgehen. Das iſt auf's Haar die berüchtigte republikaniſche Verfaſſung der Franzoſen von 1793, in der alle Gewalt von unten ausgeht, aus Urwahlen, und von oben herab nichts mehr verordnet werden darf. Bekanntlich war jene Verfaſſung von 1793 unausführbar und mußte ſogleich durch die Willkürherrſchaft weniger Demagogen im Wohlfahrtsausſchuß erſetzt werden. Die Volksmaſſen ſind niemals mündig, weder kirchlich noch politiſch, da ſie immer entweder einen vernünftigen Hirten haben, oder dem erſten beſten Leithammel blind in's Waſſer oder in den Rachen des Wolfes nachrennen.

In Schulze's allg. kirchl. Chronik von 1869, die ſehr dem Fortſchritt huldigt, wird doch über die kirchlichen Wirren der Gegenwart ſehr richtig bemerkt: „Der Schwerpunkt des Unglücks liegt darin, daß die Partei, die allein einend wirken könnte, in Preußen kirchlich faſt ganz gleichgültig, und kirchliches Intereſſe faſt nur bei den centrifugalen, conſeſſionellen Richtungen zu finden iſt. Dieſer Umſtand erklärt die unſichere Haltung des Oberkirchenraths, der immer mehr auf ſeine Gegner hält, als auf ſeine Freunde. Und wer der Kirche verantwortlich iſt, dem kann man es nicht verdenken, daß er mehr den kirchlich Eifrigen vertraut, als denen, die richtiger über die Kirche reden, aber nicht in die Kirche gehen. Eine Zählung der Kirchenbeſucher ergab in Berlin, daß bei orthodoxen Predigern 14 und mehr, bei den beſten liberalen Predigern nur 2 und weniger Prozent der Gemeindemitglieder die Kirche beſuchen."

Der Krakauer Nonnenprozeß allarmirte alle Feinde des Kloſterweſens. Da nun zufällig in Moabit bei Berlin ein neues Dominikanerkloſter errichtet worden war und bei der Einweihung desſelben der geiſtliche Rath Müller in einer unvorſichtigen Rede die Gegner provocirte, drang am 16. Auguſt 1869 eine wüthende Volksmaſſe

in das Kloſter ein, zerſtörte alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, und mißhandelte die Mönche, die ſich aber zur Wehre ſetzten und von denen einer Namens Urbino ein Beil ergriff und einen der Stürmer verwundete. Doch ſtellte die herbei eilende Schutzmannſchaft die Ruhe her. In der Petitionscommiſſion des Abgeordnetenhauſes kam die Sache zur Sprache und wurde gegen den Fortbeſtand der Klöſter überhaupt geeifert. Der Regierungscommiſſär erinnerte aber an die verfaſſungsmäßigen Garantien der katholiſchen Kirche in Preußen. Als auch von den Jeſuiten die Rede war, beging er die Taktloſigkeit zu ſagen, Graf Bismarck kenne die Jeſuiten und wiſſe, daß ſie ſehr loyal ſeyen. Bismarck erklärte dagegen, er habe nur einmal geſagt, bei dem polniſchen Aufſtande ſeyen die Jeſuiten ungleich loyaler geweſen, als die katholiſche Weltgeiſtlichkeit.

Am 4. November 1868 eröffnete der König wiederum in Perſon den preußiſchen Landtag. Seine Thronrede athmete durch und durch Frieden, was auch von der franzöſiſchen Preſſe mit wenigen Ausnahmen rühmend anerkannt wurde. Die auswärtigen Verhältniſſe nämlich wurden in der Thronrede gar nicht erörtert, ſondern es wurde nur geſagt, die Beziehungen der preußiſchen Regierung zu den auswärtigen Mächten ſeyen nach allen Seiten hin befriedigend und freundſchaftlich. Spanien allein erhielt eine namentliche Berückſichtigung, doch nur in der Art, daß der König von Preußen den Wunſch und das Vertrauen ausſprach, „es möge der ſpaniſchen Nation gelingen, in der unabhängigen Geſtaltung ihrer Verhältniſſe die Bürgſchaft ihres Gedeihens und ihrer Macht zu finden (d. h. ohne fremde Einmiſchung).“ Der intereſſanteſte Theil der Thronrede betraf das von der preußiſchen Regierung feſtgehaltene Decentraliſationsſyſtem. „Meine Regierung erkennt es namentlich im Hinblick auf die Vergrößerung der Monarchie und in Berückſichtigung eines vielfach hervortretenden Strebens als ihre Aufgabe an, diejenigen Zweige der öffentlichen Thätigkeit, welche nicht vermöge eines unmittelbaren Staatsintereſſes der Leitung und Fürſorge der

Staatsbehörden nothwendig vorbehalten bleiben müſſen, allmälig geeigneten provinciellen und communalen Körperſchaften zu ſelbſtſtändiger Wahrnehmung zu überweiſen. Sobald dieſe Körperſchaften mit entſprechenden Verwaltungs-Organen ausgeſtattet ſeyn werden, wird die Geſetzgebung auf den einzelnen Gebieten des Staatsweſens den Kreis ihrer Wirkſamkeit, je nach den zu machenden Erfahrungen, zu erweitern haben. In mehreren der neuen Provinzen iſt die Herſtellung ſolcher Verwaltungsorgane angebahnt. Um den Boden dafür auch in den alten Provinzen zu bereiten, iſt vor Allem die Fortbildung der Kreisverfaſſung erforderlich."

In dieſen königlichen Erklärungen lag viele Zukunft für Deutſchland. Den natürlichen Eigenheiten der Landſchaften und Volksſtämme wurde dadurch ihre Berechtigung geſichert, ohne daß eine einſeitige Berückſichtigung der Sonderintereſſen die Zuſammengehörigkeit aller deutſchen Stämme, ihre Vereinigung in einem großen Reiche und die natürliche Unterordnung des provinziellen Sonderintereſſes unter das nationale Geſammtintereſſe irgend wieder in Frage geſtellt hätte, wie im vormaligen deutſchen Bunde.

Der Finanzminiſter v. d. Heydt theilte dem Landtag die K. Verordnung mit, welche die Beſchlagnahme des Vermögens der depoſſedirten Fürſten von Hannover und Kurheſſen verfügte, und motivirte dieſelbe durch die bekannten Vorgänge. Beſonders hob er hervor, daß der Kurfürſt dem Vertrage, welchen er mit Preußen abgeſchloſſen habe, untreu geworden ſey. Man habe ihn preußiſcherſeits gewarnt und ihn auf die Folgen aufmerkſam gemacht, aber vergebens. Als der Miniſter die Confiscation ſeines Vermögens verkündete, antwortete ihm im Abgeordnetenhauſe allgemeiner Jubel und ſchallendes Gelächter. Zum Ueberfluß erfuhr man an demſelben Tage (6. November) aus Kaſſel, Prinz Wilhelm von Hanau, der illegitime Sohn des Kurfürſten, habe beim Appelationsgericht eine Klage gegen ſeinen Vater erhoben, wegen von demſelben zurückgehaltener Apanagegelder.

Im Anfang des Juli 1869 wurde ein Gespräch bekannt, welches der Correspondent des New-York Herald mit dem Grafen Bismarck gepflogen hat. Der letztere soll unter Anderm gesagt haben: „Die Abgeordneten haben offenbar kein richtiges Verständniß für die Situation. Unsere Institutionen sind von den englischen wesentlich verschieden, obwohl sehr achtbare Mitglieder aller Parteien darauf bestehen, daß britische Einrichtungen auch bei uns anwendbar sind. Sie können sich nicht von ihren feudalen Vorurtheilen frei machen, haben seit 1848 nichts gelernt und nichts vergessen, und bilden sich ein, als ein Staat im Staate nothwendig zu seyn. Ihr Operationsplan ist ein beständiger Angriff auf die Regierung, eine hartnäckige Mißbilligung der Administration, und eine nie ermüdende Energie, ihr Hindernisse in den Weg zu legen. Es scheint, daß sie sich hauptsächlich im Widerspruch und Tadel gefallen und denken, die Regierung müsse sich selbst aus allen Schwierigkeiten heraushelfen. Mit in die Bresche zu treiben, zu helfen und nützliche Vorschläge zu machen, sehen sie nicht als ihr Amt an. Getheilt in zahlreiche Fractionen, jede von anderen Interessen beherrscht, finden sie sich nur in der Opposition zusammen, so daß die Regierung gar keine feste Stütze hat. Ich bin entschlossen, die Sache im Herbst zum Austrag zu bringen. Es wird dann vielleicht nöthig seyn, an die Intelligenz des Volkes zu appelliren, damit es die Schwierigkeiten einer Stellung begreift, die hartnäckig Seitens der Vertreter verkannt wird, von denen jeder einzelne sich für einen Staatsmann par excellence hält. Meine Lage ist jetzt ganz klar. Ich werde gezwungen seyn, die nützlichen Ausgaben einzuschränken, ohne die dadurch entstehenden Calamitäten zu berücksichtigen. Ich bin entschlossen, nicht einen Pfennig zu verausgaben, ohne die Garantie der gesetzgebenden Gewalt. Es soll ganz nach constitutionellen Grundsätzen regiert werden, besonders hinsichtlich der Anleihen und schwebenden Schuld. Es ist ein Jammer, daß die Volksvertreter nicht einsehen, daß sie zur Mithülfe an der Regierung berufen sind,

daß ſie die Geldmittel nicht dem Miniſterium, ſondern dem Lande bewilligen ſollen, und daß ſie durch ihre Verweigerung nicht nur der Verwaltung die Hände binden, ſondern auch die Wohlfahrt des Landes untergraben. — Man verſichert mich fortwährend des Vertrauens; aber die Abſtimmungen drücken eben ſo vielen Tadel über Alles, was ich thue, aus. Durch die Verweigerungen der Geldmittel iſt die Regierung lahm gelegt. Ich will nicht länger der Anlaß ſeyn und habe ſchon lange als körperliche und geiſtige Wohlthat für mich die Niederlegung meines Amtes beſchloſſen. (Hier ſeufzte der Graf mehrmals tief.) Aber der in Jahren vorgerückte König, dem ich perſönlich und dienſtlich ſchon ſo lange angehöre, den ich hoch verehre und der dieſe Ergebenheit vergilt, vermuthlich weil er meine redlichen Anſtrengungen zum Beſten des Landes erkennt — er wünſcht keinen anderen Miniſter als mich, will ſich neuen unerprobten Rathgebern nicht anvertrauen, und hat die oft wiederholte Bitte mit Entſchiedenheit abgeſchlagen. Was kann ich unter ſolchen Umſtänden thun und was bleibt mir anders übrig, als die Zügel der Regierung in den Händen zu behalten?"

Ueber das Ausland ſoll Graf Bismarck bemerkt haben: „Wir müſſen bewaffnet und auf unſerer Hut ſeyn; denn wir ſind hinſichtlich der Abſichten Frankreichs und Oeſterreichs keineswegs verſichert. Und nach welcher Seite könnten wir uns dann umſehen? Selbſt unſere beſten Freunde, England und Amerika, haben einen Familienzwiſt angefangen, deſſen endliche Entſcheidung noch im Ungewiſſen liegt. Sprechen Sie nicht von unſerer Allianz mit Rußland! Denn meine geehrten altgewohnten Opponenten blicken mit Mißvergnügen und Verachtung nach dort. Verſtehen Sie mich wohl; wir ſind ſtark und mächtig, und Gott ſey Dank! diejenigen, welche von Neid verzehrt werden, wiſſen dies und wagen nicht, uns anzugreifen. Deswegen haben ſie ſich in den letzten drei Jahren mit Bellen begnügt. Wie könnten wir weniger bewaffnet ſeyn? Ehe ich meinen Arm zur Reducirung unſerer Kriegsſtärke liehe, würde

ich ihn lieber abſchneiden. Niemals, lieber will ich ſterben! Wozu noch weiter von Abkürzung der Dienſtzeit ſprechen, die ohnehin ſchon auf dritthalb Jahre beſchränkt iſt. Die Sache iſt einfach unmöglich."

Als der Correſpondent den Grafen über ſeine Politik in Bezug auf Süddeutſchland frug, antwortete derſelbe: „Sie iſt unverändert. Wir werden niemals einen Druck ausüben, um dieſe 8 Millionen anzuſchließen, wenn ſie nicht ſelbſt den Wunſch zu erkennen geben. Sollten ſie dieß thun, ſo werden wir ſie mit offenen Armen empfangen. Im Falle eines Krieges werden wir gemeinſchaftlich mit ihnen kämpfen; oder, wenn es anders kommen ſollte, ohne ſie. Aber Einen Kampf gibt es, dem meine Kraft nicht gewachſen iſt. Das iſt die kurzſichtige, widerſtrebende Oppoſition zu Hauſe, die mich im höchſten Grade verſtimmt macht und mich früher oder ſpäter zum Rücktritt treiben wird."

Im Anfang des Juli 1869 nahm Graf Bismarck auf mehrere Monate Urlaub, um ſich von ſo vielen und wichtigen Geſchäften, die ihn häufig nicht ſchlafen ließen, auf ſeinem Gute Varzin in Pommern zu erholen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er auch von dort aus, wenigſtens in den wichtigſten Fragen der Politik das Staatsruder zu lenken fortfuhr und alles Gerede, was ihn angeblich als gänzlich erſchöpft, oder als in Zerwürfniß mit ſeinen miniſteriellen Collegen, oder als in halber Ungnade und durch Manteuffel'ſche und Uſedom'ſche Einflüſſe bedroht ſchilderte, war nur gemeiner Klatſch. Der Gang der preußiſchen Regierung blieb ſich gleich und war ohne Ruhmredigkeit feſter und ruhiger als der Gang irgend einer andern Regierung. Was auch die äußern und innern Feinde Preußens ausheckten, um dieſen ruhigen Gang zu ſtören, oder Preußen und die Lenker ſeines Geſchicks wenigſtens zu verleumden, die preußiſche Politik ließ ſich dadurch nicht einen Augenblick aus der Faſſung bringen.

Der Finanzminiſter v. d. Heydt trat Ende Oktober 1869 von ſeinem Amte zurück, weil das Abgeordnetenhaus böſe war, daß ſich

ein kleines Deficit von 5 Millionen Thalern herausgeſtellt hatte, und daß es der Miniſter durch Steueraufſchlag decken wollte. An die Stelle des Herrn v. d. Heydt trat Camphauſen, Bruder des frühern Miniſters, als Leiter der Finanzen und entwarf den umfaſſenden Plan einer Umwandlung der Schatzbons in eine einzige conſolidirte Schuld. Dadurch wurde die Steuererhöhung vermieden. In der Sitzung vom 5. November nahm Virchow Anlaß, ſich wieder einmal ſo giftig als möglich gegen die Regierung zu expectoriren, indem er nicht ganz ohne Grund die Großmuth beanſtandete, welche Preußen den depoſſedirten und mediatiſirten Fürſten und Herrn hatte angedeihen laſſen. Darüber hatte ſchon die Preſſe laut genug geklagt. Man übertrieb aber ſichtlich. Schon während der Hungersnoth in Oſtpreußen hatte man gelärmt, warum ſo viele Millionen an den widerſpenſtigen Welfen und ſeine vaterlandsverrätheriſche Preſſe vergeudet worden ſeyen, während Patrioten hungerten. Jetzt mußte das kleine Deficit wieder ähnliche Klagen begründen. Preußen war bekanntlich der finanziell beſt verwaltete Staat in Europa, genoß des beſten Credits vor allen andern Staaten und war mit einer nur ſehr kleinen Staatsſchuld belaſtet im Vergleich mit den Milliarden, welche Oeſterreich, Frankreich, Italien, Rußland ſchuldeten. Gleichwohl ſtellte ſich die preußenfeindliche Preſſe, als ſtünde Preußen mit ſeinem kleinen, durch die großen Reformen der letzten Jahre hinlänglich erklärten Deficit am Rande des Abgrunds. Virchow nun zählte zuſammen, wie viele Millionen Preußen dem Hannoveraner, dem Kurheſſen, dem Naſſauer zugeſchoben, wie viel Hunderttauſende es aus preußiſchen Mitteln für Hohenzollern, Waldeck, Reuß, für eine Menge mediatiſirte Herrn, bei Uebernahme des Coburger Etats, bei Belaſſung des Hannoveriſchen Provinzialfonds ꝛc., desgleichen für den Norddeutſchen Bund allzu freigebig verausgabt habe, erklärte eine Beſtreitung ſolcher Koſten aus der Steuerkraft Preußens für ungerecht und forderte Erſparungen in den Ausgaben, vor allem im Militäretat, alſo Ent-

waffnung, Abrüſtung. Lasker antwortete ihm in einer ſehr verſtändigen Rede, Preußen könne nicht abrüſten, da die eiferſüchtigen Nachbarn noch in voller Rüſtung daſtünden. Wer die Abrüſtung wünſche, müſſe vor allem dazu mitwirken, daß der innere Hader in Deutſchland beſeitigt, daß das große Einigungswerk der Nation vollendet werde. Dann werde Deutſchland dermaßen erſtarkt ſeyn, daß kein Nachbar es mehr wagen würde, ihm mit Krieg zu drohen. Dann würden die jetzt noch unvermeidlichen Armeen überall reducirt werden können.

Der Antrag Virchows wurde vom Hauſe abgelehnt. Seine Freunde aber wollten ſich nicht dabei beruhigen, ſondern beriefen am 7. November in Berlin eine Volksverſammlung ein, um gleichſam durch die Volksſtimme die Forderungen Virchows ſanctioniren zu laſſen. Löwe von Calbe, Duncker, Schulze-Delitzſch eröffneten die Verſammlung ungleich anſpruchsvoller, als es ihnen und der Sachlage angemeſſen war, mußten aber auch eine arge Demüthigung erleben, denn eine Maſſe Arbeiter von Laſalle's Partei drangen in den Saal und machte den Berathungen ein raſches Ende, indem ſie die liberalen Herrn aus dem Saale hinaus prügelten. Am übelſten kam Schulze-Delitzſch dabei weg, der angebliche Protector der Arbeiter, von dem ſie aber wohl wußten, daß ſeine Humanität nur eine Maske und daß er Advokat der Capitaliſten war. Nachdem die Anhänger Virchows fortgejagt waren, verfaßten die in den Saal eingedrungenen Arbeiter noch einen kurzen Proteſt, worin ſie die Unvernunft des Virchow'ſchen Abrüſtungsplanes conſtatirten.

Nicht lange nachher nahm auch wieder die ultraconſervative Partei im Herrenhauſe einen Anlauf gegen das Miniſterium Bismarck, preußiſche Particulariſten in ſchwarzweißer Farbe, wie die Bayern in blauweißer, die Sachſen in grünweißer, die Hannoveraner in gelbweißer. Der abgetretene Juſtizminiſter Graf zur Lippe trug am 17. November im Herrenhauſe darauf an, die Geſetze zu mißbilligen, durch welche dem Norddeutſchen Bunde bereits ein Recht

zur Abänderung ſpezifiſch preußiſcher Inſtitute zuerkannt worden ſey, und die preußiſche Staatsregierung zu erſuchen, ſie möge fernere Uebergriffe des Norddeutſchen Bundes in die ſpezifiſch preußiſche Verfaſſung nicht zulaſſen. Das hieß ſo viel, als eine förmliche Oppoſition gegen die Neugeſtaltung Deutſchlands und Heimweh nach dem alten Bundestage. Das wurde ihm nun auch mit Energie entgegengehalten und er wurde mit Recht gefragt, wie er zu einem ſolchen Antrage komme, da er ja ſelbſt in ſeiner frühern Stellung als Miniſter an der Gründung des Norddeutſchen Bundes theilgenommen habe? Der Antrag wurde mit 58 Stimmen gegen 42 abgelehnt. Man warf dieſer Partei unter anderm auch vor, ſie habe der Hietzinger Politik indirekt wenigſtens inſoweit in die Hände gearbeitet, als ſie immer gern die Beſorgniß vor dem Chauvinismus habe nähren helfen, keineswegs aus wirklicher Furcht, ſondern nur um dem Miniſterium Bismarck Schwierigkeiten zu bereiten und um dahin zu wirken, daß die Einheitsbeſtrebungen der deutſchen Nation früher oder ſpäter abermals vereitelt oder auf einen Föderalismus zurückgeführt werden ſollten, der nur wie der alte Bundestag eine Einheit zum Schein und dem Namen nach darſtellen ſollte. Graf Bismarck ſelbſt äußerte in einem Schreiben an den Fürſten Puttbus: „Das Herrenhaus habe viele andere Gebiete, auf denen es ſeinen Einfluß in nützlicher Weiſe geltend machen könne. Was aber die nationale Politik Preußens angehe, ſo bewege ſich dieſe in ſo tiefen und feſten Gleiſen, daß ſie nicht ohne eine bedenkliche Erſchütterung daraus verdrängt werden könne. Hinter dem Herrenhauſe, wenn es ſolche Beſchlüſſe faßte, würden Frankreich und Oeſterreich ſtehen, wie auch die Ultramontanen und Particulariſten. Wenn der Graf zur Lippe bereit wäre, auf Grund ſeines Antrags die Leitung der preußiſchen Politik zu übernehmen, ſo wäre ſein Antrag wenigſtens verſtändlich; wo nicht, ſo wäre es ein leichtſinniges und frevelhaftes Spiel für ihn und für alle, die ſich dabei betheiligen würden."

Gegen den Cultminiſter von Mühler erhob das Abgeordnetenhaus am 20. November einen rabiaten Sturm. Es fehlte eine Summe von 60,000 Thalern zur Unterſtützung der Schullehrerwittwen, die ſich leicht hätte decken laſſen, ohne daß es nöthig geweſen wäre, es darüber zu einem den Regierungsfeinden überaus erwünſchten Spektakel kommen zu laſſen. Nachdem der Gegenſtand aber einmal vor das Haus gebracht war, ergoß ſich Ziegler von Breslau in wüthenden Ausfällen gegen das Miniſterium, es ſey reaktionär, es ſolle den Oberkirchenrath und die Univerſitätscuratoren abſchaffen, von deren unnützen Gehalten man wohl die armen Wittwen werde verſorgen können. Der Redner erging ſich noch weiter im Tadel der Schulregulative und der conſervativen Tendenzen des Miniſteriums gegenüber der Freiſinnigkeit, die das Volk und der Zeitgeiſt verlangten. Endlich ſchloß er: Mühler muß fort! Der Finanzminiſter ſicherte die fehlende Summe für die Wittwen zu.

Als Rückſchlag gegen den Lippe'ſchen Antrag beantragten Lasker und Micquel im Abgeordnetenhauſe: Ausdehnung der Bundescompetenz auf das geſammte bürgerliche Recht (24. November), wofür ſich auch das Haus mit 218 gegen 116 Stimmen erklärte. Der Juſtizminiſter ſagte, die Herſtellung eines bürgerlichen Geſetzes für die ganze Monarchie und, wenn es ſeyn könne, für den ganzen norddeutſchen Bund, ſey eine Aufgabe, vor der er nicht zurückſcheue.

Am folgenden Tage wurde im Abgeordnetenhauſe ſchon wieder am Miniſterium genergelt. In Celle nämlich hatte die Hietzinger Partei hinter dem Rücken der preußiſchen Regierung ein Denkmal zu Ehren der Schlacht von Langenſalza zu errichten beſchloſſen und es wirklich auf einem Platze, welcher der Militärbehörde gehörte, aufzurichten angefangen, ohne um Erlaubniß gefragt zu haben. Die örtliche Militärbehörde ließ nun den Bau ſogleich unterſagen und das Angefangene wegräumen. Darüber erhob die preußenfeindliche Preſſe wieder ihr obligates Gejammer und Ge-

Nebenbuhlerschaft werden durch gegenseitige Annäherung gemildert, und gleich den Gliedern derselben Familie lernen die Mitglieder der Association ihren eigenen Ehrgeiz mäßigen, indem sie ihre Ehre auf das concentriren, was zum Gedeihen und zur Verherrlichung des Ganzen gereicht." Die englischen Versammlungen haben eine Ausdehnung gewonnen, welche die deutschen um das Dreifache übertrifft. An der Versammlung in Liverpool nahmen ungefähr 1800 Mitglieder Theil. Auch begnügte sich die britische Association nicht mit den ursprünglichen Zwecken der deutschen Versammlungen, mit Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und gelehrter Besprechung; der praktische Sinn der Engländer führte die Versammlung sogleich näher an's Leben heran, man brachte im Schooß der Gesellschaft selbst bedeutende Geldmittel auf, um specielle Zwecke zu verfolgen, wobei ihr noch der Umstand zu Statten kam, daß ihr Einfluß auf die englische Regierung ihr möglich machte, auch da zu wirken, wo ihre eigenen Geldkräfte nicht ausreichten. So bewilligte z. B. auf Anregung der Gesellschaft die Regierung 500 Pf. zur Herausgabe der ungeheuren Masse von Beobachtungen an den Himmelskörpern, die sich seit 1750 unbenützt in dem Observatorium von Greenwich angehäuft hatten. Ebenso wußte die Gesellschaft die Admiralität für die Frage über die Erscheinungen der Ebbe und Fluth zu interessiren, demzufolge längs der Küste von Großbritannien und Irland Beobachtungen angestellt wurden, die schon zu manchem schönen Resultat geführt haben. In Folge der Dubliner Versammlung wurden der Regierung zwei hochwichtige wissenschaftliche Gegenstände empfohlen, die Errichtung magnetischer und meteorologischer Observatorien in verschiedenen Gegenden der Erde, mit den geeigneten Instrumenten ausgestattet und nach gleichmäßigen Prinzipien instruirt, und die Ausrüstung einer Expedition nach dem Südpol, um die bisherigen Entdeckungen in der Geographie, Hydrographie, Naturgeschichte und besonders hinsichtlich des Erdmagnatismus auch in antarktischen Gegenden zu vervollständigen. Eine Menge gelehrter Arbeiten wurden auf Anregung der Gesellschaft zu Stande gebracht. Die Geldsubscriptionen für das Jahr 1834 beliefen sich im Ganzen auf 3000 Pfund, wovon 1500 Pf. für die Sectionen der Mathematik und Physik, namentlich zur Vervollständigung der astronomischen Beobachtungen von 1780 — 90 und zu Fortsetzung

ſchimpfe und Micquel gab ſich im Berliner Abgeordnetenhauſe dazu her, eine Beſchwerde gegen die Militärbehörde anzubringen, die aber der Kriegsminiſter v. Roon mit dem Bemerken abwies, die Gerichte würden entſcheiden. Im Uebrigen, bemerkte er, hätte das Denkmal kein Mißfallen erregt und würde ſich bei der Enthüllung auch das preußiſche Militär betheiligt haben, wenn die Unternehmer deſſelben ordnungsmäßig angefragt und die Sache nicht heimlich betrieben hätten. Die ganze Sache ſey von welfiſchen Agitatoren ausgegangen, welche ſeit dem Frieden von 1866 den Krieg noch immer fortführten und ein Gewerbe daraus machten, den königlichen Behörden kleinliche Aergerniſſe in den Weg zu legen.

Das Berliner Abgeordnetenhaus berieth monatelang über die allerdings ſehr wichtige neue Kreisordnung und hatte noch kaum ein Drittel der im Entwurf enthaltenen Paragraphen durchdebattirt, als der Zuſammentritt des Norddeutſchen Reichstags nicht wohl mehr verſchoben werden konnte, alſo eine Unterbrechung des preußiſchen Landtags nothwendig wurde, da beide berathende Körper nicht zu gleicher Zeit Sitzungen halten und die Miniſter in Anſpruch nehmen konnten. Ein Mißſtand, der zunächſt nicht zu vermeiden war, ſo lange überhaupt noch die unzweckmäßige Trennung zwiſchen beiden Körpern fortbeſtand, deren deutſche Intereſſen identiſch waren. Im preußiſchen Landtage gab es aber eine ſog. conſervative Partei, beſonders im Herrenhauſe, welche mehr preußiſchen Particularismus, als deutſche Politik trieb, die daher dem Norddeutſchen Reichstag nichts zu Liebe thun wollte und ihn lieber ganz weggewünſcht hätte. Dieſe Partei nun, die im Herrenhauſe ſogar die Mehrheit hatte, nahm jetzt gern Anlaß, der Regierung eine Verlegenheit zu bereiten. Das Herrenhaus proteſtirte am 7. Februar ausdrücklich gegen die Unterbrechung ſeiner Sitzungen. Graf Bismarck wies es jedoch mit ziemlich ſcharfen Worten zurecht, „Es ſey leicht möglich, daß ein mißverſtandener preußiſcher Particularismus den Norddeutſchen Bund ſchädige, nicht aber daß der

Bund Preußen irgendwie ſchädigen könne, denn Preußen bilde vier Fünftheile des Bundes. Der König ſey Oberhaupt des Bundes und Monarch in Preußen, folglich ſeyen die Intereſſen des Bundes und Preußens dieſelben. Wenn ein Rang unter ihnen unterſchieden werden ſolle, ſo gehe jedenfalls der Norddeutſche Bund, als der nationale, Preußen wie jedem andern im Bunde begriffenen Staate voran. Wenn Sie für Preußen particulariſtiſche Anſprüche erheben, die ſeinen Bundesgenoſſen nicht eingeräumt ſind, ſo gehen unſere Wege himmelweit auseinander."

Nur drei Tage ſpäter erhob ſich wieder ein kleiner Sturm im Abgeordnetenhauſe gegen den auf einer Reiſe abweſenden vormaligen Finanzminiſter v. d. Heydt. Die Budgetcommiſſion beantragte die Staatsſchuldencommiſſion zu beauftragen, aus den Akten der Staatsſchuldenverwaltung genau feſtzuſtellen, welche Stellung die letztere gegenüber dem Geſetze vom 9. März 1867 in Betreff der ſofortigen Ausfertigung der ganzen 24 Millionen-Anleihe eingenommen und wodurch ſich dieſelbe für befugt erachtet hat, dieſen ganzen Betrag dem Finanzminiſter zur Realiſation auszuhändigen, obwohl der §. 2 ausdrücklich die allmälige Realiſation der Anleihe nach Maßgabe der für die einzelnen Baujahre erforderlichen Geldmittel ausdrücklich anordnet und das Staatshaushaltsgeſetz für das Finanzjahr 1868 dieſen Bedarf im Höchſtbetrage von zehn Millionen Thaler feſtgeſetzt hat. Virchow und Lasker erklärten ſich ſehr ſcharf gegen dieſes willkürliche Verfahren des damaligen Finanzminiſters v. d. Heydt, da er erſt das Haus hätte fragen ſollen. Der neue Miniſter Camphauſen und Graf Bismarck gaben die formelle Rechtsverletzung zu, verſprachen aber einen Nachweis, daß der ehemalige Finanzminiſter im beſten Glauben und im Intereſſe des Staates gehandelt hat.

Der Widerſpruch des Herrenhauſes wurde nicht beachtet und der preußiſche Landtag am 12. Februar durch den Grafen Bismarck geſchloſſen. Zwei Tage nachher eröffnete der König den

Norddeutſchen Reichstag in Perſon mit einer Thronrede, worin er ſeine Befriedigung über die Fortſchritte in der innern Entwicklung des Bundes und ſeiner Stellung nach außen betonte und ſchließlich ſagte: „Die Geſammtheit der Verträge, welche den Norden Deutſchlands mit dem Süden verbinden, gewähren der Sicherheit und Wohlfahrt des geſammten deutſchen Vaterlandes die zuverläſſigen Bürgſchaften, welche die ſtarke und geſchloſſene Organiſation des Norddeutſchen Bundes in ſich trägt. Das Gefühl nationaler Zuſammengehörigkeit, dem die beſtehenden Verträge ihr Daſeyn verdanken, das gegenſeitig verpfändete Wort deutſcher Fürſten, die Gemeinſamkeit der höchſten vaterländiſchen Intereſſen verleihen unſern Beziehungen zu Süddeutſchland eine von der wechſelnden Woge politiſcher Leidenſchaften unabhängige Feſtigkeit."

Die Zeitungen beſchäftigten ſich damals mit einer Aeußerung des württembergiſchen Miniſters von Varnbüler, wonach Preußen den ſüddeutſchen Regierungen das Recht zugeſtanden haben ſollte, aus Anlaß des luxemburger Handels den casus foederis wegen der Auguſtverträge zu prüfen. Das wurde nun von preußiſcher Seite widerlegt. Die Frage ſey weder in Stuttgart, noch bei einer andern ſüddeutſchen Regierung angeregt, vielmehr gegen die Rede des Herrn von Varnbüler preußiſcherſeits auf diplomatiſchem Wege remonſtrirt worden und Preußen habe die Sache niemals anders angeſehen, als gemäß der Erklärung, welche Graf Bismarck am 26. Oktober 1867 im Reichstage abgab: „Wir haben die Zollverträge abgeſchloſſen in der Vorausſetzung, daß uns die Bündnißverträge ehrlich gehalten werden würden; wir hätten ſie nicht abgeſchloſſen, wenn uns daran der leiſeſte Zweifel aufgekommen wäre." Der Kanzler will keinem Zweifel Raum geben, „denn die Ratificationen der ſüddeutſchen Souveraine", fährt er fort, „ſind uneingeſchränkt und sine clausula..... Man geht ſo ſehr häufig von dem Gedanken aus, daß dieſe Bündnißverträge für den Süden Deutſchlands eine Laſt, eine Pflicht zur Heeresfolge und nur allein

für den Norden von Nutzen seyen. Diese Pflicht zur Heeresfolge liegt aber dem Norden ebenso gut dem Süden gegenüber ob, und der Schwächere kann leichter in gefährliche Händel verwickelt werden als der Stärkere, und er erhält an dem norddeutschen Bundesheere eine ganz andere Unterstützung als ein Theil der süddeutschen Wehrkraft uns darzubieten im Stande ist." Graf Bismarck hebt dann hervor, daß die Regierungen Süddeutschlands zur Zeit der Friedensverhandlungen ihrerseits den Antrag auf diese Bündnisse Preußen entgegen brachten, und bekundet als Beschluß der verbündeten Regierungen: „daß wir fest entschlossen sind, die wirthschaftliche Gemeinschaft nur mit denen fortzusetzen, die es freiwillig thun, und die auch die Gemeinschaft der Wehrkraft auf nationaler Basis mit uns fortzusetzen entschlossen sind, und daß, wenn die Bündnißverträge in Frage gestellt werden sollten, wir an demselben Tage die alten Zollvereinsverträge kündigen."

Viertes Buch.

Die von Preußen annektirten Provinzen.

In den annektirten Ländern war man in der Gewohnheit geſtört, was ſchon an ſich immer vorübergehende Unbequemlichkeiten herbeizuführen pflegt; aber die fanatiſchen Anhänger der depoſſedirten Fürſten waren nicht zahlreich und konnten auf keine Achtung Anſpruch machen, weil ſie nie einer guten Sache oder dem öffentlichen Wohle, ſondern immer nur zum eignen perſönlichen Vortheil einer längſt bekannten und längſt beklagten Mißregierung zu Werkzeugen gedient hatten. Wie lange hatten die Stände, hatte die Preſſe vergebens das unterdrückte Recht in Hannover, Kurheſſen und Naſſau verfochten! Nicht nur alle wahrhaft national-geſinnten Männer, welche die Herſtellung eines einigen Deutſchland für das erſte Recht und die erſte Pflicht der großen deutſchen Nation anſahen, ſondern auch die noch viel zahlreicheren Liberalen, welche nach der damaligen Mode der Zeit die Freiheit für höher hielten als die Einheit, hatten alle Urſache, ſich über das Ende der volksfeindlichen Hofwirthſchaft, beſonders in Kurheſſen und Hannover zu freuen. Noch mehr hätten die Bewohner der Elbherzogthümer die neue Ordnung der Dinge freudig und mit Begeiſterung begrüßen ſollen, da ihnen einleuchten mußte, daß nur ein unter Preußen geeinigtes mächtiges Norddeutſchland und nicht der weiland Sechsunddreißiger-Ausſchuß in Frankfurt Schutz gegen die Dänen ge-

währen könne; allein wenn der deutſche Spießbürger und Bauer und noch mehr der deutſche Profeſſor ſich einmal von einer falſchen Meinung hat einnehmen laſſen, braucht er immerhin einige Zeit ſich zu beſinnen und die Nebelkappe abzulegen, die ihm, wie hier geſchehen war, der einſeitige Liberalismus der ſüddeutſchen Freunde über die Augen gezogen hatte.

Preußen handelte ebenſo klug als loyal, indem es den annektirten Provinzen, ſoweit es das höher ſtehende Geſammtintereſſe irgend zuließ, ihre Sonderthümlichkeit nicht antaſtete und ihnen überhaupt nichts octroyirte, ohne ſie vorher gehört zu haben. Indem es eine neue Verwaltung einführte, holte es zuvor und zwar im Sommer 1867 den Rath von Vertrauensmännern aus jeder einzelnen Provinz ein. So aus Hannover, Kurheſſen, Schleswigholſtein. Ueberall war es bemüht, den Gewohnheiten und Wünſchen der zugeworbenen Bevölkerungen gerecht zu werden. Aus allen annektirten Ländern wurden ſofort Abgeordnete zum Preußiſchen Landtag gewählt mit denſelben Rechten, wie die der alten Provinzen. Nur den obſtinaten Adel aus Hannover ſogleich in's Herrenhaus eintreten zu laſſen, nahm die Preußiſche Regierung, wie billig, Anſtand und Graf Bismarck wies die Partei im Herrenhauſe zurück, die den Eintritt ſo böswilliger Elemente bevorwortete.

In der Sitzung des Berliner Abgeordnetenhauſes vom 4. Februar 1868 wurden viele Bedenken darüber geäußert, daß Hannover ſeinen Privatfonds behalten ſollte. Aber Graf Bismarck erklärte, es handle ſich nicht blos darum, den Hannoveranern den Uebergang aus alten Gewohnheiten zu erleichtern, ſondern die Regierung wolle auch überhaupt eine größere Decentraliſation der Verwaltung anbahnen und wie bisher für die Provinzen Heſſen und Hannover, ſo im nächſten Jahre auch für die andern Provinzen ähnliche Vorlagen machen. Ein ſehr zweckmäßiges Mittel, den Beſonderheiten der Provinzen und Volksſtämme gerecht zu werden, ohne die Einheit des Reichs zu gefährden. Auch einigermaßen beſchämend für

Frankreich, wo es trotz aller Mahnungen und ſogar Zuſicherungen noch zu keiner Decentraliſation gekommen iſt.

In Schleswig machte Graf Adalbert Baudiſſin im Spätherbſt 1867 den Vorſchlag, die Inſel Röm, nördlich von Silt, durch einen Damm und eine Eiſenbahn mit dem Feſtland zu verbinden und dadurch auf die bequemſte Weiſe an die Liſter Tiefe zu kommen, den beſten und einzigen Hafen an der Weſtküſte.

Wir machten früher ſchon darauf aufmerkſam, wie ſchwer ſich die welfiſche Mißregierung in Hannover an Deutſchland verſündigt hatte, durch die infamen Chicanen, mit denen ſie die Entwicklung des Verkehrs und Handels im nordweſtlichen Deutſchland hintertrieb. Sie that es übrigens nicht für ſich, ſondern ſie hatte die Verpflichtung dazu übernommen, als 1815 auf dem Wiener Congreß das Königreich Hannover einzig zu dem Zwecke geſchaffen wurde, um in Verbindung mit dem neuen und vergrößerten Königreich der Niederlande und mit Dänemark Preußen einzuengen und zu überwachen. Gemäß dieſer Inſtruktion der auf dem Wiener Congreß gegen die deutſche Einheit und das deutſche Nationalintereſſe verſchworenen Monarchen hatte nun Hannover nicht nur gegen Preußen, ſondern auch gegen die Hanſeſtädte Zölle und Mauthen angelegt, die Verkehrswege abſichtlich abgeſchnitten, die Anlegung der nothwendigſten Verbindungsſtraßen unterlaſſen, ein halbes Jahrhundert hindurch keine Brücke über die Elbe ſchlagen laſſen, um mit Hamburg in leichtere Verbindung zu kommen, keine Correktion der Elbe geduldet, keine Eiſenbahn der Elbe abwärts angelegt, Bremerhaven abſichtlich durch nahe Feſtungswerke genirt und mit der Eiſenbahn umgangen, den Hafen von Geeſtemünde angelegt, um mit jenem hanſeatiſchen zu concurriren. Die hannöver'ſchen Zölle waren berüchtigt durch die dort herrſchende Unordnung, Verſäumung und Defraudirung. Ganz eben ſo liebreich hatte ſich die däniſche Regierung unter dem Segen des Metternich'ſchen Bundesſyſtems gegen Deutſchland benommen,

unter anderm nicht erlaubt, daß Lübeck und Hamburg durch eine Eisenbahn verbunden wurden, und boshafterweise die Eisenbahn durch die Elbherzogthümer so angelegt, daß sie gerade die bedeutendsten Städte nicht berühren durfte.

Diese greuliche, die deutsche Nation so tief kränkende und entehrende Bundeswirthschaft erreichte endlich durch den glorreichen Sieg der deutschen Sache bei Königgrätz ihr Ende und der König von Preußen sorgte als Präsident des neuen norddeutschen Bundes dafür, daß nunmehr das nordwestliche Deutschland dem großen deutschen Nationalinteresse wieder dienstbar werden konnte. Bremerhaven wurde frei. Mit der längst ersehnten Ueberbrückung der Elbe bei Hamburg wurde begonnen. Eine Eisenbahn längs der Küste brachte Verbindung unter die sämmtlichen Küstenbefestigungen. Das Eisenbahnsystem in den Elbherzogthümern wurde rectificirt und fand in Hamburg sein natürliches Centrum.

Die Weserzeitung bemerkte zu dem am 8. Dezember zwischen Preußen und Bremen abgeschlossenen Vertrage, wodurch ersteres letzterem 120 Morgen Landes zur Abrundung des Bremer Hafens abtrat: Während der ganzen alten Bundeszeit habe die Regierung in Hannover die Stadt Bremen beständig chikanirt, dem Aufschwung Bremerhavens alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, in der Nähe des Hafens unbrauchbare Festungswerke angelegt, einzig zu dem Zweck, die Erweiterung jenes Hafens für alle Zukunft unmöglich zu machen. Die kleinste nachbarliche Vergünstigung habe Bremen mit schwerem Gelde bezahlen müssen. Die Befestigungen hätten insbesondere Neubauten und Ansiedelungen in Bremerhaven verhindern sollen, sofern sie den Einwohnern Furcht vor einer in Zukunft möglichen Belagerung und Zusammenschießung einflößten. So sorgten deutsche Bundesfürsten für deutsches Handelsinteresse.

Bekanntlich hatte Preußen schon im letzten Jahrzehnt des deutschen Bundes wiederholt auf eine bessere Befestigung der Nordseeküste angetragen und General Moltke war auch beauftragt worden,

die Küſten genau zu unterſuchen und entſprechende Pläne und Vorſchläge zu machen. Er hatte das auch gethan, aber am Bundestage wurde die Sache wieder verſchleppt und es kam nichts zu Stande. Zum eigenen Schaden und zur gerechten Strafe Hannovers, deſſen elende Küſtenbefeſtigungen im Jahr 1866 auf den erſten Schuß von den Preußen genommen wurden. Kaum aber waren dieſe Küſten nunmehr preußiſch geworden, ſo begann man auch ſchon mit der Anlage neuerer zuverläſſigerer Küſtenbefeſtigungen, namentlich bei Cuxhaven an der Mündung der Elbe und auch gegenüber an der holſteiniſchen Küſte.

Eine Rundreiſe, die König Wilhelm ſchon zweimal hatte machen wollen, aber verhindert worden war, machte er endlich in der Mitte des Juni 1869 und zwar in Begleitung des Grafen Bismarck, des Kriegsminiſter v. Roon und des General Moltke. Die Reiſe ging am 13. Juni nach Hannover, wo der König und ſeine unſterblichen Begleiter mit dem lauteſten Jubel und größter Herzlichkeit empfangen wurden, weil die nationale Partei über die kleinliche Welfenpartei endlich entſchieden die Oberhand behalten, da die letztere durch ihre feigen und weibiſchen Umtriebe und zuletzt noch durch die dumme Art, mit der ſie dem Profeſſor Ewald zur Wahl in den norddeutſchen Reichstag verhalf, ſich um alle Achtung gebracht hatte. Wer den ſchlechteſten Zweck, die Wiederherſtellung der welfiſchen Mißregierung, mit den kleinlichſten, nur weibiſcher und kindiſcher Bosheit verzeihlichen Mitteln gegenüber dem heiligſten Zweck, der Einheit und Größe Deutſchlands, und den bravſten, edelſten, welthiſtoriſch verdienteſten Männern verfechten will, brandmarkt ſich ſelbſt. Der König konnte die Wähler des gallichten Profeſſors nicht tiefer beſchämen, als indem er ihnen die klaren und edlen Phyſiognomien ſeiner Majeſtät ſelbſt, Bismarcks, Roons und Moltkes vor die Augen ſtellte. Der König dankte herzlich für den ihm zu Theil gewordenen Empfang.

Am 15. Juni kam er nach Bremen, wo man ihn längſt ſehn-

lich erwartet hatte und wo ihn ungetheilte Freude und Loyalität empfing. Die Bremer, obgleich Bürger einer kleinen Republik, hegten vor den preußiſchen Pickelhauben nicht die lächerliche Furcht, wie die eingebildeten, nur auf dem Papier renommirenden Republikaner in Schwaben. Die Bremer wiſſen ſehr gut den Schutz zu würdigen, den die Pickelhauben ihnen, ihrem Gemeinweſen, ihrem Handel und ihrer Schifffahrt gewähren. Dort begreift man, was es ſagen will, daß Deutſchland, welches durch ſeine erbärmliche Vielſtaaterei ſchon ſeit Jahrhunderten als eine Seemacht verſchwunden war, endlich wieder eine einheitliche Macht gefunden hat, welche mit dem doppelten Fittige des ſchwarzen Adlers zugleich die Nordſee- und die Oſtſeeküſte deckt und im Begriff iſt, die glorreiche Zeit des Hanſabundes zu erneuern.

Der König begab ſich nach Geeſtemünde-Bremerhaven um die deutſche Nordpolexpedition, die eben abgehen ſollte, noch zu beglückwünſchen und mit ſeinem Segen zu begleiten. An der Spitze des Bremer Comité für die Expedition begrüßte ihn Mosle und ſprach den kühnen Männern der Nordpolexpedition in begeiſterten Worten von der Ehre, die ihre unermüdeten Leiſtungen dem Vaterlande bringen würden, und von der Ehre, die ihnen hinwiederum das Vaterland darbringe, indem es in der Perſon ſeines erhabenſten Monarchen ſelbſt, von ihnen Abſchied nehme. Der König ließ ſich alle Theilnehmer der Expedition vorſtellen, wünſchte ihnen Glück, ſprach zu jedem ein paar freundliche Worte. Unmittelbar nach dieſen ſchönen Abſchiedsworten ſtachen beide Schiffe der Expedition in die hohe See und eilten ihrem Ziele, dem Nordpol zu.

Nach Bremen zurückgekehrt, wohnte er einem Feſtmahl auf dem Rathhaus bei, wo Bürgermeiſter Duckwitz ihm den Trinkſpruch ausbrachte. Der König antwortete: „Ich danke Ihnen für die ergreifenden Worte, die Sie geäußert haben, Worte, welche eitel machen könnten, wenn ſie nicht mit dem Gefühle ihrer wahren Bedeutung aufgenommen werden. Wenn es von der Vorſehung ſo

des Catalogs der astronomischen Gesellschaften in beiden Sternregionen, 80 Pf. für die Chemie, 400 für die Geologie, 200 Pf. für Medicin und Physiologie (namentlich zu Untersuchungen über das Venensystem und die Herzbewegungen) u. s. w. bestimmt wurden. Ebenso wurden in der Naturgeschichte, der Mechanik u. s. w. Summen zur Erreichung bestimmter Zwecke bewilligt.

Ein Hauptzug, der den britischen Verein von dem deutschen unterscheidet, ist, daß in jenem weniger Fachgelehrte, Professoren und Schriftsteller die Versammlung bilden, und ihr ihre Richtung ertheilen, sondern daß im Gegensatz zu Deutschland, wo nach den Statuten nur Schriftsteller wirkliche, stimmfähige Mitglieder sind, jeder, der zur Beförderung der Wissenschaft einen wenn auch geringen Geldbeitrag gibt, als Mitglied der Association angesehen wird. Reiche oder wenigstens wohlhabende Particuliers rechnen es sich in England zur Ehre, nicht nur durch sterilen Besuch der Versammlungen der Gelehrten, sondern durch klingende Beweise ihr Interesse an der Wissenschaft zu bethätigen. Sie gewinnen dadurch ein gleiches Recht, den Sitzungen anzuwohnen, während der Besuch derselben in Deutschland Höheren als Herablassung, Niederern als Vergünstigung angerechnet wird. Indessen ist der größere Grad von wirksamer Theilnahme, welchen die Massen in England an den Bestrebungen der Naturforscherversammlungen nehmen, doch nicht allein der Einrichtung der Geldbeiträge zuzuschreiben, die ihnen ein gewisses Recht zu dieser Theilnahme geben, sondern auch der Thatsache, daß die Fachgelehrten in England weit weniger eine geschlossene Kaste bilden, als in Deutschland. Schon die mangelhafte Organisation der höheren Bildungsanstalten in England, die jeden strebenden Geist zwingt, außerhalb derselben seine eigenen Wege zu vollkommenerer Ausbildung aufzusuchen, begründet hier einen bedeutenden Unterschied. Es gibt in England kein Analogen für unsere deutschen Universitäten, (denn die seltsamen Anstalten, die dort diesen Namen tragen, haben fast nichts mit den unsrigen gemein), deren Lehrer und Schüler ein geheimes, wenn auch nicht durch äußere Formen zusammengehaltenes Band umzieht, vermöge dessen sie sich vom Volke, wenn gleich nur durch einen unsichtbaren, ich möchte sagen, magischen Kreis abgesondert fühlen. In England trifft man eben vermöge der unzulänglichen Einrichtung seiner Lehranstalten eine größere Menge

gefügt worden iſt, daß ein großes, ungeahntes Werk durch mich zu Stande gekommen iſt, ſo habe ich ſchon dieſen Morgen geſagt, daß ich das Werk nicht allein vollbracht habe, daß ich Mitſtreiter und Bundesgenoſſen hatte — und einer von ihnen ſitzt an meiner Seite — und daß ohne den allgemeinen guten Willen und die Hingebung Aller das Werk nicht zu Stande gekommen wäre. Noch iſt nicht alles erfüllt, was die Sehnſucht der Lebenden wünſcht, und auch die zum neuen Bunde Geneigten werden den Uebergang oft genug ſchwer empfinden. Aber eine ſpätere Generation wird die Frucht erndten und den Ausbau des Hauſes ſehen, zu dem wir den Grund gelegt haben." — Am 17. fuhr der König nach Heppens, am Jahdebuſen im Oldenburgiſchen, um den dort errichteten neuen Marinehafen einzuweihen, in Gegenwart des Prinzen Admiral Adalbert und der Großherzoge von Oldenburg und Schwerin. Gerührt dachte der König dabei ſeines verſtorbenen Bruders, der vorahnend jenen Hafenplatz vom Großherzog von Oldenburg erworben hatte als den erſten feſten Punkt Preußens an der Nordſee.

Der oben genannte Bürgermeiſter Duckwitz, vormaliger Reichsmarineminiſter hielt als Präſident des Bremer Senats im Oktober 1869 eine Rede, worin er die großen Vortheile auseinander ſetzte, welche für das nordweſtliche Deutſchland aus den Ereigniſſen des Jahrs 1866 erwachſen ſeyen. „Die Errichtung des norddeutſchen Bundes hat den Druck beſeitigt, welcher ſchwer auf Handel und Verkehr laſtete. Will man ein richtiges Urtheil über den norddeutſchen Bund ſich bilden, ſo blicke man hin auf das Ausland. Alle Deutſche, die ſich jenſeits des Oceans aufhalten, fühlen ſich jetzt erſt als Genoſſen einer großen Nation, die allen andern ebenbürtig zur Seite ſteht. Würden unſere Landsleute im Süden nur etwas atlantiſche Seeluft einathmen, würden ſie in den Handelsplätzen anderer Erdtheile ſehen, wie alle Deutſche ohne Ausnahme ſich jetzt ſtolz und freudig unter dem ſchwarz-weiß-rothen Banner als Deutſche vereinigen und als ſolche eine geachtete nationale Stellung einnehmen,

gewiß würden ſie dann eine Annäherung an den Norden mit ganz andern Augen anſehen als gegenwärtig."

Im Juli 1867 ertönten Klagen aus Hannover und Kurheſſen darüber, daß in dieſen Ländern die preußiſche Steuergeſetzgebung und Gerichtsverfaſſung eingeführt werde. Der Finanzminiſter Herr v. d. Heydt und der Juſtizminiſter Graf zur Lippe bemerkten dagegen, eine gleichmäßige Steuererhebung und ein gleichmäßiges Gerichtsverfahren wäre nicht blos für die Regierung der Vortheil einer vereinfachten Verwaltung, ſondern komme auch ſämmtlichen Staatsbürgern zu gute, die ein Recht auf gleichmäßige Behandlung hätten. Dabei wurde darauf hingewieſen, daß bisher noch alle Bevölkerungen, welche nach und nach der preußiſchen Monarchie zugewachſen ſeyen, immer nach ſehr kurzer Zeit der preußiſchen Verwaltung ihre volle Zufriedenheit bezeugt hätten. Die Kurheſſen wollten ihren kleinen Staatsſchatz zur Beſtreitung ausſchließlich kurheſſiſcher Ausgaben erhalten wiſſen, aber es wurde ihnen nachgewieſen, dieſer Schatz habe bisher ſeinen Zweck verfehlt, indem trotz deſſelben eine Menge nützlicher Einrichtungen nicht getroffen worden ſeyen, die das Land gewünſcht habe. Die Klagen hatten eigentlich zum Hauptzweck, den auswärtigen Feinden Preußens zum Labſal zu dienen und immer neuen Haß gegen Preußen zu ſchüren. Die preußiſche Regierung blieb in gewohnter Ruhe.

In den von Preußen annektirten Ländern herrſchte vorzugsweiſe der lutheriſche Glauben. Sie hatten daher auch reinlutheriſche Conſiſtorien gehabt. Jetzt entſtand die Frage, ob ſie nicht dem Oberconſiſtorium in Berlin unterſtellt werden ſollten. Sofern dies aber unionſtiſch iſt, erhoben ſich in den annektirten Ländern dieſelben Bedenken. Am 13. Juni 1867 wurde auf einer lutheriſchen Paſtoral-Conferenz zu Leipzig als Programm aufgeſtellt, das Recht der Lutheraner ſey, nicht unter dem gemiſchten Oberkirchenrath in Berlin, ſondern nur unter einem Conſiſtorium zu ſtehen, deſſen Mitglieder ausſchließlich dem lutheriſchen Bekenntniß angehören und

zur Aufrechthaltung deſſelben verpflichtet ſeyn müſſen, wie auch daß kein lutheriſcher Paſtor gezwungen ſeyn ſolle, Reformirten die Abendmahlsgemeinſchaft zu gewähren. — Vom 3. bis 6. September 1867 wurde der deutſche Kirchentag in Kiel eröffnet, zu welchem ſich aus allen Theilen des proteſtantiſchen Deutſchland Vertreter einfanden. Hier eiferte der holſteiniſche Biſchof Koopmann heftig dagegen, daß die holſteiniſche Kirche unter ein nichtlutheriſches Kirchenregiment geſtellt werde. Weniger heftig verlangte auch der ſchleswig'ſche Biſchof Goot für die Elbherzogthümer ein eigenes Conſiſtorium und eine eigene Synodalverfaſſung. Dabei iſt zu bemerken, daß dieſe beiden Herrn bisher die eigentlichen Regenten der Kirche in den Elbherzogthümern geweſen ſind. Einige Anhänger der Union traten ihnen zwar entgegen, im allgemeinen aber neigte ſich die Mehrheit zur Verſöhnung, da man im Weſentlichen doch auf gleichem Glaubensgrunde ſtehe, auch das Mißtrauen in die preußiſche Regierung nicht gerechtfertigt ſey, weil dieſelbe einen Gewiſſenszwang zu üben gar nicht geſonnen ſey. Nebenbei wurde daran erinnert, wie viele unter der däniſchen Herrſchaft aus den Herzogthümern geflüchtete lutheriſche Geiſtliche in Preußen auf das liebreichſte aufgenommen wurden.

In Bezug auf die Bundesſtaaten des norddeutſchen Bundes erklärte Graf Eulenburg am 19. März 1867 im Reichstage, die Autonomie in Glaubensſachen ſolle den einzelnen Regierungen nicht entzogen werden.

In Kurheſſen war ſeit den Zeiten Haſſenpflugs und Vilmars eine ſtreng orthodoxe lutheriſche Geiſtlichkeit dem liberalen Zeitbewußtſeyn entgegen getreten und machte jetzt ihren Particularismus gegen das preußiſche Conſiſtorium geltend. Als daſſelbe nämlich am 20. September 1869 eine Presbyterial- und Synodalordnung verkündete, proteſtirten dagegen achtzehn Geiſtliche unter Berufung auf die noch rechtskräftige kurheiſiſche Kirchenordnung vom Jahr 1657.

In Hannover erklärte ſich ebenfalls die Provinzialſynode am 30. November 1869 gegen die Union und verlangte Aufrechterhaltung der frühern ſtreng lutheriſchen Kirchenverfaſſung. Ein Redner machte geltend, ſofern das römiſche Concil bevorſtehe, thue ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß auf proteſtantiſcher Seite doppelt noth. Dieſe Lutheraner hatten in zweierlei Beziehung ganz recht. Einmal ſofern ſie mit Andersgläubigen in Parität, bei gleicher Berechtigung, friedlich zuſammen leben, nicht aber zwangsweiſe unirt ſeyn wollten. Die Parität war ſeit der Reformation die Regel der brandenburgiſch-preußiſchen Politik geweſen und die Glaubensparteien hatten weniger mit einander geſtritten als ſeit der Union. Zweitens hatten die Lutheraner recht, ſofern der Proteſtantenverein darauf ausging, den ganzen Glaubensinhalt zu eskamotiren und durch die jedesmalige Meinung einer zufälligen Gemeindemehrheit zu erſetzen. Eben ſo feindſelig arbeiteten der vulgäre Liberalismus, die Judenpreſſe und der pädagogiſche Schwindel dem chriſtlichen Glauben und der Frömmigkeit im Volk entgegen. In der am 18. Mai 1869 in Berlin eröffneten Lehrerverſammlung triumphirte wieder die Doctrin Dieſterwegs, und man entwarf Theſen, welche die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, ſelbſt vom Staate verlangten und dieſelbe nicht länger ein Mittel zur Befriedigung der ſtaatlichen, gewerblichen und ökonomiſchen Bedürfniſſe bleiben laſſen, ſondern zum Zweck ihrer ſelbſt im Intereſſe der zur allgemeinſten und höchſten Bildung berechtigten Menſchheit machen wollte.

Leider miſchte ſich in die berechtigten Beſchwerden der Lutheraner etwas von welfiſchen Umtrieben ein, undeutſche Tendenzen nahmen ſcheinheilig lutheriſche Mienen an.

Von katholiſcher Seite zeigte ſich der Klerus mit der preußiſchen Regierung zufrieden. Der Biſchof von Limburg erklärte laut, es ſey jetzt viel beſſer geworden als unter den frühern Regierungen. In Naſſau wie in Frankfurt athmen die Katholiken erſt wieder auf, ſeitdem ſie mit Preußen vereinigt ſind. „Wir Katholiken und

Conſervative haben am allerwenigſten Grund, über das Ende der Frankfurter republikaniſchen Wirthſchaft zu klagen und zu jammern! Das Juden- und Krämer-Regiment in der weiland deutſchen Kaiſerſtadt war unſeren Intereſſen weder günſtig noch förderlich. Die Preßfrechheit, wie ſie dort geduldet war, hat nur noch in einer zweiten deutſchen Stadt — in Hamburg — ihres Gleichen. Beſonders wurde alles Katholiſche in den Koth gezogen, verläſtert, verhöhnt und verſpottet. Der Schutz der Gerichte war unzulänglich und konnte nur in den eklatanteſten Fällen erlangt werden. Am Sitze des Bundestages mit der öſterreichiſchen Spitze wurde alljährlich das Gedächtnißfeſt Robert Blums mit radikalem Spektakel gefeiert, der Fürſtenmord ungeſcheut gepredigt. Verkommene, wegen lüderlichen Lebenswandels ausgeſtoßene Prieſter ſammelten andächtige Gemeinden um ſich, Ehren-Ronge ſchlug nach ſeiner Rückkehr aus England dort ſeinen Sitz auf und gründete mit dem Geld eines Fuhrmanns, der bereits einmal mit dem Zuchthaus Bekanntſchaft gemacht hatte, ein Schmähblatt und einen ſog. religiöſen Reformverein. In dem prächtigen Saalbau tagten dieſer Verein und andere geiſtes- und tendenzverwandte Verſammlungen. Die Läſterungen gegen die Kirche und die Prieſter erreichten den Culminationspunkt des ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution Erlebten. Das A la Lanterne und Ecrasez l'infame wurde in verſtändliches Deutſch überſetzt. Der Senat ſah dem Schwindel und verbrecheriſchen Treiben ruhig zu und duldete Alles mit größter Liberalität. Das im Jahre 1865 von Preußen und Oeſterreich geſtellte Anſinnen, gegen die Wühlereien einzuſchreiten, wies er mit republikaniſchem Krämerſtolz zurück. Da Oeſterreich damals ſchon in den Netzen des modernen Liberalismus verſtrickt war und mit der deutſchen Demokratie und dem Auguſtenburgerthum es nicht verderben konnte, trat es leider von weiteren Schritten zurück und opferte das conſervative Princip, wie es dies ſchon unter Schmerling dem charakterfeſten glaubens- und geſinnungstreuen Tiroler

Landtag gegenüber gethan hatte. Preußen fiel somit allein die Aufgabe zu, dem politischen Hexensabbath am Main ein Ende zu machen. Es hat seine Pflicht erfüllt, wenngleich in etwas schroffer Weise, indem es in die Geldsäcke der reichen Juden griff. Die Epoche des ärgsten Scandals ist in Frankfurt vorüber, alle Conservativen und Katholiken sind Preußen zu Dank verpflichtet. Seit Frankfurt preußisch ist, ist die katholische Kirche dort nicht mehr vogelfrei! In Wiesbaden war seither dem lutherischen Geistlichen die Abhaltung des Gottesdienstes für seine Glaubensgenossen untersagt, während die Deutschkatholiken, welche bekanntlich alles positiv-christlichen Glaubens bar und ledig sind, in dieser Beziehung ganz unbehelligt blieben. Die preußische Regierung hat nun diesen Gottesdienst gestattet. — In der freien Stadt Frankfurt durfte sich wohl der berüchtigte Unglaubens-Apostel Ronge frei bewegen, nicht so aber die barmherzigen Schwestern. Auch das ist jetzt anders geworden."

Auch der Bischof und das Domcapitel zu Hildesheim hat der preußischen Regierung seine volle Anerkennung ausgesprochen. „Wie vertrauensvoll sprach sich nicht ferner das officiöse Blatt der Römischen Curie, der ‚Osservatore Romano', über die Mission Preußens gegenüber der katholischen Kirche aus. Die katholische Welt habe Grund, mit Vertrauen der erweiterten Macht Preußens entgegenzukommen."

Die Schweizerische Kirchenzeitung rief aus: „Schweizerische Staatsmänner! seyd gegen die Katholiken wenigstens so tolerant als Bismarck!" Der „Wahrheitsfreund von Sursee" (1867 Nr. 13) sagt das nämliche und rühmt die Toleranz in Preußen, welche die „Jesuitenspuckereien, die Ligorianerspürnasereien, die Lehrschwesternriechereien, die administrations-räthlichen Sakristanereien ꝛc." in der Schweiz beschämt und die Toleranz und politische Klugheit gewisser Schweizer Staatskünstler in Zweifel stellt.

Im Sommer 1867 hielt sich der König von Preußen einige

Wochen im Bade Ems auf und machte dann eine kurze Reise zur Industrieausstellung in Paris, wobei er unterwegs zuerst Wiesbaden besuchte, wo ihn die Bevölkerung freudig begrüßte. Auf der Rückreise kam er durch Frankfurt am Main, am 15. August, als hier zufällig gerade ein Brand ausbrach, welcher den alten sog. Kaiserdom*) mit seinem berühmten Thurm zerstörte, so daß nur die Mauern stehen blieben. Noch an demselben Tage kam der König nach Cassel, empfing die Behörden auf das freundlichste, bedauerte die vorgekommenen „Irrungen" und sicherte den Bevölkerungen jede mögliche Erleichterung ihrer Lage und Erfüllung ihrer Wünsche zu. In Frankfurt hatte der große Brand den Empfang des Königs gestört. In Cassel dagegen war der Empfang außerordentlich feierlich. Ehrenpforten waren errichtet, 120 weiß gekleidete Mädchen überschütteten den König mit Blumen, alle Gewerke mit ihren Fahnen und vieles Landvolk zogen dem König in Prozession vorüber und Abends war die Stadt prächtig illuminirt. Der König kehrte am 18. nach Berlin zurück, wo er den Besuch des schwedischen Königspaares empfing.

---

*) Dieses Gotteshaus war zur Zeit der Karolinger nur die Kapelle einer kaiserlichen Pfalz, aus welcher im 13. Jahrhundert ein größerer Kirchenbau entstand. Auch dieser mußte im 14. Jahrhundert einem noch größeren Baue weichen, der 1315 unter Kaiser Ludwig dem Bayern begann und erst 1410 vollendet wurde; der Thurm wurde erst 1415 angefangen und 1512 vollendet. Dieses ist der berühmte Bau, der bis auf unsere Zeit gedauert hat und in welchem die deutschen Kaiser gekrönt zu werden pflegten. Schon in dem frühern Bau wurde zuerst Friedrich der Rothbart gekrönt und nach und nach wurde es Gewohnheit, ja von Kaiser Karl IV. an Regel, die neugewählten Kaiser im Frankfurter Dom zu krönen. Der Brand war um 1 Uhr nach Mitternacht ausgebrochen und an demselben Tage kam zufällig gerade der König von Preußen von Ems her nach Frankfurt. Es ließ sich denken, daß an dieses merkwürdige Zusammentreffen sinnige und unsinnige Betrachtungen der verschiedensten Art angeknüpft wurden.

In Frankfurt am Main gab es noch immer eine Partei, die es nicht verſchmerzen konnte, daß Frankfurt nicht mehr den Bundestag in ſeiner Mitte hatte, indem ſie ſich einbildete, dieſe Stadt ſey bisher die eigentliche Hauptſtadt Deutſchlands geweſen, in welchem Wahne ſie auch durch das Parlament im Jahre 1848, durch den Fürſtentag und durch den Sechsunddreißigerausſchuß beſtärkt worden war. Karl Braun hat in einer Flugſchrift „Frankfurts Schmerzensſchrei" jene Partei mit dem beſten Humor charakteriſirt. „Ich erwartete, ſagte er, hier ſtoiſchen und eiſernen Republikanern zu begegnen. Allein ich irrte mich ſehr. Ich fand keinen Verrina und keinen Bourgognino, ja nicht einmal einen Sacco, der doch nach Schiller nur ein gewöhnlicher Menſch iſt. Ich fand überhaupt keine Republikaner und keine Verſchwornen, ſondern die lieben alten gemüthlichen Frankfurter, Bier, Wei (Wein) und Eppelwei (Apfelwein) trinkend, gern plaudernd, ſchimpfend, ſchreiend, tobend, dabei aber ſo durchaus ungefährlich, daß, wenn der Norddeutſche Bund keine andern Widerſacher hätte, als dieſe, jeder Pfennig ſeines Militärbudgets rein weggeworfenes Geld wäre." Braun geräth in ein Zwiegeſpräch mit einem Frankfurter Bierwirth, der ſich vor Wuth gegen die Preußen kaum zu laſſen weiß, obgleich er erinnert wird, er habe ja 1848 ſelber für die preußiſche Spitze geſtimmt. Der Bierwirth läßt an Preußen kein gutes Haar. da ſey alles Sand, Armuth, „die Menſchen müſſen arbeiten, wie die Gäul' und haben höchſtens Sonntags einmal ein Plaiſir; von Schoppenſtechen an jedem Werkeltag-Morgen in der ganzen Woch' iſt gar kein' Red'; und der Wein, der dort graſſirt, no, davon ſoll man einem ehrlichen Chriſtenmenſchen gar nicht reden; nein, da gedeiht nimmer kein Parlament nicht, kein Zollparlament nicht, und kein Vollparlament nicht; nein, Wein müſſen wir haben, und dann gut, und dafür lieber ein Bischen mehr! So ſagten uns damals die Herrn aus Schwaben, und die verſtehen's und ſind immer für die Freiheit geweſen; wenn ſie's auch jetzt mit den Je-

ſuiten und den Junkern, mit dem Varnbüler und dem Mitternacht halten. Das iſt ja blos Klugheit und Verſtellung, weil ſie durch die Art, wie die regieren, am ſchnellſten zur allgemeinen deutſchen Föderativrepublik kommen, wo dann doch auch wieder Frankfurt die Hauptſtadt werden muß, ſo wie es Waſhington in Amerika iſt.“ Das Geſpräch geht noch lange fort, überaus ergötzlich. „Kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einiges und wohlhabendes Frankfurt, das ſeine Kräfte ſpart für ein freies und einiges Deutſchland der allerentfernteſten Zukunft.“ Der gute Mann demonſtrirt, Preußen dürfe das Frankfurter Vermögen nicht antaſten, denn das gehöre der Stadt Frankfurt, aber die Schulden müſſe Preußen übernehmen, denn die habe der Staat Frankfurt gemacht, an deſſen Stelle jetzt der preußiſche Staat getreten ſey.“

Braun führt den Frankfurtern zu Gemüthe, ihr Schlaraffenleben unter dem Bundestage ſey gar nicht einmal ein reeller Vortheil für ſie geweſen. Frankfurt iſt halb ſo klein geblieben als Köln. Es hätte ſo groß wie Hamburg werden können, wenn es nicht blos vom Bundestage hätte leben wollen, wie die Philiſter einer kleinen Univerſitätsſtadt oder eines Badeorts, die ſich das Geld nicht holen, ſondern bringen laſſen wollen. „Frankfurt kann und muß die größte Wohlthat ſich ſelber erweiſen dadurch, daß es nicht blos kleinſtaatlich-öſterreichiſcher Geldmarkt bleibt, ſondern ſich neben dem Handel mit Credit und Geld auch auf den Handel mit Waaren, auf Gewerbe und Induſtrie wirft; daß es den Köhlerglauben aufgibt, es könne nicht mehr exiſtiren, wenn fernerhin nicht mehr M. A. Rothſchild die Bundestagsfonds zu einem billigen Zinsfuß genießt; daß es endlich ſeine ganze wirthſchaftliche Abſperrungspolitik aufgibt, und ſeine Thore dem Zuzuge für alle Welt (nicht etwa blos für oftbemeldete öſterreichiſche Literaten) weit öffnet. Hätte es das früher gethan, dann wäre es bei der außerordentlich günſtigen Lage, unweit der Mündung des Hauptnebenfluſſes des Rheins, an dem Knotenpunkt des Völkerverkehrs, längſt

eine blühende Stadt von einer Viertelmillion ſeßhafter Einwohner, während es jetzt, in Folge ſeiner verkehrten Wirthſchaftspolitik, auf 37,000 Seelen einheimiſcher, d. h. in Frankfurt heimathberechtigter Bevölkerung, 39,000 Seelen Fremdlinge, welche ſich dort nur ‚auf Permiſſion‘ aufhalten, zählt.“

Erſt im Mai 1869 wurde der Bericht veröffentlicht, welchen Bürgermeiſter Müller dem Frankfurter Senat in Bezug auf ſeine Unterhandlung mit dem Grafen Bismarck Ende Juli 1866 in Folge der Nikolsburger Friedenspräliminarien abgeſtattet hatte. Daraus erfuhr die Welt mit Staunen und nicht ohne Ergötzen, daß Herr Müller, nachdem von Seiten Oeſterreichs für Frankfurt nichts mehr zu hoffen war, in aller Geſchwindigkeit und auf eigene Verantwortung Preußen vorgeſchlagen hatte, Frankfurt zu einem Kryſtalliſationspunkte für preußiſche Intereſſen und Gebietserweiterungen in Süddeutſchland zu machen, zu dieſem Behufe aber Frankfurts Anſehen zu heben und das Frankfurter Gebiet bedeutend zu vergrößern. Alſo in der Weiſe, wie Napoleon das ehemalige Großherzogthum Frankfurt geſchaffen hatte.*) Das charakteriſirt ſo recht den deutſchen Particularismus. Erſt verſchworen ſich die

*) Wörtlich nach Müllers Bericht: „Ich nahm nicht Anſtand, dem Grafen Bismarck zu erklären: Das Wort ‚Mainlinie‘ und die ſcharfe Betonung, welche daſſelbe ſeit längerer Zeit erhalte, habe in mir die Anſicht hervorgerufen, daß Preußen die dermalige Action nur als den erſten Schritt, als eine Vorbereitung zu künftigen weiteren Actionen und Annektirungen betrachte. Es ſey dies eine perſönliche Auffaſſung, auf welche ich eine beſtimmte Erklärung nicht erwarten könne. Sey dieſe meine Auffaſſung aber richtig, ſo ſcheine mir das eigene Intereſſe von Preußen zu gebieten, die großen und bedeutenden Beziehungen, in welchen Frankfurt zu dem Süden von Deutſchland ſtehe, die Einwirkungen, welche erſteres auf letzteren, ſeiner Lage und ſeiner Bedeutung als Handelsſtadt nach ausübe, in Betracht zu ziehen und wohl zu bemeſſen, Frankfurt, wenn ſelbſtändig erhalten, aber auch nur in dieſem Falle könne im Intereſſe weiterer Plane als Kryſtalliſationspunkt mit beſonderem Erfolge benutzt werden.“

von Autodidakten aus allen Ständen, als irgendwo. Es ist natürlich, daß sich diese den Laien näher und verwandter fühlen, als unsere graduirten Doctoren und Professoren. Daher ist in den englischen Versammlungen keine Rede von einem Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern, von Leuten, welche Bücher geschrieben haben, oder nicht, sondern wer sich in irgend einer Weise thätig für die Sache interessirt, nimmt Antheil an den Verhandlungen, und wer Geld hergibt, hat eine Stimme bei der Verwendung desselben. Der praktische Sinn der Engländer, der bei allem gleich nach Anwendung und Nutzen fragt, nach dem Gewinn für Staat, Industrie, physisches und sittliches Wohl, verleugnet sich bei ihren Versammlungen nicht. Fragen von praktischer Tendenz werden vorzugsweise erörtert, Geldmittel zu dahin einschlagenden Untersuchungen vorzugsweise bewilligt, dieselben aber auch für rein wissenschaftliche Zwecke nicht verweigert. Kann man doch bei den Naturwissenschaften nie vorauswissen, welche practische Anwendung einst eine Beobachtung und Entdeckung, die im ersten Augenblick nur ein rein wissenschaftliches Interesse zu haben scheint, finden werde, oder vielmehr man kann dreist behaupten, daß sie diese Anwendung finden werde und müsse. Daß die Engländer auf dem von ihnen eingeschlagenen Weg große Resultate erreichen werden, ist nach den bisherigen Proben mehr als wahrscheinlich. Sehen wir uns dagegen nach den Resultaten um, welche unsere deutschen Naturforscherversammlungen bis jetzt für Wissenschaft und Leben gehabt haben, so ist davon allerdings nichts in die Augen Fallendes zu berichten. Mit Stolz kann der Deutsche auf die Masse neuer Entdeckungen und Beobachtungen, auf die Menge mühsamer Arbeiten blicken, welche den Stoff zu den zahlreichen Vorträgen in unsern 16 Versammlungen hergaben, Scharfsinn und Fleiß sind in gleich hohem Grade darin entwickelt; allein der Einwurf ist nicht ungegründet, daß wohl das meiste davon, wenn nicht alles, auch ohne die Versammlungen entstanden und mitgetheilt worden wäre, daß keine dieser Arbeiten in der Existenz der Versammlungen die Bedingung ihrer Entstehung gefunden habe. Der Stifter der Versammlungen wiederholte selbst öfters, daß es verkehrt sey, irgend ein wissenschaftliches oder praktisches Resultat von ihnen zu erwarten, daß sie das durchaus nicht bezwecken, daß sie eine Ferienreise für Professoren seyen, nichts

Herren zu einem ungerechten Angriffskriege gegen Preußen, um daſſelbe zu verkleinern; als aber Preußen ſiegte, ſuchte jeder auf Koſten des andern nicht nur mit blauem Auge davon zu kommen, ſondern wohl gar noch zu gewinnen und da der Verrath an Preußen mißlungen war, aus dem Verrath der Bundesgenoſſen und nächſten Nachbarn neues Kapital zu ſchlagen.

In Frankfurt war früher Staats- und Stadteigenthum nicht getrennt geweſen, mußte jetzt aber getrennt werden, ſofern Preußen in die Rechte des Staats eingetreten war, die Commune aber ihre beſondern Rechte und ihr beſonderes Eigenthum behielt. Die Scheidung war ſchwierig und noch im Beginn des Jahres 1869 nicht erledigt. Die Stadt wollte mehr behalten, als ihr das preußiſche Kronſyndikat rechtlich zuerkannte. Die Regierung erklärte aber, ſie wünſche ein baldiges Zuſtandekommen des Vergleichs und wolle der Staat auch mehr nachlaſſen, als das Gutachten des Kronſyndikats zugeſtehe. Demnach machte die preußiſche Regierung ſchon am 26. Januar 1869 dem Streit ein Ende, indem die Stadt Frankfurt von Seiten des Staats mit zwei Millionen entſchädigt wurde, denen der König aus ſeinem Privatvermögen noch eine dritte Million als Gnadengeſchenk hinzufügte. Gleichwohl maulten die alten Frankfurter Maulhelden auch jetzt noch und einige von ihnen nahmen gar die Miene an, als dürfe der Frankfurter Stolz nicht dulden, das königliche Geſchenk anzunehmen.

Die Stadt konnte zufrieden ſeyn. „Frankfurt behält in Folge des mit dem Staate geſchloſſenen Vertrages (des Receſſes) ſeinen Wald im Gehalte von 1100 Morgen und was es ſonſt aus altreichsſtädtiſcher Zeit an Grundvermögen beſitzt, es behält die 1803 erworbenen geiſtlichen Güter, es behält die ſehr anſehnlichen von 1816 bis 1866 gemachten Erwerbungen an Häuſern und Grundſtücken (wir erinnern an die von Frankenſtein'ſchen, an die Deutſch-Ordens- und die Johanniter-Güter) und es bekömmt noch dazu baar 3 Millionen Gulden. Alle Schulden der Stadt übernimmt

der Staat, der sie einverleibt hat, rund 14 Millionen Gulden, außerdem nimmt er selbstverständlich auf sich die etwa 7 Millionen Schulden des letzten Kriegs (die Contribution von beinahe 6 Millionen und die Schuld von 1,200,000 fl. 5 kr. aus dem September 1866). Allerdings nimmt dagegen der Staat die Eisenbahnen im Werth (hoch gerechnet) von 12 Millionen und eine Reihe von zu staatlichen Zwecken früher schon benutzten Gebäuden, die der Stadt nur Geld gekostet und nichts eingetragen haben, im Werthe von etwa 1 bis 2 Millionen Gulden. Wir denken, völlige Schuldenfreiheit und ein Vermögen von etwa 20 Millionen Werth, das ist eine beneidenswerthe Lage, und es wird wenige Städte geben, die sich gleich günstig gestellt finden."

Viele reiche Frankfurter hatten ihre Söhne, oft erst neugeborne Knaben, um sie der Militärpflicht im norddeutschen Bunde zu entziehen, in's schweizerische Bürgerrecht eingekauft, und namentlich der Canton Schaffhausen hatte sich dazu hergegeben, sie gegen gute Bezahlung in's Bürgerrecht aufzunehmen. In der Schweiz selbst erhoben sich energische Stimmen gegen diesen Unfug und in der Mitte des August 1869 erhielten die betreffenden jungen Leute in Frankfurt „deren Auswanderung nur fingirt sey," Befehl, wirklich auszuwandern, widrigenfalls sie binnen 6 Wochen ausgewiesen werden würden. Ein wohlbegründetes Verfahren auch in Bezug auf die Schweiz. Durch die blos fingirte, nicht wirklich erfolgte Auswanderung ist nicht nur Preußen, sondern auch die Schweiz getäuscht und entziehen sich die Fahnenflüchtigen dort wie hier der bürgerlichen Pflicht. Ein Rechtsanwalt wandte sich an die Regierung des Cantons Schaffhausen mit der Bitte, den Bundesrath aufzufordern, drei aus Frankfurt ausgewiesene Neuschweizer zu schützen. Die Regierung antwortete aber, da jene drei die Bedingung, unter welcher sie aus dem preußischen Staatsverbande entlassen worden sind, nicht erfüllt haben, und anstatt nach der Schweiz auszuwandern, in Frankfurt sitzen geblieben sehen, so haben sie die

preußiſchen Behörden getäuſcht und müßten die Folgen dieſer Täuſchung um ſo gewiſſer ſelber tragen, als Tauſende von andern Schweizern, welche ſich dieſer Täuſchung nicht ſchuldig gemacht haben, unbehelligt in Preußen leben. In Frankfurt wurde der angedrohte Befehl vollzogen und mehrere junge Leute mußten die Stadt und das Königreich verlaſſen. Der eidgenöſſiſche Bundesrath in Bern wies am 6. Oktober das an ihn geſtellte Geſuch um Verwendung für die Frankfurter zurück und beauftragte ſeinen Geſandten in Berlin, ſich nur für ſolche Frankfurter zu verwenden, welche mit ihren Familen Schweizer Bürgerrecht erwerben.

Als Preußen die neuen Erwerbungen zwiſchen Main und Rhein machte, hegten viele gute Patrioten die Hoffnung, nun werde den Spielhöllen in Homburg, Wiesbaden ꝛc. ein Ende gemacht werden. Hier hat Deutſchland das Laſter aufgeleckt, was Frankreich ausgeſpieen. Aber das Laſter trägt Geld ein. Deshalb war es ſchon 1848 nicht möglich es auszutilgen, trotz aller Mahnungen in der Paulskirche, und auch jetzt ließ es ſich noch nicht entwurzeln. In der Sitzung des norddeutſchen Reichstags am 16. Oktober 1867 mahnte Graf Schulenburg, dieſen Schandfleck Deutſchlands endlich auszutilgen, und Laſker ſagte: „Es iſt unter allen Umſtänden ſchlecht, vom Elend und Unglück der Menſchen zu leben. Das Spielbankverhältniß ſollte nicht als die Angelegenheit eines Privatvertrages betrachtet werden. Ein Vertrag über eine gemeine Sache iſt verwerflich und ſoll keine Gültigkeit haben." Erſt im Sommer 1868 wurde im Norddeutſchen Reichstage der Beſchluß durchgeſetzt, daß ſpäteſtens bis zum 31. Dezember 1872 alle Spielbanken geſchloſſen ſeyn müßten.

Im harten Winter von 1867/68 kam ein Fall vor, der unſerer alten Hanſeſtadt Hamburg nicht zur Ehre gereichte. Das Hamburger Segelſchiff „Leibnitz" nahm ſo viele deutſche Auswanderer auf, die nach Nordamerika wollten, daß es gegen alles Herkommen und gegen alle Vernunft einzig zum Vortheil des gewiſſenloſen Rheders

überfüllt war und in den untern Räumen mehr als hundert Menschen in der peſtilenzialiſchen Luft umkamen. Die Regierung in New-York legte auf vier Dampfſchiffe Beſchlag, die in ähnlicher Weiſe das Paſſagiergeſetz vom 3. März 1855 verletzt hatten, und die norddeutſche Bundesregierung nahm im Februar 1868 Notiz davon, um dieſen ſchändlichen Unfug in den deutſchen Seeplätzen abzuſtellen. Die deutſche Geſellſchaft in New-York warnte öffentlich, Niemand ſolle ſich mehr der von Robert M. Sloman in Hamburg und der von A. Strauß und Comp. in Antwerpen beförderten Schiffe bedienen. Sloman legte ſein einträgliches Geſchäft nieder.

In Dänemark wurde die Mäßigung Preußens, welche die friedliche Entſcheidung der Luxemburger Frage herbeiführte, für eine Schwäche gehalten. Vielleicht wurden die Dänen auch von der Seine her beeinflußt, um die Nationalitätenfrage wieder anzuregen. Die däniſche Preſſe fing wieder zu fulminiren an, forderte die endliche Abtretung des von Dänen bewohnten Nordſchleswig und verlangte ſogar Alſen und Düppel zurück. Die preußiſche Regierung ging auch nach dieſer Seite hin vom Syſtem der Mäßigung nicht ab, konnte ſelbſtverſtändlich nicht daran denken, Düppel und Alſen, die mit preußiſchem Blute eroberten Bollwerke aufzugeben, erklärte ſich aber bereit, Abtretungen im Norden Schleswigs zu machen, ſelbſt mit Aufopferung von deutſchen Enclaven, und verlangte nur eine ſichere Bürgſchaft, daß die Deutſchen, welche unter die däniſche Herrſchaft zurückfallen würden, in ihren nationalen Rechten nicht verkürzt würden. Die däniſche Regierung antwortete jedoch ablehnend, es genüge ſchon an den däniſchen Geſetzen und brauche keiner beſondern Garantien für die deutſchen Unterthanen. Hierauf wurde der däniſchen Regierung durch den preußiſchen Geſandten von Heydebrand am 18. Juni 1867 eröffnet: Preußen vermöge ſich bei der Erklärung der däniſchen Regierung nicht zu beruhigen. „Die preußiſche Regierung würde unter der Nachwirkung der Ereigniſſe mehr als früher befürchten müſſen, daß die Klagen deutſcher

Einwohner Schleswigs, welche in Deutſchland ihren Widerhall fanden, berechtigten Anlaß zu ihrer Wiederholung fänden, wenn deutſche Gemeinden im Norden Schleswigs ohne Verfaſſungsbürgſchaften der Botmäßigkeit einer Regierung unterſtellt würden, welche bei dem beſten Willen, ihren deutſchen Unterthanen gerecht zu werden, doch vor allem dem verfaſſungsmäßigen Ausdruck der Stimmung einer national-däniſchen Volksvertretung Rechnung zu tragen hat. Die däniſche Regierung wird ohne Zweifel die Ueberzeugung des Unterzeichneten theilen, daß es zur Sicherſtellung der von beiden Seiten erſtrebten freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Dänemark rathſam iſt, nicht von neuem die Keime ähnlicher Zerwürfniſſe zu legen, wie es diejenigen waren, welche früher den Frieden beider Länder gefährdeten. Der Unterzeichnete iſt daher beauftragt, an die däniſche Regierung die Frage zu richten, ob ſie Maßregeln treffen könne, welche die Nationalität der etwa abzutretenden deutſchen Gemeinden ſchützen würden? Es bedarf nicht erſt der Bemerkung, daß von der Beantwortung dieſer Frage der Umfang der beabſichtigten Abtretungen abhängig ſeyn wird."

Der Trotz der däniſchen Regierung wurde von dem der däniſchen Preſſe unterſtützt oder ſogar erzwungen, und von Anfang an hatte der unglückliche Protokollprinz auch wider Willen und Gewiſſen thun müſſen, was die demokratiſchen Schreier in Kopenhagen ihm vorſchrieben. Man las damals in den Kopenhagener „Blättern für den gemeinen Mann" folgende Anweiſungen: „Die beſten Regierungsverordnungen reichen nicht aus, wenn nicht das Volk auf eigene Hand die Fremden (Deutſchen) bekriegt. Kein Mitleid oder Achtung für etwaige perſönliche Eigenſchaften eines Deutſchen darf hier gelten. Der König kann deutſche Beamte einſetzen, aber in ſeinem Bezirk ſoll er nur Geringſchätzung und Widerſtand finden, bis er geht. Kein deutſcher Offizier darf Kameradſchaft bei den däniſchen finden. Kein däniſcher Gutsbeſitzer darf deutſche Pächter oder Verwalter, kein Meiſter deutſche Geſellen, kein Induſtrieller

deutſche Arbeiter haben. Das iſt Pflicht gegen das Vaterland. Keine deutſche Familie darf Umgang in Dänemark finden, jedem Deutſchen muß der Aufenthalt in Dänemark unerträglich gemacht werden. Man muß ſie und ihre Sprache gänzlich von Dänemark ausſchließen."

Um recht augenfällig zu machen, daß die Salzburger Zuſammenkunft die Dänen in ihrem Trotze gegen Preußen beſtärken ſollte, begaben ſich am Ende des Auguſt eine Anzahl Journaliſten aus Paris mit großer Oſtentation nach Kopenhagen, wo ſie auch mit lautem Jubel und nicht geringer Wichtigthuerei empfangen wurden. Allein der Pariſer Hiſtoriker und Publiciſt Henri Martin, der auch hätte mitkommen ſollen, aber nicht kam, ſchrieb einen offenen Brief an die „nordiſche Geſellſchaft", die Trägerin des ſkandinaviſchen Gedankens in Dänemark, worin es hieß: „Die ſkandinaviſche Union ſey ſo nothwendig, wie Deutſchlands und Italiens Einheit; aber das Mittel, ſie herbeizuführen, ſey nicht ein deutſch-franzöſiſcher Krieg. Ein ſolcher, ſchon an ſich ſchrecklich durch die nothwendig mit ihm verbundene grauenvolle Zerſtörung von Menſchenleben und Glücksgütern, könne auch politiſch nur böſe Folgen haben, indem er Deutſchland in Rußlands Arme treibe, den Ruſſen den Weg nach Konſtantinopel öffne, und die Föderation des weſtlichen und mittleren Europa's unmöglich mache, welche inmitten der vorwärts dringenden beiden Koloſſe des Oſtens und des Weſtens, Rußland's und Amerika's, ein entſchiedenes Bedürfniß der Civiliſation ſey. Allerdings dürfe die franzöſiſche Preſſe darum nicht aufhören, den Deutſchen zu einer gerechten und glimpflichen Behandlung Dänemarks zu rathen. Aber ihr Rath werde deſto williger gehört werden, je weniger ſie im Allgemeinen den Deutſchen einen Reſt von Mißtrauen übrig laſſe, als ſey es auf eine Störung ihres nationalen Einheitsprozeſſes abgeſehen. Nur aus dieſem Mißtrauen heraus widerſetze ſich das deutſche Volk der Rückabtretung des ganzen däniſchen Schleswig u. ſ. f."

In der letzten Woche des Juli 1867 verbreitete ſich das Gerücht, Frankreich habe an Preußen eine Note erlaſſen, worin es das Recht beanſpruche, in der nordſchleswig'ſchen Frage mitzureden, und zugleich die Forderung Preußens, Dänemark ſolle die nationalen Rechte der etwa in Nordſchleswig abzutretenden deutſchen Gemeinden ſchützen, für unſtatthaft erkläre. Der kleine Moniteur vom 27. Juli leugnete die Exiſtenz einer ſolchen Note. Berliner Blätter jedoch wollten wiſſen, eine ſolche Note ſey von einem Mitgliede der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Abweſenheit des Miniſterpräſidenten dem Unterſtaatsſekretär von Thile nur vertraulich vorgeleſen, nicht übergeben worden. Die Norddeutſche Zeitung Nr. 184 bemerkte, die preußiſche Regierung habe von der franzöſiſchen keine offizielle Mittheilung in Bezug auf Nordſchleswig erhalten und die Aeußerungen der letztern gegen ihren Geſandten ſeyen nicht der Art, um weitere Schritte hervorzurufen.

Der däniſche Kriegsminiſter Raaslöf reiſte zweimal nach Paris. Das alles hing mit den Drohungen der chauviniſtiſchen Preſſe in Frankreich genau zuſammen. Die preußiſche Preſſe hielt große Mäßigung ein. Wie weit es aber mit geheimen Reibungen gekommen ſeyn mußte, enthüllte am Ende des Mai 1868 die Correſpondance du Nord-Eſt in einer Correſpondenz aus Kopenhagen, wonach der Kaiſer von Rußland ſein lebhaftes Mißvergnügen über die Haltung Dänemarks nicht verhehlt und Fürſt Gortſchakof ausdrücklich erklärt haben ſoll, wenn Frankreich den Verſuch machen wollte, ſich in der Angelegenheit Nordſchleswigs einzumiſchen, werde Rußland auf das energiſcheſte für Preußen eintreten.

Die Frage, wann und wie die im Prager Frieden vorgeſehene Theilung Nordſchleswigs vorgenommen werden würde, kam von Zeit zu Zeit wieder zur Sprache, vielleicht weniger wegen der Ungeduld einiger Jüten in Nordſchleswig, als auf Antrieb derer, die immer auf's neue gegen Preußen agitirten, und wegen der Fühlung, die man gern jeder Action vorausgehen ließ. So wurde am

3. September 1869 eine Verſammlung in Hadersleben abgehalten und von 70 Dänenfreunden eine Adreſſe an den König von Preußen unterzeichnet, die ihn an jene zugeſagte Theilung mahnte, als ob die Schuld der Verzögerung an Preußen und nicht an Dänemark läge, welches letztere bisher alle Vorſchläge Preußens zurückgewieſen hatte. Dazu wurde bemerkt, wenn die Adreſſe nichts fruchte, werde man eine zweite nach Wien abgehen laſſen, um von dort aus Preußen zu drängen.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie die Germaniſirung in der däniſchen Halbinſel fortſchreitet, in zwei großen Wellen nämlich, die einander folgen. Die erſte war die plattdeutſche, indem dieſe aber weiter in's däniſche Sprachgebiet vordrang, drang wieder hinterwärts die hochdeutſche Sprache in's Gebiet der plattdeutſchen ein. Demnach wird ſich die nordſchleswig'ſche Frage auch ohne politiſche Nachhülfe zu Gunſten der Deutſchen löſen. Die Germaniſirung des Reſtes von Nordſchleswig iſt lediglich eine Frage der Zeit.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Fünftes Buch.

Die welfiſchen Umtriebe.

Die Großmuth des Königs von Preußen hatte dem depoſſedirten König von Hannover 16 Millionen Thaler bewilligt, von denen er in Ruhe und Frieden hätte leben und die er ſeiner Familie hätte hinterlaſſen können. Die Großmuth, die ihm eine ſo ungeheure Summe anheimſtellte, verdiente um ſo mehr Bewunderung, als der gemeine berechnende Verſtand ſie tadelnswürdig fand. Denn obgleich der König von Hannover ſich noch vor und während des Krieges von 1866 auf die unwürdigſte Weiſe treulos gegen Preußen benommen hatte, indem er zu gleicher Zeit Preußen Verſprechungen machte und das Gegentheil davon that, traute ihm der König von Preußen nach dem Kriege doch noch eine ehrenhafte Geſinnung zu und glaubte nicht, derſelbe werde die reichen Geldmittel, die ihm unverdient gewährt wurden, auf die undankbarſte Weiſe zur Schädigung des großmüthigen Gebers anwenden. Wenn der König von Preußen ohne Zweifel in dem blinden König Georg, trotz deſſen Unwürdigkeit, doch noch die großen Erinnerungen des uralten welfiſchen Geſchlechts ehren wollte, ſo hat ſeinerſeits der blinde König durch ſeine Handlungsweiſe gegen Preußen den Ruhm ſeines alten Geſchlechts nicht vermehrt.

Obgleich das Welfenthum ſeine alte hiſtoriſche Bedeutung in

Deutſchland längſt verloren hatte und Hannover ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts nur noch eine engliſche Provinz und ſeit der Gründung des Königreichs Hannover ein öſterreichiſcher Vorpoſten gegen Preußen, alſo ein unſelbſtändiges Ding, nur ein in jeder Beziehung blindes Werkzeug anderer Mächte geworden war, bildete ſich der blinde König Georg V. dennoch ein, die welfiſche Dynaſtie ſey nicht nur die älteſte in Europa, ſondern auch einer der wichtigſten und unvermeidlichſten Faktoren in der Conſtituirung Deutſchlands. Nicht einmal in der innern Politik hatte die neue welfiſche Dynaſtie den Makel, in ihrer äußern Politik nur das Werkzeug anderer Mächte zu ſeyn, durch unparteiiſche Sorge für alle Stände des Volks ausgeglichen. Sowohl Ernſt Auguſt's, als Georgs V. Regierung waren Camarilla- und Adelsregierungen. Nicht einmal um ihre Exiſtenz kämpfte die Regierung im entſcheidenden Augenblick mit Klugheit und Würde. Die wohlwollenden und eindringlichen Vorſtellungen des Königs von Preußen wurden 1866 noch in der letzten Stunde in kaum glaublicher, doch ſchon habitueller Verblendung zurückgewieſen, und doch zugleich mit den Unterhandlungen ſo beſinnungslos gezögert, daß die braven hannöver'ſchen Truppen, die ſich noch rechtzeitig hätten retten können, zur Capitulation gezwungen wurden. Der König und der Kronprinz von Hannover waren gefangen und wurden nur durch die Großmuth des Königs von Preußen frei entlaſſen.

Nachdem die hannover'ſche Regierung ſich im ſchnellen Kriege, wie im langen Frieden ſo ohne Verſtand benommen, ſich um das arme Volk ſo wenig verdient gemacht hatte, maßte ſie ſich doch noch an, Anſprüche an dieſes Volk zu machen. Der nach Wien geflüchtete blinde König behauptete immer noch, Land und Leute gehörten ihm. Seine Gemahlin, die altenburgiſche Marie, blieb in Hannover und nahm die Ehren der Königin in Anſpruch, wie bisher, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und begab ſich erſt am Ende des September nach dem Luſtſchloß Marienberg. Gleich

weiter, und die Mitglieder, die andere Anſichten äußerten, wurden immer überſtimmt. So wäre denn die geiſtige Anregung durch perſönliche Bekanntſchaft, der Ideenaustauſch im vielfach verflochtenen Geſpräche, nach dem Ausſpruch des Stifters ſelbſt, das Hauptreſultat, was Deutſchland von den Zuſammenkünften ſeiner Naturforſcher zu erwarten hat. Das ſind nun Früchte, die im Verborgenen reifen, Kräfte, die nicht commenſurabel ſind, deren Wirkung wir aber weit entfernt ſind, gering anzuſchlagen. Leider wurde die Zeit zu dieſem geiſtigen Verkehr durch die zahlloſen und endloſen Vorträge gar ſehr beſchränkt, die beſonders in den allgemeinen Sitzungen häufig gar nicht geeignet waren, den Laien hohe Achtung vor der Verſammlung einzuflößen, gegen die der geiſtreiche Stifter mit Recht immer eiferte, und in denen freilich meiſtens von dem Unterhaltenden einer Ferienreiſe nichts bemerkt werden konnte. Lag es nun allerdings nicht in der Abſicht der Stifter der Verſammlungen, ihnen eine andere Wirkſamkeit zu geben, ſo werden ſie andererſeits zugeben, daß die Ausdehnung, welche ſie gewonnen haben, ſo wie die begeiſterte und glänzende Aufnahme, die ihnen von der Nation und den Regierungen geworden iſt, ebenſo ihre Erwartungen übertroffen haben und nicht in den engen Rahmen einer Ferienreiſe paſſen. Es mag vielleicht unbequem ſcheinen, allein es läßt ſich nicht läugnen, daß hiedurch Anſprüche rege geworden ſind, die unabweisbar ſcheinen. Warum ſollte es unausführbar ſeyn, daß auch die deutſchen Verſammlungen, gleich den engliſchen, beſtimmte Arbeiten im Intereſſe der Wiſſenſchaft vornehmen ließen, daß für ſolche, die ohne Geldmittel nicht zu Stande kommen können, die Mitglieder einen wenn auch nur kleinen Beitrag gäben, deſſen Minimum obligatoriſch, deſſen Maximum der Freigebigkeit der einzelnen anheimgegeben wäre, und wobei die bisher in Maſſen herbeigeſtrömten, durch die wachſende Fluth der populären naturwiſſenſchaftlichen Literatur immer mehr aufgeregten Laien und Liebhaber Gelegenheit fänden, ihr wiſſenſchaftliches Intereſſe zu bewerkthätigen? Die Präſidenten der einzelnen Sectionen könnten ſich unter Beigeſellung anderer Mitglieder zu einem Ausſchuß vereinigen, der die vorzunehmenden Arbeiten beſtimmte. Zur Ausführung derſelben würden ſich jüngere Mitglieder genug finden, denn es handelte ſich hier hauptſächlich um Anhäufung von Material, um Anſtellung von Verſuchen und

ihrem Gemahl anerkannte ſie nichts von dem, was geſchehen war, und wiederholte jedem, der es hören wollte, ihr Gemahl werde als König zurückkehren. Der größte Theil derer, die bisher vom Hofe bevorzugt worden waren, ging gern auf dieſe Illuſion ein und fand eine gewiſſe Entſchuldigung für ſeine welfiſche Agitation im Verhalten der Königin. Man hoffte, Frankreich werde ſich einmiſchen. Man ſchickte Deputationen nach Wien und feierte dort am 22. September ein Freudenfeſt, als ob die Rückkehr des Königs von Hannover nahe bevorſtände. Nachdem aber die hannover'ſche Adelsdeputation in Berlin zu Gunſten des vertriebenen Königs nichts ausgerichtet hatte und die Einverleibung Hannovers in Preußen unvermeidlich wurde, erließ Georg V. von Wien aus am 23. September einen Aufruf an alle europäiſchen Mächte, ſie ſollten ihm beiſtehen gegen die Gewalt, die ihm Preußen anthue.

Inzwiſchen agitirte die Königin in Marienberg mit allen alten Anhängern des Welfenregimes im Königreich Hannover erſtens, um glauben zu machen, ſie werde gar nicht fortgehen, ſondern ruhig ihren Gemahl erwarten, welcher demnächſt mit Hülfe Frankreichs ſeinen Thron wieder erlangen werde; zweitens um im Hannöver'ſchen heimlich eine Legion für ihren Gemahl anwerben zu laſſen, welche ſich einſtweilen in Holland verſammeln und hier militäriſch organiſirt werden ſollte, um bald an der Seite der Holländer und Franzoſen, die man zu einer Landung an der Nordſee einlud, gegen Preußen zu kämpfen. Die preußiſche Regierung übte gegenüber dieſen frechen und tollköpfigen Umtrieben, weil ſie doch nur ohnmächtig waren, und aus Schonung für die Königin Marie, eine lange Geduld und Nachſicht. Auf die Dauer aber konnte die Regierung doch nicht dulden, daß das hannöver'ſche Volk fort und fort in dieſer Weiſe haranguirt, belogen und betrogen werden ſollte und da alle ihre Warnungen nichts fruchteten, wurde der Königin Marie endlich gedroht, wenn ſie ihr Schloß nicht verlaſſen wolle, ſo müßte wenigſtens ihre ganze bisherige Dienerſchaft, die ihr zum

Werkzeuge der Agitation gedient hatte, von dort fortgeſchickt werden. Da entſchloß ſich die Königin Marie endlich, zog am 23. Juli 1867 mit ihrem ganzen weiß-gelben Gefolge von Marienberg ab und begab ſich nach Hietzing bei Wien zu ihrem Gemahl.

Nun wurde unterhandelt. Die 22 Millionen Thaler Staatsgelder des Königreichs Hannover, welche König Georg vor ſeiner Flucht nach England hatte ſchaffen laſſen, wurden von Preußen reclamirt und auch wirklich an Preußen ausgehändigt, nachdem König Georg ſich mit Preußen auseinander geſetzt hatte. Am 29. September 1867 bequemte er ſich endlich in Bezug auf ſeine Privatbeſitzungen einen Vergleich einzugehen. Er ſollte mit 16 Millionen Thalern abgefunden, doch ſollten ihm nur die Zinſen eingehändigt werden und das Kapital ſo lange unter preußiſcher Verwaltung bleiben, als er dem Throne nicht förmlich entſagt haben würde. Daſſelbe gilt von den Schlöſſern Herrnhauſen und Marienberg, die dem König Georg eigen, jedoch bis zu ſeiner Thronentſagung unter preußiſcher Verwaltung blieben. In Hannover wurden die Provinzialſtände im September durch den humanen Grafen Stolberg eröffnet; nur die Ritterſchaft war noch particulariſtiſch, Bürger und Bauern zeigten ſich loyal.

Der Herzog von Naſſau erhielt 8⅓ Millionen Thaler Entſchädigung.

Der Welfe gab ſich immer noch nicht zufrieden. In ſeiner Blindheit kam er nicht aus der Illuſion heraus, er ſey immer noch regierender König, und ſeine alten Günſtlinge, die ihn noch umgaben, nährten bei ihm die Täuſchung, an ſeiner Rückkehr nach Hannover ſey gar nicht zu zweifeln, weil demnächſt eine große Coalition des wiedererſtarkten Oeſterreich mit dem bis an die Zähne gerüſteten Frankreich, den gegen Preußen tief grollenden Mittelſtaaten, Holland und Dänemark Preußen überfallen und vernichten werde. Da nun im Wiener Cabinet der Widerwille gegen Preußen und die heimliche Hoffnung, mit Hülfe jener Coalition ſich in der

That noch einmal an Preußen rächen zu können, immer noch vorherrſchte, leiſtete es zwar dem Hietzinger Hofe keinerlei weder militäriſche, noch pekuniäre Unterſtützung, duldete aber dieſen Hof unmittelbar in der Nähe von Wien und ſah deſſen Agitationen gern zu, denn der blinde König verwandte einen großen Theil der ungeheuern Summen, welche ihm die preußiſche Großmuth überlaſſen hatte, zur Gründung neuer Zeitungen, zum Ankauf oder zur Beſtechung beſtehender Zeitungen und zur Herausgabe ganzer Schaaren von Flugſchriften, in denen Preußen unabläſſig und durch jedes Mittel verleumdet und bekämpft wurde. Die meiſten dieſer welfiſchen Journale und Flugſchriften waren auf deutſche, ein Theil aber auch auf franzöſiſche Leſer berechnet, um die chauviniſtiſche Preſſe in Frankreich zu unterſtützen. Allen Feinden der deutſchen Nationaleinheit ſollte Muth gemacht, Norddeutſchland ſollte eingeſchüchtert, die leichtgläubige Menge ſollte irre geführt, überall aber eine Spannung, eine Unruhe unterhalten werden, um den Glauben an die Haltbarkeit des norddeutſchen Bundes und an das Einigungswerk der Deutſchen zu erſchüttern. Eine ſolche Stimmung in Deutſchland zu nähren, lag ganz im Intereſſe derer, welche als Erben der Metternich'ſchen Politik dieſelbe immer wieder zur Geltung zu bringen hofften. Alſo ließ man ſich in Wien den Nachbar in Hietzing gern gefallen.

Ganz ebenſo dachte das Kabinet der Tuilerien. Ohne dem Hietzinger Hofe eine Unterſtützung zuzuſagen, ſah es doch deſſen Wühlereien gern, weil es ihm für einen Kriegsfall mit Deutſchland Alliirte warb und wieder offen jenen Vaterlandsverrath in Deutſchland predigte, welcher ſchon zur Zeit Ludwigs XIV. und des Rheinbundes der franzöſiſchen Politik ſo gute Dienſte geleiſtet hatte. Doch war die Vorausſetzung, Frankreich werde an der Nordſee eine Landung vornehmen, um ſich der welfiſchen Legion in Holland anzuſchließen und den blinden König wieder im Triumph in Hannover einzuführen, ein wenig gar zu plump, und Holland fand ſich

gemüßigt, die armen Legionäre, die ſich hatten anwerben laſſen, aus ſeinen Grenzen zu entfernen. Wahrſcheinlich hat England dazu mitgewirkt. Die Legion war nur eine lächerliche Nachahmung der ruhmvollen hannöver'ſchen Legion, die einſt für die deutſche Sache in Spanien und bei Waterloo gegen Frankreich gekämpft hatte, und deren Namen jetzt entweiht wurde zum ſchändlichen Verrath an der deutſchen Sache. Die Legionäre, damals etwa 500 Mann, durch Ueberredung und Geld gewonnen, gingen nach der Schweiz, wo ſie aber nicht gern geſehen wurden, weshalb ſie im Februar 1868 mit öſterreichiſchen Päſſen nach Frankreich abzogen. Inzwiſchen entſchuldigte ſich die öſterreichiſche Regierung, die Polizeibehörde in Wien, die ſich von Anhängern des Hietzinger Hofes habe verleiten laſſen, ſey an allem Schuld und habe ohne Wiſſen der Regierung die Päſſe vertheilt. Der Moniteur aber verkündigte am 17. Februar 1868, die franzöſiſche Regierung, welche durch die Ankunft der Hannoveraner überraſcht worden ſey, habe ſogleich die Offiziere von den Gemeinen getrennt und beide von den deutſchen Grenzen entfernt. Dies war für den Anfang nicht ganz richtig, die Entfernung von den Grenzen erfolgte erſt etwas ſpäter.

Am 18. Februar 1868 empfing der Exkönig Georg in Hietzing etwa 1200 Hannoveraner beiderlei Geſchlechts, welche gekommen waren, ihm zu ſeiner ſilbernen Hochzeit Glück zu wünſchen. Eine Komödie, die mit dem Uebertritt der kleinen hannöverſchen Legion über die franzöſiſche Grenze zuſammentraf und eine verabredete Demonſtration war. Die meiſten Theilnehmer waren bezahlt, wie ſie denn auch größtentheils den niedrigſten Klaſſen angehörten. Einem achtbaren Fabrikbeſitzer in Hannover erklärten mehrere ſeiner Arbeiter, ſie gingen nach Hietzing, weil ihnen dieſe Vergnügungsreiſe nichts koſte, ja noch Geld eintrage, denn jeder von ihnen erhielte in Hietzing 25 blanke Thaler neueſten Gepräges mit dem Bildniß des König Georg. Bei dem großen Bankett in Hietzing am 18. brachte der König einen Toaſt aus, worin er ſagte: Auch

ſeine Ahnen hätten das Land verlaſſen müſſen, aber immer bei ihrer Rückkehr ein vergrößertes Welfenreich vorgefunden, er ſey überzeugt, daß er als freier König nach Hannover zurückkehren werde. Die Gäſte brachten ihm viele Geſchenke mit, worunter beſonders viele Stickereien und Ruhekiſſen, auch heimiſche Eßwaaren, namentlich Würſte.

In der ungariſchen Delegation hörte man ſcharfen Tadel ausſprechen, daß in Hietzing preußiſche Staatsbürger gegen ihren König aufgereizt worden ſeyen, was jedenfalls unſchicklich ſey; wolle aber die öſterreichiſche Regierung Reſtaurationspolitik treiben, ſo würden auch die gemäßigtſten Volksvertreter nicht in der Lage ſeyn, dazu die Mittel zu bewilligen. Graf Andraſſy ſoll das ſchnell dem Herrn v. Beuſt haben melden laſſen, worauf dieſer in die Sitzung ging, um zu erklären: die Regierung ſtehe den geheimen Umtrieben gegen Preußen fern, ſey im Gegentheil auf alle Weiſe bemüht, ein gutes Verhältniß mit Preußen zu unterhalten. Das mühſam aufgeführte Gebäude einer auf Friede und Verſöhnung beruhenden Politik ſolle durch keine unberufene und unerlaubte Thätigkeit geſtört werden. Die kaiſerliche Regierung hat nie vergeſſen, in welchen Grenzen ſich die Gaſtfreundſchaft, welche bereitwillig gewährt wurde, halten müſſe. Nebenbei deutete der Reichskanzler an, es ſey lächerlich zu glauben, daß Oeſterreich, wenn es wirklich eine feindliche Coalition gegen Preußen zuſammenbringen wollte, damit anfangen würde, mit einigen Leuten in der Schweiz und entlaſſenen hannöver'ſchen Soldaten zu conſpiriren.

Die Nordd. Allg. Zeitung bemerkte, der rückſichtsloſe welfiſche Egoismus ſey nicht geeignet, den Exkönig von Hannover populärer zu machen, er diene vielmehr nur dazu, die Großmuth des Königs von Preußen in um ſo ſchönerm Lichte zu zeigen. Der Finanzminiſter v. d. Heydt antwortete auf eine Interpellation im Abgeordnetenhauſe: „Die preußiſche Regierung habe befreundete Höfe erſucht auf den König Georg einzuwirken. Erhielte ſie nicht recht-

zeitig Bürgſchaften, ſo werde ſie nach den Pflichten handeln, die ihr die Verantwortlichkeit für die Sicherheit des Staates auferlege. Zwingende Rückſichten halten die Regierung ab, gegen Georg das Rechtsverfahren einzuleiten, welches die ſofortige Beſchlagnahme ſeines Vermögens involvirt. Die Regierung zieht eventuell die Beſchreitung des Geſetzgebungsweges vor, um das Geſammtvermögen Georgs für die Ueberwachungs- und Abwehrkoſten des ſtaatsgefährlichen Unternehmens Georgs und ſeiner Agnaten haftbar zu machen." Da unterdeß ermittelt wurde, daß Graf Platen in der That von Hietzing aus 100,000 Gulden für die armen verführten Hannoveraner im Elſaß als Sold entſendet hatte, verfügte die preußiſche Regierung am 2. März, damit die erbberechtigten Agnaten durch deſſen Verſchwendungen nicht verkürzt würden, deſſen Vermögen einſtweilen mit Beſchlag zu belegen, gegen den Grafen Platen aber eine Anklage auf Hochverrath zu erheben.

Beiläufig ſey bemerkt, daß auch der Kurfürſt von Heſſen, der ſich nach Prag zurückgezogen hatte, die heſſiſchen Damen, die ihm einen geſtickten Teppich verehrten, mit der Verſicherung ſeiner baldigen Reſtauration tröſtete. Im Jahr 1868 verehrten ſie ihm wieder einen aus Holz kunſtreich geſchnitzten — Thron. Als am 30. Januar 1869 im Abgeordnetenhauſe in Berlin ein Redner das Benehmen des Kurfürſten entſchuldigen wollte und darauf hinwies, er habe doch auch manches Verdienſt um Heſſen gehabt, unter anderm um die Hanauer Eiſenbahn, entgegnete Graf Bismarck, man habe zu Caſſel ein Schriftſtück gefunden, worin nachgewieſen ſey, daß ſich der Kurfürſt die Conceſſion habe abkaufen laſſen, für zweihundert Aktien, die ihm unentgeltlich zur Dispoſition geſtellt worden ſeyen.

Das Vermögen des Königs Georg wurde berechnet zu 3 Millionen Thaler Privatkapital, 4 Millionen Thaler als Theil des hannover'ſchen Dominialguts in engliſchen Conſols angelegt, weitere 2 Millionen, die er aus hannover'ſchen Staatskaſſen mitgenommen,

an Koſtbarkeiten wieder 2 Millionen, endlich die 16 Millionen in 4½ prozentigen preußiſchen Staatspapieren, die ihm Preußen bewilligt hatte, wovon er aber nur die Zinſen beziehen ſollte. Auch auf dieſe wurde nunmehr Beſchlag gelegt. Mit dieſer finanziellen Maßregel verbanden ſich auch criminaliſtiſche. Schon im Frühjahr 1867 war man den geheimen welfiſchen Werbungen auf die Spur gekommen. Die Verhaftung eines Hietzinger Agenten in Frankfurt a. M., bei dem man viele Briefe fand, führte zur Entdeckung. Bankier Simon, der das Geld für die Werbungen geliefert, wurde ebenfalls verhaftet. Mehrere mitſchuldige Offiziere und Adelige hatten noch Zeit zu entfliehen. Nachdem Holland es doch zu bedenklich gefunden hatte, den hannöver'ſchen Verſchwörern ein Aſyl zu gewähren, vertheilten ſich die letztern in der Schweiz; nachdem ſie aber auf franzöſiſches Gebiet übergetreten waren und dort ſogar eine drohende Proklamation erließen, wurde von den preußiſchen Gerichten der Prozeß gegen ſie eingeleitet, der damit endete, daß ſieben hannöver'ſche Werbeoffiziere (v. Düring, Graf Wedell, v. Hartwig ꝛc.) in contumaciam zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt wurden. Auf franzöſiſchem Boden merkten doch einige gemeine hannöver'ſche Soldaten, daß man ſie irre geführt habe und daß es ihnen ſchlecht gehen werde, weshalb ſie den preußiſchen Geſandten in Paris (Graf Goltz) baten, ihnen Gnade zu erwirken, die ihnen auch zu Theil wurde. Anfang Mai erließ der König von Preußen ein Amneſtiedekret für alle Hannoveraner, die freiwillig zurückkehren würden. Nun ſtrengte ſich aber der Hietzinger Hof auf das äußerſte mit Geld und Verſprechungen an, um weitern Abfall unter den Legionären zu verhindern, und brachte es dahin, daß dem Grafen Goltz noch im Laufe des Mai eine ſchriftliche Erklärung von angeblich 757 Legionären übergeben wurde, worin ſie die preußiſche Gnade zurückwieſen.

Im Januar 1869 brachte die Mainzer Zeitung eine Enthüllung, derzufolge im Jahr vorher König Georg dem franzöſiſchen

Kaiser einen förmlichen Allianzantrag gemacht haben soll, der jedoch abgelehnt wurde. Darin heißt es, Georg habe im Kriegsfall dem französischen Kaiser 12,000 Mann auf eigene Kosten gegen Preußen stellen wollen, sich aber ausbedungen, im Fall des Sieges nicht nur Hannover zurückzuerhalten, sondern auch noch eine Vergrößerung desselben. Graf Bismarck erwähnte am 29. Januar im Abgeordnetenhause, Georg's Legion zähle 1400 Mann. Man habe emsig Polen dazu werben wollen, doch seyen nur zwölfe eingetreten.

Am 18. März 1868 erließ der längst abgesetzte Herzog Karl von Braunschweig von Paris aus einen feierlichen Protest gegen seine Absetzung. Der Bundestag, der diese Maßregel verfügt habe, existire nicht mehr. Seine Absetzung sey deshalb erfolgt, weil er in Frankreich Truppen geworben habe, um sein Herzogthum wieder zu erobern. Genau das nämliche thue jetzt der König von Hannover, derselbe Herr, dem der Bund sein, des Herzogs Privatvermögen übergeben habe. Von diesem Privatvermögen habe ihm der König von Hannover seit 40 Jahren nicht einmal den Zins gezahlt. Deshalb fordere er seine Rechte als Haupt des königlichen Hauses der Welfen, auf alle seine souveränen Besitzungen, so wie auf sein in Deutschland befindliches Privatvermögen zurück.

Niemand achtete darauf. Am 24. September 1868 erließ der depossedirte Kurfürst von Hessen von Böhmen aus ein Manifest, worin er feierlich seinen Thron reklamirte, das zog auch für ihn die Beschlagnahme seines im Kurfürstenthum gelegenen Vermögens nach sich. Doch behielt er noch immer so viel, um nach dem Vorgang des Exkönigs von Hannover ungeheure Summen an die preußenfeindliche Presse zu verschwenden.

Das Geld, mit welchem der blinde König seine Legion in Frankreich unterhielt, war nutzlos verschwendet. Die großen Summen aber, die er in der Presse anlegte, hatten insoweit immerhin einigen Erfolg für ihn, als er damit allen der deutschen Einheit feindseligen Mächten und Interessen diente und sich deren Dank

erkaufte, indem er ihnen erſparte, ſelber alle die Gehäſſigkeiten drucken zu laſſen, die er drucken ließ. Was ſie compromittirt haben würde, konnte den nicht mehr compromittiren, der ſich über jede Rückſicht längſt hinweggeſetzt hatte.

Der Hietzinger Hof knüpfte enge Verbindungen mit der chauviniſtiſchen Partei in Frankreich an. Im Sommer 1867 wurde von Paris aus eine ſyſtematiſche Agitation in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von franzöſiſchen und deutſchen Blättern organiſirt, um preußenfeindliche Artikel, und zwar vorzugsweiſe Lügen, ſchnell überall hin zu verbreiten. Der ganze Plan ging von Hietzing aus. Die Agenten des vertriebenen König Georg leiteten die Angriffe gegen Preußen durch die dort erſcheinende Zeitung »Situation«. Ihre zweite Station hatte die Partei im »Courier du Bas-Rhin« in Straßburg. Als dritte Station wurde der demokratiſche „Beobachter" in Stuttgart genannt, der aber eine ſolche Verbindung mit Paris ableugnete. Eine vierte gab das in Dresden gebildete »Bulletin national« ab, dem auch die „Sächſiſche Zeitung" in Leipzig ſecundirte. Als Hauptcorreſpondenten und Vermittler zwiſchen Wien und Paris wurden zwei Franzoſen, Baragnon und Salles genannt. Im Juni 1868 wurde im ſchleſiſchen Bade Landeck der Literat Bernhard Fiſcher verhaftet, der im Solde von Hietzing Unflätereien gegen den König von Preußen hatte drucken laſſen, wie denn überhaupt damals alle vierzehn Tage eine neue Flugſchrift gegen Preußen herauskam, alle von Hietzing aus bezahlt. Bei gedachtem Literaten nun fand man deſſen Correſpondenz mit dem Grafen Platen und in einem Briefe des letztern las man: „Preußen iſt der gemeinſame Feind aller Länder. Ein Bund aller kleinen Mächte mit Frankreich zu dem gemeinſamen Zwecke, dieſe Macht Preußens zu brechen, ſie nach dem Beiſpiel Napoleons I. über die Elbe zurückzuwerfen, iſt, wie es uns ſcheint, für jeden eine Pflicht der Selbſterhaltung."

Auch die ſüddeutſche Preſſe war zum Theil von Hietzing aus inſpirirt und bezahlt, zum Theil aber bedurfte ihr antipreußiſcher

Fanatismus keines äußern Sporns, weil die particulariſtiſch dynaſtiſche, die demokratiſche und die ultramontane Partei mit dem blinden König in Hietzing gegen ein einiges und unter Preußen mächtiges Deutſchland gleichen Haß hegten. Es hielt außerordentlich ſchwer, den Dynaſtien der Mittel- und Kleinſtaaten das freiwillige Opfer einer abſoluten Souveränetät abzugewinnen, welche doch auch früher ſchon immer nur eine Illuſion geweſen war. Denn die deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten waren niemals einig und ſtark genug geweſen, ſich der Preſſion eines oder mehrerer Großſtaaten zu erwehren. Das falſche Gold der Rheinbundkronen verblendete ſie immer noch und ſie hielten ſich unter einer ſolchen Krone immer noch für etwas mehr, als ſie ſeyn würden, wenn ſie ſich wieder als Reichsfürſten einem deutſchen Kaiſer hätten unterordnen müſſen. Daher nun die außerordentliche Sprödigkeit der meiſten kleinſtaatlichen Regierungsorgane gegen die Zumuthungen der nationalen Partei.

Von der demokratiſchen Preſſe hatte ſich nie etwas anderes erwarten laſſen, als daß ſie ſich mit Händen und Füßen der Nationaleinheit widerſetzen würde, denn mit ihren Theorien brauchte ſie immer nur kleine particulariſtiſche Tümpel und Teiche, um im Trüben fiſchen zu können. Ihr Witz verſtieg ſich nicht höher als bis zur Föderativrepublik, d. h. zu einem Conglomerat von kleinen ſouveränen Cantönli mit obligater Miliz, wie in der Schweiz. Die Neigung der Deutſchen zur Krähwinkelei verrieth ſich auch bei den Demokraten. Die in England und Frankreich trachteten mehr nach einer Weltrepublik.

Weniger natürlich war der Fanatismus, den die Klerikalen dem katholiſchen Landvolk in Oberſchwaben und Oberbayern einzupflanzen ſuchten. Die Katholiken befanden ſich wohl unter dem preußiſchen Adler, denn ſie ſahen hier alle ihre Rechte geſchützt, während dieſe Rechte bisher in den ſüddeutſchen Mittelſtaaten immer und in Oeſterreich ſeit einiger Zeit gefährdet waren. Die

Beobachtungen, die keine hochberühmte Gelehrte, aber tüchtige, rüstige Arbeiter fordern. Wie viele Fragen könnten auf diese Weise wirksam erörtert werden! der Humboldt-Gaußische Verein zur Erforschung des Erdmagnetismus mag als Beispiel dienen. An Freigebigkeit werden es unsere Großen und Reichen gewiß so wenig fehlen lassen, als die englischen; wir könnten in Deutschland glänzende Beispiele genug aufzählen. Ein Vorgang, was Geldspenden betrifft, fand, wie wir in der übersichtlichen Skizze der einzelnen Versammlungen gesehen haben, in Berlin für die neue Ausgabe des Plinius Statt, die übrigens wohl mehr von antiquarischem und philologischem, als von naturhistorischem Interesse wäre. In letzterer Beziehung sind gewiß die bisherigen Ausgaben genügend, indessen ist der Vorgang characteristisch für eine deutsche gelehrte Versammlung. Auch dieser Plinius ist aber, so weit Ref. unterrichtet ist, noch nicht zu Stande gekommen, ebenso wenig die anfangs projectirten Encyclopädien und Wörterbücher, die wir übrigens auch nicht zur Ausführung für die Versammlung geeignet halten; auch der Kauf- und Tauschverkehr von Naturalien, der sehr nützlich werden könnte, wurde nicht organisirt. In den medicinischen Sectionen kamen einigemale Vorschläge zu besonderen Arbeiten vor, wurden aber von den nächstfolgenden Versammlungen nicht beachtet, so namentlich Wedekinds oben angeführte wichtige Proposition, anderer wichtiger Zeitfragen, die zu erörtern wären, wie die Vaccinations- und Revaccinationsfrage, die Contagienlehre ꝛc. nicht zu gedenken. Es ließen sich ferner gewiß Mittel finden, der übermäßigen Länge geschriebener Vorträge, dieser langweiligen Entfaltung breiter Katheder-Gelehrsamkeit ein Ende zu machen, und es wäre am Ende doch am gerathensten, nur freien Vortrag zu gestatten, und dießfalls die Befugnisse des Geschäftsführers und der Sectionspräsidenten zu erweitern; denn es muß doch auch nach der Ansicht des Stifters das Endziel der allgemeinen Bestrebungen seyn, den Versammlungen möglichst dialogische Form zu geben, und die Zeit- und Geisttödtenden Monologen, so viel es angeht, zu verbannen. Daß dieses gelinge, hängt übrigens vorzüglich auch von dem Präsidirtalent der Präsidenten ab, ein Talent, das freilich die Engländer in ihren Clubbs und Zusammenkünften aller Art, bei welchen Glocke oder Hammer nie fehlen dürfen, ausbilden, und das bei uns seltener anzutreffen

ultramontanen Blätter in Süddeutſchland drehten und wanden ſich wie die Schlangen, um die kitzliche Frage zu umgehen, warum ſie allen Ausſchreitungen der liberalen Bürgerminiſter in Wien gegen Concordat und Biſchöfe ruhig und gelaſſen zuſahen und mit derſelben Wiener Regierung in Reihe und Glied gegen Preußen ankämpften.

Mit dieſer von Hietzing aus bezahlten Preſſe, die außerordentlich rührig war, vereinigte ſich insgemein die officiöſe Wiener Preſſe und die chauviniſtiſche in Paris, um immerwährend die Lärmtrommel zu rühren, das friedliche Europa alle Tage durch neue Kriegsgerüchte zu ſchrecken, die Börſe zu allarmiren und einen Spektakel zu machen, der durchaus nur erkünſtelt und unnatürlich war. Der Auswurf deutſchen und franzöſiſchen Literatenvolks drängte ſich herbei, um vom verſchwenderiſchen Hietzinger Goldregen ſeinen Theil zu bekommen. Zeitungen, die bisher ganz unbefangen geblieben waren, wurden durch Beſtechung umgeſtimmt und mußten mitlärmen. Alle Tage tauchten neue Lügen auf, die regelmäßig wieder als Lügen bezeichnet und vergeſſen wurden, um gleich wieder neuen Platz zu machen. Auf Widerſprüche kam es dabei nicht an. Bald wurde die norddeutſche Politik als verächtlich und ohnmächtig dargeſtellt und allen ihren Feinden Troſt und Muth zugeſprochen. Bald wurde wieder Graf Bismarck als der fürchterlichſte Wauwau des Jahrhunderts hingeſtellt, der nach Allem begehre, Alles freſſen wolle.

Nichts geſchah, woran nicht Preußen ſchuld ſeyn ſollte. Während von Frankreich die Intrigue angeſponnen war, welche die belgiſchen Eiſenbahnen in franzöſiſche Hände bringen ſollte, hieß es, Preußen habe böswillig die belgiſche Regierung aufgereizt, Händel mit Frankreich anzufangen. Während Preußen durch ſeinen Einfluß auf Rumänien die friedliche Löſung der griechiſch-türkiſchen Frage herbeigeführt hatte, wurde gelogen, Oeſterreich habe ſich das Verdienſt dieſer Löſung erworben. Während Preußen taktvoll und mit aller möglichen Schonung ſeiner deutſchen und franzöſiſchen Gegner

die äußerſte Vorſicht anwandte, um nicht in eine förmliche Allianz mit Rußland aus Nothwehr hineingetrieben zu werden, beſchuldigte man es, ſchon längſt mit Rußland gegen die Freiheit des Weſtens verſchworen zu ſeyn. Während es alles that, um die Deutſchen zu Athem und zu ruhiger Beſinnung kommen zu laſſen und um ruhig den norddeutſchen Bund auszubauen, log man, es lechze nach Krieg und neuen Eroberungen. Während Preußen den Ruhm der ſolideſten Finanzzuſtände genoß, gab ein kleines vorübergehendes Deficit desſelben, was gegen den Milliarden von Schulden der andern Großſtaaten gar nicht in Betracht kommt, der Lügenpreſſe dennoch Veranlaſſung, Preußen darzuſtellen, als ſtehe es vor dem finanziellen Abgrund und werde das Volk unter einer ungeheuern Steuerlaſt auf das unerträglichſte gedrückt. Jedes Ereigniß wurde verdreht. Als Graf Uſedom, der preußiſche Geſandte in Florenz, weit mehr aus perſönlichen, als aus politiſchen Gründen abberufen wurde, verhöhnte man das als einen ſchmählichen und feigen Rückzug der preußiſchen Politik vor der angeblichen Allianz Italiens mit Frankreich und Oeſterreich.

Im Anfang des April brachte die Preſſe ſogar die unſinnige Lüge auf, Preußen habe den ſüddeutſchen Staaten die Auguſtverträge gekündigt. Man bezweckte damit nur, dieſe Verträge für gelockert auszugeben, um den ſüddeutſchen Feinden Preußens Muth zu machen. Damit ſtand die Flugſchrift, die ein ſächſiſcher Offizier unter dem Namen Arkolay herausgab, im Zuſammenhange, ſofern ſie ausſchließlich darauf berechnet war, den Süddeutſchen Angſt zu machen, ſie würden, wenn ſie die Auguſtverträge nicht brächen, von Frankreich und Oeſterreich in die Mitte genommen und ſchrecklich gemaßregelt werden. Sie hätten alſo nichts Eiligeres zu thun, als ſich an Frankreich und Oeſterreich gegen Preußen anzuſchließen oder wenigſtens neutral zu bleiben, jedenfalls aber die Auguſtverträge zu brechen. Die Offenſivallianz Italiens mit Oeſterreich und Frankreich wurde immer und immer wieder auf die Tagesordnung ge-

ſetzt. Dann verbreitete man wieder die ganz falſche Nachricht, Preußen mobiliſire für den nahe bevorſtehenden Krieg.

Sofern ſich der Hietzinger Hof auch in Börſenſpeculationen einließ, war es begreiflich, daß er gründlich betrogen wurde, denn wer hätte ſich beſſer qualificirt, von den habituellen Spitzbuben berupft zu werden, als ein blinder König, deſſen Reichthum unerſchöpflich ſchien. Man wird an die Harpyen gemahnt, die des blinden Phineus Mahl verzehrten. Die Wiener Börſenzeitung ſchrieb im Herbſt, grade in den Tagen, in denen eine Wiederannäherung Oeſterreichs an Preußen angekündigt wurde, was dem Hietzinger Hof ſehr ärgerlich ſeyn mußte, der Exkönig Georg habe durch ſeine Betheiligung an der Wiener Bank vier Millionen Gulden verloren, was die Entlaſſung des Hietzinger Finanzcommiſſär Elſter und des Hofmarſchall Graf Wedell zur Folge hatte.

Man zählte im Anfang des Jahres 1869 nicht weniger als 33 Flugſchriften, die von den depoſſedirten Fürſten von Hannover und Kurheſſen bezahlt waren, um Preußen zu verleumden und wüthenden Haß gegen dasſelbe zu ſchüren. Im März wurde bekannt, jene Fürſten hätten in Wien eine eigene „Fürſtenbank" eröffnet, um mit ihren Millionen auf die Börſe zu drücken und eine Baiſſe zu erkünſteln, welche den Glauben an nahen Krieg beſtärken und das Unbehagen in Europa unterhalten ſollte.

In Frankreich erfuhren die Hietzinger nur Verachtung. Die dorthin geflüchtete welfiſche Legion, die der blinde König fortwährend bezahlte, lag unthätig da und erregte nirgends Theilnahme. Wie hätten auch Franzoſen, denen ihr Vaterland über alles geht, Deutſche nicht verachten ſollen, die das ihrige verriethen? Ein franzöſiſcher Major, Herr v. Marlatti, duldete das Schimpfen nicht, welches ſich ein Offizier der welfiſchen Legion in ſeiner Gegenwart über Graf Bismarck erlaubte, und duellirte ſich mit ihm, wurde aber leicht verwundet, im Februar 1869. Am 18. Dezember deſſelben Jahres enthüllte ein Aufruf des hannöver'ſchen Premier-

Lieutenants v. Tschirschnitz die traurige Lage der Legion. Er forderte nämlich alle Legionäre, „deren Mehrzahl den Wunsch einer gemeinschaftlichen Thätigkeit ausgesprochen habe" auf, eine Colonie in Algerien anzulegen. Endlich im Februar 1870 eröffnete Herr v. Münchhausen zu Mans den Legionären, vom 15. April an werde ihnen König Georg keinen Sold mehr auszahlen, und es stünde ihnen frei, als Colonisten nach Algier zu gehen, wo die französische Regierung für sie sorgen werde, oder auch nach Amerika auszuwandern, in welchem Falle man ihnen die Reisekosten bezahlen würde, oder aber in die Heimath zurückzukehren und von der Amnestie Gebrauch zu machen, die ihnen der König von Preußen wiederholt zugesichert hatte. Der Termin kam heran und wie zu erwarten war, kehrten fast alle Legionäre freiwillig nach Hannover zurück, wo sie glimpflich behandelt wurden und nur die Dienstpflichtigen den versäumten Militärdienst nachholen mußten.

In einer Rede, welche Graf Bismarck am 30. Januar 1869 im Abgeordnetenhause zu Berlin hielt, machte er aus Anlaß der Debatte über die Vermögenseinziehung der depossedirten Fürsten von Hannover und Kurhessen eine interessante Mittheilung über die Kriegsdrohungen im vergangenen Sommer: „Der Friede schien bedroht, er war vielleicht bedroht aus Mißverständniß. Wir konnten wahrnehmen, bis zu welchem Maaße die friedliebende Politik der Regierung bei manchen andern Regierungen verleumdet worden war und bis zu welchem Grade diese Verleumdungen Glauben gefunden haben. Kurz, es war eine Gefahr der Friedensstörung, hauptsächlich aus Mißverständniß, aus der Verbreitung von falschen Anschauungen über die Politik unserer Regierung geschaffen worden. Wie voll der Becher war, welcher Tropfen ihn zum überlaufen bringen konnte, ist nicht zu sagen. Daß aber, wenn mächtige Geldmittel, wenn Coalitionen der verschiedenen Parteien, welche eine Störung des Friedens wünschen, eine gewisse Bedeutung erlangen, die Regierung mit großer Aufmerksamkeit die Symptome verfolgen

muß, werden Sie mir alle zugeben. Nun konnte es der Beobachtung der Regierung nicht entgehen, daß das Auftreten der Emigration, welche ſich an die Häuſer Hannover und Heſſen gekettet hat, gleichen Schritt hielt mit der Steigerung der Kriegsgefahr, und daß dieſe Herren ſehr wohl unterrichtet waren von den Geheimniſſen der Cabinette, die uns nicht immer gleichzeitig und in dem Maaße bekannt waren." Sodann erinnerte der ritterliche Graf, wie ſchmählich es für Deutſche ſey, das Ausland gegen ihr eignes Vaterland aufzuhetzen. In jedem andern Lande der Welt würde es unmöglich ſeyn, daß jemand erklärte, er wolle particulariſtiſche Gelüſte und Privatintereſſen mit ausländiſcher Hülfe durchführen und ſetze ſeine Hoffnung darauf, daß die Fluren ſeines Vaterlandes von ausländiſchen Heeren zertreten würden. In jedem andern Lande würden ſolche Verrätherſtämmen erſticken unter der zermalmenden Verachtung ihrer Landsleute. Nur in Deutſchland gebe es Menſchen, die ſich um die rauchenden Trümmer ihres Vaterlandes nicht bekümmerten, wenn nur ſie oben auf ſtehen. Hier in Deutſchland tragen ſolche Menſchen noch die Stirne hoch und finden ſogar Vertheidiger bis in die Räume des Abgeordnetenhauſes. „Ueberall, ſo ſchließt der Graf, wo Fäulniß iſt, ſtellt ſich ein Leben ein, das man nicht mit reinen Glacéhandſchuhen anfaſſen kann. Sprechen ſie uns alſo nicht von Spionirweſen. Ich bin nicht zum Spion geboren, es iſt dies meine Natur nicht. Aber wir müſſen jene elenden Reptile verfolgen bis in ihre letzte Höhle!"

Die Reptile hatten es darauf angelegt, Preußen in den Verdacht zu bringen, es wolle, mit Rußland alliirt, demnächſt offenſiv gegen Oeſterreich vorgehen, während Rußland dadurch freiere Hand im Orient bekommen ſollte. Nicht nur Frankreich, ſondern auch England ſollten dadurch in Unruhe verſetzt und feindlich gegen Preußen geſtimmt werden. Dieſe welfiſche Hetzerei hing genau zuſammen mit den Bemühungen der Wiener Preſſe, die Ungarn

glauben zu machen, Preußen wolle sie im Einverständniß mit Rußland von Rumänien aus angreifen lassen.

In einer Rede im Herrenhause gab Graf Bismarck noch weitere Erklärungen. „Der Vertrag mit König Georg ist von mir als dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegengezeichnet. Privatverträge des Königs zu gegenzeichnen, ist meines Amtes nicht. Der Vertrag ist ganz unzweifelhaft ein Staatsvertrag, und in diesem Sinne ist die Angelegenheit auch von der andern Seite betrachtet worden. Wir waren dem König Georg nichts schuldig; was wir gleichwohl gethan haben, ist, ich darf es sagen, beispiellos in der Geschichte. Oder wann ist es wohl noch vorgekommen, daß ein entthronter Fürst finanziell so gestellt wurde, wie wir den König Georg in dem Vertrage stellten? Was haben die Stuarts in England, was die Bourbons in Italien, Frankreich und anderswo erhalten? Und nun soll das, was wir so großmüthig bewilligt haben, vollends auch noch zu Agitationen gegen uns benützt werden! Was würde man in Spanien dazu sagen, wenn die dortige Regierung der Königin Isabella Summen aushändigte, damit dieselbe Machinationen gegen Spanien spinnen könne? Ich führe dies an, um die Geringschätzung zu kennzeichnen, mit welcher wir die sittliche Entrüstung aufzunehmen haben, die sich über unser jetziges Verfahren von gewisser Seite geltend machen will. Ist es denn möglich, daß so mit Erfolg gelogen werden kann, daß man sich schon heute nach drei Jahren der Vorgänge von 1866 nicht mehr erinnert? Nach den Schilderungen, die man heute hört, sollte man meinen, daß Preußen damals über seinen Nachbar, wie der Wolf über ein Lamm, hergefallen sey. Hannover hatte früher gerüstet als Preußen, es hatte mit Sachsen bereits im März gerüstet, und auf unsere Anfrage wurde uns die höhnische Antwort: aus Rücksicht auf die voraussichtlich schlechte Erndte wolle man die Herbstmanöver bereits im Frühjahre stattfinden lassen. (Heiterkeit.) Später wollten wir Hannover volle Unabhängigkeit garantiren, und wir verlangten nur

Neutralität; aber man hatte in Hannover ein ſolches Zutrauen zum Siege, daß man für alles Andere eben blind geworden war. Wir hatten dieſes Vertrauen, was uns betrifft, nicht. Jetzt aus dem Blicke rückwärts ſieht es ganz anders aus; jeder hat die Klugheit der Herren, die vom Rathhauſe kommen; es ſcheint, als wenn der preußiſche Sieg etwas ganz Natürliches geweſen wäre, was Preußen beſtimmt vorausgeſehen und zur Baſis ſeiner Berechnung gemacht hätte. Ich danke jetzt Gott, daß unſere Gegner verblendet ablehnten; es wäre ein norddeutſcher Bund in der heutigen Geſtalt ja kaum möglich geblieben, wenn der König von Hannover damals eingewilligt hätte, ſich die völlige Unabhängigkeit durch Staatsvertrag verbürgen zu laſſen, nur unter der Bedingung, daß er neutral bleibe, daß er ſeine Neutralität durch Verzicht auf jegliche Rüſtung verbürge. Sie können daraus entnehmen, wie wenig wir daſſelbe blinde Zutrauen in unſeren Sieg hatten, welches unſere Gegner damals beſeelte, indem die Außerkampfſetzung einer tüchtigen Armee von 20,000 Mann in unſerem Rücken eines Opfers werth ſchien. Die Enthüllungen über jene Periode, die namentlich in italieniſchen Schriften gegeben ſind, laſſen es im hohen Grade wahrſcheinlich erſcheinen, daß Oeſterreich ſich zum Opfer Venetiens ſchon vor dem Kriege hatte bereit finden laſſen, und es ſich nur um die Frage handelte, ob für dieſes Opfer eine Entſchädigung in Deutſchland zu finden oder das Geld gewährt werden müſſe. Wären wir beſiegt worden, was damals die ganze Welt außer uns ſelbſt für gewiß hielt, ſo glaube ich nicht, daß Schleſien das einzige Opfer geweſen wäre, mit dem wir uns hätten löſen müſſen, ich glaube vielmehr, daß das „Welfenreich", die Herſtellung des Reiches Heinrichs des Löwen in der vollen Ausdehnung des niederſächſiſchen Stammes, wenigſtens auf der linken Seite der Elbe, doch den damaligen hannover'ſchen Berechnungen nicht ſo ganz fremd war, wenn auch der unbedingte Glaube an den öſterreichiſchen Sieg, der ſelbſt nach der Schlacht von Langenſalza noch die Handlungen des Königs Georg

bestimmte, hauptsächlich das entscheidende Moment für die hannover'sche Politik gewesen ist. Jedenfalls machten wir vor dem Kriege dem hannover'schen Hofe nicht den Eindruck siegesgewisser Eroberer. Man glaubte im Gegentheil, der Moment sey gekommen, um das Netz über unserem Kopfe zusammen zu ziehen; man rechnete auf die Uebermacht, die der bundbrüchige Beschluß vom 14. Juni gegen uns in's Feld führen sollte; man rechnete, daß mit dem demnächst verstümmelten Preußen es möglich seyn werde, diejenigen deutschen Reformen, über die im Herbste 1863 der Fürstentag in Frankfurt a. M. tagte, in's Leben zu führen, während das unverstümmelte Preußen stark genug gewesen war, um durch seine einfache Abwesenheit dieses Projekt damals zu vernichten. Sie werden mir in dieser Frage einiges Urtheil zutrauen dürfen, da es keinen Mann in Preußen gibt, der länger als ich mit der deutschen Politik amtlich beschäftigt gewesen ist, und ich habe die Coalition, die uns im Jahre 1866 siegesgewiß gegenübertrat, in wechselnden Formen seit dem Jahre 1851 in Frankfurt a. M. zu bekämpfen gehabt, zuerst in dem Bedauern, daß man uns den Frieden von Olmütz bewilligt habe, daß die Schwarzenberg'sche Politik nicht mit Gewalt und Entschlossenheit durchgeführt worden sey, nachher in vielfachen Versuchen, in gemäßigterer oder stärkerer Weise jene Politik wieder aufzunehmen, und schließlich im Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahr 1866, indem man nur die Ziffern der Bundesarmee in Berechnung zog, aber ihre Verfassung nicht so kannte, wie wir sie kannten gegen unserer Feinde Erwartung. Wenn wir der uns angedrohten Gefahr der Vernichtung entgingen und als Sieger das Recht in der Hand hatten, die Verhältnisse zu reguliren, so kann man es wohl nicht eine ungerechte Eroberung nennen, wie wir, nachdem man uns das Schwert in die Hand gezwungen, es schließlich machten, indem wir lediglich an unsere eigene Sicherheit für die Zukunft dachten. Nicht die Frage, ob zwei Millionen Deutsche mehr oder weniger

in einem Staatskörper vereint ſeyn ſollten, war die entſcheidende, ſondern allein die Frage unſerer Sicherheit. Es war der Beweis geführt, daß wir in kriegeriſchen Situationen eine ſo tüchtige Truppe, wie der hannover'ſche Volksſtamm ſie liefert, nicht in unſerem Rücken belaſſen durften, die Pflicht der Selbſterhaltung zwang uns, die Wiederkehr ähnlicher Konſtellationen in unſerem Lande wie im deutſchen Intereſſe zu hindern; durch die hannover'ſche Politik war uns die Beſeitigung des Königreichs Hannover aufgezwungen. Es konnte das, ſobald der Krieg entſchieden, keine unerwartete Wendung für die hannover'ſchen Staatsmänner ſeyn. Ich bin ſelbſt in der Lage geweſen, ſowohl mit den Rathgebern, die König Georg in der letzten Zeit ſeiner Regierung um ſich gehabt hatte, als auch früher wiederholt alle Eventualitäten zu beſprechen, und ich hatte jederzeit mit voller Offenheit geſagt, Hannover habe in Zeiten der Gefahr nur Eine ſichere Politik, nämlich die, ſich an Preußen anzuſchließen. Unterliegt Preußen, ſo wird man Hannover nicht viel thun. Es wird dann vielmehr die klügſte Politik ſeyn, den Mittelſtaat zu ſtärken auf Preußens Koſten. Siegt aber Preußen, ſo gibt es keinen ſicherern Schutz als den, mit Preußen verbündet geweſen zu ſeyn. Das preußiſche Königshaus würde ſich an Verbündeten nicht vergreifen können, mit denen es die Verbindung vom ſiebenjährigen Kriege her ſiegreich erneuert hätte. Es war dieſe Politik ſo einfach und natürlich, daß nur leidenſchaftliche Verblendung, Herrſchſucht und die dynaſtiſche Eiferſucht auf die falſche Bahn hat lenken können. Nachdem die Dinge nun aber in der bekannten Weiſe gekommen waren, wollten wir dem alten Fürſtenhauſe doch wenigſtens noch in materieller Beziehung eine würdige Stellung geben; wir dachten, daß der König Georg, unter Beibehaltung des Titels, den er jetzt führt, als Herzog von Cumberland eine ſeinem Rang entſprechende Stellung einnehmen ſolle. Vor Jahresfriſt hat die Regierung von dieſem und dem andern Hauſe die Mittel dazu verlangt. Obgleich zu dieſer Zeit die bekannten Vorgänge bei der

ſilbernen Hochzeit in Hietzing und andere ähnliche Agitationen ſpielten, ſo wollte die Regierung doch Alles perfekt machen, um zu zeigen, daß ſie mit offener Abſicht und Redlichkeit zu Werke ging; wir wollten uns damit aber eben den Boden ſchaffen, um, wenn man unſer Vertrauen etwa täuſchen wollte, allen Schaden abwenden zu können. Daß Sie uns jetzt darin unterſtützen werden, iſt der Regierung nicht zweifelhaft. (Bravo!)"

Weiter erklärte Graf Bismarck in Bezug auf Heſſen: „Es wird behauptet, daß das Verfahren gegen den Kurfürſten, im Vergleiche zu dem gegen den König Georg, ein zu ſtrenges ſey. Ich kann dieſe Anſicht nicht theilen. Es liegt keine Confiskation, ſondern nur eine Beſchlagnahme ſeines Vermögens vor, die jederzeit wieder zurückgenommen werden kann, ſobald der Kurfürſt der k. Regierung die nöthigen Garantien für ſein ferneres Verhalten gibt. In der Sache ſelbſt liegt auch kein Unterſchied vor; beide haben ſich losgeſagt von dem mit uns abgeſchloſſenen Vertrag, der Kurfürſt durch ſein Manifeſt, über welches der Bericht des andern Hauſes ausführliche Mittheilungen enthält. Dieſes von Beleidigungen und Schmähungen ſtrotzende Manifeſt hatte ich Sr. Maj. dem Könige, nicht etwa privatim, ſondern amtlich vorzulegen. Der Kurfürſt iſt alſo mit der Agitation verbunden, die den Frieden Europas, den Frieden Deutſchlands ſtören will; es iſt alſo die Pflicht der Regierung, auch dem Kurfürſten gegenüber ſo zu handeln, wie geſchieht. In der Preſſe werden die Thatſachen ganz und gar entſtellt. Es iſt ein Verbrechen, zwei große Nationen im Herzen Europas, die kein anderes Intereſſe haben, als im Frieden mit einander zu leben, in einen Krieg zu treiben. Die Lügen, deren die Agitation ſich bedient, ſind beiſpiellos. In franzöſiſchen Blättern werden die Dinge ſo dargeſtellt, als ob Deutſchland ſeine gewonnene Stellung nur dazu benützen wollte, um Frankreich anzugreifen. In Deutſchland lacht man darüber, aber das franzöſiſche Volk wird, als eine kriegeriſche und ehrliebende Nation, aufgehetzt. Die Leicht-

seyn dürfte. Man sollte daher bei den Präsidentenwahlen der Sectionen nicht gerade auf die berühmtesten Gelehrten, sondern auf Männer Rücksicht nehmen, welche die Eigenschaften haben, deren der Präsident einer stürmischen, geistreichen Versammlung am meisten bedarf, eine imponirende Persönlichkeit, Ruhe und Gewandtheit der Rede. Natürlich müßte auch das tägliche Wechseln der Präsidenten (ächt charakteristisch für unsere liebe, deutsche Eitelkeit und Rücksichtlichkeit, daß es ja keiner übel nehme) wegfallen.

Haben wir den Engländern in unsern Versammlungen das Beispiel der Idee gegeben, so geben sie uns hinwiederum das Beispiel der practischen, nützlichen Ausführung, ein wechselseitiger Austausch, der gewiß für die gegenseitige geistige Stellung beider Nationen vollkommen characteristisch ist.

Dr. H.

gläubigkeit, mit welcher dergleichen Erfindungen aufgenommen werden, muß in Erſtaunen ſetzen. Da iſt die Nachricht von einem Familienkonſeil des k. Hauſes, welches, in Erwartung einer kriegeriſchen Eventualität, ſtattgefunden habe, obgleich ein ſolches Inſtitut in der k. Familie gar nicht exiſtirt; von militäriſchen Conferenzen, die ſtattgefunden haben ſollen, von denen aber niemand etwas weiß; von einer Raſirung des Glacis von Mainz, obgleich dort nur einige Sträucher auf der Promenade durch andere erſetzt wurden; von einer Aufforderung an die ſüddeutſchen Staaten, ihre Armeen zum Frühjahre bereit zu halten, wovon wieder kein Menſch etwas weiß; von preußiſchen Umtrieben in Rumänien u. ſ. w. An ſich ſind alle dieſe Nachrichten ohne Bedeutung, ſie erlangen aber eine Bedeutung durch die Telegraphie. Da hat die Agitation überall ihre Agenten, flugs wird die Nachricht in 4 bis 5 Sprachen in die Welt telegraphirt, und wenn die Leute nun eine ſolche Nachricht als Telegramm leſen, ſo meinen ſie natürlich, daß auch etwas daran ſeyn müſſe. Vor dem Mißbrauch der Telegraphie ſind die wenigſten Leute noch auf der Hut. Wenn eine ſolche Nachricht nur in der Bayriſchen Landeszeitung ſteht, lacht Jeder darüber; wenn ſie aber in alle Welt telegraphirt wird, gewinnt ſie eine Bedeutung. Wir haben uns die Einbildung, auf das Gedruckte Werth zu legen, erſt ſeit 1848, bis wohin das Gedruckte eine an das Amtsblatt erinnernde Bedeutung hatte, abgewöhnen können; aber jetzt könnte es heißen, nicht: „Er lügt wie gedruckt!“, ſondern: „Er lügt wie telegraphirt!“ So wird nun die öffentliche Meinung in Frankreich und in Deutſchland täglich bearbeitet. Es liegt im Intereſſe beider Länder, daß für ein ſolches Treiben die Mittel verſtopft, abgeſchnitten werden. Kommt es doch ſogar vor, daß ſelbſt Deutſche in der ausländiſchen Preſſe gegen uns hetzen. Man macht mir oft den Vorwurf, daß ich ſolchen Dingen gegenüber die diplomatiſche Ruhe nicht genug bewahre; nun, meine Herren, wer ſolche Niederträchtigkeiten ertragen kann, der

muß eben ein anders organiſirtes Nationalgefühl haben, als ich! (Lebhaftes Bravo!)"

Noch in demſelben Monat Februar ließen die Hietzinger in London eine Flugſchrift erſcheinen unter dem Titel: wer iſt der wahre Feind Deutſchlands? Als ſolchen ſtellten ſie Preußen dar und riefen das Ausland gegen Preußen in die Waffen. Die Norddeutſche Allgemeine Zeitung bemerkte dazu: „Der Umſtand, daß die Brochure allen Mitgliedern des Parlaments überſchickt wurde, gab dieſe Gelegenheit, ſich von dem Treiben der Vaterlandsverräther in Hietzing zu überzeugen, und rief die Erklärung hervor, daß die welfiſchen Umtriebe an Niedertracht gegen Deutſchland Alles überträfen, was je die Geſchichte aufzuweiſen habe."

Im kurfürſtlich-heſſiſchen Hauſe ſollten die Scandale immer noch nicht aufhören. Prinz Wilhelm v. Hanau, Sohn des Kurfürſten aus morganatiſcher Ehe, hatte ſich mit einer Prinzeſſin von Lippe Schaumburg vermählt und ſein Vater hatte ihm eine Jahresrente von 10,000 Thalern zugeſichert. Die Ehe war nicht glücklich und wurde ſchon nach zwei Jahren getrennt, 1868. Nun wollte der Vater dem Sohn nichts mehr auszahlen und der Sohn verklagte den Vater vor Gericht, verlor in der erſten Inſtanz, gewann aber in der zweiten.

Sechstes Buch.

Oeſterreichs auswärtige Politik ſeit ſeinen Niederlagen.

Das mächtige Oeſterreich war beſiegt von dem minder mächtigen Preußen. Das ließ in Wien einen tiefen Aerger zurück und die Ernennung des Herrn v. Beuſt, des eifrigſten Agitators gegen Preußen, zum öſterreichiſchen Reichskanzler ließ die Geſinnung der Wiener Burg auf's deutlichſte erkennen.

Unparteiiſche und einſichtsvolle Staatsmänner, beſonders in England theilten die Anſicht, derzufolge Oeſterreich keine retroſpective Politik mehr treiben, nicht mehr weſtwärts ſehen, die verlorene Vormundſchaft über Deutſchland und Italien nicht zurückwünſchen, ſondern vielmehr von nun an ſeine welthiſtoriſche Miſſion im Orient, entlang der Donau, ſuchen ſollte. Seinem Namen entſprechend ſolle es das große Oſtreich in Europa, der Erbe der Türkei werden, jenen ſchönen und fruchtbaren Ländern endlich die lang entbehrte Civiliſation bringen und im Geſammtintereſſe des mittlern und weſtlichen Europa, aller germaniſchen und romaniſchen Staaten, ein weiteres Vordringen Rußlands im Occident verhindern. Aber Oeſterreich ging nicht auf dieſen vernünftigen Gedanken ein, ſondern dachte nur an Rache und Wiedererlangung der verlorenen Machtſtellung in Deutſchland. In dieſer Politik ſoll es aber von Frankreich beſtärkt worden ſeyn, um ferner Preußen als Gegen-

gewicht zu dienen, und Napoleon III. ſoll es hauptſächlich geweſen ſeyn, der dem Kaiſer von Oeſterreich den Grafen Beuſt zum Miniſter empfahl.

Beuſt wurde ſchon am 2. November 1866 zum Chef der öſterreichiſchen Regierung ernannt. Seine Antecedentien waren kurz folgende. Er hatte ſchon 1848 die Einheits- und Freiheitsbeſtrebungen Deutſchlands mit aller Macht bekämpft, ſeinem Könige die gefährlichen Rathſchläge ertheilt, welche die blutige Mairevolution in Dresden zur Folge hatten. Als preußiſche Truppen dieſen Aufſtand geſtillt hatten, ſtrafte er die gefangenen Rebellen auf's härteſte mit Ketten und Zuchthaus. Zwei Jahre ſpäter war er der eifrigſte Vermittler, um den alten Bundestag herzuſtellen und Preußen (aus Dankbarkeit für deſſen Hülfeleiſtung im Dresdener Aufruhr) der Demüthigung in Olmütz entgegen zu führen. Am Bundestag ſtimmte der von ihm inſpirirte ſächſiſche Geſandte immer für Oeſterreich gegen Preußen, für den ſchmählichen Verkauf der deutſchen Flotte, für jede unpatriotiſche und reaktionäre Maßregel. Nach der Niederlage Oeſterreichs in der Lombardei ſpielte derſelbe Beuſt auf einmal mit eiſerner Stirne den Nationalliberalen und hielt entſprechende Reden an Turner- und Sängerfeſten. Als Oeſterreich und Preußen vereinigt den däniſchen Krieg begannen, ſchwang ſich Beuſt auf die Höhe des Patriotismus empor und genoß die Ehre, an der Londoner Conferenz den deutſchen Bund zu vertreten. Weil aber Oeſterreich in ſeiner brüderlichen Umarmung Preußen nicht erdrücken konnte und plötzlich alles zum Kriege gegen Preußen aufrief, war wieder Beuſt Oeſterreichs eifrigſter Waffenträger und der erſte, der gegen Preußen rüſtete. Er war alſo in der Wiener Burg längſt bekannt und geliebt und längſt mehr ein öſterreichiſches Werkzeug als der Miniſter eines unabhängigen Staats geweſen. Der Kaiſer von Oeſterreich konnte ſehr gut wiſſen, was Beuſt für ihn leiſten würde. Wenn Beuſt mit ſeiner Routine nur die liberale Partei zu gewinnen ver-

ſtand, das Vertrauen der reaktionären war ihm von vorn herein geſichert.

Eine andere Frage war, ob Beuſt nicht zu ſpät kam, um jetzt noch den Verfall der Monarchie aufhalten zu können, nachdem ſchon ſo viel verſäumt und verdorben worden war? Allein er war ganz der Mann, um gegen den Wind zu laviren, Zeit zu gewinnen, ja ſogar die Ohnmacht Oeſterreichs durch eine offenſive Defenſive zu maskiren. Eine Wolke von Sicherheit athmenden, ja drohenden Noten und Zeitungsartikeln diente ihm, wie der ſchwarze Dunſt, den die Sepie um ſich verbreitet.

Kaiſer Franz Joſeph befand ſich in der Lage, in welcher ſich Maria Thereſia befunden hatte, als ihr Schleſien durch Friedrich den Großen entriſſen worden war. Sie brachte damals eine Coalition faſt aller europäiſchen Mächte gegen das aufſtrebende Preußen zu Stande. Im berüchtigten Verſailler Vertrage ſchloß ſich nicht nur Frankreich, ſondern ſogar Rußland dieſer Coalition an, um Preußen beſiegen und theilen zu können. Dieſen Vorgang ſcheint nun Herr v. Beuſt im Auge gehabt zu haben, als er ſchon wenige Wochen nach dem Antritt ſeines Miniſteriums Rußland zu einer Coalition gegen Preußen zu bewegen ſuchte. Am 1. Januar 1867 richtete er eine Depeſche nach St. Petersburg und erbot ſich darin, bei den übrigen Großmächten eine Reviſion des Pariſer Friedens von 1856 zu bevorworten. Das hieß ſoviel, als Rußland die Donaumündungen zurückgeben. Aus einer andern Quelle wurde bekannt, Herr v. Beuſt habe zur Politik von Kaunitz und Thugut zurückkehren, und wie dieſe den Ruſſen Polen, nur um Preußen zu ärgern, gegen eine kleine Entſchädigung preisgaben, diesmal den Ruſſen auch die Türkei überlaſſen und nur Bosnien und die Herzegowina mit Oeſterreich vereinigen wollen. Rußland aber ging auf keinen dieſer Vorſchläge ein.

Herr v. Beuſt ließ ſich in dieſer Angelegenheit von Frankreich inſpiriren, denn ſchon im November 1866 hatte Napoleon III.

ähnliche Annäherungsverſuche in St. Petersburg machen laſſen, die aber gleichfalls von Rußland abgelehnt wurden, denn Rußland wußte wohl, daß es Frankreich niemals Ernſt ſeyn könne, ihm in ſeiner orientaliſchen Politik Conceſſionen zu machen.

Als nun Rußland ſich verſagt hatte, ſtreckte Beuſt ſeine diplomatiſchen Fühlhörner ſofort nach England aus. Gegen Ende des November 1867 enthüllten ruſſiſche Blätter den angeblichen Plan, den Herr v. Beuſt bei einem Beſuch in London verfolgt, aber nicht erreicht habe. Wie man nämlich in St. Petersburg mit Beſtimmtheit wiſſen will, habe er England (wie auch Frankreich) vorgeſchlagen, Bosnien und die Herzegowina mit Oeſterreich zu vereinigen, um das ungariſche Bollwerk zu verſtärken und zunächſt die Eroberungspläne Serbiens, hinter welchem Rußland ſtehe, zu vereiteln. Feldmarſchall-Lieutenant von Gablenz wurde als der Commandirende der Annectionstruppen bezeichnet. Die ruſſiſchen Blätter fügten hinzu, niemand werde zweifeln, auf welche Seite Rußland ſich ſtellen werde. Zugleich hörte man von Truppenanſammlungen in Polen.

Es mag wohl ſeyn, daß die Sorge vor den feindſeligen Planen der Südſlaven und Rußlands die Ungarn bewogen hat, die Ausgleichung mit Oeſterreich zu beſchleunigen. Wenigſtens ſagte Deak, das Haupt der Nationalpartei: Ungarn habe in der Ueberzeugung, daß ſeine Kraft zu ſeiner Erhaltung nicht hinreicht, im Hauſe Habsburg nicht nur einen Herrſcher, ſondern auch eine Stütze geſucht! Unter dieſen Umſtänden konnte der Reichskanzler von Beuſt im Wiener Reichstag am 13. Dezember einen glänzenden Triumph feiern, in einer Rede, die den lauteſten Beifall erntete und in der ſeine berühmte Suade ſich gleichſam ſelbſt übertroffen hat. Der Sinn der Rede war: Ich bin an allen frühern Sünden Oeſterreichs, durch die es in ſo große Noth gekommen iſt, unſchuldig, und grade deshalb bin ich der rechte Mann, es aus der Noth herauszureißen. Alles kommt darauf an, daß wir die innern Gegenſätze verſöhnen, daß wir einander die Hand reichen, uns gegenſeitig zu helfen.

Dann werden wir nicht nur militäriſch gekräftigt ſeyn, ſondern auch unſere Finanzen dergeſtalt ordnen können, daß uns das öffentliche Vertrauen nicht entzogen wird. Oeſterreich beſitze noch Vertrauen von außen und es zu ſtärken, hänge nur von Oeſterreich ſelbſt ab. Der Redner wies nicht ohne einige Oſtentation auf England hin, deſſen Preſſe Oeſterreich ſehr günſtig ſey.

Es war eine ſchöne Rede, aber eben nur eine Rede, keine That; ein Wunſch, nicht eines Wunſches Erfüllung. Der fürchterliche Unterſchied zwiſchen einer ſchönen Phraſe und einer häßlichen Thatſache trat noch in derſelben Sitzung in einem Antrag Pergers hervor, welcher geradezu verlangte, Oeſterreich ſolle den Staatsbankerott proklamiren, um ein für allemal von dem ſchweren Alp der Schuldenlaſt, die es drückte, loszukommen. Viele, die meiſten ſtimmten ihm zu, aber ſie erſtaunten, als die Regierung mit augenblicklicher Auflöſung des Reichstags drohte, wenn der Antrag durchging.

Im Januar 1868 brachte der engliſche Spectator Enthüllungen: Preußen habe das Vorgehen Rußlands mit ſeiner panſlaviſtiſchen Tendenz nur mit Mißtrauen betrachten können, ſich daher im Verlauf des Jahres 1867 um ein gutes Einvernehmen mit Oeſterreich bemüht, ſey aber jedesmal von Herrn v. Beuſt zurückgeſtoßen worden, „deſſen raſtloſer und ſanguiniſcher Geiſt die glimmende Aſche unmöglicher Autonomien in Deutſchland lebendig zu erhalten und Materialien zu einem Umſturz der vorjährigen Ereigniſſe aufzuhäufen ſich beeifert.“ Dadurch wurde Preußen genöthigt, ſich Rußland wieder zu nähern. Unterdeß habe Napoleon III. ſich Mühe gegeben, eine franzöſiſch-ruſſiſche Allianz zu erzielen, und habe namentlich gehofft, ſeinen Zweck zu erreichen, wenn der Kaiſer von Rußland zur Weltausſtellung nach Paris kommen würde. Da ſich jedoch die Intereſſen Rußlands und Frankreichs in der orientaliſchen Frage zu ſcharf durchſchneiden, während Preußen in dieſer Frage weniger betheiligt iſt, habe es Kaiſer Alexander II. vorge-

zogen, ſich näher an Preußen anzuſchließen, worauf er mit dem König von Preußen verabredet habe, ſie ſollten gemeinſchaftlich nach Paris reiſen. Napoleon, der nun den Kaiſer nicht mehr allein in Paris haben konnte, ſoll die höflichſten Gegendemonſtrationen in Berlin gemacht haben: es ſey ſein dringender Wunſch, den König von Preußen in Paris ganz eben ſo feierlich zu empfangen, wie den Kaiſer von Rußland, was nicht möglich ſeyn würde, wenn ſie beide zugleich kämen, denn in dieſem Falle müſſe er dem Kaiſer von Rußland den Vorrang laſſen. Dadurch ſey der Wunſch gerechtfertigt, daß der König zu einer andern Zeit allein kommen möchte. Die beiden nordiſchen Monarchen ließen ſich indeß durch dieſes Manöver nicht trennen und gaben nur ſoweit nach, daß der König zwei Tage ſpäter als der Kaiſer in Paris eintraf.

Die Fühlfäden des Herrn v. Beuſt taſteten inzwiſchen unermüdlich weiter herum. Sollte ſich nicht Italien in eine Coalition gegen Preußen hineinziehen laſſen? Im Juli 1867 tauchte in der Wiener Neuen Preſſe der Plan eines franzöſiſch-italieniſch-öſterreichiſchen Bündniſſes auf, zu dem Zwecke, Frankreich das linke Rheinufer, Italien Südtirol, Oeſterreich das ſüdliche Deutſchland zu erwerben und Polen wieder herzuſtellen. Indeſſen glaubte niemand, daß ſich Italien von Frankreich und Oeſterreich zu einem Kriege gegen Preußen werde fortzerren laſſen, da ihm ſeine natürliche Politik und die bisherige Erfahrung ein Bündniß mit Preußen viel annehmlicher machen mußte. Indem war in derſelben Zeit der italieniſche Kronprinz Humbert mit großem militäriſchen Gefolge nach Berlin gereiſt, um dort das Siegesfeſt von Königgrätz mitzufeiern, und ſodann nach St. Petersburg, um den ruſſiſchen Kaiſer zu begrüßen.

Im Frühjahr 1868 gingen allerlei ſeltſame Gerüchte um. In dem „Grenzboten" las man, Herr v. Beuſt und ſein ganzes Syſtem ſey nur ein Nothbehelf geweſen, deſſen ſich der unveränderlich reaktionäre Gedanke in Wien bedienen zu müſſen geglaubt

habe. Einmal um die Finanzkriſis zu überſtehen, um in den Flitterwochen des Liberalismus und des antikirchlichen Fanatismus die Zinsreduktion nur ſo wie nebenbei durchzuſetzen und zugleich die Sympathien aller Preußenfeinde in den Mittelſtaaten warm zu halten. Zu demſelben Zweck ſollte auch das dritte große deutſche Schützenfeſt in Wien dienen. Wenn aber alles glücken, eine Allianz mit Frankreich gegen Preußen zuſtandekommen und den Sieg erringen ſollte, dann würde man auch Herrn v. Beuſt und das liberale deutſche Miniſterium in Wien nicht mehr brauchen und Graf Thun mit einem reaktionären Miniſterium ſolle ihn erſetzen. Man achtete wenig auf dieſes Gerücht, aber es ſtand ohne Zweifel im Zuſammenhange mit einem Plane, der grade damals in Paris, Rom und Madrid reifte und deſſen wir ausführlicher in der Geſchichte des neuen ökumeniſchen Concils gedenken werden. Ich gebe hier nur kurz den Grundgedanken. Die Jeſuiten und der Papſt wollten ſämmtlichen Feinden Preußens und der deutſchen Einheit mit einem neuen Concil, mit einem neuen Dogma der päpſtlichen Unfehlbarkeit und mit einer großartigen Aufregung des bigotten Landvolks in allen katholiſchen Ländern zu Hülfe kommen und wo möglich den Compromiß erneuern, welchen vor dreihundert Jahren Oeſterreich und Frankreich mit Rom und unter Vermittlung des Jeſuitenordens zur Niederkämpfung des Proteſtantismus eingegangen waren. Das Concil wurde in demſelben Sommer 1868 angekündigt. Bis dieſe Mine fertig gegraben und entzündet werden konnte, mußten zunächſt die ſüddeutſchen Staaten bearbeitet werden, und zwar die Cabinete, um ihnen einen Südbund zu empfehlen und die Gilligkeit ihres Abkommens mit Preußen diplomatiſch zu beanſtanden, und ſodann die beiden heterogenen Hälften der ſüddeutſchen Bevölkerungen eine nach der andern zu gewinnen, zuerſt die Liberalen, ſpäter das katholiſche Landvolk.

Das Bekanntwerden der Schutz- und Trutzbündniſſe, welche die ſüddeutſchen Staaten mit Preußen abgeſchloſſen und bisher

geheim gehalten hatten, gab Herrn v. Beuſt Anlaß zu einer Depeſche, die er am 22. März 1867 nach Berlin richtete. „Wir kennen und acceptiren die politiſche Lage, deren Folgen ſich vor unſern Augen entwickeln. Es ändert ſich an derſelben nichts, ſeitdem es offenkundig geworden iſt, daß Preußen ſich der Bundesgenoſſen, welche ehemals diejenigen der beiden Mächte waren, förmlich für ſich allein verſichert hat, noch ehe es ſeine Ausſöhnung mit uns beſiegelte. Das Cabinet von Berlin hat ſonach eine eigentliche Einſprache von uns nicht zu gewärtigen. Nur ſind wir uns andrerſeits vollkommen bewußt, daß uns die Berechtigung zu einer ſolchen nicht fehle, und wir möchten nicht den Schein entſtehen laſſen, als würde der Widerſpruch nicht von uns erkannt, der zwiſchen dem Artikel 4 des Prager Friedensvertrags und den Schutz- und Trutzbündniſſen unleugbar beſteht. Eine nicht auf beſtimmte Zeit beſchränkte, ſondern permanent für jeden Kriegsfall abgeſchloſſene Allianz zweier Staaten, namentlich eines ſchwächern mit einem ſtärkern, hebt ohne Zweifel zum Nachtheil des erſtern den Begriff einer unabhängigen internationalen Exiſtenz faſt völlig auf und in dem Prager Traktate konnte daher, nachdem ihm die Berliner Bündniſſe vorausgegangen waren, die Beſtimmung, daß ein ſüddeutſcher Staatenverein in völkerrechtlicher Unabhängigkeit beſtehen werde, nicht mehr mit Fug eine Stelle finden."

Weiter theilten die Zeitungen ein Schreiben Beuſts an den Grafen v. Trautmannsdorf mit: „Das Verlangen, daß das kaiſerliche Cabinet den Allianzverträgen, welche es bis jetzt ſtillſchweigend hingenommen hat, und ſelbſt noch weitergehenden Verletzungen des Prager Vertrages ſeine Zuſtimmung ertheilen ſolle, habe ich unumwunden als unerfüllbar bezeichnet und darauf hingewieſen, daß Oeſterreich in ſeiner Lage vielmehr ſich ſorgfältig hüten müſſe, irgendwie durch Wort oder That ſich des Rechtes zu begeben, auf die Verfügungen des Prager Friedenstraktates zu gelegener Zeit ſich zu berufen."

Die Vergangenheit und Zukunft der amerikaniſchen Menſchheit.

Ein Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung deutſcher Naturforſcher und Aerzte, am 18. Sept. 1838.[1]

Wenn ich es wage, vor dieſer hochanſehnlichen Verſammlung aufzutreten, ſo muß ich Ihre Nachſicht im Voraus anrufen. Nur die freundliche und ehrenvolle Aufforderung der Herren Geſchäftsführer ermuthigt mich dazu, da ich keineswegs in der Abſicht als Redner aufzutreten hierhergekommen bin, ſondern vielmehr nur einen verwandten Gegenſtand in der mediziniſchen Section anzuregen vorhatte. Ich wollte nämlich an meine verehrten Collegen in jener Section die Frage richten, durch welche moraliſchen und phyſiſchen Gründe ſie das ſchnelle Ausſterben der amerikaniſchen Menſchenrace zu erklären gedächten. Dermalen jedoch, wo ich mich auf einem Platze ſehe, welcher einen Gegenſtand von allgemeinerem Intereſſe erheiſcht, erlaube ich mir, jene Frage weiter zu faſſen, und erbitte mir Ihr geneigtes Ohr für eigene Bemerkungen

über die Vergangenheit und die Zukunft der amerikaniſchen Menſchheit.

Der Gegenſtand, wie ich mir ihn hier zu beſprechen vornehme, gehört zwar nicht unbedingt in den Kreis derjenigen Forſchungen,

[1] Der Verfaſſer kann nicht verbürgen, dieſen Vortrag gerade mit denſelben Worten gehalten zu haben, da er erſt einige Monate ſpäter niedergeſchrieben wurde, wobei ſich auch die Nothwendigkeit ergab, einige Punkte weiter auszuführen, als es mündlich geſchehen war; doch iſt die Folge der Entwickelung dieſelbe und kein leitender Gedanke neu hinzugekommen.

Graf Taufſkirchen, deſſen Reiſe von München über Berlin nach Wien ſo vieles Aufſehen erregte, brachte nur die alte bayriſche Triasidee wieder zum Vorſchein, indem er bald nach der Veröffentlichung der Auguſtverträge eine Ausſöhnung Oeſterreichs und Preußens in dem Sinne bevorwortete, daß Oeſterreich ſich auf irgend eine Weiſe, wenn auch nur zu einem Defenſivzwecke, der dualiſtiſchen Verbindung der ſüddeutſchen Staaten mit dem Nordbunde als drittes Glied anſchließen ſolle. Im Grunde konnten nur die ſüddeutſchen Staaten dabei gewinnen, wenn ihnen Oeſterreich wieder zum Gegengewicht gegen Preußen diente. Allein Preußen ging nicht ſo weit, Oeſterreich durch den bayriſchen Grafen auf irgend eine bündige Weiſe Anträge machen zu laſſen, und Herr v. Beuſt bemerkte in einer Depeſche vom 19. April 1867 an den öſterreichiſchen Geſandten in Berlin: Das Wort Coalition würde in Frankreich die Leidenſchaften nicht beruhigen, ſondern erhitzen. Im Kriegsfall könne Oeſterreich nur entweder unterliegen oder, wenn es auch ſiege, werde ihm Preußen immer den Prager Frieden entgegenhalten, d. h. die Früchte des Sieges für ſich allein beanſpruchen.

Inzwiſchen erfolgten die Zuſammenkünfte der Kaiſer von Oeſterreich und Frankreich in Salzburg und nachher in Paris, wovon wir ausführlicher in der Geſchichte Frankreichs handeln. Sie führten zu keiner offenen Allianz und hatten nur den Zweck, den Glauben, es werde zu einer ſolchen kommen, bei allen Feinden Preußens zu nähren, und ſie warm zu erhalten. Unterdeß ſchürte die von Hietzing aus bezahlte Preſſe, um die Süddeutſchen gegen Preußen zu ſtimmen und möglichſt zu fanatiſiren.

Nach ſeiner Rückkehr aus Paris erhob Kaiſer Franz Joſef den Herrn v. Beuſt in den Grafenſtand.

Inzwiſchen hörten die kleinen Nadelſtiche und Hetzereien gegen Preußen nicht auf. So machte Oeſterreich im November 1868 noch ſeinen Antheil am Grundeigenthum der vormaligen Bundesfeſtungen geltend. Das war auf Ulm und Raſtatt gemünzt. Bayern

erkannte den Anſpruch nicht an und Oeſterreich erklärte, es behalte ſich ſeine Reclamation nur für den Fall vor, wenn eine ehemalige Bundesfeſtung an einen andern Territorialherrn übergehen ſollte. Auch die Wiener officiöſe Preſſe verhehlte ihren Preußenhaß nicht und reizte dadurch die Berliner Kreuzzeitung zu einer ähnlichen Sprache. Weil das öſterreichiſche Kriegsminiſterium von den Delegationen Anfang Dezember Geld zur Befeſtigung von Krakau verlangt hatte, ſah die Kreuzzeitung darin eine gegen Preußen gerichtete feindliche Abſicht und beſchuldete den öſterreichiſchen Reichskanzler, der elende Zuſtand der Finanzen treibe ihn in eine kriegeriſche Politik hinein. „Wenn Herr v. Beuſt dieſen Finanzverhältniſſen gegenüber dennoch eine kriegeriſche Politik verfolgt, ſo hat er den Staatsbankrott oder eine bedeutende Reduktion der Zinſen im Auge, welche durch Kriegslärm gerechtfertigt werden ſoll.“ Die miniſterielle Nordd. Allg. Zeitung äußerte ſich am 2. Januar 1869 über das öſterreichiſche Rothbuch. „Die Veröffentlichungen deſſelben ſind nur fragmentariſcher Natur, aber ſchon dieſe Bruchſtücke laſſen das Bemühen erkennen, politiſche Situationen zu ſchaffen, um Preußen in eine falſche Lage den Cabinetten gegenüber zu bringen. Sie zeigen die Verſuche, über die Politik Preußens einen falſchen Schein zu verbreiten; ſie bezwecken, Erdichtungen eine weitere Verbreitung zu verſchaffen und ihnen durch die Erörterung in amtlichen Schriftſtücken den Werth von Thatſachen zu verſchaffen.“ In andern Blättern las man: Graf Beuſt will die Aufmerkſamkeit des großen Publikums von den innern Verhältniſſen Oeſterreichs abziehen und die Schuld der Unbehaglichkeit, die aus jenen Verhältniſſen hervorgeht, auf Preußens Schultern abwälzen.

Am meiſten kam es der bezahlten Wiener Preſſe darauf an, die Ungarn glauben zu machen, ſie würden von Rumänien aus und zwar durch Preußen bedroht. Da ſollten achtzig gezogene Geſchütze von Preußen nach Rumänien geſchickt worden ſeyn. Früher ſchon hatten die Wiener Blätter gelogen, mehrere tauſend preußiſche Sol-

daten ſeyen als Eiſenbahnarbeiter verkleidet nach Rumänien geſchickt worden. Und noch im Beginn des neuen Jahres 1869 logen dieſelben Blätter, eine Anzahl preußiſcher Offiziere ſey unter Vorbehalt ihres Wiedereintritts in die preußiſche Armee nach Rumänien geſchickt und in die dortige Armee eingereiht worden. Solche Lügen wurden dann von den zahlreichen Blättern eifrig nachgeſchrieben und verbreitet. Die halbamtliche Provinzialcorreſpondenz in Berlin ſpottete über dieſe lächerlichen Lügen, da nicht eine einzige Kanone und nicht ein einziger Offizier nach Rumänien geſchickt worden ſey.

Ein Correſpondent des Schwäbiſchen Merkurs bemerkte zu dem Federkriege zwiſchen Wien und Berlin ſehr richtig, man habe in Wien nur daran gedacht, Preußen zu iſoliren und ihm die Mainlinie als unüberſchreitbare Grenze zu ſetzen, obgleich der Prager Frieden den Süddeutſchen das Recht, ſich an den Nordbund anzuſchließen und demnach den Main zu überſchreiten, ausdrücklich zugeſichert hat. „Wir Süddeutſche waren die Helena in dieſem Streit; aber es war eine eben ſo unzeitige als unberechtigte Bevormundung, wenn uns dieſes Recht von Wien aus geſchmälert werden wollte. Graf Bismarck erklärte ſeinerſeits, daß er ſo wenig von Wien als von Paris aus den Deutſchen das Recht, ſich die Hand zu reichen, werde ſchmälern laſſen. Die Ungarn aber erklärten, daß ſie ſich gar nicht darum kümmern, ob der Main bergauf oder bergab laufe. Dies gab den Mainwächtern vollends das Signal zum Rückzug. Zu beachten iſt, daß gleichzeitig der Verſuch gemacht wurde, die Hände Rußlands und Frankreichs über Preußen weg in einander zu legen, während von derſelben Seite über Preußen geklagt wurde, daß es ſo feſt an Rußland hänge."

Die Schwäbiſche Volkszeitung bemerkte: „Preußen bewegt ſich innerhalb der Schranken des Prager Friedens, Oeſterreich ſucht Vorwände, die ihm geſetzten zu überſchreiten. Der jetzige Zuſtand gilt ihm nur als ein Proviſorium, dem ein Ende zu machen es den Augenblick nicht erwarten kann. Mit fieberhafter Vielgeſchäftig-

keit wühlt der öſterreichiſche Reichskanzler an allen Ecken und Enden Europas, um Preußen zu iſoliren und dann den Kriegsfall vom Zaun zu brechen, der Preußen demüthigen ſoll. Dieſer ſtillen Thätigkeit der öſterreichiſchen Diplomatie geht zur Seite die geräuſchvolle der Preſſe, die die Maſſen für ihre Zwecke bearbeiten ſoll."

Im Sommer 1868 vereinigten ſich die ſüddeutſchen Parteien, die vom tiefſten Haß gegen Preußen erfüllt waren, da ihnen die Macht gebrach, zu handeln, wenigſtens zu einer Demonſtration, zu einem lauten Lärmen, der ihre böſe Geſinnung kundgeben und dem Ausland Muth machen ſollte, Preußen endlich anzugreifen. Seitdem Herzog Ernſt von Coburg den allgemeinen deutſchen Schützenbund veranlaßt hatte, war der erſte große Schützentag zu Frankfurt a. M., der zweite zu Bremen abgehalten und der dritte nach Wien anberaumt worden, wo er wirklich am 26. Juli 1868 eröffnet wurde. Herr v. Beuſt verwahrte ſich ausdrücklich in einer Note, die nach Berlin abging, „die kaiſerliche Regierung ſey dem Gedanken, die deutſchen Schützen zwei Jahre nach dem Prager Frieden zu einem Bundesfeſte nach Wien einzuladen, fremd; nachdem aber das Wiener Schützenfeſt außerhalb der Initiative der Regierung angeregt worden, könne ſie demſelben nicht hindernd entgegentreten. Bei allem Beſtreben, für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung ſorgfältig bedacht zu ſeyn, wäre es bei den großen Dimenſionen des Feſtes unmöglich, eine unbedingte Garantie für die Grenzen der Manifeſtationen zu übernehmen. Wenn daher vereinzelte Geſinnungsäußerungen in Berlin unangenehm berühren könnten, ſo wäre mit Nachdruck daran zu erinnern, daß die kaiſerliche Regierung dem Feſte nur wie einer jener freiwilligen Kundgebungen gegenüber ſteht, welche in freiheitlich regierten Ländern ohne Zuthun der Staatsgewalt angeregt und ausgeführt werden, daher auch weder auf die Stellung der Regierung irgend einen Schluß zulaſſen, noch deren Verantwortlichkeit anders als in rein

polizeilicher Richtung nach ſich ziehen." Dieſer Erklärung entſprach auch, daß während des Feſtes der König von Hannover und ſein Hof veranlaßt wurden, Hietzing zu verlaſſen und ſich aus der unmittelbaren Nähe Wiens zu entfernen, wie auch Herr v. Beuſt ſelbſt ſich an dem Feſte nicht betheiligte. Auch das ſtädtiſche Feſtcomité in Wien bat die Theilnehmer dringend, ſich feindlicher Aeußerungen (verſteht ſich gegen Preußen) zu enthalten, und ſtellte ſogar im ſchlimmſten Falle Entziehung des Worts in Ausſicht. Das letztere wurde von der particulariſtiſchen, ultramontanen und demokratiſchen Preſſe im ſüdweſtlichen Deutſchland ſehr übel genommen und man ſchrie über Wiederkehr der Cenſur. Allein es hatte doch die gute Folge, die Tollhaushitze abzukühlen, mit welcher in der That nicht wenige ſüddeutſche Preußenfreſſer, auch ſolche, die nicht einmal Schützen waren, nach Wien gingen, um hier geliebkost vom Hietzinger Hofe und unter dem Schutz des Doppeladlers, wie ſie hofften, ihren ganzen Zorn auslaſſen zu können.

Die ſchon in gehobener Stimmung in einem Extrazug von Stuttgart abgefahrenen württembergiſchen Schützen fingen unterwegs in Augsburg Scandal an, wollten nicht leiden, daß ihr Extrazug an den der Schweizer Schützen angekuppelt werde (was nothwendig war, um bei ſo vielen Zügen auf der einzigen Bahn Zuſammenſtoß und Unglück zu verhüten), und überhäuften die bayriſchen Beamten und Zuſchauer mit groben Schimpfworten. Dieſer an ſich unbedeutende Vorfall charakteriſirte doch recht genau die Unfähigkeit der demokratiſchen Particulariſten, den Südbund zu Stande zu bringen, auf den ſie gleichwohl in Wien noch Lobreden hielten.

Man zählte ungefähr 12,000 Schützen, welche Sonntags am 26. Juli in Wien eingetroffen waren und die folgende Woche hindurch ihr Preisſchießen ausführten und dabei nach Gewohnheit zechten und Reden hielten. Die Reden bewegten ſich faſt durchgängig in der Sphäre des oberflächlichſten Liberalismus, wie er nun einmal die guten Wiener berauſchte. Der feierlichſte Moment

des Feſtes war Rede und Gegenrede, Umarmung und Kuß des Miniſters Giskra und des Wiener Bürgermeiſters Zelinka, wodurch allen Feſtgäſten die innige Verbindung einer freiſinnigen Regierung mit einem freien Bürgerthum anſchaulich gemacht wurde. Ein Redner aus Würzburg pries den Kaiſer von Oeſterreich, der auf ſeiner Hofburg das Banner der Freiheit aufgepflanzt und mit ſeiner innern liberalen Politik den beſten Schwarzſchuß gethan habe. Ueberall widertönte der Jubel über eine Freiheit, durch welche Oeſterreich nunmehr alle andern Länder überſtrahle und mit welcher es auch unfehlbar zu einer Höhe über alle andern ſich erheben werde.

Das eigentliche Programm zum Wiener Schützenfeſt, welches den Gedanken der antideutſchen Partei am deutlichſten ausdrückte, war die S. 136 erwähnte Flugſchrift, die aus der Feder Onno Klopps, des Hietzinger Rathgebers, gefloſſen ſeyn ſoll. „Wer iſt der wahre Erbfeind von Deutſchland?“ und „Preußen“ lautete die Antwort. Preußen wurde als ein fremder Raubſtaat geſchildert, der widerrechtlich in Deutſchland eingebrochen ſey und von dem Deutſchland nur durch Frankreich befreit werden könne.

Am Hauptportal des Feſtplatzes las man die Inſchrift: Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zum Licht. Den in dieſem Unſinn verſteckten Sinn erläuterte Profeſſor Hochſtetter in einer Rede, indem er frug: „Sind wir Profeſſoren denn auch Schützen? Ich antworte: Ja, wir ſind auch Schützen. (Beifall.) Die Scheibe, auf die wir ſchießen, ſie heißt: die Wahrheit. (Lebhafter Beifall.) Unſere Deviſe, ſie heißt: ‚Durch Wahrheit zum Licht‘, und dieſer Wahlſpruch, er iſt es, der an der Stirne des Haupteinganges zu dieſem Feſtplatz prangt. Wir führen eine Schaar junger Schützen, die wir lehrten in's Schwarze zu treffen, in's Schwarze, auf daß es Licht werde im Schwarzen. Wir führen eine Schaar geiſtiger Schützen und dieſe Schaar, die deutſche Studentenſchaft, ſie lebe hoch!“ (Jubel.) Unter der ſchwarzen Scheibe ſollte demnach das Concordat, die Kleriſei, überhaupt die Kirche gemeint ſeyn.

Der Kaiſer Franz Joſeph machte am 30. einen kurzen Beſuch auf dem Feſtplatz, wurde mit großem Jubel empfangen, ſprach mit einigen Schützen, enthielt ſich aber jeder politiſchen Aeußerung. Somit ſahen ſich diejenigen Gäſte getäuſcht, die hier auf eine großartige Demonſtration gegen Preußen gerechnet hatten. Nur zwei Württemberger wollten Politik machen, aber mit ſchlechtem Erfolge. Der eine verſicherte: „Oeſterreich und Schwaben hat Gott vereint. Das Jahr 1866 konnte keine Kluft zwiſchen Oeſterreich und Süddeutſchland reißen, dazu iſt jede Macht, auch die Blut- und Eiſenpolitik zu ſchwach.“ Der andere brachte die alte Triasidee wieder auf das Tapet und verlangte drei deutſche Staatengruppen mit drei Parlamenten. Solch unnützes Geſchwätz wollte man doch nicht mit anhören und der Redner wurde durch Schlußruf zum abtreten genöthigt. Eine öſterreichiſche Stimme in der Feſthalle kam einfach auf die allgemeine Freiheit zurück, über deren Glück man die Nationalität vergeſſen dürfe: „Hoch leben die Schweizer, welche beweiſen, daß die Freiheit über der Nationalität ſteht!“

Das Wiener Fremdenblatt ſpottete über die wandernden Politiker, die an der ſchönen blauen Donau ihre Redezelte aufſchlagen und Meiſter in Deutſchland zu werden hoffen, wenn ſie dem norddeutſchen Volk in Waffen ein ſüddeutſches Volk in Worten entgegenſetzen.

Am vierten Tage des großen Feſtes kamen die zahlreichen Gäſte in eine lächerliche Verlegenheit. Nachdem ſie ſchon gefunden hatten, daß die Feſtſpeiſen weniger gut, als theuer ſeyen, ging ihnen am vierten Tage des Feſtes auch noch die Bedienung aus. Zweihundert ſächſiſche Kellner, die man zur Aushülfe verſchrieben hatte und welche täglich drei Gulden erhalten ſollten, gingen plötzlich durch, weil man ihnen nur einen Gulden gab, und die Wiener Kellner folgten ſogleich ihrem Beiſpiel. Ein Kellnerſtrike, wie er noch nie dageweſen, aber eine Conſequenz der neuen Freiheit.

Nachdem am 19. September 1868 die ſog. deutſche Volks-

partei, die ſich lieber die antideutſche hätte nennen ſollen, in Stuttgart den Südbund bevorwortet hatte, um mit Hülfe Oeſterreichs (Frankreich verſtand ſich von ſelbſt, ohne genannt zu werden) die Vereinigung Deutſchlands unter Preußen zu verhindern, erklärte ſich der deutſche Volksverein in Wien in einer Correſpondenz vom 31. Oktober dahin, daß er zwar im demokratiſchen Princip mit jenem Verein übereinſtimme, deſſen unpatriotiſche Geſinnung aber nicht theile, den Südbund „als die Permanenzerklärung der Schwäche und Zerriſſenheit Deutſchlands und als eine Handhabe zur Einmiſchung Frankreichs“ verwerfe und es als ein Gebot der nationalen Ehre erkläre, daß bei einem Angriff von Außen alle Deutſchen unbedingt gegen den gemeinſamen Feind zuſammenſtehen müſſen. Insbeſondere behalten ſich die Deutſch-Oeſterreicher vor, die Wiedervereinigung mit Deutſchland als Ziel aufrecht zu erhalten und jeden Krieg oder ein Kriegsbündniß Oeſterreichs, wodurch das Einigungswerk gehindert werden ſollte, als Verrath am deutſchen Volke anzuſehen und daher auch mit allen geſetzlichen Mitteln zu verhüten.

In Deutſch-Oeſterreich regte ſich das Nationalgefühl am ſtärkſten im Verein der Deutſch-Nationalen in Gratz. In den erſten Tagen des April 1869 las man in den Zeitungen einen Aufruf deſſelben an ſeine Mitbürger, worin es hieß: „Heute ſind 30 Millionen Deutſche im Nordbund vereinigt; achtunggebietend ſteht der deutſche Name im Rathe der europäiſchen Staaten, in einem Anſehen, wie er daſſelbe ſeit den glänzenden Tagen des Kaiſerthums nicht mehr beſeſſen hat. Durch dieſe Thatſache wird nicht nur das Selbſtbewußtſeyn jedes Deutſchen mit Stolz und freudiger Hoffnung erfüllt, es muß ihm auch die Ueberzeugung lebendig werden, daß nach dem Geſetze der Schwerkraft der Anſchluß des deutſchen Südens an den Norden nur mehr eine Frage der Zeit iſt. Die gegebenen und durch die Ereigniſſe von 1866 entſchiedenen Verhältniſſe legen uns Oeſterreichern die Verpflichtung auf, die Vereinigung unſerer

Stammesbrüder zu einem großen Staate, wenn auch nicht ohne unſere warme Theilnahme, ſo doch ohne unſere unmittelbare Mitwirkung geſchehen zu laſſen. „Allein wir müßten jedes feindliche Eingreifen in den Einigungsprozeß, der ſich im außeröſterreichiſchen Deutſchland vollzieht, als einen Verrath an der deutſchen Sache anſehen und mit allen geſetzlichen Mitteln bekämpfen.“ In gleichem Sinn hielt ein Doctor Strohal, Mitglied des Vereinsvorſtandes im April eine geiſtvolle Rede, worin er die feurigſten Sympathien für die deutſche Einheit kund gab und tief bedauerte, daß Oeſterreich ſeit dem Dualismus den deutſchen Charakter verloren habe und zwar durch Schuld der Regierung, „die ein Deutſchland mit Oeſterreich nicht wollte und eins ohne Oeſterreich nicht duldete.“ Auch das gegenwärtige Miniſterium mache jeden Anſchluß an Deutſchland unmöglich. Giskra und andere Führer des Parlaments erklärten in der Kammer, die Träume von Deutſchland als ſüße, blöde Jugendeſelei längſt aufgegeben zu haben, und daß es ihnen nicht einfalle ein Deutſchland zu wollen. Am 14. Juni hielt der Verein abermals eine Sitzung, in welcher Graf Ignatz Attems eine begeiſterte Rede für die deutſche Einheit hielt und ſehnlich den Anſchluß der ſüddeutſchen Staaten an den Nordbund herbeiwünſchte, was die antideutſche Politik des Wiener Cabinets am ſicherſten lahm legen würde.

Am 16. November 1868 wurden in Peſth die beiden Delegationen, die cis- und transleithaniſche jede beſonders, dann beide gemeinſchaftlich durch den Kaiſer in Perſon eröffnet. Die Titelfrage war endlich erledigt worden und Franz Joſef hieß von nun an in allen öffentlichen Akten Kaiſer von Oeſterreich und apoſtoliſcher König von Ungarn, oder kurz k. k. apoſtoliſche Majeſtät, das Geſammtreich nicht mehr die öſterreichiſche, ſondern die öſterreich-ungariſche Monarchie. Die Sitzungen dauerten diesmal nicht lange, waren aber von Wichtigkeit, weil der Regierung alles daran lag, das neue Wehrgeſetz auch in Ungarn durchzubringen. Zu

dieſem Zweck war die offiziöſe Preſſe unabläſſig thätig, die Ungarn glauben zu machen, Rußland und Preußen hätten ein Offenſiv-Bündniß geſchloſſen, um Rumänien auf Koſten Ungarns zu vergrößern. Von dort drohe Ungarn die nächſte Gefahr. Dagegen kamen von Berlin und Petersburg aus Erklärungen, es denke hier niemand an einen Ueberfall Ungarns und man verwahre ſich gegen die lügenhaften Unterſtellungen. Graf Bethlens ungariſche Monatsſchrift bemerkte, wenn Ungarn ſeine Wehrkraft in die Hände gewiſſer Politiker in Wien lege, ſo ſey es gleich verderblich für Ungarn, mit Oeſterreich zu ſiegen oder zu unterliegen. Siege Oeſterreich, ſo werde es, wie von jeher, wenn es ſtark genug war, Ungarns Freiheit wieder unterdrücken. Unterliege es aber, ſo werde Oeſterreich nicht verhüten können, daß es wie Polen von Rußland verſchlungen würde.*) Als dennoch das Wehrgeſetz angenommen wurde, erklärte der Präſident der ungariſchen Delegation Herr v. Kaiſerfeld in der letzten Sitzung am 5. Dezember, die Truppenvermehrung werde nur unter der Vorausſetzung bewilligt, daß ſie ausſchließlich einem defenſiven Zwecke diene.

Der unveränderliche Gedanke in Wien blieb Rache an Preußen mit Hülfe Frankreichs und die Agitation für die Verwirklichung dieſes Gedankens durfte nicht ruhen. In Folge des Plans, der ſeit dem Jahr 1868 mit Madrid und Rom verabredet war, erforderte die franzöſiſche Politik, daß hinter den lammfrommſten Friedensverſicherungen in Paris immer der Chauvinismus den Wolfsrachen aufreißen wollte, und gleiche Ordre empfingen die rheinbündiſchen,

*) „Wenn auch im Oſten etwas verloren geht, die Hauptſache iſt die Suprematie in Deutſchland, die heute durch eine franzöſiſche Allianz von neuem zu erreichen iſt. Die öſterreichiſche Diplomatie hat kein Verſtändniß für Ungarns Heil, ſondern behält allein die Intereſſen des Abſolutismus im Auge.“ Heft IV. S. 12.

welchen wir uns in diesen Versammlungen hinzugeben pflegen; — inzwischen, homo sum, nihil humani a me alienum puto, und mit diesem Gefühle, welches Sie, meine Herrn, ja alle theilen, hoffe ich meinen Versuch Ihrer freundlichen Nachsicht empfohlen zu haben.

Es sind aber insbesondere zwei Ideen, die ich hier etwas genauer zu entwickeln mir vornehme: — die erste, daß sich die gesammte amerikanische Menschheit dermalen keineswegs in ihrem ursprünglichen, in ihrem primären, sondern vielmehr in einem schon vielfach veränderten, secundären, Zustande befinde; — die andere, daß sie schnellen Schrittes einem unvermeidlichen Untergang entgegengehe.

Für's Erste muß ich die Ueberzeugung aussprechen, daß alle verschiedenen Völker, welche wir amerikanische Autochthonen nennen, vielleicht mit Ausnahme einiger arktischen Polarstämme, Ein großes, eigenthümliches Ganze ausmachen. Alle Amerikaner gehören, von leiblicher, wie von geistiger Seite betrachtet, enge zusammen. Sie bilden in ihren Gesichtszügen, in Haut und Haar, in der Architectur ihres Knochengerüstes, in der Entwickelung ihrer inneren Organe, in Anlage und Ausbildung von Krankheiten, in Temperament, Gefühlsart, Willen und Phantasie ein eigenthümliches System von Menschen. Sie sind naturhistorisch, wie historisch, ein eigenthümliches, isolirtes, abgeschlossenes Factum. Deshalb möchte ich stets lieber von einer americanischen Menschheit, als von einer amerikanischen Race sprechen. Ueberdies gehört der Begriff einer solchen einzelnen Menschenrace, im Gegensatze mit andern Racen, seiner Entstehung und Entwickelung nach, in ein Gebiet, welches ich, als rein doctrinär, hier eben so unberührt lasse, als jene vielbesprochene Frage über den Ursprung der amerikanischen Urbevölkerung.

Wenn ich aber nun sage, die amerikanische Bevölkerung befindet sich dermalen in einem secundären Zustande, so meine ich dies auch abgesehen von demjenigen, welchen uns die heiligen Traditionen als den frühsten, paradisischen Zustand bezeichnen. Ich will also mit jenem Ausdrucke andeuten, daß es mit den rothen Menschen in einer unvordenklichen Zeit ganz anders ausgesehen habe, als damals, wo sie uns durch die spanischen und portugiesischen Conquistadores zum ersten Male geschildert wurden. Wie

ultramontanen und demokratiſchen Bundesgenoſſen in Deutſchland, wie auch die holländiſchen und däniſchen. Was die Betheiligung Oeſterreichs bei dieſer Agitation der Preſſe betrifft, ſo war dem Grafen Beuſt durch die Judenwirthſchaft in Wien ſchon lange vorgearbeitet worden. Die ganze Preſſe in Wien war, mit geringen Ausnahmen, in Judenhänden, alſo käuflich. Beuſt bezahlte ſie kaiſerlich, ein einziges der größten Blätter empfing nach der 1870 in Schleiz erſchienenen Flugſchrift „Herr von Beuſt" ¾ Millionen Gulden. Die Wiener Preſſe wurde ſo organiſirt, daß die eine Zeitung officiös, die andere ſcheinbar unabhängig ſchreiben mußte, eine vorzugsweiſe als Lügenfabrik, eine zweite vorzugsweiſe als große Poſaune des Liberalismus, eine dritte als Stürmerin gegen das Concordat ꝛc. Allen zumal aber war die Aufgabe geſtellt, die Aufmerkſamkeit von den Finanzen abzulenken. Was die ſpecifiſch öſterreichiſche oder Wiener Preſſe noch aus Vorſicht nicht ſagen durfte, das in die Oeffentlichkeit zu bringen, war die Aufgabe der Hietzinger Preſſe. Der blinde König Georg von Hannover leiſtete in dieſer Beziehung dem Grafen Beuſt den beſten Adjutantendienſt, indem er das Geld haufenweiſe hinauswarf, um überall in Deutſchland Zeitungen zu kaufen und Flugſchriften ſchreiben zu laſſen, welche Preußen unaufhörlich angriffen und mit den unſinnigſten Schmähungen und Verleumdungen überhäuften. Als eines neuen ſinnreichen Mittels, Preußen in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, bediente ſich Graf Beuſt auch des Rothbuchs oder der Sammlung von Actenſtücken, die er dem Reichstage vorlegen ließ. Als darin eine preußiſche Depeſche aus dem Jahr 1866 gefälſcht abgedruckt war, ſah ſich die norddeutſche Zeitung, Bismarcks Organ, genöthigt, eine ſehr ſcharfe Sprache gegen den öſterreichiſchen Staatslenker zu führen. (Deckmantel friedlicher Tendenz, doch unabläſſig bemüht, ganz Europa gegen Preußen aufzuhetzen).

Im April 1869 erſchien der vierte Band des öſterreichiſchen Generalſtabsberichtes über den Krieg von 1866 und man erſtaunte

darin eine Fortsetzung jener bereits hinlänglich durch die öffentliche Meinung gebrandmarkten Actenverfälschung zu finden, deren sich das Rothbuch schuldig gemacht hatte. Besonders figurirte in diesem Generalstabsbericht eine telegraphische Depesche des Grafen Bismarck vom 20. Juli 1866 aus der Zeit der Nicolsburger Verhandlungen, die sich das Wiener Cabinet mittelst Diebstahls eines Chiffernschlüssels verschafft hatte, von der sie aber nur einen Theil dechiffriren konnte, weil der andere Theil der Depesche in einer andern Chiffreschrift geschrieben war. Aber auch in dem dechiffrirten Theil erlaubte sich der Dieb, kleine Abänderungen vorzunehmen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, das bekannte Organ Bismarcks, theilte sogleich den ganzen und wahren Wortlaut der Depesche mit, woraus die Fälschungen hervorgingen. Falsch war insbesondere die Angabe, Preußen habe die Abtretung Südtirols an Italien verlangt, und zweitens, Preußen habe mit Oesterreich den Frieden abschließen wollen, ohne dabei auf Italien Rücksicht zu nehmen. Eins widerspricht dem andern. Die Wahrheit ist, daß im Artikel 4 des preußisch-italienischen Vertrags vorgesehen war, wenn Italien durch den Besitz Venetiens befriedigt sey, müsse es auch seinerseits die Bedingungen anerkennen, unter welchen Preußen mit Oesterreich Frieden schließen würde. Also ist Preußen nicht einseitig verfahren und hat Italien nicht hintergangen, nachdem diesem der Besitz Venetiens sicher war. Südtirol aber den Italienern anzubieten, konnte Preußen um so weniger einfallen, als Italien für Preußen nichts leistete, sich bei Custozza schlagen ließ und durch Lamarmora's Intrigue den ihm von Preußen vorgeschlagenen Operationsplan verrückte.

Eine zweite falsche Beschuldigung ging dahin, Preußen habe Oesterreich mit den Augustverträgen hintergangen, indem es dieselben noch vor dem Prager Frieden abgeschlossen habe. Diesen Vorwurf machte namentlich die „Neue Freie Presse" bei Besprechung des famosen vierten Bandes. Nach derselben hätte Preußen die er-

wähnten Verträge mit den ſüddeutſchen Staaten nicht ſchließen können, wenn die in den Prager Frieden aufgenommene Stipulation über die Stellung Süddeutſchlands auch in die Präliminarien vom 26. Juli aufgenommen worden wäre.' Zu dieſer Meinung liegt aber kein Grund vor, denn ſowohl in den Präliminarien vom 26. Juli als in den franzöſiſchen Vermittlungsvorſchlägen vom 14. Juli ſind auf die Stellung Süddeutſchlands bezügliche Beſtimmungen enthalten. In den Vorſchlägen vom 14. Juli iſt ſogar noch hinzugefügt, daß die zwiſchen dem norddeutſchen Bunde und dem Südbunde aufrecht zu erhaltenden nationalen Bande durch eine gemeinſame Verſtändigung frei geregelt werden ſollen.

Die dritte Beſchuldigung war gegen Bayern gerichtet, ſofern daſſelbe, wenn es Ansbach und Baireuth an Preußen hätte abtreten müſſen, zum Erſatz das öſterreichiſche Innviertel verlangt habe. Dieſes Verlangen iſt nicht conſtatirt; wenn es aber auch wäre ausgeſprochen worden, ſo hätte doch Oeſterreich kein Recht gehabt, ſich darüber zu beſchweren, weil es ſelbſt während der Unterhandlungen in Nicolsburg, wenn es von ſeinem eigenem Gebiet etwas an Preußen hätte abtreten müſſen, ausdrücklich verlangt hatte, ſich dafür auf Koſten Bayerns entſchädigen zu dürfen.

In Wien ſelbſt ſprach ein unabhängiges öſterreichiſches Blatt „der Wanderer" ſeine ſittliche Entrüſtung über die neue Aktenfälſchung aus. „Wir haben jüngſt erklärt, daß wir den journaliſtiſchen Frieden zwiſchen Preußen und Oeſterreich wünſchen, und darauf hingewieſen, daß eben nicht immer Preußen den Spektakel begonnen. Frivoler aber ward nicht leicht das Einvernehmen zwiſchen zwei Staaten zu ſtören, zwiſchen benachbarten und verwandten Völkern zu trüben verſucht, als durch dieſe ‚Enthüllungen'. Solche Elukubrationen mit ihrem provocativen Charakter würden eine abenteuernde Kadettenpolitik inauguriren, aber ſie ſtimmen ſchlecht zu unſerem Friedens- und Freiheitsgerede. Und wollen jene wirklich den Krieg, die vernarbenden Wunden trotzig wieder aufreißen, wollen

ſie ihn führen mit einer Armee, die in völliger Umgeſtaltung fluktuirt, mit Völkern, die grollend ſeitab ſtehen? Wir meinen, dieſer Krieg könnte die Welt lehren, daß auch die ewig getreuen Regierungskaryatiden fühlen würden, in ihren Adern rolle deutſches Blut, und wahrhaftig, es wäre das nicht zum Schaden der anderen Nationen in Oeſterreich!"

Die miniſterielle Privatcorreſpondenz in Berlin bemerkte ſehr richtig, in Kriegszeiten komme wohl der Depeſchendiebſtahl als Nothwehr oder Kriegsliſt vor, im Frieden aber ſey dergleichen unehrenhaft und niemals habe noch eine Regierung, die auf Achtung Anſpruch mache, eine ſolche Dieberei offen zur Schau getragen und Rühmens davon gemacht. Zweitens ſey die Depeſche unter der Hand des Diebes verſtümmelt und entſtellt worden, enthalte alſo nicht einmal die Wahrheit. Drittens habe der Dieb den Abdruck der Depeſche als eine hochwichtige neue Enthüllung ausposaunt, ſie enthalte aber lediglich nichts Neues. Die preußiſche Regierung habe aus den Geſichtspunkten und Zielen ihrer Politik, wie ſie in der geſtohlenen Depeſche angedeutet ſind, niemals ein Hehl gemacht. Jedermann habe ſie gekannt und ſie ſeyen für eine Partei, die zum Kriege gezwungen worden iſt, die ganz natürlichen geweſen.

Gleichwohl ließ die officiöſe Wiener Preſſe keine Spur von Scham blicken. Sie ſprach das auswärtige Amt von jeder Verantwortung frei, der k. k. Generalſtab ſtehe gar nicht unter dieſem Amt und habe den vierten Band ganz auf eigene Verantwortung herausgegeben, als hätte Herr von Beuſt gar nicht einmal daron gewußt. Mit derſelben Dreiſtigkeit hatte ſie früher gelogen, die öſterreichiſche Regierung habe nichts von den öſterreichiſchen Päſſen gewußt, mit welchen der blinde König Georg in Hietzing ſeine Freiſchaar aus der Schweiz nach Frankreich ſpedirt hatte. Auch die ſüddeutſche Preſſe, ſo weit ſie von Wien aus inſpirirt oder von Hietzing aus bezahlt war, ſtimmte in das Verfahren der Wiener Preſſe ein und poſaunte die geſtohlene Depeſche jenes vierten Bandes,

wie früher die Uſedom'ſche Depeſche, als eine ungeheuer wichtige neue Enthüllung aus, ſpekulirend auf die Dummheit von Leſern, die es glauben würden, weil es in ſo vielen Blättern gedruckt ſtehe.

Die Norddeutſche Allgemeine Zeitung ſah in jenem vierten Bande „eine feindliche und boshafte Provocation. Dieſe Politik iſt gewiß nicht ziellos, ſie glaubt die traurige finanzielle Lage durch einen Krieg beſeitigen zu können, ſie arbeitet auf einen Bruch mit Preußen hin. Wir denken aber, die Enttäuſchung des Herrn Reichskanzlers, der ſchon 1866 der Urheber der Verwicklungen war, wird eine gewaltige ſeyn."

Daß in die Beleidigung, die man Preußen anthat, auch eine gegen Bayern eingeſchloſſen wurde, fiel deshalb auf, weil es gewiß nicht das rechte Mittel war, um die ultramontanen Umtriebe in Bayern zu unterſtützen. Im famoſen vierten Bande war zu leſen: „Am 24. Juli Nachmittags war ſeitens Bayerns Herr v. d. Pfordten in Nicolsburg eingetroffen, um ſich an den Verhandlungen zu betheiligen; doch waren die Forderungen, welche Graf Bismarck an Bayern ſtellte, ſo groß, daß Herr v. d. Pfordten beſchloß, ſich von der mit Oeſterreich gemeinſchaftlichen Behandlung der Angelegenheiten zurückzuziehen, um ſeiner Zeit in Gemeinſchaft mit den übrigen ſüddeutſchen Bundesgenoſſen direkt zu unterhandeln. Dabei gab der bayriſche Miniſter zu verſtehen, daß Bayern, falls es den Diſtrikt von Culmbach abtreten müßte, von Oeſterreich das Innviertel beanſpruchen würde." Daran knüpfte die Wiener „Neue freie Preſſe" einen Ausbruch voller Zorn und Haß gegen Bayern. Bayern habe Oeſterreich im Kriege von 1866 im Stich gelaſſen und nachher aus öſterreichiſcher Haut noch Riemen ſchneiden wollen. Aber das ſey ihm nicht verziehen, das werde ihm noch vergolten werden. Als ob Oeſterreich nicht in demſelben Nicolsburg eine Entſchädigung aus bayriſchem Gebiet angeſprochen hätte. Eine in Würzburg anonym erſchienene Flugſchrift hielt Oeſterreich alle Sünden vor, die es ſchon ſeit den Zeiten Ludwigs des Bayern an Bayern

begangen, zumal aber die Annectirungsverſuche zur Zeit Karl Theodors.

Die „Neue freie Preſſe" erklärte, Graf Beuſt habe von der geſtohlenen Depeſche gar nichts gewußt, der Generalſtab habe ſie noch während des Krieges zufällig aufgefangen und für ſich behalten. Dagegen frug der ungariſche „Hazaek", wer denn eigentlich in Oeſterreich regiere, der Kaiſer im Einverſtändniß mit den Parlamenten der beiden Reichshälften, oder ein paar reaktionäre Generale? Die Generale thäten beſſer, Soldaten zu bleiben und die diplomatiſchen Geſchäfte dem Grafen Beuſt zu überlaſſen. Der Generalſtab hätte ſpeciell beſſer gethan, nicht auch in die diplomatiſchen Beziehungen Verwirrung zu bringen, nachdem es ihm ſo trefflich gelungen, Verwirrungen auf dem Kriegstheater zu erzielen.

In Ungarn wollte die Linke etwas weiter gehen als die Deakpartei und erklärte in der Preſſe, Ungarn werde ſich niemals für Oeſterreich in einem neuen deutſchen Kriege opfern. Die Mehrheit unter Deak adoptirte dieſe Erklärung auch für ſich, modificirte ſie aber dahin, daß Ungarn einen Angriffskrieg Oeſterreichs mit Frankreich gegen Preußen verwerfe und ihm nicht behülflich ſeyn wolle, wohl aber Oeſterreich beiſtehen werde, wenn der Angriff von Preußen ausginge. Um jede Voreiligkeit des Grafen Beuſt zu verhüten, eilte Graf Andraſſy in der zweiten Woche des Januar nach Wien, warf dem Grafen Beuſt ernſtlich vor, er habe durch die tendenziöſe Redaktion des Rothbuchs und durch die Art, wie ſeine Organe Preußen unaufhörlich verleumdeten und gegen daſſelbe hetzten, ohne alle Noth die Monarchie in Gefahr gebracht. Ungarn habe weder Geld noch Soldaten, um die perſönliche Politik des frühern ſächſiſchen Barons zu unterſtützen. Wenn dieſe Vielgeſchäftigkeit des Reichskanzlers nicht aufhöre, werde er, Andraſſy, ſein Amt niederlegen und ihn allein ſeinem Schickſal überlaſſen. Am 11. Juli wurde die Delegirtenverſammlung für Ungarn eröffnet. In ihr aber fielen Stimmen der Mißbilligung der Beuſt'ſchen Manier und

Zſedenyi warf dem Reichskanzler offen vor, ſein letzter Zweck ſey doch nur ein Bund mit Frankreich gegen Preußen, wobei Ungarn nichts gewinnen, nur verlieren könne. Die Monatſchrift des ungariſchen Grafen Bethlen bevorwortete engen Anſchluß Ungarns an den Norddeutſchen Bund und Verweigerung jedes Opfers für die Beuſt'ſche Politik. Den Slaven gegenüber das einzige, was den Ungarn frommen konnte.

Unbeirrt durch ſolchen Widerſpruch fuhr Beuſt fort, gegen Preußen zu agitiren und Frankreich ſeine guten Dienſte anzubieten. Unberufen miſchte er ſich in den Streit ein, der ſich zwiſchen Frankreich und Belgien wegen der Eiſenbahn erhoben hatte, welche Frankreich ſich auf belgiſchem Gebiet aneignen wollte, um auf derſelben bequem ſeine Truppen nach Holland und Hannover werfen zu können. Eine Note Beuſt's an Belgien fand die franzöſiſche Anmaßung ganz in der Ordnung und rieth Belgien dringend zur Nachgiebigkeit. Der Rath wurde nicht befolgt und Beuſt ſuchte im öſterreichiſchen Rothbuch ſeine Rathgeberei abzuleugnen.

Beuſt hatte nicht nur für den Südbund intriguirt, welcher, wenn er erſt conſtituirt wäre, mit Oeſterreich und Frankreich gemeinſchaftlich Preußen gegenüber ſeine Stellung nehmen ſollte, ſondern auch innerhalb des norddeutſchen Bundes ſelbſt Verſuche gemacht, Sachſen dem norddeutſchen Bundespräſidium gegenüber zu compromittiren. Der ſächſiſche Miniſter von Frieſen erklärte daher in einem Erlaß vom 18. Juli die Unterſtellung Beuſt's, Sachſen ſey „beirrenden Einflüſſen durch Inſinuationen Anderer", d. h. Preußens ausgeſetzt geweſen, für „gänzlich unbegründet", es habe niemand ſolche Inſinuationen gemacht. Beuſt antwortete nun wieder mit Friedensverſicherungen, als ob man ihn mißverſtanden hätte.

Als Beuſt am 23. Juli im Budgetausſchuſſe die Dreiſtigkeit hatte, wie ganz unbefangen hinzuwerfen, „Preußen wiſſe die verſöhnliche Haltung Oeſterreichs nicht zu würdigen", antwortete ihm die preußiſche Provinzial-Correſpondenz, „dieſe ſeine Aeußerung ſey

in hohem Grade befremdlich, da kein Schritt bekannt ſey, den Oeſterreich gethan habe, welcher irgendwie auf ein Bemühen, innigere Beziehungen zu Preußen herzuſtellen, gedeutet werden könne, ſondern amtliche Veröffentlichungen von Oeſterreich ausgegangen ſeyen, welche mit einem derartigen Bemühen im Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen." Im Namen des abweſenden Grafen Bismarck erließ deſſen Stellvertreter im auswärtigen Amt, Herr v. Thile ſchon am 18. Juli eine Depeſche an den preußiſchen Geſandten in Wien, Herrn v. Werther, worin er die ſämmtlichen Unterſtellungen Beuſt's wie in Bezug auf Sachſen und die belgiſchen Eiſenbahnen, ſo auch in Bezug auf eine angebliche Verhandlung Preußens mit Rußland, als durchaus unbegründet zurückwies. Eine von Beuſt der preußiſchen Regierung zur Verſöhnung dargebotene Hand war freilich nicht zurückzuweiſen, denn ſie exiſtirte nicht. Wie nun Beuſt gleichwohl fünf Tage ſpäter im Budgetausſchuß ſich über Preußens Unverſöhnlichkeit beklagen konnte, machte nur ſtaunen.

Schließlich erklärte die Norddeutſche Allgemeine Zeitung im Beginn des Auguſt: „Wir können verſichern: 1) daß der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeit dem 2. Dezember v. J. ſieben Monate hindurch mit dem öſterreichiſchen Geſandten keine Beſprechung gehabt habe; 2) daß die Berufung öſterreichiſcher Depeſchen aus dieſer Zeit auf Aeußerungen, die Graf von Bismarck zu dem Vertreter Oeſterreichs gemacht haben ſolle, alſo ohne alle Begründung ſeyn mußte; 3) daß alſo nicht Aeußerungen des Bundeskanzlers, ſondern Hörenſagen die Quelle der betreffenden Depeſchen bildeten; 4) daß die Behauptung in der ungariſchen Delegation, Preußen ſey den wohlwollenden Beſtrebungen Oeſterreichs nicht entgegengekommen, eine Unwahrheit war, denn ſieben Monate hindurch hatte ja der diplomatiſche Verkehr des öſterreichiſchen Geſandten mit dem preußiſchen Miniſter geruht; 5) daß ſich der Reichskanzler in die belgiſche Eiſenbahnangelegenheit gemiſcht und die gravirende Depeſche vom 1. Mai d. J. im Rothbuch unterdrückt;

dagegen aber 6) auf Hörenſagen hin eine Depeſche an Baron von Werner in Dresden mit irrthümlichen, Preußen verletzenden und die königl. ſächſiſche Regierung kränkenden Bemerkungen gerichtet hatte; 7) daß der Reichskanzler es verſuchte, den diplomatiſchen Verkehr Preußens mit den norddeutſchen Verbündeten ſeiner Controle zu unterwerfen; 8) daß Graf von Beuſt ohne Veranlaſſung die ſüddeutſchen Regierungen mit Kriegsbeſorgniſſen erfüllte, falls dieſelben ohne Gründung eines Südbundes eine nationale Einigung mit Preußen zu erſtreben für zweckmäßig erachten ſollten." Die Linke, wie auch Deak ſelbſt erklärten, Ungarn verlange Ausſöhnung mit Preußen und Nichteinmiſchung in die deutſche Frage. Auch die engliſche Preſſe wurde durch das Beuſt'ſche Liebäugeln mit Frankreich allarmirt und mahnte Oeſterreich dringend ab, den europäiſchen Frieden zu ſtören.

Ferner wurde nicht unbemerkt gelaſſen, Beuſt habe in einer Depeſche vom 4. April von einer Zuſammenkunft des Fürſten Hohenlohe und Miniſter v. Varnbüler irrthümlich geſagt, ſie habe die Gründung des Südbunds bezweckt. Nur um die Südbundsfrage überhaupt wieder anzuregen. Auch habe er wegen einer nur vorgeblichen Abſicht Preußens, Holland anzugreifen, von einer wichtigen Polemik zwiſchen Frankreich und Preußen geſchrieben, die gar nicht exiſtirt habe. Als im Anfang des Auguſt in der „ſächſiſchen Zeitung", einem Hietzinger Blatt, ein Briefwechſel zwiſchen dem König von Preußen und dem Kaiſer von Oeſterreich vom Juni 1866 veröffentlicht wurde, erklärte der amtliche Staatsanzeiger in Berlin, das ſey eine plumpe Lüge, indem die beiden Monarchen damals überhaupt keine Briefe gewechſelt hätten.

Die Zurechtweiſung, welche Beuſt durch den ſächſiſchen Grafen von Frieſen erfuhr, reizte gewiſſe Leute in Wien zu ſolcher Wuth, daß in der „Morgenpoſt" zu leſen war: „In welchem Zuſtande leben wir? Dieſes erbärmliche Sachſen, dieſer von den eigenen Landeskindern verkaufte kleine Vaſallenſtaat, dieſer Hausknechtsmini-

ſter eines halbentthronten Fürſten wagt Oeſterreich eine Zurechtweiſung zu ertheilen? Wofür haben wir ein großes Kriegsbudget, wofür eine wohlbeſoldete Diplomatie, wofür geben wir Millionen aus, um das Anſehen unſeres Staates zu wahren, wenn ein Zwergkönigreich uns ſolches bieten darf?"

Eine zweite Depeſche Thiles an den preußiſchen Geſandten in Wien vom 4. Auguſt wies zunächſt im Namen der preußiſchen Regierung die öſterreichiſche Vorausſetzung zurück, nach welcher die Schutz- und Trutzbündniſſe Preußens mit den ſüddeutſchen Staaten im Widerſpruch mit dem Prager Frieden ſtehen ſollten, und wahrte nach dem Wortlaut dieſes Friedens den ſüddeutſchen Staaten das unzweifelhafte Recht, ſich an den norddeutſchen Bund anzuſchließen, ſobald ſie wollten. Daran ſchloß ſich ferner die Aufforderung an den Grafen Beuſt, für die Behauptung, Oeſterreich habe Preußen die Hand geboten, dieſes ſie aber nicht angenommen, Beweiſe zu liefern, da in Preußen niemals ein Entgegenkommen von öſterreichiſcher Seite wahrgenommen worden ſey.

Auch die deutſchgeſinnten Oeſterreicher blieben nicht unthätig. In jenen Tagen, am 9. und 10. Auguſt griffen in der Delegirten-Verſammlung fünf Delegirte der ſog. „äußerſten Linken" des Reichsrathes, die Herren Dr. Rechbauer, Graf Spiegel, Freiherr v. Weichs, Dr. Sturm und Dr. Kaiſer, die deutſche Politik der Regierung an und begegneten ſich in dem gemeinſamen Gedanken der Nothwendigkeit einer aufrichtigen Verſöhnung Oeſterreichs mit dem unter Preußens Führung nahezu geeinigten Deutſchland. Graf Spiegel ſagte unter Anderem, nachdem er die Politik der freien Hand und der Rancune verurtheilt und auf die Unerſchwinglichkeit des bewaffneten Friedens hingewieſen: „So bleibt nur Eine Politik übrig, welche ſich mir als die wünſchenswertheſte darſtellt, nämlich: nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich Frieden zu machen mit Preußen, und freundſchaftliche Beziehungen anzuſtreben zu dieſem und zu dem geſammten, wenigſtens in ſeinem Intereſſe einigen Deutſchland. Ich

dieſe abgeſchloſſene, ein ſo groſſes Continent, in ſo mächtiger Ausdehnung und unter ſo verſchiedenen Einflüſſen und Verhältniſſen bewohnende Menſchheit in ihren dermaligen Zuſtand gerathen, wäre nun ſichertlich eine der anziehendſten Unterſuchungen. Der Menſch bleibt, wie unſer Goethe ſagt, dem Menſchen immer das Intereſſanteſte; und wenn wir annehmen müſſen, daß er auch hier auf eine eigenthümliche Weiſe die Schuld angeborner Schwäche bezahlt und ſich deteriorirt habe, ſo reißt uns dieſes Factum in einen Wirbel von Betrachtungen, die nach Tiefe wie nach Breite unſere innigſte Theilnahme in Anſpruch nehmen.

Gar allgemein iſt die Anſicht verbreitet, daß der Zuſtand jener rothen Menſchen, ſo wie er ſich noch jetzt darzuſtellen pflegt, ihr erſter ſey. Man denkt ſich dieſe nackten, mit Bogen und Pfeil bewaffneten, von Jagd und Früchten des Waldes lebenden, nomadiſchen Söhne der Wildniß als unveränderte Naturproducte. Man meint, ſo wie ſie gegenwärtig ſind, ſeyen ſie einſtens aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Man ſpricht wohl von einem Urzuſtande, worin ſie ſich jetzt noch befänden, weil ſie von unſerer Civiliſation noch nicht berührt, mit allen jenen wunderlichen Wappen und Lappen noch nicht behängt ſind, welche uns die Geſchichte angethan hat. Im Gegenſatze mit den zahmen, den veränderten Menſchen, die von ihrem urſprünglichen Typus da und dort ſchon abgewandelt worden wären, nennt man jene die Wilden. Bekanntlich hat es nicht an Leuten gefehlt, die den Zuſtand ſolcher Naturmenſchen gar ſchön, und wenigſtens in einzelnen Beziehungen einen Zuſtand paradieſiſcher Unſchuld genannt haben. Vor Allen hat Jean Jacques Rouſſeau dieſe eben ſo falſche als reizende Anſicht von dem Urzuſtande ſolcher Wilden unter uns geltend gemacht. Auch ich bin mit ähnlichen vorgefaßten Meinungen nach Amerika gekommen, und habe geraume Zeit unter den rothen Menſchen gelebt, ehe ich mich von gewiſſen Irrthümern befreien konnte, die uns in Europa von Jugend auf eingeimpft werden. Ein einzelnes Ereigniß reichte hin, mich zu enttäuſchen.

Ich lag einmal in einer Hütte, welche, von mehreren indianiſchen Familien bewohnt, mich gaſtfreundlich aufgenommen hatte. Es war Nacht; um mich her ruhten die Wilden in ihren Hangmatten, jede Familie in einem eigenen Winkel. Die Männer

kann die Intereſſen Oeſterreichs und Deutſchlands nicht trennen und ſehe auch für die Zukunft, wie immer ſie ſich geſtalten möge, die feſte Vereinigung beider eben im Intereſſe beider gegründet. Oeſterreich, ſo lange der Schild Europa's gegen den Orient, wird auch in Zukunft dort Sitte und Kultur verbreiten; in dieſen Beziehungen aber muß und wird ihm Deutſchland Stütze und Rückhalt ſeyn. Für mich iſt die preußiſche Pickelhaube nicht ſo hoch, daß ich die dahinter befindlichen Deutſchen überſähe. Ich fühle mich gewiß nicht angezogen von dem preußiſchen Cäſarismus, aber Sympathie und Antipathie für und gegen jeweilige Regierungen ſind für mich nicht maßgebend, ſondern einzig die Intereſſen der Völker; wo dieſe Intereſſen eins ſind wie hier, dürfen perſönliche Rückſichten ein Bündniß nicht hindern, welches, auf natürlicher Grundlage ruhend, uns den Frieden ſichert."

Freiherr v. Weichs, welcher die Zeitungs- und Depeſchen-Polemik der Regierung mit Preußen angriff, ſagte unter Anderem: „Bei Beſprechung der deutſchen Frage kommen wir Deutſch-Oeſterreicher in eine eigenthümliche Lage. Man muthet uns zu, unſere tauſendjährige Geſchichte zu vergeſſen, unſeren theuerſten Gefühlen und unſerem Hoffen zu entſagen, kurz, nicht mehr daran zu glauben, daß Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer erwachen werde, und das alles, weil wir in Prag durch einen Federſtrich aus Deutſchland hinausgewieſen wurden! Dieſe Umkehr halte ich für unmöglich. So lange deutſche Herzen in Oeſterreich ſchlagen, werden ſie nach meiner Ueberzeugung auf die Wiedervereinigung hoffen, ſie anſtreben und unter gewiſſen Verhältniſſen, die ich hier nicht näher bezeichnen will, auch zu erzwingen wiſſen." Der Redner bezog ſich ſodann auf die ſchon erwähnten Aeußerungen des Grafen Spiegel und fuhr fort: „Ich gehe noch weiter und glaube, daß es ſogar in unſerem Intereſſe liegt, die vollkommene Conſolidation Deutſchlands bis an unſere Gränzen nicht zu verhindern." Zum Schluſſe empfahl der Redner noch einmal eindringlich die vollſtändige Ausſöhnung mit

Deutſchland zum Heile Oeſterreichs, zur Erhaltung des Weltfriedens.

Dr. Rechbauer betonte entſchieden, Oeſterreich habe in die Geſtaltung Deutſchlands nicht einzugreifen, verwarf den Gedanken eines Südbundes und erklärte, ein geeinigtes freies Deutſchland ſey anzuſtreben als eine echt deutſche, aber auch echt öſterreichiſche Politik. Dr. Sturm verlangte den wahren, wirklichen, rückhaltloſen Frieden mit Deutſchland, das freundſchaftliche Verhältniß zu Deutſchland, wie es den Intereſſen Oeſterreichs entſpricht und den inneren Frieden der Monarchie herſtellen würde. Er warnte vor einer Politik, welche die Deutſch-Oeſterreicher zu deutſchen Schmerzenskindern machen würde, und drang wiederholt auf's nachdrücklichſte auf die im Intereſſe Oeſterreichs unbedingt nöthige Verſöhnung mit Deutſchland. In ähnlichem, etwas abgeſchwächtem Sinne ſprach auch Dr. Kaiſer.

Der Politik der deutſchen Delegirten wurde damals in einzelnen öſterreichiſchen Blättern übel mitgeſpielt. Man ſprach von „Bismärckern in der Delegation", von „Dilettanten" und „unreifen Politikern" und behandelte die Debatte, welche immerhin einiges Aufſehen erregt und viele ganz vernünftige Leute befriedigt hatte, mit vornehmem Achſelzucken.

Die Wiener Preſſe fuhr fort, Preußen fälſchlich zu verdächtigen, als habe es die Nationalitäten in Oeſterreich gegen einander gehetzt, und am 14. Auguſt erſchien in Peſth eine Flugſchrift „Die Neutralität Oeſterreich-Ungarns", worin gelogen war, Preußen habe ein Bündniß mit Rußland geſchloſſen, um über Ungarn herzufallen.

Sofern Graf Beuſt in ſeiner Rede vor der Delegation geſagt hatte: „Wir haben eine franzöſiſche Unterſtützung nicht nachgeſucht; unter großen Regierungen werden die großen Dienſte angeboten, nicht erbeten," verletzte er dadurch in einer ziemlich unklugen Weiſe den Kaiſer der Franzoſen, denn es klang ſo, als hätte ſich Frank-

reich um Oeſterreich bemüht und nicht umgekehrt. Die Kreuzzeitung machte darauf aufmerkſam, daß die öſterreichiſche Diplomatie früher immer, auch in Unglückszeiten, eine hohe Würde und Nobleſſe bewahrt habe, wogegen die verſteckten Wendungen der Beuſt'ſchen Depeſchen dieſe Vornehmigkeit verleugnen und in den ſaloppen Journaliſtenton fallen. Auch die engliſche Times konnte nicht umhin, den Grafen Beuſt zu tadeln. „Das Spiel mit der deutſchen Politik hatte einen zu großen Zauber auf ſein ehrgeiziges Gemüth ausgeübt, als daß er es hätte aufgeben können. Man würde ihm nicht eine gewiſſe Sympathie verſagen, wenn ſein Wetteifer mit dem geiſtig ſtärkeren Bismarck männlich offen und mit Selbſtvertrauen erſchiene, aber er hat blos eine nergelnde Politik hervorgerufen, deren nächſtes Ziel die Befriedigung einer kleinlichen Mißgunſt zu ſeyn ſcheint, während deren ernſtere Abſicht, wenn überhaupt eine dabei iſt, die ſeyn würde, die Franzoſen über den Rhein zu führen. Wie ſoll man ſonſt dieſe ‚gute Freundſchaft' Frankreichs für Oeſterreich verſtehen?" Der unfruchtbare Federkrieg Beuſts gegen Preußen, der nur eben ſo viel Ohnmacht als böſen Willen verrieth, endete wieder mit Annäherungen und Verſicherungen friedlicher Geſinnung. In den letzten Wochen des September 1869 unternahm Graf Beuſt eine Erholungsreiſe nach der Schweiz, kehrte aber noch vor Ausgang des Monats nach Wien zurück. Unterwegs zu Ouchy am Genferſee hatte er eine Beſprechung mit dem ruſſiſchen Miniſter Fürſten Gortſchakof und machte auch der Königin von Preußen in Baden ſeine Aufwartung. Die Zeitungen erſchöpften ſich in Vermuthungen, was dieſe Reiſe zu bedeuten habe. Allein ſie wird durch die Zeitumſtände erklärt. Die Krankheit Napoleons III. ſtellte die Zukunft Frankreichs in Frage und von dort konnte Oeſterreich fortan mit keinerlei Sicherheit mehr Unterſtützung erwarten. Wollte es nicht ganz iſolirt bleiben, ſo mußte es auf irgend eine geſchickte Weiſe ſich wieder mit Rußland und Preußen zu benehmen ſuchen. Daher die Nachricht, der Kron-

prinz von Preußen werde auf seiner Reise nach Suez über Wien reisen, was sich alsbald bestätigte, denn der Kronprinz kam wirklich am 6. Oktober nach Wien, wo ihn der Kaiser schon an der Eisenbahn herzlich empfing, und verweilte hier ein paar Tage als gefeierter Gast. Man freute sich darüber in Oesterreich und Graf Beust ließ sich als den Friedensstifter feiern. Es fehlte jedoch auch nicht an Organen der Presse in Wien, welche sehr erbost waren und die Lüge auftischten, die reactionäre Aristokratie in Berlin und Wien habe hinter dem Rücken des Grafen Beust, während er auf seiner Reise abwesend war, den Besuch des Kronprinzen in Wien verabredet und die Unterdrückung des Liberalismus in Oesterreich zu einer Bedingung der Aussöhnung gemacht. Ebenso wurde in Berlin gelogen, die Reise des Kronprinzen sey hinter dem Rücken Bismarcks verabredet worden.

Die österreichischen Regimenter, welche vor dem Kriege mit Preußen den König von Preußen und preußische Prinzen zu Regimentsinhabern gehabt hatten, welche Ehrentitel nach dem Kriege annullirt wurden, erhielten diese preußischen Titularinhaber zurück.

Siebentes Buch.

Der öſterreichiſch-ungariſche Dualismus.

Da es Niemand einfiel, Oeſterreich von außen angreifen zu wollen, ſo waren ſeine äußern Verhältniſſe auch gar nicht beſorglich und es hätte des Aufwands von Beuſt'ſchen Depeſchen und Zeitungsartikeln gar nicht bedurft, wenn nicht dahinter die Abſicht verſteckt geweſen wäre, Frankreich zu einem Kriege gegen Preußen zu verlocken. Weit ſchwieriger als die äußern waren die innern Verhältniſſe Oeſterreichs zu behandeln. An einen ſittlichen Aufſchwung, wie er in Preußen nach der Niederlage von Jena erfolgte, war in Oeſterreich nicht zu denken, denn es fehlte dazu wie an Geiſt und Charakter, ſo auch an einer homogenen Nationalität. Im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate waren zu viele verſchiedene Völkerſtämme zuſammengezwungen geweſen, welche die kaiſerlichen Niederlagen durch eine Anſpannung aller Kräfte zu rächen und wieder gut zu machen keinerlei Luſt hatten, vielmehr die Gelegenheit gern ergriffen, ſich von dem Zwange zu befreien, den ihnen die kaiſerliche Centralgewalt von Wien aus bisher angethan hatte. Alle Nationalitäten innerhalb des Kaiſerreichs trachteten nach Freiheit und Selbſtändigkeit. Wer ſollte nun dieſe rebelliſchen Elemente bändigen oder die aufgeregten Leidenſchaften wenigſtens einſchläfern? Die hohe Ariſtokratie in Oeſterreich hatte behaglich dem Genuß

ihrer Erbenguter gelebt, war aber nicht so streng erzogen, wie die englische, und hatte nicht so viel gelernt. Oesterreich hatte daher immer nur einen kleinen Vorrath von Staatsmännern und war schon gewohnt, sich solche vom Ausland zu verschreiben. So war es nicht befremdlich, daß Herr von Beust, ein protestantischer Edelmann aus Sachsen, den stolzen katholischen Magnaten des Kaiserreichs vorgesetzt wurde. Außer den Verdiensten, die er sich schon um Oesterreich erworben hatte, und seinem anerkannt großen Talent, kam es ihm sogar zu statten, daß er kein geborener Oesterreicher war, keiner der im Kaiserreich rivalisirenden Nationalitäten angehörte.

Die Hauptschwierigkeit für ihn lag nur in dem Umstande, daß die kaiserliche Regierung nach so vielen Mißgriffen und Mißgeschicken fast ihre ganze Autorität eingebüßt hatte. Wenn ehedem Kaunitz, Thugut, Metternich, Schwarzenberg von der Mitte des Spinnengewebes aus die Fäden nur ziehen durften, um überall Nachgiebigkeit und Gehorsam zu finden, mußte Herr von Beust sich jetzt, da die Stärke überall an die peripherischen Punkte der Nationalitäten vertheilt war, von diesen hin und her zerren lassen und seine Kunst bestand nur noch darin, als äußerst geschickter Aequilibrist bald rechts, bald links, wie eben draußen gezogen wurde, aus dem Mittelpunkt herauszuspringen, ohne die Contenance zu verlieren. Das Reich war im Begriff aus den Fugen zu gehen. Er konnte es nicht mehr mit Gewalt zusammenhalten, also mußte es mit Schlauheit versucht werden. Man mußte den zerrissenen Kaisermantel wenigstens nothdürftig zusammenflicken. Auf die kleinen Fetzen kam es weniger an, nur Ungarn mußte man um jeden Preis festzuhalten bemüht seyn, daß es, wenn auch in einem noch so losen Verbande mit Oesterreich, doch nicht gänzlich abfiel.

Die Böhmen waren grade jetzt durch den Minister Belcredi gewonnen worden, die übrigen slavischen Stämme Oesterreichs

ſchwächer und nicht einig. Die Deutſchen grollten zwar über die Siſtirung der Reichsverfaſſung vor dem Kriege, ſie ließen ſich aber durch eine neue liberale Komödie leicht wieder verſöhnen. Am trotzigſten und zugleich mächtigſten waren die Ungarn. Mit ihnen ließ ſich am beſten fertig werden, wenn man ihren 500,000 Edelleuten, die allein die Nation repräſentirten, nachgab, ihrem Stolze ſchmeichelte. Es war ja Adel, nichts Plebejiſches dabei. Sie machten mit den bürgerlichen Deutſchen, den lächerlichen liberalen Philiſtern, eben ſo wenig gemeine Sache, als ſie mit den Czechen ſympathiſirten, die ſie vielmehr verachteten. Wenn nun auch ihr Deak alle Privilegien der alten Stephanskrone reclamirte, man konnte ſie ihm proviſoriſch wohl gönnen. Es kam überhaupt nur darauf an, Zeit zu gewinnen, bis man eine große Coalition gegen Preußen zuſammenzubringen und ſich an Preußen zu rächen im Stande war, dann auf große Erfolge und mächtige Allianzen geſtützt, konnte man den Ungarn ja wieder wegnehmen, was man ihnen ſchon zwei-, dreimal gegeben und wieder genommen hatte. War man nur mit Ungarn einig, ſo brauchte man nach den Deutſch-Oeſterreichern nicht zu fragen. Dieſe politiſchen Kinder lullte man immer und immer wieder mit dem liberalen Wiegenliede in Schlaf. Die Slaven Oeſterreichs endlich waren zu ſehr getheilt, um der Geſammtmonarchie ernſte Gefahren zu bereiten. Wenigſtens in der nächſten Zeit, ſo lange Rußland den Panſlavismus noch nicht mit Feuer und Schwert durchzuſetzen wagte. Zudem waren die Czechen damals durch Belcredi bevorzugt. Ein ſo ſchlauer Mann wie Beuſt durfte daher hoffen, wenigſtens Proviſorien zu ſchaffen und nöthigenfalls damit abzuwechſeln, Zeit zu gewinnen und den innern Bruch aufzuhalten, bis ein großer Krieg mit entſprechenden Allianzen eine ganz neue Sachlage ſchaffen würde. Der letzte Gedanke der öſterreichiſchen Politik war ein großer Rachekrieg im Bunde mit Frankreich, den ſüddeutſchen Staaten, Holland und Dänemark, womöglich auch mit Italien und im günſtigſten Falle ſogar mit Rußland

gegen Preußen. Was bis dahin geſchah, war an ſich gleichgiltig; jedes Mittel recht, wodurch nur Zeit gewonnen wurde.

Kaum war Beuſt in Oeſterreich am Ruder, als er ſogleich eifrig mit den Ungarn unterhandelte, ihnen alles verſprach, ſelber nach Peſth ging und vorläufig ein beſonderes ungariſches Miniſterium einſetzte. Die Seele Ungarns war Deak, der das höchſte Anſehen bei ſeinem Volke genoß, weil er von den beiden extremen Parteien, den zur Wiener Politik neigenden Magnaten und Klerikalen einer- und den internationalen Republikanern von Koſſuths Partei andererſeits gleich weit entfernt blieb und die große Mehrheit der Ungarn auf ſeiner Seite hatte, die allein ihr nationales Intereſſe vertreten ſehen wollten. Unter dem Einfluß Deaks wurde nun Graf Andraſſy zum Chef des neuen ſelbſtändig ungariſchen Miniſteriums ernannt, ein Mann, welcher der ungariſchen Emigration angehörig lange in Paris gelebt und das Tuilerienkabinet genau kennen gelernt hatte, dem man daher fälſchlich eine zu große Vorliebe für Frankreich zuſchrieb, während er in ſeiner äußern wie innern Politik nur die geſunden Anſichten Deaks theilte. Ungarn war unverantwortlich von Oeſterreich vernachläſſigt worden, in der Kultur ſeines Bodens, in Straßenbau und Verkehrsanſtalten, in Schule und Bildung, in der Gewährung verfaſſungsmäßiger Freiheit. Das den Ungarn angeborene ſtarke Nationalgefühl wie ihr Nationalintereſſe war von Wien aus dreifach verletzt worden und zwar in allen drei Beziehungen durch den internationalen Charakter der öſterreichiſchen Monarchie, einmal durch den Centralismus und eine pedantiſche und tyranniſche Bureaukratie, zweitens durch den von Frankreich geborgten liberalen Despotismus oder despotiſchen Liberalismus, drittens ſeit 1852 durch den Jeſuitismus. Seit der Reſtauration unter Bach und Schwarzenberg waren den Jeſuiten auch in Ungarn wieder weite Wirkungskreiſe von Tyrnau, Kolocza und Preßburg aus eingeräumt worden. Erſt ſeit der Niederlage von Solferino erkannte man in der Wiener Burg die dringende

Nothwendigkeit, es mit den auf ihren Rechten beſtehenden Ungarn nicht länger zu verderben. Da wurde Vay, bisher Führer der proteſtantiſchen Oppoſition, welche zugleich die Partei des vernünftigen, materiellen und politiſchen Fortſchritts war, zum ungariſchen Hofkanzler ernannt. Gleichzeitig wurde die liberale Komödie auch wieder in Deutſch-Oeſterreich in Scene geſetzt, um Zeit zu gewinnen, um die Unzufriedenen hinzuhalten. An einen ernſten Ausgleich, der die Völker hätte befriedigen können, war noch nicht zu denken.

Erſt nach der zweiten großen Niederlage Oeſterreichs bei Königgrätz ſah ſich der neue Staatslenker des Reichs, Beuſt, in die Nothwendigkeit verſetzt, mit der Zufriedenſtellung Ungarns Ernſt zu machen, und zwar umſomehr, als dies das einzige Mittel war, der Stellung der kaiſerlichen Regierung auch gegenüber den öſterreichiſchen Deutſchen und Slaven mehr Feſtigkeit zu geben. Beuſt warf ſich ganz der Deakpartei und dem Grafen Andraſſy in die Arme und mußte es thun, um den Ausgleich mit Ungarn überhaupt zu ermöglichen. Indem er aber gezwungen war, die einheitliche abſolute Monarchie des Kaiſerſtaats aufzulöſen in einen conſtitutionellen Dualismus Oeſterreich-Ungarn, anerkannte er damit ſchon das Uebergewicht Ungarns. Zwar ſuchte Beuſt immer noch mit großer Gewandtheit und Geſchmeidigkeit auch in den neuen Formen die alte unveränderliche Politik Habsburgs fortzuführen, allein Andraſſy, der ſich auf Deaks unüberwindlichen Anhang ſtützte, ließ Beuſt nicht gewähren, ſondern hielt ſeine Hand zurück oder führte ihm ſogar die Hand. An der korrekt nationalen Politik der Ungarn zerſtäubten alle ſchlangenartig von Wien gegen Peſth heranſchleichenden Wellen wie Schaum am Felſen. Deak hatte ſchon längſt Andraſſy's Politik vorgezeichnet. Ueberzeugt, daß Ungarn allein zu ſchwach ſey, ſich der zahlreichen Slaven und beſonders Rußlands zu erwehren, wollte Deak es nicht trennen von Oeſterreich, ſondern durch Perſonalunion mit ihm verbunden ſeyn laſſen. Für die Hülfe aber, welche Ungarn dem Kaiſerhauſe leiſte, ſollte

dieſes auch endlich dankbar werden und Ungarns Intereſſe nicht länger vernachläſſigen. In Bezug auf die äußere Politik verlangte Deak, Oeſterreich ſolle ein- für allemal ſein verderbliches Streben, die Hegemonie in Italien und Deutſchland wieder zu erlangen, alſo auch das Kokettiren mit Rom und Frankreich aufgeben und ſich mit der neuen deutſchen Macht ausſöhnen und eng verbinden, durch die allein Oeſterreich und Ungarn in ihren Intereſſen an der untern Donau und gegen Rußland geſchützt werden könnten. Ganz dieſelbe Politik befolgte nun auch Graf Andraſſy und er allein war es, der alle Winkelzüge der Wiener Politik durchkreuzte und alle Gelüſten nach einer Allianz mit Frankreich gegen Preußen im Keim erſtickte.

Das erſte Zeichen der Vereinbarung mit Ungarn war die Krönung des Kaiſers Franz Joſeph zum König von Ungarn. Dieſelbe erfolgte nach alter Sitte in der Kirche zu Ofen, am 8. Juni 1867. Der König erſchien in der ungariſchen Nationaltracht, welche die der Huſaren iſt, ſehr prachtvoll mit hohen Stiefeln, engen Hoſen, Attila und weißem Dolman. Die Königin in einem weißen langen, ſilberdurchflickten Schleppkleide mit diamantner Krone. Der ungariſche Adel prangte in ſeinem Nationalkoſtüm und die Magnaten waren mit Gold überladen. Die Damen in Kleidern von den ſchwerſten Stoffen mit endloſen Schleppen zeigten mehr Reichthum als Eleganz. Die Kronhüter mit den Inſignien, die Bannerträger, der Primas von Ungarn mit den Erzbiſchöfen und Biſchöfen gaben dem Feſt einen mittelalterlichen Anſtrich, wogegen eine moderne Minderheit von Civiluniformen und ſchwarzen Fracks ziemlich grell abſtach. Der ſchwarze Frack zeichnete den Doktor Giskra und die Wiener Deputation aus. „Dazu die Vertreter der fremden Mächte, mehr oder weniger gut geſchulte Diplomaten, die ſammt und ſonders das Gras wachſen hören, die aber ſeit zwei Jahrzehnten von jedem politiſchen Ereigniſſe überraſcht werden. Man kann an ihnen zu jeder Zeit wichtige Mienen bemerken, dies-

ſchliefen; die Weiber hatten mit ihren Säuglingen zu thun, die bald nach der Mutterbruſt ſchrieen, bald durch irgend ein anderes Bedürfniß die Ruhe ſtörten. Mit tiefer Gemüthsbewegung ſchaute ich dieſem Stillleben zu, welches vom immer ſchwächer werdenden Feuer des niedrigen Herdes beleuchtet wurde. Die Zärtlichkeit, die Geduld der Mütter hatte keine Grenzen, und dieſes Schauſpiel der menſchlichſten Hingebung machte einen um ſo mächtigern Eindruck auf mich, da ich bedachte, daß heute der heilige Chriſtabend ſey. Ich verglich dieſen ſtillen Chriſtabend mit ſeiner feſtlichen Feier in Europa; ich gedachte meiner Mutter und der eigenen Jugend; und ſo groß auch der Abſtand war, ergriff mich doch innigſt der Gedanke, wie auch hier die zarteſten und tiefſten Gefühle der Menſchenbruſt walteten, wie ſie eine, wenn auch noch ſo rohe Ehe vermitteln und mit der Familie die erſten Fundamente des Staatslebens begründen und erhalten. Aus ſolchen Betrachtungen riß mich, nachdem auch Mütter und Kinder eingeſchlafen waren, eine unvermuthete, faſt geſpenſtiſche Erſcheinung. In einem dunkeln Winkel erhob ſich ein altes Weib, nackt, von Staub und Aſche bedeckt, das ſchmerzlichſte Bild des Hungers und äußerer Verkommniß: es war die, von einem andern Stamme geraubte, Sclavin meiner Gaſtfreunde. Behutſam und leiſe kroch ſie an die Feuerſtelle, blies die Gluth wieder an, brachte einige Kräuter und Menſchenhaare hervor, richtete unter eifrigem Gemurmel grinſende Blicke auf die Kinder ihrer Herrn und machte allerlei ſeltſame Gebärden. Sie zerkratzte den Schädel, warf Kräuter und zu Kugeln geballte Haare ins Feuer u. ſ. w. Lange konnte ich mir nicht erklären, was dies Alles bedeute, bis ich endlich, aus meiner Hangmatte aufſpringend und ihr nahetretend, ſie überraſchte, wo ich denn aus ihrer Verrichtung, aus ihrem Schrecken und aus den Zeichen, womit ſie bat, ſie nicht zu verrathen, erkannte, daß ſie Hexenwerk getrieben, und damit die Kinder ihrer Feinde und Bedrücker zu verderben gemeint war. Das Weib erſchien mir wie eine giftige Natter, die im Dunkel heranſchleicht, ihren Feind unvermerkt in die Ferſe zu ſtechen. Es war dies nicht das erſte Beiſpiel von Zauberei oder Hexendienſt, das ich unter den Indianern wahrgenommen hatte. Wenn ich nun überlegte, welche Täuſchungen, welche Verdüſterungen ſich im menſchlichen Gemüthe zugetragen haben mußten, bis es dahin kommt, dunkle,

mal aber geberdeten ſie ſich, als ob ausſchließlich von dem Nicken oder Schütteln ihrer Häupter das Wohl und Wehe des Welttheils abhinge." Im Gefolge des Kaiſers wimmelte es von „ſchrecklichen Bärten, unter denen ſich der bartloſe Herr v. Beuſt ſehr vortheilhaft ausnahm."

In der Kirche frug der Primas die Biſchöfe, ob ſie den Thronbewerber für der Krone würdig erachteten? Und als ſie es alle gemeinſchaftlich bejaht hatten, ertheilte der Primas ihm den Segen. Hierauf ſchwur der neue König vor dem Altare knieend, „vor Gott und ſeinen Engeln, fortan Geſetz und Gerechtigkeit und Frieden der heil. Kirche Gottes und des mir untergebenen Volkes zu üben und zu halten." Jetzt wurde der König, nachdem er hinter dem Altar Kalpak, Dolman und Säbel abgelegt hatte, vom Primas am rechten Arm und zwiſchen den Schultern geſalbt, ließ ſich hinter dem Altar wieder abtrocknen, beſtieg den Thron und empfing den Mantel des heil. Stephan, ſodann das Schwert desſelben, um damit, wie der Primas verkündete, „die Feinde des Namens Chriſti zu vertilgen und auszurotten." Der König führte nun mit dem Schwerte die üblichen Hiebe in die Luft in Geſtalt eines Kreuzes. Abermals kniete der König nieder und ließ ſich durch den Grafen Andraſſy die Krone des heil. Stephan auf's Haupt ſetzen. Nachdem ihm der Primas nun auch Scepter und Reichsapfel gereicht hatte, beſtieg der König in vollem Ornat wieder den Thron und nachdem Andraſſy das: Eljen a Király! (Es lebe der König) angeſtimmt hatte, erhob ſich die ganze Verſammlung, um dieſen Ruf dreimal zu wiederholen, ſo laut, daß die Mauern der Kirche dröhnten. Einfacher war die Salbung und Krönung der Königin durch den Fürſten Primas. Die Krone des heil. Stephan wurde ihr nicht auf den Kopf, ſondern nur einige Augenblicke auf die rechte Schulter geſetzt.

Das Huſarenvolk hatte ſich ſeinen König erobert; der eigentliche Sieger aber, Deak, ließ ſich nicht blicken, weil er großes

Gepränge nicht liebte und die gewohnten Huldigungen des Volks nicht in einem Augenblicke empfangen wollte, in welchem sie dem König allein gelten sollten. Daß die Wiener Börsen- und Literaturjuden an dem Schwur des Königs von Ungarn, die Feinde Christi zu vertilgen, erschrocken seyen, ist nicht wahrscheinlich.

Inzwischen dauerten die Unterhandlungen mit Ungarn fort und führten zur förmlichen Trennung der österreichischen Monarchie in zwei Hälften, diesseits und jenseits der Leitha, Cisleithanien und Transleithanien. Jenes erkannte den Kaiser als Kaiser, dieses nur als König an. Die Monarchie hieß von nun an: „österreichisch-ungarisch". Jede Hälfte bekam ihr besonderes Ministerium, über denen jedoch ein gemeinsames Reichsministerium stehen sollte. Ungarn erlangte nicht nur diesen hohen Grad von Selbständigkeit, sondern Croatien und Siebenbürgen wurden auch wieder dergestalt mit ihm verbunden, daß sie einen gemeinsamen Reichstag beschickten, in dem natürlicherweise die Ungarn die Mehrheit hatten.

Wer in Oesterreich noch die Einheit der Monarchie erhalten wissen wollte, mußte den Dualismus perhorresciren, weil nichts der Einheit gefährlicher war, als gerade diese ungeheuerliche Form, die an die Mißgeburt der hinten zusammengewachsenen siamesischen Zwillinge erinnerte. Das doppelte Ministerium ließ sich bei dem Trotz der Ungarn nicht mehr abstellen. Dagegen hoffte man, die beiden Parlamente einander näher zu bringen und durch eine neue, künstliche Verschmelzung derselben einen moralischen Druck auf das ungarische Ministerium üben zu können. Daher das sog. Delegationsprojekt. Der transleithanische Reichstag sollte aus seinen beiden Häusern eine Delegation von 60 Mitgliedern auswählen, welche mit einer Delegation von eben soviel Mitgliedern des cisleithanischen Reichsraths in ein engeres Parlament zusammentreten sollten, welches als höchster gesetzgebender Faktor neben der exekutiven Reichscentralgewalt fungiren sollte. Nach langen Unterhand-

lungen und Debatten gelang es zu Pesth, die enragirteste Nationalpartei der Ungarn, die am liebsten Kossuth zurückgerufen hätte, durch die Mehrheit der Gemäßigten zu überwinden. Die parlamentarische Entscheidungsschlacht wurde vom 6. bis 8. November 1867 geliefert und der Sieg wurde hauptsächlich durch den guten Willen Deaks und durch die Anstrengungen des Ministers Eötvös entschieden. Ungarn durfte wohl nachgeben, da es die Hegemonie in der transleithanischen Reichshälfte behielt, ein eigenes Ministerium erhalten hatte und selbständiger als je dastand. Ohne seine Zustimmung konnte forthin nichts Wichtiges weder in Ungarn selbst, noch in der Gesammtmonarchie beschlossen werden. Auch die Finanzen waren getrennt. Es fehlte nur noch, daß sich das ungarische Ministerium auch die ausschließliche Verfügung über das ungarische Militär vorbehalten hätte. An diesem einzigen Faden hing noch die Herrschaft der Wiener Burg über Ungarn. Herr von Beust mußte den Ungarn so große Concessionen machen, wenn er sie bei der Gesammtmonarchie erhalten wollte und wenn es nicht dazu kommen sollte, daß die alsdann isolirt zurückgebliebenen und überdies von einer slavischen Majorität bedrohten Deutschen sich lieber an den Norddeutschen Bund anschließen würden. Sobald der Ausgleich mit Ungarn zustande gekommen war, stimmten ihm die Deutschen zu, denn nun waren sie stark genug, um sich im Verein mit Ungarn der Slaven zu erwehren. Am 21. November wurde das Delegationsgesetz in der Volkskammer des Wiener Reichstags angenommen und am 21. Dezember die neue Verfassung eingeführt.

Sie war ohne Zweifel unter den vielen constitutionellen Experimenten, die einander bisher fruchtlos abgelöst hatten, das am meisten gekünstelte und erregte daher in der politischen Welt mehr Verwunderung als Vertrauen. Indessen war diese neue Verfassung, wie alle frühern, nur ein Nothbehelf des Augenblicks, durch die Umstände erzwungen, und konnte, da hier jeder organische Lebenstrieb

fehlte, nur der Ausdruck eines complicirten, mechaniſchen Drucks und Gegendrucks von Schwerkräften ſeyn, die nicht zu einander paßten, einander abſtießen und deren frühere Zuſammengehörigkeit einzig durch Gewalt bewirkt und ermöglicht worden war. Wie dieſe Gewalt, wenn ſie nicht mehr vorhanden war, durch eine papierne Verfaſſung und durch einen gänzlich verkünſtelten Parlamentarismus auf die Dauer erſetzt werden ſollte, begriff freilich Niemand.

Der pyramidaliſche Aufbau der neuen Verfaſſung nahm die Landtage der einzelnen Kronländer zur Grundlage. Auf dieſe erſte Linie von nahezu 30 kleinen und größern Parlamenten baute ſich die zweite Linie mit zwei Parlamenten auf, die für die cis- und transleithaniſche Reichshälfte jedes beſonders gewählt wurden und den kleinen Parlamenten oder Landtagen der zu der betreffenden Reichshälfte gehörigen Kronländer übergeordnet ſeyn ſollten. Jedem dieſer beiden Parlamente ſtand ein beſonderes Miniſterium zur Seite, für die cisleithaniſche Reichshälfte in Wien, für die transleithaniſche in Peſth, beide völlig von einander unabhängig. Nun baute ſich erſt in dritter Linie über den zwei Parlamenten ein aus beiden zuſammengeſetztes, die ſog. Delegation, und über beiden Miniſterien ein allgemeines Reichsminiſterium auf, an deſſen Spitze der Reichskanzler von Beuſt ſtand. Das letztere ſollte nur allgemeine Reichsangelegenheiten zu leiten haben, ohne ſich in die beſondern innern Angelegenheiten weder der einen noch der andern Reichshälfte miſchen zu dürfen. In Bezug auf die letztern ſollte lediglich das Miniſterium der betreffenden Reichshälfte competent ſeyn.

Sobald die öſterreichiſche Regierung den Ungarn nachgegeben hatte, wurden die letztern in ſteigendem Maße übermüthig, ſo daß weder der Miniſter Graf Andraſſy, noch Deak die Leidenſchaften bezähmen konnten. Die gemäßigte Partei fiel in die Minderheit und eine ſchroffe Oppoſition wies alles zurück, was man von Wien aus forderte. Am ſchwierigſten war der Ausgleich in Bezug auf

die Finanzen. Die Ungarn wollten von der ungeheuern öſterreichiſchen Staatsſchuld für die ganze transleithaniſche Reichshälfte, nur 27½ Prozent übernehmen. Die Steuerrückſtände in Ungarn waren größer als jemals und die Comitate weigerten ſich, bei der Eintreibung derſelben mitzuwirken. Einzelne Comitatsverſammlungen proteſtirten überhaupt gegen den Dualismus des Reichs und wollten Ungarn ganz iſoliren.

Dazu kam die unvorſichtige Glorificirung der Honveds, die Herr von Beuſt dem Kaiſer empfohlen hatte, das Verſchenken der 100,000 Dukaten, das herkömmlich von den Ungarn dargebotene Königsgeſchenk, an die Wittwen und Waiſen der 1848 und 1849 gefallenen Honveds. Dieſe Honveds waren nichts anders geweſen, als die von Koſſuth gegen den Kaiſer aufgewiegelten und bewaffneten Bauern. Als nun die Regierung die Schwachheit hatte, dieſe Gattung Leute zu ehren, und auch allen ältern Rebellenchefs Amneſtie ertheilte, mit einziger Ausnahme Koſſuths, erlangte ſie damit nicht den gewünſchten Erfolg, ſondern ſteigerte nur den magyariſchen Trotz. Die Stadt Waizen wählte am 1. Auguſt 1867 Koſſuth in den ungariſchen Reichstag. Da er nicht amneſtirt war, konnte er ſich nicht einfinden, erließ aber ein drohendes, gegen Oeſterreich unverſöhnliches Schreiben. Der frühere Inſurgentengeneral Perczel kehrte als Amneſtirter zurück, wurde in Peſth feſtlich empfangen und erklärte in ſeiner Dankrede, den 1849 abgeriſſenen Faden fortſpinnen zu wollen; er ſey nicht gekommen, um Verzeihung zu bitten, ſondern den ſich Bekehrenden Verzeihung zu gewähren. Auch General Türr kehrte zurück und erhielt im September 1867 einen glänzenden Fackelzug in Peſth.

Um die Intereſſen der beiden Reichshälften diesſeits und jenſeits der Leitha zu vereinbaren, wurde eine Ausgleichungscommiſſion aus dem Wiener Reichstag und aus dem ungariſchen Abgeordnetenhaus gewählt. Die cisleithaniſche Regierung wurde durch den Finanzminiſter von Becke und Miniſter des Innern Grafen Taaffe,

die transleithanische Regierung durch den Ministerpräsidenten Grafen Andrassy und durch den ungarischen Finanzminister Lonyay vertreten. Nach langem Rechnen und Streiten kam man am 26. September endlich zu einer Vereinbarung, die nur für die Ungarn günstig war. Denn für das Jahr 1868 sollte die östliche Hälfte des Reichs nur 36, die westliche 109 Millionen Gulden übernehmen. Im gleichen Verhältniß wurden dem östlichen Theil noch mehr Ausgaben zugewälzt, von denen der schlaue Magyar sich frei machte, und von 1869 an sollte die Finanzverwaltung beider Reichstheile getrennt werden, damit die Wiener Schuldenmacherei nicht mehr von Ungarn gebüßt werden dürfe. Ohne Zweifel hatten die Ungarn Recht, sich über die so lange fortgesetzte schlechte Wirthschaft in Wien zu beschweren, welche die Beutel der Ungarn, wie aller christlichen Unterthanen Oesterreichs fegte, um die der Juden zu füllen.

Am 13. Juli 1867 berechnete der Finanzminister Becke im Wiener Reichstage die österreichische Gesammtstaatsschuld zu 3046 Millionen, 127 Millionen Zinsen, 24 Millionen Amortisationen, Papiergeld und chronisches Deficit. Davon übernahm Ungarn nach langer Berathung schließlich (am 9. Dezember) nur 30 Prozent.

Während einige einsichtsvolle Magyaren Ungarn und Deutschland gegen die slavischen Usurpationen eng verbündet wünschen, ist doch der Haß gegen die Deutschen in Ungarn noch in solchem Grade vorhanden, daß in dem Entwurf des neuen Heimathgesetzes den Deutschen, auch den Deutsch-Oesterreichern als „Ausländern" das Recht, in Ungarn Grundbesitz zu erwerben, abgesprochen und ihnen sogar vorgeschrieben wird, wenn sie zufällig ein Grundstück in Ungarn erben, es sofort verkaufen zu müssen. Auch die Sachsen in Siebenbürgen wurden übermüthig von den Ungarn behandelt und unklugerweise das rumänische oder walachische Volkselement gegen sie aufgereizt, da es doch in Ungarns Interesse liegen mußte, sich sowohl Deutsche als Rumänen zu befreunden gegenüber den

Südſlaven, die ihnen allen gleich gefährlich erſcheinen. In der letzten Zeit haben die Ungarn ihren Fehler eingeſehen und ſich den Sachſen wieder wohlwollend gezeigt. Auch den Rumänen hat man größere Sorgfalt gewidmet und namentlich ihr Schulweſen verbeſſert, da man ſie früher noch ziemlich tief in der Barbarei hatte ſtecken laſſen. Sie ſind im Oſten Ungarns ſehr zahlreich und Nachbarn ihrer Stammverwandten in der Moldau, Wallachei und Beſſarabien. Man muß Akt davon nehmen, daß dieſe Halbbarbaren ſich für ächte Nachkommen der alten Römer halten und wenn ſie regelmäßigen Lateinunterricht in den Schulen bekommen, unbedenklich den Livius und Cicero als Landsleute begrüßen.

Die Aengſtlichkeit, mit welcher Herr von Beuſt die ungariſche Delegation behandelte, ging bis in's Lächerliche und müßte ſeinem Stolze viel Ueberwindung gekoſtet haben, wenn es nicht blos eine Komödie geweſen wäre. Anſtatt daß beide Delegationen zu einem höchſten Reichsparlament zuſammen traten, hielt ſich die ungariſche ſtreng abgeſondert von der cisleithaniſchen. Nicht einmal den Namen Reichsminiſter duldete ſie, damit ja die Zuſammengehörigkeit Ungarns mit den übrigen Kronländern in einem Reiche den letzten Schein der Gültigkeit verlöre. Simonyi rief in der Delegirtenverſammlung laut aus: „Die Leute, die noch immer von einer Einheit der Monarchie reden, ſind politiſche Bankerotirer und gehören in's Irrenhaus.“ Als Generalmajor Grivicic die verfaſſungsmäßige Einheit der Armee vertheidigte, erhoben ſämmtliche ungariſche Delegirte ſich gegen ihn wie ein Mann und der Reichskriegsminiſter mußte ſie in einem demüthigen Schreiben zu beſchwichtigen ſuchen, desavouirte den armen Generalmajor, ſchickte ihn auf Urlaub, bat die Herrn Ungarn um Verzeihung, ſprach von einem „ungariſchen Heere“, nur als von einem ergänzenden Theile des Geſammtheeres und von einer bevorſtehenden Umgeſtaltung des Wehrſyſtems, das von der Zuſtimmung der Delegation abhängen werde. Jetzt erſt ließen ſich die Ungarn herab, das Militärbudget

noch für diesmal zu bewilligen. Dazu trug, sehr wider seinen Willen, Kossuth bei, welcher kurz vorher seine Partei in Ungarn zum festen Widerstand gegen alle österreichischen Ansprüche und Schmeicheleien dringend aufgefordert hatte, und der sogar in Fünfkirchen zum Abgeordneten in den ungarischen Reichstag gewählt wurde. Diesen Wühler wieder in Ungarn aufzunehmen und Ungarn der europäischen Revolutionspropaganda zur Verfügung zu stellen, war nicht die Meinung Deaks und der Mehrheit, die sich eben deshalb den Anträgen Oesterreichs geneigter zeigten. Obgleich sie aber die Einheit der österreichisch-ungarischen Armee fortbestehen ließen, setzten sie doch zugleich die Errichtung einer ungarischen Landwehr (Honved) durch, die nur unter ungarischem Befehl stehen sollte.

Das Verhältniß Ungarns zum Kaiserreiche und zu seinen Nachbarn war ein wenig verwickelt. Beim besten Willen der Magyaren, sich ganz von Oesterreich unabhängig zu machen, waren sie doch dazu nicht stark genug. Grade die Art, wie sie sich durch Annektirung sämmtlicher ehemals zur heil. Stephanskrone gehöriger Länder zu verstärken suchten, schadete ihnen, weil sie sich damit eine ungefügige Last aufluden. Das Wiener Kabinet wußte recht gut, daß die Vergrößerung Ungarns durch Siebenbürgen, Croatien, Slavonien und die Militärgrenze nur ein Hemmschuh für die Machtentwicklung Ungarns sey, und gab dieselbe nur aus diesem Grunde zu, sonst würde es ihr leicht geworden seyn, die murrenden Südslaven, wie die Sachsen und Wallachen in Siebenbürgen von der magyarischen Umarmung frei zu halten. Die transleithanische Reichshälfte, oder das mit seinen Appertinentien arrondirte Ungarn zählte nicht ganz 5 Millionen Magyaren, nicht ganz 4 Millionen Slaven, fast 2½ Millionen Rumänen oder Wallachen und fast 1½ Millionen Deutsche. Die Magyaren nahmen kaum mehr als ein Drittel der Gesammtbevölkerung Transleithaniens ein, bildeten also nur eine Minderheit gegenüber den ihnen abgeneigten Racen, die sich ihnen unterordnen sollten. Diese Unter-

ordnung hatten ſie lediglich dem Wiener Kabinet zu verdanken; brächen ſie mit demſelben, ſo würden die Croaten augenblicklich wie 1848 gegen ſie und für Oeſterreich waffnen. Das war der Hauptgrund, aus welchem die Deakpartei den Verband mit Oeſterreich nicht löſen, ſondern nur lockern und die jeweilige Noth Oeſterreichs benutzen wollte, um ihm Conceſſionen abzudringen.

Die oppoſitionelle Minderheit im ungariſchen Reichstag, auf welche immer noch der verbannte Koſſuth großen Einfluß übte, wollte ein- für allemal nichts mehr von Oeſterreich wiſſen. Der ganze Verlauf der Geſchichte belehrte ſie, daß Ungarn ſtets nur für die Zwecke der habsburg-lothringiſchen Dynaſtie ausgebeutet, alſo einem fremden Intereſſe zum Opfer gebracht worden ſey. Auch ließ ſie ſich durch den ſchon zum zweitenmal von Oeſterreich zur Schau getragenen Liberalismus nicht täuſchen, ſondern war feſt überzeugt, ſobald Oeſterreich wieder zu Kräften käme, würde es auch augenblicklich zur reaktionären und abſolutiſtiſchen Politik zurückkehren, ohne die es überhaupt nicht fortexiſtiren könne.

Eine dritte Partei that ſich in neueſter Zeit unter Führung des Grafen Bethlen hervor, der nach den Niederlagen Oeſterreichs im Kriege von 1866 den Ungarn empfahl, ſie möchten ſich möglichſt an Preußen und das neu erſtarkte Deutſchland anſchließen. Von dieſem nämlich hätten ſie alles das Schlimme nicht zu beſorgen, was ihnen von Oeſterreich drohe, und zugleich ſey es auch ihr beſter Schutz gegen Rußland.

In der ungariſchen Preſſe gravitirten dieſe Parteianſichten gegen einander. Die zweite und dritte Partei ſprach ſich auf das entſchiedenſte dafür aus, dem Grafen Beuſt keinen Mann und keinen Heller zu bewilligen, wenn er einen Rachekrieg gegen Preußen wagen wollte. Die Preſſe der Deakpartei bemerkte, wenn Preußen ſeinerſeits etwa zuerſt angreife und über Oeſterreich herfalle, dürfte Ungarn doch wohl Oeſterreich helfen. Nicht aber, wenn Oeſterreich angreife. Wenn aber Frankreich angreife, ſolle Oeſterreich daſſelbe

nicht unterſtützen. „Sollte Napoleon", ſagt das Deak'ſche Organ, „das Schwert ziehen, um den weltgeſchichtlichen Prozeß der deutſchen Einheitsbewegung zu hemmen, ſo werden jene Freunde der Freiheit, die ihm einſt zujubelten, als er der tiefgebeugten italieniſchen Nation die Ketten abſchütteln half, gegen ihn und für den Vorkämpfer Deutſchlands Partei nehmen."

In Ungarn hatte die Deakpartei während ihres Kampfes mit der Regierung der linken Seite oder der extremen Nationalpartei, in der noch Koſſuth's Anhang vertreten war, ein wenig zu viel nachgegeben, um ſich durch ſie in ihrer Stellung der Regierung gegenüber zu verſtärken. Bei den Neuwahlen zum Reichstag Ende März 1869 offenbarte nun die Partei der Linken einen Uebermuth und verſuchte die Wahlen in ihrem Sinne zu terroriſiren, wie im Jahr 1848. Es liegt im Charakter dieſer heißblütigen und ſchnellkräftigen Magyaren, ſich unbeſonnen zu übereilen, weßwegen ihnen ein Regulator wie Deak ſehr von Nöthen war. Sie hätten wieder Alles überſtürzt, wie früher unter Koſſuth, wenn Deak ſie nicht temperirt hätte. Bei den Wahlen wurde ſchrecklich getobt, terroriſirt, geprügelt und todtgeſchlagen. Zugleich ſchmeichelten die Demagogen dem gemeinen Volk mit völliger Aufhebung der einen, großer Herabſetzung der andern Steuern. Kurz, es war ein ſo wildes revolutionäres Treiben, daß dem ruhigern und insbeſondere dem beſitzenden Theil der Bevölkerung angſt und bange wurde und Deak den Triumph erlebte, daß ſich große Maſſen um ihn ſchaarten und er mit ungeheurer Mehrheit wieder gewählt wurde.

Er hielt nun Berathungen mit ſeinen zahlreichen Anhängern und ſie entwarfen für die nächſte Reichstagsſitzung ein Programm. Darin wurde feſtgeſtellt, die Deakpartei ſolle mit dem linken Centrum zuſammenhalten und demſelben liberale Conceſſionen machen, dagegen von ihm verlangen, die ſtaatsrechtliche Frage in der nächſten Zeit ruhen zu laſſen und das einmal getroffene Abkommen mit der Regierung nicht ſogleich wieder zu alteriren. Hielte die Mehrheit in

ihm unbekannte Mächte zu fürchten und heraufzubeſchwören, um Andern zu ſchaden; — wenn ich dachte, daß ein ſo complicirter Aberglaube nur das Ueberbleibſel eines urſprünglich reinen Naturdienſtes ſey, und welche Kette von Verwickelungen einer ſolchen Degradation vorausgegangen ſeyn mochte, — da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, ich erkannte, daß ſolche Menſchen nicht mehr im Stande paradieſiſcher Unſchuld leben, und daß alle jene Lehren Jean Jacques eitel Traum ſeyen. Jenes Ereigniß hat mich ein für allemal von meinen falſchen Vorausſetzungen geheilt, und von der Stunde an habe ich mich gewöhnt, die Indianer von einem ganz andern Geſichtspunkte zu betrachten.

Jeder Tag, den ich noch unter den Indianern Braſiliens zubrachte, vermehrte in mir die Ueberzeugung, daß ſie einſtens ganz anders geweſen, und daß im Verlauf dunkler Jahrhunderte mancherlei Kataſtrophen über ſie hereingebrochen ſeyen, die ſie zu ihrem dermaligen Zuſtand, zu einer ganz eigenthümlichen Verkümmerung und Entartung herabgebracht haben. Die Amerikaner ſind nicht ein wildes, ſie ſind ein verwildertes, herabgekommenes Geſchlecht. Wenn ſchon in manchen Ländern des großen Welttheils, namentlich in Mexico, Gemeinſchaften rother Menſchen beſtehen, welche kein ſo trauriges Bild darſtellen, wie die braſilianiſchen und wie faſt alle andern Wilden des ſüdamerikaniſchen Continentes, ſo bin ich doch auch von jenen überzeugt, daß ſie nur die degradirten Reſte einer vollkommeneren Vergangenheit ſind, und daß ſie ſich ſchon lange vor der Entdeckung durch die Europäer auf dem Wege der Entartung befanden, ſowie ſie denn auch dem allgemeinen Fluche eines frühzeitigen Hinwegſterbens von dieſem irdiſchen Schauplatze eben ſowenig entrinnen werden, als die übrigen, noch tiefer entarteten Stämme und Völker.

Die Gründe für dieſe Anſicht laſſen ſich namentlich ableiten: 1) aus dem dermaligen geſellſchaftlichen Zuſtande der amerikaniſchen Urbewohner, 2) aus der großen Zahl ihrer Sprachen und Dialekte und aus deren Beſchaffenheit, 3) aus der ſie zunächſt umgebenden Natur, 4) aus den Reſten von Bauwerken und andern hiſtoriſchen Documenten, auf welche, beſonders in neueſter Zeit, die Aufmerkſamkeit der Forſcher mit großem Erfolge iſt geleitet worden.

Was nun fürs Erſte ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe betrifft, ſo bedarf es keines langen Umganges mit ihnen, um ſich zu

dieser Weise zusammen und würden sowohl die äußerste Linke als die äußerste Rechte isolirt, so könne man den Wechselfällen der Zukunft mit größerer Sicherheit entgegengehen.

Die katholische Kirche in Ungarn war in früheren Jahrhunderten von der Wiener Regierung immer sehr begünstigt worden, während die protestantische vielfachen Verfolgungen ausgesetzt war. Die Gunst der Regierung war aber vorzugsweise dem Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran, und den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen, also nur den hohen Würdenträgern der Kirche zugewendet, welche über großen Reichthum geboten, den niedern Klerus und in kirchlichen Dingen auch die Laien unumschränkt beherrschten und auch im Reichstag immer den Vorrang behielten. Mit großer Klugheit dienten sie einerseits der Wiener Regierung und verleugneten doch andrerseits auch nicht die nationalen Sympathien Ungarns. Als nun aber Ungarn in den letzten zehn Jahren immer selbständiger wurde, begann daselbst unter den Laien eine Agitation gegen den hohen Klerus und wollte sich nicht so willenlos wie bisher von ihm beherrschen lassen. Auch Deak und der ungarische Kultminister, Baron Eötvös, traten der Bewegung nicht entgegen und mäßigten sie nur. Derselbe Minister gewährleistete den Sachsen in Siebenbürgen ihre kirchliche Autonomie, eine ähnliche verlangten nun auch die katholischen Magyaren. Sie reklamirten den Gemeinden das Recht, ihre Pfarrer zu wählen, welche sodann der Episcopat und die Regierung nach Befund zu bestätigen hätten. Das geschah noch immer in den freien Städten, auf dem Lande aber war dem Volk jede Wahl durch das Patronat entzogen. Ferner verlangten die Laien, mit dem Klerus gemeinschaftlich das Kirchengut zu verwalten und die Schulen zu beaufsichtigen. Eine constituirende Versammlung der katholischen Kirchenautonomie sollte zusammentreten, um ein dauerndes Institut zu begründen, welches den hohen Würdenträgern der Kirche ihre bisherige Alleinherrschaft entwinden und das Interesse der Laien und des bisher sehr vernachlässigten

niedern Klerus wahrnehmen ſollte. Die Biſchöfe widerſtanden dieſem Begehren und beide Parteien bekämpften ſich in Journalen. Eine Ueberſicht der jene Autonomie betreffenden Vorgänge gab Schwicker 1870 zu Peſth heraus.

Inzwiſchen hielt der ungariſche Episcopat zuſammen und die ungariſche Nationalpartei wollte es doch nicht mit ihm verderben, um die nationale Kraft nicht zu ſchwächen. Die ungariſchen Biſchöfe waren unter anderm auch eiferſüchtig auf den großen Ruhm, den ſich Stroßmayer auf dem Concil erworben hatte, und wollten der croatiſchen Oppoſition durch Verleihung des Erzbisthums in Agram an Stroßmayer keine neue Stärke geben helfen, billigten daher ſtillſchweigend, daß der Papſt durch Antonelli hatte erklären laſſen, Stroßmayer ſolle jenen erzbiſchöflichen Stuhl niemals beſteigen.

Was nun die cisleithaniſche Reichshälfte betrifft, ſo hatte dieſelbe jetzt nicht mehr wie früher das Uebergewicht im Geſammtreiche. Beuſt hatte vielmehr den Schwerpunkt der Monarchie von Wien nach Peſth, alſo in die transleithaniſche Reichshälfte verlegt. Die Deutſchen herrſchten nicht mehr vor, ſondern die Ungarn, und doch waren die Deutſchen mit dem neuen Dualismus deshalb nicht ganz unzufrieden, weil ſie hoffen durften mit Hülfe Ungarns in der cisleithaniſchen Reichshälfte wenigſtens den Vorzug vor den Slaven zu behaupten. Die Czechen waren bisher durch den Miniſter Belcredi begünſtigt worden, das hörte jetzt auf und kam den Deutſchen zugute. Auf Ungarn und Deutſche geſtützt brauchte Beuſt die Slaven zunächſt nicht zu fürchten. Trotz ihrer Ueberzahl waren dieſe ſlaviſchen Stämme doch uneins. Die Czechen kokettirten mit Rußland, welches die Polen in Galizien im Gegentheil verabſcheuten. In Galizien ſelbſt harmonirten aber wieder die Polen im Weſten nicht mit den Ruthenen im Oſten. Die Croaten waren zu ſehr iſolirt und in die transleithaniſche Reichshälfte verwieſen. Die Slovenzen in Krain rumorten wohl, waren aber noch nicht organiſirt.

Beuſt hielt ſich an die Deutſchen und war ihrer ſicher. Hatten ſie über die Siſtirung der Reichsverfaſſung vor dem Kriege gegrollt und wollten ſie ſich auf einen außerordentlichen Reichstag, den die Regierung vorgeſchlagen hatte, nicht einlaſſen, ſo ließen ſie ſich doch alsbald durch Einberufung eines ordentlichen verfaſſungsmäßigen Reichstags beſchwichtigen. Damit war die ſeit dem Austritt Schmerlings vor dem Kriege verlaſſene liberale Bahn wieder eröffnet, Belcredi entfernt und die Deutſch-Oeſterreicher, vornehmlich die Wiener, ſchwelgten wieder in liberalen Hoffnungen. Beuſt bezweckte damit zugleich auch dem Liberalismus in den ſüddeutſchen Staaten zu ſchmeicheln und dieſelben für die Zwecke Oeſterreichs zu gewinnen.

Das Abgeordnetenhaus des am 22. Mai 1867 zuſammengetretenen Wiener Reichstags verfehlte nicht, in ſeiner Antwortsadreſſe auf die Thronrede freimüthig die Wahrheit zu ſagen. Nachdem ſo viel gefehlt worden ſey, müſſe man wenigſtens aus dem Unglück eine gute Lehre ziehen, um neue Fehler zu vermeiden. Wenn auch in ehrfurchtsvollen Ausdrücken, erſparte doch das Haus dem Kaiſer nicht den ſchweren Vorwurf, er hätte den Reichstag und den verfaſſungsmäßigen Zuſtand nicht ſiſtiren ſollen. Das Haus erinnerte ihn an die Gegenſeitigkeit der Rechte des Kaiſers und des Volkes, der Regierung und der Stände, und legte den Ton darauf, daß das tief erſchütterte Vertrauen nur wieder gewonnen und erhalten werden könne, wenn die Regierung künftig ernſtlich die Verfaſſung einhalte. Zur Garantie forderte das Haus ein Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter. In Bezug auf den Dualismus und Ungarn ließ das Haus, was einmal geſchehen ſey, gelten und drang nur darauf, jede neue Uneinigkeit der beiden Reichshälften zu vermeiden. Auch erfordere der neue Dualismus eine Reviſion und Ergänzung des Grundgeſetzes vom 26. Februar 1861. Ferner verlangte das Haus eine Reform der geſammten Geſetzgebung und Verwaltung im Sinne des liberalen Fortſchritts.

Hierzu ſchien es dem Hauſe vor allem erforderlich und bring-

lich zu ſeyn, der Kirche die Rechte wieder zu nehmen, die ihr das Concordat zuerkannte. „Wir ſind überzeugt, daß weder ein Geſetz noch ein Vertrag für alle Zukunft Rechte unwiderruflich aufgeben könne, welche nach der heutigen Entwicklung des ſtaatlichen Lebens zu den weſentlichen Hoheitsrechten des Staats gehören. Wir halten es für unmöglich, daß der Staat ſich ſeiner Rechte in Bezug auf die Ausübung der Juſtizgewalt und auf die Geſetzgebung in Sachen des Unterrichts zu Gunſten einer von ihm völlig unabhängigen Macht habe entäußern oder ſich des Rechts begeben können, das natürlichſte aller politiſchen Rechte, das der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetze, ohne Rückſicht auf die Confeſſion, welcher ſie angehören, im vollſten Umfange verwirklichen zu dürfen.“ Das hieß mit andern Worten, die katholiſche Kirche ſollte zur willenloſen Magd des Staates herabgedrückt und namentlich ſollte ihr jeder Einfluß auf Schule und Unterricht entriſſen werden. Aber hat jede Kirche nicht ein Recht auf ihre Unmündigen? Soll der Staat die Jugend zur Religionsloſigkeit erziehen? Man hätte doch etwas ſchärfer unterſcheiden ſollen. Wenn es Pflicht des deutſchen Staates iſt, vor dem Verdummungsſyſtem der römiſchen Hierarchie und vor den Schleichereien der Jeſuiten, die von jeher den Germanismus unterminirten, zu ſchützen, ſo iſt es doch ebenſo die Pflicht des deutſchen Staates, ſeine Angehörigen vor dem Exploitirungsſyſtem der Juden, vor dem atheiſtiſchen Indifferentismus und vor einer ſittlichen Verkommenheit zu bewahren, wie ſie in Wien leider überhand genommen hat.

In voller Uebereinſtimmung damit ſtand, was die Adreſſe über die Finanzlage des Kaiſerreichs bemerkte. Sie klagte zwar bitterlich über die Erſchöpfung des Staatskredits, erwähnte aber mit keiner Silbe jener galgenwürdigen Staatsdiebe, die bisher trotz alles Unglücks und trotz aller Klagen und Beſchwerden in gedeckter Stellung ihr Unweſen forttreiben durften. Wenn die Volksvertreter hier helfen wollten, mußten ſie nicht in vagen Redensarten ihr Bedauern

über das Syſtem ausſprechen, ſondern vor ganz Europa die Namen brandmarken und die Schuldigen vor das unnachſichtlichſte Gericht ſtellen. Nichts charakteriſirt die Verblendung der chriſtlichen Volksvertretung in Oeſterreich ſo auffallend, wie ihre Wuth gegen die Kirche und ihre feige Leiſetreterei gegenüber den Juden.

Auch das Herrenhaus des Reichtags antwortete der Thronrede in einer Adreſſe, worin es den dringenden Wunſch ausdrückte, die bisherige Reichseinheit möchte durch den faktiſch eingetretenen Dualismus nicht in Trümmer gehen. Vor allem ſollte die Einheit des Heeres, die gleiche Betheiligung an den Staatskoſten und Staatsſchulden aufrecht erhalten und dafür geſorgt werden, daß den beiden Hälften der Monarchie mit gleichem Maaße gemeſſen werde. In der Finanzfrage ging das Herrenhaus einen Schritt weiter als das Haus der Abgeordneten und verlangte, der Schleier ſollte endlich gelüftet werden, der noch immer die Schäden und Wunden des Staatskörpers verhülle. Endlich wollte auch das Herrenhaus dem Fortſchritt und den berechtigten Forderungen der Zeit gerecht werden, warnte aber vor Ueberſtürzung und legte den Accent auch auf die „erhaltenden Ideen der Gegenwart".

Herr von Beuſt wußte ſich mit überlegener Gewandtheit im Reichsrath zurecht zu finden und Vertrauen zu erwecken. War er doch an den früher begangenen Fehlern nicht ſchuld. Er ſagte in der Generaldebatte über die Adreſſe, man müſſe vorwärts, nicht rückwärts ſehen! „War es meine oder des jetzigen Miniſteriums Schuld, wenn zehn Jahre, welche nach der Niederwerfung des ungariſchen Aufſtands verſtrichen und in welchem die Einberufung eines ungariſchen Landtags genügt hätte, um Ungarn in einer für die übrigen Theile der Monarchie allervortheilhafteſten Weiſe zu befriedigen, unbenützt gelaſſen wurden?" Dann vertheidigte und rühmte er den Ausgleich mit Ungarn. „Ich kann es noch als ein Verdienſt der Regierung bezeichnen, daß der Krone der Vortheil der freien Initiative gelaſſen wurde, und daß die neue Ordnung

der Dinge in Ungarn mit einem Miniſterium begonnen werden konnte, welches, geſtützt auf die große und nationale Majorität, ein gemäßigtes, ein dynaſtiſch geſinntes, ein gut ungariſch, aber auch gut öſterreichiſch geſinntes iſt."

Der Dualismus des Herrn von Beuſt beruhigte einſtweilen die Deutſchen und die Ungarn, aber nicht die Slaven; denn die Slaven wurden dadurch getheilt und zurückgeſetzt, die Croaten hinter die Ungarn, die Czechen hinter die Deutſchen. Nachdem man die einzige Form, in welcher das Geſammtreich zuſammengehalten werden konnte, aufgegeben hatte, nämlich den Einheitsſtaat unter der abſoluten Gewalt des Herrſchers, konnte dieſelbe weder durch die Form des Föderalismus, noch des Dualismus erſetzt werden, und wozu man greifen mochte, es war fehlgegriffen. Jetzt waren die Slaven vor den Kopf geſtoßen, denen die Vernunft immer mit der Leidenſchaft und dem Eindruck des Augenblicks durchgeht. Vergebens wurde den Czechen geſagt: Nehmt euch ein Beiſpiel an den Deutſch-Oeſterreichern, welche der Verſuchung, ſich an das neue deutſche Reich unter Preußen anzuſchließen, widerſtehen und gute Oeſterreicher bleiben; macht ihr es auch ſo, ſucht keinen Schutz in Rußland, ſondern bleibt gute Oeſterreicher! Die Czechen wieſen die Vergleichung zurück und ſagten: Ihr habt gut reden, denn eure Leute ſind jetzt Miniſter in der cisleithaniſchen Reichshälfte und regieren uns, uns, die wir euch, oder wenigſtens uns allein ſelbſt regieren wollen.

Am 1. Januar 1868 ernannte der Kaiſer das neue *cisleithaniſche Miniſterium* in Wien. Fürſt *Auersperg* wurde Miniſterpräſident, Graf Taaffe Vicepräſident und Miniſter der Landesvertheidigung und Landespolizei, das Miniſterium des Innern erhielt Giskra, der Juſtiz Herbſt, der Finanzen Preſtl, des Cultus Haſner, des Handels Plener, des Ackerbaus Graf Potocki; Berger ohne Porteſeuille. Etwas ſpäter wurde Kuhn Kriegsminiſter. Da in dieſer neuen Regierung die bürgerlichen Profeſſoren und Advokaten vorherrſchten, nannte man es das *Doctorenminiſterium*

und verſprach ihm keine lange Dauer, denn man konnte nicht glauben, daß das Haus Habsburg im Ernſt ſeine traditionelle Politik aufgegeben habe. War es doch auch im Jahr 1849 ſchnell genug wieder vom Liberalismus zur Reaktion zurückgekehrt. — Herbſt war Profeſſor in Prag und Vorkämpfer der Deutſchen in Böhmen geweſen, weshalb die Czechen ihm grimmigen Haß trugen. Als er nach ſeiner Ernennung zum Miniſter einmal nach Prag zurückkehrte und die deutſchen Studenten ihn dort feierlich empfangen wollten, hinderten es die jungen Czechen in Gemeinſchaft mit dem Pöbel und machten einen Höllenlärm vor dem deutſchen Caſino, deſſen Fenſter ſie einwarfen unter dem Ruf: pereat Beuſt und Herbſt! und: Tod den Deutſchen! Auch am deutſchen Theater und an der Univerſität wurden die Fenſter eingeworfen. Die Gensdarmerie ſtiftete endlich Ruhe. Die Haufen begaben ſich, das deutſchfeindliche »Hej Slovane« abſingend und einen eigenen „Beuſtmarſch" pfeifend, zur Statue des heil. Wenzel, woſelbſt alles niederkniete und ein Gebet für das Land und die Nation den tragiſch-komiſchen Abſchluß bildete.

Am 19. Januar 1868, an demſelben Tage, an welchem der Leichnam des Kaiſer Maximilian in der Kaiſergruft des Kapuzinerkloſters zu Wien beigeſetzt wurde, verſammelten ſich auch erſtmals in Wien die Delegationen der beiden Reichshälften. Ihre Vereinigung ſollte endlich das Parlament der Geſammtmonarchie darſtellen, welches bisher trotz aller Experimente nicht hatte zu Stande gebracht werden können, denn weil die Ungarn ſich zurückgezogen hatten, war der Reichsrath in Wien ein Rumpfparlament geblieben. Indeſſen bildeten die Delegationen kein gemeinſames Haus, ſondern die cisleithaniſche conſtituirte ſich beſonders am 19. Januar, die transleithaniſche unter dem Präſidenten Somsſich erſt am 20., jedoch beide in Wien. Der Finanzminiſter von Becke lud ſämmtliche Delegirte zu einem Diner ein, aber die Ungarn lehnten ein gemeinſchaftliches Diner ab, und ſolchen Werth

legte das Kabinet auf dieſe trotzigen Herrn, daß es ihnen jede Conceſſion machte, damit ſie nur in Wien blieben und nicht etwa nach Peſth heimreisten. Der Finanzminiſter von Becke hielt ihnen einen Vortrag in magyariſcher Sprache und als die Ungarn gegen den Namen „Reichsminiſterium", den die oberſte Leitung der Geſammtmonarchie, welche ſich den getrennten cis- und transleithaniſchen Miniſterien doch natürlicherweiſe überordnen mußte, als ſelbſtverſtändlich angenommen hatte, Proteſt einlegten, erklärte die Regierung am 21. Januar 1868 äußerſt timide: „Die Benennung Reichsminiſterium wurde blos deshalb gebraucht, weil ſie mit den Worten ‚Miniſterium für die, den beiden Theilen des Reichs gemeinſamen Angelegenheiten' gleich bedeutend ſey. Das Miniſterium habe dadurch nicht eine Erweiterung eines Wirkungskreiſes angeſtrebt." Damit erklärten ſich nun die Ungarn zufrieden geſtellt.

Inzwiſchen kam das Doctorenminiſterium doch ein wenig in's Gedränge. Als bürgerliches Miniſterium hatte es beinahe den ganzen hohen Adel aller Kronländer gegen ſich, durch ſeinen forcirten Liberalismus, ſeine Judenbegünſtigung und Kirchenfeindſchaft hatte es den Klerus aus ſeiner Paſſivität aufgerüttelt und deſſen feſten Widerſtand hervorgerufen. Als ein ausſchließlich deutſches Miniſterium war es der cisleithaniſchen Slavenmehrheit zuwider und erfuhr doppelten Widerſtand bei Czechen und Polen. Um Ungarn durfte es ſich gar nicht mehr bekümmern. Selbſt als Werkzeug des Reichskanzler von Beuſt ſtand es immer nur in zweiter Linie und wurde von demſelben gelegentlich auf eine geringſchätzige Art umgangen. Beuſt verkehrte mehr mit Andraſſy, dem transleithaniſchen, als mit Auersperg, dem cisleithaniſchen Miniſterpräſidenten. Deswegen hatte Auersperg ſeine Entlaſſung genommen, und konnte nicht erſetzt werden, denn der hohe Adel verſagte ſich. Auersperg's Bruder, Oberſtlandmarſchall von Böhmen, ſchlug die Nachfolge aus und Graf Taaffe trat nur interimiſtiſch als Stellvertreter des abgegangenen Präſidenten ein. Das bürgerliche Miniſterium lag in

Conflikten mit den Statthaltern in den Provinzen, mit den Biſchöfen, mit Rom. Der Tiroler Landtag verwarf das neue Schulgeſetz und wurde zwar am 17. Oktober aufgelöst, beharrte aber in ſeiner Oppoſition. Gegen die Biſchöfe wagte man nicht ernſtlich vorzugehen, weil ſie doch zu viel Anhang unter dem Landvolk hatten. Das Geſchrei der Judenblätter machte ihnen vor der Hand nicht Angſt. Wenn auch ein paar Biſchöfe, welche die Eheſtandsakten dem weltlichen Ehegericht nicht ausliefern wollten, mit kleinen Geldſtrafen belegt wurden, ſo konnte ſie das auch nicht erſchrecken. Zudem machte ſich der ungariſche Reichstag unter dem Einfluß Deak's ein beſonderes Vergnügen daraus, mit dem ungariſchen Klerus zuſammenzuhalten, um durch ihn die Nationalpartei zu verſtärken, und beſchloß in dieſem Sinne, die geiſtlichen Ehegerichte beizubehalten.

Dennoch war die Zeit noch nicht gekommen, in welcher ſich der Kaiſer der bürgerlichen Doctoren hätte entledigen können, wie er einſt bald nach ſeinem Regierungsantritt, vom kühnen Fürſten Felix von Schwarzenberg berathen, ſich des letzten Kremſier'ſchen Verfaſſungsplunders entledigt hatte. Der Liberalismus war noch immer nützlich und unvermeidlich, deshalb durften die Doctoren noch in ihren Aemtern verbleiben. Sie hofften vom Reichstage unterſtützt zu werden. Dieſer trat auch am 17. Oktober in Wien zuſammen, war aber nicht vollſtändig und die Sitzungen mußten daher noch vertagt werden. Am 23. gab ſich Miniſter Giskra Mühe, einer freiwillig zuſammen getretenen Verſammlung von Reichstagsabgeordneten klar zu machen, daß, wenn das liberale Syſtem aufrecht erhalten werden ſolle, das jetzige Miniſterium auf eine Mehrheit im Reichstag müſſe rechnen können. Die bisherige Spaltung der Abgeordneten in verſchiedene Clubs und nach Nationalitäten können dazu nicht führen, denn auf einen Club allein könne ſich das Miniſterium nicht ſtützen, weil er die erforderliche Stimmenzahl nicht beſitze und die andern Clubs ſich beleidigt fühlen würden, wenn ſich das Miniſterium nicht beſonders auch an ſie wende. Die Abgeord-

neten ſetzten nunmehr ein Comité nieder, um den Antrag zu berathen. Uebrigens verſicherte Giskra, das Miniſterium genieße noch das volle Vertrauen des Kaiſers.

Am 26. Oktober kündigte Herr von Beuſt in der Sitzung des Wehrausſchuſſes an, das Kaiſerreich bedürfe eine Armee von 800,000 Mann, wozu der Reichstag die erforderlichen Mittel bewilligen möge. Sein Antrag, wie die Rede, womit er ihn begründete, erregte allgemeines Aufſehen. Man ſchrieb aus Wien: „Wie man uns berichtet, ſagte Herr von Beuſt, Oeſterreich bemühe ſich den Frieden zu erhalten, aber dieſer liege nicht in ſeinem Belieben. Für den Augenblick ſey der europäiſche Friede zwar nicht bedroht, doch ſey die Lage von der Art, daß die öſterreichiſche Regierung ihre Pflicht verſäumen würde, wenn ſie gegenüber den ſtark gerüſteten andern Mächten es unterließe, ſich auf alle Fälle vorzubereiten. Auch vermitteln könne Oeſterreich mit Erfolg nur, wenn es in der Lage ſey, durch ſein Gewicht nach der einen oder andern Seite hin, den Ausſchlag zu geben. Auf die Bemerkung eines Abgeordneten, daß Oeſterreich die Koſten der ungariſchen Landwehr bezahlen müſſe, antwortete Herr von Beuſt, es könne leicht dahin kommen, daß die ungariſche Landwehr zuerſt in Action zu treten hätte, denn man wiſſe ja, daß die Donaufürſtenthümer nur ein großes Arſenal ſeyen." Hierauf ſtimmte der Wehrausſchuß dem Antrage bei.

Die „Süddeutſche Preſſe" bemerkte: „Sprechen wir ohne Bilder und grade heraus. Oeſterreichiſche Miniſter halten einen europäiſchen Krieg für unvermeidlich. Ein ſolcher wird aber nur ausbrechen, wenn die öſterreichiſche Politik in ihrer Richtung nach außen und namentlich in ihrer Beziehung auf Deutſchland durch 1866 noch nicht genug gelernt hat. Weiß ſich Oeſterreich in ſeine Stellung außerhalb Deutſchland zu finden, ſo droht nirgends ein Krieg. Halten öſterreichiſche Miniſter einen ſolchen Krieg für unvermeidlich, ſo hat die Welt ein Recht zu ſchließen, daß ſie ihn wollen.

überzeugen, daß ihr dermaliges Zusammenleben kaum ein bürgerlicher Zustand genannt werden könne, obgleich er von einem solchen übrig geblieben. Was sie gegenwärtig an sich darstellen, sind nur Reste von Verfassungen, sie selbst sind nur Trümmer ehemaliger Völker, **disjecta membra** einer ganz besonders constitutionirten, auch in dieser Art von Auflösung eigenthümlichen Menschheit. Ueberall unter den amerikanischen Wilden begegnet man Ueberbleibseln von hierarchischen und monarchischen Verhältnissen; freilich aber sind diese Spuren oft so verwischt und undeutlich, daß es gegenwärtig unmöglich wird, auf den Ursprung der einzelnen Verhältnisse zurückzukommen und sie mit einander in genetische Verbindung zu bringen.

Als erstes Fundament aller dieser Reste früherer Cultur erscheint ein durch alle Indianer verbreiteter Glaube an irgend eine unbekannte geistige Kraft, die ihr Leben und ihre Wohlfahrt beherrsche und durch die Vermittelung auserwählter Individuen wohlthätig oder schädlich auf den Einzelnen wirke. Durch Klugheit, Erfahrung, Muth hervorragende Individuen — seyen es Männer oder Weiber — werfen sich von selbst zum Bindeglied zwischen der Gemeinschaft und dem höhern Willen auf, oder, was häufiger der Fall ist, sie erben eine solche Stellung gemäß alter Tradition. Ein Priesterthum ist es also, worauf sich alle ihre gesellschaftlichen Zustände basiren; aber dasselbe ist in seiner bessern Bedeutung gänzlich verloren gegangen. Jetzt ist es kein Priesterthum mehr, sondern Zauberdienst, Hexenwerk, Arztthum und die roheste Demagogie des Aberglaubens. Dennoch aber geht noch jetzt ein theokratisches Element durch das Leben der Indianer hindurch. Es beherrscht die Familie eben so gut, wie die Handlungen der Gemeinschaften, Stämme und Völker. Indolenz und geistige Erstarrung in der Mehrheit haben es der Schlauheit und dem Unternehmungsgeiste Einzelner leicht gemacht, sich Alles unterzuordnen, und das ursprünglich vorhandene religiöse Wesen der Herrschaft ist eben wie der Cultus und dessen Symbole selbst untergegangen. Dabei macht man die Bemerkung, daß sich die Spuren theokratischer Verfassung in größeren Gemeinschaften deutlicher erhalten haben, als in kleinen. Je schwächer an Zahl irgend ein Stamm, um so anarchischer leben seine Glieder, um so weniger gilt die Autorität des Zauberers oder Arztes; je größer und mächtiger

Die nähere Erklärung dieſes überraſchenden Vorgangs iſt in einer Enthüllung der Neuen freien Preſſe zu ſuchen. Dieſe nämlich verbreitete in denſelben Tagen das Gerücht, der ruſſiſche Kaiſer habe bei ſeinem kürzlichen Beſuch in Berlin mit dem König von Preußen einen Plan zur Zertrümmerung Oeſterreichs verabredet, wobei auch Italien mitwirken ſollte. Man glaubte der nächſte Zweck dieſer Ausſtreuung ſey geweſen, die Reichstagsabgeordneten zu allarmiren und geneigt zu machen, dem hohen Militärbudget ihre Zuſtimmung nicht zu verſagen. Indeß wurde es dem Herrn von Beuſt doch ziemlich übel genommen, daß er den Teufel an die Wand gemalt habe, während man in Paris Frieden predige. Engliſche Blätter bemerkten, nachdem ihr Lord Stanley grade in dieſen Tagen ſich mit ſo viel Wärme für die Nothwendigkeit, den Frieden zu erhalten, ausgeſprochen habe, ſey es nicht zu verantworten, daß Oeſterreich die berechtigten Friedenshoffnungen Europa's wieder ſtöre. Die Rede Beuſt's hatte auch einen ſcharfen Artikel der St. Petersburger Zeitung zur Folge, worin gedroht wurde, wenn Oeſterreich ſich etwa mit Frankreich zu verbinden gedächte, und Frankreich Deutſchland angriffe, werde Rußland dem mit aller Energie entgegentreten.

Am 10. November 1868 begannen die Debatten über das Wehrgeſetz im Abgeordnetenhauſe zu Wien und es fielen ſcharfe Reden gegen die unpolitiſche Kriegsluſt des Miniſteriums. Doctor Sturm ſagte gradezu, die 800,000 Mann würden zu keinem andern Zweck verlangt, als weil Herr von Beuſt die Allianz Frankreichs mit Oeſterreich nur um dieſen Preis erkaufen könne. Rechbauer betonte, daß die kriegsluſtige Dynaſtie etwas wolle, was das Volk nicht wolle und wofür doch das Volk allein alle Opfer bringen ſolle. Skene ſah den Untergang des Parlaments voraus, wenn das neue Wehrgeſetz der Regierung die Waffen in die Hand gebe, den Despotismus zu erneuern. Baron Weichs ſpottete über die Angſtmacherei, ſofern die Miniſter mit ihrer Entlaſſung drohten, wenn das

Wehrgeſetz nicht angenommen werde: „Die Kabinetsfrage exiſtirt jedenfalls, ob wir annehmen oder nicht. Das Miniſterium hat die Zinſenreduction, wird es heißen, es hat das Ausnahmsgeſetz, es hat nun auch das Wehrgeſetz durchgebracht, das Miniſterium hat ſeine Schuldigkeit gethan, es kann gehen."

Trotz allen Gegenreden ſiegte das Miniſterium, weil es wiederholt äußerte, es müſſe abtreten, wenn das neue Wehrgeſetz nicht durchginge. Mit den Perſonen aber, ſo ſtreute man überall aus, werde ohne Zweifel auch das Syſtem wechſeln. Dann würde es mit allen liberalen Hoffnungen und ſchönen Ausſichten, worüber die liberalen Wiener ſich ſo lange ſchon wie Kinder vor Weihnachten gefreut hätten, zu Ende ſeyn. Auch Miniſter Doctor Berger verſicherte, Oeſterreich rüſte nur, um ſeiner Neutralität Achtung verſchaffen zu können. An Preußen Rache zu nehmen, denke es nicht. Die einzige Rache, die es nehmen wolle, ſey in Bezug auf Freiheit des Volks, Wohlſtand des Volks und Geiſtesbildung des Volks es einſt zu übertreffen. Dieſe Rede Berger's, welche zugleich den Frieden und den Liberalismus verſprach, wirkte Wunder. Am 13. November wurde das neue Wehrgeſetz im Abgeordnetenhauſe mit 118 gegen nur 23 Stimmen angenommen, alſo der Regierung Gewalt gegeben, zehn Jahre lang 800,000 Mann in's Feld zu berufen, ohne weiter einen Reichstag fragen zu dürfen. Eine Stimme in der Oppoſitionspreſſe meinte, die liberale Partei habe ſich damit die Schnur ſelber um den Hals gelegt. Ihre Doctoren würden bald fortgejagt werden, nachdem ſie ſo thöricht geweſen ſeyen, ihren Nachfolgern ſelber die Waffen in die Hand zu geben. Eine andere Stimme in der Preſſe frug mit beißendem Spott, warum denn Doctor Breſtel, der Finanzminiſter, kein Wort geſprochen, auf die ungeheuern Koſten der neuen Ausrüſtung nicht aufmerkſam gemacht und dem Wehrgeſetz ganz naiv zugeſtimmt habe, deſſen ſchwerſte Folgen grade auf ihn fallen würden?

Ueberhaupt zeigte ſich viele Mißſtimmung unter einem großen

Theil der bisherigen Liberalen gegen die Miniſter, die man beſchuldigte, ſie ließen ſich im Widerſpruch mit ihrem Princip mißbrauchen, wobei Graf Andraſſy die Hauptrolle ſpiele. Aus dieſer Quelle komme die Nachgiebigkeit gegen Galizien und die bisherige Aufrechterhaltung des Concordats. Nicht einmal die Erlaubniß, Freimaurerlogen zu eröffnen, konnten die liberalen Philiſter Wiens jetzt noch von ihrem Doctorenminiſterium erlangen. Sie wurde ihnen abgeſchlagen.

Da der Wiener Bürgermeiſter Zelinka ſtarb, trat Felder an ſeine Stelle und machte in ſeiner erſten Anſprache an den Gemeinderath am 29. Dezember 1868 mit vieler Wärme geltend, Wien könne ſich nicht gefallen laſſen, in den zweiten Rang zurückgewieſen zu werden, ſofern es den Anſchein habe, als ſolle der Schwerpunkt der Monarchie nach Peſth verlegt werden. Zugleich verlangte der neue Bürgermeiſter eine Erweiterung der Gemeinde-Autonomie für die Stadt Wien. Aber dieſelbe Stadt Wien hatte bisher alles verſäumt, um der mächtige Centralpunkt des Kaiſerreichs bleiben zu können. Sie hatte durch ihre Corruption und Judenwirthſchaft die große Monarchie kernfaul gemacht. Sie hatte im Jahr 1848, anſtatt damals die Herrſchaft des deutſchen Elements eiſern feſtzuhalten, mit Ungarn, Slaven und Italienern gebuhlt und in der Zerrüttung der Monarchie mit ihnen gewetteifert. Endlich hatte ſie im blinden Anſtürmen gegen das Concordat auch das kirchliche Band, welches einſt die Monarchie umſchloſſen hatte, zerriſſen. Wie konnte alſo dieſe Stadt ſich beklagen, daß geſchah, was ſie ſelbſt verſchuldet hatte?

Im Spätherbſt unternahm Kaiſer Franz Joſeph die Reiſe nach Suez, um der feierlichen Eröffnung des neuen Canals daſelbſt in Perſon anzuwohnen und zu zeigen, welches Intereſſe er an allem nehme, was dem Handel Oeſterreichs, wie auch einer gedeihlichen Entwicklung der Civiliſation im Orient förderlich ſey. Als nächſter Nachbar und Freund der Türkei mußte er ſo handeln. Von ſeinem

Miniſter Beuſt, den er mitnahm, rühmte die Preſſe wieder, wie eifrig er beſtrebt ſey, das Zerwürfniß zwiſchen dem Sultan und dem Vicekönig von Aegypten auszugleichen. Das lag einfach im Intereſſe Oeſterreichs. Von der Reiſe des Kaiſers wird weiter unten mehr die Rede ſeyn. Auf der Rückkehr wollte er Victor Emanuel in Brindiſi beſuchen, unterließ es aber, weil der König ſchwer erkrankt war, und nur Beuſt ging zu ihm. Unterdeß war der leidige Aufſtand in Dalmatien ausgebrochen und der Kaiſer war kaum wieder in Trieſt gelandet, als er einem Kriegsrath in Bezug auf dieſe Angelegenheit präſidiren mußte. Er ſoll damals geſagt haben, „ſo kann es nicht länger gehn".

Am 6. Dezember kam der Kaiſer nach Wien zurück. Seine Gemahlin Eliſabeth hatte ihn auf der Reiſe nicht begleitet, ſondern in Ungarn zugebracht, wo man ihre Gewandtheit als Reiterin bewunderte. Später war ſie zum Concil nach Rom gereist. Die Zeit war herangerückt, in welcher der cisleithaniſche Reichstag wieder zuſammentreten mußte, und der Kaiſer eröffnete ihn in Perſon am 13. Dezember. Man war nicht ohne Sorge um den Beſtand der Verfaſſung, da die Oppoſitionen und Renitenzen der Föderaliſten ſich maſſenhaft zuſammengehäuft hatten. Giskra und das ganze Doctorenminiſterium mit Ausnahme Berger's gab dem heimgekehrten Kaiſer eine Denkſchrift ein, worin ſie nicht nur die Aufrechterhaltung der Verfaſſung, des Dualismus und des liberalen Syſtems, ſondern auch vollſtändige Unabhängigkeit vom Reichskanzler verlangten, ſo wie dieſelbe das ungariſche Miniſterium behaupte, Uebergabe des Dispoſitions- oder Preßfonds, den bisher Beuſt allein verwaltet hatte, ſowie auch Uebergabe der Staatspolizei, die bis jetzt dem Reichskanzler zuſtand, an das Miniſterium. Graf Taaffe gab ſeine Entlaſſung ein. Die Auflehnung des Doctorenminiſteriums erklärte man daraus, daß Graf Beuſt den Slaven nachzugeben geneigt geweſen ſey. Giskra, wie auch Andraſſy ſahen dadurch die überwiegende Stellung der Deutſchen und Ungarn ge-

fährdet. Giskra wollte nur Schonung der Polen in Galizien, um dadurch die Czechen um ſo gewiſſer zu iſoliren. Aber die Czechen waren vorſichtig. Rieger und Sladkowsky, die von Giskra nach Wien zu Unterhandlungen eingeladen wurden, kamen nicht und bereiteten ihm dadurch eine Verlegenheit.

Giskra ſah voraus, daß die Slaven, welche gegenwärtig in den Landtagen ihrer Provinzen beiſammen ſaßen und aus deren Mitte auch die Mitglieder des cisleithaniſchen Reichstags in Wien gewählt waren, von denen aber die böhmiſchen gar nicht kamen, der Regierung immer neue Schwierigkeiten machen würden, ſchlug alſo ein ſog. Nothwahlgeſetz vor, nach welchem, wenn die von den Landtagen gewählten Reichstagsmitglieder nicht zum Reichstage kämen, die Landtage aufgelöst und Neuwahlen mittelſt des direkten Wahlrechts vorgenommen werden ſollten. Damit waren aber nicht alle Miniſter einverſtanden, namentlich Haßner nicht. Auch wurden die Forderungen der Polen in Galizien von dem Miniſterium nicht gebilligt. Es hieß, Giskra habe verſäumt, dem Kaiſer zuerſt ſein Wahlprojekt vorzulegen, und deshalb Vorwürfe von ihm hören müſſen. Dagegen ſpricht, daß Giskra, als er ſeine Entlaſſung nahm, vom Kaiſer äußerſt wohlwollend verabſchiedet wurde. Haßner übernahm einſtweilen den Vorſitz im Miniſterium, aber ohne Ausſicht, es noch zuſammenzuhalten. Mit Giskra war demſelben die Energie verloren, das Nothwahlgeſetz wurde zurückgenommen. Was ſollte nun der Kaiſer thun, deſſen langedauernder Aufenthalt in Peſth zu beweiſen ſchien, er werde ſich unter allen Umſtänden auf die Ungarn ſtützen? Es ſchien jedoch für dieſe nicht minder ſchwer, den Dualismus des Reichs aufrecht zu erhalten, wie für die Deutſchen, denen es ſoeben mißlungen war.

Das Miniſterium ſpaltete ſich. Die Mehrheit deſſelben verlangte, der Kaiſer ſolle an der Reichsverfaſſung feſthalten und mittelſt des Nothwahlgeſetzes den Reichstag wieder vollzählig machen. Die Minderheit (Potocki, Taaffe, Berger) war nicht ſo kühn und

rieth ihm zur Nachgiebigkeit. Nun nahm er die Entlaſſung der drei letztern an, die fünf zurückbleibenden Miniſter konnten ihm aber die Mittel zur Durchführung ihrer Vorſchläge nicht ſichern.

Um die Unſicherheit und Verwirrung in Oeſterreich womöglich noch zu vermehren, traten auch die Arbeiter in Wien allmälig immer energiſcher und lauter mit ihren Forderungen hervor, denn vielleicht nirgends war das Geldprotzenthum des Adels, Klerus, der Juden und der Fabrikanten und im Contraſt damit die Armuth des gemeinen Volks unnatürlicher als in Oeſterreich. Da alle frühern Verſuche der Wiener Arbeiter, ſich bei der Regierung Gehör zu verſchaffen, vereitelt und mit vornehmer Geringſchätzung behandelt worden waren, ſammelten ſich am 13. Dezember 1869 viele, man ſagt 20,000 Arbeiter Wiens auf den öffentlichen Plätzen, mehrten ſich durch Deputationen aus den bedeutenderen Städten Oeſterreichs und zogen in Maſſe vor den Palaſt des Miniſterpräſidenten Grafen Taaffe. Dieſer Herr empfing ſie mit Ruhe, machte ſie aber auf das Ungeſetzliche ihrer Demonſtration aufmerkſam. Die Deputirten der Arbeiter antworteten: wenn nur ihrer Wenige erſchienen wären, ſo würde man ihren Wünſchen keine beſondere Bedeutung beigelegt haben. Man entziehe den Arbeitern das allen Staatsbürgern zuſtehende Vereins- und Verſammlungsrecht, das ſey ein Druck, der den Gegendruck hervorrufe. Die Regierung rühme ſich, liberal zu ſeyn, die Arbeiter würden ſich freuen, wenn ſie ſich ihnen gegenüber auch als eine wirklich liberale bewähre. Schließlich nahm der Miniſter ihre ihm ſchriftlich mitgetheilten Wünſche entgegen und verſprach, ſie dem Geſammtminiſterium mitzutheilen. Kurz nachher wurde der Haupträdelsführer der Arbeiter, Hartung, ein junger Hannoveraner, von der Polizei in ſeiner Wohnung überfallen, entwiſchte derſelben aber mit Liſt durch eine Thür, hinter welcher er angeblich Papiere, nach denen die Polizei fahndete, holen wollte. Derſelbe, obgleich nur ein Tiſchlergeſelle und erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, hatte eine Zei-

tung „die Volksſtimme“ redigirt. Sämmtliche andere Mitglieder der Deputation, die ſich dem Miniſter aufgedrängt hatten, wurden verhaftet.

Man warf dem Grafen Taaffe vor, daß er überhaupt dieſe ungeſtümen Leute vorgelaſſen habe. Die Miniſterkriſis war noch nicht beendigt. Der Kaiſer ließ ſich gegenüber dem Memoire Giskras auch eins von der miniſteriellen Minderheit geben und reiſte nach Peſth, um ſich der Meinung der Ungarn zu verſichern. Andraſſy war entſchieden für Giskra und ſomit für den Fortbeſtand der Reichsverfaſſung und des Dualismus. Man warf Beuſt vor, er habe den Czechen und Föderaliſten nicht genug Ernſt gezeigt. Zugleich wurde gemeldet, der jetzt elfjährige kaiſerliche Kronprinz ſolle vom 1. Januar 1870 an in Peſth und nicht mehr in Wien wohnen.

Das cisleithaniſche Miniſterium ſpaltete ſich damals in eine Minderheit und Mehrheit. Die Minderheit beſtand aus dem Grafen Taaffe, dem Grafen Potocky und Berger, der ſich von ſeinen bürgerlichen Collegen getrennt hatte. Dieſe Herrn wollten, wie Beuſt, den Slaven mit Conceſſionen entgegenkommen. Die Mehrheit, beſtehend aus Giskra, Herbſt, Haſſner, Plener und Breſtel wollten das nicht. Nach Giskra's Programm ſollte die Regierung die Forderungen der Slaven an ſich kommen laſſen und ihnen nur das bewilligen, was der Einheit der Monarchie nicht gefährlich ſey. Er hoffte, den Widerſtand der Polen, Czechen und Slovenen „allmälig und ſchrittweiſe“ zu beugen. Alles komme darauf an, die Reichsverfaſſung aufrecht zu erhalten. Nichts ſolle an ihr geändert, wohl aber ein neuer Reichstag gewählt werden, mit dem ſich leichter werde regieren laſſen. Die Minorität des Miniſteriums glaubte das nicht, Polen und Czechen würden im Gegentheil den Reichstag verlaſſen, auch die Tiroler. Stoße man die Slaven zurück, ſo habe man ſie zu gefährlichen Feinden, da ſie auswärtige Freunde hätten. Giskra hatte in einem Club der Liberalen ſein

Programm mitgetheilt. Dieſe Verletzung des Geheimniſſes warf ihm Taaffe bitter vor und es gab eine heftige Scene im Miniſterrath. Beide Programme der Majorität und Minorität wurden nun veröffentlicht. Alle Miniſter gaben ihre Entlaſſung ein, der Kaiſer aber konnte ſich nicht leicht entſchließen, welchem Programm er beipflichten ſollte. Beuſt hatte durch Berger, der die Regierungspreſſe leitete, Giskra bei jeder Gelegenheit verkleinert und verdächtigt und nur ſich ſelbſt in's glänzendſte Licht ſtellen laſſen. Giskra ließ durch andere Blätter Beuſt angreifen, unterhandelte aber heimlich mit den Ruthenen in Galizien, um ſich ihrer gegen die Polen bedienen zu können.

Während dieſer Kämpfe in den obern Regionen warteten Reichstag und Publikum ziemlich geduldig. Nur im Herrenhauſe machte ſich einige Unzufriedenheit Luft darüber, daß die Regierung ihr Syſtem immer und immer wieder ändere und die Reichsverfaſſung wie Wachs gedreht werde. Im Wiener Gemeinderath gaben Klemm und Schrank der Mißſtimmung derer Ausdruck, denen das liberale Miniſterium nicht energiſch genug vorkam, „daß die Miniſter nicht die rechten Männer ſeyen, um die Sendung zu erfüllen, die man von einem freiheitlichen, parlamentariſchen Bürgerminiſterium erwartet. Wenn es galt, einen entſchiedenen Schritt vorwärts zu thun (z. B. in der Concordatsfrage) blieben ſie auf halbem Wege ſtehen, gingen nach allen Seiten Compromiſſe ein. Auch haben ſie durch eine Unzahl von Conceſſionen indirekt den Aktienſchwindel befördert.“ Genug, die Vertrauensadreſſe, welche der Gemeinderath an das Miniſterium richten ſollte, kam nicht zu Stande.

Beuſt ſuchte die Entſcheidung hinauszuſchieben, bis der Reichstag eine Verantwortung übernehmen könnte, der Kaiſer aber entſchied ſich endlich am 15. Januar, nahm die Entlaſſung der miniſteriellen Minorität an und trug Plener auf, ein neues Kabinet zu bilden. Plener, der Handelsminiſter, war der älteſte unter den

fünf Miniſtern der Majorität. In der Zwiſchenzeit, ehe das Miniſterium ergänzt war, machte im Reichstage der Präſident von Kaiſerfeld (am 19.) einen ernſten Angriff auf den Reichskanzler. „Seine ungerechtfertigte Einmiſchung koſtete uns den erſten parlamentariſchen Miniſterpräſidenten und zog in ihren weitern Conſequenzen die ganze Reihe jener parlamentariſchen Zwiſchenfälle und conſtitutionellen Curioſitäten nach ſich, an denen die letzten zwei Jahre ſo reich waren.“ Der Redner ſprach den Verdacht aus, der Gedanke einer Reaktion liege immer noch im Hintergrunde, wie das ja auch ſchon Greuter geſagt hatte, indem er vor Gericht ſeinen eigenen Ultramontanismus damit entſchuldigte, daß der Kaiſer ſelbſt anderer Meinung ſey als ſeine liberalen Miniſter und im Herzen am Concordat eben ſo feſt halte, wie die Tiroler. Kaiſerfeld frug: „Wo wäre der Staatsmann, der es wagen dürfte, ohne die größte Gefahr der Krone anzurathen, daß ſie die Reichsverfaſſung von der Zuſtimmung einzelner Landtage abhängig mache? Oder daß ſie das Feſtſtehende wieder auflöſe und einer Conſtituante preisgäbe? Wo iſt der Gigant, der es unternehmen wollte, heute noch das Concordat wieder herzuſtellen, oder das Reich wieder mit abſoluter Macht zuſammenhalten zu wollen?“ Beuſt war zugegen, hörte regungslos zu, verließ aber ſogleich den Saal, nachdem Kaiſerfeld ausgeredet hatte. Auch der Deutſchböhme Doktor Klirr griff den Reichskanzler an, ſofern er den Slaven zuviel nachgeben wolle, und drohte im Namen der Deutſchen, „wenn man ſie zwänge zu vergeſſen, daß ſie Oeſterreicher ſeyen, ſo würden ſie nur daran denken, daß ſie Deutſche ſind, und darnach handeln.“ Am 22. vertheidigte ſich Beuſt vor dem Reichsrath, erklärte die Reden Kaiſerfelds und anderer für peſſimiſtiſch und ſagte, er habe niemals verhehlt, daß ſeine Anſichten auf Verſöhnung gerichtet ſeyen, daher er mehr der Verſöhnungspartei zugeneigt ſey. Beuſt beſtreitet, daß er ſeit Auersbergs Rücktritt mit einem Führer der Slaven verhandelt habe, daß er den Dispoſitionsfond gegen den Willen des Miniſteriums und

gegen die Verfassung verwendet habe. Als Minister des Aeußeren habe er Interesse an der Beendigung der inneren Kämpfe. Auch in den Delegationen werfe man ihm vor, er schüre gegen das Ausland; gleichwohl seyen die Beziehungen zu allen Regierungen friedliche. Er wünsche den Völkerfrieden, welchen er kräftig anstreben werde. Auch verfehlte er nicht, daran zu erinnern, daß ohne ihn ein liberales Ministerium wohl nicht zu Stande gekommen wäre, die Liberalen also Unrecht hätten, ihn anzugreifen. Ihm erwiderte Rechbauer, Beust habe ja doch das Patent vom 3. Januar 1871, durch welches die Hallen der Verfassung für immer geschlossen werden sollten, unterzeichnet, und wenn sie dennoch nicht geschlossen würden, so sey das nicht ihm zu verdanken, sondern nur dem kräftigen Zusammenwirken der deutschen Partei.

Am wenigsten waren die Czechen mit der Beibehaltung der deutschen Ministermehrheit zufrieden. Ihre Blätter schürten den Deutschenhaß, theils mit hussitischen Erinnerungen, theils mit zuversichtlichem Pochen auf Rußland, das ihnen schon helfen werde.

Eine Flugschrift von Fischhof ging den ganzen Fächer der bereits von der österreichischen Politik improvisirten Experimente (absolute Monarchie, Concordat, Aristokratie, Verfassung, Reichstag, Liberalismus, Doktorenministerium, — Einheitsstaat, Dualismus, Nachgeben gegen die Ungarn auf Kosten der Deutschen und Slaven, Nachgeben gegen die Slaven auf Kosten der Deutschen, Nachgeben gegen die Deutschen auf Kosten der Slaven) der Reihe nach durch und fand, alle Möglichkeiten seyen erschöpft und nur noch eine bleibe übrig, nämlich der reine Föderalismus, die Decentralisation im eminentesten Sinne, möglichste Verstärkung der Selbständigkeit jedes einzelnen Kronlandes, möglichste Schwächung der Centralregierung in Wien.

Auf das arbeiteten nun wirklich die sämmtlichen cisleithanischen Slavenstämme hin. Die Czechen hatten schon längst ihre

ein Stamm iſt, je entſchiedener er gleichſam eine Art politiſcher Stellung zwiſchen den Nachbarn einnimmt, um ſo mehr Geltung haben die hervorragenden Leiter des Stammes, um ſo eher ſind ſie nicht blos Zauberer, Aerzte, Rather, ſondern auch Schiedsrichter und Ordner im Frieden, Anführer im Kriege, Häuptlinge, Caziken.

Die Geſchichte derjenigen amerikaniſchen Völker, welche bei der Eroberung durch die Europäer die verhältnißmäßig höchſte Cultur beſaßen, — der Mexicaner, der Bewohner des hohen Plateau von Cundinamarca, der Peruaner — beginnt mit mythiſchen Geſtalten, mit dem Xolotl, dem Manco-Capac, dem Bochica, und dieſen Heroen wird eine mächtige Einwirkung auf ihre Völker zugeſchrieben. Bei einer kritiſchen Prüfung jedoch von den Schriften aus der Zeit der Conquiſta, kann uns nicht entgehen, daß, bevor jene Thaumaturgen und Reformatoren auftraten, eine allgemeine Verwilderung und Entſittlichung eingetreten war, aus welcher jene Wohlthäter ihre Völker zu erheben verſuchten. Acoſta, Pedro de Cieça und ſogar der Alles in verſchönerndem Lichte zeigende Inca Garcilaſo berichten ausdrücklich, daß die erwähnten Völker vor dem Erſcheinen jener Heerführer und Geſetzgeber in einem ganz rohen Zuſtande („wie Beſtien") gelebt hätten, daß ſie erſt durch dieſelben in größere Völkerhaufen vereinigt, mit den Künſten des Krieges wie des Ackerbaues bekannt gemacht und durch mehr oder minder theokratiſche Regierungsformen auf die erſten Stufen der Cultur erhoben worden ſeyen. Die Berichte von der Einführung irgend einer Geſittung datiren, man mag ſie nach dieſer oder jener Chronologie betrachten, doch nie über 800 bis 1290 Jahre in der chriſtlichen Zeitrechnung hinauf. Iſt nun die amerikaniſche Bevölkerung von ihrem Urſprunge bis zur Erſcheinung jener Reformatoren in dem wilden Zuſtande geweſen, woraus dieſe ſie erhoben haben, oder ging der Barbarei ſchon ein anderer, beſſerer Zuſtand voraus? Wer immer die Kataſtrophen, welche unſer Geſchlecht durchlebt hat, auch nur flüchtig betrachtet, wird ſich für die letztere Annahme entſcheiden müſſen. Die Geſchichte iſt alt und lang, aber die Vorgeſchichte iſt noch länger. Wollten wir auch die Cultur der Peruaner und Mexicaner nicht weiter hinaufdatiren, als zu dem Anfange jener hiſtoriſchen Zeit des Manco-Capac und Xolotl, ſo blieb vor Allem die Frage vor

Sitze im Wiener Reichstag einzunehmen verweigert. Nach Giskra's Entfernung ſchien ſämmtlichen Slaven die Gelegenheit günſtig, das ganze deutſche Doktorenminiſterium vollends zu ſprengen. Alſo traten am 31. März ſämmtliche Polen, Slovenen, Iſtrier aus dem Reichstage aus. Bekanntlich waren früher ſchon auch die Tiroler fortgegangen. Das Haus blieb nur zur Noth noch beſchlußfähig, konnte ſich aber unmöglich länger für berechtigt halten, zu beſchließen, was ſämmtliche Ausgetretene mißbilligt hätten. Die Slavenſtämme erklärten alle, gleich den Tirolern, ſie treten aus, weil die Regierung ihre National- und Lokalintereſſen nicht befriedige. Das war alſo der Proteſt des Föderalismus gegen den Dualismus und zugleich der Slaven gegen die Deutſchen und Ungarn. Vorzugsweiſe war aber die ſlaviſche Oppoſition gegen die Deutſchen und deren bisherige Hegemonie in der bisherigen cisleithaniſchen Reichshälfte gerichtet. Wenn ſie ſelbſt zu dieſer Hegemonie gelangt wären, würden ſie ſich vielleicht den Dualismus haben gefallen laſſen. Die Deutſchen kamen ſehr in die Klemme. Sie hatten bereits die Anerkennung ihrer Hegemonie in Cisleithanien den Ungarn um ſchweres Geld abkaufen müſſen, indem ſie ſiebenzig Prozent der Staatsſchulden behielten. Jetzt ſollten ſie auch noch jene Hegemonie verlieren und den Slaven das Feld räumen müſſen. Haßner und mit ihm das ganze Miniſterium in Wien dankte ab und Potocki, der Pole, wurde mit der Auswahl eines neuen Miniſteriums beauftragt, in das er Taaffe und von Tſchabuſchnigg (einen Wiener Dichter) berief.

Die beiden Häuſer des Wiener Reichstags ſtimmten darin überein, daß ſie den Rücktritt des Miniſteriums bedauerten, aber zugleich am Dualismus und an der Reichseinheit feſthalten zu wollen erklärten, alſo im Widerſpruch mit dem von den Slaven angeſtrebten Föderalismus. Das Herrenhaus erklärte, „daß es nur eine Regierung als ihre Aufgabe richtig erfaſſend anerkenne, die unter Feſthalten an den freiheitlichen Prinzipien allen gegen eine

ſtarke Centralgewalt gerichteten Beſtrebungen entgegentritt." Das Abgeordnetenhaus ſagte in einer Adreſſe an den Kaiſer: „Das Haus bedauert lebhaft den Austritt eines Theils der Mitglieder; es hält feſt an dem Reichsgedanken und an der Verfaſſung. Eine weitere Ablöſung von Theilen vom Ganzen durch Kreirung neuer ſtaatsrechtlicher Gebilde wäre Angeſichts des herrſchenden Dualismus bedenklich, die Machtſtellung Oeſterreichs gefährdend und den wahren Intereſſen der Völker und der Krone zuwiderlaufend. Das Haus ſieht in dem Grundgedanken der Verfaſſung Schutz aller Nationalitäten und wird jeder unverfaſſungsmäßig experimentirenden Regierung entſchieden gegenüberſtehen."

Trotzdem jubelten die Slaven und beglückwünſchten ſich Czechen und Slovenen. Gegen den Grafen Beuſt aber wurde in Zeitungen der Verdacht ausgeſprochen, er faſſe die ſlaviſche Frage nur als eine polniſche auf, wolle in Galizien den Keim zu einem großen polniſchen Reiche legen, um damit Frankreich zu ſchmeicheln und daſſelbe zum Bundesgenoſſen zu gewinnen.

Die Deutſchen aber trauerten. Als beide Häuſer des Reichstags am 8. April vertagt wurden, ſagte von Kaiſerfeld, Präſident des Abgeordnetenhauſes: „Für jetzt ſind wir unterlegen. Auf unſerem Wege haben wir den Wahn und den Haß gefunden, die Ruheloſigkeit, die beſtändig Glauben, Mittel und Ziele wechſelt, die Intriguen und das Gift einer Afterklugheit, welche ein ſchwieriges Problem durch ein Schlagwort zu löſen vermeint, das ſelbſt nur ein Räthſel enthält. Durch dieſes Gift iſt unſere Partei zerſtört worden! (Stürmiſcher Beifall.) Was man vor hat, wird vielleicht anſtatt eines neuen Experiments eine Kataſtrophe ſeyn. Aber ein Attentat auf die Verfaſſung muß zu demſelben Reſultate führen, wie das frühere, auch dann, wenn es auf ſcheinbar korrektem Wege und von radikalen Händen ausgeführt würde. Wir wollen den ſtaatsrechtlichen Zuſammenhang nicht zerreißen laſſen, wir wollen nicht die Dupes nebelhafter Ausgleiche werden. In

dieſer Ueberzeugung ſchließe ich in vollſter Zuverſicht mit dem Rufe: Hoch die Verfaſſung! Hoch Oeſterreich! Hoch der Kaiſer!"

In Graz wurde damals ein neues Blatt gegründet mit der Tendenz, daß die Deutſchen in Oeſterreich, wenn ſie von den Magyaren und Slaven übermeiſtert werden ſollten, ihre Hoffnungen auf den mächtigen und einigen Norddeutſchen Bund und nicht auf die kleinſtaatlichen Föderaliſten in Süddeutſchland ſetzen ſollten, welche hinüber ſchielend nach Frankreich, die deutſche Sache zu ſtärken weder geneigt noch fähig ſeyen. Bei dieſem Anlaß wurde über die Adreſſe der angeblichen „akademiſchen Jugend Wiens" an die ſchwäbiſchen Demokraten geſpottet, die ein von Tübingen nach Wien verſetzter Profeſſor mit nur wenigen Studenten zuſammengebracht hatte. Auch die in Brünn verſammelten deutſchen Abgeordneten erklärten ſich Ende Mai auf's entſchiedenſte für die Beibehaltung der Reichsverfaſſung, für direkte Wahlen und gegen die anmaßliche Sonderſtellung der Czechen, wogegen dieſe letztern wieder heftig remonſtrirten, da Mähren zu Böhmen gehören müſſe.

In der zweiten Hälfte des Juni veröffentlichte der deutſche Volksverein in Wien eine Erklärung an die Wähler zum neuen Reichstage, worin er dieſelben aufforderte *nicht* zu wählen, indem er zum erſtenmal offen mit dem bisherigen ſeit Schmerling vulgär gewordenen Liberalismus in Deutſchland brach und mit großer Energie ſeine Ueberzeugung ausſprach, „daß mit den zum Ueberfluſſe gehörten Freiheitsphraſen gar nichts geleiſtet werde, daß noch nicht einmal der geringſte Unterbau der politiſchen Freiheit in Oeſterreich geſichert ſey und daß es auf etwas ganz anderes als auf Liberalismus, nämlich auf Rettung der deutſchen Nationalität ankomme." Es wird nicht ausdrücklich geſagt, daß man den leichtgläubigen Wienern die liberale Schablone als Köder hingeworfen habe, um ſie mit Illuſionen abzuſpeiſen, während man die große Politik allein in die Hand nahm und mit Ungarn und Slaven ohne Rückſicht auf die Deutſchen traktirte. Die Erklärung

des deutſchen Volksvereins in Wien ſagt aber, von nun an ſey die nationale Frage die, welche man allein in's Auge faſſen müſſe. Sie ſetzt alſo auf den neuen, von Potocki anberaumten Reichstag, in welchem wieder einmal die Vertreter aller heterogenen Nationalitäten leeres Stroh dreſchen oder Ungarn und Slaven auf Koſten der Deutſchen begünſtigt werden ſollen, nicht die geringſte Hoffnung und räth von den Wahlen zu demſelben förmlich ab. Dagegen fordert ſie alle Deutſchen Oeſterreichs auf, ſich untereinander zu vereinigen, wie es ihrerſeits die Ungarn und Slaven thun, ſich von dieſer ſtreng abzuſondern, ſich gegen fernere Zumuthungen und Eingriffe in die Rechte der Deutſchen mannhaft zu wehren. Sie verwirft die unnatürliche Schöpfung Cisleithaniens. Sie gönnt den Polen in Galizien ihre ſelbſtändige Stellung und hat nichts dagegen, wenn Dalmatien mit der ungariſchen Krone vereinigt wird, ſie will alle undeutſchen Elemente aus dem deutſchen Oeſterreich frei ausſcheiden laſſen, aber auch nicht dulden, daß Nichtdeutſche ſich in die Angelegenheiten der Deutſchen einlaſſen. Endlich verlangt ſie einheitliche Volksvertretung aller vormals zum deutſchen Bunde gehörigen Länder Oeſterreichs und eheſten Wiedereintritt derſelben in ein enges Bundesverhältniß zu Deutſchland.

Eine ſolche Sprache, die allein vernünftige, hatten die von mancherlei Verführung und Verblendung verſtrickten Wiener noch nicht vernommen. Bemerkenswerth erſchien dabei, daß Böhmen als ein zum vormaligen deutſchen Bunde und Reiche gehöriges Land auch einfach als zu Deutſchland gehörig reklamirt wurde. Die beſte Antwort auf die trotzige Herausforderung der neuen Huſiten in Liſſa. Leider aber kam den Deutſchöſterreichern die Beſinnung etwas zu ſpät, daß ſie zuerſt Deutſche und dann erſt Oeſterreicher ſeyen. In der vortrefflichen Schrift Fiſchers, vormaligen Statthalters in Oberöſterreich (1860) hieß es von den Deutſch-Oeſterreichern: „Das Volk iſt kerndeutſch, weiß aber nicht viel von Deutſchland. Vortrefflich iſt, was ein Oberöſterreicher im Jahre 1848

ſagte, als er die deutſche Fahne auf dem St. Stephansthurme wehen ſah: ‚Wir ſprechen von Deutſchland wie von Frankreich. Gehſt du nach Deutſchland. Sind Sie ein Deutſcher? fragen wir. Wir wiſſen auch wenig von dieſem Lande, denn nur gar Wenige kamen hinaus, und auch dieſe nur um etwa ein Geſchäft ſchnell abzumachen oder vielleicht Vergnügens halber, um die Kunſtſchätze in München anzuſehen, oder um unter den berühmten Linden in Berlin zu luſtwandeln, oder vom Dampfſchiffe aus die Ruinen am Rhein zu bewundern. Kam Unſereiner durch die Gefälligkeit des Lohnbedienten in den Kölner Dom, oder in die Walhalla bei Regensburg, ſo fühlten wir beiläufig das, was wir in der Weſtminſterabtei fühlen würden. Auch ſcheute ſich jeder von uns an Ort und Stelle über die öffentlichen Zuſtände Erkundigungen einzuziehen, in welchen man dort lebt, oder mit Männern zuſammen zu treffen, die in ihrem Vaterlande allgemeine Geltung haben, einmal weil man es bei uns nicht gerne ſah und dann, weil wir es nicht wagen durften, bei unſerer Unkenntniß deutſcher Angelegenheiten mit ſolchen Männern uns einzulaſſen. Beſonders ſchlecht ging es uns von jeher in der deutſchen Literatur. Wollte einer ein Buch haben, das über deutſche Zuſtände belehren könnte, ſo mußte er es entweder hereinſchwärzen oder darauf verzichten. Die deutſchen Gedanken waren noch viel ſchärfer verboten, als die deutſchen Waaren. Solches geſchah inſonderheit ſeit 1815, nachdem das Alles nicht gehalten worden iſt, was man zwei Jahre früher den Deutſchen verſprochen hatte, worüber draußen vieles gedruckt und vieles — nicht heimlich, ſondern öffentlich und wie Joſeph Görres ſagte — an jeglichem Herde gemurrt ward. — Dieſe gefährliche Stimmung bewirkte, daß man bei uns eine hohe und nur auf gefahrvollen Schleichwegen zu umgehende Scheidewand aufrichtete, die uns von unſeren Stammverwandten gänzlich abgetrennt. Weiß nicht warum. Denn was konnte unſere Regierung dafür, daß die deutſchen Fürſten den Enthuſiasmus ihrer Völker gegen

das fremde Joch unter großen Verheißungen erregt und nachdem es abgeschüttelt war, diese nicht erfüllt hatten? Bei uns war ja so etwas nicht geschehen, da will man gar keinen Aufschwung, im Gegentheil, man wünscht nur ruhige Unterthanen. So auch im Jahre 1813. Man hat von uns nichts anderes verlangt, als was immer begehrt wurde, Steuern und Soldaten. Man hat uns auch nichts verheißen, eben weil wir nur das Gewöhnliche zu leisten hatten. Wir erlitten deßwegen auch nicht den Schmerz der Täuschung. Wozu also die hohe Scheidewand? Nicht einmal in den Leiden gab es und gibt es eine Gemeinschaftlichkeit zwischen uns und den Deutschen. Sie litten und leiden an der Zerstückelung des gemeinsamen Vaterlandes, wir an der Verquickung mit fremden Völkern, und ich weiß nicht, wie es anders werden soll. Unter solchen Umständen mußten wir allmälig ganz entdeutscht, d. h. alles deutschen Fühlens und Anschauens verlustig werden. Wir sind aber deßwegen nicht eine Composition geworden, etwa wie man glauben könnte, ein bischen welsch, ein kleinwenig ungarisch, viel slavisch und mit dem Reste deutsch. Nein das nicht. Wir wissen von diesen Völkern kaum etwas und es wird in unserm Staate noch vielerlei geben, die erst entdeckt werden müssen. So hat man im Jahre 1846 erst die Ruthenen erfunden. Wir sind also eben so wenig böhmisch als deutsch, eben so wenig lombardisch oder ungarisch als böhmisch. Wir sind tirolisch, steiermärkisch, kärthnerisch, salzburgisch, nieder- und oberösterreichisch. Das ist das Eigenthümliche an uns, daß wir in den Stämmen leben. Hierbei ist nun freilich etwas heimliches, wie in jedem kleinen Lebenskreise. Hie und da aber beschleicht einen das Gefühl der Verlassenheit'".

Seit jene Schrift geschrieben wurde, hatten die Deutsch-Oesterreicher Zeit, sich ihrer deutschen Nationalität mehr bewußt zu werden. In einer Sitzung der Reichsrathsdelegation in Wien erklärte Dr. Sturm: „Ein Hauptvortheil des Dualismus ist, daß es den Deutsch-Oesterreichern nicht mehr verboten werden konnte, national

zu ſeyn, daß man den Deutſchen in der öſterreichiſchen Reichshälfte endlich gerecht werden mußte. Nicht das Recht einer Suprematie, nur gleiches nationales Recht der Exiſtenz und Geltendmachung, welches wir allen anderen bereitwillig zugeſtanden haben, fordern wir Deutſche. Wir haben es nicht, meine Herren! Der Deutſche in Oeſterreich muß ſeit dem unglücklichen Jahre 1866 ſein nationales Gefühl ſtets zurückdrängen und verleugnen, und namentlich hat der Deutſche in Oeſterreich den andern Völkern nicht ſein Nationalgefühl, ſondern immer nur ſein öſterreichiſches Gefühl entgegengetragen. Wir verlangen gegenwärtig keinen Anſchluß an Deutſchland und kein engeres Bündniß mit Deutſchland, wir verlangen nur den wahren, den wirklichen und rückhaltloſen Frieden mit Deutſchland, wie er nicht nur den Intereſſen der Deutſchöſterreicher, ſondern auch denen aller Völker Oeſterreichs entſpricht.“ Beuſt antwortete ſarkaſtiſch: „Das kann eine deutſche Politik in Oeſterreich ſeyn, eine öſterreichiſche iſt ſie nicht und öſterreichiſche Politik allein bin ich zu treiben berufen.“ *) Baron Weichs hatte den Muth zu ſagen: „So lange deutſche Herzen in Oeſterreich ſchlagen, werden ſie auch die Wiedervereinigung mit Deutſchland hoffen, ſie anſtreben und unter gewiſſen Verhältniſſen, die ich hier nicht näher bezeichnen will, ſogar zu erzwingen wiſſen.“

Dagegen muß leider conſtatirt werden, daß Tirol, deſſen tapferes Volk ſo oft die Italiener 1703 und 1809 auch die Franzoſen aus ſeinen Bergen zurückſchlug, in ſeinem bisher makelloſen deutſchen Patriotismus diesmal durch jeſuitiſchen Einfluß irre ge-

*) Ganz ebenſo hatte Palacky 1848 ausgerufen, der Oeſterreicher dürfe nicht deutſch ſeyn, denn wenn er das Frankfurter Parlament anerkenne, müſſe er auch den Slavencongreß und die italieniſche Nationaleinigung anerkennen. Entweder muß Oeſterreich untergehen und in Staaten von unabhängiger Nationalität zerfallen, oder kann ſie nur wie früher gegen ihren Willen zuſammenhalten. Das vermag aber nur eiſerne Gewalt, nicht Beuſt'ſche Phraſe.

leitet wurde und ſich überreden ließ, ſein katholiſcher Glaube werde durch die neuen Einheitsbeſtrebungen Deutſchlands bedroht, während es doch gerade Oeſterreich war, welches die Kirche in Tirol bedrängte, während Preußen dieſelbe achtete und ſchützte. Nos in ſeinem 1869 in München erſchienen Brennerbuch klagt, daß die biedern Tiroler gegen Reiſende aus Norddeutſchland und ſogar Bayern, beſonders die Maler, die häufig dahin kommen, aufgehetzt werden, ſie nicht mehr grüßen und argwöhniſch anſehen, als ſeyen es preußiſche Spione, die einſtweilen das Terrain ausforſchten, bis „der Preuß" wirklich kommen werde, um das Land zu erobern und lutheriſch zu machen. Der edle Andreas Hofer, der mit dem preußiſchen Schill und dem Braunſchweiger Herzog zugleich gegen die Franzoſen kämpfte, würde ſich im Grabe umdrehen, wenn er hören müßte, wie man ſein treues Volk belügt und demſelben weismacht, nur die Franzoſen könnten ihm helfen, auf deren Ankunft es ſehnlich warten ſolle, um mit ihnen gemeinſchaftlich gegen die Norddeutſchen zu kämpfen.

Bei der Berathung über das neue Wehrgeſetz hatte man ausnahmsweiſe den Tirolern ihr altes Landesvertheidigungsſyſtem gelaſſen. Doch konnte das an der Mißſtimmung des kirchlich geſinnten Tiroler Volkes gegen die neuen liberalen Regierungsmaßregeln nichts ändern. Nachdem die Abgeordneten Tirols den Reichstag verlaſſen hatten, nahm die Abneigung in dieſem frommen Gebirgslande gegen den in Wien herrſchenden Liberalismus und deſſen neue Geſetzgebung, beſonders gegen das Schulgeſetz, in dem Grade zu, daß die neuernannten Schulinſpektoren nicht ſelten die Schulen ganz leer fanden oder von den Weibern aus dem Dorfe hinausgejagt wurden. In Oberöſterreich begnügte man ſich nicht einmal damit, ſondern das Landvolk ſchaarte ſich um ſeine Prieſter, bildete Caſinos, wie ſie früher im Großherzogthum Baden aufgetaucht waren, drangen mit Gewalt in liberale Verſammlungen ein und zerſtreuten ſie. Nachdem die allerſchlechteſte Sorte des Liberalis-

mus, nämlich die Wiener in Abhängigkeit von der Judenpreſſe, ſeine Karte ſo oft ausgeſpielt hatte, durfte er ſich nicht wundern, daß auch die ſchlechteſte Sorte der Ultramontanen, nämlich roher von Jeſuiten und Hietzinger Agenten verführter Pöbel die ſeinige ausſpielte.

Die Appellation Potockys an das Volk durch Neuwahlen zum cisleithaniſchen Reichstag rechtfertigte den Ausbruch eines lang verhaltenen Unwillens im Volke, den aber die Klerikalen mit großer Gewandtheit zu benutzen wußten. In Oberöſterreich und Steiermark fielen die Wahlen klerikal aus, was wohl nicht geſchehen wäre, wenn das Volk nicht im ſtrenggläubigen Klerus ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen gegen den ungläubigen Liberalismus und die immer unerträglicher werdende Judenwirthſchaft in Wien hätte erkennen müſſen. Die Parole bei den Wahlen war diesmal: „Keine Verwaltungsbeamten!“ Auf dieſe Klaſſe, die im Bunde mit den Juden den Beutel des Volks ausfegten, warf ſich mit Recht der Haß des Volks. Die unerſättlichen Vampyre vergaßen, indem ſie emſig das Blut des Volkes ausſaugten, jede Rückſicht, achteten ſelbſt auf keine Warnung. Wie ſie den Hirtenbrief des Wiener Erzbiſchofs verlacht, ſo hatten ſie auch das ſchreckliche Beiſpiel Brucks und Eynattens ſchon wieder vergeſſen. Der Bankenſchwindel dauerte fort und wurde ärger als je. Die Ariſtokratie, der Hietzinger Hof, hohe Staatsbeamte und Miniſter ſpeculirten mit, aber die das Geſchäft eigentlich verſtanden, mißbrauchten dieſe hohen Herrn und ließen ſie ungeheuere Summen verlieren, ohne irgend eine Furcht vor ihrer Rache, ſondern in der ſichern Ueberzeugung, ſie dürften dieſen Herrn nur noch neue höhere Gewinne verſprechen, um ſie an ſich feſſeln und auf's neue betrügen zu können. Nicht nur den Grafen Beuſt ſollten ſie, wie oben geſagt iſt, in ihr Netz gezogen haben. Auch Giskra, der öſterreichiſche Gagern oder der vorzugsweiſe „Edle“ ſollte ſeine Stellung als Miniſter benutzt haben, um gewinnreiche Verwaltungsämter an ſich zu reißen. Daher man bei ſeiner Abdankung

bemerkte, er könne wie Franz I. nach seiner Niederlage bei Pavia sagen: „Alles verloren, nur — die Verwaltungsstellen nicht."

Man bemerkte, bei den oberösterreichischen Wahlen habe der Kaiser als Grundbesitzer den klerikalen Grafen Falkenhayn zur Stimmenabgabe bevollmächtigt. Das war sehr bezeichnend für die Sympathien des kaiserlichen Hofes, welche trotz der liberalen Ministerien und Gesetze Rom zugewendet blieben. Begreiflicherweise war es ein Wink für den güterbesitzenden Adel, gleichfalls klerikal zu wählen. Wie in Oberösterreich so fielen auch in Steiermark und Salzburg die Wahlen des Landsvolks auf Klerikale, nicht so in Kärnthen, wo die Liberalen siegten. Der Wiener „Volksfreund" machte es sich zur Aufgabe, das Princip der katholischen Glaubenseinheit über das Nationalitätenprincip zu stellen und gegen dasselbe zu verfechten. So ungefähr stellten auch die Wiener Liberalen die Reichsverfassung als ein constitutionelles Ideal jedem Sonderverlangen der einzelnen Kronländer entgegen. Aber die Bande der Einheit waren einmal im Kaiserstaat zerrissen und was dem liberalen Doktorenministerium bereits mißlungen war, konnte wohl kaum noch dem Ultramontanismus gelingen, Deutsche, Ungarn und Slaven wieder in gleichem Gehorsam an die Wiener Burg zu ketten.

uns stehen: woher die Reste von hierarchischer und monarchischer Verfassung, welche wir bei so vielen, ja den meisten Völkern Amerikas, bald deutlich ausgedrückt, bald fast gänzlich verwischt, vorfinden, wie etwa bei den verschiedenen Stämmen der brasilianischen Wilden? Diese haben keinen historisch nachweisbaren Reformator gehabt (wenn wir etwa den weißen, bärtigen Tsomé ausnehmen, der vielleicht eine vom heil. Thomé der portugiesischen Missionarien übergetragene mythische Figur ist); — und dennoch finden wir bei allen brasilianischen Wilden zahlreiche Rechtsgebräuche, Symbole und andere Spuren einer früheren gesellschaftlichen Bildung höherer Art. Auch die andere Frage tritt uns dann entgegen: woher die so außerordentlich große Abstufung und Verschiedenheit in Bildung und bürgerlicher Verfassung unter den amerikanischen Völkern, welche man immer gefunden hat, seit man sie kennt? Ich erinnere hier an die großen Contraste, womit Columbus und seine Zeitgenossen die verschiedenen Völker auf den Antillen schildern, die Einen als milde, sanfte, mit den Künsten des Friedens in mehreren Abstufungen vertraute Völker, bei denen unter Anderm auch Frauenregiment und erbliche Dynastenwürde gilt, — die Andern, jene Cannibalen, die Caraiben, von den grausamsten und wildesten Sitten — und doch beide nahe neben einander wohnend. Können so verschiedenartige Ausgangspuncte in der Bildung der Völker der Geschichte weniger Jahrhunderte angehören? Sicherlich nicht; sondern sie sind die letzte Frucht vieler und langandauernder Katastrophen: dies Resultat gewinnt man um so zuversichtlicher, wenn man die historischen Zustände der amerikanischen Völker, welche eine Geschichte haben, wie eben z. B. der Mexicaner, mit gewissen Baudenkmalen in ihrem Lande vergleicht, und an diesen einen Culturzustand findet, der mit jenem der Völker zur Zeit der Conquista in schreiendem Contraste steht. Von diesem Verhältniß werde ich mir später zu reden erlauben.

Eine solche Ansicht aber von der Verschiedenheit historischer und vorhistorischer Zustände in der amerikanischen Menschheit leitet uns zu dem Gedanken, daß diese mehrere große Oscillationen in ihrer Bildung, vor- und rückwärts, gemacht habe. Manche sogenannte wilde Völker Amerikas haben wohl ohne Zweifel schon die zweite Verwilderung aus einem ursprünglichen Zustande, die zweite Verdüsterung eines edleren Bewußtseyns erlitten. Wie sehr

Achtes Buch.

Die ſlaviſche Agitation in Oeſterreich.

Nichts war natürlicher, als daß ſich die Slaven in Oeſterreich gegen den neuen Dualismus ſträubten, denn er kam nicht ihnen, ſondern nur den Ungarn und in zweiter Linie den Deutſchen zugute. Wären die Slaven einig geweſen, ſo hätte ihre Oppoſition auch einen ungleich größern Nachdruck und Erfolg haben müſſen. Aber das waren ſie eben nicht. Am meiſten Lärmen machten die Czechen, die den Ungarn nachahmten, und ein möglichſt unabhängiges, großböhmiſches Reich gründen und unter ihrer fabelhaften Wenzelskrone Mähren und Schleſien mit Böhmen vereinigen wollten, wie die Ungarn Croatien, die Militärgrenze und Siebenbürgen unter ihrer wirklich hiſtoriſchen Stephanskrone vereinigten. Aber den Czechen ſtand in Böhmen, Mähren und Schleſien eine deutſche Minorität entgegen und ſie waren unter ſich ſelbſt in huſitiſche Fanatiker, Ruſſenfreunde und eine klerikale Ariſtokratie geſpalten. So war auch Galizien zwiſchen eine polniſche und ruthenische Partei getheilt. Die ſüdlichen Slavenſtämme in Croatien, Dalmatien, Krain waren iſolirt und würden ſich auch den Czechen nicht unterworfen haben.

In Böhmen hatte ſeit Jahrhunderten kein Menſch mehr an eine ſlaviſche Empörung gegen die Deutſchen gedacht. Erſt ſeit der

großen Erhebung der vom ersten Napoleon mißhandelten Völker kam das nationale Bewußtseyn überall wieder mehr in Aufschwung und da die deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher sich liebend in die große altdeutsche Vorzeit versenkten, fingen auch einige Slaven an, ihren Alterthümern nachzuforschen, und der Böhme Hanka, in dem der alte Hussitenhaß gegen die Deutschen erwachte, fälschte eine angeblich von ihm in Königinhof gefundene altböhmische Handschrift, welche die Czechen sogleich für echt annahmen und als ein Heiligthum ansahen, weil daraus überall Haß gegen die Deutschen herausblickte. Indessen dauerte es lange, ehe dieser alte Haß zum Durchbruch kam. Sogar im Jahr 1848, als überall die Ketten brachen, in welche das Metternich'sche System bisher die Völker Oesterreichs geschlagen hatte, sahen sich die Czechen veranlaßt, dem Kaiser in Wien treu zu bleiben, weil sie sich noch viel mehr vor dem damaligen Frankfurter Parlament und vor den Einheitsbestrebungen der Deutschen fürchteten. Gleichzeitig geriethen die Südslaven in Ungarn in einen mörderischen Racenkampf mit den Magyaren und kämpften für den Kaiser. Erst viel später machten die Czechen wieder Opposition gegen den Kaiser. Dasselbe thaten auch die Polen in Galizien, welche für die Wiederherstellung des alten Polenreichs schwärmten. Hier aber spielte Smolka ungefähr dieselbe Rolle, wie Deak in Ungarn, sofern er mit Recht überzeugt war, daß seine Landsleute aus der Verbindung mit Oesterreich mehr Nutzen ziehen würden, als wenn sie sich isolirten.

Böhmen hat den größten Vortheil davon gehabt, daß es mit dem deutschen Reich vereinigt, daß es vor tausend Jahren durch die Deutschen vor der avarischen, später vor der polnischen Ueberwältigung geschützt wurde. In tiefe heidnische Barbarei versunken und wie alle Slaven vom einheimischen Adel tyrannisirt, empfingen die Böhmen von den Deutschen nicht nur das Christenthum, sondern auch eine bessere Gesittung, geordnetere Rechtsverhältnisse, die bürgerliche Freiheit in den Städten, den Bergbau und die wissen-

ſchaftliche Bildung auf der Univerſität Prag. Dieſe große Stiftung Kaiſer Karls IV. gehörte zu den vielen andern Segnungen, welcher dieſer Kaiſer über Böhmen ausgoß. Aber die Czechen erwieſen ſich dafür nicht dankbar. Schon bald nach jenes edlen Kaiſers Tode trachteten ſie unter der Führung des (von den Deutſchen heute noch mit ſo viel Unrecht verehrten) Johann Hus alle Deutſchen aus Böhmen zu vertreiben. Dies widerfuhr zahlreichen deutſchen Bürgern, deutſchem Adel, Lehrern und Studenten der Univerſität Prag, deutſchen Bergleuten, und für die Zukunft wurde allen Deutſchen durch ein Geſetz in Böhmen Grund und Boden zu beſitzen verſagt und verfügt, daß kein Kind, das nicht czechiſch ſprechen könne, erbberechtigt ſey. Auch der böhmiſche Adel ſtimmte dieſen Maßregeln zu, denn die Fortdauer ſlaviſcher Barbarei und ſtockböhmiſcher Bornirtheit ſicherte ihm den alten Einfluß, welcher durch das Aufkommen der Städte und der bürgerlichen Freiheit, alſo durch den deutſchen Einfluß gefährdet erſchien.

Der letztere Umſtand muß ſcharf in's Auge gefaßt werden, denn heute noch bildet er für einen großen Theil des böhmiſchen Adels die Richtſchnur und ſelbſt der deutſche und welſche Adel, der ſich nach der Niederwerfung der Huſiten in Böhmen einniſtete, folgte dem Beiſpiel des czechiſchen Adels und hatte lieber ſtumpfſinnige und unwiſſende Slaven zu Unterthanen, als ehrenhafte und rechtsverſtändige deutſche Bauern. Die Hauptſchuld aber lag an der habsburgiſchen Regierungsweiſe. Schon ſeit Karl V. war es das traurige Syſtem der Habsburger, uneingedenk der Pflichten eines deutſchen Kaiſerhauſes, das deutſche Element innerhalb wie außerhalb der habsburgiſchen Erblande zu ſchwächen und dagegen das romaniſche und ſlaviſche zu ſtärken. Auch nach der Niederwerfung der böhmiſchen Aufſtände gegen das Kaiſerthum unter Kaiſer Ferdinand II. machte die Germaniſirung keine Fortſchritte. Erſt Joſeph II. nahm die Germaniſirung an und befahl im Jahr 1774, daß die deutſche Sprache in allen Mittelſchulen gelehrt werden

müſſe, die czechiſche Sprache aber in die Dorfſchulen verwieſen werden ſolle. Das hatte die nicht unwichtige Folge, daß ſich ein deutſch redender Mittelſtand in Böhmen ausbildete, welcher dem geſammten Kaiſerreich niedere Beamte lieferte. Der Germaniſirungsplan des Kaiſers Joſeph wurde aber, wie ſo manche andere ſeiner Reformen, nicht weiter geführt.

Die öſterreichiſche Regierung hätte Zeit und Macht genug gehabt, die Germaniſirung Böhmens noch viel früher durchzuführen, als Preußen die ſchleſiſche. Die natürliche Ueberlegenheit des germaniſchen Charakters, des Wohlſtands, der Bildung von der bayriſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Seite her wäre ihr dabei zu Hülfe gekommen. Aber ſie dachte nicht daran, das Czechenthum ſo zu reduciren, wie das Wendenthum reducirt worden war, ſondern ließ es fortbeſtehen, und ſo war es möglich, daß ſich noch im 19. Jahrhundert, woran kein Menſch mehr gedacht hätte, ein neuer Huſitenfanatismus vorbereiten konnte.

Der kaiſerliche Miniſter Graf Belcredi hatte ſehr unvorſichtig den Czechenwahn genährt und die Czechen hatten ſchon gehofft, ihr Einfluß werde in Wien der überwiegende werden, weil die Ungarn ſich gegen Wien verſchloſſen. Allein als Graf Beuſt das Staatsruder in Oeſterreich in die Hand genommen hatte, fand derſelbe, daß ein Ausgleich mit Ungarn dem Kaiſer viel erſprießlicher ſeyn müſſe, als eine Beſchmeichelung der Czechen. Belcredi mußte daher ſchon am 1. Februar 1867 abtreten und am 26. desſelben Monats wurde der widerſpenſtige böhmiſche Landtag geſchloſſen.

Nun reifte der auf Rußlands Hülfe berechnete Plan, der ſchon ſeit Jahren vorbereitet war, denn der alte Palacky, immer noch der Hauptagitator der Czechenpartei, und viele andere der namhafteſten Genoſſen waren ſchon im Jahr 1862 mit ruſſiſchen Orden reichlich bedacht worden. Es lag im ruſſiſchen Intereſſe, die Böhmen wenigſtens von den Polen abzuziehen. Da nun Rußland die Weltinduſtrie-Ausſtellungen in London und Paris nachahmen, zu-

gleich auch die Sympathien aller nicht ruſſiſchen Slaven gewinnen wollte und zu dieſem doppelten Zweck eine große, ausſchließlich ſlaviſche ſog. ethnographiſche Ausſtellung auf den 5. Mai 1867 nach Moskau ausgeſchrieben hatte, beeiferten ſich die Czechen, mehrere ihrer Führer und eine ziemlich zahlreiche Deputation dahin abzuſchicken, die dann auch ſehr artig aufgenommen wurde.

Rußland ſchien den Panſlavismus, der urſprünglich von den Polen ausgegangen war, im ausſchließlich ruſſiſchen Intereſſe verwerthen zu wollen. Es knüpften ſich daran natürlicherweiſe in den zunächſt vom ruſſiſchen Koloß bedrohten Ländern Aeußerungen einer ſtarken Ruſſenfurcht und ernſte Warnungen. Andererſeits ſpottete man über die ganze Sache. Vor Allem fiel es auf, daß bei weitem nicht alle Slavenſtämme ſich vertreten ließen, und daß die wenigen Vertreter der übrigen, erſt von Rußland gleichſam abgeholt und mit freier Reiſe und Beköſtigung beſtochen werden mußten, damit ſie kämen. Im Ganzen konnte ſelbſt der fanatiſch ruſſiſche „Golos“ nur 68 ſlaviſche Gäſte zuſammen zählen, nämlich 19 Czechen, 5 Mähren, 26 Serben, 4 Dalmatier, 4 Ruthenen, 3 Slovenen, 4 Croaten, 2 Lauſitzer Wenden und 1 Slovake und Kaſchube. Es verſteht ſich, daß Palacky und ſein Schwiegerſohn Rieger von Prag dabei ſeyn mußten. Rieger, der Todfeind der Deutſchen, iſt ſelbſt ein Deutſcher. So waren auch drei mähriſche und zwei wendiſche Vertreter gar keine Slaven, ſondern Deutſche, die ihren deutſchen Namen nur verleugneten, nämlich die Mähren Müller, Brauner und Fuchs. Die beiden Lauſitzer waren albern genug, ihre echt deutſchen Namen Schmaler und Deutſchmann in Duczman und Smoljar zu ſlaviſiren. Um die Lächerlichkeit dieſes panſlaviſtiſchen Congreſſes noch zu ſteigern, mußten ſich die ſlaviſchen Gäſte in Moskau, um ſich gegenſeitig verſtändlich zu machen, der deutſchen Sprache bedienen, was auch ſchon bei dem berüchtigten Slavencongreß zu Prag im Jahr 1848 nöthig geweſen war. Die „St. Petersburger Zeitung“ ſchrieb aus Moskau: „Man gab hier

den ſlaviſchen Gäſten ein glänzendes Feſt. Unſere ‚Brüder' ſind ſehr liebenswürdige Leute, große Publiciſten, Gelehrte und Redner, aber das glatte Parket iſt nicht ihre Heimath. Ruſſiſch verſtanden die wenigſten, mit dem Franzöſiſchen ging es ebenfalls ſehr holperig. Endlich faßte ſich eine der Feſtordnerinnen, Frau v. Wiſin, ein Herz und fing an deutſch zu ſprechen. Damit war das Eis gebrochen und ſehr ungenirt floß nun die Unterhaltung."

Gleichwohl beeiferten ſich hauptſächlich die Czechen, ihrem Beſuch in Rußland eine große politiſche Wichtigkeit beizulegen, um der öſterreichiſchen Regierung mit einem Abfall Böhmens zu drohen, und der ruſſiſchen Regierung konnte es nicht unangenehm ſeyn, wenn eine ſlaviſche Bewegung Oeſterreich ein wenig lähme. Wie ſchon längſt die ſlaviſchen Unterthanen der Türkei durch ruſſiſche Agenten gegen ihren Herrſcher aufgereizt und für einen Anſchluß an das große ruſſiſche Reich geſtimmt worden waren, ſo wurde dieſelbe Agitation jetzt auch auf die ſlaviſchen Unterthanen in Oeſterreich ausgedehnt.

Die Ausſtellung fand in Moskau ſtatt, aber die ſlaviſchen Gäſte verfehlten nicht, ſich auch in St. Petersburg am 21. Mai dem Kaiſer von Rußland feierlich vorſtellen zu laſſen. Der Kaiſer ſagte ihnen nur wenige, aber bedeutungsvolle Worte: „Ich freue mich, Sie, unſere rechten Brüder, in dem wahren Slavenlande zu ſehen. Ich hoffe, Sie werden mit Ihrem hieſigen Aufenthalt und beſonders mit dem in Moskau zufrieden ſeyn. Auf Wiederſehen!"

Bei dem Petersburger Gaſtmahl redete auch ein Serbe in ſo ſerviler Hingebung an Rußland, daß man kaum glauben kann, er habe im Auftrag der ſtolzen und tapfern Serben geſprochen. „Von der Wiege an, behauptete er, ſprechen unſere Mütter ihren Kindern von unſern orthodoxen Brüdern, vom heiligen Rußland. In jenen ſchwarzen Tagen, wo wir für uns ſelbſt zu verzweifeln gedachten, tröſteten wir uns mit dem Gedanken, daß wir nicht zu Grunde gehen werden, ſo lange das große Rußland lebt. Die Slaven

müſſen der Herrſchaft jeder andern Nationalität, ſey es der türkiſchen, magyariſchen oder deutſchen ſich entziehen. Die Slaven allein haben über das Schickſal des Slaventhums zu entſcheiden und Rußland fällt dabei die erſte Rolle zu."

Bei dem Feſtmahl hielt auch ein ruſſiſcher General Ivanitzki folgende unſinnige Rede an die Czechen: „Die Deutſchen dienten uns nicht ſondern benachtheiligten unſern nationalen Geiſt; wir haben den Glauben an ſie längſt verloren und glauben auch an die deutſche Wiſſenſchaft nicht. Ihr Czechen habt dagegen große Männer, ihr Czechen ſeyd ein Culturvolk und deshalb müßt ihr die Stelle einnehmen, welche die Deutſchen bisher inne hatten. Die Deutſchen haben aus unſerm ſlaviſchen Reich ein Zerrbild, eine Carrikatur gemacht." Jedermann weiß, daß die Czechen das Wenige, was ſie von Civiliſation beſitzen oder wiſſenſchaftlich leiſten, alles nur von den Deutſchen gelernt haben und daß ſie zwar die Geſchichte mit Barbareien aller Art, aber die Wiſſenſchaft noch niemals auch nur mit einer einzigen originalen oder fruchtbaren Idee bereichert haben. Wären ſie nicht ſo verſtockte Barbaren, wie ſie ſich noch während des Feldzugs von 1866 gezeigt haben, ſo würden ſie bei ihrer nun faſt tauſendjährigen Nachbarſchaft noch unendlich viel mehr von den Deutſchen haben lernen können. Doch lag die Schuld zum großen Theil auch an der öſterreichiſchen Regierung, die lieber über halb wilde Sclaven, als über civiliſirte freie Männer herrſchen wollte, daher das deutſche und bürgerliche Element zurückſetzte und nur das ſlaviſche und adelige bevorzugte. Jetzt muß ſie erleben, wie das undeutſche Syſtem ſich an ihr ſelber rächt.

Petersburger und Moskauer Blätter machten aus dem Slavenfeſt in Moskau noch lange nachher politiſches Capital und alle in den ruſſiſchen Provinzen erſcheinenden Lokalblätter halfen ihnen. Nach ihrem Programm war das heilige Rußland berufen, ſämmtliche ſüdſlaviſche Völker aus der gewaltſamen Umarmung der zwei

kranken Männer (die Türkei und Oesterreich) zu befreien. In der Festrede der Universität Moskau sagte der Rektor: „In unsern Tagen ringen die getrennten Glieder der Nationalitäten nach Vereinigung. Vereinigen wir Slaven uns, so werden wir die größte Nation seyn." Den Czechen wurde ungeheuer geschmeichelt, dagegen verläſterte und verfluchte man die Polen. Man nannte dieſes unglückliche Volk den „ſlaviſchen Judas", weil es katholiſch geworden ſey. Im Mai 1868 erſchien zu St. Petersburg ein neues ruſſiſches Blatt, welches unter dem Titel „Ruſſiſch-ſlaviſches Echo" das anmaßliche Recht der Ruſſen über alle Slaven zu herrſchen vertheidigte.

Seit die Czechenführer von Moskau zurückgekehrt waren, ertönten in Prag ruſſiſche Hymnen, wurde ſtatt des Kaiſers von Oeſterreich der Kaiſer von Rußland gefeiert, legten ſich die enragirteſten Czechen auf die ruſſiſche Grammatik und fand man bei der neuen Stadtrathwahl in Prag eine Menge ruſſiſch geſchriebener Zettel in der Wahlurne, und doch verlangten die nämlichen Czechen dreimal auf's dringendſte, Kaiſer Franz Joſeph ſolle ſich in Prag krönen laſſen und ſich hier mit der Wenzelskrone ſchmücken, wie in Ungarn mit der Stephanskrone. Wozu das, wenn ſie doch Ruſſen werden wollten? Eben ſo wenig paßte das übereilte Ruſſiſchlernen zum Hankaſchwindel, zur Vergötterung der gefälſchten altböhmiſchen Sprachdenkmäler. Eben ſo widerſprach die Prahlerei mit dem althiſtoriſchen Adel der Czechen der Thatſache, daß der angeſehenſte Adel Böhmens aus deutſchen und einigen romaniſchen Geſchlechtern beſteht. Eben ſo ſchwindelhaft iſt die Prahlerei mit dem altböhmiſchen Nationalkoſtüm, welches den Czechen doch nur von einem deutſchen Schneider in Prag improviſirt worden iſt. Endlich iſt Böhmen halb von Deutſchen bewohnt und ruſſiſche Stimmen ſelbſt haben den Czechen zu Gemüthe geführt, eine etwaige Beſitzergreifung Böhmens durch die Ruſſen werde nicht blos von Oeſterreich, ſondern auch von Preußen und ganz Deutſchland nicht geduldet werden und es liege nicht im Intereſſe Rußlands, ſich wegen einer

Hand voll Czechen mit dem großen Deutſchland zu überwerfen. Auch nahm es Rußland übel, daß die Czechen in ihrer Dummheit ſich mit den Polen, Rußlands Todfeinden, hatten verbinden wollen, während ſie andererſeits dem Czaaren zu Füßen lagen.

Sie wagten es, in Prag Glinka's Oper: „Das Leben für den Czaar" aufführen zu laſſen, worin eine Sängerin aus Moskau in ruſſiſcher Sprache ſingen ſollte. Die Polizei verbot die ruſſiſche Sprache, in jeder andern dürfe ſie ſingen.

Als 1866 die Preußen in Böhmen eingerückt waren, hatte man die böhmiſchen Reichskleinodien von Prag nach Wien geflüchtet. Sie wurden nun am 28. Auguſt 1867 nach Prag zurückgebracht und die Czechen benutzten dieſen Anlaß wieder zu einer jubelnden Demonſtration und zu einer Art Vergötterung ihrer angeblichen Wenzelskrone. Die Ungarn hegen eine beſondere Ehrfurcht vor ihrer Krone, weil ſie wirklich vom heil. Stephan getragen worden iſt. Der böhmiſchen Krone gebührt nicht die gleiche Ehre, denn erſt der deutſche Kaiſer Karl IV. hat ſie verfertigen laſſen und dem Andenken des heil. Wenzel nur geweiht. Die Böhmen empfingen ſie aus deutſcher Hand und keineswegs als ein ſlaviſches Erbſtück. Darf ſich ein Cultus an dieſe Krone knüpfen, ſo kann er nur dem deutſchen Kaiſer und dem Segen der Civiliſation gelten, den die Herrſchaft der Deutſchen über Böhmen ausgoß.

Auf ſeiner Rundreiſe durch Böhmen hielt der Reichskanzler von Beuſt in der Fabrikſtadt Reichenberg bei einem Feſtmahl am 17. September 1867 eine Rede, worin er ſagte: „Wie ſoll der (Franz Joſeph), den man mit der hochgehaltenen (Wenzels-)Krone geſchmückt ſehen will, in die Mauern einer Stadt einziehen, in welcher die Klänge einer, einem fremden Herrſcher geltenden Hymne, widerhallen?" Sladkowsky dagegen genirte ſich nicht, auszurufen: Die Ruſſenhymne ſey für die Czechen, was für die Deutſchen das Vaterlandslied von Arndt.

Die Regierung ſah ſich veranlaßt, das Sprachengeſetz des

Grafen Belcredi, wonach deutsche Kinder in den Schulen gezwungen seyn sollten, czechisch zu lernen, im Februar 1868 wieder aufzuheben. Am 10. Mai veranstalteten die czechischen Fanatiker eine Volksversammlung auf dem berühmten weißen Berge. Man zählte 20,000 Anwesende, welche die kühnste Sprache führten und mit Steuerverweigerung drohten, wenn Böhmen nicht dieselben Rechte zu theil würden wie Ungarn. Zugleich beschloß man, den Kaiser aus allen Theilen des Landes mit Adressen in diesem Sinne zu bestürmen. Die Regierung wies aber alle diese Adressen zurück und ermahnte die Statthalter von Böhmen und Mähren, die Petenten in die Schranke ihres gesetzlichen Wirkungskreises zu verweisen.

Die hussitische Färbung der Czechomanie trat keck zu Tage am 16. Mai bei der Grundsteinlegung des czechischen Nationaltheaters in Prag. Man machte daraus ein großes demonstratives Fest, wobei wieder die Krönung des Kaisers zum Könige von Böhmen mit der Wenzelskrone und eine Autonomie für Böhmen, wie für Ungarn verlangt wurde. Auch fehlte es dabei nicht an Verwünschungen der Deutschen, und alle Deutsch-Böhmen, die sich nicht mit den Czechen, sondern mit ihren Stammgenossen im übrigen Deutschland verbrüdern wollten, wurden Landesverräther genannt. Der hussitische Geist aber, der sich bei diesem Fest hervorthat, verletzte diejenigen Slaven, die sonst wohl aus nationalen Motiven mit den Czechen gegangen seyn würden. So hatte sich der slavische Hauptagitator in Mähren, Doktor Prazak, mit Ostentation von dem Prager Feste fern gehalten, während andrerseits einige böhmische Landgeistliche den kirchlichen Geboten zuwider in der weltlichen altczechischen Tracht erschienen, und man von Agitationen für Rußland unter dem böhmischen Landvolk hörte. Natürlicherweise hielten sich die gut katholischen Polen von dem Prager Feste des Unsinns fern, denn Unsinn war es in der That, zugleich hussitisch und russisch werden zu wollen.

iſt eine ſolche Anſicht der Dinge verſchieden von der, daß ſie noch in ihrem erſten, gleichſam kindlichen Alter ſtünden! Aber gerade darum iſt es ſo ſchwierig, die Fäden in der Hand zu behalten, welche uns zu einer richtigen Anſicht von den frühſten geſellſchaftlichen Zuſtänden dieſer Völker zurückführen könnten.

Unter den braſilianiſchen Wilden habe ich mancherlei Rechtsſymbole, z. B. in Beziehung auf das Eigenthum der Perſonen oder des Stammes, auf die Wahl eines Heerführers, auf die Emancipation der Söhne, die Mannbarkeits-Erklärung der Töchter, auf Morgengabe, Eherecht u. ſ. w. gefunden, welche, bei der ſonſtigen Rohheit und niedrigen Bildung jener Stämme ſchlechterdings nur als Trümmer eines höheren, verlorengegangenen bürgerlichen Zuſtandes betrachtet werden können. Solche Symbole und Rechtsgebräuche erſcheinen gar oft nicht in innerem Zuſammenhange mit dem Leben und der Geſinnung der einzelnen Völker; — ſie bilden keineswegs ein mehr oder weniger vollendetes Syſtem; — ſie herrſchen oder fehlen nicht gleichmäßig bei verwandten oder ſich fremden Stämmen. Sie finden ſich vielmehr in einer unerklärlichen Unordnung, mehr oder minder entwickelt; ſie ſind gleichſam wie die Glieder einer zerriſſenen Kette über den ganzen Welttheil ausgeſtreut. In der That, ſie ſind Bruchſtücke eines uralten, ausgedehnten Gebäudes, das gleichſam durch dämoniſche Kräfte zerſprengt und in weite Fernen auseinander geſchleudert worden. — Staunend verliere ich mich oft in dieſen ſeltſamen Anblick; — zerfallene Sitten und bürgerliche Zuſtände, und von dem Allem keine Geſchichte!

Und die Völker ſelbſt ſind ebenſo zerfallen! Sie begegnen uns nicht mehr als große Maſſen, als unbewegliche Gemeinweſen zahlreicher Individuen, mit fixen Wohnorten, fixen Sitten, Sprachen u. ſ. w. Nein, vielmehr iſt die ganze amerikaniſche Urbevölkerung in zahlloſe Stämme, Horden, Unterhorden, ja iſolirte Familien aufgelöst, und dieſe ſeltſame Menſchenmaſſe iſt in einer fortwährenden unregelmäßigen Fuſion begriffen. Verwandte wohnen nicht neben einander, ſondern oft in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen. Zu unſerer größten Verwunderung haben Dr. Spix und ich die Verwandten und Abkömmlinge der ehemals an den Oſtküſten Braſiliens ſeßhaften Tupis tief im Lande, am Rio de St. Francisco und in der Provinz Piauhy angetroffen.

Wenige Tage ſpäter nahm gleichwohl die „ruſſiſche Correſpondenz" das Treiben der Czechen in Schutz und drohte der öſterreichiſchen Regierung: „Die Czechen verlangen keine Vorrechte, aber ſie wollen den Ungarn gleichgeſtellt ſeyn. Sie haben ein Recht auf die Dankbarkeit Oeſterreichs." Nach einem ſpätern Berichte Pogodins in Moskau hatte das panſlaviſtiſche Comité daſelbſt zwei Hauptherde der Agitation für die Slaven in Oeſterreich, den einen in Wien, den andern in Prag gegründet. Zugleich wirkte für Ausbreitung des orthodoxen griechiſchen Glaubens eine Brüderſchaft der heil. Cyrillus und Methodius, dem die kaiſerliche Hofdame Gräfin Bludow ihren Eifer widmete. Und doch that man ruſſiſcher Seits gegen die huſitiſchen Agitationen keine Einſprache. Helfe was helfen mag, wenn es nur gegen die Deutſchen gerichtet iſt! Sogar der bluttriefende Procop, der berüchtigte Huſitenführer, der 4000 deutſche Dörfer verbrannt zu haben ſich rühmte, wurde an ſeinem Todestage (30. Mai) zu Lippa, wo er geſtorben, jubelnd gefeiert.

Man bemerkte damals, die Auswanderung der Deutſchen aus Böhmen nehme reißend überhand. Die Friedfertigen wollten ſich der Wuth der Czechen nicht ausſetzen und wurden von der Regierung nicht ausreichend geſchützt. In Dörfern, wo noch vor 1850 deutſch geſprochen wurde, redet man jetzt ſlaviſch. Leider aber ſuchten ſich auch manche Deutſch-Böhmen dadurch zu helfen, daß ſie ihren Namen ſlaviſirten und denſelben Deutſchenhaß affectirten wie die Czechen ſelbſt.

Der Bau einer vierten Moldaubrücke in Prag veranlaßte den Kaiſer Franz Joſeph am 21. Juni 1868 zur Einweihung der Brücke nach Prag zu kommen. Oeffentliche Plakate forderten die Czechen auf, ihn nicht zu begrüßen, und wirklich verließen eine Menge derſelben die Stadt. Dagegen wurde der Kaiſer von den Deutſchböhmen mit großem Jubel empfangen und zeigte ſich überaus gnädig. Da er die Gemüther zu verſöhnen wünſchte, zog er

ſogar die beiden Erzczechen Palacky und Rieger zur Tafel und Herr von Beuſt ſoll viel mit ihnen verhandelt haben, was jedoch halb offiziell in den Zeitungen nur als ein unverbindlicher Meinungsaustauſch bezeichnet wurde. An demſelben Tage riß gleichwohl der czechiſche Pöbel von der Wohnung des Profeſſor Kick die deutſche und öſterreichiſche Fahne ab und zerſchmetterte ihm die Fenſter. Auch der czechiſche Adel zeigte ſich ſo ſtörriſch, daß der Kaiſer dem Grafen Clam-Martiniz heftige Vorwürfe machte, ja ihm ernſtlich drohte und ihm vorausſagte, gerade der Adel werde ſeinen Ungehorſam gegen die Krone am ſchwerſten zu büßen haben.

Mittlerweile feierte Palacky in Prag ſein fünfzigjähriges Gelehrtenjubiläum, wozu ihm aus St. Petersburg ein prächtiges Malachit-Album mit zweihundert photographirten Viſitenkarten hervorragender Ruſſen überſandt wurde. Gleichzeitig aber las man in den Zeitungen, Herr v. Beuſt habe den fanatiſchen Czechenführern, als ſie auf die Hülfe Rußlands pochten, in's Ohr geraunt: ob ſie denn nicht wüßten, daß Rußland den Beſitz Böhmens Preußen zugeſichert habe, falls die öſterreichiſche Monarchie zertrümmert würde? was ſie ſehr verblüfft haben ſoll. Später erklärten ſie, ihr Geſpräch ſey irrig dargeſtellt worden, ſie hätten ſich loyal geäußert, der Verband mit Oeſterreich unter der Vorausſetzung einer Föderativverfaſſung ſey für Böhmen das beſte.

Die czechiſchen Demonſtrationen mehrten ſich. Am 6. Juli 1868, dem Todestage des Johannes Hus, kamen etwas über 200 Czechen aus Prag in Conſtanz an und begingen eine huſitiſche Feier an dem vor Conſtanz geſetzten Denkſtein ihres berühmten Agitators. Sie hielten czechiſche [illegible]. ein gewiſſer Fritſch machte einen ſchwächlichen Verſuch, in d[illegible]e Rede den Zuhörern vorzulügen, die Czechen ſeyen gar keine Feinde der Deutſchen. Man ließ ſie gewähren und alles lief ruhig ab. Nur wunderte man ſich, wie ſie die Miſſion nach Conſtanz mit der frühern nach Moskau, huſitiſchen Fanatismus und Devotion vor dem Czaaren in Einklang zu bringen ver-

mochten? In Prag ſelbſt wurde der Todestag des Hus ebenfalls gefeiert. Man ſchmückte das Haus, worin er einſt gewohnt hatte und einige hundert Studenten ſangen am Abend vor demſelben Lieder ab, von den lauten Slavas der Menge unterbrochen. Voran trugen ſie auf einer hohen Stange einen durchſichtigen Ballon, auf dem drei rothe Kelche gemalt waren. Auch im Lande ſah man viele Feuer auf den Bergen flammen. Am meiſten charakteriſtiſch war die Huldigung, welche der Statue des heil. Nepomuk vor dem Wiſſheraterthore in Prag dargebracht wurde, weil die Sage ging, es ſey eine alte Statue des Hus. Man ſchrie vor dieſem Bilde: Hoch Hus! Nieder mit dem Papſt und den Jeſuiten! Dem Hus iſt aber niemals in Böhmen eine Statue errichtet worden, vielmehr wurde der Cultus des heil. Nepomuk erſt von der katholiſchen Kirche eifervoll in Flor gebracht, um durch denſelben und die damit ausgeſprochene Verherrlichung der katholiſchen Beichte die Erinnerungen an Hus im böhmiſchen Volke zu verdrängen.

Am 23. Auguſt 1868 wurde der böhmiſche Landtag eröffnet, aber ſämmtliche Czechen fehlten und gaben eine Deklaration ein, worin ſie feſtſtellten, die Krone Böhmen mit den dazu gehörigen Ländern ſey ſtets nur durch Perſonalunion mit Oeſterreich verbunden geweſen, nach dem Ausſterben des regierenden Hauſes habe Böhmen das Recht gehabt, ſich einen neuen König zu wählen und einen ſelbſtändigen Staat zu bilden. Böhmen ſtreite Ungarn nicht ab, mit Oeſterreich Verträge zu ſchließen, doch dürften dieſelben keinerlei Einfluß auf Böhmen haben. Eben ſo wenig ſtehe dem Reichstag eines nie vorher dageweſenen Cisleithanien ein Recht über Böhmen zu. Kurz, Böhmen verlange ſeine frühere Selbſtändigkeit, wolle die Perſonalunion nicht antaſten, verwerfe aber die Realunion.

Einen weitern Aufſchwung nahm die czechiſche Bewegung im Herbſt 1868. Der Reichskanzler v. Beuſt war nämlich im geheimen Einverſtändniß mit dem transleithaniſchen Miniſterpräſidenten Grafen

Andrassy und dem bekannten conciliatorischen Charakter seiner Politik gemäß zu möglichster Nachgiebigkeit gegen jede einzelne noch im Kaiserstaat inbegriffene Nationalität geneigt und hoffte mit Geduld und Liebkosung mehr auszurichten als mit einer Energie des Befehls, der die Macht fehlte. Er schonte also die Slaven. Ungarn war damit zufrieden, denn diese Schonung war, wenn man alle Hintergedanken richtig verstand, nicht geeignet, die Centralgewalt in Oesterreich zu stärken.

Zugleich kam das cisleithanische Ministerium in Conflict mit mehreren Statthaltern der Kronländer. Das Ministerium war mit einziger Ausnahme des Präsidenten aus lauter Bürgerlichen und Doktoren zusammengesetzt und liberal und antikirchlich bis zum Extrem, daher dem alten conservativen Adel wie dem reichen Episcopat gründlich verhaßt. Mithin unterstützten Adel und Klerus die slavische Opposition gegen das neue deutsche Ministerium. Auch die loyalen Statthalter, welche ernstlich die kaiserliche Regierung gegen die nationalen Umtriebe schützen wollten, gehörten noch zu sehr dem stolzen Adel an, um von den bürgerlichen Ministern gern Befehle anzunehmen. Auch waren diese Ministerialbefehle etwas Neues. Früher hatten die Statthalter unmittelbar mit dem Reichskanzler verkehrt, jetzt sollten sie von einer dazwischen geschobenen Behörde, dem cisleithanischen Ministerium, abhängen. Diese Neuerung that nicht gut, daher mehrere Statthalter ihre Stellen niederlegten, von Bach in Triest, von Philippovich in Dalmatien, andere immer mit dem Ministerium Differenzen hatten, wie von Lasser in Tirol, von Poche in Mähren, Graf Goluchowski in Galizien.

Einen ernstern Charakter nahm dieser Conflikt der adeligen Statthalter mit dem bürgerlichen Ministerium in Böhmen an. Hier wurde der sehr energische Statthalter von Kellersperg vom Minister Herbst vor dem Landtage in Bezug auf das Schulaufsichtsgesetz im Stich gelassen, und da grade davon die Rede war, ihn selbst in's Ministerium zu berufen, ließ er die Aeußerung fallen, er werde

nie mit einem Herbſt zuſammenſitzen. Dieſe Beleidigung des Miniſteriums hatte zur Folge, daß Herr v. Kellersperg zwar noch nicht entlaſſen wurde, doch zunächſt ſeine Amtsthätigkeit einſtellen mußte. Nun waren die Czechen ihren energiſchen Statthalter los und tanzten wie die Mäuſe auf dem Tiſch, wenn die Katze fort iſt. Auch der Prager Bürgermeiſter Claudy war den Deutſchen abgeneigt und that nichts, um den Uebermuth der Czechen zu dämpfen. Da nun auch die Wiener Regierung dem Militär verbieten ließ, auf das Volk zu ſchießen, war ein Ausbruch czechiſcher Wildheit unvermeidlich. Trotz des Verbotes wurde am 4. Oktober eine große Volksverſammlung in Pancraz abgehalten. Beamte ſollten abmahnen, wurden aber mißhandelt. Man mußte Militär anwenden, welches endlich die aufgeregte Maſſe auseinander trieb. Dieſelbe tobte aber bei ihrer Rückkehr noch in Prag ſelbſt herum, demolirte das Haus, in welchem der deutſchgeſinnte „Tagesbote“ herauskam, zerſchlug die Fenſter des deutſchen Caſino und des Jeſuitenhauſes, ſang grobe Spottlieder auf die Miniſter, den ſog. Beuſt- und Herbſtmarſch, und mißhandelte alle, welche beruhigen wollten. Die Fluth ſtieg ſo hoch, daß ſchleunigſt kaiſerliche Truppen zur Verſtärkung nach Prag geſchickt werden mußten. Auch ermannte ſich die Regierung und ſetzte am 19. Oktober in Prag den neuen Statthalter von Koller ein, einen Mann von Energie, der ſogleich das Ausnahmegeſetz verkünden, zehn Redakteure maßloſer czechiſcher Blätter verhaften und durch Soldaten jede neue Zuſammenrottung verhindern ließ.

So wurde die äußere Ruhe zwar hergeſtellt, aber die czechiſche Geſinnung blieb dieſelbe. Im folgenden Jahr 1869 wurde bei Prag abermals eine große Volksverſammlung auf den Höhen des Belvedere abgehalten, diesmal ohne thätliche Exceſſe, aber deſto feindſeliger in Reden. Ein gewiſſer Greger redete die „böhmiſchen Männer feurigen Blicks“ mit folgenden Worten an, welche die Erneuerung der Huſitenzeiten verlangten: „Wir leben in einer Zeit

der politiſchen Gährung und des ſocialen Umſturzes. Blicken wir zurück auf die bereits zurückgelegte Bahn, in jenes Jahrhundert, in welchem der Zeitgeiſt ſeinen Urſprung nahm. Was ſehen wir auf dieſem Ausgangspunkte? Einen großen Kerker, Kanonen und Bajonette, geſchützt von einer Horde jener Freunde der Finſterniß, die mit dem Kreuze in der Hand jeden freien Gedanken unterdrückte, beſchützt von Zauberern, die jedem mit Flammentod am Scheiterhaufen drohten, der ſich erkühnen wollte, ihnen den Schatz zu entreißen. Den kühnen Kämpfer erſchreckte jedoch dieſe Drohung nicht, er fürchtete den Flammentod nicht, er war willig, im Kampfe für die Wahrheit ſein Leben ſelbſt am Scheiterhaufen zu opfern. Doch höret, in dieſem Kampfe ſtand er allein, und jene, für die er den Schatz erkämpfen wollte, kehrten ihre Waffen wider ihn, die ganze Welt war ihm ein Feind, er unterlag im Kampfe. Brüder! Kennt Ihr dieſen Kämpfer? (Rufe: Ja! wir kennen ihn.) Ihr kennt ihn, ja es war die böhmiſche Nation, unſere Väter waren es, welche die erſten die Fahne der Freiheit gegen die Welt der Finſterniß erhoben. Die Siegesfahne der Taboriten weht im 19. Jahrhundert von der Zinne der ganzen aufgeklärten Menſchheit." Das ſollte zugleich das Programm der Omladina ſeyn, eines Jugendvereins für Aufklärung, in dem alle jungczechiſchen Vereine zuſammenſchmelzen ſollten.

Die Animoſität gegen Rom wurde durch ein Schauſpiel genährt, in welchem Hus auftrat. Die Prager wurden dadurch gewaltig enthuſiasmirt. Es fehlte ſogar nicht an Vermittlern, welche von Rom verlangen wollten, es ſolle den Conſtanzer Prozeß ihres Johannes Hus revidiren. Man ſtand aber davon ab, denn klügere Leute erinnerten daran, daß man huſitiſcherſeits grade durch ein ſolches Verlangen die Autorität Roms anerkennen würde. Privatnachrichten zufolge ſollte es in Böhmen bereits öfter vorkommen, daß das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt von katholiſchen Czechen verlangt und von den Prieſtern auch nicht verweigert, wenn auch

nur heimlich ertheilt wurde. Bekanntlich trugen die alten Huſiten den Kelch in ihrer Fahne. Als übrigens am 11. September 1869 das Denkmal des Johannes Hus in Prag unter großem Zulauf des Volkes enthüllt wurde, bemerkte man, die Oppoſition gegen den katholiſchen Klerus ſey hinter den Deutſchenhaß weit zurückgetreten. Hätten die Deutſchen ſich nicht ſo lange von einer falſchen Geſchichtſchreibung bethören laſſen, ſo würde es ihnen nicht entgangen ſeyn, daß ſchon Hus ſelbſt bei dem Sturm, den er in der Welt erregte, viel weniger als Reformator das Papſtthum haßte, als er in ſeinem czechiſchen Trotz die Deutſchen haßte. Die Vertreibung der Deutſchen aus Böhmen und eine Allianz der Slaven mit den Welſchen gegen die Deutſchen lag ihm viel mehr am Herzen, als die kirchliche Reform, die ihm nur als Mittel diente, um die Deutſchen aus Prag und ganz Böhmen auszutreiben. — Nur die jungczechiſche Partei grollte dem katholiſchen Klerus, der mit dem Adel vereint die altczechiſche Partei bildete. Um nun dieſen Zwieſpalt der Parteien weniger bemerklich zu machen, ließ man mehr den Deutſchenhaß hervortreten, in welchem beide Parteien einig waren.

Es wurden neue Wahlen zum böhmiſchen Landtag vorgenommen und da das Wahlgeſetz den Czechen nicht die unbedingte Mehrheit ſicherte, wollten ſie es umgehen. Da die Regierung aber feſt blieb, legte Claudy, der Bürgermeiſter von Prag, ſein Amt nieder, was die Aufregung der Czechen natürlich noch vermehrte.

Die jungczechiſche Partei hielt am 30. September 1869 ein Meeting in Malin ab, worin ſie ſich offen dem Episcopat widerſetzte und unter anderm erklärte, der religiöſe Indifferentismus habe kommen müſſen, weil das Volk die Kirchenſprache nicht verſtehe, weil der Religionsunterricht zu mechaniſch ſey und nur das Gedächtniß in Anſpruch nehme. „Weil die Laien aus dem kirchlichen Leben ausgeſchloſſen ſind, welches aus der urſprünglichen demokratiſchen Form der chriſtlichen Erſtlingskirche durch Einfluß feudaler und abſolutiſtiſcher Anſchauungen in äußern Formen verknöcherte.“ Des-

halb forderte die Verſammlung, die Landesſprache müſſe auch die Kirchenſprache ſeyn, die Religion von jedwedem Aberglauben und todten Formen gereinigt und in den Synoden müßten auch die Laien vertreten werden. Bald ließen ſich auch Stimmen aus dem niedern czechiſchen Klerus vernehmen, die ſich bitter beklagten, daß die Pfarrer und Kaplane in Armuth und Sclaverei niedergehalten würden. Unverkennbar wehte hier huſitiſcher Wind. Es war aber auch höchſt unvorſichtig von den Biſchöfen Böhmens, daß ſie mit dem Czechenthum kokettirten und der Regierung inſofern Oppoſition machten, ohne zu bedenken, daß hinter dem Czechenthum das Huſitenthum, hinter der nationalen Frage die reformatoriſche lauerte. Aber auch die Regierung trifft der Vorwurf, die hohe Ariſtokratie und die Biſchöfe in Böhmen zu lange gehätſchelt zu haben. Hätte ſie ſich mehr des niedern Klerus angenommen, ſo würde es ihr viel leichter geworden ſeyn, ihre neue liberale Geſetzgebung in Böhmen durchzuführen.

Die Czechen fuhren in ihrer conſequenten Agitation fort. Im Dezember 1869 ſetzten ſie durch, daß die Dominikanergaſſe in Prag von nun an die Husgaſſe heißen ſollte, und andererſeits ſchmeichelten ſie Rußland. Eine Schwägerin des berüchtigten Katkow, eine Fürſtin Salik, ließ ſich in Prag nieder, um die ruſſiſchen Sympathien zu nähren. Im Anfang des Jahres 1870 wurde in Prag eine Studentenverſchwörung entdeckt. Die jungen Leute nannten ſich „Ritter vom Blanik" d. h. die Rachegeiſter aus dem Berge Blanik, in der böhmiſchen Volksſage daſſelbe, was das wilde Heer in Deutſchland. Als fanatiſche Czechen drohten ſie den Deutſchen Tod und Verderben, ließen aus einer geheimen Druckerei Brandſchriften ausgehen und warfen eine Bombe vor das Polizeigebäude. Man entdeckte ſie und kam auf die Spur weiterer Verbindungen, der Prozeß wurde aber in Geheimniß gehüllt.

Die Hoffnungen der Czechen ſtiegen noch bedeutend, als das deutſche Doktorenminiſterium in Wien, welches dem Slavismus am

ſchroffſten entgegengetreten war, geſtürzt wurde und das neue Miniſterium Potocki, wie oben ſchon ausführlicher berichtet iſt, mit den Czechen unterhandelte. Sie kamen ihm nicht entgegen, ſie trotzten ihm vielmehr, weil ſie feſt überzeugt waren, der Kaiſer werde ihnen ſchließlich einfach alles bewilligen müſſen, was ſie verlangten, und der Föderalismus werde den Dualismus auseinanderſprengen und den Slaven das Uebergewicht verſchaffen. In ihrer Gier nach dem Siege, den ſie noch nicht errungen hatten, triumphirten ſie zu früh und ihre Unbeſonnenheit machte, daß ſie ſich ſelber widerſprachen. Einer ihrer rüſtigſten Führer, Rieger, buhlte um die Hülfe Frankreichs. Andere Czechen ſetzten noch viel größeres Vertrauen auf Rußland und benutzten ſogar die Senſation, welche die Nachrichten vom römiſchen Concil erregten, zu einer Propaganda für die ruſſiſche Kirche. Wenn der Papſt für infallibel erklärt wird, ſo wollen wir, erklärten czechiſche Stimmen, lieber griechiſch werden.

Die ſlaviſchen Croaten hatten immer der Beherrſchung oder auch nur Bevormundung durch die Ungarn widerſtrebt, erklärten ſich daher auch diesmal wieder gegen den Dualismus des Reichs und gegen ihre Unterſtellung unter Ungarn in der transleithaniſchen Reichshälfte. Auch Rußland verfehlte nicht ſie zu bearbeiten. Am 18. Dezember 1866 ſagte der Abgeordnete Polit auf dem Landtag in Agram: „Das gegenwärtige Oeſterreich nach der Kataſtrophe von Königgrätz ſey weder durch Centraliſation, noch Föderation und auch nicht durch den Dualismus wieder aufzubauen. Die Vereinigung der Deutſch-Oeſterreicher mit dem großen deutſchen Vaterlande ſey nur noch eine Frage der Zeit. So wie ſich Deutſchland und Italien nach dem Nationalitätenprinzip conſtituirt hätten, ſo müßte ſich auch der ſlaviſche Oſten conſtituiren und dieſem gegenüber könne Rußland die Rolle übernehmen, welche Frankreich gegenüber von Italien ſpiele.“ — Auch wurden die Croaten durch das barſche Betragen des ungariſchen Commiſſärs Csah erbittert. Ihr

Landtag mußte am 27. Mai aufgelöst werden, weil er sich dem dualistischen System nicht fügen wollte.

Das Haupt der Opposition gegen Ungarn auf dem croatischen Landtag zu Agram war Bischof Stroßmayer, ein Deutscher, der hier slavische Interessen vertrat, wie der deutsche Doktor Rieger in Prag. Gleichwohl hieß es, er sey durch Einkünfte gebunden, die er aus Ungarn beziehe, und habe sich deshalb in der letzten entscheidenden Zeit vom Landtag fern gehalten und wolle die Pariser Ausstellung besichtigen. Inzwischen verständigte sich der Ban Baron Rauch mit dem Minister für Croatien Grafen Bedegowics, dem Wiener Cabinet, welchem an der Verständigung mit Ungarn sehr viel lag, nachzugeben, und sie brachten es dahin, daß Croatien als ein Bestandtheil der transleithanischen Reichshälfte seine Landboten in den Reichstag nach Pesth schickte, wo sie übrigens nur eine Minderheit bildeten. Der Ausgleich erfolgte am 21. Juli 1868.

Im Sommer 1869 erhob sich Streit zwischen den beiden Reichshälften über die Militärgrenze. Dieselbe läuft, wie bekannt, an der türkischen Grenze in einem langen Landstrich hin und wurde bevölkert von christlichen Bosniern, Serben und Wallachen, die aus der Türkei entflohen waren. Die österreichische Regierung ließ sie im Besitz des Grenzlandes unter der Bedingung, die räuberischen Einfälle der Türken abzuwehren. Zu diesem Zweck wurde die ganze männliche Bevölkerung bewaffnet, zu 60,000 Mann in vierzehn Regimenter vertheilt und bis zum sechszigsten Lebensjahre zum Kriegsdienst verpflichtet. Dabei lebten sie friedlich mit ihren Familien und trieben, wenn sie nicht Dienst hatten, Ackerbau und Viehzucht. So blieb es bis auf die neueste Zeit. Da nun aber die Grenze zur transleithanischen Reichshälfte gehört und zwar zunächst zu Croatien und erst mit diesem zu Ungarn, so stritten sich Croatien und Ungarn um das Vorrecht, aus den reichen Waldungen des Grenzlandes Nutzen zu ziehen. Mittlerweile warf auch das Kriegsministerium, unter dessen Verwaltung diese Militärgrenze un-

Andere Horden von gleicher Abkunft wohnen wohl auch am Amazonenſtrome. Die Caraiben ſind nicht blos als kriegeriſche Nomaden und Seeräuber von den Mündungen des Miſſiſippi nach den Lucayen und Antillen gekommen — wo Columbus die Sage von ihren kriegeriſchen Einfällen noch lebendig antraf, — ſondern es finden ſich Anklänge an ihre Sprachen, Phyſiognomie, Tracht und Sitte in den Guianas und tief im Weſten Braſiliens, an den ſüdlichen Beiflüſſen des Amazonenſtromes.

Ein ſolcher Zuſtand kann unmöglich das Reſultat weniger und kurze Zeit wirkender Urſachen ſeyn. Er muß vielmehr aus dem Zuſammentreffen von vielerlei Urſachen, welche lange in Wirkſamkeit waren, hervorgegangen ſeyn. Nicht in Jahrhunderten kann die amerikaniſche Menſchheit in mehr als vierzehnhundert Völker, Stämme und Horden auseinandergefallen ſeyn. Dies iſt ein Zerſetzungsproceß, welcher Jahrtauſende erfordert. Welche Mannichfaltigkeit von Einflüſſen mag in dieſer Zeit gewirkt, und das dermalige, ſo unerfreuliche Schauſpiel einer gänzlichen Auflöſung und nationalen Entmiſchung herbeigeführt haben! Heereszüge, Kriege, die mit Vertilgung der Männer endigten, Weiberraub, Abführung ganzer Stämme in die Sklaverei, Vermiſchung der Stämme durch Ehebündniſſe von verſchiedenartigem Charakter u. d. gl. mögen die dermalige Geſtaltung der Dinge vermittelt haben. Man wird verſucht, ſich die ganze Bevölkerung des Welttheils wie im Bilde eines fortwährenden Aufſiedens zu denken, wobei beſtändig andere Theile an die Oberfläche kommen? Und dieſer Proceß mag ſich an vielen Orten innerhalb weniger Jahrhunderte wiederholt haben. Von den Stämmen am Amazonas, die bei den erſten Beſchiffungen dieſes Stroms bemerkt und in Acuña's Karte aufgenommen worden, konnte ich im Jahre 1820 die meiſten nicht einmal dem Namen nach mehr auffinden. Die einſt ſo mächtigen Solimoës, welche dem obern Amazonenſtrom vor zwei Jahrhunderten ihren Namen gegeben, ſind jetzt verſchollen. In Braſilien haben ſich die Tupis wahrſcheinlich aus den Gegenden zwiſchen Uruguay und Paraguay über den größten Theil des Landes gezogen; ſie ſind an die Küſten von Bahia, Pernambuco, und in die Wälder am Amazonenſtrome gekommen. Andere Stämme haben ſich in andern Richtungen verzweigt und ausgebreitet, und ſo iſt, hier durch fortſchreitende Spaltung und Iſolirung, dort durch

mittelbar ſteht, ſein Auge auf die Wälder und befahl einen großartigen Holzverkauf, wogegen Croatien lebhaft proteſtirte. Da ſollte die cisleithaniſche Reichshälfte aushelfen, ſofern die Militärgrenze nicht nur die eine, ſondern auch die andere Reichshälfte ſchütze, und Geldmittel zuſchießen. Weil aber die weſtliche Reichshälfte ſchon ſo viele Verkürzungen zu Gunſten der öſtlichen erlitten hatte (denn Beuſt gab den Ungarn immer nach), weigerte ſich die cisleithaniſche Delegation, etwas für die Militärgrenze beizuſteuern. Der Streit drohte im Beginn des Jahres 1870 einen gefährlichen Charakter annehmen zu können, ſofern die ſämmtlichen Südſlaven Oeſterreichs, wenn ſie doch nicht beim alten Herkommen bleiben ſollten, ſich lieber in ein dreieiniges Königreich (Slavonien, Croatien, Dalmatien) zuſammenſchließen, als ſich Ungarn unterwerfen wollten. Andererſeits beſorgten die Deutſch-Oeſterreicher, die bisher durch die Militärgrenze ſich fortziehende Linie bis nach Siebenbürgen werde unterbrochen, der deutſche Theil Siebenbürgens gänzlich abgeſchnitten, und den Ungarn überdies, wenn es die Grenzer nicht mehr verhindern könnten, Dalmatien und das Meer aufgeſchloſſen werden. Dadurch erhielte Ungarn ein unermeßliches Uebergewicht über die cisleithaniſche Reichshälfte.

Gleichwohl gab ſich das deutſche Doktorenminiſterium dazu her, um die Ausgleichung mit Ungarn zu befeſtigen, nachdem der Kaiſer ſelbſt ſchon im Auguſt 1869 eigenmächtig einige Grenzbezirke an Ungarn hatte abtreten wollen, die Abtretung der ganzen Militärgrenze zu bewilligen, und nur die Zuſtimmung des Reichsraths war noch abzuwarten. Dieſe erfolgte aber nicht, denn der Reichsrath wurde vertagt und das Miniſterium trat ab.

Aus demſelben Grunde wie Croatien, fügte ſich auch Siebenbürgen nach einem langen Widerſtande in den neuen Dualismus des Reichs und ſchickte als Beſtandtheil der transleithaniſchen Reichshälfte ſeine Landboten nach Peſth, obgleich noch am 15. Mai 1868 die Rumänen auf einer Verſammlung zu Blaſendorf heftig für die

Trennung Siebenbürgens von Ungarn gesprochen hatten. Die zahlreichen Rumänen (Wallachen) in Siebenbürgen waren alte Feinde der Magyaren und gingen auf den Gedanken des großen und einigen Rumänenreiches ein, wozu durch die Vereinigung der Moldau und Wallachei unter Couza der erste Grund gelegt worden war.

Ueberhaupt ergriff das Nationalitätenprinzip die Völker der untern Donau wie ein Fieber. Auch die zu Oesterreich gehörigen Serben des linken Donauufers wünschten mit ihren Stammgenossen auf dem rechten Ufer wieder vereinigt zu werden und ein großes serbisches Reich zu gründen, mit dem auch Bosnien, die Herzegowina und Montenegro vereinigt werden sollten. Ein serbischer Landbote verrieth übrigens, daß Rußland dabei die Hand im Spiele habe, indem er öffentlich aussprach, es sey die Mission Rußlands, alle Südslaven endlich vom türkischen Joche zu befreien, und wie die Schlacht bei Königgrätz das Signal gewesen sey, um künftig alle deutschen Stämme in einem großen Nationalreiche zu vereinigen, so müßten das Gleiche auch alle Slavenstämme unter der Führung Rußlands thun.

Auch die Polen in Galizien machten der bedrängten österreichischen Regierung Schwierigkeiten. Ohne sich an die Czechen in Böhmen anschließen zu wollen, forderten sie doch für sich die nämliche nationale Selbständigkeit, wie die Czechen und wie die Ungarn. Sie wollten den Reichstag in Wien nicht beschicken und verlangten ein eigenes Ministerium. Der Statthalter Graf Goluchowski war den Polen von länger her wohlgesinnt und Oesterreich durfte auch die Polen nicht drücken, das polnische Element konnte ihm gegen Rußland noch gute Dienste leisten. Der Kaiser selbst wollte mit seiner Gemahlin im September 1868 persönlich nach Lemberg kommen, um die Polen zu beschwichtigen, wie es ihm früher in Pesth mit den Ungarn gelungen war. Da aber in Lemberg die Verabredungen nicht eingehalten, Goluchowski betrogen und im Stich gelassen wurde und der galizische Landtag auf seinen For-

derungen beharrte, mußte die wichtige Friedensreiſe unterbleiben. Aus dieſem Anlaß kam es im Miniſterium zu einem Bruch. Die cisleithaniſchen Miniſter, das bürgerliche oder Doktorenminiſterium mit dem Fürſten Carlos Auersperg an der Spitze, wollten dem deutſchen Element wenigſtens noch in Cisleithanien die Hegemonie wahren, nachdem ſich Transleithanien als ſelbſtändig ausgeſchieden hatte. Dagegen kämpften die Slaven an, wenn auch nicht gemeinſchaftlich, doch die Polen wie die Czechen für ſich. Nun hatte Herr von Beuſt, was mit der beabſichtigten Reiſe des Kaiſers zuſammenhing, hinter dem Rücken des cisleithaniſchen Miniſteriums den Polen Hoffnungen gemacht, und dadurch die Stellung ſowohl des Statthalters Goluchowski als des cisleithaniſchen Miniſterpräſidenten Fürſten Carlos Auersperg compromittirt. Jener bekam nun und dieſer nahm am 27. September ſeine Entlaſſung. Man erfuhr zugleich, Graf Andraſſy, der transleithaniſche Miniſterpräſident, habe Herrn von Beuſt in dieſer Angelegenheit unterſtützt und die Ungarn hätten mit Behagen die Zwietracht zwiſchen Deutſchen und Slaven heimlich geſchürt, um zum Vortheil ihrer Reichshälfte die andere uneinig und ſchwach zu erhalten.

Auersperg wurde erſt ſpät (am 18. April 1869) durch den Grafen Taaffe erſetzt, ein willenloſes Werkzeug Beuſts, ohne eigenen Geiſt und ohne Vertrauen bei den Deutſchen. Dieſe Aenderung erſchütterte den Credit des Doktorenminiſteriums nicht wenig.

Den Polen in Galizien machte die Regierung ſofort die wichtige Conceſſion, daß vom 1. Oktober an in dieſer Provinz die polniſche Sprache Amtsſprache ſeyn ſoll.

Die Ruthenen im öſtlichen Galizien waren ein den Ruſſen näher verwandter Volksſtamm und vorzugsweiſe Bauern, die in früherer Zeit dem polniſchen Adel waren unterworfen worden. Als dieſer Adel im Jahr 1846 ſich gegen die deutſche Regierung empörte, hatten die ruthenischen Bauern die Partei der Regierung ergriffen und viele ihrer adeligen Herrn erſchlagen. Dieſe Abneigung gegen den polniſchen Adel

dauerte unter ihnen noch fort und nur, weil jetzt Goluchowski die Polen wieder begünstigte, war es möglich, daß russische Agenten das ruthenische Landvolk bearbeiten konnten. Dergleichen Agenten wurden im Spätherbst 1867 mehrere in Haft genommen. Unterdeß hatten die Polen die Zumuthungen der Czechen aus Haß gegen Rußland mit Unwillen zurückgewiesen und dieser Gegensatz zwischen Russenfreunden und Russenfeinden unter den Westslaven wirkte auf die Ruthenen ein, denen sich allerlei unberufene Führer aufdrängten, um zum alleinigen Nutzen Rußlands die Confusion im österreichischen Kaiserstaate zu vermehren. Nach dem Beispiel der Czechen in Prag bildete sich auch eine ruthenische Partei in Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, im dortigen Casino (Narodny Dom, Nationalhaus), worin russische Sympathien gepflegt wurden. Im Januar 1868 hörte man, ein galizischer Geistlicher Namens Kuzewsky, sey nach Rußland ausgewandert und zum Bischof von Chelm befördert worden. Damals brachten die Zeitungen auch Klagen über russische Umtriebe in den slowakischen Distrikten Ungarns.

Ein in galizischen Verhältnissen wohl unterrichteter Mann schrieb in den historisch politischen Blättern von 1869 I. 66, er „mußte an Ort und Stelle die traurige Erfahrung machen, daß das blinde Vertrauen, welches bisher der Bauer des Mazurischen und Ruthenischen Stammes in die kaiserlichen Behörden setzte, indem er in jedem Amtsdiener und Kreisdragoner einen Repräsentanten des Herrschers erblickte, zu schwinden beginnt. Manche Maßregeln der Regierung, welche der Ruthene immer mit der Person des Kaisers identificirt, haben in ihm die Befürchtung rege gemacht, daß die kaiserlichen Beamten zu Mandataren der polnischen Partei herabgesunken seyen." Goluchowski habe sich durch den Weihrauch, den ihm die Polen streuten, verleiten lassen, die Beamtenwelt zu polonisiren und wenn auch zuverlässige Beamte da sind, schade „noch die unglückliche neue Organisation mit den großen politischen Amtsbezirken, wodurch der Beamte der

weitern Diſtanzen wegen die Fühlung mit der bäuerlichen Bevölkerung verliert."

Die ruthenische Partei fuhr fort, heimlich von Rußland angeregt, dem polniſchen Elemente in Galizien zu trotzen. Sie wollte im Oktober 1869 ſich gefallen laſſen, daß Galizien ungetheilt bleibe, doch nur unter der Bedingung, daß die ruſſiſche Sprache und Nationalität in Galizien volle Freiheit genieße, in den Schulen, vor den Behörden, vor Gericht. Ferner ſollte das Patronatsrecht des (polniſchen) Adels aufgehoben ſeyn, das ruſſiſche Theater in Lemberg ſollte gleich dem polniſchen Staatszuſchuß erhalten. Insbeſondere wurde über die Thätigkeit der ruſſiſchen Agenten geklagt, welche die unirten Griechen gegen die katholiſche Kirche einzunehmen und zur ruſſiſchen hinüberzuziehen ſuchten. Im Dezember 1869 circulirte eine von dem Mönch Terlezki in ruſſiſcher Sprache verfaßte Adreſſe an das Concil in Rom, worin gefordert wurde, den ältern griechiſchen Ritus, der durch den katholiſchen entſtellt ſey, herzuſtellen und für die unirte Kirche in Galizien und Ungarn ein beſonderes Patriarchat zu ſtiften.

Zufällig wurde man am 14. Juni 1869 aus Anlaß einer Reſtaurirung in der Krakauer Cathedrale auf den Sarg Caſimirs des Großen, des letzten Königs von Polen aus dem berühmten Geſchlechte der Piaſten, aufmerkſam, fand ihn verfault und die Gebeine morſch, ſo daß man die letztern in einen neuen Sarg von Silber zu legen beſchloß. Die Nationalen benutzten das ſogleich zu einer Demonſtration und beſtatteten die königlichen Ueberreſte am 8. Juli in der neuen Gruft mit großer Feierlichkeit. Weil alle Polen dazu eingeladen waren, verfehlte die ruſſiſche Regierung nicht, die Grenze abzuſperren, um niemand aus dem Königreich Polen hinüber zu laſſen.

Die Polen in Galizien wieſen jedes Zuſammengehen mit Rußland mit Entrüſtung zurück. Die „Gazeta Naradowna" ſagte: „Soll man Hülfe ſuchen, wo kein Recht mehr gilt, wo nicht nur

die nationale, ſondern auch die perſönliche Sicherheit nicht mehr geduldet wird? Hülfe ſuchen in Moskau, welches ein Moloch iſt für jede auch nur gewohnheitsmäßige Beſonderheit, welches die Unterthänigkeit fordert im Namen des Czaars und der Knute, welches, um die mongoliſche Monotonie im ganzen Reiche herzuſtellen, keine Grenze anerkennt, weder in den Gewiſſen, noch in den Gefühlen, noch in der Würde des Menſchen? Moskau, welches die Barbarei bedeutet und die Verleugnung der Civiliſation? Die ethnographiſche Ausſtellung in Moskau iſt der erſte Anfang der moskowitiſchen Annexion im Namen des ſlaviſchen Gedankens. Wir haben nicht geglaubt, daß man ſich wegen einer thieriſchen Racengemeinſchaft der Errungenſchaften von Jahrhunderten, der auf dem Wege der Civiliſation gewonnenen Titel entſchlagen könne. Von heute an hat ſich das Czechenthum auf keine Gemeinſamkeit mit uns mehr zu berufen. Nichts bindet uns, alles trennt uns von denen, welche über die Leiche Polens nach dem heil. Moskau wandern." Gleichzeitig erſchien in Lemberg eine Flugſchrift von Mrozovicki, worin geſagt war, da Preußen den Pangermanismus und Rußland den Panſlavismus zur Parole mache, bleibe den Polen nichts übrig, als ſich eng an Oeſterreich anzuſchließen.

Auch in Krain regten ſich die Slaven. Auf dem Landtag ſetzte die ſloveniſche Mehrheit ein Sprachengeſetz durch, welches die ſloveniſche Sprache in den Schulen zur Pflicht machte. Der Deutſchenhaß war hier durch panſlaviſtiſche Agenten furchtbar geſteigert. Als Ende Mai 1868 die deutſchen Turner in Laibach ein Feſt begingen, wurden ſie plötzlich von ſloveniſchem Pöbel überfallen und mißhandelt. Man hörte, es ſeyen jedem Slovenen für einen erbeuteten Turnerhut 2, für eine Turnerfahne 20 Gulden verſprochen worden, und die ſloveniſche Jugend ſchrie auf offener Straße, alle Deutſchen müſſen todtgeſchlagen werden. Einige Burſchen wurden verhaftet, aber Conrad, der Landespräſident von Krain, verwandte ſich für ſie beim Kaiſer und ſie wurden begnadigt. Eine ſo un-

kluge Schwäche konnte natürlicherweiſe keine andern Folgen haben, als die Slovenen in ihrem Uebermuthe zu beſtärken. Im Frühjahr des folgenden Jahres wiederholten ſich in der Nähe bei Laibach dieſelben Scenen. Die Führer der ſlaviſchen Partei in Laibach ſelbſt hatten die Bauern aufgehetzt, um abermals über die deutſchen Turner herzufallen, die wieder im Freien ein Feſt begingen, und dem 60 Gulden verſprochen, der ihnen die Fahne der Turner bringen würde. Eine große Menge Bauern fiel alſo wieder mit Prügeln über die Turner her. In einem wüthenden Kampf um die Fahne, deren die Bauern ſich wirklich bemächtigten, wurde der Fahnenträger niedergeſchlagen und ſiebzehn andere Turner mehr oder weniger ſchwer verwundet. Zum Glück kamen Gensdarmen herbei, vor denen die Bauern ſich zurückzogen. Ein Bauer, der ſich zur Wehr ſetzte, wurde von einem Gensdarm erſtochen, dagegen jubelte die ſloveniſche Bevölkerung von Laibach den ſechs Bauern, die hier gefangen eingebracht wurden, unter beſtialiſchen Kundgebungen des Deutſchenhaſſes zu.

Am 18. Oktober 1868 verlangte eine ſloveniſche Volksverſammlung bei Graz die Bildung eines eigenen ſloveniſchen Kronlandes.

Im Spätherbſt 1869 brach ein Aufſtand in Dalmatien und zwar in der ſog. Bocca von Cattaro aus. Bocca heißt die Gegend, weil die Küſte hier gleichſam einen großen Mund aufthut, um das adriatiſche Meer hereinzulaſſen, eine weite und tiefe Bucht, welche den berühmten, nach der Stadt Cattaro genannten Hafen bildet. Die Stadt iſt gleich den andern Städten an der Küſte von Dalmatien italieniſch, die auf den überall über der Küſte ſich erhebenden Gebirgen wohnenden Hirten und Bauern ſind Slaven, die man an der Küſte Morlaken (vom ſlaviſchen More Meer) zu nennen pflegt. Dieſe ſlaviſche Bevölkerung des zu Oeſterreich gehörenden Dalmatien, welches nur einen ſchmalen Küſtenſtrich bildet, iſt den gleich dahinter wohnenden Montenegrinern, Herzegowinern und Bosniern, die zur Türkei gehören, ſtammverwandt und

ein großer Theil derſelben, ſofern er der griechiſchen Kirche angehört, auch glaubensverwandt, und es iſt hier, wie in allen ſüdſlaviſchen Ländern, ruſſiſche Agitation thätig, die den Slaven im Sinne des Panſlavismus und der griechiſchen Kircheneinheit Befreiung von der Herrſchaft der Deutſchen und der Türken verſpricht. Obgleich nun jener Aufſtand der Bocheſen ſich nur auf eine ſehr kleine Gegend beſchränkte und nur gegen das neue öſterreichiſche Regierungsſyſtem gerichtet war, ſchrieb man ihm doch eine möglicher Weiſe große Tragweite zu und glaubte in ihm einen Funken zu ſehen, der vielleicht den ganzen ſüdſlaviſchen Theil der Türkei in revolutionären Brand ſtecken könne.

Um das Terrain und die Fragen, um die es ſich hier eigentlich handelt, recht zu verſtehen, iſt ein Rückblick in die Vorzeit der Balkanländer erforderlich. Bekanntlich waren der Balkan und die von ihm auslaufenden Gebirge, die ſich längs des adriatiſchen Meeres erſtrecken, von vielerlei ſehr wilden und kriegeriſchen Stämmen bewohnt, ehe die Macedonier ihr großes Reich gründeten und ſie wenigſtens zum Theil unterwarfen. Auch ſpäter noch, als das macedoniſche Reich bereits vom römiſchen verſchlungen war, konnten ſelbſt dieſe energiſchen Römer mit jenen wilden Bergſtämmen nicht ganz fertig werden. In der Völkerwanderung wurde die Balkanhalbinſel von Gothen überſchwemmt und als dieſe weſtwärts abzogen, von Slaven. In dieſer großen ſlaviſchen Völkerſtrömung fehlte die Einheit, der Oberbefehl, der alles geleitet hätte. Zwiſchen dem nördlichen Ufer der Donau und dem ſchwarzen Meere behaupteten die Rumänen, noch römiſch redende Nachkommen der alten Bevölkerung, und in einem mehr ſüdlichen Theile der Balkanhalbinſel ein überaus tapferer und unzähmbarer Volksſtamm, Albaneſen genannt, wahrſcheinlich Reſte der älteſten Bevölkerungen mit eigener Sprache, ihre Selbſtändigkeit. Da die Slaven uneins blieben, auch nur nach und nach einwanderten, konnten ſie die feſte Stadt Byzanz oder Conſtantinopel, den Sitz des immer noch fortbeſtehenden oſt

römiſchen Kaiſerthums, nicht überwältigen, und wurden vielmehr nach und nach von hier aus ſelber unterworfen. Die am weiteſten ſüdwärts bis in den Peloponnes vorgedrungen waren, nahmen als Unterthanen von Byzanz auch die griechiſche Kirche und Sprache an und ihre Nachkommen ſind die jetzigen Neugriechen. Nordwärts von ihnen bildeten ſich zwei ſlaviſche Reiche, das der Bulgaren öſtlich, das der Serben weſtlich, aber auch ſie wurden zuletzt Unterthanen von Byzanz und nahmen den griechiſchen Glauben an, behielten indeß ihre ſlaviſche Sprache.

Mittlerweile war das tapfere Reitervolk der Magyaren in Ungarn eingewandert und hatte von dem ebenen Waidelande ſeiner Pferde aus alle Slaven in der Runde unterworfen, die Slovaken im Norden, die Slovenen, Slavonier (Raizen) und Croaten im Süden. Dieſe Magyaren oder Ungarn hatten vorher übel in Deutſchland gehauſt, waren aber von den deutſchen Kaiſern beſiegt, bekehrt und befreundet worden, unter ihrem berühmten König Stephan dem Heiligen. Sie gehörten alſo der römiſchen Kirche an und mit ihnen auch alle am Ende des 11. Jahrhunderts durch Stephans dritten Nachfolger Coloman dem großen Ungarnreich oder der Stephanskrone unterworfenen Slaven. In gleicher Weiſe waren ſchon vorher die bis gegen Bayern vorgedrungenen Slaven in Steiermark, Kärnthen und Krain, die ſog. Slowenzen (von den Deutſchen aber Wenden genannt) dem deutſchen Reich unterworfen und zur römiſchen Kirche bekehrt worden. Im 12. Jahrhundert entbrannte ein heftiger Kampf zwiſchen Byzanz und Ungarn um den Beſitz von Dalmatien. Dieſe Küſte war für den Seeſtaat Byzanz von vorzüglicher Wichtigkeit. Nachdem aber die Ungarn bereits Croatien beſaßen, wollten ſie auch bis an's Meer gelangen und Dalmatien ſich aneignen. Nun miſchte ſich auch die benachbarte Republik Venedig ein und alle drei bemächtigten ſich abwechſelnd Dalmatiens, bis daſſelbe im Anfang des 15. Jahrhunderts bei Venedig blieb. Seitdem drang in die Küſtenſtädte Dal-

matiens italieniſche Sprache und Bildung ein, aber nur in die Städte. Die Bewohner der nahen Berge ließ man in ihrer altſlaviſchen Barbarei, wahrſcheinlich abſichtlich, damit ſie durch Verkehr und Bildung nicht zu einer Landmacht heranwachſen möchten, die ſich von der Seemacht Venedigs unabhängig machen würde, und zugleich, um dieſe tapfern Bergvölker als Schutzmauer gegen die Türken brauchen zu können, die bald darauf Conſtantinopel eroberten und dem byzantiniſchen Reich ein Ende machten. Dieſelben Türken zertrümmerten im Jahr 1526 in der Schlacht bei Mohacz unter ihrem großen Sultan Soliman II. auch das ungariſche Reich, welches jedoch von Deutſchland und zum Theil von Polen aus den Türken allmälig wieder entriſſen wurde. Die deutſchen Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg wurden zugleich Könige von Ungarn, knüpften aber das bereits durch die türkiſche Eroberung aufgelockerte Band der Südſlaven mit der Stephanskrone nicht mehr ſo feſt zuſammen, als es die Ungarn wünſchten. Croatien nahm eine Sonderſtellung, und als im Anfang unſeres Jahrhunderts auch Venedig mit Dalmatien zu Oeſterreich kam, erhielt es eine öſterreichiſche und keine ungariſche Verwaltung. Dies möge genügen, um die neu erhobenen Anſprüche Ungarns auf den Beſitz Dalmatiens zu erklären.

Im Uebrigen blieb Oeſterreich dem venetianiſchen Syſtem in ſofern treu, als es nur auf die Küſtenſtädte Dalmatiens Werth legte, die Bergbewohner aber in ihrer alten Verwilderung ließ. Dieſes Syſtem hatte wohl für Venedig gepaßt, welches vorzugsweiſe eine Seemacht war und niemals Anſpruch darauf machen konnte, als Landmacht die Balkaninſel zu beherrſchen. Oeſterreich aber hätte daran liegen ſollen, von Ungarn, Croatien und Dalmatien aus feſten Fuß in der europäiſchen Türkei zu faſſen und alle Südſlaven an ſich zu feſſeln, ehe ihm Rußland darin zuvorkam.

Man ging ohne Zweifel zu weit, wenn man den dalmatiniſchen Aufſtand als den Anfangspunkt einer großen und allgemeinen Erhebung der Südſlaven anſah. Rußland fand den Augenblick dazu

erneute Vermiſchung einzelner Stämme — durch einen Proceß, den man mit der Regeneration gewiſſer Gebirgsbildungen vergleichen könnte — jene ſeltſame Verſchlingung und Verwirrung entſtanden, in deren Folge wir in ganz Amerika kein einziges Volk von der Zahl des ſchwächſten Volkes in Europa mehr bemerken können. Welche Wege dieſe Wanderungen verfolgt haben, iſt natürlich jetzt nur in den wenigſten Fällen nachweisbar. Sie ſcheinen ſich mir vorzugsweiſe oft aus Hochländern in die tieferen Gegenden ergoſſen und nicht ſelten den Lauf groſſer Ströme verfolgt zu haben. Viele der amerikaniſchen Stämme machten groſſe Waſſerreiſen, nicht blos auf den Strömen, ſondern auch auf dem Ocean, wie die Caraiben, die Bewohner von Paria und der Coſta rica.

Bei dem Verſuche, die Wege wandernder Völker in Amerika auszumitteln, finden wir eines der wenigen Hülfsmittel in den Sprachen und Dialekten. Auf die ſeltſamſte Weiſe ſind dieſe über Amerika ausgeſtreut, eben ſo wie die Völker und Stämme ſelbſt, welche ſie reden. Man findet aber nicht immer, daß Stämme, die in Geſichtszügen, Sitten und Gebräuchen verwandt ſind, auch in der Sprache als Verwandte ſich berühren. In manchen groſſen Landſtrichen wird ausſchlieſſlich Eine Sprache mit mehr oder weniger Dialekten geredet; — in andern, von viel geringerer Ausdehnung, grenzen die mannichfaltigſten Sprachen (nicht blos Dialekte) ganz nahe an einander; gleichſam jedes Dorf ſpricht eine andere Sprache, ja es gibt Idieme, die auf einige wenige Familien beſchränkt ſind. Dabei ſind ſie natürlich auch äuſſerſt veränderlich und, bei zunehmender Verminderung derer, die ſie reden, bei dem vollkommenen Mangel ſchriftlicher Denkmäler, von ephemerem Beſtande. Dieſer eigenthümliche Zuſtand der Sprachen war nur da einigermaſſen gebeſſert worden, wo die Europäer ſich gewiſſer Sprachen bemächtigt, ſie zum Vehikel ihres Umganges mit den Indianern gemacht und für ihre Zwecke ausgebildet hatten. In dieſer Art iſt z. B. die Sprache der Azteken in Mexico, der Tupis und Guarani's in Braſilien, die Quichua- oder Incaſprache in Peru ausgebildet, grammatiſch und lexicaliſch fixirt und wohl über ihre urſprünglichen Grenzen hinaus verbreitet worden. Im Ganzen aber findet man in dieſen Sprachen, obgleich ſie geſchrieben und gedruckt werden und, wiewohl in geringerem Verhältniſſe, auch

noch nicht geeignet. Unter den Südſlaven ſelbſt im Innern der Türkei gewahrte man keine auffallende Bewegung. Ein Aufruf im panſlaviſtiſchen Sinne, der angeblich von Bukalowich, dem alten Agitator unterzeichnet war, wurde von dieſem ſelbſt, der ruhig in Odeſſa lebte, für gefälſcht erklärt. Indeſſen gab er doch Anlaß, die ernſte Gefahr zu erwägen, in welche Oeſterreich gerathen wäre, wenn die Südſlaven wirklich in Maſſe aufgeſtanden wären. In den Zeitungscorreſpondenzen und Flugſchriften, welche ſich darüber äußerten, unterſchied man zweierlei Meinungen. Nach der einen hatte Oeſterreich ſich ſeiner ſlaviſchen Unterthanen griechiſcher Confeſſion, worunter auch zwei Dritttheile der Dalmatiner gehören, bisher viel zu wenig angenommen, in Dalmatien nur die katholiſchen Kirchen beſchenkt, nicht die griechiſchen, und ruhig zugeſehen, daß der ruſſiſche Kaiſer den griechiſchen Kirchen Geſchenke machte. Die Aufgabe Oeſterreichs ſey geweſen, ſo lange noch die griechiſchen Chriſten der Türkei zum Gebiet des Patriarchen von Conſtantinopel gehörten und noch nicht zur ruſſiſchen Kirche, denſelben auf alle Art entgegenzukommen und ſie zu gewinnen, damit ſie den ruſſiſchen Lockungen widerſtünden. In dieſem Sinne äußerte ſich ein öſterreichiſcher Offizier in den „Studien über Dalmatien", Graz 1869.

Nach einer ganz andern Anſicht hätte Oeſterreich vielmehr unter den Südſtaaten der Türkei Propaganda machen ſollen für die katholiſche Kirche. Die öſterreichiſche Regierung hätte den dalmatiniſchen Aufſtand verhüten können, wenn ſie nicht verkehrte Maßregeln getroffen hätte. Die Küſtenbewohner Dalmatiens, ſonderlich in dem ſchönen und weiten Hafen von Cattaro, dienten immer gern in der öſterreichiſchen Marine und die hinter ihnen auf den Bergen wohnenden Bocheſen, den benachbarten Montenegrinern ſtammverwandt, waren gleich dieſen ein kriegeriſcher Stamm, gingen ſtets bewaffnet und bildeten unter ſelbſtgewählten Führern und in ihrer Nationaltracht eine Miliz zum Schutz der Grenzen, waren daher ſtets vom eigentlichen Militärdienſt freigeblieben. Nun auf

einmal befahl das Kriegsminiſterium in Wien, ſie gleich den übrigen Unterthanen nach dem neuen Wehrſyſtem zu behandeln und Rekruten zur Landwehr bei ihnen auszuheben, wodurch ſie aus ihren Heimathbergen entfernt und in öſterreichiſche Uniformen geſteckt worden wären. Das war gegen ihr altes Privilegium und unbillig zugleich. Sie weigerten ſich alſo. Nun erſt kamen auch noch andere Beſchwerden zum Vorſchein über die ſchlechte Verwaltung der Beamten in Cattaro (meiſt Italiener). Genug, im Oktober 1869 brachen die Bocheſen in förmliche Empörung aus und überfielen die zerſtreuten und nur ſchwach beſetzten kleinen Forts oder Blockhäuſer der Oeſterreicher. Das Fort Stanjewich fiel in der Nacht auf den 22. Oktober durch Verrath in ihre Gewalt. Der in Cattaro commandirende öſterreichiſche General Wagner hatte nicht Truppen genug und greuliches Unwetter trieb die wenigen, die in die Berge eindringen wollten, zurück. Es mußten erſt Verſtärkungen abgewartet werden.

Begreiflicherweiſe wurde die berechtigte Unzufriedenheit der Bocheſen von der ungariſch-öſterreichiſchen Preſſe mißverſtanden und der Aufruhr einer ruſſiſchen Intrigue zugeſchrieben. Wenn auch nicht anzunehmen iſt, daß Rußland bereit geweſen wäre, die Südſlaven ſchließlich mit Waffen zu unterſtützen und einen europäiſchen Krieg herbeizuführen, ſo entſprach es doch ſeiner orientaliſchen Politik, die Südſlaven beſtändig in Athem zu halten, Oeſterreich und die Pforte immer wiederholt durch Unruhen in den Slavenländern zu bedrohen. Rußlands Vorpoſten iſt bekanntlich Nikita, der Fürſt des kleinen Berglands Montenegro, welches nahe hinter Cattaro liegt. In Trieſt wurde noch rechtzeitig ein Transport von 120 Centner Pulver, der auf einem Handelsſchiff nach Montenegro befördert werden ſollte, zurückgehalten. Man erfuhr, der Fürſt habe ſchon lange Waffen und Munition in Menge angeſchafft, wie man denn auch die Bocheſen und die ihnen aus Montenegro und der Herzegowina zugelaufenen Freiſchaaren auf's trefflichſte mit Gewehren

nach neuem Syſtem bewaffnet fand. Der Fürſt erklärte übrigens feierlich, er habe keinen Antheil an dem Aufſtand und werde neutral bleiben; nur müſſe er wünſchen, Oeſterreich möge die Ruhe ſchnell herſtellen, ſonſt werde er ſeiner Montenegriner, die ihren Nachbarn helfen wollten, nicht Meiſter. Der Kaiſer von Oeſterreich, der damals grade auf ſeiner Reiſe nach Suez in Conſtantinopel verweilte, ſoll vom Sultan die Erlaubniß erhalten haben, ſeine Truppen türkiſches Gebiet überſchreiten zu laſſen, um den Inſurgenten beſſer beizukommen, machte aber keinen Gebrauch davon, um Rußland keinen Vorwand zu leihen, ſich einzumiſchen.

Die Ungarn verhielten ſich nicht gleichgültig. Sie hatten nicht vergeſſen, daß Dalmatien einſt zur Stephanskrone gehört habe. Koſſuth hatte mit Garibaldi einen Durchbruch der Revolution von Oberitalien aus durch Dalmatien nach Ungarn und Polen verabredet. Noch in neueſter Zeit hat Ungarn auf's lebhafteſte die Zuziehung Dalmatiens zur transleithaniſchen Reichshälfte verlangt.

In dem Augenblick nun, in welchem die ſog. Bocheſen ſich gegen die öſterreichiſche Regierung empörten, führte die nationalungariſche Preſſe eine ſtolze Sprache. Obgleich noch im September 1868 der Landtag in Dalmatien das Verbleiben Dalmatiens in der cisleithaniſchen Reichshälfte ausdrücklich verlangt hatte, was ihm auch von Wien aus gewährt wurde, beharrte doch der Magyar Allan, das Organ der ungariſchen Oppoſition dabei, Dalmatien gehöre von Rechtswegen zur Stephanskrone, und forderte die transleithaniſche Regierung ſogar auf, ſich dem Einſchreiten öſterreichiſcher Truppen aus der cisleithaniſchen Reichshälfte zu widerſetzen. Da es nicht geſchah, verlangte die ungariſche Preſſe, daß nun auch von der transleithaniſchen Reichshälfte kein Heller zu den Koſten beigeſteuert werden ſollte, welche die Dämpfung des Aufruhrs koſten würde. Indeſſen ſahen die Vernünftigen doch ein, daß es ſehr im ungariſchen Intereſſe liege, den ſüdſlaviſchen Aufſtand nicht um ſich greifen

zu laſſen. Auch erklärte am 29. November der Miniſter in Peſth in Beantwortung einer Interpellation, ungariſche Regimenter würden in Dalmatien verwendet, weil die Vertheidigung gegen innere Feinde dem Ausgleich von 1867 zufolge eine gemeinſame Angelegenheit beider Reichshälften ſey.

Hier iſt noch zu bemerken, daß die Eiferſucht der Ungarn bisher den Bau einer Eiſenbahn, die jetzt ſo nöthig geweſen wäre, verhindert hatte. Pulski hatte im ungariſchen Reichstag vorausgeſagt, wer zuerſt mit der Eiſenbahn nach Spalatro, dem Haupthafenort Dalmatiens, komme, dem werde Dalmatien gehören. Nun wollte die kaiſerliche Regierung in Wien die Eiſenbahn auf dem nächſten Wege von Wien her über Agram nach Croatien führen und dann wäre keine Ausſicht für die Ungarn mehr geblieben, Dalmatien von der cisleithaniſchen Reichshälfte zu trennen. Deswegen gaben ſie jene Linie nicht zu und verlangten, die Eiſenbahn ſolle vielmehr von Peſth aus über Siſſek durch türkiſches Gebiet geführt werden. Wegen dieſes Streites war noch mit keiner von beiden Bahnen angefangen worden und die öſterreichiſchen Truppen konnten nur von Trieſt aus zur See nach dem Süden von Dalmatien gelangen. Die Verſäumniß war um ſo mehr zu bedauern, als durch die Eröffnung eines lebhaften Verkehrs die noch in alter Barbarei befangenen Dalmatiner ökonomiſche Vortheile erlangt und mehr Civiliſation angenommen haben würden.

Die Südſlaven waren und ſind noch, wenn ſie auch der griechiſchen Kirche angehören, doch in einem hohem Grade unzufrieden mit ihren griechiſchen Biſchöfen. Dieſe nämlich waren vorzugsweiſe Phanarioten, ſpekulative Griechen aus dem Phanar in Conſtantinopel, denen der Patriarch um vieles Geld die höhern und einträglichen geiſtlichen Aemter verkaufte und die ſich dann durch Ausſaugen des Volks wieder bereicherten. Schon lange beklagte ſich die ſlaviſche Bevölkerung über dieſe fremden Blutſauger, woraus ſich auch die Hinneigung der Bulgaren zur abendländiſchen Kirche

erklärt. Welche Aufforderung für Oeſterreich, dieſe Bevölkerungen zu unterſtützen, für die abendländiſche Kirche zu gewinnen und der ruſſiſchen Propaganda mit einer andern zu begegnen! Aber Oeſterreich ſchien zu ſchlafen. Seit dem Prinzen Eugenius, welcher ſchon die Herzegowina erobert hatte, wie auch Belgrad, war nichts mehr geſchehen, hatte man das Eroberte wieder aufgegeben und blieb in ſeinen alten Grenzen, während Rußland Beſſarabien, die Krimm, den Kaukaſus und Transkaukaſien den Türken entriß.

Die öſterreichiſchen Truppenverſtärkungen langten allmälig über See von Trieſt bei böſem Wetter in Cattaro an und Graf Auersperg übernahm am 6. November das Commando. Unter heftigen Gefechten wurde zunächſt die Zuppa beſetzt, am blutigſten wurde bei Pobori gekämpft. Die Inſurgenten ſprengten das Fort Stanjewich in die Luft, weil es den wichtigſten Paß beherrſcht hatte und ſie es den Oeſterreichern nur in Trümmern überlaſſen wollten. Dieſe wilden Menſchen verübten an den gefangenen Soldaten gräßliche Grauſamkeit, beſonders Verſtümmlungen und ließen ſie nackt mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren laufen, oder mit abgeſchnittenen Händen und Füßen liegen und verſchmachten. Das reizte natürlich die Wuth der Soldaten, welche die Dörfer niederbrannten und plünderten, ſo daß ſtrenge Befehle erlaſſen werden mußten, die wehrloſen Einwohner und ihr Eigenthum zu ſchonen. Radonowich, ein Häuptling der Inſurgenten, nebſt zwei ſerbiſchen Offizieren, mehreren Popen und dem Bürgermeiſter von Riſano wurden gefangen und kriegsrechtlich behandelt. Nach Auerspergs eigenem Bericht kam es hauptſächlich darauf an, die Forts Dragali und Cerekwice mit Proviant zu verſehen, damit ſie nicht in die Hände der Inſurgenten fielen. In Dragali behauptete ſich Lieutenant Slawik mit ſeinen Leuten auf das muthvollſte, obgleich ſie ſchon ſeit 13 Tagen kein Fleiſch und ſeit ſieben Wochen kein Licht mehr hatten und ſich nur noch von Bohnen nährten. Der Angriff auf die Berge erfolgte am 17. und 18. November und gelang zwar in der Art,

daß die beiden Forts wieder auf drei Monate mit Lebensmitteln versorgt werden konnten. Dieser kleine Erfolg aber wurde mit den schwersten Opfern erkauft, die Truppen verloren über 100 Todte und noch mehr Verwundete. Nach einer Correspondenznachricht soll General Auersperg und sein Generalstab selbst kaum der Gefangenschaft entgangen und ein großer Transport von Proviant, der nur von wenigen Gensdarmen eskortirt war, den Insurgenten in die Hände gefallen seyn. Es regnete in Strömen. Die leicht zu vertheidigenden Engpässe konnten wegen Steilheit des Felsengebirges von den Truppen nicht umgangen werden und kosteten in der Front eine Menge Menschenleben. Dazu die Kälte, die Obdachlosigkeit bei Nacht. Ein großer Theil der Truppen erkrankte an Dissenterie, die Gefangenen wurden von den Insurgenten verstümmelt, den Offizieren die Köpfe abgeschnitten. Nach zweitägigem Kampf erschien es unmöglich, weiter vorzudringen, man hätte denn montenegrinisches Gebiet überschritten, was man vermeiden mußte. Auersperg zog daher sämmtliche Truppen an die Küste zurück, um bessere Witterung und Jahreszeit abzuwarten.

Der Neuen Freien Presse wurde aus Ragusa vom 28. November geschrieben, die Kranken und Verwundeten, welche man zu Schiffe aus Cattaro fortschaffte, hätten bei stürmender See und endlosem Regen auf dem Verdeck liegen müssen und dreißig bis sechsunddreißig Stunden lang nichts zu essen bekommen, „weil der österreichische Lloyd vertragsmäßig nur die Verpflegung der gesunden Soldaten übernommen hat." Für 500 Kranke sey in Ragusa nur ein einziger Krankenwärter vorhanden. — Unter den Czechen war großer Jubel über den Sieg der Südslaven. Als die Armeeverwaltung die in Prag noch vom Jahr 1866 übrigen Lazarethutensilien, Charpie ꝛc. für die verwundeten österreichischen Soldaten zu haben wünschte, wurden sie ihr vom Prager Magistrat verweigert, weil sie nur in einem äußern Kriege, nicht aber bei einem Aufruhr verbraucht werden dürften.

Während dieſer Kämpfe in Dalmatien kam zu Tage, daß ſich die öſterreichiſche Regierung durch ihre unvorſichtige Abneigung gegen alles Preußiſche wieder einmal recht in die Irre hatte führen laſſen. Anſtatt nämlich in der öſterreichiſchen Armee das längſt erprobte preußiſche Zündnadelgewehr einzuführen, wollte ſie etwas Apartes haben und gab den von Werndl erfundenen Hinderladern den Vorzug. Dieſes Werndlgewehr erprobte ſich aber damals in Dalmatien nicht. Die öſterreichiſche Militärzeitung ſelbſt bemerkte: „Unſer Werndlgewehr hat einen ausgezeichneten Verſchluß für den Feldgebrauch, aber weder die Rohrconſtruktion noch die Patronen ſtehen auf der Höhe der Wiſſenſchaft. Die Patronen geben Verſager in erſchreckender Menge; der Lauf verbleit ſich oft und ſchnell.“ Die Anſchaffung dieſer Waffe hatte bereits Millionen gekoſtet. Die Militärzeitung warnte daher vor weitern Anſchaffungen. „Möge man endlich den Jägern und der Infanterie das entſcheidende Wort einräumen, wenn es ſich um ihre Bewaffnung handelt.“

Während der Waffenruhe im Winter verlautete, ein Theil der Inſurgenten, die von Braio, hätten ſich dem Kaiſer unterworfen und ihre Waffen abgeliefert. Daſſelbe wurde gegen Neujahr von den Crivoscianern, den wildeſten von allen, voraus verkündet. Im Januar 1870 aber hieß es wieder, als Graf Auersperg an den Ort der verabredeten Zuſammenkunft, wo die Unterwerfung ſtipulirt werden ſollte, gekommen ſey, habe er keine Bevollmächtigten der Inſurgenten vorgefunden; ſie ſeyen, angeblich des ſchlechten Wetters wegen, zurückgeblieben. Bald darauf kam jedoch ein [illegible] Friede zu Knezlac zu Stande, aber nicht durch den deutſchen General Auersperg, ſondern durch einen Slaven, den Feldmarſchall-Lieutenant Rodich. Dieſer nahm, wie der Allg. Zeitung geſchrieben wurde, keine Regimenter, ſondern einige Säcklein Dukaten mit. Noch am Chriſttage hatte General Graf Auersperg von den Crivoscianern unbedingte Unterwerfung und allgemeine Ablieferung der Waffen gefordert, Rodich fand das überflüſſig und ſchloß Frieden mit ihnen.

„Das Mordgeſindel, welches unſere verwundeten und gefangenen Soldaten auf kannibaliſche Weiſe verſtümmelte, dieſe Horde von Beſtien, welche den Krieg grauſamer als die Rothhäute führten, behält die Waffen, bekommt Geld zum Wiederaufbau der zerſtörten Hütten, und — was die Hauptſache iſt — bleibt von der Verpflichtung zum Landwehrdienſte befreit! Der Aufſtand hat alſo vollſtändig triumphirt, hat ſeinen vorgeblichen Zweck erreicht, den Rebellen noch blanke Dukaten eingetragen, dem Anſehen Oeſterreichs in den Augen aller Südſlaven eine unheilbare Wunde verſetzt! Das iſt das Ende der Bocheſenrevolution."

Die Trieſter Zeitung wollte am Ende des Dezember wiſſen, die Verſchwörer in der Herzegowina hätten in St. Petersburg eine Mahnung an den Fürſten von Montenegro erwirkt, er ſolle losſchlagen und den Bocheſen helfen, ja man habe ihm ſogar mit Entziehung des ruſſiſchen Jahrgehaltes gedroht, er habe ſich aber nicht darauf eingelaſſen, weil er nicht auf's Gerathewohl für Rußland die heißen Kaſtanien habe aus dem Feuer holen wollen. Der wahre Sachverhalt blieb im Dunkeln, genug, die erwartete allgemeine Erhebung der Slaven in der Balkanhalbinſel erfolgte nicht. Aber grade dieſe Iſolirung des Aufſtandes an der Küſte und ſein glücklicher Ausgang entflammte den Stolz der Dalmatiner und weckte unter ihnen mehrere Volksdichter, die ihren Thaten ruhmwürdigen Ausdruck gaben.

Deſto unzufriedener war die Stimmung in Wien. Sowohl im Reichstag als in der Preſſe wurden dem Grafen Taaffe ſchwere Vorwürfe gemacht, daß er ſich anfangs durch die Beamten in Dalmatien habe einreden laſſen, es drohe gar keine Gefahr, daß er zweitens keinerlei Vorkehrungen getroffen, und daß er drittens von der ſchmäligen Abfindung der Empörer mit Geld keine Kenntniß gehabt habe, da er doch verantwortlicher Miniſter ſey. Schließlich jedoch ließ man die ganze Sache beruhen.

Im Beginn des Jahres 1870 hat Freiherr von Helfert in Er-

widerung auf eine Schrift des ruſſiſchen General Fadejev das Verhältniß Oeſterreichs zu Rußland auf eine recht intereſſante Art beleuchtet. Der General bemerkte, Rußland gehe rückwärts, es habe im Krimkrieg am ſchwarzen Meere, im däniſchen Krieg an der Oſtſee Einfluß verloren. Seine Behandlung Polens und der Oſtſeeprovinzen ſchade ihm ebenfalls, es müſſe wieder erſtarken und könne es nur, indem es alle ſlaviſchen Stämme und alle griechiſchen Chriſten, die ſich jetzt noch außerhalb der ruſſiſchen Grenzen befinden, unter ſeiner Hegemonie vereinige. Der deutſche Freiherr nimmt davon Akt, um im Gegentheil Oeſterreich ſeinerſeits dieſelbe Hegemonie über alle Südſlaven und Rumänen dieſſeits der ruſſiſchen Grenze zuzuſprechen. Es ſolle von Galizien aus die Polen gewinnen, die unter Rußlands Tyrannei ſchmachten. Es ſolle in gleicher Weiſe die Böhmen und Mähren, Croaten und Serben, Rumänen, Dalmatiner und Slovenen befriedigen, ihren berechtigten nationalen Anſprüchen genügen, ihnen Univerſitäten und Schulen geben, um ihre Nationalität und zugleich eine höhere Bildung bei ihnen zu pflegen, welche ſie fähig machen würde, auf die benachbarten Südſlaven in der Türkei entſprechenden Einfluß zu üben. Dann würde es in den untern Donauländern alle Herzen für ſich gewinnen und von Rußland abziehen, denn Rußland würde ihnen nie jenes Maaß von Freiheit, Bildung und nationaler Autonomie gewähren können und wollen, als es Oeſterreich im Stande wäre. Dadurch würde Oeſterreich auch in den Stand geſetzt, ſein ſiebenbürgiſches Bollwerk, den Schlüſſel zum Orient, von dem es im Krimkriege einen ſo erfolgreichen Gebrauch gemacht hat, indem es Rußland zum Rückzug über den Pruth nöthigte, dauernd zu behaupten.

Zu dieſem Zweck, meint Helfert, müſſe von vorn herein der Dualismus Oeſterreichs, die deutſche Hegemonie in Cisleithanien, die ungariſche in Transleithanien aufgegeben, das Kaiſerreich müſſe ein „polyglotter Staat", es müſſe decentraliſirt werden. Das Wort

Föderalismus vermeidet er, weil er immer noch in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten, die Finanzen und die Armee die Centralgewalt festhalten will. Hierin aber liegt grade die Schwierigkeit. Jedes einzelne Kronland will auch in Bezug auf das Finanz- und Heerwesen unabhängiger seyn, wenigstens ebenso, wie es Ungarn heute schon ist. Wie sollte da noch ein einheitlicher Wille gebieten? Der Grundgedanke Helferts ist gewiß ein sehr richtiger und praktischer, er hätte aber früher in Wien gefaßt und befolgt werden müssen. Es ist zuviel versäumt und insbesondere ist die Finanzlage Oesterreichs eine zu traurige geworden. Erwägt man, welche Verwilderung der kleine Winterfeldzug in Dalmatien enthüllt hat, wie soll man da den Südslaven begreiflich machen, daß sie es unter Oesterreich künftig besser haben würden als unter Rußland? Wie soll man ihnen in der Geschwindigkeit so viel politischen Verstand beibringen können, daß die fortgesetzte russische Agitation unter den Südslaven unwirksam bliebe? Das ist aber jedenfalls gewiß, daß Deutschland, England, Frankreich und Italien Oesterreich gern unterstützen würden, wenn es ein weiteres Vordringen der Russen wirksam aufhalten könnte.

Oesterreich hat Jahrhunderte lang Zeit gehabt, und doch alles versäumt, was die untern Donauländer für dasselbe hätte gewinnen können. Nichts geschah für die Donauschifffahrt, für die Wegräumung der dieselbe hindernden Felsen, für die Ausschlemmung der Donaumündungen. Dieser herrliche Strom blieb im Vergleich mit dem kleinern und minder wichtigen Rhein auffallend vernachlässigt. Ebenso alle andern Verkehrswege, auf denen Bildung und ein Interesse für die Vortheile der Civilisation unter den Halbbarbaren hätte geweckt werden können. Oesterreich verscherzte aber auch alle natürlichen Sympathien dieser Völker, sofern es sie unterdrücken half und es mit den Türken hielt. Die Wiener Regierung mißbilligte jede Erhebung der Südslaven, Rumänen und Griechen gegen die Pforte. Als der edle Held der Serben, Czerni Georg,

noch werden, eine unglaubliche Volubilität und Verschiedenartigkeit einzelner Ausdrücke. Daß sie, fast das einzige Denkmal geistiger Thätigkeit jener Völker, selbst unter dem schützenden Einfluß der Europäer sich keine höhere Selbstständigkeit, kein höheres inneres Leben angeeignet haben, ist ein sehr bedeutsamer Zug in dem geistigen Gemälde der amerikanischen Menschheit. Und diese Schwäche im Sprachinstitut wird eben so schwer erklärt, als ihre Hauptursache selbst, die Zerrissenheit und Untereinanderwürfelung der Völker. Wesentlich mag darauf die unter den amerikanischen Wilden so häufige Gewohnheit gewirkt haben, sich Weiber von anderen Stämmen, durch Raub oder durch freundschaftliche Verbindungen, zu verschaffen, und besiegte Feinde als Sclaven und Grundholde zwischen sich einsiedeln zu lassen. Eine kleine Colonie fremder Weiber mag hinreichen, um in kurzer Zeit das Idiom einer Horde zu verändern, deren Männer den geringsten Theil der Zeit in der Familie anwesend, oder wenn auch dies, vermöge ihrer Schweigsamkeit nicht im Stande sind, den fremdartigen Spracheinflüssen das Gleichgewicht zu halten. Daß die Weiber im Allgemeinen geneigt seyen, die Sprache ihrer Väter länger zu erhalten als das männliche Geschlecht, ist eine Bemerkung Cicero's, auf welche Alexander von Humboldt hingewiesen. In Amerika muß dieser Einfluß des weiblichen Geschlechtes um so wirksamer gewesen seyn, als dasselbe eine viel größere Beweglichkeit und geistige Regsamkeit bethätigt, als das träumerisch wilde und starre Geschlecht der Männer.

Der Sprachen und Dialekte gibt es in Amerika außerordentlich viele; — sie sind auf Horden und Stämme, seltener auf Völker von beträchtlicher Individuenzahl beschränkt; — sie sind einer ewigen Umbeugung und Verschmelzung, Zersetzung und Wiederzusammensetzung ihrer Elemente, einem Wechsel der Bedeutung der Worte und des Lautes unterworfen; — ja, noch mehr, sie unterliegen einem fortdauernden Anfang und Ende. Daß ein solcher Zustand eine antisociale Wirkung haben müsse, ist wohl natürlich. Es ist mir geschehen, daß mir bei der Beschiffung des Amazonenstroms vierzig Indianer als Ruderer dienten, von denen sich die Hälfte nicht anders, als durch Zeichen verständigen konnte, da Jeder eine andere Sprache oder einen andern, sehr divergenten Dialekt, redete. Daher denn auch die störrische Einsylbigkeit

aus ſeinem Vaterlande fliehen mußte, ſetzte ihn Oeſterreich gefangen, 1813, ebenſo verfuhr es mit Ypſilanti 1838.

Mehr als einmal hatte es Oeſterreich in ſeiner Hand, nach Beſiegungen der Türken, der Civiliſation und ſeinem eigenen Einfluß in den untern Donauländern Bahn zu brechen. Dazu gehörte in erſter Linie die Correktion der Donauſtraße, der großen Lebensader des Reiches. Wie im Rhein die Felſen des Bingerlochs, ſo hätten auch die in der Donau bei Orſowa (das ſog. eiſerne Thor) geſprengt werden müſſen. Sodann hätte Oeſterreich Serbien und Bosnien an ſich feſſeln und zwei große Heer- und Handelsſtraßen, die eine durch Serbien gegen den Hafen von Salonik und die andere durch Bosnien oder wenigſtens Croatien gegen den Hafen von Spalatro richten müſſen. Zur rechten Zeit hätte es von Siebenbürgen aus auch gegen den Pruth, Beſſarabien und Odeſſa operiren können, lange ehe die Ruſſen an's ſchwarze Meer vordrangen. Die Hunderttauſende von Deutſchen, die jetzt mit ihrem Fleiß Odeſſa bereichern, wären, wenn Oeſterreich ſo tolerant gegen ſie geweſen wäre wie Rußland, öſterreichiſche Unterthanen und keine ruſſiſchen und würden den Sachſen in Siebenbürgen die Hand reichen.

Oeſterreich hätte auch durch bloße Civiliſation ſeiner eigenen öſtlichen Gebiete mächtig auf die türkiſchen Nachbarländer einwirken können. Aber es ließ ſeine eigenen Unterthanen in der barbariſchen Verwilderung der frühern Zeiten. Noch vor wenig Jahren fand der ſächſiſche Oberforſtrath von Berg *) an der öſterreichiſchen Militärgrenze an der Donau eine junge und ſchöne Wallachin, Tochter eines Popen, an einen gemeinen Bauer verheirathet, die nicht leſen noch ſchreiben konnte und nie eine Schule beſucht hatte. Wie für Bildung, ſo geſchah auch für Landeskultur in jenen Län-

*) Aus dem Oſten der öſterreichiſchen Monarchie. Dresden 1860. S. 165.

dern nichts. Aufmerksam gemacht auf den unschätzbaren Waldreichthum der Militärgrenze ließ die österreichische Regierung mit ungeheuern Kosten die Wälder ausmessen und abschätzen, aber keinen Weg bauen, auf welchem der Holzreichthum in den Verkehr hätte kommen können.

Das Ministerium Potocki pflog lange Unterhandlungen mit den Führern der Czechen, ohne sie zur Nachgiebigkeit bewegen zu können, denn immer und immer wieder verlangten sie für ihre sog. Wenzelskrone dasselbe Recht wie die Ungarn für ihre Stephanskrone, nämlich nationale Selbständigkeit, ein eigenes Ministerium, engen Anschluß der Nebenländer Mähren und österreichisch Schlesien und eine fernere Verbindung mit der Gesammtmonarchie nur noch durch Personalunion. Im österreichischen Schlesien bildete sich im Januar 1870 dagegen ein deutscher Verein zu Bielitz, der seine Provinz nicht von den Czechen wollte tyrannisiren lassen. Ebenso protestirten damals die Croaten gegen ihre Abhängigkeit von Ungarn. Also hatte das Ministerium Potocki einen schweren Stand gegenüber den slavischen Forderungen. Zufriedenheit bemerkte man eigentlich nur bei den Polen. Die polnische Emigration in Paris sah in Galizien die letzte Zuflucht des Polenthums unter dem Schutz Oesterreichs. Fürst Czartoryski hielt am 4. Mai in der polnischen Gesellschaft für Geschichte und Literatur in Paris eine glänzende Rede ganz in diesem Sinne, welche nebenbei gesagt am wenigsten geeignet war, die freundschaftlichen Beziehungen Rußlands zu Preußen zu stören.

Am 7. Mai ergänzte sich das Ministerium Potocki durch einen Herrn Holzgethan und die Barone Widmann und Petrino, fast unbekannte Namen, die nirgends Vertrauen erweckten, aber auch nur die Lücke ausfüllen sollten, bis über ein neues Regierungssystem entschieden seyn würde. Ganz Wien aber staunte, daß Potocki so wenig Personalkenntniß gehabt, um das Landesvertheidigungsministerium jenem Widmann anzuvertrauen, der im Jahr 1857

als Lieutenant in Graz einen Conditor, der ihm ohne Bezahlung nichts mehr hergeben wollte, mit Säbelhieben ſo mißhandelt hatte, daß derſelbe nach einem halben Jahre ſtarb. Es lag ganz im Syſtem, daß dieſes Attentat von keinem Militärgericht beſtraft wurde, ſondern erſt nach zehnjährigem Prozeß das Civilgericht den Thäter verurtheilen konnte, den Hinterbliebenen des Gemordeten 5000 Gulden Entſchädigung zu zahlen. Die Magiſtrate von Wien und Graz proteſtirten gegen ein Miniſterium Widmann, Potocki aber beſchied ſie, die Wahl ſeiner Miniſter hinge vom Kaiſer ab. Gleichwohl wurde Widmann im Juni entlaſſen, zugleich aber in den Grafenſtand erhoben.

Es fiel auf, daß in denſelben Tagen Graf Beuſt zum Kanzler des Maria Thereſiaordens, des erſten im Kaiſerthum Oeſterreich, ernannt wurde. Da man ihm hauptſächlich die Discreditirung und den Sturz des deutſchen Doktorenminiſteriums zuſchrieb, ſo erkannte man aus der neuen, ihm zu Theil gewordenen Ehre, daß der Kaiſer die abermalige Frontveränderung der Beuſt'ſchen Politik wiederum billige. Gleichzeitig wurde der frühere Miniſter Mensdorff, Erbe der Güter und des Namens der ausgeſtorbenen Fürſten Dietrichſtein, zum Statthalter in Böhmen ernannt und da er früher neben Belcredi im Miniſterium geweſen war, zweifelte man nicht, er ſey beſtimmt, den Czechen bereitwillig entgegenzukommen. Mit einem Wort, es blieb jetzt nichts anderes mehr übrig, als der Föderalismus, die Autonomie aller Kronländer, die Verbindung der Nationalreiche mit der Dynaſtie nur noch durch Perſonalunion. Denn alle andern Verſuche einer Neugeſtaltung des Geſammtreichs waren erſchöpft. Die Czechen wollten den Ungarn gleich ſtehen wodurch der Dualismus beſeitigt werden mußte. Croaten, Rumänen, Serben wollten nicht mit Ungarn, die Slovenzen wollten nicht mit Deutſchen verbunden ſeyn. Die Deutſchen in Oberöſterreich und Steyermark ſelbſt begriffen, daß es vor allem auf Schutz ihrer Nationalität ankomme, hielten alſo nicht mehr wie die Niederöſter-

reicher und Wiener am Centralismus feſt, ſondern hofften bei einer förmlichen Ausſcheidung des Deutſchen Elements vom ſlaviſchen und magyariſchen mehr zu gewinnen.

Dem Föderalismus in Oeſterreich kam die jeſuitiſche Majorität auf dem römiſchen Concil zu ſtatten. Obgleich nämlich die Czechen eigentlich mehr huſitiſch oder ruſſiſch als römiſch geſinnt waren und auch die Ungarn vor allen Magyaren und dann erſt Katholiken ſeyn wollten, war doch die ganze große Strömung des Föderalismus in Oeſterreich in den nichtdeutſchen Mehrheiten gegen die deutſche Minderheit, alſo im Allgemeinen eben ſo gegen den Germanismus gerichtet, wie es die ganze Operation der romaniſchen Mehrheit auf dem Concile war.

Graf Potocki und Smolka, das Haupt der galiziſchen Oppoſition, begaben ſich nach Prag, um die Czechen wenigſtens von ihren extremſten Forderungen abzubringen, erfuhren aber, die Jungczechen hätten ſich der Adelspartei bereits verpflichtet, mußten alſo unverrichteter Sache zurückkehren am 19. Mai. Am gleichen Tage kam Albert Jäger mit zwei andern Tirolern nach Prag, um mit Palacky Verabredungen im föderaliſtiſchen Sinn zu treffen. Auch die galiziſche Preſſe verlangte jetzt wieder eine Sonderſtellung der Polen. Dagegen begannen Verabredungen zwiſchen den Polen und Deutſchen. Man erfuhr nämlich, die Anmaßung der Czechen ſey ſo weit gegangen, daß ihr Chorführer Rieger dem franzöſiſchen Kaiſer einen Plan vorgelegt und dringend empfohlen habe, wonach Napoleon ſich mit den Böhmen gegen Deutſchland verbünden ſollte. Böhmen, verſicherte Rieger, werde Frankreich ein viel nützlicherer Bundesgenoſſe ſeyn, als Polen. Frankreich brauche nur zuzugeben und mitzuwirken, daß Böhmen für ein unabhängiges Königreich erklärt werde und daß es Mähren, Oeſterreichiſch-Schleſien, ſpäter auch Preußiſch-Schleſien, die Lauſitz und den ſlaviſchen Norden Ungarns annektiren dürfe. Dieſem tollen Plan der Czechen gegenüber glaubten nun die Deutſchen und Polen um ſomehr auf der

Hut ſeyn zu müſſen, als die Czechen kurz vorher auch mit Rußland kokettirt hatten.

Das Miniſterium Potocki entſchloß ſich endlich, am 22. Mai das Abgeordnetenhaus des Reichstags und ſämmtliche Landtage, mit Ausnahme des böhmiſchen, aufzulöſen und direkte Reichstagswahlen zu verfügen, um an das Volk, an die Urwähler zu appelliren, alſo einigermaßen nach dem Beiſpiel des jüngſten franzöſiſchen Plebiscits. Auch Graf Beuſt erließ eine, wie gewöhnlich trefflich ſtyliſirte Ermahnung an die Nationen im Kaiſerreich, die er mit dem Bündel Pfeile in der bekannten Fabel verglich. Einzeln vermöchten ſie nichts, nur vereinigt ſeyen ſie ſtark. Er vergaß jedoch, daß die Fabel von einem Vater erzählt wird, der ſeiner Söhne Einheit erhalten will. Das waren alſo Brüder und das Band ihrer Einigung ein natürliches; die durchaus heterogenen Nationalitäten des Kaiſerreichs haben dagegen viele Väter und nichts Brüderliches.

Neuntes Buch.

Der Sturm gegen das Concordat.

Nachdem das öſterreichiſche Kaiſerreich durch das Genie ſeiner Feldherrn Radetzki und Windiſchgrätz und ſeines Miniſters Schwarzenberg aus den Stürmen der Revolution von 1848 und 1849 wieder ſiegreich hervorgegangen war, hatte es augenblicklich die ihm aufgedrungene liberale Verfaſſung über den Haufen geworfen, war zum alten Abſolutismus zurückgekehrt und wie in früherer Weiſe darauf bedacht, ſich auch der Kirche wieder als Mittel zu bedienen, die Völker in Unterthänigkeit zu halten. Papſt Pius IX. hatte ſich aber vom italieniſchen Liberalismus hinreißen laſſen und ſogar die Kriegserklärung gegen Oeſterreich nicht verhindert. Erſt nachdem er ſelber den Undank des Liberalismus gründlich erfahren und durch Mazzini und Garibaldi aus Rom vertrieben worden war, gab auch er ſich ganz dem Abſolutismus hin, zunächſt dem zweiten Kaiſerreich in Frankreich, bald aber auch Oeſterreich, das ihm ſeine Schwäche verzieh und unter Vermittlung der insgeheim ſehr rührigen Jeſuiten gern den alten Compromiß mit Rom wieder einging. So kam 1855 das berühmte öſterreichiſche Concordat zuſtande.

Aber die öſterreichiſche Regierung blieb fern von jeder wahren Begeiſterung für die Kirche, in der ſie lediglich ein politiſches Mittel ſah. Sie brachte es nicht weiter als bis zu dem Stand-

punkt Metternich's, der ſich des Ultramontanismus und Joſephinismus mit grenzenloſer Frivolität nach Umſtänden zugleich bediente. Aber ſie wurde in dieſer Zwitterpolitik beſtärkt durch das Beiſpiel des Tuilerienkabinets, welches es eben ſo machte und durch die Kaiſerin Eugenie mit der römiſchen Curie, durch den Vetter Plon-Plon mit den Republikanern zugleich kokettirte. Jeſuiten nahmen einen tüchtigen Anlauf in Oeſterreich. Man erinnert ſich noch, mit welcher Gehäſſigkeit proteſtantiſchen Leichen der katholiſche Kirchhof verſagt wurde. Weniger bekannt iſt, daß der erſt in neuerer Zeit berüchtigte Ultramontane, Biſchof Rudigier von Linz, ſich damals ſchon hergab, nebſt dem ſloveniſchen Biſchof von Lavant, unter Begünſtigung der Wiener Regierung im Namen der römiſchen Curie eine Viſitation der öſterreichiſchen Benediktinerklöſter vorzunehmen und den Mönchen das Lehramt niederzulegen, während der Fiscus ihnen reiche Güter entzog. Dieſes Vorgehen gegen den gelehrten und reichen Benediktinerorden wiederholte nur das Verfahren der Jeſuiten zur Zeit des Reſtitutionsedikts unter Ferdinand II. Der Jeſuitenorden unterdrückte gern andere Orden, die ſich ihm nicht ſclaviſch fügten, und machte zugleich den romaniſchen Racenhaß gegen die an Kenntniſſen und Frömmigkeit den ſüdeuropäiſchen Katholiken ſo weit überlegenen Deutſchen geltend.

Auf der andern Seite ließ die k. k. Regierung die Corruption im Finanzweſen und in der Armeeverwaltung, den Schwindel der Börſenjuden, die Frivolität der Literaturjuden überhand nehmen, da es doch die Aufgabe der Kirche und der apoſtoliſchen Majeſtät in ihrem Concordat hätte ſeyn ſollen, allen dieſem Unweſen zu ſteuern. Aber der öſterreichiſche Doppeladler duldete, daß ſich an ſeinen rechten Hals der Jeſuit, an ſeinen linken der Jude hing.

Nach der Kataſtrophe von 1859, in welcher Oeſterreich mit der Lombardei auch den Einfluß in Rom verlor, erhob ſich der ſeit 1849 niedergetretene Liberalismus wieder und nach der noch ſchrecklichern Kataſtrophe von 1866 lenkte der ſchlaue Politikus, dem das

öſterreichiſche Staatsruder anvertraut wurde, die Oppoſition im Reichsrath geſchickt von den finanziellen Mißgriffen der Regierung auf das Concordat, oder vom Juden auf den Jeſuiten ab.

Die guten Deutſch-Oeſterreicher ließen ſich wirklich überreden, an allem Unheil ſey nur das Concordat ſchuld. Am 5. Juni trug von Mühlfeldt im Reichsrath darauf an, dem Papſte das Concordat förmlich aufzukündigen, weil es einer fremden Regierung (der römiſchen) Eingriffe in den öſterreichiſchen Staat geſtatte. Zweitens, weil die kirchliche Ehegeſetzgebung das natürliche Recht der Familie beeinträchtige, und drittens, weil es einer ausländiſchen Kirchengewalt nicht zuſtehe, das Schulweſen im Inland einſeitig zu beherrſchen. Immerhin war es ſchwierig für den Antragſteller, die internationalen Eingriffe Roms in den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat zu bekämpfen, weil die öſterreichiſche Regierung ja ſelbſt einen internationalen Charakter hatte und in die Rechte und Intereſſen ſehr verſchiedener Nationen eigenmächtig eingriff. Man kann die Anmaßungen Roms als Deutſcher, als Slave beſtreiten, nur nicht als Oeſterreicher. Auch muß man auf einem andern conſeſſionellen Boden ſtehen und Rom beſtreiten, wie es zur Reformation geſchah, nicht blos auf der Oberfläche ein Concordat wegplaidiren, ſondern die römiſche Kirche in ihrer Grundlage angreifen. Der neue öſterreichiſche Liberalismus bildete mit ſeinen jüdiſchen Wahlverwandtſchaften zwar einen ſtarken Gegenſatz gegen den Jeſuitismus, war aber doch nur ein eben ſolches Extrem wie dieſer. So hatte wohl Mühlfeldt Recht, den Jeſuitismus als die verwerflichſte Entſtellung des Chriſtenthums und als den gefährlichſten Feind der deutſchen Nation zu bekämpfen; aber Greuter aus Tirol hatte nicht weniger Recht, den von Franzoſen zugerichteten und von Juden gepfefferten modernen Liberalismus als entſchieden unchriſtlich und als dem deutſchen Charakter eben ſo fremd und feindſelig zu verachten. Die rechte Mitte zwiſchen beiden Extremen liegt nur in der Wahrung des deutſchen Nationalcharakters und der

Wiederaufnahme der reformatoriſchen Bewegung, die in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Oeſterreich eben ſo lebendig war, wie in Sachſen.

Mühlfeldt's Antrag wurde im Reichstag und in der Stadt Wien eifrig unterſtützt, nicht aber auch von der Regierung gebilligt, welche vielmehr am 20. Juli ſpät genug und ſehr vorſichtig antwortete, ſie könne einſeitig den Vertrag mit Rom nicht aufheben, denn Rom müſſe erſt gefragt werden. Nachträglich votirte am 13. Auguſt der Wiener Stadtrath noch faſt einſtimmig eine Petition, worin er wiederholt die gänzliche Beſeitigung des Concordats forderte.

Als das Geſchrei immer drohender wurde, verſammelten ſich 25 Erzbiſchöfe und Biſchöfe der öſterreichiſchen Monarchie in Wien und verfaßten eine Adreſſe an den Kaiſer, am 28. September 1867. Darin hieß es völlig der Wahrheit gemäß, die ganze Stürmerei gehe von einer Minderheit der Bevölkerung aus, während die bei weitem größte Mehrheit des Volks gut katholiſch geblieben ſey. Die Wortführer jener Minderheit ſeyen zum kleinſten Theile Chriſten (das beweiſen in der That die vielen Judenblätter in Wien). Außer Italien gebe es kein Land, wo die heiligſten Güter der Menſchheit Angriffen von ſolcher Schamloſigkeit und Tragweite ſo ſchutzlos preisgegeben ſeyen, wie in Oeſterreich. Das Geſetz ſey ohnmächtig geworden. „Es hat eine ſchmerzliche Ueberraſchung erregt, daß es am Weihnachtstage, an dem ſelbſt der Gleichgültige einen Anhauch von oben fühlt, in der Hauptſtadt des Reichs geſtattet war, das Chriſtenthum öffentlich als ein Märchen zu verſpotten. Damit war ein Verſuch gemacht, ob jedem Frevel am Chriſtenthum Strafloſigkeit geſichert ſey? Er iſt gelungen und der Sieg über das Geſetz wird mit der Frechheit ausgebeutet, welche zum Handwerk gehört. Das berührt nicht die Katholiken allein, ſondern auch die Proteſtanten, welche Chriſten ſind."

Die Adreſſe erregte ungeheueres Aufſehen. Im Wiener Ge-

meinderath erhob ſich ein allgemeiner Sturm dagegen und ein Doctor Granitſch nannte die in der Adreſſe enthaltene Anſchuldigung, man wolle die Schule zu einer Propaganda des Unglaubens machen, „eine dreiſte Unwahrheit und Verleumdung. Die Gemeinde Wien wird niemals dulden, daß ſich ein Blatt Papier, — ich ſage es offen, ein beſchmutztes Blatt Papier — zwiſchen ſie und den Kaiſer dränge.“ Der Wiener Gemeinderath verſtand ſich wirklich zu einer fulminanten Gegenadreſſe gegen die biſchöfliche am 8. Oktober.

Man erfuhr bei dieſem Anlaß, beim Abſchluß des Concordats am 18. Auguſt 1855 habe das öſterreichiſche Cultminiſterium ſich in einem geheimen Zuſatzartikel verpflichtet, „eine etwaige Reviſion des Concordats von einer vorausgängigen Zuſtimmung der römiſchen Curie abhängig zu machen,“ wodurch Artikel 34 des Concordats, der eine ſolche Reviſion offen hielt, illuſoriſch wurde. Es wäre beſſer geweſen, die römiſche Curie und die Biſchöfe hätten, anſtatt ſolche geheime Verträge zu ſchließen, lieber von Anfang an mit größter Offenheit gegen den Wolf gekämpft, der ſeinerſeits ſo ungenirt und frech in die den Hirten anvertraute Heerde einbrach, die ungeheuere Sittenloſigkeit in Wien und die Judenpreſſe. Dieſen Unfug ließen ſie lange Jahrzehnte gewähren und ſchützten nicht einmal den tapfern Sebaſtian Brunner, als derſelbe anfing, den Augiasſtall zu fegen. Selbſt eifrig katholiſche Stimmen bemerkten, die Adreſſe komme zu ſpät, man hätte früher der entſetzlichen Corruption vorbeugen ſollen.

In denſelben Tagen, in denen die Adreſſe der Biſchöfe Wien in ſo große Aufregung verſetzte, erhielten mehrere Reichstagsmitglieder Telegramme aus Galizien mit dem dringenden Geſuch, ſich für einen Juden zu verwenden, deſſen erwachſene Tochter in ein Nonnenkloſter gegangen war und nicht wieder heraus wollte. Nach dem Geſetz mußte ſie vom 17. Jahr an ihren freien Willen haben, ſich taufen zu laſſen. Trotzdem reclamirte ſie der Vater und die

und Indolenz, zu welcher dieſe rothen Menſchen herabgeſunken ſind, daher die traurige Erſcheinung, daß eine Sprache zu bloßem Familieninſtitut eingeſchrumpft iſt.

Wollte man alle dieſe Dialecte in ganz Amerika aufzählen, ſo würde ihre Zahl ſicherlich über 1300 hinausgehen. Dieſes Verhältniß, in Verbindung mit der Spaltung der Völker ſelbſt, mag uns beweiſen, daß der Zerſetzungsproceß, dem die amerikaniſche Menſchheit unterliegt, nicht von heute und geſtern datirt, daß er weit über die Epoche der Entdeckung durch die Europäer hinausreicht, eine Periode von vierthalbhundert Jahren, während welcher ſich dort im Weſentlichen nichts unter den Indianern geändert hat. Bedeutſam ſcheint mir in dieſer Beziehung insbeſondere noch, daß auch in denjenigen Ländern, welche bei der Conquiſta eine höhere Cultur darboten, wie namentlich in Neuſpanien, eine große Zahl von Dialecten geſprochen wurde. Die ſpaniſchen Miſſionarien haben Wörterbücher und Grammatiken von mehr als zwanzig Sprachen Neumexico's entworfen, und gegen fünfzig Sprachen werden noch jetzt dort geredet. Da aber die Spaltung der Sprachen in mehrere immer in gleichem Verhältniſſe ſteht zu dem Zuſtande bürgerlicher Auflöſung und Entſittlichung, ſo gibt uns das, was in Mexico ſtatt findet, dem Lande Amerikas, wo bekanntlich noch die größten indianiſchen Gemeinſchaften exiſtiren, einen Maßſtab für das, was in Braſilien und andern Ländern geſchehen ſeyn mag, bis es zu dem dermaligen unerfreulichen Zuſtande von Zerriſſenheit und politiſcher Auflöſung gekommen.

Was überdies den allgemeinſten Charakter dieſer amerikaniſchen Sprachen betrifft, ſo tragen ſie auch in ihrer Armuth und in ihrem ganzen Weſen die Spuren einer ſchon lange Zeit fortdauernden Entartung. Für gewiſſe Ideen, welche eine höhere Geiſtescultur beurkunden: Gott, Seele, Unſterblichkeit u. ſ. f. fehlen die Ausdrücke nicht, aber Alles, was ſich auf Zauberei, Hexenwerk, auf einen Dämonencultus bezieht, iſt in dieſen Sprachen viel reichlicher repräſentirt. Dieſer Cultus iſt aber doch ſchwerlich anders, als aus einem vormaligen, höheren Naturverſtändniß, als aus einer früher herrſchenden, nun getrübten und mißbildeten Naturweisheit zu erklären.

Ein anderer Umſtand von Bedeutung bei dieſen Sprachen iſt, daß, während ihnen Ausdrücke für Gegenſtände des inneren

Liberalen in Wien beeilten ſich, einen ungeheuern Spektakel daraus zu machen und alles Recht dem Juden, alles Unrecht der chriſtlichen Kirche zuzuſchieben. Der Juſtizminiſter von Hye ließ ſich ſo einſchüchtern, daß er dem Reichstag erklärte, er könne zwar nach dem Geſetz dem freien Willen des Mädchens nicht entgegentreten, habe aber ſogleich nach Lemberg Befehl ertheilt, die Taufhandlung zu ſiſtiren und den Vater mit der Tochter Rückſprache nehmen zu laſſen. Das Mädchen hieß Suſa oder Chaje Sara Radamski. Das Geſpräch mit dem Vater fand ſtatt, aber die Unglückliche erklärte, ſie ſey feſt entſchloſſen, Chriſtin zu werden und nie zum Vater zurückzukehren, der ſie abſcheulich mißhandelt und mit einem Meſſerſtich verwundet habe. Auch bei der gerichtlichen Zuſammenkunft drohte der Vater noch in Gegenwart des Beamten, er werde die Tochter und ſich ſelbſt todt ſchießen.

Der Kaiſer antwortete dem Cardinal Rauſcher, Erzbiſchof von Wien, auf die Adreſſe: „Die von den Erzbiſchöfen und Biſchöfen mir zugeſtellte Adreſſe habe ich meinem verantwortlichen Miniſterium übermittelt. Ich würdige gerne den oberhirtlichen Eifer und die wohlwollenden Abſichten, welche es den Biſchöfen als Gewiſſenspflicht erſcheinen laſſen mochten, neuerlich, gleich wie in den Jahren 1849 und 1861, für die Wahrung der Rechte und Intereſſen der katholiſchen Kirche mit feierlicher Erklärung einzuſtehen; allein ich muß beklagen, daß die Biſchöfe anſtatt nach meinem Wunſche die ernſten Regierungsbeſtrebungen in den einſchlagenden wichtigen Fragen zu unterſtützen und deren ſo dringende Löſung im Geiſte des Entgegenkommens und der Verſöhnung zu fördern, es vorgezogen haben, durch die Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tief erregenden Adreſſe die Aufgabe zu erſchweren zu einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Biſchöfe ſelbſt treffend bemerken, uns Eintracht ſo ſehr Noth thut, und es dringend geboten iſt, die Anläſſe zu Zwieſpalt und Beſchwerden nicht zu mehren. Ich vertraue, daß die Biſchöfe ſich verſichert halten werden, wie ich allezeit die Kirche zu

ſchirmen und zu ſchützen weiß; daß ſie aber auch der Pflichten eingedenk ſeyn werden, die ich als konſtitutioneller Regent zu erfüllen habe."

Kaum hatte der Kaiſer den Biſchöfen die mißfällige Antwort gegeben, als die Wiener Judenpreſſe in einen Jubel und in eine Frechheit ausbrach, wie nie zuvor. Die einſt den Heiland an's Kreuz geſchlagen, ſchienen mit allen ihren Höllenfratzen wieder auferſtanden zu ſeyn. Die hiſtoriſch politiſchen Blätter in München (1867, Heft 10) theilten mit: „Unter den ſchreibenden und Wien terroriſirenden Juden iſt die volle Tollwuth ausgebrochen. Die Biſchöfe, darunter der Cardinal von Wien, werden in den ſchändlichſten und niederträchtigſten Karikaturen an den Schauläden der Tabaksbuden ausgeſtellt. Gegen den Klerus wird in einer Weiſe gehetzt, gegen welche die Hetze der Voltaireaner zu Paris vor 1793 ein unſchuldiges Kinderſpiel war. Israel regiert und beſiegelt ſein Regiment, indem es die volle Schale jüdiſchen Grimms über die Kirche ausgießt. Das arme Volk wird durch dieſe Blätter derartig verhetzt, daß ſchon oft die beleidigendſten Schimpfreden Geiſtlichen auf der Straße zugerufen werden. Ein Blatt, welches die Intereſſen der Slaven vertritt, bemerkte jüngſt treffend: ‚Die Juden haben die Hetze gegen das Concordat organiſirt, um die Aufmerkſamkeit des Volks von ihrem eigenen verbrecheriſchen Treiben, ihrem Wucher und ihrer Markausſaugung abzuwenden. Herr von Beuſt iſt außerordentlich judenfreundlich geſinnt, wie auch andere Regierungsherrn.*)' Vor Kurzem berichtete das ‚Vaterland', daß das Miniſterium in

*) Es iſt überhaupt auffallend, daß noch niemals in Oeſterreich ein Miniſter gegen die Judenwirthſchaft in den Finanzen und in der Preſſe aufgetreten iſt und eine Reform dieſes Grundübels verurſacht hat. Wer iſt mehr berufen, dieſes Grundübel zu erkennen und zu beſeitigen, als das öſterreichiſche Miniſterium? Aber die ganze Monarchie darf zu Grunde gehen, nur Iſrael kein Schaden geſchehen. Weniger auffallend, doch der Erwähnung werth, daß unter den Juden ſelbſt noch nie ein ehrlicher Mann aufgetreten iſt, um ſein verblendetes Volk zu warnen.

einem Jahr für die offiziöse Judenpresse weit über 1½ Millionen Gulden ausgebe. — Das Wiener Tagblatt, von einer jüdischen Gesellschaft herausgegeben, verbreitet in 50,000 Exemplaren seine rabbiaten Schmähungen. Der Jude Breyer gibt den ‚Graden Michel', ein Blatt zur Bearbeitung der Bauern und zugleich ein Witzblatt ‚das Reibeisen' heraus. Die Bischöfe erscheinen darin in allen möglichen Karikaturen. Die alte ‚Presse' ist offiziell geworden. Ein protestantischer Redacteur wurde ministeriell berufen, der mit jüdischen Gesellen aus allen Pfeifen des Hohns und Spottes gegen Kirche und Klerus aufspielt. Die literarischen Zustände sind jetzt total verjudet und weitaus niederträchtiger als im Jahr 1848. Die Einziehung des Kirchenguts wird immerfort gepredigt. Die Beraubung der Kirche liegt Israel aus zwei Gründen am Herzen. Erstens ließen sich da wieder durch Kauf und Güterzertrümmerung glänzende Geschäfte machen, zweitens hat das Moment der Rache an den Christen bei Israel von je eine hervorragende Rolle gespielt. Als sich die Rumänen den Import jüdischer Gauner verbaten, mußten die ministeriellen Telegraphen spielen; Oesterreich mußte sich in's Mittel legen, um die Rumänen zu belehren, daß es die wesentliche Aufgabe eines aufgeklärten und toleranten Volkes sey, sich durch jüdische Blätter zu narkotisiren und durch jüdische Banden das Geld aussaugen zu lassen. Das Abgeordnetenhaus in Wien hielt es für sein schönstes Ziel, den Juden allenthalben zur vollen Oberherrschaft über die Christen zu verhelfen. Alle Autorität soll niedergeworfen, der Adel abgeschafft, die Kirche beraubt, nur die Geldherrschaft respektirt werden. Das Judenthum soll über den Trümmern der Gesellschaft einen Tempel für das goldne Kalb erbauen. Der Correspondent der historisch-politischen Blätter führt schließlich noch Stellen aus den Wiener Judenblättern an, worin auch die Heiligkeit der Ehe, die keusche Sitte und Unschuld auf die schmutzigste Weise verlacht und verhöhnt und die tiefste Unsittlichkeit als das empfohlen wird, was der Zeitgeist verlange.

Auf der andern Seite war es für die Regierung doch auch sehr mißlich, den gesammten Klerus und das ihm noch anhängende zahlreiche Landvolk vor den Kopf zu stoßen. Man half sich nun damit, daß das Abgeordnetenhaus den Mühlfeld'schen Antrag, das Concordat nicht mehr anzuerkennen, ablehnte, um die Regierung nicht in zu große Verlegenheit zu bringen, dagegen zwei Gesetze beantragte, durch welche 1) neben den confessionellen Schulen noch Staatsschulen, und 2) neben den kirchlich eingesegneten Ehen noch Civilehen eingeführt werden sollten.

Im Anfang September 1867 wurde ein österreichischer Lehrertag in Wien abgehalten und man stellte dabei folgende Thesen auf: „Die Schule soll nicht Katholiken, Protestanten und Juden, sondern nur Menschen erziehen, dem Lehrer stehe die Wahl der Lehrmethode und der Lehrmittel frei, die Lehrer selbst sollen der Schule Gesetze geben. Der Schulbesuch soll obligatorisch seyn ꝛc. Ein Wiener Direktor erklärte, die Sonntagsfeier sey zu verwerfen, denn die Werktage seyen wichtiger und stünden höher, weil die Arbeit mehr werth sey, als der Müßiggang. Ein anderer Wiener sagte, der confessionelle Religionsunterricht demoralisire die Jugend. Ein anderer war so naiv, mit dem Finger an der Stirn zu sagen: „Hier brauchen wir die Zündnadeln, nicht an den Hinterladern!" worauf stürmischer Beifall gerufen wurde.

Im November 1867 wurden die Professoren Ahrnds und Pachmann an der Universität in Wien von den Studenten insultirt, weil sie für das Concordat gesprochen hatten. Im folgenden Januar gab die Regierung den Juden in Galizien und der Bukowina das Recht, Grund und Boden zu erwerben, worauf sie schon lange gelauert hatten, um hier wie in andern liberalen Staaten mit der Güterzertrümmerung sich den Beutel zu füllen. Im Februar 1868 trat der Minister Giskra mit scharfen Drohungen gegen den Klerus in Steiermark und Oberösterreich hervor wegen seiner „regierungsfeindlichen Umtriebe". Im Anfang des folgenden Mo-

nats wurde den Jesuiten das Recht des Unterrichts genommen, den sie bisher auf dem Freinberge, in Feldkirch und Ragusa gepflegt hatten. Am 19. März erklärte der Kultminister von Haßner im Herrenhause, die Regierung sey josephinisch, das Concordat sehe sie als ein Hinderniß an, hoffe aber noch es durch Unterhandlungen zu beseitigen. Der Justizminister Herbst fügte am 21. noch hinzu: Ein Minister, der das Concordat nicht abschaffen könne, vermöge auch nicht constitutionell zu regieren. Graf Rechberg, der vormalige Minister entgegnete, das Concordat sey ein Vertrag und der einseitige Vertragsbruch stoße die Gültigkeit aller Verträge über den Haufen. Ueberdies könne der Sturm gegen das Concordat nur dahin führen, wo die Kirche nichts mehr, der Staat alles ist, wo der Kaiser Papst wird wie in Rußland. Cardinal Rauscher wies mit eben so gutem Grunde auf das Beispiel der französischen Revolution hin. Die Civilehe sey das Werk der Jakobiner gewesen. Man habe die Ehe des sakramentalen Charakters entkleiden wollen. Aber das bis in die äußerste Gottlosigkeit gehetzte Volk habe die Besinnung wieder gewonnen und sey zur Kirche gern und freudig zurückgekehrt. Solche Mahnungen wurden jedoch mit Hohn, selbst im Herrenhause, zurückgewiesen, so ansteckend war der Wahn bereits geworden. Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz erklärte, er habe außerhalb Oesterreich überall warme Sympathien für Oesterreich gefunden, das Concordat allein sey der Stein des Anstoßes gewesen. Genug, das Herrenhaus war eingeschüchtert oder hingerissen und nahm das Civilehegesetz, nachdem sich die Bischöfe indignirt aus der Sitzung entfernt hatten, mit allen gegen 17 Stimmen an. Wien berauschte sich in Jubel. Kaum konnte Giskra verhüten, daß man ihm die Pferde ausspannte und das Volk ihn durch die Straßen zog. Am Abend war die Stadt illuminirt.

Der Präsident des cisleithanischen Ministeriums und der Cultusminister (Fürst Auersperg und Gasser) eilten nach Ofen, wo sich der Kaiser gerade aufhielt, und brachten von dort die Zusicherung

mit, der Kaiser billige die Abstimmung. Zu derselben Zeit meldete Graf Crivelli aus Rom, der Papst habe die von der österreichischen Regierung vorgeschlagene Reform des Concordats ganz und unbedingt abgelehnt. Das schien auf den Entschluß des Kaisers bestimmend eingewirkt zu haben. Man sagte in Wien: Die Abschaffung des Concordats und die Bewilligung der neuen Steuern bedingen sich gegenseitig. Aber schon nach wenigen Tagen verlautete, der Papst habe dem Kaiser ein eigenhändiges rührendes Schreiben zugehen lassen und da die kaiserliche Sanktion des Ehegesetzes noch nicht erfolgt war, so trat neues Mißtrauen ein. Unterdeß war auch das neue kirchenfeindliche Schulgesetz im Abgeordnetenhause und am 31. März im Herrenhause in Abwesenheit der Bischöfe mit großer Mehrheit durchgegangen. An der Debatte über das Ehegesetz hatten die Kardinäle Rauscher und Schwarzenberg noch feurig theilgenommen. Da die Bischöfe aber die liberale Tagesströmung abzulenken verzweifeln mußten, blieben sie weg. In den Debatten über das Schulgesetz sprachen die Fürsten Windischgrätz und Sanguszko, die Grafen Blome, Mittrowsky und Leo Thun, vorzugsweise Doctor Ahrnds warme und beredte Worte für die Kirche, aber vergebens.

Das neue Ehegesetz gestattete die Civilehe und vernichtete damit jeglichen Einfluß der Kirche auf die Ehe. Die kirchliche Einsegnung war nicht mehr geboten, sondern nur noch dem erlaubt, der sie wünschen wird. Das neue Schulgesetz vernichtete in gleicher Weise allen Einfluß der Kirche, indem es zwar noch den Religionsunterricht für jede Confession von Lehrern derselben zuließ, aber auch diese Religionslehre, wie das ganze Lehrerpersonal einzig einem Oberlandesschulrath, dem Unterrichtsministerium und somit der weltlichen Staatsgewalt unterstellte. Daneben sollten noch gewählte Bezirks- und Ortsschulräthe, ganz so wie im Großherzogthum Baden, den örtlichen Einfluß der Geistlichkeit zu nichte machen helfen.

Zu diesen beiden Gesetzen kam noch ein drittes, das Gesetz über die interconfessionellen Verhältnisse der Staatsbürger. Dadurch

wurde der Geiſtlichkeit jedes Recht in Bezug auf die Beſtimmung, in welcher Confeſſion ein Kind getauft werden ſollte, genommen und den Eltern allein vorbehalten. Ueberdem ſollte es jedem Individuum, ohne Unterſchied des Geſchlechts, vom 14. Lebensjahre an frei ſtehen, zu einer Religion überzutreten, zu welcher es wolle.

Die drei Geſetze gingen durch beide Häuſer, wurden jedoch erſt am 25. Mai 1868 vom Kaiſer genehmigt, was auf ein langes Bedenken in der Hofburg ſchließen läßt. Es lag etwas Verhängnißvolles in dieſer ſtrikten Rückkehr zum Joſephinismus. Am 26. wurde von Mühlfeldt, der zuerſt den Sturm gegen die Kirche erregt hatte, mit großem Gepränge und unter ungeheurem Zulauf des Volks begraben. In den gleichen Tagen erließ Biſchof Rudigier von Linz ein Manifeſt gegen Giskra, den Miniſter des Innern, worin er erklärte, er werde Gott mehr gehorchen, als den Menſchen, die neuen ungeſetzlichen Geſetze nicht anerkennen und am Concordate feſthalten. Dabei wirft der Biſchof einen ſtrafenden Blick auf den Kaiſer, indem er ſagt, Franz Joſeph habe 1856 ſich vor dem ganzen Episcopat für das Concordat verbürgt mit der „Treue, die dem Manne und die dem Kaiſer geziemt.“ Auch der Fürſt-Erzbiſchof Rauſcher von Wien inſtruirte ſeinen Klerus in einem umfangreichen Schreiben, worin er die neuen Geſetze der ſchärfſten Kritik unterwirft. In Eheſachen müſſe ſtreng an den Vorſchriften der Kirche feſtgehalten werden. Das Schulgeſetz ſtelle Oeſterreich neben Baden und neben Baden allein. Ueber das Verhalten gegenüber den neu zu konſtituirenden Schulbehörden behält ſich der Kardinal für ſpäter Weiſungen bevor. Auch der Fürſt-Erzbiſchof von Olmütz und der Biſchof von Linz ſprachen in ähnlicher Weiſe. Ebenſo der Breslauer Fürſtbiſchof Förſter (beſonders ſcharf) und der Fürſtbiſchof Gaſſer von Brixen. Desgleichen der Fürſt-Erzbiſchof v. Schwarzenberg in Prag und die böhmiſchen Biſchöfe von Königgrätz, Budweis und Leitmeritz. Der böhmiſche Episcopat verkündete laut: „Die kirchliche Geſetzgebung bleibt aufrecht, trotz des neuen Ehegeſetzes.

Dispensionen von kanonischen Ehehindernissen sind auf gleichem Weg wie bisher zu beheben. Die Geistlichkeit ist angewiesen, die Gläubigen zu belehren, welche schwere Sünde sie begehen, wenn sie dies außer Acht lassen. Eine Civilehe ist vor der Kirche ungiltig, und Eheleute, die eine solche eingehen, haben kein Recht, sich als solche anzusehen. Die kirchliche Ehegerichtsbarkeit bleibt aufrecht. Die geistlichen Ehegerichte haben fortzubestehen, worüber die Gläubigen zu belehren sind.... Civilehen sind ungiltig unter allen Umständen. Eben so ungiltig ist eine Ehe, die vor einem Geistlichen anderer Confession geschlossen wird. Ehen mit Ehehindernissen (nach bürgerlichen Gesetznormen) von Geistlichen geschlossen, sind vor der Kirche giltig. Personen, die eine Civilehe schlossen, sind öffentliche Sünder. Absolution kann ihnen nur nach Lösung ihres sündhaften Verhältnisses werden. Für solche Personen können bei der Hochzeit Messen und kirchliche Ceremonien nicht veranstaltet werden. Die Wöchnerinnen sind beim ersten Kirchengang als Theilhaberinnen wilder Ehen anzusehen. Eheleute, durch Civilehe vereint, können nicht als Pathen bei Taufen und Firmungen fungiren. Kirchliches Begräbniß kann ihnen nur gestattet werden, wenn sie vor Zeugen ausdrücklich Reue bekannt und ihre Sünde gutgemacht haben. Wenn durch Begräbnißverweigerung öffentliches Aergerniß entsteht, hat sich der Geistliche in der Predigt von der Kanzel herab zu rechtfertigen. Die Bestattung von Civil-Eheleuten auf katholischem Friedhof ist gestattet, jedoch nicht Messelesung, kirchliche Begleitung, nicht einmal durch die Monstranten, Kirchendiener und Kirchenmusikanten. Nicht einmal Kirchenglockengeläute ist gestattet. Dagegen ist die Abstattung der Beerdigungsgebühr den Erben jener Eheleute gestattet. Für Civilehen ist ein eigenes Verzeichniß zu führen. Auch bei Todesfalls-Aufnahme von Eheleuten, die eine Civilehe eingegangen, oder deren Kindern ist die Bezeichnung vorgeschrieben: „Civilehe-Gatte", „Civilehe-Kind".

Der Tiroler Landtag wurde im Oktober 1868 aufgelöst, weil

er das Schulgeſetz verwarf. Am 9. Mai 1869 fand in der Kirche in Schlanders eine Katholiken-Verſammlung ſtatt, in welcher aufrühreriſche Scenen vorfielen. Aus Anlaß einer Rede des Dekans über die Schulaufſicht erklärte der anweſende landesfürſtl. Commiſſär Graf Manzano die Verſammlung als geſchloſſen. Kaum hatte der Letztere dieſe Erklärung abgegeben, als er unter den Rufen: „Schlagt ihn todt!“ zu Boden geworfen und durch Fauſtſchläge auf die Bruſt mißhandelt wurde. Nur mit Mühe gelang es dem Bedrohten, ſich in die Gendarmeriekaſerne zu retten.

Das liberale Miniſterium hatte nicht nur jegliche Werbung für die päpſtlichen Truppen unterſagt, ſondern auch den berühmten Convertiten, welche unter dem früheren Syſtem zu hohen Aemtern gelangt waren, Herrn v. Meyſenbug (Unterſtaatsſekretär), v. Biegeleben und v. Gagern (Hofräthen) und Herrn v. Hoffmann (Sectionschef der Reichskanzlei) den Befehl ertheilt, aus der St. Michaelsbrüderſchaft, welche für die päpſtliche Armee Geld ſammelte, auszutreten. Aber das Concordat wurde doch nicht aufgehoben. Rom trat energiſch dem öſterreichiſchen Miniſterium entgegen und wußte wohl, der Kaiſer denke nicht daran, das liberale Syſtem ſich auf die Dauer befeſtigen zu laſſen. Am 22. Juni 1868 hielt der Papſt eine Allocution über die kirchlichen Angelegenheiten in Oeſterreich. Darin wurden die Feinde der Religion mit ihren Anmaßungen ſtreng zurückgewieſen, die drei neuen Geſetze tadelnswerth und verwerflich genannt und ausdrücklich verdammt, die Biſchöfe aber gelobt, die ſich in demſelben Sinne ausgeſprochen haben.

Der Kaiſer von Oeſterreich ſuchte perſönlich den Zorn des heil. Vaters zu beſchwichtigen. Wiener Nachrichten meldeten im September 1868, daß Graf Trautmansdorf mit einer „conciliatoriſchen“ Miſſion nach Rom gehe. Das prachtvolle Missale romanum, an welchem die erſten Künſtler Wiens Jahre lang gearbeitet haben, ſollte dem heiligen Vater als Zeichen der „kindlichen Ergebenheit“ des Kaiſers von Oeſterreich durch den Geſchäftsträger v. Ottenfels be-

reits übergeben worden seyn. Auf dem mit Edelsteinen und Goldplatten besetzten Deckel des Meßbuchs stehen die Worte: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferi non praevalebunt adversus eam. Auf der Rückseite ist zu lesen, daß dem Papste die Schlüssel zum Himmel übergeben sind, und daß er die Macht hat, zu lösen und zu binden. Die erste Idee zu dieser kaiserlichen Gabe datirt bekanntlich aus der Concordatszeit, aber es ist bezeichnend für die Beziehungen zwischen der Hofburg und dem Vatican, daß die letzte päpstliche Allocution die kaiserliche Ergebenheit nicht alterirt hatte.

Der liberale Kirchenhaß war so fanatisch, daß katholische Blätter für jedes freie Wort gegen die Minister bestraft wurden, die Judenblätter aber ungestraft ihre Artikel voll Gift und Koth in die Kirche schleudern durften. So wurde der „österreichische Volksfreund", weil er über die „Gesetzfabrik" des Abgeordnetenhauses gespottet hatte, vor Gericht gezogen und der Redakteur, ein junger Priester, zu einer Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt. Kanzleidirektor Heidenreich in Olmütz wurde bestraft, weil er in einer Druckschrift für das Concordat aufgetreten war und zu einer Petition an den Kaiser aufgefordert hatte. Der bekannte Herr von Florencourt, welcher katholisch und Priester geworden war, that sich durch besondern Eifer für das Concordat hervor, wurde aber wegen Preßvergehen in Haft genommen und der Kaiser wies zahlreiche Fürsprachen für ihn ab, im Juni 1869.

Während die liberale Regierung immer mehr jede Rücksicht auf die katholische Kirche von sich warf, fuhr sie fort, mit größter Zärtlichkeit sich der Juden anzunehmen. Als im März 1868 in Rumänien gesetzliche Maßregeln gegen die Juden vorbereitet wurden und es sich zeigte, daß sich unter diesen Parasiten, die am Saft des rumänischen Volksstammes saugten, auch 50,000 österreichische Juden befänden, legte Herr v. Beust in Bukarest eine energische Protestation gegen jede Beeinträchtigung gegen diese Lieblinge der Wiener Politik ein.

Seelenlebens keineswegs fremd sind, eine große Menge von solchen fehlen, welche untergeordnete Abstractionen bezeichnen sollen. Alles, was sich auf die Vergleichung verschiedenartiger sinnlicher Eindrücke, auf das Verhältniß einfacher Abstractionen zu einander bezieht, ermangelt bei vielen Indianern des Ausdrucks. So haben sie z. B. für die Farben oft nur fünf bis sechs Bezeichnungen. Es scheint, als wären solche Worte, bei fortgehender Verwilderung eines ehemals besseren socialen Zustandes, aus Erinnerung und Sprache herausgefallen.

Der grammatikalische Charakter dieser Sprachen zeigt eine gewisse Ungelenkigkeit und Starrheit, welche mit der, oft sehr complicirten Natur der Beugungen im Verbum und Substantivum im auffallendsten Widerspruche steht. Gegenwärtig sind Adverbial- und Participial-Constructionen in diesen Sprachen sehr häufig; ich kann mich aber des Gedankens nicht erwehren, daß solche ungelenke Redeformen ursprünglich nicht vorhanden gewesen seyen, sondern erst nach und nach, bei fortdauernder Vermischung der Sprachen und zunehmender geistiger Abspannung der Völker in Gebrauch gekommen seyen.

Endlich erlaube ich mir noch, in Beziehung auf diesen Gegenstand zu bemerken, daß es allerdings ein ganz rationelles Verfahren scheint, die ungeheuere Zahl amerikanischer Sprachen und Dialecte auf wenige Stammsprachen zurückzuführen, daß aber ein solcher Versuch bei dem dermaligen Stande der Materialien und der fortwährenden Veränderung so volubiler Mundarten eben so schwierig als in seinen Resultaten unsicher seyn müsse. Man hat wohl daran gedacht, die Lenapi-, die aztekische (oder Nahual-), die caraibische, die Guarani-, die Quichua- und die chilesische Sprache als solche Stammsprachen zu bezeichnen. Ich meinerseits aber bin überzeugt, daß alle diese Sprachen selbst schon das Resultat jenes allgemeinen geistigen und leiblichen Zersetzungsprocesses sind, welchem die amerikanische Menschheit seit Jahrtausenden unterliegt. Schwerlich sind diese Sprachen älter, als viele andere, die man in ihrer Nähe antrifft. Daß man gerade sie bei der ersten Bekanntschaft mit den Indianern in größerer Ausdehnung gesprochen fand, hing wohl lediglich von dem Uebergewichte ab, welches sich diese oder jene Stämme gerade damals über ihre Nachbarn erworben hatten. Wäre die Conquista ein Paar hundert

Im September 1868 mehrten ſich in Wien in auffallender Weiſe die Uebertritte zum Judenthum. „Als Motiv gilt meiſt die Liebe zu einem Kinde Iſraels, das ſeinem Glauben treuer iſt, als der chriſtliche Theil, oder im allgemeinen die Vortheile, die jetzt in Oeſterreich die ‚moſaiſche' Confeſſion vor der chriſtlichen beſitzt. Bisweilen aber ſpielt doch auch ein anderes Motiv mit. So erzählt die ‚Vorſtadtzeitung': ‚Neulich kam ein ärmlich gekleidetes Individuum zum iſraelitiſchen Kultusvorſteher und erklärte beſtimmt, zum Judenthum übertreten zu wollen. Das Anerbieten überraſchte nicht, der Religionswechſel ſcheint jetzt in die Mode zu kommen, und man veröffentlicht ja ſchon förmlich Reklamen für die beſten Operationsmethoden — bald werden auch ‚wegen plötzlicher Abreiſe' billige neuerfundene Beſchneidungsmaſchinen, anwendbar für Maſſenübertritte, ausgeboten werden. Die Kultusgemeinde nahm alſo keinen Anſtand, dem Begehren des Mannes zu willfahren, doch wünſchte ſie vorher einige Garantien für die Lauterkeit in den Motiven ſeines Vorgehens zu beſitzen. ‚Sage uns doch', fragte man ihn, ‚warum Du denn eigentlich zum Judenthum übertreten willſt?' Der Mann zögerte mit der Auskunft. ‚Biſt Du vielleicht in eine ſchwarzäugige Iſraelitin verliebt? — Trittſt Du aus religiöſer Schwärmerei über, oder haſt Du vielleicht Bedrückungen in Deinem Glauben erlitten?' — Es war ſchwer aus dem Manne einen Grund ſeines Wunſches herauszubringen, es ging ihm offenbar ſchwer von den Lippen; endlich faßte er ſich ein Herz und gab als Motiv des Religionswechſels an: ‚Sehen Sie, ich bin mit meiner Familie zerfallen, und da möcht' ich ihr 'mal eine rechte Schand' anthun, ſehen Sie und deßhalb...'. Man ließ den offenherzigen Convertiten nicht ausreden und ſpedirte ihn ſo raſch als möglich aus der Gemeindekanzlei hinaus. Das jüdiſche Verſöhnungsfeſt, das die letzten Tage der vorigen Woche gefeiert wurde, zeigte wieder, wie ſehr bereits das israelitiſche Element das Wiener Leben beherrſcht. Die größten und glänzendſten Verkaufsläden, Juden gehörig, waren geſperrt.

(Nebstbei bemerkt, ein gutes Beispiel für Christen.) Selbst in den nichtjüdischen Kaufläden, die offen geblieben waren, in den Comptoirs und Wechselstuben herrschte feiertägliche Ruhe. An der Börse war fast vollständiger Stillstand, und daher keine Kursbewegung. Die Tramway- und Omnibusgesellschaft litt zumeist durch diesen Festtag, denn die verkehrenden Wagen blieben seit Freitag 6 Uhr Abends nahezu leer."

Ein harter Schlag traf die Anhänger der Kirche in Oesterreich. Am Ende des Juli 1869 nämlich erhielt das Gericht in Krakau die anonyme, sichtbar von einer Frauenhand geschriebene Anzeige, daß im Kloster der Karmeliterinnen die Nonne Barbara Ubryk schon seit Jahren in einer finstern Zelle eingesperrt sey. Der Vicepräsident des Strafgerichts, Ritter v. Antoniewicz, beauftragte den Doctor Gebhard, einen jungen ausgezeichneten Untersuchungsrichter, der Sache auf den Grund zu gehen. Derselbe wandte sich an den Bischof Galecki und dieser gab ihm den päpstlichen Prälaten Spital mit, um ihm das Kloster öffnen zu lassen. Die gerichtliche Commission folgte dem Prälaten an die festverschlossene Pforte. Die Pförtnerin wollte Laien den Eintritt verweigern, mußte aber dem Befehle des Bischofs gehorchen. Als Gebhard rief: „Ich bin hierher gekommen, um die Nonne Barbara Ubryk zu sehen und zu sprechen!" schauderte die Pförtnerin und rief: „Es ist nicht möglich," und wollte sich mit einer andern Nonne rasch entfernen, aber Gebhard ließ sie festhalten und verbot ihnen, sich von der Stelle zu rühren. Hierauf begab man sich zur Zelle der Schwester Barbara am äußersten Ende eines Ganges, dicht neben dem Abtritt. Die festverschlossene Zelle war nur sieben Schritt lang und sechs Schritt breit, ganz finster, ganz leer, ohne ein Bett, ohne einen Ofen, ohne einen Stuhl. In der Ecke lag auf verfaultem Stroh und in eigenem Kothe die Nonne, gänzlich nackt, abgemagert, wahnsinnig, — ein entsetzlicher Anblick. Das nothdürftigste Essen hatte man ihr nur durch eine Oeffnung zugeschoben, die Thüre selbst war immer

verſchloſſen geblieben. Als das ungewohnte Licht ſie traf, warf ſie ſich auf die Knie und flehte jämmerlich: „Ich bin hungrig, erbarmt euch meiner, ich werde gehorſam ſeyn.“ Man entdeckte bei Licht einige verfaulte Kartoffeln, ſonſt nichts. Die Augen der Nonne waren eingefallen und ſtarr auf einen Punkt gerichtet. Vor allem befahl Gebhard ſie mit einem Hemde zu bekleiden. Jetzt erſt erfuhr man, die Unglückliche ſey von 1848 an, alſo 21 Jahre lang in dieſem engen und ſchmutzigen Kerker allein, ohne Licht, ohne Beſchäftigung und ohne Kleider gelegen. Der Biſchof wurde geholt, ſah alles, rief die Nonnen zuſammen und donnerte ſie an: „Iſt das eure Nächſtenliebe? Auf dieſe Weiſe wollt ihr in's Himmelreich kommen? Ihr Furien, nicht Weiber!“ Sie wollten ſich entſchuldigen, er aber rief: „Schweigt, ihr Elenden, fort aus meinem Angeſichte! Ihr, die ihr die Religion ſchändet, fort!“ Der alte Beichtvater der Nonnen, Piantkiewicz, bemerkte, die geiſtliche Behörde ſey ja von der Beſtrafung der Nonne unterrichtet geweſen; der erzürnte Biſchof aber nannte ihn einen Lügner und entfernte ſowohl ihn, als die Oberin von ihrem Amte. Die arme Barbara wurde in eine beſſere Zelle gebracht, gereinigt und angekleidet. Auf die Frage, warum man ſie eingeſperrt habe? antwortete ſie: „Ich habe das Gelübde der Keuſchheit gebrochen, aber die andern ſind auch nicht rein!“ Dem Beichtvater aber rief ſie wüthend zu: „Du Beſtie!“ Der Arzt des Kloſters erklärte, von der armen Nonne nie etwas gewußt und erfahren zu haben.

Als man die Nonne in's Irrenhaus brachte, aber nicht einer weltlichen Pflege, ſondern den grauen Schweſtern, alſo wiederum Nonnen übergab und man erfuhr, die ſo lange Gemarterte ſchaudere vor jeder Nonne zurück, und als ſich ferner herausſtellte, die Unterſuchung finde wegen der Clauſur der Karmeliterinnen allerlei Schwierigkeiten, kam die ganze Stadt Krakau in Aufregung und nicht der Pöbel, ſondern die Bürger begannen in der Nacht des 23. Juli das verhaßte Kloſter zu ſtürmen, doch wurden nur die

Fenster eingeworfen, da schnell Militär heranrückte. Die Erbitterung des Volks war aber furchtbar, namentlich auch gegen die Jesuiten, deren Haus man ebenfalls bestürmte, die Fenster einschlug und den Rector insultirte. Das Militär stellte die Ruhe her.

Einem Gerücht zufolge soll die unglückliche Nonne in ihrer Jugend überaus schön gewesen seyn und einen Studenten geliebt haben, dem aber ihre Hand von den Eltern verweigert wurde. Man habe sie in's Kloster gethan, ein Entführungsversuch aus demselben sey mißlungen und sie sey hierauf wahnsinnig geworden. Da nach Angabe der Oberin dem Orden ausdrücklich verboten sey, Nonnen in ein weltliches Irrenhaus zu schicken, habe man sie behalten und um die übrigen Nonnen nicht durch die Unanständigkeit ihres Betragens und ihrer Reden (in Folge ihrer Erotomanie) zu ärgern, habe man sie ganz absperren müssen. Das Publikum glaubte, man habe sie nur fälschlich für wahnsinnig ausgegeben, die Aerzte aber erhärteten, sie sey wirklich nicht bei Verstande. Die Oberin Maria Wenzyk und deren Vorgängerin im Amte Theresia Koczdezierkiewicz wurden verhaftet und eine strenge Untersuchung gepflogen. Großen Verdacht erregte folgender Umstand. Der alte Priester Lewkowicz, der frühere Beichtvater im Nonnenkloster, hatte in der Trunkenheit die heimliche Einsperrung Barbaras einem Bürger verrathen und dieser die anonyme Anzeige davon bei Gericht gemacht. Als nun dieser Priester als der wichtigste Zeuge vorgefordert wurde, starb er in der nächsten Nacht. Es hieß sogleich, sein Leichnam solle wieder ausgegraben und untersucht werden, später hörte man aber nichts mehr davon.

Der Fall machte ungeheures Aufsehen, so daß die Regierung am 29. Juli zunächst den Bischof Galecki zum Gutachten aufforderte, ob man das betreffende Kloster nicht aufheben solle? und am 7. August eine Verordnung erließ, welche allen Klöstern beiderlei Geschlechts verbot, eine geistliche Person der Correction in einer geistlichen Anstalt zu unterwerfen, wenn sie sich derselben nicht frei-

willig unterziehen wolle. Im Wiener Gemeinderath wurde ein Antrag gestellt, die Regierung aufzufordern, sie möge alle Klöster aufheben, und am 9. August eine Volksversammlung in Wien abgehalten, an der sich fünftausend Menschen betheiligten und in der sich eine fast wahnsinnige Wuth gegen alles Mönchthum aussprach. Hauptredner war ein Doctor Lewinger (aus dem Stamm Levi?). Indessen wurde die Entscheidung absichtlich verschleppt und ließen sich auch Gegenstimmen vernehmen, welche den Fall entschuldigten. Man wandte sich nach Rom, was zunächst zur Folge hatte, daß dem Bischof von Krakau befohlen wurde, die Carmeliterinnen um Verzeihung zu bitten, weil er sie Furien genannt habe. Sofern die Nonnen sich wegen ihres Verfahrens gegen Barbara mit dem ausdrücklichen und wiederholten Befehl ihres Ordensgenerals entschuldigt hatten, mußte sich desfalls erst wieder in Rom erkundigt werden. Also zog man die Sache in die Länge. Der Ordensgeneral wollte von nichts gewußt haben. Ende August wurden die beiden Carmeliterinnen wieder frei gelassen.

Es fehlte nicht an Stimmen, die des liberalen Ministeriums in Wien spotteten und gradezu sagten, die ultramontane Camarilla in Wien existire und wirke auch unter der neuen Verfassung noch fort. Ein sehr wohl unterrichteter Mann bemerkte damals, der Wiener Liberalismus sey überhaupt nur Schaum ohne festen Kern, während der Ultramontanismus im Landvolk und seiner alten unveränderten gebliebenen Verdummung durch die Pfaffen einen mächtigen Hinterhalt habe. „Daß die hundertjährigen Culturschäden des klerikalen Regiments mit jener liederlichen Leichtfertigkeit geheilt werden können, mit der man die Sache in Wien angreift, das erscheint mir ungeachtet aller Ministerialverordnungen höchst zweifelhaft .... Bei dem großen Werk der Reformation mochte Deutsch-Oesterreich gar nicht, oder doch nicht mit dem gehörigen Ernste mitthun. Die Folge ist jetzt, daß sich ein bockbeiniger Fanatismus und eine religiöse Indifferenz gegenüberstehen, von denen jener in

der dumpfen, jeder Belehrung unzugänglichen Bigotterie seiner Anhänger die beste Defensivwaffe besitzt, während diese durch ihren Cynismus wahrlich nicht ersetzen kann, was ihr an sittlichem Ernste und civilisatorischem Inhalte abgeht. Wenn der selige Bürgermeister Zelinka in Wien in öffentlicher Gemeinderathssitzung den Antrag, bei den Qualifikationstabellen der Magistratsbeamten die Rubrik ‚Confession' unausgefüllt zu lassen, mit den in aller Seelenruhe gesprochenen Worten unterstützte: ‚die Meisten hob'n ja eh' (so wie so) ka Religion, . . . so kam in dieser Sentenz wahrlich kein Strauß'scher Rationalismus zum Durchbruche; es war nichts als eine andere Form für die geistige Trägheit des ersten Spießbürgers, dessen Ideenkreis über die ‚Backhändel' und den ‚Heurigen' nicht hinausreicht. Ob man aber auf diese Weise und mit so stumpfen Waffen die Herrschaft Roms bricht! und zwar eine Herrschaft, die so fest und so lange consolidirt ist, wie in Oesterreich? Ernsthafte Männer denken sich die Sache mühsamer, als unsere Gemeinderathsschwätzer! .... — So steht denn im Grunde doch nur der religiöse Indifferentismus der männlichen Bevölkerung von einigen großen Städten der wohldisciplinirten Bigotterie des gesammten übrigen Reiches gegenüber. Ob anerzogen, ob angeboren, — jedenfalls hat sich unter der klerikalen Suprematie im Laufe der Jahrhunderte ein Volkscharakter herausgebildet, der sich durch keine papiernen Staatsgrundgesetze umblasen läßt."

Rudigier, Bischof von Linz war der erste, der sich thatsächlich den neuen Maßregeln widersetzte. Denn als er im Anfang des August 1868 die ehegerichtlichen Akten ausliefern sollte, verweigerte er es unter Berufung aus den 12. Canon der 24. Sitzung des Tridentiner Concils. Auch der Erzbischof von Olmütz lieferte die Akten nicht aus und wurde mit 10,000 Gulden bestraft. Gegen Rudigier wurde noch ernster vorgeschritten und derselbe am 5. Juni 1869, da er sich nicht stellen wollte, aus seinem Palast durch den Gerichtsboten abgeholt. Man verurtheilte ihn zu vierzehn Tagen

Gefängniß. Inzwiſchen begnadigte ihn der Kaiſer und er nahm die Begnadigung an, verlangte aber zugleich, weil er das Gericht nicht anerkannte, die Nichtigkeitserklärung des Urtheils. Die Geldſtrafe von 36,000 Gulden, die ihm zuerkannt worden war, wurde auf 12,000 reducirt.

Greuter, der feurige Tiroler, der ſich auf dem Reichstag in Wien energiſch für Feſthalten am Concordate und gegen die neuen kirchenfeindlichen Geſetze erklärt hatte, wurde zu Innsbruck vor Gericht gezogen, als der Majeſtätsbeleidigung angeklagt, weil er den Bauern geſagt habe, der Kaiſer Franz Joſeph habe nicht vom Concordate laſſen wollen, aber ſeine Räthe hätten ihn mit Drohungen dazu gezwungen, es fallen zu laſſen. Greuter trat den Beweis der Wahrheit an und ſagte vor Gericht aus, im Frühjahr 1868 habe der Kaiſer ſich ausdrücklich gegen die neuen Geſetze geſträubt, aber Graf Beuſt und Baron Lichtenfels hätten ihm mit einer Revolution in Wien gedroht, wenn er ſie nicht ſanctionire. Darauf habe der Kaiſer den Kriegsminiſter von Kuhn kommen laſſen und dieſer habe ihm geſagt, bei der Stimmung in der Armee und beſonders im Offizierscorps könne man nur auf eine ſehr laue Action derſelben gegen einen etwaigen Volksaufſtand gefaßt ſeyn, ja ſogar eine offene Verweigerung des militäriſchen Gehorſams ſey nicht unwahrſcheinlich. Das Gericht wußte gegen die Wahrheit dieſer Ausſage nichts einzuwenden und ſprach den Angeklagten frei, am 22. September 1869.

Am 19. Oktober übergab ein Comité des Landtags, zu dem auch Greuter gehörte, dem Landeshauptmann von Tirol eine Declaration des Inhalts: „1. Die Verfaſſungsgeſetze vom 21. Dezember 1867 ſind unvereinbar mit den öffentlichen Rechten und der ſtaatsrechtlichen Stellung Tirols. 2. Der Reichsrath iſt nicht berechtigt über Tirols Stellung zur Geſammtmonarchie zu entſcheiden ohne Zuſtimmung des Landes."

Die Unnatur des ewigen Experimentirens in Wien erwies ſich

am deutlichſten in der Behandlung Tirols. Das treue tapfere Volk dieſes ſchönen Berglandes hat ſeit einem halben Jahrtauſend dem Hauſe Habsburg mit muſterhafter Treue gedient, jedes Opfer dafür gebracht und doch keinen Dank geerntet. Wie die Basken ihre Fueros feſthielten und heute noch feſthalten, obgleich ſie dem legitimen Königshauſe ſtets in Treue dienten, ſo hielten auch die Tiroler in ihren von der übrigen Welt durch hohe Berge abgeſchloſſenen Thälern an ihrer alten Tracht und Sitte, an ihrem alten Glauben, an ihren alten Rechten und halten heute noch daran feſt. Aber die Wiener Regierung hat ſie blos zu Werkzeugen ihrer Politik machen wollen, ihre Leiſtungen in Anſpruch genommen und an Gegenleiſtungen ſehr geſpart, ja ihnen oft geradezu Unrecht gethan. Dieſes kerngeſunde Völkchen, das im Beſitz und Bewußtſeyn ſeiner deutſchen Nationalität und angeborenen Heldenkraft die romaniſche Race in Italien ſtolz, nur immer von oben herab angeſehen und in immer wiederholten Kriegen ſeine Berge gegen ſie vertheidigt, alle Heere der Mailänder und Venetianer zurückgeſchlagen hat, hätte wahrlich verdient, auch immer gut deutſch regiert zu werden, und man hätte ihm von Wien aus nicht die romaniſche Schule der Jeſuiten aufdrängen ſollen. Als endlich die ſpaniſch-italieniſche Politik mit den Habsburgern ſelber in Wien ausſtarb und aus dem neuen lothringiſchen Geſchlecht Kaiſer Joſeph II. und mit ihm ein groſſer Wechſel des Regierungsſyſtems hervorging, wurde die Eigenthümlichkeit der Tiroler noch weniger geſcheut. Alle Völker Oeſterreichs wurden jetzt auf einmal unter die Schablone der modernen Aufklärung gebracht, kein Herkommen mehr geachtet, kein uraltes Recht, keine uralte Eigenheit. Die Tiroler proteſtirten und die Joſephiniſche Bureaukratie konnte hier noch nicht durchdringen. Unter ſeinen Nachfolgern aber und namentlich zur Zeit Metternichs nagte ſie doch jener bureaukratiſche und finanzielle Beinfraß an, erhielten auch ihre Schützenregimenter eine neue Uniform, womit die alte Landestracht entſtellt wurde, und ging Metternich

ſyſtematiſch darauf aus (wie er überhaupt das deutſche Element im Kaiſerreich möglichſt abſchwächte), Südtirol zu degermaniſiren und gut deutſche Dörfer durch ausſchließlich italieniſche Pfarrer, Schulmeiſter und Beamte in italieniſche Dörfer zu verwandeln. Bekanntlich haben ſich die Tiroler in ihren Heldenkämpfen 1809, von den öſterreichiſchen Truppen verlaſſen, allein als bewaffnete Bauern der Franzoſen erwehrt, wie in Norddeutſchland damals Schill und der Herzog von Braunſchweig, in jener erbärmlichen Zeit der Schande die Fahne der Nationalität noch hoch trugen. „Wenn alle untreu werden, ſo bleiben wir doch treu!" Wurde den Tirolern dafür ein Dank? Erzherzog Johann hatte ihnen gelobt, ſie ſollten im Wiener Frieden nicht vergeſſen werden. Andreas Hofer beſchwor den Kaiſer in einem rührenden Briefe, ſich derer anzunehmen, die ſich für Oeſterreich geopfert mit Gut und Blut. Aber Tirol wurde im Frieden vergeſſen und bedingungslos dem Feinde ausgeliefert. Als nach der Kataſtrophe Napoleons in Rußland die Tiroler in unverwüſtlicher Treue noch einmal aufſtehen wollten für Oeſterreich, ſprach die Wiener Regierung von oben herab zu ihnen, Unterthanen hätten ſich in nichts einzumiſchen, ſondern nur gehorſam abzuwarten, was die Regierungen über ſie beſchließen würden.

In ganz ähnlicher Weiſe wurden die Tiroler von Wien aus auch wieder in neueſter Zeit nach der Schablone eines neuen Joſephinismus behandelt. Iſt die Regierung gelb, ſo müſſen auch alle Unterthanen gelb angeſtrichen ſeyn; fällt es ihr ein roth zu werden, ſo müſſen auch die Unterthanen ſich gleich roth anſtreichen laſſen. Heute Concordat, morgen Schmerling oder Giskra! In einer großen Hauptſtadt wie Wien hat ein ſolcher Wechſel der Windfahne weniger auf ſich, denn hier iſt man mehr in der Strömung der Zeit. In einem abgeſchloſſenen fernen Gebirgslande aber muß es dem ehrlichen Bauern doch wahrhaftig als Unnatur oder grauſame Willkür vorkommen, wenn ihm heute befohlen wird, anzuſpeien, was ihm geſtern noch befohlen war anzu-

beten. Nichts ist natürlicher, als daß jenes einfache, ehrliche und sich selber treue Bergvolk sich widersetzt, wenn man ihm zumuthet, Glauben und Gesinnung wie Kleider zu wechseln. Ueberhaupt ist nichts ungerechter und zugleich unpolitischer, als sämmtliche Klassen von Unterthanen in sämmtlichen Gauen des Reichs nivelliren zu wollen. Einer so ausgeprägten Oertlichkeit und Volksthümlichkeit, wie es die der Tiroler sind, eines Völkchens, das ruhig in seinen Bergen sitzt und niemand etwas zu Leide thut, sollte man unbedenklich seine Fueros lassen, wie den Basken.

Dieses fromme Bergvolk lernte die Aufklärung von Wien aus, nur gepaart mit grenzenloser Frivolität und mit einem starken Beigeschmack von Judenthum kennen und sträubte sich gegen die von fremd herkommende Corruption, wie sich das gesunde Volksgefühl auch im protestantischen Norden gegen die Corruption des modernen Liberalismus und der Judenpresse gesträubt hat. Die Tiroler hatten früher nicht nachgegeben und gaben auch jetzt nicht nach. Schade nur, daß unter ihren geistlichen Vätern und Führern Jesuiten waren, die sie nicht blos gegen die Wiener Judenwirthschaft, sondern auch gegen den Protestantismus aufhetzten. Das schadete ihrer Sache sehr. Bei der Adreßberathung im Wiener Reichstage durfte der Berichterstatter Tinti ihren Abgeordneten in's Gesicht schleudern: Ihr seyd keine Deutsche, euer Vaterland ist in Rom! Sie verlangten den Ordnungsruf und da ihn der Präsident nicht ertheilte, traten ihrer sechs (darunter Giovanelli, Greuter) aus.

Sofern der frühere Antrag des verstorbenen Mühlfeldt auf förmliche Nullificirung des Concordats bisher trotz allem Geschrei in der Presse ad acta gelegt worden war, weil der Kaiser sich sehr zurückhaltend dagegen benahm und man nicht stärker hatte in ihn dringen wollen, schien durch die neue Ministerkrisis das liberale System genugsam befestigt, daß man nicht einen neuen Anlauf gegen das Concordat hätte nehmen sollen. Daher brachte der Abgeordnete Rechbauer am 8. Februar 1870 einen Antrag in den Reichs-

Jahre früher oder ſpäter eingetreten, ſo hätte ſie wahrſcheinlich ganz andere Sprachen oder Dialecte als herrſchend vorgefunden. Daß aber nach dem Eindringen der Europäer in Amerika die genannten Sprachen eben ſo wie alle Lebensverhältniſſe der Wilden eine weſentliche Veränderung erlitten haben (es ſey, daß ſie für einige Zeit länger feſtgehalten und mehr und mehr ausgebreitet, oder daß ſie im Gegentheil einer um ſo früheren Auflöſung entgegengeführt worden), daran zweifelt wohl Niemand, der den mächtigen Einfluß Europa's auf die amerikaniſche Menſchheit würdiget.

Einen dritten Grund für die Annahme, daß die Amerikaner von einem edleren Zuſtand in ihre dermalige Wildheit, als in einen ſecundären, herabgeſunken ſeyen, finde ich in den eigenthümlichen Verhältniſſen, worin ſich dort gewiſſe Naturweſen, die den Menſchen zunächſt umgeben, befinden. Ich meine ganz vorzüglich ſeine Hausthiere und Nutzpflanzen. Er hat deren eben ſo gut, wie die Völker der alten Welt, und eben ſo wenig als dieſe kennt er den Urſprung derſelben. Woher wir unſern Hund, das Rind, das Pferd, unſere Getreidearten haben, wiſſen wir nicht; — eben ſo wenig können wir in Amerika den Urſprung des ſtummen Hundes, des Llama, der Mandiocawurzel, des türkiſchen Korns, der Quinoa u. ſ. w. nachweiſen. Ueberall ſind dieſe Naturprodukte unvordenkliche Geſchenke der Götter, Ueberbleibſel aus einer vorhiſtoriſchen Zeit. Der Amerikaner bleibt ſtumm auf die Frage, woher ſie ihm gekommen ſeyen, und fügt man etwa dieſe oder jene Muthmaßung der Frage bei, ſo iſt die ſtändige Antwort: es iſt möglich. Das Einzige, was er etwa hierüber zu erzählen weiß, iſt eine Mythe, wie jene vom Getreide, vom Oelbaum, vom Roß als Geſchenken der Ceres, der Pallas Athene und des Poſeidon. Dabei iſt allerdings ſehr auffallend, wie faſt alle ſolche Mythen darin mit einander übereinſtimmen, daß es fremde Ankömmlinge, daß es weiße Männer, in weiten Faltenkleidern, von ehrwürdigem Anſehen geweſen ſeyen, welche ihnen die Bekanntſchaft mit jenen nützlichen Naturproducten aus der Ferne gebracht hätten. Amerika ſcheint ſeine frühеſte Geiſtescultur, ſo wie ſeine dermalige Bodencultur von Außen her empfangen zu haben.

Was nun für's Erſte die Nutzpflanzen der Amerikaner betrifft, ſo gehören hierher die Mandioca oder Yuca (Manihot

rath, „auf Beſeitigung der Reſte des Concordats und auf Einführung der obligatoriſchen Civilehe.“ Die officiöſen Organe des Grafen Beuſt verfehlten nicht, ſogleich zu bemerken, „eine gänzliche Beſeitigung des Concordats ſey noch nicht opportun, man möge doch lieber die Beſchlüſſe des Concils abwarten.“ Alſo nur wieder hinhalten, nur wieder Zeit gewinnen.

Vergleicht man die Verhöhnung alles ſpecifiſch Chriſtlichen in der Wiener Judenpreſſe und die tiefe Unſittlichkeit, die in Wien herrſcht, mit dem finſtern Fanatismus der ſog. Patrioten in Bayern, ſo erkennt man daraus, in welche entgegengeſetzte Extreme die katholiſche Bevölkerung Deutſchlands gerathen iſt. Hier der frivolſte Voltaireanismus und an ſchlechten Witzen ſich labende Unglauben. Dort der unvernünftigſte Glaubenshaß, jeden Augenblick bereit, deutſche Brüder der Inquiſition zu überliefern. Eines wie das andere Extrem iſt etwas durchaus Undeutſches, unſerem gutmüthigen Volke nur aufgekünſtelt, durch die ultramontane Schule, durch die franzöſiſche Mode und durch die jüdiſche Preſſe. Es wäre vernünftiger, wenn unſere Jugend zu Deutſchen erzogen würde und weder zu geiſtigen Sclaven Roms, noch auch zu dem, was man in der Wiener Lehrerverſammlung — Menſchen nannte, worunter man aber nur glaubensloſe Feinde des Chriſtenthums meinte und womit man zugleich das Nationalgefühl ganz ausſchließen wollte.

Zehntes Buch.

Die finanziellen und sittlichen Gebrechen Oesterreichs.

Man hätte erwarten sollen, daß die so schwer geprüfte österreichische Regierung nach so vielen Niederlagen und Enttäuschungen nun endlich mit ihrer schlechten Vergangenheit gänzlich brechen und einen hohen sittlichen Aufschwung nehmen würde, wie die preußische Regierung nach der schrecklichen Demüthigung, welche sie im Jahr 1806 erleben mußte. Allein in Wien hatte man so viele sittliche Spannkraft nicht. Die Judenwirthschaft, die schlechte Presse und die ungeheure, namentlich geschlechtliche Corruption der Gesellschaft dauerten fort. Vergebens ermahnte der Wiener Erzbischof Cardinal von Rauscher in einem Hirtenbriefe voll Ernst und Würde zur Besserung, zur endlichen Erhebung aus dem tiefen Schlamme. Es geschah gar nichts. Die Judenpresse lachte nur und verhöhnte die Klerisei. Die Regierung schwieg. Die Corruption in der Verwaltung blieb dieselbe. Im Jahr 1867 wurde schon wieder ein Feldmarschall-Lieutenant (Rudelka) wegen groben Betrugs im Amte vor Gericht gezogen.

Kein klarer Gedanke leuchtete aus dem Regierungssystem hervor, daher sich auch kein festes Vertrauen bilden konnte. Seit zwanzig Jahren hatte die Regierung wie in der äußeren, so in der inneren Politik unsicher hin und hergeschwankt und war von einem

Extrem in's andere übergeſprungen, immer nur experimentirend und ohne irgend einen dauernden Erfolg. Man hatte erlebt, wie alle liberalen Conceſſionen von 1848 ein Jahr ſpäter wieder zurückgenommen, die Verfaſſung aufgehoben und dagegen das Concordat geſchloſſen wurde. Dieſem Syſtem der Reaktion folgte nach der Niederlage in Italien im Jahr 1860 abermals ein liberales Syſtem und wurde eine neue Verfaſſung gegeben. Aber ſie fand bei einem großen Theile der öſterreichiſchen Unterthanen kein Vertrauen mehr. Man glaubte, die Regierung ſey im Herzen noch ſo abſolutiſtiſch wie früher, und zwinge ſich nur liberal zu erſcheinen, um die Unzufriedenen zu beſchwichtigen; wenn ſie ſich aber je wieder von ihren Niederlagen erholen und zur alten Gewalt gelangen könne, würde ſie auch die Verfaſſung, das bürgerliche Miniſterium, Liberalismus und Toleranz über den Haufen werfen und Deſpotismus und Ultramontanismus würden wieder allein herrſchen. Dieſes Mißtrauen herrſchte vorzugsweiſe in Ungarn.

Die Deutſchöſterreicher folgten viel harmloſer dem liberalen Impulſe von oben. Hier, wie im übrigen Deutſchland hatte der Spießbürger ein unſägliches Wohlgefallen am liberalen Scheine, an liberalen Phraſen und Feſteſſen. Dieſe Gattung Menſchen gleicht den Gimpeln, welche ſich leichter als andere Vögel fangen laſſen. Als die Rheinbundfürſten nach der Niederlage ihres großen Gönners Napoleon in Verlegenheit kamen und Metternich ſie zwar in ihrem Beſitzſtande ſchützen, aber nicht populär machen konnte, bedienten ſie ſich der Liſt, eine liberale Maske vorzunehmen und ihre Philiſter, welche ſchon im Begriff waren, gleich den Preußen deutſche Patrioten zu werden, mit Verfaſſungen nach der franzöſiſchen Schablone zu beglücken, wodurch ſich dieſelben wirklich verführen ließen, mit der eingebildeten politiſchen Freiheit wie Kinder mit einer Puppe ſpielten und das wahre Intereſſe des großen deutſchen Vaterlandes darüber vergaßen. Ganz auf die nämliche Weiſe ließen ſich nun auch die Philiſter in Wien übertölpeln und um ſo leichter, als ſie

ohnehin auf ernſtes Nachdenken nicht eingerichtet waren, ſondern den liberalen Schwindel nur als neue Abwechslung in jenen oberflächlichen Vergnügungen trieben, denen ſie gutmüthig und ſorglos ihr ganzes Leben zu widmen pflegten.

War auch Oeſterreich der größte unter den deutſchen Bundesſtaaten, ſo ſteht doch ſeine Staatsſchuld von mehr als drei Milliarden öſterr. Gulden in keinem Verhältniß zu den Staatsſchulden ſeiner vormaligen Bundesgenoſſen im deutſchen Bunde, denn die preußiſche Staatsſchuld belief ſich am Ende des Jahres 1867 nur auf 434,465,066 Thaler, die bayriſche auf nicht ganz 380 Mill. Reichsgulden, die württembergiſche auf 110 und die badiſche auf 132 Mill. Gulden.

Am Ende Oktober 1868 veröffentlichte die öſterreichiſche Staatsſchulden-Controlcommiſſion den damaligen Stand der Finanzen. Darnach betrug die conſolidirte Staatsſchuld 2564 Mill. Gulden, mit einem jährlichen Zinſenerforderniß von 102 Mill. Die ſchwebende cisleithaniſche Schuld belief ſich auf 112 Mill. Gulden mit einem Zinſenbedarf von 5 Mill. Die gemeinſam ſchwebende Schuld betrug 311 Mill. Dazu kommen noch für 33 Mill. Partial-Hypothekar-Anweiſungen. Insgeſammt mehr als drei Milliarden. Sofern dieſe große Schuld mit jedem Jahre höher anwuchs, mußte es dem natürlichen Verſtande vorkommen, wenn man ſie doch nimmermehr abtragen könne, ſo ſey es beſſer, ſich ihrer ſo ſchnell als möglich durch einen Bankerott zu entledigen, um dann den Staatshaushalt ganz neu und nach ſolideren Grundſätzen als bisher anfangen zu können. Auf dieſen natürlichen Gedanken kam der Abgeordnete Berger im Wiener Reichstage am 13. September 1867, als eben Herr v. Beuſt in einer allgemein bewunderten Rede ſich gerühmt hatte, er, der an allen Uebeln der Monarchie, wie ſie nun einmal vorhanden ſeyen, keine Schuld trage, habe alles gethan, um ſie wieder gut zu machen, und Oeſterreich dürfe ſich der froheſten Hoffnung hingeben. Um dieſer ſchönen Phraſe nun einen reellen

Werth zu geben, schlug der ehrliche Perger auf der Stelle den Staatsbankerott vor, das einzige Mittel, Oesterreich wirklich aus der Noth zu helfen. Wenn man, sagte er, der transleithanischen Reichshälfte gestatte, nur 30 Procent der Staatschuld zu übernehmen, so fallen an die cisleithanische Reichshälfte 70 Procent, ein völlig ungleiches Maaß und eine unerträgliche Last für die Deutschen und Böhmen. Ehe man nun immer neue Schulden mache, deren Zinsen man nicht mehr bezahlen könne, sey es doch viel einfacher und vernünftiger, gleich jetzt den Bankerott zu erklären. Vermeiden könne man ihn doch nicht und jetzt sei die Schuld doch wenigstens noch nicht so groß, als sie schon in den nächsten Jahren werden müsse. Es sey ehrlicher, jetzt schon zu falliren, als die Sache hinauszuschieben und immer schlimmer zu machen. Die Zeitungen meldeten, daß der Reichsrath, als er Perger's Rede vernahm, wie von einem Zauber ergriffen worden sey. Eine große Mehrheit des Hauses erhob sich für den Antrag. „Einen Augenblick erschien das Haus erstarrt über sein eigenes Verfahren; dann begann ein Tumult, wie er hier noch nicht erlebt worden." Man rief Herrn von Beust herbei, der in's Herrenhaus gegangen war, und er kam, suchte zu beschwichtigen und versicherte wiederholt, obgleich im Ausgleich mit den Ungarn diesen letztern bewilligt worden sey, nur 30 Procent der Staatsschulden zu übernehmen, so solle doch das cisleithanische Oesterreich „keine weitergehende rechtliche Verpflichtung übernehmen." Allein der Antrag sprach gerade das Gegentheil aus, das cisleithanische Oesterreich könne allein die 70 Procent nicht tragen. Die Zahlungsunfähigkeit sey notorisch, es könne sich also nur noch darum handeln, wann der Bankerott eintreten und wie weit er die Besitzer von Staatspapieren treffen solle. Beust benachrichtigte den Kaiser und erhielt den Befehl, den Reichstag augenblicklich aufzulösen, wenn Perger's Antrag angenommen würde. Die Börse gerieth natürlich in panischen Schrecken.

Es war nicht möglich die Interessen derer zu verletzen, die

den Staatscredit Oesterreichs um jeden Preis noch aufrecht erhalten und die unvermeidliche Katastrophe wenigstens immer und immer weiter hinausschieben wollten. Im Interesse des Staates selbst und der Unterthanen lag die fortgesetzte Lüderlichkeit nicht.

In der Mitte des Mai 1868 hatte der Wiener Reichstag wieder über das Staatsschuldenwesen zu berathen. Man wollte damit auf's Reine kommen, oder wenigstens bezeugen, daß man den guten Willen dazu habe. Der Mehrheit schauderte vor dem Abgrund, den nichts mehr ausfüllen konnte, und suchte wie gewöhnlich nur die Augen davor zu verschließen und ein neues Provisorium zu Stande zu bringen, um noch über die nächste Zeit hinüber zu schlüpfen und die Verantwortung den Nachkommenden aufzuladen. Da man nun aber doch Geld herbeischaffen mußte, um außer dem laufenden Dienst den Zins der ungeheuern Schuldenlast abzutragen, war die Commission naiv genug, die größtentheils im Ausland lebenden Staatsgläubiger durch eine Couponsteuer von 25 Procent um den Zins verkürzen zu wollen, um die einheimischen Steuerpflichtigen mehr schonen zu können. Der Finanzminister Doctor Brestel erklärte aber die Couponsteuer für viel zu hoch gegriffen, wodurch der Staatscredit tief erschüttert und die Ausgabe neuer Obligationen geradezu unmöglich gemacht werden würde. Die einheimischen Steuerpflichtigen sollten allerdings geschont werden, aber nur die ärmeren Klassen derselben; die Reichern würden wohl eine Vermögenssteuer oder eine persönliche Classensteuer aushalten können. Da der Reichstag gleichwohl die Vermögenssteuer verwarf, erklärte der Finanzminister die einseitige Belastung der Staatsgläubiger müsse zum Bankerott führen, und erst, als auch der Minister-Präsident Fürst Auersperg eine Kabinetsfrage daraus machte und den Rücktritt des ganzen Ministeriums in Aussicht stellte, neigte der Reichstag dahin, die Steuerpflichtigen nicht weniger als die Staatsgläubiger in Anspruch zu nehmen. Auch die größten Handelshäuser in Holland und England, in welchen Ländern allein über eine Mil-

liarde öſterreichiſches Staatspapier untergebracht iſt, legten gegen die Couponſteuer Verwahrung ein. Die Londoner City wandte ſich unmittelbar an den öſterreichiſchen Geſandten Grafen Apponyi und drohte, „die öſterreichiſchen Anleihen zu excommuniciren, wenn die Couponſteuer nicht unterbleibe.“ Ende Mai richtete auch das Syndikat der Wechſelagenten in Paris an den Fürſten Metternich eine Note, welche im Falle der Annahme der Beſteuerungsvorlage die öſterreichiſchen Werthe mit Ausſchluß von der Pariſer Börſe bedrohte.

Die Regierung nahm den von Skene verfaßten Commiſſionsantrag nicht an, der Miniſterpräſident Fürſt Auersperg erklärte, ſie werde lieber ihre Entlaſſung nehmen. Nach fünftägigen Debatten im Abgeordnetenhauſe kam man am 7. Juni endlich überein, die geſammte fundirte Staatsſchuld in eine fünfprocentige einheitliche Schuld umzuwandeln und mit einer Steuer von 16 Procent zu belegen. Am folgenden Tage überſandte Herr von Beuſt dem öſterreichiſchen Geſandten in London eine ausführliche Depeſche, durch die er den engliſchen Geldmarkt zu beſchwören hoffte. Es hieß darin: „So ſchmerzlich das Eingeſtändniß unſerer Verlegenheiten auch ſeyn mag, die Offenherzigkeit, mit der wir es ablegen und an die Billigkeit unſerer Gläubiger appelliren, wird das Mißtrauen entwaffnen und die Intriguen derer vereiteln, welche auf traurige Calamitäten ſpeculiren, denn die Beſitzer öſterreichiſcher Papiere werden ſehr bald zur Erkenntniß gelangen, daß Geduld oft der beſte Rathgeber ſey und daß das Vertrauen, welches ſie einer frei gewählten Verſammlung ſchenken, kein übel angebrachtes ſeyn kann, da dieſe Verſammlung die Intereſſen des Staates und ſeiner Creditoren bleibend dadurch ſchützt, daß ſie die letztern einem vorübergehenden Verluſte ausſetzt, um den wirklichen Werth des Kapitals zu conſolidiren. Die vom Miniſterium gemachten energiſchen Anſtrengungen, um die Couponſteuer innerhalb der gewünſchten Grenzen zu beſchränken, ſowie die bedeutende Majorität, durch die es dabei

unterstützt wurde, wird das Ausland von den ernsten Bestrebungen der Regierung überzeugen, die Wirkung gewisser dringender Maßregeln, die sie beklagt, aber unmöglich verhindern kann, abzuschwächen."

Beust erinnerte übrigens die Gläubiger, wie sehr sie mitschuldig seyen: „Da der Zinsfuß nothwendiger Weise jederzeit im umgekehrten Verhältniß zur Sicherheit des Capitals steht, die von 1848 an contrahirten Schulden Oesterreichs aber eigentlich Anlehen zu Wucherzinsen gewesen sind, mußte jeder wissen, der uns sein Geld anvertraute, daß er bei einem Zinsenertrag von 7—9 Prozent sein Kapital gewissen Chancen aussetzte."

In den ersten Tagen des Juni 1869 hielten die Besitzer österreichischer Staatspapiere eine Versammlung in London und beschlossen eine Conversion ihrer Papiere unter Protest und Abstempelung ihrer convertirten Papiere, sowie die Ergreifung geeigneter Maßregeln, „damit außer diesen gestempelten keine österreichischen Fonds, oder vom österreichischen Staate garantirten Sicherheiten auf der hiesigen Börse officiell notirt werden dürfen." Dagegen meldeten die Blätter im Anfang Juli, das Finanzministerium in Wien „habe die Zahlung der Coupons der Staatsschuld im Ausland einzustellen befohlen." Gleichwohl schloß der Londoner Börsenrath im Mai 1870 alle österreichischen Papiere von allen englischen Börsen aus.

Nicht gewarnt durch die Nachtheile, welche der colossale Börsenschwindel in Wien der österreichischen Monarchie schon gebracht hatte, ließ man ein neues schwindelhaftes Unternehmen aufkommen, die sog. Wiener Bank. Die Unternehmer sahen es diesmal besonders auf die reiche Aristokratie Oesterreichs und ihre guten Freunde und Gäste, z. B. in Hietzing ab und verlockten dieselben, indem sie ihnen großen Gewinn versprachen, zur Unterzeichnung zahlreicher Aktien. Dadurch lockten sie nun auch die Mittelklasse, sobald dieselbe so viele erlauchte Namen den Listen der Actionäre voranstehen sah, auch ihre kleinen Ersparnisse jener Bank anzuvertrauen; als sie aber das viele Geld eingesammelt hatten, ließen sie den Werth der Actien sinken,

und immer tiefer und raſcher ſinken, ſo daß binnen kaum vierzehn Tagen das Agio um zweihundert Gulden fiel. Durch dieſe Operation verlor der blinde König von Hannover allein 4 Mill. Gulden. Ein Graf Wratislaw aber, der eine der erſten Hofchargen einnahm und für das Muſter eines Cavaliers galt und den die Unternehmer eben deßhalb als glänzendes Aushängeſchild gebraucht und zum Präſidenten des Verwaltungsraths der Wiener Bank gewählt hatten, verlor 600,000 Gulden, mehr als er erſetzen konnte, vermochte daher weder den Kaiſer, wozu er eben auserſehen worden war, nach Suez zu begleiten, noch die öffentliche Beſchämung auszuhalten, die ſeiner wartete, wenn die Unterſuchung der Bankangelegenheiten begann, und erſtach ſich im Anfang October 1869 mit einem kräftigen Dolchſtoß. Nach Eynatten und Bruck das dritte Opfer hoher Würdenträger, welches der Moloch der Börſe forderte. Von den Juden, die ſo großen Antheil am Börſenſchwindel nahmen, hat ſich nie einer umgebracht. — Die Zeitungen meldeten weiter, die Verluſte an der Börſe in Wien hätten in der zweiten Woche des October 300 Millionen öſterreichiſche Gulden betragen. Der Schwindel der Actiengeſellſchaften habe den höchſten Grad erreicht. „Die Gründer, meiſtens der haute finance der Börſe angehörig und mit dieſer zuſammen eine Cliqne bildend, laſſen durch geeignete Creaturen den Plan des neuen Unternehmens vom Stapel und zur Actienzeichnung auffordern. Sie ſelbſt gehen durch Uebernahme eines großen Theils derſelben mit gutem Beiſpiel voran und geben dem Ganzen durch ihre Betheiligung und Eintritt in den Verwaltungsrath oder als Mitglieder des Gründungs-Comité's den erforderlichen ſoliden Anſtrich. Die auf dem Wege der Subſcription erreichten Erfolge werden alsdann durch vortrefflich arrangirte Manöver, wozu den Herren ja Geld, Kräfte und Einfluß genügend zu Gebote ſtehen, zur Erlangung eines möglichſt hohen Agios beſtens ausgebeutet, die reſervirten Actien dem durch Reclamen aller Art ‚mürbe' gemachten großen Publikum mit 10, 20, 40, 50% Agio aufgehängt und die

Herren Gründer ziehen sich mit so und so viel Tausenden Gewinnst vom Geschäfte zurück, um das lohnende mit so leichter Mühe in's Werk gesetzte Experiment von Neuem zu wiederholen. Das ist die alte bekannte Geschichte großer Börsencoups. Aber diesmal begnügten sich die großen Financiers an der Wien nicht damit, das Publikum mit Actien zum doppelten Betrage ihres Nominalwerthes zu beglücken, die weder einen Pfennig Dividende eingetragen, noch in Wirklichkeit erwarten ließen. Nein, die Herren waren damit keineswegs zufrieden, sondern wünschten die Actien derjenigen Unternehmungen, welche eine gesunde und Gewinn versprechende Entwicklung in Aussicht stellen, zu einem billigen Preise, womöglich unter Pari, wieder in Besitz zu bekommen. Solche zu ermöglichen, wurde eine Baisse arrangirt, deren Fäden sich über Paris und die andern Hauptbörsen Europa's erstreckten."

Die Augsburger Allg. Zeitung schrieb am 22. März 1869 über den Börsenschwindel in Oesterreich: „Es ist längst kein Geheimniß mehr, daß unsere Aristokratie unter die Börsenspieler gegangen ist; sie gründet und verwaltet nicht nur, sie spielt auch; ist ja doch der Jocky-Club eine bekannte Succursale des Etablissements in der Strauchgasse. Die Herren haben es dort längst aufgegeben in Ecarté und hohem Whist große Summen zu riskiren, sie spielen jetzt statt mit Karten mit Tausenden von Theißbahn- oder Franco-Bankactien. Sie hatten glücklich die Theißbahnactien durch Massenkäufe auf 230 hinaufgetrieben; als nun die Realisirung des Gewinns nicht so leicht von statten ging, bildeten sie, rasch entschlossen, als ob sie in Differenzgeschäften ergraute Börsenmänner wären, ein Syndicat, gaben alles Gekaufte zusammen und realisirten es vortheilhaft durch planmäßigen langsamen Verkauf. Da die gesammte junge Diplomatie diesem Club angehört und theilweise mitspielt, so ist wenig Gefahr, daß ein politisches Ereigniß die Spieler überraschen könnte, denn so sehr wird selbst der discreteste Diplomat nicht Feind seines eigenen Beutels seyn, daß er noch immer in der

utilissima), die ſüße Yuca (Manihot Aypi), das türkiſche Korn (Zea Mais), die Quinoa oder der kleine peruvianiſche Reis (Chenopodium Quinoa und leucospermum), die Piſang (Musa paradisiaca), die Kartoffel (Solanum tuberosum), mehrere Arten mehliger Knollengewächſe und die Baumwollenſtaude. Dieſe Pflanzen waren bei der Entdeckung Amerikas durch das ganze tropiſche Land in Anbau und Gebrauch. Das Mehl von der Mandiocawurzel (Cassabi) und rohe oder geſponnene Baumwolle waren die Hauptartikel, welche Columbus eintauſchte, und der erſte Tribut, der den Ureinwohnern aufgelegt wurde, beſtand in Baumwolle. Die erwähnten beiden Arten der Mandioca oder Yuca, die Quinoa, die Paradiesfeige und mehrere Arten des Baumwollenſtrauches (Gossypium vitifolium, barbadense u. a.) werden zwar faſt allgemein als urſprünglich amerikaniſche Pflanzen angeſehen; aber ich kenne keine zuverläſſige Nachricht, daß irgend ein Botaniker ſie wirklich wild vorgefunden habe. Die Paradiesfeige (Musa paradisiaca), welche nach Andern oſtindiſchen Urſprungs ſeyn ſoll, heißt in Braſilien die „einheimiſche Banane" (Banana da Terra), und trägt auch den Namen Pacóva, der der Tupiſprache angehört. Ich habe mir um ſo mehr Mühe gegeben, dieſe Pflanze im wilden Zuſtande aufzufinden, als man mir erzählte, daß es noch eine andere inländiſche Sorte mit ganz kleinen Früchten gebe; doch vergebens. Sie iſt mir eben ſo wie die übrigen genannten Pflanzenarten nie anders, als in geſchloſſenen Pflanzungen oder in der Nähe von Wohnungen und immer unter dem Anſcheine des Anbaus vorgekommen. Sie wird auch in Braſilien, wie in ganz Amerika, nicht durch Samen, den ſie nicht ausbildet, ſondern ſtets nur durch Wurzeltriebe oder Abreißer fortgepflanzt. Von der zweiten Art von Piſang, der Musa sapientum oder Banane, iſt es hiſtoriſch erwieſen, daß ſie 1516 von Groſscanaria nach St. Domingo, und in der Mitte des ſechszehnten Jahrhundert von der Inſel St. Thome im Guineiſchen Meerbuſen nach Bahia gebracht worden. — Die Mandiocapflanze hat bekanntlich Raynal für afrikaniſch gehalten, eine Meinung, welche durch keine directe Beobachtung beſtätigt wird, während das mittlere Hochland von Braſilien (Goyaz und das weſtliche Minas) eine große Zahl verwandter Arten von Manihot wild aufweiſt. Ich glaube daher, daß dieſe in der neuen Welt ſo weit verbreitete Nutzpflanze

Hausse bliebe, wenn ihm schon gefahrdrohende Wolken am politischen Horizont zu stehen scheinen. Doch nicht blos die Aristokratie, die am Ende immer ‚noble Passionen' haben muß, sondern auch das Bürgerthum, bis in das Kleingewerbe hinab, nimmt lebhaften Antheil an dem wüsten Treiben der Börse, und zwar nicht nur hier, sondern auch in den Provinzen."

Ein Prozeß in Wien enthüllte im Jahr 1869 noch weitere Scandale der Börse. „Es handelte sich um eine Ehrenkränkungsklage, welche ein Wiener Bankier Namens Schiff gegen einen gewissen Scharf angestrengt hatte, welch' letzterer seine öffentliche Stellung als Herausgeber der ‚Sonntagszeitung' zu Zwecken seiner Privatbeschäftigung als Börsenjobber und Coulissier zu mißbrauchen pflegt. Scharf war von der Börse wegen ärgerlichen Benehmens verwiesen worden, und griff nun den Bankier Schiff, dem er persönliche Feindschaft widmete, in seinem Blatte mittelst einiger so giftiger Schmähartikel an, wie sie nur auf dem üppigen Boden einer orientalischen Phantasie und Wienerischen Afterjournalistik keimen können. Es lief dabei auch ein Erpressungsversuch mit unter, indem Scharf die Veröffentlichung weiterer Schmähartikel von gewissen klingenden Bedingungen abhängig machte. Die ganze schmutzige Angelegenheit kam endlich vor Gericht, und das Ergebniß der Verhandlung, die von den widerwärtigsten Kundgebungen der Schmähsucht, der Gemeinheit und der Corruption förmlich strotzte, war die Verurtheilung des Beklagten zu 5 Monaten verschärften Gefängnisses, 200 fl. Cautionsverlust und Zahlung der Prozeßkosten. Das Hauptinteresse, weßhalb uns der Fall erwähnenswerth scheint, lag aber in dem Zeugenverhör. Eines ging unwiderleglich aus dem ganzen Verhör hervor: daß man im Jargon der Börse ‚gut', ‚achtbar', selbst ‚ehrenhaft' heißen kann, ohne auf diese Prädikate im Sinne der bürgerlichen Moral auch nur das geringste Titelchen von Anrecht zu haben, und überhaupt zeigte sich das gesammte Wiener Börsenthum von einer solchen Corruption angefault, in einer derartigen Verdunkelung

aller Begriffe von Recht und Ehre befangen, daß man sich nicht verhehlen kann, hier den Fußstapfen eines socialen Uebels begegnet zu seyn, welche zur äußersten Vorsicht, zu kräftigem Vorbeugen, zu schonungsloser Remedur auffordern, damit das Unheil nicht weiter um sich greife und andere bis jetzt wenigstens von der sittlichen Fäulniß mehr verschont gebliebene Gebiete des öffentlichen Lebens beschleiche. Der häßliche Eindruck, welchen der ganze Prozeß macht, wird auch dadurch nicht gemildert, wenn man die sichtliche Verlegenheit der Zeugen, als sie ‚aus der Schule plaudern' sollten, im moralisch günstigsten Sinn auszulegen versucht."

Der „Wanderer" schilderte diesen Prozeß als Symptom einer socialen Krankheit und die gewöhnlichsten der Börsenmanipulationen jener Männer, die es für selbstverständlich halten, daß „Einer, der Geld hat, damit thun kann, was er will", die Intriguen der Börsenjobber gegen die Gulden und Kreuzer des bethörten Geschäftsmannes, das bankrottirende Verschwinden in Wien, um in Frankfurt wieder aufzutauchen, die rührende Theilnahme einer Excellenz (Beust) für eine gewisse Bank (Dreyfuß-Franco-Austria-Bank); die Ursachen so mancher wunderbar gekrümmten Tracirung (!), daran war die Bemerkung geknüpft: „Diese Feilheit Aller für Alles, sie ist das Stigma unserer heutigen Zustände, sie ist der Fluch einer Politik, die vor dem Geldsacke wedelt und ihn zur Rechtsquelle, zum Machtspender gemacht hat, warum nun — weil eben der Geldsack diese Politik geschaffen hat und hält."

Wiesener in seiner Schrift über die „Lohnbedienten der öffentlichen Meinung" bezeichnete die Presse als die Mitverschworene der Börse. „Diese ministeriell-sanctionirte Käuflichkeit der Blätter und die Verkäuflichkeit ihrer Redacteure ist aber immer noch nichts im Vergleiche zu jenem schmutzigen Handel, welcher zwischen Geld- und ähnlichen Instituten und gewissen Zeitungsblättern geschlossen wird. Dieser Handel ist der eigentlich ergiebige Handel, der in die journalistischen Geldsäcke einen Theil jener erschwindelten Summen leitet,

um welche das gutmüthige Volk eben durch die Beihülfe der betreffenden Blätter betrogen wird. Dieſe Blutſaugerei und Beutelſchneiderei hat erſtlich den Vortheil, daß hierüber nicht ſo leicht die Wahrheit an den Tag kommen kann, wie das bei amtlichen Unterſtützungen aus dem Depoſitionsfond der Fall iſt, und zweitens ſind dieſe Zuſchüſſe aus derlei Privatquellen bei weitem ergiebiger, als das bei den Unterſtützungen aus den öffentlichen Fonds zu geſchehen pflegt. Gewiſſe Unternehmungen ſchließen mit den Blättern förmliche Verträge ab, damit dieſelben nur in ihrem Sinne und blos zu ihren Gunſten ſchreiben."

Das „Frankf. Journal" berichtete aus Wien (19. Febr. 1869): „Eine unangenehme Senſation machen die ſeit einigen Tagen circulirenden Gerüchte über nicht-politiſche Geſchäfte der Reichsminiſter Beuſt und Beke. Kaum hat die ‚Wiener Abendpoſt' in einem vier Spalten langen Artikel nachzuweiſen geſucht, daß ſowohl der Reichskanzler, wie der Reichsfinanzminiſter dem allbekannten Grafen Langrand-Dumonceau nur aus höheren Rückſichten ihren freundſchaftlichen ‚Beiſtand' (sic) geliehen haben, ſo wird dem Reichskanzler nachgeſagt, daß er ſeinen Entſchluß geltend gemacht habe, um einer Actiengeſellſchaft, bei der ſein Bruder, der Generaldirektor des Bergweſens Conſtantin v. Beuſt, betheiligt ſeyn ſoll, Vortheile zuzuwenden. Es wird erzählt, daß Graf Beuſt Herrn Draſche, den Beſitzer der größten Ziegelbrennereien Oeſterreichs, bewogen habe, dieſelben nicht an die anglo-öſterreichiſche Bank zu verkaufen, ſondern an die franco-öſterreichiſche. Herr Draſche ſtellt zwar heute die Einwirkung des Reichskanzlers in Abrede, aber von der gegneriſchen Seite wird darauf erwidert, die Delicateſſe des Herrn Draſche ſcheine größer zu ſeyn, als die Zuverläſſigkeit ſeines ‚Erinnerungsvermögens'. Die Strenge der Geſetze gegen die Verbreiter unerweisbarer Beſchuldigungen, die ſich auf die Thätigkeit von Staatsbeamten beziehen, hält die ſehr vorſichtige Wiener ‚Vorſtadtzeitung' nicht ab, heute geradezu zu behaupten, daß es ſich in dem vorlie-

genden Fall um ‚wirkliche Thatsachen' handle, und sie fügt hinzu, dies zeige, ‚wie weit die Corruption bereits in die höheren Stände vorgedrungen' sey; noch klarer werde man das erkennen, ‚sobald das Räthsel mit der Erbschaft der Thurn- und Taxis'schen Kinder ganz gelöst seyn werde'. Die ‚Vorstadtzeitung' versichert ferner, daß Baron Constantin v. Beust wirklich beabsichtigt habe, Verwaltungsrath der Franco-Oesterreichischen Bank zu werden; er sey aber durch einen energischen Protest des Finanzministers Dr. Brestel daran verhindert worden. (In der Wiener Luft kommen alle Regungen eines Menschen, die sich auf Vaterland, ehrliche Thätigkeit für das allgemeine Wohl, Uneigennützigkeit in öffentlichen Dingen beziehen, unter allen Umständen herunter und ein Wunder wäre es, wenn man das Gegentheil zu hören bekäme.)"

Die „Deutsche Allg. Zeitung" berichtete: „Wenn es die amtliche Wirksamkeit des Grafen Larisch nicht beeinträchtigte, als er ein unter seiner Leitung herausgekommenes Steuergesetz zur Sanction brachte, das ihm und seinen Genossen Millionen in die Tasche warf; wenn es kein Hinderniß für Herrn v. Becke war, vom einseitigen Finanzminister zum Reichsfinanzminister befördert zu werden, weil er für abgeschlossene Anleihen in Frankreich sich Provision zahlen ließ und die klassisch gewordenen doux millions ‚nebenbei' erwarb; wenn Herr v. Lonyay dreifacher Verwaltungsrath seyn konnte, ohne daß er dadurch in seinen Arbeiten für das Wohl des Vaterlandes gestört wurde, — so wird doch wahrlich nichts dagegen erinnert werden können, wenn der Bruder des Herrn Reichskanzlers — einfacher, einträglicher Verwaltungsrath werden sollte. Die Sorge für die Familie ist in allen Katechismen als ein achtungswerthes Motiv des Handels anerkannt, und wenn bei Staatsbewilligungen Rücksicht auf prinzliche Hinterlassenschaften genommen wird, so darf doch das Bestreben, für das brüderliche Fortkommen in der Welt zu sorgen, wahrhaftig nicht abgewiesen werden. Graf Beust hat bekanntlich kein Vermögen; hat er also nicht die Pflicht gegen sich selbst

und ſeine Familie, ſolches zu erwerben, ſey es durch Erſparungen von ſeinem Gehalte, ſey es auf andere anſtändige Weiſe? Oder ſoll der Reichskanzler ſolche Transactionen etwa unterlaſſen, weil er zum Grafen ernannt worden iſt und dieſer Rang gewiſſe Rückſichten auferlegt? Wir können das nicht zugeben. Wenn die alten Cavaliere des Reichs, die Fürſt Sapieha, die Grafen Chotek und Salm und wie ſie alle weiter heißen, überall dabei ſind, wo es etwas zu lucriren gibt, auf allgemeine, auf Regiments- und ‚Compagnie'-Unkoſten, wie will man da dem neuen Grafen einen Vorwurf machen, der doch überhaupt noch in Oeſterreich als ein homo novus angeſehen wird? Oder meint man, daß ſich derartige ‚privatliche' Unternehmungen überhaupt nicht mit der Würde eines Mannes in ‚öffentlicher' Stellung vertragen? Auch darin können wir nicht einſtimmen. Wenn Männer in den angeſehenſten öffentlichen Stellungen ſich zu allen möglichen Geſchäften und Erwerben herbeilaſſen; wenn die Vertreter des Volks und die von der Krone Berufenen, wenn Mitglieder des Abgeordneten- und des Herrenhauſes ihre ‚hohe Miſſion' benutzen, um fette Sinecuren zu erlangen, auf Verwaltungsraths- und Directorſtellen Jagd zu machen und um ſolche zu intriguiren; wenn mit ſolchen Stellen ganz offen Handel getrieben wird, gewiſſermaßen durch Senſale gegen anſtändige Proviſion Kauf- und Verkaufgeſchäfte entrirt und abgeſchloſſen werden, dann wird man doch nichts dagegen haben können, wenn auf dem Wege ehrlicher Leiſtung und Gegenleiſtung ein guter Verwaltungsrathspoſten zu erwerben verſucht wird."

„Man ſpricht hie und da auch von öffentlicher Moral, von öffentlicher Sittlichkeit. Pah! Was heißt das? ‚Oeffentliche Moral' iſt ein ſubjectiver Begriff, der dehnbarſten Definition fähig. Die übereinſtimmende Willensmeinung der jedesmaligen Generation, die in einem Zeitalter allgemein herrſchenden Anſchauungen bilden ein Hauptmerkmal der öffentlichen Sittlichkeit. Wenn die Lacedemonier den Diebſtahl nicht für unſittlich erklärten, ſolange man nicht dabei

ertappt wurde, so werden wir wohl auch den Nebenerwerb für moralisch gelten lassen dürfen, auch wenn man dabei betroffen wird. Unserer Meinung nach hat der Herr Reichskanzler, selbst wenn die zwischen ihm und Herrn Drasche vereinbarte ‚Transaction' wirklich so stattgefunden hat, wie das ‚Vaterland' erzählt, ganz im Einklange mit der gegenwärtig herrschenden öffentlichen Moral, also ganz correct gehandelt, und es hat Niemand etwas dawiderzureden, wenigstens die nicht, welche selbst ‚mitten drin' sind."

Im Herbst 1869 hatte Graf Beust der Eröffnung des Suezkanals angewohnt und die hohe Pforte der altgewohnten Unterstützung Oesterreichs auf's Neue versichert. Bei diesem Anlaß hatte er auch die Begünstigung einer türkischen Anleihe in Aussicht gestellt. Es hieß im März 1870: Graf Beust hätte gerne die Türkenlooſe unter die Protektion des cisleithanischen Ministeriums gestellt, ist aber dabei auf das gerade Gegentheil der Willfährigkeit gestoßen und soll der cisleithanischen Regierung ihre Maßregel gegen die Türkenlooſe sehr verübeln. Die Subscription auf die Türkenlooſe wird nachgerade eine politische Affaire ersten Ranges; wieder steht die Reichskanzlei im Kampfe gegen das Wiener Ministerium, Graf Beust gegen Dr. Brestel. An persönliche, gar schmutzige Motive von der einen oder der anderen Seite zu glauben ist kein zwingender Grund vorhanden. Es ist einerseits ganz richtig, daß der Bau der türkischen Bahnen und ein intimes Verhältniß zur hohen Pforte für Oesterreich vom größten Interesse ist; es ist aber anderseits ebenso richtig, daß unser Geldmarkt zur Aufnahme von Loospapieren zweifelhaften Werthes nicht wohl gemacht ist, und daß zudem das formelle Recht gegen die Kotirung der Türkenlooſe spricht. Also wieder einmal der Fall, daß beide streitende Theile Recht haben. Uebrigens soll die Subscription auf die Türkenloo‚. sich trotz ihrer Ausschließung vom officiellen Börsenverkehre recht günstig gestalten und erwartet man sogar eine namhafte Ueberzeichnung. Die Hauptsache für das nicht speculirende Oesterreich ist, daß die

Bahnen, die unſere Südgrenze mit Konſtantinopel verbinden, gebaut werden und das ſcheint geſichert.

Eins der wenigen unabhängigen Blätter Wiens, der „Oekonomiſt" gab Ende Mai 1870 folgende geheime Motive des Miniſterwechſels an. Er behauptete nämlich, Beuſt habe bei ſeinem Regierungsantritt in Oeſterreich 150,000 Thaler Schulden gehabt, von denen er ſofort befreit worden ſey unter Mitwirkung von Börſenmännern, welche dafür Adelsrang und Orden erhalten hätten. Seitdem in die Wiener Börſengeſchäfte eingeweiht, an denen auch ſein Bruder theilgenommen, habe er gleichwohl bei der Wiener Bank 700,000 Gulden verſpielt und die geſchickten Börſenmänner hätten dieſe Verlegenheit des großen Miniſters, wenn nicht überhaupt vorbereitet, doch benützt, um ihn fernerhin zu ihrem Werkzeuge zu machen und ihn von ſeinen Schulden nur unter der Bedingung zu befreien, daß er ihnen neue Dienſte leiſte. Daher ſeine Reiſe in den Orient und ſein Eifer für die türkiſchen Eiſenbahnen und den Auflauf und die Verbreitung der zur Deckung derſelben ausgegebenen Türkenlooſe, nachdem die Wiener Bank durch die Anglo-Auſtriabank in die Unionsbank übergegangen war. Da das deutſche Doctorenminiſterium den neuen Schwindel mit den Türkenlooſen perhorreſcire, ſey dies der Hauptgrund ihrer Entlaſſung geweſen und auch die Wahl der neuen Miniſter könne man ſich nur aus ihrer Stellung zur Börſe und daraus erklären, daß ſie die Türkenlooſe empfahlen. Tſchabuſchnigg ſey Verwaltungsrath der Rudolfsbahn und Koſtgänger der Anglobank, Petrino Verwaltungsrath der Czernowitzer Bahn und „börſegewiegter Operateur," Widmann „ein Spieltalent als Mitglied des Jockeyclubs." Zum Finanzminiſter ſey Diſtler beſtimmt geweſen, da ſich derſelbe aber den Türkenlooſen nicht hold erwieſen habe, hätte man ihn ſogleich durch den gefügigen Holzgethan erſetzt. Es iſt jedenfalls auffallend, daß das am hellen Tage in Wien gedruckt werden durfte, wenn es nicht wahr geweſen ſeyn ſollte. Die Beuſtiſche Preſſe verſuchte den Grafen zu rechtfertigen und den Oekonomiſten als von Bismark

beſtochen zu verdächtigen. Der Oekonomiſt antwortete aber, das ſey nur eine erfolgloſe Vertuſchung, der Graf ſolle ihn nur vor Gericht verklagen, wenn er die Beſchuldigung für unwahr halte.

In den Finanzen Oeſterreichs war trotz allem Mahnen und Klagen, trotz allen den Staat umringenden Gefahren, die eine Reform, hervorgegangen aus einer ſittlichen Ermannung, ſo dringend nothwendig zu machen ſchienen, nicht das Mindeſte geſchehen, vielmehr dauerte die ſpeculative Geldwirthſchaft, der Anleihen-, Aktien- und Bankenſchwindel fort. Dagegen erlebte Wien am 1. Mai 1870 ein großes Staats- und Volksfeſt, nämlich die feierliche Enthüllung der Statue des Salomon von Rothſchild auf dem Nordbahnhofe. Im Namen der Regierung beglückwünſchte Freiherr von Pretis, der damals das Handelsminiſterium verwaltete, Salomons Sohn Anſelm als Sohn des Mannes, „der in Oeſterreich eine ſo ſtattliche Reihe von großartigen Unternehmungen in's Leben gerufen habe.“ Man frug freilich, hatte er Verdienſt um, oder durch Oeſterreich? Das dankbare Oeſterreich beehrte den Sohn mit einem Großkreuz und mit dem Geheimrathstitel.*) — Zu derſelben Zeit vernahm man die bitterſten Klagen über die ſchonungsloſe Vernichtung der Wälder im Salzkammergut und des Landes Salzburg, welche die heilloſe Finanzwirthſchaft der öſterreichiſchen Regierung den Spekulanten und Staatsdieben auslieferte. „So zu ſagen über Nacht wurde der letzte Brautſchmuck des Landes Salzburg an den ‚Fremdling‘ verkauft. Der Fuß des Unterberges iſt bald kahl, dafür liegen Berge von geſchlagenem Holze da. Der Haunsberg wird auf ſchreckliche Art entblößt, ſo daß das Wild aus-

*) Vom Reichthum dieſer Juden bekommt man eine Vorſtellung, wenn man lieſt, wie viel Geld nur an einem Zweige des Stammes Rothſchild allein in Paris hängt. Als hier im Juni 1869 das Teſtament des James Rothſchild eröffnet wurde, betrugen die Sporteln nur für denjenigen Theil ſeines Vermögens, der ſich im Departement der Seine befand, 1,643,000 Franken.

bricht und in den Feldern Verwüſtungen anrichtet. Der Gaisberg wurde auch ſchon in Angriff genommen. Es möchte einem das Herz bluten. Und welchen national-ökonomiſchen Schaden dieſe Verwüſtungen der Wälder anrichten werden, braucht wohl nicht erklärt zu werden." Auch den berühmten Wiener Wald fing man bereits an niederzuſchlagen, was aber ſolche Aufregung in Wien hervorrief, daß die Ausführung und die ganze bereits abgeſchloſſene Verhandlung wegen des Verkaufs dieſer ausgedehnten Forſte (im Juni 1870) auf höhern Befehl ſiſtirt wurde. Das „Vaterland" in Wien ſchrieb im Juni 1870, „Wien iſt das neue Jeruſalem, die Metropole Iſraels. Wer bewohnt die Paläſte an der Ringſtraße? Die Juden. Wer iſt im Beſitze der prunkenden Läden am Graben? Die Juden. Wer beherrſcht die Wiener Preſſe? Die Juden. Wer ſteht an der Spitze jener Fabriken, welche das Kleingewerbe und den freien Handwerkerſtand vernichten? Die Juden. Wer kaſſirt die fetten Dividenden der Actien ein? Die Juden. Für wen wird in Wien Theater geſpielt? Für die Juden. Wer beſitzt im Sommer Baden, Vöslau, Nußdorf und die andern Vororte der Hauptſtadt? Die Juden. Wem kommt die Civilehe zu gut? Den Juden. Wer wird allmälig aus Wien auswandern müſſen? Sicherlich nicht die Juden."

Seitdem Liberalismus und Toleranz in Oeſterreich herrſchten und der Sturm gegen das Concordat losgebrochen war, triumphirte natürlich niemand mehr als Iſrael. Man hörte im Jahr 1869 in Wien von zwei- bis dreihundert Uebertritten zum Judenthum. Damit iſt nicht gemeint, daß irgend welcher Chriſt oder welche Chriſtin aus reiner Begeiſterung für das alte Teſtament das neue verſchmäht hätten. Es handelte ſich nur von einigen Chriſtenmädchen, die dem goldnen Kalb in die Arme flogen und von vielen ſog. gewäſſerten Juden, die ſich in der früheren Concordatszeit um irgend eines Profits willen hatten taufen laſſen, jetzt der Heuchelei nicht mehr bedurften und alſo wieder Juden wurden.

November und Anfang Dezember 1867 wurde das weltberühmte und für Oesterreichs Finanzen sehr ergiebige große Salzbergwerk zu Wieliczka in Galizien durch unterirdisches Wasser, welches plötzlich massenhaft hervorbrach, gänzlich zerstört und konnte trotz aller Bemühungen nicht wieder hergestellt werden.

Für das österreichische Heerwesen ist allmälig einiges geschehen, doch nicht in dem Umfang und mit der Energie, wie es nöthig gewesen wäre. Man bequemte sich endlich, was man so lange versäumt hatte, sich ein wenig nach dem preußischen System zu richten und zunächst, wenn auch nur allmälig, die alten Gewehre mit Hinterladern zu vertauschen. Mit der Reinigung des Generalats, mit der Beseitigung der Unfähigkeiten und mit der Pflanzung eines besseren Geists im Offizierscorps ging es langsam. In den obern Regionen hatte gar zu lange nur aristokratischer Dünkel und Unwissenheit, Nepotismus und eine schlaffe Moral vorgeherrscht, was für alle Minderbefähigten im Offizierscorps ein böses Beispiel war, die Befähigten aber entmuthigte. Als Preußen die Niederlage von Jena erlebte, begriff man dort, was die Ursache gewesen war, und ermannte sich. An die Stelle der alten Lüderlichkeit trat sittliches Erzürnen, Reformeifer, Fleiß und eiserne Ausdauer im Bessermachen. Ein großartiges Beispiel der Mannszucht ging gerade vom Offizierscorps aus.

So hätte man es nach der Niederlage von Königgrätz auch in Oesterreich machen sollen, aber noch im Februar 1868 wurde die Welt durch einen merkwürdigen Erlaß des Generalcommandos in Wien in Erstaunen gesetzt. Die Offiziere wurden darin gewarnt, nicht ferner Arm in Arm mit geputzten Dirnen der niedrigsten Classe auf den Straßen und an öffentlichen Vergnügungsorten wie im Triumph herumzuziehen. Ja es wurde ein Verzeichniß der berüchtigsten dieser Stadtdirnen gegeben (worunter eine Fiaker-Milli, die Komfortabel-Resi, Kräutler-Gustel und eine rothe Ottilie figurirten). Das Herumziehen mit solchen Dirnen war bisher nur das

jedenfalls nicht aus einem andern Continente eingeführt ſey, wenn ſchon wir ihre wilde Stammpflanze in Amerika nicht kennen. — Daß das türkiſche Korn uns Europäern von Amerika her bekannt geworden ſey, unterliegt wohl keinem Zweifel; inzwiſchen iſt noch ganz neuerlich (von Bonafous) die aſiatiſche Abkunft dieſes Getreides behauptet worden, und Siebold meint die Abbildung der Maiskolben in gewiſſen uralten japaniſchen Emblemen oder Wappen anerkennen zu müſſen, während Aug. de St. Hilaire der Meinung iſt, daß eine in 40 Tagen reifende Varietät, welche in den Miſſionen am Paraguay, dem Vaterlande der Guaranis, gebaut wird, dort einheimiſch ſey. — Die Kartoffel iſt jetzt in den Felsklippen am Seeufer von Chile wild gefunden worden; aber Walter Raleigh hatte ſie zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts von den Küſten von Florida nach Europa gebracht. Dies beweiſt, daß ſich ihre Cultur unter den Urbewohnern weit verbreitet hatte, was, bei dem ſchwachen Verkehre dieſer Völker, nur in einem langen Zeitraume denkbar iſt.

Es erſcheint nun ferner ſehr bedeutſam, daß es gerade diejenigen Nutzpflanzen der Amerikaner, deren urſprüngliches Vaterland nicht nachgewieſen werden konnte, ſind, welche die zahlreichſten und mannigfaltigſten Varietäten und Sorten gebildet haben. Wer immer ſich mit dem Studium von ſtändigen, fortpflanzbaren Varietäten beſchäftigt hat, der wird mit mir übereinſtimmen, daß die Erſcheinung zahlreicher Varietäten des Mais, der Mandioca u. ſ. w. in Amerika auf einen uralten, vorgeſchichtlichen Verkehr der dortigen Menſchheit mit dieſen Gewächſen hindeute. Wir haben noch kein klares Bild von der Geſchichte der europäiſchen Getreidearten und ihrer Beziehung zu den hiſtoriſchen Entwickelungen der europäiſchen Völker; das können wir aber mit Sicherheit annehmen, daß eine unendliche Reihe von Jahren dazu gehört habe, den dermaligen naturhiſtoriſchen Beſtand von Arten, Racen und Sorten herbeizuführen. Eben ſo verhält es ſich in Amerika.

Es iſt ſchon öfter behauptet worden, daß der Menſch einen magiſchen Einfluß auf die ihn umgebende Natur ausübe. In der That, was immer ſeine Hand berührt, das unterliegt gleichſam einer zweiten Schöpfung, einer Umgeſtaltung. Das iſt das Feuer des Prometheus, welches, vom Menſchen ausſtrömend, die Dinge

niederträchtige Amt der in Wien sog. Strizzi, d. h. der von den Dirnen bezahlten und immer zu ihren Diensten stehenden Helfer. In Berlin heißen sie Louis und in Italien ruffiani, das verworfenste Gesindel der Erde.

Feldmarschall-Lieutenant von Welden nennt Wien einen abfaulenden Misthaufen. Schon die alten Griechen verglichen die Ehe mit einem fruchtbaren Ackerland, die Prostitution mit einem Sumpf. Das findet seine Anwendung auf das heutige Wien, wo die ehelichen Verbindungen im Vergleich mit den unehelichen in fabelhaftem Maaß abnehmen. Das Jahrbuch des Wiener Kommunalkalenders enthält einen Aufsatz über die Volksbewegung in Wien während der letzten fünfzehn Jahre gegenüber andern Großstädten, verfaßt von Dr. E. Glatter, dem wir einige interessante Daten über die Heirathen in Wien entnehmen. Vor allem wird die Thatsache constatirt, daß Wien zu jenen Städten gehört, wo am wenigsten geheirathet wird. In den Jahren 1853 bis 1857 kam im Durchschnitt auf 115 Einwohner eine Trauung, während in London auf 98, in Paris auf 103, in Berlin auf 98 Einwohner eine Trauung kommt. Bemerkenswerth ist ferner, daß die Quote der Trauungen in der letzten Vergangenheit in Wien eine ausnehmend kleine geworden ist. Obgleich die Bevölkerung von Jahr zu Jahr zunimmt, nehmen die Heirathen von Jahr zu Jahr ab; in Wien wird überhaupt weniger geheirathet als in andern Großstädten, und ist die Quote der unverheiratheten Männer daher eine größere als dort. Die Zahl der ledigen Männer und Wittwer betrug in den erwähnten fünf Jahren durchschnittlich 88,153, der ledigen Frauen und Wittwen hingegen 129,493, ein Verhältniß, welches im Hinblick auf die sittliche Bedeutung der Ehe für die Gesellschaft und auf die Moralität im Allgemeinen sehr beachtenswerth ist.

Am Ende des April 1868 kam in die österreichische Armee eine freudige Aufregung, sofern es endlich dem Kriegsminister Baron Kuhn

gelungen war, einen Krebsschaden des Heeres auszuschneiden, welcher neben der betrügerischen Armeeverwaltung bisher zum Ruin des Heeres und des Staates am meisten mitgewirkt hatte. Mit einem Wort, der Generalstall wurde endlich ausgemistet und eine große Zahl von Generalen und hohen Stabsoffizieren von der Armee entfernt und pensionirt, denen bisher ungeheure Besoldungen ausbezahlt worden waren, ohne daß sie auch nur den geringsten Dienst geleistet hätten. Nach der „Süddeutschen Presse" diente Prinz Wasa seit zwanzig Jahren nicht mehr und bezog dennoch seine volle Besoldung fort. Prinz Alexander von Hessen desgleichen, obgleich er seit 1859 nicht mehr diente und sich 1866 sogar vom österreichischen Fahneneide entbinden ließ. Graf Mensdorff desgleichen, obgleich er ein fünffacher Millionär ist und seit mehreren Jahren nicht mehr diente. Die größte Genugthuung für die so lange mißhandelte Armee war die Pensionirung des Grafen Gondrecourt und erregte allgemeine Freude.

Am 1. Januar 1868 wurden in der k. k. Armee endlich auch Ehrengerichte eingeführt, zur Wahrung der Ehre des Offizierstandes und wurden für strafbar erklärt: Trunkenheit, Spielen, unsittlicher Lebenswandel, entwürdigendes Schuldenmachen, unanständiges Benehmen an öffentlichen Orten, Mißbrauch in der Verpfändung des Ehrenworts und Mangel an Entschlossenheit (Feigheit). Im Beginn des Jahres 1869 erfuhr man als Ergebniß dieser neuen Einrichtung, daß im verflossenen Jahre nicht weniger als 500 Offiziere durch ehrengerichtlichen Spruch ihrer Charge verlustig gingen.

Im Juni desselben Jahrs verloren endlich auch die Regimentsinhaber das Recht, die Offiziere des Regiments anzustellen, die letzteren sollten fortan nur vom Kaiser ernannt werden. Damit beseitigte man wieder eine Menge Unfähiger, die bloße Gunst erhoben hatte.

Dennoch ist noch viel zu thun übrig geblieben. Als im

Spätherbst 1869 der Aufstand in Dalmatien ausbrach, gegen den die österreichischen Truppen im ungünstigsten Terrain und beim schlechtesten Wetter kämpfen mußten, enthüllten sich wieder bedeutende Mängel nicht nur der Verpflegung, sondern auch der Disciplin und des militärischen Geistes. In der Wiener neuen Militärzeitung 1870 Nr. 11 erschien ein bemerkenswerther Artikel, worin bitter geklagt wurde, man habe, statt aus der mit Strömen von Blut erkauften Erfahrung klug zu werden, statt aus den zahllosen Processen, Angriffen und Beschuldigungen auch nur eine weise Lehre zu ziehen, die Bande der Disciplin noch vollends lockern lassen. „Fragen wir Offiziere, die seit Jahrzehnten die Einflüsse der Zeit, der Dienst- und Gesetzesänderungen auf die Truppe täglich beobachten konnten, sie werden uns sagen: ‚Die Disciplin im kaiserlichen Heere ist so erschüttert, wie sie es bis jetzt noch nicht gewesen; ja sie sinkt noch täglich und treibt schon im Frieden da und dort ganz bedenkliche Blüthen.‘ Es ist dies das Resultat des neuen österreichischen Wehrgesetzes, der dreijährigen Dienstzeit vor allem. Ueber die Brauchbarkeit unseres Materials*) zum Kriege nach so kurzer Präsenzzeit wollen wir die Kameraden sprechen lassen, die in Dalmatien jüngst so harte Prüfungen bestanden. Einstimmig war das Urtheil: ‚Wir haben keine Soldaten mehr; die dreijährige Dienstzeit ist für unsere Armee unzureichend.“ Fälle, daß verwundete Offiziere auf den Rückzügen liegen gelassen wurden und Aehnliches wollen wir nicht zu Gunsten unserer Behauptungen ausbeuten, denn es sind Fakta .... Fragen wir die Kompagniekommandanten, ob sie über die Thätigkeit ihrer Abtheilung beruhigt sind? Wir hören die Antwort: ‚Nur keinen Krieg, mit welcher Macht es auch sey; denn wir werden und müssen auch noch den Rest von Achtung verlieren, den wir 1866 mit Strömen des kostbarsten Blutes noch gerettet.‘“

*) Man denke an die slowakischen Hasenbinder und an die dalmatinischen Nasenabschneider.

Im April 1869 machte ein böses Gerücht die Runde durch alle Zeitungen. Die Heirathscautionen der österreichischen Offiziere, hieß es, seyen spurlos verschwunden, im Betrage von 20—30 Mill. Sie seyen schon 1859 für andere Staatszwecke verwendet worden. Es war kein etwa auswärts entstandenes Gerücht, sondern österreichische Blätter selbst brachten die Sache zur Sprache, machten der Regierung Vorwürfe und verlangten Aufschluß. Erst im Anfang Mai wurde entgegnet: Die erwähnten Heirathscautionen sind ungeschmälert vorhanden, wenn auch nicht sämmtlich in natura, nämlich in jener Effectengattung, die ursprünglich erlegt wurde. Die Staatspapiere, aus welchen sie bestehen, waren nämlich großentheils nach Vorschrift des Gesetzes zur Umwandlung in Rentenschuld an die damit betraute Staatsschuldenkasse gebracht und dann an ihrer Statt die eingetauschten neuen Rententitel reponirt worden. So lange die Umwandlung der bedeutenden Summen dauerte, waren die betreffenden Depositenkassen natürlich leer. Endlich bemerkte die Wiener Abendpost, nach amtlicher Nachweisung belaufen sich die Cautionen auf 69 Mill. und können Ansprüche an dieselben, falls der Grund ihrer Verpflichtung aufgehört hat, anstandslos befriedigt werden.

Wien war immer noch, wie im vorigen Jahrhundert, das glückliche Land der Phäaken. Sinnenlust herrschte durchaus vor. Gut essen und trinken, tanzen, Vergnügungsorte besuchen, Lustigkeit, Mangel alles Ernstes, beständige oberflächliche Witzmacherei und uneingeschränkte Befriedigung des thierischen Triebes war die Hauptsache. Darum drehte sich das ganze Wiener Leben. Die Kirchen waren und blieben Stelldicheins so gut wie die Schauspielhäuser. In diesen bequemen Gewohnheiten ließen sich die Wiener auch durch die Schrecken und Verluste des Krieges, durch die vielen und großen politischen Wechsel nicht stören. Auch über den Abgrund der Staatsschulden hüpfte und tanzte man nur leichtsinnig hinweg und wie man lange schon in die Lotterie zu setzen pflegte

um ohne Mühe auf Koſten anderer ſein Glück zu machen, ſo ließ man ſich jetzt aus dem gleichen Grunde in den Bank- und Aktienſchwindel ein. Wenn ich nur etwas gewinne, wenn es mich nur aushält, dachte jeder, ſo mag hintendrein der Staat und die ganze Welt zu Grunde gehen. Après nous le déluge, hatte ſchon Metternich geſagt und ſein Geiſt ſchien über der ganzen Bevölkerung zu ſchweben.

Auch der Liberalismus wurde nur als Modeſache mitgemacht. Das Redenhalten, die Zweckeſſen, die Verſammlungen, die Agitationen, alles diente nur zur Unterhaltung und zum Vergnügen. Auch das Schimpfen über die Pfaffen war mehr Spaß als Ernſt. Als Ronge nach Wien kam, um ernſtlich ſeine deutſch-katholiſche Kirche hier in einem ungleich größeren Maßſtabe gründen zu können, wie in Leipzig und Frankfurt, und in einem fremdartigen Talar pathetiſche Reden hielt, lachte man ihn aus, denn es genirte die Wiener, daß er etwas ernſthaft nehmen konnte, was ihnen blos Spaß machte. Auch die leidenſchaftlichen Reden der ſüddeutſchen Schützen beim groſſen Schützenfeſt in Wien wurden beſpöttelt von der Wiener Preſſe. Wer irgend etwas ernſthaft nahm, fand in Wien gewiß nur mokante Geſichter. Und daran waren nicht blos die Juden ſchuld, die faſt ausſchließlich die Wiener Preſſe beherrſchten, damit den öffentlichen Geiſt lenkten und begreiflicherweiſe alles verſpotteten, was überzeugungstreue und gründliche Deutſche von verſchiedenen Parteiſtandpunkten aus gegen einander eiferten; ſondern es war auch bei der chriſtlichen Bevölkerung Wiens die längſt zur Gewohnheit gewordene ſittliche Erſchlaffung, von der die Juden nur profitirten. Denn wären die Chriſten nicht ſo geartet geweſen, ſo hätten die Juden auch gar keinen Einfluß in Wien erlangen können.

Welche Triumphe die Proſtitution in Wien ungenirt feiern durfte, bewies im Herbſt 1869 das prächtige Begräbniß eines neunzehnjährigen Mädchens, das dem demi-monde angehörte, unter

Begleitung von zweihundert ihrer Mitschwestern und einem Gefolge von 25 Wagen.

Das unabhängigste Blatt in Wien „das Vaterland" schildert die Wiener also: „Jedem, der Gelegenheit hat, einigermaßen den Charakter des eigentlichen Wiener Volkes zu beobachten, wird sich bald die Bemerkung aufdrängen, daß selbst die Quintessenz von dessen Desideria in dem ‚Panem et Circenses' besteht. Das Gros der mittleren und niederen Volksklassen ist nicht nur für die Religion, sondern auch für alles einigermaßen Höhere gleichgiltig, ja abgestorben; es hat weder Kunstsinn, noch Wissensdurst, noch Sinn und Verständniß für höhere Industrie und Gewerbthätigkeit, politische Bildung (von politischer Reife wollen wir ganz absehen) schon gar nicht. Eine unbändige Vergnügungssucht, wie sie in solchem Grade kaum anderswo zu finden, beherrscht diese Masse, sinnlicher Genuß gilt ihr als höchstes Ziel, dem sie Alles opfert, Bacchus, Venus und Gula feiern in Wien und Umgebung Triumphe. Dazu kommt noch die ‚Hetz', der Straßenscandal, ein Hauptamusement des Wiener Pöbels. Anlaß hierzu bietet jedes gefallene Fiakerpferd, ein crepirter Hund, ein zahlungsunfähiger Wirthshausbesucher, ein fremdartig gekleideter Geistlicher ꝛc. Mit der Genußsucht verbunden ist eine Blasirtheit der Gesinnung, die sich kaum vorstellen, geschweige schildern läßt. Nichts enthusiasmirt die Leute, was edlerer Art und Natur ist; über einem ‚Krügel' Bier, einer ‚Halben Heurigen', einem Paar ‚Frankfurter' (Würste) oder ‚Quargln' sammt einer Position der lasciven erotischen Possen und Zoten vergißt der Wiener die ganze Welt. Und nichts stört diese musterhafte Bevölkerung in ihrer Behaglichkeit, selbst die allernächste Nähe der Feindesheere schreckt sie nicht auf. Das zeigte sich 1866.' Die Preußen rückten bis in die unmittelbare Nähe der Residenz; je mehr aber die Gefahr wuchs, desto bunter trieb es innerhalb der Linienschranken die süße Menge, desto mehr florirte die ‚Hetze', und wäre es den Gästen von der Spree gelungen, in Wien Einzug zu

halten, ſie wären noch vielſeitig mit offenen Armen empfangen worden. Nicht minder lahm gelegt iſt der Sinn für öffentliche Ordnung; Beweis hievon iſt, daß faſt regelmäßig, ſo oft ein Polizeiorgan zur Arretirung eines Excedenten ſchreitet, der Pöbel für letzteren Partei nimmt, ſo daß nicht ſelten der Gebrauch der Waffe nothwendig wird."

Im Laufe des Jahres 1867 warf ein Kriminalprozeß in die innere Verworfenheit der höheren Stände Oeſterreichs ein helles, erſchreckendes Schlaglicht. Ein öſterreichiſcher Graf Chorinsky verließ ſeine Gemahlin, hing ſich an ein Stiftsfräulein von Ebergeny und machte mit dieſer aus, ſie nach Wegſchaffung ſeiner Frau zu heirathen. Sie waren ihrer Sache ſo gewiß, daß das Stiftsfräulein bereits auf alle Stücke ihrer Ausſteuer ihren und des Grafen verſchlungene Namen mit einer Grafenkrone ſticken ließ. Dann reisten ſie nach München, wo die Gräfin lebte. Unter fremden Namen ſchlich das Stiftsfräulein ſich bei der Gräfin ein und vergiftete ſie durch Cyankali, welches ſie ihr heimlich in's Getränk that. Die Mörderin entkam nach Wien. Der Graf ſtellte ſich, als er vom Tode ſeiner Frau hörte, ſehr ergriffen und reiste mit ſeinem Vater nach München, wurde aber hier verhaftet, desgleichen das Stiftsfräulein in Wien, weil deutliche Anzeichen ihrer Schuld vorlagen. Der Doppelprozeß, der nun in München und Wien geführt wurde, enthüllte einen Abgrund von ſittlicher Verworfenheit und Gemeinheit. Beſonders die Geſinnungen und Ausdrücke in den Briefen der beiden Schuldigen übertrafen an Gemeinheit und Frechheit alles, was man ſonſt nur dem niedrigſten Pöbel zugetraut hätte. Bei alledem bildeten ſich die Mörderin und ihr Buhler noch ein, man könne ihnen, weil ſie der höheren Geſellſchaft angehörten, gar nicht zu Leibe gehen, ihre Verwandtſchaften, ihre hohen Verbindungen müßten ſie nothwendig ſchützen. Der Graf meinte ſchließlich, er wolle in den geiſtlichen Stand treten, dann ſey alles wieder gut gemacht. Die unabhängige öſterreichiſche Preſſe beſchwerte ſich, daß die Ariſtokratie und der Klerus zu dem ganzen Vorfall ſchwie-

gen, und ſchrieb „die an Blödſinn ſtreifende Selbſttäuſchung und Selbſtüberſchätzung der Mörder den tollen Vorurtheilen einer gehätſchelten Kaſte“ zu. „Der Prozeß iſt kein Einzelbild, ſondern ein ſociales Charakterbild.“ Die Neue freie Preſſe meinte, wenn man den Mord abrechne, ſo gehörten Verhältniſſe und Scenen, wie ſie der Prozeß enthülle, zu den alltäglichen, denn wahre Religion, wahres ſittliches und Ehrgefühl fehle jener gehätſchelten Kaſte von vornehmen und galanten Herrn und Damen. Das Mörderpaar ſelbſt handelte nicht aus ſchwärmeriſcher Liebe, denn dem Stiftsfräulein war es nur um die Grafenkrone und das Vermögen zu thun und noch die Nacht vor dem Morde brachte ſie mit einem Herrn zu, deſſen Bekanntſchaft ſie erſt unterwegs gemacht hatte. Auch die ermordete Gräfin hatte noch kurz vorher ein uneheliches Kind geboren.

In der kaiſerlichen Familie ereignete ſich ein betrübender Trauerfall. Die ſchöne Erzherzogin Mathilde, Tochter des ruhmgekrönten Erzherzog Albrecht, erſt 18 Jahre alt und dem italieniſchen Kronprinzen Humbert zur Braut beſtimmt, hatte das Unglück, bei Siegelung eines Briefes ein noch nicht ausgebranntes Zündhölzchen auf den Boden fallen zu laſſen und damit ihr Kleid anzuzünden. Anſtatt ſich ſogleich auf den Boden zu werfen, um das Feuer zu zerdrücken, floh ſie durch einen Corridor, deſſen Zugluft den Brand vermehrte, ſo daß ſie am 6. Juni 1867 nach vierzehntägigen Leiden verſchied. Als Zeichen der Zeit iſt zu bemerken, daß ſolche Verbrennungen vornehmer Damen damals mehrfach, beſonders in England vorkamen, woran die Modetracht der Reifröcke (Crinolinen) und langen Schleppen hauptſächlich ſchuld war. Dieſe häßliche und ſchädliche Kleidungsart kam gegen Ende des Jahres in Paris wieder ab, folglich auch in der übrigen Welt. — Erzherzog Heinrich heirathete die junge Schauſpielerin Hoffmann gegen das kaiſerliche Verbot und mußte das Land meiden, Februar 1868.

Elftes Buch.

Bayern.

Nach Ausscheidung Oesterreichs und Gründung des norddeutschen Bundes blieben noch fünf vormalige Bundesstaaten übrig, denen eine neue bundesmäßige Constituirung noch abging: Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Lichtenstein. Das zwerghaft kleine Fürstenthum Lichtenstein wurde bei den großen Veränderungen in Deutschland ganz und gar vergessen und weder von Oesterreich, an das es im Vorarlberg grenzt, annectirt, noch in das Project eines Südbunds aufgenommen. Vom darmstädtischen Gebiet trat der nördliche Theil durch Vertrag in den Norddeutschen Bund und blieb nur der größere südliche Theil selbständig, hatte aber auch das Besatzungsrecht von Mainz Preußen abtreten müssen. Sowohl Darmstadt, als Bayern, Württemberg und Baden waren durch das Schutz- und Trutzbündniß militärisch mit Preußen und durch den Zollverein merkantilisch mit dem Norddeutschen Bunde eng liirt. Gleichwohl sicherte ihnen der Prager Frieden die Mainlinie als Grenze, welche sie vor der Einverleibung in den Nordbund schützen sollte, so lange sie nicht freiwillig in denselben eintreten würden. Auch blieb ihnen freigestellt, unter sich einen Südbund zu errichten.

So die Verträge, durch welche die vier südwestlichen Staaten (Lichtenstein lassen wir weg) in eine nicht ganz natürliche Lage gekommen waren. Natürlich wäre ihr Eintritt in den Nordbund, ihr freiwilliger Anschluß an das neue große Deutschland unter Preußen gewesen; dagegen aber sträubte sich der dynastische Stolz, die particularistische Bequemlichkeit, der ultramontane Haß gegen den norddeutschen Protestantismus, der demokratische Haß gegen die preußische Militärmacht und die vaterlandsverrätherische Hoffnung auf französischen Beistand, das Wiederkehren der Rheinbundgelüste. Was jede einzelne dieser Parteien wollte, war unnatürlich. Kleine Staaten können ihre volle Souverainität nicht mehr behaupten; zum alles Katholischmachen ist die gegenwärtige Zeit wenig geeignet, und die Republik ist eine Chimäre, oder wenn sie käme, würde sie keine blos bayrische oder schwäbische mehr seyn. Viertehalb kleine Staaten von zusammen nur acht Millionen Seelen können mitten unter Großstaaten ihr Schicksal nicht selber bestimmen, sondern ihre kleine Existenz nur fortfristen durch die gegenseitige Eifersucht der Großmächte. Dennoch gaben die Umstände, wie sie nach dem Kriege von 1866 eingetreten waren, dem kleinen südwestlichen Staatencomplex eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit. Denn es verstand sich von selbst, daß Frankreich es niemals wagen würde, noch fernerhin Deutschland zu beunruhigen und anzugreifen, wenn ihm keine Rheinbundgelüste mehr, keine Verrätherei der Deutschen unter sich mehr entgegen käme.

In Bayern regierte im Lauf des Jahres 1866 noch Herr v. d. Pfordten, da er aber mit seiner Triasidee nicht durchgedrungen war, und sowohl die Vortheile, die in dem geheimen Vertrag vom 18. Juni von Oesterreich für Bayern zugesichert worden waren, ihm entgingen, als auch die Anträge an Preußen, die Bayern auf Kosten der Nachbarn ähnliche Vortheile hätten verbürgen sollen, abgelehnt wurden, mußte er einem andern Chef des Ministeriums, jedoch erst am letzten Tage des Jahres 1866 weichen. Der neue Chef des Ministeriums Fürst Chlodwig von Hohenlohe Schillings-

um ihn her bewegt, begeistigt und verwandelt. In den Pflanzen offenbart sich dieser Einfluß durch eine gewisse Unstätheit und Vielartigkeit in ihrem Bildungsgange. Durch den Umgang mit dem Menschen gewöhnen sich die Pflanzen einen verhältnißmäßig größeren Formenkreis an, als sie im wilden Zustande zu durchlaufen gewohnt sind. Gleichzeitig mit dieser erhöhten Thätigkeit, verschiedenartige Formen anzunehmen, erweitert sich der Kreis ihrer Lebensbewegungen in der Zeit; — so wie der Typus, wird auch der Rhythmus mannichfaltiger; — sie erhalten mehr Freiheit in ihrer Periodizität, und werden deßhalb in geringerem Grade von den Einflüssen des Klima beherrscht. Wird der Umgang des Menschen mit den Pflanzen durch lange Zeit fortgesetzt, so drückt er ihnen den Stempel abweichender Gewohnheiten in Gestalt und in Formverhältnissen mit solcher Gewalt ein, daß er durch viele Generationen hindurch nicht mehr verwischt werden kann. So also entstehen die Varietäten und Sorten, welche bekanntlich um so zahlreicher und entschiedener sind, je länger sich die Gewächsart in Cultur befindet. Als das sicherste Zeichen einer andauernden Einwirkung des Menschen auf gewisse Pflanzen dürfte jener Zustand zu betrachten seyn, worin sie verlernt haben, ihre Samen auszubilden, oder wo dies nur unregelmäßig und in kleinerer Zahl geschieht. Solche Gewächse werden dann nur durch Ableger oder Stecklinge fortgepflanzt, und sind in ihrer Verbreitung ausschließlich auf die Hand des Menschen angewiesen.

Unter den Nutzpflanzen Amerika's finden wir nun alle diese Verhältnisse bestätigt. Auch sie erscheinen in vielerlei Varietäten und Sorten; sie haben eine große Biegsamkeit erhalten, sich äußern klimatischen Einflüssen zu accommodiren, und nicht selten den ursprünglichen Typus der Fortpflanzung durch den Samen gänzlich verlernt. Als besonders wichtig für unsere Ansicht führe ich die Palme Gasipaës oder Pupunha (Guilelma speciosa) an, welche im größten Theil des tropischen Südamerika von den Wilden mit sein Abreißer gepflanzt wird, und deren steinharter Samenkern, von der Größe einer mäßigen Pflaume, im Verlaufe der Cultur sehr oft ganz obliterirt oder in ein knorpeliges Faserneß aufgelöst erscheint. Wie viele Jahrhunderte mögen nöthig gewesen seyn, um diesem Baume die Production eines so großen und festen Samengehäuses abzugewöhnen!

fürſt*) übernahm die Geſchäfte unter ſchwierigen Umſtänden, aber mit dem feſten Willen, die Auguſtverträge mit Preußen einzuhalten und das Sonderintereſſe Bayerns nur in Gemeinſchaft mit dem großen deutſchen Nationalintereſſe zu wahren und zu befördern.

Hierbei kam ihm die Einſicht und der gute Wille der Kammermehrheit entgegen. Schon am 14. Auguſt 1866 erklärte ſich eine Volksverſammlung in der Hauptſtadt München ſelbſt für den Anſchluß Süddeutſchlands an Norddeutſchland, wogegen allerdings anders geſinnte Bürger nachträglich einen Proteſt veröffentlichten. Als aber am 27. Auguſt der bayriſche Landtag eröffnet wurde, erklärten ſich ſchon am folgenden Tage 24 Abgeordnete für den Anſchluß an den Nordbund, oder, wenn das noch nicht anginge, wenigſtens für ein enges Bündniß Bayerns mit Preußen. Nachdem nun Fürſt Hohenlohe in's Miniſterium getreten und der Landtag wieder eröffnet worden war, hielt der Fürſt am 19. Januar in demſelben eine glänzende, durchaus patriotiſche Rede, worin er die Nothwendigkeit eines Zuſammenſtehens aller Deutſchen anerkannte, zugleich aber auch Vorſicht empfahl und den einſeitigen Eintritt Bayerns in den Nordbund für unzuläſſig erklärte, wenn nicht auch die andern ſüddeutſchen Staaten einträten. Auf das beſtimmteſte aber wies er den ſog. Südbund, eine Föderation der vier ſüddeutſchen Staaten von ſich. Begreiflich, weil Bayern, mächtiger als ſeine drei Verbündeten, nicht von ihnen eine Stärkung, ſondern nur eiferſüchtige Beargwohnung

*) Der bayriſche Miniſterpräſident Fürſt Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürſt hatte noch einen älteren und zwei jüngere Brüder. Der ältere, Prinz Victor, wurde durch Erbe Herzog von Ratibor und Fürſt von Corvey, lebte in Berlin und war ein Liebling des König Wilhelm, Schwager des Herzog von Ujeſt (Hohenlohe-Oehringen). Der jüngere Bruder, Prinz Guſtav, iſt Cardinal, Prieſter und Groß-Almoſenier des Papſtes in Rom. Der jüngſte Bruder, Prinz Conſtantin, iſt kaiſerlich-öſterreichiſcher Generalmajor, lebenslänglicher Reichsrath und erſter Oberhofmeiſter des Kaiſers.

und Renitenz zu erwarten haben würde. Am 12. Februar legte die Regierung den Ständen den Entwurf eines neuen Wehrgesetzes vor, gemäß der lange geheim gehaltenen Verträge mit Preußen, die nunmehr kein Geheimniß mehr blieben.

Seitdem verharrte Bayern in einer abwartenden Stellung. Man bemerkte hin und wieder leise Schwankungen in den obern Regionen, welche jedoch jedesmal den Theil der Presse täuschten, der zu große Hoffnungen darauf gebaut hatte. So lange König Otto von Griechenland noch lebte, gingen Gerüchte, dessen Gemahlin, die Königin Amalia, suche ihren Neffen, den König Ludwig II., für Oesterreich zu gewinnen, und der Hofklatsch betonte, daß der König auf einem Balle des Fürsten Hohenlohe zwar mit der Gemahlin desselben getanzt, seine Braut aber (der er bald darauf entsagte) nicht mit dem Hausherrn, sondern mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Trautmannsdorf, habe tanzen lassen. Das war im Anfang des Jahres 1867. Die Hoffnungen aber, die ein Theil des Adels und Klerus darauf gründete, gingen nicht in Erfüllung. Beim Klerus bildete sich nach und nach die Meinung aus, er müsse gegen die Vereinigung Deutschlands unter einem protestantischen Fürsten aus confessionellen Gründen agitiren. Im dynastischen Interesse lag es nicht, den Anschluß an Oesterreich dem an Preußen vorzuziehen, denn Bayern wäre ohne Preußens Dazwischenkunft im bayrischen Erbfolgekriege und zur Zeit des Fürstenbunds längst von Oesterreich annectirt worden. Das dynastische Interesse fiel auch nicht mit dem katholischen zusammen, denn Bayern ist paritätisch. Das bayrische Franken und Schwaben, wie auch die Pfalz sind vorzugsweise protestantisch. Diese Provinzen darf die bayrische Regierung nicht von sich abwendig machen, wofern sie sich ultramontan prononcirte. Endlich ist sie durch den Zollverein eng an die übrigen Mitglieder desselben gebunden und kann im Interesse des Landes nicht von ihm ausscheiden. Daraus erklärt sich nun das gemäßigte Verhalten der bayrischen Regierung von selbst.

Als der franzöſiſche Scharfſinn in Salzburg erkannte, daß mit Oeſterreich nicht viel zu machen ſey, fing er ſogleich mit Bayern zu liebäugeln an. Es lag nahe, wenn Oeſterreich es für zu ſchwierig erachtete, ſich die Südſtaaten zu annectiren, einfach auf den alten Rheinbundgedanken zurückzukommen. Die Preſſe mußte desfalls ihre Fühler ausſtrecken. Die „France" ſchrieb: „Wenn die Südſtaaten bleiben, was ſie ſind, mit den Traditionen ihrer Politik (Rheinbund ꝛc.) und dem Preſtige ihrer Erinnerungen (aus den Zeiten Napoleons I., Metternich und Nicolaus I.), ſo finden ſie in Frankreich eine aufrichtige Theilnahme, die im Nothfall der Schutz ihrer Unabhängigkeit werden würde. Wie läßt ſich annehmen, daß ſie alle Vortheile dieſer Lage, die ſie in der Harmonie der europäiſchen Mächte hebt, ehrt und ſchützt, verſcherzen wollen."

Es iſt nicht der Mühe werth, in die Nebel aller Chicanen am Münchener Hofe einzudringen, da ſie den Fürſten von Hohenlohe doch nicht ſtürzen konnten. Im Auguſt 1867 erregte das Programm einer neuen Münchener Zeitung, welche der von 1849 her berühmte Demokrat Fröbel, der ſich ſeitdem der öſterreichiſchen Preſſe verkauft hatte, einen Lärm um Nichts. Bayern war darin eine Großmachtsrolle angeſonnen, was aber wenige Tage ſpäter offiziell für mißverſtändlich erklärt wurde.

Am Ende des Juli 1867 folgte der König von Bayern dem Beiſpiel vieler anderer Fürſten und reiste auf kurze Zeit nach Paris, um die große Induſtrie-Ausſtellung daſelbſt zu ſehen. Um dieſe Zeit (26. Juli) ſtarb ſein Oheim, König Otto von Griechenland, in Bamberg. Im Anfang des October erfuhr man, die beabſichtigte Vermählung des Königs mit der Prinzeſſin Charlotte, Tochter des Herzog Maximilian von Bayern und jüngere Schweſter der Kaiſerin von Oeſterreich, ſey in Folge beiderſeitigen Uebereinkommens rückgängig geworden.

Im Laufe des Jahres 1867 wurde die frühere Bundesfeſtung Landau in der bayriſchen Rheinpfalz für abgängig erklärt und des-

armirt. Im Anfang October deſſelben Jahres richteten die bayriſchen Biſchöfe eine Adreſſe an die Regierung, worin ſie ſich gegen die „Entchriſtlichung der Schule" in der neuen bayriſchen Schulreform verwahrten, wie ſich früher ſchon der Erzbiſchof von Freiburg und in neueſter Zeit die Biſchöfe von Oeſterreich in ähnlicher Weiſe gegen die antikirchlichen Zeittendenzen verwahrt hatten.

Am 8. October 1867 legte der Fürſt von Hohenlohe den bayriſchen Ständen den neuen Zollvereinsvertrag vor und ſprach ſich bei dieſem Anlaß über die Politik aus, welche Bayern fortan in der deutſchen Frage zu verfolgen gedenke. Eine Vereinigung der Südſtaaten zu einem beſondern Bundesſtaate ſey unmöglich. Es bliebe nur übrig, einen Staatenbund zwiſchen dem norddeutſchen Bunde und den ſüddeutſchen Staaten unter dem Präſidium Preußens und dabei die Allianz mit Oeſterreich anzubahnen. Das nationale Band müſſe jedoch den ganzen Süden umfaſſen, ein einzelner Staat könne ohne Hervorrufung von Verwickelungen nicht die Verbindung mit dem Norden ſuchen.

In einer Verſammlung der bayriſchen Fortſchrittspartei zu Augsburg am 6. October hielt Abg. Völk eine feurige Rede, worin er den Bayern die Pflicht an's Herz legte, ſich von den übrigen Deutſchen nicht zu trennen. „Wer eine Zukunft will, in welcher er als deutſcher Mann ſich bewegen kann, muß auch wollen, daß die Nation zu ihrem Leben gelange. Das iſt der große Gedanke, der über den Waſſern ſchweben muß, wenn Licht werden ſoll, nicht einzelne Fetzen von Freiheiten und Freiheitlein, welche da und dort erkämpft werden und an denen politiſche Kinder ſich vergnügen. Die norddeutſche Bundesverfaſſung iſt kein Ideal, aber ſie iſt der Anfang eines großen Lebens der deutſchen Nation. Wollen wir wiſſen, was ſie werth iſt, ſo fragen wir an der Themſe und an der Seine an, namentlich in Frankreich, wo der lüſterne Feind ſitzt. Dort werden wir erfahren, was der norddeutſche Bund werth iſt und wie man ſich dort fürchtet vor dem Zuſammenſchluß von

30 Millionen Deutſchen. Wer dabei nicht ein freudiges Zucken im eigenen Herzen empfindet, der iſt nicht werth ein Deutſcher zu ſeyn. Aber das Bewußtſeyn, dieſer großen Nation anzugehören und an ihrem Aufbau theilzunehmen, wird ſtärker ſeyn, als alles Gift, was gegen uns ausgeſpieen werden will."

Die zweite Kammer in Bayern blieb in ihrer weit überwiegenden Mehrheit ihrem frühern deutſchen Programm treu und nahm den neuen Zollvertrag mit 117 gegen nur 17 Stimmen an, am 22. Oktober. Von der Kammer der Reichsräthe glaubte man, ſie werde ihn nicht annehmen und ſchon brachten die Zeitungen die Anklage, neun Reichsräthe ſeyen unberechtigt und dürften nicht ſtimmen, weil ſie Titel 6 §. 3 der Verfaſſungsurkunden nicht erfüllten (nach welchem ſie jährlich 300 Gulden Grundſteuer hätten zahlen ſollen). Inzwiſchen veranlaßte das durch allzu große Wuth heiſer gewordene Gebell der ultramontanen und demokratiſchen Blätter und Verſammlungen, die keinen Anſchluß an den Nordbund wollten, die preußiſche Regierung zu einer Warnung. Sie ließ durch ihre Geſandten in München und Stuttgart erklären, ſie werde am 31. Oktober den Zollverein kündigen, wenn die bayriſche und württembergiſche Kammer das Schutz- und Trutzbündniß und den Zollvertrag ablehne. Die bayriſchen Kammern hatten nur über den letztern, die württembergiſchen über beide abzuſtimmen. Unter dieſen Umſtänden nahm auch der bayriſche Reichsrath am 26. Oktober mit allen gegen drei Stimmen den Zollvertrag an, jedoch unter der (von Fürſt Löwenſtein vorgeſchlagenen) Bedingung, daß Bayern ſein Veto im Zollverein behalte. Unmittelbar nach dieſer Abſtimmung eilte Fürſt Hohenlohe mit dem Freiherrn von Thüngen, der am meiſten Einwendungen gegen den Zollverein gemacht hatte, nach Berlin, wo ihm aber das Veto ſogleich abgeſchlagen wurde.

In der letzten Debatte des norddeutſchen Reichstags ſagte Graf Bismarck: „Wir haben die Zollverträge abgeſchloſſen in der Vorausſetzung, daß die Bündnißverträge ehrlich gehalten werden. Wir

hätten ſie nicht abgeſchloſſen, wenn uns daran Zweifel aufgekommen wären. Ich kann dieſem Zweifel jetzt noch nicht Raum geben, denn die Ratificationen der ſüddeutſchen Fürſten ſind uneingeſchränkt und ſine clausula und ich glaube, daß dieſe Fürſten ſich zu jeder Zeit zu ihren Worten bekennen werden. Man geht häufig von dem Gedanken aus, daß dieſe Verträge für den Süden eine Laſt, eine Pflicht zur Heeresfolge und nur für den Norden von Nutzen ſeyen. Aber die Bundesverträge verpflichten den Norden, dem Süden zu helfen, und der Schwächere wird leichter in ſchwere Händel verwickelt, als der Starke. Es iſt keine Kleinigkeit, in Zeitläuften, wie ſie jetzt in Europa ſind, wenn da ein kleiner, an ſich europäiſch nicht wehrfähiger Staat, ſich auf die Bajonette des Norddeutſchen Bundes berufen kann." Noch erinnerte der Bundeskanzler daran, wie feurig Herr von der Pfordten ihm dafür gedankt habe, daß Preußen auf das bayriſche Gebiet bis zum Main verzichtet und das ihm dafür von Bayern angebotene Schutz- und Trutzbündniß angenommen habe. Gleichzeitig druckte die Kreuzzeitung die Urkunde ab, worin der König von Württemberg ſeine unbedingte Zuſtimmung zu dem Schutz- und Trutzbündniß gegeben hat.

Nach der Rückkehr des Fürſten von Hohenlohe aus Berlin erklärte Freiherr von Thüngen dem bayriſchen Reichsrath, er halte es für das zweckmäßigſte, wenn derſelbe nunmehr nachgebe. Zugleich beharrte die zweite Kammer auf ihrem frühern Beſchluß und am 31. Oktober nahm der Reichstag unter Verzicht auf das Löwenſtein'ſche Amendement den Zollvertrag mit allen gegen 13 Stimmen an. An demſelben Tage that das auch die zweite Kammer in Württemberg. Das neue Wehrgeſetz nach preußiſchem Vorbild wurde am 13. Dezember in Bayern angenommen.

Es gab in Bayern zwei particulariſtiſche Parteien, zum Theil im confeſſionellen Gegenſatze bedingt, aber beide dynaſtiſch. Die unter Maximilian II. überwiegende war liberal geſinnt, erkannte in Oeſterreich den natürlichen Feind, in Preußen den natürlichen

Freund Bayerns, dachte an Kaiser Maximilian, der ſchon vor faſt vierhundert Jahren geſagt hatte: „Oeſterreichiſch und bayriſch Fleiſch geht nicht in einen Topf!“ und an Joſephs II. wiederholte Verſuche, Bayern zu annectiren, die nur durch Preußen verhindert worden waren, und ſuchte eine Vergrößerung Bayerns auf Koſten Oeſterreichs. Daher ihr geheimes Stichwort sit, d. h. Salzburg, Innviertel und Tirol, die wir uns gern annectiren möchten. Dieſer Partei würde auch ein Bündniß mit Italien genehm ſeyn. Die andere Partei in Bayern hielt dagegen die Traditionen des dreißigjährigen Krieges feſt und ſuchte die Vergrößerung Bayerns im Anſchluß an Oeſterreich und auf Koſten anderer, namentlich proteſtantiſcher Nachbarn. Dieſe Partei war auch nicht abgeneigt, ſich wie zur Rheinbundzeit auf Frankreich zu ſtützen. Sie ſah in den Siegen Preußens Erfolge des Proteſtantismus und glaubte demſelben mit katholiſchem Eifer begegnen zu müſſen.

Am 29. Februar 1868 ſtarb König Ludwig I. in Nizza, wohin er ſeiner Geſundheit wegen gereist war, in einem Alter von 82 Jahren. Der kunſtliebende Monarch hinterließ reiche Stiftungen und bei unzähligen Künſtlern in Deutſchland und Italien ein dankbares Andenken.*)

*) Als der königliche Leichenwagen in die Reſidenz zurückfuhr, fiel die große vergoldete Krone an dem Bogen der Durchfahrt zwiſchen dem Miniſterium des Innern und des Cultus an, zerbrach und ſtürzte herab.

Die berühmte Lola Montez ſtarb am 17. Januar 1861 in New-York in einem elenden Zimmer und von allen Freunden verlaſſen. Zur gerechten Strafe für den Mißbrauch, den ſie mit der Romantik getrieben hatte, gerieth ſie in die Hände des Paukers und wurde das Opfer ſeiner Gemeinheit, für die es nichts Poetiſches in der Welt gibt. Trauernd um den Tod eines jungen Schauſpielers vererbte ſie einen Theil ihres Vermögens und Schmuckes den Kindern deſſelben und ſorgte mütterlich für ſeine Schweſter, wurde aber von derſelben ſpäter gänzlich verleugnet. Aus

Im folgenden Monat wurden in Bayern 48 Abgeordnete zum ersten deutschen Zollparlament gewählt. Darunter gehörten nur 13 der deutschen Partei an, 22 der klerikalen und 23 einer indifferenten Mittelpartei.

Ueber das süddeutsche Wehrsystem äußerte sich 1869 die Flugschrift eines norddeutschen Offiziers:

„Im Februar 1867, also noch unter dem frischen Eindruck des unglücklichen Krieges, traten die süddeutschen Premier- und Kriegsminister in Stuttgart zu einer Conferenz zusammen, welche die leitenden Grundsätze für die künftige Heeresverfassung der einzelnen Staaten feststellen sollte. Als erstes Gebot erkannte man dabei an, daß die Wehrkräfte der süddeutschen Länder zu einer Achtung gebietenden gemeinsamen Action befähigt werden müßten, und erst in zweiter Linie war auch von der Wahrung der nationalen Integrität in Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland die Rede. Ohne Baden wäre vielleicht die letztere Aufgabe gar nicht erwähnt worden. Einen bessern Eindruck machte dem gegenüber die Erklärung der Conferenz, daß bei der Reorganisation des süddeutschen Heerwesens die Grundsätze der preußisch-norddeutschen Wehrverfassung auch für den Südbund maßgebend seyn müßten. Hätte man sich wirklich an diese Grundsätze gehalten, so wäre heute nicht zu beklagen, daß sich im süddeutschen Heerwesen noch so viele Verschiedenheiten und Gegensätze vorfinden, als es süddeutsche Staaten gibt; so wäre das einige deutsche Heer da und Deutschland stehe nicht mehr Gefahr, seine Siegesaussichten auf dem nächsten großen Schlachtfelde an dem Mangel der Uebereinstimmung seiner einzelnen Heerestheile scheitern zu sehen. Nur Baden und Hessen haben bis jetzt die Stuttgarter

---

Alteration über diesen Undank erkrankte sie. Eine Frau Buchanan pflegte sie so lange, bis sie derselben ihr letztes Vermögen verschrieben hatte. Von da an aber wurde sie von der herzlosen Frau vernachlässigt, ihr Zimmer nicht geheizt und sie selbst persönlich mißhandelt, bis sie starb. (Allgemeine Zeitung 1861. Nr. 240).

Punktationen genau befolgt, indem ſie die preußiſche Organiſation vollſtändig adoptirten. Bayern und Württemberg ſind dagegen auf halbem Wege ſtehen geblieben, jedes in beſonderer Weiſe. Man hat in der Reorganiſation der ſüddeutſchen Heerkörper nach den Grundſätzen der preußiſchen Wehrverfaſſung bereits das Zeichen der nahenden Verſchmelzung derſelben mit dem norddeutſchen Bundesheere erblickt. Aber in Bayern und Württemberg iſt die Reorganiſation unter Umſtänden vollzogen worden, aus denen man erſieht, daß dabei ungleich mehr das Intereſſe des Einzelſtaats als die Rückſicht auf die deutſche Geſammtheit vorgewaltet hat. Dazu hat Herr v. Varnbüler in der württembergiſchen Kammer ausdrücklich erklärt, die Reorganiſation ſtehe mit den Allianzverträgen in gar keiner Verbindung, ſondern ſey nur dazu beſtimmt, der württembergiſchen Stimme in Conflictsfällen Nachdruck zu geben und Württemberg vor einer Annexion zu bewahren!"

Weiter weiſt der Kritiker nach, wie ſchädlich das verſchiedene Caliber und Commando der bayriſchen Truppen im Kriegsfall werden könne. „Wie leicht kann eine Schlacht daran ſcheitern, daß die bayriſche oder württembergiſche Infanterie wegen der kürzeren Dienſtzeit oder wegen mangelhafter Reglements nicht die geſchloſſene Haltung der norddeutſchen bewahrt, oder daß ein bayriſcher General ſeine Truppen nicht genügend in der Hand hat, weil das bayriſche Manövriren eine freiere Beweglichkeit der einzelnen Abtheilungen geſtattet, als das preußiſche, oder daß eine badiſche Truppe ein bayriſches Signal oder Commando mißverſteht, oder daß eine bayriſche Abtheilung, die ſich verſchoſſen hat, die preußiſche Munition nicht gebrauchen kann, oder daß die württembergiſchen Brigaden keine Reſerven haben, oder daß die ſüddeutſchen Corps zu ſpät auf dem Kriegsſchauplatze ankommen, weil der norddeutſche Mobilmachungsplan für ſie keine Geltung hat."

Endlich wird gezeigt, daß der Nordbund bereit iſt, in vollem Maaß ſeine Pflicht gegenüber den Südſtaaten zu erfüllen, während

dieſe, auch die ihrige zu erfüllen, ſich ſo wenig beeilen. „In militäriſcher Hinſicht iſt der Norddund durch die Allianzverträge verpflichtet, die ſüddeutſchen Staaten in ihrer Selbſtändigkeit und Integrität zu ſchützen, und dadurch dürfte ihm das Recht zu der Forderung zuſtehen, daß die ſüddeutſchen Staaten ihr Heerweſen ſo einrichten, daß es dem norddeutſchen an Leiſtungsfähigkeit nicht nachſtehe. Bayern und Württemberg ſind aber bis jetzt dieſer Forderung nicht nachgekommen.“ Eben ſo äußerte ſich Miquel im norddeutſchen Reichstage am 13. April. „Es iſt mit den Allianzverträgen unverträglich, daß Norddeutſchland an der Militärlaſt ſo viel mehr tragen muß, als Süddeutſchland, daß von zwei Theilen derſelben Nation, derſelben Zolleinigung, welche dieſelben indirekten Steuern haben und dieſelbe Handelspolitik verfolgen, der eine alles und der andere nichts trägt. Süddeutſchland ſollte es als Ehrenſache anſehen, zu den Koſten der Marine beizutragen.“

Am 28. März 1868 ſollten ſich in Bayern nach dem neuen Wehrgeſetz die Wehrpflichtigen verſammeln. Die in Traunſtein mißverſtanden das neue Wehrgeſetz und die Auguſtverträge von 1866 in der Art, daß ſie ſich einbildeten oder vorgaben, ſie ſollten preußiſch werden. Sie ſchrien: „Wir ſchwören dem König von Preußen nicht, wir wollen keine Preußen werden.“ Alle vernünftige Zurede half nichts. Sie mißhandelten und vertrieben die Beamten und demolirten das Rathhaus gänzlich. Die Bürgerwehr that nichts, nur die wenigen Gensdarmen leiſteten ihnen tapfern, obgleich vergeblichen Widerſtand. Militär ſtellte die Ruhe her. In Troſtberg fielen ähnliche Scenen vor. Eben ſo in Bamberg, Hof, Roſenheim und an einigen andern Orten. Das Miniſterium ſchritt energiſch ein, ſchickte ſämmtliche Renitenten zu zweimonatlichen Waffenübungen nach Ingolſtadt und zog die Rädelsführer, namentlich den Mörder eines Revierförſters, zu ſtrenger Strafe.

Dieſe Vorgänge hinderten jedoch nicht eine Aeußerung militäriſcher Sympathie. Am 7. Juli 1868 wurde zu Dermbach das

Faſſen wir das Reſultat dieſer Betrachtungen zuſammen, ſo muß vor Allem hervorgehoben werden, daß der Gebrauch und Nutzen vieler amerikaniſchen Nutzpflanzen den Ureinwohnern in groſser Ausdehnung gemeinſam bekannt iſt, — daß wir die meiſten derſelben nirgends wild, ſondern überall nur angebaut vorfinden — und daß, wo ſie verwildert ſind und ſich der Aufſicht und Pflege der Menſchen entzogen haben, ſie ſich nicht durch viele Generationen fortpflanzen, ſondern ausſterben.

Rückſichtlich derjenigen amerikaniſchen Nutzgewächſe nun, welche man dort nirgends wild antrifft, bieten ſich uns die folgenden Alternativen dar: 1) die Stammart iſt noch im freien Zuſtande dort vorhanden, aber nicht aufgefunden. Schwerlich wäre anzunehmen, daß dies deßhalb nicht gelungen ſey, weil man noch nicht an den Locus natalis derſelben gekommen; eher wäre denkbar, daß der langfortgeſetzte Umgang des Menſchen mit dem Gewächſe die cultivirten Individuen ſo ſehr verändert habe, daß wir nicht im Stande ſind, die Mutterpflanze als ſolche botaniſch zu erkennen. 2) Die Mutterpflanze exiſtirt nicht mehr in Amerika. Dann wäre der doppelte Fall möglich: entweder ſie hat einſtens dort gelebt, iſt aber in allen Individuen ausgeſtorben, deren ſich der Menſch nicht angenommen, ſie vermag alſo nur noch in Dienſtbarkeit, unter unſerem Geſchlechte zu leben; — oder ſie hat Amerika niemals im wilden Zuſtande bewohnt. Dann mag ſie dorthin aus einem der andern Welttheile oder aus dem Paradieſe gekommen ſeyn. In den übrigen Welttheilen hat man ſie auch nicht als urſprünglich nachgewieſen; und wo das Paradies gelegen, wiſſen wir nicht. — Ich überlaſſe es nun dem Ermeſſen eines Jeden, ſich für eine dieſer Alternativen zu erklären. Ich meinerſeits leite aus den bisherigen Betrachtungen mir den Gedanken ab, daß die amerikaniſche Menſchheit ſchon vor ſehr langer Zeit in Beziehung zu gewiſſen Gewächſen getreten ſeyn müſſe, und daß wir auch aus der Anſicht vom gegenwärtigen Zuſtande der Nutzpflanzen in jenem Welttheile die Ueberzeugung ſchöpfen können, daß der geſchichtlichen Zeit der Amerikaner eine vorgeſchichtliche Epoche von viel gröſserer Länge müſſe vorangegangen ſeyn.

Aehnliche Reſultate liefert uns auch die Prüfung derjenigen Hausthiere, welche den Amerikanern vor der Entdeckung angehörten.

Denkmal enthüllt, welches den daselbst vor zwei Jahren gefallenen Preußen und Bayern errichtet worden war. Von bayrischer Seite kam ein Oberst an der Spitze einer Deputation, von preußischer Seite der General Vogel v. Falkenstein selbst, der hier commandirt und gesiegt hatte. Der greise Held hielt eine herrliche Rede, worin er die Deutschen ermahnte, niemals wieder Bruder gegen Bruder zu kämpfen, sondern sich die Hand zu reichen. Am Schluß reichte er allen Bayern die Hand und der Oberst antwortete ihm in gleich herzlicher Weise. Auf der einen Seite des Denkmals war der preußische Adler, auf der anderen der bayrische Löwe angebracht. Ueber dem Denkmal wehte die preußische und bayrische Fahne.

Sofern der Südbund nicht zu Stande kommen konnte, es aber doch im Interesse der südwestlichen Staaten lag, über die frühern Bundesfestungen Ulm, Rastatt und Landau gemeinschaftliche Verfügungen zu treffen, was auch mit den Verpflichtungen zusammenhing, welche sie in den Augustverträgen im Sinn eines mit dem Nordbund gemeinschaftlichen Vertheidigungssystems übernommen hatten, kamen Bayern, Württemberg und Baden nach langen Vorbereitungen am 10. Oktober 1868 überein, die drei gedachten Festungen der Verwaltung eines gemeinschaftlichen Comité zu unterstellen, welches abwechselnd seinen Sitz in München, Stuttgart und Karlsruhe nehmen solle. Die Aufgabe dieses Comité sollte seyn, die Festungen zu unterhalten, ihre Vertheidigungsfähigkeit nach den Anfoderungen der Neuzeit zu überwachen und dabei das strategische Verhältniß derselben und zu den übrigen deutschen Festungen im Auge zu behalten.

Im Sommer und Herbst 1868 bemerkte man eine größere Regsamkeit bei den gegen Preußen und die deutsche Einheit verschworenen Parteien, besonders bei den bayrischen Ultramontanen. Das hing mit der von Paris ausgegebenen Parole zusammen, nach welcher die Katholiken in Deutschland als principielle Feinde des protestantischen Norddeutschland und gegenwärtig auch von

Oeſterreich verlaſſen, ihren natürlichen Schutzherrn nur im Kaiſer der Franzoſen finden könnten. Ohne Zweifel hatte die franzöſiſche Regierung, indem ſie in engem Bunde mit der ſpaniſchen Iſabella den Papſt kräftig gegen die nationale Bewegung in Italien ſchützen und früher oder ſpäter Preußen angreifen wollte, es für geeignet gehalten, auch die Katholiken in Deutſchland an ſich zu ziehen. In Bayern forderten nun die ultramontanen Organe Preußen in der frechſten Weiſe heraus, ſo daß der Landrathspräſident Badhauſer am 17. November in der Schlußſitzung des Landraths ſich veranlaßt ſah, den Mitgliedern deſſelben zu empfehlen, ſie möchten dem gemeinſchädlichen Treiben jener Partei energiſch entgegentreten. „Wenn faſt täglich die Staatsregierung und ihre Organe, die Abgeordneten des Volks und die neuen Geſetze verdächtigt, verhöhnt und herabgewürdigt würden und zwar in einer, jeder Sitte baaren Weiſe, wenn man die Landbevölkerung gegen die Städtebewohner aufhetze, wenn man unter Abwerfung jedes nationalen Schamgefühls auf die Einmiſchung des Auslands vertröſte und mit den Chaſſepots drohe, welche gegen deutſche Krieger gerichtet werden ſollten, ſo müſſe jeder ehrliche Mann ſolches Verfahren verurtheilen, denn das täglich eingeträufelte Gift müſſe zuletzt doch das biedere Landvolk vergiften, wie leider mehrere Vorkommniſſe in Oberbayern entnehmen ließen.“

Man macht ſich kaum einen Begriff von der Unverſchämtheit der damaligen Preſſe in Süddeutſchland und es war ſehr an der Zeit, daß Fürſt Hohenlohe im Anfang April 1868 einen der frechſten Literaten, Kilian aus Frankfurt a. d. Oder, der 1859 zu Bonn wegen Unterſchlagung von den Aſſiſen verurtheilt worden war, früher gegen die katholiſche Kirche gewüthet hatte, jetzt aber im Solde des Ultramontanismus in Beſchimpfung der Nationalpartei und der bayriſchen Regierung ſich ſelbſt überbot, kurzweg aus Bayern hinausjagte. — Heftiger als alle andern ultramontanen Blätter tobte der bayriſche Volksbote gegen Norddeutſchland und aus ſeiner Druckerei

gingen auch verſchiedene welfiſche Brandſchriften hervor. Verrath an Deutſchland galt in dieſem Lager für Ehre. Die Sprache gefiel ſich in äußerſter Rohheit.

In dem Maaß wie ſeit 1868 die ultramontane Preſſe in Bayern immer rückſichtsloſer und frecher den Norddeutſchen Bund und Preußen mit Schmähungen überhäufte und dabei die infamſten Lügen und Verleumdungen nicht ſcheute, wurde auch das katholiſche Landvolk durch ſeine Prieſter gegen das Miniſterium Hohenlohe aufgehetzt. Dieſe Agitation wurde nur zum Theil durch die frommen Beſorgniſſe erklärt, welche das neue Schulgeſetz hervorgerufen hatte, mit welchem die bayriſche Regierung einigermaßen dem Beiſpiel der öſterreichiſchen und badiſchen nachzufolgen ſchien. In dem ganzen Treiben verrieth ſich aber auch auswärtiger Einfluß. Es war die Zeit, in welcher auch die Hietzinger Preſſe ſich in ihren Anſtrengungen erſchöpfte, um Frankreich glauben zu machen, Deutſchland ſehne ſich nach franzöſiſcher Hülfe, um das preußiſche Joch abzuwerfen. Es war die Zeit, in welcher man eine Allianz Frankreichs mit Oeſterreich gegen Preußen als unvermeidlich und nahe bevorſtehend ankündigte. Da es nun im Plane der Kriegsluſtigen lag, auch den katholiſchen Fanatismus gegen das proteſtantiſche Norddeutſchland aufzuregen und dem particulariſtiſchen Fanatismus als einem ſtarken Bundesgenoſſen zuzugeſellen, wurde nicht nur die Preſſe, ſondern auch der Klerus in Bayern von außen inſpirirt, um die Fluth gegen das Miniſterium Hohenlohe und die nationalliberalen Bayern, welche die Einheit Deutſchlands wollten, ſo hoch als möglich zu ſteigern. Ein geheimes Comité leitete die Bewegung, Caſinos und Verſammlungen mußten den Eifer nähren. Man entdeckte ſogar geheime Verbindungen noch unmündiger Schüler zu ultramontanen Zwecken. Die Einberufung des Concils ſtand damit in genauem Zuſammenhange. Die ganze katholiſche Welt ſollte fanatiſirt werden, um es den katholiſchen Großmächten möglich zu machen, nach gehoffter Ueberwältigung Preußens die groß-

artigſte Reaktion durchzuführen. Die Partei war vortrefflich organiſirt und geheimer Terrorismus machte denjenigen Theil des Klerus in Bayern verſtummen, der ſonſt vor einem Treiben gewarnt haben würde, was ſchließlich nur zum Bürgerkriege führen konnte oder das kleine Bayern von ſeiner natürlichen deutſchen Baſis abreißen und zu einem Werkzeug Frankreichs machen wollte.

Eine Rede, welche der ein wenig fanatiſche Biſchof Seneſtrey von Regensburg am 22. April 1869 zu Schwandorf hielt, erregte großes Mißfallen. Er ſoll nämlich geſagt haben: „Wenn die Könige nicht mehr von Gottes Gnaden ſeyen, d. h. nicht mehr nach ſeinen Geboten regieren wollen, ſo wolle er der erſte ſeyn, der den Thron umſtürze.“ Man übertrieb den revolutionären Charakter dieſer Rede, aber er hatte ſich großen Unwillen zugezogen, weil er, wie auch der Eichſtädter Biſchof von Leonrodt, ſeinen in München ſtudirenden Diöceſanen verboten hatte, Vorleſungen bei Döllinger zu hören. Darin lag ſchon ein Vorſchmack von dem, was uns das römiſche Concil bieten ſollte.

Die ultramontane Partei in Bayern wurde durch geheime Einflüſſe von Rom und von Paris aus angeſtrengt, ihr Aeußerſtes zu leiſten, um mittelſt des Particularismus der internationalen Propaganda den Sieg über die deutſche Nation zu erleichtern. Den gegen Deutſchlands Einheit verſchworenen romaniſchen Parteien, hier des Jeſuitismus, dort des Chauvinismus, lag alles daran, den Germanismus durch ſich ſelbſt, das ganze Deutſchland durch einen Theil deſſelben zu entwaffnen. Im benachbarten Schwaben ſollte gleichzeitig derſelbe Particularismus der internationalen Demokratenpartei denſelben Dienſt leiſten, daher die innige Uebereinſtimmung der ſchwäbiſchen Demokratenpreſſe mit der bayriſchen Jeſuitenpreſſe in ihrer Bekämpfung des nationalen Gedankens.

Bei den Landtagswahlen in Bayern zeigte ſich die ultramontane Partei erſtaunlich rührig und ſcheute kein Mittel, die Bauern

zu täuſchen, ihnen fabelhafte Verſprechungen zu machen und ihre politiſchen Gegner durch eben ſo fabelhafte Verleumdungen von den Wahlen auszuſchließen.

Die neugewählte bayriſche Kammer, die im Herbſt 1869 zuſammentrat, zählte daher eine ganz ungewöhnliche Menge katholiſche Geiſtliche in ihrer Mitte. Ihre Partei hielt ſich ſchon der Mehrheit verſichert; bei der erſten Probe aber, der Präſidentenwahl am 29. September, waren die Stimmen gleich, 71 gegen 71, und blieben es auch noch im ſiebenten Scrutinium. Der Candidat der Nationalliberalen war Edel, der früher in der Paulskirche ultramontan, und der Candidat der Soutanen war Weiß, der früher radikal geweſen. Die ſchwarzen Herrn trugen wenig Ruhm davon, daß ſie ſich dem Einigungswerk der Deutſchen ſo fanatiſch widerſetzten. Während man auf der einen Seite bitter beklagen muß, daß der ſittliche und veredelnde Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Gemeinden in ſo vielen Theilen Deutſchlands ſehr geſunken iſt, kann die Art und Weiſe, wie der ultramontane Klerus in Bayern das Landvolk bei den Wahlen bearbeitet hat*), unmöglich dazu beitragen, ihm Achtung zu verſchaffen. Daher hörte man überall und las man ſelbſt in bayriſchen Zeitungen: „Wenn die Pfaffen ſo ſind, ſo haben doch am Ende die Recht, welche ſie wegwünſchen.“ Da ſich keine Mehrheit in der Kammer erzielen ließ, wurde ſie am 6. Oktober aufgelöst.

Indem das Miniſterium Neuwahlen verfügte, grenzte es zugleich die Wahlbezirke anders ab. Bisher hatte nämlich die von den Prieſtern geleitete Landbevölkerung ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die intelligenten Stadtbevölkerungen behauptet. Das wurde jetzt abgeändert. Der Klerus behauptete ſeine bisherige Stellung zu den Wahlen und auch eine fanatiſche Camarilla hätte

*) Nach der Kölner Zeitung wurde den Bauern vorgelogen, wenn ſie einen Nationalliberalen wählten, würden ihre Steuern verdoppelt und würden alle bayriſchen Soldaten an die ruſſiſche Grenze verlegt werden.

gern den Fürsten Hohenlohe gestürzt, dessen Politik indeß die vernünftigste und zeitgemäßeste für Bayern war. Vom König hieß es, er kümmere sich gar nicht um die Parteien und lese auch keine Noten außer musikalische. Indeß war diese Meinung ungerecht, denn als der Erzbischof von München dem König den Fuldaer Hirtenbrief der deutschen Bischöfe mittheilte, dankte ihm der König und rühmte die mäßige Haltung der Bischöfe. Ja noch mehr, der König dankte auch schriftlich dem Bischof von Passau, einem als sehr fromm und streng bekannten Manne, der es nicht über sein Herz bringen konnte, dem ultramontanen Unfug in Bayern länger ruhig zuzusehen, sondern in einer Zuschrift an das Centralcomité der katholischen Vereine Deutschlands vom 12. Oktober 1869 aufs energischest gegen die Eingriffe protestirte, welche sich die unter fremden Einfluß stehenden ultramontanen Vereine in das Recht der Bischöfe erlaubten, indem sie angeblich für die Religion agitirten, ohne ihre nächste geistliche Behörde, die Bischöfe, zu fragen, ja hinter deren Rücken sie handelten. Er warf ihnen vor, in der Diöcese Passau unter den Bauern heimliche Casinos errichtet zu haben, „ohne das geringste Wissen, ohne alle Genehmigung und Gutheißung des Bischofs, ja mit größter Verschwiegenheit vor demselben." Die Nationalzeitung bemerkte hierzu, der Bischof von Passau werde von ultramontaner Seite mit furchtbaren Drohbriefen bestürmt. Diesem Bischof nun gewährte ein Handschreiben König Ludwigs II. den verdienten Trost.

Am 15. November standen sich die Wahlprogramme der nationalen und der ultramontanen Partei gegenüber. Die ersten waren würdig gehalten und mahnten die Bayern nur daran, daß sie Deutsche seyen und was sie alles verscherzen würden, wenn sie sich von Deutschland, vom Zollverein losreißen wollten, um einer Reaktion zu dienen, die auch die längst errungenen Freiheiten wieder in Frage stellen würden, oder gar einem neuen Eroberungsplane Frankreichs. In der That standen sich hier nur zwei Parteien gegenüber,

eine deutſche und eine franzöſiſche. Die ultramontane Partei in Bayern war weſentlich eine franzöſiſche, denn nur mit Frankreichs Hülfe hoffte ſie, das nationale Einheitswerk Deutſchlands zu zerſtören. Der Münchener Volksbote übertraf in ſeinem Wahlprogramm alles, was er ſchon bisher in Vaterlandsvergeſſenheit und ſchamloſer Sprache gegen die Freunde der deutſchen Sache geleiſtet hatte.

„Urwähler! — ſo ſchrieb er — wollt ihr euren König euch erhalten? Wollt ihr euern König zu einem Hohenzolleriſchen Vaſallen, zu einem armſeligen preußiſchen Regierungsvizepräſidenten herabgewürdigt ſehen, und wollt ihr Bayerns Selbſtändigkeit durch der elenden Bettelpreußen Zug nach Norden aufopfern? Wollt ihr, daß, wie in den unglückſeligen Nachbarländern Baden und Heſſen, aus euerer Armee verdienſtvolle patriotiſche Offiziere entfernt, dagegen jottvolle famoſe Kerls, Preußen genannt, da hinein poſtirt werden? Wollt ihr, daß künftighin nach Einführung preußiſcher Glückſeligkeit euere Söhne in den bayriſchen Regimentern nach (mit Verlaub zu ſagen) Hinterpommern, in das arme verhungerte Oſtpreußen geſendet, dagegen preußiſche Pickelhaubenregimenter zur Maſt und zur Förderung der preußiſchen Unzucht an eueren Frauen und Töchtern (!) in unſer liebes, nahrhaftes Bayern verlegt werden? Wollt ihr, daß unſere glückliche, konſtitutionelle Volksfreiheit durch den preußiſchen Militarismus, durch die preußiſche Fuchtel vernichtet werden ſoll? ... Wollt ihr, beſonders ihr Münchner Bürger, daß dereinſt nach Erringung preußiſcher Glückſeligkeit euere Kunſttempel, euere Galerien entleert und die darin aufgeführten Kunſtſchätze nach Berlin geſchleppt werden? Wollt ihr, daß eure Bavaria und alle übrigen erzenen Denkmäler, die jetzt München zieren, dereinſt zu preußiſchen Kanonen umgegoſſen werden? Wollt ihr, daß München zu einer ganz gewöhnlichen Provinzialſtadt herabgeſunken, von allen Fremden dereinſt verlaſſen und von eurem Hof und den reichen Kunſtſammlungen entblößt, dereinſt nur Noth und Elend kennen ſoll? Wollt ihr, daß durch die fortſchrittlichen Anträge auf Ein-

führung der obligatoriſchen Civilehe euer chriſtliches ächtes Familienleben zerſtört werde? Wollt ihr, daß durch die Einführung der konfeſſionsloſen Schulen eure Kinder vollſtändig entchriſtlicht, dem modernen Heidenthum nach Uhlich- und Scholl'ſchem Syſtem erzogen und ſo dem wahren ſocialen Teufel in den Rachen geführt werden? Wollt ihr, daß eure herrlichen Gotteſtempel einſt zu wahren Proſtitutionshäuſern für ſogenannte Göttinnen der Vernunft ꝛc. entwürdigt, entheiliget werden?"

Solchen Aufhetzungen gelang es, das Volk zu bethören, daß es bei den Neuwahlen wieder eine Menge katholiſche Geiſtliche in die bayriſche Kammer wählte. An die Ultramontanen aber ſchloßen ſich die Demokraten an, ſo daß die Nationalgeſinnten, wenn auch nur mit wenig Stimmen, diesmal in die Minderheit fielen Die ſiegende Partei, deren ganzes Trachten ſo unpatriotiſch als möglich war, da ſie die Franzoſen herbeiwünſchte, um mit ihnen gemeinſchaftlich wie zur Rheinbundzeit gegen ihre norddeutſchen Brüder zu kämpfen, nannte ſich gleichwohl „die patriotiſche". So hatten ſich vor ſiebenzig Jahren diejenigen Schweizer genannt, welche die Franzoſen herbeiriefen, um ihr ſchönes Vaterland auszuplündern. Nie iſt die heilige Sache des Patriotismus widerwärtiger und dümmer entweiht worden. Die ſog. bayriſchen Patrioten meinten nun, Fürſt Hohenlohe werde ihnen weichen müſſen. Es gab indeß noch wahrhaft patriotiſche Männer genug in Bayern, die ein deutſches Herz hatten und den Werth der deutſchen Einheit zu würdigen wußten. Dieſe beſtürmten den König in Adreſſen, das wahrhaft patriotiſche Miniſterium nicht zu entlaſſen. Hohenlohe unterzog ſich der ſchweren Pflicht, in ſeinem Amte auszuharren, und der König blieb ihm treu, trotz einer dem Fürſten ſehr feindſeligen Camarilla und trotz den Einflüſſen Roms, wo man um ſo erbitterter gegen ihn war, als er zuerſt vor den Gefahren gewarnt hatte, mit denen das Concil Europa bedrohe. Nur der Miniſter des Innern von Hörmann und der Kultminiſter Greſſer wichen dem drohenden Sturm aus und

wurden, jener durch Braun, dieſer durch Lutz erſetzt. Die neue Kammer wurde im Jahr 1870 einberufen. In einer vorbereitenden, nicht öffentlichen Sitzung fing die Mehrheit gleich damit an, die ſieben Wahlen der Stadt München zu beanſtanden.

Am 15. Januar 1870 eröffnete der König die bayriſche Kammer in Perſon und ſagte in der Thronrede: „Der Widerſtreit entgegenſtehender Meinungen hat in der letzten Zeit einen Grad ungewöhnlicher Heftigkeit erreicht. In Folge deſſen haben ſich vielfach irrthümliche und beunruhigende Vorſtellungen verbreitet. Im Vertrauen auf Ihrer aller Vaterlandsliebe und Einſicht gebe Ich Mich der Hoffnung hin, daß das Vorbild maßvoller Haltung, welches Sie dem Lande geben werden, weſentlich zu ſeiner Beruhigung beitragen wird. — Ich weiß, daß manche Gemüther die Sorge erfüllt: es ſey die wohlberechtigte Selbſtändigkeit Bayerns bedroht. Dieſe Befürchtung iſt unbegründet. Alle Verträge, welche ich mit Preußen und dem norddeutſchen Bunde geſchloſſen habe, ſind dem Lande bekannt. Treu dem Allianzvertrage, für welchen Ich Mein Königliches Wort verpfändet habe, werde Ich mit Meinem mächtigen Bundesgenoſſen für die Ehre Deutſchlands und damit für die Ehre Bayerns einſtehen, wenn es unſere Pflicht gebietet. So ſehr ich die Wiederherſtellung einer nationalen Verbindung der ſüddeutſchen Staaten wünſche und hoffe, ſo werde ich doch nur in eine ſolche Geſtaltung Deutſchlands willigen, welche die Selbſtändigkeit Bayerns nicht gefährdet. Indem Ich der Krone und dem Lande die freie Selbſtbeſtimmung wahre, erfülle Ich eine Pflicht nicht allein gegen Bayern, ſondern auch gegen Deutſchland. Nur wenn die deutſchen Stämme ſich nicht ſelbſt aufgeben, ſichern ſie die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung Geſammtdeutſchlands auf dem Boden des Rechts."

Sofern in dieſer Rede das Feſthalten an den Allianzverträgen mit Preußen betont war, befriedigte ſie die Nationalen und ſofern ſie auch wieder die Selbſtändigkeit Bayerns betonte, die Particulariſten. Im Grunde hatte auch Fürſt Hohenlohe neben der natio-

nalen Verpflichtung doch auch immer die Berechtigung des Sonderstaats behauptet, es kam nur darauf an, eine richtige Grenze zu finden. Die Ultramontanen, die immer nur von „Zerreißung der Kette, mit der man den bayrischen Löwen fesseln wolle", geredet hatten, verstanden darunter die Zerreißung der Augustverträge. Diese Zumuthung wies der König in der Thronrede von sich und belehrte zugleich die Klerikalen, daß keine andern Verträge mit Preußen existirten, als die bekannten, womit er die böswilligen Gerüchte widerlegte, die den Fürsten-Minister beschuldigten, er habe heimlich mit Preußen traktirt. Gleichwohl verlangten die Klerikalen, auf ihre Mehrheit im Abgeordnetenhause trotzend, in ihrer Antwort-Adresse die Entlassung des Fürsten Hohenlohe. „Entsprechend der tiefgefühlten Treue gegen Ew. k. Majestät und der festen Anhänglichkeit an das Land und dessen selbständige Entwicklung hat sich in der Majorität des Volks ein durch die Parteistellung des Ministeriums noch gesteigertes Mißtrauen gebildet, dessen Ausdruck der Erfolg der Wahlen ist. Wohl sind die erhabenen Worte Ew. Majestät geeignet, die erregten Gemüther zu beruhigen. Allein ein wirkliches Vertrauen wird nur dann zurückkehren, wenn es Ew. Majestät gelingt, Männer als Räthe der Krone zu finden, welche ꝛc."

Fürst Hohenlohe nahm Anlaß in der Kammer zu antworten, die bei seinem Amtsantritt schon zu Recht bestandenen Augustverträge müßten eingehalten werden, die durch das Wehrsystem aufgelegten Lasten seyen unumgänglich, weil man die aus jenen Verträgen fließenden Pflichten für Deutschland erfüllen müsse; auf die Erhaltung des Zollvereins sey er stolz. Die Zukunft werde lehren, daß kein Minister Bayerns einen andern Weg einschlagen könne, zur Einigung Deutschlands, wie zur Erhaltung der Selbständigkeit Bayerns. Der Südbund sey unmöglich. Weder zu einem offenen, noch zu einem versteckten Vertragsbruch biete er die Hand. Wer einen solchen verlange, habe recht, ihm zu mißtrauen. Man solle trachten, die Nikolsburger Bestimmungen auszuführen, denn je länger

BIBL. UNIVERS. LINZ

Der Alco (Canis mexicanus), eine kurzhaarige, stumme Hundeart, ward von den Spaniern auf den Antillen und auf dem ganzen Festlande, von Mexico bis zur Costa Rica, Guatemala und Peru immer als Gesellschafter der Indianer, aber nicht im wilden Zustande getroffen. Bekanntlich ward er dort zur Speise gemästet. Mir ist diese Art, welche ich für ursprünglich amerikanisch halte, nur bei den Wilden am Yupurá vorgekommen. Der Hund hatte dort wenig Haare am Körper, mit Ausnahme des Kopfes und der Brust, eine spitze Schnauze, und ließ manchmal ein leises Bellen oder vielmehr Geheul hören; er war sehr sanft und zuthätig. In demjenigen Theile des tropischen Amerika, wo die Menschen eine gewisse Culturstufe erreicht haben, ist er auch jetzt überall vorhanden, während man ihn bei den ganz rohen Wilden im östlichen Brasilien nicht antrifft. Er hat auch eigene Namen in den Sprachen jener Völker.[1] Das Llama und Quanaco, ursprünglich im hohen Andesgebirge heimisch, verhalten sich zu einander wie gezähmte und wilde Varietät. Die letztere war um die Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wie Inca Garcilaso ausdrücklich bemerkt, im Zustande der Wildheit schon äußerst selten, was doch schwerlich von der Zerstörung durch die Spanier herrühren mochte, da sie damals zu Jagden auf den Hochalpen wohl wenig Zeit und Lust hatten. Aus dem, was Garcilaso ferner über die Vicugna bemerkt, daß sie nämlich, während der Regierung der Incas, alljährlich mittelst großer Jagdpartien eingefangen, geschoren und dann wieder freigelassen worden, und daß man sogar über die Zahl der Thiere, welche benutzt worden waren, Register mittelst der Gedenkschnüre oder Quippus geführt habe, läßt sich schließen, daß das ursprüngliche Naturverhältniß dieser Thiere durch die Menschen schon wesentlich abgeändert worden sey.

Das zahme Huhn ist wahrscheinlich in ganz Amerika vor der Einwanderung der Europäer unbekannt gewesen. Ausdrücklich berichtet es Inca Garcilaso rücksichtlich Peru. Daß dies Hausthier

[1] Es ist der Aurt der Maypures, der Ytzcuintli der Nahual- oder mexicanischen, der Peco der zapotekischen Sprache. Der Aguara in der Tupi- oder Guaranisprache (Canis campestris), eine wolfsartige Species, findet sich nirgends gezähmt.

Bayern isolirt bleibe, desto schwerer werde ein späteres Bündniß geschlossen werden und desto größer würden die Opfer seyn, die man um dasselbe bringen müsse. Hätte Bayern sich im Oktober 1867 vom Zollverein ausgeschlossen, so hätte es in kurzer Zeit seinen Wiedereintritt um jeden Preis nachsuchen müssen. Man solle niemals vergessen, daß Bayern ein Theil des großen deutschen Vaterlandes ist. — Da auch der Reichsrath eine Mißtrauensadresse entworfen hatte, wies der König deren Annahme zurück mit den Worten: „Die Adresse hat durch prinzipielle Angriffe auf den Gesammtbestand des Ministeriums ohne jede thatsächliche oder gesetzlich greifbare Begründung dem Geiste der Versöhnung nicht entsprochen, welchen ich in meiner Thronrede der Landesvertretung entgegengebracht habe." Die Deputation der Reichsrathsmehrheit wurde vom König nicht empfangen, dagegen die zwölf Mitglieder, welche gegen die Adresse gestimmt hatten, zur königlichen Tafel gezogen und den Prinzen, welche für die Adresse gestimmt hatten, der Hof verboten.

Bei diesem Anlaß verlautete allerlei von bisherigen Versuchen einer Hofpartei, „ein frevles Spiel mit dem König und der Wohlfahrt des Landes zu wagen, Intriguen, die nicht blos die Entfernung des Ministeriums Hohenlohe zum Ziele hatten, sondern sogar einen Thronwechsel." Der jugendliche König bewies aber bei diesem Anlaß, daß er nicht mit sich spielen lasse, und man sahe mit Lust an ihm „eine starke Hand und ein sicheres Auge."

Bürgermeister Fischer von Augsburg warf in der zweiten Kammer einen wohl angebrachten Rückblick auf das Jahr 1866. Er erinnerte daran, in welche Gefahr Bayern damals durch seinen unbesonnenen Angriff auf Preußen gerathen war. Preußen hatte Bayern durch nichts verletzt, ihm immer wohl gewollt, der König von Preußen hatte noch unmittelbar vor dem Krieg den König von Bayern in einem herzlichen Briefe gewarnt. Doch hatte die Kriegslust in Bayern gesiegt, die Bayern waren, wie die Oesterreicher, auf allen Punkten von den Preußen geschlagen worden. Die

Preußen waren über den Main vorgedrungen und hatten alles bayriſche Land nordwärts vom Main beſetzt. Preußen wollte dieſes Gebiet behalten, um nicht ſobald wieder einem muthwilligen Angriffe von bayriſcher Seite ausgeſetzt zu ſeyn. Oeſterreich hatte ſich zwar vor dem Kriege in einem beſondern Vertrage verpflichtet, nicht ohne Bayern Frieden zu ſchließen, that es aber doch und ließ Bayern im Stich. Auch von Frankreich konnte damals Herr v. d. Pfordten keine Hülfe erbetteln. Alſo blieb ihm, um Kulmbach, Ansbach und Baireuth zu retten, nichts übrig, als dem Grafen Bismarck ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen anzubieten. Bismarck, hätte es verweigern und jene fränkiſchen Markgrafſchaften als uraltes Beſitzthum der Zollern wieder an Preußen bringen können. Er hätte es müſſen thun, wenn ſein König nur preußiſche und nicht deutſche Politik getrieben hätte. Weil er aber das große deutſche Nationalintereſſe im Auge hatte, geſtattete er dem Grafen Bismarck großmüthig an Bayern zu handeln und ihm den glänzendſten Beweis des Vertrauens in der Zurückerſtattung jener Markgrafſchaften zu geben, wogegen Bayern das Schutz- und Trutzbündniß abſchloß. v. d. Pfordten äußerte ſich damals im höchſten Grade befriedigt und erklärte es für eine Verleumdung, wenn man Bismarck früher ein deutſches Herz abgeſprochen habe.

Fiſcher glaubte der bayriſchen Kammer an's Herz legen zu ſollen, daß es nicht Preußen geweſen ſey, was Bayern die Schutz- und Trutzbündniſſe aufgedrungen hätte, ſondern daß Bayern ſelbſt auf's dringendſte darum gebeten habe, wie daſſelbe auch Württemberg, Darmſtadt und Baden gethan haben. Wie man alſo jetzt dieſelben Verträge brechen und der Regierung vorwerfen möge, daß ſie dieſelben heilig halte? Fürſt Hohenlohe bemerkte noch, Bayerns Aufgabe ſey eine höhere, als zum Glacis Oeſterreichs zu dienen, ſondern es müſſe aufrichtige Verſöhnung Oeſterreichs und Preußens anſtreben. Doktor Barth führte den ſog. Patrioten noch zu Gemüthe, wenn wegen Renitenz der Particulariſten der Norddeutſche

Bund sich nicht in föderativer Weise über den Main herüber erstrecken könne, der Föderalismus überhaupt einem Einheitsstaate werde weichen müssen. Die sog. Patrioten brachten nirgends stichhaltige Gründe, desto mehr Aeußerungen des engherzigsten und leidenschaftlichsten Particularismus vor, so daß man sich wunderte, wie das jedenfalls unterrichtetste und talentvollste Haupt der Partei, der geistreiche Herausgeber der historisch-politischen Blätter sich zu einer so seichten, ja oft taktlosen Polemik habe erniedrigen können.

Im bayrischen Reichsrath machte sich der Präsident des evangelischen Consistoriums, der lutherisch-orthodoxe und gelehrte Harleß, durch seinen eifrigen Anschluß an die sog. Patrioten in so mißliebiger Weise bemerklich, daß von Seiten der protestantischen Bürger Münchens und Nürnbergs Mißtrauensadressen gegen ihn gerichtet wurden.

Die Mehrheit der zweiten Kammer verharrte in ihrem Machtbewußtseyn und nahm die Mißtrauensadresse am 10. Februar mit 77 gegen 72 Stimmen an. Hierauf gab Fürst Hohenlohe seine Entlassung ein. Dieselbe wurde jedoch erst am 7. März angenommen, weil der König ihn gern beibehalten hätte und ihn auch nicht eher entließ, als bis ein Freund und Gesinnungsgenosse desselben sich bereit erklärt hatte, sein Nachfolger im Ministerium zu werden. Das war Graf Bray, bisher bayrischer Gesandter in Wien, früherer Märzminister. Fürst Hohenlohe und Gemahlin wurden vom König recht auffallend geehrt, um ihm im königlichen Vertrauen eine Entschädigung für das Mißtrauen der sog. Patrioten zu gewähren.

Daß sich die ultramontane Partei, obgleich ihre wuthschäumende Presse einigemal gar keinen Anstand nahm, die Franzosen herbeizuwünschen, gleichwohl nicht schämte, sich „Patrioten" zu nennen, schien freilich unglaublich. Sie durften sich alles nennen nur nicht Patrioten, weil das Widerstreben gegen die nationale Einheit und der Wunsch, mit dem Reichsfeinde vereint gegen das

deutſche Vaterland kämpfen zu können, das Gegentheil von Patriotismus iſt. Indeſſen iſt es leider die Erbſünde der Deutſchen, einander unvernünftig zu haſſen und dieſen Haß für erlaubt, das Bündniß mit dem Feinde gegen das eigene Vaterland für keine Schande zu halten. In denſelben Tagen des März las man in einer ſüddeutſchen Zeitung die charakteriſtiſche Aeußerung, es habe den Ultramontanen und Demokraten „zur patriotiſchen Beruhigung gereicht," daß ein franzöſiſcher Geſandter einem ſüddeutſchen Miniſter wegen deſſen preußenfeindlicher Geſinnung ſeines Kaiſers gnädige Zufriedenheit bezeugt habe.

Graf Bray nahm von der bayriſchen Kammerberathung über die außerordentlichen Militärbedürfniſſe Anlaß, ſich folgendergeſtalt zu erklären: „Der Zweck unſerer Politik iſt Verſöhnung. Dadurch, daß wir uns verſöhnen, uns ſammeln, uns im Innern ſtärken, ſorgen wir für die Gegenwart und zugleich auch am beſten für die Zukunft, für eine beſſere Zukunft des engeren und weiteren Vaterlands. Bezüglich unſerer äußeren Politik und der alle unſere auswärtigen Beziehungen beherrſchenden deutſchen Frage iſt uns durch die gegenwärtigen Zeitverhältniſſe ein ziemlich enger Weg vorgezeichnet. Es beſtehen bindende, auf Gegenſeitigkeit beruhende Verträge, die gehalten werden müſſen, ſowie andererſeits unſere berechtigte Selbſtändigkeit, unſere freie Selbſtbeſtimmung unverſehrt zu wahren ſind. Wir ſind alſo zu einer gewiſſen Beſchränkung unſeres politiſchen Horizonts angewieſen. Es iſt behauptet worden, Bayerns jetzige Lage ſey nicht haltbar. Meine Herren! ich theile dieſe Meinung nicht. Allerdings iſt in den heutigen europäiſchen Verhältniſſen viel Unfertiges, Proviſoriſches und Schwieriges, und auch Bayern iſt nicht frei davon; aber deßhalb iſt die jetzige Lage nicht unhaltbar, ich ſage mehr, ſie iſt unangreifbar; Bayern liegt im Herzen Deutſchlands und Europas, und jeder Angriff, jede ernſte Bedrohung deſſelben würde europäiſche Complikationen herbeiführen, welchen ſich keine Macht ſo leicht wird ausſetzen wollen. Wir ſollen

das Erreichbare anſtreben. Als ſolches bezeichne ich vor allem die ſorgſame Pflege der freundſchaftlichen Beziehungen zu allen unſeren Nachbarn, in erſter Linie zu unſeren deutſchen Stammesgenoſſen in Nord und Süd, im Oſten und im Weſten. Unſer Verhältniß zu Norddeutſchland beruht auf der ſicheren Grundlage der Verträge. Einen Südbund zu bilden, wie der Prager Friede ihn in Ausſicht nimmt, iſt bis jetzt nicht gelungen. Ich laſſe dahin geſtellt ſeyn, ob deßhalb darauf zu verzichten iſt, aber auch ohne ihn bietet die Gemeinſamkeit der Intereſſen Süddeutſchlands Anhaltspunkte genug für ein ſtetes und herzliches Zuſammengehen auf der Baſis vollſter Gleichberechtigung. Was ich hiemit empfehle, meine Herren, iſt eine praktiſche Politik, eine Politik unſerer wahren Intereſſen. Was ich Ihnen verſpreche, iſt eine offene und ſelbſtverſtändlich ehrliche und loyale Politik. Offene Politik zu üben, meine Herren, iſt nicht ſchwer, denn wir haben keine geheimen Verträge, keine geheimen Verpflichtungen, keine geheimen Plane, und überhaupt keine politiſchen Geheimniſſe. Was wir wollen, wünſchen und anſtreben, mag die ganze Welt erfahren; wir wollen Deutſche, aber auch Bayern ſeyn. In der geſtrigen Rede des Herrn Abgeordneten Schleich tritt bezüglich der Allianzverträge eine doppelte Beſürchtung hervor: die wohl durch deren Bezeichnung als Schutz- und Trutzverträge hervorgerufene Beſürchtung einer offenſiven Bedeutung dieſer Verträge, und die weitere Beſorgniß, daß uns dadurch auch im Frieden gewiſſe Beſchränkungen und Laſten auferlegt ſeyen. Für die Bedeutung eines Vertrages iſt doch wohl deſſen Text vor allem maßgebend; derſelbe lautet in Artikel 1: „Es garantiren ſich die hohen Contrahenten gegenſeitig die Integrität des Gebietes ihrer bezüglichen Länder, und verpflichten ſich im Falle eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zu dieſem Zwecke einander zur Verfügung zu ſtellen.“ Schließlich machte der Miniſter darauf aufmerkſam, daß ein tüchtiges Heerweſen zu erhalten, nicht blos Vorſchrift der Verträge, ſondern auch das eigene Intereſſe

Bayerns sey. Der Kriegsminister von Prankh fügte hinzu, das bayrische Heer müsse an Stärke und Tüchtigkeit den übrigen Bundesheeren relativ gleichkommen. Eine Systemänderung jetzt, wo die Reform kaum Früchte getragen, wäre eine Desorganisation der Armee. In der Einführung des Milizsystems könne Bayern nicht vorangehen.

Die unpatriotischen „Patrioten" warteten ab, trotzten auf ihre Mehrheit in der Kammer und trösteten sich, was auch die bayrische Regierung thun möge, mit der französischen Hülfe, welche sie ganz sicher und zwar bald erwarteten. Das in München erscheinende „Vaterland" schrieb zur Zeit des französischen Plebiscits ganz offen, demselben werde bald eine Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten Deutschlands nachfolgen und Deutschland harre mit Sehnsucht darauf, es würde Frankreich als Retter und Erlöser begrüßen, alles werde auf Seite Frankreichs stehen, um das verhaßte Joch Preußens zu brechen. Preußen sey moralisch fertig, es auch physisch fertig zu machen, sey die Aufgabe Frankreichs. „Ob wir im Jahr 1871 den preußischen Nordbund, den Zollverein, oder sogar die preußische Monarchie noch haben werden, wer kann das voraussagen?" Eine solche Sprache wurde nun dem gemäßigten Theil der Patrioten doch zu toll und gefährlich, es gab heftigen Streit in ihrem Club und Lucas und Bucher, die Hauptleiter der patriotischen Presse, traten aus dem Club und Landtag aus, am 20. Mai. Der Präsident Weiß, Jörg ꝛc. standen an der Spitze der Gemäßigten. Bald nachher wurde auch der unbändige Pfarrer Mahr, der den patriotischen Club nur compromittirte, von demselben ausgeschlossen, blieb aber noch der gleichfalls gänzlich rücksichtslose Professor Greil zurück.

Der württembergische „Landbote" verglich die Logik der sog. Patrioten in Bayern, die nichts für das Militär thun wollten, mit der Logik jenes Ortsvorstandes, welcher auf den Vorwurf, daß der Ort keine Feuerspritze habe, zur Antwort gab: „Erstens brennt es

bei uns nie, und zweitens, wenn es auch bei uns brennt, kommen die Nachbarn ſchon und löſchen, und drittens, wenn wir eine Feuerſpritze hätten, müßten wir ja auch unſern Nachbarn löſchen helfen, wenn es bei ihnen brennt."

Im März 1870 hörte man klagende Stimmen aus Bayern, der ultramontane Fanatismus der Patrioten daſelbſt werde auf den höchſten Grad geſteigert werden, wenn das Dogma der Infallibilität in Rom zu Stande komme. Der gemäßigt katholiſche und der proteſtantiſche Landestheil würden dann in unverſöhnlichen Kampf mit dem ultramontanen Theil gerathen. Inzwiſchen verrieth die Jeſuitenpartei wenig Takt. Der Kölner Zeitung wurde am 26. April aus Rom geſchrieben: „Meglia, der päpſtliche Nuntius in München hat die Bedeutung der Popularität Döllingers verkannt, doch läßt die Unita Cattolica den Nuntius nicht fallen, indem ſie ſeine Stellung ſeit der perſönlichen Parteinahme des Königs als eine gar ſchwere darſtellt. Alle Schuld wird auf ihn geworfen, ſeit er an Huber ſchrieb, die Unita Cattolica könne ihren Leſern nicht oft genug wiederholen, ‚wie unbedeutend die Perſönlichkeit König Ludwigs II. ſey, wobei ſie verſichert, er ſey aus einem Muſikanten nur Sacriſtan des Liberalismus geworden.'" Der König beantwortete dieſe jeſuitiſchen Frechheiten damit, daß er dem Profeſſor Huber, der in ſeiner Schrift „das Papſtthum und der Staat", Döllinger vertheidigt hatte, ein anerkennendes Handſchreiben zuſtellte und den Franziskaner Pater Hölzl, der gleichfalls für Döllinger geſchrieben hatte, in einer Audienz empfing. Der letztere wurde nach Rom citirt, ging auch hin und wurde von dort wieder entlaſſen, obgleich er nicht revocirt, ſondern nur einen ihm vom Ordensgeneral abgeforderten Revers unterzeichnet hatte. Man beklagte bei dieſem Anlaß, daß er von den Biſchöfen der Oppoſition bei dem Concil nicht unterſtützt worden ſey.

Döllinger in München, der größte katholiſche Theologe Deutſchlands, zeichnete ſich durch ſeine Schriften gegen die Infallibilität,

denen gleichgesinnte Schriften seiner begabten Schüler folgten, vor allen deutschen Gelehrten aus, und markirte auf's schärfste den Unterschied zwischen Katholicismus und Ultramontanismus. Auch der Bischof Heinrich von Passau sah vom Wahnsinn der Patrioten das Schlimmste voraus und warnte.

Dem Extrem des Ultramontanismus trat inzwischen in Bayern selbst das andere Extrem gegenüber, nämlich in der protestantischen Pfalz. Dem in Baden constituirten Protestantenverein, dem erst aus Anlaß des Concils eine größere Ausdehnung gegeben wurde, war schon lange ein engerer Protestantenverein in der bayrischen Rheinpfalz vorangegangen. Hier herrschte unter den Protestanten schon lange dieselbe liberale Partei vor, wie im benachbarten Großherzogthum Baden. Deßhalb war auch hier die der preußischen nachgebildete Union mit großer Stimmenmehrheit angenommen und im Sturmjahr 1848 eine demokratische Kirchenverfassung beliebt worden. Diese wurde zwar wieder ermäßigt, doch blieben die confessionell Gesinnten in der Minderheit und die Unionisten von der laxen Observanz herrschten in verschiedenen Synoden immer wieder vor.

Zwölftes Buch.

Württemberg, Baden, Heſſen.

Im Königreich Württemberg iſt zwar nicht der ganze ſchwäbiſche Volksſtamm vertreten, doch bildet er den Kern deſſelben im Neckarthal. Hier iſt der Sitz des alten Herzogthums und der Bildung, von hier gingen die bedeutendſten Geiſter (Keppler, Schiller) aus. Hier ſtand das Stammſchloß der Hohenſtaufen und an derſelben rauhen Alb ragt das Stammſchloß der Zollern empor. Jenſeits der Alb ſchon im obern Donauthal erhebt ſich der Berg Buſſen, an den ſich der älteſte Ruhm Schwabens knüpft. Hier hauſte der edle Gero, der den widerwärtigen Haß eines Theiles ſeiner ſchwäbiſchen Landsleute gegen Karl den Großen mißbilligte und die Vereinigung aller deutſchen Stämme unter dieſem fähigen und würdigen Haupte zu einem großen Reiche als das dringendſte gemeinſame Bedürfniß aller Deutſchen erkannte, wenn ſie nicht durch ihre innere Zwietracht hier dem übermächtigen Islam, dort den Ränken der byzantiniſchen Kaiſers und der Rohheit der zahlreichen Slavenſtämme unterliegen ſollten. Deßhalb hielt Gero treu zu Karl dem Großen, half ihm die Longobarden in Italien und die Sachſen an der Nordſee dem Reich einverleiben und erwarb für ſeine tapfern Schwaben die Ehre, des deutſchen Reiches Banner in allen Schlachten voran zu tragen. Auch iſt er im Kampf für

die deutsche Sache rühmlichst gefallen. Auch seine Schwester, welche Karls des Großen Gemahlin wurde, die h. Hildegard, blieb noch lange Jahrhunderte in gesegnetem Andenken. Vierhundert Jahre später setzte das schwäbische Kaiserhaus das Einigungswerk der Deutschen rühmlich fort, wie es Karl der Große begonnen hatte. Seitdem ist der schwäbische Volksstamm für deutschen Geist und deutsche Ehre trotz irgend einem andern thätig gewesen und genießt dafür allgemeine Achtung. Namentlich in Norddeutschland sind die Schwaben geehrt und beliebt und wie viele begabte Männer aus Schwaben sind dort willkommen geheißen worden und zu angesehenen Aemtern gelangt!

Also hat dieser Volksstamm wahrlich einen Beruf, an dem neuen Einigungswerk der Deutschen freudig und eifrig mitzuwirken. Aber nur eine Minderzahl der Schwaben hat diesen Beruf nach dem verhängnißvollen Jahre 1866 erkannt. Die dreigetheilte Mehrheit lag merkwürdigerweise unter dem Fluche einmal des alten Papismus und der welschen Praktik, die dem edlen Hause der Staufen den Untergang bereiteten, zweitens der Rheinbundgelüste, der Vaterlandsverrätherei zur Zeit des großen Napoleon, drittens der modernen Demokratie, die keine Nationalehre, sondern nur eine abstrakte Freiheit kennt. Eine ultramontane Partei nämlich, die durch Dick und Dünn mit Oesterreich gehen wollte, weil Norddeutschland vorwiegend protestantisch ist, eine particularistische kleinstaatliche Partei und eine demokratische vereinigten sich, nachdem sie einander früher heftig angefeindet hatten, nach dem großen Krieg von 1866 zu gemeinschaftlicher Agitation gegen den Nordbund.

Am 6. Januar 1867 hielt die sog. Volkspartei, d. h. die demokratische, eine Versammlung in Stuttgart ab und beschloß, auf Gründung eines süddeutschen Bundes hinzuarbeiten, um dem Nordbund mehr imponiren zu können. Nebenbei verlangte sie auch eine Verfassungsabänderung auf breitester demokratischer Grundlage und

ſich übrigens ſeit drei Jahrhunderten in der neuen Welt ſoſehr verbreitet hat, daß man es ſelbſt bei abgelegenen Indianerſtämmen findet, die wenig Verkehr mit Weißen haben, darf uns nicht wundern, da es in der alten Welt nirgends mehr im wilden Zuſtande erſcheint und demnach, als ein gänzlich zahmes Thier, auch dem rohen Menſchen ſich leicht aſſimiliren mochte. Statt deſſelben haben die Indianer von jeher die verſchiedenartigen Vögel ihres Continentes in Hühnerhöfen gezähmt gehalten: in Mexico den Truthahn, am Amazonenſtrome mehrere Arten von Hoccos (**Crax**) und den Trompetervogel (**Psophia crepitans**), im öſtlichen Braſilien den Mutum (**Crax rubrirostris**). Alle dieſe Thiere finden ſich noch gegenwärtig in großer Anzahl wild, und es iſt allerdings bedeutſam, daß die Amerikaner, die ſo gerne mit ihren Affen und Papageien ſpielen, ſo wenige Hausthiere beſitzen, mit welchen ſie, eben ſo wie mit den Nutzpflanzen, ſeit unvordenklicher Zeit in Verkehr zu ſtehen ſchienen. Dieſer Umſtand erinnert mich auch an eine Thatſache, welche G. Forſter bei der Unterſuchung über die Abkunft der Amerikaner aus Aſien geltend gemacht hat, daß nämlich die canadiſchen Wilden den Gebrauch des Rennthiers nicht kennen.

Ich komme nun zu denjenigen Beweiſen, welche ſich aus alten Bauwerken und andern Denkmalen ableiten laſſen. Schon ſeit der Entdeckung kennt man, namentlich in Peru und Mexico, manche von dieſen Monumenten. Die Mehrzahl derſelben iſt, nachdem die Sammlungen und Studien von Boturini Benaduci für die gelehrte Welt größtentheils verloren gegangen ſind, erſt ſeitdem Alexander v. Humboldt Mexico beſucht hatte, und in der allerneueſten Zeit bekannt geworden. Man pflegte dieſe Denkmale faſt ohne Unterſchied ſo zu deuten, als rührten die peruvianiſchen aus der Zeit der Incas, die mexicaniſchen aus der der Azteken her. Man hat gerade auf ſie den Schluß gründen wollen, daß die Mexicaner und Peruaner zur Zeit des Cortes und Pizarro eine bedeutende Stufe der Cultur hätten erreicht gehabt. Bei einer ſolchen Anſicht von den Zuſtänden der beſiegten Völker erhielt die Conquiſta erhöhten Glanz, und es mag wohl in der Abſicht mancher Eroberer gelegen haben, ſolcher Meinung wenigſtens nicht zu widerſprechen.

Ich habe mir ſeit mehreren Jahren beſondere Mühe gegeben, dies Verhältniß durch eine Vergleichung der Schriftſteller aus der

hatte die Naivetät, die Einführung des ſchweizeriſchen Milizſyſtems für Württemberg vorzuſchlagen, nachdem der bekannte radikale Agitator Stämpfli in der Schweiz ſelbſt bereits dieſes Syſtem gegenüber den neueſten Fortſchritten im Heerweſen für ganz unpraktiſch erklärt und eine Reform des Kriegsweſens für die Schweiz beantragt hatte. Die mit Preußen abgeſchloſſenen Auguſtverträge wurden damals noch geheim gehalten, ihnen gemäß aber vereinigten ſich die ſüddeutſchen Bevollmächtigten bei einer Militärconferenz in Stuttgart am 3. Februar zu einem neuen Wehrſyſtem nach preußiſchem Princip mit allgemeiner Wehrpflicht, Aufhebung der Stellvertretung und dreijähriger Präſenz. Somit geſchah gerade das Gegentheil von dem, was die Demokraten gewollt hatten.

Das Geheimniß der Auguſtverträge konnte nur noch bis Mitte März bewahrt werden. Herr von Varnbüler mußte es endlich den wieder einberufenen Ständen vorlegen und dieſer überaus gewandte Miniſter überraſchte die Kammer durch den hohen patriotiſchen Ton, in welchem er die Annahme der Auguſtverträge empfahl, als ein Opfer, welches man der deutſchen Einigkeit freudig bringen müſſe. Er erörterte, daß durch das Schutz- und Trutzbündniß Württemberg nicht zu einem Vaſallenſtaat herabgedrückt, ſondern im Gegentheil ſeine Selbſtändigkeit gewährleiſtet ſey, und machte darauf aufmerkſam, die ſo ſehr gefürchtete Einverleibung werde gerade dann eintreten, wenn man ſich gegen das Bündniß erkläre, denn die Einigung Deutſchlands würde dennoch zu Stande kommen, „der deutſche Gedanke laſſe ſich nicht todtſchlagen“. Man habe von Deutſch-Oeſterreich geſprochen, welchem wir uns durch den Anſchluß an den Nordbund entfremden würden; aber nur das Gegentheil ſey wahr, denn die Deutſch-Oeſterreicher ſetzten ihre Haupthoffnung gerade auf das Zuſtandekommen eines ſtarken, außeröſterreichiſchen Deutſchland. Unſere Sicherheit wachſe durch das Bündniß mit dem Nordbund, denn je einiger und ſtärker Deutſchland ſey, um ſo weniger werde es von außen bedroht werden. Schon

Tiberius habe an Germanicus geſchrieben: Wenn die Deutſchen einig werden, müſſen wir Frieden halten. Mit der Iſolirung ſprechen wir uns ſelbſt das Todesurtheil und wenn uns von Frankreich Gefahr drohte, würde uns die ganze Welt einfach Verräther an Deutſchland nennen."

Dieſe Sprache imponirte der Kammer ſo, daß das Schutz- und Trutzbündniß mit dem Nordbund ſofort anerkannt wurde. Denn um dieſe Formalität war es ihm hauptſächlich zu thun geweſen. Er erſparte ſich dadurch unnütze Vorwürfe von der Oppoſitionsſeite und beruhigte dieſe Oppoſition alsbald wieder, indem er im Weſentlichen mit ihr zu ſympathiſiren ſchien, denn er erklärte am 11. Dezember gegenüber den Nationalgeſinnten, die einen baldigen Anſchluß an den Nordbund wünſchten: Württemberg habe die beiden Verträge mit Preußen abgeſchloſſen und damit ſeine nationale Pflicht erfüllt, werde aber über dieſe Grenzlinie nicht hinausgehen, niemals! Trete es in den Nordbund ein, ſo müſſe der Kriegsetat von 5 auf 7 Millionen, die jährliche Rekrutenzahl von 6000 auf 8000 erhöht werden, für die Marine müßte man ½ Mill. ausgeben, dagegen würde man an Einnahmen 1 Mill. verlieren. Auch würde es die eigene Verwaltung der Eiſenbahnen einbüßen. Es kam hierbei nicht darauf an, daß der Miniſter nur neue Ausgaben vorausſetzte, ohne andererſeits der Erſparniſſe und Vortheile zu gedenken, die der Eintritt in den großen Bund dem Kleinſtaat nothwendig bringen muß, nach demſelben Verhältniß, in welchem Württemberg ſchon ſeit 30 Jahren durch ſeinen Eintritt in den Zollverein Vortheile erlangt hat, die es in der Zeit, in welcher es noch in Mauthen eingeſchloſſen war, ſchmerzlich vermißte. Was die Eiſenbahnen betrifft, ſo ſind dies Anſtalten, die von Anfang an den Verkehr bis in weite Ferne erleichtern ſollten, deren einheitliche Verwaltung alſo auch ſelbſtverſtändlich zweckmäßiger iſt als eine nach Kleinſtaaten abwechſelnde. Auf dieſe Irrthümer in den Berechnungen des Miniſters kam es übrigens nicht an, die Pointe ſeiner Rede lag in der Erklärung,

Württemberg wolle nicht in den norddeutſchen Bund eintreten, und daß dies keine ökonomiſchen, ſondern politiſche Gründe hatte, lag auf der Hand.

Die Demokraten waren dennoch ſehr unzufrieden über die Auguſtverträge und ſpotteten über den Miniſter.

Der Stuttgarter Beobachter ſchrieb, man wiederhole den alten Schwabenſtreich, die Stallthüre zuzuſchlagen, wenn die Kuh draußen ſey. Die Spenerſche Zeitung brachte aus Karlsruhe einen Artikel, welcher an das vae victis erinnerte und dem „niemals" des Herrn von Varnbüler in Bezug auf den Nichteintritt in den deutſchen Bund einen eben ſo geringen Werth zuſchrieb. Es liege in dem Verhalten des Miniſters, „ſich das Wohlgefallen Frankreichs zu erwerben und dieſes in Paris auf Koſten Badens zur Geltung zu bringen. Wir haben es hier mit dem demſelben Ziele zu thun, welches auch Herr von Dalwigk in Darmſtadt verfolgt."

Das Project des Südbunds ſpuckte immer noch in der demokratiſchen Preſſe. Da aber Baden gern in den Nordbund eintreten wollte und der nördliche Theil Heſſen-Darmſtadts demſelben ſchon einverleibt und am 7. April bereits eine Militärconvention zwiſchen Darmſtadt und Preußen abgeſchloſſen war, konnte es ſich nur um einen nähern Anſchluß Württembergs an Bayern handeln. Dieſe beide paſſen nun aber gar nicht zuſammen, der kleine Rieſe würde den großen Zwerg ſtets bevormunden wollen, dieſer gegen jenen ſtets widerſpenſtig ſeyn. Die Regierungen thaten auch keinen Schritt, um einen Südbund einzuleiten.

Inzwiſchen erhitzte ſich die preußenfeindliche Preſſe immer mehr, je näher die Wahlen zum Zollparlament heranrückten. Im erſten Zollparlament, welches im Frühjahr 1868 in Berlin eröffnet wurde, waren auch die ſüddeutſchen Mitglieder des Zollvereins vertreten und es war denkbar, daß in dieſem Parlament auch von andern gemeinſamen Angelegenheiten, außer von denen des Zolls, würde geredet werden wollen, ſo daß es den Anſchein gewinnen

konnte, als werde das Zollparlament allmälig in ein politisches Bundesparlament übergehen. Um nun die Abneigung dagegen von Seiten Süddeutschlands zu constatiren, wurden von allen particularistischen, ultramontanen und demokratischen Feinden der deutschen Einheit in allen vier süddeutschen Staaten ungeheuere Anstrengungen gemacht, daß so wenig Nationalgesinnte als möglich zum Zollparlament gewählt werden sollten. Aber nur in Württemberg gelang es diesen Parteien, wirklich alle Nationalgesinnten von der Wahl auszuschließen. Die Regierung beging dabei den Fehler, die demokratische Partei, die sich anfangs zu schwach gefühlt, und gar nicht hatte mitwählen wollen, aufzumuntern, was dann auch über Wunsch gelang, so daß eine überwiegende Mehrheit von Demokraten gewählt wurden, die der Regierung nachher manche kleine Verlegenheit bereiteten. Die Mittel aber, mit denen man auf die Masse der Wähler in Stadt und Land wirkte, concentrirten sich hauptsächlich in der durch zahllose Zeitungsartikel und Wahlreden verbreiteten Lüge, daß, wenn man einen Nationalgesinnten wähle, Württemberg preußisch werden müsse, was das ungeheuerste Unglück für das Land seyn würde.

Die Regierung ließ der systematischen Bethörung des Volkes in der That freien Lauf und widerlegte die Lüge nicht, die sogar in ihrem Namen ausgesprengt wurde. Hier hieß es: Ihr bekommt keine Eisenbahn, wenn ihr einen nationalen Candidaten wählt. In katholischen Gegenden hieß es: Wenn sich Württemberg an den Nordbund anschließt, müßt ihr alle lutherisch werden. Die Hungersnoth in Ostpreußen rühre von den unerschwinglichen Steuern her. Schlössen sich die Württemberger an den Nordbund an, so würden sie ebenfalls verhungern.*) In der preußischen Armee herrsche

*) Im katholischen Sonntagsblatt, welches in Stuttgart erschien, hieß es, ein preußisches Comité von Junkern und Bureaukraten, den Kronprinzen an der Spitze, habe für die Hungernden in Preußen nur

noch das Prügelſyſtem. Dort ſey Leib und Gut verloren. Baden wolle ſich an den Nordbund anſchließen, aber dann würde „den Franzoſen die Geduld ausgehen“.

Im Städtchen Isny im Allgäu wurde ein Wahlzettel abgegeben, auf dem geſchrieben ſtand: „Ohne Preußen wehrlos, mit Frankreich ehrlos.“ Das war das rechte Wort. Die ſiegestrunkenen Parteien hatten ſich zu einer reinen Negation vereinigt. Wie ſie früher einander gegenſeitig negirt hatten, die Regierungsmänner, die Demokraten und die Ultramontanen, ſo negirten ſie jetzt gemeinſchaftlich die Einheit Deutſchlands und rühmten ſich, dieſelbe verhindern zu wollen. Sie ſelber waren zu ſchwach, aber ſie hofften auf Frankreich. Der ultramontane Freiburger Bote Nr. 27 ſchrieb ganz offen: „Wir können keine Mußpreußen werden, weder auf offnen, noch auf Schleichwegen, ohne daß es vorher klopft und kracht. Die herzigen kleinen Französlein leidens nicht.“ So taſtete eben auf einem Theil der Deutſchen immer noch der alte Fluch, den Heinrich von Bülow einſt zur Rheinbundzeit mit den Worten bezeichnet hatte: Sie betteln um Schande. Schwäbiſche Blätter

2000 Thaler zuſammengebracht, aber einen großartigen Bettelbrief an die „deutſchen Brüder im Süden“ ausgeſchrieben. Der König von Preußen laſſe in dem ausgehungerten Oſtpreußen gleichwohl die Steuern mit aller Strenge eintreiben. In den Volksreden, welche Wochenlang faſt in allen Dörfern von den Candidaten und Agenten der drei verbündeten Parteien gehalten wurden, artete der Preußenhaß in völligen Wahnſinn aus. Da wurde den Bauern vorerzählt, wenn Württemberg ſich an den Nordbund anſchlöſſe, würde kein Bauer mehr auf den Acker fahren können, ohne Weggeld bezahlen zu müſſen. Für jede Hopfenſtange würde er dem Staat 15 Kreuzer abgeben müſſen. Arme Kinder würden nicht mehr in den Wald gehen dürfen, um Heidelbeeren zu pflücken, ohne Steuer zu bezahlen. Bei jeder Geburt, bei jedem Todesfall würde dem Staat geſteuert werden müſſen. Weil das Wetter damals rauh und naßkalt war und die Leute viel huſten mußte, ſagte ein Schalk, auch Katarrhſteuer würden ſie künftig zahlen müſſen.

wollten die Preußen gar nicht als Deutſche anerkennen und nannten den König eine „wendiſche Majeſtät“. Die alten Wenden ſind bis auf geringe Reſte längſt ausgerottet und ſeit der großen Entvölkerung Norddeutſchlands im dreißigjährigen Kriege iſt es nicht vom ſlaviſchen Oſten, ſondern vom germaniſchen Weſten her neu bevölkert worden. Alle Familiennamen, mit wenigen Ausnahmen, ſind hier deutſch. Für deutſche Wiſſenſchaft und Literatur iſt hier ſo viel geleiſtet worden, als irgend in Süddeutſchland. Aber das alles wurde abſichtlich mißkannt und nicht minder die Thatſache, daß die Könige von Preußen ein ſchwäbiſches Geſchlecht ſind, von dem Uhland ſang:

O Zollern, deine Leiche umſchwebt ein lichter Kranz,
Sah'ſt du vielleicht noch ſterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Im Spätherbſt 1868 trat die neugewählte Kammer in Württemberg wieder zuſammen. Die Demokraten hatten darin, von den Ultramontanen unterſtützt, entſchieden die Mehrheit. Die Deutſchgeſinnten, welche diesmal doch nicht wie bei den Zollparlamentswahlen gänzlich durchgefallen waren, bildeten (mit mehreren Rittern und Prälaten) eine Minderheit von etlichen und zwanzig Stimmen. Unbedingte Anhänger der Regierung fanden ſich nicht zehn. Gleichwohl gelang es der Mehrheit nicht, die Adreſſe durchzuſetzen, in der ſie nicht undeutlich die Auguſtverträge verwünſchen und ihre Gültigkeit in Frage ſtellen wollten (in der Vorausſetzung einer Hülfe von außen). Es gelang nämlich der Geſchicklichkeit hauptſächlich der Regierungsmänner, bei der Berathung die Adreſſe ſo zu amendiren, daß ein Theil der äußerſten Fortſchrittspartei nicht mehr ihr Werk darin erkennen wollte und alſo mit dagegen ſtimmte. So kam gar keine Adreſſe zu Stande und der Landtag wurde vor Weihnachten wieder vertagt. Bei dieſem Anlaß nahm Varnbüler wieder das Wort für die Auguſtverträge und gelobte im Namen der Regierung dieſelben heilig halten zu wollen, was ihm ein Lob

in Berliner Blättern zuzog. Auch wurde Prinz Wilhelm, präſumtiver Thronfolger in Württemberg, nach Berlin beſtimmt, um dort im erſten Garderegiment das preußiſche Heerweſen zu ſtudiren.

Im folgenden Jahre brach wieder viel Abneigung gegen den Anſchluß an den Nordbund hervor, wie denn die particulariſtiſche, demokratiſche und ultramontane Preſſe nicht aufhörte, mit dem Chauvinismus in Wuth über die deutſchen Einheitsbeſtrebungen zu wetteifern. Dieſe Stimmung war jedoch nicht die allgemeine. Nach den Herbſtmanövers im Oktober lud beim fröhlichen Mahl einer der franzöſiſchen Offiziere, die den Uebungen angewohnt hatten, ein Oberſt mit deutſchem Namen, Graf Andlaw, die württembergiſchen Offiziere ein, auf gute Kameradſchaft im nächſten Kriege (gegen Preußen) zu trinken; ein württembergiſcher Rittmeiſter aber erklärte ihm ſogleich, ehe ſie gegen Deutſchland kämpften, würden die württembergiſchen Offiziere lieber ihre Degen zerbrechen. Obgleich es vor vielen Zeugen geſagt worden war, leugnete es der N. Staatsanzeiger aus Rückſicht auf den franzöſiſchen Geſandten, der angefragt hatte, ob es wahr ſey? Im folgenden Monat reiste der König von Württemberg nach München, um, wie man glaubte, dem Miniſterium Hohenlohe und deſſen Politik ſein Mißfallen zu bezeugen. Seine Gemahlin, die Königin Olga, begab ſich unterdeß nach Rom, um beim Concil anweſend zu ſeyn.

Vom badiſchen Kirchenſtreit hatte ſich Württemberg immer glücklich fern gehalten. Da wurde der fromme alte Landesbiſchof Lipp im Auguſt 1868 von dem Regens Maſt denuncirt, als laſſe er zu, daß Ruckgaber, der Direktor des höhern Convicts in Tübingen, die jungen Prieſterzöglinge zu ſehr verweltliche und daß auch in den niedern Convicten in Ehingen und Rottweil nicht römiſch genug gelehrt werde. Maſt wurde als Verleumder entfernt, ging aber nach Rom, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde, denn die ganze Sache war von den Jeſuiten angezettelt worden und er ihr Werkzeug. Es galt hauptſächlich den katholiſchen Theologen in Tübingen,

denen man, wie dem Domprobſt Döllinger in München, drohend zu Leibe gehen wollte. Der Nuntius in München nahm ſich der Sache beſonders eifrig an und ein päpſtliches Schreiben, was dem Biſchof zugeſtellt wurde, betrübte dieſen ſanften Greis ſo ſehr, daß er im folgenden Jahre ſtarb. Indeſſen blieben die Ultramontanen bei dieſem Streit ſehr in der Minderheit. Die überwiegende Mehrheit der Katholiken in Württemberg hielt zum Biſchof und bekundete ihm ihre Ergebenheit in zahlreichen Adreſſen. Die Kapitelwahl eines neuen Biſchofs fiel ſchon im Sommer 1869 auf den eben ſo gelehrten als gemäßigten Profeſſor Hefele in Tübingen und erhielt die Beſtätigung des Landesherrn und des Papſtes. Hierin bewährte ſich abermals der gute Takt der Württemberger in Aufrechterhaltung des confeſſionellen Friedens.

Im Beginn des Jahres 1870 wurde in Württemberg von den vereinigten demokratiſchen, ultramontanen und particulariſtiſchen Parteien, wetteifernd mit den ſog. Patrioten in Bayern, auf's lebhafteſte gegen den Militäraufwand und zu Gunſten eines dem der Schweiz ähnlichen Milizſyſtems agitirt. Der ganze Angriff galt aber dem Auguſtvertrage und bezweckte, den Bruch deſſelben herbeizuführen, immer im Hinblick auf Frankreich, von dem man hoffte, es werde Preußen den Krieg erklären. Die Klagen über den Militäraufwand waren im höchſten Grade übertrieben. Auch die Einführung des Milizſyſtems hätte, wie die Schweiz beweiſt, viel gekoſtet und deſto weniger geleiſtet. In der Schweiz ſelbſt iſt ſeine Untauglichkeit gegenüber der modernen Kriegführung anerkannt. Zudem iſt Württemberg durch den Auguſtvertrag eben ſo zu ſeiner Militärleiſtung für den norddeutſchen Bund verpflichtet, wie es früher durch die Bundesmatrikel dem deutſchen Bunde verpflichtet war. Seit 1866 hat ſich allerdings die württembergiſche Staatsſchuld um 81 Mill. Gulden vermehrt, davon fallen aber nur 3,100,000 auf den Militäraufwand und dagegen 78,723,000 auf die Koſten neuer, ſehr übereilt projectirter und aus den vielen Neben-

und concurrirenden Parallellinien keineswegs rentabler Eiſenbahnen. Ueberhaupt beträgt die Geſammtſchuld des Landes 154,600,000 und davon ſind 122,100,000 allein auf Eiſenbahnen verwendet worden.*)

Da die Regierung auffallenderweiſe der Agitation im Volk nicht im geringſten Einhalt that, ſo gelang es, hin und wieder ſogar unter Beihülfe von Ortsvorſtänden, eine Menge Adreſſen (mit 150,000 Unterzeichnern) gegen den Militäraufwand zu Stande zu bringen, und in der zweiten Kammer wurden dieſelben mit einer Mehrheit von 45 Stimmen bevorwortet. In Folge deſſen gaben ſämmtliche Miniſter am 24. März ihre Entlaſſung ein. Die Entſchließung des Königs war aber eine ganz andere, als man ſie erwartet hatte. Er entließ zwar den trefflichen, bisher unermüdlichen und daher der Agitation tief verhaßten Kriegsminiſter von Wagner, der ſeiner ſchweren Pflicht Genüge gethan zu haben glaubte, vertraute aber ſeinen Poſten dem energiſchen General von Suckow an, einem warmen Freund der deutſchen Sache. Auch wurde die Entlaſſung des bisherigen Cultminiſters von Golther angenommen, weil ſich derſelbe immer als der verbiſſenſte und kleinlichſte Feind der deutſchen Sache bezeigt hatte. Varnbüler behauptete ſich und Schott's Angriff auf ihn in der Kammer (der Nachweis, daß er früher einmal nicht ganz die Wahrheit geſagt hatte), diente nur dazu, die Kluft zwiſchen dieſem Miniſter und der demokratiſchen Partei, die ihm früher einmal gedient hatte und gegen die er ſehr nachſichtig geblieben war, zu erweitern.

Die Kölniſche Zeitung ſpottete damals mit Recht über den Stuttgarter Beobachter, das Hauptorgan der Demokratie. Derſelbe hatte im Frühjahr 1866 nicht genug den Wohlſtand und die Heldenkraft des ſchwäbiſchen Volksſtamms gegenüber der preußiſchen Hungerleiderei zu preiſen gewußt. Jetzt aber jammerte er über das

*) Staatsanzeiger für Württemberg vom 9. April 1870.

arme Ländle Württemberg, das die Last der Steuern für den Militäraufwand nicht mehr tragen könne, und über die Anstrengung der armen Landeskinder. „Diese Anstrengungen, welche das neue System dem Soldaten auflegt, sind unerträglich und wenn die Kaserne eine Zunge hätte, würde ein Schmerzensruf aus allen Garnisonen ertönen, wo Schwabenkinder stehen. Was können wir dafür, daß wir im wärmeren Süden, auf reicherem Boden ein weicheres Volk geworden sind? Allerdings mögen dort, wo Pflanzen und Thiere rauher und ausdauernder aufwachsen, auch die Menschen härter seyn. Aber beweist dies, daß nun auch die Söhne unseres üppigen, von Gott gesegneten Landes dieselbe Anspruchslosigkeit, Entsagungsübung und Entbehrungsgeschicklichkeit sich zu eigen machen können? Es mag seyn, daß der Preuße da nicht hungert, wo der knödelspeisende Bayer, der spätzelnessende Schwab, der schmalzgewöhnte Alemanne und der weinfrohe Pfälzer bereits jenes innerliche Schmachten empfinden, welches die Glieder fesselt, die Gedanken verzehrt, und selbst den Schlaf stört. Oede Freßgedanken lassen keine Freude am Beruf aufkommen und brennende Sehnsucht nach Erlösung, die der Urlaub bringt, zehrt der Mannschaft am Gemüthe." — Welche Sprache! Unwürdigeres und Unwahreres ist nie von den Schwaben gesagt worden, die im Gegentheil und fast unmittelbar nachher auf den französischen Schlachtfeldern bewiesen haben, daß altdeutscher Heldenmuth und altdeutsche Heldenkraft bei ihnen noch nicht ausgegangen sind.

In der Delegirtenversammlung des sog. Volksvereins in Stuttgart vom 5. Februar 1870 sagte Karl Mayer, Redakteur des Beobachters, die 150,000 Adressanten hätten eine scharfe Spitze gegen den Schutz- und Trutzvertrag hervorgekehrt, diesen fluchwürdigen Vertrag, der unvereinbar sey mit der süddeutschen Freiheit. „Noch müssen wir knirschend in die Kette beißen, aber bald wird die Zeit kommen, wo diese Kette wieder von uns fallen wird. Die heutige Versammlung soll ein gemeinsames Zeichen für alle

erſten Epoche zu prüfen und in das rechte Licht zu ſetzen. Ich habe die Dimenſionen der Bauwerke, die mechaniſchen und künſtleriſchen Schwierigkeiten, die bei ihrer Herſtellung zu überwinden waren, die äſthetiſche Bildung, aus welcher die Gebäude und die zahlreichen Monumente der Sculptur hervorgegangen ſind, unter einander und mit den Nachrichten eines Petrus Martyr, Oviedo, Gomara, Acoſta, Inca Garcilaſo, Diego de Caſtillo, Cortes Pedro de Cieça, Torquemada u. ſ. w. verglichen und bin zu der innigen Ueberzeugung gelangt, daß jene Denkmale in keiner Weiſe denjenigen Völkern zugeſchrieben werden können, die man als ihre Urheber zu betrachten pflegt, ſondern daß ſie vielmehr früheren, vom Nebel der Mythe umhüllten, uns unbekannten Völkern angehört haben müſſen. Das prächtige Werk des Lord Kingsborough über die mericaniſchen Alterthümer (in ſieben Folio-Bänden) hat mir mannichfaltige Gelegenheit gegeben, dieſe Anſicht in mir feſt und feſter zu ſtellen.

Eine ernſte Prüfung der älteſten ſchriftlichen Urkunden, welche uns bis jetzt über die mericaniſche Geſchichte zugänglich geworden ſind, vermittelt fürs Erſte die Ueberzeugung, daß ſich alles Material in einer unſäglichen Unordnung befinde und mit unbegreiflicher Nachläſſigkeit, ohne alle Kritik, zuſammengeſtellt worden ſey. Alles iſt durch die Aufnahme judaiſcher und chriſtlicher Vorſtellungen in die mericaniſchen Mythen auf das Bunteſte verfärbt. Die Ausſagen eines jeden Indianers, die Aufſchreibungen eines jeden Miſſionars ſind hier in ſeltſamer Verknüpfung, ohne Ordnung und innern Zuſammenhang aneinander gehängt. Die Gründe für die einzelnen Traditionen ſind nicht gewürdigt. Die hiſtoriſchen Sagen gehören ohne Zweifel mehreren Völkern an; eben ſo ſind die Mythologien gewiß nicht Einem, ſondern mehreren disparaten Götterſyſtemen zugehörig; und doch wird dies Alles ungeordnet und unverſtanden neben einander vorgetragen (wie namentlich in den Schriften des Biſchofs Sahagun). Es iſt kein Verſuch gemacht, das Gleichartige zu identifiziren oder unter gemeinſchaftliche Geſichtspunkte zu bringen, das Ungleichartige im Weſentlichen zu charakteriſiren. Als Cortes Neuſpanien unterwarf, wohnten in dieſem großen Lande die verſchiedenſten Stämme und Völker, wie die Azteken, Mixteken, Zapotelen, Otomi's u. ſ. w. Da aber die wenigen Spanier, welche ſich mit der Schilderung dieſer Menſchen

Völker ſeyn, ihr Gedanke ſoll auch den Rhein überſchreiten." Solche Prahlereien waren es, von denen ſich die Franzoſen haben verführen laſſen, zu glauben, ſie dürften nur kommen und würden in Süddeutſchland als Befreier mit offenen Armen aufgenommen werden.

In Baden blieb der Großherzog, das Miniſterium und die Kammer dem patriotiſchen Gedanken treu und dem förmlichen Anſchluß an den Nordbund ſtand hier eigentlich nichts entgegen als die geographiſche Lage des Landes, die eine unmittelbare Verbindung mit dem Nordbund ausſchloß. Dagegen nahm die Kammer am 24. Oktober 1867 den Antrag, den Eintritt in den Nordbund und die Wiederherſtellung Geſammtdeutſchlands anzuſtreben, einſtimmig an. Im Anfang des Jahres 1868 wurde der preußiſche General von Beyer, der ſich im Mainfeldzug ausgezeichnet hatte, zum Kriegsminiſter in Baden ernannt und wurden alle badiſchen Cadetten zu ihrer weitern Ausbildung in preußiſche Kriegsſchulen geſandt.

Im Lauf des Jahres 1868 ſtarb der ehrwürdige mehr als neunzigjährige Erzbiſchof der oberrheiniſchen Kirchenprovinz, Hermann v. Vicari, zu Freiburg im Breisgau. Wer nun an ſeine Stelle treten ſollte, war eine ſchwierige und verwickelte Frage, da die meiſten weltlichen Regierungen der gedachten Kirchenprovinz (Preußen für die Hohenzoller'ſchen Fürſtenthümer ausgenommen) noch ganz gemüthlich im Geleiſe der alten kirchenfeindlichen Rheinbundpolitik fortfuhren, alſo um keinen Preis einen neuen Erzbiſchof haben wollten, der das Recht der Kirche gegen den Staat ſo ſtandhaft vertheidigen würde, wie es der verſtorbene gethan hatte. Dieſe herkömmliche Regierungspolitik, die ſich in fünfzigjährigen heiklen Verhandlungen mit dem h. Stuhle immer gleich geblieben war, fand eine lebhafte, ja fanatiſche Unterſtützung beim badiſchen Liberalismus und insbeſondere in dem Heidelberger Kreiſe, von wo aus früher ſchon das kurzlebige badiſche Concordat geſtürzt worden war. Dieſer

protestantische Kreis geniirte sich nicht im geringsten, sich in katholische Dinge einzumischen, während er umgekehrt jede Einmischung von Katholiken in protestantische Angelegenheiten für ein schweres Verbrechen erklärt haben würde. Aus diesem Kreise wurde hauptsächlich die Agitation des neuen Protestantenvereins, des fortschrittlichsten aus dem christlichen Glauben hinaus, der je unter Protestanten vorgekommen war, genährt.

Das zeigte sich am zweiten sog. Protestantentage, welcher vom 25. bis 27. September 1867 in dem benachbarten Neustadt a. d. Hardt abgehalten wurde. Hier in der Pfalz, in einer Gegend, wo der Rationalismus schon lange seine Wurzeln geschlagen, sammelten sich die Fortschrittsmänner des Protestantismus. Schenkel, Schwarz aus Gotha, Ewald aus Göttingen, Zittel ꝛc., denen sich auch der Rechtslehrer Bluntschli zugesellte. Dieser Schweizer, der einst in Zürich die christusfeindliche Partei von Strauß eifrig bekämpft hatte, legte auf seinem Lebenswege über München nach Heidelberg so viel von seinem alten guten Glauben ab, daß er würdig erfunden werden konnte, auf dem Protestantentage in Neustadt zu präsidiren. Wäre die ungeheuere Nichtigkeit dieser modernen Glaubenshelden nicht schon bekannt gewesen, so hätte man die Großartigkeit des Planes anstaunen können, welchen sie durchzuführen sich vorgenommen, nämlich in der ganzen deutschen Nation die Glaubenseinheit zu erzielen, ohne Zweifel das Größte und Wünschenswertheste neben der politischen Einheit der Nation. Diese Fortschrittsmänner glaubten sich aber die Mühe einer Vereinbarung aller positiven Glaubensnormen ersparen zu können und suchten die Einheit einfach und naiv im Todtschlagen alles positiven Glaubens, in der Negation, im Unglauben. Anknüpfend an die Frage, die gerade damals den neuen norddeutschen Bund bewegte, verdammten sie das Lutherthum als positiven Glauben, der die glaubenslose Union zerstöre, und waren doch naiv genug, Luther's Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" zu singen. Schenkel schlug eine Union der liberalen

Proteſtanten mit den liberalen Katholiken vor. Kurz, der Geiſt Ronges ſchwebte über dieſen Waſſern. Beſchloſſen wurde, alle und jede poſitive Confeſſion zu verwerfen, ſo daß ſelbſt eine Conſenſusunion nicht geſtattet werden ſolle, weil das Mitglauben ſchon einen Glauben anerkennen würde. Als Hauptſache ſtellte man feſt, daß die Lehre unbedingt frei ſeyn ſolle, unbeſchränkt, auch nicht durch die ſchmalſte Glaubensnorm oder ein irgend verbindlich machendes Dogma. Bluntſchli ſagte: „Es war ein logiſcher Fehler, das Dogma über die Welt auszubreiten. Unſere Zeit hat einen tüchtigen Schritt über die Reformation hinaus gethan. Luther hat an die Stelle der Autorität des Papſtes die der h. Schrift geſetzt. Wenn es unmöglich iſt unter Menſchen, daß irgendwer eine abſolute Autorität habe, ſo iſt es ebenſo unmöglich, daß ein von Menſchen geſchriebenes Buch Autorität werde. Wir erkennen keine mehr unter den Menſchen. Da Gott unerforſchlich iſt, ſo iſt niemand, der ſagen könnte, das iſt die Meinung Gottes.“ (Nach dem Halleſchen Volksblatt 1867, Nr. 90.)

Die ebenſo einſeitige ultramontane Partei wollte den berühmten Biſchof Ketteler von Mainz zum Erzbiſchof in Freiburg machen. Dieſem aber ſchadete die leidige Wahlverwandtſchaft des Ultramontanismus mit dem franzöſiſchen Imperialismus, daher ſich politiſche Befürchtungen und Hoffnungen an die ſtrittige Wahl anknüpften. Im Juni 1868 las man im Mainzer Journal in Bezug auf die Eventualität eines Krieges zwiſchen dem norddeutſchen Bunde und Frankreich: „Es iſt nur zu wahr, daß die ſüddeutſchen Katholiken als ſolche von einem Siege Frankreichs ſchwerlich etwas fürchten; man iſt allgemein der Ueberzeugung, daß Frankreich ſeinem innerſten Weſen nach katholiſch iſt, und daß gerade jetzt in Frankreich die katholiſche Kirche an Macht und Popularität von Tag zu Tag wächſt. Auch ſehen wir bei uns einen erfreulichen Aufſchwung des religiöſen Lebens, die Kirche will frei ſeyn; man wird bald ihren eben ſo reinen wie tiefen Freiheitsdrang nicht mehr hemmen können.

Und da sieht nun der Katholik sich in diesem Moment von allen Seiten gedrängt, hier vom liberalen Staatsdespotismus, dort vom militärischen Staatsdespotismus. Wenn Frankreich, Preußen bekämpfend, hierauf sein Augenmerk richtet, und wir sehen schon, es thut so, dann könnte es wirklich wahr werden, daß es in Deutschland minderen Widerstand fände."

Dagegen las man schon im April desselben Jahres in der Augsb. Allg. Zeitung eine Correspondenz aus Baden, worin der Wunsch ausgesprochen wurde, die ganze oberrheinische Kirchenprovinz möge als solche aufgelöst und Freiburg auf ein Bisthum reducirt werden. „Die oberrheinische Kirchenprovinz hat ihre eigentliche Grundlage im Wiener Frieden und im deutschen Bunde gehabt, diese sind aber inzwischen hinfällig geworden. Preußen hat die zwei Bisthümer Limburg und Fulda sich einverleibt und will keines seiner Bisthümer einem fremden Erzbisthum unterstellt lassen, und die Folge davon wird seyn, daß es diese beiden Bisthümer zur Kölner Kirchenprovinz schlagen wird. Es verbleiben dann nur noch die Sprengel von Freiburg, Mainz und Rottenburg mit nicht mehr als 1,650,000 Katholiken, und dafür ist ein besonderes Erzbisthum nicht mehr nöthig." Allerdings hat diese Kirchenprovinz das Unglück, aus sehr heterogenen, durchaus nur paritätischen Staatsgebieten zusammengesetzt zu seyn. Ihr Fluch von Anfang an war der unversöhnliche Kampf zwischen den Ansprüchen der römischen Kirche und denen des liberalen badischen Staates, in dessen Gebiet die Residenz des Erzbischofs liegt.

Als der Papst das Concil einberief und die Jesuiten einen großen Schlag vorbereiteten, konnte es nicht fehlen, daß der Protestantenverein begierig die Gelegenheit ergriff, um sich gegenüber dem jesuitischen Extrem wichtig zu machen. Er veranstaltete also am 31. Mai 1869 eine große Protestantenversammlung in Worms am Lutherdenkmal. Die Herrn nahmen den Mund etwas zu voll, indem sie ihrer Parteiversammlung gleichen Rang mit dem Concil

in Rom zuſchrieben und als berechtigte Vertreter des von Luther gegründeten Proteſtantismus gelten wollten, da ſie doch im Gegentheil mit ihrem ſeichten Naturalismus außerhalb aller zu Recht beſtehenden proteſtantiſchen Landeskirchen ſtanden und von niemand beauftragt waren. Allein der Sache nach hatten ſie daſſelbe Recht, den Jeſuiten die Spitze zu bieten, wie dieſe ſich das Recht anmaßten, die Reformation zu verdammen. Die Verſammlung in Worms wies das Schreiben des Papſtes vom 13. September 1868 als eine unbefugte Anmaßung zurück, berief ſich auf das Evangelium und Luther (dem ihr Rationalismus doch ſelber widerſprach) und verdammte insbeſondere den Jeſuitismus. Sie ſtellten aber auch weitere acht Theſen auf und entwickelten die Grundzüge des evangeliſch proteſtantiſchen Gemeindeprinzips und die daraus folgenden Grundſätze der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung. Dieſes phantaſtiſche Elaborat wiederholte nur das Programm der Zukunftskirche, wie es ſchon der verſtorbene Bunſen entworfen hatte, und war nichts anderes als die Parodie der berüchtigten demokratiſchen Verfaſſung Frankreichs vom Jahr 1793, nur auf dem kirchlichen Gebiete. Wie nämlich damals in Frankreich alle politiſche Gewalt von unten aus den Urverſammlungen hervorgehen ſollte, ſo verlangten jene Wormſer Theſen, daß künftig alle kirchliche Gewalt in Deutſchland von den Gemeinden ausgehen ſollte. Aus Verſammlungen der Ortsgemeinden ſollten durch Wahlen Kreisſynoden und aus dieſen die Landesſynode hervorgehen. Das active und paſſive Wahlrecht ſtehe allen Laien zu; bei Beſetzung der Pfarreien habe die Gemeinde zu entſcheiden; die kirchliche Geſetzgebung und die Controle des ihr verantwortlichen Kirchenregiments komme der Landesſynode zu. Nach dieſem Verfaſſungsentwurf würde es, wie ſchon Bunſen verlangt hat, jeder Gemeinde zuſtehen, jeden Augenblick ihren Pfarrer, ja auch ihren Glauben zu ändern, würde jeder Agitation ungläubiger Laien Thür und Thor geöffnet werden. Man ſieht wohl, der Zeitgeiſt hat in Europa reißende Fortſchritte gemacht, denn faſt in den näm-

lichen Tagen hat die Versammlung der spanischen Republikaner zu Tolosa in Bezug auf die künftige Staatsverfassung Spaniens vollkommen ähnliche Beschlüsse gefaßt. Alle Gewalt soll auch hier nur von unten, von Urversammlungen ausgehen und die lediglich aus Wahlen hervorgegangene Regierung soll stets der Controle der Urwähler unterworfen bleiben.

Schenkel gab unmittelbar darauf eine Flugschrift unter dem Titel „brennende Fragen" heraus, worin er diese Thesen vertheidigte, gröbliche Angriffe auf die bestehenden evangelischen Kirchenbehörden machte und mit einer lächerlichen Ruhmredigkeit sich selbst als den zweiten Luther ankündigte, der da habe kommen müssen, um den Augiasstall der Kirche auszufegen. Da er die Autorität der Bibel nicht mehr anerkannte, würde ihn der wahre Luther, wenn er bei der Versammlung in Worms wieder lebendig erschienen wäre, zur Stadt hinausgejagt haben.

Der Protestantenverein wollte am 4. October 1869 abermals eine große Versammlung halten und diesmal in Berlin. Er verlangte ohne Weiteres, man solle ihm zu diesem Behuf einige Kirchen in Berlin zur Verfügung stellen, wurde aber in folgendem Erlaß abschläglich beschieden: „Dem Gesuche müssen wir unsere Genehmigung versagen und erachten wir uns dazu von Aufsichtswegen verpflichtet, da der ‚Protestantenverein' durch seine Statuten sowohl, als durch die im Laufe der letztvergangenen Jahre vielfach von ihm ausgegangenen unzweideutigen Kundgebungen, welche keinen Zweifel über die von ihm verfolgten Ziele übrig lassen, auch solchen Bestrebungen und Auffassungen der Heilswahrheiten volle Berechtigung zuerkennt, welche die wesentlichen Grundlagen des christlichen Glaubens verwerfen und daher mit der Lehre, dem Kultus und der Verfassung der evangelischen Kirche im offenen Widerspruche stehen. Das Kirchenregiment kann nicht zum Ausdruck und zur Verfolgung derartiger Tendenzen die allein für die Verkündigung des christlichen Glaubens nach dem evangelischen Bekenntniß deutscher Reformation

geweihten Kirchen und Kanzeln dem Proteſtantentage einräumen. Königliches Konſiſtorium der Provinz Brandenburg.“ Unterzeichnet von Hegel, dem frommen Sohne des berühmten unfrommen Hegel.

Ein förmliches proteſtantiſches Gegenconcil gegen das katholiſche in Rom war weder nöthig noch möglich. Doch verſuchte Profeſſor Schaff in Nordamerika, der eben aus Europa dahin zurückgekehrt war, am 7. November 1869 in einer Verſammlung von Newyork die Einberufung eines großen proteſtantiſchen Concils, welches im September 1870 in dieſer Stadt zuſammentreten ſollte und wozu auch Abgeordnete aus Europa eingeladen wurden.

Wir kehren nach Baden zurück. Groß war es zu bedauern, daß ſich hier die proteſtantiſche Regierung und die katholiſche Kirche in ſo feindlichen Gegenſatz gegenüber traten. Der Staat hatte Unrecht, die Kirche ſo ſehr zu bedrängen, und weil die herrſchende Partei im Staate den Anſchluß Badens an den Nordbund wünſchte, ſo gereichte den Klerikalen ihre Bedrängniß zur Entſchuldigung, wenn ſie auch in der nationalen Frage mit der ſie tyranniſirenden Partei nicht gehen wollten und ſich von denen beeinfluſſen ließen, die gern eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz gegen Preußen eingeleitet hätten. Der kirchenfeindliche Liberalismus des Miniſteriums und der Kammer kam daher der nationalen Sache nicht zu gute. Die Fortſchrittspartei in der badiſchen Kammer gerieth zudem noch in Conflikt mit dem Miniſterium Jolly, mit dem ſie bisher Hand in Hand gegangen war. Der Grund lag in Perſönlichkeiten. Jolly ſoll mit den Parteihäuptern nicht ſo gemüthlich kameradſchaftlich verkehrt haben, wie ſein Vorgänger Lamey. Die Unzufriedenen verſammelten ſich am 8. November 1868 in Offenburg und faßten ein Protokoll ab, worin ſie ſich über den zu hoch geſpannten Militäretat (unter dem General Beyer) beſchwerten und die Beſorgniß durchblicken ließen, das preußiſche Cultminiſterium könne Einfluß auf Baden üben wollen. Dieſe fortſchrittliche Taktloſigkeit beſtrafte ſich bald, denn es kam den Klerikalen ganz gelegen, daß ihre bisherigen

Peiniger unter ſich in Zwieſpalt geriethen. Ein Zwiſchenfall vermehrte den gerechten Unwillen der Katholiken. Bürgermeiſter Stromeyer in Conſtanz trug ſeinen Kirchenhaß, obgleich er ein Katholik war, offen zur Schau, ſchmälerte den geſetzlichen Antheil der Kirchenbehörde in Verwaltungsſachen, hieß den Geiſtlichen, der ihn mahnen ſollte, ſich fortpacken, ſchimpfte laut über die Pfaffen und erklärte, er kümmere ſich nichts um die Kirche. Nachdem er nochmals vergeblich ermahnt worden war; excommunicirte ihn der Verweſer des Erzbisthums, Biſchof Kübel. Das ſetzte die liberale Partei in Feuer und Flamme. Stromeyer empfing nicht nur die Ovationen derſelben, ſondern Kübel und der Stadtpfarrer Burger wurden auch wegen Mißbrauchs geiſtlicher Amtsgewalt angeklagt. Das badiſche Oberhofgericht aber ſprach im April 1869 beide frei, weil in dieſem Falle die geiſtliche Behörde vollkommen geſetzlich verfahren ſey, nachdem Stromeyer ſeiner Kirche ausdrücklich den Gehorſam aufgekündigt habe.

Die klerikale Partei in Baden fanatiſirte ſich nun ihrerſeits auch wieder zu viel, haranguirte das gemeine Volk und hielt eine Volksverſammlung nach der andern. Bei der, welche am 9. Mai in Bruchſal zuſammen kam, ſoll der Vorſitzende erklärt haben, die Kirche ſey die Gemeinde der Gläubigen unter dem Papſt, der Staat die Gemeinde der Ungläubigen unter dem Miniſter. Beſonders merkwürdig erſcheint, daß die ultramontane Partei ohne Umſtände den Beiſtand der demokratiſchen annahm. Einen am 7. Mai 1869 datirten Aufruf zu Agitationen gegen das Miniſterium Jolly unterzeichneten nicht blos die großdeutſchen Edelleute, Graf Berlichingen, v. Edelsheim ꝛc., ſondern auch die Demokraten v. Feder, Venedey ꝛc. in Uebereinſtimmung mit dem Programm der Ultramontanen vom 1. des Monats. Das war wieder die innige Verbindung aller, wenn auch noch ſo heterogener Feinde Preußens und der deutſchen Einheit. Man ſtürmte nicht ſowohl gegen die liberale als gegen die nationale Politik der badiſchen Regierung an. Dieſe Vorgänge

brachten die unzufriedene Fortſchrittspartei wieder zur Beſinnung, ſo daß ſie am 23. Mai nochmals in Offenburg tagte, diesmal aber nur, um eine Ergebenheitsadreſſe an die Regierung zu entwerfen. Der Großherzog gab eine gnädige Antwort, welche Jolly mit unterzeichnete.

Als im October deſſelben Jahres ſich die badiſchen Kammern wieder verſammelten, wahrte Kübel in der erſten Kammer die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate auf Grund der Verpflichtungen, welche der Staat in einer Folge von Verträgen mit der Kirche übernommen habe. Jolly aber antwortete ihm mit einer offenen Darlegung der modernen Theorie, nach welcher der Staat allein im Vollbeſitz der Souverainetät, der Kirche aber nur für ihre Sphäre die Autonomie unter der Souverainetät des Staates zugeſtanden ſey. Die Souverainetät ſey unbeſchränkt, jene Autonomie aber durch die Souverainetät beſchränkt. Die Kirche könne dem Staat Wünſche vorlegen, ihn aber niemals zur Erfüllung derſelben zwingen. Früher ſey das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche allerdings ein anderes geweſen, die Sachlage habe ſich aber längſt geändert. In Bezug auf die Ehe z. B. habe der moderne Staat ſchon deßwegen die Entſcheidung an ſich nehmen müſſen, weil die Staatsangehörigen in verſchiedenen Confeſſionen auch die Ehe verſchieden behandeln.

Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt regierte Ludwig III., ein auffallend groß gewachſener Herr, der im Kriegsjahr 1866 ſein ſechzigſtes Lebensjahr zurücklegte. Ihm waren die neuen Aenderungen zuwider und ſein Miniſter v. Dalwigk ſchmeichelte der particulariſtiſchen Tendenz ſeines Gebieters. Wie er vor dem Kriege auf's eifrigſte an der Hetzerei gegen Preußen theilgenommen hatte, ſo verhielt er ſich auch nach dem Kriege trotz der nothgedrungenen, auch von Darmſtadt erſt zuletzt eingegangenen Verträge mit Preußen, äußerſt zurückhaltend. Die heimliche Feindſeligkeit verrieth ſich, wenn auch nur furchtſam. Die „Nordd. Allg. Zeitung" ſpottete am 11. März 1868 über das chroniſche Mißgeſchick des darmſtädtiſchen

Miniſters, der immer vorausſetze, was nicht iſt. Er habe den Eintritt Südheſſens in den norddeutſchen Bund abgelehnt, um — Preußen dadurch nicht in Verlegenheit zu bringen. Er habe in der römiſchen Frage ſelbſtändig handeln wollen, weil — Preußen das ſelbſtverſtändlich finden werde. Er habe die Wahlen zum Zollparlament nicht früher verfügt, weil er vorausgeſetzt habe — Preußen werde die Initiative ergreifen. Doch zeigte ſich in dieſem ſchalkhaften und doch eigentlich feigen nicht Verſtehenwollen der Particularismus bei weitem nicht ſo trotzig und bösartig, wie in Württemberg.

Der Großherzog iſt kinderlos. Sein Bruder, Prinz Karl, vermählt mit einer preußiſchen Prinzeſſin, und ſeine Söhne, Ludwig und Heinrich, waren Preußen ſehr befreundet und dienten in der preußiſchen Armee. Ludwig commandirte als preußiſcher Generalmajor die heſſiſche Diviſion. Heinrich machte als Huſarenoffizier mit der Elbarmee den Feldzug in Böhmen mit und blieb in der preußiſchen Armee als Oberſt. Da ſich Ludwig überdies mit der engliſchen Prinzeſſin Alice vermählte und dadurch Schwager des Kronprinzen von Preußen wurde, theilte er keineswegs den particulariſtiſchen Hintergedanken des Herrn v. Dalwigk, und als dieſer in Bezug auf die Heeresreform zu viele Schwierigkeiten machte, legte er am 5. April 1868 ſein Armeecommando nieder. Aber ſchon am 14. mußte der particulariſtiſche Kriegsminiſter v. Grolmann abdanken, nachdem der preußiſche General v. Bonin von Berlin nach Darmſtadt geſchickt worden war, und Prinz Ludwig übernahm wieder das Commando. Im November 1869 wurde eine Anzahl höherer Offiziere penſionirt.

Im Frühjahr 1868 wurde viel an den Feſtungswerken von Mainz gebaut, da ſie nach dem ältern Syſtem des Steinbaus und wegen der nicht weit genug vorgeſchobenen Forts in einem Kriege nicht mehr haltbar genug erſchienen. Die chauviniſtiſche Preſſe in Paris meinte, Mainz gehöre gar nicht zum Nordbunde; nicht die Preußen, nur die Heſſen hätten es zu beſetzen und Frankreich ſolle

beſchäftigen, das Stammverhältniß der einzelnen Völker unberückſichtigt ließen, ſo kann man wohl denken, wie wenig die hiſtoriſchen und mythologiſchen Traditionen, ſofern ſie Eigenthum der einzelnen Völker waren, entwickelt wurden. Auch wäre es gar nicht denkbar, daß die einzelnen Prieſter, Mönche, Aerzte und Beamte, oder wer ſonſt ſich um die urſprünglichen Zuſtände der beſiegten Völker etwa bekümmert hat, mitten zwiſchen einer ſo bunten, vielartigen, in mannichfacher Vermiſchung und Zerſetzung begriffenen Bevölkerung, unbekannt mit ihrer Sprache, in ihren Fragen und Aufzeichnungen von Einem Standpunkte ausgegangen wären, und mit Syſtem nach Einem Ziele gearbeitet hätten, wie es etwa nur eine Akademie zu thun im Stande geweſen wäre. Daher denn auch die unzähligen Wiederholungen, die Widerſprüche und Verdrehungen hiſtoriſcher Thatſachen, die ſo verſchiedenartige Auffaſſung mythologiſcher Verhältniſſe, welche dem aufmerkſamen Leſer dieſer Schriften nicht entgehen können. So glaube ich, als Reſultat dieſer Betrachtungen, daß die Geſchichte der Mexicaner, ſo wie ſie unter Andern von Torquemada und Clavigero dargeſtellt worden, durchaus einer kritiſchen Umarbeitung bedarf, und daß bei dieſem Geſchäfte kaum Ein Stein des traditionell-angenommenen Gebäudes auf dem andern ſtehen bleiben dürfte.

Ich erlaube mir, über dieſen Gegenſtand etwas ausführlicher zu ſeyen, weil er mit der Hauptfrage, von der es ſich hier handelt, auf das Innigſte zuſammenhängt. Bekanntlich nimmt man in der Geſchichte der Mexicaner drei Perioden an, welche man die der Tultecas, der Chichimecas und der Aztecas zu nennen pflegt. Die drei Völker ſollen nämlich, eines nach dem andern, von Nordweſten her, in Mexico eingewandert ſeyn, und ſich um den See von Tezcuco niedergelaſſen haben. Die Tultecas ſollen von Huehuetlapalan, die Chichimecas von Amaqueme, die Aztecas von Aztlan hergekommen ſeyn.[1] Vergleicht man nun die Berichte der früheſten Schriftſteller über dieſe Einwanderer, den Biſchof Sahagun, Andrea de Olmos, den Gewährsmann des Torquemada, und des Letzteren übrige Darſtellungen, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß allen Erzählungen von den Zügen

[1] Amaqueme iſt ein Wort aztekiſcher Abkunft; es heißt: von jenſeits des Fluſſes; — aus demſelben Idiom ſtammt das Wort Aztlan, was das Land der Reiher bedeutet.

eine preußiſche Beſatzung dort ſo wenig dulden, wie in Luxemburg. Die Uebereinkunft zwiſchen Preußen und Heſſen vom 3. September 1866 garantirt jedoch im Paragraph 8. Preußen ſein Beſatzungsrecht in Mainz ganz ſo, wie es daſſelbe in der frühern Bundeszeit ausgeübt hat. Zum Ueberfluß ſollten auch noch Heſſen einen Theil der Beſatzung bilden.

Napoleon III. lud im November 1867 zur Conferenz, welche die römiſche Frage entſcheiden ſollte, auch die Genoſſen des norddeutſchen Bundes als ſelbſtändige Souveräne ein, weil, wie es hieß, eine Ratification des norddeutſchen Bundes nicht erfolgt ſey. Der König von Sachſen nahm die Einladung nicht an, ſondern handelte korrekt, indem er ſie dem Bundesoberhaupt zuwies. Der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt aber nahm die Einladung augenblicklich und unbedingt an. Deßwegen wurde ſeiner Regierung (dem Miniſterium Dalwigk) vom Grafen Bismarck eine Belehrung ertheilt. Sie hätte ſich weniger übereilen und ſich zuerſt nach der Anſicht der deutſchen Regierungen und korrekter Weiſe vor allem der norddeutſchen Bundesregierung erkundigen ſollen, ehe ſie dem Ausland ihre Mitwirkung zuſagte. Herr von Dalwigk beeilte ſich nun, in der Darmſtädter Zeitung zu erklären, man habe es nicht böſe gemeint und die Einladung zum Congreß in aller Unſchuld angenommen. Der Congreß ſey ja noch gar nicht beiſammen und wenn er zuſammenkomme, ſo werde Darmſtadt von ſeiner Doppelſtellung als ſelbſtändiger Staat und als Mitglied des norddeutſchen Bundes abſehen, und nicht zwiefach, ſondern einfach abſtimmen, und zwar werde es ſich den Anſichten anſchließen, welche von Preußen, als dem Vertreter des norddeutſchen Bundes, ausgehen werden. Aus Frankreich erfuhr man, das Cabinet der Tuilerien habe keinen Anlaß gehabt, den norddeutſchen Bund anzuerkennen, da ihm keine amtliche Mittheilung davon gemacht worden ſey. Preußen aber hatte die Anzeige nicht für nöthig erachtet, bis das Geſandtſchaftsweſen des Bundes geregelt ſeyn würde.

Im November 1868 erhoben ſich in der Preſſe ſchwere Anklagen gegen Herrn v. Dalwigk. Er hatte die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen bereist und es hieß, er habe den Samen der Zwietracht zwiſchen Rußland und Preußen ausſtreuen wollen. Als Kaiſer Alexander II. im Spätherbſt von ſeinem Ausflug nach dem Süden durch Darmſtadt kam, ſoll ihm Dalwigk noch geſagt haben, die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen ſeyen ihm untreu und hofften nur auf den König von Preußen und Bismarck. Dalwigk erklärte öffentlich, es ſey nicht wahr, aber die Kölner Zeitung verharrte auf ihrer Beſchuldigung. Am Neujahr 1869 fand es die Mainzer Zeitung „tragikomiſch", daß Heſſen, in enger Verbindung mit dem Nordbunde ſtehend und durch die Verträge verpflichtet, an der Seite deſſelben im Kriegsfall zu kämpfen, in Wien durch eine theuere Geſandtſchaft vertreten ſey, welche die Politik Beuſt's unterſtütze. „Herr v. Dalwigk und Herr v. Gagern werden es begreiflich finden, wenn uns das zum Aerger gereicht." Im Juli 1869 wurde in der Augsburger Allg. Zeitung auch Freiherr v. Ketteler, Biſchof von Mainz, mit Herrn v. Dalwigk in Verbindung gebracht, als wirke er mit kirchlichen Mitteln der nationalen Einigung unter Preußen eben ſo entgegen, wie jener mit politiſchen. Dabei wurde erörtert, ſchon ſeit der Reformation habe der darmſtädtiſche Zweig der heſſiſchen Dynaſtie ſich immer dem öſterreichiſchen und katholiſchen Intereſſe in die Arme geworfen und die politiſche Reaction mit der kirchlichen zu verbinden geſucht.

In Nr. 103 des Schwäb. Merkurs von 1870 wurde auch der darmſtädiſche Bundescommiſſär Hoffmann beſchuldigt, doppeltes Spiel zu ſpielen, indem er in Berlin den Schein nationaler Geſinnung annahm und ſich beklage, daß er gegen Herrn v. Dalwigk nicht aufkommen könne, während er doch mit demſelben unter einer Decke ſpiele.

Unerwartet machte der Großherzog ſelbſt Ende April 1870 einen Beſuch in Berlin und wurde von König Wilhelm ſehr ausgezeichnet empfangen. Man ſchrieb dies einem Einfluß Rußlands zu.

Der darmſtädtiſche Abgeordnete Metz machte wieder einmal von ſich reden. Ein gewiſſer Fendt hatte dieſem Chorführer des Liberalismus vorgeworfen, daß er Ehebruch treibe und Lobartikel, die ihn preiſen, ſelber ſchreibe. Metz klagte nun auf Verleumdung. Das Gericht aber entſchied, es ſey durch Zeugenausſagen feſtgeſtellt, daß zwiſchen dem Kläger und der Ehefrau des Fabrikanten H. ein ehebrecheriſches Verhältniß beſtanden habe. Ebenſo ſey für den Vorwurf des Selbſtlobes in der Preſſe der Beweis der Wahrheit erbracht. Dagegen wurde Fendt des Vergehens der Ehrenkränkung für ſchuldig erkannt, und mit Rückſicht darauf, daß eine fortgeſetzte Ehrenkränkung nicht vorliege, zu 14 Tagen Gefängniß und dreißig Gulden Geldſtrafe verurtheilt (im Auguſt 1869). Obgleich gerichtliche Entſcheidungen ſonſt immer reſpektirt zu werden pflegten, erklärten vierzig Einwohner von Darmſtadt als Parteigenoſſen des Klägers, ſie glauben an die Wahrheit der Ausſage von Metz (daß er keinen Ehebruch begangen habe) und hegten keinen Zweifel gegen ſeine Ehrenhaftigkeit. Indeſſen ſpielte Metz nachher keine politiſche Rolle mehr.

Dreizehntes Buch.

Die Schweiz und die Niederlande.

Der deutsche Krieg von 1866 übte einen starken Einfluß auf die Schweizer. Die Italiener hätten schon lange gern, wie Südtirol, so auch den Kanton Tessin an sich gerissen; in Genf machte Fazy Umtriebe für Frankreich, im März 1866 wurde öffentlich von Pruntrut aus gewünscht, das Berner Juragebirge mit Frankreich zu vereinigen. Die Schweizer warfen also jetzt auf das starke und siegreiche Preußen vertrauensvolle Blicke, zur Beschämung ihrer unvernünftigen Haltung im Jahr 1856. In vielen Organen der Presse gaben sich überhaupt wieder warme Sympathien für die deutsche Nation zu erkennen. Der Bundesrath bestellte in dem einsichtsvollen Herrn von Glarus seinen Gesandten in Berlin, und Stämpfli, das alte Haupt der Radicalen in Bern, gab einen merkwürdigen Bericht über das Milizwesen in der Schweiz heraus, dessen alte Schäden und Gebrechen zu einer wirksamen Vertheidigung der Schweiz er mit schonungslosem Patriotismus aufdeckte.

Der Bericht weist nach, daß die einzelnen Cantone der Schweiz in Bezug auf das Militär nicht übereinstimmend das Gleiche leisten. Canton Schwyz z. B. stellt 22%, Wallis nur 12% der männlichen Bevölkerung, und zwischen diesen beiden Extremen bewegen sich die andern Cantone. Das erste Aufgebot der Infanterie, die sog. Aus-

züger, ſind in einem Canton 14, in einem andern nur 5 Jahre zum Dienſt verpflichtet. In einem Canton iſt das Rekrutenmaaß höher als im andern. In einem kann der trefflichſte Techniker nicht Genieoffizier werden, wenn er nicht wenigſtens 5′ 3″ hoch iſt, und der tüchtigſte Kutſcher nicht Trainſoldat, wenn er nicht 5′ 4″ mißt.

Sodann fehlt es an Controle. „Es iſt freilich einmal verſucht worden, eine ſtrengere Controle wenigſtens darin einzuführen, daß jedes Corps, Infanterie wie Specialwaffen, bei Anlaß des Wiederholungscurſes dem eidgen. Inſpector die cantonale Mannſchaftscontrole vorzuweiſen habe, ferner das Verzeichniß der ertheilten Dispenſationen und die Gründe der Dispenſationen. Es war aber nicht möglich, dies durchzuführen, da grade die größten Cantone ſich deſſen weigerten und darauf ſich beriefen, der Bund habe in den inneren Militärhaushalt der Cantone ſich nicht zu miſchen, es genüge, wenn ſie jede taktiſche Einheit in der reglementariſchen Stärke zu den Uebungen geſtellt. Daß hierin ein ſehr fauler Fleck liegt, iſt klar. Die Eidgenoſſenſchaft betrachtet es als wichtig, an den Soldaten, welche die Cantone ſtellen, die Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüſtung zu inſpiciren, ob Farbe und Schnitt der Uniform reglementariſch und die nöthige Zahl von Knöpfen vorhanden ſey; ſie prüft, ob die nämlichen Soldaten reglementsgemäß inſtruirt ſeyen, ob ſie die Formen des Wach- und Sicherheitsdienſtes kennen, ob die Corpsmuſik die Signale richtig ſchlagen und blaſen kann; ſie controlirt, ob in den Zeughäuſern die nöthigen Ausrüſtungsgegenſtände vorhanden ſeyen, — aber wie es mit dem lebendigen Material ſtehe, wie viel junge wehrpflichtige und wirklich wehrfähige Männer in den Cantonen dem Dienſte entſchlüpfen, was mit der einmal eingetheilten und inſtruirten Mannſchaft geſchieht, ob ſie bei den Wiederholungsübungen wirklich erſcheint oder nicht, warum ſie dispenſirt werden, darum kümmert ſich die Eidgenoſſenſchaft nicht und ſoll nicht die Befugniß haben, darum ſich zu bekümmern!“

Weiter rügt der Bericht das Dispenſationsgeſetz, wonach alle

Staats-, Kirchen-, Schul- und Gemeindebeamten militärfrei ſind. Hier geht er nun zu weit, indem er unter anderm auch die Geiſtlichen und zwar beziehungsweiſe bis zum ſechzigſten Jahre wehrpflichtig erklären möchte. In einigen Beziehungen hat er aber gewiß Recht. Wenn es ſich in der Schweiz nur um einen Vertheidigungskrieg handeln kann, ſo würde mancher tüchtige Beamte, Lehrer, Poſtconducteur ꝛc. gute Dienſte leiſten können. Es iſt in unſern deutſchen Mittelſtaaten ein groſſer Uebelſtand, daß die tüchtigſten Unteroffiziere und Feldwebel, weil ſie zu ſchlecht bezahlt ſind, in der Regel nach zwölf, oft ſchon nach ſechs Jahren Dienſtzeit, den Militärſtand verlaſſen und eine Civilanſtellung ſuchen, welche ſie beſſer ernährt. Auf dieſe Weiſe iſt es unmöglich, einen Stamm erfahrener Unteroffiziere im Regiment zu erhalten, was auf den Geiſt und die militäriſche Energie der Truppe nicht günſtig zurückwirkt.

Ein weiterer Uebelſtand iſt in der Schweiz der Competenzſtreit der Cantone. „Bei der Verſchiedenheit der cantonalen Geſetzgebung gab es zwiſchen den Cantonen, bezüglich der Erfüllung der Militärpflicht und der Bezahlung der Militärſteuer, häufig Conflicte. Der Heimathcanton des Aufenthalters zog dieſen zum Militärdienſte oder zur Bezahlung der Militärſteuer herbei, ſo lange derſelbe nach dem Begriff ſeiner eigenen Geſetzgebung in einem andern Canton nicht wirkliche Niederlaſſung beſaß. Der Aufenthaltscanton dagegen behandelte den nämlichen Mann nach ſeiner Geſetzgebung als Niedergelaſſenen, ſobald die Bedingungen dafür vorhanden, z. B. das erſte Aufenthaltsjahr verſtrichen war, und verlangte von demſelben ebenfalls Militärdienſt oder Militärſteuer, ſo daß der Mann in den Fall einer Doppeldienſtleiſtung oder Doppelbeſteurung kam. In allen ſolchen Conflictfällen entſchied der Bundesrath nach der Geſetzgebung des Aufenthaltscantons.“

Weiter kommt der koſtſpielige Prunk zur Sprache, an dem ſich Fürſtenhöfe ergötzen mögen, der aber für bürgerliche Republikaner nicht paßt, die Epauletten ꝛc. Stämpfli findet nicht einmal

nöthig, daß die Leute alle ihre Kleidungsstücke doppelt haben müssen. In gewöhnlichen Zeiten ist diese Ausgabe gewiß überflüssig. Im seltenen Fall eines Winterfeldzugs oder eines längeren Krieges ließe sich Vorsorge treffen. Dagegen verlangt er gleiche Waffen und Anschaffung zahlreicher neuer Gewehre für die gesammte Mannschaft und will nicht dulden, daß etwa blos die Auszüger die verbesserte Waffe bekämen, die Reserve sich aber mit alten Gewehren begnügen müßte.

Ferner fordert er eine vollkommen gleichförmige Instruction für die ganze Eidgenossenschaft, gleiches Alter beim Dienstantritt in allen Cantonen und gleiche Dienstzeit. Er empfiehlt die Rekruteninstruction im zwanzigsten Lebensjahr und die definitive Einkleidung im zwei und zwanzigsten und bemerkt mit Recht, daß die Mannschaft für die erste Instruction und die Angewöhnung der Disciplin im 20. Jahr noch empfänglicher sey, als im 22. Deßhalb empfiehlt er auch militärische Vorübungen, namentlich im Marschiren und in körperlicher Gewandtheit noch früher in den Schulen mittelst des Turnens.

Bei dieser Gelegenheit verwirft er das vielgepriesene Cadettenwesen in der Schweiz, theils als eitle Spielerei, theils weil es nur eine Bevorzugung der Stadtjugend ist und die gesammte Jugend des Landvolks nicht daran theilnehmen kann.

Gleichwohl drang Stämpfli's Idee nicht durch. Ebenso wenig der im Anfang des Jahres 1869 vom Bundesgesandten Welti gemachte Vorschlag einer Reorganisation des schweizerischen Militärwesens, weil es den einzelnen Cantonen zu durchgreifend centralistisch vorkam. Im April 1870 hielt ein Herr M. in der Militärgesellschaft zu Basel einen Vortrag, worin er abermals das völlig Ungenügende des bisherigen Milizsystems darlegte und dringend eine verlängerte Instructionszeit des Fußvolks und schärfere Centralisirung des Heerwesens verlangte, weil die Schweiz sonst nur unnütze Kosten von ihrer Miliz habe und sich doch im entscheidenden Fall nicht genügend vertheidigen könne.

Im Canton Zürich erfuhr die alte hochgebildete Ariſtokratie daſſelbe Schickſal wie in Genf. Der gemäßigte Liberalismus, der ihr alle alten Rechte und allen Einfluß raubte, hatte ſelbſt, ohne es zu wollen, nur der rohen Demokratie vorgearbeitet, die im Jahr 1869 durch Wahlbeherrſchung das Heft allein in die Hand nahm. Ihr Hauptagitator war ein Doktor Sulzer. Aber hier wie in Genf contraſtirte das ungehobelte und ungebildete Weſen der Demokraten zu ſehr mit der einheimiſchen Bildung, um ſich auf die Dauer behaupten zu können. Wie in Genf die Independenten dem Fazy'ſchen Weſen ein Ende machten, ſo hat auch die Züricher Demokratie nur triumphirt, um ein Syſtem beſonnener Mäßigung, dem ſie wird weichen müſſen unvermeidlich zu machen. Nachdem ſie durch die bekannten Mittel der Wahlumtriebe und Volksverführung die Liberalen von den Wahlurnen verdrängt hatte, wurde ſie plötzlich inne, daß ſie der Arbeitskräfte der gebildeten Liberalen doch nicht entbehren könne, da ſowohl für die Geſetzgebung als Regierung die Talente der aus ihrer Mitte Gewählten nicht ausreichten. Sie ſuchten daher nachträglich noch einige beſonders fähige Liberale wählen zu laſſen, die für ſie hätten arbeiten ſollen und die doch nichts hätten durchſetzen können, was der radikalen Mehrheit nicht genehm geweſen wäre. Aber die Liberalen nahmen die Wahl nicht an. Der neue demokratiſche Cantonsrath von Zürich wurde unter dem Vorſitze Sulzer's am 14. Juni 1869 eröffnet, nachdem kurz vorher, am 24. Mai, die Radikalen von Zürich und Bern in Aarau eine Verſammlung gehalten hatten, in welcher ſie eine Reform der Bundesverfaſſung beriethen.

Die neue Züricher Verfaſſung glich ſehr der franzöſiſchen von 1793. Alle Wahlen, auch die der Regierungs- und Standesräthe gingen von den Urwählern in den Gemeinden aus, denen die Regierung auch zu beſtimmten Zeiten über alle ihre Handlungen Rechenſchaft ablegen mußte (das ſog. Referendum). Alſo nirgends eine Vermittlung oder Abſtufung. Alles nicht nur für das Volk,

ſondern auch durch das Volk. Dem entſprach am 5. November 1868 das Ausſchreiben einer Progreſſivſteuer. Bern, Aargau, Thurgau, Appenzell außer Rhoden und Graubündten neigten ebenfalls dieſer ultra-demokratiſchen Richtung zu und führten im Lauf des Jahres 1869 das Referendum ein. Im Sommer 1870 regte ſich große Unzufriedenheit im Canton Zürich und wurde den neuen Regenten ſogar mit Steuerverweigerung gedroht.

Nach dem Beiſpiel des Proteſtantenvereins in Frankfurt bildete ſich auch in der Schweiz ein frei religiöſer, d. h. antichriſtlicher Verein. Hier wie dort leugnete man die Gottheit Chriſti und ſuchte die höchſte göttliche Autorität nur im eigenen Menſchengeiſte. Es gab in der Schweiz noch viele Anhänger von Strauß, ſeit den Züricher Wirren. Doch war die religiöſe Frage lange hinter politiſche Fragen zurückgetreten. Im Jahr 1866 erhob ſich ein Mitglied des großen Raths im Canton Bern gegen den Unfug eines gewiſſen Langhans, der als Religionslehrer im Schullehrerſeminar zu München-Buchſee die Autorität der Bibel verwarf. Als der große Rath dagegen einzuſchreiten Miene machte, bildete ſich ſogleich ein „kirchlicher Reformverein" zum Schutz des Langhans. Im folgenden Jahre traten ſogar in der frommen Stadt Baſel eine Anzahl von Chriſtus- und Bibelverächtern zuſammen, um von der Regierung eine Reform der Theologie auf der Hochſchule zu fordern. Die Theologie ſollte „ſtreng wiſſenſchaftlich" gelehrt, d. h. von allem Glauben entleert werden. Da ſie abſchlägig beſchieden wurden, beſchloſſen ſie, den Hauptſitz des Reformvereins gerade nach Baſel zu verlegen und hier regelmäßige Vorleſungen zu halten, eine Antikirche gegenüber der Kirche. In dieſen Vorleſungen wurde jeder Unſinn ausgekramt, der bisher gegen die chriſtliche Wahrheit in's Feld geführt zu werden pflegte. Die Wühler gegen die Kirche zogen aber auch die Arbeiter in ihr Intereſſe und nachdem am 2. Februar 1868 Langhans in einem öffentlichen Vortrag das Evangelium Johannis für eine Fälſchung ſpäterer Zeit erklärt hatte, mußte ihm

der Präsident des Arbeitervereins im Namen der Arbeiter dafür Dank und Beifall aussprechen.

Die demokratische Bewegung in der reformirten Schweiz erschien nicht hinlänglich motivirt. Die Aristokratie war ja überall schon gestürzt, die Kirche geplündert, ihr Ansehen unter die weltliche Behörde gebeugt. Die Radicalen hatten schon seit zwanzig Jahren das Regiment geführt. Was gab es da noch umzustoßen? Gegen wen war da noch zu revolutioniren? Auf der untersten Stufe der Kellertreppe angelangt, blieb, wenn man doch eine Aenderung haben wollte, eigentlich nichts übrig, als wieder ein wenig hinaufzusteigen, um der Aristokratie der Bildung und des Besitzes nur einigermaßen wieder Geltung zu verschaffen. Nun pflegt aber eine Partei, wenn sie das Aeußerste, was ihr zu erreichen möglich war, wirklich erreicht hat, gern noch auch etwas Unmögliches erreichen zu wollen. So wollten z. B. die Jakobiner während der französischen Revolution, nachdem sie den König hingerichtet, Adel und Priester vertrieben, die Kirche abgeschafft, und eine Republik freier und gleicher Bürger gegründet hatten, was alles möglich war, auch noch etwas Unmögliches ausführen, nämlich die unmittelbare Verwaltung des Staats aus den Urversammlungen heraus. Die Gemeinden sollten nicht nur die Vertreter des Volks im gesetzgebenden Körper wählen, sondern auch die Executivbeamten ernennen, täglich überwachen und beim ersten Anlaß absetzen dürfen. Diese ihre berüchtigte Verfassung von 1793 kam aber nie zur Ausführung und konnte nicht dazu kommen, weil es unmöglich war, die Republik zu regieren oder ihre Armeen im Kriege anzuführen, wenn man erst bei allen Gemeinden hätte herumfragen müssen, was man thun und was man nicht thun solle? Die Schweizer Radikalen aber wollten 1869 etwas Aehnliches durchführen. Nach dem Vorgang im kleinen Canton Baselland trieb man die Demokratie auch in Thurgau, Aargau, Zürich und Bern auf die Spitze und hätte am liebsten die ganze Eidgenossenschaft in diesem Sinne umgeformt.

dieſer drei verſchiedenenen Völker nur eine einzige Thatſache zu Grunde liege, die verſchiedenartig aufgefaßt, behufs der Darſtellung einer Geſchichte ganz willkührlich auseinander gezogen und in drei Epochen übereinander aufgeſtellt worden ſey. Dieſe mexicaniſche Geſchichte, wie ſie die Bücher erzählen, iſt nicht geſchehen, ſondern gemacht. Und in der That, unter den gegebenen Verhältniſſen wäre es faſt ein Wunder, wenn es anders gekommen wäre. Ich führe nur einige Punkte zur Erläuterung dieſes Verhältniſſes auf.

Alle Berichte kommen darin überein, daß die Tultecas, eben ſo wie die Chichimecas und Aztecas, in ſieben Zügen oder Heerhaufen angelangt wären. Der Ort, von wo ſie aufgebrochen, oder wo ſie einmal eine Zeitlang ausgeruht, wird jedesmal „Siete Cuevas", die ſieben Höhlen, genannt. Hierunter verſtehen Einige buchſtäblich ſieben Höhlen, Andere ſieben Thäler, ſieben Städte oder ſieben Schiffe. Bei dem Marſche fallen eine Menge Ereigniſſe ganz gleichmäßig vor. Alle begegnen denſelben Gefahren und Widerwärtigkeiten. Der Marſch und die Thaten der Tultecas wird übrigens nur in ganz vagen Ausdrücken erzählt. Bei den Chichimecas gewinnt die Sage mehr Körper; es treten entſchiedene hiſtoriſche Figuren hervor, an ihrer Spitze der Anführer Xolotl. Der Heereszug der Aztecas endlich, unter ihrem Häuptling Tecpatzin, wird mit Umſtänden erzählt, die mit den früheren parallel laufen; überdies aber hat hier Alles die Färbung wie von einem zweiten Auszuge der Israeliten aus Aegypten nach dem gelobten Lande. Da fehlen weder der Weg über einen ſchmalen Meeresarm, noch die Bundeslade, noch gewiſſe Prophezeihungen und Auguricn von Vögeln, oder den Prieſtern gewordene Offenbarungen. Das Bedeutſamſte dabei iſt aber, daß die ganze Geſchichte der Tultecas und Chichimecas nur durch Vermittlung der Aztecas und ihrer Sprache (der Nahuat) an die ſpaniſchen Curioſos und Chronikenſchreiber übergegangen ſeyn kann. Von den Tultecas ſelbſt war ſchon lange nichts mehr übrig. Sie ſind ſelbſt den Amerikanern ein ganz mythiſches Volk, für das man nur einen aztekiſchen Namen hatte: Tultecatl heißt in dieſem Idiome: großer Baumeiſter, Werkführer, Künſtler. Dieſe Tultecas laſſen ſich daher füglich mit den, ebenfalls mythiſchen Telchines auf Kreta vergleichen.

In der Augsburger Allg. Zeitung vom 12. Oktober 1869 las man: „Man weiß, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika große Gemeinwesen durch gewissenlose Heuchler und Schwindler mit Hülfe eines verkommenen Pöbels zum Schrecken aller Wohlgesinnten zuweilen terrorisirt werden. Wenn wir nun auch die neuesten Erscheinungen in der Schweiz mit jenen amerikanischen nicht auf gleiche Linie stellen, so ist es doch unglaublich, wie viel Rohheit, Frechheit und Unverschämtheit sie zu Tage gefördert haben, voll Schmeichelei und Versprechungen, Aussäen von Mißtrauen und Mißachtung Andersdenkender. Diese Demagogenkünste mit der Devise: Nieder mit dem Respect! und: man muß schrecken! sind zwar nichts neues in der Welt, aber sie beweisen, wie unendlich groß die Culturaufgaben auf dem religiösen, sittlichen und pädagogischen Gebiete noch sind, um die Menschenrechte auch mit der Menschenwürde in Einklang zu bringen. Die ärgsten Skandale knüpften sich an die Namen Sieber und Ziegler, Regierungsräthe, und an den Namen Bleuler, Zeitungsredakteur.

Die Schweiz blieb auch fernerhin die Lieblingsstätte der auswärtigen Demokraten. Vom 5. bis 11. September tagte zu Basel der internationale Arbeitercongreß, um über die Abschaffung des persönlichen Grundeigenthums zu debattiren. Ganz im Sinne Proudhons, der alles Privateigenthum für Diebstahl an der Gesammtheit erklärt hatte, rief der alte Russe Bakunin: „Der Boden ist von jeher Gemeingut gewesen, das Privateigenthum wurde nur durch rohe Gewalt gegründet und hat keine Berechtigung.“ Vom 14. bis 19. September tagte die Friedens- und Freiheitsliga in Lausanne und debattirte darüber, wie es zu machen sey, daß der Krieg auf Erden gänzlich aufhöre, daß es keine verthierten Söldlinge der Fürsten mehr gäbe, sondern die gesammte durch Freiheit und Gleichheit in der Weltrepublik vereinigte Menschheit nur noch der Friedensarbeit obliege.

In Genf behielten die Independenten die Oberhand, um so

mehr, als Fazy's Partei sich spaltete. Die demokratischen Freidenker lösten nämlich ihre unnatürliche Verbindung mit den Ultramontanen auf. Die Letztern zeigten sich ebenso erbittert als übermüthig. Der katholische Bischof Mermillot wurde von der Cantonsregierung nur als Stadtpfarrer von Genf anerkannt. Der Deputirte Nallet schrie aber den Independenten zu: „Wir fürchten euch nicht, der katholische Klerus ist durch sich selbst garantirt. Ihr werdet uns nie dahin bringen, den Nacken zu beugen. Wir werden euch zum Trotz Monsignor Mermillot unsern Bischof nennen. Ueberlegt es wohl, wir werden uns zeigen!" Diese stolze Sprache erklärt sich daraus, daß die ultramontane Partei, wie sie Fazy früher organisirt und durch Einwanderer aus Frankreich verstärkt hatte, immer noch Großes von Frankreich hoffte.

In Folge der Veränderungen in Deutschland schickte die Schweiz Herrn Heer von Glarus als eidgenössischen Gesandten nach Berlin. Die Bemühungen, einen Zollvertrag zwischen dem norddeutschen Bunde und der Schweiz zu Stande zu bringen, scheiterten anfangs an der Bierfrage. Doch kam er im Juni 1869 zu Stande.

Eine andere wichtige Frage betraf den Bau einer Eisenbahn über den St. Gotthard. Eine solche lag nämlich im besondern Interesse des Norddeutschen Bundes und Italiens, sofern die andern Eisenbahnen, die vom nördlichen Europa nach Italien führen, im Westen zu Frankreich, im Osten zu Oesterreich gehören, mithin möglicherweise den Verkehr zwischen Norddeutschland und Italien hemmen können, was vom südwestlichen Deutschland und der neutralen Schweiz nicht zu besorgen ist. Durch gleichzeitige und gleichlautende Noten vom 18. März 1869 erklärten sich Preußen und Italien für die Wahl der Gotthardlinie. Gegen dieselbe wurde nun hauptsächlich unter französischem Einfluß und von den Radicalen in Bern und Zürich agitirt. Die Radicalen zeigten überhaupt viele Rührigkeit. Doch trug die Nützlichkeit den Sieg davon und am 13. Oktober 1869 wurde von der Gotthardconferenz

zu Bern das Protokoll unterzeichnet, welches den Bau in folgender Weise projectirte. An den Kosten hat sich Italien mit 45, die Schweiz mit 20 und die deutschen Conferenzstaaten ebenfalls mit 20 Millionen Franken zu betheiligen. Die Leitung wurde dem schweizerischen Bundesrathe zugewiesen unter der Bedingung, daß die mitinteressirten Staaten stets vom Stande der Dinge sollten Kenntniß nehmen dürfen.

Aber es gab noch ein großes Hinderniß, welches die Unnatur unserer Zeit merkwürdig verräth. Was Deutschland, die Schweiz und Italien wollten, sollte ein einziger Jude verhindern können. Die Kölner Zeitung schrieb: „Rothschild in Paris hat ein sehr bedeutendes finanzielles Interesse daran, daß entweder gar keine weitere Alpenbahn zu Stande kommt, oder doch nur eine solche über den Splügen. Bei Uebernahme der oberitalienischen Bahnen hat sich nämlich Herr v. Rothschild förmlich verpflichtet, für den Fall des Zustandekommens einer irgend welchen schweizerischen Alpenbahn 10 Millionen Franken zu dem Kostenbetrage beizusteuern. Verwirklicht sich also das Gotthardproject, so muß Herr v. Rothschild in Paris jene 10 Millionen zahlen. Er zieht natürlich vor, dies nicht zu thun, und läßt daher zahlreiche Minen gegen den Gotthard arbeiten. Das ist aber noch nicht alles. Herr v. Rothschild ist auch bei den Bahnen der Ostschweiz, Chur, St. Gallen-Winterthur, bedeutsam interessirt. Die Actien dieser Bahnen befinden sich bekanntlich in einer sehr prekären Lage, und ihr Werth ist so ziemlich gleich Null. Herr v. Rothschild hat für sein Theil dabei eine sehr erhebliche Summe eingebüßt. Die Angaben schwanken zwischen 5 bis 8 Millionen Franken. Hätte der Splügen Aussichten gehabt, so würden sich diese ostschweizerischen Bahnen wieder einigermaßen gehoben haben. Das Zustandekommen der Gotthardbahn dagegen würde Herrn v. Rothschild doppelt treffen. — Ueberdieß war bekannt, daß alle Linien, die aus dem Herzen Europas nach dem Mittelmeer laufen, die Lyon-Marseiller-, die Mont-Cenis- und die

Brenner-Bahn im Beſitz eben dieſer ‚Geldmacht' ſind, die nun jedes Mittel anwendet, die neue Concurrenzlinie zu hintertreiben. Zu dieſem löblichen Zweck, daß der Jude allein in Europa regiere, wurde auch in Paris (Anfang Juni 1870) der Chauvinismus wieder entflammt und den Franzoſen weiß gemacht, es laufe wider ihre Ehre, ſich die Gotthardbahn gefallen zu laſſen. Die Independance belge. bemerkte dagegen, wenn Frankreich, welches nicht das geringſte Recht dazu hat, ſich in dieſe Frage einmiſchen wollte, ſo hätte auch Deutſchland ein Recht gehabt, gegen den Bau der Mont-Cenisbahn zu proteſtiren.

Der Abſchluß der Unterhandlungen über die Gotthardbahn zog ſich durch die Intriguen, welche ihn verhindern ſollten, ſehr in die Länge. Außer der Züricher Demokratie ließen ſich insbeſondere auch die leichtgläubigen Italiener verlocken, die Splügenbahn der Gotthardbahn vorzuziehen. Auch Oeſterreich und Frankreich hatten ein Intereſſe, Rothſchild's Intriguen zu unterſtützen, um den Bau einer Eiſenbahn, die aus Deutſchland nach Italien weder über öſterreichiſches, noch über franzöſiſches Gebiet führen ſollte, zu vereiteln. Die Splügenbahn wurde nur vorgeſchoben, um von der Gotthardbahn abzulenken. Gelang es der Intrigue aller Feinde Deutſchlands, einmal den Gotthardplan zu zerſtören, indem man geltend machte, die Splügenbahn führe ja auch weder durch Oeſterreich noch durch Frankreich, ſo würde es nicht mehr Mühe koſten, hinterdrein auch die Splügenbahn zu vereiteln. Die Schweizer und Italiener, die der Splügenbahn näher lagen, ſollten zunächſt für dieſe gewonnen werden, damit nur die Gotthardbahn nicht zuſtande komme. Die Unterzeichner für die eine und andere ſollten dadurch entzweit und jedenfalls ſollte Zeit gewonnen werden. Indeſſen behielt die Gotthardſtraße den Vorrang und zwar hauptſächlich deßwegen, weil ſie notoriſch die kürzeſte Verbindungslinie bildet, die von Deutſchland und der Schweiz aus nach Genua führt, nach demjenigen Hafen, welcher nicht nur für den Handel

Deutſchlands im Mittelmeer der nächſte und wichtigſte iſt, ſondern deſſen durch den Handel mit Deutſchland erhöhte Bedeutung und verſtärkter Aufſchwung auch dem Königreich Italien vom größten Nutzen ſeyn würde, da Genua bisher die Concurrenz mit Marſeille nicht aushalten konnte. Daß die Splügenbahn dem Hafen von Venedig näher liegt, kann deßhalb nicht in Betrachtung kommen, weil jedenfalls die öſterreichiſche Brennerbahn auf einem noch kürzern Wege eben dahin führt, und deren Concurrenz auszuhalten der Splügenbahn nicht möglich wäre.

Der Schwindel des Bankweſens, der alle Welt ergriffen, hat auch die Schweiz nicht verſchont. Im Jahr 1869 wurde die eidgenöſſiſche Bank in Zürich, ein von Stämpfli gegründetes Privatinſtitut, von ihrem Caſſier Emil Schärr um 3,250,000 Franken betrogen. Dieſer junge Mann benutzte nämlich die Nachläſſigkeit der Direktion, die ihn hätte controliren und Bücher und Caſſe viſitiren ſollen, entwendete ungeheure Summen, um damit in Paris und Genf zu ſpeculiren, gewann aber nie etwas, ſtahl immer mehr und wurde endlich, als man dahinter kam, mit noch einer letzten Summe flüchtig. Man hatte aber ſeine Photographie, die in tauſenden von Exemplaren überall hin verſendet wurde und ihn in Trieſt verrieth. Nach Zürich zurückgebracht, wurde er hier zu elf Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Im Canton Zug kam 1869 noch ein Fall gerichtlicher Tortur vor, bei welchem Anlaß man erfuhr, daß auch im Canton Uri die Folterung, um Geſtändniſſe zu erwirken, noch beſtehe. Der Bund ſchritt dagegen ein.

Durch ein Geſetz vom 12. Dezember 1866 waren die Jeſuiten von der Eidgenoſſenſchaft ausgeſchloſſen. Da ſie in Freiburg wieder auftauchten und darüber Beſchwerde geführt wurde, wies der Bundesrath den Canton Freiburg an, ſich nach dem Geſetz zu richten.

In Belgien regierte König Leopold II. im Geiſte ſeines klugen

und friedliebenden Vaters fort und war allgemein beliebt, mußte aber den Schmerz erleben, daß ſein einziger neunjähriger Sohn Leopold am 22. Januar 1869 nach längerer Krankheit ſtarb, während ſeine Schweſter, die unglückliche Kaiſerin Charlotte von Mexiko noch immer von ihrer Geiſteskrankheit nicht geheilt war.

Obgleich die europäiſchen Verträge Belgien eine volle Neutralität geſichert hatten, wußte es ſich doch immer von Frankreich her mehr oder weniger bedroht. Seitdem der deutſche Bund im Jahr 1866 zu exiſtiren aufgehört hatte, war die chauviniſtiſche Partei und Preſſe in Frankreich unabläſſig rührig, von Napoleon III. zu verlangen, er ſolle die offenſive Politik ſeines Oheims und Ludwigs XIV. wieder aufnehmen und dem neuen norddeutſchen Bunde den Krieg erklären, um zu verhindern, daß aus demſelben die volle Einheit Deutſchlands erwachſe. Wenigſtens das linke Rheinufer wollte der Chauvinismus mit Frankreich vereinigen und das zog auch nothwendig die Annection Belgiens nach ſich. Mit Holland war Frankreich im Ingrimm und Haß gegen Preußen ohnehin längſt einverſtanden, denn kein deutſcher Volksſtamm in der Welt war ſo particulariſtiſch und gegen die Nationaleinheit feindlich geſinnt, wie der holländiſche. War nun Frankreich Hollands ſicher, ſo mußte es auch überwiegenden Einfluß in Belgien zu gewinnen ſuchen, um dieſes neutrale Belgien zum Behufe einer künftigen Allianz mit Holland bequem zu überbrücken. Was aber die Chauviniſten wünſchten, das fürchtete man in Belgien. Hier war man übel gegen Frankreich geſtimmt, weil die chauviniſtiſche Preſſe in Paris mit ihren ewigen Kriegsdrohungen und das, wenn auch zurückhaltende, doch immerhin zweideutige Benehmen der franzöſiſchen Regierung die Gemüther nie zur Ruhe kommen und immer wieder einen Angriffskrieg von Seite Frankreichs, eine Wiederaufnahme der Eroberungspläne befürchten ließ. Daher früher ſchon der Eifer, mit welchem die Belgier die Feſtungswerke von Antwerpen verſtärkten. Daher auch die Vermählung des Prinzen Philipp, Grafen

von Flandern, Bruder des Königs Leopold II., mit einer preußiſchen Prinzeſſin von Hohenzollern Sigmaringen. Daher auch im Juli 1867 der Beſuch von 3000 belgiſchen Schützen in England, wo ſie ſich der Königin Viktoria zu Windſor vorſtellten, eine Demonſtration, durch welche die der ſog. Vogeſenſchützen im vorigen Jahr in Paris paralyſirt werden ſollte. Im Mai 1868 ertönten aus Belgien Beſchwerden darüber, daß der König von Holland als Großherzog von Luxemburg den Verträgen zuwider die Feſtungswerke von Luxemburg noch immer nicht habe ſchleifen laſſen, was ſo viel heiße, als ſie einer künftigen franzöſiſchen Beſatzung vorbehalten. In der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1868 wurden in der Stadt Luxemburg Plakate angeſchlagen, welche Anſchluß an Frankreich verlangten, und ſollten 30 franzöſiſche Fahnen aufgepflanzt werden, was jedoch verhindert wurde.

Die franzöſiſche Oſtbahngeſellſchaft ſetzte unter der Hand alles in Bewegung, um in direkte Verbindung mit Holland zu kommen, in zwei Linien, wodurch auf einer Seite der Hafen von Antwerpen lahm gelegt, auf der andern aber das Kohlenbecken Hennegau in die Hand der franzöſiſchen Induſtrie gebracht worden wäre, abgeſehen von dem enormen ſtrategiſchen Vortheil für die franzöſiſchen Armeen im Fall eines Krieges. Die Hauptabſicht ging dahin, ſchnell und unbehindert ganz Belgien bis nach Holland hinein mit franzöſiſchen Truppen überſchwemmen zu können. Die chauviniſtiſche Preſſe verrieth das, indem ſie log, Holland werde von Preußen bedroht.

Die Kölniſche Zeitung erörterte die Sache wie folgt: „Die holländiſche Regierung beutet ihre eigenen Eiſenbahnen großentheils nicht aus. Es iſt vielmehr eine anonyme Geſellſchaft, die gegen gewiſſe Bedingungen die Ausbeutung und Verwaltung der Bahnen übernommen hat. Dieſe Geſellſchaft hat auch die ſog. Lüttich-Limburger Bahn von Ans über Haſſelt bis zur holländiſchen Grenze übernommen, die an einem jährlichen Defizit von mehr als einer

halben Million Franken oder 100,000 Thalern leidet. Diese Bahn wird hie und da in der Presse als eine holländische Bahn bezeichnet; sie befindet sich auf belgischem Boden, wurde indessen von der holländischen anonymen Gesellschaft zur Ausbeutung übernommen. Die französische Ostbahngesellschaft hat am 31. Januar mehrere Abkommen wegen der Uebernahme niederländischer Eisenbahnen getroffen. Zuerst das bekannte und vielbesprochene wegen der Großluxemburger von Arlon bis Brüssel und Marloie bis Lüttich. Das zweite Abkommen betraf die sog. Lüttich-Limburger Bahn von Ans über Hasselt bis zur holländischen Grenze, zugleich, was wohl zu bemerken, mit dem Rechte des Transits bis Rotterdam und der Verfügung über die Hälfte der Rotterdamer Eisenbahnstation, wo sie ihr Personal haben wird, ein französisches Bureau für die Billeteinnahme, die Gepäckbeförderung u. s. w., was einer thatsächlichen Uebernahme der Strecke ziemlich gleichkommt. Die französische Ostbahn hat auf dem holländischen Gebiete gleichsam die Mitausbeutung und Mitverwaltung zugleich mit der holländischen Gesellschaft erworben. Ohne das letztere Arrangement hätte die französische Ostbahn die Lüttich-Limburger Bahn von der holländischen Gesellschaft nicht übernehmen, diese von ihrem jährlichen Defizit nicht befreien können. Die Uebereinkunft bedarf der Zustimmung der holländischen Regierung. Diese befindet sich allerdings in einer etwas anderen Lage, als die belgische. Denn eine förmliche Abtretung einer holländischen Bahn an die französische Gesellschaft hat bis jetzt, so viel man weiß, nicht stattgefunden, aber daß es sich um eine deutliche, wenn auch indirekte Begünstigung der holländischen Interessen durch den französischen Schatz handelt, ist klar. Man erinnert sich, mit welcher Eifersucht Holland in den Jahren 1866 und 1867 darüber gewacht hat, daß bei Gelegenheit des Scheldestreites kein fremder Eingriff in seine Angelegenheiten stattfinde, sein Gebiet gegen belgische Ingenieure, die es auf einige Deicharbeiten abgesehen hatten, geschützt werde. Und

jetzt ſoll eine franzöſiſche Geſellſchaft in die holländiſche Eiſenbahnverwaltung eingeführt, den holländiſchen Finanzen, gleichviel ob direkt oder indirekt, ein namhafter Vortheil durch die Subvention des franzöſiſchen Schatzes zugewendet werden. Man müßte darnach annehmen, daß Holland ſeinen Widerſtand gegen eine fremde Einmiſchung Belgien gegenüber erſchöpft und davon nichts mehr übrig hat, wenn es ſich um eine finanzielle Einmiſchung Frankreichs handelt! Es genügt ein Blick auf die Karte, um erkennen zu laſſen, wie umfangreich die Operationen der franzöſiſchen Oſtbahngeſellſchaft ſich geſtalten, und wie ſie je mehr und mehr die Niederlande wie mit einem Netze umſpannen. Die Oſtbahn hatte ſchon die Wilhelmsbahn im Großherzogthum Luxemburg erworben, ſie erlangte dann die Zweigbahn über Pepinſter nach Spa. Ferner die Großluxemburger von Arlon bis Brüſſel beziehentlich Marloie bis Lüttich, ferner die Lüttich-Limburger bis zur holländiſchen Grenze, endlich das Recht des Ueberganges mit franzöſiſchen Waggons bis Rotterdam, nebſt der halben Eiſenbahnſtation in Rotterdam, wobei durchweg, direkt oder indirekt, zum größten Theile aber direkt, die franzöſiſche Subvention der Zinſengarantie, ohne welche alle dieſe Operationen nicht möglich wären, die bezeichnete ſehr wichtige Rolle ſpielt. Und das alles ſoll nach den Verſicherungen der franzöſiſchen Offiziöſen ganz unverfänglich ſeyn und nur völlig harmloſe, nationalökonomiſche Abſichten haben!"

Die belgiſche Regierung verfehlte nicht, die Intrigue der Oſtbahngeſellſchaft noch rechtzeitig zu durchkreuzen. Der Finanzminiſter Frère Orban erließ am 13. Februar 1869 einen energiſchen Befehl, welcher ausländiſchen Geſellſchaften die Ausbeutung belgiſcher Eiſenbahnen unterſagte, und hielt bei dieſer Gelegenheit in der Kammer eine warm patriotiſche und freimüthige Rede, die in Paris gar übel vermerkt wurde. Als ob dem unſchuldigen Frankreich wieder einmal das größte Unrecht geſchehe, gerieth die Pariſer Zeitungspreſſe in eine edle Entrüſtung, ja in Wuth, was alles erkünſtelt

war, um die armen Belgier zu erſchrecken. Die Chauviniſten, welche jede Gelegenheit benutzten, um einen Krieg mit Preußen zu provociren, logen wieder in den Tag hinein, an dem neuen Conflikt mit Belgien ſey wieder niemand ſchuld als Graf Bismarck, der die belgiſche Regierung beeinfluſſe. Daß die ganze Sache von den Franzoſen ſelbſt angezettelt war, um die Belgier zu übertölpeln und im Einverſtändniß mit Holland das ganze belgiſche Terrain in's franzöſiſche Verkehrsſyſtem und in ſeine militäriſchen Operationsplane hineinzuziehen, davon ſagten die franzöſiſchen Blätter nicht ein Wort, das verſchwiegen ſie und nahmen die unſchuldigſte Miene an. Schon wurde gedroht, Frankreich werde ſich von Belgien nicht ungeſtraft beleidigen laſſen. Aber der Lärm ließ bald nach, weil die engliſchen Blätter auf das beſtimmteſte erklärten, England werde weder eine Mißhandlung noch Bevormundung Belgiens ruhig hinnehmen, ſondern Belgien zur Seite ſtehen.

Die belgiſch-franzöſiſche Streitfrage wurde vom öſterreichiſchen Reichskanzler mit etwas voreiliger Begierde ergriffen, um Frankreich einen Dienſt zu leiſten. In ſeiner Depeſche an den k. k. Geſandten in Berlin vom 1. Mai meinte er, „Belgien ſolle es ja nicht mit dem Wohlwollen des mächtigen Frankreich verderben. Schon beſtehen zwiſchen Frankreich und Belgien in Anſehung der Sprache, der Sitten, des Handels und der Induſtrie ſo viele Bande, daß es ganz natürlich wäre, wenn Letzteres im Erſteren eine Stütze ſuchte.“ Daß die große Mehrheit der Belgier deutſch reden, beliebte der Reichskanzler zu vergeſſen. Derſelbe erließ zugleich auch eine Depeſche an die belgiſche Regierung, worin er derſelben zu erwägen gab, „daß es nicht rathſam erſcheinen dürfte, wenn Belgien durch ein zu ſchroffes Auftreten eine rein kommerzielle Frage auf das politiſche Gebiet hinüberleite und ſie dadurch zu einer politiſchen Frage erhebe, die in ihren Conſequenzen möglicher Weiſe eine Gefahr für die Selbſtändigkeit Belgiens herbeiführe!“ Belgien achtete indeß auf dieſen zudringlichen Rath in keiner Weiſe, ſondern wußte

Das Wort Chichimeca iſt auch aztekiſchen Urſprungs, und bedeutet vielleicht „Blutſauger“. Dieſe Chichimecas werden von Acoſta, Torquemada u. a. als ein rohes, kriegeriſches, in Pelz gekleidetes Jägervolk geſchildert und in der Darſtellung ihres Marſches nach dem See von Tezcuco kommen einige Umſtände vor, welche für die aufgeſtellte Anſicht ſprechen. Es wird berichtet, daß, als Xolotl, in das Thal von Mexico herabſtieg, er das ganze Land zwar voll von anſehnlichen Gebäuden, aber ohne Einwohner gefunden habe. Eine Kriegsliſt fürchtend, habe er Kundſchafter entſendet, welche nur einige wenige Familien, die Reſte der Tultecas, in Schlupfwinkeln hauſend, entdeckt hätten. Durch dieſe Ueberreſte der Tultecas ſeyen die Ankömmlinge über den, ihnen vorher unbekannten Gebrauch und Anbau des türkiſchen Korns und anderer Nutzpflanzen belehrt worden. Die Nation jener großen Baukünſtler, welche ſo ſtaunenswerthe Monumente zurückgelaſſen, ſey durch Krankheiten vertilgt worden. Dieſe Mythe läßt ſich alſo ausdrücklich dahin vernehmen, daß jene großen Bauwerke nicht von den einwandernden Jägervölkern, ſondern von einem früheren, durch Jahrhunderte anſäßigen Volke von höherer Cultur gebaut worden ſeyen. Es iſt mir in der That unbegreiflich, wie dieſe Stelle in den hiſtoriſchen Werken über Mexico ſo vielfach überſehen werden konnte. Und doch ſprechen noch ſo viele andere Stellen der früheſten Schriftſteller von den Chichimecas und Aztecas unter Verhältniſſen, die es unwahrſcheinlich, ja unmöglich machen, daß dieſe Einwanderer ſelbſt die Gründer jener coloſſalen Monumente geweſen wären. So wird angeführt, daß die einwandernden Chichimecas ſich in der Ausdehnung von zwanzig Geviertmeilen um den See von Tezcuco angeſiedelt hätten. Sie kamen alſo nicht als ein zahlreiches Volk, denn dieſes hätte, bei der Art, in welcher ſie iſolirt wohnten, auf jener Fläche nicht Platz gehabt. Dazu finden wir in ihrer Geſchichte nur die Züge jener kleinlichen Begebenheiten, die ſich auch jetzt noch unter den Wilden, z. B. Braſiliens, zutragen: Fehden und Kriege oder Bündniß mit den Nachbarn, Weiberraub, Verſchmelzung mehrerer Horden oder Stämme zu einem Ganzen unter Einem Oberhaupte, Inſurrection einzelner tributärer Häuptlinge u. ſ. w. — Alles dieſes in kleinem Maßſtabe. Unter ſolchen Umſtänden darf man wohl fragen: wie wäre es möglich geweſen, daß Stämme von dieſem, noch vor

mit Festigkeit sein eigentliches Interesse zu wahren. Der belgische Minister Frère-Orban ging nach Paris, um dieses Interesse energisch zu vertreten, worauf Unterhandlungen eingeleitet wurden, welche damit endeten, daß Frankreich nachgab. Am 5. Juli 1869 wurde der neue Vertrag unterzeichnet, nach welchem wesentlich alles beim Alten blieb, die Abtretungsverträge zwischen der Ostbahn und der Luxemburger Bahn, sowie der Ostbahn und der Lüttich-Limburgischen Bahn, beseitigt wurden, Belgien das Eigenthums- und Besitzungsrecht der belgischen Bahnen behielt und nur gemischte durchgehende Züge von Antwerpen nach Basel und Rotterdam nach neuer Uebereinkunft geregelt wurden. Der Vertrag wurde in Paris am 10. Juli unterzeichnet. Obgleich in dieser Frage Belgien fest geblieben war und Frankreich nachgegeben hatte, verkündete ein Wiener Correspondent der Augsb. Allg. Zeitung mit kaum glaublicher Dreistigkeit, das ganze Verdienst dieses Vertrages gebühre dem Grafen Beust, sofern er Belgien zur Nachgiebigkeit gegen Frankreich bewogen und den schlimmen Einfluß von einer andern Seite (von Preußen) her vereitelt habe. Dieser Lüge stand direkt der Unwille entgegen, mit dem die Belgier die Beust'sche Einmischung zurückwiesen und besonders an der Zumuthung, ihre Rüstungen einzustellen und ihre Armee zu reduciren, da sie sich gegen Frankreich doch nicht wehren und nur von dessen Gunst leben könnten, großes Aergerniß genommen hatten.

Am 10. August 1866 entstand in Antwerpen eine furchtbare Feuersbrunst, die einen schönen Theil der Stadt verzehrte und erst am 13. gelöscht wurde. Sie war durch Entzündung von Petroleum in einem Magazin entstanden, worin große Vorräthe dieses leicht entzündlichen Stoffes aufgehäuft waren. Durch Keller und unterirdische Wasserleitungen verbreitete sich das brennende Erdöl nach allen Seiten, zündete ein Haus nach dem andern von unten an und erschwerte das Löschen, indem es sich in die Schelde ergoß und auf demselben schwimmend fortbrannte, so daß die Löscheimer statt Wasser

Feuer schöpften. Unvorsichtiger Weise hatte man gestattet, daß ungeheure Mengen dieses gefährlichen Oels mitten in der Stadt aufbewahrt werden durften. In zwei großen Magazinen fanden sich davon 10—12,000 Fässer. Auch verbrannten sehr viele Baumwolle und Colonialwaaren.

Am Ende des Jahres 1867 wurde im Abgeordnetenhaus zu Brüssel der Antrag gestellt, in sämmtlichen vlamischen Provinzen sollten die Richter der Volkssprache mächtig seyn, da die französentolle Partei in der That die unglaubliche Frechheit gehabt hatte, deutschen Bauern und Bürgern Richter aufzudrängen, die nicht einmal deutsch verstanden, und der Antrag wurde damals noch mit 54 gegen 40 Stimmen abgelehnt. Man braucht die Mehrheit deßhalb nicht an Frankreich verkauft zu denken. Es gibt auch viele französisch redende Belgier, die so wenig Unterthanen Frankreichs seyn möchten wie die Waadtländer. Der Unterschied ist aber der, daß die Waadtländer von je her französisch gesprochen haben, die Vlamingen aber von je her deutsch. Wenn nun vollends die Mehrheit der belgischen Kammer nicht gesonnen ist, Belgien Frankreich einzuverleiben, so sollten sie auch die französische Sprache fahren lassen und sich ihrer natürlichen Muttersprache bedienen. In Gent, welches ganz vlamisch ist, wurde den städtischen Lehrern jede Klage über Zurücksetzung der Muttersprache bei Strafe sechsmonatlicher Suspendirung verboten. Die Toekomst, das Organ des vlamischen Lehrerstandes, schrieb entrüstet: „Sie morden ein Volk, sie morden in unsern Schulen die Sprache unseres Volks und mit der Sprache das Volk selbst. Man begann damit, es zu entadeln und zu entnamen und nachdem dies gelungen seyn wird, hat man leichtes Spiel, es vollends todt zu machen."

Nur im Kriegsministerium nahm man einige Rücksicht auf das so lange schmählich zurückgesetzte deutsche Element. Am 22. Januar 1868 erließ der Kriegsminister General Renard einen Armeebefehl, demzufolge den Soldaten, denen Elementarkenntnisse abgingen, wenn

ſie nicht Wallonen, ſondern Vlamingen waren, der Unterricht auch in vlämiſcher Sprache ertheilt werden ſollte. Die in Gent erſcheinende Zeitung „Het Volksbelang", die in Brüſſel erſcheinende „Vlaamſche Tijding" und die alte „Gazette von Dendermonde" eiferten gegen die Gallomanen. In Brüſſel wurde ein vlamiſches Nationaltheater gegründet und ein Aufruf zu einem großen vlamiſchen Verbrüderungsfeſt am 24. Februar erlaſſen, worin es heißt: „Mögen die Vertheidiger einer fremden Kultur, unſere entarteten Gallomanen, das, was wir erſtreben, immerhin angreifen, verſpotten oder geringſchätzig behandeln. Wir müſſen vorwärts, wir müſſen handeln, großherzig handeln. Unſer Zweck iſt: Die Erhebung des niederdeutſchen Stammes durch eigene Kraft!"

Allein die Regierung nahm ſich der Sache nicht an. Obgleich nach Artikel 23 der belgiſchen Verfaſſung der Gebrauch der Sprachen freigegeben iſt, ſo fuhren doch die Beamten fort, ſich der franzöſiſchen Sprache allein zu bedienen und ſogar Richter und Advokaten brauchten allein dieſe Sprache, erſchwerten dadurch dem vlämiſchen Bauern, der kein Franzöſiſch verſtand, die Vertheidigung und zwangen ihn, Dolmetſcher theuer zu bezahlen. „Iſt es nicht eine ſchimpfliche Entwürdigung, ſich im eigenen Vaterlande verdolmetſchen zu laſſen? Zahlen die Vlamingen dem Staate weniger als die Wallonen?" Die deutſchen Niederlande, Flandern und Brabant waren, als ſie noch dem deutſchen Reiche angehörten, die Heimath des gewerblichen und Kunſtfleißes, der Malerei, Baukunſt und Muſik. Hier concentrirte ſich mit dem bürgerlichen Wohlſtand auch die geiſtige Bildung. Kein Theil Deutſchlands hat im Mittelalter in dieſer Beziehung mehr geleiſtet, als der nordweſtliche. Und dieſen Ruhm opfert man jetzt einer Handvoll oberflächlich gebildeter Wallonen, platter Nachahmer der Pariſer Modemenſchen.

Die Mode war aber in den maßgebenden Kreiſen ſo mächtig, daß die Académie Royale de Belgique in ihren Bulletins von 1868 XXV, es nicht verſchmähte, verſteht ſich in franzöſiſcher Sprache,

einen Aufsatz des Herrn Nolet de Brauwere van Steeland abdrucken zu lassen, worin sich die feindseligste Gesinnung gegen Deutschland aussprach. Derselbe ging von der Voraussetzung aus, die niederländische Sprache sey älter und reiner als die hochdeutsche und die letztere habe daher gar kein Recht, die erstere sich unterordnen und an sich ziehen zu wollen. Die Voraussetzung ist nicht richtig, denn die niederdeutsche Sprache hat neben der oberdeutschen nur eine nebengeordnete, nicht eine übergeordnete Stelle. Wenn aber ein Zusammenstehen aller Deutschen wünschenswerth ist, muß sich doch die kleine Minderzahl nach der großen Mehrzahl richten. Wollte aber jener Nolet eigensinnig der vlamischen Mundart ein Vorrecht vor allen andern germanischen Mundarten zuerkennen, so mußte er sich auch selbst dieser Mundart bedienen und nicht französisch schreiben. Seine Schandschrift gegen die Deutschen verrieth ihn als ein Werkzeug der französischen Politik, denn indem er sich anmaßte, den Deutschen förmlich verbieten zu wollen, sich um die vlamische Sprache zu bekümmern, handelte er nur, wie es einem französischen Präfekten nach Eroberung eines deutschen Landes vom Imperator hätte befohlen werden können.

Auch die Holländer, in ihrem Particularismus noch verbissener und aus lächerlicher Preußenangst noch mehr gegen die Einheit Deutschlands eingenommen und der französischen Politik in die Arme getrieben, wollten mit antideutschen Erklärungen nicht zurückbleiben. Die Holländer hatten ihrem Dichter Vondel in Amsterdam ein Denkmal errichtet und weil Vondel in Köln geboren war, die Stadt Köln aber nichts zu seinem Amsterdamer Denkmal beigesteuert hatte, nahm der Holländer van Lennep davon Anlaß, den Deutschen jegliche Freundschaft aufzukündigen. Uebrigens soll auch Nolet in Holland geboren seyn. Die vlamische Presse in Brüssel wies ihn zurecht und sprach ihre Sympathie für Deutschland aus.

Vlamisch und holländisch ist eigentlich dieselbe niederdeutsche Sprache, die sich aber im Verlauf der Jahrhunderte unter ent-

gegengesetzten Einflüssen verschieden ausgebildet hat. Im Allgemeinen ist die vlamische Mundart reiner, einfacher, natürlicher geblieben, als die holländische, grade weil sie in Belgien die Sprache des gemeinen Volkes blieb und von den höhern Klassen, die allmälig immer ausschließlicher französisch sprachen, unverändert gelassen wurde. Die holländische Mundart dagegen, deren sich auch die höhern Klassen bedienten, nahmen unter dem Einfluß der Renaissance und pedantischen Gelehrsamkeit einen falschen Geschmack an. Höfken sagt in seinem trefflichen Buch „Vlämisch-Belgien" II, 13: „Das Holländische verfeinerte sich zwar sehr, nahm aber zugleich im Munde der Gebildeten viele französische Ausdrücke in sich auf, während das fast rohe Vlämische im Munde des Volks rein, keusch und kernvoll blieb. Der anschaulich denkende Vlaming hatte keinen Sinn für die holländische Prosa mit ihrer protestantischen Reflexion, ihrer abstrakten Begrifflichkeit, ihren pedantisch schleppenden unklaren Satzbildungen, strotzend von Zwischensätzen und Anhängseln."

Von Seite der Vlamingen war es kaum möglich, sich an die hochdeutsche Schriftsprache zu gewöhnen, und sehr schwierig, ihre eigene Mundart literarisch auszubilden. Die romanischen Sprachen waren schon frühzeitig die in den südlichen Niederlanden herrschenden. Frankreich hatte sich schon frühe eines Theils von Flandern bemächtigt, dann kamen die Herzoge von Burgund ebenfalls französischen Geblütes. Nur eine kurze Zeitlang wurden die deutschen Habsburger Erbherrn der Niederlande. Kaiser Karl V. vergabte sie seinem Sohn in Spanien und so blieben sie ein paar Jahrhunderte die Opfer spanischer Despotie und Inquisition. Wie hätten sie da irgend ihre deutsche Sprache ausbilden, oder an der Geistesbildung und Literatur der übrigen Deutschen theilnehmen können? Der spanische Katholicismus hat sein Gepräge den Belgiern bis auf den heutigen Tag eingeprägt. Im vorigen Jahrhundert wurden zwar die südlichen Niederlande oder das heutige Belgien wieder österreichisch, das dort bereits eingefleischte Spanierthum widersetzte

ſich aber den Reformen des deutſch geſinnten Kaiſers Joſeph II. und machte eine Revolution, welche unmittelbar in die große franzöſiſche Revolution überging. Nun kam Belgien ausſchließlich unter franzöſiſchen Einfluß, ja wurde Frankreich einverleibt, und ſeitdem ſpricht dort jedermann, der für gebildet gelten will, franzöſiſch. Belgien wurde 1815 wieder mit Holland verbunden, trennte ſich aber 1830 ſchon wieder, weil ſein Katholicismus dem holländiſchen Calvinismus und ſein bereits angenommenes elegantes Franzoſenthum dem ſteifen Holländerthum widerſtrebte. Daraus folgt nun, daß man den Vlamingen weniger Schuld beimeſſen, als ſie nur bedauern kann, weil ſie nicht nur fremde Herren bekamen, ſondern auch ihre gebildeten Klaſſen ſelbſt ſich dem gemeinen Volk und Volkscharakter entfremdeten.

Den Holländern aber kann man mit Recht vorwerfen, daß ſie ſich, ſofern ſie eben ſo ſelbſtändig blieben wie die Schweizer, nicht gleich dieſen an die deutſche Schriftſprache gewöhnt und an der reichen deutſchen Literatur betheiligt haben.

Unerwartet brach im Frühjahr 1869 eine Empörung der Eiſenbahnarbeiter in den großen Kohlenetabliſſements in der Nähe von Lüttich aus. Am 8. April fielen die Arbeiter zu Seraing plötzlich über die Fabrikgebäude her und plünderten und zerſtörten alles. In den folgenden Tagen griff der Aufſtand noch weiter um ſich und beſonders in der großen Kohlenhütte Cockerill ſtanden 6000 Arbeiter auf, welche dem eilends herbei gerufenen Militär tapfern Widerſtand leiſteten, ſo daß Oberſt van Laethem, mehrere Offiziere und Soldaten verwundet wurden. Der Umſtand, daß die Arbeiter, ihre Weiber und Kinder mit in den Kampf führten, ſpricht für eine wirkliche Noth, die ſie zur Empörung trieb. In der Preſſe aber wurde der Verdacht genährt, die belgiſchen Arbeiter ſeyen von den engliſchen, mit denen ſie im internationalen Verbande ſtünden, aufgehetzt worden. Das Militär konnte des Aufſtands nicht Meiſter werden, ohne von der blanken Waffe Gebrauch zu machen, was namentlich am 10. April der Fall war, ſo daß es an Todten und

Verwundeten nicht fehlte. Da aber Truppen von allen Seiten herbeieilten, wurde der Auflauf über Sonntag unterdrückt. Schon in der nächsten Woche empörten sich die Arbeiter in den Kohlenbezirken von Mons und bei der Zeche La Grappe gab es einen blutigen Kampf. Man erwartete auch Unruhen im Revier von Charleroi. Plötzlich aber trat Ruhe ein und man erfuhr, der Generalrath des internationalen Arbeiterbundes für Belgien habe an alle Arbeiter den Befehl erlassen, die Bewegung zu sistiren und eine für die Revolution günstigere Zeit abzuwarten.

In Belgien blieb der neue König Leopold II. der neutralen Politik seines Vaters treu, ohne sich einer der beiden herrschenden Parteien, der klerikalen und liberalen hinzugeben. Hatte die eine Partei die Mehrheit in der Kammer, so wählte er auch seine Minister aus dieser Partei; wechselte die Mehrheit, so wechselten auch die Minister. Auch nach außen hin verhielt sich der König neutral und gab namentlich den Zumuthungen des französischen Nachbars nicht nach, sondern hielt die Selbständigkeit Belgiens aufrecht, hierin jederzeit von der Mehrheit der Kammer und des Volks unterstützt.

Im Jahr 1870 wurde Belgien durch einen großen Prozeß aufgeregt. Ein gewisser Langrand-Dumonceau, Gründer eines Crédit foncier international setzte in Belgien seine International-Aktien mit Hilfe der klerikalen Partei ab. Ein Schreiben Ledochowskis, des päpstlichen Nuntius in Brüssel, vom 21. Mai 1864 an Dechamp, den Cardinal-Erzbischof von Mecheln, gelangte zur Oeffentlichkeit. Darin wurde der Letztere aufgefordert, die Finanz-Operationen Langrands durch den gesammten Klerus Belgiens eifrig unterstützen zu lassen. Auch der Papst selbst schrieb an Langrand (21. April 1864) als „an seinen lieben Sohn" und ernannte ihn zum Grafen. Nun drängten sich Bürger und Bauern herbei Internationals zu kaufen, weil ihnen versichert wurde, es werde dadurch die Deckung eines Anlehens für den Papst bezweckt. Wer für eine Aktie des Credit International zweihundert Frank baar zahle, tilge damit

eine römische Obligation von fünfhundert Franken. Der Betrug wurde erst entdeckt, als Langrand mit der Kasse nach Amerika entfloh. Die Häupter der klerikalen Partei in Belgien waren in großer Anzahl dabei compromittirt. Es wurde nämlich constatirt, daß im Jahr 1864 die Herren Dechamps, Rothomb, De Decker, Graf Liedekerke ꝛc. sich als Administratoren der banque de crédit foncier et industriel in öffentlichen Ankündigungen unterzeichnet hatten. Als aber Mandel, der Redakteur eines Brüsseler Börsenblattes nachwies, das Brüsseler Appellationsgericht habe in dieser Angelegenheit ein falsches Urtheil gefällt, um den Scandal möglichst zu verschleiern, und ihn jenes Gericht deßhalb anklagte, wurde er vom Brabanter Geschworenenhofe frei gesprochen und die Wahrheit so offen dargelegt, daß die Vertuscher, General-Prokurator Bavay und der Staatsanwalt Baron Hody plötzlich entlassen werden mußten.

Langrand war 1826 zu Vossem geboren, Sohn eines armen Wirths, diente in der Fremdenlegion zu Algier, war dann bei Lebensversicherungs-Gesellschaften thätig und gründete im Jahr 1852 selber eine solche. Von nun an entfaltete er eine staunenswürdige Thätigkeit, indem er, wenn ihm ein Geschäft mißlang, gleich ein noch größeres anfing und den Defekt durch neue Beschwindelungen anderer deckte. Durch den belgischen Finanzminister Mercier wurde er in die Mysterien der klerikalen Agitation eingeweiht und spekulirte fortan hauptsächlich auf den Beutel des klerikal gesinnten reichen Adels und der eifrig katholischen Bevölkerungen. Ein einziges Mal drohte ihm ein Prozeß und die Aufdeckung seines betrügerischen Treibens durch den Fürsten von Turn und Taxis, den er aber befriedigte, indem er ihm alsbald seine Million zurückerstattete, natürlich auf Kosten andrer Aktionäre. Als Graf und Günstling des Papstes trieb er sein Wesen noch lange fort. Die Berliner Revue schreibt darüber: Langrand's Creditanstalten repräsentiren ein Kapital von beinahe 2 Milliarden Franks. Sie bilden einen Stamm mit

vielen Verzweigungen. Als ſchwacher Schößling in Form einer Lebensverſicherung aufgeſtiegen, ſchlug er in Holland, Paris, London, Wien und Sachſen Wurzel und bot endlich ſeinen Schatten den deutſchen Fürſten und einer Großmacht wie Oeſterreich an. Jene ſollten gerettet und für die Zukunft ſicher geſtellt, Ungarn ſollte für das Haus Habsburg von Neuem gewonnen und zugleich kultivirt werden. Daneben ward der Papſt mit dem Anlehen unterſtützt und der Türkei wurden 800 Millionen Franks zum Bau der Eiſenbahnen angeboten. Während Langrand den Gewinn dieſes Eiſenbahnunternehmens discontirte, ehe die türkiſche Regierung die Conceſſion ertheilt hatte (die nachher verweigert wurde), breitete er ſeine Unternehmungen immer weiter aus, kaufte die magasins réunis in Paris. Er erwärb beinahe halb Toulouſe, um es modern umzubauen, betheiligte ſich beim Erwerb der Kirchengüter Italiens, angeblich zum Beſten des Klerus, kaufte gleichſam ganze Provinzen Spaniens, um ſie zu kultiviren, und gründete zu Paris eine Geſellſchaft für die Minen Amerikas, denen er einen reinen Gewinn von hundert Prozent in ſichere Ausſicht ſtellte." Auf einmal aber war er verſchwunden und man glaubt, er lebe jetzt in Südamerika.

Trotz allen dieſen Erfahrungen wurde das um ſo viel Geld betrogene katholiſche Landvolk durch die Argliſt der klerikalen Führer überredet, an allem Unglück ſeyen nur die Liberalen ſchuld, denn ſie hätten eine augenblickliche Verlegenheit Langrands benutzt, um ihn in ſeinen dem Papſte ſo nützlichen Operationen zu ſtören. Hätte er nur einige Zeit gehabt, ſich zu arrangiren, ſo würde er alle Gläubiger befriedigt und den Aktien wieder Credit verſchafft haben. Das getäuſchte Landvolk ließ ſich nun auch bereden, bei den Neuwahlen zur Kammer die klerikalen Führer eifrig zu unterſtützen. Angeſichts einer klerikalen Mehrheit nahm nun das liberale Miniſterium Frère-Orban im Juni 1870 ſeine Entlaſſung und der König ernannte ein klerikales Miniſterium, an deſſen Spitze Graf Anethan trat.

Das Königreich der Niederlande hätte schon in den dreißiger Jahren seinen Namen ablegen und sich einfach Holland nennen sollen, weil es seit der Ablösung Belgiens nicht mehr die vereinigten Niederlande darstellte.

Wichtige Aenderungen kamen in Holland in den letzten Jahren nicht vor. Man bemerkte nur eine partikularistische Angst vor den deutschen Einheitsbestrebungen, sobald diesen die Schlacht bei Königgrätz einen so bedeutenden Vorschub geleistet hatte. Die Holländer hätten wohl gethan, sich daran zu erinnern, daß sie Deutsche sind, wie wir andern auch, daß sie zum deutschen Reich, speziell zu dessen burgundischem Kreise gehörten, und daß ihre achtungswürdige Republik nur deßhalb zu Grunde ging, ihre maritime Macht herunterkam, ihre größten Colonien in die Gewalt der Engländer fielen und sie selbst eine Zeit lang förmlich dem französischen Reiche einverleibt wurden, weil sie durch zwei Jahrhunderte vom übrigen Deutschland nichts hatten wissen wollen. Hätten sie mehr natürliche Sympathien für ihre deutschen Brüder bewahrt, hätten sie aus der beständigen Uebervölkerung Deutschlands ihre Colonien rekrutirt, so würden sie dieselben so massenhaft bevölkert haben, daß es den Engländern niemals hätte gelingen können, sich derselben zu bemeistern. Die Schuld des Absperrens von Deutschland aber lag nicht an den Holländern allein. Die spanischen Habsburger, gegen welche sich die Holländer so verzweifelt wehren mußten, wie einst die Schweizer gegen die deutschen Habsburger, theilten mit diesen das gleiche Schicksal, sich vom deutschen Reich trennen zu müssen, um nicht unter dessen Mißregierung ihre Freiheit und ihren Wohlstand einzubüßen. Der im Hause Habsburg erbliche Despotismus ist es gewesen, welcher die Holländer wie die Schweizer dem übrigen Deutschland entfremdet hat. Indessen kamen Zeiten, in denen die Habsburger ihren verderblichen Einfluß nicht mehr übten, und Holland hätte es wohl vermocht, sich wenigstens mit dem protestantischen Deutschland in ein brüderlicheres Vernehmen zu setzen. Und gewiß

Kurzem ſo unſtäten Charakter, von dieſer Rohheit, von der geringen Menſchenzahl, ſo ausgedehnte Städte, ſo feſte Plätze, ſo coloſſale Pyramiden, ſo mancherlei Prachtgebäude von dem dunkelſchwermüthigſten, zugleich aber erhabenem Charakter gebaut, — ſo viele Statuen von bedeutender künſtleriſchen Vollendung (und einem ganz eigenthümlich phantaſtiſch wilden Style) aus dem härteſten Geſtein gemeißelt hätten, wie wir ſie in dem alten Mexico, in Teotihuacan, in Tulla, Cholulla, Papantla u. ſ. w. antreffen? Daß die großen Statuen wirklich dort, wo man ſie fand, gefertigt worden, daß ſie nicht aus der Ferne von dem Jägervolke der Chichimecas oder von den Aztecas herbeigebracht worden, dafür ſprechen wohl der Zuſtand der Wege zur Zeit der Conquiſta, der Mangel an Transportmitteln u. ſ. w. eben ſo entſchieden, als es keinem Zweifel unterworfen iſt, daß rohe Wilde, ſelbſt mit dem Gebrauche metallener Waffen unbekannt, ſolche Kunſtwerke auszuführen, während einer Niederlaſſung von vier oder fünf Jahrhunderten keine Zeit gefunden haben konnten. Und gehen wir nun über die Grenzen des eigentlichen Mexico hinaus, welche ungeheure Trümmer aus einer ganz unbekannten Vorzeit begegnen uns überall in Mittelamerika! Ich erinnere an die rieſenhaften Subſtructionen, welche man auf der Ebene von Palenque aufgefunden hat, an die Ruinen von fünf großen Städten, die Waldeck in Yucatan angetroffen, worunter ſich die von Ytzalane eine Stunde weit von Oſt nach Weſt und acht Stunden von Nord nach Süden ausdehnen ſollen. Auf manchen der in Mexico aufgefundenen, aus Lehmziegeln und ungeheuren Steinmaſſen erbauten Pyramiden ſteht ein Urwald, deſſen Alter weit über die Zeit der Conquiſta hinausragt.

Man hat die hiſtoriſchen Malereien der Mexicaner, welche in dem Werke von Lord Kingsborough mit ſo bewundernswürdiger Kunſt wiedergegeben ſind, theilweiſe benutzt, um durch ſie die Geſchichte der Mexicaner zu begründen. Nur von einem geringen Theile dieſer Malereien beſitzen wir Auslegungen. Sie ſind aus dem Munde der Indianer von verſchiedenen Spaniern und italieniſchen Miſſionarien niedergeſchrieben. Man kennt die Quellen, aus welchen die gegebenen Erklärungen floſſen, gar nicht; man weiß nicht, welcher indianiſche Stamm hier oder dort vernommen worden, ob er die Traditionen ſeines eigenen oder eines fremden

würde ihm das zu gute gekommen seyn in seinen verzweifelten Seekriegen mit England, denn dieses hätte ihm nie über den Kopf wachsen können, wenn es seine Marine und seine Colonien aus den Mitteln seiner deutschen Nachbarn zur rechten Zeit verstärkt hätte. In der Rivalität mit England immer den Kürzern ziehend und als Kleinstaat gewissermaßen nur von der Gnade Englands lebend und beständig von der französischen Invasion bedroht, hat Holland seinen natürlichen Bundesgenossen und Beschützer nur im protestantischen Norddeutschland, dessen neuer Erstarkung unter Preußen es also zujubeln sollte.

Aber was erleben wir? Kaum war der norddeutsche Bund unter Preußen gegründet, so ließ sich auch Holland schon mit Frankreich in die Intrigue ein, welche Luxemburg, und nachher in eine zweite, welche die Eisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Holland ausschließlich in französische Hände bringen sollte. Die holländische Presse verrieth den tiefsten Groll gegen Preußen und die lächerliche Furcht, Holland könne wohl gar von Preußen gefressen werden. In der zweiten Kammer hörte man am 17. und 18. Dezember 1869 Aeußerungen, wie folgende: General Knoop meinte, Holland hätte eigentlich gar keine Armee nöthig, wenn seine nationale Selbständigkeit nicht von außen bedroht werde. Das sey aber jetzt der Fall, denn Holland habe „die Eroberungssucht eines mächtigen Nachbars" (Preußens) zu fürchten. Stieljes fügte hinzu: „Die Warnung, die wir 1864 durch den ungerechtfertigten Krieg Preußens und Oesterreichs gegen Dänemark uns zu Herzen nehmen konnten, mußte durch die Ereignisse von 1866 abermals an uns herantreten." Sogar der gemäßigte Thorbecke sagte: Seit der „Mißhandlung Dänemarks", und den Ereignissen von 1866 sey die Unabhängigkeit der kleinern Staaten mehr als je bedroht. Was helfe es ihnen, daß sie sich auf ihre Nationalität berufen? Vor diesem Argument würde die angreifende Macht nicht zurückweichen. Darin hat Thorbecke sehr recht, denn die Holländer sind gar keine Nation, sondern

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21389 / 065

nur ein Theil der deutschen Nation. Tausend Jahre lang gehörten sie zum deutschen Reiche und ihre Sprache ist nur eine deutsche Mundart. Ein selbständiger Staat können sie seyn, eine Nation sind sie nicht.

Man hatte Holland immerwährend im Verdacht, es wolle sich mit Frankreich gegen Preußen verbinden. Seit dem Luxemburger Handel erneuerten sich die bösen Gerüchte von Zeit zu Zeit. Die Chauvinisten affektirten die Besorgniß, Preußen wolle Holland verschlingen, dann hieß es, Holland werde mit Frankreich nicht nur einen Zollverband, sondern auch eine Militärconvention eingehen, wie Preußen mit den süddeutschen Staaten. Erst am 7. November 1868, als in Folge der spanischen Ereignisse die Kriegslust in Frankreich gedämpft war, antwortete das Ministerium der Niederlande in der zweiten Kammer im Haag auf eine Interpellation, die Regierung habe gegen keine auswärtige Macht Verpflichtungen übernommen, wozu ihr auch kein Antrag gemacht worden sey. Die Regierung werde wie bisher alle legitimen Rechte achten und in der strengsten und absolutesten Neutralität verharren, wie es sowohl die Verträge, als das Interesse des Landes verlangen.

Das undankbare Holland, ohne Zweifel von Frankreich angestiftet, weigerte sich fortwährend, den Rheinschifffahrtsvertrag, zu dem es sich 1815 verpflichtet hatte, zur Ausführung zu bringen, und endlich die Schifffahrt bis in's Meer frei zu geben. Es bestritt nicht mehr, daß der Vertrag „bis in's Meer" und nicht blos bis an das Meer laute, aber es nahm Anstand, die Bestimmung anzuerkennen, wonach die Schifffahrt auf allen die Verbindung des Rheins mit dem Meere vermittelnden Wasserwegen in keiner Weise erschwert werden dürfe. Also mußte die Rheinschifffahrtscommission im August 1868 unverrichteter Dinge auseinandergehen.

Im Januar 1870 kam in den Generalstaaten die Thronfolgefrage zur Sprache. Verfassungsmäßig darf ein Mitglied des königlichen Hauses ohne Zustimmung der Generalstaaten keine Ehe ein-

geben. Indem nun die gedachten Staaten zur Vermählung der Prinzessin Marie mit dem Prinzen von Wied ihre Zustimmung gaben, hieß es im Commissionsbericht: „Die Commission constatire mit Freude die Thatsache, daß durch diese Vermählung das Land eine neue Bürgschaft für den Bestand der regierenden Dynastie habe." Diese auffällige Bemerkung war ein indirekter Vorwurf für den Kronprinzen, welcher, obgleich schon dreißig Jahre alt, keine Lust zum Heirathen hatte. Sein jüngerer Bruder Alexander war kränklich. Heinrich, der Bruder des Königs, hatte gar keine Kinder und Friedrich, der Oheim des Königs, nur Töchter und zwar die Königin von Schweden und die Prinzessin Marie, zukünftige Prinzessin Wied. Zwar soll nach dem Aussterben des oranischen Hauses Nassau erben, aber man glaubt, die Holländer würden sich schwerlich vom Hause Oranien trennen wollen, wenn es auch nur noch in weiblicher Nachfolge existirte.

Vierzehntes Buch.

England und Scandinavien.

Nachdem Lord Palmerſton geſtorben war, ſetzte Lord Derby, der ihm mit einem Toryminiſterium nachfolgte, im Grunde genommen die zuwartende Politik deſſelben fort, ohne ſich zu irgend einer bedenklichen oder gefährlichen Aktion hinreißen zu laſſen. England hatte in der Krim unangenehme Erfahrungen gemacht und ſah, wie es Frankreich in Mexiko noch ſchlimmer erging. Die Luſt zu kriegeriſchen Interventionen war ihm gründlich vergangen. Deßwegen intriguirte es zwar immer, ließ es ſich auch hin und wieder Geld koſten und duldete und provocirte die unverſchämteſten Drohungen der engliſchen Preſſe, that aber nichts und ließ, wenn die Entſcheidung kam, die Dinge gehen. So hatte es zwar, als der nordamerikaniſche Bürgerkrieg ausbrach, die Südſtaaten auf alle Weiſe moraliſch unterſtützt und ihnen ſogar viel Geld geliehen, aber keinen Mann und keinen Schuß. So hat es die Dänen immerwährend gegen Deutſchland gehetzt und in ſeiner Preſſe fürchterliche Drohungen gegen Deutſchland ausgeſtoßen, als es aber zum Kriege kam, die Dänen im Stich gelaſſen. Nur in ſeinen eigenen Colonien zeigte es Energie, ſchlug die Revolution in Oſtindien ſiegreich nieder und verſchaffte ſich von Abeſſynien die glänzendſte Genugthuung, als hier das Anſehen Englands mißachtet werden wollte.

Die Königin Victoria trauerte noch immer um den liebenswürdigen Gatten, den sie zu frühe verloren hatte und dem sie überall Statuen errichten ließ, wo sie einst glückliche Tage mit ihm verlebt hatte. Gewöhnlich brachte sie in Schloß Windsor zu, machte aber auch häufig Ausflüge nach Lieblingsplätzen in Schottland. So lange ihr schöner Albert gelebt hatte, war derselbe geflissentlich vom Parlament und von der Presse mißachtet worden, damit er sich nicht in Politik mische. Jetzt nach seinem Tode affektirte man, den Schmerz der Königin zu theilen, und ließ ihm mehr Ehre widerfahren, als einem verstorbenen Könige. Zu seinem Tode soll die Unart seines ältesten Sohnes Albert Eduard, Prinzen von Wales, mitgewirkt haben. Derselbe Prinz, mit einer dänischen Prinzessin vermählt, soll auch mit seiner Mutter nicht im besten Verhältniß gestanden haben. Er sah sie kaum einmal im Jahr. Die böse Welt traute ihm zu, gewisse Verleumdungen der Königin gingen von seinen Salons aus. Er sey, hieß es, sehr verschwenderisch und sehr verschuldet, wünsche daher die, wenn auch ansehnlichen, doch für ihn nicht ausreichenden Einnahmequellen mit denen eines regierenden Königs zu vertauschen.*) — Ungleich beliebter war sein Bruder Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, der sich der Marine widmete und viele Reisen machte, als er aber auch Neuholland besuchte,

*) Die „Neue freie Presse" brachte im Januar 1868 einen Brief aus London, worin schwere Vorwürfe auf den Prinzen gehäuft werden: „Mit den 100,000 Pfund Sterling (1,200,000 Gulden), die er selbst, und weitern 10,000 Pfund, die seine Gemahlin aus dem Staatsbeutel bezieht, kann der Arme nicht auskommen. Um sein Vermögen aufzubessern, soll er unter anderm Namen bei den Wettrennen mit Rennpferden speculiren. Seine Umgebung ist daher gelegentlich eine etwas curiose. Um die Königin zur Abdankung zu vermögen, wurden Scandalosa über sie ausgestreut, Gerüchte über intime Beziehungen zu ihrem Lieblingsdiener John Brown. Sie lächerlich zu machen, ist die Absicht; der politische Zweck die Herbeiführung ihrer Abdankung.

wo man ihn mit großem Enthusiasmus empfing, bei einem Gastmahl am 12. März 1868 von einem Fenier Namens O'Farell durch einen Pistolenschuß verwundet wurde. — Die dritte Tochter der Königin, Prinzessin Helena, wurde am 7. Juli 1866 mit dem Prinzen Christian von Augustenburg, einem Bruder des Prätendenten Prinzen Friedrich, vermählt.

Der Verdacht, es gebe jemand, dem die Königin zu lange regiere, erhielt neue Nahrung durch den brutalen Antrag Rearden's im Parlament am 23. Mai 1868. Derselbe frug den Chef des Ministeriums, ob es wahr sey, daß die Königin sich aus Gesundheitsrücksichten wieder nach Schottland begeben habe, und wenn es wahr sey, ob man nicht der Königin den Rath ertheilen müsse, lieber abzudanken und die Regierung dem Prinzen von Wales zu übergeben. Seine Worte erregten einen so furchtbaren Sturm der Entrüstung im Hause, daß Sprecher nur nachträglich den Unwillen und die energische Zurückweisung einer so respektswidrigen und unparlamentarischen Frage zu constatiren hatte. Gleichwohl fuhr das „inspirirte" Witzblatt „Tomahawk" in der boshaftesten Weise fort zu „balmoralisiren" d. h. die Königin Mutter in Bezug auf ihre häufigen Reisen nach ihrem schottischen Lieblingsschloß Balmoral schamlos zu verleumden, sie für unzurechnungsfähig und reif zum Abdanken zu erklären und dagegen den Prinzen von Wales zu loben und zu preisen, ja sogar (ironisch) seine Kindesliebe zu bewundern. — Damals erschien das Tagebuch der Königin im Druck, aus den glücklichen Jahren, welche sie mit ihrem verstorbenen, heiß von ihr geliebten Gemahle und ihren Kindern zugebracht hatte, und zwar vorzugsweise die rührende und naive Schilderung ihres in jedem Sommer sich wiederholenden Aufenthalts auf dem Schlosse Balmoral und der von dort gemachten Ausflüge in die schönsten Gebirgsgegenden Schottlands. Im Sommer desselben Jahres machte die Königin eine Erholungsreise nach der Schweiz und auf den Rigi.

In Bezug auf Deutſchland befolgte England eine ſtrikte Friedenspolitik. Unleugbar übte es in der Luxemburger Frage einen gewißen Druck auf Preußen, benahm ſich wenigſtens ſehr kalt gegen das Berliner Kabinet, aber nur, um einen Continentalkrieg zu verhindern, der ſeine Intereſſen bedroht hätte, ſey es, daß er eine Uebermacht Preußens oder Frankreichs herbeigeführt hätte. Dagegen zeigte ſich England Preußen wieder günſtig in der däniſchen Frage, und zwar gleichfalls aus Friedensliebe. Als nämlich im Herbſt 1867 eine Anzahl Pariſer Journaliſten mit lächerlicher Oſtentation nach Kopenhagen reisten, um gleichſam die ganze franzöſiſche Preſſe den Dänen in ihrem Kampf gegen Preußen zur Verfügung zu ſtellen, ſpottete ihrer die engliſche Preſſe, und der «Daily telegraph» bemerkte, das Kokettiren mit Frankreich könne Dänemark nur ſchaden, deſſen einzige kluge Politik darin beſtehe, ſein Heil in einer cordialen Allianz mit Deutſchland zu ſuchen.

Während der Pariſer Ausſtellung empfingen die Königin von England und der Prinz von Wales, die ihrerſeits nicht nach Paris gingen, den Beſuch des Königs von Preußen, des Sultans und des Vicekönigs von Aegypten, die von Paris kamen. Auch die Kaiſerin Eugenie machte der Königin Victoria einen Beſuch, um ein herzliches Einverſtändniß zwiſchen Frankreich und England zu beurkunden. Der Sultan empfing den Hoſenbandorden auf Schloß Windſor, beſuchte die Lady Palmerſton und das Parlament. In London bereitete man ihm große Feierlichkeiten, der Lordmajor lud ihn ein, nur eine Flottenmuſterung wurde durch ſchlechtes Wetter geſtört. Als Gegendemonſtration gegen den Aufzug der Vosgenjäger in Paris begaben ſich 3000 belgiſche Schützen nach London, um mit den Engländern zu fraterniſiren, und wurden von der Königin ſelbſt am 16. Juli 1867 nach Windſor eingeladen. Ein Beweis, wie viel an der Intimität zwiſchen Frankreich und England fehlte. Frankreich war von England in Mexiko im Stich gelaſſen worden,

ſeine Anträge auf einen europäiſchen Congreß wurden hauptſächlich durch England vereitelt. Dafür ging es auch wieder in der däniſchen Frage mit England nicht zuſammen.

Rußland verfehlte nicht, ein wenig über die Hunde- und Katzenfreundſchaft der Weſtmächte zu ſpotten. Im Anfang des Juli 1867 wurde eine angebliche Depeſche des Fürſten Gortſchakof vom 22. Mai alten Styls bekannt, worin die Einmiſchung der Weſtmächte in die innern Angelegenheiten des mittlern und öſtlichen Europa geiſtreich perſiflirt war. Jene Einmiſchung hatte ſtattgefunden ſoeben in der luxemburgiſchen, wie ſchon früher in der polniſchen und ſchleswig'ſchen Frage. Fürſt Gortſchakof bemerkte nun, nachdem man durch die Conferenz in London die Luxemburger Frage glücklich gelöst und einen blutigen Krieg vermieden habe, und ſo wie man ſich jetzt auch anſchicke, gemeinſchaftlich das Loos der Griechen auf Kandia zu erleichtern, ſo wäre es auch an der Zeit, durch eine gemeinſchaftliche Conferenz die iriſche Frage zu berathen und das Loos der unglücklichen Irländer verbeſſern zu laſſen. Die Katholiken befinden ſich dort auf eine unerhörte Weiſe unterdrückt und die engliſche Regierung könne nicht behaupten, das ſey eine innere Angelegenheit Großbritaniens, welche die andern Mächte nichts angehe, da es doch die engliſche Regierung ſelbſt geweſen ſey, die in Polen zu Gunſten der Katholiken habe interveniren wollen.

In einer Wahlrede am 13. November für das neue Parlament ſprach ſich Lord Stanley noch entſchiedener für den europäiſchen Frieden aus, als bei frühern Anläſſen, und diesmal motivirte er die Räthlichkeit des Friedens durch eine Behauptung, die in Paris nicht gefiel, aber gerade an Paris adreſſirt war. Der edle Lord bemerkte nämlich, die Einigung Deutſchlands werde ſich im Laufe der Zeit unaufhaltſam vollziehen, ſie ſey Preußen geſichert, ohne daß es dem natürlichen Gange der Dinge vorzugreifen brauche. Auch die franzöſiſchen Staatsmänner würden ſich darein fügen lernen.

Am 9. November 1868 erklärte der nordamerikaniſche Geſandte Reverdy Johnſon bei einem Bankett des Lord Stanley, alle Differenzen der Vereinigten Staaten mit England wegen der Alabama-Angelegenheit ſeyen nunmehr beſeitigt. Später erfuhr man aus Waſhington, der Fall ſey doch noch nicht ganz erledigt. Als Grant Präſident der Union geworden war, kam die Sache im Senat zu Waſhington zur Sprache und in Folge einer einläßlichen Rede Sumner's am 13. April 1869 verwarf der Senat den Londoner Vertragsentwurf. Indeß trübte das die friedliche Stimmung ſo wenig, daß bald darauf der engliſche Geſandte in Waſhington ein Feſt gab, bei welchem ihm Fiſh, der Staatsſekretär der Union, zur Rechten und Senator Sumner zur Linken ſaß. — Nur die Londoner Börſe gerieth bei der erſten Nachricht in ungeheure Aufregung. Man ſchrieb aus London am 8. Mai: „Der Föhn iſt los. Wie er ſeit geſtern auf unſerer Börſe wirthſchaftet, melden die über den Canal telegraphirten Coursberichte; doch geben dieſe nur ein ſchwaches Bild von der böſen Stimmung, in die ſich plötzlich die City verſetzt ſieht. Alle Courſe fallen mit reißender Schnelligkeit, heimiſche und auswärtige wirr durcheinander, und es gab auf der heutigen Börſe Augenblicke, in denen jedermann verkaufen und niemand kaufen wollte. Den großen Rückzug, der ſich mit wildem Schrecken vollzieht, leiteten die Amerikaner ein, die ſeit geſtern volle 3 pCt. einbüßten; ihnen ſtürzten die Anderen nach, ſeit fühlbarer Geldmangel eintrat, die Bank ihren Escompte auf 4½ erhöhte und alle Ausſicht vorhanden iſt, daß er noch weiter erhöht werden wird. Geſtern Morgen kaufte noch Deutſchland große Poſten der raſch weichenden Bonds, heute iſt dies weniger oder gar nicht der Fall, und wie ſie ſich die nächſten Tage geſtalten werden, getraut ſich niemand vorherzuſagen. Das alles hat der Sumner mit ſeiner Rede gethan, oder doch in erſter Reihe angeregt. Und Grant? Und Staatsſekretär Fiſh? Eine Woche lang war hier die Hoffnung genährt worden, daß der Telegraph eine Aeußerung des Einen oder

Stammes erkläre u. ſ. w. Demgemäß ſind auch die Auslegungen von der verſchiedenartigſten Auffaſſung. In manchen iſt die Miſchung mit chriſtlichen oder judaiſchen Vorſtellungen ganz ſtationär.

Sobald dieſes an Alter und innerm Werth ſo verſchiedenartige Material einer durchgreifenden kritiſchen Prüfung unterworfen wird, kommt man ohne Zweifel vor Allem zu der Gewißheit, daß in den mythologiſchen Traditionen verſchiedene Syſteme durcheinanderſchimmern, welche den großen Hauptvölkern von Mittelamerika angehörten. Zur Vervollſtändigung ſolcher Unterſuchungen wird es nothwendig ſeyn, auch die verſchiedenen Darſtellungsweiſen in den Bauwerken und Sculpturen genauer zu prüfen, zu vergleichen und zu ſichten, die Charaktere der einzelnen Bauſtyle und die Syſteme der verſchiedenen mythologiſchen Figuren, (deren Zahl wenigſtens fünfzig bis ſechzig ſeyn dürfte) feſtzuſtellen. Unter den Malereien möchte ein weſentlicher Unterſchied nicht zu verkennen ſeyn. Manche derſelben ſcheinen wie Traditionen aus höher gebildeten Perioden in vervielfachten Exemplaren auf die ſpätere Zeit herabgekommen zu ſeyn. Sie ſind großentheils von mythologiſchem Charakter. Andere ſind offenbar ſpäter entſtanden und beziehen ſich auf die hiſtoriſchen Begebenheiten der Azteken und anderer Stämme, die gleichzeitig mit dieſen Mexico bewohnten. Inzwiſchen ſcheint es aus der Vergleichung des Materials, ſoweit es uns dermalen zugänglich geworden, hervorzugehn, daß es faſt an die Unmöglichkeit grenzt, den wahren Zuſammenhang aufzufinden zwiſchen dieſen verſchiedenen Syſtemen eines Cultus und einer Mythologie von Völkern, die ſich ſchon vor Jahrtauſenden zum Todesſchlaf niedergelegt haben, ohne andere Zeugniſſe von ihrem geiſtigen Leben zurückzulaſſen.

So viel ich bis jetzt von den alten Bildwerken und Malereien aus jenen Ländern geſehen habe, iſt mir der Eindruck zurückgeblieben, daß ſich wohl drei oder vier verſchiedene Typen der menſchlichen Geſtalt in der Zeichnung und dem Ausdrucke der ſteinernen und gemalten Figuren unterſcheiden laſſen möchten. Die kurzen, verſchränkten, mit den ſcheußlichſten Emblemen des Menſchenopferdienſtes verzierten Geſtalten ſcheinen vorzüglich den Gegenden des eigentlichen Mexicos anzugehören. Die aus dem Nordweſten, aus Neumexico und Californien tragen den Typus

Andern melden werde, welche den Eindruck von Sumner's Rede abschwächen könnte. Vergebens. Beide hüllen ſich in Schweigen, und von verſchiedenen Seiten melden amerikaniſche Berichterſtatter, daß Grant theils durch übergroße Gefügigkeit, theils durch eine Menge ungeſchickter Stellenvergebungen einen großen Theil ſeines Anſehens eingebüßt habe, daß er der zuverläſſige Steuermann nicht mehr ſey, den man in ihm zu finden gehofft habe."

Im Frühjahr 1867 erlebte England wieder eine lebhafte Reformbewegung und die ſehr langſam vorwärts rückende Parlamentsreform kam wieder um einige Schritte dem Ziele näher. Die Bewegung kann nur langſam vor ſich gehen, weil die Ariſtokratie ihren bisherigen Vortheil nicht aufgeben will und die Nation ſelber einſieht, daß auf der Erhaltung dieſer Ariſtokratie Englands Wohlfahrt beruht. Läge nicht im Parlament das unverrückbare ſchwere Gewicht der Ariſtokratie, würde es vielmehr wie die Parlamente des Continents durch liberale und demokratiſche Parteien hin und her geriſſen und vom ewig wechſelnden Winde der ſog. öffentlichen Meinung beherrſcht, ſo wäre das Fundament der engliſchen Politik verrückt. Inzwiſchen kann die Reformbewegung dennoch nicht ſtocken, weil der Vorzug der Ariſtokratie immer noch das billige oder nothwendige Maaß überſchreitet. Vor allem iſt die ungeheure Induſtrie Englands im Vergleich zum Landbeſitz noch nicht genug vertreten. Daher das immer wiederholte Geſchrei nach Parlamentsreform, dem die Ariſtokratie von Zeit zu Zeit ein wenig nachgibt. Sie iſt aber äußerſt ſparſam mit ihren Conceſſionen und ertheilt ſie nur in weiten Zwiſchenräumen. Den Reformenlärm im Frühjahr beſchwichtigte das Parlament im Sommer durch eine neue mäßige Reformbill, der auch das Oberhaus mit nur kleinen Abänderungen zuſtimmte und welche die Königin am 15. Auguſt ſanctionirte.*)

*) Lord Derby konnte doch nicht umhin, dem Parlament zu ſagen, mit dieſer neuen Bill thäten Krone und Parlament einen Sprung in's Dunkel hinein, ohne recht zu wiſſen, wo ſie ſich ſpäter befinden würden.

Die Geſammtzahl der Wähler in England wurde von 600,000 auf 1,400,000 erhöht. Die großen Metropolen der Induſtrie Liverpool, Mancheſter und Leeds, die bisher nur je zwei Vertreter im Parlament gehabt hatten, erhielten deren je drei und der Wahlmodus wurde zu Gunſten der Minoritäten ein wenig geändert.

In Irland dauerte die Gährung fort und die fanatiſchen Fenier machten immer noch zahlreiche, wenn auch nur ohnmächtige Verſuche zur Empörung. Sie rechneten auf die öffentliche Meinung in ganz Europa, die auch wirklich ihr Mitgefühl für die ſeit Jahrhunderten mit ſo viel Unrecht unterdrückten Irländer nicht verhehlte. Sie rechneten auf die Hülfe ihrer zahlreichen, nach Nordamerika ausgewanderten Landsleute und auf die Sympathien des katholiſchen Frankreich, freilich zu voreilig, denn weder die transatlantiſche Union, noch Frankreich hatten Luſt, ihretwegen mit England Krieg anzufangen. Endlich rechneten ſie auf den gedrückten Arbeiterſtand in England ſelbſt, mit dem ſie fraterniſirten, da viele Tauſend Irländer in engliſchen Fabriken arbeiteten.

Im Herbſt 1867 machten die Fenier in Mancheſter einen Auflauf. In dieſer großen Fabrikſtadt Englands arbeiteten nämlich viele Irländer und unter dieſen gab es wieder viele Fenier. Einige von ihnen waren verhaftet worden, die andern wollten ſie befreien, was aber nicht gelang. Im Handgemenge wurde ein Conſtabler erſchoſſen. Fünf Fenier, die man ergriffen hatte, wurden als die Mörder des Conſtabler zum Tode verurtheilt, doch nur drei (Allen, Gould, Cockin,) am 23. November wirklich hingerichtet. Dieſe Männer zeigten vor Gericht eine fanatiſche Kühnheit und die Aufregung unter den iriſchen Arbeitern war ſo groß, daß ſie in maſſenhaften Prozeſſionen die Losſprechung der Verurtheilten moraliſch erzwingen wollten. Allein die Königin unterzeichnete das Todesurtheil und die Maſſen wagten nicht, Gewalt zu brauchen. Nur häuften ſich, hauptſächlich in den Städten Irlands, neue Prozeſſionen zur Todtenfeier der Hingerichteten. Mehrere höhere Offi-

ziere der Fenier wurden zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, Oberſt Burke ſaß im Gefängniß in Clerkenwell, welches ſeine Anhänger am 13. Dezember 1867 nebſt mehreren benachbarten Häuſern in die Luft ſprengten, um ihm die Flucht möglich zu machen, was jedoch nicht gelang. Die Regierung ſah ſich genöthigt, die Trauerumgänge der Fenier auf das ſtrengſte zu verbieten. Die Hauptſtadt London ſelbſt kam in große Aufregung, als auch hier mehrere Brandlegungen ſtattfanden. Flaſchen, mit dem ſog. Fenierfeuer gefüllt, wurden in die Häuſer geworfen, wo ſie furchtbar explodirten.

Die Bewegung der Fenier hatte doch einen guten Erfolg, denn ſeit Jahrhunderten zum erſtenmal beſann ſich England, und wurde von einem Gefühl des Unrechts angewandelt, das es an Irland begangen hatte. Der ganze Grund und Boden Irlands gehörte den proteſtantiſchen Engländern, die es erobert hatten. Das unglückliche katholiſche Volk der Iren wurde den Eroberern ſo gut wie leibeigen, mußte um hohen Pachtzins das Feld bauen, ſogar überall proteſtantiſche Geiſtliche bezahlen, denen die Kirchſpiele Irlands zugetheilt waren, ohne daß ſie je dahin kamen. Daneben mußten ſie auch ihre eigenen katholiſchen Prieſter, wenn auch noch ſo ärmlich, unterhalten. Daher ganz Irland voll elender Hütten und Lumpen. Am 24. Februar 1868 brachte endlich Lord Clanricarde im engliſchen Oberhauſe eine Bill ein, welche den Pächtern größere Rechte und Garantien gegenüber den unbarmherzigen Grundbeſitzern verlieh. Graf Ruſſell bezeichnete das Fortbeſtehen der proteſtantiſchen Staatskirche in Irland als eine Ungerechtigkeit ohne Gleichen. Dieſelbe genoß, obgleich ſie nur 700,000 Anhänger zählte, ein jährliches Einkommen von 15 Millionen Franken, welche von den 4½ Millionen katholiſcher Irländer bezahlt werden mußten.

Lord Derby, der Chef des Miniſteriums, wurde ſo bedenklich krank, daß er Ende Februar 1868 ſein Amt niederlegte. An ſeine Stelle trat nun am 5. März Disraeli, der ſich als der gewandteſte Redner und erfahrenſte Staatsmann unter den Tories

ſchon ſeit ſo vielen Jahren bewährt hatte, daß die ſtolzen Tories ſich keinen beſſern Chef zu geben wußten, als ihn, obgleich er nur von geringer Herkunft und jüdiſcher Abſtammung war. Es wurden ihm jedoch bald Schwierigkeiten bereitet, denn noch in demſelben Monat brachte Gladſtone im Parlament eine Bill zu Gunſten Irlands ein. Die iriſche Angelegenheit hatte nach und nach die harten Herzen der Engländer doch tiefer zu erſchüttern angefangen, als noch zu O'Connels Zeit. Die Furie der Fenier, die Todesverachtung, mit der ſie ihre Ketten zu brechen ſuchten, ihre Brandſtiftungen, durch die ſie ganz London allarmirt und die achtbarſten Bürger gezwungen hatten, Conſtablerdienſt zu thun, endlich die Unterſtützung der Fenier von Nordamerika aus, weckten zuletzt das Gewiſſen der engliſchen Volksvertreter und es mußte ihnen nahe liegen, durch Beſeitigung des himmelſchreienden Unrechts, welches England ſeit Jahrhunderten an Irland begangen, das iriſche Volk zu verſöhnen und Ruhe vor ihm zu gewinnen. Das größte Unrecht und die Quelle grenzenloſen Elends war die anglikaniſche Staatskirche mitten in einem katholiſchen Volke, das nichts von ihr wollte. Gladſtone trug alſo darauf an, die Staatskirche in Irland aufzuheben, die ungeheuern Koſten, mit denen Irland ſie bisher hatte unterhalten müſſen, den Irländern zu erſparen, da wo keine Proteſtanten ſeyen auch nicht die Unterhaltungskoſten für proteſtantiſche Bisthümer und Pfarreien von Andersgläubigen zu fordern. Disraeli vertheidigte das alte Syſtem in einer 2½ſtündigen Rede vor dem Parlament und erklärte ſich nur zu einigen Abänderungen bereit, wollte aber das Eigenthumsrecht der Staatskirche unter allen Umſtänden gewahrt wiſſen und hielt die volle Emancipation Irlands für die äußerſte Gefahr, welche England bedrohe. Er hatte durchaus nicht unrecht, denn die Pfeiler der engliſchen Macht und Größe waren bisher die ausſchließliche Herrſchaft der Ariſtokratie und die gewaltſame Niederhaltung der Katholiken in Irland. Ungerechtigkeit gegen Irland iſt das Lebensprincip Englands. Gleichwohl war

das Gefühl dieſer Ungerechtigkeit dießmal für das Unterhaus ſo drückend, daß es ſich dem Verlangen Disraelis, die Verhandlung zu vertagen, widerſetzte und mit einer Mehrheit von 56 Stimmen beſchloß, ſich ſofort als Comité über die iriſche Frage zu conſtituiren.

Nun blieb nach engliſchem Gebrauch nichts übrig als Entlaſſung der Miniſter oder Auflöſung des Parlaments. Die Königin wollte jedoch keines von beiden. Es kam deßhalb am 7. Mai zu einer heftigen Scene im Parlament. Gladſtone's Partei beſchuldigte Disraeli, der Königin nicht die ganze Wahrheit geſagt zu haben. Unterdeß begaben ſich Prinz und Prinzeſſin von Wales nach Irland, um die Gemüther zu beruhigen, und wurden in Dublin mit Jubel empfangen.

Disraeli legte ſein Amt am 3. Dezember nieder. Die Königin wollte ihn in's Oberhaus befördern, er lehnte es jedoch ab und nahm nur für ſeine Gemahlin die Ehre der Peerſchaft an. Gladſtone wurde an ſeiner Statt Premier, die auswärtigen Angelegenheiten übernahm wieder Lord Clarendon. Sofern dieſer nicht ſo günſtig für Deutſchland geſtimmt war, als es Stanley geweſen, entſtand ein Gerücht, wovon Daily News im Dezember berichtete. Der franzöſiſche Kaiſer ſoll nämlich bei Clarendon angefragt haben, ob derſelbe nicht eine Vermittlerrolle zwiſchen Frankreich und Preußen übernehmen wolle, in einer Art, die nur Frankreich zum Vortheil und Preußen zum Schaden gereicht haben würde. Clarendon ſoll jedoch abgelehnt haben.

Man hatte erwartet, das neue Cabinet Gladſtone werde durch ſeinen ausgeprägten Liberalismus einen Wendepunkt in der engliſchen Geſchichte herbeiführen. Indeſſen kamen ſo viele von der ältern Whigpartei hinein, daß die Neu-Liberalen nur eine Minderheit bildeten und man in der Preſſe Zweifel äußerte, ob von dieſem Miniſterium durchgreifende Reformen zu erwarten ſeyen.

Die Fenier hatten den Plan, Irland gänzlich von England loszureißen, es als Republik unter den Schutz der Vereinigten

Staaten von Nordamerika zu ſtellen oder mit denſelben zu verbinden. Ihre Nationalität und Race trat dabei nicht in den Vordergrund, denn ſie konnten die Hülfe der anglo-amerikaniſchen Race nicht entbehren und rechneten auch auf die in den Arbeitervereinen mit ihnen verbündeten Engländer. Im Vordergrund ſtand bei ihnen nur die Unabhängigkeit ihrer Inſel und der Plan, den Grund und Boden derſelben, der bisher ihren engliſchen Unterdrückern gehört hatte, nach dem agrariſchen Geſetz communiſtiſch unter ſich zu vertheilen. Die Kühnheit, mit der ſie auftraten, ſchöpften ſie auch nicht aus ſich allein, ſondern aus dem Zuſpruch von Nordamerika herüber und aus ihrer vielfachen Verbrüderung mit den Arbeitern in England. Man rechnet, daß nahezu eine Million Irländer in England als Arbeiter leben. Während die feniſche Agitation ungeheuer Lärm machte, ohne dem ſtarken England eine weſentliche Gefahr zu bringen, war eine andere geheime Bewegung für daſſelbe ungleich bedrohlicher.

Nach langen fruchtloſen Verſuchen, ſich auf anderem Wege aus ihrem Elend hinauszuhelfen oder ſich von guten Freunden im Parlament, in der Preſſe und in öffentlichen Meetings helfen zu laſſen, hatten die Arbeiter in England alle öffentliche Demonſtration aufgegeben, ſich geheim und lediglich unter ſich ſelbſt berathen und verſtändigt und eine Organiſation angenommen, die bald über ganz England ausgebreitet war und doch ein Geheimniß blieb. Die engliſchen Arbeitervereine (trades-unions) entſtanden allmälig und erreichten unvermerkt eine ſolche Ausdehnung, daß ſie während der Baumwollenkriſis 1862 bereits Mittel genug zuſammengetragen hatten, um 16,000 brodloſe Arbeiter ernähren zu können. Jetzt wird die Zahl ihrer Mitglieder bereits zu 800,000 Arbeitern berechnet, die alle eng verbündet ſind, nach Verhältniß ihres Arbeitslohnes bedeutende Einlagen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe machen, und dadurch bereits zu einer unabhängigen Macht gelangt ſind, daß ſie nicht nur in England, ſondern auch zum Theil ſchon auf dem Feſtlande maſſenhafte Arbeitseinſtellungen unterhalten oder wohl

gar provociren können, wenn es ihrem Intereſſe gemäß iſt. Als die Schneider in London eine Arbeitseinſtellung (strike) für gut fanden und wochenlang fortſetzten, rührten 40,000 Schneidergeſellen keine Hand und wurden aus der großen Unionskaſſe bezahlt, die geängſtigten Meiſter und Kleiderhändler verſchrieben ſich Geſellen aus Frankreich und Deutſchland, dieſe aber wurden von den engliſchen Arbeitern mit dem Tode bedroht und gezwungen, in die Union einzutreten, worauf auch ſie, ſo lange nicht gearbeitet wurde, den Lohn aus der Unionskaſſe erhielten. Bei alledem wurde das Geheimniß bewahrt.

Erſt im Juni 1867 wurde der Schleier einigermaßen gelüftet durch einen famoſen Prozeß, in der durch ihre Stahl- und Eiſenfabrikation berühmten Stadt Sheffield. Hier waren ſchon ſeit einigen Jahren Gewaltthaten vorgekommen, Ermordungen, Demolirungen von Fabriken und Werkſtätten, Brandlegungen, bis endlich an den Tag kam, es ſeyen das alles Rache- und Strafmaßregeln der 60,000 Mitglieder zählenden Arbeiterunion in Sheffield geweſen. Der damalige Chef der Union, Broadhead, ſtellte ſich ſelbſt als Königszeuge*) und machte offene Geſtändniſſe, ohne Zweifel, um auch vor Gericht die Unionsangelegenheit zu leiten, und noch von hier aus den Terrorismus fortzuſetzen, den er enthüllte. Jemehr man davon erfuhr, um ſo mehr mußten ſich die Arbeiter fürchten, der Union im geringſten den Gehorſam zu verſagen, und nicht weniger die Arbeitgeber. Man erfuhr, einem Fabrikanten, der ſeinen Arbeitern den Eintritt in die Union verboten habe, ſeyen zwölfmal alle ſeine Werkzeuge entwendet, dreimal ſeyen ſeine Werkſtätten demolirt und einmal ihm ein ganzes Haus in die Luft geſprengt worden. Wenn er ſich nicht endlich gefügt hätte, ſo war ihm und

*) Nach engliſchem Geſetz wird der Mitſchuldige von aller Strafe frei, wenn er ſich ſelbſt angibt und zum Zeugen anbietet. Dann heißt er Königszeuge, oder der im Namen des Königs zeugt.

ſeiner ganzen Familie bereits der Tod gedroht. Nach dieſem Beiſpiel waren alle Arbeiter und Arbeitgeber, die der Union nicht blind gehorchten, der bezeichneten Stufenfolge von Strafen ausgeſetzt und wurde zuletzt das Todesurtheil über ſie geſprochen und durch eine eigens zu dieſem Zweck verpflichtete Mörderbande vollzogen, welche ganz ſo organiſirt war, wie die berüchtigten Hängegensdarmen in Warſchau.

Unter ſämmtlichen Mitgliedern der Union war vollkommene Gleichheit vorgeſchrieben. Der geſchicktere Arbeiter durfte nicht mehr Lohn haben, als der geringſte und ungeſchickteſte, und was er mehr verdiente, mußte er in die Vereinskaſſe abliefern. Die Arbeiter, welche Nadeln feilten, trugen eine magnetiſche Netzmaske, welche ſie vor dem gefährlichen Einathmen des Stahlſtaubes ſchützte. Weil ſich nun aber zu viele Arbeiter zu dieſem Geſchäft drängten und dadurch der Arbeitslohn herabgedrückt wurde, nahm der Verein jenen Arbeitern die Masken weg, die nun nur noch eine kürzere Zeit arbeiten konnten und dadurch der Lohn wieder in die Höhe ging. Aus einem geheimen Fonds bezahlte der Verein die Vollſtrecker ſeiner Befehle, Diebe, Zerſtörer, Brandſtifter und Mörder.

Man bemerkte an den engliſchen Arbeitern in Vergleich mit der frühern Periode des Chartismus eine merkwürdige Veränderung. Damals hatten ſie, den Franzoſen nachahmend, revolutionäre und communiſtiſche Gelüſte blicken laſſen. Davon waren ſie jetzt abgekommen und wenn ſie auch den Arbeitgebern und den außerhalb ihrer Union bleibenden Arbeitern gegenüber zuweilen gewaltthätig wurden, ſo benahmen ſie ſich doch der Regierung gegenüber loyal und ſuchten eine Verbeſſerung ihrer Lage allmälig auf geſetzlichem Wege zu erlangen. Auch waren ſie nicht mehr ſo ſehr wie früher dem Trunk ergeben. Ueberhaupt erſchienen ſie viel beſſer disciplinirt. Dagegen bemerkte man, ſie vermieden die Kirche weit mehr als früher, und die Gewohnheit, ſich der Kinder als einer Laſt zu entledigen, nehme reißend bei ihnen überhand, namentlich durch das Syſtem des baby-farming oder der Kinderpacht.

Im Jahr 1869 erſchien in London ein einläßliches Werk von Thornton über dieſe Arbeiterſache und in Paris ein anderes, welches der Graf von Paris geſchrieben hat. Ein Jahr früher gaben Ludlow und Jones gemeinſchaftlich ein Werk über die arbeitenden Claſſen Englands heraus, was noch reichere Belehrung enthielt. Darin wurde beſonders hervorgehoben, wie nothwendig es ſey, daß Regierung und Parlament der jetzt noch loyalen Geſinnung des Arbeiterſtandes durch eine weiſe Geſetzgebung entgegenkommen möchte. Beſonders wünſchten ſie, der zahlreiche und wichtige Stand der Arbeiter ſolle im Parlamente ſelbſt vertreten ſeyn. Sollen ſolche Vorſchläge zur Ausführung kommen, ſo ſind freilich noch ungeheuere Schwierigkeiten zu überwinden, die nicht nur im Intereſſe der bisherigen Arbeitgeber, ſondern auch in der herkömmlichen Herrſchaft des ariſtokratiſchen Elements in England begründet ſind. Man kann aber nicht mit Sicherheit alte Rechte conſerviren, wenn man ſich nicht auch neuen Pflichten unterzieht.

Der Staat iſt verantwortlich für alles Unheil, was durch die Geſetzgebung und Verwaltung förmlich zugelaſſen wird. Wenn der ſittenverderblichen, ja ſelbſt phyſiſch ſchädlichen Induſtrie nicht geſetzlich vorgebeugt wird durch Miniſterien und Parlamente, wer ſoll dann vorbeugen? „Wie vor kurzem die Zeitungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika meldeten, hat bei einem Meeting in Canſas eine Miſtreß Word in Bezug auf die Geſetzgebung ein wahres Wort geſprochen. Ihr Mann kommt immer betrunken nach Haus, das betrübt ſie tief, das iſt ein Schaden und eine Schande für ihr Hausweſen. Aber ſie klagt nicht den Mann allein an. Es würde nicht ſo weit mit ihm gekommen ſeyn, wenn es nicht ſo viele Branntweinſchenken gäbe, deren Beſitzer durch das Laſter der Trunkſucht Geld gewinnen wollen, dieſes Laſter alſo auf alle Art fördern und pflegen. Fragt man, wer ſie dazu berechtigt, dem Gemeinweſen zu ſchaden? ſo iſt die Antwort: das Gemeinweſen ſelbſt in ſeinen Vertretern und Geſetzgebern. Alſo dieſe ſind zuerſt verant-

wortlich zu machen. Die gute Frau Word wird nun freilich nicht bewirken, daß der Trunksucht nicht mehr gefröhnt werden sollte, und man wird sie vielleicht auslachen. Aber sie hat doch eine große Wahrheit gesagt. Die Regierung und die Vertreter des Volks sind verantwortlich, wenn laxe Gesetze dem Volke zum Schaden gereichen. Das Argument der Frau Word hat eine große Tragweite weit über die Branntweinschenken hinaus. Man denke nur an die in der heutigen Industrie so weit verbreitete Fälschung der Waaren. Wenn unter hundert Menschen höchstens einer durch den Branntwein ruinirt wird, trifft alle hundert, trifft die ganze consumirende Bevölkerung der Schaden, den die gefälschte Waare, das Surrogat mit sich bringt. Hier wäre aufzuräumen, hier die öffentliche Treue und Ehrlichkeit herzustellen. Aber die Industrie ist zur unüberwindlichen Tyrannin geworden und die Gesetzgebung ist ihr Sclave. Man sagt, wir ‚machen Kapital' und reibt sich vergnügt die Hände. Wer darunter leidet, geht uns nichts an. Fiat pecunia, pereat mundus!"

Am 1. März 1869 brachte Gladstone als nunmehr englischer Premier im Unterhause eine Bill ein, betreffend die endliche Abschaffung der Staatskirche in Irland. Darunter war, wie oben schon erörtert wurde, die anglikanische Staatskirche verstanden, die im katholischen Irland nach der Eroberung durch die Engländer gegründet worden war, in einem Umfang, als ob ganz Irland protestantisch wäre, die aber von den armen katholischen Irländern durch Zehnten unterhalten werden mußte. Es war hier von alten Zeiten her ein ungeheueres Unrecht an den Irländern begangen worden. Nur der dreizehnte Theil des Grund und Bodens in Irland gehörte noch den Irländern, alles andere den Engländern, namentlich großen Gutsbesitzern, die nicht einmal in Irland lebten, sondern ihre Ländereien den Irländern verpachteten und dieselben schwer bedrückten. Während diese armen Katholiken, die ungeheuere Mehrheit des Volks, nur kümmerlich aus eigenen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21344 / 020

Mitteln ihre katholischen Bischöfe und Priester unterhalten konnten, mußten sie durch ihre saure Arbeit die hohen Summen verdienen, die ihnen die Engländer abnahmen, um eine englische Staatskirche in Irland zu unterhalten, da doch nur eine kleine Minderheit englischer Protestanten in Irland lebten.

Schon im Jahr 1833 hatte man im englischen Parlament das große Unrecht eingesehen und einiges daran gemildert. Man hatte zehn anglikanische Bisthümer eingehen und auch in der Einziehung des Zehnten eine Milderung eintreten lassen. Doch zählte die englische Staatskirche in Irland für noch nicht volle 700,000 Seelen immer noch zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe, 32 Dekane, 33 Archidiakonen, 42 Capitel mit vielen Capitelherren, über 1500 Pfarrer und 500 Vicare. Eine lächerliche Menge von Geistlichen für so kleine Gemeinden und doch wurden auch noch in neuerer Zeit neue englische Kirchen und Pfarrerstellen in Gemeinden gegründet, in welchen auf hundert zuweilen auf tausend katholische Irländer nur ein einziger protestantischer Engländer kam, blos weil man einen Vorwand brauchte, um die Einziehung der ungeheuern Geldsummen für die englische Kirche durch irgend eine Verwendung noch einigermaßen zu rechtfertigen. Das jährliche Einkommen der englischen Kirche in Irland betrug 581,000 Pfund Sterling oder nahezu 4 Millionen Thaler. Die Pfarrer erhielten davon jährlich im Durchschnitt jeder 300 Pfund Sterling, wenn sie auch wegen Mangel an einer Gemeinde in England blieben oder sich auf Reisen im Ausland amusirten.

Diese ganz unverhältnißmäßige Verschwendung des Schweißes eines armen katholischen Volks für die faulen Bäuche vollkommen überflüssiger anglikanischer Pfaffen in Verbindung mit der unbarmherzigen Härte der englischen Gutsherrn gegen die irischen Pächter mußte in die Seelen aller Iren einen tödtlichen Haß gegen die Engländer einpflanzen und es war in der That die höchste Zeit für die englische Politik, sich zu besinnen, wie sie endlich diesen gefähr-

lichen Haß beſchwichtigen könnte, da die Irländer ſelbſt immer ſtürmiſcher an dem ihnen aufgelegten Joche rüttelten und ihre nach Nordamerika ausgewanderten zahlreichen Landsleute Verſchwörungen unter ihnen anzettelten, um ſich von England loszureißen und als neuer freier Staat der Fenier zu conſtituiren.

Gladſtone's Plan ging nun dahin, erſtens ſämmtliche Pachtabgaben um das 22½fache des jährlichen Betrags oder in 25jährigen Raten ablöſen zu laſſen und vom Jahr 1871 an allen engliſchen Biſchöfen in Irland ihren bisherigen Sitz im Oberhauſe zu kündigen, desgleichen alle kirchlichen Körperſchaften und geiſtliche Gerichtshöfe aufzuheben, die Summen aber, die dadurch erſpart würden, zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. Das ganze Vermögen der engliſchen Staatskirche in Irland berechnete Gladſtone zu 19 Millionen Pfund Sterling, wovon neun auf den Zehnten fielen. Die Mehrheit im Unterhauſe war der Bill günſtig geſtimmt und blieb es, obgleich Disraeli in einer zweiſtündigen Rede alle Gründe erſchöpfte, welche für die Erhaltung der Herkommens ſprechen.

Anders war die Stimmung der Mehrheit im Oberhaus. Es handelte ſich hier nicht blos um den Verluſt der Bisthümer in Irland, ſondern um eine Exiſtenzfrage Großbritanniens. Streift das katholiſche und keltiſche Irland die Feſſeln ab, in denen es bisher durch das proteſtantiſche und germaniſche England gehalten wurde, ſo wird es erſtarken, um ſeinem uralten und natürlichen Haß gegen England Luft zu machen und mehr Nachdruck zu geben, als es ihm bisher in ſeiner Ohnmacht möglich geweſen iſt. Es wird mit England rivaliſiren und dabei von Frankreich und Nordamerika unterſtützt werden. Wenn nun England auch gern alle die Verbrechen, die es an Irland begangen hat, einmal ſühnen wollte, müßte es doch im eigenen Intereſſe darauf bedacht ſeyn, eine Beſatzung in Irland zurück zu laſſen, die es gegen jeden Akt der nationalen Rache ſchützen könnte. Ohne Zweifel war es nicht Eigennutz oder wenigſtens nicht allein, was die Mehrheit im engliſchen Oberhauſe be-

ſtimmte, ſich gegen die Bill zu erklären. Wenigſtens amendirte ſie dieſelbe, daß ſie ſich nicht mehr ähnlich ſah, im Juni. Als die Bill mit den Amendements im Unterhauſe wieder vorgelegt wurden, beharrte daſſelbe bei ſeinen früheren Beſchlüſſen und verwarf alle Zuſätze des Oberhauſes, am 16. Juli. Das Oberhaus blieb aber ebenſo feſt und beharrte auf allen ſeinen Amendements, am 21. Unterdeß wurde vermittelt durch Lord Cairns, den Führer der Oppoſition im Oberhauſe und er brachte mit Gladſtone folgende Vereinbarung zu Stande: Die Regierung willige ein, die Verpflichtung der Geiſtlichen für die Gehalte ihrer Stellvertreter auf diejenigen Fälle zu beſchränken, in denen letztere fünf Jahre lang den Dienſt verſehen hatten. Die Regierung willige ferner ein, den bereits zugeſtandenen Zuſchlag von ſieben Prozent zu den Jahresrenten um weitere fünf Prozent zu erhöhen; die Ablöſung der Häuſer und Grundſtücke nicht zwangsweiſe vorzunehmen, wenn die betreffenden ſie in natura behalten wollen; und ſchließlich, daß der Ueberſchuß zu wohlthätigen Zwecken verwendet werde, dem Parlament jedoch die Art der Verwendung vorbehalten bleiben ſolle. Die Bill wurde am 27. Juli von der Königin genehmigt.

Im October wurde Gladſtone angegangen, die gefangenen Fenier frei zu laſſen, was er jedoch ablehnte, da keinerlei Bürgſchaft vorhanden ſey, daß die feniſche Verſchwörung erloſchen ſey, weder in Großbritannien, noch in Amerika, und daß die Gefangenen jenen Anſchlägen entſagt hätten, an deren Ausführung ſie durch ihre Verhaftung verhindert wurden.

Im Februar 1870 brachte Gladſtone vor das neu eröffnete Parlament weitere Geſetzesvorlagen zur Pacificirung Irlands und zwar diesmal eine gründliche Reform der Pachtverhältniſſe betreffend. Bekanntlich hingen bisher die armen Iren als Pächter gänzlich von der Willkür der Engländer ab, die allen Grund und Boden beſaßen. Durch das neue Geſetz ſollte ihnen nun die Möglichkeit gegeben werden, eigenen Grund und Boden zu erwerben, und welche

das nicht vermöchten, denen ſollte doch die Pacht erleichtert werden. Zugleich aber verlangte Gladſtone ein ſtrenges Geſetz, um die blutige Selbſthülfe der Iren einzuſchränken. So lange das neue Pachtgeſetz noch nicht eingeführt war, erlaubten ſich die engliſchen Grundbeſitzer noch häufig Bedrückungen der armen iriſchen Pächter. Ein gewiſſer Soully hatte 22 Pächter ausgewieſen. Sie wehrten ſich aber. Er wurde verwundet und fünf Perſonen, die ihm Hülfe leiſteten, wurden erſchoſſen oder ſchwer verwundet. Im Jahr 1869 kamen in ganz Irland 767 Verbrechen dieſer Art vor. Eine geheime Veme war durch das ganze Land verbreitet. Wenn Grundbeſitzer oder Beamte den geheimen Drohbriefen nicht Folge leiſteten, wurden ſie meuchleriſch oder räuberiſch überfallen. Man bemerkte, daß ſich auch die gemeinen Irländer um jeden Preis Revolver zu verſchaffen ſuchten. Auch wurden überall Winkelblätter gedruckt, die zu Haß und Empörung aufreizten. Das neue von Gladſtone eingebrachte Zwangsgeſetz für Irland (Coercion Bill) verfügte daher ſtrenges Einſchreiten gegen die heimlichen Bewaffnungen und gegen die revolutionäre Preſſe. Einige Bezirke wurden in Belagerungszuſtand erklärt.

Im Juni 1870 wurde im engliſchen Parlament ein neues Schulgeſetz berathen, abermals ein Eingriff des modernen Zeitgeiſts in die ſtagnirenden altengliſchen Gewohnheiten. Das neue Geſetz wurde veranlaßt durch eine erſt vor mehreren Jahren entſtandene Erziehungsliga, die dem engliſchen Volk eine beſſere Schulpflege erringen will, als die bisherige war. Die zahlreichen Diſſenters ſchloſſen ſich dieſer Liga an, da ihnen bisher die Orthodoxie der anglikaniſchen Kirche im Wege geſtanden war und es in ihrem Intereſſe lag, daß Schulen gegründet würden, in denen der anglikaniſche Religionsunterricht nicht obligatoriſch werde. Die Zahl der Diſſenters in England und Wales hat mit der Zeit dermaßen zugenommen, daß ſie insgeſammt bereits 17,589 Kirchen oder Häuſer zu gottesdienſtlichem Zwecke beſitzen. Die Mehrzahl gehören den Methodiſten,

nämlich 10,898. Ferner zeigte die arbeitende Klasse großes Interesse für die Neuerung, da ihre Kinder bisher nur zu sehr des Unterrichts entbehrten, sogar der Schulzwang war ihnen willkommen. Dagegen eiferten aber die Männer der Staatskirche und die eingefleischten Aristokraten gegen die Neuerung. Den Schulzwang wiesen sie im Namen der englischen Freiheit ab und die Vermehrung der Staatsschulen, welche Geld kosteten und eine Steuererhöhung veranlassen würden, als eine Ungerechtigkeit gegen die Steuerpflichtigen. Die Regierungsvorlage wollte dem notorischen Bedürfniß genügen, aber zugleich die Klippen vermeiden, überließ es daher den Gemeinden, sich für oder wider den obligatorischen Schulbesuch und über das ob und wie des Religionsunterrichts zu entscheiden. Den von religiösen Genossenschaften gegründeten Privatschulen sollte eine, wenn auch nur mäßige Staatsunterstützung zugedacht werden.

Wie die Bekehrung zur katholischen Kirche in England und Schottland zunimmt, zeigt folgende Zusammenstellung. Im Jahr 1833 zählte man in diesen beiden Ländern zusammen erst 497 katholische Kirchen und Kapellen und drei höhere Collegien. Am Schlusse des Jahres 1868 gab es in England 30 Peers, 50 Baronets und 38 Mitglieder des Unterhauses katholischen Bekenntnisses. England zählte 13 katholische Bisthümer unter dem Erzbisthum Westminster, 1122 Kirchen und Kapellen, 67 Mönchsklöster, 214 Nonnenklöster, 18 Collegien, 1489 Priester. In Schottland 4 Bischöfe mit 201 Geistlichen, 207 Kirchen und Kapellen, 18 Nonnenklöster und 2 Collegien.

Im Juni 1867 wurde aus England über die katholisirende Tendenz der sog. Ritualisten geschrieben. „In der amtlichen ‚London Gazette' heißt es: ‚Es hätten sich Verschiedenheiten in der Feier des Gottesdienstes gebildet, welche in verschiedener Auslegung der betreffenden kirchlichen Bestimmungen ihren Grund hätten, namentlich hinsichtlich der gottesdienstlichen Kleidung und der kirchlichen Geräthe; eine Commission solle, wenn sich das als nöthig erweise,

Modifikationen der betreffenden Rubriken vorschlagen.' Die Commission besteht aus den Erzbischöfen von Canterbury und Armagh (ersterer ist Primas von England, letzterer von Irland), 4 Bischöfen, 3 Dechanten, 5 Lords und 10 Unterhausmitgliedern (meist Juristen) und 5 andern Laien. Die Gegner der Ritualisten klagen über die Zusammensetzung der Commission, in welcher die Freunde der Ritualisten die Majorität hätten. Sollte wirklich die Commission die von den Ritualisten eingeführten Ceremonien zum Theil verbieten, so wäre damit wenig erreicht; denn, so weit die Bewegung überhaupt eine ernstliche ist, liegt ihr Wesen nicht in den äußern Ceremonien, sondern, wie ich in frühern Briefen hervorgehoben habe, in den dogmatischen Ueberzeugungen, welche in den Ceremonien ihren Ausdruck finden, und welche festgehalten werden können, auch wenn die Ceremonien beschränkt werden, so gut katholische Priester im Nothfalle die Messe feiern und die Sakramente spenden können, ohne alle kirchlichen Ceremonien zu beobachten. Welche Ueberzeugungen aber von einem großen und einflußreichen Theile des anglikanischen Klerus vertreten werden, das zeigt neuerdings wieder eine Erklärung, welche von 21 angesehenen Geistlichen, Pusey, Denison, Liddon, Littledale, Medd, Williams u. a. (die meisten sind Oxforder), veröffentlicht worden ist. Sie setzen darin ihre Ansicht über die Eucharistie als Sakrament und Opfer ausführlich auseinander, in einer Weise, die dem katholischen Dogma sehr nahe kommt, jedenfall unendlich näher, als der gewöhnlichen protestantischen Lehre. Sie bezeichnen diese Ansicht als die Lehre der heiligen Schrift und als die von der englischen Kirche in Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche der ersten Jahrhunderte angenommene Lehre. Sie haben diese Erklärung dem Erzbischof von Canterbury übersandt, mit der Bitte, sie den übrigen Bischöfen vorzulegen; eine Entscheidung über den Inhalt der Erklärung verlangen sie nicht; sie wollen nur ‚öffentlich ihren Glauben bekennen zur Beruhigung der Gemüther anderer und ihres eigenen Gewissens.' Es wird denn auch

wohl kaum eine Erklärung des Episkopats erfolgen, ſchon darum nicht, weil die Biſchöfe unter ſich uneinig ſind, dann aber auch darum nicht, weil die Biſchöfe es für gerathener halten werden, zu ſchweigen, als durch eine Erklärung in dem einen oder andern Sinne die Spaltung im Schooße der Staatskirche zu einem offenen Bruche zu treiben. — Neben dieſer Kollektiv-Erklärung verdient ein an Puſey gerichtetes Sendſchreiben eines der entſchiedenſten Ritualiſten, W. J. E. Bennet, Beachtung. Er ſagt, jetzt bekenne ſich der größere Theil der ‚Prieſter' zu den Ueberzeugungen, die vor 40 Jahren noch wenige Anhänger gehabt hätten, zu der Ueberzeugung, daß ohne eine prieſterliche Gewalt der Geiſtlichen und ohne den Opfercharakter der Euchariſtie die engliſche Kirche gar keine Kirche ſeyn würde. Aus dieſer Ueberzeugung gehe die Einführung entſprechender Ceremonien nothwendig hervor. Es ſey nun allerdings eine Lebensfrage für die engliſche Kirche, wie die Biſchöfe ſich zu dieſer Bewegung ſtellten; aber ſollten ſie auch eine feindliche Stellung dazu einnehmen, ſo müſſe doch ‚die Ueberlieferung der Kirche, die bis zu den Apoſteln hinaufgehe', höher geachtet werden, als die perſönlichen Meinungen der Biſchöfe, und es könne alſo der Fall eintreten, daß den Biſchöfen der Gehorſam verweigert werden müſſe. Das Parlament und königliche Kommiſſionen hätten in dieſen rein kirchlichen Fragen nicht mitzuſprechen; auch die Convocation nicht; denn wenn dieſelbe auch eine aus Biſchöfen und Deputirten der Geiſtlichen beſtehende Verſammlung ſey, ſo ſey ſie doch kein Concil, ſondern eine unter der Auctorität der Staatsgewalt tagende Verſammlung. Wenn dieſe Ideen von einer Loslöſung der engliſchen Kirche von dem Staate mehr Eingang fänden und zur praktiſchen Durchführung kämen, ſo würde das für den Anglikanismus eine ernſtere Kriſis herbeiführen, als die ritualiſtiſche Bewegung. Aber bis dahin iſt es noch weit; noch iſt die anglikaniſche Kirche mit tauſend, zum Theil ſehr materiellen Banden an den Staat geknüpft."

Im März 1867 reichten 209 anglikaniſche Geiſtliche eine Petition ein, worin ſie um Rath baten in Bezug auf ein religiöſes Zuſammenleben von Männern. Der Erzbiſchof verfehlte nicht, auf die merkwürdige welthiſtoriſche Thatſache aufmerkſam zu machen, daß in dem Augenblick, in welchem in Italien die Klöſter aufgehoben werden, ein lebhaftes Verlangen nach dieſen Inſtituten in England ſich kundgebe. Ein anderer Biſchof meinte zwar, es würden in nächſter Zeit wohl noch keine anglikaniſchen Klöſter entſtehen, aber das Verlangen darnach charakteriſire die Richtung der jetzt lebenden Generation.

Aus Anlaß einiger Vorgänge auf dem Feſtland und wegen des Zuſammenhangs der feniſchen Bewegung mit dem ultramontanen Eifer wurde im Parlament eine Viſitation aller katholiſchen Klöſter in England beantragt, jedoch am 2. Mai 1870 abgelehnt, wobei der Rechtsgelehrte Diſſenter Winterbotham ſehr vernünftig geltend machte, man werde durch eine ſolche Maßregel die Katholiken ohne Noth erbittern und überdies habe es ja gar keine Gefahr, denn die engliſche Nation im Großen und Ganzen widerſtrebe dem Katholicismus, und die Uebergetretenen ſeyen nur eine kleine Minderheit von Geiſtlichen, Weibern und Peers.

An die Stelle des verſtorbnen Cardinal Wiſeman wurde am 6. November 1865 Doctor Manning als katholiſcher Erzbiſchof von Weſtminſter eingeſetzt und ſprach in ſeiner Antrittsrede: „Zwei Dinge ſind gewiß: das eine, daß der Proteſtantismus, nachdem er wie andere Häreſien ſeine 300 Jahre durchlaufen hat, ſich auflöst und am Verſchwinden iſt; das andere: daß der katholiſche Glaube ſich unwiderſtehlich nach allen Seiten hin ausbreitet. In einem oder zwei Geſchlechtern wird die anglikaniſche Religion ſeyn, was der Arianismus iſt — ein Kapitel in der Geſchichte.“ Dieſe gewagte Prophezeihung mitten in England bewies, daß Manning den feinen Takt ſeines Vorgängers nicht geerbt hat.

Der in England erfundene Dampfpflug, der auf der großen Weltinduſtrieausſtellung in London im Jahr 1851 zum erſtenmal

vorgezeigt wurde, hat unterdeſſen vielerlei Verbeſſerungen erfahren und eine weite Ausbreitung gefunden. Er hat ſich als ſehr brauchbar bewährt, indem man ihn mit mehr oder weniger Pferdekraft, mit mehr oder weniger Pflugſcharen, mit mehr oberflächlicherem oder tieferm Gange anwendet. In England iſt er ſehr häufig. Aeußerſt nutzbar hat man ihn für den Anbau der Colonialwaaren in den Plantagen gefunden, wo er viele Menſchenkräfte erſetzt. Seit Kurzem iſt er auch in Deutſchland bekannter geworden und man kann ihn, da der Ankauf theuer iſt, miethweiſe benutzen.

Im Februar 1870 enthüllte wieder einmal ein ſkandalöſer Prozeß die Corruption in der höhern engliſchen Geſellſchaft. Eine Lady Mordaunt bekannte nach der Geburt eines Kindes von freien Stücken ihrem Gatten, er ſey nicht Vater des eben geborenen Kindes. Er klagte nun auf Scheidung, die jedoch nicht erfolgen konnte, weil ſie das Geſtändniß in einem Irrſinn gethan hatte, der noch bei ihr fortdauerte. Es gab einen großen Prozeß, der ungeheures Aufſehen machte. Der Prinz von Wales ſelbſt, der angeblich zu den Liebhabern der Dame gehört hatte, nahm keinen Anſtand, öffentlich als Zeuge zu erſcheinen und (was einen ſehr guten Eindruck machte) ſtehend vor dem ſitzenden Richter zu erklären, er ſey ein Freund der Dame, keineswegs aber ihr Liebhaber geweſen; in gleicher Weiſe wurden durch Zeugenausſagen ein paar andere Herrn des Verdachts entlaſtet. Nur auf einem Kapitän Farquhar haftete er noch.

Im Sommer deſſelben Jahrs wurde in London die ſog. „Engelmacherei“ entdeckt. Wie ſchon einige Jahre vorher in Paris und ſogar in Berlin ruchloſe Weiber ein Gewerbe daraus gemacht hatten, neugeborne Kinder, welche die Eltern los ſeyn wollten, namentlich uneheliche aus wohlhabenden Ständen, gegen gute Bezahlung in Pflege zu nehmen und dann verſchmachten zu laſſen, kam dieſer Unfug auch in London in noch größerem Maßſtabe zu Tage. Es war auch in England nichts neues. Dickens ſchildert ſchon in ſeinem

Niclas Nickelby ein Penſionat für Kinder, die unmerklich aus der Welt geſchafft werden ſollten. Man entdeckte nun in London im Juni 1870 eine Kinderhölle nach der andern. Eine Frau Waters hatte ſeit vier Jahren vierzig Kinder angenommen und verhungern laſſen. In der Nähe ihrer und noch einer andern Wohnung wurden in einer Woche 16 Kinderleichen gefunden. Zehn Kinder fand man bei einer Frau Olliver halb verhungert und durch narkotiſche Mittel betäubt. Bei einer ſtrengen Hausſuchung fand man 35 Arzneiflaſchen, eine mit Gift bezeichnet, und viele Briefe und Photographien von Herrn und Damen der beſſern Stände und ſogar von zwei Geiſtlichen, welche bei dieſem gräßlichen Kinderhandel compromittirt waren.

Wir werfen einen Blick von England auf Scandinavien hinüber. Die drei nordiſchen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, die im Mittelalter eine große Rolle geſpielt hatten, waren an Macht und Anſehen ſehr herabgekommen. Das war geſchehen, weil ſie als germaniſche Stämme nicht treu zuſammen hielten, einander ſelbſt anfeindeten und ſich an die ſtammverwandten Deutſchen nicht anſchloßen, ſondern dieſelben immer bekriegten. Das kam alles den Ruſſen zu gute, welche den Schweden die deutſchen Oſtſeeprovinzen und Finnland entriſſen und auch Dänemark in ihr Netz zu ziehen wußten.

Dänemark, von König Karl IX, dem vormaligen Protokollprinzen regiert, war mit Recht für die Unverſchämtheit, mit der es unter ruſſiſchem und engliſchem Schutz die Elbherzogthümer mißhandelt und den deutſchen Bund auf alle Art beleidigt und herausgefordert hatte, im Kriege von 1864 gedemüthigt worden. Sofern es aber damals von England erſt gehetzt und dann im Stich gelaſſen und auch von Rußland nicht ausreichend unterſtützt wurde, ſcheint der König den ſcandinaviſchen Gedanken einer ſtaatlichen Wiedervereinigung der drei nordiſchen Reiche, dem vorher nur die Studenten und einige Profeſſoren angehangen hatten, näher ge-

einer ſchmaleren, geſtreckten, eckigen Geſtalt an ſich und erinnern an Aehnliches, was man unter den Schnitzwerken auf den Inſeln des großen Oceans findet. Die edelſten, an den ägyptiſchen Typus grenzenden Geſtalten, bei denen auch die größte Beherrſchung des Materials ſichtbar wird, ſcheinen denjenigen Sculpturen anzugehören, welche in den Gegenden im Südweſten von Mexico, Guatemala u. ſ. w. aufgefunden werden ſind.

Man hat zur Begründung der Anſicht, daß die Azteken ein altes Volk und die Urheber jener Bauwerke ſeyen, welche wir in Neuſpanien bewundern, angeführt: Cortes habe bei ihnen eine auf hierarchiſche Elemente gegründete Monarchie und die Ausübung eines Menſchenopferdienſtes eben auf jenen alten Pyramiden gefunden, auch hätten ſie eine Zeitrechnung, ein chronologiſches Decadenſyſtem gehabt. Dagegen ließe ſich erinnern, daß man bei genauerer Kenntniß der Thatſachen in jenem blutigen Opferdienſt vielleicht nur einen feineren Cannibalismus finden möchte, der ſich allerdings auf der Baſis eines ehemaligen Cultus ausgebildet hätte, aber zur Zeit der Conquiſta wohl nur als Reſt eines bereits untergegangenen und aus dem Bewußtſeyn des Volks gänzlich verſchwundenen Syſtems daſtand. Wäre dem nicht ſo geweſen, ſo müßte man doch aus den Berichten der Eroberer ein Syſtem von den Mythen der Azteken aufſtellen, es durch ihren Cultus hindurch verfolgen und mit ihrem politiſchen Zuſtande in Zuſammenhange bringen können. Daß aber dieſes möglich ſey, möchte ich, nach der Lectüre des Weſentlichen, was wir aus jener Periode überkommen haben, ſehr bezweifeln. Der Verſuch Boturini Benaduci's, die mexicaniſche Mythologie auf die zwölf Hauptgötter des Olymps zurückzuführen, darf hier gar nicht geltend gemacht werden. Er iſt in jeder Beziehung mißlungen, wie er denn auch das Mal verfaßter Meinungen an der Stirne trägt. Eben ſo ſcheint es ſich mir mit der Zeitrechnung der Mexicaner zu verhalten. In Beziehung auf das Syſtem zehntägiger Wochen, welches ihnen, wiewohl ſehr unbeſtimmt und vieldeutig, von Acoſta zugeſchrieben wird, läßt ſich aus allen darüber bei den Schriftſtellern vorkommenden Nachrichten ſchlechterdings kein Factum anführen, welches bewieſe, daß die Mexicaner dieſes Syſtem nach aſtronomiſchen Kenntniſſen und Principien ausgebildet und unter ſich feſtgeſtellt hätten. Es erſcheint vielmehr als der zerbröckelte Reſt

würdigt zu haben. Früher war man der Meinung geweſen, das däniſche Königshaus werde ausſterben und dann ſollte Dänemark mit Schweden vereinigt werden. Das wurde unmöglich gemacht durch die hauptſächlich von Rußland eingeleitete und durchgeſetzte Wahl des Protokollprinzen zum Nachfolger in Dänemark. Als ſich nun aber fand, daß der König von Schweden nur eine Tochter hatte, ſuchte der Dänenkönig um die Hand derſelben für ſeinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich nach und erhielt ſie. Das war in der That ein erſter Schritt zur Wiedervereinigung Scandinaviens und zur Erſtarkung dieſer Ländergruppe gegenüber von Rußland. Alles aber, was Scandinavien aus den Rieſentatzen des ruſſiſchen Bären frei macht, führt es in die Arme Deutſchlands. Von dieſer Annäherung an Deutſchland iſt freilich jetzt noch nichts wahrzunehmen, im Gegentheil benahm ſich Dänemark im Jahr 1868 wieder etwas trotziger gegen Deutſchland, als ein Jahr vorher, und lehnte das Anerbieten Preußens ab, wonach es das nördliche Schleswig bis zur Gjennerbucht hätte erhalten ſollen, in der trüglichen Hoffnung ab, es könne einſt mehr bekommen, wenn es nur zuwarte, bis neue europäiſche Kriſen einträten, durch welche Deutſchland vielleicht geſchwächt werden könnte.

In demſelben Jahr verkaufte Dänemark ſeine Inſeln St. Thomas und Juan an die Vereinigten Staaten von Nordamerika. In dieſen Wartejahren kam Dänemark in einen nicht unintereſſanten Conflikt mit ſeinen Unterthanen auf der Inſel Island. Es hatte dieſe Inſel nämlich faſt eben ſo rückſichtslos behandelt, wie die deutſchen Elbherzogthümer, ihr Laſten aufgebürdet, ohne ſie an der ſtändiſchen Vertretung theilnehmen zu laſſen, außerdem aber noch ein Handelsmonopol feſtgehalten, durch welches der freie Handel und alſo auch die Erwerbsquellen der Isländer ſehr geſchmälert wurden. Die Engherzigkeit und Knauſerei der däniſchen Regierung war ſo weit gegangen, daß, als im Jahr 1784 auf Island eine Hungersnoth ausbrach und eine Collekte für die Nothleidenden ge-

ſammelt wurde, die Regierung nicht den vierten Theil des eingeſammelten Geldes nach Island abgehen ließ, das übrige aber zurückbehielt, um es angeblich für ähnliche Nothfälle aufzuſparen. Nie wurde Island durch die Dänen vor Seeräubern und Beeinträchtigungen ihres Fiſchrechts geſchützt. Von der Civilliſte bezog Island nicht den geringſten Vortheil. Auch von der großen Ablöſungsſumme für den Sundzoll empfing Island keinen Pfennig. Erſt 1854 wurde der Handel nach Island freigegeben. Im Jahr 1834 erhielt Island das Recht der übrigen Provinzialſtände in Dänemark und ſtellte ſomit ſein uraltes Allding wieder her, richtete aber damit nichts aus, denn ſeine Abgeordneten wurden nicht zum däniſchen Reichstag hinzugezogen, noch auch das neue Grundgeſetz der Monarchie der Berathung des Allding unterſtellt. Auch isländiſche Rechtsſachen wurden dem höchſten Gerichtshof in Kopenhagen vorbehalten. Genug, die Isländer wurden endlich ſchwierig und verlangten energiſch, die däniſche Regierung ſolle ihnen gerecht werden.*) Indeſſen ging das Landsding in Kopenhagen am 11. Februar 1870 über die isländiſche Frage zur Tagesordnung über.

In Schweden regierte König Karl XV. Die wichtigſte Neuerung in dieſem Reiche war ſeit Kurzem das durch eine neue Verfaſſung eingeführte Zweikammerſyſtem, da die Stände früher in vier getrennten Curien, die durchaus lutheriſche Geiſtlichkeit, der Adel, der Bürger- und Bauernſtand, getrennt berathen hatten.

Der Geiſtlichkeit widerfuhr dabei einige Zurückſetzung und Anfechtung. Der König und der Reichstag waren nämlich berechtigt, auch in kirchlichen Dingen Geſetze zu geben, und der alle fünf Jahr ſich verſammelnden Generalſynode blieb zwar die Zuſtimmung vorbehalten, allein in der Synode ſelbſt und auch unter den Gebildeten im Volk begann eine lebhafte Oppoſition gegen das bisherige recht-

*) Näher erörtert v. Maurer, in einer Reihe von Artikeln der Augs. Allg. Zeitung im März 1870.

gläubige Syſtem. Rydberg wagte in der Synode den Antrag, der Bibel die ſymboliſchen Bücher nicht mehr gleichzuſtellen, ſondern unterzuordnen und wurde zwar abgewieſen, aber deſto lauter von den Profeſſoren und Studenten der Univerſität Upſala gefeiert, im Oktober 1868. Bald darauf ließ Larſſon auf einer Volksverſammlung zu Sterike eine Petition an den König unterzeichnen, worin vollkommene Religionsfreiheit, allgemeines Wahlrecht, allgemeine Wehrpflicht, gleiche Beſteuerung, Verbeſſerung der Volksſchulen ꝛc. gefordert wurden.

Eine nicht geringe Bedeutung legte man der Vermählung des däniſchen Kronprinzen Friedrich mit der Prinzeſſin Loviſa, einziger Tochter des Königs von Schweden, bei. Dieſelbe erfolgte am 28. Juli 1869. Die ſchwediſchen Stände vermieden es, in ihren Glückwunſch irgend eine Anſpielung auf den ſcandinaviſchen Gedanken (der Wiedervereinigung Schwedens, Norwegens und Dänemarks) einfließen zu laſſen. Dieſer Gedanke tauchte indeſſen, beſonders bei Literaten und Studenten, immer wieder auf, wie oft man ihn auch ſchon hatte wieder fallen laſſen, weil Dänen und Schweden von Alters her nicht harmonirten. Ihre natürliche Politik, wie auch ihre Stammverwandtſchaft hätte ſie ſchon längſt zu einem nähern Anſchluß an Deutſchland führen ſollen; ſtatt deſſen aber hatten ſie Deutſchland faſt immer, wie ſchon zur Normannenzeit, räuberiſch, heimtückiſch und im Bunde mit andern auswärtigen Feinden der Deutſchen angegriffen, wofür ſie dann von der Zuchtruthe Gottes dadurch beſtraft wurden, daß der ruſſiſche Kaiſer bei ihnen den Herrn zu ſpielen anfangen durfte, indem er den Schweden Livland, Eſthland und Finnland wegnahm und Dänemark unter ſein Protektorat brachte. Auch jetzt wieder machten dieſe thörichten Scandinavier lieber gegen Deutſchland Front, als daß ſie in Deutſchland Schutz geſucht hätten gegen Rußland. Die Erſtarkung Norddeutſchlands ſeit der Schlacht von Königgrätz machte ihnen bange, oder wurde ihnen nur durch ruſſiſche Schlauheit das Bangethun inſinuirt. Genug, am 4. Juli 1869

verſammelten ſich etwa tauſend Dänen und eben ſo viel Schweden zu Gilleröd bei Kopenhagen, wo Rimeſlad, Redakteur des Dagstelegrafen in einer politiſchen Rede die kleinen Nationalitäten für bedroht erklärte und zwar nicht unerwähnt ließ, daß Schweden durch Rußland bedroht ſey, das Hauptgewicht aber auf die Gefahr legte, welche Dänemark von Deutſchland her drohe. Auch die übrigen Redner warfen ſich auf dieſes Thema, reklamirten Schleswig und wollten einem weitern Vordringen der Deutſchen „ein lebendiges Danewirk" entgegenſetzen.

Merkwürdigerweiſe regten ſich auch die Finnen, die ſchon ſeit 1809 von Schweden, zu dem ſie bisheran gehört hatten, abgeriſſen und in einem grauſamen Kriege nach tapferer Vertheidigung den Ruſſen unterworfen worden waren. Sie hatten einen ſtändiſchen Landtag behalten dürfen, deſſen veraltete Form ihnen aber nicht mehr genügte. Indem ſie nun das ſchwediſche Beiſpiel nachahmten, verlangte ihr Landtagsausſchuß vom ruſſiſchen Kaiſer Beſeitigung des alten Ständeweſens und Einführung einer modernen conſtitutionellen Verfaſſung. Im September 1868 begab ſich eine finniſche Deputation nach St. Petersburg, um auch eine Reform des Juſtizweſens und Geſchwornengerichtes zu verlangen.

Fünfzehntes Buch.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nachdem der große Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten glücklich beendigt und durch den Sieg der Unionspartei die Zerreißung der großen Föderation in zwei feindselige Hälften verhindert worden war, durfte man hoffen, die Wunden des Kriegs würden bald wieder heilen und die Union, innerlich gefestet, einer glücklichen und glorreichen Zukunft entgegen blühen. Dazu nun mitzuwirken, hatte der damalige Präsident Johnson, welcher bekanntlich früher Schneider gewesen ist, den besten Willen; nun aber trat ihm die republikanische Partei, aus deren Schooß er selbst hervorgegangen war, feindselig und hartnäckig entgegen. Diese Republikaner wollten sich an den Südstaaten rächen, wollten denselben die Wiedererlangung ihrer frühern verfassungsmäßigen Autonomie unmöglich machen und zugleich sie berauben. Unter dem Vorwande, man dürfe diese stolzen und reichen Aristokraten des Südens nicht wieder aufkommen lassen, damit sie nicht zum zweitenmal das Uebergewicht in der Union erringen oder abermals rebelliren könnten, sollten die Südstaaten als erobertes Land behandelt werden, im Congreß nicht vertreten seyn, sollte auch die Militärdictatur der Sieger im Terrain der Besiegten fortdauern. Unter dem Vorwand der christlichen Freiheit und Gleichheit und Humanität wollte man den bisherigen

Negerſclaven gleiche Rechte geben, wie ihren bisherigen Herrn, damit die letztern, deren ganzer Reichthum auf der Sclavenarbeit beruht hatte, keine Arbeiter mehr finden und Bettler werden ſollten. Wenn man erwägt, wie übermüthig die Baumwollenbarone des Südens auf die Yankees des Nordens heruntergeſehen, wie nur aus ihrer Mitte allein alle bisherigen Präſidenten und höhern Beamten der Union hervorgegangen waren, wie ſie allein alle Gewalt gehabt, über alle einträglichen Aemter verfügt hatten, ſo begreift man den Neid und alten Haß der Yankees, der jetzt in Schadenfreude und boshafte Rachluſt überging. Die demokratiſche Partei des Südens hat ihr Uebergewicht früher mißbraucht, jetzt that die republikaniſche des Nordens das Gleiche.

Leider ſpielte die Geldgier eine große Rolle dabei. Waſhington war unter der Herrſchaft der demokratiſchen Partei eine Neſthecke der verworfenſten Stellenjäger, Intriganten und Schwindler geworden, deren ganzes Geſchäft war, durch Beſtechungen und Drohungen die Wahlen und die Beſetzung der Aemter zu beherrſchen. Sie wandten dabei das feinſte Raffinement und zugleich die gröbſte Unverſchämtheit an. Als nun zum erſtenmal die republikaniſche Partei bei der Präſidentenwahl ſiegte und Lincoln gewählt wurde, mußten die Demokraten aus ihren Aemtern weichen und traten Republikaner an ihre Stelle. Dieſe aber trieben es noch weit ärger mit Sichbeſtechenlaſſen und Beſtechen, Veruntreuungen, Fälſchungen aller Art, um ſich ſchnell zu bereichern. Die unruhige Zeit des Krieges, die einander drängenden nothwendigen Ausgaben, der Mangel an Controle in einer ſolchen Sturmzeit machte der Armeeverwaltung, den Lieferanten, den Anleihern für den Staat ꝛc. ungeheuere Betrügereien möglich. Dieſe Räubereien wollte die einmal herrſchende republikaniſche Partei nun auch nach dem Kriege fortſetzen und zwar durch ſyſtematiſches Ausbeuten der Südſtaaten. Hatten die Sieger in dieſen Staaten geplündert, die Vorräthe zerſtört oder weggeführt und die reichen Grundbeſitzer dem Hungertode

nahegebracht, ſo war das noch nicht genug, man mußte ihnen auch noch den Boden unter den Füßen wegziehen. Der fruchtbare Boden im Süden, der bisher der Ariſtokratie zugehört hatte und von deren Sclaven bebaut worden war, ſollte zerſtückelt werden und den Yankees zufallen. Dazu bedurfte es nun einer Fortdauer des Gewaltszuſtandes, des Militärdespotismus. Hatte man einem vorher überaus reichen Grundbeſitzer alles bewegliche Gut weggenommen, daß er keine Steuer mehr zahlen konnte, ſo brachte man geſchwind ſein unbewegliches Gut unter den Hammer, und ſchlug es dem von der Partei beſtellten Käufer um ein Spottgeld zu. So wurden große Pflanzungen, auf denen hunderte und tauſende von Negern für einen weißen Beſitzer gearbeitet hatten, oft nur um den fünfzigſten Theil ihres wahren Werthes verſchleudert und der Beſitzer aus ſeinem alten Erbe hinausgeworfen. Um aber ſo gewaltthätig verfahren zu können, mußte die republikaniſche Partei die Wiederkehr verfaſſungsmäßiger Zuſtände im Süden und namentlich die Vertretung der Südſtaaten im Congreß verhindern.

Am 13. Juni 1866 wurde die Mehrheit des Congreſſes mit ihrem Programm fertig, indem das Repräſentantenhaus mit 120 gegen 32 Stimmen den vom Senat beſchloſſenen Aenderungen des Zuſatzartikels zur Bundesverfaſſung zuſtimmte. Die Hauptbeſchlüſſe gingen dahin, daß die Neger das Wahlrecht und vollkommene bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Weißen erhalten und daß die notoriſchen Rebellen des Südens zu Aemtern nicht mehr wählbar ſeyn ſollten. Endlich daß den ehemaligen Sclavenbeſitzern nicht die geringſte Entſchädigung für den Verluſt zu gewähren ſey. Dagegen nahm der Congreß Umgang von dem, was Johnſon bereits in den Südſtaaten auf dem adminiſtrativen Wege verfügt hatte. Die Hitzigſten wollten, das alles ſolle für null und nichtig erklärt werden; doch unterließ es der Congreß, weil es zu ungeheuerer Verwirrung und wahrſcheinlich zu einem neuen Bürgerkrieg geführt haben würde. Ausſöhnung des Congreſſes mit dem Präſidenten

war aber nicht möglich, da Johnson von seinem Veto gegen Beschlüsse Gebrauch machte, die ihm für die Union gefährlich schienen, und da er den Congreß, so lange die Südstaaten darin nicht vertreten waren, für incompetent erachtete.

Johnson hatte ganz Recht, indem er im Frühjahr 1866 eine Friedensproklamation erließ, worin er auf's bündigste auseinandersetzte: wie es Lincoln's Pflicht gewesen, den Bestand der Union mit dem Schwert in der Hand gegen die Rebellen des Südens zu vertheidigen, so sey es nunmehr seine, Johnson's Pflicht, den Bestand der Union mit dem Gesetz in der Hand gegen die Republikaner zu vertheidigen, die ihn nun ihrerseits gefährden. Johnson erklärte demnach, die Südstaaten sollten wieder ihre Vertreter in den Congreß senden dürfen und innerhalb der Föderation wieder gleiches Recht wie die andern Staaten haben. Da er den obgleich defecten Congreß doch immer noch anerkannte, sahen darin seine Gegner eine Schwäche und wurden um so übermüthiger.

Präsident Johnson hielt es für nöthig im September 1866 eine Rundreise durch Pensylvanien, New-York, Ohio, Indiana und Illinois, durch jene Staaten zu machen, deren Bevölkerungen den Ausschlag bei den Wahlen im nächsten Spätherbst geben sollten. Er war begleitet vom auswärtigen Minister Seward, dem Marineminister Welles, den Generalen Grant und Meade, von Romero, dem Gesandten des Juarez ꝛc. Vorher schickte eine Convention von Philadelphia eine Deputation an den Präsidenten, die ihm am 18. August eine Zustimmungsadresse überreichte. Sie erklärte sich für ihn gegen den Congreß. Der Präsident antwortete ausführlich, sein System sey das des Friedens und der Versöhnung, während die Mehrheit des Congresses unversöhnlich sey und nur Rache athme. Der Congreß aber sey nicht einmal competent, so lange nicht auch die Vertreter des Südens ihre Plätze darin eingenommen hätten. Gedachte Convention in Philadelphia sollte dem Präsidenten eine volksthümliche Stütze gegen den Congreß gewäh-

ren, ihm zugleich auf seiner Rundreise einen günstigen Empfang bereiten und auf die Wahlen einwirken. Aber die Radikalen oder Republikaner, die Partei des Congresses, eröffneten am 3. September in demselben Philadelphia auch ihrerseits eine Convention. Vor allem die Generale Butler und Burnside. Zum Präsidenten wurde Speed gewählt. Die Versammlung sprach sich mit fanatischer Wuth gegen den Präsidenten aus. Wenn derselbe die vom Congreß beschlossenen Gesetze in Vollzug zu setzen sich weigerte, werde ihn der Congreß in Anklagestand versetzen, sagte Senator Chandler.

Die Reise des Präsidenten scheint ihm im Anfang günstiger gewesen zu seyn, als am Schluß. Natürlicherweise kreuzten sich die Parteiberichte. Hier soll ihm nur lauter Jubel, dort nur Ingrimm entgegen gekommen seyn.

Wie die Stimmung war, davon macht man sich einen Begriff, wenn man die Verhandlungen der republikanischen Convention in New-York liest. Bei Eröffnung der Sitzung betete ein Geistlicher: „Allmächtiger, wir flehen dich an uns zu befreien von der Herrschaft schlechter Menschen, insbesondere jenes Mannes (Johnson), der durch Hülfe des Satans zur Regierung über uns gekommen ist, ꝛc.“ Brownlow, damals Gouverneur von Tennessee und früher Methodistenprediger, hielt folgende Ansprache an die Convention: „Wenn der verruchte Geist des Südens im Verein mit den Verräthern und Copperheads des Nordens einen zweiten Krieg herbeiführen und euch zwingen sollte, Haus und Familie zu verlassen, um die Empörung niederzuwerfen, so möchte ich auch für die Vertheilung eurer Streitkräfte einen Rath ertheilen. Theilt eure Armee in drei große Heerhaufen! Den ersten und größten, mit Büchsen und Kanonen bewaffnet, laßt das Tödten besorgen, den zweiten rüstet mit Fackeln aus und laßt ihn das Brennen besorgen. Den dritten versieht mit Meßketten und laßt ihn das Land vermessen, damit wir es zur Bestreitung der Kriegskosten verkaufen und im Süden Menschen ansiedeln, die das Sternenbanner ehren. Das ist mein Rath.“

Es fehlte nicht an kleinen Tumulten im Süden, sofern die Republikaner eigenmächtig das gleiche Stimmrecht der Neger mit den Weißen durchsetzen wollten, was ihnen der Präsident versagte. Im Juli versammelte sich in New-Orleans eine Convention von Freunden des Negerstimmrechts, was die Demokraten so erbitterte, daß sie den Versammlungsort angriffen und unter die Neger schossen, die sich in großer Zahl um ihre Freunde geschart hatten. Dabei sollen 34 Neger getödtet und 175 verwundet worden seyn. Die Partei der Presse mag den Vorfall übertrieben haben, wie auch die sog. Metzelei von Memphis, die sich kurz vorher ereignete. Auch hier nämlich wurden viele Neger von den Weißen umgebracht. Ob es blos Uebermuth der Demokraten war, der diesen Greuel veranlaßte, oder ob die Neger und ihre Freunde nicht gedroht haben, bleibt dahin gestellt. Die gegen den Präsidenten und den Süden wüthend erbitterte Congreßpartei übertrieb alles, was ihren Gegnern irgend zum Nachtheil gereichen konnte.

Der schwere Conflict zwischen dem Präsidenten Johnson und dem Congreß nahm eine friedlichere Wendung, als man anfangs geglaubt hatte. Wenn die Leute auch in der Presse und in öffentlichen Reden nicht anders thaten, als wollten sie einander auffressen, nahmen sie doch, wenn gehandelt werden sollte, wieder Vernunft an und ließen es nicht zum äußersten kommen. Der Hauptgrund dieser Mäßigung mag immerhin ein patriotisches Gemeingefühl oder die Rücksicht auf das Zusammenhalten der Union und das Bangen vor den üblen Folgen eines neuen Bürgerkriegs gewesen seyn. Zugleich die Thatsache, daß sich die Parteien ungefähr die Waage hielten, denn der Präsident hatte großen Anhang im Volke, wenn auch nicht im Congreß. Nachdem der Präsident zum öftern von seinem verfassungsmäßigen Recht, durch sein Veto einen Beschluß des Congresses ungültig zu machen, und hinwiederum der Congreß von dem ihm zustehenden verfassungsmäßigen Recht, durch eine Ueberstimmung mit zwei Dritteln jenes Veto wieder aufzuheben,

einer übelverſtandenen Naturweisheit. Vielleicht hatten die Mexicaner eine Tradition vom Jahr und von deſſen Eintheilung unter ſich etwa ſo aufrecht erhalten, wie die Beduinen der Wüſte, die ſich dabei ſicherlich nicht an die aſtronomiſche Weisheit der alten Aegyptier anlehnen, und von den Grundſätzen, nach welchen dieſe ihre Pyramiden errichteten, ſich nichts träumen laſſen. — Doch ich verlaſſe dieſen Gegenſtand, um nur noch ein paar Worte über das ähnliche Sachverhältniß in Peru zu ſagen. Auch hier hat man Spuren einer früben Cultur gefunden, und man iſt gewohnt, ſie nicht einem uralten, mythiſch gewordenen Volke, ſondern den Incas zuzuſchreiben, deren Dynaſtie doch nicht einmal bis zur Periode Carls des Großen hinaufgeht. Aus den Nachrichten Inca Garcilaſo's, Pedro de Cieças u. A. geht zur Genüge hervor, daß die Stämme und Völker in Peru unmittelbar vor dem Erſcheinen Manco-Capac's roh und ungebildet geweſen. Wie hätten dieſe, oft in kleine Horden geſpaltenen, zerſtreut wohnenden, ſich ſtets befehdenden Wilden während der Periode einiger Jahrhunderte, in welcher ſie ſelbſt erſt aus dem Zuſtande thieriſcher Rohheit emportauchten, Zeit gefunden, Werke auszuführen wie z. B. die, dem Inca Guaynalapac zugeſchriebene, ſogenannte Inca-Straße, ein aus ungeheuren zugehauenen Steinplatten zuſammengeſetzter Weg, welcher von Quito bis Cuzco, zum Theil über die höchſten Berge, geführt haben ſoll? Ueber die großen Bauwerke in Tiaguanaco berichtet Pedro de Cieça ausdrücklich, daß er die Indianer gefragt, ob ſie wohl zur Zeit der Incas entſtanden wären? und daß er unter Lachen die Antwort erhalten habe, ſie ſeyen längſt vordem erbauet worden, und was man gegenwärtig ſehe, nach Einer Nacht übrig geblieben. Derſelbe vorurtheilsfreie, ſorgfältige Beobachter erzählt auch die Sage von bärtigen Männern, welche einſt auf den Inſeln im See Titicaca gelebt und die dortigen Baudenkmale hinterlaſſen hätten. Er erklärt ſich geradezu für die Meinung, daß lange Zeit vor den Incas ein gebildetes Volk in jene Gegenden gekommen ſey und die Werke hervorgebracht habe, deren Reſte wir noch gegenwärtig anſtaunen, daß es aber im Kampfe mit den an Zahl weit überlegenen andern Völkern, von denen es umgeben geweſen, wieder untergegangen ſey. Und ſo finden wir denn in einem der beſten Schriftſteller aus jener Epoche, einem Augenzeugen, dieſelbe Meinung ausgeſprochen,

Gebrauch gemacht hatten, kam dennoch ein provisorisches Arrangement zu stande. Am 20. Februar 1867 nämlich ging eine Bill des Congresses im Senat mit 35 gegen 7, im Repräsentantenhause mit 125 gegen 46 Stimmen durch. Die Bill erklärte zwar die vom Präsidenten in den Südstaaten vorgenommene Restauration für ungiltig, ließ aber provisorisch die von Johnson verfügte Organisation der zehn Rebellenstaaten unter der Bedingung bestehen, daß sie in fünf Militärbezirke eingetheilt und der Militärautorität des Bundes unterstellt würden. Die provisorische Organisation sollte einer definitiven erst dann weichen, wenn die Bewohner der Rebellenstaaten die Bedingungen erfüllt haben würden, unter denen allein ihre Wiedervertretung beim Congreß erlaubt seyn sollte. Diese Bedingungen waren: Annahme des Amendements zur Bundesverfassung, Anerkennung des allgemeinen Negerwahlrechts, Annahme einer neuen Staatsverfassung, worin den Negern dieselben bürgerlichen und politischen Rechte gesichert würden, wie den Weißen; endlich Verzicht auf jede etwaige Nachforderung von Seiten der Rebellenstaaten. Das bezog sich hauptsächlich auf die Schulden, welche die Südstaaten während des Kriegs contrahirt, die siegreichen Nordstaaten aber niemals anerkannt haben. Obgleich nun gegen den Präsidenten gerichtet, war diese Bill doch sehr mäßig und verzichtete namentlich auf jede weitere Bestrafung der Rebellen, wodurch die Freilassung Jefferson Davis' möglich wurde. Sie erfolgte am 10. Mai 1867 gegen eine Caution von 100,000 Dollars und das Versprechen, sich im November vor Gericht zu stellen. Er ging nach Canada.

Die Mäßigung des Congresses hing wohl auch mit einer persönlichen Politik der Herrn Volksvertreter zusammen. Um nämlich im Amt bleiben oder wieder gewählt werden zu können und sich in ihren einträglichen Stellungen Geld zu machen, durften sie die Dinge nicht auf die Spitze treiben. Sie mußten sonst fürchten, daß der Schwindel enthüllt und am Ende bestraft würde, der ihnen be-

reits zur andern Natur geworden war. Während sie einerseits die Steuern immer höher hinauf schraubten, machten sie auch unaufhörlich neues Papiergeld und die Union wurde in Washington genau so wie Italien in Florenz von einer Consorteria ausgebeutet, d. h. von einer privilegirten Räuberbande in den höchsten Aemtern und Würden.

Im August 1867 entließ Johnson den Kriegssekretär Stanton, der sich zu seinen Gegnern gesellte, und ernannte an seine Stelle den berühmten General Grant, der anfangs protestirte, sich aber bald mit Johnson verständigte. Grant wurde als der bezeichnet, der wahrscheinlich nach Johnson's Abgang Präsident der Union werden würde. Als am Ende des November 1867 der Congreß wieder eröffnet wurde, ermahnte am 3. Dezember die Botschaft des Präsidenten Johnson die republikanische Partei dringend zur Vernunft, d. h. die Union wieder dahin zurückzuführen, wie sie zur Zeit der Väter verstanden wurde, den Südstaaten ihre nur zeitweise verwirkten Rechte zurückzugeben und ihre Vertreter wieder im Congresse zuzulassen, also die Congreßakte, welche die Militärherrschaft im Süden eingesetzt habe, wieder aufzuheben. Sodann empfahl er eben so dringend die Rückkehr zu den Baarzahlungen, die Reorganisirung der Papierwährung auf gesunder Basis, um das öffentliche Vertrauen zu wahren.

Präsident Johnson erörterte in seiner Botschaft am Ende des Jahres 1867 sehr freimüthig den Conflict, in welchem er sich mit der Mehrheit des Congresses befand. Der Congreß hatte bereits durchgesetzt, daß die Südstaaten militärisch besetzt bleiben und durch Generale der Union regiert werden und daß die Neger Wahlrechte genießen sollten. Der Präsident mahnte zur Besonnenheit, um nicht Gewaltzustände fortdauern zu lassen und neue herbeizuführen. Sollte der Congreß aber auf seine Warnungen nicht achten, „in solchem Falle müßte der Präsident die höchste Verantwortlichkeit seiner amtlichen Stellung in Anspruch nehmen und das Leben der Nation auf alle Gefahr hin retten."

Er ſollte auf die Probe geſtellt werden, denn im Anfang des Jahres 1868 ſetzte der Congreß den General Stanton wieder zum Kriegsminiſter ein und General Grant trat ihm auch das Miniſterium wieder ab, ohne den Präſidenten zu fragen. Johnſon ernannte ſofort den General Lorenz Thomas (einen andern als George Thomas, der im Kriege ſich ausgezeichnet hatte) an deſſen Stelle, aber Stanton behauptete ſeinen Poſten und ließ den Thomas ſogar verhaften, im Februar. Als der Präſident andere Offiziere aufrief, erließ am 22. Februar General Grant an die Befehlshaber aller Poſten einen Befehl, ſie hätten ihm allein zu gehorchen, und nicht dem Präſidenten. Am Abend deſſelben Tages wurde der Präſident Johnſon vom Congreß mit 126 republikaniſchen Stimmen gegen 46 demokratiſche in Anklageſtand verſetzt. Damit maßte ſich der Congreß die ausübende Gewalt an, die verfaſſungsmäßig nur dem Präſidenten zuſtand. Zum Vorwand diente die vage Behauptung, der Präſident habe ſeine Befugniſſe überſchritten. Alle Rechtsbegriffe wurden auf den Kopf geſtellt. Die republikaniſche Mehrheit des Congreſſes begann die Rolle eines allmächtigen Convents zu ſpielen. Als Johnſon den oberſten Gerichtshof anrief, decretirte der Congreß geſchwind eine Bill, die jede Appellation an den höchſten Gerichtshof unterſagte, und abermals eine Bill, worin ſie dem Präſidenten verbot, irgend einen Beamten ohne Einwilligung des Senats abzuſetzen.

Der Congreß ſchmeichelte den Generalen, um durch ſie die Armee auf ſeine Seite zu bekommen. Stanton hatte einen großen Anhang in der Armeeverwaltung und wurde beſchuldigt, ſich und ſeine Anhänger auf Staatskoſten bereichert zu haben. Grant war für die nächſte Wahl zum Präſidenten beſtimmt, benahm ſich daher zweideutig gegen Johnſon und die Republikaner vergaßen hier, daß republikaniſche Parlamente, wenn ſie einen ſiegreichen und populären General zu ihrem Werkzeug machen wollen, nur ſelber deſſen Werkzeug werden. Im Uebrigen wurde ungeheuer agitirt, in republikani-

ſchen Meetings, in Volksreden und verleumderiſchen Zeitungsartikeln. Allein dieſe Wühlereien waren zu plump und ungerecht, um ihren Zweck zu erreichen. Die Gemäßigten, wenn ſie auch keine Freunde Johnſons waren, wollten ſich doch von einer ſo gewaltthätigen Partei, wie die des Congreſſes, nicht zum Werkzeug brauchen laſſen und der Richterſtand zählte noch ſo viel ehrenwerthe Männer, daß die gegen den Präſidenten erhobene Anklage vom Senatsgerichtshofe am 16. Mai 1868 zurückgewieſen wurde, nachdem Stanbery den Patriotismus Johnſons und ſein geſetzmäßiges Verhalten in einer der glänzendſten Reden ſiegreich vertheidigt hatte. Die nächſte Folge dieſes Sieges der Mäßigung war, daß General Stanton nunmehr freiwillig ſein Amt niederlegte und der ihm vom Präſidenten beſtimmte Nachfolger, General Shofield, ſeine Stelle einnehmen konnte.

Bei den Novemberwahlen zum Congreß ſiegten die Republikaner mit ungeheurer Mehrheit, wodurch dem Präſidenten Johnſon die Waffe des Veto aus den Händen gewunden wurde. Die kurze Zeit ſeiner Amtsthätigkeit, die ihm noch blieb, reichte nun zur Durchführung ſeiner Pläne zu Gunſten des Südens nicht mehr aus und ſeine Wiederwahl ſchien unmöglich. Die Abolitioniſten ſetzten zum erſtenmal die Wahl eines Mulatten und eines Negers in den Congreß durch. Welche unterirdiſchen Mächte bei den Wahlen mitwirkten, erkennt man daraus, daß z. B. ein gewiſſer Moriſſey in den Congreß gewählt wurde, der erſte Boxer von New-York, der wegen Einbruch neun Monate lang im Arbeitshaus geſeſſen hatte und wegen acht anderer Verbrechen vom Mord bis zum Diebſtahl hinab angeklagt worden war, zuletzt aber Inhaber einer faſhionablen Spielhölle war.

Die fanatiſche Congreßpartei ſetzte die Anklage gegen den Präſidenten Johnſon dennoch durch, er wurde aber am 16. Mai 1868 durch den Senatsgerichtshof frei geſprochen. Gleichwohl belaſtete man ihn mit den Gerichtskoſten im Betrag von 50,000 Dollars.

Am 11. Juni bequemte sich der Congreß vorerst sechs Südstaaten herzustellen, so daß sie wieder Vertreter in den Congreß schicken durften (Nord- und Südcarolina, Georgia, Florida, Luisiana, Alabama). Natürlicherweise waren es nur Kreaturen der herrschenden Partei. Bis zum September 1869 waren alle Südstaaten auf diese Weise im Congreß vertreten. Ausgenommen Texas und Mississippi.

Die Republikaner, welche die Mehrheit im Congreß hatten, wollten die Constituirung der Südstaaten mit dem Negerwahlrecht so schnell als möglich fertig machen, um die Negerstimmen daselbst für die neue Präsidentenwahl benutzen zu können, trugen daher im Repräsentantenhause unter Steven's Führung darauf an, daß General Grant die Dictatur in den Südstaaten übernehmen solle, ohne Einmischung einer andern Autorität, d. h. des Präsidenten.

Grant war bereits der erklärte Nachfolger Johnson's und wurde wirklich am 4. November 1868, durch eine große Mehrheit republikanischer Stimmen zum Präsidenten der Union gewählt und Schuyler Colfax zum Vicepräsidenten, während Johnson noch vier Monate lang zu funktioniren hatte. Bei der Präsidentenwahl ging es tumultuarisch her. Die Republikaner terrorisirten ihre demokratischen Gegner und wurden auch beschuldigt, massenhaft Wahlzettel gefälscht zu haben. General Grant, kaum über vierzig Jahre alt, genoß den Ruf eines Ehrenmannes und bewährte ihn gleich in den ersten Tagen nach der Wahl durch eine öffentliche Erklärung, er lasse die Briefe, die ihm zu tausenden zugeschickt wurden, durch dritte Personen öffnen und wenn sie (was fast bei allen der Fall war) blos von Stellenjägern ausgingen, sogleich verbrennen. Man glaubte jedoch, seine Ehrlichkeit werde auf harte Proben gestellt werden, da die Mitglieder des Senats und Repräsentantenhauses einem Präsidenten nur dann gewogen zu seyn pflegten, wenn er sie über einträgliche Aemter verfügen lasse. Das System Ludwig Philipps, das Parlament zu corrumpiren, hatte sich in Amerika in der Art

umgekehrt, daß das Parlament den regierenden Präsidenten zu corrumpiren trachtete. Solche Erscheinungen der Neuzeit stehen nicht vereinzelt, sie haben sich auch im Florentiner Parlament wiederholt und liefern den Beweis, daß auf die vielgepriesene parlamentarische Regierung so wenig Verlaß ist, als auf irgend eine autokratische.

Der abtretende Präsident, weiland Schneidermeister Johnson, erließ noch vor Niederlegung seines Amtes ein Amnestiedecret für alle vormaligen Rebellen des Südens und legte in seiner letzten Botschaft an den Congreß demselben noch einmal dringend an's Herz, was noth thue. Die Union werde fort und fort unter dem Einfluß der gegen seinen Willen vom Congreß erlassenen Gesetze desorganisirt. Der Versuch, die weiße Bevölkerung des Südens unter die Herrschaft der Neger zu bringen, sey verderblich; die jährliche Ausgabe von 100 Millionen Dollars für das Militär, um solche Gesetze gewaltsam durchzuführen, Verschwendung. Ferner verlange die Finanzlage des Landes dringend die Zurückziehung des Papiergelds. Der Congreß war zwar so gnädig, die Botschaft in Empfang zu nehmen, warf sie aber verächtlich in den Papierkorb. Nie ist ein Präsident vom Congreß geringschätziger behandelt worden und doch hätte Johnson den Dank der Union verdient. Wenigstens wird ihm die unparteiische Geschichte nachrühmen, daß nach dem Siege der Union im Bürgerkriege die Politik der Mäßigung, die er empfahl, wirklich die verständigste und dem gemeinen Besten zuträglichste gewesen ist. Gleiche Festigkeit und Mäßigung hat er in der auswärtigen Politik bewährt, denn es bedurfte nur eines Winks von ihm, um den Rückzug der Franzosen aus Mexiko zu bewirken, ohne daß er die Union in neue Verwicklungen und Kriege gestürzt hätte.

Nur in einer Beziehung konnte Präsident Johnson beim besten Willen nichts bessern, nämlich in der Verwaltung der Finanzen und in der maßlosen Corruption, die einmal schon herkömmlich und durch den Eigennutz der Volksvertreter unvermeidlich geworden war.

Wie die Wähler ihre Stimme nur dem gaben, von dem sie einen Privatvortheil ziehen wollten, so machten auch die Gewählten ihre Anerkennung dessen, was der Präsident und die Minister durchsetzen wollten, von Gegenleistungen abhängig, d. h. sie verlangten für ihre Angehörigen und Clienten die einträglichsten Stellen, Antheil im Schwindel an Staatsanleihen, Aktien und Lieferungen.

Mitten in der politischen Bewegung dauerten die Staatsbetrügereien fort. Hatten die großen Ausgaben für den Krieg den Beamten und Congreßmitgliedern, der ganzen ungeheuern Betrügerbande, die sich in Washington zu Staatsplünderung vereinigt hatte, erwünschte Gelegenheit gegeben, von den Staatsgeldern Millionen über Millionen Dollars auf die Seite zu schaffen, so mußte derselbe Krieg auch noch hinterdrein den Beutel der Spekulanten füllen. Die großen Meister des Betruges gaben scheinbar wohlthätige Gesetze, z. B. bestimmten sie 200 Mill. Dollars zur Unterstützung der Soldaten, die im Anfang des Krieges zu geringern Prämien waren angeworben worden. Aber erst nachdem fast alle diese Soldaten ihre Ansprüche an den Staat bereits um ein Geringes an die Spekulanten verkauft hatten, die nun behaglich jene Millionen einstrichen. So verschenkte die im Congreß sitzende Betrügerbande zu angeblich gemeinnützigen Zwecken an vertraute Actiengesellschaften große Staatsländereien. Die Congreßmitglieder, von denen jeder bisher einen Jahrgehalt von 3000 Dollars bezog, erhöhten denselben auf 5000. Die New-York-Tribune vom 19. März 1870 durfte ungestraft drucken lassen, daß die Central-Eisenbahn-Compagnie für Bestechungen der Volksvertreter schon mehr als ½ Mill. Dollars ausgegeben habe. Ein Senator forderte im Jahr 1865 für seine Stimme 25,000 Dollars.

Die Corruption herrschte nicht nur in den Finanzen, sondern auch in den Hallen der Gesetzgebung, in der öffentlichen Verwaltung des Staats und der Gemeinen, wie auch auf den Richterstühlen. „Diese Corruption fließt aus der Voraussetzung, daß das Volk, weil

es das allgemeine Wahlrecht beſitzt, auch alle Weisheit und Tugend beſitze, um die würdigſten Männer zu wählen. Aber die geiſtige Beſchränktheit und Sittenrohheit eines fortwährend aus den niedrigſten Bevölkerungsſchichten Europa's rekrutirten Pöbels bildet den Fußſchemel, auf welchem rohe aber verſchmitzte Handwerkspolitiker zu allen höhern Stellen im Staate gelangen." Früher zeigte ſich dieſe politiſche Verderbtheit nur in der demokratiſchen Partei, ſie iſt aber mit der Herrſchaft ſeit dem Beginn des letzten Krieges auch auf die republikaniſche übergegangen. Beſtechung, Käuflichkeit, Diebſtahl iſt die Tagesordnung der aus der Pöbelherrſchaft hervorgegangenen Repräſentanten und Beamten wie des Staates, ſo der Gemeinde. Oeffentliche Blätter in Amerika beſchuldigten den Finanzminiſter Mac Culloch, im Jahr 1868, während die Valuta ſchon knapp zu werden anfing, noch eine bedeutende Menge Bundesobligationen verkauft zu haben und, was er beſchließe, vor der Ausführung einer Clique von Bankiers mitzutheilen, die dann umfaſſende Spekulationen darauf gründeten. Nach einer andern Nachricht ſey Mac Culloch ſo wohlgeſinnt geweſen, wie Johnſon, ſofern auch er dem Congreß dringend empfahl, kein Papiergeld weiter auszugeben.*) Die Geſammtſchuld der Union belief ſich am 1. November 1868 auf 2527 Mill. Dollars. Die Haupteinnahmen beſtanden in Zöllen. Im Jahr 1866 betrugen die Zolleinnahmen der Union 179 Mill. Dollars, 1867 noch 176 Mill. Sie ſanken aber 1868 auf 164 Mill. herab. Dieſe ungeheuern Summen erklären ſich aus dem übertriebenen Luxus der in der Union herrſcht. Man rechnet, zwei Drittheile der Zolleinnahmen kämen von der Einführung europäiſcher Luxus- und Modewaaren her.

Bei Eröffnung des Congreſſes in Waſhington am 6. Dezember 1869 richtete Präſident, General Ulyſſes Grant, eine ſehr lange und intereſſante Botſchaft an die Vertretung der Vereinigten Staaten.

*) Vergl. die Augsb. Allg. Zeitung von 1868. Nr. 335 und 362.

Vor allem wies er nach, daß die Einnahmen der Union die Ausgaben weit überſtiegen, er alſo die Staatsſchuld beträchtlich glaube vermindern zu können. Man rechnete bereits aus, daß die ganze Schuld binnen dreizehn Jahren werde getilgt werden können. Dabei werde es keiner Steuererhöhung bedürfen, im Gegentheil beantragte Grant eine Verminderung der Steuern um 60—80 Mill. Dollars. Mit der größten Humanität äußerte er ſich über die zukünftige Stellung der Neger und der wilden Indianer zur Union, indem er ſeine Ueberzeugung dahin ausſprach, ſie könnten durch eine richtige Behandlung zu guten Bürgern gemacht werden. In demſelben Sinne äußerte ſich Grant gegenüber dem ſchwarzen Geſandten der Republik Haiti, einem fein gebildeten Neger, den er als Muſter der Race und als den glänzendſten Beweis ihrer Culturfähigkeit bezeichnete. Eben ſo maßvoll ſprach ſich Grant in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten aus: die Inſurgenten in Cuba könnten noch nicht als kriegführende Partei angeſehen werden; übrigens müſſe es der Regierung der Union frei ſtehen, ein für ſeine Freiheit kämpfendes Volk als ein kriegführendes anzuerkennen. Dagegen erklärte ſich Grant mit großer Feſtigkeit und Schärfe gegen England. Der von ſeinem Vorgänger Johnſon ſtipulirte Ausgleichungsvertrag in der Alabama-Angelegenheit ſey vom Senat nicht beſtätigt worden, weil er den gerechten Anforderungen nicht genüge, welche die Union an England zu machen habe. „Der durch Großbritanniens Haltung während des Bürgerkrieges den Vereinigten Staaten zugefügte Schaden, beſtehend in den erhöhten Verſicherungsſätzen, der Verminderung von Ein- und Ausfuhr und anderweitigen Störungen der heimiſchen Induſtrie, in den Wirkungen auf den auswärtigen Handel, in der Schmälerung unſerer Handelsmarine zum Vortheil Englands, in der Verlängerung des Krieges, in den vermehrten Koſten an Menſchenleben und Geld zur Unterdrückung des Aufſtandes — könne nicht auf dieſelbe Weiſe beurtheilt und vergütet werden, wie gewöhnliche Handelsforderungen von Staat zu Staat.“ Doch hoffte der

Präſident, die Zeit werde kommen, in welcher beide Regierungen nicht nur die Klage der Vergangenheit beſeitigen, ſondern auch die Umriſſe eines völkerrechtlichen Grundſatzes zeichnen werden, der künftigen Streitigkeiten vorbeugen würde.

Wir rekapituliren nur kurz die Thatſache, um die es ſich handelte. Im Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten hatte England Neutralität verſprochen. Die ſüdſtaatliche Regierung beſtellte aber da heimlich bei den Schiffsbauern der Merſey eine Dampfſchaluppe, die auf den Werften lief als Schiff Nr. 290. Am 19. Juli 1862 lief das Schiff, der zukünftige Korſar Alabama, aus unter britiſcher Flagge. Bei den Azoren wurde es durch die „Agrippina" von London mit Munition verſehen und nun begann ſein Kapitän Semmes ſeine Arbeit. In einem einzigen Jahr zerſtörte er 63 Schiffe der Union. Endlich ging das Schiff, von dem „Keerſage" verfolgt und von Kugeln durchbohrt, auf der Rhede von Cherbourg unter. Die Alabama war nicht das einzige Raubſchiff im Dienſte der Conföderation, aber als das erſte in England, bei einer neutralen Macht ausgerüſtet worden. Für den Schaden, den das Schiff angerichtet, verlangte die Waſhingtoner Regierung nach dem Ende des Krieges Erſatz. Lord Clarendon gelang es im Jahr 1868 mit dem Geſandten der Union, Reverdy Johnſon, einen Vertrag zur Ausgleichung der Sache abzuſchließen, der Vertrag wurde aber in Waſhington vom Senate verworfen. Grant hatte völlig recht, darauf zu beſtehen, daß die Union keine Genugthuung habe, ſo lange England nicht ſein Unrecht eingeſtehe, oder wenigſtens über das Vorgefallene ſein Bedauern ausdrücke.

Im Frühjahr 1870 ſtieß in den japaniſchen Gewäſſern das nordamerikaniſche Schiff Oneida mit einem engliſchen Schiff unter Kapitän Eure zuſammen und ging zu Grunde, durch die Schuld des letztern, welcher noch Zeit genug, aber nicht den Willen hatte, dem ſchwer beſchädigten nordamerikaniſchen Schiffe Hülfe zu leiſten. Das Repräſentantenhaus in Waſhington beſchloß daher am 4. April,

welche ich gegenwärtig durch mehrfache Gründe zu unterstützen versucht habe.

Unter den Wilden am Amazonenstrome und in Mato Grosso finden sich, wiewohl gegenwärtig nur selten, Bildwerke von zwei bis acht Zoll Länge, aus dem sogenannten Amazonenstein mit großer Kunst geschnitten und polirt. Sie gehen als Zierrathen und Amulette von Generation zu Generation; aber Niemand weiß, wo sie hergekommen. Daß es den Indianern mit ihren dermaligen Handwerksgeräthen ganz unmöglich sey, dergleichen Bilder zu verfertigen, erkennen sie selbst an; sie glauben, daß sie irgendwo aus einem feinen Thon unter Wasser geformt werden und im Trocknen zu Stein geworden seyen.

Fassen wir alle diese Thatsachen zusammen, so können wir eine, von der herrschenden abweichende Ansicht nicht länger zurückweisen. Der Amerikaner, den man sich entweder noch in einem ursprünglichen Zustande oder nach und nach zu stumpfsinniger Rohheit und bis zum Canibalismus herabgekommen denkt, erscheint uns nun als ein Geschlecht, das nicht auf geradem Wege, sondern mit mancherlei Umwegen zur Verschlechterung gekommen, — als ein Geschlecht, über welches schon mehrfache dunkle Katastrophen gewaltet. Was aber hier vorgegangen, ist von der Nacht verschwiegener Jahrtausende bedeckt. Ist jemals die ganze amerikanische Menschheit auf einer gemeinsamen Bildungsstufe mit jenen mythischen Völkern in Peru und Mexico gestanden? — oder gab es hier seit Jahrtausenden schon so große Verschiedenheiten in der Bildung? Wie und von wo aus hatte sich ehemals ein besserer Zustand der Dinge und Menschen über das große Continent und seine zahlreichen Inseln ausgebreitet? — wie und von wo aus hat sich der entgegengesetzte Gang entwickelt, der jenen bessern Zustand allmälig besiegt, den ganzen Welttheil zu Falle gebracht und in ein Vaterland unmenschlicher Gräuel und schrecklicher Entartung umgewandelt hat? — Diese und viele verwandte Fragen tauchen in uns auf, wenn wir die schauerlichen Bilder der amerikanischen Menschheit an uns vorübergehen lassen.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß die gebildeteren Völker der frühesten Urzeit vorzugsweise in hohen Berggegenden seßhaft gewesen, und von dort aus später in die Ebenen herabgestiegen seyen. Allerdings kann man auch in Amerika die Bemerkung

genaue Unterſuchungen über die Verantwortlichkeit jenes Kapitäns einzuleiten.

General Grant ernannte, als er vom Präſidium Beſitz ergriff, ein ganz neues Miniſterium von weniger bekannten und meiſt jungen Männern, die ſich ihm jedoch bald verſagten, namentlich der Advokat Waſhburne und der reiche Shofield. Grant berief nun andere Männer in's Miniſterium. Staatsſekretär wurde Hamilton Fiſh, früher Gouverneur von Newyork, Kriegsminiſter General Rawlins, Finanzminiſter Boutwell, Marineminiſter Borin. Dieſe alle waren Republikaner. Dagegen machte Grant den General Longſtreet, der im Bürgerkriege Lee's rechte Hand geweſen, zum Zolldirektor in New-Orleans, um ſeine Unparteilichkeit zu beweiſen und um den unfähigen Köpfen, die ſich blos als Anhänger einer Partei emporzuſchrauben ſuchten, zu zeigen, daß fähige Köpfe dem Dienſt der Union nicht entzogen werden dürften.

Grant hatte gleich bei ſeiner Wahl angekündigt, er werde die Beſetzung von Aemtern mit Männern, die nur durch Gunſt und Beſtechung dazu gelangt ſeyen und durch welche namentlich die Verwaltung der Staatsgelder in ſo viele untreue und diebiſche Hände gerathen ſey, nicht länger dulden. Er hatte freilich einen Kampf mit der Conſorteria durchzukämpfen, jener Bande von Staatsdieben, bei der auch viele Congreßmitglieder ſich durch ihre Patronage betheiligt hatten, und man zweifelte ſogar, ob ſeine Energie durchdringen werde; allein im April 1869 langten Nachrichten aus Waſhington an, nach welchen es ihm wirklich gelungen ſeyn ſoll, in Folge eines Compromiſſes zwiſchen dem Senat und Repräſentantenhauſe, freie Befugniß in Bezug auf Beibehaltung oder Entlaſſung der bisherigen Beamten zu erlangen. Man ſchrieb, er habe ſogleich eine Menge unfähiger und unwürdiger Beamten fortgejagt, mit neuen Anſtellungen ſich jedoch nicht beeilt, weil die Arbeitskräfte der noch zurückgebliebenen Beamten zur Beſorgung des Dienſtes ausgereicht hätten.

Bei ſeinem Regierungsantritt am 4. März 1869 erließ er ein

Manifeſt, worin er verkündete: „Ueber die wichtigſten Fragen beabſichtige ich allezeit dem Congreſſe meine Anſichten auszuſprechen. Wenn ich es rathſam finde, gedenke ich mein Veto einzulegen, um Maßregeln, gegen welche ich bin, abzuwenden; doch alle Geſetze ſollen getreulich ausgeführt werden, mögen ſie meine Zuſtimmung haben oder nicht. Ich werde die Politik befolgen, kein Geſetz zu empfehlen, welches mit dem Volkswillen in Widerſpruch ſteht. Die Geſetze ſind beſtimmt, über alle zu herrſchen, ſowohl über diejenigen, deren Beifall ſie haben, als über die, welchen ſie widerſtreben. Ich kenne keine Methode, die Zurücknahme ſchädlicher Geſetze zu ſichern, welche ſo wirkſam wäre, als die genaue Durchführung derſelben. Um der Nationalehre willen ſollte jeder Dollar Regierungsſchuld in Gold bezahlt werden, wenn nicht contraktlich andere Beſtimmungen feſtgeſetzt ſind. Möge man nur wiſſen, daß auch hinſichtlich keines einzigen Pfennigs der Staatsſchuld eine Repudiation ſtattfindet, ſo wird das ſchon viel zur Stärkung des Staatscredits beitragen, welcher der beſte in der Welt ſeyn müßte, und er wird uns ſchließlich in den Stand ſetzen, die Schuld durch Bonds zu erſetzen, für welche wir weniger Zinſen zahlen, als wir jetzt zu zahlen haben.“ — Ueber die auswärtigen Angelegenheiten äußerte ſich der Präſident ſehr friedlich. In Bezug auf die Indianer empfahl er eine menſchliche Behandlung derſelben. „Ich gedenke jedes Verfahren zu begünſtigen, welches ihre Civiliſirung, ihre Bekehrung zum Chriſtenthum und ſchließlich die Verleihung des Bürgerrechts an ſie zum Ziele hat.“

Leider aber kamen ſchon im März 1870 Nachrichten aus Waſhington, nach welchen Grants patriotiſche Pläne auf große Hinderniſſe geſtoßen ſeyen. Insbeſondere ſollte es ihm nicht möglich werden, die Aemterbeſetzung, ſo wie er es wünſchte, von dem längſt eingeriſſenen Unfug der Begünſtigungen und Beſtechungen zu reinigen. Er ſoll ſich genöthigt geſehen haben, bei Anſtellungen mit dem Senate Unterhandlungen einzugehen, wie überhaupt dieſer Senat

gegenüber von Grant noch eben ſo rückſichtslos und eigenmächtig auftrete, wie früher gegen Johnſon.

Ein Artikel der Kölner Zeitung vom 1. Mai 1870 klagte auch über das Oberbundesgericht, welches die ihm von der Verfaſſung angewieſene Stellung, gewiſſenhaft und leidenſchaftslos über den Parteien zu ſtehen, ſchon lange nicht mehr zu behaupten vermocht habe. Eine natürliche Folge der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, die auch keine moraliſche Ariſtokratie mehr duldet, merkwürdigerweiſe aber die des Mammon, an der Theil zu nehmen den Leithämmeln der Parteien am meiſten gelegen iſt.

Die Südſtaaten wurden fort und fort noch von der tyranniſchen Republikanermehrheit im Congreß als erobertes Land behandelt und ſtanden immer noch unter Militärgouverneuren. Bis zum Jahr 1870 erhielten nach und nach ſieben Südſtaaten wieder das Recht, ihre Vertreter in den Congreß zu ſchicken. Auf die urſprünglich reich geweſene und ariſtokratiſche weiße Bevölkerung wurde, weil ſie rebellirt hatte, keine Rückſicht genommen. Durch die eingewanderten Vagabunden aus dem Norden, die nichts als einen Reiſeſack mitbrachten und daher carpet baggers hießen, und durch die vielen Neger, denen man das Stimmrecht verliehen hatte, wurden Republikaner gewählt, die ſich einfach der Congreßmehrheit anſchloſſen. Kamen dennoch, was in mehreren Staaten geſchah, Demokraten in die Liſte der Gewählten, ſo wurden ſie unter allerlei Vorwänden und Chikanen doch im Congreß nicht zugelaſſen.

Die Emancipation der Neger hatte für ſie ſelbſt zunächſt keine guten Folgen. Was jeder Beſonnene vorausgewußt hatte, geſchah wirklich. Die befreiten Sclaven hatten keine Luſt mehr zu arbeiten und ein großer Theil von ihnen fand auch in den durch den Krieg zerſtörten Plantagen keine Arbeit mehr. Sie drängten ſich alſo maſſenhaft nach den Städten, wo ſie aber ebenfalls bei weitem nicht alle beſchäftigt werden konnten und den Einwohnern ſehr zur Laſt fielen. Es kam ſo weit, daß die Städte Richmond und Petersburg mit

Soldaten umstellt werden mußten, die jeden Schwarzen hinaus-, aber keinen hereinließen. Auch die Negerregimenter wurden entlassen, weil kein Weißer mit den Schwarzen dienen wollte, die Neger aber auch im Kriege sich nicht genug bewährt hatten. Sehr viele Neger wurden daher in ihrem neuen Müssiggange und heimathlosen Umherirren das Opfer von Hunger oder Ausschweifungen, Obdachlosigkeit und Krankheiten. Warum ahmte man in den Vereinigten Staaten nicht das weise Beispiel der Insel Martinique nach? Hier gibt die französische Polizei jedem Neger ein Dienstbuch, welches jeden Abend durch den Arbeitgeber unterzeichnet und von der Polizei revidirt wird. Bleibt der Neger drei Tage ohne Arbeit, so wird er von der Polizei zunächst auf 14 Tage verstellt. Die Folgen dieser Einrichtung sollen sehr heilsam seyn.

In den Südstaaten aber verwilderten die Neger aus Faulheit, denn statt der Pflege, die sie von ihren frühern Herrn genossen hatten, empfingen sie von den gewinnsüchtigen Abenteurern aus dem Norden, dem Auswurf der Yankees, der im Süden sein Glück machen wollte, nur Laster. Die nichtswürdigsten Schurken drängten sich mit Hülfe der Negerstimmen in die Vertretung und Verwaltung der Südstaaten ein und wurden von der herrschenden republikanischen Partei in Washington geschützt. Vom gesetzgebenden Körper in Texas z. B. erfuhr man, hier erschöpften täglich die Mitglieder das Lexikon aller Schimpfwörter gegen einander und würde im Tempel des Gesetzes wie in einer Schenke geprügelt. Auch in Washington selbst, wo früher nur 3000 Neger lebten, sind sie durch Zufluß aus dem Süden zu 60,000 angewachsen und üben eine kaum erträgliche Wahltyrannei, indem sie keinen Demokraten zur Wahlurne lassen. Sie leben nur von Bestechung, Raub, Mord und Prostitution und ihre viehische Entsittlichung soll alles Maaß übersteigen. Im Jahr 1865 verschwanden 200 Weiße in der Stadt, meist Demokraten und Fremde, und niemand zweifelte, die Neger hätten sie beraubt und umgebracht.

Das Chriſtenthum hat auch noch nicht vielſagenden Einfluß auf die Neger geübt. Ein Deutſcher beſuchte in Nordamerika eine Negerkirche, wo ein ſchwarzer Pfarrer vor lauter ſchwarzen Männern und Weibern predigte. Er ſowohl als die Gemeinde waren ſehr anſtändig in Kleidung und Benehmen. Die Schwarzen ahmten durchaus den Weißen nach, was freilich einer Karikirung gleich kam. In den hohen weißen Hemdkragen, die aus den Cravatten hervorſtanden, nahmen ſich die ſchwarzen Herrn wie Paviane aus und in Atlashut und Spitzenſchleier die ſchwarzen Damen wie Orang-Outangs. Als nun der ſchwarze Prediger die Qualen der Verdammten in der Hölle auf's Beweglichſte ausmalte, konnte ſich auch in der Gemeinde das Negerblut nicht verleugnen. In der lebhafteſten Theilnahme und aus Mitleid mit den armen Verdammten fingen die Männer zu brüllen, die Weiber zu heulen und zu wimmern an. Dann bekamen ſie alle Convulſionen, ſtürzten zu Boden, wanden ſich alle durcheinander. Viele lagen in Ohnmacht, andere machten Luftſprünge. „Und immer toller geberdete ſich die Inbrunſt. Alle denkbaren Thierſtimmen vom Löwen bis zur Ratte wurden laut. Grimaſſen, wie ſie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem ſtaunenden Blicke. Mit Einem Worte, es war eine Scene, bei der einem zu Muthe wurde, wie — verzeih mir's der Himmel! — unter betrunkenen Waldteufeln.“ Buſch, Wanderungen II. 279.

Ausnahmen verſtändiger und geiſtbegabter Neger ſind ſelten. Im Beginn des Jahres 1870 wurde zum erſtenmal ein Farbiger Namens Revel in den Senat von Waſhington gewählt. Gewiß ein erſtaunliches Ereigniß, noch auffallender, als wenn ein gemeiner Arbeiter Sitz und Stimme im engliſchen Oberhauſe erhalten hätte. Man glaubte, die Pflanzer in Miſſiſippi hätten ihn zum Hohn in den Senat geſchickt, um den Abolitioniſten die Folgen ihres Sieges recht deutlich vor Augen zu ſtellen. Allein er hielt ſehr verſtändige Reden und erwarb ſich bald Achtung.

Im Jahr 1867 hatte sich bereits in den Vereinigten Staaten eine Negerpresse ausgebildet. In Neu-Orleans erschien eine Neu-Orleans Tribüne als Negerzeitung mit zehntausend Abonnenten, in Philadelphia ein Christian Recorder mit fünftausend, in St. Franzisko ein Elevator mit zweitausend dreihundert, ein Lions Standard und Weekly Reviews in New-York, noch andere Negerzeitungen in Baltimore ꝛc. Dagegen hörte man von Rückfällen der frei gewordenen Neger in die afrikanische Barbarei. Im September 1867 wurde aus den Südstaaten berichtet: „daß der ‚Wuduismus', eine groteske und brutale Karikatur von Götterdienst, ein Gemisch von Theilen des christlichen Ritus mit dem grassesten Fetischdienst, in erschreckendem Maße unter den Negern um sich greife. Sie annonciren mit einem Auge auf Profit sogar Theatervorstellungen über die Mysterien des Wuduismus. Das Auftreten von Christus und der Apostel als Neger erklären sie als biblisch richtig, ‚da ihnen Yankee-Missionäre dies versichert hätten.'"

Im Sommer 1867 mußte die Union eine Expedition gegen die wilden Indianer ausrüsten, weil dieselben die Anlage der Eisenbahn störten, welche von New-York bis San Franzisko, vom atlantischen bis zum stillen Meere durch die ganze Breite des amerikanischen Festlandes gezogen werden sollte. Die Indianer erkannten mit sicherem Instinkt, daß, wenn einmal diese Eisenbahn fertig wäre, die Einwanderung der Weißen immer mehr anwachsen und daß für sie zuletzt kein Platz mehr übrig bleiben werde. Aber in blinder Wuth überlegten sie nicht, daß ihre Streitkräfte viel zu schwach seyen, um sich den Weißen mit Erfolg widersetzen zu können. Im Jahr 1835 schätzte man die Anzahl der Indianer innerhalb der Union nur noch auf 400,000, im Jahr 1867 gar nur noch auf 350,000. Als Räuber gefährlich, können sie doch amerikanischen Armeen nirgends mehr imponiren. Es wäre also das vernünftigste, daß sie sich der Civilisation der Weißen fügten und aus nomadisirenden Jägern und Räubern friedliche Ackerbauer

und Handwerker, aus Heiden Chriſten würden. Allein ſie ſelber ſind zu ſtörriſch und wild und in ihre herumſtreifende Lebensweiſe verliebt, als daß ſie ſich leicht civiliſiren ließen, und die Weißen, obgleich ſie ſich Chriſten nennen und für Emancipation der Neger ſchwärmen, haben doch den rothen Indianern gegenüber die Pflichten des Chriſtenthums und der Humanität nur ſelten und nur im Einzelnen erfüllt. Im Ganzen hat die Berührung mit den Weißen die Rothhäute nur ſchlimmer gemacht, als ſie waren. Sie lernten von ihnen die Trunkſucht und die Luſtſeuche. Sie wurden von den Weißen betrogen und brutal behandelt, hielten ſich daher auch zur Nothwehr berechtigt.

Schon während des Bürgerkriegs, ja noch vorher während der Unruhen in Kanſas, hörte man von Raubanfällen, welche die berittenen Indianer in den Grenzbezirken machten, während die Weißen mit ihren eigenen Händeln beſchäftigt waren. Die weißen Anſiedler in den weit ausgedehnten Grenzbezirken lebten zu zerſtreut und familienweiſe vereinzelt, um ſich wirkſam vertheidigen zu können. Sie wurden gewöhnlich plötzlich überfallen, Männer, Greiſe und Kinder ermordet und ſcalpirt, die Weiber, die beſte Fahrhabe und das Vieh geraubt, Haus und Scheuer angezündet. Einzelne ſolche Raubanfälle wurden kaum beachtet, wenn die Indianer aber in größeren Maſſen hereinbrachen und viele Niederlaſſungen zerſtörten, bewaffneten ſich die Weißen in den nächſten beſſer bewohnten Bezirken, verfolgten die Indianer bis weit in ihre Prairie (unbebaute Steppe) hinein, zündeten auch ihre Hütten an und mordeten auch ſie ſammt Weibern und Kindern. Dabei ſollen ſie, wie mehrfache Berichte ausſagen, mit den Indianern an Grauſamkeit wetteifern. Es gab Männer und Jünglinge unter den Weißen, die eine Jagdgeſellſchaft bildeten und blos zu ihrem Vergnügen in die Prairie gingen, um ſtatt des Wildes Indianer zu ſchießen.

Einer der wildeſten Indianerſtämme nun, die Apatſchen an der Nordgrenze Mexikos und der Union, machten ſich im Frühjahr 1867

ein Geſchäft daraus, den Verkehr der Weißen auf dem Wege von San Franzisko nach New-York zu ſtören, friedliche Wagenzüge räuberiſch zu überfallen und den Bau der Eiſenbahn zu hindern. Mit ihnen verbanden ſich andere Indianerſtämme und General Sherman, im Bürgerkriege berühmt geworden, wurde beauftragt, die Wilden zu züchtigen. Er ſchickte nun eine Truppencolonne unter General Augur am obern Miſſouri hinauf und eine zweite unter General Hankok nach Neu-Mexiko. Allein es blieb immer noch ſchwierig, ja unmöglich, mit den Wilden fertig zu werden, da ſie ſich in dem ungeheuern Raume der Prairien der Verfolgung leicht entziehen konnten. Der Congreß bewilligte 300,000 Dollars, um den friedlicher geſinnten Häuptlingen die Ruhe oder den Wegzug in entferntere Gegenden abzukaufen. Aber ſchon im nächſten Jahr mußte abermals ein Expeditionscorps unter Sherman gegen die Indianer ausgerüſtet werden und man glaubte, die Weißen würden ſich immer mehr mit dem Gedanken vertraut machen, die rothe Race gänzlich auszurotten.

Jedenfalls geben die Weißen den Indianern an Wildheit und Mordgier im Kriege wenig nach. Man las im Frühjahr 1867 in Berichten aus Nordamerika Ermahnungen, die Schuld falle nicht auf die Indianer allein. Ihre Wuth gegen die Weißen ſey gerechtfertigt durch die Ungerechtigkeiten, die ſie von ihnen erfahren mußten. Mehr als ein Indianerſtamm, der das Chriſtenthum angenommen, das Jägerleben aufgegeben hatte, Ackerbau und Gewerbe trieb, fleißig beſuchte Schulen errichtet hatte, ruhig und im Frieden mit den Weißen lebte, wurde ohne Weiteres von dem ihm angewieſenen und ihm garantirten Gebiete vertrieben und über den Miſſiſippi geſchafft, wo er deſſelben Schickſals wieder gewärtig ſeyn muß, wenn er nicht vorher im Namen der Civiliſation gleich ſeinen noch wilden „ſchakal- und hyänenartigen" Brüdern ausgerottet wird. — „Ein amerikaniſcher Bürger, Freund des Menſchenſchlags, dem er angehört und Verehrer ſeines Landes," Beckwouth, empfahl vor

10 Jahren der Regierung als das zweckdienlichſte Mittel, den indianiſchen Menſchenſchlag gänzlich auszurotten, den Branntwein an. Da jedoch dieſes Agens nicht wirkſam genug ſey und die Indianer an Zahl zu langſam (sic) abnehmen, ſolle man ſie aushungern, indem man ſie ihres anererbten Lebensunterhalts beraube, nämlich auf jede mögliche Weiſe den Büffel vertilge. Ein noch raſcher wirkendes Mittel zum Zweck wenden nach Burton die Einwanderer in Utah an: ſie vergiften die Brunnen, die die Rothhäute zu beſuchen pflegen. — Oberſt Chivington, Befehlshaber der Truppen, die nach Dakota geſchickt wurden zur Bekämpfung der durch Mißhandlung und Treubruch zur Verzweiflung und zum Kampfe getriebenen Prairie-Indianer, wurde von weißen Leuten abſcheulicher Barbareien beſchuldigt. Der zur Unterſuchung an Ort und Stelle geſchickte General Mac Cook erhob: Nach den beſchworenen Ausſagen von Zeugen wurden ungeborene Kinder aus den Leibern ihrer ſterbenden Mütter geriſſen und ſkalpirt, Kinder in zarteſtem Alter abgeſchlachtet; Soldaten „ſchmückten" ihre Hüte mit gewiſſen Körpertheilen von Männern und Frauen. Und ſolche Abſcheulichkeiten wurden begangen an einem Indianerſtamm, der ſich freiwillig unter den Schutz der Regierung geſtellt hatte, über deſſen Lager eine weiße Fahne neben dem Sternenbanner wehte. Er hatte letzteres von dem Militärcommandanten in Fort Lyons zu Schutz und Sicherheit erhalten, ſo lange er keine Feindſeligkeit verübe.

Nur die Quäker nahmen ſich der armen Wilden an. In dem Bericht der Commiſſion an die Unionsregierung im Spätjahr 1869 wieſen ſie nach, daß die Wilden, wenn man ihnen nur Grund und Boden ſicherte und ſie an den Ackerbau gewöhne, eben ſo gute Steuerzahler werden würden, wie die Yankees. Man ſolle ihnen Ackergeräthe geben und Schulen unter ihnen gründen. Sie ſeyen lenkbar, wenn man ſie gut behandle. Auch der neue Präſident Grant erklärte ſich in ſeiner Botſchaft im Herbſt 1869 in Bezug

auf die Indianer äußerſt human und wohlwollend und drückte die Ueberzeugung aus, ſie würden nützliche Staatsbürger werden, wenn man ſie brüderlich behandle anſtatt ſie wie bisher theils zum Trunk und andern Laſtern zu verführen, argliſtig zu berauben, oder wie wilde Thiere zu Tode zu hetzen. In demſelben Sinn hatte ſich auch Wöllhauſen, der die wilden Indianer genau kennen lernte, in ſeinem Reiſewerk von 1861, I, 287 geäußert und die Verdienſte einiger Offiziere der Union gerühmt, die mit dem beſten Erfolg mit den wilden Stämmen verkehrt hatten. Es iſt aber ſehr ſchwierig, den Verkehr an den Grenzen zu überwachen und überall den ſchädlichen Verkehr zu entdecken und zu beſtrafen. Es wird zu viel auf die Einfalt der Wilden ſpekulirt und man achtet es gering, ſie an Leib und Seele zu verderben, oder ihre ganze Race zu vernichten. Auch bedient man ſich wohl ihrer Einfalt, um ſie gegen Concurrenten aufzuhetzen. Wöllhauſen erzählt von den Mormonen am Salzſee, ſie hetzten die Wilden gegen jede Expedition auf, die eine ihnen nachtheilige Coloniſation oder Concurrenz verbreiten könnte, weil ſie in ihrem weiten Gebiet die Alleinherrn bleiben wollen.

Derſelbe beklagt ſich auch über die große Schwierigkeit, die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren. Er frug einmal einen Indianer, ob er nicht Luſt habe, in eine der vielen Kirchen zu gehen, die mit der Anſiedelung der Weißen in allen Grenzorten wie Pilze aufwachſen? Jener aber lachte und antwortete: in jeder Kirche werde ja etwas Anderes gelehrt, denn jede gehöre einer andern Secte an. Jeder halte ſeine Kirche für die allein wahre und ſchimpfe über die andere. Aber keine ſey wahr, ſie lögen alle. Sie ſagen: Du ſollſt nicht ſtehlen! und ſtehlen ſelber uns armen Indianern das Land weg. Sie ſagen: liebe deinen Nächſten! und doch mögen ſie nicht gemeinſchaftlich mit einem Neger beten und mißhandeln uns ꝛc.

Im Juni 1870 kamen viele Indianerhäuptlinge nach Waſhington, um mit der Regierung neue Verträge abzuſchließen. Schöne und ſtolze Leute, beſonders die Häuptlinge der Sioux, eines ſehr

machen, wie ein gemäßigtes und minder fruchtbares Klima und rauhere Oertlichkeiten den Menſchen antreiben, ſeine Kräfte mit mehr Energie zu entfalten, während eine zu große Ueppigkeit der umgebenden Natur ſeine geiſtige Entwickelung hemmt, und eine zu große Armuth ſie vollſtändig verkümmert. So mögen denn jene Völker Amerika's, welche die hohen Thäler und die Bergebenen von Mexico, Bogota und Peru bewohnten, früher zur Cultur gekommen ſeyn, als jene, welche in den qualmendheißen Wäldern am Orinoco und Amazonas wohnten. Daß es aber zwei an Körperbildung und Geiſtesanlagen verſchiedene Racen, Bergvölker und Völker der Niederungen und Küſten, geweſen ſeyen, welche ſich urſprünglich in die Herrſchaft Amerika's getheilt hätten, — eine Anſicht, die Herr Meyen aufgeſtellt, — finde ich durch die bis jetzt bekannt gewordenen Thatſachen keineswegs hinlänglich begründet. Wollen wir die ſpäteren, mit hiſtoriſcher Sicherheit niedergelegten Zuſtände gewiſſer Völker, wie namentlich der Peruaner unter den Incas und der Mexicaner, benutzen, um von ihnen aus auf analoge Zuſtände der früheren Menſchheit zu ſchließen, ſo dürfte vor Allem anzunehmen ſeyn, daß diejenigen Völker, welche ſich auf einer höheren Bildungsſtufe befunden, und welche eben deßhalb an Zahl der Individuen mehr zugenommen hatten, erfolgreiche Kriege gegen ihre minder gebildeten Nachbarn geführt, einen Theil derſelben unterjocht und ſich einverleibt, den andern aber gezwungen hätten, zur Erhaltung der Freiheit ſeinen urſprünglichen Wohnort zu verlaſſen und ſich vor den Verfolgern immer weiter und weiter in Gegenden zurückzuziehen, welche, bald aus zu großer Naturüppigkeit, bald aus zu großer Dürftigkeit, jene Verwilderung und Verkümmerung der Einwanderer verurſachten, die noch gegenwärtig angetroffen werden. Dabei erklärt ſich denn freilich nicht, auf welche Weiſe und aus welchen Gründen jene höher gebildeten Völker von dem Schauplatze abtreten konnten, ohne daß wir ihre Spuren in der Gegenwart aufzufinden vermöchten.

Sehr bedeutungsvoll begegnet uns bei ſolcher Ueberzeugung von der Exiſtenz hochciviliſirter, jetzt ganz verſchollener Völker die Mythe vom Untergange der Atlantis. Wie oft hat man ſie auf einzelne Theile Amerika's angewendet! In der That wird man auch verſucht, der Vermuthung Raum zu geben, daß jene theilweiſe

zahlreichen und kriegeriſchen Volkes. Der berühmteſte hieß Read Cloud, rothe Wolke*), der über 10,000 Krieger gebot und 6½ Fuß hoch war. Auch die andern hatten ſeltſame aus der Natur entlehnte Namen, z. B. rother Hund, langer Wolf, geflechter Schwanz, ſchwarzer Habicht ꝛc. Bei dem Gaſtmahl, welches Präſident Grant dieſen Wilden mit ihren Weibern gab, ſagte der geflechte Schwanz: „Wenn Ihr uns ſo ſchöne Häuſer wie dieſes, und ſo gute Speiſen gebt, will ich gerne keinen Krieg mehr mit Euch führen. Bis daher aber habt ihr dem rothen Manne nicht viel Gutes gethan, und deßhalb mußten wir eure Feinde ſeyn.“ Ungleich mißtrauiſcher äußerte ſich die rothe Wolke. Dieſer Häuptling hatte im Jahr 1866 den Oberſt Fetterman mit 75 Soldaten umgebracht und war der gefürchtetſte Führer der Sioux. Aber er hatte mit vollem Recht das Land ſeiner Väter gegen die Weißen vertheidigt, welche gewaltſam in daſſelbe eingedrungen waren und keinerlei Schonung übten. Als Bürgſchaft des künftigen Friedens verlangte er von den Weißen Pulver und Blei, angeblich zum Behuf der Jagd. Präſident Grant, der den Indianern ſonſt ſo wohl wollte, glaubte, ihnen doch ſo gefährliche Waffen nicht in die Hände geben zu müſſen, weil ſie dieſelben leicht zum Morde der Weißen mißbrauchen konnten, und ſo ſchieden die Häuptlinge gleichfalls mit Mißtrauen. Die rothe Wolke verſchmähte alle Geſchenke, die man ihm machen wollte.

Nicht zu überſehen iſt, daß die rothe Wolke hauptſächlich gegen den Whisky, (Branntwein) eiferte, den die Weißen unter den Indianern verbreiteten und wodurch dieſelben phyſiſch und moraliſch verdorben wurden. Nur den General Smith nahm er aus, alle anderen Offizieren an den Grenzen ſeyen Whiskyſäufer. Wie dieſer hochherzige Wilde gegen den Branntwein, ſo proteſtirte der Kaiſer von China gegen das Opium, womit die Engländer ſein Volk ver-

*) Weil, wie er wähnte, ſeine in rothe Mäntel gekleideten Sioux die Hügel wie eine rothe Wolke bedecken.

giſteten. Iſt es nicht eine Schande für die Chriſten, und für gebildete Engländer und Nordamerikaner, daß ſie fremden Nationen ihr Gift aufnöthigen und ſich dadurch moraliſch tiefer ſtellen als jene armen Heiden und Wilden!

Von den Summen, welche die Regierung der Union den Indianern für Abtretung ihrer Ländereien bewilligte, erreichen, wie Train ſchreibt, kaum 5000 von jedem 100,000 Dollars, die votirt werden, je den Stamm, dem ſie zukommen ſollen. Der Indianer-Agent theilt mit dem Indianer-Händler, dieſer mit dem Sutler, dieſer mit dem Farmer und dem Ranchero und alle werden reich, während die armen Indianer das Land und das Wild, von dem ſie lebten, verlieren und dem Hunger preisgegeben ſind.

Schon lange hatten die Nordamerikaner die ſog. Pacificbahn*), eine Eiſenbahn quer durch ihren Welttheil von Newyork bis nach San Franzisco, oder vom atlantiſchen bis zum ſtillen Ocean bezweckt und angefangen, und dieſelbe wurde trotz des Bürgerkrieges und trotz der Terrainhinderniſſe am 10. Mai 1869 vollendet. Man beging bei dieſer Gelegenheit mit Recht große Feſtlichkeiten und durfte ſich einer Arbeit rühmen, durch welche der große Weltverkehr weſentlich beſchleunigt wird. Denn durch die Dampfſchifffahrt konnte man bereits in neun Tagen von England aus nach Newyork und in 19 Tagen von San Franzisco nach Japan kommen, mußte aber, um in einer Tour von England nach Japan gelangen zu können, den Umweg, wenn nicht um das Kap der guten Hoffnung und das Kap Horn herum, doch durch die Landenge von Panama oder durch den Suez-Kanal machen, was viele Zeit brauchte. Da man nun aber in 6½ Tagen durch das ganze Feſtland von Nordamerika auf der Eiſenbahn reiſen kann, ſo braucht man von London bis Japan jetzt nur noch 33—34 Tage. Der Fahrpreis iſt von Philadelphia aus für die erſte Klaſſe der Bahnzüge zu 250 Dollars,

*) Nach dem ſtillen Meer benannt.

für die zweite Klaſſe zu 75 Dollars berechnet. Die Hauptſtationen ſind Newyork, Chicago, Omaha, Bryan, Ogden, Elko, Sacramento, San Franzisco.

Da ſich die Nordamerikaner den Vortheil einer ſolchen Weltbahn niemals wieder entreißen laſſen werden, verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie auch alle geeigneten Mittel anwenden werden, um die Bahn vor Zerſtörung durch die wilden Indianer zu ſchützen. Der ganzen Bahn entlang werden ſich alſo Militärſtationen und Handelsplätze bilden und ein großer Theil der Bevölkerung wird ſich an beiden Seiten der Weltbahn niederlaſſen, wie an einem ſchiffbaren Strome.

Uebrigens machte die Verwaltung dieſer großen Eiſenbahn coloſſale Gewinne. Das Publikum wurde überhaupt in dem großen Freiſtaate immer doppelt in Contribution geſetzt, nämlich theils durch die habgierigen und beſtechlichen Staatsbeamten, theils durch die Actiengeſellſchaften. Daher auch die unſolide Verwaltung der Verkehrsanſtalten. So gingen z. B. vom September 1867 bis zum Mai 1869 von Dampfſchiffen 101 durch Verſinken, 49 durch Brand und 14 durch Explodiren unter.

Im Beginn des Jahres 1869 ſtellte General Banks den Antrag, den beſtändigen Unruhen auf Haiti und St. Domingo durch ein Protektorat der Vereinigten Staaten ein Ende zu machen. Dazu meinten andere, Mexiko und Cuba, wie auch mehrere ſüdamerikaniſche Republiken ſeyen derſelben Vormundſchaft bedürftig. Der Gedanke ſcheint in den Vereinigten Staaten populär zu ſeyn, denn er entſpricht dem Nationalſtolz der Yankees und wird auch wohl früher oder ſpäter verwirklicht werden. Inzwiſchen begnügte ſich Grant mit dem Ankauf eines Hafens in St. Domingo, mit dem Anerbieten, die Inſel Cuba um eine große Summe von Spanien zu kaufen, und obgleich Spanien ſein Anerbieten ablehnte, duldete er doch nicht, daß die Inſurgenten auf Cuba durch Freibeuter aus der Union unterſtützt würden. Die ganze Agitation für Cuba ging vom Börſenſchwindel aus. Derſelbe hatte ſchon in der Angelegen-

heit St. Domingos eine große Rolle gespielt. Dominicaner Schuldscheine, die kaum 20 Cent auf den Dollar werth waren, sollten den Vereinigten Staaten für 100 Cent aufgebürdet werden und dasselbe sollte mit den zu Millionen gedruckten Schuldscheinen der Insurgenten auf Cuba geschehen. Deßhalb war das Volk der Vereinigten Staaten durchaus nicht geneigt, die Inseln zu annektiren.

Bekanntlich hatte Rußland sein Gebiet im äußersten Nordosten Nordamerikas der Union verkauft. Am 18. Juli 1868 wurde dieses Land vom Senat in Washington zum Territorium erklärt. Es sollte bald berühmt werden. Amerikanische Blätter schrieben im Jahr 1869: „Die telegraphische Nachricht aus San Francisco, daß in Alaska 120 Meilen von der Küste „immense Goldlager" entdeckt worden sind, ist kaum mehr und kaum weniger als ein Todesurtheil für die armen Ureinwohner.

Im Jahr 1867 hatte England seine Besitzungen im Norden der Vereinigten Staaten von Nordamerika in einen canadischen Bund organisirt, um in dessen Vertretung allen Interessen der einzelnen Provinzen Rechnung zu tragen, alle ihre amerikanischen Unterthanen zu befriedigen und dadurch auch den Hetzereien der Fenier und anderer Feinde Englands, die Canada von den Unionsstaaten aus bedrohten, entgegenzuwirken. Canada hatte ursprünglich eine überwiegend französische, also katholische Bevölkerung, mit der nun die zahlreich in den Vereinigten Staaten eingewanderten Irländer sympathisirten, während die wenigen Puritaner in Canada sich seit lange mit den „französischen Papisten" blutig herumgeschlagen hatten. Das Ergebniß war nun, daß die Puritaner häufig aus Canada nach den Unionsstaaten und die Iren dagegen aus diesen nach Canada auswanderten.

Nun trat im Jahr 1869 die Hudsonsbay-Gesellschaft ihr bisheriges Gebiet am Red River und am Winepeg-See, das sog. Rupertsland, mit Zustimmung Englands an Canada ab, die Ein-

wohner aber weigerten ſich, Canadier zu werden. Das Land iſt eine von Moräſten und Steppen umgebene Oaſe, fernab liegend von den großen Verkehrsſtraßen. Der nächſte Punkt, an dem man eine Eiſenbahn erreicht, im Staate Minneſota, iſt ein paar hundert Meilen weit entfernt. Die Minderheit weißer Einwohner beſteht aus Franzoſen, Schotten und Engländern, die Mehrheit aus Miſchlingen, Kindern von Indianerinnen. Die ganze Bevölkerung iſt aber ſo dünn geſäet, daß auf zwölf engliſche Quadratmeilen nur ein einziger Einwohner kommt. Der von Canada dahin geſchickte Gouverneur Mac Dougal glaubte ſich der Hülfe der wilden Indianer bedienen zu müſſen, um das Land behaupten zu können, machte ſich aber dadurch nur um ſo mehr verhaßt. Die ganze Bevölkerung am Winepeg-See erhob ſich, jagte die Canadier fort und wählte eine proviſoriſche Regierung, deren Präſident John Bruce, ein Halbblütiger von ſchottiſchem und indianiſchem Blute war. Ein Doctor Schulz, der für Canada agitirt hatte, wurde nebſt andern Geſinnungsgenoſſen verbannt, die canadiſchen Gefangenen wurden freigelaſſen.

Bisher hat die Regierung der Vereinigten Staaten mit muſterhafter Loyalität ebenſo das britiſche Canada wie das ſpaniſche Cuba geſchont, obgleich es an Leuten nicht fehlte, welche beide Länder gern annektirt hätten. Was Canada betrifft, ſo hatten insbeſondere die Fenier ein Intereſſe, hier die ihnen ſo verhaßte engliſche Regierung anzugreifen. Im nordamerikaniſchen Congreß erhielt ein Antrag Huntingtons, der im Juni 1869 durch einen Zollverein mit Canada deſſen allmälige Herbeiziehung in die Union einleiten wollte, doch nur etwas über ein Drittel der Stimmen. Aber die Fenier miſchten ſich am Red River ein. Ein gewiſſer Riel bemächtigte ſich dort mit etwa fünfhundert Freibeutern der Gewalt, pflanzte die Fahne der Fenier auf und ließ den canadiſchen Oberſt Scott erſchießen, mehrere andere Canadier im Fort Gary gefangen halten. Nun rüſteten ſich auch die Canadier unter Oberſt Wolesley. Aus den

Vereinigten Staaten aber kam eine Schaar von Feniern, angeblich zweitauſend Mann, unter General Oneil und fiel von Milwaukee aus in Canada ein. Jedoch wurde er durch die Canadier zurückgeſchlagen und gefangen, und eine Proklamation des Präſidenten Grant verbot jede neue Verletzung der Grenzen. Die Regierung von Canada gab der renitenten neuen Provinz den Namen Manitoba und eine Verfaſſung, die der franzöſiſchen Bevölkerung annehmlich ſeyn konnte.

Die Vereinigten Staaten bildeten merkwürdige Gegenſätze aus. Indem ſie im ſiegreichen Bürgerkriege die Union feſt behaupteten und die Staaten nicht auflockern ließen, artete doch andererſeits das Yankeethum in Anarchie, Lynchjuſtiz, Preßfrechheit, Pöbelfrechheit ꝛc. aus. Die großartigſten Unternehmungen, wie der Bau der Pacificbahn, übertrafen noch, was die mächtigſten Despoten der alten Welt an Bauten vermocht hatten. Alles war coloſſal. Einem Hotel in New-York kam auch das größte in Europa nicht gleich. Am 15. Juni 1869 wurde in Boſton ein großes Friedens-Muſikfeſt gefeiert, wozu man einen einzigen großen Saal von 500 Fuß Länge und 300 Fuß Tiefe mit 16,300 Sitzen für die Zuhörer und noch 34,000 Stehplätzen errichtet hatte. — Die Bauten waren aber wohl nicht immer ſolid.*)

Im freien Nordamerika hat der Mammonsdienſt den Geſchmack gerade ſo verdorben, wie einſt im altrömiſchen Reiche, wo unter den despotiſchen Kaiſern eine Minderheit von Günſtlingen, klugen Spekulanten und Glückspilzen die ungeheure Mehrheit der Armen in Sclaverei hielt, im üppigſten und zugleich geſchmackloſeſten Luxus ſchwelgte. Römiſche Schriftſteller ſchildern uns noch die Liebhaberei der reichen Römer nicht mehr an ſchönen und edlen Geſtalten eines

*) Zu Richmond in Virginien brach am 26. April 1870 der Fußboden der Gerichtshalle im Capitol ein, wegen Ueberfülle von Menſchen, weil ein Gegenſtand von lokalem Intereſſe verhandelt wurde. Man zählte 59 Todte und noch viel mehr Verwundete.

Phidias, ſondern an Mißgeburten, buckeligen Zwergen, nicht mehr an edlen Schauſpielen eines Sophocles, ſondern an den lächerlichen Geberden, mit denen ein Mime an der Tafel die Rolle des Ajax ſpielen und mit ſeinem Schwerte ein gebratenes Schwein tranchiren mußte. Dieſelbe Geſchmacksrichtung iſt nun auch wieder die der reichgewordenen Yankees. Buſch bemerkt in ſeinen intereſſanten Wanderungen II. 251 von den Theatern in New-York: „Den meiſten Erfolg erzielt das Unnatürliche, Graſſe und Barocke. Ein Virtuoſe, welcher ſich eingeübt hätte, die Flöte mit der Naſe zu blaſen, würde raſenden Furore machen. Oder ein Violiniſt, der die Geige mit den Beinen ſpielte. Ein trefflicher Pianiſt fand beim ſchönſten Spiel keinen Anklang, bis er mit der linken Hand allein ſpielte und alles in ſtürmiſchen Applaus ausbrach."

Der Reichthum vermochte ſich doch nicht ariſtokratiſche Vorrechte anzumaßen, die Freiheit und Gleichheit, das Recht des Individuums wurden vielmehr hier aufs äußerſte getrieben.

In dem neuen Staate Kanſas erhielten die Frauen das Stimmrecht gleich den Männern und im März 1868 wurde aus Newyork geſchrieben, es ſey in Kanſas geſetzlich feſtgeſtellt worden, daß auch vor den Gerichtshöfen jedwede Perſon ohne Unterſchied des Geſchlechts und der Farbe plaidiren dürfte. Dagegen war ein Antrag Cowans im Congreß (Dezember 1866), wonach den Weibern in der ganzen Union das Stimmrecht zuerkannt werden ſollte, nicht durchgegangen. Im Jahr 1868 war aber ſchon wieder davon die Rede, Miſtreß Bond, eine energiſche Dame, könne vielleicht den Geſandtſchaftspoſten in London erhalten.

Charakteriſtiſch für die Sittenzuſtände in den Vereinigten Staaten iſt folgendes Fragment aus den Briefen eines in Nordamerika lebenden Württembergers und Elementarlehrers zu Charleston in Süd-Carolina. „Unſere Schuljugend iſt eine ganz andere als in Deutſchland. Keine Spur von kindlicher Beſcheidenheit und Schüchternheit, ſelbſt nicht bei den Anfängern. Ein gemeinſamer Zug geht durch

die ganze Jugend, der Hang, alles den Erwachsenen nachzuthun, sich möglichst bald zu ‚emancipiren'. Daher gewahrt man niemals, oder höchstens noch hie und da bei den Deutschen, ein harmloses Kinderspiel. Entweder handeln oder schachern sie, oder spielen um Geld, nicht selten um beträchtliche Summen . . . . . Am Sonntag spielten meine 7—8jährigen Buben den Gentleman. Mit Panamahut, Handschuh, Spazierstock und dem ernstesten Gesicht von der Welt gingen sie spazieren und rauchten dazu ihre Papiercigarren. Diese brachten sie anfänglich sogar in das Schulzimmer. Mit vieler Mühe brachte ich es dahin, daß sie dieselben vor ihrem Eintritt ablegten und erst beim Fortgehen wieder anbrannten . . . . In den Südstaaten raucht alles Tag und Nacht, das weibliche Geschlecht so leidenschaftlich als das männliche. — Die Mädchen sind hier mit 4 Jahren so weit entwickelt als in Deutschland mit 7 und 8. Das gesetzliche Minimum des zum Heirathen befähigenden Alters ist das zurückgelegte 13. Lebensjahr . . . . . Die häusliche Erziehung ist überall eine förmlich verzärtelnde. Nie sieht man körperliche Strafen anwenden. Kein Wunder, daß die Jugend über alle Begriffe ausgelassen ist. Du kannst gar nicht glauben, welche Unarten ich bei meinen Schülern zu bekämpfen hatte. Daß, wenigstens anfänglich, dieselben mir nicht den geringsten Respekt erwiesen, wird Dich nicht befremden, wenn ich Dir sage, daß acht- bis neunjährige Bürschchen ihrem Papa nichts mehr nachfragen, sondern bei jeder Gelegenheit drohen, davonzulaufen und ein eigenes ‚Geschäft' anzufangen. Eine häßliche Unart hat sich etwa seit einem Jahrzehnt in allen Südstaaten bei der Damenwelt eingebürgert, die Gewohnheit des Tabakessens. Ich bitte, nicht zu lachen; die Sache ist ernst gemeint. Statt daß man z. B. die kleinen Kinder, wie in Schwaben, mit einem ‚Schlozer' stillt, gibt man ihnen hier Schnupftabak. Von meinen Schülerinnen war jede im Besitze einer Dose oder wenigstens eines Säckchens mit Schnupftabak. Letzteres wird zugebunden und dann der Tabaksaft gründlich herausgezogen. Die vornehmen,

mit Dosen versehenen Mädchen, faßten einfach mit den Fingern eine Prise, steckten sie in den Mund und verzehrten den Tabak, wie man in Deutschland Bonbons oder Zucker naſcht. Dagegen zu eifern wäre nutzlos gewesen, weil die Sache bereits zu leidenſchaftlich getrieben und dazu noch von der Anſicht unterſtützt wird, daß der Tabaksgenuß ein Schutzmittel gegen das Fieber ſey. Sonderbar kam es mir anfänglich vor, als während der Interſtitien (nach jeder Stunde mußte ich ſie 5 Minuten in's Freie laſſen) faſt alle meine Schüler in die vis-à-vis liegende Apotheke ſtürzten, um ſich dort beim Nationalgetränk der Amerikaner, dem Schnapſe, gütlich zu thun, indem ſie da verſchiedene Gläſer Chery-Brandy, Bober-Whiskey, oder Sandery-Buk, oder gar Brandy-Beer tranken und dazu Confect oder Schnupftabak verzehrten . . . . . Einmal, es war kurz bevor ich meine Entlaſſung nahm, ließ ich mich vom Eifer oder vielmehr vom Zorn hinreißen, mußte es aber nachher theuer büßen. Es hatte nämlich einer meiner Schüler, es war der Sohn eines Advokaten, einen Ochſenfroſch (rana mugilus) auf rohe Weiſe verſtümmelt. Zufällig war ich Zeuge davon; als ich am andern Tag ihn darüber zur Rede ſtellte, leugnete mir das Bürſchchen alles frech weg. Mir riß endlich die Geduld und vom Zorn übermannt applicirte ich dem Knirpſe eine Ohrfeige, während durch eine andere, ebenfalls etwas unſanfte Manipulation einige Haare ihren Standort verließen. Am andern Morgen nun brachte mir der Bube nebſt einer freundlichen Empfehlung von ſeinem Papa eine Rechnung mit, wörtlich lautend:

16. Dezember. Meinem Sohne eine Ohrfeige gegeben 2 Doll.
" " ferner ein Büſchel Haar herausgeriſſen 3 Doll.

Summa 5 Doll.

Der gute Mann war in ſeinem Rechte; er hätte mich gerichtlich belangen können. Ich bezahlte daher ohne Widerſpruch meine 13 fl. . . . . Das iſt ächt amerikaniſch. Geld regiert die Welt.

beſonders aber die neue Welt. Mit Geld kann man alles wieder gut machen: Ehrenkränkung, Körperverletzung, Ehebruch — alles macht man mit einer entſprechenden Summe ab. Die genannte Rechnung ſammt Quittung habe ich als Erinnerung an meine pädagogiſche Wirkſamkeit aufbewahrt."

Die Wittwe des würdigen Präſidenten Lincoln machte im Herbſt 1867 ein ſcandalöſes Aufſehen, indem ſie, nicht zufrieden mit der Dotation, die ihr nach dem blutigen Tode ihres Gatten zu Theil geworden war, ſich über Mangel beſchwerte und eine Menge Koſtbarkeiten und Geſchenke, welche ſie früher bekommen hatte von Perſonen, denen ſie durch ihren Gatten Anſtellungen im Staat verſchaffte, zum öffentlichen Aufſtreich brachte. Wie es heißt, brachte man, um ſie zu beſchwichtigen und die betreffenden Perſonen nicht zu compromittiren, eine beträchtliche Summe zuſammen.

Die Gemeinheit triumphirt unter den Yankees. Noble Rückſichten werden verlacht. Nur was Geld bringt, wird reſpectirt, und alles iſt heilig, was dazu hilft. Ein recht cordiales Verhältniß beſteht zwiſchen den Zeitungs-Redactionen in Amerika und den Abonnenten. Eine weſtliche Zeitung zeigt an, daß ſie zur Bezahlung des Abonnements Sägeblöcke, Sauerkraut, Eiſenbahnſchienen, Bohnen, Buttermilch, meſſingene Knöpfe, Bienenwachs, Gurken, Mais, junge Gänschen, Weintrauben, Rattenfallen, Reis und alles, was man eſſen, trinken oder als Kleidung tragen kann, annimmt, wenn es genug iſt, um den Betrag zu decken.

Welche Corruption im Gerichtsweſen herrſcht, davon leſen wir im Ausland 1870 Seite 304 Folgendes: Die üblichen Klagen auf unerfülltes Eheverſprechen nehmen im ganzen Lande zu, ſeit die Richter und die Juries den Klägerinnen bedeutende Entſchädigungsſummen zuſprechen, die ſie dann mit ihnen theilen. Vor Kurzem wurde wieder ein alter Junggeſell zur Zahlung von 100,000 Dollars verurtheilt, was zu der Vermuthung führte, die Klägerin habe jedem der zwölf Geſchworenen die Ehe verſprochen. Gewöhnlich ſind es

ſo hochgebildeten Völker der amerikaniſchen Urzeit ſich nicht etwa nach und nach in die gegenwärtigen rohen Horden verändert haben, ſondern daß ſie, wenigſtens theilweiſe, durch große elementariſche, ja kosmiſche Einflüſſe plötzlich vertilgt worden wären. In Ländern, welche ſich auf ſo ausgedehnten Syſtemen gewaltiger Vulcane ausbreiten, kennten, ſo ließe ſich allerdings bemerken, Naturwirkungen eintreten, welche den Menſchen vernichteten, indem ſie ſeine Monumente unverſehrt übrig ließen. Unter den Zuckungen eines weitverbreiteten Erdbebens konnte ſich der Boden öffnen und aus tauſend Zugröchern ſchwefliche Dämpfe oder Kohlenſäure in ſolcher Menge und Schnelligkeit ausſtoßen, daß die geſammte Bevölkerung der unheilvollen Kataſtrophe unterlag. Da gab es keine Flucht auf die Höhen oder in die Tiefen, welche den Menſchen vom ſichern Tode gerettet hätte; und eine halbe Stunde, während welcher die peſtbringende Luft auf der Erde lag, reichte hin, das Opfer zu vollenden. Wenn dann die Winde den Himmel reinigten und die Sonne mit altem Glanze am Firmament wieder aufſtieg, fand ſie zwar die Landſchaft wieder und alle todten Zeugen menſchlicher Thätigkeit waren unverändert ſtehen geblieben, der Menſch aber, vom gemeinſamen Hauch des Todes berührt, deckte nur als Leiche die Erde. So erzählt die Mythe den Untergang der Tultecas: Als ſie einſt zu Teotihuacan in großer Menge verſammelt waren, ihre Feſte zu feiern, da erſchien zwei Tage hinter einander ein ungeheurer Rieſe, ſcheußlich anzuſehen, unter ihnen, und Alle, die er ergriff, um mit ihnen zu tanzen, fielen nachher todt zu Boden; am dritten Tage aber erſchien auf einer Klippe des Berges Oueitepetl ein wunderſchönes, weißes Kind, deſſen Haupt aber voll ſcheußlicher Geſchwüre einen tödtlichen Gifthauch verbreitete. Vergeblich verſuchten die Tultecas, das unheilvolle Kind in den See zu werfen, ſie konnten es nicht von der Stelle bewegen, und mußten, nachdem der größte Theil der Seuche unterlegen war, ſich entſchließen, das Land zu räumen; ſo wanderten ſie denn nach Campeche und Guatemala aus, das Land öde zurücklaſſend. (Torquemada Monarquia Indiana, Livro I. cap. 14.)

Welche verhängnißvolle Naturbegebenheiten es mögen geweſen ſeyn, die den Untergang ſo vieler Geſchlechter herbeigeführt: ob Erdbeben, Bergſtürze, Entwickelung giftiger Gasarten, Sturmfluthen, Orkane u. ſ. w., — das iſt ein Gegenſtand, welchem ich

reiche Männer, die von Wittwen, alten Jungfern oder Courtisanen fälschlich angeklagt werden. Dabei kommen falsche Zeugen vor und damit diese und die Geschworenen selbst Gewinn davon haben, werden die unschuldigen Männer zu hohen Summen verurtheilt. Die Rabouliſterei geht so weit, daß schon die Ueberreichung eines Strauches rothen Geraniums, noch viel mehr aber das Geschenk eines Ringes vor Gericht als Eheversprechen gilt. Aus Gewinnsucht werden auch unschuldige Leute des Ehebruchs angeklagt. In Brooklyn wurde kürzlich ein Ehemann durch einen fingirten Kläger und falsches Zeugniß des Ehebruchs geziehen. Die Unwahrheit wurde durch die Frau entdeckt, als sie aber den betrügerischen Advokaten verklagen wollte, waren sämmtliche Akten angeblich gestohlen. — Daselbst wird auch noch erwähnt, seitdem hübsche Kellnerinnen in den Schenkhäusern der neuen Welt Mode geworden seyen, fange man auch in mehreren Kirchen schon an, den Klingebeutel durch hübsche Mädchen herumtragen zu lassen.

Die erstaunliche Zunahme der Entsittlichung in den Vereinigten Staaten beweist auch der sog. Babymarkt in Newyork. Hier werden nämlich Kinder verkauft oder wird das sog. Adoptionsgeschäft abgemacht. Mütter, die ihre Kinder loswerden wollen, namentlich uneheliche, suchen durch einen Zwischenhändler Jemand, namentlich eine kinderlose Familie, die das Kind adoptirt. Aber nicht die Mutter zahlt etwas dafür, sondern läßt sich dafür bezahlen, verkauft das Kind wie auf dem Sclavenmarkt. Daher wird auch in der öffentlichen Annonce die Gesundheit, Kraft, Munterkeit, Intelligenz, das blonde oder schwarze Haar, die Farbe der Augen ꝛc. herausgestrichen. Blaue Augen sind am meisten Mode und werden am reichlichsten bezahlt, wenn sie sich bei schwarzen Haaren finden. Nach dem Newyorker Journal im Globus von Andrée XVI. 176.

In den fünfziger Jahren wurde in den großen Städten Nordamerikas der einträglichste Humbug als Modesache von den sog. Sykologisten und Spiritualisten getrieben. Die erstern, die sich

auch Seelenbändiger nannten, machten ſich durch Magnetismus Seelen, insbeſondere weibliche, ſclaviſch unterthan. Die letztern gaben vor, mit Geiſtern der Verſtorbenen zu verkehren und von ihnen die Zukunft zu erfahren.

Die „New-Yorker Evening Expreß" vom 5. März erzählt: Ein hieſiger Bankbeamter kam zu einem hervorragenden Advokaten und ſagte: „Ich habe ungefähr 100,000 Doll. unterſchlagen, dies iſt aber noch nicht entdeckt; was ſoll ich thun?" „Gehen Sie in Ihre Bank zurück und ſtehlen Sie noch 100,000 Doll., dann kommen Sie wieder zu mir," antwortete der Advokat. Der Beamte that wie es ihm der Advokat geheißen. Der letztere ſchrieb ſodann an die Direktoren, daß ſein Client 200,000 Doll. unterſchlagen habe, aber die Hälfte zurückgeben wolle, wenn die Affaire vertuſcht werde. Die Direktoren nahmen die 100,000 Doll. und der Beamte — gilt heute für einen reſpektabeln Mann.

In den Südſtaaten wurde im Jahr 1868 eine geheime Geſellſchaft entdeckt, welche ſich Ku-Klux Klan nannte. In ihr conzentrirte ſich der ganze Haß der beſiegten Partei gegen die Sieger. Die Mitglieder ſind verſchworen, ſich der Unterjochung des Südens auf jede Art zu widerſetzen, auch mittelſt Meuchelmordes. So überfielen ſie in der Nacht auf den erſten April einen angeſehenen Mann in Georgia, Herrn Aſhburn, in ſeinem Hauſe und ermordeten ihn in ſeinem Bette.

Im Herbſt 1867 brachten die Zeitungen einen Bericht aus Chicago, demzufolge auf einer Eiſenbahnſtation von da nach Cincinnati eine große Bande Rowdies die übrigen Paſſagiere und den Gaſtwirth auf der Station, ohne daß man ihnen wehren konnte, ausgeplündert und dem Wirth alles einkaſſierte Geld weggeſtohlen hätten, denn es waren lauter Boxer und Taſchendiebe, die von einer Verſammlung herkamen, die einem Fauſtkampf zweier berühmter Boxer zugeſehen hatten. Der Berichterſtatter fügt hinzu, daß ſolche Verſammlungen und ſog. „Senſationen" den Yankees unentbehrlich

ſetzen, um die Langeweile ihres täglichen Lebens zu unterbrechen. „Heute Johnſon auf der Rundreiſe, morgen Riſtori, heute die Kunſtreitereien Menkens, morgen ein Fauſtkampf, heute eine Negermetzelei, morgen eine fromme Gebetsverſammlung."

Man iſt noch ſehr religiös in den Vereinigten Staaten, aber weil unbedingte Religionsfreiheit herrſcht, zerſpaltet ſich das Volk in Sekten. Am großartigſten und würdigſten ſtellt ſich die katholiſche Kirche dar. Im Oktober 1866 verſammelte ſich ein Nationalconcil der katholiſchen Kirche in den Vereinigten Staaten zu Baltimore im Auftrag des Papſtes und unter dem Vorſitz des päpſtlichen Delegaten, Erzbiſchof Spalding von Baltimore. Verſammelt waren 47 Erzbiſchöfe, Biſchöfe und apoſtoliſche Vicare nach den 47 Staaten und Territorien der Union. Die Kirche zählt 7 Provinzen mit 7 Erzbiſchöfen. In Baltimore, Cincinnati, New-Orleans, New-York, Oregon, St. Louis, San Francisco. Dem Erzbiſchof von Baltimore als Metropoliten unterſtehen die Suffraganbiſchöfe von Charleston, Erie, Philadelphia, Pittsburg, Richmond, Savannah und Wheeling nebſt dem apoſtoliſchen Vicar von Oſt-Florida. Die Kirchenprovinz Cincinnati begreift in ſich das Erzbisthum Cincinnati und die Bisthümer Cleveland, Covington, Detroit, Fort Wayne, Louisville, Saut Sainte Marie, Vincennes. Zum Erzbisthum New-Orleans gehören die Suffraganbisthümer Galveſtone, Little Rock, Mobile, Natchez und Natchidoches. Dem Erzbiſchof von New-York ſind untergeordnet die Biſchöfe von Boſton, Albany, Brooklyn, Buffalo, Burlington, Hartford, Newark und Portland; dem Erzbisthum von Oregon ſind nur die zwei Bisthümer von Nesqualy und Vancouver's Island eingegliedert. Neun Suffraganbiſchöfe hat der Biſchof von St. Louis, nämlich die Biſchöfe von Alton, Chicago, Dubuque, Milwaukee, Nashville, Santa-Fe, St. Paul und die apoſtoliſchen Vicare von Indian Territory und Nebraska. Zum Erzbisthum San Francisco gehört die Diöceſe von Los Angelos und Monterey und das apoſtoliſche Vicariat von Marysville. Die

Zahl der katholiſchen Prieſter in der Union beläuft ſich auf 2700, die Zahl der Katholiken überhaupt auf mindeſtens 4 Millionen.

Die Verſammlung war ſehr glänzend und feierlich. Viele amerikaniſche Blätter füllten ihre Spalten mit der Beſchreibung derſelben. In der großen Prozeſſion ſah man auch Mönche der verſchiedenſten Orden, Redemptoriſten, Franziskaner, Minoriten, Marienbrüder, Kapuziner, Jeſuiten und Lazariſten. „Nun kamen in ſchimmernden Gewändern die General-Vicare und Adminiſtratoren vacanter Biſchofsſitze, ungefähr 40 an der Zahl. Wir nennen aus ihnen nur Herrn Melchers aus St. Louis, Stibiel aus Pittsburg, Luhr aus Cleveland, Bailes von Alton. Da ſahen wir, ſchreibt ein Augenzeuge, die Helden, die im Dienſte des Herrn ergrauten, welche Geſittung, Civiliſation und Chriſtenthum bis an die äußerſten Grenzen dieſes weiten Landes getragen haben. In den erſten Prieſterreihen erkannten wir mehrere der berühmten Volksmiſſionäre aus dem Redemptoriſten- und Jeſuitenorden, die das Land nach allen Richtungen durchzogen, um den Glauben zu beleben, die Hoffnung zu ſtärken, die Liebe zu entzünden und den kalten Herzen Reuethränen zu entlocken. Wir erkannten unter ihnen den großen Apoſtel der Deutſchen Amerikas, den hochwürdigſten P. F. X. Weninger, S. J., der allein Tauſende mit Gott verſöhnte, alle Staaten nach allen Richtungen durchwanderte, ſo daß bald keine deutſche Gemeinde mehr zu finden iſt, in welcher er nicht ein Miſſionskreuz errichtete. Wir ſahen ferner zahlreich vertreten die Söhne des heil. Alphonſus ꝛc." Dann folgten die Aebte, Biſchöfe, Erzbiſchöfe. Man glaubte beim Anblick dieſer zahlreichen Geiſtlichkeit in Rom ſelbſt zu ſeyn.

Von den andern Kirchen läßt ſich weniger rühmen. Die Kirchen der verſchiedenen Bekenntniſſe ſind hier Waaren, wie auf einem Jahrmarkt für den hohen Adel und das niedere Publikum zur beliebigen Wahl ausgeſtellt. Da werden zwar geſchmackloſe, aber doch prächtige Tempel von weißem Marmor gebaut mit Sperr-

ſitzen um hohe Preiſe ausſchließlich für die Reichen. Hier iſt der Preis des Sitzes jährlich 50 Dollars. Tempel, blos von Ziegeln, werden aus Speculation auch für die ärmeren Claſſen gebaut und hier koſtet der Platz nur 5 Dollars. Buſch, Wanderungen II. 137. Der baptiſtiſche Reiſeprediger Beecher, ein wüthender Abolitioniſt, ließ ſich für jede Predigt, die er hielt, 150 Dollars zahlen.

Aus Cincinnati wurde 1869 geſchrieben, der Erziehungsrath daſelbſt, zuſammengeſetzt aus 10 Katholiken, 8 Freidenkern, 3 Proteſtanten und 1 Juden, habe die Bibel aus den Freiſchulen verbannt und die obere Schulbehörde dieſen Beſchluß beſtätigt. Globus XVI. 272.

Zum Beweiſe, wie die Freimaurerei in den Vereinigten Staaten blüht und durch das kirchliche Sektenweſen keineswegs zurückgedrängt iſt, feierten die Freimaurer in Philadelphia am Johannestage 1868 die Einweihung eines neuen Freimaurertempels, deſſen Bau mehr als eine Million Dollars koſtete. Die Prozeſſion bildeten 10,000 Freimaurer mit 120 Muſikern voran. Die Zahl aller Freimaurer in Penſylvanien allein betrug mehr als das Doppelte der Anweſenden.

Im Sommer 1867 erfuhr man, es ſey im Staate der Mormonen am großen Salzſee ein Bürgerkrieg ausgebrochen. Brigham Youngs Autorität wurde angefochten, wie es hieß durch David, den Sohn des frühern Oberhauptes Smith, der die Vielweiberei abgeſchafft wiſſen wollte, als etwas dem Chriſtenthum Widerſprechendes und für die ganze Chriſtenheit Anſtößiges. Nach einer andern Nachricht ſey die Bewegung nur durch gemeine Goldgier motivirt, indem man in einer Entfernung von etwa 60 deutſchen Meilen ein neues Goldlager entdeckt habe, wo die Mormonen nun hinſtrömen, ohne mehr auf Youngs Befehl zu achten. Einen bedenklichen Charakter haben dieſe Bewegungen jedoch nicht angenommen, denn im Anfang des Jahres 1870 bewieſen die Frauen in Utah, daß ſie in großer Eintracht die Vielweiberei billigten. Im Congreß zu

Waſhington waren nämlich Anträge eingebracht worden, die Unionsregierung ſolle die Vielweiberei gradezu verbieten. Nun veranſtalteten die Damen der Mormonenſtadt eine Maſſenverſammlung, um gegen die beabſichtigten Eingriffe der Bundesregierung in das Recht der Vielweiberei zu proteſtiren. Die höchſten Würdenträgerfamilien Utah's waren durch ihre weiblichen Mitglieder vertreten; jeder Stand hatte Delegationen geſchickt, um der Welt zu zeigen, daß die Mormonenfrage ihre ſehr verſchiedenen Seiten hat. Vorſitzende war eine der Frauen des Aelteſten und Apoſtels Kimball. Mrs. Sarah Kimball hielt eine Rede, welche die Schweſtern zur ſtürmiſchen Begeiſterung hinriß. Die Quinteſſenz derſelben war etwa: „Was gehen unſere Verhältniſſe den Congreß oder ſonſt Jemanden an, wenn wir, die Frauen, damit zufrieden ſind? Sollen wir nicht das Recht haben, unſere eigenen Gatten zu wählen? Sollen unſere Gatten aus ihrem Landbeſitze verjagt werden, weil ſie uns und wir ſie lieben? — weil wir ein uns zuſagendes und dem Himmel wohlgefälliges Bündniß geſchloſſen?“ — Eine alte praktiſche Schweſter, Namens Bathſeba Smith, Verwandte der alten Prophetenfamilie, ſuchte darzuthun, daß hinter der Verfolgung der Mormonen und Mormoninnen nur ein Landſpekulantenſchwindel ſtecke, an deſſen Spitze Vicepräſident Colfax ſteht. Eine jüngere Dame, Eliza Snow, machte die Behauptung der öſtlichen Frauenrechtlerinnen lächerlich, daß die Mormoninnen in einem Zuſtande der Knechtſchaft oder Sclaverei ſich befänden. „Weßhalb denn? Wir könnten ja durchbrennen, wenn wir wollten, eben ſo wie es manche Weiber in andern Staaten und Territorien thun — aber wir wollen es nicht, wir ſind zu moraliſch dazu und unſer Loos gefällt uns ꝛc.“ — Es wurden eine Reihe Beſchlüſſe gefaßt, in welcher u. A. die im Congreſſe ſchwebenden Antimormonenbills, Culloms und Cragins verdammt — die mormoniſchen Einrichtungen als wahrhaft chriſtlich und als die beſte Schutzwehr gegen Proſtitution und verwandte „ſociale Uebel“ geprieſen — und die Frauen Utah's zur Theilnahme

an dem desperateſten Widerſtande aufgefordert werden, falls die Bundesregierung das Mormonenreich zu unterdrücken ſuche.

Wahrſcheinlich in Folge dieſer ihrer Energie erhielt die Damenwelt von Utah am 7. Februar 1870 im Mormonenſtaate gleiches Stimmrecht mit der Männerwelt und erhielt damit zugleich das Stimmenmehr geſichert, denn man zählte unter den Mormonen mehr Weiber als Männer. Die meiſte Gefahr drohte dem Mormonenſtaat durch die Pacificbahn, die demſelben nahe genug vorbeikam, um die Sicherheit ſeiner bisherigen einſamen Lage zu ſtören; die Aufmerkſamkeit wurde dadurch mehr auf Utah hingelenkt.

Es hieß, der frühere Prophet Smith habe geweisſagt, ſein damals noch nicht geborener Sohn David werde ſein Prophetenamt erben, weßhalb Young ſich vor ihm fürchte. David entfloh nach Californien und proteſtirte von hier aus gegen die Vielweiberei, welche ſein Vater nie gebilligt habe und von der auch im Buche Mormon nichts ſtehe. Der Redakteur eines Blattes in Utah, der dieſe Anſichten unterſtützte, wurde halbtodt geprügelt. Am gefährlichſten für Brigham Young war die Anklage, er mache Geld, eigne ſich alle Steuern und Zehnten an, verwalte alles Staats- und Kirchenvermögen allein und lege keine Rechnung ab. Darüber ſollen beſonders die reichern Mormonen geklagt haben, von denen er zuviel forderte.

Im März 1870 wurde aus Waſhington gemeldet, im Congreß daſelbſt habe Cullom eine Bill gegen die Vielehe der Mormonen eingereicht. Als Motiv des Beſchluſſes wurde nicht blos die Unchriſtlichkeit der Vielweiberei angeführt, ſondern auch die Tyrannei, welche Brigham Young im Mormonenſtaate ausübte und die den Grundrechten amerikaniſcher Bürger widerſprach. Die Mormonen mußten ihm unbedingt gehorchen und zahlen, was er von ihnen forderte. Durch die zahlreichen Weiber, denen er Wahlrechte verlieh, überſtimmte er die Minderzahl der Männer. Wer zu widerſprechen wagte, wurde von jedem Umgang ausgeſchloſſen, verlor jede

Kundſchaft, wurde geſchmäht, bedroht, endlich verbannt. Dennoch verſtärkte ſich die Oppoſition in dem Grade, daß die Regierung in Waſhington es nicht für nöthig erachtete, Zwangsmaßregeln gegen die Mormonen zu verfügen, ſondern ruhig abwartete, bis der Unſinn dort von ſelbſt in die Brüche gehen würde. Die Oppoſition war eine Doppelte, die der Diſſenters oder ſolcher, die, wenn ſie auch Mormonen blieben, ſich dort der Tyrannei Brigham Youngs widerſetzten, und die der Gentiles oder Heiden, wie die Nichtmormonen, die ſich am Salzſee mit angeſiedelt hatten, genannt wurden. Beide Oppoſitionen verſtärkten ſich gegenſeitig und ſchwächten die Macht des kleinen Mormonenpapſtes, ſo daß deſſen Schergen, die ſog. Danaiten oder Racheengel, welche drei Jahre früher noch jeden beim Kopf nahmen, den Young nicht leiden konnte, jetzt nicht mehr einzuſchreiten wagten. Vielmehr wurden 1870 faſt täglich Meetings der Oppoſitionen gehalten und darin die Decrete Youngs einer ſcharfen Kritik unterworfen. Auch Frauen verſammelten ſich und disputirten in eigenen Weiberclubs. Sobald man ſich vor Young nicht mehr fürchtete, tauchten aus allen Ecken neue kleine Propheten auf und bildeten neue Secten, welche, wie man aus den Vereinigten Staaten berichtete, ſich unter einander ſelbſt anfeinden. Sie heißen Brighamites, Rigdonites, Twelveiſtes, Strangites, Brewſterites, Cutlerites, Baneemites, Gladenites, Minerites, Potterites, Joſephites, Nederickites, Morriſites, Ainanites, Daviſites, Butlerites, Smithſonians, Wightonians, Livingſtonians, Niggeronians, Bickerſtonians, Emmittonians und Godbynians.

In Hepworth Dixon's vielgeleſenem Buche „Neu-Amerika" iſt, neben anderen ſonderbaren Secten und Gemeinden, auch die vom Oneida-Creek im Staate Newyork erwähnt, die ſchon viele andere ihres Gleichen überlebt hat. Nun iſt von dem Führer, Stifter und oberſten Heiligen dieſer Gemeinde, John H. Noyes, ſelber ein Buch über dieſe (bei Trübner u. C.) erſchienen, welches den Titel „American Socialism" führt und auf das wir alle jene aufmerkſam

machen, die ſich für die merkwürdigen Auswüchſe unter den heutigen Religionsgenoſſenſchaften intereſſiren. Die Gemeinde lebt in jeder Beziehung communiſtiſch, jedes Weib iſt jedes Mannes Weib, jeder Mann jedes Weibes Mann. Sie heirathen zwar, aber nicht, um einander treu zu bleiben, ſondern um alle Gemeindeglieder als eine einzige Familie zu lieben und zu verſchmelzen. Sie nennen ſich übrigens Brüder und Schweſtern. Ausland 1868. S. 1072.

nicht einmal weitere Hypotheſen zu widmen unternehmen möchte. Wohl aber liegt uns der Gedanke nahe, daß ein niederdrückendes, depotenzirendes Verhängniß, daß eigenthümliche, dämoniſche Naturkräfte mehr oder weniger gleichmäßig auf die amerikaniſche Menſchheit gewirkt haben. Die Amerikaner aus allen Breiten des ausgedehnten Welttheils kommen in eigenthümlicher Beengung und Erſtarrung des Gemüthslebens mit einander überein. Sie ermangeln alle jener höheren Beweglichkeit des Geiſtes, jener friſchen, unbefangenen Lebendigkeit, jenes phantaſievollen Untergrundes, welchen wir nicht bloß bei Völkern von hoher Cultur, ſondern auch bei vielen ungebildeten Völkern finden. Sie haben keine Geſchichte, und damit fehlt ihnen ein geiſtiges Leben, eben ſo, wie dem Individuum, das das Unglück hat, das Gedächtniß zu verlieren, nach und nach alle Seelenkräfte erlahmen, bis es zu Blödſinn und geiſtigem Tod erſtarrt. Welcher Unterſchied zwiſchen dem halbwilden Nomaden von Mittelaſien, dem Beduinen der afrikaniſchen Wüſte, oder den lebhaften Bewohnern Polyneſiens, und dieſen ſtummen, einſylbigen, in düſtere Träume verſunkenen, für ſo viele Regungen des Gemüthes unzugänglichen Urbewohner Amerika's! Iſt es nicht, als wenn der Geiſt des rothen Menſchen unter dem Bann ungeheurer allgemeiner Unglücksfälle jede höhere Elaſticität verloren hätte? Darum ergriff den Amerikaner, bei der ſchwerlaſtenden Empfindung ſeiner geiſtigen Armuth und Hinfälligkeit, eine ſtarre Verzweiflung, als Europa an ſeinen üppigen Küſten landete. Dunkle Sagen hatten ihn ſchon vorbereitet auf die demüthige Sklaverei unter den Ankömmlingen aus Oſten, auf ſeine Vernichtung. So trug die amerikaniſche Menſchheit das Vorgefühl des Todes in ſich, ſo trägt ſie es, unbewußt, noch, und ſie ſtirbt dahin; ihren Untergang beſchleunigt die unheilsvolle Stimmung. Wie ſchnell iſt ſie ſchon vieler Orten dieſem Looſe der Dienſtbarkeit unterlegen! Kaum anderthalb Jahrhunderte nach der Occupation durch die Spanier war auf den weſtindiſchen Eilanden kaum Eine indianiſche Familie zurückgeblieben. Nicht bloß europäiſche Krankheiten, Blattern und Branntwein, nicht bloß die Grauſamkeiten der Zwingherrn und das Unverhältniß der auferlegten Arbeiten, ſondern auch die erwähnte eigenthümliche Gemüthslage, dieſe tiefeingewurzelte, ererbte Verdüſterung des Geiſtes, dieſe Abſpannung für alle Regungen,

Die wichtigsten
Weltbegebenheiten

vom

Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich

(1866—1870).

Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1860—1866“ und des „Deutschen Kriegs von 1866“

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

W, 301

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Der Chauvinismus 1

Der Chauvinismus S. 1. Die Phraſe: Das Kaiſerthum iſt der Frieden 3. Die Weltinduſtrie-Ausſtellung 3. Niel's Heeresreform 6. Die Verſuchungen Preußens 12. Die Salzburger Zuſammenkunft 17. Die belgiſche Eiſenbahn 25.

Zweites Buch. Der Scheinliberalismus Napoleons III. 31

Die Phraſe: Das Kaiſerreich iſt die Freiheit S. 31. Oppoſition und Conceſſionen 41. Rochefort 50. Ollivier 52. Peter Bonaparte 55. Verfaſſungsänderung und Plebiscit 61. Die Gotthardbahn 1864. Die ſpaniſche Throncandidatur 67.

Drittes Buch. Frankreichs innere Zuſtände 69

Paris S. 69. Corruption 72. Novemberunruhen 79. Sturz Hauſmanns 83. Arbeiterunruhen in Creuzot 84. Algerien 85.

Viertes Buch. Garibaldi vor Rom 89

Drängen nach Rom S. 89. Der kühne Jeſuitenplan 94. Jubiläum des heil. Petrus 95. Miniſterium Ratazzi 98. Der Genfer Friedenscongreß 101. Garibaldi vor Rom 105. Miniſterium Menabrea 110. Die Franzoſen in Rom 113. Garibaldi's Niederlage bei Mentana 114. Victor Emanuel's Reſignation 119. Hinrichtungen in Rom 125.

Fünftes Buch. Der große Jeſuitenplan 128

Gegenſeitige Dienſtleiſtungen Roms und Frankreichs S. 128. Die goldne Roſe 130. Aufhetzungen gegen Deutſchland 131. Einberufung des Concils 134. Fruchtloſe Warnung des Fürſten Hohenlohe 136. Franzöſiſche Biſchöfe gegen die Infallibilität 139. Lebhafte Proteſtationen gegen dieſelbe in Deutſchland 141. Die täuſchende Biſchofsverſammlung in Fulda 145. Döllinger 148.

Sechſtes Buch. Das ökumeniſche Concil 155

Eröffnung des Concils S. 155 Romaniſche Mehrheit 161. Stroßmayer 162. Unſicheres Benehmen der deutſchen Biſchöfe 172. Das Unfehlbarkeitsdogma 176. Graf Daru und Antonelli 198. Verkündigung des Dogmas 214.

Siebentes Buch. Das Königreich Italien 228

Victor Emanuel S. 228. Lamarmora's ſchwarze Wäſche 230. Uſedom 232. Bauernunruhen wegen der Malzſteuer 235. Staatsbetrügereien 235. Miniſterium Lanza 237. Sicilien 241. Unruhen in Padua und Venedig 241.

Seite

Achtes Buch. Die ſpaniſche Revolution 247

Verdorbenheit der Bourbons S. 247. Königin Iſabella 248. Der iberiſche Plan und Montpenſier 250. Prim 251. Narvaez Tod und Miniſterium Bravo Murillo 253. Zuſammenkunft Iſabellas mit der Kaiſerin Eugenia in den Pyrenäen 256. Verſchwörung der ſpaniſchen Generale 257. Aufruhr in Cadiz 258. Sieg Serranos bei Alcolea 260. Triumpheinzug der Generale in Madrid und Flucht Iſabellas 261. Prim 265. Olozaga 267. Triumvirat Serranos, Prims und Olozagas 268. Republikaniſche Oppoſition 276. Montpenſier 279. Greuelthat in Burgos 281.

Neuntes Buch. Das ſpaniſche Interregnum 284

Die conſtituirenden Cortes S. 284. Republikaniſche Emeute in Malaga 289. Monarchiſcher Verfaſſungsentwurf 292. Antikirchliche Strömung 296. Schwache proteſt. Verſuche 298. Die Föderation von Tortoſa 299. Fruchtloſe Erhebungsverſuche der Carliſten 302 und der Republikaner 304. Heinrich v. Bourbon 309. Iſabella entſagt in Paris zu Gunſten ihres Sohnes Alfons 313. Prinz Leopold von Hohenzollern 314. Portugal 314. Saldanha 316.

Zehntes Buch. Die Türkei 319

Reiſe des Sultans nach Paris und London S. 320. Reformen 322. Jungtürkiſche Verſchwörung 323. Prinz und Prinzeſſin von Wales in Conſtantinopel 324. Rumänien 331. Fürſt Karl 333. Bratiano 336. Serbien 340. Ermordung des Fürſten Michael 341. Eiſenbahnprojekt nach Saloniki 344. Bosnien 345. Montenegro 346. Bulgarien 347.

Elftes Buch. Griechenland und Aegypten 350

König Georgios S. 350. Aufſtand in Kandia 351. Omer Paſcha ſtillt den Aufruhr 355. Conferenz in Paris 358. Die Räuber von Marathon 362. Eröffnung des Suezkanals 375. Der Sultan maßregelt den Khedive 385. Tunis 387. Tripolis 389.

Zwölftes Buch. Die geräuſchloſe Machtentfaltung Rußlands . . . 391

Alexander II. S. 391. Die altruſſiſche Partei 394. Drangſale der Polen 399 und der Oſtſeeprovinzen 410. Bauernemancipation 415. Nihiliſten 419. Krasnowodsk 421. Ruſſiſche Eroberungen in Mittelaſien 422.

Dreizehntes Buch. Oſtindien, China und Japan 428

Afghaniſtan S. 429. Engliſche Colonialpolitik 432. Anfang brahmaniſcher Aufklärung 435. Niederländiſch-Oſtindien 436. China 441. Mord in Tientſin 443. Culies 447. Japan 449.

Vierzehntes Buch. Afrika und Auſtralien 453

Abeſſiniſcher Krieg, König Theodor's Tod S. 453. Afrikareiſende 457. Madagaskar 461. Neuholland 463. Neuſeeland 464.

Fünfzehntes Buch. Südamerika 469

Mexiko unter Juarez S. 469. Cuba 475. St. Domingo 481. Spaniſche Republiken 482. Braſilien und der Krieg in Paraguay 486.

Erſtes Buch.

Der Chauvinismus.

Unter dem Namen Chauvinismus verſteht man die leidenſchaftliche Begier der Franzoſen, die tapferſte, mächtigſte und tonangebende Nation in Europa zu ſeyn, vor der alle andern Nationen zittern müſſen. Dieſer Hochmuth iſt hauptſächlich ſeit Ludwig XIV. in ſie gefahren und durch den großen Napoleon noch geſteigert worden. Sie trugen die Niederlagen des Letztern nur mit tiefer Erbitterung.*) Da aber Oeſterreich, England und Rußland auf dem Wiener Congreß dafür ſorgten, daß der neue deutſche Bund kleiner wurde, als das vormalige deutſche Reich, daß Frankreich Elſaß und Lothringen behalten durfte und daß Preußen, von dem die patriotiſche Begeiſterung ausgegangen war und welches im Kriege ſelbſt den Franzoſen die ſchrecklichſten Schläge verſetzt hatte, geſchwächt und zurückgeſetzt wurde, ſo ſchöpfte man in Frankreich wieder Athem und bereitete ſich auf einen neuen Angriffskrieg gegen Deutſchland vor, um ſich dereinſt an Preußen zu rächen und das linke Rheinufer noch einmal an ſich zu reißen.

*) In einem franzöſiſchen Bühnenſtück wird dieſe Erbitterung in der tragikomiſchen Geſtalt eines gewiſſen Chauvin, eines alten glutaugigen Invaliden der großen Armee perſonificirt. Daher der Name Chauvinismus.

Napoleon III. verlor dieſes Ziel nie aus den Augen. Als Neffe des großen Oheims ſuchte er deſſen Rolle, wenn auch nur allmälig und vorſichtig, wieder aufzunehmen. Auch gelang es ihm wirklich, an den einzelnen Mächten, von denen ſein Oheim beſiegt worden war, Rache zu nehmen und eine nach der andern zu demüthigen. Rußland 1854 im Krimkriege, Oeſterreich 1859 im lombardiſchen Kriege. In einem dritten großen Kriege glaubte man, werde er Preußen demüthigen und ſchließlich auch noch eine Landung in England wagen wollen.

Mit Preußen anzubinden, bot ſich ihm 1866 eine ſchöne Gelegenheit. Er hätte damals nur Oeſterreich und den Mittelſtaaten gegen Preußen beiſtehen dürfen. Aber er konnte es nicht, denn er hatte unbegreiflicherweiſe verſäumt, ſich genauer mit der vortrefflichen Armeeorganiſation König Wilhelms von Preußen bekannt zu machen und dieſelbe in Frankreich nachzuahmen. Seine Armee wäre damals nicht im Stande geweſen, gegen die preußiſche das Feld zu halten. Er konnte alſo nur den Vermittler ſpielen und Preußen nahm ihm den hohen Ton nicht übel, mit dem er ſich den Franzoſen als den Nikolsburger Friedensſtifter ankündigte. Es war ja nur die Prahlerei eines Zuſchauers. Die wirkliche Macht und der wirkliche Erfolg war auf Seite Preußens.

Von nun an war es die dringendſte Sorge des franzöſiſchen Kaiſers, ſeine Armee auf die gleiche Höhe der Ausbildung zu bringen, wie die preußiſche, und vor allem ſie mit Hinterladern zu verſehen. Statt der preußiſchen Zündnadelgewehre führte er ſog. Chaſſepots ein, die das nämliche leiſteten. Zu ſo umfaſſenden Rüſtungen aber brauchte er Zeit und mußte ſich doch auch nach irgend einer ausgiebigen Allianz umſehen, um nicht allein mit Preußen zu thun zu haben. Eine Allianz zu finden war aber ſchwierig für ihn, weil ihm niemand trauen konnte. Er mußte nun zunächſt ſeine kriegeriſchen Abſichten öffentlich verleugnen, beſtändig die bündigſten Friedensverſicherungen geben, ja ſogar pathetiſch declamiren

laſſen: „Das Kaiſerreich iſt der Frieden“. Ferner mußte er die Franzoſen, die ſeinen Rüſtungen nicht trauten und denen ſie für das Friedensbedürfniß viel zu koſtſpielig waren, durch liberale Verſprechungen ködern und täuſchen. In dieſem Sinn ließ er die Parole auswerfen: „Das Kaiſerthum iſt die Freiheit!“ Insgeheim aber ſpann er durch ſeine Geſandten und Agenten an allen Höfen Intriguen an und ſuchte mit diplomatiſchen Lockungen zu gewinnen, was er mit der Sprache der Kanonen nicht ertrotzen konnte.

Ollivier bedauerte im geſetzgebenden Körper die Zweizüngigkeit der Tuilerienpolitik. Man beſchütze den Papſt und zugleich die Einheit Italiens. Man verſichere Deutſchland die friedlichſte Geſinnung und möchte doch durch Intriguen deutſche Provinzen wegſtehlen. Frankreich gleiche einer Quadriga von vier Roſſen nach entgegengeſetzten Richtungen gezogen.

Um aber ſeine Friedensliebe vor aller Welt darzulegen, ließ Napoleon III. im Frühjahr 1867 die große Weltinduſtrieausſtellung in Paris eröffnen und lud alle Monarchen Europa's dazu ein. Kamen ſie, ſo ſchienen ſie ihm zu huldigen und die Franzoſen konnten ſich einbilden, das erſte Volk der Welt zu ſeyn. Ueberdies brachte das Zuſtrömen zahlloſer fremder Gäſte ungeheuer viel Geld nach Paris. Da ich dieſe Weltausſtellung bereits am Schluß des zweiten Bandes meiner Geſchichte des deutſchen Krieges von 1866 ausführlicher beſchrieben habe, beſchränke ich mich hier, nur die politiſchen Intereſſen zu charakteriſiren, welche ſich an die damaligen vornehmen Beſuche in Paris geknüpft haben.

Unter allen Umſtänden würde das großartige, nie dageweſene Schauſpiel in Paris die vornehmſten Beſuche angezogen haben, viele kamen aber auch aus politiſchen Gründen, theils um dem Kaiſer zu ſchmeicheln, theils um ihn zu recognosciren, theils auch nur, um ihm eine gewöhnliche Artigkeit zu erzeigen und zu conſtatiren, daß

man ihm wenigſtens nicht feindlich geſinnt ſey. Unter den vornehmen Beſuchen war der des kronprinzlichen Paares von Preußen einer der erſten. Ihnen folgte am 1. Juni der Kaiſer von Rußland, der mit größter Auszeichnung in Paris empfangen wurde. Unterwegs hatte Alexander II. in dem Augenblick, in welchem er die preußiſche Grenze überſchritt, zu Verballen einen Gnadenukas zu Gunſten der verbannten Polen erlaſſen, in der Hoffnung, damit die polenfreundlichen Pariſer angenehm zu überraſchen und den Haß der polniſchen Emigration zu beſänftigen. Nichtsdeſtoweniger wurde, als er am 4. Juni an der Seite des Kaiſer Napoleon und gegenüber ſeinen beiden Söhnen, im Wagen ausfuhr, ein Piſtolenſchuß auf ihn abgefeuert. Ein Offizier der Begleitung ſprengte, als er den Mörder zielen ſah, vor, daß der Schuß durch den Mund ſeines Pferdes ging, wodurch zwar die kaiſerlichen Perſonen mit Pferdeblut beſpritzt wurden, die Kugel aber ſeitwärts fuhr. Der Mörder war ein junger Pole Berezowski, welcher ſpäter zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Ihn hinzurichten, erlaubte die Stimmung des franzöſiſchen Volkes nicht. Die jungen Juriſten von Paris rieſen vor dem Juſtizpalaſt, als der ruſſiſche Kaiſer ihn beſuchte, eifervoll vive la Pologne! und als der Scandal unterſucht werden ſollte, trat Advokat Floquet ſtolz hervor und rühmte ſich, gerufen zu haben. Aehnliche Scenen fielen vor dem Muſeum Clugny vor. Selbſt in die Ausſtellung verfolgte den ruſſiſchen Kaiſer der Ruf: Polen lebe!

Am 5. Juni kam der König von Preußen mit Bismarck in Paris an und wurde mit demſelben großen Ceremoniell empfangen wie der Kaiſer von Rußland. Des ſchönen alten Königs Freundlichkeit bezauberte die Pariſer und Bismarck wurde mit ungeheurer Neugier aufgeſucht und angeſtarrt. Im Laufe des Juni und Juli kamen noch der italieniſche Kronprinz Humbert und das belgiſche Königspaar, der türkiſche Sultan (was unerhört war, da er ſonſt nie ſein Land verlaſſen) und der Vicekönig von Aegypten

nach Paris, ſchließlich auch noch die Könige von Württemberg und Bayern und das Königspaar von Portugal.

Man bemerkte, daß während aller jener hohen Beſuche Prinz Napoleon abweſend war. Er wollte ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu den Demokraten und Revolutionären Europas durch Becomplimentirung verſchiedener Despoten nicht compromittiren. Der Tod des unglücklichen Kaiſer Maximilian in Mexiko wurde, hauptſächlich durch engliſche Courtoiſie, wochenlang verheimlicht oder wenigſtens in Ungewißheit gelaſſen und die Beſtätigung zurückgehalten, um die Feſte in Paris nicht zu ſtören. Man erwartete in Paris ſehnlichſt den Kaiſer von Oeſterreich. Dieſer konnte jedoch ſchicklicherweiſe unmittelbar nach dem Tode ſeines Bruders nicht zu deſſen Mörder hinreiſen. So äußerten ſich öſterreichiſche Blätter ganz unumwunden, denn die franzöſiſche Politik war Schuld an Maximilian's traurigem Ausgang. Als ſein Tod ſich in Paris ſelbſt nicht mehr verhehlen ließ, mußten wenigſtens Bälle und Tanzunterhaltungen bei Hofe unterbleiben. Dafür veranſtaltete man ein Rieſenkonzert, wobei 1500 Sänger, 800 Sängerinnen, ein Orcheſter von 1300 Inſtrumenten mitwirkten und der alte Roſſini eine Hymne an den Kaiſer componirt hatte mit Coloraturen von Kanonenſchlägen.

Am 1. Juli 1867 präſidirte Napoleon III. in feierlicher Sitzung der Preisvertheilung bei der Weltinduſtrie-Ausſtellung und hielt dabei eine muſterhafte Friedensrede. Was einſt die olympiſchen Spiele für die getrennten griechiſchen Staaten geweſen, das ſey heute die Ausſtellung in Paris für alle Staaten der Erde. An den Wetteifer der Intelligenz knüpfe ſich der ſittliche Gedanke der Eintracht und Civiliſation. Frankreich, einſt ſo unruhig und für ſeine Nachbarn beunruhigend, ſey jetzt ruhig und arbeitſam. „Mögen unſere Gäſte eine richtige Anſchauung der Franzoſen in ihre Heimath mitbringen, nämlich die Ueberzeugung von der Achtung und den Sympathien, welche wir für fremde Nationen hegen, und von dem Wunſche, mit ihnen in Frieden zu leben!“ Die Organe der Oppo-

welche bei cultivirten Nationen die Triebfedern moraliſcher Würde und Erhebung werden, führt ſie einem ſo ſchnellen Untergang entgegen.

Ja, man kann buchſtäblich ſagen, die europäiſche Civiliſation tödte den Amerikaner. Der Fall, daß eine Familie von rein amerikaniſchem Geblüte ſich, mitten zwiſchen weißen und gemiſchten Einwanderern, in das vierte oder fünfte Glied erhielte, daß ſie nicht vielmehr ſchon früher, gleichſam vom Hauche der Cultur vergiftet, dahin ſtürbe, iſt vielleicht noch nicht beobachtet worden. Ueberdies bemerkt man auch, daß ſelbſt die gemiſchten Abkömmlinge, welche in den mannigfaltigſten Nüancen aus der Verbindung der Amerikaner mit andern Racen hervorgegangen ſind, weder an geiſtigen Kräften noch an leiblicher Productivität und Zähigkeit mit den Miſchlingen der übrigen Racen gleichen Schritte halten.

Auch andere ſomatiſche Beſchaffenheiten ſcheinen die Amerikaner zu einer fortdauernden Verminderung zu verurtheilen. Es iſt bekannt, daß die Fruchtbarkeit der amerikaniſchen Weiber niemals beträchtlich war, und daß ſie gegenwärtig immer mehr abnimmt, auch da, wo ſie, unvermiſcht mit Europäern, in größeren Gemeinſchaften beiſammen wohnen. Ein eigenthümlicher Fluch laſtet ſelbſt auf den Myſterien des Sexuallebens. Er ſpiegelt ſich moraliſch auch in dem Verhältniſſe der Ehegatten und der gegenſeitigen Temperamente. Er ein träger, ſtörriſcher, wilder Träumer; — ſie eine leichtſinnige, frivole Cokette. Welch unſelige Verbindung, wenn ſich ein ſolcher Typus durch die Geſammtheit eines Welttheils geltend macht!

So werden denn wenige Jahrhunderte vergehen, und der letzte Amerikaner wird ſich niederlegen und ſterben! Die ganze Urbevölkerung des Welttheils wird dahin ſiechen, und einem andern Geſchlechte, das verhältnißmäßig nur wenig amerikaniſches Blut in ſeinen Adern führt, die Herrſchaft über jenen ſchönen, fruchtbaren Theil der Erde überlaſſen, welchen es noch vor Kurzem ausſchließlich bewohnte. Zwei Dinge vererbt die Menſchheit: Blut und Geiſt. Von beiden wird Amerika nur unſcheinbare Spuren zurücklaſſen. Darum kann man ſagen: die amerikaniſche Menſchheit hat keine Zukunft mehr! Vor unſern Augen ſoll ſie ſchwinden und vergehen. Sie iſt ein gar beſonderer

ſition waren unpatriotiſch genug, dieſe ſchöne und zeitgemäße Rede zu verhöhnen, weil die Gäſte grade die Hauptſache in Frankreich nicht gefunden hätten, nämlich die Freiheit.

In der Sitzung des geſetzgebenden Körpers vom 7. März 1867 trug der Kriegsminiſter Niel auf eine jährliche Rekrutirung von 100,000 Mann, eine ſtehende Armee von 400,000 und eine eben ſo ſtarke Reſerve und eine wieder eben ſo ſtarke Nationalgarde an, verwarf aber das preußiſche Syſtem der allgemeinen Wehrpflicht, weil es für die Franzoſen nicht tauge. Das preußiſche Militärgeſetz ſey das drückendſte in der Welt und werde in dieſer Ausdehnung auch ſchwerlich lange beibehalten werden können. Die Bedingungen, unter denen Preußen ſeine Wehrkraft ſo vortrefflich organiſirt habe, als ſie es iſt, ſeyen in Frankreich nicht vorhanden. Wolle man in Frankreich die allgemeine Volksbewaffnung einführen, ſo müſſe man auf den militäriſchen Geiſt und auf die Disciplin in ſolchen Maſſen verzichten. „Wie dürfte man es wagen, mit ihnen eines Tages gegen eine Nation zu marſchiren, welche geſchickt und von langer Zeit her organiſirt iſt und in welcher der militäriſche Geiſt in einem Grade vorherrſcht, wie wir ihn vielleicht nie erreichen werden.“ Die Organiſation, die er, der Miniſter, vorſchlage, genüge, um Frankreich zu ſchützen, daß es von außen nicht angegriffen werde, durch ſie werde alſo der Frieden geſichert werden, den Handel und Induſtrie bedürften. Ollivier antwortete den Miniſter mit gutem Grunde, die ewigen Friedensverſicherungen ſtünden im Widerſpruch, wie mit den großen Rüſtungen, ſo auch mit dem Treiben zum Kriege, wie es ſich in der Kammer kundgebe. Wenn man nun einmal die nationale Empfindlichkeit über die preußiſchen Erfolge nicht unterdrücken könne, ſo ſolle man lieber gleich Krieg anfangen.

Im April 1868 trat Niel noch offener auf. „Bedenken Sie, ſagte er den Volksvertretern Frankreichs, daß es in Berlin einen Mann gibt, der nichts verabſäumt, Preußens Bewaffnung immer vollkommener zu geſtalten, der zu dieſem Zwecke Summen auf

Summen fordert und erhält, der Tag für Tag die Karte Europa's vor Augen, den militärisch kürzesten Weg studirt, der von Berlin nach Paris führt, und daß dieser Mann der waffenerprobte Sieger von Sadowa, der General von Moltke ist." Rouher verfehlte nicht, in einer Gegenrede den Marschall Niel ganz in derselben Weise zu charakterisiren, als den Mann, der Frankreichs Wehrkraft erhöhe, Summen auf Summen dafür fordere und erhalte, täglich mit der Karte in der Hand den Weg von Paris nach Berlin studire, den Helden von Solferino!

Die Zeitungen spotteten über die Moltkeangst der Franzosen, welche so weit ging, daß sich in Paris das Gerücht verbreitete, General Moltke sey heimlich in Metz gewesen, um die Festung auszukundschaften, dabei arretirt und wieder freigelassen worden. Alles erlogen, aber ein Beweis, wie viel man sich mit diesem Moltke beschäftigte. Am 16. Mai hielt Ollivier im gesetzgebenden Körper eine sehr vernünftige Rede, worin er die unsinnige Voraussetzung der Chauvinisten widerlegte, Deutschland dürfe sich nie in französische, wohl aber Frankreich immer in deutsche Angelegenheiten mischen, Deutschland müsse die Einheit Frankreichs hinnehmen, aber Frankreich dürfe die Einheit Deutschlands nimmermehr dulden. „Viele glauben, es sey eine Ehrensache für Frankreich, die Einheit Deutschlands mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Aber der Krieg wäre ein Unglück für uns. Selbst wenn Ihr siegtet, selbst wenn Ihr den Rhein erobert hättet, wäre es vergebens gewesen. Nach dem Siege würdet Ihr noch weniger leicht entwaffnen können, als vor dem Kriege. Ihr würdet gezwungen seyn, Eure Armeen immer noch zu vergrößern, und das Mißbehagen der Welt würde nicht aufhören." In gleicher Weise äußerte sich Garnier Pagès am 30. Juni: Das Land brauche Frieden, ganz Europa brauche und wolle Frieden, nur dynastischer Ehrgeiz drohe beständig mit Krieg im Widerspruch mit den wahren Interessen der Völker. Durch die übertriebenen Kriegsrüstungen werde Frankreich mit Steuern überbürdet, dem

Ackerbau und der Induſtrie die Arbeitskraft entzogen. Preußen und Norddeutſchland geben jährlich für das Heer nur 240 Millionen, Frankreich deren 600 aus. Und wer drohe denn? Niemand anders als Frankreich. Niemand in Europa wolle Krieg, niemand bedrohe Frankreich. Nur Frankreich allein ſetze Europa durch beſtändige Drohungen in Unruhe, ſtöre das öffentliche Vertrauen, hemme den Verkehr und Wohlſtand. An Frankreich ſey daher das Abrüſten, dann werde jeder abrüſten. Die Verantwortung der franzöſiſchen Regierung ſey eine ungeheure. Aber man könne den Völkern nicht mehr Laſt aufladen, als ſie zu tragen im Stande ſeyen und den Willen hätten. Zuletzt werden die Völker ſagen, wir wollen uns ſelbſt regieren, unſere Fürſten mögen abdanken und uns in Ruhe laſſen! Auch Louvet warnte dringend, Frankreich ſolle ſich durch Krieg oder auch nur Kriegsdrohung nicht erſchöpfen, denn ſo wenig ihm ein Angriff von Deutſchland aus drohe, eben ſo wenig werde es die Einigung Deutſchlands verhindern können, die einmal im Zuge ſey und die ſich auch dann vollzogen haben würde, wenn die Preußen bei Königgrätz nicht geſiegt hätten. Endlich erklärte ſich auch Jules Favre energiſch für den Frieden und verlangte Abrüſtung. Er ſagte das bittere Wort: Frankreich iſt reich genug, um ſeinen Ruhm, aber nicht um das Kaiſerreich zu bezahlen.

Darauf gab der Sprechminiſter Rouher eine etwas matte und zweideutige Antwort, welche beſchwichtigen ſollte und doch der Regierung vorbehielt, zu thun, was ſie wollte: „In Bezug auf Deutſchland haben wir den Grundſatz angenommen, ſeine Einheit zu achten. In Bezug auf die unſern Grenzen nächſtliegenden Theile achten wir eben ſo grundſätzlich die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationalität (das heißt wohl: Wir dulden den Norddeutſchen Bund, würden aber nöthigenfalls die Selbſtändigkeit der ſüddeutſchen Staaten in Schutz nehmen). Wir verſtehen den Krieg nur als Vertheidigungskrieg. Ich ſage nicht zur Vertheidigung unſeres Gebietes, ſondern auch unſerer Würde, unſerer Ehre und unſeres Einfluſſes in

Europa (das heißt wohl: wenn wir angreifen wollen, werden wir einen Vorwand finden). Der Minister ſchließt: Die Oppoſition will den Frieden, die Mehrheit will ihn noch vielmehr, die Regierung theilt die Gefühle der Mehrheit und des Landes." Am 1. Februar 1868 wurde das von der Kammer angenommene Wehrgeſetz vom Kaiſer ſanktionirt.

Obgleich nun darin vom preußiſchen Syſtem der allgemeinen Wehrpflicht gänzlich Umgang genommen und das Einſteherſyſtem ſogar auf die Nationalgarde ausgedehnt worden war, ſo erfreute ſich doch das Geſetz keiner Popularität, zum Beweiſe, wie ſehr die Mehrheit des franzöſiſchen Volks Frieden haben und die Arbeitskräfte der jungen Männer dem Landbau und der Induſtrie erhalten wollte. Anfang März brachen in Toulouſe ſogar Unruhen gegen das neue Wehrgeſetz aus. Das Einſteherſyſtem erinnerte noch ganz an die ehemaligen ſtehenden oder Söldnerheere im Gegenſatz gegen das preußiſche Syſtem des „Volks in Waffen".

Bemerkenswerth iſt, daß die öffentlichen Stimmen in Frankreich in ihrer Beurtheilung der deutſchen Dinge die Hauptſache, nämlich das nationale Bedürfniß und Recht der Deutſchen, eine eben ſo einige und ungetheilte Nation zu werden, wie die franzöſiſche, möglichſt verſchwiegen und umgingen und blos immer von Preußen, ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Habgier, ſeiner Eroberungsluſt redeten, als ob Preußen in gar keinem natürlichen Zuſammenhange mit dem übrigen Deutſchland ſtünde. Am auffallendſten waren desfalls die Aeußerungen Dupins am 27. Juli 1867 im Senate. Derſelbe ſchilderte die preußiſche Monarchie, als ob ſie vom Monde herabgefallen wäre, oder als ob ſie gleich dem Räuberſtaat des Romulus ſich vom kleinen Anfang an durch ewiges Rauben und Erobern unaufhörlich vergrößert hätte und noch immer mehr vergrößern wolle. Von der nationalen Grenze ſagt Dupin kein Wort. Daß die preußiſche Sache die der deutſchen Nation ſey und über deren Grenze nicht hinausſtrebe, verſchweigt er. Ihm zufolge ſtrebt Preußen nach

der Weltherrſchaft, wie das alte Rom, und greift mit ſeiner ungeheuern Militärgewalt in die Rechte und den Beſitzſtand friedlicher Nationen ein, ſo daß auch Frankreich ſich dadurch bedroht ſehe. Frankreich ſolle daher eine Coalition mit den andern Großmächten eingehen, um den preußiſchen Raubſtaat vom weitern Umſichgreifen abzuhalten. Somit kehrte Dupin das wahre Verhältniß vollſtändig um. Nur Frankreich ſelbſt iſt der Raubſtaat, der unnatürlich und gewaltthätig über ſeine Sprachgrenzen hinausgegriffen hat, während Preußen gegenüber Frankreich nur eine defenſive Stellung einnahm und noch nicht einmal an Frankreich die geringſte Zumuthung gemacht hatte, das herauszugeben, was es von Deutſchland geraubt hat.

Frivoler als alles andere war der militäriſche Neid, der ſich in der franzöſiſchen Preſſe bei jeder Gelegenheit kund gab. Als ob die Nationen Klopffechter wären und keinen andern Beruf und Zweck hätten, als Wettkämpfe, ſetzten die franzöſiſchen Blätter ihre eigene Nation in einem Zeitpunkt merkwürdig tief herab, in welchem dieſe Nation gerade während der Weltausſtellung in Paris an der Spitze der Civiliſation zu ſtehen vorgab. Als ob franzöſiſche Armeen noch niemals von preußiſchen geſchlagen worden wären, nahm die franzöſiſche Preſſe immer noch die Miene an, es ſey unerträglich für die Franzoſen, den Preußen ihren Sieg bei Königgrätz zu gönnen, und es ſey durchaus nothwendig, einen Krieg mit Preußen anzufangen, um aller Welt zu beweiſen, daß die Franzoſen eine noch viel tapferere Nation ſeyen, als die Preußen. Niemand in der Welt beſtritt den Franzoſen ihren Kriegsruhm und daß auch die Preußen einmal bei Jena und Friedland von ihnen geſchlagen worden ſind, hat noch kein Preuße geleugnet, aber eben ſo gewiß iſt, daß die Truppen der jungen preußiſchen Monarchie unmittelbar nach dem Anfang dieſer Monarchie, gerade hundert Jahre vor der Schlacht bei Jena, am 7. September 1706 unter dem berühmten alten Deſſauer den großen Sieg des Prinzen Eugen über die Franzoſen bei Turin entſchieden haben, und noch allgemein bekannter ſind die

großen Siege der Preußen über die Franzosen bei Roßbach, an der Katzbach, bei Dennewitz, Gutm, Möckern, Brienne, La Rothière, Laon, Waterloo. Beide Völker sind von anerkannter Tapferkeit, die Preußen haben den Franzosen die ihrige nie beneidet; der kleinliche Neid, den die französische Presse im Sommer 1867 verrieth, macht ihr also keine Ehre.

Während nun die französische Regierung officiell die friedlichsten Versicherungen von der Welt gab, nichts desto weniger aber mit ungeheurem Aufwande zum Kriege rüstete, und zugleich in der Kammer und der Presse die Chauvinisten mit den Männern des Friedens einander Wortgefechte lieferten, wurden vom Cabinet der Tuilerien aus insgeheim an allen Höfen, von denen die französische Politik irgend etwas zu erlangen hoffte, Intriguen angesponnen. Ueberall stöberte die französische Diplomatie herum, bald frech und drohend hereinbrechend wie ein italienischer Bandit, bald schmiegsam, heuchlerisch, schmunzelnd ein' Prositchen anbietend wie ein polnischer Jude, überall aber den Hausfrieden störend wie ein ungebetener lästiger Gast, wie eine zum Fenster hereingeflogene Hornisse oder wenigstens Schmeißfliege. Aecht französisch, immer noch so wie unter Ludwig XIV. Man hat alle diese Intriguen Napoleon's III. noch nicht vollständig aufgedeckt, doch einen ziemlichen Theil derselben. Der unabänderliche Gedanke der französischen Politik war, sie müsse sich in alles mischen, was sie auch nichts anging, und überall einen Gewinn wegschnappen, ohne dazu berechtigt zu seyn. Wie Napoleon III. vorausgesetzt hatte, wenn Italien etwas im Kriege mit Oesterreich gewinne, so müsse auch Frankreich ein Aequivalent erhalten, so setzte er auch voraus, wenn Preußen durch seinen Sieg über Oesterreich etwas gewinne, gebühre auch Frankreich ein Aequivalent, denn es habe Preußen, wenn auch nicht geholfen, doch durch seine Neutralität etwas genutzt.

Klugerweise ließ sich Napoleon III. zuerst mit Preußen selbst ein. Aus den Enthüllungen der Times im Sommer 1870, die

durch eine offene Erklärung des Grafen Bismarck ergänzt worden ſind, geht hervor, daß Napoleon III. zu verſchiedenen Zeiten und immer wiederholt Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß angeboten hat, um mit vereinigter Macht die ſchwächeren Nachbarn zu annektiren. Frankreich wünſchte bald, wenn nicht das ganze linke Rheinufer, doch Belgien und Luxemburg, oder das Saarbecken und die Rheinpfalz, oder die welſche Schweiz und Piemont zu haben, und bot Preußen dagegen das ſüdliche Deutſchland an. Alle dieſe Anträge wurden regelmäßig von Preußen abgelehnt. Nach der Schlacht bei Königgrätz wandten ſich die ſüddeutſchen Regierungen (mit Ausnahme der badiſchen) nach Paris und baten um Hülfe. Da ſie ausweichende Antworten erhielten und auch Oeſterreich ſich ihrer in keiner Weiſe annahm, vielmehr dem mit Bayern abgeſchloſſenen Vertrage zuwider mit Preußen Frieden ſchloß, ohne Bayern dabei zuzuziehen, blieb dem bayriſchen Miniſter v. d. Pfordten nichts übrig, als Preußen ebenfalls um Frieden zu bitten. Graf Bismarck legte ihm vor, was ihm eben Benedetti im Namen Frankreichs angetragen hatte, nämlich die Preisgebung Süddeutſchlands an Preußen gegen Aequivalente auf dem linken Rheinufer. Begreiflicherweiſe beeilte ſich nun Herr v. d. Pfordten, das bekannte Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen einzugehen, ſchämte ſich ſeiner früheren Bettelei in Paris und erkannte, daß bei Frankreich kein Verlaß ſey.

Nun trat Frankreich offen gegen Preußen auf, indem es den luxemburger Handel anzettelte. Der deutſche Bund hatte aufgehört, der König der Niederlande war alſo jeder Verpflichtung gegen denſelben entbunden. Das Großherzogthum Luxemburg gehörte ihm von jetzt an allein und er verkaufte es heimlich dem Kaiſer der Franzoſen, nicht nur von dieſem verführt, ſondern auch aus eignem Trotz gegen Preußen und aus Angſt, das von der deutſchen Nationalpartei angeſtrebte neue deutſche Reich könne am Ende auch Holland annektiren wollen. Eine lächerliche Furcht, da das be-

rechtigte Sonderintereſſe der Holländer bei einer näheren Verbindung Hollands mit Deutſchland nur gewinnen könnte. In ihrer Trennung von Deutſchland haben die Holländer ihre reichſten Colonien verloren, und ihre Sympathie für Oeſterreich, dem der Großherzog von Luxemburg ſtets gegen Preußen zu Willen war, hatte ihnen auch nur die ſchwere Sorge um die achthundert Millionen Gulden eingetragen, die ſie Oeſterreich geliehen haben. Zudem iſt es noch die Frage, ob das Haus Oranien berechtigt war, das deutſche Luxemburg, was ihm nie vorher gehört und was ihm der Wiener Congreß nur geſchenkt hatte, damit es als Bollwerk Deutſchlands gegen Frankreich diene, jetzt ohne weiteres an daſſelbe Frankreich zu verkaufen? Das Haus Oranien hatte lediglich durch die Tapferkeit der Preußen, die ihm Holland wieder eroberten, nachdem es beinahe zwanzig Jahre lang von den Franzoſen mißhandelt worden war, und lediglich durch die Großmuth des Wiener Congreſſes die Königswürde und das vergrößerte Königreich der Niederlande erlangt und nur zu dem Zweck, das nordweſtliche Deutſchland kräftiger als bisher gegen die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wiederholten franzöſiſchen Raubangriffe zu ſchirmen. Es war alſo der gröbſte Undank vom König der Niederlande, wenn er jetzt das Großherzogthum Luxemburg an Frankreich verſchachern wollte. Preußen hatte durch den Wiener Congreß das Beſatzungsrecht oder vielmehr die Beſatzungspflicht in der Bundesfeſtung Luxemburg. Da der deutſche Bund nicht mehr beſtand, erkannte auch Preußen ſein Beſatzungsrecht in Luxemburg für erloſchen und zog ſeine Truppen von dort zurück, duldete aber auch den perfiden Handel nicht, der dieſe Feſtung hätte in die Hände Frankreichs ſpielen ſollen, und ſetzte durch, daß der Kauf rückgängig wurde. Napoleon III. wagte nicht, wegen Luxemburg einen Krieg anzufangen, denn ſeine Rüſtungen waren noch lange nicht vollendet. Es war ihm auch gar nicht Ernſt geweſen. Der luxemburger Handel diente ihm nur als Demonſtration, um die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von dem ſchimpflichen Rück-

zug aus Mexiko abzulenken. Da wir im zweiten Theil unſeres Werks über den deutſchen Krieg von 1866 den Luxemburger Handel bereits einläßlich erörtert haben, beſchränken wir uns hier auf einige kleine Nachträge.

Aus dem Gelbbuche, welches im Juni 1867 dem geſetzgebenden Körper in Paris vorgelegt wurde, erhellt, der holländiſche Geſandte in Paris habe zuerſt dort die Befürchtung ausgeſprochen, Preußen bedrohe Holland, und habe auch zuerſt darauf gedrungen, Frankreich ſolle Holland unterſtützen, damit die preußiſchen Truppen aus der Feſtung Luxemburg abzögen, da es keine Bundesfeſtung mehr gebe, ſeitdem der deutſche Bund aufgehört habe. Im Anfange ſchien es, als ob Wilhelm III. König der Niederlande wirklich geneigt ſey, die Initiative in dieſer Sache dem franzöſiſchen Kaiſer zu überlaſſen. Allein in der Angſt, es mit Preußen zu verderben, ließ er am 26. März den preußiſchen Geſandten im Haag zu ſich rufen und theilte ihm die Exiſtenz der Verhandlungen mit, die vom franzöſiſchen Kaiſer ausgegangen ſeyen. Ueber dieſe ängſtliche Plauderhaftigkeit Wilhelm's III. zeigte ſich de Mouſtier in einer Depeſche vom 30. März ſehr ungehalten. Graf Bismarck bemerkte, das Haager Cabinet möge die ernſten Folgen erwägen, welche aus der Entrüſtung der deutſchen Nation über ihren projectirten Verkauf Luxemburgs erwachſen könnten. Nun zog auch Frankreich am 15. April ſein Kaufproject zurück und Preußen erklärte ſich bereit, die Frage der Londoner Conferenz zu unterſtellen, indem es ſich für nicht mehr berechtigt anerkennen wolle, die Feſtung Luxemburg beſetzt zu halten, unter der Bedingung, daß auch das Großherzogthum Luxemburg nicht verkauft werden dürfe.

Preußen verfehlte nicht, für den Kriegsfall mit Frankreich eine Mahnung an Oeſterreich ergehen zu laſſen und ihm günſtige Anerbietungen zu machen, die jedoch nur kalt aufgenommen wurden. Das öſterreichiſche Rothbuch, welches im Februar 1868 aufgelegt wurde, gab eine Depeſche des Herrn von Beuſt an den öſterreichiſchen

Gesandten Grafen Wimpfen in Berlin vom 19. April 1867, worin derselbe bemerkte, die in Aussicht gestellten Anerbietungen Preußens im Munde des Grafen Taufkirchen seyen durch bindende Zusicherungen Preußens unmittelbar nicht legitimirt gewesen und Oesterreich habe ein Bündniß mit Preußen und, wovon auch die Rede war, eventuell mit Rußland gegen Frankreich nicht eingehen können, weil es von Frankreich nicht bedroht sey, weil eine Coalition der drei nordischen Mächte die französische Nation nur auf's leidenschaftlichste aufreizen und zur Revolutionirung Europa's treiben würde, und weil, wenn auch die Coalition siegte, Oesterreich gegen seine beiden nordischen Verbündeten sich im Nachtheil befinden und von Preußen in die Schranken des Prager Friedens gewiesen werden würde. Einen Preis der Allianz zu fordern, sey Oesterreich nicht in der Lage, es müsse abwarten, was man ihm anbieten würde. Nach solchen Erörterungen fühlte sich Preußen nicht gedrungen, einen Preis anzusetzen. Die französische Presse moquirte sich darüber, daß Herr von Beust sich das Verdienst zuschreiben wolle, durch jene Ablehnung preußischer Anträge den Luxemburger Handel beigelegt zu haben. In gleichem Sinn äußerten sich preußische Stimmen und bemerkten, wenn Preußen sich bei einer Kriegsdrohung Frankreichs nach einem Bundesgenossen umgesehen habe, so sey das natürlich gewesen. Es sey übrigens nicht Sitte, wenn eine geheime Unterhandlung sich zerschlägt, davon einen öffentlichen Gebrauch zu machen.

Bei einer späteren Gelegenheit, nämlich in der Sitzung des norddeutschen Reichstags vom 24. September 1867, erklärte Graf Bismarck: „Der König von Preußen wollte die deutsche Nation nicht in einen Krieg stürzen, um eines, nicht einmal zweifellosen Garnisonwechsels willen. Unser Recht war erloschen mit der Auflösung des alten Bundes; deßhalb wollte der König die Sache nicht auf das äußerste ankommen lassen und er verdient dafür den Dank der Nation. Die luxemburgische Frage hat unsere Unabhängigkeit nicht

Zweig an jenem großen Baume des menſchlichen Geſchlechts, ein Zweig, der ſich nicht in fröhliches Laub, in duftende Blumen und ſüße Früchte verklären, der vielmehr zu einem Dorn einſchrumpfen und verkümmern ſoll. Die ganze amerikaniſche Menſchheit gehört in das Gebiet jener räthſelvollen Erſcheinungen, welche dem Botaniker ſo häufig zu denken geben, jener organiſchen Formen ohne das belebende Maß organiſcher Kraft, jener vorgebildeten Verkümmerungen und Abortus.

In der geiſtigen Entwickelungsgeſchichte der geſammten Menſchheit hat die amerikaniſche keine poſitive Bedeutung; — was ſie war, iſt für die übrige Menſchheit verloren gegangen; — was von ihr beſteht, ſcheint faſt nur beſtimmt, ein großes Bild troſtloſer Auflöſung und Verkommniß, geiſtiger Stockung und Fäulniß, allgemeinen Todes darzuſtellen. Kein Schritt zu idealer Fortbildung wird durch dieſe große Geſammtheit, die Bewohner eines ganzen Welttheils, repräſentirt. Sie ſind da, um zu verſchwinden; — wie ein dunkler Schatten ziehen ſie an dem leuchtenden Gemälde der Menſchheit vorüber. — Ungeheure, erſchütternde Anſicht, gegen die ſich die wärmſten Regungen unſeres Herzens auflehnen, ohne daß wir ihre Wahrheit läugnen könnten! —

Wenn wir Homer oder Sophokles leſen, und ſich der Untergang einer Stadt, eines Heldengeſchlechts uns vor Augen ſtellt, da reißt uns ein rein menſchliches Gefühl zu wehmüthiger Theilnahme hin. Wir verehren jene dunkle Macht, die das Leben des Einzelnen beherrſcht. Was aber iſt dies gegen jenes Geſchick ohne Beiſpiel, da die Bevölkerung eines ganzen Welttheils vom Verhängniß ergriffen, faſt vor unſern Augen raſcher Auflöſung und Vernichtung entgegen geführt wird!

Europa — wir können es nicht läugnen — hat dieſe, vielleicht ſeit Jahrtauſenden vorbereitete Kataſtrophe beſchleunigt; vielfache Todeskeime liegen in ſeinem Einfluſſe: ſo wollte es der Lenker menſchlicher Schickſale. Doch können die Völker germaniſchen Stammes im Allgemeinen dies Schauſpiel betrachten, ohne ſich Vorwürfe machen zu müſſen. Amerika's Wunden ſind vorzugsweiſe von Völkern romaniſcher Abkunft geſchlagen worden. Die germaniſchen hatten gegenüber der neuen Welt die freundlichere Beſtimmung des Friedens, der Begründung bürgerlicher Ordnung, der Wiſſenſchaft. Auf dieſe Seite treten die Schöpfungen

bedroht und es wurde kein zweifelloſes Recht aufgegeben. Für den Verluſt des Beſatzungsrechtes haben wir einen Erſatz in der Neutraliſirung des Landes, an deren Aufrechterhaltung durch Europa ich trotz aller Deuteleien glaube."

Oeſterreichs Kälte gegenüber von Preußen erklärt ſich nicht nur aus dem alten, durch die Niederlage von 1866 noch vermehrten Haß in der Wiener Burg, ſondern auch aus den Lockungen Frankreichs. Napoleon III. konnte freilich nicht auf ein Bündniß mit dem ſo ſehr geſchwächten Oeſterreich rechnen, allein auch durch die bloße Drohung damit ſollten die Feinde Preußens munter erhalten werden und namentlich ſollte man darüber die Niederlage in Mexiko vergeſſen.

Bald nach der Kataſtrophe in Mexiko war viel von einer perſönlichen Begrüßung der beiden Kaiſer von Oeſterreich und Frankreich die Rede. Der erſtere war nach Paris eingeladen worden, konnte nun aber unmittelbar nach der Hinrichtung ſeines Bruders nicht wohl in Paris erſcheinen. Napoleon III. hatte ein doppeltes Intereſſe, mit einiger Oſtentation die Annäherung Frankreichs an Oeſterreich zu ſuchen, und er durfte nicht beſorgen, daß man die von ihm dargebotene Hand in Wien zurückweiſen würde. Das deutſche Zeitungspublikum ließ ſich überreden, Frankreich ſuche in allem Ernſt eine Allianz mit Oeſterreich und den Mittelſtaaten gegen Preußen, um mit dem letztern ſofort Krieg anzufangen. Allein die Abſicht Frankreichs war, ſolche Vorausſetzungen nur zu verbreiten und mit ihnen zu drohen, um Preußen mehr für eine Verſtändigung mit Frankreich zu gewinnen. Der unveränderliche Gedanke der franzöſiſchen Politik war und mußte ſeyn, die Ruſſen nicht nach Conſtantinopel kommen zu laſſen, und um das zu verhindern, war ihm ein Einverſtändniß mit dem ſtarken Preußen viel nöthiger als mit dem geſchwächten und innerlich uneinigen Oeſterreich. Mit dieſem Zweck, durch eine ruhmredige Annäherung an Oeſterreich nur eine Preſſion auf Preußen zu üben, verband Napo-

leon III. auch den natürlichen Wunsch, die Schmach von Mexiko, namentlich den zum Theil durch ihn selbst verschuldeten Tod des Kaiser Maximilian, vergessen zu machen und die Mißstimmung der Franzosen über jene mexikanischen Dinge in eine neue Bewunderung seines Genies zu verwandeln. Dazu war ihm nun nichts dienlicher, als ein Condolenzbesuch in Oesterreich, ein Sichumarmenlassen von dem, dessen Bruder er hingeopfert hatte, und eine abermalige Umstrickung und Dienstbarmachung des Staates, dem er nach dem Krimkriege mit dem schnödesten Undank gelohnt, dem er die Lombardei entrissen, den er im Frieden von Villafranca betrogen, den er in den unsinnigen Krieg mit Preußen hineingelockt und im Stich gelassen hatte. In der That konnte dem französischen Stolze nichts mehr schmeicheln als das staunenswürdige Glück, mit welchem Napoleon III. ungestraft fortfahren durfte, das Wiener Kabinet zu überlisten und mit ihm zu spielen, wie die Katze mit der Maus.

Da die Mitwelt aber hinter dem Condolenzbesuch die Anplanung einer dem deutschen Nationalinteresse feindseligen Allianz argwohnte, glaubten einige Blätter die Manen des unglücklichen Maximilian würden in Salzburg nicht gesühnt werden, vielmehr werde dieser edle Geist zürnen, daß sein Name auch noch nach seinem Tode mißbraucht werde, und er werde bei den Freudenfesten in Salzburg nur erscheinen, wie Banquos blutiges Gespenst an Macbeths Tafel.

Das kaiserliche Paar von Frankreich reiste über Straßburg. In Stuttgart jubelte ihm auf dem Bahnhof bestellter Pöbel zu, in Ulm empfing es die Begrüßung des König Karl von Württemberg. In Augsburg wurden auf dem Bahnhof die Hochrufe durch lautes Ziſchen unterbrochen. Von hier aus begleitete König Ludwig II. von Bayern das Kaiserpaar bis Rosenheim. In München war der Bahnhof vor dem Publikum abgesperrt. Am 18. August, dem Geburtstag des Kaisers von Oesterreich, trafen die Herrschaften wohlbehalten in Salzburg ein und wurden vom österreichischen Kaiserpaar auf das liebevollste empfangen.

Die Gäſte blieben in Salzburg bis zum 23. Auguſt, feierten Feſte, machten Ausflüge in die reizende Umgebung und ſchienen ſich nur zu vergnügen, während zwiſchen den beiden Kaiſern und noch insbeſondere zwiſchen Napoleon III. und Herrn v. Beuſt wichtige politiſche Verhandlungen gepflogen wurden. Die Preſſe von ganz Europa richtete die Augen nach Salzburg und erſchöpfte ſich in Vermuthungen. Je nach dem Parteiſtandpunkt gaben die Blätter mannigfache und widerſprechende Skizzen des damaligen Treibens in Salzburg. In den „Weſpen" wurde das Signalement Napoleons III., wie es in den verſchiedenen Berichten angegeben war, verglichen. „Ausſehen: Jung, ſehr gealtert, ernſt, faſt trüb, höchſt freundlich, etwas träumeriſch, behäbig, angegriffen, ſehr geſund. Geſichtsfarbe: Gelblich, friſch, krank. Auge: Matt, glänzend, lebendig, ſtarr. Naſe: Römiſch, dick, ſchmal, griechiſch. Wangen: Welk, pausbäckig. Mund: Todt, fortwährend von feinem Lächeln umſpielt. Haltung: Ungemein beweglich, faſt marmorn. Haare: Schwarz, grau voll, dünn, Glatze, verſtruwelt. Schnurrbart: Gepflegt, vernachläſſigt, gewichſt, grau, rabenſchwarz. Gang: Stolz, hinkend, ſtramm, ſchleppend, nur zu raſch. Beſondere Kennzeichen: Der Kaiſer leidet an den Nieren, ſtirbt ſeinem Ausſehen nach an Altersſchwäche und iſt ein gutmüthiger, wild ausſehender, gemüthlicher, furchteinflößender Herr. Die Kaiſerin iſt eine duftige, imponirende, kleine, magere, üppige Erſcheinung, mit kleinen, ganz großen Füßen, das Ideal einer franzöſiſchen Schönheit, ganz Spanierin, Jeder hält ſie für eine geborene Engländerin."

Die Kreuzzeitung enthüllte einen Verſuch Frankreichs, in Salzburg den Kaiſer von Oeſterreich durch eine angeblich im Juni geſchloſſene Allianz zwiſchen Preußen und Rußland zu täuſchen und zu einer Gegenallianz zu verlocken, wie es denſelben ſchon einmal auf ähnliche Art in Villafranca getäuſcht hatte. Die Kreuzzeitung wollte ſogar wiſſen, ein falſches Aktenſtück, jenen nicht exiſtirenden Junivertrag enthaltend, ſey in Salzburg auf den Tiſch gelegt wor-

den, wie sieben Jahre vorher die gefälschte preußische Depesche auf dem Tisch in Villafranca. Der russische Invalide vom 17. Dezember 1867 brachte eine Enthüllung, wonach Frankreich sich mit Oesterreich in Salzburg verständigt haben solle, 1) die Türkei zu schützen und die Christen im Orient in der bisherigen Sklaverei zu erhalten, 2) die weitere Ausbreitung des Norddeutschen Bundes und der Einheit Italiens zu verhindern und 3) die polnischen Prätensionen wieder aufzuwecken.

Die Presse war fast einstimmig der Meinung, die französisch-österreichische Allianz, welche Preußen unmittelbar mit Krieg hätte bedrohen sollen, sey nicht zu Stande gekommen, weil Oesterreich den Krieg nicht habe wagen können. Ein Wiener Blatt spottete, Napoleon III. habe zu Franz Joseph gesagt: Greife die Preußen nur an und verlasse dich ganz auf mich, ich werde dir eben so treu beistehen, wie deinem Bruder Maximilian! Die officiöse Presse versicherte, die Verabredungen in Salzburg hätten nur den europäischen Frieden bezweckt und bedrohten niemand. Die deutsch gesinnten und preußischen Blätter, wie auch die englischen und sogar einige französische, drückten theils ihren Unwillen darüber aus, wie Frankreich so dreist seyn könne, über die süddeutschen Staaten verfügen und sich überhaupt in die innern Angelegenheiten Deutschlands einmischen zu wollen, oder sie spotteten über die immer wiederholten aufregenden, drohenden und doch impotenten Versuche Frankreichs, störend in das fortschreitende Einigungswerk der Deutschen einzugreifen.

In Preußen blieb man ganz ruhig. Daily News schrieb aus England: „Graf Bismarck ist vor allen andern der Mann, über die sinnreichen politischen Deutungen, die man der Salzburger Zusammenkunft gegeben hat, sich zu freuen. Er kennt die Schwierigkeiten, von denen der österreichische Kaiserstaat von allen Seiten umgeben ist, seine Finanzarmuth, seine eifersüchtigen Nationalitäten, die Entschlossenheit des Parlaments und Volks, sich nicht in rui-

nirende Abenteuer zur Bequemlichkeit einer fremden Macht hineinziehen zu laſſen, und die national-patriotiſche Geſinnung der deutſchen Bevölkerung. Ebenſo kennt Graf Bismarck die Riſſe und Blößen im napoleoniſchen Panzer, die ſteigende Abneigung des unabhängigen und intelligenten Theils des franzöſiſchen Volks gegen Eroberungskriege, welche die Grenze ausdehnen, die Dynaſtie verherrlichen und den Militärdespotismus verewigen, aber die Freiheit nimmer wieder bringen können.

Die preußiſchen Blätter conſtatirten nur, der Kaiſer der Franzoſen ſey nach Deutſchland gekommen, um mit Oeſterreich, welches aus Deutſchland ausgewieſen ſey, dennoch über Deutſchland und zwar ohne Zuziehung Deutſchlands zu verhandeln. Jedenfalls in feindlicher Abſicht gegen Deutſchland. Man müſſe alſo wachſam ſeyn. Doch bewahrte man ein ſicheres Selbſtvertrauen und die Kreuzzeitung ſchrieb: Sie ſollen nur kommen!

Nicht viel mehr Reſpekt hatte „Peſti Naplo", das Organ der Deakpartei in Ungarn. Graf Andraſſy habe an den Berathungen in Salzburg theilnehmen dürfen; daß der Salzburger Glanz ſich auch auf ihn verbreitet habe, ſey aber kein großer Gewinn für Ungarn. Nur das ſey gut, daß es ihm möglich geweſen ſey, allen etwaigen Illuſionen ein Ende zu machen und ernſtlich von Wiederholung ſolcher Verſuche abzurathen, die immer trotz der ungeheuern Koſten mit einem Fiasko geendet hätten.

Die Wiener Abendpoſt vom 26. Auguſt gab eine halb offizielle, ſehr friedliche Erklärung: „Die Zuſammenkunft in Salzburg habe nach keiner Seite hin einen offenſiven Charakter gehabt, und irgend eine gegen eine andere Macht gerichtete Vereinbarung habe nicht ſtattgefunden."

Die Beſorgniſſe vor einer engern Allianz Oeſterreichs mit Frankreich verſchwanden vollends, als ein Rundſchreiben des Reichskanzlers v. Beuſt vom 1. November erklärte, Oeſterreich werde ſich in die deutſchen Angelegenheiten nicht miſchen, und Graf Bismarck

darauf am 5. November mit Ironie die Befriedigung darüber aussprach, daß in Salzburg nichts verhandelt worden sey, was den Weltfrieden stören könne. „Preußen werde auch fernerhin bemüht seyn, die gute Meinung der Cabinette von Wien und Paris durch Fortschreiten auf dem nationalen Wege zu rechtfertigen."

Zwei Monate später erwiderte der Kaiser von Oesterreich den französischen Besuch und reiste nach Paris, jedoch ohne seine Gemahlin. Unterwegs auf der Eisenbahnstation Oos, nahe bei Baden-Baden, begrüßten ihn der König von Preußen und der Großherzog von Baden. Wie man einige Wochen später durch die Zeitungen erfuhr, soll die Ansprache des Königs an den reisenden Kaiser eine sehr herzliche und vertrauenerweckende gewesen seyn und der Kaiser selbst sich sehr befriedigt darüber geäußert haben, am 22. Oktober. Auf seiner weitern Reise wurde er in Nancy, der alten Heimath seiner Dynastie, festlich begrüßt. Man konnte sich indessen einer traurigen Vergleichung nicht enthalten, wenn man erwog, daß in denselben Tagen, in welchen Franz Joseph die längst an den Erbfeind verlorene Wiege seines Namens und diesen Erbfeind selbst, durch dessen Schuld sein Bruder hingemordet worden war, besuchte, oder besuchen mußte, König Wilhelm von Preußen auf seiner Stammburg Hohenzollern die huldigende Adresse des Norddeutschen Reichstags empfing. In Paris selbst wurde Franz Joseph glänzend und mit der Freude empfangen, die es dem Kaiser der Franzosen und den Parisern machen mußte, vor diesem Besuche die schwarzen Schatten von Queretaro in den Hintergrund schwinden zu sehen. Wie zur Zeit des Salzburger Besuchs wetteiferten die chauvinistischen Blätter wieder, den Franzosen das lockende Phantom einer Offensivallianz Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen vorzugaukeln. Allein der Kaiser Franz Joseph fand die Lage seines Reiches nicht von der Art, daß er so weit sich hätte mit Frankreich einlassen mögen.

Man gab dem hohen Gaste eine große Truppenrevue und

dergleichen zum beſten. Auch ein Bankett auf dem Stadthauſe im Namen der Stadt Paris. Dabei waren auch der alte König Ludwig von Bayern und die Königin Sophie von Holland anweſend. Napoleon III. brachte folgenden Toaſt aus: „Ich trinke auf die Geſundheit des Kaiſers von Oeſterreich und der Kaiſerin Eliſabeth, deren Abweſenheit wir lebhaft bedauern, und ich bitte Ew. Majeſtät, dieſen Toaſt als den Ausdruck unſerer tiefgefühlten Sympathien für Ihre Perſon, Ihre Familie und Ihr Land anzunehmen.“ (Lebhafte Acclamation. Die Muſik wiederholt die öſterreichiſche Nationalhymne.) — Der Kaiſer von Oeſterreich antwortete: „Der Toaſt, welchen Ew. Majeſtät mir gebracht, hat mein Herz bewegt. Als ich vor wenigen Tagen in Nancy die Grabſtätte meiner Vorfahren beſuchte, konnte ich mich nicht enthalten, einem Wunſche Ausdruck zu geben. Könnten wir – ſagte ich bei mir ſelbſt — in dieſe dem Schutze der großmüthigen Nation anvertraute Grabſtätte allen Zwieſpalt verſenken, welcher die beiden Länder getrennt, die berufen ſind, auf dem Wege des Fortſchritts und der Civiliſation zuſammenzugehen. (Allgemeine Beifallsbezeugungen.) Könnten wir durch unſere Einigung ein neues Pfand dem Frieden bieten, ohne welchen die Nationen nicht proſperiren können. (Bravo! Es lebe der Kaiſer!) Ich danke der Stadt Paris für den mir von ihr gewordenen Empfang, denn in unſeren Tagen haben die freundſchaftlichen Beziehungen und das gute Einvernehmen zwiſchen Monarchen einen doppelten Werth, denn ſie ſtützen ſich auf die Sympathien und Gefühle der Völker. Ich trinke auf das Wohl des Kaiſers, der Kaiſerin, des kaiſerlichen Prinzen, Frankreichs und der Stadt Paris!“ (Doppelte Salven von Beifallsbezeugungen.) Die Worte „denn ſie ſtützen ſich“, wurden hinterdrein als Druckfehler bezeichnet, da der Kaiſer nur geſagt hatte „wenn ſie ſich mit ſtützen“.

Der Reichskanzler v. Beuſt, der den Kaiſer begleitet hatte, ging nach London, um hier mit der Königin und dem Miniſterium,

wie man glaubte, über die orientaliſche, vielleicht auch über die italieniſche Frage, zu verhandeln. Um falſche Vermuthungen abzuſchneiden, gab er in einem Rundſchreiben eine Erklärung über die Ergebniſſe des Beſuchs in Paris, welche nur ein Einverſtändniß Oeſterreichs mit Frankreich in den wichtigſten Fragen conſtatirte, was aber eine Allianz nicht einſchließe, und ausdrücklich fügte er hinzu, wolle Oeſterreich ſich in keiner Weiſe in die deutſchen Angelegenheiten miſchen.

Obgleich die ſüddeutſchen Fürſten ſich von Salzburg fern hielten, wurde doch einigen derſelben ein heimliches Gelüſten zugeſchrieben, ſich Arm in Arm mit Frankreich und Oeſterreich von den Auguſtverträgen loszuſagen. Man verbreitete damals in den Zeitungen den Abdruck eines Schreibens des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen an eine hervorragende Perſönlichkeit Süddeutſchlands: „Die preußiſche Regierung halte einen Krieg mit Frankreich unter allen Umſtänden für ein großes Unglück und werde bis an die äußerſte Grenze der Nachgiebigkeit gehen, um ihn zu vermeiden. Zeige es ſich aber einmal, daß dieſe Nation den Krieg mit Deutſchland wolle und ſuche, und ſey die deutſche Ehre gefährdet, ſo werde man keinen Augenblick zögern, bis der Gegner gerüſtet ſey, und eine Energie entfalten, von der man ſich in außermilitäriſchen Kreiſen keinen Begriff mache. Vierzehn Tage nach der königlichen Ordre ſtehe die Armee auf franzöſiſchem Boden. Er, als Kommandant von Weſel, kenne die Sachlage und wiſſe, bis zu welchem Grade alles vorbereitet ſey; in Frankreich habe man keine Ahnung, in wie kurzer Zeit Preußen mobiliſire. Preußen ſey gefaßt auf einen Kampf auf Leben und Tod und werde Anſtrengungen machen, die diejenigen des vorigen Jahres weit übertreffen. Die ſüddeutſchen Fürſten aber mögen ſich keinen Illuſionen hingeben! Denn wenn die preußiſche Armee in Frankreich durch die Schuld eines deutſchen Fürſten eine Niederlage erleide, ſo wälze Preußen alle Verantwortlichkeit von ſich und werde keinen Augenblick Bedenken tragen, ſeine

Gebietstheile jenſeits des Rheins preiszugeben, um ſich mit dem Lande des Verräthers dießſeits zu entſchädigen."

Bald nach ſeiner Rückkehr unternahm Napoleon III. eine Rundreiſe durch das nördliche Flandern. Es galt das Jubiläum der Vereinigung des franzöſiſchen Flandern mit Frankreich. Die benachbarten Belgier hielten ſich von dieſen Feſten fern. Kein Sänger kam herüber. Der Kaiſer aber ergriff die Gelegenheit, am 26. Auguſt bei ſeinem feſtlichen Empfang in Arras, dem Bürgermeiſter daſelbſt zu ſagen: „Mit Recht haben Sie Vertrauen auf die Zukunft. Nur ſchwache Regierungen ſuchen in auswärtigen Verwicklungen eine Ablenkung aus innern Wirren. Schöpft man dagegen ſeine Stärke aus der Maſſe der Nation, ſo braucht man nur ſeine Schuldigkeit zu thun, um die bleibenden Intereſſen des Landes zu befriedigen, und während man das nationale Banner hoch hält, gibt man ſich nicht unzeitgemäßen Hinreißungen hin, ſo patriotiſch dieſelben auch wären." Zu derſelben Zeit meldeten die Blätter, Frankreich habe Dänemark gewarnt, keine hohen Forderungen mehr an Preußen in der nordſchleswig'ſchen Frage zu ſtellen und namentlich auf Düppel und Alſen zu verzichten. Auf ſeiner weitern Reiſe kam Napoleon III. nach Lille, bedauerte hier die Stockung der Geſchäfte, erklärte aber, mit dem geſicherten Frieden werde ſich der Handel wieder heben. Doch gedachte er hier noch einiger „ſchwarzen Punkte" am politiſchen Horizont.

Am 5. September erſchien das vorher ſchon angekündigte und auch ſchon vom 25. Auguſt datirte Rundſchreiben der kaiſerlichen Regierung in Bezug auf die Salzburger Zuſammenkunft. Sie bezweckte ganz ebenſo wie die Friedensreden des Kaiſers auf ſeiner Rundreiſe, die Gemüther in Frankreich zu beruhigen und alles zum Frieden zu ſtimmen. „Die Reiſe der Majeſtäten, hieß es, war einzig beſtimmt durch den Gedanken, der durch das jüngſte Mißgeſchick ſo grauſam betroffenen öſterreichiſchen Kaiſerfamilie einen rührenden Beweis des Mitgefühls darzubringen."

Der Chauvinismus in Frankreich hörte nicht auf mit Ver-

ſuchen, Deutſchland zu bedrohen. So wurde im Sommer 1868 ausgeſprengt, der Gedanke einer Zolleinigung Belgiens und Hollands mit Frankreich ſey hingeworfen, um die Zolleinigung des ſüdlichen mit dem nördlichen Deutſchland zu paralyſiren, und es ſey die Abſicht, mit dieſer Zolleinigung auch ein militäriſches Defenſivſyſtem, gleich den Schutz- und Trutzbündniſſen der ſüddeutſchen Staaten mit dem Norddeutſchen Bunde zu verbinden. Auch die Schweiz ſollte in dieſen franzöſiſchen Verband gezogen werden. Man erfuhr, Belgien habe den Vorſchlag angehört, um Frankreich nicht zu beleidigen, vorher ſey aber nöthig zu wiſſen, wie England die Sache anſehe. Der „Herald" bemerkte: „Frankreich kann nicht hoffen, eine Stellung an der Spitze einer Liga, wie Preußen zu gewinnen, außer durch Krieg, der mit denſelben Opfern zu denſelben Triumphen führen würde. Eine Zollverbindung iſt möglich, eine Militärverbindung nicht. Wir drücken nur die Meinung aller verſtändigen Franzoſen aus." Ein belgiſches Rundſchreiben vom Ende Juli erklärte, von einem Zollverein mit Frankreich ſey keine Rede.

Ein Vertrag, den eine franzöſiſche Eiſenbahngeſellſchaft mit einer belgiſchen und luxemburgiſchen ſchloß und nach welchem die erſtere in das Eigenthum und Verwaltungsrecht der beiden andern übergreifen ſollte, konnte unmöglich als eine Privatſache angeſehen werden, ſofern ſich deutlich darin der Plan verrieth, ſogleich, wenn Frankreich mit Deutſchland in Krieg käme, eine Maſſe franzöſiſcher Truppen durch Belgien nach Holland zu werfen, um Preußen von dieſer Seite angreifen zu können. In der Geſchichte Belgiens iſt bereits erzählt, mit welcher Energie die belgiſche Regierung dieſe Intrigue zerriß.

Die chauviniſtiſche Preſſe fuhr immer fort, Preußen zu verdächtigen. Nur die Revue contemporaine gab der Wahrheit die Ehre und ſpottete über die Preſſe: „Gegenwärtig ſagt man bei allen verdrießlichen Zufällen, bei allen Schlägen, welche unſere Politik treffen: ‚Herr von Bismarck iſt Schuld daran!' In Rumänien gährt es. Dahinter ſteckt Hr. v. Bismarck! Griechenland bedroht

eines Hans Egede, eines William Penn und was, von Norden bis Süden, in den Niederlaſſungen mayriſcher Brüder auf den Antillen und in den Miſſionen deutſcher Prieſter am Paraguay aus germaniſcher Saat aufgegangen. Wir Deutſche ſelbſt, ohne Kolonien, wir haben nur ein Beſitzthum in partibus, das Feld des Geiſtes; wir ſind angewieſen, die neue Welt für geiſtige Intereſſen auszubeuten. In dieſem Sinne gehört der Gegenſtand, welchen ich vor Ihnen, meine Herren, zu beſprechen wagte, ſicherlich auch vor das Forum der deutſchen Naturforſcher. Möchte ich ſo glücklich geweſen ſeyn, ſelbſt indem ich nur Zweifel und Vermuthungen ausſprach, zu neuen Forſchungen anzuregen. Zu welchem Reſultate auch immer die Unterſuchungen auf dieſem Gebiete gelangen mögen, jedenfalls ſind ſie belohnend an ſich durch das allgemein menſchliche Intereſſe, welches ihr Gegenſtand einflößt.

die Pforte. Herr v. Bismarck's Werk! Man errichtet Armeen von 1,200,000 Mann. Wiederum Hr. v. Bismarck! Die Oſtbahn ſieht ſich die belgiſche Grenze verſchloſſen. Immer Hr. v. Bismarck! Am Ende iſt es auch Hr. v. Bismarck geweſen, welcher uns einen Sommer ohne Regen, einen Winter ohne Froſt und ein Algerien ohne Brod verſchafft hat. Ich weiß nicht, wie weit der Miniſter des Königs Wilhelm davon geſchmeichelt ſeyn kann, ſich in ſolcher Weiſe zu einer Art von diaboliſchem Genius erhoben zu ſehen, der über das Leben der Nationen entſcheidet und unter ſeinem Scepter die ‚bleichen Sterbenden' hält; — aber mir ſcheint, daß dieſe lächerliche Manier, Hr. v. Bismarck für Alles, was uns an Widerwärtigkeiten begegnet, verantwortlich zu machen, dem Auslande keine große Idee von unſerer Intelligenz und unſerem Patriotismus geben kann. Sieht man denn wirklich nicht, daß dieſes kindiſche Geſchrei uns in der Achtung herabſetzt, und wenn wir daſſelbe dann noch mit Anmaßung würzen, ſo zeigen wir eher das Anſehen einer gewiſſen Perſon in der italieniſchen Komödie, als den Stolz, welcher einer großen Nation geziemt."

Im Oktober 1868 ließ Napoleon III. eine vergleichende Karte von Europa ausgehen, worin er der Wahrheit gemäß nachwies, daß ſeit ſeiner Regierung Frankreich nicht ſchwächer, ſondern bedeutend ſtärker geworden ſey als vorher, denn es habe Savoyen und Nizza und ſomit die offene Straße nach Italien gewonnen, es habe Italien von der Herrſchaft Oeſterreichs frei gemacht, deßgleichen die Donaumündungen von der Herrſchaft Rußlands; Holland ſey vom deutſchen Bunde abgelöst, habe alſo freie Hand, ſich an Frankreich anzuſchließen. Der deutſche Bund exiſtire nicht mehr, alſo ſtünden auch nicht mehr 80 Millionen Frankreich im Oſten gegenüber. Der neue norddeutſche Bund ſey viel kleiner als der frühere deutſche Bund, und keine Sympathie zwiſchen ihm, Oeſterreich und Süddeutſchland. Sehr wahr, und doch glaubte man dem Kaiſer der Franzoſen nicht, und die franzöſiſche Preſſe ſelbſt frug ſpöttiſch:

wozu er denn ſo ungeheure Rüſtungen mache, wenn Frankreich in einer ſo ſicheren Lage ſey?

Napoleon III. wurde trotz ſeiner vielerlei Anknüpfungen immer mehr iſolirt, weil ihm niemand traute und ihm ſchon ſo viel mißlungen war. Wo ſollte er einen ſichern Alliirten ſuchen? Er hatte Rußland im Krimkriege auf lange Jahre hin in deſſen orientaliſcher Politik gehemmt, Oeſterreich alles Beſitzes und Einfluſſes in Italien beraubt, Preußen trotz aller Friedensverſicherungen bei jeder Gelegenheit bedroht und zu ärgern geſucht, auch mit England nicht gut geſtanden, es in Aegypten zu übervortheilen geſucht, es in Mexiko getäuſcht ꝛc. Seit dem lombardiſchen Kriege hatte Napoleon III. auch kein Glück mehr. Sein großer Plan, zur Hegemonie in allen romaniſchen Ländern zu gelangen, die romaniſche Race unter ſeiner Oberhoheit zu vereinigen und der germaniſchen in der neuen wie in der alten Welt überzuordnen, wie auch gleich den alten römiſchen Kaiſern die Alleinherrſchaft am Mittelmeer zu erlangen, mißlang ziemlich kläglich auf allen Punkten. In Algerien machte die franzöſiſche Civiliſation nur langſame und unſichere Fortſchritte. Aegypten, welches er durch ſeinen Einfluß beim Vicekönig und durch den Suezkanal zu beherrſchen gehofft hatte, entſchlüpfte ihm unter der Hand, denn ſowohl die Türkei, als England und Rußland wollten den Nil nicht zu einem franzöſiſchen Fluſſe werden laſſen. An der untern Donau hatte franzöſiſcher Einfluß die Moldau und Walachei zu einem einigen rumäniſchen Reiche verbunden, aber der erſte Fürſt derſelben, Couza, wurde als eine franzöſiſche Kreatur verjagt und ein Hohenzollern an ſeine Stelle gewählt. Ebenſo mißlang dem franzöſiſchen Kaiſer die große Expedition nach Mexiko, welche, wie er ſelbſt ſagte, die romaniſche Race in der neuen Welt zu einer neuen Macht hatte emporheben ſollen.

Noch wichtiger wären für ihn Italien und Spanien geweſen, die ihm nächſten Länder mit romaniſcher Bevölkerung. Aber er be-

ging in Bezug auf Italien einen großen Mißgriff, den man nur weniger merkte, weil ihn das Glück begünſtigte und er in einem einzigen Feldzug den Oeſterreichern die Lombardei entriß, wodurch die Proclamirung eines italieniſchen Königreichs unter Victor Emanuel möglich wurde. Er hätte beſſer gethan, Oeſterreich nicht anzugreifen, da ihm daſſelbe immer ein nützlicher Bundesgenoſſe gegen Preußen und Rußland bleiben mußte. Von den Italienern dagegen durfte er keinen Dank erwarten. Sie wollten nicht ſeine Vaſallen, ſie wollten unabhängig werden. Sie wollten Rom zur Hauptſtadt haben, alſo auch den Kirchenſtaat ſäculariſiren. Dadurch wurde die Unabhängigkeit des Papſtthums in Frage geſtellt, und als Garibaldi mit ſeinen Freiſchaaren kühn gegen Rom vorſtürmte, mußte ſich Napoleon III. entſcheiden, ob er es mit der italieniſchen Einheit oder mit dem Papſt halten wolle. In dieſe ihm gewiß ſehr unangenehme und nachtheilige Alternative würde er ſich nicht verſetzt haben, wenn er die Lombardei gar nicht angegriffen, die Oeſterreicher in Ruhe gelaſſen und nicht damit geprahlt hätte, er wolle ganz Italien bis zur Adria frei machen. Da er nun das zahlreiche katholiſche Landvolk in Frankreich, welches ihn durch ſein Stimmenmehr auf den Thron erhoben hatte, nicht an ſich irre machen und ſich verfeinden durfte, entſchied er ſich für die Rettung des Papſtes und ſchickte raſch eine franzöſiſche Truppenmacht nach Rom, welche noch rechtzeitig die wilden Schaaren Garibaldi's zurückſchlug, im Oktober 1867. Das Nähere davon in der Geſchichte Italiens.

Seit dieſem Zeitpunkt ſcheint der jeſuitiſche Plan ausgebrütet worden zu ſeyn, der zur Einberufung des Concils führte. Eine ultramontane Agitation ſollte den Plan des franzöſiſchen Kaiſers gegen das proteſtantiſche Preußen unterſtützen. Man weiß nicht, ob Napoleon III. ſich irgendwie dabei betheiligte, nur das iſt gewiß, daß die ultramontane Partei in der Kaiſerin Eugenie eine hohe Beſchützerin hatte. Wie hätte ſich auch die zahlreiche ultra-

montane Partei nicht rühren ſollen? Bekanntlich machte ihre Preſſe in Bayern und dem katholiſchen Schwaben die heftigſten Angriffe auf Preußen.

Nicht zu überſehen iſt, daß im Anfang des September 1868 der Graf und die Gräfin von Girgenti nach Fontainebleau kamen, wo ſie die freundlichſte Aufnahme fanden. Der „International" wollte wiſſen, es habe ſich darum gehandelt, der aus Neapel vertriebene, aber in Rom indirekt durch Frankreich geſchützte König Franz II. ſolle ſein Thronrecht an Gaëtan, den Grafen von Girgenti, ſeinen jüngern Bruder, abtreten und dieſer unter franzöſiſchem Schutz den Thron beider Sicilien wieder beſteigen dürfen. Da ſich Victor Emanuel unfähig erwieſen hatte, mit dem Papſt zugleich Italien zu beherrſchen, und da er auch mit der Partei Mazzini's und Garibaldi's nie ganz fertig werden konnte, durfte ſich Napoleon III. allerdings die Frage aufwerfen, ob es nicht zweckmäßiger für ihn wäre, der italieniſchen Einheit den Abſchied zu geben und auf ſeinen urſprünglichen Plan einer italieniſchen Conföderation, deren Protektor er ſeyn würde, zurückzukommen. Wenn er urſprünglich im Sinne gehabt hatte, in Neapel einen Murat einzuſetzen, ſo ſchien es gegenwärtig nützlicher für ihn, einen Prinzen dort zum König zu machen, auf den der Papſt ſein ganzes Vertrauen würde ſetzen können und der zugleich die Sympathien der ſpaniſchen Familie Bourbon für ihn gewinnen würde.

Man ſieht, es war einiger Sinn in dieſem Plane, wer es auch ſeyn mochte, der ihn erfunden hatte. Nur ſtimmte er zu wenig mit den Antecedentien des Napoleonismus zuſammen und die Schwierigkeiten der Ausführung ſchienen gegenüber dem proteſtantiſchen Deutſchland und England, dem gegen Rom ſo feindlich geſinnten Rußland, den fanatiſchen Kirchenſtürmern in Oeſterreich, Italien und Spanien und gegenüber dem ganzen Liberalismus Europas, auch Frankreichs ſelbſt unüberwindlich.

Gewiß iſt nur, daß Verabredungen ſtattgefunden haben zwiſchen

Napoleon III. und der Königin Iſabella von Spanien, in deren Folge ſich der erſtere zur Beſchützung der letztern herbei gelaſſen haben würde unter der Bedingung, daß ſie die franzöſiſche Beſatzung Roms durch eine ſpaniſche abgelöst haben würde. Wollte er nämlich im Bunde mit Oeſterreich Preußen angreifen, ſo konnte er ſich nicht von Truppen entblößen, um zugleich Italien zu hüten; leiſtete ihm Spanien dieſen Dienſt, ſo hatte er freie Hand, ſeine ganze Streitmacht am Rhein zu entfalten.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die verſchiedenen Oppoſitionsparteien in Spanien vom Vorhandenſeyn eines ſolchen Plans einen Wink erhalten hatten und daher das ſchon verabredete Werk eines gemeinſamen Auflehnens gegen die Krone ſchleunigſt auszuführen beſchloſſen. Sey dem, wie ihm wolle, ſo erfolgte die Vertreibung der Königin Iſabella aus Spanien im September 1868 mit ſo rapider Schnelligkeit unter Zuſtimmung aller ſpaniſchen Provinzen, daß Napoleon III. es nicht für rathſam erachten konnte, der Königin Iſabella Hülfe zu leiſten. Das würde ihn nur von der deutſchen Frage abgezogen und in unendliche Schwierigkeiten verwickelt haben.

Zweites Buch.

Der Scheinliberalismus Napoleons III.

Mit der alten Phrase „das Kaiserreich ist der Frieden", hatte Napoleon III. lange Jahre hindurch die Eroberungsgelüste maskirt, die er mit seinem großen Oheim vollkommen theilte, zu deren Befriedigung er jedoch nicht genug Macht besaß. Mit der neuen Phrase „das Kaiserreich ist die Freiheit" fing er nun an sein persönliches Regiment, d. h. das despotische Princip seiner innern Politik zu maskiren.

Um die demokratische Partei, die sich immer lebhafter regte, zu neutralisiren, mußte er den gemäßigten Liberalismus, das constitutionelle System Ludwig Philipps, welchem er selbst vor zwanzig Jahren ein erbärmliches Ende bereitet hatte, wieder in Scene setzen. Das Volk fand, wenn er ihm doch ewig vom Frieden predigte, so müsse er auch den Militäraufwand einschränken. Und die gebildete Klasse, die wahren Patrioten, wie die ehrgeizigen Redner und Stellenjäger, legten es ihm nahe, dem Parlamentarismus etwas mehr Ansehen zu gewähren, denn es würde ihm selber zugute kommen, wenn die gesetzgebenden Gewalten die Verantwortlichkeit mit ihm theilten. Der kluge Kaiser gab dem letztern Verlangen nach, um dem erstern nicht nachgeben zu dürfen. Den hohen Militäretat behielt er unter dem Vorwande bei, immer gegen das Ausland, besonders gegen

das erſtarkte Deutſchland gerüſtet ſeyn zu müſſen. Das nähere Motiv verſchwieg er, nämlich die Nothwendigkeit, auch gegen innere Oppoſitionen die blanke Waffe in der Hand haben zu müſſen. Es fiel ihm nicht ein, das perſönliche Regiment aufzugeben. Mit einer ſtarken Armee und mit einer klugen Auswahl talentvoller und ergebener Miniſter konnte er es fortſetzen, und er müßte die Franzoſen nicht gekannt haben, wenn er nicht gewußt hätte, die Miniſter, die er aus den Reihen der Oppoſition zu hohem Rang erhöbe, würden ihm am treueſten ſeyn.

Im Grunde ahmte Napoleon III. mit ſeinem Scheinliberalismus nur Oeſterreich nach. Wie dieſes durchaus abſolutiſtiſche Oeſterreich den Schmerling'ſchen Liberalismus in Scene geſetzt, wieder verächtlich weggeworfen und abermals in Scene geſetzt hatte, um die liberalen Gimpel, die immer wiederholt auf ſolche Leimruthen niederſitzen, zu fangen, ſo ſpielte jetzt Napoleon III. mit den liberalen Narren in Paris und gab zum Schein ſein perſönliches Regiment preis, um es durch die optiſche Täuſchung eines parlamentariſchen Regiments zu erſetzen. Wie wenig es ihm damit ernſt war, geht einfach daraus hervor, daß er den dringenden Forderungen der Friedensmänner, welche den enormen Militäretat verringert und dem Lande die Arbeitskräfte für friedlichen Wohlſtand erhalten wiſſen wollten, immer eben ſo unberückſichtigt ließ, als die Mahnungen, endlich einmal zu decentraliſiren, den Departements und Gemeinden mehr Rechte zu gewähren. Die Rüſtungen dauerten fort, der Militäretat ſchwoll immer höher an, der Antrag auf Gemeindewahlen wurde abgewieſen. Die Gemeindevorſtände wurden nach wie vor durch die Präfekten ernannt.

Hinter der ruhig glänzenden Sonne des Friedens, welche man von der Weltinduſtrie-Ausſtellung in Paris aus ſtrahlen ließ, verſteckte ſich ſchwarzes Gewölk, ſchwanger mit künftigen Blitzen. Die Friedensverſicherungen waren nur ein Aushängeſchild. Man wollte damit nur Zeit gewinnen, um die Rüſtungen vollenden zu können.

Längst hatte sich die chauvinistische Partei am Hofe, in der Kammer und in der Presse organisirt und verlangte unaufhörlich Rache für Waterloo und für Sadowa. Unter den freiwilligen Mitläufern dieser Partei ragte der alte Thiers hervor, hetzte aber zum Kriege nur, damit der Napoleonide darin seinen Untergang finden sollte. Wäre es so weit gekommen, so hoffte er wieder Minister zu werden, weil dann wahrscheinlich die Familie Orleans auf den Thron gelangen würde. So und nicht anders erklärt sich, warum er immerfort das zweite Kaiserthum mit Vorwürfen überhäufte, daß es Preußen nicht angreife und das Einigwerden der Deutschen nicht verhindere. Die französische Regierung vertheidigte sich gegen solche Vorwürfe mit einer rührenden Friedensliebe und Humanität, nickte aber heimlich den Chauvinisten freundlich zu, denn sie halfen ihr, die Männer des Friedens, die immer Abrüstung verlangten, im Schach zu halten.

Der Kriegsminister Marschall Niel hielt am 20. März 1868 im gesetzgebenden Körper eine Rede, worin er die großen Rüstungen als nothwendig vertheidigte. „Ich würde begreifen, daß man die stehenden Heere nach einem langen Frieden und bei voller Sicherheit der Friedensdauer in Frage stellen könnte. Heute aber haben wir besiegte Mächte und annektirte Völker vor uns, andere Völker, welche bedroht sind, ihre Selbständigkeit zu verlieren. Und in diesem Augenblick wollen Sie die stehenden Heere abschaffen? Nur stehende Heere helfen gegen die Mißbräuche der Gewalt." Darin lag deutlich die Anmaßung, Frankreich müsse sich in die deutschen Angelegenheiten mischen, um theils die Selbständigkeit der süddeutschen Staaten gegen Preußen zu schützen, theils auch wohl die annektirten Länder wieder von der Gewalt Preußens frei zu machen. Der Kriegsminister konnte kaum deutlicher sprechen, wie er denn schon lange für das Haupt der Kriegspartei in Frankreich galt. Im weitern Verlauf seiner Rede machte Niel darauf aufmerksam, daß eine starke Armee allein die Existenz einer Nation sichere, und

er rühmte, daß die franzöſiſche Nation, was für Parteien ſich auch im Innern ſtreiten möchten, doch nach außen immer nur eine nationale Partei bilde. „Die Franzoſen kennen die Antipathie nicht, durch welche die Beſtandtheile anderer Nationen zu gegenſeitigem Abſcheu getrieben werden.“ Er wies damit ganz deutlich auf uns Deutſche hin und zog eben ſo deutlich daraus die Folgerung, daß die einige franzöſiſche Nation mit ihrer ſtarken Armee im Falle eines Krieges in Deutſchland leichtes Spiel haben werde, weil die Deutſchen einander eben gegenſeitig haßten. Schließlich hob Niel hervor, wie ungeheuer empfindlich die franzöſiſche Nation gegen jede Beleidigung von Seiten einer andern ſey. So ſprach der Kriegsminiſter und durfte in dieſem Augenblick ſo ſprechen, um den Belgiern einen Schrecken einzujagen, weil ſie ſich in der Eiſenbahnfrage nicht gehorſam genug gegen Frankreich zeigten, und wahrſcheinlich auch, um die Hietzinger anzufeuern, daß ſie fort und fort den Haß der deutſchen Volksſtämme gegen einander ſchüren ſollten. Der Kriegsminiſter verrieth damit nur den guten Willen, Deutſchland anzugreifen, wenn alles nach ſeinem Wunſch vorbereitet ſeyn würde.

In den erſten Tagen des April nahm der alte Thiers wieder einen grimmigen Anlauf gegen die kaiſerliche Regierung im geſetzgebenden Körper, den jedoch Rouher mit gewohnter Feſtigkeit und Ruhe abprallen ließ. Thiers verlangte nichts Geringeres, als daß die Nation durch ihre Vertreter Antheil an der Führung ihrer Angelegenheiten haben ſolle, alſo eine Parlamentsregierung.

Im März 1868 erſchien eine von Napoleon III. inſpirirte Flugſchrift „die Verdienſte der napoleoniſchen Dynaſtie,“ worin vom erſten Conſulat an bis auf die neueſte Zeit alle großen Erfolge, äußeren Machtvermehrungen und inneren Verbeſſerungen verzeichnet ſind, welche Frankreich in der That den Napoleoniden zu verdanken hat, und worin auch nicht vergeſſen war, auf die Plebiscite des franzöſiſchen Volks hinzuweiſen, welche der Dynaſtie unter

dem zweiten, wie unter dem ersten Napoleon ihre Zustimmung ertheilten.

Um das Gegentheil zu beweisen, erregten die Republikaner in demselben März kleine Unruhen oder sie benutzten wenigstens die Unzufriedenheit, welche in mehreren Provinzen die Errichtung mobiler Nationalgarden hervorgerufen hatte, um mit der rothen Republik zu drohen. Man hörte vorzüglich von Unruhen in Bordeaux, Toulouse, Albi, Nantes, Mende, Neuilly. In Bordeaux wurde die rothe Fahne aufgepflanzt, der Aufstand aber schnell mit Gewalt unterdrückt und mehrere Rebellen zum abschreckenden Beispiel binnen 24 Stunden hingerichtet.

Als Fürst Michael von Serbien ermordet worden war, äußerte Napoleon III. in einer Gesellschaft zu Fontainebleau, auch sein Leben sey bedroht, und fügte hinzu: „Die Verschworenen hofften, indem sie den Fürsten Michael tödten, eine andere Dynastie an's Ruder zu bringen; sie haben für lange Zeit die Familie Obrenowitsch befestigt. Bei uns, wenn ein Attentat auf den König Louis Philipp gelungen wäre, hätte man darauf wetten können, daß das Haus Orleans noch heute in Frankreich regieren würde. Wenn ich morgen oder heute unter dem Dolch eines Meuchelmörders falle, so wird das Volk mit einer einzigen Stimme meinem Sohn zujauchzen, und selbst wenn die ganze kaiserliche Familie verschwinden würde, so würde es, wie in Serbien, irgend einen Neffen, Erben meines Namens, irgend einen Milan aufsuchen, um die Fahne des Kaiserreiches zu erheben, die Mordthat zu rächen und nochmals die Wahrheit zu bestätigen, daß die Partei, welche ihre Hände mit Blut befleckt, niemals aus ihrem Verbrechen Nutzen zieht. Deßhalb kann ich auch die Zukunft ohne Furcht in's Auge fassen. Ich mag leben oder sterben, mein Leben oder mein Tod wird auf gleiche Weise Frankreich nützlich seyn, denn die Mission, welche mir auferlegt wurde, wird sich, sey es durch mich, sey es durch die Meinigen, erfüllen."

Das Vaterland und die Kirchen.

Sollten einige Bemerkungen über die kirchlichen Wirren auch jetzt noch geneigtes Gehör sich erbitten und auf dieses hoffen dürfen, jetzt, nachdem man aus den veröffentlichten Streitschriften bereits eine nicht unansehnliche Bibliothek bilden könnte, nachdem die erste Hitze bereits verraucht, und der Hader allen Gutgesinnten beinahe zum Ekel geworden ist?

Gerade in diesem Stadium des Verlaufs könnten vielleicht Hinweisungen auf die sociale Bedeutung des Streits, könnten unparteiische Darstellungen der Sachlage und Entwicklung der beiderseitigen Motive dem Publikum ungefähr das werden, was ein, den Proceßakten entnommenes und den höheren Standpunkt festhaltendes Gutachten den Richtern wird, ehe sie das Urtheil fällen.

Nicht überraschen würde es, wenn die Verfechter beider Theile sich verletzt fühlen werden durch die nachfolgenden Darstellungen, ja es wäre vielleicht ein Beweis, daß der wunde Fleck berührt, die wahre Intention errathen worden wäre. Was im Interesse der Wahrheit, der so höchst nöthigen Ruhe und Einigkeit unseres Gesammtvaterlandes mit möglichster Schonung vorgetragen werden soll, berührt so viele Thatsachen, an welche man nicht gerne erinnert seyn will, greift so viele Vorurtheile an, welche gebieterische Anerkennung verlangen, und wird so Manches Täuschung nennen müssen, was sich so gerne als Wahrheit verkaufen möchte!

Werfen wir zuerst einen Blick auf das Feld, auf welchem der Kampf gefochten wird.

Nachdem Napoleon gestürzt, der römische Stuhl in seine Rechte und Besitzthümer wieder eingesetzt war, fing jeder an, sich

Die neuen Wahlen zum geſetzgebenden Körper, die im Mai 1869 vorgenommen wurden, veranlaßten ſtürmiſchere Scenen, als ſie bisher vorgekommen waren. Es war indeß nur aufgewirbelter Staub, ein nur künſtliches Echauffement, wobei ſich nicht nur die Regierung, ſondern auch die große Mehrheit der Bevölkerung ruhig verhielt. Die Regierung war mächtig genug, um die ſchwächlichen Zuſammenrottungen nicht fürchten zu dürfen, und erhielt auch bei den Wahlen, wie bisher, eine geſicherte Mehrheit von Stimmen. Merkwürdigerweiſe war in der Oppoſition faſt allein die demokratiſche Partei vertreten. Nur Freiheit im Innern wurde verlangt, nicht mehr Krieg nach außen. Nur die entſchiedenen Fortſchrittsmänner der Demokratie ſtanden der Regierung gegenüber, hinter ihnen aber lärmte und tobte die immer neuerungsſüchtige Jugend. In Paris machte der Republikaner Bancel dem berühmten Ollivier, von dem man immer noch glaubte, er werde bald in's Miniſterium eintreten, die Wahl ſtreitig. Für den erſteren ſchwärmte nun die ſtudirende Jugend, verſammelte ſich am 12. und 13. Mai Abends in der Mediciner-ſchule, im Circus Napoleon und in einem Gymnaſium und trieb ſolchen Unfug, daß man ſie mit Waffengewalt entfernen mußte, wobei Verwundungen vorkamen. Die Wichtigkeit, welche die Regierung in einem Umlaufſchreiben an die Präfekten der Provinzen, dieſen Pariſer Vorfällen beilegte, bewies, daß die Regierung jene Tumulte gern ſah, daher man ſie auch beſchuldigte, ſie habe dieſelben ſogar durch die Polizei provocirt, um einen Anlaß zu haben, den ruhigen Bürgern und Bauern in den Provinzen das Schreckbild einer neuen Anarchie vorzumalen, damit ſie aus Angſt vor der rothen Republik bei den Wahlen recht conſervativ ſtimmen möchten.

Bei den Wahlen in Paris hatte die Oppoſition die Mehrheit, in den Provinzen dagegen die Regierung, und die letztere überwog. Bei den Pariſer Wahlen im Anfang des Juni gab es wieder nächtlichen Scandal, Zuſammenrottungen des Pöbels, hauptſächlich auf

dem Montmartre. Man ſang die Marſeillaiſe, man ließ Rochefort leben, den Herausgeber der „Laterne", eines gegen den Kaiſer gerichteten, ſehr boshaften Witzblattes. Der Spektakel wiederholte ſich vom 7. bis 10. Juni jede Nacht, hatte aber keinen ernſten Charakter. Der Verſuch, eine Barrikade anzulegen, mißlang und verrieth die ganze Aermlichkeit des Aufſtandes, dem die Regierung mit ſchärfern Mitteln entgegenzutreten, nicht für nöthig fand. Man glaubte überhaupt die Regierung ſelbſt hätte ein paar hundert Schreier bezahlt, um den guten Bürgern ein wenig Angſt vor der rothen Republik zu machen. Am 17. Juni veröffentlichte der „Peuple" einen Brief des Kaiſers an den Deputirten de Mackau. Der Brief lautete: „Mein lieber Herr de Mackau! Ich habe den Brief erhalten, durch welchen Sie im Namen der Wähler, die Sie wiederum in den geſetzgebenden Körper ſenden, den Wunſch ausſprechen, daß meine Regierung ſtark genug ſeyn möge, um die Angriffe der Parteien zurückzuweiſen und um der Freiheit Garantie für ihre Dauer zu geben, ſie auf eine feſte und wachſame Macht ſtützend. Sie fügen mit Recht hinzu, daß Nachgiebigkeiten in den Grundſätzen oder Aufopferung von Perſönlichkeiten immer unwirkſam ſind gegenüber den Volksbewegungen, und daß eine Regierung, welche ſich ſelbſt achtet, weder dem Drucke, noch der Ueberſtürzung, noch der Emeute nachgeben muß. Dieſe Anſicht iſt auch die meine. Ich bin erfreut, daß ſie von Ihren Committenten, wie auch, davon bin ich überzeugt, von der großen Mehrheit der Kammer und des Landes getheilt wird. Seyen Sie meiner beſten Geſinnungen verſichert. Napoleon."

Die neuen Wahlen ſicherten der Regierung wieder die ihr unumgängliche Mehrheit im geſetzgebenden Körper, brachten in denſelben jedoch auch mehr feindliche Elemente als bisher. Etwa hundert Mitglieder bildeten eine ſog. dritte Partei oder ein linkes Centrum und gingen zwar nicht ſo weit wie die Demokraten, verlangten aber doch conſtitutionelle Garantien, das Aufhören des per-

ſönlichen Regiments und einen Miniſterwechſel, welcher Männer aus ihren Reihen in die Regierung bringen ſollte. Insbeſondere war ihnen der Sprechminiſter Rouher verhaßt als eine Art Schulmeiſter, der die Volksvertreter nur wie Schulkinder behandelte. In der That läßt ſich nicht leugnen, daß bisher die im geſetzgebenden Körper aufgeführte Komödie etwas Unnatürliches, für einen Selbſtherrſcher zu viel, für einen conſtitutionellen Staat zu wenig war. Man muß die Schwätzer entweder gar nicht zuſammen kommen oder ſich ihre Mißregierung gefallen laſſen. Wo das Parlament nicht in einer conſolidirten durch und durch conſervativen Ariſtokratie wurzelt wie in England, kann es immer nur früher oder ſpäter nach dem Sturz des Königsthums in einem republikaniſchen Convent endigen, oder es wird von einem imperialiſtiſchen Reformator zu Thüren und Fenſtern hinausgejagt.

Bei den erſten Berathungen des geſetzgebenden Körpers in Paris erhob die Oppoſition ein wüthendes Geſchrei über die unconſtitutionellen Mittel, durch welche ſich die Regierung bei den Wahlen ihre Mehrheit wieder geſichert habe. Ferry rief am 9. Juli, von allen Wahlen, welche von dem Syſtem der offiziellen Candidaturen berührt worden, ſey nicht eine einzige, welche aus dieſem Grunde nicht von neuem zu unterſuchen wäre. Roubel, ein Regierungscandidat, vertheidigte die Wahlen und lobte bei dieſem Anlaß den Staatsſtreich des zweiten Dezember. Da fuhr Pelletan zornig auf und rief: „Der zweite Dezember iſt ein Verbrechen!“ Der Präſident Schneider rief ihn zur Ordnung, in dem ungeheuern Lärm aber, der darüber entſtand, konnte Rouher nicht zum Wort kommen, ſo laut und wiederholt er es auch verlangte, weil der Präſident ſelbſt ihn aus Malice ignorirte, ſo daß er endlich voll Unwillen dem ganzen Lärm den Rücken kehrte und den Saal verließ. Dieſe moraliſche Mißhandlung des Sprechminiſters verrieth von Seite der Regierungspartei wenig Takt.

Vielleicht pochte man darauf, daß der Kaiſer ſelbſt ſchon dem

Hauſe Conceſſionen angekündigt hatte, die auch nicht auf ſich warten ließen, ſondern ſchon am 12. Juli in einer kaiſerlichen Botſchaft durch Rouher verkündigt wurden. Zugleich nahm das ganze Miniſterium ſeine Entlaſſung und wurde die Seſſion des geſetzgebenden Körpers einſtweilen vertagt. Sofern der Napoleonismus ſeinem Principe nach nur einen Scheinparlamentarismus neben ſich dulden kann, war man berechtigt, an der Energie und Tragweite der neuen Conceſſionen zu zweifeln und ſie jedenfalls als ebenſowenig aufrichtig gemeint anzuſehen, wie das liberale Echauffement der öſterreichiſchen Regierung, obgleich der franzöſiſche Liberalismus einen Sieg über den Kaiſer errungen zu haben glaubte und bereits Beſorgniſſe ausgeſprochen wurden, dem Kaiſerthum werde widerfahren, was dem Bürgerkönigthum widerfuhr.

Folgendes war der weſentliche Inhalt der Conceſſionen in der vom 11. Juli datirten Botſchaft: „Meine feſte Abſicht — der geſetzgebende Körper darf deſſen überzeugt ſeyn — iſt, ſeinen Befugniſſen die mit den Grundlagen der Verfaſſung verträgliche Ausdehnung zu geben, und ich lege ihm hiemit in dieſer Botſchaft die im Conſeil gefaßten Entſchlüſſe dar. Der Senat wird ſobald als möglich zuſammenberufen werden, um die folgenden Fragen zu prüfen:

1) Die Berechtigung des geſetzgebenden Körpers, ſeine Geſchäftsordnung ſelbſt feſtzuſtellen und ſeinen Vorſtand ſelbſt zu wählen.

2) Die Vereinfachung der Art der Präſentation und der Prüfung der Amendements.

3) Die Verpflichtung für die Regierung, der legislativen Billigung die Tarif-Aenderungen vorzulegen, welche in Zukunft durch internationale Verträge ſtipulirt werden.

4) Die Votirung des Budgets artikelweiſe, um die Ueberwachung durch den geſetzgebenden Körper vollſtändiger zu machen.

5) Aufhebung der Beſtimmung, wonach heute das Mandat

eines Deputirten mit gewiſſen öffentlichen Aemtern, namentlich dem der Miniſter, unverträglich iſt.

6) Ausdehnung der Ausübung des Interpellationsrechtes.

Meine Regierung wird auch die Fragen ſtudiren, welche die Befugniſſe des Senats betreffen. Die wirkſamere Solidarität, welche zwiſchen den Kammern und meiner Regierung die Befähigung herſtellt, zugleich das Amt eines Miniſters und das legislative Mandat führen zu können, die Anweſenheit aller Miniſter in der Kammer, die Berathung der Staatsgeſchäfte im Miniſterrathe, die aufrichtige Verſtändigung mit der Majorität conſtituiren für das Land alle Garantien, welche wir mit gemeinſamer Sorgfalt ſuchen. Ich habe bereits mehreremale bewieſen, wie ſehr ich im öffentlichen Intereſſe geneigt bin, gewiſſe Vorrechte meinerſeits aufzugeben. Die Modifikationen, welche ich vorzuſchlagen entſchloſſen bin, ſind die natürliche Entwicklung derjenigen, welche der Reihe nach an den Inſtitutionen des Kaiſerreichs vorgenommen worden; ſie müſſen übrigens die Prärogative unangetaſtet laſſen, welche das Volk mir ausdrücklich übertragen hat und welche die weſentlichen Bedingungen einer über Ordnung und Geſellſchaft wachenden Macht ſind."

Hierauf brachte am 18. Juli das Amtsblatt ein kaiſerliches Dekret, welches die Namen des neuen Miniſteriums verkündete. Das Miniſterium der Juſtiz erhielt Duvergier, des Aeußern Fürſt Latour d'Auvergne, des Innern Forcade, der Finanzen Magne, des Kriegs Marſchall Niel, der Marine Rigault de Genouilly, des Unterrichts Bourbeau, der öffentlichen Arbeiten Greſſier, des Handels und Ackerbaus Chaſſeloup Laubat. Gegen alle Erwartung des Tiers-Parti befand ſich keiner dieſer Partei in der Miniſterliſte. Die neuernannten waren ſämmtlich Anhänger von Rouher, alſo war die Ernennung nur ein Hohn für die Oppoſitionsmänner. Rouher ſelbſt wurde zum Senatspräſidenten ernannt. Indem der Kaiſer die ihm und dem von ihm ausſchließlich ernannten Senate zuſtehenden Rechte wahrte, machte er dem geſetzgebenden Körper nur

geringe Conceſſionen, unter denen nur die artikulirte Budgetberathung ihm einigermaßen gefährlich werden konnte.

Unter den neuen Miniſtern beſaß nur der Prinz Latour d'Auvergne den Ruf der Selbſtändigkeit und zugleich einer ausnehmenden Vornehmigkeit. Indem er den Grafen Armand, welcher ſehr klerikal war, zu ſeinem Cabinetchef ernannte, ſchloß man gleich auf einen neuen Einfluß der Kaiſerin Eugenie und verband damit die Erinnerung an die Plane, welche der Kaiſer noch im vorigen Jahre mit der Königin von Spanien verfolgt hatte.

Der Senat verſammelte ſich am 2. Auguſt und faßte folgende Beſchlüſſe, welche das Verhältniß des Senats zum geſetzgebenden Körper auf eine neue Weiſe regelten:

Art. 1. Der Kaiſer und der geſetzgebende Körper haben die Initiative der Geſetze.

Art. 2. Die Miniſter hängen nur vom Kaiſer ab. Sie berathen im Conſeil unter ſeinem Vorſitz. Sie ſind verantwortlich. In Anklageſtand können ſie nur verſetzt werden durch den Senat.

Art. 3. Die Miniſter können Mitglieder des Senats oder des geſetzgebenden Körpers ſeyn. Sie haben Zutritt zu der einen und zu der anderen Verſammlung und müſſen gehört werden, wann ſie es verlangen.

Art. 4. Die Sitzungen des Senats ſind öffentlich. Der Antrag von fünf Mitgliedern genügt zur Bildung des Geheimcomités. Der Senat macht ſich ſelbſt eine innere Geſchäftsordnung.

Art. 5. Der Senat kann unter Bezeichnung der Aenderungen, für die ihm das Geſetz empfänglich erſcheint, entſcheiden, daß daſſelbe dem geſetzgebenden Körper zu einer neuen Berathung wieder-überwieſen wird. In allen Fällen kann er durch einen motivirten Beſchluß ſich der Promulgation eines Geſetzes entgegenſtellen.

Art. 6. Der geſetzgebende Körper macht ſich ſeine innere Ge-

ſchäftsordnung ſelbſt. Bei Eröffnung jeder Seſſion ernennt er ſeinen Präſidenten, ſeine Vicepräſidenten und ſeine Secretäre. Er ernennt auch ſeine Quäſtoren.

Art. 7. Jedes Mitglied des Senats oder des geſetzgebenden Körpers hat das Recht, eine Interpellation an die Regierung zu richten. Motivirte Tagesordnungen können angenommen werden. Wenn die Regierung es verlangt, muß die motivirte Tagesordnung noch einmal in die Bureaux verwieſen werden.

Art. 8. Kein Amendement kann zur Berathung gezogen werden, wenn es nicht zuvor der Commiſſion, welche den Geſetzentwurf zu prüfen hat, überwieſen und der Regierung mitgetheilt worden iſt. Wenn die Regierung das Amendement nicht annimmt, gibt der Staatsrath ſein Gutachten ab; der geſetzgebende Körper ſpricht ſich darauf definitiv aus.

Art. 9. Das Ausgabe-Budget wird dem geſetzgebenden Körper kapitel- und artikelweiſe vorgelegt. Das Budget jedes Miniſteriums wird kapitelweiſe votirt, nach der dieſem Senatusconſult angehängten Nomenclatur.

Art. 10. Die Aenderungen, welche künftig an den Zoll- oder Poſt-Tarifen durch internationale Verträge vorgenommen werden, werden nur kraft eines Geſetzes obligatoriſch ſeyn.

Art. 11. Die Beziehungen des Senats, des geſetzgebenden Körpers und des Staatsrathes zum Kaiſer und zu einander werden durch ein kaiſerliches Dekret geregelt.

Art. 12. Aufgehoben ſind alle dieſem Senatusconſult zuwiderlaufenden Beſtimmungen, namentlich die Art. 6 (§. 2), 8, 13, 24 (§. 2), 26, 40, 43, 44 der Verfaſſung und der Art. 1. des Senatusconſults vom 31. Dezember 1861.

Es fiel ſogleich auf, daß im Artikel 5 dem Senat ein Veto zuerkannt war, durch welches er alle Beſchlüſſe des geſetzgebenden Körpers aufzuhalten im Stande war. Deßhalb wurde die Neuerung auch von den Forſchrittsmännern keineswegs mit ungetheiltem Bei-

ſall aufgenommen. Conſervative Stimmen fürchteten viel von der neuen Initiative des geſetzgebenden Körpers, andere aber meinten, die Oppoſition müſſe von nun an ihre Tiraden in die Form von Geſetzesvorſchlägen einengen, was ihnen doch viel von ihrer Gefährlichkeit nehme.

Nachdem ſich Napoleon III. offen zum Parlamentarismus bekannt hat, iſt unter allen chriſtlichen Mächten Europas allein noch Rußland abſolutiſtiſch oder handhabt das perſönliche Regiment. Indeſſen iſt an dieſem großen Siege des Parlamentarismus vieles trügeriſch. Nur in England hat er feſten und natürlichen Boden, denn hier wurzelt er in einem herkömmlichen, natürlichen, der Nation anpaſſenden, nützlichen und beliebten, ſeit Jahrhunderten conſolidirten, weſentlich ariſtokratiſchen Conſervatismus, aus deſſen Schranken auch die Oppoſition niemals heraustritt. Auf dem Feſtland dagegen iſt die Mehrheit des jedesmaligen Parlaments überall eine zufällige, vom jedesmaligen Winde der Tagespreſſe oder ſog. öffentlichen Meinung abhängig. Daher immer Schwanken, immer entweder revolutionär oder reaktionär. In England ſtreiten ſich innerhalb einer einzigen ariſtokratiſchen Partei nur zwei Schattirungen über die Mittel, Wohlſtand, Vortheil und Ehre des Staats und der Nation zu conſerviren. Auf dem Feſtland dagegen ſtreiten ſich Parteien, die von vorn herein den feindlichſten Gegenſatz bilden. Eine demokratiſche will von unten her nicht blos das jeweilige Miniſterium, ſondern den Thron ſelbſt umſtürzen. Eine royaliſtiſche will umgekehrt von oben her den Abſolutismus oder die perſönliche Regierung immer von neuem durchſetzen und befeſtigen, die Freiheiten des Volkes ſchmälern und, wenn es nicht mit Gewalt geht, unter dem Schein conſtitutioneller Formen durch Beherrſchung der Wahlen und Beſtechung der Gewählten ihren Zweck erreichen. Die ehrlichen Conſtitutionellen in der Mitte halten zwar den Parlamentarismus immer eine Zeitlang aufrecht und verleihen ihm durch ihre Tugend und ſchöne Reden eine conventionelle Autorität, müſſen aber

ſchließlich immer unterliegen, entweder einer Revolution, oder einer neuen Gewaltherrſchaft.

In Frankreich hat das conſtitutionelle Syſtem ſeinen anfänglichen Zauber längſt verloren und ſein letzter ſcheinbarer Sieg hatte nur den Werth eines Nothbehelfs, eines wahrſcheinlich nur kurzen Proviſoriums. Im öſterreichiſchen Kaiſerreich war es von Anfang an nur ein eben ſolcher Nothbehelf, und ein volles Reichsparlament iſt hier noch gar nicht zuſtandegekommen, weil die verſchiedenen Nationalitäten des Reichs, nachdem das ſie zuſammenzwingende Band geſprengt iſt, ſich freiwillig nicht mehr an einander ſchließen. In Spanien fragt es ſich, ob das monarchiſche Princip nicht zu ſchwach geworden, um einen conſervativen Parlamentarismus tragen zu können. Das Parlament in Italien hat nicht nur ſeine Unfähigkeit, ſondern auch ſeine Würdeloſigkeit dadurch bewieſen, daß in den kaum zehn Jahren ſeiner Wirkſamkeit der Staat verhältnißmäßig mehr Schulden gemacht hat, als der verſchuldetſte unter allen andern Staaten der Welt, ohne der Einheit Italiens eine ſichere, wenn auch nur moraliſche Bürgſchaft geben zu können. Mit Recht wurde das italieniſche Parlament mit einer von vorn herein falſch conſtruirten oder gänzlich verdorbenen Maſchine verglichen, die mit dem ungeheuern Lärm und Geraſſel ihrer Räder doch nur ſich ſelbſt zerreibt.

Im Norddeutſchen Bunde hat der Parlamentarismus nur dadurch Beſtand gewonnen, daß er dem monarchiſchen Faktor der Verfaſſung ſein volles Recht hat zuerkennen müſſen, nachdem im preußiſchen Landtag das Abgeordnetenhaus eben ſo unſinnige als vergebliche Anſtrengungen gemacht hat, jenen Faktor auf die Seite zu werfen. Deutſchland mußte mehr dabei gewinnen, daß es jenen Faktor ſtärkte, als Frankreich dadurch, daß es ihn ſchwächte. Man glaubte, der Kaiſer hoffe, die neuen Bürgſchaften der Freiheit würden das Volk noch enger als der alte Ruhm mit ſeiner Dynaſtie befreunden und ſeinem Sohne die Thronfolge ſichern. Ollivier hoffte

ſeinerſeits, durch dieſelben Bürgſchaften dem franzöſiſchen Volke Ordnung und Frieden zu verſchaffen und der fieberhaften Unruhe ein Ende zu machen. Aber die Franzoſen ſind an nichts weniger zu gewöhnen als an Ordnung und Frieden, ausgenommen wenn ſie müſſen.

Im Juni 1869 begab ſich Napoleon III. in's Lager von Chalons, um den Jahrestag der Schlacht von Solferino unter ſeinen Soldaten zu feiern, bekanntlich am Johannistage. In ſeiner Rede an die Truppen dankte er ihnen für jenen glänzenden und erfolgreichen Sieg und die Chauviniſten glaubten, an dieſe Erinnerung knüpfe ſich ſelbſtverſtändlich die Aufforderung zu künftigen Siegen an. Allein man entgegnete mit Recht, ſolle damit ein nahe bevorſtehender Krieg mit Preußen gemeint ſeyn, welchen Frankreich doch ſchwerlich ohne eine Allianz mit Oeſterreich beginnen werde, ſo ſey wohl nichts taktloſer, als den Alliirten an die Schläge zu erinnern, die Frankreich ihm ſelber beigebracht habe. Hätte alſo Napoleon III. eine Allianz mit Oeſterreich in nahe Ausſicht genommen, ſo würde er gewiß jene Rede in Chalons nicht gehalten haben. Drei preußiſche Offiziere, die das Lager beſuchen wollten, wurden ausgewieſen, angeblich, weil ſie mit keiner Autoriſation ihrer Geſandtſchaft verſehen geweſen ſeyen. Die Preſſe benutzte das ſogleich wieder in einem preußenfeindlichen und chauviniſtiſchen Sinne. Lavalette aber, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſprach dem preußiſchen Geſandten Grafen Solms ſein Bedauern aus über die „erfundene" Mittheilung der Partei in Betreff jener Offiziere. Als der Kaiſer von dem Mißgriff hörte, zog er ſogleich den preußiſchen Major von Ende zur Tafel. Im September deſſelben Jahres wurden die franzöſiſchen Offiziere, welche den Herbſtübungen der preußiſchen Truppen bei Stettin anwohnten, in deren Lager auf das zuvorkommenſte und vom König ſpeciell als ſeine Gäſte behandelt.

Am 15. Auguſt wurde des großen Napoleon Geburtstag in Paris und überall in Frankreich mit Pomp gefeiert, bei welchem

im Wiedergegebenen, im Neuerworbenen umzusehen, damit er für die Zukunft richtige Anhalts- und Ausgangspunkte sich feststellen könne. In der Eile, mit welcher der Wiener Congreß wegen Napoleons Rückkehr aus Elba hatte abschließen müssen, konnte man das dringende Bedürfniß nicht befriedigen, gemeinschaftliche Beschlüsse über das Verhältniß der katholischen Kirche und ihrer Centralgewalt zu den Regierungen zu fassen. Sie wären auch eben so gewiß auf Proteste von Rom gestoßen, als die Abtretung Avignon's und des linken Po-Ufers, nachdem man die durch den Frieden von Tolentino abgetretenen Legationen ohne weitere Bedingung zurückgegeben hatte.

Nun eilten nicht nur die restaurirten Bourbonen, es eilten gleichmäßig Rußland und die Niederlande, Preußen wie Baiern, es eilten auch die kleineren deutschen Staaten, sich mit Rom mittels Unterhandlungen über die Feststellung der gänzlich aus den Fugen gekommenen katholischen Kirche ihrer Lande zu verständigen; denn es waren durch die Territorialveränderungen ungleich mehr Katholiken unter protestantische Herrscher gekommen, als umgekehrt, und Polen gehorchte nun dem nichtunirt-griechischen Kaiser aller Reußen.

Schon die Thatsache, daß nicht der päpstliche Stuhl die ersten Schritte zu diesen Unterhandlungen gethan hatte, wollte bedenklich scheinen. Er glaubte seine Stärke, das Bedürfniß der neuen und wiederhergestellten Landesherrn, die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, die Macht des Grundsatzes der Stätigkeit zu kennen, und errang durch dieses Ansichkommenlassen große, aber freilich durch die Staatsgewalten häufig umgangene, ja gebrochene Zugestehungen. In Frankreich konnte das Blacas'sche Concordat sogar nie Wurzel fassen, so ergeben die Regierung auch dem päpstlichen Stuhle war.

Aus den Nothbehelfen, welche die Unterhändler vorschlugen oder sich gefallen ließen, konnte Rom mit Sicherheit auf die Meinung schließen, welche die Regierungen von der Wichtigkeit und dem Einflusse der Centralgewalt hegten.

Nur zwei derselben machten ehrenvolle Ausnahmen, indem sie sich auf keine Transactionen über Grundsätze einließen. Oesterreich, welches die Grundsätze Josephs des Zweiten nicht nur festhielt, sondern auch auf das venetianische Königreich, Dalmatien

Anlaß der Kaiſer eine allgemeine Amneſtie erließ, was ſehr gut aufgenommen wurde. Zwei Tage vorher war der Kriegsminiſter Marſchall Niel geſtorben, welcher immer als das Haupt der kriegsluſtigen Partei gegolten hatte. Ultramontane Blätter in Süddeutſchland hatten ſich nicht entblödet, auf dieſen Feldherrn zu hoffen und ihm im Voraus glänzende Siege über das ihnen ſo verhaßte Preußen zu verkünden. Als er nun ſtarb, verbiſſen ſie ihren Schmerz und logen, man freue ſich in Preußen, jenen gefährlichen Gegner losgeworden zu ſeyn. In der preußiſchen Preſſe war aber von einer ſolchen Freude nichts zu bemerken. Als Kriegsminiſter trat an Niel's Stelle der Marſchall Leboeuf.

Obgleich der Kaiſer damals erkrankte, machte doch am Ende des Auguſt die Kaiſerin Eugenie mit ihrem Sohne eine Reiſe nach Corſika zur Heimath der Familie Bonaparte und zur Geburtsſtadt des großen Napoleon, Ajaccio. Sie wurden unterwegs in Toulon und auf der Inſel enthuſiaſtiſch begrüßt, kehrten aber ſchon in den erſten Tagen des September zurück, *) weil der Kaiſer in Paris erkrankt war. Der Lügengeiſt der modernen Preſſe hatte nicht verfehlt, aus dem Zuſammentreffen jener Reiſe und dieſer Krankheit die abenteuerlichſten Folgerungen zu ziehen, und bereits den Tod des Kaiſers in nahe Ausſicht geſtellt. Gewiß war nur, daß der 61jährige Kaiſer, in dem ohnehin ungeſunden Jahrgang 1869, angeblich an einem Rheumatismus erkrankt war und ſich ſchwächer fühlte als gewöhnlich. Am 1. September wurde offiziell conſtatirt, der Kaiſer ſey wieder hergeſtellt und habe ſeine gewohnte Lebensweiſe wieder aufgenommen. Unabhängige Blätter aber bemerkten bei dieſem Anlaß, die durch Dekret vom 1. Februar 1868 nach des

*) Unterwegs auf dem Schiff ſchoß ſich der junge Graf Bacchiochi vor den Augen der Kaiſerin todt, weil er ſie hoffnungslos geliebt hatte. Eugenie zählte ſchon 43 Jahre, war aber immer noch ſchön und liebenswürdig.

Kaiſers Tode zur Regentin des Reichs im Namen des unmündigen Prinzen ernannte Kaiſerin habe ſich durch große Verſchwendung und durch ihre Hinneigung zu den Klerikalen unpopulär gemacht, und der ihr eventuell zum Beirath gegebene Vetter, Prinz Napoleon, werde gewiß bald mit ihr in Zwieſpalt kommen, da er ſeinen Kirchenhaß und ſeine Sympathien für die Demokraten nie verleugnet habe. Dieſer Prinz war aber in Frankreich noch weit unpopulärer, als es die Kaiſerin ſeyn konnte, denn er ſtand im üblen Ruf der Feigheit.

Die Reiſe der Kaiſerin Eugenie hatte Aegypten zum Ziele gehabt, wo ſie der feierlichen Eröffnung des Suezkanals beiwohnen ſollte. Es war ſchon lange verabredet. Als ſie nun von Corſika ſchnell wieder zurückgekehrt war, es ſich mit der Geſundheit ihres Gemahls aber beſſerte, trat ſie in den erſten Tagen des Oktober die Reiſe von neuem an. Man glaubte, Napoleon III. habe damit zugleich beweiſen wollen, daß ſeine Krankheit durchaus nicht gefährlich ſey, wodurch er die vielen Spekulationen durchkreuzte, welche die Erwartung ſeines Hinſcheidens geweckt hatte. Inzwiſchen tiſchte die Preſſe ſchon wieder eine neue Combination auf. In Abweſenheit der Kaiſerin ſey nämlich Prinz Napoleon bei Hofe wieder ungewöhnlich angenehm geworden. General Prim war auf wenige Tage nach St. Cloud gekommen, um mit dem Kaiſer in Bezug auf die ſpaniſche Thronfolge zu verhandeln. Der fünfzehnjährige Neffe Victor Emanuels, Thomas Albert, Herzog von Genua, der in England ſtudirte, war von der Regentſchaft in Spanien als Thronkandidat vorgeſchlagen, und Napoleon III. ſoll ſich damit einverſtanden erklärt haben. Jener Prinz war der Schwager des italieniſchen Kronprinzen Humbert und dieſer der Schwager des Königs von Portugal und des Prinzen Napoleon. Durch eine Allianz dieſer vier Schwäger als künftige Regenten von Frankreich, Italien, Spanien und Portugal hätte die Idee Napoleons III., die romaniſchen Völker in derſelben Politik zu vereinigen, deſſen Durchführung

ihm auf andere Art mißlungen war, nun doch verwirklicht werden können.

Die vom Kaiſer großmüthig ertheilte Amneſtie wurde von den Häuptern der Ausgewieſenen und Geflüchteten nicht benutzt, weil dieſelben es verſchmähten, ſich noch eine Gnade erweiſen zu laſſen von dem Manne, den unverſöhnlich zu haſſen bisher ihr Stolz geweſen war und deſſen baldigen Hintritt man erwartete. Die ſich um die rothe Republik bemühen wollten, wenn der Kaiſer geſtorben ſeyn würde, durften keine Gnade von ihm annehmen. Der berühmteſte und zugleich moraliſch am tiefſten geſunkene franzöſiſche Dichter, Victor Hugo, wurde im September beim ſog. Friedenscongreß in Lauſanne zum Ehrenpräſidenten ernannt, weil die hier verſammelten angeblichen Friedensapoſtel eigentlich die ärgſten europäiſchen Wühler waren. Die Abſicht, allen Fürſten den Krieg zu verbieten, wollte nichts anderes ſagen, als, alle Fürſten ſollten fortgejagt und die allgemeine Republik proclamirt werden. Dieſe Abſicht ſprach Victor Hugo offen aus: Das „Pays“ aber verhöhnte ihn, wie er es verdiente: „Wer hat den ſpaniſchen Krieg im Jahre 1823 beſungen und wer die Auſterlitz-Säule im Jahre 1828? Victor Hugo. — Wer hat unzählige Verſe auf Napoleon I. gedichtet? Victor Hugo. Wer hat auf gouvernementale Beſtellung ‚die Rückkehr der Aſche Napoleons I.‘ beſungen? Victor Hugo. Wer hat die Kriege deſſelben Kaiſers in ‚Le Rhin‘ zu rechtfertigen geſucht? Viktor Hugo. Und heute ruft der abgewürdigte Hofpoet: ‚Keine Fürſten mehr!‘“

Prinz Napoleon fand ſich gemüßigt, den Senatusconſult im Senat ſelbſt anzugreifen, am 1. September. Er war ihm noch nicht liberal genug. Er fand fünf große Lücken darin. Einmal hätten die Miniſter den Kammern verantwortlich gemacht werden ſollen, zweitens hätte der Senat wenigſtens zum Theil aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen ſollen, drittens ſollte die Beſprechung der Verfaſſung nicht verboten werden können, viertens

ſollte die Eintheilung der Wahlbezirke der Regierung aus den Händen genommen und fünftens die Maires von den Gemeinderäthen gewählt werden. Der Miniſter des Innern und mehrere Senatoren wieſen dieſen Tadel energiſch zurück und einer nannte ihn ſogar ‚ſcandalös'. Der Prinz aber wurde vom Kaiſer gnädig empfangen, denn er hatte ja nur wieder einmal Komödie geſpielt.

Da der Kaiſer die Kammern erſt auf den 29. November einberief, proteſtirte Graf Keratry nebſt andern Oppoſitionsmitgliedern dagegen, der Termin ſey zu ſpät und geſetzlich ſollte der geſetzgebende Körper ſchon am 26. Oktober einberufen werden. Man machte einen großen Lärm davon und drohte ſogar mit einer feindlichen Demonſtration am 26. Oktober, die Oppoſition würde an dieſem Tage auch uneingeladen in den Sitzungsſaal gehen ꝛc. Um der Drohung Nachdruck zu geben, wurden Arbeiterunruhen angezettelt. Solche brachen zu Aubin im Departement Aveiron aus und mußten durch Militär unterdrückt werden. Deßgleichen am 10. Oktober ſetzte ſich auch eine Arbeiterverſammlung in der Pariſer Vorſtadt Belleville ſelbſt, als ſie wegen revolutionärer Reden aufgelöst werden ſollte, zur Wehr und es gab auch hier einen blutigen Kampf, der mit dem Sieg der Truppen endete. Da ſich mehrere Deputirte der Linken gegen die beabſichtigte Demonſtration am 26. Oktober erklärten, weil ſie nicht genug berechtigt und die Regierung noch zu mächtig ſey, wurden ſie der Feigheit beſchuldigt, mehrere von ihnen in eine Pariſer Arbeiterverſammlung geladen und dort verhöhnt und mißhandelt. So ſehr vergaßen die Fanatiker der Partei in der Leidenſchaft alle Klugheit. Die Folge war, daß ſie in der Minderheit blieben und nicht wagen durften, allein loszuſchlagen. Der 26. Oktober verlief alſo ganz ruhig. Zum Ueberfluß regnete es an dieſem Tage und hatte ſich die Regierung für alle Fälle gut gerüſtet.

Der Kaiser hatte dem Laternenschreiber Rochefort, seinem boshaftesten Feinde, die Rückkehr nach Paris erlaubt, weil er dort zum Abgeordneten gewählt werden sollte. Das war nicht nur großmüthig, sondern auch klug, denn er, wie auch Raspail und der noch in England weilende, aber bei den Nachwahlen in Paris concurrirende Ledru Rollin überboten sich in kindischem Trotz und zur Schau getragener Verachtung des Kaisers. Sie nannten sich die Unversöhnlichen, vermaßen sich, in die Kammer einzutreten, ohne den verfassungsmäßigen Eid zu leisten, und insbesondere Rochefort geberdete sich wie ein Narr, indem er sich überall in Paris von einem Volksschwarm umgeben ließ und in Prahlereien demokratischen Trotzes alle seine Collegen zu übertreffen suchte. Das gefiel natürlich den besonnenern Männern der Opposition nicht und machte die Partei mehr lächerlich, als es ihr von irgend einem Nutzen war. Eine offene Empörung wagten die Pariser Lärmer nicht, denn sie sahen zu viele Gewehre auf sich gerichtet. Sie hätten also lieber schweigen, als bramarbasiren sollen. Die ‚Reform' schrieb, indem sie Ledru Rollin's Wahl empfahl: „Wir wollen ein Ende machen mit dem, was stirbt, mit dem Kaiserreiche, und das organisiren, was im Werden ist, die Republik!" Dadurch wurden natürlicherweise die besitzenden Classen, die guten Bürger erschreckt, die schon 1848 bei der Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten bewiesen hatten, daß sie so wenig wie die Klerikalen und die friedlichen Bauern die rothe Fahne wollten in Frankreich wehen sehen. Die Drohungen mit der Republik kamen also dem Kaiser zu statten und deßwegen ließ er sie gewähren. Nichts bezeichnet Rochefort's Frechheit besser, als sein Ausspruch in einer öffentlichen Versammlung am 14. November: „Ich habe einen Sohn von acht Jahren, der nicht getauft ist und niemals getauft werden wird." Er wurde in den gesetzgebenden Körper gewählt, Ledru Rollin nicht, weil er sich nicht nach Paris zu kommen getraute. Vergebens wollte ihn Rochefort in London abholen und fiel nachher mit

Schmähungen über ihn her, was die Achtung vor der extremen Partei ziemlich abschwächte.

Am 29. November 1869 eröffnete der Kaiser die Kammern in Person mit einer Thronrede, worin er sagte: „Meine Herrn Senatoren und Deputirten! Es ist nicht leicht, den regelmäßigen und friedlichen Gebrauch der Freiheit in Frankreich einzuführen. Seit einigen Monaten schien die Gesellschaft durch Umsturztendenzen bedroht, die Freiheit wurde durch die Excesse der Presse und der öffentlichen Versammlung compromittirt. Jeder fragte sich, wie weit die Regierung ihre Langmuth ausdehnen würde. Aber schon hat der gesunde Sinn der Bevölkerung gegen die Ausschreitungen der Schuldigen reagirt. Ohnmächtige Angriffe haben dazu gedient, die Dauerhaftigkeit des durch das allgemeine Stimmrecht gegründeten Gebäudes darzuthun. Nichtsdestoweniger dürfen die Unsicherheit und die Verwirrung, welche in den Gemüthern herrschen, nicht fortdauern, und die Lage fordert mehr als jemals Freiheit und Entschließung. Es ist nöthig, ohne Umschweife zu reden und laut auszusprechen, was der Wille des Landes ist. Frankreich will die Freiheit, aber im Bunde mit der Ordnung. Für die Ordnung stehe ich ein. Helfen Sie mir die Freiheit retten." Die Rede fuhr fort, neue Bürgschaften der innern Freiheit anzukündigen, namentlich im Sinne einer größern Decentralisation. Die Maires sollten künftig aus den Gemeinden gewählt werden. Die Finanzen stünden gut. Die äußere Politik sey durchaus beruhigend. „Die Fürsten und Völker wünschen den Frieden und beschäftigen sich mit den Fortschritten der Civilisation. Was man auch unserer Epoche vorwerfen mag, wir haben noch guten Grund, stolz auf sie zu seyn. Die neue Welt hebt die Sklaverei auf. Rußland gibt seine Leibeigenen frei, England läßt Irland Gerechtigkeit widerfahren, das mittelländische Meer erhebt sich wieder zu seinem alten Glanze und die Vereinigung aller Bischöfe der katholischen Kirche zu Rom läßt erwarten, daß aus ihr ein Werk der Weisheit und gegenseitiger

Berathung hervorgehe. Die Fortschritte der Wissenschaft bringen eine Annäherung der Nationen hervor, während Amerika den stillen mit dem atlantischen Ocean durch eine Eisenbahn von tausend Meilen verbindet." Nur von Deutschland war mit keinem Wort die Rede. Sehr begreiflich, denn was er auch gesagt hätte, es würde ihm verdreht und übel gedeutet worden seyn. Die Wiener Presse beschwerte sich, daß die Rede kein Lob des österreichischen Fortschritts enthalten habe.

Im gesetzgebenden Körper wurde Schneider wieder zum Präsidenten gewählt und die Majorität war dem Kaiser mit ungefähr 220 Stimmen gesichert. Jules Favre trug sogleich im Namen der Opposition darauf an, der Kammer sollte die constituirende Gewalt übertragen, d. h. sie solle aus der blos gesetzgebenden eine constituirende Versammlung werden. Das hatte den Zweck, die Berufung des Kaisers auf die Plebiscite ein für allemal abzuschneiden, dem Kaiserthum damit seine Basis unter den Füßen wegzuziehen und der alten Conventregierung zuzusteuern. Der Antrag wurde aber von der Mehrheit verworfen.

Inzwischen schienen die bisherigen Minister doch nicht geeignet, die Kammer im Sinne des neuen constitutionellen Kaiserthums ganz so lenken zu können, wie es Napoleon III. wollte. Er hatte deßhalb schon längere Zeit mit Ollivier, dem genialen Chef der frühern Opposition, Unterhandlungen gepflogen. Am 26. Dezember nahmen die bisherigen Minister ihre Entlassung, wurde Ollivier vom Kaiser eingeladen, ein neues Ministerium zu bilden. Das Schreiben des Kaisers an ihn lautete: „Herr Abgeordneter! Nachdem die Minister mir ihre Entlassung eingereicht, wende ich mich mit Vertrauen an Ihre Vaterlandsliebe, um Sie zu bitten, daß Sie mir die Personen bezeichnen, welche mit Ihnen ein gleichartiges Kabinet bilden können, das ein treuer Ausdruck der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers und entschlossen ist, den Senatusconsult vom 8. September in seinem Buchstaben wie in seinem Geist auszuführen.

Ich zähle auf die Ergebenheit des gesetzgebenden Körpers gegen die Interessen des Landes, wie auf die Ihrige, damit Sie mich in der von mir unternommenen Aufgabe unterstützen, die konstitutionelle Regierungsweise in regelmäßige Wirksamkeit treten zu lassen. Glauben Sie, mein Herr, an meine Gefühle. Napoleon." Ollivier hatte übrigens Mühe, ein Kabinet zu Stande zu bringen, denn viele seiner ehemaligen Freunde, die er deßhalb ansprach, beschieden ihn abschlägig, aus Neid, weil sich ihm keiner unterordnen wollte, und in der Hoffnung, wenn er sich bald abgenutzt haben würde, ins Ministerium zu kommen, ohne ihm einen Dank schuldig zu seyn.

Dennoch hatte er am Neujahr die Liste fertig. Von den frühern Ministern blieben für den Krieg Leboeuf, für die Marine Rigault, für das kaiserliche Haus Marschall Vaillant. Neu ernannt wurden für die Justiz Ollivier, für das Aeußere Graf Daru, für das Innere Chevandier, für die Finanzen Buffet, für den Handel Louvet, für die öffentlichen Arbeiten Talhouet, für den Unterricht Segris, für die schönen Künste Richard. Dieses neue Ministerium war mit constitutioneller Correctheit aus der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers und zwar aus dem rechten und linken Centrum gewählt. Am Neujahr beantwortete der Kaiser die üblichen Glückwünsche des gesetzgebenden Körpers mit den Worten: „Ich bin glücklich, die Ausdrücke der Ergebenheit entgegenzunehmen, welche der gesetzgebende Körper an mich richtet. Niemals war unser Einverständniß nothwendiger und nützlicher. Die neuen Verhältnisse haben dessen Prärogative vermehrt, ohne die Autorität zu verringern, welche ich von der Nation erhalten habe. Indem ich die Verantwortlichkeit mit den großen Staatskörpern theile, habe ich mehr Vertrauen, um die Schwierigkeiten der Zukunft zu besiegen. Wenn ein Reisender einen langen Weg durchlaufen hat, und er sich einestheils seiner Last entledigt, so schwächt er sich dadurch nicht; er sammelt neue Kräfte, um seinen Marsch fortzusetzen."

Ollivier hatte sich schon bei frühern Gelegenheiten einem Bünd-

niß Frankreichs mit Oeſterreich gegen Preußen abgeneigt gezeigt und namentlich im Jahr 1867 das chauviniſtiſche Geplauder des kleinen Thiers, der ſich immer noch wie 1840 gegen Deutſchland mauſig machen wollte, ernſt zurückgewieſen. Die Wahl Ollivier's zum erſten Miniſter Frankreichs ſchien mithin eine Bürgſchaft des europäiſchen Friedens.

In der erſten öffentlichen Sitzung des geſetzgebenden Körpers am 10. Januar 1870 erklärte Ollivier, indem er das neue Miniſterium vorſtellte, daſſelbe werde ſtreng verfaſſungsmäßig und liberal regieren. „Es gilt die nationale Regierung einzurichten und gleichzeitig den Weg des Fortſchritts zu betreten, damit die franzöſiſche Demokratie den Fortſchritt ohne Gewalt, die Freiheit ohne Revolution ſich verwirklichen ſehe.“ Die Mehrheit zollte dem Miniſterium Beifall. Dagegen machte Gambetta einen wüthenden Angriff auf den Kriegsminiſter Leboeuf, weil derſelbe zwei Soldaten zur Strafe für ihre Betheiligung an einer Wahlverſammlung nach Algier geſchickt hatte. Der Miniſter berief ſich auf ſeine Pflicht, die Disciplin aufrecht zu erhalten und alle revolutionären Umtriebe in der Armee energiſch zu unterdrücken. Gambetta entgegnete, es handele ſich hier gar nicht um Disciplin. Wie man den Soldaten das Recht abſprechen könne, an politiſchen Wahlen theilzunehmen, nachdem man die Soldaten an dem Plebiscit, der das Kaiſerthum einführte, ſich gar gern habe betheiligen laſſen? „Die Armee wird ſich das Wahlrecht wieder nehmen, wenn ſie gemeine Sache mit den Bürgern machen wird. Das iſt's was Sie fürchten. Um zur Regierung zu gelangen, gaben Sie den Soldaten das Wahlrecht, um der öffentlichen Meinung zum Trotz die Regierung zu behalten, wollen Sie ihnen daſſelbe Recht jetzt nehmen.“ Ollivier erklärte nun, er könne nicht zugeben, daß eine durch das allgemeine Stimmrecht ſanctionirte Regierung eine Partei genannt werde, welche ſich nur durch rohe Gewalt behaupte. Er mahnte zu Vertrauen und Mäßigung. Gambetta beruhigte ſich nicht und wiederholte, das heute herr-

ſchende Syſtem ſey mit dem allgemeinen Stimmrecht abſolut unverträglich.

Am folgenden Tage, 11. Januar 1870 erhob ſich noch ein wilderer Sturm im geſetzgebenden Körper, veranlaßt durch Rochefort, der einmal die Scheide weggeworfen hatte und, auf die Zuſtimmung des Pariſer Pöbels vertrauend, wie wahnſinnig um ſich ſchlug. Er hatte in Paris ein Blatt gegründet „Die Marſeillaiſe", was in 1—200,000 Exemplaren verbreitet wurde und worin er ganz im alten Style Marats von 1793 die rothe Republik verlangte und alles, was ihr widerſtand, niederträchtig machte, beſonders den Kaiſer und ſeine ganze Familie. Mehrere junge Literaten, Grouſſet, Noir, Fonvielle halfen ihm dabei. Nun hatte Rochefort in ſeinem Blatt unter anderem auch den Prinzen Peter Bonaparte, einen Sohn Lucian's, alſo Geſchwiſterkind des Kaiſers, beſchimpft. Dieſer Peter iſt 1815 geboren, nahm 1831 an dem Aufſtand in Italien theil, wie damals auch der jetzige Kaiſer der Franzoſen, wurde gefangen und ſaß ſechs Monate, ging dann nach Amerika, kehrte aber nach Italien zurück und wurde 1836 in Rom zum Tode verurtheilt, weil er einen Offizier erſtochen hatte, der ihn arretiren ſollte. Vom Papſte begnadigt ging er wieder nach Amerika und dann nach den Joniſchen Inſeln. Auch von da verwieſen, lebte er ſeit 1838 in Belgien, wurde hier aber, da er mit Mazzini in London in briefliche Verbindung getreten war, 1845 ebenfalls ausgewieſen. 1847 erſchien er plötzlich in der Schweiz, um gegen die Sonderbündler zu dienen, aber General Dufour nahm ſeine Dienſte nicht an. 1848 kehrte er nach Paris zurück, hielt ſich zur republikaniſchen Partei und wurde von der Inſel Korſika zum Mitglied der Nationalverſammlung gewählt. Von der Regierung der Armee in Afrika als Bataillonschef zugetheilt, verließ er 1849 plötzlich Algier ohne Urlaub und kehrte nach Paris zurück, weßhalb er ſeines Grades entſetzt wurde. Seitdem lebte er von einer Penſion, die ihm der Kaiſer ausſetzte, und heirathete 1869 die Tochter eines Pariſer Ar-

und Salzburg mit geduldiger Standhaftigkeit ausdehnte, und England, welches durch die Emancipation ſeiner Katholiken ein Unrecht vieler Jahrhunderte löſchte, ſo weit als die ſonderbarſten Verwicklungen dieſes geſtatteten.

Je weniger man die vom römiſchen Stuhle ſtets gemachten Forderungen anerkannt, je mehr man auf den thatſächlichen Beſtand ſich in den Unterhandlungen beſchränkt hatte, in demſelben Verhältniſſe ſtand man im Halten des Vertragenen ehrenvoll da, gegenüber den Völkern, dem Papſte und der öffentlichen Meinung.

Bald aber brachen in den romaniſchen Landen Unruhen auf Unruhen aus, Militäraufſtände, Losreißung der Kolonien, und Kämpfe, in welchen nur zu erſichtlich wurde, wie beide Parteien die katholiſche Kirche als Stütze und Verbündeten der unumſchränkten Gewalt anzuſehen gewohnt ſeyen. Allen ihren Verſuchen, in Frankreich einen Theil des verlorenen Bodens wieder zu gewinnen, ſtellte ſich ein Verein janſeniſtiſcher, philoſophiſcher, liberaler und napoleoniſtiſcher Oppoſitionen entgegen.

Der Proteſtantismus hatte ſich beinahe überall ſtaatsrechtliche Anerkennung erworben. Der Wiederherſtellung des Jeſuitenordens, der Bekehrung einiger — im Politiſchen abſolutiſtiſcher — Notabilitäten trat die Vereinigung der lutheriſchen und helvetiſchen Kirchen, und eine in den katholiſchen Maſſen ſich vielfach äußernde Tendenz zum Proteſtantismus entgegen. Man hörte von ganzen Gemeinen, welche in Baden, bei Frankfurt, bei Lyon und St. Quentin, ja in Baiern und Oeſterreich die Aufnahme in die evangeliſche Kirche verlangt und erhalten hatten. Die Eheleſigkeit der katholiſchen Geiſtlichkeit fand in dieſer ſelbſt offene und noch mehr geheime Feinde nahe und ferne, und es wurde täglich deutlicher, daß der entſcheidende Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten von nichtkatholiſchen Mächten ausgeben müſſe, denn von den fünf großen Mächten waren zwei evangeliſch, eine griechiſch, und die zwei andern zwar katholiſch, aber nichts weniger als unbedingt ergeben.

Schon bei Gelegenheit der Aufhebung des Jeſuitenordens bemerkt Ranke in ſeinem trefflichen Werke: Die Fürſten und Völker ꝛc., ſehr richtig: Die katholiſchen Höfe hätten ſuchen müſſen, die proteſtantiſchen mehr *nachzuahmen*, als dieſe zu *bekämpfen*. Wie viel mehr mußte dieſes der Fall ſeyn, nachdem

heiters, von der er bereits ſeit zwölf Jahren zwei Kinder hatte. Er war bekannt als ſehr hitzig und beſchäftigte ſich unnützer Weiſe auch mit Artikelſchreiben. In dem Federkriege zweier corſiſchen Blätter gerieth er in Streit mit Grouſſet, welcher an einem dieſer Blätter betheiligt war. In letzter Zeit aber auch mit Rochefort. Wegen eines ihn ſchwer beleidigenden Artikels in der Marſeillaiſe ſchickte Peter dem Rochefort eine Herausforderung zu, welche dieſer jedoch ablehnte, da es ſeine Wähler verlangten und da er eine Muthprobe nicht erſt abzulegen habe. Er hatte ſich nämlich ſchon öfter duellirt. Dagegen wurde der Prinz von Grouſſet gefordert, und Noir und Fonvielle begaben ſich mit dem Cartell nach Auteuil bei Paris, wo der Prinz wohnte. Er empfing ſie grob, nur mit Rochefort, nicht mit Grouſſet, noch mit ihnen als „Handlanger" habe er es zu thun. Darauf ſoll ihn Noir, der erſt 22 Jahre alt, aber ſehr groß und ſtark, ein Jude von inſolenter Art, in's Geſicht geſchlagen haben, wie der Prinz berichtet, und der Prinz in der Nothwehr einen Revolver auf Noir abgefeuert haben. Fonvielle wollte nun auf den Prinzen feuern, kam aber mit ſeinem Revolver nicht zuſtande und entfloh. Noir war hinausgelaufen, vor der Thür aber zuſammengeſtürzt und blieb todt liegen, Fonvielle behauptet dagegen in der Marſeillaiſe, der Prinz habe zuerſt dem Noir in's Geſicht geſchlagen.

Der Prinz ging ſogleich ſelber zum nächſten Gericht und ließ ſich verhaften. Seinem Wunſch, vor die gewöhnlichen Aſſiſen geſtellt zu werden, konnte der Juſtizminiſter Ollivier jedoch nicht genügen, weil er als kaiſerlicher Prinz nach dem Geſetz nur von dem höchſten Gerichtshof gerichtet werden konnte. Rochefort begnügte ſich nicht, die Mordthat mit gräßlichen Drohungen gegen die Familie Bonaparte in ſeiner Marſeillaiſe zu beſchreiben, ſondern machte auch im geſetzgebenden Körper großen Lärm davon. „Ich frage, rief er, den Herrn Juſtizminiſter, ob er die Verfolgung und Beſtrafung des Mörders zulaſſen will. Das Opfer war ein Kind des Volks. Das Volk verlangt ein Urtheil (Unterbrechung). Prä-

ſident: Wir alle ſind Kinder des Volks. Rochefort: Wozu Richter, die ganz der Dynaſtie ergeben ſind? (Geſchrei). Man muß ſich fragen, ob wir unter den Bonapartes oder unter den Borgias leben. (Lebhafte Unterbrechung.) Der Präſident ruft Rochefort zur Ordnung. Ollivier: „Ein Angeklagter muß immer reſpektirt werden. Der Prinz Pierre verlangt vor eine ordentliche Jury geſtellt zu werden: aber angeſichts einer ausdrücklichen Geſetzesvorſchrift mußte ein höchſter Juſtizhof berufen werden. Wir werden ſpäter unterſuchen, ob die eximirten Gerichtsſtände abzuſchaffen ſind. Der höchſte Juſtizhof aber bietet hinlängliche Bürgſchaft für ein unparteiiſches Urtheil. Das von einer hohen Perſönlichkeit begangene Verbrechen wird Gelegenheit bieten, zu beweiſen, daß niemand den Geſetzen des Landes entrinnt.“ Der Miniſter bedauert die Aufreizung des Volkes durch bluttriefende Bilder. „Wir betrachten dieſe Dinge ohne Furcht. Wir ſind das Recht und die Gerechtigkeit; wenn Sie uns aber dazu zwingen, werden wir die Gewalt ſeyn.“ (Lebhafter Beifall der ganzen Kammer mit Ausnahme der Linken.) — „Der Präſident theilt der Kammer eine Vorlage mit, welche die Ermächtigung zur gerichtlichen Verfolgung Rochefort's wegen der heutigen Nummer der ‚Marſeillaiſe‘ verlangt.“

Kurz vorher hatte Murat, alſo auch ein Verwandter der Bonaparte, den Zimmermeiſter Conté, der Geld von ihm zu fordern hatte, durch ſeinen Bedienten durchprügeln laſſen und die Regierung hatte unkluger Weiſe verſäumt, ihn vor Gericht ziehen zu laſſen. Dieß wurde jetzt ſchnell nachgeholt und auch Murat, wie Pierre, vor den höchſten Gerichtshof geladen.

Noir wurde am 12. Januar im nahen Neuilly begraben, unter großem Zulauf des Volks. Man ſchrie: vive la république! à bas l'Empereur! à bas l'Impératrice! und die Marſeillaiſe wurde ſo allgemein und ungeheuer laut gebrüllt, daß man die Redner am Grabe nicht mehr hören konnte. Die Maſſe kehrte lärmend nach Paris zurück unter beſtändigem Ruf: vive la république! und vive

Rochefort! Die Truppen ſchritten jedoch nicht ein und alles verlief ſich. In der Nacht wurden Steine gegen die Sicherheitswache geworfen und im Faubourg St. Antoine großer Lärm gemacht, hier aber kamen die Ladenbeſitzer mit Stöcken bewaffnet aus den Häuſern und drohten, die Ruhe mit Gewalt herzuſtellen, worauf ſich das Geſindel verlief. In den Champs Elyſées ſtieß ein großer Schwarm, der von Neuilly zurückkam, auf ein Regiment Huſaren. Rochefort ging voran und forderte freien Durchzug, der ihm aber verweigert wurde. Nun forderte er ſelbſt die Menge auf, ſich zurückzuziehen. Auf dem Boulevard Montmartre kam es zu einem kleinen Conflict mit der Polizei und es gab einige Verwundungen, doch ohne weitere Folge.

Prinz Peter erklärte, Noir habe ihn in's Geſicht geſchlagen und ihn dadurch zur Selbſthülfe genöthigt. Fonvielle, der einzige Zeuge, behauptete dagegen, der Prinz habe den erſten Schlag geführt. Bald aber erfuhr man, Fonvielle habe dem Apotheker, zu welchem der Sterbende gebracht wurde, zugerufen: „Er hat meinen Freund getödtet, aber eine tüchtige Ohrfeige bekommen.“ Auch hatte ſich dieſer Freund Noir's im Zimmer des Prinzen hinter einem Stuhl verkrochen und war dann davon gelaufen, ein ſo feiges Benehmen, daß man auch ſeiner Behauptung in Bezug auf den Prinzen keinen Glauben ſchenkte. Es war ziemlich auffallend, daß in dieſem Falle bewaffnete Cartellträger erſchienen und auch bewaffnet empfangen worden waren, was gegen die Duellregeln ſtreitet.

Rochefort wurde wegen der maßloſen Angriffe auf den Kaiſer (in ſeiner Marſeillaiſe) vom Staatsanwalt angeklagt und, da er nicht erſchien, zu ſechs Monaten Gefängniß und Zahlung von 3000 Franken verurtheilt. Er kümmerte ſich nicht darum, erkannte das Gericht nicht an und erſchien nach wie vor im geſetzgebenden Körper. Dieſer aber erklärte mit 191 gegen 45 Stimmen ſeine Verhaftung für zuläſſig und ſie erfolgte am 7. Februar. Er leiſtete

keinen Widerſtand, nur ſein Gefährte Flourens und ein paar andere ſchoßen Revolver ab, ohne zu treffen. In der Nacht wurden am Eingang der Straße Belleville Barrikaden gebaut und in der Straße Lafayette eine Waffenfabrik geplündert; die Soldaten machten aber ſchnell ein Ende, wobei ein Offizier und ein Stadtſergeant verwundet wurden. In der folgenden Nacht wurden wieder einige Barrikaden erbaut, aber von der Stadtpolizei ſogleich wieder genommen, indem die Vertheidiger davon liefen. Ueberhaupt betheiligten ſich bei der Emeute nur ein paar Hundert des gemeinſten Pöbels und Gaſſenjungen. Nicht nur die eigentlichen Bürger und Hauseigenthümer, ſondern auch die Arbeiter hielten ſich fern.

In der Partei, die in Rochefort ihren Führer geſucht hatte, war nicht nur eine demokratiſche, ſondern auch eine atheiſtiſche Tendenz und dem lieben Gott im Himmel eben ſo todtfeind, wie jedem irdiſchen Monarchen. Das von Flourens redigirte Organ der Partei, la libre pensée enthielt folgenden Artikel: „Der Feind iſt Gott (l'onnemi c'est Dieu). Haß gegen Gott iſt der Weisheit Anfang. Will die Menſchheit vorwärts ſchreiten, ſo muß ſie den Atheismus zur Grundlage haben.“

Peter Bonaparte wurde vom Gerichtshof in Tours abgeurtheilt. Dahin begaben ſich alle Zeugen aus Paris, darunter auch der noch gefangene Rochefort, und eine erſtaunliche Menge von Neugierigen, beſonders von Engländern. Die Zeugen von der Partei Rochefort's und des umgekommenen Noir erlaubten ſich ſolche Frechheiten in der Beſchimpfung nicht nur des Angeklagten, ſondern auch der kaiſerlichen Familie, daß mehrmals einer aus dem Gerichtsſaal entfernt werden mußte. Der Gerichtshof ſprach den Prinzen frei und verurtheilte ihn nur, die Familie Noir mit 25,000 Francs zu entſchädigen, am 27. März.

Dieſes mit ſo großer Oſtentation aufgeführte Schauſpiel enthüllte nur die tiefe Demoraliſation in den höchſten, wie in den

niedrigſten Klaſſen der franzöſiſchen Geſellſchaft. „Buben oben und Buben unten", war der Eindruck einer Gerichtsſcene, von der man ſich nur mit Achſelzucken abwenden durfte.

Paris blieb fortan ruhig, nur in der Kammer wurde ſtark gelärmt. Die Oppoſition, Jules Favre an der Spitze, verlangte ſtürmiſch Auflöſung der Kammer und Neuwahlen, denn die gegenwärtig tagende ſey noch unter dem perſönlichen Regiment gewählt worden. Da jetzt ein anderes Syſtem herrſche, müßte auch die Kammer erneuert werden. Das war im Prinzip richtig, der Kaiſer aber und Ollivier wünſchten noch eine Zeit lang der bisherigen Mehrheit im geſetzgebenden Körper ſicher zu ſeyn, und ſcheuten die Aufregung im Lande durch neue Wahlen. Indeß wurde die Oppoſition am 24. Februar durch eine Rede Olliviers beruhigt, die Regierung werde bei den nächſten Wahlen keine Candidaten empfehlen. Der alte Thiers ſoll voller Staunen geſagt haben: So nachgiebig gegen den Parlamentarismus wie jetzt Napoleon III. ſey nicht einmal Ludwig Philipp geweſen. Im Beginn des März wurden in Paris die Rekruten für das laufende Jahr durch das Loos ausgehoben und achthundert derſelben zogen mit einer in Trauerflor gehüllten Fahne und die Marſeillaiſe ſingend vor das Redaktionsbureau der von Rochefort herausgegebenen „Marſeillaiſe", kehrten aber ruhig zurück. In der Oper, wo das Kaiſerpaar erſchien, wurde deſſen Ankunft überlaut beklatſcht, was einen andern Theil des Publikums zum Ziſchen veranlaßte.

Das hatte den Anſchein, als ſey das Anſehen des Kaiſers tief erſchüttert. Es waren indeß doch nur Knabenſtreiche, wie auch das ganze Auftreten Rocheforts, und die große Mehrheit der Bevölkerung nahm keinen Theil an dieſen Ungezogenheiten. Aber grade um die liberale gemäßigte Mittelklaſſe zu gewinnen, ſtärkte der Kaiſer mit Hülfe ſeines Ollivier das conſtitutionelle Syſtem. Aus dieſem Grunde billigte er auch im März die Umwandlung ſeines noch nach dem Prinzip Napoleons I. formirten Senats in eine erſte

Kammer, wie zur Zeit der letzten Könige. Am 16. März 1870 wurde der erst vierzehnjährige kaiserliche Prinz für volljährig erklärt, und neue constitutionelle Bürgschaften sollten seine Zukunft sichern. Am 28. März legte Ollivier den Gesetzesentwurf vor, welcher die Umwandlung des Senats betraf, aber zugleich einer gänzlichen Verfassungsänderung und zwar die Verwandlung des bisherigen persönlichen kaiserlichen Regiments in ein constitutionelles gleichkam. Darnach sollten Kaiser, Senat und gesetzgebender Körper sich als gleich berechtigte Faktoren, namentlich mit gleichem Rechte der Initiative in die Gesetzgebung theilen, nur die Steuergesetze sollten immer zuerst vom gesetzgebenden Körper berathen werden. Die Zahl der Senatoren sollte zwei Drittheile derjenigen des gesetzgebenden Körpers nicht überschreiten dürfen. Der Kaiser verlangte aber das Vorrecht, jederzeit ein Plebiscit veranlassen zu dürfen, und wollte, daß zunächst auch eine allgemeine Volksabstimmung in Frankreich die eben beschlossene neue Verfassungsänderung gut heiße oder verwerfe. Diese Forderung wurde zwar heftig im gesetzgebenden Körper bestritten, weil sie dem Kaiser noch zu viele Macht lasse, aber am 5. April mit großer Stimmenmehrheit bewilligt. Ollivier hatte erklärt, die Regierung werde sich jeder Beeinflussung der Wahlen enthalten, dagegen alle Mittel anwenden, um überhaupt das Volk zum Wählen und Abstimmen zu veranlassen. Daraus wollte nun die Opposition wieder erkennen, hinter dem neuen parlamentarischen Schein verberge sich immer noch die imperialistische Wesenheit. Die Mittelpartei trennte sich vom Ministerium, aus welchem auch Buffet und Daru austraten. An Buffet's Stelle trat Segris, für Daru übernahm Ollivier provisorisch das auswärtige Amt. Im Schooß der Opposition trat heftiger Zwiespalt zwischen den Republikanern und Orleanisten ein.

Inzwischen wurde das Plebiscit beschlossen und der Kaiser ließ 10 Millionen Schreiben an jeden einzelnen stimmberechtigten Franzosen namentlich adressiren, mit seinem Autograph und dem

kaiſerlichen Siegel verſehen, worin er ſie zur Abſtimmung aufforderte. Die Oppoſition der Linken verwarf die ganze Abſtimmung und ein Manifeſt derſelben, unterzeichnet von 14 Abgeordneten und ſieben Journaliſten, erklärte, die perſönliche Regierung habe nicht aufgehört, man ſolle daher mit Nein oder gar nicht ſtimmen. Die Proclamation des Kaiſers an das Volk am 23. April hob beſonders hervor: „Je mehr die Sicherheit ſich befeſtigt hat, deſto mehr hat ſie auch für die Freiheit ein weites Feld eröffnet. Aber nichts ſoll in der Verfaſſung geändert werden, ohne Berufung an die Nation. Ich wende mich an Euch alle, die Ihr ſeit dem 10. Dezember 1848 alle Hinderniſſe überwunden habt, um mich an Eure Spitze zu ſtellen, an Euch, die Ihr ſeit 22 Jahren mich unaufhörlich durch Eure Stimmen erhöht, durch Eure Mitwirkung unterſtützt und durch Eure Liebe belohnt habt. Gebt mir einen neuen Beweis des Zutrauens. Indem Ihr zur Urne eine bejahende Stimme bringt, werdet Ihr die Drohungen der Revolution beſchwören, auf eine feſte Grundlage die Ordnung und die Freiheit gründen und für die Zukunft den Uebergang der Krone auf meinen Sohn erleichtern.“ Man erkennt daraus, daß es dem Kaiſer hauptſächlich darauf ankam, ſeiner Dynaſtie Dauer zu geben und ſeinen Gegnern auf's neue zu beweiſen, wie ſehr noch die Mehrheit des franzöſiſchen Volks an ihm hänge. Eben deßhalb aber gaben ſich alle ſeine Gegner das Wort, bei dem Plebiscit mit Nein zu ſtimmen.

Auch die Miniſter erließen entſprechende Aufforderungen an das Volk. Doch arbeitete die Oppoſition der Republikaner und Orleaniſten, an die ſich auch die Anhänger des linken Centrums (hauptſächlich aus Eiferſucht gegen Ollivier) anſchloſſen, wenigſtens auf eine ſtarke Minorität von Stimmen hin, die beim Plebiscit Nein ſagen ſollten. Ollivier hatte eben den beſitzenden Klaſſen in ſeiner Anſprache zu Gemüthe geführt, welche Gefahren der Anarchie drohen würden, wenn ſie nicht das Kaiſerthum mit ihren Stimmen unterſtützten. Da entdeckte man die Vorbereitungen zu einem Atten-

tat auf den Kaiſer und glaubte anfangs, es ſey nur eine Erfindung der Polizei, um Ollivier's Mahnung zu unterſtützen. Doch fand man bei dem am 29. April verhafteten jungen Beaury einen geladenen Revolver, eine Summe Geldes und einen compromittirenden Brief, wodurch noch mehrere Verhaftungen von Perſonen und Entdeckungen von Sprengpulver und Wurfbomben veranlaßt wurden. Auch ein Hauptwühler unter den Arbeitern zu Creuzot, Namens Aſſy, wurde verhaftet. Beaury war ein bloßes Werkzeug des Flourens, von dem auch ein Brief bei ihm gefunden wurde. Am 29. April hätte das Attentat ausgeführt werden ſollen.

Das Plebiscit vom 8. Mai 1870 ergab eine große Mehrheit bejahender Stimmen. In Frankreich ſelbſt 7,210,296 Ja, 1,530,610 Nein. Von dieſen letztern waren 3500 vom Militär abgegeben. Dazu kamen noch die Stimmen aus Algerien: 41,213 Ja und 19,484 Nein. Die Ruhe wurde während der Volksabſtimmung in Paris nur in ein paar Straßen geſtört und gleich wieder hergeſtellt, denn es war angezeigt worden, das Militär werde jede Auflehnung energiſch niederdrücken. Das Kaiſerthum triumphirte, die Republikaner waren entmuthigt. Aus dem Miniſterium waren in Daru, Buffet und Talhouet die liberalen Elemente ausgeſchieden. Ollivier organiſirte von etwas weiter rechts her das neue Miniſterium und der Herzog von Gramont erhielt das wichtige Amt der auswärtigen Angelegenheiten, Mege das des öffentlichen Unterrichts, Plichon das der öffentlichen Arbeiten. Ollivier behielt die Juſtiz, und Segris die Finanzen. Sofern Gramont franzöſiſcher Geſandter in Wien geweſen war und, wie es hieß, öſterreichiſche Sympathien mitbrachte, entſtanden wieder Kriegsgerüchte. Vorerſt freute ſich der Kaiſer ſeines Triumphes und begnügte ſich, die Ordnung für geſichert zu erklären. Die „Marſeillaiſe“ wurde auf zwei Monate ſuspendirt.

Am 21. Mai empfing der Kaiſer offiziell die Abſtimmungen des Plebiscits durch eine Deputation des geſetzgebenden Körpers

und bemerkte in ſeiner Antwort: „Die Gegner unſerer Inſtitutionen haben die Frage zwiſchen Revolution und Kaiſerreich geſtellt. Das Land hat ſie zu Gunſten des Syſtems entſchieden, welches die Ordnung und die Freiheit gewährleiſtet. Heute findet ſich das Kaiſerreich in ſeiner Grundlage gekräftigt; es wird ſeine Kraft durch ſeine Mäßigung zeigen. Meine Regierung wird die Geſetze ohne Parteilichkeit, wie auch ohne Schwäche durchführen. Sie wird nicht von der liberalen Linie, die ſie ſich vorgezeichnet, ablenken." Irgend eine Beziehung auf auswärtige Angelegenheiten kam in dieſer Antwort nicht vor.

Doch wurde Napoleon III. von nun an auch in ſeiner auswärtigen Politik etwas kecker und verließ ihn die bisherige Vorſicht. Sein Haß gegen Preußen trat unverhohlener hervor. Aber woher dieſer unvernünftige Haß? er kann nur mit dem Haß des Wolfes gegen den Hirten verglichen werden. Der Franzoſe wollte Länder ſtehlen, wollte die neutralen Länder unberechtigt bevormunden. Der Preuße aber wehrte es ihm mit Recht. Wer in fremdes Recht eingreift, muß ſich auf die Finger klopfen laſſen. Napoleon III. hätte beſſer gethan, ſich blos um ſeine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern.

Der Moniteur vom 11. Juni brachte einen Artikel „die Preußen in der Schweiz", der die lächerliche Vorausſetzung ausdrückte, durch die Gotthardsbahn verlöre die Schweiz ihre Neutralität. Auch andere Pariſer Blätter ſtimmten in dieſen Ton ein. Man habe den Franzoſen die Eiſenbahn durch Belgien verwehrt, alſo müſſe man auch den Deutſchen die durch die Schweiz verwehren. Nun war aber die Neutralität der Schweiz in keiner Weiſe gefährdet und wenn ihr die Gotthardbahn nicht beliebt hätte, ſo ſtand es ihr eben ſo vollkommen frei, ſie abzulehnen, als es Belgien frei geſtanden hatte, die franzöſiſche Adminiſtration einer durch ſein Terrain aus Frankreich nach Holland führenden Eiſenbahn abzulehnen. Belgien proteſtirte gegen jene franzöſiſche Zumuthung, die Schweiz

aber hat in Betreff der Gotthardbahn gegen Deutſchland und Italien nicht proteſtirt.

Kern, der eidgenöſſiſche Geſandte in Paris, erklärte ausdrücklich, die Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz ſey durch die Subvention für die Gotthardbahn aus Deutſchland und Italien nicht im mindeſten bedroht, es ſey ein rein kommerzielles Unternehmen und die Subvention ſey nur durch die Koſten der Unternehmung motivirt. Auch ſey der Gotthardbahn kein ausſchließliches Privilegium als Alpenbahn zuerkannt worden und die Concurrenz bleibe offen. Auch die franzöſiſchen Miniſter äußerten ſich vor der Kammer correkt nach dem Völkerrecht. Der Herzog von Gramont ſagte: „Die Intereſſen Frankreichs ſind nicht bedroht, weder vom politiſchen noch vom kommerziellen Geſichtspunkte aus. Die Frage iſt ſehr einfach: die internationale Convention bleibt, was ſie ſeyn ſollte; Frankreich kann nicht anderen Staaten zu thun verbieten, was es ſelbſt thun könnte, es gibt dabei keine Empfindlichkeiten noch Befürchtungen. Beſtimmte Erklärungen wurden ſchon in den Jahren 1865 und 1866 gegeben, als Herr Rouher interimiſtiſch die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete. Die Artikel der Convention haben die Verſprechungen gehalten, die von der Schweiz und einem der Urheber der Gotthardlinie gegeben waren. Der Miniſter verlieſt verſchiedene Artikel, welche feſtſtellen, daß die Schweiz ihre Neutralität wohl zu wahren im Stande ſeyn ſollte. Nöthigenfalls iſt Frankreich da, um die Schweiz zu beſchützen. Außerdem bleibt die Schweiz Beſitzerin ihres Bodens.“ — Plichon, der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, fügte hinzu, die Gotthardlinie mache den franzöſiſchen Handels-Intereſſen keine Concurrenz, wohl aber den Eiſenbahnlinien über den Brenner und den Sömmering. Mit oder ohne den Simplon-Durchſtich werde den franzöſiſchen Intereſſen vollkommen durch den Mont-Cenis gedient, ausgenommen Marſeille, welches man, wie Mony dies rieth, durch eine Entwicklung der Schifffahrtmittel auf der Rhone, Saône und dem Saône-

Handel, Fabrikation, schneller Umtrieb der Kapitale das Losungswort geworden war, und sich von protestantischen Mittelpunkten aus, und in katholischen Hauptstädten vorzüglich wieder durch Protestanten, mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft entwickelte?

Diese Sachlage war durch die nimmermüden Verfolgungen des Protestantismus von der Reformation bis zur salzburger Auswanderung eben so naturnothwendig herbeigeführt, als die Juden in früheren Zeiten zu einem ausschließlich handelnden Volke durch die Unterdrückungen der Christen gemacht worden waren. Holland, die Schweiz, England, Preußen und Nordamerika nahmen die Erwerbszweige, Kapitale, Talente und physische Kräfte auf, welche übelverstandener Glaubenseifer und der mit diesem verbündete Absolutismus vom väterlichen Heerde in die unwirthliche Fremde getrieben hatten. Nicht nur schwächte der Verfolger hiedurch sich selbst, er verstärkte den Gegner so sehr und so lange, bis dieser anfing, ihm an Kräften überlegen zu werden. Das unbedingte Prinzip des Stillestehens machte den Verfolgten ein Vorwärtsschreiten nach allen Seiten hin zum unabweislichen Grundsatze.

Durch diese Richtung des Lebens wurde der dritte Stand an Kraft und Bedeutung der erste. Auch in ganz katholischen Städten findet man, daß der Mittelstand weniger Eifer und mehr Duldung zeigt, als die privilegirten Stände und die Armen. Schon die Rücksicht, daß er seine Töchter nicht an Landgeistliche vergeben kann, daß seine Söhne wegen der Ehelosigkeit so selten dem geistlichen Berufe folgen wollen, könnte ihn vorzüglich zum Beschützer der Anticölibatisten machen. Mit dem Cölibat aber würde die ganze Gestaltung der jetzigen römischen Kirchen zusammenbrechen. In protestantischen Provinzen bildete sich nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, durch die Söhne der Dorfgeistlichen vorzüglich, ein eigentlicher Gelehrtenstand, und im gemischten Deutschland wurde die Literatur beinahe ausschließlich protestantisch, ja die französische freisinnige lehnte sich an Holland und Genf an, während die alten, italienische und spanische, verstummten, und die schönen Anfänge einer slawischen durch die rückgängigen Bewegungen der Regierungen in Kirchenangelegenheiten erdrückt wurden. Die heldenmüthige Vertheidigung Leyden's wurde am Großartigsten durch Errichtung einer Hochschule belohnt, und diese leuchtete im ganzen Abendlande

Rhein-Kanal werde entschädigen müssen. Die Mont-Cenis-Bahn werde im nächsten Jahre eröffnet werden. Auf einige Einwürfe Kératry's erwiderte Marschall Leboeuf mit der Darlegung, daß die Gotthard-Linie vom strategischen Gesichtspunkte aus nicht gefährlich sey. Im Falle eines Krieges wäre es leicht, den Verkehr zu unterbrechen. Das Verlangen Bulach's nach Wiederherstellung der Festungswerke von Hüningen beantwortete Leboeuf mit dem Nachweise, daß dieser Platz vollständig unnütz sey.

Der Kriegsminister Leboeuf erhöhte das Contingent der französischen Armee für 1871 von 80,000 auf 90,000 Mann, weil der norddeutsche Bund das seinige nicht verringert hatte. Im gesetzgebenden Körper verlangten einige Stimmen im chauvinistischen Eifer eine Erhöhung der Rekrutenzahl auf 100,000 und machten sich lächerlich durch das Auskramen ihrer ohnmächtigen Wuth über Sadowa. Der sonst so geistvolle Ollivier redete vom Plebiscit, als einem französischen Sadowa, welches das preußische aufwiege, und machte sich dadurch ebenfalls lächerlich, als man frug, wen er denn in seinem Sadowa besiegt habe? Schließlich blieb es bei der Vorlage.

Ende Juni drängte sich die Familie Orleans herbei und verlangte, wieder in Frankreich zugelassen zu werden. Im Ernst konnte sie das um so weniger verlangen, als sie selbst, so lange sie noch in Frankreich regierte, die ältere Linie Bourbon verbannt hatte. Die Orleans wollten sich nur überhaupt wieder in Erinnerung bringen und Ollivier's Programm „das Kaiserreich ist die Freiheit" als das bezeichnen, was es war, nämlich als eine bloße Phrase. Ollivier sagte daher ganz die Wahrheit, als er das Verlangen der Orleans zurückwies, weil es keinen andern Zweck habe, als die französische Regierung zu chikaniren. Die Kammer unterstützte ihn mit 174 gegen 31 Stimmen.

Dieselbe Kammer unterstützte die Regierung auch wieder in ihrem unabänderlichen Centralisationssystem und lehnte am 22. Juni die Wahl der Maires durch die Gemeinden ab.

Kaum vierzehn Tage ſpäter kam die ſpaniſche Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern zur Sprache und veranlaßte Napoleon III. zu einer übereilten, für ihn ſelbſt verhängnißvollen Kriegserklärung gegen Preußen. Wir brechen hier ab, weil wir der Geſchichte des neuen Krieges eine beſondere umfaſſende Darſtellung gewidmet haben. Aus dem bisher Mitgetheilten wird man ſich jedoch wohl ein Urtheil darüber bilden können, ob Napoleon III. blos aus Uebermuth gehandelt hat, oder ob er nicht vielmehr ſeine Stellung im Innern, trotz aller Plebiscite, zu ſehr bedroht fand, um nicht im Kriege einen Sieg zu ſuchen, der ſeine Stellung wieder befeſtigen und ſeinem Sohne den Thron ſichern ſollte.

Napoleon III. verſuchte ſich ſchon vor dem Krieg als unſchuldig an demſelben darzuſtellen. Den Text dazu liefern die Worte, mit denen er am 23. Juli den geſetzgebenden Körper verabſchiedete: „Wir thaten alles, was von uns abhing, um den Krieg zu vermeiden, und ich darf ſagen, es war die ganze franzöſiſche Nation, die in ihrem unwiderſtehlichen Elan uns unſere Entſchließungen diktirt hat.“ Und in der That hetzten unzählige Stimmen in Frankreich zum Kriege, die meiſten Journale auch in den Provinzen. Die meiſten Präfekten ſchmeichelten dem Kaiſer in ihren Berichten, die Bevölkerung ihrer Departements glühe von Kriegsluſt. Zwar hatte der Kaiſer, um Europa zu täuſchen, immer noch den Frieden im Munde und in ſeinem Namen mußte Miniſter Ollivier im geſetzgebenden Körper erklären, die deutſchen Einheitsbeſtrebungen ſeyen Frankreich durchaus nicht gefährlich und bedrohen es auch nicht. Aber die immermehr in jenem Körper anwachſende Oppoſition wetteiferte mit der chauviniſtiſchen Preſſe, dem Kaiſer Vorwürfe zu machen, daß er nicht ſchon den Dänen gegen die Deutſchen, daß er dann wieder den Oeſterreichern gegen die Preußen nicht geholfen habe. Frankreich dürfe keine Gelegenheit verſäumen, Rache für Leipzig, Rache für Waterlo, Rache für Sadowa zu nehmen. Sey es um Oeſterreich, aber Preußen habe Frankreich nie dürfen

aufkommen laſſen, jenes verhaßte Preußen, welches ſchon 1813 die Einheit Deutſchlands habe wiederherſtellen wollen. Das hatten die berühmteſten Mitglieder der franzöſiſchen Oppoſition, vor allen Thiers und Jules Favre, hundertmal in ihren Reden wiederholt.

Alles das nun konnte Napoleon III. in der That zu ſeiner Entſchuldigung anführen, als man ihm hinterdrein ſo bitter vorwarf, den Krieg angefangen zu haben. Er und ſeine Vertheidiger verſchwiegen aber, daß er ſelbſt heimlich den Chauvinismus ſubventionirte, um einen Druck auf Preußen zu üben, damit es ſeinen Zumuthungen nachgäbe. Noch ſorgfältiger aber verſchwiegen ſie, was der bigotte Theil ſeiner Camarilla heimlich mit Rom und den Jeſuiten abgekartet hatte. Aus dieſer Giftwurzel würde der Krieg hervorgewachſen ſeyn, wenn er auch nicht ſchon früher gewagt worden wäre.

Drittes Buch.

Frankreichs innere Zustände.

Napoleon III. hielt mit äußerster Sorgfalt die Fiction fest, die Franzosen seyen die erste Nation auf Erden, Paris das Centrum der civilisirten Welt und er der letzte Schiedsrichter in allen europäischen Fragen. Das war auch schon seit Ludwig XIV., ja gewissermaßen schon seit Philipp dem Schönen das romanische Grundprincip des Franzosenthums, die Adoption des altrömischen Kaiserdespotismus, und die neue Imperatorenfamilie der Napoleoniden konnte am wenigsten davon abweichen. Obgleich Napoleon III. in seiner doppelzüngigen Manier ein wenig mit Odilon Barrot's Decentralisationssystem coketirte, hielt er doch an dem System, gleich dem Kutscher auf dem Bock alle Zügel in einer Hand zu halten, so fest, daß er nicht einmal die freie Wahl eines Maire durch die Gemeinde zuließ, sondern Frankreich bis in's kleinste Dorf hinein bureaukratisch im Zaume hielt.

Der äußere Schein ist den Franzosen immer die Hauptsache. Deßhalb wurde alles für Paris gethan. Bekanntlich hat Napoleon III. während seiner fast zwanzigjährigen Regierung die Stadt ganz umbauen, ganze Straßen, ganze Viertel der inneren und alten Stadt niederreißen und durch neue breite Straßen und prächtige Neubauten ersetzen lassen. Der Hauptzweck dabei war, dem Aus-

land, den zahllosen Fremden, die jährlich Paris besuchten, zu imponiren. Damit verbanden sich aber noch zwei andere Zwecke. Einmal sollten alle die zahlreichen alten Winkel, in denen sich früher der Aufruhr verbarrikadirt hatte, weggeräumt und, wenn etwa wieder Volksaufstände vorkämen, der wirksamen Action der Reiterei und der Kanonen breite Wege geöffnet werden. Ein Verfahren, was sicher dem Zweck noch mehr entsprach als die Forts, welche Ludwig Philipp um Paris her hatte anlegen lassen, um diese große Stadt im Zaum zu halten. Zweitens bezweckte der Kaiser, mit so großen und umfangreichen Bauten die arbeitenden Klassen in Paris zu beschäftigen und zu befriedigen. Aber diese Bauten kosteten ungeheure Summen und trugen nicht wenig dazu bei, die öffentliche Schuldenlast anzuschwellen. Aus dem Bericht, welchen der Seinepräfekt Baron Hausmann am 18. Juni 1868 dem Kaiser über die finanzielle Lage von Paris erstattete, ging hervor, daß die Gesammtausgaben für die Pariser Bauten während der fünfzehn Jahre der Hausmann'schen Verwaltung auf 1,865,770,086 Fr. gestiegen sind, von denen nur 1,399,994,890 Fr. bezahlt wurden, mithin noch 465,775,195 Fr. zu zahlen übrig blieben, welche der Präfect innerhalb von sechzig Jahren allmälig zu tilgen vorschlug. Er erklärte diese enormen Ausgaben für nützlich, ja nothwendig, und stellte noch weitere in Aussicht. „Wenn, sagte der Präfect, die Höhe der Zahlen beweist, wie lebhaft und fruchtbringend der den lokalen Verbesserungen gegebene Anstoß war, so wäre es unklug, die Aufgabe als vollendet anzusehen und durch übertriebene und verfrühte Einschränkungen die Stadt in die Nothwendigkeit zu versetzen, jedes gerechtfertigte Verlangen nach neuen Verbesserungen absolut zurückzuweisen." Dabei blieb es denn auch, obgleich dem Seinepräfecten wegen seiner Verschwendung schwere Vorwürfe nicht erspart wurden.

Kostete die Stadt Paris viel, so trug sie doch auch viel ein. Die besten Arbeitskräfte und die größten Kapitalien Frankreichs

concentrirten ſich hier. Die Einwohner- und Häuſerzahl vermehrte ſich alle Jahre. Unzählige Fremde ſtrömten immerwährend herbei, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen, um ihr luſtiges Leben eine Zeit lang mitzumachen und um elegante Modewaaren aller Art zu kaufen, brachten alſo ungeheuer viel Geld in die Stadt.

Mitten unter den Kriegen, politiſchen Zuckungen und Sorgen der Kabinette und der Völker blühte die franzöſiſche Mode, übte ihre Herrſchaft über die ganze gebildete Welt aus und trieb ihren Muthwillen mit denen, die ſich ſo gutwillig von ihr beherrſchen ließen. In der That war die Karikatur des Menſchlich-Schönen, die in den Pariſer Moden zu Tage trat, ein Hohn für die Menſchheit. Die unſinnigen Crinolinen behaupteten ſich von der Vermählung der Kaiſerin Eugenie an bis zur Induſtrie-Ausſtellung von 1867. Dann kamen enge Kleider mit langen Schleppen und die noch unſinnigeren Chignons auf. Ungeheure Anhäufungen von falſchem Haar in den fabelhafteſten Formen, weit nach hinten ſtehenden dicken Haarbällen, hoch aufgethürmten Rollen, langherabfallenden einzelnen Locken, dann wieder dichtes Schlangengeringel wie Meduſenhaar ꝛc. Die ſcheußliche Entſtellung des weiblichen Kopfs und das Ekelhafte was in der Anhäufung ſo vielen falſchen Haares lag, war für alle Nationen, die ſich von Paris die Mode vorſchreiben ließen, und für die Franzoſen ſelbſt eine Verhöhnung, wie ſie nur ein ſpöttiſcher Teufel hätte erſinnen können. Am ſchmachvollſten aber benahm ſich Deutſchland dabei, indem es in dem Augenblicke, in welchem es ſeiner nationalen Einheit entgegen ging, alle dieſe neuen franzöſiſchen Moden mitmachte, als ob es ſo ſeyn müßte und ſich von ſelbſt verſtünde. Die Königin von Sachſen gab am Ende März 1868 das erſte Beiſpiel beſſern Geſchmacks und nationaleren Sinnes, indem ſie die Chignons von ihrem Hofe verbannte und den Damen für die Toilette zu den Hofbällen vor allen Dingen gekämmtes Haar vorſchrieb. Beinahe gleichzeitig erfuhr man, der Papſt habe der Kaiſerin Eugenie in Bezug auf die neue Mode

Vorstellungen machen lassen, welche sie beherzigt habe, so daß beim nächsten großen Hofball 2000 Chignons gefehlt hätten. — Im Winter von 1869—1870 kamen in Paris die Affen in die Mode, weil die Kaiserin Eugenie sich einen Lieblingsaffen angeschafft oder aus Afrika mitgebracht hatte. Nun mußten alle Damen von Rang und Vermögen auch den ihrigen haben und man konnte nicht Affen genug auftreiben.

So vielem Glanze und so vieler Ueppigkeit stand aber Elend und Corruption genug gegenüber. Seitdem Napoleon III. den vergeblichen Versuch gemacht hatte, das französische Staatsschiff vom großen finanziellen Seekraken frei zu machen, triumphirte der Börsenschwindel in Paris, wie in Wien und in Florenz. Am 18. September 1867 enthüllte Mirès die traurige Lage des crédit mobilier und bezeichnete die Mittel, um das Unheil, welches der Fall dieser Anstalt und der mit ihr verknüpften Unternehmungen über so viele Familien bringen würde, zu verhindern. Man solle sich nämlich an die Administratoren halten, die ein Privatvermögen von 360 Millionen zusammengebracht hätten, während die Gesammtverluste der Anstalt sich nur auf 225 Millionen beliefen.

Das französische Staatswesen brauchte allerdings viel Geld, zumal seit der Erhöhung des Militäretats. Doch auch hier ging mehr in die Taschen der Staatsdiebe an der Börse und in den Lieferungsbureaus, als in die Staatskasse selbst über. Die neue Militärorganisation erforderte große Summen, da die jährliche Rekrutenaushebung auf 100,000 Mann erhöht und die ganze übrige Jugend Frankreichs für die Mobilgarde (Landwehr) in Anspruch genommen wurde. Weil die Nation in ihrer großen Mehrheit Frieden wünschte, rief der große Aufwand für die Armee bittere Klagen hervor. Die Regierung machte den Versuch, durch ein neues Preßgesetz die Oppositionspresse zu versöhnen; aber wenn sie auch der Presse volle Freiheit gestattete, so gab sie doch den Gerichten eine desto größere Gewalt, wegen jedes der Regierung mißliebigen

Wortes die Männer der Preſſe mit exorbitanten Geldſtrafen oder langem Gefängniß heimzuſuchen.

Im Frühling 1868 wies Horn in einer Flugſchrift nach, der Geſammtbetrag der Laſten in Frankreich belaufe ſich jährlich auf mehr als drei Milliarden, wovon aber nur ein Viertel bis ein Drittel wirklich dem Staate zugute komme. Den größten Theil des Nationaleinkommens verſchlangen auch hier, wie in Oeſterreich die Juden. Beweis der Prozeß Pereire, der 1868 ſo großes Aufſehen erregte. Das jüdiſche Haus Pereire in Paris hatte in Verbindung mit Conſorten Aktien des crédit mobilier zu 516 Franken ausgegeben, die auf 200 Franken herabſanken. Die Betrogenen klagten und wieſen nach, daß die Ausgabe ungeſetzlich geweſen ſey, ſofern die Aktiengeſellſchaft ſtatt 60 Millionen in Aktien deren 120 ausgegeben habe. Das Handelsgericht entſchied, die Pereire und Conſorten hätten ſofort alle Aktien der zweiten 60 Millionen zu 516 Franken einzulöſen. Dieſe Juden hatten ſich nun wirklich auf Koſten der franzöſiſchen Nation ſo viel zuſammengeſchwindelt, daß ſie die 60 Millionen zahlen konnten, ohne daß es ihnen ein zu großer Verluſt war. Gleichzeitig rechnete man dem jüdiſchen Hauſe Rothſchild nach, es habe durch Staatsanleihen, Eiſenbahn- und andern Aktienunternehmungen in den letzten fünfzehn Jahren 1500 Millionen Franken reinen Gewinn gehabt. Mit Recht durfte daher der als Socialiſt vor Gericht geſtellte, arme Buchbinder Varlin in einer glänzenden Vertheidigungsrede das Verhältniß der jüdiſchen Millionäre zu den arbeitenden Klaſſen der Chriſten durch folgendes Gleichniß kennzeichnen: „Wenn hundert Tauben auf einem Stoppelfelde Nahrung ſuchen, 99 derſelben aber die Körnchen, welche ſie finden, nicht ſelber verzehren, ſondern alle auf einen Haufen tragen müſſen, den dann die hundertſte Taube allein das Recht hat, zur Füllung ihres Kropfes wegzufreſſen — ſo ſeht ihr daſſelbe was heutzutage bei den Menſchen geſchieht.“

Horn's Flugſchrift bemerkt: „Wenn man drei Milliarden für

die verſchiedenen Zweige des öffentlichen Dienſtes von den fünfzehn Milliarden jährlichen Einkommens abrechnet, ſo nimmt die Steuer offenbar zwanzig Prozent von unſern geſammten Hülfsquellen. Da nun die Beſteuerung in Frankreich im umgekehrten Verhältniß progreſſiv iſt, ſo muß der allgemeine Durchſchnitt in folgende Beſtandtheile aufgelöst werden: der Reiche bleibt weit unter dieſem Verhältniß; der Wohlhabende entfernt ſich wenig davon; die unbemittelten Maſſen werden viel höher beſteuert. Angenommen, die erſte Klaſſe werde unter allen Formen und Vorwänden mit 15 Francs für je hundert Francs des jährlichen Einkommens, die zweite mit 20%, die dritte mit 25% beſteuert, ſo bleiben wir wahrſcheinlich in Betreff dieſer letzten Klaſſe weit unter der traurigen Wirklichkeit."

„Das Geſetz vom 10. Juni 1833 und alle ſeitdem votirten Anleihegeſetze legten dem Staate die Verpflichtung auf, alljährlich zur Tilgung ſeiner Schulden eine Summe zu verwenden, welche einem Prozent ihres Betrages gleichkommt. Hat man aber dieſe bewilligten Gelder der vorgeſchriebenen Beſtimmung zugeführt? Nein, in fünfzehn Jahren hat man der Schuldentilgung nur vierundfünfzig Millionen gewidmet."

Die Hauptſache iſt, daß die ärmeren Klaſſen am meiſten gedrückt ſind. „Millionen Arbeiter in Frankreich, Hunderttauſende in Paris allein, ſtreben vergebens nach einer Verbeſſerung ihrer materiellen Verhältniſſe. Dank den Fortſchritten in der Erkenntniß der Grundſätze einer geſunden Volkswirthſchaft, ſind manche Arbeitgeber bereit, Zugeſtändniſſe zu machen, und die Arbeiter haben doch wohl nicht die Abſicht, ſie zu Grunde zu richten. Der gegenſeitige gute Wille führt jedoch nicht zur Verſtändigung, gibt keine Friedensbürgſchaft; es iſt kaum ein Waffenſtillſtand. Die Erklärung liegt nahe: die Zugeſtändniſſe des Kapitals werden durch die von den verſchiedenen öffentlichen Budgets in Anſpruch genommenen Summen beſchränkt; die Erträgniſſe der Arbeit werden durch die vielfältigen Anforderungen des Fiscus beträchtlich geſchmälert."

Im November 1868 starb zu Paris der sog. Baron James Rothschild, der reichste Jude der Welt, dessen hinterlassenes Vermögen die öffentlichen Blätter zu mehr als zwei Milliarden Franken berechneten. Wenn man erwägt, was Frankreich, Oesterreich, Italien ꝛc. im Verlauf der Zeit für Staatsschulden contrahirt und meistentheils bei Rothschild geborgt haben, so braucht man nicht zu fragen, wo der Reichthum Rothschilds herstamme? Der Jude zahlte den Staaten weniger, als sie ihm zu gute schreiben mußten, verkaufte die Staatspapiere, wenn er an der Börse eine künstliche Steigerung ihres Werths veranlaßt hatte, und kaufte wieder ein, wenn er den Cours künstlich erniedrigt hatte. So fielen von jedem Staatsanleihen reiche Prozente für ihn ab. Die Zinsen der Staatsschulden mußte aber zuletzt immer die ungeheure Mehrheit der christlichen und arbeitenden Klassen tragen. Rothschild verhielt sich also zu dem durch Arbeit beschafften Nationalvermögen der christlichen Völker Europas wie eine riesenhafte Pumpe. Der Jahreszins aus seinen zwei Milliarden kam dem Jahreszins gleich, den mehr als ein Großstaat für seine Schulden abzutragen hatte.

Die Opposition im gesetzgebenden Körper verfehlte nicht, die Finanzfrage in den Vordergrund zu stellen, denn dadurch war ihr Gelegenheit geboten, der Regierung Schläge zu versetzen. Die Staatsschulden hatten immer mehr zugenommen. Die mißlungene Expedition nach Mexiko hatte ungeheure Summen verschlungen. Die neuesten Kriegsrüstungen erschöpften vollends die Finanzen, ohne daß man ein Ziel und ein Ende derselben voraussah. Und die fabelhaften Summen waren keineswegs alle zum Nutzen des Staats verwendet worden, sondern wie in Italien, Oesterreich und Nordamerika in die Taschen der großen und privilegirten Staatsdiebe verschwunden. Man denke nur an des verstorbenen Herzogs von Morny Spekulationen, an die mexikanische Anleihe. Bitter beschwerte man sich, daß die kaiserliche Regierung den Reclamationen der Besitzer mexikanischer Obligationen, die ihr gutes Geld in die

lange vor, durch Natur- und Sprachforſchung, durch alle Früchte, welche nur in der Sonne geſetzmäßiger Freiheit reifen. Auch Deutſchland ſah in ſeinen trübſten Zeiten die innere Lebenskraft des Proteſtantismus, trotz der Art des mächtigen Feindes, überall neue Sproſſen treiben, und nach dem weſtphäliſchen Frieden vorzüglich evangeliſche Fürſten, den großen Churfürſten an der Spitze, mit ſelbſtbewußter Kraft und kluger Benützung aller Hülfsmittel zugleich die tiefen Wunden heilen, und eine beſſere Zukunft vorbereiten.

Daher darf es keineswegs befremden, wenn in der Zeit, da dieſe Strebungen mit Ergebniſſen gekrönt worden waren, die katholiſch gebliebenen Lande ſtrebten, in Kraftentwickelung den proteſtantiſchen gleich zu werden, und auf Einmal das Verſäumte einzuholen.

Dieſes geſchah, wo die Regierungen die Hand nicht boten, durch Revolutionen. Der zurückgehaltene Gährungsſtoff ſprengte jede Bande. Dagegen wollte Joſeph II. eine Revolution von oben herab machen, und dieſes Streben zehrte ihn auf. Nur als die franzöſiſche Revolution bereits die Maſſen mit den Ideen eines Nivellirungsſyſtems vertrauter gemacht hatte, gelang etwas Aehnliches der Regierung Baierns unter Maximilian I.

Der unparteiiſche Beobachter findet daher die ſtreitenden Theile ungefähr folgendermaßen gruppirt.

Der päpſtliche Stuhl ſeines Haupthülfsmittels, des Zufluſſes reicher und durchgebildeter Prälaten zur Centralregierung, und der meiſten Mönchsorden zum Kriege an den Grenzen beraubt.

Die katholiſchen Völker entweder in inneren Kämpfen befangen, wie in der pyrenäiſchen Halbinſel und Südamerika, oder durch überwachende Aufſicht der Staatsbehörde dem unmittelbaren Einfluſſe entzogen, wie in Oeſterreich; Frankreich in Gleichgültigkeit gegen allen Cultus, oder in finſterem, aber überall niedergehaltenem Fanatismus; Italien ſelbſt nur durch fremde Truppen in Ruhe und Gehorſam gehalten. Nur da, wo der Katholicismus zugleich als politiſche Waffe dient, wie in Irland wider England, in Belgien wider Holland, in Polen wider Rußland und Preußen, da iſt die alte Offenſivbewegung noch ſichtbar, und in neueſter Zeit mit verſtärkter Kraft aufgetreten.

kaiſerlichen Kaſſen zahlten, ihr Ohr verſchließe, während man den Bey von Tunis zwinge, den jüdiſchen Bankhäuſern in Paris die Lieferungen von ſchlechten Schiffen und Kanonen baar zu bezahlen. Die Miniſter hatten einen ſchweren Stand gegenüber ſo ſchweren Anklagen. Doch ſie trotzten mit eiſerner Stirn und die gefügige Mehrheit des Hauſes bewilligte ihnen alle neuen Summen, die ſie verlangten.

In den erſten Monaten des Jahres 1868 enthüllte ein Scandal im geſetzgebenden Körper die Corruption der Pariſer Journale. Kervéguen beſchuldigte die vornehmſten Blätter, ſie hätten ſich vom Ausland mit großen Summen beſtechen laſſen. Die Redakteure und Gönner jener Blätter erhoben dagegen ein ungeheures Geſchrei, ſo überlaut, daß man daraus den Verdacht ſchöpfen mußte, ſie hätten ein böſes Gewiſſen und die Beſchuldigung ſey nur zu wohl begründet. Die Hauptbeſchuldigten waren Havin und Gueroult, die ſich energiſch wehrten. Ein wahrſcheinlich parteiiſches Ehrengericht ſprach ſie frei; als aber Havin am 24. Februar im geſetzgebenden Körper die Entſcheidung des Ehrengerichts vorleſen wollte, unterbrach ihn der Präſident und hob die Sitzung auf. Die Mehrheit entfernte ſich unter ungeheuerm Triumph der Gallerien, aus denen der Ruf: Es lebe die Republik! ertönte. Die Linke blieb ſitzen und es hieß ſogar, ſie habe einen Vicepräſidenten wählen und fortdebattiren wollen. Später hieß es, der Vorfall ſey ſehr übertrieben worden. Inzwiſchen erbot ſich Granier de Caſſagnac den Beweis zu führen, daß wirklich Beſtechungen ſtattgefunden hätten. Aus der Unterſuchung ſoll ſich ergeben haben, daß der öſterreichiſche Geſandte in Paris, Fürſt Metternich, im März 1870 einem Herrn de la Varenne 20,000 Franken für die Flugſchrift Gare aux barbares ausgezahlt haben ſoll, in welcher Rußland und Preußen auf's wüthendſte angegriffen wurden. Insbeſondere wurde Graf Bismarck und auf Seite 7 der Flugſchrift König Wilhelm von Preußen ſelbſt, hämiſch verhöhnt und verleumdet. Auch in Italien hatten ſich die

Pariſer Blätter (Siècle, Opinion Nationale und die Debats) durch Ratazzi beſtechen laſſen, wie aus einer Menge von aufgefundenen Quittungen erhellt. Außer der Habgier ſpielte auch die Eitelkeit eine große Rolle. Man leſe nur Nr. 21 der aus dem Nachlaß von La Varenne abgedruckten Aktenſtücke, worin der Chef-Redakteur eines franzöſiſchen Blattes unterm 1. Dezember 1861 an La Varenne ſchreibt: „Ich wünſchte ſehr lebhaft, an Stelle des Kommandeurkreuzes des St. Mauritius-Ordens, welches der König mir ſelbſt gegeben hat, das ich aber nicht neben dem Eichen-Orden, dem Iſabellen-Orden und einem dritten Kommandeurkreuz, welches ich beſitze, am Halſe tragen kann, in einen höhern Grad befördert zu werden, welcher mir das Recht gibt, die Plaque zu tragen oder (da mir weniger an dem Grade als an der Sache liegt) die Erlaubniß zu erhalten, als Komthur die Plaque zu tragen, wie dies in anderen Staaten geſchieht. In Spanien nennt man das Komthure von der außerordentlichen Gattung.“ Der Scandal nahm zu, ſofern die betheiligten Journaliſten in Paris einander öffentlich Betrug, Infamie und alle Schande vorwarfen. Girardin wurde mit einem Stocke bedroht und verſah ſich zum Schutz mit einem Revolver.

Als im Beginn des Auguſt 1868 la lanterne, ein beißendes Witzblatt voll Hohn gegen das Kaiſerthum, unterdrückt wurde, nahm ſich deſſelben „das lateiniſche Viertel“ an. Die Studenten laſen das Blatt mit Begierde. Ein junger Sohn des berühmten General Cavaignac hatte den großen Preis für eine griechiſche Ueberſetzung erworben, wies ihn aber ſtolz zurück, weil er ihn mit einer Umarmung des kaiſerlichen Sohnes hätte erkaufen müſſen. Das war vielleicht nur perſönlicher Haß, weil ſein Vater einſt der Republik präſidirte, welche Napoleon III. vernichtet hatte. Es charakteriſirt aber Stimmung und Geſinnung der Pariſer Univerſität. Rochefort, der Herausgeber der Laterne, flüchtetete nach Belgien, ließ aber das witzige Blatt forterſcheinen und griff mit unerhörter Keckheit unaufhörlich die Perſon Napoleons und deſſen Antecedenzien an.

Ein Vorfall im Oktober 1869 warf wieder einmal ein helles Schlaglicht in die Sittenzuſtände von Paris. Schon lange hatte ſich hier dem Monde (der vornehmen Geſellſchaft) der Demi Monde ungenirt und mit einer Frechheit angeſchloſſen, welche ſich daraus erklärt, daß feile Dirnen, wenn ſie ſchön oder auch nur in die Mode gekommen waren, von den zahlreichen Don Juans des Hofes und der Hauptſtadt gefeiert, mit ungeheuern Summen bezahlt und noch glänzender und geſchmackvoller herausgeputzt wurden, als ihre eigenen ehelichen Hälften oder Töchter. Jene vornehmen Don Juans nahmen gar keinen Anſtand, ihre Schönen in die erſten Logen der Theater und auf die vornehmſten Bälle zu führen, wo ſie nicht ſelten durch ihren Schmuck und Putz Prinzeſſinnen und Herzoginnen überglänzten. Anſtatt ſich den Zudrang ſolcher frechen Dirnen zu verbitten, nahm die vornehme Damenwelt vielmehr den Handſchuh des Demi Monde auf, rivaliſirte mit ihm, wetteiferte mit ihm in Koketterie und wollte den Don Juans ebenſo liebenswürdig erſcheinen, wie jene Dirnen letzten Ranges. Hatte man doch ſchon vor hundert Jahren unter Ludwig XV. ähnliches erlebt und Napoleon III. ſah es gern, wenn man ſich mit unſittlichen Genüſſen und Scandalen, ſtatt mit Politik beſchäftigte. Die Damen der vornehmen Welt nun, die mit jenen privilegirten Dirnen wetteiferten, erhielten den Gattungsnamen Cocotten. Um einigermaßen ihren Verkehr mit Liebhabern zu maskiren, wurde es unter ihnen Mode, ſcheinbar zu wohlthätigen Zwecken zu ſammeln und unter dieſem Vorwand mit Herren zu korreſpondiren. Da kam ein Graf Beaumont, ein ſtrammer Küraſſier-Offizier, dahinter, daß ſeine Frau ſolche Correſpondenzen führe, verſtand ausnahmsweiſe keinen Spaß und ſtach den erſten Correſpondenten im Duell nieder. Der zweite war Fürſt Metternich, der bekannte öſterreichiſche Geſandte in Paris, der ſich genöthigt ſah, ſich mit dem Grafen in der Nähe von Straßburg zu ſchlagen, und eine Wunde am Oberarm davon trug. Man glaubte ihn echt diplomatiſch entſchuldigen zu können, indem man

ſagte, er habe den Reizen der Gräfin nur aus einem politiſchen Intereſſe gehuldigt, um mancherlei durch ſie zu erfahren. Der dritte, den Beaumont forderte, der Herzog von Fitz-James, wurde von ihm ſchwer verwundet.

Im November 1868 benutzten die Enragirten in Paris die Allerſeelenfeier, um auf dem Kirchhof den Manen der hier begrabenen Feinde des Kaiſers Ovationen darzubringen. Der Name Lamoricière wurde vorangeſtellt, weil Huldigungen, welche man dieſem berühmten Generale darbrachte, nichts Anſtößiges haben konnten. Die Demokraten hatten aber nur ihren Geſinnungsgenoſſen Baudin im Sinn, der im Kampf gegen die Truppen gefallen war, deſſen Grab auf dem Kirchhof Montmartre ſie wie das eines Heiligen verehrten und dem ſie ein prachtvolles Denkmal ſetzen wollten. Eine ſo grobe Demonſtration gegen das Kaiſerthum konnte die Polizei nicht dulden und ſchritt ein. Auch die Blätter, welche zur Subſcription für das Denkmal aufgefordert hatten, wurden zur Strafe gezogen. An ſich ein unbedeutender Vorfall, aus dem man aber die böſe Stimmung erkennen konnte. Picard, der Miniſter des Innern, wurde ſeines Amtes entlaſſen, weil er den Vorfall zu leicht genommen haben ſollte.

Während die franzöſiſche Regierung einerſeits den Papſt ſchützte und freundliche Worte mit den franzöſiſchen Biſchöfen wechſelte, ſchonte ſie andrerſeits auch wieder den kirchenfeindlichen Liberalismus und beſchützte ausdrücklich die Lehrfreiheit der mediciniſchen Facultät, in welcher ſich der gröbſte und unſittlichſte Materialismus eingeniſtet hatte und hier ſogar noch frecher als in deutſchen Hörſälen auftrat. Ein Profeſſor erklärte vor den Studenten, Keuſchheit ſey eine Sünde gegen die Natur. Ein anderer erklärte, Tugend und Sünde ſeyen nur Produkte materieller Vorbedingungen in der Art, wie aus gewiſſen Stoffen Zucker, aus andern Schwefel entſtehen müſſe. Ein dritter impfte jungen Leuten Siphylis ein, um zu verſuchen, ob ſich dieſe Heilmethode nicht eben ſo günſtig er-

weiſen würde, wie bei den Pocken, und zwar zum beſten der Jugend, die alsdann ungeſtraft nach Herzensluſt ſündigen könne. Als ſich Stimmen im Senat erhoben, welche dieſen ſchändlichen Unfug rügten, entſchied die Mehrheit und auch die Regierung im Namen der Wiſſenſchaft zu Gunſten der unbedingten Lehrfreiheit, und die Studenten brachten ihren Lehrern Ovationen unter dem Ruf: Vive le matérialisme! à bas le clergé!

Im Winter auf 1869 fanden häufig Verſammlungen in Paris ſtatt, welche vollkommen der Tendenz folgten, die ſich in der Studentenverſammlung zu Lüttich kund gegeben hatte, nämlich der deſtructivſten, die ſich denken läßt. Die Socialiſten, vornämlich aus dem Arbeiterſtande, und das eigenthumsloſe Proletariat beider Geſchlechter vereinigten ſich hier mit den Feinden jeder Religion, mit den ungenirteſten Atheiſten, um in zügelloſen Reden die öffentlichen Zuſtände der Gegenwart als etwas zu bezeichnen, was durch und durch verdammlich ſey und zerſtört werden müſſe. Man verlangte nicht mehr die politiſche Revolution, ſondern die ſociale, vor allem die Vernichtung des Eigenthumrechts. Alles ſollte allen gemeinſchaftlich gehören. Das Kapital in Privathänden, die Concurrenz in der Induſtrie müßten aufhören, denn ſie ſeyen es, durch welche das Volk verarme und von den Erdengütern, die allen Menſchen gemeinſchaftlich gehörten, bei angeſtrengteſter Arbeit doch nur den elendeſten Reſt bekäme, während die Müßiggänger in Hülle und Fülle ſchwelgten. Wie es überhaupt kein Eigenthum geben ſolle, ſo dürfe auch kein Weib mehr als Eigenthum gelten. Alle Weiber müßten frei, die Ehe abgeſchafft ſeyn. Keine Autorität, auch keine ſog. moraliſche, keine des Glaubens, dürfe mehr die allgemeine Freiheit einſchränken. Alſo dürfe es auch keine Kirche mehr geben. Die 60 Millionen, welche der Cultus jährlich in Frankreich koſte, ſeyen dem Volk geſtohlen. Man müſſe die Prieſter abſchaffen.

Als in einer Verſammlung ein Redner das Wort Gott gebrauchte, ſchrie alles auf ihn ein und der Präſident der Verſamm-

lung erklärte ihm: „Wir ſind hier eine Verſammlung von Atheiſten und wollen nicht durch ſolche Ausdrücke beleidigt werden.“ Dagegen erntete jeder Redner ſtürmiſchen Beifall, wenn er die Guillotine als das einzige Mittel empfahl, die Gleichheit der Rechte und des Beſitzes herzuſtellen. Auch Weiber hielten Reden und verlangten die Abſchaffung der Ehe, die freie Liebe (union libre). Alle waren darin einverſtanden, daß die menſchliche Geſellſchaft eines Bankerottes (liquidation libérale) bedürfe, einer Wegraſirung alles Beſtehenden, um ein neues Geſellſchaftsgebäude aufführen zu können. Um die Kirche auffallend zu verhöhnen, wurde am Charfreitag in einem Gaſthauſe der Vorſtadt St. Mandé eine Schmauſerei von Fleiſchſpeiſen abgehalten. Unter den 300 Gäſten befanden ſich 30 Frauenzimmer, unter denen Frau Paula Mink als berühmte Rednerin glänzte. Alle vereinigten ſich zu dem Trinkſpruch: „Nieder mit den Prieſtern!“ Zuletzt war alles beſoffen und lärmte ſo toll durcheinander, daß der Wirth die Polizei zu Hülfe rufen mußte.

Trotz ſolcher Vorgänge kam doch auch der alte Aberglauben und der Pfaffentrug nicht zu kurz. In Paris reicht die Zahl der Prieſter nicht hin, alle beſtellten Meſſen zu leſen, um die Leiden im Fegefeuer abzukürzen. Nun erlaubt der Papſt ſolche Meſſen andern zu übertragen. Prieſter und Buchhändler dienen als Mittelsperſonen. Eine Meſſe koſtet gewöhnlich einen Franken. Von dem Franken zahlen ſie nun 5 Sous als Prämie dem Prieſter, der ihnen den Auftrag gibt, und behalten 5 Sous für ſich als Gebühr, und dann werden ſie der Landgeiſtlichkeit zu 10 Sous feilgeboten. Ob dieſe bezahlten Meſſen wirklich geleſen werden, darum hat ſich bis jetzt niemand bekümmert. Ein ehemaliger Prieſter, Vidal, hat mit einem Agenten, Douſſet, den Handel in's Große getrieben. Er ſchickte Proſpekte in die Departements und ließ die Namen mehrerer Prieſter darunter drucken, welche dieſe Agentur empfahlen. Douſſet ließ ſich

nun in Paris viele Meſſen auftragen, zog das Geld, 72,677 Franken, ein und behielt es für ſich. So kam der Betrug heraus. Ein Prieſter, Bonetat, hatte für 7618 Meſſen unterſchrieben, ein Pfarrer Blanc hatte 11,265 Meſſen übernommen und in 2 Jahren für 100,000 Franken Meſſen verkauft. Douſſet wurde zu 1 Jahr Gefängniß und Vidal zu 5 Jahren und 3000 Franken verurtheilt. Wo findet ſich jetzt aber ein Biſchof in Rom, oder ein Mönch, der gegen ſolche Gräuel zeugt?

Die Redner jener Atheiſtenverſammlungen kamen auch auf Rom zu ſprechen und machten dem Kaiſer einen ſchweren Vorwurf daraus, daß er den Papſt noch immer ſchütze. Da nun dieſe Verſammlungen öffentlich gehalten werden durften und die Polizei nur ſelten eine auseinander gehen hieß, glaubte man, ihre Duldung ſey berechnet, um den beſitzenden Claſſen, die ſich bisher immer zur Oppoſition hielten, ein wenig mit dem rothen Geſpenſt Angſt zu machen und ihnen nahe zu legen, daß die kaiſerliche Regierung ihnen doch nützlicher ſey, als es die Anarchie ſeyn würde, die letzte Conſequenz des Liberalismus und der Freigeiſterei, welche gerade von der Bourgeoiſie und von ihrer Preſſe ſchon von ſo lange her gepflegt worden ſey.

Im Jahr 1869 ſchrieb ein franzöſiſches Blatt ‚La Cigale' (Die Grasgrille): „Das Ziel der internationalen Arbeiteraſſociation, ſo wie jedes ſocialiſtiſchen Vereins iſt die Beſeitigung des Schmarotzers und des Paria ..... Gott und Chriſtus, dieſe Vorſehung der Bürgerklaſſe, ſind zu jeder Zeit die Schutzmauern des Kapitales und die erbittertſten Feinde der arbeitenden Klaſſe geweſen. Gott und Chriſtus ſind ſchuld daran, daß das Volk noch bis jetzt in Leibeigenſchaft ſchmachtet. Indem man demſelben lügenhafte Hoffnungen und phantaſiereiche Paradieſe vorſpiegelte, hat man es bewogen, alle Leiden der Erde nicht nur ohne Widerſtand, ſondern ſogar mit Freuden auf ſich zu nehmen. Erſt wenn alle Religionen weggefegt, alle ſowohl chriſtlichen als ſonſtigen religiöſen Begriffe

bis auf die letzte Spur ausgetilgt ſeyn werden, können wir das politiſche und ſocialiſtiſche Ideal erreichen, das wir anſtreben. Wir würden alle unſere Pflichten verrathen, wollten wir auch nur einen Augenblick innehalten in der Verfolgung der Ungeheuer, welche die Menſchheit bis jetzt gefoltert haben. Dies ſind die vom letzten Congreß in Brüſſel verkündeten Principien. Krieg gegen Gott und Chriſtus, Krieg den Despoten des Himmels und der Erde!"

Im Februar 1869 erhob ſich im geſetzgebenden Körper ein Sturm gegen den Seinepräfekten Hausmann und gegen die Verwaltung der Stadt Paris, indirect gegen den Kaiſer ſelbſt. Man hatte nämlich, wie oben ſchon berichtet wurde, ungeheure Summen ausgegeben, um die Stadt Paris umzubauen, die alten engen Gaſſen und winkeligen Stadtviertel wegzuräumen und dagegen neue Prachtgebäude mit breiten Straßen zu errichten. Eine Menge Arbeiter fanden dabei Beſchäftigung. Zudem war der Umbau der Geſundheit förderlich und ſchmeichelte der Eitelkeit des Kaiſerthums und der Pariſer zugleich. Er koſtete aber ungeheuer viel Geld, ſo daß die Stadt eine neue Anleihe von 465 Millionen zu machen beſchloß. Das gab der politiſchen Oppoſition erwünſchten Anlaß, die ſtädtiſche Verwaltung oder eigentlich das Kaiſerthum unſinniger Verſchwendung zu beſchuldigen. Eine Demonſtration, die zu nichts führen konnte, da die Regierung der Mehrheit ſicher war. Jules Favre erſchöpfte ſich vergebens in Anklagen und bemerkte, das Beiſpiel der Hauptſtadt werde in den Provinzen nachgeahmt. Jede Stadt wolle große Plätze mit Paläſten und Fontainen haben. Die Paſſiva der Departements betragen ſchon 2250 Millionen. Dadurch nehme der grelle Gegenſatz von Reichen und Armen in der Nation immer mehr zu. Die großen Bauten vertheuern die Miethe. Die Pariſer Arbeiter müßten zu Tauſenden vor den Thoren in elenden Bretterhütten oder auf der bloßen Erde ſchlafen, weil jede Wohnung in der Stadt ihnen zu theuer ſey. Man ſchätzte im Jahr 1869 die Zahl der Arbeiter in

Paris zu 400,000 Köpfen, denn unaufhörlich ſtrömte ſie aus den Provinzen herbei.

Ende Januar 1870 gab es Arbeiterunruhen in dem großen Fabrikbezirk Creuzot, wo in den Etabliſſements des bisherigen Kammerpräſidenten Schneider 10,000 Arbeiter in großer Mehrheit ſich der internationalen Arbeiter-Aſſociation angeſchloſſen hatten, die Arbeit einſtellten und gewaltthätig über die Minderheit von Arbeitern herfielen, die ſich anſchließen wollten. Die Regierung ſchickte aber ſchnell Truppen dahin, 3500 Mann, was die Ruhe augenblicklich herſtellte und worauf auch 6000 Arbeiter wieder zu ihrem Geſchäft zurückkehrten.

Man machte die Wahrnehmung, daß ſich die Bevölkerung des franzöſiſchen Reichs immer mehr in die Städte ziehe, was ſich daraus erklärt, daß in den Städten mehr Gelegenheit gefunden wird, etwas zu verdienen, und daß die Eiſenbahnen das Ueberſiedeln von einem zum andern Ort erleichtern. Man verband damit aber auch eine andere Wahrnehmung. Der Umzug vom Land in die Städte wurde nämlich auch dadurch erleichtert, daß man weniger als vorher heirathete, ſich nicht mit Kindern beſchleppte und alſo jede Ortsveränderung erleichterte. Die Zahl der Ehen hat in Frankreich ſchon ſeit dem erſten Kaiſerreich ſtufenmäßig abgenommen, noch weit auffallender aber iſt die Abnahme ehelicher Geburten, während die unehelichen zunehmen. Man ſchreibt dieſen Umſtand dem Code Napoleon zu, nach welchem die Eltern ihren erwachſenen Kindern einen Mitbeſitz ihres Eigenthums einräumen müſſen. Die Eltern ſehen demnach keinen Vortheil mehr im Beſitze von Kindern. So wurde z. B. bekannt, daß zu Thomery, welches durch ſeine Weinproduktion berühmt iſt, von 300 Familien 132 kinderlos geblieben ſind. Den Commentar dazu lieferten im Jahr 1868 mehrfache ſcandalöſe Prozeſſe: Vergiftungen von Männern durch ihre Frauen im Complot, weil die letzteren die Proſtitution dem Zwange der Ehe und der Laſt der Kindererziehung vorgezogen, und ein Prozeß

gegen eine Frau, welche gewerbsmäßig die Kinder im Mutterleibe auf Verlangen der Mütter ſelbſt tödtete. Ein zur Begutachtung eingeladener Arzt erklärte vor den Geſchworenen, das ſey eine ganz gewöhnliche Sache und werde häufig jedem Arzte zugemuthet.

Mit der Seelenzahl großer Städte nimmt auch immer die Corruption zu. Sind die Menſchen ſo eng beiſammen, ſo entſteht eine Fäulniß wie unter den Beeren einer zu dicht zuſammengedrängten Weintraube. Im Jahr 1866 kamen in Frankreich 338 Verbrechen vor, auf denen die Todesſtrafe ſtand. Aber bei 318 wurden mildernde Umſtände angenommen und nur 20 Verbrecher wurden wirklich zum Tode verurtheilt, aber auch von dieſen wurden noch elf zu lebenslänglicher Arbeit begnadigt und nur 9 erlitten den Tod. In demſelben Jahre kamen in demſelben Frankreich 5119 Selbſtmorde vor.

Aus der großen franzöſiſchen Colonie Algerien kamen traurige Nachrichten. Von Tunis aus verbreitete ſich hier im Frühjahr 1868 eine ſchreckliche Hungersnoth. Franzöſiſche Blätter erzählten davon ſchauerliche Dinge. Der Winter war ungewöhnlich ſtreng und das ganze Atlasgebirge lange mit Schnee bedeckt. Alle Lebensmittel gingen aus. Um die letzten derſelben rauſte man ſich und ſchlug ſich todt. Mütter verkauften ihre Kinder für 10 Sous, um nur etwas zu eſſen zu bekommen. In der Verzweiflung aß man Menſchenfleiſch, wie denn ein Mohr förmlich gebraten und verſpeist wurde. Alles floh aus dem Gebirge und die Wege bedeckten ſich mit Todten, Weiber, Greiſe, Kinder beſtürmten täglich die Niederlaſſungen der Franzoſen um Brod und Kleider, um den gräßlichen Hunger zu ſtillen und im ungewohnten Froſt ihre Blöße zu bedecken. In der Umgegend von Miſſerghin wurde ein zwölfjähriges Mädchen von ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern gefreſſen.

Im Beginn des Jahres 1869 machten die Beduinen an den Grenzen zwiſchen Algerien und Marokko einen neuen Angriff auf

Während Rom sich von der russischen Regierung jedes Einschreiten gefallen läßt, und sogar während des polnischen Aufstandes in ganz anderem Sinne handelte, als in Belgien, während England mit der äußersten Schonung behandelt wird, wurde Preußen zum Gegner ausersehen, welchen man mit Glück zu bekämpfen hoffte.

Die preußische Regierung hatte vielleicht zu bereitwillig das napoleonische Concordat für seine neuerworbenen Westprovinzen aufgeopfert, vielleicht zu schnell die Congrua der Landgeistlichen erhöht, wohl in der Meinung, hiedurch die Anhänglichkeit der neuen Unterthanen zu gewinnen. Aber kein als Collegium organisirter katholischer geistlicher Rath vermittelte die Wirkung der Regierungsgewalt auf die katholische Kirche, und die Amtsführung des Erzb. v. Spiegel machte die Regierung unbesorgter für die Zukunft, als sie hätte seyn sollen. Spiegel war nur durch die Behendigkeit Bunsen's, welcher ihn ohne bestimmten Befehl vorschlug und hiebei seine Stelle auf's Spiel gesetzt hatte, wenige Tage vor dem Tode Pius VII. und dem Rücktritte Consalvi's vom Staatssecretariat durchgesetzt worden, war also mehr ein glücklicher Zufall, als ein Anhaltspunkt für kommende Zeiten. Auch in der evangelischen Kirche fehlte es nicht an Unzufriedenen. Union und Agende, Mukker und Pietisten nahmen die Thätigkeit der Regierung vielfach, und nach Vieler Meinung zu oft in Anspruch. Inzwischen betrug sie sich überall mit Mäßigung, ja mit Langmuth, bei den Bewegungen der Brüder Theiner sogar mit Parteilichkeit für den Katholicismus. Wenn sie die Zillerthaler freundlich aufnahm, so geschah dieses ganz im Geiste, welcher seit Jahrhunderten Preußen belebte, und überdies im besten Einverständnisse mit Oesterreich.

Kurz vor der Zeit, in welcher die schon lange merkliche Spaltung zwischen Preußen und Rom sich zu offenem Bruche erweiterte, reiste der ausgezeichnetste Kopf unter den Arbeitern des römischen Staatssecretariats von Rom nach Berlin, dann über Köln nach Belgien, und von da zurück nach Rom. Die Aufgabe seiner Reise mag gewesen seyn, genauere Data über den wahren Stand der Dinge, die Nachhaltigkeit und Verfüglichkeit der beiderseitigen Kräfte zu erhalten. Die Vermuthung wird nicht zu gewagt scheinen, daß er gefunden haben mag, die Entwickelung des

die franzöſiſche Colonie. Sie hatten ſich überreden laſſen, es ſtehe ein großer europäiſcher Krieg bevor und Frankreich werde am Rhein beſchäftigt werden, daher Algerien vernachläſſigen. Der Stamm der Uled-Sidi-Scheich brach in die Gegend des Dſchebel-Amur vor, wo ſchon in frühern Jahren häufig gekämpft worden war. Die franzöſiſchen Garniſonen, die ihnen am nächſten waren, wurden raſch zuſammen gezogen und am 1. Februar ſchlug Oberſt Sonnis mit nur 1200 Mann bei Ayn Madhi eine dreimal ſtärkere Schaar von Arabern zurück. Uebrigens dauerten die Aufſtände der Araber fort. Jules Favre brachte am 27. Dezember 1869 im geſetzgebenden Körper vor, daß in Algerien bei Tebeſſa eine Caravane von Tunis von Arabern, die im Dienſte Frankreichs ſtünden, ermordet und geplündert worden ſey. Die Militärregierung in Algerien habe die Sache vertuſchen wollen und die Schuldigen nicht verfolgt. Nun habe ſich aber einer der Letztern, Ben Gabah, freiwillig vor Gericht geſtellt und erklärt, er habe auf Befehl des Kaid Ali und dieſer auf Befehl des arabiſchen Militärbureaus zu Tebeſſa, dieſes aber auf Befehl des Obercommandanten der Provinz gehandelt. Der Kriegsminiſter Leboeuf erklärte, der Fall ſolle vor ein Kriegsgericht verwieſen werden.

Die Streitigkeiten mit Tunis wurden ſchon 1868 beigelegt.

Im Juni 1870 brach ein neuer Aufruhr an den Grenzen von Algerien und Marokko aus. Die Franzoſen ſollen einen unbedeutenden Verluſt erlitten haben. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß die Afrikaner ſo gute Witterung von dem bevorſtehenden Kriege Frankreichs gegen Deutſchland hatten.

Im Allgemeinen hat Napoleon III. zwar ehrenhalber Algerien behaupten müſſen, dieſer Colonie aber keine beſondere Theilnahme gewidmet und die großen Koſten für ſie geſcheut. Daher konnte auch weder Frankreich noch Algerien ſelbſt bei ihrer Verbindung etwas gewinnen. Nur eine großartige europäiſche Coloniſation hätte der fruchtbaren Nordküſte Afrikas auch den Segen der Civiliſation

bringen können. Statt deſſen dauerte die Militärtyrannei von der einen, das Räuberweſen und die Rebellion auf der andern Seite fort. Es drang ſogar mehr Barbarei von Algerien in Frankreich ein, als Civiliſation von Frankreich in Algier. Die franzöſiſchen Truppen gewöhnten ſich in Algerien an eine barbariſche Kriegführung, an die Razzias und Grauſamkeiten aller Art, die ſie als Repreſſalien gegen die Araber und Kabylen zu üben freilich veranlaßt waren. Die Zuaven und Turcos brachten mit ihrer orientaliſchen Tracht auch eine fremde Wildheit mit nach Frankreich. Es iſt gewiß charakteriſtiſch, daß mit der Beſitzergreifung von Algerien im Jahr 1830 die franzöſiſche Literatur, die ſog. neufranzöſiſche Romantik, jenen blutdürſtigen Charakter, jene wahnſinnige Verliebtheit in das ſcheußlichſte Verbrechen, jene Miſchung von raffinirter Wolluſt und Grauſamkeit annahm, welche die berühmten Schauſpiele und Romane von Victor Hugo, Eugen Sue, Balzac, G. Sand, A. Dumas ꝛc. zur Schau trugen.

Im Herbſt des Jahres 1869 wurde die franzöſiſche Colonie am Senegal, deren Centralpunkt St. Louis iſt, durch einen nicht unbedeutenden Aufſtand der anwohnenden Neger unter Anführung eines gewiſſen Lat'Dior beunruhigt. Derſelbe wurde im September zwar zurückgeſchlagen, da aber auch die franzöſiſchen Truppen nach St. Louis zurückkehrten, verbreiteten die Rebellen das Gerücht, ſie hätten geſiegt, und drangen auf's neue vor. Diesmal aber wurden ſie von den franzöſiſchen Truppen unter dem Kapitän Canards gründlich geſchlagen und auf ihrer Flucht noch einmal von dem Negerkönig Sina, der ſich mit den Franzoſen verbunden hatte.

Frankreich wollte in Bezug auf den telegraphiſchen Verkehr mit Nordamerika nicht von England abhängen, legte daher ein eigenes unterſeeiſches Telegraphenſeil (Kabel) von Breſt aus nach der Küſte des Staates Maine. Im Juli 1869 wurde dieſes neue große Unternehmen mit Hülfe des engliſchen Rieſenſchiffes Great

Eaſtern ausgeführt. Die Regierung der Vereinigten Staaten gab ihre Einwilligung, nachdem eine Oppoſition den Staat Maine nicht für berechtigt erklärt hatte, eigenmächtig in dieſer Sache mit Frankreich zu contrahiren. Bald aber entſpann ſich ein Streit, weil Frankreich nicht völlige Gleichheit des Tarifs zuließ, ſondern ſich ſelbſt dabei begünſtigte.

Viertes Buch.

Garibaldi vor Rom.

Das Königreich Italien war mit Hülfe Frankreichs zwar neu geſchaffen worden, aber in ſeiner Einheit weder fertig, noch ſicher. Zur Einheit fehlte ihm vor Allem Rom als ſeine natürliche Hauptſtadt, ſo wie auch die Provinzen Savoyen und Nizza, die ſich Frankreich zugeeignet hatte. Der König von Italien mußte den Verluſt dieſer Provinzen und die Anweſenheit franzöſiſcher Truppen im Kirchenſtaat dulden, weil er Frankreich zu Dank verpflichtet, überhaupt zu ſchwach war, um es zu hindern. Er war mit einem Wort der Vaſall Frankreichs geworden und das umſomehr, als er auch im Innern zwei große Parteien gegen ſich hatte, gegen welche ihn nur das mächtige Frankreich ſchützte, nämlich die republikaniſche Partei Mazzini's und Garibaldi's und die reaktionäre der depoſſedirten Fürſten und des Klerus.

Dieſe Unvollſtändigkeit und Unzulänglichkeit ſeiner Macht entſchuldigte den König Victor Emanuel einigermaßen, ſofern es mit den Reformen im Innern nicht vorwärts gehen wollte. Eine ſo große Aenderung, wie es die plötzliche Einigung Italiens nach tauſendjährigen Spaltungen war, konnte nicht wohl gelingen, ohne eine durchgreifende Wiedergeburt des nationalen Geiſtes und der

materiellen Kräfte des Landes, ohne eine große ſittliche und materielle Reform. Etwas dergleichen hätte die königliche Regierung nun wohl auch mit den Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden, bewerkſtelligen können. Aber es fehlte ihr an ſittlicher Energie. Die oft wechſelnden Miniſter wollten oder konnten der parlamentariſchen Intrigue und der entſetzlichen Habgier der Conſorteria, d. h. einer das Landesvermögen ausbeutenden Verbindung von hohen Staatsbeamten und Parlamentsgliedern, nicht ſteuern und ſo geſchah es, daß trotz des ungeheuren Werthes der Regalien und des Kirchenguts der Staat in kurzer Zeit verarmte, weil Alles unter der Hand verſchleudert und Anleihen über Anleihen gemacht wurden, bei denen nur der Jude und die Staatsdiebe gewannen, wie in Oeſterreich. Der ſo tief verſchuldete Staat hatte nun kein Geld übrig, um den Landbau nachdrücklich zu fördern, die öden Latifundien zu dismembriren, Induſtrie und Handel zu beleben, die Marine zu vermehren ꝛc. In allen dieſen Beziehungen geſchah jetzt ſo wenig als je vorher. Eben ſo wenig gab ſich die Regierung Mühe, die Schulen zu heben, wahre Bildung zu befördern und zugleich die Sittlichkeit zu pflegen. Man haßte Rom, man fürchtete ſich vor Rom, man verachtete den Klerus. Man pflanzte dem Volk zugleich aber auch Verachtung der Religion und Moral ſelbſt ein, überſchwemmte es mit Ueberſetzungen der franzöſiſchen Freigeiſter, fabricirte für das unwiſſende Volk, welches noch gar nicht leſen konnte, maſſenhaft infame und obſcöne Bilder zur Verhöhnung alles Heiligen und trug dergleichen auch in den Theatern zur Schau. Es mußte daher jedem Vernünftigen auch ſehr zweifelhaft erſcheinen, ob der bisherige römiſche Aberglaube nicht doch am Ende etwas Beſſeres ſey, als dieſe neue Gottesläſterung und Affenſchande.

Auch bei den Volksvertretern im Florentiner Parlamente wollte ſich ſo wenig als bei der Regierung ſelbſt irgend eine Fähigkeit oder Neigung zu einer ſittlichen Wiedergeburt der Nation und zu durchgreifenden und nützlichen Reformen im ſocialen und materiellen

Leben blicken lassen. Das italienische Parlament war vielmehr ganz und gar in das Fahrwasser des französischen gerathen und äffte nur die Opposition gegen das jeweilige Ministerium nach, um die Häupter der Oppositionspartei so schnell als möglich in's Ministerium zu bringen ohne Rücksicht auf das Wohl und die Ehre des Landes. Die unnatürliche Art der französischen Repräsentation brachte es mit sich, daß immer nur persönlicher Ehrgeiz und persönliche Habgier der sich vordrängenden Schwätzer vertreten werden und niemals das wahre Volksinteresse. Sogar in dem ruhigern und besonneneren Deutschland kamen auf diese Weise die schädlichsten, der Nation unwürdigsten Elemente in die sog. Volksvertretung. Wie viel mehr mußte das nicht in Italien der Fall seyn, wo sich Unwissenheit beim Volk und Verschmitztheit und Gewissenlosigkeit bei den Führern, die sich ihm aufdrängen, in noch viel reichlicherem Maaße vorfinden.

Der heil. Vater in Rom war in keiner beneidenswerthen Lage. Von den altkatholischen Staaten Spanien, Italien und Oesterreich verlassen, fand er einen bewaffneten Beschützer nur im Kaiser der Franzosen. Im Osten der katholischen Welt war ihm das treue Polen gänzlich entrissen worden. Die moralische Unterstützung der Bischöfe und der gläubigen Katholiken in den verschiedensten Ländern konnte ihm wenig helfen. Rom selbst war von der Revolution unterminirt. Wenn zwei Augen in Paris sich schließen sollten oder der französische Kaiser durch politische Bedrängnisse und Nothwendigkeiten gezwungen würde, in Bezug auf Italien andere Entschließungen zu fassen, konnte nichts die Garibaldianer hindern, endlich triumphirend in Rom einzuziehen und das Papstthum zu stürzen.

Aber unter so großen und lange dauernden Gefahren bewahrte Pius IX. einen hohen Muth, würdig seiner gleichnamigen, im politischen Märtyrerthum erprobten Vorgänger, des sechsten und siebenten Pius. Wie es scheint, wuchs in ihm das Bewußtseyn der

großen Miſſion, die vom Stuhl Petri unzertrennlich iſt, gerade je wildere Wogen der Revolution und des Unglaubens ihn umtobten. Dies bezeugt ſein Syllabus. Gleich einem alten Propheten hielt er unerſchrocken der Welt alle ihre Sünden vor. Aber er mißverſtand ſeine päpſtliche Autorität. Hatte er ſchon im Dogma von der unbefleckten Empfängniß über ein Myſterium, von welchem Päpſte und Concilien in der glänzendſten Zeit der Kirche den Schleier nicht zu heben wagten, in überraſchender Kürze eine definitive Entſcheidung getroffen, ſo ſollten der bisher ſtrittigen Dogmen noch mehr aus ſeiner Greiſenhand ausgeſtreut werden, zu welchem Zweck er die Biſchöfe der katholiſchen Welt abermals und noch einmal um ſich verſammelte.

Perſonen, welche den Papſt in Rom zwanzig Jahre lang beobachtet haben, halten Eitelkeit für eine ſeiner erſten Eigenſchaften. Als er 1846 durch die Stimmen der italieniſchen Cardinäle auf den heil. Stuhl gelangte, war große Gährung in Italien, wie in andern Theilen Europas. Es war die Zeit unmittelbar vor dem Sonderbundskriege in der Schweiz, welchem die Februarrevolution in Frankreich, die Märzrevolution in Deutſchland folgte. Italien war durch die Mazziniſten aufgeregt, für die Freiheit und Einheit der apenniniſchen Halbinſel begeiſtert, gegen Oeſterreich furchtbar erbittert. Gioberti aber hatte grade damals in einer viel Aufſehen machenden Schrift den römiſchen Stuhl als den natürlichen Mittelpunkt bezeichnet, um welchen her ganz Italien ſich einigen ſolle. Als nun dem reaktionären Papſte Gregor XVI. Cardinal Maſtai als Pius IX. auf dem heil. Stuhle nachfolgte, erſah ihn das junge Italien oder die Partei der Freiheit und Einheit zu ihrem Werkzeuge aus, verführte ihn durch überſchwängliche Schmeicheleien zur Schau getragener Volksgunſt und durfte hoffen, ihn jedenfalls zu compromittiren und wenigſtens für eine Zeitlang für ihre Zwecke zu benutzen. Bekanntlich war ein gewiſſer Cicceruachio, ein Heros des römiſchen Pöbels, der ſich ſtets an ihn hing, wo er ſich öffentlich

zeigte, und ihm die Liebe und Bewunderung des Volks bis zur perſönlichen Vergötterung aufdrängte. Pius ließ ſich wirklich dadurch verführen und ſog recht behaglich die liberalen Weihrauchsdüfte ein, die ihm auch vom Auslande her zuwehten. Erſt 1848 widerſetzte er ſich zum erſtenmal der damals alles hinreißenden liberalen Strömung, indem er nicht leiden wollte, daß die Truppen des Kirchenſtaats den Feldzug Karl Alberts gegen Oeſterreich mitmachen ſollten. Sie thaten es dennoch, aber er verwahrte ſich wenigſtens, weil er fürchtete, wenn er ſelbſt als Papſt gegen Oeſterreich auftrete, würde dieſes durch und durch revolutionirte Reich dem Deutſchkatholicismus anheimfallen, den man in Rom mehr fürchtete, als er damals in Deutſchland beachtet wurde.

Von dieſem Augenblicke an kehrte das liberale Italien dem betrogenen Papſt den Rücken zu. Die Mazziniſten und Garibaldianer waren durch die Pariſer und Wiener Revolution ſiegesgewiß und übermüthig geworden und der König von Sardinien wäre froh geweſen, wenn der Papſt, den jene damals wirklich aus Rom vertrieben, niemals dahin zurückgekehrt wäre. Pius floh nach Gaeta und kam hier mit der Königsfamilie von Neapel zuſammen, um von nun an ganz und für immer der reaktionären Partei anzugehören, welche nicht verfehlte, ihm ebenſo reichlich Weihrauch zu ſtreuen, als es bisher von der Fortſchrittspartei aus geſchehen war. Die letztere unterlag bekanntlich in ganz Europa. Im revolutionären Frankreich erhob ſich das zweite Kaiſerthum, im revolutionären Oeſterreich ſtellte der geniale Fürſt Schwarzenberg ebenfalls die ganze Machtfülle des alten Kaiſerthums wieder her. Napoleon III. baute ſeinen neuen Thron auf das weit überwiegende Stimmenmehr des katholiſchen Landvolks in Frankreich und Oeſterreich ſchloß mit Rom das neue, vom Liberalismus auf das heftigſte angefochtene Concordat. Der Papſt fand ſich alſo von den zwei katholiſchen Großmächten Europas im Sinne der ultramontanen Politik auf eine Weiſe unterſtützt, wie er es beim Antritt ſeiner Regierung

ſich nicht hätte träumen laſſen. Nach Vertreibung der Garibaldianer im Triumph nach Rom zurückgeführt, glaubte er ſich auf wunderbare Weiſe von Gott oder vielmehr von der Jungfrau Maria, ſeiner unmittelbaren Patronin, beſchützt und zu außerordentlichen Dingen berufen. Es iſt wohl kein Zweifel, daß ihm ſeine lebhafte Einbildungskraft vorgeſpiegelt hat, der römiſchen Kirche wieder zu gewinnen, was ſie ſeit Innocenz III. nicht mehr beſaß, anfangs mit Hülfe der weltlichen Großmächte, hauptſächlich Frankreichs, wie einſt in Avignon, und am Ende auch ohne ſie. In dieſem Stadium warf er ſich den Jeſuiten in die Arme, wie er im Anfang ſeiner Regierung ſich den Liberalen hingegeben hatte.

Es iſt noch nicht genau ermittelt, inwieweit ihn politiſche Einflüſterungen zu ſeinem kühnen Vorgehen ermuthigten. Jedenfalls hat er durch die Anmaßung der Infallibilität das Mitleid, das man mit ihm hatte, und die Achtung, die man dem Unglück bewies, ſelber wieder verſcherzt. In der Encyclica nahm er ſchon einen hohen Ton an, als ob Jehova vom Sinai herabdonnerte. Das ſittliche Ergrimmen in einer ſo böſen Zeit würde ihm wohl angeſtanden haben. Aber es fehlte ihm an der apoſtoliſchen Einfachheit, wie an der Selbſtloſigkeit des zürnenden Propheten. Der Papſt trug in ſeinem Rom einen fürſtlichen, wahrhaft heidniſchen Prunk und Luxus zur Schau.

Erwägt man, daß für den Papſt wegen ſeines angeblichen Nothſtandes in der ganzen katholiſchen Welt der ſog. Petrospfennig*) geſammelt wurde, ſo erſcheint der äußere Prunk in Rom

*) Die Einnahme durch den Petrospfennig berechnete man im Jahr 1861 zu 14, ſpäter zu 11 Millionen. Ihr zur Seite ging unter anderm die Einnahme für Facſimiles der angeblichen Ketten Petri, deren im Jahr 1868 bereits 50,000 abgeſetzt worden waren. Den Verkauf derſelben beſorgte eine eigens zu dieſem Zweck zuſammengetretene Erzbrüderſchaft.

höchſt unpaſſend. Am 29. Juni 1867 am Peter- und Paulstage feierte die katholiſche Welt das achtzehnhundertjährige Jubiläum des Tages, an welchem der heil. Petrus in Rom „das Martyrium erlitten hatte, und um die Feier würdig zu begehen, lud der Papſt an dieſem Tage alle Biſchöfe ſeiner Kirche nach Rom ein. Zugleich ſollte die großartige Verſammlung beweiſen, wie anhänglich die geſammte Kirche an ihren Oberhirten ſey, was man in Italien ſelbſt immer auf's neue vergeſſen zu wollen ſchien. Die Würdenträger der Kirche fanden ſich auch wirklich in großer Zahl aus allen katholiſchen Ländern ein. Gegen 500 Biſchöfe, gegen 12,000 Prieſter. Die kirchenfeindliche Partei in Italien wagte aus Furcht vor Frankreich zwar keine Gewaltthätigkeit gegen die frommen Pilger auszuüben, beeiferte ſich aber, ſie auf alle Art zu ſchrecken und ihnen die Reiſe nach Rom als etwas ungeheuer Gefährliches vorzuſpiegeln. Man belog ſie, alles wimmele von Räubern, in deren Hände ſie fallen würden. In Rom ſelbſt herrſche die Cholera und richte furchtbare Verheerungen an. Den vielen Pilgern, die über Ancona kamen, zeigte man falſche Telegramme vor, worin der Tod des Papſtes gemeldet war, und ſuchte ſie zur Umkehr zu bewegen. Da die Pilger dennoch ihrem Vorſatz treu blieben, verhöhnte man ſie und legte ihnen die gottesläſterlichen Zeitungsartikel vor, in denen alles Heilige verſpottet und zuverſichtlich behauptet wurde, die Hierarchie und der ganze päpſtliche Reliquienkram werde bald aus Italien hinweggefegt ſeyn.

Inzwiſchen ſtrömten die Gäſte nach Rom und das Feſt wurde in der großartigſten Weiſe begangen. Faſt zu prächtig für den Nothſtand der Kirche, denn eine Woche lang prangte Rom im ausgewählteſten Schmuck und drängte ſich alles zuſammen, was Rom jemals von Prozeſſionen, Ausſchmückung der Straßen und Häuſer, Illuminationen, päpſtlichen Meſſen und Segenſpendungen geſehen hatte. Ein Feſt folgte dem andern, wie ein glänzender Pfauenſchweif: die Lichtfeſte im Vatican, die prachtvolle Beleuchtung der

Gewerbefleißes finde in Deutschland vorzüglich in protestantischen Landen statt, wirke von diesen auf katholische von protestantischen Fürsten regierte zurück, und erzeuge in diesen fortwährend protestantische Kolonien; die verbesserten Schulen bringen beide Theile faktisch einander näher, und der, auf Hochschulen sorgfältig vorgebildete Klerus suche zwar den Katholicismus wissenschaftlich zu begründen, aber ganz nicht in dem Sinne und der Weise Roms; diese Richtung müsse, wo nicht ein Schisma, doch vollständige Ausbildung des Episkopalsystems zum Endpunkte haben. Nur die Armen erinnern sich noch der Klöster, die stiftsfähigen Familien der Domcapitel mit Sehnsucht; der durch den Zollverein so sehr vermehrte Verkehr drohe den Mittelstand, welcher stets bedeutender werde, zu Gleichgültigkeit gegen Formen, zu Vernichtung derselben im Innern der Familien zu treiben, wie man dieses in allen Handelsstädten zu bemerken habe. Vielleicht könne das nahe Belgien einen Stützpunkt zu einer Bewegung abgeben, welche das schöne, einst so rein und eifrig katholische Land der Herrschaft einer Regierung entreiße, welche um so gefährlicher seye, als sie die materiellen Interessen, die Schulbildung und die formale Annäherung der vereinten evangelischen Kirche an den Katholicismus zugleich befördere; in jedem Falle werden kirchliche Zerwürfnisse ihr einen Theil des Volkes entfremden, und ihre Thätigkeit auf eine Weise in Anspruch nehmen, welche weitere Fortschritte zum Nachtheile Roms vor der Hand unmöglich machen werde.

Vielleicht mag auch nebenher bemerkt worden seyn, daß ein betagter vielgeprüfter König zum Nachgeben geneigt seyn dürfte, da er seine Tage in Ruhe beschließen wolle, daß der Einfluß Preußens auf die gemischten Vereinsstaaten aus begreiflichen Gründen im Steigen begriffen seye, daß man also bald eine compaktere Masse als früher zu bekämpfen haben werde.

Seit einigen Jahren steht an der Spitze der äußeren kirchlichen und politischen Angelegenheiten des römischen Stuhls ein Cardinal aus dem Orden der Barnabiten, welcher zur Zeit der Ordonnanzen Nuncius in Paris war, und dort von der öffentlichen Meinung für deren vorzüglichen Beförderer allgemein genommen wird. Mit ihm und durch ihn kam die Partei der Glaubenseifrigen zu entschiedenem Einflusse. Diese weicht den Verfolgungen nicht aus, sie ruft sie hervor, sie sucht allein Heil in

Peterskirche, die Girandola auf dem Pincio, die Beleuchtung der Stadt, des Corso, des Forums, Pferde- und Wagenrennen ꝛc. Das Hauptfest war die Gedächtnißfeier des heil. Petrus, daran schloß sich die des heil. Paulus und die Heiligsprechung von japanesischen Märtyrern. Die anwesenden 440 Bischöfe überreichten dem heil. Vater eine Adresse, worin sie mit Stolz hervorhoben, der Fels Petri sey und bleibe unerschütterlich, wenn die Sündflut auch gegen ihn heranwoge. Dabei priesen sie dankbar den standhaften Muth ihres Oberhirten und gelobten ihm unverbrüchliche Treue im Kampf für die heil. Kirche. Pius IX. mahnte sie zu längerer Ausdauer, verwies sie an die Treue Gottes, der seine Kirche nicht werde untergehen lassen, und dankte ihnen mit väterlicher Freude. Die Adresse trug 537 Unterschriften, also auch von solchen Bischöfen, welche nicht selbst hatten kommen können. An sie schlossen sich die Deputationen von hundert italienischen Städten an, die den Papst ihrer unwandelbaren Treue versicherten. Der letztere stellte noch für den nächsten Herbst die Einberufung eines Concils in Aussicht, welches über die künftige Stellung der Kirche zum Staat endgültig entscheiden sollte. Eine Entscheidung, die freilich nur einseitig ausfallen konnte, sofern die stärkere Macht und das entgegengesetzte Interesse ohne Zweifel bei den weltlichen Staatsgewalten war.

Mit dem lauten Jubel jener römischen Feste contrastirte im folgenden Monat Juli die plötzliche Verödung Roms durch die Abreise nicht nur der Pilger und vieler andern fremden Gäste, sondern auch vieler römischen Familien, welche der Cholera entflohen. Man rechnete am Ende des Monats täglich 60 Erkrankungen in Rom, die meist tödtlich verliefen. Das gemeine Volk pflegte bei Nacht und barfuß in Prozession mit Bußgesängen durch die Stadt zu ziehen, um das Uebel zu wenden. Weil aber diese Bittgänge nur zur Vermehrung der Erkrankungen beitrugen, mußte die Regierung sie verbieten.

Die Cholera wüthete sehr heftig in Unteritalien und hier wieder-

holten ſich Scenen der durch Aberglauben erzeugten Volkswuth, wie beim erſten Auftreten der Cholera früher in Rußland und Ungarn. Das gemeine Volk in Calabrien bildete ſich nämlich ein, die Cholera entſtünde durch Hexerei. Boshafte Perſonen, die ſich unſichtbar machen könnten, ſog. Schattenmänner, bliesen das Gift durch das Schlüſſelloch in die Häuſer hinein. In Corigliano verließen deßhalb alle Menſchen ihre Häuſer. In St. Paolo Albaneſe wurde ein angeblicher Hexenmeiſter von den Weibern gräßlich gemartert und noch lebendig verbrannt. Wahrſcheinlich politiſcher Haß des neapolitaniſchen Volks gegen die neue Regierung und gegen die Piemonteſen lenkten den Verdacht auf dieſe. In Arboris verbreitete ſich das Gerücht, das Militär ſey beordert, die Cholera unter dem Volke zu verbreiten, und nun ſtürmte das bewaffnete Volk die Kaſernen, ſteckte ſie in Brand und metzelte die Soldaten nieder. Dieſen kamen von Gerace aus mehrere Compagnien zu Hülfe, aber auch ſie wurden vom wüthenden Volke zurückgeſchlagen.

Die reichen Kirchengüter im Königreich Italien, das Erbe, an dem mehr als anderthalb tauſend Jahre lang gottesfürchtige Völker in und außerhalb Italiens geſammelt hatten, war von Victor Emanuel ſchon längſt mit Beſchlag belegt und eventuell den Juden verpfändet; nur über die Art ihrer Verwerthung waren die verſchiedenen Miniſterien und Parlamentsparteien noch immer nicht einig. Im Januar 1867 machte Miniſter Ricaſoli einen verhältnißmäßig noch billigen Vorſchlag. Die Kirche ſolle vom Staat gänzlich unabhängig ſeyn. Nach der bekannten Theorie der freien Kirche im freien Staat. Der Staat ſolle ſich in geiſtliche Dinge gar nicht mehr einmiſchen, keine Prieſter mehr beſolden und alles den confeſſionellen Gemeinſchaften allein überlaſſen, wie in Nordamerika. Es ſtehe jedoch den Biſchöfen frei, entweder das ganze Kirchengut dem Staate zu überlaſſen, wogegen dieſer ihnen 50 Mill. Franken in fünfprozentiger Rente zugeſtehe, oder das Kirchengut noch ferner ſelbſt zu verwalten, dafür aber 600 Mill. in halbjährlichen Raten

zu 50 Mill. an den Staat zu zahlen und nachzuweiſen, daß ſie jährlich wenigſtens den zehnten Theil der immobilen Güter veräußert haben. Gegen dieſen Antrag erklärten ſich die Kammer und die Preſſe. Ricaſoli wollte nicht nachgeben und löste die Kammer am 13. Februar auf. Nun begann aber Garibaldi wieder ſeine Rundreiſen, diesmal im Norden Italiens, und wüthete in ſeinen Gelegenheitsreden gegen den Klerus. Dieſen Aufregungen mußte Ricaſoli weichen und am 11. April wurde er im Miniſterium wieder durch Ratazzi erſetzt. Der ſtellte am 14. Mai einen neuen Antrag, wonach die Summe von 600 Mill. ſogleich flüſſig gemacht werden und das Kirchengut dafür als Hypothek dienen ſollte. Zugleich wurde dem Großjuden Rothſchild das kleine Geſchäft angetragen, der es ablehnte; dagegen übernahm es das jüdiſche Haus Erlanger. So ſchwebten in märchenhafter Weiſe die italieniſchen Kirchengüter wie ein großer goldener Ball in der Luft, den die Juden einander zuwarfen. An die ungeheure Schande der Chriſtenheit, was chriſtliche Frömmigkeit geſtiftet, den Juden zu verſchachern, dachte außer dem heil. Vater nur der franzöſiſche Klerus. Deſſen Widerſtand war jedoch nicht maßgebend. Der Streit um die Verſchacherung der Kirchengüter hatte den ſchmutzigſten Urſprung in Differenzen, die ſich zwiſchen dem Miniſterium Ratazzi und der Conſorteria in Florenz erhoben hatten, ſofern eins dem andern den Profit nicht gönnen wollte. In der Kammer kam es deßhalb zu heftigen Scenen. Minghetti, das Haupt der Conſorterie, griff das Miniſterium an, worauf der alte Neapolitaner Polſinelli ihm die gleichen ſchweren Vorwürfe zurückgab, am 11. Juni 1867. In dringender Noth legte Ratazzi am 27. Juli 1867 der Kammer einen Entwurf vor, wonach das Geſchäft mit Erlanger annullirt und eine Staatsausgabe von 400 Millionen Lire durch Verkauf der Kirchengüter gedeckt werden ſollte, und die Kammer genehmigte es mit 255 gegen 41 Stimmen. Der Papſt ſprach ſein Verdammungsurtheil darüber aus und erklärte den Tauſch für null und nichtig.

Zum Beweiſe, wie wenig das italieniſche Volk zu einer kirchlichen Reformation reif iſt, mag dienen, daß der Abbate Paſſaglia, den man ſchon für den Luther Italiens ausposaunt hatte, keine Anhänger fand und es für beſſer hielt, beim Papſte das peccavi anzuſtimmen.

Im Juli 1867 ſchickte Napoleon III. den General Dumont nach Rom, um die in den päpſtlichen Dienſt getretenen Franzoſen in franzöſiſcher Uniform zu inſpiciren, denſelben gutes Vertrauen einzuflößen und ſie in ihrem frommen Dienſteifer für den h. Vater zu beſtärken. Seine Anrede an die Truppen wurde ihm von der italieniſchen Nationalpartei ungeheuer übel genommen und reizte ſie auf's neue an, einen Angriff auf Rom vorzubereiten, wodurch niemand mehr in Verlegenheit kam, als das Miniſterium Ratazzi. Ein Brief des franzöſiſchen Kriegsminiſters, Marſchall Niel an den Oberſten jener franzöſiſchen Truppen im römiſchen Dienſt, der ſog. Antibeslegion, goß noch mehr Oel in's Feuer und Ratazzi ſah ſich genöthigt, obgleich er als Werkzeug der franzöſiſchen Politik galt, doch wenigſtens den Schein nationaler Selbſtändigkeit zu heucheln, um es mit Garibaldi's mächtigem Anhang nicht ganz zu verderben. Seine Note an Frankreich ſoll dieſe Macht erſucht haben, die Eigenliebe der italieniſchen Nation ein wenig mehr zu ſchonen. Allein Napoleon III. drohte mit einer Flotte aus Toulon und mit dem italieniſchen Staatsbankerott, denn die Gläubiger der enormen Staatsſchuld befanden ſich größtentheils in Frankreich. Dieſer Vorbote trug dazu bei, den Anhängern Mazzini's und Garibaldi's Muth zu machen. Sie hofften auf einen Bruch Victor Emanuel's mit Napoleon III. und wollten den erſtern durch eine Volkserhebung ſtärken, oder ſie waren förmlich vom italieniſchen Miniſterium ſelbſt zur Agitation verleitet. Jetzt erſt, am 28. Juli, ſanktionirte das italieniſche Parlament den Verkauf der Kirchengüter, der am 1. September beginnen ſollte.

Victor Emanuel erfreute ſich ſeines unverdienten Glücks. Die

Einheit Italiens war um einen großen Schritt dem Ziele näher gekommen. Venetien war den Oeſterreichern entriſſen, es fehlte nur noch Rom. Selber ſich Roms zu bemeiſtern, durfte der König nicht wagen, weil es dem Septembervertrage zuwiderlief. Aber Garibaldi und Mazzini wühlten fort und hörten nicht auf, die Zuſtände Italiens als unzulänglich und unnatürlich zu bezeichnen, ſo lange ihm ſeine Hauptſtadt Rom noch fehle. Wenn der König auch dieſe Wühler wie biſſige Hunde beſtändig am Halsband zurückhielt, ſo dienten ſie ihm doch, um das edle Wild nie aus dem Auge zu verlieren und um ihnen allein die Schuld aufbürden zu können, wenn Frankreich das Hetzen gegen Rom übel nahm. Mit Frankreich durfte er es nie verderben, weil ihn, wenn er von dort aus nicht geſchützt wurde, die republikaniſche Partei im eigenen Lande wahrſcheinlich bald beſeitigt hätte. Dieſe Abhängigkeit von Frankreich hinderte ihn indeſſen nicht, auch ſein gutes Einvernehmen mit Preußen fortzuſetzen. Sein Kronprinz Humbert machte im Sommer 1867 einen Beſuch in Berlin und St. Petersburg.

Jeder Verſuch, Rom zu erobern, mußte ſo lange mißlingen, als Frankreich es ſchützte. Dennoch glaubte Garibaldi*) einen

*) Garibaldi gehört zu den bekannteſten altlongobardiſchen Namen. Auch wurde das norddeutſche Blut im Geſchlecht der Garibaldi erneuert. In dem Kirchenbuche der Gemeinde Rüggeberg in der Grafſchaft Mark befindet ſich folgende Notiz: „Dr. Joſeph Baptiſt Maria Garibaldi, Katharina Amalia von Neuhof, verehelicht am 16. Auguſt 1736.“ Als nämlich im Jahre 1736 unſer berühmter Landsmann Theodor von Neuhof als Theodor I. den Königsthron von Corſika beſtieg, ſchickte er ſeinen Vertrauten, den geiſtvollen Dr. J. B. M. Garibaldi, zu ſeiner das Gut Peddenöh unweit Rüggeberg bewohnenden alten Mutter. Hier war es, wo der Ahn des jetzt ſo berühmten Generals ſich mit der Schweſter ſeines Souverains verlobte und dieſe mit deſſen Bewilligung noch in demſelben Jahre nach Ajaccio heimführte. Nach der Wiedereroberung Corſika's durch die Genueſer im Jahre 1741 flüchtete Theodor I. in's Exil nach England, während Dr. Garibaldi mit ſeiner Familie nach Nizza zog und hier als

ſolchen Verſuch machen zu dürfen, nur um zu conſtatiren, daß Italien ſein natürliches Recht verlange, und um die Beſchützer des Papſtthums als Tyrannen und Feinde der italieniſchen Nation zu compromittiren. Frankreich aber konnte ruhig ſeyn und ſogar gern ſehen, daß die Revolutionspartei durch voreiliges Losſchlagen ihre Ohnmacht beweiſe. Garibaldi dachte nur an ſein Italien, der alte Mazzini dagegen war ſchon zu lange und zu tief mit der in London etablirten allgemeinen europäiſchen Revolutionspropaganda verſtrickt, als daß er ſie nicht auch zur Löſung der römiſchen Frage hätte herbeiziehen ſollen.

Mazzini hatte in einem Buche über Italien, welches 1847 in deutſcher Ueberſetzung erſchien, ſeine innerſten Gedanken enthüllt. Er erklärte ſich darin ausdrücklich gegen das Nationalitätenprincip. Er wollte nicht die Einheit Italiens, wie Garibaldi. Er erklärte die Italiener für geradezu unfähig, eine Nation zu ſeyn. Sie ſeyen durch das Papſtthum und durch den fürſtlichen Despotismus ſo tief herunter gekommen, daß nur der Untergang des Papſtthums und der Throne ihnen die Möglichkeit eröffne, am allgemeinen europäiſchen Fortſchritt theilzunehmen. Man ſieht deutlich, daß er im Namen der europäiſchen Revolutionspropaganda und nicht ſpeciell als italieniſcher Patriot auftrat, während Garibaldi ausſchließlich Patriot war und ſogar das Königthum nicht verabſcheute, wenn nur ganz Italien unter einen König vereinigt würde. Im Haß gegen das Papſtthum allein ſtimmten Mazzini und Garibaldi zuſammen.

Am 9. September 1867 trat in Genf ein ſog. Friedenscongreß zuſammen. Man dachte ſich anfangs dabei eine gewöhnliche Zuſammenkunft von gutmüthigen Optimiſten, wie Elihu Burrit, die ſchon ſeit einiger Zeit mitten im Kriege den Fürſten und Völ-

---

praktiſcher Arzt ein hohes Alter erreichte. Sein Enkel iſt der gefeierte Held, in deſſen Adern großmütterlicherſeits ſomit deutſches Märkerblut rollt.

kern predigen, es ſolle nach göttlichen Geboten und zum Beſten der Menſchen ſelbſt doch eigentlich immer nur Frieden auf Erden herrſchen. Diesmal aber wurde die Welt getäuſcht, denn zu dem ſog. Friedenscongreß drängten ſich grade die ärgſten Friedensſtörer Europas, die Häupter der perennirenden Revolutionspropaganda herbei: Garibaldi, Mazzini, Prim, Victor Hugo, der Ruſſe Bakunin, Karl Vogt (der eben aus Catalonien geflüchtet war), Louis Blanc. Andere Größen dieſer Art waren eingeladen, ſchickten aber nur Zuſchriften. Nachdem ſchon am Tage vorher Garibaldi unter lautem Jubel in Genf eingezogen war und in einer Rede an das Volk nach ſeiner Art ſeine ganze Wuth gegen Rom und die Kirche ausgelaſſen hatte, wurde er in der erſten Sitzung am 9. September zum Ehrenpräſidenten des Congreſſes ernannt (neben dem wirklichen Präſidenten Joliſſaint). Franzöſiſche Blätter drückten ſich voll Erſtaunen über die unerhörte Frechheit Garibaldi's aus, der es wage, auf einem angeblichen Friedenscongreſſe den Septembervertrag zu zerreißen und durch einen Angriff auf Rom die Welt in Brand ſtecken zu wollen. Garibaldi ſagte: „Das Volk von Genf iſt es, welches die erſten Schläge geführt hat gegen die Peſt, die man das Papſtthum nennt. Ich rufe dieſes Volk von Genf an, daß es uns helfe, das Papſtthum vollſtändig niederzuwerfen. Das Ungeheuer muß erdrückt werden und wir werden es vollbringen unter dem Beiſtand aller Demokraten der Welt!" Darauf beantragte Garibaldi ein Programm der europäiſchen Demokratie, worin die römiſche Kirche völlig in Abgang dekretirt und an deren Stelle eine Religion der Vernunft, ein Prieſterthum des Genies verlangt wurde. Als er ausrief: „Das Papſtthum wird verfallen erklärt!" erhob ſich alles von den Sitzen mit „donnerndem Applaus" oder „wahnſinnigem Jubel", wie ein Anderer berichtet. Der badiſche Flüchtling Göpp proclamirte Garibaldi als zweiten Chriſtus.

Ein Herr von Erlach (aus dem berühmten Berner Geſchlecht) wagte zu ſagen, die alten Schweizer hätten ſich nicht geſchämt, vor

der Schlacht zu beten. Das erregte aber nur Tumult und Ziſchen. Aber der berüchtigte Fazy, einſt der ärgſte Wühler und Pöbelführer, trat Garibaldi mit äußerſter Heftigkeit entgegen. Denn dieſer Fazy war von Anfang an immer nur franzöſiſcher Agent geweſen und hatte die Umwälzung in Genf nur herbeigeführt, um die altreformirte Ariſtokratie dieſer Stadt zu unterdrücken und katholiſchen Franzoſen das Bürgerrecht zu ertheilen, wodurch er Frankreich den künftigen Beſitz ſelbſt zu erleichtern hoffte. Da nun Napoleon III. durch den Septembervertrag und durch die Rückſicht auf die große katholiſche Partei in Frankreich gebunden war und nimmermehr zugeben durfte, daß Garibaldi Rom angriff, ſo mußte jetzt Fazy als die Creatur der Tuilerienpolitik eine Rolle ſpielen und ſeinen ganzen Anhang aufbieten, um den unverſchämten Italiener ſo raſch als möglich aus Genf zu vertreiben. Die Conſervativen in Genf, bisher Fazy's Feinde, ſchloßen ſich doch diesmal an ihn an, im Sinne gewiß der größten Mehrheit in der Eidgenoſſenſchaft, in deren Intereſſe es nicht liegen konnte, ſich durch Garibaldi compromittiren zu laſſen. Garibaldi wollte über den Genfer See fahren, es wurde ihm verweigert. Er und ſein demokratiſcher Anhang hatten die Mehrheit im Friedenscongreß, in welchem die franzöſiſchen Demokraten ſo maßloſe und wahrhaft verrückte Aeußerungen in Bezug auf Napoleon III. thaten (einer nannte ihn den größten Verbrecher des Jahrhunderts), daß die Genfer ſchon am Abend des 11. September eine Volksverſammlung improviſirten und in Folge einer Reclamation der franzöſiſchen Regierung der Bundespräſident Fornerod ſich ſchnell von Bern nach Genf begab, um perſönlich Ruhe zu ſtiften. Am folgenden Morgen wurde die Sitzung des Friedenscongreſſes unter ungeheuerm Tumult von den Genfern geſprengt. Jolifſaint ſah ſich gezwungen, die Auflöſung des Congreſſes auszuſprechen. Garibaldi war ſchon am Tage vorher verſchwunden. Indeſſen hatte die Mehrheit des Congreſſes doch noch mitten im Tumult und unter der heftigſten Proteſtation der Genfer Be-

schlüsse gefaßt, wonach ein permanentes Friedenscomité in Bern constituirt, der nächste Congreß aber nach Mannheim ausgeschrieben werden sollte. In ganz Europa sollten die Demokraten sich zu einer großen Friedensliga vereinigen nach folgendem Grundsatz: „In Erwägung, daß die Regierungen der großen Staaten Europas sich unfähig gezeigt haben, den Frieden zu wahren und die regelmäßige Entwicklung aller materiellen und moralischen Kräfte der modernen Gesellschaft zu sichern; in Erwägung, daß die Existenz und das Wachsthum der stehenden Heere den Krieg in latentem Zustand erhalten und unverträglich sind mit dem Wohlstand sämmtlicher Klassen der Gesellschaft, vorzugsweise der Arbeiterklassen, beschließt der Congreß mit dem Verlangen, den Frieden auf die Demokratie und die Freiheit zu gründen: es wird eine Friedensliga, eine wahrhaft kosmopolitische Föderation gegründet."

Garibaldi wollte einen Sturm auf Rom wagen, jedoch nur, wenn eine innere Revolution in der Stadt mitwirken und ihm die Thore würde öffnen helfen. In der Revolutionsjunta in Rom erklärte sich aber die Mehrheit für längeres Abwarten und wollte den gefährlichen Versuch Garibaldi's nicht unterstützen, weil sie Victor Emanuel nicht trauten. Inzwischen war Garibaldi schon zu weit gegangen. Auf seiner Rückreise von Genf ließ er seinen Zorn in Domo d'Ossola aus und sagte hier in einer Volksrede: „Italien sollte den gebildetsten Nationen Europas zur Seite stehen, könne es aber nicht wegen der schwarzen Race. Wir müssen nach Rom gehen, dieses Vipernnest ausheben und den schwarzen Fleck mit siedender Lauge wegbrühen. Diese schwarze Race ist schlimmer als die Cholera."

Auch Mazzini veröffentlichte einen Aufruf an das italienische Volk, worin es aufgefordert wird, wenn ihm noch ein Funke von Ehre und ein Gefühl von Würde innewohne, die monarchische Regierung zu verjagen und dann nach Rom zu ziehen. Die Gemeinschaft mit einer Dynastie, die mit Auslieferung der Gräber ihrer

Vorfahren an Fremde debutirt, die mit Liſſa und Cuſtozza geendet habe, könne nur Unglück und Schande bringen. Wenn man das Vaterland davor bewahren wolle, müſſe man ſich beeilen, ſein Schickſal von dem der Dynaſtie zu trennen. Wenn man ſich alsdann ohne Mißtrauen und Furcht vor Verrath in den Kampf begebe, werde man unzweifelhaft Sieger bleiben. „Italiener," ſo ſchließt die Proklamation, „nach Rom! nach Rom! Dort wird unſere Nationalität die Taufe empfangen, dort wird im Schatten der auf dem Kapitole aufgepflanzten Siegesfahne eine durch das Volk gewählte Verſammlung den Vertrag diktiren, der endlich der langen Kriſis ein Ende ſetzen wird, in die Euch die monarchiſche Regierung geſtürzt hat."

Ratazzi erließ am 21. September ein energiſches Dekret, worin er die Anhänger Garibaldis warnte, jeden Angriff auf Rom zu vermeiden, denn die italieniſche Regierung ſey feſt entſchloſſen, den Septembervertrag aufrecht zu erhalten und das Frankreich gegebene Wort nicht zu brechen. Garibaldi kehrte aus der Schweiz nach Florenz zurück, wo Ratazzi ſich bemüht haben ſoll, ihn in einer mündlichen Unterredung zur Vernunft zu bringen. Vergebens. Garibaldi verließ Florenz, nachdem er alles zu einem Angriff auf Rom in Bereitſchaft geſetzt hatte. Allein auch die Regierung hatte ihre Maßregeln getroffen und Truppen genug bei der Hand, legte Beſchlag auf die für Garibaldi beſtimmten Waffenſendungen und ließ ihn ſelbſt, als er eben im Begriff war, gegen Rom vorzugehen, in Sinalunga verhaften und nach der Feſtung Aleſſandria bringen, am 24. September. Er hatte nur ein paar hundert Leute bei ſich und ein blutiger Kampf wurde vermieden. Der General lag noch im Bette, als er den Verhaftbefehl empfing, und leiſtete keinen Widerſtand. Die königliche Armee unter General Runziante ſoll wenigſtens 40,000 Mann ſtark geweſen ſeyn. Garibaldi ließ ſich ruhig abführen, wurde aber ſchon am 27. September in Aleſſandria frei gelaſſen und nach der Inſel Caprera zurückgeſchickt.

beſtändigem Kampfe, und greift nach der Palme, gleichviel ob dieſe dem Märtyrer werde oder dem Sieger.

Dieſe Partei iſt es, welche dem belgiſchen Clerus die Verfolgung des Freimaurerbundes zur Pflicht machte, und dadurch nur dieſen kräftigte und zu neuer Bedeutung brachte, welche gegen die Exiſtenz einer evangeliſchen Kapelle in Rom in öffentlichen Blättern proteſtirt, nicht dulden will, daß katholiſche Kinder in Irland Armenſchulen beſuchen, weil dieſe von Anglocalviniſten geſtiftet ſind, nachdem ſie die Emancipation ſelbſt möglich zu hintertreiben geſtrebt hatte. Nichts bezeichnet ſie ſchärfer als folgende offenkundigen Thatſachen: Die Juden in Rom, 5000 an der Zahl, haben ihr anſehnliches Bethaus, die Engländer, deren Einkehr eine bedeutende Nahrungsquelle für die Römer iſt, eine Kapelle vor der Stadt, über einem Stalle, der Pope der ruſſiſchen Geſandtſchaft geht in ſeiner altgewohnten Kleidung durch die Straßen, aber den deutſchen Geſandtſchaften und deren Schützlingen macht man in den öffentlichen Blättern die Befugniß ſtreitig, an dem Gottesdienſte der preußiſchen Kapelle Theil zu nehmen. Hier liegt doch offenbar kein allgemeiner Rechtsgrundſatz, keine Billigkeit zu Grunde, ſondern nichts als augenblickliche Konvenienz bei Feſthaltung der höchſten Anſprüche.

Und lediglich nach dieſer wurde auf den Erzbiſchof von Köln gewirkt. Er gehörte den ſtiftsfähigen Familien an, welche die ſäculariſirten Stifter als ein ihnen entriſſenes Eigenthum anzuſehen gewöhnt waren, welche die für Hebung des Bürger- und Bauernſtandes beſonders thätige, durch eine zahlreiche Klaſſe von Beamten (vorläufig meiſt Altpreußen) wirkende Regierung begreiflich nicht liebten. Der Erzbiſchof war ferner der unterſten Volksklaſſe willkommen. Er gab Almoſen, ohne zu fragen, ob man durch Arbeit den möglichſt großen Theil des Bedürfniſſes zu decken ſtrebe; er erlaubte die Wallfahrten, und mahnte durch Anſichten und Benehmen an die gute alte Zeit vor den Franzoſen und Preußen. Ein thätiger Secretair leitete ihn, und dieſes für Zwecke, welche jener ſchwerlich begriff. Verletzung der Rechtsgleichheit wurde von dieſem im Namen des Erzbiſchofs mit kirchlichen Satzungen, Bruch des gegebenen Verſprechens mit Gewiſſensſkrupeln entſchuldigt, welche doch leicht damit hätten ausgeglichen werden können, daß der Bedrängte den heiligen Vater um

Er wiederholte beſtändig, Rom müſſe und werde dennoch genommen werden. Das Volk und ſelbſt die Soldaten jauchzten ihm beim Abſchied zu. Kaum in Caprera angekommen, fuhr er heimlich wieder davon, wurde jedoch verfolgt und gewaltſam zurückgeholt. Da erließ er eine Proklamation voll Gift und Galle gegen den König Victor Emanuel. „Wenn der Mann, deſſen Name für Italien Ehrloſigkeit bedeutet, mich mit herrſcherartigen Maßregeln behandelt und zurückhält, ſo verlange ich von meinen Mitbürgern, daß ſie auf der geöffneten heiligen Bahn mit der Majeſtät einer Nation vorangehen, welche das Bewußtſeyn ihrer Macht in ſich trägt.“ Weiter ſpricht die Proklamation „von der Entrüſtung des Volks und der Armee über den Knechtſinn deſſen, der uns regiert,“ und ſchließt: „Ich zähle darauf, daß ihr darauf denken werdet, mich zu befreien.“

Der Papſt verfehlte nicht, ein Rundſchreiben an die europäiſchen Mächte zu erlaſſen, worin er die Florentiner Regierung beſchuldigte, den Septembervertrag gebrochen zu haben, weil ſie nicht nur nicht das Eindringen der Freiſchaaren in das römiſche Gebiet verhindert, ſondern die zerſprengten Freiſchaaren an der Grenze durch ihre Truppen habe freundlich aufnehmen laſſen. Dabei behauptete der heil. Vater unerſchrocken ſeine Würde und ſeinen Poſten und proteſtirte gegen das ſchnelle Verfahren ſeiner Gegner. Unterdeß kamen immer neue Freiſchaaren über die Grenze und griffen die päpſtlichen Truppen mit wechſelndem Erfolge an. Minotti, Garibaldis Sohn, ſtand an ihrer Spitze. Major Ghirelli ging von den Truppen zu den Inſurgenten über und führte die ſog. römiſche Legion an, die aus lauter Söhnen der ewigen Stadt zuſammengeſetzt war. Mazzini erließ von Lugano im Teſſin aus wieder ein flammendes Manifeſt, worin er verlangte, man ſolle in Rom die Republik proklamiren. Aber die päpſtlichen Truppen leiſteten den tapferſten Widerſtand und erfochten kleine Siege an den verſchiedenſten Grenzpunkten, vorzüglich bei Lagnorea und bei Nerola,

am 18. Oktober. In Rom ſelbſt hätte ſchon am 28. September die Revolution ausbrechen ſollen, aber die Verſchworenen wagten es nicht, weil die päpſtlichen Truppen ſo viel Energie zeigten und weil Garibaldi fehlte. Am 18. Oktober gaben 10,000 Römer beim heiligen Stuhl eine Adreſſe ein, worin ſie den Papſt baten, Rom den Truppen des Königs von Italien zu öffnen, um einer Revolution in der Stadt ſelbſt zuvorzukommen. Das war darauf berechnet, die Unterhandlungen zu unterſtützen, welche Ratazzi mit dem Hofe der Tuilerien pflog.

Victor Emanuel befand ſich in nicht geringer Verlegenheit. So lange nicht Rom ſeine Hauptſtadt war, konnte er der großen Nationalpartei in Italien nicht genügen. Auf der andern Seite war er durch den Septembervertrag verpflichtet, den Papſt in ſeinem weltlichen Beſitzthum zu ſchützen. Sein Miniſter Ratazzi hoffte nun, ſich aus der Klemme zu helfen, wenn er Rom ſelber durch die italieniſchen Truppen beſetzen ließe. Das ſollte gegenüber von Frankreich als eine blos vorübergehende Maßregel gelten, durch die man den Papſt nur um ſo wirkſamer ſchützen wolle; der Nationalpartei gegenüber aber ſollte es einen erſten Schritt zur Einverleibung Roms in das Königreich bedeuten. Der italieniſche Geſandte Nigra ging nach Biarritz, um jeden Conflict mit Frankreich zu vermeiden, dennoch drohte dieſer Conflict ganz nahe, denn Napoleon III. erklärte ſich mit der Art, wie das italieniſche Kabinet den Septembervertrag gegen die Inſurrektion verfechte; keineswegs zufrieden. Da ſie zu ſchwach oder hinterhaltig ſcheine, werde er auf der Stelle eine franzöſiſche Armee abſchicken, um dem Vertrage Geltung zu verſchaffen. Die italieniſche Nationalpartei gerieth darüber in die heftigſte Wuth, Florenz gährte und Ratazzi ließ ſich hinreißen zu erklären: Wenn die franzöſiſchen Truppen wirklich eingeſchifft würden, ſo würden ihnen die italieniſchen doch zuvorkommen und ſogleich in Rom einrücken. Inzwiſchen hatten die Zeitungen kaum die drohende Gefahr eines Bruchs zwiſchen Frankreich und

Italien verkündet, als sie schon umgehend meldeten, die Gefahr sey vorüber und man habe sich verständigt. Den preußischen Gesandten in Florenz, Herrn von Usedom, nannte man als einen der thätigsten Vermittler. Am 22. Oktober erklärte Napoleon III. in einem Moniteurartikel sich durch die italienische Regierung befriedigt, Ratazzi sey entlassen, und die französische Intervention unterbleibe. Garibaldi war aus Caprera entwischt, wurde in Bologna festgehalten und kam dennoch gleich darauf wieder nach Florenz. Für Ratazzi trat General Cialdini an die Spitze des Ministeriums.

Wie es gekommen ist, daß Garibaldi ungehindert aus Florenz abzog, um in's Römische einzubrechen, darüber erzählt der Correspondent des Daily Telegraph in Florenz: Als der hauptstädtische Polizeichef von seiner Ankunft Meldung erhielt, begab er sich zu Ratazzi, um sich Weisungen über das, was mit dem General zu geschehen habe, einzuholen. Ratazzi bedeutete ihm, daß er, als abgetretener Premier, nicht die Verantwortung eines gegen Garibaldi zu erlassenden Verhaftsbefehles übernehmen könne. Darauf hin geht der Polizeichef zu Cialdini, muß aber von diesem, statt einer bestimmten Weisung, die Antwort hören, daß, nachdem das neue Kabinet noch nicht gebildet sey, er die Verantwortung ꝛc., nun fährt der Polizeichef rasch nach dem Palast Pitti und erbittet sich eine Audienz beim Könige, die ihm sofort gewährt wird. Der König hört ihn an, steckt sich gemüthlich eine Cigarre in den Mund und lehnt sich damit zum Fenster hinaus, ohne eine Sylbe zu sprechen. Er denkt nach, so denkt der arme Polizeichef, und wartet ehrerbietig zehn Minuten. Als der König aber noch immer schweigend in's Freie hinausdampft, erkühnt er sich zum zweiten Male, um Hochdero Befehle zu bitten, und als der König ihm wieder mit tiefem Schweigen antwortet, schleicht er verzweifelt von dannen. So geschah es, daß Garibaldi frei aus der Stadt fortzog, wie er gekommen war.

einer Adreſſe, worin ſie ihn bat, ſeine Truppen nach Rom zu ſchicken. Victor Emanuel antwortete ausweichend, verſicherte aber, auch er wolle, daß die Geſchicke des Landes ſich erfüllen, und er ſey gewiß, daß ſie ſich erfüllen werden.

Unter dieſen Umſtänden erklärte Cialdini ſeinen Austritt aus dem Miniſterium und General Menabrea ſollte ein neues zuſammenſetzen. Er brachte es wirklich am 27. Oktober zuſtande und gleichzeitig erließ der König eine Proklamation, die auf's eindringlichſte wieder die Achtung der Verträge und der öffentlichen Ordnung empfahl. Allein Napoleon III. konnte ſolchen vagen Demonſtrationen kein Vertrauen mehr ſchenken und hatte ſchon am 26. Oktober ſeine Panzerflotte von Toulon abgehen laſſen, der die Landungstruppen unmittelbar nachfolgten. Man darf annehmen, die italieniſche Armee ſey demoraliſirt worden, ſonſt würde Cialdini mit der großen Uebermacht der ſtehenden Armee die ſchlecht bewaffneten Inſurgentenbanden ſicher haben abhalten können, das römiſche Gebiet zu überſchreiten. Man erfuhr ſo gut wie gar nichts von der königlichen Armee, während die päpſtlichen Truppen allein ſich auf das tapferſte mit den Inſurgenten herumſchlugen. Am 24. Oktober machte Ghirelli mit der römiſchen Legion einen vergeblichen Angriff auf Viterbo; dreitauſend Inſurgenten unter Menotti rückten nach Coreſe, wo Garibaldi ſelbſt zu ihnen ſtieß und ſofort 4000 (nach andern 12,000) vor Monte Rotondo, welches nur drei Meilen von Rom entfernt iſt. Hier leiſteten die päpſtlichen Truppen (3—400 Zuaven, hauptſächlich Franzoſen) einen verzweifelten Widerſtand, wurden aber endlich überwältigt. Die Garibaldianer drangen bis nahe vor Rom vor, hielten aber wieder inne.

In der Stadt Rom ſelbſt machten die Anhänger Garibaldi's in der Nacht zwiſchen dem 22. und 23. Oktober einen Aufſtandverſuch, legten Pulver unter die Kaſerne der päpſtlichen Zuaven und gaben durch die Exploſion deſſelben, wobei über 30 Zuaven ſollen in die Luft geſprengt worden ſeyn, das Signal. Auch griffen

ſie mehrere Poſten der päpſtlichen Truppen an, wurden jedoch überall zurückgeſchlagen, da ſie nicht ſtark genug waren und voreilig losſchlugen, ehe Garibaldi mit ſeinen Schaaren nahe gerückt war. Wenige Tage vorher, am 17. hatte der Papſt eine Encyclica an die Biſchöfe der katholiſchen Kirche erlaſſen voll Klagen über die „unzähligen Verbrechen und Schandthaten von Menſchen, die unter dem Banner des Satans ſtreiten und auf deren Stirne das Wort Lüge ſteht. Dieſe Böſewichter werden von der ſubalpiniſchen Regierung angeſtiftet, ermuthigt, vorwärts gedrängt.“ In demſelben Schreiben beklagt der Papſt und verdammt auch die ruſſiſche Regierung, wegen ihrer Unterdrückung der katholiſchen Kirche in Polen, und fordert ſchließlich zu dreitägigen Gebeten für Italien und Polen auf. General Durando, von Victor Emanuel heimlich nach Rom geſchickt, um dem Papſte vorzuſtellen, die italieniſche Armee allein könne ihn vor Garibaldi noch ſchützen, er möge alſo deren Einmarſch in's römiſche Gebiet erlauben, erhielt vom Papſte ein kurzes und ſcharfes Nein! zur Antwort.

Die von den päpſtlichen Truppen gefangenen Garibaldianer waren nach der Engelsburg gebracht worden, wo ſie am 19. Oktober einen Beſuch vom Papſt empfingen. Dem römiſchen Correſpondenten der Pall Mall Gazette zufolge empfingen die Gefangenen etwa 200 an Zahl, Se. Heiligkeit knieend und mit tiefem Schweigen. Auf die Schaar hinblickend, ſagte der Papſt: „Sehet hier vor euch, den euer General den Vampyr Italiens nennt. Gegen mich habt ihr zu den Waffen gegriffen. Und was ſehet ihr? Einen armen alten Mann.“ Der Papſt trat darauf näher und ſprach einzelne Gefangene beſonders an: „Du, mein Freund, haſt deine Schuhe verloren, du dein Hemd, du deinen Rock, du deinen Hut. Nun, ich werde dafür ſorgen, daß ihr neue Kleider bekommt, und euch dann zurück in eure Heimath ſchicken; nur bitte ich euch zuvor, als Katholiken in einer kurzen Zeit frommer Abgeſchiedenheit meiner im Gebete zu gedenken. Ihr wißt, meine lieben Freunde, daß es der

Papſt ſelber iſt, der euch um ſolches bittet." Die Garibaldianer zeigten ſich bei dieſer Anrede ſehr gerührt und drängten ſich vor, um dem heil. Vater den Saum des Kleides zu küſſen, worauf der Papſt ihnen ſeinen Segen gab und ſich verabſchiedete.

Der Moniteur vom 27. Oktober erklärte: Die Abſendung der franzöſiſchen Flotte nach Civita Vecchia ſey kein feindlicher Angriff auf Italien. Daß Ordnung und Geſetzlichkeit ſiegen, liege im Intereſſe beider Länder, Italiens und Frankreichs. „Wir hoffen daher die freundſchaftlichen Beziehungen beider Länder werden nicht geſtört werden." Daſſelbe erklärte der franzöſiſche Miniſter de Mouſtier in einem Rundſchreiben an die auswärtigen Mächte. Uebereinſtimmend damit erließ Victor Emanuel am gleichen Tage (27. Oktober) ein Manifeſt, worin er erklärte: „Europa muß überzeugt werden, daß Italien, getreu ſeinen Verpflichtungen (gegen Frankreich in Beziehung auf den Papſt), die öffentliche Ordnung nicht ſtören kann oder will. Ein Krieg mit unſern Verbündeten (den Franzoſen) wäre ein Bruderkampf zweier Armeen, welche gemeinſam für dieſelbe Sache gekämpft haben. In meiner Eigenſchaft als Inhaber des Rechts über Krieg und Frieden darf ich nicht dulden, daß ſich andere (Garibaldi und Mazzini) daſſelbe anmaßen."

Nun ließ aber General Failly, der Chef der franzöſiſchen Expedition, der von Toulon nach Civita Vecchia vorausgeſegelt war, durch die dort ſtationirten Truppen der Legion von Antibes (der Franzoſen in päpſtlichem Dienſt) in Civita Vecchia die franzöſiſche Fahne aufziehen, eine Demonſtration, welche die Italiener auf das tiefſte beleidigte, am 29. Oktober. Victor Emanuel glaubte ſich dabei nicht paſſiv verhalten zu dürfen und wollte ſich gegenüber der Nationalpartei nicht compromittiren, ließ daher ſchon am folgenden Tage (30. Oktober) ſeine Truppen auf vier Punkten in's römiſche Gebiet einrücken, jedoch noch nicht in die Hauptſtadt Rom ſelbſt. Menabrea rechtfertigte dieſen Schritt öffentlich durch die

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Nothwendigkeit für die Regierung, der öffentlichen Meinung in Italien gerecht zu werden, versicherte aber zugleich, man hege keine feindliche Absicht gegen Frankreich. Der Weg von Civita Vecchia nach Rom blieb offen, die ersten französischen Regimenter kamen schon am 29. in ersterer Stadt an und zogen am 30. Abends unter General Dumont, ohne einen Schuß thun zu dürfen, in Rom ein. Die päpstlichen Truppen hatten diese Stadt größtentheils verlassen, um vereint gegen Garibaldi vorzurücken. Die königlich italienischen Truppen unter Cialdini mieden sowohl die Hauptstadt und die Franzosen, als das Lager Garibaldis. Die ganze Situation hatte etwas auffallend komödienhaftes. Man wollte einander nichts thun. Selbst Garibaldi zog sich vielleicht nicht blos aus Schwäche, sondern in Folge von geheimen Unterhandlungen und Zusicherungen zurück.

Der französische Minister de Moustier verfehlte nicht, schon am 1. November dem Gesandten in Florenz (Villestreux) zu notificiren, die Handlungsweise der italienischen Regierung sey dem Völkerrecht zuwider, die französische Regierung habe davon abgerathen und man irre sich, wenn man glaube, sie werde dem Geschehenen schweigend zustimmen. Weil das Volk in Velletri und einigen andern Orten im päpstlichen Gebiet beim Einrücken der königlichen Truppen sogleich durch ein Plebiscit seinen Anschluß an das Königreich kund gegeben hatte, wurde das von französischer Seite als Kriegsfall erklärt und auf der Stelle lehnte Victor Emanuel die Plebiscite ab und verbat sie sich für künftig.

Nun sah man das sonderbare Schauspiel, daß während Garibaldi mit seinen Schaaren nahe bei Rom den päpstlichen Truppen gegenüber stand, gleichzeitig die königlichen Truppen von vier Seiten her und die ersten am 29. in Civita Vecchia gelandeten französischen Regimenter von hier aus in den verkleinerten Kirchenstaat eindrangen. Garibaldi kam zwar bis vor die Thore Roms, war aber entweder durch die Tapferkeit der päpstlichen Truppen

oder durch Rückſichten auf die italieniſche Regierung, die er vielleicht noch in der letzten Stunde nehmen zu müſſen glaubte, zurückgehalten und drang nicht in die Stadt ein, nach der er doch mit ſo heißer Gier verlangt hatte. Auch Cialdini ließ die königlichen Truppen, obgleich ſie einen Vorſprung vor den Franzoſen hatten, nicht bis zur Stadt vorgehen. Somit konnten die Franzoſen, die am weiteſten entfernt geweſen waren, doch die erſten in Rom ſeyn. Kaum waren ihre erſten Regimenter hier eingezogen, ſo erließ ihr General Failly eine energiſche Proclamation gegen die Feinde des Papſtes, indem er zugleich die Bevölkerung zu beruhigen ſuchte. Es war hohe Zeit; obwohl der Papſt ſelbſt in vollkommener Ruhe verharrte, hatten ſich doch am 30. alle Cardinäle im Vatikan um den heil. Vater verſammelt und auch der König von Neapel mit den Seinigen hatte hier Quartier genommen. Garibaldi wollte bereits die Porta del Popolo und Porta Pia angreifen, als er plötzlich zum Rückzug blaſen ließ und gegen Abend die erſten Franzoſen eintrafen.

Sobald die Franzoſen in Rom waren, concentrirten ſich alle päpſtlichen Truppen unter General Kanzler und drangen gegen Garibaldi vor, der ſich in Monte Rotondo verſchanzt hatte. Eine franzöſiſche Brigade unter General Polhes folgte den Päpſtlichen. Als Garibaldi einſah, daß er dieſer Uebermacht würde unterliegen müſſen, gab er den dringenden Bitten ſeiner Freunde nach und verließ am 3. November um elf Uhr Vormittags Monte Rotondo mit allen ſeinen Freiſchärlern. Allein auf dem Wege nach Tivoli wurde er unvermuthet von den päpſtlichen Truppen angefallen, bei Mentana. Hier wehrte er ſich vier Stunden lang und ſoll bereits die Päpſtlichen zurückgeſchlagen haben, als die Franzoſen ſich einmiſchten und den Sieg ſchnell für die Päpſtlichen entſchieden. Das Gefecht war ſehr blutig, doch ſchwankten die Berichte über die Zahl der todten und verwundeten Garibaldianer zwiſchen 5—800. Auch über ihre urſprüngliche Zahl herrſcht große Ungewißheit. Sie

ſelbſt behaupteten, am 3. November nur 3000 Mann auf dem Platze gehabt zu haben, während von königlichen und franzöſiſchen Berichterſtattern ihre Zahl zu 10—12,000 angegeben wurde. Garibaldi floh und gab zu Coreſe noch an demſelben Abend ein Manifeſt heraus, worin er erklärte, die Einmiſchung der königlichen und der franzöſiſchen Armee habe ihm unmöglich gemacht, ſeine Abſicht zu erreichen; er habe ſich deßhalb freiwillig zurückgezogen, ſey aber überfallen worden. „Wir waren genöthigt uns zu ſchlagen, und wenn man unſere Verhältniſſe betrachtet, wird man es nicht befremdlich finden, daß wir Italien keinen neuen Triumph zu verkünden haben. Wir werden jetzt zuſehen, wie der König und die franzöſiſche Armee die römiſche Frage erledigen werden. Entſpräche dieſe Löſung der Stimme der Nation nicht, ſo wird das Land neue Kräfte finden, ſie zu löſen.“ Garibaldi reiste weiter mit der Eiſenbahn, wurde aber auf der Station Figline von königlichen Truppen feſtgehalten und mit Gewalt fortgeführt nach Variquano, wo er erkrankte.

Nach dieſer Kataſtrophe zogen ſich die königlichen Truppen, ohne ihrerſeits einen Schuß gethan zu haben, aus dem römiſchen Gebiete zurück und Napoleon III. verfehlte nicht, umgehend ſeine Befriedigung über dieſe Maßregeln auszudrücken und zu verſichern, auch die franzöſiſchen Truppen ſollen zurückgezogen werden, ſobald die Ordnung geſichert ſeyn werde. Moniteur vom 12. November. An demſelben Tage brachte die offizielle Zeitung von Florenz ein Rundſchreiben Menabreas, worin es hieß, es ſey die höchſte Zeit, ein Uebereinkommen zu treffen, welches die Intereſſen Italiens und des Papſtthums verſöhne. „Wenn Italien ein Element der Ordnung und des Fortſchritts ſeyn ſoll, ſo iſt es nothwendig, die Urſache zu beſeitigen, die es in einer beſtändigen Aufregung erhält.“

Inzwiſchen hatten die Vorgänge im römiſchen Gebiet wirklich in vielen Theilen Italiens große Aufregung veranlaßt. Im Kirchen-

Verſetzung auf ein Erzbisthum in partibus infidelium hätte bitten können.

Wir wollen gerne zugeben, daß die Entfernung Herrn von Droſte's der preußiſchen Regierung als politiſche Nothwendigkeit erſchienen ſeye, nur vermiſſen wir ungern eine vollſtändige, gleichzeitige und allgemein verſtändliche Führung der Beweiſe der vorgebrachten Anklagen; denn da, wo die franzöſiſche Geſetzgebung herrſcht, mußte die Regierung ohne jene (in der Ferne) ſcheinen im Unrechte zu ſeyn, und der Niederrheiner hat ein ſo lebhaftes Gefühl ſeines Werthes und ſeiner Rechte, daß dieſe Erledigung im Adminiſtrativwege ihm unmöglich gefallen konnte. Inzwiſchen bleibt das Volk ruhig, die aus der Rheinprovinz aufgerufenen Soldaten zerſtreuen Pöbelaufläufe und ſind bereit, es mit den Belgiern aufzunehmen, falls dieſe die Rechte des deutſchen Bundes nicht anerkennen ſollten.

Eine Erhebung des Volks wäre alſo für die Urheber des Streits nicht zu hoffen, höchſtens eine ſchroffe Iſolirung der beiden Confeſſionen, eine Iſolirung, wie ſie z. B. im ſüdlichen Frankreich zwiſchen Katholiken und Hugenotten ſtatt findet. Dort halten alte Erinnerungen beide Theile feindlich aus einander, die Verfolgung der Albigenſer, die Dragonnaden, die Gräuel nach der erſten Reſtauration ſind dort Familientraditionen der Evangeliſchen. Daß ſie durch aufgedrungene Induſtrie, Sparſamkeit und ſorgfältige Erziehung die Wohlhabenderen wurden, daß ſie die Revolution als eine Retterin anſahen, Adels- und Kirchengüter zur Aſſignatenzeit in Menge erwarben, wird ihnen von den Katholiken zum Verbrechen gemacht. Beide Theile berühren ſich höchſtens mit den Degenſpitzen. Was iſt nicht geſchehen, um den Proteſtantismus dort zu vertilgen? und dennoch ſteht er nun in Rechtsgleichheit da, und erſt vor wenigen Monaten haben ſich die Biſchöfe jener Gegend zu Air in Provence verſammelt, um zu berathen, wie dem Umſichgreifen des Calvinismus zu ſteuern ſeye. Nach ſolchen Vorgängen wäre es doch wohl an der Zeit, die Ueberzeugung vorherrſchen zu laſſen, daß beide Parteien in den Landen deutſcher Zunge, wo die wechſelſeitigen Verfolgungen früher friedlich beigelegt worden ſind, nicht nur neben einander beſtehen müſſen, ſondern daß eine an der andern ſich kräftige und abklärе, zwar im Gegenſatze, aber in Nacheiferung und

ſtaate ſelbſt waren überall, wohin die Garibaldianer kamen, die italieniſchen Fahnen aufgepflanzt worden, was ſich aber Victor Emanuel verbat. In Neapel, Mailand, Turin, Genua, Pavia gab es große Volkstumulte zu Gunſten Garibaldis unter Verfluchungen der königlichen Regierung und der Franzoſen. In Turin riß man das franzöſiſche Wappen vom Hauſe des franzöſiſchen Conſuls herunter. In Bologna mußte eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft ſchleunig die Stadt verlaſſen.

Die kirchenfeindliche Partei in Italien war nach Garibaldi's Verhaftung in fieberhafter Aufregung. Die Rückſicht auf Frankreich war es wieder geweſen, was den König und Ratazzi genöthigt hatte, ſich dem Sturme auf Rom zu widerſetzen. Der Haß gegen Frankreich riß daher dieſe heißblütigen Südländer zu Aeußerungen einer freilich ohnmächtigen Wuth hin. Um aber ihrem Herzen Luft zu machen, widmeten ſie ihre Liebe Preußen mit derſelben Lebhaftigkeit, wie ſie Frankreich ihren Haß bezeugten. Am 27. September zog die Partei in Neapel mit lautem Pereat vor das Palais des franzöſiſchen Conſuls und mit lautem Hochruf vor das des preußiſchen. Wenn Italien fortwährend durch Frankreich gehindert werden ſollte, Rom zur politiſchen Hauptſtadt und zur Reſidenz ſeines Königs zu machen, ſo hofften die Enragirten auf Preußen als auf eine Frankreich feindliche und proteſtantiſche Macht, die ihr natürlicher Alliirter ſeyn müſſe; oder aber hofften ſie, Napoleon III. werde, wenn er Preußen angreife, um Italien zum Bundesgenoſſen zu behalten, Rom endlich im Stich laſſen und nicht mehr ſchützen.

Die Stadt Rom blieb ungefährdet. Der Papſt dankte den franzöſiſchen Truppen in einer würdigen Anſprache an General Failly und ſeine Offiziere, ſegnete Frankreich, deſſen Regierung und Dynaſtie und lobte zugleich die Tapferkeit und Treue ſeiner eigenen kleinen Armee. Reactionen erfolgten nicht. Die Gefangenen wurden milde behandelt und bald entlaſſen. Die Polizei forſchte dem ge-

heimen Revolutionscomité nach und bemächtigte ſich verſchiedener wichtiger Papiere deſſelben. Die feige Bosheit, mit welcher die Kaſerne der päpſtlichen Zuaven durch verborgene Minen in die Luft geſprengt worden war, erweckte den Verdacht, es könnten noch mehr Minen gelegt worden ſeyn. Indem man bei den Durchſuchungen auch in den Palaſt Chigi kam, in welchem der engliſche Geſchäftsträger Odo Ruſſel eine Reihe Zimmer bewohnte, wurde auch hier nach verſteckten Waffen geſucht, doch kein Papier angerührt. Die kirchenfeindlichen Zeitungen erhoben darüber ein großes Geſchrei, aber Lord Stanley erklärte im Parlament, es ſey alles ordnungsmäßig zugegangen und die engliſche Regierung ſey durch die ihr gegebenen Erklärungen befriedigt.

Man war begierig zu wiſſen, wie ſich Preußen zu der italieniſchen Frage verhalte. Man wußte nur, daß Ricaſoli der eifrigſte Freund Preußens und Gegner Frankreichs geweſen ſey, ſein Nachfolger Ratazzi dagegen wieder zu Frankreich neige und mit deſſen Hülfe Garibaldi zu überwinden oder wenigſtens im Schach zu halten trachte, während Garibaldi, die Mehrheit des Parlaments und die entſchiedene Nationalpartei alle ihre Hoffnungen auf die preußiſche Allianz gegen Frankreich ſetzten. Man glaubte, Victor Emanuel fürchte ohne franzöſiſche Hülfe nicht Herr der Situation bleiben zu können. In den erſten Tagen des November 1867 circulirte in der Preſſe (zuerſt in der Augsburger Abendzeitung) ein angebliches Schreiben des Grafen Bismarck an den preußiſchen Geſandten in Florenz, Herrn von Uſedom. Darin ſprach ſich das ſtärkſte Mißtrauen gegen die italieniſche Regierung aus, als gebe ſie ſich dem Kabinet der Tuilerien zum Werkzeug her, um Preußen zu einer Einmiſchung in die italieniſchen Wirren zu verlocken. „Es liegt auf der Hand, daß für Frankreich, wenn man demſelben die kriegeriſchen Tendenzen gegen Deutſchland zumuthet, an denen ich bisher zweifle, der Vorwand zu einem Kriege ein viel günſtigerer ſeyn würde, wenn Deutſchland genöthigt werden könnte, gegen das

den Papſt ſchützende Frankreich mit einem Angriffskriege zu Gunſten der Unabhängigkeit Italiens zu interveniren. Die Kriegspartei in Frankreich würde dadurch der Unannehmlichkeit überhoben, einzugeſtehen, daß es die nationalen Beſtrebungen Deutſchlands ſind, welchen man den Krieg erklärt." Uebrigens verbiete ſchon die Rückſicht auf die katholiſche Bevölkerung Deutſchlands, gegen das Oberhaupt der katholiſchen Kirche in einer Weiſe vorzugehen, welche ihre Herzen verletzen würde. Preußen müſſe verlangen, daß dem Papſt eine Stellung bleibe, welche von den Katholiken in Deutſchland als eine würdige anerkannt werden könne. Die italieniſche Regierung ſey bisher gegen die preußiſche nicht offen geweſen, der letztern ſey alſo Zurückhaltung und Vorſicht geboten, bis ſie eine klare Einſicht in die italieniſche Politik erhalte. In Berliner Blättern wurde dieſes Schreiben für unecht, dann wieder für echt erklärt. Jedenfalls ſagte es die Wahrheit und durch die officiöſe Preſſe wurde conſtatirt, Preußen wolle ſich nicht in die italieniſchen Dinge miſchen, und wenn es ſeyn müſſe, werde es nur im Intereſſe des europäiſchen Friedens geſchehen. Gewiß iſt, daß Preußen in Nachtheil gekommen wäre, wenn es Schritte gethan hätte, die entweder dem König Victor Emanuel zum Vorwand hätten dienen können, ihm ſeine Allianz zu verſagen, oder die es zum Alliirten Garibaldi's und ſeiner Rothhemden gemacht haben würden. Frankreich allein würde aus dem einen, wie aus dem andern Fall Vortheil gezogen haben.

Man hörte aber auch von einem franzöſiſchen Schachzug. Der Berliner Timescorreſpondent berichtete, am 8. Oktober 1867 ſey dem Papſte ein geheimer Vertrag zwiſchen Italien und Frankreich zur Kenntniß gebracht worden, durch welchen Napoleon, der damals an einen nahen Krieg mit Preußen gedacht, ſich verpflichtet habe, als Gegenleiſtung für ein gegen dieſe Macht gerichtetes italieniſches Bündniß dem Könige Victor Emanuel freie Hand in Rom zu geben. Als die Salzburger Zuſammenkunft der franzöſiſchen Politik eine

veränderte Richtung gegeben, habe Ratazzi, des Wartens müde, sein Glück auf eigene Hand versucht.

Am 9. November 1867 lud Frankreich alle europäischen Mächte zu einer Conferenz ein, um gemeinsam über die römische Frage zu verhandeln und dem Papst seine künftige Stellung zu bestimmen. Frankreich stellte dabei aber kein bestimmtes Programm auf, was auch die andern Mächte zu einer reservirten Haltung veranlaßte. Da der Papst ein weltliches Tribunal nicht über sich setzen lassen, Victor Emanuel aber um jeden Preis Rom haben wollte, so war eine Entscheidung zu treffen allerdings schwierig. Napoleon III. suchte die Verantwortung andern Mächten aufzuladen, weil er wegen der Katholiken in Frankreich den Papst nicht aufgeben durfte, aber auch an Victor Emanuel ein ihm so nützliches dienstbares Werkzeug nicht verlieren wollte. Preußen war in einem ähnlichen Falle, weil es seiner Katholiken wegen den Papst ebenfalls zu schonen hatte und an dem Königreich Italien einen künftighin noch nützlichen Verbündeten erhalten konnte. Preußen willigte ein, die Conferenz zu beschicken, jedoch nur, wenn ein Programm aufgestellt seyn würde. Bayern ahmte dieses Beispiel nach. England war zurückhaltend, erklärte sich ungefragt gegen jede neue Garantirung der weltlichen Herrschaft des Papstes und drückte die Erwartung aus, die französischen Truppen würden so bald als möglich befehligt werden, Italien wieder zu verlassen.

Da die Conferenz nicht zu Stande kam, übernahm Frankreich den Schutz des heil. Stuhles auf eigene Rechnung und Rouher sprach im gesetzgebenden Körper am 5. Dezember das stolze Wort jamais aus: niemals wird Frankreich dulden, daß sich Italien Roms bemächtige.

Man begreift wohl, daß es Victor Emanuel mit Frankreich nicht verderben wollte, aber auch nicht mit der italienischen Nationalpartei. Was er indessen für die letztere that, war immer nur Spiegelfechterei. Um nicht allen Credit und alle Popularität in

Italien zu verlieren, mußte er von Zeit zu Zeit den Schein annehmen, als ſey er ſelbſtändig und fürchte ſich vor Frankreich nicht. Er ſcheint dazu auch die Erlaubniß Frankreichs erhalten zu haben, denn er würde der Politik der Tuilerien kein taugliches Werkzeug mehr abgeben, wenn er in der Verachtung der italieniſchen Nation immer tiefer ſänke. Frankreich erlaubte ihm alſo, wenn es auch eine erzürnte Miene annahm, in's römiſche Gebiet einzurücken und Frankreich hiermit ſcheinbar zu trotzen. Ganz ebenſo hatte es ihm ſchon im Juli 1866 erlaubt, in's venetianiſche Gebiet einzurücken. Frankreich hatte es vorher verboten, und indem ſich Victor Emanuel um das Gebot nicht bekümmerte, machte er den eitlen Italienern die Freude, ſich einbilden zu können, er handle ſelbſtändig und trotze Frankreich. Allein Frankreich gab dieſem Trotze gar keine Folge, ſondern ließ ſich ihn gefallen. Dieſes Gaukelſpiel wiederholte ſich im November 1867. Alles war mit Frankreich verabredet, um die Italiener durch die ſcheinbare Selbſtändigkeit des Florentiner Kabinets zu täuſchen. Ricaſoli wurde das Opfer der erſten Komödie, Ratazzi das der zweiten.

Wenn auch Lord Stanley im Parlament ausſagte, Ende Oktober habe Italien die guten Dienſte Englands gegen Frankreich angerufen, ſo beweist das noch nicht, daß ein Bruch zwiſchen Paris und Florenz erfolgt war, wie auch die engliſche Regierung der Sache keine Folge gab. Der Univers ſagte, die Reden, welche Miniſter de Mouſtier und Erzbiſchof Darboy von Paris gehalten, beweiſen, daß die franzöſiſche Regierung dem h. Vater nichts weiter nehmen, aber auch nichts zurückgeben wolle. Daraus folgt, daß der Papſt, wie bisher, beraubt und ungenügend geſchützt bleibt, und daß demnach der Heimfall Roms an den König von Italien nur noch eine Frage der Zeit iſt.

Die Biſchöfe, welche ſich im franzöſiſchen Senat vernehmen ließen, waren durch die Erklärungen de Mouſtiers und des Erzbiſchof von Paris nicht befriedigt. Sie machten der Regierung

Vorwürfe. Cardinal de Bonnechose von Rouen ſprach offen aus: „Das Votum, welches Rom zur Hauptſtadt Italiens erklärt, iſt nicht widerrufen, Garibaldi's Expedition wurde im Einverſtändniß mit der Regierung Victor Emanuels unternommen, damit die letztere einen Vorwand habe, Rom in Beſitz zu nehmen." Der Cardinal lobt die franzöſiſche Regierung, einen ſo offenen Bruch des Septembervertrags nicht geduldet zu haben, aber er hegt kein großes Vertrauen in Bezug auf das, was ſie ferner thun werde. Das Königreich Italien hat ſich für unvereinbar erklärt mit der Kirche, „mit dem, was das moraliſche Leben der Welt ausmacht." Demnach ſollte für Frankreich gar keine Wahl mehr bleiben, das Schickſal der Kirche ſollte nicht immer und immer wieder in Frage geſtellt bleiben, wie es doch der Fall ſey, wenn Frankreich ſeine Truppen wieder aus Rom zurückziehen und die Entſcheidung einer Conferenz weltlicher Mächte überlaſſe, von der man nicht wiſſe, was ſie thun werde. Das Papſtthum werde dadurch in Frage geſtellt. Daß dieſes letztere wirklich der Fall ſey, beſtätigte Favre im geſetzgebenden Körper, indem er in einer glänzenden Rede auseinanderſetzte, Frankreich müſſe den Papſt aufgeben, ſo fordere es der Fortſchritt des Jahrhunderts und ſo fordere es insbeſondere das Intereſſe Frankreichs. „Wenn wir den Papſt fortwährend und wirkſam beſchützen wollen, brauchen wir dazu jährlich 50,000 Mann und 100 Millionen und werden zum Haß der Völker werden, wie ehemals die Oeſterreicher." Der Redner fügt eine obligate Tirade gegen das finſtere Mittelalter und gegen die Verdammungsſucht der Kirche hinzu. Wie de Mouſtier, ſo erklärte auch Miniſter Rouher, die Regierung werde den Papſt ſchützen und ihm nicht nur die Stadt Rom, ſondern auch das römiſche Landgebiet in ſeinen gegenwärtigen Grenzen (ohne Zurückgabe der ihm geraubten Marken) erhalten, aber ebenſo werden ſie auch die Einheit des Königreichs Italien wie bisher in Schutz nehmen. Wie ſich beides vereinigen laſſe, wurde nicht geſagt.

Man konnte ſich demnach der Vermuthung nicht enthalten, und die Zeitungen drückten ſie auch aus, daß Frankreich von Anfang an das Spiel in Italien mitgeſpielt und um alles gewußt habe, und daß es nur deßwegen nicht früher intervenirt habe, um den armen Garibaldi in die Falle zu locken. Auch glaubte man, Napoleon III. habe ſich erſt dann entſchieden, durch Rouher den Fortbeſtand des Kirchenſtaats auf Frankreichs eigene Rechnung zu verkünden, als er inne geworden ſey, die Conferenz werde nicht zu Stande kommen, oder ihn iſoliren.

Bereits am 3. Dezember ließ Failly die franzöſiſche Fahne in Rom wieder abnehmen und ſeine Truppen zogen ab, eine Diviſion blieb in Civita Vecchia, zwei kehrten nach Frankreich zurück.

Das Parlament in Florenz war in ſeinen Anſichten getheilt und erleichterte dadurch dem Miniſter Menabrea ſeine Stellung. Der Senat ſtimmte der Regierung zu. Das Abgeordnetenhaus zeigte große Sympathie für Garibaldi, war aber nicht im Stande, deſſen Niederlage wieder gutzumachen. Man lärmte wohl ſehr, aber Menabrea frug mit Ruhe, was die Herren denn wollten? „Wollen ſie durch Gewalt oder durch moraliſche Mittel nach Rom kommen? Ich glaube, daß die Löſung der Frage durch die verſuchte Gewalt hinausgeſchoben worden iſt. Ich frage die Linke, was ſie mit dem Papſte machen will? (Gelächter und Lärmen.) Wo ſind die Mittel, unſer Ziel zu erreichen?“ Mit einem Wort, es wurde conſtatirt, daß man nicht ſtark genug ſey, um ſich gegen den Willen Frankreichs in Rom feſtzuſetzen und daß jeder gewaltſame Verſuch dazu fehlſchlagen müſſe. Es blieb alſo lediglich nichts übrig, als die Hoffnung auf eine künftige moraliſche Eroberung Roms. Garibaldi wurde vom Juſtizminiſter ſtark getadelt, eigenmächtig verfahren zu ſeyn und das Land in die Gefahr eines auswärtigen Krieges gebracht zu haben. Die Kammer tobte zwar in ohnmächtigem Zorn, aber Frankreich rieth dem König, die Kammer aufzulöſen, wenn ſie ſich zu widerſpenſtig oder feindlich gegen Frankreich geberde.

Alles fiel über Ratazzi her, der mußte den Sündenbock für Victor Emanuel abgeben. Crispi ſuchte ihn zu vertheidigen. „Ratazzi hat Garibaldi mit Oſtentation feſtnehmen laſſen, unter der Hand aber ſelber mit den Aufrührern verkehrt, das iſt wahr, aber Ratazzi war anfangs gegen die Bewegung, wurde aber allmälig durch die öffentliche Meinung mit fortgeriſſen.“ Gewiß iſt, Ratazzi verfuhr zweideutig und feig, ſofern er Garibaldi's Unternehmen zu verdammen ſchien und doch wieder gut hieß und es weder hemmte noch unterſtützte, obgleich er die Mittel dazu hatte. Zweideutig und feig war auch ſein Verhalten gegenüber von Frankreich. Erſt drohte er, italieniſche Truppen ſollten Rom beſetzen und den Franzoſen zuvorkommen, und doch blieb er ſtehen und ließ die Franzoſen einrücken. Das alles iſt aber nicht ſeine Schuld. Er war eben nur das Werkzeug Victor Emanuels. In der Kammer erklärte er in der Mitte des Dezember, Garibaldi's Unternehmen ſey im Nationalgefühl wohl begründet geweſen, doch leugnete er jedes Einverſtändniß mit ihm. In Rom habe er nur interveniren wollen, um die Unabhängigkeit der römiſchen Bevölkerung und den freien Ausdruck ihrer Wünſche, ſo wie auch die ‚geiſtliche‘ Unabhängigkeit des Papſtes zu beſchützen. Eine höchſt alberne Ausrede gegenüber der franzöſiſchen Intervention. Aber alles war auch nur verabredete Komödie. Menabrea und die Oppoſition lieferten die Beweiſe, daß Ratazzi wirklich mit Garibaldi in Verbindung geſtanden und ſeinen Freiſchaaren die Benutzung der Eiſenbahn geſtattet, wie auch die Flucht Garibaldi's von Caprera nicht verhindert habe. Der Antrag, die Haltung des Miniſteriums während der römiſchen Kriſis gutzufinden, wurde am 22. Dezember mit 201 gegen 199 Stimmen verworfen.

Um die Oppoſition zu beſchwichtigen und Frankreich gegenüber wieder ſelbſtändig zu erſcheinen, erklärte die italieniſche Regierung, ſie ſage ſich los von der Schuld, die ſie bei der Beſitzergreifung der Aemilia vom Kirchenſtaat übernommen habe, und ſtelle die

Zinſenzahlung ein. Dahinter war eigentlich eine Losſagung vom Septembervertrage verſteckt. Der Sinn war: Habt ihr Franzoſen den Vertrag nicht geachtet, indem ihr wieder nach Rom zurückkamt, ſo ſoll er auch für uns nicht mehr gelten. Eine wahre Spitzbüberei, da die ehemaligen Gläubiger des Papſtes jetzt nicht einmal ihre Anſprüche beim Papſt geltend machen konnten, weil dem letztern das Unterpfand (Aemilia und Umbrien) von derſelben Regierung geraubt worden war, die jetzt die Zinſen nicht mehr zahlen wollte. Der Conſtitutionel ſagte mit Recht, das ſey der Anfang des italieniſchen Staatsbankerots. Zu derſelben Zeit wurde Alphons, Graf von Caſerta, Bruder des Exkönigs von Neapel, wegen ſeines tapfern Verhaltens bei Mentana, wo er unter den päpſtlichen Truppen focht, von Napoleon III. mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt, was die Italiener natürlich ſehr ärgerte.

Von der Stimmung im italieniſchen Volke erfuhr man nur traurige Nachrichten. Der Weſerzeitung wurde geſchrieben: „Im Lande ſieht es troſtlos aus. Schwachheit und Nichtswürdigkeit überall. Die Regierung, ein Spielball der Parteien, hält in den ſchwachen Händen kaum noch die ihnen entfallenden Zügel; das Volk, die höheren Klaſſen in grenzenloſer Apathie, die niederen in dumpfem Murren, widerſetzt ſich in ſteigender Unzufriedenheit jeder Steuerzahlung und wird in ſeinem paſſiven Nichtwollen noch durch den gleichen paſſiven Widerſtand der Kommunen unterſtützt. Die Abgaben ſollen nur ungefähr zum vierten Theile eingehen. Die Adminiſtration iſt grundſchlecht und die Unterſchleiſe in derſelben haben einen ſolchen Umfang angenommen, daß, wenn ich als Beweis für dieſe Behauptung Ihnen die Beiſpiele anführen wollte, die ich hier habe zu hören bekommen, Sie mir dieſelben entweder nicht glauben würden oder man Ihnen in Deutſchland keinen Glauben ſchenken würde. Das nationale Ehrgefühl, durch die Behandlung von Seiten Frankreichs auf's tiefſte beleidigt, krümmt ſich in ohnmächtiger Wuth, und es erſticken darum noch die letzten Funken

von gutem Willen. Dabei Mißernte und Theuerung in Folge derſelben, ſowie die Papiergeldwirthſchaft in immer größerem Umfang."

Seit dem Kampfe bei Mentana bemerkte man, daß ſich das Verhältniß des heil. Stuhls zum Kabinet der Tuilerien freundlicher geſtaltete, weßhalb auch das Vorſtürmen des liberalen Miniſteriums und der Judenpreſſe in Wien weniger Unruhe in Rom verurſachte, als die in Wien vorübergehend herrſchende Partei vielleicht beabſichtigte. Damals ordnete Frankreich auch die noch zwiſchen Rom und Florenz ſchwebende Finanzfrage. Der König von Italien übernahm es, von den Einnahmen der dem Kirchenſtaat entriſſenen Provinzen jährlich 17 Millionen nicht unmittelbar an den Papſt, ſondern an Frankreich auszuzahlen, welches ſie dem Papſt übermitteln ſollte. Im September 1869 meldeten aber die Zeitungen, beim erſten Termin habe Victor Emanuel ſtatt ſieben nur eine Million Lire in kleiner Münze bezahlt.

Die Bußfertigkeit eines abtrünnigen Cardinals charakteriſirt die Lage. Der Cardinal Andrea, noch jung und aus Neapel gebürtig, ein bekannter Galant'uomo wie Victor Emanuel, hatte die Wirren der Zeit benutzt, um es ſich bequem zu machen, wollte vielleicht auch dem Papſt gegenüber eine Rolle ſpielen, ſcheint das nahe Ende der weltlichen Herrſchaft des Papſtes erwartet zu haben, kurz er verließ Rom dem Gebote des Papſtes zuwider und ging nach Neapel, von wo aus er gegen den Papſt Oppoſition machte. Ein Breve des Papſtes entſetzte ihn ſeiner Würden. Nachdem aber Garibaldi's Angriff auf Rom mißlungen war, kehrte Mitte Dezember Andrea freiwillig nach Rom zurück, unterwarf ſich dem Papſt und wurde von demſelben in ſeine Würden wieder eingeſetzt, iſt aber bald darauf plötzlich geſtorben.

Ende November 1868 wurden in Rom Monti und Toquetti, zwei Agenten der Revolutionspartei, zum abſchreckenden Beiſpiel für ihre Geſinnungsgenoſſen, welche Rom immer noch keine Ruhe ließen,

Aufmerksamkeit auf sich selbst. Nicht nur ist der Katholicismus im Allgemeinen nur durch die Reformation zu Selbsterkenntniß und Selbstbewußtseyn gelangt, sondern er bildet sich noch jetzt eben so in Geistlichen und Laien, vorzüglich in Nebeneinanderstellung, aus, wie das Beispiel des trefflichen, zu frühe verstorbenen Card. Cheverus augenscheinlich beweist.

Des Drachen Zähne werden weder von der Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit, noch selbst von den Umsichtigeren unter den Trägern der Centralgewalt, sie werden lediglich von einer Partei gesäet, welche zeitweise zur Uebermacht gelangt ist. Sie werden in den meisten bischöflichen Sprengeln Deutschlands, sie werden bei dem gesunden Theile des deutschen Volks nirgends Wurzel fassen. Seit beinahe zwei Jahrhunderten stehen beide Bekenntnisse in wechselseitig anerkannter Rechtsgleichheit neben einander, die schroffe Isolirung ist unmöglich; wir haben einsehen gelernt, daß wir vor Allem volksthümlich zusammenhalten müssen und können. Wer etwa übereifrig für seine Glaubensform ist, wird durch strenge Erziehung in seinen Grundsätzen ohnehin seine Kinder vor Eingehen gemischter Ehen ferne zu halten wissen, und wer die Duldung für etwas Löbliches hält, wird sich durch Einsprache der Priester nicht irre machen lassen, welche lieber Verfolgung üben und hervorrufen, als den gegenüberstehenden durch Uebung jeder christlichen Tugend übertreffen, und ihn nur dadurch für ihre Glaubensform gewinnen wollen.

Wenn Unfriede gestreut wird in das Innere vieler Familien, wenn zarte Gewissen beunruhigt werden, wenn eroberungssüchtige Nachbarn das Feuer mit höhnischer Freude schüren, wer kann im deutschen Vaterlande dadurch gewinnen, als etwa ein Ränkemacher oder ein Verleger des Athanasius?

Die Gefahr für die katholische Kirche ist durch diese combinirte Offensivbewegung vielleicht größer, als auf den ersten Anblick scheint. Sie könnte ein europäisches Corpus evangelicorum, allgemeinere Einführung der bürgerlichen Ehen, vollkommenes Ignoriren Roms, Schutz für Priester, welche sich verehlichen, für Gemeinden, welche die Messe in der Landessprache hören wollen, für Bischöfe hervorrufen, welche in Utrecht die Weihe nehmen könnten. Was den gewaltigen Anstrengungen der katholischen Reaction bis zum westphälischen Frieden nicht gelingen konnte, wird

ſondern immer noch unterwühlten, hingerichtet. Die Mazziniſten und Garibaldianer erhoben ein ungeheures Zetergeſchrei und umgaben die beiden Miſſethäter ſogleich mit dem Heiligenſchein von Märtyrern. Der Papſt wurde ein Henker genannt und ſogar das Parlament in Florenz erklärte alle gebornen Italiener, auch ſolche, die nicht unmittelbar Unterthanen Victor Emanuels ſeyen (alſo auch alle Römer), für Staatsbürger des Königreichs Italien, als vermöchten ſie durch dieſen willkürlichen Akt ein Recht zu erlangen, ſich künftig römiſcher Rebellen als Mitbürger anzunehmen.

Einige Wochen ſpäter wurden zwei weitere revolutionäre Agenten in Rom, Ajani und Luzzi, ebenfalls zum Tode verurtheilt. Nun wendete ſich aber Victor Emanuel durch einen außerordentlichen Abgeſandten perſönlich an den Papſt, um für die Verurtheilten zu bitten, und der Papſt erfüllte ſeine Bitte auf's freundlichſte, indem er ſogleich das Urtheil zu revidiren befahl. Die Oppoſition ärgerte ſich darüber heftig, weil ſie in der Bitte des Königs eine Anerkennung der päpſtlichen Herrſchaft in Rom ſah.

Uebrigens bemerkten klerikale Blätter mit Recht, an demſelben 24. November, an welchem die beiden Hinrichtungen in Rom ſtattfanden, ſeyen zwei Bürger von San Donnino di Bologna, die einen ungerecht mißhandelten andern Bürger gegen die Brutalität von Soldaten hatten ſchützen wollen, von dieſen erſchoſſen worden. Sind dieſe, ſchreibt die Unita, weniger beklagenswerth, obgleich niemand von ihnen ſpricht, als jene beiden römiſchen Mörder, die boshaft eine Kaſerne unterminirten und dieſelbe in die Luft ſprengten, wobei ſiebenundzwanzig Menſchen das Leben verloren? Und dieſe Mörder wagt man Märtyrer zu nennen!

In den erſten Tagen des Dezember 1868 ſtattete Fuad Paſcha dem Papſt in Rom einen Beſuch ab und wurde von ihm auf das freundlichſte empfangen. Pius IX. nannte den Sultan ſeinen beſten Freund, denn niemals habe er den Katholiken wehe gethan, überhaupt befänden ſie ſich beide faſt in der nämlichen

Lage, der Sultan werde von St. Petersburg, er, der Papſt, von Florenz aus mit Vernichtung bedroht. Ja noch mehr. Alle Mächte ſeyen gegen das Kreuz, wie gegen den Halbmond verſchworen. Der Sultan glaube doch noch wenigſtens an den Propheten, aber die chriſtlichen Souveraine glauben nicht einmal mehr an Gott.

Fünftes Buch.

Der große Jeſuitenplan.

Der unveränderliche Gedanke der Geſellſchaft Jeſu war Unterwerfung des germaniſchen Europa unter das romaniſche. Nach ihrer Wiederherſtellung ſchien ihnen keine Zeit günſtiger zu werden, als die gegenwärtige, um die Verwirklichung jenes Gedankens auf's neue anzuſtreben.

Bekanntlich hat Napoleon III., wenn auch nicht mit kirchlichen, ſo doch mit politiſchen Mitteln, die romaniſche Race über die germaniſche in der neuen wie in der alten Welt zu erheben getrachtet. Er hat das in ſeinem berühmten Briefe an den Marſchall Forey im Jahr 1863 klar ausgeſprochen und nach allen romaniſchen Ländern bis nach Rumänien hin ſeinen Einfluß zu erſtrecken geſucht. Zunächſt lag ihm alles daran, Italien und Spanien ſeinem Willen zu unterwerfen. Es gelang ihm, Italien von den Oeſterreichern zu befreien und den neuen König von Italien zu ſeinem Vaſallen zu machen. Die Königin von Spanien rief ihn als ihren Beſchützer an. Auch das katholiſche Oeſterreich war ſeit ſeinen Niederlagen genöthigt, ſich um franzöſiſche Hülfe zu bewerben. Somit war dem Kaiſer der Franzoſen die Hegemonie im katholiſchen Europa zugefallen und weil das katholiſche Intereſſe vom römiſchen unzertrennlich iſt, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Kaiſer den Papſt

in Rom beſchützen und daß der Papſt ihm ſeine geiſtigen Waffen eventuell zur Verfügung ſtellen mußte. Der Kaiſer fand es zwar ſeiner Politik noch angemeſſen, mit dem Liberalismus zu kokettiren, ſchnitt alſo den Kirchenſtaat entzwei und ſchenkte die eine Hälfte dem neuen liberalen König von Italien, ließ aber dem Papſt doch die andere Hälfte und ſchickte ihm eine franzöſiſche Armee, die ihn in ſeiner Hauptſtadt Rom beſchützen mußte.

Dem Papſte kam noch manches andere zu ſtatten. Die Art, wie ſeine Verſuche, auf die katholiſchen Biſchöfe und Bevölkerungen einzuwirken, von dieſen aufgenommen wurden, mußte ihm Muth machen. Die wiederholt von ihm eingeladenen Biſchöfe kamen ſchaarenweiſe nach Rom, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ja um ſich ſchriftlich zu verpflichten, ihm in ſeinen Bedrängniſſen treulich beizuſtehen. Die frommen Bevölkerungen ſammelten den Peterspfennig für ihn, welcher ſich jährlich auf 11 bis 14 Mill. Scudi belief. Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß wurde überall ohne irgend einen nennenswerthen Widerſpruch angenommen. Die liberale Welt lachte nur dazu. Dem religiöſen Indifferentismus ſchien es nicht der Mühe werth, einen Feind zu bekämpfen, der ihm nicht mehr gefährlich ſchien, und doch ſpitzte ſich das neue Dogma zu einer Gefahr für alle zu, die nicht blind am römiſchen Joch zogen. Der Franzoſe Nicolas verrieth es in ſeinen Studien über das Chriſtenthum. Indem er nämlich hier die Maria zu einem Inbegriff des Reichs Gottes machte, ſtellte er ſie ihrem Sohne gleich, ja ſofern Chriſtus am Kreuz hatte leiden müſſen, Maria aber nur vornehm und leicht den Fuß zu bewegen brauchte, um der Schlange den Kopf zu zertreten, ohne ſich ſelbſt dabei zu verletzen, ſtellte er die Unantaſtbare ſogar über ihren Sohn. Am pikanteſten war aber ſeine Hinweiſung darauf, daß die Franzoſen das Volk der Maria ſeyen, daß ſie im Krimkriege Medaillen mit dem Bildniß der Jungfrau auf dem Herzen getragen hätten und alſo eigentlich „Kreuzfahrer der Maria“ geweſen ſeyen. Das wirft ein kleines

Schlaglicht auf die Hoffnungen, welche die Jesuiten damals schon von einer neuen Allianz Frankreichs mit Rom unter dem Banner der Gottesmutter gehegt haben.

Die übrige Welt nahm wenig Notiz davon. Man glaubte ja an so viele andere Dogmen nicht mehr, wurde nun auch ein neues hinzugefügt, was schadete das weiter? Ein sträflicher Leichtsinn derjenigen vernünftigen Bischöfe, die doch wohl hätten einsehen können, daß jenes Dogma, welches neben dem alleinigen Gott des Evangeliums den Katholiken gar noch eine Göttin octroyirte, ein Dogma, welches die Päpste selbst zur Zeit ihrer höchsten Macht im Mittelalter niemals aushecken zu lassen, vernünftig genug gewesen sind, nimmermehr vom Episcopat hätte bestätigt werden sollen, wenn auch der Papst es beantragte. Aber gerade der religiöse Indifferentismus der meisten Katholiken unserer Zeit kam dem Papst zu statten, daß er unbeanstandet, ja fast unbemerkt zu Glaubenssätzen verpflichten konnte, welche, wenn man sie auch heute auf die leichte Achsel nimmt, in späterer Zeit noch große Confusionen anrichten können.

Ungleich mehr Anstoß erregte die auf Politik bezügliche Encyclica mit dem Syllabus. Aber der Liberalismus, seiner Macht in der Gegenwart sich bewußt, sah die Sache als etwas nur Lächerliches, nicht Gefährliches an.

Der große Plan der Jesuiten reifte im Frühjahr 1868. Es galt zuerst, Spanien in dieselbe Abhängigkeit von Frankreich zu bringen, wie Italien. Der Papst überschickte der Königin Isabella von Spanien die goldne Rose „als Sinnbild und Lohn ihrer Tugenden". Diese bekanntlich höchst lüderliche Dame hatte mit Hülfe der klerikalen Partei eben noch einen gefährlichen Aufstand unterdrückt, sich aber im Lande so verhaßt und verächtlich gemacht, daß sie sich ganz dem Kaiser der Franzosen in die Arme warf, um durch ihn auf dem spanischen Thron erhalten zu werden. Im März desselben Jahres ertheilte der Papst einem Vetter Napoleon's III.,

L. Bonaparte, die Cardinalswürde mit einem beſondern Vorrange, gleichſam als ſeinem präſumtiven Nachfolger. Zu derſelben Zeit erhielten alle Parteien, welchen die Neugeſtaltung Deutſchlands unter Preußen zuwider war, einen übereinſtimmenden Impuls, in ihren Zeitungen und Flugſchriften gegen Preußen anzuſtürmen und einen Krieg Frankreichs und Oeſterreichs gegen Preußen als nahe bevorſtehend anzukündigen. Wie wenn heftig in glühende Aſche geblaſen wird, flammte es hell auf in der chauviniſtiſchen Preſſe Frankreichs, in öſterreichiſchen und ſüddeutſchen, particulariſtiſchen, klerikalen, demokratiſchen Blättern, auch in Holland und Dänemark. Die depoſſedirten Fürſten von Hannover und Kurheſſen verſchwendeten damals große Summen, um Zeitungen zu kaufen und Flugſchriften drucken zu laſſen, welche Preußen und die deutſche Sache verleumden und läſtern mußten. Der Exkönig von Hannover unterhielt ſogar in Frankreich eine Legion, die ihm im Gefolge eines franzöſiſchen Heeres ſein Land wieder erobern ſollte. Zu derſelben Zeit erfuhr man aus Spanien, die Königin Iſabella habe heimlich einen Vertrag mit Napoleon III. geſchloſſen, wonach ſie, wenn Frankreich Deutſchland angreife, eine Armee von 40,000 Spaniern nach Rom wollte überſchiffen laſſen, um die franzöſiſchen Truppen daſelbſt abzulöſen und Italien im Zaum zu halten, daß es Preußen nicht etwa wieder beiſtehen könne. Dies nun waren die Umſtände, unter welchen der Papſt am 29. Juni 1868 das ökumeniſche Concil einberief, welches am 8. Dezember des folgenden Jahres in Rom tagen ſollte. Geſetzt, der Krieg würde im Frühjahr 1869 beginnen und die katholiſchen Mächte würden Preußen überwältigen, ſo wäre das Concil zur rechten Zeit gekommen, um den Triumph des Katholicismus über den Proteſtantismus beſiegeln zu können. Das waren die Hoffnungen der Jeſuiten und der kriegsluſtigen Parteien.

Aber dieſe Hoffnungen ſollten zunächſt nicht in Erfüllung gehen, denn die Generale der Oppoſition in Spanien waren wachſam

und vereitelten den Plan der Königin Iſabella durch eine raſche und glückliche Revolution im September 1868, was die Flucht der Königin nach Frankreich zur Folge hatte. Die Wahl eines neuen Königs in Spanien kam nicht zuſtande, der Staat war factiſch eine Republik, was auch den Republikanern in Frankreich und Italien neuen Muth machte. Napoleon III. wurde krank und mußte die liberale Partei für ſich zu gewinnen ſuchen, um ſie gegen die Republikaner gebrauchen zu können. Oeſterreich war durch Ungarn und die Forderungen der Slaven gelähmt.

Indeſſen war das Concil einmal angekündigt und mußte auch unter veränderten Umſtänden ſeinen Verlauf haben. Daſſelbe konnte entweder die zahlreichen katholiſchen Bevölkerungen, namentlich in Spanien, Italien und Deutſchland fanatiſiren und dort gegen die Liberalen, hier gegen die Proteſtanten aufhetzen und Frankreich und Oeſterreich neue Bundesgenoſſen und Gelegenheit zu Einmiſchungen verſchaffen, oder es konnte mit ſeinen Uebertreibungen das Papſtthum vollends um allen Kredit bringen, ſo daß am Ende die Staatsgewalten allein den Platz behaupten und keine Kirchengewalt mehr zu fürchten haben würden. Daher die ruhige Schadenfreude, mit der die liberalen Regierungen von Italien und Spanien und noch andere den Dingen in Rom zuſahen.

Karl Hahn in ſeinem offenen Wort Seite 11 charakteriſirt ſehr gut die heimlichen Vorbereitungen zum Concil: „Möglich war ein ſolches Concil in einer Zeit, in welcher Religion und Sittlichkeit in ſo vielen romaniſchen Ländern erſchlafft waren, in Deutſchland ein blinder Ultramontanismus ſich breit machte, der Gegenſatz des Papal- und Epiſkopalſyſtems mit dem vollſten Siege des erſtern über letzteres gelöst werden wollte und ein Serviliſmus in einem Theile des jüngeren Klerus ſtack, den dieſer als begeiſterte Hingabe an das Papſtthum anſah und dazu frömmelnde Anleitung in manchem Prieſterſeminar erhielt. Wo das hinaus ſollte, zeigte plötzlich das Prieſterſeminar in Rottenburg und ſein Regens Dr.

Maſt. Alle wahren Berichte und Zeugniſſe des ehrwürdigen Biſchofs Lipp las Pius nicht und verurtheilte doch auf's Kränkendſte einen der edelſten Kirchenfürſten Deutſchlands, welchem ſolche Ungerechtigkeit das Herz brach. Das war ein vollſtändiger Jeſuiten-Sieg. Rom ſelbſt ſah ſchon Jahrzehnte auf jeden Angriff, der den Biſchöfen galt, mit Wohlgefallen. — Gab es in Deutſchland viele gegen die Religion Gleichgültige, über die Ultramontanen Empörte, gegen übereifrige jüngere und unverträgliche Prieſter Mißtrauiſche unter den Gebildeten, ſo zeigte ſich im Volke ein wacker geſchürter Eifer für Jeſuiten-Miſſionen, Bruderſchaftsandachten und neue religiöſe Vereine. Und wie jeſuitiſch waren die katholiſchen Generalverſammlungen angelegt und geleitet! Das Alles arbeitete dem unglücklichen Concil und ſeinem einzigen Zwecke vor. Dazu kam endlich die größte Geheimnißthuerei, die nicht blos imponiren, ſondern auch jede öffentliche Meinung als gefährlichen Luftzug hermetiſch abſchließen und zuletzt im Sturmſchritt überraſchen ſollte. So ſollten die brävſten Vorkämpfer arglos vorgehen, bis ſie ſich plötzlich vor der römiſchen Kugelſpritze, bisher wohl maskirt und ſchlau verſteckt, erblickt hätten."

Dem entſprach auch die Einberufung ſogenannter Conſultatoren nach Rom. Der Papſt ließ eine Anzahl der anerkannt tüchtigſten katholiſchen Theologen nach Rom kommen, um ſcheinbar ihren guten Rath in Bezug auf die Verhandlungen des Concils entgegen zu nehmen. Die Welt ſollte glauben, es werde dort alles ehrlich und redlich zugehen und man werde jede Meinung hören. Mancher gelehrte, geiſtliche Herr ſollte ſich ſogar einbilden dürfen, ſeiner Eitelkeit würde in Rom geſchmeichelt werden, man würde ſich von ihm belehren laſſen und er würde großen Einfluß üben können. Aber die Jeſuiten allein beriethen den Papſt und die armen Conſultatoren dienten ihnen nur zum Gelächter, weil ſie ſo einfältig in die Falle gegangen waren. Die Conſultatoren erfuhren nicht das geringſte von dem, was die Curie längſt mit den Jeſuiten abge-

macht hatte. Sie dienten nur, das geheime Spiel der Jesuiten zu verdecken. Durch dasselbe Manöver ließen sich auch die deutschen Bischöfe, die sich in Fulda versammelten, dupiren. Es sey ja, meinten sie, bisher alles ehrlich hergegangen, man habe ja die deutschen Theologen konsultirt, man dürfe also in das bevorstehende Concil volles Vertrauen setzen.

Was der eigentliche Zweck des einberufenen Concils sey, wurde erst im Mai 1869 bekannt. Der Papst nämlich sollte auf diesem Concil für infallibel erklärt werden. Zur Zeit der höchsten Papstgewalt im Mittelalter hatten zwar einzelne Päpste persönliche Unfehlbarkeit angesprochen, aber niemals war sie ihnen durch ein Concil zuerkannt worden. Es hatte vielmehr viele Päpste gegeben, die einander gegenseitig Irrthum vorwarfen, einander absetzten, oder auch von einem Concil des Irrthums überwiesen und abgesetzt wurden. Man sagte, Cardinal Antonelli habe zuerst gegen den französischen Gesandten von der Infallibilität gesprochen. Seitdem wurde sie auch von dem Hauptorgan der römischen Curie, der „Civiltà Cattolica" als das Hauptziel des Concils bezeichnet und mit glühendem Eifer verfochten. Man erkannte daraus, daß, wenn auch die früher beabsichtigte kriegerische Offensive gegen Deutschland noch aufgeschoben werden mußte, es doch für opportun gehalten wurde, durch das neue Dogma die katholischen Bevölkerungen Deutschlands zu fanatisiren, gegen das protestantische Norddeutschland aufzureizen und die freisinnigen Katholiken, namentlich die Schule Döllinger's, von den Kathedern und Kanzeln zu vertreiben.

Es ist nöthig, ehe wir das Concil in seinem Verlauf schildern, uns zuvor alles zum Ueberblick zu bringen, was zwischen seiner Einberufung und seiner Eröffnung geschehen ist.

In der Bulle Aeterni Patris, in welcher Pius IX. am 29. Juni 1868 das Concil ankündigte, hieß es: „Gestützt auf die Autorität des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, sowie seiner h. Apostel Petrus und Paulus, welche Autori-

tät auch wir auf Erden inne haben, berufen wir mit dieſem Schreiben in Unſere theuere Stadt Rom ein allgemeines ökumeniſches Concil ꝛc." Alſo ſprach der Papſt die volle Autorität der Dreieinigkeit an und ließ nicht einmal den h. Geiſt dem Concil übrig, ſo daß dieſes Concil, wenn es auch einberufen wurde, doch nur blind dem Befehl des Papſtes folgen ſollte.

Als nun der Papſt am 8. September 1868 an die Biſchöfe der Kirchen orientaliſchen Ritus ein beſonderes Schreiben ergehen ließ, worin er ſie aufforderte, zu ſeinem Concil zu kommen, es aber erſt nachträglich für ſchicklich fand, einen Legaten, Dom Teſta, an den Patriarchen von Conſtantinopel abzuſenden, um ihm die Einladung perſönlich zu überbringen, antwortete der Patriarch, er habe die Einladung ſchon in den Zeitungen geleſen, und müſſe ſie ablehnen, denn die griechiſche Kirche erkenne keinem Biſchof das Recht zu, ſich an die Stelle des Heilands zu ſetzen und dadurch über die andern zu erheben; Chriſtus allein ſey der Herr der Kirche, die Biſchöfe ſeyen einander aber alle gleich. — Es hieß, der Patriarch habe alle griechiſchen Biſchöfe, alſo auch die des ruſſiſchen Reichs, zu einem Gegenconcil eingeladen, der h. Synod von St. Petersburg es aber abgelehnt. Am 13. September lud der Papſt auch alle Proteſtanten „in den einen Schafſtall der Kirche" ein und erinnerte ſie, wie nachtheilig die Kirchenſpaltung immer geweſen ſey, nur daß er zu erwähnen vergaß, Rom allein ſey an der Kirchentrennung ſchuld geweſen, weil es alle alten Mißbräuche habe feſthalten wollen. Der Oberkirchenrath in Berlin fand ſich bewogen, am 13. Oktober die päpſtliche Einladung abzulehnen, mit der Bemerkung, das päpſtliche Schreiben drücke neben ungerechten Beſchuldigungen den Proteſtanten doch auch Achtung und Wohlwollen aus, nehme aber ein Entgegenkommen auf dem Boden evangeliſcher Wahrheit nicht in Ausſicht und müſſe daher als ein unberechtigter Uebergriff in die evangeliſche Kirche entſchieden zurückgewieſen werden.

Der engliſche Erzbiſchof Manning veröffentlichte einen Commen-

auch jetzt nicht gelingen. Die Partei, welche ihre Jünger lieber arm aber isolirt, als wohlhabend und gemischt haben will, wird an dem Recht, dem gesunden Menschenverstand, den unabweislichen Bedürfnissen der Zeit Hindernisse finden, welche durch noch viel größere und mit mehr Umsicht geleitete Kräfte nicht beseitigt werden würden. Wie auf Rezzonico durch den Einfluß der katholischen Regierungen ein Ganganelli folgen mußte, so wird auch bei dem nächsten Conclave Mäßigung und Anerkennung der Forderungen der Zeit eben so mächtig das Losungswort werden, als es jetzt äußerste Durchführung der Grundsätze und Anstreben gegen Alles ist, was wie Nachgeben oder Neuerung aussieht. Denn die katholischen Regierungen, vor allen Oesterreich, welches den überwiegenden Einfluß in ganz Italien und namentlich in Rom ausübt, haben ein zu großes Bedürfniß, alle Bewegungen und Krämpfe, alle Veranlassung zu vermeiden, welche den rastlosen Unruhestiftern zu Vorwänden und Ausgangspunkten dienen könnten.

Es würde thöricht seyn, wenn wir uns über die Lage der Dinge täuschen wollten. Jede religiöse Frage ist nun zugleich, und oft vorzugsweise, eine politische, jede politische wird zu einer socialen, und ein Krieg könnte nun nicht nur die Gestaltung und den Bestand der Staaten, er könnte auch das Fortbestehen der bürgerlichen Gesellschaft, der Kirchen, ja der europäischen Gesittung in Frage stellen.

Das fühlen nicht nur die Regierungen, es fühlt es auch der besitzende und erwerbende Theil des Volks, welcher nicht in Gefahr kommen will, zu verlieren, was er mit so großer Anstrengung gewonnen hat. Wer Ordonnanzen erläßt, mag sich auf eine Juliuswoche, aber auch, wer den allgemeinen Frieden zu stören gedenkt, auf Interventionen gefaßt machen.

Die katholische Kirche ist stärker, als ihr Oberhaupt zu glauben scheint; denn die Art und Weise der Angriffsbewegung verräth entweder Furcht oder Unbedachtsamkeit, welche man einer so durchgebildeten Schule doch gewiß nicht zutrauen kann. Die katholische Kirche ist stark durch Alter, compakte Organisation und durch so viele schöne ergreifende Formen ihres Gottesdienstes. Aber sie wird schwächer in dem Maße, in welchem sie sich mit Politik befaßt, mit dem Absolutismus verbündet, den Grundsatz fest hält, daß sie entweder herrschen oder durch Leiden und

tar zur päpſtlichen Einladung an die Proteſtanten, worin er ſagte: „Der Proteſtantismus hat ſich verändert, hat ſeinen urſprünglichen Typus verloren und aufgegeben, hat ſich in eine Menge unverſöhnlicher Gegenſätze aufgelöſet. Er war ſtets im Fluſſe und iſt heutzutage offenbar in raſcher Auflöſung begriffen. In einem ſolchen Moment manifeſtirt ſich die Unwandelbarkeit des Glaubens ſelbſt, und die geiſtige und moraliſche Thätigkeit der Kirche auf dem allgemeinen Concil muß nothwendig auf den Geiſt und den Willen der Menſchen wirken. Das Concilium von Trient war der Zeitpunkt, nach dem der Proteſtantismus nicht weiter um ſich griff. Vom nächſten allgemeinen Concilium wird man vermuthlich die Periode ſeiner Auflöſung datiren."

Ein ſchottiſcher Geiſtlicher, Doctor Cumming, hatte beim Erzbiſchof von Weſtminſter angefragt, ob auch Proteſtanten, welche ihre Lehre rechtfertigen wollten, auf dem Concil gehört werden würden? Der Erzbiſchof wandte ſich an den Papſt und dieſer antwortete ihm unter dem 4. September 1869: „Die Kirche kann nicht dulden, daß Irrthümer, welche ſie ſorgfältig geprüft, gerichtet und verurtheilt hat, nochmals zur Verhandlung gebracht werden."

Man erfuhr, Papſt Pius IX. habe ſich gänzlich den Jeſuiten hingegeben und berufe die beiden Redakteure der jeſuitiſchen Zeitſchrift Civiltà Cattolica häufig zu ſich, um die zum Abdruck beſtimmten Manuſcripte durchzuſehen. Auch die Vertrauensmänner, durch welche ſchon alle Vorbereitungen auf das Concil getroffen werden ſollten, galten als fanatiſche Hierarchen. So in der dicigirenden Cardinalscongregation Bilio, der eifrigſte Schwärmer für die päpſtliche Unfehlbarkeit, Panebianco, der wärmſte Freund der Bourbonen. In der dogmatiſchen Commiſſion der Jeſuit Perrone, der Dominicaner Spada, Cardoni, Bartolini, Biondi, alle Fanatiker.

Auffallenderweiſe ſchwiegen die Großſtaaten und gaben ihre Meinung über das Concil nicht zu erkennen. Nur der bayriſche Miniſterpräſident, Fürſt von Hohenlohe, erließ am 9. April 1869

ein Umlaufschreiben an die Mächte, worin er vor den üblen Folgen warnte, die das Concil haben könnte, namentlich wenn die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhoben werden sollte. Er bekam indeß nur unbestimmte und zurückhaltende Antworten, welche darauf hinausliefen, daß man ja warten könne. Dieses Abwarten hatte bei den verschiedenen Regierungen wohl verschiedene Gründe, je nachdem ihre Unbekanntschaft mit dem päpstlichen Plane nur eine fingirte war, oder sie sich mächtig genug wußten, etwaigen Uebergriffen der Curie auch nach einem fait accompli des Concils noch steuern zu können.

Nur das zunächst betheiligte Königreich Italien ließ sich vernehmen, wenn auch nicht offiziell. Die in Paris verbreitete, aber in Florenz gedruckte Flugschrift le concile et les droits d'état wurde dem italienischen Minister Menabrea zugeschrieben und drückt jedenfalls den Gedanken seiner Regierung aus. Die Flugschrift leitet die Frage geschichtlich ein und weist nach, daß von Anfang an der Kaiser die Concilien berufen, daß erst mit Nicolaus I. die Einberufung durch den Papst begonnen habe, daß aber das Concil von Constanz wieder vom Kaiser einberufen worden sey, um den Streit mehrerer Päpste zu schlichten und über den einen förmlich zu Gericht zu sitzen. Aus diesem geschichtlichen Ueberblick ergibt sich schon, daß Kirche und Staat in Wechselbeziehungen stehen und einseitige Uebergriffe derselben niemals Dauer haben können, sondern naturgemäß wieder ausgeglichen werden müssen. Ein einseitiges Vorgehen der Kirche ohne irgend ein vorheriges Verständniß trage einen feindlichen und offensiven Charakter an sich und nöthige daher die Regierungen, Vorkehrungen zur Abwehr zu treffen.

Schließlich formulirt die Flugschrift die berechtigten Ansprüche der Staatsgewalten in folgenden sechs Punkten. 1) Der Staat hat das Recht, an der Einberufung theilzunehmen', ja selbst dabei die Initiative zu ergreifen. 2) Er hat das Recht in Bezug auf Zeit- und Ortsbestimmung des Concils zu interveniren. 3) Er hat

das Recht, nicht nur allen Sitzungen anzuwohnen, sondern sich auch Gehör zu verschaffen. 4) Ihm gehört ein Ehrenposten und active Betheiligung bei allen Operationen des Concils. 5) Kein Concilienbeschluß hat Kraft, er sey denn durch den Staat angenommen und promulgirt. 6) Die Bischöfe dürfen sich nicht zum Concil begeben ohne Erlaubniß des Staates. — Warnend wird hinzugefügt, der Staat kann und wird die Mittel finden, die bürgerliche Gesellschaft und die katholische Welt selber vor den Erschütterungen zu bewahren, die ihr drohen.

In Uebereinstimmung damit machte das Florentiner Cabinet eine neue Demonstration gegen die Kirche und verpflichtete alle jungen Priester zum Kriegsdienst gleich den jungen Laien. Der Papst protestirte dagegen in einer Allocution vom 25. Juni und fügte hinzu: „Es scheint, daß in diesem unglücklichen Italien, wenn es möglich wäre, die katholische Kirche von Grund aus vernichtet werden solle."

Am 15. Mai sprach sich eine österreichische Note des Grafen Beust gegen Bayern in Betreff des Umlaufschreibens des Fürsten Hohenlohe in einem etwas hofmeisternden Tone aus, man könne abwarten. Gewiß hatte Hohenlohe besser recht, wenn er ein Uebel verhütet wissen wollte, ehe es zur vollen Reife käme und man Justiz und Militär aufrufen müsse, um wilde Agitationen niederzukämpfen. Aber solche grade hervorzurufen, lag ja im Plane der Jesuiten.

Im Juli 1869 hieß es, Frankreich habe in Rom nach dem Programme des Concils fragen lassen, Cardinal Antonelli aber geantwortet, ein solches existire noch gar nicht und werde erst vom Concil selbst beschlossen werden. Erst ziemlich spät, am 8. September, sprach sich Fürst Latour als auswärtiger Minister Frankreichs in einem Rundschreiben an die ihm untergebenen Gesandtschaften dahin aus, die Zeiten des Tridentinums seyen nicht mehr, die Curie habe die weltlichen Fürsten nicht zum Concil eingeladen,

Frankreich werde alſo auch keinen Vertreter dahin ſchicken, behalte ſich inzwiſchen die freie Hand vor, wenn das Concil etwas beſchließen ſollte, was mit ſeinem Staatsrecht in Widerſpruch ſtände.

Der berühmte Dupanloup, Biſchof von Orleans, erließ ein Umlaufſchreiben an den Klerus ſeiner Diöceſe, worin er ſich gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes ausſprach. Die Proklamirung derſelben ſey deßhalb unzweckmäßig, weil ſie ohne Nutzen und gefährlich ſey und die Schismatiker und Häretiker nur noch weiter von der Kirche entfernen würde, in deren Schooß ſie zurückzuführen man nicht verzweifeln dürfe. Dieſe Proklamirung werde das Mißtrauen auch der katholiſchen Regierungen provociren und Haß gegen die päpſtliche Macht erwecken. Der Biſchof erwähnt in tadelnder Weiſe, daß mehrere Päpſte, indem ſie Geiſtiges und Zeitliches verwechſelten, herrſchſüchtige Gelüſte den Kronen gegenüber zeigten. Er erwähnt die Bulle Pauls III., welche die Unterthanen Heinrichs VIII. von England des Eides der Treue entband. Er nennt dieſe Maßregel, die nur geeignet geweſen, die engliſche Nation weiter fortzureißen, ſtatt ſie zurückzuführen, ein großes Unglück für die Chriſtenheit. Der Brief tadelt ſchließlich die unbeſonnene Art einzelner Blätter, wie „Univers“ und „Civiltà Cattolica“, die über die delikate Frage der päpſtlichen Unfehlbarkeit die Debatte eröffnet und den Entſcheidungen des Concils präjudicirt hätten.

In Paris erſchien im September 1869 ein Buch des Biſchof Maret über das Concil, worin ebenfalls die Unfehlbarkeit des Papſtes als unkatholiſch abgewieſen wurde. Nach Einrichtung des Evangeliums ſey die Kirche eine gemäßigte Monarchie und der Papſt habe zwar das Primat, ſey aber durch die Concilien beſchränkt. Die Biſchöfe hätten ein eben ſo göttliches Recht als der Papſt und theilten mit ihm die Souverainetät der Kirche. Ihre Berathungen und Abſtimmungen nach der Mehrheit müßten vollkommen frei ſeyn. Aus dieſer gemäßigten Monarchie der Kirche eine abſolute machen wollen, wäre Rebellion und niemand würde dabei gewinnen und

darüber triumphiren, als gerade die Feinde der Kirche und der Atheismus. — Auch der berühmte Pater Hyacinth, der beliebteſte Prediger in Paris, beſchwerte ſich in einem Brief an den Ordensgeneral der Carmeliter in Rom über die ultramontanen Umtriebe, welche die Kirche zerrütteten und den Frieden der Völker ſtörten. „Ich proteſtire gegen die unſinnige Trennung, die man anſtrebt zwiſchen der Kirche, unſerer Mutter in der Ewigkeit, und der Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts, deren Söhne wir in der Zeit ſind. Ich proteſtire als Chriſt und als Prieſter gegen die Lehren und Praktiken, welche ſich römiſche nennen, aber keine chriſtlichen ſind. Ich proteſtire gegen die Verkehrung des Evangelium durch die neuen Phariſäer.“ Zugleich trat der Pater aus dem Orden aus und verließ ſein Kloſter. Ein ultramontaniſtiſcher Club in Paris, der ſich bei dem blinden Grafen Ségur zu verſammeln pflegte, wurde beſchuldigt, den Pater, den Biſchof Maret und andere beſonnene Kleriker in Frankreich, ja ſogar den Erzbiſchof Darboy von Paris in Rom verdächtigt und beſtändig gegen ſie intriguirt zu haben. Dupanloup von Orleans beklagte den Schritt des Carmeliters und ermahnte ihn zur Umkehr, aber vergebens. Hyacinth wurde vom General ſeines Ordens verdammt und machte ſchnell eine Reiſe nach Nordamerika, wodurch er den liberalen Huldigungen eben ſo taktvoll auswich als der Verfolgung. Erſt im Frühjahr 1870 kam er wieder und lebte ſeitdem unter dem Namen des Abbé Loyſon, zurückgezogen in Paris.

Graf Montalembert, der geniale Akademiker, der die katholiſche Kirche mehr im germaniſchen als romaniſchen Geiſte auffaßte und als ihr wärmſter Vertheidiger doch ihren romaniſchen Mißbräuchen abhold war, erklärte ſich in ſeinem Organ le Correspondant im Oktober 1869 nicht nur gegen die Infallibilität und die Anmaßung, daß der Papſt Kaiſer und Könige ſolle ein- und abſetzen dürfen, ſondern auch gegen die Fortdauer des Syſtems, nach welchem immer nur italieniſche Päpſte gewählt wurden.

Am lauteſten ertönten die Stimmen der Deutſchen für und wider das Concil. Leider waren ſie, wie gewöhnlich, nicht einig. Die ultramontane Preſſe war in einer erbärmlichen Verlegenheit, ſofern ſie die Aufgabe hatte, zugleich der Civiltà Cattolica nachzuſprechen und doch auch die liberale öſterreichiſche Regierung nicht zu beleidigen. Ein ganz richtiges Verſtändniß der Sachlage fehlte den Zeitungsſchreibern überhaupt und die wenigen, denen es zugänglich war, verhehlten es. Insgemein ſetzte man voraus, der Papſt verfahre ganz auf eigene Hand in Oppoſition gegen alle weltlichen Mächte, im althierarchiſchen Sinne der Gregore, Innocenze und Boniface. Wenn dieſe Vorausſetzung die richtige war, ſo lohnte es ſich kaum der Mühe, ſo vielen Lärm von der Sache zu machen, denn alsdann verſtand es ſich von ſelbſt, daß dem liberalen und aufgeklärten Jahrhundert und allen Staatsgewalten gegenüber der Papſt mit ſeinen Anſprüchen nichts ausrichten könne. Man mußte alſo etwas anderes vorausſetzen, daß nämlich das Vorgehen des Papſtes ſchließlich der einen oder andern katholiſchen Großmacht von Nutzen ſeyn könne. Einſtweilen konnten die Großmächte immerhin den Papſt allein vorgehen laſſen, ohne ſich zu compromittiren.

Unter den vielen deutſchen Stimmen, die ſich gegen Rom erhoben, waren diejenigen die wichtigſten, welche die Geſchichte des Papſtthums und ſeines Verhältniſſes zu Deutſchland aufklärten und den Zeitgenoſſen ins Gedächtniß riefen und welche bei aller Treue gegen die Kirche doch das Romaniſche in ihr als einſeitig und den gerechten Anſprüchen der Germanen nachtheilig bezeichneten. In erfreulicher Weiſe machten dieſe katholiſchen Stimmen der Deutſchen wiederholt und übereinſtimmend geltend, das neue Concil dürfe nichts beſchließen, was die Spaltung der chriſtlichen Confeſſionen noch weiter aufreißen, die katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen als natürliche Brüder noch mehr von einander trennen könnte.

Im Anfang des Juni 1869 vereinigten ſich viele gebildeten Katholiken in Coblenz zu einer Adreſſe an den Biſchof von Trier, worin ſie zunächſt gegen die Behauptung der ultramontanen Preſſe proteſtirten, daß „die eigentlichen Katholiken“ alle das Concil nach ſeiner ganzen Tragweite billigten. Auch ſie ſeyen gute Katholiken, halten es aber der katholiſchen Sache nicht für dienlich, daß von jener Seite her maßloſe hierarchiſche Anſprüche erhoben würden. „Eine Vereinigung mit unſern im Glauben getrennten chriſtlichen Brüdern möchte kaum dadurch erleichtert werden, daß man die Summe der uns trennenden Glaubensſätze noch um einige neu formulirte vermehrte.“ Die Adreſſe führt nun weiter aus, daß die Aufgaben der Zeit ſchwerlich alle auf einem Concil zu löſen ſeyen und daß ſehr viel davon den einzelnen Ländern überlaſſen werden müſſe. „Es würde daher mit Freuden begrüßt werden, wenn von dem Concilium eine Neubelebung des großen kirchlichen Organismus durch allgemeine Wiedereinführung jener durch Jahrhunderte erprobten regelmäßigen National-, Provinzial-, Diöceſan-Synoden ausginge.“ Dagegen würde es ſchlimm ſeyn, wenn das Band, welches Klerus und Laien, Seelſorger und Gemeinden umſchlingen ſoll, gelockert würde, oder wenn gar eine tiefgreifende Disharmonie zwiſchen ihnen entſtehen ſollte. Mit ſchmerzlichem Bedauern muß daher jeder Verſuch betrachtet werden, die gemeinſame Bildungsgrundlage zu zerſtören, welche bisher in Deutſchland den Klerus und die durch akademiſche Studien vorbereiteten weltlichen Berufsſtände einigte. Eine Beſchränkung der theologiſchen Bildung, Ausſchließung der Theologen von den Disciplinen, welche in die unmittelbaren Quellen des Glaubens und der kirchlichen Entwicklung einführen, würde eine unheilvolle Schädigung der kirchlichen Wiſſenſchaft wie des kirchlichen Lebens ſeyn. Möge das Concil auf dieſe eigenthümlichen Verhältniſſe des deutſchen Vaterlandes Rückſicht nehmen und dieſen Gegenſtand nationalen Synoden überlaſſen. Die Gefahren, welche der Kirche vom Unglauben drohen, die Anforde-

rungen, welche die ſocialen Uebel der Zeit an die chriſtliche Liebesthätigkeit ſtellen, laſſen es nothwendig erſcheinen, daß alle Gläubigen im engſten Verbande mit ihren Seelſorgern am kirchlichen Leben theilnehmen. Daher iſt eine organiſch geregelte Betheiligung der Laien am chriſtlich-ſocialen Leben der Pfarrgemeinde höchſt wünſchenswerth. Der heiße Wunſch, der den heil. Vater, den ganzen hochw. Episkopat, jeden gläubigen Katholiken und vor allen uns deutſche Katholiken beſeelt: die Verſöhnung der von uns getrennten proteſtantiſchen Confeſſionen mit der Kirche zu erleben, hat wohl nur dann Ausſicht auf Erfolg, wenn ſie ein wahres chriſtliches Gemeindeleben bei uns wieder blühen ſehen, und daher unmöglich die mißtrauiſche Furcht zu hegen überredet werden könnten, daß eine herrſchſüchtige Hierarchie in der Kirche die Gläubigen ausbeute und die Geiſter gewaltſam in falſche Richtungen lenke und niederdrücke."

An dieſe Adreſſe ſchloſſen ſich auch bald zahlreiche Katholiken der Univerſität Bonn an und Graf Montalembert ſtimmte ihnen in einem offenen Schreiben freudig zu. Biſchof Arnoldi von Trier begnügte ſich zu antworten, wenn die Adreſſanten wirklich gute Katholiken ſeyen, ſo würden ſie ſich auch den Beſchlüſſen des Concils „als Ausſprüchen des heil. Geiſtes" demüthig unterwerfen. Eine ähnliche Adreſſe wie die von Coblenz und Bonn ging im Dezember von Braunsberg an den Biſchof von Ermeland ab.

Im Juli 1869 erſchien in München eine Flugſchrift „Die Kirche Gottes und die Biſchöfe" von Heinrich St. von Lianno, welche in ſcharfen Zügen dem römiſchen Papismus, Curialismus, Monarchismus als einer unrechtmäßigen, erſt ſpäter eingeführten Willkür das alte apoſtoliſche Recht des Episcopats oder der Geſammtheit gleichberechtigter Biſchöfe entgegenhielt. In gleichem Sinn erklärte ſich Frohſchammer gegen die Infallibilität, die man dem Papſt als einem ſterblichen Menſchen aufdringen wolle, was der Vergötterung der heidniſchen Kaiſer im alten Rom gleichkomme. Noch weit umfaſſender war die gegen den Herbſt herausgegebene

Schrift von Janus „Der Papſt und das Concil," worin mit Meiſterhand der ganze welthiſtoriſche Prozeß der allmäligen Ausbildung des Papſtthums ſkizzirt war. Es wurde nachgewieſen, daß in der apoſtoliſchen Zeit von keinem Papſt je die Rede war, daß die Biſchöfe einander gleichſtanden, daß auf dem berühmten Concilium zu Nicäa im Jahr 381, welches das Dogma der h. Dreieinigkeit feſtſetzte, Rom gar nicht vertreten war, daß alle Synoden, zu denen Biſchöfe aus verſchiedenen Ländern ſich vereinigten, ausſchließlich vom Kaiſer berufen wurden und daß man deßhalb in Rom nicht einmal anfragte; daß die Biſchöfe giltige Beſchlüſſe faßten, ohne eine Beſtätigung des Papſtes zu bedürfen, mit einem Wort, daß die Chriſtenheit tauſend Jahre lang beſtand, ohne daß der Biſchof von Rom ihr zu befehlen hatte, indem er weder die geſetzgebende, noch die regierende, noch die oberrichterliche Gewalt beſaß.

Weiter wird gezeigt, wie allmälig das Papalſyſtem entſtanden ſey und welcher Fälſchungen es bedurft habe, es zu antedatiren, als ob es ſchon in den frühern Jahrhunderten beſtanden habe und eine geheiligte Autorität geweſen ſey. Da werden uns die falſchen Decretalen des Pſeudo-Iſidor, die erlogene conſtantiniſche Schenkung, das Conſtitutum Sylveſtri, die Geſta Liberii, die Geſta des Papſtes Xiſtus III., das ſog. Papſtbuch, die Epiſtel des heil. Petrus an die Könige der Franken, die Geſetzſammlung des Gratianus ꝛc. vorgeführt, womit man die abſolute Monarchie der Gregore und Innocenze ſtützte. Sodann wird aus einer Menge von Beiſpielen nachgewieſen, wie oft die Päpſte einander widerſprochen, ganz entgegengeſetzte Dinge behauptet und empfohlen, einander vertrieben, verflucht, in den Bann gethan ꝛc., woraus folge, daß man unmöglich jedem, blos weil er einmal zum Papſt gekrönt worden ſey, Infallibilität zuſchreiben könne.

Als eine Hauptſache wird hervorgehoben, daß das Papſtthum von den italieniſchen Päpſten und ihrem zahlreichen Anhang zu einer gemeinen Geldſpeculation gemacht und als Pumpe benutzt worden

ist, um unter heiligen Vorwänden alle übrigen europäischen Nationen auszusaugen. Die furchtbarste Anklage erheben die Verfasser S. 269 gegen das System, mittelst der Inquisition die Curie zu bereichern und Unschuldige als Ketzer anzuklagen, um sie ihrer Güter zu berauben. Man hielt allgemein Döllinger für den Verfasser dieses unter dem Namen Janus erschienenen Buches.

Die deutschen Bischöfe warteten fast ein Jahr lang, ehe sie eine gemeinschaftlich unter sich vereinbarte Meinung in Bezug auf das Concil aussprachen. Es geschah nämlich erst zu Fulda, wo sie am Gedächtnißtage des heil. Bonifacius, des großen Apostels der Deutschen, am 1. September 1869 zusammenkamen und am 6. in Form eines Hirtenbriefs an alle Angehörigen ihrer Diöcese die Katholiken Deutschlands warnten, sich nicht durch falsche Vorstellungen vom Concil täuschen zu lassen. Die Spitze des Hirtenbriefs war zwar unverkennbar gegen Rom gerichtet, denn als die „schwärmerischen Menschen", welche die irrthümliche und am meisten angefochtene Vorstellung vom Concil verbreitet hatten, waren deutlich genug die Publicisten der römischen Civiltà verstanden. Gleichwohl war es voreilig, vorauszusagen, das Concil werde zu weise seyn, um sich von den Jesuiten beherrschen zu lassen. Die in Fulda versammelten Unterzeichner des Hirtenbriefs waren die Erzbischöfe von Köln, München-Freising, der Verweser des Erzbisthums Freiburg, der Fürstbischof von Breslau, die Bischöfe von Mainz, Fulda, Eichstädt, Augsburg, Würzburg, Hildesheim, Paderborn, Osnabrück, Trier, Rottenburg a. Neckar, Ermeland, Leontopolis, Halikarnaß (für Luxemburg), ein Vertreter für das Bisthum Kulm und einer für das Bisthum Speyer. Die österreichischen Bischöfe fehlten.

Die Hauptsätze, durch welche das mannigfach beirrte Urtheil über das Concil in das rechte Geleis gelenkt werden sollte, sind folgende. Nachdem die Bischöfe vorausgeschickt haben, welche schönen Hoffnungen sich einerseits an das Concil knüpfen, fahren sie fort:

erduldete Bedrückung Theilnahme erregen müsse. Es hat ihr keineswegs gefrommt, daß der römische Stuhl bei der griechischen Revolution für die Türken, bei der polnischen für die Russen, bei der belgischen aber für die Revolutionaire thätig sich bewiesen hat. Er zeigte hier zu deutlich, wie seine Handelsweise stets politischen Rücksichten untergeordnet seye, und beleidigte abwechslungsweise hiedurch die verschiedenartigsten Schattirungen der öffentlichen Meinung, in welcher er den kräftigsten Verbündeten zu suchen, aber auch den gefährlichsten Feind zu fürchten hat.

Eben so wenig weiß die evangelische Kirche denen Dank, welche sie mit einer Nachahmung der anglicanischen Kirche, mit aufgezwungenen Agenden beschenken wollten. Sie ist arm und glanzlos, aber sie soll sich ihres Ursprungs aus kleinen Anfängen, aus harten Kämpfen nicht schämen, und desto fester an den Rechten der Gemeinden, an freier Forschung und wissenschaftlicher Begründung halten, je mehr diese zu Ausbildung des Grundsatzes nothwendig sind, welchem sie ihre Entstehung verdankt. Sie trägt neben der Forderung des beständigen Vorschreitens, die Möglichkeit einer vollständigen organischen Gestaltung in sich, ohne diese vorschnell herbeiführen zu wollen. Sie gibt Andern, was sie für sich selbst fordert, aber sie besteht auf dem einfachen Grundsatze der Rechtsgleichheit, will nicht Herrin seyn, aber auch nicht Dienerin einer Andern.

Wenn die Verfechter des Isolirungssystems vorgeben, der Protestantismus wirke zersetzend auf den Katholicismus, so beleidigen sie dadurch die Selbstachtung eben so sehr als die Wahrheit. Ist die katholische Religion etwa minder glänzend in Nordamerika als in der sixtinischen Kapelle? Dort, wo sie mit unzähligen Formen des Christenthums friedlich beisammen lebt, wo die Kirche gesetzlich nichts besitzen darf, dort breitet sie sich jährlich, laut der Berichte der Missionäre selbst, unter den Weißen aus, sucht die Rothhäute in ihren Wigwams auf, und fürchtet die Nachbarschaft der Camp-meetings und der Bibelgesellschaft nicht. Darum sollte sie im Vaterlande der Reformation dem Unabweislichen und zum Theil Selbstverschuldeten sich fügen, wie jenseits des Weltmeers. Sie vermöchte dieses um so leichter, da die früheren Mißstände ihrer deutschen Kirche zweckmäßiger Erziehung und allgemeiner Befähigung zu Kirchenwürden gewichen sind,

„Dagegen können wir uns nicht verbergen, daß auf der anderen Seite ſelbſt von warmen und treuen Gliedern der Kirche Beſorgniſſe gehegt werden, welche geeignet ſind, das Vertrauen abzuſchwächen. Hiezu kommt, daß von den Gegnern der Kirche Beſchuldigungen ausgeſprochen werden, welche keinen anderen Zweck haben, als weithin Argwohn und Abneigung gegen das Concil zu erregen und ſelbſt das Mißtrauen der Regierungen wachzurufen.

So werden Befürchtungen laut, als ob das Concil neue Glaubenslehren, welche in der Offenbarung Gottes und der Ueberlieferung der Kirche nicht enthalten ſind, verkündigen und Grundſätze aufſtellen könne und werde, welche den Intereſſen des Chriſtenthums und der Kirche nachtheilig, mit den berechtigten Anſprüchen des Staates, der Civiliſation und der Wiſſenſchaft, ſowie mit der rechtmäßigen Freiheit und dem zeitlichen Wohle der Völker nicht verträglich ſeyen. Man geht noch weiter, man beſchuldigt den heil. Vater, daß er unter dem Einfluſſe einer Partei das Concil lediglich als Mittel benützen wolle, um die Macht des apoſtoliſchen Stuhles über Gebühr zu erhöhen, die alte und echte Verfaſſung der Kirche zu ändern, eine mit der chriſtlichen Freiheit unverträgliche geiſtliche Herrſchaft aufzurichten. Nie und nimmer wird und kann ein allgemeines Concil Lehren verkündigen, welche mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit, mit dem Rechte des Staates und ſeiner Obrigkeiten, mit der Geſittung und mit den wahren Intereſſen der Wiſſenſchaft oder mit der rechtmäßigen Freiheit und dem Wohle der Völker im Widerſpruch ſtehen. Auch braucht niemand zu beſorgen, das allgemeine Concil werde in Unbedachtſamkeit und Uebereilung Beſchlüſſe faſſen, welche ohne Noth mit den beſtehenden Verhältniſſen und den Bedürfniſſen der Gegenwart ſich in Widerſpruch ſetzen, oder es werde nach Weiſe ſchwärmeriſcher Menſchen Anſchauungen, Sitten und Einrichtungen vergangener Zeiten in die Gegenwart verpflanzen wollen.“

Der König von Preußen kam zufällig vom Bade Ems durch

Fulda, ohne ſich dort aufzuhalten, wurde aber von den verſammelten Biſchöfen am Wagen begrüßt und bei dem feierlichen Gaſtmahl der Verſammlung brachte der Vorſitzende, Erzbiſchof Melchers von Köln, ein dreimaliges Hoch auf den König aus. Er ſprach: „Ehret den König! Dieſer Befehl des Apoſtels iſt nur ein Ausfluß des Gebotes, welches Gott im Dekalog gegeben hat: Du ſollſt ehren deinen Vater und deine Mutter, denn der König iſt der Stellvertreter Gottes und die katholiſche Kirche lehrt ihre Kinder den Obrigkeiten, den geiſtlichen wie den weltlichen Behörden zu gehorchen und ſie zu ehren als Gottes Stellvertreter. Wir haben alle Urſache, Se. Majeſtät unſeren König zu ehren, unter deſſen mächtigem Scepter die katholiſche Kirche ſich der größten Freiheit zu erfreuen hat in unſerem deutſchen Vaterlande. (Beifall.) Dafür ſind wir alle dem Könige auf das innigſte verbunden, und ich hatte die große Freude, an dem Tage, wo ich den Huldigungseid zu Berlin vor Sr. Majeſtät zu leiſten hatte, aus dem königlichen Munde die Worte des Verſprechens zu hören, daß, ſo lange Se. Majeſtät das Scepter führe, die Freiheit, die verfaſſungsmäßige Freiheit der katholiſchen Kirche garantirt ſeyn ſolle. (Beifall.) Wohlan denn! Ehren wir den König! Erflehen wir auf ihn den Segen Gottes, daß er wandle die Wege der Weisheit und der Gerechtigkeit, daß Gott ihn erhalte und ihn ſegne, ihn erleuchte und ihn ſtärke."

Die römiſche Civiltà verfehlte nicht, den deutſchen Biſchöfen eine ungemein erbitterte Antwort zu geben, in einem Aufſatz, welcher zur Ueberſchrift hatte „Die liberalen Katholiken in Deutſchland". Darin wird die Verſammlung in Fulda nicht genannt, aber es wird behauptet, es beſtehe in Deutſchland ſchon ſeit einem Jahre eine Art von Verſchwörung gegen Rom. „Die Machination, ſagt die Civiltà, durch welche ſich die Partei den Vortheil im Concil zu ſichern ſucht, iſt von langer Hand vorbereitet; nach und nach mit viel Vorſicht und Kunſt kam ſie zu Tage. Man ſuchte zuerſt das deutſche Volk gegen die Principien und die Männer, welche die

Partei bekämpft, zu bearbeiten. Das erſte Scharmützel begann mit einer Reihe von 12 Artikeln in der A. Z. am Ende des letzten September. Am Anfang des folgenden Jahres warf man mehrere Brochüren hinaus. Nachher als Hilfe von jenſeits des Rheins kam (Monat März, als die Artikel des Français gegen die Civiltà erſchienen), gab dies Veranlaſſung zu den fünf heftigen Artikeln in derſelben A. Z. Darauf folgte ein allgemeiner Angriff der geſammten Preſſe: die Depeſche des Prinzen Hohenlohe, die fünf Fragen an die Univerſitäten, die Adreſſe von Koblenz und Bonn (eigentlich Trier). Soweit die Civiltà wörtlich. Sie fährt dann weiter, daß der Schlag ſein Ziel nicht getroffen, daß alle Fäden der Agitation auf die Münchener Schule (Döllinger) zurückführen. Das Blatt zählt die Forderungen auf, welche die liberalen Katholiken an das Concil ſtellen (eine Reform von unten bis oben). Ihre Principien ſtehen aber in direktem Gegenſatz zur Encyclica Quanta cura und ſeyen im Syllabus verworfen. Sie bilden eine Oppoſition gegen die lehrende Kirche. Sie verlangen von dieſer, daß ſie das auf dem Concil verneine, was ſie im Angeſichte der Welt gelehrt und bekräftigt habe. Das ſey Rebellion."

Unter dem 24. September antwortete ein Artikel der Augsburger Allg. Zeitung, die Civiltà ſpiele ein gewagtes Spiel, indem ſie nicht nur berechtigte Bedenken verdächtige, ſondern ſich auch falſche Citate erlaube und Grundſätze aufſtelle, deren Conſequenzen ſelbſt einen Baronius auf den Index bringen würden. Wenn Zwietracht unter den Katholiken geſäet werde, ſey nur die Civiltà daran Schuld. Ein Artikel im Deutſchen Volksblatt, welches immer ſehr ultramontan geweſen, fügte naiv hinzu: „Wir haben bisher redlich unſern Peterspfennig geſteuert, wir haben geglaubt, gute Katholiken, ja richtige Ultramontane zu ſeyn, und nun werden wir auf einmal belehrt, daß wir Katholiken à la Renan, Chriſtus- und Kirchenfeinde ſeyen. Das iſt wirklich eine empörende Behandlung." — Kurz vorher wurde auch das Gutachten veröffentlicht, welches Fürſt Hohenlohe von

der theologiſchen Facultät in München in Bezug auf die Competenz des Concils und die Tragweite ſeiner etwaigen Beſchlüſſe verlangt hatte. Daſſelbe äußerte ſich ſehr vorſichtig, fiel aber im Ganzen ebenfalls ungünſtig für die Auffaſſung der Civiltà aus, indem es aus der Kirchengeſchichte nachwies, daß ganz ähnliche Sätze, betreffend die Allgewalt des Papſtes über Kaiſer und Könige, auch ſchon in frühern Jahrhunderten aufgeſtellt, ſpäter aber wieder für nicht bindend erachtet worden ſeyen, nicht bindend z. B. für die gallikaniſche Kirche, und noch weniger für die Concilien, welche ſogar Päpſte abgeſetzt hätten.

Der berühmte Domprobſt von Döllinger in München ließ eine Denkſchrift bei den deutſchen Biſchöfen circuliren, worin er ſich mit den triftigſten Gründen gegen die Unfehlbarkeitsdoctrin erklärte. Das veranlaßte den Cardinal Fürſten von Schwarzenberg, Erzbiſchof von Prag, auf ſeiner Durchreiſe zum Concil im Anfang des November den Domprobſt zu beſuchen. Derſelbe ſoll die Denkſchrift nicht nur gebilligt, ſondern wie die Zeitungen meldeten, noch geſagt haben, wenn die öſterreichiſchen Biſchöfe nach Fulda wären eingeladen worden und bei der Abfaſſung des von dort ergangenen Hirtenbriefes ſich betheiligt hätten, würde derſelbe wahrſcheinlich noch energiſcher ausgefallen ſeyn.

Döllinger hob beſonders hervor, daß durch das Dogma der päpſtlichen Unfehlbarkeit alle katholiſchen Fürſten im Gewiſſen verpflichtet werden würden, ſich einzig nach des Papſtes Gutdünken ab- und einſetzen zu laſſen und auch in ihren Staaten niemand mehr zu dulden, der an der Unfehlbarkeit des Papſtes zweifelte, alſo alle Akatholiken zu verbannen oder zu vertilgen. Da eine ſolche Uſurpation aber unmöglich durchführbar wäre, würde das Concil, wenn es ſie wagen ſollte, nicht nur ſich ſelbſt und den heil. Vater, ſondern die ganze katholiſche Kirche compromittiren und derſelben nicht eine Stärke verleihen, ſondern eine Blöße geben.

Als der Erzbiſchof von München und der Biſchof von Mainz

Ende November zum Concil nach Rom abreiſten, erließen ſie noch Hirtenbriefe, worin ſie die ihnen anvertrauten Seelen zum guten Glauben an das Concil aufmunterten und die Ueberzeugung ausſprachen, das von ſo vielen Seiten her gefürchtete Extrem werde nicht eintreten, d. h. ungefähr die Civiltà Cattolica werde mit dem Dogma der Papſtunfehlbarkeit nicht durchdringen. Man ſolle aber das Concil nicht wegen jener unberechtigten extremen Vorausſetzungen im Voraus beargwohnen. Wenn auch nicht dem Papſt allein, ſo wohne doch der heil. Geiſt dem auf dem Concil vereinigten Episcopat inne, und darauf ſolle jedermann vertrauen. Dieſe Erklärungen beruhigten einerſeits, riefen aber andererſeits in einigen Blättern die Frage hervor, ob die Unfehlbarkeit des Concils nicht ebenſo bezweifelt werden könne, als die des Papſtes? Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß in denſelben Tagen in Paris ein Schreiben des Biſchof von Orleans an Veuillot, den berühmten Herausgeber des Univers, veröffentlicht wurde, welcher gleichfalls für den Episcopat die Unfehlbarkeit anſprach und den geiſtvollen Publiciſten mit großer Strenge tadelte, daß er als Laie die Biſchöfe belehren, ja ihnen ſogar zumuthen wolle, das zu thun, was er ihnen vorſchreibe. Das Verhältniß der für die Kirche überhaupt lebhaft intereſſirten Laien zu den Biſchöfen war bis dahin noch keineswegs klar und wurde auch durch das Schreiben des Biſchof von Orleans noch nicht endgültig geklärt. Lange genug hatten ſich die eifrigen Prieſter des Beiſtands eifriger Laien in Frankreich wie im katholiſchen Deutſchland erfreut und es gern geſehen, wenn auch die Laien ihre Stimme für dieſelbe heilige Sache der Kirche erhoben. Der Papſt ſelbſt hatte den Katholikenverſammlungen und Vereinen ſchon öfters ſeine Zuſtimmung und ſeinen Segen ertheilt. Dupanloup ſchien alſo ungerecht und allzu abſprechend das Laienvotum zurückzuweiſen, und doch enthielt ſein Schreiben eine Wahrheit und zeitgemäße Warnung. Denn ſo lange es eine katholiſche Kirche gibt, kann dieſelbe die ausſchließlich prieſterliche Autorität nicht entbehren.

Sie kann nicht dulden, daß Laienverſammlungen oder einzelne Organe der Preſſe ſich eine ſolche Autorität anmaßen oder ſich herausnehmen, was ſich auf proteſtantiſcher Seite z. B. die Lichtverſammlungen und der zuletzt von Heidelberg aus gegründete Proteſtantenverein herausgenommen haben.

Auch eine Stimme aus Spanien ließ ſich vernehmen. Am 7. Dezember, dem Tage vor Eröffnung des Concils in Rom, erklärte Miniſter Silvela vor den Cortes: „Es wird gefürchtet, die Beſchlüſſe des Concils könnten von ultramontanen Ideen geleitet ſeyn. Ich meine, die Haltung der Biſchöfe zu Fulda und des Biſchofs Dupanloup ſcheine auf ein Wiederaufleben des Gallicanismus hinzuweiſen. Ich erkläre, wenn in Rom Entſcheidungen getroffen werden, die den Grundſätzen der ſpaniſchen Verfaſſung von 1869 zuwiderlaufen, ſo wird die Regierung dieſelben aus allen Kräften bekämpfen. Sie hat in dieſem Sinne nach Rom telegraphirt und iſt feſt entſchloſſen, alle Spanier ohne Ausnahme zur Achtung vor der Verfaſſung zu zwingen.“ Eine ernſte Warnung an die ſpaniſchen Biſchöfe.

In Italien ſelbſt machte das Concil ungleich weniger Aufſehen, als man hätte meinen ſollen. Das paſſive Verhalten der Florentiner Regierung erklärt ſich aus der Rückſicht, welche ſie auf Frankreich zu nehmen hatte, und es verrieth ſich darin auch eine kleine Schadenfreude, denn je toller es die Jeſuiten in Rom trieben, um ſo gewiſſer mußte eine Reaction des ganzen gebildeten Europa und namentlich aller Staatsgewalten herbeigeführt werden, welche dem weltlichen Königthum Italiens nur zugute kommen konnte und vielleicht das einzige Mittel war, um dem König Victor Emanuel endlich die Thore von Rom zu öffnen. Die italieniſchen Biſchöfe bildeten eine zahlreiche, dem Papſt blind ergebene Schaar. Nur der Erzbiſchof von Mailand verſchmähte es, ſich ihnen zuzugeſellen. Er, deſſen Sprengel allein größer war als der ganze Kirchenſtaat, verwarf die Infallibilität. Auch der einzige italieniſche Gelehrte von

Bedeutung, der Geſchichtſchreiber Cantu, ſah nur mit Verdruß und Verachtung auf jene Biſchöfe herunter. Er ſchrieb ſchon einmal im Jahr 1860: „Die Trägheit für Ueberlegenheit ausgeben, ſich der Mühe, die Probleme zu prüfen, durch Geringſchätzung derſelben entziehen, dies ſind in Italien nur allzu gewöhnliche Manieren, und zugleich ſpottet man über die ſchwerfälligen, endlos grübelnden Deutſchen. Dafür müſſen wir uns auch von den Deutſchen Nachläſſigkeit und Gedankenloſigkeit vorwerfen laſſen, wenn wir mit verbundenen Augen Dokumente, gefälſchte Dokumente anerkennen." *)

Ganz unerwartet erhob ſich auch eine Stimme in Ungarn gegen die Civiltà. Pfarrer Kuti trat Mitte Oktober 1869 auf dem ungariſchen Katholikencongreß in Peſth in Gegenwart des Fürſt-Primas Simor und elf anderer Biſchöfe energiſch für das Princip des Liberalismus auf, forderte für die Laien einen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten und ſchloß mit den Worten: „Das Evangelium, der Katholicismus iſt Quelle der ewigen Liebe, ausſtrömender Glanz des Lichtes, alſo ſelber die ewige Freiſinnigkeit."

Der Engländer Manning wurde von ſeinem alten Lehrer Newman wegen ſeines fanatiſchen Eifers getadelt. Dagegen erfreute ſich der Papſt an dem Faſtenmandat des franzöſiſchen Biſchof Pie von Poitiers, worin derſelbe das Concil mit der Bundeslade und die Biſchöfe mit den daran ziehenden frommen Ochſen verglich, welche ſich durch die wenigen bösartigen und hinten ausſchlagenden Hengſte (die gegen die Infallibilität opponirenden Biſchöfe) doch nicht aus dem Gleiſe bringen ließen.

Zunächſt unpraktiſch, doch ſehr intereſſant war die kleine Flugſchrift J. J. Overbecks, der bei dieſem Anlaß die Chriſtenheit daran erinnerte, daß die griechiſche Kirche die älteſte, mithin allein echte ſey; wenn man alſo ein ökumeniſches Concil berufe, ſo könne dasſelbe nichts Vernünftigeres beſchließen, als einfache Rückkehr zur

*) Archivo storico Italiano XII. 19.

griechischen Kirche. Das ganze Papstthum sey eben nur ein Abfall von derselben gewesen. Auch der Protestantismus habe zwar das Papstthum zurückgewiesen, aber nur eine neue Ketzerei ausgesonnen. Es könne nur eine Kirche geben und das sey die griechische, zu der alle zurückkehren werden, wenn die falschen abtrünnigen Kirchen sich gegenseitig selber würden aufgerieben haben. Der Deutschgrieche vergaß nur, daß in der griechischen Kirche selber Spaltungen genug vorgekommen sind, ehe Barbarei und weltlicher Despotismus das Popenthum stumpfsinnig und schweigsam machten.

In welchem Zusammenhange auch die Einberufung des Concils mit Anplanungen weltlicher Mächte gestanden haben mag, so durfte jedenfalls der Ultramontanismus Hoffnungen daran knüpfen, weßhalb auch die fanatischern Anhänger desselben in allen den Ländern, wo er nicht von den Regierungsgewalten, wie in Italien, Spanien und Portugal niedergehalten wurde, eine ungewöhnliche Rührigkeit blicken ließen. Bei einigen gingen die Hoffnungen schon sehr weit und an die Stelle bisheriger Klagen über die Unterdrückung der Kirche traten Drohungen, theils gegen die Protestanten, theils gegen die Toleranz einzelner Bischöfe, theils gegen die katholischen Universitäten, die sich nicht von Jesuiten leiten ließen. Hatte doch der Papst selbst im Jahr 1867 einen der gräulichsten, bluttriefendsten Ketzerrichter, den berüchtigten spanischen Inquisitor Peter Arbues, heilig gesprochen, gewiß eine bedeutungsvolle Heiligsprechung, welche die spanische Inquisition, also auch deren Wiedereinführung gut zu heißen schien. Arbues galt als der unerbittlichste Verfolger der sog. Ketzer, die er in großer Menge einkerkern, ihres Vermögens berauben, auf die gräßlichste Weise foltern und lebendig verbrennen ließ. Er trieb es so arg, daß es das Volk nicht mehr aushalten konnte und er in Folge einer großen Verschwörung desselben, indem man ihn ermordete, unschädlich gemacht wurde. Aber sein Geist wüthete fort und zweihundert Personen, des Mitantheils an seiner Wegschaffung verdächtigt, mußten den Ketzertod sterben. Dieses Un-

geheuer des Fanatismus nun ſah Pius IX. als einen Märtyrer an und machte ihn zu einem Heiligen, zu welchem zu beten Recht und Pflicht aller Katholiken ſeyn ſoll. Der berühmte Maler Kaulbach in München nahm davon Anlaß, ein großes Bild zu entwerfen, auf welchem er jenen Arbues in Ausübung ſeines gräßlichen Richter-Amtes darſtellt, wie er unbarmherzig eine Menge Ketzer zum Tode verurtheilt und im Hintergrunde die Scheiterhaufen rauchen. Das Bild war öffentlich ausgeſtellt, der Maler zog es aber zurück, weil er vielfach bedroht wurde.

In Rom ſelbſt hing in der sala regia, durch welche die Biſchöfe zum Concil ſchreiten ſollten, das große und ſcheußliche Bildniß der Bartholomäusnacht von Vaſari, welches einſt der Papſt zu Ehren der Kirche hatte anfertigen laſſen, und es wurde auch während des Concils nicht zugedeckt.

Sechstes Buch.

Das ökumeniſche Concil.

Das am 8. Dezember 1869 einberufene vatikaniſche Concil war das zahlreichſte, was je abgehalten wurde. Es zählte nämlich 767 Mitglieder. Es war aber kein freies Concil, wie das von Conſtanz, ja nicht einmal ſo frei, wie das von Trient, denn in Trient galt noch die Formel „die Synode beſchließt", während ſie diesmal lautete „der Papſt befiehlt unter Zuſtimmung des Concils". Damit war ausgeſprochen, die kirchliche Souverainetät beruhe nicht in der Geſammtheit der Biſchöfe, ſondern im Papſt allein. Es kam nur darauf an, ob ſich die Biſchöfe dieſe Uſurpation würden gefallen laſſen. Uebrigens war alles längſt vorbereitet, ſie zu gewinnen.

Der Papſt hatte ſich gänzlich den Jeſuiten anvertraut. Sie arrangirten ihm das ganze Concil und zwar, wie ſich nicht anders erwarten ließ, gemäß der dreihundertjährigen Politik dieſes Ordens und der römiſchen Curie, im einſeitig romaniſchen Intereſſe und direkt feindſelig gegen den Germanismus. Eine Correſpondenz aus Rom betonte ausdrücklich, man hege in Rom „die ſtärkſte Antipathie gegen die deutſchen Biſchöfe," denn man könne ihnen „den Abſtand nicht verzeihen, der zwiſchen der gemüthstiefen innerlichen Kirchlichkeit der Deutſchen und dem mehr politiſchen und äußerlichen

während ſonſt vom erbaulichen Leben der ſechszehnahnigen Domherrn und der wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Klerus nicht viel zu rühmen war.

Im Verhältniſſe zu den Staatsgewalten ſtehen beide Confeſſionen in gleicher Loyalität neben einander. Der katholiſche Schleſier und der Weſtpreuße gingen freudig in Kampf und Tod auf den Ruf ihres eifrig evangeliſchen Königs. Der Sachſe, welchen die Andenken an die erſten Anfänge der Reformation umgeben, war von ſeinem gefangenen ſtreng katholiſchen Könige nicht wegzureißen, erkannte zwar die vielfachen damals begangenen Fehler der Regierung, an deren Spitze noch dazu ein Italiener ſtand, blieb ihr aber dennoch treu. Wahrlich, wer nach ſolchen Vorgängen noch von Unverträglichkeit, von Nothwendigkeit einer ſtrengen Abſcheidung ſpricht, der kennt entweder die Geſchichte nicht, oder will ſie nicht kennen!

Wenn man den Nürnberger oder Regensburger, ja den evangeliſchen Augsburger befragt, ob er wohl den alten reichsſtädtiſchen Zuſtand gegen den jetzigen baierſchen eintauſchen möchte, ſo antwortet beſtimmt die überwiegende Mehrzahl mit Nein, und derſelbe Fall wird eintreten, wenn bei den zugeworbenen katholiſchen Würtembergern und Badenern die Vorzüge der früheren Regierungen und der jetzigen abgehandelt werden. Katholiſche Unterthanen proteſtantiſcher Fürſten rühmen ehrlich die beſſeren Pfarrherrn und Schullehrer, die ſorgfältigere Verwaltung, den erleichterten Verkehr, den ſteigenden Wohlſtand. Umgekehrt rühmt der Proteſtant, welcher einem katholiſchen Fürſten gehorcht, wie er in ſeinem Gewiſſen und Gottesdienſte ungekränkt, zu den höchſten Staatswürden befähigt ſeye, wie großartig für ſchöne Künſte geſorgt werde, wie gemüthlich und fröhlich das Leben ſich geſtalte.

Wenn man aber vergleichen will, wie beide Theile ſich *ohne* kräftige Einwirkung der Regierungen gewiſſermaßen von ſelbſt neben einander ausbilden, ſo beobachte man die verſchiedenen Kantone der deutſchen Schweiz.

Man wird demnach unter den Kämpfern für die Anſprüche Roms auf Aufhebung der Rechtsgleichheit einige finden, welche aus wirklicher Ueberzeugung angreifen, noch viel mehr aber, denen Haß gegen die preußiſche Regierung, Hoffnung zu Wiedererlangung verlorener Bevorrechtungen, Haß gegen Ruhe, Frieden und

Katholicismus der Romanen beſtehe". Der Unterſchied der Racencharaktere war es indeß nicht allein, was hier einwirkte, ſondern vor allen Dingen die Herrſchſucht; die Deutſchen ſollten auch künftig ſich von den Romanen übertölpeln und commandiren laſſen müſſen.

Um die vorauszuſehende Oppoſition ſo viel als möglich von vornherein zu entwaffnen, hatte man ſchon bei den Vorbereitungen zum Concil dafür geſorgt, daß dem Papſte, wie denn er allein das Concil einberufen hatte, auch die Initiative bei der Organiſation und Leitung deſſelben zufiel. Die vorbereitenden Commiſſionen waren alle von ihm ernannt und Anhänger der Civiltà Cattolica. Nach der Eröffnung des Concils war er es auch, welcher allein von ſich aus, wenn auch aus den Mitgliedern des Concils, die wichtige Congregation auswählte, welche über Zulaſſung oder Ablehnung ſolcher Fragen entſcheiden ſollte, für welche den einzelnen Mitgliedern des Concils das Recht der Initiative zuſteht. Präſident der Congregation wurde Cardinal Patrizi. Zum Sekretär des Concils ernannte der Papſt den Biſchof Feßler, der als äußerſt ultramontan bekannt war.

Am 2. Dezember hielt der Papſt in einer vorbereitenden Verſammlung, worin er (vielleicht nicht ohne Bezug auf das Datum der Thronbeſteigung beider katholiſchen Kaiſer) ſein volles Vertrauen auf Gott ausſprach und die Feſtigkeit rühmte, mit welcher bisher der Fels Petri in der Sündfluth des Unglaubens feſtgeſtanden. Unterdeß ſammelten ſich vollends die zum Concil einberufenen Biſchöfe. Man bemerkte darunter viele aus dem Orient ſtolz einherſchreitend, doch nicht durchgängig reinlich gekleidet. Mehr noch als die Biſchöfe ſelbſt fielen ihre mitgebrachten Diener durch die Verſchiedenheit ihrer Hautfarbe und ihrer Nationaltrachten auf. An dem zur Eröffnung des Concils vom Papſt vorausbeſtimmten Tage, dem 8. Dezember, welchen er mit Bezug auf das am gleichen Tage früher ſchon von ihm durchgeſetzte Dogma der

unbefleckten Empfängniß gewählt hatte, bewegte ſich des Morgens eine große Proceſſion zum Vatican. Voran drei Bataillone päpſtlicher Zuaven in türkiſcher Tracht, dann die Mitglieder des Concils in aufſteigender Rangordnung bis zu den Cardinälen, endlich der Papſt hoch auf dem Tragſeſſel mit glänzendem Gefolge, unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken. Tiefe ſchwarze Wolken hingen vom Himmel herab und es regnete in Strömen, was jedoch eine große Volksmenge nicht abhielt, ſich an dem großartigen Schauſpiel zu erfreuen. Die erſten Sitzungen waren nur noch vorbereitende. Auf einer eigenen Tribune befanden ſich die fürſtlichen Perſonen und Geſandten.

In ſeiner Anſprache gab der Papſt ſeine große Freude zu erkennen, daß das Concil zu Stande gekommen ſey und daß ſich ſo viele Biſchöfe dazu eingefunden hätten. Jetzt dürfe die Kirche ſich ihrer ganzen Machtvollkommenheit bewußt werden. „Sie ſind gekommen um zu richten alle Menſchen. Die Stimme Gottes richtet mit dem Papſte unter der Eingebung des heil. Geiſtes die falſche menſchliche Lehre. Nie war etwas nöthiger, denn die Verſchwörung der Gottloſigkeit iſt groß und gut organiſirt und ſie verbirgt ſich hinter dem Streben nach Freiheit. Nichts iſt zu fürchten, denn nichts iſt ſtärker als die Kirche, hat der heil. Johannes Chryſoſtomus geſagt, die Kirche iſt mächtiger als ſelbſt der Himmel." — Mit dieſer energiſchen, eigentlich hyperboliſchen Sprache, contraſtirte einigermaßen der profane Lärm in der Peterskirche, in welcher während der Einweihungsfeier und während die ſchönen Mädchen und Frauen vom nahen Albanergebirge im ländlichen Schmuck den Fuß der alten Broncestatue des heil. Petrus küßten, Offiziere ſäbelklirrend umherſpazierten, engliſche Damen ein lautes Gelächter aufſchlugen und ſogar Hunde bellten. Was übrigens keine abſichtliche oder etwa neue Profanation war, ſondern bei großen Feierlichkeiten in der Peterskirche längſt herkömmlich iſt.

Auf der den fürſtlichen Perſonen vorbehaltenen Tribune be-

merkte man von Seiten der depossedirten Bourbons nur den König von Neapel und die beiden Exköniginnen von Spanien, die wohl mit großen, wenn auch trüglichen Hoffnungen gekommen waren. Die französischen Bourbons fehlten. Der eigentliche Schutzherr des Concils war ja doch nur der, dem sie den französischen Thron hatten einräumen müssen. Auch ein depossedirter Habsburger, der Großherzog von Toscana, hatte sich mit seiner Gemahlin eingefunden. Regierende Häupter fehlten, sogar außerordentliche Gesandte derselben. Wohl aber hatte sich die Kaiserin von Oesterreich eigens zum Concil eingefunden, und die Königin von Württemberg, die noch in Rom weilte, wohnte gleichfalls der Eröffnung bei.

Die Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Rom bei der Eröffnungsfeier des Concils, wobei sie eine halbe Stunde lang allein mit dem Papste sprach, war nicht ohne Bedeutung. An demselben Tage, an welchem das Concil hier eröffnet wurde, hielten die sog. Severinsbrüder in Wien eine große Versammlung. Der heil. Severin gilt nämlich speciell als Apostel von Wien und der Umgegend und ihm zu Ehren hatten die eifrigen Katholiken daselbst einen Severinsverein gebildet, zu welchem Mitglieder der höchsten Aristokratie gehörten, Graf Leo Thun, Graf Brandis ꝛc. Bei zweitausend Mitglieder waren zusammen gekommen, um dem Concil und dem Papst ihre Sympathien kundzugeben. Man ließ „den katholischen Kaiser" leben und beschloß, sich politisch zu organisiren, damit sich derselbe „auf die wirkliche Mehrheit des Volks" stützen könne. Auch wurde des Kniefalls des Kaisers an den Thoren von Jerusalem und anderer Aeußerungen seiner Frömmigkeit auf der Reise nach Suez gedacht. Man bedauerte, daß die liberalen Regierungen die katholische Kirche unterdrückten und dagegen Heiden, Türken und Ketzer beschützten. Man hätte wohl in erster Linie die Juden nennen sollen, die in Wien eigentlich regieren. Genug, man bedauerte den Kaiser, meinte aber, man dürfe ihn nicht länger mehr isolirt lassen, und die zweifellose

Mehrheit des Volks müſſe ſich politiſch organiſiren. Schließlich ertheilte der päpſtliche Nuntius Falcinelli, welcher zugegen war, der Verſammlung im Auftrage des heil. Vaters ſeinen Segen.

Im Anfang des Januar 1870 ging das Gerücht, der Kaiſer von Oeſterreich ſelbſt werde nach Rom kommen, und ein neapolitaniſches Blatt knüpfte daran die Hoffnung, Oeſterreich werde den Schutz des Papſtes übernehmen, wenn es Frankreich nicht mehr thun wolle oder könne. Indeſſen war Kaiſer Franz Joſeph mit ganz andern Sorgen beſchäftigt, als ſich Roms annehmen zu können, und das Gerücht hatte keinen andern Werth, als daß es durchblicken ließ, was der Ultramontanismus dem Kaiſer zutraute. Hatte doch auch ſchon der Reichstagsabgeordnete Greuter, der unerſchrockene Tiroler, als ihn die Liberalen vor Gericht ſtellten, offen erklärt, der Kaiſer müſſe nur dem Drange der Umſtände nachgeben, im Herzen aber bleibe er dem Concordate treu.

Frankreich benahm ſich fortwährend ſehr zurückhaltend. Die Kaiſerin Eugenie durfte bei ihrer Rückkehr von Suez Rom nicht berühren. Der zu Neujahr 1870 den auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs vorgeſetzte Miniſter Graf Daru erklärte, er vertraue auf die Einſicht des Papſtes und Concils, daß ſie nichts beſchließen würden, was in die Rechte des Staats eingreife. Einige Blätter bemerkten ſpöttiſch, das Concil hinge ja doch nur von der Gnade Frankreichs ab, denn es könne nur ſo lange tagen, als Rom von franzöſiſchen Truppen beſetzt ſey.

Einen indirekten Dienſt leiſtete Frankreich dem Papſte, indem es zur Auflöſung des Gegenconcils in Neapel Veranlaſſung gab. Dieſes von Ricciardi präſidirte Gegenconcil, zu dem alle Atheiſten aus ganz Europa waren zuſammentrompetet worden, beſtand aus etwa ſiebenhundert Theilnehmern, worunter auch Damen. Sie verſammelten ſich im Theater S. Ferdinando. Eintrittsgeld ein halber Franc. Ueber der Bühne las man die Inſchrift: „Die Nationalitäten der gebildeten Welt verbrüdert in freien Gedanken.“ Weil

aber gleich die erſten Redner in Verwünſchungen gegen Napoleon III. ausbrachen, hielt es Victor Emanuel für gerathen, die Verſammlung augenblicklich aufzulöſen. Der ganze Spektakel war nur eine neue Auflage des Friedenscongreſſes von Genf, gleichſam ein europäiſcher Cloak, in welchem der Atheismus ſeinen Unrath ablegte. Wie in Genf, ſo waren auch wieder in Neapel die ärgſten Feinde der chriſtlichen Religion überhaupt und nicht etwa des Papſtthums insbeſondere zuſammengelaufen, um von ſich reden zu machen. Garibaldi fehlte, er hatte nur ein Schreiben eingeſandt, was allgemeines Mißvergnügen erregte, weil der General darin zwar die Prieſter, aber nicht die Religion ſelbſt preisgeben wollte, die Leugnung Gottes für unpolitiſch erklärte und davor warnte. Auch ein alter Schüler Hegel's, Michelet in Berlin, ſchickte ein Schreiben ein, worin er eine Denkmalſetzung für Hegel vorſchlug, und wie lächerlich das auch den Italienern vorkommen mußte, doch ganz folgerichtig, denn was anders wollte man an die Stelle der abzuſchaffenden Religion ſetzen, als die Vergötterung des menſchlichen Ich, die jener Hegel gelehrt hatte?

Am 10. Dezember hielt das Concil ſeine erſte Generalcongregation. Der Papſt allein hatte den Sitzungsſaal und die Geſchäftsordnung voraus beſtimmt, auch alle Commiſſionen im Voraus ernannt und nur mit den ihm ergebenſten Mitgliedern des Concils beſetzt. Einem freien Concile hätte es nothwendig überlaſſen bleiben müſſen, ſich ein paſſendes Sitzungslokal ſelbſt zu wählen, ſeine Geſchäftsordnung ſelbſt zu beſtimmen und ſeine Commiſſionen ſelbſt zu wählen. Obgleich nun einige muthige Biſchöfe, deutſche, ungariſche und franzöſiſche, gegen die unerhörte Willkür des von Jeſuiten mißleiteten Papſtes proteſtirten und die Rechte eines freien Concils beanſpruchten, wurden ſie doch gleich von der Mehrheit überſchrien und überſtimmt. Dieſe Mehrheit war eine durchaus unberechtigte, erkünſtelte, denn ſie beſtand nicht nur aus faſt ſämmtlichen Cardinälen, aus 30 Ordensgeneralen, aus den 62 Biſchöfen des Kirchen-

ſtaats, aus 68 neapolitaniſchen Biſchöfen, aus 80 Biſchöfen ſpaniſcher Race, ſondern auch noch aus 110 Titularbiſchöfen, die gar keinen Sprengel hatten, ungerechnet die vielen franzöſiſchen, engliſchen, zum Theil auch deutſchen Ultramontanen, und die vielen orientaliſchen Biſchöfe, die ganz von Rom abhingen. Nicht weniger als 300 Biſchöfe wurden ihrer Armuth wegen (Titularbiſchöfe, Miſſionsbiſchöfe, Orientalen) in Rom ausſchließlich auf Koſten des Papſts untergebracht und ernährt. Alſo begreift man, welche ungeheuere Mehrheit von Stimmen dem Papſt ſicher war. Zudem waren 15 Cardinalshüte vacant, womit er ehrgeizige Biſchöfe verlocken konnte, und ſeine Jeſuiten und anderes müßiges Monſignoren- und Abbatenvolk, deſſen in Rom ein Ueberfluß iſt, umgaben die neu angekommenen Biſchöfe wie eine Wolke, ſchmeichelten ihnen und forſchten alle ihre Schwächen aus, um ſie für den Papſt zu gewinnen.

Durch dieſe im Voraus gewonnene Mehrheit von Biſchöfen war aber die katholiſche Chriſtenheit nicht richtig vertreten. Eine Menge der im Concil mitſtimmenden Biſchöfe waren ganz ohne Diöceſe. Der kleine Kirchenſtaat, der nur 700,000 Einwohner hat, lieferte allein 62 Biſchöfe, das verhältnißmäßig doch auch nur kleine vormalige Königreich Neapel 68, während Deutſchland und Frankreich, große Länder mit einer Bevölkerung von wenigſtens 70 Millionen, verhältnißmäßig nur ſehr wenige Biſchöfe hatten. Der Erzbiſchof von Cambray zählte in ſeinem Sprengel 1,300,000, der von Köln 1,400,000 Katholiken, der Fürſtbiſchof von Breslau 1,700,000, der Erzbiſchof von Paris ſogar 2 Millionen, mithin waren hier 6,300,000 Katholiken auf dem Concil nur durch vier Stimmen vertreten, während die 700,000 des Kirchenſtaats 62 Vertreter im Concile hatten. Ein ſo koloſſales Mißverhältniß, daß die Unverſchämtheit des Jeſuitenorgans dazu gehörte, um es ganz natürlich zu finden.

Es war begreiflich, daß die nach und nach über die Alpen nach Rom gekommenen Biſchöfe ſich nicht gleich in den erſten Tagen

gruppiren konnten. Die zahlreichen Mitglieder des Concils, von allen Enden der Welt zusammengeweht, sahen sich größtentheils hier zum erstenmale, und es bedurfte eines längern Sondirens für die Opposition, bis sie sich einigermaßen organisiren konnte. Nur von einigen wußte man schon im Voraus, daß sie dem Uebermaß von päpstlichen Ansprüchen, die dem Concil zur Gutheißung vorgelegt werden sollten, die gesunde Vernunft, die Rücksicht auf die weltlichen Mächte, die Wohlfahrt der Kirche selbst und namentlich das Herkommen, das alte Recht der Concile entgegensetzen würden.

Schon in der ersten Generalcongregation am 10. Dezember begann ein Sturm gegen die papistische Mehrheit. Es handelte sich zunächst um zwei Punkte. Ein ökumenisches Concil darf nicht unter dem Papst stehen und keine Befehle von ihm annehmen, sondern organisirt sich selbst und stellt seine Geschäftsordnung allein selber fest. Der zweite Punkt, auf den es ankam, war das vielbesprochene Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Hatte sich das Concilium einmal überrumpeln lassen und das Selbstbestimmungsrecht verscherzt, so war es auch vor einer Ueberrumpelung in Bezug auf jenes Dogma nicht sicher. Ein Deutscher, Stroßmayer, Bischof von Bosnien und Syrmien, erhob sich zuerst und verlangte das Wort. Der präsidirende Cardinal de Luca schlug es ihm ab; ohne sich aber daran zu kehren, trug der Bischof seine Beschwerde vor, die römische Curie verleugne jede Rücksicht gegen die hohe Versammlung und weiche willkürlich vom Herkommen bei allen ökumenischen Concilien ab. Der Cardinal schellte immerfort, um ihm das Wort zu entziehen, und die papistische Mehrheit tumultuirte laut. Zwei andere Bischöfe, Scismor und Haynald, erhoben sich für Stroßmayer und das Geschrei wurde immer ärger. Da fuhr endlich auch Dupanloup im Zorn auf, schleuderte in französischer Sprache dem Cardinal heftige Worte zu und verließ den Saal.

Dieser lauten Scene folgte dann eine längere Ruhe. Man sondirte, man unterhandelte. Der französische Cardinal Matthieu

verließ das Concil gleich in den erſten Tagen, was großes Aufſehen erregte. Mittlerweile kam das Weihnachtsfeſt heran und der Papſt verfehlte nicht, bei demſelben wieder eine außerordentliche Pracht zu entfalten, denn das mußte gar vielen armen Biſchöfen, die aus der Ferne gekommen waren, imponiren, ſo daß ſie die Macht des Papſtthums ſich ungleich größer vorſtellen konnten, als ſie es wirklich war. Der Papſt erſchien mit großem Pompe, mit funkelnder dreifacher Krone unter einem prachtvollen Baldachin hoch auf dem Thronſeſſel getragen. Vor ihm her trug man drei andere Kronen und ſieben oder acht Infuln, eine immer reicher als die andere. Dazu hoch auf einem Degen gehalten einen rothen Hut mit Hermelin, als Geſchenk irgend einem Fürſten beſtimmt. Hinter ihm die beiden obligaten Pfauenwedel und ein ganzes Heer von Kammerherrn, Senatoren, Sekretären ꝛc. in prachtvoller Tracht des Mittelalters. Dann die Cardinäle in goldſtrotzender Stola und blitzender Mitra, jeder von einem Edelmann in ſpaniſcher Tracht mit Federhut und Degen begleitet und hinter jedem noch ein geiſtlicher und weltlicher Begleiter. Dann die Primaten und Patriarchen mit von Juwelen funkelnden Kronen und langen mit Gold und Edelſteinen bedeckten Meßgewändern. Sodann die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, alle in vollſtem Staate und großem Gefolge.

Inzwiſchen erregte es Mißſtimmung im Concil, daß die Mitglieder deſſelben, wenn ſie nicht eine ſehr laute Stimme hatten, einander nicht verſtehen konnten. Zum Sitzungsſaal war nämlich ein Querſchiff der Peterskirche eingerichtet worden, welches akuſtiſch möglichſt ſchlecht gebaut war. Die Biſchöfe riefen: Wir hören nichts, und verſtehen nichts! und verlangten ein anderes Lokal, welches ihnen aber der Papſt verweigerte. Er ſoll ſogar ſpöttiſch geſagt haben, das Debattiren ſey im Grunde überflüſſig. Anſtatt für einen paſſenden Sitzungsſaal zu ſorgen, verausgabte der Papſt 20,000 Scudi, um jetzt ſchon dem Concil eine Denk- und Ehrenſäule errichten zu laſſen. Eine Verſchwendung, die umſomehr mißfiel, als ſie, wie

aller übrige Pomp, von den Peterspfennigen bestritten wurde, die in der ganzen katholischen Welt zusammengebettelt wurden.

Am Papst Pius IX. rühmte man die persönliche Uneigennützigkeit, daß er nie seine eigenen Verwandten begünstigt und bereichert und dem Unfuge des Nepotenwesens immer abhold geblieben sey. Aber man tadelte, daß er an seinem zwanzigjährigen Freund und Diener, dem echt italienisch schlauen und habgierigen Cardinal Antonelli die Anhäufung großer Reichthümer duldete. Woher nahm dieser Antonelli das viele Geld, als er einem Neffen, der eine reiche Spanierin heirathete, fünf Millionen Franken in den Hausstand schenkte? Von seinem Gehalt als Cardinal konnte er solche Summen nicht zusammenbringen.*)

An die Opposition der deutschen und französischen Bischöfe schlossen sich die nordamerikanischen an, weil sie, wie sie sagten, als Bürger des größten Freistaats das Dogma von der Unfehlbarkeit eines Menschen nicht mit nach Hause bringen dürften. Auch Bischöfe aus dem Orient warnten vor jeder Neuerung, weil sonst Uebertritte von der römischen zur griechischen Kirche bevorstünden. Dagegen schlossen sich der papistischen Mehrheit der Italiener Engländer und Belgier, Spanier und Südamerikaner an.

Wie es scheint, hat die allzugroße Anmaßung der Jesuiten, das Concil zu beherrschen und die Bischöfe wie Schulkinder zu behandeln, die Opposition allmälig verstärkt. Stroßmayer, der zuerst

*) Man schrieb im Januar 1871 aus Rom: Bei der Durchsicht der Papiere, die sich auf die Gründung und Administration der römischen Eisenbahngesellschaft beziehen, hat sich gefunden, daß Cardinal Antonelli bei der Concession acht Millionen Franken erhielt. Aehnliche Auszahlungen nach anderen Seiten hin werden auf hundert Millionen berechnet, so daß man begreift, warum jene Gesellschaft sich in keinem blühenden Zustande befindet. Antonelli stammt aus einer berühmten Banditenfamilie; einige seiner nächsten Verwandten sind gehenkt worden; da nehmen die acht Millionen nicht Wunder.

ſeine Stimme für die Freiheit des Concils erhoben hatte, ging in der Sitzung vom 10. Januar 1870 den Jeſuiten noch ſchärfer zu Leibe und brachte es dahin, daß das erſte, vom Jeſuiten Schrader aus Wien für Glaubensſachen entworfene Schema, welches man an dieſem Tage berieth, verworfen und noch einmal an die Commiſſion zurückgewieſen wurde. Stroßmayer klagte die Jeſuiten an und verurtheilte ihr Syſtem, wie ihre Lehren. „Bedenkt, meine ehrwürdigen Brüder," ſagte er unter Anderem, „die Lage, in welcher Ihr dieſen Männern gegenüber ſteht. Sie ſind es, die alle Anordnungen des Concils zurechtſchneiden und beſtimmen. Bedenket, daß die Beſtimmungen, welche ihr im Begriffe ſteht, mit der höchſten Autorität kirchlicher Lehre zu umgeben, von dieſen Männern entworfen, verarbeitet, abgefaßt und niedergeſchrieben ſind." Dieſer Aufruf brachte den Cardinal Capalto auf die Beine, der die Worte des Biſchofs als heftig und unpaſſend bezeichnete. Der Redner ließ ſich indeſſen nicht ſo leicht aus der Faſſung bringen. Mit unterwürfiger Miene, aber feſtem Tone bemerkte er dem Legaten, ſeine Worte ſeyen eingegeben von ſeinem Eifer für den Dienſt Gottes und ſeyen nur gegen diejenigen gerichtet, welchen die Schuld für alles Unglück in der Kirche zur Laſt falle. Er könne nach ſeinem Gewiſſen als Biſchof nicht weniger ſagen, beſonders da der heilige Vater dem Concil Redefreiheit eingeräumt habe. Im Weiteren ſetzte er die Gefahren auseinander, die entſtehen müßten, wenn man die Lehren der Jeſuiten annehme, Lehren, welche die Kirche ſeit langer Zeit gefürchtet habe, und brach dann in einen heftigen und unwiderſtehlichen Ausfall gegen die Geſellſchaft Jeſu aus, in welchem er Gedanken zum Ausdruck brachte, die vielleicht noch nie zuvor in einer römiſchen Kirche gehört wurden. Aller Augen waren auf den General der Jeſuiten gerichtet, allein derſelbe ſaß vollkommen unbeweglich, und wie gewöhnlich umſpielte etwas wie ein heiteres Halblächeln ſeinen Mund. „Was wollen Sie?" ſagte er ſpäter einer hohen Perſönlichkeit gegenüber. „Mſgr. Stroßmayer hat Recht. Niemand kann

Ordnung überhaupt, die Waffen in die Hände gegeben haben. Beide Extreme halten auch hier gegen die rechte Mitte zusammen, und wähnen leichter jedes zu seinem Siege gelangen zu können, wenn nur jene einmal zermalmt seyn werde. Ob sie dann dem seitherigen Verbündeten unmittelbar feindlich entgegenstehen werden, das kümmert sie vorläufig nicht. Wie es außerhalb Deutschland leider mit Coalitionen der ungleichartigsten Meinungen versucht wird, so soll es nun auch in Deutschland getrieben werden, und wenn es sich vom linken Rheinufer handelt, so hört man die Quotidienne und den National gewiß jedesmal ein gut zusammenstimmendes Duett singen. Nur ein Verblendeter wird demnach in gutem Glauben behaupten können, daß die Kölner Wirren in erster Linie einen religiösen Grund haben. Sie sind offenbar wider den wachsenden Einfluß Preußens in ganz Deutschland und auf die Losreißung des linken Rheinufers von Deutschland gerichtet.

Aber wenn man auf die Wahrnehmung baute, daß Preußen im Anfange des Streits zugleich Furcht und Mißtrauen gezeigt habe, so hat man sich bestimmt getäuscht, wenn man wähnte, daß es in halben Maßregeln und Nachgeben fortfahren werde. Die Erfahrungen, welche man mit dem Münsterischen Adel, mit der Stimmung der Rheinprovinzen, dem projectirten Adelsstatute gegenüber, gemacht hatte, werden ihre heilsamen Früchte tragen. Wenn Rom nie völlig nachgiebt, so kann Preußen nie aufhören, den Vorschritt, die Glaubensfreiheit, die Förderung des Bürgerstandes als die Grundpfeiler seines in der Geschichte einzig dastehenden Baues anzuerkennen. Es ist der Erbe Schwedens ohne Deutschland fremd zu seyn, wie dieses war. Daher müssen seine Herrscher durch tüchtige Persönlichkeit, durch Verstehen und Benützen der Zeit, durch Intelligenz und Kraft ersetzen, was an Zahl der Unterthanen und Gestaltung des Reichs zu materieller Basis einer Macht ersten Rangs abgehen mag. Aber zugleich müssen sie auf deutsche Weise vorangehen, bedächtig und mit Schonung des Hergebrachten. Was sie groß gemacht hat, muß sie erhalten, und daß die Lehren der Geschichte hier nicht unbenutzt blieben, beweisen die Reformen nach dem Tage von Jena.

Die am meisten sanguinischen Hoffnungen der stationnairen oder vielmehr der retrograden Partei können doch wohl nicht weiter

mehr als ich die Ausschreitungen der Civiltà Cattolica beklagen. Ich wußte, daß ihre ungemäßigte Sprache dem Orden Haß zuziehen würde, obschon er mit aller Welt in Frieden zu leben wünscht, und ich befahl den Mitarbeitern, sich zurückzuhalten, um kein ferneres Aergerniß zu geben. Allein sie wurden durch einen höheren Willen als der meinige angetrieben, auf derselben Bahn fortzufahren, und weit entfernt, ihnen Schweigen auflegen zu dürfen, mußte ich selbst verstummen." Die Rede des Bischofs von Grenoble setzte, wenn auch in milderen Ausdrücken, den Kampf gegen die Jesuiten fort.

Noch gewaltiger ließ Stroßmayer am 25. Januar seine Stimme in einer Rede ertönen, die allgemeines Staunen erregte. Der Bischof erklärte es für ungeziemend, mit den Disciplinar-Decreten über die Bischöfe und ihre Obliegenheiten zu beginnen, weil dies bei ihren Gemeinden den Verdacht erregen könnte, als hätten sie in der letzten Zeit dazu Veranlassung gegeben. Es dürfe da, wo man von den Pflichten der Bischöfe spreche, auch von ihren Rechten nicht geschwiegen werden. Ueberhaupt aber müsse die Reform von den höchsten Stufen der Hierarchie bis zu den untersten herab in der Weise ausgeführt werden, daß die Rede auf die Bischöfe erst dann komme, wenn sie dem hierarchischen Organismus gemäß wirklich an der Reihe sind. Er sprach von der Nothwendigkeit, den Papat zu universalisiren, d. h. auch Nicht-Italienern zugänglich zu machen; heutzutage sey er eine rein italienische Institution zum ungeheuren Nachtheil seiner Macht und seines Einflusses. Ebenso betonte er die Universalisirung der römischen Congregationen, damit die großen Angelegenheiten der katholischen Kirche nicht in einer beschränkten und engherzigen Weise aufgefaßt und entschieden würden, wie dies leider bisher der Fall gewesen. Auch müßten alle Angelegenheiten, die nicht unumgänglich einheitlicher Natur, d. h. die ganze Kirche betreffend sind, von der Competenz der Congregationen ausgeschieden werden.

Stroßmayer sprach davon, daß das Cardinalskollegium in der

Art reformirt werden müſſe, daß in demſelben alle katholiſchen Landſchaften nach dem Maßſtab ihrer Größe und Bedeutung vertreten ſeyen. Und von herzergreifender Wirkung ſoll es geweſen ſeyn, als er ausrief: daß man wünſchen müſſe, die höchſte Gewalt in der Kirche habe dort ihren Sitz, wo der Herr ſich ſelbſt und ſeiner Autorität denſelben bereitet habe, nämlich im Gewiſſen und im Herzen der Völker, was aber nimmer geſchehen werde, ſo lange das Papſtthum eine rein italieniſche Inſtitution ſey. Auch hinſichtlich der öftern Abhaltung von Concilien ſoll er den Vätern das Decretum perpetuum von Konſtanz in's Gedächtniß gerufen haben, welches vorſchreibt, daß alle 10 Jahre Concilien veranſtaltet werden ſollen.

Stroßmayer drang darauf, daß den Provinzialſynoden ein Einfluß auf die biſchöflichen Stühle gegönnt werde, damit die Gefahren, welche mit den bisherigen Ernennungen verbunden waren und heutzutag in's Unermeßliche geſteigert worden ſind, beſeitigt werden. Mit ſcharfen Worten und glänzenden Argumenten wurden jene gegeißelt, welche die Zwietracht mit der modernen Geſellſchaft predigen. Stroßmayer ſprach die Ueberzeugung aus: die Kirche habe von nun an die äußern Bürgſchaften ihrer Freiheit einzig und allein in den öffentlichen Freiheiten der Nationen zu ſuchen; die inneren aber in einer ſolchen Beſetzung der biſchöflichen Stühle, wodurch ihr Männer im Geiſte des Chryſoſtomus, Ambroſius und Anſelmus zugeführt werden. Ergreifend war es, als er ſich äußerte über die Centraliſation, welche das Leben der Kirche erſticke, und über die Einheit der Kirche, die nur ſo lang ihre himmliſche Harmonie darſtelle und die Geiſter erziehe, als ihre verſchiedenen Elemente die ihnen zukommenden Rechte und eigenthümlichen Inſtitutionen unverſehrt bewahren. Wie aber die Kirche jetzt ſtehe und wie man ſie geſtalten wolle, ſey ihre Einheit vielmehr eine geiſttödtende Monotonie, die anſtatt anzuziehen, nur abſtoße. In dieſer Beziehung ſoll der Biſchof merkwürdige Dinge aus ſeiner eigenen Erfahrung vorgebracht haben, welche bewieſen, daß, ſo lange das heutige Syſtem enger Centrali-

ſirung fortdaure, die Vereinigung mit der orientaliſchen Kirche undenkbar ſey; im Gegentheil, man müßte neuen Gefahren, neuen Abfällen entgegenſehen. Den Codex der canoniſchen Geſetze beſchrieb er als eine babyloniſche Confuſion, zuſammengeſetzt aus unpraktiſchen und zumeiſt gefälſchten und apokryphen Canones. Die Kirche und die ganze Welt erwarte von dem Concil, daß dieſem Zuſtand ein Ende gemacht werde durch eine zeitgemäße Codificirung, die aber nicht von römiſchen Theologen und Canoniſten, ſondern von Gelehrten und praktiſchen Männern aus allen Theilen der katholiſchen Welt vorbereitet werden müßte.

Die Rede dauerte anderthalb Stunden, und ihr Eindruck war überwältigend. Biſchöfe behaupten, daß ſeit Jahrhunderten keine ſolche Beredtſamkeit in lateiniſcher Sprache gehört worden ſey.

Die Papiſten aber ließen ihn reden und dachten, es helfe ihm doch nichts, denn die Mehrheit im Concil war im Voraus gegen ihn. Deßhalb nun hätte die Oppoſition ſich auch nicht unnütz anzuſtrengen gebraucht, ſondern einmüthig erklären ſollen, ſie verlaſſe das Concil, wenn ihren gerechten Forderungen in Bezug auf die Geſchäftsordnung und die Abſtimmung nicht nach der Zahl der Biſchöfe, ſondern nach der von den Biſchöfen vertretenen Seelenzahl nicht nachgegeben würde. Zu einem ſolchen energiſchen Schritt hat ſich aber die Oppoſition nicht entſchloſſen, ſondern begnügte ſich, dem von den Papiſten geſtellten Antrag zu Gunſten der Infallibilität blos einen Gegenantrag entgegenzuſtellen.

Das bereits überall hin durch den Druck verbreitete Memorandum für die Unfehlbarkeit, für deſſen Verfaſſer man den engliſchen Erzbiſchof Manning hielt, wurde am 22. Januar von etwa vierhundert Biſchöfen dem Papſt in Form einer Adreſſe zugeſtellt, worin er gebeten wurde, beim Concil die Dogmatiſirung ſeiner Infallibilität zu veranlaſſen. Die Hauptſätze in dieſer Denkſchrift lauteten: „Die allgemeine und beſtändige Tradition der Kirche beweiſt uns durch die Thaten und Worte der heiligen Väter wie durch das

Verhalten und die Beſchlüſſe einer großen Anzahl von Concilen, ſelbſt von ökumeniſchen, daß die Lehrentſcheidungen des römiſchen Papſtes über den Glauben und die Moral unveränderlich ſind. — Unter Zuſtimmung der Griechen und Lateiner wurde auf dem zweiten Lyoner Concile das Glaubensbekenntniß angenommen, welches in folgender Erklärung enthalten iſt: ‚Die Streitigkeiten in Glaubensſachen ſollen durch das Urtheil des römiſchen Papſtes entſchieden werden.‘ Desgleichen ward auf dem ökumeniſchen Concil von Florenz ausgeſprochen: ‚Der römiſche Papſt iſt der wahre Statthalter Jeſu Chriſti, das Haupt der ganzen Kirche, der Vater und der Lehrer aller Chriſten, auf welchen, in der Perſon des glückſeligen Petrus, die volle Gewalt übertragen wurde, die allgemeine Kirche zu hüten, zu regieren und zu verwalten.‘ Die geſunde Vernunft beweiſt ſelbſt, daß Niemand in Gemeinſchaft des Glaubens mit der katholiſchen Kirche bleiben kann, wenn er nicht einig mit ihrem Haupte bleibt, weil es unmöglich iſt, ſelbſt in Gedanken die Kirche von ihrem Haupte zu ſcheiden. — Das allgemeine Wohl der Chriſtenheit ſcheint daher zu verlangen, daß das heilige vatikaniſche Concil den zu Florenz gefaßten Beſchluß über den römiſchen Papſt von Neuem ausſpreche und eingehender erkläre, mit klaren und jeden Anlaß zum Zweifel ausſchließenden Worten ſanctioniren zu wollen, daß die Autorität des römiſchen Papſtes die höchſte und deßhalb irrthumslos ſey, wenn ſie in Sachen des Glaubens und der Sitten feſtſtellt und vorſchreibt, was von allen Chriſtgläubigen zu glauben und zu halten oder zu verwerfen und zu verdammen ſeyn ſoll.“

Etwa 150 Biſchöfe von der Oppoſition reichten eine Gegenadreſſe ein, deren Hauptſätze in Folgendem beſtanden: „Unzweifelhaft iſt es, daß alle Chriſtgläubigen den Dekreten des apoſtoliſchen Stuhls wahrhaften Gehorſam ſchulden; dazu lehren unterrichtete und fromme Männer: was der Papſt über Glauben und Sitten ex cathedra redend feſtſtelle, das ſey auch ohne die Zuſtimmung der Kirche unumſtößlich, auf was immer für Weiſe es kundgethan

ſey. Dennoch darf man nicht ſtillſchweigend darüber hinweggehen, daß nichts deſtoweniger noch gewichtige aus den Schriften und Handlungen der Väter der Kirche, aus echten geſchichtlichen Urkunden und der katholiſchen Lehre ſelbſt hervorgegangene Schwierigkeiten übrig bleiben, vor deren vollſtändiger Löſung es ein vergebliches Unternehmen bleiben könnte, wenn man die im obengenannten Schreiben empfohlene Lehre dem chriſtlichen Volke als eine von Gott geoffenbarte vorlegen würde. Aber vor einer Diskuſſion dieſer Dinge ſträubt ſich das Herz, und wir erſuchen, auf Dein Wohlwollen vertrauend, daß uns eine Nothwendigkeit über ſolche Dinge zu berathen nicht möge auferlegt werden. Ueberdies, da wir unter den bedeutenderen katholiſchen Nationen des biſchöflichen Amtes pflegen, ſo kennen wir den Stand der Dinge bei denſelben aus täglicher Erfahrung; uns aber iſt bekannt, daß die verlangte Definition den Feinden der Religion neue Waffen liefern würde, um auch bei den beſſern Männern Feindſchaft gegen die katholiſche Sache zu erregen, und wir ſind gewiß, daß dieſelbe in Europa, wenigſtens den Regierungen unſerer Sprengel, Anlaß oder Vorwand bieten würde, die noch beſtehenden Rechte der Kirche anzugreifen."

Die bedeutendſten Kirchenfürſten aus Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn haben dieſe Adreſſe unterzeichnet; darunter die Erzbiſchöfe von Prag, Wien, Olmütz, Bamberg, München, Kalocſa, Köln, Salzburg, Lemberg; die Biſchöfe von Breslau, Hildesheim, Trier, Osnabrück, Mainz, Rottenburg, Augsburg, St. Gallen, Lavant, Gurk, Trieſt, Budweis, Fünfkirchen, Großwardein, Djakovar, Temesvar, Szathmar, Tarnow, Parewz, Gorizia, Caſſovia, Criſio, Laibach, Raab, Leontopolis, Siebenbürgen; die Aebte von Prag, Strahow und Martinsberg. Man zählte darunter im Allgemeinen 40 deutſche und ungariſche, 40 franzöſiſche, 21 italieniſche, 4 ſpaniſche, 4 portugieſiſche und faſt alle nordamerikaniſchen Biſchöfe.

Gegen die Infallibilität trat auch Döllinger in München, unerwartet dießmal mit Namensunterſchrift und großer Energie auf,

in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Darin heißt es: „180 Millionen Menſchen — das verlangen die Biſchöfe, welche dieſe Adreſſe unterzeichnet haben — ſollen künftig durch die Drohung der Ausſchließung aus der Kirche, der Entziehung der Sakramente und der ewigen Verdammniß gezwungen werden, das zu glauben und zu bekennen, was die Kirche bisher nicht geglaubt, nicht gelehrt hat. Nicht geglaubt hat — denn auch diejenigen, welche dieſe päpſtliche Unfehlbarkeit bisher für wahr gehalten haben, konnten ſie doch nicht glauben, dieſes Wort im chriſtlichen Sinn genommen. Zwiſchen Glauben (fide divina) und zwiſchen der verſtandesmäßigen Annahme einer für wahrſcheinlich gehaltenen Meinung iſt ein unermeßlicher Unterſchied. Glauben kann und darf der Katholik nur dasjenige, was ihm als göttlich geoffenbarte, zur Subſtanz der Heilslehre gehörige, über jeden Zweifel erhabene Wahrheit von der Kirche ſelbſt mitgetheilt und vorgezeichnet wird, nur dasjenige, an deſſen Bekenntniß die Zugehörigkeit zur Kirche geknüpft iſt, dasjenige, deſſen Gegentheil die Kirche ſchlechthin nicht duldet, als offenbare Irrlehre verwirft. In Wahrheit hat alſo kein Menſch von Anfang der Kirche bis zum heutigen Tage die Unfehlbarkeit des Papſtes geglaubt, d. h. ſo geglaubt, wie er an Gott, an Chriſtus, an die Dreieinigkeit des Vaters, Sohnes und Geiſtes u. ſ. w. glaubt, ſondern viele haben es nur vermuthet, haben es für wahrſcheinlich oder höchſtens für menſchlich gewiß (fide humana) gehalten, daß dieſe Prärogative dem Papſte zukomme. Demnach wäre die Veränderung in dem Glauben und der Lehre der Kirche, welche die Adreßbiſchöfe durchgeführt wiſſen wollen, ein in der Geſchichte der Kirche einzig daſtehendes Ereigniß; in achtzehn Jahrhunderten iſt nichts ähnliches vorgekommen. Es iſt eine kirchliche Revolution, welche ſie begehren, um ſo durchgreifender, als es ſich hier um das Fundament handelt, welches den religiöſen Glauben jedes Menſchen tragen und halten ſoll, als an die Stelle der ganzen, in Zeit und Raum univerſalen Kirche ein einzelner Menſch, der

Papſt, geſetzt werden ſoll. Bisher ſagte der Katholik: Ich glaube dieſe oder jene Lehre auf das Zeugniß der ganzen Kirche aller Zeiten, weil ſie die Verheißung hat, daß ſie immerdar beſtehen, ſtets im Beſitz der Wahrheit bleiben ſoll. Künftig aber müßte der Katholik ſagen: ich glaube, weil der für unfehlbar erklärte Papſt es zu lehren und zu glauben befiehlt. Daß er aber unfehlbar ſey, das glaube ich, weil er es von ſich behauptet. Denn 400 oder 600 Biſchöfe haben zwar im Jahr 1870 zu Rom beſchloſſen, daß der Papſt unfehlbar ſey; allein alle Biſchöfe und jedes Concil ohne den Papſt ſind der Möglichkeit des Irrthums unterworfen; Untrüglichkeit iſt das ausſchließende Vorrecht und Beſitzthum des Papſtes, kein Zeugniß können die Biſchöfe, viele oder wenige, weder verſtärken noch abſchwächen; jener Beſchluß hat alſo nur ſo viel Kraft und Autorität, als der Papſt ihm, indem er ſich denſelben angeeignet, verliehen hat. Und ſo löſt ſich denn alles zuletzt in das Selbſtzeugniß des Papſtes auf, was freilich ſehr einfach iſt. Dabei ſey nur erinnert, daß vor 1840 Jahren ein unendlich Höherer einmal geſagt hat: ‚Wenn ich mir ſelber Zeugniß gebe, ſo iſt mein Zeugniß nicht glaubwürdig.‘“ (Joh. 5, 31.)

Döllinger erhielt viele Zuſtimmungsadreſſen liberaler Katholiken aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands und die Stadt München trug ihm das Ehrenbürgerrecht an, welches er jedoch beſcheidentlich ablehnte. Dagegen erließ Biſchof **Ketteler** aus Rom am 8. Februar eine Erklärung gegen ihn und zugleich gegen den pſeudonymen Janus, deſſen treffliches gegen Rom gerichtetes Buch damals großes Aufſehen machte, und den Ketteler mit Döllinger identificirte, und nahm gegen ihn die Infallibilität des Concils in Schutz, ſo daß, wenn das Concil die Infallibilität des Papſtes zum Dogma erheben würde, auch jeder gute Katholik an ſie glauben müſſe. Kurz vorher hatte Doctor Pichler, ein in Petersburg angeſtellter Bayer und früherer Schüler Döllinger's, dem letzteren Zagheit vorgeworfen, ſofern er die Infallibilität angreife und doch den römiſchen Primat

noch feſthalte. Es war faſt komiſch, wie ſich die Herrn um die Grenzlinie ſtritten, bis wie weit man gegen die römiſchen Anmaßungen vorgehen dürfe. Dieſe Zerfahrenheit der deutſchen Stimmen bewies, daß man nicht recht wußte, was man wollte, und die Jeſuiten konnten dazu lachen. Biſchof Stroßmayer brach in den Klageruf aus: gegen den Papſt kann uns nur Gott ſchützen! Das drückte wenigſtens einen ſtarken Zweifel in die Fähigkeit und den feſten Willen der nationalen Oppoſitionen aus. Wenige Tage ſpäter verſuchte Ketteler in der Verſammlung der deutſchen Biſchöfe mit dem Vorſchlag durchzudringen, man ſolle, die Anerkennung der Infallibilität im Princip vorausgeſetzt, ſie nur noch nicht promulgiren laſſen, weil es noch nicht opportun ſey. Der erſt kürzlich zum Biſchof von Rottenburg ernannte vormalige Profeſſor Hefele, Verfaſſer einer berühmten Conciliengeſchichte, ſoll ihm opponirt haben, was Ketteler in einer Flugſchrift als eine Entſtellung des Geſchehenen bezeichnete. Auch Erzbiſchof Melchers von Köln tadelte eine Beifallsadreſſe, die von den angeſehenſten katholiſchen Klerikern und Laien an Döllinger gerichtet worden war. Denſelben Tadel ſprach Prof. Stöckl in Münſter aus.

Auch Dieringer, einer der angeſehenſten katholiſchen Theologen in Bonn, hatte die Adreſſe an Döllinger unterzeichnet und wurde deßhalb angefochten, rechtfertigte ſich aber in einer ſehr verſtändigen Erklärung mit folgenden Sätzen: „Niemals habe ich die Unfehlbarkeit des Kirchenoberhauptes in dem Sinne gelehrt, wie ſie neueſtens, namentlich auch von zwei höchſt einflußreichen Erzbiſchöfen iſt aufgeſtellt und vertheidigt worden: der Papſt iſt unfehlbar ohne Concil, mit Concil, gegen Concil, d. h. die Unfehlbarkeit der Kirche iſt einzig und allein bei ihrem Oberhaupte. Würde ich dieſer beitreten, ſo könnte es nur unter Aufgebung meiner ſeitherigen Lehrmeinung geſchehen. Ich trenne nie das Haupt von dem Leib, auch nicht in Gedanken. Das Lehranſehen der Biſchöfe wird, ſtatt gehoben, geſchwächt. Mir galt und gilt die Autorität der allgemeinen Concilien

als eine unfehlbare in dem Sinne, daß das Miturtheil der Biſchöfe einen weſentlichen Beitrag zur Unfehlbarkeit ihrer Lehrurtheile liefert. Das ohnehin ſchon ſchwierige Verhältniß der Kirche zu den einzelnen Staaten und Regierungen, katholiſchen und akatholiſchen, wird ſich nicht verbeſſern, ſondern verſchlimmern. Auch die unirten Orientalen werden der lauernden Verlockung zur Löſung des Bandes geradezu in die Arme getrieben. Endlich wird die Rückkehr der Proteſtanten in die Gemeinſchaft der Kirche für lange Zeit faſt hoffnungslos aufzugeben ſeyn."

Auch viele andere Stimmen für oder wider Döllinger ließen ſich vernehmen und es zeigte ſich bei dieſem Anlaß, daß die Hoffart, mit welcher gar manche Katholiken bisher als die angeblich einigen, auf die Proteſtanten als die immer uneinigen heruntergeſehen hatten, eine unberechtigte geweſen war, denn das Durcheinander vieler ſtreitender Stimmen war jetzt auf katholiſcher Seite ſo arg, als je vorher bei Proteſtanten.

Döllinger erhielt nachträglich ein gnädiges Handſchreiben des Königs von Bayern, worin derſelbe ihn aufmunterte, im begonnenen Kampfe muthig auszuharren.

Der Papſt nahm weder die eine, noch die andere Zuſchrift des Concils an, was man als eine abſichtliche Mißachtung der deutſchen Cardinäle auslegte, welche die zweite Zuſchrift unterzeichnet hatten. Ueberhaupt nahm der alte Papſt eine ungemein hohe Miene an. Alle Bitten, er ſolle das Concil in einem andern Lokal ſich verſammeln laſſen, ſchlug er rundweg ab mit dem Bemerken, der gegenwärtige Sitzungsſaal ſey dem Grabe des Apoſtels am nächſten. Wenn die Biſchöfe einander nicht hören könnten, ſo ſollten ſie ihre Anträge nur ſchriftlich an die Commiſſionen abgeben. Mit Mühe wurde verhindert, daß er dies ausdrücklich befahl.

Man ſah ihn zuweilen heftig werden. Am 26. Januar hielt der chaldäiſche Patriarch eine Rede, worin er ſich ebenfalls gegen jede Verſchärfung der Centraliſation ausſprach und die Gefahren

hervorhob, die es der katholiſchen Kirche im Orient bringen müſſe, wenn man ihr altes Herkommen und ihre alten Freiheiten gerade von Rom aus verletzen wolle. Da, noch an demſelben Abend ließ ihn der Papſt ganz allein zu ſich rufen, empfing ihn in Gegenwart des Monſignor Valerga, lateiniſchen Patriarchen von Jeruſalem, in heftigſter Aufregung, überhäufte ihn mit Vorwürfen und ließ ihn nicht von der Stelle, bis er einen Widerruf und eine vollſtändige Entſagung auf alle Vorrechte ſeiner Kirche unterzeichnet hatte. Der arme Patriarch wurde noch mehr drangſalirt. Der Papſt hielt ihn förmlich gefangen und zwang ihn, zwei Biſchöfe zu weihen, die er ihm aufgedrungen hatte. — Aus Armenien erfuhr man, der dortige katholiſche Klerus drohe mit einem Schisma, weil ſein nach Rom abgegangener Patriarch Haſſun dort nicht Energie genug zeige, um die uralten Vorrechte der armeniſchen Kirche gegen das römiſche Uniformirungsſyſtem zu ſchützen. Weil bereits zwei Monate vorüber waren, ohne daß im Concil irgend ein Beſchluß zuſtande gekommen wäre, ſoll der Papſt einmal ärgerlich zu den Biſchöfen, die auf ſeine Rechnung in Rom lebten und für die er täglich 25,000 Scudi auszugeben hatte, geſagt haben: Wenn ihr nicht ſchneller vorwärts macht, ſo werde ich euch auf Kartoffeln ſetzen müſſen.

Man wollte wiſſen, der Papſt erfreue und rühme ſich einer beſondern Inſpiration durch die heil. Jungfrau, deren Dienſt er ſich überhaupt ſchon lange gewidmet und deren unbefleckte Empfängniß er bereits zu einem Dogma erhoben hatte. In einer Bulle vom Dezember 1869 ſagte der Papſt: Der Dominikanergeneral Jandel habe ihn daran erinnert, daß als ſein Orden zur Vertilgung der Albigenſer auszog, die Kreuzfahrer täglich hundert und fünfzigmal das Ave Maria hätten beten müſſen, um ſich des Schutzes der Gnadenmutter bei der Ketzervertilgung zu verſichern. Da es ſich nun jetzt abermals um einen großen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und Ketzer handle, ſo ſey es Zeit, jenen frommen Gebrauch wieder

gehen, als bis zu einer ganz unabhängigen Stellung der katholischen Kirche, der Regierungsgewalt gegenüber, und der möglichsten Ausschließung der Protestanten von Staatsämtern. Die Folge dieses Siegs könnte aber keine andere seyn, als die, daß die Bedrückten sich auf's Neue ausschließlich auf Handel und Kunstfleiß verlegen müßten, daß Nordamerika und Australasien noch schneller als seither sich mit protestantischen Auswanderern verstärken und von dort auf das stationnaire Europa in ganz anderem Maßstabe reagiren würden, als Holland, England, Preußen es nach den früheren Verfolgungen vermocht haben. Die protestantische Kirche würde sich dogmatisch und praktisch mehr zusammennehmen, als sie seither sich zusammenzunehmen genöthigt war, und im Inneren der siegreichen Kirche, welche nun wähnen würde, sich gehen lassen zu können, an den beiden Extremen, dem Jansenismus und dem encyklopädistischen Unglauben, mächtige Verbündete finden. Wahrlich, die Männer, welche zu Religionsfehden aufmahnen, verstehen es nicht, die Zukunft aus der Vergangenheit zu construiren, oder sprechen wider besseres Wissen; in jedem Falle aber schaden sie *höchst wahrscheinlich* ihrer Kirche, *gewiß* jedoch dem gemeinschaftlichen Vaterlande.

Obgleich dem Gutdenkenden die Nachäffung des Auslandes stets ein Gräuel seyn wird, so kann er doch nicht umhin zu wünschen, die Deutschen möchten statt französischer Leichtfertigkeit und englischer Kastenabschließung eine lobenswerthe Seite dieser beiden Vorbilder vor Allem und mehr beharrlich nachahmen, nämlich *die stete Aufmerksamkeit auf das Interesse und die Ehre des Gesammtvolks*. Wir haben zwar die Hoffnung, daß der verbesserte materielle Zustand des Volks auch die Anhänglichkeit an die Regierungen und Institutionen vermehren und erhalten werde, welchen man diese Verbesserungen verdankt, aber es scheint dennoch, daß man dem Deutschen die Erinnerung an eine trost-, kraft- und beinahe hoffnunglose Vergangenheit und die klare Erkenntniß, daß er in vielen Beziehungen vor seinen Nachbarn voraus seye, nie zu sehr einprägen könne. Unsere ewigen Feinde unterlassen es nie, bei jeder vorkommenden Veranlassung sich selbstgefällig den Spiegel vorzuhalten, und im Leben der Völker ist eine gehörige Dosis Stolz gar wohl zu gebrauchen, wogegen Demuth und Nachgiebigkeit sich stets und überall als schädlich und gefährlich erwiesen haben.

einzuführen. Wer auch nicht täglich hundert und fünfzigmal, aber doch fünfzigmal für einen glücklichen Ausgang des Concils bete, dem sollen alle seine Sünden vollständig nachgelassen seyn und nicht nur seine eigenen, sondern auch die Sünden dessen, für den er fürbitten wolle. Bei diesem Anlaß verlautete, der Papst bilde sich ein, in einem mystischen Rapport mit der Jungfrau Maria zu stehen, so daß sie es sey, die alle seine Entschließungen und alle seine Schritte beim Concil lenke. Auch wollte er, der nicht genug neue Dogmen fabriciren konnte „die leibliche Himmelfahrt Mariä" zum Dogma erheben lassen.

Die Zuversicht auf die himmlische Hülfe der Gnadenmutter nun soll den Papst mit der Ueberzeugung erfüllt haben, er werde im Kampf mit dem modernen Zeitgeist nicht unterliegen. Man erinnerte an die Worte, welche derselbe schon im Jahr 1866 einmal vor einer zahlreichen Versammlung von huldigenden Fremden gesprochen hatte: Seul je suis le successeur des apôtres, le vicaire de Jésus-Crist, seul je suis la voie, la vérité et la vie.

Das Infallibilitätsdogma sollte den Papst eigentlich zur fünften Person in der Gottheit machen. Drei Personen wurden auf dem Concil in Nicaea anerkannt, zur vierten erhob Pius IX. durch sein neues Dogma von der unbefleckten Empfängniß die Jungfrau Maria. Die fünfte wollte er nun selber werden. Um diesen Gedanken möglichst klar auszudrücken, ließ er in einem Saale des Vatican hinter Raphael's berühmten Stanzen ein Bild malen, auf welchem die Dreieinigkeit und Maria wohlgefällig aus dem Himmel auf ihn, Pius IX. herabblicken, und aus einem Kreuze, welches ein Engel hält, ein glänzender Strahl in sein Antlitz fällt. In ganz ähnlicher Weise wurde früher schon die Dreieinigkeit dargestellt, wie sie aus dem Himmel wohlgefällig auf die Jungfrau Maria herabblickte, ehe diese noch an ihre Seite gesetzt war.

Schon am Ende des Dezember erschien eine Bulle, worin der

Papst verschiedene ältere Excommunikationen erneuerte. Nur einige fielen aus, z. B. die, wodurch Monarchen und Regierungen, welche ohne päpstliche Erlaubniß Steuern erheben, in den Bann gethan wurden. Ein Correspondent der Allg. Zeitung verglich Rom mit einer Wolke, aus welcher unzählige Blitze zuckten. Dieser Hagel von Bannstrahlen konnte freilich den Staaten und Völkern zunächst nicht gefährlich seyn, sollte aber den in Rom versammelten Bischöfen imponiren und ihr Gewissen ängstigen, das fait accompli der Infallibilitätserklärung beschleunigen und etwa hie und da unter bigottem Landvolk kleine Revolutionen provociren. Wenigstens schien es der Papst und seine jesuitische Camarilla auf's äußerste ankommen zu lassen, um allen Katholiken in der Welt zuzumuthen, sie sollen die Allmacht des Papstes auf Erden anerkennen und sich an keinen Eid und an kein Gesetz mehr binden, das ihnen nicht von Rom zukomme.

Am 21. Januar ließ der Papst ein Schema Constitutionis Dogmaticae de Ecclesia Christi dem Concile zustellen, worin die Sätze des Syllabus in positive Formeln umgesetzt waren. Das Schema war von Jesuiten ausgearbeitet und sollte vom Concil einfach gutgeheißen werden. Die Voraussetzung in demselben war, daß alle Macht der Kirche in der Person des Papstes allein concentrirt sey. Das Schema enthielt 15 Kapitel, in denen ziemlich weitläufig auseinander gesetzt war, die Kirche sey der mystische Leib Christi, die katholische Kirche allein sey die wahre, die allein seligmachende, sie sey unfehlbar. Sie übe nicht blos eine sakramentale Gewalt, sondern eine unumschränkte, äußere und öffentliche, vollständige, gesetzgebende, richterliche und strafende Gewalt. Dieselbe sey concentrirt im Papst als dem Nachfolger des h. Petrus[1], dem Statthalter Christi, dem Haupt der Kirche. Die Kirche verdamme alle, welche glauben, daß die höchste Richtschnur für Herrscher und Unterthanen in den Gesetzen des politischen Staats und den Be-

ſchlüſſen der Mehrheit liege. Dieſelbe liege vielmehr einzig im Geſetz der Kirche.

Dieſen 15 Kapiteln folgen noch 21 Canones de Ecclesia, worin eben ſo viele Verfluchungen ausgeſprochen wurden, welche alle die treffen ſollten, die irgend einen Zweifel hegten, daß Chriſtus durch Petrus den Papſt zu ſeinem alleinigen Statthalter auf Erden ernannt habe, deſſen Befehl jedermann gehorchen müſſe; ferner wer zweifle, daß die römiſche Kirche, wie ſie jetzt beſteht, auch in allen Nebendingen, genau ſo von Chriſtus gewollt, mit ſeiner Autorität geheiligt und unantaſtbar ſey; ferner, wer irgend glaube, daß über dieſe heilige römiſche Kirche jemals ein Schatten geflogen ſey, daß ſie je von der Wahrheit oder Moral abgewichen und einer Corruption verfallen ſey. Der letzte Fluch trifft alle die, welche vorgeben, die Geſetze der Kirche bedürften der Zuſtimmung einer Staatsgewalt, oder Geſetze des Staats könnten irgend eine Gültigkeit haben, wenn ſie etwas erlauben, was die Kirche nicht erlaubt.

Die Times bemerkte, die Jeſuiten in Rom laſſen keine andern Rechte des Menſchen zu, als die blinder Unterthanen des Papſtes, aber es exiſtirten eben gar viele Menſchen, über die der Papſt keine Macht habe, und Anmaßungen, wie ſie die Anträge beim Concil und die Civiltà Cattolica machen, ſeyen nicht geeignet, die Machtſphäre des Papſtes zu erweitern. Grade im früher am bigotteſten katholiſch geweſenen Süden Europas ſey in den letzten Zeiten der Abfall von der päpſtlichen Gewalt von einer Revolution zur andern ſtets im Zunehmen begriffen geweſen und man brauche nur den Blick auf die königliche Tribüne im Concilslokal zu werfen, um hier die depoſſedirten Fürſten ſitzen zu ſehen, die wegen ihres Ultramontanismus ihre Länder hätten verlaſſen müſſen und beim Papſt noch allein Schutz ſuchten, nachdem das Papſtthum ſie in's Unglück geſtürzt habe.

In den Spalten der Civiltà Cattolica verriethen die Jeſuiten ſo ziemlich ihre geheimſten Gedanken. Sie ſchrieben: Das kirchliche Geſetz ſtehe über dem ſtaatlichen, wenn alſo der Staat etwas gegen

die Kirche verordne, oder ein neues Kirchengeſetz nicht gelten laſſen wolle, ſo hätten ihm die Unterthanen nicht zu gehorchen. Ein Geſetz des Staates, welches mit einem kirchlichen in Widerſpruch ſtehe, habe nicht die geringſte Giltigkeit für das Gewiſſen der Katholiken. Auch die Zwangsgewalt der Kirche ſey unzweifelhaft und wer ſie nicht anerkennen oder ſich ihr widerſetzen wolle, ſey anathematiſirt. Dieſes Zwangsrecht erſtrecken die Jeſuiten des gedachten römiſchen Moniteur ſogar bis auf die Proteſtanten, indem ſie behaupten, weil dieſe Ketzer doch wenigſtens getauft ſeyen, ſo ſeyen ſie durch dieſen Akt der Kirche, d. h. der allein wahren römiſchen Kirche, unterthan geworden und müßten ſich ihren Geſetzen unterwerfen.

Ende Februar octroyirte der Papſt dem Concil eine neue Geſchäftsordnung, welche der Redefreiheit noch ungünſtiger war wie die erſte, denn die Mitglieder ſollten nicht eher reden dürfen, bis ſie zuvor ihren Antrag oder Einwand ſchriftlich der Commiſſion eingereicht hätten, und auf den Antrag von zehn Mitgliedern ſollte jede Rede unterbrochen und die Debatte geſchloſſen werden können.

Der greiſe aber unermüdete Döllinger war wieder raſch bei der Hand, um auch dieſe Geſchäftsordnung anzugreifen, daß ſie allem Herkommen der Concilien und aller Gerechtigkeit zuwider ſey, ja das Geſammtintereſſe der Kirche ſelbſt gefährde. Nimmermehr ſollte alle Macht und aller Einfluß auf das Concil in die Hände der präſidirenden Legaten und der Deputationen gelegt werden. Nimmermehr ſollte ein wichtiger Beſchluß durch einfache Stimmenmehrheit gefaßt werden. Seit 1800 Jahren, ſagt Döllinger, haben Decrete über den Glauben und die Lehre Einhelligkeit der Stimmen erfordert. „Es iſt kein Beiſpiel eines Dogmas bekannt, welches durch eine einfache Majorität unter dem Widerſpruch einer Minderheit beſchloſſen und darauf eingeführt worden wäre.“ Folgt nun eine längere Erörterung, worin nachgewieſen wird, „daß die Concilien nach katholiſcher Anſchauung keine Befugniſſe haben, Dogmen zu machen, ſondern nur das, was überall, immer und von allen ge-

glaubt worden, zu eruiren und zu formuliren, gleichsam Zeugen des überall in der katholischen Gemeinschaft herrschenden lebendigen Glaubens zu seyn und die Lehrsätze in durchaus freier Berathung zusammenzutragen. — In diesem Sinne sagt Bossuet von einem ökumenischen Concil: Die Bischöfe auf demselben müßten so viele und aus so verschiedenen Ländern, und die Zustimmung der übrigen so evident seyn, daß man klar sehe, es sey nichts anderes da geschehen, als daß die Ansicht der ganzen Welt zusammengetragen worden. Sollte sich also zeigen, daß auf dem Concil keineswegs ‚die Ansicht der ganzen katholischen Welt zusammengetragen' worden', daß vielmehr Mehrheitsbeschlüsse gefaßt worden seyen, welche mit dem Glauben eines beträchtlichen Theils der Kirche im Widerspruch stehen, dann würden gewiß in der katholischen Welt die Fragen aufgeworfen werden: Haben unsere Bischöfe richtig Zeugniß gegeben von dem Glauben ihrer Diöcesen? und wenn nicht, sind sie wahrhaft frei gewesen? Oder wie kommt es, daß ihr Zeugniß nicht beachtet worden ist? Von den Antworten, die auf diese Fragen ertheilt werden, werden dann die ferneren Ereignisse in der Kirche bedingt seyn."

Bischof Senestrey von Regensburg benutzte diese Gelegenheit, weil ihm, wie man sagte, der Papst einen Cardinalshut angeboten habe, von Rom aus seinen Generalvikar anzuweisen, daß kein Theologe mehr, der in München, d. h. unter Döllinger studirt habe, ordinirt werden solle, wenn er nicht sogleich die Universität verlasse.

Sowohl in Deutschland als in Frankreich verging kein Tag, an welchem nicht in den öffentlichen Blättern für oder wider das Concil auf's heftigste gestritten wurde, und keine Woche, in welcher nicht ein namhafter Erzbischof, Bischof, Professor der Theologie oder sonst ausgezeichnete Priester in derselben Angelegenheit die entgegengesetzte Ansicht eines andern bekämpft hätte. Ein ungeheures Blätterrauschen erfüllte das mittlere Europa. Das allein muß man schon als eine wichtige, wenn auch unerfreuliche Folge des Concils

anſehen, daß die katholiſche Einheit grade in dem Zeitpunkt, in welchem man ſie noch mehr befeſtigen wollte, auf eine Art aus einanderfiel, wie man es nie vorher erwartet hätte. Die katholiſche Glaubenseinheit war im Lauf des Jahrhunderts kaum je geſtört worden, denn der ſog. Deutſch-Katholicismus blieb ohne alles Anſehen auf eine winzig kleine Partei beſchränkt. Auch Abweichungen, wie die der Weſſenbergiſchen Schule oder eines Lamennais gingen faſt ſpurlos vorüber. Man that ſich katholiſcherſeits nicht wenig darauf zugute, daß auf dieſer Seite ſo viel Einheit, feſter Zuſammenhang, Ruhe und Friede herrſche, während die proteſtantiſche Welt voll theologiſchen Zanks und Widerſtreites ſey. Seit nun aber die Concilfrage angeregt worden war, geriethen die katholiſchen Biſchöfe und Theologen in faſt noch leidenſchaftlichere Zwietracht. In merkwürdiger Verblendung hat man ſich darüber in Rom getröſtet. Man hörte von dort, die Maßregel des Biſchof von Regensburg habe nur ein Fühler ſeyn ſollen. Sowie die Infallibilität zum Dogma erhoben ſey, würden alle katholiſchen Theologen, welche dagegen opponirt hätten, von ihren Lehrſtühlen entfernt und durch Jeſuitenzöglinge aus dem Collegium Germanikum in Rom und aus andern ultramontanen Seminarien erſetzt werden.

Der Papſt ſelbſt erklärte ſich in einem Breve ſehr energiſch gegen die Widerſacher ſeiner Infallibilität. „Es iſt, ſchrieb er, zu bedauern, daß es unter den Katholiken mehrere gibt, die, obgleich ſich dieſes Namens rühmend, mit verderbten Grundſätzen erfüllt ſind und daran mit ſolcher Hartnäckigkeit feſthalten, daß ſie nicht mehr wiſſen, ihren Verſtand dem entgegenſtehenden Urtheile dieſes heiligen Stuhles zu unterwerfen, ſelbſt wenn daſſelbe von der gemeinſamen Zuſtimmung und Empfehlung der Biſchöfe geſtützt wird, und indem ſie den Fortſchritt und das Glück der menſchlichen Geſellſchaft von dieſen Grundſätzen abhängig machen, beſtreben ſie ſich, die Kirchen nach ihren Anſichten zu beugen; ſich ſelbſt allein für weiſe haltend, erröthen ſie nicht, die ganze übrige anders denkende

katholiſche Familie mit dem Namen der ultramontanen Partei zu bezeichnen. Dieſe Tollheit treiben ſie ſo weit, daß ſie ſelbſt die göttliche Conſtitution der Kirche umgeſtalten wollen und ſie den neueren weltlichen Regierungsformen anzupaſſen verlangen, um dadurch das höchſte Oberhaupt, welches Chriſtus derſelben vorgeſetzt hat und deſſen Vorrechte ſie ſcheuen, um ſo leichter zu erniedrigen. Sie bringen deßhalb kühnlich gewiſſe immer verworfene verderbliche Lehren vor als unzweifelhaft oder ganz frei und ſtoppeln aus deren alten Vorfechtern verfängliche Geſchichtchen, verſtümmelte Beweisſtellen und den römiſchen Päpſten angehängte Verleumdungen und allerlei Sophismen zuſammen, und trotz aller der gediegenen Gründe, mit denen alles dies hundertmal widerlegt worden iſt, tiſchen ſie es auf's unverſchämteſte immer wieder auf, zu dem Zwecke, die Gemüther zu beunruhigen und die Leute von ihrer Partei ſowie die unwiſſende Menge gegen die allgemeine Geſinnung der Uebrigen aufzureizen. Nach ſolchem Beginnen müſſen Wir außer dem Uebel, daß die Gläubigen verwirrt gemacht und die wichtigſten Fragen auf die Gaſſe hinausgezerrt werden, auch noch den Unverſtand beklagen, der eben ſo groß iſt wie die Verwegenheit. Denn wenn ſie mit den übrigen Katholiken feſt daran halten, daß das ökumeniſche Concil vom heiligen Geiſte geleitet wird und nur unter deſſen Wehen definirt und feſtſetzt, was geglaubt werden ſoll: ſo würde es ihnen niemals in den Sinn kommen, daß das, was in der That nicht offenbart oder der Kirche ſchädlich iſt, als Glaubensſache definirt werden, oder daß menſchliche Künſte die Kraft des heiligen Geiſtes daran hindern könnten, das, was offenbart und der Kirche nützlich iſt, zu definiren. Sie würden es ſicherlich nicht für verboten halten, daß in gebührender Weiſe den Vätern die Schwierigkeiten vorgehalten werden, die nach ihrer Meinung dieſer oder jener Definition entgegenſtehen, damit aus der Erörterung die Wahrheit klarer hervorgehe. Und ſchon aus dieſem einen Grunde würden ſie auf die Künſte gänzlich verzichten, mit denen ſie in den Volksverſammlungen

die Stimmen zu gewinnen ſuchen; ſtill und ehrerbietig würden ſie die Wirkung der höheren Erleuchtung abwarten."

Ein neuer Sturm erhob ſich im Concil am 22. Februar, als über das Brevier berathen wurde. Erzbiſchof Haynald von Kalocſa erhob ſich gegen das Brevier, wie es jetzt ſey, und als er großen Widerſpruch erfuhr, warf er die Aeußerung hin, an der in der Kirche ausgebrochenen Uneinigkeit ſey nur die Mehrheit mit ihren Anträgen auf neue Dogmen Schuld; es wäre viel beſſer, wenn die Häupter der Kirche, ſtatt neue Lehren zu fabriciren, ſich auf die Bewahrung der alten in ihrer Reinheit beſchränkten. Ungeheurer Lärm unterbrach ihn und de Angelis, der den Vorſitz führte, ſchellte ſo lange mit der Glocke, bis Haynald herabſtieg. Die Aufregung war aber ſo groß, daß die Sitzung aufgehoben und bis zum 2. März vertagt wurde. Auch Gratry, der berühmte Oratorianer, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, machte auf die großen Mängel und Fälſchungen des ſeit dem 16. Jahrhundert eingeführten römiſchen Breviers aufmerkſam. — Nicht minder wurde (im Mai) der neue Katechismus einer ſcharfen Kritik unterworfen, ſofern auch er papiſtiſche Neuerungen enthielt, in Vergleich mit welchen der alte Katechismus des Caniſius noch liberal und vernünftig ſcheinen konnte.

Man hörte von franzöſiſchen Biſchöfen auf dem Concil nicht wenige Aeußerungen großer Unzufriedenheit. Weil Rom alles allein thun, alle Biſchöfe nur als ſeine Sclaven behandeln wolle, rief einer aus: „Am Ende werden ſie uns auch noch das Weihwaſſer aus Rom ſchicken." Andere bemerkten, das Concil werde einen ſchlimmen Eindruck machen, denn wenn man ſähe, durch welche Intriguen heute noch Dogmen zuſtandekommen, ſo werde das Volk unwillkürlich denken müſſen, es ſey bei den frühern nicht beſſer zugegangen.

Dupanloup wurde von Deſchamps, dem Erzbiſchof von Mecheln und belgiſchen Primas, getadelt (wie auch Gratry), erließ aber eine öffentliche Antwort, worin er noch einmal auf's ernſtlichſte vor der

Infallibilität warnte und von der Proklamirung derſelben die größten Gefahren für die katholiſche Kirche vorausſah. Er weist auf die 800 Millionen Menſchen auf Erden hin, die noch gar keine Chriſten ſind, auf die 70 Millionen griechiſche Schismatiker, auf die 90 Millionen Proteſtanten und frägt, ob das neue Dogma eine andere Folge haben könne, als alle dieſe Millionen mit neuem Widerwillen gegen die katholiſche Kirche zu erfüllen? Die man gewinnen wolle, ſtoße man zurück. Im 9. Jahrhundert ſeyen die Griechen aus der Kirche geſchieden, im 16. die Proteſtanten, und das neue Dogma drohe eine neue Scheidung. Und warum? Zu keiner Zeit habe man dem Papſt mehr Achtung erwieſen als jetzt. Seine Autorität ſey ja gar nicht gefährdet. Sie werde erſt gefährdet durch dieſe neue Dogmatiſirung, die ſo großes Mißtrauen hervorrufe. Auch mit Beziehung auf den Syllabus bemerkt Dupanloup, die Kirche ſolle ſich dem, was in der modernen Geſellſchaft von Bildung, Wiſſenſchaft und ſtaatlichem Fortſchritt berechtigt ſey, nicht widerſetzen, denn nur im Bunde damit könne ſie die Revolution, das zerſtörende Princip beſiegen.

Auch Graf Montalembert, der in der Mitte des Märzes ſtarb, ſchrieb noch kurz vor ſeinem Tode zur Rechtfertigung und zu Ehren des Biſchof Dupanloup, billigte deſſen Oppoſition gegen Rom und ließ einen Brief abdrucken, den ihm Sibour, der frühere Erzbiſchof von Paris, im Jahr 1853 geſchrieben hatte, worin es hieß: „Die neuen Ultramontanen haben alles auf's Extreme getrieben und haben ſich erſchöpft in feindſeligen Argumenten gegen alle Freiheiten, die des Staates ſo gut wie die der Kirche. Wären ſolche Syſteme nicht darauf berechnet, die ernſteſten religiöſen Intereſſen der Gegenwart und beſonders der Zukunft zu gefährden, ſo könnte man ſich begnügen, ſie zu verachten. Aber wenn man eine Ahnung der Uebel hat, die ſie für uns im Schooße tragen, ſo iſt es ſchwer zu ſchweigen und zu reſigniren. Sie haben daher wohlgethan, Herr Graf, dieſelben zu brandmarken."

Ihren Proteſt gegen die Geſchäftsordnung gaben die franzöſiſchen Biſchöfe am 4., die deutſchen am 6. März ein, natürlich ohne Erfolg.

Monſignor v. Merode, Montalembert's Schwager in Rom, wollte dieſem ein Todtenamt veranſtalten und Biſchof Dupanloup dabei fungiren, als es der Papſt plötzlich unterſagte, dagegen ſelbſt, während ſämmtliche Biſchöfe einer Sitzung des Concils anwohnten, in einer kleinen Kirche den Trauergottesdienſt in ſeiner Gegenwart abhalten ließ.

Beim Concil befand ſich auch der armeniſche katholiſche Patriarch Haſſun, der in Conſtantinopel reſidirte, wo ſich eine zahlreiche Gemeinde ſeiner Confeſſion aufhält. Nach altem Gebrauch hätte dieſer Patriarch im Jahr 1847 von der Gemeinde gewählt werden ſollen, ließ ſich aber vom Papſt ernennen, wogegen damals ſchon die Gemeinde proteſtirte. Nachdem man ſich lange wieder ausgeglichen hatte, erregte jetzt erſt das Verhalten des Patriarchen beim Concil neues Mißtrauen und die Gemeinde verlangte förmlich ſeine Abſetzung und eine Neuwahl nach dem alten Gebrauch. Um ein Schisma zu verhüten, ſchickte der Papſt den Prälaten Pluym nach Conſtantinopel, wo unter den viertauſend katholiſchen Armeniern große Aufregung herrſchte und von wo aus auch unter ihren Glaubensgenoſſen in Kleinaſien für den Abfall von Rom agitirt wurde. Der Sultan unterſtützte ihre Oppoſition und Pluym mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Rom zurückkehren. Dagegen ließ der Papſt den armeniſchen Erzbiſchof Caſangian von Antiochien und den Theologen des Erzbiſchof Bahtiarian von Diarbekir, die ſich dem Patriarchen Haſſun nicht fügen wollten, verhaften.

Ruſthm Bey machte im Namen des Sultans dem Papſt Vorſtellungen, welcher aber ſehr erzürnt zu ihm ſagte: „Halten Sie mich für einen charakter- und ehrloſen Mann? Ich habe in vollem Ernſte gehandelt, und nichts wird mich beugen. Wenn die Armenier

In England ist es sogar wider die gute Sitte, wenn Einer den Andern fragt, weß Glaubens er sey? In Deutschland ist es wenigstens hergebracht, in guter Gesellschaft nicht über Dogmen und die Vorzüge Eines Bekenntnisses vor dem andern zu streiten. Da wir nun auf hergebrachte Weise und nach beiderseitig von unseren Vätern überkommener Rechtsgleichheit seit Langem uns haben ertragen können, und Einigkeit so nothwendig ist, als sie jemals es seyn konnte, so wäre wohl am Gerathensten, sich den Ton der guten Gesellschaft in dieser Beziehung allgemein eigen zu machen. Es gehörte eine so ruhige, alle starken Bewegungen meidende Zeit dazu, um dem Gezänke über die gemischten Ehen die Bedeutung zu geben, welche sie erhalten hat. Es sind noch ganz andere Fragen vorhanden, zu deren Lösung wir die Kräfte sparen könnten, welche wir in diesem Streite vergeuden, und die größte Mäßigung, die anhaltendste Aufmerksamkeit aller Regierungen werden schwerlich vermögen, die Vertagung dieser Lösung jedesmal zu wiederholen.

Wenn wir den Männern des Rückschritts ihren Bund mit Jakobinern und Maschinenzerstörern vorwerfen, so werden sie uns erwidern, die Protestanten in Ungarn hätten sogar die Türken, die in Deutschland die Franzosen hereingerufen. Dieses wäre aber gewiß nie geschehen, hätte der Grundsatz der Duldung überall Anwendung gefunden. Noch viel weniger kann die Vergleichung in Ländern angewendet werden, wo völlige Gleichheit beider Confessionen gesetzlich und in voller Anwendung ist. Was hat der Rückschritt aus dem Vaterlande Vasco de Gama's, aus dem weltbeherrschenden Spanien, aus dem herrlichen Italien des sechszehnten Jahrhunderts gemacht? Mit welchen ungeheuern Opfern mußte Frankreich eine Wiedergeburt versuchen, welche organisch und naturgemäß erfolgt seyn würde, und größere Gewähr als die jetzige bieten müßte, ohne die Mißgriffe der Regierungen Ludwigs XIII. und XIV?

Vergessen wir nie, daß die religiösen Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts von Deutschland ausgegangen sind, daß sie aus nationaler und zugleich aus sittlicher Opposition gegen das damalige Rom entsprungen sind, daß überall, wo Deutsche wohnten, der Anklang beinahe allgemein war, daß nur sie die durchgreifenden Verbesserungen der zu Trient eigentlich neu

beharren, wird der Papſt zum äußerſten ſchreiten." So das Univers, welches gleichzeitig mittheilt, daß der türkiſche Diplomat dem Papſte hierauf erklärte, daß die Kirche durch ſolches Verhalten ſich hunderttauſende von Seelen entfremden werde. Die Folgen ließen nicht auf ſich warten. Als Pluym, der päpſtliche Legat, in Conſtantinopel ein Plakat an der armeniſchen Kirche wollte anſchlagen laſſen, litt es das Volk nicht und es entſtand ein großer Tumult. Die Erbitterung wurde noch vermehrt durch die Rückkehr mehrerer aus Rom geflüchteter Biſchöfe. Der noch in Rom gefangene armeniſche Erzbiſchof und andere armeniſche Biſchöfe und Mönche, die der Papſt in Rom feſthielt, ließen die Pforte um Schutz anflehen. Dieſen Schutz übernahm Frankreich inſofern, als die dreißig Mönche eines armeniſchen Kloſters in Rom und ihre Zöglinge, mit franzöſiſchen Päſſen verſehen, frei nach Conſtantinopel überſiedeln durften. Hier nun überreichten die Armenier eine Maſſenpetition an den Großvezier, worin ſie um Schutz baten für ihre Kirchengüter und kirchlichen Gebäude und Schulen, daß ſie nicht etwa von Rom in Anſpruch genommen werden, ſondern unter dem Schutz des Sultans bleiben ſollten.

Am 7. März wurde das Schema über die Unfehlbarkeit des Papſtes mit dem Bemerken übergeben, Einwendungen dagegen könnten bis zum 17. März eingereicht werden. Alſo ſollte das lang gehegte Vorhaben wirklich ausgeführt werden. Im Text hieß es: „Daher lehren wir mit Zuſtimmung des heil. Concils und definiren es als ein Dogma des Glaubens, daß kraft des göttlichen Beiſtands der römiſche Papſt nicht irren könne, wenn er mit ſeiner Autorität definirt, was in Sachen des Glaubens und der Moral von der ganzen Kirche zu halten ſey, und daß dieſe Prärogative der Unfehlbarkeit des Papſtes ſich auf denſelben Bereich erſtrecke, welchen die Unfehlbarkeit der Kirche umfaßt." Die Norddeutſche Allgem. Zeitung bemerkte einfach dazu: „Der erſte Eindruck dieſes Aktenſtücks iſt der eines tiefen Bedauerns. Es gibt wenige Zeugniſſe,

welche ſo augenfällig beweiſen, bis wohin ſich der menſchliche Geiſt verirren kann."

In denſelben Tagen, in welchen das Schema über die Unfehlbarkeit dem Concil übergeben wurde, traf der Papſt bei einem Spaziergang einen Krüppel am Wege, ging auf ihn zu und ſprach vernehmlich zu ihm: Stehe auf und wandle! Der arme Mann ſtand wirklich auf, fiel aber gleich wieder zuſammen. Das Publikum moquirte ſich, der Papſt aber wurde von ſeinen Prälaten umgeben und entfernte ſich.

Man erwartete, das Dogma der Infallibilität werde am 18. März berathen und am 19. (am Joſephstage) verkündet werden. Allein es geſchah nicht, aus Rückſicht auf Frankreich, denn der franzöſiſche Geſandte in Rom, Marquis von Banneville, reiſte ſchnell nach Paris, und der Papſt beſchloß, ſeine Rückkehr abzuwarten, ehe der verhängnißvolle Schluß des Concils erfolgen könne.

Mittlerweile gab es ſchon wieder einen argen Tumult beim Concil, am 24. März. Biſchof Stroßmayer erklärte in einer Rede, man könne einen Glaubensſatz nicht ohne die moraliſche Uebereinſtimmung des geſammten Epiſkopats definiren. Unter großem Tumult wurde er darauf von dem Vorſitzenden gezwungen, die Rednerbühne zu verlaſſen. Noch ärger wurde der Lärm, als er gegen das Schema de fide einwendete, wenn daſſelbe den Materialismus, Atheismus, Pantheismus ꝛc. aus dem Proteſtantismus herleite, ſo ſey das ungerecht, denn dieſe Lehren ſeyen viel älter als der Proteſtantismus. Die Behauptung des Schema verrathe daher die größte Unwiſſenheit. Ein ungeheurer Lärm unterbrach ihn, er ließ ſich aber das Wort nicht nehmen und ſagte, er kenne viele Proteſtanten, die ſehr ſittenſtreng, ſehr gläubig ſeyen, und es ſey im Proteſtantismus vielleicht mehr Gläubigkeit als im Katholicismus. Auch wies er darauf hin, daß der Unglaube der neuern Zeit auf dem katholiſchen Gebiete viel weiter gediehen ſey, als auf dem proteſtantiſchen. Die Greuel der förmlichen Abſchaffung des Chriſtenthums in der fran-

zöſiſchen Revolution ſeyen von Katholiken begangen worden, nicht von Proteſtanten. Auch die neueſte Verhöhnung des Chriſtenthums verſchulde Renan, ein Katholik, und die beſte Schrift gegen ihn rühre von einem Proteſtanten her. Ihr alle, donnerte er den italieniſchen Biſchöfen zu, die als die Koſtgänger des Papſtes großen Lärm gegen den Redner erhoben, von euch allen wäre kein Einziger im Stande geweſen, eine Schrift wie Guizot zu ſchreiben. Der Vorſitzende des Concils, de Angelis, rief ihm zu: Hicce non est locus laudandi Protestantes! Viele Biſchöfe riefen ihm mit Abſcheugeberden zu: Tu es protestans! Die italieniſchen und ſpaniſchen Biſchöfe ſchrieen! Haereticus! Damnamus eum! Ein Biſchof rief dazwiſchen: At ego damno non eum! Die andern aber überſchrieen ihn mit ihrem Damnamus, und Stroßmayer verließ endlich die Rednerbühne mit den Worten: Protestor, Protestor, Protestor! Der Lärm im Concil wurde draußen gehört. Viel Volk hatte ſich verſammelt und glaubte ſchon, die Infallibilität ſey beſchloſſen worden, daher der eine Theil des Volks ſchrie: Es lebe die Unfehlbarkeit! Der andere! Nieder mit der Unfehlbarkeit!*) Der Huſar des Biſchof Stroßmayer glaubte, ſein Herr ſey in Gefahr, und wollte ſchon den Säbel ziehen, um ihn herauszuhauen. Der Scandal war ungeheuer und ein nordamerikaniſcher Biſchof äußerte, jetzt wiſſe er doch, daß es eine Verſammlung gebe, in der es noch roher zugehe, wie im Congreß zu Waſhington.

Stroßmayer, der erſt jetzt eine welthiſtoriſche Bedeutung erlangte, genoß ſchon längſt in ſeiner Heimath allgemeine Achtung und Liebe. Von armen Eltern zu Eſſek, der Hauptſtadt Slavoniens geboren, lernte er fleißig, ſtudirte in Wien, wurde Doctor der Theologie und Profeſſor im Seminar zu Djakovar und ſchon in ſeinem

*) Zufällig bemerkte der Papſt in dieſen Tagen die Etikette, welche die feinſten in Viterbo fabricirten Zündhölzchenſchachteln trugen, Fiammiferi infallibili, und gerieth darüber in den größten Zorn, weil er glaubte, die Inſchrift ſolle eine Satire auf das Papſtthum ſeyn.

34. Jahr Biſchof von Bosnien und Serbien. Für ſich ſehr einfach lebend, verwendete er die großen Einkünfte ſeines Bisthums auf die Erziehung von 50—60 befähigten Knaben, auf Unterſtützung junger Künſtler und Künſtlerinnen. So ſind die jetzt berühmten Sängerinnen Mallinger in Berlin und Pulska in Wien, beide aus Agram, auf ſeine Koſten herangebildet worden. Auch läßt er eine prächtige gothiſche Kathedrale zu Djakovar bauen. Seine Landsleute wünſchten, er möchte Erzbiſchof in Agram werden, aber der Papſt erklärte: nimmermehr!

Ende April wurde das Schema vom Glauben einſtimmig im Concil angenommen. Die wenigen Biſchöfe, die es verwarfen, blieben aus der Sitzung weg. Daß die übrigen Biſchöfe der Oppoſition in dieſem Falle mit der Mehrheit ſtimmten, war inconſequent und ein großer Fehler, denn ſie erkannten damit an, der Papſt dürfe fortan aus eigener Initiative und auf eigene Verantwortung Dogmen dekretiren und das Concil habe dabei blos zuzuſtimmen. Zweitens anerkannten ſie damit die Geſchäftsordnung, gegen die ſie doch früher proteſtirt hatten. Mit dieſer Halbheit konnten ſie dem Papſt unmöglich imponiren. Sie hatten ſich aber bereits alles Anſehen und alles Recht vergeben, indem ſie überhaupt in einem Concil ſitzen blieben, welches doch kein freies und alſo auch nach ihrer eigenen Ueberzeugung nicht competent war. Was Doctor Pichler deßfalls den deutſchen Biſchöfen vorgeworfen hat, dürfen wir auch auf die franzöſiſchen anwenden. Sogar der heroiſche Dupanloup, wie konnte er irgend ernſtlich und mit Erfolg einem Papſt entgegentreten, dem er ſelbſt in früheren Schriften die tiefſte Devotion erwieſen, von dem er geſchrieben hatte, ohne ihn ſey Italien, ohne ihn ganz Europa verloren?

Die Rede Stroßmayers hatte doch zur Folge, daß das Schema geändert und impia pestis nur noch Atheismus, Materialismus und Pantheismus genannt wurden und nicht mehr der Proteſtantismus.

In einer Anrede an die orientaliſchen Biſchöfe ſprach ſich Papſt

Pius IX. am 28. März äußerst ungehalten über die deutschen Bischöfe der Opposition aus. Im Klub der deutschen und ungarischen Bischöfe soll sich besonders Bischof Ketteler von Mainz scharf darüber geäußert haben, welchen Undank jetzt diejenigen deutschen Bischöfe ernteten, welche so lange für den Papst gegen den liberalen Zeitgeist gekämpft, die für ihn Geld gesammelt und ihm Soldaten geliefert hätten und die man jetzt in Rom jenen hergelaufenen Kostgängern des Papstes aufopfere. Stroßmayer beantragte eine förmliche Protestation, und beschwerte sich bei dem Präsidium des Concils insbesondere, daß man ihn in der Sitzung vom 24. März einen „verdammungswürdigen Häretiker" gescholten, ohne dazu irgend einen vernünftigen Anlaß zu haben; er erwarte und verlange von den Präsidenten, daß diese ihm öffentlich zugefügte Injurie durch eine öffentliche Reparation gesühnt werde. Er bekam keine Antwort, eben so wenig die Bischöfe auf ihre Protestation gegen die neue Geschäftsordnung. Aber am 1. April ward eine „Ermahnung" des Präsidenten de Angelis zweimal verlesen, worin es hieß: die Väter des Concils würden hiemit aufmerksam gemacht, sich in ihren Reden der äußersten Kürze zu befleißigen, damit sie durch die Länge ihres Vortrags oder durch Abschweifungen nicht den Ekel (nausea) der Versammlung erregten, in welchem Falle sie sich dann die ausbrechenden Zeichen des Mißfallens selber zuzuschreiben hätten. Dieß wurde allgemein als indirekte Antwort auf Stroßmayers Beschwerde verstanden; er hat den Prälaten „Ekel" erregt und darf also sich nicht beklagen. Die aus etwa 30 Bischöfen bestehende internationale Commission der Minderheit beschloß eine gemeinsame Protestation gegen die häufigen Unterbrechungen und gegen den Wortlaut der „Ermahnung" des Cardinals de Angelis an die Präsidenten zu richten. Indeß wurde Haynald nicht unterbrochen, als er erklärte, das von Stroßmayer Gesagte aufrecht zu erhalten.

In denselben Tagen ließ der gelehrte Bischof Hefele von

Rottenburg ſchnell in lateiniſcher Sprache eine kleine Monographie über den Prozeß des Papſtes Honorius drucken, der auf dem ſechſten ökumeniſchen Concil zu Conſtantinopel im Jahr 680 vom Concil, wegen Sätzen, die er ex cathedra ausgeſprochen hatte, als Ketzer verurtheilt worden iſt, ein Urtheil, welches der nachfolgende Papſt Leo XII. ausdrücklich beſtätigte. Nichts konnte auf ſchlagendere Weiſe die Unterordnung des Papſtes unter das Concil und ſeine Fehlbarkeit beweiſen, als dieſe kleine aber wohl dokumentirte Schrift des Biſchof Hefele. Etwas ſpäter bewies derſelbe deutſche Biſchof, daß die Formel des heil. Papſtes Horniſtas, welchem das vierte Capitel des dem Concil vorgelegten Schemas von der Papſtgewalt ſo großen Werth beilegt, gar nicht ächt iſt, und nicht von Horniſtas, ſondern von Hadrian II. herrührt, weil darin die Rede von Männern iſt, die erſt dreihundert Jahre nach Horniſtas gelebt haben. Hatten die Römlinge aber die Stirn, ihr Schema auf ſolche Urkunden gründen zu wollen, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie den Beweiſen ihrer Unwiſſenheit oder Verlogenheit nur eine noch größere Unverſchämtheit entgegenſetzten und durch Lügen und Verleumdungen der Perſonen, die ihnen opponirten, wie durch tumultuariſches Geſchrei im Saale die Stimme der Wahrheit zu erſticken ſuchten.

Cardinal Rauſcher ließ damals eine Schrift ausgehen, worin er darauf hinwies, wie die Infallibilität des gegenwärtigen Papſtes daſſelbe Vorrecht auch auf alle ſeine Vorfahren übertragen würde, ſo würde auch die Autorität der ältern Concilien wie die des gegenwärtigen verſchwinden müſſen, ſo daß auch die des Conciliums von Nicäa wegfallen würde. Und ferner wäre die Infallibilität eine offene Kriegserklärung gegen alle Staatsgewalten, denn kein Staatsoberhaupt würde mehr ſicher ſeyn, wenn es dem Papſt gehorchen müßte und von demſelben zur Strafe gezogen werden ſollte.

Im April wurde auch durch den Cardinal Fürſten Schwarzenberg eine, jedoch nicht von ihm ſelbſt verfaßte Schrift bekannt gemacht, welche die Infallibilität ernſtlich verwarf und unter andern

an Bonifacius VIII. erinnerte, deſſen Anmaßung, die Macht des heil. Stuhles über die aller Könige zu erheben, grade zum Entgegengeſetzten führte, nämlich zur tiefſten Erniedrigung des Papſtthums in Avignon. Der Cardinal ſoll geſagt haben: Ich werde Chriſtum nicht verleugnen um des Papſtes willen. Auch Kenrick, der amerikaniſche Erzbiſchof von St. Louis, ließ eine Schrift gegen die Infallibilität drucken.

Ueberhaupt läßt ſich nicht leugnen, daß die Zuſpitzung der katholiſchen Kirche bis zur Infallibilitätserklärung eines Menſchen, dem wie allen andern die Erbſünde anklebt und der wie alle andern der Erlöſung bedarf, die Kirche zugleich aus ihrem Fundamente reißen, ſie der Willkür eines einzigen Menſchen preisgeben würde. Als man hiſtoriſch nachwies, wie oft die Päpſte einander ſelber widerſprochen und verdammt hätten, wie oft ſie des Irrthums überführt, wie oft ſie in ſchwere Todſünden gefallen wären, wurde von jeſuitiſcher Seite frech geantwortet, das neue Dogma verſchlinge die Geſchichte. So hatte einſt ein anderer Jeſuit behauptet, von zehn Todtenſchädeln des Johannes, die an verſchiedenen Orten als Reliquien verehrt wurden, ſey kein einziger unecht, denn Gott ſey alles möglich, er hätte alſo auch den einen wirklichen Kopf vervielfältigen können.

Zum ſchlagendſten Beweiſe, wie ſich Päpſte widerſprechen können, erinnerte man an die berüchtigte Bulle Unam sanctam, worin Bonifacius VIII. die Oberherrſchaft über alle Könige uſurpirt, und an die Bulle Meruit, in welcher ſein Nachfolger Clemens V., eine Creatur Frankreichs, die erſtgenannte Bulle in Bezug auf die Könige von Frankreich ausdrücklich widerrief.

Seit dem Februar 1870 kam einige Bewegung in die Cabinette der katholiſchen Großmächte; ſowohl von Paris als von Wien aus ſollen Anfragen nach Rom abgegangen ſeyn. Es verlautete, Graf Daru, der neue Miniſter des Auswärtigen in Frankreich, habe die Zulaſſung eines franzöſiſchen Bevollmächtigten beim Concil verlangt,

ſich jedoch verwahrt, er wolle ſich nicht in die innern Angelegenheiten der Kirche miſchen, alſo auch die Infallibilität unberührt laſſen, nur die 21 Canones ſcheinen ihm in die Rechte des Staates einzugreifen. Auch Graf Beuſt ſoll etwas Aehnliches in Rom erklärt, jedoch von einem öſterreichiſchen Bevollmächtigten beim Concil abgeſehen haben. Die Times meinte, man könne doch unmöglich dem Kaiſer der Franzoſen zumuthen, ſeine eigenen Truppen vor dem Concil Wache ſtehen zu laſſen, wenn es Sätze beſchlöſſe, welche die Autorität des Staates in Frage ſtellen und veraltete Bannſtrahlen wieder zu Tage fördern würden. Dagegen verſicherte man aus Rom, der Papſt ſey völlig überzeugt, Napoleon III. werde ſeine Truppen nicht aus Rom zurückziehen, erſtens weil er feſten Fuß in Italien behalten wolle, und zweitens weil das franzöſiſche Volk nicht zugeben würde, daß er den römiſchen Stuhl aufopfere. Veuillot wagte ſogar zu ſagen, würden die franzöſiſchen Schildwachen aus Rom zurückgezogen, ſo würden ſie auch wohl nicht lange mehr an gewiſſen andern Orten (vor den Tuilerien) ſtehen! (iſt eingetroffen.) Deutſche Blätter meinten, Fürſt Hohenlohe habe doch Recht gehabt, als er die weltlichen Mächte zur rechten Zeit zum Aufſehen ermahnte, und beſorgten, man habe in Paris und Wien ſchon zu viel verſäumt. Sie täuſchten ſich aber wohl, denn es läßt ſich nicht vorausſetzen, daß man in Paris und Wien nicht gewußt habe, was man wolle. Die Zeitungen meldeten immer nur, Cardinal Antonelli habe ſowohl in Paris als Wien mit der artigſten und freundlichſten Miene von der Welt befriedigende Zuſicherungen gegeben.

Wochenlang erfuhr man aus Paris nur, Banneville ſey noch dort und die Note Darus noch gar nicht nach Rom gelangt. Endlich theilte die Augsb. Allg. Zeitung, vom 17. April aus Paris datirt, eine Analyſe jener Note mit. Dieſelbe war erſt den übrigen Großmächten mitgetheilt und von denſelben gebilligt worden und dann erſt ſey ſie von dem nach Rom zurückkehrenden franzöſiſchen Geſandten mitgenommen worden. Sie lautete dahin: Auf die

frühere franzöſiſche Depeſche vom 20. Februar habe Antonelli eine ungenügende Antwort gegeben. Dieſer Cardinal behaupte, das Concil wolle die weltlichen Rechte mit nichten gefährden. Daru aber bemerkt, daß dies dennoch der Fall ſey; was in Rom geplant werde und vom Concil beſchloſſen werden ſolle, bedrohe die Staaten. Es ſey offenbar, daß, wenn ſolche Grundſätze zur Ausführung kämen, die Regierungen nur ſo viel Macht und die bürgerliche Geſellſchaft nur ſo viel Freiheiten behalten würden, als ihnen die Kirche noch einräumte. Jederzeit könnte die kirchliche Gewalt alle Rechte, Geſetze ꝛc. derſelben in Frage ſtellen. Und nun komme zur Vollendung dieſes Syſtems noch die perſönliche ungetheilte Unfehlbarkeit des Papſtes, d. h. nachdem alle politiſche und religiöſe Macht in den Händen der Kirche vereinigt ſey, werde nun alle Macht der Kirche in die Hand ihres Hauptes vereinigt. Da nun ſolche Grundſätze nirgends in Europa anerkannt ſeyen, ſo würde im Namen des heil. Vaters ein allgemeines Anathem auf alle Inſtitutionen und Geſellſchaften gelegt werden. Heute nun ſey die Unabhängigkeit der bürgerlichen Geſellſchaft de facto wie de jure eine unbeſtrittene Wirklichkeit. Die Gewiſſens- und Cultusfreiheit mache die Aufſtellung einer Herrſchaft der kirchlichen Geſellſchaft über die politiſche unmöglich. Was die Regierung demnach fürchte, ſey, daß auf ſolche Weiſe zwiſchen der bürgerlichen Geſellſchaft und der Kirche ein Antagonismus geſchaffen werde, der für beide furchtbar ſeyn würde. Die Regierung aber habe ſtets das gute Einvernehmen im Schooße der chriſtlichen Völker als eine der weſentlichen Grundlagen des ſocialen Friedens betrachtet. Wie aber könne man dieſe Eintracht noch aufrecht erhalten, wenn die höchſte kirchliche Autorität auf Erden, nämlich diejenige eines ökumeniſchen Concils, Grundſätze verdamme, worauf die Geſetzgebungen aller Staaten ruhen, und die Principien des öffentlichen Rechts als widerſprechend den Lehren der Kirche erkläre? Wenn dieſe vom Vatican ausgehende Erklärung auf der Kanzel des kleinſten Dorfes wie in dem Bewußt-

ſeyn des niedrigſten Katholiken wiederhalle, werde man da nicht zu fürchten haben, daß der in die Gemüther geſtreute Same der Zwietracht aufgehe? — Schließlich glaubt Daru, es ſey hohe Zeit, den Papſt zu mahnen, damit das Concil Maaß halte. „Die Politik, welche darin beſteht, ſo lange zuzuwarten, bis das Uebel geſchehen und irreparabel iſt, um dereinſt zu ſehen, was zu thun wäre, iſt eine unvorſichtige und wäre weder des Kaiſers noch einer ſo großen Nation, wie die unſerige iſt, würdig."

Daru hatte in Paris ſchon ſeine Entlaſſung gegeben, als endlich am 22. April Banneville ſeine Note der päpſtlichen Regierung übergab. Gleichzeitig reichte auch Graf Trautmannsdorf eine öſterreichiſche Note ein. Man glaubte jedoch nicht, daß ſich die römiſche Curie dadurch werde einſchüchtern laſſen. Napoleon III. mußte zu viel Rückſicht auf die Katholiken in Frankreich nehmen, zumal grade jetzt, wo er an das Volk eben appellirte, als daß er mit Rom hätte ernſtlich brechen können. Daru, der ſich zu beſtimmt gegen die Curie ausgeſprochen hatte, mußte fallen. Was Oeſterreich betrifft, ſo ſoll Antonelli einfach geſagt haben, das Concordat beſtehe ja noch zu Recht und leiſte dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat alle erforderliche Bürgſchaft. Von Trautmannsdorf glaubte man, er hänge perſönlich ſehr dem Ultramontanismus an.

Man fing an, daran zu denken, was denn eigentlich geſchehen würde, wenn das Unfehlbarkeitsdogma einmal proclamirt wäre. Man machte auf die Siegeszuverſicht der Jeſuiten aufmerkſam und auf den Hohn, mit welchem ſie die deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfe behandelten. Man zweifelte nicht, wenn ſchon der Biſchof von Regensburg ſich herausgenommen habe, den Studirenden ſeiner Diöceſe den Beſuch der Univerſität München, d. h. der Vorleſungen Döllinger's zu verbieten, ſo würde nach der Infallibilitätserklärung Rom die ganze deutſche Wiſſenſchaft anathematiſiren. Damit ſtimmte überein, daß grade jetzt ein gewiſſer Wolanski, „die komiſche Perſon des Concils", ein wiſſenſchaftlich ganz unbefähigtes Individuum, in

geschaffenen katholischen Kirche, ja daß sie das großartigste Kriegsinstitut derselben hervorriefen. Die evangelische Kirche kann also in Landen deutscher Zunge das Bürgerrecht doch wohl mit vollem Fuge ansprechen, und bei der größten Masse deutscher Katholiken zeigen sich deßhalb keine auffallenden Begriffsbewegungen, wo eine kluge und folgerechte, langsam aber anhaltend wirkende Regierung es versteht, den Clerus in seiner wahren Stellung zu erhalten, wo er sehr viel Gutes aber nichts Schädliches thun kann, mit der Regierung und für diese wirkt, nie wider sie. Was sie vermag, beweist am deutlichsten das Betragen der Geistlichkeit in Mailand, während dort die Cholera wüthete, gegenüber der hermetischen Abschließung des Quirinals. —

Wenn nun der Streit an sich keineswegs um eine gegenseitige Lebensfrage sich dreht, sondern lediglich durch Beimischung politischer Zuthaten vergiftet wird, wenn der Hinblick auf den allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Zustand der Welt uns Deutschen die Ueberzeugung aufnöthigt, daß brüderliche Einigkeit uns vor Allem Noth thue, so mögen die vielfachen Erfahrungen der neuesten Zeit uns über seine Folgen einigermaßen beruhigen. Deutschland wird täglich selbstbewußter und einiger. Seine Regierungen wissen, was sie wollen können, was sie thun müssen, und sollte — um sich das Unmögliche zu denken — ein dritter Kampf wider das romanische Prinzip der Weltbeherrschung nöthig werden, so wird zu Herrmann und zu Luther der Mann nicht fehlen, welcher das Kleeblatt voll macht.

B. L.

Rom zum Cenſor der deutſchen Bücher ernannt wurde. In den bekannten römiſchen Briefen der Augsb. Allg. Zeitung heißt es von ihm: er wäre nicht im Stande, einem deutſchen Theologen auch nur ſeine Concepte zum Druck abzuſchreiben, aber in Rom liebt man, den Fremden von Zeit zu Zeit ſolche Fußtritte zu geben. Man zog ferner in Erwägung, in welche Lage die deutſchen Biſchöfe kommen würden, die in der Fuldaer Erklärung die Verſicherung gegeben hatten, das Concil werde keine irgend bedenklichen Neuerungen einführen, wenn ſie jetzt aus Rom mit einem Dogma zurückkämen, welches das bisherige Fundament der Kirche umwühle. Insbeſondere wurde auf Bayern hingewieſen, wo die Ultramontanen das Landvolk ohnehin ſchon fanatiſirt hätten, welchen „Hexenſabbath" man da herauf beſchwöre.

Mit Recht aber wurde von anderer Seite bemerkt, gegenüber den großen Staatsintereſſen und der Bildung Europas ſey eine Durchführung der Jeſuitenplane undenkbar, und der Papſt ſelbſt, wenigſtens ſeine weltliche Gewalt, werde in einem ſo ungleichen Kampfe das Opfer werden. Der Papſt habe früher für die Einheit Italiens geſchwärmt und ſich als Herrn dieſes ganzen Landes gedacht, er ſey jedoch ein Anderer geworden, jetzt ſchwärme er für ſeine Unfehlbarkeit und höchſte Gewalt auf Erden; aber er werde die Macht auch hier in andern Händen laſſen müſſen, und grade weil er die ganze Macht des Katholicismus in ſeiner Perſon concentriren wolle, werde ſie getheilt werden und der Zwieſpalt unter den Katholiken werde nur den Akatholiken zugutekommen. Man konnte ſich nicht wohl denken, daß ſich die weltlichen Regierungen gefallen laſſen würden, was vom Concil z. B. im Schema vom Glauben als förmliche Dogmatiſirung der längſt anſtößig gewordenen Sätze (Canon 12. 20. Cap. 13. 14.) beſchloſſen worden war, nämlich: daß der Staat gegenüber der Kirche kein Recht mehr habe, daß kein Staatsgeſetz länger gelten ſollte, wenn es einer Kirchenſatzung widerſpreche, und daß dem Papſte als der höchſten

Autorität auch die Macht über die Fürſten ſogar mit Strafgewalt zuſtehen ſolle.

Merkwürdigerweiſe hieß es, Rom habe dem Kaiſer der Franzoſen andeuten laſſen, die Spitze der Infallibilität ſey nicht gegen Frankreich, ſondern gegen Deutſchland gerichtet. Als ob das Napoleon III. nicht ſchon lange vorher gewußt hätte. Der Verfaſſer der römiſchen Briefe in der Augsburger Allg. Zeitung faßte auch ſämmtliche Operationen der Curie und der Jeſuiten auf dem Concil nur als einen Angriffskrieg „des romaniſchen Südens gegen den germaniſchen Norden" auf.

Anfang Mai wurde endlich die Antwort Antonellis auf Daru's Depeſche bekannt. Ihr ganzer Inhalt und Ton bewies, daß hier überhaupt zwiſchen Paris und Rom nur eine Komödie geſpielt werde. Dieſelbe Sprache führte Antonelli gegenüber dem öſterreichiſchen Geſandten, Grafen v. Trautmannsdorf, der Papſt ſey unerbittlich, wenn es Principien gelte, aber äußerſt duldſam in der Praxis und werde die Regierungen (verſteht ſich, die ihm wohlwollen) nicht in Verlegenheit ſetzen. Ueberdies beſtehe ja das Concordat noch zu Recht. Uebrigens ſchloß ſich Graf Beuſt im Namen Oeſterreichs der Note des Grafen Daru an, um den öſterreichiſchen Liberalismus zu beruhigen. Bald darauf ließ Kaiſer Franz Joſeph als Grundbeſitzer in Oberöſterreich bei den neuen Reichstagswahlen einen klerikalen Edelmann für ſich ſtimmen und fielen die Wahlen in der Nachbarprovinz Bayerns ſo überwiegend klerikal aus wie in Bayern ſelbſt.

Der an die Stelle des Fürſten von Hohenlohe ins auswärtige Amt in Bayern eingetretene Graf Bray erneuerte in gemäßigter Weiſe die Bedenken ſeines Vorgängers und ſprach ſich in einer höflichen und feſten Note dahin aus, bei aller Ehrfurcht vor dem Papſt und Concil werde Bayern doch keinen Eingriff in ſein Concordat und ſeine Verfaſſung dulden. Jetzt, am 23. April brach endlich auch Preußen ſein bisheriges Stillſchweigen und ließ durch ſeinen Geſandten, Herrn von Arnim, dem Cardinal Antonelli notificiren,

die Regierung des Norddeutſchen Bundes würde, wenn die Tendenzen, welche nicht nur die öffentliche Meinung, ſondern auch „unſere Biſchöfe“ bekämpfen, auf dem Concile ſiegen ſollten, die Freiheit des Handelns in religiöſen Sachen nicht mehr haben, deren ſie ſich bisher im Intereſſe der katholiſchen Kirche bedient hatte. „Wir haben kein Intereſſe, die Autorität des Papſtes zu ſchwächen. Nur als befreundete Macht und um dem heil. Stuhl einen neuen Dienſt zu erweiſen, ſind wir ſo freimüthig, uns über die Gefahren einer religiöſen Kriſis auszuſprechen, um dazu beizutragen, von den Berathungen des Concils alles fern zu halten, was die im Allgemeinen befriedigende Stellung der katholiſchen Kirche in Deutſchland gefährden könnte.“ Nachträglich wurde auch eine Zuſchrift des Kultminiſter v. Mühler an Melchers, Erzbiſchof von Köln, vom 8. Oktober 1869 bekannt, welche dieſelbe Warnung enthielt.

Aus Ungarn wurde im Juni berichtet, die transleithaniſche Regierung habe allen Biſchöfen, welche für die Infallibilität ſtimmen würden, mit Sperrung der Temporalien gedroht.

Die paſſive Haltung Italiens, Spaniens, Belgiens gegenüber dem Concil wollte man dadurch erklären, daß die Uebertreibungen beim Concil am Ende zu einer gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate führen würden und da die ſich ſelbſt überlaſſene Kirche dem Staat nicht mehr gefährlich ſeyn werde.

Veuillot drohte dem franzöſiſchen Kaiſer vor dem Plebiscit, wenn derſelbe nicht unumwunden zum Papſt ſtehe, werde er bewirken, daß ihn das katholiſche Volk in Frankreich mit ſeinen Stimmen verlaſſe. Eine Renomiſterei, die doch beachtet wurde. Graf Daru maßte, nachdem er kaum ſeine ſcheinbar mit Rom unzufriedene Note abgeſchickt hatte, ſein Amt niederlegen. Sein Nachfolger, der Herzog von Gramont, hätte den Nuntius maßregeln ſollen, weil er „den organiſchen Artikeln zuwider“ päpſtliche Publicationen ohne Autoriſation der Regierung in Frankreich verbreiten ließ, war aber ſo artig, desfalls ſelber beim Nuntius vorzufahren, obgleich es in

ſolchen Fällen Sitte iſt, daß der Miniſter des Staates, in welchem eine ſolche Taktloſigkeit begangen worden iſt, den fremden Geſandten, welcher ſich derſelben ſchuldig gemacht hat, zu ſich beſcheiden läßt.

Die Volksabſtimmung vom 8. Mai in Frankreich, bei welcher ſich 7 1/2 Millionen gegen 1 1/2 Millionen Stimmen für das kaiſerliche Syſtem erklärten, verſtärkte die Hoffnungen der römiſchen Curie, aber auch das Mißtrauen der Oppoſition, denn die große katholiſche Bevölkerung Frankreichs hätte dem Kaiſer nicht zugeſtimmt, wenn ſie eine Feindſchaft zwiſchen ihm und dem Papſt vorausgeſetzt hätte.

In der Mitte des Mai wurde das Schema über den Primat und die Unfehlbarkeit des Papſtes fertig und dem Concil vorgelegt. Darin heißt es: „Und dieweil kraft göttlichen Rechtes des apoſtoliſchen Primats der römiſche Papſt der ganzen Kirche vorſteht, ſo lehren und erklären Wir: daß derſelbe der oberſte Richter der Gläubigen iſt (Pü PP. VI. Breve ‚Super Soliditate‘ d. 28. Nov. 1786), und daß in allen auf kirchliche Prüfung bezüglichen Fragen an das Urtheil deſſelben Berufung geſchehen kann (Conc. œcum. Lugd. II) daß aber ein Urtheilsſpruch des apoſtoliſchen Stuhls, über deſſen Auktorität keine höhere iſt, von niemandem verworfen werden kann, und daß niemand befugt iſt über ein Urtheil deſſelben zu urtheilen (Ep. Nicol. I. ad Michael-Imper.). Darum irrt von dem rechten Pfade der Wahrheit ab, wer da behauptet: es ſey geſtattet von den Urtheilsſprüchen der römiſchen Päpſte an ein ökumeniſches Concil als eine über dem römiſchen Papſt ſtehende Auktorität zu appelliren.“

„Der römiſche Papſt, welchem in der Perſon des h. Petrus von eben dieſem unſerem Herrn Jeſus Chriſtus u. a. geſagt iſt: ‚Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre, und daß du, dereinſtmals bekehrt, deine Brüder ſtärkeſt‘ (Luc. 22, 32), kann kraft des ihm verheißenen göttlichen Beiſtandes nicht irren, wenn er, des oberſten Amtes als Lehrer aller Chriſten waltend, gemäß ſeiner apoſtoliſchen Autorität feſtſetzt, was in Dingen des

Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche sowohl vom Glauben festzuhalten, als auch dem Glauben zuwiderlaufend zu verwerfen sey; und solche Decrete oder Aussprüche, als an und für sich unwiderruflich, sind von jeglichem Christen, sobald sie zu seiner Kunde gelangt, mit dem vollen Gehorsam des Glaubens aufzunehmen und zu halten. Dieweil aber die Unfehlbarkeit dieselbe ist, ob sie in dem römischen Papst als Haupt der Kirche oder in der gesammten, mit dem Haupte vereinigt lehrenden Kirche betrachtet wird, so bestimmen wir des ferneren: daß diese Unfehlbarkeit auch auf ein und dasselbe Objekt sich ausdehne. So aber einer, was Gott verhüte, dieser Unserer Definition zu widersprechen sich unterwände, so wisse er, daß er von der Wahrheit des katholischen Glaubens und von der Einheit der Kirche abgefallen ist.

Canon I.

So einer sagt: der h. Apostel Petrus sey von dem Herrn Christus nicht zum Ersten aller Apostel und zum sichtbaren Haupte der streitenden Kirche gesetzt worden; oder derselbe habe nur den Ehrenprimat, nicht aber den Primat der wahren und eigentlichen Jurisdiktion von diesem unserem Herrn Jesus Christus direkt und unmittelbar empfangen — der sey im Bann.

Canon II.

So einer sagt: es sey nicht des Herrn Christi eigene Einsetzung, daß der h. Petrus im Primat über die ganze Kirche beständige Nachfolger habe; oder: der römische Papst sey nicht kraft göttlichen Rechtes Petri Nachfolger in diesem Primat — der sey im Bann.

Canon III.

So einer sagt: Der römische Papst habe lediglich das Amt der Aufsicht oder Leitung, nicht aber die volle und oberste Gewalt der Jurisdiktion über die gesammte Kirche, nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch der Disciplin und der Regierung der über den ganzen Erdkreis ausgebreiteten Kirche;

oder: dieſe ſeine Gewalt ſey nicht eine ordentliche und unmittelbare ſowohl über alle und jede einzelne Kirche, als auch über alle und jeden einzelnen Hirten und Gläubigen — der ſey im Bann."

Großen Eindruck machte bei den für die Infallibilität geſtimmten Biſchöfen im Concil eine Rede des franzöſiſchen Biſchofs Pie, worin er ſagte, „der heil. Petrus wurde mit dem Kopf nach unten gekreuzigt, alſo trug der Kopf den Körper." So alſo ſollte auch der infallible Papſt als ihr Haupt die ganze Kirche tragen. Man hätte ihm bemerken können, das ſey eben doch ein verkehrtes Chriſtenthum, denn von unten komme nicht Gott, ſondern der Böſe. Chriſtus kam nicht von unten, ſondern von oben, und blickte auch noch vom Kreuz hoch auf die ſündige Welt herab. — Biſchof Mermillod glaubte auch geiſtreich reden zu müſſen und ſchwatzte von einer „dreifachen Theophanie in der Krippe zu Bethlehem, im Sakrament des Altars und im Vatican!" Ein ſicilianiſcher Biſchof argumentirte vollends, der Papſt müſſe für infallibel erklärt werden, weil die Jungfrau Maria ſelbſt einer ſicilianiſchen Deputation erklärt habe, ſie erinnere ſich zugegen geweſen zu ſeyn, als ihr Sohn dem Apoſtel Petrus das Vorrecht der Infallibilität zuerkannt habe. Man erinnerte ſich dabei an den Brief an die Sicilianer, welchen die Jungfrau Maria einmal vom Himmel herabfallen ließ, der noch jetzt auf der Inſel bewahrt wird und deſſen Echtheit der Jeſuit Inchover ſonnenklar bewieſen hat.

Die Berathung dauerte lange. Unter den Papiſten ragte Manning am 17. Mai mit einer glänzenden Rede hervor. Unter den Biſchöfen der Oppoſition ſprachen dießmal die vornehmſten mit ungewöhnlicher Energie, nämlich die Erzbiſchöfe von Wien, Prag, Paris und ſogar der Erzbiſchof von Gran, Simor, Primas von Ungarn, der bisher geſchwankt hatte und daher nicht weniger Staunen erregte, als er ſich jetzt gegen die Infallibilität erklärte. Auch Darboy, der Erzbiſchof von Paris, erregte Staunen, da er bisher zuwartend und zurückhaltend geweſen, jetzt aber auf's be-

ſtimmteſte erklärte, ein Dogma, dem nicht der ganze Episcopat zuſtimme, könne auch nicht Geſetzeskraft erhalten. Der Patriarch Juſſuf warnte dringend vor dem neuen Dogma, denn es werde den ganzen Orient von Rom trennen. Biſchof Greith von St. Gallen warnte ebenfalls, denn wenn das neue Dogma angenommen werden würde, würde der Radicalismus in der Schweiz wieder triumphiren. Cardinal Schwarzenberg hob energiſch hervor, durch die Infallibilität des Papſtes werde man die Böhmen dahin bringen, von der katholiſchen Kirche abzufallen. Sosnowski, Bisthumsverweſer von Lublin, der einzige Pole auf dem Concil, bemerkte, die Infallibilität des Papſtes werde niemand mehr zu ſtatten kommen, als dem ruſſiſchen Czaaren, denn die ruſſiſche Geiſtlichkeit werde die Neuerung in der römiſchen Kirche zum erwünſchten Vorwand nehmen, um vom Czaaren zu verlangen, er ſolle den Katholicismus in ſeinem Reiche mit Stumpf und Stiel ausrotten, da niemand zwei Herren dienen könne. Auch der berühmte Puſey in England erklärte ſich in einer Schrift gegen die von Manning mit ſo blinder und unverſtändiger Leidenſchaftlichkeit vertheidigte Infallibilität und bewies ſeinen eigenen zum Katholicismus abgefallenen zahlreichen Schülern, die Hoffnung auf eine Verſöhnung der anglikaniſchen Kirche mit der römiſchen verſchwinde gänzlich, ſobald der Papſt für infallibel erklärt würde. Ein nordamerikaniſcher Biſchof rief: Ich bin ein Republikaner und verwerfe den Abſolutismus in der Kirche, wie im Staat. Wie das Land nicht für den König da iſt, ſo auch die Kirche nicht für den Papſt, ſondern umgekehrt. Ein anderer amerikaniſcher Biſchof erinnerte daran, daß der durch ſeine Unzucht berüchtigte Papſt Alexander VI. einmal eine Linie vom Nord- zum Südpol gezogen und die Seite, auf der Nordamerika liege, für ewig dem König von Spanien geſchenkt habe. Würden alſo, wie der jetzige, ſo auch die früheren Päpſte für infallibel erklärt, ſo wären die freien Bürger der Union Unterthanen des Königs von Spanien, der freilich im Mai 1870 noch gar nicht exiſtirte.

Am 2. Juni hielt Stroßmayer wieder eine glänzende Rede, die um ſo mehr bewundert wurde, als ſie dießmal ungewöhnlich mäßig gehalten war. Allein ſchon am folgenden Tage bewies die Mehrheit einen deſto unmäßigern Uebermuth, denn als Maret gegen die Unfehlbarkeit ſprach, ſtellten 150 Biſchöfe den Antrag auf Schluß der Discuſſion. Allerdings waren ſchon 60 Redner über die Unfehlbarkeit gehört worden, allein bei einer ſo wichtigen Frage, der wichtigſten des ganzen Concils, wäre es doch allzu ungerecht geweſen, wenn man nicht auch die übrigen gehört hätte. Cardinal Bilio, der fanatiſche Infallibiliſt, ließ abſtimmen und die Mehrheit entſchied ſich für den Schluß. Das regte die franzöſiſchen Biſchöfe der Oppoſition ſo heftig auf, daß ſie zum franzöſiſchen Geſandten von Banneville eilten. Es handelte ſich darum, ob ſie nicht Rom verlaſſen ſollten, wenn der Beſchluß nicht widerrufen und ihnen das Wort nicht mehr gegönnt würde. Der Widerruf erfolgte nun zwar nicht, aber der Papſt gab ihnen die beruhigende Erklärung, ſie würden noch Gelegenheit haben, zu Worte zu kommen.

Unmittelbar darauf verſammelten ſich außer jenen franzöſiſchen auch deutſche, ungariſche und nordamerikaniſche Biſchöfe der Oppoſition, ungefähr achtzig Perſonen beim Cardinal Rauſcher. Die Minderheit war der Anſicht, es ſey unwürdig, die Komödie noch länger mitzumachen. Gegenüber der großen Ueberzahl italieniſcher Biſchöfe, deren Bildungsgrad und Moralität es überflüſſig mache, ihnen von theologiſchen Dingen zu ſprechen, laſſe ſich rein nichts ausrichten. Man ſolle alſo ein- für allemal das Concil als zu Recht beſtehend nicht mehr anerkennen, weil es kein freies ſey, und an den Debatten keinen Theil mehr nehmen. Die Mehrheit der Verſammelten glaubte jedoch, man ſolle zwar einen energiſchen Proteſt gegen die Verletzung des Mitgliederrechts unterzeichnen, aber dennoch an den Debatten noch ferner theilnehmen, um vollends alle Gründe zu erſchöpfen, welche gegen die Infallibilität ſprechen.

Das war nun eine Fortsetzung der bisherigen Haltung der Opposition und konnte nur dazu dienen, den Triumph der Mehrheit zu erhöhen. Nichtanerkennung des unfreien Concils und augenblickliche Entfernung aus demselben war das Einzige, was die opponirenden Bischöfe gleich Anfangs hätten beschließen und ausführen sollen. Die grade damals (Anfang Juni) zu Gießen erschienene Schrift des Professor Lutterbeck sagte in wenig Worten die ganze Wahrheit: „So wenig ein Concil beschließen darf, daß zweimal zwei fünf sey, so wenig darf es beschließen, daß eine Person unfehlbar sey, denn das hieße einen Menschen zum Gott machen. Nur handgreifliche Unwissenheit, das Herbeiziehen von dreihundert unberechtigten Menschen zum Concil, die gar keine Bischöfe, sondern nur Kostgänger sind, eine schlechte mit Gewalt eingeführte Geschäftsordnung, sowie andere List, Täuschung und Gewalt könnte die Mehrheit vermögen, einer solchen Lehre ihr placet zu geben. Da ist keine Wahrheit, die vom heil. Geist ausginge."

Nicht günstig für die deutsche Sache war das fortwährende Schwanken des Bischof Ketteler von Mainz, der die erste Autorität in der katholischen Kirche Deutschlands seyn oder werden könnte. Zwar hatte auch sein großer Vorgänger, der heil. Bonifacius, Deutschland nicht von Rom trennen, sondern innig mit ihm verbinden wollen, aber aus dieser Verbindung zweier gleichberechtigter Factoren war eine Tyrannei geworden, die der romanische Factor über den germanischen ausübte, und nach solchen Erfahrungen hätte ein zweiter Bonifacius den germanischen Factor nothwendig wieder müssen zu stärken suchen. Ketteler jedoch gab Rom zu viel nach, vertheidigte die Infallibilität und vereinigte sich zwar nachher mit den opponirenden Bischöfen des Concils, als er die Infallibilität zu proclamiren jetzt für unopportun hielt, und ging so weit, vor einer allzu großen Centralisation im kirchlichen Gebiete zu warnen, weil sie wie im staatlichen Gebiete nur zum andern Extrem, der Revolution, führen werde. Als ob er aber damit schon zu viel

zugegeben habe, ließ er unmittelbar darauf im Juni in dem zu Mainz erſcheinenden „Katholiken“ eine ſehr gewundene Erklärung einrücken, worin er ſagte: „Wenn ich auch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papſtes in Schrift und Tradition für wohlbegründet halte, ſo bleiben doch über den Gegenſtand der Lehre, über ihren Umfang und über die Bedingungen und Vorausſetzungen, unter welchen Ausſprüchen des Papſtes, bezüglich der übernatürlichen Offenbarung — und nur ſolche können hier in Rede kommen — durch eine beſondere göttliche Aſſiſtenz unfehlbar ſind, mannigfache Verſchiedenheiten fortbeſtehen. Wenn ich daher über dieſe Bedingungen andere Anſichten habe und dieſe Anſichten, ſo lange die Kirche nicht entſchieden hat, frei und offen vertrete, ſo iſt niemand befugt, dem die Wahrheit lieb iſt, mir deßhalb nachzuſagen, daß ich ein Gegner der Infallibilität ſey.“ Er hätte nothwendig hinzufügen müſſen, ob er unter der Entſcheidung der Kirche auch die eines unfreien Concils verſtehe, wie das damalige in Rom. Darauf allein kam es an.

Der Papſt ſelbſt äußerte ſich einmal über Ketteler: „Ich begreife nicht, was dieſer Ketteler will, der heute Brochüren gegen mich vertheilt und morgen in Journalen erklärt, er ſey voll Devotion gegen mich, pare che sia propria mezzo.“ (Römiſche Briefe vom Concil LIX.) Der Verfaſſer der berühmten Briefe, wie auch der geiſtreiche Doctor Pichler, geißelten die Unentſchiedenheit der deutſchen Biſchöfe in Rom überhaupt und Kettelers insbeſondere. Man erkannte darin den Antagonismus zwiſchen München und Mainz. Es wäre beſſer geweſen, wenn die deutſchen Biſchöfe und die katholiſchen Facultäten der deutſchen Univerſitäten ſich früher ſchon beſſer verſtändigt hätten und auf das Concil beſſer vorbereitet geweſen wären. Sie hätten wiſſen können und ſollen, daß es den edlen Deutſchen doch am Ende unerträglich wird, mit römiſcher Unvernunft durch Dick und Dünn zu rennen. Alſo hätte Döllinger von Mainz aus nicht brauchen angefeindet zu werden.

Aphorismen

über engliſche, franzöſiſche und deutſche

Nationalverſchiedenheiten.

Erſte Gabe.

Es iſt eine irrige, obwohl ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß der größere und ſchnellere Verkehr zwiſchen den Völkern ihre Nationalverſchiedenheiten allmählich verwiſchen oder ausgleichen werde; vielmehr werden die eigentlichen, tief gegründeten, phyſiſchen und geiſtigen Unterſchiede durch die unmittelbare Berührung nur noch ſtärker hervortreten. Nur wird man gegenſeitig mehr tolerant werden und ſich einander ertragen lernen.

2.

Durch ihre Nationalverſchiedenheiten ergänzen ſich die Völker eben ſo ſehr als die einzelnen Menſchen. Vollkommene Gleichheit wäre ihr moraliſcher Tod.

3.

Wenn ein Volk von dem Nationalcharakter des andern dasjenige aufnehmen könnte, woran es ihm ſelbſt gebricht, ſo gäbe es keine Geſchichte und vielleicht gar keine Entwickelung der Menſchheit.

4.

Es iſt leichter, die verſchiedenen Menſchenracen in eine zuſammenzuſchmelzen, als die verſchiedenen Völker auch nur Eines Continents in eine einzige Nation. Sogar die Unterſchiede einzelner Provinzen ſind Jahrhunderte lang unverlöſchlich, wenn ſie

Unzweifelhaft gereichte die Schwäche und Halbheit der ſonſt ſo intelligenten Oppoſition den dummen „Koſtgängern" zu einer großen moraliſchen Genugthuung. Denn wußten dieſe Packträger in Biſchofstalaren auch nur wenig, ſo doch das, was ſie wollten, und das wußten ihre hochgelehrten Gegner nicht. Die Oppoſition war eigentlich recht einfältig in die Schlinge gegangen. Eine Stimme rief ihnen zu: Ihr könnt jetzt nicht mehr zurück, ohne Rebellen zu werden. Sahet ihr eure Freiheit bedroht, hieltet ihr das Concil für kein ökumeniſches, ſo durftet ihr euch nicht mit papiernen Proteſten begnügen und dabei ſitzen bleiben, um euch von der ſtupiden und ſervilen Mehrheit noch ferner auslachen zu laſſen, ſondern ihr mußtet gleich anfangs mit einem gemeinſchaftlichen Proteſt austreten.

In denſelben Tagen erregte ein Zwiſchenfall nicht geringes Aufſehen. Förſter, der Fürſtbiſchof von Breslau, wollte, geekelt durch die Concilsverhandlungen, eine kleine Erholungsreiſe nach Neapel machen. Sie wurde ihm aber von der Polizei verweigert, bis er die päpſtliche Erlaubniß dazu haben würde. Bis er nun dieſelbe erhielt, verging die Zeit und ihm die Luſt. Er blieb alſo. Aber man frug, ob jeder Biſchof als ſolcher, auch wenn er Unterthan eines fremden Staates ſey, als Mitglied des Concils dieſe Eigenſchaft verlieren und ausſchließlicher Unterthan des Papſtes werden könne. Man ſah darin eine Beleidigung weniger des Biſchofs von Breslau, als des Königs von Preußen.

Der Erfolg des Plebiscits in Frankreich machte die Kleritalen, nicht nur in Rom noch kühner. Da die klerikalen Wahlen auch in Belgien und, wie früher ſchon in Bayern, ſo jetzt auch in Oberöſterreich die Mehrheit erlangten, wurde die Unità Cattolica ſo übermüthig, auszurufen: „Kein Friede mit dem Irrthum, mit der Ketzerei, ſondern Krieg, Krieg! Fluch, aber nicht Nachgiebigkeit! Das Concil wird uns das Schwert in die Hand drücken, das Schwert in der Gewißheit gegen jeden Zweifel." Auch erfuhr man,

Cardinal Antonelli ſey dem Papſt viel zu gemäßigt und gelte jetzt nichts mehr bei ihm. Am Fronleichnamstage ließ ſich der Papſt in der großen Prozeſſion drei Tiaren vortragen und zuerſt diejenige, welche einſt Napoleon der große ſeinem Vorgänger Pius VII. verehrt hatte.

Der Verfaſſer der römiſchen Briefe in der Allgemeinen Zeitung wies darauf hin, weſſen die römiſche Curie ſich vermaß, ſofern ſie der Unfehlbarkeit des Papſtes die ausgedehnteſten Folgen geben wolle, nach Anweiſung eines Buches „Von der römiſchen Einheit", welches der Wiener Jeſuit Schrader im Jahr 1866 herausgegeben hatte. Der Brief bemerkt: „In der That liegen auch bereits päpſtliche Entſcheidungen vor, welche, indem ſie durch die Proklamirung der Unfehlbarkeitslehre ſelbſt unfehlbar werden, ihrerſeits wieder ſämmtliche Conſtitutionen aller Päpſte wie mit einem weiten Mantel decken und deren untrüglichen Charakter verbürgen. Die eine iſt die Erklärung Leo's X. in der Bulle gegen Luther vom Jahr 1520, worin es heißt: Es iſt ſonnenklar, daß die Päpſte, meine Vorgänger, in ihren Canones oder Conſtitutionen nie geirrt haben. (Bei Harduin t. IX, 1796.) Das andere iſt der Ausſpruch Pius IX. in ſeinem Syllabus: Die Päpſte haben niemals die Grenzen ihrer Gewalt überſchritten. Auch dieſer Satz wird nun zum untrüglichen Dogma, und die Geſchichte muß dem Dogma ſich unterordnen und anbequemen. Nach der Lehre Innocenz' in der Decretale Novit und anderer Päpſte nach ihm kann und ſoll der Papſt überall, wo er eine Sünde zu entdecken glaubt, erſt mit Mahnungen, dann mit Strafen einſchreiten; er kann auf dieſen Grund hin jedes richterliche Urtheil umſtoßen, jeden Streit vor ſein Forum ziehen, kann jeden Monarchen blos auf Grund einer ſchweren oder von ihm für ſchwer erachteten Sünde zur Verantwortung ziehen, ſeine Anordnungen kaſſiren, ihn im weiteren Verlauf des Verfahrens bannen und abſetzen. Gott hat dem Papſte die oberſte Gewalt über alle Könige und Fürſten nicht blos der Chriſtenheit, ſon-

dern der ganzen Erde gegeben. Der Papſt hat die Fülle der Gewalt über die Nationen und Königreiche; er richtet Alle und kann von Niemanden in dieſer Welt gerichtet werden. Daß die ganze Welt dem Papſt auch in zeitlichen und politiſchen Dingen unterworfen ſey, iſt Glaubenslehre, welche bei Verluſt der Seligkeit angenommen werden muß. (Bonifacius VIII. in der Bulle Unam Sanctam). Ueberdieß: der Papſt trägt alle Rechte in dem Schreine ſeiner Bruſt (Bonifacius VIII.). Nach päpſtlicher Lehre iſt es überhaupt der Wille Gottes, daß die Päpſte nicht etwa blos die Kirche, ſondern alles Weltliche und, buchſtäblich, die ganze Welt beherrſchen und guberniren ſollen. Der Papſt kann nach göttlichem Recht ganze chriſtliche Völker wegen einer von ihrem Fürſten verfügten Maßregel der Sklaverei preisgeben. Der Papſt kann auch einem Monarchen die Vollmacht ertheilen, fremde Nationen auch blos darum, weil ſie nicht katholiſch ſind, zu Sklaven zu machen. Der Papſt Leo X. hat in der auf ſeiner lateraniſchen Synode promulgirten Bulle Supernae dispositionis erklärt: daß nach göttlichem Recht alle Kleriker von jeder weltlichen Gewalt völlig frei, alſo auch durch die Staatsgeſetze im Gewiſſen nicht gebunden ſeyen. Wenn ein Eid, der geſchworen worden, dem Nutzen der Kirche (z. B. in Geldſachen) zuwiderlaufen ſollte, ſo muß er gebrochen werden. So lehrt Innocenz III., Decr. 2, 24, 27. Die Päpſte können nach ihrem Ermeſſen die Eide des Gehorſams und der Treue, welche ein Volk ſeinem König geſchworen hat, auflöſen, wie Gregor VII., Alexander III., Innocenz III. und noch viele andere nach ihnen gethan haben. Nach päpſtlicher Verſicherung werden diejenigen, welche mit dem Scapulier der Carmeliter bekleidet geſtorben ſind, vermöge einer dem Papſt Johann XXII. zu Theil gewordenen Offenbarung, ſtets am nächſten Sonnabend nach ihrem Tode von der Jungfrau Maria aus dem Fegfeuer abgeholt und direkt in den Himmel eingeführt."

Damals wurde dem Concil auch das Anſinnen geſtellt, den

h. Joſeph zum Schutzpatron der Kirche zu ernennen und das Feſt zum Herzen Jeſu unter die Kirchenfeſte erſter Klaſſe aufzunehmen, als ob die Kirche nicht unter dem Schutze Gottes ſtünde, der den eines Heiligen entbehrlich macht, und als ob man in einer Kirche, die den ganzen Leib Chriſti täglich viele Millionenmal verehrt und genießt, noch ein einzelnes Organ oder Glied deſſelben beſonders verehren müßte.

Unter den Gegnern der Unfehlbarkeit machte ſich bei den Debatten des Concils im Juni Biſchof Verot durch einen Witz bemerklich. Nachdem mehrere Redner Vorſchläge zu Gunſten des neuen Dogmas gemacht, ſagte er, auch er wolle einen machen, nämlich den, jeden, der zuſtimmen würde, daß der Papſt zu glauben befehlen könne, was ihm einfalle, zu anathematiſiren. Das veranlaßte wieder einen großen Lärmen unter den Koſtgängern. Man ſchrie! Descendat ab ambone! (herunter von der Tribüne)! Verot aber grüßte das Centrum, die Rechte und die Linke der Verſammlung mit dem feinen Lächeln eines geiſtreichen Mannes, den die Dummköpfe vor die Thüre ſetzen, und ſtieg von der Tribüne herunter. Am 19. Juli hielt ſogar zum erſtenmal Cardinal Guidi, Erzbiſchof von Bologna, eine Rede gegen die Unfehlbarkeit, ſetzte jeder Unterbrechung Feſtigkeit entgegen und wahrte das Recht der Biſchöfe und Concile gegen den einſeitigen Despotismus der Tiare. Jedermann erſtaunte, denn Guidi hatte ſich noch nie ſo geäußert und war als Anhänger des Papſtes bekannt, weil er, um ſich nicht vor dem König von Italien beugen zu müſſen, Bologna verließ und in Rom lebte. Aber ſeine plötzliche Oppoſition erklärte ſich bald. Er gehörte nämlich dem Dominikanerorden an, der früher bei den Päpſten am meiſten gegolten hatte und jetzt abermals durch die Jeſuiten dieſes Vorzugs beraubt war, ſie alſo beneidete und haßte. Der Papſt war heftig erzürnt, denn Guidi war ſein Liebling geweſen. Er hatte denſelben aus geringem Stande erhoben und warf ihm ſeinen Undank vor, der Cardinal berief ſich aber auf

ſein Gewiſſen und ſeine Pflicht. Ich werde dir den Laufpaß ſchicken und dich aus dem Kirchenſtaat fortjagen, ſchrie der Papſt ihn an. Der Cardinal aber ſoll geantwortet haben: dann wird die italieniſche Regierung mich gern in Bologna aufnehmen und ich werde dort meine Pflicht als Biſchof erfüllen. Bei dieſem Anlaß ſoll der Papſt auch, als ſich Guidi auf die Tradition der Kirche berief, ausgerufen haben: die Tradition bin ich! Guidi entkam aber nicht, der Papſt verurtheilte ihn zu einſamem Gefängniß, bis er widerrufen würde.

In dieſe Zeit (Juni 1870), fällt auch die plötzliche Entlaſſung des berühmten Theiner als Archivar des h. Stuhls. Er wurde beſchuldigt, wenn auch nur ganz unbedeutende Aktenſtücke ohne Erlaubniß aus dem Archiv mitgetheilt zu haben. Auch hatte er aus Tridentiner Concilsakten bewieſen, daß dieſes Concil ein freies geweſen ſey. Der wahre Grund der Ungnade, die ihn nach ſo langen dem Papſt geleiſteten treuen Dienſten traf, war der Haß, den die Jeſuiten auf ihn geworfen hatten, weil er in ſeiner Geſchichte der Aufhebung ihres Ordens wahrheitsgetreu geblieben war und nicht zu ihren Gunſten gelogen hatte und weil er ein deutſcher Gelehrter und überhaupt ein Deutſcher, ein Schleſier, ein geborner Preuße war und die ganze Concilbewegung ja nur eine Kriegserklärung der Romanen gegen die Deutſchen war. An Theiners Stelle kam der oben ſchon genannte ultramontane Fanatiker Cardoni. Im Uebrigen muß daran erinnert werden, daß Theiner ſein Schickſal einigermaßen verdient hat, weil er in ſeiner Jugend gegen den Cölibat eiferte und deutſchkatholiſch, nachher aber ultramontan wurde und die deutſche Reformation in roher Weiſe läſterte.

Der Papſt konnte je länger je weniger den romaniſchen Racenzug verleugnen und ſein Haß gegen die Deutſchen brach immer rückſichtsloſer hervor. Da die Sitzungen des Concils bis in den Juli hinein dauerten und Rom bekanntlich in der heißen Zeit von ſeinen vornehmſten Einwohnern verlaſſen wird, weil die

Hitze unerträglich und die aria cattiva gefährlich wird, erkrankten viele Biſchöfe des nördlichen Europa und die meiſten ohnehin äußerſt ermüdet, wünſchten eine Vertagung des Concils. Aber der Papſt ließ keinen fort und ſoll geſagt haben, die ihm treuen Biſchöfe des romaniſchen Süden ſeyen an Hitze gewöhnt und könnten ſie wohl ertragen, an den Deutſchen ſey ohnehin nichts gelegen (vilo damnum, si interierint). Auch ſagte er bei der Abſchiedsaudienz den italieniſchen Biſchöfen freundliche Worte, den zahlreich anweſenden deutſchen aber rief er zu: »I più cattivi sono i Tedeschi, lo spirito tedesco a guastato tutto.«

Der nordamerikaniſche Biſchof Conolly von Halifax trat im Juni in einer gewaltigen Rede gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes auf und betonte die Worte des Heilands „ich bin bei euch (nicht bei dir) bis an das Ende der Welt.“ Alſo ruhe auch die Autorität Chriſti nicht in einer Perſon, ſondern in der Geſammtheit der Biſchöfe.

Am 25. Juni hielt Biſchof Ketteler von Mainz wieder einmal eine energiſche Rede gegen die Unfehlbarkeit. „Wohl habe der Papſt das Recht, Doktrinen, die den bereits kirchlich entſchiedenen Dogmen widerſprechen, zu proſcribiren, keineswegs aber das hievon ganz verſchiedene Recht, ohne den Conſenſus des Epiſkopats ein neues Dogma zu formuliren. Zu glauben oder zu ſagen: Pontificem in pectoris sui scrinio omnem tradizionem repositam et infusam habere — das ſey die größte Abſurdität.“ Bei dieſen Worten erhob ſich Murren in der Verſammlung; alle hatten erſt kurz vorher die Aeußerung des Papſtes — la tradizione son' io (die Tradition bin ich) — gehört und ſich wechſelſeitig mitgetheilt. Ketteler indeß wandte ſich nun gegen die Theorie des Cardinals Cajetan (des bekannten erſten Gegners Luther's), gegen die Behauptung nämlich, daß nur Petrus unter den Apoſteln eine auf ſeine Nachfolger vererbende potestas ordinaria gehabt habe, während die den andern Apoſteln von Chriſtus gewährte potestas specialis

mit deren Tod erloſchen ſey, ſo daß alſo die Biſchöfe nicht Nachfolger der Apoſtel ſeyen, vielmehr jede Macht ihnen einzig vom Papſt gegeben werde. Dieſes verderbliche Syſtem ſey von einer Schule adoptirt, und das vorliegende Schema ſey demſelben gemäß und im Widerſpruch mit jeder katholiſchen Tradition abgefaßt.

Biſchof Martin von Paderborn, der früher in einer ſalbungsvollen, aber geiſtloſen Schrift die Proteſtanten aufgefordert hatte, wieder katholiſch zu werden, hielt damals auch eine Rede. Die römiſchen Briefe in der Allg. Augsb. Zeitung ſagten von ihm: „Man hatte ſeit langer Zeit niemanden in der Aula gehört, der in ſo zornigem Tone, mit ſo großem Gepolter und ſichtlicher Anſtrengung, den ſtockenden Redefluß mit Händen und Füßen weiter zu rudern, ſeine Lection aufgeſagt hätte. Es war ein ſchweres Stück Arbeit, das Martin wie ein ſich überſchreiender Sänger verrichtete, doppelt verdienſtlich in dieſen glühend-heißen Tagen. Die Rede wurde im Ton und mit den Manieren eines Paters, der einen im letzten Moment noch verſtockten Sünder bearbeitet, vorgetragen, und die Deutſchen, aus deren Mitte bisher Redner wie Rauſcher, Haynald, Stroßmayer, Hefele, hervorgegangen, ſaßen ſchamerfüllt mit niedergeſchlagenen Augen da, während man auf den Geſichtern der Italiener und Spanier das Vergnügen über dieſe Demüthigung der ſonſt auf die höhere Bildung ihres Klerus pochenden Nation leſen konnte."

Der iriſche Biſchof Keane ſtimmte den Worten des Papſtes zu, „die Tradition bin ich". Denn, ſagte Keane, der heil. Petrus habe die ganze Tradition wohl verwahrt nach Rom verbracht; da allein liege ſie jetzt noch und der Papſt nehme davon, ſo viel er wolle.

Einer der letzten Redner war Dupanloup, der noch einmal energiſch gegen die ungerechte Stimmenvertheilung auf dem Concil, gegen das Uebergewicht der Italiener, gegen die Willkür der Geſchäftsordnung und des Präſidiums proteſtirte, alles hier in Wider-

ſpruch mit einem wahren freien und ökumeniſchen Concile fand und auf die ſchlimmen Folgen hinwies, die das alles haben würde. Inzwiſchen hatte das Concil große Eile mit dem Dogma zum Schluß zu kommen, worauf ohne Zweifel auch das ſeit dem 4. Juli in Paris erhobene Kriegsgeſchrei gegen Deutſchland eingewirkt hat. Am 13. Juli wurde die Unfehlbarkeit des Papſtes von der Mehrheit des Concils angenommen, wie längſt war erwartet worden. Folgendes war die Formulirung des Dogmas: „Es iſt göttlich geoffenbartes Dogma, daß der römiſche Papſt, wenn er ex cathedra, d. h. in Erfüllung ſeines höchſten Hirten- und Lehramtes aller Chriſten, zufolge ſeiner göttlichen und apoſtoliſchen Autorität eine von der ganzen Kirche anzunehmende Glaubens- oder Sittenlehre verkündet, kraft göttlicher Verheißung an den heil. Petrus mit derſelben Unfehlbarkeit ausgeſtattet iſt, welche der göttliche Erlöſer ſeiner Kirche verleihen wollte, als er die Glaubens- und Sittenlehre gab. Deßhalb ſind die Lehren dieſes nämlichen römiſchen Papſtes von Natur aus unfehlbar.“ Dieſe officielle Formel des Dogmas von der Infallibilität hatte 451 Biſchöfe für ſich, 61 gaben ein bedingtes placet ab, 88 aber ein abſolutes non placet, während ſich 100 ihrer Stimmenabgabe enthielten, unter ihnen wurde auch Cardinal Antonelli genannt. Dieſes Ergebniß wurde ſelbſtverſtändlich von der Minorität für eine Niederlage ihrer Gegner erklärt; in jedem andern Parlament würde es allerdings als ſolche gelten, da für die Durchbringung eines neuen Staatsgeſetzes vollſtändige zwei Drittel erforderlich ſind, hier aber ſtellte ſich das Verhältniß 451 zu 249. Die völlige Incompetenz des Concils bei dieſer Abſtimmung erhellt daraus, daß die Mehrheit der abſtimmenden Biſchöfe nur ſehr kleine oder gar keine Diöceſen hatten, alſo nur eine Minderheit von katholiſchen Seelen vertraten, während in der oponirenden Minderheit der Biſchöfe alle die ſaßen, welche die größten Diöceſen, oft mit mehr als einer Million Seelen verwalteten. Aus dem Kirchenſtaat allein, der nur 700,000 Seelen zählt, votirten

140, aus dem übrigen Italien weitere 100, nochmals 100 Biſchöfe in partibus und noch wenigſtens 70 Biſchöfe der Propaganda, ſo daß höchſtens 100—120 unabhängige Stimmen übrig blieben.

Der erſte, der das non placet rief, war der deutſche Cardinal Schwarzenberg, dann die Cardinäle Rauſcher und Matthieu. Der berühmte Cardinal Antonelli war abweſend, denn er konnte unmöglich für die Untrüglichkeit eines Menſchen ſtimmen, den er nur zu gut kannte. Drei andere italieniſche Cardinäle Silveſtri, Guidi und Treviſanata ſtimmten nur bedingungsweiſe mit einem placet juxta modum. Zu den bekannten Biſchöfen der Oppoſition, die ein unbedingtes non placet riefen, geſellten ſich ſchließlich auch noch Ketteler und mehrere andere Biſchöfe, die bisher geſchwankt hatten.

Während der Verkündigung des Infallibilitätsdogmas ſtand ein ſchweres Gewitter am Himmel, rollte ſeine Donner über Rom und verfinſterte den Sitzungsſaal. In demſelben Sommer ſchleuderten noch andere Gewitter ihre Blitze als verhängnißvolle Zeichen dahin, wo grade welthiſtoriſch große Dinge in gottwidriger Weiſe begonnen wurden. So bei der Ankunft Napoleon's III. in Metz, als er den muthwilligen Krieg gegen Deutſchland eröffnete. Ein römiſcher Spötter ſagte, das neue Dogma werde unter Donner und Blitz, wie einſt das Geſetz vom Sinai verkündet. Der ſtrömende Regen löſchte die Illumination, und die ungeheure Peterskirche blieb leer von Menſchen.

Am 17. Juli begab ſich eine Deputation der opponirenden Biſchöfe zum heil. Vater und Cardinal Rauſcher, der das Wort führte, ſtellte dem Papſt noch einmal die großen Gefahren vor, welche das neue Dogma für die Kirche herbeiführen würde, aber der Papſt wies ſie einfach mit einem „zu ſpät" ab. Simor, der Primas von Ungarn, Ketteler und noch ein 83jähriger Biſchof machten dem Papſt vergeblich die dringendſten Vorſtellungen. Ketteler warf ſich dreimal zu ſeinen Füßen und beſchwor ihn unter Thränen,

Mitleid mit der Kirche und mit dem Frieden der Gewiſſen zu haben. Alles umſonſt. Die Opponenten hinterließen dem Papſt aber einen ſchriftlichen Proteſt folgenden Inhalts: „Heiligſter Vater! In der Generalcongregation vom 13. d. M. gaben wir unſere Stimmen über das Schema der erſten dogmatiſchen Conſtitution von der Kirche Chriſti ab. Ew. Heiligkeit iſt bekannt, daß 88 Väter, gedrungen von ihrem Gewiſſen und aus Liebe zu der heil. Kirche, ihre Stimme mit non placet abgaben, 62 andere mit placet juxta modum ſtimmten, und endlich ungefähr 70 von der Congregation abweſend waren und ſich der Abſtimmung enthielten. Dazu kommt, daß andere theils wegen Krankheit, theils aus andern gewichtigern Gründen in ihre Diöceſen zurückgekehrt ſind. So wurden Ew. Heiligkeit und der ganzen Welt unſere Vota offenkundig, und ward conſtatirt, von wie vielen Biſchöfen unſere Anſchauung gebilligt wurde; auf dieſe Weiſe erfüllten wir das Amt und die Pflicht, welche uns obliegen. Von jenem Zeitpunkt an ereignete ſich aber ganz und gar nichts, was unſere Anſchauung ändern könnte, dagegen fielen viele und zwar äußerſt gewichtige Dinge vor, welche uns in unſerem Vorſatze beſtärkten. Deßhalb erklären wir, daß wir unſere bereits abgegebenen Vota erneuern und beſtätigen. Indem wir alſo durch dieſe Eingabe unſere Vota beſtätigen, beſchließen wir zugleich, uns von der öffentlichen Sitzung, welche am 18. d. M. gehalten werden ſoll, fernzuhalten. Die kindliche Pietät und Verehrung, von welchen jüngſt unſere Abgeordneten zu Füßen Ew. Heiligkeit geführt wurden, geſtatten uns nicht, in einer Sache, welche die Perſon Ew. Heiligkeit ſo nahe angeht, öffentlich und im Angeſichte des Vaters non placet zu ſagen. Und dennoch könnten wir in der feierlichen Sitzung nur die in der Generalcongregation abgegebenen Vota wiederholen. Wir kehren daher ohne Aufſchub zu unſern Heerden zurück, denen nach ſo langer Abweſenheit wegen der Kriegsbefürchtungen und beſonders wegen ihrer höchſten geiſtlichen Bedürfniſſe unſere Gegen-

gleich daſſelbe politiſche Band umſchlingt. England, Frankreich und Deutſchland liefern hievon zahlloſe Beiſpiele.

5.

Die entſchiedenſten Nationalunterſchiede zwiſchen zwei urſprünglich tüchtigen Nachbarvölkern begründen oft ihre wechſelſeitige Größe. Jedes von ihnen wird durch das groß, was dem andern fehlt. Dieſer Grundſatz läßt ſich mit wenigen Ausnahmen auf die Geſchichte von England und Frankreich anwenden.

6.

Es iſt ein groſſer Fehler in der Politik, ein Volk allgemein ausbilden zu wollen. Jede Nation wird, wie jeder einzelne Menſch, nur hauptſächlich dadurch groß, daß man an ihr dasjenige hervorhebt, was ſie vor andern auszeichnet, wofür ſie ſo zu ſagen ein eigenes Talent beſitzt; wie etwa die Engländer für den Handel und das Coloniſationsſyſtem, oder die Franzoſen für das Soldatenweſen.

7.

Nichts unterſtützt den Nationalcharakter eines Volkes mehr, als eine nationale Richtung der ſchönen Künſte. — Shakespeare iſt ſelbſt in ſeinem „Julius Cäſar“ noch Engländer geweſen.

8.

Was man gewöhnlich unter Nationalität verſteht, iſt bei verſchiedenen Völkern oft in gänzlich verſchiedenen Urſachen begründet. Bei den Völkern germaniſchen Urſprungs beruht ſie auf der Liebe zum Hergebrachten, zum väterlichen Boden — daher denn auch das Wort „Vaterlandsliebe,“ „love of country“ — auf perſönlicher Anhänglichkeit an den Fürſten, an den Dienſtherrn, an die Perſonen der nächſten Umgebung, ja ſogar an lebloſe Gegenſtände, an welche ſich Erinnerungen der Vergangenheit knüpfen. Bei den Engländern iſt dieſe Liebe zum Hergebrachten (Beſtehenden), dieſe Anhänglichkeit an den Fürſten, an die Perſonen höherer Stände u. ſ. w. noch viel ſtärker als bei den Deutſchen, und vielleicht der Grund ihres ausgebildeteren Nationalgefühls. Das Wort „Patriotismus“ (romaniſchen Urſprungs) wurde erſt durch die Normannen mit Wilhelm dem Eroberer nach England verpflanzt.

9.

Kein Volk der Welt fühlt ſo ſehr das Bedürfniß regiert zu werden, als die Engländer; nirgends iſt das Verhältniß der

wart äußerſt nothwendig iſt, in der ſchmerzlichen Gewißheit, daß wir wegen der gegenwärtigen traurigen Zeitumſtände unter unſeren Gläubigen auch den Frieden und die Ruhe der Gewiſſen geſtört finden werden. Unterdeſſen empfehlen wir die Kirche Gottes und Ew. Heiligkeit, der wir unveränderte Treue und Gehorſam geloben, von ganzem Herzen der Gnade und dem Schutze Unſers Herrn Jeſus Chriſtus, und verbleiben Ew. Heiligkeit ergebenſte und gehorſamſte Söhne. Rom, 17. Juli 1870." Die Promulgirung des neuen Dogmas erfolgte am 18. Juli.

Der Papſt hatte den Hauptzweck des Concils erreicht und ließ nun endlich die von der Sommerhitze und Müdigkeit erſchöpften Biſchöfe abreiſen. Doch wurde das Concil nur vertagt und ſollte im November wieder zuſammentreten. Schon am 18. Juli verließen die opponirenden Biſchöfe, 115 an der Zahl, die ewige Stadt. Eine in Rom erſchienene Flugſchrift rieth zu einem neuen, aber freien Concil, welches die Beſchlüſſe des gegenwärtigen unfreien, alſo unberechtigten Concils wieder umſtoßen ſolle.

Jedenfalls hatte der Papſt mit ſeinen Jeſuiten ein gewagtes Spiel geſpielt. Die Einheit der katholiſchen Kirche, welche durch das neue Dogma befeſtigt werden ſollte, war im Gegentheil dadurch gelockert worden. Biſchöfe in großer Zahl und von einflußreicher Stellung hatten ſich dem Papſt offen widerſetzt, Biſchöfe und Biſchöfe hatten gegeneinander in Voten, Reden und Schriften gekämpft, niedere Geiſtliche hatten die höhern, Laien die Kleriker bekämpft. Ein Schisma war in den Geſinnungen ſchon faktiſch eingetreten, ehe noch eine einzige weltliche Regierung ſich über die Stellung geäußert hatte, welche ſie zu dem neuen Dogma zu nehmen gedenke.

In einer franzöſiſchen Flugſchrift wurde mit Recht der Papſt allein für das neue Dogma verantwortlich gemacht. Wenn er nicht gewollt hätte, ſo würde die extreme Partei niemals haben ſo weit gehen können, noch hätte ſie im Concil ſelbſt die Mehrheit erhalten. Er war fanatiſch für ſeine eigene Unfehlbarkeit einge-

nommen. Er behandelte alle Gegner des neuen Dogmas als ſeine perſönlichen Feinde. Er befahl, daß das Concil, in einem ſo ungeſunden und akuſtiſch ſo ungünſtigen Lokal tagen mußte und hielt die armen Biſchöfe darin gefangen, bis ſie halb todt vor Hitze und Erſchöpfung die Unfehlbarkeit beſchloſſen hatten. Er war es, der da ſagte, die Tradition bin ich! und der ſchon in ſeinem Syllabus ſich die Gewalt über alle Kaiſer und Könige zuerkannt hatte. Man verfehlte nicht, folgende naheliegende Vergleichung anzuſtellen: Dem ſamoſen Worte Ludwigs XIV.: »l'état c'est moi« iſt aus dem Munde des greiſen Pius IX., der nicht wußte was er ſprach, das Wort: »la tradizione son' io« an die Seite getreten. Der politiſche Abſolutismus verlangte obéissance aveugle, der päpſtliche verlangt daſſelbe, und noch mehr: il sacrifizio dell' intelletto.

Am Schluß des Concils brachte der italieniſche Klerus dem Papſt eine Huldigung mit Geſang dar, worin es hieß:

Parla, o Gran Pio,
Ciò che suona il tuo labbro
Non è voce mortal, voce è di Dio.

(„Sprich, o großer Pius, was Deine Lippen ſprechen, iſt nicht ſterbliche, es iſt Gottes Stimme.")

Um diejenigen, die noch immer das neue Dogma für ungefährlich ausgaben, zu widerlegen, wurde die Bulle citirt, welche Paul IV. am 15. Februar 1559 in der feierlichſten Form (ex cathedra) erlaſſen hatte und worin es heißt, daß durch dieſe für ewige Zeiten gültige Verfügung „alle Kaiſer, Könige und Herrn, welche bis jetzt oder in Zukunft in Ketzerei oder Schisma gefallen ſind, eben deßhalb eo ipso aller ihrer Herrſchaften und Länder durchaus und für immer verluſtig und zur Wiedererlangung derſelben unfähig ſeyn ſollen. Sie ſollen excommunicirt, infam teſtaments- und ſucceſſionsunfähig ſeyn. Niemand ſoll ihnen wegen eines rechtlichen Anſpruchs Rede ſtehen, ihre Urkunden ſollen nichtig ſeyn. Ihre Herrſchaften und Länder ſollen dem gehören, der ſie

zuerſt in Beſitz nimmt, vorausgeſetzt, daß er in der Reinheit des Glaubens, in der Einheit der heil. römiſchen Kirche und im Gehorſam des Papſtes ſich befinde." Da dieſe Bulle, wie alle päpſtlichen Bullen, heute wieder rechtskräftig geworden ſeyn ſoll, könnte der Papſt mit einem Federzug den ketzeriſchen Kaiſer in Deutſchland, den ſchismatiſchen in Rußland, deßgleichen auch den König von Bayern, wenn dieſer ihm nicht unbedingt gehorcht, entthronen. Ein ſolches Recht darf niemand anſprechen, geſetzt auch er ſey jetzt noch zu klug, um es geltend machen zu wollen gegenüber von Mächten, die er fürchten muß. Sofern er es aber ſolchen gegenüber geltend macht, die ihm ſchwach oder einfältig genug zum Widerſtande ſcheinen, beweist er damit, daß er auch mit jenen mächtigern, wenn je ihre Macht ſinken ſollte, denſelben kurzen Prozeß machen würde.

Auch Papſt Leo X. maßte ſich an, in einer Bulle von 1520 zu erklären, die Päpſte hätten nie geirrt. Ebenſo ließ Pius IX. im Syllabus verkünden, die Päpſte hätten niemals ihre Gewalt überſchritten, alſo auch Bonifacius VIII. nicht, ſo wenig wie Paul IV. Der Papſt darf alſo alles. Mit Recht wurde in der Augs. Allg. Zeitung hervorgehoben, dieſe päpſtliche Uſurpation ſetzt ſich nicht nur über jedes Staatsrecht, ſondern auch über das bürgerliche Geſetz hinweg. Vor der päpſtlichen Willkür verſchwinden alle verfaſſungsmäßigen Garantien der perſönlichen Freiheit und der Sicherheit des Eigenthums. Alle Perſonen, von der höchſten bis zur niedrigſten, werden, ſobald ſie dem Papſt nicht blind gehorchen, gleich allen Ketzern rechtlos, und alle, von denen ſie mißhandelt, beraubt, umgebracht werden, bleiben ſtraflos. Keine Rechtsverträge, keine Urkunden, welche ſolche Ungehorſame betreffen, ſind länger gültig. Niemand braucht ihnen Wort zu halten.

Die Infallibiliſten behaupten zwar, der Papſt ſey nur im Lehramt untrüglich und es ſey eine Verleumdung, wenn man ihm vorwerfe, er wolle auch in andern Beziehungen die perſönliche Un-

fehlbarkeit in Anſpruch nehmen. Allein der Unterſchied zwiſchen dem, was er ex cathedra oder ſonſt ſpreche, iſt ein Sophisma, eine ſchlaue jeſuitiſche Erfindung, um den Papſt zu entſchuldigen, wenn er einmal etwas notoriſch Unvernünftiges behaupten ſollte. Dafür gibt es zwei untrügliche Beweiſe. Wenn nämlich feierlich in Bullen erklärt wird, die Päpſte hätten nie geirrt, ſo widerſpricht dem, daß ſie ſich ſelbſt einander, wovon die Kirchengeſchichte ſo viele Beiſpiele aufweist, des Irrthums beſchuldigt und gegenſeitig verdammt haben. Keiner hat vom andern geſagt: Du haſt nur in Nebenſachen perſönlich geirrt, bleibſt aber doch als Papſt, eben blos weil du Papſt biſt, im Weſentlichen untrüglich. Da hat keiner, wenn er ihn in die Hölle verdammte, oder wenn er ihn einfangen, blenden und verkehrt auf einem Eſel ſitzend durch die Straßen von Rom reiten ließ, nur eine Spur von Unfehlbarkeit an ihm gelaſſen, wenn gleich der Eine wie der Andere in einem Conclave nach üblicher Vorausſetzung durch den heil. Geiſt zum Papſt creirt worden war. Der Hauptbeweis für die Unfehlbarkeit der Päpſte könnte nur darin liegen, daß ſie immer alle nur genau daſſelbe gelehrt, gewollt und befohlen hätten, wie der heil. Geiſt, wenn er wirklich in ihnen wohnte, ſich niemals ſelbſt widerſprechen würde. Die Päpſte aber haben ſich widerſprochen, alſo kann man auch nicht von jedem einzelnen ſagen, er ſey untrüglich.

Ein zweiter Beweis, daß die ſubtile Unterſcheidung eines Sprechens ex cathedra oder nicht ex cathedra wie aus der Luft gegriffen iſt, liegt in der Thatſache, daß die Päpſte ſchon oft Dinge, die mit der Religion gar nichts zu ſchaffen haben, eben ſo ſtreng verboten und verdammt haben, als wären es ſchwere Sünden gegen Gott und ſeine heilige Kirche. Am bekannteſten iſt der Inquiſitionsprozeß, dem der berühmte Aſtronom Galilei unterworfen wurde, als er behauptete, nicht die Sonne bewege ſich um die Erde, ſondern die Erde um die Sonne. Hier hat der ihn verdammende Papſt menſchlich geirrt. Wären die Päpſte als ſolche untrüglich, ſo hätte

er nicht geirrt. Warum hat er nun aber aus der Wahrheit Galileis ein Verbrechen gegen den Glauben gemacht? offenbar als oberſter Lehrer der Kirche, der in Glaubensſachen allein die Wahrheit kennt und verkündet. Das Verdammungsurtheil, womit er den armen Galilei traf, war alſo in der vollſten Bedeutung des Wortes ex cathedra geſprochen. Und haben nicht auch Päpſte Bullen erlaſſen, worin das unſchuldige Tabakrauchen bei ſchweren Kirchenſtrafen verboten wurde? Das war nur möglich, wenn der Papſt ſich anmaßte, über alles und jedes, was irgend im bürgerlichen Leben vorkam, durch ein allein gültiges Machtwort zu entſcheiden. Hier ließe ſich noch vieles hinzufügen, was man aus der Geſchichte der päpſtlichen Dispenſationen entnehmen kann. Je nachdem es dem Papſt convenirte, ließ er in ganz ähnlichen Fällen einmal eine Ehe zu, die er ein andermal verdammte. Dabei kam es ihm nie auf Gründe an, die etwa in der Religion gelegen hätten, nur auf den politiſchen Nutzen. Die verworfenſten Fürſten wurden dispenſirt, wenn ſie dem päpſtlichen Intereſſe dienten. Den edelſten Fürſten wurde dieſelbe Gnade verſagt, wenn ſie jenem Intereſſe nicht dienten.

Die Civiltà Cattolica, das anerkannte Organ der Curie, brachte in ihrem Heft vom 6. Mai 1870, Seite 330 folgende Sätze, welche vollkommen beſtätigen, was alles Rom ſich zu thun erlauben würde, wenn man ihm die Macht dazu ließe: „Die katholiſche Kirche hat das Recht, mit körperlichen, auch mit ſchweren körperlichen Strafen die Chriſten zu belegen, welche ihre Geſetze übertreten, namentlich die Schismatiker und die Häretiker. Die Kirche hat dieſes Recht immer gebraucht, wenn ſie konnte, freilich innerhalb der Grenzen einer vernünftigen Milde; und wenn ſie dieſes Recht nicht hat gebrauchen können und nicht gebrauchen kann, ſo iſt das nur ein Zeichen und eine Wirkung der ſehr traurigen Zeiten, die verfloſſen ſind und jetzt verfließen. Noch in unſern Tagen iſt der Turiner Profeſſor Nuytz, der hartnäckig jenes Recht der Kirche beſtreitet, von Pius IX. verdammt worden; vergl. Nr. 24 des Syllabus. Die

Kirche ist freilich, wie Suarez lehrt, ein geistliches Reich, wenn man auf ihren Zweck und auf einige der Hauptmittel sieht, deren sie sich bedient. Wenn man aber auf die Personen sieht, aus denen sie besteht, so ist sie zugleich ein irdisches Reich, und auch die Handlungen, durch welche sie regieren, leiten und zurechtweisen muß, sind äußere und sichtbare. In einem solchen Reiche ist eine höchste Gewalt erforderlich, welche in menschlicher und sinnfälliger Weise alle ihre Mitglieder leiten und regieren kann. Aeußere Strafen sind schon darum nöthig, weil die Menschen so weit kommen können, daß sie die rein geistlichen Strafen nicht achten, wie denn z. B. die Excommunicationen die Occupation Roms nicht gehindert haben und die sacrilegische Profanation dieser heiligen Stadt nicht hindern. . . . Es ist irrig, wenn man meint, nur das geistliche Schwert gehöre der Kirche und das materielle Schwert, welches die kirchlichen Vergehen straft, gehöre nicht ihr, sondern allein den Fürsten. Das widerspricht der dogmatischen Dekretale Bonifaz' VIII. Unam sanctam, worin gelehrt wird: beide Schwerter gehören der Kirche; das geistliche wird von der Kirche selbst geführt, das weltliche für die Kirche; jenes schwingt der Priester, dieses ist in der Hand der Könige und der Krieger, welche es gebrauchen nach dem Befehle des Priesters und mit der Milde, die dieser ihnen vorschreibt." Dasselbe Heft enthält Seite 312 noch Folgendes: „Die Päpste, welche die fränkischen Könige zu Hülfe gerufen haben, stellen die Vertheidigung der weltlichen Souverainetät des heiligen Stuhles durch Waffengewalt als eine heilige, von Gott gewollte und für das ewige Leben verdienstliche Handlung dar. Eine solche Erklärung der römischen Päpste kann aber auf keinen Fall irrig seyn, da die Päpste hinsichtlich dessen, was die Sitten betrifft und die Gläubigen über Rechte und Pflichten belehrt, unfehlbar sind."

Schon im Jahre 1860 sind in der zu Rom erscheinenden halbofficiellen Zeitschrift Analecta juris pontificii (IV. 2388) folgende Thesen, die bei einer juristischen Promotion in Krakau

1692 vertheidigt wurden, als richtige Sätze abgedruckt worden: „Der Papst hat unter allen Fürsten der Welt den höchsten Fürstenrang und die Monarchie und ist der Fürst der Fürsten. . . . Er kann in einer Provinz neue Fürsten ernennen und einsetzen und denselben, wenn sie schlecht regieren, Coadjutoren geben, sie zur Beobachtung des canonischen Rechtes anhalten, ihre ungerechten Urtheilssprüche aufheben, die von ihnen vernachlässigte Jurisdiction in die Hand nehmen, ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, sie selbst wegen gottlosen und scandalösen Lebenswandels aburtheilen, verdammen, absetzen, und anordnen, daß statt der Abgesetzten Andere gewählt werden. In Sachen, welche die Ehre der katholischen Religion, das Wohl der Christenheit oder die kirchliche Gerichtsbarkeit betreffen, kann der Papst über die Laien eines fremden Gebietes Jurisdiction ausüben und die Strafe des Einziehens des Vermögens verhängen." Zu jedem dieser Sätze werden Belegstellen aus päpstlichen Erlassen citirt.

Das römische Concil veranlaßte Rußland zu einer interessanten Demonstration. Der heilige Synod in St. Petersburg nämlich beabsichtigte in San Franzisko ein neues griechisches Bisthum und in Newyork und Baltimore griechische Missionsstationen errichten zu lassen, um „einerseits die von Rußland erstrebte Union mit dem Protestantismus zu erleichtern, andererseits der römischen Kirche, welcher durch die Infallibilität eine Erschütterung bevorstehe, Concurrenz zu machen." Ohne Zweifel bot sich ihr in dem für alles Neue empfänglichen Boten der Vereinigten Staaten ein Arbeitsfeld dar.

Andererseits entstand auch eine Bewegung unter den liberalen Katholiken der Vereinigten Staaten. Der Monde schrieb im Frühjahr 1870: „Ein Bischof von Amerika theilt uns den Verfassungs-Entwurf einer nationalen und unabhängigen katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten mit. Dieser Entwurf ist ernst, und nach dem amerikanischen Journal ‚der christliche Advokat' haben 49 Geist-

liche die Statuten unterzeichnet. Es scheint selbst, daß man sich zu schmeicheln wagt, man werde ein oder zwei Bischöfe auf diesen skandalösen und verbrecherischen Weg hineinziehen. Diese Wünsche nach einer Nationalkirche sind nicht vereinzelt. Man findet sie in Frankreich, in Deutschland, fast überall. Aber der praktische Sinn der Amerikaner treibt sie zur sofortigen Ausführung. Daher, fährt der Monde in seiner eigenen Logik fort, ist die Definition der Unfehlbarkeit nothwendiger geworden, als je. Es wird Trennungen, Aergernisse geben. Darauf muß man sich gefaßt machen; aber Aergernisse müssen ja kommen. Der Monde gibt nun die (53) Statuten der Nationalkirche. Vorbild ist die Urkirche mit ihrer Gemeinde und Diözesansynodalverfassung. Alle Gebräuche, auch die Orden der katholischen Kirche werden beibehalten; nur der Cölibat der Geistlichen und die Ohrenbeichte, als Quelle von Verderbniß und Aergerniß, sind nicht mehr verpflichtend, sondern freigestellt. Die Ordensgelübde sind nur für 5 Jahre verpflichtend. Die Gemeinden wählen ihre Pfarrer."

Alle Folgen ließen sich noch gar nicht ermessen. Zunächst in Europa wurde der ganze Plan des Concils plötzlich in denselben Tagen zerrissen, in denen die Infallibilität proklamirt wurde. Frankreich erklärte Deutschland den Krieg und fand es seinem Interesse angemessener, sich die Treue der italienischen Regierung durch Aufopferung Roms zu erkaufen, als sich mit dem Papst und der ultramontanen Partei zu alliiren. Auch Oesterreich hielt diese Politik inne und kündigte schon am 30. Juli das Concordat, um von nun an gegen den infalliblen Papst wieder das placet zu Geltung zu bringen, dem es im Concordat entsagt hatte. Beide katholischen Großmächte wagten also nicht, von den Diensten Gebrauch zu machen, die ihnen der Papst hätte leisten können, wenn sie sich seiner mehr angenommen hätten. Eine päpstliche Bulle zu Gunsten Frankreichs und Oesterreichs gegen Deutschland, eine offizielle Kriegserklärung des römischen Papstthums gegen die protestantische Vor-

macht Deutſchlands würde dem Kaiſer der Franzoſen doch nur geringe Vortheile gewährt, ihm gegenüber allen nichtkatholiſchen Mächten wie auch gegenüber allen liberalen Katholiken unendlich geſchadet haben. Wenn aber auch Frankreich und Oeſterreich von den ultramontanen Sympathien einen Gebrauch hätten machen wollen, ſo waren ſie doch ſo vorſichtig geweſen, eine ſolche Abſicht nie durchblicken zu laſſen, um unter allen Umſtänden freie Hand zu behalten. Erſt wenn Frankreich geſiegt hätte, würden ſie ſich demaskirt haben.

Gleichwohl handelten Frankreich und Oeſterreich übereilt. Napoleon III. erlangte das ihm ſo günſtige Plebiscit nur dadurch, daß er den Papſt beſchützt hatte. Entzog er dem Papſt dieſen Schutz, ſo verlor er damit auch das Vertrauen der Katholiken in Frankreich. Auch der Hintergedanke in der öſterreichiſchen Politik war immer nur ein reaktionärer und untrennbar vom Concordat geweſen. Zum warnenden Beiſpiel konnte der Bruder des Kaiſers dienen, der in Mexiko unterging. Von Klerikalen berufen ergab er ſich den Liberalen, gewann deren Vertrauen nicht und verlor das klerikale. Nichts beweist ſo ſehr das Uebergewicht des liberalen Zeitgeiſtes als die Thatſache, daß in Paris und Wien der römiſche Papſt verlaſſen und aufgegeben wurde. Der Monde bemerkte ſehr richtig, man habe damit ſein eigenes Princip aufgegeben.

Pater Hyacinth hielt dem Concil eine Grabrede: „Das Concil, ſagt er in einem Schreiben, welches ein Licht- und Friedenswerk ſchaffen wollte, hat die Finſterniß noch ſchwärzer gemacht und über die religiöſe Welt die Zwietracht gebracht.“

Lord Acton, ein lange in Deutſchland lebender Katholik, hat in einem „Sendſchreiben an einen deutſchen Biſchof“ alle Gründe zuſammengeſtellt, aus welchen die Minderheit der Biſchöfe auf dem Concil das neue Dogma verworfen hat, mit Nennung ihres Namens und Citaten aus ihren lateiniſchen Reden und Schriften. Wir geben daraus nur eine kleine Blumenleſe. Cardinal Schwarzenberg

warnte, das Dogma von der Unfehlbarkeit werde die Grundlagen des Glaubens in den Herzen der frömmſten Katholiken erſchüttern und die Feinde in ihren Angriffen ſtärken. Der Erzbiſchof von St. Louis meinte, der durch dieſen Zuſatz veränderte Katholicismus könne nur mehr durch lächerliche Ausflüchte gegen das Zeugniß der Geſchichte vertheidigt werden. Ich zittere, ſagte der Erzbiſchof von Olmütz, in der Gewißheit, daß viele Gläubige durch Einführung des neuen Dogmas das ſchwerſte Aergerniß leiden und dem offenbarſten Schiffbruch Preis gegeben werden. Ein iriſcher Biſchof ſagte: Die Lehre der Kirche wird für verändert und daher für falſch gehalten werden und ein ſchrecklicher Unglaube, Zweifel an der Wahrheit des Chriſtenthums, weit und breit um ſich greifen. Ein Anderer befürchtete, die Liebe, welche die katholiſche Welt zum apoſtoliſchen Stuhle gehegt, werde vielfach geſchwächt, ja erſtickt werden und der ſchwere Vorwurf ſich erheben, das Concil ſey nur zur Erreichung ſekundärer Zwecke zuſammen berufen worden. Aus der neuen und alten Welt wurde verſichert, das neue Dogma werde das größte Hinderniß für die Bekehrungen unter Proteſtanten ſeyn. Der Biſchof von Mainz ſchrieb, wegen dieſes Dogmas ſey ein Schisma in der Kirche zu erwarten und der unverſöhnliche Haß aller Nichtkatholiken. Nordamerikaniſche Biſchöfe ſprachen in einem offenen Briefe die Ueberzeugung aus, daß die Unfehlbarkeit des Papſtes keine Begründung habe weder in der Offenbarung, noch in der kirchlichen Tradition. Der Biſchof von Orleans nennt ſie eine unerhörte Abſurdität. Nach Cardinal Rauſcher wäre ihre Annahme eine Kriegserklärung gegen das chriſtliche Alterthum. Er findet ihre Widerlegung in der Geſchichte des Vigilius, wie der Biſchof von Rottenburg in der Verurtheilung des Honorius. Ein anderer Biſchof zieht denſelben Schluß aus dem canoniſchen Recht, nach welchem ein ketzeriſcher Papſt abgeſetzt werden könne. Der Erzbiſchof von St. Louis leugnet, daß die Kirche das als Glaubens-Artikel einführen kann, was ſie während 1800 Jahren verſäumt

Regierten zu den Regierenden ſo ſehr auf Anhänglichkeit der erſteren an die letzteren gegründet. — Loyalität iſt der Hauptzug im Charakter des Britten, der Mangel deſſelben, und des Gemüths überhaupt, die große Schattenſeite des Amerikaners. Als man einen engliſchen Seeoffizier fragte, was er denn eigentlich in den Vereinigten Staaten vermiſſe, antwortete dieſer: die Loyalität. Er hatte Recht, in welcher Bedeutung er auch das Wort genommen.

10.

Die Revolution zerſtörte die Loyalität, und mit ihr die Genügſamkeit und das Familienleben der Franzoſen. Die Maſſen gewannen an Bedeutung; aber mit der Auflöſung aller früher beſtandenen geſelligen Bande trat die graſſeſte Selbſtſucht an die Stelle der Hingebung, und eine wenigſtens dem Deutſchen ekelhafte Suffiſance an die Stelle der früheren, wenigſtens äußerlichen Beſcheidenheit. — Der höchſte Punkt in der Moralphiloſophie der heutigen Franzoſen iſt das intérêt bien-entendu; das Intereſſe aber hat von jeher die Kraft der Völker getheilt.

11.

Bulwer ſagt, der Engländer ſey ſtolz auf ſein Vaterland, weil es ihn hervorgebracht; es iſt dies aber wie das meiſte Politiſche, was uns dieſer literariſche Dandy gegeben, ein purer Sophismus. Jeder Menſch, bei dem noch ein Funke von Vaterlandsliebe glüht, muß ſtolz darauf ſeyn, daß das Land, welches er über Alles liebt und ehrt, ihn zum Sohn hat; und es iſt dieſer Stolz mit der größten Beſcheidenheit gegen Andere vereinbar. Noch gab es kein patriotiſch geſinntes Volk, welches nicht die Vaterlandsliebe in andern Völkern und Individuen ehrte. Man denke an den Triumphzug des Herzogs von Dalmatien, während der Krönungsfeierlichkeiten, durch die vorzüglichſten Städte Großbritanniens.

12.

Bei allen romaniſchen Völkern iſt die Vaterlandsliebe mit Nationaleitelkeit gepaart, darum ſind ſie auch reizbarer; und es pflegen Uneingeweihte dieſe größere Empfindlichkeit auf Rechnung einer ausgebildeteren Nationalität zu ſchreiben. — Es gibt einen Grad von Patriotismus, der ſich nur in der Oeffentlichkeit gefällt, und einen anderen, der in ſtiller Wirkſamkeit ſich ſelbſt genügt.

hat. Cardinal Rauſcher warnt vor Doctrinen, welche nur zu vertheidigen ſind durch unwürdige und ſogar durchſichtige Sophismen. Andere Biſchöfe werfen der ultramontanen Theologie vor, daß ſie ſich unwürdiger Waffen bediene, indem ſie Texte anführe, welche verſtümmelt, gefälſcht, interpolirt, beſchnitten, unächt, in einen andern Sinn verdreht ſind ꝛc.

Das Intereſſe für den großen Krieg in Frankreich im Jahr 1870 verſchlang jedes andere und ſo war auch wenig mehr vom Concil die Rede, deſſen Folgen erſt ſpäter wieder die Welt hinlänglich beſchäftigen werden.

Im Allgemeinen geht unſer Urtheil über das Concil dahin: Man verfolgte einen heiligen Zweck mit den unheiligſten Mitteln. Man wollte ein ideales Ziel erreichen und gelangte vermöge der unzureichenden und unmoraliſchen Mittel nur zu einer Karikatur. Es konnte weder Gottes Wille ſeyn, noch war es nach welthiſtoriſchen Geſetzen möglich, daß die höchſte Macht auf Erden im 19. Jahrhundert von der Dummheit und von der Lüge hätte gegründet werden können. Die Italiener glaubten, die ganze übrige Welt betrügen zu können, verriethen damit aber ihre innerlichſte Nichtswürdigkeit. Sie wollten auf dem Concil das Schwert Gideon aus der Scheide ziehen und zogen nur einen Fuchsſchwanz heraus.

Eigentlich widerſpricht die Infallibilität dem katholiſchen Kirchenprinzip. Bekanntlich erklärte Gregor XVI. dem berühmten Lamennais, als dieſer die Kirche verbeſſern wollte, an der Kirche ſey gar nichts zu verbeſſern, denn ſie ſey die ewig gleiche und unveränderliche, alſo das abſolut Stabile, das keinen Fortſchritt leidet. Davon nun iſt ſein Nachfolger Pius IX. gänzlich abgewichen, ſofern er nicht nur neue, bisher unerhörte Dogmen aufgebracht, ſondern ſich ſogar für untrüglich hat erklären laſſen. Damit hat er die ſtabile Kirche nicht nur flott gemacht und in den modernen Fortſchritt mit hineingeriſſen, ſondern er hat ſie auch ihrer unantaſtbaren Objektivität entkleidet und das unwandelbare Geſetz der Kirche

in ſeine perſönliche Willkür verwandelt. Der Geiſt der Kirche durfte niemals an eine einzelne Perſon veräußert werden, denn dadurch wurde er ſelbſt dem Perſonenwechſel unterworfen. Der h. Geiſt kann doch nur einer ſeyn, und es iſt keine größere Entheiligung deſſelben denkbar, als die, welche das jüngſte vatikaniſche Concil durch ſeine Perſonificirung im jeweiligen Papſt verſucht hat. Das ganze katholiſche Prinzip wird damit auf den Kopf geſtellt, denn nach dem neuen Dogma macht nicht mehr die Kirche den Papſt, ſondern der Papſt die Kirche, wird aus dem, was jede menſchliche Willkür ausſchließen ſoll, die Willkür ſelbſt.

Erzbiſchof Darboy von Paris äußerte ſich auf's entſchiedenſte, das neue Dogma werde die ſchlimmſten Folgen haben. „Die orientaliſchen Kirchen würden ſich von Rom abwenden, die katholiſchen Miſſionen würden unter den Heiden größern Widerſtand finden, die Proteſtanten und alle ſog. Ketzer, wie auch die Griechen würden weniger als je geneigt ſeyn, ſich mit der römiſchen Kirche zu vereinigen. Das neue Dogma vermindert die Zahl ihrer Freunde und vermehrt die ihrer Feinde. Und was ſoll die Uſurpation einer Macht über die ganze Welt, die der Papſt lediglich nicht beſitze und beſitzen kann. Denn iſt er nicht ausgeſchloſſen von allen Congreſſen, in denen über Krieg und Frieden berathen wird? Iſt die Kirche nicht ausgeſchloſſen von allen Kammern und geſetzgebenden Körpern, wie auch von der Schule und von den maßgebenden Inſtituten, worin die Wiſſenſchaften gepflegt werden? Gebietet ſie über die Preſſe? Nein, alle, welche die öffentlichen Angelegenheiten Europas leiten, fliehen uns."

Siebentes Buch.

Das Königreich Italien.

Die Schlacht von Mentana mußte von Victor Emanuel mehr noch als von Garibaldi selbst als eine große Demüthigung angesehen werden, denn er hatte den Versuch auf Rom gern gesehen und würde sich über sein Gelingen gefreut haben, wie früher über die Erfolge Garibaldis in Sicilien und Neapel. Nichts in der Welt konnte für den neuen König von Italien kränkender seyn, als dem französischen Kaiser beständig Ordre pariren zu müssen und mit dem Papst, den er so gern aus Rom vertrieben gesehen hätte, zum Dienst Napoleons zusammengekuppelt zu seyn. Denn in der That bediente sich der Kaiser der Franzosen des Papstes und Victor Emanuels zugleich, wenn auch zu verschiedenen Zwecken, wie der Jäger zwei Jagdhunde zu verschiedenen Jagdzwecken doch in derselben Kuppel hinausführt.

Außerdem war der arme Victor Emanuel geplagt genug durch den Trotz der Mazzinisten und Garibaldis, durch die Jämmerlichkeit und Corruption des Florentiner Parlamentarismus und durch die arge Finanznoth. Seine einzige Hoffnung ruhte auf Preußen.

Humbert, der Kronprinz von Italien, hatte auf seinen Reisen an den europäischen Höfen keine Partie finden können, entschloß sich daher endlich, seine Cousine, Prinzessin Margaretha von Savoyen,

Tochter des verſtorbenen Herzogs von Genua (Victor Emanuels Bruder) zu heirathen. Die Trauung wurde am 22. April 1868 zu Turin vollzogen und zu derſelben fand ſich nicht nur des Bräutigams Schwager, Prinz Napoleon, ſondern auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen ein. Dieſer war über München gereist und hatte dort mit dem damals erkrankten König von Bayern längere Unterredungen gepflogen. Sobald er in Italien ankam, wurde er in allen Städten mit ungeheuerm Jubel begrüßt. Verona war ihm zu Ehren illuminirt. In Bergamo baten ſich Truppen und Nationalgarde die Ehre aus, von ihm gemuſtert zu werden. Immer und immer wieder rief ihm das Volk zu Evviva la Prussia! und Grazie (Dank)! Später widerhallte die Luft von dem Rufe Sadowa! wo ſich der Kronprinz in den Straßen blicken ließ. Gegen den Prinzen Napoleon dagegen benahm ſich das italieniſche Volk auffallend zurückhaltend und kalt, ſo daß er es gerathen fand, nachdem er der Trauung in Turin beigewohnt hatte, nach Paris zurückzukehren und den übrigen Feſten in Florenz nicht anzuwohnen. Als franzöſiſche Blätter ſich empfindlich darüber äußerten „die Italiener zeigen mehr Dankbarkeit für Sadowa als für Solferino," richteten zwei Römer eine Zuſchrift an den Courier français, worin ſie ſagten: „Auf Sadowa iſt kein Mentana gefolgt, wie auf Solferino. Die preußiſche Fahne weht nicht auf italieniſchem Boden. Preußen hat uns keines Gebietes beraubt. Darum gehören unſere Sympathien mehr der preußiſchen, als der franzöſiſchen Regierung."

Hier ſey ein intereſſantes Aktenſtück erwähnt, welches erſt lange nach dem Kriege bekannt geworden iſt, nämlich die diplomatiſche Note, welche der Miniſter Ricaſoli am 9. Juli 1866 an Nigra, den italieniſchen Geſandten in Paris, richtete. Napoleon III. nahm die Miene an, als ſey die Abtretung Venedigs von Seite Oeſterreichs einzig ſein Werk, und verlangte, Italien ſolle zum Dank dafür ſeinen Allianzvertrag mit Preußen brechen. Er drohte ſogar

mit einer öſterreichiſch-franzöſiſchen Allianz. Ricaſoli weigerte ſich aber mit Entrüſtung, einer ſo ſchmachvollen Zumuthung zu gehorchen, und wollte, dem italieniſchen Vertrage mit Preußen gemäß, keinen Waffenſtillſtand oder Frieden ohne Preußens Zuſtimmung eingehen.

Eine neue Intrigue gegen Preußen wurde von Frankreich aus auch in Italien angezettelt. Am 21. Juli 1868 nämlich interpellirte General Lamarmora im Parlamente zu Florenz den Miniſterpräſidenten Menabrea in Betreff des preußiſchen Generalſtabsberichts, in welchem ſein Verhalten im italieniſchen Kriege von 1866 einen Tadel erfahren hatte. Man glaubte anfangs, Lamarmora habe ſich nur in ſeiner Eitelkeit verletzt gefühlt. Bald jedoch wurde klar, daß er im Einverſtändniß mit dem franzöſiſchen Geſandten nur der franzöſiſchen Politik zum Werkzeuge diente, um womöglich Italien gegen Preußen aufzuhetzen. Lamarmora veröffentlichte bei dieſem Anlaß den Kriegsplan, den Preußen für die italieniſche Armee im Frühjahr 1866 ausgearbeitet haben ſollte, den er aber als kommandirender General nicht habe befolgen können, weil er angeblich zu ſpät gekommen ſey. Alles war Lüge. Lamarmora wollte, indem er ſo gegen alle Regel ein Staatsgeheimniß veröffentlichte, Preußen eclatant beleidigen, die italieniſche Regierung Preußen gegenüber compromittiren und Hader zwiſchen ſie werfen. General Cialdini aber, der politiſche Gegner Lamarmoras, enthüllte deſſen ganzes Lügenſyſtem, und auch von preußiſcher Seite wurde zur Enthüllung dieſer ſchlecht angelegten Intrigue das Erforderliche beigebracht.

Folgendes iſt die Wahrheit. Vom preußiſchen Generalſtab waren vollkommen rechtzeitig Rathſchläge in Bezug auf die Kriegführung in Italien an Victor Emanuel und die italieniſchen Generale abgegangen. Sie hatten zum Zweck, die Operationen in Italien mit denen der preußiſchen Hauptarmee in Uebereinſtimmung zu bringen, und zwar ſollte die italieniſche Armee die Alpen bei

Seite lassen und durch Dalmatien gegen Ungarn operiren, um sich hier mit der preußischen in Verbindung zu setzen. Dieser Plan schien auch den meisten italienischen Generalen der zweckmäßigste zu seyn. Victor Emanuel aber, von französischen Einflüssen beherrscht, zauderte. Nun beeilte sich der preußische Gesandte in Florenz, Herr v. Ulsedom, ein Resumé des preußischen Plans nochmals Lamarmora zu übergeben, der aber absichtlich dieses Aktenstück unterschlug, seinen eigenen schlechten Plan befolgte und dadurch die Niederlage von Custozza herbeiführte. Ja auch Cialdini wurde von ihm durch falsche Berichte, übertriebene Darstellung der Armeezerrüttung getäuscht, damit er nichts unternehme. Allein so grob ließ sich doch die italienisch gesinnte Partei von diesem Lamarmora, welcher lediglich dem französischen Interesse diente, nicht in's Gesicht schlagen, ohne in edler Entrüstung aufzuwallen. König Victor Emanuel sah sich gezwungen, wenn er nicht die ganze Schande Lamarmoras theilen und bei der italienischen Nationalpartei und Armee gänzlich unpopulär werden wollte, den dringenden Mahnungen Ricasoli's nachzugeben, den Vertrag mit Preußen von nun an getreu einzuhalten, den Befehl, dem ihn Napoleon III. zuschickte, wonach er das seit dem 5. Juli nunmehr Frankreich einverleibte Venetien von italienischen Truppen nicht betreten lassen sollte, offen zu mißachten, Cialdini frischweg in Venetien einrücken zu lassen und correkt dem preußischen Interesse gemäß zu handeln, was dem italienischen ungleich besser entsprach.

Jetzt erst erfuhr man auch, Oesterreich habe bereits am 5. Mai 1866 dem König Victor Emanuel Venetien angeboten, wenn er die Allianz, die er kurz vorher im April mit Preußen geschlossen hatte, brechen und Preußen im Stich lassen wolle. Victor Emanuel traute nicht, ein so verfängliches Geschenk anzunehmen. Frankreich wollte aber doch nicht, daß Italien eigene Kriegslorbeern erringen sollte; Italien sollte ohnmächtig an sich bleiben und immer nur stark durch die französische Hülfe erscheinen. In diesem Sinne

wurde nun beim Beginn des Feldzugs im Juni Lamarmora für die franzöſiſche Politik gewonnen.

Nachdem nun Lamarmora das von ihm unterſchlagene Aktenſtück jetzt erſt auf die indiscreteſte Art bekannt gemacht hatte, erregte er dadurch ein Aufſehen, welches ihm ſelbſt nichts weniger als günſtig war. Die Generale, die er betrogen und hinterdrein verunglimpft hatte, ſchwiegen nicht und ein wahrer Sturm von Vorwürfen brach gegen ihn an allen Orten Italiens und in der geſammten italieniſchen Preſſe aus. Die ganze Intrigue hatte mithin eine entgegengeſetzte Wirkung, als die beabſichtigte. Anſtatt Italien gegen Preußen aufzureizen, reizte ſie es vielmehr gegen Frankreich auf und befeſtigte die Anhänglichkeit Italiens an Preußen. Lamarmora entzog ſich geſchickt den Beweisführungen, die man von ihm verlangte, denn im Anfang Auguſt hieß es, die wichtigen Papiere, die ihn hätten rechtfertigen ſollen, ſeyen ihm plötzlich geſtohlen worden.

Anfang März 1869 wurde Graf Uſedom (auf ſein Anſuchen) unerwartet von ſeinem Poſten in Florenz abberufen. Der König von Preußen verlieh ihm den Großcordon des Kronordens, bewahrte ihm alſo ſeine Gnade. Urſache der Abberufung war nicht, wie man anfangs vorgab, ſein Brief an Lamarmora, ſondern, wie bald nachher die öſterreichiſchen Blätter wiſſen wollten, ſein zu ſcharfes Auftreten gegen Frankreich und vielleicht ſeine Verbindung mit der Agitationspartei in Italien, welche Klagen zu berückſichtigen man in Berlin ſchicklich fand. Uſedom trug gleichwohl den Ruhm davon, die deutſche Sache ſehr geſchickt und energiſch in Italien vertreten zu haben. Preußiſcherſeits wurde ſogleich in Umlauf gebracht, Graf Braſſier werde ihn erſetzen, der bisherige preußiſche Geſandte in Konſtantinopel, der früher ſchon in Turin Geſandter war und ſich dort die Sympathien der Italiener gewonnen hatte.

Im März traf Graf Braſſier wirklich als preußiſcher Geſandter in Florenz ein. Damals kokettirte Victor Emanuel mit Oeſterreich

und man trug ſich mit dem Gerücht, es ſey Frankreich gelungen, in ſein Bündniß mit Oeſterreich gegen Deutſchland, Italien als dritten aufzunehmen. Wenn ſich das Gerücht auch nicht beſtätigte, ſo lag doch für Italien, nachdem es Venetien weg hatte, kein Grund mehr vor, Oeſterreich feindlich gegenüber zu ſtehen. Der Kaiſer von Oeſterreich kam mit ſeiner Gemahlin nach Trieſt und Dalmatien, beglückwünſchte Victor Emanuel zu ſeinem Geburtstage mit einem Telegramm und tauſchte mit ihm allerlei Artigkeiten aus. Natürlicherweiſe wurde dadurch die italieniſche Nationalpartei ſehr erbittert, weil ſie in Frankreich ihren ſchlimmſten und gefährlichſten Feind, in Oeſterreich einen alten Feind, der ſich jedenfalls nur in einen falſchen Freund umgewandelt haben konnte, in Preußen allein dagegen ſeinen wahren Freund erkannte.

In Livorno ereignete ſich am 24. Mai 1869 ein tragiſcher Vorfall. Graf Crenneville, General und öſterreichiſcher Kämmerer, der zufällig dahin gereist war, wurde hier in Begleitung des öſterreichiſchen Conſuls Inghirami auf offener Straße überfallen und mit einem Stock derb in's Geſicht geſchlagen, kam aber noch glücklich davon, während Inghirami einen Dolchſtich erhielt und ſein Leben aushauchte. Man vermuthete, die That ſey eine Privatrache eines gewiſſen Negro, weil Crenneville als öſterreichiſcher General und Gouverneur von Livorno im Jahr 1849 grauſame Hinrichtungen daſelbſt verfügt, Negro's Vater und Bruder hatte erſchießen und neben dem blutigen Leichnam derſelben dem armen Negro hatte Stockſtreiche geben laſſen. Inghirami wurde als ein gebildeter und humaner Mann bedauert. Die öſterreichiſche Preſſe verfehlte nicht, auch aus dieſem Vorfall politiſches Capital zu ſchlagen, denſelben aus politiſchen Gründen zu erklären und dahinter die Abſicht zu vermuthen, die italieniſche Oppoſition habe das neue durch Frankreich geknüpfte Freundſchaftsband zwiſchen Victor Emanuel und Franz Joſeph wieder zerreißen wollen. Als Mörder wurde endlich ein gewiſſer Dodoli verhaftet. Später ſchien eine Verſöhnung räth-

lich. Am Johannistage 1870 wurde auf dem Schlachtfeld von Solferino eine große Todtenfeier begangen, im Beiseyn italienischer und österreichischer Commissäre. Die Beust'sche Politik benutzte das, um Italien einen verführerischen Liebesblick zuzuwerfen. Der k. k. Oberst Pollack rühmte die Freundschaft des Florentiner und Wiener Cabinets, die angeblich auf diesem Schlachtfeld geboren worden seyn sollte.

Im Mai 1868 wurde zu Bologna wieder eine kolossale Banknotenfälschung entdeckt, die von einem Grafen Mattei, einem Friedensrichter und Polizeiinspektor im Complott verübt worden war. Eine ähnliche Fälscherbande wurde auch in Ravenna entdeckt, hier aber der Staatsprokurator Cappa sogleich auf der Straße ermordet, um die Untersuchung zu stören. Die „Opinione" schrieb, die Räuber seyen organisirt und niemand dürfe es wagen, sich ihren Drohungen zu widersetzen oder sie anzugeben, wenn man sie auch kenne. Ein Bruder würde aus Angst den Bruder neben sich ermorden lassen, ohne ihm zu helfen. Nach anderweitigen Nachrichten war die Furcht vor den Räubern und Mördern doch nicht größer, als der geheime Haß gegen die Regierung, gegen die Consorteria, die Staatsbetrügereien ꝛc. und insbesondere auch gegen die Lüderlichkeit des Hofes in Florenz, gegen die putane del palazzo Pitti.

Im September desselben Jahres hielt die parlamentarische Opposition einen Congreß in Neapel ab, der aber zu keinem faktischen Ergebniß führte. Aus Venedig erfuhr man, der Enthusiasmus für das Königreich Italien sey bedeutend abgekühlt. Am meisten sey man darüber erbittert, daß Venetien jetzt mit Papiergeld überschwemmt werde, von dem es doch sogar unter der österreichischen Herrschaft verschont geblieben sey.

Im Spätherbst litt auch das nördliche Italien, soweit es sich in die Alpen hinein erstreckte, durch Ueberschwemmungen, welche die Südseite wie die Nordseite der Alpen heimsuchten. Die Kaiserin von Rußland, die am Comersee verweilte, mußte von dort flüchten.

Der schlechte Stand der italienischen Finanzen veranlaßte den

Finanzminiſter Cambray-Digny, am 21. März 1868 in der zweiten Kammer das vorgelegte Budget für 1869 mit einem Deficit von 199,745,509 Franken zu veranſchlagen und zur Deckung deſſelben eine Mahlſteuer vorzuſchlagen, die ihm die Kammer auch verwilligte, die dem Volk aber äußerſt verhaßt war. Es gab deßhalb im Winter auf 1869 blutige Aufſtände der Bauern in Mittelitalien, hauptſächlich in der Umgegend von Parma und Bologna. Zu vielen Tauſenden ſtürmten die Bauern, weil faſt alle Müller ihre Mühlen ſtillſtehen ließen, in die Städte, forderten Brod und die Abſchaffung der verhaßten Steuer, entwaffneten die Bürgergarden, demolirten einige Staatsgebäude und Häuſer mißliebiger Beamten und drückten ihre Unzufriedenheit mit den neuen Zuſtänden dadurch aus, daß ſie den Papſt leben ließen und dieſelben loyalen Lieder ſangen, mit denen ſie einſt den aus ſeiner Verbannung zurückgekehrten Großherzog von Toskana willkommen geheißen hatten. Man mußte Truppen unter General Cadorna gegen ſie ausſenden und es gelang, ſie nach heißen Kämpfen zu entwaffnen.

Im April 1869 fand endlich im Parlament zu Florenz zwiſchen den ſog. Permanenten und der Regierungspartei eine Verſöhnung ſtatt. Die erſtern, größtentheils Piemonteſen, hatten nur deßhalb lange getrotzt, weil ſie es nicht verſchmerzen konnten, daß Turin nicht hatte die Hauptſtadt Italiens bleiben können.

Die Eitergeſchwulſt im italieniſchen Parlament kam in den erſten Tagen des Juni 1869 zum Durchbruch, nachdem durch einen Preßprozeß in Mailand der Unfug der Conſorteria, der Staatsbetrügereien und Beſtechungen ſchon zur Sprache gekommen war. Die große Zahl der bei den Betrügereien betheiligten Parlamentsglieder machten die äußerſten Anſtrengungen, um den Abgeordneten Criſpi als Ankläger und ſeine Freunde durch ihr tumultuariſches Geſchrei einzuſchüchtern und beſſere Beweiſe zu verlangen, die aber ſchwer beizuſchaffen waren, weil die Conſorteria feſt zuſammenhielt, das Geheimniß bewahrte oder diejenigen beſtach, die

Von erſterem pflegte Johnſon zu ſagen, er ſey — in England wenigſtens — die letzte Zuflucht eines Taugenichts.

13.

Es iſt merkwürdig, daß die Engländer, die doch das öffentliche Verfahren in der Politik, wie in Rechtsangelegenheiten, weiter ausgebildet haben, als irgend ein anderes Volk, in allen Privatangelegenheiten ſo ſehr die Oeffentlichkeit ſcheuen. Bei den Galliern iſt dies umgekehrt. Jeder Akt eines Franzoſen braucht zu ſeiner Vollendung ein gewiſſes Publikum. Als man nach der Uebergabe der Citadelle von Antwerpen einen ſchwer verwundeten Franzoſen auf einer Bahre durch die Stadt trug, erblickte derſelbe zwei im Geſpräch vertiefte Engländer: „**Voilà comme ils sont, ces Anglais!**“ rief er aus, „**ils rient quand un Français souffre!**“ Gewiß fühlte er in der Aufmerkſamkeit, die er hierdurch auf ſich zog, eine Entſchädigung für ſeine Leiden.

14.

Die Vorliebe für die, ich möchte ſagen dramatiſche Oeffentlichkeit, die ſich bei den Franzoſen aller Stände und in allen Situationen des Lebens kund gibt, wußte Napoleon trefflich zu benützen. Er verſchaffte ihnen ſelbſt in den Pyramiden noch applaudirende Zuſchauer.

15.

Die Nationaleitelkeit der romaniſchen Völker, und hauptſächlich der Gallier, verhindert ſie, gegen andere Völker gerecht zu ſeyn. Dies iſt bei den Engländern, und überhaupt bei allen Völkern germaniſchen Urſprungs, weniger der Fall, am allerwenigſten aber bei den Deutſchen. Dagegen ſind die Franzoſen — wie die Weiber — oft ſehr großmüthig.

16.

Weder die Engländer noch die Franzoſen können vertragen, daß man ihnen mit zu großer Auszeichnung begegnet. Bei den Franzoſen iſt die Urſache hiervon in ihrem Nationalcharakter, bei den Engländern in ihren geſelligen Verhältniſſen zu ſuchen.

17.

Man wirft den Engländern, und zwar mit Recht, ihre zu große Liebe für das Geld vor; es iſt aber die Achtung für das Vermögen im gegenwärtigen Frankreich nur darum weniger groß,

es hätten verrathen können. Wenn man binnen 10 Jahren einige Milliarden Schulden macht, womit der Staat belaſtet wird, bringen die Staatsdiebe im Miniſterium und Parlament begreiflicherweiſe Summen genug zuſammen, um ſich ſelber die Kaſten zu füllen und auch die Hehler reichlich zu bezahlen. Criſpi hatte vorzugsweiſe den Miniſter Bargoni und die Abgeordneten Civinini und Fambri verdächtigt, aber viele Abgeordnete, die nicht ſelbſt der Conſorteria angehörten, waren beſtochen, oder wagten aus Furcht vor der übermächtigen Partei im entſcheidenden Augenblick nicht, Criſpi zu unterſtützen. Die fünftägige Debatte war eine ungeheure Schmach und Schande für die Volksvertreter, aber es kam nichts dabei heraus, als daß man Anträge machte, die an eine Commiſſion verwieſen wurden, um alles wieder zu vertuſchen oder wenigſtens zu verſchleppen. Da brachte nachträglich der Abgeordnete Lobbia zwei verſiegelte Packete mit Beweiſen des Betrugs. Man verlangte, er ſolle ſie der Kammer zur Verfügung ſtellen, er erklärte aber, nachdem früher bei einer Unterſuchung der Betrügereien bei Eiſenbahnen ſolche Aktenſtücke, obwohl ſie der Kammer zur Verfügung geſtellt worden ſeyen, ſofort verſchwunden wären, werde er die Akten nur vor der Unterſuchungscommiſſion ſelbſt öffnen. So durfte er vor den Vertretern Italiens reden, weil ſie ein böſes Gewiſſen hatten. Die er entlarven wollte, ließen ihm ſchon nach wenigen Tagen durch einen Meuchelmörder auflauern, der ihn in der Nacht des 14. Juni auch verwundete, dem er aber lebend entkam. Das Volk in Florenz, wie auch in Mailand gerieth darüber in große Aufregung, zog durch die Straßen, rief den Staatsdieben und ‚Mördern Italiens' Flüche zu und ließ Lobbia, Garibaldi und Mazzini leben. Die Preſſe der angeklagten Partei beeilte ſich, da man den Mörder nicht entdecken konnte, den ganzen Vorfall für erlogen und von Lobbia ſelbſt für erfunden zu erklären.

Die Papiere, welche Lobbia der Unterſuchungscommiſſion vorlegte, waren auf unbekannte Art dem Abgeordneten Fambri ent-

wendet worden und enthielten die Beweiſe, daß derſelbe in Tabak-Obligationen ſpekulirt und Gewinn davon getragen habe. Criſpi brachte noch ſchwerere Anklagen gegen Civinini und Tringalli vor, die ſich bei der Regie mit 2 Millionen betheiligt hatten, aber die Zeugen, welche gegen dieſe Speculanten zeugen ſollten, namentlich der Jude Mentoll, benahmen ſich gar kleinlaut und wollten von nichts wiſſen. Wie konnte man auch glauben, daß bei ſo großen im Complott verübten Betrügereien die ganze Wahrheit zu Tage kommen würde, da die Einſchüchterung und Beſtechung einen undurchdringlichen Schleier woben, wie in Wien, Petersburg und Waſhington. Das Ergebniß der Unterſuchung in Florenz war, „aus den Akten gehe hervor, daß gar kein Beweis einer unerlaubten Betheiligung irgend eines Abgeordneten an der Regie vorliege."

König Victor Emanuel erkrankte und zu allem Uebel kam nun noch eine Miniſterkriſis. Menabrea hatte einen ſchweren Stand zwiſchen den Parteien. Daß die Finanzen ſchlecht ſtanden, daß er zu der verhaßten Mahlſteuer hatte greifen müſſen, machte man ihm ebenſo zum Vorwurf, wie ſein Laviren gegenüber Frankreich und Rom, obgleich er gar nicht anders handeln konnte, ohne von andern Seiten angegriffen zu werden und ſeinen König in Gefahr zu bringen. Man quälte ihn mit unverſchämten Interpellationen im Parlament, mit rückſichtsloſen Angriffen und ehrenrührigen Verleumdungen, und doch hielt er lange aus, bis endlich die extremen Parteien ſich gegen ihn verbanden, die conſervativen Piemonteſen und die äußerſten Radikalen vereint gegen ihn ſtimmten, ſo daß er im November 1869 ſeine Entlaſſung eingeben mußte. An der Spitze ſeiner Gegner ſtand Lanza, den ſie zum Präſidenten der Kammer wählten und den auch der kranke König nach einem ziemlich langen Zuwarten an Menabrea's Stelle einſetzte. Auch Digny mußte das Finanzminiſterium an Sella abgeben. Menabrea war ſo unklug geweſen, die Anweſenheit der Franzoſen in Rom während des Concils als eine Beeinträchtigung der freien Berathung deſſelben

zu bedauern. Damit konnte er den Haß ſeiner Gegner nicht beſchwichtigen, ſondern nur ſich Frankreich gegenüber compromittiren. Uebrigens wurde der Eintritt Visconti-Venoſtas und Gavones als günſtig für Deutſchland angeſehen, denn der erſtere war immer für ein Zuſammengehen Italiens mit England und Preußen, der andere hatte im Frühling 1866 das Bündniß mit Preußen abgeſchloſſen.

Schon im März 1870 mußte der neue Finanzminiſter Sella wieder große Summen für den Staat borgen. er beantragte nämlich eine Convention mit der Bank, wodurch 122 Millionen und eine Rentenemiſſion, wodurch 80 Millionen erhalten würden. Die Bank würde für die Forderung durch Kirchengüter und Obligationen geſichert werden, durch deren Verkauf die Schuld des Staats bei der Bank ſo weit herabgemindert würde, daß es möglich werde, den Zwangscours für Banknoten aufzuheben.

Im Februar 1870 wurden wieder ungeheure Betrügereien und Geldſchneidereien im Neapolitaniſchen entdeckt. Man zählte in Neapel nicht weniger als 94 Wucherbanken. Die älteſte derſelben war von einem gewiſſen Ruſſo Scilla gegründet, welcher, als ſeine Schwindeleien, durch die er ſo viele Menſchen betrogen, herauskamen, die Flucht ergriff, jedoch eingefangen wurde. Mehrere andere erlitten das gleiche Schickſal. In Salerno empörte ſich das Volk, zertrümmerte die Banken und zwang das Wuchergeſindel zur ſchleunigen Flucht. (Das könnte ſich Wien zum Beiſpiel nehmen.) Bald darauf erfuhr man, das Deficit Ruſſo Scilla's belaufe ſich auf 30 bis 40, das eines gewiſſen Coſta auf 8 Millionen. Die Hauptanklage ging dahin, daß die Direktoren den Hauptintereſſirten Zeit gelaſſen hätten, ihre Kapitale zurückzuziehen und ihre Operationen mit Gewinn zu ſchließen, während der Verluſt die vielen beſcheidenen Einleger und das niedere Volk traf. Die Zahl der verhafteten Gauner belief ſich auf 72.

In Bezug auf Rom beobachtete ſowohl die italieniſche Regierung,

als die Partei Garibaldis eine kluge Zurückhaltung, weil Rom noch von französischen Truppen besetzt war. Garibaldi erließ im Frühjahr 1870 eine Manifest an die französische Armee, worin er sie an die glorreichen Schlachten der französischen Republik am Ende des vorigen Jahrhunderts erinnerte und den Wunsch ausdrückte, noch einmal ihre stolze republikanische Fahne begrüßen und an ihrer Seite kämpfen zu dürfen. Dieses vom 22. April von der Insel Caprera datirte Manifest wurde im französischen „Rappel" abgedruckt, um im Interesse der französischen Republikaner Wühlereien unter den französischen Truppen zu begünstigen. — Einigemal gab es kleine Unruhen, die jedoch bald wieder gedämpft wurden, da es offenbar nicht im Plane der republikanischen Führer lag, vor der Zeit die Kräfte der Partei unnütz zu erschöpfen. So mißlangen am 23. März 1870 Volksanstürmungen gegen die Kasernen in Pavia und Piacenza und am 8. Mai der Ueberfall, den 300 Rothhemden auf die Stadt Catanzaro machten.

Inzwischen brachen im Mai neue Unruhen in Sicilien und Calabrien aus, wobei auch ein Sohn Garibaldis betheiligt war, weßhalb Truppenverstärkungen dahin geschickt wurden. Der alte Garibaldi, der eben einen antipäpstlichen Roman hatte drucken lassen, wurde auf seiner Insel Caprera von drei Regierungsschiffen bewacht. Seit dem Plebiscit in Frankreich tauchten neue Kriegsgerüchte auf und man glaubte, eine neue Revolution werde in Italien im Interesse Frankreichs vorbereitet, um Victor Emanuel zu hindern, sich abermals mit Preußen zu verbinden. Am 28. Mai brach eine neue kleine Bande, vom Juden Nathan geführt, von Lugano aus in Italien ein, wurde jedoch schnell zerstreut. Dieser Jude soll ein natürlicher Sohn Mazzinis seyn, von einer Jüdin, die mit diesem Agitator zusammen lebte. Er wurde in Mailand verhaftet. Garibaldi wollte übrigens nichts mehr von Mazzini wissen, nannte die letzte Bewegung einen Knabenstreich und ärgerte sich sehr, daß sich sein Sohn Ricciotti dabei betheiligt hatte.

Die Apathie des Volks in Italien war groß, wie sie denn natürlicherweise aus der Unpopularität der Regierung, aus der großen Unzufriedenheit mit dem Finanzschwindel und dem Steuerdruck hervorgehen mußte und wie sie sich zugleich aus der Resignation erklärt, da der friedliebende Bürger und Bauer wenigstens in Oberitalien weder klerikal noch radical war und von extremen Parteien keine Hülfe erwartete. Bei der Feier des Verfassungsfestes sollten in Mailand vier Legionen Nationalgarde, zusammen 10,000 Mann, paradiren, und es fanden sich nur 150 ein.

Auch die Insurgenten selbst waren energielos. Der Magistrat des Städtchens Filadelfia beschrieb die Bande, wie sie ungefähr vierhundert Mann stark und mit einem großen Schwarme von Generalen, Obersten, Majoren ꝛc., aber ohne Munition und mit schlechten Waffen einrückten, die königlichen Wappen abrissen, die Sträflinge befreiten und Geld verlangten. Am andern Tage hörten sie, königliche Truppen rückten heran, und machten schnell noch eine doppelte Geldforderung, ehe sie entflohen. Die Einwohner wollten auch entfliehen, aber nur um der Geldleistung zu entkommen. Da rückten die Truppen schon heran, schossen ohne Weiteres auf alle Fliehenden und tödteten viele ganz unschuldige Bewohner der Stadt, während die feigen Insurgenten das Weite suchten.

Heimliche Betrügereien und offener Raub waren die Tagesordnung, zumal in Unteritalien. In Neapel wurde Ende August 1867 ein schon jahrelang bestehendes ungeheueres Complott entdeckt. Sämmtliche Zollbeamten, 180 an der Zahl, wurden verhaftet als überwiesen, schon seit sechs Jahren durch Unterschlagungen den Staat um nicht weniger als 30 Millionen betrogen zu haben. Aehnliche systematische Betrügereien entdeckte man beim Personal der Staats- und Depositenkasse zu Neapel. Bald darauf wurde bekannt, in der Provinz Ancona habe sich eine Bande von Schwindlern die Kirchengüter um Schleuderpreise angeeignet, indem sie

ehrliche Leute, welche ſolche Güter kaufen wollten, durch Drohungen davon zurückſchreckten.

Am ſchlimmſten ſah es in Sicilien aus. Von dort hörte man die ſchauderhafteſten Schilderungen. Die Brigandage wurde ſchonungslos verfolgt und von beiden Seiten beging man die ärgſten Grauſamkeiten. Hier waren es die Anhänger der alten, die der ſardiniſchen Regierung trotzten, in Oberitalien waren es die Garibaldianer. Die Vorausſetzung, Süd- und Norditaliener, Sicilianer und Piemonteſen, könnten ſich als Genoſſen derſelben Nation für deren Einheit begeiſtern, war eine ſehr irrige. In Sicilien waren ſchon die Neapolitaner immer gehaßt worden, wie viel mehr nicht die Piemonteſen. Die lange Mißachtung der Regierung war eine gerechte Strafe für dieſelbe, weil ſie weder früher noch in der letzten Zeit väterlich und weiſe für das Volk Sorge getragen hatte. Da die letzte Regierung kirchenfeindlich war, ſo wandte ſich auch der ganze klerikale Anhang der frühern Regierung von der neuen ab und machte nicht ſelten gemeine Sache mit den Banditen. Bei dem Aufruhr in Palermo im Jahr 1865 wurden die piemonteſiſchen Soldaten, die dem Volk in die Hände fielen, auf die grauſamſte Weiſe umgebracht, einer ſogar gekreuzigt, ein anderer von Weibern buchſtäblich in Stücke zerriſſen und ſein Fleiſch ſtückweiſe verkauft. Einer wurde lebendig verbrannt, andere verſtümmelt, und dabei läuteten die Mönche die Sturmglocke, theilten Waffen aus und ſchoſſen ſelbſt aus den Fenſtern auf die Truppen. Wenn ein Soldat ſtürzte ſchrieen ſie viva Santa Rosalia! Das iſt die bekannte Schutzheilige Palermos.

In Padua ſollte am 31. Januar 1868 das vom Papſt angeordnete Triduum beginnen. Die Garibaldianer ſtellten die Sache dar, als gelte es eine Feier des Siegs von Mentana. Am Abend des Tages verſammelten ſich die Studenten und Garibaldianer, etwa 1000 an der Zahl, und drängten unter dem Ruf von: Evviva Garibaldi! Tod dem Papſt! ꝛc. in den Dom ein. Noch

hatte die gottesdienſtliche Handlung nicht begonnen; doch brannten ſchon die zahlloſen Kerzen am Hochaltar und die Geiſtlichen waren in der Sakriſtei mit dem Anthun der kirchlichen Gewänder beſchäftigt, als die Studenten auch hier eindrangen und die Geiſtlichen unter Mißhandlungen nöthigten ſich zu entkleiden und die Kirche zu verlaſſen. Andere waren unterdeſſen auf die Altäre geſtiegen und hatten die Kerzen theils einfach ausgelöſcht, theils heruntergeworfen und zertreten. Während dies im Dom geſchah, geſchah ein gleiches in der Kirche del Carmine von San Francesco, in St. Maria de' Servi, San Daniele und San Andrea. Das kirchenſchänderiſche Beginnen erreichte aber ſeinen Gipfel in der Kirche des Seminariums, wohin man wußte, daß ſich der Biſchof geflüchtet hatte. Hier, ſowie in den Räumen des Seminariums ſelbſt, kam es zum förmlichen Kampf zwiſchen den Studenten einerſeits, den Meßnern, Seminariſten, Profeſſoren und Geiſtlichen andererſeits, wobei es mancherlei Verwundungen abſetzte. Truppen und Nationalgarde fanden ſich erſt ein, als die Ruheſtörer wieder abgezogen waren. Eine Vorſtellung im Theater: Galileo Galilei, oder die Inquiſition in Rom, war nur zu geeignet, das Feuer der Kirchenſtürmer nochmals aufflackern zu machen. Es begann ein Lärm ohne gleichen, tendenziöſe Rufe gegen den weltlichen Papſt und gegen Napoleon füllten die Zwiſchenakte aus; die aus den Kirchen und dem Seminar erbeuteten Barette und Hüte der Geiſtlichen, die Calotten der Sakriſtane, die Kragen der Miniſtranten, die zerriſſenen Soutanen der Seminariſten flogen unter wildem Jubel von Loge zu Loge, vom Parterre auf die Galerie, von dieſer wieder zurück in das Orcheſter, wo ſich ſchließlich die Muſiker mit den Baretten und Dreiſpitzen die Häupter bedeckten. Der hölliſche Scandal endete nur mit dem Ende des Stückes und dem Erlöſchen des Gaſes.

Des ſchlimmſten Muthausbruchs gegen die Kirche hatte **Venedig** ſich zu ſchämen. Als dort am Fronleichnamsfeſte 1868 nach frommer Sitte der greiſe Cardinal-Patriarch in großer Prozeſſion über den

Markusplatz zog, fiel plötzlich eine bestellte Pöbelmasse mit wahnsinnigem Gebrüll über ihn und den ganzen feierlichen Zug her. Wenn ihn nicht ein Offizier mit gezogenem Säbel vertheidigt hätte, würde er kaum davon gekommen seyn. Die wehrlosen Priester, die andächtigen Bruderschaften wurden ihrer Baldachine, Fahnen, Kirchengeräthe, Fackeln und Wachskerzen beraubt und unter grausamen Schlägen auseinander getrieben, bis Militär kam und wenigstens die Ruhe herstellte. Die Regierung aber begnügte sich, die öffentlichen Prozessionen sofort auch in allen Nachbarstädten zu untersagen, unter dem Vorwand, Excesse verhüten zu wollen.

Im April 1869 beschloß die zweite Kammer des Parlaments in Florenz, auch die jungen Priester sollten zum Militärdienst verpflichtet werden, was jedoch nicht durchging, weil die erste Kammer nicht zustimmte. Die Maßregel hatte zwar einen feindseligen Parteicharakter, war aber durch die unvernünftige Licenz der kirchlichen Autorität provocirt, denn es war eben so unvernünftig als unwürdig, daß die kleinen Bischöfe, von denen es bekanntlich in Italien wimmelt, jeden, der es haben wollte, um nur vom Militärdienst frei zu werden, zum Priester geweiht hatten. Zu diesem Privilegium hatten sich nun in neuer und neuester Zeit nur zu viele Jünglinge herbeigedrängt, welche nicht den geringsten Beruf zum Priester hatten und blos aus Feigheit, Bequemlichkeit oder aus Haß gegen die Regierung vom Kriegsdienst loskommen wollten. Wenn nun die Kirche in solcher Ueberzahl solche unwürdige Jünglinge begünstigte und unter ihren Schutz nahm, hieß das allerdings Regierung und Parlament herausfordern.

Inzwischen hat der Papst nicht verfehlt, gegen das neue Militärgesetz energisch zu protestiren und dasselbe zu verdammen.

Im Königreich Italien blieb es trotz aller Abneigung gegen die alte Kirche doch bei der alten Unwissenheit. Man hätte glauben sollen, die Regierung werde die Aufklärung des Volks durch ein wohlorganisirtes Schulwesen befördern. Allein es geschah nicht.

Bei den Aushebungen für das Jahr 1870 ergab ſich, daß von 86,953 italieniſchen Rekruten nur 26,514 leſen und ſchreiben konnten. Die Unwiſſenheit war auch im Klerus keine geringe, wie die deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfe bei dem Concil mit Staunen wahrnahmen. Italien hatte keinen Theologen hervorgebracht, aber grade die Unwiſſenheit der italieniſchen Biſchöfe diente dem Papſtthum zum ſtärkſten Bollwerk.

Im Neapolitaniſchen hatten zwar ſchon im Jahr 1860 eine beträchtliche Anzahl Geiſtliche unter der Führung eines gewiſſen Zaccharos eine Reform verlangt und in einer Zeitſchrift Emancipatore ihre Forderungen in fünf Punkten formulirt: Erſtens Liturgie in der Landesſprache. Zweitens Abendmahl unter beiderlei Geſtalt. Drittens freie Beichte. Viertens Verbreitung der Bibel und fünftens Aufhebung des Cölibats, und ſie waren auch von der Regierung gern geſehen und von England aus unterſtützt worden; allein ſie blieben iſolirt und als Victor Emanuel ſich mit den Biſchöfen ausgeglichen hatte, entzog er auch jenen Reformſüchtigen ſeine Gunſt. Vierzig von ihnen ſollen ſich verheirathet haben, mußten aber eben deßhalb ihre Kirchen verlaſſen. Die meiſten machten peccavi und wurden von den Biſchöfen wieder zu Gnaden angenommen. Dabei blieb es, bis im Sommer 1868 ein Prieſter in Salerno, Luigi Triglia, ſich öffentlich verheirathete. Der Gerichtshof von Salerno wollte es nicht erlauben, aber der Appellationshof in Neapel erlaubte es und Triglia behielt ſogar ſeine Pfarrei. Man las im Jahr 1869, daß auch die Appellationsgerichte in Palermo, Trani und Genua ähnliche Urtheile in Bezug auf andere verheirathete Prieſter gefällt haben.

Im Jahr 1869 wurde an der Univerſität in Florenz eine evangeliſch-theologiſche Fakultät errichtet, und drei Profeſſoren (Revel, Geymonat, Deſanctis), wirkten daſelbſt. Indeſſen ſcheint der italieniſche Volkscharakter für Annahme des Proteſtantismus nicht geeignet.

Im Anfang des Januar 1869 ereignete ſich in Rom ein Vor-

fall, welcher den ſüddeutſchen Particulariſten den Werth des Nordbundes bezeugte. Der geniale Bildhauer Kopf aus Württemberg wurde durch einen andern deutſchen Bildhauer aus Künſtlerneid fälſchlich der römiſchen Polizei denunciirt, als verführe er deutſche Proteſtanten, die in der päpſtlichen Armee dienten, zur Deſertion. In brutaler Weiſe verhaftet wurde jedoch Kopf noch an demſelben Tage durch den preußiſchen Geſandten, Herrn v. Arnim, der ſich perſönlich beim Papſt verwandte, wieder frei, worauf die zahlreichen deutſchen Künſtler in Rom, ſofern ſie nicht ſchon dem Nordbund angehörten, Herrn v. Arnim baten, ſie unter ſeinen Schutz zu nehmen.

In den letzten Tagen des Auguſt 1868 begab ſich Gaetano, Graf von Girgenti, jüngerer Bruder des depoſſedirten König Franz II. von Neapel mit ſeiner Gemahlin an den franzöſiſchen Hof und wurde auf dem Schloß zu Fontainebleau von der kaiſerlichen Familie auf das liebevollſte empfangen. Das erinnerte an den urſprünglichen Plan Napoleons III., wonach Italien nicht ein Einheitsſtaat, ſondern gleich dem deutſchen Bunde ein Bundesſtaat ſelbſtändiger Souverainetäten hätte werden ſollen, ſo daß darin neben dem Kirchenſtaat auch beide Sicilien ihre Unabhängigkeit behauptet haben würden. Der Empfang eines bourboniſchen Prinzen am franzöſiſchen Hofe deutete den Italienern an, was geſchehen könnte, wenn ſie ſich der franzöſiſchen Politik nicht fügen wollten. Vielleicht aber bezog ſich dieſer Beſuch mehr auf Spanien, ſofern damals Napoleon III. großen Werth darauf legte, Spanien immermehr für ſich zu gewinnen. Gaetans Gemahlin war die älteſte Tochter der Königin Iſabella von Spanien.

Als im September die Revolution in Spanien ausbrach, kämpfte Gaetan noch mit den königlichen Truppen für ſeine Schwiegermutter, ohne ihre Vertreibung hindern zu können. Napoleon III. hatte gehofft, ſich Spaniens bedienen zu können, um Italien im Zügel zu halten, wenn er einen Krieg am Rhein anfinge. Er würde

weil der Beſitz deſſelben weniger geſichert iſt, und die vermöglichen Klaſſen nicht wie in England einen Damm gegen den Andrang der Maſſen bilden.

18.

Die Engländer legen einen höheren Werth auf Familie, als jedes andere Volk, und es iſt dies ein Princip, welches durch keine Veränderung in der Regierungsform, durch keine politiſchen Reformen geſchmälert werden kann. Selbſt bei den Amerikanern wirkt es noch jetzt, wie vor dem Unabhängigkeitskriege. Daher denn auch die Menge reicher Kaufleute, welche jährlich von New-York und Philadelphia nach Europa kommen, um ſich Ahnen zu holen.

19.

Der amerikaniſche Novelliſt Cooper meint, daß die Franzoſen das Geld eben ſo ſehr lieben als die Engländer, aber im Allgemeinen ſich deſſen ſchämen, und daher ihre Neigung weniger an den Tag legen. Dies mag wahr ſeyn, iſt aber noch immer ehrenvoller als die öffentliche Verehrung, die man Mammon in England zollt. Die niederen Klaſſen Frankreichs ſchließen ſich wenigſtens dieſer Götzenverehrung weniger an, obgleich die Bourgeoiſie und ſelbſt ein Theil der Nobleſſe, ungeachtet aller Widerſprüche, die Macht des Geldes unbedingt anerkennt. Doch hat die Liebe zum Gelde bei den Engländern einen ganz andern Grund als bei den Franzoſen. In England bringt das Vermögen Macht, Anſehen und Unabhängigkeit — das höchſte Gut des Britten; — in Frankreich verſchafft es blos Genuß, welcher bei den verſchiedenen Klaſſen ſehr relativ iſt; und der Rentier von 600 Franken iſt am Ende eben ſo glücklich als der von zehn tauſend.

20.

Ein gewiſſes Vermögen gehört in England zur Reſpectabilität. In keinem andern Lande der Welt, als vielleicht in den nordöſtlichen Staaten der amerikaniſchen Union, iſt es eine Schande, arm zu ſeyn. Man erinnere ſich an die merkwürdigen Worte, welche Junius an Woodfall, den Herausgeber des Daily Advertiser, ſchrieb: „Put money in your pocket,“ ſagte er; „without money you cannot be independent, and scarcely honest.“ Zu deutſch: „Mache Geld, ſo viel du kannſt. Ohne Geld kannſt du nicht unabhängig und kaum ehrlich ſeyn.“

zu dieſem Zweck ſeine Truppen aus dem Kirchenſtaat zurückgezogen und durch ſpaniſche Truppen erſetzt haben. Die Spanier aber machten ſich plötzlich unabhängig und vertrieben die Dynaſtie der Bourbons für immer. Das machte nun die Aktien Victor Emanuels in Paris wieder ſteigen. Schon im Anfang des Oktober wurde Prinz Napoleon nach Florenz geſchickt, um neue Verabredungen einzuleiten, und im Dezember ging General Cialdini nach Madrid. Aber es half nichts. Die Spanier wollten weder einen Bourbon, noch einen Sarden. — Im Februar 1870 ſtarb der depoſſedirte Großherzog Leopold von Toscana, dagegen wurde dem Prinzen Humbert am Ende des Jahres 1869 ein Erbprinz geboren, der den Namen Prinz von Neapel erhielt.

Während ſich im Frühjahr 1869 in Rom alles zur Feier des 50jährigen Prieſterjubiläums des heil. Vaters in Rom feſtlich vorbereitete, mußte daſelbſt der Exkönig von Neapel, Franz II., mit ſeiner Familie den Schmerz erleben, zu erfahren, daß ſein junger Vetter, Prinz Ludwig von Bourbon, Sohn des gleichnamigen Prinzen, Grafen von Aquila und der Prinzeſſin Januaria von Braſilien, auf der Inſel Cuba die ſchöne Tochter eines reichen Juden daſelbſt nach Nordamerika entführt und dort geheirathet habe. Seiner Urgroßmutter war Napoleons Stiefſohn Eugen für einen Schwiegerſohn zu gering geweſen. So deſertirt es aus den alten Häuſern hinaus in die moderne Demokratie. Der Exkönig von Neapel beſuchte im Sommer 1869 mit ſeiner Gemahlin die Verwandten in Bayern und kehrte im Herbſt nach Rom zurück.

Achtes Buch.

Die ſpaniſche Revolution.

Die Tage der Bourbons in Spanien neigten ſich zu Ende, ohne daß man es noch merkte. Alle oft wiederholten Revolutionen hatten bisher den Thron zwar erſchüttert, jedoch noch nicht umſtürzen können. Sie würden es wohl auch nie vermocht haben, wenn in der königlichen Familie nur noch ein Funke von Geiſt, ſittlicher Energie, oder auch nur Anſtändigkeit zu finden geweſen wäre. Aber ſie war gar zu erbärmlich herabgekommen und machte ſich zuletzt ſo verächtlich, daß ſie vom Volk verlaſſen wurde.

Die Spanier erzählen ſich folgende Legende. Als ihr Schutzpatron, der h. Jakob von Compoſtella, in den Himmel kam (ſo ſagen ſie), habe er für ſein Vaterland die beſten Dinge erbeten; Alles ſey ihm bewilligt worden, tapfere Männer, ſchöne Frauen, geſundes Klima, fruchtbarer Boden ꝛc. Zuletzt habe er aber auch eine ‚gute Regierung‘ verlangt. Da habe es aber geheißen: „Nein, heiliger Mann, das kannſt du nicht verlangen; denn wenn Spanien auch eine „gute Regierung“ hätte, dann würden unſere Engel den Himmel verlaſſen, um ſich in Spanien anzuſiedeln!“ — Das paßte ſchon auf die letzten Habsburger in Spanien, noch vielmehr aber auf die Bourbons. Nicht ein einziger Bourbon in Spanien hat ſich durch Genie oder auch nur durch gewöhnlichen Verſtand und

Herzensgüte ausgezeichnet. Der letzte König, Ferdinand VII., war der ſchlechteſte von allen, ſein Leben lang ein böſer Bube, falſch, boshaft, grauſam und dabei bis zur Niederträchtigkeit feig. Seine Wittwe ſchämte ſich als Regentin nicht, von Jahr zu Jahr hohen Leibes vor die Cortes zu treten, denn ſie bekam viele Kinder von ihrem Buhler, einem gemeinen Gardiſten. Um dieſe Kinder zu verſorgen, nachdem ſie den Gardiſten zum Herzog erhoben hatte, beſtahl ſie das Land und brachte große Summen nach England in Sicherheit, ehe ſie flüchten mußte. Das Volk rief ihr auf den Straßen zu: Es lebe die Schamhaftigkeit! Ihre unſchuldige Tochter Iſabella erbte von ihren ſündhaften Eltern ein Flechtenübel, war frühzeitig gereift und aufgedunſen und wurde in die Laſter der Mutter eingeweiht, ehe ſie ſich ein Urtheil über deren Verwerflichkeit bilden konnte. Dann wechſelte ſie ihre Liebhaber. Der erſte ſoll Serrano geweſen ſeyn. Durch eine ſchändliche Intrigue Ludwig Philipps von Frankreich wurde ſie mit ihrem Vetter Franz, einem Schwächling an Leib und Seele, einem kleinen magern Männchen mit einer Fiſtelſtimme vermählt, weil Louis Philipp hoffte, ſein Sohn Montpenſier, der ihre Schweſter heirathen mußte, würde zur Thronfolge in Spanien gelangen. An der Seite ihres Männchens ſpielte nun Iſabella eine klägliche Rolle. Indem ſie ſich mit Liebhabern entſchädigte, verlor ſie alle Achtung beim Volk. Ohne Fähigkeit zu regieren, wurde ſie von den Miniſtern, die ihr die Parteien aufdrangen, mißbraucht. Schlimmes ahnend, folgte ſie dem Beiſpiel ihrer Mutter und ſchaffte viel Geld in's Ausland, um genug zu haben, wenn auch ſie einmal flüchten müßte. Die Miniſter merkten es und ſchränkten ihre Einnahmen bis auf ein Viertel ein. Andere Miniſter aber bereicherten ſich ſelbſt und brachten die Finanzen in den elendeſten Zuſtand.

Auch Ferdinand's VII. Bruder Don Carlos, dem die Erbfolge im Mannsſtamme gebührt hätte und der ſie wirklich in einem blutigen Kriege anſprach, war geiſtlos und unfähig und wurde ver-

bannt. Gleich ihm zeichneten ſich auch ſeine Nachkommen durch nichts aus, was die Spanier hätte begeiſtern können, ſo daß man die Weiber fortgejagt und den Mannsſtamm auf den Thron zurückgeführt hätte.

Die Nation ſelbſt war nicht einig. Noch beſtand der Unterſchied und die Eiferſucht der einzelnen Provinzen fort, von denen auch bei jeder Revolution jede gern ihre eigene Junta wählte und für ſich handeln wollte. Dann ſtanden ſich als politiſche Parteien Conſervative, Gemäßigt-Liberale und demokratiſche Fortſchrittsmänner (Servile, Moderados und Progreſſiſten) gegenüber. Die erſtern waren, wie auch die Königin, bigott, die letztern freigeiſtig. Die Kirche hatte keine Macht mehr, denn als die Königin-Mutter, um die weibliche Thronfolge zu retten, ſich mit den Liberalen gegen die Carliſten verbinden mußte und bald darauf die Progreſſiſten das Heft ergriffen, wurden die Kirchengüter geraubt, die Klöſter aufgehoben.

Es ſcheint wunderbar, daß ſich in Spanien, bei einem ſo geiſtvollen Volke, bei dem ſich auch immer noch alte Frömmigkeit erhalten hat, kein ausgezeichneter Mann erhebt, um der modernen Aufklärung gegenüber, welche nur das fade Abwaſſer der engliſchen und franzöſiſchen iſt, dem noch tief wurzelnden romantiſchen Nationalgefühl Ausdruck zu geben.

Achthundert Jahre lang kämpften die chriſtlichen Spanier mit unerhörter Ausdauer gegen den Islam, bis ſie ihn über das Meer vertrieben. In keinem andern Volke war chriſtlicher Glaubenseifer und germaniſche Heldenkraft und Treue ſo innig verbunden, wie im ſpaniſchen. Und das ſchien alles jetzt vergeſſen und die liberalen Profeſſoren auf Katheder und Tribune ſchwatzten nur noch die albernen Phraſen ungläubiger Collegen im Ausland nach. Bis zum Ende der vierziger Jahre redeten in Spanien noch Balmes und Donoſo Cortes mit feuriger Zunge, wie Veuillot und Dupanloup in Frankreich. Aber beide ſind jung geſtorben und nach ihnen iſt keiner mehr gekommen, der das Chriſtenthum zu vertheidigen ver-

ſtünde. Doch wiederholt ſich hier nur, was ſich auch ſchon in andern katholiſchen Reichen zugetragen hat. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war auch in Frankreich und Oeſterreich der kirchliche Geiſt ſo erſchlafft, daß der Jeſuitenorden nicht einen einzigen Mann mehr hervorbrachte, der die Miſſion ſeines Ordens irgend mit Feuer und Geiſt zu vertheidigen verſtanden hätte. Eine ſo tiefe Ebbe des chriſtlichen Bewußtſeyns erklärt ſich wohl, ſofern der allzu ſehr in Sicherheit gewiegte Klerus faul wurde und der weltlichen Macht zu viel huldigte.

Noch regierte Iſabella, als ſchon vom Ausland Intriguen angeſponnen wurden, ſie zu beerben. Immer noch war der ſog. iberiſche Plan, nach welchem der junge König von Portugal mit Hülfe der Progreſſiſten Spanien hätte annektiren und die ganze pyrenäiſche Halbinſel unter ſeiner Krone hätte vereinigen ſollen, nicht aufgegeben. Auch der König von Italien, als Schwiegervater des Portugieſen, hoffte Vortheile davon. Andererſeits hatte der Herzog von Montpenſier als Schwager Iſabellas den alten Plan ſeines Vaters nicht vergeſſen und Napoleon III. hoffte durch den Schutz, den er der einen oder andern Partei gewähren würde, wieder größern Einfluß in Spanien zu gewinnen. Iſabella ſelbſt kam ihm dabei entgegen und glaubte, durch ſeinen ſtarken Arm geſchützt werden zu können, wenn ſie der Parteien allein nicht mehr mächtig wäre. Dazu kam nun noch der Ehrgeiz der ſpaniſchen Generale, die ſich behaupten oder wieder an's Ruder kommen wollten. Die einen conſpirirten heimlich mit dem Ausland, die andern ſtützten ſich mehr auf die innern Parteien. Es dauerte jedoch lange, bis die verſchiedenen Provinzen, Parteien und Generale, wenigſtens in der negativen Richtung, d. h. im Haſſe der Dynaſtie, ſich verſtändigten und zu einem gemeinſamen Handeln entſchloſſen.

Es iſt nicht unintereſſant, ſich an die Vorgänge früherer Tage zu erinnern. Die ſpaniſche Armee hatte ſeit der Reſtauration unter Ferdinand VII. beſtändig revolutionäre Elemente enthalten. Unter

den geheimen Geſellſchaften hatte ſich die der Iſabellinos oder der „Wächter der Unſchuld“ ausgezeichnet, welche für die damals noch unmündige Iſabella ſtreiten zu wollen vorgaben, eigentlich aber die Verfaſſung von 1812 herſtellen wollten. Sodann die Geſellſchaft der Sonnenſöhne (los hijos del sol), welche im Jahr 1826 unter den aus Amerika zurückgekommenen Offizieren entſtand und zu denen auch Eſpartero gehörte, welcher nachher eine ſo große Rolle ſpielte. Bei der entſchiedenen Unfähigkeit ſämmtlicher Mitglieder der Dynaſtie war es ſehr natürlich, daß kühne und bei den Soldaten beliebte Generale nach der Regierungsgewalt ſtrebten. Der eigentliche Zweck war dabei weder Chriſtine, noch Iſabelle, noch auch die Verfaſſung von 1812, ſondern die Uſurpation nach dem Beiſpiel der ſüdamerikaniſchen Generale.

Im Auguſt 1867 wurde in Catalonien abermals mit großer Oſtentation ein Aufſtand begonnen, aber des Geſchreis war viel mehr, als der Thaten. General Prim ſollte wieder an der Spitze ſtehen und diesmal ganz Spanien inſurgiren; ſo prahlte man, aber er war nirgends zu finden. In zwei Colonnen zogen die Inſurgenten dem Ebro zu, wurden aber beide, am 22. Auguſt, die eine im Aran- die andere im Anzothale von den königlichen Truppen geſchlagen und Contreras, der die erſtere befehligte, zur Flucht über die Pyrenäen gezwungen, wo er die Waffen ablegen mußte. Man hörte zwar noch im Anfang des September von einem kleinen Erfolge der Inſurgenten unter Valdrick, aber auch er mußte capituliren. Die ganze Revolution verpuffte ſchon im Beginn, wie eine Seifenblaſe. Narvaez traf ſtrenge Maßregeln und ließ die gefangenen Aufrührer in die ungeſunde Luft von Fernando Po verbannen. Von Prim erfuhr man erſt ſpäter, als er ſich im Oktober beim ſog. Friedenscongreß in Genf einfand und er etwas zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen veranlaßt war, er ſey aus ſeinem bisherigen Aſyl in Brüſſel nach Algier gereist, um von da an der ſpaniſchen Küſte landen und den Regierungstruppen, die gegen Cata-

lonien zogen, in den Rücken zu fallen; aber er habe zu wenig Leute aufgebracht, um ſeinen Vorſatz ausführen zu können, und unterdeß ſey in Catalonien ſchon alles mißlungen geweſen.

Der ſpaniſche Miniſter des Auswärtigen, Arrazola, erließ am 21. September ein Umlaufſchreiben an die ſpaniſchen Geſandtſchaften, worin er enthüllte, die Inſurgenten hätten ſchon deßwegen nicht reuſſiren können, weil ſie ihre wahre Abſicht nicht hätten verrathen dürfen, um ſich nicht ganz unpopulär zu machen. Es habe ſich um die Ehre, um den Nationalſtolz der Spanier gehandelt, denn der Aufſtand ſey von der iberiſchen Partei ausgegangen und dieſe Partei habe die Abſicht gehabt, um ſich fremder Hülfe zu verſichern, ſpaniſche Provinzen abzutreten. Darunter konnte nur die Wiederaufnahme des Plans von 1808 gemeint ſeyn, nach welchem Spanien bis zum Ebro an Frankreich hätte abgetreten werden ſollen.

Die Welt wurde überraſcht, als Papſt Pius IX. der Königin Iſabella am 6. Februar 1868 eine geweihte goldene Roſe überſchickte und ihr dazu ſchrieb: „Wir wünſchen Dir, geliebte Tochter, durch ein ewiges Zeichen unſre Liebe zu bezeigen, für Deine dem h. Stuhl geleiſteten Dienſte und Deine großen Tugenden; die Roſe iſt mit Balſam und Muskat begoſſen, als Symbol des guten Geruchs Chriſti, den alle, welche an der Spitze der Geſellſchaft ſtehen, durch ihre Handlungen und Sitten ausſtrömen ſollten.“ Was Iſabella's Tugenden betrifft, ſo wußte jedermann in Spanien, was davon zu halten ſey, denn ſie hatte den letzten ihrer vielen Liebhaber, Marfori, einen gemeinen Lakaien, zu ihrem Intendanten erhoben und er war beſtändig in ihrer Nähe. Die Anweſenheit des ſchwachen Königs verſtärkte noch den peinlichen Eindruck dieſes Ehebruchs, von dem die Königin übrigens durch ihren Beichtvater Pater Claret unter Zuſtimmung der Nonne Patrocinio, die für eine Heilige galt, regelmäßig abſolvirt wurde. Die boshafte Welt ſagte, die Königin habe die goldene Roſe ihrem Marfori geſchenkt und dieſer ſie im Knopfloch getragen. Genug, wenn man ſo etwas auch

nur erfinden durfte, ohne daß man es für unglaublich hielt. Indeß diente die goldene Roſe einem politiſchen Zweck.

Im März 1868 kamen Nachrichten aus Spanien, auch dort habe es den Winter über an Lebensmitteln und Arbeit gemangelt und viele Unzufriedene hätten ſich theils von den republikaniſchen Progreſſiſten, theils von den Carliſten anwerben laſſen, um in den Gebirgen von Catalonien und Aragonien bandenweiſe zu plündern. Es hieß, beide einander ſonſt haſſende Parteien hätten ſich gleichwohl zum Sturze des Narvaez und der Königin Iſabella verbündet. Viele Edelleute, auf ihren Schlöſſern nicht mehr ſicher, ſeyen nach Madrid geflohen.

Am 23. April 1868 ſtarb Narvaez, der ſo lange her die Königin Iſabella geſchützt hatte. Das neue Miniſterium wurde von Bravo Murillo, bisherigen Miniſter des Innern, gebildet und blieb conſervativ. Allein die Oppoſition und die auswärtige Intrigue regten ſich auf's neue. Eine große Verſchwörung wurde angezettelt, an welcher ſehr namhafte Generale der Armee theilnahmen. Am 7. Juli ſollte ein großer Aufſtand der Truppen erfolgen, aber der ganze Plan war, wie es hieß, von Paris aus der ſpaniſchen Regierung verrathen worden und ſie kam der Ausführung zuvor durch plötzliche Verhaftung der Generale Dulce, Lattore, Serrano, Zabala, die ſofort nach den kanariſchen Inſeln deportirt wurden. Zugleich wurde Eſpartero, das alte Haupt der Progreſſiſten, polizeilich überwacht und der Herzog von Montpenſier mit ſeiner Gemahlin, der Schweſter der Königin Iſabella, aus Spanien verbannt. Alſo hatte auch dieſer conſpirirt. Die meiſte Aufregung herrſchte in Catalonien, weßhalb auch dieſe Provinz in Belagerungszuſtand erklärt wurde. Ohne Zweifel war die ausländiſche Intrigue auch diesmal wieder betheiligt und bediente ſich auch diesmal wieder des leichtſinnigen Ehrgeizes unter den höhern Offizieren Spaniens. General Prim, der frühere Agitator, verwahrte ſich, er wiſſe von nichts und habe London nicht verlaſſen. Die Regierung ließ bei

einer großen Revue in Madrid am 12. Juli eine Generalordre vorlesen, eine mit großem Pathos geschriebene Aufforderung an die Generale, Offiziere und Soldaten des ersten Armeekorps, endlich einmal alle Laster und Gebrechen aus den Reihen der Armee zu entfernen und sich dankbar gegen die Königin zu zeigen, welche mit vollen Händen die geringsten Dienste belohne und den schwersten Fehlern huldvolle Verzeihung gewähre. Die spanische Armee habe sich unter allen europäischen Armeen, die sich nie in Empörungen und politische Unruhen einmischen, in scandalöser Weise hervorgethan. Es sey Zeit, daß diese Reihenfolge von Empörungen der Soldateska ein Ende nehme ꝛc.

So weit sich bis jetzt in das Dunkel der Intriguen hineinblicken läßt, war die iberische Intrigue diesmal durch eine zweite neue, die man am besten als orleanistische bezeichnet, durchkreuzt worden. Der iberische Plan war bekanntlich, die Königin Isabella zu entthronen, das ganze Haus Bourbon aus Spanien zu vertreiben, Spanien mit Portugal unter dem jungen König des letztern Landes zu vereinigen, das nördliche Spanien aber vom Ebro bis zu den Pyrenäen an Frankreich abzutreten, um sich dadurch den französischen Schutz zu erkaufen. Diesem Plane wurde nun ein anderer entgegengesetzt. Das in Spanien so schwer bedrohte Haus Bourbon suchte in einer Fusion mit den Orleaniden sein letztes Heil. Der Herzog von Montpensier, ein jüngerer Sohn Ludwig Philipps, hatte die Schwester der Königin Isabella, Louisa Fernanda, geheirathet und diese berüchtigte „spanische Heirath" hatte zur Unpopularität und zum Sturze Ludwig Philipps nicht wenig beigetragen. Gleichwohl sollte sie jetzt dem gemeinschaftlichen Interesse der ältern und jüngern Linie Bourbon noch Früchte tragen, wie sie hofften. Es war die Absicht, da die arme Isabella sich doch nicht lange werde behaupten können, sie zur Abdankung zu veranlassen und ihren jungen Sohn Alfons (geboren 1857) auf den Thron zu setzen, für welchen dann sein Oheim Montpensier die

Regentſchaft übernehmen ſollte. Für dieſen Plan nun hatten ſich die Generale entſchieden, welche ſo plötzlich verhaftet wurden, ehe man an die Ausführung denken konnte. Der Plan ſoll der ſpaniſchen Regierung von Paris aus inſinuirt worden und der franzöſiſche Geſandte in Madrid, Mercier, dabei beſonders thätig geweſen ſeyn. Man erfuhr, Iſabella habe ſich nur ſchwer dazu entſchloſſen, ihre geliebte Schweſter und ihren Schwager zu verbannen, ſie ſcheint alſo ſelbſt dem orleaniſtiſchen Plane nicht abhold geweſen zu ſeyn und unterlag nur dem Druck franzöſiſcher Drohungen und derjenigen der ſpaniſchen Staatsmänner, die ihre ſchwache Regierung um jeden Preis fortdauern laſſen wollten, um ſich keiner ſtärkern unterwerfen zu müſſen. Dagegen legten Pariſer Nachrichten der Königen Iſabella die feige Abſicht unter, ſie habe ihre Schweſter nur aufgeopfert, um Napoleon III. zu ſchmeicheln und deſſen Gunſt zu erlangen.

Ein noch helleres Licht wurde auf die hier betheiligte napoleoniſche Politik geworfen durch den Verſuch inſpirirter franzöſiſcher Blätter, den Grafen Bismarck herbeizuziehen und Preußen zu beſchuldigen, es habe den Herzog von Montpenſier heimlich angereizt und unterſtützt, um an Spanien, wenn der Plan gelinge, einen Bundesgenoſſen gegen Napoleon III. zu gewinnen. Preußiſche Blätter bemerkten ziemlich kalt und verächtlich, man wiſſe in Berlin recht wohl, daß die Orleaniden keine beſſern Freunde Deutſchlands ſeyen, als die Napoleoniden.

Im April 1868 wurde die älteſte Tochter der Königin Iſabella, welche gleichfalls Iſabella hieß und ſechs Jahre älter war als ihr Bruder Alfons, mit einem Bourbon älterer Linie, dem Prinzen Gaëtan de Girgenti, Bruder des Exkönig Franz von Neapel, vermählt. Wenige Monate ſpäter gingen Gerüchte um, welche die Welt in Erſtaunen ſetzten, aber durch den äußerſt freundſchaftlichen Empfang des jungen Ehepaars am Hofe zu Fontainebleau im Auguſt neue Nahrung erhielten. Wie kam der junge in Neapel

Merkwürdig iſt noch, daß die Engländer das Wort „rich“ (reich) für Alles brauchen, was gut iſt, ſo wie im Gegentheil „poor“ (arm) mit ſchlecht ungefähr gleichbedeutend iſt. Man ſpricht von „reichen“ Anekdoten, „reichen“ Repartien, „reichen“ Paſteten ꝛc., ſo wie im Gegentheil von einem „armen“ Parlamentsglied, einem „armen“ Muſikanten, oder einem „armen“ Finanzminiſter. Schon Shakespeare gebraucht das Wort „arm“ in dieſer Bedeutung:

„But he that filches from me my good name,
Robs me of that which not enriches him,
And makes me poor indeed.“

Othello, Act III.

21.

Die Franzoſen opfern ſich leichter einer Idee auf, als die Engländer, aber dadurch, daß die letzteren immer etwas Praktiſches, Erreichbares wollen, verfallen ſie auch ſeltener auf Irrwege, und erreichen ſicherer ihr Ziel. Dafür haben ſie aber auch keine Romantik, und bei ihren unzähligen gewonnenen Schlachten kein heroiſches Zeitalter.

22.

Dupin hat eine Skala für den Muth verſchiedener Völker entworfen. Er gibt den Engländern 22° courage physique und 2° courage moral; bei den Franzoſen kehrt er dieſes Verhältniß um. Dies mag in Bezug auf den gemeinen Soldaten richtig ſeyn; die engliſchen Offiziere aber ſtehen gewiß keinen andern an moraliſchem Muth nach. Nur die Offiziere — meiſtens Söhne aus den angeſehenſten Familien — repräſentiren die engliſche Nationalität: die Gemeinen werden zum Soldatenhandwerk gedungen, wie die Arbeiter zum Feldbau, und nach Maßgabe ihrer Leiſtungen belohnt. Deſſen ungeachtet, und vielleicht eben deßwegen, iſt die Disciplin in der engliſchen Armee muſterhaft, und das beſte Einverſtändniß unter den Offizieren, deren Rang in der Geſellſchaft weniger von ihrem Grade, als dem der Familien abhängt, welchen ſie angehören, und der Titel „Gentlemen“ begreift ſie Alle. Bei den ungeheuern Koſten der engliſchen Armee hält Mac Culloch ein ſtehendes, angeworbenes Heer dennoch für die beſte und wohlfeilſte Nationalvertheidigung.

depossedirte Bourbon dazu, die Gunst Napoleons III. gewonnen zu haben? Die Presse dachte anfangs an einen abenteuerlichen Plan, nach welchem der Kaiser der Franzosen im Sinne haben sollte, die Bourbons in Neapel wieder einzusetzen, um dadurch Rom besser zu schützen. Man brachte damit das vom Papst für das nächste Jahr einberufene Concil in Verbindung. Man träumte von einer großen katholischen Reaktion gegen das kirchenfeindliche Italien, wie auch gegen das protestantische und liberale Preußen. Es zeigte sich jedoch bald, daß der junge Graf von Girgenti zwar geheime Verabredungen mit Napoleon III. eingegangen war, daß sie aber nicht Italien, sondern Spanien betrafen. Der Graf ging nach Spanien, seine junge Gemahlin blieb in Frankreich zurück. Gleichwohl suchte die immer argwöhnische Presse den spanischen Plan des französischen Kaisers mit dem italienischen in Verbindung zu bringen. Sofern die schwache Königin Isabella die immer wiederholten Verschwörungen und Aufstände auf die Dauer nicht würde bemeistern können, der frühere iberische Plan an der bestimmten Weigerung des unter englischen Einfluß stehenden jungen Königs von Portugal scheiterte, Montpensier aber als Orleanide dem Kaiser Napoleon mehr als jeder andere zuwider seyn mußte, schien der junge Girgenti, den die Königin Isabella selbst unterstützte, am besten geeignet zu seyn, nach Isabellens freiwilliger oder gezwungener Entsagung entweder für den unmündigen Prinzen von Asturien die Regentschaft zu übernehmen, oder eventuell auch selber König zu werden.

Gewiß ist, daß Napoleon III. im September mit seiner Gemahlin nach Biarriz und Isabella nach San Sebastian reisten und dort an beiden Seiten der Pyrenäen längere Zeit ihren Aufenthalt nahmen, so daß sie einander besuchen konnten. Das erste, was sie verabredeten, soll die Absendung spanischer Truppen nach dem Kirchenstaate gewesen seyn, um dort die französischen abzulösen. Die französische und preußenfeindliche Presse wünschte und erwartete einen Angriff Frankreichs auf den norddeutschen Bund und schrieb

daher dem Kaiſer der Franzoſen die Klugheit zu, er habe die Spanier brauchen wollen, um die Italiener im Zaum zu halten, während er ſeine eigenen Truppen alle für den Rheinfeldzug würde brauchen müſſen. Daß die depoſſedirten Fürſten in Italien und Deutſchland daran Hoffnungen knüpften, begreift ſich leicht. Man rechnete auf eine großartige Reaction und bezog darauf auch das Vorgehen des Papſtes und die Einberufung des Concils.

Aber die Oppoſition in Spanien bereitete in aller Stille ein Gegenmanöver vor, was alle Anzettelungen in den Pyrenäenbädern zerriß. Die kaiſerlich franzöſiſche und königlich ſpaniſche Familie wollten ſich gegenſeitig beſuchen und jeden Tag erwartete man, von ihrer Zuſammenkunft durch die Zeitungen benachrichtigt zu werden, als plötzlich eine ganz andere Nachricht alle Gemüther in Bewegung ſetzte.

Die bisher beſiegten Parteien hatten endlich eingeſehen, daß ſie in ihrer Vereinzelung eine nach der andern unterliegen müßten; ſie vereinigten ſich alſo zu dem Zweck, die Regierung zu überwältigen, eventuell die Königin zu vertreiben. England ſcheint die Hand im Spiel gehabt zu haben, weil General Prim, der in London als Verbannter lebte, die eigentliche Seele des ſpaniſchen Aufſtandes wurde. Als er London verließ, um die große Rolle zu ſpielen, die ihm das Schickſal vorbehalten hatte, war er auf das beſte vorbereitet, war das Verſtändniß unter allen unzufriedenen Generalen und Parteien ſchon getroffen und erfüllte ſich das ſtolze Wort, das er einſt dem belgiſchen Juſtizminiſter Bara geſagt, als dieſer ihn aus Brüſſel auswies: „Gedenken Sie daran, wenn ich einmal Spanien regieren werde!“ Zu derſelben Zeit, in welcher Prim von London aus nach Cadix fuhr, begaben ſich eben dahin die nach den canariſchen Inſeln verbannten Generale, an ihrer Spitze Serrano, Herzog della Torre. Man hatte ſie befreit. In Cadix vereinigten ſie ſich mit Prim, der bereits den Admiral Topete und

mit ihm die vor Cadix liegende ſpaniſche Flotte für die Revolution gewonnen hatte. Um jede Eiferſucht und jede Bevorzugung des einen Generals vor dem andern zu vermeiden, überließ man das Pronunciamento dem Admiral, und da alles wohl vorbereitet war, ſo fiel Cadix am 18. September in die Hände der Verſchworenen. Die Nachricht davon verbreitete ſich augenblicklich durch ganz Andaluſien und weiter durch ganz Spanien. Wie ſehr alles bereits vorbedacht, wie groß die Verachtung der Königin bei der Mehrheit der Nation und die Furcht der herrſchenden Miniſter vor der Revolution war, geht daraus hervor, daß der in Madrid dirigirende Miniſter Bravo ſogleich den Kopf verlor und, um ſeine Perſon und ſeine eingeſammelten Schätze zu retten, bei der erſten Nachricht vom Aufſtand in Cadix mit ſeiner ganzen Familie nach Frankreich flüchtete. Die Königin war in San Sebaſtian, fern von Madrid. Sie ernannte Joſeph Concha zum Chef des Miniſteriums, der aber dringend verlangte, ſie ſolle nach Madrid zurückkehren. Sie wollte es auch und verſuchte es dreimal, aber ſie fand den Weg nicht mehr frei oder fürchtete ſich, in Madrid die Gefangene der Revolutionspartei zu werden. Nun ſollte Concha in Madrid allein alle Verantwortlichkeit übernehmen, während ringsum ſchon der Verrath lauerte. Doch verlor er den Muth nicht, ſondern organiſirte ſogleich drei Armeecorps, wovon das eine unter ſeinem Bruder Manuel im Centrum, General Cheſte in Catalonien und General Novaliches im Süden operiren ſollte.

Cheſte hielt die Ruhe in Barcelona aufrecht, während der ihm untergebene General Calonge Santander einnahm und den bereits hier pronuncirten Rebellen mehrere hundert Mann tödtete. Das war aber auch der erſte und letzte Sieg der königlichen Truppen, denn die Revolution breitete ſich über ganz Catalonien und Aragonien aus und ſelbſt die baskiſchen Provinzen thaten nichts, um das Königthum zu ſchützen. Man glaubte, die alten Carliſten würden hier aufſtehen, um, wenn auch nicht die ihnen verhaßte

Tochter Chriſtinens zu ſchützen, doch den Progreſſiſten mit einem carliſtiſchen Programm entgegenzutreten. Auch hatte ſich wirklich der carliſtiſche Prätendent an der Grenze eingefunden. Don Juan, der in England lebte und auf den nach dem Tode ſeines Bruders das legitime Erbrecht im Mannſtamm übergegangen war, trat in der Geſchwindigkeit alle ſeine Anſprüche ſeinem jungen Sohn Don Carlos ab, der nun an Spaniens Grenze ankam, aber ſolche Nachrichten erhielt, daß er die Erfolgloſigkeit eines offenen Auftretens als Thronberechtigter begriff und wieder umkehrte.

Unterdeß hielt ſich die Königin Iſabella immer noch in San Sebaſtian auf und blieb unbehelligt, obgleich die benachbarten Basken der Aufforderung, ſich für ſie zu erheben, kein Gehör gaben und nicht nur die Stadt, ſondern auch ſämmtliche Schiffe im Hafen ſich für die Revolution erklärten. Die Schiffe fuhren davon und ließen ihr aus Courtoiſie wenigſtens einen Dampfer zurück. Die Königin machte keinen Gebrauch davon, wagte aber ebenſowenig, nach Madrid zurückzukehren, und blieb, weil ſie ſich dicht an der Grenze und nahe bei Biarriz unter dem Schutz des dort weilenden kaiſerlichen Paares am ſicherſten wähnte. Seit Bravo mit den andern Miniſtern bei ihr vorbei nach Frankreich geflüchtet waren, hatte ſie vollends alle Luſt verloren, nach Madrid zurückzugehen. Vergebens bat ſie Joſe Concha eilends zurückzukommen, weil ſonſt alles verloren ſey. Jetzt ſeyen ihr noch eine Menge Regimenter treu, noch ſey Madrid ruhig; wenn ſie wiederkehre, ſey ihre Autorität noch zu retten, wo nicht, ſo könne er allein die Krone nicht vertreten. Er ſchickte ihr den gewandten Salamanca zu, um ſie perſönlich zu überreden, und ſie ſchien zu ſchwanken. Als er ihr aber ſagte, ſie müſſe nothwendig Marfori zurücklaſſen und nur ihren Sohn, den jungen Prinzen von Aſturien, mitnehmen, um das Volk zu verſöhnen, brauste ſie heftig auf. Die Liberté ſchrieb, Salamanca habe ſich zart ausdrücken wollen und den Wunſch ausgeſprochen, die Königin möge allein (sola) nach Madrid kommen. Wie sola?

frug die Königin. Ich verſtehe dich nicht. Salamanca ſagte nun, ohne ihren Palaſt-Intendanten (Marfori). Bei dieſen Worten ſtürzte die Dame über den Finanzmann her, faßte ihn beim Kragen, ſchüttelte ihn, beſchimpfte ihn und rief aus: „Ohne ihn reiſen? — Elender — ohne ihn? jamais.“ Der „Temps“ fügte noch hinzu, die Königin habe geſagt, ſie mache ſich nichts daraus, wenn ſie auch ſammt ihrem Sohn entthront würde, dann brauche ihr Sohn auch über ſo ein erbärmliches Volk nicht zu regieren. Salamanca ſelbſt erzählte dieſe Scene jedem, der es hören wollte. Andererſeits gingen Gerüchte, die Königin ſey nächtlicher Weile und ſogar zweimal heimlich an der ſpaniſchen Grenze mit der Kaiſerin Eugenie zuſammengekommen und es ſeyen dabei viele Thränen gefloſſen.

Unterdeß hatten die Generale in Cadix die ſchon vorbereiteten und von der Königin abgefallenen Regimenter zu einer Offenſivarmee vereinigt, die unter Serrano's Führung nach dem Norden aufbrach, während Prim mit einer Flotille ſich des wichtigen Hafens vor Carthagena bemeiſterte und allen durch ganz Spanien verbreiteten Verſchworenen das Signal zum offenen Aufſtande gegeben wurde. In der That fiel faſt überall das Militär von der Königin ab und erklärten auch faſt alle Provinzen und Städte der Revolution ihre Zuſtimmung. Man ſtaunte über die merkwürdige Einigkeit in dieſer Bewegung des Heeres und Volkes gegen den Thron.

Am 28. September ſtießen die königlichen Truppen unter Marſchall Novaliches und die Revolutionsarmee unter General Serrano in der Nähe von Cordova an der Brücke von Alcolea zuſammen. Die Vorhut des erſteren ging zu den Rebellen über und trotz tapferer Gegenwehr unterlag Novaliches der Uebermacht. Er ſelbſt wurde verwundet und ſoll 800 Mann ſeiner Truppen todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld zurückgelaſſen haben. In dieſem Gefecht wurde auch der junge Graf von Girgenti, der

die Führung eines Regiments der königlichen Truppen übernommen hatte, gefangen. Als die Nachricht vom Siege Serrano's nach Madrid gelangte, bot Concha ihm die Abdankung der Königin an, unter der Bedingung, daß ihr Sohn zu ihrem Nachfolger ernannt werde. Da ſich aber Serrano auf dieſen Handel nicht einließ und ſowohl die Truppen als die ganze Bevölkerung von Madrid die Revolution gut hießen und auf ihr Gelingen ſo zuverläſſig vertrauten, daß die Ruhe in der Hauptſtadt nicht einen Augenblick geſtört wurde, legte Concha ſein Amt nieder und dieſem Beiſpiel folgte auch ſein Bruder. Die Armee des Centrums, die Garniſon der Hauptſtadt und die ganze Bevölkerung bereiteten ſich, jubelnd die ſiegreiche Armee von Cadix, Serrano, Prim und die andern Generale der Revolution in Madrid zu empfangen. Einſtweilen bildete ſich zur Erhaltung der Ordnung eine Junta in Madrid, deren Präſident Madoz gehofft zu haben ſcheint, die Junta der Hauptſtadt werde vom ganzen Lande als proviſoriſche Regierung anerkannt werden. Der kürzlich erſt verhaftete demokratiſche General Escalante wurde vom Volk befreit, zum Chef der Nationalgarde ernannt, theilte ſogleich 40—50,000 Gewehre unter das Volk von Madrid aus und improviſirte eine Volksarmee neben der Soldateska, die den Generalen gehorchte.

Die Königin Iſabella gab, als die ſchlimmen Nachrichten in San Sebaſtian eintrafen, alles verloren. Zwiſchen dem Gefecht von Alcolea und ihrer Flucht über die franzöſiſche Grenze lagen nur zwei Tage. Am 30. September (demſelben Tage, an welchem ſie vor 35 Jahren den Thron beſtiegen hatte) fuhr ſie mit ihrem Gemahl, dem ſchwachen König, und ihrem jungen Sohn über die Grenze, wurde in Hendoye von der kaiſerlichen Familie ehrenvoll empfangen und begab ſich von dort einſtweilen nach dem Schloſſe Pau. Drei Infanten und ein Oheim, Don Sebaſtian, begleiteten ſie und eine Woche ſpäter fand ſich auch ihre Mutter Chriſtine bei ihr ein, nachdem dieſelbe von Oviedo aus, wo ſie ſich zuletzt auf-

gehalten hatte, auf einem französischen Schiffe entflohen war. Isabella gab ihre Rechte nicht auf, ernannte noch unmittelbar vor ihrer Flucht den Grafen Cheste (auch General Pezuela genannt) zum Chef des Ministeriums und erließ eine Proclamation von Pau aus, datirt vom 30. September, noch voller Stolz und Zuversicht. Darin rühmte sie ihre bisherige Regierung als ein System des „legitimen Fortschritts" und hoffte auf französischen Schutz. Aber Napoleon III. war wenig damit zufrieden, daß sie ihn als ihren „erhabenen Verbündeten", dem spanischen Volke gegenüber compromittirte und daß die Königin immer noch fortregieren zu können hoffte. Sie hätte für ihre Person abdanken und die Krone ihrem Sohne überlassen sollen, denn sie selbst war in Spanien doch zu sehr verachtet, als daß die französische Politik von ihr noch einen Nutzen hätte ziehen können.

Inzwischen herrschte ungeheurer Jubel in Madrid und in ganz Spanien, denn in beispielloser Weise waren alle Provinzen einig oder schienen es wenigstens in Bezug auf die Vertreibung der Königin zu seyn, wie sehr auch die Ansichten von dem, was künftig werden sollte, auseinandergehen mochten. Diese Einigkeit, wenn auch nur eine augenblickliche, machte einen so imposanten Eindruck, daß sich die spanische Nation selbst darin bewunderte, das Ausland aber je nach seinem politischen Interesse den Enthusiasmus der Spanier theilte (namentlich Italien), oder erschrack und in große Besorgnisse gerieth (namentlich der Hof in Biarriz). Wie gewaltig die Einheit der spanischen Nation auf die Gemüther selbst der bisher treuesten Diener Isabellas wirkte, bewies Cheste, der sich sammt seinen Söhnen der revolutionären Regierung in Madrid zur Verfügung stellte.

Begreiflicherweise machte sich sogleich der Haß gegen die Klerikalen geltend, die bisher geherrscht hatten. Schon am 12. Oktober wurden sämmtliche Jesuitenklöster und bald darauf überhaupt alle seit 1837 neu gegründeten Klöster aufgehoben und ihre Güter eingezogen.

Auch bei dieſer neueſten Umwälzung in Spanien bewährte ſich wieder, daß hier nicht wie in Frankreich die Initiative von der Hauptſtadt ausgehe. Madrid verhielt ſich paſſiv und ließ die Revolution von außen an ſich kommen. Dieſer Unterſchied zwiſchen Spanien und Frankreich iſt nicht unintereſſant. In Spanien haben die Provinzen und Volksſtämme mehr Selbſtändigkeit behauptet, in Frankreich hat ſich die Macht mehr in der Hauptſtadt concentrirt. Uebrigens iſt Madrid nicht älter, als die Herrſchaft der Habsburger in Spanien. Erſt Kaiſer Karl V. nämlich gründete ſich Madrid als neue Reſidenz in der kahlen Hochebene, in der es liegt. Wie die Stadt ſelbſt, ſo war auch die Bevölkerung neu, eine Colonie aus allen Provinzen und aus Fremden, allein vom Hofe lebend und vom Hofe abhängig. In jeder andern ältern und größern Stadt würde Karl mehr Rückſicht auf das Herkommen und den Provinzialgeiſt haben nehmen müſſen. Augenſcheinlich wollte er die Provinzen neutraliſiren. Es blieb aber doch mehr Lebenskraft in den Provinzen, und Madrid gelangte nie zu einem Uebergewicht, wie es Paris über die andern franzöſiſchen Städte beſitzt.

Die Weltgeſchichte ſtellte den Spaniern eine große Aufgabe, um ſie zu prüfen, vielleicht auch um ſie zu beſchämen. Sie ſelbſt und ſie allein, das ſouveräne Volk hatte über ſeine Zukunft zu entſcheiden. Sollte es ſich wieder einen König geben? Aber wen? Es war kein großer Mann im Volk, dem es ſich mit Vertrauen oder Begeiſterung hätte hingeben können. Der einzige Prinz, dem nach altem ſpaniſchem Rechte, welches die Thronfolge ausſchließlich in männlicher Linie beſtimmte, die Krone gebührt hätte, der damals zwanzig Jahre alte Don Carlos, Enkel des gleichnamigen Bruders Ferdinands VII., den man auch ſchon Karl VII. nannte, hatte nur die ſehr geſchmolzene Partei der alten Carliſten und die Klerikalen für ſich und galt für wenig fähig. Der Sohn Iſabellens, Alfons, Prinz von Aſturien, der allgemein für einen Sohn Ser-

ranos gehalten wird, erſt elf Jahre alt, mußte das Loos ſeiner Mutter theilen. Hätte die herrſchende Oppoſition ihn auf den Thron geſetzt, mußte ſie beſorgen, er werde ſpäter wegen Vertreibung ſeiner Mutter Rache nehmen. Seine Schweſter Luiſa, Herzogin von Montpenſier, war dieſer Ehe wegen die natürliche Feindin Napoleons, den die Spanier durch die Wahl eines Orleaniden nicht herausfordern wollten. Der junge Gaëtan von Girgenti war als das Werkzeug Iſabellens eben ſo unpopulär geworden, wie ſie ſelbſt. Ueberdies waren alle dieſe vier Candidaten Bourbonen und die Parole der Oppoſition war: Kein Bourbon ſoll mehr in Spanien regieren. Nun blieb noch Luis, König von Portugal, übrig, den früher ſchon Frankreich zum Werkzeug hatte wählen wollen. Es war jedoch höchſt unwahrſcheinlich, daß die ſtolzen Spanier ſich einem Portugieſen würden unterwerfen wollen, und auch das portugieſiſche Volk wollte für ſich bleiben und nicht in Spanien aufgehen. Unter den ſpaniſchen Generalen, welche die Revolution gemacht hatten, konnte keiner den leeren Thron beſteigen, weil es die andern nicht geduldet haben würden. Die republikaniſche Partei ſchien daher die günſtigſten Chancen zu haben. Aber das ſpaniſche Volk eignet ſich kaum für republikaniſche Formen. Das Beiſpiel der Spanier in den ſüdamerikaniſchen Republiken ſpricht wenigſtens dafür, daß ſie ſich an keine feſte Dauer republikaniſcher Geſetze und Behörden gewöhnen können, ſondern beſtändig Revolutionen machen, die Präſidenten wechſeln und eigentlich in permanenter Anarchie leben.

Immerhin herrſchte auch nach glücklicher Vollendung der Revolution eine bewunderungswürdige Eintracht unter denen fort, welche ſie gemacht hatten. In erſter Linie ſtand Serrano, der auf einige Zeit gewiſſermaßen der Dictator Spaniens wurde, ſofern Mundoz an der Spitze der Junta von Madrid dem General gleich nach deſſen Ankunft die höchſte Gewalt abtrat, General Prim aber und Olozaga, mit denen er die erſte proviſoriſche Regentſchaft bilden wollte und die er daher ſchleunig zu ſich berief, noch abweſend

waren, der erſtere in Catalonien, der zweite in Paris. Serrano hatte ſein erſtes Glück als ſchöner Mann gemacht, indem er von der Königin Iſabella, als ſie herangereift war, feurig geliebt und erhoben wurde. Weil aber dieſe Dame mit ihrer Gunſt wechſelte, wurde Serrano von ihr vergeſſen und beim Wechſel der Miniſter mit fortgeſchwemmt. Ein Gerücht wollte ihn zum Vater der erſten Tochter Iſabellas machen, derſelben, mit welcher ſich der Graf von Girgenti vermählte. Derſelbe Mann nun, der ihre erſte Liebe geweſen, vertrieb jetzt die Königin, ein Stoff, ganz geeignet für eine Romanze im altſpaniſchen Style. Es iſt merkwürdig und ſpricht ſehr zu Serrano's Vortheil, daß er von der Gunſt der Königin verlaſſen, durch eigenes Verdienſt ſich Popularität und jenes Anſehen erwarb, ohne welches er eine ſo große Rolle, wie er ſie jetzt ſpielte, nie hätte anſprechen dürfen; während Marfori, dem die Königin ihren Thron opferte, den ſie nie zu verlaſſen ſchwur, ein unbedeutender Lakai war und durch kein Verdienſt ſich auszeichnete.

General Prim kehrte ſchon in den erſten Tagen des Oktober nach Madrid zurück und wurde mit faſt noch größerm Jubel empfangen als vorher Serrano. Beide Generale aber bewieſen dem Volk von Madrid, indem ſie ſich öffentlich vor ihm umarmten, ihre Einigkeit. Eine würdige Proklamation Serranos drückte die Hoffnung aus, die Einigkeit von Volk und Heer, die der Welt ein ſo großes Schauſpiel gewähre, würde fortdauern und zum Ziele führen. Serrano war der ältere, größer, ſchöner und würdevoller; Prim der jüngere und kleiner, mehr ſtutzerhaft als heldenmüthig, aber anziehend und imponirend durch die Schönheit und das Feuer ſeiner Augen, die man ſo ſchwarz in ganz Spanien nicht wiederſah, und beim Heer und Volk auffallend beliebt. Auffallend ſagen wir, weil ſein Charakter und Benehmen nicht tadellos waren. Ein geborener Catalane hatte er ſeine Laufbahn als Freiwilliger in der Armee der Königin Chriſtine begonnen und ſich im Kampf gegen die Carliſten ausgezeichnet. Er wurde daher in Catalonien zum Mitglied

23.

Das Conscriptionssystem, wie es in Frankreich und namentlich in Preußen eingeführt ist, ist gewiß das einzige Mittel, ein nationales Heer zu bilden; aber in England würde es gänzlich seinen Zweck verfehlen. Erstens würde ein so zusammengebrachtes Heer weniger den Adel und Reichthum — die eigentlichen Quellen aller Macht und Gewalt Englands — repräsentiren, als das bestehende, und zweitens wäre es unmöglich, auf dem Wege der Conscription ein Heer zusammen zu bringen, welches an physischer Kraft mit dem gegenwärtigen wetteifern könnte. Die Bevölkerung der englischen Manufakturdistrikte könnte nur kleine, schwächliche, verkümmerte Soldaten abgeben, während die Schotten und Irländer eine im Verhältniß kleinere Anzahl tüchtiger, zum Kriegshandwerk tauglicher Subjecte an die Armee abliefern würden. Sodann würde bei einem einzuführenden Conscriptionssystem die Beförderung nothwendigerweise nach Verdienst und Alter gehen, und hiedurch den jüngeren Söhnen der Adelichen und Reichen die Gelegenheit benommen, sich einen Stand zu wählen,[1] der es ihnen zur Pflicht macht, die Interessen, welche ihre Familien repräsentiren, persönlich zu beschützen.

24.

Das französische Heer repräsentirt hauptsächlich den Pöbel — die niedersten, zahlreichsten Klassen, aus welchen es sich beständig rekrutirt. In diesem Sinne kann man sagen, es sey das nationalste unter allen, das englische aber das antinationalste; aber in England ist die Masse des Volkes nicht die Nation.

25.

Die deutschen Armeen sind vielleicht in diesem Augenblicke die einzigen, welche jeden Stand, jedes Interesse, das der Fürsten wie der Völker, in ziemlich gleichem Maße repräsentiren; sie sind daher am wenigsten geeignet, sich irgend einer Faction anzuschließen, und anders als im conservativen Sinne zu handeln. Die deutschen Armeen bilden deswegen die vorzüglichste Garantie für den europäischen Frieden.

---

[1] In der englischen Armee sind bekanntlich die Chargen noch verkauflich. Das Avancement der Soldaten geht gewöhnlich nur bis zum Feldwebel.

der Cortes gewählt und ſchloß ſich an die Progreſſiſten, die damals unter Eſpartero herrſchende Partei an. Als aber dieſer den Moderados unterlag, ſchien es Prim unerträglich einer unterliegenden Partei angehören zu ſollen; er machte daher eine gewandte Schwenkung und ging in's Lager der Moderados über. Er wurde nun bereits General, zog gegen die Progreſſiſten zu Felde und wurde mit dem Marſchallsrang und dem Titel eines Grafen von Reus belohnt. Trotzdem fiel er bei den Moderados, wahrſcheinlich wegen ſeines unerſättlichen Ehrgeizes, in Ungnade, fühlte ſich dadurch beleidigt und warf ſich wieder der Fortſchrittspartei in die Arme. Als Theilnehmer eines Complotts gegen Narvaez aber wurde er verhaftet und zu ſechs Jahr Gefängniß verurtheilt. Der edle Narvaez, den Prim's Mutter fußfällig um Gnade anflehte, ließ den Gefangenen großmüthig frei und hoffte ihn an ſich zu feſſeln, indem er ihn zum Generalkapitän von Puerto-Rico machte. Prim bewies ihm aber den größten Undank, indem es ihm vortheilhafter war, ſich jetzt wieder an Eſpartero anzuſchließen*); als aber auch der durch O'Donnel verdrängt wurde, ſtellte ſich Prim auch ſogleich wieder dieſem zur Verfügung. Man erkennt daraus, daß er jedem Miniſterpräſidenten als ein vorzüglich brauchbares Werkzeug wenigſtens für einige Zeit erſchienen ſeyn muß, weil ihm, nachdem er bereits jedem ſeiner Gönner untreu geworden war, auf die Dauer keiner mehr trauen konnte. Prim wurde von O'Donnel zum Grand von Spanien

*) Der alte Narvaez antwortete auf die frechen Angriffe Prims in öffentlicher Senatsſitzung vom 6. Mai 1863: „Der Marquis von Caſtillejos geberdet ſich als Führer der Progreſſiſten; in der That aber treibt er nur Privatſpekulation, um mit dem Beiſtand dieſer Partei Miniſter zu werden. Er iſt ein ehrgeiziger und verrätheriſcher Abenteurer. Nicht durch Willkür, ſondern durch richterlichen Spruch wurde er wegen Theilnahme an einem Attentat auf mein Leben zu 6jähriger Verbannung verurtheilt. Von Cadix aus ſchrieb er mir, daß ich der edelſte der Menſchen ſey ꝛc."

und zum Chef der mexikaniſchen Expedition ernannt. Man traute ihm zu, er werde ſich zum Herrn von Mexiko machen wollen, da ihm aber die Franzoſen zuvorkamen, zog er trotzig ab und rechtfertigte ſich vor den Cortes, deren ſpaniſcher Stolz es vollkommen billigte, daß er ſich nicht zum Werkzeug Frankreichs habe brauchen laſſen. Inzwiſchen hatte ihn die Heirath mit einer Mexikanerin in großen Reichthum verſetzt und ſeine Popularität bei den Soldaten wuchs außerordentlich, da er verſchwenderiſch Geld unter ſie austheilte. Beſonders gewann er die Unteroffiziere, die durch den Syſtemwechſel im Miniſterium ihre Stellen verloren hatten. Wie es ſcheint, konnte Prim keinen mehr über ſich ertragen, denn er half jetzt wieder den O'Donnel ſtürzen, womit er ſich auch wieder in die Gunſt Eſparteros einkaufte. Bekanntlich mißlang die Revolution und Prim wurde verbannt. Er behielt jedoch Spanien beſtändig im Auge und war unermüdlich in Anzettelung neuer Intriguen. Sofern nun Prim bereits mit allen Parteien geſpielt und bereits jede, die er einmal verrathen, ihn doch wieder aufgenommen hatte, war er ganz geeignet, auch mit allen Parteien zugleich anzuknüpfen und ſie alle zu einem gemeinſamen großen Complotte gegen die Regierung zu vereinigen, welche ihrerſeits eine Partei nach der andern zurückgeſtoßen und beleidigt hatte. Ohne Zweifel hegte Prim die Hoffnung, nachdem er ſo lange allen herrſchenden Parteien gedient hatte, werde die Zeit nahe ſeyn, in welcher er ſie beherrſchen und ſie ihm alle dienen würden. Seine Mäßigung war keine Heuchelei, ſondern ſeiner ehrgeizigen Politik und ſeinem die Principe gering ſchätzenden Leichtſinn angemeſſen.

Olozaga, mit Prim und Serrano zum proviſoriſchen Triumvirat berufen, kam nach einigen Tagen ebenfalls von Paris nach Madrid an. Kein General, aber ein berühmtes Cortesmitglied, war er ſeit dreißig Jahren eine Art Sieyes, der unvermeidliche Verfaſſungsfabrikant Spaniens, der alle bisherigen Verfaſſungsänderungen redigirt, immer aber den Thatſachen ein wenig nachge-

geben hatte. Sein Princip war ſtreng conſtitutionell, aber die Conſtitutionen ſind dehnbar, deßhalb war er, als die Moderados regierten, für die Ernennung des Senats durch die Königin und als die Progreſſiſten an's Ruder kamen, für einen aus Volkswahlen hervorgehenden Senat. Da die Regierung der ſchwachen Königin unter wiederholtem Syſtemwechſel und unter dem ungeſtümen Andrang der Generale und der Cortes immer mehr den ſichern Halt verlor, war Olozaga einſichtsvoll genug, den Sturz der Dynaſtie vorauszuſehen, und er ſagte ihn ſchon 1856 vorher. Natürlich, daß er ſich nun dem großen Complott gegen die Königin anſchloß und ihm die Generale gern die Ehre ließen, auch bei der künftigen Verfaſſung Spaniens wieder die Redaktion zu übernehmen.

Auffallender Weiſe ſtand dieſem Triumvirate von Serrano, Prim und Olozaga das alte anerkannte Haupt der Progreſſiſten, General Eſpartero, einigermaßen fern. Er erklärte zwar zum Gange der Revolution ſeine Zuſtimmung, nahm aber nicht unmittelbar daran Theil, ſondern verweilte, krankheitshalber, wie es hieß, zurückgezogen in Logronno.

General Dulce, der mit Serrano nach den kanariſchen Inſeln verbannt worden, war durch Krankheit dort zurückgehalten, eilte nun aber doch ſo ſchnell herbei, daß er ſchon Mitte Oktober, immer noch unwohl, in Madrid ankam.

Die proviſoriſchen Machthaber verfehlten nicht, ſich ſo ſchnell als möglich mit einem Miniſterium zu umgeben, um Ordnung und Einheit in der ganzen Monarchie zu erhalten. In dieſes Miniſterium beriefen ſie außer Prim, der ſich das Kriegsdepartement vorbehielt, und Topete, welcher der Marine vorſtehen ſollte, nur Civiliſten. Für das auswärtige Amt Lorenzana, der früher Journaliſt und Unterſtaatsſekretär unter O'Donnel geweſen war, für die Juſtiz Ortiz, vormals gleichfalls Unterſtaatsſekretär unter O'Donnel, für die Finanzen Figuerola, Profeſſor der Rechte, für das Innere Zagaſta, einen progreſſiſtiſchen Journaliſten, für Cultus und Handel

Zorilla, ein progreſſiſtiſches Cortesmitglied, für die Colonien Ayala, Juriſt, Schauſpieldichter und Cortesmitglied.

Die Straßen Madrids und die Journale widerhallten von dem Rufe: kein Bourbon mehr! In dieſem Punkt ſchien alles einig zu ſeyn. Ebenſo einig war man aber auch, einſeitige und übereilte Pronunciamentos zu vermeiden, um die Einheit und Macht des ſpaniſchen Volks vor dem Ausland nicht wieder in Frage zu ſtellen. Man wollte das Schickſal Spaniens ausſchließlich neugewählten conſtituirenden Cortes überlaſſen.

Inzwiſchen proclamirte die Junta von Madrid, welcher nach Madoz' Rücktritt Aguirre vorſtand, bereits die künftigen Grundrechte des ſpaniſchen Volks als ein Programm, nach welchem ſich die Cortes jedenfalls würden richten müſſen. Dieſe Grundrechte waren den franzöſiſchen von 1830 und den deutſchen von 1848 nachgebildet und enthielten die ganze liberale Schablone. Man las in der officiellen Gaceta de Madrid: „Junta superior revolucionaria de Madrid. Die Junta sup. rev., ihrem hohen Berufe treu, verkündet hiermit folgende Rechte: Allgemeines Stimmrecht (sufragio universal), Gewiſſensfreiheit (libertad de culto), Lehrfreiheit (libertad de ensenanza), Vereins- und Verſammlungsrecht (libertad de reunion y asociacion pacifica), Preßfreiheit ohne Specialgeſetze (libertad de imprenta sin legislacion especial), Decentraliſation der Adminiſtrative, welche den Gemeinden und Provinzen ihre Berechtigung zurückgibt (decentralisacion administrativa, que devuelva la autonomia á los municipios y á las provincias), Geſchworenengericht in Criminalſachen (juicio por jurados en materia criminal), Rechtsgleichheit in allen Zweigen der Gerichtspflege (unidad de fuero en todos los ramos de la administracion de justicia), Unabſetzbarkeit des Richters (inamovibilidad judicial), Sicherheit der Perſon (droit de l'homme), und Unverletzlichkeit der Wohnung und der Briefe (seguridad individual é inviolabilidad de domicilio y de correspondencia), Abſchaffung

der Todesstrafe (abolicion de la pena de muerte)." Unterschriften der Junta.

Man bemerkte eine Agitation hauptsächlich nur gegen die Kirche, ganz ähnlich der italienischen. Darin sprach sich ein sehr determinirtes Parteibewußtseyn aus. Man erkannte darin sichtbar die Freude, durch die Revolution in Spanien den Plan des französischen Kaisers, mittelst der klerikalen Sympathien sich Spanien und Italien dienstbar zu machen, durchkreuzt und für immer vereitelt zu haben. Daher sah man in Madrid überall Inschriften und hörte Rufe, wie in Italien: Nieder mit den römischen Tyrannen! Es lebe das freie Rom. Die Jesuiten wurden durch ein Dekret der Junta verbannt und ihr ganzes Vermögen confiscirt. Das Concordat wurde vor dem Palast des Nuntius verbrannt. Man erfuhr, es seyen schon in der Mitte des Oktober an 500 aus Spanien geflüchtete Jesuiten in Lissabon angekommen. Hin und wieder beging der spanische Pöbel Exzesse, in Antiquerra plünderte derselbe ein Nonnenkloster und mißhandelte die Nonnen. In Madrid wurde vorgeschlagen, dem Juden Mendizabal, der vor 33 Jahren den ersten Klostersturm begonnen und dessen Maitresse öffentlich eine von einem Madonnenbild geraubte Perlenschnur getragen hatte, ein Denkmal zu errichten. Wenn es nun auch in Spanien gewiß noch viele gläubige Christen gab, so war doch die herrschende Partei der Negation verfallen und durfte die antichristliche Frechheit alles wagen.

Nachdem Prim in Madrid angekommen war, war es eine seiner ersten Sorgen, das gemeine Volk, den Pöbel von Madrid und die Bauern der Umgegend, welche Escalante so eilig und eigenmächtig bewaffnet hatte, womöglich wieder zu entwaffnen. Wie er es gemacht, Escalante zur Raison zu bringen, wurde nicht bekannt. Wahrscheinlich wirkte dazu der Einigkeitsenthusiasmus jener Tage. Genug, Prim musterte am 11. Oktober in Gesellschaft Escalante's die neue sog. National- und Ruralgarde und machte den Bauern

begreiflich, ſie thäten beſſer, heim und an ihre Arbeit zu gehen. Aus demſelben Grunde, aus welchem Escalante das Volk der Hauptſtadt bewaffnet hatte, war von der Junta auch der Mißgriff begangen worden, den Arbeitern eine Staatsunterſtützung zuzuſichern. Ungefähr daſſelbe, was 1848 die Nationalwerkſtätten in Paris geweſen waren.

Serrano ließ in öffentlichen und Prim in Privaterklärungen, die in's Ausland gingen, deutlich durchblicken, daß, was immer die Cortes endgültig beſchließen würden, die revolutionären Generale und die proviſoriſche Regierung die Einführung einer Republik nicht bezweckten. Alſo blieb die Frage, wer immer, jedenfalls unter conſtitutionellen Bedingungen, Spaniens erledigten Thron beſteigen ſolle, eine offene. Es fehlte daher auch nicht an Thronkandidaten, welche die geſchäftige Parteienpreſſe Europas aus allen Ecken herbeiſchleppte. Alle Bourbons ſchienen vorläufig ausgeſchloſſen zu ſeyn, doch ließ ſich die Erbitterung gegen das Geſchlecht ſpäter wohl wieder abkühlen. Man hörte ſogar den Verdacht ausſprechen, Serrano ſey dem jungen Prinzen von Aſturien nicht abgeneigt, unter dem er vielleicht die Regentſchaft würde übernehmen können. Montpenſier hatte ebenfalls einige Anhänger in Spanien und eine Zuſammenkunft der depoſſedirten Bourbonen, die im September in Baden-Baden ſtattgefunden hatte, ſcheint die Möglichkeit in Ausſicht genommen zu haben, daß Montpenſier als Schwager der Königin Iſabella zur Thronfolge oder wenigſtens zur Regentſchaft in Spanien werde gelangen können. Der Graf von Girgenti, der frei entlaſſen worden war, kehrte zu ſeiner Gemahlin nach Paris zurück. Der alte iberiſche Plan nahm neue Geſtaltungen an. König Luis weigerte ſich entſchieden den unſichern ſpaniſchen Thron einnehmen zu wollen, da ihn derſelbe das ganze Vertrauen der Portugieſen koſten würde. Portugal und Spanien bilden einen alten ſchroffen Gegenſatz. Die portugieſiſche Preſſe erklärte ſich energiſch gegen die iberiſche Union und wollte das Haus Braganza für ſich allein behalten. Von dem

begeisterten Aufschwung, der in Spanien herrschte, stach die Kälte des Volks in Portugal auffallend ab. Auch der erfahrene Ferdinand von Coburg, Titularkönig und Vater des wirklichen Königs von Portugal, wies aus demselben Grunde die spanische Krone zurück. Da tauchte der Vorschlag auf, einen Schwager des jungen König von Portugal auszuwählen, entweder den Bruder seiner Gemahlin Pia, Amadeus Herzog von Aosta, Sohn Victor Emanuels, oder den Gemahl seiner Schwester Antonia, den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Wieder andere wollten den Prinzen Alfred von England haben, um dadurch England zu schmeicheln und zu einem mächtigen Bundesgenossen für Spanien zu gewinnen. Der Prinz aber, der früher schon den griechischen Thron ausgeschlagen hatte, wollte auch vom spanischen nichts wissen und unternahm grade um diese Zeit eine Reise um die Welt. England blieb sein Einfluß auf Spanien gesichert, auch wenn kein englischer Prinz sich in Spanien compromittirte. Es wird immer Spaniens natürlicher Bundesgenosse gegen Frankreich bleiben. Man brachte schließlich noch einen Candidaten für den spanischen Thron in Frage, nämlich Victor Emanuel Brudersſohn, den Prinzen Thomas von Genua. Es hieß, um für ihn zu wirken, solle Cialdini nach Madrid gehen. Es geschah nicht, dagegen fand sich Prinz Napoleon in Florenz ein, um das französische Interesse in Italien gegenüber Spanien wahrzunehmen.

In der Mitte des Oktober reisten Serrano und Prim nach Saragossa, wohin auch Olozaga von Paris aus, wo er Gesandter gewesen war, endlich, nachdem er in Biarriz noch Napoleon III. gesprochen hatte, herbeikam. Olozaga wird als ein würdevoller älterer Herr mit einem fast deutschen Gesichte geschildert. Seine Besprechung mit Serrano und Prim befestigte die Einigkeit der provisorischen Staatsgewalt und zugleich die Meinung, die Triumvirn würden auf eine constitutionelle Monarchie hinarbeiten und die Einführung einer Republik in Spanien zu vermeiden suchen. Von Prim erfuhr

man, er habe damals ein ſehr artiges Schreiben an Napoleon III. gerichtet. Die Triumvirn kehrten nach Madrid zurück, wo Olozaga bei ſeiner Ankunft am 18. Oktober vom Volke freudig empfangen wurde. Dieſelben gaben ſich alle Mühe, die Demokraten zu gewinnen, um einen Parteienkampf zu verhindern, welcher die Zukunft Spaniens wieder in Frage geſtellt und die bisherigen Erfolge wieder vereitelt hätte. Die Junta von Madrid maßte ſich an, die proviſoriſche Regierung zu controliren. Die letztere wollte durch ein Plebiscit die künftige Regierungsform beſtimmen laſſen. Die Demokraten fürchteten nun, durch das allgemeine Stimmrecht des Landvolks würde die klerikale Partei einen Sieg erringen können, ſelbſt wenn ſie für die Republik ſtimmte. Man hörte bereits, dieſe Partei hoffe in einer Republik beſſer zu fahren, als in einer liberalen, kirchenfeindlichen Monarchie. Die Demokraten mögen beſorgt haben, was jene hofften, forderten daher durch die Junta von Madrid in ſehr energiſcher Weiſe, das Volk ſolle nur die conſtituirenden Cortes wählen und erſt dieſe ſollten die künftige Regierungsform beſtimmen, nicht das Volk unmittelbar. Die proviſoriſche Regierung gab nach, denn was die Junta verlangte, kam der conſtitutionellen Monarchie zu gute. Beide Theile hatten ſich daher bald verſtändigt. Viele Demokraten wurden in die Verwaltung berufen. Ihr Haupt Ribero wurde der erſte Alcalde von Madrid. Die Regierung beſtätigte die Schritte, welche die Junta bereits gethan hatte, um dem Volke Freiheiten aller Art zu verbürgen, und namentlich die Aufhebung aller ſeit 1827 neu entſtandenen Klöſter. Mochte nun auch ein neuer König zur Regierung kommen, die Hände waren ihm im Voraus gebunden. Das genügte der demokratiſchen Fortſchrittspartei und die Junta von Madrid löste ſich freiwillig am 21. Oktober auf, welchem Beiſpiel auch die übrigen Junten im ganzen Lande folgten. Nur ein Paar zögerten noch einige Tage, fügten ſich aber ebenfalls. Inzwiſchen gaben die entſchiedenen

Republikaner, Orenſe und Caſtelar, ſcharf Achtung. Orenſe hatte früher ſchon als Cortesmitglied durch ſeinen trotzigen Republikanismus Aufſehen erregt und deßhalb flüchten müſſen; doch ließ ſich nicht verkennen, die Mehrheit der Spanier war nicht republikaniſch geſinnt.

Unmittelbar vor der Auflöſung der Junta von Madrid, welche einer freiwilligen Unterwerfung unter die proviſoriſche Regierung gleichkam, am 20. Oktober, erließ die letztere durch Lorenzana, den Miniſter des Auswärtigen, ein Rundſchreiben an alle ſpaniſchen Vertreter im Auslande, worin ſie zuerſt conſtatirte, daß das ſpaniſche Volk ein Recht gehabt habe, ſich der Regierung einer Dame zu entziehen, die eben ſo unfähig geweſen ſey zu regieren, als ſie perſönlich der Würde ihres Geſchlechts und der Krone uneingedenk geweſen ſey. Zugleich habe ſich das Staatsvermögen in dem Grade vermindert, in welchem das der Günſtlinge des Hofes angeſchwollen ſey. Kurz es ſey die höchſte Zeit geweſen, dieſer langen notoriſchen Mißregierung ein Ende zu machen. Spanien habe ſich gefaßt. Es wolle nicht mehr die alten Ketten tragen. „Frei von den letzten Banden des alten Regierungsſyſtems ſtellt es ſich mit einem Sprunge auf das Gebiet des modernen Rechts. Die Souverainetät der Nation und das allgemeine Stimmrecht wird zeigen, daß Spanien ſich nicht erſt mit dem Zeitgeiſt auszuſöhnen hat, ſondern daß derſelbe ſchon in ihm lebt. Die Glaubensfreiheit iſt bereits zum Geſetz erhoben.“ Schließlich hofft die neue Regierung, mit allen auswärtigen Mächten gute Beziehungen zu unterhalten, und bittet um deren moraliſche Unterſtützung. In einem zweiten Manifeſt an das ſpaniſche Volk erinnerte die proviſoriſche Regierung, daß vorderhand für ſein Beſtes alles gethan ſey, ſofern Bürgſchaften für die Freiheit bereits gegeben ſeyen, die jede künftige Regierung binden würden. Das war eine indirekte Abmahnung von republikaniſchen Gelüſten.

Aber ſchon an demſelben Tage verkündete Orenſe zu Valencia ein republikaniſches Programm, von merkwürdiger Naivetät.

Regierungsform. Demokratiſche Föderativ-Republik.

Geſetzgebende Gewalt. Einzige jährlich durch das direkte allgemeine Stimmrecht zu erwählende Verſammlung.

Executivgewalt. Von der Verſammlung auf unbeſtimmte Zeit zu erwählender und nach dem Willen der nämlichen Verſammlung abzuſetzender Präſident.

Gerichtliche Gewalt. Ernennung der Richter mit Funktionen, welche von der Executiv- und der geſetzgebenden Gewalt unabhängig ſind; Errichtung eines ſpeziellen Tribunals für Fälle der Nothwendigkeit.

Sind für immer abgeſchafft: die Todesſtrafe; die Negerſklaverei; die See-Inſcription; das Tabak- und Salz-Monopol; die bürgerliche und geiſtliche todte Hand; die Conſumtionsſteuer; die Steuer auf die Hypotheken; die Präventivhaft, wenn es ſich nicht um eine Mordthat handelt; der Stempel; die Sicherheitskarten das Verbot, ohne beſondere Ermächtigung Waffen zu tragen.

Die proviſoriſche Regierung beſchloß auf Olozagas Antrag am 2. November eine Zwölfercommiſſion niederzuſetzen, gemiſcht aus vorragenden Mitgliedern der unioniſtiſchen und demokratiſchen und altprogreſſiſtiſchen Partei, zum Behuf der Redaktion eines neuen Manifeſts an das Volk, worin jenem ausſchweifenden Republikanismus gegenüber die conſtitutionelle Monarchie empfohlen werden ſollte.

Garibaldi ſchrieb am 10. November von Caprera aus einen offenen Brief an ſeine Freunde in Spanien, worin er ihnen dringend empfahl, aus Spanien eine Föderativrepublik zu machen und unverzüglich einen Dictator auf zwei Jahre zu ernennen. Ausdrücklich warnte er die ſpaniſchen Generale, welche die Revolution gemacht hatten und ihre großherzige Mäßigung bewundern ließen, doch ja nicht die Thorheit des alten Lafayette zu begehen, der in einer ähnlichen Lage aus eitler Großmuth die Monarchie retten wollte und zweimal nur die Tyrannei rettete, weil er nicht das Herz hatte, ſich offen für die Republik zu erklären. Auch einen Dictator erfordere

26.

Wenn man von der ſteigenden Proſperität und Macht Deutſchlands einen klaren Begriff ſich machen will, ſo gehe man nach England oder Frankreich und ſehe, wie man dort den Einfluß des germaniſchen Bundes auf die europäiſchen Angelegenheiten beurtheilt, und welche Aufmerkſamkeit man überhaupt den deutſchen Angelegenheiten widmet; wie die Franzoſen Deutſchlands und hauptſächlich Preußens militairiſche Macht zu ſchätzen wiſſen, ſo fühlt England, und zwar an der verwundbarſten Seite, die Wirkungen des preußiſchen Zollvereins.

27.

Johnſon, der die Schotten nie leiden mochte, und in Edinburg nichts Beſſeres als die Straße nach London ſah, pflegte dennoch zu ſagen: Die Schottländer ſeyen den Franzoſen in Allem überlegen, auſſer im Klima.[1] Man könnte, ohne gerade ein Deutſcher zu ſeyn, wie Johnſon ein Engländer war, ungefähr daſſelbe von den Deutſchen in Bezug auf die Franzoſen ſagen. Selbſt die Nationalität, welche die Franzoſen vor den Deutſchen voraus haben, iſt zum Theil Folge ihrer politiſchen Organiſation und ihrer geographiſchen Lage. Man hat an Geizhälſen bemerkt, daß die Liebe zum Gelde mit dem Vermögen zunimmt, und daß man überhaupt das Geld erſt dann lieb zu gewinnen anfängt, wenn man die Ausſicht hat, reich zu werden. Daſſelbe dürfte von der Liebe zum Vaterlande gelten. Sind denn aber die Deutſchen ſchon in den Fall gekommen, auf welchen dieſer Grundſatz angewendet werden kann?

28.

Nichts wirkte der Einheit Frankreichs ſo ſehr entgegen, als die Provinzialparlamente, dieſe armſeligſten Garantien der Freiheit eines Volkes. Wenn ſich Deutſchland je zu einem compacten politiſchen Ganzen heranbilden ſoll, ſo müſſen die Verfaſſungen der kleineren conſtitutionellen Staaten zuerſt aufhören, das Ziel der Beſtrebungen ihrer Patrioten zu ſeyn. Die amerikaniſche Union exiſtirt noch keine volle 64 Jahre, und bereits läßt ſich aus den Conflikten zwiſchen den Regierungen der einzelnen

[1] Boswell's life of Johnson.

nur die augenblickliche Lage Spaniens; wenn die Freiheit gesichert und alles zur Ruhe zurückgekehrt seyn werde, könne man ihn in Spanien so gut wie in der Schweiz und in Nordamerika entbehren.

Am 15. November veranlaßten die Triumvirn eine große Volksversammlung in Madrid, um die Bevölkerung für die Monarchie zu stimmen. Eine unermeßliche Menschenmenge füllte den weiten Platz vor dem königlichen Palast und Olozaga hielt eine feurige Rede, worin er die Monarchie als die für Spanien passendste Regierungsform empfahl; die gute Sache der Monarchie dürfte nicht darunter leiden, daß die Bourbons so schlecht regiert hätten, es komme nur darauf an, einen bessern Monarchen zu wählen und dessen Macht durch freie Institutionen einzuschränken. Bisher habe die Revolution ein achtungswürdiges Beispiel der Einigkeit ihrer Führer gegeben, möge das ganze Volk diese Einigkeit würdigen und theilen! Hierauf bewegte sich das Volk in ungeheurer Masse nach dem Sitz der provisorischen Regierung, wo Marschall Serrano es in demselben Sinne anredete, die Madrider und die ganze Nation wegen ihrer bisher ruhigen und einigen Haltung beglückwünschte und die endgiltige Entscheidung vertrauensvoll den Cortes zu überlassen rieth. Nun trat auch Prim hervor und sprach zum Volk mit vielem Feuer, er sey ganz mit Olozaga und Serrano einverstanden. „Wenn man euch sagt, es sey nicht so, dann antwortet dreist: Das ist nicht wahr! Wir haben nur einen Gedanken und ein Ziel, die Errungenschaften der Revolution sicher zu stellen, und dies ist nur möglich durch eine constitutionelle Monarchie, welche zugleich die Einheit und die Freiheit gewährleistet!“ Das Volk jauchzte allen drei Rednern zu.

Die provisorische Regierung zeigte sich der republikanischen Partei gegenüber allzu gemüthlich, denn in den ersten Tagen des November lud Serrano den jungen, erst 32 Jahre alten Castelar, Führer der republikanischen Demokraten zu sich ein, empfing ihn in

Anweſenheit des Admiral Topete und redete ihm beweglich zu, ja bat ihn, ſich eine Monarchie gefallen zu laſſen, da auch unter dieſer Form die Freiheit gewahrt werden könne. „Sie ſind ein Mann von großen Talenten und vielem Einfluß; laſſen Sie uns zuſammengehen und die Wohlfahrt Spaniens begründen!“ Topete fügte hinzu: er ſey auch im Herzen ein Republikaner, weiſe aber um der Einheit willen die Monarchie nicht zurück. Die Zeit für eine Republik ſey eben noch nicht gekommen; käme ſie, dann würde er gern auf Caſtelar's Seite ſtehen. Der junge Republikaner antwortete mit überlegener Klugheit, er könne von ſeinen Grundſätzen nicht abgehen, ehre aber auch ſeinerſeits die Einheit und wolle daher, wenn ſeine Partei unterliegen ſollte, deßhalb keinen Bürgerkrieg herbeiführen. Das war nur eine Redensart der Höflichkeit. Bald darauf bewies Caſtelar, daß die Bonhomie der proviſoriſchen Regierung ihn nicht im geringſten gerührt habe. Denn auch er entwarf am 16. November, nur einen Tag nach der monarchiſchen Volksverſammlung, ein republikaniſches Programm, welches ſeine Partei mit eben ſo viel Jubel aufnahm, wie das Volk von geſtern die monarchiſchen Reden. Caſtelar verlangte: Abſchaffung der Monarchie unter jedweder Form; Abſchaffung der beſoldeten Culte und der Armee, Decentraliſation, Ausrufung der Republik und ſchrankenloſe Freiheit. Nachdem er mit ſeinen Anhängern in Alicante ſich beſprochen hatte, kehrte er nach Madrid zurück und berief auf den 29. November eine große Volksverſammlung, die hier in der Hauptſtadt die Erinnerung an die monarchiſche Volksverſammlung in den Hintergrund drängen ſollte. Wiederum bewegte ſich ein ungeheurer Menſchenzug nach dem königlichen Schloſſe. Hier aber donnerte Caſtelar: „Laßt uns ſchwören, daß niemals ein König in dieſen Palaſt wiederkehre!“ Orenſe redete zum Volk im gleichen Sinne und niemand hinderte ſie. Diesmal, wie am Tage der monarchiſchen Volksverſammlung, war ganz Madrid auf den Beinen und ertönte lauter Jubel. Man war aber von den Einwohnern Madrids ſchon gewohnt, daß ſie

mehr von Neugierde als von politiſcher Leidenſchaft angereizt wurden, ſolchen Schauſpielen beizuwohnen.

Allein es kam doch zu ernſten Scenen. General Prim war nicht ſo gutmüthig, wie Serrano und Topete. Prim wurde durch Dekret des Miniſterpräſidenten Serrano zum Generalkapitän oder Oberbefehlshaber der geſammten ſpaniſchen Kriegsmacht ernannt, am 7. November, und erließ ſofort einen energiſchen Armeebefehl, worin er ſagte: „Die Stärke der Armee beſteht in der Einheit des Geiſtes und des Handelns, daher in der Mannszucht. Das Gegentheil davon wären Pronunciamentos einzelner Truppentheile, wodurch der mächtige Arm der Nation durch Parteiintriguen zur Verfügung geſtellt würde. Soldaten ſollten alſo weder in Corps noch einzeln an irgend welchen politiſchen Vereinen oder Verſammlungen theilnehmen.“ Gleich nach dem Ausbruch der Revolution hatten ſich ſog. Freiwillige der Freiheit organiſirt und die revolutionären Truppen unterſtützt. Da ſie aber durchaus republikaniſch geſinnt und wenig geneigt waren, der monarchiſch geſinnten Regierung zu gehorchen, befahl die letztere ihre Auflöſung am 25. November.

Das veranlaßte eine große Aufregung. In vielen Städten des Landes bildeten ſich republikaniſche Comités, die ſich mit dem in Madrid in Verbindung ſetzten. Anfang Dezember begannen ſogar Aufſtände. In Barcelona wurde der Gouverneur, als er eine monarchiſche Verſammlung zuſammenberufen hatte, von den Republikanern gezwungen, ſich ſelber für die Republik zu erklären. Ein bewaffneter Aufruhr gegen die proviſoriſche Regierung begann am 5. Dezember zu Puerto Santa Maria gegenüber von Cadix, weil General Peralla den Freiwilligen ihre Waffen abgefordert hatte, die ſie nicht hergaben. Cadix ſelbſt kündigte der Regierung den Gehorſam auf. Daſſelbe geſchah zu Bajadoz. Nicht ohne Einfluß auf dieſe Bewegungen blieb das von Olozaga publicirte Wahlgeſetz, welches den jungen Spaniern erſt vom 25. Lebensjahr an das Wahlrecht verlieh, mithin die Studenten und andere feurige und

vorzugsweiſe republikaniſch geſinnte Jünglinge ausſchloß. Man bemerkte Iſabelliſten, Carliſten und andere Anhänger von Kronprätendenten, die zunächſt keine Ausſicht auf Erfolg hatten, und auch die Klerikalen ſchloſſen ſich den Republikanern an, um wenigſtens Zeit zu gewinnen und eine neue, ihnen nachtheilige Ordnung der Dinge nicht zu Stande kommen zu laſſen.

Man wußte daher auch nicht genau, ob der Widerſtand in Cadix allein von den Republikanern ausging. Als ſich hier die Oppoſition concentriren zu wollen ſchien, entwickelte die proviſoriſche Regierung eine ungewöhnliche Energie, ſo daß ſchon am 13. Dezember Cadix von den Regierungstruppen unter General Caballero entwaffnet werden konnte, nachdem ein Verſuch Caſtelars und des republikaniſchen Comités von Sevilla, zu vermitteln, mißlungen war. Dieſelben Männer, welche früher gegen Caſtelar ſo gütig und entgegenkommend geweſen, beſchämten ihn jetzt. Serrano erklärte, es bedürfe keiner Vermittlung, ſie ſeyen die rechtmäßige Regierung, der die Parteien zu gehorchen hätten. Mit einer einzelnen Partei ſich in Compromiſſe einzulaſſen, ſey unthunlich. Admiral Topete ſagte, er habe in Cadix ſeine Familie, ſein Haus und zahlreiche Freunde, und doch werde er mit den Empörern nicht unterhandeln, denn die Würde der Regierung verbiete es und dieſe ſey die Würde der Nation ſelbſt. Dann frug er verächtlich: Wo waret denn ihr Republikaner am 17. September, als ich die Fahne der Freiheit erhob? Wo waret ihr, als Serrano bei Alcolea die Freiheit ſiegreich erkämpfte? Ihr hieltet euch verſteckt, um jetzt erſt die Waffen gegen eine Regierung zu ergreifen, die euch die Freiheit ſchenkte.

Erſt hinterdrein erfuhr man, der Herzog von Montpenſier ſey damals von Liſſabon nach Cordova geeilt, um ſich dem General Caballero zur Verfügung zu ſtellen, empfohlen von Topete, um Gelegenheit zu haben, ſich ein Verdienſt in Spanien zu erwerben. Allein er wurde bedeutet, nach Liſſabon umzukehren.

Am Schluß des Jahres 1868 brachte der Pariſer Gaulois, das

Organ Prims, eine günſtige Schilderung des Don Carlos und ſeiner jungen Gemahlin, der Prinzeſſin Margaretha von Parma. Sie hatten bis dahin in Oeſterreich gelebt, denn ſein Vater Don Juan hatte eine Erzherzogin geheirathet. Don Carlos war in ſeiner Jugend dem Grafen von Chambord, dem letzten Bourbon der ältern Linie, zur Erziehung anvertraut worden. Jetzt hielt er ſich mit ſeiner Gemahlin in Paris unter dem Namen eines Grafen von Madrid auf und man glaubte, Prim verwende ſich für ſeine Kandidatur, falls es ſich nicht um eine bloße Demonſtration handelte, um andere Kandidaten zu täuſchen. Dagegen brachten die Zeitungen eine Erklärung des ſpaniſchen Erbfolgerechts zu Gunſten des Sohns und Schwagers der abgeſetzten Iſabella (Alfons und Montpenſier). In den alten Königreichen Caſtilien und Arragon, wie auch in Navarra hätten Weiber geherrſcht und erſt als mit Philipp V. die Bourbons nach Spanien gekommen ſeyen, hätten ſie das ſaliſche Geſetz der männlichen Erbfolge eingeführt. Die Cortes hätten 1789 die weibliche Thronfolge reklamirt und in der Verfaſſung von 1812 habe Artikel 174 dieſelbe ausdrücklich feſtgeſtellt.

Gegen die Kandidatur Montpenſiers gab der ſich ſo nennende Heinrich von Bourbon, Herzog von Sevilla, Bruder des Schattenkönig Franz de Aſſiſi, am 21. Dezember 1868 eine äußerſt leidenſchaftliche Erklärung ab. „Wenn ich den fieberhaften Ehrgeiz in's Auge faſſe, welcher den Herzog von Montpenſier verzehrt, wenn ich die Exploſion ſeiner Wünſche ſehe, die, ſchon ſeit langen Jahren angeſponnen, nur darauf hin gerichtet ſind, ſich der monarchiſchen Gewalt in unſerem Spanien zu bemächtigen, das, von einer freien und unabhängigen Nation bewohnt, von ihm nur als Flüchtling nach dem Sturze ſeines Vaters Louis Philipp betreten wurde, als dieſer von jener providentiellen Gerechtigkeit niedergeſchmettert war, die zuweilen eine Brandmarke auf die Stirne der Könige drückt; wenn ich bedenke, daß jeder weiß, wie er kein anderes Recht an unſer, auf ſeine Würde eiferſüchtiges Land hat, als jene Gaſtfreund-

ſchaft, welche jedes civiliſirte Volk den flüchtigen Proſcribirten anderer Länder gewährt; wenn ich dieſen Fremdling ſtudire, der anerkanntermaßen jeder Energie und Charakterfeſtigkeit bar iſt; wenn ich ſehe, wie er derart von Eitelkeit und Egoismus durchdrungen, daß er auf alles Anſpruch zu haben meint und der Anſicht iſt, niemand in der Welt könne die Ehre, ſein Schranze zu werden, zurückweiſen; wenn ich mich erinnere, wie ſeine maßloſe Habſucht gierig mit der einen Hand die Geſchenke und Gunſtbezeigungen der Königin Iſabella II. annahm, während der Undankbare und Eidbrüchige mit der anderen daran arbeitete, die Stelle ſeiner ihm vertrauenden Wohlthäterin zu uſurpiren; wenn ich mir ihn vorſtelle, wie er aus der Ferne Spekulationen über die blutige Schlacht von Alcolea anſtellt, jeden Augenblick bereit, ohne ſich zu exponiren, über die traurige Nachlaſſenſchaft Iſabella's II. herzuſtürzen, wie ein Aasvogel über einen todten Kadaver; wenn ich mir ihn in Liſſabon male, wie er eine günſtige Gelegenheit ausſpionirt, ſich über Spanien zu werfen, und ungeduldig die Augenblicke bis dahin zählt, um, nachdem er den Moment feſtgeſetzt, in kleinlichſter Weiſe mit ſeinem Koche über Markteinkäufe zu zanken ꝛc. ꝛc."

Eine Greuelthat in Burgos enthüllte den tiefen Haß zwiſchen den Liberalen, in deren Hand die Regierungsgewalt war, und den Klerikalen. Von liberaler Seite wurde behauptet, die Prieſter in Burgos verſchleuderten die Schätze und koſtbaren Gefäße ihrer Kirchen, um Geld zu bekommen für politiſche Umtriebe. Von klerikaler Seite wurde behauptet, die herrſchende Partei habe dieſes falſche Gerücht nur ausgebreitet, damit ſie einen Vorwand habe, um jene Kirchenſchätze ſelber zu rauben. Genug, der liberale Civilgouverneur von Burgos, Gutierrez de Caſtro, erhielt von der proviſoriſchen Regierung den Befehl, die Kirchenſchätze (Kirchenſchmuck, Kunſtwerke, Manuſcripte und Bibliotheken) der Kirchen und Klöſter zu Handen der Regierung zu nehmen, nach milderer Auslegung nur ein In-

ventar davon aufzunehmen. Als er ſich aber am 25. Januar 1869 mit dem Polizeiinſpector, dem Generalſekretär und einigen andern Perſonen in die Kathedrale von Burgos begab, um perſönlich die Beſchlagnahme zu beginnen, wurde er durch einen Dolchſtich getödtet, der Polizei-Inſpector ſchwer verwundet. Volkshaufen durchzogen die Straßen mit dem Ruf: Es lebe die Religion, Tod den liberalen Ketzern! Der Militärgouverneur aber ließ ſie durch Truppen zerſtreuen. Dieſer Parteimord erregte großes Aufſehen in Madrid, wo der liberale Pöbel das Haus des Nuntius ſtürmte und das päpſtliche Wappen davon herunterriß, während der Nuntius ſelbſt ſich zum franzöſiſchen Geſandten flüchten mußte. Die proviſoriſche Regierung drückte übrigens ſogleich dem Papſt ihr Bedauern über dieſen Vorfall aus und führte den Nuntius feierlich wieder in ſeine Wohnung ein.

Die klerikale Preſſe theilte nachträglich mit, der Civilgouverneur von Burgos habe zwei Tage vor ſeiner Ermordung im Nonnenkloſter de Las Huelgas nachgeſehen, was dort etwa von Koſtbarkeiten zu finden ſeyn möchte, das Tabernakel mit dem Stock berührt, immer den Hut auf dem Kopf behalten, ſeine Cigarre an der ewigen Lampe angezündet und mit den jüngern Nonnen galant gethan, und erſt dieſes Benehmen in Verbindung mit dem allgemein verbreiteten Glauben, man wolle den Kirchen ihren ehrwürdigen Schmuck rauben, habe das Volk ſo tief erbittert.

Herr von Wickede gab einen genauen Aufſchluß über das ſpaniſche Heerweſen, wie es ſich in der neueren Zeit geſtaltet hat. „Der unwürdige Protectionsunfug und das Kamarillaweſen des Hofes war Schuld, daß eine große Menge Offiziere und ſelbſt Generale ohne Verdienſt und Fähigkeit angeſtellt wurden. Bei jedem der ſich oft wiederholenden Syſtemwechſel, indem bald die Serviles, bald die Liberalen, bald die Moderados, bald die Progreſſiſten an's Ruder kamen, wurden wieder eine Maſſe neue Offiziere aus der jeweilig herrſchenden Partei ernannt, ſo daß endlich Spanien in

dieſem Augenblick, obgleich ſeine Armee verhältnißmäßig klein iſt, doch dreimal mehr Offiziere zählt als Preußen. Abgeſehen von einzelnen hervorragenden Talenten iſt die große Mehrheit der ſpaniſchen Offiziere in vieler Beziehung verwahrloſt und hat ſich in ihr der ſtramme ritterliche Charakter aus den Zeiten des Cid nicht mehr fortgepflanzt. Sie ſind nicht genug beſchäftigt. Denn es wird in Spanien, wo der gemeine Mann fünf, in den Specialwaffen ſieben Jahre dient, ſehr wenig exercirt. Die Offiziere kommen gewöhnlich unwiſſend zum Regiment und ſtudiren nichts, außer die Zeitungen. Den ganzen Tag liegen ſie im Kaffeehaus oder vertreiben ſich die Zeit mit Liebſchaften. Neben dieſer Faulheit kennzeichnet ſie eine fabelhafte Eitelkeit auf ihre Uniformen und Orden. Spanien hat vier Orden mit mehreren Klaſſen. Wer die höhere Klaſſe hat, trägt doch auch die Zeichen der niederen noch auf der Bruſt, ſo daß die ganze Armee mit Orden bedeckt iſt. Schlimmer als alles aber wirkt die Gleichgiltigkeit, mit welcher ſo viele Offiziere, wie die Regierung wechſelt, auch Eide und Principien wechſeln."

Neuntes Buch.

Das ſpaniſche Interregnum.

Am 11. Februar 1869 wurden endlich die conſtituirenden Cortes in Madrid eröffnet. Marſchall Serrano hielt als Präſident der proviſoriſchen Regierung die Eröffnungsrede, worin er die Abgeordneten willkommen hieß und ihnen vorhielt, welche große Aufgabe vor ihnen liege. Die bisherige Regierung habe ihnen in nichts vorgegriffen, ſondern den Cortes, als dem einzigen Souverain Spaniens, den ganzen Aufbau des neuen Gebäudes überlaſſen. Nur das Programm der Revolution, worüber man gleich anfangs einig geweſen und welches der Revolution ihren großen Erfolg ſicherte, habe die Regierung einhalten müſſen, d. h. ſie habe die Freiheit der Religion, der Preſſe, des Unterrichts, des Vereins- und Verſammlungsrechts verkündet. Die ſchlechten Finanzzuſtände, an denen nur die frühere Regierung ſchuld ſey, würden ſich beſſern können, wenn die Nation einig bleibe, denn „die ſpaniſche Nation iſt zu groß, als daß ſie nicht ihre Schulden bezahlen ſollte.“ Schließlich conſtatirte er mit Befriedigung, daß ſämmtliche auswärtige Mächte auch nach der Revolution ihre guten Beziehungen zu Spanien kundgegeben hätten. Nachdem er ſeine Rede geendet hatte, riefen einige wenige Stimmen: Es lebe die proviſoriſche Regierung! Einige andere wenige Stimmen riefen: Es lebe Prim! Nun aber

erhoben ſich viele Stimmen zu dem Ruf: Es lebe die demokratiſche Monarchie! worauf die republikaniſche Partei ebenſo laut den Ruf ertönen ließ: Es lebe die Republik! Serrano aber erklärte, hier gezieme ſich nur ein Ruf: Es lebe die Souverainetät der conſtituirenden Verſammlung!

Es war aufgefallen, daß bei der Eröffnung der Cortes, als Serrano an der Spitze der proviſoriſchen Regierung in den Saal trat, alle ihr anhänglichen Cortesmitglieder, ſowie auch die auswärtigen Diplomaten und ſämmtliche Zuſchauer ehrerbietig aufgeſtanden, ſämmtliche Republikaner aber ſitzen geblieben waren. Nun wurde auch Ribero, ein bekanntes Haupt der Republikaner, zum Präſidenten der Cortes gewählt. Sofern die proviſoriſche Regierung keinerlei Initiative ergriff, keinen direkten oder auch nur indirekten Vorſchlag ankündigte und trotz ihrer bisherigen Hinneigung zur Monarchie doch keinen Thronkandidaten bezeichnete, glaubte man, ſie habe ſich eben noch über keinen vereinigen können. Das mußte aber der republikaniſchen Partei zu Statten kommen.

Am 25. Februar legte die proviſoriſche Regierung ihr Amt in die Hände der Cortes nieder, welche nunmehr die volle Souverainetät der Nation in ſich ſchloßen und deren Beſchlüſſe über die Zukunft Spaniens allein entſcheiden ſollten. Da bis zur Entſcheidung über die Hauptfrage, ob Spanien eine Monarchie bleiben oder eine Republik werden ſolle? noch nicht gleich berathen wurde, um ſie gehörig außerhalb der Cortes vorbereiten zu können, mußte die Verwaltung abermals in die Hände einer proviſoriſchen Regierung gelegt werden, und einſtweilen blieb alles inſofern beim Alten, als die Cortes den Marſchall Serrano abermals an die Spitze der Regierung ſtellten, auch Prim das Commando der Armee beibehielt und Topete das Miniſterium der Marine. Inzwiſchen verrieth ſich in den Regierungskreiſen allmälig deutlich genug, wie früher ſchon die Vorliebe für die Monarchie überhaupt, ſo jetzt erſt die Bevorzugung des Herzogs von Montpenſier vor allen andern Throncandidaten.

Staaten und der Bundesverwaltung ihre baldige Auflöſung vorausſagen, wenn nicht die drohende Stellung Englands oder einer andern großen Macht, gegen deren Einfluß ſie ſich ſchützen muß, ihre Cohäſion von Neuem ſtärkt. Erſt als die Engländer im letzten Kriege mit Amerika die Bundesſtadt Waſhington verbrannten, vereinigten ſich alle Parteien zum gemeinſchaftlichen Widerſtande. So wirkt oft der Druck oder die Anziehung eines mächtigen Nachbarſtaates gegen alle Erwartung auf den Zuſammenhang einer Conföderation.

29.

Vollkommene Gerechtigkeit gegen andere Nationen iſt mit Nationalität, wie ſie die Engländer und Franzoſen verſtehen, unverträglich. Der Franzoſe iſt in ſeiner Eitelkeit *abſolut* abſprechend, der Engländer *vergleichend* impertinent und herausfordernd; nur die Deutſchen ſind manchmal bis zur Imbecilität beſcheiden. — In einem Pariſer Salon des Juſte Milieu traf ein Engländer mit einem Franzoſen vor den Bildniſſen Napoleons und Wellingtons zuſammen. „Voilà un bien grand homme!“ ſeufzte der Franzoſe, auf das Portrait Napoleons deutend. „Oui, Monsieur,“ erwiderte der Engländer kalt, „mais l'autre était bien plus grand encore!“

30.

In England regieren die Weiber mehr als in Frankreich, denn ſie regieren *ihre Männer*. Schon deswegen iſt in England keine Demokratie möglich.

31.

Die Franzoſen haben, wie alle romaniſchen Völker, ein größeres Auffaſſungstalent als die Engländer und Deutſchen. Dafür ſind ſie aber auch voreilig in ihren Schlüſſen, und wo ihr natürlicher Inſtinkt nicht hinreicht, den größten Irrthümern Preis gegeben. Was das Genie bei den Franzoſen nicht wirkt, das wird der Verſtand ſchwerlich nachholen. Bei den Engländern und Deutſchen iſt dieſes Verhältniß umgekehrt.

32.

Alles Verdienſt der geprieſenen engliſchen Staatsverfaſſung beſteht darin, daß die Maſſen darin durchaus keine moraliſche Exiſtenz haben, ſondern nur phyſiſch wirken, und daß die

Alle Combinationen anderer Art waren mißlungen. Den iberiſchen Plan mußte man aufgeben, weil der König von Portugal ſich entſchieden weigerte, die ihm zugedachte Laſt auf ſich zu nehmen. Auch der italieniſche Plan ließ ſich nicht realiſiren. Victor Emanuel wünſchte ſehnlichſt einen ſeiner Söhne, den Prinzen Amadeus, auf den ſpaniſchen Thron zu bringen und ſchickte noch kurz vor Weihnachten 1868 den General Cialdini nach Madrid, um für ſeine Wahl zu wirken. Victor Emanuel würde ſeine Stellung in Italien befeſtigt haben, wenn ſeine Dynaſtie zugleich in Spanien hätte herrſchen können, und auch Napoleon III. würde einen Sohn ſeines italieniſchen Vaſallen lieber auf dem ſpaniſchen Throne geſehen haben, als einen unabhängigen oder gar ihm abgeneigten Mann. Gerade dieſer Umſtand nun machte damals die Wahl eines italieniſchen Prinzen in Spanien unmöglich. Die Spanier hatten ihre Revolution im Herbſt des vorigen Jahres aus keinem anderen Grunde ſo ſchnell durchgeführt, als um dem Plane des franzöſiſchen Kaiſers zuvor zu kommen, nach welchem Spanien unter der Königin Iſabella ganz ebenſo wie Italien unter Victor Emanuel an's franzöſiſche Schlepptau hätte genommen werden ſollen, zu dem Zweck, ihm einſtweilen das unruhige Italien zu bewachen, während er im Bunde mit Oeſterreich Preußen angreifen und das Einigungswerk der Deutſchen zerſtören würde. Wie mochte ſich nun Victor Emanuel einbilden, daß ſich die edlen Spanier dazu hergeben würden, unter ſeiner Vormundſchaft als Unterthanen eines ſeiner Söhne Frankreich denſelben Knechtsdienſt zu leiſten, den nicht leiſten zu wollen ſchon unter Iſabellen ihr feſter Entſchluß geweſen war!

Unter dieſen Umſtänden war es erſt möglich, daß die Spanier an Montpenſier dachten, obgleich derſelbe ein Bourbon und ein Schwager Iſabellens war. Von ihm durfte man erwarten, er werde niemals der Politik Napoleons dienen, weil ſeine Familie durch die Napoleoniden vom franzöſiſchen Throne verdrängt war. Man durfte darauf rechnen, daß auch England auf dem ſpaniſchen

Throne den am liebſten ſehen würde, der ſich nicht von Frankreich beeinflußen ließe. Auch der Sympathien des italieniſchen Volks war man gewiß, wenn man in Madrid keinen Vaſallen Napoleons duldete, wie ihn die Italiener nur zähneknirſchend in Florenz dulden mußten. Zudem hatte Montpenſier ſchon ältere Verbindungen mit den Häuptern der ſpaniſchen Revolution. In der vorletzten mißlungenen Revolution war er ſo compromittirt, daß ihn ſeine Schwägerin Iſabella aus Spanien verbannte. Zur letzten glücklich durchgeführten Revolution trug er von Anfang an viel bei, beſonders durch reiche Geldmittel, mit denen er die verſchwornen Generale unterſtützte. Auch ſeine Perſon hätte er gern noch mehr ausgeſetzt, wenn ihm die Generale aus Klugheitsgründen nicht Zurückhaltung geboten hätten. Er war von Liſſabon nach Cadix gekommen. Er hatte das Schickſal der früher verbannten Generale getheilt, alſo konnte man ihn ſeines Titels eines Generalkapitäns des Königreichs nicht berauben, wie man Iſabellen ihrer Krone beraubt hatte.

Am 8. März wurde zum erſtenmal in der Sitzung der Cortes die heikle Frage zur Sprache gebracht. Der Republikaner Caro bemerkte: die Septemberrevolution iſt und zwar vom ganzen Lande anerkannt, unter dem Rufe „nieder mit den Bourbons!“ vollbracht worden. Woher kommt es nun, daß noch ein Herr Anton von Bourbon (Montpenſier) den Rang eines ſpaniſchen Generalkapitäns beſitzt? General Prim ergriff das Wort und erklärte mit Entſchiedenheit, der unter der vertriebenen Regierung verbannt geweſene Herzog von Montpenſier — verbannt aus Urſachen, die, wenn ſie genauer bekannt wären, ſeine Gegner entwaffnen würden, — und der die Revolution anerkannt habe, bekleide mit Recht ſeinen Titel und Grad und die Regierung habe dieſelben achten müſſen. Der Republikaner Caſtelar hob dagegen hervor, Montpenſier habe niemals den Degen für Spanien gezogen. Nicht wegen militäriſcher Verdienſte, ſondern nur wegen ſeiner ſpaniſchen Heirath habe er einen militäriſchen Titel erhalten. Er begreife nicht, warum Prim

dieſen Bourbon nicht wie jeden andern in den Ruf „nieder mit den Bourbons!“ einſchließen wolle. Der Herzog könnte in Spanien nichts anderes bedeuten als die halbe Reſtauration. Der Marineminiſter Topete erwiderte auf dieſen ſtarken Ausfall, der Herzog von Montpenſier würde Spanien wohl gute Dienſte geleiſtet haben, wenn er nur dazu ermächtigt geweſen wäre. Caſtelar's Angriff gelte übrigens nicht irgend einem beſondern Prinzen, ſondern den Prinzen überhaupt, er wolle eben eine Republik. Was ihn, Topete, betreffe, ſo ziehe er den Herzog von Montpenſier der Republik vor. Prim nahm wieder für Topete das Wort, als die Republikaner ihren Zorn nicht zurückhalten konnten. Caſtelar aber wiederholte, Spanien wolle keinen Fremden, die Nation wolle durch die Nation, Spanien durch einen Spanier regiert werden. Figueras fügte hinzu, man ſehe nun wohl, daß ſchon ſeit fünf Monaten ein Plan verabredet ſey, der den Hoffnungen der Nation nicht entſpreche. Marſchall Serrano trat wieder beſchwichtigend ein und ſagte, die Frage ſey gar nicht auf der Tagesordnung. Jedes Cortesmitglied könne frei ſeine Meinung äußern, ob er einen König und was für einen, oder ob er die Republik wolle. Aber man ſolle der Abſtimmung nicht vorgreifen. Was ihn angehe, ſo werde er ſich unbedingt der Abſtimmung der ſouverainen Cortes unterwerfen, ob ſie das Königthum oder die Republik beſchließe. Figueras frug, wenn jeder jeden vorſchlagen könne, ob Serrano meine, daß man auch Iſabella wieder auf den Thron berufen könne? Darüber entſtand ein großer Lärm, Serrano aber antwortete: „Man frägt mich, ob Iſabella wieder gewählt werden könne? meine Herrn, ich verweigere Ihnen das Recht, einen Selbſtmord zu begehen.“

Prim legte mit Recht großen Werth darauf, daß die ſpaniſche Armee, deren Kriegsminiſter und Oberbefehlshaber er war, in möglichſt guten Stand gebracht würde, denn ohne Militärmacht ließ ſich keine Regierung befeſtigen, der innern Anarchie nicht vorbeugen und dem Ausland keine Achtung abgewinnen. Wie alſo

die Freiwilligen, als die erſte Anlage einer republikaniſchen, der Regierung feindlichen Armee, nothwendig durch die Regierungstruppen entwaffnet werden mußten, ſo war es auch nothwendig, die letzteren ſelbſt durch Rekrutirung zu verſtärken. Beide Maßregeln machten böſes Blut. An verſchiedenen Orten weigerten ſich die Freiwilligen ihre Waffen herzugeben, aber es war kein Zuſammenhang in dieſen Bewegungen. Nur in Malaga fühlten ſich die Republikaner ſtark genug, um den Truppen einen hartnäckigen Widerſtand zu leiſten. Am Neujahr wurde hier drei Tage lang (vom 31. Dezember 1868 bis 2. Januar 1869) ſo blutig gekämpft, daß die von General Caballero befehligten Regierungstruppen 300 Todte verloren. Die Republikaner waren hier in ſolcher Wuth, daß ſie die ſchönen Gärten zerſtörten, welche Marſchall Serrano vor den Mauern Malagas beſaß. Inzwiſchen ſiegte Caballero und ſoll dadurch ein wenig die Eiferſucht Prims erregt haben, wohl ſchwerlich wegen dieſes kleinen Sieges, vielmehr als Parteimann für die Wahl Montpenſiers zum König. Prim wollte keine voreilige und unbedingte Hingabe der Armee an dieſen Candidaten. Als nun durch die proviſoriſche Regierung die Conſcription in Spanien verfügt wurde, weigerte ſich die republikaniſche Partei wieder, ihre Jugend in die Armee eintreten zu laſſen, wo ſie den Monarchiſchgeſinnten würden gehorchen müſſen. Zum Vorwand gegen die Regierung nahm man das Recht eines freien Volkes, welches ſich durch ein Milizſyſtem, wie das der Schweiz hinlänglich ſchützen könne, ohne eines ſtehenden Heeres zu bedürfen, welches ungeheure Summen koſte und die Freiheit gefährde. An den verſchiedenen Punkten Spaniens fanden Widerſetzlichkeiten, hin und wieder auch blutige, gegen die Aushebung ſtatt, aber zu ſehr über das weite Land zerſtreut, ohne Zuſammenhang. Nur in Xeres de la Frontera, wo der berühmte Wein wächſt, in Andaluſien gab es einen heftigen Kampf am 16. März. Auch hier wie in Malaga floß viel Blut, aber die Truppen der Regierung ſiegten und 600 Aufrührer wurden gefangen. In Barcelona begnügten ſich die Re-

publikaner mit einer unbewaffneten Demonstration, indem ein Zug von nahe an 30,000 Menschen, unter denen sich auch viele Frauen befanden, feierlich durch die Straßen zog mit Fahnen, in deren Inschriften die Conscription und die Erhebung indirekter Steuern verdammt und Schutz für Eigenthum und Leben der Spanier verlangt wurde.

Diese Stimmen fanden ihren Widerhall in den Cortes. Hier stellte am 11. März der Republikaner Garrido die provisorische Regierung wegen der Rekrutirung zur Rede, verdammte die stehenden Heere, verdammte auch das Verfahren der Regierung in Bezug auf Cuba, billigte die dortige Empörung, weil sie nur die Freiheit zum Zwecke habe, und machte es der Regierung zum schweren Vorwurf, daß sie die Insurgenten niederschießen lasse. Der Präsident Rivero rief den Redner zur Ordnung. Es gab eine stürmische Scene. General Prim aber rechtfertigte die Regierung, indem er hervorhob, die Insurgenten auf Cuba hätten: „Tod den Spaniern!" zum Feldgeschrei. „Wenn Herr Garrido spanisches Blut in den Adern hat und ähnliche Dinge mit Gleichmuth ertragen kann, so kann ich für meine Person mich nicht darüber hinwegsetzen, und die Majorität der Versammlung wird, denke ich, nie zugeben, daß man ausrufe: ‚Tod den Spaniern!' (Stürmischer Beifall.) Die Worte Garrido's, fährt Prim fort, sind mehr als eine Beleidigung für das Land, sie sind geradezu eine Lästerung. Die provisorische Regierung hat niemals die Abschaffung der Conscription proklamirt, sie konnte das gar nicht! Diese Frage war der Entscheidung der constituirenden Versammlung vorbehalten. Die Regierung acceptirt auf das bestimmteste und feierlichste die Abschaffung der Conscription im Principe, aber sie hält das stehende Heer für nothwendig, um die Entwicklung der Revolution und öffentlichen Freiheit zu vertheidigen und die Ordnung zu stützen. Ich bitte die Versammlung, den Antrag Garrido's zu verwerfen." Das geschah nun auch.

Wie in Barcelona, ſo fingen nun auch die Weiber in Madrid an, gegen die Rekrutirung zu lärmen. Am 22. März verſammelten ſich 200 Weiber vor dem Palaſt der Cortes und ein Cortesmitglied ſelbſt hetzte ſie auf, mit dem Pöbel in Maſſe in den Sitzungsſaal einzudringen und eine tumultuariſche Abſtimmung gegen das Aushebungsgeſetz zu erzwingen, nach dem Beiſpiel des Pariſer Pöbels, der während der erſten franzöſiſchen Revolution in ſo frecher Weiſe mehrmals in den Convent eingedrungen war. Prim aber erhob ſich in der Sitzung und gab mit lauter Stimme Befehl, Truppen herbeizuholen, damit die Cortes ihre Berathungen ungeſtört fortſetzen könnten. Da die Republikaner in der Minderheit waren, erklärten ſich mehrere von ihnen für die Ordnung und Zurückweiſung des unberufenen Pöbels.

Mittlerweile war die Regierung unabläſſig thätig, theils im diplomatiſchen Verkehr, um einen paſſenden König auswärts zu ſuchen, theils im Verkehr mit den Cortesmitgliedern eine Mehrheit für dieſen König zu erzielen. Anfangs ſchien der Herzog von Montpenſier die meiſte Ausſicht zu haben. Allein entweder war es denen, die ihn begünſtigten, kein rechter Ernſt und wollten ſie ſich nur ihrer früheren Verpflichtung gegen ihn entledigen, oder fand er wirklich zu viel Antipathie in Spanien. Er beſaß die Gemüthseigenſchaften nicht, welche populär machen, das gemeine Volk oder die Soldatenherzen gewinnen. An ſeinen Namen knüpften ſich die unſaubern Erinnerungen der Politik ſeines Vaters, an die einſt berüchtigten „ſpaniſchen Heirathen“. Er war Franzoſe und ein Bourbon. Deßhalb waren ihm nicht blos die Republikaner, ſondern auch viele monarchiſch geſinnte Spanier abgeneigt. Daß Napoleon III., der auf dem Throne Ludwig Philipp's ſaß, deſſen Sohn nicht auf dem ſpaniſchen Thron ſehen wollte, verſteht ſich von ſelbſt, und wie hätte er nicht auch in dieſem Sinne ſeinen Einfluß in Spanien, ſoweit er einen beſaß, ausüben ſollen. Doch hat man ſeinen Machinationen wohl zu vielen Werth beigelegt, da der alte Stolz und

die alte Eifersucht der Spanier Frankreich nur wenig Einfluß gestatteten. Olozaga, der in diesem Frühjahr einen hoffnungsvollen Sohn durch den Tod im Duell verlor und dem die Nation dabei die wärmste Theilnahme erwies, bemühte sich mit Ostentation, den Vater des jungen Königs von Portugal, bisherigen Titularkönig Dom Fernando (Prinz Ferdinand von Sachsen-Coburg), zu Annahme der spanischen Krone zu bewegen. Sein Eifer dabei hatte jedoch nur den Zweck, dem Kaiser der Franzosen in dieser Angelegenheit seinen guten Willen zu zeigen, und die freundlichen Beziehungen Spaniens zu Frankreich zu nähren; eine reelle Hoffnung, Dom Fernando werde annehmen, hatte er wohl nicht. Jedenfalls konnte Napoleon III. zufrieden seyn, daß schon durch den bloßen Vorzug, den die provisorische Regierung in Spanien dem Dom Fernando gab, Montpensier in den Schatten gestellt wurde und sich schämen mußte, jetzt noch nach einer Krone zu streben, die man zuerst einem andern angeboten hatte. Auch die Exkönigin Isabella diente den Absichten des französischen Kaisers, indem sie ihren Schwager beseitigen half. Sie ließ nämlich kurz hintereinander mehrere Flugschriften ausgehen, worin sie ihm schwere Vorwürfe machte und die gröbste Undankbarkeit vorwarf.

Am 30. März legte der Verfassungsausschuß den neuen Verfassungsentwurf den Cortes vor. Derselbe beantragte eine monarchische Regierung, schränkte sie jedoch durch eine Menge freisinniger Bürgschaften ein. Die Republikaner bildeten zwar nur die Minderheit in den Cortes, zeigten aber doch viele Zuversicht, eine neue Monarchie könne und werde nicht zu Stande kommen. Montpensier war auf die Seite gedrückt, von Fernando wußte man, er werde die spanische Krone ablehnen. Von einem dritten, vierten Throncandidaten hatte man nur nebelhafte Bilder. Jeder Bourbon war von vornherein ausgeschlossen und ein Sohn Victor Emanuel's konnte wohl am wenigsten dem spanischen Stolze genügen oder imponiren. Die Republikaner konnten also ruhig seyn, sie brauchten

nur zu warten, um einen Verſuch der Monarchiſten ſcheitern zu ſehen. Caſtelar ging ſo weit, die monarchiſche Mehrheit in ihrer hülfloſen Lage zu verſpotten. „Wo, frug er, werden Sie einen König herholen? in Spanien werden Sie keinen finden, denn das Gefühl der Gleichheit iſt hier ſo ſtark, daß niemand ſich durch das Aufſetzen der Krone lächerlich machen will. Alſo wollen Sie ihn vom Ausland holen, aber den wird ſich Spanien nicht aufzwingen laſſen."

Prim ärgerte ſich über dieſe Rede, weil er ſich in ſeinem Ehrgeiz davon getroffen fühlte, und vertheidigte die Monarchie, nicht aber den oder jenen auswärtigen Throncandidaten, ſo daß er einigermaßen dadurch verrieth, er wünſche, daß der Thron für ihn ſelber aufbewahrt werden möge. Prim war Chef und Liebling der ſpaniſchen Armee und beſtand feſt darauf, daß dieſe Armee durch Rekrutirung noch vermehrt und ſtark genug werde, um jede Schilderhebung der Republikaner oder Carliſten zu unterdrücken. Man ſagte, er habe von Montpenſier 280,000 Franken angenommen, ohne etwas ernſtlich für ihn zu thun. Man konnte ſo etwas glauben, weil er ſchon oft bald dieſer, bald jener Partei zu dienen die Miene angenommen, ſie bald aber im Stich gelaſſen hatte. Es hieß, er ſchalte und walte in den königlichen Schlöſſern, fahre in den königlichen Equipagen, jage in den königlichen Revieren, und wenn er nicht ſelbſt König werden wolle, ſo wäre ihm Iſabellen's Sohn als König am liebſten, weil er dieſes Kind ganz in ſeiner Gewalt haben würde. Er wartete den Verlauf der Dinge ab, um von den Umſtänden Nutzen zu ziehen.

Serrano, welcher früher mit Topete für Montpenſier geweſen, neigte ſich jetzt mehr Dom Fernando zu. Dieſer aber hatte durchaus keine Luſt, nach Spanien zu kommen. Man trug ſich ſogar mit einer frivolen Aeußerung, die er gethan haben ſollte: „er ſchätze an den Spaniern nur die Weiber und die Cigarren." Um den ſpaniſchen Cortes einen Beſchluß ſeinetwegen und eine officielle Ein-

ladung zu ersparen, ließ er durch die portugiesische Gesandtschaft in Madrid auf's bestimmteste erklären, er werde die spanische Krone nicht annehmen, also möge man es auch unterlassen, eine Deputation an ihn zu schicken. Dieser Wunsch war um so natürlicher, als das portugiesische Volk von Fernando's Wahl zum König von Spanien durchaus nichts wissen wollte, dahinter nur ein Annectionsgelüste vermuthete und sehr erbittert gegen Spanien war. Serrano antwortete im Namen der spanischen Regierung, von einer Aufforderung an Dom Fernando, die spanische Krone anzunehmen, habe es sich noch gar nicht gehandelt, weil ein solcher Antrag nur von den Cortes ausgehen könne, diese aber noch keinen Beschluß gefaßt hätten.

Unmittelbar nachher wurde die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Erbprinzen Leopold Stephan von Hohenzollern-Sigmaringen abgelenkt, welcher mit Antonia Maria Fernanda, Schwester des König Luis von Portugal vermählt war und gleich seiner ganzen Familie die Rechte preußischer Prinzen genoß. Sein Bruder Karl war vor drei Jahren Fürst von Rumänien geworden. Ein solcher Throncandidat war in der That manchem anderen vorzuziehen, doch verstummten die ihn betreffenden Gerüchte wieder und Wochen vergingen, ohne daß ein neuer Vorschlag zur Besetzung des spanischen Throns gemacht wurde.

Die Cortes gingen jedoch in ihrer Mehrheit noch nicht von der monarchischen Spitze ihres Verfassungsentwurfes ab und hielten die Frage der Thronbesetzung noch offen, während die bisherige Regentschaft die Verwaltung fortführte und die Cortes ununterbrochen an der Reform der Gesetzgebung arbeiteten.

In dieser Zwischenzeit schöpften die Carlisten wieder einige Hoffnung für ihren Prätendenten und man erfuhr von hie und da vorgekommenen carlistischen Bewegungen, die jedoch keinen ernstlichen Charakter hatten. Erheblicher scheint die Besorgniß gewesen zu seyn, General Prim werde den leergebliebenen Thron sich selbst

vorbehalten und ſeine Uſurpation durch eine Militärdictatur vorbereiten wollen. Er wies aber dieſe Verdächtigung am 7. Mai vor den Cortes auf's allerentſchiedenſte zurück. Es ſey nicht wahr, daß er die republikaniſche Partei für ſich zu gewinnen ſuche; die Häupter dieſer Partei, welche Mitglieder der Cortes ſeyen, würden das am beſten wiſſen. Ebenſo unwahr ſey, daß er die Armee für einen ehrgeizigen Plan zu bearbeiten ſuche. „Die Generale, meine Collegen, welche in dieſer Verſammlung ſitzen — hätte ich ſie wohl umgehen können, wenn ich wahnſinnige Pläne verfolgte? Würden ſie zugeſtimmt haben? ich weiß es nicht. Unter allen Umſtänden aber hätte ich ſie in's Geheimniß ziehen müſſen. Die Zeit und die Begebenheiten werden den Beweis liefern, daß ich weder ein Ehrgeiziger bin, noch unredliche Abſichten nähre."

Im Mai tauchte aus dem Dunkel geheimer Beſprechungen der Parteihäupter und des geheimen Verkehrs mit dem Ausland wieder ein neuer Throncandidat für Spanien auf, nämlich Dom Auguſto, jüngerer Bruder des regierenden Königs von Portugal, welcher ſich mit der Prinzeſſin Amalie, Tochter des Herzogs von Montpenſier, vermählen ſollte. Durch dieſes Manöver glaubte man, die Partei des Herzog von Montpenſier mit der iberiſchen verſöhnen und eine durch die andere ſtärken zu können. Es war eine Fuſion der Bourbons mit den Braganzas, oder, wenn man lieber will, der Orleans mit den Coburgs. Allein obgleich die Cortes am 21. Mai im Artikel 33 der neuen Verfaſſung mit 214 gegen 71 Stimmen die monarchiſche Form der republikaniſchen vorzogen und die Monarchie im Voraus feſtſtellten, ohne noch einen Monarchen zu haben, ließen ſich doch die Republikaner nicht dadurch einſchüchtern, ſondern warteten ganz ruhig den weitern Verlauf der Dinge ab, überzeugt, daß die Monarchie, wenn ſie auch auf dem Papier ſtehe, doch in der Wirklichkeit ſchon unmöglich geworden ſey. Garcia Lopez ſagte am 26. Mai in der Sitzung der Cortes: „Die Republikaner werden trotz des Beſchluſſes für die Monarchie auf friedlichem Wege ihre

Repräsentativverfassung eben hinreicht, einigen ausgezeichneten Personen, gleichviel auf welche Art, Gelegenheit zu verschaffen, an der Regierung derselben Theil zu nehmen. Hiedurch gewinnen die Regierenden den größten Spielraum, die Regierten aber werden unbedingt an den Gehorsam gewöhnt. Diese Art von Staatsverwaltung ist den Engländern die natürlichste; daher hat sie auch Jahrhunderte lang bestanden.

33.

Die Engländer und Deutschen, und überhaupt alle germanischen Völkerstämme, haben ein ihnen angebornes Rechtsgefühl, welches in den meisten Fällen des bürgerlichen Lebens die Stelle des geschriebenen Gesetzes vertritt. Sie sind deswegen fähiger, in Städten, Gemeinden und Bezirken, durch Körperschaften sich selbst zu regieren, als die Völker romanischen Ursprungs. Daher ist auch die Gesetzgebung der Germanen und Engländer eine geschichtliche, aus dem Leben der Völker hervorgegangene, die der Franzosen aber eine abstrakt-philosophische, die den Massen voraneilt, und in welcher die letzteren wie in einem fremden Elemente sich bewegen.

34.

Wenn man den Franzosen aller Parteien ihre Vorliebe für das Centralisationssystem, welches nothwendigerweise einen großen Theil der Freiheit der Provinzen verschlingt, vorwirft, so werfe man einen Blick auf ihre Lage und auf den Charakter des Volkes. Das, was die Franzosen Freiheit nennen, würde den Engländern und Deutschen schwerlich als solche erscheinen, und ist am Ende doch nur ein Despotismus, sey er nun ein militairischer oder überhaupt der der Massen. Das einzige politische Prinzip, das die Franzosen vollkommen aufgefaßt, ist die Nationalität; daher waren auch von jeher alle Parteien darüber einverstanden.

35.

Es gibt keine schlimmere Regierungsform, als eine monarchische ohne Anhänglichkeit der Unterthanen an den Fürsten. Wenn man morgen die Engländer und Schotten über das Königthum allgemein abstimmen lassen wollte, so würde sich selbst unter den Radikalen eine ungeheure Majorität dafür erklären.

Propaganda fortſetzen. Den Feſten bei Verkündigung der Verfaſſung werden ſie nicht beiwohnen. Sie werden ſich ruhig verhalten, wenn die künftigen Miniſter die individuellen Rechte achten. Aber, fügte er hinzu, der unglückliche König, der nach Spanien kommen wird, wird endigen wie Maximilian."

Die wichtige Religionsfrage kam zuerſt in den ſtürmiſchen Cortesſitzungen vom 24. und 26. April 1869 zur Sprache. Die katholiſche Glaubenseinheit taugte natürlicherweiſe nicht mehr in das Syſtem des modernen Liberalismus, der nun einmal in Spanien den Sieg errungen hatte, und es handelte ſich nur noch, inwieweit die Kirche, die bisher allein geherrſcht hatte, gegen das Anſtürmen ihrer übermüthigen Feinde nur überhaupt noch Schutz finden ſollte. Die extreme republikaniſche Partei wollte bereits echt jakobiniſch die Autorität jeder Religion vernichten. Mehrere Abgeordnete dieſer Partei trugen in den Cortes darauf an, folgende Punkte zum Geſetz zu erheben. „Jeder Spanier und jeder auf ſpaniſchem Gebiet wohnende Fremde hat das Recht und die Freiheit, ſich zu irgend einer beliebigen oder auch zu gar keiner Religion zu bekennen." Der letzte Zuſatz war ganz überflüſſig, da ſeit langer Zeit in Spanien niemand deßhalb beläſtigt wird, weil er ſich zu keiner Religion bekennt. Der Deputirte Capdevilla unterſtützte den Antrag. Um die Denkart des Mannes zu charakteriſiren, genügt es, auf eine damals von ihm gehaltene öffentliche Rede hinzuweiſen, worin er ſich zu dem Satze verſtieg, der großen Feinde der Menſchheit ſeyen es drei: die Könige, die Schwindſucht und die Gottheit. Ein Specimen derſelben Art und Rhetorik war ſein Vortrag in der Kammer. Wie bei einer Predigt von einem heiligen Text ausgehend, wollte der Redner die Schädlichkeit der Religion überhaupt, und die der katholiſchen insbeſondere beweiſen. Die letztere müſſe deßhalb durch das Geſetz und nöthigenfalls mit Gewalt unterdrückt werden. Im Verlauf ging er zu unwürdigen Schimpfreden gegen die Perſon Chriſti ſelbſt und die heilige Jungfrau über. Hier erhub ſich ein

unbeſchreiblicher Sturm des Unwillens, welcher denn auch den Präſidenten Rivero veranlaßte, den Abgeordneten zu erſuchen, bei der Sache zu bleiben. Als er trotzdem in der begonnenen Weiſe fortfuhr, ohne ſich übrigens in dem allgemeinen Lärm Gehör verſchaffen zu können, entzog ihm der Vorſitzende das Wort, worauf der Redner und mit ihm die republikaniſche Minderheit den Saal verließen. Sie ließen ſich indeß beſtimmen, kurz vor fünf Uhr wieder zurückzukehren. Der Deputirte Figueras ſtellte aus ihrer Mitte heraus den Antrag auf ein Tadelsvotum gegen den Präſidenten, zog aber denſelben zurück, als er ſah, wie wenig er damit Anklang fand.

Admiral Topete nahm ſich mit beſonderer Würde der ſo roh angefeindeten Kirche an und ſchließlich ſiegte die gemäßigte Mehrheit, indem am 5. Mai folgende Artikel angenommen wurden: „Artikel 20. Die Nation verpflichtet ſich, den Cultus und die Diener der katholiſchen Religion aufrecht zu erhalten. Art. 21. Die öffentliche und häusliche Ausübung jedes andern Gottesdienſtes bleibt allen Fremden in Spanien mit keiner andern Beſchränkung verbürgt, als jener der Moral und des Rechts. Im Falle, daß einige Spanier ſich zu einer andern als der katholiſchen Religion bekennen ſollten, iſt für dieſelben die gleiche Verfügung gültig. Die Erwerbung und Ausübung öffentlicher Aemter, wie auch bürgerlicher und politiſcher Rechte ſind unabhängig von der Religion, zu der ſich die Spanier bekennen.“

Man bemerkte übrigens in Spanien dieſelbe Erſcheinung wie in Italien. Die Abneigung gegen die katholiſche Kirche wurde von keiner Zuneigung zur lutheriſchen oder anglikaniſchen begleitet, wie das auch ſchon in der großen franzöſiſchen Revolution der Fall geweſen war, in welcher man mit der katholiſchen Kirche zugleich auch jede andere chriſtliche Confeſſion, das Chriſtenthum überhaupt abgeſchafft hatte. Die ungläubig gewordenen Katholiken wurden Freigeiſter, Atheiſten oder Deiſten. Leute, die ſich zum evangeliſchen

Glauben wandten, gehörten zu den größten Seltenheiten. Erſt nach der Septemberrevolution verbreitete ſich das Gerücht in Deutſchland, unſer verſtorbener Philoſoph Krauſe habe Anhänger in Spanien. Es habe ſich dort eine Schule gebildet, die ſeine humanen Ideen von einem allgemeinen Menſchheitsbunde verbreite, gleichſam das Syſtem einer öffentlichen Freimaurerei. Genauere Nachricht davon gab der Heidelberger Profeſſor Wattenbach, der in ſeinem 1869 erſchienenen Reiſewerk erzählt, der Spanier Don Julian Sanz del Rio habe längere Zeit in Deutſchland, beſonders in Heidelberg ſich aufgehalten, ſich der Krauſe'ſchen Philoſophie mit Begeiſterung zugewandt und dieſelbe nachher als Profeſſor in Madrid ſeinen ſpaniſchen Schülern vermittelt, von denen mehrere, zu Lehrämtern gelangt, ſie fortgepflanzt hätten. Nun ſey er zwar ſammt ſeinen Anhängern von der klerikalen Partei, als ſie wieder herrſchte, verfolgt und abgeſetzt, aber durch die Septemberrevolution alsbald wieder rehabilitirt worden und ſey jetzt Rector der Univerſität in Madrid. Die gebildeten Spanier haben demnach mehr Neigung, ſich der Philoſophie, als dem Evangelium zuzuwenden. Auch in der klerikalen Partei Spaniens werden begeiſterte und geiſtreiche Vorkämpfer der Kirche, wie ſie den Klerus in Frankreich auszeichnen, vermißt. Sanz del Rio ſtarb übrigens im Herbſt 1869. Graf Bernſtorff bemerkt in ſeiner kleinen Schrift über die evangeliſche Bewegung in Spanien, das vorwiegend romaniſch-arabiſche Element im Volk eigne ſich für den Proteſtantismus ſo wenig wie der Unglaube der modernen Gebildeten. Doch ſeyen die Predigten evangeliſcher Spanier ſehr beſucht und es werde ſich ohne Zweifel eine Oppoſition poſitiver Chriſten gegen die Mißbräuche der äußern Kirche bilden. Der Miniſter Zorilla gab ſich am meiſten Mühe um Religionsfreiheit und Volksbildung in Spanien; vom Januar 1870 an ſollte jede Gemeinde eine Schule haben.

In einem traurigen Contraſt mit dieſem Ruhm und Fortſchritt der Civiliſation ſtanden die gänzlich zerrütteten Finanzen

Spaniens. Die Regierung mußte im Jahr 1870 von Rothſchild 40 Millionen borgen und ihm dafür die ſpaniſchen Bergwerke verpfänden.

Die republikaniſche Partei in Spanien zeigte ſich geneigt, ſo lange die Männer, welche die Revolution gemacht hatten, die proviſoriſche Regierung bilden würden, keinen Geſammtangriff auf ſie zu machen, um eine republikaniſche Verfaſſung des Reichs durchzuſetzen, die ja faktiſch ſchon beſtand. Indem ſie aber beſorgen mußte, daß dem Mehrheitsbeſchluß der Cortes gemäß ſich vielleicht doch noch ein auswärtiger Prinz zur Annahme der ſpaniſchen Krone entſchließen könnte, glaubten ſie für dieſen Fall Vorkehr, treffen zu können. Man kann beinahe ſagen, aus Mitleid mit dem armen Prinzen, der ſich etwa unbeſonnen in die Gefahren, welche die ſpaniſche Krone umſchwebten, würde ſtürzen wollen, ohne ſie zu kennen. In den Cortes ſelbſt hatte ſchon ein Republikaner dem künftigen König das Schickſal Maximilians prophezeit. Um nun zu zeigen, wie ernſt ſie es meinten und welche Macht, obgleich ſie in den Cortes nur die Minderheit bildeten, ſie doch im Lande hätten, beſchloſſen ſie Föderationen in allen Provinzen, nach dem Beiſpiel der Föderirten in Frankreich vom Jahr 1790.

Den Anfang machte eine Verſammlung zu Tortoſa, die am 17. und 18. Mai das Programm der Föderation entwarf (el Pacto federal de Tortosa). Den Vorſitz in der Verſammlung führte Manuel Bes Hediger und der Bund umfaßte zunächſt nur Catalonien, Aragonien, Valencia und die Balearischen Inſeln, bald aber hieß es würden ſich auch die Provinzen im Süden, Weſten und Norden föderiren. Merkwürdigerweiſe iſt die hier vorgeſchlagene republikaniſche Verfaſſung Spaniens eine förmliche Copie der franzöſiſchen von 1793, welche nach Grundſatz, „alles für das Volk, aber auch durch das Volk", alle Gewalt von unten, von Urverſammlungen ausgehen laſſen wollte, bekanntlich aber niemals in's Leben trat, weil es unmöglich war, in dieſer Weiſe die demokratiſche

Verwaltung zu concentriren und ihr Verfahren aus der Peripherie der Urwähler zu controliren.

Der Colonialminiſter Lopez de Ayala konnte ſich nicht enthalten, am 21. Mai in der Sitzung der Cortes im Hinblick auf die ungeſtüme Weiſe, mit welcher insbeſondere die republikaniſchen Mitglieder aus Andaluſien ſich geberdeten, ihnen ein wenig den Text zu leſen, indem er ſagte: „Warum haben die Andaluſier, die ſich jetzt ſo unruhig zeigen, damals ſich ganz ſtill verhalten, als die Generale Serrano, Cordova, Dulce in Cadix eingeſchifft wurden, um deportirt zu werden? Hat die Bevölkerung von Cadix einen Verſuch gemacht, ſie zu befreien? Keine Hand regte ſich. Ich war Zeuge, wie die Generale an Bord gebracht wurden. Troſtlos ging ich am Strande auf und nieder, ob nicht Hülfe aus der Stadt käme, harrend, aber ich blieb allein am Strande. Ich hörte Lärmen, aber er kam nur vom Schauplatz der Stiergefechte, und lauter Jubel und donnernder Beifall tönte von dort herüber. Dort ſaßen auch die meiſten der andaluſiſchen Abgeordneten, die jetzt hier ſitzen und die Miene annehmen, als hätten ſie allein die Revolution gemacht.“ Dieſe gute Rede wurde ſchlecht aufgenommen. Um die ſchrecklich beleidigten Andaluſier zu verſöhnen und einem Aufſtand der Republikaner im Süden vorzubeugen, hielt es die proviſoriſche Regierung für gerathen, den allzu gradſinnigen Lopez von ſeinem Miniſterpoſten zu entlaſſen.

Bald darauf verlautete, die proviſoriſche Regierung Spaniens habe übereinſtimmend ihre Augen auf einen neuen Throncandidaten geworfen, nämlich auf den Prinzen Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, den erſt 15 Jahre alten Neffen Victor Emanuels, der in England ſtudirte und für den bis zu ſeiner Volljährigkeit Serrano die Regentſchaft behalten ſollte. Am 6. Juni wurde die neue Verfaſſung beſchworen und verkündet unter großem Jubel der Bevölkerung von Madrid. Am 15. ernannten die Cortes den Marſchall Serrano zum proviſoriſchen Regenten von Spanien, räumten dem-

ſelben aber nicht alle Rechte des Souverains ein, nämlich nicht das Recht, die Cortes aufzulöſen, und auch nicht das Recht, die Geſetze zu ſanktioniren.

Der ſpaniſche Liberalismus trat in die Schuhe des franzöſiſchen, mußte daher auch die Narrheit des Pantheon mitmachen. In der erſten franzöſiſchen Revolution hatten die Jakobiner die alten Königsgräber in St. Denis zerſtört, die Leichen herausgeriſſen und verhöhnt, die Leiche Ludwig XIV. mit Ohrfeigen traktirt und nicht nur das Königthum, ſondern auch die Kirche abgeſchafft, das Chriſtenthum verboten, ja nicht einmal mehr den Glauben an Einen Gott, den doch noch die Heiden haben, erlaubt. Dagegen vergötterten ſie ihre Leithämmel und Verführer, Voltaire, Rouſſeau, Mirabeau, ſogar den ſcheußlichen Marat, verwandelten die Kirche der h. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, in ein ſog. Pantheon, d. h. in einen Tempel gleich dem, worin die alten Römer die Statuen aller ihrer Götter zumal verſammelt und verehrt hatten. Dahin wurden nun die Ueberreſte der von den Jakobinern vergötterten Franzoſen gebracht und daſelbſt auch deren Büſten aufgeſtellt. Es war eine Verhöhnung der älteren Geſchichte Frankreichs und der alten Nationalehre, wie des Chriſtenthums, welches Frankreich ſo lange geſegnet hatte, einzig zu Gunſten einer modernen Partei ohne Religion und ohne Moral.

Dieſes ſchlechte Beiſpiel hätten nun die Spanier nicht nachahmen ſollen. Sie thaten es dennoch und weihten am 20. Juni 1869 die Kirche San Franzisko in Madrid zu einem neuen Pantheon ein, in welchem die Ueberreſte berühmter Spanier in Urnen beigeſetzt werden ſollten. Jede Urne ſtand auf einem beſonderen Trauerwagen. Eine große Prozeſſion begleitete ſie mit Muſik, Herolden, Bannerträgern und Freiwilligen der Freiheit. Der Zug nahm ſeinen Weg durch den Prado, die Calle de Alcala, über die Puerta del Sol und die Plaza mayor, wo eine Feſthymne abgeſungen wurde, endlich durch die Calle de Toledo nach der Fran-

ziskokirche, an welcher man die Aufschrift angebracht hat: „Espana à sus preclaros hijos.“ Im Innern war die Kirche mit elektrischem Lichte beleuchtet, die Urnen wurden hinter dem Hochaltar aufgestellt, und die Minister und eine Abordnung der Cortes unterzeichneten in der Sakristei die Einweihungsakte, worauf gegen 8 Uhr die in würdigster Weise verlaufene Feier ihr Ende nahm. Beigesetzt wurden die Ueberreste von 15 Männern, darunter Calderon, Ercilla und Gonzalvo de Cordoba.

Noch im Lauf des Juni kam Montpensier nach seinem Schlosse San Lucar in Andalusien, was in dem Glauben bestärkte, Serrano arbeite ihm vor. Doch geschah kein Schritt von dieser Seite, wogegen Don Carlos plötzlich eine große Thätigkeit entwickelte, doch nur wie eine Seifenblase, welche gleich wieder zerplatzte.

Don Carlos ist ältester Sohn des Grafen von Montemolin und Enkel des Don Carlos, der als Bruder König Ferdinand's VII., als dieser seiner Tochter Isabella die Thronfolge zusprach, dieser Bestimmung trotzte und ein besseres Recht auf die Krone zu haben behauptete, sofern dieselbe im Mannesstamme hätte forterben sollen. Von diesem ältern Don Carlos erhielten seine Anhänger schon in den dreißiger Jahren den Namen der Carlisten. Sein gleichnamiger junger Enkel, geb. 1848, erneuerte seine Ansprüche, nachdem Isabella aus Spanien vertrieben war. In Form eines Schreibens an seinen Bruder Alfonso, welcher in der päpstlichen Armee diente, erließ er ein Manifest, worin er die Grundsätze darlegte, nach welchen er regieren wollte, wenn er zum Throne gelangen könne. Das waren nun außerordentliche vortreffliche Grundsätze. „Wir Königssöhne, schrieb er, wissen, daß die Völker nicht für die Könige, sondern die Könige für die Völker da sind, daß ein König der rechtschaffenste und edelste Mann seines Landes seyn muß ꝛc.“ Er versprach Sparsamkeit im Haushalt, Achtung des Rechts, Beförderung jedes vorragenden Talentes, äußerte sich aber mißliebig für die „geräuschvollen Versammlungen“ und betonte „die christliche Monarchie“ und

die Ehrfurcht vor der Kirche. Don Carlos ſchloß ſein Schreiben mit einer Bitte an den Bruder, den Papſt um ſeinen Segen zu bitten.

Im Juli bereiteten die Carliſten eine Erhebung vor; am Tage des heil. Jakob, welcher bekanntlich der Patron Spaniens iſt, wollten ſie auf den verſchiedenſten Punkten, nachdem ſie ſich heimlich bewaffnet hatten, losbrechen. Don Carlos ſelbſt ſollte nach Pampeluna kommen und von hier aus die ganze Bewegung leiten. Es waren bereits Generalcapitäne für alle Provinzen ernannt, welche ſchnell das neue Königreich organiſiren ſollten. Man zählte auf den Klerus, welcher das Landvolk fanatiſiren ſollte, und ſogar auf den Abfall vieler Militärs. Allein Prim hatte die Augen offen und traf ſo gute Vorkehrungen, daß die Carliſten an dem bezeichneten Tage es vorzogen, ſich ruhig zu verhalten. Nur in der Mancha ſammelten ſich etwa 3000 bewaffnete Bauern unter carliſtiſchen Offizieren, wurden aber von den Regierungstruppen raſch angegriffen und auseinandergejagt. Man erfuhr, General Cabrera habe das Mißlingen des ganzen Planes verſchuldet, ſofern er die kriegeriſchen Operationen hatte leiten ſollen, ſich aber verſagt und zurückgezogen habe aus Aerger über eine junge Partei, die ſich an Don Carlos gedrängt hatte und vorwiegenden Einfluß auf denſelben übte. Es hieß, Don Carlos ſey nur auf einen Tag über die franzöſiſche Grenze herübergekommen, um in einem Grenzſtädtchen bei einem Bankett und unter Abfeuerung einer Piſtole mit einer mehr lächerlichen als ernſten Feierlichkeit von Spanien Beſitz zu nehmen, worauf er ſich ſogleich wieder nach dem nahen Frankreich zurückgezogen habe. Nachträglich tauchten noch hie und da carliſtiſche Banden auf, der Regent Serrano fand es der Mühe werth, ſelber gegen ſie auszuziehen, als ſie ſich unter Gallindo Salles, Rielo und Rocher bei Cati vereinigt hatten, und ſchlug ſie mit leichter Mühe in die Flucht.

Der mißlungene Verſuch der Carliſten ſcheint die Republi-

kaner angefeuert zu haben, ihrerſeits einen beſſern zu machen. Am 20. September verſuchte General Pierrat an der Spitze von Bewaffneten ein Pronunciamento in Tarragona und der Gouvernementsſekretär, der ihn an das Geſetz erinnerte, wurde neben ihm ermordet, der Aufruhr aber bald erſtickt und Pierrat gefangen. Die Freiwilligen in dem nahen Barcelona proteſtirten gegen die Entwaffung ihrer Kameraden in Tarragona, ſollten nun auf Befehl der Regierung ſelbſt entwaffnet werden und weigerten ſich, wurden aber überwältigt. Ebenſo die republikaniſchen Freiſchaaren, die ſich in Catalonien bei Oleſada, bei Reuß und in Murcia erhoben hatten. Nun aber wuchſen in ſo vielen Provinzen, wenn auch nur kleine, doch zahlreiche republikaniſche Freiſchaaren wie aus der Erde hervor, daß die Regierung in Madrid in nicht geringe Sorge kam und General Prim am 2. Oktober in den Cortes darauf antrug, mit der größten Strenge den Aufruhr niederzuſchlagen und das ganze Königreich in Belagerungszuſtand zu erklären. Würden die Cortes dies geſtatten, ſo verbürge er ſich an der Spitze der bewaffneten Macht, daß er die Ruhe herſtellen werde. Es handle ſich nirgends um bedeutende Heeresmaſſen der Rebellen, ſie ſeyen vielmehr überall zerſtreut, aber außerordentlich rührig im Zerſtören von Eiſenbahnen, Telegraphen, Brücken und Viaducten. Die Cortes gaben ihm ihre Zuſtimmung. Der Republikaner Caſtelar opponirte zwar heftig, aber Rivero, Präſident der Cortes, ſelber Republikaner, mißbilligte die unzeitige und verfaſſungswidrige Rebellion und brachte auch die republikaniſchen Offiziere der Madrider Miliz dahin, ſich entſchieden für die Regierung zu erklären.

Gleichwohl wuchs die Gefahr in den Provinzen und hatten ſich bereits mehrere republikaniſche Cortesmitglieder aus Madrid entfernt und als Führer der Rebellen compromittirt, ſo daß auch die in Madrid zurückgebliebenen Cortesmitglieder dieſer Partei am 5. Oktober unter dem Vortritt des Garrido, Figueras und Caſtelar ihren Austritt erklärten und den Sitzungsſaal verließen, obgleich

General Prim ſie beſchwor, zu bleiben. „Ich habe, rief er, die größten Anſtrengungen gemacht, um dieſen Kampf zu vermeiden. Seit der Eröffnung der Cortes habe ich nicht ein einziges Wort geſprochen, das die Minderheit beleidigen konnte. Ich bitte Sie daher zu überlegen, was Sie zu thun im Begriffe ſind, da Ihr Rücktritt die Regierung zwingt, Sie als Feinde zu behandeln.“ Alle entfernten ſich und Prim hielt ſie nicht auf, obgleich es in ſeiner Macht geſtanden haben würde, mittelſt eines Staatsſtreiches ſie alle zu verhaften und als Geißeln zu behalten.

Nun ging in den Provinzen alles drüber und drunter. Man ſchätzte den Werth der in einer einzigen Woche zerſtörten Eiſenbahnen, Telegraphen, Brücken ꝛc. auf 40 Millionen, und iſt dieſe Zahl auch übertrieben, ſo waren doch die Verheerungen, die den Verkehr hemmen ſollten, notoriſch. Die Republikaner wollten überall den Regierungstruppen das Herankommen erſchweren. Nahe bei Sevilla riſſen ſie vor einem mit Truppen heranbrauſenden Eiſenbahnzuge die Schienen auf, daß der Zug ausglitt und viele Offiziere und Soldaten umkamen oder verwundet wurden. Ueberall erhielten die Regierungstruppen die Aufgabe, die ſog. Freiwilligen der Freiheit zu entwaffnen. Dies geſchah in Saragoſſa nicht ohne einen mehrtägigen blutigen Kampf, ebenſo in Valladolid, Granada und Valencia, welches der Regierungsgeneral Alaminos bombardiren mußte. Von den republikaniſchen Cortesmitgliedern hatten ſich nicht weniger als 17, Serraclara, Sunner, Joaritzi, Blanc, Pierrat, Carrasco ꝛc. an die Spitze rebelliſcher Freiſchaaren geſtellt.

Der ſpaniſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Silvela, war Ende September in Paris geweſen und wurde am 3. Oktober in den Cortes von Caſtelar, dem Republikaner angeklagt, er habe beim franzöſiſchen Cäſar gebettelt, ihm einen ſpaniſchen Thronfolger vorſchlagen zu dürfen. Der Miniſter wies ihn energiſch zurück, er habe ſich dem Kaiſer vorſtellen laſſen, wie den Tag vorher Fürſt Gortſchakoff, und einen Tag nachher Lord Clarendon,

Es ist aber diese Loyalität der Engländer nicht nur eine Stütze des Thrones, sondern ein Hauptgrund ihrer Macht. Welche Schläge des Schicksals ein dem Landesfürsten treu ergebenes Volk ertragen kann, das hat die Geschichte Oesterreichs hinlänglich bewiesen.

36.

Die Engländer sind nicht an eine Junta-, sondern an eine Superposition der verschiedenen Stände gewöhnt, und es würden, bei einer allgemeinen Veränderung der geselligen und politischen Verhältnisse, die niederen Klassen in Berührung mit den höheren sich eben so unbequem befinden, wie die höheren im Contakt mit den niederen. Die verschiedenen Klassen bilden in England eben so viele concentrische Cirkel, in welchen sich zwar jede mit der größten Freiheit bewegt, über welche hinauszuschreiten sie aber weder den Muth noch die Lust haben. Deshalb ist auch die Preß- und Redefreiheit in England weniger gefährlich; denn es nimmt sich dabei jede Klasse gerade nur so viel heraus, als ihr zusteht und in ihre Verhältnisse paßt.

37.

Noch hat es sich bei keiner englischen Staatsumwälzung um mehr als Fleischtöpfe und Brodkörbe gehandelt, und dies nicht einmal um Fleisch und Brod für die Massen, sondern nur für einzelne Klassen. Daher hat auch keine englische Revolution corrosiv auf andere Völker gewirkt. Wenn die im Bade verunglückte Reformbill hievon eine Ausnahme zu machen scheint, so ist daran das Beispiel Frankreichs Schuld, welches, während es den Massen ein momentanes Leben mittheilte, durch die Furcht auf einen Theil der Gesetzgeber wirkte. Es haben aber die Vorgänge der letzten Zeit hinlänglich bewiesen, daß die Macht der englischen Centralgewalt nicht im Wahlcensus und in den Corporationen von ein Paar Dutzend Städten zu suchen ist.

38.

Wenn man die Gesinnungen des englischen Pöbels nach den bei den verschiedenen Volksversammlungen gehaltenen Reden beurtheilen wollte, so müßte man nothwendigerweise die Verfassung in Gefahr glauben. Nichts destoweniger ist an eine gewaltsame Staatsumwälzung in England so wenig zu denken als in China.

die auswärtigen Minister Rußlands und Englands, dasselbe gethan hätten. Sey das eine Erniedrigung? Was er mit dem Kaiser gesprochen, erniedrige Spanien ebenso wenig, denn Napoleon III. habe schließlich zu ihm gesagt: „Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist das ganz natürliche Organ, um der spanischen Nation kund zu thun, daß, wenn sie das Bündniß und die guten Dienste Frankreichs in irgend einer Angelegenheit verlangt, letzteres immer geneigt seyn wird, sie ihr zu leihen, und ich für meinen Theil wünsche aufrichtig, daß das spanische Volk, welches der einzige Schiedsrichter seiner Geschicke ist, dahin gelangt, sein Glück und seinen Wohlstand dauernd zu begründen."

Prim machte es dringend, die Königswahl zu beschleunigen, um durch ein fait accompli den Republikanern jede weitere Hoffnung abzuschneiden. Man hatte aber immer noch keinen Thronbewerber gefunden, dessen die royalistische Partei sicher gewesen wäre oder über dessen Wahl die Cortes sich vereinigt hätten. Zuletzt hatte der junge Herzog von Genua die meiste Aussicht, Thomas, der fünfzehnjährige Neffe Victor Emanuels, der auf der Schule in England war und von dem es hieß, Prim sey ihm günstig. Dann auf einmal hieß es wieder, der ältere König von Portugal, Ferdinand, zeigte sich endlich willig, unter der Garantie Englands und Frankreichs, die spanische Krone anzunehmen. Prim erklärte am 19. Oktober vor den Cortes: „Die Carlisten haben die Fahne des Fanatismus, die Föderativrepublikaner die des Aberwitzes erhoben. Es ist nothwendig, daß das Land aus dem Provisorium herauskomme, in dem es sich befindet. Was mich betrifft, so bin ich monarchisch und werde fortfahren es zu seyn. Bald, sehr bald wird die Frage der Monarchie ihre Lösung erhalten und die moralische Ordnung hergestellt werden, wie es jetzt schon die materielle ist."

Man bemerkte, daß sich Prim für den Prinzen Thomas von Genua verwandte, dem auch die Progressisten mehr geneigt waren,

als dem Herzog von Montpenſier. Um wenigſtens die gemäßigten Republikaner zu verſöhnen, wurde Orenſe, den man auf der Flucht gefangen genommen hatte, wieder frei gelaſſen. Man veranſtaltete häufige Berathungen der Cortesmitglieder, um den Thron ſo ſchnell als möglich zu beſetzen. Manifeſte wurden verbreitet, welche Prim ſelbſt als Johann I. zum Kaiſer ausriefen, ſey es um ihn zu verdächtigen, oder aus Ueberzeugung, daß dies die beſte Auskunft wäre. Topete, welcher für die Wahl Montpenſiers war, gab ſeine Entlaſſung ein, ſobald er ſah, daß eine Mehrheit der Cortes den Prinzen Thomas vorziehe. Auch die Miniſter Silvela und Ardanaz traten aus und wurden durch Martos und Figuerola erſetzt. Topete wurde noch einige Tage durch Prim zurückgehalten, damit die bisherige Einheit der Häupter, welche die Revolution gemacht hatten, nicht zerriſſen werde. Aber Topete wollte nicht bleiben. Serrano hielt ſich als Regent zurück, war aber ebenfalls mehr für Montpenſier als für Thomas. Zu einer förmlichen Königswahl wollte man nicht eher ſchreiten, bis man ſich einer überwiegenden Mehrheit von Stimmen in den Cortes verſichert haben würde, denn Victor Emanuel hatte ſchon erklärt, er werde die Wahl ſeines Neffen Thomas nicht zugeben, wenn ſich nicht eine große Mehrheit dafür entſcheide. Dieſe ließ ſich aber nicht ſchnell zuſammenbringen, denn es war in der That gar vielerlei zu bedenken. Die Times bemerkte im Anfang des November, Thomas ſey ein Schulknabe, deſſen Wahl zum König von Spanien dort nicht befriedigen, die Ruhe nicht herſtellen, ſondern nur neuen Bürgerkrieg hervorrufen würde. Man erkannte daraus, wie abgeneigt England der Wahl eines italieniſchen Prinzen zum König von Spanien war, wogegen Frankreich mit derſelben zufrieden ſeyn konnte. War nicht ſchon Victor Emanuel der Vaſall Frankreichs? Wenn es nun auch ſein Neffe Thomas wurde, ſo konnte ja Napoleon III. ſeine Hegemonie im romaniſchen Süden, die ihm mit Iſabellen mißlungen war, immer noch mit Thomas zu Stande bringen. Dadurch wird der

Verdacht beſtätigt, den Caſtelar am 3. Oktober in den Cortes ausgeſprochen hatte. Auch Girardin ſchrieb in ſeiner Liberté im Anfang November gradezu: „Der Kaiſer ſey der Candidatur des Herzog von Genua nicht fremd und ſein großartiger Zweck ſey, die Völker der lateiniſchen Race zu gruppiren.“ Allein nach langen Unterhandlungen erklärte Victor Emanuel definitiv die Candidatur des italieniſchen Prinzen für zurückgenommen. Die Mutter deſſelben, eine Tochter des Königs von Sachſen, ſoll beſonders lebhaft derſelben entgegen geweſen ſeyn, weil ſie für ihren jungen Sohn von der ſpaniſchen Krone nur Gefahren und Unglück vorausſah.

Nun tauchte wieder ein neues Gerücht auf. Der öſterreichiſche Erzherzog Ludwig ſollte zum ſpaniſchen Kroncandidaten auserſehen ſeyn. Doch war bald nicht mehr davon die Rede. Die Liſte der Candidaten ſchien erſchöpft zu ſeyn, weßhalb der Republikaner Caſtelar in den erſten Tagen des Januar 1870 dem Marſchall Prim vorſtellte, er möge ſich nicht länger gegen die Republik ſträuben. Prim aber antwortete ihm auf das beſtimmteſte, nach dem wahnſinnigen Aufſtande der Republikaner ſey er monarchiſcher als je geſinnt, und die Liſte der Candidaten ſey keineswegs erſchöpft.

Im Beginn des Jahres 1870 erklärte ſich Topete wieder bereit, in's Miniſterium der Marine einzutreten, nachdem der ihm verhaßte Plan, den Sardinier auf den ſpaniſchen Thron zu erheben, geſcheitert war. Drei bisherige Miniſter traten aus und neben Topete drei neue ein, Sagaſta als Staatsminiſter, Olozaga für die Juſtiz, Rivero für das Innere. Ein Antrag Caſtelar's, die Bourbons alle und für immer vom ſpaniſchen Thron auszuſchließen, wurde von den Cortes abgelehnt, zum Beweiſe, daß Montpenſier noch Ausſichten hatte. Dieſer Prinz durfte es wagen, in der Mitte des Februar ſogar nach Madrid zu kommen, wo er aber nur einen Tag verweilte und nur eine Beſprechung mit Prim hatte. Am Ende deſſelben Monats kam Don Carlos nach Lyon, wo er an-

geblich vom Herzog von Modena bedeutende Geldſummen empfing, um davon einen neuen Aufſtand ſeiner Partei in Spanien zu beſtreiten; die franzöſiſche Regierung ließ ihm aber nur die Wahl, ſich in's nördliche Frankreich zurückziehen und Spanien fern zu bleiben, oder Frankreich ganz zu verlaſſen. Er zog das letztere vor und ging nach Genf.

Der Herzog von Montpenſier hielt ſich im März wieder in Madrid auf, wo er ſich mit Prim beſprach, der übrigens, als man ihn frug, die Cortes verſicherte, es werde keineswegs ein Staatsſtreich zu Gunſten dieſes Prinzen beabſichtigt, da derſelbe nur die Stimme eines einzigen Miniſters (des Topete) für ſich habe. In dieſen Tagen aber kam der heißſpornige Infant Heinrich von Bourbon eilig von Paris nach Madrid, um ſich mit Montpenſier zu ſchlagen, den er kurz vorher in einem Pamphlet heftig angegriffen hatte. Sie ſchlugen ſich am 15. März in einem Wäldchen in der Nähe von Madrid und Heinrich, durch den Kopf geſchoſſen, blieb auf der Stelle todt. Der Infant gehörte ganz der republikaniſchen Partei an und ſeine Secundanten waren zwei republikaniſche Mitglieder der Cortes. Im Jahr 1867 war er von der Königin Iſabella wegen Intriguen zu Gunſten des Don Carlos der Infantenwürde entſetzt worden. Nachher warf er ſich den Republikanern in die Arme. Er ſoll früher ſchon grimmigen Haß gegen Montpenſier gefaßt haben, ohne Zweifel aus Eiferſucht, weil Montpenſier die Schweſter der Königin Iſabella geheirathet und dadurch eine Art Anrecht auf etwaige Regentſchaft unter gewiſſen Umſtänden erworben hatte. Heinrich ſelbſt war nur der Bruder des Schattenkönigs Franz, den die regierende Königin Iſabella geheirathet hatte. Im oben erwähnten Pamphlet meinte er, wenn Napoleon III. geſtürzt werden ſollte, würden gewiß nicht die Orleans Herrn von Frankreich werden, ſondern — Rochefort. Er war ein ſehr exaltirtes Männchen. Sein Begräbniß ging ohne Störung vor ſich.

Montpenſier zog ſich auf ſeinen Landſitz zurück und war von

dem ganzen Vorfall ſo erſchüttert, daß er das Bett hüten mußte. Das Gericht verurtheilte ihn zu einmonatlicher Entfernung von Madrid und 30,000 Fr. Entſchädigung. Seine Throncandidatur hatte durch das Duell keinen Vorſchub erhalten. Die Republikaner hofften vielmehr, ihn als einen Unmöglichen bald ebenſo beſeitigt zu ſehen, wie den jungen Prinzen Thomas. Prim, welcher den letztern unterſtützt hatte, hielt jetzt eine ſcharfe Rede gegen den erſtern, was den Admiral Topete veranlaßte, ſogleich den Saal zu verlaſſen und ſein Miniſterium zum zweitenmal abzugeben. An ſeiner Stelle übernahm Beranger die Marine. Wenn Prim nicht im Sinn hatte, am Ende ſelber zur Dictatur zu greifen, ſo diente ſein Bruch mit Topete nur den Republikanern. Der Regent Serrano ſtand zwar noch auf Topete's Seite, übte jedoch weit weniger Einfluß als Prim. Mit Topete legten auch viele anderen Beamten ihre Stellen nieder.

Es erſcheint faſt komiſch, daß man in dieſer kritiſchen Zeit, in welcher alles mit der Gegenwart unzufrieden war und man jedenfalls großen Aenderungen entgegenſah, doch der lieben Schuljugend in Spanien nicht nur obligate Belehrungen über die noch zu Recht beſtehende Verfaſſung ertheilte, ſondern ſie ſogar zwang, die Verfaſſungsurkunde auswendig zu lernen. Nöthiger ſcheint es geweſen zu ſeyn, die 41 ſpaniſchen Biſchöfe, welche nach Rom zum Concil gegangen waren, an die Verfaſſung zu erinnern, denn man hörte, dieſe Biſchöfe, nur drei ausgenommen, hätten ſich ſehr um den jungen Alfons, Prinzen von Aſturien, den Sohn Iſabellas gekümmert und demſelben in Rom ihre Aufwartung gemacht. Sobald die ſpaniſche Regierung das erfuhr, befahl ſie jenen Biſchöfen am 17. März, binnen dreißig Tagen den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten. Sie thaten es aber nicht und das Miniſterium ſperrte ihnen ſofort die Temporalien.

Im April 1870 begannen ſchon wieder Unruhen in den Provinzen wegen Aushebung der Rekruten für das laufende Jahr. In

Malaga, Sevilla, Valencia, vornehmlich aber in Barcelona, Sabadell, Gracia und andern Städten Cataloniens wurde Aufruhr erhoben, jedoch durch energiſches Einſchreiten des Militärs bald wieder unterdrückt.

Die ſpaniſchen Republikaner waren bisher geſpalten in ſolche, die eine einheitliche Republik, und ſolche, die nur föderative Republiken haben wollten, wie in der Schweiz und Nordamerika. Sie ſahen nun endlich ihre Thorheit ein, den Monarchiſten gegenüber ſich zu ſpalten, und näherten ſich einander im Mai 1870.

Damals forderte die Regierung den bereits 78jährigen Eſpartero auf, ſich zum König von Spanien wählen zu laſſen, was er jedoch ablehnte. Er war viel zu alt für eine ſolche Rolle und man bemerkte, daß er auch früher ſeinen großen Ruhm weniger durch eigene Energie verdient, als durch die Gunſt der Umſtände und durch eine Partei erworben hatte, die allein ihn emporhob und ihn als Werkzeug gebrauchte. Es ließ ſich kaum mehr verhehlen, daß dem Vorſchieben von unfähigen Throncandidaten, von denen einer nach dem andern als unmöglich wählbar erkannt wurde, eine Abſicht zu Grunde lag. Selbſt daß ſich die Regierung damit lächerlich machte, ſchien ſie nicht ohne eine gewiſſe Ironie ſelber zu wollen. Man beſchuldigte den Marſchall Prim, er ſetze alles daran, um die Mehrheit der Spanier zu überzeugen, die monarchiſche Regierungsform ſey die beſte für ſie, und er ſchiebe die unbrauchbaren Thronbewerber nur vor, und mache die Königswahl dringend und eilig, um am Ende ſelber zum König gewählt oder wenigſtens proviſoriſch mit der Dictatur betraut zu werden.

Es fiel nicht wenig auf, daß die Regierung in ſo kurzer Friſt von den Cortes nicht nur die Vornahme der Königswahl verlangte, ſondern auch vorſchlug, es bedürfe dabei keiner abſoluten, ſondern nur einer relativen Stimmenmehrheit. Dagegen aber ſtellte Roja Arias in der Sitzung der Cortes am 7. Juni den Antrag, die Königswahl ſolle nur gelten, wenn ſie durch abſolute Mehrheit erfolge,

denn es zieme ſich nicht, daß Spanien einen Souverain erhalte, deſſen Wahl nicht eine impoſante Mehrheit für ſich habe. Das erforderte die Ehre Spaniens und der Antrag ging wirklich durch. Die Dringlichkeit einer baldigen Königswahl wurde übrigens durch die Unſicherheit und Ungewißheit, in der ſich das ſpaniſche Volk befand, durch die wiederholten, wenn auch nur kleinen, doch blutigen Aufſtände und durch die ſchlechte Lage der Finanzen motivirt. Die letztere konnte ſich nicht beſſern, wenn nicht mit der neuen Monarchie Ruhe und Sicherheit eintrat und es möglich wurde, die Zahl der Truppen zu vermindern.

In denſelben Tagen erfolgte durch Saldanha die Palaſtrevolution in Liſſabon und man wußte, er habe früher als Geſandter in Paris eifrig für den iberiſchen Plan gewirkt, obgleich er nun erklärte, er habe mit dieſem Plane jetzt nichts mehr zu ſchaffen. Es mußte auffallen, daß nun Prim am 11. Juni in den Cortes zu Madrid erklärte: „Ich habe nacheinander vier Thronkandidaten vergebens geſucht, werde aber den fünften vielleicht bald finden. Ich meine damit aber nicht den Prinzen Alfons. Ich werde nie die Reſtauration unterſtützen, ſondern die Freiheit energiſch wahren. Was Portugal betrifft, ſo iſt das Ziel der Regierung die monarchiſche Föderation beider Nationen unter Wahrung der Autonomie.“ — Am Ende des Juni vertagten ſich die Cortes bis zum 31. Oktober, zum Beweiſe, daß man Zeit brauchte, um die Unterhandlungen wegen der Thronfolge zum Abſchluß zu bringen.

Da man glaubte, Prim habe es ſchließlich darauf abgeſehen, nach Abnutzung aller Thronkandidaten ſelber zum Thron oder wenigſtens zur Dictatur zu gelangen, pflegte er mit großer Oſtentation zu wiederholen, ſeine Rolle ſey nur die eines Monks der Freiheit.

Die Exkönigin Iſabella hatte bereits ein ganzes Jahr in Paris zugebracht, als man erfuhr, das Leben verleide ihr dort und ſie wolle ſich nach Rom zurückziehen, weil ihr Napoleon III. die ge-

hoffte Unterſtützung zum Behuf ihrer Reſtauration in Spanien nicht gewährte. Auch war ihr Hofſtaat zerrüttet. Sie verſchleuderte das Geld wie früher. Man borgte ihr aber nicht mehr, ihr Gemahl hätte denn mit unterſchrieben. Dieſer ſoll es aber nur gethan haben, wenn ihm ſelbſt eine gleiche Summe, als für die er unterſchrieb, eingehändigt wurde, wodurch er ſich ein Kapital für die Zukunft ſammelte. Die meiſten Mitglieder ihres noch zahlreichen Hofſtaats ſahen das Unnütze ihres längeren Verweilens an einem ſolchen Hofe ein und verlangten nach Spanien zurück. Im Februar 1870 erfuhr man, der Exkönig von Spanien habe bei den Gerichten Beſchlag auf das Vermögen ſeiner Gemahlin legen laſſen, um deren ungeheure Verſchwendungen endlich zu ſiſtiren. Sie ſoll 26 Millionen Franken beim Pariſer Rothſchild niedergelegt, aber in einem halben Jahre ſchon 4—5 Millionen davon vergeudet haben. Gleichzeitig klagte ihre Tochter, die mit dem Grafen von Girgenti vermählt war, dieſen ihren Gemahl bei den ſpaniſchen Gerichten als Verſchwender an. Im Frühjahr ſchickte die Königin Iſabella ihr Söhnchen, den Prinzen von Aſturien, nach Rom und empfahl ihn der Huld des Papſtes, der ihr bei dieſem Anlaß die Hoffnung ausgedrückt haben ſoll, ſie werde auf den ſpaniſchen Thron zurückkehren. Dieſe Aeußerung fand man nun in doppeltem Widerſpruch einmal damit, daß Iſabella ihre Anſprüche bereits an ihren Sohn abgetreten hatte und zweitens auch mit den Anſprüchen des Don Carlos, die ein großer Theil des ſpaniſchen Klerus heimlich unterſtützte.

Am 25. Juni 1870 unterzeichnete die Königin Iſabella in Paris in Gegenwart vieler vornehmer Zeugen die Urkunde, in welcher ſie der ſpaniſchen Krone zu Gunſten ihres dreizehnjährigen Sohnes Alfons entſagte. Der Knabe ſchenkte dem Vorfall keine Aufmerkſamkeit, ſondern ſagte zum Herzog von Seſto (Seſſa?): „Du haſt mein neues Velociped noch nicht geſehen, komm, das muß ich Dir zeigen.“ In denſelben Tagen wurde dem Prätendenten

Don Carlos ein Sohn geboren. Die Proclamation der Königin an das spanische Volk machte keinen Eindruck. Nicht einmal der Papst, den sie für ihren Sohn um seinen Segen bat, that einen Schritt für denselben, um es nicht mit dem noch unbekannten Könige, den sich die Spanier wählen würden, zu verderben, und bezeigte sich gegen den spanischen Gesandten Xymenes sehr artig.

Im Anfang Juli wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß Prim und die spanische Regierung eine Deputation nach Deutschland geschickt hätten, um dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen (vermählt mit der Infantin Antonia, Schwester des Königs Luis von Portugal) die spanische Krone anzubieten. Dieser katholische Herr war der ältere Bruder des Fürsten Karl von Rumänien und Sohn des Fürsten Karl Anton, dessen Gemahlin die Tochter der schönen und geistreichen Großherzogin Stephanie von Baden, der Stieftochter Napoleon des Großen war. Trotz dieser Verwandtschaft mit den Napoleoniden machte die Nachricht von der Deputation in den Tuilerien einen üblen Eindruck. Es wurde gleich Ministerrath gehalten und der preußische Gesandte, Herr v. Werther, eilte zu seinem König ins Bad Ems. Ein Zollern in Rumänien und noch einer in Spanien, beide in romanischen Ländern, welche Napoleon III. selbst unter seine Hegemonie hatte nehmen wollen, konnten ihm nicht gefallen.

Aus Portugal erhielt man nur selten und unzuverlässige Nachrichten, meistens in liberaler Schönfärberei. Die Münchener historisch politischen Blätter, Band 60 von 1867 S. 574 f. brachten einige interessante Enthüllungen. Darnach verhält sich Portugal jetzt nahezu wie Italien. Das Deficit des laufenden Jahres allein beträgt 30 Millionen Franken, die Finanzen sind in kläglichem Zustand, was um so schmählicher ist, als der Staat kaum zehntausend Mann Soldaten zu unterhalten hat. Die Lüderlichkeit am Hofe und unter der Aristokratie in Lissabon soll alles übertreffen, was anderswo vorkommt. Der König ist schwach und eine Null, sein

Vater, der mit einer Maitreſſe lebt, verachtet. Seine ſardiniſche Gemahlin, die Tochter Victor Emanuels, hat zwar Verſtand, iſt aber eigenſinnig und ſo nervös, daß man ſie eine Närrin nennt. Auch iſt bekannt, daß ſie die Portugieſen nicht leiden kann. Die Regierung iſt in den Händen der Liberalen, die mit dem Fortſchritt prahlen, während das Reich im elendeſten Zuſtand iſt. Wie in Italien, ſo läuft auch hier das liberale Regiment darauf hinaus, die Kirche zu plündern und das Volk auszubeuten. Die Kirche iſt hier mehr als irgend wo anders unterdrückt. Die Biſchöfe zittern und wagen keinen Widerſtand mehr, denn jeder Verkehr mit Rom iſt ihnen unterſagt. Ein Kloſter nach dem andern, ſoweit ſolche noch beſtehen, wird eingezogen. Man entzieht den Mönchen alle Temporalien und, um nicht Hungers zu ſterben, müſſen ſie ſich entfernen. Die Erziehung der jungen Prieſter iſt den Biſchöfen unterſagt, ſie wird in den Seminarien unter alleiniger Aufſicht des Staates beſorgt und wer angeſtellt werden will, muß den liberalen Beamten hofiren. Die Zahl der Prieſter hat unter dieſen Umſtänden ſo abgenommen, daß die alte und wichtige Miſſion der Portugieſen in Goa und Makao, die ſelbſt von den Engländern reſpectirt wurde, auf ein Minimum von Prieſtern reduzirt werden mußte. Portugieſiſche Miſſionäre hatten ſchon im Jahr 1620 im Königreich Congo in Afrika große Bekehrungen vorgenommen, welche etwas über hundert Jahr ſpäter der berüchtigte Miniſter Pombal, der größte Kirchenfeind, in's Stocken kommen ließ. Vergebens hat man dieſe Miſſionen wieder zu beleben geſucht. Ein Jude Levi durfte ſich im portugieſiſchen Parlament in der jüngſten Zeit erfrechen, mit Erfolg den Antrag zu ſtellen, Portugal möge den Mahnungen des Papſtes, ſich dieſer chriſtlichen Miſſion anzunehmen, keine Folge geben, und wirklich würdigte die Regierung eine Note des heil. Stuhls vom 13. November 1866, welche dieſe Angelegenheit betraf, keiner Antwort.

In der Augsb. Allg. Zeitung vom 17. April 1870 waren

Neunzehntel aller Engländer wiſſen nicht einmal, was eine Revolution bedeutet. Die, welche bei den Volksverſammlungen das Wort führen, ſind gewöhnlich nur politiſche Parteigänger, welche weiter nichts beabſichtigen, als einen Sitz im Hauſe der Gemeinen.

39.

Wenn in England die niederen Volksklaſſen ſich bedrückt glauben, ſo gibt es oft einen Pöbelaufſtand, der entweder darauf abzielt, die Perſonen, welche ſich Bedrückungen zu Schulden kommen ließen, zu beſtrafen, oder das Parlament zu veranlaſſen, das verhaßte Geſetz, die harte Abgabe u. dergl. abzuändern. An eine Veränderung in der geſetzgebenden Gewalt denkt kein Menſch. In Frankreich iſt das Verhältniß umgekehrt; dort werden die kleinſten Mißgriffe der executiven Gewalt auf Rechnung der geſetzgebenden oder wohl gar auf Rechnung des Staatsoberhauptes geſchrieben, wie denn die Franzoſen auch der Meinung zu ſeyn ſcheinen, man müſſe jede Reform in der Staatsverwaltung von oben beginnen.

40.

Der alte franzöſiſche Adel bildete vor der Revolution eine über alle Volksklaſſen hoch geſtellte, aber auch deswegen gänzlich iſolirte Kaſte; deswegen zerfiel er auch durch den Andrang der Maſſen ſo bald in Nichts. In England, wo der Adel alle jüngeren Söhne an den höheren Mittelſtand abgiebt, wo dieſer ſich wieder auf die reichen Kaufleute, Bankiers und Manufakturiſten ſtützt, wo die arbeitenden Klaſſen wieder ihren Unterhalt von dieſen beziehen, iſt es unmöglich, irgend einer Klaſſe den Krieg zu erklären, ohne zugleich auch die übrigen zum Kampfe herauszufordern. Dies weiß der engliſche Adel, und daher iſt er auch ſo unbeſorgt um das Geſchrei der hungrigen Fabrikarbeiter.

41.

Die Ariſtokratie iſt den Engländern angeboren. Jeder duldet willig zwanzig über ihm, wenn er nur noch Einen unter ſich haben kann. Der Bettler, der im Weſt-End von London die Straßen kehrt und ſeinen Pfennig von den Faſhionables der Hauptſtadt zum Geſchenk erhält, ſieht noch immer hochmüthig auf den Straßenkehrer der City herab, der ſein Almoſen vom ſchlichten Bürger empfängt. Selbſt in den Vagabunden der Hauptſtadt finden die höheren Stände noch Stützen und Vertheidiger.

weitere Nachrichten über die Finanznoth Portugals zu lesen. Daraus erhellt, daß jede Partei, welche über die frühern Verschwendungen geklagt und Reformen verlangt hatte, wenn sie selbst an's Ruder kam, es nicht besser machte. Als 1865 das Gespenst des Staatsbankerots am Horizont von Lissabon auftauchte, erschraken die Parteien und versöhnten sich in einer Fusion. Durch diese wurde das Ministerium Avila gestürzt. Je mehr Köche nun aber am Brei saßen, desto mehr wurde er verdorben. Nicht Ersparung galt es, sondern soviel Angehörige als möglich mit einträglichen Stellen zu versorgen. Das Ministerium Aguiar fiel, als die Schande an den Tag kam. Die sog. Janeirinha oder Januarrevolution von 1868 vermochte auch nicht zu helfen. Das neue Ministerium Sa-Viseu wurde wieder durch eine scheinbar sehr patriotische Opposition gestürzt, um einem neuen Ministerium Loulé Platz zu machen, welches aber den alten Schaden nicht mehr heilen konnte.

Mittlerweile wurde weiter an dem iberischen Plane gebrütet. Niemand hing demselben mit größerm Eifer an, als der Herzog von Saldanha, portugiesischer Gesandter in Paris, der, obgleich schon 79 Jahre alt, noch unermüdlich intriguirte und plötzlich Ende November 1869 in Madrid erschien. Seine Absicht, hier das Ministerium zu stürzen, gelang zwar nicht gleich, aber er blieb im Lande und bearbeitete die Offiziere der Armee.

Das portugiesische Volk verhielt sich der Mißregierung gegenüber noch verhältnißmäßig ruhig, obgleich es im Jahr 1868 nicht an vereinzelten Aufständen des Volks aus Anlaß des allzuschweren Steuerdrucks fehlte. In Bezug auf den iberischen Plan, wonach der König von Portugal, Vater oder Sohn, auch noch hätte König von Spanien werden sollen, herrschte im portugiesischen Volk eine große Abneigung und das Jahresfest der frühern Befreiung Portugals von Spanien wurde deßhalb mit tendenziöser Ostentation gefeiert. Schon wegen dieser Mißstimmung des Volks durfte es

die Dynaſtie nicht wagen, die ihr von Spanien angebotene Krone anzunehmen. Man muß ſich aber wundern, daß man in Spanien darauf verfallen konnte, die Mißregierung in Liſſabon auch nach Madrid überſiedeln zu wollen. Der iberiſche Plan widerſtrebte beiden Parteien in Portugal, den Liberalen wie den Klerikalen, überhaupt der ganzen portugieſiſchen Race, die alten Haß gegen die Spanier hegt, zu ſchwach iſt, um die Spanier beherrſchen zu können, und nicht von ihnen beherrſcht werden, ſondern lieber von ihnen getrennt bleiben will. Dom Luis, ſo wenig als ſein Vater Dom Fernando durften ſich demnach zu irgend einem Gelüſten nach der ſpaniſchen Krone bekennen. Am 12. Juni 1869 heirathete der ältere König-Vater Dom Fernando Fräulein Hensler, eine deutſche Tänzerin.

Inzwiſchen erfolgte das Plebiscit in Frankreich, welches der kaiſerlichen Regierung dort einen neuen Schwung gab, und augenblicklich verrieth ſich, daß die franzöſiſche Intrigue in Liſſabon noch nicht ausgeſtorben ſey. Denn bereits vier Tage nach dem Plebiscit, am 12. Mai 1870 raffte Saldanha ſechs Bataillone zuſammen, ſtürzte damit das Miniſterium Loulé und zwang den König, ihm die Führung des Miniſteriums zu überlaſſen. Es hieß, Loulé habe den letztern verhaften laſſen wollen und derſelbe ſey ihm durch den raſchen Aufſtand zuvorgekommen. Wegen der großen Abneigung des portugieſiſchen Volks ſah ſich übrigens Saldanha veranlaßt, zu erklären, er habe den iberiſchen Plan aufgegeben. Man hörte, er hätte voll Schulden geſteckt und habe die Revolution nur geſchwind gemacht, um wieder zu Gelde zu kommen. Seine ganze Verwandtſchaft erhielt Anſtellungen. Indeſſen diente er nicht blos ſeinem eigenen Vortheil, ſondern auch dem politiſchen Plane, denn er vermehrte die Armee und ſtellte eine Menge neue Offiziere an, um ſie für dieſen Plan zu gewinnen. Weil der italieniſche Geſandte in Liſſabon Saldanha's Unternehmen mißbilligt hatte und ihn dieſer als neuer Miniſter nicht empfing, erhielt er ſeine Ab-

berufung. Zwar iſt der junge König von Portugal Eidam des Königs von Italien. Der letztere hatte aber einen italieniſchen Prinzen für den ſpaniſchen Thron beſtimmt. Die Königin Pia war am meiſten über Saldanha erzürnt, während ihr Gemahl ſich wie ein Knabe von dem übermüthigen alten Saldanha commandiren ließ. Der italieniſche Geſandte ergriff ihre Partei, ohne ihr helfen zu können. Man würde ſich die Frechheit Saldanhas kaum erklären können, wenn man nicht unterrichtet worden wäre, im Einverſtändniß mit Frankreich habe des jungen Königs Vater, Dom Fernando den Plan dahin abgeändert, daß ſein Sohn Luis König von Spanien werden, als König von Portugal aber abdanken und ſeinem noch nicht ſiebenjährigen Sohne Carlos die Krone abtreten ſolle. Durch dieſe Combination ſollte es möglich werden, daß nach Dom Luis Tode Carlos beide Reiche erben und Alleinherr der pyrenäiſchen Halbinſel werden würde. Man erfuhr von einer Note Englands an die ſpaniſche Regierung, worin dieſelbe vor den Umtrieben in Liſſabon gewarnt worden ſeyn ſoll.

Alle dieſe einander widerſprechenden Intereſſen und Intriguen ſind bekanntlich durch den großen Krieg in Frankreich durchkreuzt worden. Doch iſt es gewiß nicht unintereſſant, in den eben geſchilderten Vorgängen der letzten Jahre den Charakter des ſpaniſchen Volks zu ſtudiren.

Zehntes Buch.

Die Türkei.

Die türkiſchen Sultane hatten verſäumt, in dem Theil Europas, den ſie eroberten, den Islam mit Feuer und Schwert einzuführen, wie das die arabiſchen Chalifen früher bei ihren Eroberungen zu thun pflegten. Sie hatten die griechiſche Kirche beſtehen laſſen, um ſie, die laſtervolle, die ſich zu allem hergab, der abendländiſchen Kirche entgegenzuſetzen. Im Verlauf der Zeit aber ſtrafte ſich dieſe argliſtige Politik, die Chriſten in der Türkei fielen vom Serviliſmus ihres Patriarchen ab, zu rebelliſchen Gelüſten und würden durch die chriſtlichen Weſtmächte noch eifriger unterſtützt worden ſeyn, wenn dieſe nicht die Erhaltung des türkiſchen Reichs vorgezogen hätten, um den Ruſſen die Eroberung Conſtantinopels zu verwehren. Eine ſolche Abwehr verbürgten ihnen die griechiſchen Chriſten deßwegen nicht, weil ſie Glaubensgenoſſen der Ruſſen und von denſelben immerwährend beſtochen und aufgereizt waren.

Inzwiſchen blieben die Türken auf europäiſchem Boden doch in der Minderheit und konnten ſich je länger je weniger dem Einfluß europäiſcher Civiliſation entziehen. Um äußern Feinden widerſtehen zu können, mußten ſie ihr altes Militärſyſtem verlaſſen und das verbeſſerte europäiſche annehmen. Durch den lebhaften levantiniſchen Handel drangen europäiſche Sitten und Genüſſe ein.

Seitdem die Türkei sich nicht mehr allein der Russen erwehren konnte und europäische Heere und Flotten zu ihrem Schutz herbei eilten, wurde die Civilisation des christlichen Abendlandes dem Alttürkenthum immer mehr überlegen.

In unserer an neuen Dingen so reichen Zeit geschah auch das Unerhörte, daß der Padischah Abdul Aziz, Sultan der Osmanen, sich aus dem Serail in Stambul erhob und durch das mittelländische Meer nach Frankreich segelte, um die Weltausstellung in Paris zu sehen. Begleitet von seinem intelligenten Minister Fuad Pascha traf er (nach einem kurzen Aufenthalt im Hafen von Neapel) am 30. Juni 1867 in Paris ein, wurde von Napoleon III. am Bahnhof feierlich empfangen und in einem prachtvollen Staatswagen aus der Zeit Ludwigs XIV. nach den Tuilerien gefahren. Das Volk empfing ihn überall mit Freude und er bezeigte sich auch sehr freundlich. Man bemerkte, er sey kleiner als der Kaiser, aber von schöner Gesichtsbildung. Gleichzeitig war der Vicekönig von Aegypten eingetroffen, der aber wegen seines untergeordneten Ranges nicht mit dem Sultan und den Majestäten, sondern nur an der Tafel der Großwürdenträger speisen durfte. Der Sultan besichtigte die Ausstellung mit lebhaftem Interesse und kaufte sehr viel ein.*) Am 11. Juli begab sich der Sultan nach London und besuchte schon am folgenden Tage die Königin Victoria auf Schloß Windsor. Auch hier empfing man ihn äußerst zuvorkommend. Er sah das Parlament, das große Arsenal zu Woolwich und die Flottenmusterung zu Spithead. Aber das Wetter war ihm ungünstig, es regnete entsetzlich, wodurch sich jedoch eine ungeheure Volksmenge

*) Besonders für seine Damen. Als er bei einem Juwelier einen höchst geschmackvoll aus farbigen Edelsteinen zusammengesetzten Schmetterling erblickte, bestellte er sich gleich fünf Dutzend derselben, nachdem ihm aber Fuad Pascha einige Worte zugeflüstert hatte, fügte der Sultan hinzu: wenn ich so viel auf einmal kaufe, müssen Sie mir auch Rabat geben.

nicht abhalten ließ, ſeine Ankunft zu erwarten. Am meiſten wurde die Flottenmuſterung durch den Sturm und die hohen Wellen geſtört. Die nächtliche Beleuchtung der Flotte verlor unter dieſen Umſtänden viel von ihrem Glanze. Der Sultan nahm auch ein Diner ein, welches ihm der Lordmayor im Namen der Stadt London gab. Auch in England traf wieder der Vicekönig von Aegypten ungeſchickt mit dem Sultan zuſammen, denn weil ſich durch einen Zufall ſeine Ankunft verſpätete, waren die Lords der Admiralität, die ihn hätten empfangen ſollen, bereits zum Empfange des Sultans geeilt. Um nun den Vicekönig nicht zu beleidigen, theilten ſie ſich und ſo wurden die beiden Beherrſcher des Orients je von einer halben Lordſchaft begrüßt. Der Sultan wurde vom Prinzen von Wales unter unermeßlichem Volksjubel in die Hauptſtadt eingeführt, empfing von der Königin Victoria den Hosenbandorden, beſuchte das Parlament, nahm ein Feſt beim Lordmayor an, wo nach ſeinem Wunſch die ſchönſten Damen und Blumen glänzten, und beſuchte auch die Wittwe Lord Palmerſtons, des treuen Türkenfreundes.

Er reiſte ſodann über Aachen und den Rhein hinauf nach Coblenz, wo ihn der König von Preußen auf das ehrenvollſte empfing, am 24. Juli. Eine Luſtfahrt beider Majeſtäten auf dem Rheine bei Nacht, unter dem prachtvollſten lang ausgedehnten Feuerwerk und unter ungeheuerm Jubel des an beiden Ufern verſammelten Volks, ſoll das Schönſte geweſen ſeyn, was der Sultan bisher auf ſeiner Reiſe erlebt hatte, weßhalb er auch wiederholt ausrief: „suis heureux.“ Von hier ſetzte der Sultan ſeine Reiſe über Nürnberg fort, wo ihm der in Paris abweſende König von Bayern gleichfalls einen feierlichen Empfang hatte bereiten laſſen und eine zahlreiche Volksmenge ihn jubelnd empfing. Am 27. traf er in Wien ein, vom Kaiſer und den Erzherzögen feſtlich empfangen. Er wohnte einer großen Parade der Truppen bei, beſah die wichtigſten Sehenswürdigkeiten und reiſte am 31. Juli wieder ab,

indem er den Weg durch Ungarn einſchlug. Der Reichskanzler von Beuſt hatte mit Fuad Paſcha zwei lange Unterredungen. In Peſth empfing den Sultan das neue ungariſche Miniſterium, in Ruſtſchuck der Fürſt Karl von Rumänien, den ſerbiſchen Fürſten wollte er nicht ſehen.

In Conſtantinopel wurde der Sultan bei ſeiner Rückkehr am 14. Auguſt feierlich empfangen und ſagte zum Großvezier: „Das Gefühl ſeiner Pflicht, für das Wohl ſeiner ſämmtlichen Unterthanen zu ſorgen, habe durch die Aufnahme, die ihm bei den fremden Regierungen und Nationen zu Theil geworden, den Charakter einer geheiligten Schuld angenommen. Seine Fürſorge werde wie immer dem Fortſchritte und der Entwicklung in jeder Richtung gewidmet ſeyn.“

Noch 1867 erfuhr man aus Conſtantinopel, daß nicht nur der Sultan ſich von den Geboten des Islam ſchon ziemlich emancipirt habe, ſondern daß auch unter der türkiſchen Bevölkerung die Einſicht Platz gegriffen habe, ſie müſſe ſich dem Abendlande im Glauben, wie in Sitten und politiſchen Einrichtungen anſchließen, wenn ſie nicht am Ende der Uebermacht erliegen ſollte. Die Türken ſelbſt fingen an, ſich von den Miſſionären, und zwar vorzugsweiſe von engliſchen und proteſtantiſchen, Belehrung zu holen. Omer-Effendi ſtiftete eine Sekte, die es ſich zur Aufgabe machte, den Koran mit dem Evangelium zu verſöhnen, wurde aber 1866 aus Conſtantinopel nach Kleinaſien verbannt. Noch weiter ging Satich-Efendi, der geradezu den Uebertritt zum Chriſtenthum bevorwortete; weil man aber dahinter kam, daß es der ruſſiſche Geſandte ſey, der die Sekte unterſtützte, wurde die letztere auf Befehl des Sultan unterdrückt. Den fremden Geſandten wurde geſagt, man rette dadurch den Sektirern das Leben, die ſonſt unfehlbar von den wüthenden Alttürken abgeſchlachtet werden würden. Auch die Franzoſen machten Bekehrungsverſuche in Conſtantinopel, und zwar durch eine Ueberſetzung des Buches von Renan. Die armen Türken ſollten nur Chriſten werden, um Chriſtum läſtern zu lernen.

Der Sultan ſelbſt hatte auf ſeiner Reiſe nach Paris die großen Vorzüge des gebildeten Europa vor der noch halb barbariſchen Türkei zu gut kennen gelernt, als daß er nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätte, politiſche und civiliſatoriſche Reformen in ſeinem Reiche vorzunehmen. Er hielt desfalls am 10. Mai 1868 bei Eröffnung des Staatsraths eine überraſchend freiſinnige Rede, worin er die Nothwendigkeit auseinanderſetzte, welche ihm gebiete, nunmehr mit dem alttürkiſchen Syſtem zu brechen und ſich der europäiſchen Civiliſation anzuſchließen. Zunächſt befahl er die Trennung der Verwaltung von der Juſtiz und ſetzte für die erſtere einen Staatsrath, für die zweite einen oberſten Gerichtshof ein, zu deren Mitgliedern nicht blos Türken, ſondern auch Chriſten ernannt werden ſollten. Als ihm am 23. Mai große Deputationen aller nichtmuhamedaniſchen Confeſſionen zu danken kamen, wiederholte er denſelben ſehr energiſch, von nun an ſey den Chriſten der Eintritt in alle Aemter, ſogar in das des Großveziers geöffnet.

Im September 1868 wurde eine ſog. jungtürkiſche Verſchwörung in Conſtantinopel entdeckt, welche ein Attentat auf das Leben des Sultans beabſichtigt hatte. Man verdächtigte den Prinzen Murat Effendi, dieſelbe angezettelt zu haben, um ſelber den Thron der Osmannen zu beſteigen. Die eigentliche Triebfeder wurde aber von Ruſſen in Bewegung geſetzt, denn unter den verhafteten Verſchwörern waren am meiſten gravirt der Grieche Konduris, ein ruſſiſcher Unterthan, und der Grieche Altindyi aus dem Königreich Griechenland. Zugleich meldeten die Zeitungen, der ruſſiſche General Poppoff ſey in einer Verkleidung zu Scutari ertappt worden und aus einem amerikaniſchen Schiffe ſeyen an der Küſte bei Mudania 20,000 Hinterlader eingeſchmuggelt worden. Im November theilte die Wiener „Neue freie Preſſe“ ein Schreiben des in Paris wohnenden Zia-Bey „Präſidenten des Ausſchuſſes der jungtürkiſchen Partei“ mit, worin im Namen dieſer Partei erklärt wurde, dieſelbe hege gegen den Sultan keine Feindſchaft und erwarte nur von

ſeiner freien Initiative zeitgemäße Reformen, namentlich Volksvertretung.

Am 2. April 1869 machten der Prinz und die Prinzeſſin von Wales einen Beſuch in Conſtantinopel und der Sultan nahm keinen Anſtand, dem Thronfolger des mächtigen, ſtets zum Schutz der Türkei bereitwilligen England die größten Ehren zu erweiſen und ſich dabei über das alttürkiſche Ceremoniel hinwegzuſetzen. Schon ſein Vorgänger, Sultan Abdul Medſchid, hatte angefangen, allmälig beim Empfang fürſtlicher Gäſte von der bis dahin üblichen ſtrengen Etikette des osmaniſchen Herrſcherhauſes abzuweichen. Beim Beſuch des Herzogs von Brabant, kurz vor ſeinem Tode, begleitete er ſeinen Gaſt bis zur Tafel, und als dieſer ihn fragte, warum er nicht auch Platz nehme, erwiderte der Sultan lächelnd: „Das nächſte Mal.“ Abdul Medſchid ſtarb kurz darauf, ohne die an europäiſchen Höfen geltende Etikette in ihrem ganzen Umfang eingeführt zu haben. Der gegenwärtige Sultan zeigte bei ſeinem Regierungsantritt entſchieden retrograde Tendenzen; erſt nach ſeiner Rückkehr aus Europa hat er daran gedacht, das von ſeinem Bruder gegebene Verſprechen einzulöſen, und ſo iſt es gekommen, daß er mit dem Prinzen Napoleon, den Erzherzogen und dem engliſchen Thronfolger zuſammen ſpeiſte. Diesmal hat er noch mehr gethan, als ſein Bruder je gedacht hat, und dadurch einen ſo entſchiedenen Bruch mit den alttürkiſchen Ueberlieferungen aus der Janitſcharenzeit bewieſen, daß man den Unwillen der Ulema und ihres Anhangs wohl begreifen kann.

Schon bei der Landung des Prinzen und der Prinzeſſin von Wales ging ihnen [illegible] Sultan perſönlich entgegen, reichte der Kronprinzeſſin ſeinen [illegible] führte ſie in liebenswürdigſter Weiſe in die für ſie beſtim[illegible] Gemächer des Palaſts von Salih Bazar (dicht bei Tophaneh), welche in luxuriöſer Weiſe neu hergerichtet waren, und wo zwei Eunuchen des Palaſts zu ihrer Verfügung geſtellt wurden. Seit ſeiner Reiſe nach Paris und London hat der Sultan in ſeinen Umgangsformen große Fortſchritte gemacht, und

zwar zur großen Zufriedenheit des vernünftigeren Theils der Türken, auf welche die Spöttereien der Europäer über das unbehülfliche Wesen ihres Herrschers stets einen unangenehmen Eindruck machten. Die Partei der Alttürken verfehlte nicht, auch diesmal ihre Unzufriedenheit über die Zuvorkommenheit des Chalifen gegen eine Gjaurin kund zu geben. Am 3. April aber geschah es zum ersten Mal in der osmanischen Geschichte, daß ein Sultan in seinem eigenen Palaste mit europäischen Damen zu Tische saß. Eingeladen waren nur der englische, französische, russische und österreichische Botschafter nebst dem Gefolge des Prinzen. Der Sultan führte wieder die Prinzessin zu Tische, wo er den Prinzen zur linken und die Prinzessin zur rechten Seite hatte. Die Unterhaltung war eine sehr lebhafte, und gegen Ende der zum Theil mit türkischen Gerichten besetzten Tafel erhob sich der Sultan, um das Wohl der „Rose von Dänemark" auszubringen. Nach Tisch führte der Sultan die Prinzessin in den kaiserlichen Harem, wo sie mit Konzert und Tanz unterhalten wurde. Das Bankett selbst bildet einen Wendepunkt in der gesellschaftlichen Geschichte des Landes.

Im Anfang des Jahres 1869 verlor der Sultan seinen genialsten Minister, den berühmten Fuad Pascha. Das war derselbe, der im Jahr 1853, als der unverschämte Fürst Menzikof mit beschmutzten Stiefeln in den feierlich ihn erwartenden Divan trat, die erbitterten Alttürken mit den geistreichen Worten beruhigte: Menzikof will uns mit dem Schmutz auf seinen Stiefeln zeigen, daß Rußland nur ein Koloß mit thönernen Füßen ist. Fuad war krank und suchte Heilung in den Bädern von Nizza. Unterwegs in Rom hatte er noch eine interessante Unterhaltung mit dem Papst, starb aber bald nachher in Nizza. Die Presse war einstimmig in seinem Lobe. „Fuad Pascha war der modernste Türke. Sohn des berühmten türkischen Dichters Izzet Effendi Kitschegirade, war er selbst Dichter, Gelehrter, Sprachforscher, später Arzt und war er schließlich von Redschid Pascha in den Staatsdienst gezogen. Er leistete

42.

Einen großen Anhang beſitzt der engliſche Adel noch dadurch, daß er gegen die arbeitenden Klaſſen liberaler iſt, als die vermögliche Mittelklaſſe, namentlich die Fabrikanten und die Kaufleute. Selbſt bei den Parlamentsverhandlungen ſtimmt immer ein großer Theil des höchſten und älteſten Adels für das Volk. Daher ſchreien auch die radikalen Blätter weniger gegen den Adel als gegen die Squirarchy, die Herrſchaft des Mittelſtandes, die unerträglichſte für den Pöbel. Die dem Volke nächſtgeſtellten Tyrannen ſind ihm immer die fürchterlichſten.

43.

Jede Art von Ariſtokratie iſt erträglich, wenn ſie mit den niederen Klaſſen nicht in Colliſion kömmt; dieſe kann eine hochgeſtellte Bourgeoiſie — die Nobleſſe des heutigen Frankreichs — nie ganz vermeiden.

44.

Die Franzoſen beſitzen kein eigentliches Familienleben, wie die Engländer und die Deutſchen; daher iſt es ihnen auch weniger um den Beſitz unveräußerlicher Rechte, die ſie innerhalb ihres Cirkels unabhängig machen würden, als um Gleichſtellung mit den ſogenannten bevorzugten Klaſſen zu thun. In der Oeffentlichkeit, in welcher ſich die Franzoſen gefallen, kränkt jeder Vorſprung einzelner Perſonen oder Kaſten ihre Eigenliebe, und ſie würden ſich lieber von einem Deſpoten nivelliren laſſen, als ſich im Beſitze aller möglichen Freiheiten hinter einander geſtellt wiſſen.

45.

Wenn man die Geſchichte der engliſchen Parlamentsverhandlungen genau verfolgt, ſo wird man finden, daß von jeher nur die toryſtiſche Partei eine nationale Politik hatte; ſo wie ſie auch jetzt die einzige iſt, welche weiß, was ſie will.

46.

In Frankreich weiß eigentlich gar keine Partei, was ſie wirklich will, und dies ſchon ſeit der erſten Revolution im Jahre 1789. Daher iſt auch Bonaparte ſo leicht mit ihnen fertig geworden. Alle Staatsumwälzungen ſeit jener Epoche waren bloß Verſuche, eine Regierungsform zu begründen, welche verſchieden von den

der Pforte große Dienste als Diplomat, war Großvezier und zuletzt neben Ali Pascha Minister des Auswärtigen. Fuad Pascha war ein feiner und schlauer Kopf, ganz europäisch gebildet, redete Französisch und Englisch als wäre er Franzose oder Engländer und wußte sich in den schwierigsten Verhältnissen zurechtzufinden. 1843 ging er als türkischer Krönungsgesandter nach Madrid, bereiste Spanien und brachte ein Gedicht über die Alhambra mit. 1853 war er schon Minister des Auswärtigen unter dem Großvezier Ali Pascha und wurde von Rußland wegen einer diesem sehr feindseligen Broschüre (‚Die Wahrheit über die Frage der heiligen Orte') gestürzt. Später wurde er Präsident des Tanfimatsrathes, Großvezier und schließlich wieder Minister des Auswärtigen. Die Konsolidirung der türkischen Staatsschuld und die Einführung eines großen Buches der öffentlichen Schuld waren sein Werk. Auch ist er der Verfasser einer Grammatik der türkischen Sprache. Fuad Pascha war der Meinung, daß der Koran so wenig als die Bibel oder ein anderes heiliges Buch ein Hinderniß des politischen Fortschrittes bilde. Auch als Soldat that er sich 1854 unter Omer Pascha in Epirus hervor. Später ward er mit einer militärisch-diplomatischen Sendung nach Bukarest und 1860 mit einer gleichen Mission nach Syrien betraut. Ueberall bewährte sich sein Talent als Diplomat und Organisator in gleichem Maße. Vor einigen Monaten zwang ihn ein Brustleiden zu einer Luftveränderung. Er ging nach Neapel, Rom, Pisa und von letzterem Orte nach Nizza. Die Pforte wollte ihn als Bevollmächtigten zur jüngsten Pariser Konferenz schicken. Hätte ihm auch sein Gesundheitszustand die Annahme dieser Mission gestattet, so würde er dieselbe abgelehnt haben, weil er die Konferenz überhaupt nicht billigte. Fuad Pascha hinterläßt ungeheuere Reichthümer. Die Türkei erleidet durch seinen Tod einen großen Verlust."

Es ist gewiß merkwürdig, wie lange sich das türkische Reich erhalten hat, da die eigentlichen Türken, wie in Europa und Afrika,

ſo auch in Aſien ſelbſt nur eine verhältnißmäßig ſchwache Minderheit bilden. Es erklärt ſich nur aus der Ritterlichkeit ihrer Race, die allen andern von ihnen beherrſchten Racen überlegen iſt. Zwar wurden auch ſie im Glück übermüthig und nahmen ſchon von den Arabern und Perſern, nachher von den Griechen mancherlei Laſter an. Doch gilt das mehr von dem vornehmen als gemeinen Türken, der ſich immer noch, wie durch heroiſchen Muth, ſo durch Biederkeit und Ehrlichkeit im Verkehr auszeichnet. Innerhalb der nordöſtlichen Grenzen des türkiſchen Reichs leben noch Turkomannen, theils als Nomaden, theils als Ackerbauer, ein in jeder Beziehung vortreffliches Volk, von dem die übrigen Türken auch abſtammen, aber nach alter Sitte in einer gewiſſen Unabhängigkeit, ohne daß ſich die in Conſtantinopel herrſchenden Türken aus ihnen rekrutiren. Im Gegentheil haben die Sultane je mehr und mehr der europäiſchen Civiliſation ſich anbequemt und daher auch mehr Nichttürken, beſonders Chriſten, in ihre Dienſte aufgenommen.

Mit der Energie ihrer Race verbanden die türkiſchen Regenten auch Klugheit in der Beherrſchung ſo vieler nichttürkiſcher Volksſtämme. Sie benutzten nämlich deren große Verſchiedenheit, um einen durch den andern zu neutraliſiren. Sie hatten es dabei, theils mit ſchon ſehr verderbten, theils mit noch ſehr rohen und barbariſchen Völkerſchaften zu thun. Mit den ganz verkommenen und trotz ihres Chriſtenthums demoraliſirten Griechen waren ſchon die Araber leicht fertig geworden. Mit den Arabern ſelbſt, weil auch dieſe im Glück entarteten, wurden es die Türken. Im Conflict zwiſchen Arabern und Perſern hatten ſich ſchon vor der türkiſchen Eroberung verſchiedene muhamedaniſche Sekten gebildet und noch früher im Conflict occidentaliſcher und orientaliſcher Einflüſſe und Racenverſchiedenheiten auch eine Menge chriſtliche Kirchen und Sekten, die einander gegenſeitig haßten. In ſo viele Gegenſätze zerſpalten, konnten nun die nichttürkiſchen Völkerſchaften, weil jede einzeln zu ſchwach war, das Joch der Türken nicht zerbrechen.

In Asien gehörten zum türkischen Reiche kaukasische Tatarn, Turkomannen, Kurden, arabische Beduinen, alle mehr oder weniger unabhängige muhamedanische Stämme. Daran reihten sich in Syrien muhamedanische Sekten, jede ganz in sich abgeschlossen, die noch von den Assassinen abstammenden Ismaeliten, die merkwürdigen Nassairier, die an Seelenwanderung und zugleich an Christum glauben, als ihre Göttin aber die Fatime verehren, die berühmten Drusen im Libanon, die Ketames, die Jesiden. An sie reihen sich dann wieder die heterogensten christlichen Kirchen der unirten und nichtunirten Armenier, der Nestorianer, Maroniten, Melchiten, Jakobiten, Griechen und die Juden. Die Mehrheit der Syrier war schon ursprünglich semitisch und hat sich zur muhamedanischen Zeit mit den Arabern verschmolzen, aber bei Ackerbau und Städteleben die Schnellkraft der Beduinen oder Wüstenaraber verloren. In Kleinasien hat sich mehr Griechenthum erhalten, aber sehr herabgekommen. Dieses Land ist durch Gebirge zerschnitten und hatte immer eine sehr getheilte Bevölkerung.

Arabien hat sich fast ganz von der Türkei unabhängig gemacht. Im Süden hat die neue Sekte der Wechabiten ein neues Reich gegründet, welches Mehemed Ali von Aegypten nur bekämpfte, doch nicht unterwarf. Im Norden Afrikas ist die türkische Herrschaft ziemlich geschwächt worden. Der Pascha von Aegypten und die Beys von Tripolis und Tunis sind fast unabhängig, behaupten aber ihre Herrschaft noch zwischen den immer uneinigen Arabern und Berbern, Muhamedanern und Christen. Algier verlor das türkische Reich an Frankreich, wie seine Nordostgrenzen unterhalb des Kaukasus an Rußland.

In Europa konnte die kleine Minderheit der Türken die große Mehrheit anderer Völkerschaften dauernd beherrschen, weil die letztern nicht minder wie in Asien zerklüftet waren. Die alten Griechen in Constantinopel waren tiefer entsittlicht als irgend ein anderes christliches Volk in der Welt. Der griechische Patriarch

und die ganze griechiſche Kleriſei war ſchon bei der Eroberung vom Sultan in Sold genommen worden, um die griechiſchen Chriſten in Dummheit und Gehorſam zu üben und der abendländiſchen Kirche zu trotzen. Die Griechen in den Provinzen waren eingewanderte Slaven, die unter den byzantiniſchen Kaiſern nur die griechiſche Staats- und Kirchenſprache angenommen hatten. Die übrigen Slaven in der europäiſchen Türkei hatten ihre Sprache behalten, waren aber nach Stämmen getrennt in Bulgaren, Serbier, Bosnier. Alle gehörten zur griechiſchen Kirche. Nur in Bosnien war der Adel muhamedaniſch geworden, ein Theil des Volks katholiſch. Die tapfern Albaneſen im Gebirge, ein Urſtamm mit eigenthümlicher Sprache, waren theils griechiſche Chriſten, theils Muhamedaner. Jenſeit der Donau endlich waren die Rumänen, Nachkommen der alten Dacier und Römer mit einer lateiniſchen Mundart, Angehörige der griechiſchen Kirche. Sie und die Serben waren unter eigenen Fürſten ſo unabhängig geworden, wie die Paſchas in Afrika.

Trotz ihrer Thatkraft haben die Türken ihr großes Reich doch nicht befeſtigen können und es droht immer mehr zu zerbröckeln. Die große Frage iſt nun, was ſoll künftig aus allen dieſen ſchönen Ländern werden? Mehemed Ali von Aegypten und ſein kriegeriſcher Stiefſohn Ibrahim machten einen Verſuch, ihre Dynaſtie an die Stelle der osmaniſchen Sultane zu ſetzen, und hatten bereits Syrien erobert, als die europäiſchen Mächte ſie in ihre Schranken zurückwieſen. Als die Neugriechen mit Hülfe derſelben Mächte ſich vom türkiſchen Joch losreißen durften, träumten ſie von Wiederherſtellung ihres chriſtlich byzantiniſchen Reichs, wozu ihnen aber alle Mittel fehlten, da die größte Mehrheit der Bevölkerung in der europäiſchen Türkei zwar zur griechiſchen Kirche, aber nicht zur griechiſchen, ſondern zur ſlaviſchen Race gehörte. Rußland, der mächtige ſlaviſche Nachbar, welcher der Türkei ſchon die Krim, Beſſarabien und Transkaukaſien entriſſen hat, hält ſich für den natürlichen Schutzherrn

aller Slaven und hat ſchon mehr als einmal eine Eroberung der ganzen europäiſchen Türkei verſucht, die ihm aber jedesmal mißlang, weil die europäiſchen Mächte ſie nicht duldeten. Gleichwohl wartet Rußland nur neue Zerwürfniſſe unter dieſen Mächten ab, um ſeinen Verſuch zu erneuern. Ruſſiſche Agenten hören nicht auf, die Slaven in der Türkei zu bearbeiten. Es iſt daher natürlich, daß auch von anderer Seite verſucht wird, dieſe Slaven, deren tapfere Stämme noch in einer Art von Wildheit leben, vor der ruſſiſchen Uniformität und Knute zu warnen und ſie zur Gründung eigener unabhängiger Slavenreiche, namentlich eines ſerbiſchen und bulgariſchen, aufzufordern.

Wie zähe die türkiſche Paſchawirthſchaft in den Provinzen europäiſchen Regierungsformen widerſtand, zeigte ſich im Jahr 1869 in der Provinz Bagdad. Hier befahl Mithad Paſcha dem Kaimakam von Divanieh die Steuern von den Arabern für das nächſte Jahr ſchon im Voraus zu erheben. Dieſer ließ ihre Scheichs zuſammenkommen und befahl ihnen, den Tribut binnen zwei Tagen zu zahlen. Als einer im Namen der andern proteſtirte, ließ er ihm ſogleich die Baſtonade geben, aber ſchon am andern Tage ſtrömten die Araber in Maſſe nach Divanieh und ermordeten den Kaimakam. Mithad Paſcha mußte dringend um Verſtärkungen bitten. Es ſcheint jedoch nicht, daß irgend eine auswärtige Agitation in dieſen Aufſtand eingegriffen habe.

Am 5. Juni 1870 brach in Pera, der großen europäiſchen Vorſtadt von Conſtantinopel, worin die meiſten Geſandtſchaften und chriſtlichen Kaufleute wohnen, ein heftiger Brand aus, welcher 5—6000 Häuſer, darunter die Paläſte der engliſchen und italieniſchen Geſandtſchaft, des lateiniſchen und armeniſchen Patriarchats und unter anderen auch die Wohnungen vieler Deutſchen verzehrte. Die ganze Zahl der Todten wurde nicht ermittelt; man berechnete aber, es ſeyen ihrer nicht weniger als 1200. Die Feuerwehr, welche hätte löſchen und retten ſollen, benutzte die Gelegenheit, um zu

plündern und mitunter auch zu morden. So ſchlecht iſt die türkiſche Gemeindeverwaltung beſtellt. Die Europäer ſorgten für die Abgebrannten nach Kräften und auch der Sultan ließ ein Unterſtützungscomité unter dem Vorſitz des Finanzminiſters niederſetzen, aber man fürchtete, es werde wieder gehen wie nach dem großen Brande im Jahr 1865. Damals wurden 9 Millionen Unterſtützungsgelder zuſammengebracht, aber unterſchlagen. — Am 11. Juli 1870 brach ſchon wieder in Conſtantinopel ſelbſt ein Brand aus, der binnen neun Stunden 1500 Häuſer verzehrte.

Um die Dinge in Rumänien richtig zu verſtehen, bedarf es eines kurzen Rückblicks in ſeine Geſchichte. Die Rumänen, ein Ueberreſt der alten Dacoromanen, in der römiſchen Kaiſerzeit und in der Völkerwanderung zwar mit fremden Elementen gemiſcht, behielten doch die romaniſche oder lateiniſche Mundart und hatten eigene Fürſten, bis ſie von den Türken unterjocht wurden. Sultan Muhamed II. bewilligte ihnen in der Moldau und Walachei je einen Hoſpodar oder regierenden Fürſten, der immer ein Grieche ſeyn ſollte, und ließ ihnen auch ihren griechiſchen Kirchenglauben. Ein Theil Rumänen kam mit Siebenbürgen an Oeſterreich, ein anderer mit Beſſarabien an Rußland. Die Hoſpodare in der Moldau und Walachei gehörten gewöhnlich der verſchmitzten Race der ſog. Phanarioten an, d. h. den griechiſchen Familien in Conſtantinopel, welche ſich durch den niedrigſten Serviliſmus die Gunſt des Sultans erſchlichen hatten und dadurch in den wichtigſten Stellungen, namentlich auch in allen höhern Aemtern der griechiſchen Kirche behaupteten. Im Uebrigen ahmten ſie ganz die türkiſchen Paſchas nach, kriechend nach oben, tyranniſch nach unten. Hatten ſie ſich ihre Aemter erſchlichen oder um ſchweres Geld erkauft, ſo ſchröpften ſie ihre Untergebenen und das Volk, um ſich ſchnell ſo viel als möglich zu bereichern. Die Hoſpodare hielten das rumäniſche Volk in der tiefſten Erniedrigung, als Leibeigene der Bojaren, d. h. des Adels, in den ihre eigenen Familien allmälig übergingen. Dieſen

Bojaren mangelte alles, was den Adel nach unſern Begriffen auszeichnet. Unter der türkiſchen Herrſchaft durften ſie ſich alles gegen das arme Volk erlauben und blieben ſtraflos, wenn ſie nur Geld nach Conſtantinopel ſchickten. Im Nothfall flüchteten ſie ſich zum türkiſchen Statthalter in Beſſarabien oder zu den frühern Tatarfürſten in der Krim. Trotz äußern Prunkes blieben ſie rohe Barbaren. Das änderte ſich auch nicht, als ſie den weſteuropäiſchen Luxus kennen lernten und einen äußern Schliff von Bildung annahmen.

Im Anfang unſeres Jahrhunderts trachtete Rußland, wie es ſchon die Krim und Beſſarabien beſaß, auch noch die Moldau und Walachei an ſich zu reißen, machte ſich eine Partei unter den Bojaren, beſetzte in mehreren Türkenkriegen die beiden Fürſtenthümer und trotzte der Pforte das Recht ab, an der Ernennung der Hoſpodare theilzunehmen. Als es aber auch das Protektorat der griechiſchen Kirche im ganzen türkiſchen Reich anſprach, verhinderten das die Weſtmächte und Oeſterreich im Krimkriege und machten die beiden Donaufürſtenthümer wieder von Rußland frei. Da erſah Napoleon III. die Gelegenheit, die Rumänen in Gemäßheit ſeines Nationalitätenprincips den übrigen Romanen Europas wieder näher zu bringen und unter ſeine Hegemonie zu nehmen. Hauptſächlich ſeiner diplomatiſchen Agitation gelang es, die Moldau und Walachei unter dem neuen Namen des Fürſtenthums Rumänien zu vereinigen und die Regierung deſſelben einem ganz von ihm abhängigen Bojaren, dem Fürſten Couza, anzuvertrauen. Dieſer Herr nahm nun einen raſchen Anlauf, das Land zu civiliſiren, that aber alles nur oberflächlich und zum Schein, während er gleich den frühern Hoſpodaren nur Geld zuſammen ſcharrte. Er wurde daher geſtürzt, und zwar durch zwei Parteien, die ihren Impuls vom Ausland her empfingen, durch eine ruſſiſche nämlich und durch eine republikaniſche. Wie ſinnlos es auch erſchien, aus den Barbaren an der untern Donau und am Balkan Republikaner machen zu wollen, ſo lag es doch im Plane der Londoner und Pariſer Revolutionspropaganda

(Mazzini, Koſſuth, Mieroslawski), die italieniſche Revolution, das adriatiſche Meer überbrücken und in einer dalmatiſchen, ſerbiſchen, ungariſchen, rumäniſchen Revolution ſich fortſetzen zu laſſen, um einer neuen polniſchen Revolution Luft zu machen. Der Agitator für dieſe Idee war in Rumänien Bratiano.

Aus dieſen Revolutionen wurde aber nichts, und ebenſo wenig durfte Rußland ſchon wieder einen Angriff auf die Türkei wagen. Da trat ein preußiſcher Prinz in's Mittel, Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, eine ſo paſſende Perſönlichkeit, daß er von allen, die hier mitzureden hatten, in überraſchender Zeitkürze und Uebereinſtimmung anerkannt wurde. Somit ſchien Rumänien hoffnungsreich zu gedeihen. Doch war ſeine Zukunft noch nicht geſichert. Die Mehrheit der Volksvertretung hatte ſich von dem Miniſter Bratiano in den Nationalitätenſchwindel hineinreißen laſſen. Ein großes rumäniſches Reich ſollte die untere Donau ausſchließlich beherrſchen und die Rumänen, die noch Unterthanen Oeſterreichs und Rußlands waren, an ſich ziehen. Die benachbarten Ungarn hatten ſich ſo gut wie unabhängig gemacht, die benachbarten Serben trachteten ebenfalls, ein großes Serbenreich zu gründen und zu erweitern, warum ſollten die Rumänen dahinten bleiben? Man glaubte jedoch, das patriotiſche Pathos, mit dem Bratiano vor der Volksvertretung deklamirte, maskire nur die ruſſiſche Inſpiration, denn Rußland hoffe, wenn erſt die europäiſche Türkei in verſchiedene ſelbſtändige Reiche verſchiedener Nationalität zerbröckele, werde es mit ſeiner geſchickten Diplomatie und mit ſeiner überlegenen Militärmacht aller dieſer kleinen Reiche leicht Meiſter werden.

Eine Gefahr für Rumänien war insbeſondere ſein Zwieſpalt mit Ungarn. Hier wurde alter Stammeshaß in ſehr unkluger Weiſe genähret. Der Zwiſt zwiſchen Rumänien und Ungarn wegen der beiderſeitigen Anſprüche auf Siebenbürgen iſt rein unvernünftig, denn ſowohl Magyaren als Rumänen haben das natürliche Intereſſe, einander zu ſchonen und ſich mit einander zu verbinden, um

nicht bloße Werkzeuge und Opfer der Wiener und Petersburger Politik zu werden und um ſich als nichtſlaviſche Inſeln mitten in einem Meere von Slaven auf die Dauer behaupten zu können. Der natürliche Rückhalt für beide iſt das ſich einigende Deutſchland. Ungarn, als nächſter Nachbar der untern Donauländer, hätte viel mehr zu hoffen, wenn es ſich dieſelben befreundete, ſie wie der älteſte und ſtärkſte Bruder die jüngern und ſchwächern behandelte, nicht aber feindſelig. Noch mehr aber ſollten ſich die Rumänen, weil ſie näher von Rußland bedroht ſind, um die Allianz mit Ungarn bemühen. Natürlicherweiſe wurde ihr Zwiſt vom Wiener Kabinet benutzt, nicht nur um die Ungarn beſtändig gegen die Rumänen zu allarmiren, ſondern auch um ihnen Preußen zu verdächtigen, als begünſtige Preußen die Rumänen.

Die Wiener Preſſe erlaubte ſich die ungeheuerlichſten Lügen und Verleumdungen in dieſer Richtung. Sie verbreitete ſchon im Herbſt 1866 das Gerücht, Fürſt Karl von Rumänien ſey der undankbaren Regierungslaſt müde und wolle zurücktreten. Dieſer Verleumdung trat aber der miniſterielle Romanul am 4. September mit einem Donnerwort entgegen: „In den Adern Karls I. rolle das Blut Friedrichs des Großen, er werde daher lieber im Kampfe fallen, als ſich durch die Feinde ſeiner Nation auf dem Thron erhalten wollen. Es liege in den Traditionen ſeines Hauſes, ein von Fremden ausgeſogenes Fürſtenthum zu übernehmen und aus demſelben durch Heroismus und Intelligenz ein Kaiſerthum zu ſchaffen.“

Viele Bewohner Rumäniens waren ruſſiſche Unterthanen. Nun gingen Waffenſendungen aus Rußland nach Bulgarien über Bukareſt, durch ruſſiſche Handelshäuſer beſorgt in Kiſten, welche falſche Aufſchriften hatten und aus Reſpekt vor Rußland nicht unterſucht werden durften. Der franzöſiſche Conſul, deſſen Einfluß als „unſicher, ſchwankend, egoiſtiſch und unbequem“ bezeichnet wurde, drohte dem Miniſter, wenn er länger die Anſammlung von Freiſchaaren dulde, die für ruſſiſches Intereſſe in die Bulgarei einfallen ſollten.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bratiano reiste daher selbst nach Giurgewo an die Grenze, um die dort schon versammelten Freischaaren wieder zu zerstreuen, im Juli 1868.

Auch der österreichische Consul machte seinen Einfluß geltend. Als im Frühjahr 1868 das Landvolk in der Walachei einmal über die Juden herfiel und diese Blutsauger nicht mehr unter sich dulden wollte, zeigte sich wieder einmal die Allmacht der Judenwirthschaft in Oesterreich, denn die Wiener Judenpresse schilderte mit lächerlicher Uebertreibung die an den angeblich ganz unschuldigen Juden begangenen Frevel und die österreichische Regierung intervenirte für die Juden.

Sowohl die österreichische als die chauvinistische Presse in Paris nahmen die Miene an, als hielten sie nicht Rußland, sondern Preußen für die Macht, welche die Rumänen aufrege und in ihren Rüstungen unterstütze. Der Umstand, daß Fürst Karl ein Zollern ist und daß die nationale Partei einen großen rumänischen Gesammtstaat erzielte, diente jener Lügenpresse zum Vorwand. Sie hatte nur den Zweck, einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen zu provociren, behauptete aber zugleich, Preußen diene Rußland. Man verbreitete das Gerücht, Fürst Karl von Rumänien bewerbe sich um eine Tochter des russischen Kaisers, der sie ihm aber verweigere, so lange er ein Vasall der Pforte sey. Kurz, Jahr aus Jahr ein nergelte die preußenfeindliche Presse an diesen angeblichen Anzettelungen in Rumänien herum, bis im November 1868 einmal die norddeutsche Zeitung, Bismarcks Organ, die Lügenfabrikanten derb abfertigte. Sie hatten wiederholt ausgesprengt, Preußen habe 50—60,000 Gewehre nach Rumänien geschickt, desgleichen 600 Unteroffiziere und 7000 gediente Soldaten unter der Maske von Eisenbahnbauarbeitern eben dahin spedirt, um den Aufstand in Bulgarien zu organisiren. Die norddeutsche Zeitung vom 25. November 1868 nahm insbesondere Bezug auf die lügenhafte Thätigkeit der Presse, welche beständig bemüht war, den Ungarn einzureden, ihr Todfeind sey

bereits beſtandenen, durch ihre Neuheit die Nation weniger degoutiren ſollte. Das Verfahren dabei war ungefähr das, was man in der Mathematik „reductio ad absurdum“ nennt: man wollte alle möglichen Fälle durchmachen, um aus der Unſtatthaftigkeit der bereits verſuchten den einzigen möglichen zu beweiſen.

47.

Die Politik der heutigen Republikaner ſcheint darin zu beſtehen, die verſchiedenen Elemente des Staates gewaltſam durch einander zu werfen, oder ſie in ein und derſelben Säure aufzulöſen, um die Form des Präcipitats einer günſtigen Conjunctur oder dem Zufall zu überlaſſen. Daher dringen auch die Organe der franzöſiſchen Demokratie weniger auf parlamentariſche, geſetzliche Reformen (die ihnen vielmehr von oben herab ungelegen kämen), ſondern bemühen ſich, dem Volke zu beweiſen, daß es durch die Kammer gar nicht vertreten, und daß überhaupt auf legitimem Wege kein Heil zu ſuchen ſey.

48.

Wenn der König der Franzoſen die Coalition der legitimiſtiſchen und republikaniſchen Oppoſition eine Intrigue nennt, ſo hat er Recht. Weder die eine noch die andere Partei beſitzt das Vertrauen der Nation; und es fehlt beiden an Männern, die den Charakter beſäßen, ihre Intereſſen mit Muth und Beharrlichkeit zu vertheidigen. Selbſt zu einer Revolution, wenn ſie etwas mehr als bloße Emeute ſeyn ſoll, gehört ein moraliſcher Fond, welcher bei den Franzoſen bereits erſchöpft zu ſeyn ſcheint. Nur die Armee iſt in ihren Erinnerungen an das Kaiſerthum noch einiger Begeiſterung fähig; und es droht von dieſer Seite den Deutſchen vielleicht mehr Gefahr, als manche Staatsmänner für möglich halten dürften.

49.

Unter dem engliſchen Pöbel ſind die Fabrikarbeiter die Unglücklichſten, die Handwerksgeſellen die Gebildetſten und die Krämer, wenn man dem Urtheil Brougham's beitreten darf,[1] die

[1] Siehe Brougham's „Letter to the Queen on the State of the Monarchy.“ Brougham läugnet zwar die Autorſchaft, und es iſt auch ſein Styl in dieſem Schreiben abſichtlich verkleidet, iſt aber ſchon ſeit Jahren ein Publiciſt, der die Kinder ſeines Witzes oder ſeiner Laune als Baſtarde in die Welt ſendet, ob man gleich mit Fingern auf den Vater zeigt.

Preußen, Preußen wolle ſie von Rumänien aus und im Bunde mit Rußland ſchwächen und verhindern, an der untern Donau ihre Miſſion zu erfüllen. Nun erklärte das Berliner Blatt, nichts ſey unſinniger, als ſo von Preußen zu denken: „Vergleicht man die Macht des ſchwachen Rumänien und des ſtarken Ungarn miteinander, ſo wird man den preußiſchen Politikern wohl ſo viel Einſicht zutrauen, daß ſie auf die Sympathien Ungarns ein großes, auf den Beiſtand Rumäniens gar kein Gewicht legen. Preußen kann nicht ſo thöricht ſeyn, einen mächtigen Freund zu opfern, um dafür die leicht wiegenden Sympathien des entfernt liegenden, unter dem Schutz der europäiſchen Großmächte ſtehenden Rumänien auszutauſchen.“ Zur Beſtätigung lehnte Preußen jedes Einverſtändniß mit dem Miniſter Bratiano ab, welchem Beiſpiel auch Rußland folgte. Bratiano, beſchuldigt, die Unruhen im benachbarten Bulgarien genährt zu haben, mußte aus dem Miniſterium treten, Ende November, wurde aber Präſident der zweiten Kammer.

Eine Rede, die er hier hielt, erregte großes Aufſehen. Es hieß darin: „Nach dem Sturze des römiſchen Kaiſerreiches ſind zwei Invaſionen über uns ergangen; die eine die der Türken, die andere die der Magyaren, beide von derſelben barbariſchen Race, denn wie bekannt, nennt die Geſchichte der Griechen auch die Magyaren nicht anders als Türken. Die Einen hüllten ſich in den Muhamedanismus, die Andern in den Katholicismus, — denn ſie hatten keine Religion und waren Barbaren, die von den Nordſteppen Aſiens kamen. Wir haben gekämpft ſieben, acht Jahrhunderte, mit dem Säbel in der Fauſt, die meiſten unſerer Schweſternationen des Orients fielen, nur wir, die zwei Fürſtenthümer Moldau und Walachei, retteten einen Keim des Lebens, der Unabhängigkeit und der Nationalität heraus. Und ſo waren es Jahrhunderte hindurch dieſe Fürſtenthümer, an deren Bruſt ſich die übrigen chriſtlichen Völker des Orients erwärmten, bis ſie endlich, als die Macht der Barbarei gebrochen wurde, auch aufzuleben begannen. Griechenland

hat ſich erhoben und 1821 das Joch abgeſchüttelt; Serbien ebenfalls, und es iſt unmöglich, daß jetzt, in der Zeit der Freiheit und des Lichtes, die andern Völker des Orientes in der traurigen Lage verbleiben, in der ſie ſich befinden. Die Epoche der Wiedergeburt iſt herangebrochen, und ſelbſt den mächtigſten Kaiſern iſt es nicht gegeben, den Völkern des Orientes den Modus ihrer Regenerirung vorzuſchreiben." Die ganze Rede war gegen Oeſterreich und die Türkei gerichtet und obgleich das Nationalitätenprinzip ihr Aushängeſchild war, diente ſie doch nur dem ruſſiſchen Intereſſe. Auch mengte Bratiano auf eine abenteuerliche Weiſe Preußen hinein, indem er vom Fürſten Karl rühmend ſagte, derſelbe ſey ein Enkel Friedrichs des Großen und Napoleons I. (sic). So konnte nur ein ruſſiſcher Agent ſprechen, der zugleich Preußen compromittiren wollte. Der Miniſterpräſident Ghika erklärte auch ſogleich, die rumäniſche Regierung ſey für eine ſolche Rede nicht verantwortlich, und Bratiano ſelbſt erwiderte, er habe auch nur als einzelner Abgeordneter geſprochen.

Die wiederholten Beziehungen auf Preußen waren eine Finte des ſchlauen ruſſiſchen Agenten, um den Rumänen glauben zu machen, ſie würden nicht nur von Rußland, ſondern auch von Preußen gegen Oeſterreich unterſtützt werden, und die Bezugnahme auf Napoleon ſollte ein Compliment für das Nationalitätenprinzip ſeyn. Dieſe Rede war nun der öſterreichiſchen Preſſe äußerſt willkommen, um neue Beſchuldigungen und Verleumdungen auf Preußen häufen zu können. Oeſterreich kam damals alles darauf an, die Ungarn gegen Preußen zu erbittern. Deßhalb überbot ſich die Wiener Preſſe in Lügen, Preußen habe achtzig gezogene Kanonen nach Rumänien geſchickt, eine Menge preußiſche Offiziere dienten in der rumäniſchen Armee ꝛc.

Da ſich die Kammer in Bukareſt im Sinn Bratianos dem neuen Miniſterium widerſetzlich zeigte, wurde ſie am 10. Februar 1869 aufgelöſt.

Der franzöſiſche Conſul in Bukareſt Meſſinet nahm gegenüber der rumäniſchen Regierung einen ſehr hoffärtigen Ton an und wollte einen gewiſſen Dunin, einen polniſchen Flüchtling, der in Bukareſt eine Zeitung redigirte und darin die Regierung auf's gröblichſte ſchmähte, beſchützen. Dieſen Uebermuth und ſolche Drohungen konnte ſich die Regierung nicht gefallen laſſen, ließ alſo den Dunin über die Grenze befördern, Anfang März 1869.

Im Herbſt 1869 begab ſich Fürſt Karl auf Reiſen, zuerſt nach Livadia in der Krim zum Beſuch des dort weilenden ruſſiſchen Kaiſers. Dann machte er eine Rundreiſe im Weſten, beſprach ſich mit den Monarchen der Großmächte und vermählte ſich im November zu Coblenz mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Wied, mit welcher er nach Bukareſt zurückreiſte, wo man ihm einen feſtlichen Empfang bereitete. Am 27. November eröffnete er hier den Landtag mit einer friedlichen Thronrede, worin er ſagte: „Was das Verhältniß zur Pforte betreffe, ſo ſey es das ſicherſte und geeignetſte Mittel, eine Einmiſchung des Auslands in die innern Angelegenheiten Rumäniens zu vermeiden, wenn Rumänien ſeinerſeits ſich jeder Einmiſchung in die Angelegenheiten ſeiner Nachbarn enthalte.“ Der Fürſt rühmte ſodann die allmäligen Fortſchritte der Civiliſation, die wachſende Entwicklung der moraliſchen und materiellen Intereſſen des Landes. Am 26. Dezember 1869 wurde die vom Fürſten errichtete neue Univerſität in Bukareſt eingeweiht.

Dieſe Culturmittel waren jedoch für das ſo lange in Barbarei niedergehaltene Land zu neu und wurden ungern von denen geſehen, die bisher von der Barbarei Vortheil gezogen hatten. Man hörte ſchon wieder im Anfang des folgenden Jahres von Wühlereien der alten Bojarenpartei und daß man dem jetzt regierenden Fürſten zum Trotz den früher vertriebenen Fürſten Couza, der in Paris lebte, in die rumäniſche Land:svertretung gewählt habe. Er lehnte ab. Man unterſchied unter den Bojaren übrigens drei Gruppen, die Großbojaren unter Ghika, denen die Verfaſſung und

das Feſthalten des Fürſten an derſelben zuwider iſt, die Jungbojaren, die noch an Couza und Frankreich hängen und die preußiſchen Sympathien zurückſtoßen, und endlich die Partei der Rothen und des Bratiano, die von einer Republik träumen, was auf Einflüſſe von Koſſuth und Mazzini hinweist, deren eigentlicher Zweck aber die Empörung gegen die Türkei iſt. Raſch in ſeinem Reiſewerk von 1867 gibt darüber Auskunft, meinte damals aber, nicht von Rumänien, ſondern von Serbien aus, werde „der Stoß in's Herz der Türkei" ausgeführt werden.

Bratiano mit ſeiner ſog. rothen Partei ſuchte insbeſondere auch die Rumänen in Siebenbürgen und Ungarn zu gewinnen und gegen die Magyaren aufzureizen, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als es im beiderſeitigen Intereſſe der Rumänen wie der Magyaren läge, ſich der Slaven zu erwehren und gegen Rußland zuſammenzuhalten, welches ſonſt bei erſter Gelegenheit ihrer Meiſter werden kann. Den Fürſten Karl ſuchte Bratiano womöglich einzuſchüchtern, um ſelber wieder an die Spitze des Miniſteriums zu gelangen. Das Blatt „Demokratia" erlaubte ſich die gröbſten Schmähungen gegen den Fürſten. Als die beiden Redakteure Candiano und Pandraw verhaftet werden ſollten, proteſtirte Filo, Präſident des Tribunals, küßte den Candiano öffentlich und durchzog mit ihm Arm in Arm an der Spitze eines tobenden Volkshaufens die Stadt, in den erſten Tagen des April 1870. Dieſer Unfug dauerte fort und man glaubte damals die Regierung ſey ernſtlich bedroht. Die dem Fürſten noch ergebene Kammer wurde von der Preſſe wüthend angegriffen, Die alliance Israelito wurde beſchuldigt, ebenfalls gegen die Regierung intriguirt zu haben, unterſtützt von Oeſterreich, Frankreich und England. Bratiano hieß es, wolle Präſident einer rumäniſchen Republik werden, die franzöſiſche Partei wolle Couza zurückführen, die alte Bojarenpartei wollte Ghika wieder an die Spitze ſtellen. Jedenfalls war die Oppoſition ſehr geſpalten.

Die öfter wiederholten Aufſtände der rumäniſchen Bevölkerung gegen die Juden erklären ſich aus der fabelhaften Ueberhandnahme dieſer paraſitiſchen Race. Am 28. Dezember 1869 brachte Codrescu die Sache in der Kammer in Bukareſt zur Sprache. In der Moldau hätten 1839 nur 11,000 Juden exiſtirt, ſo daß auf 27 Rumänen ein Jude gekommen ſey; im Jahr 1869 waren ſie auf 400,000 geſtiegen, ſo daß ſchon auf fünf Rumänen ein Jude kam. Codrescu beantragte nun, man möge den Juden ferner den Erwerb von Grundeigenthum, Pachtungen und hauptſächlich den Branntweinſchank verbieten. Wo nicht, ſo werde das Uebel immer ärger werden, denn die einflußreiche alliance Israelite beabſichtige die Gründung eines Judenſtaates und habe Rumänien dazu auserſehen. Miniſter Cogalnitſcheano erkannte das Uebel an, meinte aber, er könne nichts thun, ohne in Conflict mit andern Mächten zu gerathen.

Die Spaltung der Oppoſitionspartei in Rumänien kam der Regierung zugute. Im Anfang Mai 1870 machte Fürſt Karl den Herrn Erupeano zum Miniſterpräſidenten. Während des bald darauf ausbrechenden großen Krieges zwiſchen Deutſchland und Frankreich ruhte der innere Streit in Rumänien.

Die Rüſtungen und das kühne Auftreten des Fürſten Michael von Serbien wurden aus ſeinem Ehrgeiz hergeleitet. Er wollte, ſo hieß es, Bosnien, Bulgarien und nicht minder auch das öſterreichiſche Serbenland annectiren und einen großen ſüdſlaviſchen Staat gründen. Allein er war ſchon durch eine ruſſiſche Intrigue auf den Thron gekommen und konnte nicht hoffen, ohne ruſſiſche Unterſtützung ſeinen Plan, der Türkei und Oeſterreich zugleich zum Trotz, durchzuſetzen. Er war nur ein Vorpoſten Rußlands, ein Fühler. Seine Drohungen alarmirten Ungarn, was ſich auf's neue lebhaft bemühte, die Croaten mit ſich zu verſöhnen. Zugleich bemühte ſich die öſterreichiſche Regierung um die Polen, weil ſie als Katholiken die einzigen Slaven waren, die der ruſſiſchen Regierung trotzten.

Fürſt Michael brachte eine Armee von 80,000 Mann zuſammen, ſo daß ſchon im Spätherbſt 1867 Omer Paſcha von der Inſel Kandia zurückgerufen werden mußte, um an der Spitze einer türkiſchen Armee Serbien zu beobachten. Auch mit Oeſterreich kam der Fürſt von Serbien in Reibung. Am 20. Auguſt 1867 hielt die türkiſche Polizei in der Donaufeſtung Ruſtſchuk den öſterreichiſchen Dampfer Germania an, verhaftete zwei darauf befindliche Serbier und ließ ſie erſchießen. Fürſt Michael verlangte energiſch eine Genugthuung und veranlaßte eine Bewegung der ſerbiſchen Bevölkerung von Belgrad, in Folge welcher die türkiſche Beſatzung die Feſtung für immer freiwillig verließ, im September. Das würde kaum geſchehen ſeyn, wenn nicht Oeſterreich ſelbſt den Abzug der Türken zugegeben hätte. Man machte ihm daraus einen ſchweren Vorwurf und nicht mit Unrecht, wie es ſcheint. Denn Oeſterreich durfte niemals zugeben, daß ein ſo wichtiges Bollwerk, wie Belgrad, in ruſſenfreundliche Hände fiel.

Im Frühjahr 1868 machte man viel Redens davon, daß ein Aufruhr der Südſlaven gegen die türkiſche Herrſchaft, der eine neue Invaſion der Ruſſen rechtfertigen ſollte, nahe bevorſtehe. Damit hingen auch die Gerüchte zuſammen, nach welchen eine Freiſchaarenbande von zweitauſend Mann, worunter ſich auch Ruſſen befunden haben ſollen, aus der Walachei in Bulgarien einbrechen werde. Fürſt Karl verſicherte Frankreich, er wiſſe nichts davon, und in der That geſchah nichts und blieb alles wieder ſtill.

Am 10. Juni 1868 wurde Fürſt Michael von Serbien auf einem Spaziergang im Parke bei Belgrad plötzlich von drei Mördern überfallen und durch Revolverſchüſſe umgebracht. Gleiches Schickſal traf ſeine Baſe Anka. Verwundet wurden noch deren Tochter Katharina, ein Adjutant des Fürſten und ein Diener. Der Hauptmörder war Paul Radovanovich, die Motive des Mordes aber wurden von der in ſehr verſchiedenem Intereſſe arbeitenden Preſſe verſchieden angegeben. Da die Familie Obrenowitſch den

Thron zu behaupten ſuchte und eine große Partei im Lande und im Auslande ihr günſtig war, erfüllten die Preſſe ſogleich bittere Anklagen gegen die Familie Karageorgewitſch, welche durch die Obrenowitſch vom ſerbiſchen Fürſtenthrone verdrängt worden war und von der Iman beſorgte, ſie werde den Thron wieder beſteigen wollen. Am meiſten wurde Peter, Sohn des vertriebenen Fürſten Alexander Karageorgewitſch, beſchuldigt, von Ungarn aus den Mord veranlaßt zu haben. Von Radovanovich hieß es einerſeits, er habe Serbien zu einer Republik machen und ſich an die Spitze ſtellen, wenn ihm dies aber nicht gelingen ſollte, eventuell den Thronanſpruch der Karageorgewitſch unterſtützen wollen. Andrerſeits hieß es, der ermordete Fürſt Michael habe eine Schweſter des Mörders verführt, aber treulos verlaſſen, um ſich mit der oben genannten Katharina zu vermählen, und demnach ſey nur beleidigte Familienehre das Motiv des Mordes geweſen.

Auch über den Motiven der ſerbiſchen Miniſter, welche ſchnell für den Fortbeſtand der Dynaſtie Obrenowitſch ſorgten, liegt noch Dunkel. Von dieſer Familie war nur noch des ermordeten Fürſten 13jähriger Neffe Milan übrig, der in Paris erzogen wurde. Deſſen Erbrecht proklamirte nun das ſerbiſche Miniſterium, indem es mit vieler Energie die Ruhe aufrecht erhielt. Eine proviſoriſche Regierung bildeten Marinovic, Leſchianin und Petrovic, welche ſofort eine Skuptſchina (Nationalverſammlung) einberiefen. Man glaubte, die Nachfolge Milans werde beſtritten werden, da er nicht weniger als vier Mitbewerber hatte, nämlich Alexander aus der abgeſetzten Familie Kara Georgs, der in Oeſterreich lebte, den frühern ſerbiſchen Miniſter Garaſchanin, ein ſehr fähiger und ehrgeiziger Mann, ſodann die beiden Nachbarn, Fürſten Karl von Rumänien und den Fürſten von Montenegro.

Unterdeß wurde in Paris der junge Milan von dem ſerbiſchen Agenten Riſtic eilig und insgeheim dem Kaiſer Napoleon III. ſelbſt perſönlich vorgeſtellt, reiſte dann ebenſo heimlich mit ihm ab und

wurde ſchon am 23. Juni mit Glockengeläut und Kanonendonner in Belgrad empfangen. Alles war vom Miniſterium ſo gut eingeleitet, daß, während die Mörder inquirirt und mit großer Oſtentation die Mitglieder und Freunde der Familie Karageorgewitſch als die moraliſchen Urheber des Attentats gebrandmarkt wurden, die Skuptſchina ſchon am 2. Juli zu Belgrad den jungen Milan als Fürſten von Serbien proclamirte und eine Regentſchaft einſetzte, beſtehend aus dem Kriegsminiſter Blaznavac, dem ehemaligen Miniſter des Aeußern Riſtic und dem Senator Gavriacovic. Riſtic galt als ein Ruſſenfreund, Blaznavac aber als der entſchiedenſte Freund Oeſterreichs, und in Wien ſah man die Wahl Milans als einen Sieg der weſtmächtlichen Partei über die ruſſiſche an und machte darauf aufmerkſam, daß der ruſſenfreundliche Senatspräſident Marinovic nicht in die Regentſchaft gewählt worden ſey, ja nicht einmal eine einzige Stimme erhalten habe.

Aus Conſtantinopel erfuhr man, der Sultan werde Milans Wahl beſtätigen, aber nur kraft des Wahlrechts der Serben, nicht aber kraft eines Erbrechts in der Familie Obrenowitſch, welches er nicht anerkenne.

Der Antheil, den Frankreich an der Sache nahm, deutet jedenfalls an, daß die Wahl Milans dem ruſſiſchen Intereſſe nicht zugute kommen ſollte. In der revue contemporaine, 30 Juin 1868, p. 738 wird bemerkt, Serbien ſehe keinen Gewinn dabei, wenn es das Joch des Sultans nur mit dem des Czaaren vertauſchte. Die Serben, die an Rußland verkauft ſind, bilden nur eine Minderheit. Vorherrſchend iſt der ſog. großſerbiſche Gedanke, nach welchem Serbien ſich durch Bosnien und die Herzegowina vergrößern und ein völlig unabhängiges Reich werden ſoll, das dritte neben Ungarn und Rumänien. Ein ſolcher ſerbiſcher Großſtaat hat die ruſſiſche Ueberwältigung viel mehr zu fürchten, als die türkiſche, und wird deßhalb von Frankreich protegirt. Auch Oeſterreich kann zufrieden ſeyn, wenn Serbien nicht ruſſiſch wird.

Die verhafteten Mörder und Verschwörer wurden schon am 27. Juli verurtheilt, 14 derselben, nämlich sämmtliche Radovanovich und zwei Nenadovich zum Tode, andere zu längerem oder kürzerem Gefängniß, der angeklagte Karageorgewitsch und sein Sekretair in contumaciam. Die zum Tode Verurtheilten wurden am folgenden Tage erschossen. Der Güter-Inspektor des abgesetzten Fürsten Alexander war im Gefängniß dermaßen mißhandelt worden, daß er starb, ehe man ihn zur Hinrichtung schleppen konnte, auch die andern Gefangenen sollen gräßlich geprügelt worden seyn, indem man ihnen Geständnisse abpressen, oder den Zorn an ihnen auslassen wollte. Die Leute waren eben noch Barbaren. Auch die Mörder hatten in ihrer Wuth die Leiche des Fürsten Michael bis zur Unkenntlichkeit durch Stöße und Schläge entstellt. Am 8. August wurde Fürst Alexander Karageorgewitsch in Pesth im Auftrage des Gerichts verhaftet und im September sogar auf kurze Zeit nach Semlin gebracht, wo er von serbischen Richtern verhört und schuldig befunden wurde. Man führte ihn jedoch nach Pesth zurück.

Das türkische Eisenbahnprojekt, welches Graf Beust in Wien begünstigte, das hier aber wegen des Aktienschwindels Bedenken erregte, gab auch in Serbien großen Anstoß. Das Projekt umging nämlich die von Herrn v. Hahn mit so vieler Sach- und Ortskenntniß vorgeschlagene Bahnlinie durch Serbien nach Salonik und zog eine andere Linie vor, welche durch Bosnien führen sollte. Die serbische Regierung protestirte nun dagegen mit Recht, nicht nur, weil die unmittelbare Verbindung zwischen Belgrad und Salonik durch Serbien hindurch, wobei auch Ungarn und Rumänien gleich sehr betheiligt waren, den Verkehrs- und Handelsinteressen mehr entsprach, sondern auch, weil Serbien argwohnte, es sey die Absicht, die durch Bosnien führende Eisenbahn als Operationsbasis gegen Serbien benutzen zu wollen.

Ueber bosnische Zustände enthielt die Augsb. Allg. Zeitung von 1869, Nr. 91, einen einläßlichen Artikel von Franz Maurer,

dem wir die interessantesten Notizen entnehmen. Das Wichtigste ist, daß die Macht der Begs und Agas, d. h. des eingeborenen slavischen Adels, der aber vorlängst muhamedanisch geworden ist, bedeutend abgenommen hat. Diese Herrn sind nach der türkischen Eroberung aus Eigennutz Muhamedaner geworden, um die christlich gebliebenen Bauern desto sicherer knechten und ausbeuten zu können. Diese nichtswürdige Adelswirthschaft geht nun aber ihrem Ende zu, weil einerseits der bosnische Adel gleich dem polnischen, um seine Verschwendungen bestreiten zu können, in die Hände der Juden gefallen ist, und weil andererseits die türkische Regierung endlich angefangen hat, sich des gemeinen Volkes gegen seine bisherigen adeligen Tyrannen anzunehmen. Dazu wirkt besonders die Rekrutirung mit, die der Adel bisher zu verhindern suchte, die aber jetzt durchgesetzt worden ist. Als Soldaten des Sultans sind die Söhne der christlichen Bauern nicht mehr die Sclaven des Adels. Das wäre nun recht löblich, wenn nur die türkische Verwaltung besser wäre, der leider noch die alte Barbarei anklebt. Sie läßt z. B. ruhig geschehen, daß Spekulanten aus dem benachbarten Oesterreich die schönen bosnischen Wälder niederschlagen dürfen, wovon nur die zunächst betheiligten türkischen Beamten einen Profit haben, der Staat aber nur Nachtheile hat. Auch liegt der türkischen Regierung nur daran, ihre christlichen Unterthanen durch Pflege der feindseligen Gegensätze, die sich unter ihnen ausgebildet haben, niemals zu einer Einigkeit gelangen zu lassen, wodurch sie dieselben mit größerer Bequemlichkeit beherrschen. Dabei kommt ihnen insbesondere der tiefe Haß zwischen den katholischen und griechischen Christen in Bosnien zu statten. Die erstern werden Latinski geschimpft, weil sie sich lateinischer Schrift bedienen, während die griechischen Christen an der Cyrillischen Schrift hängen. Die letztern werden von den erstern Serben geschimpft, wenn sie auch keine Serben, sondern Kroaten sind, weil hier der alte Stammhaß gegen die Serben auf alle griechischen Christen übertragen wird. Be-

Gemeinsten und Verwerfensten. In Frankreich steht der Boutiquier über dem Gesellen; wenigstens steht er unabhängiger und freier da als der englische Krämer; ungebeugt durch die Gegenwart einer in der Gesellschaft höher gestellten Person.[1]

50.

Rousseau hielt aus moralischen Gründen dafür, daß es besser sey, das Krämergeschäft gänzlich den Weibern zu überlassen. Der schottische Statistiker Mac Culloch stimmt der Meinung Rousseau's bei, aber aus rein pecuniairen Rücksichten. Welcher von beiden hat wohl den Frauen die größte Ehre erwiesen?

---

[1] Wer nicht selbst in England gewesen, kann sich kaum einen Begriff von der aristokratischen Präsumtion und kriechenden Knechtschaft der englischen Shopkeepers (Kleinverkäufer) machen. Gegen die Armen sind sie über alle Maßen arrogant, gegen den Adel bis zum Ekel gefällig. In dem eben angeführten Schreiben an die Königin spricht der Autor folgendermaßen von ihnen: Are the ten-pound Shopkeepers men who scorn dictation and spurn at bribes? Are they, the smooth-tongued, simpering creatures of the counter and the till, men to think for themselves, and disregard the frowns of a customer? Nay, suppose them protected by the ballot, are their hearts independent? On the contrary I am fully persuaded that there is no class in the community more thoroughly the slaves of low, grovelling prejudices; more truckling to their superiors, of course more insolent to those below them, more bent upon rising to the levels above them, more anxious to increase the interval that separates them from those beneath. They are, according to all my observation, the most aristocratic in their propensities of the whole community. In a Lord's presence they stand not upright; a lady's carriage at their door sets their heart a fluttering. To ape the worst fashions of the silliest portions of mankind, is their delight. To live a little as they do, whose pecuniary difficulties from such extravagances they know full well, and to their cost, is the chiefest object of their exertions, and in pursuit of it they often land in the Gazette.

F. J. G.

greiflicherweiſe halten ſich die Katholiken lieber an die Türken, als an ihre griechiſchen Mitchriſten, und werden auch von den Türken ſo viel als möglich geſchützt, was aber erſt angefangen hat, weil die Katholiken bisher den ärmſten Theil der Bevölkerung gebildet und ſich noch nicht genug den Griechen gegenüber gekräftigt haben

Noch iſt zu bemerken, daß die griechiſchen Popen in Bosnien ein nichtswürdiges Geſindel ſeyn ſollen, ſog. Phanarioten oder Griechen aus Conſtantinopel, die nach dortigem Herkommen in Laſtern, großentheils als Ganymede aufgewachſen ſind und nur ihrer Schande die Beförderung in Amt und Würden zu danken haben. Dieſe dienten bisher dem ruſſiſchen Intereſſe, ſollen in neueſter Zeit aber im Zuſammenhange mit der Agitation in Athen ein ſelbſtändiges neugriechiſches Reich, eine Wiederherſtellung des byzantiniſchen Kaiſerthums, frei von der ruſſiſchen Bevormundung, unter dem Schutz der Weſtmächte, jeder andern Combination vorziehen. Das wiſſen die Türken wohl, lachen aber darüber, weil ſie ſich durch einen byzantiniſchen Traum nicht ſchrecken laſſen und ſich nur gegen die ruſſiſche Realität vorſehen zu müſſen glauben.

Montenegro war ſchon lange von Rußland beeinflußt und gewiſſermaßen ſchon eine ruſſiſche Statthalterſchaft. Die öffentliche Moral gewann dabei wenig, denn als im Sommer des Jahres 1867 die Cholera in Montenegro ausbrach, verließ Fürſt Nicolaus mit ſeiner ganzen Familie das Land und wollte ſogar ſeinen Arzt mitnehmen, der aber doch als der einzige im Lande von den Montenegrinern zurückgehalten wurde. Der ganz ruſſificirte Fürſt ging nach Paris, um dort das Geld des Landes zu verſchwelgen, während ſein armes Volk im grenzenloſen Elend theils von der Cholera, theils vom Hungertode gelichtet wurde. Auch der griechiſche Archimandrit floh davon und ließ das unglückliche Volk im Stich.*) Zwei Jahre ſpäter reiste der Fürſt von Montenegro nach St. Peters-

*) Beilage zur Augsb. Allg. Zeitung 1867, Nr. 202.

burg und decorirte ſämmtliche Großfürſten mit dem großen Orden ſeines winzig kleinen Fürſtenthums, konnte aber weder hier noch auf der Rückreiſe in Wien die Erfüllung ſeines dringendſten Wunſches, daß ihm nämlich ein Hafen am adriatiſchen Meere überlaſſen werde, durchſetzen.

Auch in Bulgarien gährte es. Man glaubte, in dieſer Provinz liege viel Zukunft. Wenn auch noch ganz unter türkiſcher Herrſchaft und keineswegs ſchon ſo unabhängig wie Serbien und Rumänien, iſt Bulgarien doch vom zahlreichſten der ſüdſlaviſchen Stämme bewohnt, deſſen Fleiß und Ausdauer gerühmt wird. Rüffer berechnet in ſeinem Werk über die Balkanhalbinſel (1869) in der ganzen europäiſchen Türkei die Zahl der Türken nur zu 1 Million Seelen, 55,000 noch darüber, und etwa 20—30,000 Tſcherkeſſen, die jedoch nicht eigentlich zu den Türken zu zählen ſind. Griechen gibt es auch nur wenig über 1 Million, ebenſo viele Albaneſen, Rumänen faſt 4½ Millionen, Slaven aber gegen 8 Millionen, alſo haben die letztern weit das Uebergewicht. Daraus darf man ſchließen, daß nach endlicher Vertreibung der Türken die zahlreichen Slaven im Süden der Donau vorzugsweiſe berufen ſind, Conſtantinopel und die Hegemonie auf der Balkanhalbinſel in Beſitz zu nehmen. „Ein bulgariſches Volkslied aber ſingt, daß im Frühling den Adlern der Stara Planina, des alten mächtigen Balkangebirges, die Schnäbel wachſen und ſie eine wilde Sehnſucht befällt, hinabzufliegen nach dem ‚goldenen Horn', wo es ſo viele blutige Beute gibt."

Das gutmüthige und arbeitſame Volk der Bulgaren wird ſeit Jahrhunderten übel geplagt, nicht blos durch die Paſchawirthſchaft der Türken, ſondern auch durch die niederträchtige Habgier der Neugriechen, die ihnen als Prieſter aufgedrungen werden. Schon im 15. Jahrhundert gab ſich der griechiſche Patriarch von Conſtantinopel dazu her, dem türkiſchen Sultan nicht nur gegen das chriſtliche Abendland, ſondern auch gegen die chriſtlichen Unterthanen der Türkei die nützlichſten Dienſte zu leiſten. Der Sultan erlaubte dem

Patriarchen, ſich und ſeine neugriechiſchen Popen in den Provinzen auf Koſten der geplagten Chriſtenbevölkerung zu bereichern, dieſelbe aber verdummen und verknechten zu helfen. Die griechiſchen Popen leiſteten dem Sultan genau dieſelben Schergendienſte, wie im Abendlande die römiſche Curie und die Jeſuiten dem Deſpotismus der Habsburger und Bourbons. Die ſlaviſchen Bulgaren hielten in Geduld aus, bis man ſie in neuerer Zeit von außen aufreizte und ihnen Muth machte, ſich gegen das drückende Joch aufzulehnen. Dieſe Aufreizung erfolgte von verſchiedenen Seiten her. Rußland hetzte alle Südſlaven gegen die Türkenherrſchaft, protegirte aber die neugriechiſchen Popen. Frankreich dagegen machte Umtriebe, die Bulgaren gegen dieſe Popen aufzuſtacheln, damit ſie zur römiſchen Kirche übertreten. Die Revolutionspropaganda endlich, die von London aus durch Mazzini, Koſſuth ꝛc. geleitet wird, forderte die Südſlaven auf, ſich zugleich von der Türkei und Rußland unabhängig zu machen und eine künftige Revolution Ungarns und Polens zu unterſtützen.

Im Mai 1868 meldeten die Zeitungen von der polniſchen Grenze, es exiſtire ein bulgariſches Revolutionscomité im ruſſiſchen Intereſſe. Eine ruſſiſche Flugſchrift des Grafen Apragin, die damals erſchien, hatte den Titel: „O Rußland, nur einen Schritt vorwärts, und die ganze Welt iſt dein!“ Der „Moskaw“ erklärte in Bezug auf den Orient, deſſen Zukunft liege allein in der Hand der Slaven und ſchließe jede Einmiſchung des germaniſchen und romaniſchen Europa aus. Auch die griechiſche Geiſtlichkeit in der Bulgarei forderte ein unabhängiges Patriarchat in Ochrida, wie es früher einmal beſtanden hatte. Im Dezember 1869 hörte man wieder von Forderungen, welche eine jungbulgariſche Partei geſtellt haben ſollte. Nämlich man ſolle Bulgarien zu einem beſondern Königreich machen und ein bulgariſches Parlament einberufen.

Man erſieht wohl aus dieſen ſich durchkreuzenden Nachrichten, daß ſich Bulgarien als ein ergiebiges Feld für allerlei Agitation

von außen darbietet. Doch iſt noch keine durchgedrungen. Nur den zur griechiſchen Kirche gehörigen Bulgaren bewilligte der Sultan endlich im März 1870 ein Patriarchat, welches von dem in Conſtantinopel unabhängig ſeyn ſollte.

In Albanien und Epirus brachen im Herbſt 1866 und im Mai 1867 Unruhen aus, welche jedoch Huſſein Paſcha unterdrückte.

Aus Syrien erfuhr man im März 1870, die Herrſchaft des Sultans habe dort keine feſten Grundlagen und wenn der Vicekönig von Aegypten mehr Energie hätte, würde er dort Fortſchritte machen können, wie einſt ſein Vorgänger Ibrahim. Es gibt überhaupt wenig Türken dort. Die Bevölkerung iſt vorwiegend arabiſch oder chriſtlich. Die Araber blieben den Türken immer feindlich. Ebenſo die Chriſten. Nur ſind die Chriſten nicht einig, ſondern in viele Secten der orientaliſchen Kirche geſchieden. Die türkiſche Regierung hat das Theilungsſyſtem im chriſtlichen Gebiet ſtets befördert, um die Chriſten unter einander uneins zu machen. So hat ſie ſogar das katholiſche Gebiet Syriens in ſechs verſchiedene ſog. Millets getheilt, d. h. in Glaubensgenoſſenſchaften mit eigener Verwaltung.

Elftes Buch.

Griechenland und Aegypten.

In Griechenland regierte der junge König Georgios in der alten Ohnmacht, wie sein Vorgänger Otto, umdrängt von den auswärtigen Diplomaten und von den innern immer ein wenig tumultuarischen Parteien, deren Häupter fast immer dem Ausland verkauft waren. Da Georgios ein dänischer, von Rußland protegirter Prinz war, markirte sich der russische Einfluß in Griechenland jetzt mehr als unter dem bayrischen Otto. Die Abtretung der jonischen Inseln von Seiten Englands an das Königreich Griechenland fachte den nationalen Ehrgeiz der Neugriechen von neuem an. Sie trachteten, alle griechischen Elemente im türkischen Reich vollends mit sich zu vereinigen, womöglich einmal in Byzanz selbst zu herrschen. Hoffte England vielleicht, Griechenland stärken zu können, daß es selbständig genug werde, um später seine Unabhängigkeit auch gegen das mächtige Rußland behaupten zu können, falls es mit der Türkei doch zu Ende ginge, so konnte Rußland dazu nur lachen, denn sein Einfluß war jedenfalls der nähere und stärkere, und schon der gleichen Religion wegen neigten die Griechen mehr zu Rußland als zu den Westmächten. Georgios vermählte sich am 27. Oktober 1867 mit Olga, der Tochter des russischen Großfürsten Constantin, und nannte seinen am 2. August 1869

gebornen Sohn Conſtantin nicht ohne Bezug auf Conſtantinopel. Im Uebrigen begnügte ſich Rußland, ſo lange es im Orient noch nicht völlig freie Hand hatte (weil Deutſchland und Frankreich noch gegenſeitig Frieden hielten), nur die Unzufriedenheit der Griechen zu nähren und ſich eine Gelegenheit offen zu halten, um, wenn es Zeit ſeyn würde, ſogleich im Orient einſchreiten zu können. Dazu diente ihm der Aufſtand der Griechen auf der Inſel Kandia gegen die türkiſche Regierung, der auf ruſſiſchen Antrieb vom Königreich Griechenland aus genährt wurde. Das koſtete Geld und die griechiſchen Finanzen ſtanden ſchlecht. Das Jahr 1868 allein brachte ein Defizit von 14 Millionen Drachmen.

Die Zuſtände auf der Inſel Kandia waren eigenthümlicher Art. Ehe die Griechen durch die ruſſiſche Intrigue zur Empörung aufgereizt wurden, befanden ſie ſich unter türkiſcher Herrſchaft ganz behaglich, in Wohlſtand und Frieden. Die Inſel Kandia zählte 240,000 Einwohner, zur Hälfte Griechen und zur Hälfte Türken. Sie lebten in Frieden zuſammen, ja es gab Griechen genug, welche die beiden Beſtandtheile der Bevölkerung in der Art verſchmolzen, daß ſie unter griechiſchen Namen in die Kirche, und unter türkiſchen in die Moſchee gingen. Dieſe Doppelrolle ſpielte namentlich die Familie Kurmulis, die reichſte unter den Griechen auf der Inſel. Sie war es auch, die den Aufſtand begann, als das griechiſche Feſtland ſich empörte. Die Sphakioten in den unzugänglichen Gebirgen der Inſel, ein altes Räubervolk wie die Mainotten und Suliotten, thaten im Kampf gegen die Türken das Beſte. Gleichwohl blieben die Türken in der Ebene Meiſter und die Inſel blieb unter türkiſcher Herrſchaft. Nur weil der Sultan durch die europäiſchen Großmächte genöthigt wurde, den Chriſten neue Rechte zu bewilligen, und weil die Türken auf der Inſel ſich ihres Beſitzes, der durch die fortgeſetzte ruſſiſche Agitation und immer wieder drohende Revolution gefährdet war, nicht mehr ſicher glaubten, wanderten ſie maſſenhaft nach Kleinaſien und Aegypten aus und es blieben

ihrer nur noch 40,000 zurück. Die Zahl der Griechen war nun doppelt so groß, daher die Versuchung nahe lag, den Rest der Türken vollends zu vertreiben.

Die Erhebung der Griechen auf der Insel Kandia gegen die Türken wurde hauptsächlich von Athen aus durch russische Agenten eingeleitet und begann in der Mitte des August 1866, nachdem die Schlacht bei Königgrätz die Niederlage Oesterreichs bereits entschieden hatte. Beide Ereignisse standen in einem nicht zu verkennenden Zusammenhange. Hätte sich damals Frankreich hinreißen lassen, Oesterreich zu helfen und seine Kräfte in einem Kampf mit Preußen zu erschöpfen, so hätte die russische Agitation freies Spiel im Orient gehabt. Sofern Frankreich sich zurückhielt, mußte sich nun auch Rußland zurückhalten und konnte nicht wagen, zu Gunsten der Kandioten zu interveniren. Mithin konnte auch der Aufstand auf der Insel diesmal wieder nicht glücken und hatte wieder nur die traurige Folge einer ganz unnützen Metzelei theils unschuldiger, theils verführter Menschen. Die Häuptlinge der Sphakioten beschlossen am 2. September 1866, die Insel Kandia mit dem Königreich Griechenland zu vereinigen. Am gleichen Tage bat auch die griechische Regierung die Schutzmächte, sich der Kandioten anzunehmen; aber de Moustier, der französische Gesandte in Constantinopel, welcher nach Frankreich zurückging, rieth unterwegs in Athen der griechischen Regierung dringend ab, sich durch Theilnahme am Kampfe in Kandia zu compromittiren. Gleichwohl zogen etwa 2000 Freiwillige aus dem Königreich Griechenland nach Kandia, um den Insurgenten zu helfen, und leistete ihnen auch der griechische Dampfer Panhellenion durch Zufuhren wesentliche Dienste. Aber schon am 11. September kam Mustapha Pascha, vom Sultan gesendet, mit 30,000 Mann türkischen und ägyptischen Truppen auf die Insel Kandia, bemeisterte sich des ebenen Landes, griff die Sphakioten in ihren schwer zugänglichen Gebirgen an und nahm bis in den November die festen Klöster Arisi und Arkadi mit Sturm weg.

Es ſollen dabei große Greuel begangen worden ſeyn. Doch haben die Zeitungsberichte von beiden Seiten wohl übertrieben. Insbeſondere ſchrieben die ruſſiſch geſinnten Blätter viel von den Greuelthaten der Türken in den griechiſchen Dörfern, was von Seiten der türkiſchen Regierung als eine große Lüge bezeichnet wurde. Gewiß iſt, daß viele chriſtliche Weiber und Kinder von der Inſel nach dem griechiſchen Feſtland hinüber geflüchtet wurden, aber mit einer Oſtentation, daß man kaum zweifeln konnte, die wirkliche Noth werde abſichtlich übertrieben, um Rußland Gelegenheit zu geben, ſich wieder einmal über die himmelſchreiende Ungerechtigkeit der Türken gegen die Chriſten zu beſchweren, da es doch gerade Rußland war, welches den Aufruhr angezettelt hatte. Chriſtliche Schiffe verſchiedener Nationen waren bei der Rettung der Flüchtlinge thätig, auch ohne politiſche Hintergedanken.

Unter den Garibaldianern, die in Kreta für die Befreiung der Griechen mitfochten, befand ſich ein gewiſſer Bruzzone, der die Zuſtände auf der Inſel beſchrieben hat und obgleich er für die Kandioten focht, dieſelben doch als ein durchaus ſchlechtes, ja abſcheuliches Volk ſchildert. Während die Türken ſich nie an den Weibern und Kindern der Chriſten vergriffen, mußte er ſehen, wie die chriſtlichen Kandioten regelmäßig alle Weiber und Kinder der Türken grauſam umbrachten. Dieſe Kandioten reden zwar neugriechiſch, ſind aber nichts weniger als Nachkommen von alten Griechen, ſo wenig wie die Mainotten und das andere Räubergeſindel im Königreich Griechenland. Sie waren ſchon gegen die venetianiſche Herrſchaft eben ſo rebelliſch wie ſpäter gegen die türkiſche, Barbaren von Haus aus.

Rußland zeigte anfangs eine große Neigung, ſich der Kandioten anzunehmen. Es wurde in Rußland für ſie geſammelt und Großfürſt Conſtantin ſelbſt brachte bei einem Gaſtmahl Glückwünſche für ſie aus. Nachdem ſich aber die Pforte mit Recht bei den Großmächten über die treuloſen Umtriebe beſchwert hatte, durch

welche von Athen aus die Ruhe Kandias gestört worden war, und die Haltung der europäischen Mächte den russischen Absichten nicht günstig war, enthielt sich Rußland jeder einseitigen Intervention. So wurde denn der blutige und unnütze Kampf auf der Insel ohne Entscheidung fortgesetzt, denn die Türken vermochten das Gebirge nicht zu unterwerfen.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Paris 1866 schickte der Sultan den intelligenten Fuad Pascha nach der Krim, wo sich damals der russische Kaiser aufhielt, um diesen zu begrüßen, noch im August. Man erfuhr durch die „Neue freie Presse" in Wien von dieser interessanten Unterredung Folgendes: Fuad drückte blos die Gefühle der Freundschaft und Hochachtung aus, welche der Sultan für den Czaaren hege. Der letztere frug, ob Fuad nicht zu Unterhandlungen mit ihm ermächtigt sey, meinte aber, als es der Türke verneinte, Fuad möge dem Sultan immerhin sagen, wie er die gegenwärtige Sachlage auffasse. Ich hoffe, sagte der Czaar, der Sultan ist überzeugt, an mir einen uneigennützigen Freund zu besitzen. (Fuad verneigte sich schweigend.) Meine Politik bezweckte stets die Erhaltung der Integrität des ottomanischen Reiches, denn ich bin aus Princip conservativ. Ich bin aber auch der natürliche Beschützer der Christen in der Türkei. Die unglückselige Angelegenheit Kandias muß entschieden werden. Sey die Türkei endlich edelmüthig und trete diese Insel an Griechenland ab; sie ist groß genug, um ein solches Opfer zu verschmerzen. Fuad entgegnete, wenn der Sultan Kandia hergebe, werden die andern Inseln nebst Epirus und Thessalien gleichfalls abfallen wollen. Der Czaar verlangte gleichwohl, Fuad sollte dem Sultan alles sagen, was er aus seinem Munde gehört habe, und schickte ihm auch noch einen russisch-türkischen Allianzvertrag nach, der die Schonung der Türkei von Seite Rußlands abhängig machte von dem Gehorsam der Pforte. Der Sultan wies den Vertrag zurück. So die Mittheilung der Neuen freien Presse, deren Echtheit bezweifelt wurde. Daneben

erfuhr man auch die Antwort, welche der Sultan dem ruſſiſchen General Ignatiew gegeben haben ſoll, als derſelbe am 5. September in ihn drang, Kandia an Griechenland abzutreten. Der junge König Georgios ſolle durch die Erwerbung Kandias populär gemacht werden und habe kaum drei Jahre regiert, und er, der drei und dreißigſte der Sultane der Osmanen, ſolle ſich um ſeine eigene Popularität nicht bekümmern dürfen?

Im Jahr 1867 übernahm der berühmte Omer Paſcha den Oberbefehl der türkiſchen Truppen auf der Inſel und verbürgte ſich, bis zum Auguſt den Aufſtand bemeiſtern zu wollen. Aber auch ihm widerſtand das Gebirge. Der griechiſche Dampfer Arkadion, deſſen energiſcher Kapitän Kurentis Waffen und Zuzüge aus Athen brachte und beſtändig an den Küſten Kandias hin und her fuhr, um den Inſurgenten zu helfen, wurde endlich am 20. Auguſt 1867 von einigen türkiſchen Schiffen erreicht und nach tapferer Gegenwehr ſo zuſammen geſchoſſen, daß die Mannſchaft ihn auf den Strand laufen ließ und entfloh. Damals erfuhr man, die Sphakioten unterhandelten und die Feindſeligkeiten ſeyen eingeſtellt. Allein es kam nicht zum Frieden, hauptſächlich weil die Großmächte nicht einig waren.

Am 26. Dezember 1866 hatte ſich der Sultan an die Schutzmächte gewendet und bitter über Griechenland geklagt, welches ohne allen Grund die bisher gut behandelten Kandioten muthwillig zur Empörung aufgereizt habe. Daß der eigentliche Anſtoß von St. Petersburg ausgegangen war, wurde nicht geſagt. Merkwürdigerweiſe beantworteten im März 1867 Rußland, Preußen, Frankreich und Italien die Beſchwerde damit, daß ſie dem Sultan riethen, Kandia an Griechenland abzutreten. Eine Gefälligkeit für Rußland, die ſich von Seite der betreffenden Mächte, ſelbſt Frankreichs erklären läßt, weil Frankreich entweder Rußland für ſeine weſtlichen Zwecke gewinnen, oder einen Druck auf England ausüben wollte. Nur England und Oeſterreich wollten von der Vergrößerung Griechenlands auf Koſten der Türkei nichts wiſſen und als der ruſſiſche

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

Die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin feiert im Jahre 1840 das Gedächtniß ihrer Herſtellung durch Friedrich den großen, der auch dem Namen nach ihr Protector war. Das Jahr 1840 iſt überhaupt für die preußiſche Monarchie in mancher Beziehung ein Jubeljahr. Der Thron feiert den Regierungsantritt Friedrichs des großen (1740), des großen Churfürſten (1640) und Friedrichs II Eiſenzahn (1440), die Kirche den Druck der erſten brandenburgiſchen Kirchenordnung (1540), zugleich das erſte Werk der Berliner Preſſen, die Juſtiz die Reformation des Kammergerichts (1540) und die Abſchaffung der Folter (1740), Wiſſenſchaft und Kunſt außer der Herſtellung der Akademie die Gründung der zweiten Berliner Zeitung und die erſten Preſſen in Berlin (1540), das Heer die Reorganiſation durch den großen Churfürſten (1640), die Freimaurergeſellſchaft die Gründung der erſten Loge „zu den drei Weltkugeln“ (1740).

Am 8. Decbr. 1839 feierte die k. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen ihren Jahrestag zum 68ſten Male, wobei Hofrath Hausmann einen Vortrag de montium Hercynie formatione hielt. Das bei der Societät jährlich zu Michaelis wechſelnde Directorium war jetzt vom Geh. Juſt. Rath Heeren in der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe auf Hofrath Hausmann in der phyſiſchen übergegangen. Der Jahresbericht zeigt den Verluſt an, welchen die Societät erlitten hat durch den Tod der Mitglieder: des Oberbibliothekars von Reuß, des Grafen von Reinhard und des Barons Silveſtre de Sacy in Paris, des Freiherrn von Moll, k. bayer. Geheimeraths in Augsburg, und ihrer Correſpondenten: Oberforſtraths Gatterer in Heidelberg, von Haller, Rathsmitglieds zu Solothurn, des k. ruſſiſchen wirklichen Staatsraths und Bibliothekars von Köhler zu St. Petersburg, Hofraths Kopp zu Hanau, des Bibliothekars am van Teyler'ſchen Muſeum in Haarlem, Martin van Marum, und des fürſtlich Waldeck'ſchen Geheimeraths von Spilcker zu Arolſen.

Die jetzt unter der Aufſicht der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen erſcheinenden gelehrten Anzeigen ſind mit dem 1. Jan. d. J. in ihr zweites Jahrhundert eingetreten.

Der Hofrath Dr. Vogl iſt zum Secretär der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden.

Univerſitäten.

Durch k. Cabinetsordre vom 13. Oct. wird das Verbot des Beſuchs der Univerſitäten in den übrigen deutſchen Bundesſtaaten von Seiten preußiſcher Unterthanen modificirt und mit Vorbehalt der Reciprocität jener Beſuch wieder geſtattet, ohne daß derſelbe von der ſpeciellen

Kaiſer bei ſeinem Beſuch in Paris mit Napoleon III. die Frage verhandelt hatte, ſtanden die vier Mächte in einer Note vom 15. Juni von dem Rathe, den ſie dem Sultan im März ertheilt hatten, wieder ab und riethen demſelben jetzt nur eine Verſammlung von kandiotiſchen Notabeln einzuberufen und mit ihnen die Wohlfahrt der Inſel zu verabreden. Dem ſchloß ſich nun auch Oeſterreich an, nur England nicht. Auch der Sultan gab erſt im Oktober ſeinem Feldherrn Omer Paſcha den Befehl, auf Kandia eine Amneſtie zu verkünden, die aber nichts half, weil die Kandioten heimlich inſtruirt waren, ihre Vereinigung mit Griechenland zu verlangen. Der Frieden wurde auf der Inſel Kandia nicht hergeſtellt, aber auch der Krieg ſchleppte ſich nur langſam hin. Es kamen nur kleine Gefechte vor, in denen die Türken gewöhnlich ſiegten, indem ſie, die frühere ruſſiſche Kriegführung im Kaukaſus nachahmend, mit Blockhäuſern befeſtigte Linien errichteten und damit die Sphakioten in ihren Bergen immer enger einſchloſſen.

Eine Menge kandiotiſche Familien flüchteten nach und nach auf das griechiſche Feſtland hinüber, die Mittelloſen aber fielen dort ihren Landsleuten zur Laſt, denn ein ungemüthlicheres und herzloſeres Volk als die Neugriechen gibt es bekanntlich nirgends. Die geflüchteten Familien ſehnten ſich daher nach der türkiſchen Herrſchaft zurück, wurden aber nicht fortgelaſſen, weil das eine Schande für das Königreich Griechenland geweſen wäre. In ihrer Verzweiflung flehten ſie den türkiſchen Geſandten in Athen um Hilfe an und dieſer miethete wirklich mit türkiſchem Gelde öſterreichiſche Dampfſchiffe, auf denen viertauſend Flüchtlinge wieder nach Kreta zurückkehrten. Wüthend darüber hielten die Griechen im Königreich nun alle übrigen Flüchtlinge mit Gewalt zurück. Zugleich machten ſie brutale Demonſtrationen vor der Wohnung des türkiſchen Geſandten Photiadis-Bey. Das war denn doch dem Sultan zuviel, weßhalb er am 6. Dezember 1868 ein Ultimatum an die griechiſche Regierung erließ, worin er alle Beziehungen zu

derſelben abzubrechen drohte, wenn ſie in ihrem völkerrechtswidrigen Vorgehen beharre. In derſelben Zeit feuerte der griechiſche Dampfer Enoſis muthwillig einen Schuß auf ein türkiſches Schiff ab, floh aber vor demſelben in den Hafen von Syra. Die griechiſche Regierung gab nicht nach, der türkiſche Geſandte wurde aus Athen, der griechiſche (Delyanni) aus Conſtantinopel abberufen und die europäiſche Diplomatie kam in außerordentliche Bewegung.

Lord Stanley hatte kurz vorher in einer der verſchiedenen Reden, die wie Blitze oder wenigſtens wie Sternſchnuppen über den europäiſchen Horizont fuhren, ein wenig unvorſichtig über die Hinfälligkeit der Türkei geſprochen, zum nicht geringen Wohlbehagen der ruſſiſchen Preſſe. Dieſer Umſtand ſcheint auf die Energie der Regierung in Athen Einfluß gehabt zu haben. Indeſſen wurde der Sturm noch einmal beſchworen. Preußen machte, nachdem es ſich darüber mit Rußland verſtändigt hatte, Frankreich den Antrag einer Conferenz der Schutzmächte in Paris, und Napoleon III. ging ſogleich darauf ein, verlangte aber, nicht blos die Schutzmächte, ſondern alle Mächte, die den Pariſer Frieden von 1856 unterzeichnet, ſollten eingeladen werden. Es konnte nicht in ſeinem Intereſſe liegen, daß jetzt ein Krieg im Orient entbrenne, weil er an demſelben hätte theilnehmen und darüber Italien und Spanien aus dem Auge verlieren müſſen. Das Hauptverdienſt um den Frieden erwarb ſich unſtreitig Preußen, weil es den Arm Rußlands zurückhielt. Rußland hätte in einem neuen orientaliſchen Kriege wieder wie 1854 dem vereinigten Europa unterliegen müſſen, wenn ihm Preußen nicht helfen wollte. Es hatte alſo allen Grund, ſich nach Preußen zu richten. Preußen ſelbſt aber hatte keinen Grund, ſich in die Arme Rußlands zu werfen, denn zu einer ſo gefährlichen Allianz hätte es nur durch einen unbeſonnenen Angriffskrieg von Seite Frankreichs und Oeſterreichs gezwungen werden können. Der Sultan verbannte alle zum Königreich gehörigen Griechen aus ſeinem Reiche, ließ aber eine Milderung dieſer Maßregel eintreten, als die

Mächte ſich für die Griechen verwandten. Am kopfloſeſten handelte man in Athen. Der arme König war hier ganz in der Gewalt exaltirter und von Rußland beeinflußter Menſchen. Man träumte ſich hier in den Wahn hinein, das byzantiniſche Reich wieder herſtellen zu können, ein Wahnbild, womit die Ruſſen den Griechen zu ſchmeicheln pflegten, während ſie Conſtantinopel für ſich ſelbſt anſprachen. Man rüſtete und lärmte in Athen. Bulgaris ließ ſich von der Kammer bevollmächtigen, eine große Anleihe zu contrahiren. Aber der Kredit fehlte und die Reichen fürchteten ſich in Athen ſchon vor Zwangsanleihen.

So war der Stand der Dinge, als am 9. Januar 1869 die Conferenz in Paris zuſammentrat. Der griechiſche Geſandte Rangabe verlangte, auf dem Congreß mit abſtimmen zu dürfen, da man ihm blos eine berathende Stimme zugedacht hatte. Bis das entſchieden war, kamen wichtige Nachrichten aus Kandia an. Nicht nur Petropulakis mit ſeinen griechiſchen Freiſchaaren hatte capituliren müſſen, ſondern auch die ganze proviſoriſche Regierung von Kandia war von den Türken gefangen genommen worden, wobei den letztern ſehr intereſſante Correſpondenzen in die Hände fielen. Sava Paſcha hatte nämlich das ſphakiotiſche Gebirge endlich bezwungen, theils durch friedlichen Ausgleich mit einigen Häuptlingen, theils durch Anlage von Forts, die er immer weiter vorrückte, bis die letzten Inſurgenten auf die höchſten Berge flüchten mußten, wo ſie vor Hunger und Kälte umkamen. Zugleich blokirte der türkiſche Admiral Hobart Paſcha (ein Engländer) die Küſten der Inſel und ließ keine Zuzüge und Waffenſendungen mehr durch.

Die Kabinette waren einig, daß der Friede diesmal erhalten bleiben ſolle. Auch Rußland, was es auch noch für Hintergedanken haben mochte, wollte nicht als Friedensſtörer erſcheinen. Die Conferenz beſchloß in wenigen Tagen, Griechenland habe ſofort alle Freiſchaaren und Comités, durch welche der Aufſtand in Kandia unterſtützt werde, aufzulöſen und ſey durch die beſtehenden Verträge verpflichtet,

keinerlei Unternehmungen, die auf Losreißung irgend einer türkiſchen Provinz abzielten, Vorſchub zu leiſten. Die Pforte erklärte ſich damit zufrieden und wollte mit ihren Rüſtungen gegen Griechenland innehalten, wenn Griechenland ſich dem Beſchluß der Conferenz füge. Griechenland aber entſchloß ſich nicht ſogleich. Nachdem es zur Bedingung gemacht hatte, ſein Geſandter Rangabe in Paris müſſe in der Conferenz mitſtimmen dürfen, was man ihm abſchlug, zögerte es auch nachher noch, eine zuſtimmende Erklärung zu dem Conferenzbeſchluß einzuſenden.

Der König von Griechenland war nämlich in großer Noth. Das Miniſterium Bulgaris hatte zum Kriege gehetzt und rechnete auf Hülfe von Rußland. Die öffentliche Meinung in Griechenland war längſt in dieſem Sinne bearbeitet worden und der König ſelbſt hatte dieſen Enthuſiaſten und Parteigängern Rußlands zu viel und zu lange nachgeſehen. Die Bevölkerung von Athen kam in fieberhafte Aufregung und der König befand ſich zwiſchen dem Gebot der Pariſer Conferenz und der Revolution in der Klemme. Es hieß ſogar einmal, er wolle ſich derſelben durch Abdankung entziehen. Nicht ohne viele Mühe gelang es endlich, der Mahnung der Conferenz Eingang zu verſchaffen und die Tumultuanten zu beſchwichtigen. Bulgaris trat ab und Zaimis trat an die Spitze des Miniſteriums, Deliyannis übernahm das auswärtige Amt, beides Männer, die ſich bisher in ſchwacher Minorität befunden hatten, jedoch Muth genug beſaßen, den König in ſo bedenklicher Lage zu unterſtützen. Jetzt erſt, am 10. Februar, erhielt die Conferenz die Zuſtimmungserklärung der griechiſchen Regierung, ſo daß ſie am 17., in ihrer Schlußſitzung, die griechiſch-türkiſche Streitfrage für ausgeglichen erklären konnte. Ein Ferman des Sultans ſollte die Kandioten wieder beruhigen und verſöhnen. Griechenland begnügte ſich, nur in einem Rundſchreiben ſeine Rechte darzulegen.

Die Times ſchrieb im März 1869: „Griechenland iſt durch die letzten Ereigniſſe in eine Lage gerathen, welche ihm neue Verſuche zu

einer Friedensſtörung vor der Hand unmöglich macht. Das Volk iſt der ewigen Hetzereien herzlich müde und richtet ſeine Aufmerkſamkeit nun auf die Bureaukratie, welche ſo übermächtig geworden, daß jedermann ihren Druck empfindet. Die Redner und Politiker, welche ſeit Jahren den Ehrgeiz der Nation aufzuſtacheln ſuchten, ſind durch das Scheitern ihrer Pläne um allen Kredit gekommen. Das vorige Miniſterium hat das Land in eine klägliche Lage gebracht. Das neue Miniſterium hat vor allem der Brigantage Einhalt zu thun und der Anarchie in den Finanzen zu ſteuern; dabei findet es zwar bei den bisherigen Volkstribunen keine Unterſtützung, wohl aber in der öffentlichen Meinung. Im Peloponnes herrſcht die größte Unſicherheit. Das große Dorf Bamkakon, mit 1200 Einwohnern, wurde am hellen Tage von 40 Briganten überfallen, welche, nachdem ſie mehrere Einwohner, die ſich zur Wehr ſetzten, getödtet und verwundet, die Häuſer plünderten. In Arkadien ſtreift ein Räuberhauptmann, auf deſſen Kopf ſchon vor 5 Jahren ein Preis von 40,000 Drachmen geſetzt wurde, ungehindert herum; überall machen Deſerteure oder Conſcriptionsflüchtige die Wege ſo unſicher, daß der Ackerbau darunter leidet. Die Briganten erheben eine Steuer von den Hirten, angeblich weil ſie dieſelben gegen andere Räuberbanden beſchützen; die Bauern gerathen darüber geradezu in Verzweiflung. Hier hat man ſich bisher um ſolche Dinge gar nicht gekümmert und war nur darauf bedacht, andere Länder unter eine ähnliche Verwaltung zu bringen. Dieſer Tage wurde der Gutsbeſitzer Magaris in Voltos um 15,000 Drachmen gebrandſchatzt und dann von den Räubern in Stücke gehauen. Die Regierung hat nun Truppen gegen die Briganten ausgeſandt, nachdem die bisher dazu verwendeten Irregulären ſich unwirkſam und als eine Landplage für die, denen ſie helfen ſollten, erwieſen. — Das neue Miniſterium fand nur eine Million Drachmen im Schatz vor, dagegen 5 Millionen Rückſtände für Gehalte und Penſionen. In den nächſten 4 Monaten ſind 21 Millionen Ausgaben mit 10 Millionen Ein-

nahmen zu beſtreiten. Eine Vermehrung der Steuern iſt unvermeidlich, dadurch wird das Miniſterium unpopulär und der Partei Kommoduros der Weg zur Macht gebahnt."

Die üble Wirthſchaft im Königreich Griechenland verbeſſerte ſich nicht und nach 50 Jahren zeigte die Erfahrung, daß Fallmereyer recht gehabt hatte, als er die Neugriechen ein verderbtes ſlaviſches Räubervolk nannte, das nur die griechiſche Kirchenſprache angenommen habe, und daß Thierſch und der alte König Ludwig von Bayern unrecht hatten, die in dieſem verkommenen Miſchvolk noch echte Spartaner und Athener ſehen wollten. König Ludwig hat ſeinen Irrthum ſchwer gebüßt, denn nach allen Opfern, die er den neuen Griechen gebracht hatte, mußte er noch erleben, daß ſie ſeinen Sohn Otto, den ſie zu ihrem König angenommen hatten, wieder fortjagten. Deſſen däniſcher Nachfolger konnte nichts beſſern. In ſeiner Reſidenz Athen hing er von der ruſſiſchen und weſtmächtlichen Diplomatie ab. Der erſtern ſtand eine beſtochene Partei zu Gebote, die unter nationalem Aushängeſchild Kandia verhetzt hatte und immer auf's neue in den Provinzen wühlte, worin vertragsmäßig noch der Sultan regierte. Nur durch die Drohungen der Weſtmächte konnte dieſe Partei in Schranken gehalten werden. Im übrigen war der ehrliche Verſuch König Otto's, unter den neugriechiſchen Barbaren ein Verwaltungsſyſtem nach europäiſchem Muſter einzuführen, gänzlich mißlungen, die früher angeſtellten Deutſchen waren vertrieben, die griechiſchen Beamten ſuchten ſich nur zu bereichern, ebenſo das Militär. Von Mannszucht keine Rede. Daher auch nirgends in den Provinzen Zucht und Ordnung, alles voll Räuber. In der Nähe der Hauptſtadt ſelbſt trieb der Räuberhauptmann Spanos ungeſtraft ſein Weſen, als ſog. König der Berge. Unter dieſen Umſtänden konnte auch die nationale Propaganda im Norden Griechenlands keine Fortſchritte machen. Die griechiſchen Schulen, die man in Macedonien errichtet hatte, wurden wieder aufgegeben, weil niemand mehr Geld dafür hergab.

Im Frühjahr 1870 enthüllte eine gräuliche Räubergeſchichte die ganze Miſère der griechiſchen Regierung. Ein reicher Engländer, Lord Muncaſter, machte von Athen aus mit zwei Damen, zwei andern engliſchen Herrn, dem engliſchen Geſandtſchaftsſekretär Herbert, den Herren Lloyd und Vyner und dem italieniſchen Geſandtſchaftsſekretär Grafen Boyl am 11. April eine Partie nach dem nahen Schlachtfeld von Marathon, nachdem er vorher bei der griechiſchen Regierung angefragt und dieſe geantwortet hatte, ſie könnten ganz ſicher reiſen, es gebe gar keine Räuber mehr in Griechenland. Zum Ueberfluß gab man ihnen vier griechiſche Gensdarmen mit, und wurde eine griechiſche Patrouille in die Gegend abgeſchickt. Aber eine Räuberbande von etwa dreißig Mann hatte bereits Kundſchaft, lauerte den Wagen auf, tödtete zwei Gensdarmen, nahm die ganze Geſellſchaft gefangen, plünderte ſie aus und ſchleppte ſie in die Berge. Jetzt erſt wurde ſie von der Patrouille bemerkt und verfolgt, weßhalb ſie, um raſcher fortzukommen, die Damen frei ließ, nur mit den Herrn fort eilte und wirklich nicht eingeholt wurde. Die armen Herrn litten dabei große Noth und waren ſehr erſchöpft. Den Räubern war es natürlich nur um ein großes Löſegeld zu thun und um daſſelbe zu holen, entließen ſie den Lord Muncaſter, nachdem er ihnen einen Eid hatte leiſten müſſen, mit 25,000 Pfund Sterling und mit einer Urkunde der griechiſchen Regierung, die ihnen Strafloſigkeit und freien Abzug ſicherte, zurückzukehren. Er ging, und der engliſche Geſandte Lord Erskine, wie auch König Georgios, waren ſogleich bereit, das Geld zu zahlen, um das Leben der Gefangenen zu ſchonen. Nur die Strafloſigkeitserklärung fand Anſtand, denn die Regierung wollte doch ihre Würde wahren. Ohne Zweifel war ſie in einer ſehr peinlichen Verlegenheit, allein ſie hatte keine andere Wahl, als entweder den Räubern zu verzeihen, oder deren Gefangene tödten zu laſſen. Völlig kopflos ſchlug ſie den Mittelweg ein, Unterhändler zu den Räubern zu ſchicken, die nichts ausrichten konnten, da der Entſchluß der Räuber feſt ſtand.

Zugleich ſchickten aber auch Mitglieder der Oppoſition Boten an die Räuber, um ſie in ihrem Entſchluß zu beſtärken und den Scandal ſo weit zu treiben, daß das Miniſterium geſtürzt werden könnte. Lord Erskine meldete dem auswärtigen Miniſter Lord Clarendon in London, was er mit dem griechiſchen Miniſterpräſidenten Zaimis verhandelt habe. „Anfangs ſchienen die Räuber geneigt, ſich mit einem Löſegeld von 22,000 L. und der Zuſage, daß man ihnen die Erreichung der Gränze gewährleiſte, zu befriedigen; im Laufe der vorigen Nacht aber wurden ſie von Leuten aus Athen beſucht, welche, wie Herr Zaimis glaubt, von einigen hervorragenden Mitgliedern der Oppoſition ausgeſandt waren und die Räuber beredeten, auf einer unbedingten Begnadigung nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für ihre augenblicklich eingekerkerten Genoſſen zu beſtehen. Der vermuthliche Zweck ſey, die Regierung zur Einberufung einer außerordentlichen Sitzung der Kammer zu zwingen und ſo der Oppoſition eine neue Gelegenheit zu geben, dem Miniſterium eine Niederlage beizubringen und es aus dem Amte zu verdrängen. Aber Herr Zaimis ſchickte ſeine Unterhändler zu den Räubern zurück und hoffte, daß ſie ſofort am 16. April mit einer günſtigen Antwort heimkehren würden. Die Räuber ſagten den Agenten des Herrn Zaimis, daß ſie allen Grund hätten, ihren jetzigen Berathern zu trauen; daß ſie aber noch nach Athen geſchickt hätten, um drei namhafte Rechtsgelehrte zu Rathe zu ziehen; bis ſie von dieſen Auskunft erhalten hätten, müßten ſie ihre Entſcheidung hinausſchieben."

Die Kölniſche Zeitung bemerkte dazu mit Recht: „Daß Erskine ſeiner Regierung einen getreuen Bericht eingeſandt hat, wird niemand bezweifeln, und es ſteht alſo feſt, daß Zaimis auf ‚hervorragende Mitglieder der Oppoſition' den Verdacht wirft, ſich mit den Räubern in Verbindung geſetzt zu haben. Iſt nun die Beſchuldigung des Miniſter-Präſidenten richtig, ſo haben Männer, welche unter Zaimis' Vorgänger Bulgaris entweder die Regierung

bildeten oder ihr am nächſten ſtanden, ſich nicht geſcheut, den Auswurf der Menſchheit in ſeiner Schlechtigkeit zu beſtärken, um ihren eigenen Parteizwecken zu dienen und wieder an's Staatsruder zu gelangen. Iſt die Beſchuldigung falſch, ſo beweiſt ſie wenigſtens, welche Meinung Zaimis von ſeinen parlamentariſchen Gegnern hat. Was Gutes darf man von einer Landesvertretung erwarten, in welcher ein Miniſter ſeinen Gegnern ſolche Vorwürfe machen kann? Da aber aus beiden zuſammen die Regierung und Landesvertretung beſtehen, ſo iſt über die leitenden Gewalten des Staates, in dem derartige Anklagen vorkommen können, der Stab gebrochen, ſo iſt auch die Verfaſſung eines ſolchen unglücklichen Landes nicht das Papier werth, auf das ſie geſchrieben worden. Von einem ſtarken moraliſchen Schuldantheil an der Ermordung der Gefangenen kann man übrigens weder die frühere noch die jetzige Regierung freiſprechen. Bulgaris war es, der den kretiſchen Aufſtand ſchürte und dadurch die Veranlaſſung gab, daß Hunderte von Zuchthäuslingen als ‚Freiheitskämpfer' nach Kreta abgingen, um nach ihrer Rückkehr wieder als Räuber gegen Griechenland ſelbſt losgelaſſen zu werden. Der König ſelbſt erklärte in der Thronrede, bei Eröffnung der neugewählten Kammer im Juni 1869, das Räuberweſen ſey zu einer ſolchen Höhe angewachſen, daß neue geſetzgeberiſche Maßregeln dringend nöthig geworden ſeyen. Und trotz dieſer dringenden Nothwendigkeit vertagte Zaimis ein halbes Jahr ſpäter die Kammern, ohne daß ein Geſetz zur Unterdrückung der Briganten verwirklicht worden wäre."

Der engliſche Geſandte bat dringend, die griechiſchen Truppen zurückzuhalten, damit die Räuber nicht in der Verzweiflung ihre Gefangenen tödten möchten. Aber es geſchah dennoch. Von den Truppen umringt wollten die Räuber mit ihren Gefangenen nach der Inſel Euböa hinüber ſchwimmen, aber der arme lungenlahme Boyl konnte nicht mehr von der Stelle und wurde umgebracht. Die andern kamen zwar über das Waſſer, wurden aber ſo raſch

von den griechiſchen Soldaten verfolgt und eingeholt, daß ſie geſchwind noch die drei Engländer umbrachten, ehe ſie ſelbſt getödtet wurden. Nur drei Räuber entkamen, einer wurde ſchwerverwundet gefangen, alle andern waren gefallen und ihre abgeſchnittenen Köpfe wurden in Athen öffentlich aufgepflanzt.

Der Fall machte ungeheures Aufſehen und erweckte beſonders den Zorn der engliſchen Preſſe. Der griechiſche Kriegsminiſter Souzos nahm ſeine Entlaſſung. Indeſſen war England an der Mißregierung in Griechenland ſelber am meiſten Schuld. Es hatte dieſes kleine Königreich ſchaffen helfen und ihm auch den neuen ſchwachen König Georgios octroyirt und doch aus Handelseiferſucht verhindert, daß das kleine Griechenland jemals ſollte zu Kräften kommen, weil das Entſtehen einer neuen blühenden Handels- und Seemacht in der Levante der bisherigen engliſchen Seetyrannei Eintrag gethan haben würde. Auch für die übrigen europäiſchen Mächte war die fortdauernde Mißregierung in Griechenland eine Beſchämung. Seit bereits fünfzig Jahren waren ſie ſog. Schutzmächte Griechenlands und hatten doch ſo lange dem Räuberweſen und anderm Unfug, wie er dort nicht aufhörte, ruhig zugeſehen. Die Schöpfung des griechiſchen Königreichs gehörte wie ſo viele andere Schöpfungen der europäiſchen Pentarchie in der Reſtaurationsperiode zu den Mißgeburten des europäiſchen Gleichgewichtsſyſtems.

Die griechiſche Regierung entſchuldigte ſich gegen die Schutzmächte ſehr demüthig, erbot ſich zu jeder möglichen Genugthuung, bat aber, man möge keinen Schritt thun, der ihre Autorität in den Augen ihrer eigenen Unterthanen erniedrigen und ſie außer Stande ſetzen würde, geordnetere Zuſtände zu ſchaffen. Am 21. Mai wurden noch acht, am 20. Juni noch fünf eingefangene Räuber hingerichtet. In der engliſchen Preſſe und auch im Parlament wurde großer Lärm gemacht und den Griechen ſogar mit Abſetzung ihres Königs gedroht. Die engliſche Regierung benahm ſich dagegen viel mäßiger und vertagte ihre Entſcheidung unter dem Vorwande, die

Erlaubniß einer Staatsbehörde abhängig gemacht wird. Zugleich wird jedoch beſtimmt, daß jeder preußiſche Unterthan, der nach vollendeten Studien ſich im Vaterland um ein öffentliches Amt oder um den Zutritt zur mediciniſchen Praxis bewerben will, bei Verluſt dieſes Anſpruchs eine Zeit lang auf einer Landesuniverſität zu ſtudiren verpflichtet ſein ſoll.

Die neue bayeriſche Univerſitätsſtudienordnung wurde durch eine neue Verfügung dahin modificirt, daß auch Phyſik und Chemie als ein obligates Collegium erklärt und in das zweite Jahr der allgemeinen Studien verlegt wird.

Dem ord. Profeſſor der philoſophiſchen Facultät zu Berlin Dr. F. Mitſcherlich iſt das Prädicat eines geheimen Medicinalraths ertheilt worden.

Der außerord. Prof. Dr. der Philoſophie Auguſt Knobel zu Breslau, iſt zum ordentl. Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Theologie an der Univerſität Gießen ernannt, und ihm von der evangeliſch-theologiſchen Facultät in Breslau die Doctorwürde honoris causa ertheilt worden.

In Erlangen iſt der ordentl. Prof. Dr. Hermann Olshauſen zum geh. Kirchenrath ern. und ſogleich befördert worden. Die juridiſche Facultät hat dem k. Staatsrathe und bisherigen Präſidenten der Regierung von Mittelfranken das Ehrendiplom als Doctor der Rechte überſandt, um dadurch die dankbare Anerkennung der Univerſität für ſein Wirken als k. Commiſſär auszudrücken. Der außerord. Prof. der Rechte, Dr. J. A. M. Albrecht, iſt von Marburg nach Erlangen zurückgekehrt. Der Profeſſor der Theologie, Kirchenrath Dr. J. Ge. Veit Engelhardt, iſt zum Rector für 1838—39 ernannt worden.

Am 15. Jun. 1838 ſtarb zu Freiburg der geh. Hofrath und Profeſſor der Medicin, Dr. Beck, im 43ſten Lebensjahre.

Der Domcapitular und Profeſſor der Theologie J. L. v. Hug in Freiburg hat den Titel eines Geheimeraths, der Hofrath und Profeſſor Dr. Baumgartner das Ritterkreuz des Ordens von Zähringer Löwen erhalten. Die Univerſität hat zum Abgeordneten in die erſte Kammer der Stände den Reg. Director und Univerſitäts-Curator Freiherrn v. Reck gewählt.

Die Repetenten in der katholiſch-theologiſchen Facultät zu Gießen, Reuß und Kindhäuſer, wurden zu außerord. Profeſſoren, der außerord. Prof. der Rechte Dr. Weiß zum ord. Profeſſor, der Dr. Ritgen zum außerord. Profeſſor der Philoſophie ernannt.

Die officielle Beſchreibung der Säcularfeier der Georgia Auguſta im September 1837 iſt nun endlich im Druck erſchienen. Man bemerkt darin zwar ein Verzeichniß ſämmtlicher damals in Göttingen anweſenden Studirenden, vermißt aber das Verzeichniß der Lehrer der Univerſität: jede Erinnerung an die ſieben Entſetzten ſollte darin vermieden werden.

Der geh. Juſtizrath Prof. Mühlenbruch hat die Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede des neuerrichteten hannöveriſchen Staatsraths abgelehnt.

Dem ordentlichen Prof. in der juriſtiſchen Facultät der Univerſität Greifswald, Dr. Barkow, iſt das Prädicat eines geheimen Juſtizraths beigelegt worden.

Der Privatdocent Dr. Jul. Schaller in Halle iſt zum außerord. Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät befördert worden. Der Conſiſtorialrath Dr. Wagnitz hat die Schleife zum rothen Adlerorden 3. Cl. erhalten. Dem Prof. Dr. Pernice und dem Hofrath Prof. Dr. Henke iſt das Prädicat eines geh. Juſtizraths beigelegt worden.

Am 6. Sept. 1838 ſtarb zu Hamburg Karl Friedr. Hipp, von 1805—1836 Prof. der Mathematik am akademiſchen Gymnaſium und Johanneum.

Der außerord. Profeſſor in Heidelberg, Dr. Heinrich Braun, wurde zum ord. Prof. in der philoſophiſchen Facultät, der Privatdocent der Medicin, Kreisoberchirurgus Dr. Franz Joſeph Mäyele, der Privatdocent der Philoſophie Dr. Reinhard Blum und der Privatdocent der Jurisprudenz Dr. Heinrich Zöpfl zu außerord. Profeſſoren ernannt.

In Jena iſt nach Quieſcirung des geh. Conſiſtorialraths Dr. Danz der geh. Kirchenrath Dr. Baumgarten Cruſius in die erſte, Kirchenrath Dr. Hoffmann in die zweite, Kirchenrath Dr. Haſe in die dritte Stelle der theologiſchen Facultät eingerückt: die vierte iſt vor der Hand unbeſetzt geblieben. Die nächſtens erledigt werdende Honorarprofeſſur

Unterſuchungsakten ſeyen noch nicht geſchloſſen. Sie wollte nur Zeit gewinnen und die Leidenſchaften beruhigen.

Der Raubverſuch in Griechenland wurde alsbald in Spanien nachgeahmt. In der Nähe von Gibraltar nämlich wurden zwei engliſche Kaufleute, Bonnell, Oheim und Neffe, aus ihrer Villa von Räubern fortgeſchleppt, die ein Löſegeld von 50,000 Duros (34,000 Thalern) forderten. Sie erhielten es auch ausgezahlt, wurden aber, als ſie mit dem Geld nach Portugal flüchten wollten, unterwegs abgefangen. Man fand bei ihnen aber nur noch einen kleinen Theil der geraubten Summe und ein Räuber entkam.

Faſt gleichzeitig mit dem an den Engländern begangenen Raubmord in Marathon, ſchildert in der Augs. Allg. Zeitung Nr. 152 ein aus Athen zurückgekehrter deutſcher Reiſender, was ihm in Athen begegnet war. Indem er das Parthenon bewunderte, ſchlugen um ihn her Spitzkugeln in die Säulen des ſchönen antiken Baues und die Steinſplitter flogen umher. Der Reiſende und ſeine Begleiter flüchteten in's Erechtheion, aber auch dahin wurden ſie von den Kugeln verfolgt, die auch hier Mauerſtücke abrißen. Die Thäter waren Griechen, moderne Athener, die ſich einen Spaß daraus machten, die kunſtliebenden Fremden zu ängſtigen.

Die griechiſche Regierung hat für das Land und Volk nichts gethan und auch nichts thun können. Der neue griechiſche Staat war von Anfang an nur eine Mißgeburt der europäiſchen Diplomatie geweſen. Die griechiſche Revolution von 1820 war eine künſtliche Mine, welche Rußland ſpringen ließ, um eine heilloſe Verwirrung im türkiſchen Reich anzurichten, dabei im Trüben fiſchen und ſich den griechiſchen Chriſten auf der Balkanhalbinſel als einziger Hort und Retter aufdrängen zu können. Von der ſog. Hetärie, einer geheimen von Ruſſen geleiteten Geſellſchaft unter der Protection Kaiſer Alexanders I., ging die Revolution aus. Dem einfältigen deutſchen Publikum machte man weiß, das neugriechiſche Räubergeſindel, ſlaviſcher Abſtammung mit griechiſcher Staats- und Kirchen-

ſprache, ſey der echte Abkömmling des geiſtreichen alten Helenenvolks und es handle ſich darum, Athen und Sparta und Arkadien im alten Glanze herzuſtellen. Engländern und Franzoſen machte man weiß, die Befreiung der Griechen vom Joch der Türken werde ein dreifacher Sieg des Chriſtenthums, der Humanität und des Liberalismus ſeyn. Den auf Rußland eiferſüchtigen Cabineten warf man den Gedanken einer Wiederherſtellung des byzantiniſchen Reiches hin, als ob Rußland ein ſolches anerkennen und großmüthig ſeiner eigenen alten Begierde nach dem Beſitz Conſtantinopels entſagen würde. Nun wollten die Weſtmächte nicht leiden, daß Rußland allein die griechiſche Revolution leite, und hielten es andererſeits auch für etwas allzu Unpopuläres, wenn ſie dieſelbe hätte unterdrücken und den Türken helfen wollen, denn alle guten Chriſten, wie auch alle Liberalen in Europa hatten ſich bereits für die Erhebung der Griechen begeiſtert. Die Weſtmächte mußten alſo in der griechiſchen Frage der ruſſiſchen Initiative folgen, Griechenland befreien helfen, ſorgten aber ängſtlich dafür, daß Griechenland nur ein kleiner und ſchwacher Staat blieb, der übrige Beſtand der Türkei aber nicht alterirt wurde. Das gutmüthige Deutſchland gab ſich dazu her, dem kleinen Griechenland einen König zu geben, den dieſelbe Compromißpolitik, die ihn anerkannt hatte, undankbar wieder fortjagen ließ. Die Neugriechen, viel geringer an Zahl als die übrigen die europäiſche Türkei bewohnenden Völkerſtämme, konnten ein neues byzantiniſches Reich nicht bilden und ſollten es auch nicht. Ihr Königreich ſollte klein und ſchwach bleiben, um die übrigen Mächte nicht zu geniren. Ein Aufkommen ſeiner Seemacht würden England und Frankreich, die bisher im Mittelmeer herrſchten, nicht geduldet haben.

Daraus nun erklärt ſich, warum trotz aller Ruhmredigkeiten das neue Griechenland nicht gedieh. In Athen concentrirte ſich die ganze Verderbtheit und Laſterhaftigkeit der Neugriechen: Aeußere Prahlerei bei innerer Verworfenheit, niedrigſte Kriecherei und Be-

ſtechlichkeit gegenüber den Geſandtſchaften der Großmächte, koloſſale Frechheit, nicht nur im Räuberweſen, ſondern auch im Parlament und nicht ſelten auch gegenüber dem ſchwachen König, herzloſe Undankbarkeit gegen die Deutſchen, verſchmizte Argliſt, die ſich für Geiſtesüberlegenheit ausgab, verbunden mit der graſſeſten Unwiſſenheit, und ſchamloſe Unzucht, vor allem aber Habgier, der jedes Mittel zu ihrer Befriedigung recht war. Während in andern Ländern von der Hauptſtadt Straßen in die Provinzen ausgehen, die ihnen Ordnung, Bildung und Nutzen aller Art bringen, wurde Athen ein Giftbaum, der alles um ſich her verödet. Die frühere türkiſche Verwaltung war viel beſſer geweſen, als es jetzt die neugriechiſche war. Die Türken hatten wenigſtens die ſchönen Wälder ſtehen laſſen, um die ſich erſt die griechiſche Regierung ſo wenig mehr bekümmerte, daß ſie faſt gänzlich ausgehauen und auf den kahlen Gebirgen auch nicht einmal das von den Wäldern geſchützte Gras mehr wuchs. Nun konnte das arme Bergvolk auch nur noch Ziegen halten und die Schaafzucht, von der es ſich früher beſſer hatte nähren können, nahm immer mehr ab. Auch für Veredlung der Schaafe trug niemand Sorge. Die Wolle der griechiſchen Schaafe war grob und von geringem Werthe und überdies fehlte es überall an Straßen, um die Landesprodukte bequemer an die Küſte zu bringen. Das Landvolk, welches nun weder von ſeinem ſpärlichen Ackerbau, noch von ſeinen Schaafen und Ziegen einen erklecklichen Gewinn ziehen konnte, wurde zudem hart mit Steuern gedrückt und verächtlich behandelt. Alſo war nichts natürlicher, als daß kräftige Männer, zumal die armen Ziegenhirten auf den Bergen, zu den Waffen griffen und Klephten (Räuber) wurden. Dadurch verſchafften ſie ſich beſſere Kleidung und Nahrung, wurden geehrt oder gefürchtet und nahmen einen höhern Rang ein als bisher. Abwechſelnd dienten ſie einem türkiſchen Paſcha um Sold oder brauchte ſie die griechiſche Regierung ſelber für Geld, ſie ließen ſich als Soldaten werben und von der lügenhaften Preſſe als Helden ausposaunen,

oder trieben ſie das allergemeinſte Räuberhandwerk. Als Rußland die neue Intrigue angeſponnen hatte, die zur Empörung der Kandioten führte, und bekanntlich in Rußland ſelbſt Beiträge für die kandiotiſchen Glaubensgenoſſen in ihrem Kampfe mit den Türken geſammelt wurden, und die einfältige Regierung in Athen, die ſich überreden ließ, die Inſel Kandia werde ihr geſchenkt werden, alle gefangenen Klephten aus den Gefängniſſen losließ und aus ihnen eine große Freiſchaar, die Kandia befreien ſollte, formirte, glaubte man, dieſe Maßregel ſey vornehmlich von Nowikoff, dem ruſſiſchen Geſandten in Athen, gutgeheißen worden. Derſelbe war es auch, der in Korfu eine Anſtalt gründete, worin junge Griechinnen ruſſiſch lernten und der ſich nach der Unthat von Marathon der griechiſchen Regierung am eifrigſten gegen die Weſtmächte annahm. Vielleicht zu eifrig, denn er wurde nach Wien verſetzt.

Aegypten zog in der Periode, in deren Schilderung wir begriffen ſind, eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit auf ſich wegen des Suezkanals, der ſeiner Vollendung entgegenging, und wegen des Streites, der ſich zwiſchen dem Sultan und ſeinem Vaſallen, dem Vicekönig (Khedive) von Aegypten, Ismail Paſcha, entſpann. Dieſer Ismail, Enkelſohn des berühmten Mehemed Ali Paſcha, war in Paris erzogen und ein ächter Pariſer geworden, ſprach das ſchönſte Franzöſiſch, war der feinſte und eleganteſte Geſellſchafter und hatte auch nichts anderes im Sinne, als die ſchon von ſeinem Großvater begonnenen Reformen mit größter Energie durchzuführen, das alte ruhmreiche Nilland der europäiſchen Civiliſation vollſtändig zu gewinnen und ſeiner eigenen Dynaſtie dadurch eine glänzende Zukunft zu eröffnen. Allein er behandelte die Sache doch zu ſehr cavaliérement. Statt mit der Grundſteinlegung fing er mit der Ornamentik der Façade an und gab für nichtige Dinge ungeheure Geldſummen aus, die er beſſer hätte verwenden können. Das ägyptiſche Volk blieb in ſeiner Sclaverei, Armuth und Unwiſſenheit, während nur die Europäer, die er in's Land zog, ſich bereicherten. Während er

ſelbſt ſeinen Hof ganz auf europäiſchen Fuß einrichtete und in Kairo Boulevards mit den glänzendſten Schaufenſtern errichten ließ, ſtanden ſeine Aegypter noch auf der tiefſten Stufe der Kultur, entbehrten der Schulen und lernten noch nicht die Elemente europäiſcher Bildung, noch deren chriſtliche Grundlage kennen. Unmittelbar neben den Glasfenſtern europäiſcher Hotels drehten ſich noch die Derwiſche in wahnſinnigem Wirbel. Eine unterrichtete Correſpondenz der Kölniſchen Zeitung äußerte (1869, Nr. 320): „Ismail Paſcha iſt in Paris erzogen und gebildet worden und hat ſo die Vorbedingungen erlangt, um daheim als Reformator auftreten zu können. Allein die Art und Weiſe, wie der Khedive ſeine Aufgabe zu erfüllen beginnt, iſt ganz geeignet, die Beſorgniſſe zu erregen, daß er wohl den europäiſchen Anſiedlern, keineswegs jedoch ſeinem Volke, den Arabern, zum Heile wirkt. Wohin man blickt, gibt ſich zunächſt das Streben kund, den hieſigen Verhältniſſen einen ſpecifiſch franzöſiſchen Firniß zu geben. Da werden ganze Straßen neu angelegt, ſo daß Kairo von einem Straßengürtel umgeben iſt, wie ihn wenige Hauptſtädte ſchöner beſitzen; aber alle dieſe Adern führen nur zu den diverſen Schlöſſern des Vicekönigs, die insgeſammt im europäiſchen Style, aber mit orientaliſcher Pracht eingerichtet ſind. Neue Gaſſen werden eröffnet und die Baugründe mit europäiſchen Häuſern beſäet, aber was ſollen hier breite Gaſſen, wo die Sonne ihre Strahlen verſengend zur Erde ſendet, wo man gerade in den engen Gäßchen der Stadt Schutz gegen Gluth und Licht findet; was ſollen neue Verkaufsläden, wenn die Moslims ſich in den engen Boutiquen, wo ſich ihre Waaren nicht um einen ungeheuren Miethzins vertheuern, ganz wohl befinden und auch das Publikum bei der jetzigen Einrichtung beſſer fährt, während man notoriſch nirgend ſo theuer und ſchlecht kauft, als bei den europäiſchen Kaufleuten? Was ſoll die Gasbeleuchtung in den neu angelegten europäiſchen Quartieren, während in der eigentlichen Stadt männiglich Arme und Beine brechen kann, der nicht mit einem Fanus (die hier

übliche Straßenlaterne) versehen, in den Abendstunden ausgeht? Der Vicekönig hat ein riesiges Hippodrom, ein Vaudeville-Theater und ein Opernhaus bauen lassen; das letztere, dessen Eröffnung ich am 1. d. Mts. beiwohnte, wurde binnen fünf Monaten vollendet und hat nebst einer Unsumme von Geld mehr als hundert Menschenleben gekostet, weil die Arbeiten im Hochsommer betrieben wurden und die Leute dem Sonnenstiche erlagen. Wozu dies alles? Der Araber besucht die Theater, in denen französisch und italienisch gespielt wird, nicht, in der That sieht man in beiden Häusern, außer der Suite des Khedive, nur europäisches Publikum; die Eingebornen haben höchstens im Circus Gelegenheit, die Wahrnehmung zu machen, daß sich die bevorzugte Race der Weißen, ja, sogar die Söhne der großen Nation zu einer Thätigkeit hergeben, die nach hiesigen Begriffen infamirend ist. Diese Bauten und die Erhaltung der Künstler verschlingen Milliarden, während man vergebens nach Volks- und Mittelschulen suchen wird."

Begreiflicherweise war und blieb Ismail Pascha am meisten mit Frankreich liirt, von woher er auch den genialen Unternehmer des Suezkanals, Herrn v. Lesseps, und die vielen Millionen, welche der Kanal kostete, entlehnt hatte. Dieser französische Einfluß gefiel Rußland nicht, welches am liebsten den Khedive gegen den Sultan aufgehetzt hätte, um wieder einmal das Wasser im Orient zu trüben und dabei zu fischen. Ismail war allerdings nicht minder ehrgeizig wie sein Großvater und suchte vom Sultan unabhängig zu werden, allein er durfte Frankreich nicht vor den Kopf stoßen, welches den Sultan gegen Rußland beschützte. Er blieb also vorsichtig.

Ein mysteriöser Vorfall am 1. Juli 1867 in Kairo machte großes Aufsehen. Nicht ohne russischen Einfluß war 1866 der ehemalige Beichtvater des jetzt regierenden russischen Kaisers, Nikanor, zum griechischen Patriarchen in Aegypten ernannt worden, hatte jedoch den Zumuthungen aus St. Petersburg, dahin mitzuwirken, daß der Czaar das 1856 verlorene Protektorat über die griechische

Kirche in der Türkei wieder gewinne, abgelehnt. Sogleich sorgten die russischen Agenten dafür, ihm im bestochenen Klerus selbst eine Opposition zu erwecken und derselben Gehör beim Vicekönig zu verschaffen, so daß es ihnen gelang, den Nikanor vom Amte suspendiren und ihm den Bischof Eugenios als Vikar beigeben zu lassen. Als dieser nun am 1. Juli nach Kairo kam, bewaffneten sich die Freunde Nikanor's und ließen den Eindringling nicht in die Kirche hinein. Eugenios rief die bewaffnete Macht auf und diese zerstreute nicht nur die Anhänger Nikanor's, sondern drang auch in dessen Wohnung ein, wobei er am Arme verwundet wurde. Die Griechen in Kairo protestirten zu Gunsten Nikanor's gegen die unbefugte Einmischung des russischen und des griechischen Consuls, die den Scandal veranlaßt hatten, und wahrten das Recht ihres gesetzlich gewählten Patriarchen gegen den Miethling, den ihnen Rußland octroyiren wolle.

Ismail Pascha ließ sich von Rußland nicht gewinnen, sondern schickte dem Sultan Truppen, um den durch russische Agenten veranstalteten Aufstand in Kandia zu unterdrücken. Weil aber der Sultan dem neuen Fürsten von Rumänien große Vorrechte bewilligt hatte, mußte er solche auch dem Aegypter gewähren: das Recht, eigene Münze zu schlagen und seine Armee bis auf 100,000 Mann zu bringen, dazu den Titel Aziz Ul Miser, d. h. Beherrscher von Aegypten. Ohne Zweifel hoffte er, Mehemed Alis und Ibrahims Plane wieder aufnehmen zu können und Kandia für sich zu erwerben; als dies aber vereitelt wurde, zog er seine Truppen von da rasch zurück und sann auf neue Pläne, sich wichtig zu machen.

So bot er England seine Cooperation gegen Abyssinien an, was jedoch die englische Regierung höflich ablehnte. Gleichwohl schickte der Vicekönig 5000 Mann an die Grenze und in der in Constantinopel erscheinenden Zeitung „Ebljowaib", dem Organ der ägyptischen Politik, wurde bereits die Annektirung Abyssiniens an

Aegypten in Ausſicht genommen und wurden alle Vortheile entwickelt, welche der Civiliſation daraus erwachſen würden. Auch wandte ſich der Vicekönig direkt an den König Theodor (im Oktober 1867) und verlangte von ihm die Freilaſſung der Miſſionäre. Wenn wir der engliſchen Pall Mall Gazette glauben dürfen, ſo antwortete ihm Theodor ſpöttiſch, wie er ſich unterſtehen könne, Aegypten zu beherrſchen, welches ein chriſtliches Land geweſen ſey. Wenn er, Theodor, die Engländer verjagt haben werde, wolle er nach Aegypten kommen, um die Chriſten zu befreien.

England blieb ſpröde gegen Ismail, ſo lange dieſer zu ſehr von Frankreich beeinflußt wurde. Deſto mehr ſuchte Ismail ſich mittelſt der franzöſiſchen Freundſchaft und Geldhilfe und mittelſt der für den Welthandel ſo bedeutungsvollen Eröffnung des Suezkanals eine neue Wichtigkeit beizulegen. Er reiste alſo nach Europa, um ſelber perſönlich an den höchſten europäiſchen Höfen die Einladung zu wiederholen. Am 29. Mai 1869 kam er nach Wien, am 2. Juni nach Berlin, am 12. nach Paris, am 22. nach London. Man glaubte damals allgemein, er gehe darauf aus, den Suezkanal neutraliſiren zu laſſen. Da nun aber Aegypten unter der Oberhoheit des Sultans ſteht, hat auch über den Suezkanal in letzter Inſtanz nur der Sultan zu verfügen. Jedenfalls mußte das Treiben des Vicekönigs an den europäiſchen Höfen dem Sultan ſehr verdächtig vorkommen und um ſo mehr, als man von Indiscretionen ſeiner in Kairo zurückgebliebenen Miniſter hörte, die ſich ſchon geberdeten, als ſey Aegypten ein unabhängiger Staat. Alle Höfe, die der Vicekönig beſuchte, nahmen ihn zwar ſehr artig auf, doch immer nur als den erſten Vaſallen des Sultans und nicht als ſelbſtändigen Gebieter, ſo daß ſie ihre guten Beziehungen zur hohen Pforte gewiſſenhaft wahrten. Der Vicekönig kehrte nun raſch nach Aegypten zurück und beeilte ſich, den Sultan, der ihm bereits ſchwere Vorwürfe hatte machen laſſen, zu beſänftigen. Wie es hieß, lehnten ſämmtliche Großmächte eine Vermittlung zwiſchen dem Vice-

könig und dem Sultan ab, weil sie nur zwischen selbständigen Herrschern, nicht aber zwischen dem Lehensherrn und Lehensträger zu vermitteln das Recht hätten. Weiter hieß es, man sey in Constantinopel hinter eine geheime Correspondenz des Vicekönigs mit Rußland gekommen. Rußland sah sich dadurch veranlaßt, eine Erklärung an den Vicekönig zu veröffentlichen, in welcher es ablehnte, ihm irgend welche Zusicherungen zu machen, indeß es in einem Hauptpunkte von den Erklärungen der andern Großmächte abwich, sofern es bemerkte, daß die endgiltige Regelung der Stellung Aegyptens füglich nur gleichzeitig mit der endgiltigen Lösung der gesammten orientalischen Frage und als ein integrirender Theil derselben werde erfolgen können, und daß Rußland dabei den ihm gebührenden Einfluß zu wahren nicht versäumen werde.

Ismail Pascha hielt es nun doch für gerathen, den zürnenden Sultan baldmöglichst zu versöhnen und schickte seinen Vertrauten, den Talahat Pascha, mit einem äußerst geschmeidig und klug abgefaßten Schreiben und nebenbei noch mit 100,000 Pfund Sterling nach Constantinopel, wohin sich auch Ismails Mutter mit reichen Geschenken begab, um eine Fürbitte für ihren Sohn einzulegen. Das Schreiben wußte mit außerordentlicher Gewandtheit seine Verwaltung zu rechtfertigen, sofern er alles nur zum allgemeinen Besten des osmanischen Reichs gethan habe. Inzwischen verbot ihm der Sultan doch, ferner ohne seine Erlaubniß für Aegypten Anleihen zu contrahiren. Auch forderte er von ihm, nicht über 30,000 Mann Truppen zu halten, ihm daher den Ueberschuß der 200,000 Zündnadelgewehre, die er gekauft habe, desgleichen auch die Panzerschiffe auszuliefern. Auch sollten künftig die Steuern in Aegypten nur im Namen des Sultans erhoben und dem letztern jährlich Rechenschaft über Einnahmen und Ausgaben abgelegt werden.

Unter dem Khedive soll die Finanzwirthschaft Aegyptens sich mehr verschlechtert haben als je zuvor. Besonders werden die Griechen von Kreta, die häufig in Aegypten Anstellungen fanden, weil

der Khedive immer noch ein Auge auf ihre große Insel hatte, der ſchändlichſten Betrügereien und Gewaltthätigkeiten bezüchtigt.

Wir gehen nun zur Beſchreibung der außerordentlichen Feier bei Eröffnung des Suezkanals über, die in der Mitte des November ſtattfinden ſollte und zu welcher die höchſten Herrſchaften Europas waren eingeladen worden.

Man wußte, ſtatt des Kaiſers der Franzoſen werde ſeine Gemahlin kommen. Die ſchöne Kaiſerin Eugenie trat in den erſten Tagen des Oktober ihre längſt voraus verkündete Reiſe nach Suez an, ſo daß ihre Abweſenheit zu beweiſen ſchien, mit der Geſundheit ihres kaiſerlichen Gemahls ſtehe es nicht ſo ſchlimm, als die böswillige Preſſe glauben mache. In Suez ſelbſt ſollte ſie wohl nur ihren Gemahl oder überhaupt Frankreich als die große Schutzmacht der Türkei vertreten. Sie fuhr auf der Eiſenbahn mit einer überraſchenden Blitzesſchnelle von Paris bis nach Venedig, ohne ſich unterwegs in Oberitalien irgend aufzuhalten und ſich dem Volke zu zeigen, da es doch ſonſt ihre Gewohnheit war, „gern bei jeder Gelegenheit ihre ſchönen ſchmachtenden Augen kokett über die Volksmenge ſchweifen zu laſſen.“ Diesmal fuhr ſie in größter Eile bei Nacht durch Italien und man erklärte das durch ihr Bewußtſeyn, ſie habe ſich in Italien ungeheuer unpopulär gemacht, weil ſie in den Tuilerien immer die Hauptſtütze der klerikalen Partei und des Papſtes geweſen ſey. Sie wurde übrigens in Venedig ehrenvoll empfangen und König Victor Emanuel machte ihr ſeine Aufwartung. Sie begab ſich von hier auf die See und wurde am 13. Oktober in Conſtantinopel auf das feierlichſte vom Sultan empfangen.

Bald nach ihr reiste der Kronprinz von Preußen, von Wien kommend durch Italien demſelben Ziele zu und es erregte nicht geringes Aufſehen, wie enthuſiaſtiſch er überall in Italien empfangen wurde. So hatte man ihn auch früher ſchon einmal dort empfangen, während der damals ebenfalls in Italien anweſende Prinz Napoleon mißtrauiſch ignorirt wurde. Victor Ema-

hat Prof. Dr. Lange mit einer jährlichen Beſoldung erhalten. Die durch das Ableben des geh. Hofraths Dr. Stark erledigte erſte Profeſſur in der mediciniſchen Facultät iſt dem geh. Hofrath Dr. Succow verliehen, geh. Hofrath Dr. Kieſer iſt in die zweite, geh. Hofrath Dr. Stark in die dritte, Hofrath Dr. Huſchke in die vierte ordentliche Profeſſur aufgerückt. Der außerord. Prof. und Licenciat der Theologie, Karl Willibald Grimm, hat von der theologiſchen Facultät zu Gießen die theologiſche Doctorwürde erhalten.

Der Weltprieſter Michael Haldegger iſt zum Profeſſor der Religionslehre und Erziehungskunde, Dan. v. Menſi zum Director der philoſophiſchen Studien an der Univerſität Innsbruck ernannt worden.

Der Prof. primar. der Theol., Dr. Franke in Kiel, iſt zum Kirchenrath ernannt worden.

Der Privatdocent und Prorector, Dr. Ernſt Burdach in Königsberg, iſt zum außerord. Prof. in der mediciniſchen Facultät ernannt worden.

S. H. der Kurprinz Mitregent von Heſſen hat den geheimen Hofrath Profeſſor F. Wurzer in Marburg, Commandeur des goldenen Löwenordens, zum geh. Obermedicinalrath ernannt und in eine höhere Rangclaſſe verſetzt. Die mediciniſche Facultät zu Bonn hat denſelben zum Doctor honoris causa ernannt. In der philoſophiſchen Facultät wurde dem Privatdocenten Dr. E. Winckelblech eine außerord. Profeſſur der Chemie übertragen. Am 23. Dec. 1839 ſtarb der außerord. Profeſſor des Kirchenrechts, Pfarrer, Dr. der Theologie Joh. Chr. Muller, 70 Jahre alt.

Die Profeſſoren an der Univerſität München, Hofrath Dr. Thierſch und Dr. Bayer haben das Ritterkreuz des St. Michaelsordens, Dr. Joſ. Görres das des Civilverdienſtordens erhalten. Von Preußen hat Thierſch den rothen Adlerorden 3. Cl. erhalten.

Der Privatdocent H. A. Hävernick in Roſtock iſt zum außerord. Profeſſor der Theol. ernannt worden. Am 29. Apr. 1839 ſtarb der ordentl. Prof. der Theologie, Conſiſtorialrath Dr. Anton Theodor Hartmann, bekannter Orientaliſt, geb. 1774.

Der Ritter Dr. v. Wächter, welcher als Kanzler die Univerſität Tübingen in der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Würtemberg vertritt, iſt zum Präſidenten dieſer Kammer gewählt und von Sr. M. beſtätigt worden. Das Rectoramt der Univerſität für das Studienjahr 1839—40 tritt zu Oſtern an der ord. Prof. der katholiſch-theologiſchen Facultät, Dr. Mack.

Der ſeitherige Rector der Univerſität Tübingen, ord. Prof. der Chirurgie und Geburtshilfe, Dr. Leop. Sokr. Riecke, und der ord. Profeſſor der evangeliſchen Theologie, Dr. Ferd. Baur, haben das Ritterkreuz des Ordens der würtembergiſchen Krone erhalten.

Der Profeſſor der praktiſchen Chirurgie an der Wiener Univerſität Dr. Joſeph Edler von Wattmann hat den Titel und Charakter eines niederöſterreichiſchen Regierungsraths erhalten. Der vormalige Profeſſor Thomas Dollinger, Hofrath und Ritter des Leopoldordens, iſt in der Mitte Februars geſtorben. Er iſt der Verfaſſer des in Oeſtreich geltenden Eherechts und des Rechts geiſtlicher Perſonen.

Die Profeſſoren Dr. von Kiliani und Dr. Friedr. Ringelmann in Würzburg ſind zu Räthen bei dem Oberappellationsgerichte, der Profeſſor der Theologie und Regens des biſchöflichen Seminars Prof. J. Helm zum Canonicus daſelbſt, der Profeſſor der Geſchichte Dr. Denzinger zum Decan der philoſophiſchen Facultät für 1839—40, der ord. Prof. Dr. Lippert zum Prof. des deutſchen Privatrechts, des Criminalrechts und Criminalproceſſes unter Enthebung von den Vorträgen über Kirchenrecht, der ord. Prof. Dr. Albrecht zum Profeſſor des Civilproceſſes, des Kirchenrechts und der Praktika, unter Enthebung von den Vorleſungen über Inſtitutionen des römiſchen Rechts, der ordentl. Prof. an der Univerſität Erlangen Hofrath Dr. v. Link zum Lehrer der publiciſtiſchen Lehrfächer ernannt worden.

Kirche.

Der k. preußiſche Miniſter des Cultus Freiherr v. Altenſtein iſt auf ſein Anſuchen wegen zunehmender Kränklichkeit von der Leitung der römiſch-geiſtlichen Angelegenheiten

nuel hatte zwar, um Frankreich zu schonen, allen Staatsbehörden in Italien das Incognito des preußischen Thronfolgers zu respektiren, also jede feierliche Begrüßung desselben zu unterlassen befohlen. Aber die Bevölkerungen handen sich nicht daran und empfingen ihn überall, wo er auf dem kurzen Durchflug verweilte, zu Venedig, Ravenna und Bari unter Vortritt der Magistrate mit stürmischem Beifall und Jubel.

Die Kaiserin kam am 13. Oktober über See nach Constantinopel. Der Sultan hatte ihr den Großvezier mit seinem schönsten Schiff nach den Dardanellen entgegengeschickt, dieser aber scheint geschlafen zu haben, denn das französische Schiff mit der Kaiserin fuhr an ihm vorbei, ohne daß er es merkte, und kam eher in der Hauptstadt an, als er. Der Sultan, den dieser Mißgriff sehr erzürnt haben soll, holte inzwischen eilig die Kaiserin ab, führte sie am Arme in den ihr bestimmten prächtigen Palast und erwies ihr alle mögliche Ehre. Einen feenhaften Anblick gewährte die Beleuchtung des Bosporus. Auch die Hauptstraße der Vorstadt Pera, wo die Europäer wohnen, war festlich beleuchtet. Hier aber tumultuirte betrunkener Pöbel, mißhandelte jeden, der einen Hut trug, und warf sogar Steine in die Fenster, aus welchen Damen herausſahen. Eine Demonstration der Alttürken von nur verächtlicher Art, wie schon die Trunkenheit beweist, da dem echten Türken sein religiöses Gesetz den Wein verbietet.

Von hier fuhr die Kaiserin nach Aegypten hinüber, landete am 22. Oktober in Alexandrien, wurde in Kairo vom Vicekönig von Aegypten feierlich empfangen und hochgeehrt, machte aber von hier aus noch einen Ausflug auf dem Nil nach Oberägypten.

Die Geschichte des Suezkanalbaues ist kurz folgende. Der Nutzen einer Kanalverbindung zwischen dem Mittelländischen und dem rothen Meere wurde schon vom altägyptischen König Necho eingesehen; er fing auch den Kanalbau an, durfte aber nicht fortfahren, weil ein Orakelspruch verkündete, die neue Straße würde nur die

Barbaren in's Land ziehen. Das entſprach ganz dem Syſtem des ägyptiſchen Prieſterthums, das Land gegen jede fremde Berührung abzuſchließen. Als die Perſer Aegypten erobert hatten, baute Darius den Kanal, der aber verſandete. Noch einmal erneuerte, nachdem die Griechen ſeit Alexander dem Großen Herrn von Aegypten geworden waren, König Ptolemäus Philadelphus den Kanalbau, aber auch dieſer Bau verfiel. Nun kam Aegypten unter die Herrſchaft der Römer, und Kaiſer Trajan ließ den Kanal wieder herſtellen. Vergebens, denn auch dießmal wurde er vom Wüſtenſand verſchwemmt und unfahrbar gemacht. Nun kam der muhamedaniſche Weltſturm, die Araber eroberten Aegypten und ihr Chalif Omar ließ den Kanal noch einmal öffnen, aber er verſandete abermals. Das war im 7. Jahrhundert nach Chriſto, und ſeitdem blieb der Kanal zugedeckt und vergeſſen. Wenig bekannt, weil er nicht ausgeführt wurde, aber gar intereſſant, war ein Plan der Venetianer, nachdem die Portugieſen das Cap umſchifft hatten, den nähern Weg nach Oſtindien mittelſt eines Suezkanals zu finden. Sie ſetzten ſich in enge Verbindung mit dem Sultan von Aegypten, der gern auf den Plan einging, und verſorgten ihn reichlich mit Schiffen und Kanonen, um den Portugieſen den Seeweg zu verſperren. Aber der Plan ſcheiterte an der Abneigung der damaligen Großmächte, ihn zu begünſtigen. Es war damals noch kein Leſſeps da und noch keine franzöſiſche Subvention. Im Allgemeinen aber waren die Verhältniſſe den heutigen ziemlich ähnlich. Nun ruhte die Kanalfrage wieder durch drei Jahrhunderte. Erſt der große Napoleon wollte eine neue Durchſtechung verſuchen, blieb aber zu kurze Zeit in Aegypten und hatte ſich zudem überreden laſſen, der Bau ſey höchſt gefährlich, denn das Mittelmeer liege 30 Fuß höher als das rothe, werde alſo durch den Kanal auslaufen. Dieſe falſche Vorausſetzung iſt widerlegt, aber die Durchſtechung der Landenge blieb wieder vergeſſen, bis Ferdinand von Leſſeps, ein Verwandter der Kaiſerin Eugenie, im Jahr 1854 dem damaligen Vicekönig Said

von Aegypten einen neuen Plan der Kanaliſirung vorlegte und ſchon nach fünf Jahren eine Suezkanalcompagnie von Actionären mit einem Fond von 200 Millionen Franken zuſammenbrachte. In Frankreich allein wurde die Hälfte der Actien genommen, in Aegypten ein viertel, in Oeſterreich ein achtel, in Rußland ein ſechzehntel, in England kaum mehr als der hundertſte Theil. Auch war die engliſche Preſſe immer befliſſen, das Unternehmen Leſſeps' nur für eine großartige Schwindelei zu erklären. England war begreiflicherweiſe eiferſüchtig, daß Frankreich einen überwiegenden Einfluß in Aegypten gewann.

Der Kanalbau hatte große Schwierigkeiten. Seine Länge von einem Meer zum andern beträgt einundzwanzig deutſche Meilen. Man hätte noch eine kürzere Strecke wählen können, die um fünf Meilen kürzer, auf der aber das Terrain ungünſtiger iſt. Der Kanal ſollte acht Meter tief, oben hundert und unten zweiundzwanzig Meter breit ſeyn. Am Eingang des Kanals, am Ufer des Mittelmeeres zu Port Said, mußten zwei ungeheure Molos oder Steindämme in's Meer hinein gebaut werden, um einen Hafen zu bilden, und da überall am Ufer kein Stein, ſondern nur Sand zu finden iſt, verwandelte man mit hydrauliſchem Kalk den Sand in hartes Geſtein, in Quader von je 400 Centner Gewicht. Dieſer Hafen allein koſtete 21 Millionen Franken. Port Said wurde bald eine Stadt von 12,000 Seelen. Um den Kanal zu graben und auszuſchlemmen lieferte der Vicekönig von Aegypten in den erſten Jahren 20,000 Fellahs, arme Nachkommen der alten Aegypter, bis Lord Palmerſton es dahin brachte, daß der Vicekönig dem Herrn von Leſſeps dieſe Arbeiter wieder entzog. Leſſeps aber erſetzte den größten Theil der Menſchenhände durch rieſenhafte ſog. Draguen oder Baggermaſchinen mit Dampfkraft, die in kurzer Zeit ungeheure Erd- und Sandmaſſen herausfördern. Dieſe Maſchinen allein koſteten 50 Millionen. Eine große Schwierigkeit war ferner für alles am Kanal arbeitende Perſonal die Herbeiſchaffung der

Lebensmittel und des Trinkwaſſers. Zu dieſem Behufe mußte ein eigner Süßwaſſerkanal aus dem Nil bis zum Timhſaſee gezogen werden, der am Wege des Kanals liegt und an dem die Stadt Ismailia gebaut und nach dem jetzigen Vicekönig benannt wurde, die Hauptſtation an der Mitte des Kanals. Natürlicherweiſe reichten die urſprünglichen 200 Millionen nicht aus und das Actienkapital wurde nach und nach vermehrt bis zum Betrage von 423 Millionen.

Ob nun der neu eröffnete Verkehr ſo große Koſten einmal decken wird, bleibt der Zukunft anheimgeſtellt, desgleichen, ob der Kanal vielleicht das Schickſal nochmaliger Verſandungen durch den vom Wind aufgewirbelten Wüſtenſand erfahren wird, oder ob die großen Fortſchritte des modernen Maſchinenweſens einem ſolchen Uebel vorbeugen können. Vorläufig war der Kanal noch nicht einmal ganz fertig, noch nicht überall genug ausgetieft für größere Schiffe. Inzwiſchen war alles vorbereitet, um an dem einmal dafür beſtimmten Tage am 16. November 1869, die Einweihung vor ſich gehen zu laſſen.

An dieſem Tage fanden ſich ſämmtliche hohe Gäſte in Port Said ein, wo der Vicekönig von Aegypten ſie feierlich empfing. Kaiſer Franz Joſeph entſchloß ſich erſt ziemlich ſpät, die Einweihung des Suezkanals mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Der Hauptgrund war ohne Zweifel, den Orientalen zu imponiren und die Huldigungen von ihnen anzunehmen, welche dem langjährigen Beſchützer des osmaniſchen Reichs gebührten. Wenn der Kronprinz von Preußen als Sieger von Sadowa nach dem Orient gekommen wäre, würde Oeſterreich gleichſam in den Hintergrund verſchwunden ſeyn, wenn es nicht ſeinen achtunggebietendſten Vertreter ebenfalls dahin entſendet hätte. Es gab aber noch ganz ſpecielle Veranlaſſungen, welche dem Kaiſer dieſe Reiſe empfahlen. Der Aufſtand in Dalmatien war entbrannt und wurde fortwährend von Montenegro und der Herzegowina aus genährt. Um ihn zu dämpfen,

mußten öſterreichiſche Truppen montenegriniſches Gebiet beſetzen dürfen, und die Erlaubniß dazu vom Sultan zu erhalten, bot der Beſuch des Kaiſers in Conſtantinopel die günſtigſte Gelegenheit. Sodann wollte die öſterreichiſche Preſſe wiſſen, der Kaiſer hoffe den noch fortdauernden Streit zwiſchen der Pforte und Aegypten zu ſchlichten. Eine ſolche Schlichtung hing jedoch weniger von Oeſterreich als von den Weſtmächten ab. Immerhin mußte Oeſterreich daran liegen, daß die Macht der Pforte nicht durch den Abfall Aegyptens geſchwächt werde, weil ihm die Pforte ein wichtiger Bundesgenoſſe gegen Rußland blieb. Die preußenfeindliche Preſſe verleumdete bei dieſem Anlaß wieder einmal die preußiſche Regierung, als wolle ſie im Bunde mit Rußland Oeſterreich zertrümmern und als beabſichtige der Kronprinz von Preußen, den ruſſiſchen Einfluß in Aegypten zu unterſtützen. Und das zu einer Zeit, in welcher die ruſſiſche Preſſe ſelbſt nur Groll gegen Preußen blicken ließ.

Der Kaiſer von Oeſterreich trat ſeine Reiſe in Begleitung des Grafen Beuſt von Wien aus am 25. Oktober an und kam am 28. nach Conſtantinopel. Der Sultan holte ihn vom Schiffe ab und wies ihm einen Pallaſt ganz in der Nähe des ſeinigen an, indem er ſagte: „Ich will meinen treuen lieben Nachbar unmittelbar in meiner Nähe haben.“ Auch gab er ihm die Erlaubniß, türkiſches, beziehungsweiſe montenegriniſches Gebiet von öſterreichiſchen Truppen betreten zu laſſen, und veranſtaltete ihm glänzende Feſte und eine Truppenmuſterung. Graf Beuſt ſoll aber einen unangenehmen Eindruck gemacht haben, weil er nach ſeiner bekannten Art, ſich in alles zu miſchen, die Pforte mit Aegypten verſöhnen wollte und damit bei den ſtolzen Türken als aufdringlich mißfiel. In denſelben Tagen traf auch der Kronprinz von Preußen in Conſtantinopel ein. Der Sultan gab ihm ein herrliches Diner, wozu auch ein Prinz von Heſſen und der Herzog von Aoſta eingeladen waren. Der Kronprinz machte ſodann einen Beſuch beim Kaiſer von Oeſterreich. Uebrigens reiſte er als

Privatmann, ohne officiellen Auftrag und doch im Namen des norddeutſchen Bundes, als deſſen Bevollmächtigter der Vertraute des Grafen Bismarck, Herr v. Kendell, nach Suez reiſte. Man erfuhr, der Sultan habe eine beſondere Freude am preußiſchen Kronprinzen gehabt und es wiederholt, indem er ihm dabei auf die Schulter klopfte, durch freudige Ausrufe: Masch Allah memnun in! (Je suis heureux) zu erkennen gegeben. Der Kronprinz reiſte weiter nach Griechenland. In Athen wurde er freundlich vom König empfangen. Von hier nahm er den Weg nach Jeruſalem, beſuchte dort die heiligen Stätten und nahm das Gebiet der vormaligen Johanniterkirche, das ihm der Sultan geſchenkt hatte, für Preußen in Beſitz, am 4. November. Die Deutſchen Jeruſalems hatten ſich verſammelt und begrüßten mit lautem Jubel die auf den alten Gemäuern aufgepflanzte preußiſche Fahne und die Worte, mit denen der Kronprinz ſie anredete. Sie hatten in ihrer Anſprache an die Einheit Deutſchlands gemahnt und der edle Prinz antwortete, „wenn jeder in ſeinem Kreiſe nach Kräften wirken werde, werde auch mit Gottes Hülfe das geſteckte Ziel erreicht werden. Die deutſche Energie werde durchſetzen, was zum Wohl des Vaterlandes nöthig ſey.“

Der Kaiſer von Oeſterreich folgte ihm erſt einige Tage ſpäter auf demſelben Wege nach Jeruſalem, wo er auf Befehl des Sultans mit demſelben Ceremoniell, als ob er der Sultan ſelbſt wäre, empfangen wurde, als er zu Pferde unter zahlreicher Reiterbegleitung einzog. Die allzu umfangreichen Vorbereitungen hatten in der Eile nicht genügend ausgeführt werden können und es gab einige Unordnung. Man bemerkte, der Kaiſer habe, das Beiſpiel Gottfried von Bouillons nachahmend, vor dem Thore der h. Stadt die Erde geküßt. Nachdem er die h. Orte geſehen, kehrte er nach Jaffa zurück, um ſich nach Aegypten einzuſchiffen, gerieth aber hier in Lebensgefahr, weil er bei ſtürmiſchem Meere, allein in einem Boot vorausfahrend, zu eilig das Schiff zu erreichen ſuchte. Doch

brachten ihn die muthigen Ruderer glücklich noch an Bord. Unmittelbar vorher war auch der Kronprinz von Preußen nach Port Said abgereist, wo der Suezkanal vom Mittelländischen Meere aus beginnt und wo die hohen Gäste sich jetzt zusammenfanden. Dahin kamen nun auch die Kaiserin Eugenie und der Vicekönig von Aegypten, um am oben genannten Tage mit großer Feierlichkeit den Kanal zu eröffnen.

England schickte keinen außerordentlichen Botschafter dahin, wie ihm überhaupt der französische Einfluß in Aegypten unangenehm war. Auch gereichte es England zur Genugthuung, daß es sich bei der Anlegung des Kanals, der noch nicht einmal recht fertig und dessen Zukunft ungewiß war, nicht in Unkosten gesetzt hatte, wenigstens lange nicht so viel Actien genommen hatte als Frankreich. Endlich nahm man in England bereits eine Eisenbahnlinie nach dem Euphrat und persischen Golf in Aussicht, wodurch man eine noch nähere Verbindung mit Ostindien zu gewinnen hoffte, als die über Suez und zugleich, wenn je einmal Rußland und das indobrittische Reich in Kampf gerathen sollten, den Russen eine Diversion gemacht werden konnte. — Auch Rußland schickte keinen außerordentlichen Vertreter nach Suez, sondern nur zwei Dampfer, die den Kanal mit befahren sollten. Dieser Kanal öffnete dem Handel von Odessa die nächste Verbindung mit Ostindien und mußte insofern von den Russen freudig begrüßt werden. Andererseits konnte die Umarmung Oesterreichs, Frankreichs und der Türkei in Suez für die Russen nichts Einladendes haben. — Auch der Sultan kam nicht nach Suez, obgleich er die Reise dahin schon angekündigt hatte. Er würde dort nur als Souverain aufgetreten seyn und den Vicekönig in Schatten gestellt haben. Das hätte vielleicht unzeitige Conflicte veranlaßt.

Außer den Majestäten und fürstlichen Personen hatte sich auch der alte Abdel Cader eingefunden, dem die hohen Herrschaften viele Aufmerksamkeiten erwiesen. Mit dem Kaiser von Oesterreich waren

die Grafen Beust und Andrassy, Admiral Tegethoff und der alte langjährige Gesandte Prokesch von Osten gekommen, von Rußland Graf Ignatiew, von England Sir Elliot. Am imposantesten war die Erscheinung des Kronprinzen von Preußen, der alle Anwesenden an Größe überragte, den Helm mit wallenden Federn auf dem Haupte. Die Araber am Ufer warfen sich vor ihm nieder und strebten seine Füße zu küssen, als dem, der das mächtige Oesterreich besiegt habe (nach einem Bericht der Weserzeitung). Der etwas fette Vicekönig strotzte von Gold und machte mit vieler Anmuth den Wirth unter seiner Gästen. Alles war fertig und bereit — nur die Kaiserin Eugenie hatte sich bei der Toilette verspätet und die Herrn mußten bei großer Hitze eine zeitlang warten, bis sie endlich in strahlender Schönheit herauskam, voll Huld grüßte und sich an den Arm des Kaisers von Oesterreich hing. Nun begann die Feier der Kanaleröffnung.

Die Einsegnung erfolgte durch den katholischen Bischof von Alexandrien in französischer und arabischer Sprache. Dann bewegte sich der Festzug der Schiffe mit den hohen Gästen auf dem Kanal dem Süden zu. Die Schiffe waren sehr elegant, wenn auch nicht groß, denn große Schiffe wären noch nicht überall durchgekommen. Der Vicekönig fuhr eine Stunde voraus. Den eigentlichen Festzug eröffnete das erste Schiff mit der Kaiserin Eugenie, das zweite trug den Kaiser von Oesterreich, das dritte den Kronprinzen von Preußen. Dann folgten noch Heinrich, Prinz der Niederlande, August, Prinz von Schweden, und sehr viele andere minder vornehme Gäste und Commissäre der verschiedensten Staaten. Am Ufer zahlreich aufgestellte Fellah's mußten Hurrah rufen. Man verweilte am folgenden Tage in Ismaila, wo der Vicekönig einen großen Ball gab. Hier machte die Kaiserin Eugenie mit dem Kaiser von Oesterreich eine Spazierfahrt zu Wagen und der Kronprinz von Preußen kutschirte sie. Sodann gelangte man am dritten Tage nach Suez. Im Ganzen lief die Fahrt glücklich ab, nur

einige Schiffe fuhren auf den Sand und brauchten Zeit um wieder flott zu werden.*) Leſſeps empfing das Großkreuz der Ehrenlegion. Ihn zum Herzog von Suez zu ernennen, wovon ſchon die Rede geweſen war, beliebte jedoch dem franzöſiſchen Kaiſer nicht.

Die hohen Gäſte zerſtreuten ſich wieder. Die Kaiſerin Eugenie kehrte über Sicilien nach Frankreich zurück. Der Kaiſer von Oeſterreich beſuchte noch die Pyramiden und nahm dann ebenfalls Abſchied. Der Kronprinz von Preußen fuhr noch den Nil hinauf nach Oberägypten, verweilte jedoch nicht lange, wohnte nur noch der Grundſteinlegung der erſten proteſtantiſchen Kirche in Kairo bei und trat ebenfalls die Rückreiſe nach Europa an. Eine große Zahl der Herrn, die als Sachverſtändige oder beſonders Empfohlene ſich zu den Feſtlichkeiten von Suez herbeigedrängt und von dem freigebigen Vicekönig Einladungen erhalten hatten, verweilten noch länger, was offenbar die Gaſtfreundſchaft mißbrauchen hieß. Der Vicekönig bezahlte ihnen die Reiſe und in Aegypten jedem Kopf 65 Franken für Koſt und Logis und noch 50 Franken für einen Wagen. In der Mitte des Dezember erhielten nun 70 dieſer Herrn, die es ſich immer noch in Aegypten wohl ſeyn ließen, ein Schreiben des Miniſter Nubar Paſcha, worin er ihnen ankündigte, das Schiff zu ihrer Abreiſe ſtehe bereit und von morgen an werde nichts mehr

*) Ein Augenzeuge, Lauſer, erzählt in der Wiener „Preſſe“, Leſſeps ſey in Ismaila ſehr verſtimmt geweſen, weil von Frankreich der Herzogstitel und von Oeſterreich der hohe Orden ausgeblieben ſeyen. Zudem habe er noch in der Nacht die letzte Strecke des Kanals voraus fahren müſſen, um ſich zu überzeugen, daß ſie fahrbar ſey, denn leider waren auf der frühern Strecke ein franzöſiſches und ein ägyptiſches Schiff ſtecken geblieben. Auch das ägyptiſche Schiff, auf welchem Lauſer fuhr, lief noch hinter Ismaila auf und, um es wieder flott zu machen, ließ der Kapitän ohne weiteres 30 Säcke mit Kohlen in's Waſſer werfen. Die Paſſagiere waren ein wenig wüthend, denn ſie bekamen nichts als Kartoffeln und Reis zu eſſen, obgleich der Vicekönig per Kopf täglich 75—85 Franken auszahlen ließ.

für ſie bezahlt. Doch wurde ihnen auf ihre Bitten noch ein paar Tage Friſt gegeben. Man erfuhr nun erſt, in wie hohem Grade der gute Wille des Khedive mißbraucht worden war. Jedes Winkelblatt in Frankreich wollte ſeinen Correſpondenten in Suez haben, aber auch nicht blos in Frankreich. Die europäiſchen Conſuln waren von Unberufenen aller Art bedrängt worden, ihnen freien Zutritt zu verſchaffen, und der Khedive hatte den Conſuln wirklich mit wahrer Verſchwendung Einladungskarten zur Verfügung geſtellt. Daher wimmelte es von Neugierigen, die ſich vom Khedive Reiſe, Koſt und Logis bezahlen ließen.

Große Schwierigkeiten bot noch die Frage dar, wer am Suezkanal und in ſeinen Angelegenheiten die höchſte Gerichtsbarkeit üben ſollte. Der Khedive wollte dieſelbe nicht aus den Händen geben und hatte in ſeinem Vertrage mit Herrn von Leſſeps die Klauſel eingefügt, die Ländereien am Ufer des Kanals ſollten nicht eher verkauft werden dürfen, bis die europäiſchen Mächte ihm eine der Abſchaffung der Capitulationen gleichkommende Reform der Gerechtigkeitspflege bewilligt haben würden. Die Kanalgeſellſchaft kann nun ihren finanziellen Verpflichtungen nicht nachkommen, ehe ſie die Werthe für die Ländereien eingenommen hat, aber die Seemächte wollen die Gerichtsbarkeit nicht in die unzuverläſſigen Hände eines Aegypters gerathen laſſen.

Als die Feſtlichkeiten von Suez ihr Ende erreicht hatten, trat der noch nicht ausgeglichene Streit zwiſchen dem Sultan und ſeinem ägyptiſchen Vaſallen in eine neue Phaſe. Der Khedive hatte ſich in einem Schreiben vom 7. November gegen den Sultan zu entſchuldigen geſucht, die eigentlichen Forderungen deſſelben aber mit diplomatiſcher Gewandtheit umgangen und dadurch den Sultan nur noch mehr erzürnt. Man ſagte, Graf Beuſt habe ſeine vermittelnde Thätigkeit auch in Kairo angeſtrengt. Indeß ſtellte am 22. November der Sultan dem Khedive ein Ultimatum zu, worin er ſeine

enthunden und diese dem Director seines Ministeriums wirklichen geheimen Oberregierungsrath Nicolovius übertragen worden.

Das in der Leopoldstadt in Wien befindliche Carmeliterkloster ist durch kais. Verfügung aufgehoben worden. Die acht noch übrigen Ordensglieder sollen nach Linz zu ihren Brüdern versetzt werden. Das vormalige Vermögen betrug 600,000 fl. C. M. in Staatspapieren und 6000 fl. baares Geld. Das Klostergebäude soll kirchlichen Zwecken nicht entzogen werden, sondern einem alten jetzt neu erblühenden Orden bestimmt sein. Vorläufig werden die [illegible] darin ihre Wohnung nehmen.

Die Gesellschaft Jesu hat nunmehr das Teresianum in Innsbruck ganz, und das Gymnasium daselbst zur Hälfte übernommen; noch im Laufe dieses Jahres gedenkt sie auch die andere Hälfte der Professuren mit ihren Priestern zu besetzen.

Der Fürstbischof von Brixen Bernard Galura und der k. k. Staats- und Conferenzrath, infulirte Probst zu Wischerad Joh. Nepom. Jüstel hat das Commandeurkreuz des k. k. Leopoldordens, der Cardinal Erzbischof von Mailand Graf Karl Kajetan Gaisruck das Großkreuz des St. Stephanordens erhalten.

An der Theatiner Kirche zum h. Kajetan in München soll ein Collegiatstift errichtet werden, und die Bestätigung hiezu von Rom ist bereits eingetroffen.

Das St. Josephshospital in München, welches ein großes Vermögen besitzt, kommt, da der bisherige Verwalter seines vorgerückten Alters wegen in Ruhestand versetzt wird, unter die Warte und Pflege des Ordens der barmherzigen Schwestern.

Der Bischof von Rottenburg Staatsrath von Keller hat von Sr. M. dem König von Würtemberg der Friedrichsorden, der Director des katholischen Kirchenraths Kammerherr Freiherr von Soden, der Domdecan v. Jaumann und der Domcapitular v. Banotti, das Commenthurkreuz, die Domcapitulare Dossenberger und Strübele das Ritterkreuz des würtembergischen Kronordens erhalten.

Der Erzbischof von Freiburg, Dr. Demeter, hat vom König der Franzosen den Orden der Ehrenlegion erhalten, zur Anerkennung der Verdienste, welche derselbe früher als Pfarrer von Sasbach um die Errichtung einer Normalschule in dem benachbarten Straßburg sich erworben hat.

Das Consistorium der Provinz Preußen hat in einem Circular [illegible] amtliche ihm untergeordnete Geistliche denselben erlaubt, in allen Fällen, wo der [illegible] katholische Pfarrer Aufgebot und Trauung zur Vollziehung einer nach den Landesgesetzen zulässigen Ehe versagt, beides ohne speciellen Auftrag zu verrichten.

Der Director des königl. Studienraths, Ober-Consistorialrath, Prälat Dr. von Flatt in Stuttgart hat das Commenthurkreuz, der Prälat von [illegible]lin, der Ober-Consistorialrath Seeger und der Hofprediger Ober-Consistorialrath [illegible] Dr. Gräneisen daselbst haben das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen [illegible] erhalten.

Der evangelische Bischof und Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Dr. Dräseke in Magdeburg, hat den rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub erhalten.

Das königl. hannoverische Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat entschieden, daß Candidaten der Theologie protestantischer Confession, welche eine Katholikin zur Frau haben, wenn solche von einem Patron für ein Pfarramt präsentirt werden, als unqualificirt zurückzuweisen seien.

Den evangelisch-protestantischen Geistlichen im Großherzogthum Baden ist das Tragen farbiger Stoffe zu Kleidern untersagt, und ein langer schwarzer talarähnlicher Rock mit nur einer Knopfreihe als Kleidung außer der Amtstracht empfohlen.

Ein in gedruckten Exemplaren den sämmtlichen Geistlichen und Schulleitern des Herzogthums Altenburg zugefertigtes Rescript des herzoglichen Consistoriums bespricht die bekannte Erscheinung, daß in der letzten Zeit in der Exclave Ronneburg eine bedeutende Anzahl von Familien und einzelnen Personen zur Auswanderung aus dem Vaterland und zur Begründung neuer Wohnsitze auf dem Festlande von Amerika aus dem donatistischen

Forderungen wiederholte oder ihm mit Abſetzung drohte. Die Forderungen betrafen weſentlich zwei Punkte. Einmal ſolle der Khedive über die Neutraliſirung des Kanals nicht als ſelbſtändiger Herr und Eigenthümer des Kanals mit den europäiſchen Mächten unterhandeln, ſondern den Sultan als alleinigen Oberherrn reſpektiren, und zweitens ſolle er ohne ſeine, des Sultans Erlaubniß, keine Anleihen mehr contrahiren. In beiden Punkten ſtand das Völkerrecht auf ſeiner Seite, denn er war der Herr, der Vicekönig nur der Vaſall. Ueberdieß waren die Streitkräfte des Sultans zur See wie zu Lande denen des Vicekönigs überlegen, denn der letztere hatte ſeine Millionen auf andere Dinge verwendet. Ein den Verkehr ſtörender Krieg unmittelbar nachdem der Kanal eröffnet war, ſchien jedermann unvernünftig, und die Mächte, in deren Intereſſe es lag, die Türkei gegen Rußland zu ſchirmen, mußten auch die innere Schwächung der Türkei durch einen Krieg mit Aegypten zu verhindern ſuchen. In dieſem Sinne hatten ſich die fürſtlichen Perſonen auch bei den Feierlichkeiten nur incognito eingefunden. Die Kaiſerin Eugenie als Gräfin von Pierrefonds, der Kaiſer von Oeſterreich nur in Civil. Nirgends fand eine feierliche Auffahrt der Majeſtäten ſtatt, wie es die Regel iſt, wenn ein Souverän den andern beſucht. Wenn der Khedive auch gern den König Pharao geſpielt hätte, gaben ihm ſeine hohen Gäſte bei aller Höflichkeit doch zu verſtehen, daß er nur der Vaſall eines höhern Herrn ſey. Andererſeits ſchützten ſie ihn auch wieder gegen den Zorn des Sultans. Es kam alſo ein Ausgleich zu ſtande, der Khedive unterwarf ſich dem Sultan, erkannte deſſen Rechte an, wurde aber nicht weiter von ihm behelligt. Man ſchrieb dem engliſchen Geſandten Lord Elliot das Hauptverdienſt zu, den Khedive zur Beſinnung gebracht zu haben, der immer noch auf franzöſiſche und ruſſiſche Unterſtützung gehofft hatte. Böſe Zungen erinnerten an die drei Millionen, mit denen ſich im Jahr 1867 der Sultan ſchon einmal vom Khedive hatte begütigen laſſen. Der Handel endigte damit, daß am 9. Dezember der Ferman des Sultans

in Kairo unter Kanonendonner feierlich verkündet wurde, d. h. daß der Khedive dem Sultan gehorchte und zugab, ohne deſſen ausdrückliche Genehmigung ſolle künftig in Aegypten keine Steuer erhoben, keine Anleihe contrahirt werden. Auch ſollte der Khedive ſeine Kriegsſchiffe dem Sultan ausliefern, wozu er ſich auch bereit erklärte, unter der Bedingung jedoch, daß der Sultan ihm die Ausrüſtungskoſten erſtatte. Beides erfolgte. Da der Sultan aber auch dem Khedive neue Anleihen zu contrahiren verboten hatte und dieſer doch Verſuche dazu machte, mußte der türkiſche Geſandte in London beim engliſchen Miniſterium förmlich einen Proteſt gegen die vom Khedive dort unterhandelte Anleihe eingeben, im April 1870. Der arme Khedive, von den europäiſchen Mächten im Stich gelaſſen, mußte ſich nun bequemen, um Gnade zu bitten, und fand ſich zu dieſem Behuf am 7. Juni 1870 in Conſtantinopel ein, wo ihn der Sultan gnädig empfing.

In Tunis herrſchte im Beginn des Jahres 1868 große Hungersnoth, ſo daß in der Stadt innerhalb zehn Wochen 10,000 Menſchen ſtarben, weil aus dem Hungertyphus ſich der epidemiſche Typhus entwickelte. Der regierende Bey Mohammed el Sadik erntete die bittern Früchte der Halbcultur, die er, umgeben von europäiſchen Agenten und Schwindlern aller Art, der alttürkiſchen Barbarei aufpfropfen wollte. Ohne zu merken, daß man ihn nur ausbeuten wollte, ließ er ſich zu Ausfuhrzöllen hinreißen, welche niemand als den Europäern nützten und ihn, der ſeine Einkünfte zu vermehren hoffte, nur immer ärmer machten. Die Eingeborenen mußten, um den Zoll zu erſparen, ihre Produkte den europäiſchen Kaufleuten im Lande um Spottgelder verkaufen und nebenbei trieben dieſe Kaufleute einen nur ihnen einträglichen Schmuggelhandel, ſo daß der Bey um den Zoll betrogen ward. Auch die Monopole, die er nach dem Beiſpiel des Vicekönigs von Aegypten ſich angeeignet hatte, trugen ihm bei der Armuth der Bevölkerung nichts ein. Eine Zeitlang war das Land ſogar in Aufruhr

gegen ihn gewesen. Da er nun die Schwachheit hatte, europäische Monarchen nachahmen zu wollen, sich mit einem großen Hofstaat, Ministerium und Kammern, mit zahlreichen Generalen in glänzender Uniform ꝛc. zu umgeben, so reichte ihm das Geld nicht aus und er mußte seinen europäischen Lieferanten bedeutende Summen schuldig bleiben. Was ihm eine jüdische Firma borgte, reichte nicht aus. Die Gläubiger, hauptsächlich Franzosen, klagten, und die französische Regierung nahm sich ihrer an. Im Mai 1868 erklärte der Bey, er könne eben nicht zahlen, und man erwartete einen Conflikt, der sich jedoch friedlich löste.

Man schrieb damals aus Paris, die Gläubiger des Beys, die jüdischen Häuser Erlanger, Oppenheim und das Comptoir d'Escompte in Paris hätten beim Minister de Moustier Beschwerde geführt und dieser habe einen Ausgleich in der Art vorgeschlagen, daß sämmtliche tunesische Finanzen dem Bey hätten entzogen und einer Commission unterstellt werden sollen, die halb aus französischen, halb aus tunesischen Mitgliedern zusammengesetzt werden sollte. Dagegen aber hätte sich der Bey, unterstützt vom englischen und italienischen Consul gesträubt und der französische Generalconsul, Herr von Botmilian, habe bereits alle Beziehungen zur tunesischen Regierung abgebrochen gehabt, als sich im Juni ein erwünschter Ausweg fand. Frankreich forderte vor allen Dingen eine Baarzahlung von 6 Millionen Franken. „Der Bey erklärte, er habe keinen Heller Geld; darauf bemerkte ihm Botmilian, der Kasnadar habe nicht weniger als 40 Millionen in einer Cisterne seines Hauses vergraben. Man kann sich die Freude des Bey und die Verzweiflung des Kasnadar denken. Das Geld ward geholt; 18 Millionen bekamen die drei Mächte, den Rest behielt der Bey für sich. Er war so zufrieden mit dem Ergebniß, daß er nicht einmal den Kasnadar absetzte; er ließ ihn in seiner Stelle, vielleicht damit der Minister wieder (für den Fürsten) Schätze sammeln könne. Die Sache ist kein arabisches Märchen."

Aus Tripolis schickte Herr von Maltzan im Juni 1869 *) einen sehr interessanten Bericht ein, aus welchem man erkennt, bis zu welchem Grade der moderne Schwindel mit der Habgier des barbarischen Alttürkenthums verschmilzt. Was die Türken der europäischen Civilisation ablernen, wird für sie nur eine neue Form, die plumpeste Raubgier zu befriedigen. Ali Riza Pascha, der gegenwärtige türkische Statthalter in Tripolis, rühmt sich beim Sultan, überall nützliche europäische Reformen auch in Afrika durchzuführen. So hat er eine Provinzialbank gegründet, aber nur zu dem Zweck, um denen, die sich um ein Amt bewerben, die Bestechungssummen vorzustrecken, was bisher die Juden und die europäischen Kaufleute thaten, denen die Beamten dann Kapital und reiche Zinsen von dem Gelde zurück erstatteten, welches sie den Unterthanen abpreßten. Dieser Gewinn sollte nun nicht mehr den Juden und Europäern, sondern dem Pascha allein zu gute kommen. Um aber die nöthigen Fonds für die Bank anzuschaffen, besteuerte er zuvor die Beamten.

Noch mehr schwindelte er in Colonialangelegenheiten. Tripolis, das alte Cyrenaika, hatte ehemals, als es noch griechisch war, blühende Städte und vielbesuchte Häfen gezählt. Unter dem Vorwande, nun diese alte Herrlichkeit zu erneuern, schmeichelte der Pascha dem Sultan große Concessionen und Geldsummen ab und bereicherte sich noch weiter auf Kosten der Einwanderer, die er zur Gründung neuer Städte und zur Anlage neuer Häfen theils verlockte, theils zwang. Im benachbarten Tunis ließen sich viele Einwohner bereden, dem einheimischen harten Druck zu entfliehen und am Meerbusen von Bomba im Gebiet von Tripolis eine Stadt zu gründen. Da ihre Zahl nicht ausreichte, gesellte ihnen der Pascha allerlei Vagabunden und auch viele Negersclaven zu. Nun waren alle diese Leute zu arm, um eine Stadt bauen zu können, und der Pascha selbst lieferte ihnen nur den Platz und einige Schiffsladungen voll

*) Augsb. Allg. Zeitung Nr. 171.

Bretter, die er von auswärts hatte kommen laſſen. Damit nun aber auch vermögliche Leute ſich der Colonie anſchließen ſollten, ſchickte er eine ganze Schiffsladung voll ſchöner Cyrkaſſierinnen in den Hafen, um ſie an reiche Liebhaber zu verkaufen und dadurch zum Anbau zu locken. Aber auch dieſes Mittel reichte nicht aus. Der Paſcha wendete alſo Zwang an. Sein Helfershelfer Scheich el Blad ließ einem reichen Einwohner von Tripolis ſagen, er wolle ihm ſein Haus abkaufen. Ein ſolcher Wunſch galt als Befehl. Der Beſitzer mußte das Haus verlaſſen und bekam keinen Heller dafür. Niemand wagte, ihm eine neue Wohnung zu überlaſſen. Er mußte fort nach der Colonie. Alle dieſe Mittel ſchlugen aber noch nicht an. Da lockte der Paſcha dem Sultan durch ein neues Mittel Geld ab. Er ſchickte ihm nämlich afrikaniſche Wunderthiere für ſeine Menagerie und um dem Sultan glauben zu machen, im Gebiete von Tripolis kämen dergleichen in der größten Mannigfaltigkeit und Schönheit vor, kaufte er aus allerlei europäiſchen Menagerien auch aſiatiſche und amerikaniſche Thiere auf und ſchickte ſie nach Conſtantinopel, als kämen ſie aus Afrika. „So iſt alles in dieſem Lande Schwindel und Charlatanismus.“

Zwölftes Buch.

Die geräuſchloſe Machtentfaltung Rußlands.

Kaiſer Alexander II. hatte den Aufſtand der Polen im Jahre 1863 mit ſchrecklicher Strenge unterdrückt und zugleich die große Maaßregel durchgeführt, welche 30 Millionen ruſſiſcher Leibeigenen die Freiheit und das Recht des Erb und Eigen gab. So im Innern hinlänglich beſchäftigt und nicht in der günſtigſten Finanzlage, vermied es der äußerſt beſonnene Czaar, ſich in die Händel zwiſchen dem deutſchen Bund und Dänemark und ſpäter zwiſchen Preußen und Oeſterreich einzumiſchen, ja er vermied ſogar, im Orient zu Gunſten der aufgeſtandenen Kandioten zu interveniren, und beſchränkte ſich darauf, nur im Rücken der Türkei und Perſiens, was man in Europa kaum wahrnahm, ſeine Eroberungen auszudehnen. Er konnte, da die Eiferſucht zwiſchen den mittel- und weſteuropäiſchen Mächten fortdauerte, ruhig abwarten, bis ſie ſich einmal recht ineinander verbeißen und aneinander verbluten würden, um dann ungeſtört den alten Eroberungsplan wieder aufzunehmen und ſich in den Beſitz von Conſtantinopel zu ſetzen.

Von der Reiſe des Kaiſers zur Weltausſtellung nach Paris und von dem Attentat eines Polen auf ihn iſt in der Geſchichte Frankreichs geſprochen. Auch nach Berlin kam der Kaiſer mehrmals

auf ſeinen Reiſen und unterhielt freundliche Beziehungen mit Preußen. Die Kaiſerin beſuchte 1868 Italien.

Da der hoffnungsvolle Thronfolger Nikolaus erkrankt und in Nizza, wo er Heilung ſuchte, geſtorben war, wurde ſeine Braut, die däniſche Prinzeſſin Dagmar, am 9. November 1866 mit ſeinem Bruder Alexander, dem neuen ruſſiſchen Thronfolger, vermählt. Am 7. Juli 1867 erhielt der junge König Georgios von Griechenland, Bruder der Prinzeſſin Dagmar, die Großfürſtin Olga, Tochter des Großfürſten Conſtantin (jüngeren Bruders des regierenden Kaiſers) zur Gemahlin.

In der Kölniſchen Zeitung wurde am 16. Auguſt 1868 aus St. Petersburg geſchrieben, Fürſt Gortſchakof, der alternde Miniſter, habe die ſchöne Frau Akimſjew, geborene Annenkow, zu ſeiner Gemahlin erheben wollen, ſie aber ſey von ihrem Mann, einem lüderlichen Lieutenant, nicht geſchieden worden, und zwar auf Veranlaſſung des Kaiſers, der dieſe Verbindung des Fürſten nicht gern geſehen habe. Nun ſey aber dieſer Roman in eine ganz neue Phaſe getreten, ſofern ein Prinz von Leuchtenberg, Nikolaus, Neffe des Kaiſers, ſich in dieſelbe Dame verliebt und mit ihr eine heimliche Flucht aus Rußland verabredet habe. Unter dem Vorwand, ihre Geſundheit herzuſtellen, reiste die ſchöne Frau nach Deutſchland, der Prinz reiste ihr zur See heimlich und ſchnell nach und in Deutſchland ſollen ſie ſich darauf von einem griechiſchen Prieſter haben trauen laſſen. In Paris lebte noch eine ſchöne Schweſter dieſer Frau, ein Fräulein Annenkow, früher Hofdame der Großfürſtin Conſtantin, welche flüchten mußte, weil ihre Herrin auf ſie eiferſüchtig geworden war.

Ein jüngerer Bruder des Nikolaus, Prinz Eugen von Leuchtenberg, verlobte ſich im Oktober deſſelben Jahres unter Zuſtimmung der kaiſerlichen Familie mit Fräulein Apatoſinia, Ehrendame der Thronfolgerin.

Ein kleiner Scandal veranlaßte die Abberufung des ruſſiſchen

Geſandten, Herrn von Budberg, aus Paris. Ein ehemaliger ruſſiſcher Gardeoffizier aus der ſehr angeſehenen Familie Meyendorf hatte daſelbſt mit einem franzöſiſchen Grafen Streit bekommen, der Graf aber ein Duell mit ihm ausgeſchlagen, weil Budberg ihm geſagt, Meyendorf leide an den Folgen einer im Krimkrieg erhaltenen Kopfwunde. Sofort ſchlug Meyendorf auf dem Bahnhof zu Verviers mit einem Stock auf Budberg los, der einfach zu den Umſtehenden ſagte „c'est un fou." Die Meyendorfs ſollen nun alles angewendet haben, um ihren Verwandten zu rechtfertigen, ſo daß der ruſſiſche Thronfolger, als ihm Budberg in Nizza aufwartete, demſelben den üblichen Händedruck verweigerte. Nun nahm Budberg das Duell mit Meyendorf an und ſie ſchlugen ſich in München ohne ein blutiges Ergebniß. Budberg's Stellung aber war dadurch erſchüttert.

Als die chauviniſtiſche Preſſe in Paris Napoleon III. zum Kriege gegen Deutſchland drängte und man im Jahr 1868 einige Mal wirklich glaubte, Frankreich werde demnächſt mit Oeſterreich verbündet Preußen angreifen, ſah die ruſſiſche Politik dies als den unzweideutigen Verſuch an, die alte Eroberungspolitik des großen Napoleon zu erneuern, und das offiziöſe Journal de St. Petersburg erklärte am 28. Oktober: „Wenn in einem Kriegsfall Frankreich ſiegreich wäre, ſo würde es über den Rhein hinaus marſchiren. Da ſich alsdann die Agitation auch nach Polen verpflanzen würde, ſo hätte die ruſſiſche Armee über die Aufrechterhaltung der Ordnung zu wachen und eine raſche und energiſche Nationalbewegung würde ſich über ganz Rußland verbreiten. Am Tage, wo die franzöſiſchen Adler ſiegreich in Deutſchland vorrückten, würden die Erinnerungen an das erſte Kaiſerreich in erhöhtem Maßſtabe auftauchen und jeden anderen Eindruck verwiſchen."

Das heißt, Rußland gönnte Frankreich eine Rolle nicht, die es ſich ſelbſt vorbehält. Da es nur ein Weltreich geben kann, ſoll es das ruſſiſche ſeyn. Nur einen Gedanken hat Rußland von Na-

poleon III. adoptirt, nämlich den des Nationalitätenprinzips. Obgleich dieſes Prinzip mit dem eines alle Völker unterwerfenden und nivellirenden Weltreichs in Widerſpruch ſteht, ſo hat doch Rußland nicht überſehen, daß es mittelſt des Nationalitätenprinzips die den Ruſſen ſtammverwandten Slaven in Oeſterreich und der Türkei für ſich gewinnen kann, und nachdem es ſich in der Türkei des griechiſchen Kirchenglaubens bedient hat, um die chriſtlichen Unterthanen an ſich zu ziehen, wendet es jetzt in Oeſterreich den Panſlavismus an, um die ſlaviſchen Bevölkerungen zu ſich herüber zu locken. Dadurch wird aber keineswegs nur Oeſterreich gefährdet, ſondern das ganze mittlere und weſtliche Europa. Die Schwärmer für den Panſlavismus geben der früheren ſlaviſchen Einwanderung in Europa durch Geſchichts- und Namenfälſchung eine maaßloſe Ausdehnung bis nach Vindelizien und Venedig, ja bis in die Vendée.

Diejenige Partei, welche zunächſt innerhalb des großen ruſſiſchen Reichs alle Nationalitäten ruſſificiren, überall die ruſſiſche Sprache und den griechiſch ruſſiſchen Glauben allein übrig laſſen, alle andern aber ausrotten will, hatte zu ihrem intelligenteſten Führer einen gewiſſen Katkow, einen „Chingiſchan auf dem Papiere.“ Auch die Miniſter Miljutin und Selenny huldigten dieſer Tendenz zur künftigen Weltherrſchaft der Ruſſen. Dieſelbe war aber auch in die nächſte Umgebung der Kaiſerin Maria, Tochter des Großherzog Ludwigs II. von Heſſen-Darmſtadt und Schweſter des gegenwärtigen Großherzog Ludwigs III. eingedrungen. Ihre Vertraute, die Gräfin Bljudow, gab eine kleine Schrift „Für Wenige“ heraus, worin ſie mit einem unſäglichen Fanatismus für die ruſſiſche Kirche und für das Slaventhum gegen alle andern Nationen und Kirchen eifert. Eine andere Vertraute der Kaiſerin, das Hoffräulein Tutſche, verheirathete ſich mit dem Journaliſten Akſakow, deſſen Hauptziel iſt, Polen zu dekatholiſiren, was er für das einzige Mittel hält, es auch zu depoloniſiren. Auch hat ſich eine Geſellſchaft zur Förderung des orthodoxen Glaubens gebildet und im März 1869 die

kaiſerliche Sanction erhalten, nach dem Muſter der bekannten Propaganda in Rom. Sie hat ihren Hauptſitz in Wilna, um zunächſt Litthauen zu dekatholiſiren. Eine zweite Geſellſchaft bearbeitete die Völker des Kaukaſus, um ſie zum ruſſiſchen Glauben zu bringen.

Im November 1869 wollte die Wiener „Preſſe" wiſſen, der edle Kaiſer mißbillige den Fanatismus Katkows und erkenne vollkommen die treuen Dienſte an, welche die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen ſtets geleiſtet hätten. Er wagte aber nicht mit dieſen Fanatikern aufzuräumen, wie einſt Peter der Große mit den Strelitzen und unter der Kaiſerin Anna Oſtermann und Münnich mit den Dolgorucki's. Auch in Bezug auf Preußen wolle er die überlieferte Familienpolitik feſthalten, ſey aber „krank und regierungsmüde und möchte die Krone niederlegen. Der Czarewicz theile die Gefühle des Vaters nicht, ſondern begünſtige, wie ſein Oheim Conſtantin, den Panſlavismus. Seine Antipathien gegen Preußen und Deutſchland werden durch ſeine geiſtreiche und energiſche Gemahlin, die Prinzeſſin Dagmar von Dänemark genährt. Dieſe Fürſtin, die ſich ſogar mit den orthodoxen Fanatikern um des gemeinſamen Zieles willen verbündet hat, gilt als die Seele der für die Zukunftspolitik des nordiſchen Reichs maßgebenden Partei. Sie unterſtützt dieſelbe in allem, um den einen Gegenpreis, daß Gelegenheit zur Rache für Schleswig-Holſtein geboten werde." Wenn es wahr iſt, ſo ſollte die Dame nicht vergeſſen, daß ſie ſelbſt eine Deutſche iſt aus dem alten gräflichen Geſchlecht Oldenburg.

Unter den ziemlich zahlreichen Schriften, in denen Deutſche auf die von Rußland her drohenden Gefahren aufmerkſam machten, zeichnete ſich eine von Eckhardt (Berlin 1870) aus, in welcher Stimmen von Rußland ſelbſt citirt und commentirt waren. Darin wird nachgewieſen, Rußland dringe ſchon ſeit lange unabläſſig gegen Deutſchland vor. Nachdem es ſich der deutſchen Oſtſeeprovinzen bemächtigt, ſchob es auch durch den Beſitz Polens ſeine Feſtungen bis an die Weichſel vor, in eine bedenkliche Nähe von Berlin und

Irrthum bewahrt worden ſei, daß die Kinder Deutſchlands in ihrem Grund verderbt, dem Untergang geweiht, und die Entfernung aus derſelben Pflicht für jeden ſei, dem ſein und der Seinigen Seelenheil am Herzen liege; und wird in Folge deſſen allen eingeſchärft, in ihren amtlichen Vorträgen das ganze ungetheilte und unverfälſchte Evangelium zu predigen.

Nach einem Erlaß des königl. bayerischen Miniſteriums des Innern vom 24. Oct. 1850 ſollen für die neu zu beſetzenden Rabbinate nur gründlich gebildete und zugleich den ehrenvollen chriſtlichen Glaubenslehren und Ceremonialſatzungen treu anhängende, nicht orthodoxer Theologie huldigende Candidaten fortan beſtellt und beſtätigt werden.

Schulen.

Die erſt ſeit einigen Jahren von einem Privatlehrer in Berlin begründete Kleinkinder bewahranſtalt hat in neueſter Zeit eine größere Ausdehnung erhalten. Der Hauptverein zur Förderung dieſer Anſtalt hat ſich des thätigen Protectorats der Kronprinzeſſin zu erfreuen, und zählt allein über 3000 Mitglieder, von denen 24 Männer und 230 Frauen den Vorſtand bilden. Das Protectorat der übrigen Anſtalten haben die Prinzeſſin Wilhelm, Gemahlin des Prinzen Fr. W., und die Fürſtin von Liegnitz übernommen.

Durch neuerliche, in Betreff der Unterrichtsgegenſtände in den lateiniſchen Schulen und Gymnaſien Bayerns erfolgte, königliche Beſchlüſſe wurde verfügt, daß der Unterricht in der griechiſchen Sprache, welcher bisher schon in der dritten Claſſe der lateiniſchen Schule begonnen wurde, künftig erſt in der vierten Claſſe angefangen werden ſolle; dem Unterricht in der Arithmetik in der lateiniſchen Schule wurde ein beſtimmtes Maß vorgezeichnet, und die mathematiſch-phyſikaliſche Geographie von dem Gymnaſium in das Lyceum verwieſen. Die Schulaufgaben zum Behufe der Lectionen wurden auf eine beſtimmte Anzahl beſchränkt und auch für die Hausaufgaben hinſichtlich ihrer Länge ein beſtimmtes Maß vorgezeichnet. Verordnet aber wurden zweckmäßige Verfügungen zur Entfernung der gewöhnlichen Anläſſe der Schulſtrafe; der Schüler ertheilt, wonach dieſelben bei dem Leſen und Schreiben zu dem gehörigen Entfernthalten des Auges angehalten, und Schulbücher, welche durch ſchwarzes Papier oder kleinen und engen Druck der Geſundheit gefährlich ſind, nicht gebraucht werden dürfen.

Durch Erlaß des k. bayerischen Miniſteriums des Innern sind folgende Beſtimmungen über die Bildung der Schullehrer zur öffentlichen Kunde gekommen: Die Vorbildung für das Schullehreramt hat bei jenen Jünglingen, welche die deutſchen Schulen beſuchet haben, einen Zeitraum von mindeſtens 3 Jahren zu umfaſſen. Die in dieſer Vorbereitungszeit begriffenen Jünglinge heißen Schullehrlinge. Die Ausdrücke „Schulbildungsgehilfe", „Präparandenlehrer", „Präparandenunterricht" ſind in „Schullehrling", „Vorbereitungslehrer", „Vorbereitungsunterricht" umzuändern. Die Schullehrlinge haben nach gehöriger Vorbereitung den weitern Unterricht und die Ausbildung für das Schulamt in den Schullehrerſeminarien zu empfangen. Von dem Beſuche dieſer Anſtalten ſind die Geiſtlichen und die Candidaten des höheren Schulamts befreit, bei denen theils die beſtandene höhere Prüfung, theils ein auf Anordnung der Kreisregierung von einem Kreisſchulrathe oder ausgezeichneten Diſtrictsſchulinſpector mit vollem Erfolge abgehaltenes Colloquium als genügender Nachweis der Befähigung zur Uebernahme einer Lehrſtelle an einer bayeriſchen Schule und reſp. einer Schullehrerſtelle gilt. Se. k. M. bleibt jedoch vorbehalten, auch andere Individuen als Schullehrer anzuſtellen, welche das Schullehrerſeminar nicht beſucht haben. Die im Regulativ vom 30. Jan. 1826 enthaltenen Beſtimmungen über die Benutzung der Zöglinge und der Lehrer der Schullehrerſeminarien ſind als nicht gegeben zu betrachten. Die Ernennung, reſp. die Genehmigung der aufgeſtellten Lehrer bleibt dem König vorbehalten.

Im Großherzogthum Sachſen-Weimar iſt mit Hülfe des ſtändiſchen Fonds für die Kirchen und Schulen die Erhöhung ſämmtlicher Schullehrergehalte auf das Normaleinkommen von 200 Thalern zur Ausführung gebracht worden.

In ſämmtlichen Seelsorgsſchulen in Baden ſind auf der Mitte der Sommerkurſe des Ortes, wo die Schule ſich befindet, Cyklen aufgeſtellt worden, die im Allgemeinen den Zweck haben, über den ſittlichen Zuſtand der Schule, über die Unterhaltung der aufgeſtellten

Wien. Ruſſiſche Truppen hielten im Anfang des vorigen Jahrhunderts Mecklenburg auffallend lange beſetzt. Im ſiebenjährigen Kriege ließ ſich die ruſſiſche Kaiſerin in Königsberg huldigen. Im Jahr 1803 entſchied Rußland mit Frankreich vereinigt das Schickſal Deutſchlands im Reichsdeputationshauptſchluß. Im Jahr 1808 abermals auf dem Congreß zu Erfurt, 1813 maßte ſich Rußland an, von Kaliſch aus den Deutſchen unter dem Köder der Freiheit ſeine Vormundſchaft aufzudringen. Auf dem Wiener Congreß 1815 übernahm es dieſe Vormundſchaft zugleich mit Oeſterreich. Im Jahr 1831 eroberte es Polen zum zweiten Mal und befeſtigte ſein Weichſelbollwerk noch ſtärker; 1849 unterwarf es Ungarn und machte es Oeſterreich gleichſam zum Geſchenk; 1850 diktirte nicht ſowohl Oeſterreich, als vielmehr der ruſſiſche Geſandte zu Olmütz die Demüthigung Preußens. Unterdeß hat es in den Oſtſeeprovinzen der deutſchen Sprache und dem proteſtantiſchen Glauben ihre Berechtigung abgeſprochen, und zwingt ihnen die ruſſiſche Sprache und den ruſſiſchen Glauben auf.

Das iſt aber noch nicht alles. In der gedachten Schrift wird hervorgehoben, daß je mehr und mehr die altruſſiſche Partei in Moskau, die bisher noch mehr und weniger gemäßigte Politik in St. Petersburg zu überholen anfange und daß ſie mit der panſlaviſtiſchen Agitation zugleich eine ſocialiſtiſche verbinde. Bakunin, der alte ruſſiſche Wühler, der 1849 die Revolution in Dresden provocirte, bemüht ſich von der Schweiz aus, und zwar immer noch in der Rolle eines angeblichen Flüchtlings, die deutſchen Arbeiter gegen die beſitzenden Klaſſen aufzuwiegeln und ihnen das ruſſiſche Syſtem des Gemeindebeſitzes als das zu empfehlen, was ihren Intereſſen am zuträglichſten ſeyn dürfte.

Der Golos vom 1. Juli 1869 warnte Rußland vor Preußen, weil es durch den ſo eben eröffneten Kriegshafen Heppens eine Seemacht und ein gefährlicher Nebenbuhler Rußlands in der Oſtſee werden wolle. Das Warſchauer Organ der ruſſiſchen Regierung

erklärte ſogar eine Allianz Rußlands mit Frankreich für empfehlenswerth.

Man ſchrieb im Januar 1870 aus Petersburg, die Preſſe, auch die in Moskau, habe ihre Sprache nunmehr gegen Preußen ſehr gemäßigt, wozu vielleicht die Entdeckung der demokratiſchen Verſchwörungen mitgewirkt habe, denn die Panſlaviſten und Preußenfreſſer ſtanden mit den Demokraten in Beziehungen. Man beſchuldigte ſogar die Miniſter des Kriegs und der Domänen Miljutin und Seléwny, „nationale Demokraten vom reinſten Moskauer Waſſer" zu ſeyn, und einen hohen Gönner am Großfürſten Conſtantin zu haben. Seit dem Herbſt habe ſich Timaſchew, der Miniſter des Innern, von ihnen getrennt; Graf Tolſtoy, der Unterrichtsminiſter, lavire. Dagegen ſeyen die Juſtiz- und Finanzminiſter, Graf Pahlen und von Reutern und auch der Chef der politiſchen Polizei, entſchiedene Gegner jener Ultra-Ruſſen. Der alte Fürſt Gortſchakof halte feſt an den alten Sympathien mit Preußen, müſſe aber hunderterlei Rückſichten nehmen. Den Kaiſer halte man für kränklich.

Ein Artikel der Augsb. Allg. Zeitung vom 24. Februar 1870 machte darauf aufmerkſam, daß die jung-ruſſiſche Partei des Herrn Katkow eigentlich für Preußen arbeite, denn hauptſächlich dieſer Partei und ihrem Anhang im Miniſterium ſey die grauſame Entvölkerung Lithauens und Polens und das gewaltthätige Vorgehen Rußlands gegen die Oſtſeeprovinzen zuzuſchreiben. Wenn nun dieſe Partei Preußen den Krieg erklären wolle, ſo würde die Folge ſeyn, daß Preußen in den von Rußland mißhandelten Provinzen Freunde finden werde, welche Gott danken würden, von der Knute des Herrn Katkow erlöst zu werden.

Preußen unterdrücken zu helfen, um Oeſterreich zu ſtärken, iſt keine ruſſiſche Politik; Preußen unterdrücken zu helfen um Rußland zu ſtärken, keine öſterreichiſche. Die Idee, den Verſailler Vertrag von 1757 zu erneuern und gegen Preußen abermals eine Allianz Oeſterreichs, Frankreichs, der deutſchen Mittelſtaaten, Rußlands und Schwe-

dens zuſammen zu bringen, wie damals, iſt illuſoriſch, und wenn ſie es auch nicht wäre, würde der Erfolg Oeſterreich nicht zugute kommen. Das Gerücht, ein ſolcher Gedanke ſey in Wien gefaßt, in Paris adoptirt und durch Fleury, den neuen franzöſiſchen Geſandten in St. Petersburg, dem Kaiſer von Rußland inſinuirt worden, wurde von dieſem Kaiſer ſelbſt klar und einfach zerſtreut, indem derſelbe am 8. Dezember 1869 bei der Säcularfeier des St. Georgenordens, des höchſten in Rußland, ausdrücklich ſeine Freundſchaft und Waffenbrüderſchaft mit dem König Wilhelm von Preußen betonte und demſelben das Großkreuz des St. Georgenordens verlieh, welches nur Oberfeldherrn ertheilt werden darf, die eine große Schlacht gewonnen haben. Dem Sieger von Sadowa würde Rußland dieſe Ehre nicht erzeigt haben, wenn es mit Oeſterreich und Frankreich einen neuen Verſailler Vertrag hätte eingehen wollen. In der Moskauer Zeitung las man zwar um dieſelbe Zeit noch feindliche Artikel gegen Preußen und den „unnatürlichen Patriotismus“ (sic), allein die Kölner Zeitung glaubte, der Artikel ſtamme aus Hietzing, und machte darauf aufmerkſam, daß in derſelben Moskauer Zeitung gleichzeitig ein anderer Unſinn ſtand, nämlich die Behauptung, Oeſterreich ſelbſt habe die Bocheſen aufgeſtachelt, um die orientaliſche Frage wieder in Fluß zu bringen.

Die ruſſiſche Preſſe enthielt ſehr feindliche Artikel gegen Oeſterreich, die jedenfalls aufrichtiger gemeint waren, als die gegen Preußen. Denn erſt mußte Oeſterreich zertrümmert ſeyn, bevor Rußland nach Conſtantinopel kommen konnte. Daher die oben ſchon in der Geſchichte Oeſterreichs berichtete Agitation unter den Czechen in Böhmen. Das officielle Warſchauer Blatt „Dziennik Warszawski“ rieth den Polen in Galizien und den Czechen, dem Wiener Reichstag den Rücken zu kehren. Auch bildete ſich in Warſchau ein panſlaviſtiſches Comité zu dem Zweck, die Slaven in Oeſterreich und der Türkei für das ruſſiſche Weltreich zu begeiſtern. Seit dem 1. Januar 1870 erſchien auch in Czernowitz, der Hauptſtadt der Bukowina, wo man

bisher warme Sympathien für Rumänien hegte, ein ruſſiſches Blatt „Sorja“ zu dem Zweck, auch hier alles für „die ruſſiſche Idee“ zu gewinnen.

Aber Rußland war auch wieder artig gegen Oeſterreich, wenn es auf einen Augenblick ſeiner Diplomatie nützlich ſchien, Preußen ein wenig zu drohen. Es ſpielt mit beiden Nachbarreichen, heute noch wie im vorigen Jahrhundert. Am übermüthigſten hatte der ruſſiſche General Fadiejew in einer beſondern Schrift die Zertrümmerung Oeſterreichs verlangt, als er plötzlich im Juni 1870 vom Kaiſer ſeine Entlaſſung erhielt. Der Kaiſer befand ſich damals in Deutſchland, brauchte eine Kur im Bade Ems, beſuchte die Höfe von Berlin, Darmſtadt, Stuttgart und Weimar und empfing auf der Rückreiſe in Warſchau den Beſuch des öſterreichiſchen Erzherzogs Albrecht, des Feldherrn, der den zweiten Sieg bei Cuſtozza erfochten hatte. Der Kaiſer empfing ihn in öſterreichiſcher Uniform und mit dem größten Wohlwollen, er beehrte auch ihn mit dem Großkreuz des St. Georgenordens, wie früher den König von Preußen, und ſchien ſomit die Grobheiten der ruſſiſchen Preſſe vorläufig wieder gut zu machen. Gleichzeitig erhielt Prinz Friedrich Karl vom ruſſiſchen Kaiſer denſelben Orden zweiter Klaſſe, den auch ſchon der preußiſche Kronprinz inne hatte.

Hielt nun auch Rußland mit ſeinen Nachbarmächten im Weſten Friede, ſo fuhr es doch fort, die Katholiken in Polen, die Lutheraner in den Oſtſeeprovinzen, alſo die abendländiſche Kirche zu unterdrücken und ſeinen morgenländiſchen Kirchenglauben allein gelten zu laſſen.

Der Kaiſer von Rußland hatte die traurige Kriſe des heil. Stuhls in Rom benutzt, um mit demſelben zu brechen und jede Verbindung des katholiſchen Klerus in Polen mit dem Papſt aufzulöſen. Das bruske Auftreten des ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Meyendorf in Rom, welches den Bruch hervorrief, war nur eine Wiederholung deſſen, was ſich Fürſt Menzikoff früher im Divan

erlaubt hatte. Nur fand der Papſt keine Freunde, wie ſie der Sultan gefunden hatte. Das katholiſche Polen blieb der ruſſiſchen Willkür überlaſſen. Im Auguſt 1867 wurde in St. Petersburg ein katholiſches Collegium eingeſetzt, „um die Beziehungen der katholiſchen Kirche zum Papſte zu regeln, unter Vorbehalt der Beſtätigung des kaiſerlichen Miniſteriums.“ In jeder katholiſchen Kirche Polens mußte ein griechiſcher Altar*) erbaut werden, zum Gebrauch der ruſſiſchen Beamten und Bedienſteten, da wo nicht ſchon eigene griechiſche Kirchen erbaut worden waren. Auch wurde die katholiſche Zeitrechnung vom 13. (1.) November 1867 an in ganz Polen abgeſchafft und dafür die griechiſche, die um zwölf Tage variirt, mit den griechiſchen, ſtatt der katholiſchen Heiligentage eingeführt. Es wurde nicht einmal geſtattet, das alte und das neue Datum nebeneinander zu ſetzen; nur der ruſſiſche Kalender ſollte noch gelten. In dieſer Verfügung, ſo wenig wichtig ſie an ſich ſcheinen mag, liegt ein welthiſtoriſches Moment. Als Papſt Gregor XIII. im Jahr 1581 den nach ihm genannten gregorianiſchen Kalender ſtatt des ältern julianiſchen einführte, wollten viele proteſtantiſche Staaten aus Haß gegen die katholiſche Kirche den neuen Kalender nicht annehmen; bald aber haben ihn alle ohne Ausnahme angenommen, weil ſie ſich überzeugten, er allein ſey der aſtronomiſch richtige. Der Wahrheitsſinn und die Vernunft, welche die Proteſtanten bewogen, das Gute auch dann anzuerkennen, wenn es ihnen von einer mißliebigen Hand angeboten wurde, haben nun offenbar an der ruſſiſchen Grenze Halt gemacht und können nicht mehr hinüber. Damit wird eine ungeheure Reaction der Lüge und Unvernunft, der ausgeſprochenſten Barbarei gegen jeden Fortſchritt menſchlicher Bildung beurkundet.

Sind auch die Nachrichten über die harten Maßregeln Rußlands in Polen ſpärlich und hin und wieder vielleicht übertrieben, ſo

*) Augsb. Allg. Zeitung 1867 Nr. 21.

leuchtet doch aus allem hervor, daß die ruſſiſche Regierung unwiderruflich das Ziel verfolgt, den katholiſchen Glauben in Polen nach und nach völlig auszurotten. Was die Regierung officiell befiehlt, beſtätigen überall die Berichterſtattungen derer, die darunter leiden müſſen. Wir geben hier ein Referat des Krakauer „Czas“ vom November 1866 wieder. Es heißt darin: „Man kann ſich keine Vorſtellung machen von der Verfolgung, welche die katholiſche Bevölkerung in Litthauen und Weißrußland zu erdulden hat. Die arme ländliche Bevölkerung wird mit Vertreibung und mit vollſtändiger Zerſtörung alles ihres Eigenthums bedroht; die wohlhabendern katholiſchen Bauern werden mit außerordentlichen Steuern belaſtet; der Vater, der ſein Kind nach katholiſchem Ritus taufen laſſen will, muß 30 Rubel bezahlen; derjenige aber, der ſein Kind zum Popen bringt, um es nach griechiſch-orthodoxem Ritus taufen zu laſſen, erhält im Gegentheil 15 Rubel Vergütung. Die Beamten und Angeſtellten, die ſich nicht bekehren wollen, werden unbarmherzig aus dem Amte gejagt, ohne Rückſicht auf ihr Verdienſt und ohne Sorge um ihr und ihrer Familien Lebensunterhalt. Die Confiscation der katholiſchen Kirchen und die unaufhörliche Deportirung der Geiſtlichen tragen auch dazu bei, die Katholiken in's Schisma zu treiben. Ich kann Ihnen die Mittheilung eines Gensdarmerie-Offiziers wiedergeben, der dazu kommandirt war, einer maſſenhaften Bekehrung der katholiſchen Bevölkerung einer Parochie in Litthauen beizuwohnen. Während die ländliche Bevölkerung in der katholiſchen Kirche zahlreich verſammelt war, umzingelten die Truppen dieſe Kirche, und der Pope, mit dem Kelch in der Hand, wurde hineingeführt. Das Volk erwartete ſchweigend, was kommen würde. Der Pope ging von einem zum andern und theilte die Communion aus. Wenn einer die Zähne zuſammenbiß und das heil. Sakrament anzunehmen ſich weigerte, ſo öffnete der dem Popen beigegebene Soldat dem Widerſpenſtigen den Mund mit dem Bajo-

nett. Das ist die Art wie moskowitische Missionäre verfahren! Ich verbürge Ihnen auf meine Ehre die Richtigkeit dieser Mittheilung, die nur eine schwache Darstellung der Wahrheit ist. Dem ‚Monde' entnehmen wir noch folgende Einzelheiten, welche diesem Blatte von verschiedenen Theilen Polens aus zugegangen sind. In der Diöcese Wilna allein sind 40 katholische Pfarreien auf Anordnung des General-Gouverneurs Kauffmann geschlossen worden, und den übrigen Diöcesen steht ein Gleiches bevor. Man verwandelt namentlich diejenigen Kirchen in schismatische oder verschließt sie, welche eine gedächtnißreiche Vergangenheit haben, die Gräber berühmter (polnischer) Familien enthalten, oder auch, im Besitze eines wunderthätigen Bildes, die Schaaren der Gläubigen vorzugsweise anziehen. Um den Eintritt in katholische Kirchen möglichst zu erschweren, fordert die Polizei den Besuchern derselben auch an den Festtagen einen Paß ab. Gensdarmen stehen an den Thüren, um sich die Papiere vorzeigen zu lassen; bedünkt es sie, dieser oder jener habe seine Sachen nicht in der Ordnung, so möge der nur gleich seine Geldkatze ziehen, sonst — wie auch dann, wenn er nicht zahlen *kann* — marschirt er in's Gewahrsam. Processionen und Predigten sind ohne alle Ausnahme verboten. Nur im Hochamt ist es den Priestern erlaubt, das Evangelium vorzulesen, — nicht, es zu erläutern. Neuerdings ist eine Ordre erschienen, welche alle Grabschriften untersagt; auf Monumenten, die vor hunderten von Jahren errichtet wurden, müssen die polnischen Inschriften in russische umgewandelt werden; die lateinische Sprache ist nur im Innern der Kirche gestattet. Unerhört ist es, wie man in *Samogitien*, welches zum Gouvernement Kowno gehört, verfährt, um Propaganda zu machen. Nachdem der ꝛc. Kauffmann dadurch vergebens zu reussiren versucht hatte, daß er auf Staatsunkosten prachtvolle schismatische Kirchen erbauen ließ — statt das Volk anzulocken, blieben sie leer, — verfiel er auf Folgendes: Im verflossenen Monat Juli sandte er seinen Adjutanten Bitin, unter dem Vorwande einer Gymnasial-Inspection ꝛc.,

in die Stadt Ponievierz (Diſtrikt Vilkomierz, Gouvernement Kowno) mit dem Auftrage, die katholiſchen Geiſtlichen zu mißhandeln. Bitin befahl allen umliegenden Pfarrverwaltern, nach Ponievierz zu kommen; jene gehorchten, in der Vorausſetzung, gewohntermaßen irgend einen neuen Ukas zu vernehmen. Bitin verſammelte ſie nun auf einem öffentlichen Platze, ließ ſie mit Gewalt ſplitternackt ausziehen, ihnen Eſelsohren auf den Kopf ſetzen, jeden einzeln mit einem ebenfalls ganz nackten Frauenzimmer zuſammenbinden und ſie ſo durch Koſackenlanzen durch die Straßen der Stadt jagen! Die Empörung unter den Bürgern war allgemein; ſelbſt die Juden verließen die Straßen, um dieſe Verhöhnung der Cultur nicht anſehen zu müſſen; was die Koſaken aber auch an Zuſchauern haſchen konnten, das wurde eben zum Zuſchauen gezwungen. Der Gouverneur von Kowno, Graf Murawieff, ein Sohn des berühmten, kürzlich verſtorbenen Fürſten Nikolai Murawieff, war über dieſe Infamie ſeines Vorgeſetzten, des Generalgouverneurs Kauffmann, dermaßen empört, daß er ſeine Entlaſſung nahm und ſobald als möglich von Kowno abreiste. Nach ſolchen Vorgängen (und wie wenige werden bekannt!) darf man mit Recht auf die Denkſchrift geſpannt ſeyn, welche der römiſche Stuhl — gewiſſermaßen als Begründung der Allokution über Polen — zu veröffentlichen beabſichtigt."

Im Januar 1867 veröffentlichten franzöſiſche Blätter folgende polniſche Proteſtation: Paris, 16. Januar. Die ruſſiſche Regierung hat in ihren eifrigen Verfolgungen gegen die polniſche Nationalität ein Dekret erlaſſen, welches allen Grundbeſitzern Volhyniens, der Ukraine und Litthauens befiehlt, ihre Güter bis zum 10. Dezember 1867 zu verkaufen. Andererſeits hat dieſe Regierung, welche gegen alle Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit handelt, jedem Individuum polniſchen Urſprungs verboten, dieſe Güter anzukaufen, ſo daß man, um Eigenthümer eines Fetzens polniſchen Grundes und Bodens zu werden, Ruſſe oder Ausländer ſeyn muß. Da der Verkauf dieſer Güter auf gütlichem Wege vollſtändig geſcheitert iſt,

ſo hat die ruſſiſche Regierung die Abſicht, die öffentliche Verſteigerung derſelben im weiteſten Maßſtabe zu organiſiren, und fordert die fremden Kapitaliſten auf, ſich als Erwerber derſelben einzuſtellen. Im Augenblicke, wo obiges Projekt in Ausführung gebracht werden ſoll, glauben wir, die Mitglieder des polniſchen Comité's, von unſeren Landsleuten erwählt, um im Auslande die Intereſſen unſeres Vaterlandes zu vertreten, den Intereſſirten in Erinnerung bringen zu müſſen, daß die polniſche Nationalregierung, in Vorausſicht dieſer Eventualität, im Monat April 1863 ein Dekret veröffentlicht hat, welches jedem, wer es auch ſeyn mag, verbietet, dieſe von der ruſſiſchen Regierung confiscirten und in Kauf gebrachten Güter zu erſtehen. Dieſes Geſetz hat nicht aufgehört, in Kraft zu ſeyn; wir erinnern heute daran, indem wir diejenigen, welche die oben erwähnten Güter erſtehen, benachrichtigen, daß ihre Ankäufe als null und nichtig betrachtet werden. J. Dombrowski. Stanislaus Jaruiundz. Valerian Wroblewski.

Am 9. April 1867 erließ der Kaiſer von Rußland einen Ukas, worin er befahl, „zur vollſtändigen Vereinigung der Gubernien des Königreichs Polen mit Rußland, alle noch im Königreich befindlichen Centralſtellen aufzuheben und ſie den betreffenden Abtheilungen in den ruſſiſchen Miniſterien unterzuordnen.“ Am 22. Mai wurde zu St. Petersburg ein ſog. römiſch-katholiſches Collegium eingeſetzt, welches von dort aus den Reſt des katholiſchen Kirchengebiets in Polen im ruſſiſchen Sinne regieren ſollte.

Die Augsburger Allg. Zeitung von 1867, Nr. 146, berichtet, Bezak, Gouverneur von Volhynien, habe befohlen, in keiner katholiſchen Kirche eine Predigt zu dulden, die nicht vorher im Manuſcript der Gouvernementskanzlei zur Cenſur eingeſchickt worden ſey. Nun blieben die Manuſcripte Monate lang in der Kanzlei liegen und unterdeß durfte der Geiſtliche nicht predigen. Kam endlich nach langer Zeit eine Antwort, ſo war ſie in der Regel verneinend. Die Regierung ſcheine die letzte Spur des Polenthums in den altpolni-

ſchen Provinzen ausrotten zu wollen und damit auch die katholiſche Kirche. Sogar die katholiſchen Kirchengeſänge werden von der Polizei cenſirt. Der Polizei-Inſpektor Luck nahm ein Meßbuch aus der Kirche weg, indem er es für ein verbotenes rebelliſches Buch ausgab, und als er über den Irrthum belehrt wurde, verhöhnte er den katholiſchen Pfarrer, ſolche Unannehmlichkeiten ſeyen ſeine eigene Schuld, warum bete er lateiniſch und nicht ruſſiſch orthodox.

Der Papſt hielt am 17. Oktober 1867 zu Rom eine Allokution, worin er ſich über alle dieſe Vergewaltigungen bitter beſchwerte. Der heil. Vater ſagte unter anderem: „Die ruſſiſche Regierung geht von der längſt gehegten Abſicht aus, die Disciplin der Kirche zu verletzen, die Bande der Einheit und der Verbindung jener Gläubigen mit Uns und dieſem heil. Stuhle zu ſprengen und alles in Bewegung zu ſetzen, um die katholiſche Religion in jenen Ländern gänzlich auszurotten, ihre Gläubigen von dem Schooße der katholiſchen Religion loszureißen und in das unſelige Schisma ziehen zu können."

Am 22. Februar 1868 wurde in Polen die ruſſiſche Sprache als Schul- und Amtsſprache eingeführt und aus den Schulen jeder Lehrer entfernt, der ſie nicht verſtand. Auch in den altpolniſchen Provinzen wurden alle Pfarrgüter eingezogen, alle kirchlichen Brüderſchaften aufgehoben, alle katholiſchen Gebetbücher in polniſcher Sprache verboten und durch ruſſiſche erſetzt.

Am 9. Juli 1868 erließ Potapoff, der neue Gouverneur in Litthauen, einen Befehl, durch den er einen früheren vom 22. März noch verſchärfte. Er verbot nämlich die polniſche Sprache nicht nur im amtlichen Verkehre, in der Kirche, im Theater und auf der Straſſe, ſondern jetzt auch noch in den Gaſthöfen, Reſtaurationen, Bierhäuſern, Kaffeehäuſern, in allen Läden und ſogar in allen Privatwohnungen, wo mehr als zwei Perſonen beiſammen ſeyen. In letzterer Beziehung wurden nur die Kinder ausgenommen. Statt der polniſchen Sprache ſollte ſich jedermann, fremde Reiſende aus-

Ordnung und Vollziehung des Schulplans zu wachen. Zu diesem Zwecke sollen sie, ohne zu einer regelmäßigen Theilnahme an den laufenden Geschäften der Administration oder zur speciellen Beaufsichtigung des Unterrichts verpflichtet zu sein, sich in fortgesetzter Kenntniß des Geistes und Zustandes der Lehranstalt im Allgemeinen zu erhalten suchen, um diese ihrer Mitwirkung in ihrem Verhältniß zur Schule, zu den Behörden des Orts, sowie zu den leitenden Behörden bethätigen zu können. Insbesondere haben die Ephoren darüber zu wachen, daß die Lehrer in dem Geiste der sittlichen und gesetzlichen Ordnung wirken, daß sie keiner ihrem Berufe fremdartigen Richtung sich hingeben, sondern in Eintracht und übereinstimmender Thätigkeit das Beste der Schule befördern. Hinsichtlich der Schüler soll die Aufmerksamkeit der Ephoren darauf gerichtet sein, daß die bestehenden Disciplinargesetze der Schule gehörig gehandhabt werden. Die Ephoren sind dem Oberstudienrathe nicht untergeordnet, sondern geben ihre Vorlagen unmittelbar an das Ministerium des Innern.

Stiftungen.

Der am 13. Febr. in Leipzig verstorbene Oberhofgerichtsrath Dr. **Blümner**, auch als Theaterdichter und Schriftsteller bekannt, hat mit einem großen Theil seines bedeutenden Vermögens die meisten milden Stiftungen Leipzigs bedacht. Auch in die Disposition des Königs sind von demselben 20,000 Rthlr. zur Errichtung eines neuen Instituts für Wissenschaft und Kunst oder Erweiterung eines schon bestehenden gestellt worden.

Der am 30. Oct. 1839 zu Fiume verstorbene Arzt Dr. Joh. **Cambieri** hat dem dortigen Spital 30,000 fl. C. M. vermacht.

Der Director und k. Professor in Berlin Dr. Valentin Heinrich **Schmidt** hat durch seinen am 22. Sept. 1835 errichteten, am 6. Jan. 1839 eröffneten letzten Willen der Professorenwittwenversorgungsanstalt der dortigen Universität ein Legat von 400 Thlrn. hinterlassen.

Der am 28. Oct. 1837 in Stuttgart verstorbene vormaliger Kreishauptmann Karl August Freiherr von **Schönfeld** hat in seinem Testament den größten Theil seiner nahe an 30,000 fl. betragenden Verlassenschaft theils den dortigen städtischen Behörden, theils der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins vermacht.

Dr. **Weigand**, Vorstand des Medicinalcomités in Bamberg, und dessen Ehefrau haben in ihrem gemeinschaftlichen Testamente die Irrenanstalt zu Bamberg zum Haupterben ihres Vermögens von 12,000 fl. unter der Bedingung eingesetzt, daß diese Anstalt für alle Zeiten als städtische Wohlthätigkeitsanstalt in Bamberg verbleibe.

Der am 22. Oct. 1837 auf einer Reise verstorbene Berliner Kaufmann Joh. Heinr. **Wendinger** hat die Summe von 100,000 Rthlr. zu zwei Stiftungen ausgesetzt, in welchen eine Anzahl verarmter, über 60 Jahre alter Männer und Frauen Berlins und der Umgegend, vorzugsweise aus der Classe der Zeug- und Raschmacher und der Flanell- und Wollenweber aufgenommen werden soll. Die eine dieser Stiftungen soll den Namen der Schreiner'schen, zum Andenken an seine Mutter, eine geb. Schreiner, die andere den der Wendinger'schen erhalten. Der König hat dieses Vermächtniß genehmigt und der Magistrat zur Beförderung einer so wohlthätigen Anordnung den nöthigen Platz zur Errichtung der Stiftungsgebäude kostenfrei angewiesen.

Vereine.

Am 6. Aug. 1839 hielt die deutsche Gesellschaft in Leipzig eine öffentliche Sitzung. Der vom Secretär Dr. **Lipe** verlesene Geschäftsbericht verbreitet sich über die äußere und innere Verhältnisse des Vereins im verflossenen Jahre. Das Diplom als Ehrenmitglieder der Gesellschaft hatten während dieser Zeit empfangen: der Cardinal Mezzofanti in Rom, der gewesene bevollmächtigte Minister Preußens in Rom, Dr. **Bunsen**, Prof. Dr. **Gerhard** in Berlin und der k. sächsische Agent in Rom, Dr. **Platner**.

Die Oberlausitzer wissenschaftliche Gesellschaft hielt am 25. und 26. Sept. 1839 in Görlitz ihre Hauptversammlung, wozu sich aus der Nähe und Ferne eine bedeutende Zahl ihrer Mitglieder eingefunden hatte.

Es ist ein Verein katholischer Geistlichen und Laien ins Leben getreten, der am 4. Oct. 1839 zu Straßburg seine erste Generalversammlung gehalten und seine Statuten bekannt

genommen, der ruſſiſchen bedienen. Die Tyrannei war unerhört, da in ganz Litthauen nur 6000 Ruſſen neben einer Ueberzahl von Polen, Juden und Deutſchen leben. Gleichwohl erfuhr man, jeder werde verhaftet, den man auf der Straße polniſch reden höre. Auch ſämmtliche deutſchen Gouvernanten, ſofern ſie nicht ruſſiſch verſtanden, wurden ausgewieſen.

Am 27. September 1868 hielt der ruſſiſche Unterrichtsminiſter, Graf Tolſtoi, in Warſchau eine Anrede an die Profeſſoren und Studenten der Univerſität: „Die Leichtgläubigkeit des Auslandes wird nicht wenig gefördert durch die Unbekanntſchaft mit Rußland und durch den Neid auf deſſen, niemanden Intereſſes zu nahe tretende Machtentwicklung, und das daraus hervorgehende Gefühl der eigenen Ohnmacht (!). Wer das ſlaviſche Weſen und Seyn erkennen will, muß ſeinen Blick zuvor an die freie und unbegrenzte Anſchauung gewaltiger Erſcheinungen gewöhnt haben. — Erſt dann kann er in die Geſchichte all der vielen Slavenſtämme tiefer eindringen, die alle in lebender Erwartung daſtehen und dem großen Augenblick entgegenſehen, in welchem ihre Zukunft durch den Koloß unter ihnen, das Vielmillionenvolk der Ruſſen, entſchieden werden wird. Man hat ihnen einzureden geſucht, die Ruſſen haßten das polniſche Volk. Es iſt nicht wahr. Es gibt kaum ein zweites Volk, welches andere Nationalitäten ſo leidenſchaftslos beurtheilt, wie das ruſſiſche."

Um mit den katholiſchen Bisthümern überhaupt aufzuräumen, befahl ein Ukas vom 27. Juli 1869, das Bisthum Minsk mit dem von Wilna zu vereinigen. Der bisherige Biſchof von Minsk wurde entfernt.

Am 24. Oktober 1869 wurde die neue „ruſſiſche Univerſität" in Warſchau eröffnet. Man begnügte ſich nicht, hier die polniſche Sprache und Literatur und alle Erinnerungen an die Vorzeit Polens auszurotten, ſondern man ſetzte an die leergebliebene Stelle die ruſſiſche Sprache und Literatur und nur ruſſiſche Erinnerungen.

Dagegen weigerte ſich das katholiſche Collegium in Petersburg, die ruſſiſche Sprache beim Gottesdienſte einzuführen, und es ging damit wenigſtens ſehr langſam, weil Prieſter und Gemeinden des Ruſſiſchen noch nicht mächtig genug waren. Der Beſuch des römiſchen Concils wurde den katholiſchen Biſchöfen unterſagt.

Welcher polniſche Biſchof ſich nicht unbedingt den von Petersburg ausgehenden Befehlen in Bezug auf die katholiſche Kirche fügte, wurde auf der Stelle verhaftet und in's Innere Rußlands abgeführt. So im Lauf des Jahres 1869 Biſchof Popiel von Polock, ſo Biſchof Meyerczak von Kilca. Biſchof Lubienski von Auguſtowo, der ebenfalls fortgeſchleppt worden war, ſtarb in Perm. Um einem ähnlichen Schickſal zu entgehen, floh Sosnowski, Adminiſtrator des Bisthums Lublin, über die öſterreichiſche Grenze.

Von den nach Sibirien verbannten Polen langten traurige Nachrichten an. Graf Erasmus W., einer der nach dem Gouvernement Irkutsk deportirten Polen, hatte beim Platzcommandanten des Ortes als Schreiber Aufnahme gefunden. Noch war er kaum 24 Stunden im Hauſe, als er in der Frau des Commandanten — ſeine Schweſter entdeckte. Dieſelbe war im polniſchen Aufſtande des Jahres 1830 von einem Koſakenhetmann gewaltſam entführt worden; ihre Familie war in's Ausland geflüchtet und ſie hatte es vorgezogen, lieber in dieſem äußerſten Winkel Sibiriens in Verſchollenheit zu gerathen, als ihrer Familie von der ſchmachvollen Exiſtenz Nachricht zu geben. War ſchon die Erkennungsſcene zwiſchen den Geſchwiſtern herzerſchütternd, ſo ſollte dieſelbe noch einen viel ſchmerzvolleren Abſchluß finden. Kaum hatte nämlich der Ruſſe erfahren, wer ſein Schreiber ſey, als er denſelben auch ſchon als „Buntowſchtſchik", d. h. Aufwiegler, in Ketten legen und zur Zwangsarbeit abführen ließ. Die arme ſchwergeprüfte Frau ſtarb bald darauf an gebrochenem Herzen — oder erlittenen Mißhandlungen. Graf W. aber erlag den über ihn verhängten Qualen.

Von einem andern polniſchen Edelmann erfuhr man, derſelbe

habe gewagt, ſeinem Gewahrſam in Sibirien zu entfliehen, wäre aber in den Wäldern verſchmachtet, wenn ihn nicht zufällig ruſſiſche Bauern, die auf einer Wallfahrt begriffen waren, aufgefunden, erfriſcht und mitgenommen hätten. Mit ihnen gelangte er zu einem berühmten Kloſter und Wallfahrtsort im hohen Norden Rußlands nahe bei Archangel und von hier aus glückte es ihm, nach Deutſchland zu entkommen. — Herr v. Falken, ein Preuße und Verwalter einer großen Herrſchaft in Polen, wurde während der Revolution von 1863 gleichſehr von den polniſchen Inſurgenten und von den Ruſſen verfolgt, mußte unſchuldig zum Sündenbock des polniſchen Grundbeſitzers dienen und wurde nach Sibirien geſchleppt, von wo er erſt nach drei Jahren durch die eindringliche Verwendung des Grafen Bismarck befreit wurde. Er hat ſeine Schickſale in einem ſehr intereſſanten Werke beſchrieben.

Unter den Verräthern der katholiſchen und polniſchen Sache zeichnete ſich als eifrigſtes Werkzeug Rußlands in Wilna der Erzbisthumsverweſer Zylinski aus. Dagegen blieb der Dekan Pietrowitſch in derſelben Stadt ſeiner Kirche treu und als er am 25. März 1870 den kaiſerlichen Ukas, welcher den katholiſchen Gottesdienſt in ruſſiſcher Sprache befahl, von der Kanzel herab vorleſen ſollte, trat er mit dem Ukas und dem ruſſiſchen Ritual in der einen, mit einer brennenden Kerze in der andern Hand auf die Kanzel, proteſtirte im Namen ſeiner Kirche gegen die ruſſiſche Gewaltthat, zündete den Ukas und das Ritual an und verbrannte ſie vor der ganzen Gemeinde. Er wurde ergriffen und nach Sibirien gebracht. Dasſelbe Schickſal traf ſeinen Freund, den beim Volke ſehr beliebten Prälaten Szylejko. Dennoch wagten es in der Erzdiözeſe Wilna 11 Prälaten, 29 Dekane und 230 Geiſtliche, einen ehrerbietigen Proteſt gegen die Einführung der ruſſiſchen Sprache beim katholiſchen Gottesdienſt an das Miniſterium in St. Petersburg einzuſenden, ohne Erfolg. Im Mai trat der Nachfolger des Pietrowitſch auf deſſen Kanzel in ſeine Fußtapfen, erklärte feierlich die

Behauptung der ruſſiſchen Regierung, Pietrowitſch ſey wegen Wahnſinn fortgeſchafft worden, für eine Lüge, wurde nun aber ebenfalls verhaftet und ſeinem Vorgänger nachgeſchickt.

Bei ſeiner Rückkehr aus Deutſchland im Juli 1870 wohnte der Kaiſer zu Warſchau der Enthüllung des Denkmals bei, welches er dem Fürſten Paskiewitſch hatte errichten laſſen. Auch der Sohn des Fürſten, Theodor, früher Generaladjutant des Kaiſers, durfte dabei ſeyn, obgleich ihn der Kaiſer wegen eines Oppoſitionsverſuchs aller ſeiner Würden beraubt hatte. Man glaubte, der Kaiſer werde ihn aus Rückſicht auf ſeinen berühmten Vater diesmal begnadigen. Als aber das Standbild enthüllt war und das Militär in großer Parade vor demſelben vorbeidefilirte, ſagte der Kaiſer zum Fürſten Theodor: „So ehre ich treue Dienſte.“ Der Fürſt hat darauf etwas erwidert, was? weiß man nicht, der Kaiſer wendete ihm den Rücken und 2 Stunden ſpäter war der Fürſt — verreist.

Zu den grauſamen Maßregeln der ruſſiſchen Regierung in Polen gehört die ſyſtematiſche Ausrottung der Städte. Schon zur Zeit der Unabhängigkeit Polens geſchah nicht viel für die Städte, denn der Adel wollte keine freien Bürgerſchaften aufkommen laſſen, und nahm lieber Juden auf, die ihm verſchaffen mußten, was er brauchte. Der ruſſiſche Despotismus iſt dem freien Bürgerthum noch viel abgeneigter, läßt alſo in den polniſchen Provinzen die ohnehin wenig zahlreichen und wenig bevölkerten Städte gefliſſentlich vollends verkommen. Czersk, einſt die Reſidenz eines Herzogs an der Weichſel, iſt ſo herabgekommen, daß das Vieh mitten in der Stadt weidet. Zu Mrzyglod kann man die jüngere Generation der Bevölkerung zur Sommerzeit in paradieſiſcher Einfachheit umherlaufen ſehen. In Szydlowiek ſieht man an den Häuſern keine gerade Linie mehr, alles ſteht hier ſchief. Mehreren noch beſſern Städten hat der Czaar neue ruſſiſche Namen oktroyirt, die meiſten kleinern aber zu Dörfern degradirt. So iſt Nowy-Korczin, welches im

16. Jahrhundert noch 30,000 Einwohner zählte, jetzt ein elendes Dorf. Zum Beweise, daß die Regierung hauptsächlich keinen freien Bürgersinn aufkommen lassen will, kann der russische Offizier dienen, welcher in dem Städtchen Prezisucha der Wahl des Gemeindevorstands präsidirte und als die Bürger einen rechtschaffenen Mann wählen wollten, denselben wegstieß und eigenmächtig den ersten besten Leibeignen zum Bürgermeister ernannte.*)

Der unveränderliche Gedanke der russischen Politik war nun einmal, alle Unterthanen des großen Reichs zum Gebrauch einzig der russischen Sprache und zum Gehorsam einzig der griechischen Kirche zu zwingen, allen an Leib und Seele die gleiche Uniform anzuziehen. Somit sollten denn auch die Ostseeprovinzen der deutschen Sprache und dem lutherischen Glauben entsagen. Eine rasche Durchführung dieser großen Neuerung war jedoch nicht möglich. Die Deutschen in jenen Provinzen hingen mit altgewohnter Zähigkeit an den ihnen verbrieften alten Rechten und Freiheiten, an ihrer Muttersprache und an ihrer Kirche, deren Vorzüge vor der griechischen überdies jedermann einleuchten mußten. Es war einmal nicht möglich, daß, wie man die Hand umdreht, alle deutschen Beamten, Lehrer und Prediger hätten fertig russisch reden können. Stände und Magistrate wahrten ihre Rechte. Wenn nun auch aus St. Petersburg Befehle kamen, die gewaltthätig in das alte Recht eingriffen, so erforderte die Ausführung derselben doch immer Zeit und unterdeß gab der Kaiser wieder andern Stimmen Gehör, die ihm aus Rücksichten der Humanität und der Politik riethen, die ihm bisher so nützlich und gehorsam gewesenen Deutschen zu schonen. Im September 1867 befahl er, alle Behörden in Livland sollten von nun an nicht mehr in deutscher, sondern nur in russischer Sprache verhandeln und auch in sämmtlichen Schulen sollte die russische Sprache allein Unterrichtssprache werden. Dagegen gaben

*) Globus XVII. 188.

die Stände von Livland im Dezember eine Adreſſe ein, die der Kaiſer nicht annahm. Auch der Stadtrath von Reval proteſtirte höflich gegen den erſten Befehl, den ihm der Gouverneur in ruſſiſcher Sprache ſchrieb. Inzwiſchen ſoll ſich der neue Gouverneur Schuwalof der Deutſchen angenommen haben, oder nahm der Kaiſer freundnachbarliche Rückſichten. Genug, im Juni 1868 wurde der ſtrenge Sprachenbefehl zurückgenommen und nur die höhern Schulen verpflichtet, den Unterricht in Geſchichte und Geographie in ruſſiſcher Sprache zu ertheilen.

Noch im Jahr 1845 war der amtliche Gebrauch der deutſchen Sprache in den Oſtſeeprovinzen als altes geſetzliches Herkommen unbeſtritten. Nur im Verkehr mit den höhern Behörden des Reichs wurden die deutſchen Akten in's Ruſſiſche überſetzt. In einem kaiſerlichen Ukas vom 3. Januar 1850 wurde erſtmals befohlen, die Amtsſprache müſſe auch in den deutſchen Oſtſeeprovinzen, wie im ganzen übrigen Reiche die ruſſiſche werden, doch ſollte dieſer Befehl nicht eher ausgeführt werden, bis die deutſche Jugend in den Schulen erſt in der ruſſiſchen Sprache genügend unterrichtet worden ſey, wofür die Schulen verantwortlich gemacht wurden. Siebzehn Jahre vergingen und es ſchien, die Schulen ſeyen nicht eifrig genug geweſen, denn ein neuer Befehl vom 7. März 1867 ſchärfte den Unterricht in der ruſſiſchen Sprache in den Schulen nicht nur auf's Neue ein, ſondern errichtete auch neue, ausſchließlich ruſſiſche Schulen. Gleichzeitig erhielten die deutſchen Gemeinden von den ruſſiſchen Behörden nur noch Zuſchriften in ruſſiſcher Sprache und am 26. Oktober deſſelben Jahres wurde der Gebrauch der deutſchen Amtsſprache ſchließlich verboten und einzig der Gebrauch der ruſſiſchen Sprache angeordnet. Natürlicherweiſe kamen dadurch die der ruſſiſchen Sprache nicht kundigen Ortsbehörden und Schulmänner in die größte Verlegenheit, und wenn es auch wahr iſt, daß ſie innerhalb von ſiebzehn Jahren genug Zeit gehabt hätten, um ruſſiſch zu lernen, ſo war es doch eben ſo gewiß, daß ſie berechtigt

waren, dem Befehl von 1850 nicht nachzukommen, weil der Kaiser einen ſolchen Befehl gar nicht erlaſſen durfte, ſofern er die den Oſtſeeprovinzen im Frieden von Nyſtedt verbürgten Rechte verletzte. Profeſſor Schirren, an der Univerſität zu Dorpat, ein ausgezeichneter Alterthumsforſcher, wagte es, einer der perfiden Schriften, in welchen die fanatiſchen ruſſiſchen Literaten die Ruſſificirung und Gräciſirung aller Unterthanen Rußlands vertheidigten, zum untrüglichen Geſetz erhoben und dabei Hohn und Spott über die Deutſchen ergoſſen, mit einem geſchichtlichen Nachweis der Rechte der deutſchen Oſtſeeprovinzen entgegenzutreten, wurde aber ſogleich ſeines Amtes entſetzt.

Indeſſen lähmte der Schrecken jeden Widerſtand. Im Dezember 1868 richtete der größte Theil des Adels in den baltiſchen Provinzen eine Ergebenheitsadreſſe an den Czaaren, um ſich von den Verdächtigungen der ruſſiſchen Preſſe zu reinigen.

Im Jahr 1869 wurde Graf Kayſerling, der bisherige Curator der einzigen deutſchen Univerſität Dorpat, entfernt und an ſeine Stelle ein Nationalruſſe geſetzt. Derſelbe hieß Nikolitſch und war früher Lehrer der ruſſiſchen Sprache am Gymnaſium in Dorpat geweſen. Im März 1870 erfuhr man, die livländiſche Ritterſchaft habe eine ehrerbietige, aber feſte Adreſſe an den Kaiſer abgehen laſſen, worin ſie den Widerſpruch der neuen Maßregeln mit ihren alten verbrieften Rechten nachwies, aber der Kaiſer habe die Adreſſe zurückgewieſen, „da die Geſetze ihre Kraft nur von der ſouveränen Gewalt entnehmen und die Bitte dem Provinzialgeſetzbuch von 1865 nicht gemäß iſt.“ Die Ritterſchaft hätte alſo vor Erlaß dieſes letztgenannten Geſetzbuchs ihre Einſprache anbringen ſollen. Zu derſelben Zeit wurde Nikolitſch wieder beſeitigt, als zu „plebejiſch und brutal“ und an ſeine Stelle ein gewiſſer Gervais geſetzt, welcher von franzöſiſcher Abſtammung, aber längſt zur griechiſchen Kirche übergetreten und ganz Ruſſe geworden war. Da ihm die Oberleitung des ganzen Schulweſens übertragen war, fand er auf den

Gymnaſien ſechs wöchentliche Stunden für Latein zu viel und ſieben für das ruſſiſche zu wenig.

In Eſthland wurde 1869 der ruſſiſche Staatsrath Galkin zum Gouverneuer ernannt und ließ die Gouvernementalzeitung, die alle Beamten, Gutsbeſitzer und Prediger halten mußten, nur noch in ruſſiſcher Sprache erſcheinen. Durch ein Umlaufſchreiben vom 21. Auguſt befahl er den Vertretern der eſthländiſchen Ritterſchaft in der griechiſchen Kirche zu erſcheinen und hier an den Gebeten für den Kaiſer theilzunehmen. Der Stadtrath von Reval erlaubte ſich, dagegen zu proteſtiren und dem Gouverneur zu erklären, er verſammele ſich zum feierlichen Dankgottesdienſt der Kirche ſeiner Confeſſion und bete hier für den geliebten Landesvater nach den Formen ſeiner Kirche. Eben ſo würdevoll ſoll die Ritterſchaft geantwortet haben. Nach der Kölner Zeitung Nr. 297. In dem gleichzeitig erſchienenen Heft der livländiſchen Beiträge des Herrn v. Bock wird behauptet, die ruſſiſchen Behörden erlaubten ſich zuweilen, Dinge im Namen des Kaiſers zu befehlen, wovon der Kaiſer gar nichts wiſſe und erfahre.

Auch in Kurland begann das argliſtige Bekehrungsgeſchäft an den armen Bauern. Der Mittelpunkt der Propaganda war das Städtchen Goldingen, wo der Pope Gobbin ſchon im Jahr 1868 60 Letten bekehrt hatte und mittelſt einer ſog. Brüderſchaft und einer Kaſſe, zu welcher vornehme Herrn, auch der Thronfolger ſelbſt beiſteuerten, das Bekehrungswerk eifrig fortſetzte. Im Mai 1870 erfuhr man, die Krone habe der Brüderſchaft auch tauſend Morgen Landes zur Vertheilung an arme Bekehrte geſchenkt.

Finnland war lange vom ruſſificirenden Dämon verſchont geblieben. Man hatte ihm ſeine Sprache, ſein Lutherthum und ſogar einen eigenen Landtag gelaſſen. Jetzt rollte der Dämon ſein Auge auch dorthin und begann das Ruſſificirungswerk, dem kein Grenzland mehr entgehen kann, damit, daß die Lehrſtunden in ruſſiſcher Sprache auf allen Schulen verdoppelt und an Bürgerſchulen

und Gymnasien für das Fach der Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften nur noch russische Lehrer angestellt werden sollten. Die finnische Universität Helsingfors bekam einen russischen Curator und Dissertationen sollten hinfort hier nur in russischer Sprache geschrieben und darüber disputirt werden. Nach der Kölnischen Zeitung von 1869, Nr. 322.

Im Verwaltungssysteme des russischen Kaiserreichs trat keine Veränderung ein. Die Finanzen standen schlecht. In den Provinzen sah man wie in Oesterreich, statt des Goldes und Silbers nur noch Kupfer und Papier. Die Corruption des Beamtenstandes nahm in dem Maaße zu, in welchem das solidere deutsche Element in diesem Stande dem unsolideren russischen weichen mußte. Im Dezember 1868 wurde in Nischnij Nowgorod ein großer Proceß verhandelt. In den Salz- und Eisenvorräthen daselbst waren nämlich binnen fünf Jahren nicht weniger als anderthalb Millionen Pud Salz und binnen einem halben Jahre Eisen im Werthe von 56,000 Rubel verschwunden, und jetzt erst wurde entdeckt, die Beamten hätten so viel veruntreut und die obere Behörde niemals nachgesehen. Zugleich wurde die Tyrannei enthüllt, unter der das niedere Dienstpersonal so lange geschmachtet hatte, denn obgleich alle um den Betrug wußten, war die Furcht vor der Direktion doch so groß, daß es keiner wagte eine Anzeige zu machen.

Die russische Staatsschuld betrug zu Anfang des Jahres 1870 nach Zeitungsberichten die Summe von 1,819,887,194 Rubel. Die reichen Goldbergwerke Rußlands befanden sich in Privathänden. Der Engländer Michie erzählt von den Goldgruben in Sibirien, dieselben lägen in schwer zugänglichen Bergen, Wäldern und Sümpfen, wo das Graben, zumal in großer Kälte, höchst beschwerlich sey. Aber die Goldgier überwinde alle Schwierigkeiten, die Ausbeute sey ungeheuer, die glücklichen Finder werden bald Millionäre und ihr Uebermuth, ihre Verschwendungen gehen bis zum Wahnsinn. Sie schwimmen gleichsam im Champagner, einer ließ sich mit Cham-

pagner waſchen. Einer ſchickte zum Spaß alle halbe Stunden eine Eſtafette ab mit leeren Couverts, um einen Poſtmeiſter zu ärgern und beſtändig im Schlafe zu ſtören. Einer mißhandelte einen Beamten, ſchenkte ihm aber für jede Ohrfeige ein neues Haus. Wieder einer ließ ſich die koſtbarſten Feuerſpritzen aus Europa kommen und ein Haus in Brand ſtecken, um ſie zu probiren. Noch einer ſtieß ſich unterwegs an ein fremdes Haus an, kaufte es aber ſogleich und ließ es niederreißen, um es zu ſtrafen ꝛc. Auch wird ungeheuer hoch und viel geſpielt, hier wie in Californien, und vor Abſchaffung der Leibeigenſchaft wurde nicht blos um Gold, ſondern auch um „Seelen“ geſpielt.

Auch in dem neu erworbenen ruſſiſchen Gebiet am Amur wurde 1868 Gold gefunden. Die „Börſenhalle“ berichtet aus Nikolajewsk am Amur: Bei Madinoſtok hat man ein Goldlager entdeckt. Unter den Augen eines ruſſiſchen Admirals wurden innerhalb einer halben Stunde 5½ Pfund reines Gold gefunden. Die aufgeſtellten Militärpoſten ſind mit Chineſen und Eingebornen alsbald blutig zuſammengeſtoßen.

Die größte Reform, die Kaiſer Alexander II. in Rußland vorgenommen hatte, war die Aufhebung der Leibeigenſchaft. Sie hatte jedoch nicht die erwarteten günſtigen Folgen. Die ſlaviſche Race konnte ſich in die Rechtszuſtände der germaniſchen in Bezug auf den Privatbeſitz nicht leicht eingewöhnen. Merkwürdigerweiſe faßte nicht nur der ruſſiſche Bauer die neue Freiheit communiſtiſch auf, ſondern auch der ſeines großen Güterbeſitzes beraubte Adel, zumal die jüngere Generation deſſelben, das ſog. junge Rußland, ließ ſich von den ſchwindelnden Theorien der in London permanent tagenden europäiſchen Revolutionspropaganda in demokratiſche Tendenzen hineintreiben, die den bäuerlichen Communismus mit ſich zu amalgamiren trachteten.

Im Januar 1865 erließ der Moskauer Adel eine Adreſſe an den Kaiſer, worin derſelbe erinnert wurde, er ſolle den Adel nicht

gemacht hat. Als Hauptzweck wird bezeichnet, in Rede und Schrift kirchliche Angelegenheiten frei zu beſprechen, und dadurch zur Beförderung des kirchlichen Lebens beizutragen. Die Vereinsmitglieder machen ſich die Betreibung der hiezu erforderlichen Wiſſenſchaften, die unumwundene Mittheilung und den zwangloſen Austauſch der Ergebniſſe ihrer Forſchungen zur Aufgabe. Jährlich ſoll eine Hauptverſammlung der Mitglieder gehalten werden, neben dieſer aber auch Bezirksverſammlungen, die mit der Hauptverſammlung durch wenigſtens einen Abgeordneten in Verbindung ſtehen, ſtattfinden.

Unter dem Namen „deutſcher Nationalverein für Muſik und ihre Wiſſenſchaft“ hat ſich ein Verein gebildet, der ſich vorſetzt, das höhere muſikaliſche Intereſſe neu zu beleben und der Verbildung und Halbbildung in dieſer Kunſt einen kräftigen Damm entgegen zu ſetzen. Der Gründer und beſtändige Secretär, auch Redacteur der Jahrbücher des Vereins iſt der Dr. Guſtav Schilling in Stuttgart. Die Geſellſchaft beſteht aus ordentlichen, Ehren- und correſpondirenden Mitgliedern. Unter den erſteren, deren Zahl zwanzig nicht überſteigen ſoll, werden aufgeführt: Fetis, Marx, Mitlitz, Reiſſiger, Rück, Rochlitz, Schnyder von Wartenſee, Fr. Schneider, Senfried, Spohr und Spontini. Als Hauptſitz des Vereins gilt Karlsruhe, als Verlagsort der bei Ch. Th. Groos daſelbſt erſcheinenden Zeitſchrift deſſelben, und Stuttgart als Wohnort des permanenten Secretärs. Präſident iſt für dieſes Jahr Hofkapellmeiſter Ludwig Spohr in Kaſſel. S. D. der Fürſt von Hohenzollern-Hechingen hat das Protectorat des Vereins zu übernehmen geruht.

Neben drei bereits im beſten Flor ſtehenden Geſangvereinen hat ſich in Nürnberg auch ein Verein zur Beförderung der Tonkunſt gebildet, der ſich die Pflege der Inſtrumentalmuſik zum Ziel geſetzt hat.

Der thüringiſch-ſächſiſche Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums in Halle feierte das Geburtsfeſt ſeines Protectors des Kronprinzen von Preußen durch eine zahlreich beſuchte Generalverſammlung, an der die erſten Beamten der dortigen Univerſität, die Edelſt der Collegien und des Magiſtrats der Stadt Antheil nahmen. Nachdem der Vicepräſident des Vereins, Dr. Weber, die Sitzung mit einer der Feier des Tages angemeſſenen Rede eröffnet hatte, hielt der Secretär Dr. Förſtemann einen längeren Vortrag, in welchem er auf die Veranlaſſung zur Begründung dieſes und unzähliger andern hiſtoriſchen Vereine Deutſchlands hinwies, die vielfachen Verdienſte und erfreulichen Reſultate des Wirkens des dortigen Vereins und ſein immer mehr wachſendes Gedeihen in den letzten Jahren anbetraf der letzte.

Der geh. Obermedicinalrath Dr. Kopp zu Hanau hat das Directorat der wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde, deren Stifter er war, wegen überhäufter Geſchäfte niedergelegt.

In Stettin hat ſich unter dem Namen des entomologiſchen Vereins ein Inſtitut gebildet, das nicht allein provinciell, ſondern auch allgemein deutſch zu werden verſpricht. Die Thätigkeit des Vereins, welcher unter den Mitgliedern am Orte ſchon tüchtige Entomologen, Praktiker und Sammler zählt, iſt zunächſt auf die Erweiterung der Kenntniß der Lebensweiſe der Inſekten gerichtet. Um dieß vorgeſteckte Ziel möglichſt zu erreichen, wird in Stettin eine Bibliothek und Sammlung angelegt; es werden dort Verſammlungen der Mitglieder gehalten, und deren Mittheilungen dem Drucke übergeben.

Der magnetiſche Verein hat nach einem Circular von Gauß und Weber die Zahl der magnetiſchen Termine auf 4 feſtgeſetzt, zu Ende der Monate Februar, Mai, Auguſt und November; die Zeit aller Termine iſt 24 Stunden vorgerückt, ſo daß jeder Termin um 10 Uhr Freitag Abends beginnt und um 10 Uhr Sonnabend Abends endigt. Der magnetiſche Verein hat ſich über die Grenzen von Deutſchland ausgebreitet und die Beobachtungen werden gleichzeitig in Dänemark, Schweden, Rußland, Belgien, Holland, England und Italien angeſtellt. Die „Reſultate“ derſelben ſollen fortan in der Weidmanniſchen Buchhandlung in Leipzig erſcheinen und zum Zwecke ſchnellerer Verbreitung ſollen ſie nach jedem Termin von den Theilnehmern direct an die genannte Buchhandlung eingeſendet werden.

Der 1837 in Leipzig zuſammengetretene Verein zu Unterſtützung der ſieben Göttinger Profeſſoren hat in der mit der Rechnungsablegung über die eingekommenen Beiträge, welche nahe an 7000 Thlr. ausmachen, beſchäftigten Conferenz den Beſchluß gefaßt, auf die nächſten drei

von sich stoßen, nicht gänzlich schwächen, denn er werde dann keine Stütze mehr haben gegenüber einem Volke, welches ihm bald über den Kopf wachsen würde. Die Führer der Partei waren Graf Orlof-Davidof, Golochwastof und Besabrow. Der Kaiser ließ am 16. Januar die Adelsversammlung schließen und unterdrückte das periodische Blatt, das ihr zum Organ diente.

Die fanatische Partei des „jungen Rußland" aber verband mit ihrem bekannten Panslavismus auch eine Lobpreisung der angeblich uralten socialdemokratischen Gemeindeverfassung der Russen, mit gemeinschaftlichem Grundbesitz unter Ausschluß des Privatgrundbesitzes. Der 1869 in Basel tagende socialdemokratische Arbeitercongreß verwarf in seinem Programm den Privatbesitz überhaupt und wollte den gemeinschaftlichen Besitz und die Theilung des Ertrags, den gleichen Antheil eines Jeden am Genuß zur Regel der Zukunft machen. Mit diesem Program hoffte die revolutionäre Propaganda das russische Volk in ihr Interesse zu ziehen, und andererseits hoffte die panslavistische Propaganda in Rußland durch dasselbe Mittel sich das mittlere und westliche Europa zu unterwerfen.

Vor allen Dingen muß festgehalten werden, daß sowohl die Ankläger, als die Vertheidiger der Emancipation von falschen Voraussetzungen ausgehen. Der Gemeindebesitz mit Ausschluß des Privatbesitzes ist keineswegs ein altrussisches oder altslavisches Herkommen und insofern gleichsam geheiligt. Er schreibt sich erst aus einer späteren Zeit her und hat ein ganz modernes Motiv. Etwa ein Jahrhundert später nämlich, nachdem im mittleren und westlichen Europa die alten germanischen Rechtsverhältnisse durch die Einführung des römischen Rechts, des altrömischen Despotismus und des demselben dienenden, die Ausplünderung des Volks bezweckenden Finanzwesens zerstört worden waren, ahmten auch die dem europäischen System sich nähernden geldbedürftigen Czaare Rußlands jenen Neuerungen nach und führten erst 1592 die Leib-

eigenſchaft der früheren freien Bauern dadurch ein, daß ſie dieſelben an die Scholle banden und ihnen keinen Umzug mehr geſtatteten. Einzig zu dem Zweck, daß die Aecker ihre Bebauer behielten und jede Gemeinde die jährlichen Steuern bezahlen konnte. Erſt im Jahr 1718 verfügte Peter der Große die periodiſche Neueintheilung der Aecker, wieder einzig zu dem Zweck, daß jeder Acker gehörig bebaut wurde, alſo auch die Steuern vollſtändig gezahlt werden konnten, wofür die ganze Gemeinde haften mußte. Es handelte ſich alſo nicht um einen altſlaviſchen Gemeindebeſitz, ſondern nur um eine ſehr moderne Haftbarmachung aller Dorfgenoſſen für die Steuerlaſten.

Andererſeits iſt es aber auch wieder eine falſche Vorausſetzung, daß durch die neue Geſetzgebung unter Kaiſer Alexander II. die Bauern zum Eigenthumsrecht gelangt ſeyen. Das ſteht alles noch im weiten Felde. Sie ſind nicht mehr Leibeigne des Adels, aber noch Leibeigne der Gemeinde und immer noch an die Scholle gebunden. Die Freizügigkeit wird ihnen durch das Geſetz erſchwert und oft unmöglich gemacht, weil ſie alle ſolidariſch für die Steuern haften müſſen. Die Gemeinde kann alſo die arbeitenden Arme nicht entbehren und nicht aus ihrem Verband entlaſſen. Ein großer Uebelſtand iſt, daß eine Menge Bauern aus Faulheit nicht arbeiten wollen und doch in den Verſammlungen und bei der Wahl des Ortsvorſtandes das große Wort führen, ſo daß die Ruhigen und Fleißigen für ſie arbeiten müſſen. Aus allen glaubwürdigen Berichten geht hervor, daß die Emancipation die Sitten der Bauern verſchlimmert habe. Doctor Mardner, der in Rußland gelebt, hielt einen Vortrag in Frankfurt, worin er hervorhob, daß die Bauern ſich jetzt viehiſch zu beſaufen pflegten, da ſie doch früher durch die Gutsherrn, um ihre Geſundheit und Arbeitskraft zu ſchonen, zu etwas mehr Mäßigung angehalten worden ſeyen. Die Angabe in Kolbs Statiſtik, daß ſeit der Emancipation ſchon 8000 Volksſchulen in

Rußland gegründet worden ſeyen, bezweifelt Mardner, er habe wenigſtens grade in den cultivirteren Bezirken keine einzige gefunden.

Man hörte daher auch in ruſſiſchen Zeitungen bittere Klagen über magere Ernten und Hungersnoth in Folge des vernachläſſigten Ackerbaues, und nicht minder wurde öfter von, wenn auch nur vereinzelten, Bauernaufſtänden berichtet. Jedenfalls erwies ſich die Lobpreiſung der neuen ländlichen Zuſtände als trügeriſch.

Unter den ruſſiſchen Studenten herrſchte noch immer eine geheime Gährung. Der ſocialiſtiſche Geheimbund der ſog. Nihiliſten, welcher ganz Rußland gleichſam raſiren wollte, um darauf den Neubau ſeiner Demokratie zu errichten, war zwar urſprünglich nicht in Rußland ſelbſt geboren, ſondern durch Herzen und andere Schwärmer der ruſſiſchen Emigration erſt aus London und Paris eingeſchmuggelt worden, hatte aber ohne Zweifel in der Aufhebung der Leibeigenſchaft und in der Gütergemeinſchaft ruſſiſcher Dorfgemeinden ein Mittel erkannt, den Socialismus des weſtlichen Europa in Rußland einbürgern zu können. Der alte Wühler Bakunin war noch immer von der Schweiz aus thätig, die ruſſiſche Jugend, zumal in Moskau, heimlich bearbeiten zu laſſen. Dazu diente ihm in letzter Zeit am eifrigſten Netſchajew, ein Student, der eine förmliche geheime Nationalregierung in Moskau errichtete und im November 1869 einen andern Studenten, von dem er verrathen zu werden fürchtete, niederſchoß und die Leiche hinterdrein hängen ließ. Dieſer Fall aber machte die Polizei aufmerkſam und es erfolgten im Laufe des Winters zahlreiche Verhaftungen. Netſchajew wurde jedoch nicht entdeckt.

Im Januar 1870 ſtarb in der Verbannung zu Paris jener Alexander Herzen, der die geheime Verſchwörung der Socialiſten in Rußland zuerſt organiſirt hatte. Als der natürliche Sohn eines reichen adeligen Gardeoffiziers 1812 geboren, genoß er eine gute Erziehung, ſtudirte auf der Univerſität eifrig die Hegel'ſche Philoſophie und ſchöpfte daraus dieſelben Grundſätze, wie Arnold Ruge

und die Wühler in Deutſchland. Man wurde bald auf ihn aufmerkſam und Kaiſer Nikolaus verbannte ihn in den Ural, wo er in einer Kanzlei dienen mußte, endlich heirathete und Hofrath wurde. Als ſein Vater ſtarb, erbte er ein ſchönes Vermögen und wanderte 1847 nach Paris aus, um von hier aus die Schäden der ruſſiſchen Verwaltung, die er in ſeinem verhaßten Dienſte gründlich hatte kennen lernen, aufzudecken und den Despotismus des Kaiſer Nicolaus rückſichtslos anzugreifen. An die Stelle dieſes Despotismus wollte er nun die reine Social-Demokratie ſetzen und warb dafür einen geheimen Anhang in Rußland ſelbſt. Nach der Februarrevolution ſah er auch in Paris das perſönliche Regiment und den Militärdespotismus aufkommen und ſiedelte nach London über, unterwegs aber verlor er an einem Tage Mutter, Frau und Kind durch einen Schiffbruch. In London gründete er den Kolokol (Glocke), eine ruſſiſche Zeitſchrift revolutionärer Tendenz, die in Hunderttauſenden von Exemplaren in Rußland eingeſchmuggelt wurde und das heimliche Feuer der Unzufriedenheit und der Verſchwörungen nährte. Seine, wenn auch parteiiſchen Schriften werden unentbehrliche Quellen für die Kunde der neuern ruſſiſchen Geſchichte bleiben.

Im Februar 1870 erfuhr man, die Zahl der in Rußland verhafteten Verſchwörer belaufe ſich ſchon auf dreihundert und in Petersburg ſelbſt ſey eine geheime Druckerei derſelben entdeckt worden. Auch erließ der Kaiſer eine Ukaſe in Bezug auf die nach Sibirien verbannten Polen. Denn auch dieſe ſollten in die nihiliſtiſche Verſchwörung verwickelt geweſen ſeyn. Es wurde ihnen alſo die der Mündung des Amur gegenüber liegende Inſel Sachalin zum Verbannungsorte angewieſen.

Zu derſelben Zeit wurde in Moskau eine revolutionäre Flugſchrift entdeckt, worin das junge Rußland ſich eng an die polniſche Emigration anſchloß, aber mit merkwürdiger Naivetät erklärte, nur eins habe das junge Rußland an den Polen zu tadeln, daß ſie einen polniſchen Staat herſtellen wollten; ſie, die Ruſſen, wollten

gar keinen Staat dulden, ſondern alles demokratiſch planiren. Ein Kaufmann in Petersburg erhielt um dieſelbe Zeit einen aus Genf datirten Brief, der für eine andere Adreſſe beſtimmt war, den er aber der Polizei übergab. Dieſe kam dadurch auf die Spur einer Verſchwörung und ließ 150 Theilnehmer verhaften. Tſcherkeſſow, ein Petersburger Friedensrichter, ſtand an der Spitze.

Von einer religiöſen Bewegung unter den ruſſiſchen Bauern aus Anlaß der Emancipation hat man nichts gehört. Vielmehr erfolgte ein Rücktritt mehrerer altgläubiger Sekten zur ruſſiſchen Staatskirche. Dieſe Altgläubigen unterſchieden ſich unter einander, ſtimmten bisher aber darin überein, daß ſie den Czaaren nicht zugleich als oberſten Patriarchen der griechiſchen Kirche anerkannten. Theologiſche Streitigkeiten, welche unter dieſen Sektirern ausgebrochen waren, wurden von der Regierung klug benutzt, um ſie zur Staatskirche hinüberzuziehen. Das Haupt der einen Sekte, der ſog. Philipponen, hieß Paulus der Preuße. Drei andere vorragende Führer waren der Biſchof Juſtinus, die Mönche Theophil und Ignati.

Im Frühjahr 1870 fiel es zuerſt auf, daß ſo viele ruſſiſche Kriegsſchiffe die Dardanellen paſſirten, woraus man endlich merkte, Rußland verſtärke ſeine Kriegsflotte im ſchwarzen Meere, im Widerſpruch mit dem Pariſer Friedensſchluß von 1856. „Vor dem Krimfeldzuge beſtand die ruſſiſche Flotte des ſchwarzen Meeres aus der koloſſalen Stärke von 87 Fahrzeugen, getheilt in 2 Diviſionen, von denen jede aus 3 Brigaden oder 9 Equipagen zuſammengeſetzt war. Bekanntlich wurden die größten dieſer Kriegsſchiffe beim Anrücken der engliſch-franzöſiſchen Flotten in's Meer verſenkt, ſpäter aber wieder ſammt den Geſchützen von Amerikanern gehoben. Es wäre von hohem Intereſſe, einen Blick nach dem verborgenen, wohlbewachten Nikolajew zu werfen, dieſer ſo wichtigen und gewaltig großartigen Anſtalt der ruſſiſchen Schifffahrt im ſchwarzen Meere. Nikolajew liegt nicht weit von der Vereinigung des Ingul mit dem Bug, der hier einen über eine Stunde breiten Liman (Hafen) bildet

und bei einer Länge von 7 bis 8 Meilen im Stande iſt, eine ganze Flotte aufzunehmen. Hier in dieſem wohlbefeſtigten Verſteck befindet ſich die ſupernumeräre Zahl der ruſſiſchen Kriegsſchiffe, deren Beſtimmung es iſt, früher oder ſpäter mit der türkiſchen Panzerflotte zuſammenzuſtoßen."

Am Ende des Jahres 1869 erfuhr man, welch große Anſtrengungen Rußland mache, um nicht nur durch den Kaukaſus nach Transkaukaſien, ſondern auch weiter öſtlich am kaſpiſchen Meere ſtrategiſch und handelspolitiſch wichtige neue Verkehrslinien zu ziehen. Seine Armee im Kaukaſus beträgt 100,000 Mann. Seit dem Krimkriege durfte es keine Kriegsflotte mehr auf dem ſchwarzen Meere halten, es unterhielt aber eine ſolche auf dem kaſpiſchen See. Eine ſtarke militäriſche Stellung im Kaukaſus und an dem daran grenzenden See dient ihm auf doppelte Weiſe, einmal um weſtwärts die Türkei von hinten faſſen zu können, ſodann um auf dem kürzeſten Wege ſeine Heerſäulen über Herat das indobritiſche Reich angreifen zu laſſen, ſobald es will. Eine Eiſenbahnlinie, die bis nach Tiflis, der Hauptſtadt Transkaukaſiens reichen ſoll, ſoll bald dem Verkehr eröffnet werden. Außerdem haben die Ruſſen Krasnowodsk am ſüdöſtlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres beſetzt, um über hier den Handel nach Centralaſien zu treiben und nicht mehr auf dem beſchwerlichen Umwege durch die Orenburger Steppe. Der berühmte ungariſche Reiſende Vambery gibt Aufklärungen über die eigentliche Abſicht der Ruſſen bei dieſem neuen Unternehmen. Unter dem Vorwande, ſie wollten nur den Handelsverkehr erleichtern, ſeyen die Straßen nur zu Operationslinien von Armeen beſtimmt, welche einerſeits den beiden letzten muhamedaniſchen Reichen, dem osmaniſchen und perſiſchen, den Untergang bringen, andererſeits das indobritiſche Reich über den Haufen werfen ſollen.

Indeſſen muß zunächſt das Handelsintereſſe Rußlands in Anſchlag gebracht werden. Man hat berechnet, daß Rußland in neueſter Zeit ſeinen Handel außerordentlich vermehrt hat, um das doppelte.

Und das geſchah gerade in der Zeit, in welcher die engliſchen Flotten ihm eben erſt ihr Uebergewicht im ſchwarzen Meer und in der Oſtſee bewieſen hatten. Es ſuchte ſich im Oſten dafür zu entſchädigen, was es im Weſten einbüßte. Durch die allmälige Eroberung Mittelaſiens gewann es eine bequemere Handelsſtraße nach China, als die ſibiriſche über Kiächta, die ihm bisher allein offen ſtand. Es gedachte anfangs über den Aralſee und Chiwa am Oxus vorzudringen. Dieſer Fluß erwies ſich aber als zu ſehr verſandet. Es zog alſo den Weg über das kaſpiſche Meer nach Krasnowodsk und entlang dem Jaxartes in der Turkomannenſteppe vor. Es unterwarf dieſe Stämme nach einander theils mit Gewalt, theils durch Beſtechung. Es rückte mit ſeinen Militärſtationen jahraus, jahrein weiter vor. Seine letzte Militärſtation iſt nach Vamberys einſichtsvollen Berichten von der Nordgrenze des indobritiſchen Reichs ſo weit entfernt, daß ſie von Karavanen mit Kameelen in achtzehn Tagen erreicht werden kann. Rußland legt aber zunächſt mehr Gewicht auf den chineſiſchen Oſten, als auf den indobritiſchen Süden.

Der Handel mit China iſt ihm von großem Vortheil. Durch Bochara bringen jährlich 30,000 Kameele Thee aus China. Die kürzere Handelsſtraße geht jetzt nicht mehr über das nordwärts entlegene Kiächta, ſondern über Kobdo.

Die Eroberungen nahmen folgenden Verlauf. Nachdem ſich die ruſſiſchen Truppen 1865 im Gebiet des Chans von Choland, Chudajar, zu Taſchkund feſtgeſetzt hatten, begannen ſie gegen Bochara zu operiren, deſſen Chan oder Emir, Muzafar el Din, ſie nicht fürchtete, aber durch ſie im Juni 1837 eine blutige Niederlage erlitt. In Petermanns geographiſchen Mittheilungen 1868 VII. 265 finden wir eine nähere Nachricht über die Folgen dieſer Niederlage. Die Ulemmas forderten als fanatiſche Muſelmänner eine allgemeine Erhebung gegen die Ruſſen. Häuptlinge, welche bisher dem Emir hatten gehorchen müſſen, wie der Beg von Schehriſebs, traten ſelbſtändig auf; nomadiſche Usbecken (die Kitai-Kiptſchaken) ſammelten

ſich zum Kampf gegen Rußland; die afghaniſchen Krieger aber, die bisher im Solde des Emir ſtanden, gingen zu den Ruſſen über. Man darf daraus ſchließen, wie eifrig ruſſiſche Agenten unter den Afghanen thätig ſind und die alte Eiferſucht der barbariſchen Völkerſtämme gegen einander ausnutzen. Ein Beg Jakub, Tyrann von Kaſchgar, der bisher China unterthan geweſen, machte ſich jetzt frei, ſuchte Verbindungen mit den Kirgiſen und hoffte ſich Chokands zu bemeiſtern. Allein die Ruſſen rückten unaufhaltſam vor und ſchlugen unter dem General Kauffmann den Emir vor den Thoren von Samarkand am 9. Mai 1868. Sie nahmen Samarkand, die berühmte Hauptſtadt des einſt vom großen Timur gegründeten Reiches alsbald ein und obgleich die ruſſiſche Beſatzung noch einmal von den Feinden ſchwer bedrängt wurde, kam am 13. General Kauffmann herbei, ſie zu befreien. Weil nun damals der Chan von Bochara mit ſeinem empörten Sohn zu kämpfen hatte, fiel es den Ruſſen leicht, ihm ihre Hilfe aufzudrängen. Der ruſſiſche General Abramow überwand den Sohn und machte dadurch den Vater von Rußland abhängig, im Oktober deſſelben Jahres. Samarkand wurde den Ruſſen abgetreten, der Sohn entfloh zu den Afghanen. Einen jüngern Sohn ſchickte der Emir im Herbſt 1869 nach Petersburg, um ihm unter ruſſiſchem Schutze die Nachfolge in Bochara zu ſichern. Im Jahr 1870 eroberte Abramow auch Kitab, die Hauptſtadt des Begs von Schehriſebs, und machte ihn dem Chan von Bochara wieder unterthan.

Alſo hatte Bochara ſich den Ruſſen hingegeben, indeß Afghaniſtan durch Shir Ali in nähere Verbindung mit den Engländern in Oſtindien getreten war, und Rußland und England berührten ſich hier bereits auf feindliche Weiſe, wenn auch immer noch durch Länderſtrecken von einander getrennt. Der Times wurde unter dem 23. September 1867 aus Calcutta geſchrieben, Rußland habe auch in Afghaniſtan Umtriebe gemacht, um Herat in den Beſitz von Perſien zu bringen, wie es andererſeits auch das Paſchalik von Bagdad

Perſien zu verſchaffen ſuche, um durch ſolche Vergrößerungen den perſiſchen Schah ganz auf ſeine Seite zu ziehen, ohne deſſen Mitwirkung es einen unmittelbaren Angriff auf das indobritiſche Reich wohl noch nicht wagen könne. In der That las man einigemal in den Zeitungen bald von Aufſtänden arabiſcher Stämme in Meſopotamien und von Anſammlungen perſiſcher Truppen an der türkiſchen Grenze, dann erfuhr man aber nichts mehr davon. Dagegen ſollte im Frühjahr 1869 im Südweſten des Kaſpiſchen Meeres den gegen Indien vordringenden Ruſſen ein anderes Hinderniß in den Weg gelegt worden ſeyn.

Im Mai 1869 erfuhr man aus dem Orenburgiſchen im Oſten des europäiſchen Rußland, ein Kirgiſenſtamm, die Atchebels, ſeyen dort im vollen Aufſtande gegen die ruſſiſche Regierung und wollten unter einem nicht mehr von Rußland abhängigen Chan einen ſelbſtändigen Staat bilden. Sie ſeyen nämlich durch neue Maßregeln der ruſſiſchen Regierung, durch welche ſie immer mehr von ihrer herkömmlichen nationalen Eigenheit aufgeben und dem ruſſiſchen Nivellirungsſyſtem zum Opfer bringen ſollten, heftig aufgeregt und hätten die wenigen ruſſiſchen Truppen, von denen ſie überwacht worden ſeyen, aus ihrer Steppe hinausgejagt. Man machte darauf aufmerkſam, daß der berüchtigte Aufſtand von Pugatſchef in derſelben Gegend begonnen habe, und daß es immerhin ſchwierig für die ruſſiſche Regierung ſey, alle jene nicht ſlaviſchen, ſondern tatariſchen und mongoliſchen Völkerſtämme zu befriedigen, wenn ſie dieſelben ganz ſo ruſſiſch uniformiren wolle, wie ihre ſlaviſchen Unterthanen. Die Regierung habe geraume Zeit dieſe an ein freies Nomadenleben gewöhnten Stämme geſchont, um ſie zur Ueberwältigung anderer rebelliſcher Unterthanen zu brauchen, habe ihre Häuptlinge beſtochen, ihre wilden Horden als leichte Reiterei im Kriege gebraucht und reichlich Beute machen laſſen. Das haben ſie ſich gern gefallen laſſen, nicht aber, daß man ſie den übrigen Unterthanen, Sclaven und Ackerbauern gleich ſtelle, ſie über denſelben

Kamm ſcheere, ſie mit derſelben Beamtencorruption bedrohe. Anfangs hörte man, Rußland hoffe, des Kirgiſenaufſtands bald Meiſter zu werden durch Anwendung eines alten probaten Mittels, nämlich durch Aufhetzung eines Volksſtamms gegen den andern. Hatten ſich doch die Koſacken dazu hergegeben, früher Sibirien für Rußland zu erobern und ihm unlängſt auch noch den Kaukaſus zu unterwerfen. Durch ſie alſo wollte man die Kirgiſen zügeln. Dann erinnerte man ſich wieder, daß ja dieſelben Koſacken auch Pugatſchefs Aufſtand mitgemacht hatten, und wirklich gingen im Beginn des Juni Gerüchte um, auch diesmal hätten ſich die Koſacken mit den Kirgiſen gegen die Regierung vereinigt. Es hieß oberhalb Sarepa ſeyen viele tauſend doniſche Koſacken über die Wolga gegangen, um am linken Ufer dieſes Stroms ſich mit den aufſtändiſchen Kalmücken und Kirgiſen zu vereinigen, gegen die auch die Garniſon von Orenburg und jene anderer Grenzfeſtungen im Anmarſch ſeyen. Die Hauptmacht der Rebellen, heißt es weiter, bewege ſich am rechten Ufer des Uralfluſſes aufwärts der Stadt Uralsk zu, die in Vertheidigungszuſtand geſetzt worden ſey. Den ganzen Sommer über hörte man aber nichts weiter weder von einem Fortſchritte des Aufruhrs, noch von einer Unterdrückung deſſelben. Erſt im September kam eine unverbürgte Nachricht aus Oſtindien, die ruſſiſchen Nationen öſtlich vom Aralſee ſeyen durch das Vordringen der aufſtändiſchen Stämme vom Innern Rußlands abgeſchnitten worden. Dagegen berichteten ruſſiſche Quellen, der ohnehin unbedeutende Aufſtand ſey gedämpft, die Kirgiſen hätten ſich freiwillig unterworfen. Das wurde aber durch Handelsnachrichten widerlegt, die die völlige Unterbrechung des Handelsverkehrs, die Plünderung der Karawanen, die Blokade mehrerer ruſſiſcher Forts durch die Kirgiſen und die mit ihnen verbundenen Horden von Chiva meldeten. Noch im Mai 1870 meldeten Petersburger Blätter, am 24. März ſey ein ruſſiſcher Oberſt von den Kirgiſen gefangen worden, ein von ihnen belagertes Fort ſey aber durch ruſſiſche Truppen wieder

Jahre den Professoren, mit Ausnahme Ewalds, der eine Anstellung erlangte, und Gervinus's, der Verzicht geleistet, ihren bisher bezogenen Gehalt zu sichern. Der Bericht fordert zu neuen Unterzeichnungen und Beiträgen auf.

Die angesehensten Verlagsbuchhändler in Berlin sind zu einem Vereine zusammengetreten, der dem im deutschen Buchhandel um sich greifenden Mangel an Solidität entgegentreten will. Dieser Verein hat sich anheischig gemacht, jedem Buchhändler, der mindestens fünf Mitglieder desselben seit 3 Jahren die schuldigen Summen nicht bezahlt hat, fortan allen Credit zu versagen. Zu diesem Behufe erläßt der ganze Verein an jeden Buchhändler, der mehreren Mitgliedern desselben seit längerer Zeit den Saldo nicht bezahlt hat, eine gemeinschaftliche Aufforderung mit der Anzeige, daß wenn innerhalb einer bestimmten Frist die Zahlung nicht erfolgt, die Versagung des Credits von Seiten aller unbedingt eintrete. Da die Mitglieder des Vereins, etwa 20 an der Zahl, eine bedeutende Fraction des deutschen Verlagshandels bilden, so kann ihr gemeinsames Verfahren nicht ohne Einfluß seyn.

In der in Leipzig statt gefundenen Generalversammlung des Vereins der dortigen Buchhändler wurde abgestimmt über den Vorschlag der Deputirten, bei der Landesregierung darum nachzusuchen, daß das bekannte preußische Gesetz über literarisches Eigenthum in seinen Grundprinzipien auch in Sachsen angenommen werde. Es wurde derselbe einstimmig angenommen, da man nicht verkennt, daß das Gesetz, wenn es auch hier und da noch einige Mängel zeigen sollte, im Ganzen vortrefflich sei, lange Berathungen auch in Sachsen schwerlich jeden kleinen Mangel beseitigen würden, und überdieß es höchst wünschenswerth sei, daß die Gesetzgebung über literarisches Eigenthum im ganzen Deutschland möglichst eine und dieselbe Form annehme.

Am 1. Dec. 1839 hat sich in Pyrmont in einer Zusammenkunft von Forstmännern ein norddeutscher Verein für Forst- und Jagdkunde constituirt. Die nächste Zusammenkunft wurde auf den Monat Juni 1839 festgesetzt und als Ort derselben Pyrmont. Die Versammlungsorte sollen für jedes Jahr neu bestimmt, die Beamten des Vereins immer nur auf ein Jahr gewählt werden.

In Berlin hat sich unter der Benennung „Preußische Rentenversicherungsanstalt" ein Verein gebildet, dessen Statuten am 9. Oct. 1839 die königliche Bestätigung erhalten haben. Die Anstalt ist der Wiener nachgebildet, ohne aber, wie diese, blos auf die Monarchie beschränkt zu sein. Der Grundzug, der sie vor ähnlichen Instituten auszeichnet, ist, daß die Stifter sich keinen Privatvortheil vorbehalten haben, sondern alle dem Institut zufließenden Gelder nach Bestreitung der Administrationskosten den Interessenten ausschließlich zu gut kommen. Von der Verwaltung wird alljährlich öffentliche Rechenschaft abgelegt. Sie wird von einer Direction geführt, aber speciell beaufsichtigt und geleitet von einem aus Mitgliedern der Anstalt durch Generalversammlungen sich constituirenden Curatorium, welchem ein vom König ernannter Präsident beigeordnet wird. Außerdem controlirt und revidirt die Verwaltung ein Ministerialcommissär in Verbindung mit zwei aus der Wahl von Generalversammlungen hervorgehenden Revisionscommissarien, welche zugleich Mitglieder der Anstalt sein müssen.

Zur Verwirklichung des gemeinnützigen Zwecks, welchen sich der unter dem Schutze des Erzherzogs Johann errichtete Verein zur Beförderung und Unterstützung der Industrie und Gewerbe in Innerösterreich gesetzt hat, soll eine auf Actien gegründete Handelsgesellschaft errichtet werden. Der Sitz derselben soll Triest sein und die Direction der Chef des dortigen Handelshauses Josef Valland führen. Das Bestreben dieser Gesellschaft wird dahin gerichtet sein, die Ausfuhr der Natur- und Kunsterzeugnisse der Provinzen Steyermark, Kärnthen und Krain möglichst zu befördern.

Preßangelegenheiten.

Zu dem am Johannistage 1840 zu begehenden Jubelfeste der durch Johann Guttenberg von Mainz erfundenen Buchdruckerkunst beabsichtigt der Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst, Dr. Heinrich Meyer in Braunschweig, ein Guttenbergalbum herauszugeben und richtet die Bitte an alle Gebildete um einen Beitrag, groß oder klein, gleichviel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede. Das Album soll in zwei Ausgaben erscheinen, und zwar in einer einfachen, aber schön gedruckten, billigen, jedem

befreit worden. Im Juni desſelben Jahres mußte ſich der Generalgouverneur von Orenburg ſelbſt an die Spitze einer beträchtlichen Truppenmacht ſtellen, um die Kirgiſen zurückzutreiben.

Wie mit Argusaugen umlauert und umſpäht der ruſſiſche Doppeladler die hinfälligen Reiche Aſiens. Dem chineſiſchen Reiche hat er vom Norden her bereits das wohlgelegene Amurland entriſſen und dadurch einen bequemen Zugang zu den japaniſchen Gewäſſern erlangt, in denen es auf einer Inſel nahe bei Japan auch ſchon eine Militärſtation errichtet hat. Nunmehr bedroht es das chineſiſche Reich nur mehr von Weſten her. Unlängſt brachten proteſtantiſche Miſſionäre vom Süden des Baikalſees die betrübte Nachricht, ſie hätten hier nichts ausrichten können, ſondern umkehren müſſen, weil die ruſſiſchen Grenzbehörden ſie nicht duldeten. Es ſey nämlich ruſſiſche Politik, an dieſen Grenzen den Buddhismus der mongoliſchen Bevölkerung auf alle Weiſe zu ſchonen und zu begünſtigen, die Prieſterſchaften reichlich zu bezahlen und ihnen treffliche Tempel zu errichten, um durch ſie die Mongolen zu bearbeiten und in den ruſſiſchen Unterthanenverband hinüberzulocken. Die chineſiſche Regierung iſt auch zu ohnmächtig, um ſich dieſer ruſſiſchen Agitation zu erwehren.

Was müſſen wohl die armen Polen denken, die zu Tauſenden nach Sibirien verbannt worden ſind und von hier aus ſehen, wie daſſelbe heilige Rußland, welches die katholiſche Kirche in Polen und die lutheriſche in den Oſtſeeprovinzen angeblich aus orthodoxem Eifer für die allein echte chriſtliche Kirche, nämlich für die ruſſiſche, ſyſtematiſch ausrottet, an der chineſiſchen Grenze eben ſo ſyſtematiſch das heidniſche Götzenthum pflegt und ſchützt?

Die Chalkas-Mongolen, von denen es ſich hier handelt, ſtehen zwar dem Namen nach unter chineſiſcher Oberherrſchaft, gehorchen aber nach mongoliſcher Weiſe einem geiſtlichen Oberhirten oder Lama, in welchem Buddha verkörpert ſeyn ſoll. Dieſem wird nun von ruſſiſcher Seite geſchmeichelt, und ſeit 1860 reſidirt, angeblich blos

des Handels wegen, in Urga, einem ſtehenden ſtadtartigen Mongolenlager, ein ruſſiſcher Conſul, der gewandte Schiſchmarew, der eine Leibwache und ruſſiſche Handwerker mitgebracht hat, ſcheinbar blos um den Theehandel zu überwachen. Nun ſoll aber im Beginn des Jahres 1870 in dieſem Mongolenlande ein Aufſtand gegen die chineſiſche Herrſchaft ausgebrochen ſeyn.

Der ruſſiſche Theehandel iſt wirklich ſeit den letzten neun Jahren in dem Maaße gewachſen, in welchem die Ruſſen ihre Herrſchaft in jenen Gegenden ausgebreitet und ſelbſt die Theeproduktion übernommen haben. Sie bauen den Thee zu Hu-peh ſogar in beſſerer Qualität als die chineſiſche und haben bereits im Jahr 1865 nicht weniger als 15,000 Körbe (je zu 100 Pfund) ausgeführt und aus Urga, der Hauptſtadt der Mongolei ſollen ſie 50,000 Körbe, alſo über die Hälfte des durch den engliſchen Handel ausgeführten Thees, auf dem Landwege nach Europa bringen.*)

*) Ausland 72. Seite 302.

Dreizehntes Buch.

Ostindien, China und Japan.

In Ostindien war nach der großen Revolution vom Jahr 1857 durch die unglaubliche Tapferkeit und Energie der englischen Truppen die Ruhe und der Gehorsam wieder hergestellt und nach Auflösung der ostindischen Compagnie ein unmittelbar von der englischen Regierung bestelltes Gouvernement eingesetzt worden. Dasselbe wußte der englischen Fahne und Flagge überall Achtung zu verschaffen. Im Anfang des Jahres 1866 wurde der arabische Sultan von Maskat im persischen Golf von seinem eigenen Sohn ermordet und die darüber unter den Arabern selbst entstandenen Kämpfe kamen den Engländern zu statten, weil sie jene Raubstaaten an der arabischen Küste schwächten. Gleichwohl erneuerten sie im Jahr 1868 unter dem Scheik von Barbien ihre Seeräubereien und mußten im September und Oktober durch eine englische Flotille gezüchtigt werden. In demselben Jahre bestritt Ostindien fast allein die große Expedition nach Abessynien, die den übermüthigen Usurpator Theodor daselbst züchtigte, daß er das Reich und das Leben zugleich verlor.

Dagegen schien von Norden her dem indobritischen Reich eine ernste Gefahr zu drohen, sofern die Russen Jahr aus, Jahr ein ihre großen Eroberungen in der Turkomannensteppe fortsetzten und bis

Bochara an der Grenze auf Afghaniſtan vordrangen, zugleich aber auch überwiegenden Einfluß auf den Schach von Perſien übten. Dieſer Herr Naſſereddin hatte ſchon einmal im Jahr 1856, als er Herat behalten wollte, den engliſchen Waffen weichen müſſen. Wenn auch von Rußland beeinflußt, ſcheint er doch auch dieſem keine großen Dienſte leiſten zu können, da die Verwaltung, beſonders des Heeres in Perſien, ſchlecht beſtellt iſt. Im benachbarten Afghaniſtan kämpften die Söhne des verſtorbenen Doſt Muhamed um die Herrſchaft. Abdul Raman, der zuletzt noch allein dem Shir Ali gegenüber ſtand, ſoll die Hülfe der Ruſſen nachgeſucht haben, wurde aber im Spätherbſt 1868 in einer Schlacht bei Bamian von Shir Ali beſiegt. In demſelben Jahr ſah ſich Sir John Lawrence, General-Gouverneur von Oſtindien, veranlaßt, den General Mansfield mit Truppen in die Grenzgebirge von Afghaniſtan zu ſchicken, um die unabhängigen Stämme dort wegen ihrer räuberiſchen Einfälle ins britiſche Gebiet zu züchtigen. Nachdem dies geſchehen war, lud Mansfield Shir Ali zu einer Zuſammenkunft ein, die aber verſchoben werden mußte, weil Shir noch mit ſeinem Bruder Abdul Raman im Kampfe lag.

Die indobritiſche Regierung that nichts, um ſich die Herrſchaft, oder wenigſtens überwiegenden Einfluß im reichen Kaſchmirthale zu ſichern. Hier regierte Rambir Singh, ein Nachkomme des Gholab Singh, völlig unabhängig und als ſcheuslicher Despot. Als Alleinherr des Grund und Bodens ließ er ſämmtliche Ernten des ſklaviſchen Volks durch ſeine Beamten in ſeine Magazine bringen und das ſklaviſche Volk mußte von ihm alle Lebensmittel kaufen. Auch die berühmte Shawlfabrikation machte er zu ſeinem Monopol und die armen Weber mußten ihm als Sklaven um geringen Lohn die werthvollſten Shawls verfertigen. Es gelang einigen dieſer Armen, über die britiſche Grenze zu entfliehen, und man ließ ſie zu Amritſir und Ludhiana eigene Webereien errichten. Aber die Hauptſache, die feine Wolle aus Thibet fehlte. Rambir ließ ſie nicht

durch und vielleicht wird Rußland ſich dieſes koſtbaren Materials zu bemeiſtern wiſſen.

Wie weit Rußland ſeinen Einfluß bis in den Süden Aſiens hinein erſtreckt, erhellt daraus, daß unter den muhamedaniſchen Unterthanen des indobritiſchen Reichs für den Namen „Ruß“ Propaganda gemacht wird, wie auch unter den Wechabiden in Arabien. Im Jahr 1867 wurde unter dieſen Muhamedanern des Südens eine angebliche Proklamation des ruſſiſchen Kaiſers verbreitet, worin er ihnen Hülfe zuſicherte. Hierbei iſt zu erwägen, daß die Perſer als Schiiten Todfeinde der ſunnitiſchen Türken ſind und daher gern mit den Ruſſen zuſammen halten, welche gleichfalls die Türken anfeinden. Eben ſo feindlich ſteht die arabiſche Sekte der Wechabiten den Türken gegenüber, ſympathiſirt daher mehr mit den Ruſſen, als mit den türkenfeindlichen Engländern.

Nachdem Shir Ali ſeinen Bruder beſiegt hatte, lud ihn Lord Mayo, der neue engliſche Generalgouverneur oder Vicekönig von Oſtindien, feierlich zu einer Zuſammenkunft in Ambalah ein an den Ort, bis wohin von Calcutta aus die Eiſenbahn führt, im Norden des indobritiſchen Reichs. Shir Ali erſchien am 27. März 1869, empfing koſtbare Geſchenke, viele Waffen und Kanonen und die Zuſicherung einer jährlichen Subſidie von 120,000 Pfund Sterling. Damit hoffte England ſeine Treue zu befeſtigen. Allein, wenn Rußland dem Afghanenfürſten daſſelbe oder noch mehr geboten hätte, ſo würde er auf die ruſſiſche Seite getreten ſeyn und kann es ſpäter noch thun. England könnte nur dann feſten Fuß in Afghaniſtan faſſen, wenn es eine ſtehende Geſandtſchaft in der Hauptſtadt Kabul und tüchtige Conſuln in den wichtigſten andern Städten hätte, die ſich genaue Orts- und Perſonalkenntniß erwürben und Geld genug hätten, um jeden einflußreichen Barbaren beſtechen zu können, wie das die Ruſſen mit ſo viel Geſchick zu thun pflegen. Auch müßte, um den Ruſſen den Zugang zu verwehren, England ſich auf irgend eine Weiſe der berüchtigten Kheiberpäſſe zu bemeiſtern

wiſſen, die in langer Erſtreckung von ſehr wilden und tapfern Barbaren bewohnt ſind, und jeden Feind leicht aufhalten. — Es verlautete, Shir Ali habe ſich über die bisherige Unthätigkeit der Engländer beklagt; hätten ſie ihn früher unterſtützt, ſo würde der Bruderkrieg in Afghaniſtan und würden die Blicke nach Rußland vermieden worden ſeyn. Das beſte Ergebniß der Zuſammenkunft waren Reformen, die der Emir im Innern vornahm, wobei er ſtets wachſam die Bewegungen der Ruſſen beobachten ſollte. Als er aber heimgekehrt war, ging er zwar mit den Reformen vor und ſtrebte zunächſt, das alte Feudalſyſtem der Afghanen zu unterdrücken, welches die Einheit und Energie des Emirs am meiſten hemmte; man wirft ihm aber vor, er habe ſeinerſeits das alte barbariſche Syſtem beibehalten, welches den Mächtigen befugt, alles zu nehmen und nichts zu geben. Kurz, man warf ihm Geiz vor und widerſtrebte den Reformen. Man machte einen Mordverſuch auf ihn und das von ihm einberufene Contingent von Herat deſertirte. Als Hauptgegner trat ſein eigener Neffe, Ismael Chan, gegen ihn auf, wurde aber von ihm gefangen genommen und nebſt zwei Brüdern den Engländern übergeben. Die beiden Letztern kamen nach Lahore, Ismael ſelbſt jedoch entwiſchte. Unterdeß war im Norden von Afghaniſtan der Emir von Bochara von den Ruſſen beſiegt worden und hatte ihnen Samarkand abtreten müſſen. Der ältere Sohn deſſelben Abdul Melik, zubenannt Kette Töre (großer Prinz), der unzufrieden mit dem zu furchtſamen Vater auf eigene Fauſt die Ruſſen bekämpft hatte, flüchtete ſich zu Shir Ali, während ſein jüngerer Bruder, wie ſchon oben bemerkt iſt, nach St. Petersburg ging, um ſich dort unter ruſſiſchen Schutz zu ſtellen.

Am Ende des Jahres 1869 wurde geklagt, der engliſche Geſandte in Perſien thue ſeine Schuldigkeit nicht und handle namentlich nicht im Einverſtändniß mit der Regierung in Calcutta, weil er ausſchließlich von London Anweiſungen erhalte. Dies ſey der Hauptgrund, warum Rußland in Perſien mehr Einfluß habe als

England, und warum auch Shir Ali nicht habe wagen können, den jungen Prinzen von Bochara zu unterſtützen. Wie Perſien, ſo iſt auch Muzaffer Edin von Bochara ganz von Rußland beeinflußt. Derſelbe war ſchon gegen Shir Ali zu Felde gezogen, als Rußland ihn veranlaßte, den Fluß Oxus nicht zu überſchreiten. Rußland wollte erſt allmälig vorgehen. Dagegen durften die Perſer ſich eines afghaniſchen Grenzgebietes bemächtigen, des ſog. Siiſtan. Gleichzeitig rückten auch die Wechabiten im ſüdlichen Arabien wieder gegen Maskat vor und bedrohten Oſtindien vom Weſten her.

Im Frühjahr 1870 berichtete der bekannte Vambery aus Oſt-Turkeſtan, die Engländer hätten endlich eine Miſſion dahin geſchickt, die Herrn Forſyth und Cayley, um merkantiliſche und wohl auch politiſche Verbindungen hier anzuknüpfen, „der ruſſiſche Bär werde aber den Zugang zu dem Honigkorbe oſtturkeſtaniſchen Handels ſich ſchwerlich durch die Leopardenpfoten Englands verrammeln laſſen.“ Uebrigens macht auch China Anſpruch auf Oſtturkeſtan, welches dem chineſiſchen Reich früher unterworfen war und ſich nur von ihm losgeriſſen hat. — Dagegen hat ein Doktor Williams einen für die Engländer noch bequemern Landweg nach China entdeckt, nämlich von Rangoon aus, den großen Fluß Irawaddy aufwärts, durch das Birmaniſche Gebiet, in welchem die Engländer immer mehr Einfluß gewinnen.

Der größte Mangel, den man ſchon oft der indobritiſchen Politik vorgeworfen hatte, war der eines eigentlichen Coloniſationsſyſtems. Schon Crawfurd, der engliſche Geſandte, der von Calcutta nach Siam reiste, bemerkte im Eingang ſeines intereſſanten Reiſewerks, Oſtindien beſitze eine Menge noch ganz unkultivirter Ländereien des fruchtbarſten Bodens, und tadelt desfalls „die unkluge, kurzſichtige und anticoloniſtiſche Politik der oſtindiſchen Compagnie.“ Das ſchrieb Crawfurd im Jahr 1821 und ſeitdem hat die oſtindiſche Compagnie ihr Ende erreicht und das indobritiſche Reich iſt ausſchließlich unter die Verwaltung der Krone gekommen.

Aber die Politik iſt dieſelbe geblieben. Wenn man erwägt, daß ſich die großen Eroberungen der Engländer doch erſt von Clives und Wellingtons Heldenthaten an datiren, alſo von einer Zeit an, in welcher England mit ſeiner großen nordamerikaniſchen Colonie die bitterſten Erfahrungen gemacht hatte, ſo läßt ſich denken, warum die engliſche Regierung in Oſtindien das vermeiden wollte, was ihr in Nordamerika mißlungen war. Hätte ſie zur Auswanderung aus Europa nach Oſtindien aufgefordert und die Coloniſation begünſtigt, ſo hätte ſich dort allerdings eine gedrungene Maſſe von weißen Europäern allmälig ausbreiten können und die fruchtbaren Ländereien würden nutzbar gemacht worden ſeyn. Dieſe Coloniſten aber würden ſich mit der Zeit vom Mutterlande eben ſo unabhängig gemacht haben, wie die Anglo-Amerikaner.

England zog es alſo vor, das reiche Oſtindien dadurch zu behaupten, daß es dort nicht coloniſirte, dort keine weiße Bevölkerung anwachſen ließ, um am Ende da allein zu ernten, was England geſäet hatte. Es zog nicht blos durch den Handel, ſondern auch durch ſeine Finanzverwaltung im indobritiſchen Reiche aus demſelben unermeßliche Reichthümer, welche den Koſtenaufwand der Verwaltung und Marine verhältnißmäßig klein erſcheinen ließen. Der Sieg der engliſchen Regierung über die große Revolution von 1857 hat glänzend bewieſen, welche Minderzahl von disciplinirten Europäern ausreicht, um die ungeheure Mehrheit der Eingeborenen in Gehorſam zu erhalten. Alſo war das bisher eingehaltene Syſtem, welches jede eigentliche Coloniſation aus Europa fern hielt, der Regierung nützlich. Und auch der altengliſchen Nation ſelbſt, denn aller Gewinn aus Oſtindien floß nach Alt-England. Durch eine Coloniſation würde ſich ein Neu-England am Ganges gebildet und den Gewinn der Eroberung durch eine Emancipation vom Mutterlande demſelben für immer entzogen haben.

Außer dem ſpezifiſch engliſchen Intereſſe kommt hier aber noch ein anderes in Frage, nämlich ein allgemein europäiſches und chriſt-

liches. Es würde England doch wohl zuzumuthen seyn, daß es der civilisatorischen und christlichen Mission mehr entsprochen hätte. Es ist eine Pflicht der edleren, an Bildung und Sitte gereifteren Race, die theils noch inferioren, theils wieder verwilderten Racen zu erziehen. Es ist eine Pflicht der Christen, die Heiden zu bekehren. Indem England von Gott begnadet wurde, vermöge seiner Fähigkeiten und seiner Macht sich mehr Rechte anzueignen, als andere Staaten, lag es ihm auch ob, in gleichem Maße mehr Pflichten zu erfüllen. Es ist eben so inhuman als unchristlich, daß die englische Regierung das Heidenthum in Ostindien mit aller daran klebenden Barbarei duldet und unterstützt, sogar das heidnische Tempelgut verwaltet, wenigstens Tribut von den heidnischen Götterfesten zieht und die heidnischen Tempel mit Götzenbildern aus englischen Fabriken anfüllen läßt, während sie den christlichen Missionären immer scheel sieht und dafür sorgt, daß ihre Mission nie recht reifen, niemals größere Dimensionen annehmen darf.

Schließlich ist auch noch zu bedenken, welchen Werth eine umfangreiche Colonisation germanischer Race allmälig für Asien haben würde. Gewiß keinen geringern, als ihn die Union anglo-germanischer Race für Amerika erlangt hat. Es wird schwer in's Gewicht der Weltgeschichte fallen, daß am Indus und Ganges die weiße Bevölkerung fehlt, die gegenwärtig am Lorenzostrom eine so große weltgeschichtliche Rolle spielt. Mag Rußland immer weiter nach dem südlichen Asien vordringen, oder möchte es möglich seyn, daß die mongolische Race noch einmal einen Weltsturm unternehmen könnte, beiden würde fehlen, was allein eine große germanische Colonisation zu leisten vermag.

Obgleich die ostindische Compagnie aufgehört hatte, hörte man doch immer noch Klagen über die Verwaltung der Colonie. Als Bright unter dem neuen Ministerium Gladstone im Dezember 1868 das Amt der Colonien übernehmen sollte, schlug er es aus, weil er nicht glaubte, er werde im Stande seyn, das alte System der Miß-

bräuche zu überwältigen. Er verlangte, daß man Indien beſſer regiere, nicht es ausplündere, ſondern ſeinen Wohlſtand befördere, den Gemeinden mehr Freiheit gewähre, Gewerbe, Handel, Verkehr beſſer pflege, das Annectiren und Erobern unterlaſſe. Da er aber begriff, daß die Familien, welche bisher in den hohen Verwaltungs-Aemtern in Oſtindien dieſes Land ſyſtematiſch ausgeſogen hatten, ſeinen Reformen unüberſteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen würden, nahm er das ehrenvolle Amt eines Colonialminiſters nicht an.

Ein Aufſtand im Huſaralande wurde im Jahr 1868 nur durch die Schuld der Regierung ſelbſt veranlaßt. Sie hatte nämlich dem Häuptling Mohamed Chan die ihm von den Sikhs rechtmäßig überlaſſenen Diſtrikte gewaltſam entriſſen und ihn verhaftet. Erſt 1870 erkannte der Generalgouverneur auf einer Rundreiſe durch Indien das begangene Unrecht, ließ den Häuptling wieder frei und gab ihm ſein Beſitzthum zurück.

Im Sommer 1869 erfuhr man, die europäiſche Aufklärung und Humanität beginne den Starrſinn der Brahmanen in Oſtindien zu brechen, wenigſtens zu Bombay, der weſtlichſten, Europa am nächſten zugewendeten Groß- und Handelsſtadt des indo-britiſchen Reiches. Hier wurde zum erſtenmal die Wittwe eines Brahmanen öffentlich getraut und ſomit das alte einheimiſche Geſetz, nach welchem ſich die Wittwen mit dem Leichnam des Mannes verbrennen ſollen, nicht mehr befolgt. Die Altgläubigen tumultuirten zwar dagegen, wurden aber zurückgeſchlagen. Auch das Geſetz, nach welchem kein Brahmane das Land verlaſſen darf, wurde mißachtet, indem ſechs Brahmanen ſich nach Europa einſchifften, um ſich dort auszubilden. Auch erfuhr man damals, der vornehmſte Fürſt der Radſchputen, der Manarajah von Seypore, habe ſich unerhörter Weiſe herbeigelaſſen, in dem indiſchen Badeort Simla mit der Gräfin Mayo, der Gemahlin des britiſchen Vicekönigs von Oſtindien, auf einem Balle in einer Quadrille vorzutanzen. Ferner wurde bemerkt, zu dem berühmten Tempel des Wiſchnu Oriſſa werde bei

zugänglichem, und in einer andern auf das Opulenteſte ausgeſtatteten. Dieſe letztere Ausgabe ſoll ſich dem Beſten an die Seite ſtellen, was je unter der Preſſe hervorgegangen iſt, und nicht allein von dem Hochpunkte der Typographie zur Zeit des Jubelfeſtes, ſondern auch der Vergleichung wegen Proben von dem Stande der andern druckenden Künſte geben, und zwar durch Muſterblätter von den Leiſtungen in der Exlographie, im clair-obscur, im Gongreve-, Gold- und Farbendruck, in der Meiotypie, im Kupfer- und Stahlſtich, in der Lithographie (Steinſtich- und Kreidezeichnung) u. ſ. w. Die Proben werden von den erſten Künſtlern Europas, nach von mehren bereits erfolgter Zuſage, gefertigt werden, das ganze große Prachtwerk wird durch eine Vereinigung der eminenteſten Talente entſtehen.

Auf das Geſuch des Appellationsgerichtsraths Wilhelm Ernſt von Schiller haben einem Beſchluß der durchlauchtigſten deutſchen Bundesverſammlung vom 23. Nov. 1839 zufolge die ſouverainen Fürſten und freien Städte Deutſchlands ſich vereinbart, daß den Werken Friedrichs von Schiller zu Gunſten deſſen Erben in allen davon bereits veranſtalteten oder noch zu veranſtaltenden Ausgaben der Schutz gegen den Nachdruck während zwanzig Jahren vom 23 Nov. 1839 an in ſämmtlichen zum deutſchen Bunde gehörigen Staaten gewährt werde.

Eine Verordnung der k. öſtreichiſchen Regierung dehnt die in Abſicht auf den Nachdruck und Nachſtich beſtehenden Verbotgeſetze auch auf das mechaniſche Nachformen ſelbſtſtändiger Werke der zeichnenden Kunſt aus.

Der württembergiſchen Kammer der Abgeordneten iſt ein neuer Geſetzentwurf, das Verbot des Nachdrucks betreffend, vorgelegt worden. Die zur Begutachtung deſſelben niedergeſetzte Commiſſion beſteht aus den Herren Duvernoy, Freiherrn v. Cotta, Prälat v. Pahl, Freiherrn v. Hornſtein, Camerer, v. Moſthaf u. Scheurlen.

In Folge der Verhandlungen des ſachſen-weimariſchen Landtags macht das großherzogliche Regierungsblatt ein Geſetz zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wiſſenſchaften und Kunſt gegen Nachdruck und Nachbildung bekannt, welches mit dem preußiſchen Geſetze über dieſen Gegenſtand vom 11. Januar 1837 im Weſentlichen ganz gleichlautend iſt. Der Eingang des weimariſchen Geſetzes erwähnt dieſer beabſichtigten Gleichförmigkeit der Geſetzgebung über den Nachdruck, um den weimariſchen Unterthanen gleichmäßigen Rechtsſchutz in Preußen zu erwirken.

Literatur.

Der Freiherr Joſeph von Hammer-Purgſtall, k. k. Hofrath und Dolmetſcher der geheimen Staatskanzlei, iſt ſeines Dienſtes enthoben, und mit vollem Gehalte in den Ruheſtand verſetzt worden. An ſeiner Stelle tritt der ſchon vor einiger Zeit zum k. k. Hofrath ernannte, und durch viele Jahre bei der k. k. Botſchaft in Konſtantinopel angeſtellt geweſene Herr v. Hußjar.

Dem Aſtronomen Dr. H. W. M. Olbers zu Bremen hat Se. Majeſt. der König von Preußen am 11. October zum achtzigſten Geburtsfeſte den rothen Adlerorden dritter Claſſe verliehen.

Kunſt.

Es iſt gewiß kein geringes Zeugniß für den Erfindungsgeiſt unſerer Zeit, und für deren Beſtimmung, die Liebe zur Kunſt und zum Schönen in immer größeren Kreiſen zu verbreiten, aber vielleicht auch zu verflachen, daß faſt gleichzeitig in Paris, in St. Petersburg und in Berlin drei, wie es ſcheint gleich wichtige, Erfindungen im Gebiete der Kunſt gemacht worden ſind. Während Daguerre in Paris auf chemiſchem Wege, mittelſt der Einwirkung des Lichts ſelbſt, die naturgetreuſten Abbilder der Gegenſtände feſtzuhalten lehrte, während Jakobi in St. Petersburg durch einen galvaniſchen Prozeß vertiefte Kupferarbeiten in Reliefs umwandelt, ohne jene zu zerſtören, nähert ſich in Berlin eine Erfindung, mittelſt welcher es möglich wird, Oelgemälde mit ihrer ganzen Farbenpracht, und zwar mit

weitem nicht mehr so viel gewallfahrtet wie früher und auch die heiligen Affen, die in Städten und Dörfern unterhalten wurden, nehmen sehr an Zahl ab. — Im Frühjahr 1870 wurde aus England geschrieben, Lord Lawrence, der frühere Generalgouverneur Ostindiens, habe bei einem Missionsfest in Highbury geäußert, der Hinduglaube sey tief erschüttert, die Mehrzahl glaube nichts, die Minderzahl glaube einfach an Einen Gott. Ein gelehrter Inder schrieb kürzlich an Doktor Sprenger: In Calcutta und Bombay seyen Wittwen, die sich nicht mehr mit ihrem Manne verbrennen lassen, sondern einen anderen heirathen, schon alltäglich geworden.

Im Jahr 1867 erhielt man wieder Nachrichten aus Indien von dem berühmten Reisenden Schlagintweit, welcher die bis jetzt bekannten höchsten Berge der Erde also schätzt: 1) Den Gaurisankar oder Mount Everest, der noch im Kamm des Himalaya an der Grenze von Nepal und dem östlichen Tibet liegt, von 29,000 englischen Fuß Höhe. 2) Den Dapsang, im Kamme des Korakorum in der Provinz Nubra des westlichen Tibet, 28,273 engl. Fuß hoch. 3) Kanchinjinga, im Kamme des Himalaya, an der Grenze von Sikkim und dem östlichen Tibet, 28,156 engl. Fuß.

Im Niederländischen Ostindien ist in der Periode, welche wir hier schildern, nichts besonderes vorgefallen. Doch ist es der Mühe werth, einen Blick auf die dortigen Zustände zu werfen, insbesondere um die Beziehungen des indischen Besitzthums der Holländer zu Deutschland zu charakterisiren.

Holland hat den größten Theil seiner Colonien an England verloren und zwar blos deßhalb verloren, weil es versäumte, Deutsche in großer Anzahl daselbst anzusiedeln. Heute noch besäße es das große Capland und die reiche Insel Ceylon, wenn es sie mit Deutschen, die ihm immer zu Hand waren, bevölkert hätte. Aber es ließ die Barbarei und das Heidenthum in Asien und Afrika fortdauern, weil es dumme und uncivilisirte Unterthanen leichter beherrschen zu können glaubte. Zwar benutzte Holland für seine Co-

lonien auch Deutſche und brachte ſie ſogar mit Liſt und Gewalt auf ſeine Schiffe (die berüchtigte Seelenverkäuferei), aber es machte aus ihnen nur Soldaten, die auf entfernten Stationen, im heißen Klima und bei ſchlechter Behandlung zu Grunde gehen mußten, um immer wieder durch andere erſetzt zu werden. Die Rückkehr nach Europa wurde auch den Wenigen, welche die Dienſtzeit überſtanden, durch vexatoriſche Geſetze erſchwert.

Unparteiiſche Reiſende haben ſchon ſeit mehr als hundert Jahren übereinſtimmend die holländiſche Mißregierung in Batavia geſchildert und ſcharf getadelt, im vorigen Jahrhundert der Däne Römer, der Franzoſe de Pagès, der ſchwediſche Naturforſcher Thunberg; im laufenden Jahrhundert der Graf v. Görtz, Karl Heinzen, Eduard Seelberg, der Däne Steen Bille, der franzöſiſche Admiral Dumont d'Urville, der deutſche Arzt Epp, ja ein Holländer ſelbſt, Havelaar.

Dieſer Letztere, der lange als Beamter auf Java zubrachte, ſah ſich veranlaßt, vom Amte zurückzutreten weil er nicht durchſetzen konnte, daß die gerechten Klagen des mißhandelten Volks vom Gouvernement beachtet wurden, und worüber er klagte, hat ſpäter auch Baron von Höfell beſtätigt. Die Hauptklage war, daß die holländiſche Colonialregierung den Anbau des Reis verringerte und dadurch Hungersnoth erzeugte, einzig zum Vortheil der Beamten, die weil ſie für den Export von Colonialwaaren, namentlich Kaffee, eine Prämie erhielten, überall Kaffee anbauen ließen. Je mehr Kaffee ausgeführt wurde, um ſo mehr wurden die Colonialbeamten nicht nur bereichert, ſondern auch vom König und von den Generalſtaaten der Niederlande gelobt. Alſo hütete ſich jeder Gouverneur dieſes Lob einzubüßen, wenn die Inſel weniger Kaffee produzirte, und ſomit wuchs das Uebel beſtändig; der Reis, die Hauptnahrung des Volkes, fing immer mehr an zu fehlen und eine Hungersnoth folgte der anderen. Die einheimiſchen Fürſten und großen Grundbeſitzer folgten dem Beiſpiel der Beamten und ließen

auch ihrerseits ihre Hörigen Kaffee bauen. Klagen wurden nicht gehört, oder sogar bestraft.

Havelaar schrieb nun einen Roman „Muttatuli", worin er die Leiden der eingebornen sclavisch gehaltenen Javanen in der Weise schilderte, wie in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte" die Leiden der Neger in Nordamerika geschildert worden waren. Der Held des Romans ist Saidschah, der Sohn eines armen Frohnbauern. Diesem nimmt der Häuptling des Bezirks seinen einzigen Büffel weg. Der arme Mann gibt sein letztes Erbstück, eine schöne Waffe, her, um einen neuen Büffel zu kaufen, den ihm abermals der Häuptling wegnimmt. Nun kann er das Feld nicht mehr bestellen und entflieht, wird aber eingefangen, durchgeprügelt und stirbt. Der Sohn ist unterdeß herangewachsen und scheidet von seiner Geliebten Aninda, um sein Brod in der Fremde zu verdienen; sie wollen aber zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort wieder zusammentreffen. Als die Zeit gekommen ist, findet er sie nicht, denn auch ihrem Vater hat der Häuptling alles geraubt und sie hat fliehen müssen. Zornig gesellt er sich zu Aufrührern gegen die Regierung, findet den blutenden Leichnam seiner Aninda und wird selbst im Kampfe erschlagen.

Karl Heinzen schildert in seiner „Reise nach Batavia" (Köln 1841), was er in holländischen Diensten auf der Insel Java erlebt hat. Er sagt Seite 81: „Wie sehr sich die Holländer auch in ihrer Handelspolitik gegen Deutschland, dessen entfremdete Söhne sie sind, abzusperren suchen — wo es gilt, die Deutschen in ihr Nest zu bringen, sie zu Sklaven zu machen, sie in ihr Handelsjoch zu schmieden, sie nach Batavia zu spediren, da sind sie die zuvorkommendsten Leute. Es ist unglaublich, wie viele tausend Deutsche sie schon nach Java gelockt und dort doch nur tyrannisirt und begraben haben, — diese eigensüchtigen, hochmüthigen Geldhelden, die uns, wo sie können, brüderlich ausbeuten und hinterher noch mit den plumpsten Spottnamen beehren." — Heinzen bestätigt alles,

was auch andere von der Herzloſigkeit berichtet haben, mit der die deutſchen Soldaten von den Holländern in den Colonien feſtgehalten, ſchlecht behandelt, ſchlecht bezahlt und immer auf den Poſten gebraucht werden, auf dem ſie dem verderblichen Klima erliegen müſſen, während die Holländer ſich ſelber ſchonen. Er macht aber auch noch (S. 140) auf eine andere Klage aufmerkſam, die uns ſchon oft in Deutſchland in die Ohren geklungen iſt. Es kommen nämlich doch auch Deutſche als Kaufleute, Handwerker, Künſtler ꝛc. nach Batavia und erwerben hier zuweilen Reichthümer, die aber, wenn die Beſitzer ſterben, regelmäßig in der Colonie zurückbehalten und ihren Verwandten und rechtmäßigen Erben niemals ausgeliefert werden, wie viele Mühe dieſe ſich auch darum geben mögen.

Ich habe mich etwas ausführlich über dieſe Dinge verbreitet, weil der Gedanke, die holländiſche Coloniſation in den indiſchen Gewäſſern von Deutſchland aus neu zu beleben, nahe liegt.

Aus Hinterindien iſt wenig zu melden. In Cochinchina hatten die Franzoſen zwar feſten Fuß gefaßt, ſie blieben aber beſtändig vom Fanatismus der anamitiſchen Bevölkerung bedroht. Die franzöſiſche Garniſon des Poſtens von Rach-Gia wurde von ihnen meuchlings überfallen und unter gräßlichen Martern, z. B. durch Zerſägen hingerichtet. Der Commandant Anſard verfolgte die Mörder und nahm ihnen die geraubten Kanonen wieder ab, am 21. Juni 1868.

Der Franzoſe Garcin de Taſſy ſchrieb am Ende des Jahres 1869 einen intereſſanten Discours über Oſtindien, worin er mehrere dort entſtandene Sekten charakteriſirte. Erſtens den ſog. Brahmaklub in Calcutta, der daſelbſt einen neuen Tempel errichtet hat, zur Anbetung des einen wahren Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Sodann einen Verein der Radſchputen in Dſchaipur unter dem Vorſitz eines Fürſten, der ſich rühmt, vom Gott Rama abzuſtammen. Die Radſchputen ſind ein Adel, ein Reſt der alten Kriegerkaſte, und der Verein bezweckt die ſtandesmäßige Ausbildung der jungen Herrn. Drittens den Verein für allgemeine Bildung

in Alighar, der Sanscritſtudien macht und einen Fond für Bildungsreiſen der Eingeborenen nach Europa gegründet hat.

Im Frühjahr 1870 fand ſich ein indiſcher Reformator Chunder Sen in London ein und erregte hier außerordentliches Aufſehen, nicht blos deßhalb, weil er dem indiſchen Götzendienſt vollkommen entſagt und eine durchaus reine Gottesverehrung eingeführt hatte, ſondern hauptſächlich, weil er an der Verſchiedenheit der chriſtlichen Kirchen und Glaubensſätze Anſtoß nahm, und dadurch bei den Anhängern verſchiedener Bekenntniſſe in England nur Befremden und Aerger hervorrief. Wer hatte recht? Ohne Zweifel der Inder zu einer wohlverdienten Beſchämung der Chriſten. Er ſagte: „Ueberlaßt uns uns ſelbſt und laßt uns die Bibel ſelbſt ſtudiren. Finden wir hier nicht Styl, Bilder, Sittenlehren, die alle ein aſiatiſches Gepräge tragen? Fühlen wir nicht, daß der Geiſt des Chriſtenthums zu uns kommt als etwas unſern indiſchen Herzen Verwandtes, mit dem wir nothwendig ſympathiſiren müſſen? Dieſen Geiſt des Chriſtenthums wird Indien, daran habe ich perſönlich gar keinen Zweifel, eines Tages annehmen; aber ich kann nicht daſſelbe ſagen mit Beziehung auf die verſchiedenen Lehren und Dogmen, die eure verſchiedenen Kirchen uns anboten.

Alle die verſchiedenen Kirchen, die zuſammen die Kirche Chriſti conſtituiren, repräſentiren verſchiedene Wahrheiten und verſchiedene Lehren, wenn auch alle etwas Gemeinſchaftliches haben. Uns Indiern muß natürlich mehr die Verſchiedenheit, als das Gemeinſame in's Auge fallen. Jede Sekte kommt zu uns und bietet uns ihre Lehren und Dogmen an. Eine Zeit lang gelingt es ihr vielleicht, die Aufmerkſamkeit des Hindu anzuziehen, ja ihn zu befriedigen. Nun aber kommt der Miſſionär von einer andern Kirche und thut daſſelbe. Der wird beunruhigt, denkt über die Verſchiedenheit der Dogmen nach, wird zuletzt ganz verwirrt und weiß nicht, was er thun ſoll. Das iſt der Grund, warum wir Indier nicht eine beſondere Form des Chriſtenthums angenommen, aber unſere Anhäng-

lichkeit an Jeſus Chriſtus iſt unerſchüttert geblieben; trotz der ganzen Ueberwucherung zahlloſer Dogmen behalten wir für ihn ein Herz voll Liebe und Verehrung. Ich bitte England, Indien in ſeinem Werke der Selbſtreformation behülflich zu ſeyn, ihm wirklich lebendige Chriſten zu ſchicken, nicht Namenchriſten mit endloſen Dogmen."

Aus China erfuhr man nicht viel von Bedeutung. Die Engländer hatten durch ihre letzten Unternehmungen ihren Zweck, China zur fernern Duldung des Opiumhandels zu zwingen, vollſtändig erreicht. Durch das Laſter des Opiumtrinkens wird die chineſiſche Bevölkerung entnervt, es iſt Gift für ſie, aber ſie hat ſich an das ſüße Gift ſo gewöhnt, daß ſie es nicht mehr glaubt entbehren zu können. England gewinnt dabei ſo ungeheure Geldſummen, daß ihm ein jährlicher Tribut von 75 Millionen Pfund Sterling, den die chineſiſche Regierung ihm anbot, wenn es dem Opiumhandel entſagen wolle, zu wenig war. Im Kriege von den Engländern beſiegt, mußte die chineſiſche Regierung den Opiumhandel ferner dulden. Aber mit welchem Widerſtreben, geht daraus hervor, daß kürzlich, als der junge Kaiſer durch einen Verſchnittenen verführt, von Opium trunken und krank geworden war, die Kaiſerin-Mutter den Verführer augenblicklich hinrichten ließ und den Opiumgenuß bei Hofe auf das ſtrengſte verbot. Auch die große chriſtliche Sekte der Taiping verſchmähte das Opium, und das war der Hauptgrund, aus welchem die Engländer, nachdem ſie die chineſiſche Regierung zum Frieden gezwungen hatten, derſelben nachträglich halfen, die Taiping zu überwältigen.

Kaum waren die Taiping geſchwächt, als die muhamedaniſchen Unterthanen des chineſiſchen Reichs in der nördlichen Provinz Kanſu, und unabhängig von ihnen auch die in der ſüdlichen Provinz Yunan ſich empörten. Vom Erfolge der erſtern erfuhr man nichts näheres; von den letztern aber hieß es, ſie hätten ſich einen eigenen König Namens Soliman gewählt.

In demſelben Frühjahr ereignete ſich in der Nähe von Peking

ein Vorfall, der ſchlimmere Folgen hätte haben können. Aus Anlaß eines Wettrennens, zu dem die vornehme Welt herbeikam, begegnete der franzöſiſche Geſchäftsträger Graf v. Rochechouart mit ſeinem Gefolge dem Gefolge eines chineſiſchen Prinzen, des neunten im Range, und da ſich gedachter Prinz dadurch ein wenig aufgehalten ſah, ſprengte er in das franzöſiſche Gefolge hinein und ſchlug rechts und links mit der Peitſche um ſich. Der Graf forderte von der chineſiſchen Regierung Genugthuung, bekam ſie aber erſt, als der ruſſiſche Geſandte General Vlangali an der Spitze des ganzen diplomatiſchen Corps für ihn eintrat. Sämmtliche chineſiſche Miniſter kamen nun, dem Grafen ihr Bedauern über den Vorfall auszudrücken, und er antwortete höflich. Der ruſſiſche Geſandte drückte aber noch die Hoffnung aus, daß ſo etwas nicht wieder vorkommen werde.

Der Haß gegen die Fremden machte ſich von Zeit zu Zeit in China in ſchrecklicher Weiſe Luft. So wurde aus Canton geſchrieben, die katholiſche Miſſion der Franzoſen im Diſtrikte Lueitſcheu, ſey 1868 von den fanatiſchen Chineſen angegriffen, vier Kapellen ſeyen zerſtört, zwei Miſſionäre ſchwer verwundet, 160 Chriſtenhäuſer geplündert und zerſtört, acht Chriſten getödtet, die andern vertrieben, ein Dutzend Frauen als Sclavinnen an die Heiden verkauft worden.

Auch der Herzog von Edinburg, der in Japan eine freundliche und reſpektvolle Aufnahme fand, wurde am Hofe in China ſo wenig vorgelaſſen, wie der engliſche Geſandte, Sir Rutherford Alcocks. Man hatte den Chineſen eingeredet, der Sohn der meerbeherrſchenden Königin von England ſey zehn Fuß hoch und habe drei Augen. Als man nun fand, er ſey nur ein gewöhnlicher Menſch, bezeigte man ihm Mißachtung.

Eine chineſiſche Geſandtſchaft bereiſte alle großen Höfe Europas zu ihrer beſſern Informirung, weßhalb ihr Kaiſer auch den intelligenten Nordamerikaner Burlingame an ihre Spitze geſtellt hatte.

Derselbe starb aber, vielfach bedauert, am 23. Februar 1870 in St. Petersburg.

Am 21. Juni 1870 fiel der Pöbel in Tientsin mörderisch über die französische Colonie her. Veranlassung dazu war die Gewohnheit der Missionäre, verlassene Kinder christlich zu erziehen. Zufällig wurden von der chinesischen Polizei zwei Kinderräuber aufgegriffen, welche aussagten, sie ständen im Solde der französischen Missionäre. Schon seit längerer Zeit scheinen Gerüchte gleicher Art im Schwung gewesen zu seyn, Maueranschläge an den verschiedenen Straßenecken das Fürchterliche angedroht zu haben. Als sich dann am Vormittag des 21. Juni ein Pöbelhaufe von etwa 7000 Köpfen vor dem französischen Consulat angesammelt hatte (dieses lag weitab von der europäischen Ansiedlung inmitten der chinesischen Stadt), begab sich der französische Consul Fontanier in Begleitung seines Sekretärs Simon nach der nahe gelegenen Wohnung von Chung-how, dem Handelspräsidenten der Nordhäfen und Gouverneur von Tientsin, wahrscheinlich um seine Vorstellungen dringlicher zu wiederholen. Die Unterredung war eine sehr heftige (die chinesischen Berichte legen dem französischen Consul natürlich die ganze Schuld zur Last), Schüsse fielen, und die chinesische Dienerschaft setzte die Besucher an die Luft. Draußen harrte der Pöbel, welcher die beiden Herrn ergriff und niedermetzelte. Ungefähr zu gleicher Zeit wurde ein Angriff auf die Missionsgebäude der Lazaristen, Jesuiten und barmherzigen Schwestern gemacht. Die Gebäude wurden in Brand gesteckt und ihre Bewohner auf das Brutalste ermordet. Den barmherzigen Schwestern riß man die Kleider vom Leibe, schlitzte ihnen den Leib auf, schnitt ihnen die Brüste ab, stach ihnen die Augen aus und warf die Ueberreste in die brennenden Flammen. Auch die eingeborenen Insassen der Missionshäuser wurden verbrannt, und nur die Kinder, mehrere Hundert an der Zahl, rettete man, doch selbst von diesen erstickten 30—40, welche sich vor dem ersten Angriff des Pöbels in eine

Höhle geflüchtet hatten. Inzwiſchen machte die wüthende Menge auch einen Angriff auf das franzöſiſche Conſulat, ermordete Herrn und Frau Thomaſſin, die bei dem Conſul aus Shanghai zum Beſuch waren, plünderte das Haus und ſteckte es in Brand. Zwei Ruſſen und eine ruſſiſche Dame wurden gemordet, weil ſie zufällig an der Greuelſcene vorbeikamen, und man ſie für Franzoſen hielt.

Bald darauf wurde auch der Vicekönig von Nanking ermordet, weil er einen Angriff auf die Europäer, welcher mit dem in Tientſin im Zuſammenhange ſtand, verhindert hatte.

Die Franzoſen waren in zu geringer Zahl in China, um den Frevel beſtrafen zu können, ihr Admiral Graf Rochechouart drohte zwar am 17. Juli mit Krieg, wenn Frankreich nicht Genugthuung erhielt, und verlangte die Hinrichtung der zwei betheiligten Mandarinen, den Wiederaufbau des Conſulargebäudes und der katholiſchen Miſſionsgebäude, deßgleichen Freilaſſung aller gefangenen Chriſten. Nur das Letztere wurde ihm gewährt, im übrigen zögerten die chineſiſchen Behörden. Unterdeß langten auch die ſchlimmen Botſchaften von den Niederlagen der Franzoſen an, weßhalb es Rochechouart für angemeſſen hielt, ſeine Drohung nicht zu erfüllen, da Frankreich zunächſt außer Stande war, ihn zu unterſtützen. Die Nachricht von der Gefangennahme des franzöſiſchen Kaiſers machte den Chineſen noch mehr Muth, ihren Haß gegen die bisher ſo übermüthigen Franzoſen auszulaſſen. „In Peking und in Tientſin wurden gemalte Fächer zu Tauſenden verkauft, worauf das Gemetzel vom 21. Juni und der Brand der franzöſiſchen Kathedrale auf draſtiſche Weiſe als eine glorreiche Waffenthat dargeſtellt wurden, bei welcher der Stadtmagiſtrat in ſeinem Amtsſeſſel als Vorſitzender im Vordergrunde figurirt. Von anderer Seite wird darauf hingewieſen, daß der urſprüngliche Grund der Feindſeligkeiten, die von den chineſiſchen Behörden gefördert werden, in den Uebergriffen der Franzoſen zu ſuchen iſt, welche alle von ihren Miſſionaren bekehrten Chineſen als ihre Angehörigen beanſpruchen und darüber

mit den chineſiſchen Obrigkeiten beſtändig in Conflicte geriethen.“ Inzwiſchen gelang es doch durch Vermittlung der europäiſchen Geſandten, die chineſiſchen Behörden dahin zu vermögen, daß von den Mördern in Tientſin 16 geköpft und 21 verbannt wurden. Die Franzoſen 500,000, die chineſiſchen Chriſten 10,000 Taels zur Entſchädigung erhielten.

Daß die Chineſen einen Haß auf die Europäer werfen, iſt ihnen wahrlich nicht zu verdenken, wenn man ſich erinnert, wie ſie im Opiumkriege und bei der Beſetzung Pekings behandelt wurden, mit welcher Frechheit z. B. die Franzoſen den kaiſerlichen Sommerpalaſt geplündert hatten, wovon der Anführer der Räuber noch dazu den Ehrennamen eines Grafen von Palikao davon trug. Was ſich die Franzoſen erlaubten, davon noch ein Beiſpiel neueſter Zeit, welches die China Mail erzählt. Ein franzöſiſcher Pater, alſo wohl ein Miſſionär, hatte erfahren, der Großvater des Königs von Korea werde als Heiliger verehrt und von ſeinem Leichnam hänge die Sicherheit des Reiches ab. Dieſen heiligen Leichnam heimlich zu ſtehlen und nur für ein ungeheures Löſegeld wieder herzugeben, ſchien dem frommen Pater ein gutes Geſchäft. Es handelte ſich ja nur um einen heidniſchen, nicht um einen katholiſchen Heiligenleib. Der Pater fand in Shanghai in dem Yankee Jenkins einen würdigen Kameraden und als dritter geſellte ſich ihnen ein Hamburger Jude zu, der ihnen ein Schiff unter norddeutſcher Flagge verſchaffte. Sie landeten wirklich in Korea, konnten aber den Raub nicht ausführen, weil ihnen niemand Lebensmittel geben oder auch nur verkaufen wollte. Als ſie welche mit Gewalt nehmen wollten, wurden ſie mit Flintenſchüſſen auf das Schiff zurückgejagt und kehrten elend nach Shanghai zurück.

Man erfuhr über Nordamerika, daß ſich die Regierung von Waſhington vergebliche Mühe gegeben habe, die chineſiſche Regierung zum Bau von Eiſenbahnen und zur Errichtung von Telegraphen zu bewegen. Der Handelsſtand und überhaupt das Volk

einer bis jetzt für unerreichbar gehaltenen Treue, auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, ihrer Vollendung. Der Erfinder, Jakob Liepmann, iſt durch ſeine Studien des Colorits und der Farbenmiſchung auf den Gedanken gebracht worden, mit welchem er ſich nun bereits ſeit zehn Jahren beſchäftigt, bis es ihm in der neueſten Zeit gelungen iſt, die ſchwierige Aufgabe, die er ſich geſtellt, zu löſen.

Lenchs polytechniſche Zeitung giebt folgendes neue Mittel zum Ueberdruck von Oelgemälden an: „Man beſtreicht dünnes Papier mit einer ſchwachen Leimlöſung, läßt es trocknen, legt es zwiſchen zwei Blätter feuchtes Papier, damit es weich wird; zieht dann den Kupferdruck oder Steindruck darauf ab, und malt, wenn das Papier wieder trocken iſt, mit Oel- oder Weingeiſtfarben, ſo daß der Kupferdruck ganz verdeckt wird. Iſt das Gemälde trocken, ſo überzieht man die Leinwand, das Holz, den Pappendeckel, das Glas oder überhaupt den Körper, auf welchen das Gemälde kommen ſoll, mit hellem Firniß ſo leicht als möglich, laut, wenn dieſer halbtrocken iſt (ſo daß der Finger ſtark daran klebt), den bemalten Kupferdruck, deſſen Rücken man befeuchtet, darauf, drückt ihn an, ſo daß er ganz feſt und gleich anliegt, und netzt den Rücken des Papiers mit lauem Waſſer. Es löſet ſich ab, indem der Leim aufweicht, und kann abgenommen werden, ohne daß die Gemälde und die Abdrücke beſchädigt werden, und auf der Leinwand oder dem Holze bleiben. Der Kupferdruck, der anfangs verdeckt war, iſt nun oben und gibt den Schatten. Man hilft fehlerhaften Stellen noch nach und überzieht das Gemälde mit Firniß.“

Die verbundenen Kunſtvereine zu Königsberg in Preußen, Stettin, Breslau, Poſen und Danzig veranſtalten vom 24. Jun. bis Mitte Sept. nach der eben angegebenen Reihefolge der Städte unmittelbar auf einander ſtattfindende Kunſtausſtellungen, und verbinden damit Ankäufe von Kunſtwerken behufs der Verloſung derſelben.

Die Berliner Kunſtausſtellung iſt nach einer Dauer von zwei Monaten am 18. November 1839 geſchloſſen worden.

Die Aechtheit des berühmten Requiem von Mozart iſt nun durch die Auffindung des Originalmanuſcripts erwieſen, welches der Graf Dietrichſtein für die k. k. Hofbibliothek in Wien acquirirt hat.

Am 31. Decbr. 1838 ſtarb zu Stuttgart der penſ. Galeriedirector Profeſſor v. Hetſch, Ritter des Civilverdienſtordens, 80 Jahre alt.

Am 13. Novbr. ſtarb in Wien im 84. Lebensjahre der k. k. akademiſche Rath und Profeſſor an der k. k. Akademie der bildenden Künſte, Joh. Friedr. Leybold, aus Würtemberg. Er war Zögling und hernach Profeſſor an der hohen Karlsſchule in Stuttgart bis zu ihrer Aufhebung.

Der Architekt Schinkel in Berlin iſt zum Oberlandesbaudirector mit dem Range eines Miniſterialrathes erſter Claſſe ernannt worden.

Am 14. Oct. ſtarb zu Braunſchweig L. Fr. Helbig aus Leipzig, als Declamator, ſowie als Verfaſſer und Herausgeber mehrerer die Declamation betreffender Schriften bekannt.

Profeſſor Zahn in Neapel, durch ſeinen raſtloſen Eifer für Nachbildungen der Denkmäler Pompejis und ſeine dahin einſchlagenden Werke gleich rühmlich bekannt, iſt im Begriff, die bedeutendſten Entdeckungen, welche in den Jahren 1827 bis 1839 in Pompeji und Herculanum zu Tage gekommen ſind, in einer Reihe getreuer Zeichnungen zuſammen zu ſtellen, deren Bekanntmachung an jene früheren Werke ſich anſchließen ſoll. Alle in der Strada di Mercurio und in der Strada della Fortuna zu Pompeji entdeckte Häuſer ſollen mit Inbegriff ihrer vorzüglichſten Wandgemälde in jenem neuen Werke vereinigt erſcheinen; desgleichen das neuerdings in der Gräberſtraße ausgegrabene, an anziehenden Gegenſtänden vorzüglich reiche Haus. Die Abbildungen werden ſo viel als möglich, in originaler Größe und Färbung gegeben werden, und viele der anziehendſten antiken Gemälde enthalten, welche man bis jetzt aus dem Alterthum kennt.

Denkmäler.

Der Verein für das Denkmal Beethovens in Bonn rühmt in einem neulich erſchienenen Rechenſchaftsberichte die Theilnahme, der er überall begegnete. Dennoch aber bedarf er

in China wären solchen nützlichen Neuerungen und überhaupt dem Verkehr mit Fremden wohl geneigt, nur die Mandarinen, die herrschende Beamtenkaste, sey dagegen, um ihren alten Einfluß nicht zu verlieren und aus Bequemlichkeit. Unter diesem System habe das chinesische Volk viel zu leiden. „Ganze Distrikte sind in Folge der Aufstände und Ueberschwemmungen verwüstet und entvölkert und aus Mangel an Verbindungswegen kann die in anderen Provinzen übermäßige Bevölkerung nicht dahin auswandern. Die Küstenstädte sind so stark bevölkert als je, da viel Volk von den verwüsteten Küstendistrikten sich auf Booten dahin geflüchtet hat. Sobald man sich bei Nanking von der Küste entfernt, geräth man in eine wahre Wildniß; das Land ist dort ganz entvölkert; die nordwestlichen Provinzen sind durch die fortdauernde Insurrektion der Mahomedaner verwüstet; die Provinz Stantung hat der gelbe Fluß zur Wildniß gemacht. Der Dampf könnte hier Wunder thun und Handel und Industrie beleben, allein die kurzsichtige Regierung läßt dessen Einführung nicht zu, weil sie zu eifersüchtig auf ihre Autorität ist und von einem wirklichen Fortschritt einen Abbruch derselben befürchtet."

Das Goldfieber, welches in Californien und Australien grassirte, zeigte sich seit dem Jahr 1841 unter ganz ähnlichen Symptomen auch in China und zwar in dem mongolischen Vasallenreiche Uniot. Hier hatte ein Chinese Goldstufen entdeckt, und augenblicklich strömte alles Gesindel herbei, um schnell reich zu werden. Bald wurde das ganze Land von diesem Gesindel tyrannisirt und als die Königin desselben einmal zum Grab ihrer Ahnen wallfahrtete, wurde sie unterwegs von den Goldgräbern überfallen und rein ausgeplündert. Nun aber raffte ihr Gemahl Truppen zusammen und ruhte nicht, als bis er das ganze Räubergesindel vernichtet hatte. Huc, Wanderungen durch die Mongolei. Seite 18.

Ueberaus merkwürdig und welthistorisch ist das immer zunehmende Auswandern der Chinesen. Seit Jahrtausenden hielten sie sich verschlossen und das Auswandern war ihnen sogar von ihrer

Regierung verboten. Seitdem aber in neuerer und neueſter Zeit der europäiſche Handel ſich die Thore dieſes eingeſperrten Volks mehr und mehr geöffnet hat, iſt theils die Verlockung zur Auswanderung immer größer, theils die Macht der Regierung, das Verbot aufrecht zu erhalten, immer kleiner geworden. Das chineſiſche Reich zählt 3—400 Millionen Einwohner, die ſich wie Schafe in einem überfüllten Pferch zuſammendrängen. Die Armen friſten mühſam ihre Exiſtenz. Kindermorde ſind überaus häufig, weil die Eltern die Kinder nicht ernähren können. Die Chineſen ſind aber fleißig und intelligent, die beſten Arbeiter von der Welt. Da ihnen nun durch die fremden Handelsſchiffe Gelegenheit zum Auswandern gegeben war, verfehlten ſie nicht, dieſelbe zu benutzen. Zuerſt nahmen die Holländer in ihrer oſtindiſchen Colonie viele Chineſen auf. Später die Engländer auf Singapore und Ceylon, die Nordamerikaner hauptſächlich in Californien. Die Engländer führten, ſeitdem ſie die Negerſclaverei abgeſchafft hatten, die freien Neger aber nicht mehr arbeiten wollten, freie Arbeiter aus Oſtindien in ihren weſtlichen Colonien ein, die ſog. Culies (Träger), armes Volk, welches beſſer arbeitete als die Neger, doch nicht ſo geſchickt und ausdauernd als die Chineſen, weßhalb dieſe bald den Vorzug erhielten. Auf der Inſel Mauritius, wo früher nur Neger arbeiteten, arbeiten jetzt 160,000 Culies, unter deren Namen auch die Chineſen begriffen werden, während es nur noch 40,000 Neger auf dieſer Inſel gibt.

Früher ſchon ſind die Chineſen in die nächſten indiſchen Nachbarreiche Cochinchina und Siam eingedrungen und haben mit ihrer überlegenen Bildung dieſen Ländern eine halb chineſiſche Phyſiognomie verliehen. Jetzt breiten ſie ſich noch viel weiter aus und es iſt namentlich ſehr wahrſcheinlich, daß ſie in Amerika immer mehr an die Stelle der Neger treten werden, nicht als Sclaven, ſondern als freie Bauern und Handwerker. Bis jetzt unterſcheidet man Chineſen, welche nur auswandern, um durch ihren Fleiß anderswo

mehr zu verdienen, als sie in ihrer Heimath verdienen würden, und, wenn sie reich genug geworden sind, wieder heimkehren. Andere dagegen, und sie bilden die Mehrzahl, welche sich im fremden Lande niederlassen, sich dort vermehren und nie wieder zurückkehren. Man hat bemerkt, daß sie sich am liebsten und häufigsten da niederlassen, wo die Europäer nur eine Minderzahl bilden, die Masse der Eingeborenen noch halb wild sind und den Chinesen an Intelligenz und Fleiß nicht gleichkommen. So auf den ostindischen Inseln, in Ceylon und Californien. In letzterem Lande sind schon viele chinesische Heidentempel erbaut und jährlich werden eine große Menge Chinesinnen auf Spekulation in San Francisco eingeführt, weil die bisherigen Chinesen hier Mangel an Weibern hatten. Wo dagegen Engländer oder Nordamerikaner schon in großer Zahl vorhanden sind, machen sie nur ihre Geschäfte und kehren dann wieder heim, weil sie von diesen Herrn des Landes gewöhnlich verachtet und schlecht behandelt werden. So namentlich in Neuholland.

Die Hauptsache ist, daß die Chinesen immer mehr an die Auswanderung sich gewöhnen und daß also von nun an das angestaute Menschenmeer im himmlischen Reich immer mehr überfluten wird. Mit dieser massenhaften Colonisation des altmodischen und stark bezopften, in mancher Beziehung lächerlich erscheinenden und doch überaus klugen und fähigen Culturvolks ist ohne Zweifel ein Wendepunkt in der Colonisation überhaupt und somit in der Weltgeschichte eingetreten. Wir Deutsche haben aber besonders Ursache, darauf zu achten, denn man hat lange geglaubt, uns sey noch die Colonisation vieler trefflicher Länder vorbehalten, in welche Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer und Engländer bisher noch nicht eingedrungen sind. Namentlich hoffte man, Holland werde früher oder später seine Colonien der deutschen Auswanderung öffnen, die sich dann von Java aus über Sumatra, Celebes, Borneo weit ausbreiten könne. Noch unlängst wurde vorgeschlagen, das große und paradiesische Neu-Guinea mit Deutschen zu bevölkern, wie auch in

Oſtafrika auf den von Livingſtone entdeckten Wegen mit einer groß-artigen deutſchen Coloniſation zu folgen und dieſelbe mit den dort ſchon vorhandenen beiden Republiken der holländiſchen Boers in Verbindung zu bringen. Nun liegt aber Neu-Guinea China viel näher als Deutſchland und wir leſen in den Zeitungen, daß auch Oſtafrika ſchon für chineſiſche Anbauer in Ausſicht genommen ſey.

In dem kurzen Zeitraum, deſſen Geſchichte wir hier erörtern, gingen wichtige Veränderungen in Japan vor. Bekanntlich herrſchte in dieſem ſchönen Inſelreiche ein Taikun oder Seogun aus der Familie Tokugawa ſeit 250 Jahren als weltlicher Kaiſer und hatte alle Gewalt an ſich geriſſen, während der Mikado oder geiſtliche Kaiſer, angeblich ein Abkömmling der Götter, aller Macht beraubt war und nur noch das Anſehen eines ohnmächtigen Papſtes genoß. Nun hatten aber die Daimios, erbliche Fürſten in den einzelnen Pro-vinzen, gleich den deutſchen Fürſten nach Unabhängigkeit getrachtet, und als der letzte Taikun den europäiſchen Handel, die Fremden überhaupt und die Miſſionen begünſtigte, um mit Hülfe europäiſcher Waffen und Civiliſation ſeine Gewalt zu befeſtigen und auszudehnen, rebellirten ſie gegen ihn und wurden dabei vom religiöſen Fanatis-mus des Volkes unterſtützt, ſo daß es ihnen gelang, ihn und ſeine ganze Dynaſtie vom Throne zu ſtürzen. Nach einem Bericht von Hofacker, den die Augsb. Allg. Zeitung von 1869 Nr. 274 mit-theilte, ſollen die Franzoſen den letzten Taikun begünſtigt und er zu Reformen im europäiſchen Sinne ſehr geneigt geweſen ſeyn, während die Engländer mehr für die Daimios und für den Mikado geſtimmt geweſen wären.

Der ganz vergeſſene Mikado trat jetzt auf einmal in den Vor-dergrund. Man ſchildert ihn als einen noch jungen, ziemlich großen und ſehr blaſſen Mann. Wie weit er ſeine plötzliche Erhebung ſeiner eigenen Einſicht und Thatkraft, oder einer patriotiſchen Partei im Volke zu danken hatte, darüber ſind wir noch nicht im Klaren. Gewiß iſt nur, daß eine ſolche Partei energiſch für ihn auftrat und

die Daimios zwang, ihrem Particularismus zu entſagen und ſich dem Mikado noch ungleich gehorſamer zur Verfügung zu ſtellen, als früher dem Taikun.

Im Herbſt 1869 wurden in Europa einige Dokumente aus Japan bekannt, nämlich der Aufruf eines nur kleinen japaneſiſchen Fürſten, Namens Akidzuki Ukio no Ske, welcher in einem äußerſt patriotiſchen Sinn abgefaßt war und nichts Geringeres verlangte, als daß ſämmtliche Daimios ihre Länder und Titel aufgeben und ſich gänzlich dem allein zur Herrſchaft über Japan berechtigten Mikado zur Verfügung ſtellen ſollten. „Die Daimios haben ihre Länder und ihre Leute zu eigenen Zwecken gebraucht, eigene unter einander verſchiedene Geſetze gegeben, Beamte in ihrem eigenen Namen ernannt ꝛc.“ Das alles ſolle jetzt aufhören, um die Einheit des Reichs herzuſtellen. Der Mikado allein ſollte Beamte ernennen und Geſetze geben. — Eine zweite noch wichtigere Urkunde war ein Aufruf der fünf mächtigſten Daimios (Satſuma, Tſchioſchiu, Toſa, Owari und Hizen), worin ſie im Weſentlichen mit obiger Urkunde übereinſtimmend, dem Mikado die Alleinherrſchaft zuerkennen, dieſelbe aber in conſtitutioneller Weiſe als Exekutivgewalt beſchränkt wiſſen wollen durch einen Reichstag, den die Daimios beſchicken ſollen. Dieſe ſollen zugleich Lehensträger des Mikado ſeyn und ihn doch im Reichstag controliren können, wie weiland die deutſchen Reichsfürſten den Kaiſer.

Das japaniſche Parlament trat wirklich zuſammen und ſämmtliche Daimios gaben ihre Lehngüter dem Mikado zurück, verloren auch ihren bisherigen Fürſtentitel und behielten nur das Amt und den Titel von Statthaltern (Tſidji) in den einzelnen Provinzen. Im Parlament (Kergi genannt) debattirte man wie in einer europäiſchen Kammer oder wie in dem römiſchen Concil. Es handelte ſich nämlich hier nicht blos um eine politiſche, ſondern auch um eine kirchliche Reſtauration, um die volle Wiederherſtellung des Sintuismus, den die Taikuns mit Hilfe des Buddhismus zurückgeſetzt hatten

und den jetzt der Mikado wieder zur Staatsreligion machte. Man erfuhr, der Mikado habe verſchiedene Götzenbilder der Buddhiſten niederreißen laſſen, ſogar die berühmte Broncestatue von fünfzig Fuß Höhe in Yokohama. Auch die Chriſten unter den Japanern erfuhren eine neue Verfolgung; 300 derſelben wurden im Jahr 1868 auf Schiffen fortgeſchafft und verſchwanden ſpurlos. Im folgenden Jahre ſollen 700 und 1870 ſogar 2—3000 japaniſche Chriſten ebenſo fortgeſchafft und wie es hieß, auf die nördlichen Inſeln vertheilt worden ſeyn. Indeſſen ließ ſich der Mikado von den Buddhiſten zu Montoſi für 8 Millionen Rios, wie es hieß, die freie Religionsübung abkaufen und auch mit ſeiner Chriſtenverfolgung war nur eine innere Maßregel gemeint und ſie ſollte durchaus den freundlichen Handelsverkehr mit den Europäern nicht ſtören. Derſelbe dauerte ſehr lebhaft fort.

Als Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, jüngerer Sohn der Königin von England, auf ſeiner Reiſe um die Welt im September 1869 nach Japan kam, wurde er vom Mikado ſehr artig empfangen. Kurz vorher war der engliſche Geſandte in Yeddo, Sir Henry Parkes, von einem betrunkenen Chineſen mißhandelt, der Thäter aber ſogleich beſtraft worden. Auch öffnete der Mikado am 1. Januar 1869 den großen Hafen von Yeddo dem Handel Europa's und Amerika's in ſehr loyaler Weiſe. Die Japaner kauften viel europäiſche Waaren und zahlten dafür zum Theil die höchſten Preiſe, z. B. einer Schweizer Firma für eine große Sendung von Revolvern den zwanzigfachen Betrag des Werthes. Die ſchlauen Japaneſen verfälſchten dagegen ihre Münze und chineſiſche Spekulanten verfertigten maſſenhaft japaniſches Papiergeld. Um ſich in der europäiſchen Technik und Induſtrie beſſer zu unterrichten, wurden nicht nur mehrmals hinter einander japaniſche Geſandtſchaften und darunter die geſcheidteſten Männer nach Europa geſchickt, ſondern man ließ auch junge Japaner in Europa erziehen, und in den Schulen Japans ſelbſt fing man an, die Jugend in der franzöſiſchen

und engliſchen Sprache zu unterrichten. Auch nach den Vereinigten Staaten wurden förmliche Colonien geſchickt und man hoffte ſchon, ſie würden hier die Thee- und Seidencultur verbreiten, als die Demokraten ihnen Schwierigkeiten machten.

Merkwürdig iſt das Verhalten Rußlands zu Japan. In aller Stille nämlich nahmen die Ruſſen ſchon 1853 die Aniwa-Bay auf der den Japanern gehörigen Inſel Saphalien in Beſitz, breiteten ſich allmälig weiter aus und legten Befeſtigungen an, nur vierzig engliſche Meilen von der japaniſchen Fiſcherſtation Ruſſie entfernt. Von hier aus können ſie, ſobald ſie wollen, in kürzeſter Zeit Yeddo, die japaneſiſche Hauptſtadt, bedrohen.

Im Januar 1870 hieß es, die Daimios, namentlich der Fürſt Satſuma fingen wieder an, ſich dem Mikado gegenüber ſelbſtändig und aufſäſſig zu geriren, weßhalb der Mikado dem abgeſetzten Taikun Stotsbaſchi Gnade habe widerfahren laſſen, und ihm auch wieder ein Amt verliehen habe.

Vierzehntes Buch.

Afrika und Australien.

Wir haben früher erörtert, aus welchen Gründen die englische Regierung im Jahr 1867 genöthigt wurde, eine Expedition nach Abessinien zu entsenden. Der König dieses afrikanischen, im Süden von Aegypten gelegenen sehr gebirgigen Reiches, Theodoros, war von früheren Missionären übertrieben gelobt worden, als bezwecke er eine große Reform in seinem altchristlichen Lande. Er hatte aber den Missionären nur geschmeichelt, um durch sie geschickte Arbeiter aus Europa zu bekommen, die sein Heerwesen, besonders seine Artillerie, verbessern sollten, und als er diesen Zweck erreicht hatte, machte er mit den ihm lästig gewordenen englischen und deutschen Missionären kurzen Prozeß und legte sie in Ketten. Als er auf ein an die Königin Victoria gerichtetes Schreiben nicht von dieser selbst, sondern nur vom englischen Ministerium eine Antwort erhielt, nahm er das übel und gab die gefangenen Missionäre nicht heraus. Wollte England nicht seine ganze Autorität in den arabischen Gewässern verlieren, so mußte es den trotzigen Barbaren zum Gehorsam bringen, um so mehr, als der nächste Weg von England nach Ostindien durch die Landenge von Suez und das rothe Meer führt.

Die Expedition wurde in dem englischen Ostindien ausgerüstet

und ging am 16. October 1867 von der englischen Station Aden im Süden von Arabien ab. Sie bestand aus 4000 Engländern und 8000 Sepoys unter dem Commando des General Robert Napier. Die Vorhut unter Oberst Merewether landete noch in demselben Monat bei Zulla und nach und nach folgten die übrigen Truppen. Allein das Terrain war äußerst schwierig und der englische Oberst Phayre ließ sich durch falsche Führer in die unwegsamste Felsenpartie gegen Messino hin verlocken, von wo er nach langen Anstrengungen wieder umkehren mußte. Winter und Frühjahr über hörte man wenig Gutes von der ganzen Expedition. Schon erhoben sich wieder laute Klagen über die pedantische Armeeverwaltung, wie einst im Krimfeldzug. Pferde und Maulthiere sollen in Menge gefallen seyn, weil ihre aus Indien mitgenommenen Wärter sie schlecht verpflegten, und damit ihr Aas die Luft nicht verpestete, verbrannte man sie unterwegs. Solche Aschenhaufen bezeichneten die Straßen. Inzwischen hatte der Missionär Munzinger einen nähern und bessern Weg nach der Bergfestung Magdala, in welcher die Gefangenen schmachteten, ausgeforscht und sich mit dem einheimischen Fürsten Gobazie von Waag in Verbindung gesetzt, der dem Theodor feindlich und mit einem Heere gegen ihn ausgezogen war. Sir Robert Napier scheint viel Mühe gehabt zu haben, die ganze Truppenmacht mit der unentbehrlichen Artillerie in überschwemmten Thälern und über rauhe Gebirge fortzubringen, bis er im März 1868 sich in Person an die Fronte begeben konnte und mit Kassai, dem unabhängigen Häuptling von Tigre, zusammenkam, der mit 7000 Mann gleichfalls gegen Theodor ausgerückt war. Auch Menelik, König von Schoa (im südlichen Abessinien) hatte sich gegen Theodor, obgleich er dessen Schwiegersohn war, empört und war gegen Magdala vorgerückt, um die Missionäre zu befreien, hatte es aber nicht gewagt und sich wieder zurückgezogen, weil König Theodor mit überlegener Macht gleichfalls gegen Magdala herangezogen kam. Theodor hatte mit denselben Terrain-

ſchwierigkeiten zu kämpfen, wie Napier, da er ſich von ſeinem ſchweren Geſchütz nicht trennen wollte, deſſen Transport ihm viele Zeit raubte. Er hätte wohl klüger gehandelt, wenn er die Engländer durch Auslieferung der Gefangenen rechtzeitig befriedigt und damit die ganze Expedition vermieden hätte. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſich nur in das ſehr feſte Magdala werfen wollte, um von hier aus freiwillig die Gefangenen auszuliefern, einen guten Frieden mit den Engländern zu ſchließen und dann über die gegen ihn empörten Häuptlinge des Landes herzufallen. Wenn dies nicht ſeine Abſicht geweſen wäre, hätte er die Miſſionäre wohl längſt hinrichten laſſen. Er behielt ſie als Pfand der Verſöhnung mit England. Allein ſeine Berechnung täuſchte ihn. Es war ſchon zu ſpät.

Am 2. April kam Napier vor Magdala an und nachdem er alles zum Angriff vorbereitet hatte, begann der Kampf am 10. April (Charfreitag). Am Tage vorher hatte König Theodor noch 308 Gefangene zuſammenhauen, niederſchießen und von den hohen Felſen der Feſtung herabſtürzen laſſen. Als die Engländer herankamen, fanatiſirte er ſeine Truppen und verſprach ihnen reiche Beute im engliſchen Lager, ſo daß ſie wirklich wie toll hervorſtürzten und angriffen und ihre Weiber mit großen Säcken hinter ihnen liefen, um ſie mit der Beute anzufüllen. Sie wurden aber von den Engländern mit einem ſo ſchrecklichen Feuer empfangen und ſo maſſenhaft niedergeſtreckt, daß der Reſt entfloh und paniſchen Schrecken in Magdala verbreitete. Nun ließ der König den Miſſionär Flad rufen und ſchickte ihn mit einigen andern an Napier ab, um den Frieden zu vermitteln. Napier ſchrieb an den König, er wünſche Blutvergießen zu vermeiden, müſſe aber darauf beſtehen, daß Theodor ſich der Königin Victoria unterwerfe und die Gefangenen ausliefere. Unterdeß war der alte Trotz bei Theodor erwacht, ſo daß er den Brief unbeantwortet zurückſchickte. Nachher beſann er ſich aber wieder und ſchrieb am Oſtermorgen an Napier, er bereue, ihm ſeinen Brief zurückgeſchickt zu haben; der Teufel habe ihm das eingegeben. Auch ſchickte Theodor ihm hundert

bedeutender Zuſchüſſe, wenn das beabſichtigte Monument der urſprünglichen Idee gemäß zu Stande kommen ſoll.

Das Standbild des h. Bonifacius, des Apoſtels der Heſſen und Thüringer, welches zu Fulda errichtet werden ſoll, iſt von Henſchel in allen ſeinen Theilen vollendet. Es gilt jetzt, den Platz zu Fulda zu ermitteln, wo es am Beſten aufgeſtellt werden ſoll. Vorläufig iſt der ſogenannte Pöbel im Vorſchlag.

Die böhmiſchen Stände haben den ſofort vom Kaiſer beſtätigten Beſchluß gefaßt, dem Kaiſer Franz in Prag ein Monument auf einem am Ufer der Moldau zu erbauenden Quai zu errichten.

Die in Auftrag und auf Koſten dreier Frankfurter Bürger, Mylius, Seufferheld und Dr. Ed. Rüppel, von Marcheſi in Mailand angefertigte Marmorſtatue von Göthe, welche in der Frankfurter Bibliothek aufgeſtellt wird, iſt daſelbſt angekommen, ſoll indeß erſt nach Rüppels Zurückkunft aus Italien aufgepackt und aufgeſtellt werden.

Zu dem Arminsdenkmal ſind bis zum 1. Nov. 1838 17,645 fl. 30 kr. eingegangen. An dem Standbild ſelbſt wird in Lemgo rüſtig gearbeitet, und die Stelle, an welcher es aufgerichtet werden ſoll, wird ſchon zubereitet. S. M. der König von Bayern hat dazu nicht blos 1000 fl. unterzeichnet, ſondern auch genehmigt, daß im Königreiche durch öffentliche Blätter zur Theilnahme an dieſem Monumente aufgefordert werde, und daß das zu ſolchem Zwecke zuſammengetretene Comité bezüglich der das beſagte Denkmal betreffenden Einſendungen nach und von München der Poſt- und Portofreiheit genieße.

Der Großherzog von Heſſen hat ſeinem Großvater, dem Landgrafen Ludwig IX., in der Kirche in Pirmaſens, wo er geſtorben und beigeſetzt iſt, ein Denkmal errichten laſſen. Daſſelbe iſt vom Hofbildhauer Scholl in Darmſtadt verfertigt und am 10. Nov. v. J. an ſeinen Beſtimmungsort abgegangen. Es iſt ein Grabmal im römiſchen Stil, 12 Fuß hoch, aus Heilbronner gelbem Sandſtein gebauen. Unten erblickt man das heſſiſche Wappen und zwei knieende Engel; ein einfaches Kreuz erhebt ſich neben der obern Verzierung. Eine Inſchrift auf einer Marmorplatte meldet Namen und Todestag des Verſtorbenen.

Das beabſichtigte Mozartdenkmal wird in einer Statue des Meiſters beſtehen, die in Erz gegoſſen, auf einem bronzenen, mit Basreliefs gezierten Piedeſtal auf einem der öffentlichen Plätze Salzburgs aufgeſtellt wird. Der Umſtand, daß von London, Paris und ſelbſt von Wien aus noch keine entſprechenden Beiträge eingegangen ſind und doch freundliche Zuſagen wiederholt die ſchönſten Hoffnungen erregt haben, hat das Comité beſtimmt, noch einige Zeit zuzuwarten, um dann in vollſtändiger Ueberſicht der vorhandenen Mittel und auf den Grund der Anträge, welche zwei der geachtetſten Künſtler Deutſchlands ihm geſtellt haben, über die Dimenſionen, die Art und den Zeitpunkt der Ausführung und die Feier der Enthüllung des Denkmals ſich mit Beſtimmtheit ausſprechen zu können.

Se. Majeſtät der König von Bayern hat dem Director der k. Erzgießerei zu München, Stiglmayr, den Auftrag ertheilt, die Büſte Ferdinands v. Schill nach der von Howald genommenen Maske in Erz zu gießen und auszuführen. Es verehrt Se. Majeſtät dieſes Kunſtwerk der dem Gedächtnis der Tapferen zu widmenden Stiftung, beſtehend in einem im Bau begriffenen Invalidenhauſe. Das k. Geſchenk ſoll in der an das Haus ſtoßenden kleinen Kapelle, umgeben von den Wappenſchildern und Namen der Offiziere des Corps, welche außerdem die Bildniſſe der Freiheitskämpfe des Jahres 1809 zieren, aufgeſtellt werden.

Die nähern Freunde und Verehrer des am 1. Nov. 1838 geſtorbenen Bürgermeiſters und Bundestagsgeſandten der freien Stadt Frankfurt, Dr. Thomas, beabſichtigen, dieſem ein Ehrendenkmal zu errichten, und es iſt zu dieſem Behuf eine Unterzeichnung eröffnet worden. Das Denkmal ſoll in einer Marmorbüſte beſtehen, und als dazu geeignetſter Standplatz die Stadtbibliothek auserſehen ſein, die ſich ſtets der beſondern Pflege des Verewigten erfreute.

Das k. bayeriſche Ehevauxlegerregiment Herzog von Leuchtenberg hat ſich entſchloſſen, einen eintägigen Sold durch alle Grade dem fortlebenden Andenken des verſtorbenen Feldmarſchalls Fürſten von Wrede nach darüber näher zu gebenden allerhöchſten Beſtimmungen darzubringen. Ebenſo beabſichtigt das Offizierscorps des erſten Jägerbataillons zu einem

Kühe und Schafe zum Geſchenk. Weil das aber noch keiner Unterwerfung gleich kam, gab Napier nicht nach, ſondern ſchickte das Geſchenk zurück. Die gefangenen Engländer waren zum Theil ſchon Samſtags freigelaſſen worden. Flad's Frau und Kinder wurden erſt am Oſtertage frei. Theodor wußte nicht mehr, was er thun ſollte. Er wollte fliehen, aber rings um Magdala war ſchon alles gegen ihn in Aufruhr. Am Oſtermontag hatte Napier einen Sturm auf die Feſtung angekündigt. Gewarnt durch die Niederlage am Charfreitag wollten die Abeſſinier nun nicht mehr für die verlorene Sache ihres Königs kämpfen. Die vornehmſten Häuptlinge liefen in's engliſche Lager über und ihre Truppen ergaben ſich. Nur ein kleiner Reſt hielt noch den obern Theil der Bergfeſte beſetzt. Die Engländer ſtürmten das erſte Thor, und als ſie auf das zweite ſtürmten, erſchoß ſich König Theodor unfern vom Thore, am 14. April. Seine Leiche wurde in eine Kirche geſchafft, die aber mit ihr abbrannte.

Man fand in Magdala ziemlich viel ſchweres Geſchütz und ſonſtige Waffen, auch mehrere goldene Kronen und Geld. Napier ließ alles ausräumen und was nicht mitgenommen werden konnte, zerſtören, ſämmtliche Feſtungswerke mit Pulver ſprengen und die ganze Stadt in Aſche legen. Er hatte nämlich Befehl von der engliſchen Regierung, ſich nach der Küſte zurückzuziehen. Disraeli verſicherte im Parlament, England wolle uneigennützig handeln und in Abeſſinien keine Eroberungen machen. Magdala aber wurde zerſtört, damit es nicht einem neuen Uſurpator etwa wieder zum Stützpunkte dienen könne. In der That ſtritten ſich auch noch um den Beſitz der Ruinen zwei Königinnen der benachbarten Gallaneger und jede Autorität im Lande hatte aufgehört, die Häuptlinge an der Spitze ihrer halbwilden Schaaren befehdeten ſich gegenſeitig und keiner von ihnen konnte jetzt den Engländern mehr gefährlich werden. — Der Franzoſe Bardel, Theodors böſer Genius, der ihn immer gegen die Engländer aufgehetzt hatte, war acht Tage vor Oſtern

durch einen Sonnenſtich in einen bewußtloſen Zuſtand verſetzt worden und wurde ſo aufgefunden und von den Engländern gefangen. Die Wittwe König Theodors, eine Prinzeſſin von Tigré, zeigte ſich bei ſeinem Tode gleichgiltig und fühlte ſich nur tief entrüſtet, als man ſie entſchleierte und engliſche Soldaten ihr auf die Schulter klopften und gutmüthig Troſt zuſprachen. Entſchleiert zu werden iſt nämlich die größte Beleidigung für eine Abeſſinierin. Bald darauf hörte man, ſie ſey geſtorben. Ihr ſiebenjähriger Sohn Alumahyu, ein hübſcher und kluger Knabe, kam nach England. Theodor hinterließ noch eine zweite Gemahlin und Kebsweiber, die nicht in Betracht kommen. Die engliſchen Truppen ſchifften ſich am 2. Juni ſchon wieder ein.

Die engliſche Armee ließ Abeſſinien in Anarchie zurück. Napier hatte zwar dem Häuptling Kaſſai die Herrſchaft überlaſſen, man erfuhr aber nach kurzer Zeit, Gobazie, ein anderer Häuptling, halte ihm die Waage, habe ſich zum Negus (Kaiſer) ausrufen laſſen und trachte das ganze Reich wieder zu vereinigen. Doch behauptete ſich Kaſſai. Nach einem ſehr einſeitigen Bericht des engliſchen Oberſt Kirkham im Sommer 1869 hatte dieſer dem Kaſſai zwölf engliſche Kanonen beſorgt und einige ſeiner Truppen exercirt, verſprach ſich viel von einem Bündniſſe Englands mit Kaſſai und wollte ſogar wiſſen, Rußland begünſtige dagegen den Gobazie. Später hat jedoch Heinrich von Maltzan in der A. A. Zeitung berichtet, England habe den Geſandten Kaſſais gar nicht angenommen und wolle ſich in Abeſſinien nicht mehr einmiſchen.

Noch neuere Nachrichten melden, der koptiſche Patriarch in Kairo habe einen neuen Abuna für Abeſſinien eingeweiht, nachdem derſelbe dieſe Würde um 20,000 Thaler erkauft habe. Dieſes Abuna wünſche ſich nun Kaſſai zu bedienen, derſelbe ſey jedoch den Reformen nicht zugeneigt, trachte vielmehr alle Europäer aus Abeſſinien zu verbannen und das alte, durch Theodor ſehr zerrüttete Anſehen der abeſſiniſchen Geiſtlichkeit wieder herzuſtellen. Ueberdies

iſt Abeſſinien in zwei chriſtliche Sekten geſpalten. Die Amharer glauben an drei Geburten Chriſti (die ewige, die zeitliche und die durch die Taufe im Jordan), die Tigriner aber nur an die beiden erſten mit Weglaſſung der dritten. Der Religion der Letztern hat man den Schimpfnamen des „Meſſerglaubens" gegeben, weil ſie gleichſam ein Stück vom wahren Glauben abgeſchnitten habe.

Im Spätjahr 1869 wurde der unermüdliche Miſſionär Munzinger, ein Schweizer, der die engliſche Armee unter Lord Napier nach Magdala geführt und derſelben durch ſeine Ortskenntniſſe die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, in Abeſſinien von Eingeborenen überfallen und blieb ſchwer verwundet im Gebirgsdorf Keren liegen. Als franzöſiſcher Conſularagent bezog er einen kleinen Gehalt, von dem man aber glaubte, er werde nur auf wenige Monate zu ſeiner Pflege ausreichen. Früher war er engliſcher Conſul geweſen, aber ohne Penſion entlaſſen worden und man klagte bitter über Englands Undank. Man erfuhr ferner, der kleine Fürſt Welda Mikael habe ihm Keren zum Geſchenk gemacht, um von dort aus zu wirken; ein fanatiſcher abeſſiniſcher Prieſter habe ihn auf die Seite ſchaffen wollen, dieſer Prieſter aber ſey auf Befehl des Königs von Tigre gefeſſelt und vor Gericht geſtellt worden. In England wurde doch Notiz von der Sache genommen und im Februar 1870 erfuhr man aus London, Munzinger ſey mit dem Bathorden belehnt worden.

Ein deutſcher Afrikareiſender, Doctor Nachtigall, welcher im Auftrag des Königs von Preußen dem Sultan von Bornu Geſchenke bringen ſollte, hatte glücklicherweiſe die Geſchenke in Murſuk zurückgelaſſen, als er auf der Weiterreiſe nach Bornu von barbariſchen Negern zu Tibeſti gefangen und gänzlich ausgeplündert wurde, im September 1869. Doch gelang es ihm, bei Nacht zu entkommen und nur mit einem Waſſerkrug und einem kleinen Vorrath Datteln verſehen zu Fuß durch die Wüſte nach Murſuk zurückzukehren.

Von der Weſtküſte Afrikas erfuhr man im Spätherbſt 1867,

der engliſche Biſchof Crowcher habe eine Fahrt den Niger aufwärts unternommen, um die dortigen Miſſionen zu inſpiciren, ſey aber im Dorfe Ida von einem Häuptling feſtgehalten worden, der dann den Werth von tauſend Sklaven als Löſegeld forderte. Der engliſche Vicekonſul Fell eilte ſogleich mit Truppen nach Ida, um den Biſchof zu befreien, wurde aber zurückgeſchlagen und getödtet; im Tumult aber gelang es dem Biſchof zu entkommen.

Ein reiſeluſtiges Fräulein Tinné wagte ſich, nur von zwei holländiſchen Dienern begleitet, in's Innere Afrikas und wurde im Auguſt 1869 auf dem Wege nach Rhat, vier Tagemärſche von Murſuk von den Eingeborenen umgebracht und beraubt. Nach einem Bericht von Rohlfs. Auch ein reicher engliſcher Bergwerksbeſitzer Powell wurde mit ſeiner Frau ermordet, als er einen Jagdzug in die Negerländer unternommen hatte. Ein Sohn deſſelben verſchwand, ohne daß man erfuhr, ob auch er todt, oder vielleicht gefangen fortgeſchleppt worden ſey. Die reiche Familie ſetzte nun alles daran, um die Mörder zu beſtrafen und die Neger vor künftigen Unthaten zu warnen. Zwei Herrn, Powell und Jenkins, machten ſich mit Gefolge auf den Weg. Ein ägyptiſches Regiment von 1000 Mann, welches ihnen zu Maſſowa der Vicekönig von Aegypten zur Dispoſition ſtellte, hatten ſie zurückſenden müſſen, weil die Soldaten vom Sonnenſtich und an geſchwollenen Füßen zu leiden begannen. Dagegen ſtellte der abeſſiniſche Fürſt Kaſſa 3900 Mann, darunter ein von einem Europäer organiſirtes Schützenbataillon unter ihre Befehle, und die Herren Powell und Jenkins fielen in das Gebiet des mörderiſchen Stammes ein, brannten drei Dörfer nieder, entführten 1400 Haupt Vieh als Präſent für Kaſſa, und nahmen außerdem den Rädelsführer jenes Maſſacre gefangen. Außerdem gelang es ihnen, die Leiche des Mr. Powell und ſeiner Gattin ausfindig zu machen und mit ſich zu führen. Die Leiche des Sohnes konnte nicht gefunden werden, und es blieb zweifelhaft, ob derſelbe getödtet oder in die Gefangenſchaft geſchleppt worden. Fürſt Kaſſa

beſchenkte die Herren beim Scheiden mit goldenen Armbändern, was von dieſen mit Ueberlaſſung ſämmtlicher eroberter Waffen erwidert wurde.

Im Sommer 1869 machte Herr v. Leſſeps den merkwürdigen Vorſchlag, die Wüſte Sahara, welche nach ſeinen Unterſuchungen 80 Fuß tief unter dem Niveau des rothen Meeres liegen ſoll, durch einen Kanal mit Waſſer anzufüllen, damit ſie als ehemaliger Meeresboden wieder ein Meer trage. Dadurch würde das Innere Afrikas auf die bequemſte Weiſe zugänglich werden.

Der unermüdliche Engländer Sir Samuel Baker, der früher ſchon den großen Nyanza- oder Albertſee, aus dem der Nil fließt, entdeckt hatte, faßte den großen Plan, ſämmtliche Negerländer am obern Nil an Aegypten zu bringen, den Sklavenhandel daſelbſt auszurotten und für einen würdigern Handel eine regelmäßigere Nilbeſchiffung, wie auch in jenen heißen Ländern umfaſſende Baumwollenpflanzungen anzulegen. Der große See und ſein Nebenſee ſolle der Schifffahrt eröffnet, aber auch eine Landſtraße mit befeſtigten Stationen ſolle nach dem Süden geführt werden. Der Vicekönig von Aegypten nahm ſich des Planes an und ſtellte 1700 ägyptiſche Soldaten und eine beträchtliche Anzahl Nilſchiffe dem unternehmenden Engländer zur Verfügung. Die geſammte Mannſchaft der Expedition zählte 2000 Köpfe, worunter aber nur 15 Europäer. Bakers Bericht vom Abgang der Expedition war am 22. Oktober 1869 in Kairo niedergeſchrieben.

Von dem berühmten Livingſtone, der ſich ſchon ſo großes Verdienſt um die Erforſchung des ſüdöſtlichen Afrika erworben und den man ſchon verloren geglaubt hatte, langten im Herbſt 1869 endlich wieder Nachrichten an, worin er meldete, daß er eine Anzahl Seen entdeckt habe, die vielleicht mit dem von Baker entdeckten im Zuſammenhange ſtehen. Um ſich deſſen zu vergewiſſern, müßte er aber erſt noch weiter nordwärts vorgedrungen ſeyn.

Aus Südafrika wurde im Sommer 1870 gemeldet, daß am

Trans-Vaal-Fluß und zwar an beiden Ufern reiche Diamantfelder entdeckt worden ſeyen. — Die Republiken der holländiſchen Boers gediehen, doch hat ihnen ein neuer deutſcher Reiſender, Doctor Hahn, kein großes Lob geſpendet. Sie ſeyen ſehr roh, ſehen die Schwarzen nicht für Menſchen, ſondern nur für Schepſels (Kreaturen) an und trachten ſie auszurotten. Deßwegen wollten ſie auch keine Miſſionäre in der Nähe dulden und hätten die Miſſionen franzöſiſcher Proteſtanten zerſtört.

Im Frühjahr 1869 meldete man vom Cap der guten Hoffnung ein eben ſo ſeltenes als trauriges Naturereigniß. Am 9. Februar wurde die Luft auf eine ganz ungewöhnliche Art durch Nordoſtwinde vom Aequator her erhitzt, ſo daß ſich Gras und Wälder entzündeten und an mehreren Orten zugleich der Brand begann, der ſich in einer Länge von 400 engliſchen Meilen und von 15—150 Meilen Breite erſtreckte und alle menſchlichen Wohnungen, Ställe, Waldungen, Anpflanzungen, ſo wie das Vieh und Wild verzehrte. Auch Menſchen gingen dabei zu Grunde.

Aus der großen Inſel Madagaskar erfuhr man im Frühjahr 1868, die Königin Raſoherina ſey geſtorben. Ihre ſterblichen Ueberreſte wurden in einem ſilbernen Kaſten, der einen Metallwerth von 145,000 Fr. hatte, beigeſetzt. Außerdem wurden ihr noch die meiſten ihrer Koſtbarkeiten, Kleider, Möbel ꝛc., und ſogar eine Kiſte voll Piaſter, an der 15 Mann ſchwer zu tragen hatten, in's Grab mitgegeben. Nach der Beerdigung wurden 2600 Ochſen unter das Volk vertheilt, das nun eine ganze Woche lang ſchmauste. Ramuma, die nächſte Anverwandte der Verſtorbenen, folgte ihr auf den Thron und änderte ſogleich das bisherige Syſtem. Der allmächtige Miniſter Rainilaiarivony wurde geſtürzt und ſollte mit ſeinem Anhang ſterben, die europäiſchen Miſſionäre aber baten für ſie um Gnade. Erſt im Herbſt 1869 erfuhr man, welche noch weit wichtigere Neuerungen die Königin durchgeſetzt hatte. Sie war nämlich ſchon zum Chriſtenthum übergetreten und hatte eine Kirche

zu bauen angefangen. Das Volk, ſchon lange durch engliſche Miſſionäre vorbereitet, legte der Königin kein Hinderniß in den Weg. Nur die Prieſter, die eine Adelskaſte bildeten und von ihrem Götzendienſt viele Vortheile hatten, rotteten ſich zuſammen und erſchienen am 8. Dezember in der Hauptſtadt Tananariva in Maſſe, um ihre Rechte zu reklamiren. Allein die Königin war vorbereitet, hielt die Prieſter in der Hauptſtadt zurück, ſchickte Truppen in's Land und ließ in Abweſenheit der Prieſter alle Heidentempel und Götzenbilder zerſtören. In dem ſog. heiligen Dorfe wurden verbrannt: der große Regenſtock, welcher bei Prozeſſionen dem Götzen vorangetragen wurde, zwölf Stierhörner, aus welchen man Weihwaſſer oder Weihrauch ausgoß, die rothen Seidenkleider und Regenſchirme der Tempelwächter, ein hohler Baumſtamm, in dem gewöhnlich der Götze verborgen war und dieſer „große Gott der Madagaſſen" ſelbſt, den man nie vorher hatte ſehen dürfen und der ſich als ein kleines Stäbchen zwiſchen zwei großen flügelartigen Stücken Seide von Scharlachfarbe darſtellte. Dieſer ganze Plunder wurde verbrannt und andere Götzenbilder auch. Die feierliche Taufe der Königin erfolgte am 21. Februar 1869 und ihr Beiſpiel wirkte ſo mächtig, daß ſich die Zahl der Getauften bald auf 150,000 Madagaſſen belief.

In Neuholland war noch immer die Goldgräberei das Hauptintereſſe, um das ſich alles drehte. Nach den reichen Goldlagern ſtrömten nicht nur eine Menge Abenteurer aus Europa und ſelbſt China, ſondern auch aus Neuholland ſelbſt die meiſten Hirten herbei, die bisher auf den großen Schäfereien gedient hatten, am Golde aber mehr zu verdienen hofften. Dieſer Umſtand führte große Aenderungen herbei. Das bisherige Squatterſyſtem nahm ein Ende. Bisher nämlich hatte man die großen öden, nur zur Viehwaide tauglichen Ländereien des Welttheils, je eine Quadratmeile um 10 Pfund Sterling an die reichen Schaafzüchter verkauft, welche ungeheuere Heerden hielten und die größten Geſchäfte in Wolle machten. Da nun ihre Knechte meiſt in die Goldgruben gingen, mußte

auch ein großer Theil der Herrn das Geſchäft aufgeben und es gelang den Demokraten in den Städten, den ſog. free selection Männern, im Parlament durchzuſetzen, daß alles Land künftig freigegeben wurde. Das führte zunächſt zu einer großen Stockung in der Wollenproduktion. Indeſſen hoffte man, es werde ſich auf andere Weiſe helfen laſſen. Forſcher hatten nämlich nach und nach das weite Innere des Welttheils durchreist und gefunden, daß dieſes Innere nicht wie man bisher geglaubt hatte, eine Wüſte, ſondern treffliches Waideland ſey. Die Einwanderung und die Anlage neuer Städte war daher in ſtetem Zunehmen. So entſtand auch die neue Stadt Port Deniſon an der Nordküſte.

Die große, ſchöne, reiche Doppelinſel Neuſeeland, die durch das vortreffliche Werk unſeres Hochſtetter erſt vor wenigen Jahren in klares Licht getreten iſt, wurde zwar ſchon 1642 von einem Holländer entdeckt und wieder verlaſſen und vor hundert Jahren (1769) zum erſtenmal wieder vom Engländer Cook beſucht, ohne daß man damals noch daran gedacht hätte, hier eine Colonie anzulegen. Erſt gegen Ende des Jahrhunderts, als die Engländer ihre Verbrechercolonie in Neuholland gegründet hatten, begann ein Verkehr zwiſchen den entlaſſenen engliſchen Verbrechern und dem von Neuholland nicht allzuweit entfernten Neuſeeland, ein friedlicher Verkehr, ſofern die entlaſſenen Verbrecher den einheimiſchen Maories allerlei nützliche Künſte lehrten und Werkzeuge mitbrachten, dafür gut aufgenommen wurden und einheimiſche Weiber heiratheten. Bekanntlich waren aber die Neuſeeländer bei körperlicher Schönheit und großer Tapferkeit doch noch ſehr wild und ſogar Menſchenfreſſer, und aus ihrer Vermiſchung mit den roheſten Verbrechern Altenglands gingen abſcheuliche Laſter hervor. Endlich fanden ſich fromme Miſſionäre ein, welche dieſem Unweſen einigermaßen ſteuerten, indem ſie ſich an das Ehrgefühl und an die Hochherzigkeit wandten, die den Maories von Natur nicht fehlt. Hochſtetter glaubt ſogar ſagen zu dürfen, die Miſſionäre hätten den Maories die Meinung beige-

bracht, ſie ſeyen eine vornehmere Race als die engliſchen Einwanderer. Das dürfte wohl wahr ſeyn in Bezug auf die entlaſſenen Verbrecher, doch konnten die Miſſionäre, die ſelber Engländer waren, ſich wohl nicht unter die Wilden ſtellen.

Es erfolgte nun, was zu erwarten war, die entlaſſenen Verbrecher und die Miſſionäre bildeten zwei einander feindliche Parteien, und die letztern glaubten am ſicherſten zu gehen, wenn ſie die engliſche Regierung aufforderten, ſich die ganze Inſel zu annektiren, freie und achtbare Coloniſten, um die entlaſſenen Verbrecher zu neutraliſiren, unmittelbar aus England zu ſchicken und der Inſel eine Colonialregierung zu geben. Die Regierung erfüllte dieſen Wunſch im Jahr 1842 und es ſtrömten auch alsbald zahlreiche Coloniſten aus England herbei. Allein man hatte manches überſehen. Um die neue Souveränetät Englands über die Inſel zu legitimiren, hatte man zwar eine Anzahl einheimiſcher Häuptlinge zuſammengebracht, die im Vertrage von Waitangi am 19. Oktober 1842 die Inſel an England abtraten, aber ſie ſelbſt waren nicht gehörig legitimirt. Die Einwanderer ſuchten ſich ſo viel Land anzueignen als immer möglich, und zwar durch die gröbſte Uebertölpelung der Eingebornen. Der Einfluß von Neuholland her wirkte noch nach. Von hier aus betrieben die ſog. Landhaifiſche den Landerwerb auf Spekulation, um das den Maories abgeſchwindelte Land mit großem Vortheil wieder an die neuen Einwanderer zu verkaufen. Die Klagen über dieſe Mißhandlung der Eingebornen wurden ſo laut, daß die engliſche Regierung in der Colonie ein Geſetz erließ, wonach ſie ſich allein das Monopol des Bodenkaufs vorbehielt und denſelben allen Privatperſonen unterſagte. Sie erklärte freilich, daß die Eingebornen übervortheilt ſeyen, dachte aber nicht daran, ihnen den Schaden zu erſtatten. Das den Europäern abgenommene Land wurde für Staatseigenthum erklärt, und zum Beſten der Staatskaſſe öffentlich verkauft, mit andern Worten, die Regierung ertheilte ſich das Privilegium, fortan die Eingebornen allein zu beſchwindeln. Jetzt zum

erſtenmal erkannten die Maories, wie ohnmächtig ſie in ihrer Vereinzelung bleiben müßten und welche Vortheile eine einheitliche Regierung habe. Sie wählten ſich alſo den alten Häuptling Te Whero unter dem Namen Potatau I. zu ihrem Könige. Weil es aber unter ihnen viele unverbeſſerliche Particulariſten gab, wie unter uns Deutſchen, blieb die Vereinigung unvollſtändig. Der neue König benahm ſich ſehr gemäßigt und rückſichtsvoll gegen die Europäer, bewog aber die Mehrheit der Häuptlinge ſeines Stammes, ſich gegenſeitig zu verpflichten, den weißen Einwanderern niemals mehr Land zu verkaufen, damit die Maories auf dem Boden, der ihnen noch geblieben ſey, künftig in Ruhe und Frieden mit ihren weißen Nachbarn leben könnten. Das war nun in der That eben ſo gerecht wie beſonnen gehandelt, aber die Engländer waren weit entfernt, den Maories gegenüber gleichen Edelmuth zu bewähren. Die Regierung ſelbſt ſetzte ihr Raubſyſtem fort und kaufte einem Häuptling, Namens Te Tairi, der ſich zu dieſer ſchändlichen Rolle hergab, einen großen Strich Landes um geringen Preis ab, obgleich der Häuptling nur den neunten Theil dieſes Landſtrichs rechtmäßig beſaß und durchaus nicht befugt war, über die andern acht Neuntheile zu verfügen. Das engliſche Gouvernement kümmerte ſich aber nicht um das Recht, ſondern behauptete ſeinen Antheil auf jenen Landſtrich mit den Waffen in der Hand, und nun begann der unglückſelige Krieg, im Jahr 1859, welcher noch fortdauert und nicht enden zu ſollen ſcheint, bis alle Maories vernichtet ſeyn werden. Merkwürdig iſt die ſog. Hau-Hau- oder Pai Mariri-Religion eingeflochten, die ſich damals unter den verzweiflungsvollen Kämpfern für ihr Vaterland ausbildete, ein ſeltſames Mittelding zwiſchen ihren Erinnerungen an das, was ſie von den Miſſionären gelernt hatten und heidniſchen Vorſtellungen. „Ihre neu eingeführte Verehrung des Hau-Hau oder Jehova, beſteht in höchſt grotesken Ceremonien, die auf das Strengſte beobachtet werden und in mancher Hinſicht an den Gottesdienſt der alten Druiden erinnern. Aehnlich

Denkmal beizutragen. Diese Anerbietungen wurden jedoch zurückgewiesen, da S. M. schon seit Jahren verbabe, dem ruhmbekrönten Feldmarschall ein Denkmal zu setzen.

Industrie und Handel.

Augustin Kienzler in Triberg auf dem badischen Schwarzwalde hat eine Maschine zur Verfertigung der Uhrenketten erfunden und ausgeführt, deren Leistungen Bewunderung erregen. Auf der einen Seite wird das Material in einfacher Drahtform in die Maschine geleitet, und auf der andern Seite kommt die fertige Kette mit ihren zusammenhängenden Gliedern hervor. Der Apparat nimmt einen Raum von 3 Quadratfuß ein, wird von einem einzigen Arbeiter mit der größten Leichtigkeit bewegt und liefert in einem Tage ein 700 Fuß langes Stück Kette. Das Modell zu dieser Maschine befindet sich in der technologischen Modellsammlung in Tübingen.

Eine Dampfwalzmühle nach Sultzenbergers System, welche diesseits des Rheines mit der Ludwigswalzmühle in München die einzige ist, wurde durch den Kaufmann Platzmann in Leipzig aufgestellt; sie soll ganz Vorzügliches leisten; ihr Produkt ist ohne alle Beimischung sandiger Theile und beim Mahlen ganz ohne Erhitzung gewonnen. Das Mehl, welches in 5 bis 6 Qualitäten gewonnen wird, eignet sich besonders zu längerer Aufbewahrung und Versendung.

Der Prof. Runge in Oranienburg hat einen elastischen Theerkitt erfunden, welcher eine bedeutende Verbesserung der Dorn'schen Dächer möglich macht, indem er stets elastisch und weich bleibt, ohne in der Sonnenhitze zu sehr zu erweichen, und der sich überall bewährt hat. Er wird entweder statt des Zusatzes von Pech bei den Dorn'schen Dächern angewendet, oder zwischen zwei Papierbogen gestrichen und auf das Dach gebracht.

Am 5. Nov. wurde in Linz das aus den Werkstätten von Escher, Wyß u. Comp. in Zürich hervorgegangene Dampfboot die Sophia vom Stapel gelassen. Es ist dieß das erste eiserne Schiff auf der Donau.

In Oestreich hat sich eine aus Fabrik- und Handelsherren der ganzen Monarchie bestehende Gesellschaft gebildet, welche zur Förderung der Ausbildung jener Industriezweige, deren Erzeugnisse meist auf geschmackvoller Darstellung von Formen und Farben beruhen, Fonds zusammenschoß und dieselben zu Prämien für die vorzüglichsten Musterzeichnungen bestimmte, die in Folge der eröffneten Preisbewerbung für Shawl- und Seidenzeugweberei, für Kattun-, Seiden-, Wollen- und Tapetendruckerei, dann für Teppich- und Seidenbandweberei eingesendet werden. Die Gesammtsumme aller 19 ausgeschriebener Preise beträgt 1240 fl. C. M.

In Frankreich und Belgien macht die Erfindung Seligue's, Gas aus Wasser und Schieferöl zu bereiten, Aufsehen und Fortschritte. Das Gas ist so schön wie das Harzgas, und eine Röhre mit dem Licht von 10 Wachskerzen kostet nur 1,3 Centimes für die Stunde, Steinkohlengas dagegen 3, Harzgas 7 Cent. Ein Kilogramm Schieferöl giebt 75 Kubikfuß Gas, und eine Röhre zu 10 Strahlen verbrennt 3 Kubikfuß in der Stunde. Das Schieferöl wird aus bituminösem Mergel, Braunkohlen u. dgl. gewonnen; es läßt sich aber statt des Schieferöls jede andere Art von Oel, Naphtha und Harz verwenden. Es sind bereits Einleitungen getroffen, diese Beleuchtungsart auch in Deutschland, namentlich in Bayern und Nassau einzuführen.

Baden besaß vor dem Beitritte zum deutschen Zollvereine 131 Fabriken mit 7818 Arbeitern; nach dem Beitritt besitzt es jetzt 244 Fabriken mit 9881 Arbeitern, mithin hat es eine Vermehrung von 63 Fabriken mit 1863 Arbeitern erhalten.

Von Bremen nach Bremerhafen wird eine Telegraphenlinie errichtet und wahrscheinlich mit der hamburgischen in Verbindung kommen.

Das 35. Stück der preußischen Gesetzsammlung enthält in 49 Paragraphen ein Gesetz über die Eisenbahnunternehmungen in Preußen.

Am 20. Dec. 1838 wurde die erste Section der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn, die von Düsseldorf nach Erkrath sich erstreckt, feierlich eröffnet.

andern heidniſchen Prieſtern verſtanden diejenigen der Hau-Hau-Religion es ebenfalls, ſich einen unbegrenzten Einfluß über ihre Landsleute zu verſchaffen, indem ſie unter ihren Anhängern den Glauben verbreiteten, ſie ſtänden mit der Gottheit in unmittelbarer Berührung und empfingen durch Vermittlung des Engels Gabriel direkte Befehle von Jehova, welcher die Nation der Maories zu ſeinem beſondern Volk auserkoren habe. — Die Stifter dieſer neuen Religion, die große Sinnlichkeit ihrer Landleute kennend, berechneten ganz richtig, daß je mehr dieſer Neigung Vorſchub geleiſtet würde, deſto leichter und ſchneller ihre neue Lehre Eingang finden würde. Ehebruch iſt daher erlaubt und Concubinat wird wie eine Tugend betrachtet. Allen Frauenzimmern, die das vierzehnte Jahr erreicht haben, iſt es geſtattet, Umgang mit Männern zu ſuchen.“ Das erinnert einigermaßen an das Mormonenthum in den Vereinigten Staaten.

Der engliſche General Cameron, ein äußerſt fähiger Feldherr, an der Spitze von 16,000 Mann und reichlich mit ſchwerem Geſchütz verſehen, hatte Mühe genug, die Eingeborenen zu überwältigen, und brachte es doch nicht ganz fertig. Der gewiſſenloſe Gouverneur Brown, auf dem hauptſächlich die Schuld dieſes ungerechten Krieges laſtet, wurde endlich beſeitigt und Sir George Grey trat an ſeine Stelle. Der letztere ſchien geneigt, ſich der Maories wieder zu erbarmen, deren alter König unterdeß geſtorben war und nur einen ſchwachen Nachfolger hinterlaſſen hatte. Allein die Habgier der Coloniſten machte dem Gouverneur Grey keine Conceſſionen mehr. Endlich entſchied ſich die engliſche Regierung dahin, dem Unrecht ſeinen Lauf zu laſſen, denn ſie hätte ſonſt Truppen nach Neuſeeland ſchicken müſſen, um Grey gegen die Oppoſition zu unterſtützen. Sie wollte alſo dieſe mächtige Oppoſition lieber ſchonen, um ſie nicht zum Abfall zu reizen, und weil im Grunde genommen das Intereſſe Englands überhaupt mit dem der Oppoſition übereinſtimmte. Je eher die Maories vollends ausgerottet waren, um

ſo beſſer, denn dann gehörte die ganze Inſel der weißen Bevölkerung allein und brachte dem Mutterlande um ſo mehr Gewinn. Ob dabei den Maories Unrecht geſchah oder nicht, darauf kam es nicht an, wo es das engliſche Staats- und Nationalintereſſe galt. Die Regierung erlaubte alſo den weißen Coloniſten auf Neuſeeland Milizen zu organiſiren und ſich ſelber gegen die Maories zu helfen, was ſo viel heißt, als dieſelben allmälig auszurotten. „Wie viele jetzt von der ganzen Nation noch übrig ſind, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben, jedoch darf angenommen werden, daß ihre Anzahl 45,000 Seelen nicht überſchreitet. Auffallend wenig Kinder ſieht man in ihren Dörfern und Wohnungen. Eine Mutter mit 4 Kindern iſt eine äußerſt ſeltene Erſcheinung und ein Volk, das keine Kinder hat, muß bald ausſterben.“

Am 11. und 12. März 1868 wurde die Inſel Mauritius im Stillen Ocean von einem ebenſo furchtbaren Orkan heimgeſucht, wie im Jahr vorher die kleinen Antillen. Im Hafen von Port Louis wurden mehr als zwanzig Schiffe an den Strand geworfen, 75 andere Schiffe von den Ankern geriſſen und gegen einander geſchleudert, die Kirchen zertrümmert, ebenſo die Häuſer und Villen, die leichtgebauten Wohnungen der niedern Klaſſe wie Spreu weggefegt, rieſenhafte Bäume entwurzelt und weit fortgeſchleudert ꝛc.

Von den Gambier-Inſeln, welche nicht weit von Tahiti abliegen, erfuhr man, die franzöſiſchen Miſſionäre hätten daſelbſt ihre Herrſchaft begründet und ein Pater Laval ſich zum unumſchränkten Dictator und Tyrannen aufgeworfen. Sein Hauptzweck ſey, ſich das Monopol der dort ſehr ergiebigen Perlenfiſcherei und des Handels mit Perlen und Perlmutter zu ſichern. Ein gewiſſer Pignon machte ihm Concurrenz, entging aber kaum einer Vergiftung und wurde vertrieben, ein anderer Franzoſe Namens Dupuis blieb lange gefangen. Chileniſche Schiffbrüchige wurden unbarmherzig abgewieſen. Merkwürdigerweiſe tyranniſirte der Pater auch das weibliche Geſchlecht auf der Inſel, angeblich aus Keuſchheitsrückſichten,

und ließ alle unverheiratheten Mädchen jede Nacht, die Frauen aber wenigſtens in den Nächten der Feſttage einſperren, zu welchem Zweck er hundert Gefängniſſe hatte errichten laſſen. Die franzöſiſche Regierung, bei der Pignon klagte, ſchickte 1869 eine Unterſuchungscommiſſion an Ort und Stelle.

Auf der Inſel Lifu, zu der Loyalty-Gruppe gehörig, im Stillen Ocean, hatten proteſtantiſche Miſſionäre einen Theil der Eingeborenen bekehrt, als im Jahr 1864 die franzöſiſche Regierung dieſe Inſelgruppe eigenmächtig und widerrechtlich, als gehöre ſie zu Neu-Caledonien, in Beſitz nahm. Der franzöſiſche Gouverneur unterſagte ſofort den evangeliſchen Gottesdienſt, ſchloß die Schulen und trieb die Eingeborenen, als ſie ſich widerſetzten, mit Gewalt und großer Grauſamkeit zu Paaren, ſo daß er ſelbſt Weiber und Greiſe nicht ſchonte. Der Miſſionär der Londoner Miſſionsgeſellſchaft wurde fortgejagt. Petermann, Geogr. Mittheil. XVI. 366.

Von den Sandwichs-Inſeln im Stillen Meere theilte Doctor Bechtinger im Jahr 1869 Nachrichten mit. Vor hundert Jahren hatte Cook auf dieſen Inſeln noch 300,000 wilde Einwohner gefunden, jetzt ſollen nur noch 60,000 übrig ſeyn, zu denen ſich einige tauſend Europäer, Nordamerikaner und Chineſen geſellt haben. Durch Miſſionäre iſt das Chriſtenthum längſt eingeführt und ſo viel Civiliſation, daß auf der Hauptinſel Honolulu neben dem Könige (jetzt Kamehameha V.) ein förmliches Parlament beſteht. Die alte Bevölkerung iſt mit den Laſtern der Europäer angeſteckt und wird infolge deſſen durch Krankheiten immer mehr aufgerieben. Die Nordamerikaner ſind längſt bereit, die Inſeln zu annektiren als eine ihrem Handel ſehr bequeme Station zwiſchen San Franscisco und China. Der gegenwärtige König iſt den Yankees abgeneigt, weil er einmal die Vereinigten Staaten beſucht hat, aber ſeiner dunklen Farbe wegen als ein Nigger von der Geſellſchaft der Weißen ausgeſchloſſen worden iſt. Gleichwohl glaubt Bechtinger, werden die Yankees auf den Inſeln noch einmal die Herrn werden.

Fünfzehntes Buch.

Südamerika.

Wir ſtellen hier Mexiko voran; obgleich es geographiſch zu Nordamerika gehört, ſo gehört es wegen ſeiner romaniſchen Bevölkerung und Geſchichte doch eher zu den ſpaniſchen Republiken Südamerikas.

Nach dem tragiſchen Untergang des Kaiſer Maximilian und dem Abzug der Franzoſen fiel Mexiko wieder in die frühern Zuſtände zurück. Innere Ruhe ſollte dieſem ſchönen Reiche nicht gegönnt ſeyn. Zwar behauptete ſich Juarez als Präſident der Republik, denn durch ſeinen Sieg über Maximilian und durch die moraliſche Unterſtützung, die ihm das Cabinet von Waſhington gewährt hatte, war ſein Anſehen in der That geſtiegen. Aber bald zeigten ſich wieder alte und neue Rivalen, die ihm die Präſidentſchaft ſtreitig machten, zuerſt Marquez, dann Ortega, der kaum aus ſeinem Gefängniß entlaſſen worden war, als er ſich ſchon wieder empörte. Ferner Mendez und ſogar der alte Santa Anna, der auch noch einmal herbeikam. Doch wurden alle dieſe Nebenbuhler im Jahr 1868 wieder beſeitigt und Juarez behauptete die Herrſchaft. Eine ſo immerwährend beſtrittene und auf die entlegenen Provinzen gar nicht einmal ausdehnbare Herrſchaft würde

kaum ſo viele Liebhaber gelockt haben, wenn nicht auch nur eine kurze Herrſchaft großen Geldgewinn verſprochen hätte. Die Silberbergwerke lieferten nämlich immer noch eine ungeheure Menge Silber, welches nach Europa ausgeführt wurde, wie denn die Bergwerke ſelbſt häufig Europäern gehörten. Der Raub ſolcher Silbertransporte hatte, wie bekannt, den Krieg der Weſtmächte gegen Juarez und die große franzöſiſche Expedition zuerſt veranlaßt, aber die Raubluſt hörte nicht auf. Im Februar 1869 empörte ſich zu Puebla General Negrete, blos um die 3 Millionen Dollars aufzufangen, welche die Regierung aus der Hauptſtadt nach dem Hafen von Veracruz abſchickte. Die Regierung ließ aber den Transport von ſo vielen Soldaten begleiten, daß Negrete ihn anzugreifen nicht wagte und ſich nur mit 300,000 Dollars entſchädigte, die er den Bewohnern von Puebla abpreßte.

Ein ähnlicher Raubverſuch wurde im Auguſt deſſelben Jahres gemacht. Nach einem Correſpondenten der Kölner Zeitung ging derſelbe von der klerikalen Partei aus, die zugleich den Präſidenten Juarez ſtürzen wollte. Das Organ dieſer Partei, die Revista universal, erklärte ſich heftig gegen den Handelsvertrag, den Juarez ſoeben mit dem Norddeutſchen Bunde abſchließen wollte. Dieſes Blatt war von einem gewiſſen Munnez redigirt, welcher der Schwiegerſohn eines Wiener Hofraths und Sekretair der frühern öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Mexiko geweſen war. Unter den Gründen, warum der Handelsvertrag abzuweiſen ſey, wurde auch erwähnt, daß die gegenwärtige Regierung Mexikos nicht lange mehr beſtehen werde. Eben ſollten Gold- und Silbermaſſen im Werth von 3,750,000 norddeutſchen Thalern aus den Bergwerken an die Küſte und nach Europa gebracht werden. Um ſich dieſer nun zu bemächtigen, hatten die Verſchworenen in der Hauptſtadt ſelbſt ein Bataillon verführt, wollten mit Hülfe deſſelben die Gefängniſſe öffnen und das auf fünfzig Wagen am 19. Auguſt in der Hauptſtadt eintreffende Gold und Silber wegnehmen. Aber die Regierung kam

dahinter und ließ die Verſchworenen noch zu rechter Zeit verhaften. Der Geſandte des norddeutſchen Bundes und die in Mexiko wohnenden Deutſchen verfehlten nicht, dem Präſidenten Juarez für dieſe raſche Juſtiz zu danken, worauf der Handelsvertrag zwiſchen Mexiko und dem deutſchen Zollverein abgeſchloſſen wurde. Doch wurde Juarez der Anarchie nie vollſtändig Meiſter. Im October 1869 verwandelten ſich die Truppen, die er zum Schutz der Landſtraße gegen die Räuber hatte aufſtellen laſſen, ſelber in Räuber, plünderten die Reiſenden und entkamen.

Ein Privatſchreiben aus Mexiko, welches ein Huſarenrittmeiſter in Wien von einem dort zurückgebliebenen Freunde erhalten hat, ſchildert die mexikaniſchen Zuſtände als troſtlos. Juarez werde ſich kaum 3—4 Monate halten können. Seit einem Jahre ſchon liegen Handel und Verkehr gänzlich darnieder, die reichſten Firmen haben fallirt. Die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums iſt gleich Null; die Ausraubung von Eiſenbahnzügen und Poſtwagen iſt an der Tagesordnung, ſo daß man ſchon die nöthigſten Dinge nicht mehr zu transportiren wagt. Die engliſche Eiſenbahngeſellſchaft hat ihre Arbeiten eingeſtellt, wodurch viele Menſchen brodlos geworden ſind. General Marquez iſt ſchon dreimal aus der Havannah zurückgekehrt und hat ſich mit den Truppen der Republik geſchlagen; obwohl er jedoch von der klerikalen und monarchiſchen Partei unterſtützt wird, iſt ſein Sieg zweifelhaft. Mejia hat am 7. November Rache genommen für ſeinen Vater, indem er Queretaro mit 2000 Indianern überfiel und 600 Einwohner und einen General niedermetzelte.

Eine Korreſpondenz der Kölner Zeitung vom März 1870 brachte neue Nachrichten aus Mexico vom Januar. Zu San Luis Potoſi hatte General Aguirre gegen Juarez rebellirt, in Orizaba befreiten ſich gefangene Generale. Auch in Zacatecas wurde revoltirt. Ueberall raubten die Rebellen die öffentlichen Kaſſen, und ſchrieben Contributionen aus. Einer Bergwerksgeſellſchaft wurden

180 Silberbarren geraubt. Auch die Indianer raubten in verſchiedenen Gegenden. Dieſe Anarchie in den Provinzen hinderte aber nicht, daß Juarez in der Hauptſtadt noch immer Herr blieb. Die Regierungstruppen wurden beſchuldigt, eben ſo grauſam zu verfahren wie die Rebellen. Namentlich heißt es, ſie hätten gefangene Rebellen als Zielſcheiben benutzt. Im April kamen weitere Nachrichten, denen zufolge der Regierungsgeneral Escobedo am 21. März einen großen Sieg über die Aufſtändiſchen erfochten und 1900 derſelben gefangen genommen habe.

Im Spätherbſt 1869 kamen Nachrichten aus Mexiko an, wonach im ſüdlichſten Theile dieſes Reichs, im Hochlande von Chiapas, ein merkwürdiger Indianeraufſtand ausgebrochen ſey. Ein Jahr vorher war nämlich in dem Flecken Chamula eine indianiſche Prophetin aufgeſtanden, welche verkündete, ſie ſey von Gott geſendet, um ihr Volk von der langen Tyrannei der Latinos (Spanier) endlich zu befreien. Sie wurde feſtgenommen und in San Criſtobal gefangen gehalten. Ein Jahr ſpäter aber trat Gallindo, ein junger Indianer, als ein zweiter Geſandter Gottes auf, um die Prophetin zu befreien und die unterbrochene allgemeine Befreiung der Indianer fortzuſetzen. Dem zahlreichen Volke, das ſich um ihn ſammelte, bewies er die Wahrheit ſeiner Sendung dadurch, daß er ihnen in einer Höhle und dann wieder auf einem Berge verborgene Waffen zeigte. Aus dieſem Umſtande ſcheint hervorzugehen, daß er im Complott handelte und alles vorbereitet war. Bei einem voreiligen Angriff auf St. Criſtobal befreite er zwar die Prophetin, gerieth aber ſelbſt in Gefangenſchaft und ſeine Leute wurden durch die Tapferkeit der Beſatzung unter einem mörderiſchen Feuer zurückgejagt, im Juni 1869. Damit war aber der Kampf nicht beendigt, denn die Indianer zogen ſich in die Gebirge zurück, wo ſie ſchwerer zu überwältigen waren, und noch im Auguſt wurde gekämpft, doch hoffte man, Präſident Juarez, welcher friſche Truppen nachgeſchickt hatte, werde den Aufruhr bewältigen.

Nicht unwichtig erſcheinen auch die Reclamationen, welche die ackerbauenden Indianer in den Beſitzungen der ſpaniſchen Grundeigenthümer erhoben, ſofern ſie bisher nur Pächter derſelben geweſen waren, ihnen jetzt aber durch Winkeladvokaten die Meinung beigebracht wurde, der Grund und Boden ſey ihr altes Eigenthum und ſie ſeyen nur darum betrogen worden. Da die Regierung nun nicht überall Macht genug hatte, wurden viele ſpaniſche Grundbeſitzer geradezu von ihren indianiſchen Pächtern vertrieben. *)

Cuba, die größte Inſel der Antillen ſtand noch unter altſpaniſcher Herrſchaft. Als im September 1868 in Spanien die Revolution ausbrach, verfehlte der proviſoriſche Regent Serrano nicht, dem Gouverneur der Inſel Cuba, General Lerſundi, ſogleich von der gelungenen Revolution in Spanien Nachricht zu geben. Derſelbe wünſchte in ſeiner Antwort die Namen der neuen Miniſter zu erfahren und ſagte, er müſſe die Nachricht noch einige Tage geheim halten, um Vorkehrungen treffen zu können. So ließ er wirklich noch am 15. October den Geburtstag der Königin Iſabella in alter Weiſe feiern. Dann berief er die Notabeln ein und berieth mit ihnen, was zu thun ſey. Sie waren der Anſicht, man müſſe ſich mit dem Mutterlande verſtändigen und nur in dem einen Falle Widerſtand leiſten, wenn etwa die neue Regierung in Madrid die Neger emancipiren wolle. Man begnügte ſich nun in Madrid nur die Negerkinder frei zu erklären. Als aber die ganze Bevölkerung der Inſel Cuba von den Ereigniſſen in Spanien unterrichtet war, erhob ſich auch hier, wie man das vorausſehen konnte, eine Partei für die Unabhängigkeitserklärung der großen Inſel, wo ſchon längſt Agitationen ſtattgefunden hatten, um Cuba in die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufnehmen zu laſſen. Die Rebellen bildeten eine Junta, an deren Spitze Cespedes trat, und proclamirten die Republik. Wenn auch zahlreich, beſonders durch

*) Augsb. Allg. Zeitung 1870. Nr. 88.

das Zuſammenſtrömen der Neger, durften ſie doch nicht hoffen, regelmäßige Truppen zu überwältigen. Man hörte daher auch immer nur von kleinen Niederlagen, welche ſie durch die Regierungstruppen erlitten haben ſollten, ohne daß es jedoch bei der weiten Ausdehnung der Inſel den letztern möglich geweſen wäre, überall die Ruhe herzuſtellen.

Die proviſoriſche Regierung in Spanien beeilte ſich, eine Verſtärkung der Truppen nach der andern aus dem Mutterlande nach Cuba abſegeln zu laſſen, und ſtellte ſie unter den Oberbefehl des General Dulce, der aber wegen Unwohlſeyn nicht gleich abreiſen konnte. Endlich kam er auf Cuba an und ſchlug die Rebellen bei Bayano, wo er ihnen 3000 Mann getödtet haben ſoll. Weil er auch die gefangenen Führer ohne Gnade erſchießen ließ, ſoll ſich die Erbitterung gegen ihn bei den Cubanern geſteigert und den Aufſtand mit verdoppelter Wuth entflammt haben.

Die empörten Cubaner ſuchten begreiflicherweiſe Hülfe in Nordamerika und wünſchten die Aufnahme ihrer neuen Republik in die Union. Zu dieſem Behuf ſchickten ſie eine Deputation, deren Sprecher Morales Lemus war, nach Waſhington, der Präſident Grant aber lehnte ihre Anträge ab und erklärte, auch keine weitere Deputation der Cubaner annehmen zu wollen, weil die Vereinigten Staaten mit Spanien in Frieden lebten. Inzwiſchen konnte die Ausrüſtung von nordamerikaniſchen Freibeutern kaum verhütet werden und die Regierung des ſpaniſchen Mutterlandes ſchickte immer noch Truppen nach Cuba und auch einen neuen Obergeneral, Caballero; weil ſich die aus dem Mutterlande nach Cuba entſendeten Freiwilligen aber empört hatten, dankte dieſer ab und übergab einſtweilen dem General Espinan das Commando.

Die Freiwilligen beſtanden größtentheils aus Spaniern des Mutterlandes der niedern Stände, die in der Colonie ihr Glück zu finden hofften und, wenn ſie ſich einiges Vermögen erworben hatten, meiſtens wieder nach Spanien zurückkehrten. Für das Gedeihen

der Colonie hatten ſie wenig Sinn, deſto mehr für raſchen Erwerb, ganz ſo wie ihre Vorfahren, die durch ihre Raubgier und Brutalität berüchtigten Conquiſtadores. Sie leiſteten der Regierung des Mutterlandes gegen die Rebellen der Colonie gute Dienſte, waren dabei aber ein ungefügiges und eigenmächtiges Volk.

Die Regierung der Vereinigten Staaten benahm ſich loyal gegen Spanien. Als trotz des Verbotes Freiſchaaren an der Küſte von Nordamerika unter Oberſt Ryan im Juli 1869 ausgerüſtet wurden, die den Inſurgenten auf Cuba helfen ſollten, ließ Präſident Grant ſie feſtnehmen und zurückhalten. Doch ſoll er Spanien unter der Hand das Anerbieten gemacht haben, ihm die Inſel Cuba für 100 Millionen abzukaufen. Daſſelbe Anerbieten war ſchon 1848 vom damaligen Präſidenten Polk gemacht worden, aber Spanien hat es ſtolz abgelehnt, worauf Lopez Cuba mit in Nordamerika geworbenen Freiſchaaren überfiel. Es lag auf der Hand, daß die Inſel Cuba früher oder ſpäter den Vereinigten Staaten zufallen würde, da Spanien keinesfalls mächtig genug war, ſie zu behaupten. Das wurde auch der ſpaniſchen Regierung im Jahr 1854 durch die amerikaniſchen Geſandten in Madrid, London und Paris deutlich und beinahe drohend inſinuirt. Was Spanien doch nicht behaupten könne, dafür ſolle es ſich lieber noch zur rechten Zeit bezahlt machen. Spanien that es nicht.

Ueber die Leidenſchaftlichkeit der Parteien in der Havannah las man in den Zeitungen Anfang März 1869: Die junge Tochter eines ſehr reichen Spaniers, Senorita Aldama, habe in einer Loge des Theaters plötzlich die Cokarde der nordamerikaniſchen Union an die Bruſt geſteckt, worauf ungeheurer Beifall erfolgt ſey. Indem aber die junge Dame ſich dankend verneigt, habe ein Spanier den Revolver gezogen und ſie erſchoſſen, ſey aber auf der Stelle von einem Amerikaner in der nächſten Loge wieder erſchoſſen worden. Zu derſelben Zeit erklärte das Repräſentantenhaus in Waſhington, es ſympathiſire mit der Revolution in Spanien, weil ſie die Frei-

Der Herzog von Deſſau hat der Berliniſch-ſächſiſchen Eiſenbahn, deren Bau über Deſſau im Werke iſt, die Befugniß zur unentgeltlichen Benutzung der Elbebrücke, die unentgeltliche Ueberlaſſung des zu der Bahn innerhalb des Lands erforderlichen Grundes und Bodens, ſoweit er herrſchaftliches Eigenthum iſt, und endlich die unentgeltliche Verabfolgung alles zu den Brücken und der Querlegungen der Bahn innerhalb des Lands erforderlichen Holzes aus den herzoglichen Forſten zugeſtanden.

Der Direction der Berlin-Potsdamer Eiſenbahngeſellſchaft iſt geſtattet worden, die Dampfwagenfahrten auf der Eiſenbahn auch in den Stunden der Dunkelheit bei Erleuchtung zu unternehmen.

Am 21. Jan iſt in Berlin ein Handelsvertrag zwiſchen Holland und dem deutſchen Zollverein abgeſchloſſen worden.

Preisaufgaben.

Die k. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen ſtellt folgende Preisaufgaben:

I. Für den November 1839 von der phyſiſchen Claſſe: Inter ea, quae recentioribus temporibus in mineralogia comperta habuimus, maxime memorabile est, quod substantiae quaedam crystallisatae exstant, quae chemice aequaliter constitutae, in crystallisationibus diversorum systematum occurrunt. Sed fuerunt qui nonnulla de hoc dimorphismo relata addubitarent: neque dubitari licet, conditiones hujus rei plane fere latere. Propterea regia societas scientiarum proponit quaestionem, ut experientiae, quae hucusque de dimorphismo qui dicitur substantiarum quarundam innotuerunt, critice recenseantur, conditionesque unde haec res pendeat, explicentur. Regia societas desiderat, ut in solvenda hac quaestione non solum naturales substantiae minerales, sed etiam alia corpora arte producta respiciantur, et ut crystallis experimentis paratis, documentorum instar una transmittantur.

II. Für den November 1840 von der mathematiſchen Claſſe: Adjumento copiae satis magnae experimentorum idoneorum atque exactorum stabilire theoriam resistentiae corporum in aëre tam lente moverum, ut prae termino a potestate prima celeritatis pendente omnes reliqui pro insensibilibus haberi possint, et quidem talem, quae valorem numericum coefficientis celeritatem multiplicantis quatenus a figura superficiei resistentiam patientis motusque directione pendet, ex asse determinare doceat.

III. Für den November 1841 von der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe wiederholt: Cum de exordiis et primis incrementis tragicae poeseos viri docti jam satis disputasse videantur, ad absolvendam tragoediae graecae historiam nihil magis desiderari videtur, quam eorum tragicorum, qui eodem quo Aeschylus, Sophocles et Euripides tempore in arena floruerunt, et eorum qui insequentibus aetatibus usque ad Alexandrum Macedonem aetatem jam afflictam et nentem exstenderunt, perfectior notitia. Quam ob rem societas scientiarum regia gottingensis optat, ut horum tragicorum quod fuerit poeseos genus, qui peculiaris usus cujusque χορηγίας, quae saeculi et hominum virtutes et vitia in carminibus eorum conspicua, ex antiquitatis judiciis et tragoediarum, quae illi condiderunt, reliquiis, quantum fieri potest, demonstretur, et — quod maximi momenti esse videtur ad subtiliorem atticae literaturae cognitionem — quam vim studia sophistica et rhetorica et alia poeseos genera, inprimis dithyrambicum, in illorum poesin exercuerint, studiose inquiratur.

Die Concurrenzſchriften müſſen lateiniſch oder deutſch abgefaßt und vor Ablauf des Septembers der beſtimmten Jahre poſtfrei eingeſandt ſein. Preis für jede Aufgabe: 50 Ducaten.

IV. Für den Nov. 1840: Die Anwendung heißer Gebläſeluft, welche ſich bekanntlich bei verſchiedenen metallurgiſchen Proceſſen und namentlich bei den Eiſenſchmelzen, zumal in Anſehung der dadurch bewirkten Kohlenerſparung bewährt, hat auch einen auffallenden Einfluß auf die Beſchaffenheit des Roheiſens und ſein Verhalten bei verſchiedenen Verwendungen, der indeſſen noch nicht hinlänglich ergründet iſt. Die kön. Societät verlangt daher: eine Darſtellung des Einfluſſes, welchen heiße Gebläſeluft bei den Eiſenhohofenproceſſen auf die Eigenſchaften des Roheiſens und ſein Verhalten bei den Anwendungen zu Gußwaaren-Arbeiten und Stabl zeigt, nebſt einer auf vergleichende chemiſche Analyſen gegründeten Erklärung jener Einwirkung. Preis: 10 Ducaten. Termin wie bei den früheren Aufgaben.

Die evangeliſche Geſellſchaft in Württemberg ladet zum dritten Mal ein zur Abfaſſung eines Lehrbuchs der chriſtlichen Religion zum Gebrauche in den obern Claſſen der Gymnaſien

heit zu ihrem Programme gemacht habe, es ſympathiſire aber auch, und aus demſelben Grund, mit den Inſurgenten in Cuba und werde die Unabhängigkeit der Inſel gut heißen, wenn die Inſurgenten die Oberhand gewinnen ſollten.

Die Erhaltung Cuba's war für Spanien von der äußerſten Wichtigkeit, weil es von dort einen ſehr bedeutenden Theil ſeiner Revenüen zog. Ein trefflich orientirter Kaufmann gab darüber im Schwäbiſchen Merkur die beſte Auskunft. „Bedenken wir," ſchrieb er, „daß die Zuckerausfuhr dieſer Colonie nahezu 15 Millionen Centner im vorigen Jahre betragen hat, während die ſämmtliche Rübenzuckerproduktion der Welt blos zwiſchen 12 und 13 Millionen Centner variirt, ſo erklärt ſich die hohe Wichtigkeit dieſer die ganze Zuckerwelt beſchäftigenden Frage. Die Spannung auf den definitiven Ausgang der Ereigniſſe in Cuba muß um ſo größer ſeyn, als der Aufſtand ſeit Mitte Oktober in fünf Monaten ſich eher ausgedehnt als vermindert hat; dazu kommt, daß er gerade über die Zeit der bisherigen Zuckerernte (das heißt: von Ende Dezember bis Ende März) in größter Ausdehnung beſtand. Die, obwohl ſehr erſchwerte, doch durchaus ununterbrochene Negereinfuhr von Afrika auf die Inſel gewährte derſelben ein um ſo größeres Uebergewicht über alle anderen Colonien, als auf letzteren faſt ohne Ausnahme die Sklaverei abgeſchafft war. Jede Hülfe für die Sklaverei bedeutet demnach Zunahme, jedes Hinderniß derſelben Abnahme des Zuckerbaues. Die unglaubliche Billigkeit des beſten Bodens, der Umſtand, daß das Klima der Inſel das Zuckerrohr als eine perennirende, alſo ohne neue Anpflanzung 10 bis 15 Jahre auf demſelben Felde gedeihende Pflanze beſtehen läßt, während in Louiſiana und andern nördlicher gelegenen Ländern das Rohr jedes Jahr neu gepflanzt werden muß, erklärt die ungemeine Zunahme der cubaniſchen Zuckererzeugung.

So wenig Genaues nun auch über die innere Natur des Aufſtandes in die Oeffentlichkeit gedrungen, ſo iſt doch ſo viel gewiß,

daß es ſich nicht um kleinliche Eiferſucht zwiſchen Spaniern und Kreolen, ſondern hauptſächlich um Aufhebung der Sklaverei handelt, geſchehe dieſe nun durch den Anſchluß an die Vereinigten Staaten, durch die ſpaniſche Regierung oder bei Veranlaſſung der Unabhängigkeitserklärung der Inſel; in letzterem Falle iſt nämlich bei der oben angedeuteten Minorität der Weißen entfernt nicht daran zu denken, daß ohne eine ſtarke disciplinirte europäiſche Armee die Neger unter dem bisherigen Joche gehalten werden können. Die Kardinalfrage, wie weit der Prozeß der Emanzipirung heute ſchon fortgeſchritten iſt, weiß Niemand; ſolche Aenderungen im Volksleben gehen, wie der jüngſte amerikaniſche Bürgerkrieg bewieſen hat, Anfangs oft ſehr langſam, bisweilen aber auch unerwartet ſchnell von Statten. An Anhäufung des Zündſtoffes hat es ſeit Jahren nicht gefehlt: eine Menge entlaufener Neger haust, von dem ewigen Sommer begünſtigt, in den waldigen Gebirgen der Inſel, weßhalb oft bis vor die Thore volkreicher Städte große Unſicherheit beſteht; Jedermann, insbeſondere aber die wenigen Weißen in den Plantagen, iſt mit blankem Säbel oder geladenem Revolver bewaffnet: ewige Sorge vor Sklavenaufſtänden, Brunnenvergiftungen ꝛc. peinigen die Weißen. Die ſpaniſchen Truppen hielten zwar bisher mit eiſerner Strenge die äußere Ordnung aufrecht, ſie genügten jedoch entfernt nicht, die perſönliche Sicherheit auf der ausgedehnten Inſel zu erhalten; es blieb daher der ſpaniſchen Regierung, ſo ſchwer es ſie auch ankam, nichts übrig, als die Bildung einer bewaffneten ſogenannten Landmiliz den Kreolen zu geſtatten. Nach der enormen geographiſchen Ausdehnung des Aufſtandes zu ſchließen, ſcheint dieſe Miliz im Vereine mit aufſtändiſchen Negern ſich mit den ſpaniſchen Truppen zu ſchlagen; es iſt faſt ſelbſtverſtändlich, daß jede Schlacht von letzteren gewonnen werden muß, allein bei dem waldigen und gebirgigen Terrain des größeren Theils der Inſel, der Lokalkenntniß der Aufſtändiſchen, dem für den Europäer bei Kriegsſtrapazen tödtlichen Klima, bei der ungeheuren Ausdehnung

des Landes und den erschöpften Mitteln Spaniens dürfte die Zurückführung auf die alten Zustände auf die Dauer eine Sache der Unmöglichkeit werden, namentlich da von den Vereinigten Staaten aus offen und verdeckt dem Aufstand aller Vorschub geleistet wird. Mit andern Worten: aus diesen Vorgängen scheint schließlich der für das heiße Klima bestimmte Schwarze als freier Mann hervorzugehen, gleichviel, wer zuletzt den Sieg davon trägt. Der Umstand, daß rings um die Hauptstadt Puerto-Principe das Terrain in den Händen der Aufständischen ist, daß die Weißen in der über 40,000 Einwohner zählenden Stadt St. Jago de Cuba ihre Frauen und Kinder nach Jamaica flüchteten, daß eine Anzahl Zuckerplantagen von den Negern durch Feuer vernichtet wurden ꝛc., läßt darauf schließen, daß der Racenhaß eine sehr konkrete Gestalt angenommen hat. Außer dem Defizit der Zuckerernte 1868 und 1869 ist jetzt schon in's Auge zu fassen, ob das junge Rohr, welches im Dezember 1869 zur Verarbeitung kommen soll, auf dem Felde seine gehörige Pflege findet, insofern die Verunkrautung der Felder bei fehlenden Arbeitskräften in einem tropischen Klima auf Unkosten der Culturpflanze in einer Weise um sich greift, von der man in Europa gar keinen Begriff hat. Würde nun die Sklaverei in rascher Weise ihr Ende finden, so wäre für die kommende Ernte noch viel mehr als für die laufende zu fürchten. Die Idee, als ob der Neger auf Cuba für Geld ebenso gut dienen würde, als es in den Baumwollstaaten der Union nunmehr wieder der Fall geworden, ist durchaus irrig. In den Baumwollstaaten gibt es einen förmlichen Winter, und zwar vom November bis in den März; der Neger ist dadurch gezwungen, sich Kleidung und Wohnung zu verschaffen, er muß arbeiten, um zu leben; in Cuba genügt eine Laubhütte als Wohnung und ein paar Fetzen als Kleidung, ein winziger Platz reicht bei dem ewigen Sommer aus, um eine Familie mit Yams und Bananen auf's ganze Jahr zu versehen; weitere Bedürfnisse hat der Neger nicht, sondern er sinkt vielmehr unter einem solchen

Himmel zu einem Zuſtande wie auf Jamaika, Martinique, um nicht zu ſagen, wie auf St. Domingo oder Afrika zurück. Aus dieſem Grunde erklärt ſich auch, warum die Zuckerpflanzungen auf Jamaika und auf franzöſiſchen Colonien mit Aufhebung der Sklaverei auf ein Zehntel ihres Werthes zurückgegangen ſind; hört aber die Bearbeitung auf, ſo erſtehen in wenigen Jahren baumartige Unkräuter, welche die Felder in werthloſe Wälder umwandeln. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß St. Domingo ſeinen eigenen Zuckerbedarf nicht mehr pflanzt, ſondern ihn von Cuba bezieht, und ihn mit Blau- und Mahagoniholz bezahlt. Nach vorſtehenden Thatſachen ſcheint offenbar das Ende der Sklaverei in Cuba nahe bevorzuſtehen."

Das reiche Cuba iſt nun vom ſpaniſchen Mutterlande immer gehörig ausgebeutet worden, und jemehr man dort der Sklavenarbeit bedurfte, deſto weniger konnte von Freiheit die Rede ſeyn. Der jedesmalige ſpaniſche Gouverneur der Inſel hatte unumſchränkte Gewalt. Eine Ordonnanz vom 28. Mai 1825 gab ihm die Vollmacht, jeden Verdächtigen zu verbannen, jedes Geſetz zu ſuspendiren, wie in einem unaufhörlichen Belagerungszuſtande. Guſtav Hofacker's Bericht in der A. A. Z. ſchildert die Folgen dieſes Syſtems: Die Juſtiz iſt hinkend, beſtechlich und in kläglichem Zuſtand. Zölle und Steuern drücken ſehr auf die Bewohner. Fremde Produkte zahlen hohe Zölle; ſpaniſche Weine, ſpaniſches Mehl, ſpaniſche Fabrikate kommen zollfrei in's Land. Mehl aus Amerika nimmt häufig ſeinen Weg über Cadiz, und oft kommt es havarirt und verdorben von dort an. Der Schmuggel, namentlich des Tabaks, iſt an der Tagesordnung. Die Grundſteuer iſt unerſchwinglich. Wird ein Sklave verkauft, d. h. wechſelt er ſeinen Beſitzer, ſo erhält die Regierung 6 Prozent ſeines Werthes. Die ſonſt überall abgeſchafften Tonnengelder beſtehen noch auf Cuba. Legionen von Beamten bereichern ſich durch Beſtechung und Erpreſſung. Das Budget für 1862 ſoll nach franzöſiſchen Angaben 126 Millionen

Franken betragen haben. Hievon wurden 20 Mill. für die Marine, 40 für den Krieg, 40 für die Finanzen verausgabt; der Ueberschuß, angeblich für die Insel verwendet, floß nach Madrid. Von dem spanischen Generalbudget bezahlt Cuba mit Portorico 35 Prozent mit nur 2 Millionen Einwohnern, Spanien mit 16 Millionen 65 Prozent. Marfori, der vielerwähnte letzte Colonialminister Isabellas II., hatte die Gewohnheit, wenn Ebbe in seiner Kasse war — wohl ein häufiges Ereigniß — Wechsel auf die Bank in der Habana, eine Regierungsbank, deren Noten Zwangskurs haben, in Umlauf zu setzen; vor einigen Jahren that er dies in so beträchtlichen Summen, daß die Noten der Bank gegen Gold einen Kursverlust von 25 Prozent erlitten, und daß die Bank ihre Zahlungen zeitweilig einstellen mußte.

Daß unter solchen Umständen der Ruf nach Reformen immer lauter wurde, ist erklärlich. Die Insel war nicht in den Cortes vertreten. Als in den dreißiger Jahren zwei Abgeordnete von dort gewählt wurden, verweigerte man ihnen in Madrid den Zutritt. Die Cubaner wandten nun ihre Blicke nach den Vereinigten Staaten hinüber und die südlichen Sklavenstaaten waren sehr geneigt, das reiche Cuba in die Union aufzunehmen. Schon 1846 boten die Südstaaten der spanischen Regierung 200 Mill. Dollars für Cuba an und 1851 machten Freischaaren aus den Südstaaten unter Lopez den mißlungenen Versuch, Cuba vom spanischen Joch zu befreien. Der damalige Präsident Fillmore mischte sich zwar nicht ein, als ihm aber England und Frankreich zumutheten, die Union möge Spanien den Besitz der Insel garantiren, schlug er es ab und erklärte, die Insel werde, als zu Nordamerika gehörig, bei nächster Gelegenheit von selber der Union zufallen.

Im Januar 1870 soll der Insurgentengeneral Jordan einen Sieg über die Regierungstruppen erfochten haben. Aus dem Umstand, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen wohlgelegenen Hafen auf der nahen Insel Hayti käuflich an

ſich gebracht hatte, wollte man ſchließen, dieſe Regierung werde doch am Ende die Inſurgenten auf Cuba als kriegführende Partei anerkennen und weitere Schritte thun, Cuba ſchließlich in die Union aufzunehmen. Im April 1870 hörte man aber wieder von einem Gefecht, in welchem die Inſurgenten 170 Mann verloren haben ſollten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, that keinen Schritt, um in Cuba zu interveniren. Im Senat zu Waſhington erhob aber Sumner im Juni 1870 laute Klage über die Grauſamkeit des ſpaniſchen Gouvernements auf der Inſel Cuba und verlangte Abſchaffung der Sklaverei und Beendigung des Kriegszuſtandes daſelbſt. Damit war zugleich angedroht, die Vereinigten Staaten würden ſich ſchließlich einmiſchen. Präſident Grant dagegen erklärte in ſeiner Botſchaft an den Congreß am 12. Juni 1870, die Inſurrektion auf Cuba habe keinen Mittelpunkt, keine Regierung, mit der man unterhandeln, der man als kriegführende Macht Anerkennung gewähren könne, es ſey eigentlich dort nur ein Räuberkrieg, da auch die ſpaniſchen Regierungstruppen durch Krieg und Klima decimirt und verwildert ſeyen.

In einer ähnlichen Lage, wie Cuba, befand ſich auch die benachbarte Inſel St. Domingo, ſie behauptete zwar noch ſowohl in ihrem kleinern ſpaniſchen Beſtandtheil (St. Domingo im engern Sinn), als in ihrem größern Beſtandtheil, der Negerrepublik Hayti ihre Selbſtändigkeit, jedoch ſah man voraus, daß ſie früher oder ſpäter von den Vereinigten Staaten von Nordamerika annectirt werden würde. — In der Negerrepublik wurde der Präſident Geffrard, der den ſchwarzen Kaiſer Soulouque geſtürzt hatte, im Jahr 1867 ſelbſt wieder geſtürzt und der alte Soulouque durfte aus der Verbannung auch wieder zurückkehren, ſtarb aber bald. Der neue Präſident Salnave fand großen Widerſtand und wurde nach langem Kampfe am 26. Dezember 1869 gezwungen, Porte au Prince zu übergeben, bei welchem Anlaß er geheimnißvoll verſchwand. Er wurde jedoch bald gefangen und erſchoſſen. — Das ſpaniſche

Domingo ſuchte Schutz in Nordamerika und verkaufte der Union die Bai von Samana als Handels-Emporium um einen jährlichen Pacht von 150,000 Dollars.

An die Spitze der Regierung von Hayti trat Präſident Saget, welchem General Grant im Namen der Union bedeuten ließ, er werde keine Feindſeligkeiten gegen San Domingo dulden. Saget antwortete, er hoffe, die guten Beziehungen Haytis zur Union würden nicht getrübt werden, Hayti ſey ſich ſeiner Schwäche wohl bewußt, aber auch ſeiner Rechte.

Am 29. Oktober 1867 wurden mehrere kleine Inſeln der Antillen von einem furchtbaren Orkan heimgeſucht, ſo daß viele Schiffe in ihren Häfen und an ihren Küſten und auch mehrere Ortſchaften, Tauſende von leichten Häuſern und Hunderte von Menſchen durch die über das Land hergeworfenen Sturmfluthen des Meers zu Grunde gingen. Das Verderben traf vorzüglich die drei hintereinander liegenden Inſeln Tortola, St. Thomas und Portorico. Das hatte zur Folge, daß der Verkauf der däniſchen Inſel St. Thomas an die Vereinigten Staaten wieder rückgängig wurde, denn die Inſel hatte ſo gelitten, daß ſie den Kaufpreis nicht mehr werth war. Dänemark, welches das Geld ſehr nöthig gehabt hätte, kam dadurch in Verlegenheit.

Am 13. Auguſt 1868 verwüſtete ein ungewöhnlich großes Erdbeben auf der Weſtküſte von Südamerika vom Norden Ecuadors bis zum Süden Perus alle Städte. Die unterirdiſche Stoßkraft wirkte auf Land und Meer zugleich, ſo daß das Meer bis 40 Fuß Höhe übertrat, die vom Erdbeben zertrümmerten Städte überſchwemmte und eine Menge Schiffe verſchlang oder meilenweit in's Land hinein ſchleuderte. Sechs Schiffe, darunter vier Kriegsdampfer wurden über die Stadt Arica hinausgeworfen. Ebenſo geſchah es andern Städten und Schiffen. Arica *) zählte 12,000

*) Sollte man hier nicht an die Nemeſis denken dürfen? In der Nähe von Arica nämlich befanden ſich eine große Menge von Gräbern

Seelen, Arequipa 35,000, Taqua 18,000, Lecumba 5000, Chala 3000, Iquique ebenſoviel. Moquequa 2000. Die übrigen Städte, im ganzen etwa 20, hatten weniger Einwohner. Viele der letztern konnten ſich noch retten, doch zählte man mindeſtens 32,000 Todte. Die erſtgenannten Städte wurden völlig zerſtört. Calao, der Hafen von Lima, litt ſehr und ein Theil der Stadt gerieth nachher noch in Brand, die Hauptſtadt Lima ſelbſt litt nur wenig. Dieſes ſchreckliche Erdbeben erfolgte am Nachmittage.

Ein zweites nicht minder furchtbares Erdbeben zerrüttete weiter weſtwärts das gebirgige Oberperu. Es begann plötzlich um 2 Uhr nach Mitternacht, ſo daß die Häuſer über den ſchlafenden Menſchen zuſammenſtürzten. Auch drang viel Schlamm aus der Erde. In der Hauptſtadt Quito ſtürzten faſt alle Thürme ein, doch kamen hier weniger Menſchen um, als an andern Orten. Man berechnete die Zahl der Todten zu mehr als 40,000 und der Geſtank der Leichen vertrieb auf einige Zeit die noch lebenden Menſchen. Alles floh und war wie von Sinnen. Von Hülfe einer Regierung oder Polizei keine Rede. Mitleidlos ließ man die Verunglückten, die noch lebten, zurück. Noch nach drei Tagen hörte man Menſchen unter den Trümmern um Hülfe flehen, aber niemand räumte die Trümmer weg. Dagegen breiteten ſich die Indianer über die Schutthaufen der Städte und Dörfer aus, um zu rauben.

Dieſes große Erdbeben in Südamerika war nicht das einzige. In demſelben Herbſt etwas ſpäter, im Oktober und November, wurde auch von Erdbeben in Californien, in Japan und Neuſeeland berichtet, ja auch Europa blieb nicht davon verſchont. Man bemerkte

---

der alten Peruaner, die einſt vor den unbarmherzigen Spaniern nach Atahualpas, ihres Inkas, Tode hieher flohen, um Schutz im Hauſe der Sonne zu ſuchen. Aber die Sonne ging fern im Stillen Ocean unter und da die unglücklichen Flüchtlinge ſie nicht erreichen konnten, gruben ſie ſich hier ein und ſtarben, nur um nicht unter den Spaniern leben zu müſſen. Frezier, Chili S. 236.

Erdbeben in Irland, in der Walachei, in der Gegend von Köln, auch an einigen Orten der rauhen Alb in Schwaben. Am 31. Oktober ſoll das Meer bei St. Petersburg plötzlich um 4 Fuß geſunken ſeyn. Auch die Vulkane regten ſich. Sowohl der Veſuv als Aetna warfen ſeit dem November Feuer und Lava aus. In den letzten Tagen des November wurde das große weltberühmte Salzwerk von Wieliczka plötzlich durch einen unterirdiſchen Waſſerſtrom ausgefüllt und überſchwemmt, ohne daß man des Waſſers wieder Meiſter werden konnte. Auch hörte man von großen Orkanen, welche mehrere Städte in Südmexiko zerſtört hätten, und am 7. Dezember wüthete auch durch das nördliche Europa ein greulicher Orkan, der an den engliſchen und holländiſchen Küſten eine Menge Schiffe zertrümmerte und faſt in allen Städten zwiſchen Antwerpen und Wien Verheerungen anrichtete, Häuſer abdeckte, uralte Bäume entwurzelte ꝛc. Die Novembermeteore wurden in dieſem Jahre in ungewöhnlicher Menge beobachtet. Auch trat frühe eine ſtarke Kälte mit viel Schnee ein, ſo daß man auf einen ſehr ſtrengen Winter gefaßt war, bald aber wurde das Wetter wieder auffallend milde und blieb es bis tief in den Januar.

Von den vielen ſpaniſchen Republiken in Südamerika erfuhr man in den letzten Jahren wenig. Nur das Erdbeben an der Küſte von Peru erregte großes Aufſehen. Durch Vermittlung Englands und Frankreichs wurden Chili, Ecuador und Bolivia, wie vorher ſchon Peru bewogen, ſich mit Spanien auszuſöhnen. Im Innern der meiſten Republiken herrſchte fort und fort Parteizank und Präſidentenwechſel. Im Anfang des Jahres 1870 theilte die Kölner Zeitung mit: Zwiſchen den Wendekreiſen des Krebſes und des Steinbockes zieht ſich eine Kette von Freiſtaaten hinab, an welchem kaum ein Jahr ohne gelungene oder fehlgeſchlagene Umwälzungsverſuche vorübergeht. Coſtarica, wo der Vicepräſident Jimenez durch die Schilderhebung der Generale Salazar und Blanco an des Präſidenten Caſtro Stelle geſetzt worden iſt und ſich zum

Dictator erklärt hat, Honduras, welches einen Aufruhr jamaicanischer Eisenbahnarbeiter mit Waffengewalt niederzuschlagen hatte, und Salvador, das im Genusse verhältnißmäßiger Ruhe geblieben, vereinigten sich durch ihre Gesandten zu Leon in der Bemühung, ihrer Schwester-Republik Nicaragua den arg gestörten Frieden wiederzugeben; was so weit gelungen ist, daß Fernando Guzman sein Präsidentenamt wieder übernehmen konnte und auf das baldige Erlöschen der noch im Westen glimmenden Funken des Aufstandes rechnen darf. Aehnliche Ereignisse begaben sich auf der Landenge von Panama und weiter hinab in den übrigen Staaten der Bundes-Republik von Columbien, so wie in Venezuela, wobei für den europäischen Verkehr die Blocade der Hafenstadt Laguayra von einiger Wichtigkeit war. Ecuador und Peru litten in dem vergangenen Jahre mehr durch Unwissenheit als durch Rauflust. Der Verkehr war Monate lang gehemmt, die wirthschaftliche Thätigkeit lag ganz darnieder, weil die Leute, in Furcht vor einer Wiederholung des schrecklichen Erdbebens vom August 1868, aus den Städten geflohen waren, und unter freiem Himmel in Zelten campirend, den blassen Tod vor Augen, ein zitterndes Lungerleben führten. Die Berechnungen eines deutschen Astronomen hatten die Panik hervorgerufen; aber ein kleiner Bruchtheil wissenschaftlichen Verständnisses hätte die Leichtgläubigen belehren können, daß Theorieen und Scheingründe von der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes noch sehr zu unterscheiden sind. Die glücklichste der südamerikanischen Republiken, Chile, beharrte auf dem Wege ruhigen Fortschrittes und hat nur gegen die unbezwungenen Indianerstämme ihre Waffen zu kehren brauchen.

In Venezuela regierte seit 1863 der geachtete Präsident Falcon, der aber 1868 durch General Monagas vertrieben wurde. Im März 1870 kam aus Chile die überraschende Nachricht, ein Franzose habe sich zum König des benachbarten Araukanien und Patagonien krönen lassen. Caraccas wurde am 27. April 1870

und verwandten Lebensanſtalten. Die des Preiſes würdig erfundene Schrift wird dem Drucke übergeben, unter der Vorausſetzung, daß der Verfaſſer etwaige Bemerkungen und Wünſche der Geſellſchaft freundlich berückſichtigen werde. Das Honorar gebührt dem Verfaſſer. Die Preisſchriften ſind vor dem Oſterfeſt 1841 einzuſenden an den Oberconſiſtorialrath, Oberſtudienrath Dr. Klaiber in Stuttgart. Preis: 25 Louisd'or.

Der landwirthſchaftliche Verein ſetzt eine Belohnung von 25 Ducaten aus für das beſte Mittel zur Vertilgung des Heuwurms. Daſſelbe muß leicht und allgemein anwendbar ſein, darf weder den Reben, noch auch in der Anwendung dem Menſchen ſchädlich ſein; daſſelbe muß in ſeinem Erfolg unter den verſchiedenen Verhältniſſen als zur Vertilgung des Heuwurms bewährt erſcheinen; deſſen Anwendung wird, von Seiten des Vereins-Directoriums, beſonderen Commiſſionen nach einer eigenen Inſtruktion zur Prüfung übertragen, deren Verhandlungen beizuwohnen dem Erfinder unbenommen iſt. Die Mittheilung wird frühzeitig genug erwartet, um den Verſuch noch zu gehöriger Zeit ausſchreiben zu können, und hat der Erfinder, wenn es einer eigenen unbekannten Compoſition bedarf, das zu den Verſuchen nöthige Quantum an Material zu liefern. Sollten die Reſultate im erſten Jahr nicht genügend ausfallen, ſo wird ein zweiter Verſuch im nächſten Jahre vorbehalten. Termin: Ende des Jahres 1839. Einzuſenden an den Director des landwirthſchaftlichen Vereins, Grafen von Waldersdorff in Wiesbaden.

Schweiz.

Am 13. Oct. ſtarb zu Baſel Dr. Gmür. Chriſt. Decent der Rechte an der Univerſität. Standesgeſandter bei zwei Tagſatzungen.

Der außerord. Profeſſor der Jurisprudenz in Zürich Dr. F. L. Keller iſt zum ord. Prof. ernannt worden.

Die durch die Berufung des Dr. D. F. Strauß in Stuttgart an die durch Ebrard's Abgang erledigte Lehrſtelle der Dogmatik bei der Univerſität Zürich hervorgerufene Aufregung im Kanton ſcheint die Veranlaſſung zu bedeutenden Reformen in der Verfaſſung der kirchlichen Verhältniſſe und der Univerſität des Freiſtaats werden zu ſollen. Dr. Strauß iſt zwar zum ord. Prof. ernannt, ſeine wirkliche Einberufung aber verſchoben.

Der große Rath von Lucern hat die Franciskanerklöſter in der Au zu Lucern und Werthenſtein einſtimmig beſchloſſen und den Bätern und Laienbrüdern, bis ſie neue Verrichtungen übernehmen, Pensionen zugewieſen.

In Baſel ſtarb am 19. Dec. 1839 M. Chr. Gottl. Blumhardt aus Württemberg, Inſpector der dortigen evangeliſchen Miſſionsſchule, Verfaſſer verſchiedener Schriften über die Familienverwandtſchaft der indiſchen Sprachen und über die Miſſionsgeſchichte, um das Baſeler Miſſionsinſtitut und die Ausbreitung des Chriſtenthums in allen Theilen der Erde hochverdient.

Der Erziehungsrath von Zürich hat für die Organiſation der Volksſchulen Folgendes feſtgeſtellt: 1) einen allgemeinen Lehrplan, welcher die Abſtufung und Vertheilung des Lehrſtoffs für alle Fächer durch die 6 Jahre der Alltagsſchule enthält; 2) 6 Muſter zu Lectionsplanen: dieſe enthalten die Vertheilung der Lehrthätigkeit und des Lehrſtoffs für die täglichen 6 Schulſtunden auf alle 6 Claſſen der Alltagsſchule; 3) eine ausführliche Inſtruction für die Mitglieder der Bezirksſchulpflegen behufs der Viſitationen und öffentlichen Prüfungen; 4) eine Verordnung über die Verpflichtung von Lehrſchülern bei der gleichzeitigen Claſſenbeſchäftigung.

Es hat ſich in Zürich ein Verein für Beförderung der Volksbildung conſtituirt. Derſelbe bezweckt, dieſe durch Belehrung, ſowie durch Bearbeitung, Herausgabe und Verbreitung guter Volksſchriften zu erzielen, um aufklärende Anſichten über Kirche, Schule und Staat im Volke zu verbreiten.

von einem gewiſſen Blanko erobert und der bisherige Präſident Monagas abgeſetzt. In Ecuador empörte ſich General Mureno, in Bolivia General Melgarejo.

Im Sommer 1870 kam die niederländiſche Regierung bezüglich ihrer ſüdamerikaniſchen Colonie mit der benachbarten ſpaniſchen Republik Venezuela in Conflikt. Der Präſident der letzteren war vertrieben und flüchtete auf die holländiſche Inſel Curakao, deren Gouverneur ihn aber unbarmherzig auswies. Vergebens ſuchten ihn die angeſehenſten Einwohner zu ſchützen. Blanko mußte zurückkehren, behauptete ſich aber noch in einem Theil Venezuelas und nahm hier an der Küſte, um ſich zu rächen, ein holländiſches Schiff weg.

Der muthwillig von Braſilien herauf beſchworene Krieg mit der Republik Paraguay dauerte immer noch fort, konnte aber nur ſehr langſam geführt werden, weil das Terrain nur ein von einem großen Fluß durchſtrömter Urwald war, der die Bewegungen hemmte. Ueber die Anfänge des Krieges habe ich in den, dem vorliegenden Werk vorangegangenen Geſchichtsbüchern der neuen Zeit ſchon ausführlich gehandelt. Die Portugieſen in Braſilien unter ihrem Kaiſer wollten auf Koſten ihrer Nachbarn, der immer uneinigen ſpaniſchen Republiken, ihr Reich ausdehnen. Mit Montevideo hatten ſie angefangen. Der Verſuch Napoleons III., Mexiko wieder in ein Kaiſerreich zu verwandeln, erhöhte den Muth der Braſilianer. Die Republik von Buenos Ayres half ihnen aus Eiferſucht gegen Paraguay. Allein ſie erlitten mehrmals durch die Paraguayiten, die ihrem Präſidenten Lopez treu anhingen und tapfer fochten, Niederlagen. Erſt im Beginn des Jahres 1868 erzwangen die braſilianiſchen Panzerſchiffe auf dem Paraguayſtrome die Durchfahrt, die ihnen bisher eine Redoute verſperrt hatte, am 19. Februar. Zufällig an demſelben Tage wurde Präſident Flores in Montevideo durch Verſchwörer unter dem Befehl eines gewiſſen Barro ermordet, die Ruhe aber durch General Battle hergeſtellt und Barro noch

an demſelben Tage erſchoſſen. Die Braſilianer rückten nun gegen Hamaita vor, das Hauptbollwerk der Paraguayiten. Dieſer für ſehr feſt gehaltene Ort ſoll aber auf die Dauer nicht haltbar geweſen ſeyn, daher er am 24. Juli von den Paraguayiten freiwillig verlaſſen wurde. Noch 3000 Mann ſtark ſchlug ſich die Beſatzung mit einem Verluſt von 2—300 Mann durch die Braſilianer durch, am 24. Juli. Der Reſt, nur noch 400 Mann, die in Hamaita zurückgeblieben waren, kapitulirte. Die Braſilianer drangen nun vor und erfochten am 28. Auguſt bei Tibiquari den erſten eigentlichen Sieg über Lopez, der von Anfang an eine viel kleinere Truppenmacht beſeſſen hatte, als die Braſilianer mit ihren Alliirten. Man muß ihn bewundern, daß er gegen eine ſo große Uebermacht ſich ſo lange behaupten konnte. Jetzt rückten dieſe gegen Aſſumtion, die Hauptſtadt Paraguays, vor.

Lopez wagte noch einmal, mit ſeiner außerordentlich geſchmolzenen Truppenzahl, den ihm weit überlegenen Feinden bei Angoſtura und Villeta Widerſtand zu leiſten, in faſt ununterbrochenen Kämpfen vom 6. bis 25. Dezember 1868. Trotz der erſtaunlichen Tapferkeit ſeiner Leute unterlag er endlich und Aſſumtion, von allen Einwohnern verlaſſen, fiel am 2. Januar 1869 in die Hände der Braſilianer. Die Letztern ſollen in den vorangegangenen blutigen Kämpfen 1500 Mann verloren haben. Lopez zog ſich mit dem kleinen Reſt ſeiner Truppen in die weiten Urwälder des Landes zurück, wohin ihm die ganze Bevölkerung folgte, denn alles war hier für Lopez und die Unabhängigkeit begeiſtert. War früher die Nachricht verbreitet worden, Lopez habe den nordamerikaniſchen Geſandten beleidigt und die Union werde Genugthuung fordern, ſo hörte man jetzt im Gegentheil, der Geſandte habe Lopez auf ſeiner Flucht begleitet. Auch Wepp, der nordamerikaniſche Geſandte in Rio de Janeiro, kam in Diſſidien mit der braſilianiſchen Regierung, die jedoch beigelegt wurden. Aſſumtion wurde von den Braſilianern, und zwar nicht blos von den gemeinen Soldaten, ſondern auch von

Offizieren, drei Tage lang ausbündig geplündert. Sie beeilten ſich nicht, Lopez weiter zu verfolgen, und man glaubte, ſie hätten es abſichtlich unterlaſſen, denn ſo lange Lopez noch im Lande ſey, hätten ſie den Vortheil, die Hauptſtadt beſetzt zu halten.

Doch machten ſie im Jahr 1869 unter dem General Mena Barreto einen Verſuch, in die Urwälder einzudringen und Ascurra zu erobern, wo Lopez ſich ſtark verſchanzt hatte. Zugleich wurden auch alle unbewaffneten Paraguayten aufgegriffen und hinter die Kanonen der Braſilianer gewieſen, um ſie dem Einfluß ihres Lopez zu entziehen, und man errichtete ſogar ein kleines Corps von abgefallenen Paraguayten oder von ſolchen, die man dazu gezwungen hatte, mit der Fahne und den Farben von Paraguay, um den Glauben zu verbreiten, es ſey keine Einigkeit mehr unter dem Volk von Paraguay. Aber Mena Barreto richtete nichts aus, er wurde von Lopez geſchlagen, ſeine Nachhut abgeſchnitten, auch wurden die Familien, die er zuſammengeraubt hatte, wieder befreit und er kehrte mit dem Reſt ſeiner Truppen in kläglichem Zuſtande zurück. Lopez drohte allen Paraguayten, die ſich in das oben genannte Corps von den Braſilianern hatten aufnehmen laſſen, mit dem Tode, doch gab ſich der in ſeinem Lager befindliche nordamerikaniſche Geſandte Mühe, ihn von Grauſamkeiten abzuhalten. Dagegen gelang es dem Grafen d'Eu, Gaſton, Prinz von Orleans, Sohn des Herzog v. Nemours und Schwiegerſohn des Kaiſers von Braſilien, am 12. Auguſt, Lopez bei Peribebuy, ſeiner letzten Verſchanzung, zu ſchlagen. Eu ſoll ſeine 8000 Mann verloren haben. Hier fiel auch Mena Barreto. Lopez mußte fliehen, wurde bei Caagoatay nochmals geſchlagen und entwich nach den Cordilleren. Nachdem er ſich bei San Eſtanilao verſchanzt hatte, wurde er durch den Grafen d'Eu auch von hier wieder vertrieben, am 14. Oktober, nahm aber eine neue Stellung bei Iguatemy ein. Man glaubte, alle dieſe Siegesnachrichten der Braſilianer ſeyen inſofern ſehr übertrieben, als Lopez ſich meiſt freiwillig zurückzog, niemals ganz

aufgerieben wurde und im Gegentheil in der Nähe der Gebirge feſte Poſitionen fand, während die Braſilianer ſich in dem ſchwierigen Terrain erſchöpften. Auch koſtete den Letztern der Krieg, indem ſie immer Verſtärkungen und Zufuhren brauchten, ſchon übermäßig viel Geld. Es fehlte ſo ſehr an Lebensmitteln, daß einmal fünfhundert Soldaten davon liefen. Das argentiniſche Contingent verließ unter dieſen Umſtänden den Kriegsſchauplatz und auch Graf d'Eu entließ ein Drittheil der braſilianiſchen Truppen in ihre Heimath, überzeugt, auch ſeine jetzt geringern Streitkräfte würden genügen, um Lopez vollends zu vernichten.

Eine paraguaytiſche Niederlaſſung in Chaco, Villa occidental, war von den Argentinern beſetzt worden, nun ſollen aber auch Braſilien und Bolivia Anſpruch darauf gemacht haben. Der argentiniſche General Mitré, der mit gegen Paraguay gefochten hatte, war für ſeine Perſon ſchon 1868 von der Armee in Paraguay zurückberufen worden, um die wilden Indianer zu bekämpfen, welche den Kampf der Weißen benutzend räuberiſch in's argentiniſche Gebiet eingefallen waren. In Buenos Ayres regierte Präſident Sarmieto.

Endlich kam es zu einer letzten Entſcheidung in einer Gegend zwiſchen Conception und dem Fluſſe Aquibana, am 1. März 1870. Der braſilianiſche General Camara hatte erfahren, wo Lopez noch mit tauſend Mann in den Wildniſſen ſich aufhielt, und es gelang ihm, denſelben unvorbereitet zu überfallen und zu ſchlagen. Lopez wehrte ſich tapfer, wollte ſich nicht ergeben und wurde getödtet. Dieſer merkwürdige Held von Paraguay war noch kaum vierzig Jahre alt, 1831 geboren. Unter ſeinem Vater, dem Präſidenten Carlos Antonio Lopez führte der Sohn, Franciſko, ſchon als achtzehnjähriger Jüngling eine Armee von 10,000 Mann ſiegreich nach der argentiniſchen Republik und ging nachher als Geſandter ſeines Vaters nach Europa, beſuchte die vornehmſten Höfe und brachte eine Menge Ingenieure und Handwerker mit zurück in ſeine Heimath. Seinem Vater folgte er 1862 in der Regierung

von Paraguay nach und kam 1864 in Conflict mit Brasilien. Letztere Macht hatte nämlich den General Flores in Uruguay bestochen, dort zu revolutioniren, weil sie sich dieses Grenzlandes bemeistern wollte, und weil es überhaupt die damalige Politik Brasiliens war, sich auf Kosten der schwachen und immer uneinigen spanischen Nachbarrepubliken auszubreiten. Als Erzherzog Maximilian zum Kaiser in Mexiko gemacht wurde, dachte man in Brasilien, einem bourbonischen Prinzen, welcher dem Kaiser in Rio Janeiro verschwägert war, am Rio de la Plata gleichfalls ein neues Kaiserthum zu gründen. Niemand von der in Südamerika so tief verkommenen spanischen Race trat den Brasilianern energisch entgegen außer Lopez in Paraguay, welcher keck in Brasilien einfiel. Nun gelang es aber der brasilianischen Politik, die elende Regierung der Argentinischen Republik in Buenos Ayres zu bestechen, auf Lopez eifersüchtig zu machen und ein Bündniß mit ihr gegen Lopez zu schließen, dem auch Uruguay beitrat; Spanier und Republikaner im Bunde mit monarchischen Portugiesen gegen ihre eigenen Stammesgenossen. Lopez vertheidigte sich lange und höchst rühmlich gegen diese ehrlose, aber übermächtige Coalition und rettete unter unbeschreiblichen Bedrängnissen wenigstens die Ehre des spanischen Namens. Man warf ihm zuletzt große Grausamkeiten vor. Das läßt sich mit der Verzweiflung seiner Lage entschuldigen, wenn die Berichte davon, sofern sie uns überhaupt nur durch seine Feinde zukamen, nicht übertrieben sind.

Nachträglich wurde das Leben des Präsidenten Lopez näher beleuchtet, aber in einem so gehässigen Lichte, daß man wieder nicht weiß, ob auch alles wahr ist. Darnach soll er eigentlich unbedeutend gewesen seyn und sich durch grausamen Despotismus, wozu ihn seine Maitresse angestachelt habe, beim ganzen Volke in Paraguay verhaßt gemacht haben. Dem steht nun offenbar entgegen, daß sein Volk so viele Jahrelang treu zu ihm gehalten hat. Seine Maitresse, in Frankreich geboren und von einem Armenarzt geschie-

den, nannte ſich Eloiſa Lynch, war groß, ſehr ſchön und energiſch. Sie nun ſoll ihn ganz beherrſcht haben; da ſie gern ſeine Gemahlin geworden wäre, was ſie aber als Katholikin nicht konnte, weil ihr Mann noch lebte, ſoll ſie ihren Lopez mit dem Ehrgeiz erfüllt haben, der Napoleon Südamerikas zu werden. In dieſer hohen Stellung, ſoll ſie geglaubt haben, werde er vom Papſt die Dispenſation erlangen, ſie heirathen zu dürfen. — Auch wurde viel von der Grauſamkeit des Lopez berichtet. Er ſoll im Unglück auf dem Rückzug wie toll geworden ſeyn, einen Bruder, zwei Schwäger getödtet, Mutter und Schweſtern gefangen geſetzt, auch Kriegsgefangene und Leute, die ihm mißfielen, auf's grauſamſte haben foltern und tödten laſſen. Darunter auch den ſchwediſchen Naturforſcher Roſenſchild.

Vieles erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die Paraguayten faſt durchgängig Indianer ſind, durch die Jeſuiten und durch den Dictator Francia an Gehorſam, Treue und Stolz in ihrem kleinen Staat gewöhnt, daß ſie aus Unkenntniß die Macht ihrer Feinde unterſchätzten und in dem blutigen Kriege ſammt ihrem Chef in die Wuth der Verzweiflung geriethen.

Durch den langen Krieg war das paradieſiſche, einſt ſo wohlhabende und glückliche Paraguay auf's ſchrecklichſte verheert und verödet. Außer dem mörderiſchen Kriege ſuchte auch noch eine Hungersnoth das unglückliche Volk heim, und endlich die Pockenkrankheit, an der eine Menge Menſchen ſtarben oder erblindeten.

Merkwürdig iſt, daß die Regierung Braſiliens ſolche unnütze Kriege führt und nicht vielmehr ſorgt, im Innern ihres großen Reichs beſſer zu organiſiren. Wie viel hätte man über die Art zu klagen, wie ſie deutſche Einwanderer herbeilockte und nachher ſchlecht behandelte! Neuere Reiſende können nicht begreifen, warum ſie gar nichts thut, um den Amazonenſtrom, den größten der Welt im fruchtbarſten Lande, der Einwanderung und dem Handel zu öffnen. „Die Braſilianer erheben," berichtet das Ausland von 1870, „35 bis 40 Proc. Werthzölle von den Einfuhren und belaſten auch die

Ausfuhren, die zuerſt im Zollgebäude 9 Proc. und im Conſulado 7 Proc. entrichten müſſen! Dieß iſt aber noch nicht alles. Was von oben kommt, muß bei Obidos ſchon einen Provinzialzoll erlegen. Elaſtiſches Gummi beiſpielsweiſe kann man am Marannon oder Solimoes für ¼ Dollar das Pfund haben, eben ſo viel koſtet die Fracht der Arroba von Santarem bis Para (ungerechnet jedoch die Verladungsſpeſen), in Para ſind 13 Proc. für Einfuhr, 10 Proc. für den Commiſſionär und 16 Proc. Ausfuhr zu zahlen, im ganzen 50 Proc. Verluſt. Da nun die braſilianiſchen Finanzen durch den Krieg ſehr zerrüttet ſind, ſo werden ſchwerlich dieſe Abgaben gemildert werden, und ſo lange dies nicht geſchieht, müſſen ſie das Wachsthum des Amazonashandels erdroſſeln."

Der alte General Urquiza, der bitterſte Feind Mitrés, hatte ſich in Montevideo als Dictator behauptet, wurde aber am 12. April 1870 durch ſeinen eigenen Schwiegerſohn Lopez Jordan mit einer Reiterbande plötzlich überfallen und ermordet. Jordan wollte ſich entweder ſelbſt zum Dictator aufwerfen, oder handelte im Intereſſe Braſiliens, dem Urquiza getrotzt hatte. Sarmiento aber als Präſident der vereinigten argentiniſchen Provinzen, erklärte von Buenos Ayres aus, er werde nicht dulden, daß ein Mörder in Montevideo herrſche, und befahl, Jordan zu greifen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21390 / 066

In Graubünden iſt ein Geſetz zur Beſchränkung der Preßfreiheit erlaſſen worden.

Der Regierungsrath von Baſelland hat auf den Nachdruck von Fr. Rückerts Werken eine Strafe von 100 Fr. geſetzt.

Profeſſor Gerber in Bern behauptet, die in neuerer Zeit vielbeſprochene Kunſt, das Bild beleuchteter Gegenſtände mittelſt der Camera obscura zu fixiren, ſchon ſeit Jahren zu kennen, und ſchon vorlängſt Verſuche angeſtellt zu haben, die ihn weiter führten, als es Daguerre bis jetzt in dieſer Kunſt gebracht hat.

Niederlande.

Die erſte Claſſe des königl. niederländiſchen Inſtituts der Wiſſenſchaften, Literatur und ſchönen Künſte hat die Profeſſoren J. Liebig zu Gießen und J. F. W. Bergbaus zu Berlin zu correſpondirenden Mitgliedern ernannt.

Der Profeſſor der Theologie zu Bosch, Enuten, wurde zum Präſidenten des Seminars daſelbſt ernannt.

Von Poppe's Handbuch der Geſchichte der Erfindungen (Stuttgart 1837) iſt in Zütphen eine holländiſche Ueberſetzung erſchienen.

Die niederländiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Tonkunſt hat den königl. württembergiſchen Hofmuſikdirector Molique in Stuttgart zum correſpondirenden Mitglied ernannt.

Belgien.

Die Geſellſchaft der mediciniſchen und Naturwiſſenſchaften in Brüſſel hat den geheimen Obermedicinalrath Dr. Kopp in Hanau unter ihre Mitglieder aufgenommen.

Der König der Belgier hat den Cardinal Erzbiſchof von Mecheln zum Commandeur des Leopoldordens ernannt.

Die Commission royale d'histoire de Belgique bietet im Namen des Fürſten von Ligne einen Preis von 1000 Fr. pour un ouvrage qui réunira au mérite du fond celui de la forme, et où sera traitée d'une manière satisfaisante l'histoire de la ville de Bruxelles jusqu'en 1814 embrassant à la fois les institutions, les faits et les monuments. Das Werk ſoll 2 Bände in 8. geben. Termin: 1 Juin 1840.

Dänemark.

Um zu Förderung der Wiſſenſchaft und Annäherung der Gelehrten eine wiſſenſchaftliche Verbindung zwiſchen den drei nordiſchen Reichen zu gründen, wollen mehrere ſchwediſche, norwegiſche und däniſche Literaten, die gemeinſame oder verwandte Studien zuſammenführen, jährliche Zuſammenkünfte halten. Die erſte vorläufige Zuſammenkunft wird in Gothenburg den 16. Juli d. J. ſtattfinden, um dort das Nähere zu beſprechen.

Geſchichte

der

neueſten Jeſuitenumtriebe

in Deutſchland

(1870—1872).

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von A. Krüner.
1873.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Die Jesuitenfrage wird in Kammern, Zeitungen und Flugschriften aufs Angelegentlichste besprochen, und die Literatur darüber noch mehr anzuschwellen würde ich Anstand nehmen, wenn es nicht in der That als ein Bedürfniß des Publikums angesehen werden dürfte, die Ereignisse einmal in ihrem Zusammenhange überblicken zu können. Ein solcher historischer Ueberblick fehlt noch, und deshalb habe ich ihn in dem vorliegenden Werke zu geben versucht, welches zugleich als integrirender Bestandtheil meiner übrigen Darstellungen der neuesten Weltbegebenheiten zu betrachten ist.

Ich werde den unumstößlichen, aus ultramontanen Quellen selbst geschöpften Beweis führen, daß bei dem ganzen Jesuitenlärm die Religion nur Vorwand, der Zweck aber ein politischer ist. Nachdem uns die Franzosen 1870 vergeblich überfallen haben, wollen die Jesuiten, welche von Anfang an mit ihnen einverstanden waren, ihnen helfen und durch eine Revolutionirung der Katholiken in

Deutschland unser neues Reich soweit zerrütten und schwächen, daß die Franzosen den Rachekrieg, den sie uns wiederholt ankündigen, endlich wagen dürfen. Zum Vorwand nehmen sie den alleinseligmachenden Glauben und lügen dem unwissenden Landvolke vor, der protestantische Kaiser wolle es lutherisch machen, ja die Cultminister Falk und Lutz wollten mittelst der Schule das ganze Christenthum ausrotten.

Die Wahrheit ist, daß jene Minister, wie die deutsche Regierung und der deutsche Reichstag, nicht das Geringste an den bisherigen kirchlichen Zuständen im deutschen Reich, in denen ein so langer Religionsfrieden bewahrt wurde, ändern wollen, sondern daß nur die Ultramontanen unter der Leitung der Jesuiten jenen Religionsfrieden stören, das gute Alte auf die Seite werfen und durch unerhörte Neuerungen (Syllabus und Infallibilität) verdrängen wollen. Dagegen nun hat die deutsche Regierung das Recht und die Pflicht, die bisherigen kirchlichen Zustände, also die altkatholischen, und den damit verbunden gewesenen Religionsfrieden zu vertheidigen und die ehrlichen deutschen Katholiken gegen das unehrliche Lügen und Anstürmen der Jesuiten zu schützen. Sie hat ferner das Recht und die Pflicht gegenüber der unerhörten Neuerung des Syllabus und des neuen Dogmas, welche den Papst zum Alleinherrn der Welt machen, die bisherigen Rechte, welche den Bischöfen gegenüber dem Papste zustanden, und das jus circa sacra, welches der weltlichen Staatsgewalt zukam, wahrzunehmen. Sie hat das Recht und die Pflicht, nicht zu dulden, daß deutsche Katholiken, die dem alten Glauben und Herkommen treu bleiben, von den Röm-

lingen excommunicirt, sogar rechtschaffene Staatsdiener einseitig auf kirchlichen Befehl abgesetzt werden. Sie hat das Recht und die Pflicht, nicht zu dulden, daß die unmündigen Kinder in den Schulen, und daß das fromme, aber unwissende und leichtgläubige Landvolk durch abscheuliche Lügen und Verleumdungen gegen die Regierung und gegen seine altkatholischen und protestantischen Mitbürger, mit denen es bisher in gutem Frieden lebte, zu blutgierigem Fanatismus aufgehetzt werde.

Den Standpunkt der deutschen Regierung bezeichnet am deutlichsten das Antwortschreiben Bismarcks auf die ihm von Kinnaird überreichte englische Adresse. In dieser Antwort sagt der große deutsche Staatsmann: „Sehr richtig würdigt die Adresse die Schwierigkeiten des Kampfes, welcher uns gegen den Willen und die Erwartungen der deutschen Regierungen aufgenöthigt wurde. Die Staatsaufgabe, den konfessionellen Frieden und die Glaubensfreiheit Aller gleichmäßig zu schützen, würde auch dann keine leichte seyn, wenn sie den Regierungen nicht durch Mißbrauch berechtigter Einflüsse und durch künstliche Beunruhigung der gläubigen Gemüther erschwert würde. Ich freue mich mit Ihnen in dem Grundsatze einverstanden zu seyn, daß in einem geordneten Gemeinwesen jede Person, jedes Bekenntniß dasjenige Maaß von Freiheit genießen soll, welches mit der Freiheit der übrigen und der Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes vereinbar ist. Im Kampfe für diesen Grundsatz wird Gott das deutsche Reich auch gegen solche Gegner schützen, welche seinen heiligen Namen zum Vorwand für ihre Feindschaft gegen unsern innern Frieden nehmen."

Das vorliegende Buch ſteht in genauem Zuſammenhange mit meinem 1871 erſchienenen Buche, „Roms Unrecht“, Stuttgart bei A. Kröner, worin ich alles Unrecht, was die deutſche Nation durch das römiſche Papſtthum im Verlauf der Jahrhunderte zu leiden gehabt hat, überſichtlich zuſammengeſtellt habe, und dient demſelben als Fortſetzung bis auf die neueſten Tage.

Die Herausgabe einer zweiten Abtheilung des vorliegenden Werkes wird von den folgenden Ereigniſſen abhängen denen der Verfaſſer aufmerkſam folgen wird.

Inhalt.

Erſtes Buch. Der Jeſuitenplan. Seite

Kapitel 1. Was wollen die Jeſuiten? 1
„ 2. Die Jeſuiten im Dienſte der franzöſiſchen Politik 34
„ 3. Ultramontane Wühlereien in den Niederlanden und der Schweiz 65

Zweites Buch. Verhalten der deutſchen Biſchöfe.

Kapitel 1. Die ſüddeutſchen Biſchöfe 89
„ 2. Die norddeutſchen Biſchöfe 134
„ 3. Die Centrumspartei 153

Drittes Buch. Die Altkatholiken.

Kapitel 1. Döllinger und ſeine Schule 169
„ 2. Ludwig II. von Bayern und ſein Miniſter v. Lutz 188
„ 3. Die erſten altkatholiſchen Verſammlungen . . 220

Viertes Buch. Erſte Abwehr römiſcher Uebergriffe durch die deutſche Reichsgeſetzgebung.

Kapitel 1. Das neue Kanzelgeſetz 239
„ 2. Das neue Schulaufſichtsgeſetz 258
„ 3. Die polniſche Agitation 296

Fünftes Buch. Die Vertreibung der Jesuiten aus dem deutschen Reiche. Seite

Kapitel 1. Feindliches Hervortreten des Papstes . . . 310
„ 2. Das Jesuitengesetz 323
„ 3. Die Ausweisung der Jesuiten 351

Sechstes Buch. Vereinigtes Auftreten der deutschen Bischöfe gegen die Reichsgewalt.

Kapitel 1. Die Fuldaer Denkschrift von 1872 361
„ 2. Das Verhalten einzelner Bischöfe 393
„ 3. Verhalten der Protestanten in Deutschland . . 434

Siebentes Buch. Oesterreichs Verhalten zu den Jesuitenumtrieben.

Kapitel 1. Oesterreichs erzwungene Neutralität 448
„ 2. Die Altkatholiken in Oesterreich 482
„ 3. Pfaffenunfug in Oesterreich 499

Erſtes Buch.

Der Jeſuitenplan.

Kapitel 1.

Was wollen die Jeſuiten?

Man muß vor allen Dingen ſich klar machen, daß die Jeſuiten von der ältern und urſprünglichen römiſch-katholiſchen Kirche abgewichen und in jeder Beziehung Neukatholiken ſind, alſo kein Recht haben, ſich für die Inhaber des allein echten katholiſchen Glaubens und Geiſtes auszugeben. Die katholiſche Kirche beſtand ſchon fünfzehn Jahrhunderte lang, ehe es Jeſuiten gab, und als ſie aufkamen, haben ſie etwas anderes aus ihr gemacht und auch noch in der neueſten Zeit durch das aus ihren Umtrieben allein hervorgegangene neue Dogma von der angeblichen Unfehlbarkeit des Papſtes immer mehr daran geändert.

Das Chriſtenthum bildete ſich in den erſten Jahrhunderten in den beiden Formen der morgenländiſchen oder griechiſchen und der abendländiſchen oder römiſchen Kirche aus. Auf die letztere übten ſodann die Deutſchen als Eroberer des römiſchen Reichs großen Einfluß, ſo daß ſie in der erſten Hälfte des Mittelalters einen auffallend germaniſchen Charakter annahm. Die germaniſchen National-

concile in Deutſchland, England, Frankreich, Spanien und Italien ſelbſt, weil hier überall deutſche Völkerſtämme herrſchend geworden waren, beriethen unabhängig vom Papſte die Beziehungen zwiſchen Kirche und Staat und wehrten nicht ſelten mit geſunder Vernunft dem Aberglauben ab, der von Rom ausging. Auch das unter den Deutſchen ausgebildete abendländiſche Mönchthum, geſtiftet vom h. Benedikt, dem Freunde des Gothenkönig Totilas, hatte noch einen ganz deutſchen Charakter, indem es den Grundſatz der Freiwilligkeit feſthielt. Denn Benedikts Geſetzbuch befahl ausdrücklich, welchem Mönche die Gelübde zu halten zu ſchwer falle, ſolle frei das Kloſter verlaſſen dürfen (si non potes servare, liber discede). Da war noch keine Spur von Cölibat und Kloſterzwang. Ein longobardiſches Geſetz erklärte ausdrücklich den Aberglauben, den die römiſche Kirche ſo eifrig gepflegt hat (daß es Hexen gebe und Menſchen mit Hülfe der Dämonen zaubern könnten), für einen dummen Wahn. Außer den wahrhaft frommen und ehrlichen Benediktinern übten damals die iriſchen und angelſächſiſchen Miſſionäre unter den Deutſchen einen wohlthätigen Einfluß und ſetzten ſich nicht ſelten der Herrſch- und Habgier entgegen, in der von Rom aus das Welſchthum unſer Deutſchland zu verführen oder zu überrumpeln ſuchte. Aber auch die deutſchen Biſchöfe und insbeſondere die mächtig gewordenen deutſchen Städte, die Theologie in den Kloſterſchulen und die beliebteſten deutſchen Prediger behaupteten eine große Unabhängigkeit von Rom. Der bedeutende Einfluß des deutſchen Elementes auf die römiſche Kirche gab ſich ſchon äußerlich im Bau der ſog. gothiſchen, d. h. deutſchen Kirchen zu erkennen, die ſich in ihren erhabenen, heiligen und zarten Formen von den ältern byzantiniſchen und romaniſchen Kirchen weſentlich unterſchieden.

Nun ruhten aber die römiſchen Päpſte nicht, bis ſie das romaniſche oder welſche Element in der abendländiſchen Kirche zum vorherrſchenden gemacht und das germaniſche zurückgedrängt hatten. Es glückte ihnen mit Hülfe Frankreichs und einiger verrätheriſcher Fürſten in Deutſchland ſelbſt, das deutſche Kaiſerthum zu ſchwächen und zu zerrütten. Weil aber nun das triumphirende Papſtthum in ſeinem Uebermuth in immer unerträglichere Tyrannei und wegen

Schweden.

Der bisherige Domprobſt zu Werik Dr. Heurlin iſt zum evang. Biſchof von Gothland ernannt worden.

Die Theilnehmer der franzöſiſchen Expedition nach Spitzbergen, Gaimard und Lieut. Marmier haben vom König von Schweden und Norwegen den Nordſternorden, Robert den Waſaorden erhalten.

Am 29. Nov. 1839 ſtarb zu Stockholm der Profeſſor an der daſigen Akademie der Künſte Göthe, als Bildhauer durch ſein lebensgroßes Standbild Catharinas II. in Marmor und durch mehrere andere Statuen, Basreliefs und Vaſen rühmlichſt bekannt, 54 Jahre alt.

Norwegen.

Die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Norwegen ſtellt folgende Preisaufgaben:

I. Definita notione communis omnium eruditionis, ostendatur, quam habeat vim illa in hominem et mores conformandos et inclinandum omnino conditionem reddendam?

II. Inter elocutionem antiquitatem et christianam, quae dicuntur, tempora quaenam interredit ratio, humani animi studia ei aperta idque, quod ita propositum est, consilium?

Erſter Preis: Goldmünze von 18 Dukaten; die Schrift wird in die Societätsſchriften aufgenommen. Zweiter Preis: Goldmünze von 6 Dukaten im Werth. Termin: 30 Jun. 1840.

England.

Die engliſche Recordcommiſſion, die im Auftrag der Regierung, vornehmlich unter der Leitung des Secretärs Cooper die Herausgabe geſchichtlicher Denkmäler und Urkunden beſorgte, und über 100,000 Pf. St. ausgab, hat ſich, ohne beträchtliche Reſultate erreicht zu haben, aufgelöſt. Dagegen hat ſich eine Privatgeſellſchaft aus 100 Mitgliedern gebildet, von denen jeder jährlich 5 Guineen beiträgt, und welche bereits einen Band der engliſchen Geſchichtsquellen, Bedas Kirchengeſchichte, herausgegeben von Stevenſon, publicirt haben; die nächſten Bände ſollen Nennius, Gildas, einen bisher noch nicht abgedruckten Chroniſten Riccardus Deviſaſ, und eine reiche Sammlung angelſächſiſcher Urkunden, beſorgt durch Thom. Kemble, enthalten.

Sir James Graham, Parlamentsmitglied, iſt an die Stelle Sir Robert Peels zum Lord Rector der Univerſität Glasgow mit 103 Stimmen ernannt worden; 107 fielen auf den Herzog von Suſſex.

Es hat ſich in London ein proviſoriſches Comite gebildet, um einen Centralverein zur Beförderung religiöſer Gleichheit zu Stande zu bringen. Der zu dieſem Zwecke entworfene Plan wird in den engliſchen Blättern mitgetheilt. Die Hauptgrundſätze deſſelben ſind, daß jedermann die Pflicht und das unveräußerliche Recht habe, ſeinen Schöpfer nach ſeinen Anſichten von dem in der heil. Schrift als der einzigen Autorität für den Glauben ausgedrückten göttlichen Willen zu verehren, daß es ungerecht und dem Geiſte des Chriſtenthums widerſprechend ſei, wenn man jemand zwingen wolle, zur Unterſtützung religiöſer Gebräuche beizutragen, die er mißbillige, oder zum Unterhalt der Geiſtlichen einer Kirche, zu welcher er nicht gehöre. Den durch dieſen Verein zu erreichenden Zweck mache man zu einer allgemeinen Laienangelegenheit, ohne irgend einen kirchlichen Charakter.

Die brittiſche und auswärtige Bibelgeſellſchaft hat ſich verpflichtet, die ganze Bevölkerung von London lehnungsweiſe mit Exemplaren des neuen Teſtaments und des Pſalters zu verſehen: das Comite der Miſſion für die Stadt London hat das Werk der Einregiſtrirung

seiner welschen Einseitigkeit immer tiefer in Laster hineingerieth, erschöpfte es endlich die Geduld der ehrlichen und frommen Deutschen, und nachdem schon mehrere Concilien vergeblich eine sittliche Reformation des verderbten welschen Papstthums und namentlich auch eine Abstellung der ungeheuern Betrügereien und Geldschneidereien des päpstlichen Fiscus versucht hatten, brach endlich die deutsche Reformation aus, welche die Kirche von dem welschen Unwesen reinigen und zu ihrer ältern sittlichen Einfachheit zurückführen wollte. Dagegen stemmten sich nun die Welschen mit aller Macht, denn sie wollten ihre Herrschaft über die Deutschen und das unermeßlich viele Geld nicht verlieren, was sie mit ihrem Ablaß und andern heiligen Betrügereien bisher aus Deutschland gezogen hatten. Um nun die deutsche Reformation in ihrem Fortschritt zu hemmen und womöglich ganz zu unterdrücken, ersahen der römische Papst und die katholischen Fürsten den damals neu entstandenen Mönchsorden der Jesuiten zu ihrem Werkzeug.

Der Orden war bekanntlich von dem Spanier Ignaz von Loyola gegründet worden, brachte sich durch strenge Askese in den Ruf der Heiligkeit und wurde dadurch populär, ließ sich aber von den weltlichen Monarchen, von den Häusern Habsburg und Bourbon, für die Zwecke ihres Despotismus gewinnen, um die Völker durch Aberglauben zu verdummen und gegen die deutsche Reformation zu fanatisiren.*) Und es gelang. Die Reformation blieb auf den germanischen Norden beschränkt. Nachdem aber der Jesuitenorden zwei Jahrhunderte hindurch den katholischen Dynastien diesen guten Dienst geleistet hatte und die Völker in Gewohnheitsgehorsam hinlänglich tief eingeschlafen waren, hieß es: Du hast deine Schuldigkeit gethan, Mohr, und kannst jetzt gehen. Die in Frankreich, Spanien und Neapel regierenden Bourbons, denen sich auch das Haus Habs-

*) Im Jubiläumsbuch der Jesuiten aus dem ersten Jahrhundert des Ordens ist zu lesen: So lange der Athem des Lebens in uns wohnt, werden wir gegen die ketzerischen Wölfe kämpfen; der Same des Hasses ist uns eingeboren, auf des Ignatius Anstiftung haben wir an den Altären ewigen Haß, ewigen Krieg geschworen.

burg anſchloß, confiscirten die reichen Güter der Jeſuiten und zwangen den Papſt, den Orden ganz aufzuheben. Es ſind jetzt gerade hundert Jahre her.

Bald aber ertrug das franzöſiſche Volk den Druck ſeiner ſchlechten Regierung nicht länger und machte die große Revolution. Da wurde alles verdammt, was die Jeſuiten bisher ſo eifrig befördert hatten, der dumme Aberglaube, wie der blinde Gehorſam, und das Feldgeſchrei war: Friede den Hütten, aber Krieg den Kirchen und Paläſten! Und man rief: Es wird nicht eher beſſer, bis an dem letzten Pfaffendarm der letzte König hängt! Das Volk nahm eine ſpäte, aber furchtbare Rache an denen, die es ſo lange im jeſuitiſchen Syſtem hatten erziehen laſſen. Aber auch die Revolution war ein Extrem, wie der Jeſuitismus, eines durchs andere hervorgerufen. Deswegen hatte ſie keinen Beſtand. Nach Napoleons Sturz wurden die alten Monarchien und wurde auch das Papſtthum wieder hergeſtellt, welche nun reumüthig auch den Jeſuitenorden zurückriefen, damit er womöglich die Völker noch einmal in Dummheit und ſclaviſchen Gehorſam einſchläfere. Diesmal aber gelang es nicht mehr ſo gut, wie das erſtemal. Der Jeſuitenorden vermochte weder den Bourbons in Paris, Madrid und Neapel ihre Kronen zu retten, noch auch Oeſterreich vor den Stürmen des Jahres 1848 zu ſchützen. Da fiel er in Mißcredit, und das Unglaubliche geſchah, daß ſogar der neue Papſt Pius IX. ſelbſt nach ſeinem Regierungsantritt den Traditionen des h. Stuhls entſagte und ſich dem Liberalismus hingab. Das Wunder erklärt ſich aber auf natürliche Weiſe. Kurz vorher hatte Gioberti den Italienern gerathen, ihre nationale Einheit im Papſt zu ſuchen, während ſich der Italiener eine heiße Sehnſucht bemeiſterte, das Joch der Oeſterreicher abzuwerfen. Es ſchien einen Augenblick, der Papſt könne nur an Anſehen gewinnen, wenn er mit dem nationalen Strome ſchwimme. Um nun die Liberalen noch mehr an ſich zu feſſeln, wollte der Papſt ſogar den von ihnen verhaßten Jeſuitenorden aufheben. Es iſt urkundlich erwieſen, Pius IX. habe geſchwankt, ob er nicht den Jeſuitenorden zum zweitenmal aufheben ſolle, und Theiner beauftragt, Clemens XIV. zu rechtfertigen, was dieſer in ſeinem berühmten Werke auch gethan hat.

In der Vorrede ſagt Theiner: „Wir werden zeigen, daß Clemens XIV. geiſtesgroß, charakterrein, makellos, faſt bewunderungswürdig war gerade in der Sache der Jeſuiten. Er müßte uns noch großartiger erſcheinen, wenn nicht ein Theil der Actenſtücke, welche ſeine Amtsführung betreffen, entwendet worden wäre. Einige kamen durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit weg; er hatte ſie ſeinem Beichtvater Bontempi anvertraut. Dieſer hat ſie vorſchriftswidrig nicht dem Archiv des Vaticans übergeben, ſondern ſeinem Kloſter (zu den zwölf Apoſteln). Der Ordensgeneral lieferte ſie nach Spanien aus, und im Archiv zu Madrid wurden ſie ſofort entwendet. Mehrere dieſer Urkunden ſcheinen in die Hände des Cretineau-Joly gekommen zu ſeyn. Nach den Urkunden zu ſchließen, die er veröffentlicht und die wirklich amtliche Original-Archivſtücke ſind, haben diejenigen, welche ſie ihm verſchafft haben (die Jeſuiten), es in ihrer Macht gehabt, auch noch aus anderen Archiven Urkunden zu ſtehlen, wenigſtens aus jenen zu Paris und Liſſabon. Es ſcheint gewiß, daß verwegene Hände ſogar bis in die geheimſten Archive des Vaticans einzudringen vermochten; denn abgeſehen von ſo vielen wichtigen Urkunden aus der Amtsführung Clemens' XIV., welche abhanden kamen, iſt auch ein ganzer Band der Briefe dieſes Papſtes, nämlich jener über das vierte Jahr ſeines Amtes, der die Zeit vom 19. Mai 1772 bis 1773 umfaßt, ganz verſchwunden. Gerade dieſer Band hätte uns die gewichtigſten Aufklärungen über den Grund der Aufhebung dieſes Ordens verſchafft."

Es iſt der Mühe werth, an ſolche Dinge zu erinnern, weil ſie beweiſen, wie ganz anders Papſt Pius IX. zu Anfang ſeiner Regierung vom Jeſuitenorden gedacht hat als ſpäter. Derſelbe Papſt, dem man nachher Unfehlbarkeit andichtete, ließ ſich, wie jeder andere gemeine Sterbliche vom Nützlichkeitsprinzipe leiten. Er war im Begriff den Jeſuitenorden zum zweitenmal aufzuheben, weil es ihm nützlicher ſchien, ſich die Liberalen zu befreunden. Später ſchien es ihm wieder nützlicher, den Liberalen den Rücken zu kehren und ſich in die Arme der Jeſuiten zu werfen.

Dazu ſcheint zunächſt das Glück der öſterreichiſchen Waffen in Italien und die aggreſſive Politik des Fürſten Schwarzenberg bei-

getragen zu haben. Die „Neue Fr. Preſſe“ erzählte (im Juni 1872), im Jahre 1851 habe der Freiburger Profeſſor Buß, in die Zielpunkte der Schwarzenbergiſchen Politik tief eingeweiht und von der Erzherzogin Sophie vielfach zu Rathe gezogen, aus Anlaß der Bronzeller Begegnung und des darauf erfolgten Friedens ſich geäußert: „Es iſt dieſer friedliche Ausgang der Differenz mit Preußen ein großer Schlag für die katholiſche Kirche. Steht unſer Radetzky in Berlin, ſo iſt die Burg des Proteſtantismus gefallen, und der Papſt wird von Berlin aus den deutſchen Proteſtantismus in den Schooß der Kirche zurückführen. Staunen Sie nicht, meine Herren, ich weiß, was ich ſage. In Württemberg allein ſchon haben wir über 50 proteſtantiſche Pfarrer, die ihre Unterwerfung unter den Primat bereits zugeſagt haben, wenn ihnen geſtattet würde, ihre Ehe fortzuſetzen, und in Norddeutſchland werden es noch mehr ſeyn, wenn nur erſt einmal Schwarzenberg dareinzufahren hat. Es war die Hauptabſicht, durch den Sieg über die Preußen den Proteſtantismus zur Anerkennung der ‚Kirche‘ und des Papſtes zu zwingen, denn ſo lange jener beſteht, wird die deutſche Kaiſerwürde nur ein zauberiſcher Wunſch bleiben. Das Kaiſerreich muß wieder errichtet werden, und ‚die Ungarn, die Polaken und die Kroaten und Slovenen nehm' ich Alle herein‘, und dieſe Schirmvogtei, mit den Bajonneten von 70 Millionen hinter ſich, wird die dreifache Krone des Papſtes wieder zur Geſetzgeberin Europas machen. Für jetzt iſt Schwarzenberg zu ſchwach geweſen, ſeinen großen Gedanken durchzuführen. Aber die Kirche raſtet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche werden wir dieſe Burg des Proteſtantismus langſam zerbröckeln müſſen. Wir werden in den vorgeſchobenſten norddeutſchen Diſtrikten die zerſtreuten Katholiken ſammeln und mit Geldmitteln unterſtützen, damit ſie dem Katholicismus erhalten und Pioniere nach Vorwärts werden. Mit einem Netze von katholiſchen Vereinen werden wir den altproteſtantiſchen Herd in Preußen von Oſten und Weſten umklammern und durch eine Unzahl von Klöſtern dieſe Klammern befeſtigen und damit den Proteſtantismus erdrücken und die katholiſchen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugetheilt worden ſind, befreien und die Hohenzollern unſchädlich machen.“

Nun ſtarb aber der geniale Fürſt Schwarzenberg und geriethen die beiden katholiſchen Großmächte Frankreich und Oeſterreich zu ihrem eigenen Schaden in Colliſion. Napoleon III. ſtrebte nach der Hegemonie in allen romaniſchen Ländern und wollte daher Italien unter ſein alleiniges Protektorat nehmen und Oeſterreich daraus verdrängen, was ihm auch 1859 gelungen iſt. Aber während ſie beide um Italien haderten, wuchs in Deutſchland die neue Macht Preußens empor, wurzelnd in dem großen Gedanken von 1813, und begann die ſo lange erſehnte Einheit Deutſchlands ſich zu verwirklichen. Wären die beiden katholiſchen Großmächte einig geblieben, ſo würde Deutſchland dieſe Erfolge nicht errungen haben. Ohne Solferino hätte es kein Königgrätz und auch kein Sedan gegeben. Den Jeſuiten aber öffnete ſich jetzt plötzlich ein neues und weites Feld der Thätigkeit. Die beſiegten Franzoſen ſuchten in ihnen Bundesgenoſſen, und alle Feinde der deutſchen Einheit, ſogar Parteien, denen die Jeſuiten bisher ein Greuel geweſen waren, erkannten jetzt in ihnen nützliche Waffenbrüder.

Vom Regierungsantritt Wilhelms I. in Berlin an datiren ſich alle antideutſchen Intriguen der Jeſuiten, die ſeitdem in ſo großem Maßſtab uns vor Augen traten. Vor allem wurden ſie Meiſter des Papſtes, der ſie vorher verachtet hatte, ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit, ſpiegelten ihm vor, er werde die erſte Rolle in der Welt ſpielen, und dictirten ihm den Syllabus, worin er ſich wirklich als Herr der Welt proclamirte. Endlich leiteten ſie das Concil ein und ſetzten durch ein erkünſteltes Stimmenmehr das Dogma von der Untrüglichkeit des Papſtes durch. Ganz ebenſo bearbeiteten ſie Frankreich, ſtanden in enger Verbindung mit ihrer bonne et sainte femme, der Kaiſerin Eugenie, die ihren Gemahl zum Kriege gegen Deutſchland hetzen mußte, und mit der zum Lohne ihrer Tugend vom Papſt mit der goldenen Roſe belohnten Königin Iſabella von Spanien, die es übernahm, mit einem ſpaniſchen Heere Italien zu hüten, daß dem Papſt nichts geſchähe, während der franzöſiſche Kaiſer mit Heeresmacht feindlich in Deutſchland einfallen würde. Auch in Oeſterreich unterhielten die Jeſuiten intime Verbindungen mit den vornehmſten Damen des Hofes und mit dem hohen Adel.

So folgte der Thronbeſteigung König Wilhelms von Preußen (1861) und dem Eintritt Bismarks ins preußiſche Miniſterium (1862) die Verkündigung des Syllabus im Jahr 1864 und die übereilte Kriegserklärung Oeſterreichs gegen Preußen im Jahr 1866. Endlich 1870 faſt am gleichen Tage die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutſchland (am 15. Juli) und die Verkündigung des neuen Dogma (am 18. desſelben Monats). Man erkennt daraus den nahen Zuſammenhang der Ereigniſſe und ihrer Motive. Der Jeſuitenorden lenkte alle Fäden.

In ſeiner auswärtigen Politik war der Orden nicht glücklich. Erſt der öſterreichiſche, dann der franzöſiſche Angriff wurde von den Deutſchen zurückgeſchlagen. Deſto eifriger warf ſich nun der Orden auf die innere Politik und organiſirte auf heimlichen Schleichwegen mit ameiſenartiger Rührigkeit und gleichſam unterirdiſchen Minen eine formidable Macht der Ignoranz und des Fanatismus im Volke.

Wir werfen einen Blick auf die innere Verfaſſung des Ordens. Wie früher immer, ſo hüllten ſich auch jetzt wieder die Obern des Ordens in tiefes Geheimniß. Ihr dermaliger General, der Niederländer Beckx, iſt es heute noch. Wie viel Unruhe die Jeſuiten in der Welt verurſachen, ſein Portrait, ſeine perſönliche Charakteriſtik, wie auch die ſeiner vertrauteſten Räthe, des ganzen ſo einflußreichen jeſuitiſchen Generalſtabs, kennt niemand.

Noch eine weitere Bemerkung iſt vielleicht nicht überflüſſig. Es gibt nämlich ſehr viele unſchuldige Jeſuiten, fromme Schwärmer, welche ſich beſonders eignen, im Miſſionsdienſt verwendet zu werden, und die man in politiſche und geheime Zwecke des Ordens nicht einweiht. Viele treten in gutem Glauben in den Orden ein und hören und ſehen dann nichts mehr, als was ihnen befohlen wird, ohne nur die Vernunft fragen zu dürfen. — Den wenigſten Menſchen iſt der Inhalt des Gelübdes bekannt, welches der Jeſuit beim Eintritt in den Orden abzulegen hat. In demſelben heißt es: „Ich habe keine Eltern, ich habe keine Familie, Vater und Mutter ſind mir geſtorben, ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keinen Gegenſtand der Liebe und Verehrung, als allein den Orden.“ Manche

Jeſuitenfreunde haben es ſelber wohl eingeſehen und die Einmiſchung der Jeſuiten in die nur den Weltprieſtern zukommende Seelſorge getadelt.

Unter allen ſog. Patrioten der bayriſchen Kammer hat ſich Dr. Ruland als der fanatiſcheſte Ultramontane gezeigt, und doch gab derſelbe im Jahr 1846 eine Flugſchrift heraus, in welcher er die zu jener Zeit eben durch Petitionen an den würzburger Biſchof angeregte Berufung von Redemptoriſten zur Abhaltung von Miſſionen in Franken in ſcharfer Weiſe bekämpft. Die Broſchüre ſchickt voran, daß Volk und Klerus von Franken ſtets achtungswerth in Glauben und Sitten geweſen ſeyen, daß der fränkiſche Klerus in ſeiner großen Mehrheit ſtets die Einmiſchung von Orden und Congregationen, namentlich der Jeſuiten, in die heimathliche Seelſorge ungern geſehen habe, und fährt dann fort: „Was iſt der Ruf nach Hülfe von außen — ſeyen es Jeſuiten, Redemptoriſten oder welche Congregationen immer —, ſobald er vom Klerus ſelbſt ausgeht — anderes als die Selbſtanklage eigener Untüchtigkeit, der eigenen Verſunkenheit und ſchimpflicher Pflichtverſäumniß? Iſt dieſer Ruf nicht ein gänzliches Verkennen und Vergeſſen ſeiner eigenen Miſſion? Was hätte der Klerus zu thun, wenn nicht zu lehren, zu unterrichten, und welche Erbärmlichkeit, wenn er bekennen muß, daß Prieſter einer Congregation befähigter ſind, jene zu lehren, zu unterrichten, die ſie kaum ſehen und nie kennen lernen, als Pfarrer und Curatprieſter, die beſtändig mit den Ihrigen im Umgange ſind? So unbehülflich wäre ein Klerus im Predigeramt geworden? So unbeholfen im Unterrichte der Jugend, daß fremde Prieſter in einigen Tagen, in einigen Predigten, durch einige Religions-Unterweiſungen mehr wirken ſollen als ſie, die eigentlichen Hirten, in Jahren!? Fort, fort mit dem Klerus, der nicht mehr verſteht, was ſeine Aufgabe iſt, und nicht mehr weiß, wie er ihr genügen kann; der nicht mehr die Mittel kennt, welche zum Heile führen!“ Im weiteren Verlaufe ſeiner Ausführung fragt Dr. Ruland: ob vielleicht das fränkiſche Volk die Berufung von Redemptoriſten wünſche? Er verneint dieſe Frage; das Volk hange ſeinen ordentlichen Seelſorgern an, und der intelligentere Theil der Bevölkerung betrachte

die Miſſionen als geiſtliche Comödien. Ueber die Wirkſamkeit der Miſſionen theilt Dr. Ruland die Aeußerung eines tüchtigen Pfarrers mit, welcher ſagte: „Nichts iſt es! die ſchlecht waren, ſind ſchlecht geblieben!“ Auch von Redemptoriſten, als Leitern von Prieſter-Exercitien, will Dr. Ruland nichts wiſſen; er verwirft jeden phyſiſchen und moraliſchen Zwang zur Theilnahme an ſolchen Uebungen und zeigt in ergreifender Weiſe, daß der Seelſorger am Sterbebette faſt täglich das eindringlichſte Exercitium habe. Ueberdies gebe es in Franken Klöſter genug, in die man ſich auf einige Zeit zurückziehen könne. Die Broſchüre ſchließt mit den Worten: „Der fränkiſche Klerus in ſeiner Mehrzahl bedarf der Redemptoriſten nicht; der fränkiſche Klerus in ſeiner Mehrzahl wünſcht ſie nicht!“

Dieſes Zeugniß iſt wichtig. In der That ſoll und kann die deutſche Geiſtlichkeit auf eigenen Füßen ſtehen und bedarf der unberufenen Welſchen nicht, die ſich ihr nur unverſchämt aufdrängen, um ſie zu übertölpeln und zu tyranniſiren. Mit eben ſo viel Frechheit könnten ſich in jede deutſche Municipalpolizei franzöſiſche Gensdarmen oder Mouchards einſchleichen wollen. Die Jeſuiten drängen ſich zur deutſchen Seelſorge nur, um dem Deutſchen argliſtig ſeine ehrliche deutſche Seele in eine welſche Seele umzuwandeln. „Da wird alles Gewicht auf die alten Sprachen gelegt und der Schüler mit lateiniſchen Reden gemartert, die deutſche Mutterſprache aber ſchändlich vernachläſſigt, deutſche Sprache und Geſinnung ſyſtematiſch unterdrückt.“ Man denke nur an Südtirol und Poſen.

Aus Süddeutſchland ſchrieb man der Nordd. A. Z. über die Thätigkeit der Jeſuiten: Auf die naive Frage im Reichstage, was denn dieſe Ehrenmänner Unrechtes gethan haben, antworte ich: ſie haben allerdings in ihren Miſſionen manches Gewiſſen wieder wach gerufen, das iſt wahr. Aber ſie haben die geſunden Reſte der katholiſchen Kirchenorganiſation, die den Frieden im Lande noch hielten, vollends unterwühlt. Sie haben vor allem durch ihre Miſſionen jene Pfarrherren, die den confeſſionellen Frieden pflegten, untergraben, indem ſie fanatiſche Betſchweſternvereine gründeten, die dem Pfarrherrn das Leben ſauer machten, weil er nicht fromm, d. h. nicht unduldſam genug war. Dieſem war damit das Meſſer an

den Hals geſetzt (ich kenne Beiſpiele), entweder von den Betſchweſtern und ihren Führern, jeſuitiſchen Kaplänen, gepeinigt zu werden, oder in ihr fanatiſches Treiben einzuſtimmen, oder, nach oben verdächtig, die gute Pfarrei mit einer ſchlechten zu vertauſchen. Sie haben ferner die Seminarerziehung an ſich gebracht und einen Prieſterſtand geſchaffen, deſſen Werth tief unter jenem ſteht, den die dreißiger und vierziger Jahre herangebildet hatten. Sie haben an die Stelle der Amtsführung berufener Kirchenbeamten die Camarillaherrſchaft geſetzt und dadurch das Beruf- und Pflichtgefühl geſchwächt, ein napoleoniſches Günſtlings- und Partiſanenregiment eingeführt und dadurch auf die bloße Leiſtungsfähigkeit für das Syſtem auch ohne innere Religioſität eine Prämie geſetzt und damit die Moral in der Kirchenverwaltung corrumpirt. Sie haben ferner, den Syllabus und die Unfehlbarkeit und den päpſtlichen Univerſalabſolutismus vorbereitend, durch thatſächliche Beſeitigung von Geſetzesvorſchriften die Autorität von Obrigkeit und Geſetz untergraben und dem Volke das ſchlimmſte Beiſpiel gegeben, die pfiffige Umgehung der Geſetze. Sie haben ferner die religiöſen Gegenſätze verſchärft, um die katholiſchen Bevölkerungen zur Arbeit des Bürgerkrieges geneigter und fanatiſch thatkräftiger zu machen. Sie haben endlich die Auffaſſung in die Volksmaſſen gelegt, daß „für die Religion", d. h. für die jeſuitiſchen Parteizwecke alles erlaubt ſey, und dadurch Rechts- und Pflichtgefühl gelockert. So z. B. ward mir von einem Mitgliede der betreffenden Familie 1865 der Brief eines jeſuitiſchen jungen Geiſtlichen zur Einſicht angeboten, worin er ſeinem Vater in einem Prozeſſe den Meineid anräth und verſchiedene Reſervationen angibt, unter denen dann das Gewiſſen frei ſey.

Am wichtigſten und ſchädlichſten aber iſt der Einfluß der Jeſuiten und der päpſtlichen Nuntien auf die deutſchen Biſchöfe, denen ſie die Hand führen, um durch ſie in einem angeblich deutſchen Intereſſe durchzuſetzen, was ſie allein nicht vermöchten, gegenüber theils den weltlichen Regierungen, theils dem niedern Klerus. Die Religion bleibt dabei immer nur das große Aushängeſchild, während die eigentlichen Zwecke und Motive durchweg nur politiſche ſind. Zugleich umgeben ſich die Jeſuiten mit andern affiliirten Orden

und zahlreichen katholiſchen Vereinen und Brüderſchaften, die alle ihren Zwecken dienen.

Profeſſor v. Schulte hat in einer kleinen Schrift über die katholiſchen Orden und Congregationen eine ſtatiſtiſche Ueberſicht über den raſchen Zuwachs dieſer Orden in Deutſchland gegeben, woraus man am beſten erkennt, mit welcher erſtaunlichen Gutmüthigkeit und Sorgloſigkeit unſere Regierungen den emſigen Wühlereien der Jeſuiten Jahrzehnte lang zugeſehen haben, ſo daß man ſich nicht wundern darf, daß endlich, nachdem man in den Abgrund des Uebels hineinſah, auf Mühler und die ihm zunächſt vorgehenden Cultminiſter in Preußen ſchwere Vorwürfe gehäuft worden ſind. „Vor 1848 gab es im außeröſterreichiſchen Deutſchland einige Klöſter der Benediktiner, Karmeliter und Franziskaner; von Frauenorden verſchiedene Klöſter der Urſulinerinnen, Klariſſinnen, Dominikanerinnen und Karmeliterinnen, engliſche Fräulein und einige Arten barmherzige Schweſtern. Jetzt iſt die Zahl und Varietät der Orden enorm. Beiſpielsweiſe hat die Diözeſe Köln 10 Arten männliche, 31 Arten weibliche, Trier 6 Arten männliche, 12 Arten weibliche, Paderborn 3 Arten männliche, 13 Arten weibliche, Münſter 4 Arten männliche, 14 Arten weibliche, Breslau 3 Arten männliche, 12 Arten weibliche, Würzburg 5 Arten männliche, 7 Arten weibliche, München 4 Arten männliche, 11 Arten weibliche, Regensburg 7 Arten männliche, 11 Arten weibliche, Mainz 3 Arten männliche, 8 Arten weibliche. Was aber noch immer nicht genug beachtet wird, iſt, daß die meiſten dieſer Geſellſchaften ihre unumſchränkt herrſchenden Oberen im Auslande und zwar im deutſchfeindlichen Auslande haben. Von den männlichen ſtehen die Dominikaner, Mendikanten, Jeſuiten, Redemptoriſten, Lazariſten, Auguſtiner, Karmeliter unter italieniſchen (römiſchen) Oberen, die Trappiſten, Schulbrüder von La Salle unter franzöſiſchen. Von den weiblichen haben die Borromäerinnen (Nancy), die Schulſchweſtern von Notre-Dame, die Frauen vom guten Hirten, die Schulſchweſtern von der heiligen Vorſehung (Nancy), die Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung, die Töchter des h. Herzens Jeſu ihre Generaloberinnen in Frankreich.“ Die von Schulte angefertigten ſtatiſtiſchen Ueberſichten ergeben, daß ein Prieſter und nichtprieſterliche

und Austheilung übernommen. Die ſeit einiger Zeit beſtehende City-Miſſionsgeſellſchaft verſieht nicht allein die Bewohner der armen Stadttheile mit Bibeln und religiöſen Schriften, ſondern ſchickt auch denen, welche nicht ſelbſt leſen können, Sonntags Leute zu, welche ihnen vorleſen. Hochkirchliche und Diſſenters wirken zu dieſem Zwecke in freundlicher Eintracht zuſammen. Die Secretäre ſind ein hochkirchlicher und ein Diſſentergeiſtlicher.

Talfourds Bill zu wirkſamerer Sicherung des ſchriftſtelleriſchen Eigenthums wurde in der Unterhausſitzung vom 27. Feb. mit einer Mehrheit von 73 gegen 37 Stimmen zum zweitenmal verleſen.

Der Reiſende Alexander Burns hat von der Königin die Ritterwürde erhalten und iſt zum Oberſtlieutenant ernannt worden. Derſelbe befindet ſich gegenwärtig auf einer diplomatiſchen Miſſion in Kabul.

Am 12. July 1838 ſtarb zu Edinburg Dr. Theol. John Jamieſon, Geiſtlicher bei einer ſeit langen Jahren von der ſchottiſchen Kirche getrennten Gemeinde, als Dichter und theologiſcher Schriftſteller, insbeſondere aber durch das große lexikaliſche Werk über die ſchottiſche Sprache rühmlich bekannt, im 68ſten Lebensjahre.

In England verwendet man gegenwärtig zum Einband von Büchern Seidenzeug und Calico von allen Farben, auf welche die mannigfaltigſten Verzierungen gepreßt oder mit Gold und Silber aufgelegt ſind. Dieſer neue Einband zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Dauerhaftigkeit, Eleganz und Abwechslung, als auch durch Wohlfeilheit und dadurch aus, daß er äußerſt ſchnell geliefert werden kann. Es ergibt ſich dabei im Vergleiche mit dem Einbande in Leder eine Koſtenerſparniß von 50 Procent.

In einem galvaniſchen Telegraphen ſollen auf der Eiſenbahn zwiſchen London und Birmingham durch Wheatſtone und Stephenſon vier durch Hanf iſolirte Kupferdrahtleitungen bereits auf eine Strecke von 13 engl. Meilen angelegt worden ſein.

In der brittiſchen Aſſociation für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften verlas Dr. Lardner eine Note über ein Mittel, die Wagenzüge auf Eiſenbahnen von einer niederen Fläche auf eine höhere zu bringen, indem man ſie auf eine Art Plattform ſtellt, die ſich dann perpendiculär zwiſchen den Wänden einer Art von Schleuße erhebt. Der Verfaſſer zieht dieſes Syſtem ſowohl in Rückſicht auf Koſten als auf Geſchwindigkeit allen übrigen vor.

Williams legte der brittiſchen Aſſociation für den Fortſchritt der Wiſſenſchaften Beobachtungen über eine Methode vor, welche den Unfällen begegnen ſoll, die durch das Anſtoßen oder Zuſammentreffen der Dampfboote entſtehen. Da dieſe Zufälle meiſt ſogleich das Eindringen von Waſſer in die innere Höhle des Schiffs verurſachen, ſchlägt er vor, dieſen Raum in fünf Fächer abzutheilen, welche dem Waſſer durch 5 eiſerne Verſchläge unzugänglich gemacht würden. Er hat dieſes Mittel auf dem Dampfboot Adelaide mit glücklichem Erfolge angewendet. Er ſtieß an verſchiedenen Stellen Löcher in den Rumpf des Schiffs, um das Waſſer eindringen zu laſſen: das Schiff wurde dadurch im Lauf nur um ganz wenig gehemmt und ſeine Waſſerlinie ſtand unbedeutend tiefer.

In England hat ſich wieder eine Geſellſchaft zur Galvaniſation des Eiſens gebildet, welche unter der Protection der Königin ſteht, und mit einem Capital von 200,000 Pf. St., welches durch 10,000 Actien von 20 Pf. St. zuſammengebracht iſt, arbeitet. Die Unternehmer haben die ganze Erfindung noch einmal der Prüfung der erſten Chemiker und Techniker unterworfen und berufen ſich auf die vortheilhafteſten Zeugniſſe derſelben. Ebenſo haben ſich auch zwei neue Aſphaltcompagnien gebildet, welche ebenfalls mit ſehr bedeutenden Capitalien arbeiten.

Man will in England das Geheimniß einer neuen bewegenden Kraft gefunden haben, die ſich bei aller Art von ſtationären oder locomotiven Maſchinen anwenden läßt. Dieſe neue Kraft gleicht der des Dampfes; man erhält ſie um den ſechsten Theil der Koſten von jenem, hat dabei die Nachtheile eines Keſſels nicht und eben ſo wenig die Schwere und die Gefahren, die aus demſelben entſpringen. Vermöge dieſer neuen Bewegkraft können Wagen, die eben ſo leicht und elegant ſind als die mit Pferden beſpannten, auf gewöhnlichen Straßen oder auf Eiſenbahnen mit der für die Sicherheit der Reiſenden vereinbaren Schnelligkeit gebraucht werden. Bei Paketbooten und andern Schiffen als bewegende Kraft angewandt, würde dieſe neue Erfindung die wichtigſten Dienſte leiſten, indem ſie die Gefahr der

Ordensperſon kommt: in Preußen auf 584, in Bayern auf 300, in ganz Deutſchland auf 481 Katholiken! Sieht man auf die Geburtsörter, ſo liefern die Diözeſen Paderborn, Münſter und Köln von den preußiſchen die meiſten Geiſtlichen und Nonnen; aus ihnen ſind maſſenhaft ſolche in andern Diözeſen. Und welche Disziplin in dieſen Geſellſchaften herrſcht, dafür gibt Schulte ein Beiſpiel, das um ſo bezeichnender erſcheint, da es aus einem weiblichen Orden genommen iſt. Im Jahr 1871 hatte eine Schweſter vom „Armen Kinde Jeſu" zu Aachen dem Erzbiſchofe gewiſſe Vorgänge brieflich mitgetheilt, die als richtig befunden wurden. Die Oberin inquirirt, die Schweſter bekennt; die Oberin dekretirt Verſetzung nach Afrika, die Schweſter wendet ſich an den Erzbiſchof, der ihr räth, ſich in Gehorſam zu fügen. Kein Staat kann ſeinen Unterthan fortjagen, die demüthige Oberin kann das arme Geſchöpf vom Boden der Heimath verbannen. „Die Orden und Congregationen der Neuzeit — leider werden auch, wie die vatikaniſche Verſammlung gezeigt hat, alte ihrer Tradition untreu — ſind," ſagt Schulte, „ein Mittel, das nicht beſſer erdacht werden könnte, um eine Idee, einen Plan unvermerkt in das katholiſche Volk zu bringen." An ihrer Spitze ſtehen als Korpsführer die Väter der Geſellſchaft Jeſu, denen, nach wiederholt dem Verfaſſer gemachten Mittheilungen, z. B. manche weibliche Orden vom Sacré Coeur Tantièmen von den „Mitgiften" der dem Kloſter zugeführten Himmelsbräute bezahlen ſollen. Auf die Statiſtik noch einmal zurückkommend, zeigt Schulte, wie das Verhältniß der geiſtlichen Perſonen zur katholiſchen Bevölkerung in einzelnen Städten noch ein viel erſchreckenderes iſt, als nach den oben mitgetheilten allgemeinen Zahlen. In Köln iſt der 213. Katholik (Erwachſene und Kinder zuſammengerechnet) eine „geiſtliche" Perſon, in Aachen kommt eine ſolche Perſon auf 110, in Münſter auf 61, in Trier auf 56, in Paderborn gar eine auf 33 Katholiken! Werden die Unmündigen abgerechnet, ſo iſt faſt jede erwachſene beziehungsweiſe mündige 10. Perſon in Paderborn, jede 20. in Münſter eine geiſtliche.

Nach Angabe des „Catalogus provinciae austriaco-hungaricae S. J." zählte die Geſellſchaft Jeſu Eingangs 1871 überhaupt in

22 Provinzen: der engliſchen, aragoniſchen, öſterreichiſch-ungariſchen, belgiſchen, caſtiliſchen, galiziſchen, deutſchen, irländiſchen, Lyoner, mexikaniſchen, neapolitaniſchen, niederländiſchen, römiſchen, ſiciliſchen und venetianiſchen, dann der von Champagne, Francien, Maryland, Miſſouri, New-York, Turin und Toulouſe benannten, oder in den fünf Aſſiſtenzen: Italien, Deutſchland, Frankreich, Spanien und England 8809 Mitglieder. Die Aſſiſtenz England iſt zuſammengeſetzt aus den Provinzen England, Irland, Maryland und Miſſouri; die Aſſiſtenz Deutſchland aus der deutſchen, öſterreichiſch-ungariſchen, galiziſchen, belgiſchen und holländiſchen Provinz; die Aſſiſtenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, France, Lyon, Toulouſe und New-York (abgezweigt von Lyon); zur Aſſiſtenz Spanien gehört auch die Provinz Mexiko — das übrige iſt von ſelbſt klar. — Die größte Zahl der Jeſuiten fällt auf die Provinzen Caſtilien (744) und Deutſchland (738), die geringſte auf die Provinz Mexiko (17); die öſterreichiſch-ungariſche nimmt die neunte Stelle ein, mit 451 Mitgliedern, reſp. 456 mit Anfang des Jahres 1872; dieſe theilen ſich in 193 Prieſter, 112 Scholaſtiker (Kleriker und Kleriker-Novizen) und 151 Coadjutoren (helfende Brüder). Senior der letztgenannten Provinz iſt der gegenwärtige hochwürdigſte P. General Johann Peter Beckx in Rom, phyſiſch iſt jedoch P. Stöger um 25 Monate älter. Dieſe Provinz umfaßt die Häuſer des Ordens in Wien, Kalksburg, St. Andrä (Kärnten), Innsbruck, Linz, Steyer, Mariaſchein, Prag und Repy (in Böhmen), Preßburg, Tyrnau, Szathmar, Calcoſa und Kapornak (in Ungarn, letzteres im Szalaer Comitat), dann die Miſſion in Südauſtralien, beſtehend aus den Reſidenzen zu Sevenhill und Norwood (Vorſtadt von Adelaide).

Zu Anfang des Jahres 1871 wurden als Miſſionäre (mit Einſchluß von Scholaſtikern und Brüdern) aufgeführt 1644, worunter: 168 in Europa, 352 in Aſien, 159 in Afrika, 815 in Nordamerika (obwohl von 249 Mitgliedern der Provinz Maryland nur 1 als Miſſionär eingeſtellt iſt, von 234 der Provinz Miſſouri 29 und von 212 der Provinz New-York 19), 337 in Südamerika, 96 in Oceanien (Auſtralien mit Einſchluß der Philippinen und der holländ-

diſchen Inſeln im Süden von Aſien), endlich 17 auf der Reiſe. Die meiſten Miſſionäre waren aus den Provinzen Caſtilien (291), Aragonien (177), Lyon (173), Deutſchland (135). Die Letztgenannten waren vertheilt auf Aſien (54), Afrika (3), Nordamerika (39), Südamerika (beſonders Braſilien, 35) und 4 befanden ſich auf der Reiſe.

Bevor die Jeſuitenarmee ihren Krieg gegen Deutſchland eröffnen konnte, brauchte ſie Geld. Geldgeſchäfte waren ja früher ſchon dem Orden ſehr geläufig geweſen. Er wußte wohl, was man alles mit Geld ausrichten kann, und dachte mit Montecuculi: Zum Kriege braucht man nur Geld, Geld, Geld! Seine Agenten bettelten alſo mit ungeheurer Heuchelei, als ob der Papſt in der tiefſten Armuth ſchmachte, in allen katholiſchen Ländern, hauptſächlich aber im frommen Deutſchland, welches von dem eigentlichen Plan der Jeſuiten keine Ahnung hatte, den ſog. Peterspfennig zuſammen. Ein Pfennig, die allerkleinſte Münze, wie beſcheiden ſind doch dieſe Jeſuiten! dachte man, und doch wurde der Ertrag des Peterpfennigs ſeit 1860 jährlich zu 60 Millionen Franken angeſchlagen. Zugleich ſammelte ein zu den Jeſuiten in der intimſten Beziehung ſtehender Schwindler Langrand-Dumanceau für den Papſt ungeheure Summen. Im Jahr 1864 brachte derſelbe päpſtliche Obligationen zum Werth von 20 Millionen al pari unter und erhielt dafür vom Papſt die Grafenwürde. Wie er noch weiter geſchwindelt, enthüllte 1871 ein Prozeß in Brüſſel, in Folge deſſen das mit ihm in ſträflicher Verbindung geſtandene ultramontane Miniſterium in Belgien geſtürzt und Langrand ſelbſt, der ſich mit dem geſtohlenen Gelde flüchtig gemacht hatte, wegen betrügeriſchen Bankerotts zu zehn Jahr Kerker verurtheilt wurde. Der Betrüger hatte nämlich unter dem ſcheinheiligen Vorwand, das Kapital „chriſtianiſiren" zu wollen und um den armen gefangenen Papſt zu unterſtützen, immer mehr werthloſes Papier gegen Silber ausgegeben, das letztere aber theils dem bigotten reichen Adel in Belgien und dem katholiſchen Deutſchland, theils den frommen Bürgern und Bauern abgeſchwindelt. Damit er überall ſammeln könne, wurden auf den Dörfern Lokalbanken unter Vorſitz des Pfarrers errichtet. Man ſchätzt die Summe,

um die allein das fürſtliche Haus Thurn und Taxis betrogen wurde, zu 8 Millionen, und die Summen, die im Ganzen erſchwindelt wurden, zu 400 Millionen Franken.

Intereſſant ſind auch folgende Notizen über die Einkünfte deutſcher Biſchöfe und deren Verwendung: Der Erzbiſchof von Köln hat jährlich eine Einnahme von 9000 Thalern aus „Faſten-Almoſen", wie die „Köln. V.-Ztg.", aus „Faſtendispenſen", wie wohl richtiger Profeſſor v. Schulte ſagt. Die „Spen. Ztg." bringt hiezu folgende aus amtlichen Quellen geſchöpfte Mittheilung: Der Erzbiſchof hat erklärt, er werde dieſe Gelder „für die Anſtalten zur Bildung guter Prieſter und für andere dringende Bedürfniſſe verwenden" und „die Verwendung in geeigneterer Weiſe zur öffentlichen Kenntniß bringen." Letzteres iſt nie geſchehen. In derſelben Diözeſe hat in den Jahren 1857—70 die Kirchenkollekte für das h. Grab in Jeruſalem 44,647 Thlr. eingebracht, die Sammlung des Peterpfennigs 1861—70 die Summe von 546,062 Thlrn, alſo jährlich durchſchnittlich 54,606 Thlr. Zu letzterer Summe kommen noch einige außerordentliche Kollekten für den h. Vater im Betrage von 14,000 Thlr., ſo daß im Ganzen in 11 Jahren über 600,000 Thaler allein aus der Erzdiözeſe Köln als Peterspfennige nach Rom gegangen ſind. Die Geſammtſumme aus allen preußiſchen Diözeſen wird eine Million überſteigen. Dazu kommen noch die Dispenſionsgelder, welche für die preußiſchen Diözeſen auf jährlich 3200 Thaler veranſchlagt werden. An Gebühren für die Beſtätigung der Biſchöfe ſind ſeit 1820 aus Preußen 250,000 Gulden nach Rom gegangen; auch für die Beſtätigung eines Weihbiſchofs müſſen jedesmal 300 Thaler bezahlt werden. Die „Spen. Ztg." ſchließt mit der Bemerkung: „Man nimmt von ultramontaner Seite den Mund voll, wenn es ſich um Erleichterung der Laſten des Volkes ꝛc. handelt. Die Herren haben es ja in der Hand, dem Volke Hunderttauſende zu ſparen. Für die Regierungen und Landtage dürften die obigen Ziffern beweiſen, daß man an einem Punkte angelangt iſt, wo ferneres Zuwarten unheilbringend werden kann."

Indirecte Einnahmen floſſen der Kirche und ſonderlich den Jeſuiten aus einer Menge Schenkungen und Erbſchaften zu. Geiſt-

liche Erbſchleicher lockten bigotten Damen ihr Vermögen ab und wirkten auf reiche Eltern ein, daß ſie ihre Töchter, um ſie aus der böſen Welt zu retten, Nonnen werden ließen. Töchter aus niedern Klaſſen lockte man in die Klöſter durch die Ausſicht auf eine bequeme lebenslängliche Verſorgung. Die Betteleien für die Kirche mehrten ſich unter den mannigfaltigſten Vorwänden, und man merkte die Anhäufung des geiſtlichen Reichthums nicht einmal, weil Ordensgüter auf den Namen von Laien eingeſchrieben wurden oder ſcheinbar nur Armenhäuſern gehörten.

Damit der Klerus lerne, daß er nicht mehr vom Biſchof, ſondern von Rom abhänge, mußte alles, was ſonſt der Biſchof hatte erledigen können, nach Rom berichtet und dort entſchieden werden. Um ferner ſo viel einflußreiche Perſonen als möglich zu unmittelbaren Dienern des Papſtes zu machen, ernannte dieſer eine Menge deutſcher Kleriker zu päpſtlichen Hausprälaten, Kämmerern, Protonotaren, Notaren, apoſtoliſchen Miſſionären und zu Rittern päpſtlicher Orden. Solche Orden erhielten namentlich auch eine Menge Laien von Adel, die Redacteure ultramontaner Blätter. Auch wurde mit päpſtlichen Orden ein förmlicher Handel getrieben.

Die Hauptaufgabe der Jeſuiten war, mit geiſtlichen Waffen das weltliche Intereſſe Frankreichs, als der romaniſchen Vormacht, und ſodann überhaupt der romaniſchen Race und der mit ihr ſympathiſirenden, gegen Deutſchland feindlich geſinnten Theile der ſlaviſchen Race zu verfechten. Die Religion diente immer nur zum Vorwand, während der Hauptzweck die Zerrüttung und der Umſturz des neuen deutſchen Reiches war. Die ungeheure Macht, welche man dem Papſte durch den Syllabus und durch das neue Dogma zuerkannte, ſollte nur den einfältigen Deutſchen imponiren und den ungebildetſten Theil der deutſchen Katholiken einſchüchtern, um ſie, ohne daß ſie es merkten, als gehorſame Sclaven des Papſtes zugleich zu Werkzeugen der franzöſiſchen Politik zu machen.

Daher mußten dem eigentlichen Kriege noch große Rüſtungen und Paraden vorangehen. Man mußte von der Macht des Papſtes

und von der Zahl ſeiner Anhänger ganz neue großartige Vorſtellungen erwecken. Für je ohnmächtiger man bisher den Papſt gehalten hatte, in einer deſto überraſchenderen Macht, ja Furchtbarkeit, ſollte er plötzlich den Zeitgenoſſen wieder entgegentreten. Die Welt ſollte erinnert werden, daß, ſo lange es noch eine katholiſche Kirche gibt, auch die Gregore und Innocenze noch nicht ausgeſtorben ſeyen. Wie man dieſſeits der Alpen katholiſche Vereine und Generalverſammlungen organiſirte, um die Laien für den bevorſtehenden Kampf einzuexerciren und zu discipliniren, und in derſelben Weiſe auch die katholiſche Preſſe reorganiſirte, vermehrte und gleicher Disciplin unterwarf, ſo wurden auch jenſeits der Alpen, in Rom ſelbſt, großartige Kundgebungen des Papſtthums in Scene geſetzt, welche die Welt erſtaunen machten. So wurden wiederholte Biſchofsverſammlungen nach Rom berufen, um ein Jubiläum zu feiern oder Heiligſprechungen vorzunehmen. Unter den letztern fiel beſonders die des Arbues auf, des ſcheuslichen ſpaniſchen Inquiſitors, der tauſend unſchuldige Menſchen als Ketzer lebendig hatte verbrennen laſſen. Dieſe Heiligſprechung war eine Herausforderung, eine Kriegserklärung gegen jede Toleranz und eine Drohung, wenn erſt die Jeſuitenſonne wieder hell am deutſchen Himmel ſtrahlen werde, ſo werde ſie auch brennen und Proteſtanten und Liberale vertilgen.

Der verwegene Verſuch, die unbefleckte Empfängniß zum Dogma zu erheben, ein Verſuch, den ſelbſt die übermüthigſten Päpſte im Mittelalter nicht gemacht hatten, wurde von Pius IX. mit ganz unſchuldiger Miene gemacht und ſollte vorerſt nur ein Fühler ſeyn, ob man nicht noch wichtigere, der Jeſuitenpolitik noch erſprießlichere Dogmen fabriciren dürfe, und ſiehe — der Verſuch gelang. Man achtete kaum darauf, die gebildete Welt hatte anderes zu thun und rümpfte nur die Naſe als über eine Lächerlichkeit. Aber ſie mißkannte die Tragweite des Verſuchs. Noch lauter pochte bald darauf der Jeſuitenfinger an die Pforte der Zeit, indem der Papſt den Syllabus und darin ſeine Oberherrlichkeit über die ganze Erde verkündete. Alle dieſe überraſchenden, von der Welt für Thorheit gehaltenen, aber wohl berechneten Manövers ſchloſſen mit der Ein-

berufung des vatikaniſchen Concils, welches das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papſtes verkünden ſollte. Die äußerſte Zuſpitzung päpſtlicher Machtvollkommenheit und Willkür ſollte den Maſſen am meiſten imponiren und den Gegenſatz der Autorität gegen den autoritätsloſen Zeitgeiſt am ſchärfſten und beſtimmteſten ausdrücken.

Die Jeſuiten verfuhren dabei nicht ohne Ironie, indem ſie ihre gefährlichſten Waffen ſich grade in demſelben Deutſchland ſchmieden ließen, gegen welches allein ihre ganze Kriegswuth gerichtet war. Wie ſie nämlich die reichſten Beiträge zum Peterspfennig in Deutſchland geſammelt hatten, ſo ſuchten ſie ſich auch ſo recht zu unſerer Verſpottung grade einen Deutſchen aus, der das neue Dogma von der Unfehlbarkeit formuliren mußte. Er blieb lange unbekannt und verſteckt. Erſt im Frühjahr 1872 erkannte man als Vater und Fabrikanten des neuen Dogmas den Jeſuiten-Pater Kleutgen, einen gebornen Münſterländer. Die Commiſſion de fide beauftragte nämlich zwei Jeſuiten mit der Ausarbeitung der Constitutio dogmatica de fide, P. Franzelin, Profeſſor der Dogmatik am Collegium Romanum, und P. Kleutgen; des letztern Ausarbeitung wurde bekanntlich mit unweſentlichen Aenderungen angenommen. Kleutgen war während des Concils der Theologe des Brixener Biſchofs und hielt ſich nach demſelben längere Zeit in Brixen auf; jetzt iſt er in der ſog. Reſidenz der Jeſuiten in Görz. Derſelbe war vor einigen Jahren einmal ſuspendirt vom Beichthören und vom Lehrſtuhl. Eine Nonne in Rom gerirte ſich à la Maria von Mörl; P. Kleutgen und noch ein Jeſuit hatten die Unterſuchung zu leiten, wurden indeß von der ſchlauen Nonne hintergangen. Auf dieſes hin ſuspendirte der Gerichtshof der Inquiſition die beiden klugen Patres vom Beichthören. Kleutgen wurde dagegen vom Papſte wieder reaktivirt, indem er bald deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken wußte.

Die römiſchen Briefe vom Concil gaben auf S. 294 f. eine umfaſſende Ueberſicht über die Rechte, die das Concil dem Papſt theils unmittelbar zuerkannt hatte, theils mittelbar dadurch, daß auch alles, was frühere Päpſte verordnet hätten, als untrügliches

Geſetz gelten ſollte. Darnach ſollte dem Papſte die Oberherrlichkeit über die ganze Erde, über alle Könige und Nationen zukommen. Insbeſondere die Oberherrſchaft über das deutſche Reich, gemäß einer Bulle Johanns XXII. Alle nicht katholiſchen Völker ſollte der Papſt zu Sclaven machen dürfen. Keine weltliche Gewalt ſollte etwas über die katholiſche Geiſtlichkeit zu befehlen haben. Dem Papſt ſollte das Recht zuſtehen, alle Nicht-Katholiken auszurotten, der Inquiſition, der Confiscation ihrer Güter, der Tortur und dem Feuertode zu unterwerfen. Deßgleichen ſollte er ihnen die Kinder wegnehmen dürfen, um ſie katholiſch zu erziehen. Allen, welche gegen die Feinde des Papſtes kämpfen würden, ſollte er vollkommen Ablaß ihrer Sünden gewähren. Jegliche Eide der Laien dürfe er auflöſen, die Völker der Treue gegen ihre Regierung entbinden, geſchworne Verträge für nichtig erklären, ſelbſt Gelübde, die man Gott gelobt, und Ehen aufheben dürfen.

Da es ſich von ſelbſt verſtand, daß der Papſt die ihm vom Syllabus zugedachte Alleinherrſchaft nicht gegen den Willen der katholiſchen Großmächte würde uſurpiren können, ſo konnte der Syllabus auch nur den Zweck haben, unter dem Scheine, als ob alles nur für den Papſt und die h. Kirche geſchehe, doch weſentlich jenen katholiſchen Großſtaaten zu nutzen. Die Verdammung des Parlamentarismus war ausdrücklich darauf berechnet, dem von eben dieſem Parlamentarismus gleichſam belagerten Kaiſer der Franzoſen und dem Kaiſer von Oeſterreich Luft zu machen, damit ſie, im Innern frei geworden, um ſo ungehinderter den Kampf gegen Preußen beginnen könnten. Die einſtweilen nur illuſoriſche Erhebung des Papſtes über alle auch katholiſche Kaiſer und Könige war nur eine Maske und ſollte, wenn Preußen beſiegt und das neue deutſche Reich wieder beſeitigt worden wäre, nur dazu dienen, die proteſtantiſchen Bevölkerungen, die bisher des preußiſchen Schutzes ſich erfreut, eben ſo gewaltſam wieder katholiſch zu machen, wie unter Philipp II. und Ferdinand II.

Als alles gehörig vorbereitet ſchien, wurde der Krieg gleichzeitig im Juli 1870 von Frankreich und von Rom aus gegen Deutſchland eröffnet. Napoleon III. ſchickte ſeine Armeen

ins Feld, das Concil promulgirte die Unfehlbarkeit des Papstes.*) Es war der ungerechteste und muthwilligste Krieg von der Welt, denn Deutschland hatte weder Frankreich bedroht, noch die Katholiken gefährdet. Aber Rom und Frankreich hatten ja von jeher Deutschland Unrecht gethan und diesmal standen ihnen zum Glück für den schlechten Zweck auch nur schlechte Mittel zu Gebote. Das französische Heer war dem deutschen nicht ebenbürtig und die ultramontane Presse hatte durch ihre Lügen den französischen Kaiser in eine täuschende Sicherheit eingewiegt, als könne es gar nicht fehlen, als daß Süddeutschland sich an Oesterreich und Frankreich anschließen würde.

Die Franzosen erlebten die bekannten furchtbaren Niederlagen und ihr Kaiser wurde gefangen; dessen Unglück übte nun natürlicherweise auch einen Rückschlag auf Rom. Napoleon III. hatte bereits

---

*) Bekanntlich hat der berühmte Maler Kaulbach in München ein Autodafé (eine Ketzerverbrennung) gemalt, welches der spanische Inquisitor, der vom Papst vor wenigen Jahren zum Heiligen erhobene grausame Arbues abhielt. Als ein Pfaff in Meran öffentlich gegen den Verkauf des Kaulbachschen Bildes predigte, erhielt der Kunsthändler in Meran von Kaulbach einen Brief, welcher nach der Kölner Zeitung lautete: „Hochverehrter Herr! Von einer canailleusen Meute, die alles Schöne, Freie und Große in Wissenschaft und Kunst anbellt, gleichfalls verfolgt und verwünscht zu werden, gereicht uns nur zur Ehre und zum Zeichen, daß wir nicht vergebens da sind. Nehmen Sie die beifolgende Kleinigkeit zum Troste hin und fahren Sie fort, gute Bilder auszustellen. Ergebenster W. Kaulbach. (Hier steht statt der Ortsangabe das Bild des Münchener Kindels), 22. Mai 1872." Die beigelegte Zeichnung mit der Ueberschrift: „Romanische Milchbrüder" parodirt die den Romulus und Remus säugende Wölfin. Statt jener römischen Prinzen saugen zwei Knaben, der eine mit der Krone, der andere mit der Tiara auf dem Kopfe, an den Brüsten des Thieres. Zu ihren Füßen liegen Blitze und Ketten. Am unteren Rande der Zeichnung steht das Motto: „Aus der wölfischen Milch sogt ihr bestialische Denkart", und das Datum: München 1871. — Am 15. und 18. Juli desselben Jahres erklärten uns die Säuglinge der Wölfin den Krieg.

am 19. Juli die franzöſiſchen Truppen, welche den Papſt bisher bewacht und beſchützt hatten, unter General Dumont zurückgezogen, und ſeinem italieniſchen Vaſallen, dem König Victor Emanuel, befohlen, den Schutz des Papſtes einſtweilen ſelbſt zu übernehmen. Hätte Napoleon geſiegt, ſo würde der König von Italien dem Befehl gehorſam geblieben ſeyn; da es anders kam, hatte Napoleon auch keine Macht mehr zu verhindern, daß Victor Emanuel ſein eigenes Intereſſe wahrnahm. Der Papſt war ſo vorſichtig, ſchon am 22. Juli an den König von Preußen zu ſchreiben, wie auch an den Kaiſer der Franzoſen, und beiden zuzuſprechen, ſie möchten womöglich den Frieden erhalten. Preußen hatte den Krieg nicht angefangen, derſelbe wurde ihm von Frankreich aufgedrungen, es konnte ihm alſo auch nicht ausweichen. Der Papſt hätte alſo nur Frankreich ermahnen ſollen, den Krieg zu unterlaſſen. Es war ihm aber gar nicht Ernſt. Der verhängnißvolle Krieg war heimlich von Rom gutgeheißen und längſt mit Frankreich verabredet.

Am 2. September wurde der franzöſiſche Kaiſer bei Sedan gefangen, und nur vier Tage ſpäter, am 6., ließ Victor Emanuel, ohne ſich weiter um den Befehl des geſtürzten Kaiſers zu bekümmern, die italieniſchen Truppen unter General Cadorna in den Kirchenſtaat einrücken. Vergebens proteſtirte der Papſt, vergebens verſuchten die päpſtlichen Truppen unter dem General Canzler einen kurzen Widerſtand. Man darf dabei nicht unbemerkt laſſen, daß der Papſt einen Theil dieſer ſeiner Truppen nach dem Muſter der franzöſiſchen Zuaven, türkiſche Kleidung hatte anlegen laſſen. Durchaus unwürdig eines chriſtlichen Oberhirten. Nach einem unbedeutenden Kampf mußte Rom am 20. September kapituliren, und am folgenden Tage hielt Cadorna ſeinen Einzug in der h. Stadt und nahm ſie und den ganzen Kirchenſtaat als integrirenden Theil des Königreichs Italien für ſeinen Herrn in Beſitz. Der Papſt blieb in ſeinem Vatican zurück und erließ am 26. ein Umlaufſchreiben an alle Mächte, worin er ſeinen Proteſt gegen die gewaltſame Beſitznahme Roms durch Victor Emanuel wiederholte und von Allen Schutz ſeines anerkannten Rechts verlangte. Die Mächte waren aber anders beſchäftigt oder für die Wiederherſtellung der weltlichen

Explosion nicht bietet und auch keinen Lärm und Rauch erzeugt. Der Raum, den gegenwärtig der Kessel und der Kohlenvorrath bedarf, kann, da er hier frei ist, sehr vortheilhaft benützt werden. Diese neue Erfindung soll vorerst dem Urtheil der öffentlichen Meinung unterworfen werden, und zur Anwendung kommen, sobald in Frankreich, Belgien und Holland Patente darauf genommen sind.

Das Korkholz wird in neuerer Zeit in England zu verschiedenen Fabricaten benutzt. Nicht nur haben Matrazen und Kopfkissen, welche mit pulverisirtem Korkholz gefüllt sind, alle Elasticität und Weichheit, welche Wolle und Roßhaar darbieten, sondern man hat auch gefunden, daß eine dieser Matrazen, die nur 25 Pfund wog, auf dem Wasser 7 Menschen tragen konnte.

Die Einfuhr deutscher Fabrikate mit englischen Etiketten und Fabrikzeichen nach England hat daselbst das Gesetz hervorgerufen, daß alle unter dem Namen Cutlery und Hardwares bekannte Fabrikate und gröbere Eisenwaaren, welche außerhalb England verfertigt und mit englischen Namen und Fabrikzeichen versehen sind, nicht nur auf englischen Märkten, sondern auch in Entrepots aller großbritannischen Häfen, so wie in allen außereuropäischen Besitzungen von Großbritannien, wo man sie antreffen möge, ohne Ausnahme confiscirt werden sollen.

Die Highland- und Agricultural-Society of Scotland hat für dieses Jahr einen Preis von 500 Souverreignsd'or für die erste gelungene wirkliche Anwendung der Dampfkraft zum Pflügen und Eggen und andern Bearbeitungen des Bodens ausgeschrieben. Als Bedingung wird gefordert, daß die neuere Methode für geringere Kosten mehr leiste, als die ältern, und daß die Maschine in Schottland unter den Augen der Gesellschaft gearbeitet habe.

Frankreich.

Der Alterthumsforscher Raoul Rochette, Akademiker, welcher im Nov. 1838 von einer wissenschaftlichen Reise in Griechenland zurückkam, ist zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Conservator an der k. Bibliothek zu Paris, Charles Magnin, bekannt als Verfasser der Geschichte des modernen Theaters, ist an Silv. de Sacy Stelle zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften erwählt worden.

Am 4. Sept. 1838 starb zu Paris Charles Percier, k. Baumeister, Mitglied des Instituts, als Architekt sehr geachtet, als Schriftsteller durch die großen, gemeinschaftlich mit Fontaine herausgegebenen Kupferwerke über neuere römische Gebäude und die europäischen Residenzschlösser.

Amaury Duval, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Officier der Ehrenlegion, ist am 3. Nov. in einem Alter von 79 Jahren gestorben.

Am 21. Dec. 1838 starb zu Paris Pouqueville, Doctor der Philosophie und Medicin, Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion und des k. griechischen Erlöserordens, früher Gesandter bei Ali Pascha von Janina, an der Brustwassersucht, 68 Jahre alt. Er ist bekannt durch seine Reisen in Morea, der Türkei und Albanien, und als Verfasser einer Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat an die Stelle des verstorbenen Pouqueville Herrn Littré, Mitarbeiter des National für wissenschaftliche Artikel, zu ihrem Mitgliede ernannt.

Am 17. Dec. v. J. starb zu Paris Jerôme Mart. Langlois, Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion, als Historienmaler geachtet und Schüler Davids, geb. 1779.

Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hat für 1839 zum Präsidenten Herrn Chevreul, zum Vicepräsidenten H. Poisson, die französische Akademie zum Director Emmanuel

Herrschaft des Papstes nicht interessirt und antworteten alle sehr höflich, bedauerten jedoch, dermalen dem Papst keine Hülfe leisten zu können, und ermahnten ihn, nur in Rom zu bleiben und das Weitere abzuwarten. Er blieb also im Vatican, der König aber sandte am 10. October den bekannten General Lamarmora als Gouverneur nach Rom, der für ihn selbst im päpstlichen Palast des Quirinal Quartier machte. Unmittelbar vorher, am 7. October, hatte der Papst noch einmal an den König von Preußen geschrieben, konnte von demselben aber, da der Krieg in Frankreich noch in vollem Gange war, nur damit vertröstet werden, daß Preußen, obgleich es sich in die Angelegenheiten anderer Länder nicht einmischen könne, sich doch bei der Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Oberhaupts der katholischen Kirche gern betheiligen werde. Victor Emanuel seinerseits suchte durch ein Umlaufschreiben vom 18. October alle Mächte zu beruhigen, er werde die Unabhängigkeit des Papstes auf dem geistlichen Gebiete in keiner Weise antasten, ihn sein geistliches Amt in Rom ungehindert verwalten lassen und eigne sich als König von Italien nur die weltliche Gewalt im Kirchenstaate und in Rom, als der natürlichen Hauptstadt Italiens an.

Der Papst erklärte am 20. October, das nur vertagte Concil könne, da es in Rom nicht mehr frei sey, auch noch nicht dahin zurückgerufen werden, und vertagte es noch auf längere unbestimmte Zeit. Am 1. November that er Victor Emanuel förmlich in den Bann, was aber kaum einige Aufmerksamkeit und nirgends eine Unruhe erregte. Eben so gleichgültig nahm man es auf, daß der Papst noch am Schlusse des Jahres den h. Joseph zum Schutzpatron der Kirche erklärte, als ob Christus selber nicht schon Schutzpatron genug wäre. Gleichzeitig wurde die Fabel verbreitet, die Jungfrau Maria sey dem Papst erschienen und habe ihm ein unvergleichlich schönes Bild ihres Sohnes gezeigt. Inzwischen ließ sich der Papst doch herbei, neue Bischöfe für Italien zu ernennen, weil es an solchen mangelte; nur wollte er nicht zugeben, daß dieselben dem Staat verpflichtet würden, da sie aber ihre Temporalien nur vom Staat erhalten konnten, entstand bald neuer Streit.

Die Nachwelt wird den Jesuiten die Anerkennung nicht ver-

ſagen, daß ſie ihren an ſich ruchloſen und durch nichts zu rechtfertigenden Plan doch mit äußerſter Kühnheit und Geſchicklichkeit, Rührigkeit und Ausdauer verfolgt haben, denn nach den Vorgängen in Frankreich und Italien waren ihre beſten Waffen zerbrochen, der Cäſarismus in Paris und der Papismus in Rom. Sie wußten ſich aber neue Waffen zu verſchaffen. Sie waren ſo gut in Europa orientirt, daß ihnen von den zahlreichen Feinden der deutſchen Einheit auch nicht einer entging, dem ſie nicht Muth gemacht, den ſie nicht in ihr Netz gezogen und in die große Verſchwörung gegen den proteſtantiſchen Kaiſer verwickelt hätten. Was ſie durch Cäſars Schwert nicht hatten mit Gewalt erobern können, das hofften ſie mit ihrer Schlangenliſt doch noch zu erſchleichen.

Sie verſicherten ſich ihrer Bundesgenoſſen und fanden bei der Muſterung: 1) Alle Parteien in Frankreich ohne Ausnahme, denn alle brannten vor Begierde, an Deutſchland Rache zu nehmen, ſobald ſie wieder genug erſtarkt ſeyn, oder Alliirte gefunden haben würden; 2) die Camarilla in Oeſterreich, bei der die Begierde, ſich an Preußen zu rächen, vielleicht noch heißer brannte, wenn ſie ſich auch nicht ſo offen zu äußern wagte; 3) die vereinigte Feigheit der deutſchen Biſchöfe; 4) der Ultramontanismus in Belgien, Holland und der Schweiz, unterſtützt von den Angſtmännern, die da fürchteten, ihre kleinen Länder könnten vom deutſchen Reich verſchlungen werden; 5) der Particularismus und die Rheinbundgelüſte, welche dieſſeits des Main immer noch die deutſche Geſinnung bekämpften; 6) die Centrumspartei im deutſchen Reichstage im Bunde mit den Anhängern der depoſſedirten Fürſten und ſogar mit einem Theil der preußiſchen Feudalen; 7) unglaublicherweiſe und doch wirklich ein Theil der lutheriſchen Orthodoxen, die früher lieber mit Rußland gegangen wären, als mit den deutſchen Nationalliberalen, und die jetzt wieder lieber mit den Jeſuiten gingen, als mit dem Proteſtantenverein; 8) die Slaven in Oeſterreich und Preußen, ſelbſt die huſitiſchgeſinnten Czechen, wie auch die Polen weniger aus katholiſchem Eifer, als aus Nationalhaß gegen die Deutſchen.

So die große Armada gegen das neue deutſche Reich, gemuſtert vom jeſuitiſchen Generalſtabe. Der Operationsplan aber war

der folgende. Es galt: 1) Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch diplomatische Verwendung, durch unaufhörliches Anstürmen von Adressen, Deputationen, Interpellationen; 2) Wiederherstellung der Kriegsmacht Frankreichs und Oesterreichs, um mit besserm Erfolge als früher dem deutschen Reich den Krieg erklären zu können; 3) Bearbeitung aller europäischen Höfe und Aristokratien, theils durch jesuitische Beichtväter, theils durch diplomatische Agenten und namentlich auch durch ehrgeizige Nebenbuhler der dermaligen Minister; 4) Einfluß auf die Wahlen im katholischen Volk zu Gunsten solcher Abgeordneten, die sich als Feinde des deutschen Kaisers bewährten; 5) Bearbeitung der Bischöfe durch Drohungen und Versprechungen, Niederhaltung des niederen Klerus und Verhinderung seiner ökonomischen Aufbesserung; 6) Bestechung und Bevorzugung aller Dienstbeflissenen; 7) Bethörung des gemeinen Volkes durch Schreckbilder, man wollte es lutherisch machen oder gar den Freimaurern und Juden überliefern, durch Auffrischung des gröbsten Aberglaubens, erlogene neue Wunder ꝛc.; 8) Bekämpfung der deutschen Wissenschaft, Unterdrückung der Lehrfreiheit auf den Universitäten; 9) Unterdrückung jedes nicht streng infallibilistischen Volksunterrichts, absichtliche Verdummung der Jugend, damit die Jesuiten der künftigen Generationen vollkommen Herr würden.

Ueberhaupt galt den Jesuiten jedes Mittel für recht, wenn es nur zum Zweck führte. Daher verschmähten sie es nicht, sich auch mit den Ungläubigen und Atheisten, Demokraten und Socialisten, z. B. bei Wahlumtrieben und in Kammerdebatten zu alliiren, wenn dieselben nur Feinde Deutschlands waren. Wie oft sahen wir schon Ultramontane und Republikaner, die Schwarzen und die Rothen, Hand in Hand gehen! Während die ultramontane Presse alles revolutionäre, irreligiöse und unsittliche Wesen der Neuzeit aus der Reformation ableitete und den Protestanten zur Last legte, ignorirte sie, daß nirgends mehr Unglaube und Corruption zu finden ist, als im katholischen Süden, und daß die römische Hierarchie mit ihren Mißbräuchen hauptsächlich daran Schuld ist. Nirgends hat man gehört, daß der Papst, oder der mächtige Jesuitenorden selbst, je im Ernst der furchtbaren Corruption in Paris, Wien ꝛc. entgegen-

getreten wäre. Im Gegentheil bewies der Prozeß Langrand, daß die Ultramontanen in der Ausplünderung des leichtgläubigen Volks mit den Börſenjuden wetteiferten.

Die Jeſuitenpartei hetzte alles gegen Deutſchland. Gleichviel, woher ſie ihre Bundesgenoſſen nahm, wenn nur alle gegen die Einheit der deutſchen Nation zu kämpfen bereit waren. Wie immer, ſo fand auch jetzt wieder Rom ſeinen eifrigſten Bundesgenoſſen in Frankreich. Die Organe der legitimiſtiſchen Partei in Frankreich ſprachen offen aus, von Frankreich aus müſſe der Papſt in der ganzen Fülle ſeiner alten Macht hergeſtellt werden, wogegen auch er mit allen ſeinen geiſtlichen Waffen Frankreich beiſtehen würde, um Revanche an den Deutſchen nehmen zu können. Unterdeß wurde kein Mittel geſcheut, um in Deutſchland ſelbſt die katholiſchen Bevölkerungen nach dem Maaß ihrer Leichtgläubigkeit und Unwiſſenheit oder des ihnen gewohnten kleinſtaatlichen Particularismus gegen das neue deutſche Reich aufzuhetzen. Um dieſem Reiche auch im Rücken Feinde zu erwecken, kokettirte der Ultramontanismus gleichzeitig mit Polen und mit Rußland. Wie ſehr auch die Katholiken in Polen von den Ruſſen mißhandelt waren, beide ſlaviſche Völker waren doch Feinde der Deutſchen, alſo durften die Jeſuiten hoffen, irgend etwas an ihnen zu gewinnen.

Kaum gibt es einen ſchlagenderen Beweis dafür, daß es Rom und den Jeſuiten nicht um den Glauben, ſondern nur um die Politik zu thun iſt, als ihre Anſchmeichelungsverſuche an Rußland. Obgleich Rußland den Katholicismus in Polen zu Boden getreten hat, iſt es doch als Vorkämpfer des Slaventhums ein Gegner Deutſchlands und inſofern ein wünſchenswerther Bundesgenoſſe Roms. Wie nun damals die franzöſiſche Regierung vor dem Czaaren ſchweifwedelte, um ihn zu einem Bündniß gegen Deutſchland zu verlocken, ſo that es auch Rom. Man ſchrieb von dort im Juni 1872: Der Vatican bietet Alles auf, ſich mit dem Czaaren wegen der polniſchen Kirche auszugleichen. Die Verhandlungen wurden in der letzten Zeit beſonders lebhaft geführt. Rußland hat mehrere Conceſſionen verlangt, um Polen auch religiös zu unterwerfen, und der Vatican zeigt ſich nicht abgeneigt. Das Intereſſe der katholiſchen Kirche

ließe eine Weigerung rathsam erscheinen; aber die politischen und weltlichen Rücksichten herrschen auch diesmal vor. Dieselben Menschen, klagt ein italienischer Offiziöser, welche mit Schauder und Entsetzen jeden Gedanken an eine Versöhnung mit einer katholischen Regierung, wie der des Königs von Italien, von sich weisen, lächeln, machen Bücklinge und sind zu allen Concessionen bereit gegenüber einer ketzerischen Regierung wie der des Czaars.

In Italien selbst durften die Jesuiten auf keine Erhebung des Volks zu Gunsten des Papstes rechnen, zum Beweise, wie wenig sich das italienische Volk durch die lange Pfaffenherrschaft beglückt oder auch nur befriedigt gefühlt hatte. Victor Emanuel war zwar nicht der Mann, für den sich das Volk hätte begeistern können, aber der Gedanke, der Viel- und Kleinstaaterei in Italien ein Ende zu machen, Italien zu einigen und ihm unter den Staaten Europas wieder eine würdigere Stellung zu geben, mußte allen besonnenen Italienern einleuchten und ihrem nationalen Ehrgefühle schmeicheln. Daher die Begeisterung für Garibaldi und der Stolz auf diesen Nationalhelden. So war denn der Papst seiner weltlichen Herrschaft beraubt worden und fast in Rom, wenn auch nicht gefangen, doch jeder Willkür ausgesetzt, die Victor Emanuel, sobald es ihm einfiel, an ihm üben konnte, und das italienische Volk regte keine Hand für den Papst.

Dennoch war Italien für die Jesuiten immer noch ein Stützpunkt und ein unschätzbares Arsenal. Der Papst übte zwar keine weltliche Herrschaft mehr, aber seine geistliche einzuschränken, wagte Victor Emanuel nicht. Die römische Curie und ihr großer Diplomat Antonelli unterhielten also alle alten Beziehungen zu den europäischen Mächten wie früher, und die Bischöfe der verschiedenen Länder bezeigten grade jetzt dem Papst in seinem Unglück mehr Gehorsam als je zuvor. Das Concil hatte bewiesen, wie ungeheuer die italienischen Bischöfe trotz ihrer Unwissenheit und Armuth allen Episcopaten des übrigen Europa überlegen waren, theils durch die Stimmenzahl, zu der sie nicht berechtigt waren, die sie aber usurpirt hatten, theils durch ihren blinden Gehorsam gegenüber dem Papst und seiner jesuitischen Camarilla. Man kann nicht leugnen,

daß die, wenn auch nur erſchlichene Mehrheit der italieniſchen Biſchöfe oder ſog. Koſtgänger des Papſtes nach außen hin die Einheit der römiſchen Kirche in einer impoſanten Weiſe darſtellten, während die Minderheit der deutſchen, öſterreichiſchen und franzöſiſchen Biſchöfe mit ihrer ohnmächtigen Oppoſition ſich nur ausnahmen, wie ſchwächliche und ohnmächtige Schismatiker. Die Vorgänge am Concil hatten für die Jeſuiten überdies noch den unſchätzbaren Werth, die ganze moraliſche und nationale Impotenz des deutſchen Episcopats an den Tag gezogen zu haben. Wie mußten die Jeſuiten in die Hände klatſchen, indem ſie ſich ſagen konnten: Wenn die große deutſche Nation nur ſolche Schwachköpfe zu Biſchöfen hat, ſo werden wir mit ihr fertig werden, und werden auch ihre Döllinger und ihre ganze papierene Wiſſenſchaftlichkeit nichts gegen unſere welſche Praktik ausrichten.

Ferner kam den Jeſuiten zu gute, daß alle Verſuche Paſſaglias und der wenigen andern Reformatoren, dem italieniſchen Volk Proteſtantismus oder auch nur Altkatholicismus einzuimpfen, nichts fruchteten, weil die Italiener, wie alle romaniſchen Völker, zwiſchen dem gröbſten Aberglauben und frechſten Unglauben eine Mitte zu finden und überhaupt einer ſittlichen Reform unfähig ſind.

Zudem behielten die Jeſuiten in ihrer italieniſchen Preſſe eine mächtige Waffe in der Hand. Denn indem ihre Blätter durch ganz Europa verſendet wurden, während dieſſeits der Alpen niemand die liberalen Blätter Italiens las, nahmen ſie den Schein an, als führten ſie die Stimme des italieniſchen Volks. So erklärte die voce della Verità, Bismark, d. h. das neue deutſche Reich und überhaupt die deutſche Nation, habe einfach zu erklären, ob er ſich Rom unterwerfen und die Beſchützung aller derer aufgeben wolle, die dem Papſt nicht unbedingt gehorchten, widrigenfalls die römiſche Kirche ihn als Feind behandeln und unverſöhnlichen Krieg ankündigen müſſe. So erklärte auch der Osservatore Romano, das neue deutſche Reich wolle nur die Nationalpolitik der Hohenſtaufen erneuern, deshalb müſſen alle Italiener es haſſen. Dieſe Grundgedanken der jeſuitiſchen Preſſe in Italien leuchteten vielen Italienern ein, auch ſolchen, die dem Papſtthum nicht ergeben waren. Die

jesuitischen Blätter wandten sich insofern nicht blos an die katholischen Antipathien g[illegible] Protestantismus, sondern auch an die uralt nationalen de[illegible] Welschen gegen die Deutschen.

Eins der ein[illegible]reichsten ultramontanen Organe wurde die Genfer Correspondenz, ein Bollwerk des Papismus, welches alle seine schweren Geschütze gegen Deutschland richtete. Dieses Blatt ist 1870 von einer Anzahl von ultramontanen Adeligen und Geistlichen gegründet worden. Wie in einem durch den Rheinischen Merkur in die Oeffentlichkeit gebrachten Schreiben des Fürsten Karl v. Löwenstein ausdrücklich gesagt wird, „ist die Genfer Correspondenz ganz genau über die Wünsche und Anschauungen der römischen Curie unterrichtet" und wird den klericalen Blättern der Abdruck ihrer Artikel empfohlen, „um auf diese Weise die katholische Anschauung in der öffentlichen Meinung zur Geltung zu bringen und somit auch auf die Regierungen eine moralische Pression zu üben." „Dieses Unternehmen," fügt der Fürst bei, „ist von dem h. Vater gutgeheißen und gesegnet worden." Nun brachte aber die Genfer Correspondenz doch manche Artikel, deren Abdruck deutsche Blätter in Collision mit dem Preßgesetze gebracht haben würde, oder welche die ultramontanen und regierungsfeindlichen Tendenzen so unverhüllt aussprachen, daß sie der klericalen Sache eher schaden als nützen konnten. So trafen denn die Redactionen der deutschen klericalen Blätter aus dem ihnen von Genf zugesandten Material eine mehr oder minder vorsichtige Auswahl. Der Bischof von Mainz erklärte öffentlich, er habe die Genfer Correspondenz seit den ersten Nummern, die ihm zugeschickt worden, nicht mehr gelesen, weil er „den Geist und Ton dieses Blattes der großen Sache, der es dienen wolle, nicht angemessen erachte." Ueber solche Meuterei im ultramontanen Lager haben dann die Herausgeber der Genfer Correspondenz bei den „höchsten und einflußreichsten Personen in Rom," mit denen sie „in ununterbrochenem Verkehr stehen," — wie Fürst Löwenstein sagt — Klage geführt, und diese haben ihnen nun das vom Papste unterzeichnete Schreiben, d. d. Rom bei St. Peter, 26. Febr. 1872, besorgt, worin ihnen „Glück gewünscht wird, daß sie, um jeden Irrthum zu vermeiden, von Anbeginn an die Augen auf den

Lehrſtuhl der Wahrheit gerichtet und mit Eifer Sorge getragen haben, um keinen Preis von deſſen Lehren abzuweichen," — worin es ferner als eine „Verleumdung" bezeichnet wird, wenn man der Genfer Correſpondenz übertriebene Beſtrebungen vorwerfe und ſie des Hyperkatholicismus beſchuldige. „Dieſe boshafte Anſchuldigung," heißt es weiter, „geht von denjenigen aus, welche entweder beſtrebt ſind, die Herzen der Gläubigen Uns zu entfremden, oder welche danach trachten Chriſtus mit Belial zu verſöhnen." Der Papſt ſelbſt hat alſo hiermit, wie es ſcheint, jetzt die Erklärungen zu den ſeinigen gemacht, welche die Genfer Correſpondenz vorgetragen hat, z. B.: „Der Papſt verlangt von den Fürſten nicht ſchöne Worte, ſondern Thaten, Reſtitution des Kirchenſtaates, Hülfe durch das Schwert. Wenn die Fürſten dieſe Hülfe nicht leiſten, wird der Papſt ſich direkt an die Völker wenden. Dem Papſte eignet das gottverliehene Recht, zu erkennen, welcher Krieg ein gerechter, welcher ein ungerechter ſey, und die Fürſten zum Kriegführen oder zum Friedenhalten durch geiſtliche Strafen zu zwingen." (Rhein. Merkur 1871, Nr. 31.) Biſchof Ketteler handelte der Klugheit gemäß, da die Preſſe innerhalb des deutſchen Reichs doch nicht ſo frech auftreten konnte, wie in Genf.

Noch in Nr. 100 der Genfer Correſpondenz von 1872 konnte man leſen: „Das ganze Rheinland gährt, die Kinder der rothen Erde ſind empört, der Schwarzwald ſchafft ſeiner Entrüſtung in ſeiner derben Sprache Luft, die Schwaben ſpotten über ſolche legislative Meiſterſtücke, und der bayeriſche Löwe? — er ſchläft noch, und wir wollen ihn ſchlafen laſſen: denn, wenn er erwacht, der katholiſche Leu, dann möchte ich den Karthäuſer von Varzin doch gebeten haben, ihm aus dem Wege zu gehen und auch ſeine Armeekörper auf anderem Wege nach Italien zu ſchicken, als auf jenen, die über die Brücken der Donau führen. Wahrſcheinlich wird man auch wieder dieſe Nummer der Genfer Correſpondenz durch Famulus Wagener Sr. Majeſtät dem Kaiſer zum Frühſtück vorlegen laſſen, damit ſich allerhöchſt dieſelben überzeugen, wie wir Revolution predigen. Um dem vorzubeugen, erklären wir, daß wir nicht den Aufruhr predigen und ihn nicht wollen, ſondern daß wir einfach —

die Wand bezeichnen, an welcher ſich über kurz oder lang ein Syſtem den verkehrten Schädel einrennen muß, das nicht zu rechnen verſteht mit der Ueberzeugung von Millionen."

Die ultramontane Partei organiſirte auf deutſchem Boden eine rührige und einflußreiche Preſſe, indem ſich zu ihren älteren Blättern immer neue geſellten. Am meiſten ſpezifiſch jeſuitiſch waren die „Stimmen von Maria-Laach", von Jeſuiten dieſer Anſtalt in der Nähe von Köln geſchrieben und darauf berechnet, die katholiſche Bevölkerung in den preußiſchen Rheinlanden dahin zu inſpiriren, daß ſie nicht an deutſches, ſondern nur an römiſches Intereſſe denken, ſich nicht für deutſch, ſondern nur für römiſch-katholiſch halten ſolle. Das war zugleich das beſte Mittel, mit dem Ultramontanismus im nahen Belgien und Frankreich Fühlung zu unterhalten und die Gemüther von Deutſchland abzuwenden. Begreiflicherweiſe wurde überall der niedere Klerus inſtruirt, den ihrer Seelſorge anvertrauten Laien das Leſen anderer als ultramontaner Blätter als ſchwere Sünde zu verbieten.

Die Stimmen aus Maria-Laach ſtellten ſich ganz auf den Standpunkt des Syllabus und bereiteten bei ihren Leſern durch den moraliſchen am Ende auch einen thätlichen Widerſtand gegen die Staatsgewalt vor. Sie ſchrieben über den Staat z. B.: „Daß die Staaten heutzutage das kirchliche Strafrecht faſt nur in Bezug auf Geiſtliche anerkennen und vollziehen, iſt nicht ganz folgerichtig; denn die Kirche hat von Gott nicht nur über die Geiſtlichen, ſondern auch über die Laien eine wirkliche Gewalt empfangen." (VII. 27.) „Es iſt zu unterſcheiden zwiſchen denjenigen, welche ſich immer außer dem Schooße der Kirche befinden, als da ſind die Ungläubigen und die Juden, und jenen, die ſich der Kirche durch den Empfang des Taufſacramentes unterworfen haben. Die erſten dürfen zum Bekenntniß des katholiſchen Glaubens nicht gezwungen werden; dagegen ſind die anderen dazu anzuhalten." (XII. 52.) Der Staat hat keine Gewalt über die Gewiſſen, nur die Kirche. Deshalb kann der Staat auch den Getauften keine Gewiſſensfreiheit geben, und ſomit fällt der Anſpruch auf Cultusfreiheit von ſelber weg. (XII. 201.) Deutlicher konnten die Jeſuiten nicht ausſprechen, daß die Staats-

gewalt ganz von der Kirchengewalt verſchlungen ſeyn und daß jeder, der als Chriſt getauft iſt, wenn auch in einer andern als der katholiſchen Kirche, gleichwohl der Sclave des Papſtes und demſelben unbedingt unterworfen ſeyn ſoll.

Auch die einſt von Görres gegründeten, jetzt von Jörg redigirten hiſtoriſch-politiſchen Blätter legten den letzten Reſpekt vor deutſchem Geiſt, deutſcher Vaterlandsliebe ab und trompeteten mit naiver Voreiligkeit den Triumph des Welſchthums aus. Das zur Zeit noch ſo bitter verhöhnte „unfehlbare Lehramt des Papſtes" — meint der Artikel — werde dereinſt noch angerufen werden von den Fürſten in der Stunde der Noth, wenn „die modernen Ideen, die Geſetzgebung ohne religiöſe Grundlage, die ewigen Kriege voll Blut und Thränen alle Schranken der Autorität durchbrochen haben" — dann werde auch die „ganze Welt erkennen, daß der Syllabus das wahrhaft bewundernswertheſte Meiſterſtück ſtaatsmänniſcher Weisheit in ſich ſchließe und der Grundriß ſey zum Neubau der chriſtlichen Staaten." (Wortwörtlich!!) Wenn alsdann in jenem goldenen Zeitalter der unfehlbare Papſt als Oberherrſcher des ganzen Erdballes auf dem Throne ſitze, werde dieſem zunächſt ſtehen als weltlicher Schirmvogt — das Haus Habsburg! An dieſe „weltgeſchichtliche Miſſion" des letzteren glaubt der Verfaſſer des Artikels, „trotz der Ungeheuerlichkeiten, welche im Augenblicke täglich an der Donau drüben offenbar werden." Denn „Oeſterreich mit ſeinen unzähligen Völkergruppen ſey das weltliche Spiegelbild der katholiſchen Kirche, es ſtelle dar die Sammlung der verſchiedenartigſten Völker zur Einheit durch die friedliche Vermählung des Imperiums mit der Kirche.

Am wahnſinnigſten tobte das in München erſcheinende Siglſche „Vaterland" gegen Preußen. Dieſes Blatt ſchrieb unter anderm: „Wir lieben dieſes euer ‚Deutſches Reich' nicht, wir haben nie etwas davon wiſſen wollen, für uns exiſtirt es nur als eine vorüberziehende Gewitterwolke am Himmel; es iſt gut, daß ihr ſelbſt uns davon befreien werdet. Denkt an die wandelnde Gerechtigkeit Gottes, die Internationale, welche Gottes und der Menſchen Recht an euch rächen wird! Die Franzoſen haben ſich einen Napoleon gefallen laſſen, aber das deutſche Kaiſerreich, vor dem jetzt halb

Dupatn, zum Kanzler Ch. Medier, die k. Akademie der Medicin zum Präſidenten den Oberarzt am Hôtelkieu Huſſon gewählt.

Das k. franzöſiſche Inſtitut hat den Direktor der Akademie zu Düſſeldorf Wilh. Schadow zum correſpondirenden Mitglied ernannt.

Die Akademie der ſchönen Künſte hat im Nov. 1838 dem deutſchen Maler Cornelius ein Feſtmal, im Rocher de Cancale gegeben. Canova iſt der einzige auswärtige Künſtler, dem außerdem dieſe Ehre zu Theil wurde. Auch iſt Cornelius zum auswärtigen Mitglied des Inſtituts ernannt worden.

Im Anfang Oct. ſtarb der Linguiſt J. Fr. M. A. Le Gonidec, Verfaſſer eines bretoniſchen Lexikons (Angoulême, 1850), einer Grammatik (Paris 1807) und einer bretoniſchen Ueberſetzung des neuen Teſtaments.

Am 29. Sept. ſtarb zu Paris Friedr. Beer, Prof. am Conſervatoire der Muſik, Ritter der Ehrenlegion, erſter Clarinettiſt des Königs, als Herausgeber eines Journals für Militärmuſik und beſonders durch ſeine in den meiſten europäiſchen Armeen zur Ausführung gekommenen Militärmärſche bekannt, 64 Jahre alt.

Victor Couſin hat aus Rückſicht auf ſeine Geſundheit das Amt eines Staatsraths im außerordentlichen Dienſt niedergelegt, um ſich ausſchließlich den Angelegenheiten der Univerſität widmen zu können.

Am 16. Aug. 1838 ſtarb zu Paris der berühmte Chemiker Barruel, préparateur de chemie an der Medicinſchule.

Zu Generalinſpectoren der juriſtiſchen Facultäten ſind ernannt worden der Graf Portalis, Pair und erſter Präſident des Caſſationshofs, Dupin, damals Präſident der Abgeordneten-Kammer und Generalprocurator am Caſſationshof, Berenger, Abgeordneter, Rath am Caſſationshof, Laplagne Barris, erſter Generaladvokat daſelbſt, Renda, Studienrath. Jeder derſelben hat den Prüfungen bei beſtimmten Facultäten beizuwohnen und Bericht über den Erfund zu erſtatten.

Im Oct. 1838 iſt in Paris geſtorben der Literat Etienne Bequet, 69 Jahre alt. Jules Janin hat im Journal des Débats ſeinen Nekrolog geliefert.

Auf den Bericht der HH. Marcel und G. de Taſſy iſt am 13. Sept. 1839 der Prof. Bullers von der aſiatiſchen Geſellſchaft zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden.

Der Dr. Julius Mohl, Mitglied des Conſeils der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris, früher außerordentl. Prof. der orientaliſchen Literatur in Tübingen, hat von dem König von Württemberg das Ritterkreuz des Ordens der württembergiſchen Krone erhalten.

Im Oct. ſtarb zu Paris Dr. Guerbois, dirigirender Arzt an der Charité, Arzt am Collège Louis le grand.

Am 17. Nov. 1838 ſtarb auf ſeinem Landgute in Vitry bei Paris Franz Joſeph Victor Broussais, Mitglied der Akademie der Medicin, Profeſſor der Medicin, Oberwundarzt am Militärhoſpital des Val de Grace, berühmt als Stifter eines nach ſeinem Namen benannten medicinischen Syſtems, als eifriger Vertheidiger der Entzündungstheorie und der Blutegel. Er war zu St. Malo 1773 geboren.

Der Inſpector der Akademie zu Paris Navarre iſt emeritirt und zum Ehreninſpector ernannt, die erledigte Stelle aber dem Profeſſor am k. Collège Louis le grand Gros übertragen worden.

Am 20. Nov. 1838 ſtarb zu Dijon der Decan der dortigen Juriſtenfacultät Proudhon, einer der berühmteſten Rechtsgelehrten Frankreichs, im 62. Jahre.

Der Blumiſt Tripet, welchem man 200 neue Tulpenſpielarten verdankt, iſt in Frankreich geſtorben.

Der Erzbiſchof von Aix hat alle ſeine Suffragane und einige Biſchöfe der Umgegend zu einer Synode verſammelt, und zwar, was dem Art. 4 des Concordats zuwiderläuft, ohne die Erlaubniß der Regierung dazu einzuholen.

Deutschland anbetend auf dem Bauche liegt, hätten sie sich nicht gefallen lassen." .... „Ist der Napoleonismus in Berlin verehrungswürdiger als der Napoleonismus in Paris? Oder ist die Ehrlichkeit und die Gerechtigkeit auf preußischer Seite größer, als sie es je auf napoleonisch-französischer Seite gewesen?" Diesem Blatte ertheilte ein päpstliches Breve vom 6. Juli 1871 ausdrücklich ein Lob. Ihm trat das „Münchener Volksblatt" würdig zur Seite. Die grobe Sprache dieser Presse war zum Theil affectirt, um den rohesten und bornirtesten, von zu viel Bier erhitzten Köpfen im Wirthshause zu schmeicheln.

Unter den neuern und gelesensten Blättern der Partei ragte die Berliner Germania und die Deutsche Reichszeitung hervor. Absichtlich nahm die Partei die Miene an, als verfechte sie den Germanismus, gegen den sie doch den giftigsten romanischen Haß trug, und als sey sie begeistert für das deutsche Reich und sogar ein Organ desselben, da sie unser neues deutsches Reich doch nur zerrütten wollte. Daher die Jesuitenpartei in Bayern sich ausdrücklich die der „Patrioten" nannte und die Jesuitenblätter alle die deutsche Farbe trugen: Germania, Vaterland, Volksblatt, Deutsches Volksblatt, Reichszeitung ꝛc.

Die Frechheit, mit welcher die ultramontane Presse bald die patriotische Maske vornahm, bald wieder ungenirt Preußen als den einzigen Feind und Frankreich als den einzigen Freund und künftigen Retter Deutschlands bezeichnete, übertraf alles, was man bisher von Preßmißbrauch erlebt hatte. Am gefährlichsten aber waren wegen ihrer großen Zahl und wegen ihrer weiten Verbreitung unter dem gemeinen Volk die kleinen Amts- und Intelligenzblätter. Ueber sie schrieb man im Juni 1872 einmal in Württemberg: „Sie sind nicht nur aus Staats- und Gemeindemitteln subventionirt und zwar oft so, daß sie ohne diese Subvention gar nicht bestehen könnten, sondern es wird dadurch auch ihr Inhalt wenigstens in den Augen des größern Theils des Publikums, in dessen Hände sie gelangen, mit einer gewissen Autorität bekleidet. Dieser Inhalt beschränkt sich jedoch keineswegs auf die Bekanntmachung der Erlasse der Amtsstellen und der Inserate von Privaten in deren Privatangelegen-

heiten; die Amtsblätter enthalten auch regelmäßig Unterhaltendes und politiſche Mittheilungen. Was ſoll man nun dazu ſagen, wenn es ſolche Blätter gibt, deren Tendenz in dieſen politiſchen Mittheilungen eine geradezu reichsfeindliche iſt?" Der Verfaſſer führt Beiſpiele an, wie ſolche Blätter gegen das deutſche Reich und gegen die neue Ordnung der Dinge hetzen. „Da wird von der Auswanderung geſprochen, als ob dieſelbe in Württemberg, ehe es in das Reich eintrat, noch etwas Unerhörtes geweſen wäre, während ſie jetzt gewaltig überhandnehme, da wird das Militärſtrafgeſetz des Reichs, das jedenfalls, wenn es auch noch nichts Vollkommenes ſeyn mag, viel beſſer und ſelbſt humaner iſt, als das württembergiſche Militärſtrafgeſetz, friſchweg ein ‚Blutgeſetz' genannt und in dieſer und ähnlicher Weiſe alles, was vom Reiche kommt, entſtellt, verdächtigt und verdreht. Gibt es dagegen kein Mittel?" Der Verfaſſer meint, wenn man auch die gleichſam heilig geſprochene Preßfreiheit nicht antaſten wolle, ſo ſollten ſolche Preßorgane, die wie ſchmutziges Ungeziefer am Leibe des Reichs herumkriechen, doch nicht ſubventionirt, nicht mit dem Schilde der ſtaatlichen Autorität gedeckt ſeyn.

Kapitel 2.

Die Jeſuiten im Dienſt der franzöſiſchen Politik.

Der Bund Frankreichs mit Rom gegen Deutſchland iſt uralt und erklärt ſich aus dem Raceninſtinkt und Racenhaß der ſüd- und weſteuropäiſchen, romaniſchen oder welſchen Bevölkerung gegen die Deutſchen. Durch den altrömiſchen Kaiſerdespotismus und ungeheuere Corruption phyſiſch und moraliſch tief heruntergekommen, wurden jene Romanen in der Völkerwanderung den naturwüchſigen und kerngeſunden Deutſchen unterworfen, trachteten aber nach und nach ſie mit ihren Laſtern anzuſtecken und ſich dadurch ihrer Herrſchaft wieder zu entziehen. Das gelang ihnen auch in Italien und

Frankreich, wo die Minderheit der Sieger allmälig die Sprache und die Fehler der Mehrheit der Beſiegten annahm und verwelſchte. Die neuen Italiener und Franzoſen aber ſchloſſen ſich bald an einander, nicht nur, um ſich von der bisherigen Herrſchaft der Deutſchen freizumachen, ſondern um ſelber über die Deutſchen zu herrſchen. Schon Gregor VII. verband das Papſtthum mit Frankreich, um Deutſchland unter dem unfähigen Kaiſer Heinrich IV. möglichſt zu ſchwächen.*) Noch enger verbündeten ſich Rom und Frankreich gegen Deutſchland zur Zeit der Hohenſtaufen, und es gelang ihnen, den Untergang dieſes edlen Kaiſerhauſes herbeizuführen und dem verblendeten Deutſchland in Rudolf von Habsburg einen Kaiſer aufzudringen, der ganz ihr Werkzeug war, denn er mußte ſchwören, dem Willen des Papſtes blind zu gehorchen, und mußte ſeine Tochter einem franzöſiſchen Prinzen vermählen, dem Sohne des Henkers des letzten Hohenſtaufen.

Seitdem wurde jeder deutſche Kaiſer, welcher ſich nicht zum Werkzeug der päpſtlich-franzöſiſchen Allianz (der Papſt ſaß damals nicht mehr in Rom, ſondern in Avignon, wo er die Befehle des franzöſiſchen Königs empfing), hergeben wollte, vom Papſt gebannt, von verrätheriſchen deutſchen Fürſten bedrängt, die der Papſt gegen ihn hetzte. So Heinrich VII., den ein Pfaff im Abendmahl vergiftete, ſo Ludwig der Bayer, der vergebens Deutſchlands Recht und Ehre zu wahren ſuchte; ſo auch Ruprecht von der Pfalz. Nur die Habsburger gewannen, weil ſie es fortwährend mit Rom und Frankreich hielten und durch das Wiener Concordat 1448 alle Bemühungen der Concile von Conſtanz und Baſel, durch eine Reformation der Kirche den Greueln des Papſtthums ein Ende zu machen, vereitelten. Erſt hundert Jahre ſpäter wurde die Reformation durch Luther durchgeſetzt und das Joch Roms wenigſtens im deutſchen Norden zerbrochen. Sogleich aber ſchloſſen die Habsburger, Frankreich und der Papſt einen Compromiß, die römiſche Kirche mit allen ihren Mißbräuchen gegen die Reformation zu beſchützen unter der Bedingung, daß der Papſt und die ganze

*) Vergl. mein Werk: Roms Unrecht. Stuttg. Krüner. 1871.

Kleriſei mit ihrer geiſtlichen Macht über die Seelen den weltlichen Despotismus der katholiſchen Dynaſtien durch Verdummung und Geiſtesknechtſchaft der Völker unterſtützen ſollten. Als das brauchbarſte Mittel zu dieſem Zwecke aber wählten ſie den Jeſuitenorden aus, der, mit ihrer Gunſt überhäuft, mehr Anſehen gewann als die Biſchöfe und als die ältern Mönchsorden und dem der Volksunterricht ausſchließlich anvertraut wurde.

Dieſe Jeſuiten hielten nun nicht blos alle alten Mißbräuche der römiſchen Kirche aufrecht, ſondern vermehrten ſie auch noch durch viele neue. Vor allem verfolgten ſie alles Germaniſche, was im Verlauf des Mittelalters in die römiſche Kirche und zum Heil derſelben eingedrungen war, als Welſche mit inſtinktivem und ſyſtematiſchem Haſſe. Alle gothiſchen Kirchen riſſen ſie ein oder ließen ſie unvollendet ſtehen. Alle Gothik erſetzten ſie durch Renaiſſance, die ehrwürdigen, altdeutſchen Kirchen durch palaſtähnliche, geſchmackloſe und weltliche Neubauten im Renaiſſance- oder Zopfſtyl. Aus ihren Schulen wurde die deutſche Sprache, wurde der deutſche Geiſt, die deutſche Innigkeit und Gemüthlichkeit verbannt. An die Stelle der tiefſinnigen deutſchen Myſtik trat welſche Scholaſtik und rabuliſtiſche Caſuiſtik. Die verhältnißmäßige Selbſtändigkeit deutſcher Erzbiſchöfe und Biſchöfe und die deutſchen Nationalconcile hörten auf, alles wurde dem neurömiſchen Abſolutismus unterthan, alles vom Papſt und ſeinen Nuntien allein abhängig.

Auch die Politik der Jeſuiten diente nur den Intereſſen Roms und Frankreichs. Trotz der Wohlthaten, mit denen ſie vom deutſchen Hauſe Habsburg überhäuft worden waren, ſuchten ſie als Beichtväter, Erzieher und Rathgeber doch nur den Geiſt der Habsburger von Jugend auf abzuſchwächen und einzuſchläfern, während ſie den franzöſiſchen Königen mit Feuereifer dienten und hauptſächlich dazu beitrugen, daß im ſpaniſchen Erbfolgekriege Spanien und Italien den Habsburgern durch Frankreich entriſſen wurden. Für den Undank aber, den ſie am Hauſe Habsburg begingen, wurden ſie ſelbſt durch den Undank beſtraft, mit dem ſie von den bourboniſchen

Häuſern, denen ſie ſo große Dienſte geleiſtet hatten, ſchließlich ausgeplündert und vertrieben wurden. Wie hier immer ein Unrecht das andere beſtrafte, ſo wurden auch wieder die Bourbons von allen ihren Thronen vertrieben, aber wieder hergeſtellt, und nun bewogen ſie den Papſt, auch den Jeſuitenorden wieder herzuſtellen. Es geſchah, half ihnen aber nichts, da ſie abermals vertrieben wurden. Dagegen nahm ſich Napoleon III., nachdem er das zweite Kaiſerreich in Frankreich gegründet hatte, der Jeſuiten und des Papſtes wieder an und operirte gemeinſchaftlich mit ihnen gegen das neue deutſche Reich.

Welche geheime Fäden zwiſchen Paris und Rom angeſponnen waren, ehe man faſt am gleichen Tage im Juli 1870 in Paris den Krieg an Deutſchland erklärte und in Rom das neue, Deutſchland bedrohende Dogma verkündete, darüber gibt die in Genf erſchienene Flugſchrift des Herrn v. Rougemont die beſte Auskunft. Frankreich und Rom, die älteſten und böſeſten Feinde Deutſchlands, hatten ſich verſchworen, unſer nationales Einigungswerk zu verhindern. Hätte Frankreich geſiegt, ſo waren das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papſtes und der Syllabus ſchon fertig, um mit franzöſiſchen Bajonetten die dreifache große Reaction durchzuführen, 1) die romaniſche gegen den Germanismus, 2) die katholiſche gegen den Proteſtantismus, 3) die abſolutiſtiſche gegen Liberalismus und Parlamentarismus.

Frankreich aber wurde beſiegt, und nun konnte auch der König von Italien ſich Roms bemeiſtern und der weltlichen Herrſchaft des Papſtes ein Ende machen. Gewiß ein ſchrecklicher Schlag für den Papſt, wie für den franzöſiſchen Imperator, und eine gerechte Strafe für ihren übermüthigen Angriff auf Deutſchland. Aber die Jeſuiten waren ſchlau. Das Unglück des Papſtes ſelbſt mußte ihnen dienen, um Mitleid mit ihm, beſonders bei den frommen Katholiken in Deutſchland zu erwecken und überall die Meinung zu verbreiten, in der Perſon des Papſtes ſey die Kirche und die Religion ſelbſt gefährdet. Hatten noch kurz vorher hunderttauſende von Katholiken im deutſchen Reichsheere, mit ihren proteſtantiſchen Brüdern vereinigt, unſterbliche Siege über die Franzoſen erfochten, ſo hielten es

die Jeſuiten doch für möglich, in der Heimath und in den Familien jener tapfern Krieger Haß und Erbitterung gegen den proteſtantiſchen Kaiſer, ja wo möglich katholiſche Bauernaufſtände mitten in Deutſchland zu entzünden, was einer militäriſchen Diverſion im Rücken Deutſchlands zu Gunſten Frankreichs gleichkäme. Gelang es ihnen, durch ſolche Mittel einen Religionskrieg in Deutſchland anzufachen, ſo konnte auch Frankreich alles Verlorene wieder gewinnen. Inzwiſchen mußte Frankreich ſelbſt in ſeiner damaligen Ohnmacht und ſo lange noch Theile ſeines Gebietes von deutſchen Truppen beſetzt waren, ſich ruhig verhalten und konnte nur begierig den Operationen der Jeſuiten in Deutſchland zuſehen, ihnen höchſtens in der Preſſe Beifall klatſchen.

Die franzöſiſche Regierung, auf die es hauptſächlich ankam, war damals ohnmächtig und mußte ſogar ihre Sympathien für den Papſt verſchleiern, um es mit den Republikanern in Frankreich ſelbſt und mit den Italienern nicht zu verderben, die im Stande geweſen wären, Savoyen und Nizza zu reclamiren. Um dies zu verhindern, hatte man den alten Garibaldi übertölpelt, daß er, ſtatt ſeine Vaterſtadt Nizza wegzunehmen, ſich mit Gambetta allürte. Da ſah die Welt das ſtaunenswürdige Schauſpiel, daß der alte Jude Cremieux als damaliger franzöſiſcher Kriegsminiſter die abgedankten päpſtlichen Zuaven und das bigotte ſüdfranzöſiſche Landvolk unter der Fahne der Gottesmutter auf der einen, und die Republikaner mit der Freiheitsfahne und rothen Jakobinermütze auf der andern Seite Arm in Arm gegen die Deutſchen ins Feld ſchickte.

Sie alle wurden von den Deutſchen über den Haufen geworfen, Gambettas tollköpfiges Regiment nahm ein Ende, man machte Frieden, und der neue Präſident der franzöſiſchen Republik, Thiers, hatte zunächſt andere Sorgen, als dem Papſt helfen zu können. Uebrigens war er von jeher der eifrigſte Gegner der italieniſchen Einheit geweſen und, obgleich er als alter Liberaler nichts weniger als bigott war, doch aus politiſchen Gründen dem Papſte geneigt, der ihm jedenfalls als Bundesgenoſſe gegen Deutſchland dienen konnte. Er lavirte daher nach ſeiner intriganten Art zwiſchen Florenz und Rom. Der neue franzöſiſche Geſandte Harcourt wurde

am 26. April 1871 vom Papſte ſehr freundlich empfangen, konnte aber nichts zuſagen, dagegen war Choiſeul, der franzöſiſche Geſandte in Florenz, heimlich inſtruirt, dem König Victor Emanuel zu rathen, er möge ſich mit ſeiner Ueberſiedlung nach Rom nicht übereilen. So lange nämlich Rom noch nicht definitiv die Reſidenz des Königs geworden war, konnte er, ohne ſich zu compromittiren, immer noch zurücktreten und Rom dem Papſt wieder zurückgeben, wenn es Frankreich unter neuen Umſtänden etwa möglich würde, den Papſt zu ſchützen. Natürlicherweiſe lag es in Frankreichs Intereſſe, es trotz ſeiner Allianz mit dem Papſtthum doch auch nicht mit Victor Emanuel zu verderben, ſondern wie früher beide mehr oder weniger von Frankreich abhängig zu machen.

Der beim Papſt accreditirte franzöſiſche Geſandte Graf Harcourt maßte ſich an, als ein Nonnenkloſter in Rom in Abgang decretirt wurde, die ſtädtiſche Behörde, welche das Inventar darin aufnehmen wollte, hinauszuweiſen, denn das Kloſter ſey eine franzöſiſche Stiftung. Der italieniſche Geſandte in Verſailles, Nigra, machte Vorſtellungen, als aber Thiers conſtatirte, „daß Frankreich die vollendeten Thatſachen in Italien adoptire", gab auch die römiſche Behörde ihren Anſpruch auf das Kloſter „freiwillig" auf.

Man ſpielte gegenſeitig Comödie. Thiers war gallicaniſch geſinnt, mußte aber auf das gläubige Landvolk in Frankreich Rückſicht nehmen und trachtete zugleich die franzöſiſche Vormundſchaft über Rom nicht ganz fahren zu laſſen. Der ultramontane Monde warf ihm bitter vor, er habe bei drei Biſchofsernennungen die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche vorbehalten. Der Eid, den Erzbiſchof Guibert von Paris leiſten mußte, lautete: „Ich ſchwöre im Namen Gottes und der heiligen Evangelien, der durch die franzöſiſche Republik eingeſetzten Verfaſſung Gehorſam zu leiſten. Ich verſpreche auch, kein Einverſtändniß zu unterhalten, keiner Berathung beizuwohnen und weder nach Innen noch nach Außen einer der öffentlichen Ruhe gefährlichen Verbindung anzugehören. Und wenn ich erfahre, daß in meinem Sprengel oder anderwärts gegen den Staat irgend etwas geplant wird, ſo werde ich es meiner Regierung bekannt geben."

Die ultramontanen Blätter waren alle mit Thiers unzufrieden. Thiers geſtand ein, daß er einen Brief an den Papſt geſchrieben, nur fügte er hinzu, daß es nicht derjenige Brief geweſen ſey, den der „International" in Florenz veröffentlicht hatte. Aber was Thiers über ſeinen Brief mittheilte, entſprach genau dem Inhalte des in die Oeffentlichkeit gelangten. „Ich habe dem Papſte, ſagte Thiers, keine Rathſchläge ertheilt, denn dazu hat Niemand ein Recht; aber ich habe ihm die Geſinnungen Frankreichs ausgedrückt und ihm geſagt, daß, wenn er jemals in die Verbannung gehen ſollte, Frankreich ihm offen ſteht. Ich habe ihm nur mit aller Achtung, welche die Lage gebietet, geſagt: Sparen Sie das Brod der Seelen, ſchonen Sie Frankreich, denn es bedarf des religiöſen Friedens eben ſo ſehr wie des politiſchen." Das heißt wohl nichts anderes, als den Papſt auf diplomatiſche Weiſe auffordern, ſich ruhig zu verhalten und Frankreich in Ruhe zu laſſen. Die Ultramontanen in Frankreich, welche nun einſehen, daß ſie jetzt nichts erreichen können, geben ihrem Unmuth über Thiers einen unverhohlenen Ausdruck. Louis Veuillot, der Kampfhahn der franzöſiſchen Ultramontanen, hat in einem Artikel des Univers den Herrn Thiers als frivolen Greis verhöhnt. „Man darf ſich nicht länger täuſchen, klagt der Univers, die Sache der weltlichen Herrſchaft des Papſtes iſt in der Nationalverſammlung verloren gegangen. Alle unſere Hoffnungen ſind enttäuſcht, die letzte Stütze fehlt dem Papſtthum in der einzigen Nation, auf die es zählen konnte. Nach aller menſchlichen Vorausſicht iſt die Sache zu Ende."

Damit hing zuſammen, daß auf Befehl des franzöſiſchen Kriegsminiſters das Corps, welches Oberſt Charette für Heinrich V. zu organiſiren angefangen hatte, aufgelöst wurde. Ob auch die großen Feuersbrünſte jener Tage aus einer antilegitimiſtiſchen und antiklerikalen Aufregung hervorgingen, bleibt ungewiß. Immerhin war es auffallend, daß im Juli bald nacheinander der alte Herzogspalaſt in Nancy und der Palaſt des Erzbiſchofs von Bourges ein Raub der Flammen wurden. Mit dem erſten verbrannte ein reicher Schatz von hiſtoriſchen Alterthümern Lothringens, mit dem zweiten die Stadtbibliothek von Bourges.

Die franzöſiſchen Biſchöfe waren vor dem Kriege in ihren Anſichten getheilt. Einige waren von jeher ultramontan geſinnt, aber die gelehrteſten und talentvollſten, die in Reden und Schriften glänzten, dachten mehr gallicaniſch und ſahen auf die dummen Koſtgänger des Papſtes beim Concil mit derſelben Verachtung hinab, wie die gelehrten deutſchen Biſchöfe. Bekanntlich haben Maret, Darboy, Dupanloup ꝛc. auf dem Concil das neue Dogma verworfen. Allein nach dem großen Kriege änderten ſie ihre Meinung und zwar hauptſächlich aus zwei Gründen. Erſtens ſchloſſen ſie ſich aus franzöſiſchem Inſtinkt und Nationalſtolz jetzt erſt den Ultramontanen an, weil dieſe die entſchloſſenſten Feinde Deutſchlands waren. Zweitens ſchauderten ſie vor den Greueln zurück, welche die Pariſer Commune an den Prieſtern, an dem edlen Darboy ſelbſt begangen hatte, ließen die mißbrauchte Fahne der Freiheit im Stich und folgten der Fahne der Infallibilität, des Aberglaubens und der Geiſtesknechtſchaft. Sogar der geiſtreiche Dupanloup ſelbſt verkündete, nur durch die innigſte Hingebung an die Kirche könne das franzöſiſche Volk regenerirt werden. Dagegen machte nun Gambetta im November 1871 in ſeinem neuen Blatte la république française die ſchlagende Bemerkung: Am ganzen ſittlichen Verderben Frankreichs ſey nur die Kirche ſchuld, ſofern ſie das Volk abſichtlich in Dummheit und Aberglauben, ſittlicher Schlaffheit und geiſtlicher Sclaverei niedergehalten habe.

Auch der verſtorbene Graf Montalembert theilte die Meinung Dupanloups keineswegs. Dieſer edle Geiſt hatte eine mehr germaniſche als romaniſche Grundſtimmung, wie ſeine Sympathien für Deutſchland und England, für die Gothik im Gegenſatz gegen die Renaiſſance und für das germaniſche Verfaſſungsweſen im Gegenſatz gegen den romaniſchen Imperialismus und Despotismus, in ſeinen vielen Schriften klar bewieſen haben.*) Derſelbe nun hinter-

*) Daß er mir befreundet war und blieb (obgleich mich der Jude Börne in Paris als den „Franzoſenfreſſer“ proclamirt hatte), mich mehrmals in Stuttgart beſuchte, ſeinen Correſpondant regelmäßig gegen mein Literaturblatt austauſchte ꝛc., iſt ein Beweis mehr.

ließ, als er zur Zeit des Concils in Rom ſtarb, einen letzten Aufſatz, worin er den Jeſuiten zum ſchweren Vorwurf macht, daß ſie unehrlich zur Zeit des herrſchenden Liberalismus ſtets die Freiheit für ſich angerufen hätten, ſie jetzt aber allen andern abſprachen. Er nannte das ein „malhonettes" Verfahren. *)

Begreiflicherweiſe waffnete ſich nun auch der ganze franzöſiſche Episcopat gegen das vom Miniſter Simon der Nationalverſammlung vorgeſchlagene Unterrichtsgeſetz, welches der graſſen, hauptſächlich durch den Klerus verſchuldeten und von Gambetta ſo ſtreng gerügten Unwiſſenheit ein Ende machen ſollte. Unter Anführung des Erzbiſchof von Rouen, Cardinal Bonnechoſe, reichte ein Biſchof nach dem andern bei der Regierung und Nationalverſammlung ſeinen energiſchen Proteſt gegen das neue Geſetz ein. Alle dieſe Proteſte ſetzten voraus, der Staat wolle die Kirche zerſtören, der Atheismus der modernen Geſellſchaft wolle die Religion überhaupt ausrotten; es gelte nun, die Religion zu retten. Der Biſchof von Viviers ſchrieb, inmitten der Mißgeſchicke, welche Frankreich betroffen haben, bleibe nur eine Hoffnung, nämlich mittelſt der Kirche die Jugend der Nation zu leiten und zu kräftigen. Nichts erſcheint bezeichnender für den nationalen Fanatismus der Franzoſen, als daß auch Renan, der bekanntlich in ſeinem Leben Jeſu den Meſſias für einen Betrüger erklärte, ſich jetzt an die Ultramontanen anſchloß, nur um Deutſchland anzufeinden. Selbſt der Unterrichtsminiſter Simon, Verfaſſer einer „natürlichen Religion", erklärte ſich jetzt in einer Rede an die Schulbrüder (frères ignorantins) zum Beſchützer des Ultramontanismus und jammerte theatraliſch: „daß ‚zwei Seelen, ach! in ſeiner Bruſt' ſchlagen, von denen die eine freidenkeriſch und voltairianiſch fühlt, indeß die andere darnach ſtrebt, ſich der Segnungen des Papſtes theilhaftig zu machen."

Unter dieſen Umſtänden konnte der neue Schulgeſetzentwurf, auf den Dupanloup am meiſten einwirkte, im Widerſpruch mit Simons früherer Abſicht, nur wieder die innige Allianz des neuen wie des alten Frankreich mit dem Papſtthum beurkunden.

*) A. A. Zeitung 1872, Nr. 179.

Im November 1838 ſtarb zu Rheims Blanquet de Rouville, Biſchof von Numidien, Suffragan des Cardinals Erzbiſchof de Latil, Canonicus von St. Denis.

Am 31. Oct. 1838 fand zu Paris die Wahl eines Generalſuperiors des Ordens der chriſtlichen Schulen Statt. Die Wahlverſammlung beſtand aus 39 Abgeordneten aus allen Häuſern des Ordens in Europa. Bruder Philipp wurde gewählt.

Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, von Salvandy, hat angeordnet, daß für jeden Studirenden vom Beginn ſeiner Studienlaufbahn ein detaillirtes Zeugniß zu führen ſei, welches bei der Anſtellung berückſichtigt werden ſoll. Der königl. Studienrath hat dagegen die Fonds zur Anſchaffung jener Zeugnißbücher verweigert.

Ein Theil der Boden, welche der Secretär der aſiatiſchen Geſellſchaft in Calcutta, Prinſep, für die franzöſiſche Regierung abſchreiben läßt, iſt in Paris angekommen.

Bei Charpentier in Paris iſt eine proſaiſche Ueberſetzung der Nibelungen aus dem Altdeutſchen, von Madame Eh. Moreau de la Meltière, Lehrerin in Rußland, herausgegeben von Francis Riaux, Prof. der Philoſophie, erſchienen. Sie hat den Titel: Les Niebelungen ou les Bourguignons chez Attila, roi des Huns.

In Paris wird unter dem Titel „Bibliographie universelle“ ein Monatsblatt, zu 30 Fr. jährlich, angekündigt, welches ſämtliche literariſche Neuigkeiten aller Länder aufführen will.

Im Laufe des Jahrs 1838 wurden zu Paris 6033 Bücher, 976 Stahl- und Kupferſtiche und Lithographien, 173 geographiſche Tafeln und Karten und 1000 muſikaliſche Werke gedruckt.

In der Commiſſion für das Denkmal Molieres iſt der Vorſchlag gemacht worden, die bisher eingekommenen, weit nicht zureichenden Beiträge heimzubezahlen, weil die Unterzeichnungen lange ſtill ſtehen. Von anderer Seite behauptet man jedoch, das Fehlende werde aus Staatsmitteln zugeſchoſſen werden.

Der König hat eine Bildſäule des verſtorbenen Marſchalls Lobau für das Verſailler Muſeum beſtellt, auch die Errichtung einer [illegible] Bildſäule deſſelben in ſeiner Vaterſtadt Pfalzburg angeordnet. Die Stadt Paris wird ſeine Büſte in dem Saale des Stadthauſes aufſtellen, in welchem er als Mitglied der proviſoriſchen Regierung 1830 ſaß.

Portalis Marmorbüſte von David iſt in dem Sitzungsſaale der Akademie der Medicin aufgeſtellt worden.

Unter dem Vorſitze des Grafen von Laſteyrie hat ſich in Paris eine neue Geſellſchaft Société philosophique gebildet, welche für die philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, die Literatur und die ſchönen Künſte daſſelbe ſein ſoll, was die Société philomathique für die realen Wiſſenſchaften iſt. Sie will nicht allein die Arbeiten ihrer Mitglieder, ſondern auch anderer Gelehrten und der franzöſiſchen und auswärtigen Geſellſchaften veröffentlichen, zu dieſem Zweck eine Zeitſchrift gründen, Preiſe vertheilen, die für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften nützlichen Werke publiciren und zur Ueberſetzung der wichtigſten ausländiſchen ermuntern.

Am 7. Januar berichtete Arago in der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften über Daguerres gelungene Verſuche, die Bilder in der camera obscura auf einer eigens dazu vorbereiteten Fläche zu fixiren. Seit jener Zeit nimmt nicht nur die Welt der Gelehrten und Künſtler, ſondern das Publicum überhaupt das lebhafteſte Intereſſe an dieſer welthiſtoriſchen Entdeckung. Indeſſen wird dem Daguerre die Priorität an ſeiner Erfindung bereits von zwei Seiten aus, von England und der Schweiz ſtreitig gemacht.

H. Page iſt es gelungen, mittelſt der galvaniſchen Strömung einen muſikaliſchen Ton hervorzubringen. Er gebraucht dazu eine verticale Spirale, die aus einem langen mit Soton bedeckten Kupferdraht gebildet wird, ſetzt dieſelbe zwiſchen die beiden Pole eines ſtarken hufeiſenförmigen Magnets, und dieſer bringt einen gedehnten Klang hervor, ſo oft man die Communication des Drahts mit den beiden Polen einer aus einem einzigen Paar gebildeten Batterie herſtellt oder unterbricht. Der Profeſſor der Phyſik in Lille, de Lezenne, hat dieſe Verſuche weiter geführt.

Maſſon und Breguet Sohn überreichten der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris

Am 22. Juni wurden in Verſailles Petitionen von fünf franzöſiſchen Biſchöfen veröffentlicht, welche von der Nationalverſammlung verlangten, ſie ſolle in Verbindung mit den europäiſchen Großmächten die weltliche Herrſchaft des Papſtes wieder herſtellen. Dieſes Aktenſtück iſt ſehr intereſſant, weil es aufs deutlichſte beweist, was wir im vorliegenden, wie auch in unſerm Werk „Roms Unrecht“ behauptet haben, die uralte und unabänderliche Cooperation Frankreichs mit Rom gegen Deutſchland. Die fünf Biſchöfe ſagen nämlich: „Wer begreift nicht, daß, wenn der ſouveraine Pontifex den göttlichen Auftrag erhalten hat, die Kirche zu regieren, die Gläubigen das gebieteriſche Bedürfniß haben, frei von dem regiert zu werden, den ſie als den Vater ihrer Seelen anerkennen? Dieſer hohe Grund der Gerechtigkeit und des ſocialen Intereſſes iſt es, welcher ſtets die Politik Frankreichs erfüllt und es von Anfang unſerer Geſchichte an bewogen hat, den Schutz des ſouverainen Pontifex in die Hand zu nehmen. Die Päpſte ſelbſt haben gewiſſermaßen dieſes Protectorat Frankreichs geweiht; denn wenn ſie in ihren Prüfungen die Mitwirkung befreundeter Mächte angenommen haben, ſo haben ſie immer zuerſt diejenige Frankreichs angerufen. Oft haben ſie die Dienſte der Nation geſegnet und geprieſen, welche von ihnen die Würde der älteſten Tochter der Kirche empfangen hat. In dieſer Empfindung ſchrieb Papſt Anaſtaſius der Zweite im Morgenroth unſerer nationalen Entfaltung, ‚daß er in der franzöſiſchen Nation eine von Gott zur Stütze der heiligen Kirche aufgerichtete eherne Säule erblicke.‘ Sanct Gregor der Große in ſeinen Briefen an Brunehild huldigt dieſer Miſſion Frankreichs, von dem er verkündigt, ‚es ſey ebenſo erhaben über den anderen Ländern, wie der Herrſcher über den Unterthanen.‘ Der Papſt Stephan der Zweite im achten Jahrhundert wiederholt Pipin dem Kleinen, ‚daß die Zukunft des Papſtthums und diejenige des ganzen römiſchen Volkes hauptſächlich von der franzöſiſchen Nation abhängen.‘ Und Alexander der Dritte ſchreibt im zwölften Jahrhundert dieſe Worte, deren Bedeutung Niemandem entgehen wird und welche die Geſchichte feierlich beſtätigt hat: ‚Frankreich iſt eine von Gott auserwählte Nation, eine Nation, deren Erhöhung untrennbar iſt von der des h. Stuhles.‘ Wir

viele andere Zeugniſſe Hadrians des Erſten, Innocenz' des Dritten, Gregors des Neunten, Boniſaz' des Achten und faſt aller ſouverainen Oberprieſter in den uns näher liegenden Jahrhunderten könnten wir zum Beweiſe für die providentielle Miſſion anführen! So lange es getreulich die Ehre, die Unabhängigkeit, die freie Action der Kirche und des h. Stuhles geſtützt, hat es von der Vorſehung eine hinreichende Macht zur Erfüllung ſeiner Miſſion empfangen. Weil es zu Anfang dieſes Jahrhunderts dieſelbe vergeſſen, hat es in ſeinem Buſen die fremde Invaſion und den unerwarteten Sturz des mächtigſten ſeiner Herrſcher geſehen. Die Republik nahm 1849 das glorreiche Erbtheil der monarchiſchen Ueberlieferungen wieder auf und ſetzte den Papſt wieder in ſeine Staaten ein. Das Kaiſerreich ſeinerſeits ſetzte dieſe Politik bis zu dem Tage fort, wo es ſich, einem verhängnißvollen Einfluſſe nachgebend, mit den Feinden des h. Stuhles verband, ihre ſchuldvollen Unternehmungen gegen den Kirchenſtaat duldete und ſchließlich Pius den Neunten ohne Vertheidigung den Angriffen der Revolution ausgeſetzt ſeyn ließ. Aber wenn Frankreich ſeinen Degen zurückgezogen hatte, ſo hatte es ſein Wort und ſeine Ehre verpfändet gelaſſen; denn der Vertrag von Zürich hatte ausdrücklich die Schonung der päpſtlichen Monarchie ſtipulirt. Wir Biſchöfe von Frankreich, als Dolmetſcher der Wünſche der unſerer Leitung unterſtellten Gläubigen, kommen, um davon vor der Nationalverſammlung Zeugniß abzulegen, und indem wir ſelbſt Wächter der katholiſchen Intereſſen ſind, bitten wir, die Regierung einzuladen, daß ſie ſich mit den fremden Mächten ins Einvernehmen ſetze, um den ſouverainen Pontifex in die zur Freiheit ſeines Handelns und zur Regierung der katholiſchen Kirche nothwendigen Verhältniſſe wieder einzuſetzen. Genehmigen Sie u. ſ. w. Henry, Cardinal de Bonnechoſe, Erzbiſchof von Rouen; Charles Frédéric, Biſchof von Seez; Jean Pierre, Biſchof von Coutances und Avranches; Flavien, Biſchof von Bayeux und Liſieux; François, Biſchof von Evreux."

Hatten nun die Jeſuiten die Biſchöfe Frankreichs für ihren Plan gewonnen, und durften ſie bei der proviſoriſchen Regierung die wärmſte Theilnahme an allem, was ihnen etwa gelingen könnte,

durch die ultramontanen Hetzereien in Deutſchland zu erreichen, vorausſetzen, ſo waren ſie auch durch ihre alte Verbindung mit der Kaiſerin Eugenie der bonapartiſtiſchen Partei ſicher, wenn dieſe etwa in Frankreich noch einmal ans Ruder kommen ſollte. Damals aber legten ſie noch das größte Gewicht auf das bigotte Landvolk, welches immer noch an der legitimen Linie der Bourbons hing. Daher bevorwortete die ultramontane Preſſe in Frankreich die Pläne der Legitimiſten. Völlig einverſtanden mit den Chauviniſten, daß Frankreich ſeine Niederlagen baldmöglichſt an den Deutſchen rächen müſſe, ſah dieſe Preſſe doch in der Wiederherſtellung der Bourbons das beſte Mittel zu dieſem Zwecke. „Wir haben den Frieden, ſchrieb Veuillot in ſeinem Univers, aber den Frieden unter ſolchen Bedingungen, daß Frankreich, um ihn zu halten, auf den letzten Grad der Schwäche und der Erniedrigung heruntergekommen ſeyn müßte. Dieſem Schickſal wird es nicht entgehen, wenn die Nationalverſammlung ſich einſchüchtern laſſen wird. Thut jedoch die Mehrheit ihre Schuldigkeit und gibt dem Lande eine chriſtliche monarchiſche Regierung, ſo wird der Vertrag, der uns heute beohrfeigt, zerriſſen werden!“

Der Kölner Zeitung wurde aus Frankreich geſchrieben: „Man würde nicht enden, wollte man alle die Petitionen, Eingaben, Adreſſen und Kundgebungen aller Art zu Gunſten Heinrichs V. und Pius IX. aufzählen, welche jetzt in Frankreich verfaßt, verbreitet und unterzeichnet werden. So hat man zu Niort, im Departement der Deux-Sèvres, der Fronleichnams-Proceſſion einen ganz politiſchen Charakter gegeben. Alle Kinder in der Proceſſion trugen weiße Lilienſtengel, deren Wurzeln nicht abgeſchnitten waren; ein leicht faßbares Symbol. Das legitimiſtiſche Memorial des Deux-Sèvres hat einen pompöſen Bericht über dieſe Ceremonie veröffentlicht und verbreitet ſich dabei über die Ergebenheit der Bevölkerung von Niort an die Sache des Königs Henri V. Bei Gelegenheit des Jubelfeſtes des Papſtes bringt das Univers ein Schreiben des ehrwürdigen Paters Jandel, worin alle Franzoſen aufgefordert werden, ſich der Verbindung der „Dévoués au Cœur de Jésus“ anzuſchließen. Strebt dahin, ſagt der Pater, daß die Zutretenden

nach Millionen zählen, damit eine wirkliche nationale Proteſtation daraus hervorgehe. Oeſterreichiſche Katholiken hatten vom h. Vater erbeten, daß er das Feſt des h. Herzens Jeſu zum großen Kirchenfeſte erhebe; nun bringt das Univers darauf, daß alle Franzoſen gleichfalls dieſelbe Gunſt von Pius IX. erbitten ſollen."

Der große Mann, dem die Ultramontanen die Rolle zumutheten, Italien dem Papſte zu unterwerfen und in neuen Kriegen gegen Deutſchland die Eroberungen Ludwigs XIV. und Napoleons zu erneuern, der Graf von Chambord, war bereits 50 Jahre alt, kinderlos, korpulent und wenig fähig, ja von zweifelhafter Legitimität, wenn man die Umſtände ſeiner Geburt und den üblen Ruf ſeiner Mama in Erinnerung bringt. Man dichtete ihm aber in der Proclamation vom 5. Juli, die ihm den Thron erbetteln ſollte, alle für den Thron erforderlichen Eigenſchaften an. Allein er hatte den Eigenſinn, wie die Fuſion mit den Orleans, ſo auch die dreifarbige Fahne zu verwerfen und wollte nur die weiße Fahne der ältern Bourbons gelten laſſen. Der Aufruf machte daher einen ſchlechten Eindruck, ſelbſt bei der eigenen Partei Chambords. Das ultramontane Univers ſchrieb: „‚Wir gehören nicht zu denen, welche ausgehen, um einen König zu ſuchen. Unſeren König haben wir längſt: Jeſus Chriſtus.' Der ſichtbare König des Univers iſt zu Rom. Dennoch würde das Univers ſich noch am liebſten Heinrich V als König gefallen laſſen: denn nur der ſey würdig, als König oder Präſident der Republik die Geſchicke Frankreichs zu leiten, der die Intereſſen der Kirche zur oberſten Richtſchnur ſeines Handelns mache und dem Könige aller Könige, dem Papſt, in allem unterthänig ſey."

Die Neue Fr. Preſſe ſchrieb im Sommer aus Belgien: „Brügge, das nordiſche Venedig, mit dem es ein und daſſelbe Schickſal gemein hat, ſieht in ſeinen Mauern bei hellem lichten Tage den legendariſchen Spuck vom verzauberten Schloß ſich erneuern, wo Ritter und Ritterfräulein, Knappen und Spielleute um Mitternacht erſcheinen und einen geſpenſtiſchen Reigen halten, bis der Hahnenſchrei ſie der Verweſung zurückgibt. Flattert auch die weiße Fahne nicht von den Zinnen des Flandriſchen Hotels, ſo weiß doch jetzt alle Welt in Brügge, daß der letzte der Legitimen, Henri V., vulgo der

Graf von Chambord, dort ſeinen Hof hält und die Huldigungen ſeiner Getreuen entgegennimmt. Allmorgendlich öffnen ſich die Thore des Hotels, und bei Morgengrauen zieht der Ritter von der traurigen Geſtalt, umgeben von ſeinem Hofſtaat, zur Kirche, um da die Frühmeſſe zu hören. In derſelben Ordnung kehrt der Aufzug wieder zurück, und dann verbleibt der Graf in ſeinen Gemächern. Ganze Ladungen von Lilienbouquets kamen am 12. Juli aus Frankreich bei Gelegenheit ſeines Namenstages. Es war großer Empfang, und in den Straßen von Brügge, wo man ſonſt das Gras wachſen hört, war ein Rennen und ein Fahren, das kein Ende nehmen wollte. Alle Hotels ſind voll von Legitimiſten, welche dem Sprößling des h. Ludwig und dem Erben Heinrichs IV. huldigen wollen. Sie haben den längſt ertönten Hahnenſchrei überhört und geberden ſich wirklich, als glaubten ſie ſich noch lebendig. Man läßt den Schattenkönig und ſein unſchuldiges Spiel natürlich ruhig gewähren. Niemand denkt in Verſailles daran, ſich ob dies in Brügge umgehenden Spuks zu beunruhigen. Zwiſchen Brügge und Gent, wo weiland Ludwig XVIII. während der Hundert Tage reſidirte, liege ein nicht zu überbrückender Abgrund. Der Graf von Chambord, der dies wohl fühlt, hat wohl mit müder Hand das weiße Banner ein letztesmal geſchwungen, ehe er daraus das Leichentuch des legitimiſtiſchen Königthums machte."

Da viele franzöſiſche Ultramontane meinten, wenn der Papſt nach Frankreich käme, würde die Begeiſterung für ihn und alſo auch für Chambord den höchſten Grad erreichen, ſo achteten die Jeſuiten auch dieſe Meinung für entſprechend ihren Zwecken und nahmen die Miene an, als billigten ſie dieſelbe. Im ſchlimmſten Fall wollten ſie ſich verwahren, daß nicht ſie die Schuld trügen, wenn der Papſt in Rom bliebe und dort Unglück erführe. Es wurden deshalb Unterhandlungen mit dem Papſt gepflogen und man frug auch bei Thiers an. Dieſer aber bezeigte bei aller Artigkeit gegen den Papſt doch wenig Luſt, ihn nach Frankreich kommen zu laſſen. Nur für den ſchlimmſten Fall bot er ihm das Schloß Pau als Aſyl an. Immerhin mußte es Frankreich zum Vortheil gereichen, daß, wenn der ohnehin hochbetagte Papſt ſtürbe, hier

auch das Conclave gehalten und ein neuer Papſt im Sinne Frankreichs gewählt werden könnte.

Merkwürdigerweiſe wagte es ein franzöſiſcher Prieſter, den Biſchöfen zu trotzen, und ſcheute ſich ſogar nicht, dem wahnſinnigen Deutſchenhaß ſeiner Landsleute gegenüber, Fühlung mit der altkatholiſchen Bewegung in Deutſchland zu ſuchen. In den erſten Tagen des Februar veröffentlichte der Temps einen Brief Michaud's, Doctors der Theologie, Ehren-Canonicus zu Chalons und Vicars an der Kirche Madelaine, an Guibert, Erzbiſchof von Paris. Michaud erklärt ſich in ſeinem Briefe gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes und für die Altkatholiken; er erinnert Guibert an ſeine früheren anti-ultramontanen Anſichten und verurtheilt das Verfahren des Erzbiſchofs, der von den Prieſtern nicht nur äußere Unterwerfung unter die neuen Dogmen, ſondern auch inneren Glauben an dieſelben verlangt. Der Erzbiſchof verſündigt ſich damit am Andenken ſeines Vorgängers Darboy und an ſeinem eigenen Rufe. Michaud ſagt, Guibert werde ſich vielleicht auf die officielle Sprache Darboy's berufen. Aber Darboy ſagte ihm vier Tage vor ſeiner Gefangennehmung: „Da Eure Streitmacht aus nur acht Leuten beſteht, ſo könnt Ihr Euch nicht gegen die Führer auflehnen, noch den Papſt angreifen, der mächtiger iſt als Ihr. Ihr müßt Euch deßhalb äußerlich der Unfehlbarkeit und dem Concile unterwerfen. Was Euer Gewiſſen betrifft, ſo habt Ihr genug Erfahrung geſammelt, um zu wiſſen, woran Ihr Euch zu halten habt. Mögen ſie machen und ſprechen, was ſie wollen, ihr Dogma wird immer ein abgeſchmacktes Dogma, ihr Concil ein Concil von Küſtern ſeyn. Lebt alſo in Frieden und thut Eure Pflicht, ohne Euch um ſie zu kümmern." Michaud weist den Vorwurf zurück, als habe er ſeine Ueberzeugungen geändert und ſeine Fahne vertauſcht; er ſagt, wenn der Soldat, welcher ſeine Fahne verläßt, Verachtung verdient, mit welcher Schande wird ſich dann nicht der Soldat Chriſti bedecken, der, nachdem er dem katholiſchen Banner Treue gelobt hat, ſeine Fahne in ſolcher Weiſe entwürdigen läßt, daß ſie nicht mehr den Katholicismus bedeutet, ſondern den Ultramontanismus. Michaud will ſich niemals zum Mitſchuldigen

ſolcher Miſſethat machen und aus dieſem Grunde nimmt er ſeine Entlaſſung.

In einem zweiten Briefe verwahrte ſich Michaud gegen den Vorwurf, das franzöſiſche Nationalgefühl durch ſeine Verbindung mit dem deutſchen Klerus, welcher „keine andere Autorität in Religionsſachen als die des Herrn v. Bismarck anerkennt", zu verletzen. Er hoffte zur Ehre ſeines nur allzu leichtgläubigen und was das Ausland betrifft unwiſſenden Landes, daß derlei Behauptungen nicht außerhalb der Zeitung, die ſie aufnimmt, ein Echo finden. „Uebrigens," meint er, „ſind etwa jene Biſchöfe und Ultramontanen ſo patriotiſch, welche gegenwärtig die allgemeine Schulpflicht bekämpfen, wo es doch bewieſen iſt, daß unſere Unwiſſenheit die hauptſächlichſte Urſache unſerer Unglücksfälle war? Welche im Augenblicke, wo Frankreich erſchöpft vom Blutverluſte Ruhe begehrte, um die Wiederherſtellung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes auf die Gefahr eines Krieges mit Italien und vielleicht ſelbſt mit Preußen hin petitionirten? Welche die Unfehlbarkeit als göttliche Wahrheit verkünden, obwohl ſie wiſſen, daß dieſelbe nur die Sanction der autokratiſchen Doctrinen des Syllabus iſt, welche Frankreich an Händen und Füßen gebunden dem italieniſchen Papſte als ſeinem eigentlichen Könige und unumſchränkten Herrn überliefern würden? Nicht durch ſolche Lehren darf man hoffen, Frankreich wieder aufzurichten, das des Lichtes, der Wiſſenſchaften, des Friedens und der Freiheit bedarf."

Auch in Bordeaux traten zwei katholiſche Prieſter, Junqua und Moulis, zum Altkatholicismus über, trotz der Wuth des Univers und trotz des Erzbiſchof von Bordeaux, Cardinal Donnet, der ſeinen ganzen Einfluß aufbot, um ſie bei der weltlichen Behörde zu verdächtigen, jedoch ohne Erfolg. Am 23. März hielten die Altkatholiken in Bordeaux ihre erſte Verſammlung. Der Profeſſor des dortigen Lyzeums, Laporte, hatte den Vorſitz; Beiſitzende waren zwei Mitglieder des Gemeinderathes. Der Prieſter Junqua hielt eine Vorleſung. Ein neukatholiſcher Prieſter, der ſich zur Verſammlung Zutritt verſchafft hatte und es ſich herausnahm, Junqua mit Schimpfreden zu überſchütten, wurde an die Thüre geſetzt.

Allein Donnet, der Erzbiſchof von Bordeaux, befahl den Herrn Junqua und Mouls, das geiſtliche Kleid abzulegen, und die weltliche Polizeibehörde machte ſie auf den Artikel 259 des Strafgeſetzbuchs aufmerkſam und befahl ihnen, dem Erzbiſchof zu gehorchen. Man vermuthete, das ſey auf einen Wink von Thiers geſchehen. Junqua ließ ſich nicht ſchrecken, ſondern erklärte, die Tracht, welche er trage, ſey nicht die eines römiſchen, ſondern die eines gallicaniſchen Prieſters, welche ihm abzuſprechen die römiſche Kirche keine Gewalt habe. Gleichwohl wurde Junqua zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt.

Thiers drückte dem italieniſchen Geſandten Nigra ſeine Mißbilligung darüber aus, daß die italieniſche Regierung, indem ſie doch Rückſicht gegen den h. Stuhl zur Schau trage, doch den Profeſſoren in Rom erlaubt habe, zuſtimmende Adreſſen an Döllinger zu ſchicken. Der Papſt ſelbſt ſetzte ſeine ganze Hoffnung auf Frankreich. Wie er ſich früher ſchon rühmte, er habe während des Krieges von 1870 immer für Frankreich gebetet (nicht für Deutſchland), ſo äußerte er ſich auch wieder bei dem großen Empfang am Weihnachtsfeſt 1871.

Graf Harcourt, franzöſiſcher Botſchafter, und ſein Perſonal wurden zuerſt vorgelaſſen. Nach den Vorſtellungen richtete der Papſt in franzöſiſcher Sprache das Wort an die Diplomaten und Seeleute, die Harcourt mitgebracht hatte. Er ſagte, er ſey glücklich, in ihnen das theure und unglückliche Frankreich zu ſegnen, deſſen Wiederauferſtehung er in ſeinem täglichen Gebete von Gott verlange; er ſegne mit Inbrunſt Frankreich und ſein berühmtes Oberhaupt, indem er den Allmächtigen bitte, beide zu erleuchten und ihre Anſtrengungen fruchtbringend zu machen; er ſegne auch in ihnen die ganze franzöſiſche Armee, welche er ſo lange an ſeiner Seite geſehen, namentlich die Marine, deren Geiſt, Mannszucht und Aufopferung über alles Lob erhaben ſey.

Die klerikale Partei in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ging zu weit vor, ſofern ſie die Befreiung des Papſtes verlangte. Thiers konnte dieſelbe unmöglich jetzt ſchon durchſetzen, bat alſo, die Berathung lieber noch zu vertagen, und Dupanloup war artig

und klug genug, ihm zu willfahren und seine Partei zu gleicher Resignation zu stimmen.

Die Berathung des Unterrichtsgesetzes führte noch zu einigen liberalen Reclamationen. Der Unterrichtsminister Simon hatte es den Franzosen noch kurz vorher beständig eingeschärft, der preußische Schulmeister habe bei Königgrätz und bei Sedan gesiegt; nur seinen bessern Schulen verdanke Deutschland sein besseres Heer. Auch Blätter wie Siècle und Debats empfahlen diese Angelegenheit dringend. Aber Thiers wollte kein Geld für die Schule ausgeben, um destomehr auf die Armee verwenden zu können, und da die Kirche der Bundesgenosse Frankreichs gegen Deutschland war, behielt ihre Partei natürlicherweise die Oberhand über die Schulpartei. Jetzt erst erfolgte auch die feierliche Verkündigung des neuen Dogma, obgleich sie der bisherigen gallicanischen Kirchenpolitik Frankreichs widersprach. Am 11. April erließ Erzbischof Guibert von Paris einen langen Hirtenbrief, worin er sich auf ein angebliches Schreiben seines Vorgängers Darboy stützte, wonach sich derselbe dem neuen Dogma gefügt haben sollte.

Der Erzbischof von Chambery benahm sich, als ob gar keine weltliche Regierung in Frankreich mehr existire. Er schrieb eine Volkszählung vor, verbot Zeitungen, organisirte in allen Cantonen katholische Comités, die unter einem Centralcomité in Chambery stehen sollten, und veranlaßte den in Neapel erscheinenden Pungolo, alles Ernstes zu besorgen, in Frankreich würde bald niemand mehr regieren, als der infallible Papst und die Klerisei und werde demnächst das Königreich Italien wieder zu nichte machen. Man erkennt daraus wenigstens, wie weit die Ultramontanen sich verstiegen und daß sie ganz auf die Passivität der französischen Regierung rechneten, der nichts erwünschter seyn könne, als die Einheit Italiens wie diejenige Deutschlands durch den katholischen Fanatismus zu sprengen und Frankreichs Präponderanz wieder herzustellen.

Frankreich mußte einen besondern Botschafter beim König Victor Emanuel und einen besondern beim Papst bestellen, und einer (Fournier) wie der andere (Bourgoing) sicherte hier dem König, dort dem Papst die Sympathien Frankreichs zu. Der römische Correspondent des

Wiener Tagblatts ſchrieb: „Herr v. Bourgoing, der franzöſiſche Botſchafter beim h. Stuhle, hat dem diplomatiſchen Corps in Rom Erklärungen über ſeine Unterredungen mit dem Papſte gegeben. Herr v. Bourgoing beeilt ſich zu verſichern, daß alle Mittheilungen, die in dieſer Beziehung gemacht wurden, übertrieben ſeyen, daß er dem h. Vater nicht von deſſen weltlicher Herrſchaft geſprochen, daß er ihm keinerlei Verſprechen im Namen Frankreichs gemacht habe. Er habe im Gegentheile geſagt, daß Frankreich troſtlos ſey, nichts, abſolut nichts für den h. Vater thun zu können, und daß Frankreich den Papſt bitten müſſe, nicht auf dasſelbe zu zählen." — Das Tagblatt meint, „daß dieſe Aeußerungen des Herrn v. Bourgoing Italien nur noch — vorſichtiger machen ſollten. Daß Frankreich jetzt ohnmächtig iſt, weiß man, aber die Worte ſeines Botſchafters in Rom zeigen doch deutlich ſeinen böſen Willen."

Anfang Juni ſchrieb man aus Conſtantinopel, der franzöſiſche Geſandte daſelbſt habe, vom öſterreichiſchen unterſtützt, gegen die vom Sultan vorgenommene Ernennung eines neuen Patriarchen der katholiſchen Armenier proteſtirt, nachdem der vom größten Theil der armeniſchen Geiſtlichkeit als Kreatur Roms und der Jeſuiten verworfene Patriarch Haſſun abgeſetzt worden war.

Eine officiöſe Berliner Correſpondenz machte darauf aufmerkſam, daß, wenn Frankreich, um den Papſt wieder herzuſtellen, Italien angreife, Deutſchland ſich des letztern werde annehmen müſſen, und daß dann alle Verantwortung auf Frankreich allein fallen würde. Dieſe Bemerkung ſoll auf Thiers großen Eindruck gemacht und deſſen Abmahnung an Dupanloup veranlaßt haben. Was die Ultramontanen in Frankreich aber nicht mit Thiers durchſetzen konnten, das machten ſie wenigſtens in einer damals im Univers abgedruckten Adreſſe an den Papſt geltend, worin ſie ihn auf die Zukunft vertröſteten. Die Adreſſe war überſchrieben: Die Katholiken Frankreichs an den Papſt-König! Der Hauptgedanke darin war: Wir wiſſen, daß die ganze ſociale Ordnung auf dem Felſen ruht, auf den Sie Gott geſetzt hat, damit ſie von Ihnen ihre ganze Feſtigkeit erhalte. Jener Botſchafter, der aus Frankreich zu dem Fürſten gekommen iſt, welcher ſich König von Italien nennt, der

die Beſchreibung eines neuen elektriſchen Telegraphen, mit welchem Maſſon an der Eiſenbahn des Groß-Caillon die befriedigendſten Verſuche angeſtellt hat.

Fonſeca hat der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris die Beſchreibung eines Inſtruments übergeben, welches Entfernungen und Höhen ſchnell mit trigonometriſcher Genauigkeit zu meſſen im Stande ſein und daher das Aufnehmen von Planen erleichtern ſoll.

Herr Floſt in Paris hat ein Verfahren erfunden, Gypsmasken von lebenden Perſonen zu nehmen, ohne daß dieſe genöthigt ſind, Mund und Augen zu ſchließen, und der dadurch erlangte Vortheil iſt nicht unbedeutend, da es den bisherigen Gypsmasken beſtändig an Ausdruck und Wahrheit fehlte, weil die durch das Anhalten des Athems und Verſchließen der Augen verurſachte Muskelcontraction dem Geſicht den natürlichen Ausdruck und Charakter nahm.

Der Uhrmacher Gallaud hat der Akademie eine Uhr überreicht, welche den thermometriſchen und barometriſchen Zuſtand der Atmoſphäre jede halbe Stunde ſtrirt.

Chapatin und Baillet Sondale legten der Akademie in Paris eine Schriftſetzmaſchine zur Prüfung vor.

Das einfache, allgemein bekannte Verfahren, eine Federzeichnung, ſo wie die Charaktere, Stempel und Vignetten der Druckerei in Gold umzuſetzen, iſt von einem jungen Buchdrucker in Privas (Ardèche), Marſoure, vervollkommnet worden. Derſelbe hat einen Hefträmis erfunden, welcher das Metall, ſei es Gold, Silber oder Kupfer auf eine unzerſtörliche Weiſe auf dem Druck fixirt, ſo daß es den Polirſtahl vollkommen erträgt.

Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ertheilt in der öffentlichen Sitzung von 1839 einen Preis der beſten Abhandlung sur la résistance des liquides, einen außerordentlichen Preis der sur l'application de la vapeur à la navigation.

Die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften verlängert den Termin der nachfolgenden Aufgabe bis zum 1. Apr. 1840: Déterminer quels sont les rapports des poids des mesures, tant de longueur que de capacité, et des monnaies qui étaient en usage en France avec les voix des deux premières races, avec les poids, les mesures et les monnaies du système décimal.

Für 1840 wird aufgegeben: l'histoire des mathématiques, de l'astronomie et de la géographie dans l'école d'Alexandrie. Preis eine Goldmünze zu 1500 Fr.

Die franzöſiſche Akademie giebt zum Thema der rhetoriſchen Preisaufgabe l'éloge de madame de Sévigné. Termin: 15. Merz 1840. Preis: eine goldene Münze im Werth von [illegible] Fr.

Die k. Akademie der Medicin zu Paris ſtellt für 1840 und 1841 folgende Preisaufgaben:

I. Preis der Akademie: Phyſiologie der Menſtruation, Einfluß derſelben auf die Krankheiten und umgekehrt. Preis 1800 Fr. Vertheilung in der öffentlichen Sitzung 1840. Termin: bis zum 1. Merz 1840.

II. Portal'ſcher Preis: Geſchichte und Entdeckungen in Betreff des Venenſyſtems von Morgagni bis heute und Einfluß dieſer Entdeckungen auf die Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten. Preis und Termin wie oben.

III. Preis der Madame Bernard de Clyrieux, Gattin des Herrn Michel v. L.: Einfluß der phyſiſchen und moraliſchen Erziehung auf die Erzeugung einer Uebererregung des Nervenſyſtems, und von den ſie bedingenden Krankheiten. Preis 2000 Fr. Vertheilung und Ablieferung wie oben.

IV. Der Marquis d'Argenteuil hat in ſeinem Teſtamente beſtimmt: „Ich vermache der Akademie der Medicin zu Paris die Summe von 20000 Fr., um von den Intereſſen alle 6 Jahre demjenigen einen Preis zu ertheilen, der im Verlauf dieſer Zeit die wichtigſten Verbeſſerungen in der Behandlung der Harnröhrenverengerungen gemacht hat. Sollte im Verlauf dieſer Zeit keine des Preiſes würdige Verbeſſerung für die Behandlung dieſer Krankheit gemacht ſein, ſo iſt es der Akademie geſtattet, den Preis auf denjenigen zu vertheilen, der die wichtigſte Verbeſſerung in der Behandlung der übrigen Krankheiten der Harnwege angegeben hat.“ — Preis 9230 Fr. nebſt den ſechsjährigen Intereſſen dieſer Summe. Ertheilung 1841.

aber niemals der König von Rom ſeyn wird, wurde in Folge eines politiſchen Zwiſchenfalles, einer Art von Ueberraſchung abgeſandt, welche keine Dauer haben kann. Unſere Vernunft wie unſere Herzen erheben Einſpruch dagegen. Unſere Vernunft und unſere Herzen gehören Ihnen an, und Gott wird uns die Zukunft geben, weil wir mit Ihnen ſind. Vor Zeiten ſah einer unſerer Generale, als er auf dem Schlachtfelde ankam, unſere Truppen wanken. Er ſagte: „Die Schlacht iſt verloren, aber es bleibt uns die Zeit, eine andere zu gewinnen.“ Er begann die Schlacht von Neuem, und er ſiegte. Segnen Sie ihre Kinder von Frankreich, heiligſter Vater; ſie werden die Schlacht von Neuem anfangen, und ſie werden ſie gewinnen.

Damals machte auch der ultramontane General du Temple im „Figaro“ auf folgendes nach ſeiner Meinung überaus wunderbare Zuſammentreffen aufmerkſam: Genau an demſelben Tage, an welchem die franzöſiſchen Truppen Rom verließen, erlitten wir unſere erſte Niederlage bei Weiſſenburg, und wir verloren hier genau ſo viel Soldaten, als wir aus der ewigen Stadt zurückzogen. — Mit Recht ſpottete man dieſes Wunderglaubens und bemerkte, der Papſt würde ſicherer verfahren ſeyn, wenn er ſich mit dem König von Italien friedlich arrangirt hätte, anſtatt ſich den Jeſuiten hinzugeben. Es könne ihm ergehen, wie es allen den weltlichen Dynaſtien ergangen ſey, die ſich jemals den Jeſuiten anvertraut, wie den Stuarts, wie den Bourbons in Frankreich, Spanien und Neapel, wie den Fürſten von Modena und Toskana. Auch an den Schweizer Sonderbundskrieg hätte der Papſt denken dürfen und an die Niederlagen Oeſterreichs in den Jahren 1859 und 1866, denen jedesmal ein jeſuitenfreundliches Miniſterium vorangegangen war. Die goldene Roſe, die der Papſt unter jeſuitiſchem Einfluß der keuſchen Königin von Spanien überſandte, wurde in den Todtenkranz der Bourbons geflochten. Auch der jeſuitiſche Anhang der Kaiſerin Eugenie beſtand nur aus den Todtengräbern des zweiten Kaiſerthums.

Am 4. Juni hielt der Elſäſſer Keller in der Nationalverſammlung eine Rede, worin er das Programm der franzöſiſchen Ultra-

montanen preisgab: „Erſt Rache an Deutſchland, und dann bewaffnete Intervention in Italien zur Herſtellung des Kirchenſtaates, und dadurch Herſtellung der Frankreich zuſtehenden Stellung in Europa an der Spitze der Civiliſation.“ Dieſer Menſch ſollte ſich doch ſchämen, einen deutſchen Namen zu tragen. Man bemerkte, daß dieſer ultramontane Keller auch den Beifall Gambettas und der Republikaner einerntete. Natürlicherweiſe waren die Letztern, die Rothen, mit den Ultramontanen oder Schwarzen im Deutſchenhaß vollkommen einverſtanden.

Wie viel der Regierung daran lag, es mit den Klerikalen nicht zu verderben, bewies damals ein Vorgang in Marſeille. Hier ſollte am 7. Juni zur Erinnerung, daß vor hundert Jahren einmal die Peſt durch eine große Prozeſſion zu Ehren der Jungfrau Maria abgewendet worden war, auf Anordnung des Biſchofs eine gleiche Feier ſtattfinden. Der Maire von Marſeille verbot die Prozeſſion, aber der Präfect Keratry kam eilig herbei, um das Verbot des Maire zu annulliren und die Prozeſſion zuzulaſſen.

Die legitimiſtiſch-klerikale „Union“ faßte den Gedanken auf und rief: „Ach, wenn Frankreich ahnte, was eine katholiſche Politik ihm jenſeits des Rheins Sympathien eintragen würde, um die Pläne Bismarks zu bekämpfen, und wie viel ſchneller die Stunde der Revanche ſchlagen würde.“ Der „Temps“ bemerkte dagegen: „Indem unſere Devoten verlangen, daß Frankreich ſich in Europa zum Ritter der weltlichen Gewalt des Papſtes und als Vertreter der ultramontanen Ziele aufwerfen ſolle, oder ſchon indem ſie ſich in kindiſchen Ausfällen gegen Italien ergehen, merken ſie nicht, daß ſie uns nicht blos die Sympathien dieſer Macht entfremden, daß ſie dieſelbe nicht blos vollſtändiger in Deutſchlands Arme treiben, ſondern daß ſie auch zu einem Bruche Frankreichs mit den Ueberlieferungen ſeiner Revolution führen, ihm alle Sympathien des europäiſchen Fortſchritts entfremden und es iſoliren.“

Auch die franzöſiſche Akademie vergaß, wie in frühern Zeiten franzöſiſcher Geiſt dem Jeſuitismus entgegengewirkt und auf welche Höhe der Humanität und des Univerſalismus ſich emporgeſchwungen hatte. Wenn öffentliche Blätter im Juli 1872 aus Paris ſchreiben

konnten: „Die franzöſiſche Akademie ſcheint jetzt das Hauptneſt der franzöſiſchen Kleriker zu ſeyn," ſo muß man die Energie des Nationalgefühls an den franzöſiſchen Gelehrten bewundern, ihnen aber zugleich die Ehre abſprechen, daß ihre Wiſſenſchaft ſich auf gleich unparteiiſcher Höhe mit der deutſchen befindet.

Auch der Kriegsminiſter Ciſey ſchmeichelte dem Klerus und befahl ſeinen Soldaten, fleißig in die Kirche zu gehen.

Die Generalräthe, von denen man gegenüber der Nationalverſammlung große Erwartungen hegte, entſprachen denſelben nicht. Nach dem Geſetz durften ſie ſich nicht mit Politik befaſſen, ſondern nur Verwaltungsgegenſtände berathen. Obgleich ſie aber häufig ins politiſche Gebiet hinüber ſchweiften, waren ſie doch in ihren Anſichten zu ſehr getheilt und hielten ſich die monarchiſche und republikaniſche Partei die Waage.

Als charakteriſtiſches Zeichen der Stimmung in den mittleren politiſchen Regionen iſt zu beachten, daß die große Mehrzahl der Generalräthe von 1872 ſich nachdrücklichſt zu Gunſten des unentgeltlichen Volksſchulunterrichts und des Schulzwanges in der Elementarſchule ausgeſprochen hat; „die Regierung kann daher kaum umhin, ſich gegen die Anträge im Berichte des Biſchofs von Orleans auszuſprechen und es mit den Ultramontanen in dieſer Frage zu verderben. Indeß hat Mſgr. Dupanloup die Freude, daß die Generalräthe nicht den Muth hatten, ſich gleich entſchieden für den Laienunterricht auszuſprechen, und es iſt ja doch die Hauptſache für die Ultramontanen, daß die Schule in der Hand der Congregationen bleibt."

Weil der Ultramontanismus der wichtigſte Bundesgenoſſe Frankreichs gegen Deutſchland war, kokettirte mit ihm nicht nur der glaubenloſe Thiers, ſondern auch der Jude Gambetta. „Wie Thiers, ſo ſpielt auch Gambetta doppeltes Spiel um die Gunſt der großen Nation. Der alte Voltairianer macht den Ultramontanen den Hof, der Radicale ſpielt den Conſervativen gegenüber in der République Française den politiſchen Mäßigkeitsapoſtel." Doch beſchwerte ſich Gambettas Organ über den Cultminiſter: „Herr Jules Simon liefert unſere Kinder den Congregationen aus, die Prieſter organi-

ſiren frei, unter der Schminke der Religion und der Wallfahrten politiſche Kundgebungen und eine royaliſtiſche Agitation; die Biſchöfe verſuchen unter dem Vorwande katholiſcher Arbeitervereine die Errichtung geheimer Geſellſchaften in Frankreich, welche in Rom ihr Stichwort und Weiſungen für ihre Richtung entgegennehmen. Während derſelben Zeit unterſagt man es im Namen der Ordnung und des politiſchen Friedens, wenn die Republikaner ſich verſammeln wollen, um ſich über die Intereſſen der Republik zu unterhalten." Von dem Zuſtande des franzöſiſchen Volksunterrichtsweſens hat neuerdings der Präfect der Côtes-du-Nord ein entſetzliches Bild entworfen. In ſeinem Departement erhalten 26,000 Kinder gar keinen Unterricht, und die 81,000, welche die Schule beſuchen, müſſen aus Mangel an genügenden Räumlichkeiten in der beklagenswertheſten Weiſe zuſammengepfercht werden. Die meiſten Schulgebäude befinden ſich in einem Zuſtande, daß nach dem Ausdrucke des Schulinſpektors von St.-Brieue „verſtändige Landwirthe in dieſelben ihr Vieh nicht einſperren würden".

Wenn auch das Papſtthum ſeine größten Hoffnungen auf Frankreich ſetzt, ſo doch nur auf ein Frankreich, wie es unter der Monarchie war, während ihm die proviſoriſche Republik des Herrn Thiers und deſſen Kokettiren mit Victor Emanuel überaus verhaßt war. Der Papſt ſprach in einer ſeiner Reden von einer „ſogenannten Regierung in Paris". Das Univers hatte dieſe Stelle in ſeiner Mittheilung über dieſe Kundgebung des Papſtes unterdrückt, das Siècle und die Agence Havas theilen die betreffende Stelle wörtlich mit, und erſteres fragt verwundert, wie Pius IX. wohl dazu komme, eine durch das allgemeine Stimmrecht errichtete und von allen Mächten anerkannte Regierung nur als eine „ſogenannte" zu behandeln. Freilich habe dieſe Regierung Frankreich nicht in die abenteuerliche Politik ſtürzen wollen, ſtatt ihres Landes Wunden zu heilen, für den Kirchenſtaat das Schwert zu ziehen. „Werden," ſo fügt das Siècle hinzu, „die Völker endlich einſehen, daß die römiſche Curie ſie ſtets nur als Packeſel betrachtet hat und daß ſie ihre Schmeicheleien oder ihre Peitſchenhiebe je nach der Willigkeit vertheile, die ſie ihr bezeigen? Zum Glück ſind die Zeiten vorbei, wo

Rom in ſeiner Allmacht Könige ein- und abſetzte nach Belieben und wo es die Unterthanen vom Eide der Treue entband. Die Gendarmen unſerer Tage kennen nur die Befehle ihrer geſetzlichen Regierung, und der heilige Vater mag ſagen ſo viel er will, daß die Regierung des Herrn Thiers nur eine ‚ſogenannte Regierung' ſey; die Regierung ſelbſt wird dadurch kein Haar ſchlechter!" Das Univers hat dieſe Bemerkungen des Siècle ſogleich aufgegriffen, um zu erklären, daß auch jetzt noch die Regierungen nicht ungeſtraft den Fluch des Papſtes hervorriefen; im vorliegenden Falle aber habe der Papſt ſagen wollen, daß die Regierung des Herrn Thiers des Namens einer Regierung nicht würdig ſey, weil ſie Angriffe auf das Princip dulde, auf dem jede Regierung beruhe; „Regierungen, welche die Attentate Victor Emanuels in Rom duldeten, ſeyen keine Regierungen mehr," ſie ſollten aber, ſtatt gegen die Worte des Papſtes Einrede zu erheben, nachdenken und einſehen, daß diejenigen ihre wahren Freunde ſeyen, welche ihnen ſagten, daß ſie, indem ſie ſo handelten, nur noch ſogenannte Regierungen ſeyen. Wie man ſieht, haben Thiers und Jules Simon mit allen ihren Rückſichten gegen die Ultramontanen und mit ihrer Aufopferung der Landesintereſſen dem Episcopate gegenüber nichts erlangt als Spott und Hohn. Jene gefährlichſte aller Wühlereien, welche den Boden der Regierung unterminirt, indem ſie die Gewiſſen gegen die Regierung aufhetzt, geht ſtolz ihren Gang und täglich wird im Univers, in der Union u. ſ. w. die Auflehnung gegen die weltliche Obrigkeit als gutes Werk gepredigt.

Im Juli 1872 gab es eine Jeſuitenverfolgung in Breſt. Das Volk warf den Jeſuiten die Fenſter ein, weil einer von ihnen in einem Eiſenbahnwaggon mit einer Dame in einer zweideutigen Situation ertappt worden war. Die Erregung, welche in Breſt durch dieſen Vorgang hervorgerufen wurde, war hauptſächlich deßhalb ſo groß, weil der Biſchof von Quimper, zu deſſen Sprengel Breſt gehört, es durchgeſetzt hatte, daß das Gymnaſium dieſer Stadt vom 1. Oktober ab unter die Leitung der Jeſuiten geſtellt werden ſollte. Selbſtverſtändlich leugneten der Jeſuit und die Dame, aber der Eiſenbahnconducteur hat ſeine Ausſagen eidlich erhärtet, und in Breſt ſchenkte man ihm vollſtändig Glauben.

Bald meldeten die Blätter: Die in Breſt gegen den Jeſuiten Pater D.... und ſeine Mitſchuldige, die Vicomteſſe de V...., eingeleitete Unterſuchung hat folgende Einzelheiten feſtgeſtellt: Der Pater D...., Jeſuit erſter Claſſe, Gründer und Direktor einer Erziehungsanſtalt, die eine Succurſale der Jeſuitenanſtalt der Rue des Poſtes in Paris iſt, nahm auf der Breſter Eiſenbahnſtation ein ganzes Coupé von acht Plätzen. Der Oberbeamte der Eiſenbahn, dem dies auffiel, beobachtete das Coupé und er bemerkte, daß nur eine einzige Dame in daſſelbe ſtieg und der Pater D. ſodann Reiſende, die in ſeinem Coupé Platz nehmen wollten, mit den Worten zurückwies, daß er alle Plätze bezahlt habe. Da dies dem Oberbeamten des Bahnhofs verdächtig vorkam, ſo beauftragte er einen der Conducteure, den Wagen zu überwachen. Kaum hatte der Zug Breſt verlaſſen, ſo fand der Conducteur die Gelegenheit, ſein Protokoll Betreffs der Beſchimpfung der öffentlichen Moral aufzunehmen. Dem mit der Unterſuchung betrauten Staatsprocurator gegenüber behauptete der Pater D., daß ſein einziges Unrecht darin beſtehe, ſeiner Reiſebegleiterin nicht genug Widerſtand geleiſtet zu haben. Was die Vicomteſſe anbelangt, ſo entſchuldigt ſie ſich damit, daß der Pater ihr Gewalt angethan. In Breſt hat dieſe Geſchichte eine ungeheure Aufregung hervorgerufen. Die Zuſammenrottungen vor dem Jeſuitenkloſter waren ſo drohend, daß die Militärmacht requirirt werden mußte. Sie gab auch Feuer; nach den Einen ſchoß ſie aber in die Luft, während nach den Andern mehrere junge Leute von der Marine und mediciniſchen Facultät verwundet worden ſeyn ſollen. Am 5. September wurde der Prozeß verhandelt und die Thatſache conſtatirt. Die Stadt Breſt verlangte in einer Petition von Thiers die Ausweiſung der Jeſuiten aus Frankreich. Aber die klerikale Partei war zu mächtig. Beide Angeklagten wurden freigeſprochen, weil der Schaffner kein Recht gehabt habe, ein Protocoll über den Vorgang aufzunehmen, und weil ein in der Fahrt begriffener Zug nicht als ein öffentlicher Ort zu betrachten ſey. Ja, es fehlte nicht an klerikalen Stimmen, welche den Pater Dufour zu einem Heiligen und Märtyrer machten, während ſie in der Verheirathung des guten Pater Hyacinth den ungeheuerſten Frevel ſehen wollten.

In demselben Monat wurden zehn Bauern und Bäuerinnen in la Chatre Langlin vor Gericht verurtheilt, weil sie ihren Pfarrer durchgeprügelt hatten. Derselbe hatte nämlich ihre Felder eingesegnet und sie versichert, nun sey ihre Ernte ungefährdet, gleichwohl aber sey sie ihnen verhagelt worden.

Im Anfang des August las man im Fanfulla, der Papst habe den französischen Finanzminister Goulard wegen des Resultats, welches die französische Anleihe gehabt, in einer besonderen Zuschrift förmlich beglückwünscht und Frankreich glücklich gepriesen, welches diesen Erfolg erlangt habe, während Goulard Minister war. Den größten Theil dieses Erfolges, so fügt die Fanfulla hinzu, schreibe der Papst dem Umstande zu, daß Goulard es seiner Zeit abgelehnt, Frankreich in Rom bei jener Macht zu vertreten, welche dort widerrechtlich eingedrungen sey.

Zur Feier der Bartholomäusnacht bemerkte Veuillot im „Univers", dieselbe sey gar nicht so schlimm wie ihr Ruf. Die französische Regierung habe nur eine Pflicht erfüllt, indem sie den französischen Boden vom Protestantismus gereinigt habe. „Die Invasion des Protestantismus war eine Kriegserklärung gegen die Gesellschaft und folglich gegen die Religion, welche die Grundveste des ganzen Gebäudes war. — Die Religion ist unschuldig an allen Verbrechen, die in der Welt vorgehen, und es gibt nur dort Verbrechen, wo ihre Gesetze nicht erkannt oder nicht befolgt werden... Nicht sie (die Religion) hat den Vernichtungsengel heraufbeschworen, nicht ihr Fehler ist es, wenn Gott denen, welche sich gegen ihn waffnen, eine Mission der Rache ertheilt. Im Gefolge des Vernichtungsengels ist sie der Engel der Barmherzigkeit und des Trostes." Daraus sollen nun französische Leser lernen, daß die Ausrottung des Protestantismus auch in der ganzen übrigen Welt die Aufgabe, das Recht und die Pflicht der Katholiken ist und daß mithin auch ein Krieg gegen das neue Deutschland mit seinem protestantischen Kaiser das größte Verdienst der Franzosen und ihr größter Ruhm in den Augen Gottes seyn würde.

Im September empfahl die klerikale „Union" ein Buch: La politique prussienne et le catholicisme en Allemagne, worin

gradezu geſagt war, die Katholiken in Deutſchland ſollten mit den Franzoſen vereinigt dem proteſtantiſchen Kaiſerthum ein Ende machen. Der Artikel ſchließt: „Das Buch beweiſt, daß Frankreich ſicher iſt, Freunde und Verbündete bei Allen zu finden, welche das reine Licht des Katholicismus erleuchtet. Es iſt der Ruhm unſerer Nation und auch das Geheimniß unſerer unbeſiegbaren Hoffnungen. Möchten wir endlich begreifen, daß das Uebergewicht Frankreichs von der Treue abhängt, mit der es in der Welt ſeine Rolle erfüllt, die ihm ſein Titel als älteſte Tochter der Kirche anweiſt."

Der berühmte Pater Hyacinth, der ſich jetzt nur noch Herr Loiſon nennen ließ, verkündete Anfangs September, er werde nächſtens heirathen. Das orleaniſtiſche „Journal de Paris" tobte gegen ihn. „Dies kann, wie eine andere Pariſer Correſpondenz bemerkt, jedoch kein Erſtaunen erregen, da die Orleaniſten — es iſt deren Organ — tagtäglich klerikaler werden. Bei dieſer Gelegenheit mag bemerkt ſeyn, daß die monarchiſchen Parteien aller Schattirungen, Legitimiſten, Orleaniſten und Bonapartiſten, immer mehr und mehr dem Ultramontanismus huldigen, was jedoch keineswegs ein Schaden für die Republik iſt, da alle diejenigen Leute dieſer verſchiedenen Parteien, die mit Louis Veuillot nicht durch Dick und Dünn gehen wollen, ſich der Republik zuwenden. — Des Paters Ehe wurde am 3. September vollzogen. Seine Gattin iſt eine Wittwe Edwin Ruthven Merivan, geborene Emilie Jane Butterfield, aus den Vereinigten Staaten."

Es iſt ziemlich charakteriſtiſch für die Franzoſen, daß ſie ſich für beſondere Günſtlinge der Jungfrau Maria und Frankreich ſelbſt für das gelobte Land derſelben halten. Man findet in den Friedensbildern des Jeſuitenpater Marly (2. Aufl. Amberg 1872) merkwürdige Notizen über die häufigen Erſcheinungen der Gottesmutter in Frankreich. Bei einer ſolchen in Paris im Jahr 1830 ſoll ſie befohlen haben, auf ihre unbefleckte Empfängniß Medaillen zu prägen, denen dann eine beſondere Wunderkraft innegewohnt habe. In den Jahren 1846 und 1858 ſoll ſie als ſchmerzensreiche Mutter erſchienen ſeyn und im Januar 1871, fünf Tage nach der großen Niederlage der franzöſiſchen Weſtarmee bei Le Mans, erſchien ſie

zu Portmain in einem ganz ſchwarzen Schleier, um ihren Schmerz über die Niederlage der Franzoſen auszudrücken. Damit hängt die Fabel zuſammen, Dionyſios Areopagita, der die Schönheit der h. Jungfrau über alles pries, liege in St. Denis begraben. Schon im 17. Jahrhundert erklärte Crignon die h. Jungfrau für das höchſte Weſen ſelbſt, und wenn ſie auch bei der erſten Wiederkunft Chriſti im Hintergrund geſtanden ſey, ſo werde ſie doch bei der zweiten in den vollen Vordergrund treten und durch ihre alles bezaubernde Schönheit ſich die Menſchheit unterwerfen. Bekanntlich ſchwärmt auch Pius IX. für ſie und hält ſie, wie das franzöſiſche Volk, für ſeine ganz beſonders hohe Gönnerin.

In neueſter Zeit war am meiſten der Cultus einer Mutter Gottes von der Befreiung in die Mode gekommen. „Am 22. Auguſt fand in Bayeux die Krönung von Notre Dame de la Delivrance ſtatt. Der Cardinal Bonnechoſe, Erzbiſchof von Rouen, ſechs Biſchöfe, der Abt der Trappiſten von Briquebec und eine große Anzahl anderer Geiſtlichen betheiligten ſich bei dieſer Ceremonie. Die Notre Dame de la Delivrance hat in der Normandie großen Anhang, und die dortigen Gläubigen citiren mit Stolz, daß Ludwig XI., Ludwig XIII., Marie Joſephine von Sachſen, Ludwig XVI., Marie Antoinette und die Herzogin von Berry zu ihrer Notre Dame gewallfahrtet ſind. Der Zudrang der Gläubigen war daher ſehr bedeutend und man ſchätzt die, welche aus der Umgegend herbeigeſtrömt waren, auf über 20,000. Die Krönung ging mit großer Feierlichkeit vor ſich. Die Civil- und Militärbehörden wohnten derſelben ebenfalls an, und der Generalrath des Calvados, ſo heißt das Departement, wo Bayeux liegt, ſetzte zur Feier des Tags ſeine Sitzungen aus. Aber in den entgegengeſetzten, d. h. in den antiklerikalen Kreiſen, machte dies Schauſpiel, welches man in der Normandie zum beſten gab, ebenfalls viel böſes Blut. Man findet es auffallend, daß die Behörden ſich dabei betheiligten und der Generalrath des Calvados es für gut erachtete, ſeine Sitzungen zu ſuspendiren.“ Am 28. Auguſt empfing Thiers den Erzbiſchof von Rouen und ſanctionirte damit als Staatsoberhaupt die Krönung der Madonna.

Im Jahr 1846, als die Jeſuiten aus Frankreich ausgewieſen wurden, erſannen ſie ein Wunder, welches ſich zu La Salette bei Grenoble ſollte zugetragen haben. Die Jungfrau Maria ſoll nämlich hier zwei Hirtenknaben erſchienen ſeyn, und ſeitdem wurde dahin gewallfahrtet. Auf Antrieb des Klerus aber war 1872 der Zudrang der Pilger ungeheuer groß und fanden ſich ſogar 700 derſelben aus dem gottloſen Paris ein. Dieſe wurden aber von den Einwohnern von Grenoble auf offener Straße verhöhnt und es kam zu ſtürmiſchen Auftritten. Man ſchrieb aus Paris am 28. Auguſt: Die klerikale Bewegung iſt in der Zunahme begriffen. Kaum ſind die Wallfahrten nach Lourdes, La Salette und Notre Dame de la Delivrance beendet, ſo werden die Gläubigen vom Biſchof von Angers aufgefordert, nach der Kirche von Puy Notre Dame zu wallfahrten, wo der Gürtel der Jungfrau Maria (er wurde bei Gelegenheit der Kreuzzüge von franzöſiſchen Kreuzrittern erbeutet) aufbewahrt wird.

In dem Programm der Pilger nach Lourdes hieß es: „Die Erſcheinung der heiligen Jungfrau in der Grotte hat gewiß das größte Gewicht in der Wagſchale unſerer Geſchicke. Dort iſt der Culminationspunkt der Epoche! Die Hoffnung, welche ſie dem Katholicismus zubringt, der Schrecken, welchen ſie dem Freidenker einflößt, ſind die glänzenden Beweiſe. Dieſes Ereigniß muß einen entſcheidenden Einfluß auf die Geſchicke der Welt, beſonders auf die des franzöſiſchen Volkes ausüben, denn Frankreich iſt das Königreich Mariä. Die älteſte Tochter der Kirche hat das Privilegium, nicht mehr zu altern, als der Felſen, auf welchen ihre Mutter ſich ſtützt."

Dagegen ſchrieb man aus Lourdes: Dahin ſey „ein 19jähriges Mädchen, das die Schwindſucht hatte, mit ihrem Vater gekommen, um von der Jungfrau Maria ihre Rettung zu erflehen. Während ihr Vater das Magnificat ſang, ſteckte man ſie zehn Minuten lang in eine Wanne mit eiskaltem Waſſer, zog ſie dann, und zwar noch lebend, heraus, zeigte ſie den Pilgern, denen man weis machte, ſie ſey geheilt, und übergab ſie dann dem Vater, der ſie als Leiche nach Marſeille zurückführte. Wahrſcheinlich wird man die Sache zu vertuſchen ſuchen, aber Thiers würde wohl daran thun, endlich mit

V. Burdin machte am 12. Sept. 1837 folgende Stiftung: „Ich verſpreche demjenigen die Summe von 3000 Fr., der, nach dem Ausſpruche einer von der Akademie niedergeſetzten Commiſſion, ohne Hilfe der Augen leſen kann. Die von der Commiſſion ausgewählten Bücher dürfen beleuchtet ſein und können auch vom Leſenden berührt werden, doch wie geſagt, ohne die Augen zu Hilfe zu nehmen.“ — Der Preis wird, wenn er nach 2 Jahren nicht gewonnen iſt, eingezogen.

Die k. Akademie der Wiſſenſchaften, ſchönen Literatur und Kunſt in Lyon verlangt für 1839 eine Abhandlung „sur la géologie d'un ou de plusieurs cantons du département du Rhône.“ Preis eine goldene Medaille im Werth von 600 Fr. Termin: 30. Jun. 1839.

Dieſelbe ſtellt folgende Aufgabe für den Preis auf der Stiftung des Chriſtin von Rnolz: Indiquer les perfectionnements dont pourraient être susceptibles les procédés connus jusqu'à présent pour assainir les édifices publics et les habitations particulières ou faire connaître ceux qui pourraient leur être utilement substitués soit sous le rapport de l'efficacité, soit sous celui de l'économie. Preis und Termin, wie bei der vorigen Aufgabe.

Die Société archéologique de la Somme ſtellt folgende Preisaufgabe: Faire connaître quelles sont celles des villes de Picardie dont la fondation paraît être antérieure à l'invasion romaine et celles qui n'existèrent que depuis. Preis 300 Franken. Termin: Juli 1839.

Italien.

Das Inſtitut der Wiſſenſchaften in dem venetianiſch-lombardiſchen Königreich iſt in einer verbeſſerten Geſtalt wieder ins Leben gerufen worden. Das Inſtitut beſteht aus drei Klaſſen von Mitgliedern, aus wirklichen, korreſpondirenden und Ehrenmitgliedern; die erſteren ſind vierzig, von denen zwanzig einen Jahresgehalt von 1900 öſtreichiſchen Lire genießen, welcher mit jedem andern Bezuge cumulirt werden kann. Der Zweck des Inſtituts iſt auf die Beförderung derjenigen Studien gerichtet, die einen unmittelbaren Einfluß auf die Wohlfahrt und die allgemeine wiſſenſchaftliche Ausbildung der lombardiſchen Provinzen haben. Das bekannte kritiſche Journal „la biblioteca italiana“ iſt von dem Inſtitut übernommen und in ein giornale dell' i. r. instituto delle scienze, lettere ed arti umgewandelt worden, in welchem die Ausarbeitungen der Mitglieder mitgetheilt werden ſollen.

S. k. H. den Prinzen Johann Herzog zu Sachſen hat die Accademia Tiberina zu Rom in einer außerordentlichen Sitzung zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Der Director der philoſophiſchen Studien an der Univerſität Padua Nic. da Rio und der Profeſſor der Aſtronomie daſelbſt Gio. Santini haben den Orden der eiſernen Krone 3. Cl. erhalten.

Im Conſiſtorium vom 10. Dec. 1838 hat der Papſt die Heiligſprechung von fünf Seligen beſchloſſen. Es ſind dies: der h. Alfonſo di Ligorio, geb. zu Neapel 1696, Stifter der Congregation des heiligſten Erlöſers; Francesco di Girolamo, geb. 1642 zu Grottaglia, von der Geſellſchaft Jeſu; Gio. Giuſeppe Della Croce, geb. in Neapel um 1650, Franciscaner; Pacifico, geb. zu San Severino 1653; Veronica Giuliani, geb. 1660 in Marcatello.

Der Generalvicar des Papſtes, Biſchof von Sabina, Präfect der Congregation der Biſchöfe, Großprior des Jeruſalemitanerordens und Protector vieler Anſtalten und Stiftungen, Cardinal Odescalchi, hat am 17. Nov. den Papſt gebeten, ſeinen Cardinalshut und alle ihm verliehenen Titel und Würden zurückzunehmen, und ſich ſofort nach Verona begeben, wo er in dem dort neu errichteten Novizienhauſe der Jeſuiten ſeine ihm auferlegte Prüfungszeit erſtehe. An ſeine Stelle iſt der Vicegerent Cardinal Joſeph della Porta Rodiani zum Generalvicar Sr. H. ernannt.

Durch päpſtliches Decret vom 17. Jan. und folgende in Deutſchland erſchienene Schriften verboten worden: D. J. Strauß's Leben Jeſu; Darſtellung des älteſten Chriſtenthums

Entſchloſſenheit aufzutreten, da es ſonſt leicht anderen einfallen könnte, Dingen ein Ziel zu ſetzen, die Frankreich tief unter das mittelalterliche Spanien herabwürdigen würden."

Am 26. September wurden die von Lourdes zurückkehrenden Pilger zu Nantes von den dortigen Einwohnern verhöhnt und es kam zu blutigen Schlägereien. Dieſe Oppoſition ging nicht von Proteſtanten, ſondern von Republikanern aus, weil die frommen Pilger weiße Fahnen trugen und oft ein vive Henri V ertönen ließen, alſo dadurch nur zu deutlich verriethen, es ſey ihnen nicht um die Religion, ſondern nur um eine politiſche Demonſtration zu Gunſten Chambords zu thun.

Die größte Wallfahrt nach Lourdes war auf den 6. October angeſagt. In Paris ſelbſt wurden 1300 Pilger unter ungeheuerm Zulauf des Volks in der Kirche Notre Dame de Victoire feierlich eingeſegnet und reisten in zwei großen Extrazügen ab. Unterwegs in Tarbes wurden ſie eben ſo feierlich vom Biſchof und der Bevölkerung empfangen. Ein Dominikaner, der in der Notre Dame-Kirche predigte, ſchloß mit den Worten: „Es lebe die Kirche! Es lebe Frankreich!" — Rufe, in welche die Gemeinde begeiſtert einſtimmte. Es iſt die nämliche Kirche, in welcher die Kaiſerin Eugenie ihre „Lieblingsmuttergottes" hatte, der ſie nach dem „Siege" von Saarbrücken ein reichgeſchmücktes, unter der Commune abhanden gekommenes, goldenes Kreuz verehrte. — Zu Lourdes ſelbſt wurden die maſſenhaft eintreffenden Pilger feierlich empfangen und in Baraken untergebracht. Aus der ungeheuern Menge ragten dreihundert Fahnen hervor, darunter vier von Elſaß-Lothringen in Trauerflor. Der Erzbiſchof von Auch erflehte vom Himmel die Rückkehr dieſer Provinzen zu Frankreich. Acht Biſchöfe und Erzbiſchöfe und 19 Mitglieder der Nationalverſammlung wohnten der Feier bei. Ein neuer Volksgeſang, die legitimiſtiſche Lourdaiſe begrüßte Heinrich V. als neuen Charlemagne. Uebrigens arbeitete die Induſtrie der Politik in die Arme. In tauſenden von Buden wurde aller möglicher Wunderplunder verkauft. In der überfüllten Stadt koſtete ein Zimmer 40—50 Franken, „jedoch boten junge, hübſche Mädchen auch Zimmer mit Feuer — denn es iſt ſchon kalt — für 10 Franken an."

Das Gebet der Pilger lautete: „O Maria, unbefleckte Jungfrau, unſere liebe Frau von Lourdes! Du ſiehſt zu deinen Füßen alle deine Kinder. Wir ſind als Sendlinge aus allen Departements unſeres Frankreich gekommen, um dir ins Gedächtniß zurückzurufen, daß unſer Volk dein Volk iſt und daß, auf deine Stimme hörend, es dir von Neuem ſagen will, daß du ſein Glaube und ſeine Hoffnung biſt. Wir kommen, um dir für deine wunderbare Erſcheinung zu danken; wir kommen, damit du für Frankreich Verzeihung und Barmherzigkeit erhältſt. Sey barmherzig und wir werden leben; verlöſche die Schmerzen unſeres Vaterlandes, erneuere Frankreich, indem du uns unſere unglücklichen Brüder (die Elſaß-Lothringer) zurückgibſt; es iſt immer die älteſte Tochter der Kirche; es glaubt, es liebt, es betet, und du biſt die Himmelskönigin! Es iſt ſicher ſeines Heils und glaubt feſt, daß es durch dich die alte und mächtige katholiſche Nation wieder werden wird! Amen."

Die Pilgerfahrten wurden Mode. So hat zu Marſeille eine große Proceſſion nach Notre Dame de Marſeille ſtattgefunden; von Laval aus hat ſich eine Proceſſion des geſammten Klerus der Stadt und Umgegend, begleitet von den Zöglingen der Seminarien und einem Haufen von Weibern, nach der Kirche von Notre Dame d'Avesnières begeben und iſt mit Sang und Klang durch die Straßen gezogen. Wegen der in Nantes vorgefallenen Scenen ſchrieb Fournier, Biſchof daſelbſt, einen groben Brief an den Präfecten, und Biſchof Dupanloup einen andern groben Brief an den Cultminiſter Simon, ohne daß Thiers ſich entſchließen konnte, die Biſchöfe zur Rechenſchaft zu ziehen. Vielmehr machte derſelbe einen ehrerbietigen Beſuch beim Erzbiſchof von Paris.

Während Thiers in dieſer Weiſe mit den Klerikalen in Frankreich kokettirte, ließ er durch den franzöſiſchen Geſandten Fournier in Rom die äußerſten Anſtrengungen machen, um Victor Emanuel wieder ganz auf die franzöſiſche Seite herüber zu ziehen. Der deutſche Geſandte Graf Braſſier, war erkrankt, konnte daher keine Gegenmine anlegen. Die Intrigue war auf den ſchwankenden und feigen Charakter Victor Emanuels berechnet, der immerfort noch Angſt vor Frankreich hatte. Die Drohung Frankreichs, Minen

unter dem Mont-Cenis-Tunnel anzulegen und die zahllosen der franzöſiſchen Regierung zugehenden Adreſſen, ſie ſolle den Papſt im Kirchenſtaat wieder herſtellen, nährten ſeine Angſt. Da er nun eine alte Vorliebe für ſeinen früheren Miniſter Ratazzi hatte, ſo ging Fourniers Plan dahin, das bisherige italieniſche Miniſterium, welches mehr zu Deutſchland als Frankreich hinneigte, zu ſtürzen und durch ein Miniſterium Ratazzi zu erſetzen.

Kapitel 3.

Ultramontane Wühlereien in den Niederlanden und der Schweiz.

Das nordweſtliche und das ſüdweſtliche Bollwerk Deutſchlands gegen die romaniſche Race, die Niederlande und die Schweiz, Länder mit echten, deutſchen Volksſtämmen, die einſt zu unſerm großen, deutſchen Reich gehörten und nicht wenig zu deſſen Macht und Ehre beitrugen, ſind von uns abgeriſſen worden. Und wodurch? Einzig durch die undeutſche Politik des Hauſes Habsburg, gegen deſſen grauſame Despotie die freien Alemannen in den Alpen und die freien Frieſen in Holland ihre Freiheit vertheidigen mußten, und von welchem die freien Vlamingen an Spanien verſchachert wurden, um endlich ganz dem Franzoſenthum anheimzufallen. Die zwiſchen Holland und Belgien getheilten deutſchen Niederlande und die Schweizer Eidgenoſſenſchaft waren ſeit ihrer Trennung vom deutſchen Reich beſtändig den Verführungskünſten Roms und Frankreichs ausgeſetzt und ſind es heute noch. Obgleich ihnen alles Elend immer nur durch die Wälſchen zugefügt wurde, ließen ſie ſich doch theils von den Jeſuiten, theils durch die franzöſiſche Mode, der deutſchen Geſinnung, in Belgien ſogar der deutſchen Sprache entfremden.

Bekanntlich hat Fürſt Bismarck Genf und Brüſſel als die Hauptquartiere der rothen und ſchwarzen Internationalen, der Jeſuiten und der Socialdemokraten, die beide durch und durch wälſch und geſchworene Feinde Deutſchlands ſind, bezeichnet.

Hier werden alle Intriguen und Hezereien gegen Deutſchland ausgebrütet. Die Jeſuiten betreiben von dort aus die Wiederherſtellung des Papſtes, den Triumph des Syllabus, den Untergang des Proteſtantismus, alſo auch des neuen deutſchen Reichs, zugleich aber die Wiedererſtarkung Frankreichs, ohne deſſen bewaffnete Hülfe ſie ihren Plan nicht durchſetzen können. Die Socialdemokraten wollen nichts vom Papſte wiſſen, helfen aber gern das neue deutſche Reich unterwühlen, weil auch ſie auf Frankreich rechnen.

Belgien hatten die Jeſuiten längſt zu einem mächtigen Bollwerke des Ultramontanismus gemacht. Hier gab es noch von den Zeiten Philipps II. her einen maſſiven Kern ſpaniſcher Bigotterie, genährt durch Biſchöfe und Mönchsorden, welche das deutſche Element in Flandern und Brabant in den unwiſſenden Bauernſtand hinabdrückten, deutſche Bildung und Literatur gänzlich ausſchloſſen und ſich gegen das erſte Licht der Vernunft, welches Kaiſer Joſeph II. unter ſie bringen wollte, wie wahnſinnig empörten. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus und die Jacobiner überſchwemmten Belgien. Doch ſchon nach kurzer Zeit ſtellte Napoleon I. die alte Kirche wieder her. Weil aber nach ſeinem Sturze Belgien mit dem calviniſtiſchen Holland vereinigt wurde, ſchloß ſich die altſpaniſche klerikale Partei eng an die franzöſiſchen Liberalen an, bis es ihnen gelang, die Trennung von Holland durchzuſetzen. Belgien bekam einen eigenen König, der eine Tochter Frankreichs heirathete. So lange den Ultramontanen in Belgien nun vor den ungläubigen Liberalen in Frankreich bange war, kamen unter ihnen wieder öſterreichiſche Sympathien zum Vorſchein, welche auch durch die öſterreichiſche Heirath des Thronfolgers begünſtigt wurden. Nachdem aber Napoleon III. Kaiſer und zugleich Beſchützer des Papſtes geworden war, trat auch beim belgiſchen Klerus der romaniſche und deutſchfeindliche Charakter wieder in ſeiner ganzen Härte hervor.

Dies wurde nach einem Plane, dem die Jeſuiten wohl ſchwerlich fremd geblieben ſind, zunächſt zu einer großartigen Beſteuerung des bigotten Adels und Volks in Belgien benutzt, durch den berüchtigten Schwindler Langrand-Dumonceau. Ich habe bereits in meinen Weltbegebenheiten von 1866—70 Theil I, 391 f. den

Prozeß dieses Elenden ausführlicher besprochen, aber wegen seines Zusammenhanges mit den römischen Plänen ist es nothwendig, hier in der Kürze die Hauptsache wiederzugeben. Langrand kam, durch ein Schreiben des Papstes vom 21. April 1864, worin ihn dieser seinen lieben Sohn nennt, legitimirt und zum römischen Grafen ernannt, nach Belgien, und der päpstliche Nuntius in Brüssel, Graf Ledochowski (nachher Erzbischof und wärmster Jesuitenfreund in Preußisch-Polen) forderte den Primas in Belgien, Erzbischof Dechamp von Mecheln, in einem Schreiben vom 21. Mai 1864 auf, die Finanzoperation Langrands durch den belgischen Klerus aus allen Kräften unterstützen zu lassen. Langrand log, er sammle für den h. Vater, und stellte jedem, der für baares Geld eine Actie nahm, hohe Gewinne in Aussicht. Nun floßen ihm mit Hülfe des Klerus viele Millionen zu. Aber die Gewinne blieben aus, plötzlich war er selbst verschwunden, und die frommen Belgier waren um ihr schönes Geld schändlich betrogen.

Mittlerweile wurde nach dem großen Plane der Jesuiten durch den ganz von ihnen beherrschten Papst das Concil in Rom eröffnet und der Papst für untrüglich erklärt, während gleichzeitig Napoleon III. Deutschland mit Krieg überzog. Die Gemahlin des Letztern stand mit den Jesuiten in Verbindung und hatte schon lange zu diesem Kriege gehetzt, der freilich ganz anders endete, als sie gewünscht hatte. Kaum war daher Napoleon III. gestürzt und Rom von den Truppen Viktor Emanuels besetzt worden, so bestürmten die belgischen Bischöfe und die mächtige ultramontane Partei des Landes, aus der sogar das Ministerium gebildet war, den König von Belgien Leopold II., alles Mögliche zu thun, um den Papst in seine weltliche Herrschaft wieder einzusetzen. Er war dazu freilich viel zu schwach, aber es kam den Jesuiten auch nur auf die Demonstration, auf die laute Kundgebung papistischer Sympathien an. Im Kriege selbst blieb Belgien neutral. Aber seine Ultramontanen und Liberalen hegten doch viel mehr Wünsche für Frankreich als für Deutschland.

Inzwischen erinnerten sich doch damals manche ehrliche Blamingen, daß sie deutschen Stammes seyen, daß sie einst zum

deutſchen Reich gehört und ihr Deutſchthum und ihre Unabhängigkeit, gleich den Schweizern, oft in ſiegreichen Schlachten gegen die übermüthigen Franzoſen vertheidigt hatten. Wie ſie nun den großen Siegen der Deutſchen in Frankreich 1870 ſo ganz aus der Nähe zuſahen, wallte in vielen von ihnen das deutſche Blut auf und es war wieder einmal die Rede von dem ſchmählich unterdrückten Reſte der deutſchen Vlamingen.

Man ſchrieb aus Brüſſel: Die Vlamen hatten bis jetzt zwei Gegner zu bekämpfen: der eine war ihre eigene Geſpaltenheit und Uneinigkeit, dem Ultramontanismus gelang es auch hier, verſchiedene vlamiſche Parteiführer in das Lager der walloniſchen klerikalen Heißſporne zu treiben und zu unwürdigen Spannknechtsdienſten gegen die Intereſſen ihrer eigenen Nationalität zu verwenden. Der zweite und gefährlichſte Feind war die belgiſche Regierung ſelbſt. Seit 1830 machen die Vlamen ungeheure Kraftanſtrengungen, um ihren Wünſchen Eingang und Gehör zu verſchaffen; ſtets predigte man aber tauben Ohren und klopfte man an feſtverſchloſſene Thüren; bei den Wahlen wogen die vlamiſchen Stimmen ſo leicht, daß die Regierung mit dem Scheine wenigſtens einer äußeren Berechtigung die betreffenden Klagen einfach ignoriren oder todtſchweigen konnte. Daher auch die Thatſache, daß das liberale oder quaſi-liberale Kabinet Frère-Orbans hauptſächlich durch vlamiſchen Einfluß geſtürzt wurde; denn die Vlamen, obwohl im Grunde freiſinnig, gaben klericalen Candidaten ihre Stimme, um nur den verhaßten Orban zu Fall zu bringen, der am meiſten unter allen Miniſtern ihre Nationalität mit Füßen getreten und die berechtigtſten Anſprüche hochmüthig ignorirt hatte. Und hinter der belgiſchen Regierung ſtand der franzöſiſche Einfluß, und die Springfluthen des franzöſiſchen nivellirenden Centraliſationsgeiſtes ſprangen natürlich auch auf Belgien über und unterwühlten mit gutem Erfolg den Boden. Heute iſt die Lage aber etwas anders geworden. Frankreich iſt ein zerbrochener Stab, auf den ſich die Wallonen nicht mehr ſtützen können, und ſo wird der Kampf mit gleichen Waffen geführt, und daß das Bewußtſeyn dieſer veränderten Sachlage tief in die Rückſichten der vlamiſchen Bevölkerung eingedrungen iſt, beweiſt der lebensmuthige und ver-

jüngte Ton, welchen die vlamiſche Preſſe neuerdings anſchlägt und der ſehr wohlthätig abſticht gegen den hyperboreiſchen Schlaf, in dem ſie früher gelegen. Das Gefühl, daß man doch lebensfähig ſey, woran früher im Buſen der eigenen Partei hin und wieder Zweifel aufgeſtiegen waren, gewinnt mehr und mehr Beſtand und ſteigert ſich in direktem Verhältniß zu den Siegen der deutſchen Waffen auf Frankreichs Boden. Mit den beredteſten Worten wird in manchen vlamiſchen Zeitungen jetzt die Hoffnung, die man auf Deutſchland und Holland ſetzt, geſchildert, und wenn natürlich dabei an eine drohende Haltung Deutſchlands gegen Belgien nicht im Entfernteſten gedacht werden kann, ſo verhehlt man ſich auf der andern Seite aber auch nicht, daß die Sympathien, welche die vlamiſche Sache in Holland und Deutſchland findet, es der vorſichtigen belgiſchen Regierung zur unumgehbaren Pflicht machen werden, ſich zu hüten, das Gefühl zweier benachbarter Länder durch Verunglimpfung der Stammesgenoſſen der letztern zu kränken.

Im Dezember 1870 erſchien in Brüſſel eine Flugſchrift, in welcher ſich deutlich die Sorge verrieth, die deutſche Geduld könnte einmal reißen und die franzöſiſchen Affen, die von Belgien aus Deutſchland jeden Hohn anthaten, könnten einmal verdientermaßen gezüchtiget werden. Jene Flugſchrift nun ſucht darzuthun, daß die belgiſche Regierung und das belgiſche Volk keineswegs Deutſchland feindſelig geſinnt ſeyen. Sie gibt zu, daß die Sprache gewiſſer Blätter das Mißtrauen Deutſchlands hätte wachrufen können, daß dieſe aber die öffentliche Meinung in keiner Weiſe engagirten; das belgiſche Volk habe ſich keines Aktes, keiner Demonſtration ſchuldig gemacht, welche den Verdacht Deutſchlands rechtfertigen könnten, und ſehe mit Vertrauen das Erwachen der germaniſchen Völkerſchaften. Dieſe Broſchüre ſtammt aus dem Cabinet des Königs der Belgier.

In der „Revue de la Belgique" erſchien ein von Leo van der Kindere unterzeichneter Artikel: „Belgien im Jahr 1870 und die vlamiſche Partei," der nicht nur wegen des unverkennbaren Talents, mit welchem er geſchrieben, ſondern auch wegen des unerwarteten Reſultats, zu dem er gelangt, Beachtung verdient. Der Verfaſſer, bekannt als einer der unerſchrockenſten und feurigſten Vor-

kämpfer für die Rechte der belgiſchen Vlamen, betrachtet vom Standpunkt der letztern die Ereigniſſe des Jahres 1870. Es ſteht ihm als Thatſache ein- für allemal feſt, daß auch auf dem Gebiet von Wiſſenſchaft und Bildung die erſte Rolle in Zukunft nicht mehr Frankreich, ſondern Deutſchland zukommen wird, und daß der Rückſchlag dieſer Verſchiebung des zukünftigen geiſtigen Schwerpunkts in Europa auch auf die Vlamen ſeinen Einfluß nicht verfehlen wird. „Niederländiſch Belgien" wird das Joch des gefallenen und gedemüthigten Frankreichs nun nicht mehr länger zu tragen haben; es muß ſich an das große Deutſchland anſchließen, mit welchem es durch Abſtammung und Sprache verwandt iſt.

Bitter beklagte Vanderkindere die bisherige Zurückſetzung des Deutſchen in Belgien: „Hat der das Recht eines Menſchen, welcher nicht theilnehmen kann an dem öffentlichen Leben? Und das iſt grade die Lage des Flamänders in Belgien. Trotz aller Verſprechungen der Conſtitution, welche ihm die Erhaltung ſeiner Sprache zuſichert, wird er nur in franzöſiſcher Sprache regiert, d. h. er wird in ſeinem Lande behandelt wie anderswo durch Eroberung unterworfene Völkerſchaften: der König und die Miniſter ſprechen nur Franzöſiſch, Senat und Kammer berathen franzöſiſch, die Verwaltung iſt franzöſiſch, das Recht wird auf Franzöſiſch geſprochen, auf Franzöſiſch wird die Armee commandirt, auf Franzöſiſch wird der mittlere und höhere Unterricht ertheilt — ſo zwar, daß der Flamänder keine juriſtiſche, adminiſtrative oder militäriſche Function ausüben, keine Rolle in den politiſchen Körperſchaften, im Unterricht, am Gerichte ausfüllen, daß er ſelbſt nicht einmal geſetzlich ſeinen Herd und ſein Vaterland vertheidigen kann, ohne eine fremde Sprache zu lernen, die Sprache derer, welche ſeine entſtehenden Freiheiten vernichtet und ſeinem uralten Wohlſtande den erſten Stoß gegeben haben."

Wie iſt da zu helfen? An anderer Stelle ſagt er: „Anſtatt der flämiſchen Sache günſtig zu ſeyn, iſt der größte Theil des Landes ihr ſo feindlich; wie viele widerſpänſtige Elemente findet man nicht ſelbſt unter den geborenen Flamändern! Alle, welche einige Erziehung genoſſen haben, verſtehen Franzöſiſch und ſprechen es, und ſo ſtark iſt der Einfluß der gewöhnlichen Umgebung, daß viele aufrichtige

Flaminganten im öffentlichen Leben die Sprache der Verachtung Preis geben, deren sie sich doch innerhalb ihrer Familie bedienen. Personen, welche sich für wohlerzogen halten, setzen eine Ehre darein, nur Französisch zu sprechen, selbst mit ihrer Dienerschaft, und die Damen der guten Gesellschaft würden sich für beschmutzt halten, wenn nur ein Wort dieser gemeinen Volkssprache aus ihrem Munde ginge..... Was ist die Lage eines namhaften Theiles der unteren Classen? Sie fühlen sich unglücklich in dem nebelhaften Horizonte, der sie umgibt; sie sehen nicht das mindeste Licht, sie haben keine Beziehung zu den Regionen des Wohlstandes und der Aufklärung, und nicht wissend, wem dieses Unglück zuzuschreiben, sind sie geneigt, die Ursache davon in ihrer Sprache zu finden. Um sich her hören sie nur Französisch sprechen von allen denen, welchen sie zu dienen oder sie zu beneiden gewohnt sind, und durch eine sehr natürliche Verbindung schließt sich für sie die Idee des Französischen an die Idee der Achtbarkeit und des Glückes. Das ist so wahr, daß in dem gegenwärtigen Kriege alle Unwissenden in Belgien die hitzigsten Freunde von Frankreich sind." Diesen Uebelständen abzuhelfen, will Herr Vanderkindere, daß die französische Lehr- und Umgangssprache allmälig durch die deutsche Sprache ersetzt werde, die dem flämischen Idiome so verwandt ist, daß jeder Flamänder sie ohne Mühe in kürzester Zeit verstehen und selbst sprechen lernt, denn „Deutschland ist das natürliche Centrum für Flandern, die Flamänder sind Germanen, ihre Sprache ist ein germanischer Dialect, am mütterlichen Busen muß sie sich wieder erkräftigen und verjüngen."

Nachdem bereits in den belgischen Kammern dem Papst warme Sympathien gewidmet worden waren und man von der Regierung einen Schritt zum Schutz des Papstes in Rom zu thun verlangt hatte, dem jedoch die vorsichtige Regierung ausgewichen war, setzten die Ultramontanen eine Volksdemonstration in Scene. Am 2. Februar 1871 zogen ganze Dorfgemeinden mit ihren Pfarrern an der Spitze in Brüssel ein und machten einen ostensiblen Bittgang für den h. Vater. Man bemerkte zwar wenig Männer aus höheren Ständen in dieser Procession, desto mehr derselben aber in der Gudulakirche, in welcher Erzbischof Deschamps die Messe las. In

der zweiten Kammer warf Frère dem bekanntlich ultramontan geſinnten Miniſterium vor, daß es eine ſolche Schauſtellung geduldet habe, die der König von Italien als eine Beleidigung aufnehmen könne, aber der Miniſter d'Anethan antwortete ihm ziemlich frivol, die Sache habe gar keine politiſche Bedeutung, wenn man dem König von Italien auf eine ähnliche Weiſe in Brüſſel huldigen wolle, wie dem Papſte, ſo habe das gar keinen Anſtand. Es fehlte jedoch an Gegendemonſtrationen auch nicht. Ein liberal geſinnter Volkshaufe inſultirte die aus der Kirche kommenden Ultramontanen. Es kam zum Handgemenge. Die Place Royale, wo es am heißeſten zuging, war mit Kopfbedeckungen aller Art, beſonders aber mit geiſtlichen Dreimaſtern bedeckt. Die Polizei ſchritt aber bald ein, und die Sache blieb ohne weitere Folgen.

Im Juni veranlaßte die Jubelfeier des Papſtes einen Tumult in Brüſſel. Die Ultramontanen illuminirten, und ihre Pöbelhaufen verſuchten die von den liberalen aufgepflanzten italieniſchen Fahnen abzureißen und umheulten das Hotel der italieniſchen Geſandtſchaft. Liberale Volkshaufen verhöhnten dagegen den Palaſt des Nuntius und warfen den Jeſuiten die Fenſter ein. Es gab Schlägereien, die Polizei mußte einſchreiten und verhaftete unter anderm einen Kirchendiener von St. Gudula.

Das unwiſſende Volk, beſonders auf dem Lande, war faſt ganz in den Händen der Pfaffen. Im „Echo du Luxembourg" hieß es: „Wir haben die Freiheit der Preſſe, wer aber die Kühnheit hat, ein anderes Blatt zu leſen, als das dem Pfarrer gefällt, erhält unbarmherzig die Abſolution verſagt. Wir haben die Freiheit des Unterrichts; aber die Kinder, welche nicht in die Schulen der Geiſtlichen gehen, werden nicht zur erſten Communion zugelaſſen. Wir haben Vereinsfreiheit; wer aber Mitglied eines vom Klerus verurtheilten Vereines iſt, z. B. einer Freimaurerloge, wird förmlich und entſchieden in den Bann gethan. Wir haben Religionsfreiheit, aber wehe dem, der ſich herausnehmen wollte, die Bibel zu predigen oder was den Geiſtlichen ſonſt nicht gefällt. Wir haben die Freiheit der Predigt, aber ſie dient nur zur Beleidigung und Einſchüchterung der Staatsgewalten. Wir haben Wahlfreiheit, aber

aus den Schriften der Kirchenväter; J. B. Graser's Prüfung der Unterrichtsmethode der praktischen Religion; dessen Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung; dessen Erhebung des geistlichen Standes zur Würde; Achterfeldt Lehrbuch des christkatholischen Glaubens.

Schon König Ferdinand I. von Neapel hatte verordnet, daß die vorzüglichsten Gemälde des Bourbon'schen Museums copirt und in Kupfer gestochen werden sollten. Porporati, Morghen, Esteyan und andere Kupferstecher wurden damit beauftragt. Nach der neuen Aufstellung und Anordnung der Gemälde wird nunmehr die lange unterbrochene Arbeit fortgesetzt.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat in Betracht, daß dem Andenken Tizians bisher noch kein angemessenes Denkmal gewidmet ist, durch Entschließung vom 15. Oct. 1839 angeordnet, daß ihm ein solches Denkmal aus carrarischem Marmor errichtet und die Ausführung desselben venezianischen Künstlern übertragen werden solle. Dieses Denkmal, welches in einer Kirche oder einem andern passenden Orte aufgestellt werden soll, macht S. M. der Stadt Venedig zum Geschenk.

Dem Tenoristen Rubini, einem Bergamasker, wird auf dem Hauptplatz seiner Vaterstadt eine Bildsäule errichtet.

Den 14. Jan. starb zu Rom der Kunstveteran Joseph Anton Koch, ehemaliger Zögling der hohen Kunstschule. Er war geboren 1768 zu Elbing-Alp in Tyrol.

In Neapel sind auf Befehl des Königs zwei prachtvolle Begräbnißplätze errichtet worden, wodurch der abscheuliche Gebrauch abgestellt wird, alle Todten eines jeden Tags entweder in die Gewölbe der Kirchen oder in ein gemeinsames Loch zu werfen.

Spanien.

Der Dichter und Staatsmann Martinez de la Rosa ist zum Präsidenten des Ateneums in Madrid ernannt worden.

In Sevilla hat man den Vorschlag gemacht, ein Subscription zu eröffnen, um dem berühmten Maler Murillo ein Denkmal zu setzen.

Portugal.

Aus mehreren Theilen des Landes wird gemeldet, daß die religiösen Schwärmereien immer mehr überhand nehmen. Sie besuchen die Messe nicht mehr, lassen sich alle in ein großes Buch einschreiben und pflegen sich nächtlich in der Kirche zu versammeln.

Böhmen.

Am 9. Dec. 1838 starb der bekannte Naturforscher Caspar Graf von Sternberg, k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Großkreuz des österreichischen Leopoldordens, Präsident der Gesellschaft des vaterländischen Museums im Königreich Böhmen, der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft und der Prager Humanitätsgesellschaft, Mitglied der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, der botanischen Gesellschaft in Regensburg und mehrerer anderen gelehrten Gesellschaften.

---

wer nicht in die Wahlurne den Zettel legt, den ihm der Pfarrer in die Hand ſchiebt, der wird mit Verweigerung des Abendmahls im Leben und des Begräbniſſes in geweihter Erde nach dem Tode beſtraft."

Bald regte ſich in der Hauptſtadt Brüſſel ſelbſt eine ſtarke Oppoſition gegen die Ultramontanen, welche damals noch das Miniſterium inne hatten. Am 22. November proteſtirte der frühere Juſtizminiſter Bara gegen die vom Miniſterium verfügte Ernennung des in dem Langrandſchwindel tief verſtrickt geweſenen de Decker zum Gouverneur von Limburg. Während der ſtürmiſchen Verhandlung in der Kammer wurde dieſelbe draußen von zornigen Volksmaſſen umringt, welche Bara leben ließen und: Nieder mit dem Miniſterium! riefen. Anspach, der Bürgermeiſter von Brüſſel, eilte hinaus, und ſeinem Anſehen gelang es, das Volk zu beruhigen, ſo wie er auch in den folgenden Tagen mit Hülfe der Bürgerwehr die Ordnung aufrecht erhielt. Aber er ſagte den Miniſtern gradezu, daß die Bewegung kein Parteimanöver, vielmehr die geſammte Bevölkerung der Hauptſtadt wie der Provinz aufs tiefſte erregt ſey.

Das Miniſterium trotzte zwar dem Sturm und machte durch einen Mehrheitsbeſchluß der Kammer der Discuſſion ein Ende. Am folgenden Tage, dem 24., erneuerte ſich aber der Sturm. In der Kammer erzählte Nothomb, wie er mißhandelt worden ſey, „von einer Menge Schufte mit zerknitterten Hüten und ausgetretenen Schuhen." — „Dieſe Leute", unterbricht ihn Bara, „haben nicht wie Sie Dividende bei Langrand bezogen." — Nothomb entgegnet Bara: Er ſey der böſe Genius des Liberalismus, und der wahre Beweggrund ſeiner Oppoſition ſey, daß er wieder Miniſter werden wolle. — Bara: „Wie? Sie unterſtehen ſich, andere Leute anzugreifen, die Menge zu beleidigen, während tauſende von armen flandriſchen Bauern vergeblich das ihrige von Ihnen fordern? Ich weiß wohl, daß Sie ſo wenig wie Ihre Collegen ihre Demiſſion geben werden; die Adminiſtratoren Langrands geben nur gezwungen heraus, was ſie geben müſſen, aber die Stunde der Gerechtigkeit wird und muß kommen." — Draußen in der Stadt hielt der wackere Bürgermeiſter Anspach mit größter Anſtrengung die Ordnung auf-

recht, damit das Miniſterium keinen Vorwand bekäme, mit Militär einzuſchreiten. Dennoch ließ dasſelbe ein Regiment aus Antwerpen kommen. Doch machte dasſelbe auch eine Conceſſion durch Entlaſſung des verhaßten de Decker.

Die Ruhe wurde in den nächſten Tagen nicht mehr geſtört, obgleich die Aufregung noch fortdauerte. Am 29. erſchienen eine Menge Deputationen aus den Provinzen in Brüſſel, um Bara eine Dankadreſſe zu überreichen. Sie hatten ſich am Nordbahnhofe vereinigt und gingen im Zuge, die Studenten der Brüſſeler Univerſität mit der belgiſchen Fahne voran, nach der Wohnung des Herrn Bara. An der Spitze der Deputation ſtand der Bürgermeiſter von Gent, Graf de Kerchove; vertreten waren die liberalen Vereine von Gent, Antwerpen, Namur, Termonde, Mecheln, Lier, Verviers, Audenaerde, Renaix, Menin, Brügge, Haſſelt, Lokeren, St. Trond, Grammont, Aloſt, Dixmude, Ypern, Furnes; es hatten ſich aber noch eine große Zahl von Notabilitäten Brüſſels, ſowie eine Anzahl von Kammermitgliedern angeſchloſſen. Von der Wohnung des Herrn Bara zurückkehrend, begab ſich der Zug vor den Palaſt, wo dem Könige ein lebhaftes Hoch gebracht, aber auch der oft gehörte Ruf: „Demiſſion! Demiſſion!“ mehrfach wiederholt wurde. Die Kriſe währte nicht lange mehr, denn ſchon am 1. Dezember entſchloß ſich der König, Knall und Fall das ganze Miniſterium zu entlaſſen, ernannte jedoch gleich wieder ein neues aus derſelben ultramontanen Partei, nur ſolche Männer, die in der Langrandſchen Affaire nicht compromittirt waren. An die Spitze derſelben trat der bereits 77jährige Graf de Theux.

Inzwiſchen ſetzte auch der rührige Bara ſeine Oppoſition fort und drang mit einer neuen Waffe gegen die Ultramontanen vor, nämlich was uns in Deutſchland am meiſten intereſſiren muß, mit der Waffe der germaniſchen Sprache und Nationalität. In der Sitzung der Repräſentantenkammer vom 30. Januar 1872 ſtellte er den Antrag, den franzöſirten Belgiern der höhern Klaſſen ihr bisheriges Sprachvorrecht zu Gunſten der vlämiſchen Landesſprache zu entziehen. Die Unverſchämtheit der Franzoſennarren war ſo weit gegangen, daß die Verhandlungen der Landvertretung nur in franzöſi-

ſcher Sprache hatten gedruckt werden können, ſo daß das vlämiſche Landvolk, welches nur ſeine niederdeutſche Mundart ſpricht und kein Franzöſiſch verſteht, über alles, was die doch von ihm ſelbſt gewählten Abgeordneten im Repräſentantenhauſe trieben, im Dunkeln blieb, oder es nur in dem gefälſchten Lichte anſah, in welchem es ihm die von den Jeſuiten exercirten Pfaffen vorſpiegelten. Gegen dieſes bisher der deutſchen Nationalität angethane ſchwere und ſchmähliche Unrecht trat nun Bara auf, indem er den Antrag ſtellte: „Die Verhandlungen der Kammern, die ‚Annales parlementaires', ins Vlämiſche überſetzen zu laſſen und jedem Wähler nach ſeinem Wunſche ein franzöſiſches oder vlämiſches Exemplar derſelben gratis zuzuſtellen. Dieſer Publication ſoll dann ein Auszug aus den Verhandlungen der Kammern und die Geſetze und königlichen Erlaſſe hinzugefügt werden, welche für die Geſammtheit der Bürger von Intereſſe ſind."

Die Affaire Langrand, wodurch die Ultramontanen ſo ſchwer compromittirt waren, blieb fortwährend auf der Tagesordnung. Der Sekretär Langrands, Camille Nothomb, Neffe des belgiſchen Geſandten in Berlin, wurde angeklagt, im Intereſſe ſeines entflohenen Prinzipals bedeutende Werthe entwendet zu haben, und man verlangte, es ſolle gegen Langrand ſelbſt verfahren werden, was auch geſchah. Am 11. März wurde er wegen betrügeriſchen Bankerotts in contumaciam zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt.

Im katholiſchen Großherzogthum Luxemburg, deſſen Großherzog der calviniſche König der Niederlande iſt, geſchah von dieſem kein Schritt, der ultramontanen Wühlerei, die ſich mit dem fanatiſchen Deutſchenhaſſe paarte, entgegenzutreten. Das durchaus deutſche Landvolk folgte blind den Pfaffen, während in den Städten franzöſiſche Bildung und Mode vorherrſchten. Das Luxemburger Blatt, welches ſtrotzend von Lüge und ungerechtfertigtem Haſſe ſich gleichwohl das „Wort für Wahrheit und Recht" nennt, wüthete Tag für Tag gegen Preußen und das neue deutſche Reich. Daß Luxemburg noch im deutſchen Zollverbande und ſeit der Occupation des Metzer Gebietes auch im Süden ganz von Preußen eingeſchloſſen iſt, macht

den Ultramontanen ungeheuern Verdruß. Man las in der Kölner Zeitung: Die Leute träumen von einer ſehr nahen und allgemeinen Schilderhebung Frankreichs und der andern katholiſchen Völkerſchaften Europas; und bis dahin glauben ſie unſer Land wenigſtens hinhalten und vor ſeinem innigeren Verbande mit Deutſchland abhalten zu können. Als unſere Selbſtändigkeit durch Frankreich, deſſen Werkzeug die Oſtbahn-Geſellſchaft war, bedroht wurde, da ſchwiegen das „Wort“ und ſeine Creaturen mäuschenſtill, ja, freuten ſich wohl gar darüber. Doch heute iſt das ganz was anderes!

Im calviniſchen Holland machte ſich dagegen eine altkatholiſche Bewegung bemerklich, unterſtützt vom katholiſchen, jedoch ſchismatiſchen Janſenismus. Ein gut unterrichteter Correſpondent des Schwäb. Merkur berichtete darüber im Auguſt 1871: Bis jetzt war es nur Ein liberaler Katholik, der Baron Hugenpoth tot Den Beerenklaauw, geweſen, der öffentlich und dazu noch in einem der Brennpunkte des niederländiſchen Ultramontanismus, in Herzogenbuſch, die Fahne des Liberalismus hoch gehalten hatte. Nun hat ſich ihm aber ein ſehr ſtreitfertiger Kämpfer, ein Arzt aus der Provinz Nordholland, zur Seite geſtellt. Dieſer, Dr. Merz, wurde, da er ſich vor einigen Monaten geweigert hatte, die von der ultramontanen Partei colportirte Adreſſe an den König zu unterzeichnen, in welcher darauf gedrungen wurde, daß ſich auch Holland an der Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes zu betheiligen habe, mit dem Verluſt ſeiner ärztlichen Praxis geſtraft, indem der Geiſtliche ſeines Dorfes den ihm untergebenen Schafen bei Strafe der ewigen Verdammniß verbot, einem räudigen Schafe den Leib anzuvertrauen. Schon vor einigen Wochen erſchien von dem genannten Arzt eine kleine Broſchüre, in welcher er die Unvereinbarkeit zwiſchen den Pflichten eines freien, ehrlichen Staatsbürgers und den die holländiſche Verfaſſung, wie die ganze moderne Civiliſation verdammenden Grundſätzen des Syllabus nachwies. Vor einigen Tagen ließ nun Dr. Merz ſeiner erſten Broſchüre eine zweite und zwar in Form eines offenen Sendſchreibens an den Biſchof von Haarlem folgen, in welchem er ſich von der römiſchen Kirche losſagt. Sollte ſich dieſe Bewegung weiter ausbreiten, ſo ſteht dem

liberalen katholiſchen Element ein ſchwer ins Gewicht fallender Bundesgenoſſe zur Seite, nämlich die Janſeniſten, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, die oud-bischoppelijke Clerezie. Denn dieſe halten ſich ja bekanntlich für die Vertreter der wahren katholiſchen Kirche und, wie verlautet, haben ſie ſich auch bereits mit verſchiedenen Altkatholiken in Deutſchland in Verbindung geſetzt. Ihr Biſchof in Deventer iſt ſeit 1853 im Banne, wobei ſich die Curie der Ausdrücke pestis und monstrum bediente, aber ſie haben ſich hier durch ihr ſtilles Weſen, ihren Wohlthätigkeitsſinn und ihre Verträgſamkeit gegen andere Confeſſionen die allgemeine Achtung erworben. Uebrigens iſt die Zahl der Janſeniſten eine ſehr geringe. Ueber die altkatholiſche Kirche Hollands ſchrieb Viſſer im Haag 1870 ein einläßliches Buch.

Die niederländiſche Geſandtſchaft am päpſtlichen Hofe wurde im Februar 1872 aufgelöst. Der letzte Geſandte, Graf Duchatel, hatte in Rom hauptſächlich der Andacht gelebt und ſich nur dadurch bemerklich gemacht, daß er dem preußiſchen Geſandten von Arnim entgegentrat, als dieſer dem Papſt den Rath gab, doch lieber Rom zu verlaſſen, als ſich ſeinen Feinden preiszugeben, da die italieniſchen Truppen Victor Emanuels bereits in die Stadt eindrangen.

Das iſt Nebenſache, die Hauptſache aber iſt, daß die niederländiſche Regierung blos aus dem Grunde mit Victor Emanuel keinen Verkehr mehr haben will, weil derſelbe nur durch die Siege Preußens über Oeſterreich und Frankreich in den Stand geſetzt worden iſt, Venedig und Rom einzunehmen und dadurch ſein Königreich abzurunden. Noch nie hat ſich der Deutſchenhaß im Haag ſo unverblümt ausgeſprochen. Die Holländer, die vor dreihundert Jahren ihr Blut und Leben einſetzten für ihre Unabhängigkeit und ihren reformirten Glauben, unterſtützen jetzt den Ultramontanismus gegen Deutſchland.

Am 1. April 1872 wurde in ganz Holland ein großes Nationalfeſt begangen, nämlich die dreihundertjährige Jubelfeier des Sieges der Waſſergeuſen bei Briell. Mit dieſer an ſich unbedeutenden Eroberung einer kleinen Feſtung am Ausfluß der Maas begann

doch die großartige Erhebung der bis dahin geduldigen Holländer gegen die Spanier unter dem berüchtigten Herzog von Alba, jener ewig denkwürdige Kampf freiheitsliebender und proteſtantiſcher deutſcher Männer gegen die unerträgliche Glaubenstyrannei und zugleich den weltlichen Despotismus der romaniſchen Race, ein Kampf, welcher bekanntlich mit dem Siege der Holländer und ihrer vollſtändigen Befreiung endete. Mit Recht freuten ſich nun die ſpäten Enkel der heldenmüthigen Väter und ganz Holland feierte den Jahrestag. Wohl äußerlich glänzend, doch innerlich nicht mit dem vollen und klaren Bewußtſeyn des germaniſchen Racenintereſſes. Denn dieſe kerndeutſchen Holländer hatten ſich in einen unnatürlichen Haß ihrer deutſchen Brüder hineinhetzen laſſen, namentlich weil man ihnen Angſt gemacht hatte, ſie würden von Preußen, wie Hannover, aufgefreſſen und dem neuen deutſchen Reiche einverleibt werden. Als ob das ein ungeheures Unglück wäre, ſträubten ſie ſich dagegen mit Händen und Füßen, und eine kleine ultramontane Partei unter ihnen war unverſchämt genug, ihnen zuzumuthen, ſie ſollten das Siegesfeſt von Briell entweder gar nicht oder in einem gradezu verkehrten Sinne feiern und in den damaligen ultramontanen Spaniern, welche gegen die deutſche Nationalität und Reformation kämpften, ihre Geſinnungsgenoſſen, in dem proteſtantiſchen Kaiſer und dem neuen deutſchen Reiche aber ihre Todfeinde ſehen. Eine Correſpondenz aus Amſterdam beſchrieb die glänzenden Feſte mit folgenden Worten: Der König begab ſich nach dem Briell, wo dieſer Geburtstag der Nation und der Größe des Hauſes Oranien durch Gottesdienſt und Truppenſchau ziemlich einfach begangen wurde. Am großartigſten war die Feier in Amſterdam, der alten Landeshauptſtadt. Die Glanzpunkte des Feſtes bildeten ein allegoriſch-hiſtoriſcher Aufzug von circa 4000 Menſchen, bei dem die Trachten, Waffen, Schiffe, Handwerksgeräthe u. ſ. w. des 16. Jahrhunderts in hübſcher Weiſe zuſammengeſtellt waren, und eine glänzende Illumination. Amſterdam, das nordiſche Venedig, iſt von über hundert ſchiffbaren Canälen (Grachten genannt) durchſchnitten, und die Ränder dieſer Grachten waren mit Hunderttauſenden von Lampions beleuchtet, die das Waſſer in ihrem Widerſchein wie einen Feuerſtrom anſehen

ließen. Interessant für den Deutschen war besonders noch Eins. Die Deutschen sind hier zu Lande nicht beliebt, werden vom gewöhnlichen Publikum der Straßen nur mit dem Schimpfnamen muff titulirt; aber in den letzten Monaten und besonders hervortretend an dem Festabend hörte man auf den Straßen kein anderes Lied, als eine schlechte Uebersetzung der — Wacht am Rhein.

Im Ganzen siegte doch die gute deutsche Natur im Volk, welches bei dem Fest freudig erregt war. Nur an einigen Orten erfrechten sich die Ultramontanen, die Feier zu stören. Zu Osterhaut in Nordbrabant ließen sie den Papst und die Katholiken leben und schrieen: Nieder mit den Liberalen, Freimaurern und Geusen. So auch in Amersford, Yfselstein und Losduinen, wobei Schlägerei und Verwundungen vorkamen. Der katholische Fanatismus stürmte auch bis über die deutsche Grenze. Der Emmericher Volksbote erzählt: „Die evangelischen Einwohner Heerenbergs an der Spitze, denen sich auch die Beamten der Hohenzollern'schen Verwaltung anschlossen, hatten gestern ein bescheidenes Fest in dem Societätsgebäude veranstaltet, hauptsächlich darin bestehend, daß alle Kinder des Orts, selbstredend ohne Unterschied der Religion, bewirthet werden und sich am Fahren auf einem innerhalb des Societätsgebäudes aufgestellten Carousel erfreuen sollten. Die Festlichkeit begann Nachmittags 4 Uhr; vorher hatte sich in den Straßen des Städtchens Pöbel von dem benachbarten Emmerich gezeigt, aus dessen Mitte der Ruf: ‚Oranje in de Goet' erscholl. Unter den Frauen verbreitete sich bald Angst und Schrecken, daß das Fest gestört werden möchte, und so geschah es leider auch. Der Haufen Emmericher und die Betrunkenheit mehrte sich, und bald kam es zu Thätlichkeiten, indem der Reichsfeldwächter Straatmann niedergeschlagen, ihm seine Waffen entrissen und auch sein zur Hülfe herbeigeeilter Sohn mißhandelt wurde. In dem Societätsgebäude und in einigen Häusern wurden Fenster zertrümmert und in Angst und Schrecken flohen die Menschen aus dem Festlocale. Nachdem der Plebs vor dem Hause des Pastors ein dreimaliges Hoch gebracht und ein geistliches Lied gesungen hatte, verließ er unter Schreien und Tumult gegen Mitternacht das Städtchen."

Wie Belgien, ſo ſollte auch die Schweiz der jeſuitiſchen Offenſive gegen Deutſchland zur Baſis dienen. Die Schweiz wäre nie vom deutſchen Reich abgefallen, wenn die Habsburger ſie nicht unter ein unerträgliches Joch hätten zwingen wollen. Nun blieben ſie freilich beide dem deutſchen Reiche fremd, und ſie wurden von Frankreich umliſtet und zuletzt von Napoleon unterjocht. Nach der Reſtauration aber verſäumten die wiederhergeſtellten Jeſuiten keinen Augenblick, ſich wie in Belgien, ſo auch in der Schweiz einzuniſten. Ihr extremes Gebahren aber rief hier das andere Extrem eines rückſichtsloſen kirchenfeindlichen Radicalismus hervor. Im Sonderbundskriege 1847 platzten die Geiſter auf einander und die Jeſuiten erlitten eine ſchreckliche Niederlage.

Die Jeſuiten wurden aus der Schweiz verbannt, allein ihr Einfluß auf den katholiſchen Theil der Eidgenoſſen hörte damit nicht auf. Eine kühne Operation aber wagten ſie in Genf, wobei ſie durch den geheimen Wunſch Frankreichs, ſich einmal dieſer Grenzſtadt bemächtigen zu können, unterſtützt wurden. Zu Werkzeugen diente daher ein jeſuitiſch-römiſcher und ein franzöſiſcher Agent. Erſterer war ein gewiſſer Mermillod, der mitten in Genf, der Stadt Calvins, das katholiſche Banner aufpflanzte und nichts Geringeres hoffte, als Genf allmälig katholiſch zu machen; der andere aber, der Agent Napoleons III., war in demſelben Genf der demokratiſche Agitator Fazy, dem es wirklich gelang, unter dem Schutz des in der Schweiz überhaupt zur Herrſchaft gelangenden Radicalismus, die alte calviniſche Ariſtokratie zu ſtürzen und die Feſtungswerke Genfs, hinter denen ſich die Eidgenoſſenſchaft vielleicht einmal Frankreichs hätte erwehren können, zu ſchleifen. Zugleich rief dieſer Fazy eine Menge katholiſches Proletariat aus dem benachbarten Frankreich und Savoyen herbei und gab ihm das Genfer Bürgerrecht, um die calviniſche Bevölkerung allmälig durch eine katholiſche zu verdrängen. Er ſelbſt machte ſich Geld durch Eröffnung einer Spielhölle. Sein in jeder Beziehung nichtswürdiges Regiment wurde nun zwar durch eine Contrerevolution der guten Bürger Genfs geſtürzt, nun aber mußte Mermillod in die Lücke eintreten, um den Jeſuitenplan mit friſchen Kräften durchzuführen. Der Biſchof vom

benachbarten Freiburg im Uechtlande, dem alten Jesuitennest, gab sich dazu her, ihn zum katholischen Pfarrer in Genf, welches zu seinem Bisthum gehörte, zu ernennen, und als durch Fazys Umtriebe die katholische Bevölkerung der Stadt zugenommen hatte, wurde Mermillod vom Papst selbst im Jahr 1864 zum Bischof von Hebron in partibus ernannt, und wurde Fazy durch einen andern weltlichen Agenten, den Grafen Blome, ersetzt, der mit der Camarilla in Wien und allen Häuptern der Jesuitenpartei in Deutschland in Verbindung stand und dessen Hauptaufgabe es war, die Macht der Presse für Rom in Bewegung zu setzen. Ein Artikel aus Genf vom 16. Februar 1872, der in die meisten deutschen Zeitungen überging, ließ einen Blick in das geheime Treiben in Genf thun. Er lautete: Das Berliner Jesuitenblatt leugnete bekanntlich vor einiger Zeit, daß es hier Jesuiten gebe. Dem gegenüber ist zu constatiren, daß die Mitglieder der Gesellschaft Loyolas zwar in Genf kein Ordenshaus besitzen, wohl aber in den Kreisen des Bischofs Mermillod ein Stelldichein haben, wo sie, wie in einem Taubenschlag, aus- und einfliegen, Bericht abstatten, Weisungen mitnehmen, Rath ertheilen und erhalten. Dies ist seit einigen Wochen in dem Grade bemerkbar, daß man Genf, soweit es sich um jene Kreise handelt, geradezu als die Hauptfiliale der römischen Oberleitung aller ultramontanen Bestrebung bezeichnen kann. Ein besonders regsamer und vielgeltender Dirigent dieses Treibens ist der bekannte holsteinische Convertit Graf Blome. Unter den in letzter Zeit hier durchgereisten Ordensmitgliedern war der Schotte Monteith, den man zu den Sommitäten der Jesuiten rechnet und der nach Rom ging, nachdem er mit den hiesigen Parteiführern der Ultramontanen eine Besprechung gehabt. Preßorgane dieses Jesuitennestes in der Stadt Calvins sind die heimlich verbreitete „Correspondenz de Genève" und der „Courrier de Genève", der jener in der Oeffentlichkeit secundirt. Kaum je vorher war man im hiesigen ultramontanen Lager so rührig, und mit welcher Leidenschaftlichkeit der Kampf zwischen der radicalen Regierung des Cantons und den Ultramontanen von Seiten der letzteren geführt wird, zeigt jede Nummer des obengenannten „Courrier". In Betreff Deutschlands richtet die von den Jesuiten

dirigirte ultramontane Clique, wie man hört, ihr Augenmerk vor Allem auf Bayern, doch wird auch das Rheinland nicht außer Acht gelaſſen.

Während in der Genfer Correſpondenz durch ihre weite Verbreitung ganz Deutſchland alarmirt wurde, erhob der Papſt plötzlich und eigenmächtig Genf zu einem beſondern Bisthum und ernannte Mermillod zum Biſchof, im September 1872. Die Genfer Regierung erkannte aber dieſe Ernennung nicht an und ſetzte Mermillod auch von ſeinem bisherigen Pfarramt ab.

Zum Beweiſe, wie viel jeſuitiſche Organiſation ſchon in den Episcopat eingedrungen war, erließen ſämmtliche Schweizer Biſchöfe ein Schreiben an Mermillod, worin ſie ihm vollkommen zuſtimmten und ihn ermuthigten, im Widerſtand gegen die weltliche Regierung fortzufahren. Gegeben am h. Grabe der Märtyrer von der thebaiſchen Legion in der Abtei von St. Moriz, 24. September 1872. Peter Joſeph, Biſchof von Sitten; Etienne, Biſchof von Lauſanne und Genf; Karl Johann, Biſchof von St. Gallen; Eugen, Biſchof von Baſel; Etienne, Biſchof von Bethlehem, Abt von St. Moriz; Gaspard, Biſchof von Antipatris; Auxiliar von Chur, im Namen des Biſchofs von Chur. — Dagegen proclamirte der Genfer Staatsrath am 22. October, den Befehlen des Biſchof Mermillod ſey keine Folge zu geben, die ihm anhängenden Pfarrer ſeyen abzuſetzen und neue Pfarrer durch die Gemeinden zu wählen.

Neben dieſen Genfer Händeln regten die Jeſuiten noch andere in andern Schweizer Kantonen an.

Der Kanton Aargau, bekanntlich der vorgerückteſte auf der liberalen Seite, der auch vor dem Sonderbundskriege zuerſt die Klöſter aufgehoben hatte, ging auch diesmal im Kampf gegen den Ultramontanismus voran. Man ſchrieb im Anfang des Jahres 1871: „Der Regierungsrath des Kantons Aargau hat, nach Einſicht des diesjährigen Faſten-Mandats des Biſchofs von Baſel vom 6. Februar, ſich veranlaßt geſehen, den Abſchnitten, die vom neuen Dogma der Unfehlbarkeit des Papſtes, von der Erhebung des Joſephstages zu einem Feſttag erſter Klaſſe und von dem Liebeswerke zu Gunſten der Bisthumsbedürfniſſe handeln, das hoheitliche Placet zu ver-

Ungarn.

Der Biſchof von Veszprim, v. Kopatſy, iſt von Sr. M. dem Kaiſer und König zum Erzbiſchof von Gran und Primas von Ungarn ernannt worden.

Am 19. Mai 1839 ſtarb zu Peſth Dr. Joh. Schuſter, Prof. der Chemie und Pharmakognoſie an der dortigen Univerſität, früher praktiſcher Arzt zu Ofen.

Polen.

Am 4. Aug. 1838 ſtarb zu Warſchau Anſelm Schwenkowski, Prälat, ehemals Rector der Univerſität, 66 Jahre alt.

Am 17. Nov. 1838 ſtarb zu Warſchau der Staatsreferendar Ludwig Osiński, 68 Jahre alt, früher Profeſſor der Literatur an der dortigen Univerſität, Mitglied des Unterrichtsraths und der Theaterdirection. Er hat Tragödien, Luſtſpiele und Opern theils ſelbſt gedichtet, theils aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

In Warſchau wurde am 5. Nov. 1838 ein neues Theater eröffnet, auf welchem Vorſtellungen in einem aus hebräiſcher und deutſcher Sprache gemiſchten Idiom, das mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben und von den meiſten deutſchen und polniſchen Israeliten geſprochen wird, gegeben werden ſollen. Die Leitung deſſelben hat Herr Schertſpierer aus Wien proviſoriſch erhalten und zuerſt ein ſelbſt gedichtetes fünfactiges Drama Moſes zur Aufführung gebracht, das theils in Verſen theils in Proſa geſchrieben iſt und in welchem der Dichter ſelbſt die Hauptrolle übernommen hatte.

Rußland.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg beging am 10. Jan. ihr 113jähriges Stiftungsfeſt mit dem ſeit 1836 gewöhnlichen Acte. Unter den bei dieſer Sitzung aufgenommenen Ehrenmitgliedern bemerkt man den wirklichen Staatsrath Adelung, Director des orientaliſchen Inſtituts.

Die St. Petersburger Centralſternwarte, zu deren Bau im Juni 1835 auf dem Berge Pulkowa der Grundſtein gelegt ward, iſt vollendet und ſoll im Frühjahr eingeweiht werden. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat den Staatsrath Struve, ihrem Mitglied, das Amt des erſten Aſtronomen an dieſer Sternwarte übertragen.

In der Nacht vom 30. auf den 31. Dec. verſchied in St. Petersburg der als Statiſtiker beſonders für Rußland ſehr bekannte Akademiker, wirkliche Staatsrath Herrmann im 78ſten Lebensjahre. Er war zugleich ordentlicher Profeſſor der dortigen Univerſität.

Die an der St. Petersburgiſchen, moskauiſchen, charkowiſchen, kaſaniſchen und St. Wladimir-Univerſität anzuſtellenden außeretatsmäßigen Lectoren der deutſchen und franzöſiſchen Sprache ſollen in Zukunft mit allen den etatsmäßigen Lectoren zuſtehenden Rechten und Vorzügen als im Staatsdienſte gerechnet und dieſes auch auf die jetzt bei den Univerſitäten beſtändlichen außeretatsmäßigen Lectoren ausgedehnt werden.

Zufolge einer Anordnung des Miniſters des öffentlichen Unterrichts werden von 1839 an auf fünf Univerſitäten des Reichs, in Moskau, Dorpat, Kijew, Charkow und Kaſan öffentliche Vorträge über Landwirthſchaft gehalten werden, was in Petersburg und Dorpat ſchon ſeit längerer Zeit geſchehen iſt.

Den Juden, welche von ruſſiſchen Akademien und Univerſitäten Diplome über den Grad von Doctoren der Medicin oder der Chirurgie beſitzen, iſt nun auf Befehl des Kaiſers geſtattet

weigern und den Geistlichen die Verlesung der betreffenden Abschnitte zu untersagen. — In der Klosterkirche in Muri hatte der Pfarrer Christen das neue Dogma verkündet und beigefügt: ‚Wer es nicht glaubt, der mag die Kirche verlassen.' Natürlich blieben die Schafe im Stall. Als aber der Präsident der aargau'schen Regierung davon Wind bekommen hatte, ließ er den Fall amtlich untersuchen, und der Herr Pfarrer erklärte bei dieser Gelegenheit: ‚Daß er in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre, getreu seinem Priestereide, mit dem schweizerischen Episkopat, ja mit dem Bischof und dem Papst halten werde.' Auf diese Erwiderung gab die Regierung eine Antwort, welche an Deutlichkeit nicht das geringste zu wünschen übrig läßt. Sie sagte: ‚Der Regierungsrath sey weit davon entfernt, dem Religionslehrer Christen Zwang anzuthun, und ertheile ihm hiemit als öffentlichem Beamten, gestützt auf die einschlagenden Bestimmungen des Organisationsentwurfes, auf Ende August seine Entlassung. Zugleich höre für ihn dann das mit der Stelle eines Religionslehrers an der Bezirksschule stiftungsgemäß verbundene Benefizium eines Pfarrhelfers von Muri auf und zwar in dem Sinne, daß damit auch die ihm seinerzeit ertheilte Pfründekompetenz für den Kanton staatlich zurückgezogen werde.' Herr Christen kann nun glauben und lehren, was er will, sich aber auch Jemanden suchen, der ihm den Gehalt zahlt, wo er will." — Im Juli hieß es: „Die Regierung hat dem Pfarrer Fuchs in Niederwyl wegen wiederholter Auflehnung gegen Staatsgesetze und weil er die Neukommunikanten durch ein feierliches Gelübde auf das Dogma der Unfehlbarkeit förmlich verpflichtet hat, vom 1. September an die Pfründkompetenzfähigkeit für den Kanton Aargau entzogen."

Im Kanton Solothurn wurde der Strafhauspfarrer Egli vom Bischof Lachat suspendirt, weil er die Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen wollte, aber von der Kantonsregierung geschützt. Im Kanton Neuenburg reichte ein Verein „liberaler Christen" dem großen Rath eine Petition ein, worin er Trennung der Kirche vom Staat und unbedingte Religionsfreiheit verlangte.

Am 20. Juli 1871 beschloß man im Kanton Aargau mit 21,000 gegen 14,000 Stimmen ein Gesetz, wonach alle Geistlichen

je nach sechs Jahren einer Wiederwahl durch die Gemeinden unterliegen sollten. Am 6. August erstattete aber Landammann Keller von Aargau der Altkatholikenversammlung in Heidelberg Bericht über die kirchlichen Zustände der Schweiz und bemerkte, es fehle dort nicht an aufgeklärten Laien, wohl aber an aufgeklärten und muthigen Priestern, denn die Priester seyen von den Jesuiten terrorisirt. Brosi kündigte eine Altkatholikenversammlung in der Schweiz an und drang auf Verbindung der Altkatholiken in der Schweiz mit denen in Deutschland.

Im Kanton Luzern wurde die bisherige liberale Regierung gestürzt und an ihre Stelle trat eine ultramontane von so fanatischem Eifer, daß man förmlich Jagd machte auf Gegner der Infallibilität. Nicht viel anders in Zug und St. Gallen.

Eine Volksversammlung zu Langenthal reichte durch ihren Ausschuß der Bundesversammlung eine Denkschrift ein, worin scharf betont wurde, daß die Infallibilität und Alleinherrschaft des Papstes keine andern Staaten so nahe bedrohe, wie die Republiken, denn nirgends stehe das monarchische Princip dem demokratischen schroffer gegenüber. Im August erklärten sich die Schweizer Bischöfe gemeinschaftlich für die Infallibilität. Der Piusverein in Freiburg erklärte sich im September 1871 gegen die von vielen Seiten gewünschte Reform der schweizerischen Bundesverfassung.

Dagegen wurde am 18. September zu Solothurn eine große Versammlung von Altkatholiken eröffnet, worin beschlossen wurde, folgende Forderungen den Kantonsregierungen zu unterbreiten: 1) Das Dogma von der Unfehlbarkeit des römischen Papstes, welches unter dem 18. Juli 1870 in der vatikanischen Versammlung zu Rom promulgirt wurde, sowie den von Pius IX. am 8. Dezember 1864 erlassenen Syllabus als mit dem Schweizer Verfassungsrecht unvereinbar zu erklären, insbesondere deren Lehre im Jugendunterrichte sowohl in der Schule als in dem konfessionellen Religionsunterrichte mit allen dem Staate zu Gebote stehenden Mitteln (als Ausübung der Oberaufsicht, Dienstentlassung, Besoldungsentziehung ꝛc.) zu verhindern. 2) Daß, wenn sich katholische Kirchengemeinden oder einzelne derselben (Mehrheiten oder Minder-

heiten) von der Kirche der päpſtlichen Unfehlbarkeit trennen wollen, ihr Miteigenthumsrecht an dem geſammten Kirchen- und Pfründvermögen anerkannt werde, beziehungsweiſe dieſelben das Recht der Mitbenützung der Amobilien (Kirchen, Pfarrhäuſer, Begräbnißſtätten u. ſ. w.) erhalten und von dem übrigen Vermögen ihnen ſo viel, als zur Einrichtung und Dotation eines eigenen Cultus erforderlich iſt, oder zum mindeſten ihr proportioneller Antheil nach der Seelenzahl herausgegeben werde. 3) Das freie Wahlrecht der Gemeinde bei Beſetzung der Pfründen anzuerkennen und zu ſchützen, ſo daß die Verweigerung der biſchöflichen Admiſſion keinen Hinderungsgrund für einen gewählten Geiſtlichen bilden dürfe, ſein Amt mit Zuſtimmung der Gemeinde anzutreten.

Seitdem in unſerm Jahrhundert die Jeſuiten wieder aufgekommen ſind, ſuchten ſie auch die katholiſche Theologie auf den Univerſitäten und auf den Prieſterſeminarien wieder ganz in ihre Hände zu bekommen. So wurde in den franzöſiſchen Seminaren die Möchialogie des Trappiſten Debreyme verbreitet, an ſittlichem Schmutz wetteifernd mit Sanchez, und in den deutſchen Seminaren die Moraltheologie des Jeſuiten Gury, aus den lateiniſchen Ausgaben 1858 überſetzt von Weſſelak. Schon Hirſcher ließ ſich 1823 in einer Schrift „über das Verhältniß des Evangeliums zur theologiſchen Scholaſtik der neueſten Zeit" in ernſten Worten gegen die Wiederkehr der jeſuitiſchen Caſuiſtik aus, aber es half nichts, die Jeſuiten ſpotteten über „Hirſchers überwundenen Standpunkt." In den letzten Jahren rügte Landammann Keller im argauiſchen großen Rathe die Infamien, welche Gury's auch im Seminar des Bisthum Baſel eingeführtes Lehrbuch enthalte, worauf der Regens jenes Seminars das Lehrbuch vertheidigte. Auch Biſchof Ketteler von Mainz half es in einer Flugſchrift vertheidigen, obgleich er ſich ſchlau genug verwahrte, er unterſchreibe nicht alles, was in jenem Lehrbuch ſtehe. Wer dieſes Lehrbuch nun lieſt, erſieht daraus auf jeder Seite, daß es ein rabuliſtiſches Lügengewebe zur Entſchuldigung jeder denkbaren Immoralität iſt. Die jungen Prieſter werden darin angewieſen, wie ſie es machen ſollen, um von jeder ſolcher Immoralität in der Beichte zu abſolviren, indem ſie dieſelbe durch den

Probabilismus, durch die Richtung der Abſicht, durch den mentalen Vorbehalt ꝛc. entſchuldigen. Zur Abſolution genügt es ſchon, wenn durch die begangene Sünde ein großer Nachtheil für den Sünder oder auch ein bloßes incommodum vermieden wurde. Meineid z. B. wird erlaubt, wenn man „einen wichtigen Grund“ dazu gehabt hat. Von der ungeheuern Frivolität, mit welcher die Jeſuiten gleich Komikern im Theater die ernſteſten Dinge behandeln, hier nur einige Beiſpiele aus jenem Lehrbuch. Da wird Seite 78 gelehrt: Willſt du oft und immer wieder ſtehlen, ſo brauchſt du doch nur die Abſolution für einen einzigen Diebſtahl, wenn du dir von vorn herein vornimmſt, eine ſehr große Summe zu ſtehlen, von der dann die einzelnen Diebſtähle nur Abſchlagszahlungen ſind. Auf Seite 97 wird dem chriſtlichen Gebot „Liebe deine Feinde“ mit affenartigem Grinſen Hohn geſprochen und behauptet, der Grund aller Liebe ſey Egoismus, man könne und ſolle ſich nur ſelber lieben. Am allerraffinirteſten aber erſcheint die jeſuitiſche Wollüſtelei im Kapitel von der Verführung der Beichtkinder Seite 684 bis 690. Darin werden dem Beichtvater ohne weiteres gegenüber der Beichttochter Schmeicheleien, Handgriffe ꝛc. erlaubt, wenn es nur zum Scherz (ex mera levitate) geſchieht. Man denke ſich nun, wie ſolche ruchloſe Bücher auf die Einbildungskraft junger Prieſter wirken mögen, welche das Gelübde der Keuſchheit ablegen ſollen. Zum Ueberfluß enthält jenes Lehrbuch von Gury auch ſchon den Satz, kein katholiſcher Geiſtlicher ſey an ein weltliches Geſetz gebunden, ſofern demſelben die Kirche nicht ausdrücklich zugeſtimmt habe.

Nachdem Keller die Sache aufgedeckt hatte, vereinigten ſich die weltlichen Regierungen der Kantone, die zum Bisthum Baſel gehören, dem Biſchof die Abſchaffung des ruchloſen Lehrbuchs abzunöthigen. Nun aber führte er das noch ärgere von Kemrick ein, worauf den Kantonen die Geduld riß und ſie dem Seminar die Subſidien entzogen. Am 2. Oktober 1871 trat der Kanton Aargau ganz aus dem Bisthum aus. Der Biſchof machte dem Kanton Aargau deshalb Vorwürfe in einem Schreiben „von ſolcher Maßloſigkeit und Unanſtändigkeit“, daß im großen Rath des Kantons darauf angetragen wurde, es gar nicht anzunehmen. Doch zog man

vor, mit einer einfachen That zu antworten, und fast einstimmig wurde beschlossen, alle confessionellen Verfassungsbestimmungen zu beseitigen und den confessionslosen Unterricht durchzuführen.

Auch der Kanton Bern erklärte sich gegen die ultramontanen Wühlereien im Jura und sperrte zwei fanatischen Geistlichen die Temporalien.

Am 16. Dezember 1871 beschloß der schweizerische Nationalrath in Bern, den Jesuiten die Aufnahme in der Schweiz, die Ausübung einer kirchlichen oder Lehrthätigkeit, wie auch überhaupt die Errichtung neuer oder Wiederherstellung alter Klöster auf eidgenössischem Boden zu verbieten. Der Ständerath stimmte nur dem ersteren bei, nicht dem letzteren.

Im Kanton Zürich wurde die Trennung der Schule von der Kirche vollständig durchgeführt. Man schrieb aus Zürich: Bei der Abstimmung siegte die Vermittlung, so daß der Religionsunterricht und die Geistlichkeit, übrigens letztere nur in den drei letzten Klassen und mit einem bestimmten, vom Erziehungsrath erlassenen Lehrplan zugelassen wurde, aber mit „Ausschluß alles Dogmatischen und Confessionellen" und im Sinne der Verfassung, welche jeden Zwang in religiösen Dingen ausschließt, so daß der Religionsunterricht in der Volksschule nicht obligatorisch ist. Ob dieser Beschluß eine korrekte Lösung des Knotens enthält?

Uebrigens arbeitete der Radicalismus im Kanton Zürich den Jesuiten in die Hände, indem er zu hohe Ansprüche an die Bauernkinder machte. Nach dem Entwurf des neuen Unterrichtsgesetzes sollten diese Kinder bis zu ihrem vollendeten fünfzehnten Jahre in der Schule bleiben, und die Schulmeister sollten sogar auf Universitäten gebildet werden. Die Bauern aber wollten nicht so hoch hinaus und brauchten ihre Kinder bei der Haus- und Feldarbeit. Deshalb wurde das Unterrichtsgesetz in der Volksabstimmung vom 14. April 1872 verworfen.

Nicht besser erging es dem vom eidgenössischen Bundesrath mit so viel Mühe und Eifer zustandegebrachten Entwurf einer Bundesrevision, die zu einer größern Conzentrirung der Eidgenossenschaft und zur Abschwächung des kantonalen Particularismus führen mußte.

Ohne Zweifel war es ein dringendes Bedürfniß, die Eidgenoſſenſchaft durch eine Armeereorganiſation nach außen und durch Rechtseinheit nach innen zu ſtärken, aber das radicale Regiment hatte ſich ſeit dem Sonderbundskriege nicht nur den katholiſchen Kantonen verhaßt gemacht, ſondern auch, wie Zürich bewies, den einfachen Bauern zu viel zugemuthet und flößte ſchließlich nach den großen Niederlagen Frankreichs den welſchen Kantonen in der ſüdlichen und weſtlichen Schweiz die Angſt ein, die neu projectirte Bundesverfaſſung werde das germaniſche Element in der Eidgenoſſenſchaft zu ſehr verſtärken, das romaniſche zu ſehr abſchwächen. Als daher am 12. Mai 1872 der Reviſionsentwurf der doppelten Abſtimmung theils des geſammten Volks, theils der Stände oder Kantone unterworfen wurde, fiel dieſelbe mit 257,244 gegen 252,477 Volksſtimmen und mit den Stimmen von 13 Kantonen gegen 9 durch. Die Jeſuiten jubelten, denn ſie ſahen dieſe Entſcheidung als ihren Sieg an, weil ſie aus einer Allianz der katholiſchen mit den welſchen Kantonen hervorgegangen war.

Zweites Buch.

Die deutſchen Biſchöfe.

Kapitel 1.

Die ſüddeutſchen Biſchöfe.

Die deutſchen Biſchöfe hatten eine große Aufgabe. Ihnen zunächſt kam es zu, Deutſchland zum Schilde gegen Rom zu dienen. Die deutſchen Biſchöfe hatten im frühern Mittelalter ſelbſtändige Nationalſynoden gehalten, und als pares dem primus inter pares in Rom oft genug bewieſen, daß er nicht ihr Herr ſey. Wie oft hatten ſie nicht Kaiſer und Reich gegen die römiſchen Anmaßungen vertheidigt! Nach der Reformation und dem Tridentinum wurde Rom gänzlich abhängig von den beiden Dynaſtien Habsburg und Bourbon und diente unter Vermittlung der Jeſuiten mit geiſtlichen Mitteln nur noch dem weltlichen Despotismus. Diejenigen deutſchen Biſchöfe aber, welche nicht von der Reformation waren verſchlungen worden und welche auch nicht unmittelbar der Territorialhoheit in einem habsburgiſchen Kronland unterworfen waren, behielten ihre weltlichen Beſitzungen und blieben Reichsfürſten gleich den weltlichen. Mehrere von ihnen hätten gerne ihre Erzbisthümer und Bisthümer ſäculariſirt, um ihren Familien ein weltliches Erbe zu gründen.

Faſt alle aber ahmten die Ueppigkeit der weltlichen Höfe nach. Als nun die ſämmtlichen bourboniſchen Höfe ſich der Jeſuiten entledigten und nach dem Ausſterben des habsburgiſchen Mannsſtammes der Lothringer Joſeph II. dem Papſt trotzte, machten auch die geiſtlichen Kurfürſten des deutſchen Reichs den Verſuch, ſich von Rom unabhängig zu machen und eine deutſche Nationalkirche zu gründen, mittelſt der berühmten Emſer Punctationen 1786. Unglücklicherweiſe aber wollte Joſeph II. damals Bayern gegen die Niederlande austauſchen und Bayern ſuchte und fand Schutz bei Friedrich dem Großen, der durch den ſog. Fürſtenbund Joſephs Pläne vereitelte und damit dem Papſtthum, ohne es zu wollen, einen großen Dienſt leiſtete.

Das Papſtthum wurde nun zwar wenige Jahre ſpäter von der franzöſiſchen Revolution verſchlungen, aber nach Napoleons Sturz im Jahr 1814 wiederhergeſtellt. Nun wünſchte einerſeits der Papſt den neuen deutſchen Bund als Einheit, wie früher das deutſche Reich, durch ſeine Nuntien beaufſichtigen zu können, während andererſeits Weſſenberg eine von Rom möglichſt unabhängige deutſche Nationalkirche zuſtandezubringen hoffte. Das Metternich'ſche Syſtem aber, wie es ſich auf dem Wiener Congreß geltend machte, wollte keine deutſche Einheit weder in dieſer noch in jener Form. Es kam alſo zu keiner Nationalkirche, ſondern nur zu Concordaten oder Separatverträgen der einzelnen deutſchen Regierungen mit Rom. Unter dieſen Umſtänden wurden auch die deutſchen Biſchöfe faſt durchgängig nur unſelbſtändige Zwittergeſchöpfe der dynaſtiſchen und curialiſtiſchen Politik. Weſſenberg wurde im Stich gelaſſen. Die Verſuche junger katholiſcher Prieſter in Schleſien und Baden, ſich vom Cölibat zu befreien und dadurch den Proteſtanten zu nähern, wurden vereitelt. Der Verſuch des ehrwürdigen Sailer, die ganz äußerlich gewordene römiſche Kirche wieder durch Innerlichkeit zu beleben, mißlang ebenfalls, da die römiſche Curie und damals auch ſchon die Jeſuiten aus der Schwäche und Nachgiebigkeit der weltlichen, namentlich auch proteſtantiſchen Regierungen die Hoffnung ſchöpften, eine katholiſche Reaction im Großen könne jetzt gelingen. Die Probe wurde gemacht in den ſog. Kölner Wirren. Zum da-

maligen Siege der katholiſchen Kirche trug freilich der Unglauben viel bei, der auf Univerſitäten und in der Preſſe vorherrſchend geworden war und gegen den auch die conſervativen Proteſtanten ankämpften. Unter der wohlwollenden aber ſchwachen Regierung Friedrich Wilhelms IV., der den Ausbau des Kölner Doms in Angriff nahm, vollzog ſich die Hingabe der meiſten katholiſchen Biſchöfe Deutſchlands an die römiſche Curie und die gänzliche Beſeitigung des Weſſenberg'ſchen und Sailer'ſchen Geiſtes. Die jungen katholiſchen Prieſter wurden begeiſtert für die in ihrer Einheit beſtehende Macht der römiſchen Kirche und ihr Ehrgeiz wurde entflammt, ſo daß ſich die Wenigſten mehr innerlich in Gott verſenkten, ſondern nach äußerer Geltung und Herrſchaft trachteten.

Das erſte Opfer dieſes im deutſchen Klerus eingetretenen Umſchwungs war der edle Fürſtbiſchof von Sedlnitzky in Breslau. Derſelbe mußte ſchon 1840, bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der römiſchen Curie zu Gefallen ſeine Stelle niederlegen, ſah mit Kummer der jeſuitiſchen Unterminirung der katholiſchen Kirche Deutſchlands zu und trat 1862 zur evangeliſchen Kirche über.

Aus dieſen Vorgängen mag ſich nun erklären, warum die deutſchen Biſchöfe ſeitdem und bis in die neueſte Zeit mit der römiſchen Curie gegangen ſind oder ihr wenigſtens nur einen äußerſt ſchwachen nnd erfolgloſen Widerſtand geleiſtet haben. Das ändert jedoch nichts an der Aufgabe, welche dem deutſchen Episcopat geſtellt war. Derſelbe durfte ſich niemals blind an Rom verkaufen, ſondern er war wie Chriſto, dem Stifter der Kirche, ſo auch Deutſchland verantwortlich.

Die deutſchen Biſchöfe hatten das Recht und die Pflicht, gegen das neue Dogma, welches keinen andern Zweck hatte, als der franzöſiſchen Politik gegen Deutſchland zu dienen, ſich ernſtlich zu verwahren und die Verbreitung desſelben in ihren Diöceſen um keinen Preis zu dulden. Und zwar auf Grund 1) der h. Schrift, die nicht einmal einen Primat, noch viel weniger eine Infallibilität des Papſtes kennt, 2) des kirchlichen Herkommens und des beſtehenden Rechtsverhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat, 3) der unveräußer-

lichen Rechte des Episcopats. Die Jesuiten waren von jeher Gegner der Bischöfe, weil diese das Interesse einzelner Länder und Volksstämme vertraten, sie dagegen unter der absoluten Monarchie des Papstes, wie die Janitscharen unter dem Sultan, alle Völker nur als ihre Sclaven behandeln wollten. Sodann 4) im Interesse der gesunden Vernunft, die nicht erlaubt, einen Menschen für untrüglich zu halten, 5) im Interesse der Wissenschaft und des in der deutschen Theologie gesammelten Schatzes, der nicht im Sumpfe romanischer Ignoranz versinken soll, 6) im Interesse des Germanismus überhaupt, für welchen die deutschen Bischöfe Sympathien und Pflichten haben sollten, 7) im Interesse der Ehre, die nicht erlaubt, daß deutsche Bischöfe auf bloßen Befehl hohnlachender Welschen heute zu glauben schwören, was sie gestern ausdrücklich verworfen haben.

Der bayrische Abgeordnete beim Zollparlament, Professor Dr. Sepp, bisher ein Haupt der sog. bayrischen Patrioten, gab eine Schrift „Deutschland und das Vaticanum" heraus, worin er erzählte, eine Anzahl katholische Zollparlamentsabgeordnete hätten in Berlin kurz vor dem Zusammentritt des Concils eine Art von Laienconcil gehalten, „woran außer Sepp Dr. Jörg, Peter Reichensperger, Geheimerath von Savigny, Ministerialdirektor von Krätzig, Herr von Mittnacht, Rechtskonsulent Probst u. s. w. Theil nahmen. Man sprach damals dem deutschen Episcopate für seine sicher zu erwartende Unerschütterlichkeit den Vorlagen gegenüber Dank und Anerkennung aus, und Reichensperger war, wie es scheint, der entschiedenste der Unfehlbarkeitsgegner. Der Fürstbischof von Breslau war der geistige und geistliche Rückhalt dieser Demonstration." Damals also scheinen die betreffenden Herren, welche später die eifrigsten Werkzeuge der Jesuiten abgaben, noch nicht instruirt gewesen zu seyn, oder sie täuschten den ehrlichen Sepp, wie die Fuldaer Bischöfe auf ihrer ersten Versammlung das katholische Volk.

Die geheimen Lenker des Jesuitenordens sahen sehr auf Verschwiegenheit und waren weit entfernt, sich durch Herausforderungen und Prahlereien bemerklich zu machen. Im Jahr 1863 suchten sie eine neue Universität mit rein ultramontaner Tendenz zu gründen, was aber an der Abneigung der deutschen Regierungen und an

daß ſie in allen neurussiſchen Gouvernements und in der Provinz Beſſarabien, wo es ihnen nur erlaubt iſt, einen beſtändigen Wohnſitz zu haben, im Medicinalfache in den Staatsdienſt treten können.

Eine kaiſerliche Verordnung beſtimmt, daß alle Prüfungen der Medicinalbeamten, wie überhaupt aller Individuen, die ſich einem Zweige der praktiſchen Heilkunde widmen, nur von den ruſſiſchen mediciniſch-chirurgiſchen Akademien vollzogen werden. Sie geſchehen nur in der vollen Verſammlung der Conferenz oder der mediciniſchen Facultät, und zwar prüft jeder Profeſſor über den Gegenſtand, für den er bei der Anſtalt betheiligt iſt. Niemand, er ſey In- oder Ausländer, der kein Diplom oder Zeugniß von einer der gedachten höheren Lehranſtalten im Reich aufzuweiſen hat, ſteht künftig die Ausübung irgend eines Zweiges der Arznei- oder Veterinärkunde in Rußland zu, auch darf er weder einer Kron- noch einer Privat-Apotheke vorſtehen.

Am 13. Nov. 1839, am Tage des Reformationsfeſtes, wurde in St. Petersburg die neue evangeliſch-lutheriſche St. Petrikirche eingeweiht.

Es beſtehen in Rußland 19 unter dem Schutze J. M. der Kaiſerin ſtehende wohlthätige Anſtalten, mit 1496 Perſonen, die Unterſtützung, Beſchäftigung, Erziehung und Unterricht erhalten. Die Geſammteinnahme derſelben betrug 1837 mit den Ueberſchüſſen früherer Jahre 2,751,500 und die Ausgabe 771,133 Rubel Bankaſſignationen.

Die Gutsbeſitzerin Juſtimjew hat 150 Leibeigenen männlichen Geſchlechts auf ihren im twerſchen und nowgorodiſchen Gouvernement gelegenen Gütern, die Frau des General-Lieutenants Biſtrom 33 Leibeigenen männlichen Geſchlechts auf ihrem Gut im jaroſlawiſchen Gouvernement die Freiheit geſchenkt.

In den Provinzen Finnland, Eſthland und Kurland geht man damit um, einen Gelehrtenverein in der Weiſe zu begründen, wie er in Deutſchland und andern europäiſchen Ländern zum Behuf wiſſenſchaftlicher Zwecke ſchon ſeit mehreren Jahren beſteht; durch ihn würden die in dieſen Provinzen ſchon beſtehenden literariſchen Geſellſchaften enger mit einander verbunden, und der Geiſt für wiſſenſchaftlichen Verkehr überhaupt geweckt werden. Der Verein hat ſich jährlich einmal im Juni oder Juli, während der Ferienzeit der Lehranſtalten, jedesmal auf 3 Tage, abwechſelnd in den 4 Centralſtädten Mitau, Riga, Dorpat und Reval zu verſammeln. Mitglieder können nach dem Plan nur Gelehrte aus den Oſtſeeprovinzen ſeyn.

Auf Verwendung des Finanzminiſters iſt der höchſte Conſens zur Bildung eines Vereins für Gewerb- und Handelsinduſtrie in Dorpat erfolgt.

Sockerill in Lüttich hat von der ruſſiſchen Regierung ein ſechsjähriges Privilegium auf die Anwendung des Mittels, Eiſen und Stahl durch den Galvanismus gegen Roſt, ſowie Zink und andere Metalle gegen die Oxydation zu ſichern, erhalten.

Griechenland.

Der unter der ſpeciellen Leitung des königl. griech. Ingenieur-Hauptmanns Weiler ſtehende Bau der Quarantaineanſtalt zu Syra ſchreitet rüſtig fort. Der König hat zu dieſer Anlage 100,000 Drachmen beſtimmt und es wird dieſelbe hinreichenden Raum zur Aufnahme von mehr als 800 Perſonen enthalten, deren jede ihr eigenes Zimmer bewohnen wird. Außerdem werden ſich noch in den beiden Gebäuden, aus welchen die Anſtalt beſteht, die nöthigen Magazine, Räumlichkeiten für Bäder, Räucherungen u. ſ. w., und endlich auch die nöthigen Dienſtwohnungen für das Quarantainepersonal und den Inſpector vorfinden. Der Hauptmann Weiler hat ſich ſchon früher durch den Bau des Militärhoſpitals in Athen ausgezeichnet.

Widerſtand der katholiſch-theologiſchen Facultäten an den bereits beſtehenden Univerſitäten ſcheiterte, daher die giftigen Blicke, welche damals ſchon aus dem Jeſuitenlager auf München und Tübingen fielen, und die Bedrohungen einiger Profeſſoren mit dem Index.

Welchen Antheil die deutſchen Biſchöfe an dieſen Verſuchen genommen haben, iſt nicht bekannt geworden. In der Kölner Zeitung las man einmal: „Man ernannte Männer, welche entweder bei den Jeſuiten erzogen wurden, oder, weil unſelbſtändig, der Spielball der Jeſuiten geworden ſind.“ Jedenfalls waren die deutſchen Biſchöfe im Falle, die Abſichten der Jeſuiten zu kennen und zu wiſſen, wie raſch innerhalb ihrer einzelnen Diöceſen die Zahl der Jeſuitenhäuſer und der ihnen affiliirten Klöſter anwuchs, ſowie auch, welchen Zweck die zahlreichen unter den mannigfaltigſten Namen hervortretenden katholiſchen Vereine hatten. Bei der Stiftung des berühmten katholiſchen Geſellenvereins durch Kaplan Kolping bildete man ſich ein, es handle ſich blos um ſittliche Veredlung von Jünglingen. Das Centralblatt des Volksbildungsvereins berichtete dagegen 1872 und verbürgte ſich für die Wahrheit, daß ein preußiſcher Geh. Oberregierungsrath auf der Eiſenbahn zwiſchen Bonn und Köln mit Kolping in demſelben Coupé ins Geſpräch gekommen ſey, und ſchreibt ausdrücklich: Kolping ſprach im Laufe der Unterhaltung das offene Geſtändniß aus, daß die katholiſchen Geſellenvereine zur Bekämpfung des Preußenthums dienen und einen Damm gegen die Hohenzollern bilden ſollten. Nach einiger Zeit, als die Bildung ſolcher Vereine vor ſich gegangen war, kam man um Gewährung der Corporationsrechte beim Miniſterium des Innern ein. Herr von Kleiſt-Retzow befürwortete dieſe Gewährung auf das lebhafteſte. Der damalige Miniſter, Weſtphalen, der ſich Kleiſt-Retzow gegenüber als ſtets dienſtwilliges Werkzeug fühlte, war bereit, das Geſuch zu gewähren. Da ſchien es dem Geheimenrath X., einem im Dienſte des preußiſchen Staates ergrauten Beamten, Zeit, mit ſeiner Wiſſenſchaft, die er ſo unfreiwillig aus erſter Quelle geſchöpft hatte, hervorzutreten. Er ſagte dem Miniſter, was er von Kolping gehört habe, indem er ſich Verſchweigung ſeines Namens ausbat. Herr v. Weſtphalen hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieſe Mittheilungen an

Kleiſt-Retzow, das damalige Haupt der feudal-pietiſtiſchen Partei, zu berichten, und nannte gegen ſein gegebenes Verſprechen den Geheimenrath X. als Quelle. Herr v. Kleiſt-Retzow ſtellte ſich in Folge deſſen bei X. ein, und hier kam es zu folgender erbaulichen Unterhaltung, die vortrefflich das Verhältniß des ehrenhaften altpreußiſchen Beamtenthums gegen die neupreußiſche Junkerpartei kennzeichnet. Herr v. Kleiſt-Retzow hielt es nämlich für hinreichend, zu erklären: ‚Herr Geheimerath! Ich verbürge mich für die Loyalität der Zwecke der katholiſchen Geſellenvereine; was Ihre Mittheilungen über das angeht, was Sie von dem Caplan Kolping gehört haben wollen, ſo nehme ich an, daß Sie ſich vielleicht verhört haben.‘ Das war dem alten Beamten denn doch etwas zu ſtark. Er antwortete Herrn v. Kleiſt-Retzow darauf: ‚Ich will Ihnen etwas ſagen: wenn es bei Ihnen vielleicht vorkommt, daß Sie Berichte machen über Dinge, die Sie nicht genau gehört haben und nicht verbürgen können, ſo kommt das bei mir nicht vor. Was die Loyalität der Zwecke der Vereine anbetrifft, ſo führen loyale Leute ſolche Sprache nicht, oder ich weiß nicht mehr, was noch loyal heißt.‘ Herr v. Kleiſt-Retzow beklagte ſich bei dem Miniſter über dieſe Antwort des Geheimenrathes, und Herr v. Weſtphalen ſagte zu letzterem: ‚Sie hätten doch gegen einen Mann von ſolchem Patriotismus, wie Herr v. Kleiſt-Retzow beſitzt, eine andere Sprache führen müſſen.‘ Herr X. erwiderte hierauf: ‚Excellenz! Ich habe die reine Wahrheit geſagt und bin bereit, ſie an den König zu berichten; im Uebrigen, was den Patriotismus des Herrn v. Kleiſt-Retzow betrifft, ſo iſt auch mein Patriotismus noch nie angezweifelt worden.‘ Der Geheimerath X. erhielt darauf ſeinem Decernate gemäß den Auftrag, über den Seitens der katholiſchen Geſellenvereine geſtellten Antrag an den König zu berichten.“

Abgeſehen von dieſem einzelnen Fall iſt bekannt, wie rührig die Jeſuiten und ihre Werkzeuge in den Miſſionen, in den Schulen, in den Vereinen und namentlich in der Preſſe arbeiteten, welchen großen Einfluß ſie auf das weibliche Geſchlecht, beſonders der vornehmen Klaſſen übten ꝛc. Man darf nun allerdings fragen, warum ließen ſich die Biſchöfe, warum ließ ſich überhaupt die Weltgeiſtlich-

keit von der Kloſtergeiſtlichkeit ſo auf einmal überflügeln? In frühern Zeiten hatten deutſche Biſchöfe ihre Provinzen gegen die welſchen Eindringlinge doch beſſer gewahrt. Der deutſche Episcopat war eine Macht geweſen, die in deutſchem Boden wurzelnd ihr Anſehen nicht durch des Papſtes Gnaden, ſondern durch ihre altherkömmlichen biſchöflichen Rechte und durch Tugenden bewahrt hatte, unter denen nicht ſelten der Patriotismus mit wahrer Frömmigkeit Hand in Hand ging. Deutſche Biſchöfe hatten ſich bei geringern Anläſſen römiſchen Uebergriffen widerſetzt. Nun Rom ſich mitten im gebildetſten Jahrhundert das Ungeheuerlichſte und Unvernünftigſte, was es irgend geben kann, anmaßte und allein die ganze Welt beherrſchen wollte, da ſchien unſer Episcopat entweder gänzlich perplex oder mit dem ſchlimmſten Feinde Deutſchlands einverſtanden.

„Die Infallibiliſten überfielen gewiſſermaßen meuchlings die Gewiſſen des Volks.“*) Erſt ſpäter wird genauer enthüllt werden, welcher Verrath am deutſchen Volke begangen worden iſt, indem ihm unvermerkt das von den Jeſuiten geſtrickte Netz über den Kopf geworfen wurde, wie dem Herkules das vergiftete Kleid des Neſſus.

Die deutſchen Biſchöfe haben weder als Biſchöfe, noch als Deutſche ehrlich und correkt gehandelt. Als Biſchöfe nicht, weil ſie auf dem Concil die Rechte der Biſchöfe nicht beſſer vertheidigt und ſie nachher dem päpſtlichen Abſolutismus völlig preisgegeben haben. Nur ein einziger deutſcher Biſchof, der aber unter den Croaten lebt, Stroßmayer, hat auf dem Concil wie ein echter deutſcher Biſchof geſprochen. In unvergänglichen Zügen wird ſeine Rede in den Tafeln der Geſchichte eingegraben bleiben. Er ſagte: „Zur Löſung dieſer ernſten Frage war es für mich nothwendig, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu ignoriren und mich im Geiſt, mit der Fackel des Evangeliums in der Hand, in jene Zeit zu verſetzen, wo es weder einen Ultramontanismus noch einen Gallikanismus gab, wo die Kirche nur den heiligen Paulus, Petrus, Jakobus und Johannes zu Lehrern hatte, denen Niemand die göttliche Autorität abſprechen

*) Augsb. A. Zeitung 1871, Nr. 308.

kann, ohne die Lehre der heiligen Bibel, welche hier vor mir liegt, in Zweifel zu ziehen und welche das Concil zu Trient für die Richtſchnur des Glaubens und der Sittenlehre erklärt hat.

Ich habe nun dieſe heiligen Blätter geöffnet und — darf ich es offen ſagen? — ich habe nah und fern nichts gefunden, was die Anſicht der Ultramontanen beſtätigte. Und noch mehr, zu meinem großen Erſtaunen finde ich in der apoſtoliſchen Zeit nicht einmal die Frage über einen Papſt, welcher der Nachfolger des heil. Petrus und der Stellvertreter Jeſu Chriſti wäre, ſo wenig als von Muhamed, welcher damals noch nicht exiſtirte. Ich habe das ganze Neue Teſtament geleſen und erkläre vor Gott, mit meiner Hand zu dieſem großen Kruzifix erhoben, daß ich keine Spur vom Papſtthum, wie es jetzt iſt, gefunden habe. Beim Leſen der heiligen Schriften mit der Aufmerkſamkeit, deren der Herr mich fähig machte, finde ich kein einziges Kapitel, keinen einzigen Vers, in welchem Jeſus Chriſtus dem heil. Petrus die Herrſchaft über die Apoſtel, ſeine Mitarbeiter, gegeben hätte. Wenn Simon, der Sohn Jonas, das geweſen wäre, wofür wir heutzutage Se. Hl. Pius IX. halten, ſo iſt es wunderbar, daß Chriſtus nicht zu ihm ſagte: ‚Wenn ich zu meinem Vater aufgefahren bin, ſollt ihr alle dem Simon Petrus gehorchen, wie ihr mir gehorchet. Ich ſetze ihn zu meinem Stellvertreter auf Erden ein.‘ Chriſtus ſchweigt über dieſen Punkt und dachte nicht im geringſten daran, der Kirche ein Haupt zu geben. Ja, als er den Apoſteln Throne verſprach, um zu richten die zwölf Geſchlechter Iſraels, ſo verſprach er ſie allen Zwölfen, ohne zu ſagen, daß unter dieſen Thronen einer höher ſeyn ſoll als der andere, und daß dieſer höhere Thron dem Petrus gehören ſoll. Als Chriſtus die Apoſtel zur Eroberung der Welt ausſandte, gab er allen die gleiche Macht zu binden und zu löſen; auch gab er allen die Verheißung des heil. Geiſtes. Es ſey mir erlaubt, das oben Geſagte zu wiederholen: Wenn Chriſtus hätte den Petrus zu ſeinem Stellvertreter einſetzen wollen, ſo hätte er ihm den Oberbefehl über ſeine geiſtliche Armee gegeben. — Chriſtus, ſo ſagt die heil. Schrift, verbot dem Petrus und ſeinen Mitapoſteln, zu herrſchen und Gewalt auszuüben, oder Macht zu haben über die Gläubigen nach Art der

Könige der Heiden (Luc. 22, 25). Aber hier kommt noch eine wichtigere Frage in Betracht. Ein allgemeines Concil war in Jeruſalem verſammelt zur Beſchlußfaſſung über Fragen, welche die Gläubigen von einander trennten. Wenn Petrus der Papſt geweſen wäre, wer würde dieſes Concil zuſammenberufen haben? Der heil. Petrus. Wer würde der Präſident dieſes Concils geweſen ſein? Der heil. Petrus. Wer würde die Beſchlüſſe formulirt und bekannt gemacht haben? Der heil. Petrus. Gut! Aber nichts von allem dieſem geſchah. Petrus half bei dem Concil, wie alle übrigen Apoſtel, und nicht er, ſondern der heil. Jakobus faßte alles dem Hauptinhalte nach zuſammen, und als die Beſchlüſſe verkündigt wurden, geſchah es im Namen der Apoſtel, der Aelteſten und der Brüder (Ap.-Geſch. 15). Und während wir lehren, daß die Kirche auf den heil. Petrus gegründet ſey, ſagt der Apoſtel Paulus, deſſen Anſehen nicht bezweifelt werden kann, in ſeiner Epiſtel an die Epheſer (Kap. 2, 20), daß die Kirche gebaut iſt auf den Grund der Apoſtel und Propheten, da Chriſtus der Eckſtein iſt. Derſelbe Apoſtel Paulus erwähnt der Apoſtel, der Propheten, der Evangeliſten, der Lehrer und Hirten, wenn er die Aemter der Kirche aufzählt. Man darf glauben, daß der große Heidenapoſtel Paulus nicht vergeſſen haben würde, das erſte dieſer Aemter, nämlich das Papſtthum, zu erwähnen, wenn daſſelbe eine göttliche Einſetzung geweſen wäre. Was mich am meiſten überraſchte und was überdies eines augenſcheinlichen Beweiſes fähig iſt, das iſt das Stillſchweigen des heil. Petrus ſelbſt. Wenn der Apoſtel der Vikar Chriſti auf Erden geweſen wäre, wofür wir ihn ausgeben, ſo müßte er doch ſicherlich es gewußt haben; und wenn er es wußte, warum hat er nicht auch ein einziges Mal als Papſt gehandelt? Er hätte es am Pfingſttag thun können, als er ſeine erſte Predigt hielt, aber er hat es nicht gethan; er hätte es auch auf dem Concil zu Jeruſalem oder in Antiochien thun können, aber er that es nicht; noch that er es in den zwei Briefen, welche er an die Kirche gerichtet hat. Aber ich höre auf allen Seiten ſagen: war nicht Petrus in Rom? Wurde er nicht gekreuzigt, mit ſeinem Haupte nach unten gekehrt? Sind die Sitze, auf welchen er lehrte und die Altäre, auf

denen er Meſſe las, nicht in dieſer ewigen Stadt? Daß Petrus in Rom geweſen ſey, meine ehrwürdigen Brüder, ruht nur auf Ueberlieferung; aber wenn er Biſchof in Rom war, wie können Sie aus ſeiner Biſchofswürde ſeine Oberherrſchaft beweiſen? Scaliger, einer der gelehrteſten Männer, nahm keinen Anſtand, zu behaupten, daß der Episcopat und der Aufenthalt des Petrus in Rom unter die lächerlichen Sagen gerechnet werden müſſen. Keiner von Ihnen wird das große Anſehen des heil. Biſchofs von Hippo, des großen und geſegneten Auguſtinus bezweifeln. Dieſer fromme Lehrer, die Ehre und der Ruhm der katholiſchen Kirche, war der Sekretär auf dem Concile zu Melive. Unter den Beſchlüſſen jener ehrwürdigen Verſammlung finden ſich dieſe bedeutſamen Worte: ‚Wer ſich auf diejenigen berufen will, welche jenſeits des Meeres ſind, ſoll von Niemand in Afrika in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen werden.‘ Die Biſchöfe von Afrika erkannten den Biſchof zu Rom ſo wenig an, daß ſie alle verbannten, welche an Rom appellirten. Wer weiß es nicht, daß die Concilien von den Kaiſern, ohne daß dem Biſchof von Rom Nachricht gegeben wurde und ſelbſt gegen ſeinen Wunſch berufen wurden? Wer weiß es nicht, daß Oſius, der Biſchof von Cordova, den Vorſitz bei dem Niceaniſchen Concil hatte, und daß er deſſen Beſchlüſſe herausgab? Unter allen Lehrern des chriſtlichen Alterthums nimmt der heil. Auguſtinus die erſte Stelle ein, was Gelehrſamkeit und Heiligkeit betrifft; ſo hören Sie, was er in ſeiner zweiten Abhandlung über die erſte Epiſtel des Johannes ſchreibt: ‚Was wollen die Worte: Ich will meine Gemeinde auf dieſen Felſen bauen? Auf dieſen Glauben, nämlich auf den Glauben, welcher ſagte: Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes!‘ Und in der 124. Abhandlung über den Johannes finden wir dieſe ſehr bedeutſame Stelle: ‚Auf dieſen Felſen, welchen du bekannt haſt, will ich meine Gemeinde bauen, da Chriſtus ja der Felſen war.‘ Der große Biſchof glaubte ſo wenig, daß die Kirche auf den heil. Petrus gebaut ſey, daß er in ſeiner 13. Predigt zu ſeinen Zuhörern ſagte: ‚Du biſt Petrus und auf dieſen Felſen, welchen du kennen gelernt haſt, nämlich dein Bekenntniß: Du biſt Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn, will ich meine Kirche bauen, auf mich

ſelbſt, der ich der Sohn des lebendigen Gottes bin: ich will ſie bauen auf mich und nicht mich auf dich.' Aber was Auguſtin über dieſe berühmte Stelle dachte, das war die Anſicht der ganzen Chriſtenheit ſeiner Zeit. Ich bin kein unverſchämter Proteſtant! Nein, und tauſendmal nein! Die Geſchichte iſt weder katholiſch, noch engliſch, noch kalviniſtiſch, noch lutheriſch, noch arminianiſch, noch ſchismatiſch-griechiſch, noch ultramontan. Sie iſt, was ſie iſt — nämlich viel ſtärker als alle Glaubensbekenntniſſe und Geſetze der ökumeniſchen Concilien. Schreibe dagegen, wenn du es wagſt, aber du kannſt ſie nicht zerſtören. — Monſignor Dupanloup in ſeinen berühmten Bemerkungen über dieſes vatikaniſche Concil hat mit Recht geſagt, daß, wenn wir Pius IX. für unfehlbar erklärten, wir nach dem natürlichen Denkgeſetz auch behaupten müſſen, daß alle ſeine Vorgänger eben ſo unfehlbar waren. Papſt Victor (192) billigte zuerſt den Montanismus und nachher verdammte er ihn. — Marcellinus (296—303) war ein Götzendiener. Er ging in den Tempel der Veſta und brachte Weihrauch dieſer Göttin dar. Sie werden ſagen, dies war ein Akt der Schwäche, aber ich antworte, ein Stellvertreter Chriſti ſtirbt, wird aber kein Abfälliger. — Liberius (358) ſtimmte der Verdammung des Athanaſius zu und bekannte ſich zum Arianismus, damit er von ſeiner Verbannung zurückgerufen und wieder in ſein Amt eingeſetzt würde. — Honorius (625) war ein Anhänger des Monotheletismus; Vater Gratry hat es augenfällig bewieſen. — Gregor I. (578—590) heißt jeden den Antichriſt, welcher ſich als allgemeinen Biſchof tituliren läßt, und umgekehrt; Bonifacius III. (607—608) veranlaßte den vatermörderiſchen Kaiſer Phocas, daß er dieſen Titel ihm verlieh. — Pascal II. 1088—1099 und Eugenius III. (1145—1153) autoriſirten das Duell, während Julius II. (1509) und Pius IV. (1560) es verboten. — Eugenius IV. (1431—1439) hieß das Basler Concil und die Kelchverleihung an die böhmiſche Kirche gut, während Pius II. (1458) dieſe Conceſſion widerrief. — Hadrian II. (867—872) erklärte bürgerliche Heirathen für giltig; aber Pius VII. (1800—1823) verdammte ſie. — Sixtus V. (1585—1590) veröffentlicht eine Ausgabe der Bibel und empfahl durch eine Bulle, deren Leſung. Pius VII.

verdammte, das Leſen derſelben. — Clemens XVI. (1700—1721) ſchaffte den Jeſuitenorden ab, den Paul III. (1540) erlaubt hatte, Pius VII. ſtellte ihn wieder her.

Aber warum blicken wir hin auf ſo ferne Beweiſe? Hat nicht unſer hier gegenwärtiger heiliger Vater in ſeiner Bulle, welche dieſes Concil regelte, im Falle ſeines Todes (während der Sitzungen dieſes Concils) alles widerrufen, was in vergangener Zeit demſelben entgegenſteht, ſelbſt wenn es von der Entſcheidung ſeiner Vorgänger ausgegangen iſt? Und gewiß, wenn Pius IX. ex cathedra geſprochen hat, ſo iſt es nicht, als wenn er von der Tiefe ſeines Grabes ſeinen Willen den Kirchenbeherrſchern auferlegt. Papſt Vigilius (538) erkaufte die Papſtwürde von Beliſar, dem Statthalter des Kaiſers Juſtinian. Es iſt wahr, er brach ſein Verſprechen und bezahlte nie die verheißene Summe.

Iſt dies eine geſetzliche Weiſe, ſich die dreifache Krone aufzuſetzen? Das zweite Concil zu Chalcedon hat ſie förmlich verdammt. In einem ſeiner Beſchlüſſe lieſt man: ‚Der Biſchof, der ſeine Biſchofswürde durch Geld erlangt, ſoll ſie verlieren und degradirt werden.‘

Papſt Eugenius III. (1145) hat den Vigilius nachgeahmt; St. Bernhard, der glänzende Stern ſeiner Zeit, tadelte den Papſt mit den Worten: ‚Könnt Ihr mir in dieſer großen Stadt Rom Jemand zeigen, welcher Euch als Papſt aufgenommen hätte, wenn Ihr nicht Gold und Silber dafür erhalten hättet?‘ Verehrte Brüder, kann ein Papſt, welcher eine Bank in den Thoren des Tempels aufrichtet, vom heiligen Geiſt inſpirirt ſeyn? Hat er irgend ein Recht, die Kirche unfehlbar zu lehren?

Sie kennen die Geſchichte von Formoſus zu gut, als daß ich ſie hinzuzufügen brauche. Stephan XI. ließ deſſen Leichnam, der in die päpſtlichen Kleider eingenäht war, ausgraben, die Finger, welche er zum Segen gebrauchte, abhauen und ihn dann in die Tiber werfen, mit der Erklärung, daß er ein Meineidiger und ein Baſtard ſey. Er wurde dann vom Volke eingekerkert, vergiftet und erdroſſelt. Aber ſehet, wie die Sache wieder in Ordnung gebracht wurde. Romanus, der Nachfolger des Stephan, und nach ihm

Johann X. ſtellten das Andenken an Formoſus wieder her. Der gelehrte Cardinal Baronius, wenn er von dem päpſtlichen Hof ſpricht, ſagt (merken Sie, verehrte Brüder, wohl auf dieſe Worte): ‚Wem war die römiſche Kirche in jenen Tagen gleich, — welche verrufenen, allein mächtigen Buhlerinnen regierten damals in Rom? Sie waren es, welche Biſchofswürden gaben, austauſchten und nahmen; und, es iſt ſchrecklich zu ſagen, ſie konnten ihre Verliebten, die falſchen Päpſte auf den Thron Petri verſetzen.‘ (Baronius A. D. 912.) Ich kann es begreifen, wie der berühmte Baronius erröthen mußte, wenn er die Thaten dieſer römiſchen Biſchöfe erzählte. Als er von Johann XI. (931), dem natürlichen Sohn des Papſtes Sergius und der Marozia ſprach, ſchrieb er folgende Worte in ſeine Annalen: ‚Die heilige Kirche, das iſt die römiſche, iſt ſchmählich von dieſem Ungeheuer unter die Füße getreten worden.‘ — Johann XII. (956), der im Alter von 18 Jahren erwählt wurde durch den Einfluß von Buhlerinnen, war um kein Haar beſſer als ſeine Vorgänger. Es ſchmerzt mich, verehrte Brüder, ſo viel Schmutz aufzurütteln. Ich ſchweige von Alexander VI., dem Vater und Liebhaber der Lucretia; ich wende mich ab von Johann XXII. (1416), welcher die Unſterblichkeit der Seele leugnete und der von dem ökumeniſchen Concil in Conſtanz abgeſetzt wurde. Manche werden behaupten, dieſes Concil ſey kein öffentliches geweſen! Es ſey ſo, aber wenn Sie ihm das Anſehen abſprechen, ſo müſſen Sie in logiſcher Conſequenz die Ernennung von Martin V. (1417) als ungeſetzlich betrachten. Was wird dann aus der päpſtlichen Succeſſion? Können Sie dann den Faden wieder finden? Ich ſpreche nicht von den Spaltungen, welche die Kirche entehrt haben. In jenen unglücklichen Tagen war der Stuhl in Rom von zwei und oft von drei Bewerbern eingenommen. Welcher von ihnen war der wahre Papſt? Können Sie es thun und behaupten, daß geizige, blutſchänderiſche, mörderiſche und der Simonie ſchuldige Päpſte die Statthalter Jeſu Chriſti geweſen ſind? Ach! ehrwürdige Brüder, eine ſolche Abſcheulichkeit zu behaupten, hieße Chriſtum verrathen, viel ſchlimmer als Judas gethan hat: es hieße ihm Koth ins Angeſicht werfen! (Rufe: „Herab von der Kanzel, ſchnell! Stopfet den Mund des Ketzers!“ Heftiges Geſchrei: „Her-

unter, hinaus mit dem Proteſtanten, dem Calviniſten, dem Verräther der Kirche!") — Ihr Geſchrei, Monſignori, erſchreckt mich nicht. Wenn meine Worte heiß ſind, ſo iſt doch mein Kopf kühl. Ich gehöre weder zu Luther, noch zu Calvin, noch zu Paulus, noch zu Apollo, ſondern zu Chriſtus. (Erneuertes Geſchrei: „Anathema! Anathema dem Abtrünnigen!") — Anathema! Monſignori, Anathema! Sie wiſſen wohl, daß Sie nicht gegen mich proteſtiren, ſondern gegen die heil. Apoſtel, unter deren Schutz ich wünſchte, daß dieſes Concil die Kirche ſtellen möchte. Ach! wenn ſie mit ihren Grabtüchern aus ihren Gräbern hervorkämen, würden ſie eine Sprache reden, welche von der meinigen ſich unterſcheidet?"

So hätten alle deutſchen Biſchöfe auf dem Concil denken und reden ſollen, oder ſie hätten wie einſt die Biſchöfe auf dem Conſtanzer Concil geltend machen ſollen, daß das Concil über dem Papſt ſteht. Sie hätten dieſes neue Concil, deſſen Mehrheit unbefugt und gegen allen Gebrauch aus Koſtgängern des Papſtes, Titularbiſchöfen und Hirten ohne Heerden zuſammengeſetzt war, dem alle Rechte eines freien Concils entzogen wurden und worin von den Jeſuiten ſchon vorher alles beſtimmt und ausgemacht war, nimmermehr anerkennen, ſie hätten es einmüthig und mit einem lauten Proteſt verlaſſen ſollen. Dagegen legitimirten ſie es, indem ſie darin ſitzen blieben.

Noch mehr, ſie hatten vorher in ihrer erſten Fuldaer Verſammlung heilig verſichert, es werde auf dem Concil ganz ehrlich zugehen, die extreme Partei (der Jeſuiten) werde nichts Neues oder Störendes durchſetzen, man ſolle ſich vollkommen darüber beruhigen. In ihrem erſten Fuldaer Hirtenbrief vom 6. Sept. 1869 hieß es wörtlich: „Es werden Befürchtungen laut, als ob das Concil neue Glaubenslehren verkündigen könne und werde. Man beſchuldigt den heil. Vater, unter dem Einfluß einer Partei die Macht des apoſtoliſchen Stuhles über Gebühr zu erhöhen, die alte und ächte Verfaſſung der Kirche zu ändern, es werde den deutſchen Biſchöfen die volle Freiheit der Berathung nicht gegeben ſeyn. Man ſtellt in Folge davon ſogar die Giltigkeit des Concils in Frage. Nie und nimmer kann ein allgemeines Concil eine neue Lehre aus-

Türkei.

In Pera iſt ein Lesecabinet eröffnet worden, wo man gegen einen mäßigen Beitrag eine große Anzahl von Werken in verſchiedenen Sprachen erhält.

Durch einen Ferman des Großherrn iſt das Verhältniß der chriſtlichen Ackerbau-Bevölkerung zu den türkiſchen Bodenbeſitzern auf das Genaueſte feſtgeſtellt worden. Der chriſtliche Bauer iſt dadurch für frei und unabhängig vom Eigenthümer erklärt, der ihn beſchäftigt. Der letztere kann ihn nur durch freiwillige Unterhandlung in Folge eines gegenſeitigen Vertrags in ſeinen Dienſten verwenden. Der Landmann braucht nicht mehr die Gewaltthätigkeiten und ſchlechte Behandlung zu fürchten, denn die Kadis haben den ausdrücklichen Befehl, auf dergleichen Klagen zu hören und ſie unverzüglich an die höhern Behörden gelangen zu laſſen, die bei Gefahr der Abſetzung ihnen ſchnell Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen. Keinem Chriſten iſt geſtattet, den Islam anzunehmen, wenn er nicht wenigſtens das zwanzigſte Jahr erreicht und vor dem Richter ſeinen förmlichen Entſchluß deshalb erklärt hat. Die Belaſtungszeugen, welche ſonſt hinreichten, trotz ſeinem Leugnen ſein Geſtändniß, übertreten zu wollen, zu erzwingen, ſind für immer entfernt. Auch ſind noch andere im Geiſte der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit erlaſſene Verbeſſerungen in dieſem Ferman enthalten.

Nach einem großherrlichen Ferman ſoll von nun an in Bosnien allen Religionsſecten der freie und öffentliche Cultus geſtattet ſeyn.

Serbien.

Fürſt Miloſch hat in Kragujewatz ein Lyceum für die ſerbiſche ſtudirende Jugend gegründet und damit ein Alumneum für beſonders talentvolle arme Studirende verbunden. Zum Rector des Lyceums wurde Demeter Iſailovics, Mitglied des Miniſteriums für Aufklärung, ernannt.

China.

Man berichtet aus Pekin, wo ſeit Peters des großen Zeiten eine ruſſiſch-griechiſche Miſſion beſtand, daß über 300,000 Chineſen das Chriſtenthum angenommen haben, und die Chriſtenverfolgung in China bald ihr Ziel erreicht haben werde. Der Kaiſer ſelbſt mache ſich mit der chriſtlichen Religion bekannt, die ſtrengen Geſetze gegen die Chriſten exiſtiren nur noch auf dem Papier und ihre Ausführung werde nur ſolchen Mandarinen übertragen, von deren Rückſicht auf die Chriſten man verſichert ſey. Das Geſetz von 1836 gehe der Sache nach nur gegen die Engländer, deren politiſchen Einfluß man fürchtete. Es beſtehen in China mehrere Vicariate.

Afrika.

Am 21. Juli 1839 ſtarb in dem Fort St. George del Mina Dr. M. Nicol. Leininger aus Bayern, k. niederländiſcher Geſundheitsbeamter.

In Cairo iſt der Miniſter des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten Muktar Bey geſtorben, vielfältig verdient um die Verbreitung europäiſcher Cultur in Aegypten.

ſprechen, welche in der heil. Schrift oder apoſtoliſchen Ueberlieferung nicht enthalten iſt. Das Concil wird keine anderen Grundſätze aufſtellen, als diejenigen, welche Euch allen durch den Glauben und das Gewiſſen ins Herz geſchrieben ſind, welche die chriſtlichen Völker durch alle Jahrhunderte geheiligt haben. In einem Concil ſuchen nicht einzelne Mitglieder durch bloße Gewinnung einer Mehrheit das Uebergewicht über Gegner zu erlangen. Das Concil wird nicht das Mindeſte beſchließen, ohne zuvor die Mittel der Wiſſenſchaft und der reifſten Ueberlegung erſchöpft zu haben." — Und als nun doch das Concil blos ein Werkzeug der Jeſuiten wurde und in dem Infallibilitätsdogma eine grundſtürzende Neuerung beſchloß, die den religiöſen Frieden und die Eintracht zwiſchen Kirche und Staat aufs tiefſte erſchütterte, fügten ſich die deutſchen Biſchöfe faſt alle darein, und auch die, welche es auf dem Concil ſelbſt noch bekämpft hatten, erkannten es nachträglich an. Sie beriethen ſich nicht einmal vorher mit den deutſchen Regierungen, ſondern folgten blind der geheimen Ordre der Jeſuiten. Sie konnten wiſſen, daß es den Jeſuiten von Anfang an gar nicht um die Religion zu thun geweſen war, ſondern nur um die Politik, daß die ganze Agitation in Rom, die Einberufung und Beſchlußfaſſung des Concils im engſten Zuſammenhange ſtand mit dem Angriffsplan des franzöſiſchen Kaiſers auf Deutſchland, daß Rom und die Jeſuiten gar keine andere Abſicht hatten, als im Bunde mit Frankreich das Zuſtandekommen der deutſchen Einheit zu verhüten. Das alles konnten ſie wiſſen, und doch gaben ſie ſich zu blinden Werkzeugen der Jeſuiten her.

Werfen wir einen Blick auf das Concil zurück, ſo fällt es vor allem auf, daß die katholiſchen Großmächte ſich um dasſelbe gar nicht zu bekümmern ſchienen, daß ſie den Papſt und ſeine Jeſuiten ruhig fortmachen ließen, daß die Mahnung des bayriſchen Miniſterpräſidenten, des Fürſten Hohenlohe, die weltlichen Mächte ſollten ihr Intereſſe in Acht nehmen und in Bezug auf das Concil gemeinſchaftliche Vorkehrungen treffen, kalt und von Oeſterreich in einer Note Beuſts ſogar ein wenig hofmeiſternd zurückgewieſen wurde. Daraus läßt ſich ſchließen, die katholiſchen Groß-

mächte waren entweder in den Jesuitenplan eingeweiht, oder wußten wenigstens, daß der Papst und die Jesuiten in Rom das Concil in einer Weise lenken würden, wie es den katholischen Großstaaten nur zum Vortheil gereichen könne. Man darf nicht vergessen, wie lange schon die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland vorbereitet war und wie Frankreich auch auf eine Cooperation Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten gegen Preußen rechnete. Einzig zu diesem Zweck hatte die ultramontane Presse seit Königgräz bisher unerhörte Anstrengungen gemacht, um namentlich in Süddeutschland alles für Frankreich zu stimmen und gegen Preußen aufzuhezen. Der Ultramontanismus, den man auf dem Concil glorificiren wollte, sollte als dritter Factor neben Frankreich und Oesterreich, als geistliche Macht neben den beiden weltlichen Großmächten ins Feld rücken, um den Norddeutschen Bund zu erdrücken, ehe daraus ein protestantisches Kaiserthum erwachsen könne.

Die katholischen Großmächte wollten also das Concil nicht stören, in der Ueberzeugung, es würde ihnen um so mehr nützen, je weniger es den Anschein hätte, als ob ihre weltliche Politik dabei mit im Spiele wäre. Hätten sie ihre Gesandten am Concil theilnehmen lassen, wie sich die weltlichen Mächte dieses Recht noch bei allen frühern Concilien gewahrt hatten, so hätten sie der öffentlichen Meinung zu Liebe doch manches, was auf dem Concil vorging, nicht dulden dürfen, ohne sich zu compromittiren. Sie blieben also lieber weg. Der Norddeutsche Bund, zu welchem so viele Millionen Katholiken gehören, und dessen Lenkern auch gewiß der ganze Jesuitenplan hinlänglich bekannt war, konnte ohne Frankreich und Oesterreich nicht allein handeln und verlangen wollen, daß er durch eine Gesandtschaft beim Concil vertreten werde. Professor Friedrich macht in seinem Tagebuch vom Concil ein Gerücht bekannt, welches in Rom verbreitet gewesen seyn soll, demzufolge Preußen und Bayern den König von Sachsen ersucht haben sollten, sich mit dem Papst zu verständigen, derselbe habe es jedoch abgelehnt. Sey dem wie ihm wolle, so konnte weder Preußen als protestantische Macht, noch auch Bayern, nachdem die Hohenlohe'sche Mahnung nicht beachtet

worden war, ſich in die Concilsangelegenheiten einmiſchen. Noch weniger Italien, ſo lange Frankreich mächtig und Rom noch von franzöſiſchen Truppen beſetzt war. Biſchof Hefele machte einmal in der Verſammlung deutſcher Biſchöfe in Rom während des Concils den Vorſchlag, die opponirenden Biſchöfe und die weltlichen Regierungen zugleich möchten dem Papſt Vorſtellungen machen. Ein Diplomat in Rom rieth, die opponirenden Biſchöfe ſollten durch die weltlichen Regierungen noch vor der Abſtimmung über das neue Dogma förmlich zurückberufen werden; allein das war alles unausführbar, weil, wie geſagt, die weltlichen Großmächte über dieſe Frage nicht einig dachten und die beiden katholiſchen Großmächte, auf die es zunächſt angekommen wäre, das Concil, d. h. die Jeſuiten auf dem Concil ganz ſich ſelbſt überlaſſen wollten und überließen.

Was nun die deutſchen Biſchöfe betrifft, welche vor dem Concil zu Fulda tagten, um die Katholiken Deutſchlands über dasſelbe gänzlich zu beruhigen und namentlich die Beſorgniß vor den Jeſuiten zu beſchwichtigen, die auch noch auf dem Concile ſelbſt gegen das neue Dogma eiferten, nachher aber, als die Jeſuiten ihr neues Dogma durchgeſetzt und ihren Zweck erreicht hatten, in wenig Wochen wieder, am 1. September 1870 in Fulda tagten und diesmal das neue Dogma anerkannten und alle Katholiken Deutſchlands darauf verpflichteten, — was dieſe Biſchöfe und ihr zweideutiges und ſich widerſprechendes Benehmen betrifft, ſo kann man ſich das Letztere doch kaum anders erklären, als durch die Vermuthung, wenigſtens ihre hauptſächlichſten Wortführer und Tonangeber ſeyen von Anfang an in den Jeſuitenplan eingeweiht geweſen und hätten die Rolle übernommen, die Katholiken Deutſchlands in Sicherheit zu wiegen, den Argwohn der Nationalgeſinnten und Liberalen einzuſchläfern, bis man in Rom fertig ſeyn würde. Ja, das auffallende Benehmen einiger dieſer Biſchöfe auf dem Concile ſelbſt erweckt den Verdacht, es ſey ihnen mit ihrer Oppoſition gegen das neue Dogma kein rechter Ernſt geweſen.

Man hat mit Recht gefragt, wie es komme, daß mehrere dieſer Biſchöfe, welche gegenüber den deutſchen Regierungen ſich ſo erſtaunlich kühn und conſequent aufgelehnt hätten, doch gegenüber von Rom

so charakterschwach und nachgiebig gewesen seyen? Die Sache läßt sich psychologisch am einfachsten dadurch erklären, daß die deutschen Regierungen selber sich den Bischöfen gegenüber immer nur schwach benommen hatten, von ihnen also nicht gefürchtet wurden, während dieselben Bischöfe von Rom und den Jesuiten gebieterisch behandelt und terrorisirt wurden, also nach dieser Seite hin Angst hatten und gehorchten. Ueberdies ließen sich die Bischöfe durch das Schreckbild täuschen, aus dessen verzerrten Zügen doch etwas Wahres hindurchblickte. Man hörte nämlich nicht auf, ihnen vorzustellen, die Unbotmäßigkeit, Autoritäts- und Glaubenslosigkeit nehmen reißend überhand, also sey es dringend nöthig und erste Pflicht der Bischöfe, daß diese die göttliche Autorität aufrecht erhielten, und das könne nur mittelst der festen Einheit der katholischen Kirche und des neuen Dogmas geschehen. Diese Behauptung hatte schon Bischof Dupanloup von Orleans aufgestellt, aber Gambetta hatte ihm schlagend geantwortet: Euer kirchlicher Aberglaube allein hat den Unglauben als anderes Extrem hervorgerufen.

Damit der Geschichtschreiber den Bischöfen nicht Unrecht thue, muß er den Hauptinhalt ihres zweiten Hirtenbriefs mittheilen. „Mit dem Papste in Einheit des Glaubens und der Liebe verbunden, haben die versammelten Bischöfe — gleichviel ob sie in christlichen Ländern festbegründete Diöcesen verwalten oder unter den Heiden in apostolischer Armuth das Reich Gottes auszubreiten berufen sind, ob sie größere oder kleinere Heerden zu hüten haben — als rechtmäßige Nachfolger der Apostel alle mit gleicher Berechtigung an dem Concil Antheil genommen und haben alles in reifliche Erwägung gezogen. So lange die Berathungen dauerten, haben die Bischöfe, wie es ihre Ueberzeugung forderte und ihrer Amtspflicht entsprach, ihre Ansichten mit unumwundener Offenheit und mit der nothwendigen Freiheit ausgesprochen, und es sind hierbei, wie dies bei einer Versammlung von nahezu 800 Vätern kaum anders zu erwarten war, auch manche Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten. Wegen dieser Meinungsverschiedenheiten kann aber die Giltigkeit der Concilsbeschlüsse in keiner Weise bestritten werden, selbst abgesehen von dem Umstande, daß fast sämmtliche Bischöfe, welche zur

Zeit der öffentlichen Sitzung noch abweichender Anſicht waren, ſich der Abſtimmung in derſelben enthalten haben. Deßungeachtet behaupten, daß die eine oder die andere vom allgemeinen Concil entſchiedene Lehre in der heiligen Schrift und in der kirchlichen Ueberlieferung, den beiden Quellen des katholiſchen Glaubens, nicht enthalten ſey, oder mit denſelben ſogar in Widerſpruch ſtehe, iſt ein mit den Grundſätzen der katholiſchen Kirche unvereinbares Beginnen, welches zur Trennung von der Gemeinſchaft der Kirche führt. Dieſem nach erklären wir hierdurch, daß das gegenwärtige Vatikaniſche Concil ein rechtmäßiges, allgemeines Concil iſt; daß ferner dieſes Concil ebenſowenig, wie irgend eine andere allgemeine Kirchenverſammlung, eine neue, von der alten abweichende Lehre aufgeſtellt oder geſchaffen, ſondern lediglich die alte, in der Hinterlage des Glaubens enthaltene und treu gehütete Wahrheit entwickelt, erklärt und den Irrthümern der Zeit gegenüber ausdrücklich zu glauben vorgeſtellt hat; daß endlich deſſen Beſchlüſſe ihre für alle Gläubigen verbindende Kraft durch die in der öffentlichen Sitzung vom Oberhaupte der Kirche in der feierlichſten Weiſe vollzogene Publikation erhalten haben. Indem wir mit vollem und rückhaltloſem Glauben den Beſchlüſſen des Concils beiſtimmen, ermahnen wir als Euere von Gott geſetzten Hirten und Lehrer und bitten Euch in der Liebe zu Eueren Seelen, daß ihr allen widerſtrebenden Behauptungen, von welcher Seite ſie auch kommen mögen, kein Gehör ſchenket." Den Hirtenbrief unterzeichneten die Erzbiſchöfe von Köln und München, der Erzbisthumsverweſer von Freiburg, die Biſchöfe von Augsburg, Culm, Eichſtädt, Ermeland, Fulda, Hildesheim, Limburg, Mainz, Münſter, Paderborn, Speier, Trier und ein Feldbiſchof. Dagegen fehlten die Biſchöfe von Bamberg, Osnabrück, Paſſau und Rottenburg, wie auch der Fürſtbiſchof von Breslau, der Biſchof von Poſen und die öſterreichiſchen Biſchöfe.

Das „Ausland" von 1872, Nr. 8. S. 181, theilte das Urtheil eines arabiſchen Chriſten über die europäiſchen Kirchenconflicte mit, worin die Biſchöfe ein ſchlechtes Lob erhalten. „Viele Biſchöfe widerſprachen der Unfehlbarkeit des Papſtes, kehrten aber dann aus Menſchenfurcht um und wollten die Menſchen zwingen, das als

Wahrheit anzunehmen, was ſie ſelbſt vorher als Unwahrheit dargeſtellt hatten. Dieſe Zuſtände ſind ſchrecklich, und der alte Mann, der ſich ſelbſt den Stellvertreter des Herrn auf Erden nennt, ich denke, er iſt aberwitzig." Der gute Araber bemerkt ſchließlich: „Die osmaniſche Regierung iſt weiſer in dieſer Sache, als die Regierungen der Franken, denn ſie hat bereits geſagt, ſie könne dem unfehlbaren Papſte keine Macht über ihre Unterthanen einräumen, oder ſie hören auf, ihre Unterthanen zu ſeyn."

Man hat darauf aufmerkſam gemacht, daß der in Fulda begrabene h. Bonifacius zum erſtenmal das deutſche Reich mit dem römiſchen Papſtthum innig verbunden hat; allein man hat vergeſſen, daß in dieſer Verbindung das deutſche Reich ſelbſtändig blieb und nicht etwa Rom unterworfen wurde, wie denn auch die deutſchen Bisthümer von deutſchen Fürſten und vom deutſchen Kaiſer gegründet wurden, auf deutſchen Nationalconcilen Rom ſelbſtändig gegenüber traten und den Papſt nur als primus inter pares anerkannten, weil die höchſte Kirchengewalt von dem über dem Papſt ſtehenden Concilium der Biſchöfe ausgeübt wurde. Es hat ſich noch ein Ausſpruch vom h. Bonifacius erhalten, welcher hier maßgebend iſt: Papa a nemine est judicandus, nisi a fide devius, d. h. Niemand darf den Papſt richten, außer wenn er vom Glauben abweicht, womit zugleich geſagt iſt: Wenn er abweicht, ſollen die Biſchöfe ihn richten. Nun iſt aber das Dogma, das ihn für infallibel erklärt, die ſtärkſte Abweichung vom altkatholiſchen Glauben, und ſomit hat der h. Bonifacius ſeinen Nachfolgern eine Lehre gegeben, von der ſie nicht hätten abweichen ſollen.

Der Papſt verfehlte nicht, der Biſchofsverſammlung in Fulda ſeinen wärmſten Dank auszudrücken, am 28. October. Die Einwürfe aber, die er in ſeinem Schreiben gegen die Altkatholiken machte, waren ſchwach, eigentlich erbärmlich. Er ſchrieb: „Nach der Gewohnheit aller derjenigen, welche jemals Häreſien und Schismen ausgeſäet haben, rühmen ſie ſich fälſchlich, ſie hängen an dem alten katholiſchen Glauben, in demſelben Augenblicke, wo ſie das Fundamental-Prinzip des katholiſchen Glaubens und der katholiſchen Lehre umſtoßen. Denn, obwohl ſie bekennen, daß die Schrift und

die Tradition die Quellen der göttlichen Offenbarung ſind, weigern ſie ſich trotzdem, das immer lebendige Lehramt der Kirche zu hören, welches die Schrift und die Tradition offenkundig aufſtellt und welches von Gott eingeſetzt wurde, um die Dogmen, welche die Schrift und die Tradition uns überliefert haben, ſowohl beſtändig zu bewahren als auch unfehlbar auszulegen und zu erklären."

Nach dieſer Definition könnte die katholiſche Kirchenlehre durch abermals und immer wiederholte eben ſo unberechtigte und parteiiſche ſog. „unfehlbare Auslegungen" den evangeliſchen und ſogar auch traditionellen Boden gänzlich Preis geben und am Ende verordnen Allah iſt Allah und Muhamed ſein Prophet!

Damit die Wendung zum neuen Dogma hin auch als Volksſache erſcheine, wurde eine große Wallfahrt zum Grabe des h. Bonifacius nach demſelben Fulda am 11. und 12. October 1870 in Scene geſetzt. Sie ging hauptſächlich vom katholiſchen Adel aus. Domkapitular Mouſang von Mainz, der kampfluſtigſte Ultramontane, hielt die Predigt, der Biſchof celebrirte das Hochamt. Bei der nachherigen Verſammlung präſidirte der badiſche Freiherr v. Andlaw. Auch der weſtphäliſche Herr v. Mallinckrodt hatte ſich eingefunden. Fürſt Löwenſtein brachte Nachricht von einem Schreiben des päpſtlichen Nuntius in München, wonach der Papſt der Verſammlung ſeinen Segen ertheilte. Die Verſammlung beſchloß eine Erklärung, worin ſie zur Befreiung des Papſtes und Wiederherſtellung desſelben in ſeine weltliche Herrſchaft aufforderte und nicht ohne eine deutliche Anſpielung auf Deutſchland die Italiener verdammte, welche ein angebliches Recht der Nationalität vorſchützen, um dem h. Petrus ſein Erbgut zu rauben und göttliche und menſchliche Geſetze zu verletzen.

Was den bayriſchen Staat betrifft, der hierzu erſt in Frage kommt, ſo war derſelbe bekanntlich ſeit der Reformation dem Papſtthum blind ergeben geweſen und hatte den Jeſuiten Thür und Thor geöffnet. Indeſſen drang die Aufklärung auch in Bayern ein, und am Ende des vorigen Jahrhunderts trat grade hier dem Jeſuitenorden im Illuminatenorden der bitterſte Feind gegenüber. Die

franzöſiſche Revolution führte zu Napoleons Weltherrſchaft und zum Rheinbunde, in welchem Bayern unter Max Joſef, dem Napoleon den Königsrang verlieh, ganz napoleoniſch regiert wurde. Der Papſt war gefangen, der Kirchenſtaat dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, die Biſchöfe waren nur noch Kreaturen der weltlichen Macht. In Bayern handhabte Miniſter Montgelas als alter Illuminat ein durchaus kirchenfeindliches Syſtem unter Beraubung der Kirche und Verhöhnung ihrer Gebräuche. Nach Napoleons Sturz und nachdem das neue Frankreich wie auch Oeſterreich das Papſtthum wieder hergeſtellt hatten, konnte ſich Montgelas nicht mehr behaupten, und ohne den Weſſenbergiſchen Gedanken einer katholiſchen Nationalkirche des neuen deutſchen Bundes zu unterſtützen, ratificirte der König ſchon 1817 ein neues Concordat mit Rom. Dasſelbe wurde nicht veröffentlicht, bis im folgenden Jahr 1818 die neue bayriſche Verfaſſung fertig war. Das Concordat wurde nun für einen bloßen Anhang an dieſe Verfaſſung ausgegeben. Rom aber wollte nicht, daß ſein Concordat von der Verfaſſung und den darin proclamirten Rechten der proteſtantiſchen Kirche abhängig würde. Da fügte ſich der König dem Willen Roms 1821 in der Erklärung von Tegernſee: daß nach Beſeitigung der Anſtände das Concordat in allen ſeinen Theilen in Ausführung gebracht werden, die Katholiken aber mit dem Verfaſſungseide nur für die bürgerlichen Verhältniſſe ſich verbindlich machten. Somit war die Rechtsfrage unklar geblieben. Unter König Ludwig I. kam ein ultramontanes Miniſterium Abel auf, und die große jeſuitiſche Strömung, die endlich zum römiſchen Concil führte, ergriff auch den bayriſchen Episcopat, was deſſen Haltung ſeit dem Concil erklären hilft.

Als Haupt der bayriſchen Kirche ragte von Scherr, Erzbiſchof von München-Freiſing, hervor, der auf dem Concil gegen das neue Dogma geſtimmt und es nachher doch anerkannt hatte. In den Denkwürdigkeiten des Concils, welche Profeſſor Friedrich von München als Augen- und Ohrenzeuge an Ort und Stelle aufgezeichnet hat, leſen wir unter anderm auch, wie ſich der Erzbiſchof von München-Freiſing benahm, als er vom Concil nach Deutſchland zurückkehrte. Dieſes Beiſpiel iſt ſehr belehrend in Bezug auf Charakterſtärke oder

-Schwäche deutſcher Biſchöfe. Ohne Sang und Klang war Erzbiſchof Scherr, der Gegner der Unfehlbarkeit, am 19. Juli 1870 vom Concil zurückkehrend, um Mitternacht in München angekommen. Am 21. Juli war die Aufwartung der Münchener theologiſchen Facultät des Morgens um 10 Uhr. Friedrich ſchildert nach ſeiner unmittelbaren Aufzeichnung, unterſtützt durch die Erinnerung der übrigen Theilnehmer, das merkwürdige Nachſpiel: „Wir waren vollzählig und Döllinger unſer Sprecher. Dieſer beſchränkte ſich auf Worte der Begrüßung. Der Erzbiſchof dankte. Nach einer Pauſe hub er an: ‚Roma locuta est. Die Folgen davon kennen die Herren ſelbſt. Wir können nichts anderes thun, als uns darein ergeben.‘ In Döllinger kochte es. ‚Wir haben lange gekämpft,‘ fuhr der Erzbiſchof fort, ‚auch manches Gute erreicht, manches Schlimme verhütet. Noch am 15. Juli ſendete die internationale (Minoritäts-) Verſammlung eine Deputation an den Papſt ab, worunter auch ich mich befunden habe. Der Papſt nahm uns ſehr freundlich und gnädig auf und fragte, was wir denn eigentlich geändert wünſchten. Wir baten um Einfügung der Worte: ‚gemäß der katholiſchen Tradition und mit Zuſtimmung der Geſammtkirche oder der Biſchöfe.‘ Der Papſt ſagte, er habe das Schema noch nicht geſehen, und fragte, wie viele Non placet ſich dann in Placet umwandeln würden. ‚Wir und die uns geſendet haben,‘ antwortete die Deputation, ‚würden dann zuſtimmen.‘ ‚Wie viele ſind es?‘ fragte der Papſt. ‚Achtzig,‘ war die Antwort. ‚Aber,‘ entgegnete Pius, ‚es ſtimmten ja 88 mit Non placet. Wenn wir etwa hundert zuſammenbringen würden, könnte man auf die Aenderung eingehen!‘ — ‚Voll der beſten Hoffnungen,‘ ſagte der Erzbiſchof, ‚gingen wir von dannen!‘ — Allein des anderen Tages hat die Jeſuitenpartei des Concils, darunter der ‚Thronumſtoßer‘ Seneſtrey von Regensburg, den Papſt bearbeitet. Einen Tag ſpäter wiederum war Cardinal Rauſcher beim Papſte, um ihm den Dank der Minorität auszuſprechen, und ſetzte bei dieſer Gelegenheit die Conſequenzen der Formel der Majorität auseinander. Aber der Papſt war jetzt ſchon anderer Meinung. ‚Zu ſpät,‘ erwiderte Pius, ‚die öffentliche Sitzung iſt ſchon anberaumt.‘ Dann erzählte der

Erzbiſchof noch von der Berathung der Minorität, ob man an der feierlichen Sitzung ſich betheiligen ſolle oder nicht. Nur 20 waren dafür. Hierauf wendete ſich der Erzbiſchof an die einzelnen Profeſſoren, und Abt Haneberg meinte, ihm ſey die perſönliche Infallibilität im Schlußſatze doch zu ſtark. Der Erzbiſchof erwiderte: ‚Eine perſönliche Unfehlbarkeit ſey gar nicht definirt worden.‘ Zum Schluß der Aufwartung wendete ſich der Erzbiſchof an Döllinger mit den Worten: ‚Wollen wir alſo aufs Neue für die heilige Kirche zu arbeiten anfangen?‘ Da fuhr Döllinger ſcharf heraus: ‚Ja, für die alte Kirche!‘ Mit Mühe unterdrückte der Erzbiſchof ſeinen Zorn und ſagte: ‚Es gibt nur Eine Kirche, keine neue und keine alte.‘ Da warf Döllinger die Worte dazwiſchen: ‚Man hat eine neue gemacht!‘ Der Erzbiſchof verſuchte nun zu erklären, daß es in der Kirche und in den Lehren immer Veränderungen gegeben habe. ‚Unvergeßlich,‘ ſchließt Friedrich, ‚wird mir die Haltung Döllingers und Hanebergs bleiben. Man ſah Thränen in den Augen des Erzbiſchofs. Der Riß war geſchehen. In dieſer dramatiſch bewegten Scene liegt der Keim zur Begründung der in München geſchaffenen ‚altkatholiſchen‘ Kirche!“

Der Münchener Erzbiſchof handelte hinfort nur noch als ein Leibeigener des Papſtes, uneingedenk der erzbiſchöflichen Rechte, die er gegenüber der Curie zu wahren hatte, und uneingedenk der Pflichten, die er dem König von Bayern und dem deutſchen Reiche ſchuldig war. Am 5. Januar 1871 erließ er einen Hirtenbrief, worin er ſich entſchuldigte: Wenn er früher zur Zeit des Concils gegen die Infallibilität geſtimmt habe und ſie jetzt anerkenne, ſo liege darin kein Widerſpruch: „Die Vernunft ſagt uns, daß Unſer Urtheil falſch und irrig ſeyn kann; durch den Glauben aber wiſſen wir, daß der Ausſpruch des allgemeinen Concils ein Ausſpruch des heiligen Geiſtes ſelbſt iſt, ſomit wahr ſeyn muß. Wäre es nun da nicht thöricht, an Unſerem Urtheil feſtzuhalten und dem Ausſpruch des heiligen Geiſtes Uns zu widerſetzen? Auf dem Gebiete des Glaubens muß jede Sonderanſicht weichen, jede Lieblingstheorie zurücktreten, da iſt Unterwerfung und Gehorſam nicht ein Zeichen der Schwäche, der Unſelbſtändigkeit, oder, wie man auch ſagt, knechtiſcher

Amerika.

In Boston iſt geſtorben Dr. Nathanael Bowditch, Präſident der amerikaniſchen Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, Mitglied der Regierung des Staates Maſſachuſetts, ſeit Franklin nach der Meinung der Amerikaner der kenntnißvollſte Gelehrte ihrer Nation.

Am 24. Oct. 1838 ſtarb im 61. Lebensjahre der Quäker Lancaſter, Erfinder der nach ihm benannten Lehrmethode. 1789 hatte er in London die erſte Schule, eine Armenſchule, nach ſeinem Princip eingerichtet.

Joh. Jac. Aſtor iſt in einem Alter von 80 Jahren geſtorben. Er war zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Walldorf bei Heidelberg geboren, und folgte 1783 ſeinem ſchon früher ausgewanderten Bruder nach Nordamerika, mit einem unbedeutenden Waarenvorrath den Grund legend zu ſeinen rieſenhaften Unternehmungen, deren unermüdliche und glückliche Ausführung ihn zu einem der reichſten Männer der Welt machten. Sein kühner ſtrebender Geiſt hatte immer das Allgemeine, das Künftige im Auge; daß er ein warmes Herz für ſeine Landsleute bewahrte, beweiſt der eigens von ihm geſtiftete Aſtorfonds zu Begründung einer Anſtalt, durch welche die in Nordamerika ankommenden deutſchen Auswanderer gegen die Betrügereien habſüchtiger Schwindler geſchützt und ſo gut als möglich angewieſen werden ſollen, ein ſicheres Unterkommen in der neuen Heimath zu finden.

Die Methode, ganze Häuſer von der Stelle zu rücken, kommt in Nordamerika, insbeſondere in Nay-York, immer mehr in Aufnahme. Anfangs wagte man ſich nur an hölzerne Gebäude; gegenwärtig aber verfährt man eben ſo kühn auch mit ganz aus Backſteinen aufgeführten Häuſern. Unter dieſen Gebäuden, deren Verſchiebung dem Aufbau neuer vorgezogen wurde, befand ſich auch das Haus eines Vergolders, in welchem nicht einmal die Mobilien ausgeräumt waren; ja es befand ſich in demſelben ſogar ein Vorrath von Spiegelglasplatten, 1500 Dollars an Werth. Der Ingenieur Brown, welcher die Häuſerverſetzung ſeit vierzehn Jahren gegen hundert Mal vollbrachte, und deswegen den Namen house-mover erhielt, verſetzte unter Anderem auch eine gegen 1000 Perſonen faſſende Kirche mit Galerien und Spitzthurm um eine Strecke von 1100 Fuß. Dieſes Gebäude beſtand jedoch ganz aus Holz.

Sandwichinſeln.

Tamehamea III., König der Sandwichinſeln, hat in ſeinem Reiche die Ausbreitung der katholiſchen Religion wegen der Intoleranz der Papiſten verboten. Alle Religionslehrer, welche auf die Inſel kamen, werden auf das Schiff zurückgebracht und müſſen von demſelben wieder weggeführt werden.

Geſinnung und Abhängigkeit, ſondern die unerläßliche Bedingung der Gemeinſchaft mit der Kirche und des ewigen Heils. Als katholiſcher Biſchof haben Wir während der Concilsverhandlungen Unſerer Pflicht gemäß Unſerer Ueberzeugung offenen Ausdruck gegeben; als katholiſcher Biſchof mußten Wir dann aber auch dem Ausſpruch des Concils eben ſo offen und aufrichtig Uns unterwerfen, und als katholiſcher Biſchof müſſen Wir von euch das gleiche fordern." —

Das hieß alſo, es kommt nicht darauf an, was ihr glaubt, ob es Lüge oder Wahrheit iſt, ſondern nur, daß ihr glaubt, was euch der Papſt zu glauben befiehlt, geſetzt auch, er befähle euch, an Muhamed oder an den Teufel zu glauben.

Der Biſchof von Bamberg, v. Deinlein, diente gleichfalls der Infallibilität und veranlaßte am 20. November 1870 eine große Wallfahrt nach Bamberg zum Grabe Kaiſer Heinrichs II. und ſeiner h. Gemahlin Kunigunde, eine Demonſtration, wodurch dem neuen deutſchen Kaiſer ein Wink gegeben werden ſollte, Deutſchland könne nur einen katholiſchen und vom Papſt abhängigen Kaiſer brauchen. Deinlein celebrirte die Meſſe, und der Fürſt von Löwenſtein-Heubach präſidirte der Verſammlung der Wallfahrer, die dem Papſt ihre Huldigung darbrachten.

Wie alte Zeiten ſich erneuern können, erlebte man im Frühjahr 1871. Seit der Reformation lag der Biſchof von Bamberg mit dem lutheriſchen Freiherrn v. Aufſeß in nur ſelten unterbrochener Nachbarfehde, raubte mehrmals Angehörige der Familie und ließ einmal den Erben wegſtehlen und katholiſch erziehen, bis er heranwachſend ſich wieder emancipirte. Der edle Freiherr v. Aufſeß, Gründer des germaniſchen Muſeums in Nürnberg, hat die intereſſante Geſchichte ſeiner Familie und deren Kämpfe mit den Biſchöfen von Bamberg beſchrieben. Aber der alte Feind lauerte noch immer. Das Bamberger Paſtoralblatt vom 29. April 1871 brachte folgende Notiz: „Am Oſtermontage legte Hermann, Freiherr v. Aufſeß, ein Sohn des bekannten Hans v. Aufſeß, in die Hände des Herrn Erzbiſchofs das katholiſche Glaubensbekenntniß ab. Die Definition der Unfehlbarkeit des Papſtes brachte, wie verlautet, den länger ge-

hegten Entſchluß in ihm zur raſchen Reife, der Kirche ſich anzuſchließen, in welcher es ein klares, unzweifelhaft göttliches Organ der Wahrheit gibt."

Auch nach Eichſtädt zum Grabe der h. Walburga wurde im Mai 1871 eine große Wallfahrt veranſtaltet. Ueber eine Verſammlung katholiſcher Volksvereine zu Schönfeld im Eichsfeld am 26. Mai 1872 berichtete der Volksbote: Da die deutſche Fahne in Schönfeld ohne Veranlaſſung des Vorſtandes ausgehängt war, ſo ſah ſich derſelbe zur Rettung des Vereinsprogramms genöthigt, die roth-weiße kirchliche Fahne als die katholiſche Vereins- und zugleich als die patriotiſche Rettungsfahne zu erklären. Deßwegen bezog er ſich auf ſein politiſches Vereinshandbuch und hob aus demſelben folgende Sätze hervor: 1) daß in einer rechtlichen (chriſtlichen), ſomit civiliſirten Weltordnung es naturgemäß einen oberhirtlichen Fürſten gebe und dieſer Schutzherr des Papſtthums römiſcher Kaiſer heiße; 2) daß dieſer Kaiſer nur derjenige ſeyn könne, welcher über Italien eine Schutzoberherrſchaft ausüben könne und wolle; 3) daß dieſe kaiſerliche Schutzherrſchaft ſogar (frömmere) heidniſche Kaiſer, dann chriſtliche byzantiniſche, ſpäter die abendländiſchen (deutſchen) Kaiſer ausübten; 4) daß der künftige Kaiſer nur der Beherrſcher Geſammt-Oeſterreichs ſeyn könne; 5) daß Preußens König vom Entwicklungsgang der preußiſchen Geſchichte abſpringen, Geſammt-Oeſterreichs rechtlicher Beherrſcher werden müßte und nur dann innerhalb einer chriſtlichen Weltordnung genannter (Rechtsſchutz-) Kaiſer werden könnte oder werden müßte; 6) daß aber die bisherige anti-geſammt-öſterreichiſche Politik Preußens ſchleunigſt zu einer Europa niedertretenden Welt-Monarchie und zu einem mongoliſirenden und ſchnell wieder verſchwindenden (Gewalt-) Kaiſerthum hintreibe.

Die ſog. Patrioten in Bayern hatten auch ultramontane Bauernvereine in Scene geſetzt, die zum erſtenmal in Deggendorf in einem Bauerntage conzentrirt wurden. Derſelbe ſchloß am 17. September 1871. Der Abgeordnete Dr. Schleich, der nicht eingeladen worden war, richtete an die Vorſtände der Verſammlung eine Zuſchrift, worin er ihnen bemerkte, die Umwandlung der bayriſchen

Patriotenpartei in eine ausſchließlich katholiſche und ſpeciell infallibiliſtiſche, heiße Bayern zerſtückeln oder auf das alte Kurfürſtenthum reduciren, denn die proteſtantiſchen Franken, Schwaben und Pfälzer würden ſich ſofort von Bayern losmachen. Dem katholiſchen Reſt von Bayern würde aber nichts übrig bleiben, als dem bayriſchen Patriotismus zu entſagen, denn er würde Oeſterreich zugetrieben.

Unter allen bayriſchen Biſchöfen ragte Seneſtrey von Regensburg als der ultramontanſte hervor. Derſelbe hatte in Schwandorf die berüchtigte Volksrede gehalten, in der er ſchwur, er werde der erſte ſeyn, um den Thron umzuſtürzen, wenn derſelbe nicht mehr Gott, d. h. der Kirche gehorche. Derſelbe hatte ſich ganz mit Jeſuiten umringt, die von allen Seiten wie die Raben nach Regensburg geflogen waren. Der Wochenſchrift der Fortſchrittspartei wurde am 16. Dezember 1871 geſchrieben: „Wer, gleich uns Regensburgern, ſie jetzt ſähe, dieſe langen, ſchwarzen Talare, dieſe breitkrämpigen, ſchwarzen Hüte, und darunter die olivenfarbigen, romaniſchen Geſichter mit ihren fanatiſch ſtechenden Augen, wie ſie ſich einſchleichen von Haus zu Haus und freudeſtrahlend heraustreten mit dem ſiegesgewiſſen Erfolge, wieder eine Senſe gedengelt zu haben für den von ihnen angefachten Kampf gegen den modernen Staat; — wer ſie ſchaute, dieſe langen hechtgrauen Oberröcke mit ſilbernen Knöpfen, welche zu Dutzenden in Reih' und Glied auf Befehl ihrer fürſtlichen Herrin aufmarſchiren zu der von den Jeſuiten veranſtalteten Abendandacht, und wie ihnen Hunderte von Männern und Weibern nachſtrömen; — wer mit uns wahrnähme, wie ein nicht zu unterſchätzender Bruchtheil der Männerbevölkerung Regensburgs ſeinen Bürgerſtolz darin ſucht, die geweihte Kerze in der Rechten den Baldachin zu geleiten, unter welchem Biſchof Ignatius, ein echter und würdiger Jünger ſeines Namensvetters, mit bald gegen den Himmel aufgeſchlagenen, bald mit zur Erde geſenkten Blicken, aber nie, wie es der Deutſche liebt, geraden Auges einherſchreitet; — wer dies alles mit uns ſchaute, würde nimmermehr ahnen, daß auch Regensburg zum Deutſchen Reiche zählt, er würde nimmermehr glauben, daß auch unſer Blut in dem jüngſten großen Kriege auf den

romanischen Gefilden in Strömen floß! Wie kommt es aber, daß gerade unter dem Krummstabe dieses einen Kirchenfürsten erlaubt ist, was den übrigen Diöcesen Bayerns nicht gestattet wird? Wie zum Hohne haben die Jesuiten sich dem Präsidialgebäude gerade gegenüber ihren Palast aufgerichtet, in dessen Nebengebäude es bereits aus- und einschwärmt mit täglich wechselnden Gesichtern italienischer, provençaler und belgischer Nationalität. Daß hier nichts Gutes für des Deutschen Wohlfahrt geplant wird, wer wagte dies zu bestreiten?

Vom Gebahren des Regensburger Bischofs erfuhr man noch weiter: Derselbe ist in erster Instanz von der wider ihn erhobenen Klage auf Ehrenkränkung an dem Bürgermeister von Kötzting freigesprochen, ist von dem Bezirksgericht in Straubing, als der Berufungsinstanz, für schuldig erklärt und in eine Geldstrafe von 75 fl. nebst Tragung der Kosten verurtheilt worden. Der Bischof hatte bei seiner Anwesenheit in Kötzting im Ornat vor dem Altar stehend eine Rede gehalten, in welcher er dem Bürgermeister, weil dieser die bekannte Museumsadresse in seiner Wohnung zur Unterzeichnung aufgelegt hatte, den Vorwurf einer sehr unrechtmäßigen, frevel- und sündhaften Handlungsweise, und der Verleitung seiner Mitbürger zur Sünde, gemacht. Der Bischof hat während der Gerichtsverhandlung durch seinen Vertheidiger die Erklärung abgeben lassen: er werde eintretenden Falles zu jeder Zeit wieder so handeln und verfahren! — Auch erklärte er am 23. Mai alle politischen Eide für ungültig, wenn sie den Kirchensatzungen widersprächen.

In dem von Professor Friedrich in München herausgegebenen Tagebuch über seinen Aufenthalt in Rom während des Concils lesen wir, der Erzbischof von München wirft seinem Regensburger Collegen vor, daß dieser nur gegen die bayrische Regierung so stark opponire, um, wie der frühere Erzbischof von München-Freising, Reisach, als hier zu Lande unbequem, zum Cardinal befördert zu werden. An einer anderen Stelle meldet Friedrich die allerdings notorische Thatsache, daß der Bischof dem Cabinets-Secretär von Pfistermeister zum Zwecke seiner Ernennung die besten Versicherungen

über ſeine anticurialiſtiſche Haltung gegeben habe. Jetzt iſt Biſchof Seneſtrey das Haupt der Jeſuitenpartei im Lande.

In demſelben Regensburg waren ſchon lange Jeſuiten eingeniſtet. Hier hatten Langrands Agenten den alten Fürſten von Thurn und Taxis um zehn Millionen betrogen. Man ſchrieb aus Regensburg im Dezember 1871, daß der aus Anlaß des Todes des alten Fürſten Taxis durch ſeine Nachfolgerin beſeitigte Graf Dornberg, bisheriger Verwaltungschef, durch Baron Gruben erſetzt ſey, denſelben, der das Taxis'ſche Haus in die Langrand-Affaire verwickelte, wobei mehr als 10 Millionen verloren gingen. Gruben iſt Affiliirter der Jeſuiten und ſoll auch mit dem belgiſchen Langrand nahe verwandt ſeyn.

Dem Nürnberger Anzeiger wurde unterm 10. Dezember aus Altbayern geſchrieben: „Kürzlich hielt der Pfarrer in Affing, Landgericht Aichach, gelegentlich einer Bauernverſammlung in Gebenhofen, Bezirksamt Friedberg, eine fulminante Anſprache an die Verſammlung und ſchimpfte unter Anderem weidlich auf den Staat und die Proteſtanten in ſo derber Weiſe, daß der Friedberger Bezirksamtmann ihn veranlaßte, nochmals die Rednerbühne zu beſteigen und ſeinem Vortrage zum größten Gaudium der Bauern als Schluß — einen Widerruf beizufügen, welcher das Geſtändniß enthielt, daß er — gelogen habe."

Biſchof Dinkel von Augsburg excommunicirte den Pfarrer Renſtle in Mehring, welcher aber, von ſeiner Gemeinde geliebt, ſeine geiſtlichen Funktionen fortſetzte.

Nur über den Biſchof von Würzburg klagte das ultramontane „Vaterland", er verfahre zu gelinde mit den Altkatholiken, er habe ſogar noch keinem ſeiner Geiſtlichen zugemuthet, das neue Dogma zu verkünden. Dieſer Biſchof, Dr. Reißmann, hatte jedoch Freunde, die ihn vertheidigten. In einer ſolchen Vertheidigung aus Unterfranken las man die bemerkenswerthe Stelle: „Hier müſſen wir die ſehr wichtige Bemerkung machen, daß es unter den ‚gebildeten' katholiſchen Laien und auch unter Geiſtlichen eine Partei gibt, welche wohl das vatikaniſche Concil anerkennt, aber zugleich die Möglichkeit betont, daß bei der Fortſetzung des Concils das eine oder das andere

bereits erlaſſene Dekret, beſonders das von der Unfehlbarkeit, ‚revidirt‘ werden könnte. Um das Gut der kirchlichen Einheit nicht zu gefährden, fügt ſich dieſe Partei für den Augenblick, wünſcht aber, daß jene, die ſich nicht fügen, doch nicht als wahre vollendete Häretiker betrachtet und behandelt werden.“

Die Jeſuiten hofften indeß mit Zuverſicht auf die Bigotterie des altbayriſchen Landvolks. Aus Reichenhall wurde im Frühjahr 1872 geſchrieben: In Bayern müſſen wir bis zum nächſten Kriege die Oberhand haben, rief jüngſt ein Jeſuit in vertrauter Geſellſchaft aus und bezeichnete damit mit voller Klarheit die Mittel, welche von Rom angewendet werden, um ſeine Zwecke zu erreichen. Ein neuer Krieg ſoll angezettelt, bis dorthin aber Bayern reif gemacht werden zum Abfalle vom deutſchen Reiche, und dies alles zum Sturze des deutſchen Reiches und zur Anbahnung der römiſchen Weltherrſchaft. Mit bewunderungswürdiger Schlauheit wird dieſes Ziel verfolgt. Vor allem wird Oberbayern von Jeſuiten bearbeitet und überall mit katholiſchen Caſinos, wie ein Körper mit Geſchwüren bedeckt. Der Mißbrauch der Kanzel iſt den Herren nur ſcheinbar erſchwert, ſie haben den betreffenden Strafparagraphen leicht zu umgehen gewußt; ſie halten aber nicht mehr „Miſſionen“, ſondern „Conferenzen“, denen dann die Gründung eines Caſinos regelmäßig zu folgen pflegt. So hielt der Jeſuit Pater Leiprecht auch hier eine „Conferenz“ und ſchon wenige Tage darauf, am 15. März, wurde ein Caſino gegründet und die erſte Generalverſammlung gehalten! — Ein Doctor Rittler*) prahlte: Napoleon I. rühmte ſich: der Bannfluch des Papſtes könne die Bajonnette ſeiner Soldaten nicht ſtumpf machen, und ſiehe! nach drei Jahren bleichten die Gebeine ſeiner Armee in Rußland. Napoleon III., der die Kirche ſo ſehr gehaßt habe (sic!), habe ſein Sedan gefunden. Auch „dieſer Bismarck“ möge erwägen, daß auf ſeine Triumphe noch ein Sedan, wenn nicht ein St. Helena folgen dürfte!

---

*) Dieſes Individuum war ein wenig anrüchig, denn es wurde von den geiſtlichen Behörden ſelbſt aus den Diöceſen Rottenburg, Mainz und München ausgewieſen.

Dagegen wurde bemerkt: Wie oft und wie energiſch bayriſche Kurfürſten trotz ihrer Hinneigung zu Rom doch ihre Souveränetätsrechte zu wahren gewußt hätten. So Max I. 1599, ſo Max Emanuel 1719, Karl Albrecht 1728 ꝛc.

In Beantwortung einer Interpellation von Hertz ſetzte der Cultminiſter v. Lutz das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche in der bayriſchen Kammer klar auseinander und zeigte, wie unvernünftig, ja unmöglich es ſey, daß beſtehende Staaten ihre herkömmlichen und verfaſſungsmäßigen Grundſäulen durch den erſten beſten Wind eines Pfaffen könnten umblaſen wollen. „Die Kirche ſtelle die Lehre auf, der Papſt ſey Fürſt der Fürſten und Oberherr aller Staaten. Halten Sie es für möglich, daß die Staaten ſich das gefallen laſſen, daß der Staat ruhig zuſehen wird, wenn der Biſchof dem Pfarrer befiehlt, er ſoll gegen das Staatsgeſetz predigen, und ſofern dieſer nicht gehorcht, ihn abſetzt? Oder ſoll gar der Staat ſelbſt den armen Pfarrer aus dem Hauſe jagen, weil er die Kanzel nicht hat gegen den Staat mißbrauchen wollen?“

Die vierhundertjährige Jubelfeier der Univerſität München ſtand bevor und der bayriſchen Kammer wurde ein Koſtenbeitrag dazu von 26,000 Gulden angeſonnen. Die ultramontane Mehrheit knüpfte an die Bewilligung aber die Bedingung, daß die Univerſität keinen ausſchließlich altkatholiſchen Charakter annehme, was ſie befürchten mußte, weil nicht weniger als 53 Münchener Profeſſoren und Docenten die Adreſſe für Döllinger unterzeichnet hatten. Da nun zugleich die Biſchöfe drohten, keinen Studenten altkatholiſcher Färbung mehr zum Prieſter zu weihen und anzuſtellen, war zu befürchten, es würden gar keine Studenten mehr katholiſche Theologie in München ſtudiren wollen, ſondern vielmehr in biſchöfliche Prieſterſeminare gehen. Um ihre Zukunft ſicher zu ſtellen, gab die Regierung den beiderſeitigen Anſprüchen inſofern nach, als ſie ſowohl altkatholiſche, als auch infallibiliſtiſche Theologen an der Univerſität beſtätigte und einige der letztern, die bisher nur außerordentliche Profeſſoren geweſen, zu Ordinarien erhob, eine Ehre, die übrigens auch dem altkatholiſchen Profeſſor Friedrich widerfuhr.

Eine Hauptrolle in Fulda und bei allen Zuſammenkünften der

deutſchen Biſchöfe ſpielte Wilhelm Emanuel v. Ketteler, Biſchof von Mainz. Wir haben ſein zweideutiges Benehmen ſchon bei den Verhandlungen des Concils kennen lernen. Da er früher preußiſcher Offizier geweſen war, hatte er noch etwas Befehlshaberiſches an ſich und terroriſirte gerne ſolche, die es ſich gefallen ließen. Man hätte daher mehr Offenheit und Gradheit bei ihm vermuthen ſollen und nicht ein verdecktes Spiel, Zweizüngigkeit mit Pfropfzieherwindungen und Widerſprüchen, die ſelbſt eine diaboliſche Sophiſtik wie ein krauſes Haar nicht hätte grade biegen können. Bei der erſten Verſammlung in Fulda vor dem Concil erklärte er es für unmöglich, was die Jeſuiten doch bezweckten und nachher wirklich durchſetzten. Auf dem Concil ſelbſt erklärte er ſich gegen die Unfehlbarkeit und vertheilte eine in dieſem Sinne von ihm geſchriebene Schrift, erklärte aber nachher wieder, er ſey nie gegen die Unfehlbarkeit an ſich geweſen, ſondern habe nur ihre Verkündigung damals noch nicht für opportun gehalten. Das war von ſeiner Seite wohl Klugheit, um, wohin auch die Würfel fallen würden, eine Chance zu behalten. Aber mit ſolchen Klugheiten erweckt man nur Mißtrauen gegen ſich. Im Herzen war Ketteler, wie es ſcheint, ſchon längſt ein ganz entſchiedener Papiſt. In der Darmſtädter Herrenhausdebatte vom 15. März berührte Dr. Hinſchius unter Anderem die Stellung des Biſchofs von Mainz zum Reich in folgenden Sätzen: „Ich will Sie weiter hinweiſen auf einen intereſſanten Hirtenbrief, den im Jahre 1855 zur Bonifaciusfeier zwar nicht ein preußiſcher Biſchof, aber doch ein Biſchof erlaſſen hat, der, ſoweit ich weiß, in Preußen geboren iſt, und der, ſoweit ich ſicher unterrichtet bin, in Preußen früher mehrere katholiſche geiſtliche Stellungen gehabt hat. Ich meine den Biſchof von Mainz. Es heißt da: ‚Wie das Judenvolk ſeinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Meſſias kreuzigte, ſo hat das deutſche Volk ſeinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifacius gegründet hat. Seitdem hat Deutſchland ferner nur mehr dazu beigetragen, das Reich Chriſti zu zerſtören und eine heidniſche Weltanſchauung hervorzurufen. Seitdem iſt mit dem alten Glauben auch die alte Tugend mehr und mehr geſchwunden, und

alle Schlöſſer und Riegel, alle Zuchthäuſer und Zwangsanſtalten, alle Controlen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewiſſen zu erſetzen. Seitdem gehen die deutſchen Herzen und die deutſchen Gedanken immer weiter auseinander, und wir ſind vielleicht eben jetzt mitten in einer Entwickelung begriffen, die das Verſchwinden des deutſchen Volks vorbereitet.'"

Zum Beweiſe, daß er mit Rom nicht mehr im Widerſpruch ſtehe, ſondern ihm ganz hingegeben ſey, bekam man in den Zeitungen zu leſen: Ketteler, „Sr. Päpſtlichen Heiligkeit Hausprälat und Thronaſſiſtent" hat ſeinen Bisthumsangehörigen angezeigt, daß er ihnen von Rom „ein heiliges und bleibendes Andenken mitgebracht hat." Daſſelbe beſteht in einem von dem heiligen Vater geſegneten Abbilde eines wunderthätigen Bildes „unſerer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe". Der Biſchof verſichert: „Es wird bald kein Land mehr geben, wo nicht dieſes ehrwürdige Bild aufgeſtellt iſt!" Es werde auch der Stadt und Diöceſe Mainz ein Unterpfand für Schutz und Hilfe der h. Jungfrau ſeyn, insbeſondere in dieſer ernſten Zeit, weßhalb er ſich „beeilt, das Bild der allgemeinen Verehrung zu übergeben" und eine Reihe von Feſtlichkeiten zu dieſem Zwecke anordnet.

Auf der am 6. September 1871 von Ketteler veranlaßten Katholiken-Verſammlung in Mainz wurde beſchloſſen: 1) Die weltliche Herrſchaft des Papſtes müſſe wieder hergeſtellt werden; 2) die Unfehlbarkeit des Papſtes ſey von Anfang an von der Kirche geglaubt worden. Ein Freiherr v. Wamboldt meinte gar, der Papſt ſey der Muſterſouverän auf Erden und der Kirchenſtaat der älteſte der Welt. — Hier ahmte Mouſang die alberne Prahlerei Viktor Hugo's nach, der während der Belagerung von Paris einmal drucken ließ, Paris ſey unüberwindlich, denn die Pariſer bilden eine einzige undurchdringliche Mauer. So rief nun auch Mouſang in Mainz: „Der deutſche Episcopat iſt eine Mauer, gebaut zum Schutze des Hauſes Gottes; wir können etwas aushalten, wir ſind gewachſen ſeit dreiundzwanzig Jahren ꝛc."

Die Wiener „Preſſe" bemerkte: Es haben ſchon viele Katholiken-Verſammlungen in Deutſchland und anderen Ländern Statt

gefunden, aber auf keiner iſt der Gegenſatz zu dem politiſchen Leben der Wiſſenſchaft und Bildung der Jetztzeit ſo nackt und ſchroff herausgekehrt worden, wie auf dem jüngſten Mainzer Congreſſe. Da athmete man reines Mittelalter und roch den Duft gebratener Ketzer. Aus jeder Phraſe der auftretenden Redner konnte man es heraushören, wie gern ſie ihre Gegner auf den Scheiterhaufen ſchickten. — Die Redner behandelten den Socialismus ſo milde, daß man über ſo viele chriſtliche Nachſicht ſtaunen mußte. Die Socialiſten ſind z. B. dem Biſchof Ketteler nur Verführte, Verblendete; die eigentlichen Böſewichte ſucht er im liberalen Bürgerthum. Die zarten Berührungspuncte zwiſchen den Schwarzen und den Rothen treten auch hier wieder zu Tage.

Im Starkenburger Boten, der zu Benzheim im Großherzogthum Heſſen erſcheint, las man: „An Europas Regierungen iſt es jetzt, einen Entſchluß zu faſſen. Zwei politiſche Wege ſtehen ihnen offen. Wählen ſie jenen, der dem Papſte die politiſche Herrſchaft wiedergibt, ſo werden ſie in den Katholiken die gehorſamſten Unterthanen finden, welche in allen Fragen rein politiſcher Natur leicht zufrieden zu ſtellen ſind. Wenn ſie aber im Gegentheil die Beraubung der Kirche, d. h. den italieniſchen Staat, anerkennen wollen, dann haben ſie einen Krieg auf Leben und Tod gegen die neugeſchaffene Ordnung der Dinge zu gewärtigen, einen thätigen, entſchiedenen Krieg ohne Raſt und Ruhe. Die Regierungen mögen es wiſſen: unſere Geduld war groß, aber ſie iſt zu Ende. Wir Katholiken haben das Recht, die Freiheit unſerer Kirche zu fordern, und die Regierungen haben die Pflicht, unſere Forderungen zu erfüllen. Wir zahlen ihnen die Blutſteuer, aber wir ſind es ſatt, durch eitle Verſprechungen immer wieder betrogen zu werden. Die einzige Verſicherung, die wir verlangen, iſt die Rückkehr Viktor Emanuels und die vollſtändige Wiederherſtellung des ganzen Kirchenſtaates. Dieſe Garantie erbitten wir nicht ſchüchtern als Gnade, nein, wir fordern ſie gebieteriſch als unſer Recht. Hört es, ihr Mächtigen, Regierungen Europas, wie immer Ihr Euch nennen möget, Bismarck, Gladſtone, Beuſt, Andraſſy: die Katholiken mahnen Euch, zu Gunſten des h. Stuhles einzuſchreiten und ihre gerechten Forderungen zu

erfüllen, glaubt uns, verkennet unſern Mahnruf nicht. Entweder werdet Ihr die katholiſche Kirche in alle ihre Rechte wieder einſetzen, oder nicht Eine von all den heutigen Regierungen bleibt beſtehen."

Im Beginn des Jahres 1872 brachte die Mainzeitung eine bittere Klage über den Biſchof: „Preußen hat ſeine katholiſche Abtheilung im Cultusminiſterium aufgehoben. Unſere in Heſſen arbeitet unbeanſtandet weiter. Das Schuledikt überträgt die Aufſicht und Leitung der Volksſchulen den Geiſtlichen, aber damals ernannte dieſe die Regierung. Jetzt ernennt der Biſchof von Mainz die Pfarrer, und wem gehört wohl die von dieſen geleitete Schule — dem Staate oder dem Biſchof? Will man ſich aber einen Begriff machen, welchen Perſonen und welchem Geiſte die Regierung die Staatsvolksſchule überliefert hat, ſo braucht man nur in die Verhandlungen des Darmſtädter Bezirksſtrafgerichtes zu gehen. Dort erſcheint beinahe Woche für Woche der von Caplänen geſchriebene und vertriebene Starkenburger Bote vor Gericht wegen Schmähung und Beſchimpfung Andersgeſinnter, ja ganzer Confeſſionsgenoſſenſchaften. Von dem politiſchen Geiſt, der in dieſen Kreiſen herrſcht, hat dasſelbe Blatt durch einen famos gewordenen Artikel, der mit offener Revolution drohte, Zeugniß gegeben. Könnte das ſeyn, wenn die Obern dieſer Fanatiker nicht ihr Treiben billigten?"

Im Königreich Württemberg erwartete man vom Biſchof Hefele, der ſich auf dem Concile ſelbſt ſo offen und freimüthig gegen die Infallibilität erklärt hatte, wie auch von der proteſtantiſchen Landesregierung, ſie würden von der Verkündigung der Infallibilität Umgang nehmen. Die Regierung glaubte, um des lieben Friedens willen, Rom nachgeben zu ſollen, wodurch auch der Biſchof veranlaßt wurde, das neue Dogma zu verkünden. Er that es unter Entſchuldigungen, die er am 10. April in einem Erlaß an den hochwürdigen Klerus folgendergeſtalt formulirte: „Wenn ich dem hochwürdigen Klerus den authentiſchen Text der beiden dogmatiſchen Conſtitutionen des vaticaniſchen Concils mittheile, ſo geſchieht es nicht in der Meinung, als ob der obligatoriſche Charakter allgemein kirchlicher Decrete von ihrer Verkündigung durch die einzelnen Diöceſanbiſchöfe abhänge."

„Es iſt den hochwürdigen geiſtlichen Amtsbrüdern bekannt, welche Stellung ich während der Verhandlungen des vaticaniſchen Concils eingenommen habe, und mein Gewiſſen hat mir hierüber noch nie den leiſeſten Vorwurf gemacht. Nach dem 18. Juli 1870 aber, nach vollzogener feierlicher Verkündigung der Conſtitution Pastor aeternus, waren es zwei Hauptgedanken, die fortan mein Thun und Laſſen in dieſer Sache beſtimmten. Fürs Erſte glaubte ich ſorgfältigſt alles für meine Perſon vermeiden und bei Andern verhüten zu müſſen, was den Frieden und die Eintracht in der Kirche ſtören oder wenigſtens zu ſolcher Störung führen könnte, und unſere Diöceſe iſt auch in der That von inneren Zerwürfniſſen und ähnlichen Erſcheinungen verſchont geblieben. Es iſt aber der kirchliche Friede und die Einheit der Kirche ein ſo hohes Gut, daß dafür große und ſchwere perſönliche Opfer gebracht werden dürfen. Meine andere Erwägung war folgende. Die Conſtitution Pastor aeternus bildet, wie bekannt, nur einen Theil deſſen, was vom vaticaniſchen Concil in Betreff der Lehre von der Kirche declarirt werden ſollte und wollte. In dem großen, den Mitgliedern des Concils vorgelegten Schema der Doctrina de Ecclesia fand ſich kein Abſchnitt über die päpſtliche Infallibilität, wohl aber handelte dasſelbe im 9. Kapitel de Ecclesiae infallibilitate. Erſt am 6. März 1870 wurde auf Bitten vieler Biſchöfe ein Anhang zum zwölften, vom Primat handelnden Kapitel dieſes Schemas vertheilt, des Inhalts: Romanum Pontificem in rebus fidei et morum definiendis errare non posse. Wiederum ſpäter wurde dieſer Anhang in umgearbeiteter Form — und in Verbindung mit anderm aus jenem Schema entnommenen Material über den Primat — als Constitutio dogmatica prima de Ecclesia Christi zur Berathung gebracht und nach einigen neuen Umgeſtaltungen in der vierten öffentlichen Sitzung zum Decret erhoben, während alle übrigen Stücke des Schemas der Doctrina de Ecclesia vorderhand zurückgeſtellt wurden."

„Bei dieſer Sachlage lebte ich nach dem 18. Juli v. J. der Hoffnung, durch ſynodale Behandlung dieſer noch reſtirenden Partieen in der Lehre von der Kirche, namentlich des Kapitels IX de

Ecclesiae infallibilitate, würden für eine ſichere Interpretation der Constitutio prima feſte Anhaltspuncte gewonnen, und wohl auch jene Bedenken gehoben werden, welche mich veranlaßt hatten, in der General-Congregation am 13. Juli v. J. mit Non placet zu ſtimmen, und dieſes Non placet in ſchriftlicher Collectiv-Eingabe an den Papſt am 17. Juli zu wiederholen. Daß aber das vaticaniſche Concil nicht fortgeführt werden konnte, gehört mit zu den traurigen Folgen der gewaltſamen Occupation des Kirchenſtaates. Da hierdurch auch die Wiedereröffnung des Concils in unbeſtimmbare Ferne gerückt iſt, ſo iſt mir nicht möglich, dem authentiſchen Text, wie ich gewünſcht, zugleich eine authentiſche Erklärung beizugeben, muß mich vielmehr auf wenige unmaßgebliche Anhaltspuncte zu ſeiner Auslegung beſchränken.

1) Bei Auslegung des Decrets de Romani Pontificis infallibili magisterio müſſen wir vor allem davon ausgehen, daß das urchriſtliche Dogma de infallibilitate Ecclesiae (sive conciliariter congregatae sive dispersae) durch die neue Conſtitution nicht alterirt werden konnte und wollte.

2) Die Worte unſerer Conſtitution: Romani autem Pontifices, prout temporum et rerum conditio suadebat, nunc convocatis oecumenicis Conciliis aut explorata Ecclesiae per orbem dispersae sententia, nunc per Synodos particulares, nunc aliis, quae divina suppeditabat providentia, adhibitis auxiliis etc. enthalten nicht bloß eine hiſtoriſche Notiz über das, was früher geſchah, ſondern impliciren zugleich die Norm, nach welcher bei päpſtlichen Kathedral-Entſcheidungen immer verfahren wird (vgl. Feßler, Biſchof v. St. Pölten, die wahre und die falſche Unfehlbarkeit, S. 21).

3) Wie die Unfehlbarkeit der Kirche, ſo erſtreckt ſich auch die des päpſtlichen Magiſteriums nur und ausſchließlich auf die geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre, und auch in den diesbezüglichen Kathedral-Decreten gehören nur die eigentlichen Definitionen, nicht aber die Einleitungen, Begründungen u. dgl. zum infallibeln Inhalt (vgl. Feßler, a. a. Orte S. 24, 25).

4) Der Grund, warum eine päpſtliche Kathedraldefinition, die

eine geoffenbarte Wahrheit aus dem Depositum fidei erhebt und, als allgemeine, die ganze Kirche verpflichtende Glaubensnorm verkündet, unfehlbar iſt, liegt nicht in der Perſon des Papſtes, ſondern in dem göttlichen Beiſtand, vermöge deſſen die Kirche vor allgemeinem Verfall in Irrthum bewahrt wird.

5) Iſt eine ſolche Definitio ex cathedra erfolgt, ſo iſt eine Appellation an ein künftiges allgemeines Concil, beziehungsweiſe an das Urtheil der ecclesia dispersa, unſtatthaft."

Profeſſor Fr. Michelis in Crefeld richtete ein öffentliches Schreiben an den Biſchof Heſele, worin er ihm bemerklich macht: „Wenn Sie die Einheit und den Frieden der Kirche als ein ſo hohes Gut bezeichnen, daß ihr jedes perſönliche Opfer gebracht werden muß, ſo wird jeder aufrichtige Katholik Ihnen darin beiſtimmen. Unmöglich aber können Sie ſagen wollen, daß die äußere Einheit um jeden Preis, daß ſie auch um den Preis der Wahrheit ſelbſt erkauft werden müſſe; unmöglich können Sie uns glauben machen wollen, daß der Katholik die von Chriſtus gegebene Verfaſſung der Kirche verleugnen dürfe, um die äußere Einheit ſcheinbar zu bewahren. Wenn wir uns auch der Illuſion hingeben wollten, daß dieſes möglich wäre; unmöglich können Sie die Ungerechtigkeit begehen wollen, für die Störung des Friedens die verantwortlich machen zu wollen, welche den alten Glauben bewahren, und nicht vielmehr die, welche ohne jeglichen Grund den Zankapfel in die Kirche geworfen haben."

Ein gut unterrichteter Correſpondent der Kölner Zeitung ſchrieb: „Der apoſtoliſche Nuntius in München hat in einem Schreiben vom 26. April ſeine Zufriedenheit über dieſe verclauſulirte Unterwerfung unter die Beſchlüſſe des vaticaniſchen Concils kundgegeben, und dabei die ſichere Zuverſicht ausgeſprochen, daß der ſchwerbedrängte Papſt aus der Lectüre des Hirtenbriefes großen Troſt ſchöpfen werde, auch die Klugheit und Mäßigung bewundert, wodurch die Diöceſe Rottenburg von Aufregungen und Kämpfen frei erhalten worden iſt. Ein Theil des württembergiſchen Klerus hat in einer Erklärung, welche im Mai von einer Verſammlung in dem oberſchwäbiſchen Aulendorf feſtgeſtellt wurde und etwa hundert Unterſchriften trägt,

ſeine ‚rückhaltloſe' Unterwerfung unter die Concilsbeſchlüſſe ausgeſprochen. Im Uebrigen ſind Seitens des Klerus, welcher in ſeinem älteren und einflußreicheren Beſtande die verſöhnlichen Neigungen des Landesbiſchofs theilt, weder Schritte erfolgt, noch Symptome kundgegeben worden, welche auf eine Geneigtheit hindeuten, zur Zeit in Verfolgung der Conſequenzen der vaticaniſchen Beſchlüſſe den Kampf mit dem Staate aufzunehmen. Die württembergiſche Regierung, von welcher man annimmt, daß ſie zuvor hinter den Couliſſen die Inſcenirung der vaticaniſchen Beſchlüſſe mit dem Landesbiſchof verabredet habe, hat über deſſen geſetzwidrige Anſicht von dem obligatoriſchen Charakter päpſtlicher Erlaſſe weggeſehen, dagegen — nach dem Vorgang des nachbarlichen Baden, deſſen Spuren Württemberg bei der Regelung der kirchlichen Angelegenheiten ſeit einem Jahrzehend mit Vorliebe nachgeht — in Folge einer nach Vernehmung des geheimen Raths getroffenen Höchſten Entſchließung Sr. Königlichen Majeſtät vom 18. April am 20. desſelben Monats bekannt gemacht, daß ſie ‚den Beſchlüſſen des vaticaniſchen Concils in Rom, wie ſolche in den beiden dogmatiſchen Conſtitutionen vom 24. April und 18. Juli vorigen Jahres zuſammengefaßt ſind, insbeſondere dem in der letztgenannten Conſtitution enthaltenen Dogma von der perſönlichen Unfehlbarkeit des Papſtes, keinerlei Rechtswirkung auf ſtaatliche oder bürgerliche Verhältniſſe zugeſteht." Abgeſehen davon, daß die verfaſſungsmäßigen Stände auch noch ein Wort mitzureden haben, bemerkt der Correſpondent, daß eine „willensſtarke" Regierung immerhin jede Verwahrung zu einer Rüſtkammer von Vertheidigungswaffen gegen Angriffe der römiſchen Curie machen könne.

Die Nachgiebigkeit der württembergiſchen Regierung und des Biſchofs gegen den Ultramontanismus machte die Preſſe des letztern ſo frech, daß man in Nr. 33 im Ellwanger katholiſchen Wochenblatte vom 13. Auguſt 1871 leſen konnte: „Gegenwärtig macht eine Himmelserſcheinung, welche an mehreren Orten Württembergs von ſehr glaubwürdigen Männern geſehen wurde, viel von ſich reden. Die Erſcheinung war eine Heerſtraße in der Richtung von Norden nach Süden. Voran ritt ein großer Mann mit einer Krone auf

dem Haupte; ihm folgten Offiziere, dann Soldaten aller Waffengattungen mit Fuhrwagen und Geſchützen, wie wenn es zur Schlacht ginge. Der König kam an einem Felſen vorbei, und ſiehe da, plötzlich erſchien er als ein gewöhnlicher Offizier, aber mit verſtümmeltem Haupte. Bald darauf verſchwand die Erſcheinung am ſüdlichen Horizonte. Manche wollen in dieſer Erſcheinung eine Darſtellung des Kampfes erblicken, den die Lenker des ‚deutſchen' Reiches ſoeben gegen das Papſtthum und die Kirche unternommen haben, und verſteigen ſich ſogar ſo weit, zu behaupten, der Fels, an dem der König vorbeigeritten, ſey kein anderer als der Fels Petri, an dem bisher noch Jeder, der gegen ihn gekämpft, ſich den Kopf zerſchellt habe."

In derſelben Nummer heißt es: „Preußen iſt ſeinem Urſprung und ſeinem ganzen Weſen nach die Verneinung des Katholicismus, der innigſte Verbündete der Freimaurerei, welche der Kirche den Untergang geſchworen hat und eben jetzt alle Mittel in Bewegung ſetzt, um das neue deutſche Reich vom Chriſtenthum gänzlich zu ſäubern und es zur Pariſer Commune im Großen oder zur förmlichen Räuberhöhle umzugeſtalten. Der Kampf wird alſo entbrennen; darum habt Acht, Katholiken!" Weiter heißt es, nur Frankreich könne die Kirche gegen Deutſchland ſchützen und retten: „Die Zukunft Frankreichs liegt im engen Zuſammengehen mit der katholiſchen Kirche. Die Kirche vertritt die Gerechtigkeit, die Freiheit der Völker, den Sieg des Rechtes gegen die Gewalt; ſie iſt unbezwinglich, und jener Staat allein wird aus der drohenden allgemeinen Revolution ſich retten, der an die Kirche ſich anſchließt; denn ihr (d. h. den Infallibiliſten) gehört die Zukunft."

In Nummer 27 desſelben Blattes wurde vom neuen deutſchen Reich geſagt, es wolle die katholiſche Kirche vernichten. In Verbindung damit hieß es weiter, Frankreich, die älteſte Tochter der Kirche, werde den italieniſchen Raubſtaat vernichten, und in Nummer 28 „dem neugebackenen preußiſchen Kaiſerreich wird, ſobald es ſeine Drohungen gegen die Kirche zur That werden läßt, die Stunde des Untergangs ſchlagen."

Im Frühjahr 1872 kam an der obern Donau und im obern Neckar-

Theil ſich unterwerfen müſſe. Hier ſeyen alſo die Proteſtanten eben ſo gut betroffen wie die Katholiken. Es hätten deßhalb alle Regierungen gewarnt vor einem Beſchluß, der ungeheuere Beunruhigungen hervorrufen müſſe. Es ſey heute noch unentſchieden, ob ein Schisma in der Kirche eintrete, oder ob die katholiſche Bevölkerung das Dogma annehme, oder ob man ſich auf irgend ein Drittes vereinbare. Er folgere, daß die Regierung eines kleinen Staates abwarten müſſe, wie die Dinge kämen. Eines aber ſey jedenfalls Pflicht: die Geſetze des Landes zur Geltung zu bringen. Eine rechtliche Wirkſamkeit hätten die vatikaniſchen Dekrete nicht; denn die Erlaubniß dazu ſey nicht erbeten worden. Daß ſie keine Geltung erhielten, dafür werde der Staat ſorgen. Er antworte alſo kurz zur erſten Frage: „Gedenkt die großherzogliche Regierung jene Prieſter und Laien, welche die Unterwerfung unter die vatikaniſchen Konzilsdecrete verweigern, in den Rechten, welche ihnen ihrer Eigenſchaft als Mitglieder der katholiſchen Kirche gewährleiſtet ſind, und insbeſondere die Prieſter im Pfründgenuß und in ihren amtlichen Verrichtungen zu ſchützen?"

— Ja, denn die Konzilsbeſchlüſſe hätten keine rechtliche Wirkung.

Zur zweiten Frage:

„Gedenkt die großherzogliche Regierung, ſich etwa bildenden altkatholiſchen Gemeinden ihren Rechtsſchutz, z. B. durch Ueberlaſſung von Kirchen angedeihen zu laſſen?

— Ja.

Zur dritten Frage:

„Hält ſich die großherzogliche Regierung für berechtigt und verpflichtet, die obligatoriſche Eigenſchaft des Religionsunterrichtes in den Schulen auch dann durchzuführen, wenn die Eltern oder Vormünder der Schüler verlangen, daß dieſe letzteren von dem Beſuche des Unterrichts, wenn und inſolange er durch einen die Unfehlbarkeit des Papſtes lehrenden Geiſtlichen ertheilt wird, entbunden werden?"

— Nein, denn die Lehre habe keine rechtliche Wirkung, könne alſo auch keinen Zwang beanſpruchen. (Beifall auf der Gallerie. Der Präſident verbietet alle Kundgebungen des Publikums.)

Am 12. März wurde in der zweiten Kammer über die von Ordensleuten geleiteten Schulanſtalten im Großherzogthum Baden debattirt, und da man von mehreren derſelben nachwies, ſie ſtünden unter einem gegen Deutſchland feindlichen Einfluſſe und hätten zum Theil die ihnen urſprünglich gewährte Conceſſion überſchritten, erklärte die Regierung, Einſicht davon nehmen zu wollen. Schmid von Tiefenſtein dankte der Regierung dafür und ſprach von der Anſtalt Gurtweil. Dieſe rekrutire ſich vorzugsweiſe aus reichen Bauerntöchtern der Umgegend, auf die zu dieſem Behufe eine förmliche Jagd angeſtellt werde. Während früher die Erziehung verwahrloſter Kinder die Hauptaufgabe der Anſtalt gebildet habe, ſey durch den jetzigen Vorſtand ein Penſionat für ſchulentlaſſene Mädchen gegründet und die noch vorhandenen Kinder aus dem Anſtaltsgebäude entfernt und in einem Bürgerhauſe des Dorfes untergebracht worden. Sehr anſtößig ſey für die Bevölkerung der Umgegend der häufige Beſuch der Geiſtlichen in Gurtweil. Dazu komme zum großen Nachtheil der Gemeinde der Grundbeſitz nach und nach zum großen Theil in die Hände der Anſtalt. Redner wünſcht deßhalb im pekuniären Intereſſe der Gemeinde ſowohl als im Intereſſe der Sittlichkeit, daß die fragliche Anſtalt aufgehoben werde. — Am 15. März nahm die Abgeordnetenkammer mit allen gegen 11 Stimmen das Geſetz an, welches Ordensleuten jede öffentliche Lehrwirkſamkeit, wie auch fremden Ordensleuten das Abhalten von Miſſionen verbot.

Im Elſaß wurde von klerikaler Seite agitirt und eine Petition an den deutſchen Kaiſer heimlich bei allen katholiſchen Pfarrern zum Unterſchreiben herumgetragen, worin dem Kaiſer nichts Geringeres zugemuthet wurde, als daß er dem Klerus die Alleinherrſchaft über die Schule und auch über alle Wohlthätigkeitsanſtalten anheimgeben ſolle. Der Straßburger Biſchof brachte die Petition ſelbſt nach Berlin, im Dezember 1871, erreichte jedoch ſeine Abſicht nicht. Die Regierung verweigerte vielmehr in einem grade damals vorkommenden Falle, eine Schule Ordensbrüdern zu überlaſſen. Da ging das Gerücht, Cardinal Antonelli habe im Namen des Papſtes das Concordat von 1801, welches Napoleon I. mit dem Papſt abgeſchloſſen,

in Bezug auf das Elsaß gekündigt. Man schrieb aus Straßburg: „Der Art. 19 der ‚organischen Artikel' vom 15. Juli 1801 bestimmt, daß die Bischöfe die Geistlichen ernennen und einsetzen, daß sie diese Ernennungen aber nicht bekannt machen und den Geistlichen nicht die canonische Sendung (l'institution canonique, missio canonica) verleihen dürfen, als bis diese Ernennung durch den ersten Consul bestätigt ist. Die Geistlichen können auch nach Art. 27 desselben Grundgesetzes über die Organisation der Culte nicht in Function treten, als bis sie in die Hände des Präfecten den vorgeschriebenen Eid abgelegt haben, in welchem Gehorsam gegen die Regierung und das Fernhalten von jeder Verbindung, welche die öffentliche Ruhe zu stören geeignet ist, geschworen wird. Nun bestritt aber die katholisch-kirchliche Behörde das Recht der Regierung zu dieser vorgängigen Bestätigung. Sie suchte sich zu stützen auf den Art. 17 des mit den „organischen Artikeln" ein untrennbares Ganzes bildenden Concordates, welcher lautet: „Unter den contrahirenden Parteien ist man übereingekommen, daß in dem Falle, wo einer der Nachfolger des gegenwärtigen ersten Consuls nicht Katholik ist, die in dem oben stehenden Artikel erwähnten Rechte und Prärogative und die Ernennung der Bischöfe im Einverständnisse mit ihm durch eine neue Convention werden geregelt werden." Da nun der gegenwärtige Nachfolger des ersten Consuls, der deutsche Kaiser, nicht Katholik ist, so folgerte man daraus, daß er jenes Bestätigungsrecht nicht besitze, und ohne Zweifel würde man, dies zugegeben, später auch gefolgert haben, daß er das Recht zur Ernennung der Bischöfe nicht habe. Man vergaß, daß in dem Falle, wo das Concordat von 1801 hinfällig wird, das alte gemeine französische Recht in Kraft tritt. Auf Seiten der Regierung begnügte man sich, die weltlichen Einkünfte der Pfarrer, für welche die organischen Artikel concret wurden, zurückzuhalten, und nun wurde von dem bischöflichen Ordinariat das Bestätigungsrecht des Staates nicht länger bestritten, so daß kein Hinderniß mehr im Wege steht, einige wichtige Pfarreien, u. A. auch Ruffach, ordnungsmäßig zu besetzen." — Die „Nordd. A. Zeitung" erklärte: „Die Reichsregierung nimmt nunmehr die Regelung der Beziehungen des Staates zur Kirche für

Verbesserungen.

Seite	106.	31.	Zeile	statt:	Was endlich	ist zu lesen:	Was zunächst
—	111.	16.	—	—	Monument	— —	Monumente
—	113.	5.	—	—	so viel	— —	so viele
—	—	15.	—	—	deprimirte	— —	decimirte

Elſaß-Lothringen in ihre Hand. Die Ordnung dieſer Rechtsverhältniſſe durch die Staatsgeſetzgebung entſpricht den Wünſchen und Ueberzeugungen, die in Deutſchland längſt für Leben und Wiſſenſchaft vorwiegende Geltung erlangten, nachdem auf dem Weg der Concordate Erfahrungen gemacht ſind, welche ein Einſchlagen desſelben widerrathen."

Cardinal Antonelli ſchrieb an den Biſchof von Straßburg am 10. Februar, der h. Stuhl habe das Concordat von 1801 nicht gekündigt und auch nicht kündigen können, weil er es ja gar nicht mit dem deutſchen Kaiſer geſchloſſen habe. Nur bis ein neues Einverſtändniß mit dem deutſchen Kaiſer getroffen ſey, ſolle das Concordat noch ferner beobachtet werden, „weshalb der Staatsgenehmigung der Kantonspfarrer keine Schwierigkeit vorliegt. Sie werden aber ſelbſt einſehen, daß es beſſer iſt, ſich vorläufig privatim über dieſe Ernennungen zu verſtändigen, um ſie keiner Verweigerung auszuſetzen, was übrigens in Deutſchland ſelbſt zu geſchehen pflegt." Die Berliner Volkszeitung bemerkte dazu: „Unſerer Meinung nach ändert dieſer Brief an der Sachlage durchaus nichts. Wenn das Concordat, welches die Curie im Jahre 1801 in Bezug auf den franzöſiſchen Staat abgeſchloſſen hat, in Bezug auf das Deutſche Reich für Elſaß-Lothringen als gar nicht exiſtirend angeſehen wird, die Curie alſo gar nicht in der Lage iſt, der Deutſchen Regierung ein Concordat zu kündigen, liegt die Sache grade ſo, als wenn ein Concordat gekündigt worden wäre. Die Regierung des Deutſchen Reiches hat dann vollſtändig freie Hand, die Beziehungen zwiſchen dem Staat und der katholiſchen Kirche nach ihrem vollſtändigen Belieben zu ordnen, und dies wird hoffentlich in einer Weiſe geſchehen, die den Jeſuiten der ‚Germania' wenig Freude bereiten wird."

Am 4. März kam in der Nationalverſammlung zu Verſailles rühmend zur Sprache, daß die deutſch redende katholiſche Geiſtlichkeit im Elſaß in einem deutſch geſchriebenen Volksblatte das Volk gegen die neue Einrichtung aufgehetzt und die Fortdauer eines feurigen franzöſiſchen Patriotismus und Deutſchenhaſſes im Elſaß conſtatirt habe. Der Münchener Volksbote, eins der frechſten ultra-

montanen Blätter, ließ gleichzeitig folgende Lüge drucken: „Am vorigen Donnerstag ließ der preußische Gouverneur den hochwürdigsten Herrn Bischof Andreas durch einen seiner Adjutanten mündlich ersuchen, am 22. d. M. zur Feier des Geburtsfestes des Königs von Preußen einen Festgottesdienst in der Diözese anordnen zu wollen; der greise Prälat lehnte jedoch dies Ansinnen mit dem Bemerken ab, unter den obwaltenden Verhältnissen könne dies nicht geschehen, denn es sey zu fürchten, daß Tags vorher sonst alle Kirchen in Flammen aufgehen würden. Die kirchliche Feierlichkeit wird sich daher nur auf die Garnisonsstädte beschränken, wo in den dazu bestimmten Kirchen der übliche Gottesdienst stattfinden wird; die elsässische Geistlichkeit wird dabei nicht mitwirken." Der Bischof hat im Gegentheil auf die zuvorkommendste Weise den Münster zur Verfügung gestellt, um darin die Feier abzuhalten. Solche Lügen aber bezeichnen wenigstens die Stimmung und die traurige Wahrheit, daß es noch immer viele Deutsche gibt, die keinen Begriff von der Ehre haben, Deutsche zu seyn.

Der „Niederrheinische Courier" berichtete damals über einen galanten katholischen Priester, der sich in die Gunst einer reichen, alten Dame in Straßburg eingeschlichen, deren Nichte verführt und entführt und deren Werthpapiere gestohlen habe, jedoch später entdeckt und zur Haft gebracht worden sey.

Kapitel 2.

Die norddeutschen Bischöfe.

Der Papst und die römische Kirche hatten von den Königen von Preußen seit geraumer Zeit immer nur Gutes erfahren. Friedrich der Große hatte nicht nur seinen katholischen Unterthanen eine ungleich größere Rücksicht bewiesen, als Oesterreich jemals seinen pro-

teſtantiſchen Unterthanen, ſondern ſogar die Jeſuiten geſchützt in derſelben Zeit, in der ſie aus allen katholiſchen Staaten vertrieben wurden. Später wieder haben die ungeheuern Anſtrengungen Preußens mehr noch als die ſeiner Alliirten zum Sturze Napoleons und zur Wiederherſtellung des Papſtes in Rom beigetragen, welcher damals bekanntlich ſeiner weltlichen Herrſchaft beraubt und in Frankreich gefangen war. Auch nachher noch erfuhr die katholiſche Kirche in Preußen jegliche Schonung und Achtung. Nach kurzer Unterbrechung durch die Kölner Wirren verdoppelte Friedrich Wilhelm IV. ſeine Begünſtigungen der katholiſchen Kirche in dem Grade, daß man ihm ſelber katholiſirende Romantik vorwarf. Katholiken und Proteſtanten lebten in Preußen neben einander in ungeſtörtem Frieden, und eine Störung wäre auch nie von Berlin ausgegangen; ſie konnte nur von Rom ausgehen, wo man keine Dankbarkeit kennt und keine Gerechtigkeit, ſondern nur die alte Herrſchſucht und Habgier und unverſöhnlichen Haß gegen das germaniſche Element.

Was man nun von Rom und den Jeſuiten allerdings nie vorausſetzen durfte, einige Dankbarkeit und einige deutſche Sympathien, das hätte man doch wohl von deutſchen und zunächſt preußiſchen Biſchöfen vorauszuſetzen ſich erlauben dürfen. Nachdem ſie ſelbſt in nicht unbeträchtlicher Zahl auf dem Concil gegen das neue Dogma votirt und deſſen Verwerflichkeit begründet hatten, hätten ſie auch mit deutſchem Muthe, mit deutſcher Ehrlichkeit der Wahrheit und ihrem Votum treu bleiben und vor Scham erröthen ſollen, ehe ſie ſich dem Jeſuitenbefehl unterwarfen. Hörten ſie nicht das Hohngelächter über deutſche Feigheit und Dummheit? Und mit welcher Stirn wagten ſie es, als ſie nach Deutſchland zurückkehrten, die eben ſo gewiſſenloſe als unlogiſche Abänderung des Katechismus*) vorzunehmen, wodurch die ganze katholiſche Lehre

*) Man ſchrieb der „Köln. Zeitung“ aus Kreuznach: Daß das Unfehlbarkeitsdogma auch in ganz kleinen Verhältniſſen Conflikte erzeugen kann, war in der Sitzung des hieſigen königlichen Friedensgerichts vom 15. d. M. wahrzunehmen. Ein Gymnaſiaſt hatte in einer hieſigen Buchhandlung Martins — des infallibien Biſchofs von Paderborn — Lehr-

dergeſtallt auf den Kopf geſtellt wurde, daß, was die Großväter und Väter bisher ehrlich geglaubt hatten, der Sohn und Enkel nun auf einmal nicht mehr glauben, ſondern als Ketzerei verdammen und, wenn er ſich deſſen weigerte, zeitlich in den Bann und ewig in die Hölle kommen ſollte.

Die Scham war noch nicht ganz ausgeſtorben. Die freche römiſche Zumuthung brachte den einen oder andern Biſchof doch in große Verlegenheit, ja in eine wahre Seelennoth. Fürſtbiſchof Förſter von Breslau ſetzte den Klerus ſeines Sprengels davon in Kenntniß, daß ſeinem Geſuch, wegen Alters und Kränklichkeit vom Amte entbunden zu werden, vom heiligen Vater nicht willfahrt worden ſey: „So ſchwindet denn die langjährige Hoffnung auf einen ſtillen, ruhigen Lebensabend.“ Er citirt die Worte Diepenbrocks: „Die Zukunft liegt wie ein drückender Berg auf meiner Seele, und ich muß den Gedanken, daß Gott Alles ſo gefügt hat, recht feſt halten, wenn ich im Gefühle meiner Ohnmacht und Untüchtigkeit nicht wie in einer bitteren Flut verſinken will.“ Fürſtbiſchof Förſter war bekanntlich ein Gegner der Unfehlbarkeit. Derſelbe gehorchte nun aber dem Papſt, excommunicirte die Profeſſoren Baltzer, Reinkens und Weber in Breslau und verbot dem polniſchen Prieſter Kaminski das Predigen, weil alle dieſe die Infallibilität des Papſtes nicht anerkannten. Ebenſo verfuhr der Biſchof von Ermeland gegen Prieſter ſeiner Diöceſe, Michelis, Menzel, Seminardirektor Treibel. Desgleichen ließ der preußiſche Feldbiſchof Namczanowski jeden Feld-

---

buch der katholiſchen Religion verlangt, erhalten und mit 2 Thlr. 26 Sgr. bezahlt. Der Vater des jugendlichen Käufers klagte nun 14 Tage ſpäter den Buchhändler auf Rückzahlung des Preiſes und Rücknahme des Buches ein, weil daſſelbe ihm in der 13. Auflage verkauft ſei, dieſe aber vor den Augen des den Religionsunterricht ertheilenden Caplans keine Gnade gefunden, da nach dieſer Auflage das unfehlbare Lehramt noch bei Papſt und Epiſkopat beruhe, die neue 14. Auflage dagegen ſchon das neue Dogma von dem dem Papſte allein zuſtehenden unfehlbaren Lehramt lehre. Der Richter gab dem Kläger den Beweis auf, daß ſein Sohn die 14. Auflage beſtellt habe, und wies, als Kläger dieſen Beweis nicht beibringen konnte, die Klage als unbegründet ab.

prieſter einen Revers unterzeichnen, worin derſelbe ſich zum neuen Dogma bekennen mußte.

Erzbiſchof Melchers von Köln erließ am 10. September 1870 einen Hirtenbrief, worin er die Unfehlbarkeit des Papſtes, wenn derſelbe ex cathedra ſpreche, mit ſehr ſchwachen Sophismen zu beweiſen ſuchte, indem er die zwei Naturen Chriſti auf zwei Naturen in ſeinem Statthalter anwandte. Auch ſuspendirte und excommunicirte derſelbe die Bonner Profeſſoren Hilgers, Reuſch, Langen, Knoodt und Birlinger. Der berühmte Dieringer, Vater des Bonifaciusvereins, verließ Bonn, um Pfarrer im Fürſtenthum Hohenzollern zu werden. — Aus dem Bisthum Münſter ſchrieb man: Hier iſt der Overwegſche Katechismus eingeführt, welcher auf die Frage: „Müſſen wir auch glauben, daß der Papſt unfehlbar iſt?“ den unſchuldigen Kindern die ketzeriſche Antwort in den Mund legt: „Nein, dies iſt kein Glaubensartikel.“ Jetzt wird das verfängliche Blatt aus allen vorhandenen Exemplaren des gedachten, von mehreren Biſchöfen approbirten Katechismus herausgenommen und auf einem neuen die Unfehlbarkeit als der richtige Glaube eingekleiſtert.

Biſchof Martin von Paderborn, welcher früher in einem Lehrbuch ausſchließlich die Geſammtheit der Biſchöfe (und nicht den Papſt) als die höchſte Autorität in der Kirche erkannt hatte, behauptete jetzt auf einmal, das neue römiſche Concil ſey dem von Nicea gleichzuſtellen, denn wie auf dieſem der wahre Sohn Gottes proclamirt wurde, ſo auf jenem der wahre Statthalter Gottes. Auch verbot der Paderborner Biſchof ſeinen jungen Theologen den Beſuch der Univerſität: ſie ſollten nur in ſeinem Prieſterſeminar herangebildet werden. — In der „A. A. Zeitung“ wurde geklagt: An allen preußiſchen Gymnaſien ſey das in wiſſenſchaftlicher, wie pädagogiſcher Beziehung ganz unbrauchbare Handbuch des Biſchof Martin v. Paderborn officiell genehmigt. Man machte den Cultminiſter v. Mühler aufmerkſam, daß in der 14. Ausgabe dieſes Schulbuchs im Jahr 1871 durch Aufnahme des neuen Dogmas der dogmatiſche Charakter des Buchs völlig geändert ſey, der Miniſter fand aber nicht für nöthig, der neuen Auflage ſeine Genehmigung zu entziehen. Das iſt derſelbe Biſchof Martin, der in ſeiner Schrift „ein biſchöf-

liches Wort an die Proteſtanten Deutſchlands" 1864 die Behauptung hinwarf: „Von Gottes- und Rechtswegen bin ich Biſchof der Diöceſe Paderborn, d. h. nicht blos der Katholiken dieſer Diöceſe, ſondern aller Chriſten, die innerhalb der Grenzen dieſer Diöceſe wohnen, welchem Bekenntniß ſie auch angehören." — Als der vom Biſchof von Ermeland excommunicirte Profeſſor Michelis zu Paderborn am 29. Juli einen Vortrag hielt, inſultirte ihn der von den Pfaffen fanatiſirte Pöbel und ließ ihm auch noch in der Nacht keine Ruhe, ſondern wollte den verfluchten Ketzer durchaus aus der Stadt hinaus haben, ſo daß ihn Polizei und Gendarmerie in ſeinem Hotel ſchützen mußten. Das Domkapitel von Hildesheim bat den König von Preußen in einer Adreſſe um Wiederherſtellung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes.

Der preußiſche Cultminiſter v. Mühler kam in eine ſchwierige Stellung, da er bisher mit größter Sorgfalt die Gläubigen aller Confeſſionen gegen die Freidenker, wie auch das Kirchenregiment gegen den modernen Liberalismus in Schutz genommen hatte. Das Hauptorgan der liberalen Katholiken, der „Rheiniſche Merkur", warf ihm vor, er halte es mit den Fuldaer Biſchöfen. Derſelbe ſchrieb: „Sicherem Vernehmen nach iſt das preußiſche Cultusminiſterium entſchloſſen, die Infallibilitäts-Streitfrage als eine innere Angelegenheit der katholiſchen Kirche zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Fallibiliſten wie Infallibiliſten ſollen alſo vor dem ſtaatlichen Forum als Katholiken gelten und in Folge deſſen keine von den beiden Parteien von den ſtaatlichen Rechten der katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen werden. Dieſer Standpunkt iſt aber auf die Dauer nicht haltbar; denn in denjenigen Diöceſen — und dazu gehören mit Ausnahme der Diöceſe Osnabrück alle preußiſchen —, in welchen die Infallibilität bereits proclamirt wurde, werden fortan von kirchlicher Seite die Fallibiliſten nicht mehr als Katholiken behandelt werden. Dadurch aber ſind ſie factiſch der Rechte beraubt, die ihnen als Katholiken ſtaatlich garantirt wurden. Von der katholiſchen Kirchengemeinde ausgeſchloſſen, ſind ſie gezwungen, auf alle ſtaatlichen Rechte derſelben zu verzichten, ohne der Rechte anderer Kirchengemeinſchaften theilhaft werden zu können." Die „Elberfelder Ztg."

wollte ſogar wiſſen, der Cultminiſter habe dem Profeſſor Reinkens mit dürren Worten erklärt, die Verwerfung der päpſtlichen Unfehlbarkeit nach dem Spruche des Concils ſey Auflehnung gegen die kirchliche Autorität, welche er eben ſo wenig begünſtigen könne, wie irgend eine andere Auflehnung. „Die unabhängigen Katholiken wiſſen alſo, was ſie von dem jetzigen Cultusminiſter zu erwarten haben.“ Allein die „Neue preußiſche Zeitung“ wie auch die „Kölner“ enthielten eine Berichtigung aus Breslau vom 21. November: „Durch fürſtbiſchöfliches Decret vom 18. und 20. d. M. ſind die Profeſſoren der katholiſch-theologiſchen Facultät an der königlichen Univerſität dahier, Dr. Balzer, Canonicus und Domſcholaſticus, und Dr. Reinkens, ſowie der Privatdocent in der philoſophiſchen Facultät, Dr. Weber, Religionslehrer an dem katholiſchen Mathias-Gymnaſium, welche den Proteſt gegen die päpſtliche Infallibilität unterzeichnet und ſich zum Widerrufe nicht verſtanden haben, ab ordine, d. h. von der Verrichtung prieſterlicher Functionen, der erſtere auch a beneficio, d. h. von den ihm als Canonicus zuſtehenden Einkünften ſuspendirt worden. Profeſſor Dr. Reinkens war ſchon vor mehreren Tagen genöthigt, ſeine Vorleſungen einzuſtellen, da den Studirenden der katholiſchen Theologie der Beſuch derſelben unterſagt worden war. Das Vorgehen des Fürſtbiſchofs Dr. Förſter, welcher ſich bekanntlich Anfangs ſehr ſtark gegen die Infallibilität engagirt hatte, hat hier um ſo mehr befremdet, als derſelbe noch gegen Ende des vorigen Monats erklärt hat, daß gegen die Oekumenicität des vaticaniſchen Concils ſtarke Bedenken vorliegen. Der Director des katholiſchen Gymnaſiums, Dr. Reisacker, welcher mit einer Anzahl ſeiner Lehrer gleichfalls einen Proteſt gegen die Infallibilität unterzeichnet hatte, hat hinreichende Erklärungen gegeben, durch welche die ihm angedrohte Excommunication beſeitigt wurde. Seit zwei Tagen ſind auch die Zöglinge des biſchöflichen Knabenſeminars, denen bei Beginn des Conflictes der Beſuch des Gymnaſiums unterſagt war, wieder in die Schule zurückgekehrt. Bezüglich der Gymnaſiallehrer iſt Herr v. Mühler noch nicht in der Lage geweſen, zu interveniren, da das hieſige Provinzial-Schulcollegium denſelben ſeinen Schutz angedeihen läßt. Auch auf die ohnehin nur mündlich und ſchüchtern

gestellte Anfrage wegen Beseitigung der protestirenden Lehrer ist auf das bestimmteste entgegnet worden: zur Absetzung eines Gymnasial-Lehrers gehöre die Entscheidung des Disciplinar-Gerichtshofes, die Staatsregierung werde aber schwerlich eine Untersuchung beantragen und der Gerichtshof werde, wenn ein Antrag gestellt würde, die betreffenden Lehrer freisprechen, da sie nicht gegen die Statuten des Gymnasiums gefehlt hätten. Bezüglich der Professoren Dr. Reinkens und Baltzer kann die bündigste Versicherung gegeben werden, daß sie von Seiten des Herrn Cultministers allen Schutz genießen, d. h. in ihren Universitätsämtern und Rechten, namentlich auch in ihrem Einkommen belassen werden. Die Suspension ab ordine konnte natürlich der Herr Cultminister eben so wenig abwenden, als er das Verbot des Besuchs der Reinkens'schen Vorlesungen aufheben konnte."

Auch die Bonner Professoren wurden vom Cultminister gegen den Erzbischof von Köln geschützt. Der Minister schrieb an den akademischen Senat unterm 30. Dezember 1870: „Bereits am 24. October und wiederholt am 21. v. M. habe ich dem Herrn Erzbischof von Köln zu erkennen gegeben, daß seine Verhandlungen mit den betheiligten Professoren das rein kirchliche Gebiet in so fern überschritten haben, als denselben unter Androhung von Maßregeln, welche ihre lehramtliche Thätigkeit berühren, das Versprechen abgefordert worden ist, bei Ausübung ihres Lehramts den auf dem Concil zu Rom jüngst gefaßten Beschlüssen treue Folge zu leisten. Dem gegenüber habe ich daran erinnert, daß durch den §. 26 der nach vorgängigem Benehmen mit der Kirche erlassenen Statuten der katholisch-theologischen Facultät der Universität Bonn, und durch die demgemäß von den Lehrern dieser Facultät geleistete professio fidei Tridentina eine Norm für die Ausübung ihres Lehramts gegeben ist, welche ohne Zustimmung des Staates nicht verändert werden kann. Ebenso habe ich erklärt, daran festhalten zu müssen, daß nach §. 4 Nr. 3 jener Statuten eine bischöfliche Zurechtweisung von Mitgliedern der gedachten Facultät, auch in ihrer Eigenschaft als katholische Geistliche, nur mit Vorwissen des Staates eintreten darf. Der akademische Senat wird hieraus die Ueberzeugung ge-

winnen, daß auf Seiten der Staatsregierung ein Zweifel gegen die fortdauernde, durch die Verfaſſungs-Urkunde nicht veränderte Gültigkeit der Statuten der katholiſch-theologiſchen Facultät nicht beſteht und daß die Staatsregierung die rechtliche Stellung der Profeſſoren der katholiſchen Theologie in dem vom Staate ihnen anvertrauten Lehramte lediglich nach den vom Staate ſelbſt ſanctionirten geſetzlichen und ſtatuariſchen Beſtimmungen ermißt."

Durch dieſe einzelnen Fälle war die Hauptfrage, wie ſich die preußiſche Regierung überhaupt zum neuen Dogma ſtellen würde, noch nicht entſchieden, und da man den Cultminiſter von beiden Seiten drängte, ſich zu entſcheiden, erfuhr man, er habe um ſeine Entlaſſung gebeten, dieſelbe aber ſey ihm vom Hauptquartier in Verſailles aus nicht gewährt worden, indem man ihm und auch ſeinen Bedrängern angedeutet habe, man ſey jetzt vollauf mit dem Kriege beſchäftigt, und ſo wichtige kirchliche Angelegenheiten ließen ſich nicht gleichſam à cheval behandeln, man ſolle bis zum Frieden warten. Indeſſen konnte nicht alles aufgeſchoben werden. Im Laufe des Februar 1871 ſah ſich der Cultminiſter veranlaßt, den Profeſſoren der Theologie in Bonn die Fortſetzung ihrer Vorleſungen, die ihnen der Erzbiſchof verweigerte, zu geſtatten, wie auch eine Beſchwerde des Erzbiſchofs über die Gymnaſiallehrer, die ſich nicht zur Infallibilität bekennen wollten, abſchlägig zu beſcheiden. Auch unterſagte der Cultminiſter die ſog. Congregationen. Die jeſuitiſche Schleicherei hatte dieſelben erfunden, um die Schüler der Gymnaſien zu verführen. Unter dem Namen Marianiſcher Congregationen hatte man ſie zu größerem Eifer im Mariendienſt angehalten und fanatiſirt, der eigentliche Zweck aber war, durch ſie alles ausſpioniren zu laſſen, was die Lehrer ſagten.*) Endlich befahl der Cultminiſter auch, kein katholiſcher Religionslehrer dürfe Erlaſſe der kirchlichen Oberbehörde bekannt machen, ohne vorher vom Vorſteher der Lehranſtalt Erlaubniß dazu erlangt zu haben.

Am 5. September 1871 kamen die preußiſchen Biſchöfe in Fulda zuſammen, verweilten aber nur kurze Zeit und reichten am

*) Augsb. Allg. Zeitung 1871. Nr. 61.

7. September dem deutſchen Kaiſer eine Denkſchrift ein, worin ſie ſich für die Unfehlbarkeitslehre erklärten und zugleich über die Maßregeln des Cultminiſteriums in Betreff des Religionsunterrichts Beſchwerde führten. Am 18. October erfolgte die kaiſerliche Antwort: Eine derartige Sprache, welche an die Sprache erinnert, die in der Preſſe und auf parlamentariſchem Wege wohl verſucht worden iſt, um das berechtigte Vertrauen der katholiſchen Preußen zu der Regierung ihres Königs zu erſchüttern, ſey von preußiſchen Biſchöfen um ſo mehr befremdend, als bisher nicht nur von Seiten der katholiſchen Biſchöfe, ſondern auch vom Papſte die günſtige rechtliche Stellung der katholiſchen Kirche in Preußen ſtets anerkannt wurde. Eine Aenderung der gerade von katholiſcher Seite ſo gewürdigten preußiſchen Geſetzgebung habe aber nicht ſtattgefunden, noch ſey etwa auf geſchehene Verletzung der bezüglichen Geſetze in der biſchöflichen Eingabe hingewieſen worden. Wenn innere Vorgänge der katholiſchen Kirche ſelbſt das bisher in Preußen beſtandene befriedigende Verhältniß zwiſchen jener Kirche und dem Staate in Frage zu ſtellen drohen, ſo müſſen entſtehende Conflikte auf dem Wege der Geſetzgebung ihre Erledigung finden. Dem Kaiſer liege jede Beurtheilung der dogmatiſchen Fragen ſelbſt natürlich fern. Bis jene Erledigung jedoch auf verfaſſungsmäßigem Wege ſtattgefunden, ſollen die beſtehenden Geſetze aufrecht erhalten und Jedermann in ſeinen Rechten geſchützt werden.

Am 25. November erließ der Cultminiſter v. Mühler an den Erzbiſchof von Köln zu Handen der übrigen Biſchöfe ein Schreiben. Darin wurde geſagt, das Elaborat der Biſchöfe enthalte einen logiſchen Widerſpruch. „Denn wenn einerſeits, wie Ew. Erzbiſchöfliche Gnaden ſagen, nach uralter katholiſcher Lehre der mit dem Papſte verbundene Episcopat (Geſammtheit der Biſchöfe) der Träger des unfehlbaren Lehramtes iſt, andererſeits die am 18. Juli 1870 verkündete Conſtitution die Kathedral-Definitionen (die feierlichen Erklärungen) des Papſtes ex sese, non autem ex consensu ecclesiae irreformabiles (an ſich ſelbſt und nicht erſt durch Zuſtimmung der Kirche unfehlbar) erklärt, ſo folgt mit logiſcher Nothwendigkeit, daß die Conſtitution vom 18. Juli 1870 die Perſon des Trägers des

kirchlichen Lehramtes geändert, mithin eine neue Lehrentscheidung getroffen hat, welche mit der von Ew. Erzbischöflichen Gnaden und den übrigen Unterzeichnern der Eingabe vom 7. September bezeugten uralten katholischen Glaubenslehre in Widerspruch steht. Es ist demnach nicht, wie die Denkschrift sich ausdrückt, ein Spiel mit Worten, sondern eine nicht abzulehnende Folgerung aus den eigenen Erklärungen der berufenen Organe der katholischen Kirche, wenn behauptet wird, ein Katholik, welcher vor dem 18. Juli 1870 die an diesem Tage entschiedene Glaubenslehre nicht geglaubt habe, sey, wenn er auch nach diesem Tage dieselbe nicht glaube, noch Katholik, da er dasselbe glaube, was vor diesem Tage hinreichte, um katholisch zu seyn.

Was die Denkschrift von der Pflicht des einzelnen Katholiken sagt, mit der Lehre seiner Kirche in Uebereinstimmung zu bleiben, hat eine Berechtigung nur in so weit, als die Lehre der Kirche unverändert bleibt. Tritt hierin eine Aenderung ein, wie es durch die Constitution vom 18. Juli 1870 geschehen ist, so ist der Staat weder verpflichtet, noch auch nur berechtigt, die Anhänger der alten Lehre in ihrem Verhältniß zum Staate als Abtrünnige zu behandeln. Sie sind ihres Anspruches auf den Schutz des Staates nicht dadurch verlustig geworden, daß die Kirche den Inhalt ihrer Lehre verändert hat, und dieser Schutz wird ihnen nach wie vor gewährt werden."

Ein übler Umstand war, daß die preußische Verfassung von 1850 in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten verschiedene Auslegungen zuließ. Artikel 12 spricht jedem Preußen als Grundrecht zu: volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses, dazu auch der beliebigen Vereinigung zu Religionsgesellschaften, und endlich der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen „Religionsübung", und erklärt den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte für unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Allein eben der Artikel 12 fügt auch sofort hinzu: „den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen." Kein Preuße kann beanspruchen, unter Berufung auf die Freiheit seines religiösen Bekenntnisses oder auf die Cultus-

oder Sitten-Vorſchriften jener Religionsgeſellſchaft, deren Mitglied er ſeyn will, landesgeſetzlich verbotene Handlungen ſtraflos zu begehen oder landesgeſetzlich gebotene Handlungen ſtraflos unterlaſſen zu dürfen. — Artikel 15 aber lautet: „Die evangeliſche und die römiſch-katholiſche Kirche, ſo wie jede andere Religions-Geſellſchaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten ſelbſtändig und bleibt im Beſitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke beſtimmten Anſtalten, Stiftungen und Fonds". Die Ultramontanen verſtanden aber unter der Verwaltung ihrer Angelegenheiten vollkommene Unabhängigkeit von den Staatsgeſetzen und hielten ſich im Zweifelfall an den Spruch: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen!

Man verfehlte nicht, die Biſchöfe an den Huldigungseid zu erinnern, den die preußiſchen Biſchöfe ſämmtlich unter Vortritt des Cardinal von Geiſſel bei der Krönung des Königs in Königsberg 1861 geleiſtet hatten: „Wir haben Eurer Majeſtät königlichem Herrn Bruder feierlich gelobt, ihm und ſeinen Nachfolgern auf Preußens Thron allezeit hold, treu gehorſam und unterthänig zu ſeyn, und heute kommen wir, dieſes eidliche Gelöbniß auch vor Eurer Majeſtät, auf Allerhöchſtwelchen nunmehr die Krone übergegangen, zu beſtätigen. Wir thun dies freudig, voll und ganz von Herzen. Wir wiſſen, Euer Majeſtät ſind unſer, von Gott geſetzter König und Herr, und Allerhöchſtihnen gelten fortan unſere Pflichten nach Gottes Gebot, das lehrt, der Obrigkeit unterthan zu ſein, den König zu ehren und dem Cäſar zu geben, was des Cäſars iſt. Und dieſe Pflicht, wir vertiefen ſie und geben ihr Weihe und Seele, indem wir ſie bereitwilligſt und freudigſt üben und lehren." Mit welchem Vertrauen gegen dieſe Biſchöfe mußten dieſe Worte das Herz des Königs erfüllen, und doch, wie wenig hielten ſie ihr Verſprechen!

Noch waren nicht zehn Jahre vergangen und der Biſchof von Paderborn, vom Syllabus trunken gemacht, behauptete, daß er nicht nur über die Katholiken, ſondern auch über die Proteſtanten ſeiner Diözeſe Biſchof ſey. Uebereinſtimmend lehrte die Civilta cattolica vom 30. April 1869: „Es iſt kein Uebergriff, wenn geiſtliche Vorgeſetzte in weltliche Dinge eingreifen, um nichtig zu machen, was

die weltlichen Geſetze in Widerſpruch mit den kirchlichen angeordnet haben, darum hebt der Papſt auch Verfaſſungen auf." Und am 9. Mai: „Die katholiſche Kirche hat das Recht, mit den ſchwerſten körperlichen Strafen Chriſten zu belegen, welche den katholiſchen Geſetzen zuwiderhandeln, namentlich auch Schismatiker und Häretiker, d. h. Griechen und Proteſtanten, denn die Kirche iſt nicht nur ein geiſtliches, ſondern auch ein irdiſches Reich."

Im September 1871 ſtand der katholiſche Pfarrer Prinz aus Ehreng in Trier vor Gericht, weil er in einer Predigt geſagt hatte: „Ich mußte lachen, als ich von einer Adreſſe an den König zu Gunſten des Papſtes (alſo gegen Victor Emanuel) hörte. Das hieße ja den Teufel durch den Teufel austreiben." Das Oeffentliche Miniſterium beantragte drei Monate Gefängniß, der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu ſechs Monaten Feſtungsſtrafe.

Im Januar 1872 ſtarb der achtbare Notar Mosler zu Königswinter; wurde aber, weil er das Dogma der Unfehlbarkeit nicht anerkannt hatte, ohne Glockengeläut und ohne Prieſter begraben: „Der nackte, ohne Tuch verſehene Sarg wurde bereits heute Morgen 8 Uhr ohne Sang und Klang zum Kirchhofe von rauchenden Trägern transportirt. Gewiß hatte bei einer anſteckenden Krankheit die Polizeibehörde gerechtfertigte Sorge, die Beerdigung ſo ungewöhnlich zu beſchleunigen. Nicht zu rechtfertigen iſt jedoch das Benehmen der Schuljugend, welche ſich in verſchiedenen Ausrufen und Verhöhnungen Luft machte, wie z. B.: da bringen ſie ihn — jetzt muß er braten — er hat den Papſt vergiften wollen, u. ſ. w. Die Einwirkung auf die Jugend ſcheint doch wohl nicht die richtige zu ſeyn."

Von Aachen wurde gemeldet, hier ſey ein junges Mädchen im Kloſter zum armen Kinde Jeſu von den Nonnen gewaltſam zurückgehalten worden, bis die Sache öffentlich bekannt wurde und ſie ſich genöthigt ſahen, das Kind der klagenden Mutter zurückzugeben.

Zu Elbing in Preußen wurde der Sohn des Herrn v. Forckenbeck, des bekannten Präſidenten des Berliner Abgeordnetenhauſes, vom Sakrament des Altars zurückgewieſen, weil er an die Unfehlbarkeit des Papſtes nicht glaubte.

Wie manches Katholiſche noch altheidniſche Gebräuche in ſich ſchließt, beweist die berüchtigte Springerprozeſſion in Echternach, welcher am Pfingſtdienſtag 1871 nicht weniger als 24 Geiſtliche, 10 Fahnenträger, 1245 Beter, 8938 Springer, 98 Muſiker und 764 Sänger angewohnt haben.

In den zäheſten Kampf gerieth die Regierung mit Krementz, dem Biſchof von Ermeland. Daß dieſer Herr zu Gewaltthätigkeiten geneigt ſey, bewies ein früherer Vorfall. Als derſelbe nämlich noch Dechant in Coblenz war, that er am 9. Auguſt 1855 einen rechtſchaffenen Bürger, Namens Sonntag, weil derſelbe, von ſeiner erſten Frau geſchieden, eine Civilehe eingegangen war, feierlich in der Kirche unter Auslöſchung der Lichter in den Bann, was den armen Mann zur Verzweiflung und zum Selbſtmorde trieb.[1]) Nachdem Krementz Biſchof von Ermeland geworden war, ſchloß er ſich den Biſchöfen an, welche das neue Dogma verwarfen, und erklärte damals wörtlich: „Es leuchtet nicht ein, wie die Rechte der allgemeinen Concilien und der Biſchöfe unverſehrt bleiben könnten, wenn dem Papſt allein die Unfehlbarkeit zugeſchrieben würde. Die Definition der päpſtlichen Unfehlbarkeit erſcheint gewiſſermaßen verderblich, denn durch das Zeugniß vieler Biſchöfe ſteht es feſt, daß in vielen Diözeſen von Deutſchland, Frankreich, Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen und anderen Ländern dieſe Lehre dem katholiſchen Volke nicht einmal dem Namen nach bekannt iſt. Ich kann auch nicht verſchweigen, daß in der Ermeländer Diözeſe die fragliche Lehre in Katecheſen und Predigten niemals vorgetragen wird." — Etwas ſpäter jedoch meldete der Elbinger Anzeiger, Krementz wiſſe das neue Dogma ſo auszulegen, daß ihm auch Anhänger der alten Lehre zuſtimmen könnten, und ſchließlich ſtand er ganz auf Seiten der Jeſuiten und der inquiſitoriſchen Verfolger.

Im Jahr 1871 verbot er dem Lehrer Wollmann in Braunsberg den Religionsunterricht. Das Schulkollegium wollte den letztern in ſeinem Rechte ſchützen, und am 29. Juni ſchrieb der Cultminiſter

---

[1]) Seine Rechtfertigungsſchrift erſchien in Wiesbaden bei Richter in ſieben Auflagen, ſo großes Aufſehen hatte der Fall damals gemacht.

ſelbſt an den Biſchof und belehrte ihn: „Der Religionsunterricht iſt auf den preußiſchen Gymnaſien ein obligatoriſcher Lehrgegenſtand. Einen rechtlichen Anſpruch auf Befreiung von der Theilnahme an demſelben haben nach §. 11 Th. II. Tit. 12 A. L.-R. nur ſolche Kinder, welche in einer andern Religion, als welche in der öffentlichen Schule gelehrt wird, nach den Geſetzen des Staates erzogen werden ſollen. Wenn Ew. Biſchöfliche Hochwürden hierin einen offenen Gewiſſenszwang, eine directe Verkümmerung der in Preußen den Katholiken feierlich garantirten Gewiſſensfreiheit finden, ſo ſcheint hierbei überſehen zu ſeyn, daß eine geſetzliche Nöthigung zum Beſuche des Gymnaſiums in Braunsberg oder eines Gymnaſiums überhaupt nicht beſteht. Wer ſich aber der an der Schule geſetzlich beſtehenden Ordnung nicht fügen will, muß auf die Benutzung derſelben verzichten und hat, wenn er es nicht freiwillig thut, keinen Grund zur Beſchwerde, wenn ihm dieſe Benutzung verſagt wird. Die Bemerkung endlich, daß jene Anordnung auch eine Verleugnung des ſtiftungsmäßig katholiſchen Charakters des aus ſpeciell katholiſchen Fonds geſtifteten Braunsberger Gymnaſiums und darum eine ſpecielle Verletzung des poſitiven Rechtes der Katholiken ſey, findet ihre Erledigung in der Erwägung, daß die Stiftung des Gymnaſiums in Braunsberg und die Widmung der zu ſeiner Unterhaltung dienenden Fonds einer Zeit angehört, in welcher der Concilsbeſchluß vom 18. Juli v. J. noch nicht beſtand.“ — Die Antwort des Biſchofs war, daß er über den Doktor Wollmann die große Excommunication verhängte, wodurch Jeder, der mit dem Excommunicirten ſpricht oder ihn grüßt, ipso facto der kleinen Excommunication verfällt.

Wollmann ſelbſt erließ ein würdevolles Schreiben an den Biſchof, worin er ihm ſein Unrecht vorhielt und zugleich bemerkte, wie viele katholiſche Geiſtliche das neue Dogma mißbilligten, wenn ſie es auch nicht zu äußern wagten. Als der Gymnaſialdirektor Braun die Schüler anwies, ferner dem Religionsunterricht Wollmanns anzuwohnen, zogen fünfzig bereits fanatiſirte Väter ihre Söhne vom Gymnaſium zurück.

Am 13. September 1871 erließen hierauf die preußiſchen Biſchöfe

eine Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer, in welcher ſie behaupteten, daß die Rechte der Kirche durch die Maßregeln der preußiſchen Schulverwaltung in Breslau, Bonn und Braunsberg verletzt ſeyen. Der Kaiſer und König antwortete. Er wies die Anklage der Biſchöfe mit ruhigſter Beſtimmtheit zurück und betonte, es ſey dem preußiſchen Staate Angeſichts der neueſten Vorgänge in der katholiſchen Kirche die Aufgabe erwachſen, „im Wege der Geſetzgebung dahin zu wirken, daß Conflicte zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Behörden, ſo weit ſie nicht verhütet werden können, ihre geſetzliche Löſung finden;" bis dahin aber werden die beſtehenden Geſetze aufrecht zu erhalten und ein jeder Preuße nach Maßgabe derſelben in ſeinem Rechte zu ſchützen ſeyn.

Die Danziger Zeitung ſchrieb im Januar: „Die katholiſche Geiſtlichkeit des Ermlandes ſetzt den Kampf gegen das Braunsberger Gymnaſium mit allen Mitteln, welche ihr zu Gebote ſtehen, fort. Dem hieſigen Kaufmann Dobſchinski wurde von Caplan Breyer in der Beichte die Abſolution verweigert, weil er nicht das Verſprechen geben wollte, ſeinen Sohn von Braunsberg fortzunehmen. Ein anderer hieſiger Bürger hat ſich nach längerem Widerſtreben ſchließlich in der Beichte beſtimmen laſſen, dieſes Verſprechen abzugeben, und darauf erſt wurde ihm die Abſolution ertheilt. Zwei Andere, die ihre Söhne gleichfalls auf dem Gymnaſium zu Braunsberg haben, wollten die Beichte und damit die Entſcheidung bis Oſtern hinausſchieben, um ihre Söhne mindeſtens noch bis zum Schluſſe dieſes Semeſters in Braunsberg behalten zu können."

Wie der ermeländiſche Klerus die armen Laien behandeln durfte, erhellt aus einem Bericht der Hartung'ſchen Zeitung in Braunsberg: Neulich erkrankte hier die Wittwe T., eine arme alte Frau, plötzlich am Blutſturze und kam dem Tode nahe. Auf die Bitte, derſelben die Sterbeſakramente reichen zu laſſen, erklärte Erzprieſter L., das könne nur unter der Bedingung geſchehen, daß die Frau in Zukunft ihren Sohn, welcher das Gymnaſium beſucht, von dem Unterricht des Dr. W. fernhalte. Die zu Tode Geängſtigte hat ſich gefügt.

Indem der Biſchof von Ermeland fälſchlich vorgab, ſeine Handlungsweiſe ſtimme mit den Landesgeſetzen überein, und wäre

es auch nicht der Fall, ſo habe er ſich lediglich nach den Kirchengeſetzen zu richten, wurde ihm in der Provinzial-Correſpondenz der Eid vorgehalten, den er dem König von Preußen geleiſtet und der mit den Worten ſchließt: „Ich verſpreche dieſes Alles um ſo unverbrüchlicher zu halten, als ich gewiß bin, daß ich mich durch den Eid, welchen ich Seiner päpſtlichen Heiligkeit und der Kirche geleiſtet habe, zu nichts verpflichte, was dem Eide der Treue und Unterthänigkeit gegen Seine Königliche Majeſtät entgegen ſeyn kann". — Die Provinzial-Correſpondenz bemerkt dazu, der Biſchof habe thatſächlich im Widerſpruch mit dem bürgerlichen Geſetz den großen Bann über preußiſche Staatsbürger ohne Genehmigung der Staatsregierung öffentlich verkündigt und ſich geweigert, die den Excommunicirten hiermit zugefügte Beeinträchtigung ihrer bürgerlichen Ehre durch eine andere amtliche Kundgebung zu beſeitigen. Die Regierung werde demzufolge dringend veranlaßt ſeyn, die Souveränetätsrechte des Staates, falls deren ausdrückliche und thatſächliche Anerkennung vom Biſchofe ferner verſagt werden ſollte, mit allen zu Gebot ſtehenden Mitteln zu wahren. Man erinnerte: „Noch im März vorigen Jahres hat der Erzbiſchof von Köln ausdrücklich erklärt: ‚Wird die Excommunication unter namentlicher Bezeichnung von dem kirchlichen Oberen öffentlich und amtlich bekannt gemacht, ſo tritt für die Katholiken, gemäß den Vorſchriften des Apoſtels Paulus und des Apoſtels Johannes und den hierauf gegründeten kanoniſchen Beſtimmungen, die Pflicht ein, jeden unnöthigen Verkehr mit dem Excommunicirten zu meiden.' In einem Artikel des Paſtoralblatts für Ermeland heißt es: ‚Die Gläubigen ſind ſtreng verpflichtet, mit einem Solchen, welcher namentlich aus der Kirche ausgeſchloſſen iſt, keinen Verkehr zu pflegen, mag dieſer in Beſuchen, Grüßen, Unterricht u. ſ. w. beſtehen.... Wer mit einem namentlich Excommunicirten Verkehr pflegt, verfällt der kleineren Excommunication.... Mit namentlich Excommunicirten dürfen nur die Eltern, die leiblichen Kinder, die Dienſtboten und dergleichen Perſonen verkehren.'"

Da hiernach der große Kirchenbann keineswegs eine rein geiſtliche Strafe iſt, ſondern durch die Aechtung, mit welcher derſelbe

den Betroffenen in Bezug auf den geſammten täglichen Verkehr belegt, neben der kirchlichen zugleich eine bürgerliche Bedeutung hat, ſo mußte die preußiſche Regierung nach ihrem Dafürhalten die einſeitige Verhängung des Bannes durch den Biſchof „als eine Verletzung der dem Schutze des Staates anheimfallenden Gerechtſame ſeiner Angehörigen und als einen Eingriff der Kirchengewalt in das bürgerliche Rechtsgebiet erachten, welchem der Staat zu wehren befugt und verpflichtet iſt."

Hierauf antwortete Biſchof Krementz durch ein Schreiben vom 30. März 1872, in welchem er ausführte, daß, wenn ein Widerſpruch zwiſchen ſeinen Anordnungen und den Landesgeſetzen beſtände, er nicht im Stande wäre, denſelben zu löſen: er habe ſich ſtreng an die Vorſchriften des katholiſchen Kirchenrechts gehalten. Glaubten die Staatsbehörden, daß ein Widerſpruch zwiſchen den Vorſchriften des Kirchenrechts und denen des Staates vorhanden ſey, ſo werde es Sache der oberſten Staats- und oberſten Kirchenbehörde ſeyn, eine Beſeitigung dieſes Widerſpruchs herbeizuführen; — er aber ſey in Glaubensſachen, wie ſie hier vorliegen, zunächſt darauf angewieſen, nach den kirchlichen Geſetzen zu handeln. Die Kirche betrachte es allerdings als ihr unbedingtes Recht, Menſchen, welche Spaltungen ſtiften, aus ihrer Mitte auszuſchließen und ihren Angehörigen den Verkehr mit ihnen zu verbieten; — ſie befolge hierbei nicht nur die Forderungen des natürlichen Geſetzes, ſondern auch die ausdrücklichen Vorſchriften des Wortes Gottes. Auf die Befolgung derſelben werde und könne die Kirche nie verzichten.

Die ultramontane Deutſche Reichszeitung ermunterte den Biſchof von Ermeland, der Staatsregierrng nicht zu gehorchen: „Als Biſchof der Kirche Gottes wird er die Rechte dieſer Kirche nicht preisgeben. Der Krieg wird alſo zu wüthen beginnen und ſo manches Opfer fordern. Doch iſt der endliche Sieg der Kirche, als der Grundveſte der Wahrheit, gewiß. Deshalb kein Zagen und kein Bangen! Auf den Ruinen des modernen Staates wird die Kirche eine neue Ordnung der Dinge aufbauen, wie ſie es gethan hat, als das heidniſche Weltreich in Trümmer ſank. Der moderne Staat hat keine lebensfähige Zukunft. Er trägt ſeine Auflöſung in ſich

ſelbſt, denn er verletzt die Menſchenwürde und das Menſchenrecht, die heiligſten Güter der Menſchheit. Er iſt ſich Selbſtzweck, und die Menſchen will er als willenloſe Werkzeuge ausbeuten, indem er deren Blut, deren geiſtige Kraft, deren Beſitzthum für ſich ausſchließlich in Anſpruch nimmt. Deshalb die allgemeine Wehrpflicht und der Abſolutismus im Militärſtrafrecht, deshalb die Staatsſchule und der Schulzwang, um den Menſchen von Jugend auf für den Staat dreſſiren zu können, deshalb die möglichſte Beförderung und Hebung der Induſtrie und des Gewerbes, um die Staatsbürger ſo ſteuerfähig als möglich zu machen, gerade ſo wie der Landmann den Acker düngt, um ihn zu höherer Ertragsfähigkeit zu bringen. Der moderne Staat iſt omnipotent, der Bürger iſt Staatsmaſchine. Das aber widerſpricht der Würde des Menſchen, und deshalb iſt der moderne Staat nicht ein Inſtitut der Cultur und der Civiliſation, ſondern ein vom Liberalismus gebautes Kartenhaus, das gleich der erſte ſociale Sturm wie Spreu hinwegfegen wird. Mit einem ſolchen Staate kann aber die Kirche, die Repräſentantin des Rechts, der Freiheit und der Wahrheit, nie und nimmer paktiren. Wo der Weltgeiſt weht, da weht nicht der Geiſt Gottes."

In der Stadt Königsberg befand ſich nur eine kleine katholiſche Gemeinde, aber 405 Mitglieder derſelben proteſtirten im October 1871 gegen das Dogma der Unfehlbarkeit, gründeten einen Altkatholiken-Verein und wandten ſich mit einem Schreiben vom 19. April 1872 an das Kirchencollegium der katholiſchen Kirchengemeinde in Königsberg, zu Händen des Herrn Propſt Dinder. Sie führen an, „daß nach den geſetzlichen und vertragsmäßigen Beſtimmungen das Kirchengebäude, das Geläute, die Kirchengeräthſchaften, die Kirchhöfe, das ganze Kirchenvermögen" Niemandes Eigenthum ſind als einzig und allein der Königsberger katholiſchen „Kirchengemeinde" oder, nach der landrechtlichen Ausdrucksweiſe „Kirchengeſellſchaft;" daß ferner die Unterzeichneten und ihre Genoſſen und Mandanten zu den Mitgliedern dieſer Kirchengeſellſchaft gehören und auch in Zukunft gehören wollen, daß alſo „unzweifelhaft ihnen auch das Recht auf Mitbenutzung dieſer Gegenſtände zuſteht." Da es ihnen jedoch „lediglich darum zu thun iſt, ihren

Gottesdienst und ihre Seelsorge ohne Gewissenszwang verrichten zu können," so verlangen sie vorläufig nur „die Mitbenutzung der Kirchengebäude, Kirchengeräthschaften, Kirchhöfe und des Geläutes," und zwar „zur Abhaltung von Gottesdienst, Seelsorge und Andachtsübungen jeder Art, unter Zuziehung von katholischen Geistlichen, welche das Vaticanum vom 18. Juli 1870 nicht anerkennen." Wie vorausgesehen, antwortete der Propst am 25. April, es hätten die Antragsteller durch ihren Protest gegen die vaticanischen Beschlüsse (ipso facto) aufgehört, Mitglieder der römisch-katholischen Kirche, also auch Mitglieder der Königsberger katholischen Gemeinde zu seyn, hätten folglich auch keine Ansprüche auf „irgend welche Rechte" derselben. Auf Recurs an den Bischof antwortete Herr Dr. Krementz am 12. Mai nichts weiter, als daß ihm die „gesetzliche Qualification und Berechtigung" der Beschwerdeführer „unerfindlich" sey. Hierauf nun wurde am 16. Mai eine Beschwerdeschrift dem Cultminister überreicht.

In einer andern Angelegenheit erfolgte eine energische Entscheidung der Regierung sogleich. Der Danziger Zeitung wurde am 12. März aus Königsberg geschrieben: Am Sonntage wurde der katholische Pfarrer Grunert zu Insterburg im Auftrage des Bischofes Dr. Krementz, da er sich zu dem Infallibilitätsdogma nicht bekennen will, durch Propst Dinder, welcher zu diesem Akte von Insterburg hinübergefahren war, in der dortigen Kirche öffentlich von Amt und Würden entsetzt. Die Gemeinde verließ, während der Propst das bischöfliche Decret verlas, mit Ostentation die Kirche. Außer zwei Mitgliedern steht nämlich die ganze Gemeinde zu Pfarrer Grunert. Derselbe war, nach dem in einer Versammlung der Altkatholiken von Professor Michelis erstatteten Berichte, vom Bischofe von Ermeland nach Frauenburg citirt worden und hatte auf die Bemerkung des Bischofs: „man müsse sich den Thatsachen accomodiren, wenn man auch zuvor, wie er früher selbst, ganz anderer Ansicht gewesen," geantwortet: „das vertrage sich nicht mit seinem Gewissen," worauf Bischof Krementz erwiderte: „das Concil und dessen Beschluß stehe über dem Gewissen!" Die Militärbehörde ertheilte dem Pfarrer Grunert den Befehl, als Militärseelsorger weiter zu fungiren.

Deutſche

Vierteljahrs-Schrift.

Drittes Heft.

1839.

Bibliothek
Journal Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Kapitel 3.

Die Centrumspartei.

Während Kaiser Wilhelm noch in Versailles verweilte, stellten 56 Abgeordnete des preußischen Landtags die Bitte an ihn, er möge den Papst in seine weltliche Herrschaft wieder einsetzen. „Dankbar erinnern wir uns der erhabenen Worte, in denen Ew. Majestät bei Eröffnung des Landtages der Monarchie am 15. November 1867 den Ansprüchen der katholischen Preußen auf Allerhöchstderen Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Oberhauptes ihrer Kirche gerecht zu werden feierlich verheißen. Allergnädigster Herr! Für das Papstthum gibt es keine andere Unabhängigkeit, als die Souveränetät; nur in ihr ist seine Würde vollkommen gesichert. Ein entthronter Papst ist immer ein gefangener oder ein verbannter Papst. Möge der neue Friedenstag die nothwendige Wiederaufrichtung der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles bringen, zu welcher auf dem Congreß zu Wien Ew. Majestät Hochseliger Vater König Friedrich Wilhelm III. glorreichen Andenkens so hervorragend mitgewirkt." — Aber die Bittsteller vergaßen: 1) daß der Papst als geistlicher Oberhirt auf einem neutralisirten Terrain auch fortbestehen kann ohne einen Kirchenstaat; 2) daß grade der internationale Charakter des Papstthums das ausschließliche Privilegium eines Landes oder einer Nationalität, ihn allein besitzen zu sollen, ausschließt und andern Ländern und Nationen den gleichen Anspruch sichern muß; 3) daß die Infallibilität, der Syllabus und die Reactivirung der Bulle Unam sanctam alle bestehenden Staatsgewalten gefährden und daß auch bei notorischer Ohnmacht des Papstthums solche Anmaßungen niemals die Form eines Rechtstitels erhalten dürfen; 4) daß der deutsche Kaiser nicht blos über katholische Reichsgenossen waltet, also auch nicht einseitig deren Interesse zu vertreten hat; 5) daß er noch an die Bestimmungen der norddeutschen Bundesverfassung gebunden bleibt, bis das Verhältniß zur römischen Curie in Uebereinstimmung mit dem neuen Reichs-

tag etwa neu geregelt werden kann, und daß die ältere Verpflichtung nur einen fallibilen und noch keinen infallibilen Papſt kennt, das neue Dogma alſo in keinem Fall für ihn bindend iſt.

Der Papſt ſelbſt behielt eine wohlwollende Miene gegen den deutſchen Kaiſer bei. Als die ultramontanen Blätter das für eine Fabel erklärten, wurde der Brief des Papſtes wörtlich abgedruckt. Darin heißt es, der Papſt habe die Mittheilung, daß der König von Preußen zum deutſchen Kaiſer ausgerufen worden ſey, „mit großer Freude entgegen genommen, ein Ereigniß, welches, wie wir vertrauen, unter dem Beiſtande Gottes, für das auf das allgemeine Beſte gerichtete Beſtreben Euer Majeſtät nicht allein für Deutſchland, ſondern für ganz Europa zum Heile gereichen wird. Wir bitten den Geber aller Güter, daß er Euer k. k. Majeſtät jedes wahre Glück reichlich verleihe und Sie mit uns durch das Band vollkommener Liebe verbinde.“ Der Brief war vom 6. März 1871 datirt. Auch der preußiſche Geſandte in Rom, Graf Arnim, hatte dem Papſt große Freundlichkeit erwieſen, perſönlich mit dem General Cadorna unterhandelt, als dieſer vor Rom rückte, und eine möglichſt günſtige Capitulation bevorwortet. Als aber ultramontane Blätter aus dieſen zarten Rückſichten für den Papſt den lächerlichen Schluß zogen, der Kaiſer werde nach alter Weiſe mit dem Papſt Hand in Hand gehen wollen, wurden ſie ſchnell widerlegt durch die Beſuche, die derſelbe preußiſche Geſandte bei dem Prinzen Humbert machte, als dieſer im Quirinal ſeine Reſidenz nahm. Nun wußten jene Blätter wieder nicht Böſes genug von Arnim zu ſagen. Dazu kam, daß, als die Jeſuiten für den möglichen Fall eines Papſtwechſels bereits geheime Umtriebe machten, Bismarck am 26. Juli dem Cardinal Antonelli erklärt haben ſoll, der deutſche Kaiſer werde nur einen ſolchen Papſt anerkennen, der nach dem alten Ritus gewählt werde.

Die freundliche Miene des Papſtes ſchien nicht ſeine eigentliche Geſinnung gegen Deutſchland auszudrücken. Dem Wohlwollen widerſprach wenigſtens ſein Breve vom 26. Februar, in welchem er die Redaction der berüchtigten Genfer Correſpondenz, des giftigſten aller ultramontanen Blätter, laut pries und ſegnete. Es hieß darin:

„Mit Freuden haben wir die Sammlung eurer Blätter entgegengenommen, in der ihr bisher männlich für die Sache des h. Stuhles gekämpft habt. Darum wünschen wir euch Glück, daß ihr, um jeden Irrthum zu vermeiden, von Anbeginn an die Augen auf diesen Lehrstuhl der Wahrheit gerichtet und mit Eifer Sorge getragen habt, um keinen Preis von dessen Lehre abzuweichen, so daß ihr heute Diejenigen der Verleumdung zeihen könnt, welche Euch und euren Schriften übertriebene Bestrebungen vorwerfen und des „Hyperkatholicismus" beschuldigen. Da ihr dieses schwere Werk für die Religion unternommen habt mit Vertrauen zu dem Felsen, auf welchen der Herr Seine Kirche gebaut hat, fahret fort, euch immerwährend an denselben lehnend, mit gehobenem Herzen euer Unternehmen in christlicher Liebe zu fördern, und zweifelt nicht an dem Lohne, welchen Gott denen gewährt, welche für seines Namens Ehre kämpfen. Wir verheißen euch hohen Lohn in reichem Maße zugleich mit der nöthigen Unterstützung, um den Kampf fortzusetzen; als Bürgschaft hievon und Unterpfand Unseres väterlichen Wohlwollens verleihen Wir euch, geliebte Söhne, und denen Allen, welche euer Vorhaben unterstützen, liebevoll den apostolischen Segen." Nun muß man wissen, daß die Genfer Correspondenz die gedeihliche Entwicklung des protestantischen Kaiserthums mit tödtlichem Hasse verfolgte, alles rühmte, was der deutschen Sache schaden und alles verdammte, was ihr nützen konnte.

Der gegenwärtige Papst ist ein echter Romane, ein Welscher durch und durch, und hat gegenüber von allem Deutschen ein Brett vor dem Kopf. Deshalb pflegt er auch gern zu sagen: „Deutsch verstehe ich nicht!" Ja, er versteht uns nicht, hat keine Ahnung von deutschem Geist und Wesen, und will uns doch beherrschen. — Es war von jeher ein großes Unglück, daß immer nur welsche Päpste gewählt wurden, daß von den wenigen Deutschen, die je auf den h. Stuhl gelangten, die meisten, ehe sie recht regieren konnten, schon durch welsches Gift hingerafft wurden. Soll die katholische Kirche die allgemeine seyn, so sind auch alle katholischen Nationen berechtigt, daß aus ihnen der Papst gewählt werde, nicht die Italiener allein.

Im Februar 1871 begab sich eine Deputation von katholischen

Laien aus Deutſchland, darunter die Grafen Stolberg, Waldburg-Zeil und Schäsberg, direkt nach Verſailles, um den Kaiſer Wilhelm von den Zuſtänden Roms zu informiren und eine Adreſſe zu überreichen, worin ſie im Namen der Katholiken Deutſchlands die Zurückgabe Roms an den Papſt dringend erbitten. Begreiflicherweiſe konnte Kaiſer Wilhelm ſich durch dieſe Deputation nicht bewegen laſſen, Italien den Krieg zu erklären.

Unterdeß wurden von Seite der Jeſuiten die außerordentlichſten Anſtrengungen gemacht, um bei den Wahlen für den erſten deutſchen Reichstag, der am 21. März zuſammentreten ſollte, möglichſt viel Ultramontane durchzuſetzen. Alle Mittel der Verketzerung und Verleumdung wurden angewendet, um die Wähler zu überreden, das proteſtantiſche Kaiſerthum gefährde den katholiſchen Glauben. Inzwiſchen brachten die Ultramontanen doch nur 36 Stimmen ihrer Partei in den erſten Reichstag. Führer derſelben waren der vormals welfiſche Miniſter v. Windthorſt, der Mainzer Biſchof v. Ketteler, der Weſtfale v. Mallinkrodt, die rheinländiſchen Brüder Reichensperger ꝛc. Sie ſetzten ſich im Sitzungsſaale groß und breit ins Centrum, dem Miniſtertiſch grade gegenüber und geberdeten ſich, als ſtünden eigentlich ſie an der Spitze der Volksvertretung. Dieſe ſog. Centrumspartei hat aber kein anderes Ziel verfolgt, als die ſegensreiche neue Einheit Deutſchlands zu ſtören und durch die frechſten Verleumdungen theils der Regierung, theils der proteſtantiſchen und liberalen Mehrheit des Hauſes, als wollten ſie die katholiſche Kirche, ja alle Religion unterdrücken, das katholiſche Volk in Deutſchland in Angſt und Zorn zu verſetzen und zu einem Widerſtande gegen die neue Reichsregierung aufzuſtacheln, daß das Miniſterium Hohenwart in Oeſterreich und das rachedurſtende Frankreich daraus neue Hoffnungen ſchöpfen ſollten.

Mallinkrodt eröffnete den Angriff auf das proteſtantiſche Kaiſerthum mit der Beſchwerde, in Preußen ſeyen bisher die Katholiken nur zur Noth gleichberechtigt geweſen. Da nun aber ſo viele katholiſche Landestheile im Reich vereinigt worden ſeyen, müſſen auch die Rechte der Katholiken im Reiche erweitert werden.

Aber in der Debatte wurde nachgewieſen, daß die Beſchuldi-

gung ungerecht ſey. König Wilhelm machte ſchon beim Antritt ſeiner Regierung einen Katholiken, den Fürſten von Hohenlohe, zum Miniſterpräſidenten, und das Berliner Abgeordnetenhaus wählte regelmäßig einen Katholiken, den Herrn v. Forckenbeck, zu ſeinem Präſidenten. Eine Menge Katholiken befanden ſich in Civil- und Militärdienſten, und wenn es ihrer nicht noch mehr waren, ſo kam das daher, weil weniger Katholiken ſich dem Staatsdienſt und überhaupt den Studien widmeten.

Bei der Berathung der Antwortsadreſſe auf die Thronrede verlangte die Centrumspartei, man ſolle darin einen Satz aufnehmen, der dasſelbe Verlangen enthalte, wie die Adreſſe der 56 im preußiſchen Landtage, nämlich eine deutſche Intervention zu Gunſten des Kirchenſtaats in Italien. Die große Mehrheit des Reichstags aber verwarf den Antrag.

Völk hielt die glänzendſte Rede und wies aufs entſchiedenſte die Zumuthung der ultramontanen Partei zurück. Er ſagte ganz nach der hiſtoriſchen Wahrheit, die Einigkeit zwiſchen Reich und Kirche (im wohlwollendſten Sinne von Karl dem Großen gegründet) ſey durch niemand anders (zuerſt und unaufhörlich) geſtört worden als durch den Papſt (und Frankreich, mit dem er ſich verbündete). Es habe ſich ſtets nur um einen Angriff des Romanismus auf den Germanismus, um einen unberechtigten Unterdrückungsverſuch der Deutſchen durch die Welſchen gehandelt, und darum handelte es ſich auch heute noch. „Ich bin aus einem Wahlbezirke, der zum größten Theil aus Katholiken beſteht. Ich habe nie aus meinen Anſchauungen ein Hehl gemacht. Ich habe geſagt, die nächſte Zukunft werde einen Kampf des germaniſchen Geiſtes gegen die Knechtſchaft des Romanenthums zu ringen haben und zwar in Deutſchland. Man hat daraus gegen mich Kapital zu ſchlagen geſucht, meine Wähler haben damit geantwortet, daß ſie mir 12,000 Stimmen gaben. Wir wollen uns nicht in Gegenſatz zum Papſt ſtellen, aber der Papſt ſchaffe dann auch die Gegenſätze nicht und ſanctionire ſolche Sätze nicht, welche ihn (wie die Infallibilität) mit dem Staat in Gegenſatz bringen müſſen.“ Römer von Tübingen erinnerte daran, dieſelbe ultramontane Partei, die unlängſt noch Arm in Arm mit den Demo-

traten in Süddeutſchland gegen die Einheit Deutſchlands agitirt habe, dieſelbe ſey es auch, welche heute gegen die Adreſſe ſtimme. Die höchſte Autorität dieſer Herren ſey nicht der deutſche Kaiſer, ſondern der Papſt. Die Frage ſey heute nur: Rom oder Deutſchland. Probſt, ſein ſchwäbiſcher Landsmann, lenkte die Aufmerkſamkeit auf Oeſterreich und machte die nicht unrichtige Bemerkung, von einem Fertigſeyn des deutſchen Reichs könne man nicht reden, ſo lange Deutſch-Oeſterreich nicht dabei ſey. Allein er vergaß hinzuzufügen, daß Oeſterreich von jeher im Bunde mit Rom der größte und ſchwerſte Hemmſchuh der deutſchen Einheit geweſen iſt, und in ſeiner internationalen Stellung wie früher mittelſt des ſpaniſchen und italieniſchen, ſo jetzt noch mittelſt des magyariſchen und ſlaviſchen Weſens den deutſchen Geiſt überall nur im Innern gedämpft und nach Außen bekämpft hat.

Bei der Abſtimmung im Reichstag ergaben ſich für die von Bennigſen beantragte Adreſſe 342 Stimmen, die ultramontane Partei brachte nur 63 auf.

Wie ſehr Römer Recht hatte, als er Rom und Deutſchland einander ſcharf entgegenſtellte, bewies die von einer Anzahl Kölner Bürgern dem Reichstag zugeſandte Eingabe vom 31. März, worin geklagt wurde, die katholiſche Geiſtlichkeit am Niederrhein habe die Reichstagswahlen auf unerlaubte Weiſe beeinflußt und den Wählern vorgeſchrieben, ja, ſie in ihrem Gewiſſen darauf verpflichtet, nur Ultramontane zu wählen, als habe der deutſche Reichstag keine andere Aufgabe, als ſich von Rom aus commandiren zu laſſen. In denſelben Tagen wurde zum Ueberfluß ein päpſtliches Breve vom 2. März an das Cardinalscollegium, worin der Papſt dem Jeſuitenorden das glänzendſte Lob ertheilte, durch alle Zeitungen verbreitet.

In der Sitzung vom 1. April beantragte Reichensperger, 6 Artikel aus den Grundrechten von 1848 in die neue Reichsverfaſſung aufzunehmen, zwei zum Schutz der Preßfreiheit, zwei andere zum Schutz des Vereins- und Verſammlungsrechts, einen fünften, welcher die Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes und das Recht der Vereinigung in Religionsgeſellſchaften, und einen ſechſten, welcher den Kirchen und Religionsgeſellſchaften die Selbſtverwaltung und

den Beſitz und Genuß ihrer Anſtalten, Stiftungen und Fonds gewährleiſten ſollte. v. Treitſchke ſagte dagegen, das ſeyen keine Grundrechte für die deutſche Nation, ſondern ſollten nur Vorrechte der römiſchen Kirche in Deutſchland im Sinn des Ultramontanismus werden, um der römiſchen Kirche gegenüber dem deutſchen Staat eine unabhängige Poſition zu gewähren. Wollte man aus dem Meer der Grundrechte von 1848 etwas herausſchöpfen, ſo könne man noch ganz andere Krüglein gebrauchen. In der am 3. April fortgeſetzten Debatte hob v. Blanckenburg hervor, der Reichstag könne der ultramontanen Partei doch wohl kein Privilegium ertheilen, während der König von Bayern die Verkündigung des Infallibilitätsdogmas durch Verweigerung des Placet verhindere, und gedachte ultramontane Partei gerathe mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, wenn ſie einerſeits dem Staate jede Einmiſchung in die Angelegenheit der Kirche verſage und andererſeits wieder verlange, der Staat ſolle zu Gunſten des Papſtes interveniren. Marquardt Barth fügte hinzu, ein weiterer Widerſpruch ſey, daß die gedachte Partei die Preßfreiheit für ſich in Anſpruch nehme, während der Papſt ſelbſt die Preßfreiheit ausdrücklich verdammt habe. Kieſer erinnerte an die Uebergriffe der Kirche in den Staat im Mittelalter, wie oft der Papſt im Namen der Kirche in unſerm Reich intervenirt, wie er die Hohenſtaufen ruinirt und den Habsburgern eine antideutſche Politik octroyirt habe. Freiherr Nordeck zur Rabenau mahnte an den Syllabus, der jene Anſprüche des übermüthigſten Papſtthums aus dem Mittelalter auch in die neueſte Zeit wieder einführt, ſofern er den Papſt zum Herrſcher über alle Herrſcher und zum Herrn der Welt ſchlechthin machen will.

Miquel führte weiter aus, wie übel es der ultramontanen Partei anſtehe, jetzt gleichſam die Hauptrolle im deutſchen Reiche ſpielen und dasſelbe leiten zu wollen, nachdem grade ſie ſchon ſeit Jahren alle deutſchen Einheitsbeſtrebungen und Preußen mit äußerſter Wuth bekämpft, alle Wege zur deutſchen Einheit abzugraben geſucht, ja gradezu die Franzoſen herbeigewünſcht und offenen Vaterlandsverrath gepredigt habe. „Damals ſagten bayriſche Blätter: Wir gehen nicht mit Preußen; wenn wir gezwungen werden durch

unſere eigene Narrheit, mit ihnen zu gehen, ſo wird es nur ſeyn, bis zur erſten Niederlage, dann wenden wir uns um und ſchlagen mit den Franzoſen auf die Preußen. Dann wird endlich die Zeit kommen, wo der gottverfluchte Räuberſtaat der Hohenzollern zu Grunde geht." Dieſe und ähnliche Tollheiten verlas der Redner aus den ultramontanen Organen in Bayern (Volksbote, Vaterland, Poſtzeitung und Südd. Poſt) und fuhr dann fort, den Ultramontanen zu ſagen: „Sie kommen daher mit großen Forderungen. Wodurch ſind Sie, die Sie nicht mitgewirkt haben für das deutſche Reich, zu ſolchen berechtigt? Sie werden es natürlich finden, daß wir Ihnen mißtrauen, bis Sie durch Thatſachen bewieſen haben und nicht durch Worte, daß Sie ſich ohne Rückhalt auf den Boden des heutigen deutſchen Reiches ſtellen. Auch noch aus einem andern Grunde müſſen wir argwöhniſch gegen Sie ſeyn. Wenn die katholiſche Kirche in Tirol die Glaubenseinheit predigt, in Spanien die Proteſtanten einkerkert, im Kirchenſtaat heute noch keine Glaubensfreiheit gewährt, wenn ſie überall ein anderes Geſicht zeigt, dürfen wir mißtrauiſch ſeyn." Endlich betonte Miquel eine Hauptſache, nämlich wenn die Katholiken im deutſchen Reiche ſich vorbehalten, einem nichtdeutſchen Herrſcher im Ausland zu gehorchen, ſo müſſen ſie nothwendig in Conflict kommen mit ihren Pflichten gegen das deutſche Reich. Zumal jetzt, nachdem ſich der Papſt für untrüglich und für den Herrn der Welt hat erklären laſſen und bereits deutſche Männer, wie Döllinger, auf Befehl von Rom aus gemaßregelt und verdammt werden ſollen.

In der Sitzung vom 4. April gab Freiherr Schenk v. Stauffenberg noch einige erhebliche Notizen. Er las eine Stelle aus der Allocution des Papſtes vom 22. Juni 1868 vor, worin der h. Vater das neue, in Oeſterreich verabſchiedete Preßgeſetz, welches die Freiheit der Preſſe proclamirt, unerhört nennt, dasſelbe verwirft, verdammt und für gänzlich nichtig erklärt. Wie ſtimme das, frug der edle Freiherr, mit dem, was die Ultramontanen im Reichstag zu Gunſten der Preßfreiheit, als einer Bürgſchaft der Religionsfreiheit, vorgebracht haben? Graf Frankenberg, ein Katholik, erinnerte daran, daß man katholiſch und doch zugleich deutſch ſeyn

könne und die Pflicht gegen das Vaterland einem ſpezifiſch römiſchen Intereſſe nicht zum Opfer bringen dürfe. Der Reichstag lehnte Reichenſpergers Antrag mit 223 gegen 60 Stimmen ab.

In denſelben Tagen erregte ein fulminanter Artikel der „Genfer Correſpondenz" großes Aufſehen und wurde überall verbreitet. Darin war behauptet, Katholiken könnten nur Unterthanen ſeyn, wenn der Papſt Souverain ſey. Der ganzen chriſtlichen Geſellſchaft drohe der Untergang, wenn die Völker ſich mit dem Papſtthum nicht politiſch verbänden. Der Artikel verheißt demjenigen Staate unzerſtörbare Wohlfahrt und den Vorrang vor allen Uebrigen, der zuerſt den Fuß nach Italien ſetzt, um dem Papſte die weltliche Herrſchaft wieder zu erobern. „Wenn die Könige," heißt es an einer andern Stelle, „dem Papſtthum nicht ſeine weltliche Herrſchaft zurückverſchaffen, wird es ſeine Beziehungen zu den Regierungen aufgeben und ſich direkt an die Herzen der Völker wenden. Habt ihr, Fürſten, die ungeheure Tragweite dieſer Aenderung verſtanden?... Eure Stunden, Fürſten, ſind gezählt." Dann wendet ſich der Artikel gegen Oeſterreich und ſagt, die geſammte katholiſche Chriſtenheit verlange von Oeſterreich, daß es dem Papſt helfe. „Sie hat ein Recht darauf, weil die ganze Vergangenheit des Kaiſerſtaates, ebenſo wie ſeine Zukunft dieſe Pflicht Oeſterreich auferlegt. Denn wenn Oeſterreich aufhört, katholiſch zu ſeyn, ſo hat es überhaupt keinen Grund mehr zu ſeyn. Ein atheiſtiſches Oeſterreich könnte ganz gut unter Rußland und Preußen getheilt werden. Wer wollte dieſes beſtreiten?" Dieſer Artikel kam recht zu gelegener Zeit, um den Jeſuitenplan, wie er im deutſchen Reichstag, und wie er zugleich in Wien verfolgt wurde, zu beleuchten.

Der ganze Jeſuitenplan war vom deutſchen Reichstag klar durchſchaut worden, daher die Anträge der Partei glänzend durchfielen. Von den preußiſchen Conſervativen, auf welche ſie ſchon ſicher gerechnet hatten, wurden ſie eben ſo wenig unterſtützt, als ſie mit den Grundrechten die Fortſchrittsmänner verlocken konnten. Aber der eben mitgetheilte Drohartikel wies auf den Hinterhalt der Partei hin. Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo. Ganz in gleicher Weiſe ſuchten die Agenten des ohnmächtigen Imperator in

Paris den Pöbel zu gewinnen, wie die Agenten des ohnmächtigen Pontifex das so lange in Unwissenheit gehaltene Landvolk.

Obgleich die jesuitischen Anträge im deutschen Reichstag bereits zurückgewiesen waren und die Debatte darüber geschlossen war, erneuerte sich der Kampf doch schon am 5. April. Lasker legte Beweise vor, daß katholische Priester ihr Amt zu Wahlumtrieben und Verleumdungen der Gegner benutzt hätten, und führte einen Fall an, in welchem derselbe Priester, den der weltliche Richter als Verleumder bestraft habe, von seinen kirchlichen Obern belobt worden sey. v. Mallinckrodt antwortete ihm mit großer Heftigkeit, ob Lasker, wenn die Staatsgewalt ihm verbieten wolle, ein Jude zu seyn, nicht Gottes Wort höher achten würde als das weltliche Gesetz. Ein unglücklicher Vergleich, denn die deutsche Reichsgesetzgebung verbietet niemanden, ein Katholik zu seyn, und will mit Recht nur verhindern, daß unter dem alten guten Namen des Katholicismus die völlig neue und schlechte Sache der Infallibilität und der jesuitischen Anmaßung die Fackel der Zwietracht ins deutsche Reich schleudere. Die deutsche Reichsgesetzgebung will die Parität, die Gleichberechtigung der Confessionen aufrecht erhalten, womit sich die Anmaßung, den Syllabus innerhalb des deutschen Reiches durchzuführen, dem Papst und den Jesuiten alle und jede Macht in die Hände zu legen, nicht verträgt. Wehrenpfennig sagte: Wir wollen gern Frieden halten mit unsern 15 Millionen katholischen Mitbürgern, mit denen wir bisher den bestehenden Verträgen gemäß als mit den Bekennern des alten Katholicismus friedlich zusammen gelebt haben. Aber wir unterscheiden sie von denen, welche die Allmacht des Papstes verlangen und in grenzenloser Herrschsucht die alte Parität durch ihre Alleinherrschaft verdrängen wollen. Diese müssen wir bekämpfen.

Nachdem am 15. Juni 1871 der erste deutsche Reichstag geschlossen worden war, ließ der deutsche Kaiser in Rom selbst anfragen, ob die Berliner Centrumspartei vom Papst beglaubigt sey, und erhielt eine verneinende Antwort. Hierauf brachte die Kreuzzeitung am 21. Juni einen schlagenden Artikel, der nicht nur die Jesuiten belehrte, daß deutscher Verstand gehörig auf der Hut sey gegen

'42 D 173

welſche Tücke, ſondern auch zugleich ein Abſagebrief der conſervativen Proteſtanten an die Ultramontanen war. Die Blätter der letztern ſuchten freilich den Eindruck dieſer Erklärung abzuſchwächen durch die Behauptung, Cardinal Antonelli habe gegen den Grafen Taufkirchen zwar eine Mißbilligung der Centrumspartei ausgeſprochen, dieſelbe aber wieder zurückgenommen und auch privatim gegen den Biſchof von Ketteler ſich in dieſem günſtigern Sinne geäußert. Doch fiel es auf, daß ſchon am 22. Juni die Centrumspartei ein Programm der unſchuldigſten und unverfänglichſten Art veröffentlichte, aus dem man ſogleich erkannte, es ſey nur ſchnell improviſirt, um über den eigentlichen Plan der Partei zu täuſchen.

Unmittelbar darauf wurde ein Schreiben veröffentlicht, welches Bismarck unter dem 19. Juni an den Reichstagsabgeordneten Grafen v. Frankenberg gerichtet hat. Daſſelbe lautet:

„Ew. Hochgeboren beehre ich mich, auf die von Ihnen unter dem 12. d. Mts. an mich gerichtete gefällige Zuſchrift zu erwidern, daß die von Ihnen angeführte Thatſache einer Unterredung des Grafen Taufkirchen mit dem Cardinal-Staatsſekretär und einer vom letzteren dabei ausgeſprochenen Mißbilligung des Vorgehens der ſog. Fraktion des Centrums begründet iſt. Dieſe Mißbilligung iſt mir nicht unerwartet geweſen, da die Kundgebungen, welche Seiner Majeſtät dem Kaiſer nach Herſtellung des deutſchen Reiches von Seiner Heiligkeit dem Papſte zugegangen waren, jederzeit den unzweideutigſten Ausdruck der Genugthuung und des Vertrauens enthalten hatten. Ich hatte deßhalb gehofft, daß die Fraktion, welche ſich im Reichstage unter dem Namen des Centrums bildete, in gleichem Sinne zunächſt die Befeſtigung der neuen Inſtitution und die Pflege des inneren Friedens, auf dem ſie beruht, ſich zur Aufgabe ſtellen werde. Dieſe Vorausſetzung traf nicht zu ꝛc.“ Die ultramontanen Blätter beſtritten die hier mitgetheilte Thatſache, und Biſchof Ketteler ließ einen an ihn gerichteten Brief Antonelli's abdrucken, der die Centrumspartei rechtfertigen ſollte, aber nicht konnte. Graf v. Frankenberg ſelbſt proteſtirte gegen die falſche Auslegung des Bismarckbriefes und namentlich gegen die Unterſtellung, als habe man die Katholiken im Reichstag einſchüchtern wollen.

Die ultramontanen Blätter wetteiferten in ingrimmigen Schmähungen des Fürſten Bismarck. Als eine praktiſche Antwort darauf beſchloß Kaiſer Wilhelm am 8. Juli eine wichtige Aenderung. Im Cultminiſterium beſtanden nämlich bisher zwei beſondere Abtheilungen für die evangeliſche und katholiſche Kirche. König Friedrich Wilhelm IV. hatte 1841 dieſe Theilung angeordnet, um nach den Kölner Wirren der katholiſchen Kirche gefällig zu ſeyn. Ueberdieß ſicherte Paragraph 15 der Verfaſſung die Selbſtändigkeit der katholiſchen Kirche, was die Biſchöfe ſchlau genug auszubeuten wußten, um ſich immer bequemere Wege der Willkür zu bahnen. Dabei wurden ſie durch die Räthe in der katholiſchen Abtheilung des Cultminiſteriums begünſtigt, insbeſondere durch den Geh. Ober-Regierungsrath Krätzig.*) Dieſe Trennung der beiden Abtheilungen hob nun der König auf.

Das Organ der Centrumspartei, die Berliner Germania, hatte zwar ein ganz deutſches Aushängeſchild, hinter dem ſie aber alle Waffen deutſch-feindlicher Politik gebrauchte. So pflegte ſie den Particularismus, der ſich dem Ausland verkauft, und rühmte z. B. die alte goldene Zeit Bayerns, in welcher die Maxe zuerſt die deutſche Reformation bekämpften, nachher im Bunde mit Ludwig XIV. den erſten und im Bunde mit Napoleon den zweiten Rheinbund

*) Der Elbinger Anzeiger ſchrieb: „Krätzig war früher Staatsanwalt in Königsberg, dann Oberſtaatsanwalt in Bromberg und gerirte ſich damals als eifriger Patriot. Er ſchien darum beſonders geeignet, die Intereſſen des Staates in kirchlichen Angelegenheiten wahrzunehmen; als er aber zu ſeiner bisherigen Stellung ins Miniſterium berufen war, entpuppte er ſich bald als ein in Wolle gefärbter Ultramontaner und machte ſeinen ihm durch die Stellung im Miniſterium gegebenen weitreichenden Einfluß nur zu Gunſten dieſer Partei geltend. Die Biſchofswahlen der letzten Jahre, insbeſondere die Wahl des Biſchofs von Ermeland, Dr. Krementz, können als ſein ausſchließliches Werk bezeichnet werden. Wir haben jetzt die Früchte ſeiner Arbeit einzuheimſen. Welchen Werth die Biſchöfe auf die Perſon und die Wirkſamkeit Krätzig's legen, können wir daraus erkennen, daß ſie bei ſeiner Erkrankung in den Kirchen ihrer Diözeſen Gebete für ſeine Geneſung halten ließen und zu dieſem ſpeziellen Zwecke von Rom aus für den Kranken den päpſtlichen Segen erwirkten.

ſchloſſen. Am 14. Juli drohte die Germania: „Man täuſche ſich in der Wilhelmsſtraße in Berlin nicht! Wenn man den Kampf eröffnet, dann werden es nicht die Zündnadeln oder Werdergewehre ſeyn, welche einen raſchen Sieg herbeiführen; man wird vielmehr einen Widerſtand heraufbeſchwören, den man bei der jetzigen Weltlage zu vermeiden alle Urſache hätte. Allerdings werden die Katholiken nicht zur Revolution greifen; aber man wird in demſelben Grade, in welchem man den Katholiken wehe thut, die Widerſtandskraft gegen diejenige drohende Macht (Frankreich) verlieren, welche ſich die Verlegenheit zu Nutzen machen wird, in die man ſich blindlings ſtürzt. Und in dieſem Falle möchte es ſich zum Unglück Deutſchlands nur zu bald erweiſen, daß es unwahr ſey, wenn man ſagt, daß das deutſche Reich ‚feſter als je' aufgebaut ſey."

Die Nordd. Allg. Zeitung, das bekannte Organ Bismarcks, hielt am 17. Juli der Centrumspartei ihr Lügenſyſtem vor. Die Ultramontanen in Deutſchland haben den ganzen Jeſuitenplan gekannt und das ihrige beigetragen, um ihn zu unterſtützen, und ſpielen jetzt die Unſchuldigen und ſchmerzlich Ueberraſchten, als ob die deutſchen Regierungen erſt den Conflict herbeigeführt hätten. In der officiöſen Provinzialcorreſpondenz wurde ſodann klar dargelegt, was die kaiſerlich deutſche Regierung in Bezug auf den Conflict mit Rom für ihre unerläßliche Pflicht halte. Sie werde nämlich ausſchließlich und unbedingt den ſtaatsrechtlichen Geſichtspunkt feſthalten, im Gegenſatz gegen den auf dem Concil endgültig feſtgeſtellten Syllabus, deſſen Durchführung alle weltliche Staatsgewalt erſchüttern müſſe.

Dagegen erfrechte ſich am 27. Juli das Paſtoralblatt der Erzdiöceſe München-Freiſing drucken zu laſſen: „Am 20. Juli d. J. empfing Papſt Pius IX. eine Deputation der Akademie der katholiſchen Religion; er ermahnte ſie, mit allem Fleiß die Behauptungen zu widerlegen, mit welchen man den Begriff der päpſtlichen Unfehlbarkeit zu fälſchen trachte, und erklärte es als eine boshafte Irrlehre, wenn man behaupte, in der päpſtlichen Unfehlbarkeit ſey das Recht eingeſchloſſen, Fürſten abzuſetzen und die Völker vom Eide der Treue zu entbinden. Dieſes Recht ſey einigemal in äußerſter Noth

von den Päpſten ausgeübt worden, habe aber mit der päpſtlichen Unfehlbarkeit durchaus nichts zu thun. Es ſey eine Folge des damals geltenden öffentlichen Rechts und des Uebereinkommens der chriſtlichen Nationen, welche im Papſt den oberſten Richter der Chriſtenheit erkannten, geweſen, daß die Päpſte auch in weltlichen Dingen über Fürſten und einzelne Völker richteten. Die gegenwärtigen Verhältniſſe ſeyen aber ganz und gar verſchiedene von den früheren, und nur Bosheit könne ſo verſchiedene Dinge und Zeitverhältniſſe mit einander vermengen, als hätte ein unfehlbares Urtheil über eine Offenbarungswahrheit irgend welche Beziehung zu einem Rechte, welches die Päpſte nach dem Willen der Völker ausüben mußten, wenn es das gemeinſame Beſte verlangte. Dieſe frivole Behauptung ſey bloß ein Vorwand, um die Fürſten gegen die Kirche aufzuhetzen."

Gleichzeitig bemerkte die Gazetta d'Italia, daß der Papſt einer Deputation gegenüber ſich folgendermaßen ausgeſprochen: Er (der Papſt) habe das Recht, die Könige abzuſetzen, aber er leite dieſes Recht nicht aus der Unfehlbarkeit ab, ſondern aus ſeiner Eigenſchaft als Stellvertreter Chriſti.

Die ultramontanen Blätter gaben ſich damals in der Ausſicht, es werde bald ein großer Monarchencongreß zuſammentreten und die römiſche Frage in die Hand nehmen, auf einmal Mühe, das neue Dogma der Unfehlbarkeit als etwas ganz Unſchuldiges und Harmloſes darzuſtellen, wodurch die weltlichen Regierungen in keiner Weiſe bedroht ſeyen. Allein von allen Seiten wurde ihnen entgegnet, daß dieſe Behauptung durch die Thatſachen widerlegt werde. Wenn Biſchöfe vom Staat angeſtellte Lehrer abſetzen und von Amt und Brot bringen, wenn Biſchöfe das verfaſſungsmäßige Placet der weltlichen Regierung nicht achten, wenn Biſchöfe ihren Gemeinden das Halten und Leſen von Zeitungen, die mit Zuſtimmung der Staatsbehörde erſcheinen, verbieten, ſo ſind es doch notoriſch Eingriffe der Kirche in die Rechte des Staates und iſt der Staat verpflichtet, ſeine Angehörigen gegen ſolche Kirchentyrannei zu ſchützen.

Auch wurde daran erinnert, wie dieſelben ultramontanen Blätter, die es heute für Verleumdung erklärten, wenn man ihnen ſtaats-

gefährliche Tendenzen zutraue, ſich früher in ihrem Uebermuth ganz anders geäußert und ihre wahre Tendenz hinlänglich verrathen hätten. Blätter, welche jetzt das neue deutſche Reich anerkennen, thaten früher alles, um das Zuſtandekommen desſelben zu verhindern und zwar mit Hülfe Frankreichs zu verhindern. Noch am 16. Juli 1870 ſchrieb das Münchener Volksblatt: „Der Krieg iſt fertig, Preußen will abſolut ſeine Prügel haben, preußiſcher Uebermuth hat den Krieg herbeigeführt. Die noble Mäßigung des franzöſiſchen Geſandten, die feine Art, eine ganz berechtigte Forderung zu ſtellen, die Zartheit in dem Beſtreben, die Empfindlichkeit des Preußenkönigs zu ſchonen und dabei der Sicherheit und Würde Frankreichs doch nichts zu vergeben, das alles muß von jedem rechtlich denkenden und jedem ruhigen Politiker unbedingt gewürdigt und gebilligt werden. Was ſoll man dagegen von dem Preußen und ſeinen Manieren ſagen? So ſpielt Preußen mit dem Frieden Europas, mit dem Glück und Gut von Millionen, mit dem Leben Tauſender! Die Rache für Sadowa iſt im Anzuge, die ewige Gerechtigkeit hat das Schwert erhoben über den ungeheuren Frevel, über die blutigen Räuber von 1866, mag es niederſchmettern auf ihr Haupt, wir wollen, wir dürfen ihr nicht in den Arm fallen! Gehe die Rache ihren Gang, komme das Blut unſerer auf ſo viel Schlachtfeldern erſchlagenen Brüder und Söhne auf das Haupt der preußiſchen Mörder! Vor den ſiegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen, unſere Rache zu übernehmen, da iſt der rechte Platz für Kain-Preußen."

Frankreich wurde beſiegt, aber die Jeſuiten machten es wie Gambetta und kämpften immer noch fort. So blieb es und iſt es heute noch der Jeſuitenplan, mit und für Frankreich Deutſchland zu ruiniren. Das berüchtigte Jeſuitenblatt Civilta Cattolica vom 3. Auguſt 1872 ſpricht ſich in einem Artikel über die italieniſch-preußiſche Allianz alſo aus: „Die Sache des revolutionären Italiens, mit welcher Preußen die ſeinige verbunden hat, bedeutet offenbar Krieg gegen Gott und ſeine Kirche. So wird Preußen alſo, wenn einmal der Krieg mit Frankreich losgeht, alle aufrichtigen Katholiken gegen ſich haben, die eigenen Unterthanen nicht auf-

genommen, welche wiſſen, daß man Gott über Alles lieben muß, und ſich an Chriſti Wort erinnern: ‚Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth.‘ So wird der treuloſe Bund ſich gegen diejenigen wenden, welche ihn geſchloſſen haben. Mögen die Gottloſen nur lachen, aber das Wort des Papſtes wird nicht auf die Erde fallen, ‚daß der Stein vom Berge rollen und dem Koloß die Ferſe zerſchmettern wird.‘ Es würde ein Religionskrieg ſeyn, und ſofort nach ſeinem Ausbruche würden wir ſehen, wie die Kreuzfahrer der ganzen Welt Frankreich zu Hülfe eilen würden. Frankreich würde ſofort zu ſeiner Hülfe eine Armee haben, gebildet von Belgiern, Holländern, Italienern (!), Engländern, Oeſterreichern, Spaniern, überhaupt von allen, welche ein Herz haben, ihr Leben für Gott Preis zu geben. Wer nicht perſönlich zu Hülfe kommen könnte, würde mit Gebet, mit Geld, mit ſeiner Theilnahme für Frankreich eintreten. Frankreich würde die Hülfe und die Gunſt aller Katholiken der Welt auf ſeiner Seite haben und unter den Fittichen der göttlichen Vorſehung kämpfen.“ Weiter wird Frankreich verheißen, daß es mächtiger als je daſtehen werde. Dieſes Jeſuitenblatt wird täglich dem Papſte vorgeleſen, für den es vorzugsweiſe geſchrieben iſt und deſſen Meinung es ausdrücken ſoll.

Drittes Buch.

Die Altkatholiken.

Kapitel 1.

Döllinger und ſeine Schule.

Im vatikaniſchen Concil hatte der blödſinnige Gehorſam (der nicht fragt, warum etwas befohlen wird, daher auch das Widerſinnigſte befolgt) über die Vernunft, über die Einſicht, über das Gewiſſen, den Wahrheitsſinn und Rechtsſinn triumphirt, ein echt romaniſcher Sieg über germaniſchen Geiſt. Ohne Zweifel haben die Jeſuiten über dieſen ſo wohlfeil errungenen Sieg herzlich gelacht und der trotz ihrer Gelehrſamkeit doch nur dummen Deutſchen geſpottet. Natürlicherweiſe aber verfolgten ſie ihren Sieg und trachteten, nun auch auf deutſchem Boden ſelbſt den deutſchen Geiſt zu unterdrücken.

Die Profeſſoren der katholiſchen Theologie auf den deutſchen Univerſitäten waren ohne Zweifel eben ſo berechtigt, als verpflichtet, nicht in gleiche Schwachheit zu fallen, wie die Biſchöfe, ſondern das neue Dogma als eine ausdrücklich gegen Deutſchland gerichtete Waffe zu pariren. Umſomehr als die Biſchöfe ſelbſt in ihrem Fuldaer Hirtenbriefe ganz mit der Jeſuitenpartei in Rom gingen.

Die deutſche Wiſſenſchaft nicht nur zu bekämpfen, ſondern womöglich ganz auszutilgen, war das Hauptziel der Romanen, deren Cenſur unter allen Bibelſprüchen den: „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ mit dem dickſten Striche ſchwärzte. Aber nur mittelſt der deutſchen Biſchöfe konnte es den Jeſuiten gelingen, das Licht auszulöſchen, das in den theologiſchen Facultäten auf deutſchen Univerſitäten aufgegangen war. Daher ſie ſich eine Zeit lang bemühten, eine neue rein ultramontane Univerſität auf deutſchem Boden zu gründen, daher ferner die Verfolgung aller freiſinnigen katholiſchen Theologen auf den beſtehenden Univerſitäten und die Heranbildung künftiger Prieſter auf biſchöflichen, ſchon ganz von Jeſuiten geleiteten Seminaren. Profeſſor Knoodt aus Bonn klagte: Das Aufblühen der theologiſchen Wiſſenſchaft in Deutſchland während der letzten Decennien ſey durch die Jeſuiten geſtört worden, indem ſie die verdienſtvollſten Gelehrten auf den Index gebracht und jetzt nach der Unfehlbarkeit die theologiſchen Fakultäten ruinirt hätten. Die Donauzeitung ſprach es offen aus, die Biſchöfe ſeyen entſchloſſen, „den Wühlereien ein Ende zu machen, mit welchen dieſe Herren (die Profeſſoren) die Gewiſſen verwirren und den Feinden der Kirche Handlangerdienſte leiſten möchten. Insbeſondere dürfte endlich die Zeit gekommen ſeyn, wo Profeſſor Döllinger ſeiner offenen Feindſeligkeit gegen die Kirche ein Ziel ſetzen muß, wenn er nicht den Ernſt der Situation fühlen ſoll.“ Dieſer berühmte Dompropſt und Profeſſor Döllinger in München hatte ſchon während des Concils am 19. Januar 1870 in der A. A. Ztg. eine Erklärung gegen die Mehrheitsadreſſe der Biſchöfe am Concil abdrucken laſſen, worin er das damals noch nicht angenommene Dogma von der Unfehlbarkeit des Papſtes entſchieden bekämpfte. Dieſes ſein offenes Auftreten fand ſo großen Beifall, daß die Stadt München ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte, was Döllinger jedoch ablehnte, und der König von Bayern ſelbſt ſich ihm ebenſo gnädig zeigte. Schon am 9. Auguſt 1870 machte der König ſein verfaſſungsmäßiges Recht geltend und verſagte der Verkündigung des neuen Dogma das Placet.

Zu derſelben Zeit, in welcher die Biſchöfe in Fulda verſammelt

waren, tagten die Gegner des neuen Dogma, Döllinger an der Spitze, zu Nürnberg. Unter den Anweſenden befanden ſich Friedrich und Reiſchl aus München, Reinkens aus Breslau, Löwe aus Prag, Langen und Knoodt aus Bonn, Dittrich aus Braunsberg und Baltzer aus Breslau. Andere Blätter nennen noch Profeſſor Reuſch aus Bonn und Profeſſor Michelis aus Braunsberg. Der letztere war ſoweit gegangen, dem Papſt ſelbſt Häreſie vorzuwerfen. Die in Nürnberg Anweſenden veröffentlichten folgende Erklärung: „Ein längeres Schweigen gegenüber den Mehrheitsbeſchlüſſen der vatikaniſchen Biſchofsverſammlung (vom 18. Juli 1870) und den durch die bekannte Bulle ‚Pastor æternus‘ kundgemachten päpſtlichen Dekreten geziemt uns weder, noch kann es zum Nutzen der Kirche gereichen. Die Sätze im 3. und 4. Kapitel der ‚Constitutio dogmatica‘ vermögen wir nicht als Ausſprüche eines wahrhaft ökumeniſchen Concils anzuerkennen; wir verwerfen ſie als neue, von der Kirche niemals anerkannte Lehren; indem eine ſtreng wiſſenſchaftliche Ausführung der Gründe vorbehalten wird, machen wir folgende namhaft: 1) iſt auf der Synode eine Conſtatirung der Lehre der Kirche über obige Sätze nicht erfolgt in Folge der Verheimlichung vor ihrer Eröffnung, ſowie durch Verhinderung vollſtändiger Zeugnißabgabe und freier Meinungsäußerung mittelſt vorzeitigen Schluſſes der Debatte; 2) fehlte jene Freiheit von jeder Art moraliſchen Zwangs, welche zum Weſen eines ökumeniſchen Concils gehört, was damit erhärtet wird, daß vom Papſt eine die Freiheit hemmende Geſchäftsordnung auferlegt und trotz Proteſtes vieler Biſchöfe belaſſen wurde, und weil in dieſer den Papſt perſönlich betreffenden Lehre mannigfaltige Mittel angewandt wurden, einen moraliſchen Druck auf die Mitglieder auszuüben; 3) bisher galt als Regel: nur was immer, überall und von allen geglaubt wurde, könne Glaubensſatz ſeyn; und von dieſen drei Bedingungen kommt der neuen Lehre weder das ‚immer‘, noch das ‚überall‘, noch das ‚von allen‘ zu; 4) wird die ordentliche Regierungsgewalt der Kirche, von den Biſchöfen jetzt allein auf den Papſt übertragen, vollſtändig zerſtört; 5) in Folge dieſer Lehre werden auch jene kirchen-politiſchen Ausſprüche älterer und neuer Päpſte zu Glaubens-

normen erklärt, wodurch insbesondere die Duldung Andersgläubiger in der heutigen Gesellschaft aufgehoben wird. Die Verwirrung, welche durch die „neue Lehre" in der Kirche jetzt schon eingetreten ist und sich noch steigern wird, bewegt uns, unser Vertrauen auf jene Bischöfe zu setzen, welche in gerechter Würdigung der Noth der Kirche an der alten Lehre festgehalten haben, und sie zu bitten, der Bedrängniß der Gewissen abzuhelfen und das baldige Zustandekommen eines wahren, wirklich freien ökumenischen Concils außerhalb Italiens mit allen zu Gebot stehenden Mitteln zu bewirken."

Vier und vierzig Professoren aus München gaben eine Erklärung im gleichen Sinne ab, auch fünfzehn Professoren aus Freiburg, desgleichen Würzburger Professoren und die Mehrheit der Dozenten in Breslau.

Man war begierig zu erfahren, welche Haltung **Döllinger** gegenüber dem Erzbischof von München-Freising, v. Scherr, annehmen würde, nachdem dieser in Uebereinstimmung mit der Versammlung in Fulda sich zu Gunsten der Infallibilität ausgesprochen und den Glauben an dieselbe allen seinen Diöcesanen zur Pflicht gemacht hatte. Man erfuhr, es sey Döllinger, trotz des großen Ansehens, in welchem er stand, doch die Zumuthung nicht erspart worden, einen Revers zu unterzeichnen, in welchem er sich zum Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes bekennen solle. In den letzten Tagen des März brachte die A. A. Zeitung den Wortlaut der von Döllinger abgegebenen Erklärung: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre (von der Unfehlbarkeit) nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen, denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und herunter-

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

Seite

Ueber das induſtrielle Maſchinenweſen der neueſten Zeit. Von K. Karmarſch 1

Ueber den öffentlichen Unterricht, beſonders in gewerblicher Hinſicht. Von Bülau 47

Ueber die Städte in Deutſchland und ihre Verfaſſungen. Von F. S. 95

Vom Geiſter- und Geſpenſterglauben in Deutſchland 126

Die Schulen der deutſchen Rechtsgelehrten. Von L. A. W. 192

Zur Orientirung in den geiſtigen Richtungen und Strebungen in Deutſchland. Von C. P. 212

Das Verhältniß der Künſte zu der politiſchen Entwicklung der neueſten Zeit. Von R. E. 283

Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perſer und Türken aus ihrer Religion. Von Hammer Purgſtall 313

Kurze Notizen 335

gebracht, den ſchönen organiſchen Verfaſſungsbau der ältern Kirche zerrüttet und die ärgſten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und feſtgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich ſie von mir weiſen, weil ſie mit ihren Anſprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politiſchen Ordnung unter die päpſtliche Gewalt und durch die eximirte Stellung, welche ſie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloſer verderblicher Zwietracht zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen Geiſtlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß dieſe Lehre, an deren Folgen das alte deutſche Reich zu Grunde gegangen iſt, falls ſie bei dem katholiſchen Theil der deutſchen Nation herrſchend würde, ſofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde." Dieſer Erklärung war noch die Note beigefügt: So eben leſe ich in dem officiellen Organ der römiſchen Curie und der Jeſuiten, in der Civiltà vom 18. März 1871, p. 664: „Der Papſt iſt oberſter Richter der bürgerlichen Geſetze. In ihm laufen die beiden Gewalten, die geiſtliche und die weltliche, wie in ihrer Spitze zuſammen, denn er iſt der Stellvertreter Chriſti, welcher nicht nur ewiger Prieſter, ſondern auch König der Könige und Herrſcher der Herrſchenden iſt" — und gleich nachher: „Der Papſt iſt kraft ſeiner hohen Würde auf dem Gipfel beider Gewalten."

In der Motivirung ſagte Döllinger unter anderm, durch das neue Dogma werde der ganze altkirchliche Episcopat zerſtört, von nun an könne kein Biſchof mehr Nachfolger der Apoſtel ſeyn, ſondern nur noch Commiſſär des Papſtes. Ferner weist Döllinger darauf hin, daß die Jeſuiten das ſog. sacrificio dell' intelletto erfunden hätten, nämlich die Lehre, man könne Gott nicht ſchöner huldigen als dadurch, daß man dem eigenen Geiſteslicht der ſelbſt erworbenen Erkenntniß entſage und ſich mit blindem Glauben dem untrüglichen päpſtlichen Magiſterium als der einzigen ſichern Quelle religiöſer Erkenntniß in die Arme werfe. Dadurch werde nun die Geiſtesträgheit zur Würde eines verdienſtlichen Opfers erhoben, und wenn ſich die Wälſchen durch eine ſolche Sophiſtik befriedigen ließen, ſo würden es doch nimmermehr die Deutſchen thun. Dem infalliblen

Papſt gegenüber exiſtire alſo keinerlei Vernunft, Erkenntniß und Wiſſenſchaft mehr, aber auch kein Recht, keine perſönliche oder corporative Freiheit mehr, das Tribunal des Papſtes werde dem Gottes völlig gleichgeſtellt. „Dieſes Syſtem trägt ſeinen romaniſchen Urſprung an der Stirn und wird nie in germaniſchen Ländern durchzubringen vermögen."

Weiter erörtert Döllinger: „1) Die neuen Glaubensdecrete ſtützen ſich zur Begründung aus der heiligen Schrift auf die Stellen Matth. 16, 18, Joh. 21, 17 und, was die Unfehlbarkeit betrifft, auf die Stelle Lucas 22, 32, mit welcher dieſelbe, bibliſch angeſehen, ſteht und fällt. Wir ſind nun aber durch einen feierlichen Eid, welchen ich zweimal geleiſtet habe, verpflichtet, die heilige Schrift ‚nicht anders als nach dem einſtimmigen Conſenſus der Väter anzunehmen und auszulegen.' Die Kirchenväter haben alle, ohne Ausnahme, die fraglichen Stellen in einem von den neuen Decreten völlig verſchiedenen Sinne ausgelegt, und namentlich in der Stelle Lucas 22, 32 nichts weniger als eine allen Päpſten verliehene Unfehlbarkeit gefunden. Demnach würde ich, wenn ich mit den Decreten dieſe Deutung, ohne welche dieſelben des bibliſchen Fundaments entbehren, annehmen wollte, einen Eidbruch begehen. Dies vor den verſammelten Biſchöfen darzuthun, bin ich, wie geſagt, bereit. 2) In mehreren biſchöflichen Hirtenbriefen und Kundgebungen aus der jüngſten Zeit wird die Behauptung entwickelt oder der geſchichtliche Nachweis verſucht, daß die neue zu Rom verkündigte Lehre von der päpſtlichen Allgewalt über jeden einzelnen Chriſten und von der päpſtlichen Unfehlbarkeit in Glaubensentſcheidungen in der Kirche von Anbeginn an durch alle Jahrhunderte hindurch und immer allgemein, oder doch beinahe allgemein, geglaubt und gelehrt worden ſey. Dieſe Behauptung beruht, wie ich nachzuweiſen bereit bin, auf einer vollſtändigen Verkennung der kirchlichen Ueberlieferung im erſten Jahrtauſend der Kirche und einer Entſtellung ihrer Geſchichte; ſie ſteht im Widerſpruche mit den klarſten Thatſachen und Zeugniſſen. 3) Ich erbiete mich ferner, den Beweis zu führen, daß die Biſchöfe der romaniſchen Länder, Spanien, Italien, Südamerika, Frankreich, welche in Rom die

immenſe Mehrheit gebildet haben, nebſt ihrem Klerus ſchon durch die Lehrbücher, aus welchen ſie zur Zeit ihrer Seminarbildung ihre Kenntniſſe geſchöpft haben, bezüglich der Materie von der päpſtlichen Gewalt irre geführt worden waren, da die in dieſen Büchern angeführten Beweisſtellen großentheils falſch, erdichtet oder entſtellt ſind. 4) Ich berufe mich auf die Thatſache und erbiete mich, ſie öffentlich zu beweiſen, daß zwei allgemeine Concilien und mehrere Päpſte bereits im 15. Jahrhundert durch feierliche, von den Concilien verkündigte, von den Päpſten wiederholt beſtätigte Decrete die Frage von dem Machtumfange des Papſtes und von ſeiner Unfehlbarkeit entſchieden haben und daß die Decrete vom 18. Juli 1870 im grellen Widerſpruche mit dieſen Beſchlüſſen ſtehen, alſo unmöglich verbindlich ſeyn können. 5) Glaube ich auch dies beweiſen zu können: daß die neuen Dekrete ſchlechthin unvereinbar ſind mit den Verfaſſungen der europäiſchen Staaten, insbeſondere mit der bayeriſchen Verfaſſung, und daß ich ſchon durch den Eid auf dieſe Verfaſſung, welchen ich erſt neuerlich wieder bei meinem Eintritt in die Kammer der Reichsräthe geſchworen habe, mich in der Unmöglichkeit befinde, die neuen Decrete und in deren nothwendiger Folge die Bullen Unam Sanctam und Cum ex apostolatus officio, den Syllabus Pius' IX. und ſo viele andere päpſtliche Ausſprüche und Geſetze, die nun als unfehlbare Entſcheidungen gelten ſollen und im unauflöslichen Conflict mit den Staatsgeſetzen ſtehen, anzunehmen."

Der König ehrte Döllinger, indem er durch denſelben die Kirchenfeierlichkeiten zu Oſtern 1871, denen der König mit dem ganzen Hofe beiwohnte, celebriren ließ. Auch wurde dem Erzbiſchof von Bamberg das zur Verkündigung und zum Vollzuge der Concilsbeſchlüſſe, inſonderheit des Dogmas von der Unfehlbarkeit erforderliche Placet durch eine ausführliche motivirte königliche Entſchließung verweigert.

Der Münchener Erzbiſchof erließ am 2. April einen Hirtenbrief, worin er Döllingers Anerbieten, ſich vor einer Verſammlung von Biſchöfen oder Theologen zu vertheidigen, zurückwies, weil die Sache ſchon entſchieden ſey, denn Rom habe ſchon geſprochen. Er wurde einfach als ein Aufrührer gegen die katholiſche Kirche ver-

dammt. Dagegen richteten 44 Professoren und Docenten der Universität München eine Adresse an Döllinger, welche schloß: „Harren Sie aus im Kampfe, Hochwürdiger Herr, bewehrt mit dem festen und leuchtenden Schilde der Wissenschaft, und möge derselbe ein Medusenschild werden für alle Verderber der Christenheit! In diesem Wendepunkte christlicher Geschicke gedenken wir der Frage des muthigen Gratry: Bedarf Gott Eurer Lüge? und wir und mit uns Tausende treuer Herzen antworten gleich Ihnen mit einem klaren und entschlossenen Nein!“ Am 10. April 1871 unterzeichnete eine große Anzahl Münchener Bürger eine Adresse an die Regierung, worin letztere bezüglich der neuen Glaubenslehre gebeten wird, mit allen zu Gebot stehenden Mitteln die gefährlichen Folgen dieser Lehre abzuwehren, die Verbreitung derselben in den öffentlichen Bildungsanstalten zu verbieten und energische und rasche Fürsorge zu treffen, daß das Verhältniß zwischen Kirche und Staat auf gesetzlichem Wege neu geregelt werde. — Am 15. April beschloß auch der Gemeinderath von Wien mit großer Mehrheit eine Zustimmungsadresse an Döllinger.

In dem zu Ostern veröffentlichten Erlaß der bayerischen Regierung, welcher den Bischöfen die Erlaubniß zur Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit verweigert, heißt es: „Hierbei (bei der Verweigerung) ist der ohne Zweifel sehr bedeutsame Umstand, daß von vielen kompetenten Stimmen gegen die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit der Beschlüsse des vaticanischen Concils vom theologischen Standpunkte aus gewichtige Bedenken geltend gemacht worden sind und fortwährend aufrecht erhalten werden, als auf kirchlichem Gebiete gelegen, nicht in erster Reihe entscheidend. Von durchschlagender Bedeutung ist dagegen der Umstand, daß durch die bezeichnete dogmatische Constitution und die aus derselben sich ergebenden Consequenzen nicht etwa blos die inneren Verhältnisse der katholischen Kirche, sondern auch die zwischen Kirche und Staat, wie sie bisher in Bayern verstanden, gehandhabt und festgehalten worden sind, eine große und durchgreifende Veränderung erleiden. Nach Ansicht des königlichen Staatsministeriums steht unbestritten fest, daß, falls die in dieser Constitution definirte Machtstellung des Oberhauptes

der katholischen Kirche auf gewissen Gebieten, welche übrigens bereits durch frühere päpstliche Erlasse betreten worden sind, in der That verwerthet wird, Fundamentalsätze des bayerischen Verfassungsrechtes in Frage gestellt und insbesondere die staatsbürgerlichen Rechte der Nichtkatholiken des Landes gefährdet werden."

Dagegen erklärten sich die katholischen Pfarrer Münchens gegen Döllinger und für die Beschlüsse des Concils und erließ der Erzbischof einen Hirtenbrief, worin er jedes Widerstreben gegen die Infallibilität für „Aufruhr, Empörung und Krieg gegen die katholische Kirche und Abfall in Sekten der Afterkirche" erklärte. „Ihr spiegelt euch vor, Ihr werdet Katholiken bleiben, Altkatholiken, wie ihr es bisher gewesen. Aber wo ist denn die katholische Kirche? Nur da, wo der Papst und die Bischöfe sind." Uebrigens wollte der Erzbischof, „wenn es nöthig wäre, seinen dem König geleisteten Eid der Treue erneuern." Dieser Hirtenbrief entbehrt aller gesunden Logik. Wenn der Papst neue unerhörte, der christlichen Lehre widersprechende Dinge befiehlt, so ist die Kirche nicht mehr da, wo er ist. Die katholische Kirche ist stabil und kann nicht jeden Augenblick willkürlich umgemodelt werden, also sind die Altkatholiken allein im Recht. Wie kann endlich der Erzbischof dem König Treue schwören in dem Augenblick, in welchem der König ausdrücklich das verbietet, was der Erzbischof befiehlt. Entweder müßte der Bischof dem König die Treue verweigern oder ihm gehorchen. Am 18. April erfolgte wirklich die Excommunication Döllingers durch den Erzbischof, während zugleich Professor Huber den Hirtenbrief der schärfsten Kritik unterwarf und gegen denselben protestirte.

Döllinger wurde vom französischen Pater Hyacinth in einem Schreiben beglückwünscht. Die Adressen für Döllinger mehrten sich. Solche gingen von Katholikenversammlungen in Erlangen, Baireuth, Speier aus. Adressen von der Universität Würzburg, ja sogar von der Universität in Rom selbst beglückwünschten ihn wegen seines muthigen Kampfes. Bayerische Religionslehrer hatten in den Schulen Döllingers Excommunication vorgelesen und die Kinder mit Infallibilitätsfanatismus anzustecken gesucht, welches ihnen aber streng verboten wurde. Dagegen drohte der Erzbischof von München, den

Professor Friedrich in eine Priestercorrectionsanstalt zu schicken, wenn er dem neuen Dogma nicht zustimme.

Professor Huber rückte dem Erzbischof von München vor, daß er am 10. April 1870 selber gegen die Unfehlbarkeit geschrieben, und Professor Friedrich ließ eine Sammlung der interessantesten Aktenstücke zum Concil drucken, zur Beschämung aller der Bischöfe, welche früher gegen das neue Dogma geschrieben und gesprochen hatten, an das sie jetzt zu glauben befahlen. Friedrich selbst wurde wie Döllinger excommunicirt.

In diesen Tagen machte eine kleine Flugschrift darauf aufmerksam, daß man in der That von jesuitischen Schleichwegen sprechen dürfe, wenn man erwäge, wie nach und nach ganz im Stillen in den bayerischen Volksschulen der Katechismus verändert worden ist. Früher stand darin, über die kirchliche Lehre hätten der Papst und die mit ihm vereinigten Bischöfe zu entscheiden. In einem neuern Katechismus hieß es schon: Der Papst oder die Kirchenversammlung, und seit dem neuen Dogma muß es heißen: Der Papst allein entscheidet!

Die Münchener „Neuesten Nachrichten" erinnerten an die Worte, welche der Bischof von Regensburg vor nahezu zwei Jahren in Schwandorf sich unbedachter Weise entschlüpfen ließ. „Wir Ultramontanen", sagte er damals, „können nicht nachgeben. Die Gegensätze können nur durch Krieg und Revolution ausgeglichen werden. Friedliche Ausgleichung ist nicht mehr möglich. Wer macht die weltlichen Gesetze? Wir beobachten sie nur, weil die Gewalt hinter uns steht, die uns zwingt. Die wahren Gesetze kommen nur von Gott. Selbst die Fürsten sind von Gottes Gnaden, und wenn sie dieses nicht mehr seyn wollen, so bin ich der Erste, der die Throne umstürzt." Daran wird die Frage geknüpft, warum die Regierung nicht energischer gegen so gesinnte Bischöfe auftrete?

In dem Begleitschreiben zu der Adresse an den König, welche mehr als 12,000 Altkatholiken in München unterzeichneten, heißt es: Möge es Ew. Königlichen Majestät gefallen, sich auch an die Spitze des geistigen Kampfes gegen welschen Uebermuth und welsche Unwissenheit zu stellen, wie Ew. Königliche Majestät der Erste

waren, der im weltlichen Kampfe gegen den Reichsfeind die Fahne erhoben hat." Ferner wurde geklagt, der Klerus achte den Willen des Königs nicht: Oeffentlich von der Kanzel herab, in den Pastoralblättern und anderen klerikalen Organen wird auf das neue Dogma verpflichtet, in welchem die Regierung eine Gefahr für den Staat zu sehen erklärt hat. Man bestürmt die Herzen der Frauen gegen ihre Männer. Nicht blos im Beichtstuhle wird auf das weichere Gemüth einzuwirken gesucht, man hilft mit zudringlichen Briefen und Besuchen nach. Man mißbraucht den Religionsunterricht in den Schulen. Man sagt dem Kinde, sein Vater daheim sey verflucht und verdammt, weil er nicht glauben wolle. Von der Kanzel herab wird jedem, der sich nicht unterwirft, mit feierlicher Verfluchung, und was das Verletzendste ist, mit einem ehrlosen Begräbniß gedroht. (Einem Soldaten, der vom Kriege heimkehrte, verweigerte man die Trauung mit seiner Braut, weil er einen Protest gegen das neue Dogma unterzeichnet hatte.) Der Geschäftsmann wird mit dem Ruin seines Geschäfts, mit dem Ausbleiben seiner katholischen Kunden, mit Kündigung des Kapitals und Executionen bedroht ꝛc.

Berchtold, Professor der Rechte in München, schrieb über die völlige Unvereinbarkeit der neuen päpstlichen Anmaßungen mit der bayerischen Staatsverfassung.

Ende April ging das Gerücht, Graf Taufkirchen, der bayerische Gesandte in Rom, sey vom Papst mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit angefahren worden, wobei auch Drohungen gegen König Ludwig II. mit untergelaufen seyn sollen. Warum nicht? Wer darauf Anspruch mache, Herr des ganzen Erdkreises und noch überdies untrüglich wie Gott selbst zu seyn, warum brauchte sich der noch zu geniren? Am 11. Mai ernannte der König den Ministerialrath Lipowski, bekannten Gegner des neuen Dogmas, zum Präsidenten von Niederbayern. Dagegen kamen schon Fälle vor, daß einem Münchener Bürger, der die Adresse für Döllinger unterzeichnet hatte, die kirchliche Trauung verweigert wurde. Auch ein Geistlicher, Namens Streber, Religionslehrer in einer Münchner Töchterschule, fanatisirte die Mädchen für das neue Dogma und verlangte, sie

ſollten ihren Eltern vorſtellen, ſie würden excommunicirt, wenn ſie nicht auch ſo dächten. Der Münchener Stadtrath aber beſchloß am 12. Mai von der Regierung die Entfernung dieſes geiſtlichen Aufwieglers zu verlangen, die auch ſofort erfolgte. Man mußte ſich dabei an einen ältern Beſchluß des Münchener Stadtraths erinnern. Als nämlich im Jahre 1346 der edle deutſche Kaiſer Ludwig der Bayer durch den ruchloſen Papſt in Avignon, die Kreatur des franzöſiſchen Königs, in Bann gethan wurde, weil er die Rechte des deutſchen Reiches ritterlich gegen jene welſchen Schurken vertrat und der Münchener Stadtrath durch die Pfaffen die päpſtliche Bannbulle erhielt, um ſich darnach zu richten und dem edlen Kaiſer die Treue zu brechen, erklärte der Stadtrath Wir richten uns nach den Reichsgeſetzen und nicht nach Bullen.

Im Dekanate Trauenſtein ſollte im Mai ein neuer Pfarrer eingeſetzt werden, weil er aber dem Dekan verweigerte, ſich auf das neue Dogma zu verpflichten, wurde auf Befehl des Erzbiſchofs ſeine Einſetzung verboten, auf Befehl der Regierung aber durch den Bezirksbeamten durchgeſetzt und ſogleich ausgeführt.

Am 15. Mai erließ der Papſt ein Schreiben an den Cardinal Patrizi, worin er die an Döllinger gerichteten zuſtimmenden Adreſſen verdammte, die Entfernung aller die Unfehlbarkeit nicht anerkennenden Männer von ihren Lehrſtühlen forderte und ausdrücklich erklärte, daß alle, welche ihre Namen unter die „frevelhafte Adreſſe ſchrieben, aufgehört hätten, Katholiken zu ſeyn.“ Hierauf verfügte der Erzbiſchof von München: Notoriſche Unterzeichner der Adreſſe müſſen öffentlich oder vor kirchlichen Zeugen widerrufen, widrigenfalls dieſelben gleich den notoriſchen Agitatoren gegen das Concil als bewußte und hartnäckige Häretiker excommunicirt ſind und für den Fall ihres Todes ein ehrliches Begräbniß nicht erhalten. Der bayeriſche Cultminiſter von Lutz erklärte aber in denſelben Tagen den Gemeinden, welche ſich darüber beſchwerten, daß man ihnen von kirchlicher Seite das neue Dogma aufzwingen wolle, ſie befänden ſich den Biſchöfen gegenüber durchaus auf ſtaatsrechtlichem Standpunkte. Auch eine Altkatholikenverſammlung in Erlangen legte Rechtsverwahrung dagegen ein, daß das Generalvicariat in Bam-

berg das neue Dogma verkündet habe, ohne vorher das Placet der Regierung einzuholen.

Ende Mai trat ein Theologencomité in München zusammen, die namhaftesten aus München, Köln, Bonn, Coblenz, Breslau, Braunsberg ꝛc. und Döllinger wurden beauftragt, den Hirtenbrief des Erzbischof von München ausführlich zu beantworten. Mittlerweile aber wurde von 23 deutschen Bischöfen ein gemeinschaftlicher Hirtenbrief erlassen, worin es hieß: „Die Wissenschaft in Deutschland hat vielfach auch auf dem Gebiet der Theologie in neuerer Zeit Wege betreten, welche sich mit dem Wesen des wahren katholischen Glaubens nicht vereinigen lassen. Sie ist ein Abfall von dem wahren Geiste der Kirche, indem sie dem Geiste einer falschen Freiheit huldigt. Was würde wohl auf die Dauer aus dieser sogenannten freien Wissenschaft auf dem Boden der katholischen Theologie geworden seyn, wenn nicht das vaticanische Concil jenen Prüfstein der Geister aufgestellt hätte, an dem der vernunftstolze Dünkel der sich selbst für unfehlbar haltenden Wissenschaft sich gebrochen? Wir protestiren gegen die Behauptung, als sey durch das Concil eine in der uralten Ueberlieferung der Kirche nicht enthaltene Neuerung verkündigt und als sey durch die verkündigte Lehre das Verhältniß der Kirche zum Staate geändert worden. Wir erklären, jeder Katholik, der sich dem vatikanischen Concil nicht unterwirft, ist dem großen Kirchenbanne verfallen. Es gibt keine alte und keine neue katholische Kirche, sondern sie ist unwandelbar dieselbe. Die Kirche ist, wo Petrus ist, dessen Statthalter in Rom allein entscheidet und dem die Concilien nur zustimmen dürfen." — In dieser Erklärung enthält fast jeder Satz eine Unwahrheit, denn die uralte Tradition der Kirche kannte noch gar keinen Papst, die spätere ordnete den Papst den Concilien unter. Durch das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes wurde dessen absolute Willkür und somit auch ein ganz neues Verhältniß desselben zu den weltlichen Staatsgewalten zu begründen versucht. Ueberhaupt durfte man voraussetzen, es sey den Bischöfen nicht unbekannt geblieben, die Ausheckung des neuen Dogma sey einzig aus dem Plane hervorgegangen, die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation wie durch

Unterſtützung des franzöſiſchen Angriffs, ſo durch Provocirung kirchlicher Wirren in Deutſchland ſelbſt zu durchkreuzen. Endlich hätten die Biſchöfe wiſſen können, die deutſche Wiſſenſchaft ſey mehr werth als die welſche Unwiſſenheit und Lüge. Demnach hätten die deutſchen Biſchöfe auch erröthen ſollen, was deutſche Wiſſenſchaft und deutſche Gottesfurcht Großes geleiſtet, zu verdammen, um einem Italiener Untrüglichkeit zuzuerkennen. Tiefer iſt deutſcher Geiſt noch nie heruntergeſetzt worden; die aber, welche ſich am deutſchen Geiſt ſo ſchwer verſündigten, unterzeichneten ſich: im Monat Mai 1871. † Gregor, Erzbiſchof von München und Freiſing. † Michael, Erzbiſchof von Bamberg. † Paulus, Erzbiſchof von Köln. † Heinrich, Fürſtbiſchof von Breslau. † Heinrich, Biſchof von Paſſau. † Peter Joſeph, Biſchof von Limburg. † Chriſtoph Florentinus, Biſchof von Fulda. † Wilhelm Emanuel, Biſchof von Mainz. † Ludwig, Biſchof von Leontopolis i. p. i., apoſtol. Vikar im Königreich Sachſen. † Conrad, Biſchof von Paderborn. † Johann, Biſchof von Culm. † Ignatius, Biſchof von Regensburg. † Pankratius, Biſchof von Augsburg. † Matthias, Biſchof von Trier. † Johann Heinrich, Biſchof von Osnabrück und apoſtol. Provikar der norddeutſchen und däniſchen Miſſionen. † Franz Leopold, Biſchof von Eichſtädt. † Lothar, Biſchof von Leuca i. p. i., Erzbisthumsverweſer, der Erzdiöceſe Freiburg. † Philipp, Biſchof von Ermeland. † Adolph, Biſchof von Agathopolis i. p. i., Feldprobſt der königl. preuß. Armee. † Johann Bernhard, Biſchof von Münſter. † Johann Valentin, präkoniſirter Biſchof, Kapitular-Vikar von Würzburg. Daniel Wilhelm Sommerwerk, genannt Jakobi, Kapitular-Vikar und erwählter Biſchof von Hildesheim. Johann Peter Buſch, Domprobſt, Kapitular-Vikar von Speyer.

Von den zu Pfingſten in München verſammelten altkatholiſchen Theologen beauftragt, den biſchöflichen Hirtenbrief zu beantworten, verfaßte Döllinger am 30. Mai einen Aufruf an die deutſchen Katholiken folgenden Inhalts.

1) Wir beharren in der Verwerfung der vatikaniſchen Unfehlbarkeit und der vatikaniſchen Dogmen, welche trotz aller Abläugnung der Biſchöfe dem Papſte perſönliche Unfehlbarkeit und abſolute Gewalt in der

Kirche einräumen. 2) Wir beharren in der fest begründeten Ueberzeugung, daß die vatikanischen Dekrete eine ernste Gefahr für den Staat und die Gesellschaft bilden und schlechthin unvereinbar sind mit den Gesetzen und Einrichtungen der gegenwärtigen Staaten und daß wir durch deren Annahme in einen unlösbaren Zwiespalt mit unseren politischen Pflichten und Eiden gerathen würden. 3) Die deutschen Bischöfe selbst zeigen durch die ungleichen widersprechenden Deutungen der vatikanischen Dogmen, daß sie die Neuheit derselben recht gut kennen und sich derselben schämen. Wir beklagen darum einen solchen Gebrauch des bischöflichen Lehramtes, beklagen, daß die deutschen Bischöfe sich nicht gescheut haben, in ihrem jüngsten Hirtenbriefe den Gewissensschrei ihrer Diöcesanen mit Schmähung auf Vernunft und Wissenschaft zu beantworten. 4) Wir weisen die Drohungen der Bischöfe als unberechtigt, ihre Gewaltmaßregeln als ungültig und unverbindlich zurück. Wir wissen, daß durch ihre Excommunicationen weder die Gläubigen ihr gutes Recht auf die kirchlichen Gnadenmittel, noch die Priester ihre Befugniß, dieselben zu spenden, verlieren können, und sind entschlossen, durch die Censuren, welche zur Förderung der falschen Lehren verhängt worden sind, unser Recht uns nicht verkümmern zu lassen. 5) Wir leben in der Hoffnung, daß der jetzt ausgebrochene Kampf unter einer höheren Leitung das Mittel seyn wird, die längst ersehnte unabweisbare Reform der kirchlichen Zustände sowohl in der Verfassung als in dem Leben der Kirche anzubahnen und zu verwirklichen. Wir hoffen auf eine ächt kirchliche Regeneration, wo jedes katholische Kulturvolk, entsprechend seiner Eigenart, im Einklang mit seiner Kulturmission, ein freies Glied an dem Körper der allgemeinen Kirche bildet; der Klerus und die Laien einträchtig in der Gestaltung des kirchlichen Lebens zusammenwirken; ein wissenschaftlicher Episcopat und Primat der Kirche ihre Stelle an der Spitze der Weltkultur wieder verschafft, und hoffen durch eine solche Regeneration uns dem höchsten Ziele christlicher Entwicklung, der Wiedervereinigung der christlichen Confessionen annähern zu können. Der Aufruf trägt 31 Unterschriften, darunter die folgenden Namen: Döllinger, Friedrich, Huber, Reinkens,

Schulte, Knoodt, Michelis, Stumpf, Lord Acton, Graf Moy, Zirngibl.

Um dieſe Zeit wußte die Wiener „Preſſe“ mancherlei zu erzählen von Verſuchungen, die an Döllinger herantraten. Obgleich Döllinger im Mai vom Papſt als zu „Leuten von offenbar verworfenem Charakter und ſpitzbübiſcher Natur gehörig“ und am 27. October noch einmal wegen „Büchern, ſtrozend von Irrthümern und Lügen“ verdammt worden war, gab ſich die jeſuitiſche Argliſt doch noch Mühe, ihn unter der Hand noch für Rom zu gewinnen. Die „Preſſe“ ſchrieb: „So ſey Döllinger vor ungefähr drei Wochen von dem Sekretär des Concils, dem Biſchof Feßler von St. Pölten, überraſcht worden. Biſchof Feßler ſuchte Döllinger nahezulegen, daß ja das Concil noch nicht geſchloſſen und damit die Möglichkeit einer neuen Definition der Infallibilität gegeben ſey. Es ſey möglich, daß im Wege der »interpretatio authentica« ſeitens des Papſtes oder des Concils das Schema der Infallibilität in die Reihe der ſogenannten theologiſchen Doktrinen verſetzt und dadurch ſeiner dogmatiſchen Bedeutung verluſtig werden könne; in dieſer Richtung ſollen ſich, wie Biſchof Feßler ausführte, die Anſchauungen der großen Mehrheit der deutſchen und ungariſchen Concils-Oppoſition und vornehmlich der Cardinal Rauſcher bewegen. Nach dieſen einleitenden Bemerkungen rückte Biſchof Feßler mit dem Vorſchlage heraus, Döllinger möge wenigſtens, ſo lange dieſe Frage nicht entſchieden ſey, nicht die Fahne offenen Aufruhrs gegen die Kirche, Concil und Papſt aufpflanzen und die Kirche vor einer verhängnißvollen Spaltung bewahren. Stiftsprobſt Döllinger blieb aber dieſen Verſuchen gegenüber unerſchütterlich, und Biſchof Feßler reiste unverrichteter Dinge wieder heim. Vor ungefähr acht Tagen wurde ſeitens der Kurie ein in neuer Form gehaltener Annäherungsverſuch gemacht. Der vom päpſtlichen Jubiläum in ſeine Heimath zurückkehrende Breslauer Domherr Profeſſor Dr. Lämmers fand ſich bei ſeinem Eintreffen in Salzburg, wahrſcheinlich nur rein zufällig, bewogen, einen Abſtecher nach München zu machen, um Döllinger einen Beſuch abzuſtatten. Von Döllinger, der ihn früher nicht gekannt, freundlich aufgenommen, brachte der genannte Domherr

seinen jüngsten Besuch in Rom und selbstverständlich auch im Vatican zur Sprache und erzählte, wie theilnehmend der heilige Vater noch immer Döllinger's gedenke; der Papst bete für den auf dem Irrwege befindlichen deutschen Gelehrten und habe ihn noch keineswegs ganz aufgegeben. Döllinger dankte für das ihm vom Papste bewiesene Wohlwollen, das, wie er sich ausdrückte, doch nur seinem Körper gelten könne, da sein Geist doch mit dem Banne belegt worden sey, worauf Domherr Lämmers rasch entgegnete, man hoffe in Rom noch immer einen Weg zu finden, auf dem man sich auch mit dem hohen Geiste des berühmten Kirchenrechtslehrers begegnen könne, und vielleicht, warf Lämmers hin, wäre das geeignetste Mittel hiezu, wenn Stiftspropst Döllinger mit dem päpstlichen Nuntius in München wieder in Verkehr treten wollte. Auch dieser Unterhändler war nicht glücklicher als Bischof Feßler. Döllinger erklärte, der Nuntius habe sich früher nicht viel um ihn gekümmert, und er (Döllinger) habe jetzt weit weniger Ursache, diesen Kontakt zu suchen. Wenn ihn der Nuntius finden wolle, so werde er ihm ebensowenig wie irgend jemand Anderem unzugänglich bleiben. Damit schloß der zweite Annäherungsversuch, deren Reihenfolge gewiß noch nicht beendigt ist; sie zeigt die Furcht Roms vor der Macht freier Forschung und jener redlichen, echt christlichen Ueberzeugung, mit der der greise Döllinger den Kampf gegen das mit dem Concil zur Herrschaft emporgekommene Jesuitenthum aufgenommen."

Als am 30. Juni der alte Professor Zenger in München starb, verweigerte ihm der Geistliche die Sterbesakramente, wenn er nicht seine Unterschrift bei einer Ergebenheitsadresse an Döllinger zurücknehme. Das that der Sterbende nicht, empfing aber die Sakramente von Professor Friedrich, und seinem feierlichen Begräbniß auf dem Kirchhofe wohnten 20,000 Menschen in tiefster und ungestörter Ruhe bei. Darunter die Professoren der Universität und der Magistrat der Hauptstadt. Nun wurde auch noch Professor Meßmer, welcher dem Sterbenden die Absolution ertheilt hatte, vom Erzbischof excommunicirt.

Am 1. Juli gaben die Altkatholiken Münchens eine Vorstellung an die k. Staatsregierung ein, worin es heißt: „Als Angehörige

der katholiſchen Kirche, und als ſolche müſſen uns innerhalb der Kirche auch unſere Gegner anerkennen, ſo lange wir nicht auf dem durch die Verfaſſung vorgezeichneten Wege den Austritt aus der Kirchengenoſſenſchaft erklären — haben wir zum mindeſten gleiches Recht auf Benutzung des Kirchenvermögens, der dem Gottesdienſte geweihten Gebäude, Sachen und Einkünfte; dieſes Recht wird verkümmert, ſo lange die der abſolutiſtiſchen Umgeſtaltung der Kirche huldigende Pfarrgeiſtlichkeit die Altkatholiken zur Unterwerfung zwingen will, dieſelben als Excommunicirte behandelt, und ihnen in Folge des theils in einzelnen Mitgliedern der Geiſtlichkeit herrſchenden, theils in den ungebildeten Volksklaſſen erregten Fanatismus die gemeinſame Benutzung der den einzelnen Pfarrgemeinden zur Ausübung des regelmäßigen Gottesdienſtes zugewieſenen Kirchen unmöglich macht. Wir erachten demzufolge die allerehrfurchtsvollſte Bitte an Ew. k. Maj. Staatsregierung begründet, dem Profeſſor Dr. Friedrich, ſowie jenen Geiſtlichen, welche ſich demſelben anſchließen werden, zur Ausübung ihrer kirchlichen Functionen proviſoriſch in hieſiger Stadt eine entſprechende Kirche ſammt den dazu gehörigen geweihten Sachen und den Einkünften zur ausſchließlichen Benutzung zuweiſen zu wollen."

Biſchof Seneſtrey excommunicirte am 6. Juli 1871 den Studienlehrer und Prieſter Hort, weil derſelbe an das neue Dogma nicht glauben wollte.

Prinz Ludwig von Heſſen, Commandeur der großherzoglichen Diviſion, ſchrieb, bei der Rückkehr ſeiner Truppen aus Frankreich ſey in Dudenhofen eine Schwadron nicht empfangen worden, und als man die Einwohner frug, warum ſie denn nicht geſchmückt hätten, antworteten ſie höhniſch: Vor ein paar Tagen ſey der Ort reich geſchmückt geweſen und hätte man die ſchönſten Fahnen getragen, nämlich am Fronleichnamsfeſte.

Die „A. A. Zeitung" machte darauf aufmerkſam, wie ſehr die Fortentwicklung der katholiſchen Wiſſenſchaft bereits durch den Druck gehemmt worden ſey, den die römiſche Tyrannei ſeit der Infallibilitätserklärung auf ſie übe: „Der Papſt iſt unfehlbar!" mit dieſem Worte wird in Zukunft alles abgemacht, es bedarf keiner weitern

Anſtrengung des Geiſtes. Im katholiſchen Deutſchland ſind die erheblichſten katholiſchen Zeitſchriften unter dem jetzigen päpſtlichen Regime eingegangen; an der Münchener Hochſchule das theologiſche Archiv, in Würzburg das Chilianeum, das ſich unter einer tüchtigen Redaction noch einmal aufgerafft hat, um dann definitiv zu erlöſchen. Kein Buchhändler hat mehr den Muth, kirchliche Zeitſchriften zu verlegen, denn Rom macht alles todt! Die Tübinger Quartalſchrift friſtet zur Noth ihre Exiſtenz, und der Inhalt iſt unbedeutend, da der Flügelſchlag des Geiſtes gehemmt iſt. Das Bonner Literaturblatt, die mühevolle Schöpfung der Münchener Gelehrten-Verſammlung von 1863, iſt ſeitens der Kölner Curie bereits zum Tode verurtheilt, und ungeachtet ſeines gediegenen wiſſenſchaftlichen Inhalts nur wegen der außerordentlichen Vorſicht und Mäßigung der Redaction ihm das Lebenslicht noch nicht ausgeblaſen. Die Männer von Charakter, welche an der Wiener Kirchenzeitung mitarbeiten, beugen ſich widerſtrebend unter das unerträgliche Joch Roms, wobei kein geiſtiges Leben fortkommen darf. Die fähigen Köpfe wenden ſich in München, Tübingen, Straßburg, Köln, Aachen allenthalben dem Kunſtſtudium zu, welches eben darum ungewöhnliche Pflege findet, weil in dieſem neutralen Gebiete die Blitze des Vatican nicht einſchlagen. Was ſoll aus der katholiſchen Wiſſenſchaft werden? Die jüdiſch-theologiſche Literatur iſt in Deutſchland bereits zahlreicher beſtellt. Natürlich, unſere katholiſche Theologie iſt ein Noli me tangere, über jedem Autor hängt das Damoklesſchwert der römiſchen Excommunication. Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! So kann es nicht länger fortgehen."

Döllinger hielt im März 1872 in München öffentliche Vorleſungen „über die Wiederverſöhnungsverſuche der chriſtlichen Kirchen und über die Ausſichten einer künftigen Union." Dieſe Vorleſungen waren eben ſo geiſtreich als freimüthig. Das Letztere mag man aus Döllingers Urtheil über Luther entnehmen: „Luthers überwältigende Geiſtesgröße und wunderbare Vielſeitigkeit war es, die ihn allerdings zum Manne ſeiner Zeit und ſeines Volkes machte, und es iſt richtig: es hat nie einen Deutſchen gegeben, der ſein Volk ſo intuitiv verſtanden hätte und wiederum von der Nation ſo ganz

erfaßt, ich möchte ſagen, von ihr eingeſogen worden wäre, wie dieſer Auguſtinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geiſt der Deutſchen war in ſeiner Hand wie die Leier in der Hand eines Künſtlers. Hatte er ſeinem Volke doch auch mehr gegeben, als jemals in chriſtlicher Zeit ein Mann ſeinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied, und alles was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu ſtellen hatten, das nahm ſich matt und kraft- und farblos aus neben ſeiner hinreißenden Beredſamkeit.“ Der Redner führt weiter aus, wie faſt ganz Süddeutſchland und nicht blos Norddeutſchland ſich der Reformation angeſchloſſen habe. Wie in Böhmen und ganz Oeſterreich bis tief ins Tirol hinein der lutheriſche Geiſt geherrſcht habe, wie faſt ohne Ausnahme die Stände der habsburgiſchen Kronländer ſich für die Reformation erklärt hätten und die Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II. ſelbſt, von ausgezeichneten Gelehrten unterſtützt, die Wiedervereinigung des katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchland angeſtrebt hätten. Auch hätte das Werk gelingen können, wenn nicht die Jeſuiten es durch ihre Intriguen und erſtaunliche Thätigkeit verhindert hätten. Dieſe geſchichtlichen Thatſachen legt der Redner zu Grunde, um daraus die Hoffnung zu ſchöpfen, daß die vor dreihundert Jahren vergebens erſehnte Verſöhnung und die confeſſionelle Wiedervereinigung aller Deutſchen in unſern Tagen ermöglicht werden könnte.

Kapitel 2.

Ludwig II. von Bayern und ſein Miniſter v. Lutz.

Die bayeriſche Regierung war ſehr gemäßigt verfahren, hatte aber keinen Augenblick zweifeln laſſen, welchen Standpunkt ſie gegenüber den Jeſuitenumtrieben einnehme. Es war derſelbe patriotiſche echt deutſche Standpunkt, den ſie beim Beginn des Krieges mit Frankreich behauptet hatte. Die bayriſchen Biſchöfe verlangten ganz

dreiſt, der König ſolle das Placet aufgeben, d. h. der Staat ſolle ſich gegenüber der Kirche entwaffnen.

Am Hofe fehlte es an ultramontanen Agitationen nicht. Die neue Wochenſchrift „Im deutſchen Reiche" bemerkte: Der ſchon öfters gemachte und erſchütterte Verſuch, durch direkte Einwirkung auf den König ein entſchieden klerikal-particulariſtiſches Miniſterium zu Stande zu bringen, wurde wieder einmal in Scene geſetzt. Die Action eröffnete ein perfider Artikel in der „Allg. Ztg.", der eine Beſeitigung des jetzigen Miniſteriums ſchon darum für unwahrſcheinlich erachtet, weil dieſelbe zur Zeit in Berlin nicht gewünſcht werde. Der Schlag war auf das an entſcheidender Stelle beſtehende dynaſtiſche Selbſtgefühl nicht übel berechnet, da man dort mit vollem Recht eine bayeriſche Miniſterkriſe als ein Ereigniß anſieht, für das die entſcheidenden Factoren nicht in Berlin, ſondern hier zu ſuchen ſind. Sobald durch die damit erzeugte Verſtimmung der Boden geebnet war, erfolgte der entſcheidende Verſuch. Der aus dem Jahre 1866 bekannte Großoheim des Königs, Prinz Karl, verließ ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt Tegernſee und reiſte auf dem auffälligen Umwege über Salzburg, wo ſeine Schweſter, die in der intimen Politik ſehr thätige Wittwe Kaiſer Franz II., Kaiſerin Karoline Auguſte, Hof hält, nach Schloß Berg am Starnberger See, dem gewöhnlichen Aufenthalte König Ludwigs. Die hieſigen ultramontanen Kreiſe glaubten die Sache ſchon nach ihrem Wunſche entſchieden, in den intimen Cirkeln lief bereits eine Miniſterliſte um, den jetzt in Wien accreditirten letzten Bundestagsgeſandten Freiherrn v. Schrenk an der Spitze, dann den Reichsrath v. Bomhardt, einen Proteſtanten, aber fanatiſchen Gegner Preußens, im Wiederbeſitz ſeines alten Juſtizporteſeuilles, den penſionirten Generaldirektor der Verkehrsanſtalten v. Brück als Handels-, und endlich den ultramontanen Miniſterialrath Memminger als Cultusminiſter. Indeß, der Verſuch reuſſirte auch diesmal nicht. Nach einer einleitenden Unterredung, deren anſcheinend günſtiger Verlauf zu hieher geſandten hoffnungsvollen Telegrammen Veranlaſſung gab, war der König am nächſten Morgen in das Hochgebirge abgereiſt und hatte damit alle weiteren derartigen Verſuche in unzweideutiger Weiſe abgelehnt.

Am 24. Juli 1871 erhielt Graf Bray vom König die erbetene Entlassung, nachdem er bisher im bayerischen Ministerium allein die kirchlichen Uebergriffe in die Rechte des Staats abzuwehren sich geweigert hatte, und an seine Stelle trat Graf v. Hegnenberg-Dux, der frühere Führer der Großdeutschen (nicht der Ultramontanen), der sich als Präsident der Kammer großes Ansehen erworben hatte.

Man machte folgende Zusammenstellung:

Bayerische Verfassung.	Syllabus. (Verschickt am 8. Dezember 1864.)
II. Verfassungs-Beilage §. 42. Keine Kirchengewalt ist befugt, Glaubensgesetze gegen ihre Mitglieder mit äußerem Zwange geltend zu machen.	§. 24. (Es ist ein verdammenswerther Irrthum, zu sagen): Die Kirche habe nicht die Macht, Zwangsmittel anzuwenden, noch irgend eine direkte oder indirekte Gewalt in zeitlichen Dingen.
§. 52. Es steht aber auch den Genossen einer Kirchen-Gesellschaft, welche durch Handlungen der geistlichen Gewalt gegen die festgesetzte Ordnung beschwert werden, die Befugniß zu, dagegen den Königl. landesfürstlichen Schutz anzurufen.	§. 41. (Es ist ein verdammenswerther Irrthum, zu sagen): Die Staatsgewalt habe nicht nur das Recht des Exequatur, sondern auch das Recht der sogenannten Appellatio ab abusu.
Tit. IV. §. 8. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden.	§. 31. (Es ist ein verdammenswerther Irrthum, zu sagen): Die geistliche Gerichtsbarkeit für die weltlichen Civil- und Criminal-Angelegenheiten der Geistlichen ist durchaus abzuschaffen.

Gegen die bayerischen Bischöfe enthielt die „Kölner Zeitung" einen vom 26. Juli datirten Artikel, welcher dieselben beschuldigte, sie umgingen die Verfassung. Sie setzten nämlich voraus, das Concordat sey älter als die bayrische Verfassung, also gelte die letztere für sie auch nur soweit sie mit dem Concordat übereinstimme. „Gegen die Behauptung, daß durch die ohne Placet erfolgte Verkündigung des Unfehlbarkeits-Dogmas die bayerische Verfassung verletzt worden

sey und eine solche Publication nicht rechtsverbindlich ist, hat das General-Vicariat des Erzbisthums Bamberg in einem Erlasse vom 24. Mai d. J. ausgesprochen: ‚nur unter dem Vorbehalte der göttlichen Gesetze und der katholischen Kirchensatzungen und der vollen Gültigkeit des Concordats, also auch aller durch diesen Vertrag der katholischen Kirche in Bayern zugesicherten Rechte und Freiheiten, leisteten von jeher und leisteten bis heute alle Bischöfe Bayerns und alle Katholiken Bayerns den Eid auf die Verfassung.' Nach dieser Theorie gäbe es also im Königreiche Bayern, wie schon die Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern hervorgehoben hat, eine zweifache Verbindlichkeit der Verfassung: der weniger zahlreiche Theil der Bevölkerung, die Protestanten, sind auf den ganzen Inhalt der Verfassung und den rechtmäßigen Zusammenhang ihrer einzelnen Theile verpflichtet, die große Mehrzahl des Volkes, namentlich aber alle katholischen Beamten und ganz besonders die Bischöfe und Geistlichen dieses Bekenntnisses brauchen die Verfassung nur so weit zu befolgen, als sie nicht angeblich mit dem Inhalte des Concordats im Widerspruche steht. Der Inhalt des Concordats aber mit seinen allgemeinen Redensarten von den canonischen Satzungen und der bestehenden und angenommenen Disciplin der Kirche kann auf alles Mögliche ausgedehnt werden. Alle mittelalterlichen Behauptungen und Ansprüche der Curie lassen sich darunter bringen, und so würde z. B. ein katholischer Staatsminister, der im Geiste Bonifaz' VIII. Bayern regierte, nicht etwa wegen Verfassungs-Verletzung verurtheilt werden können, da er ja durch seinen Eid auf die Verfassung nur in so weit gebunden wäre, als er es mit den canonischen Satzungen für vereinbar annimmt. Für den heutigen Rechtsstaat, ja, für jede Art von staatlicher Ordnung, ist ein Verhältniß dieser Art eine solche Monstrosität, daß man sich ernstlich fragen muß, ob denn die geistlichen Herren, welche zu solchen Schlüssen kommen und eine solche Sprache führen, geistig wie andere Menschenkinder organisirt sind, und ob es dieselbe Sprache ist, welche wir mit einander reden."

Senestrey, der fanatische Bischof von Regensburg, versetzte einen Geistlichen seiner Diöcese und bedrohte einen andern, er werde nie

eine Pfarrei bekommen, weil beide zu Döllinger, dem Gegner der Infallibilität, neigten. Zu Schönau im Allgäu wurde ein Kaufmann als Pathe nicht zugelassen, weil er eine Adresse an Döllinger unterschrieben hatte.

Am 8. August 1871 wurde an der Universität München mit 54 gegen nur 6 Stimmen Dompropst Professor Döllinger zum Rector gewählt zum Beweise, in wie großem Maßstabe die deutsche Wissenschaft sich der Unvernunft Roms widersetzte. Zehn Tage später wurde von Professor Friedrich in der St. Nicolaikirche zu München ein Paar getraut, worauf das erzbischöfliche Ordinariat die Kirche schließen ließ. Allein der Magistrat ordnete sofort einen Rechtsrath als Commissär ab, auf dessen Befehl der Meßner die Kirche öffnen mußte und zugleich angewiesen wurde, seine übrigen Functionen, wie Gebetläuten u. s. w., wie bisher vorzunehmen.

Auch gab die bayerische Regierung in Sachen des vom Bischof gemaßregelten Pfarrer Renftle in Mering bei Augsburg einen maßgebenden Entscheid, wie er billiger und praktischer nicht ausgedacht werden konnte, nämlich: „Pfarrer Renftle ist als der rechtmäßige Religionslehrer an den Schulen zu erachten, und die schulpflichtigen Kinder des Schulsprengels Mering sind gehalten, dem von Renftle ertheilten Religionsunterricht, welcher nach den bestehenden organischen Vorschriften einen wesentlichen Bestandtheil des Gesammtunterrichts bildet, beizuwohnen. Den Bestrebungen des bischöflichen Vikars Wiedemann, die Schulkinder vom Religionsunterricht des Pfarrers Renftle abzuhalten, muß mit den entsprechenden Mitteln entgegengetreten werden. Gegen unfolgsame Kinder und die betheiligten Eltern ist einzuschreiten. Insoweit die Eltern die Theilnahme ihrer Kinder am Unterricht Renftles verbieten wegen des Letztern Stellung zur Unfehlbarkeit, muß die verfassungsmäßig garantirte Gewissensfreiheit der Staatsbürger und das elterliche Erziehungsrecht geachtet werden, und muß solchen Kindern die Nichttheilnahme am Religionsunterrichte des Renftle unverwehrt bleiben. Den zu Renftle stehenden Einwohnern von Mering muß natürlich dasselbe Recht zugestanden werden, und steht es dem bischöflichen Vikar nicht zu, die schulpflichtigen Kinder solcher Einwohner zur Theilnahme an

Volkswi... Sem... der Univ... LEIPZIG

Ueber das induſtrielle Maſchinenweſen der neueſten Zeit.

Der außerordentliche Umfang, welchen ſeit etwa fünfzig Jahren die Anwendung der Maſchinen in der gewerblichen Induſtrie gewonnen hat, bildet eben ſo ſehr einen Gegenſtand gerechter Bewunderung, als die Maſſe ſcharfſinniger und fruchtbringender Ideen, welche in den zahlloſen einzelnen Konſtruktionen zu Tage gelegt iſt. In der ſchönen Kunſt werden frühere Zeitalter uns als unerreichte Muſter aufgeſtellt; in den Wiſſenſchaften glänzen große Beiſpiele von Geiſt und Gelehrſamkeit ſchon aus dem Alterthume herüber. Was aber haben alle ſeit dem Beginn einer Geſchichte verfloſſener Zeiten zuſammengenommen in dem Fache der mechaniſchen Künſte geleiſtet, das gegen die Hervorbringungen der letzten vier Jahrhunderte auftreten könnte? Und wo findet ſich wieder in dieſem Zeitraume ein Abſchnitt von fünfzig Jahren, in welchem bedeutende und folgenreiche Erfindungen ſo einander die Hände bieten, wie wir es vor unſeren Augen ſehen? Nur zu oft hört man über die Richtung der neueſten Zeit auf Erweiterung und Bebauung des induſtriellen Gebietes mit vornehmer Geringſchätzung aburtheilen, gleich als ob gerade dieſen Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes der Makel einer niedern Geburt anklebte; gleich als ob das Genie weniger erhaben, weniger bewundernswürdig wäre, wenn ſeine Hervorbringungen den verachteten „materiellen Intereſſen“ förderlich ſind. Wahrlich, es iſt — was auch dagegen geſagt werden mag — ein Zug der ewigen Gerechtigkeit, daß Beſchäftigungen, einſt nur von unterdrückten Leibeigenen

einem etwa von ihm beabsichtigten Religionsunterricht irgendwie zu veranlassen."

Grade damals faßte Professor von Schulte in Prag in einer Denkschrift scharf und präcis zusammen, wie die Bischöfe sich durch ihr widerrechtliches Vorgehen verfehlt hatten: „Das bayerische Gesetz verbietet die Publikation der päpstlichen Constitutionen ohne Placet, alle Bischöfe bis auf einen publiciren ohne ein solches. Die Regierung erhebt sich zur Mißbilligung, die ‚katholische' Presse jubelt ob solcher Verhöhnung des Gesetzes; sie hat die Stirn, von solchen Dingen, die nichts zu thun haben mit dem Inhalt der Religion Christi, nichts mit den Geboten Gottes, zu sagen: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.'" Ein Bischof sucht ums Placet nach, es wird verweigert; er aber verkündet trotzdem in naiv rücksichtsloser Art. „So darf," sagt Schulte, „der Episcopat eines ganzen Landes frech das Gesetz brechen, so setzen sich Männer, denen die Aufgabe obliegt, das Volk über den Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit zu belehren und durch eigenes Beispiel zu festigen, über die klarsten Normen hinweg. Wo soll noch der Unterthan Achtung vor dem Gesetz gewinnen?"

Schulte schildert hierauf die heimlichen Schleichwege, auf denen man in Bayern das Verbot umgeht, den Kirchen Schenkungen u. s. w. ohne Staatsgenehmigung oder über einen bestimmten Betrag hinaus zu machen, auf denen man gegen das Gesetz Jesuitencolonien anlegt. Bei dieser Gelegenheit erinnert er auch daran, wie preußische Bischöfe in fraudem legis militärpflichtige Studenten der Theologie vom Dienste zu befreien pflegen. „Und worin liegt der Grund für die Gewissensberuhigung der Bischöfe? Der ‚lehramtlich unfehlbare' Pius IX. condemnirt im Syllabus vom Jahr 1864 §. 32 den Satz, daß die persönliche Befreiung der Kleriker vom Kriegsdienst abgeschafft werden könne." Ueberhaupt, so bald in irgend einer durch die Artikel des Syllabus berührten Sache ein Staatsgesetz mit den ‚kanonischen Satzungen' nicht harmonirt, so sagt sich der Bischof, Priester und Laie, dem der 18. Juli 1870 Grundlage seines Glaubens ist: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.' Dieser Satz hilft über das Staatsgesetz hinweg. Man braucht sich

nicht darum zu kümmern, man braucht z. B. als Kleriker sein Einkommen nicht anzugeben, weil man steuerfrei ist nach dem Papstgesetz; man braucht dem Staate nichts zu sagen von Erwerbungen, weil ihn das nichts angeht; man publicirt auch, wo das Staatsgesetz verbietet, weil der Papst freier Fürst ist in Bayern. So birgt das ultramontane System in sich nicht blos den Keim, sondern enthält die ausgesprochenen Sätze für die Rechtfertigung von Gesetzesverletzungen."

Schließlich macht Schulte darauf aufmerksam, zu welchen Uebeln die Vielstaaterei in Deutschland auch in kirchlicher Beziehung geführt habe. Als einen Grundfehler der deutschen Regierungen bezeichnet er es, daß sie definitiv über die katholischen Kirchenverhältnisse ihrer Länder allein mit dem Papste contrahirt haben. Damit haben sie selbst zum Untergang der altkatholischen Kirchenverfassung und zur Aufrichtung des päpstlichen Absolutismus beigetragen, denn von nun an sahen die Bischöfe nur im unbedingten Anschluß an Rom ihr Heil, und hatte der niedere Klerus keine Mittel mehr gegen den mit Rom harmonirenden Episkopat auch nur die geringste Selbständigkeit zu behaupten. So mußte sich der Staat im Staate bilden. Als im Jahr 1848 die politischen Zustände allerwärts wankten, traten die Bischöfe zusammen und emancipirten sich. Sie forderten die absolute Freiheit der Kirche vom Staat, d. h. Fortfall jedes bisher vom Staat in kirchlichen Dingen behaupteten Rechts, gleichzeitig aber hielten sie an den Privilegien fest, welche der Kirche durch die Staatsgesetze eingeräumt waren. In Berlin gelang es, den Paragraphen der Frankfurter Grundrechte über die Freiheit der Kirche in die Verfassung zu bringen. — Durch das freie Vereinsrecht geschah es, daß die Orden wie Pilze aus der Erde wuchsen, so daß schon im Jahr 1865 in den deutschen Bundesstaaten 461 Ordenshäuser mit 4387 Priestern und zusammen 7482 männlichen Regularen, 1146 Häuser, Institute u. s. w. weiblicher Regularen und Quasi-Regularen mit 12,080 Individuen, von beiderlei Geschlecht also 1607 Häuser mit 19,562 Individuen gezählt werden konnten. Dazu kamen 30,340 Weltpriester, mithin im Ganzen 54,289 Personen, welche unter geistlicher Direktion standen.

Unter diesen Sklaven der römischen Kirche in Deutschland befanden sich aber gar viele, die ihre Fesseln drückten und deren gesundem Verstande schließlich zu viel zugemuthet wurde, sofern man ihnen an die Unfehlbarkeit eines Italieners zu glauben befahl. Daher bestrafte sich der römische Uebermuth durch den berechtigten Widerstand aller ehrlichen Altkatholiken.

Das Endergebniß der Erörterungen von Schulte war: 1) der Papst hat den altkatholischen Glaubensgrund verlassen und eine neue, ketzerische Lehre aufgestellt; 2) deshalb gehört die Kirche mit allen ihren Rechten und Besitzungen nur den Altkatholiken, welche, die neue Ketzerei der Infallibilität verwerfend, am alten Glaubensgrunde festhalten; 3) dem Papst darf man, weil er ein Ketzer geworden ist, in keiner Weise mehr gehorchen.

In dem Kreise geistreicher und muthiger Männer, der sich in München um Döllinger schaarte (Huber, Friedrich, Froschammer ꝛc.), zeichnete sich auch ein Engländer aus. Lord Acton, Herzog von Dalberg, ein katholischer Engländer und Erbe der in Frankreich ausgestorbenen Dalberge, der in seiner Jugend ein begeisterter Schüler von Görres war, in München blieb und später eben so eifrig an Döllinger hing, rügte in einem Sendschreiben an einen deutschen Bischof öffentlich das unlautere und zweideutige Benehmen jener Fuldaer. Von demselben Standpunkt aus hatte früher auch schon Doctor Pichler die Zweideutigkeit und Feigheit der deutschen Bischöfe getadelt. Bischof Ketteler von Mainz antwortete dem Lord Acton öffentlich in einem gebieterischen Tone, aber mit Winkelzügen.

In seinem Erlaß an den Erzbischof von München vom 27. August erklärte sich das bayerische Cultministerium sehr entschieden. Der Schluß dieses langen Schriftstücks lautet: „Die Bedrohung der Grundsätze des bayerischen Staatsrechtes, welche in dem Dogma von der persönlichen Infallibilität des Kirchenoberhauptes liegt, und überdies die in der Außerachtlassung des Placetum regium liegende Verletzung der Staatsverfassung nöthigt die Staatsregierung zu Maßregeln, die sie selbst sehr gern vermieden haben würde. Sie wird jede Mitwirkung zur Verbreitung der neuen Lehre und zum Vollzuge von Anordnungen verweigern, welche vor

den kirchlichen Behörden in Rückſicht auf die neue Lehre und zu deren Durchführung getroffen werden; ſie wird an dem Grundſatze feſthalten, daß den Maßregeln, welche die kirchlichen Behörden gegen die das Dogma nicht anerkennenden Mitglieder der katholiſchen Kirche ergreifen, jede Wirkung auf die politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe der davon Betroffenen verſagt bleiben muß, und wird erforderlichen Falls ſolche Vorkehrungen treffen, welche die Unabhängigkeit des bürgerlichen Gebietes vom kirchlichen Zwange verbürgen."

Die klerikalen Blätter waren auf dieſen Erlaß ſchlecht zu ſprechen. In der „Donauzeitung" konnte man leſen: „Der Würfel iſt gefallen!" und wurde der miniſterielle Erlaß als „der erſte Kanonenſchuß vor dem Kampfe" bezeichnet und die klerikale Partei aufgefordert, ſchleunigſt zu rüſten unter den Biſchöfen als „Generalen" und dem Papſte als „oberſtem Feldmarſchall". „Der Sturm iſt da!" — ruft die Donauzeitung aus — „ordnen und ſchließen wir unſere Reihen, wo ſich noch eine Lücke finden ſollte. Unſere Führer ſind unſere von Gott geſetzten Oberhirten unter dem oberſten Feldmarſchall in Rom, dem Papſte." Die Ultramontanen rechneten auf Oeſterreich, auf das Miniſterium Hohenwart, bangten aber vor der Stimmung im bayeriſchen Heere die den Schwarzen nicht günſtig war. Um aber dieſe Stimmung ganz anders zu ſchildern, als ſie wirklich war, wurden falſche Soldatenbriefe in die Blätter eingeſchmuggelt. Die liberalen Blätter waren nicht ganz zufrieden mit dem bayeriſchen Miniſterialerlaß, weil ſie ſogleich ſtrenge Maßregeln gegen die Biſchöfe gewünſcht hätten. Dagegen bemerkte die „Nordd. Allg. Zeitung": „Das bayeriſche Miniſterium hat, indem es mit einer Energie, die unter den dortigen Verhältniſſen allerdings ſehr nöthig war, aber auch viel ſchwerer als irgendwo in einem anderen Staate zu gewinnen war, den romaniſchen Prätenſionen gegenüber trat, ſich hinlänglich über ſeinen wahrhaft nationalen Charakter legitimirt."

Der Erzbiſchof von München-Freiſing antwortete am 26. September auf den Erlaß des Cultminiſter von Lutz ſehr weitläuftig und doch nur mit vagen Negationen. So genirte ſich der Erzbiſchof

nicht, zu behaupten, es handle ſich ja nur um das unfehlbare Lehramt, nicht um die perſönliche Unfehlbarkeit, da doch der dem Concil vorgelegte Entwurf ausdrücklich die Ueberſchrift hatte „von der perſönlichen Unfehlbarkeit". Ebenſo vage war auch die erzbiſchöfliche Ableugnung, daß die Infallibilität des Papſtes den weltlichen Regierungen gefährlich ſey. Denſelben gefährlich zu werden, war ja grade der einzige Zweck des Jeſuitenplans, der das Concil hervorrief. Deswegen ging ihm der Syllabus voran, der dem perſönlichen Willen des Papſtes die ganze Erde mit allen ihren Kaiſerthümern und Königreichen unterwarf. Der Erzbiſchof brauchte in ſeinem Schreiben mit jeſuitiſcher Sophiſtik die Worte: „So lange die bayeriſche Regierung nicht vom göttlichen Geſetz abfalle, habe ſie auch von der katholiſchen Kirche nichts zu fürchten." Wahrlich ein ungeheuerer Hohn, da es ja grade nur das neue Dogma war, was den Papſt und die Kirche vom göttlichen Geſetze hatte abfallen machen.

In denſelben Tagen erfuhr man, der Miniſter des Auswärtigen, Graf Hegnenberg, „habe die Vertreter Bayerns beim päpſtlichen Stuhle beauftragt, dem Cardinal Antonelli das Anſuchen auszuſprechen, derſelbe möge dem am bayeriſchen Hofe beglaubigten Nuntius genau die Grenzen bezeichnen, innerhalb welcher ſich derſelbe als Geſandter zu bewegen hat. Die erwieſenen Ueberſchreitungen des Mſgr. Meglia auf das von den heftigſten Gegnern der jetzigen Regierungspolitik behauptete Gebiet könnten die Regierung in den unliebſamen Fall verſetzen, gegen Mſgr. Meglia jene Maßnahmen ergreifen zu müſſen, wie ſie das Geſetz gegenüber Ausländern, welche ſich an gegen die Regierung gerichteten Agitationen betheiligen, erheiſcht."

Am 5. October interpellirte der Abgeordnete Herz in der bayeriſchen Kammer das Cultminiſterium in der kirchlichen Angelegenheit und hob hervor, wie ſehr das Verhalten der Biſchöfe den Staat und den Frieden des Volks gefährdeten. Schließlich ſtellte er folgende Fragen: 1) Iſt die Staatsregierung gewillt, allen katholiſchen Staatsangehörigen geiſtlichen und weltlichen Standes, welche die ſtaatsgefährliche Lehre von der Unfehlbarkeit nicht anerkennen, den

vollen Schutz des Staates gegen den Mißbrauch geiſtlicher Gewalt zu gewähren und ſie in allen ihren wohlerworbenen Rechten und Stellungen zu ſchützen? 2) Iſt insbeſondere die k. Staatsregierung entſchloſſen, a) den Eltern gegen die das Gewiſſen vergewaltigenden Lehren der römiſchen Kurie das religiöſe Erziehungsrecht in voller Freiheit allgemein einzuräumen und dasſelbe zu ſchützen? b) den innerhalb der katholiſchen Kirche auf Grund des alten katholiſchen Bekenntniſſes ſich bildenden Gemeinden und deren Geiſtlichen die der katholiſchen Kirche nach den dermaligen Geſetzen und Verordnungen zuſtehenden Rechte einzuräumen? 3) Iſt die kgl. Staatsregierung überhaupt gewillt, die zur Begründung des Friedens und der Freiheit auf religiöſem Gebiete unabweisbare Trennung von Staat und Kirche zu verwirklichen, indem ſie zu neuen Geſetzen die Hand bietet, welche unter Wahrung der unveräußerlichen Rechte des Staates die das religiöſe Leben der Bürger bedrückenden Beſtimmungen des Concordats, der Verordnung vom 8. April 1852 und anderer beſeitigen und die in der Verfaſſung gewährleiſtete Forderung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit endlich vollſtändig erfüllen?

Am 14. Oktober ertheilte der Cultminiſter v. Lutz auf die gedachte Interpellation eine in allen Punkten zuſtimmende Antwort. Es kam zu keiner weitern Discuſſion in der Kammer, die wenige Tage nachher auch vertagt wurde. Nur in den Clubs der beiden ultramontanen Parteien, der fulminanten im Bamberger Hofe und der temperirten im deutſchen Hauſe, ſoll es etwas wild hergegangen und gegen den Cultminiſter getobt worden ſeyn.

Damals proteſtirte der Stadtmagiſtrat von Kempten gegen das Stadtpfarramt, weil dasſelbe bei einem Leichenbegängniß das Kirchengeläut verboten hatte.

Am 28. Oktober begab ſich v. Scherr, der Erzbiſchof von München-Freiſing, nach Tuntenhauſen, einem Pfarrdorf bei Aibling, und excommunicirte den dortigen Pfarrer Hofemann, weil derſelbe den vatikaniſchen Beſchlüſſen ſich nicht unterworfen habe. Der Pfarrer antwortete ſofort mit einem energiſchen Proteſt und erklärte, daß er nach wie vor ſeine kirchlichen Rechte und Pflichten ausüben

werde. „Ich für meine Perſon will ein Glied der katholiſchen Kirche bleiben, wie ſie vor und bis zum 18. Juli 1870 geweſen, nicht ein Glied der ſeelen- und ſtaatsgefährlichen, von den herrſchſüchtigen Jeſuiten fabrizirten neuen Papſtkirche, und ich appellire nach der Excommunikation, die ich als ungerecht und ungiltig anſehe, fortan von fehlbaren Menſchen an den unfehlbaren Gott in Chriſtus, der mir gnädig ſeyn möge in dieſer und jener Welt.“ Der Erzbiſchof ſetzte ſeine Reiſe fort und kam am Abend desſelben Tags nach Kiefersfelden, bekanntlich das letzte bayeriſche Dorf an der Gränze gegen Tirol. Hier excommunicirte er am folgenden Sonntag aus gleichem Grunde den Pfarrer Bernard. Ein Schreiben aus dem nahen Kufſtein berichtet: „Der Biſchof hatte geendet, da entſtand außerhalb der Kapelle ein eigenthümliches Gedränge und Gewoge, die Aufmerkſamkeit des Publikums concentrirte ſich nach einer Richtung, die aber nicht nach der Biſchofsmütze zielte; hoch aufgerichtet im prieſterlichen Ornat ſtand Pfarrer Bernard auf der ſteinernen Kanzel der um die Kapelle laufenden Galerie, und weithin hörbar mit feſter Stimme ſprach auch er zu den Gliedern ſeiner Gemeinde; es waren ernſte, feierliche Worte, Worte von Mannesmuth und Kraft, mit welchen er die erzbiſchöfliche Anmaßung als einen Akt unberechtigter Willkür bezeichnete. Er berief ſich auf die Gemeinde, daß er ſtets die unverfälſchte Lehre vorgetragen habe; er berief ſich ferner auf das Verhalten des Erzbiſchofs ſelbſt beim Concil, um die Haltloſigkeit der neuen Lehre darzuthun. Schon bei den erſten Worten des Pfarrers war der Erzbiſchof aus der Kapelle getreten und rief den Umſtehenden zu, indem er auf den Pfarrer wies: ‚Hört ihn nicht; er darf zu euch nicht ſprechen!‘ Da aber ertönten ſtürmiſche, begeiſterte Hochrufe auf den Pfarrer; man ſchaarte ſich um ihn, brachte ihm die herzlichſten Ovationen und ignorirte den Erzbiſchof vollſtändig. Dieſer aus Gewohnheit oder Verlegenheit fing an nach Leibeskräften zu ſegnen, und nachdem er ſehen mußte, daß ſein Segen beiläufig dieſelbe Wirkung übte wie eine Viertelſtunde früher ſein Fluchen, zog er ſich zurück, begleitet von etwa 20 Mitgliedern des ‚patriotiſchen‘ Vereins. Er mußte einen langen Weg zu Fuß zurücklegen und konnte dabei noch hören, wie

der Pfarrer feierlichſt erklärte, die Seelſorge in ſeiner Gemeinde nicht preiszugeben und die kirchlichen Functionen nach wie vor auszuüben. Erneuerter ſtürmiſcher und anhaltender Beifall erhöhte das klägliche Fiasko des Kirchenfürſten, der wohl in der nächſten Zeit keine Gaſtſpielreiſe unternehmen wird."

Der arme Pfarrer Hoſemann wurde wirklich abgeſetzt. „Tunkenhauſen iſt nämlich ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, und die Leute fürchten in ihrem Erwerbe Schaden zu leiden, wenn die Bewohner der Umgegend des excommunicirten Pfarrers wegen nicht mehr zu ihrer Kirche gepilgert kämen." Das erinnert ganz an die Epheſer, die ihren Götzendienſt nicht laſſen wollten, weil die Wallfahrten zu ihrem Götzenbilde der Diana ihnen viel Geld eintrugen. Ein allzudeutlicher Beweis, wie viel Heidenthum in der römiſchen Kirche ſtecken geblieben iſt.

Unterm 30. October ſchrieb die Nationalzeitung aus München: „Das Hetzen der Geiſtlichen gegen die Reformen, die der Magiſtrat im Intereſſe des Unterrichts in den Volksſchulen vornehmen will, zeigt bereits ſeine Früchte. In den Vorſtädten Au und Haidhauſen befinden ſich Kloſterſchulen, die ſo überfüllt ſind, daß der Magiſtrat ſich veranlaßt ſah, Parallelkurſe zu errichten, und heute ſollte die Ausſcheidung der Schülerinnen vorgenommen werden. Nun hatten aber indeſſen die Kloſterfrauen und die Geiſtlichen an den Müttern gehetzt, daß ſie das nicht dulden und ihre Kinder nicht weltlichen Lehrerinnen anvertrauen ſollten. Als nun heute der Schulrath, begleitet von einigen Magiſtratsräthen und Gemeindebevollmächtigten, in dieſe Schule trat, um die Ausſcheidung vorzunehmen, da ſammelten ſich dichte Schaaren von Weibern vor dem Schulhauſe und dieſe ſchrieen und lärmten und bewarfen die fungirenden Beamten mit Schimpfwörtern aller Art, wie ſie in dieſen armſeligen Vorſtädten in üppigſter Weiſe wuchern. Die Mädchen fingen wie auf Commando zu heulen und zu weinen an, und dazu tönte der Chorus der unten ſtehenden Weiber, welche in ſcheußlicher Harmonie ſecundirten. In der Au wurde die Ausſcheidung mit vieler Mühe vorgenommen, aber in Haidhauſen war ſie ein Ding der Unmöglichkeit und mußte einſtweilen vertagt werden."

Um dieſelbe Zeit trug der bayriſche Cultminiſter von Lutz im deutſchen Reichstage zu Berlin auf ein Strafgeſetz gegen Geiſtliche an, welche die Kanzel zum Aufhetzen gegen die Staatsgewalt mißbrauchten, und erhielt der Vater dieſes energiſchen Miniſters, ein alter Lehrer in Bayern, ein gnädiges Handſchreiben vom König Ludwig II., worin ihm derſelbe zu ſeinem Dienſtjubiläum und zu ſeinem Sohne, „dem geiſtvollen Staatsmann und der treu bewährten Stütze des Thrones" Glück wünſchte. In München war der bisherige Uebermuth der Ultramontanen merklich gedämpft. Bei einer Katholikenverſammlung am 21. November ließ die gemäßigte Partei den fanatiſchen Ultramontanen Dr. Sigl, Redacteur des „Vaterland", gar nicht zum Worte kommen. Auch dem kirchlich gemaßregelten Pfarrer Hofemann half der Staat, indem die Kreisregierung erklärte, er ſey rechtmäßiger Pfarrer und der Vicar, der ſich der Kirchenſchlüſſel bemächtigt, habe ihm dieſelben wieder auszuliefern. Ein anderer Vikar, der den ſchon erwähnten altkatholiſchen Pfarrer Bernard beim Gottesdienſt in der Kirche zu Kiefersfelden zu ſtören wagte, fand keinen Anklang bei der Gemeinde und wurde zur Thür hinausbefördert.

In Burglengenfeld wurde der Vikar, der hier einer Rettungsanſtalt für verwahrloſte Knaben vorſtand, von der geiſtlichen Behörde abberufen, ging aber nicht, und die weltliche Regierung ſchützte ihn als einen bewährten Mann. In der Paſſauer Studienanſtalt war ein neues Lehrbuch der Religion, im Sinn des Infallibilitätsdogmas fabricirt, eingeführt worden, aber die Regierung verbot es. Der Erzbiſchof von Bamberg verbot dagegen bei Strafe der Excommunication die im Reichstag gehaltene Rede des Miniſters v. Lutz zu verbreiten. Auf der Univerſität Würzburg trennten ſich die altkatholiſchen Studenten (Marcomannen) von den infallibiliſtiſchen (der Walhalla). Die altkatholiſchen Vereine in Bayern vermehrten ſich. Es entſtanden ſolche auch in der Pfalz, in Kaiſerslautern und Landau. Dagegen hörte man, unter dem bayeriſchen Adel ſey der Unfehlbarkeitsglaube vorherrſchend. Die frommen Grafen, an ihrer Spitze Graf Arco, das Haupt des dem Papſte blind ergebenen bayeriſchen Adels, ſollen ſich entſchloſſen haben,

„fernerhin von jedem Beſuche des Hofes Ludwig II. ſich zu enthalten, um ſo den Beweis zu liefern, daß ſie auch jenen Männern ferne ſtehen wollen, welche durch ihre Staats- oder Hofſtellung in die Umgebung des Monarchen berufen, an der Spitze der gegen die Kirche und den Stellvertreter Chriſti gerichteten Bewegung ſtehen." Die adligen Schleppträger der Ultramontanen rechnen hauptſächlich darauf, daß, ſo ſehr Ludwig II. die Einſamkeit liebe, er doch ſchwerlich dem die Majeſtät repräſentirenden Schaugepränge im Königsſchloſſe zu München entſagen werde; da aber grade ſie durch ihre große Anzahl den eigentlichen Glanz des Hofes ausmachen, ſo hoffen ſie, durch ihr Fernbleiben einen Druck auf den König auszuüben.

Am 23. Dezember hielt Döllinger als Rector der Münchener Univerſität eine zeitgemäße Rede und conſtatirte, daß die vatikaniſchen Dekrete nur gegen die deutſche Wiſſenſchaft ins Werk geſetzt und ſeit mehr als 20 Jahren durch ſyſtematiſche Fälſchung der theologiſchen Lehrbücher vorbereitet worden ſeyen. Die Aufgabe der Theologie ſey früher polemiſcher Natur geweſen, ſie müſſe jetzt ireniſch (vermittelnd) ſeyn. Die Theologie habe dahin zu wirken, daß Deutſchland, wie es die Kirchentrennung geſchaffen, auch die Wiedervereinigung oder wenigſtens die Verſöhnung der Confeſſionen herbeiführe, wonach die beſten Geiſter aller Culturvölker ſich ſehnten.

Am Schluſſe des Jahres 1871 veröffentlichte der Münchener Profeſſor Froſchammer in der „A. A. Z." eine ſchlagende Antwort auf die Excommunication, mit welcher ihn der Erzbiſchof von München belegt hatte. Darin hieß es: „Nach kirchlichem Grundſatz iſt jeder Katholik der Excommunication verfallen, wenn er auch nur einem Glaubensſatze Anerkennung oder Unterwerfung verſagt. Demnach iſt ohne Zweifel auch der Herr Erzbiſchof von München-Freiſing und ſein Domkapitel, nicht minder aber der geſammte Epiſkopat und Klerus der Excommunication verfallen, und wird demnach in der ganzen katholiſchen Kirche längſt kein anderer Gottesdienſt mehr gehalten, als ein ſogenannter ſacrilegiſcher. Wir wollen, um dies zu beweiſen, nur zwei Ketzereien anführen, denen die ganze katholiſche Hierarchie ebenſo wie die geſammte Laienwelt verfallen iſt. Die beiden Ketzereien ſind: ‚das Kopernikaniſche Weltſyſtem und

geübt und daher in langer Folgezeit gering geschätzt, endlich auch den Tag ihres Glanzes erleben, und eben so gut eine welthistorische Periode charakterisiren, als großartige Menschenwürgerei, eitel höfischer Prunk und hohle Geistesgymnastik zur Genüge schon gethan haben.

Es wäre eine große und schwierige, auf wenigen Blättern nicht zu lösende Aufgabe: in historisch-kritischer Uebersicht alle irgend bedeutenden Fortschritte der Gewerbsbetriebe aus dem letzten halben Jahrhunderte aufzuführen. Schon eine ähnliche Darstellung mit der Beschränkung auf eigentliches Maschinenwesen, wie sie hier beabsichtigt wird, müßte einen weit größern Umfang erhalten, als den Umständen nach gestattet ist, wenn sie mehr thun wollte, als — nach Erörterung einiger allgemeinen Verhältnisse — an ausgewählten Beispielen den Aufschwung zeigen, welchen der menschliche Erfindungsgeist in diesem Fache genommen hat.

Die zur Hervorbringung irgend eines Gegenstandes bestimmten Maschinen haben — wenn man sie mit der Handarbeit, deren Stellvertreter sie sind, vergleicht — vor dieser entweder den Vorzug einer vermehrten oder den einer verbesserten Leistung. Oft ist Beides zugleich der Fall. Vermehrte Leistung (bei gleicher Anwendung von Kosten oder von Zeit) wird erreicht, theils durch große Geschwindigkeit der Bewegungen, theils durch Anwendung großer wirkender Körpermassen oder großer bewegender Kräfte, theils endlich durch Vervielfältigung der wirksamen Theile. Verbesserte Leistung entsteht in Folge größerer Gleichförmigkeit oder Regelmäßigkeit der Bewegungen. Daß dieses die Gründe von dem Nutzen der Maschinen sind, zeigt sich bei der oberflächlichsten Ansicht dieser letzteren. Eine Sägemühle zum Bretterschneiden liefert in gleicher Zeit viel mehr und besser geschnittenes Holz als eine Handsäge; denn 1) gestattet die Handsäge nur die Anwendung der Kraft von zwei oder drei Menschen, dagegen die Sägemühle, von Wasser oder Dampf getrieben, die Wirkung einer oft zwanzig oder dreißig Mal größern bewegenden Kraft; 2) kann eben deßhalb die Mühle der Säge eine weit schnellere Bewegung ertheilen, als Menschenhände hervorzubringen im Stande sind;

die Aufhebung und Nichtbeachtung des kirchlichen Zinſenverbotes.' Das Kopernikaniſche Syſtem wurde mit der größten Entſchiedenheit, ſowohl von der Congregation des Index der verbotenen Bücher dem Werke des Kopernikus ſelbſt gegenüber, als auch von der Congregation der Inquiſition im Galileiſchen Prozeß, als gänzlich ſchriftalſo offenbarungswidrig, als Ketzerei und als Verderben der katholiſchen Wahrheit bezeichnet und verdammt, und zwar unter Mitwiſſen und mit Beſtätigung des (unfehlbaren) Papſtes für alle Gläubigen, für die ganze Kirche. Ausdrücklich als Ketzerei wurde insbeſondere die Lehre von dem Stillſtande der Sonne bezeichnet, wie die Aktenſtücke des Prozeſſes bezeugen. Jetzt huldigt auch die Hierarchie dem Kopernikaniſchen Syſtem. Demnach ſind die Biſchöfe und Prieſter insgeſammt ſowohl Ungläubige als Ketzer. Ungläubige, weil ſie die ſchriftgemäße, zur katholiſchen Wahrheit gehörige Lehre verlaſſen, Ketzer, weil ſie das vom unfehlbaren kirchlichen Lehramt als Ketzerei verdammte Kopernikaniſche Syſtem als Wahrheit behaupten. Dagegen hilft nun einmal keine Vertuſchung und keine Sophiſterei. Ebenſo entſchieden und unbeſtreitbar iſt die Ketzerei, in welche die geſammte Hierarchie verfallen iſt dadurch, daß ſie das Zinſenverbot preisgegeben hat, und nun ſelbſt in der umfaſſendſten Weiſe gegen dasſelbe ſündigt."

Sodann macht Froſchammer auf den Unſinn aufmerkſam, daß der bekannte Papſt Honorius vom Concil in Conſtantinopel zum Ketzer erklärt und verdammt worden iſt. „Demnach iſt jeder Katholik verpflichtet, zu glauben, daß Papſt Honorius wirklich ein Ketzer war. Das vatikaniſche Concil von 1870 dagegen erklärte den Papſt, d. h. jeden Papſt auch der Vergangenheit, für unfehlbar, alſo auch den Honorius, der demnach nicht als Ketzer betrachtet werden darf." Mag alſo der Katholik den Papſt Honorius für einen Ketzer halten oder nicht, ſo wird er in dem einen wie im andern Falle, ſelber ein Ketzer. „Das Beſte wird wohl ſeyn, über dieſe ſchwierigen, fatalen Sachen gar nicht zu denken, ſondern die Augen ſchließend anzunehmen, daß ſie gar nicht exiſtiren. Man ſtellt ſich auch wohl, das objective Weſen der Kirche und ihre Verfaſſung vollſtändig mißachtend, ganz auf den Standpunkt des hierarchiſchen Subjektivis-

muß der Jetztzeit und findet seine Beruhigung darin, wenn nur der Papst sagt: ‚Es ist nicht so,' oder: ‚Es thut nichts.'" Unter solchen Umständen glaubt Froschammer auf seine eigene Excommunication gar keinen Werth legen zu dürfen.

Am 20. Dezember 1871 starb zu Amberg in der Oberpfalz der Altkatholik Franz Xaver Zunner, und das bischöfliche Ordinariat in Regensburg verweigerte ihm das kirchliche Begräbniß. Die Regierung der Oberpfalz erklärte aber auf eine geschehene Anfrage telegraphisch, daß sie Herrn Zunner als Katholiken behandelt wissen wolle, und daß ihm auch das kirchliche Geläute gebühre, das eventuell zwangsweise bewerkstelligt werden müßte. Das Begräbniß ging hierauf unter den üblichen Gebräuchen vor sich, und Professor Friedrich hielt in einer ihm vom Magistrat zu diesem Zwecke eingeräumten Kirche in Amberg den Seelengottesdienst. — In der bayerischen Kammer wollte in diesem Vorgehen der Regierung der Abgeordnete Pfarrer Nußwurm mehrere Verfassungsverletzungen erblicken, und er fragte, was die Regierung zur Wiederherstellung der „verletzten Rechte" thun wolle. Minister v. Lutz erklärte in seiner Antwort: dadurch, daß die Regierung der Oberpfalz Herrn Zunner als Katholiken behandelte, habe sie nur den Standpunkt der Staatsregierung getheilt, welche bekanntlich in der Kammer die Erklärung abgegeben, daß sie denjenigen, welcher die vatikanischen Beschlüsse betreffs der Infallibilität nicht anerkenne, als Katholiken erachte und ihm als solchem den staatlichen Schutz gewähre.

In München wurde der Stadtpfarrer der Ludwigskirche vom akademischen Senat unter Androhung von Entziehung der seitherigen Jahresbeiträge aufgefordert, die St. Ludwigspfarrkirche, welche zugleich Universitätskirche ist, dem Offiziator der Universität, dem exkommunicirten Professor Meßmer, für die Abhaltung des akademischen Gottesdienstes einzuräumen.

Was für gemeinen ultramontanen Pöbel es übrigens in der Residenzstadt München noch gab, bewies am 8. Januar 1872 das berüchtigte Schimpfblatt daselbst, welches sich Vaterland nennt. Den Tod des bayerischen Gesandten in Rom, Herrn v. Dönniges, besprechend, sagt es: „Da nichts Unreines in den Himmel eingehen

kann, so sind wir der Meinung, daß den Herrn Dönniges zweifelsohne der Teufel geholt haben wird. Wir sind hierin auch mit dem Teufel völlig einverstanden, und wünschen nur, daß er fleißiger an der Arbeit wäre." Und das nennt sich mit Vorliebe ein christliches, ein katholisches Blatt, und sein Redakteur ist kürzlich vom Erzbischof wegen seiner Haltung belobt worden.

Andererseits genirten die Altkatholiken sich nicht, am 14. Januar eine Versammlung in Regensburg zu halten, am Bischofssitz Senestrey's, des ultramontansten aller Ultramontanen. Sie wird als sehr interessant geschildert. Professor Huber entwarf in seiner Rede ein Gemälde des Jesuitismus mit grellen Farben aus den Schriften der Jesuiten selbst, und Doktor Reinkens brachte als Gegenbild die Bemühungen der edelsten Altkatholiken von Sailer an zur Uebersicht. — Am 10. März fand eine Massenversammlung der Pfälzer Altkatholiken in Kaiserslautern statt, am folgenden Tage eine andere in Wiesbaden.

Damals erfuhr man auch einen nicht uninteressanten Vorgang in Rom. „Als im Jahr 1620 Herzog Maximilian an der Spitze seiner Bayern für den frommen Kaiser Ferdinand II. nach Oberösterreich und von dort, nachdem er die Stände zu Paaren getrieben, weiter nach Böhmen zog, wo sein Vetter Friedrich von der Pfalz sich als König installirt hatte, da gab ihm der Kaiser ein Muttergottesbild mit und stellte ihn und sein Heer unter dessen Schutz. In der Schlacht am weißen Berge ward der Winterkönig geschlagen, und der Bayerherzog, der nach der Kurwürde Lust und sie als Dank für seine Unterstützung auch vom Kaiser verliehen erhielt, sendete das Mirakelbild, dem man den Sieg zuschrieb, obwohl er mehr der Ermattung der böhmischen Armee in Folge eines anstrengenden Nachtmarsches zuzuschreiben war, nach Rom, wo der Papst es in feierlicher Prozession entgegennahm und es in eine Kirche auf dem Quirinal brachte, welche von da an Maria vom Siege genannt wurde. Die bayerischen Fürsten aber stifteten ein ewiges Licht zu diesem Bilde und bezahlten jährlich 10 Scudi dafür an den Pfarrer der betreffenden Kirche. Das dauerte bis zum Dezember vorigen Jahres. Beim Beginne desselben übersendete der bayerische Gesandte

beim päpstlichen Stuhle, Graf Taufkirchen, dem Pfarrer von Santa Maria della Vittoria die für den Monat treffende Rate mit einem Begleitschreiben, in welchem der Graf demselben auseinandersetzte, er habe von seiner Regierung die Weisung, diese Zahlung nun für immer einzustellen."

Dagegen berichtete die A. A. Zeitung im April 1872: Wie wir vernehmen, hat Seine Majestät der König auf Ansuchen und in pietätvoller Erinnerung an seine Vorfahren angeordnet, daß der Unterhalt des von bayerischen Herzogen gestifteten ewigen Lichtes vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes vom Siege zu Rom von nun an aus der Kabinetskasse bestritten werde, nachdem zu diesem Zwecke Staatsmittel nicht mehr zur Disposition gestellt werden konnten.

Der Ultramontanismus sendete mittelst der Jesuitenverbindungen seine Nervenstrahlen überall hin aus und leitete die Empfindung unmerklich von München bis nach New-York. In der letztern Stadt nämlich nannte ein eingewanderter bayerischer Bierbrauer seine Wirthschaft „zum Döllinger" und bekam zahlreiche Gäste. Darüber ärgerten sich nun einige infallibilistische Landsleute des aufgeklärten Bierbrauers und verleiteten den zahlreichen irischen Pöbel der Stadt, die Bierwirthschaft zu demoliren. In der Trinkhalle befanden sich die Bildnisse des deutschen Kaisers und des Kronprinzen. „Die Irishmen mit ihren eisenbeschlagenen Knüppeln sollen besonders wild auf das Bild von ‚Our Fritz' eingedroschen haben; war dieser es doch, der ‚ihren Mek Meh'n', wie sie den aus irischem Blute stammenden Mac Mahon nennen, bei Wörth zum Laufen brachte."

Am 9. Januar 1872 schrieb die Kemptner Zeitung von der bayerisch-württembergischen Grenze: „Man höre und staune, mit welch' gotteslästerlicher Courage und apostolischer Bescheidenheit an sogenannt ‚geheiligter Stätte' von sanftmüthigen und demüthigen Dienern des Herrn dem gläubigen Volke vorgeleiert werden darf:

‚Wir Geistliche stehen so hoch über den Regierungen, über Kaiser, Königen und Fürsten dieser Erde, wie der Himmel über der Erde steht. Könige und Fürsten dieser Erde stehen uns Priestern so weit zurück wie das Blei dem feinsten geläuterten Golde. Engel und Erzengel stehen den Priestern weit zurück, denn wir können an

Statt Gottes Sünden vergeben, was alle Engel und Erzengel niemals konnten. Wir ſtehen über der Mutter Gottes, denn dieſe hat Chriſtus nur einmal geboren, wir Prieſter aber erzeugen und ſchaffen denſelben tagtäglich — ja die Prieſter ſtehen einigermaßen über Gott, denn derſelbe muß uns zu allen Zeiten und an allen Orten zu Dienſten ſtehen und auf unſern Befehl bei der Konſekration in der Meſſe vom Himmel herabſteigen. Gott hat zwar mit den Worten ‚Es werde' die Welt erſchaffen, wir Prieſter aber ſchaffen mit drei Wörtchen Gott ſelbſt . . . . . Deshalb hat man in den Zeiten, wo noch Glaube und Chriſtenthum beſtand, die Geiſtlichen in den allerhöchſten Ehren gehalten, das Volk, ja Kaiſer und Könige haben ſich vor ihm auf die Erde geworfen und den Boden geküßt, wo er ſeinen Fuß hingeſetzt hatte; heute aber wagt man von Seite der Regierungen die Prieſter zu verfolgen und Geſetze zu ſchaffen, womit die eifrigen und glaubenstreuen Geiſtlichen mit Feſtungsſtrafe bedroht werden.'

Dies ſind nur einige Auszüge aus den Predigten, vielmehr Vorleſungen, die der berühmte Pfarrer Kinzelmann von Geſtratz am 25. vorigen und am 7. dieſes Monats an ſeine bedauernswerthe Gemeinde gehalten hat."

Die Südd. Pr. ſchrieb aus Bayern: Der Minenkrieg unſerer Römlinge gegen das deutſche Reich ſcheint bereits in das zweite Stadium eingetreten zu ſeyn. Galt es im erſten, die Reſte der Begeiſterung von 1870 auszutreiben, Mißſtimmung zu pflanzen, ſo ſcheint es Aufgabe des zweiten Stadiums zu ſeyn, die Zertrümmerung unſeres nationalen Werkes feſter ins Auge zu faſſen und die Bevölkerung bei Zeiten ſchon mit den Mitteln zu Erreichung dieſes Zieles vertraut zu machen. Daß man von Frankreich den Hauptſchlag erwartet, daß die ganze Rechnung auf Mitwirkung dieſes Faktors geſtellt iſt, bedarf wohl keines Beweiſes. Erſt in neuerer Zeit aber treten die Anzeichen deutlicher hervor, daß man Vorbereitungen trifft, die Bevölkerung mit dem Gedanken einer thatkräftigen Unterſtützung einer von Frankreich ausgehenden Aktion vertraut zu machen. Ob man hiebei ein ins Bayeriſche überſetztes Franctireurweſen im Auge hat, oder ob man auf den Abfall unſeres

Heeres rechnet, und wie man eine ſolche Möglichkeit mit dem Fahneneid zuſammenreimen mag, der das Heer im Kriegsfall zu unbedingtem Gehorſam gegen den deutſchen Kaiſer verbindet — das mag heute ununterſucht bleiben. Es genüge vorläufig, an die Thatſache erinnert zu haben.

Das bayeriſche „Vaterland" genirte ſich nicht, Frechheiten wie folgende abzudrucken: „Die Blätter veröffentlichen den neuen bayeriſchen Fahneneid, an deſſen Schluß die Stelle vorkommt: ‚Auch ſchwört ihr, im Kriege den Befehlen Seiner Majeſtät des deutſchen Kaiſers als Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leiſten.' — Das iſt ſehr fein und ſchützt davor, daß ‚die Regimenter zum Feinde hinüber kommandirt werden', was in der bayeriſchen Weltgeſchichte ſchon mehrmals vorgekommen iſt. Aber auch wenn der König von Bayern und der ‚deutſche Kaiſer' ſich zerkriegten oder der ‚deutſche Kaiſer' es dem König von Bayern machte, wie dem König von Hannover, was freilich bei der gegenſeitigen Freundſchaft gar nicht denkbar iſt, wären die bayeriſchen Soldaten dem ‚deutſchen Kaiſer' zu unbedingtem Gehorſam eidlich verpflichtet und müßten in dieſem freilich ganz undenkbaren Fall wieder die Bauern — — ſich bei Sendling oder auf einem andern Friedhof begraben laſſen, wenn die Preußen kämen, was wieder nicht denkbar iſt, und die Bayern ſich dagegen wehren wollten, was ſie ja gar nicht mehr dürfen. Glücklicher Weiſe kann man wenigſtens unſern Herrgott nicht beeiden, ſo daß er morgen das ganze ‚deutſche Reich' über den Haufen blaſen kann, wenn er will, worüber wir wenigſtens uns noch vor Eintritt der Ewigkeit tröſten zu können einige Hoffnung haben. Denn das wäre doch gar zu traurig, wenn wir uns über dieſes ſchreckliche Unglück gar nicht mehr zu tröſten vermöchten!"

Am 21. Januar, dem Jahrestag der Annahme der Verſailler Verträge, brachte das „Vaterland" einen Artikel, an deſſen Spitze ſich die Worte: „Zum 21. Januar" in breitem ſchwarzen Rande befinden, und in deſſen Eingang es heißt: „Für uns iſt dieſer 21. Januar ein ſchwarzer Tag, ein Tag der Trauer; er ruft uns nur ſchmerzliche Erinnerungen wach — die Erinnerungen vor Allem an den geliebten Todten, unſer theures, altes bayeriſches Vaterland;

am 21. Januar feiern wir den Jahrestag ſeines Todes ſo lange, bis eine wunderbare Fügung den Todten uns wieder zum Leben erweckt, was, wie wir hoffen, noch vor dem allgemeinen letzten Gerichte geſchehen wird." Am Schluſſe der Jeremiade wird dann nochmals die Hoffnung ausgeſprochen: „Möge die Zeit nicht ferne ſeyn, auf die wir hoffen, daß das alte Bayern im alten Glanze, in der früheren Schönheit, in Freiheit und Ehre wieder erſtehe aus dem Grabe, in das es am 21. Januar 1871 gebettet wurde; daß der geſegnete Tag erſcheinen werde, der Bayern den Bayern wiedergibt. Bis dahin trauern wir ums Bayerland, ums Vaterland, und der heutige Tag mit ſeiner traurigen Erinnerung ſoll uns bis dahin ſtets ein Tag beſonderer Wehmuth und Trauer ſeyn!"

Nachdem der Biſchof von Augsburg allen Pfarrern ſeines Bisthums befohlen hatte, die neuen Concilsbeſchlüſſe zu verkünden, und der Pfarrer Renſtle ſich weigerte, die Rechtmäßigkeit des Concils und das neue Dogma anzuerkennen, excommunicirte ihn der Biſchof. Die weltliche Regierung aber gewährte ihm den verfaſſungsmäßigen Schutz. Ueber dieſen Schutz gab nun der Biſchof eine Beſchwerdeſchrift ein, die in der Sitzung des bayeriſchen Abgeordnetenhauſes vom 23. Januar 1872 gutgeheißen und unterſtützt wurde. Die Minderheit des Hauſes vertheidigte die Regierung. Zuerſt bemerkte Völk, das neue Dogma habe gar nicht publicirt werden dürfen, weil die Biſchöfe das placet der Regierung nicht zuvor eingeholt hätten, es habe alſo gar keine Giltigkeit für Bayern.

Jörg, der Mehrheit ſicher, ritt das Paradepferd des unbedingten Gehorſams gegen die Kirche, der auch der Staat gehorchen müſſe. Sepp führte dagegen in längerer Rede aus, die Jeſuitenpartei mit dem incompetenten Concile ſey gar nicht die alte Kirche und habe kein Recht, Gehorſam zu fordern. Es ſeyen nur (politiſche) Wühler, die in dem friedenvollen Deutſchland einen Religionskrieg entzünden wollten. Das Feuer ſey angezündet, und nun wolle die Mehrheit der bayeriſchen Kammer, anſtatt zu löſchen und den Landfrieden herzuſtellen, nur noch Oel ins Feuer gießen. Die Biſchöfe ſeyen über die Bedeutung des Dogmas ſo wenig im Klaren geweſen, daß der Miniſter, wenn er ſich nach dem Concil um eine

Erklärung an jeden einzelnen derſelben gewandt hätte, eine Muſterkarte aus Bayern allein bekommen haben würde. Ueberhaupt glaube Niemand an das Dogma, als ältere und jüngere Weiber beiderlei Geſchlechts. (Große Heiterkeit.) Selbſt die große Anzahl der Biſchöfe denke nicht einmal daran, an dasſelbe zu glauben. (Tumult rechts; Rufe: Das iſt Lüge!) Ein hoher Mitraträger habe erklärt: „Wenn ich nochmals nach Rom käme, ich ginge wieder zur Oppoſition" (Unterbrechung: Namen! Verleumdung!) — „es iſt derjenige, dem wir die Reſtauration des hieſigen Domes verdanken!" Oder habe nicht ein Mitglied der Kammer — es ſitze hinter ihm (dem Redner) und ſey heute ſein Gegner — vor dem Concilsbeſchluſſe zu ihm geſagt: „Wenn der Beſchluß in Rom zu Stande käme, müßte man aus der Kirche treten!" Jetzt möge er austreten! (Lärm.) Redner gibt nun eine lange Schilderung der wahrſcheinlichen Folgen des Dogmas, erkennt aber in den ganzen kirchengeſchichtlichen Vorgängen der Jetztzeit etwas Providentielles, erinnert an eine alte Prophezeihung, daß die Kirche nur beſtehen werde von Petrus I. bis Petrus II., welch' letzterer eben ſo lange auf dem Stuhle Petri ſitzen werde, als erſterer, und glaubt ſich keiner Täuſchung hinzugeben bei der Annahme, daß eben ſo ſiegreich, wie die deutſchen Waffen aus dem jüngſten Kriege hervorgegangen, auch die deutſche Wiſſenſchaft der römiſchen Hierarchie gegenüber ſeyn werde. (Bravo! links.) Von der durch das bekannte Dogma im neunzehnten Jahrhundert hervorgerufenen Kirchenſpaltung und ihrem eigentlichen Urheber, dem jetzigen Papſte, werde man aber ſagen: „il grande devastatore della chiesa". (Bravo! links. Unruhe rechts.) Was bleibt uns nun zu thun? ſchließt Redner ſeinen 1½ſtündigen Vortrag, und beantwortet dieſe Frage folgendermaßen: Es bleibt nichts übrig, als die Excommunication zurückzunehmen, wie das früher oft geſchehen, wo gut katholiſche bayeriſche Herzoge die Geiſtlichen zur Zurücknahme zwangen und die Verkündigung einer ſolchen bei Haft verboten. Das mache ich dem Cultusminiſter zum Vorwurf, daß er nicht bei der erſten Excommunication in ähnlicher Weiſe eingeſchritten iſt.

Eine treffliche Rede hielt auch v. Hörmann, der frühere Mi-

niſter des Innern, indem er die ſophiſtiſchen Rechtstheorien der Kammermehrheit wie eine Gurke mit ſcharfem Meſſer zerſchnitt. „Die Kammer hat geſchworen, die Verfaſſung aufrecht zu halten und man muthet ihr zu, einzelne Beſtimmungen zu eskamotiren und katholiſche Politik zu treiben. In der Verfaſſung ſey die Frage des Placet ſo klar entſchieden, daß darüber gar kein Zweifel beſtehen kann. Man könne auch gar nicht leugnen, daß Dogmen Kirchen-„Geſetze" ſind, und die Verfaſſung beſtimme klar, daß zur Verkündigung von Geſetzen das königliche Placet erforderlich iſt. Wenn daſſelbe verweigert wird, ſo will die Regierung die Leute nicht hindern, an ein Dogma zu glauben, ſie will aber auch nicht die Gewiſſensfreiheit derer beeinträchtigen laſſen, die nicht daran glauben wollen (Beifall). Es iſt ſonderbar, daß diejenigen, die ſich ſtets dafür ausgeben, die königliche Gewalt aufrecht erhalten zu wollen, derſelben mit Präjudizien entgegentreten, wenn es ſich um einen Biſchof handelt. Die Anhänger des Majoritätserachtens wollen, daß die Staatsregierung zum Gerichtsvollzieher der Kirche werde. Man muthe der Regierung die koloſſale Blamage zu, zum Vollzuge einer Sache, die ſie bekämpft, den weltlichen Arm zu leihen. Der Eid des Gehorſams, welchen der Biſchof von Augsburg dem König von Bayern geleiſtet, hat die nämliche Geltung wie der, den Pfarrer Renftle dem Biſchof von Augsburg geleiſtet hat. Letzterer gab mit ſeiner Beſchwerdeführung ſeiner Diöceſe ein Beiſpiel von Frivolität (Beifall). Man hat die Befürchtung ausgeſprochen, daß eine fremde Macht ſich in dieſe Dinge miſchen werde, aber er (Redner) glaubt, daß wir auch ohne die „fremde" Macht in Berlin mit der wirklich fremden Macht in Rom fertig werden. Die Infallibiliſten hier im Saal ſollen an ihre Abgeordnetenpflicht denken und nicht confeſſionelle Politik treiben wollen in einem paritätiſchen Staate; wollten ſie mehr von ihren religiöſen Gewiſſensſcrupeln als von jener Pflicht ſich leiten laſſen, dann ſollten ſie ihre Mandate niederlegen, ſonſt werde es bald genug auch in Bayern heißen: „Hinaus mit den Theologen aus der Kammer!" (Großer Beifall).

Aufs gründlichſte wies in der letzten Sitzung vom 27. Januar Mi-

niſter v. Lutz in zweiſtündiger Rede die Anſicht der Regierung als durchaus verfaſſungsmäßig und insbeſondere die niemals unterbrochene oder aufgehoben geweſene Gültigkeit des Placet nach. Er führte hiſtoriſch an, wie viele bayeriſche Fürſten ſchon von Georg dem Reichen bis auf Ludwig I. vom Placet Gebrauch gemacht hatten. Er bewies ferner aus dem Wortlaut des schema de ecclesia die Staatsgefährlichkeit des neuen Dogma, welches die Ultramontanen immer noch friſchweg leugneten. Er frug, was denn das Verfahren des Augsburger Biſchofs gegen den Pfarrer in Mering anderes ſey, als ein Verſuch, das neue Dogma den Leuten gewaltſam aufzudringen. Er erinnerte an die Zeiten, in denen die Päpſte von Avignon aus den guten Bayern das bitterſte Herzeleid anthaten, indem ſie Bann und Interdict über den edlen Kaiſer Ludwig den Bayern verhängten. Er bezüchtigte endlich die Ultramontanen der Lüge, indem ſie unter der blauweißen Fahne, als ſey es ihnen einzig um die Selbſtſtändigkeit Bayerns zu thun, doch nur die Tyrannei Roms in Bayern einführen und die Bavaria in römiſche Ketten ſchmieden wollten.

Schließlich ergriff auch noch der Miniſterpräſident Graf von Hegnenberg das Wort und ſchleuderte ebenfalls den Ultramontanen den Vorwurf der Lüge ins Geſicht: „Die vatikaniſchen Dekrete, ſprach er, ſollen nichts Neues enthalten? — Lüge! Die Vereinigung der denkbarſt abſoluten Geſetzgebungs-, Richter- und Exekutivgewalt in der Perſon des Papſtes, ohne daß für ſeine Entſcheidungen die Zuſtimmung der Kirche erforderlich wäre, das ſey kirchliches Lehramt — Lüge! Und die Ausdehnung dieſes Abſolutismus vom Gebiet des Glaubens auf das Gebiet der Sitten berühre keine bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe — Lüge! Warum haben die Biſchöfe, wenn ſie nach dem Concil der Wahrheit kein Zeugniß mehr geben wollten, nicht wenigſtens die Lüge auf ſich beruhen laſſen? Wer hat ſie gezwungen, ihre Unterhirten in einen Landſturm zu verwandeln?“ Die ſchöne Zeit der Ruhe wird ſchwer vermißt und Herr v. Lutz verſicherte, ſelbſt in den miniſteriellen Schooß werde ſo mancher klerikale Schmerz ausgeſchüttet. Als ſich Einige erkühnten, ein abweiſendes „Oho!“ auszuſtoßen, da wurde die Stimme

3) bewegt ſich die Mühlſäge weit genauer und regelmäßiger, macht daher einen ſchönern, glattern Schnitt, und ſchafft Bretter von mehr gleichmäßiger Dicke, als die Handſäge. Werden nun noch an der Sägemühle mehrere Sägeblätter ſtatt eines einzigen angebracht, ſo kommt der aus dieſer Vervielfältigung der Theile entſtehende Vortheil hinzu, um die Menge der geleiſteten Arbeit zu ſteigern. — Eine Spinnmaſchine erzeugt weit mehr Garn, als in gleicher Zeit auf einem Spinnrade geſponnen werden kann: 1) weil auf der Maſchine 60, 100, 200, ja manchmal 400 Spindeln angebracht ſind, deren jede ihren beſondern Faden ſpinnt, gleich der einzigen Spindel des Spinnrades; 2) weil die Spindeln der Maſchine in ſchnellern Umlauf geſetzt werden können, indem das Ausziehen des Fadens aus dem Spinnmateriale (welches mit der Zuſammendrehung gleichen Schritt halten muß) mit entſprechender größerer Geſchwindigkeit geſchieht, als es beim Handſpinnen möglich iſt. Selbſt bei gleicher bewegender Kraft kann eine Maſchine bedeutend mehr Geſpinnſt liefern, als die Hand. Denn durch das Spinnen eines einzigen Fadens wird — bei dem Gebrauche des Spinnrades — zwar die Thätigkeit der Hände und die Aufmerkſamkeit der arbeitenden Perſon, dagegen noch lange nicht ihre Kraft, völlig in Anſpruch genommen. Eine Spinnmaſchine von ſolcher Größe, daß ſie noch von der Kraft eines Mannes in Betrieb zu ſetzen iſt, kann leicht 50 oder 60 Spindeln enthalten, und ungefähr fünfzig Mal ſo viel Garn produziren, als der nämliche Mann in gleicher Zeit auf einem Spinnrade ſpinnen könnte. Dieſer Vortheil entſteht daraus, daß die zeitraubende Arbeit des Fadenausziehens den Händen abgenommen, von der Maſchine durch mechaniſche Mittel verrichtet, und dem Spinner — außer der allgemeinen Beaufſichtigung — nur die Anwendung ſeiner bewegenden Kraft überlaſſen wird, welche zur gleichzeitigen Erzeugung vieler Fäden genügend iſt. — Das Maſchinengarn iſt aber auch beſſer und ſchöner, als das mit der Hand geſponnene Garn, weil die Bildung des Fadens durch Auseinanderziehen des ſpinnbaren Materials von den nach feſtbeſtimmten Geſetzen wirkenden Mechanismen der Maſchine viel gleichförmiger geſchieht, und überdies hiermit die Zuſammendrehung des Geſpinnſtes in einem, keiner zufälligen Unregelmäßigkeit unterworfenen, gleichbleibenden Verhältniſſe ſteht.

des Ministers um einen bedeutungsvollen Halbton höher und mit dem Finger auf den Boden deutend, rief er: „Das ist wahr, bis in diesen Saal herein!“ Augenblickliches eiskaltes Schweigen konstatirte den Vollzug einer moralischen Douche. — Der Ministerpräsident drückte noch den Wunsch aus, die schwebenden Wirren möchten auf friedlichem Wege gelöst werden, und schloß mit dem Satze: „Erachten Sie die Beschwerde als begründet, so schlagen Sie den letzten Nagel in den Sarg des bürgerlichen und confessionellen Friedens, aber auf Sie fällt die Verantwortung!“ Bei der Abstimmung ergab sich Stimmengleichheit von je 76 Stimmen. Weil aber nach der Verfassung Stimmengleichheit als Verneinung gilt, war somit die Beschwerde des Bischofs von Augsburg abgelehnt, und die überfüllten Gallerien brachen in Jubel und laut und oft wiederholtes Bravo aus. Zwei Modificationsanträge wurden ebenfalls abgelehnt. Die A. Allg. Z. schrieb: Das so bedeutsame Ergebniß der heutigen Abstimmung der Kammer der Abgeordneten verdanken wir vorzugsweise auch der großen Aufopferung des kürzlich in die Kammer eingetretenen Abgeordneten Julius Müller, Staatsanwalts zu Frankenthal, dem vor zwei Wochen der Unfall begegnete, einen Fuß zu brechen, der sich aber dessenungeachtet mit seinem großen Gypsverband in die Kammer bringen ließ und gegen die Beschwerde stimmte, so daß hiedurch Stimmengleichheit erzielt wurde.

Die Münchener Abendzeitung bemerkte: Die Ultramontanen sind geschlagen, sie haben eine unheilbare Niederlage erlitten, denn die oft ausposaunte Majorität ist dahin auf immer, der heutige Tag hat sie um alles Ansehen gebracht, in den viertägigen Debatten sind sie mehr denn je entlarvt worden. Wenn der glaubenstreue Katholik Hegnenberg den Römlingen auf ihr Anathema den deutschen Fluch zuruft: „Fluch der Lüge!“ wenn Präsident Hörmann nachweist, daß die Eide auf die Verfassung gebrochen wurden, so sind das Thatsachen, die Niemand aus dem Volke vergessen wird, der noch Sinn für Wahrheit, Recht und Gesetz hat.

Damals wurde aus München geschrieben: Unsere frommen und „patriotischen“ Hochwürdigen sind doch recht angenehme Herren,

ganz im Geiſte der chriſtlichen Liebe. Das erfuhr jüngſt namentlich Dr. Sepp, der doch ſonſt ſelbſt zu der Zunft ihrer weltlichen Mitſtreiter gehört, durch ſeine neuliche unfehlbarkeitsfeindliche Rede aber den Zorn der Nachfolger Chriſti im höchſten Maße auf ſich geladen hat. Dieſer Zorn und Haß hat ſich auch bereits in fühlbarer Weiſe über dem Haupte des „Abtrünnigen" entladen. Sepp bekam nämlich, kaum ein paar Tage nachdem er das ſchreckliche Verbrechen begangen hatte, von einem Pfarrer ſeines Wahlbezirks einen gar liebenswürdigen Schreibebrief des Inhalts, daß der Hochwürdige von einer Frau, die auf einem Anweſen Sepp's ein Capital von 45,000 fl. ſtehen hat, beauftragt ſey, ihm zu eröffnen, daß ſie wegen der Rede, die er gegen die „katholiſche Kirche" gehalten und die von den Liberalen mit großem Beifall aufgenommen worden ſey, ihm das Capital künde, und um die Zartſinnigkeit dieſes Verfahrens zu erhöhen, war beigefügt, Dr. Sepp möge für den Nachtheil, den er etwa durch dieſe Kündigung erleide, ſich bei den Liberalen ſchadlos halten. Aber nicht bloß in Geld-, ſogar in den heiligſten Familienverhältniſſen ſucht man den nun Verfehmten tödtlich zu treffen, indem man Verſuche macht, ſeine Frau zu bewegen, daß ſie von dem gottloſen Gatten ſich ſcheiden laſſe. Das iſt Prieſterrache.

Inzwiſchen vollzog ſich in München eine Allianz der Ultramontanen mit den Socialdemokraten. Das ultramontane „Vaterland" druckte die Einladung zu einer Arbeiterverſammlung in München ab.

In jenen Tagen las man in der Mainzeitung: Der oberſte Gerichtshof in Bayern hat das Urtheil beſtätigt, wodurch der Herr Biſchof von Regensburg wegen Beleidigung des Bürgermeiſters zu Kötzting durch eine Firmungspredigt in dortiger Kirche zu 75 fl. Geldbuße und in ſämmtliche Koſten verurtheilt wurde. Das Urtheil motivirt ſich damit, daß die Biſchöfe zwar unzweifelhaft ein Recht der kirchlichen Cenſur über ihre Gläubigen hätten, daß ſie aber bei Uebung dieſes Rechtes nicht einer Privatehrenkränkung ſich ſchuldig machen dürften. Mit dem Gebrauche ehrenkränkender Worte verfielen die Biſchöfe gleich jedem Andern dem Gebiete des Strafrechts.

Die Nichtigkeitsbeſchwerde des Biſchofs wurde vom höchſten Gerichtshof verworfen.

Damals (Ende Januar 1872) erfuhr man auch, die Krankheit des Prinzen Otto, des einzigen und ſelbſt noch unvermählten Bruders des unvermählten Königs, habe ſich ſehr verſchlimmert. „Er befindet ſich unter ärztlicher Aufſicht in Nymphenburg, und thatſächlich ſteht die Dynaſtie des Königs Max II. auf zwei Augen. Um ſo begreiflicher iſt es, daß König Ludwig II., als er vorgeſtern im Hoftheater erſchien, von dem Publikum ſtürmiſch begrüßt wurde. Man kennt die Stellung, welche der Fürſt den klerikalen Anläufen gegenüber von jeher eingenommen hat, und daß der am Tage vorher erfochtene Sieg des Miniſteriums und der Liberalen zugleich eine Genugthuung für die perſönlichen Ueberzeugungen des Monarchen war. Mit welchem Eifer der älteſte Oheim des Königs, Prinz Luitpold und deſſen ganzes Haus, dem Ultramontanismus anhängt, weiß Jedermann, und jeder gute Bayer muß wünſchen, daß dieſe Richtung — eine Seitenlinie bleibt."

Man verband mit dieſer Münchener Nachricht eine myſteriöſe römiſche Korreſpondenz des polniſchen Kraj, „derzufolge am ruſſiſchen Hofe Perſönlichkeiten welfiſcher Verbindung und Geſinnung für eine Verſöhnung zwiſchen Rußland einerſeits und Polen und dem Katholicismus andererſeits thätig wären, um auf dieſer Grundlage eine ruſſiſch-franzöſiſch-engliſche Allianz zur Zertrümmerung Deutſchlands und Italiens zu ermöglichen. Darauf mag wenig Gewicht zu legen ſeyn. Merkwürdig iſt aber, daß der erſte Theil dieſer Notiz von dem hieſigen Volksboten, deſſen Beziehungen zu der Nunciatur bekannt ſind, auch ſeinerſeits und zwar mit dem Vermerken gemeldet wird, daß dieſes Ereigniß ein ſehr erfreuliches und hoffnungsreiches ſey. Unter dieſen Umſtänden hat es ein gewiſſes Intereſſe, daß das hieſige ‚katholiſche' oder ‚Hofcaſino', deſſen Protektoren gewiſſe, durch die, wie es ſcheint, unheilbare Erkrankung des Prinzen Otto neuerdings wieder in den Vordergrund der Bühne getretene Prinzen des bayeriſchen Hauſes ſind, das genannte Blatt als eigenes Organ zu acquiriren ſucht. Als Vermittler des Kaiſers wird der bekannte Reichstags- und Landtags-Abgeordnete

Dr. Schüttinger, der Vater des famoſen ‚Initiativ-Antrages', genannt. Gleichzeitig ſpricht man in den vertrauten Kreiſen von der nahe bevorſtehenden Verlobung des Prinzen Leopold, des zweiten leopoldiniſchen Prinzen, mit der älteſten Prinzeſſin von Hannover. Bekanntlich iſt der ältere Bruder des Prinzen Leopold, der Prinz Ludwig, bereits vor vier Jahren durch ſeine Heirath mit einer Prinzeſſin von Modena zugleich in den Beſitz eines der größten europäiſchen Fürſtenvermögen gelangt und in die Intereſſen der durch die Neugeſtaltung Italiens und Deutſchlands depoſſedirten Dynaſtien gezogen worden."

Wie einzelne katholiſche Pfarrer von der Jeſuitenpartei fanatiſirt und encouragirt waren, bewies Pfarrer Lechner in Bayern. Derſelbe predigte: „Unſere katholiſchen deutſchen Fürſten waren bei der Beraubung des Papſtes müßige Zuſchauer; ſie nennen ſich zwar von Gottes Gnaden, allein man weiß nicht, ſind ſie von Gottes- oder Teufels-Gnaden," wurde deßhalb vom Bezirksgericht Freiſing wegen Majeſtätsbeleidigung zu 1 Jahre Feſtungsſtrafe verurtheilt, was auf ein halbes Jahr herabgeſetzt wurde.

Profeſſor Meßmer in München wurde vom dortigen Erzbiſchof feierlich excommunicirt, weil er dem neuen Dogma widerſprochen, erklärte aber in einem offenen Antwortſchreiben, daß das vierte Kapitel, welches dem Canon 6 der 23. Sitzung von Trient vorausgehe, den Univerſalepiscopat und die Plenipotenz des Papſtes verwerfe, denn daſſelbe bezeichnet die Biſchöfe „als vom heiligen Geiſte, alſo unmittelbar von Gott," nicht mittelbar durch den Papſt geſetzt, die Kirche Gottes zu regieren und zugleich als Nachfolger der Apoſtel.*)

Im März 1872 kam zu Freiſing in Bayern der katholiſche Prieſter Ertle in Unterſuchung, weil er, an einer Wallfahrtskirche in der Nähe angeſtellt, den abergläubigen Wallfahrern gemeines Lampenöl als koſtbares Heilmittel angeprieſen und verkauft habe. Ein Be-

*) Proinde sacrosancta synodus declarat, præter ceteros ecclesiasticos gradus, episcopos, qui in apostolorum locum successerunt, ad hunc hierarchicum ordinem præcipue pertinere et positos sicut idem Apostolus ait a Spiritu Sancto, regere ecclesiam Dei.

lastungszeuge deponirte (jedoch nur vom Hörensagen), daß Ertle sich einmal sogar herbeilassen wollte, eine kranke Person vom Krankenbette aus direkt in den Himmel hineinzuspediren, jedoch selbstverständlich nur um die Fahrtaxe von 150 fl. Am originellsten war die Aussage einer jungen Frau, welche von ihrem eigenen Vater — um eine dem letztern mißliebige Heirath seiner Tochter zu vereiteln — zu Ertle gebracht wurde, der ihr ebenfalls eine Portion Lampenöl mitgab mit der Weisung, hievon einige Tropfen in den linken Brautschuh zu schütten, dann könne sie nicht mehr anders und müsse noch am Altare „Nein" sagen. Daß das Wunderöl nichts half, bewies ganz deutlich die bald darauf erfolgte Trauung der Zeugin." Der geistliche Betrüger wurde nur in die Kosten und zu zwanzig Gulden Strafe verurtheilt.

In Erlangen bildeten die Altkatholiken die Mehrheit und baten daher die Regierung, zu gestatten, daß ihnen die katholische Kirche daselbst zu ihrem Gottesdienste eingeräumt werde. Das wurde ihnen nun auch in einem Erlaß gewährt, worin grundsätzlich festgestellt war, daß „überall, wo die Mehrheit der Gemeinde am alten Glauben hält und die Kirche Gemeinde-Eigenthum ist, dem urchristlichen Prinzip des Gemeinderathes Raum gegeben wird."

Ein Pfarrer zu Waldenhofen im Allgäu war Infallibilist, seine Gemeinde aber altkatholisch, so daß seine Kirche leer blieb, indem die Gemeinde zum altkatholischen Gottesdienst nach Kempten ging.

Da sich kein deutscher Bischof der altkatholischen Bewegung annahm und die Altkatholiken doch einen Bischof brauchten, um die Firmelung vorzunehmen, richteten sie ihr Augenmerk auf den jansenistischen Erzbischof von Utrecht, Heinrich Loos. Dieser kam nun wirklich nach München und hielt hier am 7. Juli in der St. Nikolaikirche am Gasteig, „eine ehrwürdige Gestalt mit weißem Haupthaar, aber körperlich rüstig und geistig frisch", ein Hochamt und ertheilte den Kindern das Sakrament der Firmelung. Nach dem Hochamt betrat Professor Friedrich die Kanzel, um im Namen des Erzbischofs eine tiefergreifende Ansprache zu verlesen. „Daß die Wege des Herrn wunderbar sind, das empfinde er (der Herr Erz-

biſchof) am heutigen Tage wieder mit voller Gewalt; denn wer hätte je gedacht, daß für ein von ihm repräſentirtes, von dem ſichtbaren Haupte der Kirche verfluchtes, hinausgeſtoßenes und von deſſen zahlloſen Schmeichlern und Anbetern verhöhntes und beſchimpftes Häuflein von der göttlichen Vorſehung eine ſolche Aufgabe zurückgelegt worden ſey. Und warum — heißt es weiterhin in dieſer erzbiſchöflichen Anſprache — wurden wir (die Kirche von Utrecht) ſolcher Gnade gewürdigt? Weil wir ſtritten für Recht und Wahrheit, für die Ehre Chriſti und Gottes, für reine Sitten und wahre Tugend. Weil wir, obſchon ſchwer mißhandelt in der Kirche Chriſti, ihr mit unverbrüchlicher Treue unaufhörlich anhingen und die gemißbrauchte Gewalt in dem, was rechtmäßig war, zu reſpektiren nie aufhörten. Weil wir, obſchon mit bitterm Haß verfolgt, ſoviel und wo wir es vermochten, Liebe und Einheit gepflogen haben. Zur Hülfe in der größten Noth, die je die Kirche betroffen, wurden wir über alle drohenden Gefahren hinweg erhalten; denn welch' größere Noth könnte es für die Kirche Chriſti geben, als daß die geiſtlichen Hirten, voran ihr Oberhaupt ſelber, wider den alten Glauben eine neue Lehre aufſtellen, bekennen und ihre Untergebenen zum Bekenntniß ſolcher Irrlehre zwingen; ja ſich nicht ſcheuen, die im alten Glauben Beharrenden zu verfluchen und der Wohlthaten und Segnungen der chriſtlichen Heilslehre für unwürdig zu erklären. Aber Er, der Iſrael behütet, ſchläft nicht. Und wenn das Böſe ſich ſo erhebt, daß den Treuen des Herrn das Lebensbrod verweigert wird, dann hat Er ſeine Diener, die ſich nicht fürchten, für ſeine Treuen zu ſorgen, bis das Uebel vorüber.

„Zu jenen Treuen gehört Ihr, meine Geliebten! die Gott durch ſeine großmächtige Gnade behütet, daß Ihr Euer Knie nicht vor dem Abgott beugtet. Und treue geiſtliche Diener helfen Euch in Eurer Noth. Auch die Kirche von Utrecht hat Euren Nothruf gehört und in ihm Gottes Rufen erkannt. Das hat mich auch getrieben dem Rufe folgend, Euch das Sakrament zu ſpenden. Die gewöhnliche Ordnung möchte es uns verbieten, das Geſetz der Liebe aber gebietet es uns. O, daß durch Gottes Güte unſer Dienſt unter Euch fruchtbringend und geſegnet ſey."

Man ſchrieb ferner aus München: Morgen reist der Erzbiſchof nach Kiefersfelden, um Dienſtag dort zu firmen, Mittwoch nach Mering, um Donnerſtag dort zu firmen. In Kempten wird er Sonntag funktioniren. Am Tage der Firmung zu Kiefersfelden brannten Freudenfeuer auf den Bergen. In der Pfarrkirche zu Mering wurden 184 altkatholiſche Knaben und Mädchen vom Erzbiſchof gefirmelt. In Kempten hatte der König den Altkatholiken den Fürſtenſaal zur Firmelungsfeier überlaſſen. Am 16. Juli firmelte der Erzbiſchof die Altkatholiken zu Kaiſerslautern. Böllerſchüſſe und Glockengeläute empfingen ihn, und die Stadt war feſtlich beflaggt. Desgleichen firmelte er in Landau.

Hinterdrein erfuhr man durch das klerikale „Vaterland", daß „der Herr Erzbiſchof von München-Freiſing, ſobald er von den durch den Erzbiſchof Loos aus Utrecht hier vorgenommenen Funktionen Nachricht erhielt, ſofort einen energiſchen Proteſt ans k. Miniſterium (mit Zuſtimmung des ganzen Domcapitels) eingeſandt habe, wie er dann jedes Mal, ſo oft ein neuer, in der Gaſteigkirche vorgenommener ſacrilegiſcher Akt zu ſeiner Kenntniß komme, proteſtire; doch ſcheine es, daß alle dieſe oberhirtlichen Proteſte einfach zu den Akten gelegt werden." Der Münchener Volksbote ſchrieb: „Die Stadt Landau hatte das Unglück, am 21. den bekannten fliegenden Holländer in ihren Mauern zu ſehen. Derſelbe, Loos heißt er, ließ auch hier ſeine Fineſſen los, trieb janſeniſtiſchen Unfug und firmte nebenbei einige Kinder. Sodann war große Tafel im Schwanen, wobei mehrere Jeſuiten, Römlinge, Ultramontane und andere wilde Thiere gefreſſen wurden, natürlich nur mit dem Mundſtück, das bekanntermaßen bei Leuten dieſer Sorte ſtets das Einzige und Beſte iſt, was ſie haben." Solche Sprache führt das Leibblatt des Erzbiſchofs. — Von Landau kehrte Loos in ſeine holländiſche Heimath zurück.

Es iſt auffallend genug, daß auch noch in der gegenwärtigen Zeit, in welcher der katholiſche Klerus ſo ſcharf beobachtet wurde, Fälle wie folgende vorkamen. Im Herbſt 1872 wurde Cooperator Würf von Auenkirchen zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er ſich während des Religionsunterrichtes unzüchtige Handlungen

gegen Mädchen erlaubt hatte, und wurde der katholiſche Pfarrer Scherer von Mundelfingen vom Schwurgericht in Conſtanz wegen unnatürlicher Unzucht mit den ſeiner Seelſorge anvertrauten Kindern zum Zuchthaus verurtheilt.

Kapitel 3.

Die erſten altkatholiſchen Verſammlungen.

Man ſah das neue Dogma mit Recht als den äußerſten Endpunkt an, bis zu dem die Anmaßungen des Papſtthums gehen konnten. Unvermeidlich riefen ſie ein Schisma hervor und zwar ein für die römiſche Kirche noch verhängnißvolleres, als es der Abfall der Proteſtanten zur Reformationszeit geweſen war, weil ihr diesmal von Seite der weltlichen Mächte keine ſo ausreichende Unterſtützung dargeboten wurde als damals.

Gleichwohl ſchien die altkatholiſche Oppoſition gegen Rom in den erſten Jahren des Kampfs noch eine verhältnißmäßig geringe zu ſeyn. Man pflegte die Döllinger, Schulte, Friedrich, Michelis ꝛc. einen Generalſtab ohne Armee zu nennen und die Ultramontanen glaubten ſich bereits ganz ſicher, als ob die ungeheure Maſſe der katholiſchen Bevölkerung für immer auf ihrer Seite ſtehen müſſe, ſo daß die altkatholiſche Bewegung der Gegenwart eben ſo in ſich ſelbſt erſticken würde, wie die ſog. deutſch-katholiſche vor dreißig Jahren. Allein die Verhältniſſe waren doch ganz andere, und die Ultramontanen dürften ſich in ihrem frühzeitigen Triumph bitter getäuſcht haben. Es iſt ganz richtig und läßt ſich auch ganz natürlich erklären, daß die altkatholiſche Oppoſition noch ſchwach war, ſo lange ſie 1. von der weltlichen Staatsgewalt noch nicht ausreichend unterſtützt, ſo lange namentlich noch nichts geſchehen war, um den drückenden Alp von der Bruſt des niederen Klerus zu verſcheuchen und dieſem gegenüber den Jeſuiten und dem Episcopat mehr Muth und eine freiere Bewegung zu geſtatten; weil 2. die Proteſtanten

mit ſich noch nicht ins Reine gekommen waren, wie weit ſie jener Oppoſition, als einer einfachen Fortſetzung der Reformation, brüderlich beiſtehen ſollten, und weil 3. die Altkatholiken ſelbſt unter ſich noch nicht einig waren.

Die Altkatholiken theilten ſich nämlich in zwei Parteien, wovon die eine nur das neue Dogma von der Unfehlbarkeit bekämpfen und beſeitigen, im übrigen aber die alte Kirche des Tridentinums mit allen ihren Mißbräuchen wie bisher beibehalten, die andere dagegen auch jene Mißbräuche wegräumen und eine gründliche Reform durchführen wollte.

Die überall in Deutſchland zerſtreuten Altkatholiken ſuchten zuſammenzukommen, die norddeutſchen mit den ſüddeutſchen Fühlung zu gewinnen. So eine Zuſammenkunft am 13. April zu Bonn, wo ſich Schulte, Michelis, Reinkens, Florencourt ꝛc. zuſammenfanden. Am 5. und 6. Auguſt 1871 verſammelten ſich viele Häupter der Altkatholiken, namentlich Vertreter der ſchon an vielen Orten gebildeten Vereine zu Heidelberg, und nahmen das Münchener Programm aus dem Munde des Profeſſor Huber entgegen. Man beſchloß, ſich Ende September wieder und zwar in größerer Zahl in München zu verſammeln. In der Schlußſitzung wurde betont, es ſolle alles vermieden werden, was den Verdacht erregen könnte, als werden kirchliche Neuerungen beabſichtigt. Abweichend aber lautete der Bericht, in welchem der Weltprieſter Anton aus Wien den Anſchluß der öſterreichiſchen Bewegung an die deutſche anmeldete. „Er wollte nämlich nicht jede Neuerung vermeiden. Auf ſeinen Aufruf haben ſich bei ihm in vier Tagen über 1000 Wiener Familien zum Beitritt angemeldet, und er hofft, in wenigen Wochen eine Gemeinde gründen zu können. Er fragt nun an, ob die Führer der Bewegung gewillt ſeyen, über die Frage der Unfehlbarkeit hinaus eine Reform der Kirche mit Wahrung des ächtkatholiſchen Standpunktes herbeizuführen. Sie in Oeſterreich ſeyen zu den weitgehendſten Reformen von dieſem Standpunkte aus entſchloſſen, zu Reformen in Dogma, Liturgie, durch Einführung des Laienelements in die Kirche ꝛc.“

Auch eine Altkatholikenverſammlung in Stuttgart erklärte zwar,

ſie bekämpfe nur die Infallibilität und wolle die übrigen Glaubensſätze, wie ſie die Kirche bis zum tridentiniſchen Concil entwickelt habe, nicht berühren, verlangte aber doch freie Wahl der Biſchöfe durch das Volk, Abſchaffung des Cölibats, der Ohrenbeichte, des Mißbrauchs mit Heiligenbildern und Reliquien, Einführung der Civilehe und Communalſchulen.

Andererſeits erfuhr man, die Leiter der zum 22. September in München einberufenen großen Altkatholikenverſammlung (Zirngibl, Huber, Graf Moy ꝛc.) hätten in ihren Einladungen das Recht, an der Verſammlung theilzunehmen, von der Bejahung folgender Fragen abhängig gemacht: Glaubt ihr an die geoffenbarte Religion, an die Gottheit Chriſti und an die Bibel? Nach der Südd. Poſt. — Am 13. verſammelten ſich die Altkatholiken des Allgäus zu Kempten, wozu ſich viele Landleute einfanden. In einer Rede, welche Fürſt Hohenlohe an ſeine Wähler zu Forchheim hielt, ſagte derſelbe: Das beſtehende Staats-Kirchenrecht iſt durch die Beſchlüſſe des vaticaniſchen Concils und durch die Haltung des deutſchen Episcopats weſentlich erſchüttert. Es wird nöthig ſeyn, daſſelbe auf neuer Grundlage aufzubauen. Wenn der Kirche die Freiheit gewährt werden muß, ihre Glaubenslehre und ihren Cultus feſtzuſtellen, ihre Geiſtlichen zu bilden und zu wählen, ſo muß dagegen der Staat ſich das Recht wahren, dafür zu ſorgen, daß keine Kirche in das Gebiet des Staates übergreife und daß jeder Staats-Angehörige gegenüber ſeiner Kirche in ſeinen natürlichen und verfaſſungsmäßigen Rechten geſchützt werde. Dies führt nothwendig dahin, die Behandlung der Eheſachen mit ihren rechtlichen Folgen, die Führung der Civilſtandsregiſter und endlich die Schule ganz und ausſchließlich zur Sache des Staates zu machen. Ob die Regierungen der deutſchen Mittelſtaaten die Kraft und den Willen haben werden, dieſe Frage in ſo durchgreifender Weiſe zu löſen, darüber erlaube ich mir kein Urtheil. Sollte es nicht der Fall ſeyn, ſo wird es nöthig werden, das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche auf dem Wege der Reichs-Geſetzgebung dauernd feſtzuſtellen.

Die lange vorher verkündete **große Altkatholiken-Ver-**

Nach dem Angeführten ergibt sich, daß bei den Maschinen die Geschwindigkeit der Bewegungen, die Größe der bewegenden Kräfte und der wirkenden Körpermassen, die Vielheit der thätigen Bestandtheile, Umstände von einflußreichster Bedeutung sind. Es mag nicht uninteressant seyn, hierüber einige, von verschiedenartigen Maschinen entlehnte Beispiele zusammenzustellen.

Wir müssen hier die Bemerkung vorausschicken, daß man in der Physik, im Maschinenwesen u. s. w., um die Größe von Geschwindigkeiten und bewegenden Kräften einfach ausdrücken und mit einander vergleichen zu können, sich gewisser allgemein angenommener Beziehungsarten bedient, zu denen auch wir uns für den gegenwärtigen Zweck um so mehr bequemen werden, als sie sehr bestimmt und zugleich leicht faßlich sind. So pflegt man die Geschwindigkeit einer Bewegung dadurch anzugeben, daß man den Raum nennt, welchen ein Körper oder ein bestimmter Punkt eines Körpers binnen einer Sekunde durchläuft. Um den an solchen Ausdruck nicht gewöhnten Leser vorläufig damit etwas vertrauter zu machen, seyen hier einige Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben angeführt. Ein rasch gehender Mann macht in einer Sekunde etwa zwei Schritte, deren jeder 2½ Fuß oder wenig darüber umfaßt: die Geschwindigkeit ist also hier 5 Fuß, wonach eine Meile von 24,000 Fuß in 80 Minuten zurückzulegen wäre. Ungefähr eben so schnell bewegt sich eine Stubenfliege im gewöhnlichen Fluge fort; dagegen kann dieselbe, wenn sie gejagt wird, auch sechs Mal geschwinder seyn, nämlich in einer Sekunde einen Raum von 29 bis 30 Fuß durchschneiden. Schnellläufer haben es wohl dahin gebracht, selbst bei mehrstündiger Dauer des Gehens 12 Fuß Geschwindigkeit zu erreichen, also die Meile in 33 Minuten zu machen (z. B. der bekannte Menzen Ernst). Für kürzere Dauer können Läufer sich sogar 15 bis 17 Fuß in der Sekunde fortbewegen. Ein beladenes Kameel geht in gleichförmiger Schnelligkeit 12 bis 15 Stunden des Tages mit 6 bis 6½ Fuß Geschwindigkeit. Ein Pferd im Schritte vor einem Lastwagen hat 2 bis 3 Fuß Geschwindigkeit; im Trabe vor einem Postwagen 7 bis 8, und auf kürzere Strecken selbst bis 12 Fuß; ein Reitpferd im

ſammlung wurde am 22. September in München eröffnet. Zu ihr hatten ſich zahlreiche Deputirte von altkatholiſchen Vereinen von ganz Deutſchland und ſogar aus Spanien und Rußland eingefunden. Ein mit der Redaktion des Programms beauftragter Ausſchuß legte folgendes Programm vor: 1) Im Bewußtſeyn unſerer religiöſen Pflichten halten wir feſt an dem alten katholiſchen Glauben, wie er in Schrift und Tradition bezeugt iſt, ſo wie am alten katholiſchen Cultus. Wir betrachten uns deßhalb als vollberechtigte Glieder der katholiſchen Kirche, und laſſen uns weder aus der Kirchengemeinſchaft, noch aus dem durch dieſe Gemeinſchaft uns erwachſenden kirchlichen und bürgerlichen Rechte verdrängen. Wir erklären die wegen unſerer Glaubenstreue über uns verhängten kirchlichen Cenſuren für gegenſtandslos und willkürlich und werden durch dieſelben an der Bethätigung der kirchlichen Gemeinſchaft in unſerem Gewiſſen nicht beirrt und nicht verhindert. Von dem Standpunkte des Glaubensbekenntniſſes aus, wie es noch in dem ſogenannten tridentiniſchen Symbolum enthalten iſt, verwerfen wir die unter dem Pontificate Pius' IX. im Widerſpruch mit der Lehre der Kirche und den vom Apoſtelconcile an befolgten Grundſätzen zu Stande gebrachten Dogmen, insbeſondere das Dogma von dem unfehlbaren Lehramte und von der höchſten ordentlichen und unmittelbaren Jurisdiction des Papſtes. 2) Wir halten feſt an der alten Verfaſſung der Kirche. Wir verwerfen jeden Verſuch, die Biſchöfe aus der unmittelbaren und ſelbſtändigen Leitung der Einzelkirchen zu verdrängen. Wir verwerfen die in den vaticaniſchen Decreten enthaltene Lehre, daß der Papſt der einzige, göttlich geſetzte Träger aller kirchlichen Autorität und Amtsgewalt ſey, als im Widerſpruche ſtehend mit dem tridentiniſchen Canon, wonach eine göttlich geſtiftete Hierarchie von Biſchöfen, Prieſtern und Diakonen beſteht. Wir bekennen uns zu dem Primate des römiſchen Biſchofes, wie er auf Grund der Schrift von den Vätern und Concilien in der alten ungetheilten chriſtlichen Kirche anerkannt war. a. Wir erklären, daß nicht lediglich durch den Ausſpruch des jeweiligen Papſtes und die ausdrückliche oder ſtillſchweigende Zuſtimmung der dem Papſte zu unbedingtem Gehorſam eidlich ver-

pflichteten Biſchöfe, ſondern nur im Einklange mit der heiligen Schrift und der alten kirchlichen Tradition, wie ſie niedergelegt iſt in den anerkannten Vätern und Concilien, Glaubensſätze definirt werden können. Auch ein Concil, welchem nicht wie dem vaticaniſchen, weſentliche äußere Bedingungen der Oekumenicität mangelten, welches aber in allgemeiner Uebereinſtimmung ſeiner Mitglieder den Bruch mit der Grundlage und Vergangenheit der Kirche vollzöge, vermöchte durchaus keine die Glieder der Kirche innerlich verpflichtenden Decrete zu erlaſſen. b. Wir betonen, daß die Lehrentſcheidung eines Concils im unmittelbaren Glaubensbewußtſeyn des katholiſchen Volkes und in der theologiſchen Wiſſenſchaft ſich als übereinſtimmend mit dem urſprünglichen und überlieferten Glauben der Kirche erweiſen müſſe. Wir wahren der katholiſchen Laienwelt und dem Klerus, wie der wiſſenſchaftlichen Theologie, bei Feſtſtellung der Glaubensregeln das Recht des Zeugniſſes und der Einſprache. 3) Wir erſtreben unter Mitwirkung der theologiſchen und canoniſtiſchen Wiſſenſchaft eine Reform in der Kirche, welche im Geiſte der alten Kirche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche heben und insbeſondere die berechtigten Wünſche des katholiſchen Volkes auf Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllen werde. Wir erklären, daß der Kirche von Utrecht der Vorwurf des Janſenismus grundlos gemacht wird und folglich zwiſchen ihr und uns kein dogmatiſcher Gegenſatz beſteht. Wir hoffen auf eine Wiedervereinigung mit der griechiſch-orientaliſchen und ruſſiſchen Kirche, deren Trennung ohne zwingende Urſachen erfolgte und in keinem weſentlichen dogmatiſchen Unterſchiede begründet iſt. Wir erwarten, unter Vorausſetzung der angeſtrebten Reformen und auf dem Wege der Wiſſenſchaft und der fortſchreitenden chriſtlichen Cultur, allmälig eine Verſtändigung mit den übrigen chriſtlichen Confeſſionen, insbeſondere mit den proteſtantiſchen und biſchöflichen Kirchen Englands und Amerikas. 4) Wir halten bei der Heranbildung des katholiſchen Klerus die Pflege der Wiſſenſchaft für unentbehrlich. Wir betrachten die künſtliche Abſchließung des Klerus von der geiſtigen Cultur des Jahrhunderts in Knaben-Seminarien und einſeitig von Biſchöfen geleiteten höheren Lehranſtalten bei deren großer päda-

gogiſcher Bedeutung für das Volk als gefährlich. Wir wünſchen die Mitwirkung der weltlichen Obrigkeiten zur Erziehung und Heranbildung eines ſittlich-frommen, wiſſenſchaftlich erleuchteten und patriotiſch geſinnten Klerus. Wir verlangen für den ſogenannten niederen Klerus eine würdige und gegen jegliche hierarchiſche Willkür geſchützte Stellung. Wir verwerfen die durch das franzöſiſche Recht eingeführte und neueſtens allgemeiner angeſtrebte willkürliche Verſetzbarkeit, amovibilitas ad nutum der Seelſorge-Geiſtlichen. 5) Wir halten zu den die bürgerliche Freiheit und humanitaire Cultur verbürgenden Verfaſſungen unſerer Länder, verwerfen darum auch aus ſtaatsbürgerlichen und culturhiſtoriſchen Gründen das den Staat bedrohende Dogma von der päpſtlichen Machtfülle und erklären, unſeren Regierungen im Kampfe gegen den im Syllabus dogmatiſirten Ultramontanismus treu und feſt zur Seite zu ſtehen. 6) Da offenkundig durch die ſogenannte Geſellſchaft Jeſu die gegenwärtige unheilvolle Zerrüttung in der katholiſchen Kirche verſchuldet worden iſt, da dieſer Orden ſeine Machtſtellung dazu mißbraucht, um in Hierarchie, Klerus und Volk culturfeindliche, ſtaatsgefährliche und antinationale Tendenzen zu verbreiten und zu nähren, da er eine falſche und corrumpirende Moral lehrt und übt, ſo ſprechen wir die Ueberzeugung aus, daß Friede und Gedeihen, Eintracht in der Kirche und richtiges Verhältniß zwiſchen ihr und der bürgerlichen Geſellſchaft erſt dann möglich iſt, wenn der gemeinſchädlichen Wirkſamkeit dieſes Ordens ein Ende gemacht ſeyn wird. 7) Als Glieder der katholiſchen, noch nicht durch die vaticaniſchen Decrete alterirten Kirche, welcher die Staaten politiſche Anerkennung und öffentlichen Schutz garantirt haben, halten wir auch unſere Anſprüche auf alle realen Güter und Beſitztitel der Kirche aufrecht. München, 21. September 1871. Das Redactionscomité. Döllinger, Reinkens, Schulte, Huber, Maaßen, Langen, Friedrich.

Folgender Bericht der „Kölner Zeitung" gibt einen guten Ueberblick über die intereſſante Verſammlung. Am 22. September, etwas nach halb 10 Uhr wurde die berathende Verſammlung des Katholiken-Congreſſes, bei welcher ſich anfänglich etwa 250 Delegirte eingefunden hatten, durch den Ober-Staatsanwalt v. Wolff,

den Vorsitzenden des Münchener Actions-Comités, eröffnet und begrüßt und nach seinem Vorschlage das Bureau folgendermaßen zusammengesetzt: v. Schulte (Prag), Ehrenpräsident, Geheimerath Windscheid (Heidelberg) und Nationalrath Keller (Aarau), Vicepräsidenten, Professor Schwicker (Ofen), Stumpff (Coblenz) und Appelrath v. Wulfen (Passau), Schriftführer.

Als Gegenstand der Berathung lag das von der Redactions-Commission ausgearbeitete Programm vor.

Die Professoren Huber (München) und Reinckens (Breslau) fungirten als Referenten. Reichsrath v. Döllinger, von der Versammlung aufs lebhafteste begrüßt, charakterisirte die Kirche von Utrecht. Auf Vorschlag des Vorsitzenden fand keine allgemeine Debatte Statt, sondern die Versammlung trat sofort in die Specialberathung ein. Der erste Punct des Programmes wurde ohne Debatte angenommen, über Punct 2 sprach Pfarrer Anton (Wien). Die Fassung der Redactions-Commission wurde angenommen. Ueber Punct 3 entstand eine lebhafte Debatte, an welcher sich Professor Michelis (Braunsberg), Professor Ossinin (Petersburg), Pfarrer Anton, Religionslehrer Nittel (Warnsdorf), Professor Stumpff, Professor Bauer, Reichsrath v. Döllinger, Nationalrath Keller, v. Liano (Spanien), Geheimerrath Windscheid, Professor Schwicker und die Referenten betheiligten. Schließlich wurde Punct 3 (nach den Anträgen von Stumpff, Michelis, Schwicker, Moy und Schulte) in folgender Fassung angenommen:

„Wir erstreben unter Mitwirkung der theologischen und canonistischen Wissenschaft eine Reform in der Kirche, welche im Geiste der alten Kirche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche heben und insbesondere die berechtigten Wünsche des katholischen Volkes auf verfassungsmäßig geregelte Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllen werde, wobei unbeschadet der kirchlichen Einheit in der Lehre die nationalen Anschauungen und Bedürfnisse der katholischen Völker Berücksichtigung finden können. Wir erklären, daß der Kirche von Utrecht der Vorwurf des Jansenismus grundlos gemacht wird und folglich zwischen ihr und uns kein dogmatischer Gegensatz besteht. Wir hoffen auf eine Wiedervereinigung mit der

griechisch-orientalischen und russischen Kirche, deren Trennung ohne zwingende Ursachen erfolgte und in keinen unausgleichbaren dogmatischen Unterschieden begründet ist. Wir erwarten unter Voraussetzung der angestrebten Reformen und auf dem Wege der Wissenschaft und der fortschreitenden christlichen Cultur allmählich eine Verständigung mit den protestantischen und bischöflichen Kirchen."

Ueber Punct 4 sprachen noch Professor Maassen (Wien), Pfarrer Langermann (Bonn), Religionslehrer Wollmann (Braunsberg), Professor Michelis, Pfarrer Anton und Nationalrath Keller.

Die weitere Berathung wurde auf Nachmittag um 1 Uhr vertagt.

Nachmittags um 3½ Uhr begann die zweite berathende Sitzung.

Präsident Schulte theilte der Versammlung ein Glückwunsch-Telegramm des Fortbildungs-Reform-Vereins Ofen-Pesth mit; sodann wurde in der Discussion über Punct 4 fortgefahren. An derselben betheiligten sich die Herren Professor Cornelius (München), Weltpriester Thomas Braun (Passau), Medicinalrath Kreutzer (Durlach). Stumpff sprach entschieden gegen die Bestimmung, daß der Staat die Erziehung des Klerus zu übernehmen habe, weil dies eine Schädigung der kirchlichen Freiheit werden könnte, und Reichsrath Dr. v. Döllinger unterstützte ihn in dieser Anschauung aufs wärmste, weil er ein Anrufen der directen Staatsgewalt für höchst gefährlich halte; es könnte ja selbst der Fall eintreten, daß in irgend einem Staate die feudal-klerikale Partei zur Regierung käme — welche traurige Consequenzen würden dann aus vorberegter Bestimmung erwachsen! Der Punct 4 wurde sodann nach einer Modification, welche aus den Modificationen Maassens und Reinckens erwuchs, in folgender Fassung angenommen:

„Wir halten bei der Heranbildung des katholischen Klerus die Pflege der Wissenschaft für unentbehrlich. Wir betrachten die künstliche Abschließung des Klerus von der geistigen Cultur des Jahrhunderts (in Knaben-Seminarien und einseitig von Bischöfen geleiteten höheren Lehranstalten) bei dessen großem Einfluß auf die Volkscultur als gefährlich und als höchst ungeeignet zur Erziehung und Heranbildung eines sittlich-frommen, wissenschaftlich erleuchteten

und patriotisch gesinnten Klerus; wir verlangen für den sogenannten niederen Klerus eine würdige und gegen jegliche hierarchische Willkür geschützte Stellung. Wir verwerfen die durch das französische Recht eingeführte und neuestens allgemeiner angestrebte willkürliche Versetzbarkeit (amovibilitas ad nutum) der Seelsorgsgeistlichen."

Punct 5 wurde unverändert angenommen.

Im Punct 6 wurde lediglich die Modification gestellt und angenommen, daß statt: „da er (der Jesuiten-Orden) eine falsche und corrumpirende Moral lehrt und übt", gesetzt werde: „da er eine falsche und corrumpirende Moral lehrt und geltend macht."

Punct 7 wurde ohne Debatte angenommen.

So war nun das ganze Programm, gewissermaßen das Glaubensbekenntniß der Altkatholiken, mit Einmüthigkeit festgestellt.

Professor v. Schulte entwickelte nun, wie nothwendig es sey, mit der Bildung altkatholischer Gemeinden sogleich einen Anfang zu machen und dafür die Hülfe des Staates nachzusuchen. Dem trat nun Döllinger entgegen, warnte vor dem Schisma, „vor der Betretung des praktischen Bodens," empfahl die höchste Vorsicht und wollte nicht eine Kirchentrennung, sondern eine Reform innerhalb der einigbleibenden Kirche durchsetzen. Er sagte: „Sie scheinen mir in dem großen Irrthume befangen zu seyn, daß Papst und Bischöfe schon dadurch, daß sie irren, aufhören, rechtmäßig Papst und Bischöfe zu seyn, und daß Sie sofort zur Bildung einer neuen Hierarchie schreiten dürften. (Einzelne Rufe: doch! doch! Ja wohl!) Dies ist nicht der Fall. Der Episkopat, an dem wir ja auch festzuhalten erklärt haben, ist und bleibt der rechtmäßige Episkopat, und die bisherige katholische Kirche ist und bleibt trotz der vatikanischen Dekrete die rechtmäßige große katholische Kirche. Wir befinden uns zwar in dieser Kirche in dem Zustande einer Art Nothwehr, ähnlich wie Paul von Samosata zur Zeit der arianischen Streitigkeiten; unsere Nothwehr ist eine gerechtfertigte, und wir wissen nicht, ob sie von kürzerer oder längerer Dauer ist; aber über diese Nothwehr dürfen wir keinen Schritt hinausgehen; sonst gerathen wir auf eine Bahn, auf welcher kein Ende abzusehen ist. Wenn Sie Sekten bilden wollen, so haben Sie keinen Einfluß mehr auf die Kirche.

Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel am Proteſtantismus. Die Reformation hat darum ihren Zweck verfehlt, weil ſie in eine Trennung von der Kirche hinauslief; der Proteſtantismus ging ſeinen eigenen Weg; aber auch die katholiſche Kirche ging ihre Wege, und dieſe Wege waren nicht die beſten, denn die Kirche wurde nicht reformirt. Wir müſſen in der Kirche bleiben! Glauben Sie mir, ich habe mein ganzes Leben mit dem Studium der Kirchengeſchichte zugebracht; ich habe alle Spaltungen, alle Secten und Ketzereien ſtudirt, ich kenne ihre Entſtehung, ihren Verlauf und ihr Ende. Auf Grund dieſes Wiſſens warne ich Sie eindringlich vor dem Wege, den Sie betreten wollen."

Mit Recht entgegnete man ihm, daß ſich die von den Jeſuiten durch und durch inficirte römiſche Kirche gar nicht reformiren laſſe und daß das Schisma unvermeidlich ſey. Auch Luther wollte nur eine Reform und kein Schisma, ſcheiterte aber an Roms unverbeſſerlichem Trotze. Die Verſammlung ſprach ſich mit wenigen Ausnahmen für Schulte aus, indem die Redner nachwieſen, daß der dermalige Nothſtand bereits ſo groß und ſo bedürfnißreich für die von der papiſtiſchen Hierarchie cenſurirten Katholiken geworden ſey, daß die Betretung des praktiſchen Bodens und eine nothdürftige Wiederherſtellung des geraubten kirchlich-religiöſen Lebens abſolut nimmer vermieden werden könne und auch nicht ohne die größte Schädigung der Sache überhaupt und der katholiſchen Wahrheit insbeſondere vermieden werden dürfe. Die Verſammlung ſolle ja nicht ohne dieſe That, ohne dieſe ſo ſchon das Minimum der Erforderniſſe enthaltende Reſolution auseinander gehen; denn ſonſt würden ſie alle ſich den Vorwurf der Charakterſchwäche in ähnlicher Weiſe, wie ſelbe zum Schaden der katholiſchen Wahrheit ſeit den Tagen des Vatikaniſchen Concils innerhalb der katholiſchen Kirche ſo vielfach offenkundig geworden, und mit vollem Recht, zuziehen. Haben wir, ſprach ſchließlich der Antragſteller, den Muth, das, was wir im Programm theoretiſch feſtgeſetzt haben, auch praktiſch durchzuführen.

Am 23. September wurde die erſte öffentliche Verſammlung im Glaspalaſt gehalten. Döllinger wohnte ihr, ſowie auch der

folgenden, nicht mehr bei. Anweſend waren 4000 Perſonen. Darunter mehr als 300 Delegirte. Die Abendzeitung entwarf von der Verſammlung ein klares Bild: „Impoſant, mächtig und ergreifend war der äußere Eindruck, den die erſte Generalverſammlung der Altkatholiken im weſtlichen Pavillon des Glaspalaſtes darbot. Schaarenweiſe ergoß ſich der Männer Strom in den lichthellen Prachtbau und gedrängt ſtand und ſaß man Kopf an Kopf in dem ungeheuren Raume, als es drei Uhr Nachmittag ſchlug und die Verſammlung eröffnet wurde. Wohl an 6000 Männer waren verſammelt, — lauter ehrenhafte, charakterfeſte Männer aus allen Gauen Deutſchlands, aus allen Städten Bayerns, freie Deutſche, die ſich nicht beherrſchen und unterdrücken laſſen wollen von dem römiſchen Biſchof! Viele, ſehr viele von ihnen glänzen durch Wiſſenſchaft, Charakter und Stellung. Hier ſitzen auf reſervirten Plätzen die Abgeordneten Bayerns, hier die Delegirten der Altkatholikenvereine, dort ſtehen Offiziere und Militärs, hier Kaufleute und Bürger. Und welche Erſcheinung bietet nicht die grünbehangene Tribüne dar: hier oben, der Verſammlung gegenüber, ſitzen in drei Reihen die Herren des Actionscomités, die Männer der Wiſſenſchaft und des deutſchen Charakters, berühmte Namen, bekannt weit über die Grenzen Europas! Hier in der rechten Ecke ſitzt der von Rom ſo ſehr gefürchtete Profeſſor Huber, der raſtloſe Vorkämpfer der Altkatholiken, ihm gegenüber an der linken Ecke der Ehrenpräſident Dr. Schulte aus Prag, der Matador deutſcher Fechter gegen die jeſuitiſchen Schaaren, Profeſſor Friedrich, Michelis, Windſcheid, Oberceremonienmeiſter Graf Moy, Reinckens, Pfarrer Anton, Landamman Keller, Profeſſor Cornelius, Maaßen, Oberſtaatsanwalt v. Wolff, lateiniſche und griechiſche Geiſtliche — und wer ſie alle ſeyn mögen, die wackern, gelehrten Männer.

Ehrenpräſident Dr. v. Schulte eröffnet die Verſammlung. Stille, lautloſe Ruhe entſteht in weitem Raume, Alles lauſcht geſpannt und voll Erwartung den Worten der Redner, die der Reihe nach auftreten. Profeſſor Dr. Huber betritt die Rednerbühne zuerſt, ſeine tiefliegenden ſchwarzen Augen blitzen über die tauſendköpfige Verſammlung, ſeine einfachen, geiſtreichen Darlegungen der heutigen

Gegenſätze, des Materialismus und Chriſtenthums, finden lebhaften Beifall und erregen Freude, da er Gott die Ehre gibt und den ſtreng chriſtlichen Standpunkt wahrt. Profeſſor Dr. Windſcheid aus Heidelberg, das getreue Conterfei Lincolns, ſpricht kurz und markig, jeder ſeiner Sätze ruft den rauſchenden Beifall der Verſammlung hervor. Er hält den begonnenen Kampf für einen eminent deutſchen, denn was Deutſchland beſitze, das habe es errungen mit den Waffen des freien Geiſtes. Die neue römiſche Lehre aber verſtopfe den Quell des freien, deutſchen Lebens und treibe Alle, die ihr folgen, der geiſtigen Stumpfheit und dem ſittlichen Verfall in die Arme. Die Geſchichte ſolle dereinſt nicht ſagen, daß die Nation ihre großen Errungenſchaften vom Krieg unmittelbar darauf im Frieden ſich habe verkümmern laſſen. Pfarrer Anton aus Wien, ein kleines, unanſehnliches Männchen, mit leiſer, ſchwacher Stimme, bringt nicht nur die Grüße, ſondern auch ‚Geiſt und Herz‘ der deutſchen Brüder in Oeſterreich, deren Beſtrebungen laut bejubelt und anerkannt werden. Denſelben Anklang finden die Grüße der Ungarn und der Utrechter Kirche, deren Vertreter ſich vergeblich bemüht, deutſch zu ſprechen, aber eine einfache, würdige Erſcheinung, ſo männlich und doch ſo beſcheiden, folgt man ſeinen ſtarkgequetſchten Worten mit Aufmerkſamkeit.

Nach ihm ſpricht Pater Hyacinth, der einſtige Liebling der frommen Pariſer Damenwelt, der Redner von Notre-Dame. Wer ſähe heute in ihm den Karmelitermönch? Pater Hyacinth trägt ſchwarzen Frack, ſtehenden Halskragen mit ſchwarzer Schleife und tritt wie ein Weltmann, voll Eleganz, voll Liebenswürdigkeit auf. Er ſpricht franzöſiſch; ſchon nach den erſten Worten zeigt er ſich als den vollendetſten Redner, der, ganz Feuer und Flamme, mit ſeinen Worten ſprüht wie ein angeſchlagener Edelſtein und mit ſeiner weichen, hohen Stimme erſtaunliche gymnaſtiſche Uebungen vornimmt. Er reißt hin, er bezaubert, er entzückt, Alles jubelt ſeinen zündenden Worten über das Chriſtenthum der Katakomben zu. Mit ſeinen Worten ſchnellt Hyacinth zugleich ſeine ganze kleine Figur in die Höhe, mit ſeinen Worten duckt er ſich nieder bis zum Rande der Tribüne. Niemand könnte dieſem Manne Feind ſeyn, der die Seelen mit der Macht ſeines Wortes unwillkürlich bindet,

der bald in künſtlichen Perioden, bald in kurzen Sätzen, immer aber ſo vernünftig, ſo klar, ſo einleuchtend ſpricht. Pater Hyacinth verleugnet den Franzoſen keinen Moment; der Beifall, den er erntet, iſt rieſig.

Ihm folgt der kalte, nüchterne, logiſche Deutſche in der Perſon des Dr. v. Schulte wie ein unlösbarer Gegenſatz. Unbeweglich, die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſteht und ſpricht er; ſeine Stimme iſt ebenſo durchdringend wie ſein Blick, und was er ſagt iſt kalt, tödtlich kalt — für die Unfehlbarkeit! Mit eiſiger Kühle, mit unerbittlicher Logik, mit vernichtender Ironie, mit beißender Lauge ſchildert er die Anmaßung der Jeſuiten und ihres Kindes, der Unfehlbarkeit. Fortwährend, ununterbrochen dauert das Gelächter der Verſammlung, die mit tauſendfältigen Bravos den Muth des kühnen Redners lohnt. Schon lange hat ſich der Abend über den Glaspalaſt geſenkt, ſchon lange dunkelte es, als Schulte noch immer ſprach. Als er geendet, verlieſt Profeſſor Windſcheid die inzwiſchen eingelaufenen Telegramme und ſchließt die Verſammlung, die hochbefriedigt, neugeſtärkt und angeeifert den Glaspalaſt verläßt."

Am folgenden Tage hielten die Altkatholiken feierlich ihren Gottesdienſt in der Münchener Nikolaikirche, wobei Michelis die Meſſe las.

An demſelben Tage fand die zweite öffentliche Verſammlung im Glaspalaſte ſtatt, wobei wieder ausgezeichnete Redner auftraten. Profeſſor Reinckens aus Breslau ſagte u. A.: „Der Ultramontanismus erkennt die Einheit der Kirche nur darin, daß alle religiöſen Gedanken in einerlei Form erſcheinen. Das iſt ein kleinlicher Gedanke, denn die Einheit des Weſens ſchließt die Vielgeſtaltigkeit der Form nicht aus. Auch die Apoſtel forderten nicht, daß dem Evangelium zu Liebe der Nationalgeiſt geopfert werde; ſie ſtifteten keine Centralſtelle, von welcher zahlloſe Vorſchriften für Cultus und Lehre ausgehen ſollten; ſie ſtifteten Landeskirchen, alle verbunden durch denſelben Glauben, aber möglichſt ſelbſtändig im Cultus. So ſchufen Metropoliten von ſich aus Liturgien und änderten ſie wieder, ohne daß es ihnen einfiel, deßhalb in Rom anzufragen; ſo wiſſen wir auch, daß National-Concilien beſondere Disciplinargeſetze

Galopp 16 bis 20 Fuß. Die engliſchen Rennpferde erreichen ſogar 40 Fuß, und zuweilen noch mehr; wie z. B. der berühmte Renner Sterling oder Eclipſe, welcher mit Einem Sprunge 19 Fuß, und in der Sekunde 78 Fuß durcheilte. Dieſe letztere Geſchwindigkeit wird auch von Windhunden erreicht. Ein geübter Schlittſchuhläufer bringt es bis auf 36 Fuß in der Sekunde, ein ſchnellſegelndes Schiff etwa auf 14 Fuß, ein Dampfwagen auf der Eiſenbahn, wenn er 6 deutſche Meilen in der Stunde durchläuft, auf 39 Fuß; die größte von Dampfwagen erreichte Geſchwindigkeit (15 d. M. auf die Stunde) beträgt 97 Fuß. Der Flug der Vögel findet in manchen Fällen mit außerordentlicher Geſchwindigkeit ſtatt. Ausgezeichnet ſind in dieſer Hinſicht bekanntlich die Brieftauben. Eine ſolche legte den 125 Lieues langen Weg von Lyon nach Lüttich in 5 Stunden zurück, was 95 Fuß für eine Sekunde beträgt; und ſelbſt bis 140 Fuß ſoll die Geſchwindigkeit dieſer Tauben in einzelnen Fällen geſtiegen ſeyn. Von Adlern und Falken hat man 70 bis 96 Fuß Geſchwindigkeit, bei mehrſtändiger Dauer des Flugs, beobachtet. Die durchſchnittliche Geſchwindigkeit der Flüſſe ſteigt ſelten über 3 bis 4 Fuß; die ſchnellſten Ströme erreichen 12 Fuß, einzelne Bergwäſſer aber wohl 30 Fuß. Ein mäßiger Wind legt etwa 10 Fuß in der Sekunde zurück, ein Sturm 50 bis 70 Fuß, der heftigſte Orkan höchſtens 120 Fuß. Vergleicht man hiermit die Bewegung einer Schnecke, welche in der Sekunde nur um den ſechzehnten Theil eines Zolls fortrückt, und des Stundenzeigers an einer Taſchenuhr, deſſen Spitze (wenn der Zeiger zu fünf Achtelzoll Länge angenommen wird) gar nur den elftauſendſten Theil eines Zolls während einer Sekunde durchſchleicht, ſo hat man der Verſchiedenheiten und Kontraſte genug; ſelbſt wenn wir von den ungeheuern Geſchwindigkeiten abgeſchoſſener Kugeln, des Schalles, der Erde in ihrer Bahn um die Sonne, endlich des Lichts und der elektriſchen Materie, gar nicht ſprechen wollen.

Bei Maſchinen kommen zum Theil Bewegungen vor, deren Geſchwindigkeit groß genug iſt, um ſich mit der ſprichwörtlich gewordenen Eile des Sturmwindes meſſen zu können; dagegen allerdings auch andere, die das vollkommene Gegentheil hiervon ſind; je nachdem durch große Schnelligkeit die Maſſe der geleiſteten Arbeit bis an die Grenze des Möglichen erhöht, oder umgekehrt

erließen; ſo war unter andern eine blühende Nationalkirche die armeniſche, die nie in äußerlichem jurisdictionellen Verband mit Rom ſtand. Selbſt als im Mittelalter die römiſche Kurie mit ihren Anſprüchen und Angriffen gegen die Nationalitäten ſich mehr und mehr hervorwagte, fiel es Niemand ein, das Princip der Nationalkirchen zu leugnen; man ſtimmte ja ſogar nach Nationen ab auf den Concilien des Mittelalters." — Das ſchlagendſte Argument des Redners war, daß es der römiſchen Kirche von jeher viel weniger um den Univerſalismus, als um die ausſchließliche Herrſchaft der römiſchen Nationalität zu thun geweſen ſey. Die ganze Kirche ſoll italieniſirt werden. Der Papſt ſo gut wie ſeine ganze Umgebung gehöre der italieniſchen Nationalität an. Darum nenne man die Kirche auch die römiſch-katholiſche, ja, auf dem letzten Concil ſey der Verſuch gemacht, auch das „katholiſch" wegzuſtreichen und ſich nur „römiſch" zu nennen. Aber die heutigen deutſchen Biſchöfe ſeyen keine Deutſchen mehr, ſondern nur noch Römer.

Dr. Langermann aus Unkel, von der Verſammlung lebhaft begrüßt, erklärte die Löſung der kirchlichen Frage nur durch die deutſche Nation für möglich. Seit die Nation ihren politiſchen Körper wieder gefunden und ihre alte Machtſtellung wieder eingenommen, ſey dieſes kirchliche Problem, das wichtigſte der Gegenwart, ſchnell näher gerückt; ſeine Löſung werde die univerſelle Bedeutung der deutſchen Nation erſt in das rechte Licht ſtellen. Die Veräußerlichung der Religion ſey undeutſch, die Maſſen würden dadurch abgeſtoßen und die Jugend in kirchlicher Beziehung ultramontan, in politiſcher vaterlandslos gemacht. Große Summen gingen alljährlich aus Deutſchland nach Rom, um den weltlichen Hofſtaat des Papſtes zu unterſtützen und ihm von hier italieniſche Paraſiten geiſtlichen und weltlichen Standes erhalten zu helfen. (Stürmiſches Bravo!) Die Grundſätze der römiſchen Hierarchie ſeyen mit der freien Entwicklung des menſchlichen Geiſtes in Religionswiſſenſchaft und Politik unvereinbar, ſie ſuchten einen lebensvollen Organismus in einen todten Mechanismus zu verwandeln. — Profeſſor Michelis griff mit ganzer Kraft den Jeſuitenorden an und verlangte deſſen Vertreibung aus Deutſchland.

In **Köln**, die man im Mittelalter die heilige Stadt von Köln nannte und die noch bis in die neuere Zeit für besonders bigott gehalten wurde, hatte doch der wachsende Wohlstand und mit ihm die Bildung den pfäffischen Geist überwunden. Als im September 1871 dem allgemein hochgeachteten Kaufmann Keller daselbst, welcher den Protest gegen das Unfehlbarkeitsdogma unterzeichnet hatte, auf dem Sterbebett von der Ortsgeistlichkeit die Sakramente und bei seinem Begräbniß das Glockengeläut und die geistliche Begleitung verweigert wurden, ging ein Gefühl der Empörung und Verachtung gegen die Pfaffen durch die Bevölkerung, und da man wußte, es seyen hauptsächlich die Jesuiten vom benachbarten Maria-Laach, welche den Kölner Erzbischof und seinen Klerus beeinflußten, zogen diese Jesuiten unseres welschen Erbfeindes den wohlverdienten Haß einer gut deutschen Bevölkerung auf sich, und am 8. November reichte das Oberbürgermeisteramt und Stadtverordneten-Collegium von Köln eine Bittschrift an den deutschen Reichstag ein, worin sie um die Einräumung einer Kirche zum altkatholischen Gottesdienst baten, kraft des Eigenthumsrechts der Stadtgemeinde Köln an ihre kirchlichen Gebäude und unter Berufung theils auf die Religionsfreiheit, theils darauf, daß die altkatholische Kirche, wie sie vor dem 18. Juli 1870 bestanden habe, noch zu Recht bestehe. Zugleich aber auch mit besonderer Bezugnahme auf die Verfassung. „Für die Einen wie für die Anderen ist die Freiheit des Gewissens und des religiösen Bekenntnisses, trotz des energischen Schutzes, welchen unter der älteren Gesetzgebung die in dieser Hinsicht für den ganzen Staat Platz greifenden Bestimmungen im 11. Tit. des II. Theil des A. L.-Rechts gewährten, trotz der constitutionellen Sanction derselben durch den §. 12 der Verfassungs-Urkunde, geradezu aufgehoben, und der §. 15 der Verfassung, welcher der, dem Staate allein bekannten, altkatholischen Kirche die Selbstregierung zurückgibt, kommt nur noch einem Kirchenwesen zu statten, das in seinem Daseyn und seiner Verfassung vom Staate nicht anerkannt, diese freie Selbstregierung nur zur Exmission der Bekenner der anerkannten Kirche aus dem Besitze, nur zur Aufhebung der im §. 12 gewährleisteten Rechte der Personen gebraucht. Es ist undenkbar,

daß man, als auf ein Mittel, dieſer Zwangslage ſich zu entziehen, die Altkatholiken auf den Austritt aus der katholiſchen Kirche ſollte verweiſen wollen können, welcher Schritt ihrem Gewiſſen eben ſo zuwiderlaufen würde, wie die Anerkennung der Lehre als eines Dogmas.

In Uebereinſtimmung damit ſtand das Vorgehen des Altkatholiken-Vereins in Köln, der ſchon am 1. Auguſt erklärt hatte, er erkenne das neue Dogma nicht an. Da ſich viele andere Lokalvereine an ihn angeſchloſſen hatten, bildete ſich in Köln ein Centralcomité, welches bereits am 6. November eine Petition an den deutſchen Reichstag abgehen ließ, worin es die Ausweiſung der Jeſuiten aus dem ganzen Umfang des deutſchen Reichs verlangte und zwar als eine Maßregel der Nothwehr des Reichs gegen eine feindliche Macht, gegen Ausländer und Romanen, die mitten in Deutſchland gegen Deutſchland agitiren. Es heißt darin: „Wir begnügen uns damit, nur zwei Sätze, deren Begründung und weiterer Entwicklung ganze Abhandlungen in den ‚Stimmen von Maria-Laach' gewidmet ſind, hervorzuheben. H. 7, S. 23 heißt es daſelbſt: ‚Die Kirche darf zur Ausführung ihrer Geſetze und Urtheilsſprüche und zur Wahrung ihrer Rechte die phyſiſche Gewalt des Staates beanſpruchen, und derſelbe muß, wenn er anders nach den in der göttlichen Wahrheit und im Rechte begründeten katholiſchen Principien handeln will, ſich verpflichtet erachten, der Aufforderung der Kirche nachzukommen... Ganz unbegründet iſt es, die Anwendung der phyſiſchen Gewalt blos auf bürgerliche oder politiſche Dinge beſchränken zu wollen.' Und H. 12, S. 52: ‚Es iſt zu unterſcheiden zwiſchen' denjenigen, welche ſich immer außer dem Schooße der Kirche befinden, als da ſind die Ungläubigen und die Juden, und jenen, die ſich der Kirche durch den Empfang des Tauf-Sacramentes unterworfen haben. Die Erſten dürfen zum Bekenntniß des katholiſchen Glaubens nicht gezwungen werden; dagegen ſind die Anderen dazu anzuhalten.' Damit iſt Alles geſagt: Die Proteſtanten ſind durch die Zwangsmittel ſtaatlicher Gewalt zum Bekenntniß des katholiſchen Glaubens anzuhalten; der Staat, welcher das nicht thut, verſündigt ſich gegen Gottes Geſetz. Das oben dar-

gelegte romaniſche Syſtem über Staat und Kirche wird alſo, zum Theil wörtlich der Civilta entnommen, auch in Deutſchland von den Jeſuiten offen verbreitet. Wenn nun ein ſolches Beginnen ſchon an ſich unerlaubt und ſtaatsgefährlich iſt, ſo würde daſſelbe doch immer noch mehr Gegenſtand des ſittlichen Abſcheues wegen ſeiner Verworfenheit, und des Bedauerns wegen einer ſo unbegreiflichen Geiſtesbeſchränktheit und Verblendung ſeyn, wenn dem Jeſuitenorden nicht ungeheure Machtmittel zur Verwirklichung ſeiner Plane zu Gebote ſtänden. Zahlreiche Mitglieder dieſes Ordens ſind, namentlich in Preußen, allenthalben unermüdlich thätig auf der Kanzel wie im Beichtſtuhl, durch Abhaltung ſog. außerordentlicher Volksmiſſionen, Exercitien für Weltgeiſtliche, Leitung unzähliger Bruderſchaften und Vereine für jedes Alter, Stand und Geſchlecht. Durch kluge Berechnung aller individuellen Wünſche und Bedürfniſſe, ſowie durch eine nur den Zweck im Auge behaltende Connivenz ſelbſt gegen ſittliche Verirrungen iſt es ihnen gelungen, einen großen, an einzelnen Stellen den größten Theil der Seelſorge an ſich zu ziehen, namentlich Einfluß auf die Frauen und damit auf die Familien zu gewinnen, oft nicht ohne heftige und dauernde Störung des bis dahin ungetrübten häuslichen Glückes."

Im November erfuhr man aus Köln: Der im Paſtoralexamen mehrfach durchgefallene Kaplan Högel in Krefeld, welcher bei Gelegenheit des Vortrages des Profeſſor Michelis ſich auf öffentlicher Kanzel zu Injurien gegen mehrere Bürger hatte hinreißen laſſen und deßhalb zu einer Geldbuße von 50 Thalern nebſt Koſten verurtheilt worden war, hat nicht nur dieſe Geldſumme aus klerikalen Mitteln mehr als hinreichend erſtattet bekommen, ſondern iſt auch jüngſt von unſerem Erzbiſchof mit einer fetten Pfründe bedacht worden. So belohnt ein päpſtlicher Commiſſär offenbare Uebertretung ſtaatlicher Geſetze.

Die Altkatholiken in Wiesbaden proteſtirten gegen die Kirchenſteuer, nachdem der Biſchof von Limburg ſie excommunicirt hatte, und erklärten, für eine Kirche, von der man ſie ausſchließe, brauchten ſie auch nicht mehr zu ſteuern.

Nach einer längern Friſt that der Erzbiſchof von Köln die

Bonner Profeſſoren Hilgers, Knoodt, Langen und Reuſch am 12. März 1872 in den großen Bann, weil ſie immer noch das neue Dogma anzuerkennen ſich weigerten. Sie antworteten in einem offenen Schreiben: „Wir bekennen uns auch heute noch zu der Lehre der katholiſchen Kirche, wie wir ſie durch Unterricht und Studium kennen gelernt und viele Jahre als Prieſter und Lehrer unter der Aufſicht unſerer kirchlichen Obern vorgetragen haben, und wir erklären wiederholt, daß wir mit Gottes Gnade in dem Glauben an dieſe Lehre leben und ſterben wollen.“ In Folgendem wird der Herr Erzbiſchof ausführlich auf ſein eigenes Verhalten auf dem Concil, ſeine Oppoſition gegen das neue Dogma, hingewieſen, die Ordnungswidrigkeiten des Concils, wie ſie in dem bekannten Proteſt der deutſchen Biſchöfe ſelbſt conſtatirt worden, hervorgehoben und geſagt, daß durch die nachherige Unterwerfung der Biſchöfe das ordnungswidrig zu Stande Gekommene nicht habe kirchliches Dogma werden können. Am Schluß heißt es: „Wir wiſſen uns demnach, indem wir die Anerkennung der Dekrete vom 18. Juli 1870 ablehnen, von der Sünde der Häreſie vollſtändig frei und müſſen darum die von Ew. Erzbiſchöfl. Gnaden ausgeſprochenen Cenſuren als gegenſtandslos und als vor Gott und ſeiner Kirche nicht bindend zurückweiſen, eingedenk der Worte des Papſtes Gelaſius I.: Eine ungerechte Sentenz kann Niemand vor Gott und ſeiner Kirche beſchweren. Für das Aergerniß, welches dadurch entſteht, daß unbeſcholtene Prieſter und langjährige Lehrer einer Univerſität mit Suspenſion und Excommunication belegt werden, müſſen wir jede Verantwortung von uns ablehnen. Es ſteht in Gottes Hand, ob wir das Ende der jetzigen Verwirrung erleben werden; wir wollen aber lieber mit ungerechten Cenſuren beladen aus dieſem Leben ſcheiden, als uns zu Mitſchuldigen derjenigen machen, welche dieſe Verwirrung herbeigeführt haben oder in mißverſtandenem Eifer für die Erhaltung der äußeren kirchlichen Einheit ſich zu Lehren bekennen, in denen ſie bei ehrlicher Prüfung gleich uns nur eine weſentliche Entſtellung des überlieferten Glaubens der katholiſchen Kirche zu erblicken vermögen.“

In Boppard wohnten die gebannten Profeſſoren Knoodt und

Reinckens am 23. März einer Meſſe und Communion bei, als der fungirende Prieſter im Ornat auf erſtern zutrat und ihn fortgehen hieß, widrigenfalls er die heil. Handlung nicht vornehmen werde. Knoodt entfernte ſich, Reinckens aber blieb unangefochten. Gleich am folgenden Tage drückte der Bürgermeiſter von Boppard nebſt 20 Bürgern dem Profeſſor Knoodt ſein lebhaftes Bedauern über den Vorfall und die Bitte aus, in der Reformbeſtrebung ja nicht zu ermüden. In einer Verſammlung der Kölner Altkatholiken wurde hervorgehoben, wenn die Excommunikation nicht öffentlich verkündigt und dem Betreffenden notificirt ſey, ſo könne ihm auch ſeine Anweſenheit beim Gottesdienſte nicht verboten werden. Die Herren Knoodt und Reinckens nahmen ſich eine originelle Satisfaction, indem ſie am 17. April 1872 die Jeſuiten, die in Boppard aufs wüthendſte gegen ſie gepredigt hatten, zu einem öffentlichen Colloquium herausforderten, was jene aber anzunehmen nicht den Muth hatten. Als jedoch der Religionslehrer Beinroth von Boppard wegen öffentlicher Beleidigung Knoodts in Coblenz vor Gericht gezogen wurde und Knoodt der Sitzung anzuwohnen wagte, wurde er vor dem Gebäude vom Pöbel mißhandelt.

Viertes Buch.

Erſte Abwehr römiſcher Uebergriffe durch die deutſche Reichsgeſetzgebung.

Kapitel 1.

Das neue Kanzelgeſetz.

Die Regierung des deutſchen Reichs behielt bei dem Jeſuitenangriff dieſelbe Ruhe bei, wie 1870 beim franzöſiſchen Angriff. Ihrer Stärke ſich bewußt, ſtellte ſie am 2. Auguſt 1871 in der Provinzialcorreſpondenz ihr Programm feſt: „Die Reichsregierung hat ungeachtet ihrer lebhaften Bedenken gegen die Concilsbeſchlüſſe dennoch im Vertrauen auf den geſunden Sinn unſeres Volkes und auf die feſtgegründete Kraft unſeres Staatsweſens die Glaubensfreiheit der Katholiken auch in dieſem Puncte nicht beeinträchtigt: ſie hat keinem Biſchofe, keinem Geiſtlichen oder Lehrer an ihrem Theile ein Hinderniß bereitet, die Lehren des Concils zu verkündigen. Nur das hat ſie abgelehnt, katholiſche Lehrer, welche ſich in ihrem Gewiſſen verhindert finden, den Beſchlüſſen des Concils Geltung zuzuerkennen, durch Mitwirkung des weltlichen Arms zur Verkündigung von

Lehren zu nöthigen, durch welche, nach der Ueberzeugung der Regierung ſelbſt, nicht blos eine weſentliche Aenderung des Glaubensſtandes, ſondern zugleich eine tief greifende Veränderung in der Geſammtſtellung der katholiſchen Kirche zum Staate eingetreten iſt. Es handelt ſich für die Regierung nicht um die Anerkennung oder Nichtanerkennung eines Glaubensſatzes als ſolchen — das überläßt ſie der Gewiſſens- und Glaubensfreiheit der einzelnen Katholiken —, ſondern darum handelt es ſich, ob ſie im Bereiche ihrer geſetzlichen Mitwirkung eine Lehre unterſtützen ſoll und darf, welche ſie für das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche verderblich erachtet."

Inzwiſchen wurden durch die fortgeſetzten Umtriebe der Jeſuitenpartei Schutzmaßregeln von Seite des Staates nothwendig. Durch Gründung von katholiſchen Vereinen, Verſammlungen und neuen Organen der Preſſe wurde der Ultramontanismus immer ſchwunghafter betrieben, wurde das fromme und leichtgläubige Landvolk von der Kanzel aus und im Beichtſtuhl, wurden ſogar die Kinder in den Schulen gegen die Staatsgewalt verhetzt. Am nöthigſten ſchien es, gegen die rebelliſchen Prediger einzuſchreiten, die in einem abſolut deutſch-feindlichen, nämlich franzöſiſchen Intereſſe einen Aufſtand des Volks vorbereiten wollten. Sodann mußte die deutſche Jugend in den Schulen vor den falſchen Verführern im Prieſterkleide beſchützt werden. Endlich mußte man auf geſetzlichem Wege die Jeſuiten als die geſchworenen Reichsfeinde und Werkzeuge Frankreichs ein-für allemal aus dem deutſchen Reiche hinausjagen.

In ſeiner ſcharfen Flugſchrift hat Reinckens hervorgehoben, auf welchen Schleichwegen im Dunkeln die Ultramontanen, nicht nur öffentlich von den Kanzeln herab, ſondern auch viel unmerklicher in den Schulen und ganz heimlich in der Beichte und als Hausfreunde für den unſerm Vaterlande ſo verderblichen Jeſuitenplan wirken. „Der Beichtſtuhl wird vollſtändig profanirt, zum Streitplatz für die göttlichen Prärogative des Papſtes erwählt. Greiſe, die 80 Jahre dem Herrn gedient und immer ein Vorbild in der Gemeinde waren, und Mädchen von 17—18 Jahren, voll Unſchuld, die eben aus der Schule entlaſſen ſind, werden von den jungen Geiſtlichen im

Beichtſtuhl, ohne jede Veranlaſſung über die Unfehlbarkeit gefragt, mißhandelt und ohne Abſolution entlaſſen. Der Beiſpiele kennen wir zahlloſe. Die Frauen, deren Männer ſich gegen die Neuerungen erhoben, werden von den Beichtvätern in und außer dem Beichtſtuhl ſo lange gequält, bis ſie den Unfrieden in die Familie tragen. Der Verfaſſer dieſer Schrift hat heiße Thränen über zerſtörtes Familienglück geſehen. Zu den eindringlichſten Apoſteln der Unfehlbarkeit hat man ſich die Frauen auserſehen. Alle Achtung vor der Würde der Frauen: aber dieſen Apoſtolat hat ihnen Gott nicht gegeben. Der Beichtſtuhl iſt jetzt die in aller Welt errichtete Inquiſition. Wir deuten nur an; das Uebel übertrifft die Vorſtellung jedes redlichen Mannes. Und all' das Elend, wozu iſt es denn nothwendig? Um das religiöſe Leben zu tödten, — damit der ‚Cadaver-Gehorſam' der Geſellſchaft Jeſu fortan das Princip der Religion für die ganze Kirche ſey. Wie der Jeſuitengeneral ſeinen Auserleſenen, ſo befiehlt der Papſt von nun an allen Gläubigen des Erdkreiſes nicht blos was ſie wollen, ſondern auch, was ſie denken ſollen. Das Ebenbild Gottes wird zerknickt, die Menſchenwürde mit Füßen getreten. Die Kinder glauben, die Sclaven unterwerfen ſich. Die Biſchöfe thun, als wüßten, als ahnten ſie nichts von alledem. Doch Eines mögen ſie wiſſen: ſie haben ihre abſolute Kirchengewalt ſelbſt aus dem Gewiſſen entwurzelt und auf den Zwang geſtützt; dieſen aber werden die Kulturvölker zerbrechen."

Die Zeit war nun gekommen, in der es die deutſche Reichsregierung für ihre dringende Pflicht hielt, jener bösartigen Volksverführung mit allen geſetzlichen Mitteln entgegenzutreten. Zunächſt ſchien es nöthig gegen die frechen und rebelliſchen Prediger.

Am 16. October 1871 wurde der zweite deutſche Reichstag eröffnet, welcher nur kurz dauerte und vorzugsweiſe weltliche Angelegenheiten zu berathen hatte. Daneben aber auch ein wichtiges, die Kirche betreffendes Geſetz.

Man begriff in Berlin ſehr gut, wer, nachdem wir die Franzoſen auf die Seite geworfen hatten, die Hauptfeinde Deutſchlands geblieben ſind. Die Nordd. Zeitung nahm am 4. November 1871 Anlaß, es offen auszuſprechen. Sie ſchrieb: „Die in Brüſſel er-

ſcheinende Liberté leiſtet in ihren Leitartikeln, was wirklich nur ein ſocial-demokratiſches oder ultramontanes Blatt an hervorragender Gemeinheit zu leiſten im Stande iſt. Das will bekanntlich viel ſagen und erſchöpft nicht einmal, was von der Liberté zu ſagen wäre. Es iſt eine eigenthümliche Wahrnehmung, wie die immer deutlicher hervortretende Wahlverwandtſchaft der beiden Richtungen, welche, undeutſch und ſinnwidrig die eine wie die andere, der Entwicklung des neuen Deutſchlands und dem Aufbau des modernen Staates ſich feindlich erweiſen, der ‚ſchwarzen und der rothen Internationalen‘ ſich auch äußerlich kundgibt. Die Berliner Germania macht Reklame für die ſocialiſtiſche Demokratiſche Zeitung, indem ſie deren ſchlimmſte Leitartikel abdruckt und, wie ein Moniteur der Socialiſten, den Wechſel im Redaktionsperſonal der Demokratiſchen Zeitung zur Kenntniß ihrer ‚konſervativen‘ Leſer bringt. Die Hauptorte der ſchwarzen und der rothen Jeſuiten ſind ziemlich dieſelben; Genf und Brüſſel haben für Beide beſondere Bedeutung. Daß es gerade Belgien iſt, wo der Ultramontanismus und der Socialismus ſich die Hand reichen, gibt zu denken. In dem Lande, das, wie gegenwärtig kein Unbefangener wird in Abrede ſtellen können, ſeit 1864 Alles, was ſein iſt, dem uneigennützigen und aufopfernden Schutze der deutſchen Politik verdankt, befindet ſich die Brutſtätte dieſes zwiefachen Jeſuitismus; in dieſem Lande, deſſen Unabhängigkeit und Daſeyn die Frucht der blutigen Siege Deutſchlands über Frankreich iſt, reſidiren die beiden Todfeinde des deutſchen Reichs. Dieſelben ziehen, mit einander wetteifernd, gegen Deutſchland zu Felde; es wird mit allen erdenklichen Mitteln geſtritten, unter Anderem auch mittelſt einer ununterbrochenen Reihenfolge nichtswürdiger Karrikaturen: was uns von letzteren vorliegt, iſt eine artige Blumenleſe von Abſcheulichkeiten.“

Am 9. November trug Bayern im deutſchen Bundesrathe auf ein Kanzelgeſetz an, welches vom Bundesrath angenommen und am 23. November dem Reichstag vorgelegt wurde, betreffend eine Ergänzung des Strafgeſetzbuches für das deutſche Reich: Einziger Artikel. Hinter §. 130 des Strafgeſetzbuches für das Deutſche Reich wird folgender neue §. 130ª eingeſtellt: Ein Geiſt-

durch zarte Langsamkeit die feinsten und genauesten Effekte hervorgebracht werden sollen.

In den Fabriken, wo die Baumwolle zu Garn versponnen wird, bedient man sich, um das Material aufzulockern und von Unreinigkeiten zu befreien, einer Maschine, deren Hauptbestandtheil ein um seine Achse gedrehter, zweiarmiger, haspelförmiger Schläger (Schlagbaspel) ist. Dieser muß fast ganz allein durch die außerordentliche Schnelligkeit seiner Umdrehung die Baumwolle in ihre Fasern zertheilen, weil letztere die Anwendung einer großen Gewalt nicht ohne Beschädigung vertragen würden. Daher läßt man den Schläger, welcher 13 bis 14 Zoll im Durchmesser hat, 1300 bis 1400 Umläufe in der Minute machen; wobei — da ein Punkt am Umkreise bei jeder Umdrehung einen kreisförmigen Weg von durchschnittlich 3½ Fuß zurücklegt — die Geschwindigkeit auf die Sekunde etwa 80 Fuß beträgt. Da jeder Arm des Schlaghaspels in der Minute 1300 bis 1400 Schläge auf die Baumwolle gibt, beide zusammen also wenigstens 2600 Schläge hervorbringen, so kommen etwa 45 Schläge auf jede Sekunde. Bei dem ältern, unvollkommeneren Zustande der Baumwollenmanufaktur mußte man eine ähnliche Wirkung auf die Baumwolle durch Klopfen mit Stäbchen aus freier Hand zu erreichen suchen. Allein die hierbei zu erlangende Geschwindigkeit bleibt immer weit unter jener, welche die Maschine hervorbringen kann; denn — abgesehen von allen andern Vortheilen, welche letztere gewährt — würden, da ein Mensch (mit einem Stäbchen in jeder Hand) auf die Dauer nicht wohl mehr als etwa 120 Schläge in der Minute machen kann, wenigstens 20 Personen erforderlich seyn, um die nämliche schnelle Aufeinanderfolge der Schläge zu erreichen, welche bei der Maschine durch Anwendung eines so einfachen und wenig Raum einnehmenden Mechanismus erzielt wird. — Zum Kratzen oder Krempeln der von der Schlagmaschine aufgelockerten Baumwolle dient die Kratzmaschine, deren Hauptbestandtheil eine drei Fuß im Durchmesser große, auf dem ganzen Umkreise dicht mit Eisendrahthäkchen besetzte Walze oder Trommel ist. Diese Trommel dreht sich in einer Sekunde zwei Mal um ihre Achse, wobei also jedes Häkchen einen Weg durchläuft, der gleich dem doppelten Umkreise, d. i. fast 19 Fuß ist. Bei der vor Einführung der Kratzmaschinen üblich gewesenen Handarbeit waren die Drahthäkchen

licher oder anderer Religionsdiener, welcher in Ausübung oder in Veranlaſſung der Ausübung ſeines Berufes öffentlich vor einer Menſchenmenge, oder welcher in einer Kirche oder an einem anderen zu religiöſen Verſammlungen beſtimmten Orte vor Mehreren Angelegenheiten des Staates in einer Weiſe, welche den öffentlichen Frieden zu ſtören geeignet erſcheint, zum Gegenſtande einer Verkündigung oder Erörterung macht, wird mit Gefängniß bis zu zwei Jahren beſtraft. — Der bayeriſche Cultminiſter v. Lutz bevorwortete das Geſetz mit einer glänzenden Rede.

Der Staat, ſagte der Redner, könne ſich doch nicht zum Werkzeug derſelben Kirchengewalt hergeben, die ihn ſelbſt angreift und ſein Recht mißachtet. Der frühere Klerus habe ſich dem Staat nicht feindlich gegenüber geſtellt, ſondern in gutem Frieden mit ihm gelebt. Erſt der neue Klerus ſey von den Jeſuiten umſtrickt worden und dieſe bekämpften den Staat und ſeine Rechte. „In unzähligen Reden von den Kanzeln, bei vielfachen Gelegenheiten geiſtlicher Amtsübung erfolgen Angriffe auf die weltliche Regierung.“ Ganz abgeſehen von den ſyſtematiſchen Schmähungen der Preſſe, dazu die ſtete Hinweiſung auf die Maſſen, welche kampfbereit hinter dem Klerus ſtünden, um der Regierung zu trotzen. Endlich die Anmaßung, die weltliche Regierung habe gleichſam abzudanken und der Kirche allein alle Gewalt zu überlaſſen.

Zugleich bemerkt der Miniſter, es ſey hohe Zeit, die Altkatholiken gegen die Tyrannei der Jeſuiten zu ſchützen. „Ich lege nun großen Werth darauf, daß der Geſetzentwurf demjenigen Theil der Geiſtlichkeit, welcher die Staatsautorität anerkennt, einen Schutz gewähren wird. Dieſer Schutz wird es ihnen möglich machen, ihren Herzenswünſchen zu entſprechen, Frieden mit dem Staate zu halten. (Beifall.) Im Uebrigen gebe ich zu, ein Univerſalmittel iſt der Geſetzentwurf nicht; er iſt nur Ein Bollwerk, dem andere folgen werden.“

v. Treitſchke drückte Herrn v. Lutz und der bayeriſchen Regierung den Dank für ihre echt deutſche Haltung in dieſer wichtigen Frage aus und mahnte die Deutſchen, ſie ſollten ſich ihres Hausrechts gegen die ſich bei ihnen eindrängenden Welſchen bedienen

und nicht dulden, daß ſie die beſten deutſchen Bürger aus der Kirche hinaus drückten.

Reichensperger meinte, der Geſetzesentwurf werde, wenn er durchgehe, nicht der Kirche, ſondern nur dem Reiche ſelber ſchaden. Bürgermeiſter Fiſcher von Augsburg gab ihm die ſchlagende Antwort: Wenn das wahr wäre, würde das Centrum für das Geſetz ſtimmen. Eine allerdings unparlamentariſche Aeußerung, die ihm einen Ordnungsruf zuzog, gleichwohl aber eine Binſenwahrheit enthielt. Nicht minder ſchlagend war die Bemerkung Fiſchers, daß die Ultramontanen, wenn ſie wirklich Gott mehr als den Menſchen gehorchen wollten, auch die Infallibilität verwerfen müßten, weil dieſe einen Menſchen an die Stelle Gottes ſetze. Ferner warf Fiſcher dem Centrum in ſeiner ausgezeichneten Rede mit Recht vor, ſie pflegten auf alles, was man dem Ultramontanismus vorwerfe, zu antworten: „es iſt nicht wahr," allein dieſes Leugnen mache keinen Eindruck mehr, die Biſchöfe hätten ja auch, ehe ſie nach Rom gingen, geleugnet, daß man das Dogma dort machen wolle, und jetzt leugnen ſie, daß es die Bedeutung habe, die es hat (große Unruhe im Centrum). Leider habe ein Theil des katholiſchen Klerus ſich in den Dienſt einer Partei gegeben, die nicht auf dem Boden des Reichs ſteht. Fiſcher hob den politiſchen Zweck der ganzen Jeſuitenagitation neuerer Zeit hervor, welcher kein anderer war, als die Einheit Deutſchlands durch einen vom Zaun gebrochenen Religionskrieg wieder zu erſchüttern. Fiſcher erinnerte desfalls an die fanatiſch-antinationale Haltung der ultramontanen Preſſe in Bayern, welche ſchon lange vor dem Kriege durch die Jeſuiten commandirt war, gegen Preußen und die deutſchen Einheitsbeſtrebungen zu hetzen und mit den Franzoſen zu drohen. „Denken Sie ſich, ſagte Fiſcher, daß im Jahre 1868 ein bayeriſcher Biſchof es war, der bei Gelegenheit einer Firmelungsreiſe u. A. erklärte, man ſolle ſich auf den ‚Münchener Volksboten' abonniren, denn der ‚Münchener Volksbote' ſey das ‚Evangelium der bayeriſchen Biſchöfe.' (Hört! Hört!) Und dann, meine Herren, hören Sie, was ungefähr einen Monat ſpäter, nachdem dieſes edle Preßproduct zu einem Evangelium der bayeriſchen Biſchöfe erklärt worden war, dieſes Evan-

gelium lehrte! Es handelte ſich um eine Recenſion der damals bereits bekannt gewordenen Allianzverträge zwiſchen Bayern und Preußen; es wurde hier geſchrieben: ‚Niemand kann glauben, daß es dem Preußenkönig Ernſt ſey mit ſeinen Friedensbetheuerungen, ſo lange er ſein Heer nicht bloß nicht vermindert, ſondern vermehrt, ſo lange er ſeine Vaſallen zwingt, das Gleiche zu thun, ſo lange es bloß Worte und nicht Thaten ſind, welche für den Frieden ſprechen. Ganz Europa ſeufzt und ſtöhnt unter den unerträglichen Laſten des Militarismus, die Preußens Recht und Geſetz verachtende Ländergier, die Preußens ehr- und treuloſe Politik, die Preußens ſtete Bereitſchaft, dem Nachbar ins Haus zu brechen, auf Europa gewälzt hat.‘ Und weiter, meine Herren, in derſelben Nummer desſelben Evangeliums der Biſchöfe: ‚So iſt es gekommen, daß ganz Europa im Grunde nur Einen Feind hat: die Politik Preußens, die der Feind der Völker und des Friedens von Europa iſt, der Feind des ruhigen Bürgers wie des Landmannes, die beide die Frucht ihrer Arbeit und ihres Erwerbes, die ihr Beſtes, ihre Söhne, dieſer unheilvollen Politik opfern müſſen. Europa hat nur die Wahl zwiſchen zwei Uebeln: entweder es muß unter der ungeheuren Laſt des bewaffneten Friedens zu Grunde gehen, oder es muß ſich einigen gegen den gemeinſamen Feind des Friedens aller Nationen u. ſ. w. zur Vernichtung Preußens.‘ Meine Herren, ich frage, ob es ein ungerechtfertigter Vorwurf iſt, wenn man von einer ſolchen Partei ſagt, ſie ſtehe nicht auf dem Boden des Staates, ſie habe kein Vaterland? (Bravo!) Derſelbe Volksbote hatte geſchrieben: „Frankreich allein in Europa iſts, das uns in Süddeutſchland ſchützt, weil es ſich ſelbſt bedroht ſieht, wenn das ländergierige Preußen auch Süddeutſchland unterjochen würde. Und wir ſollen gegen Frankreich rüſten, gegen die einzige Macht, die uns retten kann?“ — Am Schluſſe ſeiner feurigen Rede empfahl Fiſcher dem Reichstage noch dringend den Schutz der Altkatholiken und jener zahlreichen katholiſchen Geiſtlichen in Deutſchland, denen das Treiben der Jeſuiten in tiefſter Seele zuwider ſey.

Biſchof Ketteler erklärte mit ſchwachen Gründen die neue Infallibilitätskirche für die allein zu Recht beſtehende, obgleich das ſchon

hundertmal widerlegt iſt. Der bayeriſche Reichstagsabgeordnete v. Schauß bedauerte, daß in Bayern der Volksunterricht durch die Geiſtlichkeit grundſätzlich vernachläſſigt worden ſey, woraus ſich ſo viel von dem erklären laſſe, was man dem Landvolk einredet. Er machte ferner darauf aufmerkſam, daß die römiſche Kurie ſelbſt die Preſſe in ihrem antideutſchen und franzoſenfreundlichen Treiben ermuthige. So ſey das bayeriſche „Vaterland" durch ein päpſtliches Breve vom 6. Juli 1871 ausdrücklich belobt worden. Ferner beſtätigte Schauß, wie die katholiſchen Geiſtlichen auf dem Lande das Volk gegen den deutſchen Kaiſer aufhetzen. Endlich rekapitulirte er die Hauptſätze des Syllabus, welche der Kirche die unbedingte Herrſchaft über den Staat zuſchreiben und allen Nichtkatholiken mit der härteſten Verfolgung drohen.

Windthorſt, in welchem die Centrumspartei ihr eigentliches Haupt erkannte, trat nun auch auf, affectirte die unſchuldigſte Miene von der Welt und wunderte ſich, wie man von ultramontanen Angriffen ſprechen könne, da die ſog. Ultramontanen und ſie, die Centrumspartei, ja nur der angegriffene Theil ſeyen und ſich nur vertheidigen müßten. Die wahren Angreifer ſeyen die, welche das unſchuldige Dogma von der Infallibilität nur zu einem Vorwande nehmen, um die katholiſche Kirche angreifen zu können. Dieſes neue Dogma ſey die feſteſte Stütze der Autorität und ſollte deshalb von allen, die noch etwas auf Autorität halten, und die Welt nicht in Anarchie wollen untergehen laſſen, anerkannt werden.

Dagegen brachte der bayeriſche Abgeordnete Völk noch eine Menge ſchlagende Beweiſe vor, daß die Ultramontanen ſyſtematiſch darauf ausgingen, auch die beſten Abſichten der Regierung zu verdächtigen, das Volk gegen ſie aufzuhetzen, wobei ſelbſt die gröbſten Schimpfwörter nicht geſcheut werden, z. B. „der Staatsminiſter Fürſt v. Hohenlohe iſt ein preußiſcher Spitzbube und die Abgeordneten ſind Landesverräther." Um aber das Volk ſo aufhetzen zu können, machen es ſich die Ultramontanen zur Hauptaufgabe, das Volk zu verdummen, und deshalb ſchimpfen und toben ſie ſo gegen die neuen Schulgeſetze. Durch den Mangel an Schulunterricht und die Verdummung des Volks habe man es dahin gebracht, daß

ſich das Volk das Unvernünftigſte einreden laſſe. „Sie wiſſen, m. H., die Lage, in welcher wir beim Zollparlament waren, aber Eines, m. H., wiſſen vielleicht nicht Alle: daß man bei uns zu Hauſe in Bezug auf die Zollparlamentswahlen und auch ſpäter noch beſonders damit agirt hat, daß man, wenn man nicht klerikale, ſondern freiſinnige Leute in die betreffenden Parlamente wähle, ‚preußiſch und lutheriſch' werden müſſe. Das iſt das Stichwort, welches ausgegeben iſt!" Da das ultramontane Centrum des Reichstags wiederholt behauptet hatte, die Anklagen gegen die Geiſtlichen ſeyen unwahr oder übertrieben, ſchüttete Völk eine ganze Menge von Beweiſen vor dem Reichstag aus, nannte die Namen der betreffenden ultramontanen Prediger und wies den Ehrenplatz wie billig dem Biſchof an, der in ſeiner berüchtigten Rede zu Schwandorf ausrief: Wenn die Könige nicht mehr von Gottes Gnaden ſeyn wollen, ſo bin ich der erſte, der die Throne umſtürzt.

Völk führte auch Stimmen der Bauern an. „Am 2. November 1871 ſchreibt mir ein Bürgermeiſter, er iſt nur ein Bauer, m. H., aber er iſt ein braver und ehrlicher Mann; ich kenne ihn und kann dafür einſtehen: ‚Neulich trug der Caplan in der Predigt vor, daß der Kaiſer oder die Könige blos über den Leib des Menſchen zu gebieten haben, die Kirche aber habe das Recht über Leib und Seele und könne auch, im Falle die weltlichen Oberhäupter die Schranken in religiöſen Sachen übertreten, die Völker von ihrem Eide entbinden und gegen die Obrigkeiten auflehnen. (Hört, hört! Links.) Seit der Beantwortnng der Herzſchen Interpellation' — ſchreibt der Mann weiter — ‚von Seiten des hohen Miniſteriums wird auf dem Lande nichts Anderes als Aufruhr gegen unſere Regierung geprebigt.' Er ſchreibt ferner: ‚Sie dürfen es herzhaft an geeigneter Stelle vortragen, ein Landmann habe es Ihnen angezeigt, wie ſchändlich unſere Gotteshäuſer auf dem Lande mißbraucht werden, da auf der Kanzel politiſirt wird.' (Hört, hört! Links.) Dann fährt der Mann in ſeiner Entrüſtung fort — er hat da vielleicht eine falſche Politik, m. H., aber es iſt doch merkwürdig, wie ſich der Zuſammenhang der Dinge auch in dem Hirn eines Bauers ſpiegelt —: ‚Die vielen Tauſend Tropfen deutſchen un-

ſchuldigen Blutes, welche in Feindesland vergoſſen, ſind umſonſt gefloſſen, und unſer Deutſches Reich geht wieder verloren, wenn das ſo fortgeht. Warum rührt ſich denn unſere Regierung gar nicht und ſieht zu, wie gegen ſie fort und fort gepredigt wird?' Das, m. H., iſt die Stimme eines Landmannes. (Ruf aus dem Centrum: Wie heißt der Mann?) Wie der Mann heißt? Gut, das ſollen Sie auch haben. Der Brief iſt d. d. Altensried vom 2. November 1871 und der Mann unterſchreibt ſich: Kügle, Bürgermeiſter." Der Redner ſchloß: „Das Geſetz wird alſo, m. H., allerdings nicht ein durchgreifendes Remedium ſeyn, was wir hier geben, aber es wird ein Anfang ſeyn. Allerdings bin ich der Anſicht, es iſt ein Anfang von Maßregeln, welche dem Staate den Schutz gegen die hereinbrechende Macht des Welſchthums und des Romanenthums in der Kirche geben müſſen. Wir, m. H., haben den Kampf nicht hervorgerufen (Zuſtimmung rechts und links), wir werden ihn aber aufnehmen, und der germaniſche Geiſt — ich wiederhole ein Wort, das ich früher einmal von dieſer Stätte aus geſagt habe — der germaniſche Geiſt, welcher uns durch die Jahrhunderte hindurch geführt, welcher Deutſchland groß gemacht und uns hier in dieſem Hauſe vereinigt hat, dieſer germaniſche Geiſt wird auch den Kampf gegen das Welſchthum und gegen das Romanenthum, welches jetzt gegen uns auftritt, ſiegreich überwinden. Wir aber, m. H., wollen dieſen Kampf kämpfen unverändert und unveränderlich, und der germaniſche Geiſt, m. H., wird ſeinen Sieg über das Welſchthum davontragen." (Lebhaftes Bravo!)

Eine weitere Beſtätigung der Wahrheit, welche Völk ausgeſprochen, ſchrieb man der Kemptener Zeitung von Altensried (im Allgäu): „Am letzten Sonntage predigte unſer Caplan Reisle u. A.: ‚Die Völker dürfen ſich gegen die Obrigkeit auflehnen, und dies abzuändern hat die Macht weder ein — Dr. Völk von Augsburg, noch ein Stadler von Brugg, noch die Bürgermeiſter der Umgebung!'" Zur Charakteriſirung des Ganzen wird ausdrücklich beigefügt, der Herr Caplan ſey ein noch blutjunger Mann, „der noch vor ein paar Jahren auf der Schulbank in Würtemberg ſaß, woher er gebürtig iſt, der dort als Student fortgejagt wurde, in Bayern vom Biſchofe Pancratius

in Augsburg mit offenen Armen aufgenommen wurde und jetzt durch Verleitung des bayeriſchen Volkes zum Eidbruche und zur Revolution ſeinen Dank bezeugt.'"

Zur Beſtätigung deſſen, was Völk über die antinationalen Umtriebe des ultramontanen Klerus vorgetragen, theilten die Zeitungen in denſelben letzten Novembertagen Folgendes mit: Vor dem Militärbezirksgerichte in Augsburg ſtand dieſer Tage der Soldat C. Vanoni im 12. Inf.-Regiment, ſeines Zeichens ein Schuhmachergeſelle. Derſelbe hatte im Dezember v. J. in einem Wirthshauſe zu Kempten mit ein paar Kameraden politiſirt und ſich in ſeiner Declamation ſo weit verſtiegen, daß er behauptete: „Der Napoleon hat den Krieg nicht wollen, der König von Preußen hat ihn wollen, was haben wir jetzt von der ganzen Geſchichte? Einen deutſchen Kaiſer haben wir. Unſere Soldaten ſind dumm, daß ſie ins Feuer gehen; ſchickt man ihnen etwas ins Feld, ſo bekommen ſie nichts, die Offiziere freſſen ihnen alles weg; die Kerle ſollte man alle wegſchießen..." Auf die Aeußerung ſeiner Kameraden, daß dies nicht wahr ſey, erwiderte Vanoni: „Ja, in unſerm Vereine hat man es uns ſo erklärt," worauf Vanonis Kameraden entgegneten: „Du biſt ein dummer Kerl, du glaubſt alles, was dir die Pfaffen ſagen." Vanoni wurde wegen obiger frecher Aeußerungen und wegen Subordinationsverletzungen gegenüber einem ihn zur Rede ſtellenden Landwehroffizier vor die Gerichtsſchranken verwieſen. Dort gab er denn die Erklärung ab: ein Mitglied des katholiſchen Geſellenvereins (Vorſtand der Gymnaſiallehrer Prieſter Hiltensperger) geweſen zu ſeyn, und knüpfte an dieſes Bekenntniß die Zuſicherung, von dieſem Verein nie mehr etwas wiſſen zu wollen. Der die Anklage vertretende Staatsanwalt begann ſeine Rede mit folgenden treffenden Worten: „Wiederum, meine Herren Geſchworenen, ſitzt auf der Anklagebank ein von der vaterlandsloſen Partei Verführter, — wenn es uns doch einmal vergönnt wäre, einen Verführer dort ſitzen zu ſehen." Der Angeſchuldigte, ein gemäß den Zeugniſſen ſeiner Vorgeſetzten ganz braver Burſche, brach bei dieſen Worten in Thränen aus und brachte zu ſeiner Vertheidigung nichts vor, als daß er um eine milde Strafe bat.

Das vom Miniſter v. Luß beantragte Geſetz über die Geiſtlichkeit wurde vom deutſchen Reichstag am 28. November mit groſser Mehrheit angenommen.

Dem deutſchen Reichstag wurden viele Petitionen eingeſandt. Eine der Stadt Elbing verlangte die Vertreibung der Jeſuiten aus dem Reiche, denn eher habe man keine Ruhe. Das katholiſche Centralcomité in Köln bat 1) um obligatoriſche Civilehe, 2) daß die Eltern über die Erziehung ihrer Kinder verfügen könnten, 3) daß das Kirchenvermögen einer Reviſion unterworfen und, ſoweit es den Gemeinden gehöre, dieſen auch überlaſſen werde, darüber zu verfügen, mit dem Vorbehalt, daß alle dem Bekenntniß, wie es bis zum 18. Juli 1870 in der katholiſchen Kirche beſtand, angehörigen Katholiken als Mitglieder dieſer Kirche anzuerkennen und demgemäß als zu dem Mitgebrauch des kirchlichen Eigenthums berechtigt zu behandeln ſeyen ꝛc.

Der Reichstag wurde geſchloſſen und unmittelbar darauf folgte ihm der preußiſche Landtag, in welchem faſt die nämlichen Perſonen den Kampf fortſetzten, da die Centrumspartei auch hier wie im Reichstag Poſto gefaßt hatte.

Der Kölner Erzbiſchof antwortete dem Miniſter am 30. Dezember und hielt an der Auffaſſung feſt, erſtens die Unfehlbarkeit des Papſtes ſey die alte herkömmliche Lehre der Kirche, nichts Neues, und zweitens die Kirche allein und nicht der Staat habe zu entſcheiden, ob einer ein Katholik ſey oder nicht. Dieſe Correſpondenz mit dem Erzbiſchof war übrigens der letzte Akt des Cultminiſter v. Mühler. Denn derſelbe ſah ſich am 12. Januar 1872 veranlaßt, ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, die er auch erhielt. Er hatte ſich durch ſeine orthodoxe Haltung ſchon ſeit langer Zeit den unverſöhnlichen Haß der Rationaliſten und Liberalen zugezogen. In der letzten Zeit hatte er, wie ſeine bündige Erklärung gegen den Kölner Erzbiſchof beweiſt, den Liberalen nachgegeben, ſie waren jedoch ſo ungroßmüthig, ihm dieſe Wendung nur als Charakterſchwäche auszulegen. Uebrigens ſoll eine Differenz zwiſchen ihm und dem Kronprinzen in Bezug auf Kunſtſachen zu ſeinem Sturze beigetragen haben. Den äußeren Anlaß zur Entlaſſung Mühlers gab ein Votum

Wenigſtens, welcher Zweifel und Mißtrauen ausdrückte, ob Mühler der Mann ſey, um das Schulaufſichtsgeſetz in dem Sinne, wie die Mehrheit wolle, durchzuführen, und ob damit nicht zu viele Gewalt in ſeine Hand gelegt werde. Zudem berief er ſich auf einen Ausſpruch des berühmten Miniſters Stein vom Jahr 1807, welcher die Vereinigung des Unterrichts- und Cultusminiſteriums mißbilligt habe.

An Mühlers*) Stelle wurde am 22. Januar der Geh. Oberjuſtizrath Dr. Falk ernannt. Derſelbe war ein Schleſier und ſeit 1858 Abgeordneter, gehörte der mäßig liberalen Fraction an und hatte 1860 in einer Rede das innere religiöſe Bedürfniß der blos äußern Kirchlichkeit gegenüber geſtellt, in den Debatten des Ab-

---

*) Künſtler und Kunſtfreunde hatten es kurz vorher ſehr übel genommen, daß er einige Nuditäten von der öffentlichen Ausſtellung ausſchließen wollte. Damit ſtach er in ein Weſpenneſt, und aus allen Winkeln ſchwärmten moderne Heiden herbei, welche die klaſſiſche Nacktheit in Schutz nahmen. Aus Barmen wurde geſchrieben: Das große, durch den Streit der Berliner Akademie mit Herrn v. Mühler allgemein bekannte Bild von H. Schlöſſer: „Venus Anadyomene, dem Meere entſchwebend, umgeben von Nereiden und Tritonen", welches ſich gegenwärtig in der Gemälde-Ausſtellung des hieſigen Kunſtvereins befindet, iſt heute zu dem vom Künſtler angeſetzten Preiſe von 4000 Thlrn. angekauft, und wird ſomit ſeine Rundreiſe durch die Kunſtausſtellungen beendet ſeyn.

Die Berliner Tribune ſchrieb: „Herr v. Mühler, unſer Cultusminiſter, wird ſich über die jüngſte Nachricht aus Wien nicht ſonderlich freuen. Die k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien hat nämlich eines der Bilder, die dem Herrn Miniſter auf der letzten Ausſtellung ſo großes Aergerniß erregten, die „Kalliſto" von Schauß, angekauft und zwar für einen ganz achtbaren Preis. Da die Wiener Akademie nicht die Abſicht hat, das Bild in einem Keller zu vergraben oder ſonſt unſchädlich zu machen, ſondern es ſicherlich an einem Jedermann zugänglichen Orte aufhängen wird, wie ſie ſelbſt ſagt, „als Muſter gediegener und keuſcher Behandlung des Nackten", ſo liegt die Vermuthung nahe, daß man im katholiſchen Wien die Gelegenheit mit Freuden benutzt habe, einmal einen Trumpf gegen proteſtantiſche Prüderie auszuſpielen."

geordnetenhauſes aber die extremen Parteien, hier Hoverbeck und Waldeck, dort Wagener und Blankenburg, gleich entſchieden bekämpft.

Unterdeſſen hatte der durch die Jeſuiten vortrefflich disciplinirte katholiſche Klerus in Preußen eine enorme Agitation in Scene geſetzt, um die Petition der Biſchöfe durch Gemeindepetitionen aus allen Theilen des Reiches zu unterſtützen. „Ueberall Volksverſammlungen und Petitionscirculare, überall der neulich auch in einer Berliner katholiſchen Volksverſammlung laut gewordene, ſtolze und ſiegeszuverſichtliche Ruf: ‚Wir wollen ſo dumm bleiben wie wir ſind!‘ überall Petitionen, deren Unterzeichner ihren Beruf zu einem vollwichtigen Urtheil über Einrichtung des Schulweſens durch die zahlreich ſich vorfindenden drei Kreuze unter den Petitionen bekunden. Die Zahl der Petitionen überſtieg ſchon am 20. Januar die Summe von 800 und iſt in den letzten Tagen ſo reißend gewachſen, daß ſie wohl gewiß ſchon über Tauſend hinausgegangen iſt. Die meiſten Petitionen ſind aus Oberſchleſien eingelaufen, namentlich aus den Kreiſen Rybnik und Pleß, wie es ja auch nicht verwunderlich iſt, den Elementen von Königshütte an der Spitze derartiger Culturbeſtrebungen zu begegnen. Der katholiſche Volksverein von Breslau darf ſich großartiger Leiſtungen rühmen. Nächſtdem haben Poſen und Weſtpreußen die reichſte Ausbeute geliefert: ebenſo leicht erklärlich, da hier das klerikale Element in dem national-polniſchen ſeine Stütze findet und unter allem Klerus der polniſche der ſtreitbarſte und über die Seinigen am zuverläſſigſten gebietende iſt. Sodann darf ſich das Land Hannover des größten Eifers rühmen, woher ſtreng lutheriſche Orthodoxie und Welfenthum nicht weniger als dreihundert Petitionen nach Berlin geliefert haben.“

In der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 30. Januar 1872 kamen die kirchlichen Fragen zur Sprache. Mallinkrodt begann den Kampf mit einem Tadel der neuen Verfügung des Cultminiſteriums, wonach die katholiſche Abtheilung dieſes Miniſteriums in Wegfall decretirt worden war. Zugleich knüpfte er daran die Beſchwerde, daß bei den Anſtellungen in Preußen die Katholiken gleichſam wie Parias zurückgeſetzt würden. In Bezug auf dieſen letzteren

auf flachen Brettern angebracht, welche der Arbeiter höchſtens mit 1½ Fuß Geſchwindigkeit in der Sekunde bewegen konnte. Durch die Maſchine iſt alſo, abgeſehen von allen übrigen Vortheilen ihrer Anwendung, allein durch die wenigſtens auf das Zwölffache geſteigerte Geſchwindigkeit die Leiſtung außerordentlich vermehrt. — Nicht minder ſehen wir das Prinzip möglichſt beſchleunigter Bewegung bei den Spinnmaſchinen in Anwendung gebracht. Die Spindeln bei den Maſchinen, auf welchen mittelfeine Baumwollgarne geſponnen werden, machen ungefähr 100 Umdrehungen in der Sekunde. Jede ſolche Spindel wird durch eine an ihr befindliche kleine Rolle, um welche eine von dem Mechanismus getriebene Schnur läuft, in Bewegung geſetzt. Dieſe Rolle hat 1 Zoll im Durchmeſſer, woraus ſich ergibt, daß ein Punkt auf ihrem Umkreiſe (oder — was gleichviel iſt — ein Punkt in der treibenden Schnur) in jeder Sekunde einen Weg von 26 Fuß durchläuft.

Andere Beiſpiele von drehenden Bewegungen mit bedeutender Geſchwindigkeit bieten die Mühlſteine der Getreidemühlen und die Schleifſteine dar. Die erſteren machen, bei einem Durchmeſſer von 4 Fuß, 90 bis 120 Umgänge in der Minute, was einer Geſchwindigkeit ihres Umkreiſes von 18 bis 25 Fuß für die Sekunde entſpricht. Schleifſteine (in Meſſer- und Gewehrfabriken ꝛc.) von 1 bis 2 Fuß Durchmeſſer läßt man 400 bis 600 Mal, ſolche von 3 bis 6 Fuß 100 bis 200 Mal in der Minute umgehen, wonach ihr Umkreis in einer Sekunde 30 bis 40 Fuß durchläuft. Noch weit ſchneller iſt die Bewegung der Schleifſteine in den Nähnadelfabriken, mittelſt welcher die Spitzen an den Nadeln geſchliffen werden. Ein ſolcher Stein von 2½ Fuß Durchmeſſer vollbringt nämlich in einer Minute 1000 bis 1200 Umläufe, ſo daß ſeine Umfangsgeſchwindigkeit 130 bis 150 Fuß in der Sekunde beträgt. Man vergleiche mit Vorſtehendem die unbedeutende Geſchwindigkeit, welche man einem Handreibſteine oder einer Mörſerkeule zu geben im Stande iſt, oder womit ein zu ſchleifendes Werkzeug aus freier Hand auf einem Wetzſteine bewegt werden kann, und frage ſich: wie es um den Preis und die Menge der Arbeit ſtehen würde, wenn alles Mehl durch Zerreiben im Mörſer, alle Schleiferarbeit auf Handwetzſteinen verrichtet werden müßte.

Punkt entgegnete ihm der Abgeordnete Wehrenpfennig, er würde Recht haben, wenn er ſagen könnte, ſo und ſo viele Katholiken hätten ſich in Preußen zu Aemtern gemeldet und ſeyen alle zurückgewieſen worden. Er habe aber nicht Recht, wenn er z. B. ſage, unter dreißig Poſtbeamten befänden ſich nur drei Katholiken. Das komme blos daher, weil ſich eben nicht mehr Katholiken zum Poſtdienſt gemeldet haben. Ungerecht ſey auch der Vorwurf der Ungleichheit in Bezug auf den Unterricht. Wenn an einem Orte nur ganz wenig katholiſche Kinder ſind, könne man doch für dieſelben nicht eine beſondere Schule bauen, und wenn ſie die Schule benutzen wollten, müßten ſie ſich eben zu der vorhandenen Mehrheit proteſtantiſcher Kinder hinſetzen. Das ſey keine Verletzung der Parität.

In Bezug auf die Auflöſung der katholiſchen Abtheilung im Cultminiſterium ſetzte der neue Miniſter Falk klar und bündig auseinander, daß ſich die Regierung einfach auf den Standpunkt des Staates ſtelle, ſich in die Confeſſionen nicht einmiſche, ſoweit ſie nicht in das Gebiet des Staats eingreifen, und alle Confeſſionen mit dem gleichen Maße meſſe, von welchem ſtaatlichen Geſichtspunkt aus das bisherige Privilegium einer beſonderen katholiſchen Abtheilung eine Abnormität und ein Unrecht gegen die andern Confeſſionen geweſen ſey. Dabei bemerkte der Miniſter, jene katholiſche Abtheilung, welche doch als zur Regierung gehörig, nur das Intereſſe des Staats vertreten ſollte, habe oft einſeitig nur das Kirchenintereſſe vertreten. „Dem Cultusminiſterium gehöre ich eine Woche an; aber vier Jahre habe ich dem Juſtizminiſterium angehört, und, m. H., ich habe zunächſt ſehr viele Sachen der ſogenannten katholiſchen Abtheilung geſehen, unter denen weder der Name des Herrn Miniſters v. Mühler, noch des Unterſtaatsſekretärs Lehnert ſtand, ſondern der Name des Directors der katholiſchen Abtheilung, nach außen hin wohl ein ausreichender Beweis, daß man von einer ſolchen Unſelbſtändigkeit zu ſprechen nicht berechtigt ſeyn möchte. Und wenn ich noch eines Eindrucks erwähne, m. H., ſo handelt es ſich doch um ein ſtaatliches Organ, geſchaffen und herbeigerufen, um durch ſeine reiche Kenntniß die Beziehungen zwiſchen der katholiſchen Kirche und dem Staate zu vermitteln, aber immerhin ein ſtaatliches Organ, be-

rufen, den Staat zu vertreten. Ich habe aber häufig genug — es iſt immer nur perſönlich — den Eindruck gehabt, als ob bisweilen die aus der katholiſchen Abtheilung kommenden Verfügungen nicht den Eindruck einer Staatsbehörde, ſondern einer Kirchenbehörde gemacht hätten. (Sehr wahr!)" Weiter erklärte der Miniſter, er ſey Juriſt und werde das Recht wahren in allen den Gebieten, in denen der Staat mit der Kirche in Berührung kommt. „Ich werde mich leiten laſſen von dem Satze, daß die Kirche und die Kirchen-Gemeinſchaften ihre Freiheit und ihre volle freie Bewegung behalten, ich werde ihnen da nie hemmend in den Weg treten. Aber, m. H., wo Rechte des Staates in Frage ſind, und Rechte, die der Staat ſchützen muß gegen Jeden und auch gegen die Kirchen-Gemeinſchaften, da werden Sie mich allerdings als Juriſten ſehen (lebhaftes Bravo links), ich werde alle unberechtigten Anſprüche vollſtändig zurückweiſen."

Windthorſt erklärte ziemlich patzig, er und ſeine Partei ſeyen überall im Recht, und nahm nicht die Miene an, als werde er ſich mit einem bloßen Ausgleich begnügen. Da erhob ſich Fürſt Bismarck gleich jenem römiſchen Staatsmann, der in ſeiner Toga dem Feinde Krieg oder Frieden brachte, ſo daß er wählen könne, und rechtfertigte ſeine drohende Haltung mit dem Vorgehen der Ultramontanen: „Es iſt ungeheuerlich, daß ſich eine politiſche Partei gebildet hat, welche ihren Zwang durch theologiſche Mittel auf politiſches Gebiet ausdehnt, welche Staatsbeamte durch theologiſche Macht ſich ihr unterzuordnen zwingt, welche ſie zur Auflehnung gegen den Staat ſelbſt zwingen kann. Schon die Wahlreden appellirten an die Leidenſchaften der unteren Klaſſen. Ferner zog die Fraction des Centrums im Reichstage alle Elemente an ſich, welche notoriſch gegen Preußen und gegen das Reich waren: Proteſtanten, welche das Reich befeindeten, ſämmtliche feindliche Parteien, welche aus nationalen oder revolutionären Gründen der deutſchen Einigung feindlich waren. Da wurde es mir immer klarer, daß wir allmählich zu der bedauerlichen Situation kommen würden, in der wir uns jetzt befinden. Der Herr Vorredner hat ſich ſpeciell über die Aufhebung der katholiſchen Abtheilung beklagt. Nun meine ich,

daß ſie zwar im abſoluten Staate ihre Berechtigung hatte, daß es jedoch im conſtitutionellen Staate unverträglich iſt mit der Verfaſſung, daß die Zugänglichkeit zu gewiſſen Stellen in der Regierung von der Confeſſion abhängig gemacht wird. Entweder iſt der Cultusminiſter verpflichtet, ſich völlig nach den Rathſchlägen eines ſolchen Collegiums zu richten: dann iſt er für die Maßregeln nicht verantwortlich; oder er iſt dazu nicht verpflichtet, und dann iſt eine ſolche Abtheilung überflüſſig. Uebrigens war nach meiner Anſicht die Richtung dieſer Abtheilung degenerirt. Der Charakter des Colleg's war der geworden, daß es ſich nur um eine Wahrung der Rechte der Kirche innerhalb des Staates zu handeln ſchien."

Sodann hob der Reichskanzler insbeſondere hervor: „Die Leidenſchaftlichkeit hat die Preſſe ſchließlich dahin geführt, eine gewiſſe Solidarität für ſämmtliche Aeußerungen zu ſchaffen, welche von Parteigenoſſen gethan werden. So hat z. B. die hier in Berlin erſcheinende ‚Germania', die ich allerdings nicht leſe, über welche mir jedoch Bericht erſtattet iſt in dieſer Beziehung, ihre Solidarität mit der bayeriſchen Preſſe, mit dem bayeriſchen Volksboten und wie ſie heißen mögen, erklärt, es heißt alſo mit der franzoſenfreundlichen oder der alten Rheinbundpreſſe im katholiſchen Gewande. Dieſe Uebereinſtimmung erſtreckte ſich bis nach Genf und anderswo, ſo daß man wirklich von einer Mobilmachung gegen die Regierung und das Reich ſprechen kann. Sie muß ſich vertheidigen und wird es mit aller Energie. Beſſer aber iſt es, wir ſuchen einen friedlichen Ausweg! Daß die ernſte Abſicht Seitens der Regierung vorliegt, jeder Confeſſion innerhalb des Staates alle mögliche Freiheit zu gewähren, wird wohl Niemand ernſtlich bezweifeln. Daß eine Confeſſion jedoch außerhalb ihres Kreiſes eine Herrſchaft ausübe, das kann nicht und wird nicht zugegeben werden. Ich für meinen Theil bedauere es, daß die bekannte Braunsberger Angelegenheit zu ſo weitgehenden Conſequenzen durchgeführt werden mußte. Es war aber nicht anders möglich, da die Staatsgeſetze die Entlaſſung eines Staatsbeamten durch einen Biſchof verbieten. Es iſt das eine Colliſion zwiſchen dem Kirchenrecht und den Staatsgeſetzen, welche

einer eingehenden Prüfung bedarf; und ich hoffe, daß der neue Herr Cultusminiſter ſich dieſer Frage ganz ſpeciell annehmen wird. Dogmatiſche Streitigkeiten über die Wandlungen oder Declarationen, welche innerhalb des Dogmas der katholiſchen Kirche vorgegangen ſein können, zu beginnen, liegt der Regierung ſehr fern und muß ihr fern liegen; jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches ſo und ſo viel Millionen Landsleute theilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig ſeyn. Aber wir können den dauernden Anſpruch auf eine Ausübung eines Theiles der Staatsgewalt den geiſtlichen Behörden nicht einräumen, und ſo weit ſie dieſelbe beſitzen, ſehen wir im Intereſſe des Friedens uns genöthigt, ſie einzuſchränken, damit wir neben einander Platz haben, damit wir in Ruhe mit einander leben können, damit wir ſo wenig wie möglich genöthigt werden, uns hier um Theologie zu bekümmern. Ich kann auch für die Regierung nur den Standpunkt wahren, daß man von der Regierung eines paritätiſchen Staates nicht verlange, ſie ſolle confeſſionell auftreten nach irgend einer Richtung hin. Confeſſionell kann eine Regierung als ſolche nur dann auftreten, wenn ſie eine Staatsreligion hat, wie wir ſie nicht haben."

In der folgenden Sitzung ſtellte Mallinkrodt als Fundamentalſatz des Katholicismus Folgendes auf, indem er behauptete, die von den Proteſtanten in Anſpruch genommene geiſtige Ueberlegenheit ſey nur eine Einbildung. „Alſo einen weiteren Blick, wie ihn der Proteſtantismus hat, ſollen wir uns aneignen. Nun, wo zeigt ſich denn die ſtärkere Denkkraft? Etwa darin, daß auf proteſtantiſcher Seite jeder etwas anderes für das Richtige hält, oder darin, daß auf katholiſcher Seite alles einer Meinung iſt, ſelbſt Abirrende ſich ihr wieder zuwenden und alle Welt eingeſteht, es gebe nichts Logiſcheres und Conſequenteres als das Gebäude der katholiſchen Kirche? (Windthorſt-Meppen: Sehr wahr!) Nun, woher kommt die Conſequenz? Doch nur vom logiſchen Denken (Gelächter), und dies iſt unſer. Hinſichtlich des neuen Dogmas wird zu beweiſen ſeyn, daß der Widerſpruch nicht gegen die Materie, ſondern gegen den Zeitpunkt der Definition gerichtet war. Aus dieſer letzteren Seite entſprangen die Bedenken der deutſchen Biſchöfe. Sie verſtehen es

eben nicht, daß für uns Katholiken die Kirche die Trägerin der Wahrheit ist, und wenn die Kirche gesprochen hat, dann ist es eben die Wahrheit. (Gelächter.) So ist es; lernen Sie doch erst das ABC der Dinge, um die es sich hier handelt; wer katholisch bleiben will, der muß so denken. Und die Consequenz? Wir stehen nach neunzehnhundert Jahren noch fest und voll geeinigt da, während Sie mit Trauer allerdings einen Stein nach dem andern abbröckeln sehen." Also nicht, was wahr ist, soll wahr seyn, sondern nur, was die Kirche behauptet, und was gestern von der Kirche für wahr gehalten wurde, gilt heute nicht mehr, wenn die Kirche heute sagt: Es ist nicht wahr. Das ist aber keine Wahrheit, sondern eben nur notre plaisir und auch keine Logik, kein Beweis von größerer Denkkraft, sondern nur ein stat pro ratione voluntas.

Weiter behauptete Mallinkrodt noch einmal, seine Partei sey keine confessionelle. Der Reichskanzler aber las ihm ein von einem Katholikencomité in Oberschlesien verfaßtes Umlaufschreiben vor, welches die Wahl des geistlichen Raths Müller in den Reichstag den „Glaubensbrüdern" ausschließlich als katholische Sache und zur Abwehr der Protestanten und Deutschen dringend empfahl, ein Schriftstück, welches von Anklagen und Verleumdungen der preußischen Regierung strotzte und in seinem polnischen Originale einer Aufhetzung der polnischen Katholiken gegen den Staat gleich kam. Ueber denselben geistlichen Rath Müller theilte das Wiener Fremdenblatt damals noch mit, er habe im katholischen Casino eine wüthende Rede gegen das neue deutsche Kaiserthum gehalten. Die Berliner Germania erklärte zwar, die Rede sey nie gehalten worden, die Kölner Zeitung berichtete aber, sie sey gehalten worden, nur an einem andern Orte.

Nach dem Austritt Mühlers zirculirte in Berlin ein guter, dem Fürsten Bismarck zugeschriebener Witz. Ein Gast sagte zum Fürsten: „Wie Schade doch, Durchlaucht, daß so viel unseres einheimischen Silbers die bayerische Grenze passiren muß. 20 Millionen, was bleibt denn da noch für uns übrig?" — „Genug, mehr als genug, mein lieber Herr Doktor," erwiderte lächelnd der Fürst, „denken Sie

doch nur an unser Ministerium, das ist ja das reine Silber-Ministerium." — „Silber-Ministerium? Darf ich um eine nähere Erklärung dieser sonderbaren Bezeichnung bitten, Durchlaucht?" — „Recht gern, geben Sie Acht. S. ist zunächst mein landwirthschaftlicher College Selchow; J. der Handelsminister Graf Itzenplitz; L. gehört dem Justizminister Dr. Leonhard; B. erlaube ich mir selbst zu seyn; E. Graf Eulenburg, gehört in das Ministerium des Innern, und mit R., der Initiale meines kriegerischen Collegen Roon, schließt das Silber-Ministerium." — „Allerliebst, Durchlaucht, aber — gestatten Sie mir die Frage — wo bleibt Herr v. Mühler?" — „Herr v. Mühler? Der zählt nicht mit, für M. haben wir leider keine Verwendung."

Der neue Unterrichtsminister Falk vertagte die Berathung des neuen Unterrichtsgesetzes, bis die neue Kreisordnung erledigt seyn würde, welche allein leistungsfähige Gemeindeverbände schaffen könne.

Kapitel 2.

Das neue Schulaufsichtsgesetz.

Das schon angekündigte neue Schulaufsichtsgesetz diente dem Gesetz, wodurch der Mißbrauch der Kanzeln gezügelt wurde, zur nothwendigen Ergänzung, denn die katholischen Geistlichen hatten die Schule nicht weniger wie die Kanzel mißbraucht und namentlich in Preußisch-Polen schon die polnischen Kinder gegen die Regierung und gegen die Deutschen aufgehetzt. Es war von den früheren Kultministerien in dieser Beziehung nur zu viel versäumt worden, und je frecher die Jesuiten der Regierung trotzten, ein um so rascheres und energischeres Einschreiten war geboten. Man warf der Regierung vor, daß sie ihr neues Schulaufsichtsgesetz den Kammern vorlege, ohne zuvor den katholischen Episcopat und den evangelischen Oberkirchenrath zu Rathe gezogen und überhaupt nicht erst auf die

Abfassung eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes gewartet zu haben. Allein das eine wie das andere würde die Sache verzögert haben, und die Regierung war zu sehr von der Nothwendigkeit überzeugt, daß dem Pfaffenunfug schleunigst Einhalt gethan werden müsse. Begreiflicherweise war die Jesuitenpresse gleich bei der Hand, die Regierung zu beschuldigen, sie wolle die Schule entchristlichen und sey von der rechten Seite zur äußersten Linken übergegangen. Sogar die conservativen und orthodoxen Lutheraner waren unbesonnen genug, wenn auch in etwas gedämpfterem Tone, in das Wehegeschrei der Jesuiten einzustimmen, da doch kein Vernünftiger zweifeln konnte, die Regierung wolle sich nur der ultramontanen Unverschämtheit erwehren, befinde sich lediglich in der Defensive und zwar in einer durchaus berechtigten, und denke auch nicht entfernt daran, den christlichen Glauben anzugreifen.

Die Kölnische Zeitung erinnert an die Volksschulen, die man doch dem Ultramontanismus nicht gänzlich preisgeben könne, und an die Gefahr einer Verführung zu förmlichem Aufruhr. „Es ist schon an sich bedenklich, die vorsichtig ausgedrückten Lehren des Syllabus von Pius IX., so weit er die Gränzen der Rechte des weltlichen Staates und der entsprechenden Gehorsamspflichten der Unterthanen betrifft, zuzulassen. Ganz unmöglich aber ist es in Preußen, den schrofferen Ausführungen derselben Lehre, wie sie die seit dem 18. Juli 1870 nun auch auf Unfehlbarkeit Anspruch machende Bulle cum ex apostolatus officio von Paul IV. enthält, einen Freipaß zu gewähren. Dieselbe hebt bekanntlich die Gehorsamspflicht gegen ketzerische Fürsten auf und eröffnet deren Landbesitz rechtgläubigen Eroberern. Die Definitionen dieser Bulle verneinen für unsere Staats- und Reichsverfassung, in so fern sie einen ketzerischen Kaiser und König haben, jede christlich-sittliche Grundlage, nämlich jede bisher auch in der gesammten deutschen katholischen Kirche gelehrte Weihe durch das ‚vierte Gebot Gottes'. In früheren Jahrhunderten hat nicht nur das staatliche ‚Placet' die moralische Pest dieser ultramontanen Sittenlehre aus der Schule, aus den Katechismen und von den Kanzeln Deutschlands verbannt und ihre öffentliche Verkündigung auf die romani-

ſchen katholiſchen Länder beſchränkt, ſondern die Lehre galt auch dem deutſchen Altkatholicismus für eine falſche, für eine leidenſchaftliche Verirrung Paul's IV. Jetzt iſt die Lehre ein Dogma der vaticaniſchen katholiſchen Kirche und — ein vorgängiges ‚Placet' exiſtirt ſtaatsrechtlich in Preußen nicht mehr!"

Biſchof Ketteler erklärte im Mai 1871 die Sonntagſchulen für „Sabbathſchändung", und Mouſang von Mainz verwarf überhaupt den Schulzwang, der Staat ſolle die Schule ganz der Kirche überlaſſen. Aber aus dem würtembergiſchen Oberland brachten die Blätter z. B. folgende Klagen: So werden in B. an der R. die kathol. Schüler der Realſchule und des Gymnaſiums jahraus jahrein täglich Morgens 7 Uhr in die Kirche genöthigt. Im Winter iſt das offenbar für ſchwächliche und ſelbſt geſunde Schüler zu früh und von Nachtheil für die Geſundheit. Es iſt ſchon vorgekommen, daß Schüler in der Kirche mehrmals von Unwohlſeyn befallen wurden und nach Hauſe gebracht werden mußten. Dennoch wurden dieſelben ſo wie ſo in die Kirche dirigirt. Es iſt eben, wie einmal ein eifriger Vikar behauptete, verdienſtlicher, eine halbe Stunde die Meſſe anzuhören, als einen Tag in der Schule zu verbringen. Da möchte man doch fragen: Müſſen ſich das die Väter der Schüler gefallen laſſen? Iſt es nicht genug, wenn ſie im gelobten Lande des Friedens um jeden Preis ſich gefallen laſſen müſſen, daß ihren Söhnen gegen ihre Ueberzeugung das Unfehlbarkeitsdogma bei jeder Gelegenheit bis zum Ueberdruß eingeprägt wird! Iſt das Gewiſſensfreiheit, wenn der Staat die Schüler mit dem Polizeiſtock in ſolchen Unterricht und in die Kirche treibt?

Aus dem badiſchen Oberlande wurde am 28. Dezember 1871 der „Bad. Ldsztg." mitgetheilt: Es ſind uns Schulen bekannt, in welchen von den Geiſtlichen die Schüler veranlaßt werden, ſich den Vereinen der heiligen Kindheit, der Ludwigsmiſſion ꝛc. anzuſchließen. Solchem Beginnen ſollte kräftig entgegen getreten werden und zwar von der Oberbehörde; denn nicht alle Eltern haben den Muth und die Einſicht, ihre Kinder vor derartigen Zumuthungen zu ſchützen. Was die Lehren, die in ſolchen Vereinen geſpendet werden, zur Folge haben, das bedarf keiner Auseinanderſetzung.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 8. Februar 1872 wandten die Ultramontanen eine eigenthümliche Taktik an, indem ſie dem neuen Schulgeſetz vorwarfen, es gefährde die Freiheit, und dann wieder, es gefährde das monarchiſche Princip. Virchow kritiſirte ſcharf die „Freiheits"-Beſtrebungen der Centrumsfraktion: „Die Herren vom Centrum gaben dem natürlichen Recht und der Unterrichtsfreiheit eine eigenthümliche Deutung. Wir kennen dieſe Freiheit, es iſt die Freiheit der Unwiſſenheit, der Ignoranz; für die Kinder die Freiheit, nichts zu wiſſen, für die Lehrer die Freiheit, nichts zu lehren, das iſt bequem und macht für Aberglauben empfänglich." Lasker führte zum Beweiſe, wie ſehr die Schule von den Ultramontanen verſäumt werde, Folgendes an: In Spanien haben nach der Aufnahme der Seelenzahl im Jahre 1860 drei Millionen leſen und ſchreiben, 705,000 nur leſen und 11,800,000 weder leſen noch ſchreiben können! Belgien hat im Jahre 1864 bei der Rekrutirung unter den 10,453 Aufgerufenen 5339, alſo 51 Procent gehabt, die nicht ſchreiben konnten, und in Weſtflandern, dem Hauptquartier der Geſinnungsgenoſſen des Herrn Vorredners, haben nur 17 Procent ſchreiben gekonnt.

Inzwiſchen war Fürſt Bismarck eingetreten und fertigte die Führer des Centrums mit ſchneidender Ironie ab. Reichensperger hatte bedauert, daß der Reichskanzler ſeine Rede nicht angehört habe. Dieſer ſagte nun: Hätte ich gewußt, daß der Herr Reichensperger ſprechen werde, ſo würde ich ganz gewiß gekommen ſeyn, obſchon ich glaube, daß nach den 23 Jahren gemeinſchaftlicher parlamentariſcher Thätigkeit der Herr Abg. mir ſo ſehr viel, was ich nicht ſchon wüßte, nicht ſagen kann, und ich ihm auch nicht. Ich kann mir lebhaft denken, was er geſagt hat, und kann nur ſagen: von Zeit zu Zeit hör' ich den Herrn Abgeordneten gern. (Heiterkeit.) Leider kann ich daſſelbe nicht von ſeinem Fraktionsgenoſſen Windthorſt ſagen, der nach ihm geſprochen hat, weil ich bei dieſem Herrn eine zu ausgebildete und durch eine zu gute Schule gegangene Geſchicklichkeit finde, ſich die Worte, die ich oder ein Anderer geſprochen hat, zurechtzulegen, wie es für ſeinen Zweck paßt, und weil die Beiſpiele davon ſo verwachſen ſind, daß es ſchwer iſt, ihnen immer nachzu-

ſpüren. Ich will hier nur Verwahrung einlegen gegen die Stellung, die der Herr Abgeordnete mir in einem gewiſſen Gegenſatze zum monarchiſchen Princip für die Majoritätsherrſchaft hat geben wollen. Ich laſſe unentſchieden, wohin dieſer Pfeil zielt, den er abgeſchoſſen hat; aber ich kann ihn verſichern, er prallt machtlos ab. Ich habe, wie ich glaube, langjährige Proben im Dienſte des monarchiſchen Princips abgelegt: dem Herrn Abgeordneten ſteht dies hoffentlich noch bevor. (Heiterkeit.)

Am folgenden Tage wurde die Debatte fortgeſetzt. Miniſter Falk wies auf die große Menge eingekommener Petitionen hin, die gegen das Schulgeſetz gerichtet ſeyen, bemerkte aber, man wiſſe wohl, wie ſolche Petitionen zu Stande kämen, nämlich lediglich durch Wühlereien und Verhetzungen des friedliebenden Volkes. Der Reichskanzler unterſtützte den Kultminiſter in einer längern Rede voll Offenheit und Energie: Die Oppoſition gegen das Schulgeſetz, wie gegen die Regierung überhaupt, gehe nicht vom Volk, auch nicht von der katholiſchen Kirche als ſolcher aus, ſondern von den politiſchen Feinden des deutſchen Reichs. Windthorſt ſey der intimſte Freund des König Georg von Hannover geweſen und ſey es vielleicht noch. Von dieſer Seite aber ſey man Preußen Feind geweſen und habe auf Frankreich gehofft, da aber Frankreich beſiegt worden, mache man den Ultramontanismus zum Bundesgenoſſen. Fürſt Bismarck mahnte die katholiſche Fraktion, ſich der welfiſchen Führung zu entſchlagen, und eben ſo, ſich mit den Polen nicht gemein zu machen. Auch dieſen ſey es ja nicht um die Religion, ſondern nur um die Wiederherſtellung Polens zu thun, und ſie nehmen die Religion nur zum Vorwand, um die deutſche Regierung und überhaupt alles Deutſche zu bekämpfen. Bismarck las einen, in dem zu Königshütte erſcheinenden „Katholik" abgedruckten Aufruf an die Waſſerpolacken vor, worin es hieß: „Brüder, Glaubensgenoſſen! rufet die Frauen und Kinder, rufet alle Hausgenoſſen zuſammen, und fallet mit ihnen zugleich auf die Knie, indem ihr mit dem Himmelsruf rufet: Jeſus, Maria und Joſeph, rettet uns aus der Hand der Feinde, denn wir verderben! O Gott, warum läſſeſt du ſo ſchreckliche Verfolgungen zu? Warum geſtatteſt du, daß die Feinde

Oefters beſteht der Vortheil großer Geſchwindigkeit bei Maſchinenbewegungen nicht allein in dem Zeitgewinn und der vermehrten Produktion, ſondern auch in einer Erſparung am Material und an den zur Arbeit nöthigen Zuthaten. Ein ſprechendes Beiſpiel hierven geben die Hammer- und Walzwerke, mittelſt welcher auf den Eiſenhütten das Eiſen in Stangen oder Stäbe ausgearbeitet wird. Die Eiſenhämmer werden bekanntlich vom Waſſer in Bewegung geſetzt, indem ein einfacher Mechanismus den Hammer (deſſen Stiel um einen Punkt ſich drehen kann) aufhebt, und dann frei wieder fallen läßt. Je ſchneller die Schläge auf einander folgen, deſto eher iſt die Bearbeitung des Eiſens vollendet, deſto mehr kann in gleicher Zeit geliefert werden; aber deſto weniger Brennmaterial (zum Glühen des Eiſens) iſt auch erforderlich, und deſto weniger Eiſen geht als Abfall verloren. Es muß nämlich, um das Eiſen glühend zu machen, ununterbrochen das Feuer im Gange ſeyn, und die Koſten des letztern werden natürlich für eine beſtimmte Menge produzirten Stabeiſens deſto geringer, je mehr Eiſen in gleicher Zeit ausgearbeitet wird. Dazu kommt, daß das Eiſen ſo oft wieder in das Feuer gebracht werden muß, als es im Laufe der Bearbeitung den gehörigen Grad von Glühhitze verloren hat. Bei jedem neuen Glühen verbrennt aber eine neue Portion des Metalls, welche nachher als Hammerſchlag von demſelben abfällt. Um aus einer rohen Eiſenmaſſe Stäbe zu ſchmieden, muß es demnach auch in dieſer Beziehung vortheilhaft ſeyn, das Eiſen ſo wenig oft als möglich in das Feuer zu bringen. Die Beſchleunigung der Arbeit, welche nach allen angeführten Umſtänden als ſo wichtig erſcheint, iſt nun aber nur zu erreichen, wenn man es dahin bringt, die Schläge des Hammers äußerſt raſch aufeinander folgen zu laſſen; und hierin ſetzt die Natur eine Grenze, welche jedoch von der Kunſt auf eine ebenſo ſinnreiche als einfache und wirkſame Weiſe weiter hinausgerückt wird. Man muß in der Bewegung des Hammers deſſen Hebung und deſſen Niederfallen abgeſondert betrachten. Erſtere, als ganz allein von der Maſchinerie bewirkt und mithin nur von ihr abhängig, kann faſt nach Willkür beſchleunigt werden; nicht ſo das Niederfallen, welches nach dem phyſikaliſchen Geſetze für den freien Fall der Körper erfolgt, wonach zur Durchlaufung einer beſtimmten Fallhöhe eine gewiſſe Zeit erforderlich iſt. So lange

deines Volkes ſpotten? Erbarme dich über uns um deines Namens willen!“ Dann hetzte das Blatt gegen die deutſchen Fabrikbeſitzer und Beamten auf, „gegen die Andersgläubigen, die urewigen Feinde des Volks, welche von eurem Schweiß und dem Blut eurer Hände leben und ſich bereichern.“ Sehr bemerkenswerth ſind folgende Worte des Reichskanzlers in Bezug auf die polniſchen Umtriebe: „Was die Beſtrebungen des polniſchen Adels betrifft, ſo brauche ich dieſelben gar nicht zu charakteriſiren, die Herren machen ja gar kein Hehl daraus; ſie ſind fortwährend bereit, mit der einen Hand die Wohlthaten der Civiliſation und der regelmäßigen Rechtspflege, der Freiheit, die ihnen die preußiſche Verfaſſung gewährt, anzunehmen und mit der andern Hand das Schwert zu ſchwingen und offen zu ſagen: hiermit werde ich auf Dich einhauen, ſobald mir irgend eine gute Gelegenheit dazu wird; denn ich bin mit dem jetzigen Zuſtande unzufrieden, ich will ihn löſen. Ein rein principielles theoretiſches Bekenntniß, daß der preußiſche Staat zerſetzt werden müſſe und die früheren polniſchen Beſtandtheile von ihm getrennt, kann nicht vom Strafrecht verfolgt, alſo auch nicht verurtheilt werden. Aber wir haben es nur in Bezug auf einzelne Landestheile 100 Jahre mit angeſehen und hätten es ohne den Parteikampf der Geiſtlichen noch 100 Jahre lang weiter mit angeſehen. So aber müſſen wir wenigſtens die Keime deſſen, was Staatsgefährliches ſich daraus entwickeln kann, verhindern, ſo viel es uns möglich iſt. Herr Abgeordnete Stroſſer iſt der Meinung geweſen, wenn das ſtaatsgefährliche Dinge wären, ſo könne es doch nicht ſo ſchwer ſeyn, ſie vor den Richter zu bringen; dann muß er ſich aber ſehr wenig im praktiſchen Leben bewegt haben, um eine ſo wenig zutreffende Aeußerung auszuſprechen. Wie gedenken Sie das richten zu wollen, wenn die Beſchwerden, die mir gegen dieſe Geiſtlichen als Schulinſpectoren eingegangen ſind, melden, daß ſie die deutſche Sprache nicht zu ihrem geſetzlichen Recht kommen laſſen, ſondern dagegen wirken, daß die deutſche Sprache ordentlich gelehrt werde, daß der Lehrer, bei dem gute Fortſchritte der Schüler in der deutſchen Sprache conſtatirt werden, keine gute Cenſur von dem Geiſtlichen erhält, daß bisher unter dem früheren Kultusminiſter die meiſten Stellen von Leuten

beſetzt waren, die, obgleich Deutſche, ich weiß nicht aus welchen Gründen mit dieſen Beſtrebungen ſympathiſirten, bei denen die Kinder in halb polniſchen Landestheilen nicht Hochdeutſch lernen. Wenn man diejenigen Umſtände in's Auge faßt, daß wir in Weſtpreußen Gemeinden haben, die früher deutſch waren und wo jetzt die junge Generation nicht mehr deutſch verſteht, ſo legt das für die Tüchtigkeit der polniſchen Agitation ſeit 100 Jahren einen deutlichen Beweis ab. Aber dieſe Agitation lebt doch nur von der Gutmüthigkeit des Staates, wir ſind heute nicht gewillt, ſie weiter fortzuſetzen; ſie iſt zu Ende, wir wiſſen, was wir dem Staate ſchuldig ſind. (Beifall.) Und wenn ſie uns jetzt noch mit weiteren Anträgen und Klagen zu Gunſten der polniſchen Sprache kommen, ſo werden wir im Gegentheil ihnen mit einer Geſetzesvorlage zu Gunſten der deutſchen Sprache entgegentreten. (Bravo!)

Folgende Argumente in der Rede, womit Fürſt Bismarck die gute Sache Deutſchlands gegen die ultramontanen Anſtürmer vertheidigte, ſind von welthiſtoriſcher Bedeutung. „Die Geiſtlichkeit, auch die römiſch-katholiſche, iſt in allen Ländern eine nationale, nur Deutſchland macht eine Ausnahme. Die polniſche Geiſtlichkeit hält zu den polniſchen Nationalbeſtrebungen, die italieniſche zu den italieniſchen. Wir haben geſehen, daß in Frankreich der Franzoſe ſtets höher ſteht in der eigenen Selbſtſchätzung des Geiſtlichen, als der Geiſtliche. Wir haben ähnliches in Spanien und anderwärts, nur in Deutſchland ganz allein, da iſt die eigenthümliche Erſcheinung, daß die Geiſtlichkeit einen mehr internationalen Charakter hat. Ihr liegt die katholiſche Kirche, auch wenn ſie der Entwicklung Deutſchlands ſich auf der Baſis fremder Nationalitäten entgegenſtellt, näher am Herzen, als die Entwicklung des deutſchen Reiches, womit ich nicht ſagen will, daß ihr dieſe Entwicklung fern läge, aber das andere ſteht ihr näher. (Abgeordneter Windthorſt: Beweiſe!) Beleidigung kann ich darin nicht finden. (Rufe im Centrum und rechts: Beweiſe!) Ach, meine Herren, greifen Sie in Ihren eigenen Buſen! (Andauernde Heiterkeit.) Der Herr Vorredner hat nun ferner an Reden erinnert, die ich vor 23 Jahren, im Jahre 1849 gehalten habe. Ich könnte dieſe

Bezugnahme einfach mit der Bemerkung abfertigen, daß ich in 23 Jahren, namentlich, wenn es die beſten Mannesjahre ſind, etwas zuzulernen pflege, und daß ich überhaupt, ich wenigſtens, nicht unfehlbar bin. (Bewegung.) Aber ich will weiter gehen. Was in jenen meinen Aeußerungen im lebendigen Bekenntniß, im Bekenntniß zu dem lebendigen chriſtlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und ſcheue dieſes Bekenntniß weder vor der Oeffentlichkeit noch in meinem Hauſe an irgend einem Tage; aber gerade dieſer mein lebendiger, evangeliſcher chriſtlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu deſſen Dienſt mich Gott erſchaffen hat, und wo ein hohes Amt mir übertragen worden iſt, dieſes Amt nach allen Seiten hin zu wahren; und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikaniſchen Seite angegriffen werden, ſo habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Breſche zu ſtehen, und werden ſie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch immer ſind, die Fundamente des Staates zu befeſtigen, und nicht zu erſchüttern, ſo werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Breſche finden. Das gebietet mir das Chriſtenthum und mein Glaube!" (Lebhaftes Bravo!)

In dieſen Tagen wurden arge Umtriebe am Berliner Hofe gemacht, um den Fürſten Bismarck zu ſtürzen. Der A. A. Zeitung wurde aus Berlin unterm 12. Februar geſchrieben: Am Horizont ſtehen Wolken. Es herrſcht in einflußreichen Kreiſen hier eine Rührigkeit, die nicht unbemerkt bleiben darf. Der Zweck der Bewegung iſt kein anderer als der, die Stellung des Fürſten Bismarck zu erſchüttern. Alle Hebel werden in Bewegung geſetzt. Seltſame Combinationen kommen zu Tage oder vielmehr ſcheuen noch das Tageslicht, ſind aber erkennbar. Ultramontane und Polen ſtehen unter hoher Protektion. Jedes Terrain wird mit Vorbedacht ausgenutzt. Am letzten Donnerſtag den 8. d. M. war der Ball bei Hofe das Gefechtsfeld, wo die Oppoſition gegen das Miniſterium oder vielmehr gegen den Miniſterpräſidenten in Geſtalt einer förmlichen Agitation gegen die Annahme des Schulaufſichtsgeſetzes unter auffälligen Formen zur Erſcheinung kam.

An demſelben Tage wurde auch dem Schwäb. Merkur geſchrieben: „Es hat lange gedauert, ehe die leitenden Staatsmänner Preußens die ganze Gefährlichkeit des Herrn Windthorſt erkannt haben, obwohl ſie darüber durch jeden einſichtigen Hannoveraner ſich leicht hätten unterrichten können; ſie ließen ſich aber bis jetzt durch ſeine ſog. konſervativen Aeußerungen einwiegen, hofften vielleicht bei dem raſtloſen Thätigkeitstriebe Windthorſt's auf deſſen Nutzbarkeit für ihre eigenen Zwecke, und ſchlugen die Warnungen in den Wind, die darauf hinwieſen, daß Windthorſt neben ſeinem brennenden Ehrgeize ſich ausſchließlich als Diener der jeſuitiſchen Kirchenpartei leiten läßt. Von ſeiner Jugend auf ein raſtloſer Streber, wußte er in ſeiner Heimath Osnabrück durch Neubelebung der konfeſſionellen Gegenſätze ſich eine gewiſſe Bedeutung zu verſchaffen, welcher ein Sitz im katholiſchen Konſiſtorium, nachher eine Stelle im O.App.-Gerichte zu Celle und ein Platz in der 2. Hannov. Kammer die nöthige Unterlage gab. Schon 1849 war es Windthorſt, der die Beſtrebungen der deutſchen Verfaſſungsfreunde in Hannover mit täuſchenden Redensarten vernichtete, dadurch aber die Aufmerkſamkeit des blinden Kronprinzen auf ſich zog. Trotz ſeines Einfluſſes bei dem dem Katholicismus durch ihn geneigt gemachten hannoverſchen Hofe traute man ihm aber nur dann, wenn man ſich in Verlegenheit ſah und ſeiner dialektiſchen Schlauheit zu bedürfen glaubte, ließ ihn jedoch gern bald wieder fallen. Windthorſt ſeinerſeits hielt alle ſeine Verbindungen aufrecht, ſteckte ſeine Fühlfäden in alle Parteien und war genau inſtruirt über jede antideutſche Regung in Stuttgart, München und Wien, die er für ſeine Zwecke zu verwerthen wußte. Trotz ſeiner offen zur Schau getragenen welfiſchen Geſinnung, die ſeine Beſeitigung von dem einflußreichen Poſten eines Kronoberanwalts nach der Annexion nothwendig machte, ſtellte er ſich im Gegenſatz zu den Heißſpornen der welfiſchen Partei ſofort auf den Boden der preußiſchen Verfaſſung, um von dieſer Grundlage aus alles zu thun, was der deutſchen einheitlichen Entwicklung hinderlich ſeyn konnte. Daß er nebenbei die finanziellen Geſchäfte des Königs Georg geſchickt führte, mag noch erwähnt werden. Die preußiſchen Conſervativen glaubten an ihm einen brauchbaren Diener

gewonnen zu haben, ohne daran zu denken, daß er nur sie schließlich zu seinen Parteizwecken benützen werde. Dieß für einen langjährigen unbefangenen Beobachter durchsichtige System scheint jetzt endlich seine Endschaft in den höheren Kreisen erreicht zu haben, wohinein er seine Fäden, anscheinend durch die einflußreiche katholische Familie des Fürsten Radziwill, zu schieben versucht hat, um das Vertrauen in Bismarck an maßgebender Stelle zu erschüttern. Daher die zermalmende Rede des Ministerpräsidenten gegen den kleinen, schlagfertigen, nie um Gemeinplätze verlegenen hannover'schen Exminister, dessen Gefährlichkeit aber die Masse der junkerlichen altpreußischen Partei natürlich nur langsam zu ahnen anfängt."

Lasker machte im Abgeordnetenhause den Conservativen schwere Vorwürfe, daß sie mit Ultramontanen und Polen gegen die heiligsten Interessen Deutschlands kämpften, und Fürst Bismarck sagte: „Auch mir ist es undenkbar gewesen, daß diese Partei die Regierung in einer Frage im Stiche lassen werde, in welcher die Regierung ihrerseits entschlossen ist, jedes constitutionelle Mittel zur Anwendung zu bringen, um sie durchzuführen." (Hört! hört! rechts. Lebhafter andauernder Beifall links. Große Erregung.) Unter diesen constitutionellen Mitteln waren verstanden, wenn die Mehrheiten beider Häuser dem Ministerium untreu würden, erstens die Auflösung des Abgeordnetenhauses und zweitens ein Pairsschub im Herrenhause.

Bei der Abstimmung am 13. Februar fiel es auf, daß auch so viele protestantische Abgeordnete mit der Centrumspartei gegen das Schulaufsichtsgesetz stimmten, so daß sich für dasselbe nur eine Mehrheit von 207 gegen 155 Stimmen ergab. Inzwischen genügte diese Stimmenzahl, um das Gesetz durchzuführen, wonach künftig dem Staat allein die Oberaufsicht über die Schulen zustehen sollte, durch Ernennung der lokalen und Kreisschulinspectoren, vorbehältlich der Theilnahme der den Gemeinden zustehenden Schulaufsicht.

Die Kreuzzeitung nahm bei diesem Anlaß zum erstenmal von dem bekannten Gerlach'schen oder conservativen und confessionellen Standpunkt aus eine schroffe Oppositionsstellung gegen das Mi-

niſterium ein, indem ſie demſelben, hauptſächlich aber dem Fürſten Bismarck vorwarf, er habe ſich ganz in die Arme des kirchlichen Liberalismus geworfen und das monarchiſche Princip dem parlamentariſchen aufgeopfert. Dagegen erklärte ſich Bismarcks Organ, die Nordd. Allg. Zeitung ſehr bündig: „Es iſt eine dreiſte Fälſchung, wenn man der königlichen Regierung, weil ſie den gleichberechtigten Anſprüchen verſchiedener Confeſſionen gegenüber die unmögliche Aufgabe, allen confeſſionellen Anforderungen gerecht zu werden, nicht erfüllt, den chriſtlichen Charakter beſtreiten will. Dieſe Fälſchung, da ſie bei urtheilsfähigen Menſchen keinen Anklang finden kann, hat nur die Adreſſe an die weniger unterrichteten und deßhalb weniger urtheilsfähigen Maſſen, und in ſo fern eine unleugbar revolutionäre Tendenz, vertreten durch die Kreuzzeitung. Die in Gemeinſchaft mit Herrn Windthorſt übernommene ‚Vindication des monarchiſchen Princips gegen parlamentariſche Majoritäts-Wirthſchaft' gegenüber einem Staatsmanne, der im Dienſte Sr. Majeſtät des Königs mehr vollbracht hat, als die ‚Neue Preußiſche Zeitung' je verſucht hat, iſt eine Folge davon, daß dieſe Zeitung unter unfähiger Leitung, der ultramontanen und polniſchen Strömung ſich kritiklos hingegeben hat und aus ihrer alten Bahn gewichen iſt. Die klare und kühne Leitung, welche ihr ihre erſte Redaction bei ihrer Entſtehung vorgezeichnet hatte, auf der ſie der damaligen Regierung und dem Vaterlande in preußiſcher Treue namhafte Dienſte leiſtete, hat heutzutage einer impotenten Verkommenheit Platz gemacht, in welcher dieſes Blatt, in Ausbeutung des unter ſeinen erſten Leitern erworbenen Anſehens, ſich dazu hergibt, den perſönlichen Einflüſſen verkannter Staatsmänner zu dienen, welche die Monarchie im Stiche ließen, als dieſelbe ihrer Dienſte am dringendſten bedurfte. Es iſt eine lehrreiche Erſcheinung, dieſes mit erheblichen Opfern der perſönlichen Anhänger preußiſchen Königthums begründete und verbreitete Blatt heutzutage im Vereine mit römiſcher und polniſcher Propaganda als Mitkämpfer der ‚Germania', der bayeriſchen Rheinbundpreſſe, der Welfen und der Poznanski'ſchen und Torunski'ſchen Provinzialblätter zu erblicken."

Und weiter: Bleibt es bei der bisherigen Fraktion Windthorſt-

Savigny mit dem Organ Majunke und mit der Kriegskameradſchaft des polniſchen Adels, dann weiß die intelligente katholiſche Welt, daß die Regierung in einer ſolchen Clique nicht den deutſchen Katholicismus bekämpft, ſondern die Clique, und daß, wenn katholiſche Intereſſen darunter leiden ſollten, der Dank dafür den Elementen des Welfenthums, der ſchlechten Preſſe und der Vaterlandsloſigkeit gebührt, welche die Partei von ſich auszuſtoßen nicht die Kraft oder auch nicht die redliche Abſicht beſaß. Kommt es dagegen zu einer Läuterung der Partei, ſo wird der modus vivendi, der mit ihr zu finden iſt, von keiner geringen Tragweite ſeyn und ſich in der Befeſtigung confeſſionellen Friedens unſeren katholiſchen Landsleuten insgeſammt fühlbar machen.

Ueberdies machte die Nordd. Allg. Zeitung auf die Siege aufmerkſam, welche ſo eben die reichstreue Mehrheit in den Landtagen von München und Stuttgart erfochten hatte: „So iſt denn das Recht des Reiches aus den Kämpfen, welche die reichsfeindlichen Parteien Süddeutſchlands eröffnet haben, unverſehrt, ja neugeſtärkt hervorgegangen. Der warme Dank der Nation gebührt den leitenden Staatsmännern. Die Reden der Miniſter in München und Stuttgart bleiben in dem guten Andenken derer, welche die Früchte der geſunden organiſchen Entwicklung Deutſchlands ernten. Sie gehören der Geſchichte an.“ Die Wendung der Dinge war merkwürdig genug. Der ſüddeutſche Particularismus erkannte die Reichseinheit unter Preußen an, während das conſervative Stockpreußenthum ihr widerſtrebte.

Es handelte ſich bei den Feinden Bismarcks nicht vorzugsweiſe von Prinzipien, ſondern gerade bei ſeinen rührigſten Gegnern mehr von perſönlichem Neide. Berliner Correſpondenten nannten geradezu die Staatsdiener, welche Bismarck in ſeiner Rede als „die Verkannten“ bezeichnet hatte: Lippe, Exminiſter der Juſtiz, Savigny, einſt Preußens Geſandter am Bundestage, welcher 1866 deſſen Sprengung möglichſt ungeſchickt geleitet, und Exfinanzminiſter Bodelſchwingh, welcher 1866 die Kriegführung durch die Erklärung, daß kein Geld vorhanden ſey, unmöglich machen wollte. Nun ſieht man ſchon deutlicher in den Herd der Umtriebe hinein,

welche den jetzigen Zeitpunkt, da Fürſt Bismarck die Vertheidigung der Staatsrechte gegen die Uebergriffe der katholiſchen Kirche in die Hand genommen, zum Sturz des Mächtigen, der jene „Staatsmänner" geſtürzt, benützen möchten. Als Hebelkraft, deren dieſe Agitation ſich bedient, iſt ſchon der Einfluß der fürſtlich Radziwill'ſchen Familie genannt worden, der dadurch nicht unbedeutend ſeyn ſoll, daß Fürſt Radziwill durch Jugendbeziehungen mit dem Kaiſer eng befreundet iſt. Die genannte Familie huldigt einer ſtreng katholiſchen Richtung, ihr Vermögensverwalter und Faktotum iſt der Convertit, Legationsrath v. Kehler, eine unternehmende Natur, ein „Gründer", nicht von Börſengeſellſchaften, wohl aber des katholiſchen Caſinos in Berlin und des Centralblattes des deutſchen Ultramontanismus, der Germania, deren Redaction er eine Zeit lang ſelbſt geführt.

Auch Frankreich ließ man an der Agitation theilnehmen. Man träumte in Verſailles ſchon, das preußiſche Herrenhaus ſelbſt werde im Bunde mit den Ultramontanen für Frankreich Revanche nehmen. Der „Bien public" fragte, ob der Katholicismus etwa beſtimmt ſey, nochmals die alte lateiniſche Hegemonie wieder herzuſtellen. Der Reichskanzler befinde ſich im offenen Kriegszuſtande mit allen religiöſen Katholiken in Deutſchland. Dieſe allein bedrohten wirklich und unmittelbar, wenn nicht die Einheit Deutſchlands, ſo doch ſeine gegenwärtige Verfaſſung. Der Artikel ſchließt: Die Urſache dieſer Zuneigung, welche die franzöſiſche Preſſe unſeren Ultramontanen entgegenbringt, liegt in der alten Maxime, daß der Feind unſerer Feinde unſer Freund ſey. Für Deutſchland iſt es aber von Werth, zu wiſſen, daß der politiſche Inſtinkt der Franzoſen im deutſchen Ultramontanismus den Feind des deutſchen Reichs herausgefunden.

Bei allen Gegnern der deutſchen Einheit zeigte ſich die nämliche unnatürliche Miſchung von prahleriſcher Siegesgewißheit und feiger Heuchelei, wie ſie ſich ſchon 1870 ſowohl bei der franzöſiſchen Kriegserklärung als auf dem Concil in Rom gepaart hatten. Die Feinde Bismarcks verſuchten 1872 in Berlin ein ſog. Keſſeltreiben mit lautem Geſchrei gegen ihn und heuchelten, ſie müßten den Kaiſer vor ihm ſchützen, denn er verrathe die Monarchie an den

Liberalismus und Parlamentarismus, die Religion an die ungläubige Schule.

Noch viel weniger als den preußischen Junkern, ziemte es den orthodoxen Lutheranern, gegen den Reichskanzler und die deutsche Sache mit Ultramontanen und Polen zusammenzuhalten. „Nicht in einem Blatt des Pastor Quistorp in Hinterpommern oder der Hengstenberg'schen Schule, nein, in dem Leiborgan der sog. Vermittlungs-Theologie, das zugleich das Organ des Berliner Oberkirchenraths selber ist, in der Neuen evang. Kirchenzeitung wird erklärt, wenn auch nicht offiziell, so doch offiziös genug, daß das Schulaufsichtsgesetz nicht nur die katholische, sondern auch die protestantische Kirche in ihren tiefsten Interessen schädige, daß nicht nur die Kirche, sondern geradezu die Religion von diesem Gesetz betroffen werde. Wir haben uns über diese Erklärung verwundert: eben noch hatte Dr. Falk erklärt, der evangelischen Geistlichkeit werde das Aufsichtsrecht nicht entzogen werden, natürlich unter der Bedingung, daß sie ihrerseits Friede halte mit dem Staat. Wir erwarteten, daß sie sich bei dieser Erklärung beruhigen und als beati possidentes sich ihres Besitzes freuen werde. Statt dessen kündigt der evangelische Oberkirchenrath, vermuthlich im Sinne eines großen Theils der preußischen Geistlichkeit, in seinem Organe dem Staate den Krieg an, und Bismarck wird nicht verfehlen, den Handschuh, den man ihm hingeworfen hat, aufzunehmen." Es wäre nicht das erstemal, daß sich die lutherische Orthodoxie des Frevels schuldig gemacht hätte, mit den Jesuiten Hand in Hand zu gehen. Es geschah im Beginn des dreißigjährigen Krieges, als der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser den unheilvollen Bund gegen die Reformirten schloß.

Unter den niedrigen Verleumdungen, mit denen der Reichskanzler überschüttet wurde, fiel besonders auf, daß dieselben Federn, die noch vor wenigen Jahren nicht müde wurden, ihn anzuklagen, er wolle die Verfassung stürzen und zu Gunsten der Junkerpartei und Militärherrschaft alle Freiheiten in Preußen vernichten, ihn jetzt beschuldigten, er opfere die Rechte der Krone der parlamentarischen Mehrheit auf. In der Provinz Hannover wurden

an zwanzig Orten Verſammlungen von ſog. Großdeutſchen in Scene geſetzt, um Dankadreſſen an Windthorſt zu entwerfen.

Uebrigens wahrte Fürſt Bismarck die Rechte Deutſchlands wie gegen den Verrath im Innern, ſo gegen die Anmaßung von außen. Der deutſche Kaiſer fand dabei wieder eine tüchtige Stütze am König von Bayern. Man ſchrieb am 16. Februar 1872 aus München: Graf Taufkirchen iſt dieſer Tage auf ſeinen Poſten nach Rom zurückgekehrt. Ueber die Inſtruktionen, welche er von den Regierungen in Berlin und München bekommen hat, verlautet bis jetzt Folgendes: Fürſt Bismarck ſoll ihm aufgetragen haben, im Vatikan offen zu erklären, die deutſche Regierung ſey unzufrieden über die Agitation der Klerikalen im Süden, am Rhein und in Polen; ſie fürchte ſich keineswegs, ſey jedoch entſchloſſen, die Rechte des Staates und die Gewiſſensfreiheit gegen dieſe Tendenzen zu ſchirmen und zu wahren. Die bayeriſche Regierung ließ dem Cardinal Antonelli ihre Unzufriedenheit mit dem Thun und Treiben der hieſigen Nunziatur notifiziren.

Im Gegenſatz gegen die Verſammlungen, welche Windthorſt's Anhang im Hannöver'ſchen in Scene ſetzte, traten die ehrlichen Oſtfrieſen zu Emden zuſammen, um dieſem unheilvollen Treiben entgegenzutreten. In ihrem Aufruf hieß es: Zeigen wir, daß wir gewillt ſind, die nationale deutſche Politik Bismarck's auch auf geiſtigem Gebiete zu unterſtützen, daß die Agitation in der Provinz Hannover gegen das Geſetz nicht im Volke wurzelt, daß die Centrumspartei Windthorſt-Mallinkrodt in ihr keine Stütze findet!

Am 4. Februar 1872 wurde ganz Europa beim Beginn der Nacht durch ein prachtvolles Nordlicht überraſcht, größer und ſchöner, als man es ſeit Jahren geſehen hatte, und ſo auch über den ſüdlichen Himmel ergoſſen, daß man es zugleich für ein Südlicht halten mußte. Auch wurde es nicht nur im nördlichen und mittleren Europa, ſondern auch in Italien, in Conſtantinopel, Aegypten und ganz Indien geſehen.

Ein Beobachter zu Soeſt in Weſtphalen berichtete darüber in der Kölner Zeitung: „Am Abende des 4. Februar ereignete ſich eine atmoſphäriſche Erſcheinung von außerordentlicher Schönheit, welche

man alſo den Hammer wie einen freifallenden (bloß dem Antrieb der Schwere gehorchenden) Körper thätig ſeyn läßt, wird die Zeit, welche von einem Schlage bis zum folgenden verfließt, durch die Hub- oder Fallhöhe des Hammers beſtimmt werden. Um dieſe Schranke zu beſeitigen, hat man das Mittel erdacht, die Bewirkung des Herabfallens nicht ausſchließlich dem natürlichen Antrieb der Schwere zu überlaſſen, ſondern durch Hinzufügung einer zweiten antreibenden Kraft die Geſchwindigkeit des Falles zu vergrößern, und ſomit deſſen Dauer abzukürzen. Man bringt nämlich einen elaſtiſchen Körper an, welcher dem Hammer, im letzten Augenblicke von deſſen Aufſteigung, ſich in den Weg ſtellt, von demſelben nachzugeben genöthigt wird, aber ſogleich nachher vermöge der Elaſticität zurückwirkt, und den Hammer, der eben zu fallen beginnt, mit Kraft hinabſchleudert. So wenig merklich auch der hierdurch erzielte Zeitgewinn bei jedem einzelnen Hammerſchlage ſeyn mag, im Ganzen der Arbeit offenbart er ſich auf das Entſchiedenſte und Vortheilhafteſte. — Die Walzwerke zur Verfertigung der Eiſenſtäbe, wie ſie in der neueſten Zeit immer mehr und mehr ſich verbreiten, beſtehen aus zwei gußeiſernen Cylindern, auf deren Umkreis mehrere in ſich ſelbſt zurücklaufende Furchen oder vertiefte Reifen angebracht ſind. Die Furchen des einen Cylinders paſſen auf jene des andern, und ſo entſtehen, in der Berührungslinie der Cylinder, Oeffnungen von beſtimmter Geſtalt und Größe, durch welche bei der Umdrehung der Maſchine das Eiſen durchgezogen wird, um die vorgeſchriebene Geſtalt anzunehmen. Das Eiſen muß oft durch alle Oeffnungen (12 bis 16 an der Zahl) der Reihe nach gehen, und doch bis zum letzten Augenblicke die Glühhitze behalten, um dem Drucke der Walzen gehörig nachzugeben, ohne eines erneuerten Glühens zu bedürfen. Daher muß die Bewegung der Walzen ſehr ſchnell ſeyn: bei 8 bis 18 Zoll Durchmeſſer machen dieſelben 140 bis 240 Umdrehungen in der Minute, und es bewegt ſich ihr Umkreis mit 6½ bis 11 Fuß Geſchwindigkeit für die Sekunde; ein ebenſo langer Eiſenſtab kommt alſo im Laufe einer Sekunde aus der Maſchine hervor. Dieſe Geſchwindigkeit erſcheint beſonders dann als ſehr bedeutend, wenn man berückſichtigt, welch großer Widerſtand des Eiſens dabei überwunden werden muß.

Um noch einige Fälle von anſehnlichen Geſchwindigkeiten zu berühren, gedenken wir ſchließlich der Sägemaſchinen. Bei den

die abergläubiſche Menge in Furcht und Schrecken verſetzte. Der Tag war kühl und nicht ganz klar; es wehte Oſtwind, am Horizont lagerten Nebelwolken, die Nacht vorher hatte es gereift. Um 5½ Uhr bemerkte man eine, von dem öſtlichen Horizonte nach dem weſtlichen durch den Zenith gehende röthliche Erhellung von nicht ſcharfer Begrenzung, welche ſich allmälig in einen diffuſen röthlichen Lichtnebel auflöste, der faſt das ganze Himmelsgewölbe, mit Ausnahme der nördlichen und ſüdlichen Segmente, einnahm. Es ließen ſich noch keine Strahlen erkennen, die den Schluß auf ein Nordlicht ſicher ſtellten; zudem war die ſüdliche Hälfte des Himmelsgewölbes bedeutend ſtärker weißlich erhellt, als die nördliche, welche nichts Auffallendes zeigte; auch nahm man am ſüdlichen Horizont ein dunkles Kreisſegment mit weißlich hellem Saume von etwa zwei Vollmondbreiten wahr, eine Erſcheinung, die nach Argelander's Beobachtungen im Norden des Himmels beim Nordlicht erſcheint. Man hätte alſo eher auf ein Südlicht ſchließen können. Nach einer halben Stunde etwa zuckten vom öſtlichen und weſtlichen Horizont die herrlichſten Strahlenbündel empor, die im Zenith in einander liefen und röthliche, bläuliche und weißliche Schattirung zeigten. Der nördliche Himmel zeigte noch immer keine Veränderung. Um 7¼ Uhr dagegen entwickelte ſich ein Schauſpiel, wie es erhabener und großartiger kaum gedacht werden kann und welches die von Beſſel und Biot geſchilderten großen Nordlichter von 1831 und 1836 weit hinter ſich zurückläßt. Die ganze nördliche Hälfte des Himmels flammte auf in vorzugsweiſe rothen, aber auch bläulichen, grünlichen und weißlichen Strahlen von intenſiver Helligkeit, die ſich etwa 5—7 Grad ſüdlich vom Zenith in einer herrlichen Krone von derſelben Helligkeit vereinigten. Nun konnte man auch am nördlichen Horizont das dunkle Kreisſegment wahrnehmen, aber auch das hellbegrenzte Segment im Süden verlor ſich nicht, ja, von Oſten über Süden nach Weſten ſetzten ſich die Strahlen fort, gingen aber nicht vom Horizont, ſondern von der Krone aus, ohne im Süden vollſtändig den hellen Rand des dunkeln Segmentes zu erreichen, und waren weiß. So war das ganze Firmament eine glühende Strahlenkuppel von vorzugsweiſe hochrother Farbe, durchleuchtet von dem

diamantnen Schein der Sterne. Die Strahlen bewegten und veränderten sich beständig, sowohl in Bezug auf Gestalt als auf Farbe. Dann war die helleuchtende Krone rings von den Strahlen isolirt, dann war wieder Alles in glühender Pracht. Das dauerte bis 9¼ Uhr. In dieser Zeit hatte sich das dunkle Segment am südlichen Himmel, welches deutlich die Sterne durch sich erkennen ließ, vergrößert, und nun trat eine Erscheinung ein, die unseres Wissens in Deutschland noch nicht beobachtet ist. Es bildete sich über dem südlichen dunkeln Segmente, welches durch den hellen Saum scharf markirt war, von Osten nach Westen bis zur Krone hinaufreichend ein nach Süden concaver auf dem Horizont ruhender Lichtbogen, aussehend wie vom Monde beleuchtete Strichwolken; dann schossen Strahlen aus demselben, die sich in der Krone 5—7 Grad vom Zenith vereinigten und nach der Krone zu heller waren, als nach dem Horizont zu. Die nördliche Hälfte des Himmels prangte dagegen noch immer in hochrother Farbe; jedoch vereinigten sich die Strahlen nicht zugleich mit den weißen in der Krone, vielmehr waren deutlich zwei nicht ganz zum Zenith hinaufreichende Bogen zu bemerken, mit ihren convexen Seiten gegen einander gekehrt, ein weißer gen Süden, ein rother gen Norden. Gegen 10 Uhr hatte der nördliche Theil des Himmels sein gewöhnliches Aussehen, der südliche dagegen war über dem dunkeln Segment stark weißlich erhellt in einem breiten Bogen mit röthlichem Rande. Nach 11 Uhr hörte das Nordlicht auf. Um diese merkwürdige Erscheinung zu erklären, liegt es nahe, ein Nordlicht und Südlicht zu gleicher Zeit anzunehmen, ein Phänomen, welches in südlicheren Breiten zuweilen beobachtet wird. Doch dürften darüber noch die Ansichten verschieden seyn."

Andere Beschreibungen stimmten wesentlich mit obiger überein. Ich füge nur noch eine Notiz des Professor Heis aus Münster bei: „Gestern, Sonntag Abend, wurde hier ein prachtvolles Nordlicht beobachtet, das sich durch die große Ausdehnung am Himmelsgewölbe, durch die dunkelrothen, meist durch große Strahlen durchzogenen Wolken, besonders aber durch die seltene Erscheinung einer Nordlichtkrone auszeichnete. Der Anfang des Nordlichts begann

noch während der Dämmerung um 5½ Uhr Nachmittags und dauerte die ganze Nacht hindurch fort bis gegen 4 Uhr Morgens. Der Hauptherd der Erſcheinung befand ſich an demjenigen Punkte des Himmelgewölbes, nach welchem eine freiſchwebende Magnetnadel (Inclinationsnadel) hinzeigt; nach dieſem Punkte hin, der gegen 6 Uhr in der Nähe des Siebengeſtirns ſich befand, der ſpäter aber in Folge der ſcheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes nach den weſtlich gelegenen Sternen hinrückte, convergirten ſämmtliche Nordlichtſtrahlen. In demſelben Punkte vereinigten ſich die beiden großen purpurnen Säulen, die ſich vom ſüdweſtlichen und beſonders nordöſtlichen Horizonte erhoben. Zwiſchen 6½ und 7½ Uhr war die Erſcheinung am prachtvollſten. Sonnenflecken, deren Erſcheinung mit dem Erſcheinen der Nordlichter im Zuſammenhange ſteht, zeigten ſich in den letzten Tagen vor dem Nordlichte in großer Menge."

Da nun die Welt, wie bekannt, noch tief im Aberglauben ſteckt, ja, wie es ſcheint, durch das neue römiſche Dogma noch tiefer hereingerathen iſt, ſah man faſt überall in dieſem blutigen Nordlicht das Vorzeichen neuer und ſchrecklicher Kriege. In Paris dachte das Volk ſogleich an die blutige Revanche, die es an Deutſchland nehmen wolle. In ultramontanen Blättern las man, wie auch die Schwarzen in jenen Himmelszeichen eine Vorbedeutung der Rache ſehen wollten, welche Rom, vom Zorne Gottes unterſtützt, „an der deutſchen Wiſſenſchaft nehmen würde." Der Umſtand, daß die Flammenzeichen mehr vom Weſten, Süden und Oſten her ausgingen und gegen den Norden gerichtet ſchienen, wurde in dem Sinne einer romaniſchen Reaktion gegen den germaniſchen Norden ausgenutzt, und dabei rechnete man für Rom und Paris noch eine Hülfe von Oſten her, wenn nicht von Rußland, doch von Oeſterreich. Das ehrloſeſte Blatt Deutſchlands, das Münchner ſog. „Vaterland" brachte ſofort einen Leitartikel über die bekannte Prophezeihung Hermanns von Lehnin. Dieſer alte Mönch im brandenburgiſchen Kloſter Lehnin hat in lateiniſchen Verſen geweiſſagt, was in Brandenburg und im Hauſe Zollern geſchehen werde. In manchen Verſen läßt ſich eine gewiſſe Uebereinſtimmung des wirklich Geſchehenen mit

der Vorhersagung herausfinden. Nicht so am Schluß, denn die Verse 94 und 95, die sich auf unsere Zeit beziehen, lauten:

Israel nefandam scelus audet morte piandum
Et pastor gregem recipit Germania regem.

Wollte man der Prophezeihung irgend einen Werth zuschreiben, so würde nichts näher liegen, als unter Israel Rom zu verstehen und unter dem scelus das neue Dogma.

Das Münchner „Vaterland" gibt aber eine ganz andere Erklärung: Es sagt mit Hinweis auf den Vers 95: „Wir haben zwar einen Deutschen Kaiser, aber noch habe Deutschland nicht wieder seinen König. Das werde erst geschehen, wenn dem Protestantismus der Garaus gemacht worden sey. Das Jesuitenblatt schließt: *Woher er kommen wird, jener König Deutschlands? Nach* der bisher in allen Punkten eingetroffenen Prophezeihung keinesfalls aus einem protestantischen, reformirten, in Secten zerrissenen, von Rationalismus, von Glaubens- und Gottlosigkeit zerfressenen Preußen. Er wird auch nicht ein Protestant, nicht Calvinist, nicht ein Freimaurer, er wird ein Sohn der katholischen Kirche seyn. Woher er kommen wird? Für diese Frage haben wir eine andere Prophezeihung, die des seligen Bartholomäus Holzhauser (geboren zu Laugna [?] bei Augsburg im Jahre 1613 und gestorben zu Bingen im Jahre 1658), also lautend: ‚Tandem veniet ille vir fortis, missus a Deo ab oriente,' d. h. ‚Endlich wird kommen jener tapfere Held, geschickt von Gott von Sonnenaufgang her;' desselben Holzhauser, welcher weiter prophezeihte: ‚Omnes pauperabuntur' (Die Masse wird verarmen), und ferner: ‚Religio opprimi videtur' (‚Es wird das Ansehen gewinnen, als ob die Religion, die Kirche gänzlich unterdrückt würde'). Und treffen diese letzten Prophezeihungen nicht aufs Haar zu? Es fährt aber Holzhauser in der letzten Prophezeihung fort: ‚Sed integrorum regnorum subita mutatione firmabitur amplius' (‚Doch durch plötzliche Veränderung in ganzen Reichen wird sie [die Kirche] nur noch mehr befestigt werden'). Und sind nicht auch hier die Anfänge der Erfüllung erkennbar? Wie wenn die plötzliche ‚Veränderung' Holz-

hauser's mit dem Verse 94 der lehninischen Weissagung im Zusammenhange stünde? Erwägen wir weiter. Nach Holzhauser erscheint ille vir fortis, missus a Deo ab oriente neben einem heiligen Papste in einem Zeitalter, da das größte Concilium der Welt gefeiert wird. Denken wir nun hierbei an den wahrhaft heiligen Papst Pius IX., an das von diesem eröffnete Concilium, das größte, seit es einen Christusglauben gibt; betrachten wir, daß dasselbe vor seinem Zusammentritte, während es versammelt war und jetzt noch nach seiner Vertagung von allen Feinden des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche in unerhörtester Weise angegriffen wurde und wird; beachten wir, daß dasselbe nicht geschlossen, sondern blos vertagt, daß also dessen Wiedereröffnung zu erwarten ist, und erinnern wir uns endlich, daß Holzhauser von einer ‚subita mutatione' d. i. von einer *urplötzlich eintretenden*, nicht von einer langsam vor unseren Augen sich vorbereitenden Veränderung spricht, wer fühlt da nicht die hohe Bedeutung unserer Tage, wer hört nicht den nahenden Schritt des Gewaltigen, der in der Hand hält die Wage der Gerechtigkeit, die Wurfschaufel, um vom Weizen die Spreu zu sondern, das Maß, um auszumessen jedem, wie er eingemessen hat? des Hirten, der seine Heerde sucht und wiederfindet? des Königs, der Haupt und Knie beugt, um vom Gottgesalbten die Krone Deutschlands zu empfangen? Sagen wir: Amen, es geschehe!" So weit ging der Haß gegen Preußen.

Reichensperger stellte im Abgeordnetenhause einen Antrag, welcher die Entfernung des Doctor Wollmann von dem Lehramt in Braunsberg verlangte, in welchem ihn bis dahin die Regierung geschützt hatte. Der Kultminister Falk verordnete am 29. Februar, in den höhern Lehranstalten könne vom Religionsunterricht dispensirt werden, wenn ein genügender Ersatz dafür nachgewiesen sey. In der Sitzung der Unterrichtscommission vom 1. März wies Minister Falk die Berechtigung zu seinem Erlasse nach, so wie, daß ein Staatsbeamter nur in Staatsformen, also im Disciplinarwege entfernt werden könne. Ein Dogma, alt oder nicht, trete jedenfalls jetzt neu in die Erscheinung; anerkannte Autoritäten verweigerten demselben ihre Zustimmung; der Staat könne daher nicht zwischen

ihnen entſcheiden, ſondern betrachte beide als katholiſch. Die Nordd. Allg. Zeitung fügte hinzu: Das Geſetz ſchreibt nur die Ertheilung des Religionsunterrichts vor, bildet aber kein Hinderniß für eine Erweiterung der Dispenſations-Befugniſſe. Die viel erwähnte Vorſchrift des Allgemeinen Landrechts (§. 11, Tit. 12, Theil II), welcher zufolge Kinder, die in einer anderen Religion, als welche in der örtlichen Schule gelehrt wird, nicht angehalten werden können, dem Religionsunterrichte in derſelben beizuwohnen, gibt den Diſſidenten und den Angehörigen einer Confeſſion, für welche auf den einzelnen Anſtalten kein Religionsunterricht beſteht, einen unbedingten Anſpruch auf Entbindung ihrer Kinder von dem Religionsunterrichte der Schule, ohne jedoch in Bezug auf andere Kinder ein Verbot der Dispenſation auszuſprechen. Der Erlaß kommt nicht allein den Anhängern der infallibiliſtiſchen Partei unter den Katholiken zu Gute, ſondern grundſätzlich eben ſo den ſog. Altkatholiken, nur daß es den letzteren nicht überall leicht ſeyn wird, einen „ordinirten Geiſtlichen oder qualificirten Lehrer“ ihrer Partei zu finden. Indeß wird ein ſolcher in dem Erlaſſe auch nicht unbedingt gefordert, ſondern eine billige Entſcheidung den Provinzial-Schulcollegien und Bezirksregierungen anheim gegeben. Die Regierung habe ſich von der Abſicht leiten laſſen, den berechtigten Einfluß der Eltern auf die religiöſe Erziehung der Kinder inmitten der kirchlichen Wirren gewiſſenhaft zu wahren. Im ernſten Kampfe des Staates gegen die hierarchiſchen Beſtrebungen ſey durch dieſen Zwiſchenfall nichts geändert, wofür die nächſte Zukunft unzweideutige Beweiſe bringen dürfte. Die Staatsregierung werde unerſchütterlich die ultramontanen Uebergriffe abzuwehren und namentlich gegen die Biſchöfe einzuſchreiten haben, welche durch den großen Kirchenbann etwa in die bürgerlichen Verhältniſſe ſtörend eingreifen würden.

Das Feſthalten der Regierung am Schutze altkatholiſcher Eltern und Lehrer gegen die Tyrannei der infallibiliſtiſchen Biſchöfe veranlaßte eine Menge Dankadreſſen von allen Theilen des Reichs an den Fürſten Bismarck, wodurch Magiſtrate, ganze Gemeinden, Vereine ꝛc. ſeiner Politik in der Kirchenfrage lebhaft zuſtimmten. Zu den intereſſanteſten Adreſſen dieſer Art gehörte die einer Poſener

Volksversammlung vom 13. Februar, welcher Fürst Bismarck antwortete: „Die Bestrebungen der von Ihnen gekennzeichneten Partei, welche sich nicht die gemeinsame Wohlfahrt beider dort heimischen Nationalitäten, sondern die Unterdrückung des deutschen Elements als Ziel gesteckt hat, legen der Regierung die Pflicht auf, ungesetzlichen Uebergriffen, unter welcher Form sie auch auftreten mögen, entgegenzutreten. Die Regierung ist sich bewußt, daß ihr nicht die polnische Bevölkerung und nicht die katholische Kirche gegenübersteht, weil sie die Rechte beider auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesetze und der Glaubensfreiheit jederzeit geachtet und geschützt hat und achten und schützen wird. Aber in diesem Bewußtseyn ist sie auch fest entschlossen, den Gesetzen Achtung zu verschaffen, unter deren Schutz die polnische wie die deutsche Bevölkerung sich einer Rechtssicherheit und der gedeihlichen Entwicklung erfreuen, welche jene Landestheile, bevor sie preußisch wurden, niemals gekannt haben."

Ferner eine Adresse von angesehenen Einwohnern aus Paderborn, welche laut gegen Windthorst protestiren und sich dagegen verwahren, daß er sich als Vertreter des katholischen Volks gerire. Auch eine Adresse des Allgäuer Volksvereins aus Kempten vom 28. Februar, auf welche der Fürst antwortete: „Herzlichen Dank für den warmen Ausdruck des Verständnisses zwischen Süd und Nord des Vaterlandes, den mir der Allgäuer Volksverein entgegenbringt, und der mir das ehrenvolle Wohlwollen neu bekundet, mit dem ich im letzten Herbste von meinen bayerischen Landsleuten in ihrer schönen Heimath aufgenommen wurde." Der Adressensturm dauerte noch lange fort.

Damals trat Bischof Ketteler von Mainz freiwillig aus dem deutschen Reichstage aus und rechtfertigte diesen Schritt in einer Schrift über die Centrumspartei, der er angehört hatte. „Ketteler sieht in Bismarck den Vorkämpfer des Liberalismus, er sieht die Ideen von 1789 immer mehr über Deutschland Herr werden; resignirt verläßt er das rettungslos versinkende Fahrzeug." Der Bischof machte in dieser Flugschrift den Liberalen schwere und gerechte Vorwürfe. Er frägt sie, wie mögt ihr euch eures Germanismus rühmen und uns Romanismus zum Verbrechen machen, da ihr

ja ſelbſt mit eurem Liberalismus immer nur den Franzoſen die Schuhe ausgetreten habt und eure Doctrin ſeit der Julirevolution durch und durch eine franzöſiſche, alſo romaniſche geweſen iſt. Das iſt leider nur zu wahr, daraus folgt aber nicht, daß wir Deutſchen nur den einen Romanismus mit dem andern, den franzöſiſchen mit dem papiſtiſchen vertauſchen müßten. Jeder gute Deutſche hat vielmehr den einen wie den andern von ſeinen Grenzen abzuwehren, die franzöſiſchen Moden von den falſchen Haaren an bis zu den falſchen Freiheitsideen, aber auch die Jeſuiten und ihre Lügen. Wenn Ketteler recht hat, daß man mit dem Extrem der Freiheit und Gleichheit, der Emancipation aller Beſtialitäten, der gleichen Berechtigung aller, wo keine gleiche Befähigung vorhanden iſt, in den Abgrund der Anarchie geräth, ſo führt doch das andere, von Ketteler vertheidigte Extrem der im neuen Dogma auf die äußerſte Spitze getriebenen deſpotiſchen Autorität, welche ſich die Menſchen nimmermehr werden gefallen laſſen, ganz in den nämlichen Abgrund. „Was walſch iſt, falſch iſt," ſagte ein alter Schweizer.

Am 6. März begannen im Herrenhauſe die Debatten über das Schulaufſichtsgeſetz. Graf Münſter, einer der erſten Redner, ſagte kurz und gut, die Gegner des Geſetzes nehmen die Religion nur zum Vorwand, um ihre antinationale Tendenz zu maskiren. Sie geben vor, die Religion ſey in Gefahr und die Schule ſolle entchriſtlicht werden, alles aber nur, weil ſie die neue Einheit Deutſchlands und den proteſtantiſchen Kaiſer haſſen und beſeitigen möchten. Auch der vormalige Miniſter von Manteuffel vertheidigte das Geſetz in warmen Worten und ermahnte das Haus, die Regierung durch Annahme des Geſetzes gegen ihre Feinde zu unterſtützen. Miniſter Falk vertheidigte in ausführlicher Rede das Geſetz in ſeiner Verfaſſungsmäßigkeit ſowohl, als in ſeiner praktiſchen Nützlichkeit. Er führte Fälle an, welche beweiſen, wie frech der Klerus in Nichtachtung des Staats vorzugehen im Stande iſt. Er erzählt, wie unter anderm ein katholiſcher Geiſtlicher*) ſeinen Gemeindegliedern

*) Der Pfarrer Lorz zu Hedesheim im Kreiſe Kreuznach. Die Kölner Zeitung theilt noch mehrere Stückchen von dieſem Geiſtlichen mit.

erlaubt hat, Holz in einem Walde zu ſtehlen, der ehemals zu einem Kloſter gehörte, jetzt aber Eigenthum des Staates iſt. Der Staat, ſagte der Pfarrer, hat den Wald ſelber geſtohlen, da dürft ihr wohl Holz holen, doch laßt euch nicht dabei erwiſchen. Die Sache wurde bekannt, die Regierung forderte den Biſchof auf, den Pfarrer zurechtzuweiſen. Der Biſchof antwortete, es ſey geſchehen. Der Pfarrer aber wiederholte ſeine Schmähungen auf die Regierung, und der Biſchof weigerte ſich, ihn anderswohin zu verſetzen. Jetzt ſchwebe

---

(Nr. 80 von 1872). Im vorigen Jahre beſchwor ein Zeuge: als im Jahre 1866 die Zeitungen die Nachricht gebracht hätten, es ſeyen preußiſche Soldaten in Böhmen vergiftet worden, habe Paſtor Lonz auf der Straße geſagt: „Kein einziger kommt zurück; die Oeſterreicher ſollen ſie alle vergiften.“ — Ferner: Als einige Einwohner aus der Pfarrei am 28. Januar 1871, als die Capitulation von Paris bekannt wurde, mit Böllern ſchießen ließen, äußerte Sonntags im Hochamte Paſtor Lonz von der Kanzel herunter: „Geſtern Abend wurden hier Böllerſchüſſe auf die Capitulation von Paris abgefeuert. Iſt dies nicht ein Hohn auf das vergoſſene Blut?“ — Bei Ausbruch des Krieges konnte man Lonz die helle Schadenfreude auf dem Geſichte ableſen. „Dieſes Mal gehts anders!“ ſagte er, „Franzoſen ſind keine Oeſterreicher!“ — Daß die Preußen Paris nie bekommen würden, hatte er während der Belagerung bei jeder Gelegenheit mit Kennermiene prophezeit. Darum die Wuth, als auch dieſe ſeine letzte Prophezeiung, wie alle vorhergehenden, ſo elendiglich zu Waſſer geworden war. Als hier im verfloſſenen Jahre Jedermann ſchon wußte, daß Paſtor Lonz vor das Zuchtpolizeigericht geladen würde, predigte er einige Sonntage zuvor: „Laſſet uns preiſen unſeren greiſen Heldenkönig, der das Heer zum Siege führte, laſſet uns preiſen unſere tapferen Generale und unſere tapferen Soldaten u. ſ. w.“ Ein Bauer ſah den anderen an, als wollte er ſagen: Was iſt das? Denn nie hatte Jemand ein anerkennendes Wort über unſeren König oder einen Beamten gehört, ſondern ſtets nur ganz andere Aeußerungen. Alles, was nur nach Preußiſch roch, hatte Lonz begeifert. Als ihm nun am Zuchtpolizeigerichte ſeine Stückchen vorgehalten wurden, trat Lonz vor und ſagte: „Ja! Herr Präſident, fragen Sie auch einmal die Zeugen, was ich ſonſt noch gepredigt habe.“ Und nun kam die berühmte Predigt über den König und ſeine Generale.

zwiſchen der Regierung und dem Biſchof zum drittenmal ein Streit wegen desſelben Pfarrers.

Auch Fürſt Bismarck ergriff das Wort und mahnte das Haus, das nationale und Reichsintereſſe nicht aus den Augen zu verlieren. Er las dabei aus einem jüngſten Geſandtſchaftsbericht folgende Stellen: „Die in Frankreich gewünſchte Revanche knüpft ſich an die Heraufbeſchwörung religiöſer Zerwürfniſſe in Deutſchland. Die deutſche Einheit und Kraft ſoll durch dieſen Zwieſpalt lahm gelegt werden, und der geſammte Klerus, von Rom aus geleitet, ſoll in Verbindung mit dieſen Beſtrebungen den römiſchen Hoffnungen auf Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes dienſtbar ſeyn. In Frankreich iſt eine gegenſeitige Vereinbarung oder beſſer Dupirung des klerikalen und nationalen Intereſſes nur möglich, ſobald dort der Klerus die Rache an Deutſchland und die Wiederherſtellung des Supremats auf ſeine Fahne ſchreibt, unter welcher Regierungsform dies auch immer ſein möge. So hofft man dort ſtark zu werden, während in Deutſchland durch die wohlorganiſirte, von Rom, Paris und Brüſſel aus geleitete Arbeit des Klerus kirchliche Zerwürfniſſe bereitet werden ſollen.“ In einem anderen Paſſus heißt es: „Man mache ſich keine Illuſionen darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche an Deutſchland auch ein Schlag gegen Italien vorbereitet werden ſoll, ſo daß, wenn Deutſchland durch die kirchlichen Zerwürfniſſe paralyſirt oder zerrüttet iſt, das klerikale Element in Italien ſeine Fahne aufpflanzt.“ „M. H., das iſt die Anſicht eines gewiegten Diplomaten, die doch nicht für den Gebrauch der parlamentariſchen Debatten geſchrieben worden iſt, ſondern der ſeine Ueberzeugung ſeinem Könige vorträgt. Dieſe Eine Vorleſung wird einen Blick auf die Erwägungen eröffnen, welche die Regierung bei der Ergreifung ſolcher Maßregeln geleitet haben.“ Fürſt Bismarck wendete ſich hauptſächlich an die Polen und an die Conſervativen. Was die Petitionen gegen die Vorlage betrifft, ſo ſey hierauf wenig Gewicht zu legen. In neulich mit Beſchlag belegten Papieren wurde ein Brief eines hervorragenden Mitgliedes der Centrumspartei an einen Kanonikus in Poſen gefunden, worin die Zuſendung von Petitionen an den Reichstag abbeſtellt und auf-

Bretſägemühlen nach neuerer Bauart macht die Säge ſehr gewöhnlich einen 30 Zoll langen Zug, d. h. ſie bewegt ſich abwechſelnd um 30 Zoll in die Höhe und dann um eben ſo viel wieder herab. Da ſie nur beim Niedergange in das Holz einſchneidet, ſo kommt demnach eine Bewegung von 5 Fuß auf jeden Schnitt (oder doppelter Zug); und indem 100 bis 110 Schnitte in der Minute geſchehen, macht jeder Sägenzahn während dieſer Zeit einen Weg von 500 bis 550 Fuß, was 8 bis 9 Fuß auf die Sekunde beträgt. Den Furnürſägen, welche dünne Blätter aus feinen Holzarten zu ſchneiden beſtimmt ſind, gibt man eine noch ſchnellere Bewegung, nämlich bei 24 Zoll Zug 180 Schnitte oder doppelte Züge in einer Minute, was einer Geſchwindigkeit von 12 Fuß für die Sekunde entſpricht. Am ſchnellſten aber von allen Sägen werden die Kreisſägen bewegt: zirkelrunde dünne Stahlplatten, welche auf ihrem Umkreiſe die Zähne enthalten, um ihren Mittelpunkt ſich drehen, und zum Bretterſchneiden ꝛc. Anwendung finden. Man läßt dieſe ſo raſch umlaufen, daß jeder Punkt ihres Umfanges (alſo jeder Zahn) in einer Sekunde einen Weg von 20, 30 und manchmal 50 Fuß macht.

Einen Fall von ſehr langſamer Bewegung bei der Arbeit einer Maſchine bietet das Abdrehen mancher Metallgegenſtände auf der Drehbank dar. Eine 12 Zoll dicke eiſerne Walze macht, wenn ſie abgedreht wird, etwa in 15 Sekunden eine Umdrehung, d. h. ihr Umkreis bewegt ſich mit nahe 2½ Zoll Geſchwindigkeit; dabei rückt der Drehmeißel während einer Umdrehung um ½ oder höchſtens ¾ Linie fort, alſo um den zwanzigſten, oder gar nur um den dreißigſten Theil einer Linie in der Sekunde. Noch viel langſamer iſt die Bewegung der Diamantſpitze, mit welcher manche ganz feine Theile von aſtronomiſchen Inſtrumenten abgedreht werden, indem dieſes Werkzeug ſo zarte Spänchen wegſchneidet, daß dieſelben kaum ſichtbar und nicht über $^1/_{300}$ Zoll breit und dick ſind.

Die Größe der bewegenden Kräfte bei Maſchinen iſt man übereingekommen, nach Pferdekräften zu ſchätzen. Es iſt nöthig, hier vor Allem den Begriff der Pferdeskraft feſtzuſtellen. Jede mechaniſche Wirkung, welche von einer Kraft hervorgebracht wird, läßt ſich meſſen durch ein Gewicht (eine in Pfunden ausgedrückte

gefordert wird, nunmehr Petitionen an die deutſchen Fürſten in regelmäßigen Zwiſchenräumen zu ſenden. Auch ein vielgenannter Biſchof beſtellt in einem Schreiben die Petitionen an den Reichstag ab. Minder verſtändlich als der polniſche Widerſtand ſey der leidenſchaftliche Widerſtand eines Theiles der evangeliſchen Mitglieder der conſervativen Partei. Man müſſe es der Regierung überlaſſen, die Nothwendigkeit des Geſetzes zu beurtheilen. Die Regierung wolle nicht mit den Conſervativen brechen, aber ſie ließe ſich auch nicht von einer Partei drängen. Fürſt Bismarck wendet ſich hierauf gegen den Commiſſionsbericht, welcher die Nachtheile des Geſetzes übertreibe und die Mitglieder der Commiſſion zu Mithelfern jener anderſeitig gegen die Regierung erhobenen Beſchuldigungen mache. Preußen habe früher in einem beneideten confeſſionellen Frieden gelebt, dieſer Friede wurde minder ſicher, als Preußen mit ſeiner evangeliſchen Dynaſtie eine größere Entwicklung nahm. Der confeſſionelle Frieden wurde angefeindet nach dem öſterreichiſchen Kriege und vollends nachdem auch Frankreich unterlegen ſey.

Die Gegner des Geſetzes, fuhr der Miniſter fort, unter denen man wenigſtens evangeliſche Mitglieder der conſervativen Partei zu finden nicht hätte erwarten ſollen, hätten arg übertrieben. Sie haben die Schwere des Steins, den ſie auf die Regierung warfen, nicht ermeſſen, ſie haben die außerordentliche Wirkung, die ein ſolcher Stein im Rollen als Lawine üben kann, nicht ermeſſen. Dieſe Herren übertreiben meines Erachtens in einer ungerechtfertigten und mit dem Charakter einer conſervativen Oppoſition nicht mehr verträglichen Weiſe in dem Commiſſionsbericht die Uebel, welche ſich an dieſes Geſetz knüpfen können, und mit denen die Regierung wohlbedachter Weiſe das Land bedrohe. Solche Uebertreibungen ſind höchſt bedauerlich, namentlich wenn ſie von Stellen ausgehen, wo ich ſonſt eine minder leidenſchaftliche Würdigung der Verhältniſſe und der Bedürfniſſe der Regierung eines großen Staats gefunden zu haben glaubte.

Das patriotiſche und evangeliſche Gewiſſen regte ſich nun doch im Herrenhauſe, und das Ergebniß der Debatten war, daß am

8. März das Schulaufsichtsgesetz in diesem Hause mit der unerwarteten Mehrheit von 125 Stimmen gegen 76 angenommen wurde.

Zur Bestätigung des Gesandtschaftsberichts, welchen Bismarck dem Herrenhause vorgelegt hatte, sagte die englische Saturday Review: Früher war in Preußen jedes Bekenntniß zufrieden mit seiner Lage, Staat und Geistlichkeit standen nicht feindlich einander gegenüber. Warum ist es mit diesem glücklichen Zustande zu Ende gegangen? Zwei Worte geben die Antwort: Sadowa und Sedan. Preußen hat die beiden katholischen Großmächte des Continents gedemüthigt, und die Unterlegenen wollen sich rächen, indem sie im Lager des Siegers innere Zwietracht zu stiften suchen.

Ultramontane Blätter legten Bismarcks Rede so aus, als betrachte derselbe alle Katholiken Deutschlands als Feinde; aber Bismarck hat die ehrlichen und gut deutsch gesinnten Katholiken scharf von den deutschfeindlichen Jesuiten und ihrem Anhang unterschieden.

In Bezug auf die Stellung der Regierung zu den Altkatholiken wurde damals an die §§. 55—57, Tit. 11, Th. II. des allgemeinen Landrechts erinnert. — Dieselben lauten: „Wegen bloßer von dem gemeinsamen Glaubensbekenntnisse abweichender Meinungen kann kein Mitglied (von der Kirchengesellschaft) ausgeschlossen werden. Wenn über die Rechtmäßigkeit der Ausschließung Streit entsteht, so gebührt die Entscheidung dem Staate. So weit mit einer solchen Ausschließung nachtheilige Folgen für die bürgerliche Ehre des Ausgeschlossenen verbunden sind, muß vor deren Veranlassung die Genehmigung des Staates eingeholt werden. Diese Bestimmung soll in umfassender Weise auf die vorliegenden Verhältnisse zur Anwendung gebracht werden." Es fragt sich nur, wie diese Bestimmungen in billigen Einklang zu bringen sind mit dem Art. 15 der Verfassung, welcher den verschiedenen Religionsgesellschaften eine selbständige Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten verheißt, und anderentheils, wie die kirchlichen Excommunicationen in Einklang zu bringen sind mit dem Art. 12 der Verfassung, welcher jedem einzelnen Preußen die Freiheit des religiösen Bekenntnisses ohne Nachtheil im Genusse seiner bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte gewährleistet.

Am 19. März nahm v. Mallinckrodt noch einmal einen Anlauf um bei der Berathung der neuen Kreisordnung eine Spaltung in die Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu bringen. „Es handelte sich nämlich um die Frage, ob der Amtsvorsteher ernannt, oder ob derselbe, wie Hänel beantragt hatte, vom Amtsausschusse, oder nach einem eventuellen Antrage Miquels vom Kreistage erwählt werden sollte. Um jedoch das Zustandekommen des Gesetzes nicht zu hindern, zogen die Antragsteller ihre Anträge zurück, wofür ihnen der Minister des Innern in richtiger Würdigung seinen Dank aussprach. Nun ereignete sich etwas Seltsames. Der ultramontane Abgeordnete v. Mallinckrodt nahm diese zurückgezogenen Anträge wieder auf, obgleich die ultramontane Fraction bisher mit der äußersten Rechten gegen alle liberalen Amendements gestimmt hatte. Allein sowohl von den Nationalliberalen als von der Fortschrittspartei wurde dieser Versuch der Ultramontanen, die Vorlage zum Scheitern zu bringen, sofort mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Beide Parteien stimmten lieber gegen die ursprünglich aus ihrer Mitte hervorgegangenen Anträge, als daß sie sich zu einer Allianz mit den Ultramontanen herbeigelassen hätten. Für den Mallinckrodtschen Antrag auf Wahl der Amtsvorsteher stimmten außer dem Centrum nur noch die Polen. Die Ultramontanen operirten nicht ohne Geschick; aber der von ihnen ausgehenden Versuchung waren die Liberalen völlig gewachsen; die Staatsidee erwies sich mächtiger als die Parteidoctrinen und feierte zugleich einen glänzenden Sieg über den innern Feind, der, wenn er der Erkenntniß nicht gewaltsam sich verschließen will, erkennen muß, zu welcher Vereinsamung ihn die allgemeine Stimme verurtheilt hat." Zwei Tage später nahm das Abgeordnetenhaus mit großer Mehrheit die Kreisordnung an. „In Betreff der außerordentlichen Erweiterung der Selbstverwaltung und der ganz neuen Grundlegung einer ernstlichen Verwaltungs-Gerichtsbarkeit war unter den Parteien des Hauses die Verständigung nicht schwierig; wohl aber in Betreff der Zusammensetzung des Kreistages, d. h. der durch das Gesetz zu bewirkenden wesentlichen Verschiebung und billigen Ausgleichung des Rechtsverhältnisses unter den socialen Klassen, namentlich unter Rittergutsbesitzern, Landgemeinden und Städten.

Hierüber konnte nur durch gegenseitiges Nachgeben eine Verständigung erzielt werden, und solches Nachgeben ist in loyalster Weise geübt worden." Aber nur im Abgeordnetenhause. Das Herrenhaus ließ die Kreisordnung noch nicht aufkommen.

Damals (März 1872) machte eine Verfügung des preußischen Oberconsistoriums viel böses Blut. Die beiden beliebten Berliner Prediger Sydow und Lisko erhielten nämlich wegen heterodoxer Aeußerungen einen Verweis. Die Berliner Nationalzeitung schrieb nun im Sinne vieler Berliner: „In demselben Augenblick, da die preußische Staatsregierung im Begriff ist, den katholischen Kirchenfürsten die Excommunikation derjenigen zu untersagen, welche ihr Gewissen und ihren alten Glauben den Machtsprüchen der anerkannt herrschenden katholischen Hierarchie nicht zu opfern vermögen, müssen wir es in der Landeshauptstadt erleben, daß die evangelischen Kirchenbehörden Inquisitionstribunale errichten und sich zur Ausschließung derjenigen Geistlichen anschicken, welche heute an derselben Auffassung des Christenglaubens festhalten, die sie in ihrer Jugend und in der Schule eines Mannes (Schleiermacher) sich angeeignet haben, der — in der Landeskirche war man damals darüber fast einig — eine Zierde der evangelischen Theologie und Kanzelberedsamkeit war, wie seit Luther weder vordem noch nachdem ein Anderer war." Es blieb indeß beim bloßen Verweise.

In einem offenen Sendschreiben an v. Treitschke, theilte Baumgarten, der bekannte Gegner der Orthodoxie, Stellen aus der Schrift eines mecklenburgischen Pastors mit, worin es hieß: „Die Kirche allein, das muß so laut wie möglich gesagt werden, gibt entgültige politische Urtheile ab, die Kirche schützt Land und Leute, erhält Throne und Völker oder stürzt sie, so sie nicht hören wollen." Zugleich wurde daran erinnert, daß der große Kurfürst, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in seiner weisen Regierung von den damaligen lutherischen Orthodoxen, namentlich in Königsberg, widerwärtigen Trotz erfahren mußte, doch mit denselben fertig geworden ist und größeren Ruhm davongetragen hat, als sie.

Das brandenburgische Consistorium nahm Anlaß, an die ihm untergebene Geistlichkeit Befehle zu erlassen, welche sich auf den

Vollzug des neuen Schulaufsichtsgesetzes bezogen. Dieses Gesetz selbst lautet: §. 1. Unter Aufhebung aller in einzelnen Landestheilen entgegenstehenden Bestimmungen steht die Aufsicht über alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate zu. Demgemäß handeln alle mit dieser Aufsicht betrauten Behörden und Beamten im Auftrage des Staates. §. 2. Die Ernennung der Local- und Kreisschul-Inspectoren und die Abgrenzung ihrer Aufsichtsbezirke gebührt dem Staate allein. Der vom Staate den Inspektoren der Volksschule ertheilte Auftrag ist, sofern sie das Amt als Neben- oder Ehrenamt verwalten, jederzeit widerruflich. Alle entgegenstehenden Bestimmungen sind aufgehoben. §. 3. Unberührt durch dieses Gesetz bleibt die den Gemeinden und deren Organen zustehende Theilnahme an der Schulaufsicht, sowie der Artikel 24 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850. §. 4. Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten wird mit der Ausführung dieses Gesetzes beauftragt.

Der Consistorialerlaß, von Hegel, dem streng rechtgläubigen Sohne des nichts weniger als rechtgläubigen Philosophen Hegel unterzeichnet, sagte gradezu, das neue Gesetz enthalte eine Beeinträchtigung und Zurücksetzung der Kirche von Seiten der Staatsgewalt. Gleichwohl solle man dasselbe pünktlich vollziehen, die Geistlichen sollten also sich nicht weigern, die Schulaufsicht zu übernehmen, wenn aber einem Geistlichen die Schulaufsicht entzogen werde, habe er es sogleich dem Consistorium anzuzeigen, und wenn er aufgefordert werde, außerhalb seiner Parochie eine Schulaufsicht zu übernehmen, habe er zuvor die Genehmigung des Consistoriums einzuholen. Das Consistorium glaubt nicht verhehlen zu sollen, daß sich Besorgnisse wegen Eindringens des Unglaubens in die Schulen möglicherweise verwirklichen könnten und daß sie zunächst die Stellung der Geistlichen erschweren.

Die Befürchtungen des Consistoriums gewinnen eine Erklärung und beziehungsweise Rechtfertigung erst dann, wenn man sich erinnert, wie unter dem frühern Ministerium Altenstein noch während der Regierung Friedrich Wilhelms III., in der ewig fluchwürdigen Periode nach den großen Befreiungskriegen die in Preußen

ſo lebendige Begeiſterung für Deutſchlands Einheit unterdrückt und der Jugend zum Verbrechen gemacht wurde, und wie gleichzeitig auch der religiöſe Aufſchwung, der jene patriotiſche Begeiſterung begleitet hatte, polizeiwidrig gefunden und nicht nur als angebliche Muckerei verhöhnt, ſondern auch verfolgt wurde. In dieſer Periode wurde von Regierungswegen der Hochmuth der Hegelſchen Selbſtvergötterungslehre auf allen preußiſchen Univerſitäten gepflegt und auf den Patriotismus als auf einen „thieriſchen Trieb des Bluts“ verächtlich herabgeſehen. Zugleich wurde durch den großen Humboldt, der nur die Natur, aber nicht ihren Schöpfer anbetete, der rohe Materialismus, der ſeitdem ſo ſehr vorherrſchend geworden iſt, eingeſchult. Endlich durfte Dieſterweg als General-Oberſchulmeiſter die Schullehrerſeminare und die Volksſchulen im kirchenfeindlichſten Sinne leiten und die Dorfſchulmeiſter zu übermüthiger Verachtung der Pfarrer erziehen laſſen. Ja, er wollte ſogar die Bibel durch Humboldts Kosmos verdrängen. Durch dieſes verkehrte Regierungsſyſtem wurde die Religioſität der Jugend und des Volks wirklich ſchwer bedroht, und wenn in der Nothwehr dagegen ſeit den Kölner Wirren die Katholiken am Rhein und ſeit Hengſtenbergs Auftreten in Berlin die frommen Proteſtanten in den alten Provinzen Preußens auch ihrerſeits durch das eine Extrem ein wenig in das andere hineingetrieben wurden, ſo war das etwas ſehr Natürliches und Entſchuldbares. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. kam die Religion wieder zu Ehren und die Cultminiſter unter dieſem König waren, indem ſie das früher Verfehlte zu corrigiren ſuchten, in mancher Beziehung unvorſichtig und gaben in einem zu ehrlichen Vertrauen der Kirche wieder eine, wenigſtens in manchen Punkten leicht zu mißbrauchende Gewalt zurück.

Es iſt notoriſch, daß ſich der antideutſche Particularismus in Hannover und Kurheſſen hinter der orthodoxen Maske einer mehr oder weniger offen ausgeſprochenen Allianz mit den Jeſuiten gegen die neue deutſche Einheit ſchuldig machte. Als Windthorſt nach Hannover zurückgekehrt war und ſich dort von ſeinem welfiſchen Anhang zum Lohn für die Keckheit, mit der er die Hietzinger Politik gegen Preußen und die deutſche Einheit auch noch im deutſchen

Reichstag selbst fortgesetzt hatte, einen Fackelzug wollte bringen lassen, den aber die Polizei, um Unruhen zu verhüten, verbot, gab sich der protestantische Schulrath Bärens dazu her, ihm an der Spitze einer Deputation eine Huldigung darzubringen. Einige Superintendenten weigerten sich, nach dem neuen Gesetz die Schulaufsicht zu übernehmen.

Eine theologische Feder in der Karlsruher Zeitung bedauerte den unbegründeten Verdacht, welchen orthodoxe Protestanten auf die preußische Regierung geworfen hatten. „Wenn Fürst Bismarck erklärte, daß Niemand an eine Beschränkung der unzweifelhaften Rechte der Kirche, ja, nicht einmal an eine Zurücknahme der ihr vom Staate übertragenen Vollmachten denke; daß es der Regierung nicht in den Sinn komme, dem Unglauben Bahn zu machen; daß aber die ohne Zuthun der Regierung eingetretenen Verhältnisse gebieterisch forderten, daß das Machtgebiet des Staates, wenn auch nicht erweitert, so doch präcis zur Anerkennung gebracht werde, damit er im Stande sey, sich vor den Angriffen zu schützen, die unter dem Deckmantel der Religion und in scheinbar gesetzlichen Formen von Hierarchen und Jesuiten, von böswilligen oder im Irrthum befangenen Agitatoren gegen ihn gerichtet würden: so hätten evangelisch gesinnte und conservative Männer sich zehnmal besinnen sollen, ehe sie dem Fürsten den Vorwurf ins Gesicht schleuderten, er verstehe nichts von den wahren Interessen des christlichen Staates und des deutschen Volkes, oder er wolle die Förderung dieser Interessen nicht ernstlich. Bismarck ist freilich keine unfehlbare Autorität, aber die Christenheit aller Orten sollte Gott danken, daß der Mann, welcher den Beruf hat, die kirchenpolitischen Verhältnisse zu ordnen, so gesinnt ist, wie er es ist, und ein solches Bekenntniß zum ‚lebendigen christlichen Glauben' abzulegen vermag, wie er es gethan hat."

Der Cultminister Falk selber erklärte dem brandenburgischen Consistorium sein Bedauern, daß es Vorurtheilen Nahrung gegeben und einen Mangel an Vertrauen in die oft bekundeten Absichten der Staatsregierung zu erkennen gegeben habe.

Im Mai wurde in Jena eine Erklärung zum Schutz der in Berlin gemaßregelten Prediger Sydow und Lisko von Gelehrten

und Beamten aus allen Theilen Deutſchlands unterzeichnet und veröffentlicht, worin bedauert wurde, „daß unſere Kirche vor lauter vermeintlicher Treue gegen das Bekenntniß ſich in Widerſpruch ſetze mit ihrem eigenen Geiſt, in Widerſpruch mit dem Principe, dem ſie ihr Daſeyn verdankt und von deſſen unverbrüchlicher Geltung ihre Selbſterhaltung und ihre geſunde Weiterentwicklung bedingt iſt. Darum fühlen ſich die Unterzeichneten in ihrem Gewiſſen gedrungen, auf die ſchwere Verantwortung hinzuweiſen, welche die dermalen in den meiſten deutſchen Ländern durch die Gunſt der Staatsregierungen in Beſitz des Kirchenregiments gelangte Partei auf ſich laden würde, wenn ihr Beſtreben, die andere Richtung aus der Kirche zu verdrängen, ihr gelänge. Wir würden nicht blos die größte Schädigung der evangeliſchen Kirche ſelber, ſondern auch die ſchwerſte Gefährdung des ganzen Kulturlebens unſeres Volkes darin erblicken, wenn gerade die Richtung, welche die innere Vermittlung der Weltkultur und der chriſtlichen Frömmigkeit ſich zur Aufgabe geſetzt hat und die ſich damit in wahrer Einheit weiß ſowohl mit dem chriſtlichen Princip unſerer Kirche, als mit dem gegenwärtigen Leben und Streben unſeres deutſchen Volkes, für rechtlos und mundtodt in der Kirche erklärt würde. Verhängnißvoll wäre dieſe Scheidung zwiſchen einer culturfeindlichen Kirchlichkeit und einer religionsloſen Cultur nicht minder auch für die bürgerliche Geſellſchaft, die dann, der unentbehrlichen religiöſen Grundlage jeder ſittlichen Ordnung beraubt, ihrem unvermeidlichen Verfalle entgegenginge. Würden dagegen die verſchiedenen Richtungen der Kirche, die auf dem Grunde des Evangeliums ſtehen, als gleichberechtigt anerkannt und lernten ſie ſich gegenſeitig ehrlich und rückhaltslos vertragen, ſo würde die jetzige Parteiverbitterung, die überall mehr zum Zerſtören als zum Bauen dient, aufhören. Nur wenn die leidige Gewohnheit, gegneriſche Aeußerungen und Anſichten im denkbar übelſten Sinne zu mißdeuten, einer freundlichen gegenſeitigen Beurtheilung und wohlwollenden Verſtändigung weicht, kann ſich allmälig mittelſt wechſelſeitiger Annäherung der jetzt ſo ſcharf geſchiedenen Richtungen eine beſſere und dauerhaftere kirchliche Einheit anbahnen, als ſie je durch die Gewaltmaßregeln einer eben ſo unweiſen als unevangeliſchen Kirchen-

politik zu Stande kommen wird." — Eine Gegenerklärung von Seiten rechtgläubiger Männer in Würtemberg verwarf die unbedingte Lehrfreiheit und erinnerte an den Eid, den jeder Geistliche auf seine Confession leisten müsse.

Die Neue Evang. Kirchenzeitung schrieb rühmend: „Einmüthig und laut legen die General-Superintendenten vor der gesammten evangelischen Kirche das Gelübde ab, daß sie treu zu dem evangelischen Glauben stehen werden, wie er im Worte Gottes gegründet und in den Bekenntnissen unserer Kirche, den allgemeinen und reformatorischen, bezeugt ist. Wir zweifeln nicht, daß ein solches Gelübde, abgelegt von den Leitern der Kirche, in einer Zeit, wo es zu Thaten, vielleicht auch zu Leiden verpflichtet, einen ermunternden und stärkenden Eindruck auf die ausüben wird, an welche es gerichtet ist." Aber mit der bloßen Wiederholung eines Glaubensbekenntnisses wehrte man die Jesuiten nicht ab, um so weniger als die Einschärfung dieses Bekenntnisses gar nicht gegen sie, sondern gegen die liberalen Protestanten und indirekt gegen das Kultministerium selbst gerichtet war.

Dieser ganze Hader war eben so unerquicklich als politisch unklug, denn wenn der Feind des Jesuitismus vor den Thoren ist, muß man sich gemeinsam gegen ihn wehren und es nicht machen wie die durch ihren Fanatismus blödsinnig gewordenen Juden es einst machten, als Titus mit einem römischen Heer vor ihren Mauern lag und sie innerhalb der Stadt nur an ihren Parteihaß dachten und sich gegenseitig zerfleischten.

Am 11. April 1872 erließen die in Fulda versammelten preußischen Bischöfe (von Köln, Breslau, Limburg, Fulda, Paderborn, Trier, Ermeland, Münster, Hildesheim und die Vertreter für Freiburg und Kulm) einen Hirtenbrief in Bezug auf das Schulaufsichtsgesetz. Ledochowski, obgleich ebenfalls preußischer Bischof, war nicht mit unterzeichnet, weil er für den Primas von Polen gelten wollte. — Der Hirtenbrief war an den Klerus gerichtet und es hieß darin: Wir haben gegen das neue Schulaufsichtsgesetz Vorstellungen erhoben bei der Landesvertretung, beim Ministerium und beim Kaiser selbst. Nachdem aber dieser das Gesetz dennoch sanctio-

nirt hatte, „haben wir eine gemeinschaftliche Erklärung an das königliche Staatsministerium gerichtet und demselben unsere Ueberzeugung ausgesprochen, daß durch das neue Gesetz wesentliche und unveräußerliche Rechte der Kirche verletzt seyen und dem Staate sowohl als der Kirche große Gefahren und Nachtheile bereitet würden. Von solcher Ueberzeugung durchdrungen, waren wir nicht in der Lage, dem Gesetze unsere innere Zustimmung oder Billigung zuzuwenden. Weil jedoch unser bischöfliches Amt und die Liebe Christi uns drängt, alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um jene Gefahren und Nachtheile zu vermindern, und weil keine Macht der Erde uns entbinden kann von der Sorge für die christliche Erziehung der uns vom göttlichen Heilande anvertrauten Kleinen, so sind wir entschlossen, auch zu Gunsten der nunmehr im Princip durch das neue Gesetz von ihrer Mutter, der Kirche, losgerissenen Volksschule nach wie vor die Pflichten des Hirtenamtes gegen dieselbe treu zu erfüllen, in so fern und so lange es uns nicht unmöglich gemacht wird." Sodann verordnen die Bischöfe:

1) Jeder Pfarrer hat die Lokal-Inspection über die Schulen seiner Pfarrei zu führen, ohne daß es einer besonderen bischöflichen Genehmigung bedarf.

2) Dagegen ist eine solche Genehmigung nöthig, wenn es sich um Uebernahme der Kreis-Schulinspection oder einer Orts-Schulinspection außer der eigenen Pfarrei handelt. Für die bereits fungirenden Schulinspectoren dieser Kategorie soll es einer solchen Genehmigung nicht bedürfen.

3) Für den Fall, daß an geistliche Schulinspectoren in Beziehung auf ihr Amt Anforderungen gestellt werden sollten, welche mit ihren priesterlichen oder kirchlichen Pflichten collidiren, werden dieselben nicht ohne vorgängiges Benehmen mit dem Ordinariate ihr Schulamt niederlegen.

4) Auch wird von dem betreffenden Geistlichen Anzeige an die bischöfliche Behörde erfordert, sobald die ihm übertragene Schul-Inspection staatlicherseits widerrufen werden oder anderweitige bemerkenswerthe Veränderungen im Bereiche seiner Amtswirksamkeit vorkommen sollten.

Laſt), welche binnen einer gewiſſen Zeit durch einen gewiſſen Raum bewegt worden iſt. Angenommen, ein Menſch ſchaffe eine Laſt von 50 Pfund in 6 Stunden 2 Meilen weit fort; ſo wird Niemand Anſtand nehmen, die mechaniſche Leiſtung (Wirkung) eines andern Menſchen für doppelt ſo groß zu erklären, falls dieſer letztere 100 Pfund in 6 Stunden zwei Meilen weit, oder 50 Pfund in 3 Stunden 2 Meilen weit, oder endlich 50 Pfund in 6 Stunden 4 Meilen weit transportirt. Da hiernach ſtets die Angabe dreier Zahlen (nämlich der bewegten Laſt, des Raumes und der Zeit) nöthig wäre, um einen Begriff von der Größe einer Kraft zu erhalten, ſo bezieht man, ſowohl um den Ausdruck zu vereinfachen als um die Vergleichung der Kräfte zu erleichtern, die bewegte Laſt auf den Raum von 1 Fuß als die Einheit des Maßes, und auf 1 Sekunde als die Zeiteinheit. Die Zahl, welche auf ſolche Weiſe hervorgeht, nennt man das mechaniſche Moment der Kraft. Wird etwa durch irgend eine Kraft ein Gewicht von 1000 Pfund in der Zeit von 20 Sekunden auf die Höhe von 4 Fuß gehoben, ſo iſt dieß eben ſo viel, als ob 4000 Pfund auf 1 Fuß Höhe in der angegebenen Zeit gehoben würden; und die Wirkung für 1 Sekunde wird der zwanzigſte Theil hiervon ſeyn, alſo 200 Pfund 1 Fuß hoch gehoben. Man ſagt dann: das mechaniſche Moment dieſer Kraft ſey gleich 200. In dieſem Sinne beträgt durchſchnittlich (und mit Zugrundlegung von Wiener Maß und Gewicht) das mechaniſche Moment eines erwachſenen Mannes, der mit gleicher Anſtrengung längere Zeit fortarbeiten muß, 60; das mechaniſche Moment eines guten Pferdes (bei 8 Stunden Arbeit des Tages) 400; eines Ochſen etwa 200; eines Eſels ungefähr 120. Man kann mithin die bewegende Kraft des Pferdes faſt 7 Mal, des Ochſen nahe 3 Mal, des Eſels 2 Mal ſo groß annehmen, als jene des Menſchen. In der Anwendung kommen allerdings, nach der individuellen Beſchaffenheit der Perſonen oder der Thiere, bedeutende Schwankungen in der Größe ihrer bewegenden Kraft vor. Sollte aber eines der genannten mechaniſchen Momente, und namentlich das des Pferdes (die Pferdeskraft), als brauchbarer Maßſtab zur Vergleichung anderer bewegender Kräfte dienen, ſo mußte ein konventioneller Werth dafür feſtgeſetzt und allgemein angenommen werden. Man hat dies zuerſt in England in Bezug auf die Kraft der

Zwei Tage nach Verkündigung des deutschen Hirtenbriefs am 13. April hielt der Papst in Rom eine Anrede an eine zahlreich ihm aufwartende Deputation, woran er Gebete für die verschiedenen Länder anknüpfte. In Bezug auf Deutschland waren seine Worte: „Ich bitte Gott, das von einer antikatholischen Richtung und dem Geiste der Ehrsucht ergriffene Deutschland möge Halt machen, ständig werden und zu der Weise zurückkehren, in der wir es bewunderten, zumal seinen Klerus und einen Theil des Volkes. Allerorten, in allen Reichen muß man dem Regenten gehorchen, aber auch ehrerbietig und wahr sprechen; wenn Lügen proklamirt werden, soll man den Muth haben, sie zu widerlegen, und zwar ohne Unterlaß und unbekümmert um die Gefahr, womit uns eine schreckliche Gegnerschaft bedroht. Wir bitten daher Gott, dem deutschen Episcopat Kraft zu verleihen, die Rechte Gottes, der Kirche und der Gesellschaft zu wahren. Wir beten für die Bekehrung der Thoren, die sich Altkatholiken nennen, weil sie in die Kirche gewisse tausendmal widerlegte alte Irrthümer einführen .... Wir beten für das Kaiserthum Oesterreich, das unserer Fürbitte so sehr bedarf." Also sollte nach der „unfehlbaren" Meinung an dem ganzen kirchlichen Conflict nur der deutsche Ehrgeiz schuld seyn. Der Sinn der päpstlichen Worte war: Wenn ihr Deutschen nur nicht ein neues einiges Reich unter einem protestantischen Kaiser gemacht hättet, würden weder wir Jesuiten und Papisten, noch würde auch der französische Exkaiser euch angegriffen haben.

Fürst Bismarck empfing unter andern auch aus Fulda eine Zustimmungsadresse und beantwortete sie mit Folgendem: „Es hat mir zur besonderen Freude gereicht, aus Fulda die von zahlreichen Bürgern verschiedener Confessionen unterzeichnete Adresse vom 9. d. M. zu empfangen. Die Stadt Fulda, welche sich der Ehre erfreut, die Hüterin des Grabes des ‚Apostels der Deutschen' zu seyn, war in der That vor allem berufen, Zeugniß abzulegen, daß Deutschland die Testamentsvollstrecker jenes großen Blutzeugen nicht außerhalb seiner Grenzen zu suchen hat. Ich sage Ew. Wohlgeboren und Ihren geehrten Mitbürgern meinen verbindlichsten Dank für die Kundgebung Ihres Vertrauens, und werde bestrebt seyn, demselben zu entsprechen. v. Bismarck."

Die Centrumspartei gab immer noch keine Ruhe. Am 22. April klagte Reichensperger (von Olpe) im Berliner Reichstag, die Regierung unterdrücke die katholische Presse im Elsaß, die doch ganz unschuldig sey, und erkläre überhaupt den Katholiken den Krieg. Bamberger erwiderte schlagend, die Regierung habe alles gethan, um die Katholiken im Elsaß zufriedenzustellen. Aber unter dem Einfluß des Ultramontanismus werden sie, obgleich selber Deutsche, gegen Deutschland verhetzt. „Wenn Sie aber bezweifeln, daß überall die vom klerikalen Geiste inspirirte Presse antideutsch ist, so bezweifeln Sie wirklich das Tageslicht. So ist es in allen Ländern der Welt, wo deutsche Interessen mit denen fremder Nationalitäten in Concurrenz kommen. Sie ist in Polen antideutsch-polnisch, in Elsaß antideutsch-französisch, in Oesterreich, in Böhmen antideutsch-czechisch, und in Welsch-Tirol italienisch, gegenüber dem Deutschen, sie ist überall alles Andere, nur nicht deutsch. Daß man eine solche Presse in Elsaß-Lothringen, so lange dort kein geregelter Zustand existirt, im Auge behält, finde ich sehr natürlich, und wenn Sie Zeugnisse darüber haben wollen, meine Herren, so nehmen Sie doch die allerklassischsten Zeugnisse, welche die Franzosen selbst gegeben haben. Hat nicht Herr Keller, der Elsässer, in der Nationalversammlung erklärt, daß die katholische Partei die allerdirekteste und solideste Stütze für die Wiederannexion des Elsasses sey? Hat das nicht ein anderer Zeuge aus einem entgegengesetzten Gebiete, der Gelehrte Renan, in seiner Antwort an Strauß gethan: er zwar allerdings könne sich nicht mehr zur katholischen Partei bekennen, aber er müsse doch erklären, er könne es Frankreich nicht übel nehmen, wenn es in seinem Herzensbedürfniß nach Revanche und Wiedereroberung der Provinzen der katholischen Partei sich in die Arme werfe —! Meine Herren, solchen Zeugnissen gegenüber glaube ich, daß die Regierung in ihrem Verhalten völlig gerechtfertigt ist."

Graf Luxburg, der früher an der Spitze der Verwaltung des Elsasses gestanden, bestätigte das Gesagte und verwahrte sich noch insbesondere gegen den Vorwurf, man lasse die Schulbrüder nicht an den Schulen. Das seyen unfähige Menschen, von denen kaum der sechste zum Schulamt tauge.

Inzwischen war die würdige Oberin des St. Johannes-Hospitals zu Bonn, Auguſtine Amalie v. Lafaulx, entlaſſen worden, weil ſie das Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkannt, und als ſie bald darauf ſtarb, verweigerten ihr die Pfaffen auch ein chriſtliches Begräbniß, ihr, deren Oheim Joſeph Görres ſich die größten Verdienſte um dieſelbe altkatholiſche Kirche erworben hatte, welche die allein anerkannte war, ehe die Jeſuiten das neue Dogma ausheckten. Obgleich die Edle ohne Geiſtlichen und ohne Sang und Klang zu Grabe getragen wurde, widerfuhr ihr doch alle Ehre. Die Neuwieder Zeitung meldete vom 30. Januar 1872: Als Leidtragende hatte ſich indeſſen zunächſt die verwittwete Fürſtin zu Wied eingefunden, welche ſich den Sarg öffnen ließ und in tiefſter Rührung der Leiche einen Trauerkranz beilegte; demnächſt erſchienen eine große Anzahl von Herren und Damen mit Trauerkränzen aus Bonn, worunter der Univerſitätskurator Beſeler mit einem Theile der Univerſitäts-Profeſſoren. Da die Verwandten der Verſtorbenen zur Vermeidung von Colliſionen eine Leichenrede nicht wünſchten, ſo beſchränkte ſich Profeſſor Reuſch aus Bonn auf Gebete. — Dagegen meldete das Frankfurter Journal: In der Neujahrswoche ſtarb in dem Orte Neunkirchen ein Katholik, deſſen Begräbniß auf dem Kirchhof der Geiſtliche verweigerte, angebend, daß der Verſtorbene einen nicht kirchlichen Lebenswandel geführt habe. Die Leiche wurde daher außerhalb der Kirchhofsmauer begraben. Auf eine von dem Bürgermeiſter zu Sötern gemachte Anzeige verfügte die Regierung die Ausgrabung der Leiche und Beiſetzung derſelben auf den Kirchhof, und dieſe Verfügung iſt zur Ausführung gebracht worden.

In Weſtphalen erhielt Aſſeſſor Kolbmann, den Dechant Pöpperling zu Widenbruck mit ſeiner Braut nicht hatte trauen wollen, das Trauungsatteſt von der Staatsbehörde.

Der Nordd. A. Z. wurde aus Köln unterm 9. Februar geſchrieben, das erzbiſchöfliche Generalvikariat, namentlich Domkapitular Broix, befehle den Pfarrern, gegen das Schulaufſichtsgeſetz zu agitiren.

Kapitel 3.

Die polniſche Agitation.

Nach dem Jeſuitenplane ſollte, wie von Belgien aus der Nordweſten, ſo vom preußiſchen Polen aus der Nordoſten Deutſchlands durch die klerikale Agitation allarmirt werden. Die Wühlerei fand einen geeigneten Boden im Nationalhaß des polniſchen Adels und in der rohen Unwiſſenheit des polniſchen Volks.

Unzweifelhaft hätte der letzteren ſchon längſt können abgeholfen werden, wenn die preußiſche Regierung mehr Acht darauf gehabt hätte. Es iſt viel geſchehen für Ackerbau und Viehzucht, aber nicht genug für die Schule. Ja, im preußiſchen Antheile Polens iſt die Schule in neuerer Zeit, anſtatt fortwährend germaniſirt zu werden, ſyſtematiſch repoloniſirt worden. Graf Renard, ein Vertreter Oberſchleſiens im Abgeordnetenhauſe, berichtete: Im Regierungsbezirk Oppeln ſind 18 von 100 Analphabeten, während ſelbſt in Weſtpreußen und Poſen das Verhältniß wie 1:10, reſp. 1:12 iſt. Viele tauſend Kinder genießen gar keinen oder einen höchſt ungenügenden Unterricht, weil es keine Lehrer gibt, und es gibt keine Lehrer, weil kein Geld für Lehrer da iſt, und es iſt kein Geld für Lehrer da, weil der Unterrichtsminiſter es früher nicht verlangt h[illegible] und die Volksvertretung es deshalb nicht hat bewilligen können. Dieſe Uebelſtände werden weſentlich erhöht und vermehrt durch das gemiſchte Sprachverhältniß. Zu conſtatiren iſt, daß die älteren Generationen meiſt noch deutſch verſtehen, während den jüngeren Generationen das Verſtändniß für die deutſche Sprache immer mehr abhanden gekommen iſt.

Die Nordd. Allg. Zeitung erinnerte an die unvorſichtige Fahrläſſigkeit der frühern Kultminiſter v. Raumer und v. Mühler, durch welche dem deutſchen Element im preußiſchen Polen auf eine bedenkliche Weiſe Eintrag geſchehen ſey. Indem nämlich jene Miniſter die confeſſionelle Trennung der Schulen durchführten, habe die proteſtantiſche deutſche Minderheit für Errichtung von Schulen und Anſtellung von Lehrern nicht ſo viel zu leiſten vermocht, als die

katholiſche und polniſche Mehrheit, hätte alſo ihre Kinder nur ärmlich unterrichten laſſen können oder in auswärtige Schulen ſchicken müſſen, während in den von jenen Miniſtern protegirten katholiſchen Schulen die deutſche Sprache gänzlich unterdrückt und nur das polniſche Element gepflegt worden ſey. Ueberhaupt ſey in dieſen Schulen nicht viel gelernt worden, und polniſche Väter ſelbſt hätten ſich darüber beklagt und ihre Kinder viel lieber in deutſche Schulen ſchicken wollen.

Der Boden war alſo den neuen polniſchen Wühlereien nicht ungünſtig. Das Haupt der polniſchen Geiſtlichkeit auf polniſchem Gebiete war der Erzbiſchof von Gneſen und Poſen, Graf Ledochowski. Der in Thorn unter dem Titel „Sierp-Polaczek" herausgegebene katholiſche Kalender für 1872 führt den Erzbiſchof Grafen Ledochowski in dem Verzeichniſſe der regierenden Fürſten Europas als Primas von Polen und Stellvertreter der polniſchen Könige auf. Das in Poſen erſcheinende „Tygotnik kat.", das offiziöſe Organ des Erzbiſchofs Grafen Ledochowski, meldet, daß der Papſt dieſem Kirchenfürſten bei Gelegenheit des vatikaniſchen Konzils den Titel Primas von Polen verliehen habe, leugnet aber, daß er die an dieſen Titel geknüpften Machtbefugniſſe ausübe. Er nahm aber eine Sonderſtellung ein, ſofern er ſich nicht an die deutſchen Biſchöfe, auch nicht bei der Fuldaer Conferenz anſchloß, ſondern darauf Anſpruch machte, als polniſcher Primas gehöre er zum Grabe des h. Adalbert in Gneſen und nicht zum Grabe des h. Bonifacius in Fulda. Er ging noch weiter und ließ keinen Deutſchen mehr im Prieſterſeminar zu Poſen zu. Auch durfte, wo früher abwechſelnd polniſch und deutſch gepredigt worden war, das letztere nicht mehr geſchehen. Die Breslauer Zeitung bemerkte: „In der Stadt Poſen leben etwa 8000 deutſche Katholiken. Poſen zählt ſechs Pfarrkirchen, acht Succurſalkirchen und viele öffentliche Kapellen. Darunter iſt keine einzige Pfarrkirche und nur eine Succurſalkirche für die Deutſchen, alle übrigen haben polniſche Geiſtliche. Ferner hat Poſen keine einzige deutſche Elementarſchule für Katholiken. Alle katholiſchen Schulen ſind polniſch; bemitteltere Eltern ſchicken ihre Kinder in Privatſchulen, viele in evangeliſche Schulen, viele

müſſen ſie aber in polniſche Schulen ſchicken, und dort wird dann das Geſchäft der Poloniſirung eifrig betrieben. Durch die Schule hat man in letzter Zeit ganze Dörfer, die Jahrhunderte lang deutſch geweſen ſind, völlig poloniſirt. Möchten die Behörden dieſem antinationalen Treiben endlich energiſch gegenübertreten! Der Oberpräſident von Horn nahm ſich gerecht und eifrig der bedrängten Deutſchen an. Er arbeitete auf eine deutſche Parochialkirche und auch auf eine deutſche Parochialſchule hin. Die Jeſuiten leiſteten ihm natürlich den erbittertſten Widerſtand. Ein Einwand, der ihm von hoher geiſtlicher Seite wurde, lautete: auch die Deutſchen in Paris hätten keine Parochialkirche. Damit iſt am beſten gezeichnet, wie die Deutſchen hier — innerhalb des preußiſchen Staates — nur wie Ausländer von dem polniſchen Klerus betrachtet werden."

Man ſchrieb der Kölner Zeitung: Die Ziele der polniſchen Agitation treten immer deutlicher zu Tage. Die Maſſe der Polen concentrirt ſich unter der Leitung klerikaler Führer; in den Ortſchaften Oberſchleſiens entſtehen allerwärts polniſche Vereine, als deren Zweck man die Beſprechung religiöſer, nationaler und politiſcher Angelegenheiten bezeichnet; die letzteren werden natürlich vorwiegen. Das religiöſe Element bildet eben nur ein Bindemittel. Man hat deshalb auch die Sitzungen der polniſchen Vereine auf die Sonntage anberaumt; nach dem Gottesdienſte beginnt die Vereinsthätigkeit.

Hier unter der polniſchen Bevölkerung wurde das kirchliche Vereinsweſen förmlich militäriſch organiſirt, eine unſichtbare deutſchfeindliche Armee, von Jeſuiten disciplinirt. Und zwar unter den verſchiedenſten Namen und frommen Aushängeſchilden. Die Spenerſche Zeitung berichtete: „Die weiteſte Verbreitung in Stadt und Land haben die Roſenkranzvereine, deren Mitglieder faſt ausſchließlich Dienſtboten beiderlei Geſchlechts ſind, und deren Hauptzweck die Ueberwachung der gebildeten Familien und die religiöſe Einwirkung auf dieſelben iſt. Die Organiſation der Roſenkranzvereine iſt faſt eine militäriſche und wird durch ſtrenge Disciplin zuſammengehalten. Fünfzehn Perſonen desſelben Geſchlechts bilden eine ‚Roſe', elf Roſen einen ‚Gottesbaum' und fünfzehn Gottesbäume einen ‚Garten der

allerheiligſten Jungfrau Maria'. Alle dieſe Gliederungen ſtehen unter der Leitung eines Geiſtlichen, der ein blindes Werkzeug der Jeſuiten iſt. Der Verein iſt mit reichen Abläſſen ausgeſtattet." Der Ablaß diente hier gleichſam als Werbegeld. Wer ſich anwerben ließ, dem wurden die Sünden erlaſſen. Aber die Vereine mußten auch baares Geld liefern, nämlich den Peterspfennig. Die Oſtſeezeitung meldete aus Poſen, Erzbiſchof Ledochowski habe eine allgemeine Kirchencollecte zum Beſten des „in der Gefangenſchaft hungernden und darbenden" heil. Vaters angeordnet, die am Feſte der Apoſtel Petrus und Paulus (am 29. Juni) in den Kirchen beider Erzdiöceſen während des Hauptgottesdienſtes abgehalten werden ſoll. In der Cathedralkirche werde der Erzbiſchof ſelbſt mit der Opferſchale herumgehen und die Spenden einſammeln. Nach einer auf amtliche Angabe gegründeten Berechnung bringt die Erzdiöceſe Poſen-Gneſen jährlich mindeſtens 60—70,000 Thlr. für den Papſt und andere außerordentliche kirchliche Zwecke auf.

In Poſen, wo Ledochowski reſidirt, ſammelten ſich die Jeſuiten. Ihre Hauptniederlaſſung aber war in dem benachbarten Schrimm. „Man hat im übrigen Deutſchland keine Ahnung (ſchreibt die Oſtſeezeitung), welches bedeutende Centrum für Jeſuiten und allerhand Mönchsgeſellſchaften Poſen iſt. In Schrimm beſteht eine förmliche Hochſchule der Jeſuiten, in der faſt alle Nationalitäten vertreten ſind. Die Beichte hat die dort lebende Jeſuitenclique völlig an ſich geriſſen. Meilenweit ſtrömen die Leute, beſonders die Frauen, herbei und ziehen zerknirſcht heim. Das ‚Geſchäft' ſteht in höchſter Blüthe." In Poſen hatte auch der polniſche Adel, deſſen Vertreter in der Centrumspartei mit den fanatiſcheſten Ultramontanen zu ſtimmen pflegten, ſeinen Hauptſitz.

Am 21. Februar 1872 wurde in Berlin ein junger Apotheker im Hauſe ſeines Pflegevaters, des Küſters an der Hedwigskirche, verhaftet, weil er verdächtigt war, ein Attentat auf das Leben des Fürſten Bismarck beabſichtigt zu haben. Er kam aus Poſen, wo er geſagt haben ſollte, in Berlin würde bald alles anders werden. Man fand eine Piſtole bei ihm. Er hieß Weſterwell nach ſeinem Pflegevater. Er ſollte aber der uneheliche Sohn einer polniſchen

Gräfin und eines belgiſchen Edelmanns ſeyn; dann hieß es wieder, er ſey der natürliche Sohn des polniſchen Domherrn Kozmian in Poſen, erzeugt mit einer polniſchen Dame. Er war bei den Jeſuiten in Lüttich erzogen und nachher Apotheker geworden, hatte aber nicht gut gethan, ſondern galt als ein Taugenichts. Man ſchickte ihn unter die päpſtlichen Zuaven in Rom, nach deren Auflöſung er ſich im Hauſe des Domherrn Kozmian in Poſen aufhielt. Dieſer Kozmian war früher mit einem Fräulein Chlappowska vermählt geweſen, die man aber, nachdem ſie mit einem Offizier ein Verhältniß gehabt hatte, ertrunken in einem Brunnen fand. Jetzt erſt wurde Kozmian Prieſter, vertrauter Rathgeber des Erzbiſchof Ledochowski und Redacteur der Poſener Revue, welche damals eifrig für die preußiſche Regierung wirkte, weshalb er ſich den Nationalpolen verhaßt machte. Auf einmal aber trat eine Wendung ein; wie Ledochowski, ſo wurde auch Kozmian eifrig ultramontan und infallibiliſtiſch und redigirte in dieſem Sinne die Poſener Wochenſchrift. Die böſe Welt erzählte ſich, er habe dem von Ledochowski im Poſenſchen geſammelten Peterspfennig nach Rom bringen ſollen, unterwegs im Bade Homburg gemeint, er könne an der Spielbank den Peterspfennig verdoppeln, habe ihn aber verſpielt, wie mehrere zuverläſſige Augenzeugen bewieſen haben. Ledochowski leugnete, ihn mit dem Peterspfennig entſendet zu haben.

Was den Verdacht eines Attentats auf den Fürſten Bismarck betrifft, ſo erklärte Weſterwell das Gerücht aus dem Mißverſtändniß eines Geſprächs und wurde entlaſſen. Aber bei Kozmian nahm man eine Hausſuchung vor und fand bei ihm agitatoriſche Correſpondenzen, unter andern auch einen Brief Windthorſts, der von Anfang bis zu Ende von politiſcher Agitation handelte. Windthorſt beſchwerte ſich über Polizeiwillkür, die Regierung aber wahrte ihr Recht, ſtaatsgefährliche Correſpondenzen confiſciren zu können. Es fand ſich übrigens auch ein Briefwechſel des Biſchof Ledochowski mit ruſſiſchen Biſchöfen vor.

Im amtlichen Schulblatt von Poſen wurde Ende März den Lehrern die Theilnahme an den ſog. Geſang-, Gewerbe-, landwirthſchaftlichen und Volksbildungsvereinen unterſagt, weil dieſe Vereine

unter einem unſchuldigen Namen nur polniſche Nationalpolitik trieben und ſich zu wüthendem Deutſchenhaß fanatiſirten.

Am 27. Juni 1871 brach in dem großen und berühmten Berg- und Hüttenwerke Königshütte in Oberſchleſien an der polniſchen Grenze unſern von Krakau eine Empörung der Bergleute aus, die durch keinerlei berechtigte Klage motivirt war. Denn die Bergleute waren hier beſſer geſtellt als irgend anderswo. „Der Bergfiskus hat durch Gewährung von unverzinslichen Darlehen und Geldprämien, unentgeltliche Hergabe von Baupläßen, ‚faſt jedem ſtrebſamen Arbeiter ermöglicht, ſich ein ſchuldenfreies Eigenthum zu erwerben‘; weiter hat derſelbe bedeutende Geldopfer für die Schulen gebracht. Die Durchſchnittslöhne der Heuer ſtiegen von 15⅞ Sgr. im Jahr 1860 auf 23⅛ Sgr. im Jahr 1870. Die Preiſe der Lebensmittel gehören nach den ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen zu den ‚niedrigeren in Schleſien‘. Während des Krieges wurde ſowohl ſeitens der Grube als der Knappſchaft für die Frauen der einberufenen Bergleute ſo viel gethan, daß jede Bergarbeiterfrau eine doppelt ſo hohe monatliche Unterſtützung bezog, als die Frauen der ländlichen Arbeiter. Die Arbeitszeit wurde neuerdings unter gänzlicher Abſchaffung der Nachtſchicht auf 7 und 6 Stunden ermäßigt. Es iſt dies ein Verhältniß, ſo günſtig, wie es weder beim Bergbau noch bei anderen Induſtrien anderwärts kaum wiederzufinden iſt. Von irgend einem Nothſtande, der die letzten Auftritte hätte veranlaſſen können, war daher für die Arbeiter der Königsgrube nicht die Rede.“ So die Schleſiſche Zeitung. Auch die Vorwände, welche die Tumultuanten gebrauchten, waren nichtig. Sie beſchwerten ſich nämlich über Marken, durch deren Abgabe ſie ihre Anweſenheit im Bergwerke beweiſen ſollten, eine Vorſichtsmaßregel, die nur dem gewiſſenloſen Arbeiter läſtig, jedem aber vortheilhaft war, denn wenn einen in der Grube ein Unglück betraf, wußte man draußen, wo er ſich befände, und konnte ihm helfen. Die Bergleute plünderten Kramläden und Wirthshäuſer, mißhandelten mehrere Perſonen, bombardirten u. A. die Fenſter mit großen Stücken Zucker aus muthwillig zerſchlagenen Zuckerhüten, wurden aber durch eiligſt herbeigerufene Ulanen und ein Bataillon Fußvolk

bald zur Ruhe gebracht und die Schuldigen verhaftet, einige verwundet.

Man wollte dieſen Tumult in Zuſammenhang bringen mit den internationalen Arbeiteragitationen der Pariſer Commune, Liebknechts und Bebels ꝛc. Allein es ſtellte ſich heraus, daß es eine ultramontane, von Polen aus genährte Agitation war. Die Arbeiter plünderten und zerſtörten ausſchließlich die Häuſer und Läden von Proteſtanten und Juden und man fand bei ihnen polniſche Pamphlete, welche gegen alle Nichtkatholiken aufreizten. Beamte und Kaufleute waren hier ſchon längſt vorzugsweiſe Deutſche und Proteſtanten, die urſprüngliche Landbevölkerung aber polniſch und katholiſch. Jene brachten Bildung und Nahrung, dieſe empfingen ſie, und beide hatten ſich immer gut vertragen. Erſt ſeit einigen Jahren, ſeitdem die Jeſuiten überall gegen Preußen und die Einheit Deutſchlands intriguirten, hatten ſie auch die Bergleute in Königshütte zu verführen und gegen die Deutſchen aufzuhetzen angefangen, was ihnen um ſo leichter werden mußte, als der größte Theil der Bergleute aus gänzlich unwiſſenden und rohen Polaken beſtand und beſonders aus vielen über die ruſſiſche Grenze geflüchteten und in Preußen Arbeit ſuchenden Polen.

Erſt nachträglich wurde eine Beſchwerdeſchrift bekannt, die ein Theil der Bergleute dem Miniſterium für Gewerbe und Handel eingereicht hatte. Darin „tritt nun die religiös-politiſche Tendenz, wenn auch weniger der Arbeiter ſelbſt, ſo doch der Männer, die hinter ihnen ſtanden, klar zu Tage. Außer Erhöhung der Gedinge und Erniedrigung der Communalſteuern verlangen die Arbeiter in der beſagten Beſchwerdeſchrift, daß der Fiscus, ‚der doch an und für ſich neutral, d. h. in katholiſchen Gegenden katholiſch, in evangeliſchen evangeliſch ſey‘, nicht nur bei den Anſtellungen der Grubenbeamten die Katholiken mehr berückſichtige, ſondern namentlich auch bei der Beſtimmung der durch ihn zu ernennenden Stadtverordneten ſtets mindeſtens die Hälfte aus ſolchen Katholiken wähle, die die Gemeinde auch dafür anerkenne!“ Ferner machte die Schleſiſche Zeitung noch darauf aufmerkſam, „daß laut eines von Herrn Miarka, dem Redacteur der polniſchen Zeitſchrift ‚Katolik‘, unterſchriebenen

Dampfmaſchinen gethan, und für dieſen Zweck das Moment der Pferdeskraft zu 550 (nach engliſchem Maße und Gewichte) beſtimmt; d. h. es wird unter einer Pferdeskraft die Größe einer Kraft verſtanden, welche 550 engliſche Pfund in 1 Sekunde auf 1 engl. Fuß hoch heben kann. Dies beträgt 425 Wiener Pfund auf 1 Wiener Fuß Höhe, ebenfalls in 1 Sekunde, gehoben. Es ergibt ſich hiernach von ſelbſt, daß z. B. unter einer Dampfmaſchine von 30 Pferdekräften eine ſolche verſtanden ſey, deren Kraft ſo groß iſt, als hierfordert wird, um 30 Mal 425 Pfund, alſo 12,750 Pfund in 1 Sekunde auf 1 Fuß Höhe zu heben. Nach der Natur der Sache iſt dies eben ſo viel, als 1275 Pfund auf 10 Fuß in 1 Sekunde, oder 765,000 Pfund in 1 Minute auf 1 Fuß, oder 7650 Pfund in 1 Minute auf 100 Fuß, u. ſ. w.

Es ſollen nun von dem Geſagten einige Anwendungen auf die zwei im Maſchinenweſen hauptſächlich benutzten bewegenden Kräfte, nämlich jene des Waſſers und des Dampfes, gezeigt werden. — Das Waſſer wirkt als bewegendes Mittel, wenn es von einer Höhe herabfließt oder herabfällt. Die Größe ſeiner bewegenden Kraft ergibt ſich aus der Höhe des Gefälles und dem Gewichte der in einer Sekunde zufließenden Waſſermenge. Angenommen, der Zufluß betrage in einer Sekunde 354 Pfund, und das Gefälle 12 Fuß, ſo wäre das mechaniſche Moment 4248 oder gleich 10 Pferdekräften. Die ſo berechnete Kraft iſt die rohe Waſſerkraft, welche aus mehreren praktiſchen Gründen nie in ihrer ganzen Größe nutzbar gemacht werden kann; d. h. das mechaniſche Moment eines Waſſerrades iſt jederzeit kleiner als das des darauf wirkenden Waſſers. Beide dürfen daher nicht mit einander verwechſelt werden. Die unvortheilhafteſte Benutzung der Waſſerkraft findet bei den ſogenannten unterſchlächtigen Rädern ſtatt; bei den beſtgebauten oberſchlächtigen Rädern hat man in der neueſten Zeit wohl 70 bis 80 Prozent der rohen Waſſerkraft als nutzbaren Effekt gewonnen; ſo daß hiernach das vorſtehend als Beiſpiel genommene Waſſergefälle, ſtatt 10, höchſtens 8 Pferdekräften in ſeiner Wirkung gleich ſeyn würde. Die intereſſanteſte Erfindung in dieſem Fache ſind die ſeit einigen Jahren viel beſprochenen Kreiſelräder (horizontal liegenden Waſſerräder) des franzöſiſchen Ingenieurs Fourneyron, welche ſich beſonders für ſehr hohe Gefälle eignen, und bei denen, wenn ſie vollkommen

und veröffentlichten Aufrufs vom 27. Juni in dem sogenannten katholischen Casino schon am Sonntag den 25. Juni darüber abgestimmt worden ist, ob man sich bei den zu erwartenden Excessen zu betheiligen habe oder nicht." Endlich bemerkte dieselbe am besten unterrichtete Zeitung: „Die katholische Geistlichkeit, die durch das Emporwachsen der Industrie das Gedeihen ihrer Gemeinden befördert sah, war weit entfernt davon, den andersgläubigen Beamten Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und die letzteren wieder haben niemals daran gedacht, ihren Einfluß zur Schädigung der Interessen der Kirche anzuwenden. Da kamen die Wahlkämpfe des letzten Jahrzehnts und es entstand die klerikale Partei. Nun wurde auf einmal den Arbeitern der Gegensatz ihrer Religion und der ihrer Beamten klar gemacht, und mit unvergleichlicher Rührigkeit wurden alle Hebel angesetzt, um den Einfluß der klerikalen Partei zu erhöhen und, was für sie dasselbe war, den der Beamten abzuschwächen. In polnisch geschriebenen Wochen- und Flugschriften, die sich wohl nicht mit Unrecht ihres Zusammenhanges mit der Geistlichkeit rühmten, wurde den Arbeitern ihre bedauerliche Lage auseinandergesetzt, die ihnen nicht einmal erlaube, dem heiligen Vater in seiner Bedrängniß mit hinreichenden Geldspenden beizustehen. Und wie gern der Arbeiter sein Schicksal bedauern hört, und wie leicht er dem glaubt, der die Schuld daran einer besser situirten Minderheit vorwirft, das lehrt leider die Geschichte nur allzu häufig. Auch in Königshütte war es nicht anders."

Einen merkwürdigen Muth bewies der polnische Pfarrer **Kaminski**, indem er grade in der so stark unterwühlten Gegend von Königshütte seine Gemeinde von den Umtrieben der Jesuiten fern hielt und sogar am 22. Juli 1871 zu Kattowitz aus eigenen Mitteln die **erste altkatholische Kirche** gründete. Der Fürstbischof von Breslau schickte zwar elf Jesuiten nach Kattowitz, die gegen ihn predigen mußten, aber nichts ausrichteten.

Das arme Landvolk wurde von den Jesuiten auch am Beutel gefaßt. Die Spenersche Zeitung schrieb damals „aus glaubwürdiger Quelle, daß der Peterspfennig seit dem Jahre 1860 durchschnittlich 60 Mill. Fr. jährlich eingebracht hat. Bis zu dem Ga-

rantiegeſetz gingen davon etwa 50 Mill. mit der Verzinſung der päpſtlichen Schuld auf. Da dieſe Ausgabe jetzt wegfällt, ſo muß die Curie mit Hinzurechnung ihrer anderweitigen Einkünfte ſehr erhebliche Mittel zur Verfügung haben." Soweit die Spen. Zeitung. Die Nordd. A. Zeitung fügt dem bei: Der Peterspfennig und ſeine Einziehung gibt uns noch zu einer anderen Betrachtung Anlaß, wenn wir aus Oberſchleſien erfahren, daß in einigen und vielleicht in vielen Dörfern die Bauern und Bäuerinnen den Herren Geiſtlichen gegenüber ſich ſchriftlich verpflichten müſſen, um ihres Seelenheiles willen allmonatlich eine beſtimmte Summe nicht ſowohl in Pfennigen als vielmehr in klingendem Courant zu zahlen. Iſt ein derartiges ſchriftliches Verſprechen auch juriſtiſch nicht bindend, ſo mag es doch, den Bauern entgegengehalten, eine nahezu rechtsverbindliche Wirkung haben, und deshalb iſt eine ſolche ſchriftliche Erklärung immerhin von Werth. Aber auch anderweitig könnte ſie von Werth ſeyn; wenn nämlich die Behörde in den Stand geſetzt würde, Einblick in die betreffenden Liſten zu nehmen, und dadurch eine Controle des ſo eingezogenen Peterspfennigs angebahnt und ermöglicht würde. In einem einzigen allerdings größeren Dorfe z. B. beläuft ſich die Summe, welche die Bauern allmonatlich aufzubringen angehalten werden, auf circa 50 Thlr., macht jährlich 600 Thlr. Will man daraus einen Schluß ziehen, dann dürfte eine recht erkleckliche Summe allein in Oberſchleſien zuſammenkommen.

Zu Leobſchütz wurde den Schulſchweſtern auf Antrag einer Mehrheit der Stadtverordneten durch die Regierung zu Oppeln das fernere Unterrichtgeben verboten. Im Regierungsbezirk Oppeln wurden im März 1872 die katholiſchen Caſinos wegen ihrer regierungsfeindlichen Umtriebe verboten, desgleichen auch eine in Krappitz angeſagte Miſſion.

In Schleſien kam die Regierung in Conflict mit dem Fürſtbiſchof von Breslau. „Der katholiſche Pfarrer zu Sodow war nämlich wegen ſeiner Wahlagitationen von der königlichen Regierung ſeiner Stellung als Schulverweſer enthoben worden. Trotzdem und trotz des energiſchen Verbotes ſeiner Vorgeſetzten wagte es

dieſer Prieſter, nach wie vor das Amt eines Schulinſpectors auszuüben, bis ihm angedeutet wurde, daß ein fortdauernder Ungehorſam die Strafe bald nach ſich ziehen würde. Der Pfarrer beharrte jedoch bei der Anſicht, daß er ſich nicht als einen Schulbeamten, ſondern als einen Kirchenbeamten betrachte und die Enthebung vom Schulreviſorat nicht als wirkſam anſehe, ſo lange dieſelbe nicht vom Biſchofe ausgeſprochen ſey. Mit dieſer Erklärung war natürlich eine Entſcheidung des Fürſtbiſchofs von Breslau provocirt, welcher einfach erklärte, der Pfarrer brauche ſich durch die Furcht vor weltlichen Zwangsmaßregeln von der Ausübung des Schulreviſorats nicht abhalten zu laſſen und habe auf ſeinem Poſten zu bleiben."

Am 30. Mai ſchrieb die Schleſ. Ztg.: Fürſtbiſchof Dr. Förſter befindet ſich dem Profeſſor Reinkens gegenüber in großer Verlegenheit. Bekanntlich ſollte der letztere ebenſo wie Dr. Weber excommunicirt werden. Das Strafedict wurde Herrn Reinkens durch den Boten der fürſtbiſchöflichen geheimen Kanzlei zugeſtellt. Reinkens lehnte jedoch die Annahme des Schreibens mit dem Bemerken ab, daß er auf dieſem Weg einen Brief von dem Herrn Fürſtbiſchof nicht mehr annehme. Noch an demſelben Tage wurde die biſchöfliche Bannbulle an Reinkens durch den Poſtboten überbracht. Mit der Erklärung, daß er auf dieſem Wege ein Schreiben des Fürſtbiſchofs nicht mehr annehmen könnte, refüſirte Reinkens den Biſchof zum zweitenmal. Der Fürſtbiſchof wandte ſich nun, wie uns aus ſicherer Quelle berichtet wird, mit ſeiner Bannbulle an das hieſige Stadtgericht, um dieſelbe durch den Gerichtsboten an ihre Adreſſe zu bringen. Aber das Stadtgericht wies den biſchöflichen Antrag einfach zurück. Reinkens iſt alſo immer noch nicht excommunicirt, obgleich der Biſchof es an Verſuchen, das Strafedikt in die Hände Reinkens zu ſpielen, nicht hat fehlen laſſen.

In Oberſchleſien wurde das neue Kanzelgeſetz umgangen, indem man aus dem benachbarten Polen katholiſche Prieſter herbeirief, welche, nachdem ſie auf den Kanzeln gegen die Altkatholiken und Proteſtanten getobt hatten, geſchwind wieder über die Grenze zurückkehrten. Die Breslauer Zeitung nannte einen Pater Florian

aus Polen, der ſich durch eine ſolche renommiſtiſche Predigt in Lubowitz bei Ratibor beſonders ausgezeichnet hatte.

Das Königreich Sachſen war lange Zeit mit Polen verbunden geweſen und Dresden deshalb immer eine Station für die polniſchen Emigranten geblieben. Obgleich nun der König von Sachſen das neue Dogma nicht verkündigen ließ und auch der katholiſche Landesbiſchof Forwerk gemäßigt und vorſichtig war, ſo fehlte es doch auch in Sachſen nicht an jeſuitiſchen Umtrieben. Das kirchliche Volksblatt aus Sachſen ſchrieb: „Dem katholiſchen Biſchof Forwerk wurde von der erſten Kammer, irre ich nicht, bevor er zum vaticaniſchen Concil reiſte, der Dank ausgeſprochen, daß durch ſeine Bemühungen bisher der confeſſionelle Friede in Sachſen erhalten worden ſei. Dies iſt wahr, denn Forwerk iſt ein Mann milder Geſinnung; durch ihn würde nichts geſchehen, was irgendwie als Angriff gegen die Proteſtanten Sachſens ausgelegt werden könnte; er ſelbſt hat ſich gewiß auch nur mit ſchwerem Herzen dazu entſchloſſen, indirect das neue Dogma in ſeiner Diöceſe einzuführen. Allein was nicht mit ihm erreicht werden kann, das ſucht die ultramontane Partei ohne ihn ins Leben zu ſetzen, und es dürfte wohl unſerer Behauptung nicht leicht widerſprochen werden können, daß man von ultramontaner Seite den Einfluß des Biſchofs Forwerk möglichſt zu beſchränken ſucht. Während bisher meiſtens katholiſche Geiſtliche verſöhnlicher Richtung in Sachſen angeſtellt wurden, fängt man jetzt an, vaticaniſche Feuergeiſter bei uns einzuführen und ſie möglichſt früh in angeſehene Aemter zu bringen. Das Inſtitut, an dem ſie in der Regel zuerſt Verwendung finden, iſt das Joſephinenſtift in Dresden, welches unter der Protection der Königin-Wittwe Maria ſteht. Der Beichtvater Ihrer Majeſtät iſt der bekannte Pater Seul. So ſind in jüngſter Zeit vom Joſephinenſtift aus Pater Potthoff und Pater Wahl zu Hofpredigern und Pater Hildebrand zum Pfarrer in Meißen ernannt worden — Männer, denen es an dem Eifer für neukatholiſche Rechtgläubigkeit nicht fehlt, und welche die öffentliche Meinung — ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht — in nahe Verbindung zu dem bei uns verbotenen Jeſuitenorden ſetzt. Welche Hebel die ultramontane Partei in Bewegung ſetzt, um

in Hofkreiſen ihren Einfluß geltend zu machen, entzieht ſich zunächſt der Beſprechung."

Endlich richteten die Jeſuiten auch ſehnſüchtige Blicke nach Rußland. Ein Petersburger Correſpondent der Oſtſee-Zeitung wollte aus ſicherer Quelle erfahren haben, daß die päpſtliche Curie ſchon ſeit dem Frankfurter Friedensſchluß aus allen Kräften an dem vergeblichen Werke arbeitet, gegen das ihr tief verhaßte deutſche Reich eine europäiſche Coalition zuſammen zu bringen, die zugleich gegen Italien gerichtet ſeyn ſoll. Die Hauptmächte, welche ſie für dieſe Coalition zu gewinnen ſucht, ſeyen Frankreich, Oeſterreich und Rußland. Um auf Rußland in dieſer Beziehung Einfluß zu gewinnen, heißt es in der Mittheilung der Oſtſee-Zeitung dann weiter, war es nöthig, daß die ſeit länger abgebrochene diplomatiſche Verbindung mit demſelben wieder angeknüpft werde, und zur Erreichung dieſes Zweckes hat die päpſtliche Curie ein auffallend freundliches Entgegenkommen gezeigt. Sie erwirkte eine vertrauliche Zuſammenkunft zwiſchen dem Cardinal Nardi und einem hervorragenden ruſſiſchen Diplomaten, welche im September d. J. in Genf ſtattfand und bei welcher die Bedingungen der Ausſöhnung feſtgeſtellt wurden. In Folge dieſer Zuſammenkunft iſt der diplomatiſche Verkehr zwiſchen St. Petersburg und der Curie wieder aufgenommen worden.

Die Kölner Zeitung brachte am Jahresſchluß noch folgende Notiz: Der Präſident der franzöſiſchen Republik, der nie ein Freund der Polen war, ſucht ſich auf ihre Koſten der ruſſiſchen Regierung auf alle mögliche Weiſe gefällig zu erweiſen. Er hat, wie man aus guter Quelle erfährt, dem ruſſiſchen Bevollmächtigten in Verſailles nicht nur ein vollſtändiges Namensverzeichniß der bei der Pariſer communiſtiſchen Revolution betheiligt geweſenen Polen nebſt ihren photographiſchen Portraits übergeben, ſondern auch diejenigen im Königreich Polen anſäſſigen Perſonen, welche Verbindungen mit der Pariſer Commune hatten oder mit ihr ſympathiſirten, namhaft gemacht. In Folge dieſer Denunciation haben in Warſchau in letzter Zeit mehrere Hausſuchungen und Verhaftungen ſtattgefunden. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Rußland ſolche Gefälligkei-

ten annimmt, ohne sich im geringsten gegen Frankreich zu verpflichten.

In Rom machte zu Anfang des Jahres 1872 der russische Großfürst Michael einen Besuch beim Papste. Auch daran knüpften die Römlinge eitle Hoffnungen.

Nun ließen sich aber auch einige deutsche Altkatholiken verleiten, in Rußland Sympathien zu suchen. Wie im Dezember 1871 Petersburger Blätter meldeten, „werden die Führer der altkatholischen Bewegung in Deutschland, die Professoren Michelis in Braunsberg und Friedrich in München, in nächster Zeit in Petersburg erwartet, wo sie die Lehren, Gebräuche und Einrichtungen der orthodoxen Kirche aus eigener Anschauung kennen lernen und zu diesem Zwecke nähere Verbindung mit der orthodoxen Geistlichkeit anknüpfen wollen. Beide sind zu diesem Besuch von dem Professor Osinin, der sich stark für die Vereinigung der katholischen und russisch-orthodoxen Kirche interessirt, dringend eingeladen worden." Gewiß ein verfehltes Project. Die griechische Kirche schließt das, was man jetzt gern die deutsche Wissenschaft nennt, noch viel entschiedener aus als die römische und übt gegenüber dem natürlichen Vernunftrecht des Menschen einen noch härtern Glaubenszwang.

Im Juli 1872 wurde der Nationalzeitung aus Lauterburg in Westpreußen geschrieben: „Der hiesige katholische Priester Simon Gorski, dessen nächtliches Treiben seit Monaten den Behörden verdächtig vorgekommen war, sowie sein Bruder, der Brenner Franz Thomas Gorski, wurden wegen dringenden Verdachts der Falschmünzerei verhaftet. Eine versiegelte Kiste, welche eine Menge falscher Thalerstücke enthalten haben soll, nebst verschiedenen Prägestöcken zu Thaler- und Zweithalerstücken wurden ihnen nachgetragen. Hunderte von Menschen folgten den Verhafteten nach. Eine plötzlich vorgenommene Haussuchung und Visitation der Kleider soll eine Menge schwer belastender Momente gegen die Angeschuldigten ergeben haben. Man vermuthet, daß die Gorskis mit einer ganzen Bande von Helfershelfern, die von dem nahen Polen aus das falsche Geld nach Preußen importiren mußten, in Verbindung gestanden haben."

Im September des Jahres 1872 wurde eine bittere Klage des Erzbiſchofs Ledochowski über das Schuldenmachen ſeines Diöceſenklerus veröffentlicht. Vermöge ihres ſeelſorglichen Einfluſſes beſtimmen viele Geiſtliche ihre Beichtkinder, „ihnen Gelder über Gelder zu borgen, und führen dadurch den Ruin ihrer eigenen Gemeindeglieder herbei! Unter dem Vorwande, für deren geiſtiges Wohl zu ſorgen, untergraben ſie ſelbſt die materielle Wohlfahrt derſelben und bringen ſie an den Bettelſtab! Wie man hört, liegt die Urſache der tiefen Verſchuldung der meiſten polniſch-katholiſchen Geiſtlichen darin, daß ſie einerſeits aus vorwiegend armen Familien ſtammen und demnach genöthigt ſind, während ihrer Studienzeit Schulden zu machen, andererſeits aber auch darin, daß ſie ſpäter, theils für ihre armen Angehörigen, theils auch für andere leicht zu errathende Zwecke nicht unbeträchtliche Summen verausgaben. Die National-Zeitung meint: Ein Hauptgrund des finanziellen Ruins der polniſch-katholiſchen Geiſtlichen iſt auch, daß ſie ungebührlich viel Ungarwein trinken und dazu eine allzu gute Küche führen.“ Das Beiſpiel des Adels mag einwirken. Die Hauptſchuld liegt aber wohl, da ähnliche Klagen früher nicht gehört worden ſind, an der neueſten Ueberhebung und politiſchen Wühlerei des Klerus.

Fünftes Buch.

Die Vertreibung der Jesuiten aus dem deutschen Reiche.

Kapitel 1.

Feindliches Hervortreten des Papstes.

In dem Maaße, in welchem die katholische Opposition im deutschen Reiche anwuchs, stellte sich auch immer deutlicher heraus, daß der Papst selbst diese Opposition billigte und durch seine Jesuiten leiten ließ. Er hatte bisher offiziell dem deutschen Kaiser eine freundliche Miene gezeigt. Im Frühjahr 1872 fügte er demselben zum erstenmal eine öffentliche Beleidigung zu, so daß jedermann erkennen mußte, er sey ganz und gar in den Händen der Jesuiten und mit deren verderblichen Planen gegen das deutsche Reich völlig einverstanden.

Ende April 1872 verweilte Cardinal Fürst Gustav von Hohenlohe-Schillingsfürst in Berlin, und bald erfuhr man, derselbe sey zum Botschafter des deutschen Reichs am päpstlichen Hofe ernannt. Man pries das wieder als ein diplomatisches Meisterstück des Fürsten Bismarck und beglückwünschte ihn deshalb. In der That schien der Cardinal als einer der vornehmsten Kirchenfürsten, als ein frommer und eifriger Katholik und treuer Anhänger des Papstes, in vorzüg-

lichem Grade geeignet, das deutſche Intereſſe in Rom zu vertreten, ohne der Curie zu mißfallen. Man konnte nicht leicht jemand finden, der ſich zu einer friedlichen Vermittlung zwiſchen Rom und dem deutſchen Reiche beſſer geeignet hätte. Man hoffte, er würde in ſeiner wichtigen Stellung zu Rom dazu mitwirken können, den Papſt von ſeinen jeſuitiſchen Verhetzern zu trennen und ihm begreiflich zu machen, daß das wahre Wohl der Kirche, für welches der Papſt verantwortlich ſey, nimmermehr gefördert werden könne durch den jeſuitiſchen Chauvinismus, der die Kirche in dasſelbe Unglück ſtürzen werde, in welches der Pariſer Chauvinismus Frankreich geſtürzt habe.

Allein der Cardinal war der Bruder des Fürſten Chlodwig v. Hohenlohe, welcher als bayeriſcher Miniſterpräſident die Möglichkeit böſer Dinge auf dem Concil vorausgeſehen und davor gewarnt hatte. Durch eine Vermittlung, wie ſie der Cardinal wahrſcheinlich verſuchen würde, hätte nun zwar der Kirchenfrieden in Deutſchland erhalten werden können, und dem Papſt und der römiſchen Kirche würde ihr ganzes Anſehen, wie es vor dem 18. Juli 1870 beſtanden hatte, geſichert geblieben ſeyn. Aber die Jeſuiten hätten nicht mehr hetzen dürfen, es wäre ihnen nicht mehr möglich geweſen, den Franzoſen durch einen Religionskrieg in Deutſchland aus der Noth zu helfen. Deshalb und deshalb allein brauchten ſie alle Macht, die ſie ſchon über den alten Papſt gewonnen hatten, und ſetzten wirklich durch, daß er ſich weigerte, den Cardinal Hohenlohe als Vertreter des deutſchen Reichs bei der Curie anzuerkennen, und zwar unter dem lächerlichen Vorwand, der Geſandte einer weltlichen Macht am päpſtlichen Hofe dürfe kein Cardinal ſeyn, weil die Cardinäle nur dem Papſt ſelbſt als ſeine Diener verpflichtet ſeyen. Mit Recht bemerkte Bismarck, die Cardinäle Richelieu und Mazarin ſeyen franzöſiſche Miniſter geweſen. Auch wurde Frankreich öfter durch Cardinäle als Geſandte in Rom vertreten, wie auch Oeſterreich einmal durch den Cardinal Herzhan.

In der „Preſſe" wurde die Vermuthung geäußert, die römiſche Curie habe den Fürſten Bismarck ſelbſt verleitet, ihr in Bezug auf Hohenlohe einen Antrag zu machen, indem ſie ſich demſelben geneigt gezeigt habe, aber nur, um ihn hinterdrein deſto höhniſcher abzu-

weiſen. Die ultramontanen Blätter faßten den Vorfall auch als eine Demüthigung des Fürſten Bismarck auf. Die ganze übrige Welt urtheilte indeß, Kaiſer Wilhelm habe ernſtlich eine Verſöhnung mit dem h. Stuhle angeſtrebt. Das „Diritto" überſchrieb einen Artikel, der die Zurückweiſung Hohenlohe's betraf, geradezu mit den Worten „Una vittoria dei Gesuiti."

Wie ſchwer auch die Beleidigung war, welche dem deutſchen Kaiſer und Reich durch den römiſchen Stuhl widerfuhr, ließ ſich die kaiſerliche Regierung doch nicht aus der Ruhe bringen und behielt nur ihre Pflicht im Auge, ohne Leidenſchaft nur gerecht und billig zu handeln. Fürſt Bismarck erklärte am 14. Mai im Reichstag, er werde dennoch einen Botſchafter nach Rom ſchicken. „Ich halte es nicht für möglich, daß nach den jetzt ausgeſprochenen und öffentlich promulgirten Dogmen die katholiſche Kirche mit einer weltlichen Macht zu einem neuen Concordat gelangen könnte, ohne daß die weltliche Macht in einem gewiſſen Grade afficirt wird, was das Deutſche Reich wenigſtens nicht annehmen kann. (Sehr wahr!) Deſſen ſeyen Sie ſicher: nach Canoſſa gehen wir nicht, weder in kirchlicher noch in ſtaatlicher Beziehung. (Große Heiterkeit.) Aber es kann ſich Niemand verhehlen, daß die Stimmung innerhalb des Deutſchen Reiches auf dem Gebiete des confeſſionellen Friedens eine gedrückte iſt. Die Regierungen des Deutſchen Reiches ſuchen für die Glaubensſpaltung, welche die katholiſchen und evangeliſchen Unterthanen ſcheidet, nach dem Mittel, in einer möglichſt friedlichen, die Verhältniſſe des Reiches möglichſt wenig erſchütternden Weiſe aus den jetzigen Uebelſtänden in beſſere Zuſtände zu gelangen. Es wird dies ja ſchwerlich anders geſchehen können, als auf dem Wege der Geſetzgebung, und zwar auf dem Wege einer allgemeinen Geſetzgebung (Bravo!), zu welcher die Regierung nach meiner Ueberzeugung auch genöthigt ſeyn wird, die Thätigkeit des Reichstages in Anſpruch zu nehmen (Bravo!)." Es komme aber darauf an, „daß man auf Seiten der römiſchen Curie zu jeder Zeit möglichſt gut unterrichtet ſey über die Intentionen der deutſchen Regierungen, und beſſer unterrichtet ſey, als man es je war. Ich halte für eine der hervorragendſten Urſachen des Unfriedens die unrichtige, durch eigene

richtig ausgeführt ſind, bis gegen 90 Prozent der rohen Waſſerkraft wirklich nutzbar gemacht werden. Die Veranlaſſung zur Erfindung dieſer Art Räder gab die Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie in Paris durch eine von ihr geſtellte Preisaufgabe; und ſeitdem ſind ſowohl in Frankreich als in Deutſchland mehrere Kreiſelräder mit beſtem Erfolge hergeſtellt worden, unter welchen wohl das merkwürdigſte ſich in einer Spinnerei des Herrn v. Eichthal zu Sct. Blaſien im Schwarzwalde befindet. Dort iſt ein Gefälle von nicht weniger als 108 Meter (341 Wiener Fuß) ſenkrechter Höhe zum Betriebe des Kreiſelrades benutzt; letzteres hat nur 1 Fuß Durchmeſſer, bewegt ſich aber ſo außerordentlich ſchnell, daß es ungefähr 2300 Umdrehungen in einer Minute macht. Von dem Waſſer, welches in einer gußeiſernen Röhrenleitung längs des Bergabhanges herab dem Rade zugeführt wird', ſoll nicht mehr als 1 Kubikfuß in der Sekunde verbraucht werden; die durch das Rad ausgeübte Kraft wird als der von 60 Pferden gleich angegeben, was indeſſen nach der Gefällshöhe und der Größe des Waſſerverbrauchs bedeutend zu viel erſcheint.

Von ungeheuren Folgen iſt bekanntlich die Einführung des Waſſerdampfes als bewegende Kraft geweſen. Die völlige Unabhängigkeit von Lokalität und Jahrszeit; die Möglichkeit einer ſtets gleichbleibenden Kraftentwickelung in jedem den Umſtänden nach erforderlichen Umfange; ſehr oft auch die Wohlfeilheit, geben der Dampfkraft im Allgemeinen entſchiedene Vorzüge vor jeder andern bei Maſchinen anwendbaren Bewegungskraft. Die Einrichtung der jetzt allgemein gebräuchlichen Dampfmaſchinen beſteht bekanntlich, dem Weſen nach, in Folgendem. Durch Kochen des Waſſers in dem Dampfkeſſel wird aus erſterem fortwährend Dampf entwickelt, welcher durch eine Röhre in den Dampfcylinder übergeht. Dieſer Cylinder iſt an beiden Enden verſchloſſen, und enthält einen genau paſſenden beweglichen Kolben, ähnlich dem einer Feuerſpritze. Angenommen, der Cylinder ſtehe aufrecht (wie dies meiſtentheils der Fall iſt), der Kolben befinde ſich nahe an deſſen unterem Ende, und es werde dem aus dem Keſſel austretenden Dampfe augenblicklich der Zugang unter den Kolben geſtattet. Unter dieſen Umſtänden iſt natürlich, daß der Kolben dem in den Cylinder eindringenden Dampfe ausweichen, alſo ſich in die Höhe ſchieben muß. Wird hierauf der Zutritt des Dampfes unterhalb

Auslegung oder aus ſchlimmeren Gründen getrübte Darſtellung über die Intentionen der deutſchen Regierungen, wie ſie zu Seiner Heiligkeit dem Papſte gelangten. Ich habe geglaubt, daß die Wahl eines Botſchafters, der von beiden Seiten volles Vertrauen hätte, einmal in Bezug auf ſeine Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit, dann in Bezug auf ſeine Perſönlichkeit in ſeinen Geſinnungen und Handlungen, daß die Wahl eines ſolchen Botſchafters in Rom willkommen ſeyn würde, daß ſie als ein Pfand unſerer friedfertigen Geſinnungen aufgefaßt, als Brücke der gegenſeitigen Verſtändigung benutzt werden würde." Aus dieſem Grunde ſey Cardinal Hohenlohe zum Botſchafter beim h. Stuhl auserſehen, aber leider vom Papſt abgelehnt worden. „Es iſt in neuerer Zeit vorgekommen, daß die Abberufung eines Geſandten gefordert worden iſt, aber die Verſagung eines erſt zu ernennenden iſt mir nicht erinnerlich. Und mein Bedauern über dieſe Ablehnung iſt ein außerordentlich lebhaftes, ich bin aber nicht gewillt, dieſes Bedauern in die Falte einer Empfindlichkeit zu überſetzen, denn die Regierung ſchuldet unſern katholiſchen Mitbürgern, daß ſie nicht müde werde, die Wege aufzuſuchen, auf denen die Regelung, deren die Zerwürfniſſe zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht im Intereſſe des inneren Friedens abſolut bedürfen, in der ſchonendſten Weiſe gefunden werden kann. Ich werde deshalb mich durch das Geſchehene nicht entmuthigen laſſen, ſondern fortfahren, bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer dahin zu wirken, daß ein Vertreter des Reiches für Rom gefunden werde, welcher ſich des Vertrauens beider Mächte, wenn nicht in gleichem, ſo doch in hinlänglichem Maße für ſeine Geſchäfte erfreut. Daß dieſe Aufgabe weſentlich erſchwert iſt, kann ich allerdings nicht verkennen." (Bravo!)

Ultramontane Blätter waren ſo frech, zu behaupten, Bismarck habe durch den Cardinal Hohenlohe ſich „gleichſam durch eine Hinterthür einen Einfluß am nächſten Conclave verſchaffen wollen." Darauf diente ihnen Bismarcks Organ mit der Bemerkung, es brauche da gar keiner Hinterthür; das Recht jedes Staates, welcher katholiſche Unterthanen habe, auf die Papſtwahl Einfluß zu üben, verſtehe ſich von ſelbſt. — Ueber das künftige Conclave wurden damals

in den öffentlichen Blättern die mannigfaltigſten Vermuthungen geäußert und Gerüchte ausgeſprengt, wovon ich hier keine Notiz nehmen will, da die Frage verfrüht iſt und ſpäter noch genug darüber verhandelt werden wird.

Unmittelbar nachdem der deutſche Kaiſer in der Hohenlohe'ſchen Angelegenheit von der römiſchen Curie verletzt worden war, erhielt er eine Genugthuung von Seite des König Victor Emanuel, deſſen Sohn, Kronprinz Humbert, mit ſeiner ſchönen Gemahlin Margaretha am 28. Mai 1872 in Berlin eintraf, um der Taufe eines Töchterchens des Kronprinzen von Preußen anzuwohnen, auf deſſen Einladung und in Erwiderung des Beſuchs, den der preußiſche Kronprinz früher am italieniſchen Hofe gemacht hatte. Bei dieſem Anlaß drückten italieniſche Blätter ſehr warme Sympathien für Deutſchland aus.

In Rom machte ſich im Laufe des Sommers die feindſelige Stimmung des Vatikan gegen Deutſchland immer bemerklicher. Gelegenheit dazu boten die immerwährenden Beſuche, die der Papſt empfing, die Anreden der an ihn abgeſandten Deputationen und die Antworten, die er darauf mit großer Redſeligkeit ertheilte. In einer ſolchen Antwort verrieth er ſeinen tiefen Groll gegen die Proteſtanten. „Unſere Widerſacher," ſagte der h. Vater im Fluſſe ſeiner Rede, „bilden ſich ein, daß, um die Bedrängniſſe dieſer Welt zu lindern (ich habe es kürzlich in einem ihrer Journale geleſen, die ſich offiziös nennen, wiewohl ich nicht weiß, was ſie eigentlich ſind), ſie bilden ſich alſo ein, daß jede Religion gut iſt und daß folglich die Gotteslästerung eines Luther und Calvin, der Hochmuth und die Selbſtüberhebung eines Photius, die Schändlichkeiten eines Mahomed zur Beruhigung der Gemüther hinreichen. Und doch ſind leider Jene die großen Nichtswürdigen. Beten wir, beten wir inſtändig für ſie, damit ſie die Verfolgung der Kirche Jeſu Chriſti einſtellen, die nur ihnen ſelber zum Verderben wird." Eben ſo erzürnte ihn das Bündniß Italiens mit Deutſchland. „Der Deutſche, welcher vor 24 Jahren ein ſo treuloſer Feind war, iſt heute ein Gegenſtand der Verehrung. O die verkehrte Welt! Das Band der Einigung für gewiſſe Nationen iſt heute der Haß gegen Gott und ſeinen Chriſtus."

Am 17. Juli wurde der Jahrestag der Thronbeſteigung des Papſtes überaus feierlich begangen. Vom Morgen bis Abend löste eine Deputation die andere ab, die dem Papſt Glück wünſchten. Zahlreich war die geputzte Damenwelt vertreten.

Beſonders merkwürdig war die oben ſchon angedeutete Hinneigung der römiſchen Curie zu Rußland. Das hing mit den Bemühungen Frankreichs um eine ruſſiſche Allianz zuſammen. Es erſchien zwar begreiflich, daß die eben von den Deutſchen beſiegten Welſchen nach einem Bündniß mit den Slaven ſtrebten, aber wie mochten ſie glauben, daß Rußland eine neue Auflage des romaniſch-katholiſchen Weltreichs, wie es unter Napoleon I. verſucht worden war, gerne ſehen und begünſtigen würde, da es hinlänglich über die Intentionen Frankreichs und des Katholicismus durch den Krimkrieg und die polniſchen Aufſtände belehrt war. Natürlicherweiſe konnte die römiſche Curie, indem ſie an die Pforte des Czaarenpalaſtes anklopfte, nicht mit leeren Händen kommen. Sie erklärte ſich alſo bereit, dem Czaaren die armen Polen aufzuopfern und an dem unglücklichen Volke, das ſo treu an ſeinem katholiſchen Glauben hing, den ſchnödeſten Undank zu begehen. Rußland machte ſich dieſe moraliſche Bankeroterklärung Roms zu nutze, ohne ſich zu etwas zu verpflichten. Man wollte wiſſen, der ruſſiſche Kaiſer habe eigenhändig einen ſehr ſchmeichelhaften Brief an den Papſt geſchrieben. Dem wurde jedoch widerſprochen.

Die Wiener Deutſche Zeitung vom 18. Juni berichtet über die Herſtellung eines freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen der ruſſiſchen Regierung und der Curie: „Der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen der Politik der beiden Cabinete ſchien unverſöhnlich für alle Zeit, und jetzt reicht die Curie ihrem Todfeinde die Hand und ſtößt das einzige Volk, das ihr mit Leib und Seele ergeben geweſen, das die entſetzlichſten Qualen für ſie erduldet, zurück; denn es kann ihr nichts mehr nützen! In Folge einer ſehr heftigen Auseinanderſetzung, welche am 25. Dezember 1865 zwiſchen dem ruſſiſchen Geſandten in Rom, dem Baron Meyendorff, und dem Papſte ſtattgefunden hatte, wurden am 9. Februar des folgenden Jahres die diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen den beiden Staaten abgebrochen, ward am

4. Dezember 1866 das Concordat zwiſchen Rußland und der Curie vom Jahre 1847 durch kaiſerlichen Ukas aufgehoben und verfügt, daß die Angelegenheiten des römiſchen Cultus in den ruſſiſchen Beſitzungen künftighin in Gemäßheit der Grundgeſetze des Reiches und des Königreiches Polen geregelt werden ſollten. Man fing nun im Vatican an, verſöhnlicher zu denken und einzuſehen, daß es nicht gut ſey, mit der einzigen dauernd reactionären Macht des Continentes bloß der Polen wegen zu ſchmollen. Die Curie gibt die Katholiken Rußlands verloren, um deſſen politiſchen Beiſtand zu gewinnen. Als vor einiger Zeit in der Wohnung des Erzbiſchofs von Poſen, des Grafen Ledochowski, eine Hausdurchſuchung vorgenommen wurde, fand ſich bekanntlich in ſeinen Papieren ein päpſtliches Breve, das ihn zum Primas von Polen ernannte. Dieſe Würde iſt von hoher politiſcher Bedeutung; nach der alten Verfaſſung des Königreiches Polen iſt der Primas Vicar des Souverains und kann ihn während eines Interregnums vertreten. Es war alſo ganz erklärlich, daß die ruſſiſche Regierung, als das preußiſche Cabinet ihr von ſeinem Funde Mittheilung machte, im Vatican Vorſtellungen erhob. In der Antwort, welche Cardinal Antonelli dem Herrn von Kapniſt ertheilte, ſuchte nun derſelbe die Bedeutung jenes päpſtlichen Breve's ſo viel als möglich herabzuſetzen und zeigte ſich zugleich zu dem Zugeſtändniſſe bereit, daß die katholiſche Kirche in Polen, anſtatt von ihrem natürlichen Oberhaupte, dem Primas, abzuhangen, unter die unmittelbare Leitung des katholiſchen Collegiums in Petersburg geſtellt, der ruſſiſchen Regierung alſo die volle Gewalt über ſie eingeräumt werde. Was alſo den übrigen Mächten ihre Nachgiebigkeit und zarte Rückſicht gegen die Curie nicht erwirken konnte, das hat Rußland durch ſeine ſtandhafte Rückſichtsloſigkeit erreicht, ja, noch mehr: Rußland hat von der Curie die Anerkennung fortgeſetzter Gewaltthätigkeit ertrotzt, während die Curie gegenüber den übrigen Mächten, welche die katholiſche Kirche nicht vergewaltigt haben, ſich noch immer unterfängt, die ſchutzlos Verfolgte zu ſpielen."

Die von den Jeſuiten inſpirirten Blätter athmeten Kriegsluft und trugen unerhörten Uebermuth zur Schau, als ob der Syllabus

ſchon durchgeführt, die Weltherrſchaft des Papſtes fertig wäre. Die Genfer Correſpondenz ſchrieb: „Der Papſt, welcher die Regierungen durch Sanftmuth auf den rechten Weg zurückzuführen hoffte, hat nur zu viele Conceſſionen gemacht. Jetzt ſieht er, daß die Zeit der Barmherzigkeit vorüber iſt und daß über kurz oder lang eine Periode eintreten muß, wo die Gerechtigkeit ihren vollen und unerbittlichen Vollzug haben muß. Wenn die Staaten aufhören, die Kirche offen anzuerkennen, ſo wird die Kirche bald genöthigt ſeyn, den Staaten ihre Anerkennung zu verſagen. Die Welt wird dann einem Schauſpiel greulicher Verwüſtung beiwohnen, und die Regierungen dürften ſich täuſchen, wenn ſie glauben, daß die Maſſen hinter ihnen ſtehen werden." — „Preußen drängt gerade auf die Zeit zu, wo das Maaß der Geduld überlaufen muß, und es iſt wohl möglich, daß dieſe Geduld gerade in dem Augenblick aufhört, wo die Monarchie ein großes Intereſſe daran hätte, die Friſt noch etwas verlängert zu ſehen. Gott ſey Dank, die Mehrheit bei allen katholiſchen Nationen iſt noch gut, und es wird der Tag kommen, wo dieſelben das Joch der verwerflichen Sekten und der waghalſigen Minoritäten abſchütteln. Mögen die Regierungen das begreifen und ſich keinem blinden Trotze anheimgeben in einem Kampfe, der nicht der Kirche, wohl aber ihnen die Vernichtung bringen wird." So wird mit Einem Male Alles verrathen: Kriegserklärung, Operationsbaſis, Streitkräfte und — Erfolg, über den indeſſen die Zukunft noch ein Wort mitzuſprechen haben wird.

Alſo bildeten ſich die Jeſuiten ein, ſie würden das Werk, welches ihnen im Jahr 1629 mißlungen iſt, die Reſtitution, die Unterdrückung des Proteſtantismus, die Rekatholiſirung des ganzen germaniſchen Norden, die Ausrottung aller Lutheraner, Calviniſten und ſonſtigen Ketzer durch neue Dragonaden und Autodafés wirklich durchſetzen können.

Mit dieſer Kühnheit der Preſſe hing auch die der deutſchen Biſchöfe zuſammen, die von Rom aus inſtruirt wurden, der Staatsgewalt zu trotzen. Der Papſt legte die Maske der Freundlichkeit ab und gerirte ſich offen als Feind des deutſchen Reiches. Nachdem er in ſeinem Schreiben an Antonelli der italieniſchen Regierung

Unverſöhnlichkeit angekündigt, benutzte er die Antwort an eine Deputation des ihm glückwünſchenden katholiſch-deutſchen Leſezirkels in Rom, um ſich eben ſo feindſelig gegen Deutſchland auszuſprechen.

Ende Juni wurde aus Rom geſchrieben: Der Leſezirkel, der in dem Nationalſtift Santa Elisabetta dei fornari todeschi (die h. Eliſabeth der deutſchen Bäcker) unter der Leitung eines fremdländiſchen Caplans ſeit einigen Jahren beſteht, hat jüngſt dem Papſte bei der Erinnerungsfeier ſeiner Wahl und Krönung in einer lateiniſchen Adreſſe Ergebenheit und Glaubenstreue ausgedrückt. Der Augenblick, in welchem man ſich von dem deutſchen Bäckerhoſpiz den Stufen des päpſtlichen Thrones nahte, war mit Geſchick gewählt; es war vorauszuſehen, der Papſt würde ſich über die neueſten Ereigniſſe auf dem Gebiete der Kirche auslaſſen, wo nach hieſiger Anſicht in Deutſchland Alles drunter und drüber geht; weniger begreiflich iſt, daß für den Ausdruck der Gefühle und Gedanken das Latein als Mittel beliebt ward, von dem die meiſten Mitglieder des katholiſchen Leſevereins, als einer gewerblichen oder induſtriellen Zunft Angehörige, keine Sylbe verſtehen. Doch es verſchlägt wenig, ob dieſe Feſtgratulanten Hochgeborene waren oder einem Rottmeiſter unterthänige Diener, es genügt, daß der Papſt ſie empfing, ſie als ein Fähnlein von Streitern wider die Beſchlüſſe des deutſchen Reichstages organiſirte und ihnen die Hoffnung ausdrückte, daß der Stein des Nebukadnezar'ſchen Traumes den Koloß, natürlich das deutſche Reich, bald zertrümmern werde.

Man ſtritt darüber, wer unter dem ehernen Koloß gemeint ſey, und die ſchlauen Jeſuiten ſagten: Der Liberalismus, meinten aber das deutſche Reich. Ueber die Wirkung, welche die jüngſten Aeußerungen des Papſtes über Deutſchland in Frankreich gemacht haben, ſchreibt ein Correſpondent der „Nat.-Ztg.“: „Von allen meinen franzöſiſchen Bekannten der verſchiedenſten Parteien wurde ich heute ſowohl in Verſailles als in Paris mit einem gewiſſen triumphirenden Lachen begrüßt, und immer mußte ich die ſtereotype Frage hören: ‚Nun, was ſagen Sie zum Papſt?‘ und die einen: ‚Er rangirt euern Bismarck vortrefflich, das läßt mich den alten päpſtlichen Bonhomme lieben; das iſt einer, der kein Blatt vor den Mund

nimmt.' Die andern: ‚Euer großer Bismarck hat nunmehr einen gefunden, mit dem ſich nicht ſpaßen läßt. Sie werden ſehen, wohin dieſer Streit Deutſchland führen wird. Sie werden ſehen, über welche Macht die katholiſche Kirche verfügt.' Und alle: ‚Nun beginnt unſere Revanche!' Man kann es nur natürlich finden, daß die Drohungen des h. Vaters gegen die deutſche Regierung hier nicht allein eine große Senſation, ſondern auch eine aufrichtige Befriedigung hervorgerufen haben. Selbſt diejenigen, welche nichts weniger als katholiſche, päpſtliche oder kirchliche Geſinnungen hegen, acceptiren den Papſt und die ſchwarze internationale Schaar als Bundesgenoſſen gegen den gemeinſamen Feind Deutſchland, wie denn mir ein radicaler, abſolut atheiſtiſcher Deputirter ſagte, indem er ſich dabei vergnügt die Hände rieb: ‚Wir ſind noch nicht fertig, aber der Papſt und die Jeſuiten werden euer Gebäude jetzt unterminiren, und wenn wir dann bereit ſeyn werden, wird es nur eines Rucks bedürfen, um das Werk zu vollenden.'"

Auch deutſche Blätter ſtimmten in dieſen Ton ein. Das bayeriſche Vaterland ſchrieb: „Ohne Glaubenseinheit kein Reich des Rechtes und der Freiheit, — alſo Aufhebung der Glaubensſpaltung." Dazu müſſen aber die Urſachen der Spaltung, „Ungehorſam, Trotz und Hochmuth," natürlich auf Seiten derer, die dem unfehlbaren Papſt, Rom nicht ſich unterwerfen wollen, alſo auch der Proteſtanten, beſeitigt werden, da es ohne Rückkehr keine Wiedervereinigung gibt.

Die badiſche Correſpondenz erinnerte an die Worte, welche Hofrath Buß von Freiburg ſchon im Jahr 1851 geſprochen hatte: Mit einem Netze von katholiſchen Vereinen werden wir den altproteſtantiſchen Herd in Preußen von Oſten und Weſten umklammern und durch eine Unzahl von Klöſtern dieſe Klammern befeſtigen und damit den Proteſtantismus erdrücken und die katholiſchen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugetheilt worden ſind, befreien und die Hohenzollern unſchädlich machen."

Die halbamtliche Provinzialcorreſpondenz ſtellte folgende ernſte Betrachtung über die päpſtliche Kriegserklärung an: Die Aeußerung des Papſtes beſtätigt alles, was Fürſt Bismarck über die Urſachen

des kirchlichen Zwieſpalts geſagt hat. Der Wunſch des Papſtes, daß das Steinchen ſich loslöſen möge, welches den Fuß des Koloſſes, die Grundlagen des deutſchen Reiches, zerſchmettern möge, dieſer fromme Wunſch erklärt allerdings Vieles, was ſonſt in der preußiſchen, in der deutſchen katholiſchen Kirche unerklärlich wäre. Dieſe offene Aeußerung des Papſtes enthält vor Allem einen neuen Fingerzeig für unſere Regierung, daß es ſich bei den kirchlichen Fragen nicht um die Meinungen und Handlungen der einzelnen Biſchöfe, ſondern um einen einheitlich geleiteten Kampf handelt, daß daher auch die Abwehr nicht auf den einzelnen Fall gerichtet ſeyn darf, ſondern ſtets den großen Zuſammenhang der antinationalen kirchlichen Bewegung im Auge behalten muß. Wir werden uns bei jedem weiteren Schritte bewußt bleiben müſſen, daß der Wunſch der Gegner darauf gerichtet iſt, dem mächtigen deutſchen Reiche den Fuß zu zerſchmettern.

Im October 1872 ging die Rede, der Papſt wolle den Jeſuitenpater Faber heilig ſprechen. Dieſer welſche (aus Savoyen gebürtige) Faber gründete im Jahr 1544 das erſte Jeſuitencollegium auf deutſchem Boden, zu Köln, weshalb er freilich den modernen Jeſuiten in Maria-Laach und allen niederrheiniſchen Ultramontanen ſehr würdig erſcheinen mußte, dem Papſt zur Heiligſprechung empfohlen zu werden, in einem Zeitpunkt, in welchem die Jeſuiten den Kampf gegen Deutſchland und gegen den Proteſtantismus in ſeiner ganzen Furie erneuern wollten.

Im September 1872 überreichte das engliſche Parlamentsmitglied Kinnaird dem Fürſten Bismarck eine mit vielen Unterſchriften, darunter ſolche von engliſchen Biſchöfen, vielen Mitgliedern des Parlaments und des engliſchen hohen Adels bedeckte Adreſſe, welche ſich gegen das Dogma der Unfehlbarkeit ausſpricht, und die wärmſte Sympathie für den Kampf Bismarcks gegen den Ultramontanismus, ſowie die lebhafteſte Bewunderung für ſeine Geduld, Weisheit, Ausdauer und wahren Freiheitsſinn ausdrückt. Der Fürſt ſagte in ſeiner Antwort: Ich freue mich, mit Ihnen in dem Grundſatze einverſtanden zu ſeyn, daß in einem geordneten Gemeinweſen jede Perſon und jedes Bekenntniß das Maaß von Freiheit genießen

soll, welches mit der Freiheit der übrigen und der Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes vereinbar ist. In dem Kampfe für diesen Grundsatz wird Gott das deutsche Reich auch gegen solche Gegner schützen, welche seinem heiligen Namen den Vorwand für ihre Feindschaft gegen unseren inneren Frieden entnehmen; aber jedem meiner Landsleute wird es gleich mir zur besonderen Genugthuung gereichen, daß Deutschland in diesem Kampfe die Zustimmung der zahlreichen und gewichtigen englischen Stimmen gefunden hat, deren Ausdruck Ihre Adresse enthält. Ich bitte Sie, meinen aufrichtigen Dank zur Kenntniß Ihrer Herren Mitunterzeichner bringen zu wollen.

In einer kleinen Schrift von Friedberg, „Das deutsche Reich und die katholische Kirche" 1872, wurde recht gut auseinandergesetzt, wie sehr sich unsere Regierungen durch die Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit geschadet haben, mit welcher sie Rechte des Staats gegenüber der Kirche preisgaben und die Vorsicht außer Acht ließen, die in dieser Hinsicht das frühere deutsche Reich jederzeit bewahrt hatte. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens, seit der französischen Revolution, dem Josephinismus und Napoleonismus hatte man nicht mehr geglaubt, das ohnmächtige Papstthum könne noch einmal die weltlichen Staaten ernstlich bedrohen, und namentlich die preußische Regierung hatte sich so sicher gedacht, daß sie sogar das Placet nicht mehr beanspruchte, an welchem doch die Regierungen katholischer Staaten noch festhielten, daß es die Jesuiten duldete und von ihrer wachsenden Ausbreitung im Lande nicht einmal Notiz nahm. Seit dem Parlament in der Paulskirche wurde vollends die Religionsfreiheit so weit ausgedehnt, daß die Jesuiten unter ihrem Aushängeschild immer mehr und immer fester Boden gewannen, und doch waren sie, welche für sich die vollste Religionsfreiheit verlangten, immer bereit, jede andere Religion zu verdammen und zu unterdrücken.

Friedberg geht mit Recht auf den Ursprung der römischen Kirche zurück. Sie hat sich von Anfang an über den Staat gestellt, wie den ganzen Priesterstand über die Laien. Sie hat das höchste Richteramt nicht nur auf Erden, sondern auch über die Erde hinaus angesprochen. Sie allein will binden und lösen können auch

noch jenſeits wie diesſeits. Sie allein will ſtrafen und von der Strafe freiſprechen. Sie gibt nicht dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, wie die h. Schrift befiehlt, ſondern ſtellt den Papſt über den Kaiſer, betrachtet ihn nur als Lehnsträger des Papſtes, macht den weltlichen Arm lediglich zum Diener der Kirche. Sie ſpricht im Princip, wie das höchſte Richteramt, ſo auch den Beſitz des ganzen Erdreichs an. Der Papſt vertheilte die neu entdeckten Welttheile dieſem Anſpruch gemäß zwiſchen Spanien und Portugal. Die Jeſuiten wiederholen heute noch, dem Papſt gehöre alles. Sogar die ſchismatiſchen Griechen und die ketzeriſchen Proteſtanten ſollen durch die Taufe ſeiner Jurisdiction unterworfen ſeyn, ſo daß er ſie jeden Augenblick, wenn er will, für die römiſche Kirche reclamiren kann. Die Einheit der Kirche unter dem Papſt kann geſtört werden, die Störung wird aber nie anerkannt. Nur nothgedrungen und factiſch läßt die römiſche Kirche andere Confeſſionen neben ſich beſtehen, niemal de jure. Deswegen hat ſie auch den weſtphäliſchen Frieden nicht anerkannt, der die Confeſſionen gleich berechtigte. Sie ſetzt voraus, die weltliche Macht dürfe nie ins kirchliche Gebiet eingreifen, während ſie beſtändig ins weltliche eingreift. Wo ein Conflict zwiſchen Kirchenrecht und Staatsrecht entſteht, läßt ſie nur das erſtere gelten und verbietet Geiſtlichen und Laien den letzteren zu gehorchen. So hat der Papſt erſt unlängſt die neuen Geſetze in Oeſterreich verworfen.

Seitdem nun vollends durch das neue Dogma dem Papſt die Unfehlbarkeit, alſo Gottgleichheit und damit auch nach dem Syllabus die Weltherrſchaft zuerkannt worden iſt, meint Friedberg, der weltliche Staat könne ſeine Rechte wirkſam nur wahren, wenn er friſchweg das ganze infallible Papſtthum verwerfe, in keiner Weiſe anerkenne und den Rechtszuſtand feſthalte, wie er vor dem 18. Juli 1870 beſtand.

des Kolbens abgeſperrt, dagegen — nachdem letzterer das oberſte Ende des Cylinders erreicht hat — Dampf über dem Kolben eingelaſſen: ſo erfolgt nothwendig eine entgegengeſetzte Bewegung, nämlich ein Herabſteigen des Kolbens. So wechſeln beide Bewegungen (die man zuſammen ein Kolbenſpiel nennt) unaufhörlich mit einander, und ſetzen mittelſt der Stange des Kolbens, und anderer entſprechender Verbindungstheile eine Kurbel in Bewegung, deren auf ſolche Weiſe hervorgebrachte Umdrehung durch Räderwerk u. ſ. w. auf die in Betrieb zu ſetzende Maſchinerie übertragen wird. Wie man ſieht, hat der Kolben der Dampfmaſchine eine ganz andere Beſtimmung, als der Kolben in einer Spritze, mit welchem er oben verglichen worden iſt: indem der Spritzenkolben, durch die ihm mittelſt ſeiner Stange ertheilte Bewegung, das Waſſer vor ſich hertreibt, der Dampfkolben hingegen ſich in Bezug auf den Dampf paſſiv verhält, und von demſelben getrieben wird. Das abwechſelnde Zulaſſen und Abſperren des Dampfes über und unter dem Kolben wird von der Dampfmaſchine ſelbſt, mittelſt einer einfachen mechaniſchen Vorrichtung (der ſogenannten Steuerung) bewirkt. Abgeſehen von jenen Verſchiedenheiten der Dampfmaſchinen, welche auf minder hervorragenden Einzelnheiten der Konſtruktion beruhen, und deßhalb hier keine Erwähnung finden können, müſſen wir mit wenigen Worten einiger Haupt-Modifikationen gedenken, die heut zu Tage, bei der allgemeinen Verbreitung der Dampfmaſchinen, faſt jeden Augenblick zur Sprache kommen.

Wenn der Kolben in dem Dampfcylinder ſich nach einer oder der andern Richtung bewegt, ſo geſchieht dieß, wie wir geſehen haben, in Folge der Kraft des Dampfes, welcher hinter dem Kolben in den Cylinder tritt. Vor ſich hat der Kolben denjenigen Dampf, welcher bei dem vorhergegangenen (entgegengeſetzten) Kolbenzuge auf ihn gewirkt hat, und nunmehr aus dem Cylinder entfernt werden muß, um der Bewegung kein Hinderniß in den Weg zu legen. Bei einigen Maſchinen geſchieht dieſe Entfernung des bereits gebrauchten Dampfes dadurch, daß man denſelben aus dem Cylinder in ein Behältniß treten läßt, wo er durch kaltes Waſſer raſch abgekühlt und in tropfbare Flüſſigkeit — Waſſer — verwandelt (kondenſirt) wird. Dieß ſind die Dampfmaſchinen mit Kondenſation. Bei andern wird dem gebrauchten Dampfe ohne

Kapitel 2.

Das Jeſuitengeſetz.

Nichts war natürlicher, als daß die Deutſchen ſich frugen, ob ſie ſich denn Alles von den Jeſuiten müßten gefallen laſſen. Man hat ſie bisher für viel unbedeutendere Gegner gehalten. Jetzt auf einmal wurde der Pudel zum Nilpferd und ſperrte einen breiten zähnevollen Rachen auf. Sein Kampf gegen Deutſchland hatte nur den Zweck, den Franzoſen Revanche zu verſchaffen. Gelänge dies, ſo ſolle der Syllabus in Kraft treten; allen deutſchen Fürſten, die im Papſt nicht ihren Oberherrn erkennen würden, ſollte der Gehorſam aufgeſagt, alle Eide der Treue ihrer Unterthanen aufgehoben, ganz Deutſchland ſollte wieder katholiſch gemacht und die Ketzer ſollten mit den „ſchwerſten körperlichen Strafen“ heimgeſucht werden.

Die Kölniſche Zeitung brachte einen frühern Vorgang, die Jeſuiten betreffend, in Erinnerung. „Bevor nämlich die Jeſuiten überhaupt noch berechtigt waren, ſich in Preußen niederzulaſſen — dieſes Recht erlangten ſie, irre ich nicht, im Jahre 1855 —, hielten ſie, beſonders im Sommer des Jahres 1852, zahlreiche Volksmiſſionen in den Provinzen Preußen, Poſen, Schleſien, Rheinland und Weſtphalen, theilweiſe im Freien, ab, wodurch vielfach eine nicht geringe Aufregung entſtand. Ein demnach ergangener Erlaß der Miniſter des Cultus (von Raumer) und des Innern (von Weſtphalen) vom 22. Mai 1852, welcher dieſe Miſſionen, zumal in überwiegend proteſtantiſchen Gegenden, der Wachſamkeit der Behörden anempfahl, ſo wie ein anderer derſelben Miniſter vom 16. Juli desſelben Jahres, welcher das Studium bei den Jeſuiten in Rom (im collegium germanicum, in der Propaganda oder in überhaupt von Jeſuiten geleiteten Anſtalten) von der vorgängigen Erlaubniß des Miniſters abhängig machte, führte kurz vor Weihnachten 1852 im Abgeordnetenhauſe zu dem Antrage des Abgeordneten von Waldbott-Bornheim (Neuwied-Altenkirchen-Wetzlar) und Genoſſen: eine Commiſſion zu ernennen, um eine Adreſſe an den König zu richten, daß

dieſe Erlaſſe aufgehoben werden möchten. Dieſer Antrag fiel ſchließlich in der Sitzung vom 12. Februar 1853, welche ſo zu ſagen ausſchließlich dieſem Gegenſtande gewidmet war, mit 123 (vorzugsweiſe klerikalen und polniſchen) Stimmen gegen 175 durch. Wir theilen nur eine durchſchlagende Erklärung mit, welche der Appellationsgerichts-Chefpräſident von Gerlach, als damaliger Berichterſtatter des Central-Ausſchuſſes, unter Anderem gegen den Antrag in's Feld führte. Dieſe Erklärung, welche eine feierliche und nach vorhergehender Berathung beſchloſſene Verſicherung enthält, daß man ſich jeder Einführung der Jeſuiten in deutſche Länder auf das entſchiedenſte widerſetzen werde, hatte der berühmte General von Radowitz am 24. Auguſt 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt im Namen ſämmtlicher katholiſcher Abgeordneten abgegeben, und darunter befinden ſich u. A. insbeſondere A. Reichensperger und die Biſchöfe von Breslau und Mainz. Das Manifeſt — ſo kann man wohl ſagen — lautet, wie folgt (vgl. die ſtenographiſchen Berichte des preußiſchen Abgeordnetenhauſes 1852—1853 I. B. Pag. 396): ‚Nicht Wenige innerhalb und außerhalb dieſes Hauſes erblicken in der eröffneten Unabhängigkeit der katholiſchen Kirche eine eröffnete Thür, um den Jeſuitenorden in Deutſchland einzuführen. Dieſes Schreckbild wirkt auch auf das Urtheil in der Hauptfrage zurück. Auch diejenigen, welche den Kirchen volle Freiheit gönnen, glauben ihrer beſſeren Ueberzeugung Schranken ſetzen zu müſſen, um nicht in jene Folgerungen zu gerathen. Meine Herren! Ich trage kein Bedenken, Ihnen ohne allen und jeden Rückhalt darzulegen, wie wir die Frage über das Verhältniß des Jeſuitenordens zu Deutſchland betrachten. Es iſt Ihnen bekannt, daß die ſichtbare katholiſche Kirche einen lebendigen Organismus darſtellt, der an Haupt und Gliedern vollſtändig geordnet iſt. Nur dieſe Ordnung iſt weſentlich und nothwendig, alles andere iſt vorübergehend, iſt lediglich eine Aushülfe für augenblickliche Zwecke, für augenblickliche Bedürfniſſe. Nun, meine Herren, der Jeſuitenorden war im 16. Jahrhundert eine ſolche Aushülfe, um augenblicklichen Bedürfniſſen der katholiſchen Kirche zu genügen. Es kommt hier durchaus nicht darauf an, dieſe kirchengeſchichtlichen Verhältniſſe näher darzulegen. Aber, ich

ſpreche es deutlich und klar aus, ein ſolches Bedürfniß beſteht für Deutſchland jetzt in keiner Weiſe. Der deutſche Episcopat, der deutſche Klerus bedürfen dieſer Hülfe nicht, um ihre Aufgabe zu erfüllen, die deutſche Wiſſenſchaft bedarf keiner Unterſtützung dieſer Art. Der Nutzen, welchen man ſich aus dem Jeſuitenorden für die katholiſche Kirche Deutſchlands verſprechen könnte, würde daher in gar keinem Verhältniſſe zu den tiefen Störungen und Gefahren ſtehen, welche ſeine Gegenwart hervorrufen müßte. Daher, meine Herren, iſt es weder unſer Wunſch, noch weniger unſer Beſtreben, den Jeſuitenorden über Deutſchland auszubreiten. Ja, obgleich wir uns gegen den Antrag erklären müßten, die allgemeine Kirchen- und Vereinsfreiheit durch geſetzliche Ausſchließung irgend eines Ordens anzutaſten, ſo würden wir dennoch, wenn uns von irgend einer Seite der Vorſchlag entgegenträte, in irgend einem deutſchen Lande den Jeſuitenorden einzuführen, aus höherem Intereſſe der katholiſchen Kirche gegen die Ausführung eines ſolchen Planes uns mit vollſter Entſchiedenheit ausſprechen."

Inzwiſchen theilte die „Germania" mit, „am 18. März 1872 ſey auf Grund einer Allerhöchſten Ordre angeordnet worden, daß 1) denjenigen Mitgliedern des Jeſuitenordens, welche weder dem preußiſchen, noch dem Unterthanenverbande eines anderen deutſchen Staates angehören, ingleichen fremdländiſchen Mitgliedern anderer Orden und ausländiſchen Weltprieſtern, vorläufig mit Ausſchluß der Ordensſchweſtern, die Niederlaſſung in der Provinz N. N. nicht mehr geſtattet und 2) mit der Ausweiſung der ſich zur Zeit in der Provinz aufhaltenden derartigen Ausländer nach und nach in der Weiſe vorgegangen werden ſoll, daß nach Ablauf von zwei Jahren die Provinz von den betreffenden Individuen vollſtändig geräumt iſt."

In Köln richtete am 12. April 1872 eine zahlreiche Bürgerverſammlung eine Adreſſe an den Reichstag, worin ſie die Vertreibung der Jeſuiten aus dem deutſchen Reiche verlangte. Aehnliche Adreſſen liefen auch von andern Orten ein, wogegen die Partei des Centrums in den Provinzen Gegenadreſſen organiſirte, welche die Unterdrückung des Freimaurerordens verlangten. Unter den

vielen Adreſſen, die dem Fürſten Bismarck ihre Zuſtimmung erklärten, war beſonders die vom 11. April aus Fulda bemerkenswerth, weil hier gerade die deutſchen Biſchöfe tagten. Eine große Verſammlung von Altkatholiken in Offenburg ging mit einem Hoch auf die Freiheit des Geiſtes auseinander.

Ueber dieſe ſämmtlichen Petitionen wurde nun am 15. und 16. Mai im Reichstag berathen und Beſchluß gefaßt. Mouſang, der für die rechte Hand des Biſchof Ketteler galt, trat mit ungeheuerer Zuverſicht auf: Die Petitionen zu Gunſten der Jeſuiten wägen im Papier mehr als zwei Centner, fallen alſo ſchwer in's Gewicht.*) Darin ſpreche ſich die wahre Stimme des katholiſchen Volks aus, die Gegenpetitionen ſeyen nur etwas Erkünſteltes. Die Beſchuldigungen gegen die Jeſuiten ſeyen alle unerwieſen. Friedrich der Große ſelbſt habe ſie ja geehrt und geſchützt. Abgeſehen von ihrem Recht aber ſeyen die Jeſuiten auch eine Macht, eine große Macht, völlig identiſch mit der Macht der Kirche ſelbſt. „Greift den h. Vater nur an, dann ſollt ihr ſehen, wie der katholiſche Geiſt ſich überall erheben wird für die Sache, auf deren Grundlage alle Staaten beruhen. Die erſten 700 Jahre des deutſchen Reichs gehören uns Katholiken an. Wir ſind die treueſten Kinder des Reichs und man darf uns nicht als vaterlandsloſe Menſchen behandeln. Keiner liebt ſein Vaterland mehr als ich.“**) Als der

---

*) Die Kölniſche Zeitung bemerkte: „Herr Mouſang hat hier nicht die Stimmen, ſondern blos das Papier gewogen, und gefunden, daß gegen die 2½ Centner Makulatur, welche die Freunde der Jeſuiten nach Berlin geſandt haben, die Schwere der Einſendungen ihrer Gegner federleicht in's Gewicht falle. Die deutſche Reichscorreſpondenz conſtatirt, daß in der koloſſalen Ueberzahl der Unterſchriften, welche für die Jeſuiten geſammelt worden ſind, die bekannten drei Kreuze die Stelle der Namen vertreten, daß in anderen ganze Reihen von Namen von einer und derſelben Hand herrühren, und in den polniſchen Petitionen drei Viertheile aus Frauennamen beſtehen, die gleichfalls von fremder Hand geſchrieben ſind!

**) Eine Vaterlandsliebe, wie ſie Kaiſer Ferdinand II. hegte, als er ſein Volk aus väterlicher Liebe und zu deſſen ewigem Seelenheil mit Hunden in die Meſſe hetzen ließ.

Redner, den jedermann als Erzjesuiten und Todfeind des neuen Reichs kannte, das zu sagen wagte, brach die Versammlung unwillkürlich in schallendes Gelächter aus.

Wagener, früher Haupt der Kreuzzeitungspartei, jetzt aber Rath in Bismarcks Ministerium, antwortete dem Jesuitenvergötterer in einer schlagenden Rede. Er bewies aus Citaten, wie staatsfeindlich die ganze Tendenz der Jesuiten sey. „Da heißt es in einer betreffenden Schrift: Bei dem Menschen, der zugleich Katholik und Staatsbürger ist, steht die Pflicht, der Kirche zu gehorchen, höher als die, dem Staate zu gehorchen; denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Im Syllabus heißt es: Bei Conflikten haben die Vorschriften der Kirche vor allen anderen den Vorzug. In Westphalen wurde an einen Beamten von der Geistlichkeit die Frage gerichtet, wie er sich zu den Beschlüssen des vatikanischen Conzils stelle; der Beamte erwiderte, daß der Glaube an die Unfehlbarkeit und der Diensteid schließlich unvereinbar sey, worauf ihm geantwortet wurde, das ließe sich ganz gut vereinigen, „denn der Diensteid werde doch immer mit einer gewissen reservatio mentalis geleistet. (Hört, hört!) Diesen Vorgängen gegenüber ist es unmöglich, daß die Reichsregierung noch länger, die Hände in den Schooß gefaltet, zusieht, einer Bewegung gegenüber, welche die Fundamente des Staates in Frage stellt. (Hört! links. Oho! im Centrum.) Sie berufen sich auf die Verfassung! Wie kommen Sie dazu, meine Herren, möchte ich beinahe fragen, wenn Sie den Grund des Staates zerstören, wie können Sie sich da auf ein Grundgesetz berufen? Beabsichtigt die Verfassung die Untergrabung des Staates? Die Verfassung ist für den preußischen Unterthan da, für den, der seine staatsbürgerlichen Pflichten erfüllt. Wer über die Schranken hinausgeht, welche der in der Verfassung garantirten religiösen Freiheit gesetzt sind, der steht nicht mehr auf dem Boden der Verfassung. (Sehr wahr! links.) Sie machen sich dann zum Staate im Staate, noch dazu unter einem auswärtigen Oberhaupte. (Sehr richtig!) Wir wollen auch dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, aber wir werden niemals glauben, daß der Papst an die Stelle des lebendigen Gottes getreten ist.

(Sehr wahr! links. Oho! im Centrum.) So werden Sie den Staat entweder anerkennen müſſen, oder ihn zwingen, zu den äußerſten Mitteln zu greifen, ſeine äußere Freiheit zu wahren. Wir alle wiſſen, was das frühere deutſche Reich zu Grunde gerichtet hat. Ebenſo wiſſen wir, daß die jetzigen kirchlichen Zerwürfniſſe genau mit der Errichtung des deutſchen Reiches zuſammenfallen. Und wenn es überhaupt ein Mittel gibt, die mühſam errungene deutſche Einigkeit wieder zu zerſtören, ſo iſt dies die Erregung des religiöſen Zwieſpaltes!" (Lebhafter Beifall.)

Die Rede Wageners war nicht unwichtig, weil ſie den Jeſuiten die letzte Hoffnung nahm, daß die Conſervativen in Preußen mit ihnen gehen würden. „Es iſt falſch, ſagte Wagener, wenn man von Solidarität oder Sympathie zwiſchen unſerer und jener jeſuitiſchen Partei ſpricht. Vielmehr beſteht auf jener Seite der größte Haß gegen die evangeliſche Kirche und alles, was evangeliſch heißt. Der Syllabus beweiſt dies auf das deutlichſte. (Redner verlieſt eine darauf bezügliche Stelle des Syllabus.) (Hört! links.) Ich erinnere mich, daß der Biſchof von Mainz, den wir leider nun nicht mehr unter uns ſitzen ſehen, in einer Schrift ſich über dieſe Stelle derartig ausſprach, daß es in Folge der jetzt völlig anderen Verhältniſſe wohl kaum jemals der Fall ſeyn dürfte, daß man von dieſen Beſtimmungen Gebrauch machen würde. Dieſer Ausſpruch hatte eine Antwort aus Rom zur Folge, in welcher geſagt war, daß der Herr Biſchof hier ſehr thörichtes Zeug geſchwatzt und daß er es nur ganz beſonderer Indulgenz zu verdanken habe, wenn jenes Buch nicht mit auf die Liſte der verbotenen Bücher geſetzt werde. (Hört, hört! links. Zur Sache! im Centrum. Präſident: Ich bitte, den Redner nicht zu unterbrechen. Ob derſelbe bei der Sache ſey oder nicht, habe ich allein zu beurtheilen und nach den geſtern und heute vorangegangenen Debatten meine ich, daß der Redner bei der Sache ſey. Sehr wahr! links.) Die jetzige Reaction der katholiſchen Kirche geht darauf aus, den Staat gänzlich zu ignoriren, alle modernen ſtaatlichen Verhältniſſe über den Haufen zu werfen. Jene Partei (Centrum) müßte auf einem ganz anderen Platz ſitzen, der weit über jene Seite (äußerſte Linke) des Hauſes hinausgeht.

(Sehr richtig!) Ihr Klerikalen identificirt in euren Schriften Revolution und Reformation vollständig, es scheint also, ihr habt vergessen, daß wir Protestanten sind."

Fürst Hohenlohe, Bruder des Cardinal, bestätigte die Gefährlichkeit des Jesuitenordens mit dem Urtheil, das einst Radowitz in der Paulskirche mit den Worten ausgesprochen hatte: „Der Nutzen, welchen man sich aus dem Jesuitenorden für die katholische Kirche in Deutschland versprechen könnte, wird in gar keinem Verhältnisse zu den tiefen Störungen und Gefahren stehen, welche seine Gegenwart hervorrufen muß." Hohenlohe wünschte ein einfaches Gesetz in drei Paragraphen: 1) Der Jesuitenorden und die mit ihm in Verbindung stehenden Orden sind in Deutschland verboten; 2) jeder Deutsche, welcher in den Jesuitenorden eintritt, verliert dadurch sein Staatsbürgerrecht; 3) kein Deutscher, welcher in einer von den Jesuiten geleiteten Anstalt seine Erziehung erhalten hat, kann in Deutschland im Staats- und Kirchendienst angestellt werden. Der Fürst stellte es indeß dem Bundesrath anheim, was er thun wolle.

Am 16. Mai wurde die interessante Debatte fortgesetzt und geschlossen. Kiefer erörterte zuerst, daß die Jesuiten unserer Zeit alle auch die unvernünftigsten Ansprüche des Papstthums, die je im Mittelalter auf Kosten des deutschen Reichs gemacht worden seyen, erneuerten, und besprach schließlich eine Schrift des Jesuiten Liberatore, von der Mousang wünschte, daß es ein in dem Streite zwischen Staat und Kirche öffentlicher Leitfaden würde. Darin heißt es, der Staat habe kein Recht gegenüber der Kirche, die Kirche dürfe sich des Staates und seiner Gewalt zu ihren Zwecken bedienen, dürfe Fürsten absetzen, Unterthanen des Eides gegen die Fürsten entbinden ꝛc.*)

*) „In dem Papste gipfeln wie in einer Spitze beide Gewalten, die geistliche und die weltliche. Der weltliche Fürst hört auch als Fürst nie auf, ein Unterthan des Papstes zu seyn. Der Papst kann die bürgerlichen Gesetze und die Urtheilssprüche der weltlichen Gerichte corrigiren und annulliren, wenn sie dem geistlichen Wohle zuwider sind, wie denn Pius IX. wiederholt verschiedene von den modernen Parlamenten Europa's beschlossene Gesetze getadelt und annullirt hat. Der Papst kann dem weltlichen Fürsten Handlungen gebieten und verbieten, dem Mißbrauche der Executivgewalt

Es werde also wohl am besten seyn „zu einer völligen Ausschließung des Jesuitenordens zu schreiten."

Gravenhorst wünschte völlige Trennung der Kirche vom Staat, wie in Nordamerika. Reichensperger von Olpe hob hervor, daß 14 Millionen Katholiken im deutschen Reiche lebten, die doch nicht dem Gutbefinden einer protestantischen Mehrheit hingegeben werden sollten.

Fischer von Augsburg entgegnete, die 14 Millionen deutsche Katholiken stünden keineswegs den Jesuiten zur Verfügung. Selbst hier im Reichstag seyen wenigstens die Hälfte der katholischen Mitglieder keine Jesuitenfreunde.*) Man solle an die politischen Ziele

---

und der Waffen steuern oder den Gebrauch derselben vorschreiben, wenn die Vertheidigung der Religion dieses erheischt. Bei Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat gebührt dem Papste die letzte Entscheidung. Sollte ein Papst einmal eine minder gerechte Entscheidung geben, so berechtigt die erlittene Rechtskränkung niemals zu einem Kampfe gegen die Kirche. Auch wenn der h. Stuhl ein kaum zu ertragendes Joch auflegt, ist dasselbe, wie Karl der Große sagt, mit frommer Ergebung zu tragen. Die Kirche hat das Recht, dem Staate die Anwendung von Zwangsmitteln gegen ihre inneren und äußeren Feinde zu gebieten. Es ist kein normaler Zustand, wenn sich ein Staat in der harten Nothwendigkeit befindet, den Altkatholiken gleiche Rechte mit den Katholiken zu gewähren. Die Gewissensfreiheit ist verwerflich, wenn auch unter Umständen die bürgerliche Duldung aller Culte durch die Klugheit geboten ist. Die Geistlichen sind zur Beobachtung der bürgerlichen Gesetze nur in so weit verpflichtet, als diese den canonischen Gesetzen und der geistlichen Würde nicht widersprechen. Für die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze können sie nicht vor das weltliche, sondern nur vor das kirchliche Tribunal citirt, und nur in den Fällen von dem weltlichen Richter bestraft werden, wenn sie die Kirche aus gerechten Gründen dem weltlichen Arme überläßt."

*) Fischer erklärte auch das Verhältniß Friedrich's des Großen zu den Jesuiten: Man habe diesen großen König „für die Jesuiten in's Feld geführt. Er wolle nicht bestreiten, daß die Jesuiten sich damals sehr anständig benommen haben (Heiterkeit), aber daraus könne noch kein Lob für die Jesuiten hergeleitet werden. Wenn Friedrich der Große den Jesuiten, als der Papst sie vertrieb, ein Unterkommen gewährte, so mußten sie an-

der Jeſuiten denken, ſie nähmen ja die Religion nur zum Vorwand. „Erlauben Sie mir, daß ich in Ihr Gedächtniß ein Wort zurückrufe, das vor wenigen Wochen ein berühmter Franzoſe, kein Jeſuitenfreund, aber ein ſehr guter Franzoſe, geſagt hat; es war Renan (Aha! im Centrum.): Wir müſſen den Kampf gegen die Jeſuiten aufgeben auf kirchlichem Gebiet, denn ſie werden am Tage der Abrechnung mit Deutſchland unſere Verbündeten ſeyn. (Hört, hört! links.) Meine Herren, wir haben alle Urſache, an die Möglichkeit zu denken, daß das, was in dieſen Worten prophezeit worden iſt, eines Tages wahr werden wird; wir haben alle Urſache, es zu verhindern; daß bis zu dem uns in Ausſicht geſtellten Tage der Abrechnung auf deutſchem Gebiete ſich eine Macht organiſirt, die ſeiner Zeit an ſich die Frage ſtellen wird, ob es ihren Intereſſen dienlicher ſey, mit dem deutſchen Reiche Hand in Hand zu gehen, oder die Verwirklichung, die Salvirung ihrer Intereſſen in einem Bunde mit dem Auslande zu ſuchen. (Sehr gut! links.) — Man ſchützt den Glauben vor, hat aber ein ganz anderes Ziel im Auge. Es ſagte einmal ein mir wohlbekannter geiſtlicher Würdenträger, als Jemand einen Zweifel ausſprach, ob es denn gut wäre, ein derartiges Dogma in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch den Gläubigen vor Augen zu rücken: Ach, reden Sie doch nicht davon, laſſen Sie doch den alten Jungfern ihr unſchuldiges Vergnügen (wiederholtes Rufen: Pfui! im Centrum, Bravo! links)."

Gneiſt faßte die Frage ſtreng als Juriſt auf und entwickelte die Gründe, aus welchen der preußiſche Staat vollkommen im Rechte

---

gemeſſen vorſichtig ſeyn und konnten die Krallen nicht ſo weit vorſtrecken. Heute würde der König auch anders über die Jeſuiten denken. König Ludwig I. von Bayern, ein ſehr ſtrenggläubiger Katholik, habe die Jeſuiten in ſeinem Lande nicht zugelaſſen, weil er ſagte: die Jeſuiten ſeyen Prätorianer mit allen Mängeln der Prätorianer." — Friedrich der Große ſelbſt hat in ſeinen Briefen öfters ſehr verächtlich von den Jeſuiten geſprochen. Wenn er ſie duldete, als ſie aus ſämmtlichen Staaten vertrieben waren, ſo erklärt ſich das nicht blos aus ihrer damaligen Ungefährlichkeit oder aus einer genialen Laune, ſondern er bewies damit auch, daß er Herr in ſeinem Lande ſey.

ſey, wenn er unbeirrt durch die Sophismen der Jeſuiten, gegen ihre Anmaßungen einſchreite. „Das preußiſche Landrecht verlangt, daß alle Regularordnungen der ausdrücklichen Aufnahme durch den Staat bedürfen. Sind ſie aufgenommen, ſo erhalten ſie verſchiedene kirchliche Rechte, u. A. die privatrechtlichen Corporationsrechte. Dagegen unterliegen ſie einer Reihe von Beſchränkungen in der Aufnahme von Mitgliedern, im Verkehr mit den Oberen, in Aenderungen der Ordensregel, in Anwendung der Zuchtmittel, in Kenntnißnahme des Staates zur Abwendung von Gefahren für den Staat. Unſere Gegner kehren dieſes Verhältniß einfach um. Sie ſagen, wir brauchen keine Corporationsrechte. Der Hypothekenbewahrer braucht ein Jeſuitiſches Profeßhaus nicht auf den Namen der societas Jesu zu ſchreiben, ſondern auf den Namen eines befreundeten Strohmannes. Dann ſind wir nicht Orden, ſondern freie Vereine, die thun und laſſen können, was ſie wollen. Dieſen Fehlſchluß kann man nur machen, wenn man alle Rechte des Staates und alle ſtaatsrechtlichen Begriffe bei Seite ſetzt. Die Umkehrung liegt auf der Hand. Das Corporationsrecht iſt eine Folge der Stellung des anerkannten Ordens. Er hat Corporationsrechte ipso jure, wenn er anerkannt iſt. Sie kehren das um und ſagen: er iſt nur Orden, wenn er Corporationsrechte verlangt. Alle ſtaatsrechtlichen Beſchränkungen der Orden haben aber ihren einzigen Grund in ihrer Verfaſſung, in der dem Staate unzugänglichen geſchloſſenen, hierarchiſchen Organiſation, völlig unabhängig von dem Incidentpunkt der Corporationsrechte, die jede Handelsgeſellſchaft haben oder nicht haben kann. Dieſe Umkehrung aller ſtaatsrechtlichen Begriffe war eben nur in Preußen möglich, weil wir gar keine Rechtſprechung über öffentliches Recht haben, ſondern an deren Stelle eine katholiſche Abtheilung im Cultus-Miniſterium, die mit dieſen Grundſätzen ſeit 20 Jahren waltet. Auf ſolche Jurisprudenz wird man Geiſtlicher Rath in Preußen, bis endlich aus dieſer Verkehrung aller Rechtsbegriffe ein ſchwerer Conflict wird. Die Partei kennt nur noch Pflichten des Staates, aber keine Rechte des Staates mehr. Ich hebe nur einige Punkte hervor. Der preußiſche Staat zwingt alle katholiſchen Eltern, ihre Kinder katholiſch taufen zu laſſen, —

weitere Vorkehrung blos ein Ausgang in die freie Luft eröffnet, damit er dem Kolben im Cylinder Platz machen kann, und dieß ſind die Dampfmaſchinen ohne Kondenſation. — Wenn in einem verſchloſſenen Keſſel, aus welchem alſo der ſich erzeugende Dampf nicht entweichen kann, Waſſer im Kochen erhalten wird, ſo ſteigt allmählig deſſen Temperatur über den natürlichen Siedpunkt (welcher letztere durch 80 Grad am Reaumür'ſchen Thermometer angegeben wird); zugleich nimmt die Spannung oder das Ausdehnungsbeſtreben des Dampfes nach einem gewiſſen Verhältniſſe zu. Wird hierauf dem Dampfe in beſchränktem Maße ein fortdauernder Abzug eröffnet, dergeſtalt, daß die Menge des in einer gewiſſen Zeit aus dem Waſſer entſtehenden Dampfes gerade gleich iſt derjenigen Menge, welche in eben der Zeit weggeht: ſo muß ſich in dem Keſſel die Spannung des Dampfes auf unveränderter Höhe erhalten; und läßt man den abziehenden Dampf als bewegende Kraft auf den Kolben der Dampfmaſchine wirken, ſo wird dieſer Kolben immer von dem Dampfe einen Druck erleiden, deſſen Größe ſich nach der Spannung des im Keſſel vorräthigen Dampfes richtet. Man mißt dieſen Druck durch Vergleichung mit dem Drucke, welchen die atmoſphäriſche Luft ausübt. Es iſt bekannt, daß die Atmoſphäre im Mittel mit einer Kraft von nahe 12¾ Wiener Pfund auf jeden Wiener Quadratzoll der ihr ausgeſetzten Körper drückt. Dampf, welcher ſich bei 80 Grad Reaum. aus dem kochenden Waſſer entwickelt, übt eben dieſen Druck aus, und man ſagt von demſelben, er habe eine Spannung (oder Elaſticität) von Einer Atmoſphäre. Dampf von zwei Atmoſphären (das iſt von 25½ Pfund Druck auf den Quadratzoll) entſteht, wenn die Hitze des kochenden Waſſers im Dampfkeſſel bis zu 97 Grad Reaum. geſteigert wird. So gehören ferner den Spannungen von 3, 4, 5 Atmoſphären die Temperaturen von 108, 117, 124 Grad Reaum. zu, ꝛc. Man kann, nach dem Geſagten, in einer Dampfmaſchine Dampf von geringerer oder größerer Spannung anwenden, und es zerfallen dem zufolge die Maſchinen in Hochdruckmaſchinen und Niederdruckmaſchinen: in erſteren wirkt der Dampf gewöhnlich mit einem Drucke von 3, 4 oder 5 Atmoſphären; bei den letzteren überſteigt deſſen Spannung wenig den einfachen Druck der Atmoſphäre. — Wenn die Kommunikation des Dampfkeſſels mit dem Cylinder geöffnet iſt, ſo beruht das Ueberſtrömen des Dampfes

aber derſelbe Staat ſoll ſich nicht darum bekümmern, was dieſe Kirche lehrt und welche Vorſchriften ſie den Pathen ſtellt. Der Staat zwingt den katholiſchen Unterthan zu einer katholiſchen Trauung, — aber der Staat ſoll ſich nicht mehr darum bekümmern, ob der Geiſtliche das preußiſche Ehegeſetz anerkennt oder ein anderes. Der Staat zwingt die katholiſchen Unterthanen zu den kirchlichen Steuern und Abgaben und hat ſich zu großen Dotationen der Kirche verpflichtet, — aber er darf ſich nicht mehr darum bekümmern, ob dieſes Einkommen zu religiöſen oder zu welchen anderen Zwecken verwandt wird. Der Staat zwingt die Kinder katholiſcher Eltern zu einem katholiſchen Religionsunterricht, — aber er darf nicht mehr fragen, welche Lehren die Geiſtlichkeit in die Schulen trägt und wie und wo die Geiſtlichkeit gebildet werde. Der preußiſche Staat zwingt ſeine Gerichte, die Requiſitionen der geiſtlichen Disciplinargerichte zwangsweiſe auszuführen, — aber er darf ſich nicht mehr darum kümmern, wie dieſe Disciplin gehandhabt wird. Der Staat ſtraft die Beleidigungen des geiſtlichen Amtes, die Störungen des Gottesdienſtes, die Verletzungen der kirchlichen Autorität, — aber er darf ſich nicht darum kümmern, welche Aenderungen die Kirche durch ihre ſelbſtherrlichen Beſchlüſſe in ihrer Verfaſſung und in ihrer Verwaltung vorzunehmen für nöthig erachtet. Der Staat ſoll die anerkannte Kirche überall ſchützen und ehren, die Heiligkeit ihrer Autorität durch Zwangsgeſetze handhaben, — aber er ſoll ſich gefallen laſſen, daß die Kirche Staatsgeſetze für null und nichtig erklärt, — er darf keinen Einſpruch mehr erheben gegen jedwede Verordnung und Dienſtanweiſung der Biſchöfe, er darf keinen Recurs mehr annehmen von dem Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt — und muß ſich gefallen laſſen die Excommunikation ſeiner Lehrer, ſeiner Richter, ſeiner Verwaltungsbeamten in Ausübung der ſtaatlichen Pflichten. Es handelt ſich um den Frieden der Kirche, welcher geſtört iſt, nicht von ungefähr, ſondern durch die Grundrichtung einer Univerſalkirche, welche viele Nationen umfaßt und deshalb ſtets geeignet war, ihre äußere Macht in das Gebiet des weltlichen Staates auszudehnen. Die Seele und der unermüdliche Agitator dieſer Grundrichtung war ſeit ihrem Entſtehen die Geſellſchaft Jeſu,

welche die äußere Machtſtellung der Kirche zum Selbſtzweck des Glaubens macht. Es wäre vergeblich, dieſe Agitation, welche ſich die geſellſchaftlichen Kräfte der Aſſociation dienſtbar macht, durch Gegenagitationen zu bekämpfen. Denn hinter ihr ſteht immer noch die ideale Macht der Kirche, welche nur durch eine ebenbürtige Macht in Schranken zu halten iſt. Dieſe Gegenmacht liegt nicht in confeſſionellen Gegenclubs und Gegencaſinos, ſondern in der Majeſtät des Staates. Wenn die deutſche Volksvertretung dieſe Macht anruft, ſo iſt es ein Zeugniß, daß nicht mehr das altersſchwache Reich und nicht mehr der Bund unter Metternich's Führung waltet, ſondern das neue Reich; daß das deutſche Volk zu ſeiner normalen Stimmung zurückkehrt, daß es endlich wieder mit Vertrauen auf die Geſammtleitung ſeiner Angelegenheiten ſieht und ſehen kann. Die deutſchen Fürſten in ihren alten Collegien haben erfahren, wohin die Befeindung der großen Kirchen Deutſchland gebracht hat, und die dem Kaiſer zunächſtſtehenden Fürſtenhäuſer geben die Garantie, daß die katholiſche Kirche Deutſchlands nicht in Gefahr iſt. Die Geſchichte des königlichen Hauſes der Hohenzollern hat aber vor aller Welt den Beweis geführt, daß die Monarchie in ihrem wohlverſtandenen Beruf beiden chriſtlichen Kirchen die gleiche Achtung, das gleiche Vertrauen, das gleiche Recht gewähren kann. Wenn dieſe in Europa einzige Politik der gewiſſenhaften Gerechtigkeit gegen die Glaubensbekenntniſſe einen wohlverdienten Triumph feiert, ſo wird ſie ihn finden in der heutigen Abſtimmung des deutſchen Reichstages, der in der einen oder anderen Faſſung jedenfalls ein und dasſelbe ausſprechen wird: wir ſuchen den Frieden und die gegenſeitige Achtung der Kirchen, den Schutz und das Recht unſeres Glaubens nicht mehr in einer Aſſociation jenſeits der Berge, ſondern in dem eigenen Schooß des wiedererſtandenen Reiches, in dem Einheitsgefühl und in dem Gerechtigkeitsgefühl des deutſchen Volkes. (Lebhafter allgemeiner Beifall.)"

Zuletzt entſchied ſich der Reichstag mit 205 gegen 84 Stimmen dahin: „Der Reichstag wolle beſchließen: ſämmtliche in dem ſechsten Petitionsbericht näher bezeichneten Petitionen dem Herrn Reichskanzler zu überweiſen mit der Aufforderung: 1) darauf hinzuwirken,

daß innerhalb des Reiches ein Zuſtand des öffentlichen Rechts hergeſtellt werde, welcher den religiöſen Frieden, die Parität der Glaubensbekenntniſſe und den Schutz der Staatsbürger gegen Verkümmerung ihrer Rechte durch geiſtliche Gewalt ſicher ſtellt; 2) insbeſondere einen Geſetzentwurf vorzulegen, welcher auf Grund des Eingangs und des Artikels 4 Nr. 13 und 16 der Reichsverfaſſung die rechtliche Stellung der religiöſen Ordens-Congregationen und Genoſſenſchaften, die Frage ihrer Zulaſſung und deren Bedingungen regelt, ſowie die ſtaatsgefährliche Thätigkeit derſelben, namentlich der ‚Geſellſchaft Jeſu' unter Strafe ſtellt."

Es ſtand nur noch in Frage, was die Reichsregierung thun würde. Inzwiſchen machte die Weſerzeitung eine nicht unpraktiſche Bemerkung: „Den Kern des Uebels trifft man immer nur, wenn man die Dummheit trifft, auf deren Gläubigkeit der Jeſuitenorden das ſtolze Gebäude ſeiner Herrſchaft auferbaut hat. Nur wenn man das geiſtige Niveau der katholiſchen Laienbevölkerung, und zwar nicht blos der männlichen, ſondern vor Allem der weiblichen, ſo weit erhebt, daß die Empfänglichkeit für prieſterlichen Trug ſchwindet, nur dann wird man den Gegner wirklich überwinden. Die Schule iſt die wahre Waffe des Staates, die einzige, welche der Hydra ihre Köpfe wirklich abſchlägt . . . Die Univerſalmonarchie des Jeſuitenordens hat ihren Sitz unter den Schädeln der kleinen Bauer- und Bürgerkinder katholiſcher Confeſſion; dorthin iſt die Invaſion zu richten, welche die Nothwehr uns aufzwingt, uns, d. h. nicht allein den Proteſtanten, ſondern überhaupt allen guten Deutſchen, die nicht wollen, daß das Reich zu einer Provinz welſcher Tyrannen herabſinke. Läutert ſich die Intelligenz der Pfarrkinder, ſo wird auch der Geiſt der Pfarrer und der Biſchöfe wieder deutſch und chriſtlich werden. Der Selbſterhaltungstrieb der Kirche wird dann die Kirche von den Jeſuiten befreien."

Die „Germania" erklärte geradezu, die Jeſuiten würden den Kampf bis an's Meſſer fortſetzen. Sie ſchrieb: „Die katholiſchen Dogmen ſind das Werk des heil. Geiſtes, unbedingt verpflichtend für jeden Katholiken, unabänderlich für alle Zeiten! Schließen dieſe Dogmen alſo Forderungen in ſich, die die weltliche Macht nicht

konzediren kann oder will, ſo iſt damit der Krieg zwiſchen Kirche und Staat proklamirt und zwar der Krieg bis auf's Aeußerſte."

Die Civilta Cattolica hatte ſchon im Oktober 1871 geſchrieben: „Die Katholiken können eine Regierung nicht lieben, welche ihre Mutter verfolgt und ihrem religiöſen Gewiſſen zu nahe tritt. Sie müſſen eine ſolche Regierung haſſen und, ſtatt ſie zu ſtützen, wünſchen, daß ſie möglichſt bald zuſammenſtürze. Darum ſcheint das neue Reich beſtimmt zu ſeyn, wie ein leuchtendes Meteor bald zu verſchwinden."

Die Genfer Correſpondenz weiß vollends ſchon, woher die Rettung kommen wird: „Könnte man, ſagt ſie am 20. Juli 1871, den katholiſchen Ländern im Reiche mit Gewißheit ſagen, Oeſterreich habe den ernſtlichen Willen, ſich an die Spitze der katholiſchen Bewegung zu ſtellen, ſo würde ein einſtimmiger Freudenruf vom Rheine bis zur Donau erſchallen." Und dieſe Genfer Correſpondenz war durch ein päpſtliches Breve vom 28. Februar 1872 höchlich belobt worden. Darin ſagte der Papſt: „Ihr könnt heute diejenigen der Verleumdung zeihen, welche Euch und Euren Schriften übertriebene Beſtrebungen und Hyperkatholicismus vorwerfen. Denn es iſt offenbar, daß dieſe boshafte Anſchuldigung von denjenigen ausgeht, welche entweder beſtrebt ſind, die Herzen der Gläubigen uns zu entfremden, oder danach trachtend, Chriſtus mit Belial zu verſöhnen, die unbeugſame Wahrheit, die Kirche und unſere Definitionen den gegenwärtig herrſchenden Meinungen und dem ſogenannten Fortſchritte anzubequemen ſuchen."

Im Juni ſchrieb dieſelbe Genfer Correſpondenz: „Der Papſt, indem er die Regierungen durch ſeine Sanftmuth verſöhnen wollte, hat ihnen nur zu viel ſchon zugeſtanden. Jetzt ſieht er, daß die Stunde der Barmherzigkeit vorüber iſt und daß er über kurz oder lang eine Periode ganzer und unerbittlicher Gerechtigkeit inauguriren muß. Wenn die Staaten aufhören, die Kirche anzuerkennen, ſo wird ſie ihrerſeits gezwungen ſeyn, ſie ſelbſt nicht mehr anzuerkennen. Die Welt wird dann Zeugin von grauſamen Zerfleiſchungen ſeyn, und die Regierungen hätten Unrecht zu glauben, daß die Maſſen ihnen folgen würden. Niemals hat die Kirche durch Zu-

warten verloren, aber, wenn ſie einmal einen Entſchluß faßt, ſo kann nichts ſie abhalten, ihn in Vollzug zu ſetzen. Nun aber beſchleunigt Preußen ſeltſamerweiſe den Augenblick, wo die Grenzen der Geduld erreicht ſind, und es könnte geſchehen, daß dieſe Geduld genau zu der Stunde aufhört, wo dieſe Monarchie ein großes Intereſſe daran hat, ſie ſich noch verlängern zu ſehen."

Der im Bundesrath beſchloſſene Entwurf eines Geſetzes gegen die Jeſuiten wurde am 14. Juni dem deutſchen Reichstag vorgelegt und lautete kurz:

§. 1. Den Mitgliedern des Ordens der Geſellſchaft Jeſu oder einer mit dieſem Orden verwandten Kongregation kann, auch wenn ſie das deutſche Indigenat beſitzen, an jedem Orte des Bundesgebiets der Aufenthalt von der Landespolizei-Behörde verſagt werden.

§. 2. Die zur Ausführung des Geſetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrathe erlaſſen.

Man fand an ſeinem Lakonismus viel zu tadeln. Früher ſchon hatte man gemeint, die deutſche Reichsregierung zeige zu viel Schwäche.

Im Reichstag ſelbſt erklärte ſich Schultze lebhaft gegen den Geſetzesentwurf und fand ihn ſchwach und nichtsſagend, wogegen Wagener, der Vertraute Bismarcks, ausdrücklich erklärte, es ſey eine falſche Vorausſetzung, daß die Reichsregierung ſich in dieſer Frage ſchwach zeigen werde. Preußen ſey den Katholiken ſtets wohlwollend entgegen gekommen. Erſt die aufregende Jeſuitenmiſſion im Poſen'ſchen und in Oberſchleſien und die Verbindung der Jeſuiten mit ihren Ordensbrüdern in Frankreich, Italien, Oeſterreich, deren Zweck die Fanatiſirung der untern Volksſchichten in Deutſchland ſey, habe Preußen genöthigt, ſich gegen die Jeſuiten zur Wehr zu ſetzen. Da übrigens die Jeſuiten vaterlandslos ſeyen, wozu ihr Ordenseid ſie verpflichte, geſchehe ihnen kein Unrecht, wenn man ſie beim Wort nehme. Sie, die kein Vaterland haben, noch haben dürfen, können auch aus keinem Vaterlande vertrieben werden. „Die Regierung geht nur ſchrittweiſe vor, ſie hat ſich mehr und mehr überzeugt, daß man in Rom den Frieden nicht will; das hat noch jüngſt die ſchroffe Zurückweiſung des Cardinal-Botſchafters bewieſen. Da iſt

es denn komiſch, daß Sie mit Conſtitutionalismus, mit Vaterlandsliebe kommen, wo wir die ſchwere Bedeutung des Conflikts fühlen und dahin wirken müſſen, daß der Staat alle dieſe Gebiete ſelbſtändig regelt und dann mit Ihnen nur unterhandelt mit dem Strafgeſetzbuche in der Hand. (Unruhe im Centrum.) Ich habe die Jeſuiten gemeint, wenn Sie ſich dadurch getroffen fühlen, ſo liegt es daran, weil Sie ſich mit ihnen identifiziren."

Die Führer des ultramontanen Centrums nahmen wieder die Unſchuldsmaske vor. Mallinckrodt wagte zu behaupten, die Jeſuiten ſeyen friedliche und tadelloſe Leute und ſogar treue Anhänger des deutſchen Reichs. Windthorſt ſagte: Dieſe frommen und friedfertigen Ordensleute, die ſich nur vereinigt haben, um zu beten und zu ſtudiren, dieſe auszuweiſen ſey barbariſch. Sein Witz verſtieg ſich ſoweit, zu behaupten, das Jeſuitengeſetz ſey antinational, weil es der deutſchen Gutmüthigkeit und Humanität widerſpreche.

Die Behauptung der Ultramontanen, alle Katholiken ſeyen mit den Jeſuiten identiſch, ſtrafte Völk in einer Rede Lüge, worin er dem Centrum die ſchärfſten Wahrheiten ſagte. „Ihr behauptet, es iſt durchaus nichts Neues gemacht worden; alles dasjenige, was in Beziehung auf die Verhältniſſe zwiſchen Staat und Kirche geſchehen iſt, ſteht ſchon in der Bulle des Bonifazius, es iſt alſo Alles beim Alten geblieben. Nun, warum hat man es dann nicht bei der Bulle des Bonifazius gelaſſen, ſondern hat vaticaniſche Dekrete gemacht, wenn damit nichts Neues geſagt werden ſollte? (Sehr wahr!) Hat man nichts Neues machen wollen, ſo hätte man wohl daran gethan, nicht all' das hervorzurufen, was in der That gekommen iſt. Man ſagt, auch in Beziehung auf den Glauben iſt Alles beim Alten geblieben. Warum hat man dann, wenn Alles beim Alten bleiben ſollte, wenn nicht neue Dogmen zur Beläſtigung der Gewiſſen eingeführt werden ſollten, den Kampf hervorgerufen, und warum hat man es nicht beim Alten gelaſſen? Dem Volke gegenüber beruft Ihr Euch auf die Autorität des erſten beſten Gelehrten, deſſen Name der Unwiſſenheit imponiren kann. Wenn wir aber einen einzelnen Ultramontanen oder ein ultramontanes Blatt als eure Autorität denunciiren, ſo wollt Ihr ihn nicht anerkennen, ſon-

dern weist, was er Unſinniges geſagt hat, als die zufällige Meinung eines Einzelnen zurück, wofür man die Kirche nicht verantwortlich machen könne. Kurz, dieſer jeſuitiſchen Kriegführung geht alle Wahrheit und Ehrlichkeit ab. Ihr rühmt die Sittlichkeit einzelner Jeſuiten, ja ſogar ihren Patriotismus als Krankenpfleger im Kriege, wofür der eine oder andere auch das eiſerne Kreuz erhalten habe. Aber ſolche Leute greifen wir ja gar nicht an, wir kämpfen nur gegen das allbekannte Inſtitut und Syſtem des Jeſuitenordens. Wenn Sie, meine Herren vom Centrum, dieſen Orden für identiſch mit der katholiſchen Kirche erklären, ſo ſchlagen Sie ſich ſelbſt. Wer ſich mit den Jeſuiten identificirt, muß auch mit ihnen getroffen werden. Aber, meine Herren, es iſt nicht an dem, daß man die katholiſche Kirche mit dem Jeſuitenorden identificiren laſſen will. Man iſt ſehr wohlfeil mit der Behauptung; wir Katholiken werden den Streit aufnehmen, wir Katholiken werden uns vertheidigen. Wer gibt Ihnen das Recht, im Namen aller Katholiken zu ſprechen? Ich, meine Herren, und meine zwei nächſten Wahlcollegen aus dem Kreiſe Schwaben und Neuburg, wir ſind durch die Stimmen von 30,000 Katholiken in dieſes Haus geſandt, deren allergrößter Theil bei dem Kampfe gegen den deutſchen Staat nicht auf Ihrer Seite, ſondern auf der unſrigen ſtehen werden. (Hört!) Sie ſehen alſo, es gibt noch andere Leute, die Katholiken zu heißen berechtigt ſind, als diejenigen, welche dem Unfehlbarkeitsdogma ſich blindlings unterworfen haben." — Ihr beruft Euch, rief Völk dem Centrum zu, auf die Freiheit! wer aber die Geiſtesfreiheit ſo in Feſſeln ſchlägt, wie die Herren zu Rom, hat kein Recht von Freiheit zu reden. Sodann erinnerte Völk daran, welche Sorte von Freiheit die Jeſuiten uns Deutſchen zugedacht hätten, da ſie offenkundig Frankreich dienen ſollten, Unruhen in Deutſchland zu erregen und dadurch Frankreich Gelegenheit zu geben, Revanche an uns zu nehmen. Hatte nicht Jörg, einer der hervorragendſten Führer der Partei, in der bayeriſchen Kammer offen geſagt, was wollen wir mehr Regimenter ſchaffen? Je mehr wir deren ſchaffen, deſto mehr werden zum Feinde übergehen oder zum Feinde hinübercommandirt werden. — „Es handelt ſich um den Kampf despotiſchen Romanismus' gegen

den Germanismus. Wir haben nicht angegriffen; hätte man in Rom die Sache beim Alten gelassen, hätte man nicht unter Anführung des Jesuitenordens alle die neuen Decrete, welche überall Unfrieden und Haß hervorgerufen, erlassen, hätte man die Sache gelassen, wie sie war, der Kampf wäre nicht gekommen. Ich kann sagen: wir sind angegriffen, wir werden den Kampf aufnehmen, wir werden auch siegen und dem deutschen Volke die Friedenspalme bringen. So gewiß das deutsche Volk die Welschen über den Rhein geschlagen hat, so gewiß wird es auch die Welschen über die Alpen zu schlagen verstehen! (Lebhaftes Bravo!)"

Noch am Abend desselben Tages traten Vertrauensmänner aus allen Parteien des Reichstags, das Centrum ausgenommen, zusammen und entwarfen eine andere Gesetzesvorlage. 1) Verbot des Jesuitenordens und der ihm verwandten Orden und Congregationen; Verbot der Errichtung neuer Niederlassungen derselben; Auflösung der bestehenden, binnen einer vom Bundesrathe zu bestimmenden Frist, spätestens in 6 Monaten. 2) Die Mitglieder jener Orden und Congregationen können, wenn Ausländer, aus dem Reich verwiesen, wenn Inländer, von einzelnen bestimmten Orten hinweggewiesen oder an bestimmten Orten internirt werden. 3) Anordnungen zur Ausführung des Gesetzes, welche den höchsten Landespolizeibehörden zusteht, erläßt der Bundesrath. An diesen gehen auch Beschwerden wegen der Ausführung des Gesetzes, die jedoch keine Suspensivkraft haben. Der Bundesrath kann dafür einen besonderen Ausschuß ernennen.

Im Reichstag selbst trug Meyer von Thorn diesen Entwurf vor, der dann auch die Mehrheit für sich hatte. Er hob noch einmal hervor, daß es ja ein Papst gewesen sey, der den Orden als einen Friedensstörer förmlich verdammt und verboten habe, bei welchem Anlaß er dem Domkapitular Moufang die Pöbelhaftigkeit vorwarf, die in dem von Moufang früher gebrauchten Ausdruck lag „der Papst habe einen Bock geschossen," indem er den Jesuitenorden aufgehoben habe. Freiherr von Aretin aus Bayern wollte die bayerischen Reservatrechte geltend machen, um die Jesuiten zu schützen, wurde aber vom bayerischen Minister Fäustle belehrt, daß

die Reſervatrechte mit dem Jeſuitenorden nichts zu ſchaffen hätten. Gerſtner ſprach ſehr feurig gegen das Geſetz, es werde nichts helfen, im Gegentheil die Jeſuiten zu Märtyrern machen. Das dumme Volk werde von den Pfaffen überredet werden, ſich um ſo treuer an die Jeſuiten anzuhängen, „denn — offen geſagt — der Jeſuitismus iſt doch eigentlich nur eine Appellation an die Unwiſſenheit und Dummheit des Volks," und die Hauptjeſuiten, bemerkte der Redner, trifft das Geſetz gar nicht. In Bayern iſt der Jeſuitenorden verboten und dort gerade am thätigſten. Der junge Klerus wird ganz in ſeinen Anſchauungen erzogen. Der Biſchof von Regensburg iſt der Gefährlichſten und Schlechteſten einer. Und was iſt ihm auf ſeinen ſtaatsgefährlichen Wegen geſchehen? Was kann dieſem Manne, dem wahren Typus des Jeſuitismus, durch das neue Reichsgeſetz geſchehen? Nichts, weil er eben kein Jeſuit dem Namen nach iſt. Wenn man Geſetze macht, muß man auch ihres Erfolges ſicher ſeyn. Es gibt nur einen Weg zur Löſung der Frage, die Macht der Ideen, der Bildung, des Unterrichts. Befreien Sie die Schule von der geiſtlichen Gewalt und das ſociale Leben von den Feſſeln der Kirche. Aber, fügt der Redner ſeufzend hinzu, der Jeſuitismus ſteckt nicht blos in der katholiſchen Kirche, ſondern auch im Proteſtantismus. v. Hörmann, früher bayeriſcher Miniſter, bemerkte ſehr richtig, man könne mit einer Hinweiſung auf die Zukunft die Frage nicht löſen. Bis die Schule ſo weit ſey als der Vorredner verlange, werde lange Zeit verlaufen. Hier aber handle es ſich um ein Nothgeſetz und augenblickliches Einſchreiten.

Bebel verwarf nicht nur den Katholicismus und Proteſtantismus zugleich, ſondern auch den modernen Staat aus dem Geſichtspunkt ſeiner Socialrepublik, verwahrte ſich aber feierlich gegen die Behauptung, der Socialismus und Ultramontanismus ſeyen Verbündete. Gneiſt machte die ſehr richtige Bemerkung, wie ehrlich und gutmüthig doch wir Deutſchen ſeyen, daß wir aufs gewiſſenhafteſte nur Rechtsgründe gegen unſere Todfeinde geltend machten, die ihrerſeits gar nichts nach Rechtsgründen fragen. „Wir ſind in religiöſen Dingen ein eigenartiges Volk, ſtets Selbſtquäler mit

religiöſen und juriſtiſchen Bedenken, auch gegenüber denjenigen, welche, wenn ſie die Macht in Deutſchland hätten, gegen uns weder Rückſicht noch Gewiſſen haben würden." Wahrhaft ruchlos aber ſey es von dieſen Jeſuiten, die alle Freiheit anderer todtſchlagen, ſich auf die Freiheit berufen und im Namen der Freiheit herrſchen zu wollen. Eben ſo richtig bemerkte Dorn, wie ſinnlos es ſey, wenn man im Jeſuitengeſetz „eine Verfolgung deutſcher Staatsbürger" ſehen wolle, da die Jeſuiten ſelbſt ja nie etwas anders hätten ſeyn wollen, als Unterthanen Roms.

Bei der dritten Leſung hielt Gneiſt am 19. Juni wieder eine der ausgezeichnetſten Reden und charakteriſirte die jeſuitiſche Argliſt muſterhaft: „Die ſechsziger Jahre haben die planmäßige Schaffung der neuen Dogmen, den Syllabus und Encyklica gebracht, welche Alles verfluchen, was zu den Lebensbedingungen der heutigen Geſellſchaft gehört; aber immer eingerichtet zu doppeltem Gebrauch. Ein päpſtlicher Erlaß, — und daneben eine officiöſe Anlage zum Gebrauch nach Umſtänden. Ein lateiniſcher Text und daneben eine deutſche Auslegung in usum Delphini, die immer verſchieden iſt für die, welche zu gehorchen, und für diejenigen, welche etwas zu ſagen haben. Numerirte Artikel, die ſo geſtellt ſind, daß man ſie verbinden und trennen kann, — je nachdem man nach oben oder nach unten, nach links oder nach rechts ſpricht. Endlich der Abſchluß in dem ſiebenziger Jahre, mit einem wunderbar zuſammengeſetzten Concil, welches die Verfaſſung ändert oder nicht ändert, — das neue Grundgeſetz der katholiſchen Kirche, oder die bloße Erneuerung uralter Glaubensſätze, — je nachdem man nach oben oder nach unten ſpricht. Dieſer weit angelegte Plan hat ſich des ganzen Kirchenregiments bemächtigt, hat ſich die deutſchen Biſchöfe nach einigem Widerſtreben durch das ſolidariſche Intereſſe der Herrſchaft untergeordnet, hat ſeine agitatoriſche und organiſatoriſche Seele, den Jeſuitenorden, in feſten Stationen auf deutſchem Boden etablirt, mit Klerus und Volk in dauernde Verbindung geſetzt. Zu Hunderten und Tauſenden an den einzelnen Orten ſind die katholiſchen Männer in einheitlich geleitete Verbindungen gebracht, um ihre bürgerlichen Intereſſen, ihre Geldangelegenheiten und ihre Ver-

aus dem erſtern in den letztern auf dem Beſtreben des Dampfes, ſich in einen größern Raum auszudehnen. Wird in einem Zeitraume, wo die durch den eindringenden Dampf bewirkte Schiebung des Kolbens im Cylinder noch nicht ganz beendigt iſt, die Verbindung zwiſchen Keſſel und Cylinder abgeſperrt, alſo der fernere Dampfzutritt gehemmt: ſo ſetzt der Kolben dem ungeachtet ſeine Bewegung bis ans Ende des Cylinders fort, weil nun die bereits im Cylinder befindliche Portion Dampf ihre Ausdehnungskraft äußert. Dampfmaſchinen, bei welchen dieſes Prinzip (in der beſchriebenen oder in abgeänderter Weiſe) in Anwendung geſetzt iſt, nennt man Expanſions-Maſchinen oder Dampfmaſchinen mit Expanſion.

Das mechaniſche Moment einer Dampfmaſchine ergibt ſich durch Multiplikation des Dampfdruckes auf den Kolben mit dem Raume, welchen der Kolben in einer Sekunde durchläuft. Der Druck auf den Kolben wird beſtimmt durch die Spannung oder Elaſticität des Dampfes und durch die Größe der Kolbenfläche. In Bezug auf erſtere iſt jedoch zu bemerken, daß nie ihre ganze Größe als bewegende Kraft wirkſam werden kann. Denn wenn der Druck des Dampfes von einer Seite auf den Kolben wirkt, ſo iſt jederzeit von der andern Seite ein Gegendruck vorhanden, welcher überwunden werden muß, und daher von der geſammten Druckkraft des Dampfes in Abzug zu bringen iſt, um die reine oder nutzbare Druckkraft (welche man Ueberdruck zu nennen pflegt) zu erhalten. Bei den Maſchinen ohne Kondenſation beſteht der erwähnte Gegendruck in dem Widerſtande der atmoſphäriſchen Luft, welcher (wie oben angegeben) gleich iſt einem Drucke von 12¾ Pfund auf den Quadratzoll Fläche; bei Maſchinen mit Kondenſation kann nach phyſikaliſchen Geſetzen der Dampf vor dem in Bewegung befindlichen Kolben, ſelbſt bei der beſten Wirkung des Kondenſators, nie ganz vollſtändig weggeſchafft werden, und es bleibt demnach auch hier ein Gegendruck zu überwinden, wenn gleich derſelbe geringer iſt, als der Druck der Atmoſphäre. Beiſpielsweiſe eine Dampfmaſchine ohne Kondenſation angenommen, bei welcher die Spannung des Dampfes im Keſſel vier Atmoſphären betrage, der Flächeninhalt des Kolbens gleich 64 Quadratzoll, die Länge des Kolbenhubes gleich 2 Fuß ſey, und 45 Kolbenſpiele (d. h. 45 Auf- und 45 Niedergänge des Kolbens) in einer Minute geſchehen: ſo

gnügungen confeſſionell zu betreiben, im Gegenſatz gegen ihre ketzeriſchen Mitbürger. In dieſen Maſſenpetitionen ſelbſt bezeugen uns die Bataillone und Regimenter katholiſcher Männervereine, daß ſie die Jeſuiten als ihre Leiter und geiſtigen Lenker in 20jähriger Thätigkeit verehren. Eine Partei aber, die immer doppeltes Maß führt, leugnet auch dieſen Zuſammenhang uns in das Geſicht ab, leugnet uns ins Geſicht, daß die Jeſuiten das vaticaniſche Concil gemacht, daß der Jeſuitenorden hinter den fortſchreitenden Anmaßungen und der drohenden Organiſation der Maſſen ſteht. Dieſe Mittel — dieſe Streitweiſe — dieſe Organiſation iſt keine kirchliche, ſondern eine politiſche, welche alle Andersdenkenden gefährdet. Die Unwahrhaftigkeit aber, welche zu Ehren Gottes zu wirken glaubt, findet die Lebensbedingungen ihrer Herrſchaft nicht in Deutſchland, ſondern bei unſerem weſtlichen Nachbar. In Deutſchland hat dieſe Doppelzüngigkeit die Kirchenſpaltung herbeigerufen. Der Mönch von Wittenberg, der dieſe Falſchheit in religiöſen Dingen nicht zu ertragen vermochte, lebt noch heute fort im Geiſte des deutſchen Volkes, welches an religiöſe Beſtrebungen ſo lange glaubt, wie irgend möglich und noch etwas länger, dem aber endlich die Geduld reißt über die Fortdauer dieſes ehrgeizigen und falſchen Treibens. Nach 20jährigem Vordringen der römiſchen Herrſchaft in Deutſchland mit alten und neuen Mitteln, mit Selbſthülfe, Selbſtinterpretation und liſtiger Doppeldeutung, — folgt wieder einmal eine Selbſthülfe der deutſchen Nation, und ſie wird noch einmal ihres Erfolges ſicher ſeyn, je mehr ſie die Sache der Freiheit dem Geſetz anvertraut im Staate der Gewiſſensfreiheit." (Stürmiſcher Beifall auf allen Seiten, Ziſchen im Centrum. Abgeordnete aller Parteien umgeben glückwünſchend den Redner.)

Als Reichensperger aus Crefeld noch einmal behauptete, der Jeſuitenorden und die katholiſche Kirche ſeyen identiſch und wer jenen angreife, habe es mit der ganzen Kirche zu thun, wies ihn Delbrück zurecht: „Die verbündeten Regierungen können in dieſer Identificirung nur eine willkürliche Verrückung der Thatſachen ſehen, die offenkundig ſind, eine Verrückung, die ſie um ſo tiefer beklagen, als ſie dazu dienen kann, die Maßregel, welche die Regierung Ihnen

vorgeſchlagen hat, in weiten Kreiſen über dieſes Haus hinaus des Charakters zu entkleiden, den ſie trägt, und ihr einen anderen Charakter aufzudrücken, den ſie nicht hat."

Das Jeſuitengeſetz wurde in der von den Vertrauensmännern geforderten verſchärften Form mit 181 gegen 93 Stimmen angenommen, auch noch Völks Antrag auf obligatoriſche Civilehe und Ordnung der Civilſtandsregiſter nach kurzer Debatte genehmigt und noch an demſelben Tage der Reichstag geſchloſſen.

Unmittelbar nachher brachte die Provinzialcorreſpondenz einen halb officiellen Artikel, worin die Rabuliſterei des Centrums und namentlich Windthorſts ins rechte Licht geſetzt wurde: „In einer Vorſtellung vom 10. April 1870, welche vom Cardinal-Erzbiſchof Rauſcher (zu Wien) verfaßt und von einer großen Zahl franzöſiſcher, öſterreichiſcher, ungariſcher, italieniſcher, engliſcher, ſpaniſcher, portugieſiſcher und amerikaniſcher Biſchöfe, ſowie von den deutſchen Biſchöfen von München, Bamberg, Augsburg, Trier, Ermland, Breslau, Rottenburg, Mainz, Osnabrück, vom apoſtoliſchen Vicar von Sachſen und vom Biſchof Namszanowski unterzeichnet war, wurde in dringendſter Weiſe die Nothwendigkeit der ſorgfältigſten Prüfung der Frage von der Unfehlbarkeit des Papſtes gefordert, vornehmlich um eines Bedenkens willen, ‚deſſen höchſte Wichtigkeit Niemandem entgehen könne, der Gott über der Seelen Heil Rechnung legen müſſe', — denn ſie ‚berühre direkt das Verhältniß der katholiſchen Lehre zur bürgerlichen Geſellſchaft'.

Es iſt Niemandem unbekannt, daß es unmöglich iſt, die bürgerliche Geſellſchaft nach der in der Bulle ‚Unam sanctam' aufgeſtellten Regel zu reformiren. Wenn der römiſche Papſt in dem heiligen Petrus die durch die beiden Schwerter bildlich bezeichnete Gewalt erhalten und nach göttlichem Rechte die Vollgewalt über Völker und Reiche erlangen würde, wäre es der Kirche nicht erlaubt, den Gläubigen das zu verbergen.

Wenn aber die chriſtliche Unterweiſung auf dieſe Art eingerichtet wäre, würde es den Katholiken wenig nützen, zu verſichern, daß die Gewalt des heiligen Stuhles über das Zeitliche eine Sache der bloßen Lehre ſey und zunächſt kein Gewicht in Bezug auf die

Thatſachen und die Ereigniſſe habe; Pius IX. denke nicht entfernt daran, die Oberhäupter der weltlichen Geſellſchaften abzuſetzen. Denn die Gegner würden hohnlachend antworten: Wir fürchten die päpſtlichen Urtheilsſprüche nicht, aber nach vielen und mannigfaltigen Verheimlichungen iſt es endlich offenbar geworden, daß jeder Katholik, der ſich in ſeinem Thun durch den Glauben leiten läßt, ein geborner Feind des Staates ſey, daß er ſich im Gewiſſen verpflichtet fühlt, alles, was er kann, beizutragen, daß alle Staaten und Völker dem römiſchen Papſte unterworfen werden.' — —

So weit die Bedenken und Warnungen der Biſchöfe kurz vor der Verkündigung der päpſtlichen Unfehlbarkeit.

Es geht aus dieſer Vorſtellung unwiderleglich hervor, daß die Lehren über das Verhältniß von Staat und Kirche, wie ſie durch das vaticaniſche Concil zur entſcheidenden Geltung in der römiſchen Kirche gekommen ſind, allerdings den ſchroffſten Anmaßungen des Papſtthums im Mittelalter, wie ſie Papſt Bonifacius in der Bulle Unam sanctam geltend zu machen verſuchte, entſprechen — daß aber dieſe Anſprüche ſeither innerhalb der katholiſchen Kirche keineswegs zur Anerkennung als kirchliche Glaubensſätze gelangt waren, daß vielmehr nach dem unumwundenen Zeugniſſe der Biſchöfe Rauſcher, Ketteler, Krementz, Förſter, Namszanowski u. A. ſie ſelbſt und ‚faſt alle Biſchöfe der katholiſchen Welt dem chriſtlichen Volke bisher eine andere Lehre über die Beziehung der geiſtlichen Gewalt zur weltlichen gelehrt haben'.

Angeſichts dieſes Zeugniſſes angeſehener Biſchöfe iſt es im hohen Maße befremdlich, wenn ein in katholiſchen Dingen ſonſt wohl bewanderter Redner auszuſprechen wagt: er begreife nicht, wie ſich Staatsmänner und Profeſſoren finden können, welche behaupten, es ſey in dem Verhältniſſe von Staat und Kirche irgend etwas geändert!

Die genannten Biſchöfe haben dem päpſtlichen Stuhle im voraus geſagt, daß es unmöglich ſey, die bürgerliche Geſellſchaft nach der in der Bulle Unam sanctam aufgeſtellten Lehre zu geſtalten, ſie haben im voraus verkündet, daß die Staaten ſich dem päpſtlichen Spruche nicht beugen würden, daß aber die Stellung der

Kirche der weltlichen Macht gegenüber durch die Lehre der päpſtlichen Unfehlbarkeit eine ſchwere Erſchütterung erfahren müſſe.

Die Vorſtellungen und die Bitten der kirchlichen Würdenträger (mit denen nach früheren Kundgebungen faſt alle deutſchen Biſchöfe im Herzen übereinſtimmten), ſowie die Mahnungen der Regierungen haben nicht vermocht, die bedenkliche Entſcheidung im Concil zu verhindern: inzwiſchen iſt die bedenkliche Saat des Zwieſpaltes aufgegangen.

Wenn die katholiſchen Abgeordneten immer wieder rufen: ‚Sagen Sie nicht, daß wir den Streit begonnen haben‘, — ſo iſt in jener Vorſtellung beſorgter Biſchöfe die bündigſte Aufklärung darüber zu finden, von wem und wie der Streit heraufbeſchworen worden iſt.“

Am einfachſten faßte die Weſerzeitung die Rechtsfrage auf: „Wenn Franzoſen und Polen eine Geſellſchaft bildeten, um vermittelſt ſocialiſtiſcher Agitation Theile der deutſchen Bevölkerung ihrer Bürgerpflicht abwendig zu machen, die militäriſche Disciplin im deutſchen Heere zu untergraben, durch deutſche Arbeiterunruhen unſere Truppen zu beſchäftigen, ſo würde Niemand bezweifeln, daß die Reichsgewalt die Einniſtung einer ſolchen Geſellſchaft innerhalb unſerer Gränzen zu verhindern, ihre Agitationen zu unterdrücken berechtigt ſey, und man würde den auslachen, der behaupten wollte, die Gedankenfreiheit und die Redefreiheit litten das nicht; jeder Menſch habe das Recht, über ſociale Fragen zu denken und zu ſprechen, wie er wolle. Niemand würde leugnen, daß man in dieſem Falle einen auswärtigen politiſchen Feind ſich gegenüber habe; möchten auch immerhin geborene Deutſche dem fremden Bunde angehören. Genau ſo wie dieſe fingirte franzöſiſch-polniſche Geſellſchaft ſteht die Geſellſchaft Jeſu zum Reiche; denn es kann keinen Unterſchied machen, daß ſie anſtatt ſocialiſtiſcher Dogmen kirchliche Dogmen für ihre Zwecke verwendet. Nicht auf die Dogmen kommt es an, ſondern auf die Zwecke, zu denen man ſie mißbraucht.“

Der deutſche Bundesrath nahm das Jeſuitengeſetz mit einigen vom Reichstag gemachten Modificationen einſtimmig an; nur Reuß ältere Linie hegte einige Competenzbedenken. Das vom 4. Juli 1872 datirte Geſetz lautet: §. 1. Der Orden der Geſellſchaft Jeſu und

die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Congregationen ſind vom Gebiet des Deutſchen Reichs ausgeſchloſſen. Die Errichtung von Niederlaſſungen derſelben iſt unterſagt. Die zur Zeit beſtehenden Niederlaſſungen ſind binnen einer vom Bundesrath zu beſtimmenden Friſt, welche 6 Monate nicht überſteigen darf, aufzulöſen. §. 2. Die Angehörigen des Ordens der Geſellſchaft Jeſu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Congregationen können, wenn ſie Ausländer ſind, aus dem Bundesgebiet ausgewieſen werden; wenn ſie Inländer ſind, kann ihnen der Aufenthalt in beſtimmten Bezirken oder Orten verſagt oder angewieſen werden. §. 3. Die zur Ausführung und zur Sicherſtellung des Vollzugs dieſes Geſetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrathe erlaſſen. — Eine Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 5. Juli, betreffend die Ausführung des Geſetzes über den Orden der Geſellſchaft Jeſu, lautet: Auf Grund der Beſtimmung im §. 3 des Geſetzes, betreffend den Orden der Geſellſchaft Jeſu, vom 4. d. M. hat der Bundesrath beſchloſſen: 1) Da der Orden der Geſellſchaft Jeſu vom Deutſchen Reiche ausgeſchloſſen iſt, ſo iſt den Angehörigen dieſes Ordens die Ausübung einer Ordensthätigkeit, insbeſondere in der Kirche und Schule, ſowie die Abhaltung von Miſſionen nicht zu geſtatten. 2) Niederlaſſungen des Ordens der Geſellſchaft Jeſu ſind ſpäteſtens binnen 6 Monaten, vom Tage der Wirkſamkeit des Geſetzes an, aufzulöſen. 3) Die zur Vollziehung des Geſetzes in den einzelnen Fällen zu treffenden Anordnungen werden von den Landes-Polizeibehörden verfügt. — Außerdem hat der Bundesrath, dem Antrage des Ausſchuſſes für Juſtizweſen gemäß, noch folgende Beſchlüſſe gefaßt: 4) Es wird den Bundesregierungen empfohlen, die nach dem Geſetze zuläſſige Anweiſung des Aufenthaltes in beſtimmten Bezirken oder Orden der Regel nach auf diejenigen Fälle zu beſchränken, in welchen der betreffende Angehörige des Ordens ſich außer Stande erklärt, ſelbſt einen beſtimmten, ihm nicht verſagten Aufenthaltsort zu wählen. 5) Die Hohen Bundesregierungen werden erſucht: a) von der vollzogenen Auflöſung von Niederlaſſungen des Ordens der Geſellſchaft Jeſu dem Reichskanzleramte in jedem einzelnen Falle Nachricht zu geben;

b) baldthunlichſt dem Reichskanzleramte Mittheilungen darüber zu machen, ob ausländiſche Angehörige des Ordens der Geſellſchaft Jeſu ausgewieſen worden, ob deutſchen Angehörigen des Ordens der Aufenthalt in beſtimmten Bezirken oder Orten verſagt oder in ſolchen angewieſen worden iſt, und endlich die Namen und perſönlichen Verhältniſſe der von ſolchen Maßregeln betroffenen Perſonen anzugeben; c) Erhebungen darüber zu veranſtalten, ob in ihrem Gebiete Orden oder ordensähnliche Congregationen beſtehen, welche mit dem Orden der Geſellſchaft Jeſu verwandt ſind, und die Ergebniſſe dieſer Erhebungen dem Reichskanzleramte binnen drei Monaten mitzutheilen.

Das Jeſuitengeſetz wurde ergänzt durch einen Erlaß des Cultminiſters vom 15. Juni, betreffend den Ausſchluß der Mitglieder geiſtlicher Orden von Schulſtellen. Derſelbe lautet: „Auf die Berichte vom 23. Januar und 27. März d. J. ſehe ich mich veranlaßt, hierdurch im Allgemeinen zu beſtimmen, daß die Mitglieder einer geiſtlichen Congregation oder eines geiſtlichen Ordens in Zukunft als Lehrer oder Lehrerinnen an öffentlichen Volksſchulen nicht mehr zugelaſſen und zu beſtätigen ſind. Was dagegen die zwiſchen einzelnen Gemeinden einerſeits und geiſtlichen Genoſſenſchaften oder Mitgliedern derſelben andererſeits wegen Wahrnehmung des Schuldienſtes oder Beſetzung der Schulſtellen bereits abgeſchloſſenen und in Wirkſamkeit getretenen Verträge anbetrifft, ſo hat die Regierung auf eine baldige Löſung der letzteren in der Art Bedacht zu nehmen, daß dabei ſowohl die Möglichkeit der ſofortigen Wiederbeſetzung der betreffenden Stellen durch weltliche Lehrer und Lehrerinnen, als die finanzielle Lage der Gemeinden zu berückſichtigen iſt. Wo ſolche Bedenken einer Kündigung der beſtehenden Verträge nicht entgegenſtehen, iſt mit derſelben ſchleunigſt vorzugehen, mit Löſung aller anderen Verträge aber alsdann fortzufahren, wenn unter Beachtung der vorbezeichneten Geſichtspunkte dies nach den thatſächlichen Verhältniſſen thunlich erſcheint. Selbſtverſtändlich wird in denjenigen Fällen, in welchen geſetzliche Gründe der Beſeitigung des gegenwärtigen Zuſtandes im Wege ſtehen ſollten, dieſelbe auszuſetzen ſeyn. Ich erwarte indeß für ſolche vor-

ausſichtlich ſeltenen Fälle einen eingehenden Bericht, in welchem meine Entſcheidung über den Spezialfall einzuholen iſt, wie ich andererſeits binnen 3 Monaten einer näheren Anzeige über das Geſchehene entgegen ſehen will. In dieſem Berichte ſind zugleich die geiſtlichen Männerorden und Congregationen namhaft zu machen, welche durch ihre Mitglieder an den öffentlichen Schulen des dortigen Bezirks Unterricht ertheilen, und hiermit diejenigen ſtatiſtiſchen Mittheilungen zu verbinden, welche in den früheren Berichten in Betreff der Schulſchweſtern enthalten ſind. Wegen der Zulaſſung der Mitglieder geiſtlicher Genoſſenſchaften an Privatſchulen behalte ich mir beſondere Beſtimmung vor. Der Miniſter der geiſtlichen ꝛc. Angelegenheiten. Dr. Falk." Dieſem Erlaſſe ſind die Regierungen entſprechend aufgefordert worden, binnen einer Friſt von längſtens 6 Wochen darüber genauen Bericht zu erſtatten, welche geiſtlichen Genoſſenſchaften an den öffentlichen Schulen ihres Bezirkes Unterricht ertheilen. Dieſe Schulen, die Zahl der lehrenden Mitglieder der einzelnen geiſtlichen Genoſſenſchaften, die Art des Vertragsverhältniſſes, ſowie alle ſonſtigen, behufs Erlangung einer vollſtändigen Ueberſicht erforderlichen Nachrichten ſind in dem Berichte näher anzugeben. Aller Orten wird bereits über die Ausführung dieſer miniſteriellen Anordnungen berichtet. Der Fuldaer Magiſtrat iſt von der Regierung zu Kaſſel ſpeziell aufgefordert worden, die Mitglieder des dortigen Benediktiner Nonnenkloſters, ſowie des engliſchen Fräulein-Inſtituts von der Unterrichtsertheilung in den beiden ſtädtiſchen Mädchenſchulen zu entbinden.

Als weitere Ergänzung dazu diente der Erlaß desſelben Cultminiſteriums vom 4. Juli, woraus erhellt, in welchem Umfang man die unreife Jugend fanatiſirte. Der Erlaß des Miniſters v. Falk lautete: „Es iſt zu meiner Kenntniß gekommen, daß in einigen Provinzen des Staates Marianiſche Congregationen, Erzbruderſchaften der heiligen Familie Jeſus Maria Joſeph, und andere religiöſe Vereine beſtehen, welche theils nur für die Schüler der Gymnaſien und anderer höherer Unterrichtsanſtalten beſtimmt ſind, theils Schüler dieſer Anſtalten als Mitglieder aufnehmen. Ich kann weder das eine noch das andere gut heißen. Ich beſtimme

daher, unter Aufhebung aller dem entgegenstehenden Verfügungen, daß die bei den Gymnasien und anderen höheren Unterrichtsanstalten bestehenden religiösen Vereine aufzulösen sind, daß den Schülern dieser Anstalten die Theilnahme an religiösen Vereinen direkt zu verbieten ist, und daß Zuwiderhandlungen gegen dies Verbot disciplinarisch, nöthigenfalls durch Entfernung von der Anstalt zu bestrafen sind. Das königliche Provinzial-Schul-Collegium hat hienach das Weitere zu veranlassen." In gleicher Weise wurde den Lehrern und Lehrerinnen im Verein der h. Kindheit, von den Schülern und Schülerinnen künftig noch Geldbeiträge einzusammeln verboten.

In einem rheinischen Gymnasium waren unter den Schülern besondere Andachten zum Herzen Jesu eingeführt worden. Sie wurden 1872 vom Provinzial-Schulcollegium in Coblenz untersagt. Die Stuttgarter Zeitung fügte hinzu: Genannter Kindheit-Jesuverein ist auch in Württemberg überall verbreitet und es wird den beitragleistenden Kindern der Hokuspokus vorgemacht, daß „die armen Heidenkinder" auf ihren Namen getauft werden sollen. Selbstredend dürfen die reicheren kleinen Spender und Spenderinnen am ersten und öftesten dieses Pathenglück genießen und manches Kind armer Eltern wird bei dieser Gelegenheit mit dem „Fluch der Armuth" erstmals bekannt.

Die Westphälische Zeitung bemerkte sehr richtig: „Separatistische Conventikel der Schüler unter einer der Anstaltsdirection fremden und vielleicht feindlichen Leitung sind wohl überhaupt und in allen Fällen pädagogisch unzulässig. Von den jesuitischen Congregationen und Sodalitäten herrscht aber in den Schulen die, wie es scheint, nicht ganz von Belegen entblößte Meinung, daß die Mitglieder systematisch von den Leitern zur Bespionirung ihrer Mitschüler und Lehrer mißbraucht werden, und diese Meinung ist vielfach eine Quelle einer höchst verderblichen Störung jenes kameradschaftlichen Vertrauens, jenes keimenden Gemeingeistes und Treuebewußtseyns, welche in seiner Jugend zu pflegen der deutsche Staat das größte moralische und politische Interesse hat."

Kapitel 3.

Die Ausweisung der Jesuiten.

Die wirkliche Ausweisung erfolgte dem neuen Reichsgesetz gemäß ohne irgend einen erheblichen Widerstand.

Der Papst selbst erließ keinen Protest und der Jesuitengeneral Beckx beschränkte sich darauf, in Laienvereinen einen Ersatz für die vertriebenen Jesuiten zu suchen.

Daß Beckx die Obern des Ordens nach Rom berufen habe, um Maßregeln für das fernere Verhalten des Ordens zu verabreden, wurde dementirt, und doch fanden solche Verabredungen statt. Die „Italienischen Nachrichten" glaubten versichern zu können, daß in den letzten Versammlungen, welche in Gegenwart des Generals Pater Beckx und vieler Obern der verschiedenen europäischen Jesuiten-Sectionen in der großen Aula des Jesuitenklosters zu Rom gehalten worden sind, ausgemacht worden ist, daß, „so lange die Verfolgung und Verbannung des Ordens in Deutschland dauert," die Laiengesellschaften ihre Stelle vertreten müssen, indem sie ihren Eifer und die Thätigkeit für die Zwecke des Ordens verdoppeln. Es würden diesen Gesellschaften die nöthigen Geldmittel bewilligt. Sie haben verschiedene Namen: „Gesellschaft der vereinten Brüder", „Verein für das Gebet", „Brüderschaft der guten Katholiken".

Auch die Generale aller andern geistlichen Orden, die in Rom residiren, haben, wie es hieß, an die Provinziale und im Auslande befindlichen selbständigen Klostervorstände eine Aufforderung erlassen, darüber zu berichten, welche Wege sie einzuschlagen gedenken, um eine etwaige Säcularisation des Kirchen-, beziehungsweise Kloster- oder Ordensvermögens unmöglich zu machen.

Ein römischer Correspondent der Kölner Zeitung schrieb am 7. August: Aus verläßlicher Quelle erfahre ich so eben eine Thatsache, welche geeignet ist, in Deutschland und namentlich in Preußen Interesse zu erregen. In einer ihrer letzten Versammlungen im Kloster del Gesu hier in der Stadt haben die Jesuiten unter Vor-

ſitz ihres Generals Pater Beckx den Beſchluß gefaßt, für Preußen verſchiedene religiöſe Laiengeſellſchaften oder Congregationen zu gründen, welche möglicherweiſe dort die Stelle der durch Ausführung des Jeſuitengeſetzes außer Wirkſamkeit geſetzten Geſellſchaft Jeſu ſelbſt theilweiſe auszufüllen beſtimmt ſind. Dieſe Geſellſchaften werden die Namen: „Geſellſchaft der vereinigten Brüder“ (Società dei fratelli uniti), Geſellſchaft für das Gebet“ (Società per la preghiera) und „Genoſſenſchaft der guten Katholiken“ (Sodalizio dei buoni cattolici) führen. Es iſt ferner beſchloſſen worden, daß den unbemittelten Mitgliedern der gedachten Geſellſchaften ein feſtes (ich weiß nicht, ob wöchentliches oder monatliches) Gehalt gewährt werden ſoll, damit ſie unbehindert die Sendungen und ſonſtigen Aufträge ausführen können, mit welchen jene religiöſen Geſellſchaften ſie betrauen werden.

Es zeigte ſich, daß die ungeheuern Prahlereien und Drohungen der Jeſuiten nur darauf berechnet geweſen waren, der deutſchen Reichsregierung Furcht einzujagen, wenn ſie ſich hätte bange machen laſſen. Als aber die Energie der kaiſerlichen Regierung und des Reichstags die Ohnmacht der Jeſuiten enthüllte, machten ſie gute Miene zum böſen Spiel, bedauerten ſehr, daß einige ihrer Preßorgane offenbar zu weit gegangen ſeyen, ihre berechtigte Sorge um die h. Kirche zu unberechtigten Angriffen und Verdächtigungen mißbraucht hätten. Gegen die Civilta Cattolica, welche alles zum Kriege gegen Deutſchland hetzte, empörte ſich mit förmlicher moraliſcher und patriotiſcher Entrüſtung die Augsburger Poſtzeitung und die Schleſiſche Volkszeitung. Die Nordd. A. Zeitung aber meinte, das erinnere an den Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen.

Die Jeſuiten fügten ſich überall dem Befehl zur Auswanderung, wenn auch hin und wieder unter Proteſten. Biſchof Konrad von Paderborn erklärte die Ausweiſung der Jeſuiten für eine Beleidigung des katholiſchen Volks, nachdem es ſo tapfer gegen Frankreich mitgefochten habe. Aber wußte denn der Biſchof nicht, daß es grade jene Siege der Deutſchen geweſen ſind, welche die Jeſuiten wieder zu vereiteln trachteten, indem ſie einen Religionskrieg in Deutſchland entzünden und den Franzoſen die Revanche erleichtern woll-

ergibt ſich der Ueberdruck des Dampfes zu 3 Atmoſphären oder 38½ Pfund auf 1 Quadratzoll, mithin der Druck auf die ganze Kolbenfläche gleich 2448 Pfund. Ferner iſt der Weg des Kolbens in einer Minute gleich 180, oder in 1 Sekunde 3 Fuß: daraus findet ſich das mechaniſche Moment 7344, was ein wenig mehr als 17 Pferdekräfte ausmacht. Bei den Dampfmaſchinen kommt aber, wie bei den Waſſerrädern, wegen mancherlei unvermeidlicher praktiſcher Hinderniſſe (als: Reibungen, Dampfverluſt ꝛc.) nie die ganze Größe der bewegenden Kraft zu wirklicher Benutzung; vielmehr darf man, der Erfahrung zufolge, im günſtigſten Falle nur 60 Prozent (manchmal ſogar nur 35 bis 40 Prozent) des nach obiger Weiſe berechneten theoretiſchen Effekts als wirklichen Nutzeffekt erwarten. Nimmt man für die als Beiſpiel gewählte Maſchine den Nutzeffekt zu 58 Prozent an, ſo beträgt das wirkliche mechaniſche Moment nur 4260, d. h. die Dampfmaſchine arbeitet mit der Kraft von 10 Pferden.

Die Anwendung der Dampfmaſchinen (worunter nicht ſelten ſolche von 100 bis 200 Pferdekräften und darüber) hat in der neueſten Zeit eine außerordentliche Ausdehnung erreicht, und iſt noch immer im Fortſchreiten begriffen. In allen Arten von Fabriken werden die verſchiedenſten mechaniſchen Arbeiten durch dieſelben verrichtet; in den Bergwerken werden erſtaunliche Mengen Waſſers durch ſie aus den Gruben gefördert; Dampfſchiffe beleben alle größeren Flüſſe und durchſchneiden den Ocean ſogar zwiſchen entlegenen Welttheilen; Dampfwägen auf Eiſenbahnen befördern mehr und mehr die raſche Verbindung im Innern der Kontinente. Vor 50 oder 60 Jahren war von allem dieſem theils nur der erſte Keim entwickelt, theils auch noch nicht ein Mal die geringſte Ahnung aufgetaucht. Viele Millionen Menſchenhände, Hunderttauſende von Pferden würden nicht hinreichen, die Maſſe von bewegender Kraft zu entwickeln, welche von den jetzt vorhandenen Dampfmaſchinen ausgeübt wird. Man kann ſich hiervon einiger Maßen einen Begriff bilden, wenn man hört, daß allein in den Bergwerken von Cornwall (i. J. 1834) 60 zum Waſſerheben angewendete Dampfmaſchinen zuſammen die Kraft von 3400 Pferden hatten. Da ein Pferd nur 8 Stunden des Tages arbeiten kann, ſo müßten, um jene Dampfkraft (die Tag und Nacht ohne Unterbrechung thätig iſt) zu erſetzen, nicht weniger als 10,200 Pferde

ten? — Am 23. August wollte der Pöbel zu Essen den Landrath v. Hövel hindern, das Austreibungsgesetz zu vollziehen, warf Steine nach ihm und demolirte das Haus, in das er geflüchtet war. Auch am folgenden Tage tobte der Pöbel fort, bis Gendarmerie mit blanker Waffe die Ruhe herstellte. In den ersten Tagen des September wurde der Geschäftsreisende Osterhagen, der über die Unfehlbarkeit des Papstes gespottet hatte, beim Nachhausegehen im Dunkeln erstochen.

In Bayern ließ Cultminister von Lutz am 18. September den Jesuiten, welche sich, obgleich bisher schon in Bayern gesetzlich nicht geduldet, doch unter dem Schutze des Bischofs Senestrey in Regensburg angesiedelt hatten, den Befehl zugehen, binnen drei Tagen die Stadt zu meiden. Nur ein in Regensburg geborener durfte bleiben, und ein Graf Fugger, welcher Jesuit geworden war, weigerte sich zu gehen, weil er als geborener Fürst sich aufhalten könne, wo er wolle. Das Ministerium beharrte auf der Ausweisung. Doch befand er sich noch im November in Regensburg. Ebenso der Jesuitenpater Löffler als Prinzen-Erzieher bei der Frau Erbprinzessin-Wittwe von Thurn und Taxis und Pater Ehrenberger.

Wilhelm Emanuel v. Ketteler, Bischof von Mainz, zeichnete sich auch jetzt wieder durch eine kühne Sophistik aus. Indem er seine Jesuiten einfach als Pfarrer in seiner Diöcese einsetzte, erklärte er in zwei Protestschreiben, trotz des neuen Gesetzes hätten die Jesuiten fortwährend das Recht der Seelsorge, Beichte, Predigt und Messe, und die Voraussetzung des Gesetzes, diese Functionen gehörten zu ihrer Ordensthätigkeit, sey irrthümlich. Der Bischof beliebte, sich ein wenig einfältig zu stellen, als habe er keine Ahnung davon, daß die Jesuiten überhaupt nur den einzigen Zweck hatten, grade mittelst der Seelsorge, Beichte und Missionspredigt das deutsche Landvolk und die deutsche Jugend für welsche Zwecke auszubeuten. Bischof Ketteler ging noch weiter und übernahm, als den Jesuiten in Mainz die Leitung der geistlichen Exercitien im Seminar verboten wurde, diese Leitung selbst, und man schrieb: „Das Exercitienbüchlein des heil. Ignatius wurde in den Händen des verehrten Oberhirten zu einer ebenso reichen Quelle der Gnade, wie wenn

einer der Söhne des heiligen Ordensstifters es zu erklären vermocht hätte."

Von einem Bruder des Bischofs berichtete die Monatszeitung aus Paderborn unterm 13. October. „In Paderborn besitzen die Jesuiten — außer verschiedenen anderen Kleinigkeiten — an liegenden Gründen eine gegenwärtig noch im Bau begriffene Kirche, beiläufig der Anlage nach eine der prachtvollsten in Paderborn, und einen unter dem Namen ‚Westphälischer Hof' bekannten Gebäudecomplex, welcher in seinen Mauern u. A. auch die Jesuitenschule beherbergt und der allein einen Werth von 50,000 Thlrn. repräsentirt. Kirchen-Torso und Westphälischer Hof nun sind zusammen für 850 Thlr. durch notariellen Kaufcontract an einen in der Nähe von Paderborn ansässigen Herrn v. Ketteler (Bruder des Erzbischofs von Mainz) übergegangen. Jener Contract aber enthält noch ein ganz prächtiges kleines Clauselchen, laut welchem sich Herr v. Ketteler verpflichtet, vier in dem Schriftstück namhaft gemachten Jesuiten-Patres bis an ihr seliges Ende auf seinen Gütern freie Kost und Logis zu gewähren — natürlich unter dem unschuldigen Titel von Hauslehrern, Inspectoren oder dgl."

Eine social-demokratische Versammlung in Berlin erklärte sich am 29. Juni gegen das Jesuitengesetz, weil es die persönliche Freiheit bedrohe. Zarte Sympathie zwischen den Rothen und Schwarzen. In der katholischen Hofkirche zu Dresden wurde ein feierliches Hochamt zu Ehren des Ignatius Loyola, des Stifters des Jesuitenordens, abgehalten.

Aus Preußisch-Polen zogen die Jesuiten in aller Stille ab und in dem zu Krakau erscheinenden Kraj wurde dem Fürsten Bismarck Namens der polnischen Bevölkerung aufrichtiger Dank ausgesprochen. Zu Paris machte dagegen der Rest der polnischen Emigration neue chauvinistische Demonstrationen und fachte wenigstens in der Presse den Krieg gegen Deutschland wieder an. Man schrieb aus Paris am 2. August: „Wie man aus hiesigen polnischen Kreisen erfährt, geht der aristokratische Flügel der hier lebenden Polen mit der Gründung eines neuen Blattes um, welches die polnische Nationalsache vertheidigen und sich hauptsächlich der Bekämpfung der deutschen

Politik in ihren antipolnischen und antijesuitischen Bestrebungen widmen soll. Dem Interesse Frankreichs würde dieses Organ dadurch zu dienen beflissen seyn, daß es dasselbe als die Schutzmacht der katholischen Kirche darzustellen suchte, welche von der Vorsehung bestimmt sey, diese Kirche über ihre Widersacher triumphiren zu lassen. Einen Theil der Kosten des Unternehmens trägt, wie man hört, der Fürst Wladislaw Czartoryski, einen anderen hat der Herzog von Aumale hergegeben, und der Rest soll in Folge einer Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen, die schon im April verbreitet worden ist, von den vermögenderen Mitgliedern der ‚weißen Emigration' zusammengebracht werden. Zum Redacteur ist der bekannte polnische Publicist Julian Klaczko ersehen, welcher unter Beust österreichischer Hofrath wurde und noch jetzt in Wien lebt. Auch sonst stehen die polnischen Ultramontanen mit den Pariser Gesinnungsgenossen zu Preßzwecken in reger Verbindung. So hat z. B. das ‚Univers' in der Person des Vorstandes des Jesuiten-Collegiums zu Schrimm, Pater Joseph Mycielski, einen Correspondenten, welcher dem Blatte die haarsträubendsten Dinge über die Verfolgung der katholischen Kirche in Preußen und namentlich in der Provinz Posen zu berichten weiß.

Um dem priesterlichen Unfug zu steuern, wurden im deutschen Reich noch weitere Maßregeln getroffen. Wie im August 1872 preußische Blätter meldeten, wäre im preußischen Cultusministerium in Anregung gebracht worden, ob das von Minderjährigen abgelegte Klostergelübde mit den Bestimmungen des §. 239 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich in Einklang zu bringen sey. Es ist der Vorschlag gemacht worden, periodisch wiederkehrende Revisionen in den Klöstern vorzunehmen und sämmtliche Mitglieder geistlicher Orden erklären zu lassen, ob sie sich noch an das von ihnen abgelegte Gelübde gebunden halten, oder ob sie durch irgend welchen Einfluß an dem Ausscheiden aus dem Kloster verhindert werden.

Auch die den Jesuiten affiliirten Orden kamen an die Reihe. Ihre Statuten wurden untersucht und ihr Inventar aufgenommen. Sie hatten sich unter allerlei Namen sehr angehäuft. So fand man in der kleinen Stadt Bonn Klöster der Frauen der ewigen An-

betung, vom armen Kinde Jesu, der Franciskanerinnen und der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Karl Borromäus.

Der Bischof von Straßburg, Räs, agitirte für eine gegen das Jesuitengesetz protestirende Adresse, die zu unterschreiben und zu verbreiten er am 2. August alle seine Pfarrer verpflichtete. Als das Noviziathaus in Issenheim durch den Kreisdirektor geschlossen wurde, protestirte der Superior feierlich, weil nur der Bischof von Straßburg das Recht dazu habe. Die badische Landeszeitung schrieb am 23. October: „Das Straßburger Jesuitenhaus ist verkauft, ein Jude kaufte es, ein Christ pachtete es und errichtete eine Wirthschaft darin, und einen Theil davon haben die Freimaurer zu ihrer Loge erworben; diese Nachricht mit ihrer bunten Mischung von Jesuiten, Freimaurern, Juden und Christen hat bereits die Reise um die Welt gemacht. Wer dieselbe gelesen, mußte gewiß denken: ‚In Straßburg ist mit den Jesuiten gründlich aufgeräumt.' Leider ist dem aber nicht so. Die Jesuiten sollen wohl fort seyn, aber wie man häufig findet, daß Wittwen der Todesnachricht ihres Mannes zugleich die Bemerkung beifügen: ihr Geschäft leide durch diesen Tod keine Unterbrechung, ebenso kann man hier sagen: Das Geschäft der Jesuiten wird ohne Störung fortbetrieben. Ihr Local in der Judengasse, welches, da eine Mamsell Chanty als Besitzerin desselben figurirte, vielleicht noch ein zweifelhaftes Eigenthum war, ist wohl verkauft, dagegen ist ein neues und schöneres Besitzthum dafür, der sog. Andlauer Hof in der Schreibergasse, erworben, worin durch die Schulbrüder, wie zuvor im Jesuiten-Collegium der Judengasse, nun daselbst das Jesuitengeschäft ohne Unterbrechung weiter getrieben wird."

Damals machte auch ein neues Wunder großen Spektakel. Man schrieb aus Straßburg am 21. August: „Das Weilerthal, das zwischen Schlettstadt und dem französischen St. Dié über Gebirgsstraßen die Verbindung herstellt, wird vielfach von einer armen Weinbauer- und Weberbevölkerung bewohnt. Durch den nahen steten Verkehr mit St. Dié sind diese armen Leute in fortwährender großer chauvinistischer Aufregung erhalten. Seit etwa vier Wochen verlautete nun von der in der Nähe des Dorfes Krüth

(hochdeutsch Gereuth, auch Neuholz, französisch Neuf-bois genannt) auf hohem Bergwald sichtbar gewordenen Erscheinung der Madonna. Eine weiße Frau mit goldener Krone auf dem Kopfe, ein leuchtendes Kreuz auf der Brust erschien — wem? Drei Kindern von elf Jahren, die im Walde Heidelbeeren suchten. Aber die Kinder nahmen sich das nächste Mal zur Verification des Mirakels eine — Schulschwester mit. Diese sah aber nichts, die Kinder sahen die Erscheinung desto besser, die sich jüngst bewegte, neuerdings an einem Baume fixirt, an dem früher ein Muttergottesbild aufgehängt war, und seitdem behaupten Hunderte von Menschen jeglichen Alters und Standes, die Figur gesehen zu haben und sie annoch zu sehen. So steht es in dem hiesigen ‚Volksfreund für christliche Familien'. An der Stelle der Erscheinung bietet sich ein erschütternder Anblick dar: Alle beten mit außerordentlicher Inbrunst, einige knieend, andere stehend, Thränen im Auge, und Alle fühlen sie sich so selig, daß, wenn sie auch nichts sehen, sie nicht mehr von dieser Stelle scheiden möchten."

Noch am 1. December wurde aus Straßburg geschrieben: „Im hiesigen ‚Volksfreund', der ein Sonntagsblatt für christliche Familien sein soll, steht heute Folgendes zu lesen: ‚Mit den Erscheinungen in Kruth (Weilerthal) will es immer noch kein Ende nehmen; ja, sie vermehren sich so sehr, daß nun Hunderte von Menschen als Augenzeugen davon sprechen. Als eines Tages ein Kreuz auf dem Kirchhof von Tiefenbach errichtet wurde und eine Menge Männer, Frauen und Kinder den Arbeitern zusahen, erblickte man plötzlich die Erscheinung der Mutter Gottes, zwei Kilometer weit am Walde. Seitdem die Polizei den Zutritt zu der Stelle der Erscheinungen unter 20 Thlr. Strafe verboten hat, zeigte sich die Mutter Gottes unten, vor dem Walde, und zwar nicht Einigen, sondern Vielen. Meistens erscheint sie im weißen Kleide mit blauem Gürtel, in der Haltung der unbefleckten Empfängniß; einige Male aber erschien sie schwebend über einem mit Leuchtern und Monstranz besetzten Altare. Oft umschweben sie Engelsgestalten, die nicht leicht erkennbar sind. Der Glaube an die Wahrheit der Erscheinungen verbreitet und befestigt sich mehr und mehr in der Umgegend. Noch

am 4., 16. und 17. November zeigte ſich das Muttergottesbild; einmal in einer Kapelle, die mit Roſen bekränzt und mit himmelblauen Tüchern umhängt war; das andere Mal in goldgewirktem Kleide, goldgekrönt und blau umgürtet. Ein Schwert ging ihr durch das Herz; ſie breitete die Arme aus. Befragt, antwortete ſie: ‚Ich bin . . . .‘, das weitere wurde nicht verſtanden.‘ Es ſcheint, daß alſo auch im Elſaß eine Art Lourder Schwindel auf die Tagesordnung gebracht werden ſoll, natürlich nicht nur zur größeren Ehre Gottes, ſondern noch mehr zur größeren Ehre Frankreichs.“

In Metz hatten die Jeſuiten ein großes Collegium mit 550 Schülern und große Reichthümer, ja zwei Straßen gehörten ihnen allein. Sie wollten nun nach Nancy überſiedeln, was ſich jedoch der dortige Biſchof verbat, weil er ſchon genug Jeſuiten habe. Dagegen nahm ſie eine Gräfin de Roncourt la Grange in ihrem Schloſſe auf, wohin am 27. September 76 Jeſuiten aus Metz mit ihren Schülern überſiedelten.

Auch in dem berühmten Maria-Laach erhielten die Jeſuiten am 27. Auguſt den Befehl, das Kloſter bis zum 1. Januar 1873 zu räumen, bis dahin und ferner aber ſich der Abhaltung von Gottesdienſten, zu denen das Publikum Zutritt hat, gänzlich zu enthalten, während das Meſſeleſen überhaupt geſtattet blieb. „Gutem Vernehmen nach zählt, nachdem eine große Anzahl Jeſuiten bereits abgereiſt ſind, das Laacher Kloſter noch jetzt etwa 20 Prieſter, 110 Scholaſtiker und 20 Laienbrüder, zuſammen alſo etwa 150 Mann. Die abreiſenden Väter ſuchen ihren Charakter als Jeſuiten nicht nur auf ihren Legitimationspapieren, ſondern auch in ihrer Kleidung möglichſt zu verbergen und kaufen ſich in den Kleidermagazinen hellgefärbte Anzüge. Man erinnert ſich in Coblenz noch recht wohl, daß der hier gebürtige Jeſuitenpater Achill Pottgeißer u. A., wenn ſie in den 30er und 40er Jahren nach hier kamen, in hellcarrirten Sommer-Anzügen erſchienen und in dieſen Anzügen ſelbſt die Jeſuitenkirche beſuchten, um dort Meſſe zu leſen.“ — Sehr viele Jeſuiten hielten ſich bekanntlich auch zu Gorheim bei Sigmaringen auf. Sie rühmten, bei der Ausweiſung vom Oberamtmann v. Mannſtein mit beſonderer Güte behandelt worden

zu ſeyn. — Die Ausweiſung traf ſie auch in Privatwohnungen, in die ſie ſich zurückgezogen hatten, z. B. wurden ſie in Schleſien von einem Gute des Grafen Balleſtrem ausgewieſen. Auch die affiliirten Orden theilten das Schickſal der Jeſuiten. Anfangs Auguſt wurde zu Wehlen von „Redemptoriſten aus Trier eine Miſſion abgehalten. Der Regierungspräſident von Trier, Herr v. Wolff, reiste in die Nähe von Wehlen. Den Patres wurde, obſchon ſie in der Ausführungsordre gar nicht genannt ſind, nach viertägiger Thätigkeit die Fortſetzung ihrer apoſtoliſchen Arbeiten unterſagt. Der Herr Pfarrer verfügte ſich ſofort zum Herrn Regierungspräſidenten, um ihn zu bitten, er möge doch erlauben, daß die Leute, welche noch bei den Patres zu beichten wünſchten, dieſes noch thun dürften. Der Herr Regierungspräſident antwortete: Sie ſind alſo der erſte Pfarrer, welcher mir eingeſteht, er ſey nicht im Stande, allein ſein Amt zu verſehen."

Die meiſten Jeſuiten wanderten nach Oeſterreich, Belgien und Frankreich aus. Am 9. September ſollen 250 Jeſuiten aus Deutſchland nach Paris gekommen ſeyn. Aus Holland erfuhr man, mehrere Adelige, zumal in Limburg, hätten den Jeſuiten von Maria-Laach ihre Schlöſſer an der Grenze zur Verfügung geſtellt. Aus Münſter in Weſtphalen wurde geſchrieben, die dortigen Jeſuiten hätten ſich zu den Miſſionen in Amerika gemeldet.

The Catholic Union of Great-Britain verdammte im Juli 1872 die Ausweiſung der Jeſuiten aus Deutſchland. Bei dieſem Anlaß hielt Erzbiſchof Manning, vom Concil her als fanatiſcher Infallibiliſt bekannt, eine Rede voll Gift gegen den Fürſten Bismarck und die Münchener.

Eine engliſche Dame, Frau Stapleton Bretherton, öffnete ihren großen Landſitz Ditton-Hall bei Prescott den aus Deutſchland vertriebenen Jeſuiten.

Das Siglſche „Vaterland" blieb getroſt. Es druckte Anfang November den Brief eines aus dem Elſaß ausgewieſenen Jeſuiten ab, worin es hieß: „Mit wahrer Freude ſah ich immer, daß Sie nicht, wie es allgemein geſchah, gegen Frankreich loszogen. Deutſchland wird zu ſeinem Schaden erkennen, daß Frankreich der Kirche

und Europa nothwendig iſt. Viele ſehen es ſchon ein und erkennen es. Frankreich geht einer beſſeren Zukunft entgegen. Es muß freilich noch eine blutige Kriſis durchmachen; dann aber wird es ſchönere Tage ſehen und Italien wie Deutſchland von dieſen Freimaurern befreien. Das können wir hoffen und das werden wir noch erleben. Wie wird aber das alles geſchehen? Das kann Niemand ſagen. Allein Gott iſt gerecht, Maria, die Königin Frankreichs, iſt mächtig."

Sechstes Buch.

Vereinigtes Auftreten der deutschen Bischöfe gegen die Reichsgewalt.

Kapitel 1.

Die Fuldaer Denkschrift von 1872.

Nachdem die Jesuiten aus dem Reich vertrieben waren, unternahmen es die deutschen Bischöfe, in ihrer Gesammtheit den römischen Stuhl gegenüber dem deutschen Reiche zu vertreten, und bestätigten damit, was man ihnen schon seit zwei Jahren vorwarf, daß sie nicht mehr als Bischöfe Nachfolger der Apostel und in ihrer Vereinigung auf dem Concil die höchste Instanz der Kirche geblieben seyen, sondern sich zu bloßen Commissären und servilen Werkzeugen des Papstes erniedrigt hätten. Denn sie stellten sich lediglich auf den Standpunkt Roms und der Jesuiten. Sie traten beinahe vollzählig vom 17. bis 20. September 1872 wieder in Fulda zusammen und erließen von hier aus eine Denkschrift, welche den bezeichneten, von ihnen eingenommenen Standpunkt klar darlegte, indem sie der deutschen Reichsregierung und dem Reichstag nicht die geringste Conzession machte, sondern alle Anmaßungen der

Infallibilität und alle bisherigen klerikalen Proteſte gegen die Staatsgewalt feſthielt.

Die Denkſchrift war vom 20. September datirt und in folgende Hauptſätze eingetheilt: 1) Die Rechte der katholiſchen Kirche ſtehen feſt, haben alle Wechſel der Zeit überdauert und ſind von allen deutſchen Regierungen anerkannt. 2) Die Katholiken ſind keine Feinde Deutſchlands, wie man ſie grundlos beſchuldigt hat. Sie haben ſtets den deutſchen Regierungen gehorcht, wie auch im letzten Kriege ihre Schuldigkeit gethan. Gleichwohl wurden „ſchon während des Krieges aus gewiſſen Kreiſen Stimmen laut, welche die Katholiken der Reichsfeindlichkeit und Vaterlandsloſigkeit beſchuldigten, und kaum war der Friede geſchloſſen, als man immer drohender hören konnte, nachdem der äußere Feind überwunden ſey, gelte es nun, einen noch ſchlimmern innern Feind zu beſiegen, nun müſſe der Krieg gegen Rom begonnen werden.“ Anfangs habe man katholiſcherſeits nur mit einer Partei zu thun zu haben geglaubt, aber daß der Antrag (der Centrumspartei), „die Beſtimmungen der preußiſchen Verfaſſung Artikel 15—18 in die Reichsverfaſſung aufzunehmen, von der compakten Majorität des Reichstags unter Zuſtimmung der Reichsregierung abgewieſen wurde, war kein gutes Zeichen.“ 3) Die katholiſche Kirche iſt in ihrer vollen Integrität anerkannt, hat alſo das Recht, diejenigen auszuſtoßen, die ihr nicht gehorchen, und diejenigen zu beſchützen, welche einen integrirenden Theil der Kirche bilden. Das Letztere gilt namentlich 4) vom Orden der Jeſuiten und 5) von der Erhaltung des Einfluſſes, welchen die Kirche auf die Schule zu üben hat, ſo wie 6) vom Rechte, kirchliche Vereine zu bilden. 7) Das neue Kanzelgeſetz, einſeitig vom Staat ausgegangen, iſt eine Verdächtigung und Kränkung des ganzen Prieſterſtandes. 8) Der Staat iſt es, der ſich anmaßt, infallibel zu ſeyn, weil es ihm gegenüber kein wohl erworbenes Recht geben, ſondern nur der Wille des Staats gelten ſoll. 9) Die Beſchuldigung, von katholiſcher Seite arbeite man auf den Sturz des neuen Reiches und des proteſtantiſchen Kaiſerthums hin, wird geradezu albern genannt. Auch die Beſchuldigung, der Syllabus und die Infallibilität des Papſtes ſeyen etwas Staatsgefährliches, wird als eine falſche

gehalten werden, deren Kraft jener von 70,000 erwachsenen Männern gleichgesetzt werden kann. Man schätzt die in sämmtlichen Bergwerken von Großbritannien arbeitenden Dampfmaschinen auf 22,500 Pferdekräfte, wonach deren Leistung jener einer halben Million Männer gleichgestellt werden darf. Die sämmtlichen Baumwollenspinnereien Großbritanniens und Irlands enthielten i. J. 1833 an Dampfmaschinen eine bewegende Kraft von 30,853 Pferden, zu deren Ersatz durch wirkliche Pferde über 92,000 dieser letzteren gehalten werden müßten. Nach einer nicht unwahrscheinlichen Schätzung besitzt Großbritannien überhaupt jetzt 15 bis 16,000 Dampfmaschinen, zusammen von etwa 240,000 Pferdekräften, deren Arbeit also jener von 700,000 Pferden oder 4½ Millionen Menschen gleichkommt. Die einzige Fabrikstadt Glasgow zählte schon i. J. 1825 310 Maschinen, zusammen von 6500 Pferdekräften; und die zu Birmingham 1835 befindlichen Dampfmaschinen hatten die Kraft von 2538 Pferden. Ohne Zweifel gibt es im ganzen Gebiete der materiellen menschlichen Thätigkeit keine imposantere Erscheinung, als jene der Dampfmaschinen in ihrer Gesammtheit; keine, welche ein entschiedeneres Zeugniß von der Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte ablegte; keine endlich, welche von so raschem und unbegrenztem Einflusse auf die Erweiterung und Vermehrung der Lebensgenüsse gewesen ist und noch ferner zu seyn verspricht.

Wir haben oben die Vervielfältigung der wirksamen Theile als einen jener Umstände namhaft gemacht, welche die Leistungen der Maschinen oft in bedeutendem Grade erhöhen. Dieser Fall tritt ganz besonders bei solchen Maschinen ein, deren Arbeit nicht gerade die Anwendung einer sehr ansehnlichen bewegenden Kraft erfordert. Des Beispiels, welches die Spinnmaschinen in dieser Beziehung darbieten, ist bereits gedacht. Ein anderes, nicht weniger interessantes, sehen wir an den Maschinen, auf welchen der Spitzengrund (englische Tüll oder Bobbinet) verfertigt wird. Dieses merkwürdige Gewebe besteht aus parallelen Fäden, zwischen welche andere Fäden in schrägen sich durchkreuzenden Richtungen eingeflochten sind. Dieses Einflechten geschieht durch die höchst sinnreich kombinirten Bewegungen einer großen Anzahl dünner, messingener

abgewieſen. Schließlich wird noch erklärt, die katholiſche Kirche erkenne keinen Biſchof und Prieſter an, der nicht vom Papſt ſeine Sendung empfangen habe. Unterzeichnet ſind die Erzbiſchöfe Paulus von Köln, Gregor von München, Michael von Bamberg, Fürſtbiſchof Heinrich von Breslau, die Biſchöfe Andreas von Straßburg, Peter Joſeph von Limburg, Chriſtoph Florenzius von Fulda, Wilhelm Emanuel von Mainz, Ludwig von Leontopolis (apoſtoliſcher Vicar im Königreich Sachſen), Konrad von Paderborn, Johannes von Kulm, Ignatius von Regensburg, Paukratius von Augsburg, Matthias von Trier, Leopold von Eichſtädt, Lothar von Leuka (Verweſer der Erzdiöceſe Freiburg), Adolf von Agathopolis, Karl Joſeph von Rottenburg, Johann Bernard von Münſter, Johann Valentin von Würzburg, Wilhelm von Hildesheim, Daniel Bonifacius von Speyer. Ferner Domkapitular Hoppe als Stellvertreter des Biſchof Philipp von Ermeland. Nachträglich haben die in Fulda nicht ſelbſt anweſenden Biſchöfe Heinrich von Paſſau und Johann Heinrich von Osnabrück der Denkſchrift zugeſtimmt.

Faſt alle öffentlichen Blätter erkannten in der Denkſchrift eine offene Kriegserklärung gegen das deutſche Reich. Biſchöfen, Männern des Friedens, hätte es am wenigſten geziemt, die Kriegsfackel voranzutragen. Sodann erſtaunte man, wie es die Biſchöfe hätten über ſich gewinnen können, die Wahrheit zu verleugnen und allbekannte Thatſachen zu entſtellen. Sie wollten überraſcht worden ſeyn durch einen unvorhergeſehenen Angriff von weltlicher Seite, und doch waren ſie es ſelbſt, die den erſten Angriff gemacht hatten, oder wenigſtens genau davon unterrichtet ſeyn mußten, wie ihre Collegen und die Jeſuiten den Angriff auf Deutſchland ſchon längſt vorbereitet und im Syllabus und ökumeniſchen Concil ſyſtematiſch organiſirt hatten. Daß ſie ſich überraſcht ſtellten, verräth ihre ganze Unehrlichkeit. Wenn ſie ferner im Syllabus und im neuen Dogma nichts Staatsgefährliches entdecken wollten, da dieſelben doch nur zu dem Zweck der Staatsgefährlichkeit waren improviſirt worden, ſo durften ſie nicht darauf rechnen, für Freunde der Wahrheit gehalten zu werden. Der Papſt ſollte Herr der Welt ſeyn, und bei jedem Conflikt zwiſchen Staat und Kirche ſollte er allein zu ent-

scheiden haben. Und darin wollten die Bischöfe nicht die geringste Gefahr für den Staat sehen.

Auch die Excommunikation gaben die Bischöfe als etwas ganz Unschuldiges aus. Die Denkschrift erklärte, „die Kirche verbinde mit dem Ausschluß von der Kirchengemeinschaft keine bürgerlichen Nachtheile, und sie verlangten bezüglich der Excommunicirten nichts Anderes vom Staate als die Anerkennung, daß ein Excommunicirter eben nicht mehr ein Mitglied der katholischen Kirche sey." Wie reimte sich das mit der Wahrheit? „Nach den noch keineswegs in Abgang gekommenen Bestimmungen des katholischen Kirchenrechts ist jeder Katholik verpflichtet, jeden Geschäftsverkehr mit dem Excommunicirten abzubrechen und sich jeder Annäherung an ihn im gesellschaftlichen Leben zu entschlagen. Der Excommunicirte kann nicht Richter, nicht Anwalt, nicht Kläger, nicht Zeuge seyn: vor Gericht kann er nur als Angeklagter auftreten. Diese Bestimmungen sind noch keineswegs von den zuständigen kirchlichen Behörden aufgehoben, und die beregte Erklärung der deutschen Bischöfe wird von keinem Jesuiten und keinem echten Curialisten genehm gehalten werden. In Rom wird man nur ein mitleidiges Achselzucken über diese von Charakterschwäche zeugende Connivenz der deutschen Bischöfe haben, und seiner Zeit wird man die Bischöfe zwingen, diese Erklärung eben so zu verleugnen, wie sie das in Fulda zuerst gesprochene Wort verleugnet haben. Der Papst ist nach den jetzt geltenden kirchenrechtlichen und dogmatischen Anschauungen allein befugt, eine authentische Interpretation kirchenrechtlicher Satzungen zu erlassen oder kirchenrechtliche Bestimmungen außer Kraft zu setzen, und jede derartige bischöfliche Erklärung, welche ohne Autorisation oder Genehmhaltung des Papstes abgegeben worden, verdient keine Beachtung. Der Kölner Erzbischof Paulus wird keine Widerrede erheben, im Falle der Papst Pius früh oder spät es für angezeigt halten sollte, demselben zu gebieten, gegen die excommunicirten Bonner Professoren und anderen Geistlichen die bürgerlichen Folgen der Excommunication rücksichtslos und mit aller Strenge der kirchlichen Strafmittel zur Geltung zu bringen."

Man erfuhr, der deutsche Kaiser sey von der Denkschrift sehr

unangenehm berührt worden, da er bisher, abgeſehen von einzelnen Perſonen, von der Geſammtheit der deutſchen Biſchöfe eine beſſere Meinung gehegt habe. Die halbamtliche Provinzialcorreſpondenz in Berlin machte den Biſchöfen den ſchwerſten Vorwurf der Wetterwendigkeit, der Inconſequenz, des Widerſpruchs mit ſich ſelbſt. „Die Biſchöfe verſichern im Eingange der Denkſchrift: die gegenwärtigen Wirren ſeyen für ſie plötzlich und gegen Erwarten hereingebrochen. Gerade am Grabe des h. Bonifacius hätten die Biſchöfe Anſtand nehmen müſſen, dieſe Behauptung auszuſprechen; denn dort mußte ihnen die Erinnerung an ihre erſte Verſammlung vom Jahre 1869 zugleich ins Gedächtniß und ins Gewiſſen rufen, mit wie ſchweren Sorgen ſie damals dem vaticaniſchen Concil entgegen gingen, durch welches nach ihrer eigenen bangen Erwartung die gegenwärtigen Wirren nothwendig herbeigeführt werden mußten. Wie ſollten ſie in Fulda nicht jenes erſten gemeinſamen Hirtenbriefes gedacht haben, in welchem ſie ſich und die deutſchen Katholiken noch darüber zu beruhigen ſuchten, daß das Concil in Rom neue Glaubenslehren nicht verkündigen könne und werde, — der Papſt könne und werde nicht unter dem Einfluſſe einer Partei die Macht des apoſtoliſchen Stuhles über Gebühr erhöhen, die alte und echte Verfaſſung der Kirche zu ändern ſuchen, — den deutſchen Biſchöfen werde auf dem Concil die volle Freiheit der Berathung nicht vorenthalten werden.“ „Wie ſollte der Biſchof von Mainz, Herr v. Ketteler, der die jetzige Denkſchrift verfaßt haben ſoll, in Fulda ſich nicht erinnert haben, daß als ‚neue Glaubenslehre‘ ihm und ſeinen Collegen damals eben die päpſtliche Unfehlbarkeit galt, von welcher er ſagte: ſie ſey der Kirche Chriſti dem Namen und der Sache nach unbekannt und erſt in letzter Zeit ausgedacht worden, ihre Verkündigung aber würde etwas Unerhörtes ſeyn. Wie könnten die Biſchöfe bei den erneuten Erörterungen in Fulda nicht ihres fruchtloſen Kämpfens und Ringens auf dem Concile gedacht haben, wo ſie gegen das Verfahren der Mehrheit proteſtirten, ‚um die Verantwortung für die unglücklichen Folgen, welche daraus ohne Zweifel in Kurzem hervorgehen würden, vor den Menſchen und vor dem furchtbaren Gericht Gottes von ſich abzulehnen,‘ — wo ſie dringend, zum

Theil fußfällig dem Papſte vorſtellten: es ſey geradezu ‚unmöglich, die bürgerliche Geſellſchaft nach der vom Concil aufzuſtellenden Regel zu geſtalten‘, und es ‚werde dahin kommen, daß die Katholiken als Feinde des Staates gelten, weil ſie im Gewiſſen gehalten ſeyen, darnach zu trachten, daß alle Staaten und Völker dem römiſchen Papſt unterworfen werden.‘ Das alles haben die deutſchen Biſchöfe mit tiefer Sorge vorhergeſehen und in dringendſter Weiſe mahnend und warnend in Rom vorhergeſagt: und heute ſcheuen ſie ſich nicht, von derſelben geweihten Stätte, wo ſie ſich vor drei Jahren vereinigten, um den drohenden Gefahren und Wirren vorzubeugen, alle jene Aeußerungen unter dem Vorgeben zu verleugnen: die Wirren ſeyen plötzlich und ihnen unerwartet hereingebrochen.“ — Sie wußten es und haben es ſelbſt bezeugt, daß die bürgerliche Geſellſchaft ſich dem Spruche des Papſtes nicht beugen könne und werde; — wollen ſie trotzdem, nachdem ſie ſelbſt ſich gebeugt, es in ſchwerem Kampfe verſuchen, auch den Staat, auch das deutſche Reich unter den Willen Roms zu beugen, ſo wird doch durch ihr eigenes unauslöſchbares Zeugniß die Thatſache beſtehen bleiben, daß dieſer Kampf nicht plötzlich, nicht durch den Staat heraufbeſchworen iſt, ſondern durch das vaticaniſche Concil, auf welchem alle Warnungen der deutſchen Biſchöfe ungehört verhallten und unter dem Einfluſſe einer Partei „die alte und echte Verfaſſung der Kirche geändert“ und „die Macht des päpſtlichen Stuhls über Gebühr erhöht wurde.“ Der Artikel ſchloß: „Wenn die preußiſche Regierung nach Erlaß der Verfaſſung im Vertrauen auf die damaligen Beziehungen zu den Kirchengewalten es zunächſt unterließ, den Artikel 15, nach welchem die evangeliſche und katholiſche Kirche ſowie jede andere Religionsgeſellſchaft ihre Angelegenheiten ordnet und verwaltet, in ſeiner Bedeutung und Tragweite durch ausdrückliche Ausführungsgeſetze feſtzuſtellen, wie ſolche ſonſt faſt zu allen ähnlichen Verfaſſungsbeſtimmungen ergingen, ſo iſt es jetzt, nachdem die Biſchöfe das Gebiet kirchlicher Angelegenheiten eigenmächtig zu beſtimmen und willkürlich auszudehnen verſucht haben, unerläßlich geworden, durch unzweideutige und unantaſtbare Staatsgeſetze diejenigen Gebiete zu regeln, welche nicht lediglich Kirchenangelegen-

heiten ſind, ſondern zugleich zum bürgerlichen und ſtaatlichen Leben irgend eine Beziehung haben. Das jetzige Auftreten der Biſchöfe wird unzweifelhaft das Wort des Reichskanzlers in Erfüllung gehen laſſen, daß die Regierung den Anſprüchen von Perſonen des geiſtlichen Standes gegenüber, wonach es Landesgeſetze geben könne, welche für ſie nicht verbindlich ſeyen, ihre volle und einheitliche Souveränetät mit allen Mitteln aufrecht erhalten werde. Die Souveränetät kann nur eine einheitliche ſeyn und muß es bleiben: die Souveränetät der Geſetzgebung."

Die Nordd. Allg. Zeitung ſchrieb: „Wenn die Verfaſſer der Denkſchrift der Biſchöfe ſchließlich die Verſicherung ertheilen, daß ſie Willens ſind, ‚dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt,' ſo wird es doch nicht der Episkopat ſeyn, welcher endgiltig darüber zu befinden hat, was ‚des Kaiſers iſt.' Es wird vielmehr die Staatsgeſetzgebung darüber Aufſchluß ertheilen und jeder Staatsbürger wird aus den Landesgeſetzen entnehmen, ‚was des Kaiſers iſt.' Auch iſt der Episkopat, unſeres Erachtens, nicht in der Lage, authentiſch zu interpretiren, ‚was Gottes iſt.' Denn unverkennbar beſteht keine nothwendige Congruenz zwiſchen dem, was die Kirche in Anſpruch nimmt, und dem, was Gottes Gebot iſt."

Die Spener'ſche Zeitung erhielt „Nachricht aus München, daß der Entwurf der Fuldaer Denkſchrift unmittelbar nach ſeiner Entſtehung in den Vatican geſendet wurde; nachdem im Vatican der Entwurf mit der Approbation verſehen worden, ſey derſelbe erſt der Verſammlung in Fulda vorgelegt worden. Gleichzeitig mit der Approbation erhielten ſämmtliche Biſchöfe des deutſchen Reichs den Befehl zur Unterzeichnung des Aktenſtückes, daher die Einmüthigkeit des deutſchen Episkopats." Darnach gäbe es keine deutſchen Biſchöfe mehr in Deutſchland, ſondern nur noch päpſtliche Präfecten.

Biſchof Ketteler ſchrieb in der „Germania" einen Artikel gegen die Provinzialcorreſpondenz und erklärte alle Behauptungen derſelben in Bezug auf die Fuldaer Denkſchrift für unwahr. Namentlich ſey es unwahr, daß die deutſchen Biſchöfe durch ihre ſpätere Anerkennung des neuen Dogmas ihrem erſten Fuldaer Hirtenbrief widerſprochen

hätten. Sie hätten damals gesagt, es werde auf dem Concil nichts Neues und nichts Gefährliches beschlossen werden, und das sey auch nicht geschehen, denn die Unfehlbarkeit des Papstes sey die alte Lehre der Kirche und auch nichts Staatsgefährliches. Mit Recht drückten viele Organe der Presse ihr Erstaunen über die Dreistigkeit aus, mit welcher der Bischof der allgemein bekannten historischen Wahrheit ins Gesicht schlug. Das war aber eine natürliche Folge des neuen Dogmas, denn was brauchten Unfehlbare sich noch um Wahrheit zu bekümmern? Inzwischen warnte die Times die deutschen Bischöfe. Da sie doch nichts anderes seyen, als Werkzeuge des Chauvinismus, so sollten sie doch auch bedenken, daß sie sich vergeblich abarbeiteten. „Was auch aus Frankreich werden möge, es wird stets zu republikanisch in seinem Geiste seyn, als daß es die von den Ultramontanen ihm zugemuthete Aufgabe vollführen würde. Dennoch ist diese Hoffnung auf die Befreiung durch Frankreich, welche nur dann möglich ist, wenn Frankreich wieder als die erste militärische Macht des Continents dasteht, der Schlüssel zu dem Gebahren der ultramontanen Partei in Deutschland. Das deutsche Vaterland in sich zu trennen, die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten zu erweitern, Eifersucht zwischen Preußen und den kleineren Staaten zu säen, das ist die Politik der Ultramontanen, auf daß, wenn der Tag kommt, die Auferweckung der französischen Macht um so leichter sey. So hat die Kirche absichtlich den Streit mit dem deutschen Staate heraufbeschworen. Das Dogma der Unfehlbarkeit ist als der Prüfstein der Gläubigen und zur Förderung einer geistlichen Bewegung gebraucht worden. Den Bayern hat man den protestantischen Kaiser als eine Demüthigung hinstellen wollen, obwohl mit geringem Erfolge. Die Geistlichkeit begann, ohne Zweifel einer gemeinsamen Oberleitung gehorchend, die Agitation, welche zu Bismarck's Auftreten gegen die Jesuiten führte, und jetzt sucht sie dieser scharfen Maßregel mit einer noch zügelloseren Sprache und noch rückhaltloseren Vorschiebung des Dogmas zu begegnen, in der Meinung, daß es der deutschen Regierung unmöglich seyn würde, gegen Alle insgesammt aufzutreten, wenn sie fest zu einander ständen." Die Times glaubt dennoch, daß die

Bewegung von ſelbſt abſterben könne, weil zwiſchen Rom und Deutſchland, ſelbſt unter dem proteſtantiſchen Kaiſer, kein nothwendiger Widerſtreit beſtehe. Die jetzige Bewegung ſey eben die Frucht des Glaubens, daß die auferſtehende franzöſiſche Macht im Dienſte römiſcher Intereſſen zu verwenden ſeyn würde. Aber wie wenig Siegeshoffnung den Legitimiſten und Ultramontanen in Frankreich blühe, habe ſich in den kürzlich vollzogenen Wahlen offenbart, und wenn die Einbildungen, welche am päpſtlichen Hofe genährt werden, einmal hinſchwinden, ſo dürfte es auch mit der feindſeligen Haltung Roms gegen das deutſche Reich zu Ende gehen."

Die Denkſchrift der Biſchöfe beruft ſich auf den weſtfäliſchen Frieden, aber dieſer Frieden iſt vom gleichzeitigen Papſte Innocenz X. nicht anerkannt, ſondern ausdrücklich für „null und nichtig, kraftlos, ungerecht, unbillig, verdammt, verworfen, eitel und ohne allen Einfluß auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" erklärt worden.

Endlich ſchrieb die Civilta Cattolica, das Hauptorgan des gegenwärtigen Papſtes: „Die durch die vaticaniſchen Dekrete ausgeſprochene Gottähnlichkeit des Statthalters Chriſti hat ein rechtliches Verhältniß zwiſchen den Päpſten und anderen Sterblichen, ſeyen es ſelbſt Fürſten von Gottes Gnaden, geradezu unmöglich gemacht. Verträge zwiſchen ihnen ſind für erſtere nicht bindend, ſie ſind nicht obligatoriſche Akte, durch welche ihre Willensfreiheit eingeſchränkt wird, ſondern Conceſſionen, Gefälligkeiten, die jeden Augenblick zurückgenommen werden können, ſobald das Wohl der Kirche es erheiſcht. Verträge ſind zweiſeitig bindende Pakte. Die Concordate können nicht dahin gerechnet werden, da in dieſem Falle der eine Paktirende das Kirchenoberhaupt iſt, welches mit keinem Menſchen Verträge ſchließen, reſp. ſich nicht binden kann, namentlich da nicht, wo die ihm von Chriſtus übertragene Miſſion durch den Vertrag gehemmt werden könnte. Folglich ſind Concordate gleich dem alten und neuen Teſtament privilegirte Indulte. Wie im Teſtament Gott den Menſchen, ſo verleiht im Concordat der Stellvertreter Gottes den Regierungen in Form von Concordaten gewiſſe Gnadenbewilligungen, die aber nie ſo aufgefaßt werden dürfen, als wären

die Erſteren den Letzteren gegenüber für immer gebunden. Denn die päpſtliche Oberhoheit iſt nur ein anvertrautes Gut und kann nicht von Bewilligungen eines Andern abhängig gemacht werden. Folglich iſt es durchaus falſch, daß die Regierungen, reſp. die Fürſten, das Recht hätten, auch ihre in Concordaten eingegangenen Verpflichtungen zu brechen und die der Kirche ertheilten Privilegien zurückzuziehen, wenn der Papſt ſich um des Heiles der Kirche willen gezwungen ſieht, Zugeſtändniſſe, die er früher im Concordat gemacht hat, zurückzunehmen. Der Papſt iſt in dieſem Falle Geſetzgeber, der Fürſt ſein Unterthan."

Daß auch Hefele und Haneberg die Fuldaer Denkſchrift unterzeichnet hatten, erregte großes Erſtaunen. Die Aachener Zeitung bemerkte: „Man wußte ja, daß die deutſchen ‚Oppoſitions'-Biſchöfe, welche am 17. Juli unter feierlichem Proteſt gegen die Vergewaltigung ihres ablehnenden Votums vom 13. desſelben Monats aus Rom abgereist waren, ſich unter einander das Verſprechen gegeben hatten, Rom gegenüber nicht einzeln zu handeln, ſondern nur nach vorhergehender Verſtändigung. Seit der Fuldaer Unterwerfung der Mehrzahl der Biſchöfe wußte man auch, daß ſie das Gelöbniß, welches ſie ſich gegenſeitig gemacht, gegenſeitig gebrochen hatten. Es ergingen nun von dem ſchon im Auguſt 1870 zu Königswinter conſtituirten Comité der rheiniſchen Altkatholiken, an deſſen Spitze der Kronſyndicus Geh. Juſtizrath Profeſſor Dr. Bauerband ſtand, Schreiben unter Anderem an den Erzbiſchof M. v. Deinlein zu Bamberg, an den Biſchof J. G. Stroßmayer zu Diakovar und an den Biſchof Karl Joſeph v. Hefele zu Rottenburg. Das Antwortſchreiben des letzteren, aus welchem bisher nur einzelne abgeriſſene kurze Sätze bekannt geworden ſind, lautet vollſtändig, wie folgt:

Hochverehrte Herren! Für Ihre freundliche Zuſchrift vom 4. dieſes Monats beſtens dankend, beehre ich mich, Ihnen meine Anſchauung über unſere traurige Lage ganz offen vorzutragen. Ich kann mir in Rottenburg ſo wenig, als in Rom verhehlen, daß das neue Dogma einer wahren, wahrhaftigen, bibliſchen und traditionellen Begründung entbehrt und die Kirche in unberechenbarer Weiſe beſchädigt, ſo daß letztere nie einen herberen und tödtlicheren Schlag

erlitten hat, alſo am 18. Juli d. J. Aber mein Auge iſt zu ſchwach, um in dieſer Noth einen Rettungsweg zu entdecken, nachdem faſt der ganze deutſche Episcopat, ſo zu ſagen über Nacht ſeine Ueberzeugung geändert hat und zum Theil in ſehr verfolgungsſüchtigen Infallibilismus übergegangen iſt. Ich ſehe mit Schrecken, daß demnächſt in allem Religionsunterrichte Deutſchlands die Infallibilität als das Haupt- und Primär-Dogma des Chriſtenthums wird gelehrt werden, und ich kann mir den Schmerz der Eltern wohl vorſtellen, welche ihre Kinder ſolchen Schulen überlaſſen müſſen. Aber alles Sinnen und Denken über dieſe Noth hat mich bisher nicht weiter geführt, als zu einer Norm für meine eigene Perſon. Ich werde das neue Dogma in meiner Diöceſe nicht verkünden, und factiſch wird in ihr nur von wenigen Geiſtlichen infallibiliſtiſch gelehrt. Weitaus die meiſten ignoriren das neue Dogma, und das Volk kümmert ſich, ganz Wenige — beſonders Adelige — ausgenommen, gar nicht um dasſelbe, und iſt ſehr zufrieden, daß der Biſchof darüber ſchweigt. Deſto unzufriedener iſt man von der andern Seite, und die Folgen für mich werden nicht lange auf ſich warten laſſen. Ich will lieber den Stuhl als die Ruhe des Gewiſſens verlieren. Solche Abſchlachtung der Einzelnen hätte nur vermieden werden können, wenn der geſammte deutſche Episcopat ſich der Verkündung des Dekrets widerſetzt hätte. Vis unita fortior. Ich hatte in Rom die Hoffnung, daß ſolches wenigſtens annähernd geſchehe. Jetzt iſt es ganz anders geworden. Ich will aber gern, Ihrer Adreſſe gemäß, mit den wenigen noch renitenten Biſchöfen Deutſchlands und Oeſterreichs, ſowie mit den Ungarn in Correſpondenz treten, um wo möglich eine einheitliche Aktion zu erzielen. Nur kann ich mich großer Hoffnung nicht hingeben. Unter den Biſchöfen der Schweiz ſind alle Infallibiliſten, mit Ausnahme Greiths in St. Gallen. Er wird es ſo lange als möglich machen, wie ich; aber wenn man ihm einmal das Meſſer an den Hals ſetzt, wird er ſich unterwerfen (ich ſtehe mit ihm in Correſpondenz). Die Ungarn verſchanzen ſich hinter ihre Regierung und dem ‚Non placet'; hier wird das Dekret gewiß nicht verkündet, aber ob die Ungarn zu einer weiteren gemeinſamen Action bereit ſind, iſt mir noch

meiner Correſpondenz mit Ungarn freilich zweifelhaft. Ebenſo konnte ich von Dupanloup keine offene Erklärung darüber erhalten, was er ſchließlich thun werde. Alles das lautet freilich ſehr peſſimiſtiſch; aber bei alledem ſcheint mir noch das Beſte die dilatio quam maxima — Zögerung ohne förmliches Schisma, deſſen Folgen unberechenbar ſind. Wo die Noth am größten, iſt Gott am nächſten. Die Zögerung ſchließt aber die Nichtunterwerfung ein. Wird darauf mit Kirchenſtrafen geantwortet, ſo müſſen wir, glaube ich, uns denſelben quoad ordinem externum fügen, wenn wir auch ihre innere Berechtigung und ihre Geltung vor Gott nicht anerkennen. Schließlich bemerke ich noch, daß unſere ſchriftliche Wiederholung des ‚Non placet' am 17. Juli gegen die letzte Form des Dekretes gerichtet war; dies gegen Herrn v. Ketteler. Genehmigen Sie die Verſicherung ausgezeichneter Hochachtung und innigſter Theilnahme, worin ich verharre Ihr ergebenſter Dr. v. Hefele, Biſchof von Rottenburg. Rottenburg, 11. November 1870.

Der Name Karl Joſeph v. Hefele's ſteht nun auch unter der eben veröffentlichten ‚Denkſchrift der am Grabe des h. Bonifacius verſammelten Erzbiſchöfe und Biſchöfe über die gegenwärtige Lage der katholiſchen Kirche im Deutſchen Reiche'. Sollte man es für möglich halten?! Am 11. November 1870 tadelt er den ‚verfolgungsſüchtigen Infallibilismus des ganzen deutſchen Episcopats, der über Nacht ſeine Ueberzeugung geändert hat' — und am 20. September 1872 erklärt er, ‚im gleichen Falle würde er wie der Amtsbruder Krementz handeln'! Am 20. September 1872 nennt er das ‚Abfall vom Glauben' und ‚Irrlehre', was er am 11. November 1870 noch mit Drangabe ſeines Biſchofsamtes feſtzuhalten gelobt, um die ‚Ruhe des Gewiſſens' nicht zu verlieren! Am 11. November 1870 iſt ihm der infallibiliſtiſche Religionsunterricht, am 20. September 1872 der nichtinfallibiliſtiſche Religionsunterricht das ſchrecklichſte, was er ſich denken kann! Kein Wort weiter! Wir fragen: Heißt ein ſolches Verhalten nicht das Chriſtenthum zum Kinderſpott machen?" Freilich, nicht ‚das Chriſtenthum', — aber den ultramontanen Klerikalismus!"

Biſchof Hefele veröffentlichte am 15. October 1872 eine Er-

Spulen. Solcher Spulen ſind gewöhnlich 18, 20, 22, ſelbſt 24, für jeden (engliſchen) Zoll der Breite des Gewebes vorhanden; und da zuweilen der Tüll 4 Yards (12 engliſche Fuß) breit iſt, ſo befinden ſich in dieſem Falle 2592 bis 3456 Spulen an der Maſchine, von welchen jede ihren abgeſonderten Faden regiert und einwebt. Eine ähnliche Betrachtung läßt ſich über die Vielheit der Nadeln und der dazu gehörigen Theile am Strumpfwirkerſtuhle anſtellen. Ein ſolcher Stuhl enthält oft auf einer Breite von 15 Zoll 500 bis 600 Nadeln, und wenn der Faden über alle Nadeln gelegt wird, ſo entſtehen mit Einem Male eben ſo viele Maſchen, während bei dem Stricken aus freier Hand jede Maſche einzeln — eine nach der andern — gebildet werden muß. — Verfolgt man die Betrachtung und die Analyſe mancher Maſchinen bis auf deren kleinſte Theile, ſo ergeben ſich zuweilen ſtaunenerregende Reſultate hinſichtlich der Vielzähligkeit dieſer letzteren. Bei den ſchon einmal erwähnten Baumwoll-Kratzmaſchinen beſtehen die Theile, welche unmittelbar die Baumwolle bearbeiten, auflockern und reinigen, aus kleinen Häkchen von Eiſendraht, welche in ſtarkes Leder eingeſtochen ſind. Die mit ſolchem Leder bezogene, alſo mit Häkchen beſetzte Oberfläche der verſchiedenen Walzen ꝛc. an einer Kratzmaſchine der größern Sorte kann auf 40 Quadratfuß angeſchlagen werden. Auf einem Quadratzolle ſtehen bei den feinſten Kratzen 800 bis 900 Häkchen, wonach die Zahl dieſer letzteren auf der ganzen Maſchine ungefähr 5 Millionen beträgt. Je zwei Häkchen ſind aus Einem Stücke Draht gebogen, und ſolcher Doppelhäkchen (die einzeln mittelſt beſonderer Maſchinen verfertigt werden) alſo 2½ Millionen vorhanden.

Haben wir im Bisherigen einige der beim techniſchen Maſchinenweſen vorkommenden bedeutenderen Verhältniſſe aus allgemeinen Geſichtspunkten betrachtet, und durch charakteriſtiſche Beiſpiele erläutert: ſo ſey es uns nunmehr erlaubt, mehrere der wichtigſten Fabrikmaſchinen, gruppenweiſe nach ihrer techniſchen Verwandtſchaft geordnet, ſpeziell zu durchgehen, und andeutungsweiſe — wie es der Raum nur erlaubt — die Hauptmomente ihrer Geſchichte hervorzuheben.

klärung, worin er ſagte: „Es iſt Freunden und Feinden, diesſeits und jenſeits der Alpen bekannt, daß dieſer innere Kampf bis zum 10. April 1871, alſo vom Datum des fraglichen Briefes an, noch fünf Monate, dauerte, bis es mir gelang, in aufrichtiger Unterordnung meiner Subjektivität unter die höchſte kirchliche Autorität mich mit dem Vatikaniſchen Dekret zu verſöhnen, wovon das Ergebniß in meinem Paſtoralſchreiben vom 10. April 1871 niedergelegt iſt. Was ich gar wohl voraus ſah, iſt eingetreten: es hat mir dieſer Schritt viele Verfolgung zugezogen, aber er hat mir dafür die innere Ruhe wieder gebracht.“ Uebrigens beklagt er ſich über den Mißbrauch vertraulicher Briefe.

Auch die Kölner Zeitung bemerkte, man müſſe dieſen Brief mit dem Schreiben desſelben Biſchofs vom 11. November 1870 vergleichen. „Ich werde,“ ſagt der Biſchof in letzterem, „das neue Dogma in meiner Diöceſe nicht verkünden. Ich will lieber den Stuhl als die Ruhe des Gewiſſens verlieren.“ „Im April 1871 aber iſt eine Unterwerfung unter das vaticaniſche Dekret Thatſache, und dieſer Schritt hat ihm ‚die innere Ruhe wiedergebracht‘. Indem der Biſchof alſo die ‚Ruhe des Gewiſſens‘ von 1870 Preis gibt, gewinnt er die ‚innere Ruhe‘ für 1871. Das reime ſich, wer gewohnt iſt, ſeine Ueberzeugungen wie ſeine Kleider zu wechſeln. Kurz, der Biſchof gehört, um ſeine Worte vom November 1870 zu gebrauchen, jetzt auch zu denjenigen, denen mit Erfolg das Meſſer an den Hals geſetzt und die einzeln abgeſchlachtet worden. Ein neuer Beweis von dem unwiderſtehlichen Despotismus der ultramontanen Hierarchie, ein neuer Beweis auch für die Unmöglichkeit, in welche der Staat ſich verſetzt ſieht, irgendwelchen Verſicherungen der Biſchöfe Glauben zu ſchenken. Was ſoll der Staat von den Betheuerungen der Leute halten, in deren Gewiſſen heute zur Pflicht wird, was geſtern verdammenswerth war? ‚Schön iſt häßlich, häßlich ſchön‘ — das mögen die Hexen wohl ſingen, aber in Biſchofsmunde klingt es gar übel.“

Profeſſor Reinkens ſchrieb an Hefele und ſchloß: Eins haben wir Ihrer Erklärung zu danken. Sie haben den Eindruck der Fuldaer Denkſchrift für die Staatsregierungen verſchärft. Dieſe wer-

den endlich einsehen, daß es mit der Beförderung „nicht compromittirter", „milder", „vermittelnder" Persönlichkeiten auf die Bischofsstühle nichts ist. Weder wird die preußische Staatsregierung den polnischen Monsignore v. Wolanski — der übrigens nicht einmal eine solche Persönlichkeit ist — zum Nachfolger Namszanowski's machen, noch die badensische Herrn Alzog auf den erzbischöflichen Stuhl von Freiburg setzen. Sie werden überhaupt einsehen, daß jeder von Rom approbirte Bischof in seinem Lehren und Handeln keine eigene Ueberzeugung und Gesinnung mehr hat, daß da aller Patriotismus eitel Schein und Trug ist, daß der Herr Bischof Roms Lehren lehrt, Roms Parolen ausgibt, hart oder milde ist auf Befehl der fremden Curie. Die Staatsregierungen werden endlich erkennen, daß, wer, um Bischof zu werden, dem Papste den berüchtigten Vasalleneid leistet, in welchem er sechs Mal diesen seinen Herrn nennt und nur Pflichten gegen diesen beschwört, in seinem Innern kein Deutscher mehr seyn kann, sondern einzig und allein ein Organ römischer Interessen in Deutschland. Dürfte ich Ihnen, hochwürdigster Herr Bischof, einen Rath geben, so wäre es dieser: entwinden Sie sich schnell und kühn der kurzen Verirrung und setzen Sie wieder mit Ehren ein Leben treuer Arbeit fort für die Wahrheit. Mit der Theilnahme eines ein viertel Jahrhundert hindurch Ihnen treu Ergebenen Ihr

Dr. Jos. H. Reinkens.

Was den Bischof von Speier betrifft, so war Abt Haneberg schon 1870 entschiedener Gegner der Unfehlbarkeit und früher schon in des Papstes Ungnade, denn als er zum Bischof von Eichstädt gewählt wurde, sagte der Papst: Ich werde diesen Abt nie zum Bischof machen! Professor Bauerband schloß einer Erklärung gegenüber von Hefele noch den Abdruck eines Schreibens Hanebergs an Hefele an, worin es hieß: „Je länger ich mich mit der Frage beschäftigte, je genauer ich die Beweise für und gegen die Unfehlbarkeit verglich, desto sicherer glaubte ich zu erkennen, daß die alte Kirche, d. h. die Kirche der ersten acht Jahrhunderte von dieser Lehre nichts wußte. Waren alle Bischöfe und alle Theologen, welche im Wesentlichen Bossuets Vorstellung vom Primat und seinen

Prärogativen hatten, im Irrthum? Iſt es möglich, bis zum 18. Juli etwas für unwahr, und von da an für wahr zu halten? Was iſt zu thun? Theoretiſch gibt es für uns, die wir katholiſch leben und ſterben wollen, nur zwei Wege, der eine führt zur Verzweiflung und Beſtreitung der Giltigkeit des Concils, der andere zur Unterwerfung. Welche Momente die Geſchäftsordnung und Führung des Concils in dieſer Hinſicht darbietet, wiſſen Eure biſchöfliche Gnaden am beſten. Daß man den Biſchöfen nicht von vornherein ankündigte: ‚Es gilt die Vertilgung der von Boſſuet feſtgeſtellten Theorie‘, daß man nicht offen ſagte: ‚Es gilt die Erhöhung des Primats bezüglich der Regierungs- und Lehrgewalt‘, iſt ein bedenklicher Umſtand. Der Mangel an Einſtimmigkeit iſt noch bedenklicher, da es ſich um eine lange geduldete Schulmeinung handelt. Hier handelt es ſich nun um die Verwerfung einer Lehre, die lange in vielen Schulen gelehrt wurde und nach unſerer Ueberzeugung das Votum der alten Kirche und des achten wie ſechszehnten (Konſtanzer) Concils für ſich hat. ‚Wer will es, die Sache theoretiſch auffaſſend, leugnen, daß man die Echtheit und Giltigkeit des letzten vatikaniſchen Beſchluſſes beſtreiten könne?‘ — Die Spenerſche Zeitung verſpricht, bei Gelegenheit noch mehr ſolcher Charakteriſtika anderer deutſcher ‚Prälatengewiſſen‘ zu veröffentlichen.“

Dieſelbe Zeitung ſchrieb: „Das mehr als compromittirende Heſeleſche Schriftſtück erregt hier am Rhein kaum noch Verwunderung. Der ſchmachvolle, nachweisbare Abfall des größeren Theiles des höheren und niederen Klerus von ſeiner inneren beſſeren Ueberzeugung hat hier ſchon ſeit Jahr und Tag die gebildeten Klaſſen mit unnennbaren Gefühlen gegen einen Stand erfüllt, den hochzuſchätzen man ſie von Jugend auf gelehrt hatte. Es iſt hier für Niemanden, der offene Augen und Ohren hat, ein Geheimniß, daß ein großer Theil des Curatklerus in Rheinland und Weſtphalen innerlich nicht an die päpſtliche Unfehlbarkeit glaubt, ſondern nur äußerlich, um Unannehmlichkeiten und Vexationen Seitens der Vorgeſetzten zu entgehen, ſich unterworfen hat. Auch an maßgebender Stelle war und iſt dieſes kein Geheimniß, und um einem möglichen Rückfalle Einiger oder Vieler definitiv einen Riegel vorzuſchieben,

organisirte man seiner Zeit durch die Decanate die bekannten Zustimmungsadressen, welche einige Zeit nach dem Concil Wochen lang die Spalten der großen ultramontanen Zeitungen füllten. Durch diese moralische Erpressung der Unterschriften wurden die unglücklichen Unterzeichner, nachdem sie das traurige Opfer gebracht hatten, persönlich engagirt. Es ist dem Einsender dieser Zeilen von mehr als einer Seite von Geistlichen mit Schmerz und Entrüstung über die moralische Nöthigung geklagt worden, die ihnen seiner Zeit Behufs Erlangung ihrer Unterschrift zu jenen Zustimmungs-Erklärungen angethan worden sey. Hätten die deutschen Regierungen frühzeitig zu dem vatikanischen Attentate eine unzweifelhaft klare Stellung genommen und den Curatklerus nicht darüber in Zweifel gelassen, daß er den Zumuthungen seiner vorgesetzten Dränger gegenüber bei der Staatsgewalt den nöthigen Schutz finde, es würde heute hier um die Sache des Altkatholicismus vielfach ganz anders stehen. Aber trotz aller jener Manöver und moralischer Nöthigungen ist es Thatsache, daß es hier am Rhein noch eine ganze Anzahl von Geistlichen gibt, die aus ihrer Nichtunterwerfung unter die neue vaticanische Glaubenstyrannei kein Hehl machen. Selbst die heilige Stadt Köln, die Residenz des Erzbischofs Melchers, ist von solchen Elementen nicht frei geblieben, und die Sperlinge auf den Dächern zwitschern sich die Namen derjenigen Geistlichen zu, von denen die Stadt und Herr Melchers wissen, daß sie den neuen Glaubenssatz nicht angenommen haben und nicht annehmen werden. Der zelotische Erzbischof schweigt dazu; er wird selbst am besten wissen, warum. Aber noch mehr. Auch seines Domkapitels soll der Erzbischof, wenigstens in seiner Majorität, nicht sicher seyn. Man bezeichnet offen die Domkapitulare, die — wir lassen dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht — man für unverhohlene Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas hält. Wir unterlassen es natürlich, hier Namen zu nennen."

Um auf die bischöfliche Denkschrift zurückzukommen, so diente derselben zunächst als Antwort ein im November veröffentlichter Gesetzesentwurf der Reichsregierung in Bezug auf die Grenzen des Rechtes kirchlicher Strafen und Zuchtmittel, worin dem Klerus streng

unterſagt war, Handlungen beſtrafen zu wollen, welche nach den Staatsgeſetzen erlaubt ſind.

Am 28. November 1872 berieth der preußiſche Landtag über einen Antrag des Herrn v. Mallinkrodt, welcher Zurücknahme des Geſetzes vom 15. Juni 1862 verlangte, wonach den Mitgliedern geiſtlicher Congregationen oder Orden der Unterricht in den öffentlichen Volksſchulen verboten worden war. Er berief ſich dabei auf den vierten Paragraphen der preußiſchen Verfaſſungsurkunde von 1850. Cultminiſter v. Falk wies den Antrag in einer Rede zurück, worin er indirekt vorausſagte, was die Biſchöfe mit ihrer Fuldaer Denkſchrift zu erwarten hätten. Erſtens ſey die Erlaubniß, die der vierte Paragraph enthält, durch das Beſtätigungs- oder Verweigerungsrecht der Regierung bei jeder Anſtellung im Schulfach eingeſchränkt; zweitens habe das Geſetz bei Anſtellungen im Schulfach nur Männer und nicht Frauen im Sinne gehabt und liefern die Congregationen und Orden nur wenig Männer, während der Zulauf der Frauen außerordentlich groß ſey; drittens vermöge das ſchwache Geſchöpf die berechtigten Forderungen der Regierung an unmittelbare Staatsdiener nicht in dem Grade zu erfüllen, wie das ſtärkere Geſchlecht. Was die Schulſchweſtern auch Gutes geleiſtet haben, habe man doch hie und da bei ihnen eine weichlich frömmelnde und darum krankhafte Richtung wahrgenommen. Eine Hauptſache ſey viertens, daß die Schulſchweſtern ihren geiſtlichen Obern das Gelübde des blinden Gehorſams ablegen. Ihre Obern ſeyen aber zum Theil nicht einmal Deutſche, und was ſie den Schulſchweſtern befehlen, ſey nicht immer vereinbar mit dem Gehorſam, den ſie den Staatsgeſetzen ſchuldig ſind. Der Miniſter wies beiſpielsweiſe auf einen Vertrag hin, welchen Schulſchweſtern mit dem Pfarrer und Bürgermeiſter einer Gemeinde geſchloſſen hatten. Darin wird den Schulkindern ein Uebermaß von Roſenkranz-Abbeten für den Ordensſtifter, für Wohlthäterinnen des Ordens, für Verſtorbene, Meſſehören, Beiwohnen an Prozeſſionen, vielfältigen Andachten und frommen Uebungen ꝛc. vorgeſchrieben, ſo daß man nicht weiß, handelt es ſich hier um eine Schule oder von einer Kirchenanſtalt. Die Zahl der Schulſchweſtern hat auffallend zugenommen,

wozu allerdings der Mangel an männlichen Lehrern den Vorwand leihen könnte, aber diesem Mangel müsse auf natürliche Weise durch Heranziehen männlicher Lehrer abgeholfen werden. Der Minister schloß mit der Bemerkung, leider falle der frühern Regierung zur Last, daß man so tief in Unnatur gerathen sey und daß der Staat sich so viel vergeben habe. Es sey daher die höchste Zeit, einzuschreiten. Die Denkschrift der Bischöfe habe den Kampf eröffnet. Die Regierung werde ihn aufnehmen. Die Gegner wollten die Sätze jener Denkschrift in die Gedanken des Volks hinüberleiten; dahin trachten der Mainzer Katholikenverein und die Wanderversammlungen, in denen fortwährend geredet werde, die Rechte und die Ehre der Kirche wären durch den Staat verletzt, während es sich doch nur darum handle, dem Staate zu gewähren, was das Seine ist. An der Spitze der Agitatoren stehen Geistliche, besonders heißblütige Kapläne, welche in leidenschaftlichen Worten Gemüther aufregen, die der Worte ganze Bedeutung nicht zu fassen vermögen. „Mit dieser Charakteristik will ich Ihnen nur zeigen, daß wir uns der Bedeutung des Kampfes bewußt sind, in dem wir stehen." Der Minister wurde mit Beifall bedeckt und Mallinkrodts Antrag mit großer Mehrheit verworfen.

Die katholischen Bischöfe Englands erließen damals eine Zustimmungsadresse an die deutschen Bischöfe, worin der närrische Satz vorkommt: „Die Freiheit der Kirche ist die Quelle der Freiheit der Völker."

Eine große Versammlung der Altkatholiken sollte vom 20.—22. September 1872 in der altkatholischen Stadt Köln abgehalten werden. Man hegte von derselben große Erwartungen, weil gleichzeitig auch die deutschen Bischöfe zu Fulda in grade entgegengesetztem Sinn ihre Berathungen pflogen. Die Kölner Versammlung war eine der zahlreichsten. Fast sämmtliche berühmte Häupter der Altkatholiken, vor allem der greise Döllinger, hatten sich dabei eingefunden und auch ausgezeichnete Gäste, der Erzbischof von Utrecht, die englischen Bischöfe von Lincoln und Ely, der nordamerikanische von Maryland, Oberst Kirejeff, Adjutant des Großfürsten Konstantin und Sekretär der Gesellschaft der Freunde

geiſtlicher Aufklärung, und Janyſchew, Rektor der Akademie in Petersburg.

Schon vorher beſprachen ſich die engliſchen Biſchöfe mit Döllinger und ſeinen Freunden, die Letztern erklärten aber, ſich auf den Boden der anglikaniſchen Kirche nicht ſtellen zu können.

Die allgemeine Verſammlung wurde im berühmten Gürzenich mit herzlicher Begrüßung eröffnet. Pfarrer Tangermann celebrirte in der Kirche die Meſſe unter deutſchen Meßgeſängen. Oberregierungsrath Wüſing empfing die 400 Delegirten der altkatholiſchen Gemeinden, und Profeſſor v. Schulte wurde zum Vorſitzenden gewählt. In ſeiner Anſprache ſagte derſelbe, die Altkatholiken ſollten die Beſchuldigung des Unglaubens von ſich weiſen. „Ich glaube, wir ſind dieſe Erklärung nicht deßhalb ſchuldig, als wenn ich dächte, es würde Einer ſich anmaßen, ohne daß er dieſen gläubigen Boden hätte, ohne daß er Jeſum Chriſtum als Gott anerkännte, ſich an unſeren Verhandlungen zu betheiligen, ſondern weil man von allen Seiten, von Seiten der Jeſuiten und Ultramontanen, nicht aufhört, uns zu verleumden und zu ſagen, wir wollten kein poſitives Chriſtenthum. Ich glaube, aus Ihrem Schweigen den Auftrag folgern zu dürfen, gegen derartige Angriffe zu proteſtiren und zu ſagen: Unſer Standpunkt bleibt der katholiſche Standpunkt.“ (Bravo.)

Die vorbereiteten Anträge betrafen das Recht der altkatholiſchen Kirche. Darin wurde zunächſt feſtgeſtellt, die neurömiſche Kirche ſey durch Verkündigung der päpſtlichen Infallibilität von der alten Kirche abgefallen und ketzeriſch, alſo ſeyen auch ihre Cenſuren und Excommunicationen ungültig. Auch alterire „dieſe neue ultramontane Gegenkirche“ den Beſtand und das Recht der alten Kirche nicht. Aus dieſem Grunde nun verlangen die Altkatholiken von den deutſchen, öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Regierungen, dieſelben möchten erklären, daß den vatikaniſchen Dekreten vom 18. Juli 1870 keine rechtliche Wirkſamkeit beizulegen ſey. Dagegen möchten ſie: I. Die von den Altkatholiken auf Grund einer von dem Congreſſe aufzuſtellenden Wahlordnung zu wählenden Biſchöfe nach erfolgter Conſecration als Biſchöfe der katholiſchen Kirche anerkennen,

und demgemäß 1) dieſelben mit denſelben Befugniſſen über die altkatholiſchen Gemeinden ausgeſtattet anſehen, welche nach dem geltenden Rechte den katholiſchen Biſchöfen zuſtehen, 2) den alſo gewählten Biſchöfen eine Staatsdotation gewähren, 3) die altkatholiſchen Prieſter als befähigt zur Anſtellung auf Staats-Patronatspfründen und Staatsanſtalten anſehen, 4) vorerſt auch einen etwa in einem anderen Staate reſidirenden altkatholiſchen Biſchof als zur Ausübung der Jurisdiction legitimirt erachten, 5) von dem zu wählenden Biſchof den Eid der Treue entgegennehmen; — ſodann ferner anerkennen:

II. Die von altkatholiſchen Gemeinden gewählten Pfarrer ſind als Pfarrer zu erachten, und zur Vornahme aller Acte mit ſtaatlicher Wirkung befugt, denen das Staatsgeſetz civile Wirkungen beilegt, insbeſondere zur Trauung und Führung von Civilſtandsregiſter nach dem Herkommen, beziehungsweiſe nach den ſtaatsgeſetzlichen Normen.

III. Die altkatholiſchen Gemeinden ſind als ſolche auf Grund der Anerkennung der katholiſchen Kirche im Staate, ohne daß es einer beſonderen Verleihung der Corporationsrechte bedarf, juriſtiſche Perſonen, die zur Ausübung jener Rechte legitimirten Subjecte, welche das Staatsgeſetz den Kirchengemeinden einräumt, oder welche ihnen nach dem Kirchenrechte zuſtehen.

IV. Die Altkatholiken haben keine Verpflichtung, für die kirchlichen Zwecke der Neukatholiken Beiträge zu leiſten.

V. Die Altkatholiken haben das unbedingte Recht, den Mitgebrauch aller dem katholiſchen Gottesdienſte gewidmeten Kirchen zu verlangen, da dieſelben dem katholiſchen Gottesdienſt gewidmet ſind, mag man als Eigenthümerin die Kirche ſelbſt annehmen, oder die ſogenannte Zweckvermögenstheorie haben, oder nach dem Landesrecht die Kirchengemeinde Eigenthümerin ſeyn, weil der Abfall der Einen die Anderen ihres Rechtes nicht berauben kann.

VI. Die Altkatholiken behalten alle Rechte an dem ſonſtigen Stiftungsgute, Pfründen, Schulſtiftungen u. ſ. w.

VII. Die Altkatholiken haben den Anſpruch behalten, die für katholiſche Cultus- und Unterrichtszwecke budgetmäßig gewährten Summen zu verlangen.

VIII. Zur Durchführung der Punkte V. bis VII. wird der Staat ins Einvernehmen treten mit dem für jedes Land einzuſetzenden altkatholiſchen Centralcomité.

Weiter beſchloß der Congreß in Bezug auf die innere Organiſation der altkatholiſchen Kirche, die Seelſorge ſoll von der alten Kirche treu gebliebenen Prieſtern übernommen werden, namentlich auch von ſolchen, welche durch die neue Kirche excommunicirt worden ſeyen; der Gottesdienſt könne in Ermanglung eigener Kirchen auch in proteſtantiſchen nur in deutſcher Sprache gehalten werden, die Prediger aber ſollten nur die Wahrheit des Evangeliums lehren und ſich aller politiſch-kirchlichen Declamationen enthalten. Dabei ſolle man möglichſt auf Wiedervereinigung der getrennten Confeſſionen in Deutſchland hinwirken. Die Civilehe ſey zuläſſig, doch ſolle ihr die kirchliche Trauung folgen. Die Durchführung von Reformen im Gebiet der Disciplin und des Cultus ſoll den verfaſſungsmäßigen Organen der Kirche vorbehalten bleiben.

Reinkens von Breslau charakteriſirte vortrefflich die romaniſche Aeußerlichkeit und Werkheiligkeit im Gegenſatz gegen die germaniſche Innerlichkeit. „Prieſter waren wegen ihrer Verantwortung beunruhigt, aber man antwortete ihnen: Was ſprechen Sie von Verantwortung? Die Verantwortung hat der Papſt, Sie haben zu gehorchen! (Beifall.) Man denkt ſich alſo in dem Papſte gewiſſermaßen ein allgemeines Gewiſſen (Heiterkeit), und beruhigt ſich nun vollkommen, wenn er die Verantwortung übernimmt. Da heißt es denn: Religion iſt der Gehorſam gegen den Papſt, Religion iſt äußerliche Geſetzesgerechtigkeit. Man kann ſchnell an den Fingern abzählen: Meſſe hören auf Befehl, die Sacramente empfangen auf Befehl, gewiſſe Gebetsformeln herſagen auf Befehl, gewiſſe Abſtinenzgebote halten auf Befehl, dazu noch etwas Wunderglaube an Lourdes und La Salette, Fanatismus, Unduldſamkeit gegen den Nebenmenſchen, und der Gerechte iſt fertig! (Bravo! Heiterkeit.)"

Ferner hob Reinkens hervor: „Ein großes Hinderniß für unſere altkatholiſche Bewegung iſt die nicht zu controlirende und nicht zu bekämpfende unheimliche Macht der unterworfenen Prieſter im Beichtſtuhl über die Frauen. (Lebhafter Beifall.) Es liegen dafür Be-

weiſe vor, daß den Frauen, welche ja ſo aufrichtig im Beichtſtuhl ihr Herz offenbaren und den Prieſter als an Gottes Statt mit zitternder Ehrfurcht häufig anreden, die Faſſung verlieren vor den Zumuthungen der Prieſter, und Verſprechungen und Aufgaben übernehmen für die Familie, deren Ende iſt, daß ſie den häuslichen Frieden auf immer verlieren und daß ihre Männer ſich unterwerfen und moraliſch vernichten. (Bravo.) Ich will doch ſagen, es gibt Ausnahmen, doch nicht viele, d. h. den vielen Millionen gegenüber. (Heiterkeit.) Ein faſt unüberſteigliches Hinderniß, das uns entgegentritt, iſt das materielle Intereſſe. Daß das materielle Intereſſe, die Exiſtenzbedürftigkeit eine große Rolle geſpielt hat bei der Unterwerfung, bei der ſchmachvollen Unterwerfung des Klerus, darüber hat ſich ſofort eine öffentliche Meinung gebildet, welche keine Proteſte jemals aus der Weltgeſchichte bringen werden. (Sehr wahr!) Die jüngere Generation des katholiſchen Klerus, in den letzten zwanzig Jahren wenigſtens, iſt leider ſo erzogen, daß ſie in der einſeitigſten Weiſe abgerichtet iſt auf die ultramontane Propaganda, und weiter weiß ſie nichts! (Bravo! Sehr wahr!) Wenn dieſe Geiſtlichen durch Mannesmuth ihre Stellungen verlieren, dann ſind ſie häufig in der Lage, in welcher ſo viele Geiſtliche Frankreichs ſich befinden, die auf eine leichtſinnige Weiſe von den Biſchöfen ſuspendirt werden, daß ſie die niedrigſten Dienſte thun müſſen, um ihr tägliches Brod zu haben. Und das iſt ein großes Hinderniß für uns. Wären wir heute in der Lage, Tauſenden von Prieſtern die Exiſtenz ſichern zu können, wir würden bald viel weiter ſein. (Sehr wahr!) Allein dieſes materielle Intereſſe hält nicht blos die Geiſtlichen von uns zurück, auch Hunderttauſende von Laien. Wenn in einer großen biſchöflichen Stadt einem Kerzenhändler, der in ſehr guter Situation ſich befindet und einige Neigung zum Altkatholicismus zeigt, bedeutet wurde, daß, ſobald er gegen die vaticaniſchen Dogmen proteſtirte, kein Geiſtlicher der Diöceſe mehr Kerzen von ihm nehmen dürfe, und dieſer Mann bei der Bedrohung ſeiner Exiſtenz ſtumm wurde, dann iſt das ein Beiſpiel von vielen Tauſenden in allen Branchen des kleinen Gewerbes. Aber es gibt noch andere Stände, von denen man es nicht leicht glauben

Maſchinen zur Spinnerei. — Die Erfindung eigentlicher Spinnmaſchinen (welche zuerſt nur für Baumwolle und gekrempelte Schafwolle angewendet wurden) kann mit der größten Wahrſcheinlichkeit in oder kurz vor das Jahr 1738 geſetzt werden, wo ein gewiſſer Lewis Paul zu Birmingham in England das erſte Patent auf eine Methode, das Spinnen durch mechaniſche Mittel zu verrichten, erhielt. Das Weſentliche dieſer Erfindung (wozu Paul nur den Namen gab, die aber eigentlich einem Engländer John Wyatt angehörte) beſtand in der Bildung des Fadens mittelſt Walzen, welche mit ungleicher Geſchwindigkeit in Umlauf geſetzt wurden. Zwar ſcheint auf Wyatt's Erfindung eine mechaniſche Baumwollſpinnerei gegründet worden zu ſeyn, welche in den Jahren 1741 und 1742 zu Birmingham, desgleichen eine andere, welche zu Northampton betrieben wurde; allein dieſe Unternehmungen verſchwanden bald wieder, ſey es, weil es dem Erfinder an Geldmitteln fehlte, oder weil es ihm nicht gelang, die den Maſchinen noch anklebenden Mängel zu verbeſſern. Im Jahre 1765, oder wahrſcheinlicher ſchon 1763, wurde ein armer Weber, Namens Hargreaves, zu Stanhill in Lancaſhire, auf die Erfindung einer Spinnmaſchine geführt, welche in ihrer ſehr einfachen Einrichtung keine Aehnlichkeit mit der von Wyatt hatte, unter der Benennung Jenny bekannt wurde, und ihrem Weſentlichen nach noch gegenwärtig im Gebrauch iſt, indem ſie unſern jetzigen Maſchinen zum Spinnen der gekrempelten Wolle zu Grunde liegt. Der Erzählung nach beſchäftigte ſich Hargreaves mit Spinnen auf dem alten einfachen Handrade, als dieſes durch Zufall umgeworfen wurde und gerade ſo zu liegen kam, daß es ſich noch einige Zeit bewegen konnte. Dadurch ſoll in ihm der Gedanke erwacht ſeyn, eine Maſchine zu konſtruiren, bei welcher die Spindeln aufrecht ſtanden und durch ein liegendes Rad getrieben wurden, während er früher vergeblich verſucht hatte, den Zweck mit horizontal liegenden Spindeln zu erreichen. — Die von Wyatt zuerſt verſuchte Anwendung von Walzen zum Ausziehen der Fäden wurde ſpäter von Arkwright (einem Barbier aus Preſton in Lancaſhire) wieder aufgenommen, vervollkommnet, und zur Konſtruktion einer Baumwollſpinnmaſchine benutzt, welcher man den Namen Waſſermaſchine (Watermaſchine, water frame,) deshalb ertheilte, weil die erſten Exemplare derſelben durch Waſſerkraft betrieben wurden. Arkwright's

ſollte, es gibt nicht wenige Aerzte und Advokaten, welche vor ihren Freunden verächtlich von jenen angeblichen Dogmen ſprechen und dennoch mit den Ultramontanen gehen, aus Furcht, in ihrer Praxis geſchädigt zu werden. (Bravo!)“

Reinkens ſprach auch über das Verhältniß der Altkatholiken zu den andern Confeſſionen und machte geltend, daß alle bisherigen Sühnverſuche mißlungen ſeyen. „Eine Einigung könne erzielt werden auf Grund der heiligen Schrift und der alten ökumeniſchen Glaubensſymbole, ausgelegt nach dem Glauben der Jahrhunderte der ungetheilten Kirche. Die Einigungsverſuche dürften zunächſt nicht von den officiellen Behörden der Kirchen ausgehen; in der ruſſiſchen wie in der römiſchen Kirche habe ſich die Hierarchie von den Gläubigen getrennt. Der Grund der Einigung müſſe in den Herzen der Gläubigen geſucht werden. In der Anerkennung dieſes Grundſatzes unterſcheide ſich das Unionsſtreben der Gegenwart von den Unionsverſuchen früherer Jahrhunderte. In der ruſſiſchen und der anglikaniſchen Kirche ſeyen ſolche Beſtrebungen ſchon ſeit einem Jahrzehnt hervorgetreten. Mit den dort begründeten Vereinen könnte ſich die beantragte Commiſſion in Verbindung ſetzen. Man dürfe ſich nicht die Einigung als ein Aufgehen aller anderen Kirchen in diejenige denken, der man ſelbſt angehöre. Nicht die Bekehrung der Angehörigen anderer Confeſſionen, ſondern die Verſtändigung mit ihnen auf Grund des chriſtlichen Glaubens müſſe ins Auge gefaßt werden. Jede Kirche müſſe ſich als reformbedürftig erkennen. Für jetzt könne nur die Vorbereitung der Einigung ins Auge gefaßt werden, und dieſe Vorbereitung mit den in dem Antrage angedeuteten Mitteln ſey die Aufgabe der vorgeſchlagenen Commiſſion, die ſich mit den anweſenden Vertretern der Schweſterkirchen ſofort in perſönliche Verbindung ſetzen könnte.“ Mehr ließ ſich in der That zunächſt nicht erzielen.

Eine der glänzendſten Reden hielt Profeſſor Friedrich aus München. Er blieb auf dem nationalen Standpunkt. „Die deutſche Nation hat in unſeren Tagen endlich erreicht, was ſie ſeit Jahrhunderten, ſeit einem Jahrtauſend erſehnt hat. Unſere deutſche Nation hat ſich endlich ihrer Größe und Begabung entſprechend eine

Stellung errungen. Sie hat sich losgerissen von den Banden einer ungeistlich gewordenen auswärtigen geistlichen Macht. Sie wird sich aber auch nicht mehr in diesen Banden fangen lassen. Dafür bürgt uns insbesondere, daß es die Fügung Gottes gewollt hat, die Leitung des Deutschen Reiches, als es von Neuem wieder erstand, in die Hände einer protestantischen Dynastie zu legen. Diese protestantische Dynastie wird nie vergessen, daß der Protestantismus aus dem Kampfe mit Rom erstanden ist und daß es ein Grundgedanke des Protestantismus war, daß der politische Einfluß Roms gebrochen werden müsse. Deutschland, mit solcher Nation, ist zu unempfänglich, will keinen Boden mehr für diese Ränke hergeben, wenngleich ein Theil dieser Nation liebäugelt mit unseren Feinden, und wenn selbst kurzsichtige Staatsmänner mit denselben liebäugeln. Eine andere große Thatsache in unserer Zeit ist, daß wir die Tage einer kirchlichen Wiedergeburt haben. Es ist eigenthümlich, daß diese Wiedergeburt grade mit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches zusammenfällt, aber es ist dies geschichtlich ganz nothwendig." — Der Redner entsagte übrigens jeder Hoffnung auf die Bischöfe. Nur die niedere Weltgeistlichkeit, die Professoren, die Laien müßten das große Werk vollbringen. Die Bischöfe hätten sich unmöglich gemacht. „Von diesen Männern erwarten wir nun und nimmermehr die Reform an Haupt und Gliedern. Sie haben sich geradezu zu Sclaven des römischen Bischofs gemacht, sie haben nur auf sein Wort zu hören, und für unsere Bedürfnisse haben sie kein Herz, kein Verständniß. Darum kann nur dann eine Reform eintreten, wenn wir wieder die gesetzlichen Organe haben, nicht bloß Bischöfe. Ich bin derjenige, der sich gerade gegen die Wahl eines Bischofs erklärt, wenn sie auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte, ehe auch die Rechte der Laien und des niederen Klerus festgestellt werden. Meine Erfahrungen, welche ich mit diesen Männern gemacht habe, erlauben mir keine andere Sprache."

Professor Huber aus München hob hervor, im Dogma der Unfehlbarkeit culminire die falsche Richtung des römischen Papstthums, auf diesem Abwege könne man nicht weiter gehen, also sey die Zeit gekommen, um den rechten Weg wieder zu suchen. Professor Michelis aus Braunsberg ermahnte die Protestanten, sich der

altkatholiſchen Sache anzunehmen; nur mit Hülfe der Proteſtanten werde das Werk gelingen, wie auch der Kölner Dom unausgebaut geblieben wäre, wenn nicht der proteſtantiſche König Friedrich Wilhelm IV. den Bau befördert hätte.

Schließlich wurde eine Commiſſion ernannt, welche die Wahl eines altkatholiſchen Biſchofs oder mehrerer derſelben vorbereiten ſollte. Die Frage in Betreff einer Centralleitung der altkatholiſchen Vereine wurde dahin entſchieden, daß das Comité in Köln zunächſt die Oberleitung handhaben, ſpäter aber in der Handhabung mit dem Münchener Comité wechſeln ſolle.

Am Ende der Sitzung erhielt noch Bluntſchli, das bekannte Haupt des Proteſtantenvereins, welchen man ausdrücklich eingeladen hatte, das Wort, um die altkatholiſche Bewegung freudig zu begrüßen. Es fiel auf, daß dies am Schluß der Verſammlung geſchehen mußte, nachdem im Beginn derſelben Schulte beſonders hervorgehoben hatte, die Altkatholiken ſollten ihre Anerkennung der Gottheit Chriſti betonen, um die Beſchuldigungen zu widerlegen, als wollten ſie den Unglauben fördern. Jedenfalls wäre es beſſer und auch natürlicher geweſen, wenn die gläubigen Altkatholiken Fühlung mit den gläubigen Proteſtanten geſucht hätten.

In ſeiner großen Schlußrede charakteriſirte Präſident v. Schulte das Leben eines Katholiken von der Geburt bis zum Tode: „Wollen Perſonen heirathen, ſo gehen ſie hin zum Pfarrer. Da gibts nun eine ganze Menge von Ehehinderniſſen, darüber wird ein Examen gehalten, dann ein Examen über die Religion, was ganz genau vorgeſchrieben iſt. Nebenbei laſſen Sie mich hier ſagen, daß ich gegen 16 Jahre Rath geiſtlicher Gerichtshöfe erſter, zweiter und dritter Inſtanz geweſen bin, der einzige Nichtgeiſtliche auf dem ganzen Continent, und daher werden Sie mir in dieſen Dingen wohl einige Erfahrung zutrauen. Und nun kommt der Pfarrer und examinirt über die Ehehinderniſſe. Iſt keins da, dann haben ſie die Taxe zu bezahlen und die Sache iſt fertig; iſt ein Ehehinderniß da, dann muß um Dispens eingeſchritten werden. Dieſen Dispens darf in einigen Fällen der Biſchof, in andern Fällen nur Rom ertheilen. Er wird immer ertheilt, aber die Taxe muß da ſeyn. Zu Pfingſten

1869 erzählte mir der nachmalige hochwürdigste Erzbischof von Bamberg — auch ein Vaticanist —, als ich sein Gast war, er habe früher als Bischof von Augsburg in einem Falle die Eingehung der Ehe verweigert, weil die Brautleute nichts zu zahlen hatten. Darauf kamen aber die 63 bis 70 Gulden zusammen, und nun wurde der Dispens ertheilt. Nun sollen die Brautleute über die Religion examinirt werden. Gehören sie aber den sogenannten Honoratioren an, so werden sie nicht examinirt. Das ist Unwahrheit. Das Gesetz, wenn es gut ist, muß für den Einen wie für den Andern gelten. Bevor die Leute heirathen können, sollen sie durch einen Beichtzettel den Nachweis führen, daß sie zum Sacrament gegangen sind. Die Kirche schreibt das nicht vor. Es ist natürlicher Weise ein gutes Mittel, wenn man das absolut präceptiv macht. Wie es sich mit den Beichtzetteln verhält, werden Sie schon oft genug erfahren haben, sie werden ja oft von alten Weibern für 20 Kreuzer gekauft. Ich sage das mit absoluter Indignation, weil das Dinge sind, welche jegliches Gefühl für Religion corrumpiren. Nun nehmen wir an, die Leute sind so weit; wenn nun Jemand hingeht und sagt, es wäre vornehmer, sich am Nachmittage trauen zu lassen, dann läßt er sich dispensiren. Die armen Leute werden am Vormittag getraut, die reichen Leute können auch am Nachmittag getraut werden. Das ist nicht christliche Religion. Jetzt sind die Leute verheirathet, jetzt ist eine Kindtaufe vorhanden. Beim Armen müssen die Kinder in die Kirche gebracht werden, selbst wenn der Ort 2—3 Stunden von derselben entfernt ist, wo im tiefen Winter vielleicht der Keim des Todes oder doch der Siechheit ins junge Leben gelegt wird. Aber auf den Provinzial-Synoden ist furchtbar die Rede von der Heiligkeit der Taufe, und darum muß sie in der Kirche geschehen. Man kann ja auch nicht verlangen, daß der Geistliche zu jedem Manne hingeht; jeder, der einen Ducaten, fünf oder zehn Thaler zahlt, bekommt aber sein Kind im Hause getauft. In der Stadt Wien bildet bekanntlich die Haustaufe das Privilegium der Besitzenden, die Kirchentaufe das Privilegium der unehelichen Kinder. — Was empfängt es da für einen Religionsunterricht? Da darf ich wohl appelliren an die Erfahrungen und an das

Herz eines Jeden. Gibt es etwas Jämmerlicheres, als unsere Katechismen? Ich versichere Ihnen, mir ist oft angst und bange geworden, wenn meine Kinder gesagt haben, das verstehen wir nicht. Ich habe dann wohl geantwortet, ich verstehe es wohl, aber ihr seyd in einem so zarten Alter, daß ich es für euch explicite nicht verstehen darf. Frühzeitig wird in den Katechismen von Dingen gesprochen, von denen bei einer guten Erziehung kein Kind zu wissen braucht. Das Kapitel des 6. Gebots gehört nicht dahin, wo man das Herz eines unschuldigen Kindes zu bilden hat. Was heißt denn das, wenn ein siebenjähriges Mädchen kommt mit der Frage: Was bedeutet das: „Du sollst keinen unerlaubten Umgang mit dem andern Geschlechte haben?“ Das steht wörtlich in unserm Katechismus. Darauf habe ich gesagt, denn es blieb mir anders nichts übrig, als eine jesuitische Antwort, es heißt: Man soll mit dem umgehen, zu dem man paßt! (Heiterkeit.) — Jetzt kommt das Kind in die Schule. Nehmen wir die Wirklichkeit. Bis vor wenigen Jahren waren sämmtliche Schulen in Italien noch in den Händen des Klerus, einzig und allein, von der Universität herab bis zur niedrigsten Elementarschule. Dasselbe war der Fall in Spanien und Portugal; dasselbe war der Fall in den meisten Staaten Südamerikas, sowie in Frankreich. In Frankreich ist freilich kein Schulzwang, aber thatsächlich werden überall die Frauen in Klöstern erzogen. Bei den Gebildeten wird bekanntlich das Kind kurze Zeit nach der Geburt ‚aufs Land‘ gethan und dann auf dem Lande aufgefüttert. Und wenn es 6—7 Jahre alt ist, geht das Mädchen ins Kloster, wo es bis zum 17. Jahre bleibt. Daher die Erscheinung, daß die Männer durchweg atheistisch und die Frauen durchweg bigott sind, daß der Mann das nicht findet, was er von einer Frau zu erwarten berechtigt ist. Und wohin sind nun diese Länder gekommen? Sie befinden sich in permanenter Revolution, in permanentem socialem Kriege. Sobald eine Krisis ausbricht, wird dort eine Verfolgung gegen die Kirche selbst ins Werk gesetzt, wie sie anderswo nirgends vorkommt. Das sind eben die Resultate der kirchlichen Erziehung. Ist es denn wahr, daß die Geistlichen sich wirklich in vollständig guter Weise um die Schulen bekümmert haben? An wie viel Schulen

haben ſie denn thatſächlich den Religionsunterricht ertheilt? Ich habe auf der Bürgerſchule zwei Mal den Pfarrer geſehen, und beide Male kam er, um einen Jungen zu prügeln, der ein Mal Aepfel geſtohlen und das andere Mal ſeine Wirthſchafterin verletzt hatte. (Heiterkeit.) Wie iſt nun die Erziehung? Es wird in derſelben mechaniſcher Weiſe die Religion im Katechismus eingebläut, und ich weiß es leider aus eigener Erfahrung und der von vielen, vielen Freunden, daß man dadurch vollſtändig gleichgültig gegen jede Religion wird. Man wird z. B. jeden Morgen in die Meſſe commandirt, da muß man hinknien, und ſo lange es dem Herrn Geiſtlichen gefällt, wird das ausgedehnt. Dann wird ſtundenlang gepredigt. Wie iſt ein Kind in der Lage, das alles zu thun und auszuhalten?! ſogar im Winter auf den kalten Steinen ſo lange zu knien. Wir haben in meiner Vaterſtadt knien müſſen auf den eiſernen Grabesplatten, ſo vorſorglich war man aber, die Sacriſtei ſehr gut zu heizen. (Beifall!) Das geht ſo durch die Schulzeit hindurch. Ich habe niemals auf der Elementarſchule und niemals auf dem Gymnaſium — und ich bin fünf Jahre auf einem Gymnaſium geweſen, an dem nur Prieſter lehrten, und die anderen drei Jahre an einem anderen, wo ganz ausgezeichnete Religionslehrer waren — aber niemals habe ich die heilige Schrift am Gymnaſium im Original geſehen in der Hand des Lehrers, niemals haben wir aus der heiligen Schrift geleſen. Das Wort Gottes iſt für die Katholiken ein verſchloſſenes Buch; es figurirt allerdings in Prachtausgaben da und dort auf dem Tiſche, aber wo wird die heilige Schrift von Katholiken geleſen? Eine derartige Erziehung hat natürlich ihre weiteren Folgen. Die religiöſe Bildung iſt eine rein formale. Man kennt die Hauptſünden, deren bis heute 14 aufgefunden ſind, wie ich in einem Wiesbadener Blatte geleſen habe; man kann das alles an den Fingern aufzählen, aber die wirkliche Religion, die Religion des Gemüths, der Liebe, die Einſicht in das Wort Gottes — davon hat man überhaupt gar nichts erfahren. Und wie iſt nun die weitere Bildung, worin beſteht ſie? Wird da in der That dafür geſorgt vom katholiſchen Klerus, wo er die Schulen in der Hand hat, daß insbeſondere nicht blos das ſchöne Geſchlecht, ſondern auch das

fromme Geschlecht, wie es im römischen Brevier bezeichnet wird, denn Rom kann auch sehr galant seyn, eine für seine Bestimmung genügende Ausbildung erlangt? Das Weib, die Frau hat eine hohe, hehre Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Hochverehrte Anwesende! Ich darf aus Erfahrung sagen, mir als Richter sind Tausende von unglücklichen Ehen durch die Hände gegangen, und ich habe gefunden, daß in unendlich vielen Fällen die Frau die Schuld trägt, weil sie den Mann nicht zu behandeln versteht. Um aber zu verstehen, den Mann zu behandeln, muß sie dem Manne geistig ebenbürtig seyn, nicht blos Betschwester seyn, nicht blos frömmeln, sondern sie muß ihren Mann zu fesseln und zu unterhalten verstehen, sie muß Alles mit ihm geistig theilen können. Nun frage ich aber: Wird das gelehrt? Worin besteht die Erziehung der Frauen in den Klöstern und den Pensionaten? Sie besteht darin, daß Morgens Schlag 5 Uhr aufgestanden wird, nach dem Anziehen geht sie in die Kirche, dann wird hernach Kaffee, Bier- oder Milchsuppe genossen. Nun sind die Unterrichtsstunden in derselben geistreichen Weise. Was zum Berufe gehört, davon wird gar nichts gesprochen; es wird alles sorgsam fern gehalten, was auch nur irgendwie widerstreben könnte dem System und derjenigen Geistesrichtung, die man den jungen Mädchen beibringen will. Also erzogen durch ein paar Jahre, wird sie nun Hausfrau. Ja, da muß der Mann entweder selber schon so weit seyn, oder er muß die Fähigkeit haben, die Frau zu lenken; sonst ist der Erfolg, den Sie in den meisten katholischen Gegenden sehen, namentlich in meinem Vaterlande Westphalen: die Männer sehen ihre Frauen und Kinder Mittags und Abends beim Essen, die übrige Zeit sind die Männer entweder im Geschäfte oder im Wirthshause. Darin liegt der Grund, weshalb das Familienleben so tief gesunken ist in den katholischen Gegenden. Die Ehescheidungen in der protestantischen Kirche bilden keinen Beweis dafür, daß das eheliche Leben dort tiefer stehe. Der Beweis dafür, ob das eheliche Leben gut ist, ist der, ob das Familienleben gut ist. Nach meiner Erfahrung ist in Norddeutschland das Familienleben durchgehends drei Mal so gut als in Süddeutschland, und in den protestantischen Familien im Großen und Ganzen

viel beſſer als in den katholiſchen Familien. Den Grund werde ich ſchon angeben. Worin beſteht nun die Hauptthätigkeit der Frau und worin ſoll ſie beſtehen? — Ich werde Sie nicht unterhalten davon, daß ſie kochen muß u. dgl.; wenn ſie ihre Arbeit im Hauſe gethan hat, dann beſteht ihr größter Genuß darin, recht oft in die Kirche kommen, recht viele Roſenkränze beten, recht oft beichten, ſobald wie man etwas gethan hat. Da heißt es denn: Mein Kind, ich beſchwöre dich, ſobald du geſündigt haſt, ſo komme nur und beichte, dann wirds dir vergeben und dann iſt Alles gut. Das iſt der Lebenslauf. Derjenige nun, der in dieſer Weiſe handelt, der äußerlich nicht verſäumt, in die Kirche zu gehen, der ſo und ſo vielen Vereinen angehört, der Mann dem katholiſchen Caſino, wo er ſich auch einmal katholiſch bene thun kann, auch alle Tage, das ſchadet nicht, der äußerlich ſich zum Vaticanum bekennt, der tüchtig Peterspfennige bezahlt: der iſt ein eminenter Katholik und mag er im Uebrigen ſeyn, wie er will. (Bravo! Heiterkeit.)" Es folgen nun noch die Anſprüche, welche die Kirche an den Sterbenden und an die Leiche macht.

Was übrigens der Redner mit vollem Recht tadelt, darin liegt grade die größte Stärke der römiſchen Kirche. Sie macht das Sündigen bequem, ſie beruhigt die Gewiſſen, ſie verkauft für baares Geld und Gehorſam die ewige Seligkeit.

Nachträglich theilte Profeſſor Huber ein Schreiben des Erzbiſchof Alexander von Syra und Tunis mit, worin derſelbe ſeine warme Zuſtimmung zum Altkatholicismus kund gab.

Ultramontane Blätter ſpotteten über den Kölner Congreß und hoben insbeſondere hervor, daß der vorſichtige Döllinger dabei keine Rede gehalten habe, wohl aber Bluntſchli, eine Linksſchwenkung, die den Altkatholiken kein Heil bringen würde; ferner hätten die Altkatholiken ſich ganz der Staatsgewalt in die Arme geworfen, wodurch ſie von ihr abhängig würden. Allein die Staatsgewalt ſteht auch der katholiſchen Kirche nahe und es iſt nur Täuſchung und Trug, wenn die Ultramontanen ihre Kirche für unabhängig von der Staatsgewalt ausgeben. Das Papſtthum hat ſeit dem Tridentinum immer nur der franzöſiſchen und habsburgiſchen Politik

gedient und heute wieder dient es der französischen Politik. Der Gegensatz zwischen Altkatholiken und Ultramontanen ist identisch geworden mit dem Gegensatz Deutschlands gegen Frankreich. Insofern nun rechnen die Altkatholiken gewiß nicht falsch, wenn sie auf das deutsche Reichsregiment und den deutschen Reichstag rechnen.

Der Kölner Versammlung wohnte auch der altkatholische Pfarrer Kaminski von Kattowitz bei, und während seiner kurzen Abwesenheit drang der neukatholische Pfarrer Gratza mit vier andern in seine Gemeinde ein, spiegelte dem polnischen Geistlichen Waschikowitz, Kaminskis Substituten, vor, er werde eine Pfarre bekommen, wenn er zurücktrete, und log überdieß, Kaminski dürfe nicht mehr zurückkehren ꝛc. Da fiel Waschikowitz wirklich ab und mit ihm noch mehrere andere Gemeindeglieder. Kaminski aber, als es ihm gemeldet wurde, eilte heim, brachte alles wieder in Ordnung und hing dem frechen Eindringling einen Prozeß an.

Im November berichteten bayerische Blätter aus Bamberg: Die Behörden entwickeln gegenüber den Umtrieben der katholischen Vereine, augenscheinlich auf höhere Weisung, energische Maßregeln. Das Bezirksamt Forchheim löste das dortige Katholiken-Casino, indem dasselbe als politischer Verein erklärt wurde, auf. Das Bezirksamt Ebermannstadt schloß den katholischen Volksverein zu Preßfeld (Oberfranken) wegen Abhaltung geheimer Versammlungen und drohender Untergrabung der Staatsgrundlagen gemäß den Vereinsgesetzen. — Und aus Landau: Der Anzeiger für die Kantone Landau, Anweiler und Bergzabern schreibt: Zur Bescheidung der von den katholischen Lehrern wegen Betheiligung am katholischen Erziehungsverein abgegebenen Erklärungen hat der Stadtrath in seiner heutigen Sitzung einstimmig nachstehende Resolution gefaßt: „Der Stadtrath in Landau hat die Erklärung von vier katholischen Lehrern an der hiesigen Communalschule, daß sie weder dem in Bayern bestehenden ‚katholisch-pädagogischen Verein', noch dem jüngst in Edesheim gegründeten ‚katholischen Erziehungsvereine' als Mitglieder angehören, mit Befriedigung entgegen genommen."

Der Kölner Altkatholikencongreß setzte eine Commission nieder, gleichsam als einen ständischen Ausschuß, um die Angelegenheiten

der Altkatholiken bis zum nächsten Congreß zu überwachen, und zwar sollte diese Commission ihren Sitz in Köln behalten. In dieselbe wurden gewählt die schon genannten Schulte, Friedrich, Reusch, Michelis, Oberregierungsrath Wülfing, Sanitätsrath Haasenclever und Professor Maaßen. Im October 1872 erließ nun die Commission eine Erklärung gegen die Fuldaer Denkschrift, worin sie aufs neue den Widerspruch der Infallibilität mit der alten Kirche darlegte und die Infallibilisten sämmtlich als Abgefallene von der alten Kirche bezeichnete.

Anfang Dezember 1872 erließ die Kreisregierung von Oberbayern eine Entschließung, daß die Altkatholiken nach §. 103 der II. Verfassungsbeilage als öffentlich anerkannte Kirchengemeinde sich der Glocken bedienen dürfen, „da diejenigen katholischen Staatsangehörigen, welche die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, fortwährend als Mitglieder der katholischen Kirche zu betrachten und im vollen Genusse der den Katholiken gesetzlich gewährten Rechte zu schützen sind."

Die gründliche Auseinandersetzung des deutschen Reichs mit den Bischöfen ließ auf sich warten, weil andere Geschäfte, z. B. die Einführung der neuen Kreisordnung, die Regierung in Berlin in Anspruch nahmen. Ueber diese hochwichtige Auseinandersetzung, welche nicht lange mehr ausbleiben kann, formulirte Professor Reinkens in der A. A. Zeitung sein Urtheil dahin: Die Staatsregierung sucht mit unendlicher Langmuth immer noch eine Art und Weise, mit ihrem Todfeinde sich zu vertragen, kann sie aber nicht finden. Denn der Papst will sich nicht vertragen und darf es nicht, denn Syllabus 80 verbietet ihm jede Versöhnung mit der modernen Civilisation. Auch hat er alle weltlichen Landesgesetze seinem unfehlbaren Willen gegenüber für unverbindlich erklärt, hat die Presse belobt, welche die moderne Cultur vernichten möchte, hat die Vereine ermuntert, welche die Autorität des Staats untergraben, gießt der Reihe nach über alle modernen Staatsregierungen die Schale seines Zornes aus und weissagt dem deutschen Reiche den Untergang. Da kann und darf der Staat sich nicht mehr mit dem Ultramontanismus versöhnen oder vergleichen. Es bleibt ihm nichts übrig,

Walzenſyſtem hat ſo ſehr den Grund zu der ſpätern ungemeinen Ausdehnung und Vollkommenheit der mechaniſchen Baumwollſpinnerei gelegt, daß man gewöhnlich — wiewohl mit Unrecht — ihn für den Erfinder dieſes Prinzips anſieht. Arkwright erwarb durch zwei in den Jahren 1769 und 1775 genommene Patente beträchtliches Vermögen, und ſtarb, angeſehen und vom Könige geadelt, 1792. Als ein Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit dieſes welthiſtoriſch merkwürdigen Mannes wird angeführt, daß er gewöhnlich von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends arbeitete, ſo wie, daß er noch in ſeinen letzten Lebensjahren zum Theil des Schlafes ſich beraubte, um täglich eine Stunde in der engliſchen Sprache und eine Stunde im Schreiben Unterricht zu nehmen, da ihm die Mängel einer vernachläſſigten Erziehung ſehr fühlbar geworden waren. — Ein fernerer großer Schritt in der Vervollkommnung der Spinnmaſchinen geſchah durch Crompton, einen Weber zu Hall-in-the-Wood bei Bolton, der in den Jahren 1774 bis 1779, durch eine ſinnreiche Vereinigung von Hargreave's und Arkwright's Erfindungen, die Mule-Spinnmaſchine (**Mule jenny**) zu Stande brachte, wie ſie, ungeachtet vielfacher ſpäterer Abänderungen, im Prinzipe unverändert noch jetzt allgemein gebräuchlich iſt. Indem wir uns enthalten, die äußerſt zahlreichen, ſowohl in England als in Frankreich, Deutſchland, der Schweiz und Nordamerika in der neueſten Zeit und beſonders in den letzten 25 Jahren gemachten Verbeſſerungen an den Spinnmaſchinen und den zur Spinnerei dienlichen Hülfsmaſchinen einzeln anzudeuten, geben wir zur kurzen Darſtellung des jetzigen Zuſtandes der Baumwoll-, Woll- und Flachsſpinnerei über.

Unter allen ſpinnbaren Materialien nimmt die Baumwolle durch die Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich in einen feinen und vollkommenen Faden verwandeln läßt, den erſten Rang ein. Daher hat auch die mechaniſche Baumwollſpinnerei am frühеſten und in der größten Ausdehnung einen Grad von Vollendung gewonnen, welcher bisher weder von der Wollſpinnerei noch von der Flachsſpinnerei erreicht iſt. Wenn man, ohne das Verfahren der Maſchinenſpinnerei zu kennen, den geringen Preis der Baumwollgarne betrachtet, ſo könnte man in Verſuchung geführt werden, das mechaniſche Spinnen für eine ſehr einfache Operation zu halten. Um ſo überraſchender muß es daher ſeyn, wenn man erfährt,

als allen Trägern jenes ultramontanen Systems innerhalb des Staatsgebiets jeden Einfluß auf das Volk zu nehmen. Da wird mit der römischen Curie verhandelt über die Besetzung der Bisthümer Würzburg, Speyer, Münster, Hildesheim, und nachdem die milden, wohlmeinenden Männer durchgesetzt sind, liest man ihre Namen unter der Fuldaer Denkschrift. Das Buch von Liberatore, welches vom Mainzer „Katholiken", dem Hauptorgan des Bischof von Ketteler, so warm empfohlen wurde, kündigt für die Zukunft noch weit mehr und größere Ansprüche des Papstthums an, als je selbst im Mittelalter gemacht worden sind. Da ist keine Versöhnung möglich, kein Versuch dazu mehr räthlich.

Kapitel 2.

Das Verhalten einzelner Bischöfe.

Obgleich die Bischöfe in ihrer Gesammtheit durch ihre Denkschrift dem Staat den Krieg angekündigt hatten, kam es doch in den einzelnen Diöcesen zu keinen sehr bedeutenden Conflicten.

Am meisten hatte bisher der Trotz des Bischof Kremenz von Ermeland Lärm in der Welt gemacht. Plötzlich hörte man, derselbe habe unmittelbar an den deutschen Kaiser ein sehr höfliches und entgegenkommendes Schreiben gerichtet und sich sogar zum Vermittler mit Rom angeboten. Dann hieß es wieder, er wolle an der Spitze seines Klerus bei der am 13. September 1872 stattfindenden Säcularfeier in Marienburg dem Kaiser eine Ergebenheitsadresse überreichen. Da dieser Bischof aber sich bisher den Staatsgesetzen nur soweit hatte unterwerfen wollen, als sie das Gebiet der Kirche nicht berühren, meldeten die Blätter: Der Kaiser, außer Stand, einen die Verbindlichkeit der Staatsgesetze in Frage stellenden Unterthan amtlich zu empfangen, antwortete, daß er eine solche Adresse nur dann entgegennehmen werde, wenn der Bischof

ſich den Staatsgeſetzen in allem Umfange gehorſam erklärt habe. Der Biſchof zog es nun vor, nicht zu erſcheinen. Derſelbe „erklärte ſeine Ueberordnung des canoniſchen Rechts über das weltliche Landesrecht und beanſpruchte ſo eine Beſchränkung ſeiner eidlich gelobten Gehorſamspflicht gegen die Staatsgewalt, wie ſolche das vom Biſchofe vor dem Antritte ſeines hohen Amtes geleiſtete Treue-Gelöbniß jedes ernſtlichen Inhalts berauben und gänzlich illuſoriſch machen würde.“ Dagegen ſchrieb die Germania: „Der Biſchof konnte nicht anders handeln, das würden ihm ſein Gewiſſen und ſeine Kirche verbieten. Mit der Anerkennung der unbeſchränkten Souveränetät des Staates wird ein Anſpruch erhoben, dem kein Chriſt nachzukommen vermag. Der Staat, die Obrigkeit, der Fürſt haben rechtlich keine andern Attribute und Befugniſſe, als diejenigen, welche ihnen durch Gottes Wort und Willen zugeſprochen ſind. Der Amtsumfang der weltlichen Obrigkeit iſt ſehr beſtimmt begrenzt durch die beiden Allerhöchſten Verordnungen, die allen menſchlichen Geſetzen vorgehen, nämlich durch die Gebote: ‚Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt‘, und das andere: ‚Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen‘. Wenn der Staat das nimmt, was Gottes iſt, ſo geht er über ſeine, ihm ertheilte Gerechtſame hinaus und vergreift ſich an Gottes Eigenthum; und wenn er einen unbedingten Gehorſam fordert, ſo empört er ſich gegen Gott, der für ſeine Befehle den größeren Gehorſam verlangt. Durch die Auflehnung wider Gottes Ordnungen hört der Staat ſelbſt auf, eine göttliche Ordnung zu ſein.“

Das Ende vom Liede war, daß dem Biſchof Krementz vom 1. October ab die Temporalien geſperrt wurden. Er war jedoch ſo naiv, wegen dieſer Sperre den Weg des Prozeſſes gegen die Staatsregierung einzuleiten. Mit der Temporaliensſperre war übrigens noch nicht zugleich die Amtsſperre ausgeſprochen. Seiner Klage gegen den Fiscus wurde ein Obertribunalserkenntniß vom 11. März 1850 entgegen gehalten: Die als ein Statut der katholiſchen Kirche des Staates beſtätigte Bulle de salute animarum enthält in Bezug auf die Ausſtattung der katholiſchen Bisthümer, Domcapitel und anderen kirchlichen Inſtitute nur die Vereinbarungen des päpſt-

lichen Stuhles mit der preußischen Regierung, welche zwar völkerrechtliche Verbindlichkeiten zwischen beiden Regierungen begründen, aber den auszustattenden kirchlichen Instituten ein Klagerecht gegen den Staatsschatz nicht gewähren. (Präjudiz 2186. Entscheidungen des Ober-Tribunals. Band 19, S. 409.)

Im preußischen Landtage hatte Reichensperger von Olpe beantragt, die Regierung möge sorgen, daß statt des excommunicirten Dr. Wollmann am Braunsberger Gymnasium ein anderer Religionslehrer angestellt werde. Mit der Annahme dieses Antrags wäre die Frage, ob Altkatholiken überhaupt noch für Katholiken gelten sollen, verneint worden. Der Antrag wurde daher am 27. November 1872 mit 462 gegen 83 Stimmen abgelehnt, weil Wollmann in seinem Recht als Staatsdiener geschützt werden müsse.

Graf Ledochowski, Erzbischof von Posen, ließ im November 1872 die Religionslehrer an den katholischen Gymnasien und Seminarien der Provinz von der Kanzel herab den Lehrern und Schülern dieser königlichen Anstalten den Hirtenbrief vorlesen, worin der Herr Erzbischof die Absicht kundgibt, seinen Sprengel Gnesen-Posen dem „süßesten Herzen Jesu" zu weihen, damit die Kirche von den Verfolgungen der gegenwärtigen Staatsgewalt erlöst werde. „Wir sehen die Kirche Christi überall verfolgt und ihr Ansehen mißachtet", heißt es in dem Hirtenschreiben. Und nachdem das ganze Culturleben der heutigen Gesellschaft als Sünde, Verirrung und Bosheit gebrandmarkt ist, sagt der geistliche Oberhirt: „Mit Schmerzen sehen wir die sich mit jedem Tage mehrenden Schwierigkeiten, unseren katholischen Kindern eine katholische Erziehung zu geben, mit Schmerzen sehen wir die Vertreibung der frommen und erleuchteten Klostergeistlichkeiten, deren gewissenhafte und hingebende Thätigkeit so viele wohlthätige Früchte gebracht hat."

In der Berliner „Tribüne" las man im November 1872: „Aus der Provinz Posen geht uns folgende, genau genommen private Einsendung zu, die wir jedoch im allgemeinen Interesse — denn der Einsender steht nicht allein da! — veröffentlichen: ‚Seit Juli cr. bin ich Lehrer in einem Dorfe, dessen Bewohner mit kleiner Ausnahme weder schreiben noch lesen können — kurz gesagt —

dumm wie das liebe Vieh ſind. Dies wäre nun zwar nichts Neues — das iſt aber ſeltſam, daß, wie die Alten ſummen, ſo ſollen zwitſchern auch die Jungen. Jeder Bildung ihrer Kinder ſtemmen ſie ſich mit Gewalt entgegen. Gleich in den erſten Wochen meines Hierſeyns bin ich persona ingrata geworden, weil ich nicht in die Fußſtapfen meines Vorgängers trat. Dieſer hat die armen Kinder nicht unnütz mit Rechnen, der Weltkunde, oder gar der deutſchen Sprache gequält, ſondern war froh, wenn er die Schule ſchließen konnte, um ins Wirthshaus zu gehen und dort mit gutem Beiſpiele voranzutrinken. Die Schule hat er mir auch im höchſten Grade vernachläſſigt überlaſſen, und namentlich war das Deutſche den Kindern ganz unbekannt. Obgleich Pole, ſehe ich doch ganz gut ein, daß die deutſche Sprache den Kindern ſehr nothwendig iſt, damit ſie ſich in die Lebensverhältniſſe ſpäter hineinfinden können. Dies aber ſehen die Bauern nicht ein, und öfters habe ich Schimpfreden hören müſſen, wenn ſich die Kinder zu Hauſe mit dem Deutſchen hervorthaten, am meiſten aber dann, wenn ich gezwungen war, wegen Trägheit u. dgl. zu ſtrafen, obgleich ich es immer mit Recht that und mich ſtreng innerhalb der vorgeſchriebenen Grenzen hielt. Zur Charakteriſtik der Bauern muß noch hinzugefügt werden, daß ſie die Natur mit einem gewiſſen Turkosverſtande begabt zu haben ſcheint, welcher ſich in Hinterliſt und teufliſcher Bosheit kundgibt. Wenn es gilt, demjenigen, der ſich ihren Haß verdient oder unverdient zugezogen hat, den rothen Hahn aufs Dach zu ſetzen, oder ihm Böſes anzurichten, dann thun ſie es mit Turkosfreuden, denn Brände ſind hier an der Tagesordnung, und ſeltſamer Weiſe wird der Thäter faſt nie entdeckt und zur Strafe gezogen, weil man ſeine Rache fürchtet. Die Kinder ſind auch wahre Ebenbilder ihrer Eltern. Unverträglichkeit und Diebſtähle unter einander, Falſchheit, Trotz und Ungehorſam gegen Aeltere, — das ſind die Tugenden meiner jetzigen Schüler. Da fand ich am Montag, Abends gegen 7 Uhr, ein beſchriebenes Halbbogenblatt an die Hausthür angeheftet. Der Kleiſter war noch friſch, deßhalb nehme ich das Blatt ab, um es im Zimmer zu leſen. Die Hieroglyphen zu entziffern, war nicht leicht; es gelang jedoch, herauszubekommen, daß mir ein Anonymus

am ersten, besten Abend eine Kugel durch den Kopf zu jagen verspricht, wenn ich nicht aufhöre, in der Schule zu strafen. „Ich habe dir, du Hundeseele — so heißt es —, dies gleich versprochen, als du hier angestellt wurdest, aber du sollst die Kugel noch bekommen. Wenn du unsere Kinder polnisch lesen lehrst, ist es genug.“ — „Der Herr Einsender fragt uns schließlich um Rath, wie er sich dem gegenüber zu verhalten habe. Wir helfen ihm und seinen Collegen am besten durch die Veröffentlichung. Alle in ähnlicher Weise Bedrängten werden gut thun, derartige Fälle den Schul-Inspectoren oder, falls diese unzuverlässig sind, direct dem Cultus-Ministerium mitzutheilen. Das neue Schulaufsichtsgesetz ist ja speciell zu dem Zwecke geschaffen, diesen Uebelständen und Leiden ein Ende zu machen. 140 Thaler Gehalt, wie sie der Einsender hat, und dabei solches Hundeleben — das erträgt Niemand auf die Dauer!“

Man schrieb aus Posen: Am 8. Dezember hat die Staatsregierung die vom Staate ressortirenden katholischen Kirchen hier und in der Provinz geschlossen, um den bekannten Aufregungsgottesdienst, welcher in Posen dem süßesten Herzen Jesu geweiht wird, zu verhindern. Die katholischen Religionslehrer und Direktoren von katholischen Lehranstalten wurden vom Provinzial-Schulcollegium wegen Verlesung des Hirtenbriefes des Bischofs Ledochowski verantwortlich vernommen.

Einen auffallenden Trotz erlaubte sich der Feldprobst Namszanowski, Bischof in partibus, der den katholischen Feldgeistlichen vorstand. Er war zu seinem Amte durch den Kaiser ernannt und hatte ihm Treue geschworen. Als aber das Kriegsministerium der altkatholischen Gemeinde in Köln den Mitgenuß der Garnisonskirche (St. Pantaleon) gestattete, protestirte der Feldbischof dagegen, wollte sich auch seiner Verpflichtung gegen den Staat nicht erinnern und erst den Papst fragen. Nachdem er das gethan, erneuerte er seinen Protest, wozu ihn der Papst ermächtigt habe, am 21. Mai, worauf er am 28. durch das Kriegsministerium vom Amte suspendirt wurde. Auch sind ihm sämmtliche bischöfliche Insignien, u. A. auch die Amtssiegel und das gesammte bischöfliche Kirchen-Inventar, welches

aus Staatsmitteln angeschafft worden war, abgenommen worden. Nur das Kreuz und der Ring, welche ihm selbst angehören, sind ihm noch geblieben. Mehrere Feldgeistliche hielten es mit dem Bischof und weigerten sich, die Weihung der mit dem eisernen Kreuze geschmückten Fahnen vorzunehmen. Klerikaler Adel verehrte dem Bischof einen kostbaren Bischofsstab und eine kunstvoll gearbeitete Mitra als Zeichen ihrer Sympathie.

Die Kölnische Zeitung bemerkte noch dazu, daß in der Pantaleonskirche bisher immer auch evangelischer Militärgottesdienst Statt gefunden hat. Der katholischen Geistlichkeit ist es früher nie eingefallen, hieran Anstoß zu nehmen und die Pantaleonskirche durch die „Ketzer" für entweiht anzusehen; sie hat vielmehr ruhig auch ihrerseits dort Gottesdienst abgehalten. Jetzt plötzlich heißt es, daß durch die an dem alten Glauben festhaltenden Katholiken die Kirche entheiligt sey; man führt förmlich die Intervention des Papstes in den preußischen Militärorganismus herbei und der Papst verhängt wirklich — etwas, was seit Jahrhunderten nicht vorgekommen ist — das Interdict über die Pantaleonskirche.

Das Kriegsministerium forderte die Militärbehörden auf, „über den Fortschritt der altkatholischen Strömung innerhalb der Armee zu berichten. Zugleich werden die Behörden darauf aufmerksam gemacht, daß der Uebertritt katholischer Militärgeistlichen zum Altkatholicismus in der bisherigen Verwaltung der katholischen Militärseelsorge keine Aenderung nach sich ziehe."

Man schrieb am 7. Juli 1872 aus Metz, der dortige Feldgeistliche habe in der Cathedrale einen Feldaltar errichten lassen, und an demselben Messe gelesen, weil ihm der Bischof den Hochaltar verboten habe.

Namszanowski hatte dem Pfarrer Grunert in Insterburg die Seelsorge verboten, aber das Armeecommando befahl ihm, darin fortzufahren.

Im August wurde dem durch klerikale Intriguen in Posen wegen seiner deutschen Gesinnung vom Amt entsetzten Probst Choinski von Seiten der Regierung die Stelle eines Kreisschulinspectors angeboten und derselbe forderte nun vom Erzbischof von Posen Wieder-

einſetzung in ſein Amt, widrigenfalls er die ihm angebotene Stelle annehmen würde.

Im Königreich Sachſen wurde dem Biſchof Forwerk vorgeworfen, daß er die Fuldaer Denkſchrift mit unterſchrieben habe. Man ſchrieb aus Dresden: „Der Biſchof iſt Mitglied der 1. Kammer, und hat als ſolcher den Eid auf die Verfaſſung ausdrücklich geleiſtet. Wenn er nun u. A. in der Denkſchrift gegen die Vertreibung der Jeſuiten ebenfalls Einſprache erhebt, ſo gilt dies auch dem die Jeſuiten aus unſerem Lande verbannenden §. 56 der ſächſiſchen Verfaſſung, und darauf werden unſere Abgeordneten bei ihrem zum 28. d. M. bevorſtehenden Zuſammentritt Gewicht zu legen wiſſen. — Auffallend iſt eine Schwenkung der Profeſſor Luthardſchen Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung, indem dieſelbe plötzlich auf den römiſchen Proſelytismus in Sachſen aufmerkſam macht, nachdem ſie bisher den Ultramontanen ziemlich offen die Stange gehalten. Die Fälle von Proſelytenmacherei, welche ſie anführt, gehen von der zum Katholicismus übergetretenen Gräflich Schönburg-Wechſelburgſchen Familie aus, und betreffen vier evangeliſche Kinder, welche deren Werbereifer zu einer Reiſe nach Breslau und zum Eintritt in ein dortiges katholiſches Stift veranlaßt hat."

Die Spenerſche Zeitung berichtete im Auguſt 1872 aus Dresden: Katholicismus und Proteſtantismus bekämpfen ſich bei uns mit einer anderswo ſeltenen Erbitterung. Obgleich unſer Land unter 2½ Millionen Einwohnern nicht mehr als 50,000 Katholiken zählt, führen dieſelben eine Sprache und entwickeln eine Propaganda, wie kaum am Rhein und in Altbayern. Das Organ unſerer Klerikalen, das von dem Hofprediger P. Potthoff herausgegebene Katholiſche Kirchenblatt für Sachſen, bringt faſt in jeder Nummer Verherrlichungen des Jeſuitenordens und Verſpottungen des Deutſchen Reiches. Faſt Jahr für Jahr tritt eine unſerer adligen Familien zum Katholicismus über, um dann ſofort einen neuen Herd für die Proſelytenmacherei zu bilden. Der Umſtand, daß unſere Dynaſtie katholiſch iſt, bietet den Vorwand zu dieſem hinter ihrem Rücken betriebenen Weſen. Leider gewährt uns die Zukunft geringe Ausſichten für Beſſerung dieſer Verhältniſſe. Unſer ſiegreicher Kron-

prinz ist zwar ein toleranter und dem klerikalen Wesen abgeneigter Herr, aber er ist kinderlos, und der präsumtive Thronfolger Prinz Georg gilt so gut wie seine portugiesische Gemahlin für einen eifrigen Beförderer des Ultramontanismus. Ihre Kinder, die künftigen Erben des Landes und Thrones, werden in völlig ultramontanen Ideen erzogen. Kurze Zeit, nachdem Pius IX. den blutigen Ketzerrichter Arbues unter die Heiligen der römischen Kirche erhoben hatte, wurde er von dem Prinzen Georg, dem künftigen König eines in seiner ungeheuren Mehrheit protestantischen Landes, zum Pathen seines Sohnes gebeten. Kaum war die durch diesen Schritt erregte Unruhe wieder einigermaßen beseitigt, als eine neue ähnliche Demonstration folgte. In dem böhmischen Grenzorte Philippsdorf hat sich seit einigen Jahren eine gewöhnliche Webermagd als Wallfahrtgegenstand etablirt, mit dem Vorgeben, Erscheinungen der h. Jungfrau zu haben. Zu ihr wallfahrtete im Winter 1869—70 die künftige Herrscherin des weitaus protestantischsten unter den größeren deutschen Ländern mit der Leibwäsche ihres erkrankten Kindes, um für dasselbe dort Genesung zu erflehen!

Man hatte die falsche Nachricht verbreitet, es hätten fast alle katholischen Militärpfarrer Preußens, im offenen Widerspruch mit der kriegsministeriellen Verfügung vom 29. Mai, den betreffenden Diöcesanbischöfen sich jurisdictionell unterstellt. Die Wahrheit ist, daß vielmehr eine erkleckliche Anzahl katholischer Militärpfarrer sich keineswegs den Diöcesanbischöfen zu unterstellen für nöthig gefunden hat oder findet, sondern unbekümmert um den ultramontanen Terrorismus fest und ruhig weiter arbeitet.

Auch Bischof Ketteler von Mainz erregte wieder Aufmerksamkeit. Unter dem Ministerium Dalwigk hatte die großherzoglich hessische Regierung, zum Theil heimlich, Concessionen gemacht, die den Staat gänzlich der Kirchengewalt gefangen gaben. Die Kölner Zeitung brachte eine Correspondenz aus Hessen-Darmstadt vom 26. Juni 1872 folgenden Inhalts: „Die Regierung selbst liefert Schritt für Schritt die bedeutungsvollsten Beiträge zur allmäligen Klarstellung der Verhältnisse, in welche der Staat der Kirche gegenüber gerathen ist, und bereits heute ist es kaum mehr zu bezweifeln,

daß, wenn überhaupt die Abkommen mit dem Bischof von Mainz, nämlich die Convention vom 23. August 1854 und die geheim gehaltene, am 9. Juni 1856 an den Staatssecretär Antonelli gesandte Zusatz-Uebereinkunft zu jener aufgehoben sind, die Regierung entweder nicht den Willen oder nicht die Macht hatte, den Bischof in die gesetzlichen Schranken zurückzuweisen. Nach jener Zusatz-Convention, von der man heute noch nicht weiß, ob sie des Cardinals und des Papstes Wohlgefallen erhalten hat, besetzt der Bischof (bis auf zwei, welche dem Präsentationsrecht des Großherzogs gnädigst überlassen blieben) die Pfarrpfründen des Landes ganz selbständig; da er auch über allenfallsige Einwendungen der Regierung in letzter Instanz entscheidet und also gar nicht nöthig hat, auf diese Einwendungen einen Monat nach erfolgter Besetzung der Stelle zu warten, wie in der ersten Convention bestimmt war. In diesem Verhältnisse nun begehrt die Regierung von den Ständen die Mittel für die Aufbesserung der Pfarrgehälter bis zu 800 Gulden Fixum. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man sich so tief wie möglich verrannt hat. Denn zuerst mußte man, nach Aufhebung der verfassungswidrigen Conventionen, zu dem früheren Zustande zurückgehen und den Bischof in die gesetzlichen Schranken verweisen, und dann erst war die Verpflichtung zur Schaffung des standesmäßigen Unterhaltes der Geistlichen selbstverständlich, da die Zusicherung des landesherrlichen Tischtitels alsdann wieder zu Recht bestand. Die Vorlage des Gesetzentwurfs aber ohne jenen Hinweis ist ein klares Zeichen, daß, wenn auch nicht formell, doch materiell jener Zustand im Geheimen weiter besteht. Es lag und liegt in der Hand der Regierung, den landesherrlichen Tischtitel zu verweigern und dem Bischof zu überlassen, trotzdem die Candidaten in das Seminar aufnehmen zu lassen, die Weihen zu ertheilen und ihn dann auch für den standesgemäßen Unterhalt seiner Candidaten sorgen zu lassen. So aber ist die Vorlage jenes Gesetzentwurfs ein Zeichen, daß die Conventionen weiter bestehen, denn in ihnen ist der Tischtitel zugesichert und auch dem Bischof die selbständige Besetzung der Pfarrpfründen zugestanden. Wie die Landstände die Zumuthung, durch Erhöhung der Pfarrgehalte einen verfassungswidrigen Zustand zu

prämiiren, aufnehmen werden, muß abgewartet werden. Aber klar iſt heute ſchon, daß demnächſt noch einige andere Conſequenzen dieſes ſonderbaren Verhältniſſes zu bekämpfen ſeyn werden. Wie die Fortdauer jenes Zuſtandes dem Biſchof eine faſt ſelbſtändige Leitung der Schulen ermöglicht, wie ſie ihn in Stand ſetzte, Convicte und Knabenſeminarien zu errichten, die Lehrſtellen mit Jeſuiten zu beſetzen und lehren zu laſſen, was ihm beliebte und hinſichtlich der künftigen Candidaten für die kirchlichen Stellen im Großherzogthum ihm am dienlichſten ſchien, wie es in ſeinem Belieben ſteht, kirchliche Cenſuren mit bürgerlichen Folgen, wenn auch nicht mit officieller Hülfe, ſo doch mit Unterſtützung ſeines jeſuitiſchen Anhanges zu verknüpfen, ſo wird dieſer noch andere, zum Theil nahe, zum Theil ferner liegende Folgen haben, wenn an die Stelle des oberflächlichen Scheinliberaliſirens der Regierung nicht eine effective kraftvollere Wahrnehmung der ſtaatlichen Intereſſen tritt. Bei der gegenwärtig von dem Biſchof bis in das Kleinſte ausgeführten oben bezeichneten Organiſation der geiſtlichen Bildungsanſtalten erſcheint es ſchon im höchſten Grade bedenklich, daß die Regierung kein Schutzmittel mehr gegen eine ihr oder den Zwecken des Staates mißfällige und unzuträgliche Beſetzung des biſchöflichen Stuhles, der Capitularſtellen und Canonicate beſitzt. Wie nun bei den Pfarrſtellen, ſo kann demnächſt trotz dieſer kritiſchen Lage auch für dieſe Stellen eine Zumuthung an das Land geſtellt werden. Man müßte ſich ſehr irren, wenn jenes Geſetz zur Verbeſſerung der Pfarrbeſoldungen nicht der Vorläufer für ein anderes wäre, welches die reale Dotation des Bisthums betrifft. Das Miniſterium Dalwigk hat dem Biſchof gegenüber ‚die Verbindlichkeit zur realen Dotation förmlich anerkannt und baldmöglichſte Erfüllung‘ zugeſagt. Die damalige Finanzlage des Staates — es war im Jahre 1854 — geſtattete eine ſofortige Höherſtellung dieſer Dotation nicht, eben ſo wenig die Feſtſtellung eines Termins. Die nun in den nächſten Jahren eintretende beſſere Finanzlage wird auch für dieſes Gelübde dienlich werden. Zur vollen Charakteriſtik des letzten Punktes iſt erwähnenswerth, daß die Dotationsverhältniſſe des Bisthums durch eine Bulle feſtgeſtellt ſind für alle Zeiten und daß ſeit Errichtung des Bisthums

daß die Baumwolle von ihrem rohen Zuſtande bis zur vollendeten Umwandlung in einen Garnfaden durch wenigſtens acht auf einander folgende Maſchinen bearbeitet wird; und es iſt klar, daß nur durch eine ungemein geſteigerte Produktionsfähigkeit dieſer Maſchinen der geſammte Arbeitslohn auf den wirklichen niedrigen Stand herabgebracht werden kann. Kurz angegeben iſt die Reihe der Bearbeitungen, welche die Baumwolle in den Spinnereien durchläuft, folgende: Zuerſt wird ſie auf einer Schlagmaſchine, mittelſt eines äuſſerſt ſchnell um ſeine Achſe laufenden Schlaghaſpels (Schlägers) aufgelockert, in die einzelnen Faſern zertheilt, und von den gröbſten Unreinigkeiten befreit. Dieſe Behandlung wird ſodann auf einer zweiten, ganz ähnlich gebauten Schlagmaſchine fortgeſetzt, von welcher die Baumwolle zugleich in eine Art Watte (eine ziemlich dünne, 1½ bis 3 Fuß breite, pelzähnliche zuſammenhängende Maſſe) verwandelt wird. Die Watte übergibt man einer Kratz- oder Krempelmaſchine (Vorkratze), durch welche ſie beſſer aufgelockert, noch mehr gereinigt und gleichförmiger gemacht wird. Zu dieſem Behufe ſind die Walzen, welche den Hauptbeſtandtheil der Kratzmaſchine bilden, ganz und gar mit dichtſtehenden kleinen Häkchen von dünnem Eiſendrahte beſetzt, welche die Baumwollhaare faſſen, auseinander ziehen und gerade ausſtrecken. Auf einer zweiten, weſentlich eben ſo gebauten Kratzmaſchine (Feinkratze) wird die Bearbeitung wiederholt, zugleich aber die Baumwolle in ein langes, lockeres Band von 1 bis 2 Zoll Breite umgewandelt, in welchem die Haare noch ganz loſe und ohne Verbindung neben einander liegen, ſo daß ſie nur durch ihre natürliche Kräuſelung zuſammenhalten. Die Vollendung, in Abſicht auf Gleichförmigkeit und Reinheit, erhalten dieſe Bänder auf der Streckmaſchine, welche aus mehreren Paaren kleiner Walzen beſteht, durch deren ungleich ſchnelle Bewegung die Bänder mehr und mehr in die Länge gezogen werden. Man kann ſich ein ſolches Band gleichſam als einen ſehr dicken Baumwollfaden vorſtellen, dem aber noch alle Drehung und deshalb auch die runde Geſtalt fehlt. Um daraus einen wirklichen Faden darzuſtellen, muß durch ſehr ſtarkes Ausziehen (Strecken) die gehörige Verdünnung bewirkt und zugleich das Zuſammendrehen verrichtet werden. Hierin beſteht der eigentliche Spinnprozeß, welcher aber die Anwendung dreier auf einander folgender Maſchinen erfordert, in deren Konſtruktion die neuere

der Ertrag der Grundstücke und Gebäude, welche außer dem staatlichen Zuschusse die Dotation bilden, riesig gewachsen sind. So viel über die Lage der Dinge, wie sie noch thatsächlich ist. — Es ist nun nicht uninteressant, noch auf eine andere Thatsache zurückzukommen. Das zur Ausführung des Reichsgesetzes gegen die Jesuiten ergangene Ausschreiben an die Kreisämter ist nämlich unter der Unterschrift eines Mitgliedes des Ministeriums ergangen, das als Affiliirter des Ordens gilt. Das Erstaunen hierüber ist noch größer, als das über jenes Gesetz wegen Erhöhung der Pfarrbesoldungen. Faßt man aber die Verhältnisse zusammen, so ist die Sache leicht erklärlich. Dieweil der Bischof selbständig die Pfarreien und Lehrstellen besetzt, hat er es vollständig in der Hand, die Jesuiten unterzubringen, wie und wo er will. Ihre Aufnahme in den Diöcesan-Verband wie ihre Entlassung aus demselben, ihre Herübernahme in den Weltpriesterstand, ihre Verwendung im Beichtstuhle und der Seelsorge sind Functionen, bei denen heute die Regierung etwas zu verhindern gar nicht mehr in der Lage ist. Selbst das Erforderniß des Staatsbürgerrechtes zur Ausübung eines öffentlichen Amtes vermag sie im Hinblick auf die Reichsverfassung in solchen Fällen nicht mehr geltend zu machen. Die Formen werden sich ändern — die Sache bleibt, und so lange die inneren kirchlichen Verhältnisse des Großherzogthums nicht jenen conform werden, welche heute noch in den übrigen deutschen Staaten bestehen, wird auch die Gewalt des Reiches in diesem verfahrenen Zustande einen wirksamen Anhaltspunkt für die Geltendmachung ihrer Autorität kaum finden. Vorerst liegt der Anstoß, diese Zustände einer Reform entgegen zu führen, an dem Landtage, in den nächsten Wahlen zu demselben an dem Lande selbst. Diese für sich auszunutzen ist der Plan der Regierung. Deshalb bringt sie in den letzten Monaten die Gesetze zur Erhöhung der Volksschullehrer-Gehalte, der Pfarrgehalte und zu allerletzt das neue Wahlgesetz. Sie sucht ihre alten Verbündeten freundlichen Sinnes zu machen, indem sie, auf dem Boden der rechtsverschleudernden Conventionen stehend, die alten Concessionen erweitert und den Liberalen einstweilen guten Willen zeigt. Eine gewisse Feinheit in dieser kleinen Politik ist nicht zu verkennen. Sollten

die liberalen Parteien im Lande sie nicht begreifen und würdigen, so könnte die Zeche, die dieses mit Einbuße an geistigem und materiellem Fortschritte zu zahlen haben wird, ziemlich hoch werden."

Gleichzeitig wurde in Mainz ein neuer deutscher Katholikenverein gegründet. „Der Aufruf wiederholt die alte Lüge, daß in Deutschland ein Kampf geführt werde, der ‚gegen die Existenz der katholischen Kirche gerichtet sey.' Was den Zweck des in Mainz residirenden Vereins betrifft, so sagt §. 1 der Statuten darüber Folgendes: ‚Zweck des Vereins ist: Vertheidigung der Freiheit und der Rechte der katholischen Kirche und Geltendmachung der christlichen Grundsätze in allen Gebieten des öffentlichen Lebens durch alle sittlich und gesetzlich erlaubten Mittel, insbesondere durch Ausübung der verfassungsmäßig anerkannten und garantirten staatsbürgerlichen Rechte.' Der Vereinsvorstand besteht aus folgenden Personen: ‚Freiherr Felix v. Loe in Terporten bei Goch, Präsident. Reichsrath Freiherr von Frankenstein in Ullstadt bei Langenfeld, Bayern, Vizepräsident. Kaufmann Jos. Nic. Nacke in Mainz."

Der Aufruf besagt: „Das richtige Verhältniß von Staat und Kirche aber erkennen wir aus den Zielen, welche beiden gestellt sind: Dort ein Ziel in der Irdischheit, das sich nothwendigerweise dem höheren ewigen Ziele des Menschen unterordnet, hier dieses ewige Ziel, das unendlich weit über dieses endliche Daseyn hinausreicht, und zu welchem sich jenes verhält wie das Mittel zum Zweck. Und wie wir uns bewußt sind, daß der Glaube die sichere Leuchte der Handlungen jedes Einzelnen sey, so verehren wir auch in dem apostolischen Lehramte der Kirche jene Autorität, welche die Völker und die Fürsten in der Wahrheit des christlichen Sittengesetzes unterweist und uns mahnt und stärkt, mit den Aposteln zu sprechen: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." — D. h. der Staat soll der Kirche unterthan seyn und, wenn beide streiten, die Kirche allein entscheiden. „Hiernach steht auf der einen Seite in seiner ‚Irdischheit' das Institut des Staates, welcher auch freveln kann, auf der andern mit ihrem Richteramte über die Sitten in ihrer Göttlichkeit die Kirche. Wer entscheidet aber, ob der Staat frevelt? Niemand anders als der Stellvertreter Gottes auf Erden,

der unfehlbare Papst. Der päpstlichen Auslegung des Sittengesetzes haben ‚Völker und Fürsten zu gehorchen,' welchen Glauben sie auch haben mögen." Das ist also eine förmliche Aufforderung zum Ungehorsam gegen den Staat.

Die Kölnische Zeitung bemerkte: „Wie die Vorgänge in Mainz beweisen, steift man sich auf eine subtile Unterscheidung zwischen Ordensthätigkeit und seelsorgerischer Thätigkeit der Jesuiten, und will das Gesetz nur auf jene anwenden lassen, d. h. auf eine Thätigkeit, welche sich auf bestimmte, von dem Ordens-Oberen gestellte Aufgaben bezieht. Dagegen soll die seelsorgerische Thätigkeit, welche nur mit Genehmigung oder im Auftrag der Bischöfe geübt werde, den Jesuiten nicht bestritten werden. Es springt in die Augen, daß, wenn eine solche Unterscheidung zugelassen würde, die Ausführung des Gesetzes nicht der Sorge des Bundesrathes, sondern der Willkür der Bischöfe überantwortet würde, welche, wenn sie einen Jesuiten gegen die Wirkungen des Gesetzes schützen wollten, ihn nur mit einem speciellen Mandat betrauen oder ihm ein gegebenes entziehen können, um sich seiner vorkommenden Falls zu entledigen. Es ist selbstverständlich, daß die Reichsregierung auf die von den Bischöfen beliebte Unterscheidung nicht Rücksicht nehmen wird. Auch befinden sich die Bischöfe in einer großen Selbsttäuschung, wenn sie die von ihnen geltend gemachte Unterscheidung als in der Sache begründet ansehen. Es ist ja allbekannt, daß der zur Bekämpfung der Reformation gestiftete Orden nach den Intentionen seines Stifters und den vom h. Stuhle genehmigten Statuten sich durchaus nicht einem beschaulichen Leben hingeben, sondern direct in das bürgerliche Leben eingreifen und von der Kanzel herab, im Beichtstuhl und auf dem Katheder wirken, d. h. eine seelsorgerische Thätigkeit als Ordensberuf ausüben sollte. Die Trennung zwischen Ordensthätigkeit und Seelsorge, welche man inscenirt will, ist also anti-jesuitisch."

Auch die Bischöfe von Paderborn und Münster und eine Versammlung von Ultramontanen zu Regensburg berieth eine Adresse an den König von Bayern, um ihn zu bitten, er möge in seinem Lande die seelsorgliche Thätigkeit der Jesuiten schützen. Den

Jesuiten kam alles darauf an, den Beichtstuhl zu behaupten, in welchem sie so grenzenlose Macht, besonders über das weibliche Geschlecht üben konnten. Gegen die Voraussetzung, der Einzelstaat könne einen Reichsbeschluß nicht ausführen dürfen, wurde bemerkt, nur der Bundesrath habe zu entscheiden, nicht der Einzelstaat. „Der §. 3 des Jesuitengesetzes hat die Ausführung und Sicherstellung von dessen Anordnungen ausdrücklich dem Bundesrathe, also dem Reiche selbst, zugewiesen, und dieser hat nun die Ausführung ‚im einzelnen Falle' mittels der Instruction des Bundesrathes vom 5. Juli den Landesregierungen übertragen. Die Bestimmungen dessen aber, was unter Ordensthätigkeit zu verstehen und in welchem Umfange dieselbe den Jesuiten zu untersagen sey, gehört als allgemeiner Natur und den eigentlichen Charakter des Gesetzes berührend, ausschließlich vor das Reich."

Ketteler gab damals eine kleine Schrift heraus, „Die Centrumsfraction auf dem ersten deutschen Reichstag", worin er dreist behauptete, diese Fraction und die Ultramontanen überhaupt setzen begeistert, ersteus für die Freiheit und zweitens für die Gleichberechtigung der Confessionen. „Wie immer, so bekennt sich auch hier der Herr Bischof als Anhänger der Freiheit, natürlich nur der ‚wahren' Freiheit. Und das thut er, während sein Herr und Meister in Rom einen Absolutismus der Knechtschaft und Geistesunterdrückung verkündet, wie ihn die Welt, weder die heidnische noch die christliche Welt, jemals zuvor gesehen. Ein Mensch, ein einzelner Mensch in Rom, den sie Papst nennen, läßt sich, allen Gesetzen der Natur und der Vernunft zum Trotz, über alle Sterblichen erhaben erklären, sich proklamiren als ein untrügliches, unfehlbares Wesen, natürlich nur, wenn er ex cathedra spricht, denn wenn er herunter steigt, dann hört das Wunder auf. Was dieser Eine glaubt und zu glauben befiehlt, das müssen die Millionen aller Andern glauben und als göttliche Wahrheit verehren. Das eigene Denken der Menschen ist damit kassirt. — Weiter bekennt sich der Herr Bischof zur vollen ‚Parität und Gleichberechtigung der staatlich anerkannten Confessionen'; das thut er in einer Zeit, wo die Bannflüche Roms gegen jede von den römischen Satzungen abweichende

Lehre noch die Welt durchhallen. Der Encyklika und dem Syllabus und allen Bannflüchen gegenüber von Freiheit und Gleichberechtigung der Confessionen zu reden, das ist mehr, als der gesunde Menschenverstand ertragen kann."

Endlich behauptet der Bischof, der ganze Streit sey von den Liberalen ausgegangen, diese hätten angefangen, und er verfehlt nicht, die liberale Bourgeoisie als den Hauptfeind zu bezeichnen, den man bekämpfen müsse. Er stimmt hierin ganz mit den Internationalen überein, zum Beweise, wie gern die schwarzen Internationalen sich der rothen als Waffengenossen bedienen.

Die Nationalzeitung erinnerte an den „weithistorischen Fußfall", den Bischof von Ketteler, der Verfasser der Denkschrift, um die Mitte Juli 1870 that, um den Papst von der Definition des Unfehlbarkeitsdogmas zurückzuhalten, weil dadurch die Kirche erschüttert und ihre Stellung zu den Staaten aufs Aeußerste gefährdet werden würde. Und jetzt wird in der Denkschrift gesagt, daß den Bischöfen „die gegenwärtigen Wirren plötzlich wider Erwarten hereingebrochen seyen," daß das neue Dogma nur ausspräche, was längst kirchlicher Glaube und kirchliches Recht gewesen wäre, und daß das Dogma die Stellung der Kirche zu den Staaten gar nicht berühre! — Am 17. November, Sonntag Nachmittag während der Andacht für die „bedrängte" Kirche bestieg der Bischof die Kanzel im Dom und verlas, um nicht in „überwallenden Gefühlen" an den §. 130a zu streifen, eine Erklärung und ein „schmerzliches Lebewohl" für die Jesuiten, welche „auf seine Bitte" 12 Jahre hier gewirkt haben.

Da die Jesuiten aber die eifrigsten Bundesgenossen Frankreichs gegen Deutschland sind, hätte sich der Bischof Ketteler erinnern sollen an das, was er gesagt hat in dem Hirtenbriefe, in welchem er gegen die Besitznahme Roms durch Victor Emanuel protestirt. Indem er die Corruption schildert, die durch die französische Mode nicht blos in den affrenfen Trachten und üblerlichen Sitten, sondern auch in der frivolen und gottlosen Literatur und in den liberalen Prahlereien und Illusionen von Deutschland adoptirt worden ist, bemerkt er: „Dieses Franzosenthum in Deutschland ist uns gefährlicher als das Franzosenthum in Frankreich und es hat vielleicht in

Deutschland tiefere Wunden geschlagen, wie selbst in Frankreich. Alle äußeren Siege über Frankreich sind Scheinsiege, so lange die falschen französischen politischen Principien, denen der europäische Liberalismus fort und fort huldigt, über uns herrschen. Die Siege unserer Armee über Frankreich nützen wenig, so lange der deutsche Geist ein Sklave, ein Nachäffer dieser unchristlichen Grundsätze bleibt. Nicht das ungläubige Deutschland, das in Zeitungen und öffentlichen Blättern, auf den Rednerbühnen, auf so vielen Lehrkanzeln und in geheimen Gesellschaften für die Trennung der bürgerlichen Gesellschaft von der Religion thätig ist, hat jetzt Frankreich auf den blutigen Schlachtfeldern geschlagen, sondern das christliche, das gläubige Deutschland. Auch dem blödesten Auge kann es nicht verborgen bleiben, welch' ein unermeßlicher Unterschied besteht zwischen dem Geiste dieser ganzen Armee, die so recht eigentlich den Kern des deutschen Volkes in sich schließt, und dem Geiste in jenen Schichten der deutschen Bevölkerung, welche die öffentliche Meinung machen, die unser ganzes öffentliches Leben beherrschen, die wesentlich in ihrer ganzen Gesinnung nichts sind, als ein Abklatsch französischer Revolutionsgrundsätze, und die ohne Unterlaß daran arbeiten, das ganze deutsche Staatswesen mit ihren schlechten Prinzipien zu corrumpiren und dem deutschen Volke sein christliches Erbtheil zu rauben."

Das ist alles wahr und vortrefflich gesagt. Der hochwürdige Bischof hat aber hinzuzufügen unterlassen, daß wir guten Deutschen nicht weniger von Rom als von Frankreich aus corrumpirt worden sind. Der deutsche Nationalcharakter wurde durch die römische Hierarchie, die mit allen ihren Consequenzen diesseits wie jenseits der Alpen zur Herrschaft kam, eben so gefälscht, wie durch die französische Mode, und zwar flossen uns beiderlei Uebel aus der nämlichen Quelle zu, nämlich aus dem romanischen Racenübermuth, der über uns herrschen wollte und von dem wir uns bethören und verführen ließen. Rom und Frankreich waren von jeher unsere Erbfeinde, weil sie die romanische Race vertraten und unserer germanischen Race niemals ein Recht, eine Rücksicht gewähren wollten. Nicht nur Frankreich hat widerrechtlich in Deutschland erobert, Rom

hat ganz dasselbe gethan. Nicht nur Frankreich hat mit Lüge und eitlem Tand uns um Wahrheit und gute Sitte betrogen, Rom hat ganz das nämliche gethan.

Wir haben also das beste Recht von der Welt, uns von der römischen Ueberwältigung eben so frei zu machen, wie von der französischen, und es ist kein Zufall, daß in demselben Jahr 1870 der römische Uebermuth zugleich mit dem französischen gebrochen worden ist. Die Einberufung des verhängnißvollen Concils hing aufs genaueste mit der französischen Politik zusammen, wie oben schon erörtert ist. Bedürfte es noch eines Beweises, so liegt er in der Haltung der ultramontanen Presse im südlichen Deutschland. Hier war das unschuldige und gutmüthige katholische Landvolk durch die von derselben Jesuitenpartei, die das Concil in Rom leitete, beeinflußte und commandirte Klerisei und Presse im französischen Interesse überredet worden, es habe sein Heil nur von Frankreich zu erwarten. Völlig wahrheitsgemäß schrieb die Schwäbische Volkszeitung: „Wir charakterisiren zunächst die ultramontane Partei, wie sie sich im gegenwärtigen Moment auf der Folie der nationalen Bewegung darstellt. Niemals war die Entrüstung aller Gutgesinnten gegen solches schmachvolle Gebahren größer, niemals war die Schuld, welche die Träger desselben auf sich geladen, höher angewachsen, als jetzt. Die ultramontane Partei allein war es, die den Krieg verschuldet hat, denn ohne ihr treuloses Verfahren hätte Napoleon unmöglich glauben können, daß Deutschland im Falle eines Kampfes sich *theilen* würde, und ohne diesen Glauben hätte er unmöglich den Krieg wider Deutschland ins Werk gesetzt. Nicht von uns, sondern von ihm selber rührt diese Aeußerung her, an den Händen der Vaterlandslosen klebt das Blut, das vom Vaterlande vergossen ward. Als der Krieg erklärt war, den sie veranlaßt hatte, verweigerte es dieselbe Partei, daran Theil zu nehmen; 47 ihrer Mitglieder stimmten für eine ‚Neutralität', die für jeden Vernünftigen Anschluß an Frankreich bedeutete.

Und jetzt, nachdem der Sieg errungen ist, den sie dem Feinde ihres Vaterlandes wünschten, jetzt weigern sie sich zum zweitenmale — auch nur die Früchte des Sieges anzunehmen. Und wenn auch

dieſe Abſicht vereitelt, wenn auch aller Vermuthung nach die nothdürftige Majorität für die Verträge erreicht wird, die Partei als ſolche, als Ganzes, bleibt doch der Gegner der Einigung — gebrandmarkt von der Geſchichte, geächtet von allen Guten, nicht werth, auf der Erde des Vaterlandes zu wohnen, das ſie verrathen wollten."

Unmittelbar nach der Fuldaer Biſchofsverſammlung hielt der Mainzer Katholikenverein ſeine erſte Wanderverſammlung in Köln, am 6. October. Dadurch ſollte die Altkatholikenverſammlung, die kurz vorher in derſelben Stadt getagt hatte, in den Schatten geſtellt werden. Die Reden fielen hier eben ſo kriegeriſch aus, wie in Fulda. Man fingirte auch hier, der angegriffene Theil zu ſeyn, und wollte ſich ſogar für reichstreu gehalten wiſſen. Sie kämpften nicht gegen den Staat an ſich, wurde behauptet. Sie wollten den Ausbau des deutſchen Reichs, aber auf einer andern Grundlage. Die bekannte alte großdeutſche Fiction. Doch ſagte ein Kaufmann Lindau aus Heidelberg unter ſtürmiſchem Beifall der Verſammlung die wahre Meinung gerade heraus: „Unſere Sympathien müſſen wir derjenigen Nation entgegentragen, welche ſich des heiligen Vaters annimmt. Ihr wird unſer Herz zugethan ſeyn. Wir werden ihr den Lorbeerkranz gönnen, wenn wir auch mit Trauer auf Germania ſchauen." Damit konnte keine andere Nation als die franzöſiſche gemeint ſeyn.

Die Wanderverſammlungen waren in ihrer Art vortrefflich organiſirt. Sie bezweckten, das weitläuftige Jeſuitennetz, in welchem das ganze katholiſche Volk Deutſchlands gefangen werden ſollte, „wie aus einer Hand" feſtzuſchnüren. Der Einheit des Planes ſollte die Einheit der Ausführung entſprechen. In einer im Jahr 1872 abgehaltenen deutſchen Katholikenverſammlung wurde, worüber uns eine Privatmittheilung zukam, der Kriegsplan der Vereine genau ſo articulirt, wie es ſchon ſeit mehreren Jahren im Jeſuitenplan gelegen hatte. Als das Hauptmittel, um das neue deutſche Reich innerlich zu zerreißen, wurde die vollſtändige Durchführung des katholiſchen Vereinsweſens bis ins kleinſte Dorf hinein anerkannt. Sämmtliche Vereine, auch die

kleinſten, ſollten durch ihre Vorſteher nach gleichförmigen Inſtructionen geleitet werden, die ihnen das Centralcomité ertheilen würde. Die gedachten Vereine müßten zweitens eine Hauptſtütze im Particularismus, in den zurückgebliebenen Sympathien für die Viel- und Kleinſtaaterei und für die Rheinbundſouverainetäten ſuchen und auf dieſe geſtützt, den Preußenhaß nähren. Drittens müßten ſie den Nationalhaß gegen die Deutſchen bei den Polen in Poſen und in Elſaß-Lothringen unterſtützen. Viertens hätten ſie ihr Augenmerk auf die Arbeitervereine zu richten und denſelben unaufhörlich zu predigen, nur durch die katholiſche Kirche allein ſey ihnen aufzuhelfen. Sechstens ſolle man ununterbrochen durch Gebete, Adreſſen und Wallfahrten das katholiſche Volk für den bedrängten Papſt intereſſiren. Siebentens dürfe das Sammeln des Peterpfennigs niemals aufhören; jeder Pfarrer ſolle in ſeiner Gemeinde unabläſſig collektiren. Achtens ſolle man die Bauern auch mittelſt der Preſſe bearbeiten, wozu namentlich Kalender empfohlen werden. Neuntens ſolle die Volksſchule benutzt werden, um ſchon die Kinder für die ultramontanen Zwecke zu begeiſtern, und zwar ſolle man ſchon der Jugend in der Schule, wie dem Volke von der Kanzel die Angſt beibringen, das neue proteſtantiſche Kaiſerthum gehe darauf aus, den katholiſchen Glauben gänzlich auszurotten. Wäre das neue deutſche Reich nicht zuſtande gekommen, ſo würde die Kirche Frieden haben. Es komme alſo alles darauf an, das neue Reich wieder in ſeine alten Beſtandtheile zu zerbröckeln und die Unabhängigkeit der Mittel- und Kleinſtaaten herzuſtellen.

Im Großherzogthum Baden verfuhr Miniſter Jolly wie der preußiſche Miniſter Falk und wies die den Jeſuiten verwandten Orden aus. So in Konſtanz Schulſchweſtern der chriſtlichen Liebe. Im katholiſchen Landvolk wurde aber immer noch agitirt. Auf den 6. October, hieß es, ſind im Seekreiſe zwei allgemeine Bittproceſſionen „für die hartbedrängte katholiſche Kirche im neuen deutſchen Reiche und den heiligen Vater“ angeſetzt und letzten Sonntag von den Kanzeln verkündet worden, die eine nach Schienen, die andere nach der Wallfahrtskirche Engelwies bei Meßkirch. Sollte es reiner Zufall ſeyn, daß dieſe Bittgänge mit der großen franzöſiſchen „na-

tionalen" Wallfahrt nach Lourdes zusammenfallen? — Eine auffallende Rohheit kam am 5. October in Oberkirch vor das Schöffengericht. Pfarrverweser Kreuzer hatte von der Kanzel herab in voller Kirche eine ihm mißfällige Gruppe von Altkatholiken Lausbuben genannt und aus der Kirche fortgewiesen. — Im November erfuhr man, der Erzbisthumsverweser Kübel habe von Rom ausdrücklichen Befehl erhalten, gegen eine badische Regierungsverordnung, die Prüfung der Geistlichen von Staats wegen betreffend, zu protestiren.

Eine Correspondenz der Stuttgarter Zeitung (Juli 1872) rügte den von den Jesuiten unter dem Volk in Oberschwaben angefachten Religionshaß. Jeder Protestant werde dort als ein Feind angesehen. Kommt ein Unbekannter, so gilt es zuerst zu erfahren, ob man katholisch oder lutherisch sey. Man überreicht schließlich seine Karte. Wie verklären sich die Gesichter, wenn dieselbe enthält: „Franz Xaver X." oder „Johann Nepomuk Y." oder „Johann Baptist Z." Wie kann man da aus den Augen lesen: „Der Mann ist katholisch!" Mit solchen Karten findet man im Oberland sein Fortkommen gar leicht.

„Nehmen wir ein Bild aus dem Leben! Am 20. Juli 1870 mags gewesen seyn, als, wie uns von zuverlässigster Seite berichtet wird, ein protestantischer Beamter in der Begleitung eines schmucken Jungen, der zur Fahne eilte, an einem Kornfelde vorbeiging, das eben von drei Arbeitern abgemäht wurde. Das Gespräch lenkte sich auf den Krieg. ‚Nun', sagte einer, ‚die Franzosen werden die verfl . . . . . Preußen zusammenhauen, wie wir das Korn hier!' ‚Ja', sagte der andere, ‚aber wehren werden sich die Preußen, und dann sind es eben doch auch Deutsche.' ‚Was', ließ sich der Dritte vernehmen, ‚Deutsche! Verfl . . . . Ketzer sind es, die wohl zum Teufel gehen. Wenn auch die Franzosen kommen, thut nichts; die sind doch wenigstens katholisch!" —

Seit 20 Jahren wurden eine Menge oberschwäb. Ortschaften mit Jesuitenmissionen ‚beglückt'. Wohl war stets die Folge ein Aufflackern des Glaubenseifers, aber immer konnte man nachher eine Intoleranz bemerken, welche sich in hundert Stücken des täg-

Zeit vielfache Abänderungen hervorgebracht hat. Die erſte dieſer Maſchinen (jetzt meiſtentheils eine ſo genannte Grobſpindelbank) ſtreckt das Baumwollband bis etwa zur Dicke einer Federſpule, und gibt ihm einen ſehr geringen Grad von Drehung; die zweite (die Feinſpindelbank) verwandelt es durch erneuerte Streckung und etwas ſtärkere Zuſammendrehung in einen Vorgeſpinnſtfaden, der ungefähr einem Bindfaden an Dicke gleicht; die letzte Maſchine iſt die eigentliche Spinnmaſchine, auf welcher das Vorgeſpinnſt, indem es die geforderte Feinheit und den nöthigen Grad von Drehung empfängt, in wirkliches Garn verwandelt wird. Die meiſten der jetzt gebräuchlichen Spinnmaſchinen ſind ſo genannte Mulemaſchinen, welchen man in großen Spinnereien einen ſolchen Umfang zu geben pflegt, daß eine jede 360 bis 400 Spindeln enthält, alſo eben ſo viele Fäden gleichzeitig ſpinnt. In viel geringerer Zahl kommen Watermaſchinen vor, welche einfacher in der Konſtruktion ſind, aber weniger ſchnell arbeiten und kein ſehr feines Garn liefern können. Um einen Begriff von der Menge der in einer Spinnerei nöthigen Maſchinen und deren Ertragfähigkeit zu geben, wollen wir anführen, daß für einen Betrieb von 9600 Spindeln, welche Garn von der Feinheitsnummer 40 ſpinnen, erfordert werden (ungerechnet einige Nebenmaſchinen): 2 Schlagmaſchinen, 28 Vorkratzen, 28 Feinkratzen, 4 Streckmaſchinen, 4 Grobſpindelbänke (jede mit 36 Spindeln, zuſammen mit 144 Spindeln), 6 Feinſpindelbänke (jede mit 72, zuſammen mit 432 Spindeln), 24 Mule-Spinnmaſchinen (jede von 400, zuſammen mit 9600 Spindeln), 24 Haſpel, 1 Packpreſſe zur Fertigung der Garnpackete. Die Anlage erfordert zur Bewegung eine Dampfmaſchine von 20 Pferdekräften, kommt in der Errichtung (das Gebäude mit eingerechnet) auf etwa 96,000 Thaler zu ſtehen, beſchäftigt gegen 200 Arbeiter (Männer, Weiber und Kinder), und kann wöchentlich 4500 Pfund Garn von Num. 40 liefern (was eine Fadenlänge von 18,586 geographiſchen Meilen beträgt).

Die Ausdehnung und Vervollkommnung der Baumwollſpinnerei hat, durch Verminderung der Garnpreiſe, die Produktion und den Verbrauch der baumwollnen Stoffe ungemein vergrößert, hierdurch auf die Erzeugung der Baumwolle mächtig zurückgewirkt, und dieſe zu einem früher nicht gekannten Umfange geſteigert. So führte Großbritannien an Baumwolle ein:

lichen Lebens zeigte. Da bekam mancher protestantische Dienstbote seinen Abschied von der katholischen Herrschaft, mancher katholische Knecht verließ das ketzerische Haus.

Und welche Wirksamkeit entfalten die ‚Väter der Gesellschaft Jesu' erst im Beichtstuhl! Man frage einmal in R. an, in wie viele gemischte Ehen, welche vorher die glücklichsten waren, die Jesuitenmission von 1856 den Unfrieden, das Unglück brachte! Wenn solche Erscheinungen unmittelbar der Mission folgten, so wird man doch berechtigt seyn, die Ursache den Umtrieben der frommen Väter zuzuschreiben. Und wenn man erst erzählen hört, wie die Jesuiten ihre Beichtkinder vor dem Umgang mit Protestanten, vor dem Lesen protestant. Blätter und Schriften warnen, ihnen sogar mit Verweigerung der Absolution drohen, so ist das doch gewiß eine Bedrohung des konfessionellen Friedens. Geschieht diese Einwirkung nur auf Erwachsene, so ist die Gefahr am Ende noch abzuwenden. Empörend aber ist es, wenn schon ins kindliche Gemüth das Gift des Religionshasses gelegt wird, wie folgendes Beispiel beweist. Der Zögling einer paritätischen Anstalt bekam mit seinen Altersgenossen die Erlaubniß, den eine Mission abhaltenden Redemptoristen zu beichten. Dem Jungen wurde die Frage vorgelegt, ob er auch Umgang mit seinen protestantischen Kameraden habe. Da nun sein bester Freund — wer kennt nicht das feste Band der Jugendfreundschaften — ein evang. Zögling war, bejahte er die Frage. Er bekam sofort vom Beichtvater den strengsten Verweis wegen solcher Unvorsichtigkeit und die bestimmte Auflage, allen Verkehr mit seinem Freunde und mit den andern evang. Zöglingen abzubrechen, auch die Schulbücher seiner andersgläubigen Kameraden weder zu lesen noch zu berühren."

Zu den ultramontanen Manövern in Bayern gehörten unter anderem auch die berüchtigten Dachauer Banken. Dachau ist eine kleine Stadt in der Nähe von München, und nach diesem Namen gründete 1870 Adele Spitzeder, eine ehemalige Schauspielerin niederen Ranges, in München eine Bank, welcher bald noch fast ein Dutzend Nebenbanken an die Seite traten. Alle machten glänzende Geschäfte, denn das neue und unerhörte an diesen Banken war, daß sie viel, viel höhere Prozente gewährten, als alle andern

Banken in der Welt, nämlich monatlich 8—10 Prozent. Man schrieb aus München, „außer der Spitzeder'schen Bank floriren hier noch circa 8—10 andere derartige Geschäfte, und es geht soweit, daß man, vom Bahnhof kommend, von den Emmissären dieser Geschäfte angesprochen und aufgefordert wird, sein Geld dort anzulegen. Eine wirklich existirende, von mehreren Zeitungen bereits nachgedruckte derartige Geschäftskarte lautet wörtlich folgendermaßen. Vorderseite: ‚Friedrich Graf v. Holnstein aus Bayern. München, Sonnenstraße Nr. 9, Rückgebäude'. Rückseite: ‚Bei dem Unterzeichneten können Gelder in jeder beliebigen Größe angelegt werden, per Monat von 100 fl. mit 10 Perzent Zinsen. Die Zinsen werden vierteljährlich vorausbezahlt und können mit entsprechender Sicherheit wieder angelegt werden. Friedrich Graf v. Holnstein aus Bayern. München, Sonnenstraße Nr. 9, Rückgebäude.' Diese Karte erregte um so größeres Erstaunen, als der auf derselben genannte Name einem unserer vornehmsten, mit dem Königshause selbst verwandten Geschlechter angehört. Der Träger desselben soll freilich durch seinen bisherigen Lebenswandel schon längst jegliche Gemeinschaft mit seiner erlauchten Familie verwirkt haben." Einer solchen Lockung folgte nun das gemeine Volk massenhaft, wie früher dem verderblichen Lottospiel, aber das Lotto hatte lange nicht so viel zur Verarmung des Volkes beigetragen. Denn überall von Nah und Fern kamen Bauern, Kleinbürger, Arbeiter und Dienstboten herbei, um ihre Ersparnisse bei der Spitzeder niederzulegen. Das einfachste Nachdenken hätte jedem sagen können, die Spitzeder bezahle den Zins für die zuerst eingelegten Kapitale von den nachfolgenden Kapitalen, die daher verloren gehen müßten. Aber soweit dachte das Volk nicht, denn es hatten sich ehrwürdige Bürgen eingefunden, denen es traute. Das nämlich war das zweite charakteristische Merkmal der Dachauer Banken, daß sie im Dienst der h. Kirche und des Papstes zu stehen vorgaben. Das war nun freilich nicht neu, denn der bekannte Langrand-Dumanceau hatte unter demselben Vorwand die gläubigen Katholiken betrogen, indem er, vom Papst zum Grafen erhoben und von den Ultramontanen in Belgien und Oesterreich unterstützt, unter dem Vorgeben, er wolle das Ka-

pital chriſtianiſiren und für den Papſt ſammeln, ungeheure Summen zuſammengeſchwindelt hatte. Ganz in gleicher Weiſe wollte die Spitzeder „das Kapital katholiſiren.“ Sie ſelbſt ſpielte eine Ueberfromme, eine Art Heilige. Sie pflegte ein ſchweres goldenes Kreuz zu tragen und legte auch in ihre vielen Schränke je ein großes goldenes Kreuz ſo hin, daß es jedem zuerſt in die Augen fiel. Dazu wimmelte es in ihren Zimmern von Cruzifixen, Marienbildern, frommen Inſchriften und Sprüchen. Auch wurde ſie und wurden ihre Banken von Münchener und andern ultramontanen Blättern aufs wärmſte empfohlen und dem Volke verſichert, es könne ſeine Erſparniſſe nirgends ſicherer anlegen, als bei der Spitzeder. Auch einer der angeſehenſten Advokaten Münchens beſtätigte das und drohte ſogar, als der erſte Verdacht laut wurde, den Verdächtigern mit Injurienklage. Die Münchener Neuen Nachrichten ſchrieben: „An dieſem ungeheuren Unglücke, das mit elementarer Macht über unſer Land hereingebrochen, tragen in erſter Reihe die literariſchen Gauner ſchuld, die ſich zuerſt aus der ultramontanen Partei rekrutirten und dort die Führer ſpielten.“ Nach Aufzählung einer Reihe von Namen, welche der Begünſtigung der Spitzeder'ſchen Banken beſchuldigt werden, heißt es weiter: „Wir ſind geſonnen, auch nicht die geringſte Schonung gegen die Preßkoſaken zu üben, damit endlich wieder die Preſſe Münchens ihren guten Namen vor dem Auslande herſtelle. Die Advokaten und Juriſten Münchens haben bisher ſich den Ruf völliger Rechtlichkeit bewahrt, an ihnen wird es ſeyn, die Anwälte Dr. Karl Barth, den bekannten ultramontanen Landtagsabgeordneten Jettersdorf, Will, die Conzipienten Kolb, Brücklmayer und andere aufzuforden, ihre Ehre zu vertheidigen vor den Angriffen der öffentlichen Meinung und den Denunciationen der Bauernfänger und Agenten der Spitzederbank. Die Strafgewalt wird hoffentlich auch das Corps von Packträgern, Poſtboten und niederen Staatsbedienſteten zu faſſen wiſſen, die ſich ein Geſchäft daraus gemacht haben, die unverſtändige Maſſe in Stadt und Land wie Schafe zu den Dachauer Banken zu treiben, um ſie dort abzuſchlachten und auszieben zu laſſen und ſie dahin zu bringen, daß ein Armer von dem Kapitale des Andern, das ihm

in Form des Zinses ausbezahlt wurde, lebte. München muß sich von dem bodenlosen Morasle der Louis, Bauernfänger, Treiber, Freudenmädchen reinigen, die sammt und sonders dem Dachauer Bankschwindel anklebten und das Geld der Armen in Champagner und seinen Speisen verpraßten."

Gewiß ist, daß die ultramontanen Blätter, namentlich das Sigl'sche Vaterland, aufs eifrigste beflissen waren, die Dachauer Banken zu empfehlen und als dieselben schon verrufen waren, noch zu vertheidigen. „Bezüglich der Literaten, welche mit der Spitzeder in Verbindung gestanden, beziehungsweise deren Geschäfte unterstützt haben, schreiben die N. Nachr.: „An dem Unglücke, welches durch die Spitzeder'sche Bank über das Land gebracht worden ist, sind die Herren Sigl, Karl Zander, Dr. Faist und andere Ultramontane, aber auch die Redacteure der sogenannten ‚auch liberalen' Presse nicht ohne Schuld; Herr Theophil Bösl möge sich öffentlich rechtfertigen, aus welchen Gründen und zu welchem Zwecke er von Adele Spitzeder eine bedeutende Summe auf eine letzte Hypothek erhielt; Herr Marchner, Herr Lang, beide von der Redaction des Münchener Extrablattes, mögen öffentlich erklären, in welchem Verhältniß sie zu Adele Spitzeder standen, nachdem aus einem Briefe, den wir in Händen haben, hervorgeht, daß sie alle zur Förderung des Schwindels beitrugen. Die Literaten Reißig und Fränkel haben bereits für gut befunden, das Weite zu suchen." Ueber den seitherigen Redacteur des Südd. Tel., Kellerbauer, welcher als nomineller Eigenthümer des Blattes figurirte, während als dessen wirklicher Eigenthümer der Abg. v. Schauß und der Bierbrauer Jos. Wagner genannt werden, schreibt man dem Frk. Kur., derselbe habe, als wäre er wirklicher Eigenthümer, das Blatt an die Spitzeder verkauft und dabei sich durch Revers verpflichtet. Nun kam aber die Ministerialentschließung in Betreff der Dachauer Banken, die wirklichen Eigenthümer verlangten deren Abdruck in ihrem Blatte, Kellerbauer konnte sich nicht weigern, diesem Verlangen zu entsprechen, und Fräulein Spitzeder genoß die Ueberraschung, in dem vermeintlich ihr gehörigen Blatte den bezeichneten Erlaß zu lesen. Das führte zur Entdeckung des Sachverhalts." Bald erfuhr man: „Der

Redacteur des ‚Freien Landesboten', Theophil Bösl (früher Mitredacteur des ‚Landboten' und der ‚Germania') hat die Summe von 15,000 fl. als von dem Frl. Spitzeder erhaltenes Geschenk an die Activmasse einbezahlt."

Man schrieb aus München: Die Sucht nach müheloſem Gewinne iſt gewiß nicht bloß bei den Gläubigen der Unfehlbarkeitslehre zu Hauſe. Aber ſchon jetzt iſt doch ſo viel ſicher, daß das eigentliche Arbeitsfeld unſeres weiblichen Law die Gegenden geweſen ſind, wo die ultramontanen Blätter am meiſten verbreitet und die Landtagswahlen in dieſem Sinne ausgefallen waren. Das Innsbrucker Tagblatt erfuhr: „Das Hauptcontingent directer und indirecter Helfershelfer der Schwindlerin, welcher bereits eine zehnfache Ueberſchuldung nachgewieſen ſeyn ſoll, lieferte die ultramontane Partei und deren Preſſe. In Folge deſſen beabſichtigt denn auch in München eine Anzahl Ultramontaner von hervorragender bürgerlicher Stellung demnächſt eine öffentliche Erklärung abzugeben, des Inhalts: daß ſie beabſichtigen, ſich der Wahl zur Gemeindevertretung zu enthalten, da einerſeits ihre Anſchauungen von denen der Fortſchrittspartei grundverſchieden ſind, aber auch andererſeits durch die Schuld einzelner Führer und eines Theils der ultramontanen Preſſe die ultramontane Partei mit dem Schwindel der Dachauer Bank der Adele Spitzeder und dem Gaunerthum in einem nicht zu leugnenden Zuſammenhang ſtehe; da endlich der dringendſte Verdacht beſtehe, daß der Verſuch gemacht werde, die Willensmeinung der Bürgerſchaft zu fälſchen, indem man Inſaſſen (Gott weiß aus welchen Mitteln) das Geld verſchaffe, ſich das Bürgerrecht zu kaufen, unter der offenen oder ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß ſie ihre Stimmen zu Gunſten der von der ultramontanen Clique aufgeſtellten Candidaten abgeben. Unſere braven ‚Tiroler Stimmen' beſaßen noch geſtern die Unverſchämtheit, den unerhörten Schwindel der Spitzeder zu vertheidigen und ihm ein Loblied zu ſingen."

Es handelte ſich aber nicht blos um die Wahlen. Die Südd. Reichspoſt berichtete: „daß das berüchtigte Spitzeder'ſche Bankgeſchäft bisher auch mit dem Papſte in Verbindung oder Fühlung geſtanden

habe, insofern nämlich, als jenes Geschäft gewisse Prozente — der Correspondent glaubt 10 — als Tantième an den heiligen Vater abgeliefert habe. Der Correspondent weiß dies daher, daß im vergangenen Sommer ein Filialgeschäft der sog. Dachauer Bank in Nürnberg errichtet werden sollte oder wollte, und bei Gelegenheit der Unterhandlungen darüber den betreffenden, dem Correspondenten befreundeten Commissionären das Ansinnen oder die Bedingung gestellt worden, sie müßten von dem sich ergebenden Gewinn so und so viel Prozente zu Gunsten des Papstes abgeben, worauf sich aber dieselben in richtiger Einsicht nicht einlassen mochten." Die Augsb. Postzeitung erklärte, wie auch der Osservatore Romano, die Thatsache für unbegründet, die Reichspost aber beharrte dabei, die Thatsache sey constatirt.

Am großartigsten wurde die Bedeutung der Dachauer Banken von der ultramontanen Presse als das Mittel aufgefaßt, die christliche Welt von den Juden zu erlösen. Ueber die Herkunft der Mittel der Dachauer Bank wird den Leuten, einem Berichte des Kur. f. Niederb. zufolge, vorgeschwindelt: „daß zur Zeit der Aufhebung der Klöster ein Frauenkloster eine halbe Million bei Seite geschafft habe, welche angelegt, und die Zinsen immer wieder zum Kapital geschlagen wurden, so daß die Summe jetzt auf 75 Millionen Gulden angewachsen sey. Dieses Geld sey nun bestimmt, die Fortschrittler und die Juden zu Grunde zu richten, und da man sie nicht umbringen könne und dürfe, müssen sie um ihr Vermögen gebracht werden. Um dieses zu bewerkstelligen, sey der Spitzeder dieses Geld zur Verfügung gestellt worden, und könne man daher über die Regierungserlasse und den Kampf der Fortschrittler und Juden gegen diese „solide und echt katholische" Bank, deren Hauptaufgabe auch sey, armen guten Katholiken, die treu zu Papst und Kirche stehen, zu Vermögen zu helfen, nur lachen!" Auch die ultramontanen Tiroler Stimmen schrieben: „Graf Langrand-Dumanceau, der bekannte Banquier, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Kapital zu christianisiren, um auf diese Weise, mit Millionen arbeitend, der jüdisch-liberalen Geldmacht in Europa entgegenzutreten und ihr die Alleinherrschaft entwinden zu können. Daß dieser Plan,

der bereits außerordentliche Fortschritte gemacht, den Juden, Liberalen und Freimaurern nicht recht war, ist auf ganz natürlichem Wege zu erklären. Es wurde deßhalb durch ganz Europa so lange gegen ihn gelogen und verleumdet, bis die belgische Regierung gegen sein Geschäft einschritt. Ein Seitenstück zu dieser Langrand-Affaire wickelt sich jetzt mit Adele Spitzeder in München ab."

Ultramontane Blätter warfen den Liberalen vor, sie hätten längst gegen die Judenwirthschaft, den Börsenschwindel, die Betrügereien mit Aktien kämpfen können, warum sie jetzt gerade über die arme Spitzeder herfielen? Es ist nun ganz richtig, daß Staats- und Volksvermögen schon lange von beschnittenen und unbeschnittenen Juden geplündert werden, aber daraus folgt nicht, daß es die Ultramontanen, noch dazu unter heiliger Maske, gleichfalls thun sollen.

Ehrliche Katholiken sahen das auch ein und suchten nicht, wie das die bayerischen Blätter thaten, den Frevel zu beschönigen. Die kath. Westphälische Zeitung läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Daß diese Bauernfängerei zwei Jahre lang sich halten und so riesige Dimensionen annehmen konnte, ist zunächst der außerordentlichen Organisation des ‚Geschäftes', dann der Unterstützung des ‚Vaterland', ‚Volksboten', des freien ‚Landboten' und des ‚M. Tageblattes' zu verdanken, welche zusammen 30,000 katholische und liberale Leser repräsentiren. Erstere beiden Schandblätter spielten die Rolle katholischer Blätter trotz des empfangenen Sündenlohnes gleichzeitig fort, ja der Schurke Sigl, bei dessen Begegnung sich jeder ehrliche Mensch mit Chlor und Desinfectionspulver versieht, trieb die Frechheit so weit, das oben erwähnte Ausschreiben des Bezirksgerichtsraths Scharrer dahin zu verdrehen, daß eine Ueberschuldung der Frl. Spitzeder nicht vorhanden sey, und daß Niemand werde zu Schaden kommen. Daß dieser Auswurf der ‚patriotischen' Partei seine Piraterie unter katholischer Flagge treiben konnte und durfte, daran sind, wir erklären es offen, die maßgebenden Persönlichkeiten innerhalb der Partei Schuld, die es rechtzeitig unterließen, den Menschen wie einen Aussätzigen der öffentlichen Verachtung werth zu stigmatisiren. Die schwächlichen Ver-

ſuche des Münchener Domkapitels, ſich der Zugehörigkeit Sigl's zu erwehren, nützen uns gar nichts; auf uns, auf die geſammte katholiſche Partei werfen die Herren den Schimpf zurück, woran auch der Umſtand nichts ändern kann, daß einige liberale Redacteure mitgefangen wurden. Doch was geſchehen, läßt ſich nicht ändern, unſere Pflicht iſt es, die Verantwortlichkeit für die Schandthaten Sigl's und die Unterlaſſungsſünden aller aus der katholiſchen Partei, die es anging, von uns zu weiſen. Wir haben der Blamagen ſchon mehr als eine mit der patriotiſchen Partei theilen müſſen, von dieſer wollen wir nun und nimmermehr etwas wiſſen."

Als ſich immer ſchwerere Anklagen gegen die Spitzeder erhoben, verfügte die Regierung endlich am 12. Nov. 1872 eine Unterſuchung, aus der ſich ergab, daß die Anklagen nur zu wohl begründet ſeyen. Man ſchrieb aus München: Die in Folge eines Antrages vieler Gläubiger auf Grund des Artikels 193 der Civilprozeßordnung vom Bezirksgerichte München verfügte Prüfung der Geſchäftsverhältniſſe der Spitzeder'ſchen Dachauer Bank ergab äußerſt mangelhaft geführte Bücher, die größte Unordnung in der ganzen Geſchäftsgebahrung und eine zweifelloſe bedeutende Ueberſchuldung. Fräulein Spitzeder iſt daher in Civilſicherheitshaft genommen und Nachts 1 Uhr in das Gerichtsgefängniß überführt worden. Die Haft dürfte ſich in eine Criminalhaft umwandeln, da alle Anhaltspunkte für einen betrügeriſchen Bankerott vorliegen. Die Aufregung im Publikum iſt groß, die Ruhe indeß bisher nirgends geſtört worden.

Die Criminalhaft wurde wirklich verfügt. Der Correſpondent von und für Deutſchland ſchrieb: Mit Windeseile verbreitete ſich die Nachricht: Die Spitzeder-Bank iſt gerichtlich geſperrt! in der Provinz. Am meiſten betheiligt ſind Niederbayern und Oberbayern, ſehr beträchtlich auch die Oberpfalz und Mittelfranken. Schon die geſtrigen und noch mehr die heutigen Bahnzüge brachten auffallend viele bäuerliche Paſſagiere hieher, welche ſämmtlich, kaum hier angekommen, in großer Haſt nach dem Bezirksgerichte l. d. J. fragten, um dort noch zu retten, was zu retten iſt. Wahrlich, es war die höchſte Zeit, daß dieſem koloſſalen Schwindel Halt geboten wurde,

und einzelne mir zu Ohren gekommene Fälle, daß Pfleger anvertraute Stiftungsgelder auf eigene Faust in der Dachauer Bank anlegten (im Rottthale), Vormünder das Vermögen ihrer Mündel dort einzahlten und die hohen Zinsen für sich verwandten (wovon mir ein paar Beispiele aus hiesiger Stadt verbürgt werden), Landwirthe aus der straubinger Gegend den Erlös ihrer ganzen heurigen Ernte in Spitzeder-Wechsel umtauschten, Andere sogar (nach bezirksamtlichen Anzeigen) ihr Anwesen und Vieh verkauften und nun Bettler sind — alle diese traurigen, fast unglaublichen Thatsachen, welche bis jetzt schon bekannt geworden sind, lassen ahnen, welch großes Unheil die Gier nach den Wucherzinsen dieser Schwindelbanken angerichtet hat. — Die Augsb. Postzeitung berichtete: In München und den Vorstädten sind es hauptsächlich Dienstboten und der Arbeiterklasse Angehörende, welche Einlagen gemacht haben. Das Dienstpersonal in der Spatenbräuerei allein soll 29,050 fl. und das Arbeiterpersonal in der Rathgeber'schen Wagenfabrik circa 18,000 fl. eingelegt haben.

Trotz der gerichtlichen Erklärungen, es liege ein betrügerischer Bankerott vor, fuhr das Sigl'sche Vaterland fort, die Gläubiger zu beruhigen, es sey keine Ueberschuldung vorhanden, sey gar nicht daran zu denken. „Fräulein Spitzeder," sagt Sigl, „besitzt zur Zeit 16 Häuser und Anwesen allein in München, sie besitzt Grundkomplexe hier und auswärts, sie besitzt eine Gemäldegallerie, die auf mindestens 100,000 fl. geschätzt ist, und außerdem noch eine hübsche Summe in Staatspapieren," — woraus er den Schluß zieht, daß ihre Gläubiger (deren Einlagen Millionen ausmachen) in keiner Weise gefährdet seyen! Sigl behauptet ferner, „die Spitzeder'sche Bank stehe fester als je, sie werde sogar höchst wahrscheinlich das sogenannte deutsche Reich überleben." Auch auf dem Lande wurde durch Spitzeder'sche Agenten das Volk glauben gemacht, die Gläubiger liefen gar keine Gefahr.

In der That war die Spitzeder sehr reich geworden. „So wurde in der Wohnung der ‚Gesellschaftsdame', welche die Spitzeder in die ursprünglich verfügte Civilsicherheitshaft begleitete, ein Reichthum von Schmuck vorgefunden, daß man sich in einen Ju-

welterladen versetzt glauben mochte, dazu eine Garderobe in den kostbarsten Stoffen von einer Reichhaltigkeit, daß kaum eine Fürstin solche besitzt. — Wie mit dem Gelde gewirthschaftet wurde, entzieht sich aller Beschreibung; es lag überall umher, auf Fensterbrettern, Komoden, Sophas, es schien förmlich werthlos, die Wechsel lagen auf dem Fußboden verstreut, im Ofen steckte ein Sack mit Geld, eine Obligation fand ein wachehabender Soldat an einer Stelle, wo man sie sicher nicht vermuthet hätte. Der Keller umschloß ein reichhaltiges Lager der besten Weine, nur das Feinste und Ausgesuchteste von Tafelgeräthen ꝛc. wurde benutzt, sehr theure Spieluhren und Orgelwerke ergötzten häufig mit ihren sanften Tönen die ‚fromme Fee' (nach dem Ausdrucke der Schnoferlpresse), die prächtigsten Equipagen standen bereit, die ‚Heilige' (ebenfalls nach Schnoferl) mit ihrer Gespielin (‚Gesellschaftsdame' benannt) und sonstigen Anhängseln durch Stadt und Land zu tragen, man konnte sich im Spitzeder'schen Hotel in Wahrheit, wie geschehen, rühmen, daß man zur Reise nach Salzburg die eigenen Relais legen könne!! Und das Alles zumeist von den sauer ersparten Groschen der Dienstboten, Fabrikarbeiter, Taglöhner, armer Leute jeder Art."

Am 19. Nov. war durch die Gerichte bereits ermittelt, die Activa der Spitzeder beliefen sich auf nahezu 2 Mill. Gulden, die Passiva aber, soweit bis jetzt Meldungen eingegangen seyen, betrügen bereits 3½ Mill. Auch die Bankhalter mehrerer Dachauer Nebenbanken wurden wegen Betrug verhaftet.

Man hat nicht gehört, daß der Erzbischof von München, unter dessen Augen alle diese Dinge sich abwickelten, seinen Einfluß geltend gemacht hätte, um den Unfug überhaupt zu verhindern. Wenn selbst die Berliner Germania nachträglich eingestand, „daß diese Auswüchse eine wahre Schande für das katholische Bayern seyen," so hätte wohl der oberste Seelenhirt in loco früher schon davon Notiz nehmen dürfen. Es hieß, das erzbischöfliche Ordinariat habe einmal gewarnt. Aber es hätte mehr thun können, da die Warnung nichts fruchtete. Die A. A. Zeitung, die ihm deßfalls einen Vorwurf machte, wurde vom Pastoralblatt des Erzbisthums der Verleumdung bezüchtigt mit der Bemerkung, der Erzbischof wisse

im Jahre	1765	4,000,000	Pfund
„ „	1785	18,400,000	„
„ „	1795	26,490,000	„
„ „	1815	99,306,343	„
„ „	1825	228,005,291	„
„ „	1833	303,656,837	„

Von der angegebenen Summe des letztgenannten Jahres gelangten 293,682,976 Pfd. in den vereinigten Königreichen ſelbſt zur Verarbeitung. Im Jahr 1834 ſtieg die geſammte Einfuhr auf 326,719,586 Pfd., wovon 31,034,589 Pfd. wieder ausgeführt, und mithin 295,684,997 Pfd. der einheimiſchen Verarbeitung überlaſſen wurden. Im Jahre 1760 beſchäftigte die Spinnerei nebſt der übrigen Verarbeitung der Baumwolle in Großbritannien kaum etwas mehr als 40,000 Individuen; gegenwärtig wird dieſe Zahl auf 1,500,000 angeſchlagen. 1787 zählte man in England, Schottland und Wales zuſammen nicht mehr als 143 Baumwollſpinnereien; 1833 betrug die Zahl der Spinnereien und mechaniſchen Webereien in England und Wales allein 1000, in Schottland 125, in Irland 29, zuſammen 1154, mit 220,825 Arbeitern, etwa 9½ Millionen Spindeln und einer bewegenden Kraft von 41,000 Pferdekräften (worunter drei Viertel in Dampfmaſchinen und ein Viertel in Waſſerrädern). — Von geringerem Umfange, aber demungeachtet von hoher Bedeutung, iſt die Baumwollſpinnerei in mehreren Staaten des Kontinents. In Frankreich ſchätzte man 1835 die jährlich verarbeitete Baumwolle auf 40,000,000 Kilogramm, und die Zahl der Spindeln auf 3 bis 3½ Millionen. Von letzteren befanden ſich 800,000 allein im Elſaß in 56 Spinnereien, welche zuſammen 17 bis 18,000 Individuen beſchäftigten. Die ſchweizeriſchen Kantone: St. Gallen, Thurgau, Baſel, Argau und Zürich beſaßen (1827) etwa 370,000 Spindeln. Der preuſſiſche Staat zählte (1837) 125,972 Spindeln, wovon 65,677 in 29 Spinnereien allein auf den Regierungsbezirk Düſſeldorf kamen. Im Königreiche Sachſen befanden ſich (1834) 91 Baumwollſpinnereien mit 375,730 Spindeln. Die öſterreichiſche Monarchie ſoll gegenwärtig etwa 50 große Baumwollſpinnereien beſitzen; in Böhmen allein zählte man (1834) 88 Spinnereien mit 350,000 Spindeln, welche jährlich 85,000 Zentner Garn lieferten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika erhielten die erſte Baum-

das Gegentheil durch amtliche Ermittelungen. Die A. A. Zeitung schrieb: Man muß fragen, ob es normale Zustände sind, wenn Pfarrer, die vom Staat bestellt und besoldet werden, direkt ein Unternehmen fördern, das unter die Strafgesetze fällt? Hätte der Staat einen Priesterstand im Land, auf dessen Moral er bauen könnte, so hätte er diesen zu Hülfe gerufen, um durch das geistliche Wort jene fieberhafte Gewinngier zu bannen. Aber was geschah? Die Mehrzahl der Seelsorger empfahl (trotz des oberhirtlichen Erlasses) die Betheiligung, oder sie empfahlen doch zum wenigsten jene Blätter, die mit Feuer und Flammen für den Wucher predigten und die Gefährlichkeit desselben mit Lügen widerlegten. Man muß die Bauern selber fragen, wenn sie jetzt händeringend vor der Thüre stehen; dann wird man hören, wer ihnen gerathen hat, vor diese Thüre zu kommen. — In der Abwehr gegen das Pastoralblatt fährt die A. A. Zeitung fort: Sich in diesem Fall auf amtliche Erhebungen zu berufen und auf das Nichtergebniß derselben den Vorwurf der Verleumdung zu stützen, ist überhaupt ein Sophismus, mit dem man nur die kurzsichtigsten Augen täuscht. Denn wo gewann denn das Ordinariat seine „amtlichen" Erhebungen, als eben wieder bei der untergebenen Geistlichkeit, die sich hüten wird, de propria turpitudine zu bekennen? Und selbst wenn eine vollständige Kontrole der oberhirtlichen Behörde über die officielle Thätigkeit der Seelsorger möglich wäre, lassen sich auch etwa über den tausendfachen Einfluß „amtliche" Erhebungen pflegen, den der Klerus im alltäglichen Verkehr auf das Landvolk übt. — In diesem Punkt aber steht die öffentliche Meinung unerbittlich fest; die Thatsache, daß die Geistlichkeit mit allen Kräften für Verbreitung katholischer Blätter sorgt, und daß es katholische Blätter waren (und zwar zwei sehr populäre Organe), die dem Wucher die Hand boten, steht außer dem Bereich jeder Debatte.

Nach den „Münchener Neuen Nachrichten" hatte ein Cooperator Kannrinther von der Spitzeder 10,000 fl. zur Erbauung eines Hauses für das katholische Casino in Giesing erhalten und waren ihm noch weitere 10,000 versprochen worden.

Dem „Nürnberger Correspondenten" wurde am 5. Dez. aus

München geschrieben: Die in Folge des Dachauerbanken-Schwindels eingeleiteten gerichtlichen Untersuchungen erstrecken sich, eingezogenen Erkundigungen zufolge, auf 10 Personen, die sich in 3 Gruppen theilen: 1) die Bankhalter Herb und Lindner; 2) die Bankhalterin Pauline Dosch und Rechtsconzipient Brücklmaier; 3) Adele Spitzeder mit noch 5 Personen, worunter ihre „Gesellschafterin", bisher Besitzerin der „Villa Rosa" und eines Juwelenschmuckes von eminentem Werthe. Die übrigen sind gewesene „Beamte" des erstgenannten Fräuleins, darunter Herr Homolatsch, gewesener österreichischer Kadett und aus den Kurlisten eines niederbayerischen Bades vom vorigen Sommer bekannt als „Baron Napoleon Homolatsch."

Der berüchtigte Münchener Volksbote machte damals Bankerot. Sein Redacteur Zander, wegen Hochverraths in Untersuchung, und der Kammerherr Freiherr v. Linden, der den angeschuldigten Artikel im Volksboten geschrieben hatte, entwichen nach der Schweiz.

In München hatte sich der fanatische Pfarrer Westermayer dem Grabgeläute bei der Bestattung eines Altkatholiken hartnäckig widersetzt, das Ministerium aber erfüllte den Wunsch des Stadtmagistrats und befahl das Läuten. — Ferner schrieb man aus München: Da die A. Z. behauptete, „von Seite der Ultramontanen seyen für mehr als tausend kleinere Leute Bürgerrechte gekauft worden unter der Bedingung der Abstimmung für die ultramontanen Kandidaten", so erhoben die gewählten kathol. Stadträthe Klage beim Staatsanwalt mit Berufung auf §. 109 des deutschen Strafgesetzbuchs (Kauf einer Wahlstimme).

Das Erzbisthum Freiburg, welches früher mit so vieler Hitze die weltliche Staatsgewalt bekämpft hatte, hielt diesmal mehr an sich, worauf die Absageerklärung des Fürsten von Fürstenberg an die Ultramontanen Einfluß geübt zu haben scheint. „Einem Manne in der Stellung des jetzigen Familienhauptes wird es natürlich sehr schwer, einen Schritt zurück zu thun, noch dazu im Lichte der Oeffentlichkeit. Wenn der Fürst sich dennoch dazu entschloß, so fällt eine solche Entscheidung um so schwerer ins Gewicht. Nimmt man das Auftreten des Kameralisten Baumstark, der für seine reichsfreund-

liche, wenn auch noch so gut katholische Politik von den Organen des vulgären Ultramontanismus in Acht und Bann gethan ward, und den jetzigen Schritt des Fürsten von Fürstenberg zusammen, so kann man die Rolle des politischen Ultramontanismus im badischen Oberland für ausgespielt erklären. Um so rühriger ist dagegen die gleiche Partei am anderen Ufer des Rheines, wo der Straßburger Bischof durch seine Wühlereien den etwas laßgewordenen Eifer der Freiburger Curie beschämte."

Mehr als einem deutschen Bischof kam die bessere Besinnung und er rieth zur Mäßigung. Der Bischof von Eichstädt, v. Leonrod, befahl mehreren seiner Geistlichen, die allzu eifrig agitirt hatten, sich von der Leitung katholischer Volksvereine zurückzuziehen und sich jeder kirchlich politischen Agitation zu enthalten.

Eine Generalversammlung des katholisch-pädagogischen Vereins zu Dettelbach, welcher Bischof Reyßmann von Würzburg beiwohnte, beschloß: Indem wir an dem positiv christlichen Fundamente der Erziehung festhalten, verschließen wir uns keineswegs den berechtigten Forderungen der Zeit, der Gesellschaft und des nationalen Lebens.

Auch die niedere Geistlichkeit fing an Fürsprecher zu finden. Das „Vaterland" brachte Leitartikel in Bezug auf die Kapläne „mit sehr eigenthümlichen Enthüllungen über die Abhängigkeit, in welcher der katholische Hilfsgeistliche von seinem wohlgenährten Brodherrn und nicht selten auch von der Köchin Sr. Hochwürden steht. Unter dem bepfründeten Klerus war natürlich großes Händeaufheben und Zetern über diese Anmaßung und Taktlosigkeit der unzufriedenen Cooperatoren, dem Blatte wurde beim Fortsetzen solcher Veröffentlichungen mit dem nicht ungewöhnlichen Mittel der Abonnements-Entziehung gedroht; aber nach einer jüngst ergangenen Erklärung der Redaction will sie fortfahren, aller Drohungen ungeachtet, die Sache der Kapläne, ‚die größtentheils weit mehr als ihre Schuldigkeit gethan haben', zu führen, zumal aus der Laienwelt vielfache Zustimmung zu dieser Haltung des Blattes gekommen sey. Man hätte somit den vierten Stand im Klerus in Opposition gegen die pfarrherrliche Bourgeoisie auf dem Kampfplatze und mit einem rück-

sichtslosen Organ ausgestattet. Bei solchen Zuständen daheim begreift sich eben so wohl, weßhalb der gemäßigte Ultramontanismus gern wieder den Einfluß des weltlichen Arms auf seine Seite durch ein abhängiges Ministerium gebracht hätte, und daß die bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe es mit der Heimreise von Fulda so eilig nahmen. Ob letzteres auffälliges Ereigniß nicht auch noch andere innere Gründe hat, wird sich wohl bald herausstellen; daß nur die bischöflichen Firmungsreisen den allgemeinen vorzeitigen Abzug veranlaßt haben sollten, will Niemandem glaublich erscheinen."

Die streng klerikale Schles. Volkszeitung, die man als das Organ des Fürstbischof Förster in Breslau ansieht, erklärte sich im Juli 1872 gegen die herausfordernde Sprache der Berliner Germania und ermahnte zu Mäßigung und Frieden. Da es sich hier um einen ersten Schritt zu einer richtigeren Ansicht der unheilvollen Friedensstörung handelt, erlangte der betreffende Artikel der Schles. Volkszeitung eine historische Bedeutung. Er lautete: „Bei der Sprache des Uebermuthes und der unbedingten Siegesgewißheit, die sich bei uns auf der ganzen Linie hören läßt, kommt es uns fast vor, als wären wir so gut wie seiner Zeit Oesterreicher und Franzosen zum Unterliegen vorherbestimmt. Hochmuth kommt bekanntlich kurz vor dem Falle. Man muß so etwas selbst erlebt oder von Augenzeugen direkt erfahren haben, wie es zugeht, wenn der Paroxismus des Hochmuthes, verbunden allerdings mit dem Bewußtseyn der gerechten Sache, die Oberhand gewinnt. Der einfache Zweifel am raschen und glücklichen Ausgange ist schon gleichbedeutend mit Verrath. Jede Vorsichtsmaßregel ist gleichbedeutend mit Zweifel, also wiederum Verrath. Jede Untersuchung könnte zu Vorsichtsmaßregeln führen, ist also Verrath. Nur die wüthendsten Schreier, zumeist dieselben, die nachher die Ersten sind, um, wenn die Sache ernst wird, davon zu laufen, in die schwärzeste Verzweiflung zu verfallen und auch das Haltbare noch fahren zu lassen — sie führen das große Wort und sind die wahren Patrioten. Jeder ruhige Mann verschließt mithin seine Bedenken in seiner Brust; vielleicht hat er ja allerdings Unrecht, und hat er Recht, so ist jetzt doch sicher nicht die Zeit für ihn, zu Worte zu kommen, sondern

zu schweigen. Kurz, jedes Mal, wenn die Verhältnisse so liegen, kann man zehn gegen eins wetten, daß die Sache nicht bloß verloren gehen, sondern auch kläglich verloren gehen wird, nicht einmal mit Ehren. Sollte es nicht so jetzt mit dem gesammten Katholicismus in Deutschland, in Preußen stehen? Wie steht es mit unseren Vorsichtsmaßregeln? Bietet unsere Position gar keine Schwächen? Wie viele Katholiken gibt es, die keine Katholiken mehr sind? Wie viele, die es bis jetzt sind, weil sie ohne schweren Nachtheil es seyn durften, die aber anders reden werden in anderer Zeit? Auch wolle man sich erinnern, daß die Art und Weise, wie das Dogma der päpstlichen Lehramtsunfehlbarkeit zu Stande gekommen, auch bei Vielen, die sich gläubig und ordnungsmäßig dem Ausspruche der Kirche unterworfen haben, einen Stachel zurückgelassen hat, und aus der Geschichte sollte man wissen, daß ein Stachel in deutschem Gemüthe sich anders äußert, als in anderen Gemüthern. Dabei sind auf unserer Seite vielfach unnöthige, doctrinäre Aeußerungen vorgekommen, die sowohl bei unseren eigenen Leuten, als auch bei ehrlichen Leuten anderer Parteien, ohne deren ausschlaggebenden Beistand wir den Sieg nicht erringen können, Befremdung und Entfremdung hervorgerufen haben, und schweigende neutrale Bundesgenossen sind in einem Kampfe bekanntlich von um so fraglicherem Werthe, je mehr man sie vorher zum Schweigen, zur Neutralität so zu sagen gezwungen hat, und nichts desto weniger vermessen genug ist, auf sie zu zählen wie auf sich selbst, als wäre nichts, auch gar nichts vorgekommen . . . Das Schlimmste ist, daß wir mit unseren Siegesfanfaren, ehe noch der Kampf begonnen hat, unsere mit den hierländischen Verhältnissen minder bekannten Glaubensgenossen außerhalb Preußen und Deutschland in schweren Irrthum führen. Auch das ist unter dem Regimente Bismarck's diverse Male schon vorgekommen. Berichte wie die des Herzogs von Gramont nach Paris dürfen nicht aus Deutschland nach Rom gehen, und doch scheint es, als ob sie, und nur sie nach Rom gegangen sind. Wenn das auch nur hindert, die langjährigen Schäden, die in dem Verhältnisse zwischen Rom und Deutschland bestehen, geschwind noch auszubessern, so ist das Unglück groß genug,

mag es verantworten wer da will, wir nicht." Diese Betrachtungen mögen sich die klerikalen Heißsporne wohl zu Herzen nehmen. Andererseits könnte sich ein Theil der liberalen Presse aus der Sprache des schlesischen Blattes die Lehre schöpfen, daß man nicht ohne Weiteres Katholiken und Ultramontane vermengen soll. Die Angriffe gegen die den Staat unterwühlende Partei verfehlen ihr Ziel, wenn sie gegen den Katholicismus als solchen gerichtet werden, in welchem doch nicht alle Wege unbedingt nach Rom führen; noch mehr aber verfehlen sie ihr Ziel, wenn hinter ihnen der specifisch protestantische Eifer hervorguckt."

Das Mißtrauen gegen die verschlagenen Jesuiten war damals so groß, daß sich Stimmen erhoben, welche diesen Artikel für eine bloße Täuschung halten wollten, er habe vielleicht nur den Zweck zu desorientiren, es sey vielleicht nur ein fingirter Rückzug, um das Cultministerium irre zu führen. v. Florencourt, der die Schlesische Volkszeitung damals redigirte, versicherte umgehend, der Artikel sey mißverstanden worden, sein Blatt stehe mit der Germania in keinem Widerspruch, auch sey es nicht das Organ des Fürstbischofs. Die preußische Provinzialcorrespondenz erkannte dagegen einfach in dem Artikel der Schlesischen Volkszeitung 1) das Geständniß, daß das Zustandekommen der päpstlichen Unfehlbarkeit einen Stachel in den Herzen der deutschen Katholiken zurückgelassen habe; 2) das Zeugniß, daß nur täuschende Berichte nach Rom gehen und die Wiederherstellung guter Verhältnisse zwischen Rom und Deutschland verhindern und 3) das Anerkenntniß, daß bis jetzt noch so gut wie nichts gegen die Kirche geschehen sey. Von der Versicherung der „Schlesischen Volkszeitung", daß Seitens der Regierung noch bei Weitem nicht bitterer Ernst gemacht sey, nimmt das halb offizielle Blatt Veranlassung, darüber den Schleier ein wenig zu lüften, was geschehen werde, wenn es erst „bitterer Ernst" geworden, indem sie auf die nächsten Sessionen des Landtags und des Reichstags hinweist. Die Regierung wünsche zwar noch heute, daß es zum bitteren Ernste nicht kommen möge, aber die Hoffnung werde leider immer geringer, daß die Stimmen, die zur Mäßigung mahnen, bis nach Rom dringen oder dort Gehör finden, selbst wenn sie von ernsten und erprobten deutschen Katholiken kommen.

Am 9. Sept. wurde die 22. Generalverſammlung der Katholiken Deutſchlands von etwa 600 Theilnehmern in Breslau eröffnet. Der Fürſtbiſchof hielt bei dieſem Anlaß eine Rede, worin er, nachdem er die Jeſuiten außerordentlich belobt und beklagt hatte, die ganze Angſt ſeines Herzens verrieth: „Die Zeit ſey krank; die Krankheit, in Fleiſch und Blut des Geſchlechtes eingedrungen, ſey durch menſchliche Macht nicht zu bannen; wenn gelinde Mittel nicht mehr anſchlügen, müßten ſchärfere angewandt werden, am Ende die ſchärfſten — das Meſſer und Glüheiſen. Jeder könne wahrnehmen, daß die Vorſehung mit Bereitung dieſer Mittel umgehe; ſie laſſe die Menſchen ſich ſtrafen durch ſich ſelber für ihre Verblendung. „Wir ſind“ — ſo fuhr Redner fort — „auf dem Wege dazu, auf dem Wege zu einer Kataſtrophe der allererſchütterndſten Art, und ſie naht ſich uns mit hörbarem Schritte.“ Die Zeit der Halbheiten und Täuſchungen ſey vorüber. Jetzt heiße es „Ja oder Nein“, kein Dazwiſchen; denn Feuer ſpeie der Herr aus ſeinem Munde. Die Feigen müßten aus ihrer Feigheit aufgerüttelt werden. Aber man ſolle ſich gleichwohl zu keiner Verletzung des Gehorſams gegen die von Gott geſetzte Obrigkeit, der Ehrerbietung gegen den Kaiſer, hinreißen laſſen.

Die Verſammlung faßte ziemlich energiſche Beſchlüſſe. Zuerſt empfahl ſie die Errichtung und Verbreitung des Vereins chriſtlicher Mütter und die Gründung und Förderung katholiſcher Erziehungsvereine und proteſtirte dann gegen die Beraubung des Papſtes durch den König von Italien, gegen die Aufhebung der Klöſter in Rom, gegen die Ausweiſung der Jeſuiten aus Deutſchland, gegen das neue Schulgeſetz, gegen die Civilehe, gegen die Anmaßung des Staats, kirchliche Excommunicationen nicht gelten laſſen zu wollen, gegen die Einmiſchung weltlicher Staaten in die künftige Papſtwahl. Auch vergaß ſie nicht den arbeitenden Klaſſen ihre Sympathien zu bezeigen.

Vom Domherrn Künzer in Breslau erfuhr man im November, derſelbe habe ſich geweigert, in das ultramontane Wahlcomité für Schleſien einzutreten. Er motivirte dieſen Entſchluß in einem Antwortſchreiben an den Grafen Balleſtrem. Er erklärte ſich darin

entschieden gegen die „unheilvolle Politik des Centrums, welche die Religion mit Politik vermische.“ Der Parteiterrorismus sey „ein ebenso unkluges als gewaltthätiges Unternehmen, das sich kein wahrhaft unabhängiger, auch kein ‚christlich conservativer‘ Mann gefallen lassen dürfte, und gegen das ein Jeder protestiren müßte, der noch nicht gelernt hat, seine politischen Ansichten nach Ordre und Parole zu formen. Ueberdies ist die politische Haltung der Centrums-Fraction gerade für uns Katholiken verhängnißvoll geworden, und es wird die Zeit kommen, da es den Meisten klar seyn wird, daß die Bildung der Centrums-Fractionen ein politischer Fehler und die Anklammerung der Katholiken an dieselben ein Unglück gewesen, wie Herr Peter Reichensperger nicht lange vor jener Fractionsbildung im Hause des Herrn v. Savigny bei Tische in Beziehung auf die von dem geistlichen Rath Müller vorgeschlagene Bildung einer ‚katholischen‘ Fraction sehr richtig vorhergesagt hat. Dann aber wird die bessere Erkenntniß wahrscheinlich zu spät kommen ...“ Reichensperger antwortete in der Germania, aber ohne der Wahrheit der Künzer'schen Erwägungen Eintrag thun zu können.

Die merkwürdigste Umwandlung eines Bischofs kam in Passau vor. Hier galt Bischof Heinrich Hochstetter für einen sehr frommen Mann, der aber ein wenig hitzig sey und dann nicht immer die volle Geistesgegenwart bewahre. Es kam einmal vor, daß er den Regierungspräsidenten von Lipowski durch extravagante Reden dahin brachte, sich stillschweigend zu entfernen. Der Bischof aber lief ihm nach auf die Straße, schrie fort und forderte endlich ein Paar Polizeidiener auf, sie sollten ihn verhaften, denn die bayerische Regierung müsse bei ihrem jetzigen System der Kirchenverfolgung ihn nothwendig auf die Festung schicken. Bald darauf verlangte der Bischof vom Commandanten der Festung Oberhaus bei Passau, er möge ihn holen lassen.

Trotzdem aber, daß Bischof Heinrich auch noch im Herbst 1872 die Fuldaer Denkschrift unterzeichnete, die dem Staat den Krieg erklärte, trat derselbe Bischof plötzlich gegen die Ultramontanen auf, und das unter seiner Protection stehende Passauer Tagblatt griff energisch den wahnsinnigen Fanatismus des bayerischen Volksboten und

Vaterlands und der Bauernaufwiegler, Pfarrer Mahr ꝛc. an. Es entwarf ein bedenkliches Gemälde der Verwirrung, welche diese und ähnliche Blätter in den Köpfen des bayerischen Landvolks anrichteten, und warnte ernstlich vor den Casinos und kirchlich politischen Bauernvereinen.

Unter anderm wies es auf die Augsburger Postzeitung hin, welche förmlich zu einem Bauernaufstand und Religionskrieg aufforderte. „Mit demselben Tage," — schreibt die Postzeitung — „wo der moderne Staat wie die Napoleonssäule unter den Keulenschlägen der Commune zusammenbricht, wird die ungeahnte sociale Macht des Katholicismus sich entfalten. Derselbe Glockenschlag, der die Todesstunde des modernen Staates verkündet, wird zum Festgeläute der Freiheit der katholischen Völker, denn in demselben Augenblick sind die Fesseln gebrochen, die sie bis dahin zur politischen Unthätigkeit und Machtlosigkeit verdammten; denn es gibt keine berechtigte Autorität mehr; .... los und ledig jeder Unterthanenpflicht, sind die zahlreichen katholischen Elemente zur eigenen Selbsthülfe berechtigt. Die ganze katholische Welt ist in Bewegung, die nach allen Richtungen hin in steigender und schwellender Kraft sich ausdehnt. Die Vereine, Casinos, Wanderversammlungen, öffentlichen Wallfahrten, die katholischen Fractionen in den Kammern und Landesvertretungen, die Wahlversammlungen, der Peterspfennig, die Adressen an den heiligen Vater und die pflichttreuen Bischöfe, die katholische Literatur, Tagesblätter und Zeitschriften, die stündlich sich mehren, sind Erscheinungen, welche das Herz aller Katholiken mit hoffnungsvoller Freude begrüßt. Gottlob! Die Katholiken sind ringsum bereits auf der politischen Schaubühne erschienen. Die Katholiken aller Welttheile sind insbesondere durch die providentiellen Geschicke des Papstthums, durch unseren unsterblichen Pius zu einer Bruderfamilie verschmolzen, die, einig in ihren Principien, ihren Sympathieen und ihren Programmen, eine geistige Phalanx bildet, welche, Schild an Schild gereiht, den Erdball umschließt."

Das bayerische „Vaterland" antwortete in seiner Nr. 245 dem Passauer Bischof: „Den ‚katholischen Männervereinen, Bauernvereinen, katholischen Casinos von Seiten des Staates und der Kirche

eine rechtliche Existenz absprechen', das kann nur ein Verrückter oder ein — Sauhirt des Bismarck." Als die Hauptaufhetzer der Bauern wurden der Pfarrer Pfahler in Deggendorf und ein Herr v. Hafenbrädl bezeichnet. Von diesen beiden ging auch die Aufforderung aus, die Mitglieder der Bauernvereine sollten sich zu einer großen Wallfahrt am 24. November nach Deggendorf vereinigen, wo früher schon eine katholische Versammlung abgehalten wurde. Diese Wallfahrt sollte dem Bischof von Passau trotzen. Sie kam wirklich zu Stande, verlief jedoch ziemlich ruhig. Ein ultramontanes Blatt in Bayern beschimpfte den Bischof in pöbelhafter Weise und nannte sein Organ, das Passauer Tagblatt: „Das wahnsinnige Organ für höheren Blödsinn und passauische Niedertracht, welches der bekannte Journalist Heinrich (so heißt der Bischof) mit bischöflichen Geldern herausgibt ..... Der hochwürdige Heinrich Mir-graut-vor-Dir .... Man merkt am Passauer Tagblatt jedesmal, wann der Mond am Abnehmen ist, weßhalb wir es nicht für nothwendig halten, dem Organ Heinrichs des Schrecklichen noch eigens zu sagen, was es für ein nichtswürdiges, verlogenes Papier ist."

In der Mitte des November aber erfuhr man: In Ebermannstadt ist der Vorstand des dortigen katholischen Volksvereins, Pfarrer Mahr, wegen Unterlassung der Anzeige der Versammlung an Allerheiligen in eine Strafe von acht Thalern verurtheilt und nebstdem der Verein wegen angeblicher Beleidigung des Bischofs Heinrich von Passau durch bezirksamtlichen Beschluß vom 16. November geschlossen worden. —

Nachdem die ersten zehn Bogen des vorliegenden Werks bereits gedruckt waren, ereigneten sich noch Dinge von Wichtigkeit in der Schweiz, die ich hier nachtragen will.

Eine große altkatholische Bewegung begann im schweizerischen Bisthum Basel. Zu diesem Bisthum gehörten die Kantone Basel-Stadt und Baselland, Solothurn, Bern, Luzern, Aargau, Thurgau und Zug. Der Bischof aber residirte in Solothurn. Der damalige Bischof Lachat war ein fanatischer Infallibilist, wie auch sein Kanzler Duret. Er setzte 1872 den jungen Pfarrer Gschwind in Starkirch ab, weil derselbe das neue Dogma nicht an-

wollſpinnerei 1791; im Jahre 1807 beſtanden dort nur erſt 15 Spinnereien, welche höchſtens 300,000 Pfund Garn erzeugten. Seitdem hat dieſe Induſtrie ſo ſehr zugenommen, daß 1831 nicht weniger als 795 Spinnereien mit 1,246,503 Spindeln vorhanden waren, welche 68 Millionen Pfund Garn produzirten.

Die Wollſpinnerei zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in das Spinnen der Streichwolle, d. h. der auf Kratz- oder Streichmaſchinen bearbeiteten kürzeren Wolle, welche zu Tuch und ähnlichen gewalkten Stoffen beſtimmt iſt, und in die Kammwollſpinnerei, welche aus längeren, durch Kämmen vorbereiteten Wollſorten, die zu Shawls, Merino's und andern leichten, nicht gewalkten Wollenzeugen dienlichen Garne liefert. Die Streichwollſpinnerei wird jetzt faſt ausſchließlich auf Maſchinen betrieben, welche viel einfacher als die Baumwollſpinnmaſchinen ſind, weil das Garn keines bedeutenden Grades von Feinheit bedarf; auch geht die Wolle von den Kratzmaſchinen, welche jenen für Baumwolle in mehreren Hauptpunkten ſehr ähnlich ſind, ſogleich auf die Vorſpinnmaſchine und von dieſer auf die Feinſpinnmaſchine über, wonach alſo das Maſchinenſyſtem dem der Baumwollſpinnereien an Einfachheit weit vorſteht. Dagegen erfordert die mechaniſche Kammwollſpinnerei, welche (nachdem die erſte Fabrik dieſer Art erſt 1792 in England entſtand) der neueſten Zeit ihre Ausbildung verdankt, und die Handſpinnerei nur erſt theilweiſe verdrängt hat, eine zahlreichere Reihe von Maſchinen, durch welche die mit Handkämmen gekämmte Wolle, auf ähnliche Weiſe wie die Baumwolle, nach und nach in einen Faden verwandelt wird. — Von welchem Umfange das Verſpinnen der Wolle in England ſey, kann man ſchon daraus entnehmen, daß die vereinigten Königreiche, ungeachtet einer eigenen jährlichen Produktion von mehr als 1 Million Zentner Wolle, noch eine bedeutende Menge fremder Wolle einführen (i. J. 1834, 402,000 Zntr.), dagegen nur wenig unverarbeitete Wolle in das Ausland ſenden (1834, 34,443 Zntr.). Im preußiſchen Staate waren (1837) 4143 Wollſpinnereien im Gange, welche zuſammen 401,210 Spindeln zählten; von letzteren arbeiteten 55,316 auf Kammgarn, und 345,894 auf Streichgarn. Das Königreich Sachſen zählte i. J. 1834 (mit Ausſchluß der Oberlauſitz) über 100 Streichgarnſpinnereien mit 58,646 Spindeln und 15 Kammwollſpinnereien mit 19,524 Spindeln.

erkannte. Die Regierung von Solothurn erklärte aber die Absetzung des sehr beliebten Pfarrers für ungiltig und seine Gemeinde brachte ihm am 5. November einen Fackelzug und pflanzte vor seinem Hause einen Freiheitsbaum auf. Eine zahlreiche Versammlung des liberalen Vereins im benachbarten Olten rief dem Pfarrer Beifall zu. Die zum Bisthum gehörigen Kantonsregierungen vereinigten sich am 19. November zu einer Diöcesanconferenz in Solothurn und diese erklärte die bischöflichen Censuren für ungiltig und bestätigte den Pfarrer Gschwind in Starkirch, wie auch den früher schon vom Bischof gemaßregelten Luzerner Pfarrer Egly in ihren Aemtern. Nur die Kantone Luzern und Zug nahmen an diesem Beschluß keinen Theil.

Hier der Wortlaut des einstimmigen Beschlusses: „Da der Bischof von Basel entgegen dem Beschluß der Conferenz das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes verkündigt hat, wodurch die Episcopatrechte vergeben, überhaupt die ganze Grundlage der gegenwärtigen Kirchenverfassung verändert wird, da dieses Vorgehen mit dem Eid des Bischofs, in welchem er den Regierungen seiner Diöcese Treue und Gehorsam schwor und überdies gelobte, die öffentliche Ruhe nicht zu gefährden, in schroffem Widerspruch steht, sofern er Pfarrer der Diöcese, welche die Unfehlbarkeitslehre bekämpften, eigenmächtig und widerrechtlich absetzt und excommunicirt; da er hierdurch und durch seine offene Auflehnung gegen staatliche Erlasse und Rechte des Staates und der Gemeinden bei den Pfarrerwahlen den Frieden ernstlich bedroht; da er ferner rechtswidrig ein eignes Seminar errichtet hat und hält, da er endlich entgegen dem Recht und seinem Versprechen den unwürdigen Taxenhandel mit Dispensen forttreibt, — so wird beschlossen: 1) das Unfehlbarkeitsdogma wird nicht anerkannt; 2) der Bischof hat kein Recht, Priester mit Censuren zu belegen, welche jenes Dogma nicht anerkennen; 3) der Bischof hat sich innerhalb 14 Tagen beim Vorort der Diöcesanconferenz über sein Verhalten in Betreff der weiteren Beschwerden zu verantworten und in gleicher Frist die Excommunicationen und Amtsentsetzungen des Pfarrers Egly (in Luzern) und des Pfarrers Gschwind (von Starkirch) bedingungslos zurückzunehmen; 4) der Bischof wird ein-

geladen, seinen Kanzler, Duret (den Intriganten und Unfriedenstifter), zu entlassen; nach 14 Tagen wird die Conferenz wieder zusammentreten und das weitere beschließen."

Bischof Lachat verließ sofort Solothurn und holte sich Rath in Luzern beim päpstlichen Nuntius Agnozzi. „Von der Diöcesanconferenz aber versicherte man, daß, wenn sich der Bischof nicht innerhalb der ihm gestellten vierzehntägigen Frist beim Vororte über sein Verhalten gerechtfertigt und die Excommunicationen und Amtsentsetzungen der Pfarrer Egly und Gschwind bedingungslos zurückgezogen, sie ihm die Schlüssel abverlangen und für die Sedisvacanz die nothwendigen Anordnungen treffen werde." — Uebrigens war schon einige Wochen vorher im eidgenössischen Bundesrath zur Sprache gekommen, ob man den Nuntius nicht ganz fortweisen solle? — In der Stadt Olten, nahe bei Starkirch, hatte sich eine Gemeindeversammlung der altkatholischen Sache mit besonderm Eifer angenommen und hier sollte am 1. Dezember eine große Volksversammlung weitere Beschlüsse berathen.*)

Im Kanton Wallis war der Jesuit Allet eigenmächtig vom Bischof von Sitten zum Pfarrer von Leuk ernannt worden. Der eidgenössische Bundesrath legte ihm aber das Amt nieder, weil nach Artikel 85 der Bundesverfassung sich kein Jesuit in der Schweiz aufhalten darf.

Kapitel 3.

Verhalten der Protestanten in Deutschland.

Man hat tadelnd bemerkt, daß sich die deutschen Protestanten, wenn sie auch den Jesuiten scharf entgegentreten, sich doch der Altkatholiken mit keiner besondern Wärme angenommen haben. Das

*) Zum Beweise, wie die Wundersucht als pfäffisches Volksbethörungsmittel um sich griff, verbreitete sich das Gerücht, über dem Ort Starkirch sey ein Todtenkopf in der Luft gesehen worden.

war aber natürlich, denn die Altkatholiken ſtehen noch auf demſelben Standpunkt, auf dem ſich die römiſche Kirche vor dreihundert Jahren befand, als ſie die deutſchen Proteſtanten als Ketzer verdammte und grauſam verfolgte. Auch haben die Altkatholiken noch keine Miene gemacht, zum Proteſtantismus überzutreten. Drittens beſorgten viele gläubige Proteſtanten, es könne mit den Altkatholiken einen Verlauf nehmen, wie in den vierziger Jahren mit den ſog. Deutſch-Katholiken.

Trotz alledem geht doch die altkatholiſche Bewegung viel tiefer, als jene deutſch-katholiſche, und ein neues großes Schisma ſteht der römiſchen Kirche unvermeidlich bevor. Die Vorausſetzung des trefflichen Döllinger, es werde möglich ſeyn, mit einfacher Ausſcheidung des neuen Infallibilitäts-Dogmas die römiſche Kirche in ihrer vollen alten Einheit zu erhalten, wird ſich ſo wenig bewähren, wie einſt der gute Wille Luthers, die alte Kirche durchaus, ohne daß es zu einer Trennung kommen ſollte, an Haupt und Gliedern zu reformiren. Das Schisma iſt heute ſo unvermeidlich, wie es damals war, denn Rom wird eben ſo wenig nachgeben, wie es damals nachgab, und wird immer noch Anhänger genug behalten. Es kommt nun darauf an, die Altkatholiken, ſofern ſie doch dem infalliblen Papſt ſich nicht unterwerfen wollen, näher zu uns Proteſtanten herüberzuziehen. Das liegt im Intereſſe zugleich der Religion und des Vaterlandes. Als Chriſten, die das wahre Chriſtenthum ſuchen, und als Deutſche gehören die Altkatholiken, ſowie ſie ſich von Rom abgewendet haben, mit den Proteſtanten zuſammen.

Die altkatholiſche Bewegung iſt nicht mehr zu unterdrücken. Erſcheint ihre Macht heute noch ſo ſchwach, ſo wartet ihrer doch eine ungeheure Ausdehnung. Ihre Stärke iſt jetzt nur noch eine latente. Unzählige ihrer Freunde ſchweigen noch und ſcheinen noch nicht vorhanden zu ſeyn, weil ſie ſich noch fürchten. Aber die Stunde wird nicht lange ausbleiben, in welcher der niedere Klerus, vom Geſetze geſchützt, ſich frei wird äußern dürfen, ohne geiſtliche Strafen, Excommunication und Amtsentſetzung fürchten zu dürfen. Je hartnäckiger Rom und die Jeſuiten die päpſtliche Infallibilität und die dem Papſt im Syllabus zuerkannte Weltherrſchaft feſthalten

werden, um ſo gewiſſer werden die weltlichen Staatsgewalten dagegen Fürſorge treffen und die Altkatholiken ſich genöthigt ſehen, auch ſolche Dogmen der alten Kirche fallen zu laſſen, durch die ſie bis jetzt noch an den Papſt gebunden ſind. Das wird das einzige Mittel für ſie ſeyn, eine Stellung zu gewinnen, in welcher der Papſt kein Recht mehr an ſie anzuſprechen hat. Das wird ſie aber auch veranlaſſen, Fühlung mit den Proteſtanten zu nehmen Das alles liegt noch im Schooße der Zukunft verborgen, aber man kann ſchon die Umriſſe deſſen, was unvermeidlich kommen muß, durch den Schleier durchſchimmern ſehen.

Mithin liegt es auch den Proteſtanten nahe, Fühlung mit den Altkatholiken zu ſuchen. Sie ſollten es aus zweierlei Gründen thun, einmal aus Religioſität, aus Chriſtenliebe und zur Ehre des wahren Chriſtenthums, ſodann aus Vaterlandsliebe im deutſchen Geſammtintereſſe. Nie war ein Zeitpunkt günſtiger, die im weltlichen Reich wieder geeinigten Deutſchen auch im chriſtlichen Glauben und in der chriſtlichen Liebe wieder zu einigen. Zwar findet ſich auch auf proteſtantiſcher Seite eine confeſſionelle Halsſtarrigkeit, wie auf der katholiſchen, und man haßt den Bruder um eines einſeitigen Dogmas willen. Dem ſteht aber doch heutzutage bei der Mehrheit der Deutſchen eine überwältigende Macht der geſunden Vernunft und des Nationalbewußtſeyns gegenüber. Auch bietet ſich die Form der Conföderation, der Parität, des rechtlichen Nebeneinanderbeſtehens verſchiedener, jedoch in der Hauptſache verwandter Confeſſionen auf ungezwungene Weiſe dar, um einheitliche Intereſſen zu wahren, bis vielleicht auch eine Einheitsform gefunden werden kann, die alle befriedigt.

Bis jetzt iſt von proteſtantiſcher Seite dem Altkatholicismus nur ein kühles Wohlwollen, hin und wieder ſogar Mißtrauen entgegengekommen. In der erſten Ueberraſchung konnte das auch kaum anders ſeyn; aber wir dürfen von dem Wenigen, was bis jetzt geſchehen iſt, nicht ſchließen, daß künftig nicht viel mehr geſchehen wird.

Die Proteſtanten pflegten ſchon ſeit längerer Zeit jährliche Verſammlungen zu halten und zwar je nach dem Parteiſtandpunkt verſchiedene. Die erſte, die uns hier ſeit dem Auftreten der Alt-

Katholiken in Frage kommt, war die große Verſammlung in Berlin, welche vom 9.—11. Oktober 1871 tagte. Die Einladung dazu ging vom Berliner Oberhofprediger Hoffmann, dem Staatsminiſter a. D. v. Bethmann-Hollweg, den Oberconſiſtorialräthen Wichern und Dorner und von vielen andern berühmten Theologen aus. Dieſe Partei hatte einen weſentlich unioniſtiſchen Charakter mit der Tendenz, die ſtrengen Lutheraner durch das freundlichſte Entgegenkommen zu ſich herüber zu ziehen, ohne daß es ihr bisher gelungen wäre, jene ſpröden Lutheraner zu gewinnen. Dieſes Verhältniß nun charakteriſirt auch die Berliner Octoberverſammlung. War es nun nicht einmal möglich, den Gegenſatz zwiſchen den Anhängern der Union und den ſtarren lutheriſchen Orthodoxen auszugleichen, ſo verrieth ſich auch in den Bemühungen der erſteren, dieſen Gegenſatz möglichſt zu verſchleiern und einen ernſten Streit darüber zu vermeiden, die ganze Schwäche der Partei. Um den Jeſuiten, welche der angreifende Theil waren, kräftig entgegentreten zu können, mußte man einig, ſich ſelber klar ſeyn und offen mit der Sprache herausgehen. Sodann durfte die Berliner Verſammlung auch die im Proteſtantenverein concentrirten Rationaliſten und Freikirchler nicht gänzlich ignoriren. Wie ſchroff ſie auch in Glaubensſachen denſelben gegenüber ſtanden, ſo waren doch beide im Kampf gegen den Jeſuitismus natürliche Verbündete. Auch mit den Altkatholiken hätte die Berliner Verſammlung ſich verſtändigen ſollen. Es hätte ihr daran gelegen ſeyn müſſen, mit denſelben gemeinſchaftlich im Intereſſe des wahren Chriſtenthums, wie der großen deutſchen Nation, das im 16. Jahrhundert leider unterbrochene Reformationswerk wieder aufzunehmen und nicht bloß mit einem gnädigen Kopfnicken ihnen ſtummen Beifall zu bezeugen.

Man hätte proteſtantiſcherſeits nicht vergeſſen ſollen, daß Döllinger in München ſchon in ſeiner berühmten Rede von 1853: „Ueber Vergangenheit und Gegenwart der katholiſchen Theologie“ den dringenden Wunſch ausgeſprochen hat, die ſo lange zu beiderſeitigem Schaden getrennten Confeſſionen in Deutſchland ſollten ſich wieder verſöhnen, und eine ſolche Verſöhnung ſey möglich und wäre etwas ganz Natürliches. Er ſagte: „Deutſche Theologen ſind es

gewesen, welche die Spaltung begonnen, welche das Feuer der Zwietracht entzündet, und es seitdem, emsig Holz zutragend, genährt haben. Deutsche vor allem haben die Lehre, an der die Einheit der Christen sich verblutet hat, mit allen Mitteln des Geistes ausgebildet, mit wissenschaftlichen Bollwerken umgeben und befestiget. So hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Confessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Sie wird dies nur unter drei Bedingungen vermögen. Die erste Bedingung ist die, daß unsere Wissenschaft das wahrhaft Trennende und Unkatholische, das heißt das dem Gesammtbewußtseyn der Kirche aller Zeiten Widersprechende und die Continuität der Ueberlieferung Zerstörende in der Lehre der Gegenseite mit allen ihr, jetzt mehr als je, zu Gebote stehenden Mitteln überwinde, wofür noch sehr viel zu leisten übrig bleibt. — Die zweite Bedingung ist, daß sie die katholische Lehre in ihrer Totalität, ihrer Verbindung mit dem kirchlichen Leben, ihrem organischen Zusammenhang und inneren Consequenz zur Darstellung bringe, daß sie aber dabei auch das Wesentliche, Bleibende scharf unterscheide von dem Zufälligen, dem Vorübergehenden und den der Idee fremdartigen Auswüchsen. Dies ist noch durchaus nicht geschehen, und die aufrichtige Beantwortung der Frage, warum es noch nicht geschehen sey, dürfte einen Beitrag zu der uns so nöthigen und heilsamen Selbsterkenntniß liefern. Endlich die dritte Bedingung wäre, daß die Theologie und durch sie die Kirche die Art und Kraft jenes Magnetberges der Fabel annähme, der alles Eisen aus dem ihm nahe gekommenen Schiffe herauszog, daß es auseinanderfiel — ich meine, daß sie alles Wahre und Gute, das die getrennten Genossenschaften in Lehre, Geschichte und Leben entdeckt oder erzeugt haben, sorgfältig von dem beigemischten Irrthume ausscheide, und dann frei und offen acceptire, ja, als das rechtmäßige Eigenthum der Einen wahren Kirche, die dies Alles einmal, im Keime wenigstens und in der Anlage, besessen habe, in Anspruch nehme.

Auf Grund eines solchen Bekenntnisses hin hätte man wohl von protestantischer Seite den Altkatholiken mehr entgegen kommen dürfen.

Die Berliner Verſammlung wurde am 9. October durch Bethmann-Hollweg eröffnet. Derſelbe erkannte die Wichtigkeit des Momentes, indem er ſagte: „Die Wiederherſtellung des deutſchen Reiches in nie geſehener Eintracht und Macht habe Allerorten den Gedanken geweckt, daß wir Evangeliſchen Gott unſern Dank und unſere Schuld dem Vaterlande nur dann bezahlen können, wenn wir auf dem kirchlichen Gebiete der Zwietracht ſteuern.“ Auch die erſte Rede des Paſtor Ahlfeld aus Leipzig verhieß Großes, ſofern ſie davon handeln ſollte: Was haben wir zu thun, damit unſerem Volke ein geiſtiges Erbe aus den großen Jahren 1870 und 1871 verbleibe? Leider aber enthielt die Rede nur eine lange Predigt des Inhalts, daß unſere Siege über die Franzoſen nur eine unverdiente Gnade Gottes geweſen ſey, die uns zur tiefſten Demuth ſtimmen, deren wir uns alſo gleichſam ſchämen müßten. Endlich zur praktiſchen Frage (Was haben wir zu thun?) übergehend, rief der Paſtor im Eifer: „Kein Beginnen iſt heilloſer als die Gründung einer Nationalkirche!“ Und ſo kam er ſchließlich dahin, wir hätten nichts anderes zu thun, als ein jährliches Dankfeſt zu ſtiften und jedem Krieger von 1870 zum Andenken ein ſchön gebundenes Buch vom letzten Kriege, vom Sanitätsweſen, von der Thätigkeit der Feldgeiſtlichen, worin auch die Kriegslieder enthalten ſeyn müßten, zu ſchenken. An ſolcher Stelle und in ſolch einem Augenblick ließ ſich wohl kaum etwas Erbärmlicheres vorſchlagen, und mit Recht mögen die Jeſuiten tüchtig darüber gelacht haben.

Ungleich praktiſcher war eine Rede des Profeſſor Beyſchlag aus Halle. Derſelbe bedauerte, daß nicht ſchon früher, namentlich nach der großartigen patriotiſchen und frommen Erhebung der Deutſchen im Jahr 1813 etwas für die religiöſe Verſtändigung und Vereinigung unſeres Volks geſchehen ſey. „Damals war es an der Zeit, den jungen Wein in neue Schläuche zu faſſen, in die Formen einer vom Staate freigegebenen, der gläubigen Gemeinde zurückgegebenen Kirche. Es iſt nicht geſchehen und darum iſt das Wort des Herrn: Der Wein wird verſchüttet und die Schläuche kommen um! die traurige Ueberſchrift unſerer neuern deutſch-evangeliſchen Kirchengeſchichte geworden. Der edle Wein der damaligen

religiöſen Erweckung iſt verſchüttet worden, weil ihm die bewahrenden Gefäße eines entſprechenden kirchlichen Lebens fehlten, und die veralteten Formen unſerer jetzigen kirchlichen Exiſtenz reißen heute an allen Stellen." Doch begnügte ſich der Redner, nur zu ſagen, daß es an der Zeit ſey, die evangeliſche Kirche aus der dreihundertjährigen Bevormundung des Staates wieder ſich zurückzugeben und ſie zu organiſiren auf dem Grund der lutheriſchen Bekenntniſſe. Da dieſe Bekenntniſſe aber zu eng ſind, widerſprach ſich der Redner ſelbſt. Von den neuen Schläuchen war keine Rede mehr. Einen beſtimmtern Vorſchlag zu machen, verſuchte Probſt Brückner aus Berlin. Nachdem er über die Zerklüftung und den Hader in der evangeliſchen Kirche geklagt und die Hoffnung ausgeſprochen, wie der politiſche Particularismus gefallen ſey, werde auch der kirchliche fallen müſſen, anerkannte er doch alles einmal hiſtoriſch Gewordene der verſchiedenen Landeskirchen, wie auch die Union, welche, wenn auch jünger, doch eine Thatſache der Geſchichte ſey, und ſchlug endlich vor, die Gegenſätze rein föderaliſtiſch durch eine ſog. Convocation, eine Geſammtvertretung aller evangeliſchen Landeskirchen zu verſöhnen, wobei ihnen eine Abendmahlsgemeinſchaft als Mittel und Stützpunkt dienen ſollte.

Nun trat noch Wangemann in langer Rede auf, um die von ihm gradezu antichriſtlich genannte Union zu verdammen, was den Vorſitzenden veranlaßte, die folgenden Redner zu bitten, doch lieber dieſes Terrain gar nicht zu berühren. Zum Ueberfluß hielt Wichern eine noch längere Rede blos über innere Miſſion, über die ſociale Frage, die eingeriſſene Unſittlichkeit ꝛc., was gar nicht mit der damaligen Aufgabe der Verſammlung zuſammenhing, denn dieſe ſollte doch offenbar eine gemeinſchaftliche Abwehr gegen die Eingriffe des Ultramontanismus in die kirchlichen, politiſchen und ſocialen Zuſtände Deutſchlands erzielen. Mit ſolchem langen unnützen Gerede ſchloß nun die Verſammlung und es war nichts beſchloſſen. Eine Zuſtimmung zum Vorſchlag der Convocation erfolgte erſt nachträglich von ſolchen, die ſich unterſchreiben wollten. Beyſchlags Erklärung, über die nicht einmal abgeſtimmt wurde, bezeugte „herzliche Theilnahme allen katholiſchen Chriſten, welche, feſt gegründet

in dem gemeinsamen Glauben der ganzen Christenheit, trotz der neuen vatikanischen Beschlüsse, auch ferner mit der evangelischen Kirche in Frieden zu leben wünschen," 2) insbesondere den Altkatholiken, welche den vatikanischen Beschlüssen tapfern Widerstand entgegensetzten, und von denen wir wünschen, sie möchten das Recht und den Werth der Reformation anerkennen; 3) aber wolle man sich in die innern Angelegenheiten der katholischen Kirche nicht einmischen.

Am sterilsten verhielt sich die jährlich zu Eisenach abgehaltene evangelische Conferenz, die nun schon seit ein paar Jahrzehnten so viel wie gar nichts zustandegebracht hatte, nicht einmal das neue Gesangbuch, welches sie schon 1852 in Arbeit genommen hatte, und noch weniger die correcte neue Bibelübersetzung, die sie verheißen hatte. Diese Conferenz erfreute sich daher auch keiner Popularität und man warf ihr namentlich in den letzten Jahren vor, daß sie sich in dem schweren Kampfe unseres neuen Reichs gegen die Jesuitenumtriebe wesentlich passiv verhalte. Ein Blatt schrieb: Als Luther noch die Feder führte, zitterte Rom, in Eisenach aber macht man nur Maculatur.

Der Protestantenverein konnte natürlicherweise nicht verfehlen, die altkatholische Bewegung in München zu secundiren, indem er auch seinerseits eine Versammlung, den sog. Protestantentag, in den ersten Tagen des October 1871 nach Darmstadt berief. Seine bekannten Häupter Schenkel, Bluntschli, Schwarz ꝛc., ergingen sich hier in glänzenden Reden, und die Versammlung faßte kühne Beschlüsse, zunächst in Bezug auf die von Rom aus gegen Deutschland ergriffene Offensive, betreffend die päpstliche Unfehlbarkeit und die Jesuiten, welche Deutschland und die ganze Welt allein beherrschen, uns unsere nationale und politische Freiheit rauben, unsern Geist, unsere Cultur begraben und die deutsche Wissenschaft dem dümmsten Aberglauben opfern wollen. Deßhalb müßten vor allen Dingen die Jesuiten aus dem Reiche verbannt werden.

Der Protestantenverein faßte aber auch noch einen andern Beschluß, nämlich gegen den angeblichen protestantischen Papismus,

nach Baumgartens Vorschlag: Die enge, kleinliche und die Gewissen bedrückende Handhabung des Kirchenregiments in den deutschen protestantischen Landeskirchen ist unserer großen Zeit unwürdig und steht im Widerspruch mit der errungenen Einheit des deutschen Volkes und mit den Aufgaben des deutschen Reiches. Die deutsche Nation verlangt vielmehr eine deutsche Volkskirche, welche in Gewissenssachen auf alle staatliche Zwangshülfe verzichtet, das kirchliche Leben der Gegenwart nicht mit Bekenntnissen der Vergangenheit knechtet, die Berechtigung in den Gemeinden nicht nach äußeren Zeichen der Kirchlichkeit bemißt, den verschiedenen religiösen Ueberzeugungen und der wissenschaftlichen Forschung volle Freiheit gewährt und alle die umfaßt, welche Jesus Christus als das wahre geistige Haupt der Kirche und als das höchste Vorbild des religiösen und sittlichen Lebens verehren.

Diese Resolution wurde angenommen. In der Debatte darüber ging v. Holtzendorf aus Berlin am weitesten. Er verlangte „Aufhebung des vom preußischen Staat durch Polizeidiener executirten Taufzwangs, des Confirmationszwangs, Aufhebung des unnatürlichen Ehescheidungsrechts durch Einführung der obligatorischen Civilehe, Aufhebung des Steuerzwangs für Dissidenten."

Es war schade, daß der so kriegslustige Protestantenverein sich nur in Negationen bewegte, immer nur wegschaffen wollte, ohne das Verschwindende durch etwas Besseres ersetzen zu können. Er behauptete zwar noch, innerhalb der Schranken des christlichen Bekenntnisses zu bleiben. Dieser Begriff war aber so vage als möglich, denn in der That war jedes der bestehenden Kirchenbekenntnisse von ihm bereits ausgeschlossen. Die wahren Lutheraner wurden von ihm eben so angefeindet, wie die Jesuiten. Wie reimte sich seine beständige Prahlerei mit Luther, da er doch Luthers Dogma verdammte? Und wie vermochte er dem gänzlichen Indifferentismus, ja dem Atheismus zu begegnen, der aus der proclamirten kirchlichen Anarchie nothwendig hervorgehen muß?

In der Versammlung zu Darmstadt selbst fiel es außerordentlich auf, daß kein einziger Würtemberger an ihr theilnahm. Zum Beweise, daß der Protestantenverein nicht blos ein Mühlersches

Das Spinnen des Flachſes auf Maſchinen bietet mehr Schwierigkeiten dar, als jenes der Wolle und Baumwolle, wurde deshalb auch ſpäter verſucht, und erſt im Laufe des letzten Jahrzehntes zu dem Grade von Vollkommenheit erhoben, auf welchem auch in ökonomiſcher Hinſicht eine erfolgreiche Konkurrenz mit der Handſpinnerei möglich iſt. Hier, wie in den übrigen Zweigen der Maſchinenſpinnerei, gingen die erſten bewährten Leiſtungen von England aus, wenn auch Frankreich frühzeitig (und namentlich in Folge eines durch Napoleon 1810 ausgeſetzten, niemals ertheilten Preiſes von 1 Million Franken) nach dem Ziele rang. Die Maſchinen-Flachsſpinnerei erfordert eine äußerſt ſorgfältige Reinigung und Vorbereitung des Materials, wodurch dieſes letztere unter manchen Umſtänden leicht zu koſtſpielig wird. Der gehechelte Flachs wird durch eine Reihe von Maſchinen zuerſt in Bänder verwandelt und dann immer mehr ausgezogen und verdünnt, bis er auf die Spinnmaſchine ſelbſt kommen kann. Hierin liegt alſo eine Aehnlichkeit mit dem Verfahren bei der Baumwollſpinnerei; allein die Maſchinen für Flachs ſind weſentlich anders gebaut, indem die große Länge und die ſchlichte (nicht krauſe) Beſchaffenheit der Flachsfaſern die Behandlung derſelben bedeutend ſchwieriger macht. Großbritannien zählte i. J. 1836 bereits 352 Maſchinen-Flachsſpinnereien mit 32,862 arbeitenden Individuen; es führt jährlich ungefähr 1 Million Zentner Flachs und Werg zu eigener Verarbeitung ein (i. J. 1833 war der Betrag 1,112,190 Ztr.), und produzirt etwa 1,500,000 Ztr. Maſchinengarne aus Flachs und Werg. In Frankreich und Deutſchland hat dieſe Art Spinnerei zur Zeit nur erſt eine geringe Ausdehnung erlangt (ſo z. B. ſoll Frankreich 8 im Gang befindliche Spinnereien mit kaum mehr als 60,000 Spindeln beſitzen; und in den königl. preußiſchen Ländern waren 1837 nicht mehr als 7 mechaniſche Flachsſpinnereien mit 10,444 Spindeln); allein es iſt vorauszuſehen, daß in wenigen Jahren hierin ſehr bedeutende Fortſchritte geſchehen ſeyn werden.

Die Maſchinenſpinnerei im Allgemeinen iſt ein höchſt impoſantes und bewundernswerthes Denkmal, welches der menſchliche Erfindungsgeiſt ſich geſetzt hat. Die pünktliche, ſichere und genaue Wirkung aller einzelnen dabei angewendeten Vorrichtungen, das ſchöne Ineinandergreifen derſelben in dem Hinwirken auf das letzte Ziel, die Menge ſinnreich konſtruirter Mechanismen, welche bei

Kirchenregiment in Berlin gegen sich habe, sondern auch den positiv evangelischen Glauben in Würtemberg, welcher die kirchliche Gesetzgebung nicht tumultuarischen Laienversammlungen in die Hände gespielt wissen wolle. Wie entschieden auch der Protestantenverein gegen die Jesuiten aufgetreten ist, beraubte er sich doch durch sein Verhalten des Zutrauens und des starken Armes der gläubigen Protestanten. Man gewinnt aber die Schlacht nicht, wenn eine Colonne vorstürmt, ohne daß ihr die andere nachfolgt oder zum Rückhalt dient.

Auch Ohlys Vorschlag in der Darmstädter Versammlung, eine deutsche Nationalkirche zu gründen, schwebte ebenso in der Luft, wie der Vorschlag zu einem Kirchenbunde in der Berliner Octoberversammlung. Beide Parteien, die freikirchliche wie die orthodoxe, bewiesen mit solchen Wünschen ins Blaue hinaus, denen beim dermaligen Stande der Parteien doch keine praktische Folge gegeben werden konnte, nur eine bedauerliche Impotenz.

Im Juni 1872 nahm in Erlangen die dritte allgemeine Pastoral-Conferenz evangelisch-lutherischer Geistlichen und Nicht-Geistlichen Bayerns nach dem „Nürnb. Korr." einmüthig folgende Resolutionen an: 1) daß sie im sog. Protestantenverein kein gesundes Gewächs aus dem Boden unserer Kirche, sondern einen Abfall vom schriftmäßigen Bekenntniß und eine Verleugnung seiner Grundwahrheiten erkenne; 2) daß es mit dem Ordinationsgelübde und der Amtspflicht unvereinbar sey, die Grundsätze des Protestanten-Vereins öffentlich zu vertreten und zugleich ein Diener der evangelisch-lutherischen Kirche bleiben zu wollen (eine Stimme wünschte, zu setzen: „der christlichen Kirche"); 3) daß es die Conferenz mit Freude erfülle, wahrzunehmen, wie sie in voller Uebereinstimmung mit dem Kirchenregimente stehe, und daß sie hoffe, es werde diesem gelingen, den Grundsätzen auch praktische Folge zu geben. Einstimmig war ferner alles darin, daß der Protestantenverein nicht in die Kirche gehöre, sondern sich außerhalb derselben eine Stätte suchen müsse; nur darüber wurden verschiedene Ansichten laut, ob man mit weitern Schritten vorgehen, ob man die Kirchenbehörde zu solchen auffordern solle ꝛc.

Am 21. Mai 1872 tagte zu Hamburg die allgemeine deutsche Lehrerversammlung, zahlreicher als je, indem sich 5100 Lehrer dabei eingefunden hatten. Begreiflicherweise nahm die Mehrheit entschieden Partei für das neue Schulaufsichtsgesetz des Cultminister Falk und überhaupt für das Vorgehen gegen die Jesuiten. J. Schwarz von Berlin war Referent über die Schulaufsicht. Man schrieb aus Hamburg: An diesen Vortrag schloß sich eine ziemlich verworrene Debatte, in welcher mehrere für die Geistlichkeit das Wort nehmende Redner tumultuarisch unterbrochen werden. Es liegen folgende Resolutionen des Referenten vor: 1) Die locale Schulaufsicht muß, principiell genommen, ganz wegfallen. 2) Soll sie aber fortbestehen, dann hat die politische Gemeinde die Organe der Schulaufsicht zu wählen. 3) Die Schulinspectoren sollen aus der Zahl der Volksschullehrer ernannt werden. 1 und 3 werden angenommen, 2 abgelehnt. Ein Kritiker im Schwäb. Merkur berichtete: Wenn eine fast ausschließlich aus Volksschullehrern bestehende Versammlung Beschlüsse über die gegenseitige Stellung der Gymnasien und Realschulen und beider zur Universität faßt, so ist klar, daß denselben die Voraussetzung besonderer Sachkunde nicht zur Seite stehen kann. Und wenn, wesentlich auf Grund eines stark ausgebildeten Selbstgefühls der Lehrer, jede locale Schulaufsicht für überflüssig erklärt wird, so drängt sich auch hier die Erwägung auf, daß für die betreffende Frage die Lehrerversammlung nicht die in erster Reihe competente Beurtheilungsinstanz ist.

Doch war ohne Zweifel guter Wille in dieser großen Versammlung vorhanden, und sie drückte ihre begeisterte Zustimmung zu dem Verhalten der Regierung gegenüber den Jesuiten in Telegrammen an den deutschen Kaiser und Fürsten Bismarck aus. Der Kaiser antwortete: „Mit großer Befriedigung und daher aufrichtigstem Danke habe Ich den Gruß entgegengenommen, den die in Hamburg versammelten Lehrer aus dem gesammten Deutschland Mir darbringen. Die Einigung Deutschlands gelang unter des Allmächtigen Schutz, weil ein nationales Gefühl alle deutschen Stämme durchdrang und deren Waffen tragenden Söhnen Heldenmuth und Ausdauer verlieh. Solche Gesinnungen den kommenden

Geschlechtern anzuerziehen, ist die große Aufgabe der Versammlung, die Ich dankbarst begrüße. Wilhelm."

Der Versammlung der bayerischen Volksschullehrer am 21. Aug. 1872 in München muß hier insofern gedacht werden, als sie entschieden gegen den Klerus auftrat. Schon bei ihrer Begrüßung betonte der zweite Bürgermeister Münchens, Doctor Wiedenmayr, die liberale Tendenz der Versammlung, und der erste Vereinsvorstand, Lehrer Heiß von Augsburg, sprach: Wir befinden uns nicht im Kampfe gegen die erhabene Lehre Christi, sondern nur im Kampf gegen hierarchische Uebergriffe auf dem Gebiete der Volksschule. Wir können nur dann mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehen, wenn ihre Handlungen nicht auf Encyklika und Syllabus begründet sind, wenn sie sich in Wahrheit als Träger der Cultur betrachtet. (Bravo!) Dazu bemerkte Lehrer Pfeiffer: Das 19. Jahrhundert kennzeichne sich durch den Kampf zwischen Germanismus und Romanismus. Schulrath Hawerkamp aus Kempten entwarf das Bild einer freien deutschen Nationalschule.

Im Herbst 1872 tagte unmittelbar nach der Altkatholikenversammlung in Köln auch wieder der Protestantenverein in Osnabrück. Das hannöversche Consistorium verweigerte ihm den Gebrauch einer Kirche. Auch wurde ihm eine solche schließlich nur zur Versammlung, aber nicht zum Gottesdienst eingeräumt. Präsident Bluntschli eröffnete die Versammlung am 1. October und hob vor allem die Annäherung der Altkatholiken an den Protestantenverein hervor, sofern sie ihn zum Kölner Congreß förmlich eingeladen hätten. „Die Führer der altkatholischen Bewegung seyen durch die Agitation selbst freier geworden und unserm protestantischen Bewußtseyn wesentlich näher gerückt; er glaube nicht, daß die Bewegung sich im Sande verlaufen, sondern bei fortdauerndem Kampfe zwischen Staat und Kirche möglicherweise zu jetzt kaum geahnten Zielen fortschreiten werde. Die noch entgegenstehenden Schwierigkeiten seyen wesentlich ökonomischer Natur und könnten nur durch Eingreifen der Reichsgesetzgebung überwunden werden. Der von den Altkatholiken in Köln ausgesprochene Wunsch der Verständigung mit den andern Confessionen könne nur auf dem Gebiete

der Ethik in Erfüllung gehen. Mit der zu diesem Behuf in Köln niedergesetzten Commission aber habe der engere Ausschuß des Protestantenvereins beschlossen, in Verbindung zu treten, und voraussichtlich werde man auch, wie in Köln Protestanten, so auf spätern Protestantentagen Altkatholiken erscheinen sehen."

Sogar nach der Seite des orthodoxen Protestantismus hin bereitete der Protestantenverein eine Annäherung vor, indem er seine freiere Stellung innerhalb der Union neben der Orthodoxie wahren wollte.

Die conservativen Protestanten hielten ihren Kirchentag um dieselbe Zeit vom 30. September bis 4. October in Halle ab, unter ihren bekannten Koryphäen Bethmann-Hollweg, Hermann, Wichern ꝛc. Obgleich dieser Kirchentag gegenüber dem Protestantenverein den orthodoxen Standpunkt festhielt, wünschte doch auch er eine Annäherung an die Altkatholiken und nahm eine Resolution an, des Inhalts, daß die Kirche auf dem Boden der reformatorischen Bekenntnißschriften stehe und Allen, welche sich den Inhalt dieser Glaubensartikel noch nicht vollständig angeeignet hätten, die Hand biete. Die Kirche solle als Organe der Selbstverwaltung erzeugen: neben dem Pfarramte stehende Laienälteste, die Kreissynode, die Provinzialsynode, die Landessynode und den Oberkirchenrath. Den Altkatholiken wird die Hoffnung der Verständigung auf Grund der reformatorischen Bekenntnißschriften und die Erwartung ihrer Theilnahme in dem Kampfe gegen die Jesuiten aufs Wärmste ausgedrückt. Auch beschloß der Kirchentag eine Petition an den Kaiser um Convocation der Vertretung sämmtlicher evangelischer Kirchen des Reichs. Eine Beschlußfassung über die Civilehe wurde abgelehnt. Wenn sämmtliche evangelische Kirchen des Reichs sich zu verständigen bemühen, so wäre das in der That ein Fortschritt, bis jetzt sind aber die Gegensätze noch zu schroff und wurzeln in herkömmlichen und verfassungsmäßigen Zuständen.

Damals feierte auch die unirte Kirche Rheinhessens ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu Worms und auch hier neigte man zur Versöhnung. „Alle Redner, ohne Ausnahme, betonten die Nothwendigkeit des Strebens nach einer allgemeinen deutschen unirten Nationalkirche."

Wenn von protestantischer Seite viel gefehlt und namentlich versäumt wurde, so hat das seinen natürlichen Grund zunächst in der Macht der Trägheit und der Bequemlichkeit. Die von Jugend auf ihr religiöses Bedürfniß in einer bestimmten Kirche befriedigt haben, wollen aus dieser Gewohnheit nicht herausgehen; der Geistliche will durch Neuerungen sein Amt, seinen bisherigen Einfluß und Erwerb nicht aufs Spiel setzen. Strenggläubige sind auch auf protestantischer Seite meist einseitig und hart gegen Andersdenkende und handeln nach derselben Praxis wie die Jesuiten, d. h. sie sagen: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen und unbedenklich die Pflichten gegen das Vaterland, wenn es ein Dogma gilt, hintansetzen. Der protestantische Orthodoxe kennt ein deutsches Vaterland so wenig wie der Jesuit und fühlt und denkt über die Grenzen seiner Partei nicht hinaus.

Bei aller Einseitigkeit könnten sich die verschiedenen protestantischen Parteien doch zu einem gemeinsamen Verhalten gegenüber der römischen Hierarchie vereinigen und der föderalistische Vorschlag dürfte der zunächst annehmbare seyn. Allein man sollte sich auch confessionell nähern. Der Grundgedanke sollte immer bleiben: Wir müssen die im 16. Jahrhundert unterbrochene Reformation fortsetzen, als germanische Abwehr der romanischen Fälschung des Christenthums und als allmälige naturgemäße Entfaltung aller gesunden Blüthen am Baume des Lebens, den Christus in die Weltgeschichte gepflanzt hat.

Siebentes Buch.

Oesterreichs Verhalten zu den Jesuitenumtrieben.

Kapitel 1.

Oesterreichs erzwungene Neutralität.

Obgleich die Habsburger seit einem halben Jahrtausend im Besitz der deutschen Kaiserkrone waren, stand doch ihr dynastisches Interesse von Anfang an dem deutschen Nationalinteresse fremd und feindlich gegenüber. Schon Rudolf von Habsburg verdankte die Krone nur der Gunst des Papstes und Frankreichs und verkaufte sich dabei an die Welschen. Auch die folgenden Habsburger blieben diesem Systeme treu. Ein Habsburger, Friedrich III., vereitelte durch sein Concordat mit Rom die Reformbestrebungen der Concile von Konstanz und Basel. Immer mit dem Papst im Bunde vergrößerte sich das Haus Habsburg auf Kosten der übrigen deutschen Fürsten, erbte Böhmen, Ungarn, später Spanien, Italien und Westindien. Seitdem bediente es sich der Slaven und Welschen gegen die Deutschen und bildete das System des sog. dominatus absolutus aus, d. h. der Knechtung und Verdummung der Völker, der Knechtung durch Militärmacht, Schrecken und unbarmherzige Verfolgung, der Verdummung durch die Jesuiten.

Joſeph II., die franzöſiſche Revolution und der Napoleonismus durchkreuzten dieſe alte habsburgiſche Politik, aber nach dem Sturze Napoleons wurde ſie wieder aufgenommen. Der Papſt, die Jeſuiten kehrten wieder. In neuen Revolutionen ſprengten die gefeſſelten Völker ihre Ketten, auch in Oeſterreich im Jahr 1848. Das bigotte und despotiſche Verdummungsſyſtem mußte der Toleranz und einer freien Verfaſſung weichen. Aber die Revolution wurde durch Waffengewalt unterdrückt, die Verfaſſung mit Füßen getreten und mit dem Papſt ein neues Concordat geſchloſſen. Da ſchwoll den Wiener Reactionären der Kamm und ſie wagten zuerſt in Italien, dann in Deutſchland die nationalen Einheitsbeſtrebungen niederdrücken zu wollen. Aber ihre blind wüthende und doch ſchwachköpfige Camarilla verſchuldete ſowohl 1859 als 1866 nur ſchmähliche Niederlagen. Da beſchwichtigte ſie die gerechten Vorwürfe des Volks wieder mit einer liberalen Komödie. Die mit Füßen getretene Verfaſſung wurde feierlich wieder vom Boden aufgenommen und geſäubert und gleichſam andächtig geküßt und den grollenden Völkern, um ſie zu verſöhnen, die Volksvertretung wieder freigegeben; zugleich wurde das Concordat mit Rom nicht mehr beachtet und die Schule durch neue Geſetze begünſtigt. Niemand aber glaubte, daß es damit Ernſt ſey. Greuter, der fanatiſche, aber ehrliche Tiroler, ſprach es offen aus, der Kaiſer habe nur nothgedrungen ein liberales Miniſterium beſtellen, einen Reichstag einberufen und ihm widerwärtige Geſetze unterzeichnen müſſen. Im Herzen ſey er aber noch ganz ſo abſolutiſtiſch und ultramontan wie vorher.

Dieſe Politik wurde von den reſtaurirten Jeſuiten genährt. Die Neue Freie Preſſe ſchilderte die Schickſale der Jeſuiten in Oeſterreich ſeit ihrer Wiederherſtellung: Franz II. konnte ſie noch nicht leiden, ließ aber ihre Vorläufer, Redemptoriſten und Liguorianer zu. Erſt unter dem jetzigen Papſt Pius IX. wurden die Jeſuiten ſelbſt in Oeſterreich zugelaſſen und fanden warme Freunde bei Hofe und beim Adel. Vergebens proteſtirten damals wie heute deutſche Gemeinden in Oeſterreich gegen die ungebetenen Gäſte; vergebens erklärten die Deutſch-Oeſterreicher, „Miſſionen" gehören nur unter Ungläubige und Heiden. Die Jeſuiten gewannen die Biſchöfe und

hielten sie seit 1850 fest, sie erhielten vom Grafen Leo Thun den Jugendunterricht ausgeliefert und setzten sich in den Besitz einzelner Gymnasien, ohne sich um Staatsgesetze, Lehrpläne und Schulaufsicht zu kümmern. Während für den Bürger ein Vereins- und Versammlungsrecht nicht bestand, überschwemmten die Jesuiten unser Land mit zahllosen „katholischen Vereinen", denen die höchsten Staatsdiener angehörten. War es ein Zufall, daß ein Mann aus der Nähe des Monarchen, Graf Heinrich O'Donnel, der Vorsitzende des Severinus-Vereins gewesen? Und all das geschah zum großen leidenschaftlichen Aerger des Volkes, das 1850 in Ober-Oesterreich, wie 1866 in Prag gewaltthätig gegen die Jesuiten aufzutreten begann. Welche Aufregung gab es, als in Linz der Nachweis aus den Büchern geführt worden war, daß die Jesuiten die für die Armen eingegangenen Gelder zur Erwerbung von Gütern verwendet hatten, die sie auf den Namen eines kaiserlichen Prinzen schreiben ließen. Man führte sie nicht bloß 1853 wieder nach Lombardo-Venetien, nein, man entschädigte sie auch 1859 und 1866 wieder im deutschen Oesterreich. Sie sitzen heute, trotz der von ihnen verwünschten Verfassung, in allen Ländern der Monarchie. Was sie in Cremona und Padua verloren, es wurde ihnen reichlich in Linz, Innsbruck, Baumgartenberg, Tyrnau, St. Andreä, Mariaschein ꝛc. zurückgegeben. Wie sehr hatte sich seiner Zeit der Feldmarschall-Lieutenant Mamula gegen die Privilegien, mit welchen Thun die Jesuiten in Ragusa reichlich beschenkte, gesträubt! Mit Mühe und Noth haben wir ihnen nach zwei Jahrzehnten den officiellen Gymnasial-Unterricht entrissen. Und in welcher Weise haben die Jesuiten, undankbar gegen den ihnen gegenüber so wohlmeinenden Gönner Thun, auch noch den Rest der ihnen auferlegten geringen gesetzlichen Verpflichtungen gehöhnt! Haben sie auch das Oeffentlichkeitsrecht für ihre Schulen verloren, so halten sie jetzt Privatschulen, Convicte. Sie senden nicht etwa ihre Schüler an ein Staats-Gymnasium, sondern je nach ihren Verbindungen, nach den Anlagen ihrer Schüler, den einen Zögling aus Kalksburg aus Theresianum in Wien, seinen Bruder und Mitzögling nach Iglau. Nicht weniger als 17 „Prinzen" (Fürstensöhne), eine Anzahl Grafen, Freiherren werden

im Augenblicke in Kalksburg erzogen. „Pokrok“ und „Vaterland“ werden den Schülern von der sechsten Classe an als Lectüre empfohlen. Nicht minder ist Feldkirchs Jesuiten-Convict vom Adel begünstigt, nur verlangen die dortigen Verhältnisse, daß sich die Jesuiten auch der bürgerlichen Creaturen annehmen. Und sie thun es auch; wenngleich der Adelige getrennt vom Bürgerlichen seine Speisen verzehrt, die geistige Nahrung ist dieselbe. Jedes Institut hat seinen besonderen Charakter. In Mariaschein in Böhmen werden Bauernsöhne für den Spottpreis von 200 Gulden verpflegt, erzogen und unterrichtet. Hier ist der Zweck, Recruten für die Landgeistlichen zu bilden. Finden wir in Feldkirch die Verwandten des Hofes, Prinzen von Thurn und Taxis, in Kalksburg mehrere Lobkowitze, sächsische und bayerische Adelssöhne, so ist die herrliche, von einem Prinzen geschenkte Besitzung am Freinberge zur Erziehungsstätte für die oberösterreichische Bauernschaft bestimmt. Der polnische Adel wird in Tarnopol gebildet, der ungarische conservative in Kalocsa. Die Schwestern von sacré cœur erziehen französische Gouvernanten. Diese senden genauestie Berichte aus den Familien an die jesuitischen Beichtväter des Klosters. Ein vielmaschiges Netz verbindet die österreichischen Jesuiten-Anstalten mit denen von Belgien und Frankreich.

Die Wiener Montagsrevue brachte (im Mai 1871) folgende Enthüllung: Der bankerotte Financier und Schwindelgraf Langrand-Dumanceau sey vom Kaiser nach Rom geschickt worden, um den Papst über die confessionellen Gesetze zu beruhigen. Im Jahr 1864 hatte Langrand päpstliche Obligationen im Werth von 20 Millionen Franken al pari untergebracht und war dafür vom Papst zum Grafen creirt worden. Deßhalb habe er sich besonders zu einer Vertrauensperson geeignet und sey vom Kaiser und vom Grafen Beust persönlich instruirt worden, dem Papst des Kaisers lebhaftes Bedauern über die neuen Gesetze auszudrücken, ihm zu versprechen, daß dies seine letzte Concession an die Liberalen seyn soll und ihn zu trösten, man werde bald mit dem deutschen Doctorenministerium fertig werden. Das sollte nun Langrand am 27. Mai 1868 dem Papste ausgerichtet haben. Dem wurde als-

bald officiös widerſprochen. Die Wiener Abendpoſt ſchrieb: „Wahr iſt, daß Herr Langrand-Dumanceau, deſſen gute Beziehungen zum päpſtlichen Hofe, wie ſchon der ihm verliehene römiſche Grafenſtand beweiſt, damals außer Frage ſtanden, die von ihm angeſtrebte vertrauliche Miſſion hatte, ſeine hier gewonnenen perſönlichen Eindrücke in Rom mitzutheilen, welche darin beſtanden, die aus den allgemeinen ſtaatlichen Verhältniſſen ſich ergebende Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der confeſſionellen Geſetze zu begreifen. Unwahr iſt alles übrige, insbeſondere das auf eine in Ausſicht genommene Beſeitigung des damaligen Miniſteriums, auf eine Rückkehr zum perſönlichen Regiment u. ſ. f. ſich beziehende Detail der Langrand'ſchen Darſtellung."

Im Winter 1870 hielt ſich Kaiſer Franz Joſef eine Zeit lang in Meran unter ſeinen treuen Tirolern auf. Hier ſoll er von den Ultramontanen ſehr beſtürmt worden ſeyn, ein neues Miniſterium in ihrem Sinne zu ernennen, wozu es aber kaum einer Ermahnung bedurfte, denn es war ſchon alles in Wien vorbereitet.

Das Concil in Rom arbeitete auf eine Machterhöhung des Papſtes hin, die durch kein religiöſes Bedürfniß der Völker, durch keine Stimmung der Zeit motivirt war, vielmehr die Welt überraſchte und einzig den politiſchen Zweck hatte, die Wiederherſtellung des deutſchen Reichs unter einem proteſtantiſchen Oberhaupt im Intereſſe Frankreichs und Oeſterreichs zu verhindern, oder wenigſtens zu erſchweren. Obgleich nun Oeſterreich ſein liberales Miniſterium beibehielt, ließ es doch die Jeſuiten auf dem Concil gewähren, und als Bayern alle weltlichen Mächte aufforderte, dem gefährlichen Concil gegenüber gemeinſame Schritte zu thun, durfte Beuſt es ſpöttiſch zurückweiſen. Auch unterhandelte Oeſterreich insgeheim mit Frankreich und rüſtete ſogar. Als Frankreich 1870 an Deutſchland den Krieg erklärte, hätten ihn die Heißſporne in der Wiener Camarilla, die ſog. Wiener Turkos, gerne ebenfalls erklärt, aber Andraſſy wollte nicht, daß die Reaction in Wien triumphiren ſollte, weil alsdann Ungarn wieder aller ſeiner Freiheiten beraubt worden wäre. Dennoch würde Oeſterreich ſich mit Frankreich alliirt haben, wenn die Franzoſen Siege erfochten, oder Italien zu einer Trippel-

der außerordentlichen Schnelligkeit ihrer Funktionen doch zugleich vollkommener arbeiten, als die Hand des aufmerkſamſten und geſchickteſten Spinners im Stande wäre: alle dieſe Umſtände laſſen eine Spinnerei wie einen koloſſalen, von unſichtbarer Seele wunderbar gelenkten Organismus erſcheinen, bei welchem der unmittelbar an der Thätigkeit Theil nehmende Menſch gleichſam nur die Rolle des dienenden Weſens ſpielt. Und nicht genug, daß alle Theile der Arbeit durch Maſchinerie, mit geringem Zuthun von Menſchenhänden ausgeführt werden: die Herrſchaft der Mechanik in dieſem Kreiſe erſtreckt ſich noch viel weiter; denn die verſchiedenen Vorbereitungs- und Spinn-Apparate, oder wenigſtens deren Haupttheile, ſind ſelbſt wieder das Produkt von Maſchinen, die jenen an ſchöner und ſcharfſinnig erdachter Einrichtung nichts nachgeben. Dahin gehören die verſchiedenen Dreh-, Bohr- und Hobelmaſchinen, die Maſchinen zur Verfertigung der Streck- oder Ausziehwalzen, die Maſchinen zur Erzeugung der Drahthäkchen für die Kratzen, und ſo manche andere, über welche die Beſchränktheit unſeres Raumes ſelbſt nur eine oberflächliche Andeutung zu geben verbietet.

Maſchinen zur Weberei. — Die ſeit Jahrhunderten übliche Einrichtung des Webſtuhls hat bis gegen die neueſte Zeit herab wenig Veränderungen erlitten; und namentlich war der Stuhl, womit noch um das Ende des letztverfloſſenen Jahrhunderts allgemein die glatten Stoffe erzeugt wurden, in allen weſentlichen Theilen derſelbe, deſſen die Weber des ſechzehnten Jahrhunderts ſich bedienten. Selbſt die von dem Engländer Kay aus Bury in Lancaſhire 1738 erfundene Schnellſchütze (welche als Stellvertreter des Handſchiffchens nicht nur das Durchſchießen des Einſchlagfadens und ſomit die ganze Weberei ſehr bedeutend beſchleunigt, ſondern auch das Weben der breiteſten Stoffe durch einen einzigen Arbeiter ausführbar macht,) wurde anfangs ſo verkannt, daß wenigſtens 20 Jahre verfloſſen, bevor die engliſchen Baumwollweber ſich dieſes ſo ſchätzbaren Geräthes allgemeiner zu bedienen anfingen, obgleich die Wollenweber daſſelbe allerdings ſchon früher benutzt hatten. Der einfache Handſtuhl mit der Schnellſchütze, ſelbſt in ſeiner jetzigen vervollkommneten Geſtalt, kann gar nicht als eine Maſchine, im eigentlichen Sinne dieſes Wortes, angeſehen werden: er erfordert nämlich zur Ausführung jeder einzelnen beim Weben nöthigen Bewegung eine eigene Art von Thätigkeit der Hände oder Füße,

allianz ſich hätte bewegen laſſen. Um dieſen Zweck zu erreichen, kündigte Oeſterreich ſogar dem Papſt, wenigſtens zum Schein, das Concordat auf. Dann bemühte ſich Oeſterreich eben ſo vergebens, England in eine Allianz der neutralen Mächte hineinzuziehen, um, nachdem die Deutſchen in Frankreich ſchon Sieg auf Sieg erfochten, wenigſtens auf diplomatiſchem Wege zu erwirken, daß Frankreich Elſaß und Lothringen behalten dürfe. Allen dieſen ſchwächlichen Umtrieben machte aber eine ruſſiſche Note ein Ende, worin jede Einmiſchung Oeſterreichs in den deutſch-franzöſiſchen Krieg von ruſſiſcher Seite für einen casus belli erklärt wurde.

Auch die Polen hatten ſich hören laſſen. Fürſt Czartoriſky, das Haupt der polniſchen Emigration in Paris, kündigte an, das alte Polen ſollte vom öſterreichiſchen Galizien aus wieder hergeſtellt werden, wobei er eine Allianz Oeſterreichs mit Frankreich und Siege derſelben vorausſetzte. Im galiziſchen Landtag hielt Klaczko, ein Vertrauter des Wiener Kabinets, eine fanatiſch-katholiſche und polniſche Rede gegen die Deutſchen und zum Lobe der Franzoſen, die er als Streiter Gottes bezeichnete und von denen die deutſchen Ketzer durch neue gesta Dei per Francos niedergeworfen werden ſollten. Unmittelbar nach Sedan war die Wiener Regierung doch ſo vorſichtig, dieſen Klaczko aus dem Staatsdienſte zu entlaſſen. Dagegen genirte ſich Levaiſre, franzöſiſcher Conſul in Wien, auch ſpäter nicht, als Bebel und Liebknecht ihre Brandreden im deutſchen Reichstag gehalten hatten, denſelben (am 2. Dezember) im Namen der franzöſiſchen Nation öffentlich zu danken.

Die Aufkündigung des Concordats durch die Beuſt'ſche Note vom 30. Juli 1870 war nicht ernſt gemeint. Das ſcheinbare Aufgeben des Papſtes ſollte nur dazu dienen, Italien in die Trippelallianz hineinzulocken. Nicht einmal das Placet beanſpruchte Beuſt für Cisleithanien, während es Andraſſy für Transleithanien noch feſthielt.

Mußte auch in Folge der ſchrecklichen Niederlagen Frankreichs der Trippelallianz von Frankreich, Oeſterreich und Italien entſagt werden, ſo gaben doch die Jeſuiten ihre Hoffnungen nicht auf. Die katholiſche Agitation im deutſchen Reich ſollte Preußen lähmen. Sie

zu unterstützen sollte Oesterreich bereit seyn. Also wurde am 7. Februar 1871 das schwache Ministerium Potocki gestürzt, und das Ministerium Hohenwart von entschieden ultramontaner und czechischer Färbung trat an seine Stelle. Aber es konnte nur den bösen Willen verrathen und war zum Böseithun zu ohnmächtig, denn die Deutschen standen siegreich in Frankreich, und in Versailles wurde der König von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen. In Rom befestigte sich das neue Königthum und wurde der Papst zwar geduldet, blieb aber ohnmächtig. Die Slaven Oesterreichs in die Waffen zu rufen, mußte Hohenwart zaudern, denn die Deutschen Oesterreichs entfalteten eine ungewöhnliche Energie gegen den neuen Verrath, dem sie zum Opfer werden sollten, und im Hintergrunde standen das deutsche Reich und Rußland. Daher beschränkte sich die Thätigkeit des Ministerium Hohenwart auf kleinliche Maßregeln der innern Politik zu Gunsten der Czechen, und auch in seinen Beziehungen zur Kirche schwankte es nur unsicher hin und her. Es perhorrescirte die Altkatholiken, aber es wies auch die Zumuthungen der Deputationen und Adressen zurück, die von ihm bewaffnete Hülfe für den Papst verlangten.

Ohne Zweifel hatte die Camarilla dem Ministerium Hohenwart eine viel höhere Aufgabe gestellt. Es war kaum eingesetzt, als der bekannte Jesuit Klinkowström in einer Predigt, die er vor den kaiserlichen Eltern hielt, das deutsche Reich der Hohenzollern für ein unberechtigtes erklärte, da das echte Kaiserthum deutscher Nation nur in dem von Gott und seinem Statthalter, dem Papste, in legitimer Weise eingesetzten Haus Habsburg beruhe. Auch der Vielschreiber, der sich Konrad von Bolanden nennt, schrieb in einer vom Klerus eifrig empfohlenen Erzählung für das Volk: Kelle oder Kreuz (d. h. Freimaurerei oder Jesuitismus): „Eine feindselige Behandlung oder gar Unterdrückungsversuche der katholischen Kirche von Seiten des Staats müßten folgerichtig die deutschen Katholiken zwingen, mit einem fremden Helfer gegen den protestantischen Kaiser Deutschlands sich zu verbünden. Ein gläubiges Volk bedarf keiner Verzeihung, wenn es seinen Gott und seine Religion höher schätzt, als die Tyrannen seines Vaterlandes." — Auch das ultramontane

„Vaterland" schrieb: Oesterreich muß nach seiner Befreiung von Beust früher oder später wieder zu seinem alten Berufe zurückkehren, die Schutzmacht der katholischen Kirche zu seyn. Der Tag wird kommen, wo man zur Ueberzeugung gelangt, daß das katholische Oesterreich eine gewaltige Macht ist, die Stütze der conservativen Interessen und der Hort der Kirche. Der bei der Camarilla viel geltende Graf Bloome sagte: Die Zukunft Europas liegt im Czakum.

Aber das Wiener Kabinet mußte, da sich Hohenwart nicht behaupten konnte, wieder andere Saiten aufziehen. Im Januar 1872 wies der neue Ministerpräsident die Zumuthung, Oesterreich solle dem Papst mit Waffengewalt helfen, zurück. Der Kaiser selbst zeigte sich auf einer abermaligen Winterreise nach Tirol den dortigen Liberalen günstig, was die Ultramontanen tief erbitterte. Die Neue Freie Presse schrieb, „daß die klerikale Majorität des Tiroler Landes-Ausschusses das Ersuchen des Bürgermeisters von Innsbruck um einen Beitrag aus Landesmitteln zur Bestreitung der zu Ehren des Kaisers von der Stadt veranstalteten Festlichkeiten rundweg abgelehnt habe. Man kann darauf wetten, daß die Herren Giovanelli und Consorten, welche am liebsten das ganze Landeseinkommen dem heiligen Vater als Peterspfennig zu Füßen legen möchten, auch für eine Huldigung zu Ehren des Kaisers einen Groschen übrig gehabt hätten, wenn ihre Witterung ihnen sagen würde, daß ihr Weizen blühe." — Gleichzeitig wurde dem „Vaterland" aus Innsbruck geschrieben, „daß im conservativen Tirol beschlossen wurde, keine einzige Deputation nach Innsbruck abzuordnen, um dort die Bitten und Beschwerden des Landes dem Monarchen in Ehrfurcht vorzutragen." Als Grund dieser Resignation wird angegeben, daß trotz der 70 Deputirten aus allen Theilen des Landes, welche im vorigen Jahre in der Burg zu Innsbruck dem Kaiser die Ergüsse ihrer römischen Gefühle dargebracht, sich dennoch wieder so ein gottloses liberales Ministerium am Ruder befinde.

Von der Gunst übrigens, welche die Jesuiten bei den Damen des k. k. Hofes genossen, erfuhr die Welt ein auffallendes Beispiel. Am 13. Februar 1872 trat nämlich Maria Beatrix von Oester-

reich-Eſte, Schweſter des Herzog von Modena und Gemahlin des Infanten Juan von Spanien, zu Graz in den Orden der Urſulinerinnen ein. Das wäre ihr nicht möglich geweſen, ohne päpſtlichen Dispens, denn ihr Gemahl lebte noch. Man ſchrieb aus Wien: Die Chronik des religiöſen Uebereifers, der in Oeſterreich in wahrhaft erſchreckender Weiſe auftritt, hat durch einen Fall aus allerhöchſten Regionen einen Zuwachs erhalten. Die Infantin Maria Beatrix gehört ſeit heute Morgen als „Schweſter Maria" dem Orden der h. Urſula an. Daß die hohe Frau ihr großes Vermögen dem höchſten Gotte weihen wird, iſt ſelbſtverſtändlich. „Schweſter Maria" bewarb ſich ſchon ſeit Jahren auf Wunſch ihres geiſtlichen Rathgebers um Aufnahme ins Kloſter, die ihr aber auf ſpeciellen Wunſch des Kaiſers, da ihr Gatte noch lebt und ſie Mutter und Großmutter iſt, vom Papſte ſtets verweigert wurde. Endlich fand die fromme Prinzeſſin den Rechten. Nachdem ſie den tarifmäßigen Preis bezahlt, erhielt ſie vom Jeſuitengeneral Pater Beckx den Dispens, und am Aſchermittwoch, nachdem ſie durch Hofbälle und Adelsſoiréen genügend für die göttliche Buße vorbereitet, trat ſie ins Kloſter der frommen Urſulinerinnen.

Beſonders zu bemerken iſt, daß der Sohn dieſer von ihrem Gemahl getrennt lebenden Dame gegenwärtig das Haupt der ſpaniſchen Carliſten iſt, nämlich Don Carlos, Herzog von Madrid. Sein Urgroßvater war Don Carlos, Bruder Ferdinands VII. von Spanien, ſein Großvater deſſen Sohn Don Carlos, Graf von Montemolin, ſein Vater deſſen Sohn Don Juan, Gemahl der Maria Beatrix von Modena. In ihm vereinigen ſich nun die legitimen Rechte der Häuſer Bourbon und Habsburg, die ihnen in Spanien entzogen worden ſind. — Nachträglich hieß es in den Zeitungen, die Infantin ſey nicht wirklich Nonne geworden, ſondern wolle nur im Kloſter wohnen.

In dieſelbe Zeit fällt die bayeriſche Heirath. Im April 1872 wurde nämlich die erſt fünfzehnjährige Erzherzogin Giſela, die Tochter Kaiſer Franz Joſephs, mit dem bayeriſchen Prinzen Leopold, Sohn des Prinzen Luitpold, verlobt. Vater und Sohn galten als eifrige Ultramontane.

In der erſten Hälfte des Mai 1872 waren die öſterreichiſchen Biſchöfe in Wien verſammelt und wurde mit der Regierung viel verhandelt. Damals waren die Biſchöfe geneigt, einen neuen Compromiß mit der Regierung einzugehen, um ihr Anſehen in den einzelnen Kronländern durch das Anſehen der Regierung wieder zu verſtärken. Ein einſichtiger Correſpondent der Kölner Zeitung ſchrieb aus Wien am 10. Mai: Sie kennen die Annäherung, die ſich bei uns zwiſchen der Regierung und dem Episcopate vollzogen hat und Sie kennen auch die Gründe derſelben. Es iſt allerdings nicht zu beſtreiten, daß letztere ins Gewicht fallen. Der Klerus befaßte ſich mit nationalen Velleitäten nur ſo lange, als er ſich in Oppoſition gegen die Regierung befand und ihm jede Waffe zur Bekämpfung derſelben recht war. Davon abgeſehen verbindet ſich die katholiſche Kirche nie mit einzelnen Volksſtämmen, ſondern behält jederzeit nur ihre eigenen univerſellen Intereſſen im Auge. Daß die Geiſtlichkeit noch immer einen großen Einfluß auf die Maſſe der Bevölkerung ausübt, zeigt ſich bei jeder Gelegenheit — auch in katholiſchen Theilen des deutſchen Reichs —, und wenn ſie denſelben bei uns zu Gunſten der Regierung verwenden will, ſo kann ſie viel zur Schwächung des Nationalitätenſchwindels beitragen. Ihre Einwirkungen erſtrecken ſich aber ſelbſt auf den verfaſſungsfeindlichen Theil unſerer Ariſtokratie, da mehrere unſerer Kirchenfürſten ſolchen Geſchlechtern entſproſſen, oder ihnen doch durch ihre hierarchiſchen, zum Theil mit fürſtlichem Range verbundenen Würden gleich und ſelbſt höher geſtellt ſind. Solche und ähnliche Erwägungen haben ebenſo die Entſchlüſſe der Regierung beſtimmt, wie die liberalen Parteien bisher abgehalten, ihr dabei in den Weg zu treten, obgleich ſie die prieſterlichen Alliirten nicht ohne Sorge betrachten. Umſonſt iſt die Mitwirkung der Kirche nicht zu erlangen, und wenn ihr auch keine politiſchen Rechte geopfert werden, ſo würde doch ſchon der unbeſchränkte kirchliche Einfluß auf die Schulen, der wohl zunächſt beanſprucht werden dürfte, den Anfängen der Volksbildung in den unteren Ständen hinderlich ſeyn und dadurch der aufkeimenden Kraft des Reiches entgegen wirken. Dem Episcopate kamen bei ſeinen Unterhandlungen mit den Miniſtern die Vor-

gänge in Deutſchland ſehr zu Statten. Früher als anderen Leuten wurden unſeren Kirchenfürſten die Beſprechungen bekannt, die in Berlin mit dem Cardinal Fürſten Hohenlohe Statt fanden. Niemand dachte bei uns an die Möglichkeit, daß dieſer Verſuch zu einer Ausſöhnung mit dem Vatican ſcheitern könnte, im Gegentheil wurde die Stellung des Cardinals als Botſchafter des deutſchen Reiches bei dem päpſtlichen Stuhle gleich anfänglich ſo gut wie ein fait accompli betrachtet. Sie werden ſich nun leicht vorſtellen, daß die Cardinäle Rauſcher und Schwarzenberg dieſe Ernennung für ihre Zwecke benutzten. Ein proteſtantiſches Kaiſerreich, ſo hieß es, nimmt größere Rückſichten auf den Papſt, als ein katholiſches. Drüben mache man Frieden, und nur um ſo ſchmerzlicher würden es mithin die katholiſchen Völker Oeſterreichs empfinden, wenn zwiſchen hier und dem Vatican eine Spannung fortbeſtände. Dieſen Gründen entzog ſich auch die gemeinſame Reichsregierung nicht, und ſie hatten die Folge, daß der Papſt unerwartet ſchnell zu einem neuen öſterreichiſchen Botſchafter kam, den er nicht zurückweiſen wird. Urplötzlich und ganz unvorhergeſehen iſt nun freilich eine Verwicklung zwiſchen der Regierung des deutſchen Reiches und der päpſtlichen Curie eingetreten, die ernſter werden dürfte, als ſie vor der Affaire Hohenlohe beſtand; doch unſere Regierung iſt außer Stande, auch dieſe neue Wendung mitzumachen, und ſo bleibt denn unſer Episcopat im Genuſſe der Früchte, welche er aus den beregten Vorgängen in Deutſchland raſch zu ziehen verſtand.

Baron Kübeck, der neue öſterreichiſche Botſchafter in Rom, der mit dem Cardinal Hohenlohe hätte Hand in Hand gehen ſollen, bedurfte anderer Inſtructionen. Der Preis, den die Biſchöfe auf ihr neues Zuſammengehen mit der Regierung ſetzten, waren die confeſſionellen und neuen Schulgeſetze. Man las im Innsbrucker Tagblatt: „Wenn die Biſchöfe ihre Oppoſition gegen die Staatsgeſetze aufgeben, wird die Regierung nicht ermangeln, bei der Durchführung der confeſſionellen und Schulgeſetze alle nur thunliche Schonung vorwalten zu laſſen.“ Der Kölner Zeitung wurde geſchrieben: „Um ſich den Rücken unter dem Dache des Hauſes Habsburg zu decken, haben die Ultramontanen, die jüngſt noch ſo heftig bei dem

Wahlkampfe in Böhmen ſchnaubten, ihren Frieden mit der Regierung gemacht: die großen Biſchofsconferenzen, die ſo eben in Wien ſtattfanden, endeten mit einer vollſtändigen Annäherung. Die hochwürdigen Herren ſehen mit Recht in den Beziehungen der Schule zur Kirche den Schwerpunkt der confeſſionellen Frage, und hier ſetzen ſie ihre Hebel an: Miniſter Stremayr hat verſprochen, aus den Schulgeſetzen das Aergſte auszumerzen und ‚mit der gottloſen Richtung‘ zu brechen. Dagegen haben die Biſchöfe es ruhig entgegengenommen, daß Stremayr eine ſtrengere Ueberwachung der Kanzeln anbefohlen hat: ihnen iſt nicht mit vorlauten Reden und dem Martyrium von Dorfpfarrern gedient. In Wien traut man dieſem Frieden allerdings wenig und beklagt es offen, daß der Cultusminiſter wieder einmal klüger ſeyn wollte als die Jeſuiten; der Pact mit dieſen ſey Oeſterreich immer ſchlecht bekommen. Zu den Beſorgniſſen der Preſſe kamen in letzter Zeit, beſonders aus Mähren und Böhmen, Petitionen an das Miniſterium gegen die Jeſuiten. Dagegen hielt Herr v. Stremayr am Sonntag in Grinzing eine Rede, worin er als Zweck der Volksſchule bezeichnete, ‚fromme Chriſten zu erziehen‘, womit der Episcopat eben ſo vollkommen einverſtanden iſt, wie mit der Ernennung des durchaus den Jeſuiten ergebenen Barons von Kübeck zum Botſchafter im Vatican.“

Am 3. Juni beantwortete der Cultminiſter Stremayr die Interpellation Rechbauers (warum die in Folge Aufhebung des Concordats zur Regelung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat nöthigen Vorlagen noch nicht eingebracht worden ſeyen). Die kurz angebundene Weiſe, der gleichgiltige Ton und in erſter Reihe der nichts, und doch wieder vielſagende Inhalt dieſer Antwort, welche Herr von Stremayr von einem Blatt Papier herablas, ſind durchaus nicht von der Art, wie eine parlamentariſche Regierung die Interpellation eines der angeſehenſten Mitglieder jener Partei, aus welcher ſie hervorgegangen iſt, abthut. (Der Wortlaut der Antwort war: „Die betreffenden Geſetzesentwürfe ſind dem Reichsrathe deßhalb noch nicht vorgelegt worden, weil die Berathungen darüber im Schooße der ſo vielſeitig in Anſpruch genommenen Regierung noch nicht beendet ſind. Die Regierung wird

es sich angelegen seyn lassen, dieselben dem Reichsrathe nach seinem Wiederzusammentritte vorzulegen.“)

Die „Deutsche Zeitung“ bemerkte, der ministerielle Lakonismus erscheine in diesem Falle doppelt verletzend, weil fast alle Mitglieder der Verfassungspartei ihre Namen unter das Rechbauer'sche Schriftstück gesetzt hatten.

Ueber den Minister Stremayr circulirte damals folgender Witz: Ein Wiener frug den andern, ob nicht Bismarck am Ende doch nach Canossa gehen würde? Jener erwiderte, es sey nicht wahrscheinlich, doch wäre es grade jetzt für Bismarck bequem, weil er gleich mit Stremayr gehen könne, der sich eben dahin begebe.

Doch trat wieder eine Wendung ein. In den ersten Tagen des August schrieb der Volksfreund, das cisleithanische Ministerium habe befohlen, daß ohne seine Erlaubniß kein neues Ordenshaus errichtet werden dürfe, und nach der Karlsruher Zeitung habe der österreichische Episcopat in Würdigung der gegebenen Verhältnisse und um nicht ein weiteres Vorgehen der Regierung zu provociren, sich in dem Entschluß geeinigt, vor der Hand die Errichtung neuer Ordenshäuser der Jesuiten nicht zuzulassen. — Das war aber auch alles. Neue Collegien sollten sie nicht gründen dürfen, wohl aber die alten überfüllen.

In den ersten Tagen des September 1872 machte es großes Aufsehen, daß ein österreichischer Cardinal gegen einen andern auftrat, der Cardinal Fürst Schwarzenberg in Prag nämlich gegen den Cardinal Rauscher in Wien. Und zwar in einem heftigen Artikel des „Czech“. Darin wurde gesagt, Rauscher halte es mit den Liberalen. Dasselbe wurde auch dem Cultminister Stremayr zum Verbrechen gemacht. Die Anklage lautete wörtlich: „Cardinal Rauscher ist ein gelehrter, aber ehrsüchtiger Mann. Diese seine Schwäche ist Ursache, daß Rauscher den Liberalen hilft, denn nur durch die Liberalen kann Rauscher sein Ziel erreichen, cisleithanischer Primas zu werden, da er ungarischer nicht werden kann. Ob man ihn in Rom als Primas anerkennen wird, ist fraglich; einstweilen wird er es verfassungsmäßig mit Hülfe Stremayrs; deßwegen lobt Rauscher die Thätigkeit der Liberalen; deßhalb stellt er sich allen Experimen-

ten der Katholiken entgegen, durch welche ſelbe ſich und ihrer Religion zum Rechte verhelfen und beſtehende Rechte ſichern wollen.“ Fürſt Schwarzenberg verrieth mit dieſer unbeſonnenen Anklage, daß er das der Regierung durch die Umſtände aufgedrungene geringe Maaß von Liberalismus für Ernſt zu nehmen ſchien und daraus Gefahr für die Kirche beſorgte. Das wahre Motiv ſeiner Erhitzung war aber wohl Aerger über die neue Geltung des deutſchen Elements und die Kaiſerreiſe nach Berlin, oder aber perſönliche Rivalität. Jedenfalls beſagte dieſer Zwieſpalt im öſterreichiſchen Episcopat nichts anderes, als daß Rauſcher, wie auch Stremayr und die k. k. Regierung ſelbſt, obgleich dem Ultramontanismus ergeben, doch dem internationalen Charakter der öſterreichiſchen Monarchie treu bleiben und das deutſche Element nicht einſeitig dem ſlaviſchen preisgeben wollten.

Uebrigens entſchuldigte ſich Schwarzenberg gegen Rauſcher, er ſey dem betreffenden Artikel durchaus fremd. Aber auch Fürſtbiſchof Zwerger von Graz griff den Cardinal Rauſcher an. „Das Grazer Volksblatt nimmt den Cardinal heuchleriſch gegen die ‚ſinnloſe Invective‘ von Prag aus in Schutz, um gleich darauf erkennen zu laſſen, daß der Weg, der kirchlicherſeits in Wien eingeſchlagen wird, ein verderblicher iſt und daß Cardinal Rauſcher zwar nicht als Verräther handle, aber eine ſehr kurzſichtige Politik verfolge. Als Kapitalverbrechen wird dem Cardinal Rauſcher angerechnet, daß er die Uebergabe der Salvatorkirche an die Altkatholiken nicht zu hintertreiben wußte, und daß jetzt, nachdem dieſer ‚Fehler‘ begangen worden, gar nichts geſchieht, um die ‚rechtlos verlorene Kapelle‘ wieder zu erwerben. Herr Zwerger befindet ſich hier in einem vollſtändigen Irrthume, wenn er annimmt, daß ſich der Cardinal nicht mit Händen und Füßen gegen die Auslieferung der Salvatorkirche gewehrt habe. Cardinal Rauſcher hat kein Mittel unverſucht gelaſſen, um von oben herab auf das Miniſterium Hohenwart einzuwirken; allein, welche Winke auch dem Miniſter von allen Seiten zugekommen — er hat der Gemeinde Wien das Recht nicht ſtreitig machen können, über ihr Eigenthum zu verfügen.“

Aus alledem geht hervor, daß Cardinal Rauſcher zu den ge-

mäßigten Bischöfen gehörte und daß dies den Ultramontanen sehr unangenehm war. Anfang Dezember 1872 wurde aus Wien berichtet, er habe endlich dem Drängen der Ultramontanen nachgegeben. „Der feudalen Reichspartei scheint es nunmehr gelungen zu seyn, den passiven Widerstand zu brechen, welchen Cardinal Rauscher, als Hort der verfassungstreuen deutsch-österreichischen Katholiken, ihren Bestrebungen bisher in seinem Organ, dem Volksfreund, entgegengestemmt. Seit 13 Jahren hatte P. Pia die Redaction dieses Blattes in streng kirchlichem, aber doch verfassungstreuem Geiste geleitet. Heute wird er verdrängt durch den Wiener Correspondenten der Berliner Germania, den P. Wiesinger, hier bekannt durch seine scurrilen Fastenpredigten und seine streng ultramontan-feudale Haltung als Redacteur der Brunner'schen Kirchenzeitung. Die österreichischen Katholiken sehen sich so ihres letzten Organs beraubt, das mit fliegenden Fahnen ins Lager des Föderalismus überzugehen sich anschickt. Es muß harte Kämpfe gegeben haben, ehe sich Cardinal Rauscher zu dieser Fahnenflucht hergegeben hat."

Im „Vaterland" wird die Abwendung des Cardinals Rauscher von dem Ministerium Auersperg durch einen Wortbruch des Letzteren motivirt. Vor einem Jahre sey zwischen den beiden ein intimer Pakt geschlossen worden. Der Cultus- und Unterrichtsminister Stremayr und seine Collegen hätten versprochen, daß die antikirchliche Agitation in der Presse und in den Vereinen beseitigt und das Recht der Kirche auf die Volksschule auf dem Wege der Praxis wieder hergestellt werden würde. Cardinal Rauscher habe jedoch endlich erkannt, daß dieses Versprechen nur einen illusorischen Werth gehabt habe. Das Ministerium habe zwar dem Drängen der Verfassungspartei auf die Vorlegung liberaler Gesetzentwürfe über die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche widerstanden und noch in jüngster Zeit die Zusage ertheilt, daß der im niederösterreichischen Landtage gestellte Antrag auf Aufhebung des Jesuitenordens nicht berücksichtigt werden würde, aber diese Concessionen habe Cardinal Rauscher nicht als genügend betrachten können.

Im October 1872 legte Fürstbischof Witmer von Laibach, welcher der gemäßigten Richtung des österreichischen Episcopats an-

und trägt hierdurch, ſo wie in ſeiner ganzen Konſtruktion, nur den Charakter eines groſſen und ziemlich unbehelfenen Werkzeugs an ſich, auf deſſen Wirkung die Geſchicklichkeit des Arbeiters von dem wichtigſten Einfluſſe iſt. Der Gedanke, das Weben durch eine wirkliche Maſchine verrichten zu laſſen, welche durch jede beliebige Kraft in Bewegung geſetzt werden kann, und des Menſchen nur zur Aufſicht bedarf, wurde zwar ſchon i. J. 1678 von de Genne gefaßt und der kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London vorgelegt; allein der Entwurf dieſer Maſchine war ſehr unvollkommen, und ſcheint nie ausgeführt worden zu ſeyn. Im Jahre 1747 erfand der berühmte Mechaniker und Automaten-Verfertiger Vaucanſon ſeine Webemaſchine, welche nicht minder erfolglos blieb. Bemerkenswerth iſt der Verſuch einer ſolchen Maſchine, welchen der Engländer Cartwright 1784 machte, ohne (wie er ſpäter ſelbſt geſtand) einen Begriff oder die geringſte Kenntniß von der üblichen Weberei zu haben. Wie bei dieſem Umſtande zu erwarten war, mißlang die Maſchine faſt ganz; allein nachdem der Erfinder unterdeſſen den Stuhl und die Arbeit der Handweber ſtudirt hatte, brachte er 1787 eine neue, beſſere Maſchine zu Stande, ohne jedoch auch hiermit große praktiſche Erfolge zu erreichen, wiewohl das Parlament die Erfindung mit einem Geſchenke von 10,000 Pfd. Sterl. belohnte. Im Jahre 1796 nahm Millar in Glasgow ein Patent auf die von ihm erfundene Webemaſchine, welche die erſte in erhebliche praktiſche Anwendung gekommene geweſen zu ſeyn ſcheint. Noch vorzüglicher, aber dennoch nicht ohne Mängel war die von Horrok i. J. 1813 ausgeführte Maſchine. Von da an ſind, ſowohl in als außer England, zahlreiche Abänderungen an den Maſchinen-Webſtühlen oder ſogenannten Kraftſtühlen (power looms) gemacht worden, die mehr oder weniger Eigenthümliches und mehr oder weniger Erfolg hatten. Die neueſte und vollkommenſte Konſtruktion iſt jene von Sharp und Roberts in Mancheſter. Von Dampf- oder Waſſerkraft in Bewegung geſetzt, verrichten die Kraftſtühle alle Theile des Webeprozeſſes ohne menſchliches Zuthun; ja ein ſehr ſinnreicher und zugleich einfacher Mechanismus macht, daß der Stuhl von ſelbſt ſtille ſteht, ſobald der Einſchlagfaden zufällig abreißt, oder die damit verſehene Spule in dem Schiffchen leer wird. Zwölf Webemaſchinen erfordern zur Bewegung etwa die Kraft eines Pferdes; zwei oder drei werden von einem Arbeiter

gehörte, mit Zustimmung des Papstes sein Amt nieder, und man glaubte, daß es nicht ganz freiwillig geschehen sey.

Wie die Stimmung bei Hofe war, erräth man aus einem Artikel der Neuen Fr. Presse aus Wien vom 29. October: „In dem Ehrenbeleidigungs-Processe, welchen der gewesene Seelsorger der hiesigen Altkatholikengemeinde, Alois Anton, gegen den Pfarrer von Biedermannsdorf, A. Scherner, anstrengte, wurde der Beklagte von den Geschworenen schuldig gesprochen und über eine einmonatliche Arreststrafe verhängt. Der Verurtheilte ist aber vom Kaiser begnadigt worden, und die Umstände, unter welchen diese Begnadigung erfolgt ist, haben nicht verfehlt, ein gewisses Aufsehen zu erregen. Der kaiserliche Gnadenakt ist erfolgt, ohne daß der Verurtheilte den ordentlichen Weg durch Ueberreichung eines Gnadengesuches beim Landesgerichte beschritten hätte; weder die Gerichte, noch der Justizminister waren demnach in der Lage, sich über diesen Gnadenakt zu äußern, und die Begnadigung Scherners wurde durch kaiserliches Handbillet ohne vorausgegangene Anhörung des Justizministers verfügt. Die Legalität des Gnadenaktes ist zwar nicht anzuzweifeln, sobald das kaiserliche Handbillet von dem Justizminister contrasignirt ist; allein, daß die Meinung desselben nicht früher gehört wurde, ist sehr geeignet, diesem Falle eine Qualification zu geben, deren Herbheit nur wenig dadurch gemildert wird, daß der Fall nicht ohne Präcedenzs ist, indem auch die Begnadigung des Bischofs Rudigier nach seiner Verurtheilung durch das Linzer Geschwornengericht unter dem Bürgerministerium in gleicher Weise ohne frühere Anhörung des Ministers erfolgte."

Zwei Tage später wurde wieder aus Wien geschrieben: „Als ein besonderes Kennzeichen für die conservative Strömung, die jetzt wieder in den höheren Regionen herrscht, wird namentlich die Haltung in der kirchlichen Frage angesehen. Nirgends wird mehr zu entscheidenden Schritten als auf diesem Gebiete gedrängt; allein, es geschieht von dem Ministerium nichts, rein gar nichts; vielmehr zeigt es sich zu allerlei Concessionen bereit. Gegen den Wanderstrom der Jesuiten ist kein Damm errichtet, ungehindert wirthschaften die Väter vom Orden Jesu fort und sammeln sich in

Galizien, Böhmen und Tirol. Auch die neueſte Verordnung des Cultusminiſters v. Stremayr iſt ſehr bezeichnend für die Stimmung, die oben herrſcht. Obwohl die Staatsgrundgeſetze ausdrücklich beſtimmen, daß Niemand zu einer religiöſen Handlung gezwungen werden kann, hat doch Herr v. Stremayr ſich veranlaßt gefunden, die Schuljugend zum Gebet Vormittags vor Beginn der Schule und Nachmittags nach dem Schluß der Schule, ferner zum wöchentlichen Beſuch der Meſſe, zum Empfang der Sakramente dreimal im Jahre und zur Betheiligung an der Fronleichnamsprozeſſion zu verpflichten. Damit ſind freilich die Schulgeſetze, die vom confeſſionsloſen Charakter der Schule ausgehen, geradezu übertreten."

Einen Monat ſpäter fügte die Neue Fr. Preſſe hinzu: „Wohl iſt jener vielberufene Vertrag, welchen Oeſterreich in der Blüthezeit der Reaction mit der römiſchen Curie geſchloſſen hat, ſeit mehr denn zwei Jahren aufgelöſt; aber noch fehlen trotz dringender Mahnungen der Volksvertretung, trotz wiederholter feierlicher kaiſerlicher Verheißungen dem Lande jene Geſetze, welche an Stelle der aufgehobenen Beſtimmungen des Concordats das Verhältniß von Staat und Kirche regeln ſollten. Die Herausforderung, welche die ultramontane Majorität des Tiroler Landtages der Regierung zugeſchleudert hat, muß dieſe nun ernſtlich gemahnen, das wiederholt verpfändete eigene und kaiſerliche Wort, das wir als ſichere Bürgſchaft für die Einbringung und Erledigung der confeſſionellen Vorlagen angeſehen haben, einzulöſen und insbeſondere durch die Geſetzgebung die Reform der theologiſchen Studien, wie ſie in den Acten der vielbeſprochenen und heißerſehnten Entwürfe ja bereits ausgearbeitet vorliegt, auch in Wirklichkeit einzuführen. Es handelt ſich jedoch bei der nothwendigen Reform nicht blos um die Beſeitigung der Jeſuiten von der Innsbrucker Hochſchule, ſondern vielmehr um eine gründliche Verbeſſerung des theologiſchen Unterrichts in allen im Reichsrathe vertretenen Ländern. Gewiß iſt die Aufhebung der Jeſuiten-Facultät in Innsbruck in erſter Reihe wichtig, damit nicht länger Oeſterreich Sitz und Herd ihrer von den gewiegteſten Staatsmännern, Canoniſten und Juriſten als ſtaatsfeindlich anerkannten Lehren bleibe, damit wir endlich des traurigen Ruhmes ledig wer-

den, die nach dem Ausspruche Veuillot's einzig richtige, d. h. infallibilistische Theologie für sämmtliche in Innsbruck zusammenströmende Fanatiker zu lehren. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß der theologische Unterricht, seitdem er unter der Leitung der Bischöfe steht, also seit 1856, immer tiefer gesunken ist, daß, während unsere weltlichen Facultäten mit denen der deutschen Universitäten an Glanz wetteifern, unsere theologischen Facultäten zu gemeinen Abrichtungsanstalten für den Seelsorge-Klerus geworden sind, daß wissenschaftlicher Eifer und höheres literarisches Streben vollständig aus den Reihen der österreichischen Theologen geschwunden sind. Was jetzt noch unter ihnen einen Namen hat, verdankt seine Bildung noch durchwegs der vorconcordatlichen Epoche. An die Stelle wissenschaftlicher Thätigkeit ist eine banausische Schulmeisterei getreten, an die Stelle väterlicher Sorgfalt für die Heerde und priesterlicher Milde, deren Beruf es ist, Frieden zu stiften, sind im Seelsorge-Klerus nationaler Eifer und hierarchischer Zelotismus zur Herrschaft gelangt. Hetzerei und Aufwühlen, Agitiren in Vereinen und Versammlungen, Conspiriren mit nationalen Wühlern und gewissenlosen Agitatoren — das ist die tägliche Arbeit vieler unserer Priester. Diese Curaten in den Alpenländern sind mehr Demagogen, denn etwas Anderes. Diese Pfarrer und Dechanten in den slavischen Ländern sind hussitische Eiferer mehr denn Priester der christlichen Liebe und Hüter des Gesetzes und der Ordnung."

Im oberösterreichischen Landtage kam im November 1872 die Schulgeldfrage an die Tagesordnung. Obgleich nun die Klerikalen hier unter dem Einfluß des Bischof Rudigier von Linz sehr mächtig waren und für Beibehaltung des Schulgelds kämpften, um den mit dem unentgeltlichen Schulbesuch verbundenen Schulzwang abzuwehren, der ihr Volksverdummungssystem gefährdete, beschloß der Landtag dennoch die Abschaffung des Schulgelds. Große Heiterkeit erregte die Rede Wickhoffs. Derselbe „findet die Vertheilung der Unterrichtskosten auf sämmtliche Steuerträger vollkommen gerecht. Warum, fährt er fort, sollen reiche Leute, welche keine Kinder haben, oder prosperirende Aktiengesellschaften, welche zwar ‚Junge' in die Welt setzen, aber doch keine Kinder in die Schule schicken,

nicht an den Laſten, die der Unterricht dem Volke aufbürdet, participiren? Die reichen Stifte und Klöſter endlich werden mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, auch ihren Theil für die Bildung und Erziehung des Volkes beizuſteuern. (Heiterkeit und lebhaftes Bravo!)"

Auch im Salzburger Landtage wurde das Schulgeld mit 15 gegen 9 Stimmen abgeſchafft, trotz des ultramontanen Biſchofs Tarnocki. Der ſteyriſche Landtag dagegen ging über die Schulgeldsfrage zur Tagesordnung über.

Ungarn hatte in politiſcher Beziehung ſeine Sonderſtellung als Vorort der transleithaniſchen Reichshälfte gegenüber der cisleithaniſchen mit kluger Berechnung genommen; die Deutſchen, deren verhaßtes Joch es abgeworfen, mußten ihm jetzt auch noch gegen die Slaven behülflich ſeyn.

Von Seite der weltlichen Regierung in Ungarn waren ſchon wiederholte Verſuche gemacht worden, das von der Natur ſo reich begabte, aber durch Despotismus und Ultramontanismus verwahrloſte Land dem Wohlſtand und der Bildung entgegen zu führen. Dahin ſtrebte z. B. der Cultminiſter, Baron Eötvös, der aber im Februar 1870 ſtarb. Man rühmte ihm nach: Er war einer der edelſten Vorkämpfer humaniſtiſcher Ideen in Ungarn, und wer die verbitterten Verhältniſſe dort vor dem Jahre 1848 kennt, wird den Muth nicht genug bewundern können, der ihn beſeelte, als er gegen die brutalen Vorrechte des Adels dort auftrat. Wollte man ihn ja damals niederduelliren. Ihm verdankt Ungarn zumeiſt die Pflege europäiſcher Bildung, und eben in dieſer Beziehung wird ſein Ruhm vorzüglich zu ſuchen ſeyn. Als Politiker fehlte ihm die Energie und Rückſichtsloſigkeit. Er war mehr ein Mann der Theorie als der That. Sein milder Charakter, ſein urbanes Weſen führte es wohl auch mit ſich, daß ihn ſeine Umgebung leicht beherrſchte und vielleicht auch mißbrauchte. Beſonders wußte ſich dies in den letzten Jahren die hohe Kleriſei zu Nutzen zu machen und ihn zu manchen Schritten zu verleiten, die ihn in den Verdacht eines Klerikalen brachten, was er ſeiner Geſinnung und Ueberzeugung nach ſicher nicht war. Eötvös war Präſident der ungariſchen Akademie der

Wiſſenſchaften, die denn trauernd über ſeinen Tod acht Tage keine Sitzungen hält. Das Abgeordnetenhaus hat an ihm ſeinen geiſtvollſten Redner verloren, denn ſo groß auch die oratoriſche Gewandtheit in Ungarn iſt, jenen Geiſt, der das Produkt tiefer, vielſeitiger Bildung, verrathen die dortigen Parlamentsreden ſelten.

Es war ihm aber nicht möglich geweſen, den ſeit Jahrhunderten gänzlich vernachläſſigten Augiasſtall des ungariſchen Schulweſens zu reinigen. Dazu brauchte es mehr Zeit und taugliche Menſchen. Der letzte Bericht des Miniſters über den Stand des Schulweſens von 1870 umfaßt 11,903 Gemeinden in Ungarn und Siebenbürgen mit 2,284,741 ſchulpflichtigen Kindern, von welchen nur 1,152,115 die Schule thatſächlich beſuchen, ſo daß alſo faſt die Hälfte ohne Unterricht bleibt. Zudem genießt von den ſchulbeſuchenden Kindern nahezu eine halbe Million nur während der Wintermonate den Unterricht, mehr als 200,000 von ihnen haben ferner keine Lehrbücher. Was die Schulen anbelangt — 1712 Gemeinden beſitzen ihrer gar keine — ſo verſichert der Miniſter aus eigener Erfahrung, daß in den meiſten Lehrzimmern die Kinder an Geſundheit und körperlicher Entwicklung mehr Schaden leiden, als ſie geiſtig durch den Unterricht profitiren. Nicht ſelten ſitzen in ſolchen dumpfen, engen, feuchten und unreinen Stuben 150—200 Kinder beiſammen. Auch die Lehrkräfte genügen weder in Bezug auf Zahl, noch auf Bildung; in einem einzigen Komitate gibt es 17 Lehrer, die nicht einmal ſchreiben können.

Eötvös wurde durch den Profeſſor Pauler im Cultminiſterium erſetzt, welcher ſeinerzeit ein Werkzeug des Grafen Thun war. „Er huldigt der klerikalen Richtung, und entſpricht ſeiner ganzen Geiſtesrichtung nach dem cisleithaniſchen Jireczek. Die neuen Elemente, welche in das Miniſterium Andraſſy eingetreten, bewirken deſſen vollſtändige Umwandlung. Man wird nun auch in Ungarn zu regieren anfangen und die klerikalen Tendenzen in den Vordergrund treten laſſen. Die Umgeſtaltung des Miniſteriums Andraſſy wird einerſeits die Heftigkeit des Parteikampfes ſteigern, andrerſeits eine Zerſetzung der Deakpartei herbeiführen. Damit werden einem Miniſterium Lonyay die Wege geebnet. Darauf rechnen gerade jene

Coleerien, mit deren Planen die Existenz des Ministeriums Hohenwart so trefflich übereinstimmt. Der altconservative Umschwung soll sich in Ungarn erst später vollziehen, erst dann, wenn die starke Hand diesseits der Leitha — Ordnung gemacht hat.

Viele Ungarn kamen auf den Gedanken einer sog. Katholikenautonomie, welche nach einer Seite hin die niedere Geistlichkeit aufbessern, nach der andern die nationale Selbständigkeit Ungarns noch sicherer stellen sollte. Begreiflich, daß die Bischöfe dieser Agitation Meister zu werden suchten, um ihre Vorrechte und ihren Besitz im Namen der Nationaleinheit durch Vermeidung einer Spaltung zwischen dem Episcopat einer- und dem niedern Klerus und der neuen Autonomie andererseits zu behaupten. In diesem Sinne stellte sich Simor, der Fürst Primas von Ungarn, im October 1870 selber an die Spitze des Vereins und war mit den übrigen Bischöfen bereit, zu Gunsten der Kirchen- und Schulzwecke einige Opfer zu bringen. Damit ihm aber die Nationalen nicht über den Kopf wüchsen, betonte er die klerikale Einheit. Das war nun den Liberalen nicht recht und auch die Griechisch-Unirten benutzten den Anlaß, Trennungsgelüste geltend zu machen. Da diese Slaven waren, konnte man den Einfluß einer russischen Propaganda vermuthen. An der Spitze dieser Partei stand ein Herr v. Popp. Die liberalen Katholiken Ungarns, deren Führer Ghizy war, unterhandelten mit Simor mittelst einer Deputation, der er antwortete: Ich will gern vorwärts gehen, ja bis zu den Pforten der Hölle, aber nicht hinein!

Die liberalen Katholiken Ungarns waren dadurch nicht befriedigt. Man schrieb im Juli 1871: „Abgesehen von den zahlreichen Adressen an Dr. Döllinger, den Protesten gegen die Unfehlbarkeit ꝛc. mehren sich in auffallender Weise die Stimmen aus dem Kreise des niederen ungarischen Klerus, welche einer Reform der Kirche entschieden das Wort reden. Eine derselben nennt sich: „Reformiren wir die katholische Kirche“ und stellt sich bezüglich der äußerlichen Reform auf das Programm der liberalen Partei des Katholiken-Congresses, geht aber in einigen wichtigen Punkten noch weiter. Es wird nämlich der Wirkungskreis des Katholiken-Congresses auch aus-

gedehnt: 1) auf die äußerlichen gottesdienſtlichen Dinge, als: liturgiſche Sprache, Zeit und Zahl der Feiertage, der Faſten, Bittgänge und Wallfahrten; 2) auf die Erhaltung oder Reform der geiſtlichen Disziplin; 3) auf die äußerliche Erziehung und äußerlichen Verhältniſſe des Klerus; 4) auf die Einführung oder Abſchaffung geiſtlicher Orden; 5) auf jenen Theil der kirchlichen Prozeß- und Strafſachen, die mit einem Dogma oder Sakrament in keiner unmittelbaren Verbindung ſtehen. Poſitiv gefordert werden: die Abhaltung der kanoniſchen Diözeſan-Synoden, die Abhaltung des Gottesdienſtes in der Volksſprache, die Reduction der Faſttage, die Verlegung der Feiertage auf die Sonntage, die Abſchaffung des Cölibats. Der letzte Punkt, dieſer ‚Krebsſchaden der katholiſchen Kirche‘, wird mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt.“

Als Curioſum wurde aus Rom geſchrieben: „Bei Beginn des Concils hatte der Papſt auf Vorſtellung der ungariſchen Biſchöfe aus Sanitätsrückſichten ganz Ungarn vom Faſten am Samſtag dispenſirt. Stroßmayer wendete ſich an den Papſt mit der Bitte, den Dispens auf ſeine Diöceſe auszudehnen. Die Antwort war, er möge ſeine Unterwerfung unter das Dogma der Unfehlbarkeit anzeigen, dann ſolle ſeiner Bitte gewillfahrt werden, eher nicht. Um der Unfehlbarkeit willen faſten alſo die Croaten, während die Ungarn Fleiſch eſſen.“

Die ungariſchen Biſchöfe veröffentlichten das neue Dogma der Unfehlbarkeit nicht. Nur in Stuhlweißenburg wurde es unter Glockenklang proklamirt. Im ungariſchen Reichstag wurde ſofort im April 1871 der Cultminiſter Pauler desfalls interpellirt und antwortete darauf, er erinnere an die Verordnung vom 9. Auguſt 1870, wonach päpſtliche Beſchlüſſe von keinem Biſchof verkündet werden dürfen, wenn ſie dafür nicht vorher das königliche Placet eingeholt haben. Der Stuhlweißenburger Biſchof, er heißt Jekelfalusſy, wurde ſogar vor den Miniſterrath gefordert und nahm deſſen Verweis ehrfurchtsvoll entgegen, die Verkündigung aber nicht zurück. Auch der Primas Simor hielt nicht Stich; in Rom hatte er gegen das neue Dogma geſprochen, in Peſth ſich an die Spitze des Katholiken-Congreſſes geſtellt und ſich mit einer Deputation zum Kaiſer

begeben, um sich von ihm die Beschlüsse des Congresses sanctioniren zu lassen, war aber kalt von ihm empfangen worden, im Juni 1871. Drei Monate später las man eine Encyclica desselben Primas von Ungarn, worin er weitläufig zu beweisen versuchte, in Ungarn habe der Papst von jeher für untrüglich gegolten und sogar der Vater des Jansenismus habe den Papst in Sachen des Glaubens und der Sitten ebenfalls immer für unfehlbar gehalten. Auch wurde Simor zum Vorwurf gemacht, er habe im Katholiken-Congreß zugegeben, die Domherrn künftig wählen zu lassen, nachher aber willkürlich von sich aus welche ernannt. Auch Erzbischof Haynald von Kalokſa, der auf dem Concil gegen das neue Dogma geeifert, erkannte es jetzt an und im Ganzen thaten es 13 ungarische Bischöfe.

Man erklärte das aus dem Umstande, daß nur der ältere Klerus noch friedlich, tolerant und josephinisch gesinnt, der jüngere aber großentheils von den Jesuiten bevormundet und verhetzt ist. Indessen las man doch, daß fünfzig Weltpriester in Ungarn gemeinschaftlich eine Erklärung gegen das Unfehlbarkeits-Dogma abgegeben hätten, und auch der Magistrat in Ofen erklärte sich in diesem Sinne und wollte nicht dulden, daß die Kinder in den Schulen auf das neue Dogma verpflichtet würden. Damals wurde ein Jesuit, Superior des Waisenhauses zu Pazega, „wegen Unzucht wider die Natur" zu dreijährigem Kerker verurtheilt.

In einem Artikel vom 12. Dez. 1871 aus Pesth, wurde in der A. Allg. Ztg. geklagt, daß die ungarische Regierung sich in der Kirchenfrage gänzlich passiv verhalte. Das Programm der Katholiken-Autonomie liege ihr seit dem März vor, ohne daß sie sich darüber geäußert habe, und dadurch sey die ganze Bewegung lahm gelegt und den ultramontanen Umtrieben der Weg offen gelassen. Zwei Staatsgesetze verbieten den Jesuiten, sich in Ungarn aufzuhalten, und doch haben sie in diesem Lande fünf Residenzen und ertheilen öffentlich Unterricht. Da die Regierung selber nicht ultramontan ist, erklärt sich ihr Verhalten wohl nur dadurch, daß sie die Solidarität der ungarischen Nationalinteressen durch den Episcopat sicherer aufrecht erhalten zu können glaubt, als durch Opponenten im niedern Klerus. Graf Albert Apponyi, der Je-

ſuitenfreund, ſtand an der Spitze der Altconſervativen und Ultramontanen Ungarns.

Die Stellung der Deak-Partei zu den Ultramontanen in Ungarn wurde in der N. Fr. Pr. ſo charakteriſirt: „Die ungariſchen Biſchöfe haben alle, mit Ausnahme von zweien, jenen zahmen, bloß die Inopportunität der päpſtlichen Unfehlbarkeit betonenden Proteſt der Concils-Minorität unterzeichnet; ja der Erzbiſchof Haynald hatte ſich ſogar zu einer damals Aufſehen hervorrufenden Rede, deren Spitze freilich weniger gegen die Unfehlbarkeit als gegen die unmittelbare Gerichtsbarkeit des Papſtes gerichtet war, aufgeſchwungen, und der wankelmüthige Fürſt-Primas Simor hatte an der Spitze einer Deputation den Papſt angefleht, das Unfehlbarkeits-Dogma zurückzunehmen; trotz alledem aber haben ſie um keines Haares Breite mehr Geſinnungsfeſtigkeit an den Tag gelegt als ihre deutſchen Amtsbrüder auf der Verſammlung zu Fulda. Im November war es, als der ‚hochgebildete und liberale' Erzbiſchof Haynald die Getreuen ſeiner Diöceſe um ſich ſammelte und ihnen einſchärfte, die Decrete und Beſtimmungen des letzten vatikaniſchen Concils, darunter auch das Unfehlbarkeits-Dogma, in allen Kirchen und Schulen als evangeliſche Glaubenswahrheiten zu lehren. Selbſtverſtändlich war der Erzbiſchof von Gran und ungariſche Fürſt-Primas Simor früher noch in das infallibiliſtiſche Lager übergegangen. Er, der dreimal in Einem Jahre ſeine Geſinnung gewechſelt, ſeinen Abfall von der Fahne der Concils-Minorität in einem umfangreichen Hirtenbriefe documentirt hatte und, nach der Meldung des ‚Ungariſchen Vaterland' (Magyar Allam), neuerdings an einem Beweiſe für die päpſtliche Unfehlbarkeit arbeitet, konnte ungeſcheuter ſeine Rückkehr in den ‚Schafſtall Roms' bewerkſtelligen, als der nach dem Rufe der Freiſinnigkeit und einer tiefen Gelehrſamkeit haſchende Erzbiſchof von Kalocſa. So wie in den übrigen Ländern der Klerus ſich willig zum ſtreitbaren Werkzeuge für die Plane der Römlinge hergibt und nach der vermeſſenen Kriegserklärung Roms gegen den modernen Staat für die Verwirklichung der mittelalterlichen Prieſter-Despotie eines Gregor und Innocenz auf den Trümmern der gegenwärtigen Ordnung mit dem blinden kirchlichen Dienſteifer kämpft,

so holt sich auch der ungarische Klerus aus den Spalten der Civiltà Cattolika seine Parole. Schleichend und getreu der Jesuiten-Taktik nach Möglichkeit jedes Geräusch vermeidend, wühlt derselbe auch in Ungarn gegen den Staat und nur manchmal dringt aus der brütenden Stille der ungarischen Puszta der laute Aufschrei eines getroffenen Opfers in die Oeffentlichkeit. In Preßburg verweigert man den Protestanten das bisher nicht verwehrte Grab auf dem unter dem Patronat der Stadtgemeinde stehenden Friedhofe; an anderen Orten sucht der Pfarrer, entgegen den ungarischen Gesetzen, den protestantischen Bräutigam durch feierliche Eide zu binden, die Kinder in der Religion seiner katholischen Braut zu erziehen; in Zombor reißt man gewaltsam unter Assistenz der von den Klerikalen vorgeschobenen Puppe, des Cultusministers Pauler, beschnittene Nazarener-Kinder aus den Armen ihrer Mütter, um sie in dem Glauben der alleinseligmachenden Kirche zu taufen, und in unbegreiflicher Selbstverblendung reicht die ungarische Hauptstadt wider den klaren Wortlaut des Volksschulgesetzes dem veszprimer Bischof Ranolder die Hand zur Errichtung einer Nonnenschule. Durch die ungestraft gebliebenen Erfolge berauscht, betreibt der Klerus immer offener die Hetze. Karl Viola, den ein öffentliches Geheimniß als den vertrauten Abgesandten des Fürst-Primas Simor bezeichnet, hetzt in den Provinzstädten öffentlich zu Kreuzzügen gegen Reichstag und Regierung auf; die Niederlage Lonyay's in Ujhely wird, trotz der ableugnenden Betheuerungen der Ultramontanen, klerikalen Wühlereien zugeschrieben, und das Gerücht, daß die ungarischen Ultramontanen es bei den nächsten Reichstagswahlen auf die Bildung einer eigenen Fraction, die, unabhängig von der Deak-Partei, katholische Politik treiben soll, abgesehen haben, tritt immer deutlicher hervor. Und was thut die Regierung und die Deak-Partei zur Abwehr gegen die als ihre Feinde sich entpuppenden Römlinge? Die ungarische Regierung hat auf dem kirchenpolizeilichen Gebiete eine Anarchie einreißen lassen, die, wie in der Zeit des Faustrechtes, den Einzelnen zwingt, durch eigene Kraft sich gegen das Joch zu wehren, welches die Unfehlbarkeit über Ungarn zu werfen beginnt. Daß der hohe Adel, der sich schon durch seine gesellschaftliche Stel-

oder einer Arbeiterin beaufſichtigt. In einer Minute werden 90 bis 120 Einſchlagfäden eingeſchoſſen. Man hat bisher die Kraftſtühle vorzugsweiſe für die Baumwollweberei, in viel geringerem Umfange zur Woll- und Seidenweberei, angewendet. Ihr Gebrauch für die Leinenweberei ſcheint eben jetzt im Entſtehen zu ſeyn.

England und Schottland beſaßen im Jahre 1820 bereits 14,150 Kraftſtühle auf Baumwolle; 1833 war deren Zahl auf ungefähr 100,000, 1836 auf 120,000 geſtiegen. Dabei fand, in Folge der bedeutenden Zunahme der Baumwollverarbeitung, in dem genannten Zeitraume keine Abnahme der Handwebſtühle Statt; denn die Anzahl dieſer letzteren wurde i. J. 1820 auf 240,000 und i. J. 1833 auf 250,000 geſchätzt. Die vereinigten Staaten von Nordamerika beſaßen 1837 ſchon 33,506 mechaniſche Webſtühle. Die quantitative Leiſtung der Kraftſtühle iſt ſchon an ſich ſelbſt bedeutend größer als jene der Handſtühle; ſie erhält aber noch mehr das Uebergewicht durch die Verminderung des arbeitenden Perſonals. Nach engliſchen Angaben liefern vier Kraftſtühle, von einem 15- bis 20jährigen Arbeiter und einem 12jährigen Mädchen bedient, wöchentlich 18 bis 20 Stück Shirting aus Baumwollgarn Nr. 40, ⅞ Ellen breit, jedes Stück 24 Yards lang, 100 Einſchlagfäden auf dem Raume eines Zolls enthaltend; wogegen ein ſehr geſchickter, fleißiger und kräftiger, 25- bis 30 Jahr alter Handweber wöchentlich nur 2 Stück des nämlichen Gewebes verfertigen kann. Ein Kraftſtuhl produzirt mithin etwa 2½ mal ſo viel als ein Handſtuhl in gleicher Zeit; eine jede bei den Kraftſtühlen angeſtellte Perſon 5 mal ſo viel als der Handweber. Berückſichtigt man, daß der Lohn zweier halberwachſener Perſonen bei den Kraftſtühlen, wo ſie nur leichte Arbeit zu verrichten haben, höchſtens ſo viel beträgt, als der Lohn des erwachſenen, angeſtrengt beſchäftigten Handwebers, ſo ergibt ſich, daß, für gleiche Lohnzahlung, von einem Kraftſtuhle zehnmal ſo viel Arbeit geliefert wird, als auf einem Handſtuhle. Die größeren Anſchaffungs- und Unterhaltungskoſten der Kraftſtühle werden hierdurch mehr als wieder vergütet.

Die Einführung der Webemaſchinen hat die Erfindung mehrerer Hülfsmaſchinen zur nothwendigen Folge gehabt: namentlich der Ketten-Schermaſchinen, durch welche die zur Kette oder zum Aufzuge der Gewebe erforderliche Anzahl von Fäden in einer Länge

lung den läſtigen Feſſeln der Prieſterherrſchaft zu entziehen vermag, ſich nicht zum Vorkämpfer der Geiſtesfreiheit aufwirft, iſt eine von der Geſchichte erhärtete Thatſache, die in der von dem Grafen Andraſſy mit dem ſtuhlweißenburger Biſchofe Jekelfalufſy in der ofener Königsburg aufgeführten Comödie neuerdings ihre Beſtätigung erhalten hat. Die Deak-Partei iſt bis zur Stunde aus ihrer Paſſivität gegenüber den Umtrieben der Ultramontanen nicht herausgetreten. Von einer vorurtheilsvollen Furcht vor dem klerikalen Einfluſſe und der Mächtigkeit der religiöſen Leidenſchaften des Volkes, das in Wahrheit übrigens mehr an kirchlichem Indifferentismus als an pfäffiſcher Bigotterie leidet, beherrſcht, hat ſie bis jetzt den Klerus unbehelligt gewähren laſſen und ſorgfältig jeden Anlaß zu einem Bruche mit der ihr liirten katholiſchen Kirche gemieden, obwohl ſie gerade zufolge dieſer Allianz in allen jenen Wahlbezirken, in denen der Krummſtab herrſcht, bei den letzten Reichstagswahlen das Terrain an die Linke verloren hat. Aus Rückſicht auf den Klerus ſind die Geſetzentwürfe über die Religionsfreiheit und die Civilehe eingeſargt und iſt die Ehegerichtsbarkeit in den Händen der Geiſtlichkeit gelaſſen worden; Dank dieſer Allianz iſt die katholiſche Kirche, die mit einer laut aufſchreienden Ungerechtigkeit gegen die übrigen gar nicht oder nur ſehr kärglich dotirten Confeſſionen vom Staate reichlich mit Gütern ausgeſtattet iſt, factiſch noch die Staatskirche und das morſche Oberhaus von jeder Reform verſchont geblieben; aus Schonung gegen die Prälaten iſt ferner die einzige Univerſität des Landes noch immer nicht zum Staats-Inſtitute erklärt worden und ſteht endlich das Volksſchulgeſetz lediglich auf dem Papiere. Das Höchſte, wozu ſich die Deak-Partei noch in dieſer Reichstagsſeſſion verſtehen dürfte, wird die Entfernung des Cultusminiſters Pauler ſeyn, deſſen ſie ſich nachgerade zu ſchämen beginnt, nicht weil ihm die gegenwärtig in Ungarn gar nicht begehrten Eigenſchaften eines Luß mangeln, ſondern weil er offenkundig den Ultramontanismus zur Schau trägt."

Im ungariſchen Reichstage wurde im Januar 1872 der Antrag geſtellt, die geiſtlichen Sinekuren eingehen zu laſſen. Dieſer ſehr zeitgemäße Antrag lautete: Die Opferwilligkeit des Hauſes hat ſich

nie glänzender bewährt, als bei Gelegenheit der Berathung des Budgets für den Unterricht. Allein außerordentliche Ausgaben machen außerordentliche Einnahmen nöthig, und Redner hält ſich verpflichtet, auf eine ſolche unerſchöpfliche, außerordentliche Einnahmsquelle das Haus aufmerkſam zu machen, er meint die geiſtlichen Güter. Im Augenblicke will Redner die Frage der geiſtlichen Güter im Allgemeinen nicht erörtern, ſoviel aber laſſe ſich nicht leugnen, daß die geiſtlichen Stiftungen zum größten Theile die Hebung des Unterrichtes zum Zwecke hatten; ebenſo wenig aber laſſe es ſich leugnen, daß die geiſtlichen Güter zu Allem mehr, als zu dieſem Zwecke verwendet werden. Vorzüglich tadelt aber Redner die Beſitzer jener Domherren- und Biſchofspfründen, jener ſog. Sinekuren, die großartige Summen für Nichtsthun, für Faullenzen erhalten. Dieſe Stellen könne man ohne weiters und ohne die Pietät ſelbſt der eifrigſten Katholiken auch nur entfernt zu beleidigen, aufheben, ihr Ertrag aber könnte dazu dienen, dem ungariſchen Volksunterrichte den großartigſten Aufſchwung zu geben. Redner beantragt deshalb, das Haus wolle die Regierung anweiſen, noch im Laufe dieſes Jahres einen Geſetzentwurf über die Aufhebung der geiſtlichen Sinekuren einzureichen. (Lebhafter Beifall.)

Die ultramontanen Ungarn fühlten ſich inzwiſchen ſtark genug, um ſogar der Deak-Partei zu drohen. Sie hatten den Vortheil, immer der magyariſchen Nationalität geſchmeichelt, und konnten ſich darauf berufen, die Deak-Partei im Jahr 1869 in ihrem dualiſtiſchen Unabhängigkeitsſtreben unterſtützt zu haben. Jetzt verlangten ſie dreiſt, die Deak-Partei ſolle nun auch einmal ihren Zwecken dienen und ſich ihrem Willen unterwerfen. Man bedauerte in Ungarn, daß von hier aus der von den Croaten vergötterte Biſchof Stroßmayr gar nicht unterſtützt worden ſey, was doch den Ausgleich Croatiens mit Ungarn ſehr erleichtert haben würde. Allein man konnte doch den ultramontanen Biſchöfen nicht zumuthen, ſich mit dem tiefverhaßten Gegner Roms einzulaſſen.

In der am 20. Febr. 1872 abgehaltenen Sitzung des ungariſchen Oberhauſes tadelte bei Gelegenheit der Budgetdebatte Erzbiſchof Haynald die Regierung wegen Ausübung ihres ſog. Place-

tums dem ungarischen Klerus gegenüber. Auch klagte er die Regierung der Unterdrückung der confessionellen Schulen an und sprach sich höchst mißbilligend über die Ausbreitung interconfessioneller Schulen und die Errichtung von Lehrer-Seminarien aus. Dagegen bemerkte der Cultus- und Unterrichtsminister Dr. Pauler, daß des Königs Majestät das Placetum im August 1870 wieder zu Recht erweckt habe. Das sey kein „sogenanntes", sondern ein seit jeher zu Recht bestandenes und fortwährend ausgeübtes Recht der apostolischen Könige von Ungarn. Bezüglich der Volksschulen erklärte Redner, daß die Regierung den Confessionen in Schulangelegenheiten den weitesten Wirkungsraum beläßt und für sich nur die gesetzmäßige Controle, die oberste Aufsicht behält. Diese Zurückhaltung Paulers erklärt sich aus der oben schon bezeichneten Politik des Grafen Andrassy, der Ungarn-Oesterreich nicht zum Werkzeug der Jesuiten wollte machen lassen.

Am 16. April schloß der Kaiser persönlich den Reichstag mit mehr Befriedigung, als der Stand der Parteien eigentlich erlaubte. Die Ultramontanen erhoben ihr Haupt. Der Primas Simor hielt bei Eröffnung des sog. Stephansvereins eine fulminante Rede für den Papst, „den größten Helden, Weisen und Märtyrer der Jetztzeit" und donnerte gegen den Liberalismus. Graf Andrassy wollte jedoch nichts von diesem Fanatismus wissen und eben so wenig der Minister Lonyay.

Ende Juli brachte die Pesther Reform einen großen, allem Anscheine nach ihr aus Wien aus unmittelbarer Nähe des Grafen Andrassy zugeschickten Artikel zur Vertheidigung des Ministers des Aeußern in der Jesuitenfrage. Der Artikel führt aus, daß das Gesetzgebungsrecht in Cultusangelegenheiten, also auch alle die Jesuiten betreffenden Maßregeln, nur die zwei Cultusminister und nicht den Grafen Andrassy angehen. Uebrigens sey die Stellung Oesterreich-Ungarns gegenüber den kirchlichen Agitationen eine ganz andere als die Deutschlands. Oesterreich-Ungarn habe keine Ursache, den Kampf mit der Curie absichtlich zu schüren, speciell sey dies bei Oesterreich (Cisleithanien) der Fall, vorausgesetzt, daß seine freiheitlichen Institutionen nicht angetastet werden. Oesterreich könne

mit dem jetzigen modus vivendi zufrieden ſeyn. Bereits in Salzburg hatte Fürſt Bismarck in einer Unterredung mit dem Grafen Andraſſy die katholiſche Frage angeregt. Andraſſy antwortete wörtlich: „Ich finde es nicht zweckdienlich, mit Kanonen zwiſchen die Spatzen zu ſchießen.“ Bismarck habe darauf erwidert: „Zu ſchießen denke ich nicht unter die ‚Spatzen‘, aber ich nehme ihre Neſter aus. Mich werden die Jeſuiten haſſen, aber fürchten; Sie werden ſie nicht fürchten und doch haſſen. Sie wollen nicht ſchießen, ſo werden Sie Scheibe ſeyn.“ Das N. W. Tagblatt widmet dieſer Auslaſſung der „Reform“ einen Leitartikel, worin es heißt: „Die Jeſuitenfrage hat einen internationalen Charakter; die Agitation des Jeſuitenordens bedroht die Staatenverhältniſſe, wie die neueſte Zeit ſie geſchaffen hat, bedroht alle modernen Verfaſſungen und Freiheiten. Das wird von den Organen der Jeſuiten auch ganz offen eingeſtanden; ſie verlangen die Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes; ſie hetzen in Frankreich zum Kriege gegen Italien; ſie warten auf das Steinchen, das dem deutſchen Coloſſe die Füße abſchlagen wird. Die Spatzen zwitſchern ſomit über Dinge, welche das auswärtige Amt ſehr nahe berühren, und wenn Graf Andraſſy auch nicht mit Kanonen dreinfeuern will, ſo kann er doch auch nicht ſagen, daß die Sache blos die beiden Cultminiſterien angehe. Graf Andraſſy hat auch den famoſen Ausſpruch gethan, als er noch ungariſcher Miniſter-Präſident war.“ — Der ungariſche „Hon“ verlangte die Ausweiſung der Jeſuiten.

Die Regierung wollte aber den Ultramontanen nicht wehe thun und traf eine halbe Maßregel. In den erſten Tagen des Auguſt meldete die „Neue Freie Preſſe“, daß die Regierung den Landesbehörden in einem Erlaſſe Verhaltungsreformen bezüglich der Niederlaſſung aus dem deutſchen Reiche ausgewieſener Jeſuiten ertheilt hat. Der Erlaß berieſe ſich weſentlich auf die beſtehenden Geſetze betreffs der Gründung neuer Convente, geiſtlicher Orden und Congregationen, behalte jedoch für den Fall beſonderer Anſtände die Entſcheidung dem Miniſterium vor; die Bewilligung der Niederlaſſung von nichtöſterreichiſchen Geiſtlichen würde dem Ermeſſen und Takte der Statthalter überlaſſen. Was die Einniſtung einzelner

Jesuiten betrifft, so wird Alles dem Takte der Herren Statthalter überlassen. „Das ist so die echte und rechte österreichische Halbheit. Man weiß nicht, was man thun soll, und man getraut sich nicht, das zu thun, was sich von selbst als das Nothwendige aufdrängt. Da wird dann die Verantwortlichkeit auf Andere geschoben, diese verlassen sich wieder auf den Takt der Unterbehörden und so marschiren die Jesuiten frank und frei ‚im Takt' herein. Geschieht später eine Dummheit, nun so müssen sie die taktlosen Beamten büßen, die den Geist des Ministers nicht erfaßt. Bleibt Alles hübsch ruhig, so hat man es wenigstens nicht mit den Jesuiten und ihren Freunden verdorben."

Ein Vorfall in Ungarn erregte vielen Unwillen gegen die Jesuiten. Gegen eine Erziehungsanstalt dieses Ordens in Fünfkirchen hatten sich schon lange Klagen erhoben, die Kinder lernten nichts darin und müßten hungern. Da, am 18. Februar 1872, waren sämmtliche Jesuiten, mit ihnen aber auch alle werthvollen Gegenstände aus der Anstalt verschwunden und die Bürger mußten sich der verlassenen Kinder annehmen.

Solche Vorgänge erklären den Hohn der gebildeten Klassen über die scheinheiligen Pfaffen. In einem Theater zu Pesth wurde damals „Pater Gabriel" aufgeführt, ein Stück, worin die Arglist dieses berüchtigten Priesters, der ein unschuldiges Mädchen in der Beichte verführt hatte, sehr drastisch an den Pranger gestellt war. Das Publikum bedeckte dieses Tendenzstück mit seinem Beifall so laut, daß die Polizei eine weitere Aufführung verbot.

Inzwischen behielten die Jesuiten doch gute Freunde in Ungarn. Insbesondere war ihnen der Primas Simor gewogen und viele junge Kleriker, die in Rom und Innsbruck geschult worden waren. Cultminister Pauler gab dem Primas zuviel nach, Minister Lonyay arbeitete ihm aber entgegen und ging deshalb nach Wien. Auch Deak war ein Gegner der Jesuiten, da er immer nur Ungarns Nationalität verfocht und dieselbe nicht einer fremden, schlechten und gefährlichen Sache dienstbar machen wollte. In Wien herrschte die bekannte Halbheit und somit konnte Simor die Aufnahme der aus Deutschland vertriebenen Jesuiten immerhin vorbereiten. Von diesen

Letzteren wurde, wie man Anfang August erfuhr, die ungeheuere Besitzung Tonello bei Triest für eine Million und achtmalhunderttausend Franken angekauft.

Der ungarische Reichstag wurde am 4. September in der Burg zu Ofen durch den Kaiser selbst eröffnet. In der Thronrede wurden Reformen versprochen, betreffend die materiellen Interessen, das Gewerbe- und das Verkehrswesen. Am meisten aber fiel auf und wurde am günstigsten aufgenommen, daß die Thronrede ganz besonders die Wichtigkeit des Volksunterrichts betonte. Es hieß darin: „Die Bildung der Staatsbürger ist die wesentlichste Garantie des Wohles, des Emporblühens der Staaten. Aus diesem Grunde ist nach jenen wichtigen Verfügungen, welche im Interesse des Volksunterrichtes getroffen wurden, die Fortentwicklung des Unterrichtswesens durch Feststellung eines für das ganze Land gültigen Systems des mittleren und höheren Unterrichts zur unaufschiebbaren Nothwendigkeit geworden." Man erkannte darin ein Gegengewicht gegen die ultramontane Tendenz des Cultministers Pauler. — Dagegen verhielt sich die Regierung gegenüber dem böhmischen Landtag ganz anders.

Eine Frage Giskra's in der Delegation zu Pesth am 24. September in Bezug auf das Verhalten der Regierung zu den Jesuiten, rief interessante Aeußerungen des Grafen Andrassy hervor. Der Kern derselben war, Oesterreich wolle nicht katholische, sondern nur österreichische Politik machen. Uebrigens sey die Frage Giskra's eine solche, die nicht in das Ressort des Ministeriums des Aeußern gehöre und ihn erst dann berühre, wenn dadurch Complicationen entstehen würden. Was die vom Vorredner bei dieser Gelegenheit hervorgehobenen guten Beziehungen mit Deutschland anbelange, so müsse er betonen, daß er dieselben als Basis der wohlaufgefaßten Politik der Regierung erkenne und daß er seinerseits das größte Gewicht auf diese aufrichtig guten Beziehungen lege. Diese freundschaftlichen Beziehungen der beiden befreundeten paritätischen Staaten bedingen aber nur das, daß der eine nicht aus den inneren Schwierigkeiten des anderen Vortheil zu ziehen trachte. „Daß dies von unserer Seite geschehen, dafür geben unsere Beziehungen zu Deutsch-

land, ſo wie unſere in religiöſen Fragen ſehr liberalen Geſetze vollkommen Bürgſchaft. Darüber hinauszugehen und die freundſchaftlichen Beziehungen ſo zu interpretiren, daß jede momentane innere Differenz, die in einem Staate entſteht, von dem anderen übernommen werde, ſey eine Auffaſſung, die Redner nicht theilen könne, die ihm aber auch von keiner Seite zugemuthet worden ſey, und er müſſe zur Hervorhebung des aufrichtigen Einverſtändniſſes mit dem Nachbarſtaate nur noch beifügen, daß dieſe Anſchauung in ihrer ganzen Ausdehnung auch von dem leitenden Staatsmanne des berührten Staates vollkommen getheilt werde. Die Verfügungen in allen dieſen Richtungen überhaupt ſeyen die Aufgabe der Legislationen und der Regierungen der beiden Staaten. Sollten daraus äußere Complicationen entſtehen, was er — Redner — abſolut nicht glaube, dann erſt treffe ihn die Pflicht, die Verantwortung dafür zu übernehmen." (Beifall.)

Die Dreikaiſerzuſammenkunft übte keinen Einfluß auf die Jeſuitenfrage in Oeſterreich. Die Jeſuiten befanden ſich einmal im Genuß der Gaſtfreundſchaft, die ihnen der polniſche Adel in Galizien, der altczechiſche in Böhmen und ihre alten Freunde in Tirol gewährten. Die von klerikaler Seite „gemachte Angabe, es ſeyen überhaupt nur 200 Jeſuiten in Oeſterreich eingewandert, iſt eine plumpe Lüge, da ſich in Tirol und Vorarlberg allein mindeſtens anderthalb Mal ſo viel befinden, auf Galizien aber 200, auf die böhmiſche Ordensprovinz und Ungarn je 100 und auf das Erzherzogthum Oeſterreich mit Salzburg und den übrigen Erbländern mindeſtens 150 Jeſuiten zu rechnen ſind. Dazu kommen dann noch die Redemptoriſten, welche in ihrem Weſen ganz dasſelbe ſind und nur aus Politik eine andere Regel haben, um ſo bleiben zu können, wenn der Jeſuitenorden ausgewieſen wird; ferner die geiſtverwandten Ciſtercienſer und endlich die überaus zahlreichen Franciscaner, welche die ‚Abbetung des Roſenkranzes' zur Regel haben und mit ihrem Handel in Ablaßbriefen und den ſogenannten ‚Wallfahrtsartikeln' ſeit jeher die Handlanger der Jeſuiten waren und für dieſe die groben Arbeiten verrichteten, daher ſie das Volksſprüchwort ſchon im 17. Jahrhundert die ‚Pudelhunde der Jeſuiten' genannt hat."

Merkwürdiger Weise wurde am Schluß des Jahres in österreichischen Blättern gemeldet, der Jesuitengeneral Pater Beckx habe den in Ungarn weilenden Ordensmitgliedern aufgetragen, die Lehramtsprüfung vor der Staatskommission abzulegen. Willkommener werden die Jesuiten den Magyaren dadurch nicht werden; merkwürdig jedoch bleibt es, daß Pater Beckx in Ungarn ein bischen Nachgiebigkeit für nöthig hält, in Cisleithanien nicht!

In einem einzigen Falle wurde einem Jesuiten in Oesterreich das Schulhalten untersagt. Man schrieb aus Linz unterm 14. October: Die vom städtischen Bezirksschulrathe im Steyr verfügte Zurückweisung des vom Bischof Rudigier zum Religionslehrer an der dortigen Bürgerschule ernannten Jesuitenpaters hat der Landesschulrath als gesetzlich begründet erklärt, weil die Kirchenbehörde die vorgeschriebene Mittheilung der getroffenen Verfügung an die Bezirksbehörde unterlassen hatte. — Dagegen blieb die große Jesuitenschule in Feldkirch ungestört. In derselben studirten besonders viele Söhne von Fürsten, Grafen und Freiherrn. Die Städte Hermannstadt und Arrad wünschten Ausweisung der Jesuiten. Erzbischof Haynald hielt aber in einer Sitzung des Pesther Comitats eine Rede, worin er den Jesuiten das größte Lob zollte.

Aus Böhmen verlautete: Wer noch daran zweifelt, daß wir in Bezug auf die confessionellen Fragen von der Regierung keinen Schritt zu erwarten haben, der dieselben im fortschrittlichen Sinne zur Erledigung brächte, kann nach den letzten Vorgängen im böhmischen Landtage darüber nicht mehr im Unklaren seyn. Man hatte dort die Absicht, jene Bestimmungen des Schulgesetzes, welche den Geistlichen einen zu weit gehenden Einfluß in den Ortsschulräthen einräumen, zu beseitigen, und würde auch durchgedrungen seyn, da nur die Großgrundbesitzer sich dagegen erklärten. Da tritt aber auf einmal der eben anwesende Ministerpräsident dazwischen und gibt den Herren zu bedenken, daß die Regierung ein derartig amendirtes Gesetz nicht zur Sanction empfehlen könne. Das klingt nicht sehr hoffnungsreich.

Am 12. Dezember begann der österreichische Reichsrath wieder seine Sitzungen. Die Regierung hoffte durch directe Wahlen eine

loyalere Volksvertretung als bisher zu erzielen, aber man verglich die Lage in Oeſterreich mit der in Frankreich. Auch hier nämlich ſtanden die Ultramontanen und Feudalen den Liberalen gegenüber, wie in Verſailles die Monarchiſten den Republikanern, und man ſagte voraus, die Erſteren würden ſich keiner öſterreichiſchen Regierung anſchließen, die an den liberalen Errungenſchaften des deutſch-öſterreichiſchen Bürgerminiſterium und an den neuen Schulgeſetzen feſthalten wollten.

Im niederöſterreichiſchen Landtage beantragte am 3. Dezember 1872 der Verfaſſungsausſchuß die Vorlage eines Geſetzes, durch welches die Jeſuiten aus dem Reiche verbannt werden ſollten. Abt Moſer vertheidigte die Jeſuiten und beſchuldigte Preußen, „es wolle die ſtaatliche Einheit befeſtigen durch die Einheit der proteſtantiſchen Kirche, weshalb es die katholiſche verfolge.“ Giskra trat ihm energiſch entgegen und lobte das deutſche Reich, daß es den gemeinſchädlichen Jeſuitenorden bereits vertrieben habe. Dechant Renk nahm wieder die Jeſuiten in Schutz und verhöhnte den Kaiſer Joſeph, „deſſen Geiſtesbegabung keine beſondere war.“ Dieſe freche Rede rief allgemeinen Unwillen hervor und da der Präſident den Ordnungsruf unterließ, ſagte der Statthalter Baron Conrad: Es mußte nach der Geſchäftsordnung der kompetenten Autorität unſeres Vorſitzenden überlaſſen ſeyn, ob die Bemerkung, welche der geiſtliche Vorredner über den Kaiſer Joſeph gemacht, einer Ahndung zu unterziehen war, wie die Geſchäftsordnung vorſchreibt. Ich kann aber nicht umhin, mein tiefes Bedauern auszudrücken, daß der Redner den Landtag und mich zum Zeugen dieſer Aeußerung gemacht hat. (Lebhafter Beifall.)

Im Landtage von Kärnthen wurde der Antrag des Dr. Dinzel, die Ausweiſung der Jeſuiten aus Cisleithanien zu verlangen, mit allen gegen vier Stimmen angenommen.

Kapitel 2.

Die Altkatholiken in Oesterreich.

In Oesterreich herrschte mehr Bigotterie als selbst im romanischen Süden. Denn obgleich die Deutsch-Oesterreicher und ein großer Theil der Ungarn der Reformation eifrig angehangen hatte, waren sie doch durch die gräßlichen Dragonaden Ferdinands II. und durch die listigen Jesuiten wieder katholisch gemacht worden, nur einen Theil der Ungarn und die Sachsen in Siebenbürgen hatte der tyrannische Kaiser aus Rücksicht auf Polen und die Türkei geschont und sie hatten ihre Religionsfreiheit behalten. Seit mehr als zwei Jahrhunderten ist es nun System in Oesterreich geblieben, das gemeine Volk durch die Pfaffen im finstersten Aberglauben erziehen zu lassen. Nur die gebildeten Stände, vorzugsweise in den größeren Städten, sind aufgeklärt. Das neue Dogma fand also beim Landvolk passiven Gewohnheitsgehorsam und nur eine Minderheit der städtischen Bevölkerungen wagte zu opponiren.

Der Klerus in Oesterreich war getheilt. Einem Theil des höhern Klerus war es nur darum zu thun, das Volk im alten Gehorsam und sich im Besitz der reichen Pfründen zu erhalten, er nahm daher das neue Dogma um so williger an, als die Verschärfung des päpstlichen Absolutismus auch dem weltlichen Despotismus einer Rom von jeher so befreundeten Dynastie, wie es die habsburgische war, zugute kommen mußte. Nur die ungarischen Bischöfe nahmen eine Sonderstellung ein und hielten sich an die Nationalpartei, mit der sie nicht brechen durften, wenn sie nicht den Verlust ihrer reichen Güter riskiren wollten. Die ungarische Nationalpartei selbst wollte ebensowenig mit den Bischöfen brechen, sondern ihren Einfluß zu Gunsten der Nationalunabhängigkeit benutzen.

Wenn also eine altkatholische Bewegung auch in Oesterreich begann, so blieb sie doch in enge Grenzen eingeschlossen und beschränkte sich meist nur auf Minderheiten der deutschen Bevölkerung

von 300 und mehr Ellen abgemeſſen und regelmäßig neben einander auf die dazu beſtimmten walzenförmigen Bäume aufgewickelt werden; der Spulmaſchinen, um das Garn auf Spulen zu bringen, bevor es durch die Schermaſchine verarbeitet wird; der Schlichtmaſchinen, wodurch die Kettenfäden mit Kleiſter beſtrichen werden, um die beim Weben unvermeidliche Reibung ohne Beſchädigung auszuhalten. Alle dieſe Maſchinen werden, gleich den Nebenmaſchinen, durch Waſſer oder Dampf in Betrieb geſetzt, und erfordern Handarbeit nur als Nebenſache.

Ein beſonderer Zweig der Weberei, für deſſen Fortſchreiten die Mechanik in der neueſten Zeit nicht minder erfolgreich gewirkt hat, iſt die Verfertigung der gemuſterten Stoffe oder Bildgewebe. Die Einrichtung der Stühle, auf welchen ſolche Zeuge verfertigt werden, iſt lange Zeit hindurch unvollkommen und äußerſt zuſammengeſetzt geweſen; und wenn demungeachtet nicht ſelten bewundernswerthe Produkte damit hervorgebracht wurden, ſo war dieſer Erfolg durch mühevolle und langſame Arbeit erkauft. Zu allen großen und ſchönen Muſtern waren zwei Arbeiter erforderlich: der Weber und ein ſogenannter Ziehjunge, welcher letztere durch Ziehen an Schnüren die Fäden des Aufzuges in die zum Entſtehen der Figur nöthige Lage brachte, bevor der Weber den Einſchlagfaden einſchießen konnte. Die erwähnten Schnüre nahmen viel Raum ein, vergrößerten dadurch ſehr den Umfang des Stuhls, und erforderten an ſich ſelbſt, um für ein beſtimmtes Muſter vorgerichtet zu werden, viel Zeit und Arbeit. Nachdem verſchiedene, größtentheils nicht ſehr glückliche Verſuche gemacht waren, durch eine mechaniſche Vorrichtung den Muſterwebſtuhl zu vereinfachen und den Ziehjungen zu erſparen, trat im Jahre 1808 der franzöſiſche Weber Jacquard mit einer hierher gehörigen Erfindung auf, welche jetzt nach ihm benannt wird, und alle älteren Stuhl-Einrichtungen bereits faſt gänzlich verdrängt hat. Die Wichtigkeit dieſer Maſchine wurde von den Seidenwebern in Lyon ſo ſehr erkannt, daß dieſelbe, obſchon dort ſchnell allgemein eingeführt, doch durch Geheimhaltung mehrere Jahre lang dem Auslande unbekannt blieb. Die Jacquard-Maſchine macht es dem Weber möglich, die kunſtreichſten Bildgewebe ohne Mithülfe eines zweiten Arbeiters zu erzeugen; ſie befördert weſentlich die Schnelligkeit der Arbeit; die Einrichtung des Stuhls wird dadurch vereinfacht und an Raum wird bedeutend

in den Städten. Die Mehrheit auch der ſtädtiſchen Bevölkerungen hatte dem alten Aberglauben nicht entſagt, um ſich einem reinern Glauben ernſt und begeiſtert hinzugeben, ſondern war mit der franzöſiſchen Mode ſchon ſeit der joſephiniſchen Zeit dem Unglauben verfallen oder ganz indifferent. Das ſpezifiſche Wienerthum war bodenloſer Leichtſinn, Genuß- und Vergnügungsſucht, oberflächliche Spaßmacherei, die Neigung alles zu beſpötteln, und Flucht vor allem Ernſten und Heiligen. Dazu trugen weſentlich die in der Wiener Börſe und Preſſe vorherrſchenden Juden bei. Unter ſolchen Umſtänden konnte die altkatholiſche Bewegung von München her nicht tief in Oeſterreich eindringen.

Der erſte Oeſterreicher, der ſich den Altkatholiken anſchloß, war der wiſſenſchaftlich hochſtehende Profeſſor v. Schulte in Prag, der aber nur durch Schriften und Reden in altkatholiſchen Verſammlungen im alten Reiche wirken konnte und es bald vorzog, Oeſterreich zu verlaſſen und eine Profeſſur an der Univerſität Bonn anzunehmen.

Der zweite Altkatholik von Bedeutung in Oeſterreich war Aloys Anton, Pfarrer zu Pfenzing bei Wien, der in Wien ſelbſt ſchnell alle dafür empfänglichen Elemente ſammelte und einen altkatholiſchen Verein ſtiftete. Er faßte den Kampf ſehr richtig als einen des Germanismus gegen den Romanismus auf und ſagte in einer offenen Erklärung an die deutſchen Biſchöfe: „Der deutſche Geiſt wird ſelbſt im Volke den alten Kampf fortführen und das Schwert nicht früher ihm entſinken, bis der Augenblick des Triumphs, des Wiſſens über den unberechtigten blinden Glauben, des Gedankens über die willkürliche Autorität gekommen ſeyn wird. Die Befreiung des Geiſtes, des Staates, der Geſellſchaft von Roms ſpirituellem Joche iſt ja die permanente Tendenz der ganzen Geſchichte des deutſchen Volkes, überall, wo die deutſche Zunge ihre kräftige Mannesſprache redet. Nur ziſchelnde und näſelnde Romanen können vor dem „Unfehlbaren“ in der Stadt des Säuglings der Wölfin anbetend in die Kniee ſinken. Was aber ſoll das Schickſal der katholiſchen Kirche da endlich werden? Jetzt ſchon erhebt ſich allenthalben der Widerſpruch gegen Rom, jetzt ſchon kehren Tauſende der

durch die neue Lehre verunstalteten Kirche den Rücken, noch Tausende werden folgen; man drängt sie eben aus der Kirche, man jagt die Welt durch stets neue Fabrikation irriger und sinnloser Dogmen zuletzt vollends in die Arme des nackten Unglaubens, man mordet nicht bloß den katholischen, man erwürgt den christlichen Glauben! Da aber, hochwürdigste Kirchenfürsten, gilt kein Händewaschen des Pilatus, da gibt es keine Berechtigung zu winselnden Jeremiaden über die Verdorbenheit der Welt, da nützt kein Poltern und Donnern, eben so wenig als die pharisäische Zuschiebung der eigenen Schuld am Unglücke der Kirche auf die Schultern des Liberalismus, Socialismus, Rationalismus, Materialismus und dergleichen bequemen Blitzableiter des allgemeinen Fluches von den schuldigen Häuptern. Da werden Sie und nur Sie allein verantwortlich seyn dem richtenden Gott und den empörten Völkern, Sie, die Sie zum Schutze und Bollwerke des alten Glaubens berufen wären und weder den Muth noch den Willen besessen haben, den Ränken und Uebergriffen eines listigen und stolzen Ordens Ihr Veto zuzurufen und in geschlossener Phalanx dagegen sich zu stellen, Sie, die nicht einmal Charakterstärke genug hatten, die bischöfliche Macht — Ihre eigene — gegen die unberechtigte Vernichtung zu verfechten, sondern selbst gegen Ihre innere Ueberzeugung — Ihre gesalbten Häupter willig unter das caudinische Joch gebeugt haben." Diese Sprache war für das gemeine Volk wohl nicht populär genug. Auch ging Anton etwas zu hitzig vor, indem er auf der ersten großen Altkatholikenversammlung in Heidelberg sich nicht zunächst auf den Widerstand gegen die Jesuiten beschränken, sondern die Kirche durchgreifend reformiren wollte. Gleich nach seiner Rückkehr erließ Anton im Namen von 3000 Wiener Familien an das Ministerium ein Gesuch der Altkatholiken, worin dieselben nichts geringeres verlangten, als daß ihnen der Stephansdom eingeräumt werde, denn derselbe sey Eigenthum der Wiener Gemeinde. Doch bewilligte der Wiener Gemeinderath den Altkatholiken nur den Gebrauch der kleinen zum Rathhaus gehörigen Salvatorkapelle, und Pfarrer Anton hielt hier am 15. October den ersten altkatholischen Gottesdienst. „Die Umgebung des Rathhausgebäudes bot schon lange vor der 11. Vor-

mittagsstunde, für welche der Beginn des altkatholischen Gottesdienstes anberaumt war, ein Bild bewegten Lebens. Während in der Kapelle die normalmäßigen Messen der ‚Neukatholischen' gelesen wurden, hatte sich in den Höfen des Magistratsgebäudes, sowie in der Wipplingerstraße und Salvatorgasse eine zahlreiche Menschenmenge, darunter viele Offiziere versammelt. Kurz nach der zehnten Stunde war der Gottesdienst der ‚Neukatholischen' zu Ende. Nachdem P. Aufim sich mit seinen Anhängern entfernt hatte, hörte die Orgel zu spielen auf, das ewige Licht, sowie die Altarkerzen wurden verlöscht und die Monstranz sammt dem Ciborium mitgenommen, von den Ministranten der Altkatholiken indeß wieder zurückgeholt und die Lichter angezündet. Gegen 11 Uhr erschien P. Anton und bestieg sofort die Kanzel, um sich nach einem kurzen Gebete an das Kopf an Kopf gedrängte Auditorium zu wenden, welches nur einen sehr geringen Theil der herbeigeströmten Menge repräsentirte, da die Kapelle nur Wenige zu fassen vermochte, so daß die Salvatorgasse und die Hofräume des Rathhauses während des Gottesdienstes von Menschen erfüllt blieben."

P. Anton nahm zum Thema seiner Rede eine Stelle aus dem Evangelium Lucae und knüpfte daran eine Apologie der Kirche als gottgeweihte Stätte. Doch, fuhr er dann fort, habe Jesus nicht blos Kirchen von Stein gewollt, sondern solche, welche im Herzen der Menschen aufgerichtet sind. Diese wieder herzustellen und den Staub und Schmutz, der sich seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche angesetzt habe, zu entfernen, sey der Zweck des Altkatholicismus. Er wiederholte nun, was er schon in Heidelberg erklärt hatte, Luther habe gefehlt, indem er aus der Kirche austrat. Man müsse in der Kirche bleiben, um sie ganz zu reformiren, nicht sich von ihr trennen, um eine besondere Sekte zu bilden. Aber die katholische Kirche läßt sich gar nicht reformiren, es wird daher Anton nicht besser gehen, als es Luther ging. Er tröstete sich indeß (eben so illusorisch) mit einer Vereinigung der Sekten. „Wir wollen und müssen die ursprüngliche katholische Kirche wieder herstellen, wie sie Jesus gelehrt, die Kirche der Liebe und des Friedens. Zu diesem Behufe wollen wir den Anhängern aller christlichen Sekten die

Hände reichen und uns mit ihnen zu einem Bruderbunde vereinigen!" Hierauf las Pater Anton eine stille Messe. So verlief der erste Gottesdienst der Altkatholiken. Der Landstraßer Männergesangverein hatte bei demselben mitgewirkt. Mehrere Gemeinderäthe bildeten die Eskorte des Pater Anton, dem bei seinem Austritte aus der Kapelle donnernde Hochs ausgebracht wurden, welche Ovation die dem Prediger nachfolgende Menge so lange wiederholte, bis derselbe auf dem Hohen Markt in einen Fiaker stieg und davonfuhr.

Unmittelbar darauf belegte der Wiener Erzbischof Cardinal Rauscher die Salvatorkapelle mit dem Interdikt.

Seitdem geschah in Wien weiter nichts für die Altkatholiken. Die Menge blieb indifferent. Auch die Feier des päpstlichen Jubiläums im Juni fand nur sehr geringe Theilnahme. In Wien geschah es damals sogar, daß bei einem Arbeiterbegräbniß die Arbeiter ihre Hüte aufbehielten, Tabak rauchten, den Priester verhöhnten und ihm sogar zuriefen: „Halt's Maul!"

Auch an andern Orten Oesterreichs wurde die päpstliche Jubelfeier schlecht gefeiert. In Linz lehnte der Bürgermeister Drouot die Zumuthung des Consistoriums, er möge die Hausbesitzer auffordern, anläßlich des Papst-Jubiläums die Häuser zu decoriren und zu illuminiren, mit dem Bemerken ab, daß das gegenwärtige Ministerium, wie das Siegesfestverbot und der Strafprozeß beweisen, gegen öffentliche Feierlichkeiten sei, „welche Anlaß zu Demonstrationen böten." Sogar in Innsbruck lehnte der Gemeinderath die Einladung zur Betheiligung an der Feier des päpstlichen Jubiläums ab und beschloß, die städtischen Gebäude weder zu decoriren, noch zu illuminiren, noch die Betheiligung der städtischen Schulen zuzulassen. — In Prag veranstalteten sogar die Jungczechen als Gegendemonstration gegen das Papstjubiläum eine Trauerfeier für die in der Schlacht am weißen Berge Gefallenen.

Mittlerweile bildeten sich doch einige altkatholische Vereine auch in den Provinzen Oesterreichs. Die Gleichgesinnten versammelten sich, hielten Reden und schlossen einen Verein. Gewöhnlich gingen solche aus schon bestehenden Vereinen von Liberalen hervor. Aus dem Volksbildungsverein in Graz ging am 13. August 1871 eine

altkatholiſche Verſammlung in Hitzendorf hervor. Am gleichen Tage hielt Michelis eine Rede in einer Verſammlung zu Krems. In demſelben Monat ſchickten deutſche Vereine aus Mähren zuſtimmende Adreſſen an Döllinger mit 6,119 Unterſchriften. Zu Tachau in Böhmen erklärten 36 Mitglieder der Gemeindevertretung die katholiſchen Caſinos für verderblich und traten zu den Altkatholiken über. Sogar aus dem Banat lief eine Zuſtimmungsadreſſe von mehreren hundert Altkatholiken bei Anton ein. — In Peſth hielt am 1. October bei der Eröffnung des Schuljahrs der Univerſität der neue Rektor, der altkatholiſche Profeſſor der Theologie, Peter Hatala, eine Rede über die Freiheit der Wiſſenſchaft. Die Aula war überfüllt. Hatala führte aus, daß ſelbſt die Theologen der Wiſſenſchaft nicht ausweichen können; ſelbſt die mit dem Mantel göttlicher Offenbarung geſchützten religiöſen Theſen müſſen ſich der Kritik der Vernunft unterwerfen. Rauſchender Applaus und Eljenrufe begleiteten den Rektor bis auf die Straße. Prof. Pelleter am Schullehrerſeminar zu Eger gab freiwillig aus Widerwillen gegen das neue Dogma ſeine Stelle auf und wurde Proteſtant. Biſchof Wahala von Leitmeritz excommunicirte den Profeſſor Nittel in Warensdorf, weil derſelbe nicht an die Unfehlbarkeit des Papſtes glauben wollte. Nittel erklärte: Ich habe meine Weihen und Jurisdictionen von einem rechtgläubigen Biſchofe: ein vom alten katholiſchen Glauben abgefallener Biſchof kann mir das Recht zu ihrer Ausübung nicht entziehen. Wenn ich mich zur Zeit gleichwohl der geiſtlichen Functionen enthalte, ſo geſchieht es nur darum, weil ich der Gewalt weichen muß. Ich werde dieſe Functionen übrigens an dem Tage wieder aufnehmen, an welchem eine altkatholiſche Gemeinde meine prieſterlichen Dienſtleiſtungen verlangen wird.

Damals ſchrieb die Preſſe aus Innsbruck: „Unſer Biſchof hat eine Art Inquiſitionsgericht wieder eingeführt. Es iſt das Diöceſangericht; als Richter fungiren Geiſtliche. Seit hundert Jahren der Erſte, ſtand jüngſt der Prieſter Ignaz Schöpf vor den Schranken und ſieht nach dreiunddreißigſtündiger Verhandlung dem Spruch entgegen. Schöpf wurde bekanntlich von den fanatiſchen Weibern von Telfes aus dem Pfarrhof getrieben; er hat eine Broſchüre

über die kirchlichen Zustände in Kärnten geschrieben und darin allerdings kein Blatt vor den Mund genommen."

Dagegen wurde aus München geschrieben: „Die Tiroler Grenzstadt Kufstein steht im Begriff, sich der altkatholischen Reformbewegung anzuschließen. Die Entwicklung der dortigen kirchlichen Krise ist eine sehr bezeichnende. Kurz nach der Excommunication des Pfarrers Bernard in dem benachbarten bayerischen Dorfe Kiefersfelden wandte sich die dortige ultramontane Minorität an den in der ganzen Umgegend hochgeachteten Kufsteiner Stadtpfarrer Hörfarter mit dem Gesuch um weitere Verhaltungsmaßregeln. Der Dekan Hörfarter verwies die Petenten an ihren Pfarrer, an dessen Redlichkeit und Glaubenstreue kein Zweifel sei, und fügte die Muthmaßung hinzu, daß sich der Erzbischof von München-Freising mit der Excommunication des Pfarrers Bernard übereilt haben dürfte. Der Mißerfolg der ultramontanen Petenten wurde an das hiesige Ordinariat und von diesem an den Erzbischof von Salzburg, den Vorgesetzten des Kufsteiner Dekans, gemeldet. Nach kurzer Frist erging von dort eine Weisung an das Kufsteiner Dekanat, alle Gemeindeglieder, welche die altkatholische Bewegung in dem benachbarten Kiefersfelden irgendwie unterstützt hätten, mit der Excommunication zu belegen. Die betreffende Forderung war um so drastischer, als in dem Erzbisthum Salzburg so gut wie in den übrigen österreichischen Diöcesen dem Klerus niemals die Forderung einer förmlichen Unterwerfung unter das Infallibilitäts-Dogma, vielmehr nur schweigende Beistimmung auferlegt worden ist. Die Antwort des Dekans Hörfarter bestand aus dem dringenden Rath an seinen Erzbischof, einen Zusammenstoß der vorhandenen religiösen Gegensätze, wenn irgend thunlich, zu verhüten, da andernfalls die altkatholische Bewegung sich über ganz Nordtirol bis an den Brenner ausdehnen werde. In der That ist es eigenthümlich, daß gerade bei dem Tiroler Gebirgsvolk, in dem Lande der Glaubenseinheit, das Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes so energischen Widerstand findet, wie denn schon bei der altkatholischen Versammlung in Kiefersfelden am 5. d. M. mehrere Tiroler Dorfgemeinden durch eigene Deputationen dem Pfarrer Bernard ihren

Dank und ihre Anerkennung ausdrücken ließen. Was speciell Kufstein betrifft, so stehen außer der überwiegenden Mehrheit der Bürgerschaft drei unter den vier Vicaren des Ortes zu dem Decan. Die Excommunication der vier leitenden Geistlichen von Kufstein und der überwiegenden Gemeindemehrheit ist noch nicht erfolgt, wird aber jeden Tag erwartet."

Gleichzeitig (Ende November) wurde aus Ober-Oesterreich berichtet: In Taiskirchen nächst Ried ließ in der Sonntagspredigt der dortige Cooperator seiner Beredsamkeit und seinem Schmäheifer über die Liberalen und Altkatholiken auf eine Art die Zügel schießen, daß viele Anwesende auf demonstrative Weise die Kirche verließen. Nach dem Gottesdienste ließ der Gemeindeausschuß den Herrn Kaplan rufen und forderte denselben auf, die Schmähausdrücke in seiner Predigt zu widerrufen, indem sämmtliche Anwesende sich zum Liberalismus bekennen und auch das Unfehlbarkeitsdogma verwerfen, aber dessenungeachtet nicht gewillt wären, sich von dem Herrn Kaplan „Lumpenhunde", „ehrlose Wichte" u. s. w. betiteln zu lassen. Lange wollte der würdige Diener Gottes sich nicht dazu verstehen, mußte aber endlich dem immer heftiger werdenden Drängen des Gemeindeausschusses nachgeben und leistete den verlangten Widerruf beim Nachmittagsgottesdienste vor der ganzen versammelten Gemeinde, erklärte die gebrauchten Ausdrücke als unwahr und unbegründet und leistete allen Anwesenden, welche sich durch seine Predigt beleidigt und an ihrer Ehre angegriffen erachten, förmliche Abbitte.

Die Zeitung von Feldkirch und das Innsbrucker Tagblatt brachten Anfang Dezember viele Nachrichten von wuthschnaubenden Pfarrern, die von den Kanzeln herab die Wahlen zum Reichstag beeinflußten. Einer rief: „Wer einen Liberalen wählt, begeht eine Todsünde!" Andere: „Wer einen Liberalen wählt, ist excommunicirt." Das Innsbrucker Tagblatt bemerkte: „Den Impuls zu diesem tollwüthigen Treiben gibt außer dem bischöflichen Wahlschreiben ein im ‚V. Volksblatt' erschienener Aufruf, in welchem es heißt: ‚Staaten und Thore schwimmen wie morsche Wracke auf sturmbewegter See. Mit dem Glauben an die ewige Auktorität

iſt auch der Glaube an das ewige Recht erſchüttert. Religion und Kirche werden geächtet, die Schule entchriſtlicht, die ſegensvollen heiligen Bande der Sitte und Treue, der Ehre und Familie zerriſſen.' Zehnmal ſchon hat man das argloſe Landvolk gegängelt und belogen mit dem Lockrufe: ‚Die Religion iſt in Gefahr!' Daß doch die Leute die Augen öffnen und den Thatſachen nachgehen möchten! Wo iſt eine Perſon landaus, landein, die jemals zur Annahme eines andern Glaubens verleitet oder etwa gar gezwungen wurde? Wo iſt ein Ehepaar, das bei der Schließung der Ehe nach kirchlichen Vorſchriften von weltlicher Seite die mindeſte Hinderung erfahren? Wo iſt ein Kind, dem man in der Schule eine andere Religion beigebracht, als die Religion der Eltern? Wer rüttelt mehr an der Autorität, als jene unverſchämten Hetzer im Prieſtergewande, welche dadurch, daß ſie ohne Unterlaß die weltliche Autorität unterwühlen, auch ſich ſelbſt um Anſehen und Credit bringen? Wer iſt eifriger bemüht, die Bande der Familie zu zerreißen, als jene falſchen Propheten, welche das Weib gegen den Mann, die Mutter gegen den Sohn, die Schweſter gegen den Bruder verhetzen und der bethörten Menſchheit mit Hölle und Teufel drohen, nur um ihre wahrlich nicht lautern Zwecke zu erreichen?"

Man hätte glauben ſollen, der Schutz des Altkatholicismus hätte der öſterreichiſchen Regierung angelegen ſeyn dürfen, da ihr durch denſelben ſowohl gegenüber dem ultramontanen Frankreich, als dem proteſtantiſchen Norddeutſchland eine neue, nicht zu unterſchätzende Macht zugewachſen wäre. Sie würde manche Sympathie, die ſie in den katholiſchen Theilen Deutſchlands verloren hatte, wieder gewonnen haben. Aber zu einer ſo großartigen Politik konnte ſie ſich diesmal ſo wenig, als zur Zeit der Reformation erheben. Die zahlreichen Altkatholiken in Wien wurden Ende Februar durch die k. k. Statthalterei von Niederöſterreich dahin beſchieden, ihre Conſtituirung als ſelbſtändige Gemeinde und die Ueberlaſſung einer Kirche zum Behuf ihres Gottesdienſtes werde nicht genehmigt. Gleichzeitig ſiſtirte die k. k. Bezirkshauptmannſchaft zu Ried den Beſchluß des dortigen Gemeinderaths, den Altkatholiken eine Kirche einzuräumen. Als am 17. Februar im Wiener Abgeordnetenhauſe

Doctor Waldert den Antrag stellte, die Verhältnisse der Altkatholiken durch ein Gesetz zu regeln, sprach der Cultminister v. Stremayr seine Ansicht dahin aus, daß das innere Wesen der katholischen Kirche durch Annahme des Dogmas von der Unfehlbarkeit ein total anderes geworden sey; allein der Staat habe es innerhalb seines Gebietes nur mit der äußeren Erscheinungsform der Kirche zu thun, und diese sey allerdings unverändert geblieben, die äußere hierarchische Organisation sey dieselbe wie zuvor. Deßhalb könne sich der Staat nicht darauf einlassen, zu erkennen, wer den echten Glauben bewahrt habe, ob die Altkatholiken oder die Anhänger der Infallibilität. Der Staat könne daher auf die Altkatholiken nur dann die Bestimmungen der Staatsgrundgesetze in Anwendung bringen, wenn sie sich als selbständige Religionsgenossenschaft constituiren, was bekanntlich die Altkatholiken perhorresciren, da sie sich als die eigentlichen Katholiken betrachten. Von dieser Auffassung geleitet, beantwortete der Minister auch die Frage über das Eigenthum am Kirchenvermögen und die Verleihung von Pfründen; auf das Factum hingewiesen, daß in Böhmen bereits eine ganze Pfarrgemeinde bis auf zwei Personen, den Pfarrer und eine andere Person, sich als altkatholisch erklärt habe, erklärte der Minister, daß er auch in diesem Falle den Genuß der betreffenden Pfründe dem infallibilistischen Pfarrer zuerkennen müsse; die weitere Frage aber, wie sich die Regierung verhalten würde, wenn auch der Pfarrer mit der ganzen Gemeinde sich altkatholisch erklärt hätte, beantwortete der Minister dahin, daß dann allerdings der Pfarrer im Besitze der Pfründe zu schützen wäre. Ueber den Religionsunterricht befragt, ob altkatholische Eltern angehalten werden können, ihre die öffentliche Schule besuchenden Kinder an dem Unterrichte eines infallibilistischen Religionslehrers theilnehmen zu lassen, antwortete Dr. v. Stremayr bejahend. In Bezug auf Trauungen von Altkatholiken, die der katholische Priester verweigerte, wies der Minister darauf hin, daß den Betreffenden der Weg der Civilehe ungehindert offen stehe. Dem entsprach ein Erlaß Stremayrs vom 20. Februar, in welchem er verordnete, daß sämmtliche Akte der Altkatholiken und Handlungen ihrer Priester keine staatsrechtliche Gültigkeit haben sollten.

Ohne Zweifel stellte sich die k. k. Regierung nach der Erklärung Stremayrs offen auf die Seite der neukatholischen Kirche und der Jesuiten und rief dadurch neue Stürme in dem schon so lange beunruhigten Kaiserreich hervor. Daß sie diese Stellung nahm, erklärt sich aus dem großen Jesuitenplan, nach welchem, wenn in Frankreich die Monarchie restaurirt seyn und sich anschicken würde, auch den Papst zu restauriren, auch Oesterreich bereit seyn sollte, gegen Preußen Front zu machen und dasselbe zu verhindern, daß es dem König von Italien helfe. Allein Frankreich war noch nicht im Stande, sich Roms annehmen zu können, und somit war es voreilig, dem kaum beschwichtigten Liberalismus in Oesterreich zu neuem Aufflammen aufzureizen. Schon am 4. März wurde aus Wien geschrieben: Gegen das Circular des Cultusministers Stremayr an die Ländercheſs in Oesterreich über die Stellung der Altkatholiken hat der Cultusvorstand der Wiener Gemeinde einen Aufruf erlassen, worin die vom Cultusminister aufgestellten Ansichten als entschieden unrichtig bezeichnet werden. Nicht die Altkatholiken hätten gegen das Recht und die Verfassung Oesterreichs gehandelt; sie wollten nur, daß man sie nicht zwinge, von der katholischen Lehre abzufallen. Die Kirchengemeinde sey im Staate kein Rechtsobjekt, ihre Beamten verlangen nicht mit den Rechten der Staatsdiener anerkannt zu werden oder aus confessionellen Gründen sich staatlichen Pflichten zu entziehen. Zum Schluß wird die Hoffnung ausgesprochen, daß sich die Volksvertreter gegen die Regierung aussprechen werden.

Im Abgeordnetenhause gab an demselben Tage der Abgeordnete Waldert der Entrüstung der Liberalen Ausdruck. Er motivirte den eingebrachten Antrag, zur Prüfung der Rechtsverhältnisse der altkatholischen Gemeinden einen Specialausschuß zu wählen, der dem Hause nöthigenfalls einen Gesetzentwurf vorzulegen habe, durch den Hinweis auf das ministerielle Rundschreiben, welches die Altkatholikenfrage nicht lösen, sondern gewaltsam beseitigen wolle. Nachdem Waldert den Wortlaut jenes im Jahr 1871 nach der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas von dem Minister Stremayr an den Kaiser erstatteten Vortrags über die Nothwendigkeit der

gewonnen; die größten Muſter können mit derſelben Leichtigkeit wie die kleinſten ausgeführt werden; endlich nimmt die Verrichtung des Stuhls für ein neues Muſter ſehr wenig Zeit in Anſpruch, ſo daß nicht, wie früher, deshalb eine längere Unterbrechung der Arbeit Statt findet. Das ſinnreiche Mittel, durch welches alle dieſe Reſultate erreicht werden, beſteht in der Anwendung von Pappblättern (ſogenannten Karten), deren eine gewiſſe Zahl — nach Beſchaffenheit des Muſters bis zu mehreren Hunderten, ja öfters über tauſend — in Form einer Kette an einander gebeſtet ſind. Jede Karte iſt auf eine andere, von der Muſterzeichnung abhängige Weiſe mit kleinen runden Löchern verſehen, und alle Karten kommen der Reihe nach zur Wirkung, welche darin beſteht, daß die Pappe gegen die Enden einer großen Anzahl horizontaler Eiſendrähte gepreßt wird. Je nachdem hierbei ein Loch der Pappe oder eine nicht durchlöcherte Stelle auf einen beſtimmten Draht trifft, werden die mit dieſem letzteren in Verbindung ſtehenden Fäden des Aufzuges in die Höhe gehoben oder unberührt gelaſſen; dadurch aber bildet ſich, wenn hierauf der Weber den Eintragfaden einſchießt, die eigenthümliche Verſchlingung der Fäden, aus welcher das Muſter in dem Stoffe hervorgeht. Der rechte Fuß des Webers iſt es ganz allein, welcher den kunſtreichen Mechanismus mittelſt eines Trittes in Thätigkeit ſetzt; und ſo wie eine andere Kette von Pappblättern eingehängt wird, kann ohne alle weitere Abänderung das derſelben entſprechende Muſter gewebt werden. Die Verfertigung der Karten, nämlich ſowohl das Zerſchneiden der Pappe zu Blättern von der erforderlichen Größe, als das Ausſchlagen der Löcher in denſelben, geſchieht ungemein ſchnell und genau durch beſondere Maſchinen, von welchen vorzüglich die Lochmaſchine bewundernswerth konſtruirt iſt, ſo daß zu deren Bedienung weder eine ſchwer zu erwerbende Geſchicklichkeit noch viel Körperkraft erfordert wird.

Zu den merkwürdigſten Arten der Gewebe gehört der auf Maſchinen verfertigte engliſche Tüll oder Spitzengrund (Bobbinet), deſſen Fabrikation in der neueſten Zeit eine außerordentliche Vervollkommnung und Ausdehnung erlangt hat. Die Erfindung einer Maſchine, auf welcher ein dem geklöppelten Spitzengrund ganz ähnliches Gewebe dargeſtellt werden konnte, gelang zuerſt einem Strumpfwirker zu Loughborough, Namens Heathcoat, i. J. 1808.

Außerkraftsetzung des Concordats vorgelesen, zeigt er, daß derselbe Minister Stremayr in seinem Rundschreiben gegen die Altkatholiken in direkten Widerspruch mit sich selbst gerathen. Dieses Rundschreiben sey der Ausdruck einer Politik, welche im Gegensatz zu dem Geiste der Staatsgrundgesetze Oesterreichs den ärgsten Gewissensdruck gerade gegen jene Staatsbürger ausüben wolle, welche ehrliche Bekenner ihres Glaubens und treue Anhänger der Verfassung seyen. Das Haus beschloß mit großer Mehrheit die Wahl eines Ausschusses. Nur die Tiroler und Krainer stimmten dagegen. Sie wählten aber mit und so kam Greuter in den Ausschuß.

In Prag veranstaltete der deutsch-böhmische Verfassungsverein eine Versammlung, worin er unter der Leitung des Professor v. Schulte an die Regierung das Verlangen stellte, durch ein Gesetz die Altkatholiken zu schützen, sie den Neukatholiken im Besitz ihrer Pfründen und sonstigen Rechten gleichzustellen. Welcher altkatholische Pfarrer schon im Besitz einer Pfründe sey, solle sie behalten und neue altkatholische Gemeinden sollten sich bilden dürfen, wenn mindestens 24 Hausväter sich dazu vereinigten und für einen neuen Pfarrer sorgten. Ueberdies sollten Altkatholiken der neukatholischen Kirche nicht mehr steuerpflichtig bleiben.

Eine Arbeiter- und Volksversammlung zu Klagenfurt sprach sich energisch gegen die klerikalen Umtriebe aus und bildete sich eine altkatholische Gemeinde in Warnsdorf, ja selbst das Wiener Abgeordnetenhaus nahm am 19. März den Antrag an, die Regierung zu genauer Ueberwachung der Kanzel und zu Anwendung des Strafgesetzes gegen Kanzelmißbrauch aufzufordern.

Am 20. März gab der Cultminister Stremayr folgende merkwürdige Erklärung ab: Die Regierung sehe die Altkatholiken immer noch als Katholiken an. Sie habe durch den Erlaß vom 20. Februar ihren Gottesdienst nicht gestört, und wenn die Verwerfung des Dogmas der Unfehlbarkeit von einem oder dem andern ordentlichen Seelsorger als ein Hinderniß der kirchlichen Eheschließung erklärt werde, so stehe der Weg offen, die Ehe vor der Civilbehörde zu schließen, und es stehe den betreffenden Brautleuten dann immer noch frei, die Ehe nachträglich auch von ihrem altkatholischen Geist-

lichen einsegnen zu lassen. Nicht zu übersehen sey auch, daß die Altkatholiken sich mit der Bestreitung des Dogmas der Unfehlbarkeit nicht begnügen; sie gehen viel weiter und wollen namentlich die Kirchenverfassung in der Richtung abgeändert haben, daß den Laien ein wesentlicher Einfluß gesichert werde. Mit diesem Bestreben richten sie sich aber gegen die Bestimmungen des Concils von Trient und mithin auch gegen den Katholicismus, wie er schon vor dem 18. Juli 1870 bestanden hat. Sie streben mithin zwei Dinge an, die sich gegenseitig ausschließen: sie wollen Katholiken bleiben und die katholische Kirchenverfassung nicht anerkennen. Darum müsse man auch mit größerer Vorsicht in der Sache vorgehen und namentlich auch der Staat solle sich solchen Reformbestrebungen gegenüber möglichst kühl verhalten, weil wir in der Zeit des Indifferentismus leben. Es sey sehr wohl zu erwägen, was gethan oder unterlassen werden soll, denn gerade im Kampf zwischen Kirche und Staat müsse jeder falsche Schritt vermieden werden.

Die Linzer Tagespost schrieb: „Aus guter Quelle kommt die Mittheilung, daß das Ministerium Auersperg, um in anderen Dingen freie Hand zu erhalten, sich zu sehr bedenklichen Zugeständnissen auf dem Gebiete der confessionellen Fragen hat herbeilassen müssen. Ist diese Mittheilung richtig — und wir halten sie für richtig —, so wird man sich bezüglich der verheißenen Vorlagen über die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche keinen übergroßen Hoffnungen hingeben, sondern man wird darauf gefaßt seyn müssen, daß, wie es in Sachen der Altkatholiken bereits geschehen, vor den also übernommenen Verpflichtungen selbst persönliche Ueberzeugungen und Neigungen zurücktreten. Herr v. Stremayr wird allerdings nicht umhin können, den Klerikalen den Pelz zu waschen, aber er hat die bestimmte Ordre, ihn nicht naß zu machen."

Das geschah am 10. April mittelst eines Erlasses, worin das Cultministerium den Mißbrauch der Kanzel zu politischen Invectiven verbot.

Am 19. März beschäftigte sich das Wiener Abgeordnetenhaus „mit den Petitionen um ein Specialgesetz gegen den Mißbrauch

der Kanzel zu verfaſſungsfeindlichen Agitationen. Der Berichterſtatter des Petitionsausſchuſſes, Appellationsgerichtsrath a. D. Mende, ſagte, die Petitionen ſeyen veranlaßt durch die Thatſache, daß von dem Klerus allenthalben und mit offenem Mißbrauch der Kanzel Agitationen gegen die Verfaſſung und die Staatsgrundgeſetze betrieben werden, und zwar ſeit der Verkündigung des Dogmas von der päpſtlichen Unfehlbarkeit mit einer potenzirten Leidenſchaftlichkeit, ſo daß man zu zweifeln beginne, ob es in Oeſterreich der Regierung wirklich Ernſt ſey, in dieſer Richtung die Achtung vor den Geſetzen des Staates aufrecht zu erhalten. Die Vorgänge in dem benachbarten deutſchen Reich hätten den Wunſch nahegelegt, daß auch in Oeſterreich ein Specialgeſetz zur Verhinderung oder Beſtrafung ſolcher klerikalen Agitationen beſchloſſen werde. Der Petitionsausſchuß habe jedoch nach eingehender Prüfung gefunden, daß die beſtehenden Geſetze vollkommen gegen derartige Ausſchreitungen genügen. Es beſtehe z. B. ſeit langer Zeit ein Geſetz, welches die Beſprechung politiſcher Fragen auf der Kanzel überhaupt verbiete. Nicht ein neues Specialſtrafgeſetz alſo ſey nothwendig, ſondern es komme zunächſt darauf an, die beſtehenden Geſetze zur praktiſchen Anwendung zu bringen. Die Organiſation der hierarchiſchen Gewalten ſey eine derartige, daß der niedere Klerus, welcher von Seite des Staates keinen Schutz finde, unbedingt den Befehlen ſeiner Oberen folgen müſſe. Deßhalb ſey auch das nur in einzelnen flagranten Fällen vorgekommene Einſchreiten der Staatsbehörden gegen Mitglieder des niederen Klerus ohne Wirkung geblieben. Wenn die Biſchöfe verſchont würden, ſo helfe die Beſtrafung einiger Kapläne nichts. Uebrigens ſey nicht blos auf dem ſtrafgerichtlichen Wege vorzugehen. Der Staat müſſe ſein Verhältniß zur Kirche in definitiver, den modernen Rechtsprincipien entſprechenden Weiſe ordnen. Aus dieſen Gründen beantrage der Petitionsausſchuß, die Regierung aufzufordern, daß ſie die politiſchen und die Juſtizbehörden zur genauen Ueberwachung der durch den Mißbrauch der Kanzel von Seite des Klerus erfolgenden Verletzungen der Geſetze und zur unverzüglichen Anwendung der beſtehenden Strafgeſetze ernſtlich anweiſe. Ferner ſey die Regierung dringend aufzufordern,

die in der Thronrede vom 28. December 1871 in nächſte Ausſicht geſtellten Geſetzentwürfe zur Regelung des Verhältniſſes zwiſchen dem Staat und der katholiſchen Kirche noch in dieſer Seſſion zur verfaſſungsmäßigen Behandlung einzubringen. Dieſer Antrag wurde ohne Debatte angenommen. Die katholiſchen Abgeordneten ſchwiegen. Greuter fehlte.

Am 15. April 1872 ließ der Wiener Polizeidirektor Lemonnier dem Pfarrer Anton und den Altkatholiken Wiens folgenden Erlaß zugehen: „Die als ‚altkatholiſch' bezeichnete Bewegung innerhalb der katholiſchen Kirche hat der Regierung in ſo lange keinen Anlaß zu irgend einer Ingerenz gegeben, als dieſe Bewegung auf innerkirchlichem Gebiete verblieb und lediglich den Rechtsbeſtand dogmatiſcher Sätze betraf. In jüngſter Zeit hat jedoch dieſe Bewegung die rein kirchlichen Gebiete überſchritten und in jene äußeren Rechtsbereiche hinüber gegriffen, für welche nicht die Kirchen-, ſondern die Staatsgeſetze maßgebend ſind. Laut Erlaß Sr. Excellenz des Cultus- und Unterrichtsminiſters Dr. Stremayr vom 20. Febr. 1872, Nr. 98 Pr., muß daher die Regierung die ſogenannten Altkatholiken in ſo lange als innerhalb der katholiſchen Kirche und auf dem Boden des geſchichtlich herausgeſtalteten kirchlichen Geſammt-Organismus ſtehend betrachten, als dieſelben nicht in Gemäßheit des Artikels VI. des Geſetzes vom 25. Mai 1868, R.-G.-B. Nr. 49, ihrem Austritte aus der Kirche den vorgeſchriebenen Ausdruck gegeben haben. Würde ein ſolcher Schritt Seitens der Altkatholiken rechtsförmlich vorgenommen, dann ſtünden denſelben allerdings jene Rechte offen, welche Artikel XVI. des Staatsgrundgeſetzes vom 21. December 1867, R.-G.-B. Nr. 142, einräumt, während bezüglich ihrer Eheſchließungen, Eheaufgebote, überhaupt bezüglich aller ihrer Civilſtandsakte das Geſetz vom 9. April 1870, R.-G.-B. Nr. 51, maßgebend ſeyn würde. In ſo lange aber ein ſolcher Schritt nicht geſchehen iſt, kann die Regierung zur Ausübung jener ſtaatlichen Functionen, welche der Seelſorge-Geiſtlichkeit der geſetzlich anerkannten Bekenntniſſe anvertraut ſind, nur diejenigen Prieſter als legitimirt anſehen, welche nach den beſtehenden Geſetzen und kirchlich-ſtaatlichen Einrichtungen als die ordentlichen Seelſorger jener Be-

kenntniſſe erſcheinen, und es wird in Folge deſſen Ew. Hochwürden, der Sie als Seelſorger der ſog. ‚Altkatholiken‘ fungiren, unter Androhung der geſetzlichen Folgen (kaiſ. Verordnung vom 10. April 1854, R.-G.-B. Nr. 96) die Ausübung der erwähnten ſtaatlichen Functionen hiermit unterſagt.“ Alſo wie gleichzeitig in Frankreich, denn in Bordeaux wurde dem Prediger Junqua ſogar das Forttragen des geiſtlichen Gewandes verboten.

Am 16. April, alſo nur einen Tag nach dem obigen Erlaß, beſchloß der Wiener Gemeinderath einſtimmig den Dringlichkeitsantrag, den vom Ausland ausgewieſenen Jeſuiten den Aufenthalt in Oeſterreich, insbeſondere in Wien, nicht zu geſtatten. Dieſe und ähnliche Petitionen, die in reicher Zahl eingingen, empfahl auch das liberale Abgeordnetenhaus des Reichstags in Wien der Regierung.

Am 16. Juni verſammelten ſich die Delegirten ſämmtlicher Altkatholiken Oeſterreichs und Ungarns in Wien und beſchloſſen: 1) Die Delegirten-Conferenz der Altkatholiken Oeſterreich-Ungarns hält, dem Münchener Programme gemäß, feſt an der Bildung autonomer katholiſcher Kirchengemeinden, welchen das Recht zuſteht, ſich ihre Seelſorger (Pfarrer und Kaplan) ſelber zu wählen und ihre Angelegenheiten ſelbſt zu verwalten. 2) Die Delegirten-Conferenz hält in weiterer Ausführung des Münchener Programmes feſt an dem Rechte der Laien, ſich ihre Biſchöfe ſelbſt zu wählen, und beſchließt demgemäß, die Wahl eines Biſchofes vorzunehmen und die geſchehene Wahl der ſtändiſchen Altkatholiken-Commiſſion in München mitzutheilen. 3) Die Delegirten-Conferenz einigt ſich in dem Beſchluſſe, beim zweiten allgemeinen Altkatholiken-Congreß in Köln einmüthig einzuſtehen für das Recht der Laien: zu allen, was immer für einen Namen habenden Kirchenverſammlungen ihre aus direkter Wahl hervorgegangenen Vertreter zu ſenden, mit Sitz und Stimme auch in dogmatiſchen Angelegenheiten. In Betreff der Schulfrage wurde beſchloſſen, dafür Sorge zu tragen, daß den Kindern von Altkatholiken nicht von einem infallibiliſtiſchen Geiſtlichen der Religionsunterricht zu Theil werde.

Auch ſchrieb man aus Vorarlberg: Am 14. Juli war die

Hauptversammlung des Landesvereines der Verfassungsfreunde in Dornbirn sehr zahlreich besucht, besonders von Seiten des Bauernstandes. Es herrschte die gehobenste Stimmung, namentlich bei der Resolution in Betreff der Jesuiten erfolgte minutenlanger Zuruf. Als Redner traten auf: Kosler, Gohr, Sander und Rudolph Ganahl, die sämmtlich stürmischen Beifall erhielten. Es wurden drei Resolutionen angenommen. Die erste spricht das Bedauern darüber aus, daß die in Aussicht gestellten Gesetze zur Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche noch nicht zur verfassungsmäßigen Verhandlung gebracht wurden. In der zweiten Resolution spricht der Verein seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Staatsgewalt in Oesterreich zur Vertheidigung der freiheitlichen Staatseinrichtungen und zum Schutze der friedlichen Entwicklung des Reiches in die Nothlage versetzt ist, der Thätigkeit des Jesuitenordens dauernde Schranken zu setzen. In der dritten Resolution wurde der wegen eines Wahlaufrufes bei den Landtagswahlen klerikalerseits angegriffenen Gemeindevorstehung von Dornbirn die Anerkennung des Vereins für ihre Haltung ausgesprochen. Auch zu Kindberg im Mürzthal verlangte eine Volksversammlung die Ausweisung der Jesuiten.

Anfangs September 1872 wurde zu Klagenfurt in Kärnthen ein Lehrertag abgehalten, welcher ganz in den freisinnigen Ton der frühern Wiener Versammlung einstimmte. Man faßte nämlich den Beschluß: „Der confessionelle, auf Dogmen beruhende Unterricht ist auszuschließen, weil er mit der Geschichtswissenschaft und naturgeschichtlichen Forschung nicht übereinstimmt." Stangl (Oberlehrer in Gaya) charakterisirte die „Jesuiten" und stellteihren schädlichen Einfluß auf die Schule und das Geistesleben der Völker in das gehörige Licht.

Im Juni wurde Pfarrer Anton wegen „Herabwürdigung einer gesetzlich anerkannten Kirche" zu vierzehntägigem Arrest verurtheilt. Er legte nun sein Pfarramt nieder. Als er aber im October den Pfarrer Scherner wegen Ehrenbeleidigung verklagte, wurde dieser Letztere zwar vom Gericht zu einem Monat Arrest verurtheilt, aber vom Kaiser Franz Joseph begnadigt.

Der Biſchof Stroßmayr reiſte 1871 nach Rom, aber nicht, um ſich dem Papſt zu unterwerfen, wie es voreilig hieß, ſondern um ſich mit dem Pater Hyacinth zu beſprechen, der auch dort weilte. Erſt im Januar 1872 kehrte er in ſeine kroatiſche Heimath zurück. Dem Wiener „Vaterland" wurde geſchrieben: „Vorgeſtern hat ſich Biſchof Stroßmayr beim h. Vater verabſchiedet. Er hatte in der erſten Audienz ſich bereit gezeigt, eine Erklärung abzugeben, die ſeine Unterwerfung unter die Entſcheidungen des vaticaniſchen Concils ausdrücken ſollte. Lo farò, wiederholte er drei bis vier Mal. Der h. Vater erinnerte ihn in der letzten Audienz daran und reichte ihm die Feder, um eine ſolche Erklärung zu unterzeichnen. Stroßmayr weigerte ſich durchaus, und der h. Vater entließ ihn ohne ſeinen apoſtoliſchen Segen, indem er ſagte: ‚Monſignore, Sie ſind nicht mehr katholiſch; Sie werden nicht als Katholik ſterben.'" — Stroßmayr blieb ſeiner Ueberzeugung treu, ohne daß er weder vom Papſt, noch von einem transleithaniſchen Erzbiſchof deswegen beunruhigt wurde.

Kapitel 3.

Pfaffennunfug in Oeſterreich.

Die römiſche Curie ging von jeher darauf aus, Eroberungen im germaniſchen Sprachgebiet zu machen, hier alles ſo weit als möglich zu verwelſchen. Sie wollte die Deutſchen zu ihren Sclaven machen und machte ihnen nicht nur den Gebrauch ihrer Vernunft zum Verbrechen, ſondern wollte ihnen, wo ſie es vermochte, nicht einmal ihre Sprache laſſen. Dieſes Syſtem ſetzt ſie noch heute durch ihre dienſtwilligen Organe in Deutſchland fort. Der in Prag reſidirende Erzbiſchof Cardinal Fürſt Schwarzenberg, bekanntlich einer der ärgſten Ultramontanen, diente trotz ſeines berühmten deutſchen Namens den Czechen in ihrer wüthenden Agitation gegen die Deutſchen. Unter anderm befahl er „für den glücklichen Erfolg der czechiſchen Wahlen" in allen Kirchen zu beten und Lieder zum

heil. Wenzel abzusingen, deren Refrain den „fremden deutschen Eindringlingen" die Vertreibung aus dem Lande in Aussicht stellt. Auch die oben schon erwähnte gehässige Polemik Schwarzenberg's gegen seinen Collegen, den Cardinal Erzbischof Rauscher in Wien, hatte nur das Kokettiren mit den Czechen und den unnatürlichen Deutschenhaß eines Deutschen zum Motive. Schwarzenberg protestirte auch gegen die Schulgesetze, weil er das Volk in der alten stockböhmischen Dummheit erhalten wollte, und die von ihm begünstigten Blätter empfahlen den Anschluß an Rußland, um dem preußischen Militärismus zu entrinnen.

In ganz ähnlicher Weise trachtete Fürstbischof Gasser in Brixen im Süden der österreichischen Monarchie die ehrlichen und kerndeutschen Tiroler zu verwelschen. Auch er trägt einen deutschen Namen, diente aber den italienischen Heißspornen zum Werkzeug, welche unter dem Vortritt Giovanelli's im innigsten Bunde mit den Jesuiten womöglich ganz Südtirol bis zum Brenner italienisch machen wollten.

Wer vom Brenner nach Italien hinunter reist, staunt über die kraftvollen und schönen Deutsch-Tiroler, welche so edel und hoch über die kleinen verschmitzten Italiener der lombardischen Ebene emporragen, und dieses edle deutsche Kernvolk läßt man entdeutschen. Im „Boten für Tirol" erschienen im Herbste 1861 einläßliche Artikel über die systematische Unterdrückung des deutschen Elements in Südtirol durch den Fürstbischof von Brixen. Was schon unter Metternich's deutschfeindlicher Regierung begonnen hatte, die unverantwortliche Preisgebung der deutschen Bevölkerung an die undankbaren Italiener, wird also heute noch fortgesetzt. In Kirche und Schule werden ausschließlich Italiener angestellt.

Ueber die systematische Verwelschung Südtirols, die zwar nur von den Ultramontanen ausgeht, die aber die österreichische Regierung schon längst hätte verhindern können und sollen, enthielt auch die A. A. Ztg. einen beherzigenswerthen Artikel: „Seit 1866 vertreibt Italia ihre nationalen Jesuiten, und diese welschen Pionniere erbauen sich nicht in Welschtirol, sondern auf der deutschen Straße nach Brenner und Finstermünz in Tramin, Eppan, St. Pauls und

Brixen feſte Sitze und entfalten die regſte Wirkſamkeit in welſcher Sprache. Schon iſt Bozen halbwelſch, zum vierten Theil Gargazon vor Meran und Brixen am Eiſak. Italien und Welſchtirol hindern die Ehen der Armen nicht; darum haben ſie nur wenige außereheliche Kinder und eine Ueberfülle des Volkes; ſie ſind arbeitſam, fröhlich, ſparſam, vertheilen ſich als Arbeiter über Deutſchtirol und Deutſchland und kaufen mit ihren Erſparniſſen auf deutſchtiroliſchem Boden gern ſich ein Heimweſen. In Deutſchtirol hingegen ſind die Heirathen der Aermeren vor einem Jahrzehent noch mehr beſchränkt worden, daher Abnahme der ländlichen Bevölkerung und Mangel an Feldarbeitern. Seit Jahren hat die Geiſtlichkeit jede Erheiterung verhindert, das deutſche Volkslied ausgerottet und außer den Gebetbüchern dem Volk keine Bücher in die Hände gegeben. Der Bauer kennt deshalb außer den Glas- und Löffelfreuden nichts, und dieſe bringen ihn von Haus und Hof. Die Geiſtlichkeit des Bisthums Brixen hat ſeit 15 Jahren die Rolle ergriffen, welche die des Bisthums Trient ſeit 600 Jahren geſpielt. Vincenz Gaſſer ſchwärmte einſt für Goethe, und im Jahre 1848 auf dem deutſchen Reichstag zählte er zur freiſinnigen (?) großdeutſchen Reichspartei; jedoch als Biſchof wurde er Renegat des Freiſinns, Deutſchlands und der deutſchen Sprache. Die deutſche Wiſſenſchaft iſt ihm längſt ein Gräuel, mit dem liberalen deutſchen Oeſterreich hadert er ſeit einem Jahrzehent voll verbiſſenen Eigenſinns, das deutſche Reich unter dem proteſtantiſchen Kaiſer perhorrescirt er, und die deutſche Sprache iſt ihm eine ‚Holzhacker'-Sprache. Vor zehn Jahren geſtand er im Tiroler Landtag zu Innsbruck: ‚Meine politiſchen Ueberzeugungen habe ich ſchon oft gewechſelt.' Während ſein Generalvikar Feßler im Bregenzer Landtage den Armen die Heirath erleichtern wollte, kämpfte er in Innsbruck (es war ebenfalls vor zehn Jahren) an der Spitze ſeiner Partei für unfreiwilligen Armencölibat der Deutſchtiroler. Das materielle Volkswohl ſcheint ihm fürs ewige Seelenheil gefährlich, denn er ſuchte das Unglück eines Hauptbahnhofes von ſeiner Reſidenzſtadt Brixen glücklich fern zu halten, und in Bruneck prophezeite er einer intelligenten Geſellſchaft, als die Puſterthaler Bahn eben ausgeſteckt wurde, mit voller Sicherheit:

‚Sie wird nie zu Stande kommen.‘ Die Priester, welche selbständig seyn — also Freiheit wollen, auf Oesterreich und Deutschland hoffen und etwa die Meisterwerke Walthers von der Vogelweide lesen, schlägt er mit Härte und Gewalt darnieder. Die welsche Sprache preist er als die wahre Rednersprache, und er meint, daß die Muttersprache des heiligen Vaters die beste Schutzwehr gegen Deutschthum und deutsche Wissenschaft sey. So erzieht er seinen jungen Klerus und hebt diejenigen empor, die seine Weisheitssprüche wiederkauen und seine Redeformen und Gebärden glücklich nachäffen. Im Jahre 1871 versuchte er's, sechs welschen Jesuiten das Stadtbürgerrecht in Brixen zu verschaffen, wenn auch für diesmal vergeblich, aber er stürzte doch den Statthalter Grafen v. Lodron in Innsbruck, der ihm entgegengestanden.“

Natürlicherweise standen die Ultramontanen in Südtirol während des letzten französischen Krieges ganz auf Seite Frankreichs. Auch die officielle Gazetta in Trient und die voce cattolica. Noch im April 1872 las man in den ultramontanen „Tiroler Stimmen“ die Prophezeihung eines stigmatischen Mädchens in Italien, derzufolge sich im Juli des nämlichen Jahres Rußland, Amerika, England und Oesterreich mit Frankreich vereinigen und Preußen vernichten würden. Dann werde Heinrich V. den französischen Thron besteigen und Pius IX. seinen Kirchenstaat zurückerhalten.

Die Wiener „Presse“ schrieb: Vor wenigen Jahrhunderten noch gab es an der alten Straße der Römerzüge nur deutsche Gemeinden; insbesondere in den Gebirgen und Thälern des linken Etschufers war die deutsche Sprache bis ins Vicentinische hinein herrschend. Heute sind die Hauptthäler ganz und die Nebenthäler größtentheils dem welschen Idiom überliefert. Die Gemeinden haben aber keineswegs deutsche mit italienischer Cultur vertauscht. Sie sind nur der römischen Hierarchie leibeigen geworden. Das päpstliche Rom haßt das Deutschthum, und es weiß warum. Immer sieht es sich den Weg, zur absoluten Geistesherrschaft zu gelangen, durch die Deutschen verlegt. Es hat nie versäumt, wo es konnte, dafür Rache zu nehmen. Die Deutschen in den österreichischen Erblanden hatten darunter am meisten zu leiden, denn sie waren durch die spanische

Bald nachher wurden von Anderen weſentliche Verbeſſerungen zu Stande gebracht, welche bis auf den jetzigen Augenblick raſch auf einander folgten. Das Fabrikat wurde in dem Maße allmälig vollkommener und zugleich wohlfeiler, wie deſſen Erzeugung ſich ausbreitete. Bobbinet von 1 Yard Breite, welcher i. J. 1809 mit 5 Pfund Sterling die Yard bezahlt wurde, koſtet jetzt etwa 1½ Schilling; 3 Zoll breite Streifen (Entoilagen, Quillings), deren Preis 1810 auf 4½ Schilling ſtand, ſind auf 1½ Pence geſunken. Dennoch iſt der Geldwerth des in England jährlich fabrizirten Bobbinets außerordentlich bedeutend, und betrug z. B. im Jahre 1833 nicht weniger als 1,850,650 Pf. Sterling. Die Produktion des genannten Jahres erhob ſich nämlich auf die ungeheure Größe von 30,771,000 Quadrat-Yards, wozu ungefähr 5000 Maſchinen im Gange geweſen ſeyn ſollen. Die geſammte Fabrikation beſchäftigte durch das Weben und die dabei vorfallenden Nebenarbeiten 48,000 Perſonen, ungerechnet etwa 100,000 Arbeiterinnen, welche ſich mit Ausnähen (Sticken) des Tülls abgaben. Im Jahr 1836 wurde die Zahl der im Gang befindlichen Tüllmaſchinen auf 3547 angegeben, was vermuthen läßt, daß die Schätzung von 1833 zu hoch war. Frankreich, deſſen Tüllfabrikation erſt ſeit 1820 beſteht, beſaß i. J. 1833 bereits 1500 Maſchinen, welche jährlich für 30 Mill. Franken Tüll produziren ſollen. In Deutſchland iſt dieſe Fabrikation nach Verhältniß noch ganz geringfügig. — Die jetzigen Bobbinet- oder Tüllmaſchinen gehören zu den künſtlichſten und zarteſten, zugleich aber auch zu den kühnſten Schöpfungen des mechaniſchen Genies, beſonders ſeitdem man darauf Gewebe bis zu der Breite von 4 Yards (faſt 4⅓ Wiener Ellen) verfertigt. Das Gewebe entſteht aus einer Kette (einem Aufzuge) von parallel ausgeſpannten Fäden, zwiſchen welche andere Fäden in zwei entgegengeſetzten, ſchrägen Richtungen eingeflochten werden, um die kleinen, regelmäßigen ſechseckigen Löcher oder Maſchen zu bilden. Die Zahl der Kettenfäden beträgt meiſtentheils 18 bis 24 auf der Breite eines Zolls, alſo 648 bis 864 auf 1 Yard. Eben ſo groß iſt die Anzahl der ſchrägen Eintragfäden, welche alle gleichzeitig in Thätigkeit ſind, indem ein jeder derſelben von einer damit angefüllten dünnen meſſingenen Spule regiert und mit den Kettenfäden verflochten wird. Die Genauigkeit, mit welcher — bei der Kleinheit und

Hofpolitik der römiſchen Geiſtlichkeit ſchutzlos Preis gegeben. In Südtirol konnte Rom ſeinem Hange folgen nach Gefallen; Niemand ſtörte es darin. Da wurde denn verwelſcht, was möglich war. Die deutſchen Gemeinden jammerten zwar und baten: „Gebt uns Pfarrer, gebt uns Lehrer, die wir und unſere Kinder verſtehen," aber das machte den Herren des Landes, den frommen Hirten, keine Sorge. Sie ſchickten ohne Unterlaß nur italieniſch redende Prieſter und Lehrer nach den deutſchen Thälern und Gebirgen. Die Männer mieden zwar jetzt die Kirche, allein das thät nichts. Die Frauen und Mädchen kamen doch und brachten auch die Kinder mit. Letztere lernten noch am raſcheſten ſo viel Welſch, um den Catechismus zu verſtehen. Das genügte vorläufig. Die Klagen währten zwar fort, aber ſie wurden doch ſtiller und verſtummten mit dem Tode des Opponenten nach und nach ganz. Schon im Jahre 1838 wurde durch den Sprachforſcher J. Andreas Schmeller auf den Nothſtand und die Gefahr, in welcher die kärglichen Ueberreſte deutſcher Gemeinden in Südtirol ſchwebten, aufmerkſam gemacht. Rath Bergmann in Wien, Pater Gotthard und J. G. Kohl in München, endlich der tiroler Beda Weber folgten nicht minder eifrig dem gegebenen Beiſpiele. Am entſchiedenſten aber trat im Jahre 1845 Dr. Ludwig Steub für das Deutſchthum in Südtirol auf. All das traf aber überall nur taube Ohren. Wohl kam bald das Jahr 1848 und mit ihm die Jugendbegeiſterung für ein einiges mächtiges Deutſchland. Allein die politiſchen Kinder von damals verträumten die Zeit mit Idealen. Seit Abſchluß des Concordats konnte der Biſchof in Trient ſeine fromme Arbeit mit um ſo größerer Zuverſicht wieder aufnehmen. Er überſchätzte nicht ſeine Macht, wohl aber ſeine Executive. Einigen deutſchen Gemeinden war nicht beizukommen: ſie verweigerten hartnäckig die Aufnahme von italieniſchen Geiſtlichen und Lehrern. Endlich wurden ihre, lange Zeit hindurch vergeblichen Schmerzens- und Hülferufe doch von der Innsbrucker Landesbehörde vernommen, welche auf Anregung des Schulraths Stimpel und in Würdigung deſſen, daß in deutſchen Gemeinden die Kinder denn doch in ihrer Mutterſprache unterrichtet werden ſollen, alsbald zwei deutſche Schulen, in Luſerna und Palu, grün-

dete. Wenn wir nicht irren, hatte an dieſem Acte, der nah und fern mit Dank und Freude aufgenommen wurde, der Referent bei der tiroler Statthalterei, v. Ehrhart, ein hervorragendes Verdienſt. Zur Unterſtützung dieſer wichtigen Schulen bildete ſich in Innsbruck ein Comité, deſſen bisheriges Wirken ein erfolgreiches genannt werden darf. Sein im Jahre 1867 erlaſſener Aufruf wurde mit Beiträgen aus Nord- und Süddeutſchland beantwortet, die freilich nicht reichlich genug waren, die armen Schulen mit mehr als dem Allernothwendigſten zu verſehen. Man blieb bei den erſtgenannten deutſchen Schulen nicht ſtehen. Es wurden ſolche auch in Aichleb (Rovedo) und Gereut (Fruſſilongo) errichtet, und demnächſt wird auch das Verlangen der Gemeinden Vignolo bei Pergine und Ruffie am Mendelpaſſe nach deutſchen Schulen erfüllt werden können. In der Abendſchule zu Gereut ſitzen drei Generationen, Großvater, Vater und Enkel, auf der nämlichen Schulbank; mit ſolcher Begierde ergreifen die lange gemaßregelten armen Gemeinden im Süden die gebotene Gelegenheit, ſich in ihrer lieben Mutterſprache zu unterrichten. Verdienen ſolche Stammesbrüder in ihrem Beſtreben, deutſch zu bleiben, nicht die ausgiebigſte Unterſtützung? In ſeinem neueſten Rechenſchaftsberichte wendet ſich das innsbrucker Comité neuerlich an die Stammesgenoſſen, es in ſeinem edlen Wirken mit, wenn auch kleinen Spenden kräftigſt zu unterſtützen. „Als der Kampf für deutſche Nationalität in Schleswig-Holſtein gekämpft wurde," ſagt der Bericht, „nahmen wir im Süden daran innigſten Antheil und gaben unſerer Geſinnung wiederholt thatſächlichen Ausdruck. Möchte unſer Kampf für die deutſche Sache im Süden gleiche Theilnahme und Unterſtützung finden. Da aber nur durch Vereinigung der Kräfte dauernder und lohnender Erfolg zu erzielen iſt, ſo richten wir an Jeden, dem ſeines Volkes nationale Ehre theuer iſt, die Bitte, in ſeinen Kreiſen für unſere gerechte und edle Sache zu wirken. Beiträge wolle man an die Wagner'ſche Buchhandlung in Innsbruck adreſſiren." Daß dieſe Worte in Deutſchland gehört, und daß ſie nicht erfolglos verhallen werden, können wir überzeugt ſeyn. Bei allen Freunden der Jugend wird unſere Bitte Gehör finden. Bei den warmen Anhängern der Nation nicht weniger, denen wir zu-

rufen: „Gebt, was ihr könnt, für die deutſchen Schulen in Südtirol!“

Von jeher haben ſich die Welſchen, Franzoſen und Italiener jede Unverſchämtheit und Lüge gegen uns Deutſche erlaubt. Wie die Franzoſen in ihren berüchtigten Reunionskammern ein Drittel von Deutſchland als ihr angeblich früheres Beſitzthum anſprachen, ſo ſprechen jetzt die Italiener ganz Südtirol bis zum Brenner als das ihrige an. Der Bote von Tirol ſchrieb: Es iſt bedeutungsvoll, daß allbereits die Jeſuiten in Brixen ein Privatgymnaſium mit ausſchließlich italieniſcher Unterrichtsſprache haben und darin eine ziemliche Anzahl von Söhnen wackerer Deutſchen italieniſch gebildet werden. Nimmt man italieniſche Handbüchlein der Geographie zur Hand, ſo wird man überall das Trentino in ſeiner Ausdehnung bis zum Monte Pirene oder Pireneo, wofür wir deutſche Barbaren dermalen noch Brenner ſagen, als „noch unter fremder Herrſchaft ſtehend“ beſchrieben finden. Die Jeſuitenknechte in Brixen haben, nachdem ſie abſichtlich alle deutſchen Urkunden in den Archiven vernichtet haben, es gewagt, das alte Brunneck Brunopoli, Brixen Breſſanone zu taufen. Das thun aber nicht etwa Garibaldianer, ſondern Ultramontane, Deutſche, Untergebene eines deutſchen Biſchofs.

In Innsbruck erzählte man, „wie die Frankf. Ztg.“ berichtet, daß auch der glaubenseifrige Biſchof von Brixen zu den Opfern der Bankhalterin Adele Spitzeder gehört. Er ſoll derſelben 10,000 fl. anvertraut haben, in der Hoffnung, daß die hohe Verzinſung in wenigen Jahren eine ſtattliche Summe ergeben werde, welche zur Gründung eines neuen Knabenſeminars verwendet werden ſollte, da in Tirol der Nachwuchs an Prieſteramts-Aſpiranten in den letzten Jahren immer ſchwächer geworden iſt.

Die Dorfſchulen waren merkwürdig vernachläſſigt. Die Schule in Roppen iſt, wie der Tiroler Bote berichtet, ſo ſchlecht wie kaum eine andere im Oberinnthal. Als der Schulinſpector Durig ſie am 10. Oct. 1872 viſitirte, fand er weder ein Schülerverzeichniß, noch Schreibhefte, noch ein Lehrmittel vor. Nur die größern Schüler konnten nothdürftig leſen. Ein Weib riß ihren Sohn und ein ál-

terer Bruder seinen jüngern gewaltsam aus dem Schulzimmer heraus. Als der Inspector den Ort verließ, wurde ihm spöttisch mit Kuhschellen nachgeläutet. Das neue Schulgesetz sammt den neuen Inspectoren war eben dem Klerus zuwider. Von dem eigenmächtigen Verfahren des Fürstbischof Gasser meldete das Innsbrucker Tagblatt schon unter dem 6. April 1871: Uns liegt ein in den jüngsten Tagen in einer hiesigen Druckerei für ein tirolisches Decanatamt neu aufgelegtes Formular eines Schulvisitations-Protokolls vor, aus welchem bis zur Evidenz ersichtlich ist, daß sich die Geistlichkeit in Tirol dem Schulgesetz zum Hohn noch als Herrin der Schule auch in allen weltlichen Lehrgegenständen betrachtet.

In derselben Nummer berichtete dasselbe Blatt: Daß in Welschtirol wie in allen romanischen Ländern der Aufklärung der gebildeten Klassen der krasseste Aberglaube des Landvolks gegenübersteht, bewiesen in jüngster Zeit die Wallfahrtszüge nach Ebrezzo bei Brentonico, wo Anfangs Februar die Madonna einigen Hirtenkindern erschienen und fürchterliche Prophezeihungen über bevorstehenden Krieg ꝛc. verkündigt haben soll. Zahlreiche Schaaren von Landvolk zogen prozessionsweise unter Absingung der Piushymne nach der Melodie des Polenta-Liedes und Verwünschungen gegen die Signori nach Ebrezzo, um die Madonna und einen „vom Himmel gefallenen Brief" zu sehen. Die Erscheinung des Nordlichts wurde als ein neues Wunder gedeutet. Die Geistlichkeit hielt sich scheinbar passiv, die Behörden schritten endlich ein, nachdem eine junge Frau närrisch geworden und zwei Fanatiker sich mit Messerstichen regalirt hatten. Da gleichzeitig aus Neapel, Frankreich und Belgien, Baden ꝛc. solche Erscheinungen und Prophezeihungen ekstatischer Jungfrauen gemeldet werden, so scheint dies Zusammentreffen auf eine internationale Aberglaubens-Propaganda mit politischem Hintergrunde hinzudeuten.

Damals erfuhr man auch „aus einem mit Approbation des Ordinariats Brixen gedruckten Gebetzettel, der uns aus einem hiesigen Nachlaß mitgetheilt wurde, daß der Papst unterm 10. Januar 1871 für die Annahme seiner Lieblingslehre einen Ablaß von — 100 Tagen bewilligt hat. Die Kargheit des sonst so gütigen hei-

ligen Vaters erklärt ſich wohl aus dem Umſtande, daß es eigentlich ohnehin Schuldigkeit iſt, ſich nicht lange zu ſträuben. Mancher ohnedies Gläubige wird den kleinen Vortheil gern mitnehmen; aber wir fürchten, daß es den meiſten Neuketzern auf drei Monate auch nicht mehr ankommt. Beſagter Zettel enthält die Schlußſätze des dritten und vierten Capitels der ‚Glaubensconſtitution‘ in Form eines Stoßſeufzers ‚zu den drei heiligſten Herzen‘ mit Vignette. Das eine Herz iſt mit Dornen gekrönt, das andere von einem Schwert durchbohrt, das dritte mit einer Lilie verziert! Alſo der erſt im vorigen Jahre zu einem Feſtesheiligen erſter Klaſſe beförderte Nährvater Joſeph richtig mit dem Herrn Chriſtus in eine Reihe geſtellt! Und dieſe herrliche Gabe wird von dem Ordinariat Brixen hieher geſchickt.“

Von der Rückſichtsloſigkeit, mit welcher in Tirol klare Staatsgeſetze von klerikaler Seite umgangen werden, gab das Innsbrucker Tagblatt vom 7. Dec. 1872 ein auffallendes Beiſpiel. Am Tage vorher trug zu Innsbruck der Bürgermeiſter Tſchurtſchenthaler im Bürgerausſchuß vor, ein Fräulein Angelini habe aus ihrem Hauſe auf dem Hirſchanger ein Kloſter gemacht, gegen das ausdrückliche Verbot der Statthalterei, und nehme darin Novizen auf. Man ſchickte einen Commiſſär hin, der das Fräulein in Nonnentracht hinter einem doppelt vergitterten Fenſter fand. Sie leugnete, daß ihr Haus ein Kloſter und daß ſie eine Nonne ſey, behauptete, daß jeder ihrer Hausgenoſſinnen der Austritt aus ihrem Hauſe zu jeder Zeit freiſtehe, daß ſie nur nicht ausgehe, weil es ihr eben nicht beliebe, und daß die Ablegung eines Gelübdes dem freien Willen der Einzelnen anheimgegeben ſey. Uebrigens habe ſie von der Kaiſerin Marianna ein Handſchreiben des Kaiſers erhalten, welches ſie berechtige, in ihrem Hauſe zu ſchalten und zu walten, wie ſie wolle. Sie ſehe ſich in ihrem Hauſe im Auftrage des Bürgermeiſters überwacht und werde dasſelbe mit einer Mauer einſchließen, ohne den Magiſtrat zu fragen. Sie verkehre überhaupt nur noch mit dem a. h. Hofe, was der Magiſtrat gegen ſie unternehme, habe nichts zu bedeuten. — Auch ging das Gerücht, das Fräulein habe eine Entführung vorgehabt. Eine verdächtige Frau, die deshalb ver-

nommen wurde, erklärte, sie sey vor längerer Zeit in Wien mit einer reichen Hamburger Bankierstochter protestantischer Confession, Namens Constanzia Röder, bekannt geworden. Diese habe sich seither dem Katholicismus geneigt gezeigt und sie in einem Brief um Auskunft über die hiesigen Klöster und die Bedingungen zum Eintritt in dieselben ersucht. Frl. Angelini habe ihr die Aufnahme zugesagt und als Einkaufsgeld 5000 fl. verlangt oder „wenn mehr, desto besser." Inzwischen habe jedoch Herr Röder in Hamburg seine Tochter in strengen Gewahrsam genommen, weil er den Eintritt in ein Kloster nicht dulden wolle. Bei einer zweiten Unterredung habe nun Frl. Angelini der Penz den Antrag gemacht, Frl. Röder aus Hamburg abzuholen, und ihr (der Penz) 10 Silberthaler zur Bestreitung der Reisekosten gegeben, was die Penz als Aufmunterung zu einem Entführungsversuche auffaßte. Gemeinderath Meyer erklärte, er finde keine Worte, um den Eindruck zu schildern, welchen die Schilderungen des Herrn Bürgermeisters auf ihn machen. Wissen möchte er nur das Eine, ob in Oesterreich noch das Gesetz gelte, oder ob unser Staat von der für uns unsichtbaren Hand des Jesuitengenerals P. Beck regiert werde. Während die Acten über diesen Vorfall aus der Magistratscanzlei geholt wurden, interpellirte Gemeinderath Payr den Bürgermeister, ob der Rekurs, welchen der Magistrat gegen eine Entscheidung des Herrn Statthalters wegen unbefugten Bettels fremder Nonnen in Innsbruck an das Ministerium des Innern richtete, eine Erledigung gefunden habe und eventuell, was für eine? Der Bürgermeister antwortete, daß auffälliger Weise diese Erledigung noch immer auf sich warten lasse, und daß es den Anschein gewinne, als wolle man diese Angelegenheit hohen Orts durch Todtschweigen abthun.

Frl. Angelini reiste hoffnungsvoll nach Prag, wurde aber von der Kaiserin nicht zur Audienz zugelassen. Die Protection wäre hier zu auffallend gewesen. Das Innsbrucker Tagblatt vom heil. Christtag brachte einen geharnischten Artikel über der Ultramontanen „unerlaubte Waffen".

„Zuerst ist diese liebenswürdige Kampfweise von den klerikalen Blättern und den klerikalen Parteiführern in Uebung gebracht wor-

den. Wir erinnern uns mit dem tiefſten Widerwillen, wie Herr Greuter in einer öffentlichen Verſammlung der ‚Katholikenvereine Deutſchlands‘ im Jahre 1867 in der Reitſchule dahier, um ſeine nach oben ſpeichelleckeriſche, nach unten gebieteriſche Kapuzinade wirkſamer zu machen, den Kaiſer von Oeſterreich als den Geſinnungsgenoſſen aller Römlinge und Freiheitsfeinde hinzuſtellen ſich berufen fühlte, und wie eine Schaar von Pionniren der Geiſtesabſtumpfung wohlgefällig nickte und vergnügt ſchmunzelte, als ſie ſich nach der Darſtellung des genannten Schwätzers plötzlich in ſo hohe Geſellſchaft eingeführt wähnte. Dieſe kurzſichtigen Landgeiſtlichen merkten es gar nicht, daß das Mannöver nur gemacht wurde, um ſie deſto leichter zu fangen; um ihnen, wie allſogleich darauf geſchah, ein lautes und feierliches Gelöbniß abzuſchwindeln, den Biſchöfen in allen Dingen unbedingten Gehorſam entgegen zu bringen. Promittimus! ſchrie Herr Greuter, und promittimus! (wir geloben es) ſchrie die ganze Schaar abhängiger Cooperatoren mit emporgeſtreckten Händen nach, und bald darauf ging die friſche fröhliche Agitation gegen Vernunft und Fortſchritt durchs ganze Land in vorher nie dageweſener Zudringlichkeit. Die kleinen Schwarzröcke hatten ja in Innsbruck aus dem Munde Greuter's im Angeſicht des Biſchofs von Brixen gehört, der Kaiſer ſey mit den Beſtrebungen der Ultramontanen vollkommen einverſtanden!

Die klerikalen Blätter ſetzten das unſaubere Geſchäft des Hereinziehens des Monarchen in den Streit in der von Greuter begonnenen Weiſe fort, und als im Mai des folgenden Jahres der Kaiſer ſeinen Namen unter das Schul- und Ehegeſetz ſetzte, ſprengte die ultramontane Clique aus, der Monarch habe nicht nach eigener Eingebung gehandelt, ſondern ſey von den Wiener ‚Freimaurern‘ durch Androhung der ‚Revolution‘ dazu gezwungen worden. Die berüchtigte Rede zu Hippach ſpann bekanntlich denſelben Faden weiter; es galt, dem Bauernvolke weiß zu machen, der Kaiſer ſey ganz einverſtanden mit den unerhörten Wühlereien, welche ſich die ſchwarze Verſchwörung gegen Verfaſſung und Freiheit erlaubte. So ging es fort und fort. Das Reſcript vom 12. Sept. 1871 an den böhmiſchen Landtag, womit das czechiſche ‚Staatsrecht‘ anerkannt

wurde, ſtellten die ‚Patrioten‘ vom hundertbändigen tiroliſchen Landesrecht als den Ausfluß des kaiſerlichen Willens hin, das Reſcript vom 28. Oct. desſelben Jahres, womit die Verfaſſung als für alle Königreiche und Länder der weſtlichen Reichshälfte gültiges Recht bezeichnet wurde, legten die braven, allzeit „loyalen“ und allzeit ‚patriotiſchen‘ Herren ſo aus, als hätte es der Kaiſer wieder gegen ſeinen Willen unterzeichnet.

Welche erbaulichen Folgen das Sich-Verſchanzen hinter die kaiſerliche Autorität nach ſich zieht, zeigte an einem draſtiſchen Beiſpiele die Affaire Angelini und des Kloſters auf dem Hirſchanger. Die halsſtarrige Weibsperſon will ſich dem Geſetz nicht fügen und beruft ſich — niemand weiß, mit welchem Befugniß — auf ein Handſchreiben des Kaiſers. Auch da wird wieder mit dem Namen des Monarchen ſchnöder Mißbrauch getrieben und dem Gang der Geſetzmäßigkeit und öffentlichen Ordnung in der unwürdigſten Weiſe Einhalt gethan. Wohin ſoll das noch führen!

Leider findet man ſolches Vorſchützen der nach den Staatsgrundgeſetzen unverantwortlichen und unverletzlichen Perſon des Staatsoberhauptes auch in ſolchen Kreiſen, welche man nicht dem Ultramontanismus zuzählen kann. Bekanntlich ſtützt der Bürgermeiſter Dr. Felder von Wien ſeine abſurde Abſtimmung im niederöſterreichiſchen Landtag ebenfalls mit der angeblichen Zuſtimmung des Kaiſers. Auch das kann nicht nachdrücklich genug getadelt werden. Mag der Kaiſer über die Aufhebung der Wahlkörper in Wien denken und urtheilen, wie immer, die Aeußerungen des Monarchen in die Oeffentlichkeit zu tragen, ſtand dem Bürgermeiſter nicht zu, weil Entſchließungen der Krone ſtets durch die verantwortlichen Miniſter gedeckt werden müſſen.

Aber die angedeuteten Verſtöße reichen noch weiter hinauf. Selbſt den Miniſtern beliebte es, in der bekannten Conferenz mit den Führern der Verfaſſungspartei zu bemerken, die Wahlreform ſey nur nach den vorgelegten Grundzügen durchführbar, weil die Krone eine weitere Beſchränkung der Vertretung des Großgrundbeſitzes nicht zugeben würde. Das iſt eine vollſtändige Verwechslung der Standpunkte. Die Miniſter umſtehen bei jeder feierlichen Er-

öffnung des Reichsrathes die Stufen des Thrones, damit die Ausſtellungen, welchen möglicher Weiſe der Inhalt der Thronrede begegnet, nicht auf die Krone, ſondern auf die Räthe desſelben zurückfallen. Ihre Aufgabe iſt es, für das Vertrauen, welches ihnen der Monarch bei ihrer Wahl entgegen bringt, die Krone mit ihrer ganzen Verantwortlichkeit zu decken, und nicht umgekehrt."

In den letzten Tagen des Jahres 1872 wurde das vom Biſchof von Brixen in beſondern Schutz genommene Malfattiſche Knabeninſtitut in Folge unerhörter Unordnungen, deren ſich die das Inſtitut leitenden Schulbrüder ſchuldig gemacht hatten, geſchloſſen. Das Innsbrucker Tagblatt berichtete darüber am 28. Dezember: „Die Aufſichtsloſigkeit, welcher die armen Knaben in dem zarten Alter von 6—16 Jahren preisgegeben waren, in einem Alter, welches für den künftigen Menſchen mit unwiderſtehlicher Macht beſtimmend iſt, war eine aller Erziehungswiſſenſchaft, ſo wie dem geſunden Hausverſtande ſpottende, eine geradezu grenzenloſe. Entweichungen aus der Anſtalt waren durch längere Zeit an der Tagesordnung, und es kam ſogar vor, daß dem Inſtitut anvertraute Kinder halbe Monate lang vermißt wurden, ohne daß der Vorſteher der Anſtalt auch nur einen Finger rührte, ihrem Aufenthalte nachzuforſchen. So entwichen Knaben bis nach Rattenberg, nach Pinzgau, nach Welſchtirol, ſelbſt bis nach Breguzzo, ohne daß die Leiter der Anſtalt ſich darob grämten, und wir haben einen Fall mitangeſehen, in welchem ſich in leider nur zu großer Klarheit erwies, daß die Zöglinge dieſes Erziehungshauſes zu wahrhaft thieriſcher Rohheit qualifizirt werden." Das Aergſte war, daß die armen Knaben von ihren Lehrern auf das ſchauderhafteſte zur Unſittlichkeit mißbraucht wurden. Die ſtädtiſche Polizei nahm eine Unterſuchung vor, die ſo abſcheuliche Dinge enthüllte, daß der Oberſtaatsanwalt einſchritt, das ganze Inſtitut am 26. Dezember geſchloſſen und Vorſorge getroffen wurde, die Knaben ihren Eltern und Vormündern zurückzugeben. „Die Schulbrüder ſind aus der Anſtalt entfernt. Wenn wir noch hinzufügen, daß einer der letzteren bereits um die Mitte Octobers das Weite ſuchte, daß ein zweiter am 20. Dezember aus der Anſtalt entwich, und daß ein dritter vom

Strafgerichte verhaftet und feſtgeſetzt wurde, ſo haben wir die Situation gezeichnet, wie ſie ſich leider mit allen ihren traurigen Schattenſeiten darſtellt. Eine größere Anzahl Knaben deutſcher Zunge, welche ſo unglücklich ſind, in die ſchmutzige Affaire verwickelt zu ſeyn, iſt bereits gerichtlich vernommen; die Vernehmungen mit den Zöglingen italieniſcher Nationalität, welche die ‚Schoßkinder' der frommen Schulbrüder geweſen ſeyn ſollen, ſtehen noch bevor. Das iſt der Stand dieſer beklagenswerthen Angelegenheit." Schließlich fragt das Blatt, wie es komme, daß der Biſchof von Brixen, welcher von Anfang an ein Protektor und Fürſprecher dieſer von frommen in geiſtlicher Gewandung einherſchleichenden „Brüdern" geleiteten Anſtalt war, ſolche Dinge geduldet hat und daß die ultramontanen Blätter Tirols beſtändig über die neuen Schulgeſetze, welche die Jugend mit ſittlichem Verderben bedrohen, geſchimpft hatten. Immer wiederholt wurden die von Prieſtern geleiteten Knabenſchulen den Eltern als die einzigen empfohlen, in denen das zeitliche und ewige Heil ihrer Kinder geſichert ſey. Man vermehrte dieſe Schulen, nahm die erſten beſten Lehrer an, wenn ſie nur bigotte Pfaffen waren und den Jeſuiten ſchmeichelten, ohne für den Lehrerberuf befähigt und eingeübt zu ſeyn. „Man füllt fortwährend neue Ställe mit neuen Heerden und hat nicht Acht auf die eingepferchten Heerden, bis ſie im Miſt erſticken und der Geſtank weithin die Luft verpeſtet."

Aus Innsbruck wurde am 8. Januar 1873 geſchrieben: Drei von den 11 braven Schulbrüdern, welche das Malfattiſche Inſtitut zu ſo trauriger Berühmtheit brachten, ſitzen bereits hier in Innsbruck hinter Schloß und Riegel. Einer derſelben wurde auf eigenthümliche Weiſe eingebracht. Er bewarb ſich um eine Lehrſtelle bei der Gemeinde Hernals nächſt Wien. Der dortige Magiſtrat wandte ſich nun an den Bürgermeiſter von Innsbruck um nähere Auskünfte, da der Competent angab, daß er früher im Malfattiſchen Inſtitut in Verwendung war. Inzwiſchen war der Skandal in beſagtem Inſtitut zum Ausbruch gekommen, und die hieſige Polizei telegraphirte an den Bürgermeiſter und den Bezirkshauptmann von Hernals um gefällige Einſendung des fraglichen Individuums, weil

der bedeutenden Anzahl der Theile — alle Bewegungen ſtatt finden müſſen und wirklich ſtatt finden, überſteigt faſt die Vorſtellung, welche man ſich davon machen kann.

Maſchinen zur Papierfabrikation. — Bei der Verfertigung des Papiers wurden zwar ſchon längſt Maſchinen in Anwendung gebracht, namentlich zum Zerſchneiden der als Material dienenden Lumpen, zur fernern völligen Zerkleinerung derſelben und Umwandlung in ſogenanntes Papierzeug, endlich zum Preſſen des Papiers; allein der Hauptprozeß, nämlich die Bildung der Papierbogen aus dem Zeuge, geſchah durch Schöpfen aus freier Hand, mittelſt der Drahtformen. Dieſe Arbeit iſt ſehr zeitraubend und unterliegt einer ſehr engen Beſchränkung in Abſicht auf die Größe der Papierformate. Daher war es ein Fortſchritt von der größten Wichtigkeit, daß man den Maſchinenbetrieb auch auf die Papierbildung ſelbſt anwendete. Es wurde dadurch möglich, die Fabrikation ungemein zu beſchleunigen, und Bogen von ſehr großer Breite, ſo wie von beliebiger Länge zu verfertigen, die entweder ganz (in Rollen), oder in Blätter von beliebigem Formate zerſchnitten, in den Handel geſetzt werden. Der Schwierigkeiten, Papiermaſchinen von vollkommen tadelloſer Wirkung zu konſtruiren, waren nicht wenige. Es handelt ſich darum, den aus zarten Leinenfaſern und Waſſer gemengten dünnen Brei mit äußerſter Gleichförmigkeit über eine bewegliche Fläche von Drahtſieb auszubreiten, durch deren allmählige Fortführung und beſtändige Erneuerung dem Papiere jede beliebige Länge (z. B. von mehreren hundert Fuß) gegeben werden kann; ferner muß das noch ganz naſſe, weiche und äußerſt zerreißbare Papier von der Drahtform abgelöſet und, ohne Beſchädigung zu erfahren, durch Auspreſſen von Waſſer möglichſt befreit, ja zuletzt durch Druck und Wärme ſo vollſtändig und ſo ſchnell getrocknet werden, daß es binnen wenigen Augenblicken in ganz vollendetem Zuſtande zum Vorſcheine kommt. Wie faſt bei allen bedeutungsreichen Erfindungen, ſo gingen auch hier dem endlichen Gelingen eine Menge mißglückter oder halbgerathener Verſuche voraus; aber auch hier wußte Scharfſinn und Beharrlichkeit über alle Hinderniſſe zu ſiegen. Das erſte Unternehmen einer Papiermaſchine war jenes des franzöſiſchen Papierfabrikanten Robert zu Eſſonne, welcher 1799 ein Erfindungspatent und ſpäter von der Regierung eine Aufmunterungs-Prämie von

man hier noch ſo Manches mit ihm zu reden habe. So kam der fromme Bruder hieher."

Vom Seminar des Biſchof von Brixen wurde geſchrieben: „Die Zöglinge des Prieſterſeminars verbreiten alljährlich in Briefen und auf Ferienreiſen ſeltſame Mären über das ‚geiſtliche Zuchthaus' und die ‚Seelenfrommheit und wiſſenſchaftliche Maſtung' in demſelben. Die Uebereinſtimmung der vielen räumlich und zeitlich geſchiedenen Ausſagen ſcheint doch für deren Wahrheit zu ſprechen; liefert ja in aller Welt die übereinſtimmende Ausſage dreier Zeugen den vollgültigen Beweis. Unleugbare Thatſache iſt es, daß die jungen Leute, welche geſund und blühend aus den Gymnaſien austraten, durch das vierjährige Leben im Prieſterſeminar zur Erſchöpfung und Verwelkung herabſinken; daß der Kreisarzt hie und da es nicht wagt, behufs der Erwerbung des Tiſchtitels auf den Religionsfond ein Geſundheitszeugniß auszuſtellen; daß jungen Prieſtern ſchon in den erſten Jahren ihrer Seelſorgswirkſamkeit vom Religionsfonde der Defizientengehalt ausbezahlt werden muß, und daß alljährlich zwei bis drei ſolcher blutjungen Prieſter an der Abzehrung ſterben. Urſache dieſer Jugendentnervung iſt die fortwährende Centnerlaſt des geiſtlichen und geiſtigen Mechanismus, und der völlige Mangel des Vertrauens und der Erheiterung von wegen der allſehenden und allgegenwärtigen geheimen geiſtlichen Polizei. Von dem ‚wilden Feuer' der Andacht hat das Tagblatt im Sommer 1872 tragiſche Beiſpiele gebracht. Manche junge Männer ergreifen nach eingenommenem Augenſchein für immer die Flucht aus dem Prieſterſeminar und ich hörte aus dem Munde ſolcher Flüchtlinge die gewiß traurigen Worte: ‚Es ſtünde beſſer um meinen katholiſchen Glauben, wenn ich nie im Prieſterſeminar in Brixen geweſen wäre.' Wir wiſſen aus ganz zuverläſſiger Quelle, daß der Biſchof von Brixen keine Kritik über ſeine Vertrauensmänner dortſelbſt geſtattet und auch Sachverſtändige über die vielen Mißſtände dieſes Inſtituts nicht anhört. Wenn man ferner erwägt, daß die jungen Leute in dieſem Prieſterſeminar nur zu ‚Schäferhunden' des milden Schäfers dreſſirt werden, und daß ihre ganze Zukunft in jeder Hinſicht ein elendes ‚Hundeleben' ſeyn

werde — so ist das Räthsel gelöst. Die Jünglinge von wenigstens 18 Jahren fliehen seit vielen Jahren das Priesterseminar zu Brixen, weil sie auf den Bischof und seine Vertrauensmänner Vertrauen nicht setzen können. Gerade diese Thatsache legt für dieselben ein schönes Zeugniß der Unverdorbenheit und Ehrlichkeit — ja wenn man will, des katholischen Geistes ab. Noch herrlicher ist dieses Zeugniß, wenn wir auf die Geldarmuth vieler Studenten Rücksicht nehmen und sehen, daß solche lieber auf freiem Fuße durch bittere Noth sich durchschlagen, als im Priesterseminar an den vom Religionsfonde gedeckten guten Tisch sitzen. Freilich treibt die Noth manchen weniger selbständigen Studenten doch dahin, und er tritt um ‚zu probiren' ein, und ‚probirt' 4 Jahre und sieht sich zuletzt durch die Verhältnisse gezwungen, die Priesterweihe und den Priesterstand zu ‚probiren'."

Am ersten Sonntag des Jahres 1873 sagte in der Sitzung des deutschen Vereins in Wien Prof. Wildauer von Innsbruck, der wackere Tiroler, der früher schon auf dem Frankfurter Schützenfest eine berühmte Rede gehalten hatte, die zeitgemäßen Worte: „Freilich hat Tirol sich nicht von jeher unter klerikale Willkür und Anmaßung gebeugt; gerade die Glanzzeiten Tirols im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts kennzeichnen sich durch eine außerordentliche scharfe Grenzscheidung zwischen kirchlichen und staatlichem Gebiete. Gerade in dem Kampfe gegen Rom hat sich die tirolische Treue zu dem angestammten Fürstenhause zuerst bewährt, im Kampfe gegen den Ultramontanismus haben die alten Tiroler sich eine feste, sichere Heimat gegründet, haben sie die Felsenburg Oesterreich erhalten. (Bravo! Bravo!) Damals war Tirol eines der reichsten Erbländer, wie es heute eines der ärmsten ist. Und wer hat Tirol dahingebracht? Es sind dieselben Mächte, die überhaupt daran schuld sind, daß die österreichischen Länder hinter der Entwicklung des übrigen Deutschland zurückgeblieben sind." (Beifall.) Dr. Wildauer schildert sodann die Zusammensetzung der klerikalen Partei, die Führer und Gefolgschaften. „Letztere bilden insbesondere die Bauern; der Bauer hat aber keine innere Wärme; was er thut, thut er nur passiv; einen Beleg hiefür bildet die letzte Wahl in Greuter's Wahl-

bezirk: von 1115 Wahlberechtigten erschienen zur Wahl der Wahlmänner nur 59 (Sensation), und dennoch hat das Schlachtroß von Hippach den Uebermuth, zu wiehern, als ob sein Gewieher wirklich die Stimme des ganzen Landes wäre. (Bravo! Bravo!)"

Ueber den Fürstbischof von Brixen bemerkte das Blatt (28. November), er habe sich im Sommer durch eine Adresse der Geistlichkeit ihrer vollsten Ergebenheit versichern lassen, dagegen die armen Schulmeister zurückgewiesen. „Als die am 10. October 1872 in Wörgl tagenden armen Lehrer Tirols eine berechtigte und bescheidene Bitte um endliche Regelung der Schulverhältnisse an den hohen Landtag Tirols, dessen Oberlandeshauptmann der Fürstbischof von Brixen ist, eingereicht hatten, wurden sie für dieses Unterfangen von den bischöflich offiziösen ‚T. Stimmen' sogleich in sehr zarter Weise ‚barärmliche Holzschuhmänner' gescholten und unter Drohung abgewiesen." Auch ließ der Fürstbischof durch das Brixener Kirchenblatt den Bischof von Passau, weil derselbe die revolutionären katholischen Vereine bekämpfte, gröblich verunglimpfen und die katholischen Bauernvereine höchlich preisen.

Der Bischof ließ sogar die Kirchen seines Sprengels entweihen, indem er sie den tumultuarischen Katholikenvereinen öffnete. Das Innsbrucker Tagblatt meldete: „Daß man sich hierzulande vor keiner Verunehrung der heiligen Stätte mehr scheute, bewies am besten die Thatsache, daß auf bischöfliches Geheiß die Kirchen sogar zu Versammlungsorten der sog. patriotischen Vereine verwendet wurden, wo es oft kunterbunt genug herging. Da ward vor den Altären gelacht und gekichert, wenn ein ehrsamer Handwerker oder biederer Landmann bei seiner ihm vom Frühmesser eingetrichterten Rede ins Stottern kam und kläglich stecken blieb, oder wenn ein tapferer Kooperator seinen Witz gegen die Liberalen und ‚Freimaurer' recht knallen ließ; da schrie man Bravo, strampfte mit den Füßen und klatschte mit den Händen in der Kirche wie in einer Komödianten-Bude u. s. f. — Und zu solchem ‚katholischen' Treiben gab der Bischof schließlich seinen Segen!"

Unter den andern österreichischen Bischöfen war bekanntlich Rudigier von Linz der fanatischste Ultramontane. Rücksichtslos und

ohne sich um die Staatsbehörde zu bekümmern, schritt er gegen Pfarrer und Lehrer ein, die das neue Dogma nicht anerkannten. Der Erzbischof von Olmütz riß eigenhändig aus den amtlichen Büchern die Blätter heraus, in welchen Civilehen eingetragen waren.

Die niedere Geistlichkeit war ganz von den Bischöfen abhängig. Von Jugend auf zu Devotionen erzogen, meist Söhne aus niedern Ständen und absichtlich unwissenschaftlich und abergläubisch erzogen, gaben sich die Pfarrer den Bischöfen hin oder gehorchten ihnen wenigstens aus Furcht. Erfreute sich einer der besondern Gunst des Bischofs, so ahmte er ihm gern im Terrorismus nach. Die bäuerische Rohheit guckte dabei auffallend aus dem Priesterkleide heraus. In der Gemeinde Hopfenbach bei Kempten z. B. excommunicirte der Pfarrer Glotzmaier zwei Bauern im Wirthshause.

Abscheulich und doch zugleich komisch war folgender Vorfall, über den die Linzer Tagespost berichtet: „Am 4. Januar 1873 ist um 5 Uhr Abends in einem Pfarrhofe des Mühlviertels ‚nächst der Aist' die Köchin eines Mädchens genesen, welches das achte Kind ist, das in jenem Pfarrhofe das Licht der Welt erblickte. Der Kooperator machte in Folge dessen Spektakel, und in der Nacht darauf wurden Kind und Wöchnerin in ihrem Bette in ein anderes Haus getragen. Der betreffende Pfarrer ist, wie die ‚L. Tpst.' hinzufügt, ein Liebling des Bischofs Rudigier, ein eifriger Anhänger der Unfehlbarkeit und ein thätiger Hetzer gegen den Liberalismus und die ‚Entsittlichung' der Schule. Als der fromme Seelenhirt dann am Dreikönigtage in der Predigt immer ‚von dem Kindlein' sprach, ‚welches geboren worden' sey, da brach unter den Zuhörern allgemeine Heiterkeit aus, denn sie wußten, daß vorgestern im Pfarrhofe eben auch ‚ein Kindlein geboren worden' sey."

In Obermais in Tirol machte gleichzeitig eine Rotunde großes Aufsehen, welche ein Protestant auf seinem eigenen Grund und Boden als Familiengruft hatte erbauen lassen. Obgleich er die Bewilligung dazu vom Bezirkshauptmann von Meran erhalten hatte, ließ sich das bigotte Landvolk doch gegen diesen Bau verhetzen, und der Landesausschuß von Tirol erklärte den Bezirkshaupt-

mann für incompetent, in dieſer Sache eine Bewilligung zu ertheilen. Die Gemeinde allein habe zu entſcheiden.

Merkwürdigerweiſe dämmerte in dem niedern Klerus eine, wenn auch nur ſchwache Oppoſition auf gegen die Tyrannei der Biſchöfe. Die armen Pfarrer wurden zu allem gehetzt, ſchändlich mißbraucht zur Mißleitung des Volks und hatten nicht einmal einen Dank oder Lohn davon. Ein unvorſichtiges Wort Greuters löste ihnen die Zunge. Derſelbe hatte im Wiener Reichstage geſagt, der niedere Klerus werde eher verhungern, als aus den Händen des Staates und durch den Staat eine Aufbeſſerung annehmen. Dagegen proteſtirten nun mehrere Tiroler Pfarrer, Greuter habe gut reden und kenne in ſeiner geſicherten Stellung die Noth der armen Pfarrer nicht. Das Wiener Miniſterium ſelbſt verſprach eine Aufbeſſerung des niedern Klerus, aber die öſterreichiſchen Biſchöfe proteſtirten dagegen. Hierauf bat im „Prager Abendblatt“ ein Pfarrer in ſeinem Namen und dem von zehn Berufsgenoſſen: die Regierung möge von ihrem Werke der Kongrua-Aufbeſſerung nicht ablaſſen; der innigſte Dank einer groſſen Mehrzahl des niedern Klerus ſey ihr dafür gewiß. Zugleich hat eine Verſammlung der aus dem Religionsfonds dotirten Pfarrer und Kooperatoren der Leitmeritzer Diöceſe den vom Biſchof dem Klerus zur Unterſchrift übermittelten Proteſt gegen Erhöhung der Kongrua verworfen und ferner beſchloſſen: eine Petition an den Reichsrath wegen Aufbeſſerung der Kongrua zu richten, in welchem Geſuche der Reichsrath angefleht wird, durch unſinnige Einwendungen ſich nicht irre machen zu laſſen. „Die armen Seelſorge-Prieſter,“ heißt es darin, „ſind nicht Willens, jemanden zu liebe zu verhungern.“

Am kläglichſten waren wohl die Zuſtände in Galizien, worüber im Februar 1872 aus Lemberg geſchrieben wurde: „Die ruthenische Gemeinde Kurdanowka hatte vor vier Wochen an den k. k. Bezirkshauptmann in Buczacz eine Eingabe überreicht, worin ſie anzeigte, daß ſie ſich von der griechiſch-katholiſchen Kirche losſage, weil der Pfarrer zu theuer ſey und weil ſie von lauter römiſch-katholiſchen Gemeinden umgrenzt ſey und daher ſowohl die griechiſchen als auch die römiſchen Feſttage feiern müſſe, was ſehr koſtſpielig ſey, endlich

weil auch der Kaiſer römiſch-katholiſch ſey. Zugleich aber beſchwerten ſie ſich, daß der lateiniſche Pfarrer ſie nicht aufnehmen wolle. Darauf erging ein Beſcheid des Bezirkshauptmanns in Buczacz, daß die Regierung den römiſch-katholiſchen Pfarrer nicht zwingen könne, die Gemeinde aufzunehmen, und er, falls die Aufnahme nicht erfolge, ſie als confeſſionslos betrachten müßte. Unſere Bäuerlein ließen ſich durchs ſchauderhafte Wort ‚confeſſionslos' nicht abſchrecken, ſondern antworteten in der Eingabe unterm 27. Januar: Da der lateiniſche Pfarrer ſie nicht in ſeine Pfarre aufnehmen wolle, ſo erklären ſie ſich damit ſelber als confeſſionslos."

Da nach dem alten Syſtem der Volksunterricht in Oeſterreich ſchauderhaft vernachläſſigt oder nur ertheilt worden war, um insbeſondere das Landvolk von früher Jugend an zum dümmſten Aberglauben abzurichten, hatten die katholiſchen Dorfpfarrer auch wenig Mühe, in ihren Predigten und in ihren Beichten dem Volk alle den Unſinn beizubringen, den zu verbreiten ihnen von ihren geiſtlichen Obern nach dem jeſuitiſchen Plane befohlen wurde. Die Hetzerei gegen die ſchon früher erlaſſenen liberalen Schulgeſetze kam in neuen Schwung. Die ſträfliche Bevorzugung, welche die Regierung bisher den Juden hatte angedeihen laſſen, wurde jetzt von den Jeſuiten ſchlau benutzt, um auch hier, wie in preußiſch Polen, dem dummen Landvolk Angſt zu machen, man werde ihnen jüdiſche Lehrer aufdringen und ihnen mittelſt der Schule den h. Glauben aus dem Herzen reißen. Schon 1870 wurden die Bauernweiber in Mariazell in Steyermark im Beichtſtuhl aufgehetzt, das Schulgebäude zu ſtürmen und die Landkarten, naturgeſchichtlichen Bilder und einen Globus als Teufelswerk hinauszuwerfen und zu zerſtören.

Wie begründet die Klagen über den Mißbrauch der Kanzel von Seiten vieler katholiſchen Geiſtlichen im deutſchen Oberlande waren, bewies das Verbrechen von Stainz. In dieſer ſteiermärkiſchen Stadt hatten die ultramontanen Pfaffen ein Hauptneſt und hier entlud ſich ihr Gift auf eine Weiſe, die keine Entſchuldigung der Partei zuläßt. Die Wiener „Preſſe" ſchrieb aus Stainz: „Der Bürgermeiſter und Bezirksobmann Franz Hangi war Proteſtant und ein entſchiedener Liberaler, der es mit Befolgung der Staats-

grundgeſetze ſehr genau nahm und der deßhalb von den Ultramontanen vielfache Anfeindungen auszuſtehen hatte. Er war pünktlich in ſeiner Amtsgebahrung, überaus fleißig und durch ſein ganzes Thun und Laſſen ging ein aufgeklärter Zug. Deshalb ſagten die Verdreher des Rechts und der Wahrheit von Hangi, daß er dem Volke den Glauben nehmen wolle, daß er ein ‚Religionsräuber', ‚Himmelsſtürmer' ſey und wie die Hetzphraſen der Klerikalen eben lauten. Dieſe Verhetzungen wirkten auf die ohnehin ſtark erregte Phantaſie des Bauernburſchen Joſeph Puches, den die religiöſen Verhetzungen, die ewigen Drohungen mit Hölle und Teufel und die Verſchimpfungen der Geſetze und des Liberalismus wahnſinnig gemacht haben. Puches, der vor zwei Jahren bereits gedroht hatte, er werde den Bürgermeiſter, der ein ‚Religionsräuber' ſey, ermorden, wurde in gerichtliche Unterſuchung gezogen, vom Strafgerichte jedoch als Religions-Fanatiker in das Irrenhaus gebracht, aber vor Kurzem als geheilt entlaſſen. Kaum war er jedoch in der Freiheit und hatte die Verhetzungen wieder gehört, ſo verfiel er neuerdings in ſeine frühere religiöſe Schwärmerei. Auf den Bürgermeiſter Hangi hatte er es abgeſehen. Am 12. Dezember lud Puches mit 14 groben ‚Pfoſten' ſeine Piſtole und ſchlich ſich zur Gemeindekanzlei. Der Fanatiker öffnete leiſe die Thür und ſah den Bürgermeiſter vor ſich ſitzen und arbeiten. Den Rücken hatte der Bürgermeiſter gegen die Thür gekehrt und er hatte ſich auch nicht umgeſehen, als Puches eingetreten war. Dieſer erhob die Piſtole, richtete ſie gegen den Rücken des Bürgermeiſters . . . der Schuß krachte und der Getroffene ſtürzte lautlos — todt darnieder! Nachdem der Schuß gehört worden war, eilten viele Leute herbei. Sie fanden den Mörder mit der Mordwaffe in der Hand, ſein Opfer höhniſch anblickend. Puches wurde ſogleich feſtgenommen, zeigte keinerlei Bewegung oder Reue und geſtand unverhohlen ſeine That."

Die Preſſe fügte hinzu: „Die That fällt in die Zeit der Landtagswahlen; ihr Schauplatz iſt eine Gegend, in deren unmittelbarer Nachbarſchaft gerade jetzt die Deutſchen und die Slovenen hart aneinander gerathen, und die Geiſtlichen der Steiermark, wo das Verbrechen begangen worden, haben ſich als eben ſo

zelotische Gegner germanischen Wesens„ als eben so bigotte Vorkämpfer des ultramontanen Slaventhums erwiesen, wie nur jemals ihre Collegen auf der anderen Seite der Karawanken. Der Mord wurde von einem religiösen Schwärmer verübt, dessen Fanatismus sich bereits früher bis zum ausgesprochenen Wahnsinn gesteigert hatte. Zunächst in Krain hatte Belcredi den nationalen Fanatismus, der nirgends in engerer Allianz mit den Finsterlingen auftrat, als bei den Slovenen, dermaßen entfesselt, daß die deutsche Auswanderung aus dem Kronlande begann und der unter Schmerling noch deutsche Landtag in Laibach, dessen Zierde Anastasius Grün gewesen, zur rein slavischen Beseda herabsank. Die Heldenthaten der Sokolisten gegen deutsche Turner am Jantschberge und anderwärts mußten nicht nur den Sturm zum Orkan anfachen, sondern auch den Rechtssinn des Volkes verdunkeln. Hörte es nicht von denen, die es als seine Lehrer und Führer von Jugend auf anzusehen gewohnt war, rohe Gewaltthaten als Kundgebungen des Patriotismus und der Rechtgläubigkeit preisen? Als nun gar unter Hohenwart die Flamme nach Steiermark hinüberschlug und das Czechen-Ministerium Jirecek-Schäffle mit vollen Backen in die Feuersbrunst blies: haben wir es da nicht erlebt, daß Geistliche an der Spitze betrunkener Bauernhorden einhermarschirten und sie animirten, nur derb zuzuhauen, es müsse Blut wie Bier fließen, um die deutschliberalen Volks-Versammlungen in Deutsch-Feistritz und anderswo zu sprengen, bis die zur Rechtlosigkeit verdammten Deutschen in Mürzzuschlag gleichfalls mit Turnern und Feuerwehr aufmarschirten? Wer ist so kindlich naiv, sich noch zu verwundern, wenn ihm am Ende einer solchen Perspective das Meduſenhaupt des Meuchelmordes aus politisch-religiösen Motiven entgegengrinst?"

Auch erfuhr man noch, der Mörder habe unmittelbar vor der That lange im Beichtstuhl vor dem Geistlichen zugebracht. Hangi wurde mit großer Feierlichkeit beerdigt, und zufolge der N. Presse wurde von einer großen Anzahl Bürger und Bauern eine energische Erklärung abgegeben, in welcher es heißt, die Klerikalen seyen die größten und gefährlichsten Feinde der Gesittung, da sie aus einer Religion der Liebe eine Religion des Hasses und des Blutes ge-

macht. Die Bevölkerung ſey ſchutzlos gegen die feigen Angriffe von der Kanzel und beantrage daher die Abfaſſung einer Petition an die Regierung, damit die Geiſtlichkeit aufhöre, die Religion als Deckmantel für ihre Geſchäfts-Intereſſen zu mißbrauchen.

Am Tage der Beerdigung des Bürgermeiſters wurde eine Adreſſe in Stainz mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt, worin das Miniſterium gebeten wurde, dem Unfug der Pfaffen zu ſteuern.

Dem Stainzer Morde folgte bald ein Selbſtmord. Die Grazer Vorſtadtzeitung berichtete, daß in Obdach eine junge Magd von einem jungen Kaplan überredet worden ſey, ſie wäre reif zum Himmel, und das habe ſie ſo verwirrt gemacht, daß ſie, den Roſenkranz betend, in einem Backofen ſich ſelbſt verbrannt habe.

Das größte Aufſehen erregte ein Prozeß in Linz. Die Linzer Tagespoſt erhielt 1871 ein Schreiben, was dieſelbe abdrucken ließ. In dieſem Schreiben erzählte die Mutter, eine arme Arbeiterswittwe, ihre bisher blühende und brave Tochter, Anna Dunziger, ſey durch den Carmeliterpater Gabriel in Linz in der Beichte unter empörenden Umſtänden verführt worden. „Sie erzählt, daß bei einem Experimente, das der Pater mit ihr machte, ſie plötzlich einen Krach vernommen habe, wobei ihre Seele entflohen iſt. Tag und Nacht ruft ſie in ihrem Wahne zu Gott oder zu der heiligen Jungfrau mit der Bitte, dieſelbe möge ein Wunder wirken und ihr eine neue Seele eingießen, wendet ſich dann zu mir mit den Worten: ‚Hätte ich dir nur nicht gefolgt und wäre ich noch öfter zum Pater Gabriel gegangen, derſelbe hätte mir eine neue Seele eingegoſſen und ich wäre jetzt ſchon eine Heilige‘ ꝛc. Dabei iſt das ſonſt ſo üppige Mädchen zum Skelette abgemagert.“ Das arme Mädchen mußte ins Irrenhaus gebracht werden. Der Pater aber trotzte und verklagte ſogar ein Blatt, das die Geſchichte aufgenommen hatte. Der Redacteur des Letztern wurde wegen Formfehlern wirklich zu den Prozeßkoſten und einer kleinen Strafe von 20 Gulden verurtheilt, aber von der Verleumdungsklage freigeſprochen, die Wahrheit der Thatſachen alſo anerkannt. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete ſich in Klagenfurt, von wo der Deutſchen Zeitung am 12. Auguſt geſchrieben wurde: Der Kapuzinerpater Lang in Ober-

vellach (Oberkärnthen) hat ein fünfzehnjähriges Mädchen systematisch verführt. Der Bezirksschulinspektor untersagte ihm durch den Ortsschulrath die weitere Ertheilung des Religionsunterrichtes. Gegen Lang ist die Untersuchung eingeleitet. Der Fall erregt allgemeines Aufsehen.

Im Tiroler Boten lasen wir im August 1872: „Zu dem Bezirksgerichte von Pergine gelangte vor ein paar Wochen die Anzeige, daß ein Frater des dortigen Franziskaner-Klosters mehrere Knaben und auch drei Mädchen zu unzüchtigen Handlungen verleitet habe. Die gerichtlichen Erhebungen sollen 15 Fälle sichergestellt haben, und der gedachte Frater befindet sich bereits in Untersuchungshaft beim k. k. Kreisgerichte in Trient. Dieser Frater war Pförtner des Klosters; die Knaben soll er stets in die Pförtnerzelle gelockt, die Mädchen aber in eine Kapelle der Kirche zu sich gezogen haben.

In einem „Eingesandt" der Deutschen Zeitung wurde berichtet, der Cooperator von St. Gilgen im Salzburgischen sey empörender Unsittlichkeiten mit jungen Burschen bezüchtigt worden. Eine Petition des Gemeinderaths von Klagenfurt bat die Regierung dringend, gegen den Pfaffenunfug einzuschreiten, der die Familien und die Volksschulen demoralisire. Ein geharnischter Artikel der Feldkircher Zeitung klagte über denselben Unfug und warf der Regierung vor, sie thue nichts, um namentlich gegen die Vernachlässigung der Schulen einzuschreiten. Wie den Leuten in kleinen Städten das Lesen freisinniger Blätter verleidet wurde, davon hier ein kleines Beispiel aus dem Innsbrucker Tagblatt vom Dezember 1872. „Ein ultramontaner Postmeister an einem gewissen Ort läßt kein Blatt austragen. Jedes muß bei ihm geholt werden; unter einer Stube voll schwarzer ‚Wölfe' heraus, weil er die Expedition in seiner Familienwohnstube hat, so daß jeder, der ein Blatt will, sich fast übermenschliche Gewalt und Ueberwindung kosten lassen muß. So ist jetzt alles dazu angethan, das Halten eines liberalen Blattes zu den schwierigsten Dingen eines Menschen zu machen, schon wegen der Liebenswürdigkeit dieser staatlichen Verkehrsanstalt. Aus dieser kurzen, aber keineswegs übertriebenen Schilderung mögen besser

8000 Franken erhielt. Man muß Robert die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß in ſeiner Maſchine ſchon, den Hauptpunkten nach, jene Konſtruktion enthalten war, bei welcher man neuerlich als bei der beſten ſtehen geblieben iſt. Indeſſen fanden ſich doch im Einzelnen Schwierigkeiten genug, ſo daß die Erfindung anfangs ohne bemerkenswerthen Erfolg blieb. Aeußere Verhältniſſe trugen hierzu ebenfalls bei. Robert überließ nämlich ſein Patentrecht an Leger Didot, welcher gezwungen war, nach England zu gehen, und ſo auch dorthin die Erfindung verpflanzte. Frankreich erhielt die erſte regelmäßig betriebene Maſchinenpapierfabrikation nicht früher als 1811, und ziemlich lange blieben zwei ſolche Fabriken (zu Sorel und Souſſay) die einzigen des ganzen Landes; denn obſchon 1814 Leiſtenſchneider in Dijon ein Patent auf eine neue von ihm erfundene Maſchine genommen hatte, fing derſelbe doch erſt 1820 an, die Erzeugung des Maſchinenpapiers zu betreiben. In England erfand 1805 der berühmte Mechaniker Bramah eine Papiermaſchine, deren Bauart jedoch dem Zwecke nur unvollkommen entſprach, und nie zur Anwendung gekommen zu ſeyn ſcheint. Später haben Foudrinier, Dickinſon und Andere beſſere Konſtruktionen zur Ausführung gebracht. In Deutſchland ſcheint ſich zuerſt der Papierfabrikant Keferſtein zu Weida im Großherzogthum Weimar mit der Darſtellung des Maſchinenpapiers beſchäftigt zu haben; er arbeitete daran ſeit 1816, und fabrizirte wirklich im Jahr 1819 Papierbogen von 60 Ellen Länge. Ungefähr in dieſelbe Zeit fällt die Einführung der Papiermaſchinen in Berlin (durch den Engländer Certy) und in Oeſterreich. Seitdem hat ſich überall die Fabrikation des Maſchinenpapiers raſch verbreitet und feſter begründet; wo früher nur dickes und grobes Papier (zum Theile ſelbſt nur Packpapier) geliefert wurde, erzeugt man jetzt das dünnſte Druck- und Schreibpapier. Frankreich allein hatte im Jahr 1838 bereits 120 Papiermaſchinen im Gange. Sehr wahrſcheinlich wird innerhalb weniger Jahre der größere Theil aller Papierfabriken auf dieſe Art des Betriebes eingerichtet ſeyn.

Das Weſentlichſte der neueſten Papiermaſchinen beſteht aus einem an den Enden vereinigten, in horizontaler Richtung über Walzen gelegten, und mittelſt derſelben langſam ſich bewegenden Drahtſiebe (der Form); aus einer Vorrichtung, durch welche der Papierbrei in einem ununterbrochenen dünnen Strome auf jene

Situirte entnehmen, daß es hier keine kleine Charakterstärke braucht, standhaft der liberalen Sache treu zu bleiben, selbst wenn man nicht materiell abhängig ist.

Welcher Mittel sich die Pfaffen bedienten, um das einfältige Landvolk zu täuschen, darüber brachte das Laibacher Tagblatt aus Stein unterm 18. Dezember nachstehende Mittheilung: „Die Wahlen in Neumarktl sind diesmal ziemlich ruhig verlaufen. Unter den klerikalen Wühlereien, die denselben vorangingen, will ich nur einer Predigt erwähnen, die kürzlich von dem hiesigen Caplan Blasius Muhic in der Pfarrkirche gehalten wurde. Unter Anderem bemerkte der fromme Mann: ‚der Papst ist so zerlumpt und zerrissen, daß man es nicht beschreiben kann. Das christliche Volk in Rom hörte dies und erbarmte sich des armen zerlumpten Oberhirten, legte eiligst Geld zusammen damit der Vater der Christenheit wenigstens warme Kleider bekäme. Und richtig ließ der heilige Vater nach Empfang des Geldes einen Schneider holen und sich einen neuen Rock anmessen. Als das Kleid fertig war, bezahlte der Papst die Rechnung, jedoch den Rest des Geldes übergab er dem Schneider, um es unter die Armen zu vertheilen. Das abgelegte zerlumpte Kleid aber wurde öffentlich ausgestellt, zum Beweise, wie tief die Gottesräuber den heiligen unfehlbaren Vater heruntergebracht. Das Volk fiel über die geheiligten Lumpen her, und Jeder war bestrebt, wenigstens eines Fetzens zum Andenken habhaft zu werden'. Bei dem Vortrage dieser Schauergeschichte redete sich der fromme Caplan so in salbungsvolle Rührung hinein, daß ihm ein Thränenstrom entstürzte."

In den „Freien Stimmen" las man vom Pfarrer von Eisenkappel in Kärnthen, derselbe habe von der Kanzel herab den Bauern vorgelogen, der Papst sey so arm, daß er seinen letzten silberuen Löffel habe verkaufen müssen. Als nun bald darauf ein Bäuerlein zu ihm kam und ihn bei einer reichlichen Tafel sitzen fand, sagte es zutraulich zu ihm, er möge doch seine Pfarre dem armen Papste abtreten, dann bekäme er doch wieder silberne Löffel. In Oberösterreich ist ein katholischer Volksverein gegründet worden, der 20,000 Mitglieder zählt, unter denen zehnmal im Jahr Flugschriften

verbreitet werden, worin zum Widerstand gegen die Regierung gereizt und gegen Schule und Liberalismus geeifert wird. Die „Freimaurer“ sind hauptsächlich der Wauwau, mit dem die Einfältigen erschreckt und ins Bockshorn gejagt werden. Auch die Augsburger Postzeitung verbreitete einmal die ungeheuerliche Lüge, in mehreren deutschen Städten hätten die Freimaurer am Charfreitage wüste Orgien gefeiert, dabei das Abendmahl nachgeäfft, wobei ein freches Weibsbild als der Jünger Johannes figuriert habe, das Crucifix verhöhnt und mit Knochen beworfen ꝛc.

Aus Graz wurde geschrieben, der Unfug der Pfaffen mit dem Verkauf von Amuletten, Reliquien und andern angeblichen wunderthätigen Dingen an das einfältige Landvolk, habe im Gebirge ungeheuer zugenommen. Der Berichterstatter sah selbst, wie eine Bauersfrau ein kleines, altes Stückchen Leder, angeblich aus der Brust der Jungfrau Maria, um theures Geld erkauft und inbrünstig küßte, weil es in Kindesnöthen helfe. Häufig findet man bei den Bauern den sog. heiligen Brief, von dem die Pfaffen lügen, Christus selbst habe ihn geschrieben und wer ihn kaufe, müsse selig, wer ihn nicht kaufe, ewig verdammt werden. Der Brief ist aber nichts als ein gedruckter Papierfetzen und man erzählt von ihm die dummste Legende von der Welt, die aber die Pfaffen dem Volk glaubhaft zu machen wissen, damit es den Brief kaufe. Der Brief war, wie sie sagen, in einen ganz kleinen Stein eingeschlossen, der vom Himmel fiel. Bauern wollten das Steinchen aufheben, aber es war centnerschwer, erst geweihte Priester vermochten ihn aufzuheben und zu öffnen.

Vom Aberglauben in der Bukowina schrieb die „Presse“: „Die allgemeine Besorgniß, es werde am 12. August die Welt untergehen, herrschte auch in unserem Ländchen, um so mehr, als auch die Bukowina mit eigenen Jesuiten gesegnet ist, und deren Bewohner in der Cultur nicht höher als die ‚frommen Tiroler‘ stehen, denen die Weltuntergangs-Geschichte ihren eigentlichen Ursprung zu verdanken hatte. Daß dabei die Geistlichen mit Aufträge zu Messelesen, Bitten zum Veranstalten von Prozessionen u. dgl., um die Gnade Gottes zu erflehen und das verhängnißvolle Schicksal abzu-

wenden, förmlich überhäuft wurden, braucht nicht erst erwähnt zu werden; sind sie es doch gewesen, welche bei den Predigten öffentlich verkündigten, Gott werde die ‚verdorbene und sündhafte Menschheit' dadurch bestrafen, daß er bald die Welt untergehen lassen werde. Derlei ‚himmlischen Verkündigungen' schenkte unser abergläubisches Bauernvolk volles Gehör, und blitzschnell verbreitete sich die Kunde von dem Weltuntergang in allen Orten und Gauen, und drang selbst dorthin, wo derlei gar nicht gepredigt wurde. Es ist wirklich unglaublich, welch ein panischer Schrecken sich unseres Volkes bemächtigte, und wie es diesem ‚letzten Tag' seines Daseyns mit banger Wehmuth entgegen lebte. Man sah bald hier bald dort Processionen, begleitet von allen den ‚rechtgläubigen Christen', welche sich, mit ihren ‚rechtgläubigen Jesuiten' voran, also zum himmlischen Gange vorbereiteten. Es kam der 12. August. Alles kleidete sich in reine Fest-, resp. Todtengewänder, Wachslichter wurden in jedem Hause angezündet, und die Leute begannen schon in der frühesten Stunde die Erde zu küssen und zu beten, sie möge sich doch erbarmen und nicht unter ihnen zusammenstürzen. Es war einem wirklich bange zu Muthe beim Anblick dieser Leute, welche mit ihren traurigen, todtenblassen Gesichtern zitternd und bebend mit jeder Stunde ihr Ende erwarteten."

Im August 1872 wurde zu S. Antonio bei Capo d'Istria einem betrügerischen Schwindel ein Ende gemacht. Eine Bäuerin prellte dort unter der Vorgabe, daß sie mit der Muttergottes in vertrautem Verkehre stehe und wisse, ob sich ein Abgeschiedener im Himmel oder in der Hölle befinde, die armen Bauern. „Die saubere Person ist vor einigen Tagen durch die Behörde in Capo d'Istria sammt ihrer Helfershelferin mittelst Gendarmerie arretirt und in das Gefängniß abgeliefert worden. Eine große Summe Geldes und eine werthvolle Sammlung von für die Madonna als Geschenke bestimmten Juwelen wurden in der Wohnung dieses Weibes vorgefunden; auch ging aus ihren Papieren hervor, daß sie mit einer andern ‚Heiligen', die zu Merna bei Görz domicilirt, in sehr lebhaftem Verkehr stand."

Im Innsbrucker Tagblatt las man: „Am 8. September pre-

digte ein Weltpriester: ‚Die Engel haben nur eine, eine augenblickliche und nur eine Gedankensünde begangen: aber Gott hat sie in seiner Gerechtigkeit unbarmherzig mit dem ewigen Feuer bestraft. Damals lebte Maria nicht; hätte sie gelebt, es wäre vielleicht nicht geschehen. — Die Welt vor der Sündfluth war in Unsittlichkeit und Unkeuschheit versunken, und Gott hat sie in seiner Gerechtigkeit erbarmungslos im Wasser ertränkt. Damals lebte Maria nicht; hätte sie gelebt, es wäre vielleicht nicht geschehen. Heute ist die Welt unsittlicher als sie vor der Sündfluth gewesen, und sie wird mit keiner Sündfluth gezüchtigt, denn heute lebt Maria.‘ So predigt ein Geistlicher Brixens auf der Domkanzel des hochgelehrten und hochkatholischen Bischofes Vincenz. Zu allem Unstern waren damals zwei Münchener Gelehrte in der heil. Stadt Brixen!“

Am 2. Dezember wurde aus Innsbruck geschrieben: „Zu einer Wittwe in einem Dorfe bei Sterzing kam vor Kurzem eine Zigeunerin und bedeutete der Bäuerin, daß deren vor einigen Monaten verstorbener Mann im Fegfeuer unsäglich zu leiden habe. Da das die Wittwe sehr angriff, wußte die Zigeunerin alsogleich ein sehr probates Mittel gegen die fegfeuerlichen Flammen. Sie ließ die Bäuerin Weihwasser, ein Ei und all ihr Geld herbeibringen, nahm von dem Geld einen Guldenzettel, um denselben zuerst auf neun Friedhöfe zu tragen und schließlich in Egypten ein feierliches Seelenamt lesen zu lassen; sie ließ das Ei verschwinden und wußte dafür mit großer Handfertigkeit einen Todtenkopf auf den Tisch zu „zaubern“, was natürlich die Bäuerin in ihrem frommen Glauben an die übernatürliche Macht der Zigeunerin mächtig bestärkte; endlich nähte die Zigeunerin das ihr ausgelieferte Geld im Betrage von 44 fl. in Leinwandlappen ein, befahl der Bäuerin strenges Stillschweigen und erlaubte ihr, zur Oeffnung des Päckchens mit dem Geld erst nach Verlauf von neun Freitagen zu schreiten. Nachdem die Zigeunerin noch unterschiedlichen frommen Hokuspokus gemacht, empfahl sie sich. Als die Bäuerin nach drei Tagen den Vorfall erzählte, und man sie auf den unzweifelhaften Betrug aufmerksam machte, wurde das Päckchen geöffnet und da waren die 44 fl., wie

ſich wohl ganz von ſelbſt verſteht, verſchwunden. So betrügt man jene Leute, welche die Aufklärung fürchten und fliehen."

In frechſter Weiſe beutete der Klerus den Aberglauben aus. Aus Paſſau ſchrieb man am 15. Auguſt der „Linzer Tagespoſt": Von den verſchiedenen Seiten laufen aus Niederbayern Nachrichten ein, daß die „Kometenfurcht" gar Seltſames zu Tage förderte. Bauern gaben 100, ja ſelbſt 1500 fl. her, um ein 40ſtündiges Gebet zur Abwehr des Kometen halten zu laſſen, und das Geld wurde angenommen. — Im „Innsbrucker Tagblatt" las man vom 23. Auguſt: „Wenn ein ehrſamer Karrenzieher die Dörfer abbettelt, ſo kann es ihm paſſiren, daß er auf den Schub in ſeine Heimat befördert wird. Gegen Tagediebe anderer Art ſcheint man nichts zu thun. Das zeigt uns ein Zettel, welcher uns aus dem Stubai zugeſandt wird. Derſelbe iſt mit ‚Bewilligung des Hochwürdigen Herrn Kaſpar Joſef, Biſchof von Tournay' vom P. Hyacinthus, Prior des Liebfrauen-Trappiſten-Kloſters zum h. Joſef von Forges, bei Chinay, Provinz Hennegau in Belgien ausgeſtellt und koſtet 1 fl. 9 kr. rhn. Wer den Zettel gegen genannten Betrag erwirbt, wird als Stifter in das Kloſterregiſter eingeſchrieben und wird ‚der Vortheile der Stiftung theilhaft.' Charakteriſtiſch für die Ausſaugekunſt des Herrn Trappiſten-Priors iſt eine auf dem Zettel befindliche Bemerkung: ‚Man kann die Verſtorbenen an den Vortheilen des Stifters theilnehmen laſſen, wenn man für ſie den beſtimmten Beitrag leiſtet.' — Belgiſcher Vogelleim für tiroliſche Gimpel!"

Während das bigotte Landvolk durch die Geiſtlichkeit auf alle Art um ſein Geld beſchwindelt wurde, dachte der höhere Klerus nicht entfernt daran, von ſeinem Reichthum der Armuth des niederen Klerus abzuhelfen. Man las darüber im Innsbrucker Tagblatt vom 11. Oct. 1872: „Unſere hochwürdigen Biſchöfe haben bekanntlich ſehr ſtolz gethan, als die Regierung mit dem Plane herausrückte, die Verbeſſerung der materiellen Lage des niederen Klerus in die Hand zu nehmen. ‚Die Kirche bedarf keines Almoſens — ſo hieß es allgemein — ſie wird ſchon ſelber für ſich handeln.' Wie dieſes ‚Handeln' aber in Wirklichkeit ausſieht, dafür liefert

das Ergebniß einer in sämmtlichen Vicariaten der Königgrätzer Diöcese kürzlich stattgefundenen Priesterconferenz einen schlagenden Beleg. Diese Conferenz fand über Intervention des Erzbischofs von Prag statt und hatte die Einleitung einer allgemeinen Subscription behufs Gründung eines Unterstützungsfonds für hilfsbedürftige Geistliche zum Zweck. Das Resultat dieser Subscription war nach dem ‚Czech', einer in derlei Dingen durchaus competenten Quelle, Folgendes: Im ersten Vicariate kam nicht einmal das zusammen, ‚was dem alten Tobias in die Augen fiel', im zweiten Vicariate subscribirten drei der wohlhabendsten Pfarrer zusammen 20 fl., im dritten, dem reichsten Vicariate der ganzen Diöcese, kamen sämmtliche Conferenztheilnehmer wohl in glänzenden Equipagen angefahren, die Subscription fiel aber folgendermaßen aus: Ein Pfarrer, der notorisch 12,000 fl. disponibles Kapital besitzt, zeichnete — 5 fl., ein zweiter Pfarrer, der die schönsten und größten Gründe in der ganzen Gegend sein Eigen nennt, zeichnete — 20 fl., ein dritter Pfarrer, der über 2000 fl. nur an jährlichem Pachtzins einnimmt und von Zeit zu Zeit bedeutende Summen in der Vorschußkassa anlegt — 10 fl., endlich ein vierter Pfarrer, der herrschaftlich eingerichtet ist und die schönsten Equipagen besitzt — 6 fl. Die übrigen Conferenz-Theilnehmer zeichneten — nichts, die Herren Bischöfe — gar nichts. Davon werden wohl schon die am Hungertuche nagenden Kapläne und Cooperatoren fett werden!"

Die Tiroler „Stimmen" prophezeihten aus Anlaß des kleinen Erdbebens im Frühjahr 1872 den Untergang des neuen deutschen Reichs: „Bilder an der Wand bewegten sich, Tische und Stühle wackelten, Thüren sprangen auf, kurz diese Naturerscheinung brachte recht eindringlich in Erinnerung, daß eine höhere Kraft nur zu wollen braucht und der ganze irdische Krempel mit Einschluß des sog. deutschen Reichs fällt zusammen."

Im Sommer wurde aus Wien geschrieben: An den Wallfahrtsorten Oesterreichs wird gegenwärtig den andächtigen Pilgern über den nahen „Weltuntergang" gepredigt. Die geistlichen Hirten versichern den frommen Schafen, daß der in Aussicht stehende Zusammenstoß eines großen Kometen mit der Erde nur dann durch

die göttliche Gnade abgewendet werden könne, wenn das katholiſche Volk ſeine Stimme für den bedrängten Papſt und für die grauſam verfolgten Jeſuiten erhebe.

Das Wiener Judenthum machte ſchlechte Witze über den Weltuntergang, während das abergläubiſche Landvolk in Angſt und Schrecken verſetzt war. Die Kölner Zeitung bemerkte ſehr richtig: Ehe die Volksſchule in Oeſterreich nicht nach den Forderungen der Neuzeit und den Bedürfniſſen eines civiliſirten Volksthums eingerichtet und von deutſch geſinnten Lehrern geführt wird, wird und kann ſich in Oeſterreich kein gutes und gedeihliches Verfaſſungsleben entfalten. Die bloße Aufklärungshaft und die nackte Frivolität, wie ſie in öſterreichiſchen Blättern zu Tage treten, werden es allein nicht thun. Aber während die Preſſe zankt und höhnt, ſpielt die Regierung Fangball in den wichtigſten Fragen der Civiliſation, die Jeſuiten aber richten ſich derweile gemüthlich in Vorarlberg und Tirol ein, wo ſie zahlreiche, wohlſituirte Niederlaſſungen und Schulen beſitzen, in denen die eingewanderten Brüder offene Arme finden. In Feldkirch in Vorarlberg haben, laut der Wiener „Preſſe", allein vierzig Patres Aufnahme im dortigen Jeſuitenhauſe und Penſionate gefunden. — „Hohn" berichtete aus Pitis, daß der dortige Gemeindevorſtand austrommeln ließ, daß die Welt am 12. Auguſt untergehe und daher am Morgen die Leute aufs Feld ziehen ſollten, damit ſie nicht in den Häuſern erſchlagen würden. In Mſcheno erhängte ſich, laut dem „Czech", ein Mann aus Furcht vor dem Kometen. Dies nur einige Zeichen der Zeit, wie es in Oeſterreich ſteht. Man ſage nicht, dies ſeyen lächerliche Auswüchſe; es ſind die Pilze, welche nur in einer verdorbenen Atmoſphäre in Schulen und Kirchen ſo üppig wachſen und die Freunde der Geſittung entſetzen müſſen. Wenn dergleichen in China vorkommt, ſo nennt man das eine Folge einer überlebten, einer erſtarrten Cultur: was iſt es aber, wenn es im Herzen Europa's und in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ſpielt?

In Folge der allgemein verbreiteten Angſt, die Welt werde am 12. Auguſt untergehen, trug ſich Folgendes in der Hauptſtadt Tirols zu. In Abweſenheit des achtbaren und verſtändigen Stadtpfarrers

von Leis, welcher den Unſinn nicht würde gutgeheißen haben, wurde in der Stadt Innsbruck eine große Prozeſſion abgehalten, um durch Gebet den Weltuntergang abzuwenden. Das Innsbrucker Tagblatt berichtete: „Das Malfattiſche Knabeninſtitut unter der Leitung zweier blaſſer frères ignorants war vollzählig vertreten, ebenſo die Inwohnerinnen des Waiſenhauſes, welchen ein Spaziergang durch die Stadt zur Verdauung ihres halbgekochten ſchwarzen Blenten gar nicht ſchaden konnte. Den Malfatti-Zöglingen folgten einige Hundert Zirler und Höttinger Maurer und Zimmerleute mit ihren hoffnungsvollen Mörteljungen, dieſen die Innungen, welche derlei Umgänge gegen Bezahlung mitzumachen pflegen, dann die Bruderſchaften und die Geiſtlichkeit, worunter jedoch die Jeſuiten fehlten, endlich die Frauensperſonen in erklecklicher Anzahl. Von einem verläßlichen Gewährsmann wiſſen wir, daß ſich die Zahl der männlichen Theilnehmer auf 1600, jene der weiblichen auf 2600, die geſammte andächtige Menge alſo auf 4200 Perſonen belief, glücklicher Weiſe nicht über den vierten Theil der Bewohnerſchaft Innsbrucks, trotz Maurer und Mörtelbuben. Wenn wir nun die Theilnehmer qualifiziren und dabei das ‚zarte Geſchlecht' artigkeitshalber aus dem Spiele laſſen, ſo dürfen wir mit aller Beruhigung ſagen: Es war nicht ein einziger Mann in dem langen Zuge, deſſen Betheiligung an demſelben wir bedauert oder nicht vorausgeſetzt hätten. Die, welche ſonſt mit den Liberalen zu halten pflegen, waren zählbar, ohne daß man dazu aller Finger der einen Hand bedurfte; aber ſelbſt die klerikale Partei war nur durch die Düs minorum gentium vertreten: der Landeshauptmann Dr. Rapp, Baron Giovanelli ꝛc. fehlten in den Reihen dieſer intelligenten Experimenteure gegen Erdbeben und Weltuntergang, ja, wie geſagt, ſogar die Jeſuiten glänzten durch vollſtändigſte Abweſenheit. Daraus mag man erkennen, welchen Leuten jene zwanzig Mitglieder des aus 36 Köpfen beſtehenden ‚liberalen' Bürgerausſchuſſes, welche geſtern um 10 Uhr dem ‚Dank- und Bittamt' beiwohnten, zu Gefallen handelten. Von welchem Geiſte chriſtlicher Erbauung manche der frommen Beter getragen waren, mag der geneigte Leſer einer Zuſchrift entnehmen, welche wir von einem Augenzeugen einer garſtigen Skandal-Szene

erhalten. Dieſelbe ſtimmt mit uns gewordenen mündlichen Mittheilungen der Hauptſache nach vollkommen überein und lautet: ‚Bei der geſtrigen Prozeſſion zur Abwendung des Weltuntergangs fügte es ſich, daß ein junger Herr, wie es ſcheint, ein reiſender Engländer, die von frommen Gläubigen vollgepfropfte Pfarrgaſſe paſſiren wollte. Mehrere Betſchweſtern männlichen und weiblichen Geſchlechts forderten ihn auf, den Hut abzunehmen. Der Fremde that es nicht, ſey es, daß er die Sprache nicht verſtand, ſey es, daß er einer andern Confeſſion angehört oder aus andern Gründen. Plötzlich überrumpelt ihn ein Hauſe wüthender Furien in Röcken und Hoſen, ſtürzt ſich auf den Fremden, drängt ihn in den Hausflur der Wagner'ſchen Buchdruckerei, ſchlägt ihn dort mit Stöcken und Regenſchirmen, ſtößt ihn mit den Stiefeln und würgt ihn am Halſe, ſo daß er, wäre ihm nicht das Perſonal genannter Buchdruckerei zu Hülfe gekommen, dieſen frommen Thieren in Menſchengeſtalt ſicher zum Opfer gefallen wäre. Nach Beendigung dieſer ſchönen Szene trabten die frommen Tigerkatzen weiter, in Demuth und zerknirſchten Herzens ‚Heilige Maria, bitt' für uns!' flehend.' — Dieß die Darſtellung eines Augenzeugen. Wir fügen ihr nichts bei. Die Thatſache ſpricht laut genug. Sie bildet einen Schmutzfleck in der Chronik Innsbrucks, an dem glücklicher Weiſe die beſſere und weit überwiegend größere Hälfte der Bewohnerſchaft keinen Antheil hat." — Doch gereicht es dem abergläubiſchen Volke zur Entſchuldigung, daß zwei Tage vorher, am 7. Auguſt, die Stadt Innsbruck durch einige heftige Erdbebenſtöße erſchüttert worden war.

Im Juli 1872 ſchrieb die „Bohemia": „Die Furcht vor dem Kometen, welcher ſich im nächſten Monate der Erde nähern ſoll, greift unter der abergläubiſchen Bevölkerung Prags derart um ſich, daß viele Familien bereits Anſtalten treffen, um auf einen Zuſammenſtoß dieſes Geſtirnes mit der Erde gefaßt zu ſeyn. Einige glauben an eine allgemeine Ueberſchwemmung, Andere an eine Verſtung der Erde und die Vernichtung der Erde durch Feuer. Wir könnten hier Beiſpiele anführen, wie weit dieſe Furcht im Familien- und ſelbſt im öffentlichen Leben ſchon hemmend gewirkt hat. Bei der letzten Prozeſſion nach St. Margareth glaubte ein großer Theil der

Theilnehmer, daß es sich um einen Bittgang wegen Abwendung der Kometengefahr handle." — Aus Cilli, 18. Juli, wird der Grazer „Tagespost" geschrieben: „Die Lazaristen auf dem Josephiberge haben ein neues Zugmittel für ihre gläubigen Schäflein gefunden. Ein Marienbild vergießt nunmehr Thränen über den Untergang der Welt am 12. August 1872, angeblich, wie es den Gläubigen gepredigt wurde, deßhalb, weil Christus sich bis jetzt noch nicht gegen den drohenden Kometen ins Mittel gelegt hat. Die Gläubigen ziehen schaarenweise zum Madonnenbilde, dessen Thränenquellen unversiegbar zu seyn scheinen. Daß Opfer zur Erweichung unseres Herrn reichlich gespendet werden, ist selbstverständlich. Geht nun die Welt am 12. August nicht zu Grunde, so haben dies die reichlichen Opfer bewirkt. Dieses Mittel ist sehr geeignet, die Opferspenden wieder gehörig in Schwung zu bringen."

Der „Deutschen Zeitung" schrieb man: „Als ob unsere Landsleute keine bessere Beschäftigung wüßten, sieht man sie unter Führung ihrer Pfarrer und Capläne allwöchentlich nach einem neuen ‚Gnadenorte' pilgern, wo ihnen dann in herzergreifender Weise das Leid des ‚Gefangenen im Vaticon' geschildert und der Petrospfennig abgenommen wird. Nebenbei werden ein Bißchen die Civilehe und das Schulgesetz verunglimpft und die liberalen Vereine und die ‚Judenpresse' verflucht. Solche ‚Wallfahrten' sind nichts anderes als öffentliche Volksversammlungen mit politischem Hintergrunde. Ihre Arrangeure brauchen sie aber der Behörde nicht anzumelden, sie brauchen das Programm nicht vorzulegen, und kein landesfürstlicher Commissar ist anwesend, der seine Einsprache gegen die Verhöhnung der Gesetze des Staates an geweihtem Orte erheben könnte. Es wäre hohe Zeit, daß die Regierung diesem volksverführerischen Treiben ein Ende machte."

In den südslavischen Provinzen Oesterreichs rührten sich jetzt in auffallender Weise die Bischöfe, indem sie massenhafte Bittgänge für den h. Vater veranlaßten und selber leiteten. Die Neue Fr. Presse schrieb: „Ganze Armeen von Wallfahrern, männlichen und weiblichen Geschlechts, dem besitzenden Bauernstande und dem Bauernproletariat angehörig, brechen von ihren Wohnsitzen auf und wan-

Form ausgegoſſen wird; aus Walzen, welche das naſſe und weiche Papier von der Form abnehmen und es auspreſſen; aus hohlen metallenen, durch Dampf geheizten Zylindern, durch welche das Papier ſchnell und vollſtändig getrocknet wird; endlich aus einem Haſpel, auf welchen ſich der fertige lange Bogen aufwickelt. Der Leim wird dem Papierzeuge ſchon vor der Verarbeitung zugeſetzt, daher das Leimen als beſondere Arbeit wegfällt. So lange keine zufällige Störung in der Wirkung der Maſchine eintritt, geht das Papier ohne Unterbrechung in Geſtalt eines Blattes von 3 bis 4 Fuß Breite hervor. Nach einer gewiſſen Zahl von Umgängen des Haſpels ſchneidet man das aufgerollte Papier an einer Stelle ſeines Umkreiſes durch, breitet es aus, und zertheilt es mit einem Meſſer aus freier Hand in Bogen von der gebräuchlichen Größe; falls nicht etwa das Maſchinenpapier in Rollen von beträchtlicher Länge (z. B. zum Gebrauche der Tapetenfabriken) abgeſetzt werden ſoll.

Maſchinen zu Metallfabrikationen. — Unter den wenigen Arten hierher gehöriger Maſchinen, welche wir beiſpielsweiſe ausheben, ſey zuerſt der Walzwerke und ihrer in neuerer Zeit ungemein ausgedehnten Anwendung gedacht. Der Gebrauch der Walzen gewährt die allgemeinen Vortheile, welche in ſo vielen Fällen die ſtete Umdrehung im Vergleich mit wiederkehrender Bewegung mit ſich führt. Hierzu gehört erſtens die Zeiterſparniß durch den Gewinn desjenigen Theils der Zeit, welcher bei wiederkehrender Bewegung durch die wirkungsloſe Rückkehr der Werkzeuge oder Maſchinentheile verloren geht. Man betrachte in dieſer Beziehung z. B. eine Feile von der gewöhnlichen Art. Indem dieſelbe von dem Arbeiter vorwärts geſchoben wird, greift ſie an, und nimmt Späne des behandelten Metalls weg; im Zurückziehen dagegen wirkt ſie nicht, und dieſer Theil der Bewegung (welcher nur nöthig iſt, um die Feile wieder in die anfängliche Lage zu bringen, damit ein neuer Stoß mit derſelben geſchehen kann) verurſacht mithin großen Zeitverluſt. Wird der Umkreis einer ſtählernen oder verſtählten Scheibe nach Art einer Feile rauh gehauen, dieſe Scheibe auf eine Achſe geſteckt und ſammt derſelben umgedreht; ſo iſt die Wirkung ununterbrochen, weil die rückgehende Bewegung ganz wegfällt. Der nämliche Fall tritt bei den Kreisſägen ein, im Vergleiche mit geraden Sägen. Ein anderes Beiſpiel bieten die Scheeren dar. Eine gewöhnliche, aus zwei geraden

dern unter Anführung ihrer Geiſtlichen nach irgend einem Gnadenorte der Himmelskönigin Maria. Die Bergwände widerhallen von den wilden Geſängen der Tauſende, ihre Gebete und Rezitationen füllen die Lüfte, und dazwiſchen dringt das Jauchzen und Toben der Betrunkenen, als unheilige Beigabe des frommen Unternehmens. Was für ein Unheil iſt über unſere Alpenländer, die Thäler der Steiermark, Kärnthens und des Vorarlberger Ländchens hereingebrochen, daß es ganze Bevölkerungen in Aufregung bringt? Nicht Dürre und nicht Regenfluthen, nicht Peſt und Seuchen erfüllen die Gemüther mit Angſt und Schrecken, im Gegentheil, dem Landmann lächelt eine geſegnete Ernte, und Dank gegen die Gottheit im Herzen mag er die Früchte ſeiner Arbeit heimbringen. Es iſt die ‚Bedrängniß des h. Vaters‘, ſo hören wir, welche ſo mächtig die Gemüther aufwühlt, daß der Bauer ſeinen Hof, Knechte und Mägde die Arbeit des Feldes verlaſſen, um durch Maſſenfürbitten den Nachfolger Petri von ſeinen Bedrängern zu befreien. Zu Zehntauſenden durchziehen ſie das Land, und an ihrer Seite ſchreitet, einem Feldherrn gleich, der Biſchof einher und blickt ſeelenvergnügt auf die hinter ihm johlenden Schaaren und freut ſich, ſie dereinſt zur — That führen zu können. Den fanatiſchen Häuptling der römiſchen Kriegsmacht ficht nicht Unzucht und Völlerei an, welche die unzertrennliche Begleitung der frommen Wallfahrten bilden; ihn kümmert nicht, wie üppig die Saat der Zuchtloſigkeit und der Arbeitsſcheu, der Trägheit und des Verbrechens aufgeht, wenn tagelang die Maſſen von Männern und Weibern, alt und jung, auf den Heerſtraßen lagern, in Feld und Wald herumirren und die Wirthshäuſer füllen; ihn macht nicht irre die entſetzliche Verwilderung und Entſittlichung des Volks, deren Brutſtätte die Maſſenanſammlungen der roheſten Individuen ſind, denn er braucht die ſittliche Verwilderung, die Aufregung und die Zuchtloſigkeit zur größeren Ehre Gottes. Die Bedeutung ſolcher Vorgänge iſt nicht zu verkennen. Dieſe mit auffallender Gleichzeitigkeit in den verſchiedenen Provinzen in Szene geſetzten Maſſenwallfahrten ‚zur Fürbitte gegen die Bedrängniß des h. Vaters,‘ die Thatſache, daß die Biſchöfe ſelbſt ſich an die Spitze der Prozeſſionen ſtellen, nachdem ſie wochenlang zu-

vor durch Pfarrer und Kapläne das Landvolk zu massenhafter Betheiligung haben bearbeiten lassen, läßt ein planmäßiges Vorgehen erkennen, welches dahin zielt, Aufregung in die bäuerliche Bevölkerung zu bringen und sie für die offene Auflehnung zu drillen. Und wenn noch neue Kräfte vonnöthen wären, um die bereits vorhandene Exaltation der Bauernmassen zur Spannung bis zum Reißen zu steigern, so sind sie in den dichten Schaaren der Jesuiten gegeben, die täglich die Grenze unseres Reiches im Norden und im Westen überschreiten, um ihr dunkles Handwerk bei uns zu üben. Ungestört auf ihren Schleichwegen werden sie bald offen durch die Gaue und Thäler Oesterreichs ziehen und mit ihren berüchtigten Missionen die Fackel der Zwietracht und der Empörung in jeden Winkel tragen, der von den heimischen Streitkräften noch verschont geblieben ist.

Aus Vorarlberg wurde berichtet, daß am 15. August (Mariä Himmelfahrt und zugleich Napoleons Geburtstag) „dort nicht weniger als 27 Prozessionen zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes demonstrativ nach Rankweil pilgerten. Die zahlreichen Wirthe genannter Ortschaft sollen sehr gute Geschäfte gemacht haben, jedenfalls bessere als der Papst. — Zu den in Feldkirch bereits ansäßigen Jesuiten wandern nun auch noch solche aus dem Elsaß ein; jüngst kamen deren 12 auf einmal in Feldkirch an."

Da der Papst unlängst gesagt hatte, „daß dem armen Oesterreich nur durch eifriges Gebet zu helfen sey, so schlägt der päpstliche Gregoriusritter Chowanetz in der Wochenschrift ‚Gegenwart' vor, einen ‚allgemeinen Gebetssturm' zu organisiren, um den Staat und die Kirche zu retten. Sämmtliche Betbrüder und Betschwestern der habsburg-lothringischen Monarchie sollen unter der Führung der geistlichen Orden und des Weltklerus in Legionen eingetheilt werden. Die Klöster, deren Zahl sich allein in Cisleithanien während der letzten zehn Jahre von 651 auf 770 vermehrt hat, bilden die Arsenale für die betende Armee."

Eine zweite Abtheilung wird baldmöglichſt nachfolgen. Gebe Gott, daß die deutſche Nation den Plan, ſie zur Vasallin Roms zu machen, mit feſtem Blick und feſter Hand zerreißt!

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung

von der älteſten bis auf die neueſte Zeit

von

Wolfgang Menzel.

Ltt gem a 353 : 4418

Neue Ausgabe.

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1892.

Erſter Band.

Leipzig 1875.

Verlag von Louis Zander,

(früher Verlag von A. Krabbe in Stuttgart.)

dc 75875

Vorrede.

Unsre Dichtungen sind ein Schatz des Volkes, der mit den Jahrhunderten anwächst und den zu erhalten, zu ordnen, den immer neu heranwachsenden Geschlechtern möglichst zugänglich zu machen, die Pflicht der Literarhistoriker ist. Was für vortreffliche Werke über deutsche Dichtung wir nun auch schon besitzen, so wird doch darin noch manches Wichtige, sowohl in Bezug auf den Stoff, als auf die Behandlung vermißt.

In Bezug auf den Stoff. Sämmtliche Lehrbücher, die von der deutschen Dichtung handeln, haben bisher nur die schriftlichen Denkmale der Kunstdichtung in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen. Nun liegt aber ein unendlich reicher Schatz der echtesten Poesie in den mündlich überlieferten Volksliedern, Volksmärchen und Volkssagen, die man in neuerer Zeit zu sammeln und aufzuzeichnen so fleißig gewesen ist. Sie bilden einen wesentlichen Bestandtheil der deutschen Dichtung, weil in ihnen die ältesten poetischen Erinnerungen des Volkes bewahrt sind, weil sie auch der spätern Kunstdichtung eine Fülle von Stoff und Motiven geliehen und in den Zeiten, in welchen die Kunstdichtung entartete und fremder Mode anhing, diesen Corruptionen zum Gegengewicht gedient und die Rückkehr der Kunst-

dichtung zum Nationalen erleichtert haben. Diese mündlich überlieferte Volksdichtung muß also mit den schriftlichen Denkmälern der Kunstdichtung verbunden werden zum Ganzen der deutschen Poesie, was bisher nicht geschehen ist. — Ferner beschränken sich unsre Lehrbücher alle nur auf Werke in deutscher Sprache. Aber zwischen Hans Sachs und Opitz begegnen uns verhältnißmäßig wenige namhafte Kunstdichter, welche deutsch geschrieben haben, während dieses Jahrhundert von gekrönten Poeten und Jesuiten wimmelt, welche lateinisch dichteten. Diese waren Deutsche, selbst der Inhalt ihrer Gedichte betrifft keineswegs immer blos die classischen Erinnerungen oder den Dogmenstreit, sondern deutsche Natur, deutsche Geschichte, deutsches Leben. Wir finden darunter, wenn auch in classischer Sprache, echten deutschen Humor, sogar Volksschwänke. Diese Dichtungen nun wegen ihrer Sprache allein vom Gesammtschatz der deutschen Poesie ausschließen wollen, ist ein Vorurtheil, welches man endlich ablegen muß. Wir haben so viele Dichter gehabt, welche, wenn auch in deutscher Zunge, doch ohne deutsches Herz dichteten, daß wir diesen kein Vorrecht gewähren dürfen gegenüber von deutschen Dichtern, die sich der lateinischen Zunge bedienten. Dasselbe gilt von einigen wenigen, welche französisch dichteten, die in der Geschichte unsrer Poesie zu vergessen beinah unverzeihlich ist, wenn man erwägt, daß sich Leibnitz und Friedrich der Große unter ihnen befinden.

In Bezug auf die Behandlung. Die Lehrbücher, welche von deutscher Dichtung handeln, theilen sich in zwei Classen, wovon die eine nur Titel und Ausgaben der Werke, Namen und allgemeinste Lebensumrisse der Verfasser registrirt, die andre nur Raisonnements über die namhaftesten Dichter und Dichterschulen gibt. In den Werken der einen wie der andern Classe kommen Inhaltsauszüge der einzelnen Dichtungen, welche den Leser in den Stand setzen könnten, sich einen Begriff von dem zu machen, wovon es sich eigentlich

handelt, entweder gar nicht, oder nur ausnahmsweise vor. Bloße Titel und Namen aber nützen dem Leser nichts und ein bloßes kritisches Raisonnement kann ihm in manchen Fällen sogar schaden, sofern es ihm ein Vorurtheil beibringt, ihn von Dichtungen, die er nicht kennt, allzu günstig oder allzu ungünstig urtheilen lehrt. Die Lehrbücher sollten daher überall Inhaltsauszüge geben, wie es hier zum erstenmale von mir versucht wird. Wie wenig es auch möglich ist, den unmittelbaren Eindruck von Dichtungen, insbesondere ihrer formellen Behandlung, in kurzen Inhaltsanzeigen genügend wiederzugeben, so bleiben sie doch das Einzige und Unerläßliche, was dem Leser gewährt werden muß, um ihn in die Dichterwerke einzuweihen, in der Art, wie in artistischen Werken Grund- und Umrisse, wenn auch nur leicht skizzirt, dem Beschauer einen deutlichern Begriff von Kunstdenkmälern geben, als es alles Gerede darüber vermöchte.

Soweit sich neben einem treuen Referat und ganz objectiv gehaltener Darlegung des poetischen Inhalts noch eine Tendenz des Literarhistorikers geltend machen darf und soll, will ich die, welche sich im vorliegenden Werke geltend macht, kurz bezeichnen und rechtfertigen.

Es versteht sich von selbst, daß bei Dichtungen zuerst nach dem poetischen Werthe gefragt werden muß. Edle Gesinnungen können einer schlecht erfundenen und schlecht behandelten Dichtung keinen Werth verleihen. Als Dichtung muß sie sich aber vor allem durch die Erfindung auszeichnen, denn die bloße Form, schöne Verse, eine geistreiche Sprache ꝛc. machen Schwäche der Erfindung, einen verfehlten Inhalt niemals wieder gut. Da man in neuerer Zeit auf die Form zu viel Gewicht gelegt hat, scheint es mir nöthig, Werth oder Unwerth des Inhalts besonders zu betonen.

Sofern aber die Dichtungen aus der Nation heraus entstehen, um wieder auf die Nation mächtig zurückzuwirken, wird ihr Werth

offenbar erhöht, wenn sie nicht nur durch poetische Schönheit, sondern auch durch einen Geist ausgezeichnet sind, welcher der Nation Ehre macht, die Nation hebt und veredelt. Und umgekehrt verliert eine Dichtung an Werth, wenn sie, obgleich geistreich durchgeführt, Gesinnungen kund gibt, welche der Nation zur Unehre gereichen.

Ich betrachte die Poesie als ein unveräußerliches Eigenthum der Nation. Kein aristokratischer, gebildeter oder gelehrter Bruchtheil des Volkes hat auf sie ein ausschließliches Anrecht oder darf sich anmaßen, aus ihr machen zu wollen, was ihm beliebt. Sie muß, wenn sie sich eine Zeit lang von der genialen Willkühr Einzelner oder im Dienst des Auslandes hat mißbrauchen lassen, immer wieder zum natürlichen Boden zurückkehren und sich vor der Majestät der Nation beugen. Sofern sie als Kunstdichtung, als Privilegium gebildeter Klassen von ausländischem Gifte, wie mit geistiger Siphylis angesteckt worden ist, sofern sie die herrlichsten Eigenschaften der deutschen Nationalität verleugnet, ja verhöhnt hat, muß man sich hüten, ihr blos deswegen, weil sie Poesie ist, eine unbedingte Achtung zu zollen. Die Poesie verdient solche Achtung nur, wenn und so weit sie dem Nationalgeist treu geblieben ist und demselben Ehre gemacht hat. Sie ist aber eben so oft unter das Niveau der Nation hinabgesunken, als sie sich über dasselbe erhoben hat. Sehr begabte und berühmte Dichter handelten zuweilen als die schlimmsten Feinde der eignen Nation, indem sie ihre Gaben zur Verführung des Volkes mißbrauchten und das Edelste und Herrlichste in ihm zu verderben und zu schänden beflissen waren. Im Spiegel der Dichter erscheint das Volk selbst nur zu oft anders, schlechter und insbesondre schwächer und weichlicher, als es ist, denn man kann sich nicht verhehlen, daß die Dichter in der Regel keine Helden sind und daß ein Zug zum Eiteln und Weibischen bei sehr vielen unter ihnen vorherrscht. Ich habe es daher für Pflicht erachtet, überall das Verhältniß der Dichter

Blättern beſtehende Scheere läßt den Theil der Zeit ungenutzt verloren gehen, welcher während des Oeffnens verfließt. Man hat neuerlich zum Schneiden des Bleches nicht ſelten Scheeren angewendet, welche aus zwei kreisförmigen, am Rande ſchneidigen, ſich umdrehenden ſtählernen Scheiben beſtehen, und alſo ununterbrochen ſchneiden. — Zu den Vortheilen der drehenden Bewegung gehört zweitens die (in manchen Fällen nicht unwichtige) Oekonomie des Raumes, indem der ſich um ſeine Achſe drehende Maſchinentheil ſeinen Ort nicht verändert, alſo zur Bewegung nicht mehr Raum erfordert, als er im ruhenden Zuſtande einnimmt; wogegen bei wiederkehrenden Bewegungen ein mehr oder weniger großer Spielraum für das Hin- und Hergehen nöthig iſt. — Drittens empfiehlt ſich die drehende Bewegung bei Maſchinen auch noch beſonders dadurch, daß ſie mit einfacheren Mechanismen ausgeführt, und ihr — ohne Nachtheil für die Konſtruktion — leicht eine viel größere Geſchwindigkeit gegeben werden kann, als bei wiederkehrenden Bewegungen in der Regel möglich iſt.

Ein Walzwerk im Allgemeinen beſteht aus zwei parallel liegenden Zylindern (gewöhnlich von Gußeiſen, ſeltener von Stahl oder von geſchmiedetem Eiſen), welche nach entgegengeſetzten Richtungen umgedreht werden, und zwiſchen ſich einen Raum laſſen, beſtimmt zum Durchgange des der Bearbeitung unterworfenen Körpers. Größe und Geſtalt jenes Raumes beſtimmen Form und Größe, welche das gewalzte Metall annimmt. Daher müſſen die Walzen ſich nach Bedürfniß einander mehr oder weniger nähern laſſen; und nach Erforderniß iſt die Walzenoberfläche entweder glatt oder mit zweckmäßig geſtalteten Vertiefungen und Hervorragungen verſehen. Indem das Metall zwiſchen den Walzen durchgezwängt wird, erleidet es durch dieſe ſelbſt einen Druck, welcher ihm ſeine Geſtalt gibt, und — da er in jedem Augenblicke nur eine ſehr kleine Fläche trifft — leicht auf einen außerordentlichen Grad geſteigert werden kann.

Die älteſte Anwendung der Metall-Walzwerke iſt ohne Zweifel jene zum Ausſtrecken der Metalle in Platten, alſo zur Blechfabrikation; allein erſt in der neueſten Zeit iſt deren Verbreitung ſo allgemein geworden, daß gegenwärtig faſt gar kein Blech mehr auf andere Weiſe als mittelſt Walzen verfertigt wird. Die Fabrikation des geſchlagenen (d. h. des unter großen, vom Waſſer

zur Nation, zum Nationalcharakter, zur Nationalehre ins Auge zu faſſen und keinen, der ſich an der Nation verſündigt, etwa blos hübſcher Verſe wegen zu loben.

Ich halte ferner den chriſtlichen Glauben und das chriſtliche Sittengeſetz für die höchſte Autorität und das chriſtliche Moment für maaßgebend, wie das nationale. Der chriſtliche Glauben und die chriſtliche Moral ſind hoch erhaben über aller Schönheit und Weisheit des claſſiſchen Heidenthums und durch nichts, was auch der Menſchengeiſt noch ausdenken möge, je zu übertreffen oder entbehrlich zu machen. Deswegen verwerfe ich alle die in neuerer Zeit ſo zahlreich vorgekommenen Verſuche, die Poeſie dem chriſtlichen Glauben entgegenzuſetzen und zu einem neuen Heidenthum, welchem jedenfalls die Naivetät und ſittliche Kraft des alten fehlen würde, hinüberzuführen. Das Kokettiren der Dichter, wie der Literarhiſtoriker, mit einer Weisheit, die ſich anmaßt, über dem Chriſtenthum zu ſtehen, halte ich für eine Verſündigung am Nationalcharakter und an der weltgeſchichtlichen Erfahrung, für ein ohnmächtiges Auflehnen im innerſten Kern unheiliger Gefühle gegen das Heilige, unter gänzlicher Verkennung des Volkes, ſeiner Geſchichte, ſeines ewigen Bedürfniſſes.

Die deutſche Poeſie vermag, das iſt mein Grundſatz, ſich weder von der Nation, noch vom Chriſtenthum zu irgend einer ſelbſtändigen und dauerhaften Neugeſtaltung abzulöſen. Alle Verſuche dieſer doppelten Entfremdung haben nur zu vorübergehenden Modethorheiten geführt und können nur dazu führen. Jetzt aber ſcheint der Kreislauf dieſer überall aus Selbſtverleugnung und künſtlichem Selbſtvergeſſen hervorgegangenen Modethorheiten nahe am Ende zu ſeyn.

Nachdem die in der gelehrten Schule gebildeten Stände ſeit der Renaiſſance ihre Poeſie aus einer weder nationalen noch chriſtlichen Urquelle geſchöpft, nach einander mit den Geiſtern aller fremden

Nationen gebuhlt, den Werth der Poeſie ausſchließlich in die Virtuoſität der Form und Behandlung geſetzt und einen Cultus des Genius darauf gegründet, immer aber mit alleiniger Anpreiſung bald dieſer bald jener Schule und Manier gewechſelt haben, hat ſich endlich theils aus dem wiedererwachten Nationalgefühl heraus, theils von Seiten der wiedererſtarkten Kirche her ein billiger Zweifel erhoben, ob die modernen Claſſiker wirklich das Ziel erreicht haben, welches der großen, uralten und ureigenen deutſchen Nation und ihres unvertilgbar chriſtlichen Charakters würdig ſey. Die Täuſchungen des Humanismus und Kosmopolitismus, der Philoſophie und aller der Syſteme, mit denen man ſich über die urſprüngliche Nationalität, wie über die Kirche hinwegzuſetzen verſucht hat, ſind im Entſchwinden begriffen. Alle Denkmale des ältern nationalen und kirchlichen Geiſtes, die von der modernen Schule vergeſſen und verachtet waren, treten dagegen in ein neues Licht und gewinnen ihre hohe Bedeutung wieder. Von dem Augenblick an, in welchem die deutſche Nation ſich wieder als die eine und ganze fühlen gelernt hat, knüpft auch die Vergangenheit ein Band mit der Zukunft an, über die letzten Jahrhunderte unſrer Vaterlandsvergeſſenheit und nationalen Schmach hinüber, welche zugleich das goldne Zeitalter der modernen Claſſicität geweſen ſind.

Pfingſten, 1858.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	V
Erſtes Buch: Die alten Heldenlieder	1
1. Verlorenes und Gerettetes aus der älteſten Zeit	1
2. Die alten Lieder von Sifrit und von den Nibelungen	15
3. Das Heldenbuch	27
4. Die kerlingiſchen Heldenlieder	40
Zweites Buch: Die Volksmärchen	71
1. Rieſenmärchen	74
2. Nixenmärchen	85
3. Zwerg- und Elbenmärchen	96
4. Dämoniſche Liebe in Märchen	120
5. Wintermärchen	127
6. Chriſtnachtsmärchen	136
7. Märchen von der guten Frau	145
8. Märchen von den duldenden Jungfrauen	149
9. Frühlingsmärchen	160
10. Wunſchmärchen	168
11. Sommermärchen	179
12. Die Schlangenjungfrauen im deutſchen Volksmärchen	190
13. Herbſtmärchen	197
14. Thiermärchen	203
15. Andere Reſte alter Naturpoeſie	211
Drittes Buch: Die kirchliche Dichtung im Mittelalter	218
1. Die Dichtungen von Chriſto	221
2. Die Gedichte vom h. Graal	244
3. Allegoriſche und myſtiſche Dichtungen	252

Seite

4. Marienlieder 258
5. Allgemeine Legende der Heiligen 277
6. Deutsche Heiligenlegende 290
7. Kleine Legenden und Wundergeschichten 302

Viertes Buch: Die ritterliche Dichtung im Mittelalter . . . 313

1. Die Minnesänger 314
2. Die Artusromane 340
3. Einfluß der classischen Literatur 355
4. Reimchroniken 364
5. Gereimte Sittenlehre 370
6. Helden- und Liebesromane 379
7. Volksbücher 393
8. Erzählungen 407
9. Räthselmärchen 422
10. Die ältesten Schwänke von Bauern 427

Erſtes Buch.

Die alten Heldenlieder.

1.

Verlorenes und Gerettetes aus der älteſten Zeit.

Bei den uns ſtammverwandten Skandinaviern, die zum Theil erſt im zehnten Jahrhundert nach Chriſto bekehrt wurden, ſind eine Menge Götter- und Heldenlieder aus der heidniſchen Zeit erhalten geblieben. Viele derſelben, insbeſondere die von den Nibelungen und von Thidrek (Dietrich) handeln, haben nicht Skandinavien, ſondern Deutſchland zur Heimath, von wo ſie nur über die Oſtſee hinübergewandert ſind. In den deutſchen Volksmärchen nicht nur, ſondern auch in Legenden und ritterlichen Dichtungen finden ſich überdies noch zahlloſe poetiſche Motive und ſelbſt Namen, die aus heidniſcher Erinnerung ſtammen. Wenn uns nun auch unmittelbar keine Dichtung in ihrer urſprünglich heidniſchen Form übrig blieb, ſo dürfen wir doch annehmen, daß ein großer Reichthum derſelben vorhanden geweſen iſt.

Tacitus redet in ſeiner Germania Cap. 2 und 3 von Götter- und Heldenliedern der Germanen, und ſagt, es habe keine Geſchichtſchreiber unter ihnen gegeben, ſondern des Volkes Erinnerung habe einzig in Liedern fortgelebt. In den Annalen II. 88 ſpricht er von Liedern, in welchen ſie ihren Helden Arminius gefeiert hätten. Auch andre römiſche Autoren gedenken deutſcher Lieder, ſo Kaiſer Julianus (Miſopogon II. 56). Jornandes erwähnt im Eingang ſeiner gothiſchen Geſchichte Lieder zu Ehrne

der alten Gothenkönige. Mit Recht vermuthet man, daß viele märchenhafte Züge in der ältesten Geschichte der Longobarden von Paul Warnefried, in den ältesten Annalen der Franken, Thüringer ꝛc. aus Heldenliedern aufgenommen sind.

Am meisten fällt auf, daß unsre ältesten Dichtungen und Sagen gänzlich Umgang nehmen vom römischen Reiche. Aus der Zeit, in welcher deutsche Kraft das gewaltige Weltreich im Süden zertrümmerte, sind uns nur Sagen erhalten, die sich auf den Ursprung der deutschen Stämme und auf einige merkwürdige Thaten und Abentheuer derselben beziehen, ohne daß je auch nur die leiseste Spur einer ruhmredigen Ueberhebung der deutschen Nation über die römische, ja nur eine Erinnerung an den Umsturz des weltbelastenden römischen Colosses gefunden würde. Und eben so wenig zeigt sich in unsern ältesten Dichtungen und Sagen der mindeste Einfluß römischer Cultur. Ueberall tritt uns nur die volksthümliche Art und Sitte entgegen. — Aus dem, was uns von uralten deutschen Sagen in Geschichtbüchern erhalten ist, gebe ich hier nur das echt Volksthümliche und Wichtige. In der Sage von der Herkunft der alten Friesen, obgleich sie in die Zeit Karls des Großen vorgerückt worden ist, liegt eine viel ältere Erinnerung.

Die zwölf Asegas (Richter) der Friesen flohen vor Karl dem Großen über Meer. Da fand sich ein Dreizehnter unter ihnen, mit einer Achse auf der Achsel, der das Schiff mächtig steuerte und dann am Ufer die Achse hinwarf. Da entsprang ein Born und man nannte die Stelle Achsenhof oder Eschwege. Die zwölf aber saßen um den Brunnen und schöpften das Recht, das ihnen der Dreizehnte lehrte. Dann verschwand dieser und davon schreibt sich her das Landrecht der freien Friesen. Altfriesengesetz von Wierdsma I. 103. Grimm d. Sagen Nr. 445. Dahinter verbirgt sich die nordische Sage von der Ankunft des aus seiner Heimath am schwarzen Meere verbannten Odin mit den zwölf Asen.

Sehr echt und volksthümlich sind ohne Zweifel auch folgende Sagen:

Der erste Sachsenkönig Ascanius ging aus dem Harzfelsen im grünen Walde bei einem Springbrunnen hervor. Aventinus, bayr. Chronik 18. Froschmeuseler I. 2. Nach der nordischen Edda entstand Ask, der erste Mensch, aus einem Holze.

Hier die ältesten poetischen Züge aus Paul Warnefried:

Durch eine Hungersnoth aus der dänischen Halbinsel vertrieben, stießen die Winiler auf die Vandalen. Gambara, die Mutter des Ibor und Ajo, welche die Winiler führten, bat den höchsten Gott Wodan (nordisch Odin) um

Sieg. Dieser aber erklärte in seiner indifferenten Manier: das Volk solle siegen, welches er Morgens beim Erwachen von seinem Himmelsfenster herab zuerst sehen werde. Da wandte sich Gambara bittend an Wodans Gemahlin, die gute mütterliche Frea (Frigg) und diese rieth, die Frauen der Winiler sollten ihre langen Haare vor das Gesicht binden, als ob es Bärte wären, und sich mit den Männern in Reih und Glied Morgens gegen Sonnenaufgang stellen. Da sah sie Wodan zuerst und gewährte ihnen den Sieg. I. 8.

Ein lüderliches Weib gebar sieben Söhne und warf sie in einen Teich. Der Longobardenkönig Agelmund ging vorüber und hielt seine Lanze hinein. Da ergriff eines der Kinder die Lanze mit voller Kraft und wurde vom König herausgezogen, vom Teiche (Schlamm) Lamisso genannt und erzogen. Als er herangewachsen, kam er mit dem König an einen Fluß, dessen Uebergang die Amazonen wehrten. Der Streit sollte durch einen Zweikampf entschieden werden und Lamisso warf sich von der einen, eine tapfere Amazone von der andern Seite in den Fluß und beide kämpften schwimmend. Er siegte und wurde später selbst König. I. 15 f. Dies ist die älteste Spur der Welfensage. Auffallend ist die Aehnlichkeit dieser alten Sage mit der von Harlem bei Wolf, niederl. Sagen Nr. 26—28. Harlem wurde von einem gewissen Lem gebaut, der sehr viele Geschwister hatte und ein Riese war. Zu seiner Zeit lebte eine Riesin, die ins Wasser ging, die Schiffe versenkte und die Mannschaft fraß. — Eine merkwürdige Sumpfsage der deutschen Völkerwanderung steht auch bei Jornandes. Die Gothen zogen durch das skythische Land, da kamen sie auf einer langen Brücke über weitausgedehnte Sümpfe. Plötzlich versank aber die Brücke vorn und hinten und sie blieben auf einer Insel mitten im ungeheuren Sumpf eingeschlossen, wo man noch lange nachher von fern ihr Vieh hat brüllen hören.

Echt volksthümlich ist wohl die Ueberlieferung bei Jornandes, nach welcher die Gothen auf drei Schiffen aus Skandinavien gekommen seyn sollen. Das letzte Schiff verspätete sich, die Mannschaft wurde wegen ihrer Faulheit verlacht und empfing den Namen der Gepiden (von gapan, gaffen, gähnen, Maul aufsperren). Das ist die älteste Spur der unter den deutschen Stämmen üblichen gegenseitigen Verspottung. Dagegen sind die Sagen von der Gründung Triers durch einen Sohn der Semiramis, von der Herkunft der Franken aus Troja, der Sachsen aus Alexanders Heer ꝛc. gelehrte Erfindung der spätern Zeit und enthalten nur insofern eine Spur von Wahrheit, als die deutschen Stämme in der That von Südosten her, zunächst vom Don aus, nach Europa gekommen sind.

In den Erzählungen der ältesten deutschen Annalisten sind Wahrheit

und Dichtung oft kaum unterſcheidbar gemiſcht. So in den berühmten Schilderungen Paul Warnefrieds.

König Rudolf der Heruler ſchickte ſeinen Bruder als Geſandten zu den Longobarden. Da lud ihn die longobardiſche Königstochter Rametrud zu ſich ein und ſetzte ihm einen Becher Wein vor, ſpottete aber über ſeine Kleinheit. Er wurde grob und ſie ließ ihn erſchlagen. Da zog Rudolf zur Rache ins Land und war des Sieges ſo gewiß, daß er während der Schlacht ſpielte. Ein Heruler mußte auf einen Baum ſteigen und ihm berichten, wie die Schlacht ſtehe. Dieſer Wächter aber wußte, es koſte ihm den Kopf, wenn er ſage, die Heruler fliehen, ſagte daher blos: der Zorn Gottes hat dich getroffen. Da frug Rudolf: wie, fliehen meine Heruler? Der Wächter: du ſelbſt ſagſt es, nicht ich. Rudolf eilte aufs Schlachtfeld, es war aber zu ſpät, er fiel und die Heruler wurden ſo total geſchlagen, daß ein Theil von ihnen in blinder Angſt ſich in ein blaublühendes Flachsfeld ſtürzte und die Arme zum Schwimmen ausbreitete, in der Meinung, ſie befinden ſich im Waſſer. I. 20.

Alboin, König der Longobarden, der Italien eroberte, brachte dahin die ſchöne Roſamunde mit, Tochter des von ihm erſchlagenen König Kunimund, und ging im Siegesübermuth einmal ſo weit, beim Gelag der Tochter zuzumuthen, ſie ſoll aus dem Todtenſchädel ihres Vaters trinken. Sie that es, ſann aber auf Rache und ließ den rohen Gatten ermorden. I. 27. II. 28.

Romilda, Wittwe des gegen die Hunnen gefallenen Herzog Giſulf von Friaul, ſollte dieſe Feſte vertheidigen, ſah aber von der Mauer herab, wie ſchön der Hunnenfürſt (Cacan) ſey, und verſprach ihm die Uebergabe der Feſtung gegen ſeine Minne. Er aber ließ ſie, nachdem er ihren Wunſch erfüllt, auf einen Pfahl aufſpießen, damit ſie ihre Begierde ſättige. Ihre keuſchen Töchter aber legten heimlich faules Hühnerfleiſch auf den Leib, um durch den Geſtank ihre Ehre zu beſchirmen. IV. 38.

Eine der intereſſanteſten Sagen iſt die von Adelger in der Kaiſerchronik.

Der römiſche Kaiſer Severus hörte, daß Adelger, Herzog von Bayern, ſich unbotmäßig geberde, berief ihn nach Rom und ließ ihm hier zur Beſchimpfung Haar und Rock kurz ſchneiden. Als Adelger heimkehrte, entſchädigten ihn ſeine treuen Bayern ſogleich, indem das ganze Volk ſich kleidete wie er, und aus der Schmach eine Ehre machte. Der Kaiſer entbot ihn wieder, aber ein weiſer Mann erzählte dem Adelger eine Fabel: ein Hirſch fraß einem Manne ſein Kraut im Garten und wurde, als er zum zweitenmal kam, von ihm erſchlagen, aber des Hirſches Herz fraß unvermerkt ein Fuchs. Der Mann vermißte das Herz, aber ſein Weib ſagte ihm: der Hirſch muß gar kein Herz gehabt haben, ſonſt wäre er nicht zum zweitenmal gekommen und hätte ſich der Gefahr ausgeſetzt. Das merkte ſich Adelger und ging

diesmal nicht nach Rom. Severus zog wider ihn aus, aber bei Brixen in einer großen Schlacht blieben die Bayern Sieger. Das bezeichnet ganz treu das Verhältniß der trotzigen Deutschen zu den weltbeherrschenden römischen Kaisern.

In den fränkischen Annalen begegnen uns noch mythische Züge.

Das fränkische Königsgeschlecht der Merowinger soll Ursprung und Namen von einem Meerungeheuer empfangen haben, das König Chlodios Gemahlin, als sie einst in der Mittagshitze ans Meer ging sich zu baden, plötzlich überfiel, worauf sie den Merowing gebar, den Stammvater aller folgenden Könige. In Fredegars epitome 9 (Bouquet II. 396) heißt das Unthier bestia Neptuni, Minotauri similis, man hätte demnach an einen Elbstier zu denken, gewiß aber nicht an ein Schwein, wie man geglaubt hat, weil nach Grimm d. M. 364 die Merowinger als am Rücken borstig bezeichnet werden. Leo Universalgesch. II. 28 leitet den Namen von dem Fluß Merwe her (der vereinigten Waag und Maaß), das Ungeheuer wäre also der Flußgott, der Niker selbst gewesen.

Basina, die Gemahlin des Basinus, des Königs der Thüringer, verliebte sich in den schönen Frankenkönig Childerich, als derselbe wegen Entehrung vieler Frauen und Jungfrauen von den Franken vertrieben am thüringischen Hofe Schutz suchte. Nach einiger Zeit wurde Ch. in sein Reich zurückgerufen und Basina folgte ihm gegen seinen Willen nach und erklärte ihm öffentlich, sie würde einen so trefflichen Mann auch jenseits des Meeres aufgesucht haben. Ch. behielt sie nun als Gattin und zeugte mit ihr den großen Chlodwig. In der Hochzeitnacht hieß sie ihn dreimal aufstehen und in den Hof gehen und hier wurde ihm in drei Visionen das Schicksal seiner Nachkommen kund, denn erst sah er Löwen und Einhörner, dann Bären und Wölfe, zuletzt Hunde und Katzen. — Die Thüringer rächten den Schimpf ihres Königs durch einen verheerenden Einfall und opferten 200 fränkische Jungfrauen den Göttern, indem sie dieselben unter Wagenrädern zermalmten. Gregor. Tur. II. 12. Aimoin I. 7. 8. Fredegar epit. 11. 12.

Amalberga, Schwester des Gothenkönigs Theodorich des Großen, war vermählt an den König Hermanfried von Thüringen, der mit seinen beiden Brüdern das Land theilen mußte. Von Ehrgeiz und Habgier gequält, suchte sie ihn zu bereden, sich auch der andern Landestheile zu bemächtigen und deckte ihm den Tisch nur halb, indem sie spöttisch sagte: er habe ja auch nur ein Stück von Thüringen und nicht das Ganze. Dieser Spott reizte ihn zum Bruderkriege, in dessen Folge er selbst Reich und Leben verlor. Gregor. tur. III. 4. Grimm, deutsche Sagen Nr. 544.

Jedermann kennt den punischen Betrug beim Bau Karthago's. Dido kaufte so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne, ließ dann die Haut in feine Riemen schneiden und eine große Strecke damit

ummessen. Dasselbe wird nun von den Sachsen erzählt, die sich in England angesiedelt und Oxford erbaut hätten, Pomarius, sächs. Chronik S. 15, und mit geringer Abänderung heißt es auch in Wittekinds sächs. Chronik im Anfang, die Sachsen hätten den Thüringern Land abgewonnen, indem sie mit einem erkauften Sack voll Erde eine weite Strecke bestreut hätten. — Es ist kaum möglich, dergleichen Sagen einem bestimmten Volke zu vindiciren. Sie sind wohl sehr alt.

Genug von diesen historischen Sagen, die von immer geringerem Werthe ganz in die einfache Geschichtserzählung übergehen. Die uns erhaltenen größeren Heldengedichte sind, wie alt auch ihr Inhalt seyn mag, uns nur aus späteren Fassungen bekannt, so daß z. B. im Heldenbuch ihre Beziehung auf Etzel (Attila) schon als Modernisirung erscheint. Einhart im Leben Karls des Großen Cap. 29 berichtet von diesem Kaiser, er habe zum erstenmal uralte barbarische Lieder aufzeichnen lassen, in denen die Thaten und Kriege der Vorfahren besungen gewesen seyen. Darunter dürfte wohl das Nibelungenlied, das Heldenbuch enthalten gewesen seyn, wir wissen aber lediglich nichts Bestimmteres von ihnen.

In den skandinavischen Gedichten der heidnischen Zeit herrschen kurze Verse und die Alliteration, der Gleichklang der Anfangssylben, vor. Ganz eben so in unsern ältesten, wenn auch schon christlichen Dichtungen. Darin liegt ein eigenthümlicher Sturm und Drang. Die Spuren jenes uralten Wohlgefallens an der Alliteration finden sich noch überall in der volksthümlichen Redeweise: singen und sagen, Land und Leute, Nacht und Nebel, Schutz und Schirm, Wind und Wetter, Herz und Hand ꝛc. Der ungleich mehr Ruhe und Milde bedingende Reim ist erst in der christlichen Zeit und zwar zuerst in den lateinischen Kirchenhymnen zugleich mit der vierzeiligen Strophe aufgekommen. Der Gleichklang, den unsre heidnischen Väter im Anfang des Verses gesucht hatten, wurde jetzt in das Ende des Verses, den Endreim verlegt. Gleichwohl ist der Reim weder specifisch christlich, noch stammt er aus der ältesten römischen Literatur her. Seine Verbreitung zuerst in den s. g. romanischen, d. h. von Deutschen eroberten, ursprünglich zum Römerreich gehörigen Ländern dürfte sich am einfachsten aus der Leichtigkeit erklären, mit welcher sich die romanischen Wörter, in denen die vormals lateinischen Endungen größtentheils in einfache und wohlklingende Vocale abgeschliffen wurden,

getriebenen Hämmern geſchmiedeten) Bleches iſt beinahe ganz verſchwunden, da ſie weder in Schnelligkeit noch hinſichtlich der Schönheit und Güte des Produkts mit den Walzwerken die Konkurrenz aushalten kann. Die Blechwalzen ſind ſehr genau gearbeitete glatte Zylinder, welche man, wo möglich, auf eine ſolche Weiſe aus Eiſen gießt, daß ſie eine dem Gußeiſen im gewöhnlichen Zuſtande nicht eigenthümliche, ungemein große Härte erhalten. Dieſer Zweck wird dadurch erreicht, daß man eine ſelbſt wieder aus Eiſen beſtehende Gießform anwendet, in welcher der Guß viel ſchneller ſich abkühlt, als in den Formen von Sand, welche zu andern Gußwaaren üblich ſind. Die Länge der Walzen muß etwas größer ſeyn, als die Breite der breiteſten damit hervorzubringenden Blechtafeln; und da nun nicht ſelten Bleche von 3 bis 4 Fuß Breite vorkommen, ſo gibt es Walzwerke mit Zylindern von 4 bis 5 Fuß Länge. Die Dicke muß entſprechend groß ſeyn, und beträgt öfters 2 bis 2½ Fuß. Eine maſſive Walze von ſolchen Dimenſionen iſt, wie in die Augen ſpringt, ein Gußſtück von ſehr bedeutendem Gewichte, wonach ſich ein Schluß auf die kraftvolle Bauart der ganzen Maſchinerie machen läßt, welche von Waſſer- oder Dampfkraft in Umtrieb geſetzt wird. Die Geſchwindigkeit der Walzen hängt einigermaßen von der Willkür und von zufälligen Umſtänden ab; indeſſen kann man durchſchnittlich annehmen, daß die Geſchwindigkeit des Walzenumfangs 1½ bis 2 Fuß für die Sekunde beträgt, wonach z. B. Walzen von 18 Zoll Durchmeſſer 20 bis 25 Umdrehungen in einer Minute machen. Ein Walzwerk für Eiſenblech mit 30 Zoll langen und 15 Zoll dicken Zylindern erfordert eine bewegende Kraft, welche der von 18 Pferden gleichkommt.

Der Walzwerke zur Verfertigung des Stabeiſens haben wir ſchon an einer frühern Stelle gedacht. Die mittelſt derſelben produzirten Stäbe haben eine Regelmäßigkeit der Form und eine Glätte der Oberflächen, gegen welche das meiſte unter Hämmern geſchmiedete Eiſen gar keinen Vergleich aushält; zugleich iſt die Schnelligkeit, mit welcher das Walzwerk arbeitet, ein nicht minder großer Vorzug deſſelben. Es erfordert dabei allerdings eine bedeutende bewegende Kraft (40 bis 60 Pferdekräfte). Mit ähnlichen Walzwerken, wie die für gewöhnliches Stabeiſen beſtimmten ſind, ſtellt man auch verſchieden geformte Schienen für Eiſenbahnen,

reimen ließen. Ohne Zweifel durch den Einfluß der Kirche und kirchlichen Gesänge wurde sodann der Reim schon im Beginn des Mittelalters auch in der deutschen Poesie vorherrschend.

Man hat ein angelsächsisches Heldenlied von **Beowulf** aus dem 8. Jahrhundert aufgefunden, herausgegeben von Leo und Ettmüller, in welchem das Heidenthum noch in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit hervortritt. Obgleich es streng genommen mehr der englischen als deutschen Literatur angehört, wollen wir es doch hier voranstellen als das einzige einigermaßen vermittelnde Glied zwischen der nordischen und deutschen Heldensage. Sein Inhalt ist:

Scild Scefing war ein armer Mann, ein Geate (Gothe), aber ein Held und wurde reich. Als er starb, setzte man seine Leiche mit Schätzen und Waffen auf ein Schiff und überließ sie den Wogen. Sein Sohn Beowulf war ein großer Schwimmer, ließ sich in ein Wettschwimmen mit Brecca ein, schwamm nackt 5 Tage und 5 Nächte und kämpfte dabei mit entblößten Schwert gegen die Seeungeheuer. Dann wurden sie durch Sturm getrennt. Beowulf hörte, welches Unglück dem Dänenkönig Hrodhgar widerfahren und wollte helfen. In Hrodhgars Halle, der Burg Heorot (Hirsch, wegen der zackigen Zinnen) erschien nämlich alle Nacht ein furchtbares Gespenst, der Riese Grendel, den die Nähe von Menschen ärgerte und der wie ein Nebel aus dem benachbarten Sumpfe sich erhob und in die Halle eintretend jedesmal 30 Helden des Königs tödtete, so daß dessen Halle endlich verödete. Beowulf kam an, mit der Stärke von 30 Männern von Natur ausgerüstet und beschloß den Riesen ohne Waffen zu bestehen, weil er unverwundbar war. Als es Nacht wurde, kam das riesenhafte Nebelgespenst in die Halle, ergriff einen Helden und fraß ihn. Als er dann aber nach Beowulf griff, packte ihn dieser mit solcher Kraft, daß der Riese für gut fand, nach seinem Sumpfe zurückzufliehen. Aber Beowulf ließ ihn nicht los, rang mit ihm und riß ihm endlich den Arm aus. Man überhäufte ihn mit Ehren. Aber in der nächsten Nacht erschien Grendels Mutter, ihren Sohn zu rächen und raubte einen Mann aus der Halle. Neue Bestürzung und Angst. Da versprach Beowulf, das Weib in ihrem Sumpfe selber aufzusuchen, und stieg wirklich hinab. Unten fand er den armlosen Leichnam Grendels, das Weib aber packte ihn und rang mit ihm, bis er ein altes Zauberschwert fand, ein Werk der Riesen, womit er sie enthauptete. Von ihrem giftigen Blut zerschmolz das Schwert und er brachte nur den Griff, sowie Grendels abgehauenes Haupt mit hervor. Nun hat er die Halle des Königs für immer befreit und er empfängt den lebhaftesten Dank. Zwischen Dänen und Geaten wird innige Freundschaft gestiftet. — Das Gedicht hat große Lücken. Später finden wir Beowulf noch einmal, wie

er einen furchtbaren, auf Schätzen brütenden Drachen beſtand und tödtete, aber ſelbſt von ihm eine Todeswunde empfing. Alle ſeine Leute waren aus Angſt vor dem Drachen geflüchtet, nur Wiglaf hatte ihm beigeſtanden, pflegte ihn bis zum Tode, ließ ihn dann feierlich verbrennen und erbte den Schatz.

Müllenhoff in Haupts Zeitſchrift VII. 419 f. identificirt den Beowulf mit dem Gott Freyr, der nur dem Licht und Sommer angehört, daher im Beginn ſeiner Laufbahn noch mit den Aequinoctialſtürmen und Frühlingsüberſchwemmungen, am Schluß aber wieder mit dem hereinbrechenden Winter zu kämpfen hat. Breca ſey der Wellenbrecher, der günſtige Wind, der wieder ſchönes Wetter und Ruhe macht, und dann verſchwindet. Grendel ſey der Sturm, ſeine Mutter die Meerestiefe, ſpäter der Drache ſey das bekannte Symbol der Unterwelt und des Winters. Freyr kämpft auf ähnliche Weiſe mit Beli. Verwandt iſt auch Frothos Kampf mit dem Meerweib, das ſich in viele Geſtalten verwandelte, nach Saxo Gr. V. Hält man ſich blos an den unmittelbaren Eindruck des Gedichts, ſo fällt darin vor allem der poetiſche Contraſt zwiſchen der lichten Menſchenwelt und der wilden unreinen Naturwüſte auf. Der Schwimmer im wogenden Meere, der Taucher in die ſumpfige Tiefe iſt eine ſiegreiche Lichtgeſtalt, dem Ungeheuer, das in die freundliche Menſchenhalle hereinbricht, entgegengeſetzt. Der Dichter perſonificirte unbewußt den lichten Glanz und die Kraft der erſten germaniſchen Anſiedler an den ſumpfigen und rauhen Ufern der Nordſee.

Dieſem lichten Heldenbilde ſteht ein weibliches zur Seite in dem mit Recht allgemein bewunderten altdeutſchen Gedicht von der Gudrun aus dem 13. Jahrhundert, in einer einzigen Handſchrift zu Ambras erhalten und herausg. von Vollmer, Ettmüller, Müllenhoff ꝛc.

Hetel von Dänemark lebt glücklich und in Freuden mit der ſchönen Hilda von Irland. Zwei Kinder werden ihm geboren, der junge Ortwin, den er dem rieſenhaften Wate zu erziehen gibt, und Gudrun, die ſtolzeſte und doch lieblichſte aller Jungfrauen. Kaum iſt das ſchöne Kind erwachſen, ſo melden ſich die Freier. Zuerſt Siegfried von Moreland, in dem nur eine ſehr ſchwache Spur des Nibelungen-Sifrits durchſchimmert und der immer eine untergeordnete Rolle ſpielt. Er wirbt um Gudruns Hand und wird ſchnöde abgewieſen. Als der zweite Freier tritt Hartmuth, Prinz von der Normandie, auf. Sein Vater, König Ludwig, warnt ihn, ſeine böſe Mutter Gerlinde aber redet ihm zu, denn es ſchmeichelt ihr, eine ſo reiche und ſchöne Schwiegertochter zu bekommen. Man ſchickt aus Vorſicht erſt Geſandte nach Dänemark, allein

dieſe werden eben ſo ſchnöde abgewieſen wie Siegfried. Der dritte Freier, Herwig von Seeland, iſt nicht glücklicher. Er kommt und wird abgewieſen. Zu gleicher Zeit mit ihm, aber unerkannt, findet ſich auch Hartmuth ein. Gudrun warnt ihn vor ihrem Vater. Er flieht nun und auch Herwig muß entweichen, doppelt gekränkt durch Hetels Hochmuth und durch die Eiferſucht auf Hartmuth. Sein Zorn bricht aus, er waffnet ſich und ſein Volk und bietet Hetel Krieg. Grimmig wird geſtritten. Da ſieht Gudrun, wie Herwig kämpft, ſein Heldenmuth gewinnt ihr Herz, ſie wirft ſich zwiſchen ihn und den Vater und vermittelt den Frieden. Holder als ich euch bin, ſagt ſie zu Herwig, iſt euch keine Maid, die ihr jemals ſaht. Sie werden verlobt, aber die Vermählung wird noch verſchoben, weil die gute Mutter Hilda noch die Ausſtattung beſorgen will. Dieſe Verzögerung bringt ihnen Leid. Siegfried erſcheint mit einer Flotte, um ſich an Hetel zu rächen und die Braut zu erkämpfen. Hetel und Herwig ſtürmen ihm entgegen und ſchließen ihn auf einem Waſſerſchloß ein. Während ſie ihn aber belagern, kommt hinterrücks Hartmuth und entführt die ſchöne Gudrun mit ihren dienenden Jungfrauen. Kaum wird es ruchbar, ſo verſöhnt ſich Siegfried mit Hetel und Herwig, alle drei eilen mit ihrem Volk dem normänniſchen Räuber nach, holen ihn ein und ſchlagen auf dem Wulpenſande eine furchtbare Schlacht, in der ſie unterliegen. Der alte König Hetel fällt. Hartmuth wartet einen neuen Kampf nicht ab, ſondern fährt in der Nacht davon. Seine beiden Nebenbuhler Herwig und Siegfried begraben die Todten und kehren heim, denn ſie ſind zu ſchwach, den Normannen zu folgen.

Hartmuth führt ſeine ſchöne Gefangene ſeinem Vater Ludwig zu. Gudrun ſtürzt ſich ins Meer, Hartmuth ſtürzt ihr nach und rettet ſie. Seine Schweſter Ortrune kommt ihr liebevoll entgegen, aber keine Verſöhnung iſt möglich. Gudrun weiſt alle Anträge ihres treuloſen Entführers zurück und macht ihn dadurch ſo zornig, daß er ſeiner böſen Mutter Gerlinde Gewalt läßt, ſie ein wenig zahmer zu machen. Während er nun drei Jahr abweſend iſt und zur See abentheuert, wird Gudrun auf Gerlindens Befehl eingeſperrt, aufs elendeſte genährt und gekleidet, endlich zu den niedrigſten Magddienſten verurtheilt. Unterdeß raſtet Herwig nicht. Sobald die Söhne der auf dem Wulpenſande gefallenen Helden herangewachſen ſind, bringt er mit dem jungen Ortwin und Siegfried wieder ein ſtreitbares Heer zuſammen und ſegelt in die Normandie. Es war März, eine rauhe Nacht bedeckte die Erde mit Schnee und der Nordſturm ſauste über Meer und Land. Da befiehlt die Königin Gerlinde, Gudrun und ihre Unglücksgefährtin Hildburg ſollen ans Meer gehen und waſchen. Da landen Fremdlinge und die waſchenden Mägde erkennen Herwig und Ortwin. Gudruns Stolz erwacht nun mit jubelnder Luſt. Sie tritt kühn vor Harthmuth. Er will ſie tödten, aber die Dänen ſtürmen ſchon. Ein neuer Kampf, der letzte und ſchrecklichſte, entbrennt. Der alte König Ludwig fällt, da ſchickt Gerlinde einen Mörder, um Gudrun zu tödten, ehe ſie befreit wird;

aber Ortrune umklammert den Mörder und hält ihn zurück, bis Hartmuth kommt und ihn verscheucht. Diese Großmuth wird ihm durch Herwig vergolten, der ihn aus den Händen des gräßlichen Wate befreit und sein Leben rettet. Wate wirft Alles vor sich nieder und schont nichts, haut der alten Gerlinde den Kopf ab und mordet sogar die Kinder in den Wiegen, um die normannische Brut auszutilgen. Gudrun ist nun frei und sinkt in Herwigs Arme; dem gefangenen Hartmuth wird verziehen, seine Schwester Ortrune heirathet Gudruns Bruder Ortwin.

Der Hauptreiz des Gedichts liegt in der erhabenen Ruhe des weiblichen Charakters, die durch kein Unglück, durch keine Erniedrigung zu befleckende Reinheit einer schönen Frauenseele. Insofern steht sie dem Beowulf zur Seite, der in ähnlichem Lichtglanz unter die Ungeheuer der Tiefe tritt. Beide Urgestalten der deutschen Poesie unsrer heidnischen Vorzeit kehren immer wieder, die erste mehr in den Heldenliedern, die andre in den Volksmärchen.

Eine dritte Urgestalt ist Wieland, der mit seinem Bruder ein ganzes Volk in seiner Unterdrückung bedeutet. Nicht immer war das deutsche Volk siegreich, es mußte einmal dem gewaltigen Attila dienen. Ein deutscher Stamm selbst unterdrückte den andern. Die in Fesseln sich bäumende Kraft nun und die durch erlittenes Unrecht berechtigte Arglist der Rache hat ihren eigenen, gewiß uralten Sagenkreis. Ein umfassendes Gedicht von Wieland ist uns nur in der nordischen Völundar-Quida und in der späteren Wilkina-Saga erhalten, aber Begriff, Name und Dichtung sind nicht im Norden einheimisch, sondern erst aus Deutschland hinübergewandert. Auch in der gälischen Dichtung findet sich keine Spur von Wieland, derselbe ist eine ganz deutsche Gestalt. Vgl. Haupt, altd. Blätter I. 44 und Depping, Veland le forgeron, 1833. Dagegen kehrt der Name in Deutschland überall wieder, sowohl bei Personen als in Oertlichkeiten, und in einer Menge von deutschen Heldengedichten wird des kunstreichen Schmiedes Wieland gedacht, der edle Waffen schmiedet. Hier der Inhalt der bedeutungsvollen Sage:

1) Nach der Völundar-Quida. In Schweden herrschte König Niduth, der zwei junge Söhne hatte und eine Tochter Baudvilde. Damals lebten drei Aifsöhne (Söhne eines Elben), Slagfid, Egill und Völundur. Als sie einst auf der Jagd waren, sahen sie drei Walkyrien im See baden, nahmen ihnen die am Ufer liegenden Schwanhemden (durch welche sie sich in Schwäne hätten verwandeln und wieder wegfliegen können) hinweg und heiratheten sie, S. die

Swanwitha, E. die Alruna, V. die Alwita. Darauf trennten ſich die Brüder. Völundur aber baute ſich eine Hütte und trieb das Schmiedehandwerk auf ſo kunſtreiche Weiſe, daß König Niduth von ihm hörte. Da wollte Niduth (der perſonificirte Neid), daß der Künſtler für ihn allein arbeite, überfiel ihn im Schlaf und ſperrte ihn dann, nachdem er ihm die Sehnen an den Füßen hatte durchſchneiden laſſen, auf einer kleinen Inſel ein, wo er für ihn ſchmieden mußte. Hier wurde er gegen das Verbot von Niduths neugierigen jungen Söhnen beſucht und tödtete ſie heimlich, worauf er aus ihren Gebeinen allerlei kunſtreiches Geräthe verfertigte, aus ihren Schädeln Trinkſchalen, aus ihren Zähnen ein Halsband, aus ihren Augen Juwelen. Unglücklicherweiſe kam nun auch Baudvilde heimlich zu ihm, um ſich von ihm den zerbrochenen Ring wieder ganz machen zu laſſen, der einſt ihm ſelber gehört und den ihr Vater ihr geſchenkt hatte. Völundur benutzte die Gelegenheit und entehrte das Mädchen. Darauf machte er ſich Flügel und flog davon, das weinende Mädchen zurück laſſend und ihren Vater verhöhnend, dem Baudvilde ihren Jammer erzählt. Damit endet das Eddalied.

2) Nach der Wilkinaſaga. König Wilkinus zeugte mit einem Meerweib den Rieſen Wade und dieſer den kunſtreichen Völundur, der in ſeiner Jugend dem Schmied Mimer in die Lehre gegeben wurde. Nach einem Jahr kam Wade und wollte den Sohn wieder abholen, Mimer aber wünſchte ihn als ſeinen beſten Schüler noch zu behalten, und gab dem Wade das Lehrgeld zurück. Nachher reute es ihn wieder und es wurde ausgemacht, daß Völundur noch ein Jahr bleiben ſolle, wenn aber Wade über ein Jahr nicht käme, ihn abzuholen, ſo ſollte Mimer mit ſeinen Zwergen das Recht haben, den Völundur zu köpfen. Wade ſteckte, als er von ſeinem Sohn Abſchied nahm, ſein Schwert in die Erde und verbarg den Griff mit Reiſig. Deſſen ſollte ſich Völundur in der Noth bedienen, wenn ſein Vater ausbliebe. Wade war ſo beſorgt um ſeinen Sohn, daß er noch vor Ablauf des Jahres wiederkam, aber den Berg verſchloſſen fand. Indem er ſich nun vor demſelben ſchlafen legte, erfolgte ein Bergſturz und er wurde unter der Erde begraben. Als nun das Jahr um war und er nicht kam, wollten die kunſtreichen Zwerge im Berg den Völundur köpfen, aber er holte das verſteckte Schwert hervor, brachte ſie alle um und kroch mit den ihnen geraubten Schätzen in einen hohlen Baum, mit dem er ſich vom Strome forttreiben ließ ins Meer. Das Waſſer trieb ihn an Nidungs Land, wo er den Baum in der Erde verſteckte und dem König bei der Tafel diente. Einſt als er des Königs Meſſer wuſch, fiel es ihm ins Meer, da holte er ſein verborgenes Schmiedewerkzeug und ſchmiedete ein neues, ſo vortrefflich, daß der König damit Brod und Tiſch zugleich entzweiſchnitt. Daraus erkannte er, daß Völundur das Meſſer geſchmiedet habe. Der bisherige Schmied des Königs, Remilias, wollte den neuen nicht anerkennen. Beide ſchmiedeten auf Probe und Remilias verfertigte ſich einen Harniſch, von dem er ſich rühmte, daß ihn Völundur nicht verletzen könne, aber

V. ſchmiedete ſich das Schwert Mimmung, mit dem er den Schmied mitten von einander hieb, ohne daß ers merkte. Schüttle dich, ſagte Völundur. Der Schmied that es und nun fielen ſeine beiden Hälften auseinander. Mimmung zerſchnitt einen auf dem Waſſer ſchwimmenden Wollflocken. Nidung wollte das Schwert haben, Völundur aber verſteckte es und gab ihm ein anderes, ganz ähnliches, aber nicht ſo gutes. Nachher begleitete er den König auf einem Feldzuge. Da vermißte Nidung ſeinen Siegerſtein (einen Stein, der dem, der ihn beſaß, überall den Sieg verſchaffte) und bot dem ſeine Tochter zum Weib, der ihn noch vor der Schlacht brächte. Völundur aber beſtieg das pfeilſchnelle Roß Schimming, ritt heim, holte den Stein und kam noch vor Morgen zurück. Da wollte ihm ein Höfling die ſchöne Königstochter nicht gönnen und fing Streit mit ihm an. Völundur erſchlug ihn, wurde nun aber wegen dieſes Mordes von Nidung verbannt und kam um den Lohn. Aber er verkleidete ſich, kam wieder, diente unerkannt als Koch bei Nidung und vergiftete deſſen Speiſen. Die Königstochter beſaß ein Meſſer, das jedes Gift anzeigte, und entdeckte ſo das Gift. Da vertauſchte Völundur insgeheim dieſes Meſſer mit einem andern; aber das kluge Mädchen merkte Verrath, verſuchte das neue Meſſer und erkannte den Betrug. Nidung meinte, das neue Meſſer könne wieder niemand geſchmiedet haben, als Völundur und ließ dieſem überall nachſpüren. Da entdeckte man ihn in der Küche und nun ließ Nidung ihn lähmen und in einer Schmiede einſperren, wo er für ihn arbeiten mußte. — Nun ſandte Völundur heimlich zu ſeinem Bruder Eigill, der an Nidungs Hof kam und ſich für den beſten Schützen in der Welt ausgab. Der grauſame Nidung prüfte ihn, indem Eigill einen Apfel von ſeines eignen kleinen Sohnes Haupt wegſchießen mußte. Eigill ſteckte noch einen Pfeil zu ſich, als der König nachher frug, wozu? antwortete Eigill, damit ich dich erſchießen konnte, wenn ich den Apfel gefehlt hätte. — Darauf folgt die Rache Völundurs wie im Eddaliede. Er tödtete die beiden Söhne des Königs und ſchwächte die Tochter. Eigill aber brachte ihm heimlich Federn, aus denen er ſich ein Federhemd machte und aufflog. Vom Gipfel eines Hauſes herab höhnte er noch den König, der dem Eigill befahl, auf ihn zu ſchießen. Völundur aber hatte unter ſeinen linken Arm eine Blaſe mit Blut gebunden, in dieſe ſchoß Eigill, wie ſie verabredet hatten, und ſo glaubte Nidung, V. ſey verwundet, dieſer aber flog davon. — Bald darauf ſtarb Nidung. Seine Tochter gebar den Vidga (Wittich); ſein Sohn und Nachfolger Otwin aber verſöhnte ſich mit Völundur, der nun die Baudvilde heirathete und mit ihrem Sohn nach Seeland heimkehrte.

Man erkennt hier auf den erſten Blick die Quelle der berühmten Sage von Wilhelm Tell. Ich werde dieſe jedoch, weil ſie ſeit dem 14. Jahrhundert eine ſo große geſchichtliche Bedeutung erlangt hat, erſt unter den ſpätern hiſtoriſchen Dichtungen erörtern. Genug, wenn

hier vorbemerkt wird, daß es ſich bei Tell (Gigill), wie bei Wieland um den berechtigten Trotz eines unterdrückten, aber edeln und tapfern Volkes gegen ſeine Unterdrücker handelt. Ein ewiger Begriff, gewiß eben ſo uralt bei den kriegeriſchen Deutſchen, als er nie erſterben kann.

Die deutſchen Heldenlieder zerfallen in drei Gruppen. Die einen haben zu ihrem Mittelpunkte den fränkiſchen Helden Sifrit und ſtehen, wie das Beowulfslied, noch dem nordiſchen Mythus nahe. Die andern haben zu ihrem Mittelpunkte den gothiſchen Helden Dietrich und bewegen ſich in den großen Erinnerungen der Völkerwanderung, des Hunnenkönig Attila, der Gothenkönige Hermanarich und Theodorich. Die dritten haben zu ihrem Mittelpunkte Karl den Großen und knüpfen an die Erinnerung ſeiner Thaten eine Menge poetiſche Motive an, die theils zurückgreifen in den heidniſchen Mythus, theils aus den Parteiſtellungen der ſpäteren Zeit, in der ſie gedichtet ſind, erklärt werden müſſen. Man erkennt überall im tiefſten Hintergrunde aller dieſer Dichtungen noch heidniſchen Mythus, wenn auch oft abgeblaßt und nur noch in dämmernden Umriſſen. Viel Schönes aus den alten Götterliedern, was die chriſtliche Zeit nicht mehr zu ſingen erlaubt, war dennoch dem Gemüth des Volkes ſo tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreiſe auf irdiſche Heldengeſtalten und geſchichtliche Situationen, ja ſelbſt auf chriſtliche Heilige in der Legende übertragen wurde, ſomit unverfänglich erſchien und ferner Duldung fand. Man darf das keinen poetiſchen Betrug nennen, es fügte ſich von ſelbſt. Poetiſche Züge prägen ſich dem Gedächtniß des Volkes tief und unvergänglich ein und werden mit der Zeit von Generation zu Generation, ganz abſichtslos, auf ſpätere Fälle und Perſonen übertragen. In den alten Sagen vom großen deutſchen Volkshelden, der im Berge ſchläft und einſt wiederkehren ſoll, um das Volk zu ſeiner alten Macht und Größe zurückzuführen, iſt urſprünglich der höchſte Gott Allvater gemeint, der in der zeitloſen Ewigkeit ſchlummert, derweil ein ſchlimmer Geiſt die Zeit regiert und ihrem Ende entgegenführt. Später wurde nicht mehr ein heidniſcher Gott, ſondern ein großer Fürſt und Held darunter verſtanden, erſt Karl der Große, dann Otto der Große, ferner Friedrich Rothbart, endlich ſogar noch Karl V. Das Märchen erzählt vom Zauberer Virgilius an bis zum Dr. Fauſt immer wieder dieſelben Zauberſtückchen. Auch in neuerer Zeit wurden im Volksmunde dieſelben Charakter-

züge und Anecdoten von älteren berühmten Fürſten, Feldherrn, Räubern und Narren oft auf jüngere übertragen. So iſt die Art der Volksüberlieferung.

Iſt es äußerſt ſchwierig, in den ſpäteren Heldenliedern noch die Umriſſe des alten Mythus wiederzuerkennen, ſo iſt das auch nicht die Hauptſache, nach der man zu ſuchen hat. Es kommt vor allem darauf an, in jenen Liedern den Nationalcharakter, wie er aus der heidniſchen Zeit in die chriſtliche hinüberſchreitend doch die Urſprünglichkeit bewahrt hat, aufzufaſſen. Die Grundzüge dieſes Nationalcharakters aber, die ſich in allen Liedern gleich bleiben, ſind die zähe Heldenausdauer, die „arebeit" des Nibelungenliedes; die Heldenluſt, die keine höhere Wonne kennt, als den Kampf; die Heldeneinfalt, in welcher der Starke und Gewaltige ſeine Ueberlegenheit übt, ohne ſich ihrer eigentlich bewußt zu werden; die rührende Heldentreue, die der Argliſt unterliegt; endlich der Heldentrotz, den nichts beugen kann. In den Dichtungen ſpiegelt ſich eben nur die urſprüngliche Fülle von Kraft ab, mit welcher ausgerüſtet wir das deutſche Volk auch in der wirklichen Geſchichte auftreten und von Nowogrod bis Karthago alle andern Völker unterwerfen ſehen.

In den Heldenliedern der drei genannten Gruppen herrſcht eine weſentliche Uebereinſtimmung ſowohl der im Hintergrunde dämmernden heidniſchen Tradition, als des ausgeſprochenen echt deutſchen Heldencharakters. Alle dieſe Lieder, auch noch die des karlingiſchen Sagenkreiſes, ſtehen in einem auffallenden Gegenſatze zu den Heldenliedern, deren Mittelpunkt die Tafelrunde des welſchen König Artus iſt und die, im 13. Jahrhundert in Deutſchland beliebt, aus franzöſiſchen Originalen vielfach überſetzt und überarbeitet wurden. Auf beide Heldenkreiſe, den deutſchen, wie den franzöſiſchen, übten ſeit dem genannten Jahrhundert die poetiſchen Eindrücke der Kreuzzüge großen Einfluß. Immer aber läßt ſich die deutſche Nationalität hier ſcharf von der romaniſchen unterſcheiden. Obgleich ſich auch in den Artusromanen das Heldenthum fortſetzt, ſo tendirt es doch in ſeinem Ernſt entweder zur chriſtlichen Myſtik oder in ſeinem Scherz zur höfiſchen Sittenverderbniß und Sinnenluſt. Nicht nur dem Urſprung und dem Stoff, auch der ganzen Auffaſſung nach haben dieſe Lieder nichts mehr mit den obgenannten echt deutſchen Heldenliedern zu ſchaffen. Urſprünglich bretoniſch hat dieſe Artuspoeſie erſt die überrheiniſchen Franken,

dann auch unsre niederrheinischen Sänger angesteckt und geistig beherrscht, während gleichzeitig in den kerlingischen Liedern der reindeutsche Charakter sich bewahrte, und zwar in Frankreich selbst und bei französischen Dichtern.

2.

Die alten Lieder von Sifrit und von den Nibelungen.

Die poetische Urgestalt im leuchtenden Mittelpunkt unsrer frühesten nationalen Erinnerungen ist der junge Held Sifrit. In seinem unvergänglichen Bilde hat sich die ganze Heldenjugend der Nation abgespiegelt, in ihm sind alle edeln Züge des deutschen Charakters als in einem Ideale zusammengefaßt, was dennoch immer nur liebenswürdige Natürlichkeit und Wahrheit bleibt. Wer hätte unter deutschen Jünglingen gelebt und nicht Züge der Sifritsnatur unter ihnen gefunden, heute noch wie vor zwei, drei tausend Jahren.

Sifrit, Siegfried, heißt in den nordischen Liedern der alten Edda, Volsungasaga ꝛc. Sigurdur. In ihm liegt der Grundbegriff des Sieges, der Freiheit, des Lebens, des Lichten und Herrlichen im Gegensatz gegen seinen Mörder Hagen (der Verhüllte), in welchem der Begriff des Dunkeln und Bösen nicht zu verkennen ist. Sifrits Name und poetische Sage ist am Rhein bei den Franken heimisch und kam erst von dort nach dem Norden, aber als Urbild deutscher Heldenjugend gehört er allen deutschen Stämmen gleich an und seine Erinnerung dürfte noch weit hinter die Ankunft der Franken am Rhein zurückgehen. Seine auffallende Uebereinstimmung mit dem homerischen Achilleus (vgl. meinen Odin S. 296) deutet darauf hin, daß eine poetische Gestalt, wie die seinige, den thrakischen und getischen, uns Deutschen stammverwandten Völkern schon in jener frühen Zeit bekannt und beliebt war.

Die am meisten heidnische, also verhältnißmäßig älteste Auffassung ist die der nordischen Volsungasaga, die in Prosa zu einem Ganzen zusammenfaßt, was in den Liedern der älteren Edda zerstreut liegt. Obgleich nur in nordischer Sprache vorhanden, darf sie doch als deutschen Ursprungs betrachtet und muß schon ihres Verhältnisses zum Nibelungenliede wegen hier aufgenommen werden.

Sigmund, Sohn des Volſung, fiel im Kampfe mit Mimir durch Odins Argliſt, indem ihm dieſer das gute Schwert zerbrach. Odin, der höchſte der nordiſchen Götter, im Süden Wodan genannt, erſcheint hier, wie überall, als ein ironiſcher, ſchadenfroher Geiſt, der die Welt ohne Gute regiert und ſtets Gewalt und Liſt über die Tugend und Unſchuld triumphiren läßt, der Welt- und Zeitgeiſt ſchlechthin, im Gegenſatz gegen den ewig ruhenden Allvater und gegen den lichten Baldur, der nach dem Weltende die neue beſſere Welt beherrſchen ſoll. Sigmund hat die ſchöne Hiordyſe als Gattin ſchwanger hinterlaſſen. Sie ſammelt die Stücke des zerbrochenen Schwertes für den Sohn, den ſie gebiert und Sigurd nennt, muß aber den König Alf heirathen und läßt den Sohn vom Schmiede Reigin erziehen. Dieſer ſchmiedet ihm das gute Schwert Gram, ſo ſcharf, daß es eine auf dem Waſſer ſchwimmende Wollflocke durchſchneidet, und Odin verſchafft ihm den gewaltigen Hengſt Grani. Damit ausgerüſtet ſoll Sigurd auf Reigins Antrieb deſſen böſen Bruder Fafnir tödten, der als ungeheurer Wurm den größten Schatz auf Erden bewacht. Sigurd zieht aber zuerſt gegen die Mörder ſeines Vaters, die Hundingſöhne, aus und erſchlägt ſie. Seine Kühnheit gibt er zu erkennen, indem er bei einem Meerſturm alle Segel ſeines Schiffes ausſpannt, den Elementen trotzend. Alsdann untergräbt er den ſchlafenden Rieſenwurm, erſticht ihn von unten und brät ſein Herz. Indem er ſich aber den Finger dabei verbrennt und raſch damit nach dem Munde fährt, empfängt er vom Herzblut des Wurms das Verſtändniß der Vogelſprache. Da hört er, wie die Wachteln reden, Reigin wolle ihn heimlich umbringen, um allein den Schatz zu behalten. Nun ſchlägt Sigurd dem Schmiede das Haupt ab und fährt den Schatz allein davon. Er kommt nach Frankenland und ſieht auf einem Berg ein großes Feuer (die Waberlohe) und erkennt mitten im Feuer eine Schildburg (Bruſtwehr von Schilden) um ein Banner her, unter welchem ein Mann im Harniſch feſt ſchläft. Sigurd reitet hinüber, nimmt dem Schlafenden den Helm ab, ſieht, daß es ein Weib iſt und ſchneidet ihr mit ſeinem ſcharfen Schwerte den Panzer auf. Da erwacht ſie und ſagt, ſie ſey Brynhild, eine Walkyrie, und weil ſie einſt wider Odins Willen in der Schlacht einen Helden dem Tode geweiht, habe er ihr den Schlafdorn in den Kopf geſtoßen und ihr verkündet, ſie ſolle nicht mehr kämpfen, ſondern vermählt werden. Sie aber habe gelobt, ſich keinem zu vermählen, der ſich fürchten könne. Sigurd lernt von ihr, was Seelenadel und die höchſte Tugend des Helden ſey, und beide geloben einander Liebe und Treue. Nun aber kommt er zu Heimir, Brynhilds Schwager und ſieht hier (was nur durch Einſchiebung eines andern Textes zu erklären iſt) die Brynhild — zum erſtenmal, wie ſie in ihrer Kammer ſitzt und ſeine eignen Thaten kunſtreich in einen Teppich webt. Sigurd verbirgt ihr die Ehe, aber ſie verkündigt ihm, er werde eine andre heirathen. Mittlerweile träumt am Rhein König Giukis Tochter Gudrun, daß ſich ein goldner Falke auf ihre Hand ſetze. Um die Deutung des Traumes zu erfahren, reitet ſie zu der ihr

ferner die keilförmigen Blätter der Wagenfedern, endlich die dickeren Sorten von Eisendraht (bis zu etwa 3 Linien Dicke herab) dar. Alle diese Ausdehnungen des Gebrauchs der Walzen gehören den letzten Jahrzehnten an. Den Stabeisen-Walzwerken nahe verwandt sind die so genannten Eisenschneidwerke (Spaltwalzwerke), auf welchen die dünnsten Stabeisengattungen nach einer noch viel schnellern und ökonomischern Weise verfertigt werden, als dies selbst auf den eigentlichen Walzwerken möglich wäre: nämlich durch Zerschneiden breiter gewalzter Schienen. Das Schneidwerk ist gleichsam eine Vervielfältigung der oben angedeuteten kreisförmigen Scheere, und wirkt so rasch, daß eine glühend zwischen den Schneidwalzen durchgehende, 6 bis 8 Zoll breite Eisenschiene binnen wenigen Sekunden in 12 bis 16 Stäbchen von ½ Zoll Breite zertheilt wird, welche die ganze Länge der Schiene (12 bis 18 Fuß) haben.

Walzwerke in kleinem Maßstabe ausgeführt gebraucht man, um Verzierungen auf Streifen und Platten von Blech zu pressen, so wie, um Blechtafeln in Rinnen- oder in Zylinderform schnell und regelmäßig zu biegen. Für den ersten Zweck gibt man den Walzen eine Gravirung von beliebigen Mustern, welche sich bei einmaligem Durchgange des Metalls vollständig auf demselben abdrucken. Das Walzwerk zum Biegen besteht aus drei im Dreiecke gestellten glatten Zylindern, und wird z. B. angewendet, um Ofenröhren aus Eisenblech, zylindrische Gefäße aus silberplattirtem Kupferblech, Weißblech ꝛc. darzustellen.

Zu den merkwürdigsten Metallarbeiten mittelst Maschinen gehören die gezogenen und noch mehr die gepreßten Bleiröhren. Solche Röhren zu Gas- und Wasserleitungen ꝛc. konnte man früher nur durch Gießen darstellen, und wenn Stücke von beträchtlicher Länge und ohne Zusammenfügung nöthig waren, so mußten sie aus kurzen Theilen zusammengelöthet oder zusammengegossen werden. Auf diese Weise fielen aber jederzeit die Röhren ziemlich dick in der Wand (daher schwer und kostspielig), auch nicht sehr glatt, überdies leicht porös und undicht aus. Ein großer Fortschritt war deßhalb schon das Ziehen der Röhren. Man goß Rohrstücke von nicht mehr als 2 bis 2½ Fuß Länge, aber von beträchtlicher Wandstärke (etwa ½ Zoll), schob ein solches Stück, auf einen in seine Höhlung passenden Zylinder (Dorn) von Eisen, dessen Länge bis zu 8 oder 10 Fuß betrug, und zog nun mit

verwandten Brynhild. Sie träumt ihr aber noch weiter von einem goldnen Hirsch, den Brynhild zu ihren Füßen tödtet. Brynhild deutet ihr diese Träume, wie es ſich in der Zukunft bewährte. Gudruns Mutter Grimhild ſieht, daß Sigurd und Brynhild ſich innig lieben, will ihn aber zum Mann ihrer Tochter und räth daher dieſer, ihm einen Vergeſſenheitstrank zu miſchen. Da von Stund an vergißt er Brynhild, liebt und heirathet Gudrun und zeugt mit ihr einen Sohn Sigmund. Dagegen wirbt Gudruns Bruder Gunnar um Brynhild, kann aber nicht durch den Flammenkreis reiten, der ſie umgibt. Da tauſcht er mit Sigurd die Geſtalt und Sigurd reitet durchs Feuer, erlangt Brynhild und vermählt ſich mit ihr, als ob er Gunnar wäre. Er aber wußte wegen des Zaubertrankes nicht, daß er ſie je vorher geliebt habe. Im Bett legt er das Schwert zwiſchen ſich und die Braut, gleichwohl aber heißt es gleich darauf, ſie habe von ihm eine Tochter empfangen, Aslauga. Nachher lebt ſie mit Gunnar als deſſen Weib. Da wäſcht ſie ſich einmal in Geſellſchaft Gudruns am Fluß und ſtellt ſich über ſie; Gudrun nimmt das übel, da ſie einen beſſern Gemahl habe, und beweiſt das, indem ſie ihr ſagt, nicht Gunnar, ſondern Sigurd ſey es geweſen, der durch Wafurlogi geritten. Darauf wirft ihr Brynhild vor, daß ſie Sigurd den Vergeſſenheitstrank gegeben und beide Weiber ſcheiden in Todfeindſchaft. Brynhild aber geht zu Gunnar, wirft ihm ſeinen Verrath vor und gedenkt ihres Eides, ſich keinem zu vermählen, der Furcht hege. Nun habe ſie der Furchtſame doch überliſtet. Auch mit Sigurd ſpricht Brynhild und reißt ihn aus ſeiner Vergeſſenheit. Sie will ſterben, da ſie nicht mit ihm leben könne; er ſteht ſie an, ſich zu beruhigen. Doch umſonſt. Zur Sühne des Verraths will ſie ſogar, daß Sigurd mitſterbe. Gunnars Bruder Guttorm, von ihr aufgereizt, erſchlägt Sigurd im Schlaf an Gudruns Seite, daß ſie von ſeinem Blut überſtrömt wird. Da lacht Brynhild, ſtürzt ſich über Sigurds Leiche ins Schwert und läßt ſich mit ihm verbrennen. Nach der jammernden Gudrun Sohn Sigmund wird ermordet, ſie gebiert aber noch eine Tochter, Swanhild, nach Sigurds Tode.

Gudrun flieht und muß den mächtigen König Atli (den Hunnenkönig Attila) heirathen. Da wird dieſer gierig nach dem Hort, der Sigurd gehört hatte, und ladet Gunnar und ſeine Brüder zu ſich ein, um ſie des Schatzes wegen umzubringen. Gudrun will ihre Brüder warnen, aber es wird durch Liſt vereitelt. Die drei Brüder kommen an und als ihnen der Hort abgefordert wird, greifen ſie zu den Waffen. Gudrun ſelbſt hilft ihnen, aber ſie erliegen bis auf Gunnar und Hagni, die gefeſſelt und in zwei verſchiedene Thürme geworfen werden. Atli heißt ihnen abzupreſſen, wo der Hort verborgen liege; aber Gunnar, entſchloſſen, es nicht zu ſagen, wünſcht, Hagni möchte todt ſeyn, um es auch nicht mehr ſagen zu können. Er ſagt daher zu Atli, er wolle entdecken, wo der Schatz ſey, wenn man ihm Hagni's blutendes Herz bringe. Atli läßt einem Knecht das Herz ausſchneiden, aber Gunnar erkennt am Zittern deſſelben, daß es nicht Hagni's Herz ſeyn könne. Da bringt man

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21391 / 067

ihm Hagni's wahres Herz, das nicht zittert. Nun aber lacht er, da keiner mehr lebte, der wüßte, wo der Schatz lag, alſo es Atli auch nie erfahren könne. Atli aber läßt ihn unter die Schlangen werfen, mit gebundenen Händen. Da ſpielt Gunnar die Harfe mit den Zehen und ſingt ein ſtolzes Lied, bis eine große Natter ihn ins Herz ſticht und tödtet. — Gudrun aber ſchlachtet die Kinder, die ſie dem Atli geboren, brät ihre Herzen und gibt ſie ihm zu eſſen, worauf ſie ihm das Schwert ins eigene Herz ſtößt. Dann verbrennt ſie alle Todten im Königsſaale und will ſich ſelbſt ertränken, aber die Wellen tragen ſie zu König Jonakurs Land, deſſen Gemahlin ſie wird und dem ſie drei Kinder gebärt. Hier wird auch Swanhild aufgezogen, von der man nicht erfährt, wo ſie unterdeß geweſen.

Um dieſe Swanhild wirbt König Jermunreck (Hermanarich, der mächtige Gothenkönig des 4. Jahrhunderts) und ſchickt ſeinen Sohn Randwer als Brautwerber. Dieſem räth ein Diener, der heimtückiſche Bicki, ſie lieber ſelbſt zu lieben, und klagt nachher den Sohn beim Vater an, der den Sohn hängen läßt. Vor dem Tode ſchickt Randwer ſeinem Vater ſeinen Falken zu, dem er die Federn ausgerupft, als Sinnbild eines Vaters, der ſich ſelbſt der Söhne beraubt. Swanhild aber wird als mitſchuldig den Pferden vorgeworfen, die ſie ſchonen, weil ſie den Blick ihrer ſchönen Augen nicht ertragen, bis man Swanhilds Kopf mit einem Sack bedeckt. Gudrun reizt ihre und Jonakurs Söhne zur Rache; ihrer zwei erſchlagen aber unterwegs den dritten (Erch), dann greifen ſie Jermunreck an und hauen ihm Hände und Füße ab, werden aber von ſeinem Volk übermannt und da ſie ſich noch lange wehren, auf den Rath eines einäugigen Alten (Odins) mit Steinen zu Tode geworfen. — Nun iſt von den Volſungen niemand mehr übrig, als Aslauga, Sigurds und Brynhilds Kind, bei Heimir erzogen, der aus Furcht, ſie möchte von Gunnar aufgeſucht werden, das Kind in einer Harfe birgt und flieht. Er wird aber von einem böſen Mann erſchlagen, bei deſſen Weib die kleine Aslauga, als man ſie in der Harfe entdeckt, als Magd unter dem Namen Kraka aufwächst. Hier endet die Volſungaſaga und Aslauga's Geſchichte wird erſt in der Regnar Lodbrokſaga fortgeſetzt.

In dieſer nordiſchen Sage iſt das ſpecifiſch Heidniſche viel ſchärfer und deutlicher erhalten, als im deutſchen Nibelungenliede. Wenn auch ſchon die Geſchichte der Burgunder und des Hunnenkönig Attila hinein verwebt iſt, ſo tritt doch alter Göttermythus noch höchſt bedeutſam hervor. Vor allem aber ſteht der die Zeit regierende indifferente, rückſichtsloſe Geiſt (Odin) mit dem Geſchlecht der Volſungen und Sigurd insbeſondere in einem feindlichen Gegenſatze, und bildet dem jungen Helden einen dunkeln Hintergrund, aus dem ſeine Schönheit und Tugend um ſo heller leuchtet. Odin iſt nicht das Schickſal im antiken Sinn, ſondern die Laune

des Geſchicks, die abſolute Willkühr, die immer unzertrennlich erſcheint von einem grauſamen Spiel mit den edelſten Berechtigungen und Hoffnungen des Menſchen. Odin muß die Volſungen haſſen, obgleich ſie ſeine eigenen Nachkommen ſind, obgleich er ſie hin und wieder auch rettet und begünſtigt. Er kann nicht dulden, daß ſie als Menſchen edler ſind, wie er, der doch ein Gott iſt. Er haßt daher, wenn nicht ſie ſelbſt, doch alles Edle an ihnen und verdirbt ſie. Das iſt der Welt Lauf, das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.

In dieſem Bewußtſeyn, in dieſer alten Erfahrung iſt die großartige Dichtung entſtanden. Die Heldenkraft und wunderbare Schönheit altdeutſcher Königsgeſchlechter, die furchtbaren Kämpfe der deutſchen Stämme wider Rom und unter einander ſelbſt, der ſo oft in der wirklichen Geſchichte vorgekommene Verrath bürgt dafür, daß Vorbilder Sigurds, ſeiner Schönheit, ſeiner Thaten und ſeines Unglücks den Sängern nicht gefehlt haben.

Ich übergehe die alten Eddalieder von den Nibelungen, die Berichte der jüngeren Edda, der Niflungaſaga, der faröiſchen Sigurdſage, der altdäniſchen Volkslieder, als im Weſentlichen mit der Volſungaſage verwandt, und gehe zu den Auffaſſungen der Sage im deutſchen Süden über. Wohl ſehr alt, weil noch ohne Bezug auf Attila, iſt das altdeutſche Sigfriedslied. Auch hier dient Sigfried, Sigmunds Sohn, ſchon als Knabe einem Schmiede, zerſchlägt aber mit ungeheurer Kraft Eiſen und Ambos, beſiegt den Wurm und beſtreicht ſich mit der geſchmolzenen Horndecke deſſelben, wovon er ſelbſt die Hornhaut bekommt und ſeitdem der „gehörnte Sigfried“ heißt. Nachher entreißt er die ſchöne Chriemhild, Tochter des König Gibich von Worms, auf dem Drachenſtein einem Drachen, der ſie dahin entführt hatte. Im ſpätern Volksbuch vom gehörnten Sigfried iſt die Sage etwas erweitert und wird der junge Held auf der Jagd, indem er ſich zu einem Trunke bückt, von Hagenwald (Hägni, Hagen) heimtückiſch erſtochen.

In dem berühmten Liede von den Nibelungen (der Nibelungen Noth), wovon uns viele Handſchriften aus dem 13. Jahrhundert erhalten ſind, treten die Drachenkämpfe und die Verbindung Sigurds mit der Walkyrie ganz in den Hintergrund und der Tod Sifrits und die von

ſeiner Wittwe Chriemhild an ſeinen Mördern heimgeſuchte Blutrache ausſchließlich in den Vordergrund.

Zu Worms herrſcht König Günther mit ſeinen Brüdern Gieſelher und Gernot über die Burgunder. Unter ſeinen Mannen ſteht oben an der finſtre, ſchreckliche Hagen, dann der heitre Spielmann Volcker und viele tapfre Degen. Seine liebliche Schweſter Chriemhild träumt von einem Falken, den zwei Adler packen. Dieſer Falke iſt Sifrit, Sohn des König Sigmund von Xanten „nieden by dem Rine", ſchon berühmt durch ſeine Thaten und durch den Beſitz des Hortes. Er hört von Chriemhildens Schönheit und kommt nach Worms, wo man ihn willkommen heißt und Hagen ſchon ſein Auge heimlich auf den Hort wirft. Nachdem Sifrit den Burgundern im Kriege gegen die Sachſen und dem König Günther in der Ueberwältigung der ſtarken Brunehild (wie in der Volſungaſaga) beigeſtanden, empfängt er zum Lohne Chriemhildens Hand. Die holde Scham der Braut, die ſtille Hoheit des Bräutigams ſind mit unnachahmlichem Liebreiz in den einfachſten Zügen geſchildert. Alles iſt freudenvoll, nur nicht Brunehild, weil ſie heimlich den Sifrit liebt. Indem ſie einmal mit Chriemhild badet, kommen beide in Streit und Chriemhild iſt ſo unvorſichtig und im Glück übermüthig, ihr zu ſagen, nicht Günther, ſondern Sifrit habe ſie im Brautbette bezwungen. Zum Beweiſe hält ſie ihr ihren eigenen Ring und Gürtel vor, die Sifrit in jener Nacht der Brunehild genommen und der Chriemhild geſchenkt hatte. Brunehild weint, Günther forſcht nach, Sifrit ſchwört, er ſey unſchuldig, denn er habe Brunehild nicht berührt. Aber Günther iſt unverſöhnlich beleidigt und Hagen ſinnt darauf, Sifrit um des Hortes willen zu verderben. Chriemhild, durch einen Traum erſchreckt, ahnet Böſes und beſchwört den grimmen Hagen, ihren Sifrit nicht zu verlaſſen, wenn ihm Gefahr drohe. Argliſtig verlangt er, ſie ſolle ihm ein Zeichen auf den Rücken nähen, damit er von hinten beſſer Acht auf ihn haben könne, wenn es Schlachtgedränge gäbe. Sie veranſtalten nun eine Jagd im Odenwalde, Sifrit trinkt aus einer Quelle und wird hinterwärts von Hagen durch Chriemhilds Zeichen hindurch erſtochen. Chriemhilds unendlicher Jammer wird durch eine trügliche Sühne geſtillt, der Hort mitten im Rheine verſenkt.

Nach einigen Jahren wirbt Etzel (Attila) um Chriemhild, ſie geht zr ihm nach Ungarn, bekommt von ihm einen Sohn, Ortlieb, und hält ſieben Jahre Ruhe. Da vermag ſie aber nicht länger den heißen Drang nach Rache zu unterdrücken und ladet ihre Brüder trüglich zu einem Beſuch ein. Sie kommen wirklich, trotz aller Warnungen durch Träume und böſe Vorzeichen, aber gerüſtet, 10.000 Mann ſtark. Unterwegs beſtehen ſie Kämpfe, werden aber zu Pechlarn vom milden Markgrafen Rüdiger gaſtlich empfangen und reich beſchenkt. Des Markgrafen zarte Tochter, die nach der Sitte alle Gäſte mit einem Kuſſe bewillkommt und nur vor dem grimmen Hagen zurückſchreckt, bei Tiſche aber durch ihren Liebreiz aller Augen auf ſich zieht, wird dem jungen

Giſelher verlobt. Er ſelbſt, der Vater, begleitet die Burgunder nach Ungarn. Von dort kommt ihnen Dietrich von Bern, Etzels Dienſtmann, entgegen und warnt ſie zum letztenmal, jedoch vergebens. Sie kommen nach Etzelnburg und werden friedlich und ehrenvoll empfangen. Aber in der Nacht ſchickt Chriemhild eine Mörderſchaar aus, um Hagen zu erſchlagen, welcher jedoch aus Vorſicht mit Volcker wach geblieben iſt und die feigen Hunnen zurückſchreckt. Am folgenden Tage aber wird ein Hunne im Turnier von Volcker erſchlagen und ſogleich erhebt ſich Tumult. Vergebens gebietet Etzel Frieden, ſein Bruder Blödelin, von Chriemhild angereizt, überfällt die Knechte der Burgunder, wird aber von Dankwart erſchlagen. Als die Nachricht davon an die königliche Tafel gelangt, ſpringt Hagen auf und ſchlägt dem kleinen Ortlieb das Haupt ab. Da beginnt ein allgemeiner Kampf. Die Burgunder wüthen wie Berſerker. Dietrich von Bern rettet Etzel, Chriemhild, Rüdiger und die Seinen aus dem Saal, alle übrigen Hunnen aber werden von den grimmigen Burgundern erſchlagen und 7000 Todte und Verwundete aus dem großen Saale geworfen. Chriemhild bietet ungeheure Summen, wer ihr Hagens Kopf bringe. Markgraf Iring von Dänemark läßt ſich dadurch bewegen, mit Hagen zu kämpfen, verwundet ihn auch, fällt aber ſelbſt. Sein Sohn Hawart und Markgraf Irnfrit von Thüringen leiden gleiches Loos. Noch 20.000 Hunnen laufen vergebens Sturm auf den Saal.

Da treten die drei Burgunderkönige um Sühne hervor, Chriemhild fordert als unerläßlich Hagens Kopf; die Könige wollen aber an ihrem tapfern Mann nicht untreu werden und ſchlagen es aus. Da läßt Chriemhild den Saal an allen Ecken anzünden. Die Burgunder leiden entſetzlich durch Brand und Rauch, viele kommen um. Die Uebrigen trinken aus Durſt das Blut der Todten. Nur 600 überleben den Brand, indem ſie ſich dicht an die Mauern ſtellen. Rüdiger, Etzels Lehensmann, ſoll nun den Kampf mit ſeinen burgundiſchen Freunden beſtehen, und bietet vergebens, um dieſen die Treue nicht zu verletzen, dem König all ſein Gut an, aber er wird der Lehenspflicht nicht entlaſſen und muß den Saal beſtürmen. Hagens Schild, den ihm unterwegs Rüdigers Gemahlin Gotelinde geſchenkt, wird zerhauen, da gibt ihm Rüdiger ſeinen eigenen Schild. Der grimme Hagen ſelbſt wird dadurch gerührt, auch Volcker und beide geſellen ſich zum jungen Giſelher, der traurig den Vater ſeiner Braut als Feind erblickt und nicht kämpfen will. Als aber Rüdiger allzuviel Burgunder tödtet, läßt ſich Gernot nicht länger halten, greift Rüdiger an und tödtet ihn, zugleich von ihm getödtet. Dietrich von Bern und ſeine ſtolzen Mannen hatten ſich noch fern gehalten, jetzt fordern ſie Rüdigers Leiche. Volcker ſagt, ſie möchten ſie ſelber im Saale holen. Da kommen ſie und der wüthende Kampf entbrennt von Neuem. Volcker erſchlägt den Siegeſtab und fällt ſelbſt durch den alten Hildebrand. Giſelher erſchlägt den Wolfhart und wird von ihm erſchlagen. Von allen Burgundern bleiben nur noch Günther und Hagen übrig. Dietrich ſelbſt tritt nun in den Saal, beſiegt allein die

beiden ſchon ermatteten Helden und überliefert ſie gebunden der Rache Chriemhilds. Dieſe fordert von Hagen den Hort, Hagen aber ſagt, er werde nicht verrathen, wo der Schatz ſey, ſo lange noch einer ſeiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bruder Günther den Kopf abſchlagen und bringt ihn ſelber zu Hagen, Hagen aber iſt froh und ſagt: nun wiſſe kein Menſch auf Erden, wo der Hort ſey, als er, und er werde es nie ſagen. Da ſchlägt ihm die grimmige Chriemhild mit Sifrits Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den dieſe unweibliche That in Zorn bringt, erſchlagen. Der alte Etzel thut nichts, als die Todten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das iſt der Nibelungen Noth.

Die Klage im Anhang zum Nibelungenliede iſt eigentlich nur lange Variation zu dem kurzen Thema, mit dem das Nibelungenlied ſchließt, nämlich die ausführliche Klage des alten Etzel und Dietrichs beim Begräbniß der gefallenen Helden, von denen jeder, wie man ſeine Leiche hervorzieht, einzeln bejammert wird. Wie in der Litanei iſt auch hier die Wiederholung zwar ermüdend, aber auch feierlich und ſchauerlich. Einzelnes wirkt ergreifend, z. B. die Bewunderung, welche Dietrich der Schönheit Chriemhilds ſpendet, als er ihre Leiche ſieht. Etzel geberdet ſich faſt wahnſinnig vor Schmerz und endet in Blödſinn, als ihn Dietrich verläßt. Der alte Hildebrand bleibt am nüchternſten und mahnt die beiden, ihren Schmerz zu mäßigen. Dietrich kehrt auf dem Heimwege in dem verwaisten Pechlarn ein, wo Gotelinde eben vor Schmerz geſtorben iſt. Die junge Braut Giſelhers, Dietlinde, überlebt ſie und Dietrich will für ſie ſorgen. Der Spielmann Schwemmelin reist zu Chriemhilds Mutter, der alten Frau Ute, ihr das Leid anzuſagen, und kehrt unterwegs bei dem trauernden Biſchof Pilgerin von Pechlarn ein, der ſeinem Schreiber Konrad befiehlt, dieſe Begebenheiten aufzuſchreiben. Frau Ute ſtirbt vor Leid und wird in der von ihr geſtifteten Abtei Lorſch begraben.

Der bemerkenswertheſte Zug der Klage iſt V. 285, daß Chriemhilden von Gott vergeben wird, weil ſie alle die Blutſchuld auf ſich geladen habe einzig aus Treue. Das Motiv ihrer ganzen Handlungsweiſe wird in die Worte gelegt: „dem getriuwen tuot untriwe wé.“ Darin liegt der Schlüſſel zum Nibelungenliede. In der Volſungaſaga concentrirt ſich alles in Brynhild und ihrer unglücklichen, furchtbar ſchönen Leidenſchaft. Der nordiſche Charakter feiert in ſeiner ganzen männlichen Härte ſeinen Triumph, findet in dem amazonenhaften Weibe ſeinen tiefſten und ſchönſten

Ausdruck. Solche Herzen kannte nur der Norden. Einen ganz andern Sinn und Geist aber hat unser deutsches Nibelungenlied. Sein Grundzug ist die Gemüthlichkeit und die dem Dichter vorleuchtende Idee überall die deutsche Treue. Ein Jahr lang dient Sifrit den burgundischen Königen und, wie sehr er glüht, Chriemhild zu sehen, verletzt er nicht einen Augenblick die Treue des Dienstmanns und bescheidet sich. Wiederum hält nachher Günther ihm die Treue und führt ihm Chriemhild zu. Mit gleicher Zartheit benimmt sich Sifrit bei dem bedenklichen Kampf in der Brautnacht mit Brunehild. Die einzige Untreue, die im ganzen Liede vorkommt, ist die Mutter des allgemeinen Verderbens. In um so schönerer Folie steht ihr die Treue entgegen, die sich sonst durchs ganze Lied gleich bleibt und zuletzt selbst den untreuen Hagen bemeistert, so daß er durch die Treue im Todeskampf mehr als durch seinen Tod den Verrath an Sifrit sühnt. Treue ist der Grundzug in Chriemhilds Rache. Von unnachahmlicher Schönheit, immer reicher sich entfaltend, erscheint die Treue in der Freundschaft der grimmigen Helden Hagen und Volcker, in dem Edelmuth der burgundischen Könige, als sie Hagen nicht ausliefern und lieber sterben wollen, in dem Benehmen Rüdigers, bevor er zum Todeskampfe geht. Das Lied der Nibelungen kann man das Lied von der Treue nennen.

Darin nun und in dem ganzen einfach gemüthlichen Ton der Nibelungen liegt ein Reiz, der sich mit nichts vergleichen läßt, und der das deutsche Lied als ein eigenthümlich schönes Ganze vollkommen unabhängig macht von der Volsungasaga. Es kann nun auch nicht mehr auffallen, noch übel vermerkt werden, daß Brunehild im Nibelungenliede viel unbedeutender und unschöner hervortritt, als in der Volsungasaga. Der deutsche Dichter konnte für seinen Zweck nicht mehr von der nordischen Brynhild brauchen. Sie so aufzufassen, wie sie in der Volsungasaga aufgefaßt ist, würde zu seinen Ideen nicht gepaßt, die Eigenthümlichkeit seines ganzen Gedichts gestört haben. Dasselbe gilt von der sämmtlichen mythischen Vorgeschichte Sifrits. Ihrer konnte im Nibelungenliede nur nebenbei gedacht werden.

Ich stehe nun nach dem Gesagten nicht an, im Widerspruch mit Lachmann und Gervinus, den Verfasser des Nibelungenliedes für einen großen Dichter zu halten. Um den Inhalt des Liedes gerade so aus dem weiten Umfang der darauf bezüglichen älteren Lieder und Sagen auszu-

ſcheiden, ihm gerade dieſe ſchöne Einheit und Abrundung zu geben, gerade dieſe Grundidee hineinzuweben und es gerade in dieſem gemüthlichen Tone, in dieſer einfach herzlichen Sprache durchzuführen, dazu gehörte kein gemeiner, ſondern ein feiner und edler Geiſt. Die Behandlung im Großen, die Erfindung und Anordnung iſt hier ſo herrlich und meiſterhaft, daß es kleinlich wäre, nach mehr Ausführung und Ausſchmückung der Form zu fragen. Freuen wir uns vielmehr, am Nibelungenliede ein Werk zu beſitzen, welches trotz der rauhen und ſimpeln Sprache voll von Poeſie iſt, während unſre modernen Claſſiker uns in der vollendetſten äußern Form ſo oft nur den nichtswürdigſten Inhalt darbieten.

Holtzmann verzeichnet in ſeiner neuen Ausgabe 27 Handſchriften des Nibelungenliedes, darunter aber nicht 10 vollſtändige. Sie theilen ſich in zwei Gruppen, eine ältere Redaction unter dem Titel „der Nibelungen Lied“ und eine jüngere unter dem Titel „der Nibelungen Noth“, beide jedoch im Weſentlichen ganz deſſelben Inhalts. Zwei Handſchriften (die von Hundeshagen und Feifalik) ſind noch nicht benutzt und verglichen. Abgeſehen davon, was dieſe bieten werden, iſt unter den bisher bekannten Handſchriften die ſ. g. Laßberg'ſche*) die beſte. Den Namen des Dich-

*) Lachmann gab der Hohenemſer Handſchrift in München den Vorzug, aber man braucht nur die erſten Verſe beider Handſchriften zu vergleichen, um ſich ein Urtheil zu bilden. Bei Laßberg heißt es:

Uns iſt in alten mären
Wunders viele geſeit
von heleden lobebären
von grozer Arebeit
von frewde vnt hochgeziten
von weinen vnt klagen
von koner recken ſtriten
moget ir nv wunder horen ſagen.

Ez wchs in Burcgonden
Ain vil edel magedin
Daz in allen landen
niht ſchoners mochte ſin
Chriemhilt gheizen.
Din wart ein ſchone wip ꝛc.

ters hat man nie ausgemittelt. Gott sey Dank, daß es noch Schönes gibt, an das die Eitelkeit der Namen nicht angeknüpft werden kann. Das Nibelungenlied theilt diesen Vorzug mit manchem gothischen Dome.

Einer der interessantesten Nachträge zum Nibelungenliede ist das lateinische Gedicht Waltharius, vermuthlich vom St. Galler Mönch Eckhart I. niedergeschrieben, welcher 937 gestorben ist. Es ist ohne Zweifel einem älteren deutschen Gedicht nachgebildet. Bruchstücke einer späteren deutschen Bearbeitung gab Karajan 1839 heraus, vollständiger abgedruckt in Haupts Zeitschrift II. 216.

Bei Lachmann:

Uns ist in alten mären
wunders vil geseit
von helden lobebären
von grozer kuonheit
von frouden hochgeziten
von weinen und von klagen
von kuener recken striten
muget ir nu wunder hören sagen.

Ez wuohs in Burgonden
ein schöne magedin
daz in allen landen
niht schöners mohte sin.
Kriemhilt was sie geheizen
und was ein schöne wip
dar umbe muosen degene
vil verlisen den liv.

Der Dichter kann unmöglich in der ersten Strophe das Wort Kühnheit zweimal, in der zweiten Strophe das Wort schön dreimal gebraucht haben, das sind Fehler eines nachlässigen Abschreibers. Das alte treffliche Wort „arebeit" verdrängen und durch das mehr renommistische Kühnheit, was ohnehin gleich darauf wieder vorkommt, ersetzen zu wollen, ist unpoetisch. Ebensowenig durfte das Wort „edel" in schön umgewandelt werden, da schön gleich darauf noch zweimal vorkommt. Ich habe mich schon in meinem Literaturblatte 1843 Nr. 126 gegen Lachmann erklärt, lange bevor Holtzmann die falsche Ansicht desselben zu bestreiten begann. — Lachmann hat sich angemaßt, aus dem Nibelungenliede die angeblichen Volkslieder, aus denen es schlecht zusammengeflickt sey, wieder auszuscheiden, ohne ein Verständniß des schönen Ganzen.

Hülfe einer Maſchine das Ganze durch mehrere ſtufenweiſe an Durchmeſſer abnehmende runde Oeffnungen in eiſernen oder ſtählernen Platten. Das Bleirohr wurde dadurch genöthigt, ſich, mit Beibehaltung ſeiner Höhlung, zu verdünnen, wobei es in entſprechendem Maße ſich verlängerte, und zuletzt die volle Länge des Dorns erhielt, von dem es — ebenfalls mit Hülfe der Maſchine — wieder herabgezogen wurde. Dieſes Verfahren, ſo vorzüglich es im Vergleich mit dem bloßen Gießen der Röhren genannt werden konnte, unterlag doch einer großen Beſchränkung in Hinſicht der Länge der Röhren, welche kaum über 10 Fuß zu ſteigern möglich war. Verbeſſert wurde es, namentlich in dieſer Beziehung, durch eine höchſt ſinnreiche Abänderung, welche den letzten Jahren angehört, und darin beſteht, daß der Dorn nicht mit dem Rohre durch das Loch der Ziehplatten gezogen, ſondern im Mittelpunkte dieſes Loches ruhend erhalten wird, während das Rohr allein durch die ringförmige Oeffnung zwiſchen Dorn und Loch durchgeht. Auf dieſe Art iſt man im Stande, mit einem Dorne von nur 6 bis 8 Zoll Länge Rohrſtücke bis zu 30 oder 40 Fuß Länge zu ziehen. Die gezogenen Röhren übertreffen die gegoſſenen weit an Schönheit, Brauchbarkeit und Leichtigkeit, indem ſie ſehr glatt, dicht (durch die Zuſammenpreſſung des Metalls in der Ziehplatte) und dünn ſind. Von noch größerer, und überhaupt von wohl nicht mehr zu übertreffender Vollkommenheit ſind aber die gepreßten Röhren, deren Verfertigung auf einer ſo kühnen Anwendung mechaniſcher Kräfte beruht, daß wenige techniſche Verfahrungsarten dieſe an Merkwürdigkeit übertreffen möchten. Wenn man ſich eine gewöhnliche Spritze vorſtellt, welche mit Mehlteig gefüllt iſt, und in die man nachher den Stempel oder Kolben langſam hineindrückt, ſo hat es nichts Ueberraſchendes, daß der Teig durch die kleine Oeffnung der Spritze in faden- oder nudelförmiger Geſtalt herausgetrieben wird. Rohrförmig werden dieſe Nudeln ausfallen, wenn man in der Mitte der Austritts-Oeffnung einen Stöpſel anbringt, der nur rundherum einen ſchmalen ringförmigen Raum offen läßt. Erſtaunen muß es aber erregen, wenn man ſtatt des Teiges ein Metall — Blei oder Zinn — angewendet, und dieſes auf ganz gleiche Weiſe behandelt ſieht. Der Gedanke könnte wahrhaft überſpannt erſcheinen, wenn nicht die Ausführung und der beſte Erfolg davon vor Augen läge.

Attila, der Hunnenkönig, breitete ſeine Macht aus und bedrohte den Frankenkönig Gibich, der ihn um Schonung bat und dafür einen großen Schatz und den damals noch jungen Hagen als Geißel gab. In gleicher Weiſe erkaufte ſich der Burgunderkönig Herrich des Attila Gnade, indem er ihm ſeine Tochter Hiltgund zur Geißel gab. Endlich auch Alpher, Herzog von Aquitanien, indem er ſeinen Sohn Walther als Geißel gab. Aber ſchon vorher hatten Herrich und Alpher als gute Nachbarn ihre beiden Kinder mit einander zu verheirathen gelobt. Die Kinder wurden an Attila's Hofe wohl gepflegt und Walther that für den großen Hunnenkönig Kriegsdienſte. Nun ſtarb aber Gibich und Hagen entfloh zu deſſen Sohn und Nachfolger Günther, der keinen Tribut mehr geben wollte und ſich von den Hunnen unabhängig machte. Attila nahm Bedacht, Walter und Hiltgund deſto beſſer zu hüten, Walther machte aber die Hunnen bei einem großen Gelage alle trunken und entfloh mit Hiltgunt und dem großen Schatze der Franken. Unterwegs gab er einem Fergen zum Lohn für die Ueberfahrt über den Rhein Fiſche, die er früher ſchon gefangen und mitgenommen hatte. Der Fiſcher brachte ſie dem König Günther, der gleich merkte, dieſe Fiſche könnten nicht aus dem Rhein ſeyn, ſondern kämen weither. Als nun der Fiſcher erzählte, ein junger Held mit einer ſchönen Dame ſeyen über den Rhein gezogen, rief Hagen ſogleich, das iſt Walther, und der König befahl, ihnen nachzujagen, um ihnen den Schatz abzunehmen. Als ſie den Fliehenden ereilt, ſchlief Walter, aber Hiltgund weckte ihn. Hagen, der einſt dem Walther Treue gelobt, wollte ihn nicht angreifen, alle andern Franken aber, die nach und nach gegen den tapfern Walther heranſtürmten, unterlagen ihm und die Leichen häuften ſich umher. In der Nacht endete der Kampf, Walther aber blieb wach und belud vier Roſſe mit der Beute. Erſt am andern Morgen griffen ihn Hagen und der König ſelbſt an; Walther lähmte des letztern Bein, Hagen ſchlug ihm ſelbſt die Hand ab, wofür er aber dieſem ein Auge ausſtach. So trennten ſie ſich, alle verwundet, er aber entkam mit Hiltgund und den Schätzen.

Aus dieſem höchſt merkwürdigen Gedicht ſchimmern wie aus tiefſtem Hintergrunde alte Götter hervor, Hagen als der einäugige Odin, Walther als der Frühlingsgott Wali; aber in hellem Vordergrunde ſteht die Geſchichte. Alles iſt erlebt, Schickſal des deutſchen Volks. Das Gedicht enthält noch die lebendigſte Erinnerung an die Zeit, in welcher deutſche Volksſtämme und Fürſtengeſchlechter unter dem Druck Attila's ſeufzten, um ſich in nicht langer Zeit freudig wieder von ihm loszureißen. Dieſe friſche Freiheitsluft athmet uns aus dem Gedicht entgegen, wenn es uns auch zugleich auf die Fortdauer der Bruderkämpfe unter den Deutſchen ſelbſt hinweiſt.

3.

Das Heldenbuch.

Unter dieſem allgemeinen Namen faſſen wir alle altdeutſchen Heldengedichte zuſammen, die dem Sagenkreis Dietrichs von Bern angehören, den das Nibelungenlied ſelbſt nur eben berührt. Unter Dietrich iſt der berühmte Oſtgothenkönig Theodorich, unter Bern Verona verſtanden, aber hinter dieſer geſchichtlichen Erinnerung liegt eine noch ältere mythiſche verborgen.

Zu unterſcheiden iſt das alte Heldenbuch (welches nur vier Lieder enthält: Otnit und Wolfdietrich, den großen und kleinen Roſengarten), gedruckt Augsburg 1491. Hagenau 1509. Sine loco 1545. Frankfurt a. M. 1560, 1579, 1590. Wiederabgedruckt in Hagens Heldenbuch. — Und das Heldenbuch des Kaſpar von der Roen, handſchriftlich in Dresden, abgedruckt gleichfalls in Hagens Heldenbuch. Dieſes wurde von Kaſpar erſt 1472 zuſammengetragen und enthält die alten Lieder in ſchlechten Abkürzungen, aber in deſto reicherer Zahl, nämlich außer den genannten vier des älteren Heldenbuchs noch: Ecken Ausfahrt, Rieſe Sigenot, Etzels Hofhaltung, Dietrich und ſeine Geſellen, das Hildebrandslied. Von der Hagen fügte in ſeinem Heldenbuch noch weitere Gedichte dieſes Kreiſes hinzu: Dietrichs Ahnen, Alpharts Tod, die Rabenſchlacht, Biterolf und Dietlieb.

Die meiſten dieſer Heldenbuchlieder ſind in dem ſ. g. Berner Ton gedichtet, in einem Versmaaß, welches dem der Nibelungen entſpricht, nur daß jede Zeile des letztern ſich in 2 gereimte Zeilen, jeder Vers von 4 gereimten Zeilen ſich in einen von 8 theilt. An poetiſchem Werth ſtehen dieſe Heldenlieder faſt ohne Ausnahme denen des Nibelungenkreiſes nach, was nur Schuld der ſpätern Bearbeiter iſt, denn Spuren von älteren und weit tiefer empfundenen und ſchöner erfundenen Liedern laſſen ſich vielfach in ihnen nachweiſen oder ſind auch noch in einzelnen Bruchſtücken erhalten.

Alle dieſe Lieder gehören dem deutſchen Süden und dem gothiſchen Stamme an. Nach dem Liede „Dietrichs Ahnen“ ſtammt derſelbe von Wolfdietrich her, welcher dem König Otnit in der Regierung folgte.

Wir beginnen daher mit dem Liede von Otnit, von dem ſich in Wien noch eine gute alte Handſchrift gefunden hat (herausg. von Ettmüller 1838).

Otnit herrſchte zu Garda am See und wollte heirathen, als ſein Oheim Elias ihm die ſchöne Tochter des heidniſchen König Nachaol von Muntenbur empfahl. Allein der Vater wollte ſie Niemand geben und ſteckte die Köpfe ihrer Freier auf der Mauer ſeiner Burg aus. Da zog Otnit wider ihn aus. Unterwegs aber im Walde neckte ihn Alberich, der Zwergkönig, verhöhnte und verlachte ihn, bis Otnit ihn im Zorn packte und unter ſich brachte. Nun aber gab ſich ihm Alberich als ſeinen Vater zu erkennen, der einſt ſeine Mutter Amelgart überliſtet und geſchwächt habe. Auch habe er ihn nur aufgeſucht, um ihm einen unverwundbar machenden goldnen Harniſch und das Zauberſchwert Roſe zu geben, mit dem er Nachaol beſtehen könne. Dennoch hätte Otnit das ſchöne Heidenkind nicht gewonnen, wenn ſie ihm Alberich nicht liſtig entführt hätte. Alberich machte ſich überhaupt allen möglichen Spaß mit den Heiden; als er als Bote Otnits nach Muntenbur kam und übel aufgenommen wurde, machte er ſich unſichtbar und lachte die Heiden aus, die blind nach ihm ſchlugen und ſtachen. Endlich nahm er Abſchied, indem er unſichtbar dem König einen derben Schlag verſetzte. Nachher nahm er gar einmal die Geſtalt Mahomets an und ließ ſich von den Heiden anbeten, die er dann mit einem hölliſchen Gelächter verließ. Durch ſeine Kunſt ſchlich er ſich zu der ſchönen Jungfrau und führte ſie dem liebenden Otnit zu. Bei der Hochzeit war er nicht ſichtbar, bezauberte aber die Herzen aller Frauen durch die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Die Jungfrau empfing in der Taufe den Namen Sydrat und lebte mit Otnit glücklich in Garda. Nun ſchickte aber ihr Vater den wilden Jäger Velle mit zwei jungen Drachen ins Gebirge von Trient, um Otnit zu verderben. Wie die Drachen groß wurden, verheerten ſie das Land rings umher. Hier geht das Gedicht in das von Wolfdietrich über.

Das Gedicht von Hug- und Wolfdietrich iſt in mehreren Bearbeitungen vorhanden, einmal der Wolf allein, dann Otnit und Wolf, endlich Hug und Wolf zuſammen. Vgl. von der Hagen, Heldenbuch (S. XXII. f.), in dem alle abgedruckt ſind. Dieſe gewiß ſehr alten Lieder ſind leider im Bänkelſängerton vorgetragen und durch ſchwülſtige Zuſätze, in ganz unmotivirter Anhäufung von Abentheuern entſtellt. In der romaniſchen und deutſchen Ritterſchaft kam mit den Kreuzzügen die Liebhaberei an dergleichen gehäuften Abentheuern in den Kämpfen zwiſchen Chriſten und Heiden (Sarazenen) auf und man trug ſie in ältere Dichtungen erſt hinein. Hier der Inhalt des Hug- und Wolfdietrich:

König Antzius ſtarb und hinterließ den jungen Sohn Hugdietrich, den Herzog Berchtung erzog; als H. herangewachſen, hörte er von der ſchönen

Hiltburg, Tochter des König Waligund von Salnek, die in einem hohen Thurm eingeſchloſſen niemals einen Mann heirathen ſollte. Da verkleidete er ſich in ein Mädchen, gelangte auf dieſe Art in den Thurm, lebte einige Zeit als Mädchen bei Hiltburg unerkannt und hinterließ ſie geſegneten Leibes, als Berchtung ihn abberief und er ohne Gefahr nicht länger bleiben konnte. Hiltburg gebar einen Sohn und ließ ihn an einem Seile aus dem Thurm herab. Da kam eine Wölfin und trug ihn zu ihren Jungen, mit denen ſie ihn ſäugte. Auf der Jagd entdeckte ihn Hiltburgs Vater und nahm ihn zu ſich; vom Wolf wurde er Wolfdietrich genannt. Die Mutter erkannte ihn und geſtand alles. Da ſöhnte ſich König Waligund mit dem Verführer aus und ließ Hugdietrich zurückrufen und feierlich mit ſeiner Tochter vermählen. Hugdietrich ſtarb nach einiger Zeit und Berchtung nahm ſich nun des Wolfdietrichs an und lehrte ihn die Waffenkunſt.

Wolfdietrich bekam Streit mit ſeinen zwei jüngeren Brüdern, die ihn nach des Vaters Tode nicht anerkennen wollten, Bogen und Waſmut, und ihn vertrieben. Der alte Berchtung mit 16 Söhnen ſtand ihm bei, fünf wurden erſchlagen, eilf mit ihm gefangen. Wolf mußte fliehen. Auf ſeiner Flucht erſchlug er den Rieſen Belmunt. Seine Verbannung aber machte ihm ſolchen Kummer, daß er ſich in ſein Schwert ſtürzen wollte. Da erſchien ihm die rauhe Elſe wie ein wilder Bär und heiſchte ſeine Liebe. Er wies ſie ab, dafür machte ſie ihn ſchläfrig und nahm ihm im Schlaf die Waffen ab. Er erwachte und lief ihr nach, ſie wollte ihm auch die Waffen wiedergeben, aber nur um den Preis ſeiner Liebe. Er weigerte ſich abermals, da verſenkte ſie ihn wieder in Schlaf und ſchor ihm das volle Haar ab. Als er erwachte, wurde er unſinnig und irrte ein halbes Jahr im Walde, bis Gott ſich ſeiner erbarmte und einen Engel ſchickte, welcher der rauhen Elſe den Text leſen mußte. Da führte dieſe den Wolfdietrich nach Troy in ihr Land, badete ſich im Jungbrunnen und kam, die als rauhe und häßliche Bärin hineingeſtiegen, als die wunderſchöne Frau Sigeminne wieder heraus. Dieſer widmete er nun ſeine Liebe gern, worauf ſie ihn in einem Schifflein wieder entließ. Da kam er an ein Land, wo eine große Linde ſtand, in deren Zweigen die Vögel wunderſam ſangen. Unter ihm entſchlief er. Kaiſer Otnit erblickte ihn und weckte ihn, mit ihm zu kämpfen. Wolfdietrich ſiegte, ſchonte aber den Kaiſer, da ihn die Kaiſerin darum bat, und ſöhnte ſich mit ihm aus. Nachdem er einige Zeit bei ihm zugebracht, kehrte Wolfdietrich zur Sigeminne heim, die ihm aus Sehnſucht ſchon entgegengezogen war. Als er aber einmal einem durch einen Rieſen verzauberten Hirſch nachjagte, entfernte er ſich zu weit und der Rieſe entführte ihm ſein Weib. Als Wolfdietrich ſie nicht wiederfand, zog er als Pilger gekleidet zu Otnit und dieſer begleitete ihn, die Geraubte zu ſuchen. Ein Köhler wies ihnen des Rieſen Treffan Burg, darin der Rieſe bei Sigeminne lag, die weinend ihr Haar ausraufte. Wolfdietrich erſchlug den Rieſen und verjagte die Zwerge, die demſelben im Kampfe halfen. Aber des Rieſen

Schweſter, als ſie des Bruders Burg brennen ſah, lief nackt mit einer großen Stange herbei und band Wolfdietrich mit Riemen, die aber der Regen auflöste. Ein mitleidiger Zwerg ſetzte ihm die Tarnkappe auf, die ihn unſichtbar machte und ſo erſchlug er die Rieſin.

Unterdeß war Otnit in einem Berge von einem Rieſen und vielen Zwergen bedrängt und durch Feuer und Rauch ganz ſchwarz gemacht worden. So fand ihn Wolfdietrich wieder. Zugleich hatte der Rieſe Walle in einer Höhle zwei Drachen aufgezogen, um Otnits Land zu verheeren. Otnit tödtete den Rieſen und ſein Weib Rutz, entſchlief aber dann durch Zauber unter der Linde. Da kam ein großer Drache und verſchlang ihn, mußte ihn aber friſch und geſund wieder auswerfen, als die Zauberin, welche die Linde verzaubert, ihm eine gewiſſe Wurzel ins Maul ſteckte. Mit dieſer „wilden Frau" lebte dann Otnit aus Dankbarkeit ein Jahr lang in einem Berge, bis ſie ihn wieder entließ. Nach einiger Zeit traf Otnit im Walde einen Elephanten im Kampf mit jenem Drachen und half dem erſteren; aber als er wieder unter der Linde entſchlief, verſchlang ihn der Drache zum zweitenmal und ſchleppte ihn in ſeine Höhle. Sein treuer Hund kämpfte noch lange vergebens mit dem Unthier und kehrte dann allein zurück. Otnits Gemahlin Sydrat beweinte ſeinen Tod und wollte keinen heirathen, außer der den Drachen erſchlüge.

Wolfdietrich pilgerte zum h. Grabe, erſchlug unterwegs zwölf Mörder, die ihn anfielen; als ihm ein Rieſe den Schiffmann, mit dem er über See fuhr, im Schlafe raubte, und er denſelben wiederfand, wie er den Schiffmann am Spieße bratete, erſchlug er ihn; als ihn wilde Heiden auf dem Meer angriffen und mit Feuer auf ihn ſchoſſen, warf er ſie alle ins Meer, den letzten aber kaufte er, nannte ihn Werner und behielt ihn als Geſellen. Sie kamen nach Jeruſalem, wo ſie abermals mit wilden Heiden ſtreiten mußten und Werner fiel. Wolfdietrich ſelbſt wurde gefangen, aber von Chriſten wieder befreit. Auf dem Heimwege kam er zu einer Burg, deren Zinnen mit Todtenköpfen ausgeziert waren. Darin hauſte König Bellian mit ſeiner ſchönen Tochter Maypalyſe. Jeder Freier mußte bei ihr ſchlafen, konnte er ihr aber das Magdthum nicht nehmen, ſo koſtete es ihm den Kopf, daher die vielen Köpfe auf den Zinnen. Wolfdietrich wurde eingeladen, es mit ihr zu verſuchen, verabſcheute es aber und ritt davon. Allein der Weg wurde ihm durch einen See verſperrt und er mußte umkehren. Nun machte er mit der Schönen Hochzeit, wobei eine Menge künſtlicher Vögel von einer Linde herab ſangen. In der Brautnacht aber berührte er die Braut nicht, obgleich ſie nakt vor ihm alle ihre Reize entfaltete (die ſehr genau beſchrieben werden). Als ſie gar zu ungeſtüm in ihn drang, ſchlug er ſie. Da ſprang ſie aus dem Bett und zauberte, daß das Bett in Flammen ſtand, aber Wolfdietrich löſchte des Feuer mit dem Kreuzeszeichen. Am Morgen führte ihn der König zum Götzenbild des Todes, deſſen Berührung jeden Ritter tödtete, aber Wolfdietrich berührte es kaum, als es in Stücke fiel. Darauf ließ der zornige König zwei Stühle bringen, auf

denen ſtehend ſie ſich mit ſcharfen Meſſern warfen. Der König fiel, Wolfdietrich tödtete das Heidenvolk, das auf ihn anſtürmte und taufte den Reſt in einer Quelle, die auf ſein Gebet aus einem Felſen ſprang. Nun wollte er die Maypalyſe mitnehmen, ſie zauberte wieder alles ringsumher voll Waſſer, als er aber doch hineintrat, verſchwand das Waſſer und wurde alles wieder grüne Wieſe. Das Mädchen aber entkleidete ſich und flog, in eine Krähe verwandelt, auf einen Baum. Da erkannte er, daß ſie der Teufel ſey und freute ſich, ſie nicht beſchlafen zu haben. Sie aber ließ einen abſcheulichen Geſtank zurück. Als er nun weiter zog, liefen ihn zwölf ſchwarze Höllenhunde an, die er alle erſchlug, dann eine Anzahl Heiden, die ihn ins Meer drängten. Hier aber rettete ihn ein Zwerg mit einem Schifflein.

Da kam er zu der Burg, worin Berchtung und ſeine Söhne noch immer gefangen lagen, ſie hörten ihn von außen, er konnte ſie aber noch nicht befreien. Nachdem er den Rieſen Baldemar erſchlagen, ſtieß ihm die ungeheure, über alle Bäume ragende Rieſin Rumy auf, die ſich ſeine Muhme nannte, zwei Rindsleder als Schuhe umgebunden hatte und ihn ſammt dem Roß wie ein kleines Kind über ein großes Gebirge trug. *) Darauf kam er nach Terſis (Tarvis) und ſiegte in einem Ringelſtechen, ſein Nebenbuhler Graf Hermann ließ ihn durch ſeine Diener überfallen, die aber übel ankamen. Von hier gelangte Wolfdietrich wieder zu Otnits Burg, ging aber nicht hinein, ſondern warf nur einen Stein mit ſolcher Kraft hinein, daß daraus die klagende Königin Sydrat erkennen mochte, er ſey wiedergekommen. Durch die Wallfahrt zum h. Grabe geſtärkt konnte er jetzt erſt den Kampf mit dem Drachen wagen. Sydrat warf ihm von innen ihren Goldring heraus, gemäß ihrem frühern Wort, daß ſie dem ſich zu eigen geben wolle, der Otnit rächen würde. Auf dem Wege zur Drachenhöhle fand er eine Frau in Geburtswehen, deren Mann von dem Drachen getödtet war. Indem er ihr Waſſer holte, ſtarb ſie ſammt dem Kinde. Nachdem er ſie beerdigt, ſtieß er auf einen Drachen, der mit einem Löwen kämpfte und half dieſem, aber der Drache ſiegte und trug den Löwen im Maul, den Helden im Schwanze davon in ſeine Höhle. Während hier der Drache einſchlief, ſah Wolfdietrich im Finſtern den Karfunkel leuchten, der am Griff von Otnits Schwert befeſtigt war, holte ſich ſogleich die edle Waffe und tödtete die alte Drachin ſammt ihren Jungen im Schlaf. Als er aber zu Frau Sydrat heimkam, behauptete ſein Nebenbuhler, Herzog Gerwart, der die ſchöne Königin ſelbſt gern gehabt hätte und der in der Drachenhöhle die Drachen todt gefunden, er habe ſie getödtet und zeigte deren Köpfe vor. Wolfdietrich aber beſiegte ihn im Zweikampf und zeigte dann zum Beweiſe, daß jener gelogen, die Jungen vor, die er vorher den Drachen ausgeſchnitten. Nachdem er noch einmal den Löwen von einem Drachen befreit (eine lang-

*) Dieſe Epiſode findet ſich in einem holländiſchen Volksliede wieder. Grimm, altd. Wälder I. 161. Hoffmann, horae belg. II. 150.

weilige Wiederholung), der Löwe ihm von einem Burggrafen erſchlagen wurde und er abermals eine große Drachin mitten entzwei hieb, aus deren trächtigem Leibe vier Junge fielen (eine abentheuerliche Scene, bei der das Volk aus Angſt auf die Bäume kletterte), feierte er endlich mit Frau Sydrat die Hochzeit. Als er ſie aber gleich wieder verlaſſen wollte, um ſeine elf Geſellen endlich zu befreien, wurde ſie ſo böſe, daß ſie ihn durch ihre Leute tödten laſſen wollte, indeß ſiegte er abermals und ſie bat ihn fußfällig um Gnade.

Nun zog er wieder nach Conſtantinopel und kam zu der Burg, wo ſeine gefangenen Mannen lagen. Als Pilger eingelaſſen ſtieß er in ſein Horn und rief ſeine draußen befindlichen Leute herbei, ſo daß er die Burg eroberte und Berchtung mit ſeinem Sohne frei machte. Darauf eroberte er Conſtantinopel und nahm ſeine beiden böſen Brüder, die ihn einſt vertrieben hatten, gefangen. Als er ſie aber mit zu Frau Sydrat nahm, bat ſie dieſe wieder frei. Nun herrſchte er zu Garten herrlich und in Freuden, ließ auch die ſchöne Amey, für die er zu Terſis beim Ringelſtechen geſiegt, kommen und vermählte ſie mit ſeinem treuen Diener Herbrand. Sydrat gebar ihm einen Sohn, den er nach ſeinem Vater Hugdietrich nannte. Als aber Frau Sydrat ſtarb, übergab Wolfdietrich ſeinem Sohn das Reich und wurde Mönch. Als aber die andern Mönche die Speiſen ungleich vertheilten, hing er ſie mit den Bärten an eine Stange. Als der heidniſche König Tarigas das Kloſter angriff, bewährte Wolfdietrich ſeinen alten Heldenruhm und ſchlug grimmig unter die Feinde. Tarigas wurde gefangen und getauft, eine Menge erſchlagener Heiden aber wurden im Kloſter begraben. Da ſaß er einſt, um ſeine Sünden zu büßen, auf einer Todtenbaare, als die Geiſter aller Erſchlagenen erſchienen und auf ihn losſchlugen, und er noch einmal mit allen kämpfen mußte. In dieſer Nacht wurden ſeine Haare weiß, aber er lebte noch 16 Jahre, bis Engel ſeine Seele heimführten.

Man erkennt unſchwer, daß die Fahrt nach Jeruſalem, die Kämpfe mit den Löwen und Heiden ꝛc. ſpätere Zuſätze, dagegen die Zwerge und Rieſen, die rauhe Elſe, die dämoniſche Krähe, die Drachenzunge, wahrſcheinlich auch der Kampf mit den Todten Züge eines echten deutſchen Mythus ſind. Am deutſcheſten aber iſt die Treue Wolfs gegen Berchtungs ſelbſt ſo treues Geſchlecht. — Einige Züge laſſen in der alten Dichtung eine deutſche Achilleis vermuthen. Wie Achill auf Skyros, ſo lebt Hugdietrich unter den Mädchen. Wie Achill im Fluſſe Skamandros noch mit den Leichen der ſchon von ihm Erſchlagenen zu kämpfen bekommt, ſo Wolfdietrich mit ihren Geſpenſtern.

Wolfdietrich und Saben iſt eine merkwürdige Variante in Kaſpar van der Roens Heldenbuch.

König Hug ließ ſeine Gemahlin im Schutz des Sabin zurück, der aber ihrer begehrte und als ſie ſich ihm verweigerte, ſie nachher bei Hug anklagte, ſie ſey ihm untreu geworden. Da befahl Hug, ihr jüngſtes kaum gebornes Kind (Wolfdietrich) zu tödten. Ihr eigner Bruder Puntung mußte es mit in den Wald nehmen, ſetzte es ins Gras und zog ſein Schwert, aber da das Kind lächelnd die Hand ausſtreckte, um nach dem blinkenden Schwert zu greifen, konnte es Puntung nicht über das Herz bringen, es zu morden. Nachdem er es die Nacht hindurch gegen die Wölfe geſchützt, übergab er es einem „Wilderer“ und ſeiner Frau im Walde zur Hut. Der jammernden Mutter geſtand Puntung, ihr Kind lebe noch. Deshalb reizte Sabin den König, den Puntung hinrichten zu laſſen. Dieſem aber kam König Valdrian zu Hülfe und überführte den Sabin ſeines Truges. Dieſer wurde verbannt, als aber Hug ſtarb, kam er wieder, gewann die Königin und verſtieß ſie nachher ſammt dem jungen Wolfdietrich. Puntung nahm ſich ihrer an, ſie begannen Krieg mit Sabin, unterlagen aber und Wolfdietrich mußte bei Otnit Hülfe ſuchen. Unterwegs lag er an einem Waſſer, da ſtieg ein rauhhaariges ſcheußliches Meerweib empor und verſprach ihm Hülfe, wenn er ſie lieben wolle. Als er ſie abwehrte, ließ ſie den Pelz fallen und war ein wunderſchönes Weib, nun liebte er ſie und empfing von ihr eine Wunderwurzel. Nachher kam er nach Garden und hörte von der Königin, Otnit ſey von dem Drachen geraubt. Denſelben tödtete er auf die bekannte Art. Dann erſt auf dem Heimwege beſtand er das Abentheuer mit der Tochter Bellians. Dieſes iſt hier etwas abweichend erzählt. Nachdem Wolfdietrich den König mit dem Meſſer todt geworfen, wollte er fort, aber die Jungfrau hielt ihn auf, indem ſie machte, daß ſich die Burg raſch ringsum wie ein Rad drehte, dann ein See ſich ringsum ausgoß, dann der Held zwiſchen vier glatte Glasberge eingeſchloſſen ward. Als er in dieſen Beſtrebungen, loszukommen, todtmüde eingeſchlafen, kamen 12 Göttinnen aus einem Berge und pflegten ihn. Als er fortwollte, ſperrten ſie ihn und ſein Roß drei Tage lang in eine goldene Büchſe. Darauf waren es 24 Göttinnen, die ihn wieder herrlich pflegten und bedienten, bis er wieder fort wollte. Da ſetzte ihm eine einen Roſenkranz auf, der ſich in eine große Schlange verwandelte, die ihn umwand und wieder drei Tage feſthielt. Am vierten Morgen aber ſah er ſich frei. Unterdeß hatte Einer die Köpfe der von Wolfdietrich erſchlagenen Drachen gefunden und ſich für Otnits Rächer ausgegeben. Wolfdietrich kam daher gerade zurecht, um durch Vorweis der Zungen den Lügner zu entlarven. Aber er verlor die Königin wieder, indem ſie von Zwergen in einen Berg entführt würde. Dieſen entriß ſie Wolfdietrich wieder, indem er ein ſchreckliches Schlachten unter den Zwergen anrichtete. Darauf verließ er ſie wieder, um ſeine gefangenen Dienſtmannen (von denen ſonſt nicht viel die Rede iſt) zu befreien, ſein Reich wiederzuerobern und Sabin zu ſtrafen, welcher gerädert und verbrannt wird. Am Ende wird er Mönch und liegt zu ſeiner Buße 18 Nächte auf der Todtenbahre,

indem die Teufel ihn umringen und durch Vorſpieglung ſeiner alten Freunde und Bekannten ihn zu verführen ſuchen. Insbeſondere erſcheint ihm ſein Weib Liebgarta, ihn zum Beilager zu reizen. Er bleibt aber ſtandhaft und ſtirbt ſelig. Da kommt die Königin, die nicht wußte, wo er hingerathen, ihn zu betrauern.

Die vielen Lieder, die von Dietrich ſelbſt handeln, gehen von der hiſtoriſchen Erinnerung an Theodorich aus und faſſen denſelben noch als Vaſallen des großen Hunnenkönig Attila auf. Dahinter liegen aber ohne Zweifel noch ältere Erinnerungen an den alten heidniſchen Donnergott. Wie Thor in der Edda, ſo kämpft auch der Dietrich des Heldenbuchs mit den Rieſen. Auch wird dem letzteren rothes Haar (wie dem Thor) und ein Feuerathem zugeſchrieben, der des Gegners Rüſtung glühend macht. Ein Mythus vom Donnerer iſt auch in der ſpätern Entſtellung doch nicht zu verkennen in dem Liede „Ecken Ausfahrt".

Drei Rieſenbrüder Ecke, Faſolt und Ebertrot entſprechen hier der nordiſchen Rieſengenealogie, wonach der Rieſe Fornjoter (Erde) die drei Söhne Hler (Waſſer), Logi (Feuer) und Kari (Luft) zeugt, und treten in Gegenſatz zu Dietrich. Sie haben von ihm gehört, er habe einen andern mächtigen Rieſen, Grim, beſiegt und wollen ſich nun an ihm rächen. Ecke will mit Dietrich kämpfen. Drei Königinnen muntern ihn dazu auf und rüſten ihn. Das Wild des Waldes flieht vor ſeiner ſchrecklichen Größe. Im Kampfe wird Dietrichs Helm Hildegrim vom Blute roth, aber ein Zwerg ſpricht ihm von einem Baume herab Muth zu. Der Rieſe, ſchon beſiegt, verſucht Dietrich, der von ihm abgelaſſen, hinterrücks anzufallen, wird nun aber getödtet und ehrlich von Dietrich begraben.

Ein ganz ähnlicher Rieſenkampf wird im Liede Sigenot beſchrieben.

Dietrichs Lehensmann, der alte Hildebrand, hat den Rieſen Grim und deſſen Schweſter Hilde erſchlagen (von denen der Helm Hildegrim ſeinen Namen hat). Grims Schwager, der Rieſe Sigenot, ſucht Rache. Dietrich von Bern freut ſich des Abentheuers und zieht allein aus, den Rieſen im Walde zu ſuchen. Ein Zwerg, den er aus den Händen eines wilden Mannes befreit, hilft ihm auf die Spur. Er findet Sigenot ſchlafend im Walde, vor ſeinem Athem beugen ſich die Aeſte. Dietrich weckt ihn mit einem Fußſtoß. Nun beginnt der lange Kampf. Der Rieſe ſchlägt mit einer ungeheuren Stange zu, Dietrich brennt ihn dagegen mit ſeinem Feuerathem. Schon hat der Rieſe den Berner niedergeſchlagen, hält ihn für todt und will nach Bern ziehen, das Reich in Beſitz zu nehmen. Da rafft Dietrich ſich auf und ihm nach. Der Kampf beginnt von neuem, aber Dietrich unterliegt wieder und wird von dem Rieſen gefangen und in einen Schlangenthurm geworfen. Die Schlangen berühren aber ſeinen ge-

seiten Leib nicht. Sigenot will wieder gen Bern, da kommt ihm der alte Hildebrand entgegen, der sorglich seinen Herrn sucht. Aber auch ihn besiegt der Riese und wirft ihn in einen Berg. Da unter der Erde findet Hildebrand Dietrichs Helm (den Hildegrim) und Waffen, rüstet sich damit und besteht den Riesen noch einmal. Diesmal siegt Hildebrand, schlägt Sigenots riesenhaftes Haupt ab und befreit dann den Betner, mit Hülfe der Zwerge.

Das Gedicht ist dem Otnit und Wolfdietrich sehr ähnlich. Auch hier erliegt ein Held in einer Schlangenhöhle und der andere findet seine Waffen und siegt. Dietrichs Feuerathem erinnert an die Blitze des Gottes Thor, die nur im Sommer vorkommen. Im Winter ist der Blitz besiegt. Der alte Hildebrand könnte die Zeit bedeuten, die unverwüstlich den Winter immer wieder besiegt. Das Gedicht erinnert an ähnliche Kämpfe Thors mit den Riesen in der Edda. Auch der Beistand der Zwerge scheint ein uralter mythischer Zug.

Als eine ausschließlich humoristische Dichtung gibt sich der **König Laurin** (besonders herausgegeben von Ettmüller und Zingerle 1850) zu erkennen. Obgleich nur in einer ziemlich späten Bearbeitung erhalten, verräth doch dieses Gedicht seinem wesentlichen Inhalt nach einen älteren Ursprung. In der jüngeren Edda begegnet uns eine humoristische Reise des Donnergottes (Thor) zum König der Riesen, wobei er viel Ungemach und Schimpf erlebt, die jedoch zuletzt zu seiner Ehre gedeihen. Auf eine ähnliche Weise geräth nun König Dietrich, der edelste Held, in den Bann des kleinen Zwerges, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesem deutschen Gedicht ein ganz ähnlicher heidnischer Mythus zu Grunde liegt, wie dem von Thor.

Herzog Biterolf von Steyermark hat zwei Kinder, Dietlieb und Similde. Als diese beiden einst spazieren gehen, raubt der Zwergkönig Laurin von Tirol, durch seine Tarnkappe unsichtbar, das Mädchen. Dietlieb bittet den alten Hildebrand und Dietrich von Bern mit Wittich und andern Helden und sie ziehen aus, das geraubte Mädchen zu retten. Wittich findet zuerst Laurins nur mit einem seidenen Faden umzogenen Rosengarten und zertritt darin die Blumen. Laurin aber überwindet ihn mit Zauberkunst und will ihm Hand und Fuß abhauen. Hildebrand aber raubt dem Laurin mit List seine Waffen und nun überwindet ihn Dietrich und will ihn tödten, wird aber von Dietlieb abgehalten, wegen seiner Schwester. Man stiftet nun Frieden und Laurin ladet die Helden in sein unterirdisches Schloß ein. Als aber Similde hier ihrem Bruder erklärt, sie wolle nimmermehr des Zwerges Weib werden und dieser ihr zur Flucht helfen will, schläfert Laurin seine Gäste durch einen Zauber-

Natürlich ist die Spritze (die Preßform) ein äußerst starker Zylinder von gegossenem Eisen, und das Hineintreiben des Stempels geschieht durch eine ungeheure mechanische Kraft (durch eine mächtige Bramah'sche oder hydraulische Presse). Zuerst ist, vor etwa 15 Jahren, in England der Versuch gemacht worden, bleierne Röhren zu pressen. Später wurde eine Fabrik dieser Art in der Nähe von Wien errichtet, und ganz neuerlich eine andere in Köln. Die beiden sind, so viel bekannt, die einzigen auf dem europäischen Kontinente (wenigstens ganz gewiß in Deutschland). Man preßt Röhren aus Blei von ¼ Zoll bis zu 6 Zoll im Durchmesser, und von 20 bis zu 120 Fuß Länge. Ihre Glätte und Dichtigkeit ist im höchsten Grade ausgezeichnet; ja das Blei zeigt in diesem gewaltsam verdichteten Zustande einen Glanz und eine Farbe, die fast jenen des Zinns sich nähern. Die Kölner Fabrik liefert seit Kurzem auch zinnerne gepreßte Röhren. In England hat man angefangen, Bleiröhren von sehr großem Durchmesser (9 bis 12 Zoll) zu pressen, diese sogleich bei ihrem Austritte aus der Maschine der Länge nach aufzuschneiden, flach auszubreiten, und so auf die schnellste Weise Bleiplatten herzustellen, welche vor den gewalzten eben die Vorzüge haben müssen, wie die gepreßten Röhren vor den gezogenen.

Es gibt mancherlei kleine, besonders aus Draht verfertigte, Metallarbeiten, welche durch ihren außerordentlich zahlreichen Verbrauch ein Gegenstand von Wichtigkeit werden, und darum in der neuern Zeit ebenfalls der Verfertigung durch Maschinen entweder schon ganz anheim gefallen, oder wenigstens auf dem Wege sind, dies zu thun. Hierher gehören die aus Eisendraht gemachten Häkchen zum Beschlagen der Woll- und Baumwollkratzen, deren wir weiter oben schon gedacht haben; die zum Zusammenheften von Kleidungsstücken gebräuchlichen Haken und Oehre; die aus Kupfer- oder Messingdraht gemachten Oehre der Kleiderknöpfe; die Stecknadeln; die eisernen und messingenen Drahtstifte. Was die Kratzenhäkchen betrifft, so werden sie mittelst einer kleinen, aber ziemlich zusammengesetzten und höchst sinnreich konstruirten Maschine verfertigt, welche mit größter Leichtigkeit von Einer Hand, durch Umdrehen einer Kurbel, in Bewegung zu setzen ist. Die Maschine zieht selbst den Draht an sich, zerschneidet ihn in Stücke von erforderlicher Länge, biegt jedes Stück in die Form eines

trank ein, läßt sie fesseln und hängt sie in einer finstern Höhle an einer eisernen Stange auf. Aber Dietrich schmilzt die Ketten mit seinem Feuerathem und Dietlieb, der seine Schwester heimlich befreit hat, bringt den Helden ihre Waffen. Nun kämpfen sie mit den Zwergen und erschlagen sie, den Laurin nehmen sie aber mit, um ihnen in Steyermark als Gaukler durch seine Possen Spaß zu machen.

Das Gedicht von Laurin heißt auch „der kleine Rosengarten" zum Unterschied vom „großen Rosengarten". Der Inhalt dieses letztern ist:

Gibich herrscht in Worms, dort hat seine schöne Tochter Chriemhild einen Rosengarten, den ihr zwölf Helden hüten, vor allen ihr Verlobter Sifrit. Mitten im Garten steht eine Linde, so groß, daß 500 Frauen unter ihrem Schatten weilen können. Seidene Vorhänge umgeben ihn, 3000 künstliche goldene Vögel singen darauf. Voll Uebermuth schickt Chriemhild den Sabin, Herzog von Brabant, zu Dietrich von Bern, ihn und seine Helden zum Kampf im Rosengarten aufzufordern. Des Siegers Preis soll seyn ein Kuß und ein Rosenkranz, und die Lehensherrschaft über den Besiegten. Dietrich erzürnt sich über des Mägdleins Uebermuth, nimmt aber die Ladung an. (Nach einer Version wird Etzel eingeladen, den Dietrich nur begleitet, und Etzel schickt den Rüdiger von Pechlarn voraus, den Chriemhild in leuchtender goldener Krone empfängt und der er kniend Etzels Brief überreicht).

Dietrich hat nur elf Kämpfer, der alte Hildebrand schlägt als zwölften seinen Bruder Ilsan vor, der in einem Kloster lebt. Sie holen den bärtigen, rohen und unbändigen Mönch ab, nachdem er die übrigen Mönche, die ihn nicht fortlassen wollte, tüchtig bei den Bärten gerauft. Nun ziehen sie nach Worms. Sie machen Chriemhild grobe Vorwürfe, Ilsan wälzt sich in den Rosen wie ein Schwein. Man kommt überein, daß die zwölf Helden Chriemhilds mit denen Dietrichs Paar und Paar kämpfen sollen. Die Paare sind in den Handschriften verschieden angegeben. In den beiden ersten ist die Reihenfolge auf Chriemhilds Seite: Pusolt, Ortwin, Schrutan, Asprian, Staudenfuchs, Walther, Volker, Hagen, Gernot, Günther, Gibich, Sifrit. Auf Dietrichs Seite: Wolfhart, Sigestap, Heime, Wittich, Ilsan, Dietlieb, Ortwin, Eckhart, Helmschrot, Amelolt, Hildebrand, Dietrich. Die erstern unterliegen alle, einige fallen, nur Walther bleibt seinem Gegner gleich. Dietrich will erst nicht mit Sifrit kämpfen, der alte Hildebrand schlägt ihn ins Gesicht und erst durch diese Rohheit macht er ihm Muth. Nachher wird Sifrit schwer verwundet und Dietrich schenkt ihm nur aus Gnade das Leben. Gibich wird Dietrichs Lehensmann, Chriemhild schlägt sich selber ins Gesicht. So übel endet ihre Hoffahrt. Ilsan reitet durch den Rosengarten und fordert noch 52 Recken zum Kampf auf, die er alle niedersticht. Dafür muß ihm Chriemhild 52 Rosenkränze und 52 Küsse geben, daß sein Bart sie wund sticht. Nach seiner Heimkehr ins Kloster drückt er die 52 Kränze den Mönchen so hart auf

die Glatzen, daß ſie bluten. (Im Anhang des alten Heldenbuchs heißt es, Sifrit ſey im Roſengarten gefallen, und Chriemhild habe, um ſeinen Tod an Dietrich zu rächen, den Etzel geheirathet.)

Wenn gleich in dieſem Roſengartenliede die Hand eines ſpätern Compilators ſich verräth, der da willkürlich verknüpft, vermiſcht und carikirt, was er in den berühmten Liedern von Sigfried und Dietrich vorgefunden hat, ſo wäre doch nicht unmöglich, daß ihm die Erinnerung eines ältern Gedichts zu Grund läge, in welchem etwa, wie in Oegisdrecka, die verſammelten Götter und Heroen in Streit gerathen wären. Daß die Gelage in der göttlichen Walhalla und die Kämpfe der Einheriar Gegenſtand humoriſtiſcher Dichtung werden könnten, liegt ſehr nahe. In Volksmärchen finden wir ſogar Spuren davon.

In „Etzels Hofhaltung“ kommt Jungfrau Selde (Heil) und klagt bitterlich, wie der Rieſe Wunderer mit ſeinen böſen Hunden ſie ſchon lange gefangen halte und nun gar freſſen wolle. Dietrich von Bern will ihr helfen, ſie führt ihn. Die Hunde packen ſie beim Kleide. Da ſchlägt Dietrich die Beſtien nieder und nach langem Kampf auch den Wunderer ſelbſt. Selde dankt und verſchwindet.

Das Hildebrandslied, nur noch fragmentariſch vorhanden in einer Handſchrift in Kaſſel, iſt das älteſte uns erhaltene von allen Liedern, die zum Dietrich- und auch Nibelungenkreiſe gehören. Es handelt von der Heimreiſe des alten Hildebrand mit ſeinem Herrn, Dietrich von Bern, nach dem Untergang der Nibelungen an Etzels Hof. Es ſtammt aus dem 9. Jahrhundert, hat daher auch die alterthümliche Alliteration beibehalten und iſt ſprachlich höchſt wichtig.

Hildebrand ſtößt, nach langer Fahrt heimkehrend, auf ſeinen Sohn Hadubrand, beide kennen ſich nicht. Auf die Frage, wer er ſey, gibt ſich der Sohn zu erkennen. Der Vater will den Kampf vermeiden und bietet dem jungen Manne aus Huld goldene Armringe. Aber der Sohn verſchmäht dieſe Beſtechung und fordert ihn zum Kampf, welchen der Vater aus Ehrliebe nun nicht vermeiden kann. Hier endet das Bruchſtück. In der Wilkinaſaga verwundet der Vater den Sohn, dieſer ergibt ſich, haut aber tückiſch nach des Vaters Hand, als er ihm das Schwert übergeben ſoll. Da ſagt Hildebrand: Dieſen Hieb lehrte dich nicht dein Vater, ſondern ein Weib. Nun erſt nennt ſich der Sohn und der Vater umarmt ihn. — Ein ſpäteres deutſches Volkslied, handſchriftlich in Dresden aus dem 15. Jahrhundert (Hagen und Büſching, Grundriß S. 44), das damit übereinſtimmende Lied im Heldenbuch

des Kaſpar von der Roen, ein alter Druck, Heidelberg. 1490 (Eſchenburg. Denkmäler, S. 438) und ein däniſches Volkslied (Lange, Unterſuchungen, S. 253) laſſen im Widerſpruch mit dem älteren Liede den Vater ſelbſt kampfluſtig ſeyn und wie in der Wilkinaſaga den Sohn den falſchen Hieb thun. Das ältere Lied iſt viel natürlicher und zarter.

In Biterolf und Dietlieb iſt das Hauptmotiv der Kampf zwiſchen Vater und Sohn, dem älteren Hildebrandslied entlehnt.

König Biterolf zu Toledo in Spanien hört von einem Pilger Etzels Ruhm und entſchließt ſich, zu demſelben hin zu ziehen, um unter ihm zu dienen, ohne ſeiner Gemahlin etwas davon zu ſagen. Unterwegs, als er nicht ſagen will, wohin er reiſe, muß er mit Walther von Aquitanien kämpfen, den er aber bald als Neffen erkennt. Dieſer erzählt ihm, wie er mit Hildegunde von Etzels Hof entflohen ſey. In Bayern kämpft Biterolf mit Gelfrat, wird gut aufgenommen in Pechlarn von Rüdigers Gattin, kämpft dann noch mit Wolfrat und Aſtolt und kommt endlich zu Etzel, der ihn ſehr ehrenvoll aufnimmt. — Mittlerweile iſt Biterolfs Sohn Dietlieb zum Knaben erwachſen, nimmt heimlich des Vaters Rüſtung und Schwert, dazu drei Knaben und geht in die Welt, ihn zu ſuchen. Unterwegs wird er von Hagen, Gernot und Günther angegriffen, weil er ihnen nicht ſagen will, wohin er gehe. Er flieht, ſchwört ihnen aber Rache. Endlich kommt er an Etzels Hof und wird deſſen Kindern als Geſpiele beigegeben, zieht aber heimlich dem Heere auf einem Feldzug in Polen nach, kämpft mit ſeinem Vater, ohne ihn zu kennen und zeichnet ſich auch gegen den Feind ſehr aus. Rüdiger erkennt ihn und vereinigt Vater und Sohn. Nun will Dietlieb den Schwur der Rache erfüllen, und Etzel iſt bereit, ihm gegen die Burgunder zu helfen. Sie kommen an den Rhein und lagern bei Hagenau. Hier nun kämpfen die Helden Günthers mit denen Etzels Paar und Paar ſehr weitläuftig, insbeſondere Sifrit und Dietrich. Am Ende ſiegt keiner, ſie verſöhnen ſich und Biterolf wird mit Steyermark belehnt.

Die Gegenüberſtellung der beiden Heldenreihen iſt geſucht und Spielerei im Vergleich mit dem heißen Todeskampf der Nibelungennoth. Dennoch hat das Gedicht Werth, indem es viel Kenntniß der übrigen Sagen dieſes Kreiſes enthält und Licht auf dieſelben werfen hilft.

Die übrigen Lieder von Dietrich betreffen deſſen Verhältniß zu ſeinem Oheim Ermanrich. So Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen.

Dietwart, römiſcher König, zeugt mit Frau Minne, König Ladomers Tochter, den Sigeher, dieſer den Otnit, dieſem folgt Wolfdietrich, dieſem Hugdietrich, deſſen Sohn Amelung den Dietmar, Vater des Dietrich, zeugt. Dietrichs Oheim, Ermanrich, König in Rom, entehrt die Frau des Sibich,

der ſich heimtückiſch rächt. Nun erfolgt alles faſt ganz ſo wie in der Volſungaſaga. Sibich überredet den Ermanrich, ſeine eignen drei Söhne, Friedrich, Reginbald und Samſon tödten, und dann auch die von ihrem Hüter, dem treuen Eckhart, vergebens gewarnten Söhne Etzels (unter dem Vorgeben, als hätten ſie Ermanrichs Frau in Unehren begehrt) hängen zu laſſen. Weiter überredet Sibich den Ermanrich, von Dietrich Tribut zu verlangen. Dieſer wehrt ſich, unterliegt aber und flieht zuerſt zu Rüdiger von Pechlarn, dann zu Etzel. Von hier aus mit einem Heer unterſtützt, zieht er abermals gegen Ermanrich, unterliegt aber noch einmal und kehrt traurig zu Etzel zurück, der ihn mit ſeiner Gemahlin Helche gütig aufnimmt.

Das Gedicht iſt ſehr lang und langweilig.

Die Rabenſchlacht betrifft die Schlacht zwiſchen Theodorich dem Großen und Odoaker im Jahre 493 bei Ravenna, in der Odoaker unterlag.

Dietrich iſt zu Etzel geflohen, dieſer vermählt ihn ſeiner Nichte Herrand. Man beſchließt einen großen Zug gegen Ermanrich. Die Söhne Etzels, Scharf und Ort, und Dietrichs eigner junger Bruder Diether, ziehen mit aus, wiſſen aber ihrem Hüter, dem alten Ilſan, die Erlaubniß abzulocken, allein auszureiten und werden von Wittich erſchlagen. Zur Rache kommt Dietrich und kämpft eilf Tage lang die große Rabenſchlacht, beſiegt den Ermanrich gänzlich, klagt bitterlich über den Tod der drei Jünglinge und hat keine Ruh, bis er deren Mörder Wittich erwürgt, dieſer aber ſpringt ins Meer und wird von Wanhilt, dem Meerweib aufgenommen. Traurig kehrt Dietrich zu Etzel heim, der ihn kalt empfängt, ihn aber dann mit Thränen umarmt.

In Alpharts Tod will

Alphart, ein Neffe des alten Hildebrand, für Dietrich von Bern gegen König Ermanarich einen Zug thun. Vergebens warnt ihn ſeine Braut Amelgart. Vergebens ſtellt ſich ihm der alte Oheim unerkannt in den Weg, er wird von ihm beſiegt und kehrt, halb beſchämt, halb erfreut über des Neffen Stärke, um. Alphart ſtößt auf Ermanarichs Helden Wittich und Heime, beſiegt ſie, wird aber treulos von ihnen überfallen und von Wittich durch eine Oeffnung des Panzers erſtochen. Die Mörder fliehen vor Dietrichs Rache mit ihrem König nach Ravenna.

Ein von Göbeke aufgefundenes und 1851 edirtes jedoch nur kurzes niederländiſches Lied bewahrt den Inhalt eines wahrſcheinlich ältern und größern zum Dietrichskreiſe gehörigen Liedes vom Tode des König Ermanarich. Derſelbe heißt hier König von Armentriken und wird in ſeiner Burg Freiſak von Dietrich und deſſen Helden überwunden und erſchlagen, trotz der Treue, mit der ſein Vaſall Reinolt ihn vertheidigt.

4.

Die kerlingiſchen Heldenlieder.

An Karl den Großen und ſeine Helden knüpfen ſich eine Menge uns noch erhaltener größerer und kleinerer Lieder und auch blos in Proſa erhaltene Sagen an. Viele davon ſind in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und enthalten auch Züge des nichtdeutſchen altgalliſchen und britanniſchen Mythus, aber vorherrſchend gehören ſie doch den deutſchen Franken an. In ſehr vielen Liedern dieſes Kreiſes tritt der Ruhm des großen Karl und ſeiner Söhne auffallend in den Hintergrund und wird ſogar Oppoſition gegen ſie erhoben. Das erklärt ſich zum Theil aus dem Trotz der in Karl des Großen Reich zuſammengezwungenen und nach Unabhängigkeit trachtenden Stämme, zum Theil hat es ſeinen Grund darin, daß heidniſche Erinnerungen, alte Mythen in dieſen hiſtoriſchen Sagenkreis hineingetragen wurden. Jene Erinnerungen lebten noch im Volk, ihre poetiſchen Motive blieben unvergeßlich. Da man nun aber von den alten Göttern nicht mehr reden durfte, übertrugen die Dichter die am meiſten poetiſchen und beliebten Züge aus dem alten Mythus in das neue Heldenlied, ſelbſt in die Legende. In dieſer Verbindung wurden ſie entſchuldigt und geduldet. Das ſpecifiſch Heidniſche war von ihnen gewichen, aber das Poetiſche blieb.

Die berühmten Heldengedichte von Karl dem Großen ſind in der Zeit der Kreuzzüge niedergeſchrieben, daher die Helden nicht mehr wie im alten Heldenbuch mit Rieſen und Drachen, oder wie im Nibelungenliede mit den Hunnen, ſondern bereits mit Ungläubigen, Heiden und Sarazenen kämpfen. Einige Dichtungen wenden ſich ſo vorzugsweiſe Griechenland und dem heiligen Lande zu, daß Wackernagel ſie als einen beſondern byzantiſchen Kreis auszuſcheiden verſucht hat.

Dahin gehört zunächſt das Lied von Rother, dem Ahnherrn Karl des Großen. Man verſteht unter ihm den Longobardenkönig Rotharis, der freilich mit Karls Ahnen nichts zu ſchaffen hat. Allein Rother iſt in der Poeſie ein Vertreter deutſcher Heldenkraft gegenüber dem Orient und inſofern ein echter Ahne Karls. Das Gedicht, den andern des Heldenbuchs zugezählt, hat einige ſchöne und echt nationale Züge.

Rother, König von Rom, hörte von der ſchönen Tochter des Kaiſers Conſtantin in Conſtantinopel und ſchickte edle Herrn aus, um ihre Hand für ſich zu werben. Der ſtolze Kaiſer ließ aber die Herrn einkerkern. Da zog Rother ſelber aus und nahm mit ſich den Rieſen Aſprian mit zwölf andern Rieſen, worunter der ſchreckliche Witold, den ſelbſt die Freunde binden mußten, weil er ſonſt alles erſchlagen hätte und den man nur unmittelbar vor dem Kampf loslaſſen durfte. Rother kam nach Conſtantinopel, gab ſich aber für einen Fürſten Dietrich aus, der von Rother vertrieben ſey, und wurde gut aufgenommen. Als er und ſeine Leute aber ſo gar mannhaft ſich erwieſen (Aſprian warf einen Löwen an die Wand, wie eine Katze), erſchrack Conſtantin und dachte, ſind dieſe Vertriebenen ſo ſtark, wie ſtark muß erſt Rother ſelber ſeyn? Inzwiſchen verliebte ſich die Kaiſerstochter in den vermeintlichen Dietrich, lud ihn heimlich in ihre Kammer, empfing goldene und ſilberne Schuhe von ihm und ließ ſie ſich von Rother ſelber anziehen. Indem er nun ihren Fuß in ſeinem Schooße hielt, geſtand er ihr, wer er ſey. Sie wollte es nicht glauben, als ſie aber ſeine gefangenen Diener frei ließ und er hinter einem Vorhang zur Harfe ſang, erkannten alle ſeine Stimme und ſo überzeugte ſich die Kaiſerstochter, daß er wirklich Rother ſey. Nachdem er ſie vom König von Babylon, der um ſie freite, befreit, entführte er ſie über Meer und zeugte einen Sohn mit ihr. Aber Conſtantin ließ ſie mit Liſt durch Kaufleute wieder ihm entführen. Nun kam er abermals mit Heeresmacht nach Conſtantinopel, legte ſein Volk in einen Hinterhalt, ging als Pilger an den Hof, verſteckte ſich unter dem Tiſch, gab ſeiner Braut heimlich einen Ring, wurde aber ertappt und ſollte ſchon gefangen werden, als er in ſein Horn blies und ſeine Gefährten ihn retteten und ſiegten. So gewann er die Geliebte wieder und verſöhnte ſich mit ihrem Vater. Später widmeten ſich beide geiſtlicher Beſchaulichkeit, ihr Sohn aber war Pipin, der Vater Karls des Großen.

Im 13. Jahrhundert ſchrieb Konrad Fleck ein Gedicht „Flos und Blancflos“, nach welſcher Quelle, dem im 14. Jahrhundert Dietrich von Aſſenede auch mit einer niederdeutſchen Bearbeitung folgte. Den Inhalt bildet die Jugendgeſchichte der Großeltern Karls des Großen und iſt nicht bloß darauf berechnet, dem karlingiſchen Geſchlecht zu ſchmeicheln, ſondern enthält wahrſcheinlich auch einen ſchönen alten Mythus, den man auf dieſen Fall anwandte. Die Form iſt faſt modern, aber der Inhalt gewiß ſehr alt.

Blancflos oder Blancheſleur, die weiße Blume, die Tochter einer von den Heiden (Sarazenen) geraubten Gräfin, wird an demſelben Tage geboren, an dem auch die Heidenkönigin einen Sohn, Flos, zur Welt bringt. Beide Kinder lieben ſich, werden zwar getrennt, finden ſich aber, wie vom Magnet gezogen, wieder zuſammen. B. ſoll einen Sultan heirathen, der ſie in einem

Schloß aufbewahrt, ſie läßt aber ihren geliebten Flos in einem Korbe, ganz unter Blumen verſteckt, zu ſich bringen und behält ihn bei ſich. Endlich werden ſie entdeckt und ſollen ſterben. Flos hat einen Zauberring, der ihn vor dem Tode ſchützt. Er bietet ihn der Geliebten an, die ihn aber nicht nehmen will. Da werfen ſie ihn beide weg und wollen zuſammen ſterben. Der Sultan wird gerührt, verzeiht ihnen und gibt ſie zuſammen. Ihre Tochter aber iſt Bertha, die Gemahlin Pipins und Mutter Karls des Großen.

Gervinus ſchließt mit Unrecht aus der unnatürlich frühen Liebe der beiden Kinder, daß das Gedicht einer Zeit der Verweichlichung und ſentimentalen Corruption angehöre. Dieſer Zug iſt eben nur allegoriſch zu verſtehen, ſoll nur dem hohen Kaiſerhauſe ſchmeicheln und ſteht in einer ſehr genauen Beziehung zu einer bekannten chriſtlichen Symbolik. Im Mittelalter dachte man ſich nämlich die heilige Jungfrau Maria entſtanden aus einem keuſchen Kuß, den ihre Mutter von Joachim empfing, und die Maler pflegten die Scene ſo darzuſtellen, daß Anna und Joachim jedes aus einem Blumenkelche hervorblickt. Vergl. meine chriſtliche Symbolik s. v. Anna. Dieſelbe liebliche Vorſtellung nun wurde auf die Eltern der Bertha, als der in der fränkiſchen Dichtung überhaupt ſo hochgefeierten Mutter Karls des Großen, angewandt.

Die Blumenliebe iſt das Motiv auch noch eines andern altdeutſchen Gedichts „Mai und Beaflor“, von Pfeiffer herausgegeben.

Beaflor, die Tochter des Telion, Königs von Rom, wurde von dieſem ihrem Vater mit unnatürlicher Liebe verfolgt, floh über See und kam in das Land des griechiſchen Königs Mai. Bald liebten ſich Mai und Beaflor (die ſchöne Blume) und vermählten ſich; als aber Mai nach Spanien in den Krieg zog, verleumdete ſeine böſe Mutter Eliacha die unſchuldige B., ſie habe die Ehe gebrochen und Mai befahl ſie und ihr Kind zu tödten. Sie wurde jedoch von den mitleidigen Schergen geſchont und entkam nach Rom, wo ſie fromm und eingezogen lebte, bis ſie nach acht Jahren ihrem Vater, der ein ſtrenges Büßerleben begonnen, und ihren von ihrer Unſchuld überzeugten Mai wiederfand.

Es wäre nicht unmöglich, daß die Weiße und die ſchöne Blume ihre geheimnißvolle Wurzel im altdeutſchen Heidenthum haben könnte. Wenigſtens iſt ihre Tochter Bertha hiſtoriſch aufgefaßt als Mutter Karl des Großen, zugleich eine echt mythiſche Geſtalt des deutſchen Heidenthums, und unter dem Namen Frau Perchta heute noch im Volksglauben lebendig.

Ich muß hier, ehe wir zu Karl dem Großen selbst übergehen, noch einer hübschen Dichtung von seiner Tante und Schwester erwähnen. Das ist der altfranzösische Roman Valentin et Orson, der 1489 zu Lyon erstmals gedruckt erschien, der aber auch in einem niederländischen Gedicht unter dem Titel: Valentin und Namenlos zweimal (die Bruchstücke des einen Gedichts bei Haupt, altd. Blätter II. 214, das andere in Staphorsts Hamb. Kirchengeschichte I. 4. 231 f.) und in einem altdeutschen Volksbuch in Prosa, gedruckt zu Basel 1521, vorkommt. Das Gedicht ist nicht so leichthin zu verwerfen, wie man es gethan hat. Es enthält alterthümliche Züge. Namenlos verhält sich ganz so wie die rauhe Else im Wolfdietrich. Der treue Blandemer aber ist eine echt deutsche Gestalt, um die man die Geschichte unserer Poesie nicht verkürzen darf. Es ist keineswegs ausgemacht, ob das niederländische Gedicht aus einer französischen Quelle geschöpft, jedenfalls aber ist das französische Gedicht ganz in fränkischem Geist gedacht und enthält nur deutsche Erinnerungen und Charakterzüge. Nur ein niederländisches Volksbuch in Antwerpen gedruckt ohne Jahrzahl, stammt aus der französischen Quelle.

Pipin, König von Frankreich, hatte die schöne Phila zur Schwester, die vom Ungarkönig Chrisostomus zur Ehe begehrt wurde und die er auch erhielt. Aber seine Mutter und der arglistige Bischof Frankhart mißbilligten diese Verbindung, stellten der unschuldigen Phila nach, nahmen ihr, als sie Zwillinge gebar, dieselben weg und klagten sie an, sie ermordet zu haben. Phila gerieth bei dieser Anklage in solche Entrüstung, daß sie dem Bischof die Nase aus dem Gesicht riß. Schon sollte sie den Holzstoß besteigen, als Herzog Baldewyn sie rettete und durchsetzte, sie solle nur aus dem Lande verbannt werden. Der treue Ritter Blandemer gab ihr das Geleit und hütete sie aufs Beste. Als er aber einmal unterwegs eine edle Jungfrau aus den Händen eines schwarzen Ritters befreite, rächte sich der Besiegte dadurch, daß er ihn und die beiden Frauen durch einen Trank in tiefen Schlaf versenkte und den schlafenden Blandemer alsdann mit sich fortnahm und in einen Kerker warf. Bevor er aber noch zu den Frauen zurückkam, waren diese erwacht und entflohen. Sie gelangten glücklich zu der geretteten Jungfrau Vater, dem König von Arabien. — Unterdeß waren Philas beide kleine Söhne von den Verräthern ausgesetzt worden, der eine, Valentin, in einem Kästchen, das auf dem Wasser schwamm, und glücklich von seiner Tante Clarine, der Tochter Pipins, aufgefangen wurde; der andere, Namenlos, in einem Walde, wo ihn eine Wölfin fand und aufsäugte. Valentin wurde der Liebling der noch sehr jungen Clarine und als beide älter wurden, begannen sie einander zu küssen. Das sah ein Kämmerer

und wollte ihn verrathen, aber der ſtarke Knabe ſchlug ihn mit der Fauſt todt. Dann verrichtete Valentin große Heldenthaten in Spanien, wohin Pipin Hülfe gegen die Heiden ſandte. Clarine ſelbſt ſchlägt den geliebten Jüngling zum Ritter, eine ſehr anmuthige Scene. Nachher zeigt ſich einmal auf der Jagd ein äußerſt ſeltſames wildes Thier, ringsum behaart, das beſteht Valentin und beſiegt es. Das Thier aber iſt ſein Bruder, der im Walde ganz verwildert war und auch nicht ſprechen konnte. Aber Valentin läßt ihn ſcheeren und ſo verwandelt er ſich in einen ſchönen jungen Mann. Auf ſeiner Schulter entdeckt man das Zeichen eines kleinen Kreuzes, woran er ſpäter als Valentins Bruder und Philas Sohn erkannt wird. Man nennt ihn Namenlos. Beide Brüder beſtehen ſeitdem mit einander neue Abentheuer. Das Glück führt ſie zu der Burg, wo der treue Blandemer noch immer ſchmachtet. Sie befreien ihn, wobei Namenlos mit ſeiner Keule gewaltige Schläge austheilt. Derſelbe befreit nachher die ſchöne Roſamunde von einem Rieſen. — Mittlerweile beſteht Phila neue Gefahren. Ein böſer Mann am arabiſchen Hofe, Gawin, ſtellt ihr nach und weiß die Schuld eines Mordes auf ſie zu wälzen. Sie ſoll verbannt werden, aber Valentin kommt zu rechter Zeit ſie zu retten, noch ohne ſie zu kennen. Bald darauf aber findet er eine Serpenteleyn (eine Schlange) welche weiſſagen kann und ihm vollen Aufſchluß gibt über ſeinen Bruder und ſeine Mutter, und ihm räth, dem Namenlos eine Ader an der Zunge zu ſchneiden. Er thut es und ſogleich kann Namenlos reden. Sie kehren nun alle heim. Valentin heirathet Clarine und erbt den franzöſiſchen, Namenlos heirathet Roſamunde und erbt den ungariſchen Thron.

Wie ſpät immer das Gedicht abgefaßt iſt, könnte ihm ein alter Mythus von Vali, dem Frühlingsgott, zu Grunde liegen. Der Valentinstag fällt in den Frühling und iſt heute noch in England den Liebenden geweiht. In der Edda läßt ſich Vali, der Frühling, ehe er in Waffen den Tod ſeines Bruders Baldur rächt, die Haare wild wachſen, fällt alſo mit Namenlos in eine Perſon zuſammen. Es iſt kein Zweifel, daß viele ſolche Züge des uralten Mythus unſerer heidniſchen Vorfahren durch die Erinnerung der Franken und ſpäter noch der Normänner in die karlingiſchen Sagenkreiſe der franzöſiſchen Poeſie eingedrungen ſind.

In einem altdeutſchen Gedicht des 13. Jahrhunderts „die gute Frau“, handſchriftlich zu Wien, gedruckt in Haupts Zeitſchr. II., wächst die kleine Tochter des Grafen von Berry mit dem jungen Sohn eines Dienſtmanns in derſelben Zärtlichkeit auf, wie Flos und Blancflos. Sie heirathen ſich und haben zwei Kinder, aber ſie verlaſſen alles um Gotteswillen und pilgern und betteln. In der Noth muß er die Frau verkaufen und wird

ſelbſt von einem wilden Waldbach verſchlungen, die beiden Kinder aber, die ihn begleiteten, werden durch das Waſſer getrennt. Der Mann kommt mit dem Leben davon, ein Vogel aber raubt ihm den rothen Zindel, worin er das Geld, das er aus dem Verkauf der Frau gelöst, hat, im Schlaf und läßt ihn der als Magd dienenden Frau in den Schooß fallen, die ihn nun für todt hält. Sie wirkt ſo kunſtreiche Borten, daß ihr Herr, der Graf von Blies, daraus ihre edle Herkunft erkennt, ihr Schlöſſer und Diener gibt und ihr zuletzt ſeine ganze Grafſchaft vererbt. Da verliebt ſich der König von Frankreich in ſie und nimmt ſie zur Ehe, jedoch ohne ſie zu berühren, woran eine Bezauberung von Seiten ſeiner erſten Frau Schuld iſt. Nach einem Jahre ſtirbt er, ſie ſoll ſich wieder vermählen, da kommt ein Bettler, den ſie an ſeinem krummen Finger als ihren erſten Gatten erkennt. Auch die Kinder, die von frommen Biſchöfen erzogen worden ſind, finden ſich wieder ein und ſie erben das fränkiſche Reich. — Unter dem Dienſtmann iſt Niemand anders als der erſte Kerlinger, Karls Vater Pipin, bezeichnet, der beſtimmt war, an die Stelle der Merowinger zu treten. Unter dem letzten kinderloſen König von Frankreich iſt das ganze Geſchlecht der Merowinger perſonificirt. Die gute Frau aber iſt keine andre als Bertha, die Mutter Karls des Großen, von der ſo viele andre Sagen melden und die immer als treue Dulderin erſcheint.

Von den beiden Knaben der guten Frau iſt der eine Sohn Karl der Große, der andre wird Papſt. Die Verbrüderung des Kaiſers und Papſtthums kehrt auch in andern kerlingiſchen Sagen wieder und drückt eine tiefe Idee aus.

Die ſehr zahlreichen Dichtungen von dieſer Bertha ſind in Ferdinand Wolfs Leiſtungen der Franzoſen S. 63 zuſammengeſtellt und verglichen. Vgl. auch Gräße, Sagenkreiſe des Mittelalters S. 289. Die älteſten und reinſten Quellen der Sage ſind zwei deutſche Chroniken, die wahrſcheinlich aus niederländiſchen Quellen ſchöpften, nämlich Wolters Chronik von Bremen im zweiten Theile der script. rer. germ. von Meibomius und die Weihenſtephaner Chronik aus dem 13. Jahrhundert, mitgetheilt in Aretins älteſter Sage von Karl dem Großen. Daraus ſchöpfte auch Ulrich Fürterer im Jahre 1478. Von der edlen Naivetät dieſer älteſten Quelle weicht der altfranzöſiſche Roman Berthe au grand pié von Adénes,

doppelten Hakens, und wirft dieſen in eine dazu beſtimmte Schieblade. Jede Umdrehung der Kurbel liefert zwei fertige Doppelhäkchen, und es können dieſer letzteren leicht 180 bis 200 in einer Minute auf jeder Maſchine gemacht werden. — Die Maſchine zur Verfertigung der Knopföhre hat mit der eben erwähnten in mancher Beziehung Aehnlichkeit; ſie liefert in einer Minute 70 bis 80 Oehre von vollkommenſter Gleichheit und Regelmäßigkeit der Geſtalt. — Die Fabrikation der Kleiderhäkchen, der Drahtſtifte und der Stecknadeln auf Maſchinen hat noch keine ſolche Ausbreitung und zum Theil noch keine ſolche Vollkommenheit erlangt, daß man ſchon jetzt entſcheiden könnte, ob dadurch die Handarbeit ſobald ganz verdrängt werden wird. Doch ſpricht die Wahrſcheinlichkeit mehr dafür als dagegen. Auch dieſe verſchiedenen Maſchinen bieten eine Vereinigung von ausgezeichnet ſchönen Mechanismen dar, welche mit wunderbar ſchneller Aufeinanderfolge die einzelnen, zur Darſtellung der genannten Gegenſtände erforderlichen Arbeiten verrichten. Bei den Drahtſtiften geſchieht auf eine ganz eigenthümliche und merkwürdige Weiſe die Bildung der Spitze durch Preſſen, wobei ſie regelmäßig vierkantig, ſehr ſcharf und hart ausfällt; wogegen die mittelſt Handarbeit erzeugten Stifte eine rund angeſchliffene (oder vielmehr angefeilte), meiſt ziemlich ſtumpfe und ganz weiche — daher dem Biegen unterworfene — Spitze haben. Den meiſten Schwierigkeiten unterliegt die Fabrikation der Stecknadeln auf der Maſchine, und doch iſt ſie bereits in England, nicht ohne Erfolg, in Ausführung gebracht. Die Maſchinen-Nadeln haben vor den gewöhnlichen den Vorzug, daß der Kopf derſelben nie abgehen kann, weil er aus dem Körper der Nadel ſelbſt, durch Zuſammenſtauchen des Drahtendes, gebildet iſt.

Ungemein große Fortſchritte hat die neueſte Zeit in dem feinſten und ſchwierigſten Theile der Mechanik, nämlich in der Verfertigung der aſtronomiſchen und mathematiſchen Inſtrumente, zum Vorſcheine gebracht. Die Maſchinen zur genaueſten Darſtellung der Kreiseintheilungen, die Feil- oder Hobelmaſchinen, die im höchſten Grade vervollkommneten Drehbänke, die Fühlhebel-Apparate zur Prüfung der Genauigkeit abgedrehter Beſtandtheile (womit nöthigen Falls Maßunterſchiede von $^1/_{1000}$ Linie noch entdeckt werden können), u. ſ. f. ſind wichtige und unentbehrliche

herausgegeben von P. Paris in Paris 1833, ſchon merklich ab. Nochmehr aber in den italieniſchen Reali di Francia aus dem 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts und am weiteſten das ſpaniſche Epos noches de invierno.

Nach Wolters Chronik lautet die Sage:

Der Frankenkönig Pipin wollte heirathen und warb um die ſchöne Tochter Theodorichs, des Herzogs von Schwaben, Bayern und Oeſterreich. Dieſer ſchickte ihm auch die Braut zu, unterwegs aber beſchloſſen ihre drei Diener, ſie umzubringen und ein anderes Mädchen, deren Vater einer von ihnen war, an ihrer Stelle für die Braut auszugeben. Indeß konnten ſie es doch nicht über ihr Herz bringen, die ſchöne und unſchuldige Königstochter zu ermorden. Sie begnügten ſich, ſie im tiefſten Walde allein zu laſſen. Die falſche Braut kam in Frankreich an und Pipin nahm ſie ohne Arg zur Gemahlin. Da kam er einmal auf der Jagd zu einer Mühle, in welcher Bertha als Magd Dienſte genommen hatte, legte ſich übernacht die ſchöne Magd bei und zeugte mit ihr Karl den Großen. Der Knabe wurde an Pipins Hof gebracht und wegen ſeiner Stärke und Schönheit allgemein bewundert, weßhalb die falſche Königin aus Neid auf ſeine Entfernung drang. Man ſchickte ihn nun zu ſeinem Großvater Theodorich, unterwegs aber beſuchte er ſeine arme Mutter in der Mühle, was endlich zu ihrer Erkennung führte. Sobald Pipin von allem unterrichtet war, verſtieß er die falſche Königin und erhob Bertha auf ſeinen Thron.

In der Weihenſtephaner Chronik heißt Berthas Vater König von Brittaja und den Verrath ſpinnt nur Einer, der Hofmeiſter, an. Bertha wird hier als die Spinnerin und Weberin bezeichnet, denn indem ſie bei dem Müller dient, wirkt ſie „ſchöne Pörtel“, die er in Augsburg gut verkauft. Pipin kommt in die Mühle und Bertha, indem ſie ihm beiliegt, entdeckt ihm ihre wahre Herkunft.

In dem franzöſiſchen Roman von Adenes und nach der handſchriftlichen histoire de la reine Berthe in der Berliner Bibliothek war Bertha die Tochter des Ungarkönigs Florens und der ſchönen Blanche Fleur und wurde beſtimmt, den Frankenkönig Pipin zu heirathen. Aber ihre böſe Hofmeiſterin Margiſte weiß ihr ſolche Angſt vor dem Brautbette zu erregen, daß dieſe gern zugibt, Aliſte, Margiſtens Tochter, ſolle ſich ſtatt ihrer zum König legen. Hierauf läßt Margiſte, während ihre Tochter Königin wird, die arme betrogene Bertha in einen wilden Wald ſchleppen, wo ſie ermordet werden ſoll, von den Mördern aber aus Mitleid verſchont wird. Zwei Räuber überfallen die Einſame, ſtreiten ſich um ihren Beſitz und ermorden einander wechſelſeitig. Ein Einſiedler, zu dem ſie kommt, hält ſie ihrer Schönheit und Blöße wegen für eine Verſuchung des Teufels, läßt ſich aber doch bewegen, ſie aus dem Walde herauszuführen. Sie wird nun von einer Familie auf dem Lande aufgenommen, wo ſie ſieben Jahre lang ſchöne Teppiche webt und von Jedermann geliebt wird. Unterdeß

erfüllt ſich ganz Frankreich mit Klagen über das ſchlechte Betragen der Königin. In Ungarn aber macht ſich Blancheſleur, durch einen böſen Traum erſchreckt, auf den Weg zu ihrer Tochter. Als ſie in Paris ankommt, ſtellt ſich Aliſe, die falſche Königin, krank und liegt in einem finſtern Zimmer zu Bette, um nicht von Blancheſleur erkannt zu werden. Allein ſie wird dennoch an der Stimme erkannt und von der zornigen Blancheſleur bei den Haaren aus dem Bette geriſſen. Man ſteckt ſie in ein Kloſter. Ihre böſe Mutter aber wird hingerichtet. Nun ſucht man im ganzen Lande die verloren gegangene Königsbraut vergebens, bis der Zufall einmal den König Pipin auf der Jagd zu ihr führt. Noch kennt er ſie nicht, wird aber von ihrer Schönheit bezaubert. Aus einem Verſteck entdeckt er das Geheimniß ihrer Geburt und läßt ſogleich ihre Eltern und alle Großen des Reichs in das Haus des ehrlichen Simon beſtellen, bei dem ſie ſieben Jahre ſo beſcheiden gelebt hatte. Hier ſtellt er ſich der höchlich Ueberraſchten auf einmal als ihr königlicher Bräutigam dar und führt ſie zugleich in die Arme ihrer Eltern. Sie werden feierlich vermählt und ihr erſter Sohn iſt Karl der Große.

In den italieniſchen Reali di Francia ſchickt Pipin zu König Philipp von Ungarn und läßt um deſſen Tochter Bertha werben. Seine Geſandten finden die Braut ausnehmend ſchön, müſſen aber über ihren großen Fuß lachen. Sie kommt nach Frankreich, Pipin mißfällt ihr aber ſo, daß ſie die Eliſetta, Tochter des Wilhelm von Mainz, bittet, ſich für die Braut auszugeben. Dieſe wird nun wirklich Königin, Bertha aber durch die treuloſen Mainzer in einen Wald geſchleppt und an einen Baum gebunden. Ein Jäger findet ſie und nimmt ſie als Magd zu ſich. Da webt ſie ihre traurige Geſchichte in ein Zelt und läßt es durch den Jäger verkaufen. Daraus erſehen die Mainzer, ſie müſſe noch leben, verbrennen das Zelt und laſſen ſie überall ſuchen, ohne ſie jedoch zu finden. Unterdeß kommen ihre Eltern nach Paris, um ihre Tochter zu beſuchen und finden an ihrer Statt die falſche Königin, verſtellen ſich aber, weil ſie beſorgen, Pipin ſelbſt ſey Mitſchuldiger des Betrugs. Zu ihren Ehren ſtellt Pipin eine große Jagd an, verirrt ſich dabei und kommt zu dem Jäger, in deſſen ſchöne Magd er ſogleich entbrennt. Sie gibt ſich ihm zu erkennen und legt nun (eine merkwürdige Abweichung von allen andern Sagen) Waffen und Rüſtung an und beſteigt ein Roß, um als Amazone die Mainzer zu überwinden und zu ſtrafen.

Die noches de invierno machen Berta zu einer Tochter des Herzogs von Aquitanien. Pipin verliebt ſich in ſie bei einem Turnier und will ſie heirathen. Sie liebt aber ſchon den Dudon de Lys, bittet daher die ihr ähnliche Fiametta, ſtatt ihrer des Königs Braut zu werden. Fiametta aber will nun Königin bleiben und läßt, damit Niemand den Betrug verrathe, Berta in den Wald ſchleppen und alle ihre Verwandten vergiften. Berta wird gerettet und das Gedicht ſchließt ganz wie die reali, nur daß an die Stelle der Mainzer hier Fiametta allein tritt.

Man ſieht hieraus, daß die beiden ältern deutſchen Quellen viel edler und einfacher ſind, als die ſpätern Bearbeitungen. *)

Bertha mit dem großen Fuß, von der Sage fälſchlich als Mutter Karls des Großen aufgefaßt, iſt ganz daſſelbe mythiſche Weſen, wie die burgundiſche Bertha mit dem Gansfuß, reine Pédauce, die ebenfalls fälſchlich als die Gemahlin Rudolphs II. von Burgund aufgefaßt wurde. Der große Fuß erſcheint als Attribut der Spinnerin, weil der Fuß vom fleißigen Treten des Spinnrads groß wird. Damit ſtimmt auch überein, daß Bertha als Magd künſtliche Webereien verfertigt. Allein noch urſprünglicher iſt der Gänſefuß als Attribut der Wintergöttin, der Mutter Gans, der unter der Schneedecke doch das Naturleben bewahrenden und rettenden mütterlichen Göttin, die übrigens in noch edlerer Symbolik auch als Schwanin gedacht wird. Daß der Gansfuß der Göttin auch unter dem großen Fuß der kerlingiſchen Bertha zu verſtehen ſey, erhellt unzweideutig aus den Sagen, in welchen ganz daſſelbe, was von dieſer Bertha erzählt wird, auf ein Gänſemädchen übertragen wird. Grimms Hausmärchen Nr. 89.

> Die königliche Mutter gibt hier der Tochter, die als Braut einem König zugeführt wird, ein Läppchen mit, in das ſie drei Tropfen ihres mütterlichen Blutes rinnen läßt. Unterwegs wird die Prinzeſſin durch ihr böſes Kammermädchen der Kleider beraubt und muß einen Eid ſchwören, keinem Menſchen den Betrug zu verrathen. Darauf wird das Kammermädchen in den Kleidern der Prinzeſſin des Königs Gemahlin, während die echte Braut Gänſe hüten muß. Aber jeder der drei Blutstropfen ſpricht ihr einen Troſt zu, bis einmal des Königs Vater ſie belauſcht und ihr räth, ihr Geheimniß dem Ofen zu ſagen. Da kommt die Wahrheit an den Tag. Die Gänſemagd wird Königin, die Betrügerin aber in einem mit Nägeln beſchlagenen Faße zu Tode gerollt.

In der als Magd dienenden, ſpinnenden oder Gänſe hütenden Königstochter verbirgt ſich der alte Mythus von der Göttin Perchta (die Strahlende, Prächtige), die im ſüdlichen Deutſchland verehrt ward und im nördlichen unter dem Namen Frau Holle (die Holde) wiederkehrt, und welche nicht blos die Sonne abwechſelnd in ihrem niederen Winterſtande und hohen Sommerglanz, ſondern die weibliche Naturkraft überhaupt,

*) Weinerlich ſentimental iſt die Sage bearbeitet in dem modernen Epos Charlemagne von Millevoie, Paris 1822. Dorat brachte ſie auf die Bühne in dem Schauſpiel Adelaide von Ungarn, Frau von Weiſſenthurm unter dem Namen Eliſene von Bulgarien.

in ihrer mütterlichen Segensfülle, wie jungfräulichen Schönheit bedeutet.

Von Karls des Großen Leben und Thaten hat man eine Menge Sagen, die sich meist in Chroniken zerstreut finden. Die umfassendste Sammlung derselben ist die dem Bischof Turpin zugeschriebene Chronik, wahrscheinlich erst im 11. Jahrhundert verfaßt. Bouquet, scr. rer. gal. V. 282 f. Sie ist in lat. Hexameter gebracht in dem Buche Karolellus, herausg. von Merzdorf, 1855. Das ausschweifendste Lob wird dem großen Kaiser gezollt in den Annalen des monachus S. Gallensis. Reich an schönen Sagen von ihm ist das chronicon Novaliciense, die Kaiserchronik, die Chronik des Albericus, die Weihenstephaner Chronik, und die dänische Krönike om Keiser Carl Magnus.

Als Karl der Große über die Alpen zog, um den Desiderius, König der Longobarden, zu unterwerfen, diente ihm ein Spielmann als Wegweiser. Zum Lohn verlangte und erhielt dieser Spielmann alsdann so viel Land und Leute, so weit sein Horn, das er von einem Berge herabblies, gehört werden konnte. Nachdem er geblasen, stieg er hinab und frug die Leute, ob sie ihn gehört hätten? So wie einer Ja sagte, gab er ihm eine Ohrfeige und rief: du bist mein Eigen. Daher nannte man seitdem die Leute jener Gegend (um Giaveno) transcornati, Zusammengeblasene. Chron. Novalic. III. 14. — Karl zog vor Pavia, wo Desiderius sich eingeschlossen hatte. Von der Mauer herab ließ D. sich durch einen gewissen Otker, der die Franken kannte, die Helden zeigen. So wie einer der stattlichen fränkischen Kriegsfürsten heranritt, glaubte D. es sey Karl, aber immer war es ein Anderer, bis zuletzt Karl selbst erschien, ganz in Eisen, auch das Roß wie von Eisen, und König und Volk der Longobarden durch den bloßen Anblick zittern machte. Monachus S. Gallensis. II. 12. Während der Belagerung Pavias verliebte sich des Desiderius schöne Tochter in den großen Karl und schoß ihm Liebesbriefe mit einem Pfeil über den Fluß hinüber zu. Endlich öffnete sie ihm heimlich des Nachts die Thore; indem sie aber die Erste ihm entgegenritt, wurde sie unerkannt unter den Hufen der fränkischen Rosse zertreten. Chron. Noval. III. 14.

Karl der Große und sein Bruder Papst Leo, in der Kaiserchronik (herausg. von Maßmann II. 343 f.) ist eine ganz eigenthümliche Dichtung.

Hier erscheint Papst Leo zu Rom als Karls Bruder. Karl wird einmal im Traum ermahnt, nach Rom zu gehen, folgt dem Traum und läßt sich von seinem Bruder krönen. Kaum aber hat er Rom verlassen, so stechen die bösen Römer seinem Bruder die Augen aus. Der Blinde flieht nach Rißlanden zu Karl, und wirft sich ihm unerwartet in Ingelheim zu Füßen. Der erschrockene Karl eilt, ihn zu rächen, rüstet ein großes Heer, erobert Rom und straft die

Schuldigen. Auf ſein Gebet gibt Gott dem blinden Leo auch das Geſicht wieder, der ihn zum Dank zum Kaiſer weiht. — Ganz eigenthümlich iſt die gewaltige Drohung Karls gegen Gott: denke an meine Arbeit, ich habe alles für dich gethan. Ich befeſtigte deinen Statthalter in Rom, ich ließ ihn dir geſund, nun ſind ich ihn blind wieder. Wenn du ihm nicht hilfſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute, ich zerbreche dein Haus (bei Maßmann S. 371).

Versus de Carolo Magno et Leonis Papae ad eundem adventu, ein lat. Gedicht in der collection des hist. de France V. 388. Zur Hälfte eine Jagdbeſchreibung. Nach der Jagd ſchläft der Kaiſer ein und ſieht im Traum, wie ſchlecht es mit dem Papſt ſteht, der bald darauf zu ihm kommt, um ihn um Hülfe anzuflehen.

Eine der ſchönſten Sagen von Karl iſt uns nur in einem anglonormanniſchen Gedicht erhalten, welches Michel 1836 in London mitgetheilt und A. v. Keller in ſ. altfranzöſiſchen Sagen I. 26 im Auszug überſetzt hat.

Karl überhebt ſich ſeiner Tugenden, da verſpottet ihn ſein Weib und nennt ihm den griechiſchen Kaiſer Hugo, der ſey noch viel mehr werth. Zornig begibt ſich ſofort Karl mit ſeinen zwölf Helden nach Griechenland, findet aber Hugos Hof mit ſolchem Glanz umgeben, daß er ſich nicht damit meſſen kann und rächt ſich mit ſeinen Helden durch ungeheure Prahlereien. Da droht Hugo, jedem den Kopf abſchlagen zu laſſen, der nicht wirklich das ausführe, was er geprahlt hat. Aber ſiehe da, ſie führen es aus, zwar nicht aus eigner Kraft, doch nachdem ſie reuig vor einem heiligen Reliquienkaſten aus Jeruſalem gebetet haben. Olivier küßt des Kaiſers Tochter ſo oft, wie Herkules in ſeinem berüchtigten Probeſtück; Wilhelm ſchleudert eine ungeheure Kugel und wirft eine Mauer damit nieder; Bernhard treibt einen Fluß aus ſeinem Bette, ſo daß Hugo ſelbſt, um der Ueberſchwemmung zu entrinnen, auf einen hohen Thurm flieht und ſich demüthig zu Karls Vaſallen bekennt.

Obgleich dieſe Dichtung nicht nur chriſtlich, ſondern auch ſchon ein wenig im klaſſiſchen Renaiſſanceſtyl gefärbt iſt, ſo verräth ſich in ihr doch immer noch das uralte Eddamärchen von Thors Fahrt zu Utgardaloki. Thor, der Donnergott, hört von der Macht des Rieſen Utgardaloki und will ihn beſtehen, wird aber beſchämt und in allen Stücken beſiegt, bis ſich plötzlich herausſtellt, daß alles nur Schein geweſen und daß Er viel ſtärker als der Rieſe iſt. Dieſer alte Mythus iſt nun ohne Zweifel auf Karl den Großen angewandt worden und vielleicht ſchon in einer Form, welche älter iſt, als das normanniſche Gedicht.

Karls Heimkehr aus Ungarland, in der Heidelb. Handſchrift Nr. 336. Vgl. Maßmann, Kaiſerchronik III, 1032:

Karl der Große kam neun Jahre lang aus Unggrn nicht heim, weil er ſo lange mit den Heiden zu ſtreiten hatte. Da ging es im Frankenlande unterdeß drüber und drunter und um wieder Ordnung zu haben, mutheten die Großen des Reichs Karls Gemahlin zu, ſie ſolle einen Andern heirathen, der Herr über ſie ſey. Vergebens weigerte ſie ſich. Karl unterdeß wurde durch einen Engel von allem unterrichtet, aber erſt drei Tage vor der Hochzeit ſeiner Frau, ſo daß ihm ſein Herz brannte. Der Engel rieth ihm, ſich das Pferd ſeines Schreibers geben zu laſſen, das trug ihn ſo raſch in die Heimath, daß er noch zur rechten Zeit kam. Er ſetzte ſich in die Kirche, in welcher die Trauung vor ſich gehen ſollte, auf den geſegneten Stuhl, vor ſich ſein bloßes Schwert. Da erſchracken die Prieſter und beſchworen ihn, ob er lebe oder ein Geiſt ſey und wie er ſich nenne? Als er aber ſeinen Namen nannte, flohen alle ſeine Feinde eiligſt von dannen und die Königin hatte ihren rechtmäßigen Gemahl wiedergefunden.

Dieſe Heimkehr wiederholt ſich in der Sage von Heinrich dem Löwen und vielen andern.

„Karl", ein niederländiſches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, von dem ſich nur Bruchſtücke auf einem Bücherdeckel in Klagenfurt in Kärnthen gefunden haben, die v. Karajan in Haupts Zeitſchrift I. 97 f. mittheilt. Zum Glück erkennt man daraus einen großen Theil des Inhalts.

Karl der Große iſt verwundet, da erſcheint ihm im Traum ein grauer Schmied, der zieht ihm zwei Pfeile und einen Speer aus dem Leibe, wodurch er ſogleich geſund wird. Zugleich empfängt er eine gute Anzahl Reliquien, ein Stückchen vom Kreuz, das Schweißtuch des Herrn, ein Hemde der h. Jungfrau ꝛc., die wickelt er in einen Sack, trägt denſelben als Scherpe und zieht durch ſein ganzes Reich, um überall die Kranken, Blinden und Lahmen zu heilen. Als er zuletzt in Aachen ausruhen will und ſchon ſehr alt iſt, erſcheint ihm der h. Jacobus und mahnt ihn, ſein von den Heiden in Spanien zu Compoſtella verunehrtes Grab zu befreien (Nachbild der Befreiung des h. Grabes in Jeruſalem). Das motivirt nun den Zug des alten Kaiſers nach Spanien, wo er das Gebot des Apoſtels mit ſiegreicher Hand vollzieht.

Als Arzt erſcheint Karl auch in einer andern Sage bei Tabernämontanus, Kräuterbuch s. v. Eberwurz.

Bei einer großen Peſt träumte dem um ſein Volk bekümmerten Karl, ein Engel rede ihn an, einen Pfeil in die Luft zu ſchießen. Der Pfeil werde in ein Kraut treffen, das die Peſt heile. Am Morgen ſchoß der Kaiſer den Pfeil und derſelbe blieb in der Eberdiſtel ſtecken, die ſeitdem nach ihm Carlina heißt.

Auch hier ſcheint auf Karl ein älterer heidniſcher Göttermythus übertragen.

„Eginhard und Emma“ iſt eine der liebſtlichſten in dieſen Sagenkreis gehörigen Dichtungen.

Emma, die Tochter Kaiſer Karls, liebte Eginhard, den Schreiber ihres Vaters, und ließ ihn heimlich des Nachts bei ſich ein. Da fiel einmal friſcher Schnee und er konnte nicht aus ihrem Fenſter über den Schloßhof entkommen, ohne die Spuren ſeiner Füße im Schnee zurückzulaſſen. Da entſchloß ſich Emma raſch, ſtieg vor ihm hinaus und trug ihn über den Platz, ſo daß nur die Spuren ihrer Füße ſichtbar waren. Aber ihr Vater hatte ſie im Mondſchein beobachtet und frug am andern Tage in offener Verſammlung: was der verdient habe, der ſeine Tochter verführe? Alle ſagten: den Tod! Auch Eginhard ſelber ſagte es. Aber der Kaiſer begnügte ſich, ihn auf immer zu verbannen. Er floh in den Odenwald und Emma mit ihm. Da lebten beide lange in einer einſamen Hütte, bis einſt der Kaiſer in der Gegend jagte, in die Hütte kam und an einem Lieblingsgericht, das ihm Emma früher oft bereitet hatte und jetzt wieder bereitete, ſeine Tochter wiedererkannte, worauf er ihnen verzieh und ihnen den Odenwald zum Lehen gab. In Erbach zeigt man noch einen alten Grabſtein mit ihren Figuren und nach der Sage ſollen die Grafen von Erbach von ihnen abſtammen.

Vogt, rhein. Sagen I. 220. Reumont, Aachner Sage 143. Ideler, Einhart S. 23 ff. — Geſchichtlich iſt nur, daß Eginhart eine Gemahlin Imma gehabt, nach ihrem Tode als Abt im Kloſter Seligenſtadt im Odenwalde geſtorben iſt und eine noch erhaltene berühmte Lebensgeſchichte Karls des Großen, ſeines Gönners, geſchrieben hat. Karl ſelbſt hatte keine Tochter mit dem Namen Emma oder Imma. Vgl. Idelers Einhart S. 17 f. Steiner, in ſ. Geſchichte von Seligenſtadt S. 75 gibt ſich dagegen viel Mühe, die Echtheit der Sage darzuthun, indem er namentlich aus der demüthigen Verehrung, die Eginhart dem Andenken ſeiner geliebten Imma nach ihrem Tode widmete, ſchließen will, daß ſie viel höhern Standes, als er, geweſen ſeyn müſſe. Der zweite Theil der Sage, das Wiedererkennen im Walde, wird auch auf die ſpätere Zeit des Kaiſer Heinrich übertragen. Die älteſte proſaiſche Behandlung der Sage aus einer alten lat. Handſchrift des Kloſter Lorſch bei Reuber vet. script. tom. I. Francof. 1584 in der Vorrede. Freheri scr. rer. germ. I. 62. Du Chesne III. 490. Bouquet V. 381.

„Faſtrade“ iſt eine nicht minder poetiſche Geſtalt in unſerem Sagenkreiſe.

Sie war die Geliebte Karls des Großen, der ſich auch dann nicht von ihr trennen konnte, als ſie geſtorben war, und neben ihrer Leiche zubrachte, bis der Biſchof Turpin einen unter der Zunge der Leiche verborgenen Ring weggethan, der den Liebeszauber enthielt. Da erwachte Karl und ſtaunte, wie er in der eckelhaften Nähe des Leichnams es habe aushalten können. Seine Liebe war jetzt ausſchließlich dem Turpin zugewandt, weil dieſer den Ring hatte. Turpin warf nun den verwünſchten Ring in einen See bei Aachen, daher die Liebe Karls zu dieſer Stadt und ſeine Luſt, immer dort zu verweilen.

Petrarca, epist. I. 3. Grimm, deutſche Sagen Nr. 452. Vogt, Rhein. Geſchichten und Sagen I. 215. Alfred Reumont, Aachner Liederkranz und Sagenwelt S. 137. Ein niederrheiniſches Volkslied bei Kretzſchmer II. Nr. 57. Grimm, veillées allemandes II. 153. Lyſer, 1001 Nacht I. 70. — In Scheuchzers Naturgeſchichte des Schweizerlandes II. 224 erſcheint die Sage erweitert.

Karl der Große hatte (an der Limmath in der Schweiz, wo St. Felix und St. Regula gelitten und wo er eine zeitlang Recht ſprach, zu Zürich) eine Glocke aufhängen laſſen, die jeder läuten konnte, der Recht ſuchte. Einſt bei der Nacht läutete eine Schlange und klagte dem Kaiſer, eine Kröte habe ihr das Neſt gewaltſam eingenommen. Da ließ der Kaiſer die Kröte verbrennen, und aus Dankbarkeit brachte die Schlange dem Kaiſer einen koſtbaren Edelſtein. Er ſchenkte ihn der Kaiſerin, die bald darin einen Liebeszauber erkannte, daher der Kaiſer ihr aufs zärtlichſte anhing, ſo lange ſie den Stein hatte. Als ſie ſtarb, wollte ſie des Kaiſers Liebe keiner andern gönnen und verbarg den Stein an ihrem Leichnam. Ein Ritter aber entdeckte ihn und erwarb mittelſt deſſelben des Kaiſers Gunſt, warf ihn aber wegen eines Unwillens einmal weg an einen ſtinkenden Ort; das war Aachen, wo der Kaiſer ſeitdem am liebſten verweilte.

Die Sage gibt dem großen Karl eine Umgebung von 12 auserleſenen Helden, eine ſ. g. Tafelrunde, entlehnt von der gäliſchen des Artus. In den franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Dichtungen werden die Thaten dieſer Helden mit der willkührlichſten Phantaſie ausgemalt. Ich halte mich hier nur an die franzöſiſchen, in denen am gewiſſeſten der deutſche Charakter und auch Erinnerungen aus dem deutſchen Mythus erhalten ſind.

Roland iſt der berühmteſte Held im Sagenkreiſe Karls des Großen. In den wichtigſten beglaubigten Quellen der wirklichen Geſchichte Karls kommt er gar nicht vor. Nur im chron. Laurish. bei Freher script. rer. Ger. I. 59 iſt er genannt und in Einhards vita Caroli M. 9 heißt

er Hruodlandus, britannici limitis praefectus, der mit verschiedenen andern Grafen bei der Nachhut eines fränkischen Heeres in den Pyrenäen von den (christlichen) Waskonen (Basken) überfallen und getödtet wurde. Spuren von Liedern zu Ehren des Roland gehen weit zurück. Vgl. Monin dissert. sur le roman de Rou-Wace, Paris 1832 S. 74, wo solcher Lieder schon im Jahr 1100 gedacht werden. Auch die Troubadours denken derselben öfters. Das berühmteste Rolandslied ist der Schlachtgesang, mit dem der Barde Taillefer die Normannen bei Hastings in den Kampf führte. (Mich. Paris ad a. 1066. Vgl. Wolf, neueste Leistungen der Franzosen S. 17. 160 f.), bezieht sich aber auf den Normannenherzog Rollo, nicht auf den karlingischen Roland.

Zu dem Roland unserer Lieder gab jener wenig bekannte Graf nur den Namen, alles übrige that die Dichtung, die unverkennbar tiefpoetische Züge vielleicht aus noch älterer Göttersage auf ihn übertrug, insofern aber dem Grundcharakter des deutschen Heldenliedes entspricht, als sie die Treue zum Hauptmotiv erhielt.

Im Turpins Chronik heißt es von Roland: Karl dem Großen träumt, ein schöner Strom von Sternen senke sich auf die spanische Halbinsel nieder, und dreimal erscheint ihm der Apostel Jacobus und verlangt von ihm, sein Grab in Galizien, wie es durch die Sterne angedeutet sey, aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Karl gehorcht, zieht mit Heeresmacht nach Spanien, zerstört die Heidentempel, hat aber einen schweren Stand. Eines Abends wachsen 4000 Lanzen, welche die Seinen in den Boden gestellt, als Bäume fest und blühen, die 4000 Krieger, denen sie gehören, fallen dann als Märtyrer im Kampfe. Auch Milo, Rolands Vater, fällt. Endlich werden die Heiden besiegt und ihr König Aigolant kommt, um sich taufen zu lassen. Als er bei Karl aber 13 Bettler beim Morgenmahle findet und fragt, was das bedeutet? und Karl ihm sagt, er speise täglich so viele Arme, nach der Apostelzahl; da erwidert Aigolant, sein Glaube kann nicht der rechte seyn, weil du die Boten deines Gottes nicht besser behandelst. Und jetzt um. Karl schämt sich und kleidet und speist nun die Armen aufs beste. Der Kampf beginnt von neuem. Unter den Heiden ragt ein Nachkomme Goliaths, der Riese Ferracut*) hervor, den aber Roland überwindet. Dann führt

*) Ferracutus, Ferragut, wird als ein Riesencharakter mit echt nordischen Zügen geschildert, so daß in ihm der ebräische Urriese kaum zu verkennen ist. Auch die Art, wie er, während beide Kämpfer ausruhen, mit Roland über den Christenthum spricht, verräth eine Erinnerung aus der ersten Bekehrungszeit der Normänner. Der Riese will sich nicht bekehren lassen, weil ihm drei Dinge unbegreiflich und unverständig erscheinen, daß drei eins, daß eine Jungfrau zugleich Mutter und daß ein Gott geboren seyn soll.

Ibraim, der maurische König von Sevilla, den Christen ein in Teufelsfratzen verkapptes Heer entgegen, aber Karl läßt Augen und Ohren seinen Pferden zudecken und siegt. Endlich kehrt er nach Frankreich zurück, und begnügt sich, die beiden allein noch übrigen maurischen Könige in Spanien, Marsilius in Saragossa und dessen Bruder Boligand durch Ganelon zur Taufe auffordern zu lassen. Ganelon aber läßt sich von diesen bestechen, daß noch in Spanien zurückgebliebene fränkische Heer unter Roland in einen Hinterhalt fallen zu lassen. Dieß geschieht im Thal Runcivallis in den Pyrenäen. Die Christen fallen nach der tapfersten Gegenwehr, zuletzt Roland, aus vielen Wunden blutend. Weinend nimmt er von seinem guten Schwert Durenda Abschied und schlägt es, um es nicht den Heiden zu überlassen, mit solcher Kraft in einen Felsen, daß es Niemand mehr herausziehen kann. Dann bläst er so gewaltig in sein Hüfthorn, daß es davon zerspringt, aber der Schall acht Stunden weit von Karl gehört wird. In diesem Augenblick liest Bischof Turpin vor Karl dem Großen Messe und erblickt die Seele Rolands, wie sie von Engeln zum Himmel getragen wird. Karl kehrt um und rächt den Tod seiner Getreuen. Ganelon wird von Pferden zerrissen.

Fr. Schlegel hat Turpins Chronik wieder in deutsche Romanzen aufgelöst und versificirt (Werke IX. 9). Nach Turpin wurden fünf französische Rolandslieder, jedes anders, wahrscheinlich aus Volksliedern bearbeitet. Vgl. Grimm, Ruoland XXXVII. Das schönste befindet sich handschriftlich zu Oxford (die übrigen weichen davon nur in Nebendingen ab):

Karl der Große hat ganz Spanien besiegt, bis auf Saragossa. Der heidnische König daselbst, Marsilie, läßt sich durch Blancandrin bewegen, zu Karl zu schicken und indem er Christ zu werden verspricht, um Frieden zu bitten. Karl, am Haupt und Bart schneeweiß, bedenkt sich, Roland räth ab, weil Marsilie treulos sey, Guenulun aber, Rolands Stiefvater, räth dazu und wird von Karl an Marsilie abgeschickt. Unterwegs verständigt er sich mit Marsilies Gesandten Blancandrin und beide verschwören sich wider Roland. Marsilie stimmt bei. Der Frieden wird abgeschlossen, Karl kehrt nach Frankreich zurück (vergebens durch böse Träume gewarnt) und nur die Nachhut unter Roland weilt noch diesseits der Pyrenäen. Da im Thale Roncevaux wird er von den Heiden mit ungeheurer Uebermacht überfallen. Sein Freund und Gefährte Olivier bestrigt eine hohe Pinie, sieht die Feinde kommen und bittet Roland, sein großes Horn zu blasen, damit es Karl von ferne höre und umkehre. Aber Roland hält das für feige und will den Kampf auch ohne Karls Hülfe bestehen. Die 20,000 Franken, die er bei sich hat, tödten alle nieder und lassen sich vom Erzbischof einsegnen. Dann schlagen sie um sich wie Löwen. Endlich unterliegen sie der Uebermacht, da will Roland das

Hülfsmittel zu dieſem Zwecke, um welche ſich namentlich v. Reichenbach (ein Mann, deſſen Name in der Geſchichte der Mechanik für immer Epoche machen wird) hohe Verdienſte erworben hat. Von der Genauigkeit der Reichenbach'ſchen Kreistheilungen gibt der Umſtand einen Begriff, daß die größte bei ſorgfältiger Arbeit noch eintretende Unſicherheit in dem Abſtande zweier Theilſtriche nicht mehr als $^1/_{2000}$ Zoll beträgt. Wie weit die Genauigkeit in dem Abdrehen der ſtählernen Zapfen an Inſtrumenten der fraglichen Art geſteigert werden kann und wirklich geſteigert wird, haben einige von Stampfer vorgenommene Unterſuchungen an den in der Werkſtätte des polytechniſchen Inſtituts zu Wien verfertigten Inſtrumenten gezeigt. Es wurden z. B. bei einem Zapfen von $1^1/_{10}$ Zoll Dicke verſchiedene Durchmeſſer (an einer und der nämlichen Stelle der Länge) auf das Genaueſte geprüft, und der größte Unterſchied zwiſchen denſelben nicht größer als der 28571ſte Theil eines Zolls gefunden; wonach alſo die größte Abweichung von der völlig richtigen Kreisgeſtalt nur den 31428ſten Theil des Durchmeſſers betrug. Welchen Einfluß ein ſolcher Grad von Vollkommenheit auf die Schärfe der aſtronomiſchen Beobachtungen und mancher Reſultate der höhern Feldmeßkunſt haben mußte, ſoll hier nicht weiter erörtert werden.

Wir knüpfen an das Vorhergehende einige Betrachtungen über den Zuſtand des Maſchinenweſens in Deutſchland und die Umſtände, welche hier deſſen Fortſchreiten in der neueſten Zeit theils befördert, theils gehindert haben.

Es kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß ſeit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, und ganz beſonders im Laufe der letztverfloſſenen 25 Jahre, das Maſchinenweſen in Deutſchland ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht hat, und daß manche Zweige deſſelben jetzt einen Standpunkt erreicht haben, deſſen wir uns, ſelbſt England und Frankreich gegenüber, mit Recht rühmen dürfen. Dieſe Erſcheinung verdient um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, nicht gering genannt werden können. Man vergegenwärtige ſich nur das Bild des deutſchen Fabrikenweſens,

Horn blaſen, aber jetzt leidet es Oliver nicht, vorher wäre es klug geweſen, jetzt ſey es nur noch feig. Biſchof Turpin aber kommt dazu und räth, das Horn zu blaſen, wenn es auch zu ſpät ſey, ſie zu retten, doch nicht, ſie zu rächen. Da bläſet Roland und Karl hört es auf dreißig Meilen. Sie kämpfen fort, faſt alle fallen. Oliver iſt ſo ſchwer verwundet, daß er nicht mehr ſehen kann und einen Hieb gegen Roland ſelber führt. Roland gibt ſich ihm zu erkennen. Da ſtirbt Oliver. Nur Biſchof Turpin und Roland kämpfen allein noch, beide ſchwer verwundet. Roland ſinkt für todt hin. Turpin will Waſſer für ihn holen, fällt aber ſelbſt hin und ſtirbt. Da erwacht Roland noch einmal. Ein Heide hat ihm ſein Schwert durenda eben genommen, er erſchlägt ihn mit dem Horn und will das Schwert ſterbend auf einem Felſen zerſchlagen, aber es bleibt unverſehrt. Da legt er es neben ſich und ſtirbt. Karl findet ſeine Leiche, erobert Saragoſſa, tödtet Marſilie. Guenalun wird von Pferden zerriſſen.

Zu den beſſern Auffaſſungen der Rolandsſage gehört das altitalieniſche Epos la Spagna (Spanien), zuerſt gedruckt 1519, von Sostegno di Zanobi verfaßt. Vgl. Schmidt, ital. Heldengedichte S. 83. Grimm, Ruoland, LXXXVII.

Roland beſiegt nach ſchwerem Kampf den Rieſen Ferragu, tauſcht die Rüſtung mit ihm und legt ihn nun, als ob es Roland wäre, vor ſich aufs Pferd, während er ſelbſt als Ferragu erſcheint. So täuſcht er Ferragus Mutter, eine wüthende Hexe, welche geſchworen hat, Rolands Herz zu eſſen, und nun die Leiche ergreift und mit ihren Krallen das Herz ihres eigenen Sohnes ausgräbt, wobei Roland ihr das Haupt abſchlägt. Dann überwirft er ſich an Kaiſer Karls Hofe mit den verrätheriſchen Mainzern, wird verbannt, kehrt wieder, um dem bedrängten Kaiſer großmüthig zu helfen (ein in den Gedichten dieſer Gattung immer wiederkehrendes Motiv) und fällt endlich im Thale Roncesval. Sein Tod iſt ſchön geſchildert. Roland und Oliver ſind allein noch übrig, aber ſchwer verwundet. Sie umarmen ſich und kämpfen fort. Oliver, durch einen Hieb des Augenlichts beraubt, haut noch ſo grimmig um ſich, daß er Roland ſelber trifft. Dieſer verſcheucht die Heiden durch den ſchrecklichen Ton ſeines Horns und ſchlägt ſterbend ſein Schwert, nachdem er es noch einmal angeredet, tief in den Fels.

Das Ruolands Liet des Konrad von Würzburg, handſchriftlich in Heidelberg und Straßburg, edirt von Jak. Grimm 1838, hat, von Nebendingen abgeſehen, ganz den nämlichen Inhalt, wie die Handſchrift von Oxford. Die fromme Begeiſterung des chriſtlichen Leonidas, ſeine treue Freundſchaft mit Oliver bis in den Tod und der Trotz, mit dem ſie ſich

in der Verschmähung der Hülfe überbieten, bilden auch hier das poetische Motiv des Ganzen.

Strickers F[illegible]gedruckt in Schilters thes. III. und neu edirt von Bartsch, 18[illegible]7, unter dem Titel „Karl der Große", ist ein altdeutsches Gedicht, [illegible]äter als das von Konrad von Würzburg, ihm im wesentlichen nachgebildet, doch in manchem abweichend. Vgl. Grimm, Ruoland S. LXV. Bemerkenswerth ist der Anfang.

Karl wird in seiner Jugend durch seinen bösen Stiefbruder vertrieben, sieht nach Spanien und wird nicht nur von Marsilie gut aufgenommen, sondern verliebt sich auch in dessen schöne Schwester. Trotzdem befiehlt ihm, als er Kaiser ist, ein Engel, die Spanier zu unterwerfen und zu Christen zu machen. Derselbe Engel gibt ihm das Horn Olifant und das Schwert Durndart für Roland. Auch später hat der Stricker manchen Zusatz. Roland prüft öfters seine Stärke. Am Schluß wird Oliver von 100 Lanzen durchbohrt. Roland behält noch als Leiche sein Schwert in der Hand. Niemand kann es ihm entreißen, bis der Kaiser kommt.

Rolands weitschallendes Horn ist vielleicht dem des Himmelswächters Heimdallr in der nordischen Mythe entlehnt, Ferracut scheint den Urriesen Fornjotr zu bedeuten. Sollte dem Liede ein alter Mythus vom Weltuntergang, von der Himmelerstürmung durch die Riesen zu Grunde liegen?

Eine schöne Sage aus Karls fränkischen Feldzügen enthält die Kaiserchronik (herausg. von Maßmann II. 385 f.).

Karl hatte eben Gerunde durch Hunger bezwungen, aber in Galizien wurden alle die Seinen erschlagen. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, heute noch naß ist. Aber ein Engel tröstete ihn und rief ihm, ein Heer von Jungfrauen zu sammeln. Als nun diese im Feld erschienen, staunten die Heiden, daß plötzlich ein neues fränkisches Heer vor ihnen stünde, stärker und schöner, als das vorige. Sie sind groß um die Brüste, viel gute Knechte, ihr Haar ist lang, schön ist ihr Gang. Kurz aus Furcht baten die Heiden um Frieden und ließen sich taufen. Und so hatten die Jungfrauen auch ohne Kampf gesiegt. Als sie aber, um auszuruhen, alle ihre Speere in die Erde steckten, wurzelten dieselben ein und trugen Laub und Blüthen, einen Wald bildend, der davon Schäftenwald heißt.

Die französ. Dichtungen vom Riesen Fierabras, den Oliver in Spanien überwindet, sind in ein deutsches Volksbuch verarbeitet und 1533 gedruckt worden. Sie enthalten gehäufte Kämpfe ohne tieferes poetisches Motiv.

Herpin von Bourges, ein altd. Gedicht in einer Heidelb.

Handſchrift Nr. 152, als Volksbuch herausg. von Wolff, hat wenigſtens einige poetiſche Züge:

> Herpin wird am Hofe Karls des Großen verleumdet und verbannt. Seine ſchwangre Gemahlin, von ihm getrennt, gebärt einen Sohn, den eine Löwin ſäugt, der nachher einen todten Ritter ehrlich begräbt und dafür zum Lohne von deſſen Geiſt, in Geſtalt eines ſchneeweißen Ritters, beſchützt wird, wodurch es ihm endlich gelingt, ſeine verlorene Eltern wiederzufinden und auch den alten Kaiſer zu verſöhnen.

Das Gegenbild zum treuen Roland iſt der vom Kaiſer Karl verfolgte Reinold in dem alten Gedicht von den vier Haimonskindern. Hier tritt der Held dem König feindlich gegenüber, aber gezwungen, ohne ſeine Schuld. Namen und Oertlichkeiten in dieſem Gedicht ſind franzöſiſch, aber die Charaktere und die mythiſche Grundlage ſind deutſch. Man hat 3 altdeutſche Bearbeitungen der Sage von den vier Haimonskindern, 1) ein epiſches Gedicht: Reinold von Montalban, handſchriftlich in Heidelberg, mit dem 2) das bekannte Volksbuch übereinſtimmt, und 3) einen von beiden abweichenden Roman in Proſa, gedruckt 1535. Die beiden erſteren nehmen entſchieden Partei für die Haimonskinder und ſtellen Kaiſer Karl gehäſſig dar, der Proſaroman faßt Karl viel edler und gerechter auf, iſt in Bezug auf viele Einzelheiten kürzer und läßt namentlich auch viele komiſche und ſchwankartige Züge weg. Im Gange des Ganzen aber ſtimmen alle überein. Der Proſaroman iſt einem noch älteren franzöſiſchen Roman entlehnt. Die Bearbeitung in der bibliothèque bleue iſt jünger und moderner, beſonders in den eingeſchalteten Reden. Noch moderniſirter iſt die Bearbeitung von Brès.

Eigenthümlich ſteht aber wieder ein altfranzöſiſches Epos des Huon de Villeneuve da (histoire lit. de la France XVIII. 1835. 729, ausführlich behandelt in Mone's Anzeiger VI. 1837. S. 201). Es iſt nicht die Quelle des altfranzöſ. Proſaromans, dieſer iſt vielmehr noch aus einem zweiten altfranzöſ. Epos entlehnt, das ſich in Metz befindet und wahrſcheinlich von Jean Bodel verfaßt iſt. Eine ſehr abentheuerliche Umarbeitung iſt die ſpaniſche, gedruckt 1855. Die vlämiſche Bearbeitung, deren Bruchſtücke abgedruckt ſind bei Hoffmann horae belg. V., hält ſich an das franzöſ. Epos.

Zinnow glaubt (Hagens Germania VII. 58), der hiſtoriſche Kern

der Sage ſey in der Geſchichte des Hunold, Herzog von Aquitanien, zu ſuchen, der ſich gegen Karl den Großen empörte und lange wehrte, am Ende aber in ein Kloſter ging. Aus ſo kleinen Anläſſen entſtehen aber ſo große und tiefſinnige Dichtungen nicht. Ich glaube mit Görres, Volksb. S. 127, daß das Gedicht in ſeinem trotzigen Kern ein höheres Alter verräth, als die übrigen Rittergedichte des Karlsſagenkreiſes, wenn es auch durch die Legende und in den Kreuzzügen umgedichtet und verſchiedenartig moderniſirt iſt. Die Grundidee des Gedichts iſt deutſch, wie im Nibelungenliede. Alles dreht ſich darin um die Treue.

Im franzöſiſchen Volksbuch (vgl. Mone, Anz. 1837. 333 f. und Görres, Volksb. 105 f.) heißt es:

Karl kommt ſiegreich aus einem Kampf mit den Sarazenen zurück und iſt zornig, daß ſein Vaſall Beuves d'Aigremont nicht mitgezogen. Des Kaiſers Sohn Lohier wird an Beuves abgeſchickt, ihn vorzuladen, aber von Beuves erſchlagen. Karl ſelbſt belagert nun Aigremont, Beuves unterwirft ſich und erhält Gnade, wird aber auf Ganelons Antrieb gemeuchelt. Am nächſten Pfingſttag kommt Beuves Bruder Aymon von Dardogne mit ſeinen vier Söhnen, Regnault, Richard, Alard, Guichard, zu Karls Hof, die Söhne werden von Karl zu Rittern geſchlagen, ſagen ihm aber: wir lieben Euch nicht, weil Ihr unſern Oheim umgebracht habt. Zudem entzweit ſich Regnault mit des Kaiſers Neffen Berthelot beim Schachſpiel und erſchlägt ihn. Darauf flüchten die Aymonskinder mit ihrem klugen Vetter Malagys und bauen ſich das feſte Schloß Montfort. Karl belagert ſie und Aymon ſelber hilft ihm, ſeiner Vaſallenpflicht treu, gegen die Söhne. Die Söhne halten ſich, bis Hernier als Ueberläufer in die Burg flieht und ſie heimlich dem Feinde öffnet. Zwar ſiegen die Aymonskinder auch jetzt noch, ſchlagen den Feind hinaus und verbrennen Hernier, aber das einmal eingelegte Feuer verzehrt die Burg und ſie müſſen fliehen. Aymon verfolgt ſie und tödtet ihnen faſt alle Leute, dann aber kann er ſich der Thränen nicht enthalten und verſpricht, bei Karl für ſie zu bitten. Karl indeß will nicht verzeihen und die Brüder müſſen im Walde flüchtig umirren, von allem entblößt. Endlich gehen ſie nach Dordogne zu ihrer Mutter. Der Vater findet ſie und läßt ſie hart an, wird aber dann gerührt und verſieht ſie mit Pferden, Waffen und Geld.

Nun ziehen ſie zu König Yon von Gascogne und helfen ihm gegen die Sarazenen. Zum Lohn erhält Regnault Yons Tochter Clarice und baut das feſte Schloß Montauban. Hier werden ſie abermals von Karls Heer, unter Rolands Anführung, belagert. Regnault raubt Rolands Banner, den goldnen Drachen, mitten aus ſeinem Lager und pflanzt ihn auf den höchſten Punkt ſeines Schloſſes. Richard wird gefangen und ſoll hängen, wird aber durch

Malagys, der als ſchwarze Mißgeſtalt unerkannt ins feindliche Lager ſchleicht, befreit. Karl kommt und kämpft mit Regnault, der ihn auf einen Augenblick gefangen nimmt und ihm ſein Roß Bayard zur Sühne anbietet, aber umſonſt. Dann wird Malagys gefangen und beim Schein von hundert Fackeln in Feſſeln an einer Säule von vielen Kriegern bewacht, ſchläfert aber alle durch Zauber ein und entkommt, indem er jedem der Helden Karls irgend eine Waffe ſtiehlt. Dann folgt ein furchtbarer Zweikampf zwiſchen Regnault und Roland, bis ſie durch eine Wolke getrennt werden. Malagys entführt den Kaiſer nach Montauban, Regnault läßt ihn aber wieder frei. Indeß gehn auf der Burg die Lebensmittel aus, alle Pferde werden geſchlachtet; nur Bayard zu ſchlachten, bringt Regnault nicht über das Herz. Da erbarmt ſich ſein Vater und ſchickt ihm Lebensmittel. Aber Karl duldet es nicht, Aymon muß ſich aus dem Lager entfernen, der Hunger kehrt wieder ein auf der Burg, die Brüder trinken Bayards abgezapftes Blut, bis das edle Thier faſt erſchöpft iſt, und fliehen dann heimlich auf ihm nach Dordogne. Auch hier belagert ſie Karl und gibt ihnen endlich Frieden unter der Bedingung, daß Regnault nach dem h. Grabe pilgre und ihm Bayard abtrete. Karl läßt nun das edle Roß erſäufen, wie im deutſchen Volksbuch. Auch Regnaults Märtyrertod iſt hier wie im deutſchen Volksbuch erzählt.

Im deutſchen Volksbuch von den vier Haimonskindern heißt es:

Kaiſer Karl hält Hof zu Paris um die Pfingſtzeit. Da tritt vor ihn der blondgelockte Hugo von Bourbon und ſtellt ihm ſeinen Oheim Haymon von Dordone und Haymerin von Bourbon vor mit dem Begehren, ſie für ihre treuen Dienſte im Kampf gegen die Heiden in Spanien zu belohnen. Karl antwortet, er wolle ſie nicht belohnen, weil ſie nicht gehorſam genug ſeyen und immer thäten, was ihnen beliebe. Da erwiedert Hugo, es bringe ihm wenig Ehre, ſo gute Dienſte unbelohnt zu laſſen. Dieſe Worte aber erbittern den Kaiſer ſo, daß er das Schwert zieht und Hugo niederſtößt. Sogleich ziehn Haymon und Haymerin von dannen, ſammeln viel Volk und befehden den Kaiſer um die Blutrache. Ihr Vetter, der zauberkundige Malagys ſteht ihnen bei und ſie ſind ſo ſiegreich, daß ſie von dem Gold und Silber, welches ſie insbeſondre aus Kirchen und Klöſtern rauben, alle Hufe ihrer Roſſe beſchlagen. Karl bittet endlich um Frieden und gibt zur Sühne dem Haymon ſeine eigne Schweſter Aya zur Frau. Dieſe gebärt ihm nach einander vier Söhne, Ritſart, Britſart, Adelhard und Reinold, aber heimlich, und läßt ſie heimlich erziehen, weil Haymon in der Hochzeitnacht das Schwert gezogen und geſchworen hat, alle umzubringen, die von Karls Geſchlecht ſeyen. Als Karls Sohn Ludwig gekrönt werden ſoll, will Biſchof Tulpin ihn nicht krönen, es ſey denn Karls Schwager Haymon dabei. Haymon wird eingeladen und ſeufzt ſchwer, daß er ſelber keine Kinder hat, obgleich er ſchon 20 Jahre verheirathet iſt. Da bekennt ihm Aya, daß er vier Söhne habe und führt ihn zu den-

ſelben. Aber die unbändigen Söhne, zumal der jüngſte, Reinold, packen den Vater und er entgeht ihren Mißhandlungen nur dadurch, daß er ſich ihnen als Vater zu erkennen gibt. So wird ſein eigener Trotz gegen den Kaiſer durch den Trotz ſeiner Söhne noch überboten. Er freut ſich aber über die ſo große Kraft ſeines Geſchlechts und ſchlägt die vier Söhne zu Rittern. Dem Reinold aber, als dem ſtärkſten, ſagt die kluge Mutter Aya, ſie wiſſe ein Pferd für ihn, Bayard, ohne Mähne, rabenſchwarz, ſtark wie zwölf Pferde zuſammengenommen, von einem Drommedar abſtammend, eingemauert in einen Thurm, unnahbar wegen ſeiner Wuth, weil es ſtatt Heu Steine zerbeißt. Reinold ſucht das Roß auf, wird von ihm geſchlagen, überwältigt es aber mit ſeinem ſtarken Arm und zähmt es völlig. Das Roß iſt ſo lang, daß alle vier Brüder zugleich darauf reiten können. Nachdem nun Reinold ſich ſo gut beritten gemacht, folgt er mit ſeinen Brüdern dem Vater an Karls Hof zur Krönung Ludwigs. Da regt ſich der alte Haß. Die Damen bewundern Reinolds Schönheit, worüber Ludwig neidiſch wird. Ludwig will ihm den Bayard abkaufen, R aber lehnt es ab. Da läßt Ludwig bei der Tafel den Haimonskindern keine Speiſe vorſetzen, Reinold aber holt ſie ſich ſelbſt aus der Küche und erſchlägt den Marſchall, der ſich widerſetzt. Als man ihm Abends auch keine Betten gibt, jagt Reinold andere Ritter aus den ihrigen und legt ſich mit den Seinigen hinein. Bei allen Wettkämpfen erlangt Reinold den erſten Preis, was Ludwig immer erboster macht. Da ſpielt Ludwig mit Adelhart Schach und ihre Köpfe ſollen der Preis ſeyn, als aber Ludwig verliert, wirft er dem Adelhart das Brett an den Kopf, daß er blutet. Dafür ſchlägt ihm Reinold ſeinen Kopf ab. Hurtig dann ſetzen ſich alle vier Brüder auf das Roß Bayard und entfliehen. Haymon aus Vaſallentreue gelobt dem alten Kaiſer, ihm ſeine Söhne auszuliefern.

Sie fliehen zum König Saſoret in Spanien und geben dieſem ihre mitgenommenen Schätze zum Aufbewahren, als er ſie aber darum betrügen will, ſchlägt ihm Reinold das Haupt ab. Darauf ziehen ſie zu König Yvo in Taraſconia, und bauen ſich die hohe Felſenfeſte Montalban. Auch heirathet Reinold Yvos Tochter. Kaiſer Karl wallfahrtet nach St. Jacob und ſieht von ferne das Schloß. Als er darnach frägt, erfährt er, wer darin wohne, und belagert es, muß aber abziehen. Nach einiger Zeit ſehnen ſich die Haimonskinder, ihre alte Mutter wiederzuſehen und ziehen als Pilger verkleidet zum Schloß Pierlamont, auf dem ſie wohnt. Sie werden aber hier trunken gemacht und vom Vater gefangen; nur Reinold, ſobald er erwacht, macht ſich frei, bindet den Vater auf ein Pferd und ſchickt ihn an Karl, wird aber dann mit ſeinen Brüdern auf Pierlamont ſo hart belagert, daß er ſich heimlich entfernen muß, um Hülfe von außen zu holen. Als er fort iſt, ergeben ſich die andern drei Brüder und werden gefangen nach Paris gebracht.

Inzwiſchen hat ſich Reinold vom Schloſſe Montalban ſein Roß Bayard geholt, als er aber zurückkehrt, ſind die Brüder ſchon gefangen. Er zieht

nach Paris, bleibt in der Nähe in einem Walde und läßt dem Kaiſer großes Löſegeld für ſeine Brüder bieten, doch umſonſt. Während er ſchläft, raubt man ihm noch ſein Roß und bringt es dem Kaiſer. In dieſer Noth erbarmt ſich ſeiner der liſtige Vetter Malegys, kommt zu ihm als ein alter Mann, bettelt ſeiner Gutmüthigkeit die goldnen Sporen und den Nachtrock ab und neckt ihn am Ende ſo arg, daß Reinold nach ihm ſchlägt. Dann aber gibt er ſich ihm zu erkennen, verſpricht ihm ſeine Hülfe und verwandelt ihn in einen hundertjährigen und ſiechen Greis. Als ſolcher muß er ſich auf die Brücke ſetzen und den Kaiſer bitten, ihn auf das Roß Bayard ſitzen zu laſſen, als das einzige Mittel, wieder geſund zu werden. Wie das Roß ihn ſieht, erkennt es ihn trotz der Verwandlung wieder und bleibt freundlich vor ihm ſtehen. Der Kaiſer erlaubt ihm, das Roß zu beſteigen und kaum ſitzt Reinold drauf, ſo erhält er ſeine vorige Geſtalt und reitet davon. Karl will nun die drei Brüder hängen laſſen, aber Malegys befreit ſie aus dem Kerker und birgt ſie ſammt der Krone, die er dem in Schlaf verſenkten Kaiſer ſtiehlt, auf dem Schloſſe Montalban. Karl will um jeden Preis das Roß wieder haben, erſinnt daher eine Liſt und läßt eine Krone ausſetzen, wer ſie mit dem ſchnellſten Pferde erreicht, ſoll ſie haben. Da gibt Malegys dem Bayard nur eine andere Farbe (weiß ſtatt ſchwarz) und Reinold gewinnt mit dem unerkennbaren Pferde die Krone. Malegys wird vom Kaiſer gefangen, entkommt aber und nimmt den eingeſchläferten Rittern die Schwerter mit. Alle ſind nach Montalban zurückgekehrt, das nun Karl wieder belagert, ohne eine Sühne anzunehmen. Malegys aber bringt ihn im Schlafe aus ſeinem Bette nach der Burg, von wo ihn aber Reinold ſogleich wieder großmüthig entläßt. Die Lebensmittel gehen aus, alle Pferde werden geſchlachtet, Bayard wird aber nur das Blut abgezapft, von dem ſie eine Zeitlang leben. Endlich fliehen ſie heimlich mit dem Roſſe aus der Burg und Frau Aya wirft ſich vor ihrem Bruder Karl auf die Kniee und begehrt Sühne und Frieden. Karl iſt willig, verlangt aber das Roß Bayard. Reinold bewilligt es, um die Seinen vor weiterer Gefahr zu bewahren. Da befiehlt Karl, das edle Thier mit zween Mühlſteinen am Halſe ins Waſſer zu verſenken. Bayard blickt Reinold an, wirft die Steine ab und ſchwimmt zu ihm ans Ufer. Der Kaiſer läßt ihm noch vier Mühlſteine an die Füße hänge[illegible] zum zweitenmal blickt Bayard ſeinen Herrn an und arbeitet ſich wieder heraus. Der Kaiſer läßt ihm nun an jeden Fuß zwei Mühlſteine und zwei an den Hals hängen, da blickt das Roß zum drittenmal „als ob es ein Menſch geweſen wäre“ zu ſeinem Herrn und ſinkt unter.

Reinold, als er den Jammer [illegible] ſchwört, nie mehr ein Roß zu beſteigen, verläßt die Welt und lebt drei Jahre bei einem Einſiedler, bis ein Engel ihm befiehlt, mit zu ziehen ins h. Land und das h. Grab erobern zu helfen. Dort findet er den Kaiſer und ſeine alten Freunde wieder, Malegys fällt im Kampf. Nach der Eroberung Jeruſalems kehrt Reinold nach Köln

zurück, wo er als armer Bettler durch wunderbare Heilungen Segen spendet und besonders als gemeiner Arbeiter thätig ist am Bau der Petrikirche. Da ärgern sich die andern Arbeiter, daß er fleißiger ist als sie, und erschlagen ihn im Schlafe. Auch noch seine Leiche thut Wunder und er wird zum Heiligen erhoben.

Man erkennt, daß in dieser schönen Dichtung, wie im Nibelungenliede, die Treue verherrlicht wird. Karl handelt treulos, dies fordert auch in Haimens Geschlecht die Untreue heraus. Nun ringt die Untreue des Dieners mit der des Herrn bis zu der nur factischen, nicht auch rechtlichen und sittlichen Versöhnung. Die Treue selbst, deren Sinnbild das unter so vielen treulosen Menschen allein treue Thier bildet, muß zum Sühnopfer dienen. Da erkennt Reinold, daß in der Welt keine Treue mehr ist, nur noch bei Gott allein, und wendet sich dem Himmel zu. Hier wird das Heldenlied zur Legende und es liegt darin zugleich, wenn man will, eine Apotheose der Kirche gegenüber dem weltlichen Lehnwesen.

Wie alt die einzelnen Züge des Gedichts sind, mag man daraus erkennen, daß 1) der Gegensatz des Helden gegen seinen König hier ganz genau dem Verhältniß der Helden zu den altpersischen Königen im Heldenbuch von Iran entspricht, so wie auch das Roß Bayard in Rusthms Roß sein Vorbild findet, daß 2) die vier Söhne und das große Pferdopfer auch in einem altnordischen Mythus vom Donnergott vorkommen.

Im zweiten Theil der nordischen Huldasage, übertragen in Gräters Iduna und Hermode 1816 Nr. 9 ff. wird der Seeräuber Greyyer (Greifer) vom Sturm an ein klippenvolles Ufer getrieben, wo er in einer Höhle die beiden Zauberinnen Flegde und Mulde belauscht, die einen Kessel über dem Feuer haben und seine Nähe wohl merkend einander fragen, ob es nicht gut wäre, wenn sie heute Nacht einen Mann zu sich nähmen? Nun tritt er hervor und wird sehr wohl von ihnen gepflegt. Er bekommt zwei Söhne, von denen Rugner, der älteste, von der Flegde, der jüngste, Wikar, aber von einem geraubten Mädchen geboren ist. Ihr Aufenthalt wird der Wald Myrkwidur. Wikar wird ein eben so gewaltiger und bösartiger Räuber, wie sein Vater und raubt unter andern Alfs schöne Tochter Gavloy. Acht Tage lang nimmt sie aus Gram weder Speise noch Trank zu sich. Da ermahnt eine gewisse alte Leda ihren Enkel, den gewaltigen Kolb, Gavloy zu befreien, und gibt ihm drei Talismane mit, 1) den Armring, den einst Odin von der Hulda empfangen, als er sie geliebt und ihr die Herrschaft über das vereinigte Reich der Riesen und Zwerge überlassen hatte, 2) den Wolfshelm von Wolfsfell,

3) den treuen Hund Skolle. Bevor er aber Wikar beſteht, ſchickt ihn Leda zu ihrem Bruder, dem Rieſenkönig Skialg, dem er 100 Roſſe zum Feſtmahl ſchlachtet und von deſſen 60 Rieſen er im Kampf unterſtützt wird. — Wikar und ſeine Brüder Rothe und Walbrand werden beſonders durch des älteſten Bruders Rugner Zauberkünſte unterſtützt, die aber der wachſame Hund und der Wolfshelm vereiteln. Flegde und Mulde ahnen den Untergang ihrer Söhne. Kolb dreht dem Wikar den Hals um, Skialg beißt dem Rugner die Kehle auf ꝛc. Kolb aber führt die Gavloy heim zu Alf. — Hier erſcheinen die Rieſen als Freunde und Bundesgenoſſen der Elben und die Feindſchaft und böſe Tücke geht von einem dritten Geſchlecht aus. Ganz ebenſo heißt es in dem proſaiſchen Anhang zum deutſchen Heldenbuch, die böſen Drachen hätten die zuerſt geſchaffenen Zwerge bedroht, zu deren Schutz ſeyen die Rieſen erſchaffen worden, als aber die Rieſen ſelbſt gleichfalls übermüthig mit den Zwergen umgegangen ſeyen, hätten erſt die Helden (Götter) geſchaffen werden müſſen. Unter den Drachen kann nun wohl nichts anders als Lokis böſes Geſchlecht verſtanden werden, welches zweideutig und beiden feindlich zwiſchen Rieſen und Elben in der Mitte ſteht, wie denn das Feuer in ſeiner Maſſenwirkung rieſiſch, in ſeiner ökonomiſchen Benutzung z. B. als Schmiede- und Heerdfeuer elbiſch erſcheint, immer aber hinter ſeinen wohlthätigen Eigenſchaften den grimmigſten Zerſtörungstrieb verbirgt.

Es iſt hier wohl ein Urkampf geſchildert, den die Rieſen und Zwerge gemeinſchaftlich unter Beiſtand des Thor gegen Lokis Geſchlecht kämpfen, ein Kampf des Seyns gegen das Nichtſeyn, des bildenden Princips gegen das zerſtörende. Unter Kolb iſt Thor zu verſtehen, in ſeiner Großmutter Leda kann Thors Mutter Hlodyn kaum verkannt werden. In den vier Haimonskindern nun kehrt vieles aus dieſem alten Mythus wieder. Greppers Verbannung entſpricht der des Haimon, der Wald Myrkwidur der Burg Montalban, die Liſt Rugners der des Malegys, das große Pferdopfer Kolbs dem Opfertode des Roſſes Bayard.

Eben ſo wunderbar ſchön wie die Dichtung von Roland und Reinold iſt auch die von Ogier dem Dänen. Hier ſcheint in dem kerlingiſchen Kreis vorzugsweiſe die welſchbretoniſche Sage, verbunden mit dem nordiſchen Walkyrienglauben, einzugreifen. Nach welſcher Sage entführt Morgane den verwundeten Artur nach der ſeligen Inſel Avalon und eben dahin noch andere Lieblinge, den Ogier, Lanval, Gruelan. Ogier der Däne gehört indeß dem fränkiſchen Sagenkreiſe an, deſſen Mittelpunkt Karl der Große iſt. Seine Sage iſt von den Franzoſen im Mittelalter in mehreren Gedichten verherrlicht. Vgl. Histoire l.t. de

la France VIII. 594. Gräße, Sagenkreiſe 343. Auch in zwei niederdeutſchen Gedichten: Docen, Miſc. II. 135. Mone, Quellen I. 60. Das Weſentliche der ſchönen Sage iſt:

Als Ogier der Däne geboren wurde und Feen das Kind reichlich bedachten, kam zuletzt Morgue la faye, küßte es und erkor es zu ihrem künftigen Geliebten. Ogier diente Karl dem Großen. Da rettete er einſt die ſchöne Eliſene vor einem Wolfe und weil ſie blutete, entkleidete ſie ſich vor ihm in aller Unſchuld, um das Blut abzuwaſchen. Da gewann Ogier am gleichen Tage den erſten Sieg der Liebe wie der Waffen. Sie gebar ihm den jungen Baldwin, den nachher des Kaiſers Sohn beim Schachſpiel erſchlug. Aus Rache raste Ogier unter dem Hofgeſinde und mußte flüchten, wurde gefangen, wieder frei, kämpfte mit den Heiden und beſtand Abentheuer und Gefechte aller Art, bis Morgane ſein Schiff an ihr ſeliges Eiland Avalon lenkte, wo ſie ihn liebend als die längſt ſeiner harrende Braut empfing. Noch trug er die Krone, die ſie ihm als Bräutigam aufgeſetzt, wähnend, er ſey erſt kurze Zeit hierda fiel ihm einmal, indem er ſich bückte, die Krone ins Waſſer und plötzlich beſann er ſich — ſeine Erinnerung kehrte wieder, er wollte und mußte nach Frankreich zurück. Morgane gab ihm einen Ring mit, der ihm blühende Jugend ſicherte. Als er nun aber nach Frankreich kam, waren zweihundert Jahre vergangen und ſtatt Karls des Großen regierte Hugo Capet. Dieſem diente er mit aller Ritterlichkeit gegen deſſen Feinde. Als ihm aber einmal eine Dame den Ring entriß, ſtand er als uralter Greis da, bis er den Ring wiedergewann. Um der Dame willen beſtanden ihn zahlloſe Ritter, unterlagen aber alle. Da ſchwebte Morgane lächelnd heran, ſetzte ihm die Krone wieder auf und verſchwand mit ihm für immer. Nach der däniſchen Sage bei Thiele I. 23., Anderſens Märchen II. 1. und Müllenhoff Nr. 54 ſchläft Ogier in einem Berge und ſein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, ganz ſo wie der ſchlafende Kaiſer Friedrich in der deutſchen Sage.

Ogiers Sage wiederholt ſich in dem Märchen von den eiſernen Stiefeln in Wolfs D. Hausm. S. 198.

Ein zum Holzhauer erniedrigter König opfert ſeinen noch ungeborenen Sohn Ferdinand dem Teufel, der ihn dafür wieder reich macht. Als Ferdinand erwachſen iſt, zwingt er dem Teufel ſeines Vaters Herrſchaft wieder ab und unternimmt eine Reiſe zum Himmel, zu Lande, zu Waſſer, endlich durch die Luft, indem ein Greif ihn trägt. Vor einem herrlichen Schloſſe findet er eine ungeheure Schlange, die ihn um Erlöſung fleht. Zu dem Behufe muß er drei Nächte lang allen erdenklichen Verführungen zum Tanz und Theilnahme an der Luſt der ihn umraſenden Geſellſchaft widerſtehen. Zuletzt werden die Tänzer wüthend und ſchneiden ihn in viele Stücke. Die Schlange aber legt die Stücke wieder zuſammen, macht ihn lebendig und wird ſelbſt zur ſchönſten

wie es vor vierzig Jahren war; man erinnere ſich, wie damals große und ausgezeichnete Maſchinenwerkſtätten eine Seltenheit waren. Der Fleiß und die Geſchicklichkeit des deutſchen Handwerkers haben ſich zu keiner Zeit verleugnet; ſie aber allein bildeten das, was damals an unſerer Induſtrie Rühmenswerthes ſeyn mochte. Während England ſchon zu jener Zeit Rieſenſchritte in der Vervollkommnung und Ausdehnung ſeiner Gewerbe durch Einführung von Maſchinen machte, blieb Deutſchland großentheils in völliger Unkenntniß davon; und wenn ja hin und wieder Verſuche auftauchten, die nur vom Hörenſagen gekannten engliſchen Maſchinen nachzuahmen, ſo beſtanden die Reſultate meiſt in ſehr unvollkommenen und ſelbſt ganz mißlungenen Konzeptionen. Die wichtigen Fächer der Woll- und Baumwollſpinnerei ſind eines von den vielen Beiſpielen, welche hierzu angeführt werden könnten. Wie viel anders jetzt! Ganze große Bezirke des deutſchen Landes wimmeln von Maſchinenanlagen der trefflichſten Art und zum Theil in großartigem Maßſtabe: man denke nur an die weſtlichen preußiſchen Staaten, an Sachſen, Böhmen, einen Theil von Oeſterreich ꝛc. Jede Stadt von mittelmäßiger Größe beſitzt einen oder einige gute, ja nicht ſelten ausgezeichnete, Mechaniker: um gediegene Ausführung mechaniſcher Arbeiten wird man jetzt nicht ſo leicht in Verlegenheit kommen. — Welche waren die Urſachen und die begünſtigenden Umſtände eines ſo erfreulichen Aufblühens? Daß die durch einen viertelhundertjährigen geſicherten Frieden hervorgelockte und gepflegte Induſtrie zur Begründung und Vervollkommnung des Maſchinenweſens, als eines ihrer Haupthebel, die nächſte Veranlaſſung, ja eine beſtimmte Nöthigung geweſen iſt, liegt vor Augen; allein man muß, um gerecht zu ſeyn, ſelbſt dem vorhergegangenen, in ſo vielen Hinſichten ſchlimmen Zuſtande ſeinen Nutzen nicht abſprechen. Während auf der einen Seite die durch das Kontinentalſyſtem erſchwerte Verbindung mit England ein Sporn für Deutſchland wurde, einen ſelbſtſtändigen Weg zu betreten, und ſomit manche einheimiſche Fabrikation ſich raſch zu großer Ausdehnung erhob, riß andernſeits die allgemeine Völkerbewegung den Deutſchen aus ſeiner frühern Abgeſchloſſenheit, und bildete ihn zu genauerer Kenntniß und beſſerer Aneignung deſſen heran, was die Fremde Vorzügliches und Beſitzenswerthes aufweiſen konnte. So vorbereitet, war der Deutſche des Jahres

Jungfrau. Ferdinand lebt nun mit dieſer lange in den höchſten Freuden, bis er einmal gegen ihr Verbot in ein Gartenhäuschen geht und aus den Fenſtern deſſelben unter ſich die Erde und ſeine Heimath wiederſieht. Da ergreift ihn unwiderſtehliche Sehnſucht, zur Erde zurückzukehren und er thut es. Sein Vater hat eine junge Frau geheirathet, die er für die ſchönſte hält. Ferdinand behauptet eine noch ſchönere zu kennen und ruft ſeine himmliſche Jungfrau herbei. Da erſcheint ſie, aber blaß und traurig und ſchreibt auf den Tiſch: es iſt dir unmöglich, ein Paar eiſerne Stiefel zu zerreißen und eben ſo unmöglich, wieder ins Paradies zu reiſen. Hierauf verſchwindet ſie, er aber läßt ſich ein Paar eiſerne Stiefeln machen und läuft ſo lange, bis ſie zerriſſen ſind und er die Himmelstochter wiederfindet.

In meinem Odin S. 308 habe ich bereits die Beziehungen Ogiers zum deutſchen Mythus nachgewieſen und in der Fee die Göttin Freyja als Königin der Walkyrien erkannt, die ſich die beſten Helden zu Lieblingen erwählen. Nirgends aber ſtimmt deutſcher und welſcher Mythus verwandtſchaftlicher zuſammen, als in dem Glauben an Walkyrien und männerliebende Feen. Morgane, wenn auch urſprünglich eine rein welſche Geſtalt, darf demnach als Schweſter des Oberon oder Alberich erſcheinen, der urſprünglich eine rein deutſche Geſtalt iſt.

Die alte Treue feiert ihren Triumph auch in Elegaſt, einem altd. Gedicht dieſes Kreiſes (vgl. Grimm in Hagens Muſeum II. 226).

Elegaſt war in Kaiſer Karls des Großen Ungnade gefallen und nährte ſich in der Verbannung aus Noth durch Raub. Da träumte dem Kaiſer einſt, er ſolle einmal auf Diebſtahl ausgehen. Verwundert, gehorchte er gleichwohl der Stimme des Traumes und traf mit Elegaſt zuſammen, der ihn nicht kannte. Karl wollte ihn verlocken, den Kaiſer zu beſtehlen, Elegaſt aber wollte, obgleich in Ungnade, dieſem die Treue nicht brechen. Sie beſchloſſen nun, den Schwager des Kaiſers, Eggerik, zu beſtehlen und als ſie in ſeine Kammer geſchlichen waren, hörten ſie, daß er noch wache und ſeiner Frau ſagte, er wolle den Kaiſer ermorden. Die Frau rieth ihm ab, aber er ſchlug ſie. Nun begriff der Kaiſer, warum ihn der Traum gemahnt hatte, ließ den falſchen Schwager verhaften und hinrichten und gab all ſein Gut und auch deſſen Weib dem treuen Elegaſt.

In dem Gedicht von Huon kehrt der alte bei Saxo Grammaticus aufbewahrte Mythus von der Fahrt zum Rieſenkönig Uthgartilocus wieder, dem ein kecker Geſell ein Haar ausreißt, und der ſchon aus dem Otnit bekannte Zwergkönig Alberich, alſo durchaus Erinnerungen des deutſchen Heldenthums. Der Stoff iſt aus einem älteren franzöſiſchen Gedicht des

12. Jahrhunderts übergegangen in den Roman Huon de Bordeaux, gedruckt zu Paris 1566, und in ein niederländisches Volksbuch (das einzige bekannte Exemplar befindet sich in Wien). In neuerer Zeit hat bekanntlich Wielands „Oberon" den Stoff modernisirt.

Huon, Vasall Karls des Großen, tödtet unschuldig dessen bösen Sohn Charlot, der ihn heimtückisch überfallen. Zur Sühne soll er nach Bagdad gehn, dem Herrscher daselbst eine Bartlocke und vier Backenzähne ausreißen, seine Tochter dreimal küssen und dem, der dem Herrscher zur Rechten bei der Tafel sitzt, den Kopf abschlagen. Huon reist ab und findet, in einem tiefen Walde verirrt und erschöpft, ein wunderschönes Kind, den Oberon, Sohn der Fee von der verborgnen Insel, und des Julius Cäsar, den sie als den größten Helden auf Erden, in ihr Feenreich aufgenommen. Oberon besitzt einen Zauberpfeil, an den jedes Wild fliegen muß, wie er will, und ein Zauberhorn, nach dem alles tanzen muß. Er läßt nun zwar ein wenig boshaft das ermüdete Gefolge Huons tanzen, erweist sich aber dann sehr freundlich gegen ihn und schenkt ihm das Horn, dessen Ton jeden unwiderstehlich zum Tanze zwingt. Durch dasselbe Horn kann Huon auch, so oft er in Noth kommt, den Oberon herbeirufen. Mit Hülfe des Horns erlangt nun Huon in Bagdad alles, was er wollte, und zugleich die schöne Tochter des Herrschers, Esclarmonde. Nach sehr romantischen Abentheuern und Nöthen kehren sie nach Frankreich heim. Karl der Große grollt aber immer noch und will sie hinrichten lassen, was abermals Oberons Dazwischenkunft hindert.

Hinter den großartigen Dichtungen, die wir kennen gelernt, ziehen eine Unzahl mittelmäßige und schlechte Dichtungen des kerlingischen Sagenkreises einher. Werke, in denen sich weder eine volksthümliche Erinnerung aus früherer Zeit erhielt, noch die selbst jemals dem Volke lieb und vertraut wurden, lediglich Machwerke von s. g. höfischen, seltener von geistlichen Dichtern. Die Arbeit der guten Recken wird darin zu einem Spiel mit Abentheuerlichkeiten, das Heldenthum sinkt oft zu frivoler Galanterie herab, wie in den welschen Dichtungen von Artus. Es ist nicht der Mühe werth, im Labyrinth dieser schlechten Hofpoesie den leitenden Faden zu suchen. Neben fast unzähligen Heldengedichten in französischer Sprache finden sich nur wenige deutsche, wie

Willehalm oder Wilhelm von Orleans, nach französischer Quelle ein unvollendetes Gedicht des Wolfram von Eschenbach, in dessen Werken herausg. von Lachmann, 1833, früher von Caspar son, Cassel 1782. Mone, Anz. 1836. 176.

Willehalm entführt die ſchöne Arabele, Tochter des Heidenkönigs Terramer. Sie empfängt in der Taufe den Namen Gyburg. Die Heiden toben ſehr deshalb, Willehalm wird beſiegt, ſein Neffe Vivianes erſchlagen. Er ſucht Hülfe bei Ludwig dem Frommen; ihm ſteht auch der ſtarke Rennewart bei, ſie retten die hart bedrängte Gyburg, aber Rennewart fällt. Mit Willehalms Klage über denſelben endet das Gedicht.

Von einer niederländiſchen Bearbeitung hat man nur Bruchſtücke. Arabela's Entführung wurde in einem beſonderen aber ſchwachen Gedicht beſungen von Ulrich von dem Türlin, im 13. Jahrh. Von dieſem unterſcheidet Karl Roth Ulrich von Thürliem, deſſen Bruchſtücke des Rennewart er 1856 herausgab.

Karlmeinet handelt von Karls des Großen Abentheuern in Spanien, insbeſondere von ſeiner Liebe zur ſchönen Galiena, Königstochter von Toledo, die er entführt, ſpäter aber des Ehebruchs beſchuldigt und einkerkern läßt, bis ihre Unſchuld zu Tage kommt. Vgl. Gödeke, deutſche Dichtung im Mittelalter S. 698. So viel wußte man aus Bruchſtücken. Jetzt iſt das ganze Gedicht in einer Darmſtädter Handſchrift aufgefunden und wird durch Ad. von Keller in der Bibliothek des lit. Vereins herausgegeben werden. Es enthält mehr, als man vermuthete, der ganze Inhalt liegt mir aber noch nicht vor. Maine (von Mayenne, oder beſſer von magnus) nennt ſich Karl in dem ſpaniſchen Gedicht noches de invierno. Schmidt, Rolands Abentheuer III. 38. Der Name iſt daſſelbe was Charlomagne.

Der deutſche Charakter der kerlingiſchen Familienſage tritt nirgends klarer hervor als in Lother und Maller, einer der ſchönſten Dichtungen dieſes ganzen Kreiſes.

Lother, König Karls Sohn von Frankreich, wurde von ſeinem jüngern Bruder Ludwig beneidet und bei ſeinem Vater verleumdet, als ſtelle er den Frauen nach, da er doch keine andre Sünde beging als die, außerordentlich ſchön zu ſeyn und dadurch der Frauen Augen und Herzen an ſich zu ziehen. König Karl verbannte Lother und dieſen begleitete ſein treuer Freund Maller, Sohn des Königs Galyen. — Lother kam nach Pavia zu ſeinem Oheim, König Danſier; allein deſſen Sohn Otto war ſo neidiſch wie Ludwig. Als ſie zuſammen gegen die Heiden kämpften, ließ der feige rothköpfige Otto die beiden andern ſtets im Stich, wofür ihn Maller einmal derb abprügelte. Weil ſie aber unter einander ausgemacht hatten, Lother ſolle ſich für Otto, Otto für Lother ausgeben, kam der letztere in große Noth. Denn als ſie

an den Hof des Königs Orſchier kamen, dem ſie wider die Heiden beiſtehen ſollten, verliebte ſich Otto in des Königs ſchöne Tochter Zormerin und ließ ſich als vermeinter tapferer Prinz Lother verehren, ohne ſich im geringſten um den wahren Lother zu bekümmern, der in einer Herberge lag und nach und nach alles verkaufen mußte, um zu leben. Maller wollte den Betrug entdecken, Lother aber litt es nicht. Otto war ſo unverſchämt, dem Lother ſelbſt ſein Pferd abkaufen zu wollen, was er aber nicht bekam. Da ging einmal der treue Maller zum Brunnen, um Lothers einziges Hemde zu waſchen, während dieſer im Bette lag, und ſagte vor ſich: o Brunnen, könnteſt du reden, du möchteſt dich wohl rühmen, daß dein Waſſer heute das Hemde des tapferſten Ritters wäſchet, der ſeinen Namen mit dem falſchen Rothkopf vertauſcht hat. Dieſe Worte hörte Zormerin aus einem nahen Gebüſch und beeilte ſich, dem edeln Lother Speiſe, Kleider, Gold und was er brauchte, zu ſchicken. Auch bewog ſie ihren Vater, ein Turnier auszuſchreiben, auf dem Otto in den Koth geworfen wurde, Lother aber den erſten Preis empfing. Nun kamen die Heiden, der König gab Otto ſein Banner, es in der Schlacht zu führen, aber Otto ließ es im Kampfe fallen und Lother erſt erhob es wieder. Dennoch wurden beide von den Heiden gefangen. Otto rettete ſein Leben, indem er dem Chriſtenthum abſchwur und Heide wurde, der edle Lother aber ſollte ſterben. Da kam ſein Maller, als Heide verkleidet und rettete ihn vom Galgen. Des Heidenkönigs Pynart Tochter Synoglar hatte ſich aber in den ſchönen Lother verliebt und zog ihm nach, um ihn zu gewinnen und Chriſtin zu werden. Lother empfing ſie gütig und taufte ſie, gab ſie aber ſeinem Freunde Maller, indem er ſelbſt die Zormerin heirathete. Sie wollten nun fröhlich nach Frankreich heimreiſen, aber Otto, der auch wieder frei geworden, hatte unterdeß in Pavia ſeinen Vater beerbt, lauerte den beiden Freunden auf und nahm Lother gefangen. Maller ging zu König Ludwig, Lothers Bruder, der nach Karls Tode in Frankreich König geworden war, aber dieſer wollte nichts für Lother thun. Da ſuchte Maller ſeinen eignen Vater auf und warb ein großes Heer, um es wider Otto zu führen. Unterdeß hatte Lother im Kerker geſeſſen, bis ihm die Kleider am Leibe gefault waren, und doch wollte er ein Kleid, das Otto ihm ſchickte, weil dieſer es ſelbſt getragen, nicht anziehen. Endlich wußte ſich die ſchöne Zormerin verkleidet zu ihm zu ſchleichen und ihn zu tröſten. Aber ihr Vater ſelbſt begünſtigte jetzt aufs neue Ottos Werbungen um ihre Hand, weil Otto mächtig war. Das benützte Zormerin, um Otto, als er bei ihr verweilte, ſeinen Siegelring zu entwenden und damit einen falſchen Befehl zu beſiegeln, der Lothers Freilaſſung zur Folge hatte. Otto entdeckte den Diebſtahl und Orſchier befahl, ſeine Tochter ſolle zur Strafe lebendig verbrannt werden, wenn ſich keine Kämpfer für ſie ſtellen. Da ſtellte ſich Lother und ſiegte. Mittlerweile kam auch Maller und eroberte die ganze Lombardei, Otto aber wurde gefangen und gehenkt. — Später wurde Lother noch römiſcher Kaiſer,

Maller aber fing an ſich Skrupel zu machen über das viele Chriſtenblut, das er vergoſſen, entſagte der Welt und wurde tief im Wald ein Einſiedler. Einſt aber kam er als Bettler vor den Kaiſer Lother, der ihn erkannte und in deſſen Armen er verſchied. Da wollte auch Lother nicht länger der Welt Herrlichkeit ſehen, ſondern ging in den Wald und wurde Einſiedler. Sein Sohn Morphon fand ihn da und kam gerade zurecht, noch dem Sterbenden die Augen zuzudrücken. Hier endet das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Geſellen.

An dieſer herrlichen Dichtung fällt nichts ſo ſehr auf, als ihr rein deutſches Weſen. Deutſche Kraft und Ehrlichkeit ſteht hier aufs entſchiedenſte dem Trug und der Feigheit der Welſchen gegenüber. Dem Dichter ſind die Italiener und kaum weniger die Franzoſen (Neuſtrier) verhaßt. Man ſollte daher eine urſprünglich rein deutſche Quelle des Gedichts vermuthen. Auch kennt man es nur deutſch. Es iſt gedruckt Straßburg 1513 und 1514. Es ſoll urſprünglich im Jahr 1405 von der Herzogin Margarethe von Lothringen aus dem Lateiniſchen ins Italieniſche überſetzt worden ſeyn, deren Tochter Eliſabeth, Gräfin von Naſſau, es ins Deutſche übertrug. Allein es ſcheint mir, auch die verlorne lateiniſche Quelle könne nur aus deutſchem Geiſte entſprungen ſeyn.

Zweites Buch.

Die Volksmärchen.

Die unendlich reiche Märchen- und Sagenpoesie, die sich seit grauen Jahrhunderten von Munde zu Munde beim deutschen Landvolke fortgepflanzt hat, umfaßt hauptsächlich die Erinnerungen der vorchristlichen Heidenreligion. Denn was sie später in ihre Strömung mit fortgerissen hat, Erlerntes von andern Völkern, das bildet nur einen verhältnißmäßig schmalen Rand um die breite Mitte des heidnisch Nationalen. Und wie auch die äußere Fassung sich verändert hat und vieles christianisirt und modernisirt worden ist, überall verräth sich doch der altheidnische Inhalt. Das eigenthümlich Phantastische in dieser Poesie liegt in der heidnischen Naturauffassung. Der Grundzug bleibt aber immer ein sittlicher. Auch das Wunderbare, Schreckliche und Lächerliche wird immer unter den Gesichtspunkt der Ehrlichkeit genommen. Ein tiefes Rechtsgefühl und die anspruchslose Zaubergewalt der Unschuld beherrschen diese ganze Märchenwelt. Sie ist der älteste und treueste Spiegel des Volkscharakters.

Sie lebte fast ausschließlich im Munde des gemeinen Volkes fort, in der Kinderstube, Spinnstube, auf der Haide und im Walde unter Schäfern und Jägern. Nur sehr Weniges drang gelegentlich in Bücher ein. Erst im vorigen Jahrhundert, als von Frankreich aus die Mode der Feenmärchen zu uns drang, bearbeitete zuerst Musäus auch deutsche Volksmärchen, und als die Ritterromane aufkamen, knüpfte Gottschalk, indem er eine Menge alter deutscher Ritterburgen beschrieb, auch die örtlichen Sagen an. Aber erst im Anfang unsres Jahrhunderts, unter Na-

poleons Gewaltherrſchaft, bei dem wunderbaren Erwachen tiefer Sehnſucht nach der vergangenen Herrlichkeit deutſcher Nation, als in Heidelberg Görres die deutſchen Volksbücher, Brentano und Arnim die Volkslieder ſammelten, gaben auch die Brüder Grimm in Caſſel und Büſching in Breslau die erſten größern Sammlungen von Volksmärchen und Volksſagen echt aus dem Volksmunde heraus. An ſie ſchloßen ſich Arndt, Otmar, Börner, Schreiber ꝛc. In den letzten Jahrzehnten iſt ungeheuer viel für Sammlung der Volksmärchen und Volksſagen faſt in allen Theilen unſres großen Geſammtvaterlandes geſchehen und geſchieht noch alle Jahre mehr. Hier eine kleine geographiſche Ueberſicht des bis jetzt Vorhandenen, wobei ich vom Süden ausgehen will. In der Schweiz ſammelte Wyß (Idyllen und Reiſe ins Berner Oberland), Guſtav Schwab (die Ritterburgen der Schweiz), Kuenlin (in den Alpenroſen), Rochholz (Sagen aus dem Aargau), Flugi (Graubündter Sagen), Otte (Schweizerſagen), Sprecher-Bernegg (im Innsbrucker Phönix). Vieles findet man in der Zeitſchrift „der Wanderer“, vieles in den Cantonsbeſchreibungen des Waatlandes von Vuilliemin, Glarus von Heer, Berns von Jahn ꝛc. — Im Elſaß ſammelte Stöber, in der Pfalz Baader und Moris, im Moſellande Hocker und Menk, in Trier Laven, in der Eifſel Schmitz und Heydinger, im Luxemburgiſchen Steffen, in den Niederlanden Wolff, in Cleve-Berg Montanus, in der Grafſchaft Mark Woeſte. Am Rhein Geib, v. Reumont, Simrock ꝛc.

In Schwaben ſammelte hauptſächlich G. Schwab (in ſ. rauhen Alb, ſ. Bodenſee und ſ. Gedichten), dann E. Meier, Schönhuth, das anonym erſchienene Sagenbuch der Städte Burgau, Gundelfingen ꝛc. Im Badiſchen Schreiber, Schnetzler, Baber. In Tirol Ignaz Zingerle, von Alpenburg. Einiges in B. Webers Tirol, in Steubs drei Semmern. Vonbun ſammelte insbeſondere die Sagen Vorarlbergs. Sammlungen für Bayern von Panzer, Schöppner, Mörtl (Bayerwald). In Franken Bechſtein, Janſſen, v. Herrlein (Speſſart), Schwarz (Buchenblätter), Kaufmann (Aſchaffenburg), Haupt (Bamberg), Schönwerth (Oberpfalz), v. Leoprechting (Lechrain). In Naſſau Henninger. In Heſſen Wolff, Lyncker. In Niederſachſen und Weſtphalen: Harrys, Schambach und W. Müller, Seifart (Hildesheim), Leibrock, Stahl. Anonym erſchienen Münſteriſche Sagen 1825. In Holſtein und Schleswig Müllenhoff. In

Lübeck Asmus. Im Harz Pröhle, Hoffmann, Schuster, das anonyme Buch: Thüringen und der Harz. In Thüringen Bechstein, Schmidt (Reichenfels). In Sachsen Sommer, Ziehnert, Gräße. In Pommern Temme, in Ostpreußen von Tettau und Temme, in der Mark Kuhn. In Schlesien Gödsche, Kern. In der Lausitz Gräve, Preusker. In Oesterreich Ziska, Bechstein, Straube, Rank (Böhmerwald), Mayer (Steyermark), Haltrich (Siebenbürgen).

In allen diesen zahlreichen Sammlungen ist der Stoff sehr durcheinandergeworfen, das Alte vom Neuen, das Echtvolksthümliche vom Fremden und Angenommenen nicht geschieden. Die Sammler wollten eben nur retten und treu aufbewahren, was im Volk erhalten war, ehe die moderne Schulmeisterei es vollends vernichtet haben würde. Denn was immer Schönes, Zartes, uralt Heiliges im Herzen des Volkes lebte, das wollte die Aufklärung nicht dulden und mit Stumpf und Stiel ausrotten. Vor der fürchterlichen Ruthe der Schulmeisterei flüchteten die lieblichen Elben, aus Berg und Wald, Wiese und Quelle verscheucht, in die Bücher jener treuen Sammler, wo sie allein noch fortleben, zum Beweise, wie viel poetischer unser Volk war, ehe es Schullehrerseminare gab.

Ich werde versuchen, zum erstenmal einige Ordnung in das Chaos dieser Märchen- und Sagenwelt zu bringen. Alles, was ich darüber gesammelt habe, hier mitzutheilen, gestattet der Raum nicht. Wenn ich mich nur auf das Wichtigste im Text wie in den Quellenangaben beschränke, so folgt daraus nicht, daß ich nicht die Beweise für die Verbreitung ein und desselben Märchens in ganz Deutschland hätte verzehnfachen, zuweilen verhundertfachen können. Noch bemerke ich, daß es auf den Inhalt allein ankommt und Märchen oder Sage dabei keinen Unterschied machen.

Diesen Bestandtheil unsrer volksthümlichen Dichtung, der aus mündlicher Ueberlieferung stammt, mit den schriftlichen Denkmalen zu einem großen Ganzen zu vereinigen, ist um so nothwendiger, als bis auf die neueste Zeit unsre Kunstdichter den Stoff zu zahllosen Dichtungen eben nur aus der Tradition geschöpft haben. Wer auf den Inhalt, und nicht blos auf die Form sieht, muß den ersteren bis auf seine frühesten Quellen verfolgen.

1.

Rieſenmärchen.

In der deutſchen Sage wird vorausgeſetzt, die Rieſen ſeyen vor den Menſchen dageweſen. Sie gelten nur als die perſonificirten Elemente und rohen Naturkräfte*). Sie waren die alleinigen Herren der Natur, ehe die Menſchen und die für die Menſchen beſorgten Götter kamen. Als ein rohes Volk von ungeheurer Größe befanden ſie ſich im Anfang allein auf der Welt. Die nordiſche Hervararſaga ſchildert das urſprüngliche Rieſenreich als ein freundliches unter dem König Godmund. Erſt als die Zwerge und Elben, Götter und Menſchen kamen, trat das Böſartige im Rieſencharakter hervor, weil die rauhen Elemente im Winter, Ueberſchwemmungen, Bergſturz, unfruchtbare Näſſe, Sturm ꝛc. die Pflanzen- und Thierwelt und den menſchlichen Anbau zerſtören.

In den norddeutſchen Ebenen iſt alles, was über die Fläche ſich erhebt, nach der Sage von den Rieſen zufällig hingeworfen und liegen gelaſſen worden. Hügelreihen und Dämme ſind Sand und Erde, die einer Rieſin durch ein Loch in der Schürze, in der ſie dieſelben trug, herausliefen. Die zahlreichen vereinzelt in der Ebene liegenden erratiſchen Blöcke ſind nach der Volksſage von Rieſen im Kampf oder Spiel geworfen oder zufällig, häufig auch im Zorn fallen gelaſſen worden. Von vielen heißt es, ſie ſeyen nur kleine Steinchen oder Sandkörner im Schuh eines Rieſen geweſen und hätten denſelben gedrückt, bis er ſie ausgeſchüttelt habe. Größere Felſen zeigen noch Spuren der Rieſenhand, von der ſie geworfen worden. Andere laſſen Abdrücke von Füßen und Hüften oder vom Rücken und Kopfe ſehen, je nachdem der Rieſe daran gelehnt oder darauf gelegen iſt.

Unzählige Volksſagen knüpfen ſich an merkwürdige Felsgeſtalten und bezeichnen dieſelben als ehemalige Rieſen und Rieſinnen, die durch eine höhere Macht beſiegt und verſteinert worden ſeyen. In den nordiſchen Sagen iſt es entweder der Donnergott mit ſeinem Blitz, oder die Sonnen-

*) In der nordiſchen Edda, deren Hauptgötter auch tiefer im Süden und von allen Germanen verehrt wurden, iſt im Rieſen Ymir die geſammte Materie perſonificirt. Ihn tödtet Odin (der Geiſt) und aus ſeinem auseinanderfallenden Leichnam entſteht die ſichtbare Natur. Das Fleiſch wird zur Erde, die Knochen werden zu Bergen, das Blut zum Meere, das Hirn zu Wolken ꝛc. Nach einer andern nordiſchen Sage zeugt der Rieſenvater Fornjotr (die Erde) drei Söhne: Hler, Logi und Kari (Meer, Feuer und Wind). Auch die Namen der Rieſen bedeuten in der Regel Berge, Stein, Eis, Schnee ꝛc.

göttin mit ihrem Licht, wodurch die ungeschlachten Riesen zu Stein verwandelt werden. In spätern nordischen und in den meisten südlichen Sagen wird die höhere Gewalt meist von Heiligen geübt, auf die aber nur die ältern Sagen von heidnischen Göttern übertragen scheinen.

Olaf der Heilige versteinert nach der Sage eine Menge Riesen, weil auf ihn auch andere Attribute des alten Donnergottes übertragen sind. Vgl. Grimm d. M. 516. Als nächtliche Wesen dem Chaos angehörig, ehe die Sonne schien, versteinern die Riesen beim Anblick dieser lichten Himmelskönigin. Vgl. das Alvismal und Haupt, Zeitschr. IV. 504. Einer der berühmtesten versteinerten Riesen in Deutschland ist der Watzmann, ein ungeheurer Berg in Oberbayern. Er soll einst ein König und wilder Jäger gewesen seyn. Als seine Hunde einmal eine unschuldige Hirtenfamilie zerrissen hatten, fielen sie auch über den König selber her und zerrissen ihn sammt seinen 7 Kindern. Da wurde er in den ungeheuren Berg verwandelt und sein und der Kinder Blut in zwei Seen. Panzer, Beitrag z. d. Märch. 87., Schaubach, Alpen III. 149. Die Verwandlung des Blutes in Seen mahnt an Ymir. Watzmann bedeutet vielleicht überhaupt die Riesenwelt, die Hirtenfamilie dagegen die menschliche Cultur. Alle Berggipfel zwischen Schweden und Norwegen sind nach Olaus Magnus II. 14 versteinerte Riesen. Im alten Eddalied Hymisquida 7 hat eine Riesin 900 Köpfe d. h. Berggipfel, und ihr Sohn einen gefrorenen Bart. Höchst interessant ist die ganz in diesen Vorstellungskreis gehörige deutsche Alpensage des Berner Oberlandes. Hier stehen drei hohe Schneeberge, die Jungfrau, der Mönch und Eiger neben einander. Im letztern mag man den alten Wasserriesen Aegir wiedererkennen. Der Mönch gilt beim Volk als ein versteinerter Riese. Wenn es donnert, sagt das Volk, „der Turst kommt". Das ist entweder der fliehende Riese (Thurse) oder der Donnergott selbst (Thor), der seine Blitze unter die Eisriesen des Gebirges schleudert. Die spätere christliche Legende machte aus dem Gotte Thor den heil. Martin. Noch jetzt bäckt man in Norddeutschland am Tage dieses Heiligen eine hornförmige Semmel, die s. g. Martinshörner, weil dieser Tag ehemals dem Thor heilig war und man ein großes Trinkhorn zu Ehren Thors leerte. Daher ist dieser Tag auch im nordischen Runenkalender mit Thors Trinkhorn bezeichnet. Vgl. Haltaus Jahrzeitbuch S. 150. Mit dieser Uebertragung des Thor auf den heil. Martin stimmt nun eine Sage vom Martinsloch und Martinsdruck im genannten Berg Eiger genau überein. Martin, wird erzählt, wollte das ungeheure Anwachsen des bekannten noch jetzt so genannten Eismeers zwischen den Wetterhörnern, dem Schreckhorn, Eiger, Mönch, der Jungfrau und dem Finsteraarhorn verhindern, stemmte sich daher an den Mettenberg, wo man noch den Abdruck seines Rückens sieht, und stieß mit seinem Stabe ein Loch durch den Eiger, durch welches das Eiswasser abfließen konnte, nach Hugis Alpenreise 1830. S. 99. Wyß, Reise, 672.

1815 in vielen (und auch in industriellen) Beziehungen ein ganz Anderer, als noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der wieder eröffnete freiere Verkehr mit England machte, daß man auf dem Kontinente bald mit den wichtigsten, seit einem Jahrzehnt dort zum Vorscheine gekommenen Erfindungen näher bekannt wurde; diese Kenntniß ward eifrig benutzt, um das im eigenen Lande kürzlich Entstandene zu vervollkommnen und zu bereichern. Der Schutz, welchen inländische Unternehmungen, anfangs hauptsächlich in Preußen und Oesterreich, später durch den folgenreichen großen Zollverband auch in der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten, gegen die Gefahren einer zu großen auswärtigen Konkurrenz erlangten, trug nicht wenig dazu bei, den industriellen Anlagen, und namentlich auch dem damit zusammenhängenden Maschinenwesen, vermehrte Lebendigkeit einzupflanzen. Es wäre höchst interessant, in dieser Beziehung den Zustand Deutschlands vor und nach Begründung des Zollverbandes, auf authentische Quellen gestützt, vergleichen zu können. Leider fehlen aber solche Hülfsmittel, gerade für den Gesichtspunkt, welchen wir hier festzuhalten haben, noch fast ganz. In Betreff eines deutschen Staates — nämlich Baden — ist jedoch kürzlich eine Uebersicht der angedeuteten Art veröffentlicht worden. Dieser zufolge hat sich im Großherzogthume, seit dessen Anschluß an den Zollverein, z. B. die Zahl der mechanischen Werkstätten von 5 auf 8, der Eisenwalzwerke von 2 auf 3, der Papierfabriken von 25 auf 28, der Wollspinnereien von 2 auf 3, der Baumwollspinnereien von 7 auf 14 vermehrt ꝛc. Von früher gar nicht vorhandenen Maschinenanlagen sind seit dem Anschlusse entstanden: 1 Flachs-Maschinenspinnerei, 1 Dampfmühle u. a. Die Gesammtzahl der Fabriken betrug vor dem Anschlusse 231 mit 7818 Arbeitern, und beläuft sich jetzt auf 294 mit 9281 Arbeitern: ein Resultat, welches, bei dem Umfang des Landes und der Kürze der Zeit, bedeutend genannt werden kann.

In einzelnen, namentlich größeren, deutschen Staaten, sind von den Regierungen manche wohlberechnete Schritte geschehen, um schneller und sicherer, als es durch Privatmittel hätte der Fall seyn können, auswärtige neue Erfindungen im Maschinenfache auf den einheimischen Boden zu verpflanzen. Namentlich hat Preußen in dieser Beziehung seit einer Reihe von Jahren viel gethan durch

Da nach der Edda das Meer des Riesen Ymirs Blut ist, so ließen sich unter den Felslöchern, aus denen Wasser fließt, auch die blutenden Wunden der vom Thor getroffenen und versteinerten Riesen denken.

So heißt ein röthliches Wasser am Hackl bei Egeln im Magdeburgischen Hühnenblut, weil ein Riese hier an einer Thurmspitze sich ritzte. Grimm D. S. Nr. 325. Wie in den Berner Alpen die Jungfrau neben dem versteinerten Mönch und dem durchlöcherten Eiger, so steht unter den Felsen der norwegischen Küste eine versteinerte Riesenjungfrau neben einem versteinerten Riesen. Die Sage geht, sie habe seine Liebe verschmäht und er sie deßhalb mit einem Pfeile getödtet. Eine Felsenöffnung, ähnlich der im Eiger, stellt die Wunde vor. Russeggers Reisen IV. 583. In Bayern heißt das Erdöl Turschenöl und ist nach der Volkssage das Blut des jungen Riesen Türsch, der, als er erschlagen wurde und sein Blut hinströmen sah, ausrief:

Geh hin, unschuldig Blut
Und sey für Vieh und Menschen gut!

Panzer, Beitrag II. 62.

Sinnig erklärt eine Tiroler Sage (v. Alpenburg, Mythen S. 13) den Nebel, der sich, bei heiterem Wetter baldiges Unwetter verkündend, um die Berge legt, für den Mantel der Riesen.

Warum ziehst du deinen Mantel denn bei schönem Wetter an? wird der Riese spöttisch gefragt. Damit ich, antwortet er, bei schlechtem was ich will thun, d. h. meinen Zorn auslassen kann.

Nach einer andern Sage (das. 13) machen sich die Riesen Feuer, indem sie zwei harzreiche Bäume an einander reiben und schnarchen, daß sich der ganze Wald umbiegt. Der derbste Volkshumor knüpft sich an die uralte Vorstellung einer Riesin, die das böse Wetter macht. Ihr Name ist gleichbedeutend mit dem Winkel zwischen den Beinen (Grittel). Wenn es am Margretentag regnet, sagen die Bauern: Margret p. in die Naet (Nüsse). Müllenhoff, Sagen S. 598. Die Volkssage hat vieles von ihr auf die historische Margarethe Maultasche bezogen, und ihre letzte Spur sind die s. g. Wetterhexen, die Hagel und Regen machen, indem sie ihr Wasser lassen. Dieselbe Einbildungskraft, die in den Alpenbächen vergossenes Riesenblut sah, deutet hier auch die Ungewitter. In diese Sphäre gehört denn auch Zimmermanns Sklz, so heißt in Ostfriesland der Wirbelwind.

Ein Zimmermann zu Werlte hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht; als ihn der Teufel nun endlich haben wollte, sagte er, nein, er müsse ihm

erſt noch eine Botſchaft ausrichten. Der Teufel war es zufrieden, da ließ der Zimmermann einen Wind und befahl dem Teufel, ihn zurückzubringen. Der Teufel läuft nun als Wirbelwind hintendrein und kann ihn nicht einholen bis auf den heutigen Tag, deßhalb heißt der Wirbelwind Zimmermanns Skiz. Kuhn nordd. Sage Nr. 348. Unter dem Teufel iſt hier wohl Faſolt, der Windrieſe zu verſtehen, deſſen das alte Eckenlied gedenkt.

Bevor es Menſchen gab, geſellten ſich den allein auf der Erde lebenden Rieſen zuerſt die kleinen Zwerge und Elben zu. Das ſind nämlich die Geiſter der edeln Geſteine und Metalle, der Quellen, der Pflanzen und Thiere, des organiſchen Lebens. Die Edda ſchildert ſie als Würmer im Leibe des todten Urrieſen Ymir. Die Rieſen fühlten ſich theils durch das kleine Volk genirt, theils hatten ſie Wohlgefallen daran. Daher in der Hervararſaga die Entführung der ſchönen Elbenkönigstochter durch den Rieſen Starkather, dem ſie der Donnergott wieder entriß, d. h. der Winter entblättert den Wald und entführt gleichſam die Vegetation, die beim erſten Frühlingsgewitter wiederkehrt. Dieſen Charakter hat das Märchen noch ganz bei v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 27.

Hier entkommen die Zwerge dem Rieſen über einen See, er iſt dumm genug, ſie zu fragen, wie ſie hinübergekommen ſeien, und ſie überreden ihn, auf einem Mühlſteine. Er legt ſich nun einen Mühlſtein um den Hals und erſäuft. Derſelbe Spaß wiederholt ſich in den Lalenburger Märchen, wie denn Mancherlei von der Dummheit der alten Rieſen auf die viel ſpätern Kleinſtädter übertragen worden iſt. Bei v. Alpenburg S. 23 kommt auch ein ſeliges Fräulein (eine Lichtelbe) vor, die von dem Rieſen Jordan (das iſt der nordiſche Jotun) gefangen wird und ihm als Magd dienen muß, bis ihr einmal zugerufen wird „Jordan iſt todt“, da eilt ſie fröhlich heim.

Wie die Menſchen die erſte Bekanntſchaft mit den Rieſen machten, davon hat ſich ein viel verbreitetes Märchen erhalten. In der vollendetſten Geſtalt finden wir es in Haupts Zeitſchrift IV. 392 und Kuhns norddeutſchen Sagen Nr. 107.

Bei Rietz im Brandenburgiſchen fand eine Rieſentochter einen pflügenden Bauer, nahm ihn ſammt Pflug und Pferden in ihre Schürze und brachte ſie vergnügt ihrem Vater, indem ſie glaubte, es ſeyen Erdwürmer. Der Vater aber hieß ſie dieſelben ſogleich wieder dahin tragen, wo ſie ſie hergenommen hatte, um jede Berührung mit ihnen zu vermeiden, weil das die ſeyen, die nach ihnen kommen und durch welche das ganze Rieſengeſchlecht vertrieben werden würde. Auch ſchüttete er aus Vorſicht den Rietzer Berg zwiſchen ſeinen und der Ackerbauern Wohnort als Scheidewand auf. In Schleswig auf der

Heide bei Elverehm ſagte ein Rieſe ganz das nämliche zu ſeiner Tochter, „es ſind unſere Vertreiber“, Müllenhoff, holſtein. Sagen Nr. 378. Das Komiſche, was in dem Contraſt zwiſchen dem naiven Rieſenmädchen und dem kleinen Menſchenvolke liegt, iſt in ein Paar Sagen vom Harz noch derber hervorgehoben. Auf dem Ramberge im Selkethal ſieht man den gewaltigen Fußſtapfen einer Rieſentochter, die einſt von hier zu einer Geſpielin auf dem Berge gegenüber hinüberſpringen wollte und ein wenig zögerte, als ein unter ihr pflügender Bauernknecht hinaufſah und lachen mußte. Sie aber nahm ihn ſammt Pflug und Pferd in die Schürze und ſprang mit ihm hinüber. Grimm D. S. N. 319. Thüringen und der Harz III. 234.

Eine Sage vom Schloß Nideck im Elſaß bei Grimm D. S. Nr. 17 und bei Stöber, Elſäß. Sagenbuch S. 226 wiederholt im Allgemeinen daſſelbe, nimmt aber am Schluß eine ganz moderne Wendung.

Der Rieſe ſagt nämlich zu ſeiner Tochter, indem er ihr befiehlt, Bauer, Pflug und Ochſen wieder an ihren Ort zu ſetzen: das ſeyen gar nützliche Geſchöpfe, denn wenn der Bauer im Thal nicht arbeitet, ſo habe der Rieſe auf dem Berge nichts zu eſſen. Der Gegenſatz zwiſchen Rieſen und Menſchen wird hier willkührlich in den viel ſpäteren zwiſchen Rittern und Leibeigenen umgeſetzt. Gleichwohl ſchien der Gedanke ſo viel Pikantes zu haben, daß gerade dieſe entſtellte und verderbte Faſſung der Sage eine Menge neuere Dichter anzog, und Chamiſſo, Rückert, Langbein, Streckfuß, Arthur vor Nordſtern, Stöber und ich weiß nicht, wer ſonſt noch, in Romanzen gewetteifert haben, den modernen politiſchen Witz unter dem Namen einer alten Sage zu verbreiten.

In vielen Märchen ſpottet ein Hirt (oder auch ein Schneiderlein) des dummen Rieſen.

Wie klein und ſchwach er immer iſt, prahlt er, ſtärker als der Rieſe zu ſeyn. Erſt will er einen harten Stein in der Hand zerdrücken und nimmt eine Käſe, daß ihm das Waſſer aus dem angeblichen Stein zwiſchen den Fingern durchläuft. Nachher wettet er, einen Stein bis in den Himmel werfen zu können, viel weiter als der Rieſe, und wirft eine Lerche die davonfliegt. Grimm, Märchen Nr. 20. Kuhn, märkiſche Sagen 289. Müllenhoff S. 442. E. Meier Nr. 37. Zingerle Nr. 27.

Hieher gehört ohne Zweifel auch die hübſche Sage vom Wettkampfe zwiſchen einem Bauer und dem Teufel.

Ganz im Charakter des dummen Rieſen, der bisher nur an ſeine Steinwelt gewöhnt zum erſtenmale Pflanzen aufgehen ſieht, ſtaunt in dieſer Sage der Teufel über die vom Bauer erzielten Feldfrüchte und will ſie mit ihm theilen. Auch dieſe Theilungsluſt erklärt ſich nur aus dem alten Rechte, welches die Rieſen auf Grund und Boden haben. Der kluge Bauer überläßt nun dem Teufel die Wahl zwiſchen dem, was über oder unter der Erde wachſe.

Der Teufel wählt das letztere, der Bauer aber säet nun Korn und behält die ganze Erndte. Im nächsten Jahre will der dumme Teufel die Sache besser machen und wählt, was über der Erde wächst. Da säet der Bauer Rüben und behält wieder die ganze Erndte. Grimm, Märchen Nr. 189. Müllenhoff Nr. 377. Thiele, Dän. S. 122. Dieselbe sinnige Sage auch aus der Normandie bei Grimm, D. M. 981 und in Tirol, Innsbrucker Phönix 1851. 127.

Die Riesen selbst stellen nur die anorganischen Elemente dar und bedürfen keiner Speise wie die Thiere und Menschen, ja alles, was mit der Nahrung dieser jungen Eindringlinge in die Schöpfung zusammenhängt, ist den Riesen verhaßt. Wie sie schon den Pflug von sich gewiesen haben, ist ihnen noch mehr zuwider, was durch den Pflug hervorgebracht wird, das Brod. Die rauhen Riesen bilden in dieser Beziehung einen merkwürdigen Gegensatz gegen die freundlichen Elben. Diese letzteren sind in derselben organischen Natur inbegriffen, wie die Menschen, sie heißen daher unsere „guten Nachbarn", während die Riesen nur unsere bösen Nachbarn sind und es wird in den Sagen besonders hervorgehoben, daß die Elben backen, kochen und schmausen, wie die Menschen, und oft mit den Menschen. Wie sich die Riesen benahmen, nachdem die unfruchtbare Erde sich je mehr und mehr mit Vegetation und Saaten überzogen, erhellt am deutlichsten aus der berühmten Tiroler Sage von der Frau Hütt.

Diese Frau soll eine Riesenkönigin gewesen seyn, die das damals noch mit Wäldern und Wiesen bedeckte Hochgebirge über Innsbruck beherrschte. Als sie einmal ihr Söhnchen, das in den Schlamm gefallen war, mit Brod abrieb, wurde dieser Mißbrauch der Gottesgabe durch ein Ungewitter bestraft, das ihr Reich in eine Eiswüste verwandelte und sie selbst versteinerte. Grimm, D. S. Nr. 233.

Wie das Pflügen der Erde, so ist auch das Häuserbauen den Riesen zuwider. Jeder Stein gehörte ursprünglich den Riesen und war gleichsam ein Glied des Riesenkörpers selbst. Seine Verwendung im Dienst und Nutzen der Menschen ärgerte die Riesen. Daher die vielen örtlichen Sagen von großen Steinen, die ein Riese, eine Riesin (oder nach christianisirter Vorstellung der Teufel) auf menschliche Wohnungen, Mühlen, Kirchen, ganze Dörfer geworfen haben soll. Das geschieht ganz in demselben Sinn, in welchem im Beowulfsliede der Riese Grendel die schlafenden Krieger in der Halle erwürgt, weil es ihn grämt, daß Menschen

in ſeiner Nähe leben und ſeine wüſte Einſamkeit ſtören. Hieher gehören auch die ſ. g. Bergmönche, rieſenhafte (keineswegs zwerghafte) Berggeiſter, die als urſprüngliche Herren des Berges, d. h. als der perſonificirte Berg ſelbſt, die in denſelben eindringenden Bergleute haſſen, ihr Werk zu ſtören und ſie ſelbſt zu vernichten trachtem. — Damit hängen denn auch die vielen Sagen von Bauopfern zuſammen.

Man begrub ein Opferthier unter der Schwelle, oder mauerte ein Kind ein, um dadurch den neuen Bau vor dem Zorn der Mächte zu ſchützen, denen der Boden urſprünglich zugehörte. Als man die Burg Breitenſtein baute, wurde ein Kind lebendig darin eingemauert. „Mutter, ich ſehe dich nicht mehr", rief es noch zuletzt. Alle Jahre hört man es einmal rufen und die Dohlen kommen herbei und antworten. Bechſtein, Sagenſchatz von Thüringen Band IV. 157. Es gibt viele ähnliche Sagen. Unter den Thieren ſcheinen in älteſter Zeit beſonders Pferde geopfert worden zu ſeyn. Wenn Gervasius Tilber. otia imp. 62 eines geſpenſtiſchen jungen Pferdes in England gedenkt, deſſen Erſcheinen einen Brand verkündet, ſo ſcheint auch das nur ein beim Bau geopfertes Pferd zu ſeyn, welches warnend vor der Wiederzerſtörung des Baues erſcheint. Auch nach Thiele, Dän. Volksſ. I. 137 geht auf einem Kirchhof ein geſpenſtiſches Pferd um, welches bei der erſten Einweihung des Kirchhofes lebendig begraben worden war. Außer Hunden und Pferden kennt die Volksſage auch Rinder, Schafe, Hühner ꝛc. als Bauopfer.

Im Sommer iſt der Hagel die auffallendſte Erinnerung an den Winter und an die Rieſenzeit. Eine oberbayriſche Sage gibt ſieben Jungfrauen als Urheberinnen des Hagels an und nennt ſie die Schauerjungfrauen, die ſehr auffallend an den ſchönen antiken Mythus von der Chione (Schneejungfrau) erinnern.

Es waren Schweſtern, welche Ziegen weideten und von ſieben Junkern geliebt wurden, deren Väter aber dieſe Verbindung nicht zugaben und die armen Schweſtern mit ihren Kindern einſperren und verhungern ließen. Weil vorübergehende Bauern ihre Klagen verlacht, wurde die Gegend ſeitdem mit Hagel heimgeſucht. Die noch immer hungernden Schweſtern nähren ſich allein von dem Getreide, das ſie den Bauern verhageln. Deßhalb ſucht man ſie zu ſühnen und läßt ihnen Aehrenbüſchel auf dem Felde ſtehen. Panzer 86.

Sie ſind auf die rauhen Monate des Jahrs zu beziehen. Der Grundgedanke der Sühne, den wir in der deutſchen Sagenwelt ſo tief eingewurzelt finden, ſpricht ſich auch hier aufs beſtimmteſte aus. Der arme Winter überläßt den Reichthum des Sommers uns Menſchen, aber wenn wir uns deſſen überheben, ſtraft er uns durch den Hagel. — Wenn Hagel

fällt, soll man ein Brodkörblein ins Freie stellen, dann wird der Hagel nicht alles verwüsten. Ein Aberglauben in Bayern nach Panzer I. 265. Eine höchst liebliche und sinnreiche Sitte.

Dem Grundgedanken, daß der Boden ursprünglich nicht den Menschen, sondern den Riesen gehört habe, und dem dunkeln Gefühle, daß durch den Besitz und Anbau desselben von Seiten der Menschen irgend ein Unrecht an den frühern Besitzern begangen worden sey, entspricht die heilige Verpflichtung, die Güter des Bodens nicht zu mißbrauchen. Das Recht, welches der Mensch mit seiner Cultur auf den Boden erworben hat, erlischt in dem Augenblick, in dem er des Segens unwürdig wird, und plötzlich verschwindet der neue Culturzustand und die alte steinige Naturwildheit der Riesenzeit kehrt zurück.

Am berühmtesten in dieser Beziehung ist die schöne Sage von der Blümlisalp. Diese Felsenwüste in den Berner Alpen war einst eine schöne grüne Matte, auf der ein reicher Sennhirt seine Heerden hielt. Als er aber einmal, von einer bösen Dirne verleitet, seiner alten Mutter, die zu ihm aus dem Thal mühsam emporgestiegen war, statt eines Labetrunks nur verdorbene Milch mit Sand vermischt gereicht hatte, verfluchte die Mutter den gottlosen Sohn, und die grüne Matte wurde für immer verschüttet und in ödes Gestein verwandelt. Scheuchzer, Naturg. der Schweiz II. 83. Wyß, Idyllen I. 130. Aehnliche Sagen kehren in der Schweiz, in Tirol und der ganzen Alpenwelt häufig wieder. Uebermüthige Menschen verschwenden den Segen der Alpen, machen sich Treppen vom Käse, mißbrauchen Milch und Butter ꝛc. oder verweigern der Armuth ihr Scherflein und alsbald wird die reiche Matte zur Eiswüste. Aehnliche Sagen kennt auch Norddeutschland, hier aber ist es das Meer, welches reiche Marschländer wegen Frevels der Bewohner überschwemmt. Der Grundgedanke ist überall derselbe. Damit hängen dann auch die vielen Volkssagen vom versteinerten Brode zusammen. Brod der Reichen, das sie den Armen verweigert, wird zu Stein.

Eine merkwürdige Sage vom Himmelssturm und Untergang der Riesen im Wasser ist aufgezeichnet in Grimms D. M. 511.

Die Hünen oder Riesen zu Altebüssen wollten einmal in den Himmel hinaufgehen und stiegen deßhalb einen hohen Berg empor; als sie aber oben angekommen waren, fanden sie den Himmel nicht und waren sehr ungehalten. Da kamen sie ans Meer, sahen in ihm den Himmel sich spiegeln und glaubten nun am sichersten hineinzukommen, indem sie sich alle ins Wasser stürzten und ertranken. Vgl. den oben schon erwähnten Schwank von den Herulern P. Warnefried I. 20.

Aber auch Menſchen kommen ins Rieſenreich. In der nordiſchen Mythologie heißt die von Pflanzen, Thieren und Menſchen belebte Welt Mitgard (der Garten in der Mitte der Welt), alles übrige unfruchtbare und unbewohnbare Land und Meer aber heißt Utgard (außerhalb des Gartens). Das iſt das Rieſenreich, und deshalb heißt der König der Rieſen Utgardaloki. In einer luſtigen Eddaſage kommt einmal der Donnergott in Utgardaloki's Halle und wird dort verſpottet. In einer andern nordiſchen Sage bei Saxo VIII. 253 reißt Thorkill (in dem ſich wieder der Donnerer verbirgt) dem gräßlichen in der Tiefe der Erde ſchlafenden Utgarthilocus ein rieſenhaftes Haar aus, welches peſtartigen Geruch verbreitet. Auch in dem berühmten zum Sagenkreis Karls des Großen gehörigen Gedicht von Huon, den Wieland durch ſeinen Oberon ſo berühmt gemacht hat, wird dem jungen Helden ſeine Schuld von Kaiſer Karl dem Großen nur verziehen, wenn er Muth genug hat, dem Sultan von Babylon eine Handvoll Haare auszuraufen. In den „Geheimniſſen des Pſeudo-Albertus Magnus", Nürnberg 1755 S. 211 finde ich die merkwürdige Notiz aus Galenus, wer die drei Haare auf dem Kopf der Schlange ſehe, müſſe ſterben.

Das ſchönſte deutſche Märchen, worin Saxo's Auffaſſung des Ugarthalocus mit dem ſchlafenden Rieſen im Thormythus der j. Edda in eine merkwürdige Verbindung gebracht erſcheint, iſt das vom Glückskinde.

Ein König kam unerkannt in ein Dorf und hörte, es ſey da eben ein Knabe mit einer Glückshaut geboren worden, der werde des Königs Tochter bekommen. Da kaufte er das Kind den Eltern ab und warf es in den Wald, es wurde jedoch gerettet und in einer Mühle aufgezogen. Als der Knabe herangewachſen war, kam der König zufällig in die Mühle, hörte daß der Knabe ein Findling ſey, errieth, es möchte derſelbe ſeyn, den er im Walde ausgeſetzt und ſchickte ihn zur Königin mit einem Briefe, worin ſtand, er ſolle ſogleich hingerichtet werden. Der Knabe gerieth unterwegs unter Räuber, die den Brief laſen und einen andern ſchrieben, des Inhalts, die Königin ſolle ihm ſogleich ihre Tochter geben. So geſchah es auch. Der König war, als er es erfuhr, in voller Wuth und erſann eine Liſt, das Glückskind ſolle ſeine Tochter nur dann haben, wenn es ihm drei goldne Haare vom Kopf des Teufels brächte. Das Glückskind machte ſich auf den Weg. Wo man es anhielt und nach ſeinem Gewerbe frug, ſagte es, es wiſſe alles. Da gab man ihm in der Stadt auf zu ſagen, warum im Brunnen, wo ſonſt Wein gefloſſen, nicht einmal mehr Waſſer fließe? in

einer andern: warum der Baum, der sonst Aepfel trug, nicht einmal mehr Blätter trage? und an einem Fluß: warum der Fährmann nie abgelöst werde? Das Glückskind versprach alle diese Fragen auf dem Rückwege zu beantworten. Dann kam es glücklich in die Hölle und fand des Teufels Ellermutter allein. Die erbarmte sich seiner, versprach ihm zu helfen und verbarg ihn in ihren Rockfalten. Nun kam der Teufel heim, roch zwar Menschenfleisch, forschte aber nicht weiter nach und schlief ein. Die Mutter laußte ihm derweilen und riß ihm ein goldnes Haar aus. Er wachte auf und sie frug ihn, was er geträumt habe? Von dem Brunnen, erwiederte er, der weder Wein noch Wasser gibt, weil eine Kröte darunter sitzt. Beim zweiten Haare sagte er, ihm habe von dem Baume geträumt, an dessen Wurzeln eine Maus nage. Beim dritten, er habe vom Fährmann geträumt, der abgelöst werden könne, wenn er einem Andern die Ruderstange in die Hand gebe. Mit den drei Haaren nun und mit den drei Antworten kehrte das Glückskind heim und bekam für die Antworten viel Gold. Der König gab ihm sofort seine Tochter und wollte auch in die Hölle gehn, um auch so viel Gold mitzubringen, unterwegs aber hieß ihn das Glückskind des Fährmanns Ruder nehmen, da war dieser erlöst, der König aber mußte fortan und in alle Ewigkeit rudern. Grimms Märchen Nr. 29.

Ganz ähnlich ein norwegisches Märchen bei Asbiörnsen Nr. 5. Ich zweifle nicht, daß uns hier ein echter alter Mythus vorliegt. Das dreimalige Erwachen des Teufels entspricht ganz dem des Riesen Skrymir im Mythus von Thors Besuch bei Utgardaloki; die Ellermutter aber der 900köpfigen Mutter Hymirs, die den Thor und Tyr, als sie in ihre Wohnung kommen, mitleidig vor ihrem grimmigen Sohne versteckt, Hymisquida 8. Hieher gehört noch folgende Sage:

Nägenkopp, der neunköpfige Riese, wohnte mit seiner Großmutter im Goldberg. Da kam ein Mädchen hinein, wurde von der Großmutter unter ein Faß versteckt, aber von dem Riesen, der gleich Menschenfleisch roch, vorgezogen, jedoch als Magd in der Wirthschaft behalten. Da kam ihr Bruder, sie zu suchen, wurde gleichfalls versteckt und erkannt, sollte Menschenfleisch essen und wollte nicht, mußte der Großmutter den Rücken kratzen und wurde in ein tiefes Loch geworfen. Dem zweiten Bruder ging es eben so. Der dritte aber brachte den Hund Muckerpell mit, der fraß für ihn das Menschenfleisch, kratzte die Großmutter und riß sie todt und riß auch am Ende dem Riesen alle seine Köpfe weg. Darauf zog er mit den befreiten Brüdern und der Schwester nebst vielem Golde heim. Müllenhoff, Holst. Sagen S. 451. Vgl. die Sage S. 445.

Eine ganz den Demüthigungen des Thor durch Utgardaloki ähnliche burleske Riesensage kommt vor in Wolfs deutschen Sagen Nr. 30.

Der Heiland und Petrus kehren bei einem Menſchenfreſſer ein, die Frau verſteckt ſie, der heimkehrende Rieſe riecht aber das Menſchenfleiſch, ergreift die Gäſte, hebt ſie aber bis auf morgen auf. Bei Nacht ſieht er nach, und macht ſich das Vergnügen, den h. Petrus, der vorne liegt, zu ſchlagen. Petrus legt ſich nun hinten hin, da kommt der Rieſe, will auch den hinten liegenden ſchlagen und ſchlägt den Petrus noch einmal. Er ſpringt durchs Fenſter unter den Kohl. Der Rieſe will ſich einen Kohlkopf ſchneiden, faßt aber den Kopf des Petrus, der gräßlich ſchreit. Chriſtus heilt die Wunde.

Statt der Haare werden auch Federn geraubt. So in dem ſinnreichen Märchen vom Popanz:

Dieſes vermummte Schreckgeſpenſt war ſehr bösartig, hatte aber eine mitleidige Frau. Einſt wurde eine Prinzeſſin, die ſich in einen jungen Paſtetenbäcker verliebt hatte, ſammt dem ganzen Königsſchloße von dem eiferſüchtigen Prinzen verſteinert; der Paſtetenbäcker ſollte ſie erlöſen können, wenn er ſieben Federn aus dem Schwanze des Popanz brächte und ſieben ſchwere Fragen beantwortete. Er ſuchte ihn auf, die Frau verſteckte ihn, der Popanz roch das Menſchenfleiſch. Die Frau beſchwichtigte ihn aber und riß ihm, als er ſchlief, die ſieben Federn aus. Indem er jedesmal erwachte, frug ihn die Frau eine der ſchweren Fragen und er beantwortete ſie. So erhielt der Paſtetenbäcker, was er wollte und beſtand noch glücklich die weiteren Verfolgungen des Popanzes. Ein etwas weitläufiges Märchen in Büſchings Volksſagen I. 267. wovon ich nur den Hauptgedanken anführe.

Ganz ähnliche Sagen, wo unterirdiſchen Rieſen, Drachen, Vögeln und allerlei Ungeheuern drei Haare oder Federn ausgeriſſen werden, kehren noch in vielen deutſchen Sammlungen wieder. E. Meier, ſchwäb. Sagen Nr. 73. 75. 79. Wolf, deutſche Hausmärchen Nr. 312. Zingerle, Volksm. II. 69. Schambach und Müller, niederſ. Sagen S. 257. Müllenhoff, ſchlesw. holſt. Sagen Nr. 292 ꝛc. ꝛc. Das Märchen war wohl deshalb im Volk und bei der Jugend ſo allgemein verbreitet, weil die knabenhafte Keckheit des Haarraubes auf die männliche Jugend eines tapfern Volkes den größten Reiz übte.

Die mitleidige Rieſin, welche die Menſchen vor der Wuth des Rieſen rettet, hat ſich noch in der volksthümlichen Vorſtellung von „des Teufels Großmutter“ erhalten. Sie kehrt in vielen Sagen wieder und bedarf keiner andern als der ſehr natürlichen Erklärung, daß Frauen auch bei den barbariſcheſten Racen immer milder und gütiger ſind, als Männer.

Auch von dem nordiſchen Feuergott Lokk, der zugleich dem Rieſengeſchlecht angehörte (als Element), haben ſich Spuren in unſrer Volks-

ſage erhalten. Nach der Edda wurde Locki ſeiner Bosheit wegen gebunden unter der Erde und ſollte erſt am Weltende loskommen. Dieſe heidniſche Vorſtellung wurde nun mit der chriſtlichen vom Leviathan, der vom Erzengel Michael gefeſſelt bis zum jüngſten Tage in der Hölle liegen muß, verbunden.

Man hört noch an einigen Orten unter der Erde, wie der Teufel ſeine Bande rüttelt. So in der Teufelsklinge der ſchwäbiſchen Alb. Prätorius, Weltbeſchr. II. 599. Auch im Pilatusberge. Schöppner No. 80. Die Schmiede thun, wenn ſie zu arbeiten aufhören, drei Hammerſchläge, um dadurch des Teufels Eiſenbande, an denen er immer lockert, feſter zu machen. v. Alpenburg S. 252. Vgl. meinen Odin S. 81.

In den Märchen vom klugen Schmiede, der den Teufel und Tod beſiegt, ſcheinen ſich uralte Erinnerungen an die Kämpfe des Donnergottes mit den dummen und böſen Rieſen im Volk erhalten zu haben. Sie ſind ſchon von Grimm, Märchen, Anmerkungen III. 138 f. zuſammengeſtellt worden. Hier nur der Hauptgedanke:

Der Herr mit Petrus wanderte auf Erden, wurde liebreich von einem Schmied aufgenommen und gewährte ihm zum Dank, was er wünſchte. Der Schmied aber wünſchte ſich, wen er wolle, auf einen Baum bannen zu können und bannte den Teufel hinauf. Lucifer, der Oberſte der Teufel, wollte ſeinen Diener erlöſen, wurde aber vom Schmiede in ſeine Taſche hineingelockt und dann auf dem Ambos zerhämmert. Davon bekamen die Teufel ſolche Angſt vor dem Schmiede, daß, als ſie beſorgten, er wolle ſie in der Hölle ſelbſt beunruhigen, einer geſchwind ſeine lange Naſe als Riegel vorſchob.

2.

Nixenmärchen.

Zwiſchen den Rieſen und Zwergen ſtehen die Nixen (Waſſermänner, Waſſerfrauen, Meerminnen ꝛc.) in der Mitte, denn als Genien des Waſſers ſind ſie bald Rieſengeiſter des Meeres, der Ströme und Waſſerfälle, bald zarte Genien der Quellen, Bäche, Bergſeen. Darum ſind ſie auch, gleich ihrem Element, bald ſchrecklich und heimtückiſch, bald ſüßlockend, wohlthätig und liebkoſend.

Sie beherrſchten einſt ein friedliches Reich wie die Rieſen und wurden erſt böſe, als die Menſchen kamen.

Anſchaffung koſtbarer Maſchinen aus England ꝛc., welche inländiſchen Fabrikbeſitzern entweder unentgeltlich überlaſſen, oder unter ſehr erleichternden Bedingungen zur Benutzung und Weiterverbreitung übergeben wurden. Der durch die günſtigen Zeitverhältniſſe immer mehr zum Leben aufgerufene Spekulationsgeiſt unter den Privaten ſcheute ſeinerſeits weder Koſten noch Schwierigkeiten, um durch Reiſen nach England, Herbeiziehung engliſcher Werkmeiſter und Arbeiter, Anſchaffung ganzer in England verfertigter Maſchinen-Syſteme, induſtrielle Anlagen zu ſchaffen, welche den beſten des Auslandes ſich gleichſtellen können. Die vorzüglichſten, in allgemeinem Rufe ſtehenden mechaniſchen Werkſtätten Deutſchlands bildeten eine große Zahl tüchtiger Arbeiter, welche ſich ſodann überall hin verbreiteten, und ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten auf eine höchſt wirkſame Weiſe fortpflanzten. Wer nur mit einiger Aufmerkſamkeit dieſen Umſtand beachtet hat, weiß, welchen außerordentlichen Nutzen in dieſer Hinſicht beſonders v. Reichenbach durch ſein mechaniſches Inſtitut ſtiftete, indem, von dieſem aus, ganz Deutſchland eine Menge trefflicher mechaniſcher Arbeiter und viele einflußreiche Erfindungen ſich aneignete. Nicht übergangen darf endlich das werden, was für das Fortſchreiten des Maſchinenweſens, mehr oder weniger bedeutend, mehr oder weniger unmittelbar, durch vermehrten techniſch-literariſchen Verkehr, durch polytechniſche Lehranſtalten und durch Gewerbvereine genutzt worden iſt.

Bleibt, alles Angeführten ungeachtet, die Erfüllung gar mancher Wünſche zum Beſten unſers Maſchinenweſens noch der Folgezeit vorbehalten, ſo muß, als Erklärung und zum Theil als Troſt oder Beruhigung hierfür, zunächſt berückſichtigt werden, daß die Periode des Aufſchwunges ſo neu und kurz, das Geleiſtete aber im Verhältniſſe doch ſchon höchſt bedeutend iſt. Andernſeits darf man ſich freilich auch nicht verhehlen, daß mehrere wichtige Umſtände erſt noch ihre Beſeitigung finden müſſen, wenn die deutſche Induſtrie im Ganzen den höchſten Grad von Feſtigkeit, Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit gewinnen ſoll, deſſen ſie fähig, und deſſen das Land würdig iſt. Hierzu rechnen wir: daß die Regierungen noch allgemeiner, als ſchon jetzt der Fall iſt, die Bedeutſamkeit und Schutzwürdigkeit des Fabrik- und Maſchinenweſens, die Ehrenhaftigkeit und die gerechten Anſprüche des Standes,

Eine alte liebliche Vorſtellung iſt der Tanz der Niren auf dem klaren Meeresſpiegel. Nach Müllenhoff No. 169 tanzen ſie im Reigen ſo lange, bis unter ihren Füßen die Inſel Helgoland aus dem Waſſer hervortritt. Vom Stillleben der Niren gibt uns das ſchönſte Gemälde Ullrichs altdeutſches Gedicht vom Lanzelot. Hier heißt es von der Meerminne Wis (der weißen Frau), ſie habe im Innern eines Berges am Meere in einem ewig blühenden Lande mit zehntauſend Jungfrauen in paradieſiſcher Einſamkeit gelebt. Dieſem ſanften adagio tritt als munteres allegro der ſchweizeriſche Nirenkönig gegenüber, der in dem brauſenden Waſſerfall bei Sargans mit hundert Wagen jubelnd hinunterfährt, was man „das Bachgeſchry“ nennt. Schweizer Blätter 1832. S. 17. Einer alten Friedensſtätte der Niren gedenkt auch Wachtendorps Rymchronyk van Hollant p. 13. a. Wolf, niederl. Sagen No. 223. Da wo jetzt Rammekens ſteht, wohnte einſt nur ein Volk der Niren, deren ſüße Geſänge fern in die See hinaus erklangen. Der berühmte Mummelſee im Schwarzwald hat ſeinen Namen von den Mummeln, d. h. Vermummten, verſchleierten Niren, die in ihm wohnten. Von dieſem geheimnißvollen See geht die Sage, wenn man einen Stein hineinwerfe, breche zürnend ein Ungewitter daraus hervor. Der erſte heilige Naturfriede will durch die Menſchen nicht geſtört ſeyn. Solche Gewitterſeen, die das frevelnde Nahen der Menſchen rächen, kommen noch öfter vor, z. B. der Wildſee im Schwarzwald, der Pilatusſee bei Luzern, der wilde See ob Fliders, ein andrer auf Akeles in Tirol. Im nördlichen Deutſchland treten an die Stelle dieſer Gewitterſeen die unterſeeiſchen Fiſchparadieſe, Seen, deren Tiefe die ſchönſten und wunderbarſten Fiſche bergen ſoll, die hier in weltalter Ruhe leben und nicht geſtört ſeyn wollen. So das Fiſchloch bei Unterſtorſtadt (Dieffenbach, Urgeſchichte der Wetterau S. 281), der Teufelsmoor bei Bremer-Verden ꝛc. Oder um die Menſchen abzuſchrecken, verwandeln ſich die friedlichen Fiſche in ungeheure Größe und dämoniſche Geſtalt. Schneider, saxonia vetus, p. 320. Müller & Schambach, niederſächſ. Sagen No. 88.

Wenn man auch die Fiſche als gute Beute betrachtete, ſo litt doch ein zarter Sinn im Volk keine muthwillige Mißhandlung derſelben und achtete etwas Heiliges im Meeresſegen. Wer die Gaben des Meeres mißbrauchte, verlor dieſelben genau nach demſelben Geſetz, nach welchem, wie wir in den Rieſenſagen erkannt haben, der Mißbrauch des Feldſegens beſtraft wurde. Das gilt wie von den Fiſchen, ſo vom Bernſtein und nicht minder von den heilbringenden Quellen.

Daher die Sage von der Inſel Helgoland, das Meer habe hier von Häringen gewimmelt, aber ſie ſeyen verſchwunden, weil die Einwohner einſt gefrevelt, indem ſie einen gefangenen Häring mit Ruthen peitſchten und wieder ins Waſſer warfen, oder weil ein Weib, das nicht genug Gefäße hatte, die

vielen Häringe aufzubewahren, eine Menge derselben verächtlich mit dem Besen wieder ins Wasser kehrte. Happel, cosmogr. I. 277. Müllenhoff, Holst. S. N. 181. Ebenso wimmelte einst die Mündung der Schlei von Dorschen, die aber alle verschwanden, als einmal ein böses Weib einem dieser Fische einen Splitter durch beide Augen stach und ihn so wieder ins Meer warf. Das. Nr. 182. Eigenthümlich ist die Sage vom Zauberweiher zu Brückelsdorf in der Oberpfalz. Vom Ufer aus sieht man eine Menge Fische in ihm schwimmen, kann aber nie einen fangen und wenn man das Wasser abläßt, bleibt der Grund leer und ist nirgends ein Fisch zu finden. Das kommt vom Fluch einer alten Hexe her, der einmal die geizigen Fischer hier einen Fisch verweigerten. Panzers Beitrag S. 126. Noch phantastischer ist die Sage vom Brassen, einem schönen Fisch mit goldenen Schuppen und perlenähnlichen Erhöhungen auf dem Oberkiefer. Fischern in Schleswig, die gar nichts gefangen hatten, erschien einst die schwarze Greth (die dänische Königin Margarethe, hinter der aber eine ältere heidnische Göttin verborgen ist, und befahl ihnen, die Netze noch einmal auszuwerfen, doch sollten sie den besten Fisch, den sie fangen würden, wieder ins Wasser werfen. Sie fingen nun eine Menge Fische, darunter einen, der Perlen auf der Nase, Flossen von Smaragd und statt den Schuppen Goldmünzen trug. Der eine Fischer wollte ihn wieder ins Wasser setzen, der andere aber versteckte ihn, um ihn zu behalten. Allein der Fisch ließ sich nicht verbergen, sondern färbte alle andern Fische golden und sie wurden so völlig zu Gold, daß der Kahn von ihrer Schwere untersank. Der gewissenhafte Fischer konnte sich durch Schwimmen retten, der andere aber ertrank. Seitdem sind die Brassen in jenen Gewässern so schön gefärbt. Biernazki, Volksbuch auf 1844 S. 87. Müllenhoff Nr. 215.

So heißt es auch, der Bernstein sey ehemals an der Ostsee in ungeheurer Menge gefunden worden, so lange ihn Jeder habe sammeln dürfen. Als aber der deutsche Hochmeister das Sammeln verboten und zum Ordensmonopol gemacht habe, sey der Bernstein verschwunden und werde nur noch selten und in kleinen Stücken gefunden. Oft hatten die Sammler des Ordens den herrlichsten Bernstein vor sich im Wasser schimmern sehen, ohne ihn je fassen zu können. Grunaus Chronik I. 5. Von Tettau und Temme, Ostpreußische Sagen S. 127.

Eine Heilquelle versiegte, als man das Wasser mit einem Zoll belegte. Wolf, D. Märchen Nr. 266. Aus dem gleichen Grunde verschwanden die Austern bei Sluys, das. Nr. 267. Auch der Heiligenbrunnen bei Bielitz verlor seine Kraft, als der geizige Besitzer den Gebrauch des Wassers einschränkte. Gödsche, Schles. Sagenschatz. S. 145, ebenso ein heiliger Brunnen in Königsberg. Ziehnert, Preuß. S. I. Nr. 32. Auch die Heilkraft des Heidenbrunnens zwischen Ottenau und Gaggenau versiegte, als der Besitzer, um die Besucher von seinen Wiesen abzuhalten, Unrath hineinwarf. Bader Nr. 164. Das Gold, das man früher aus dem Sand der Saale gewonnen hatte, verschwand,

weil man die Söhne einer armen Frau nicht bei der Arbeit verwenden wollte. Die Frau schüttete eine Metze Erbsen in den Fluß mit dem Fluche, es solle so viele Jahre lang, als Erbsen hineingefallen seyen, kein Gold mehr gefunden werden. Semler, Lebensbeschr. 1781 I. 70.

Die Nixen sind ursprünglich den Menschen Feind, wie die Riesen. Ihr Reich wird gestört durch die Menschen. Daher werden sie den Schiffern, Fischern, Müllern verderblich und können keine Brücken leiden.

Bei der Insel Rügen versetzt der Nickel einen Fischerkahn aus dem Wasser auf einen Baumwipfel. Mikrälius, Pommerland I. 16. Ernsthafter verfuhren andere Wassergeister, indem sie, wovon es viele Sagen gibt, die Schwimmer auf den Grund zogen, Schiffe, Wasserbauten ꝛc. zerstörten. In vielen Sagen erscheint der Wassergeist in riesenhafter Nebelgestalt. So der oben (aus dem Beowulfsliede) schon erwähnte Riese Grendel, der nicht leiden will, daß in seiner Nähe Menschen hausen. So der lange Wapper, ein Nix, der aus dem Wasser kommend zuweilen in der Stadt Antwerpen seinen Spuck treiben soll. Wolf, niederl. Sagen Nr. 379. kennt viele ähnliche „lange Männer und Frauen", die am Wasser gespenstisch umgehen. Oft erscheint der Wassergeist auch als gespenstisches Thier, am häufigsten als Pferd oder Stier. Das Pferd hat etwas Wellenartiges, der Stier bezeichnet die Fruchtbarkeit des Wassers. Daher die Sage vom „Elbstier" der aus dem See kommend die benachbarten Heerden befruchtet. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 288. Harrys, niedersächsische Sagen Nr. 47. Der Nix äfft die Schiffer. Einer bei Lokeren ließ sich durch einen Fährmann übersetzen und sprang unterwegs plötzlich als ein schwarzer Hund ins Wasser. Wolf, D. Märchen Nr. 245. Ein kühner Schwimmer in der Elbe bei Meissen wurde vom Wassergeist in Fischgestalt ertränkt. Brenner. Curios. 37. Als man im Arendsee die Tiefe des Wassers messen wollte, drohte der Nix. Prätorius, Weltbeschr. I. 97. Ebenso im Titisee rief der Nix: Messest du mich, so freß ich dich. Mone Anz. VIII. 536. Bader Nr. 48. Ebenso im wilden See im Appenzeller Lande. Mayer von Knonau, Erdk. der Eidg. I. 533. Als man bei Magdeburg Pfähle in die Elbe rammelte, riß der Nix sie wieder aus. Prätorius, W. I. 497.

Eine Nixe fangen bringt Unheil.

Zu Münsen im Jeverlande fing man eine, die trotz flehentlicher Bitten nicht losgelassen wurde, sich aber plötzlich durchwand und entkam, worauf eine Sturmfluth das ganze Dorf begrub. Kuhn. Nordd. S. Nr. 332. Eine gefangene Meerfrau drohte, so weit man sie wegschleppe, so weit werde das Land vom Meere verschlungen werden, wie auch geschah. Müllenhoff Nr. 453. Eine Meerfrau, die man für eine Hexe hielt und ersäufen wollte, drehte den Kahn um, ersäufte ihre Henker und schwamm, von Wasserlilien umgeben, behaglich davon, das. Nr. 454. Ein gefangener Nickel sollte den Leuten Mittel

gegen alle möglichen Gebrechen angeben, that es aber nicht, entwischte und rächte sich durch eine Sturmfluth. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I. 23. Ein gefangener Nix vom Ausfee bot großes Lösegeld. v. Muchar, Steyermark I. 159. Der Erzberg in Steyermark bei der Stadt Eisenerz soll seinen Reichthum von einem Wassermann erhalten haben. Ein solcher war nämlich gefangen worden und bot als Loskaufpreis einen Berg voll Silber, der aber bald leer werden sollte, oder einen Berg voll Eisen, der nie zu erschöpfen sey. Man wählte das letztere. Schaubach, Alpen. III. 244. Bei Deetz in der Altmark kam eine Wassernixe zu einem Fischer auf den Nachen, als er sich gerade Fische briet, setzte sich zu ihm und frug wie er heiße? Der Fischer antwortete: Selbergethan. Darauf spie sie ihm Kröten auf die Pfanne, denn sie hatte das ganze Maul voll solcher Thiere. Er aber nahm den Stock und schlug sie krumm und lahm. Da schrie sie um Hülfe und von allen Seiten kamen die Nixen herbei und frugen, wer sie so zugerichtet habe. Als sie aber immer rief: Selbergethan! so beruhigten sie sich und der Fischer kam davon. Kuhn in Haupts Zeitschr. IV. 392.

Auch Brücken zu schlagen, greift in das Reich der Wassergeister ein und sie trachten es zu verhindern oder lassen es sich durch Opfer abkaufen.

In Wolfs Niederl. S. Nr. 489 streckt sich der Wasserriese Lodder freiwillig als eine natürliche Brücke über den Fluß, damit ein Bursche, der zu seinem Mädchen will, über ihn hinweglaufen kann. Nachher will ein Knabe denselben Weg machen, aber der Riese läßt ihn hohnlachend ins Wasser fallen. Eine Schlange legt sich als Brücke über das Wasser bei Steinbach, um Jemand hinüberzulassen. Bechstein, Thür. Sag. IV. 174. Oefters baut nach deutscher Sage der Teufel, d. i. der Wassergeist, gegen ein ihm verpfändetes Opfer selber die verlangte Brücke, wird aber betrogen. Die berühmteste unter den deutschen Teufelsbrücken ist die über die Reuß, die sich am Wege zum St. Gotthardt hinauf kühn von Fels zu Fels über einem Wasserfalle wölbt. Man hat in neuerer Zeit eine bequemere Brücke daneben gebaut, ohne die alte zu zerstören. Von der letztern geht nun die Sage, der Teufel habe sie für einen Hirten verfertigt unter der Bedingung, daß ihm die erste Seele gehören solle, die herüber käme. Der kluge Hirt aber habe eine Gemse hinüber getrieben, die von dem betrogenen Teufel aus Grimm zerrissen wurde. Tobler, Appenzeller Sprachschatz 214. Grimm, D. S. Nr. 336. Man hat noch eine große Menge ähnlicher Brückensagen von der Tägybrücke im Greyerser Lande (Alpenrosen 1824 S. 55), von den Brücken in Regensburg, Frankfurt a. M. u.

Durch den vollendeten Brückenbau erscheint der Wassergeist als überwunden. Daher die Vorstellung von unter die Brücke gebannten Nixen.

Eine ſolche zwiſchen Baden und Scheuern pflegt des Nachts den Wandrer durch ihr Nieſen zu erſchrecken, ſoll aber erlöst werden können, wenn man Gottlieb ſagt. Schnezler, bad. Sagenb. II. 238. Es ſcheint aber, daß an die Benützung der Brücken eine ſittliche Bedingung geknüpft war. Die Fabel von der Brücke, auf der Jeder das Bein brechen muß, der an demſelben Tage eine Lüge geſagt hat, ſcheint ſehr alt zu ſeyn. Ein merkwürdiger alter Gebrauch iſt auch, wenn man geſtohlenes Gut über eine Brücke bringt, einen Theil davon dem Nix ins Waſſer zu werfen. Grimm, D. M. Aberglauben Nr. 836. Wer über eine Brücke geht, ſoll ein Vaterunſer beten. Buch vom Aberglauben 1793 II. 224, III. 184. Die beſondere Heiligkeit der Brücken erhellt auch aus dem Glauben, daß man auf der Brücke ſein Glück finden könne.

Einem ohne Schuh verarmten Bauer, der ſchon im Begriff war, ſich ein Leid anzuthun, träumte, er ſolle auf die Zillerthaler Brücke im Pinzgau gehen, da werde er Hülfe finden. Er fand einen Bettler, der ihm einen andern Traum erzählte, in welchem die Stelle bezeichnet war, wo ſich ein Schatz finden ſollte. Der Bettler hatte nicht an den Traum geglaubt, aber der Bauer fand den Schatz. Auſtria 1845 S. 49. Daſſelbe Märchen erzählt Muſäus von der Leipziger Brücke, Agricola Sprüchw. Nr. 623 von der Regensburger, und Andere von noch vielen andern deutſchen Brücken.

Auch durch die Mühlen werden die Waſſergeiſter geſtört, daher die Sagen, in welchen der Teufel (der Nix) darnach trachtet, dieſe Kunſtmaſchinen zu zerſtören.

Ein Müller bei Leipzig wurde vom Nix geradezu unter das Waſſer gezogen und ertränkt. Unterredungen vom Reiche der Geiſter I. 525. Der Ort Rothemühle in Pommern hat den Namen von einer Mühle, die durch einen Kobold zerſtört wurde. Dieſer litt nämlich Niemand in der Mühle und trieb, als er die Menſchen hinausgejagt hatte, allerlei tolle Waſſerkünſte. Temme, Volksſ. aus Pommern Nr. 227. Das iſt der Nix, der ſich ſo recht in ſeinem Elemente freut, nachdem es ihm gelungen iſt, die Menſchen aus ſeiner Nähe zu vertreiben. Zuweilen bleibt zwar die Mühle erhalten, aber der Nix haust darin als böſer Kobold. So machte einer allemal die Mühle ſtillſtehen, wenn Korn aufgeſchüttet war, und wieder gehen, wenn ſie leer war. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 424. Einmal band ein luſtiger Müller in der Teufelsmühle zu Kleinbautzen den Teufel auf das Waſſerrad. Preuſker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 182.

Ich übergehe viele andre Sagen, in denen der Müller mit dem Waſſergeiſt oder Teufel einen Vertrag abſchließt und ihn täuſcht, wie in

der Sage von der Teufelsbrücke, aber auch selbst ins Unglück kommt, wenn er vom Mühlenfegen einen unwürdigen Gebrauch macht. Damit hängt zusammen, daß nach altem Glauben das Mühlenrad wie die Brücke für heilig galt. Wasser, vom Mühlrad abgesprungen, war Heilwasser. Auf Brücken wurden Gerichte gehalten ꝛc. Grimm, Rechtsalterth. 799. Dessen D. Myth. 559.

Die Gewässer, die unsre Felder fruchtbar machen und uns das ganze Jahr hindurch dienstbar sind, verlangen dafür vom Menschen auch Opfer. Beinah von allen deutschen Flüssen geht die Sage, er fordre jährlich ein Menschenopfer, meist am Johannistage, in der Mitte des Sommers, in der höchsten Fülle der Erdfruchtbarkeit. In der ältesten Heidenzeit wurden den Flüssen ohne Zweifel Menschen geopfert. Später rechnete man die zufällig Ertrunkenen als Opfer. Eine der schönsten und eigenthümlichsten Opfersagen ist die vom weißen See im Urbisthale.

> Der See war schwarz, am Ufer jedes Gras und jeder Baum gewelkt, die Fische schwammen todt herum, die Vögel und das Wild starben, die dem Ufer nahten, bis einmal ein Geyer ein in einem Garten spielendes Kind ergriff, hoch in die Luft führte und in jenen See fallen ließ, der dann sogleich krystallklar wurde und dessen Ufer herrlich aufblühten. Stöber, Sagen der Elsässer Nr. 93.

Den nämlichen Sinn haben die uralten Opfer, die in Schwaben der Neckar und die Enz verlangen. Wenn nämlich die kalten Winterstürme und Frühlingsüberschwemmungen vorüber sind, im Beginn der schönsten Jahreszeit am großen Siegesfest des Donnergottes, am Himmelfahrtstage, bedarf der Neckar bei Mittelstadt und die Enz bei Vaihingen vier Opfer, einen Bienenkorb, ein Schaf, Brod und einen Menschen, sämmtlich Sinnbilder der organischen Natur. E. Meier, Sagen aus Schwaben 400. Zu Rottenburg wird am Johannistage (Sommersonnenwende) ein Brod in den Neckar geworfen, und am gleichen Tage heißt es den ganzen Neckar entlang, der Fluß verlange ein Menschenleben zum Opfer. Das. 428.

Sofern man nackt badet, dürfte überhaupt das deutsche Wort nackt vom Nix, Neckar herzuleiten seyn. Der keusche Sinn des Volks verlangte Verhüllung. Auch am Menschen kam ihm das Nackte ungewöhnlich, befremdlich, gewissermaßen dämonisch vor. Alle Verführung, die im Nackten liegt und zunächst durch badende Frauen geübt wird, hat ihren poetischen

Ausdruck ſchon in uralten Sagen von reizenden Nixen gefunden, welche ſterbliche Jünglinge verführen und in ihr naſſes Reich hinabziehen. Der Tod des Ertrinkens ſelbſt wird als Verlockung durch Nixen aufgefaßt. Wenn Jemand ertrinken ſoll, ſieht er zuvor die Nixen vergnügt auf dem Waſſer tanzen. Grimm, D. Sagen Nr. 61.

Wir kennen nur ein einziges größeres altdeutſches Gedicht aus dieſem Waſſerſagenkreiſe, wovon aber leider nur der Anfang erhalten iſt. Es ſtammt aus dem 14. Jahrhundert und iſt in Haupts Zeitſchrift V. 6 mitgetheilt.

Es beginnt damit, daß Aber im Nordwalde zum Jungbrunnen kommt, in welchem er ein ſchönes Meerweib baden ſieht. Sie nimmt ihn mit auf ihr Schloß, wo ſie einander zärtlich minnen, bis ihr Mann zurückkommt. Da entläßt ſie den Aber, gibt ihm aber eine Wurzel mit, durch deren Genuß er die Vogelſprache verſtehen kann, und ein Hemd, das ihn unverwundbar macht. Hier bricht das Gedicht ab. — Mehr gibt die mündliche Volksſage. Zu Oſtende hatte ein Fiſcher immer Unglück. Da fand er einen Ring und kam mittelſt deſſelben unter das Meer und zu einer grünen Wieſe, auf welcher ſchöne Jünglinge das Gras mit goldnen Sicheln mähten und das Lob einer ſchönen Frau ſangen. Er gelangte zu einem Hauſe, aus welchem ihm die ſchöne Frau ſelbſt entgegentrat, die ihn ſchon lange erwartet hatte. Als ſie aber die Arme nach ihm ausbreitete, bückte er ſich und ſtürzte auf drei Töpfe los, die auf dem Boden ſtanden. Da ſtieß die ſchöne Frau einen Schrei aus und er befand ſich plötzlich wieder am Ufer und hatte von nun an Glück. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 522. Die Nixe der Moſel liebte einen Jüngling, verkündete ihm ewiges Glück, wenn er ihr treu bliebe, ſchenkte ihm hundert Jahre Leben bei immer gleicher Schönheit und Jugend und als er ihr die ganze lange Zeit über treu geblieben war, zog ſie ihn erſt im hundertſten Jahre feierlich zu ſich hinab. Hocker, Moſelland, 316. Als einmal einem Ritter im Paſſeir von einer ſchönen Frau ein Trunk Waſſer gereicht wurde, ließ ſie eine Perle darin zergehen. Da trank der Ritter Liebe in ſein Herz, hob die Frau zu ſich aufs Roß und brachte ſie auf ſein Schloß. Plötzlich aber verſank das Schloß ſammt der Jungfrau und dem Roſſe. Der Ritter wurde ein Bettler und plötzlich alt. Nach langen Jahren ſaß er einmal beim Schmied im Kallenthal auf dem Miſte, ſiehe da erſchien die Fee wieder und führte ihn in ſein wiedererſtandenes und prachtvoll ausgeſchmücktes Schloß zurück, wo er auch ſein Ritterthum und ſeine Jugend wiederfand und mit der Frau vermählt noch lange glücklich lebte. Weber im Innsbrucker Phönix 1851 S. 234.

Allbekannt iſt die Rheinſage von der Nixe des Lurley (Fels der Lure oder Lore), die vom Felſen herab durch ihre Schönheit die Vorüber-

fahrenden bezaubert, aber in den Wellentod hinabreißt. S. die nähere Kritik dieſer Sage in m. Odin S. 288.

Im großen Moos, einem Sumpfe im Uechtlande wohnt eine Fee, die zuweilen auf der Oberfläche des Sumpfs einen prächtigen Garten hinzaubert. Einſt ging ein Bräutigam am Ufer, ſah den ſchönen Garten und pflückte ſich darin arglos eine Lilie für ſeine Braut, verſank aber in die Tiefe und wurde der Fee zu eigen. Otte, Schweizer Sagen S. 50. Im Traunſee in Oeſterreich badet zuweilen das Seeweiblein mit fliegenden Haaren zu Mittag oder im Mondſchein und zieht öfters badende Männer oder Fiſcher mit in die Tiefe hinab. Unterhaltungen aus dem Geiſterreich II. 419. Daſſelbe wird von einem Waſſerweiblein im Strudel der Donau erzählt, daſ. 421. Eine Nixe aus dem Mohrinerſee lockt bei Nacht die Wanderer und wer das Unglück hat, ſie zu erblicken, muß in den See hinein, er mag wollen oder nicht. Kuhn, Märk. S. Nr. 230

Bei Scharzfeld im Harze liegt unter dem Römerſteine der Nixteich. Hier ſoll die Nixe Numa ein Ritter aufs zärtlichſte geliebt haben, aber ihr grauſamer Vater, der Berggeiſt, zerſchmetterte ihr Kind am Felſen und ſperrte ſie ſelbſt in einer unterirdiſchen Höhle ein, aus der ſie ſich jedoch, wie Arethuſa, in Geſtalt einer Quelle einen Ausweg bahnte, bis ſie zum Nixteich gelangte und mit ihrem Geliebten wieder vereinigt wurde. Die Höhle, in der ſie eingeſchloſſen war, heißt die Weingartenhöhle, und es ſollen in ihr viele Schätze liegen. Thüringen und der Harz II. 120. 125. Im Mansfelder See lebte ein Jüngling zwei Jahre mit der Nixe. Als er einmal wieder herauf wollte, fürchtete die Nixe, er werde nicht wiederkommen und kündigte ihm traurig an, daß ſie dann ihr eigenes Kind theilen müßten. Er kam wirklich nicht wieder und ſie zerſchnitt das Kind. Die obere Hälfte ſchwamm als Fiſch davon, die untere begrub er am Ufer und es wuchs darauf eine Waſſerlilie. Sommer, Sächſ. S. I. 95.

Oft wird Untreue von den Nixen gerächt.

Ein Herr von Falkenſtein verliebte ſich in eine badende Nixe und kam alle Vollmondnächte zu ihr, ſobald er ihr aber untreu wurde, verbrannte ſie ſein Schloß und trieb ihn bis zum Selbſtmord. Paluzzi, Schwäb. Sagenchronik 48. Bei Wettin ſuchte ein untreuer Schäfer vergebens der Rache zu entgehen, indem er jedes Waſſer vermied. Als er einmal aus Durſt aus einer kleinen Lache trank, drückte ihm die lauernde Saalnixe augenblicklich das Geſicht ins Waſſer und erſtickte ihn. Sommer I. 43. Von Hulda, der Nixe der Werra, wird erzählt, Ritter Bodo habe ſich ihrer Liebe erfreut, als er aber ein irdiſches Mädchen geheirathet, ſey ſie bei der Trauung unter Donner und Blitz zwiſchen das Brautpaar getreten und habe den untreuen Bodo mit ſich fortgeriſſen in ihr naſſes Reich. Thüringen und der Harz VII. 98. Hulda heißt auch in der ehemals berühmten Oper das Donauweibchen, eine Nixe der Donau, welche

Ritter Albrecht von Waldſee untreu verläßt. Auch Fouqué hat in ſeiner Undine den nämlichen Stoff behandelt.

Ein Schiffer in Friesland beſchwor die Mächte des Meeres, ihm auf ſeinen Fahrten treu zu ſeyn, dann werde er auch ihnen treu ſeyn. Sieben Meerfeen empfingen ſeinen Schwur. Seine Fahrten waren nun überaus glücklich und als er mit großen Reichthümern heimgekehrt, baute er ſich ein Haus am Ufer und nahm ein Weib. Aber erzürnt über dieſe Untreue kamen an ſeinem Hochzeitstage die ſieben Meerfeen mit der Fluth, überſchwemmten ſein Haus und zogen ihn mit ſich ins Meer. Seitdem ſoll er vergebens in jeder Springfluth verſuchen, das erſehnte Land wieder zu erreichen. Nothnagel, Sagen S. 20.

Männliche Nixen, Waſſermänner, überfallen menſchliche Frauen. S. oben die Merowingerſage, womit ein alth. Gedicht aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts übereinſtimmt. Es heißt „das Meerwunder“ und ſteht in von der Hagens Heldenbuch.

Ein edle Königin wandelt am Ufer, da überfällt ſie ein zottiges Meerwunder und ſchwächt ſie. Das Kind, das ſie gebiert, iſt ein wahres Teufelskind, ein unbändiger Bube voll Bosheit und Tücke, die er an dem König und ſeinem älteren Bruder beſonders wild ausläßt. Endlich erzählt ſeine Mutter, wie ſie zu einem ſolchen Unhold von Sohn gekommen ſey und als derſelbe Vater und Bruder tödten will und ſie mit ihm kämpfen, ergreift die Mutter den Bogen und ſchießt ſo viele Pfeile in den zottigen Sohn, bis er ſtirbt. Dann gehen ſie ans Ufer und lauern auf das Meerwunder, welches wieder zur Königin heraufkommend, ergriffen und ebenfalls getödtet wird. — Aus einem See in Mähren ſteigt der Niſſen als eine Waſſerſäule empor, ergreift das Mädchen am Ufer und umarmt ſie mitten in den Wellen. Straube, Baterl. Sagen 10. Der Nix aus dem Bölchenſee kommt in ſchöner Knabengeſtalt durchs Fenſter eines Mädchens. Stöber, Elſäß. Sagenb. 54. Bei einem furchtbaren Meerſturme hörte man im Schiffe ein Weib ſchreien, das während der größten Gefahr der Mannſchaft von einem Teufel (Nix) überfallen worden war, aber ein Prieſter vertrieb ihn. Cardanus, von wunderb. Sachen 715.

Die Sage kennt auch Nixen, welche Mädchen im wilden Tanz davonführen.

So tanzte zu Laibach das Volk nach alter Sitte auf dem Markt um die Linde, als ein ſchöner geputzter Jüngling ſich unter die Tänzer miſchte und mit Urſula Schäferin, einer ſchönen und frechen Dirne, ſo lange tanzte, bis ſie ſich immer weiter vom Markt entfernten und endlich im Bache Laibach verſchwanden. Valvaſor, Ehre d. Erzh. Krain II. 15. 191. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 422. Ebenſo tanzt einer ein Mädchen bei

Hent in den Neckerbeeke (Nixenbach) hinein. Wolf, Niederl. S. Nr. 514. Deßgleichen in Dänemark. Grimm, Altdän. Heldenl. 403.

In Hofmanns Schles. Volksl. Nr. 1 wird das schöne Hannele von einem Waſſermann geraubt und hat sieben Kinder mit ihm. Endlich erlaubt er ihr einmal wieder zur Kirche zu gehen, sie sieht ihre Eltern wieder und möchte gar zu gern bei ihnen bleiben. Der Waſſermann will es auch zugeben und die Kinder mit ihr theilen. Jedes bekommt drei Kinder, das siebente soll in zwei Hälften zerstückt werden. Das gibt aber die Mutter nicht zu und kehrt lieber ins Waſſer zurück.

In Holland soll die schöne Sitte herrschen, daß Brautleute, wenn sie über eine Brücke fahren, sich umarmen und küssen, zum Andenken an ein Brautpaar, das einst von einem trunkenen Fuhrmann auf einer Brücke umgeworfen wurde und ertrank. Wolf, niederl. Sagen Nr. 530. Ich vermuthe, die Sitte sey ein Ausdruck der Furcht vor dem räuberischen Waſſermann und diene als Beweis treuer und reiner Liebe zu dessen Abwehr.

Oefters werden Bräute am Hochzeittage vom Waſſermann entführt. Nach einer Sage bei Andersen wird

Agnete, Hemmings Braut, vor der Hochzeit von einem Meermanne entführt, lebt lange mit ihm unter dem Waſſer und bekommt sieben Kinder. Endlich darf sie einmal wieder ans Land, findet aber, weil 40 Jahre verflossen sind, alles verändert, ihre Mutter todt, ihren Bräutigam als Greis. Schaudernd, so lange in der Sünde gelebt zu haben, sucht sie in der Kirche Troſt, aber der Meermann streckt ihr aus dem Waſſer ihre Kinder entgegen. Da bricht ihr Herz und sie fällt todt nieder. In Lappes Blättern 1829. II. 170.

Sagen, in denen der Meermann selbſt der Bräutigam iſt, kommen öfter vor. Am schönsten iſt die vom Teufelsbade, einem Weiher bei Kloſter Michelstein unfern von Blankenburg im Harze.

Die stolze Gräfin von Blankenburg, die alle Freier verschmäht, wird einmal auf der Jagd durch einen Hirsch weit in die Irre gelockt, findet einen wunderschönen Jüngling an einem Abgrunde schlafend, weckt ihn, um ihn vor dem Falle zu retten, und wird so in Liebe zu ihm entzündet, daß sie ihn heirathet. Aber am Hochzeitstage gibt er sich als Teufel zu erkennen und entführt sie in jenen Weiher. Leibrock, Sagen des Harzes 647. Pröhle, aus dem Harz 85. Der Teufel war wohl hier ein Waſſermann.

der sich damit beschäftigt, gründlich anerkennen; — daß die Besitzer großer Kapitalien sich mehr und mehr den industriellen Unternehmungen hingeben, statt nach Bereicherung durch die Glücksfälle des Börsenspiels zu jagen, oder in träger Ruhe die Zinsen eines in Staatspapieren angelegten Besitzthums zu verzehren; — daß endlich aber auch bei uns allgemeiner jene großartige Beharrlichkeit in Verfolgung und Ausbildung neuer Erfindungen, jener unbegrenzte Wetteifer Platz greife, wovon in so hohem Grade unsere brittischen Nachbarn das Vorbild geben. Wer, in der That, muß nicht Staunen und Bewunderung empfinden, wenn er beobachtet, wie in England sehr gewöhnlich durch ungeheure Geldopfer, durch vieljähriges unermüdliches, selbstvertrauendes Fortstreben nach Vervollkommnung, das endliche Gelingen der kühnsten mechanischen Aufgaben gleichsam erzwungen wird, in der sichern Zuversicht — freilich aber auch in der erfahrungsmäßigen Gewißheit — daß pekuniärer Vortheil, und nicht minder das allgemeine ehrende Anerkenntniß dem siegenden Erfinder zum Lohne werde. So ist England in der neuern Zeit fast der alleinige Ausgangspunkt großer mechanischer Erfindungen geworden. Hier gilt es Nachahmen — und der Erfolg wird nicht ausbleiben!

K. Karmarsch.

3.

Zwerg- und Elbenmärchen.

Unter den Zwergen, Wichten, Kobolden, Unholden verſteht man gewöhnlich mißgeſtaltete kleine Genien des Bergwerks oder wenigſtens ein häßliches, unter der Erde im Dunkeln wohnendes Volk, unter den Elben, Holden, Wittchen, Hütchen ꝛc. dagegen kleine und überaus ſchöne Lichtgeſtalten, in denen der ganze Liebreiz der Kinderwelt ſich vereinigt mit dem ausgebildetſten Geiſt. Beide Claſſen kennt auch die Märchenwelt der keltiſchen und ſlaviſchen Völker und offenbar ſind ihnen auch die Satyrn, Faunen, Nymphen und Genien des claſſiſchen Alterthums verwandt, obgleich dieſe viel mehr derbe Körperlichkeit an ſich tragen und jene nordiſchen Geſtalten ungleich zarter und geiſterhafter ſind.

Im Allgemeinen ſtellt dieſes kleine Volk im altdeutſchen Heidenglauben die Genien der gegliederten, vornehmlich der organiſchen Natur dar im Gegenſatz gegen die Rieſen, welche als Genien der großen elementaren Maſſen aufgefaßt werden. In den Bergzwergen werden die Metalle, die unterirdiſchen Feuerkräfte, in den Elben die zarteren Lufterſcheinungen, dann hauptſächlich die Pflanzen und Thiere vergeiſtigt. Aber nicht blos einzelne Blumen, Bäume, Thiere nehmen elbiſchen Charakter an, vielmehr wird in den Elben auch der ganze zauberhafte Eindruck einer Gegend, ja eines Moments in der Natur perſonificirt, der Geiſt der Landſchaft, der Flora und Fauna. Es lag im deutſchen Gemüth und liegt noch darin, ſich durch die äußere Natur geheimnißvoll anfremden zu laſſen. Das iſt der tiefſte Grund alles ſ. g. Romantiſchen. Aber es iſt viel älter als die chriſtliche Romantik des Mittelalters. Schon unſern heidniſchen Vorvätern trat der Geiſt der Landſchaft, jenes wunderbare Geheimniß, das in den Wipfeln des Waldes rauſcht und in den Wellen am Ufer, in der reizenden Geſtalt einer Waldminne oder Meerminne entgegen, und alles Ungewöhnliche, vom Gemeinen ſich Hervorhebende, Charakteriſtiſche, Wunderliche, Anziehende und Schreckhafte an Pflanzen und Thieren erſchien ihnen als elbiſcher Spuck. Die ganze ſie umgebende Natur wurde in dieſem Sinn zu einer Geiſterwelt.

Die Rieſen ſind den Menſchen an Körper, die Elben an Geiſt überlegen,

aber beide entbehren die dem Menschen allein angehörige Seele. Die ganze organische Natur ist von Geist durchdrungen, aber ohne Seele. So alt wie die Metalle im Innern der Berge, so alt sind die klugen Bergzwerge selbst; so alt wie die majestätische Eiche und Linde auch der darin wohnende Elbe. Alle übertreffen den Menschen weit an Erfahrung. Als Geister der Natur beherrschen sie die geheimnißvollen Naturkräfte und bringen Werke hervor, die viel kunstreicher sind als alles Menschenwerk. Man sollte bisweilen glauben, die alten Deutschen hätten schon von den Fernwirkungen der elektromagnetischen Kraft und von der Macht des Gases eine Ahnung gehabt, so genau stimmen oft ihre Vorstellungen von der Magie der Elben damit überein. Aber bei all dieser Geisteskraft haben die Elben keine Seele. Diese Entbehrung fühlen sie schmerzlich und sehnen sich daher nach dem innigsten Verkehr mit den Menschen, rauben menschliche Kinder nur aus Liebe, um sich einzubilden, es seyen ihre Kinder, und hoffen durch liebende Vereinigung mit den Menschen eine Seele zu bekommen. Theophrastus Paracelsus opp. II. 180. 190. Diesen schönen Gedanken hat in neuerer Zeit Fouqué sehr glücklich in seiner Undine durchgeführt. Heinrich Kornmann, mons Veneris, Frankf. 1614 S. 110, sagt von den Wasserfrauen und andern elbischen Wesen: „Zu gleicher Weise, als ein Heyd, der vmb die Tauff bittet, auff daß er seine Seel erlange und lebendig werde in Christo, also stellen sie nach solcher Liebe gegen den Menschen, auff daß sie mit dem Menschen in demselbigen Bündnuß seyen, denn aller Verstand und Weißheit ist bei ihnen, außerhalb der Seelen Eygenschafft und die Seele nicht, also empfangen sie die Seele."

Die Zwerge und Elben sind geisterhaft, nur ausnahmsweise sichtbar. Oft kommt in Sagen vor, man sehe sie nur von vorn, hinten seyen sie hohl. Grimm, Anhang vom Abergl. CXLII. Wolf, Zeitschr. I. 274. Oft erscheinen sie in thierischer Gestalt, meist als kleine Kinder, die Bergzwerge in rothen Röcken, das unterirdische Feuer, die Holden in grünen Röcken, die Vegetation bezeichnend. Nur die erstern kommen gnomenhaft, bucklicht, schiefmäulig oder wurzelhaft, haarig vor, die letzteren sind schön wie Engel und besonders wird ihr langes goldnes Haar gerühmt.

Das Hauptattribut aller Elben und Zwerge ist der Hut, wovon sie

überhaupt den Gesammtnamen Hütchen führen; auch der Name Kobold scheint mir von Kappe, Kaputze hergeleitet werden zu müssen. Alle deutschen Sagen stimmen nun darin überein, daß der Hut die Zwerge und Elben unsichtbar mache und daß sie nur sichtbar werden, wenn sie den Hut verlieren, der daher auch Nebelkappe, Tarnkappe (bergende Kappe), Helkappe heißt. Grimm, D. M. 431. Der Grundbegriff ist das verborgene Wirken der Natur. Nicht minder wichtig ist bei den Zwergen und Elben der Schuh, mittelst dessen sie blitzschnell die weitesten Räume durchschreiten, den sie aber nicht gern sehen lassen. Auch er deutet auf das geheimnißvolle Wirken der Natur. An die Stelle des rothen, grünen, goldnen oder gläsernen Schuhes treten in vielen Sagen Gais- oder Gansfüße, was wohl damit zusammenhängt, daß diese beiden Thiere als Attribute des Donnergottes und der mütterlichen Naturgöttin, Symbole der Fruchtbarkeit und des Natursegens sind.

Nach der Grundvorstellung der Volkssage waren zuerst die Riesen auf der Welt, dann folgten Zwerge und Elben, zuletzt die Menschen, d. h. die Erde mit ihren Bergen, Meeren, Flüssen und mit ihren Pflanzen und Thieren mußte vorangehen, ehe der Mensch leben konnte. Die Zwerge und Elben wurden aber in ihrem ursprünglichen Frieden durch die Menschen gestört, wie die Riesen und Nixen.

Von den Zwergen im Erzgebirge heißt es, sie seyen vor dem Andrange der Bergleute geflohen, würden aber dereinst in ihr heimathliches Reich wiederkehren, wenn die Menschen verschwunden seyn würden. Preusker, Blicke I. 55. Zu Steinbach stürzten die Zwerge einen Schacht ein, den ein Bergmann gegraben hatte. Dieser sah es, floh entsetzt, ging nie mehr in den Berg und wurde ein Messerschmied. Da belohnten ihn die Zwerge und seitdem gedeiht die Messerfabrikation trefflich im Ort, ein Bergwerk gibt es aber dort nicht mehr. Bechstein, thür. Sagensch. IV. 172. — Einmal gaben die Zwerge den Bergleuten eine kostbare Münze unter der Bedingung ihre Arbeit im Berge einzustellen, welche Würdigeren vorbehalten sey. Abraham von Frankenberg, Gemma magica II. 33. Oft sind die Bergzwerge zutraulich und lassen die Menschen gewähren, bis die letzteren einen Frevel begehen. Im Harz führt ein Felsen den seltsamen Namen Spardiemüh. Hier hausten einst gütige Bergzwerge, die den Menschen metallne Geräthe zu Hochzeiten liehen. Als man es ihnen aber einmal nicht wiederbrachte, flohen sie die undankbaren Menschen für immer und verschlossen den Felsen. Dem ersten Menschen, der den Eingang wieder suchte, rief eine Stimme zu: „spar die müh". Pröhle, Harzsagen

S. 47. Aehnliche Sagen gibt es noch viele. Durchgängig geben sich die Zwerge, ungleich den Riesen, anfangs den Menschen hin, helfen ihnen, schmieden für sie Geräthe ꝛc., bis der Undank sie vertreibt. Dann aber verschütten sie die Bergwerke, tödten den frevelnden Bergmann durch böse Wetter oder brechen ihm den Hals. Sind die Bergleute aber brav, so ist es der Berggeist selbst, der ihnen gütig verborgne Metalladern öffnet oder sie und ihre armen Angehörigen reich beschenkt.

Elben, die ausschließlich der Luft und dem Licht angehören,

sind ohne Zweifel die, von denen die Volkssage berichtet, sie trocknen Wäsche hoch in der Luft an unsichtbaren Seilen, und dann komme Regen. Vgl. Gräße, sächs. Sagen No. 456 und Panzer, Beitrag I. 1 f. Das sind zarte weiße Wölkchen an hellen Sonnentagen. Die Elben tanzen auch auf solchen Seilen, Panzer S. 17. Den Wiederschein in Wasserblasen faßte das Volk poetisch auf als kleine Elben, die darin ihre Wohnung haben. Wolf, niederl. Sagen S. 66. Das erinnert an die irische Vorstellung von Thautropfen, die unter dem zarten Fuß der Elben nur zittern, ohne zu zerfließen. Grimm, irische Elfenm. VIII. Der Gegensatz zwischen den zarten Lichtelben und den unterirdischen Zwergen tritt in einer Tiroler Sage auf liebliche Art hervor. Die Eismännchen unter den Gletschern des Oetzthals sollen die Saligenfräulein hoffnungslos lieben. Innsbrucker Phönix. 1851. S. 91.

Sehr oft erscheinen die Elben ganz allgemein als Genien des Ortes überhaupt, wohnend unter der Erde, vor den Menschen.

In Holland machte sich Einer den Spaß, in einen kleinen Hügel zu stechen, in dem Elben wohnen sollten, da kam eine Anzahl kleiner weißer Frauen heraus und verfolgten den Bösewicht, daß er mit genauer Noth entrann. Wolf, deutsche Märchen No. 221.

Meist aber muß man sich die Elben als in der Vegetation lebend denken. Darum heißen sie „das stille Volk", oder Waldminnen, Waldweiblein, Holzweiblein, Moosweiblein. Blumenkappen sind ihre Helme, Schuhblumen ihre Schuhe, Dornen ihre Waffen. Eine Menge Kräuter und Blumen tragen heute noch elbische oder Hexen- und Teufelsnamen, die den elbischen nachgebildet sind. Vgl. Grimm, D. M. 417. 1142 f. Ich erwähne nur Alpraute (Wermuth), Alpranke (Gaisblatt), Nixblumen oder Mummel (Wasserlilie), Trudenbeutel (Bovist) ꝛc. Elben leben auch in Bäumen. Die s. g. Wohnbäume, worin Elben wohnen, entsprechen genau den Hamadriaden der Alten.

Eine umgehauene Erle beginnt zu bluten, zu weinen und zu klagen. Meinert, Kuhländchen S. 122. Hans der Träumer will unter Karl dem Großen

drei Bäume niederhauen, da hört er drei blonde Jungfrauen über den bevorſtehenden Tod ihrer Schweſtern klagen, ſchont daher die Bäume und wird durch reichen Feldſegen belohnt. Pröhle, aus dem Harze S. 93. Nach Leibrock, Sagen des Harzes S. 117 waren es Ahornbäume. Im Kilfner Walde im Vorarlberg ſollte eine uralte Tanne gefällt werden. Da kam der Zeug und bat, ſie nicht umzuhauen, denn er ſey gerade ſo viele Jahre alt, als die Tanne Nadeln zähle, und wenn ſie nicht mehr wäre, könne er ſein Alter nicht mehr wiſſen. Vonbun, Vorarlberg. Sagen S. 4. Vgl. Baader, bad. Sagen. No. 14. 184. Abgebrochene Zweige bluten. Rochholz, Aargauer Sagen S. 72. 74.

Ohne Zweifel glaubte man ehemals, von der Erhaltung ſolcher Bäume hänge der Wohlſtand, ja die Exiſtenz des Ortes ab:

Die Bewohner von Neuſtadt pflegen ihre Linde nicht blos aus Eitelkeit. In Schweden glaubt das Volk ausdrücklich, der die Wohnungen ſchützende Elf (Puk oder Niſſe) bewohne ſolche Bäume. Arndt, Reiſe III. 15. Auch das Dorf Eich bei Freiburg im Uechtlande hat ſeinen Namen von einer Eiche, an welche die Exiſtenz des Dorfes gebunden iſt. Mémoires de l'acad. Celtique V. 192. Im Bregenzer Walde gibt es noch alte Familienbäume, um welche die ganze Familie kniet und das Abendgebet verrichtet. Man pflanzt gewöhnlich einen jungen Baum daneben, der für den alten eintritt, wenn dieſer endlich abſtirbt. Wird einmal eine Familie durch Armuth gezwungen, ihr Gut zu verkaufen, ſo bedingt ſie ſich doch ihren Baum und einen freien Fußweg aus, um zu demſelben hingehen und dort ihre Andacht verrichten zu können. Schwab, Bodenſee S. 169. Wie ehrwürdig ſind ſolche alte Sitten im Vergleich mit dem heutigen Güterſchacher, wodurch den alten Allemannen ihr heiliger Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Die Elben gehen und kommen, wie das Laub der Pflanzen, wie die Saaten ſelbſt:

In der Schweiz kommen die freundlichen und hilfreichen Hauri im Frühling und verſchwinden im Herbſt. Vogt, im Gebirg S. 160. Nach Zingerles Sagen aus Tirol S. 85 zieht das dämoniſche Kaſermannel unſichtbar mit ſeiner Heerde, deren Glocken man läuten hört, auf die Alpen hinauf, gerade wenn die Hirten im Herbſt wieder herabgekommen ſind. Auch das dürfte wohl nur den herbſtlichen Heimzug der Elben ins Innere der Berge bedeuten. Nach Grimm D. M. S. 428 wandern die Wichtelmännchen vom Oſenberge nach der Erndte fort und einer ruft noch ſcheidend dem Schnitter zu: unſere Zeit iſt aus. — Ein Schiffer bei Holzminden mußte die Zwerge über die Weſer fahren, ſie waren aber unſichtbar und er fühlte nur die ſchwere Laſt im Schiff. Ganz zuletzt fuhr der König über, nahm ſeine Mütze ab und zeigte dem erſtaunten Schiffer die ungeheure Menge der Zwerge, die das Feld bedeckten.

Schambach und Müller, Niederſ. Sagen No. 141. Als ſie bei Ninteln über die Weſer fuhren, gaben ſie dem Fergen zum Lohne Pferdemiſt, der aber zu Gold wurde. Kuhn No. 270. Bei Idſtädt nie endendes Garn. Sommer, ſächſ. Sagen I. 24.

Ueberhaupt beſtehen nach allen Volksſagen die Geſchenke der Zwerge und Elben durchgängig aus Sinnbildern der menſchlichen Arbeit, aus Kohlen, Hobelſpänen, Stroh ꝛc., die zu Gold werden. Der Sinn iſt: indem ihr Menſchen nun die vorher uns allein gehörende Natur beherrſcht, müßt ihr arbeiten und nur durch Haus- und Feldarbeit könnt ihr den Reichthum gewinnen, den wir umſonſt hatten.

Die Geiſter des wilden Urwalds ſcheuen den ihnen fremden Menſchen, wenn er zum erſtenmal ihre tiefe Waldeinſamkeit ſtört, fühlen ſich aber auch wunderbar von ihm angezogen. In den meiſten Sagen erſcheinen ſie weniger furchtbar, als neckiſch und gutmüthig und haben mehr Urſach, ſich über die Menſchen zu beklagen, als umgekehrt.

Ein Vorwitziger, der es wagte, das ſ. g. Wäldermädle, ein wildes Waldfräulein bei Wolfach, mit Namen anzurufen, wurde von ihr in die Kinzig geworfen. Baader, No. 100. Eine ganz ähnliche Geſchichte in Wolfs D. M. No. 218. Das ſ. g. Mittagweiblein erſchreckt im Wald die Holzhauer, indem ſie unter einer Laſt Holz weinend daherkommt. Wenn aber der Holzhauer ihr die Laſt mitleidig abnimmt, verſchwindet ſie und er ſteht in einem Sumpfe. Gräve, Sagen der Lauſitz S. 59. Im Zeitelmoos im Fichtelgebirge fand ein Reiter zwei Kinder am Wege und ermahnte ſie heimzukehren. Als er etwas weiter fortgeritten war, ſah er vor ſich wieder die nämlichen Kinder, die ihn auslachten. Pachelbel, Fichtelgebirge S. 90.

Der Schwank von gefangenen Nixen, der ſo genau mit Polyphem's Ueberliſtung in der Odyſſee zuſammenſtimmt, wiederholt ſich in einer Waldſage des Vorarlberg.

Eine neugierige Fenggi kam zu einem Holzhauer und frug, wie er heiße? Schalkhaft antwortete er: „Sälb tho“. Nachher ließ er ſie einmal, da ſie es gern verſuchen wollte, ſtatt ſeiner ſägen; als ſie aber im Eifer ihre Hand zwiſchen dem klaffenden Holze einklemmte, ließ er ſie ſtecken. Als nachher andere Fengge kamen, ſie losmachten und frugen, wer ihr das angethan habe, ſchrie ſie immer nur: „Sälb tho“. Vonbun 5. Ein Erdmännchen bei Gutannen, das einem Mädchen nachſtellte, wurde von deſſen Liebhaber eben ſo betrogen. Kohlrauſch, Schweizerſagen I. 26. Vgl. Wolf, Zeitſchr. IV. 97. Eine ähnliche Sage der Normandie bei Bosquet, la Norm. p. 131.

Noch ungleich bedeutſamer iſt eine noch nicht edirte Sage von Paznaun in Tirol, die ich der gütigen Mittheilung des H. Prof. Zingerle in Innsbruck verdanke.

Auch in Tirol wurde ein wilder Mann beim Holzfällen in einer Baumſpalte eingeklemmt und von den Bauern gefangen, aber von dieſen als Orakel in Bezug auf Witterung und Erndte benützt. Von ihm lernten ſie die geheimen Zeichen in der Abendröthe, im Nebel ꝛc., in welchen die Natur ihre eigne Zukunft errathen läßt.

Auch das Echo galt als Dwergmal, Stimme des Zwerges.

Der Menſch ruft und der Zwerg äfft ihn unſichtbar. Herrandssaga 11. Langbyo 464, 468, 470. Grimm, D. M. 421. Gräter, Bragur I. 107. II. 89. Daß ein Zwerg im Echo rufe, glaubt das Volk auch bei Beuren in der rauhen Alb. F. Meier No. 63. Das drückt ganz das auf den Menſchen aufmerkſame, neugierig horchende und zugleich neckiſche Weſen der Elben aus. Deßhalb ſind auch alle durch ihr plötzliches Aufrauſchen oder durch ihre Stimme den Menſchen überraſchenden und erſchreckenden Waldvögel elbiſch. Von dem pierre bavarde (Plauderfelſen) an der Marne, glaubt das Volk, er plaudre aus, was man in ſeiner Nähe geredet habe. Wolf, niederl. Sagen No. 533. Das iſt wohl der neckiſche Elbe, der Liebende belauſcht.

Aus der Neugier der Waldelben blickt der Gedanke hervor, daß ſich dieſe wilden Weſen durch die menſchliche Cultur angezogen fühlen und zutraulich daran Theil nehmen. Dieſer Zug wiederholt ſich in vielen Sagen.

Ein wildes Holzweibchen in der Lauſitz fühlt einmal das Bedürfniß, ſich ihr verwildertes Haar von einer armen Hirtin wieder recht rein auskämmen zu laſſen, wofür ſie ihr dann dürres Laub ſchenkt, das zu Golde wird. Büſching, Wöch. N. I. 147. Die Wichtlein bei Naila bitten einen Bauer um Brod und geben ihm dafür einen rothen Kuchen. Pachelbel, Fichtelgeb. 93. Nach einer voigtländiſchen Sage in Schmidts Reichenfels 144 findet ein wildes Holzweibchen ganz beſondere Freude am Brode, läßt ſich welches von den Menſchen geben und verſchafft dafür ihren Kühen reichen Milchſegen. Einmal gibt ſie ihnen das ausgehöhlte Brod mit Spänen gefüllt zurück, die zu Golde werden. In einer andern Sage daſelbſt 146 mit Laub, das zu Golde wird. Auch in Börners Sagen aus dem Orlagau 236 kommt ein Waldweibchen vor, dem man Brod bäckt und das zum Lohne dafür die ausgehöhlte Brodrinde mit Silber anfüllt.

Dieſe Holz- und Waldweibchen ſind ohne Zweifel Genien der Wälder und Wieſen, in denen die Kühe waiden und durch fetteres Futter befähigt werden, mehr Milch zu geben. Oder überhaupt Genien der Vegetation,

die ſich darüber freuen, was der Menſch aus dem unſcheinbaren Korn zu machen verſteht. Das Wohlgefallen der Elben am Brodte ſteht überhaupt im direkten Gegenſatz zu dem Haſſe der Rieſen gegen das Brod. Die Zwerge wachen ſogar über die Heilighaltung und gute Anwendung des Brodtes. Nach Börner 203 und Schmidt Reichenfels 143 verlaſſen ſie den Ort, wo die Brodte in den Ofen gezählt werden, d. h. wo man geizig iſt.

Die milde und gutmüthige Natur der Waldelben tritt klar hervor in einer Sage des Orlagau bei Börner 227.

Ein muthwilliges Waldweibchen zerſtörte einen ſchönen Heuhaufen, den ein Bauer eben erhöht hat, wird aber dafür von ihrem eigenen Männchen getadelt. Daſelbſt 231 wird von einer Bäurin erzählt, ſie habe einmal das Kind eines Waldweibleins in einer Baumrinde liegen ſehen und aus Mitleid an die Bruſt genommen, wofür ihr das Weiblein nachher die Rinde geſchenkt habe, die zu Golde geworden ſey. Bei Krotendorf wurde ein verloren gegangenes Kind von einem Männlein gepflegt und genährt. Lehmann, Erzgebirge 53. In Tirol helfen die ſeligen Fräulein den Kindern im Walde Beeren pflücken, verſchwinden aber ſogleich, wenn die Kinder merken, wer ſie ſind. Zingerle, Märchen No. 10. Ein zarter Zug. — In einem Märchen von Arndt heißt es: Jakob Dietrich, ein Arbeiter zu Rambin, ſtahl zufällig einmal in der Johannisnacht einem Zwerge ſeine Mütze und gab ſie ihm nicht wieder, bevor er ihm nicht alle Geheimniſſe und Schätze des Berges zeigen würde. Da führte ihn der Zwerg in das Innere des Berges und zeigte ihm eine dämmernde Wunderwelt voll Zaubergärten und darüber einen künſtlichen Himmel, an welchem ſtrahlende Juwelen die Stelle von Sonne, Mond und Sternen vertraten. Ueber viele Gewäſſer führten Kähne in Schwanengeſtalt zu Inſeln, deren Bäume voller Vögel waren. — Ein Anderer, der zufällig ein Zwergmützchen fand, ließ ſich von dem Zwerge dafür drei Karren voll Gold geben. Wolf, Deutſche Märchen No. 13. Ein ähnlicher Fall in Kuhns Norddeutſchen Sagen No. 248. Ein Schäferjunge Namens Schlagenteufel fand einmal ein kleines Glöckchen, das von einer Elbenkappe abgefallen war. Dafür gaben ihm die Elben einen Hirtenſtab, dem die Schafe blindlings folgten, ſo daß er der reichſte Schäfer auf der Inſel Rügen wurde. Arndts Märchen I. 196. Temme, Volksſ. v. Pommern No. 223. Dieſer Hirtenſtab bedeutet offenbar eine dem Schäfer gewordene tiefe Einſicht in die Behandlung ſeiner Thiere. Ein Bauer, der einen Zwerg gefangen hatte, ließ ſich von demſelben einen eiſernen Pflug ſchenken, der ungemein leicht ging und durch den er reich wurde. Von Steinau, Volksſ. S. 293. Das bedeutet wieder eine von dem Bauern gewonnene beſſere Einſicht und Praxis im Ackerbau. Mit dieſer Sage ſteht eine andere in merkwürdigem Gegenſatz. Johann Wilde, ein Bauer auf Rügen, ſtellte ſich

betrunken, um die Zwerge zu betrügen. Sie kamen ihm nahe und es glückte ihm, dem einen seinen gläsernen Schuh auszuziehen und ihn dadurch zu fangen. Als Lösegeld verlangte er, daß in jeder Furche, die er fortan pflügen würde, ein blanker Dukaten liegen müsse. Aber er pflügte aus Geiz immerfort, bis er entkräftet niederfiel und starb. Arndt I. 197. Temme No. 222. Hier ist auf sinnige Weise dargethan, wie dumme Habgier ihres Zwecks verfehlt, selbst wo die bessere Gelegenheit geboten ist. — Ein Jäger, dem die unsichtbaren Zwerge den Schuß verdarben, schoß blind unter sie und traf einen so, daß ihm der Gürtel abfiel und sichtbar wurde. Der Jäger gab nun den Gürtel nicht eher wieder her, bis der Zwerg ihm den Freischuß gewährte, d. h. die Gabe, immer zu treffen. Temme, No. 225.

Der tiefere Sinn in diesen Sagen tritt zuweilen gegen den reinen Humor zurück.

So in einer Zittauer Sage. In der Nähe dieser Stadt hörte einmal ein Bauer in Berzdorf zu, wie die Querre sich vornahmen, unsichtbar einer Hochzeit anzuwohnen. Auf seine Bitte nahmen sie ihn mit und setzten ihm ein Käppchen auf, durch das er unsichtbar wurde. Er mußte ihnen aber versprechen, kein Essen mitzunehmen. Nun fraß er an der Hochzeitstafel den Gästen unsichtbar das Essen vom Munde weg und trank dazu eben so unmäßig, ja stopfte sich zuletzt auch noch alle Taschen voll. Aber weil er sein Versprechen nicht gehalten, schlugen ihm die Zwerge das Käppchen ab und so stand er auf einmal sichtbar vor allen Gästen da und wurde schrecklich durchgeprügelt. Büsching, Wöchentl. Nachrichten I. 73. Dieselbe Sage erzählt auch Kuhn in den Nordd. S. Nr. 291 von Barneize an der Aller. Derselbe beschreibt Nr. 270 auch eine Mahlzeit, an der die Zwerge unsichtbar Theil nahmen, bis sie sich ganz in Schweiß aßen, vor Hitze die Hüte abnahmen und nun alle sichtbar wurden. Aber jeder zahlte für seinen Theil am Mahle ein Goldstück.

Es fällt auf, daß sich die Zwerge so häufig als Diebe in Erbsenfeldern einfinden. Grimm, D. S. Nr. 155. Dessen D. Myth. 434. Schambach und Müller Nr. 147 ꝛc. Sollte darunter wohl die Feindschaft der Zwerge als ursprünglicher Grundeigenthümer gegen den menschlichen Anbau gemeint seyn? Die Erbse ist eine der ältesten Culturpflanzen, die noch vor dem Getreide gebaut wurde.

Die Anwesenheit der Elben ist ein Zeichen des Feldsegens. Ausdrücklich wiederholt die Sage, mit den Elben entfliehe der Segen. Wo der Alber geht, wächst das fetteste Gras, sagt man in Tirol. Zingerle in Wolfs Zeitschr. II. 62. Daher auch, wo Elben im Ringe tanzen, das fetteste Gras wächst, in den s. g. Elbenringen. Es ist merkwürdig,

daß besondere Elben der Cerealien nirgends charakteristisch hervortreten, vielmehr in der Sage auch die bei der Feldarbeit mithelfenden Elben ausdrücklich als wilde Waldelben bezeichnet werden, die nur aus Neugier an der ihnen bisher unbekannten Arbeit Theil nehmen.

Der Volksglaube vom Zwergloch zwischen Hildesheim und Marienburg (Schambach und Müller Nr. 140) erklärt den Feldsegen durch die Zwerge am besten. Die Zwerge sollen nämlich unter der Erde eifrig Gold und Silber schmieden und von der Hitze ihres Schmiedfeuers wird die Erde unter ihnen fruchtbar, ja es setzen sich Gold- und Silberkörner in die Aehren. Nirgends ist der alte Heidenglaube so deutlich und poetisch zugleich ausgedrückt. In vielen andern Sagen heißt es nur, die Elben hülfen den Menschen beim Heumachen und bei der Erndte. Doch wollen sie nie dazu aufgefordert seyn, noch soll man ihnen zusehen. Wolf, deutsche Märchen Nr. 69. Caesar. Heisterb. VIII. 43. Stöber, Elsäß. Sagen Nr. 2.

Als einmal ein Bauer über die Mühsal, mit der ein kleiner Zwerg an einer einzigen Aehre schleppte, lachen mußte, verschwand der Feldsegen für immer. Kuhn, Nr. 270. Wöste, Volksüberlief. 41. In einer andern Sage erscheint dagegen ein einziger Zwerg so stark, daß er allein alle Garben auf dem Felde zusammenbindet. Wolf, D. M. Nr. 68. Auch wissen die Elben am besten, wenn es Zeit zu säen und zu erndten, zum Auszug und zur Heimkehr der Hirten ist. Der Alpbutz in Tirol klopft im Beginn des Herbstes an die Thüre der Sennhütte, um dem Senn anzuzeigen, es komme bald Schnee und er solle nun ins Thal heimkehren. Steub, Drei Sommer 136. Wenn es Zeit ist, das Vieh von den Alpen wegzutreiben, hören die Hirten im Herbst die Stimme eines Kindes. Henne, Schweizerblätter 1833 S. 310. Einem faulen Senner wurden, während er schlief, alle seine Kühe entführt. Er kehrte nun ohne Vieh von den Alpen heim, that aber den ganzen Winter über, als seyen die Kühe noch da und holte nach, was er bisher versäumt, fegte täglich den Stall aus, that, als ob er die Kühe melke ꝛc. Dadurch bewog er die Berggeister, ihm die Kühe zurückzugeben und als er den 1. Mai auf die Alp kam, fand er sie alle wieder, fetter als je. Nur eine hatte eine Dille zu wenig am Euter, weil der Senn ein einzigesmal geflucht hatte. Wyß. Idyllen II. 333. Dieß drückt vollkommen die sittliche Beziehung zwischen den Hirten und Elben aus. Von hoher Zartheit ist die Bitte dänischer Hirten, wenn sie die Kühe austreiben: kleiner Troll, dürfen meine Kühe auf deinem Hügel grasen? Thiele I. 4. — Im Gadmenthal in der Schweiz fand einmal ein Bauer seinen Acker über Nacht abgemäht, die ganze Erndte lag in reifen

Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht.

Das System des öffentlichen Unterrichts, wie es sich, in den Hauptzügen gleichmäßig, bei den europäischen Völkern, und speziell in Deutschland, dem Lande der Wissenschaftlichkeit, ausgebildet hat, ist, wiewohl eine rein geistige Angelegenheit betreffend, doch ungleich mehr in Folge äußerer Verhältnisse geworden, als daß es als Ausführung eines von dem selbstschaffenden Geiste bewußtvoll ausgeprägten Planes zu betrachten wäre. Das Interesse und der Charakter bereits bestehender Gewalten, die zu ihrem eigenen Nutzen und Dienst für diese Aufgabe eine Fürsorge übernahmen, hat ihm seinen Gang und seine Bahnen bezeichnet. Die Kirche gründete Schulen und nahm die bestehenden unter ihre Obhut, zunächst damit sie ihre eigenen Diener heraufbilde, und allenfalls den Laien die nothdürftigste Möglichkeit, mit einigem Bewußtseyn an den kirchlichen Uebungen Antheil zu nehmen, eröffnet werde. Der weitere Gedanke, dadurch überhaupt die Nationalbildung zu beherrschen, mag dabei gewirkt haben, ohne daß sich behaupten ließe, ob er jemals den einzelnen Organen der Kirche zum rechten Bewußtseyn gekommen. Gar oft ist der Hauptgrund, aus dem eine aus vielen Gliedern bestehende Vereinigung handelt, von keinem einzigen dieser Glieder erkannt worden. Geht es doch auch dem Einzelnen so, daß er Impulsen folgt, die er selbst nicht versteht. Doch dem sey wie ihm wolle, die Kirche unterwarf sich die Schule in sehr spezieller und eigennütziger Absicht, dem Schulunterricht aber gab sie die alten Sprachen zur Basis, weil diese

Hause Glück bringen. Umgekehrt kommen sie auch gerne zu menschlichen Hochzeiten und beschenken die Braut. Wolf, hessisch. Sagen Nr. 87. Grimm. D. S. Nr. 39. Kuhn, Nr. 270. Diese Gegenseitigkeit erklärt sich aus der Voraussetzung, daß die Zwerge und Elben dem organischen Naturleben angehören, wie die Menschen. Daher helfen sie auch den Menschen bei Geburten und lassen sich von menschlichen Frauen bei ihren Geburten helfen. Davon gibt es viele freundliche Sagen. Ein Mann sucht ängstlich für seine kreißende Frau eine Hebamme, da verkündet ihm ein Zwerg Drillinge, und wie der Mann heimkommt, hat die Frau glücklich Drillinge geboren. Er bittet den Zwerg zu Gevatter, der ihn reich macht. Ziehnert, sächsische Sagen III. 210. Noch öfter werden menschliche Frauen zu kreißenden Zwerginnen, Elbinnen oder Nixen gerufen, müssen dann aber eine Probe bestehen, indem man ihnen die Wahl der Geschenke läßt. Sind sie bescheiden, so werden sie reich belohnt, wo nicht, gereicht es ihnen zum Verderben. Schmidt, Reichenfels 151. Kuhn Nr. 104. Prätorius, Weltbeschreibung I. 106 ꝛc.

Die Mißgeburten und cretinartigen Erscheinungen in der Kinderwelt wurden für elbisch gehalten und weil das ganze Kind die elbische Physiognomie angenommen zu haben schien, so setzte man voraus, es sey wirklich ein Elbe und nur mit dem echten Kinde vertauscht worden. Dieser Glaube ging ohne Zweifel aus einem tiefen Gesundheits- und Schönheitsgefühl im Volke hervor. Man wagte nicht für möglich zu halten, daß die menschliche Gattung als solche so furchtbar entarten könne. Man fühlte sich gedrungen, jene Mißbildungen für eine der Menschheit fremde Erscheinung zu halten. Aus diesem Glauben entstand die sinnige Dichtung von der Liebe der häßlichen Zwerge zu den schönen Menschenkindern, die sie stehlen und für die sie ihre häßlichen Kinder zurücklassen. Mit dem Recht der Zwerge, ein menschliches Kind zu stehlen, scheint ein sittlicher Begriff verbunden zu seyn.

Wenigstens heißt es in Temmes Sagen aus Pommern Nr. 216, eine Chimmeke habe das Recht erhalten, ein Kind zu stehlen, als dessen Mutter es im Zorn verwünscht habe. In einer andern Sage das. Nr. 221 wird dagegen nur die Schönheit der Kinder als Motiv ihres Raubes angegeben. Auf der Insel Rügen nämlich sollen die Zwerge schöne Knaben und Mädchen stehlen und fünfzig Jahre behalten. Die Zwerge im Lindenberge bei Wolfenbüttel stahlen auch oft Kinder, brachten sie aber wieder zurück, v. Steinau, Volksſ. 177. Die Wittfrauen (weiße Frauen) auf Femern stahlen Kinder, wenn und weil sie noch nicht getauft waren. Müllenhoff Nr. 595.

Das elbische Kind, welches die Räuber statt des menschlichen zurück-

laſſen, heißt Wechſelbalg, Wichſeling, Kielkropf, Dickkopf. Grimm, D. M. 537. Die letztern Namen führen heute noch die Cretinen. Man verabſcheute ſie als Dämonen und widmete ihnen doch ein zartes Mitleid. Denn nach Sommers Sächſ. S. I. 43 war Volksglaube, was man dem Wechſelbalge thue, das geſchehe auch dem eigenen geraubten Kinde in der Elbenwelt. Allein die Scheu vor der elbiſchen Natur des Kindes waltet in den Sagen vor. Der Wechſelbalg plagt und äfft ſeine menſchlichen Pflegeltern. Er ahmt carricaturmäßig das Weinen und alle Schwächen der kleinen Kinder nach und gibt ſich doch als ein vollkommen reifes, ja überkluges und ſtarkes Weſen zu erkennen.

Bei Müllenhoff Nr. 425 wächst ein Balg ſo ſchnell, daß die Mutter, indem ſie mit ihm über die Wieſe geht, ihn hoch aufheben muß, damit ſeine Beine nicht unten anſtoßen. Ein Nickerkind, als Wechſelbalg bei Bauern auferzogen, frug einmal den Knecht, als er einen zu ſchwer beladenen Wagen nicht fortbringen konnte, ob er ihm helfen ſolle? und ſchob wirklich den Wagen vorwärts, verſchwand aber für immer. Kuhn, Nordd. S. Nr. 103. Ein anderes ſolches Kind zu Gutenberg ſchlug einmal alles Geräth im Zimmer kurz und klein. Sommer, Sächſ. S. I. 39. Ein Nixenbalg ließ ſich als weinendes Kind durch mitleidige Leute ins Haus tragen und pflegen, fuhr aber plötzlich zum Schornſtein hinaus. Wolf, D. M. Nr. 78. Ein anderes ſing, als es bei Halberſtadt am Waſſer vorbeigetragen wurde, mit dem Nix im Waſſer zu reden an, ſprang von des Vaters Armen zu ihm hinein und ſchwamm luſtig mit ihm fort. Luther, Tiſchreden, Jena 1591 S. 111. Bodini daemon. 132. Prätorius, Weltbeſchr. I. 420. Kirchhoff, Wendunmuth V. 258. Müllenhoff Nr. 426.

Merkwürdig iſt in vielen Sagen, daß man den Wechſelbalg vertreiben kann, indem man etwas ganz Ungewöhnliches thut.

In Heſſen kochte die Pflegemutter Waſſer in einem leeren Ei. Da rief der Wechſelbalg: bin ich doch ſo alt wie der Weſterwald und habe ſo etwas nie geſehen! worauf er verſchwand. Grimm, Märch. Nr. 39. Müllenhoff Nr. 425. Schambach und Müller Nr. 149 und in vielen andern Sagen. Damit ſtimmt ein anderer Zug der deutſchen Sagenwelt überein. Man kann ſich nämlich aus der Gewalt der Elben und Rieſen befreien, wenn man ihre Namen erräth, was immer mit Liſt geſchieht, da die Namen gerade zu dieſem Zweck überaus gründlich erſonnen ſind.

Eine gute Anzahl edler Geſchlechter in Deutſchland bewahrte Talismane auf, die von Zwergen oder Elben herrührten und woran das Glück des Hauſes hing.

1) Die Alvensleben haben den Namen von einer Elbin, die der Ahnfrau des Hauses für Beistand in der Geburt einen Glücksring schenkte. Prätorius, Weltbeschr. I. 102. 2) Die Asseburg bewahren einen Glasbecher und drei goldene Kugeln aus gleichem Anlaß. Thüringen und der Harz III. 57. 3) Die Bassompierre (das deutsche Geschlecht Bassenstein, das nach Frankreich kam) einen Ring, Becher und Löffel, Geschenke einer liebenden Fee. Stöber, Elsäß. Sagen Nr. 230. 4) 5) Die Bemsen und die Bünau drei Brödchen. Büsching, Wöchentl. Nachr. I. 292. 293. 6) Die Fürsten von Dessau einen Glücksring, als Geschenke einer Kröte, der eine Fürstin des Hauses mitleidig Brod zuwarf. Beckmann, Geschichte von Anhalt III. 3. 1. 7) Die Dipholt einen Ring mit kostbarem Karfunkel, Geschenke einer Waldminne. Happel, rel. cur. II. 524. 8) Die Dittersbach Ring, Becher und Brödchen, wegen Hülfe in der Geburt. Büsching, W. Nachr. I. 97. 9) Die Eulenburg einen Ring, weil ein Fräulein des Hauses den Zwergkönig heirathete und für immer verschwand. Tettau und Temme, Ostpreuß. Sagen 157. 10) Die Hahn drei Stücke Gold von Nixen, wegen Hülfe in der Geburt. Prätorius, Weltbeschr. I. 100. 11) Die Haugwitz eine kostbare Perlenschnur, als Geschenk für lange genossene Gastfreundschaft. Gödsche, Schles. Sagenschatz 52. 12) Die Hoya einen Ring wegen Bewilligung eines Saales zur Hochzeitsfeier. Lucä, Grafensaal 341. 13) Die Lichtenstein einen Karfunkel von unschätzbarem Werth, davon sie den Namen haben. Mittheilung des Herrn Prof. Ignaz Zingerle in Innspruck. 14) Die Maltzan eine Perlenschnur, weil sie einmal eine den unterirdischen Zwergen lästige Oellampe, von der es abtropfte, entfernten. So oft der Aelteste des Hauses sterben sollte, erbleichte eine Perle. Gödsche 115. 16) Die Peine einen Ring und Teppich wegen Bewilligung eines Saales zur Hochzeit. Horst, Zauberbibl. II. 333. 17) Die Pansin drei Ringe, Geschenke eines Zwerges an ein Fräulein. Temme, Sagen aus Pommern Nr. 206. 18) Die Ponikau drei Brödchen wegen Einräumung eines Hochzeitssaals. Büsching, Wöch. Nachr. I. 102. 19) Die Ranzau 50 Pfennige, einen Hering und eine Spindel von Gold wegen Hülfe in der Geburt. Prätorius, Weltbeschr. I. 104. Die vielen Varianten der Sage siehe bei Biernatzki, Volksbuch 1844 S. 2. Müllenhoff Nr. 444. 460.

Die elbischen Hausgeister, die sich nie aus dem Hause entfernen, dürfen nicht verwechselt werden mit den viel später erst aufgekommenen Hausgespenstern und dienstbaren Teufeln. Sie sind ursprünglich nichts als ein genius loci oder sie sind mit dem zum Balken verarbeiteten Baumstamm aus dem Walde ins Haus gekommen und bleiben in ihm wohnen. Das erhellt aus Kuhns nordd. S. Nr. 18.

Hier nämlich kommt ein Puck vor, der als Hausgeist an den Hauptbalken des Hauses gebannt ist, also wahrscheinlich der Baumelbe aus dem Walde war.

Das Haus wird auf Abbruch verkauft, der Balken kommt in den Beſitz eines Mannes, der ihn zu einem neuen Bau verwendet, und nun zieht der Puck mit dem alten Balken in das neue Haus. Aehnliche Sagen bei Müllenhoff Nr. 431 und Rochholz S. 75. Die Abſtammung des Hausgeiſtes aus einer Eiche des Waldes verräth ſich noch in einer ſchwäbiſchen Sage. Ein ſolcher Geiſt, der ſ. g. Klopferle zu Sachſenheim ſchenkte der Magd, ſo oft ſie in den Keller kam, ein Geldſtück. Als ihr aber der Ritter befahl, einmal mehr zu bringen, erſchien der Geiſt mit einem Eichenblatte, woran ſich drei Eicheln befanden, im Munde vor dem Ritter und verbrannte ihn ſammt dem Schloſſe. Magenau, Schwäb. S. 145. Wahrſcheinlich war dieſer Hausgeiſt an einen Balken im Hauſe gebannt und urſprünglich ein Waldelbe, der in einer Eiche wohnte. Dieſelbe Sage wiederholt ſich im Zabergau. Hier geht auf der Burgruine Blankenhorn angeblich der Geiſt des böſen Ritters Wolf um, der ſeine Mutter hatte verhungern laſſen, der ſein treues Weib verſtoßen und eine andere genommen hatte. Einſt ließ dieſer Ritter aus Habgier durch einen Pfaffen den Hausgeiſt citiren, um ihm Geld abzupreſſen, da erſchien aber der Geiſt als Ungeheuer, eine Eichel und ein Eichenblatt im Maule, und hinter ihm brach Feuer in den Saal und verzehrte die Burg mit allen Bewohnern. Klunzinger, Geſch. des Zabergaus II. 133.

Die Klabatermännchen (von cabouter, Kapuze) ſind der niederländiſche Name für Hütchen oder Zwerge. Bei Gelrade in Belgien liegt ein Kabouterberg voll hülfreicher Zwerge, denen man Speiſen und Getränke hinſetzt. Schayes, usages. Louvain 1834 p. 230. Es iſt ein niederländiſcher Volksglaube, daß, wo ſie vorkommen, das Holz ſich vermehre. Wolf, niederl. Sagen Nr. 475. Am häufigſten aber ſind unter ihnen die Schiffsgeiſter verſtanden, die das Schiff hüten, wie andre Zwerge das Haus.

So oft in der Oſt- und Nordſee ein Schiff kalfatert iſt, ſtellt ſich auf ihm, nach dem Volksglauben in Pommern, ein kleines Männchen ein, welches ſeitdem als Schutzgeiſt in dem Schiffe wohnen bleibt. Es trägt ein rothes Jäckchen und einen runden Hut. Es weckt die ſchlafenden Schiffer, wenn ihnen Gefahr droht, und ſtraft die ſäumigen. Muß das Schiff dennoch untergehen, ſo erblickt man das Klabatermännchen noch zuletzt auf der Spitze des ſinkenden Maſtes, von der es herabſpringt. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 253. Vgl. Kuhn und Müllenhoff Nr. 431. Auch dieſe Geiſter ſcheinen aus dem Walde mit den Balken ins Schiff gekommen zu ſeyn.

Einer der berühmteſten Geiſter der deutſchen Volksſage,

Heinzelmann, Hausgeiſt des Hauſes Hudemühlen im Lüneburgiſchen, blieb unſichtbar und zeigte ſich nur ſelten, in immer ſchnell wieder verſchwin-

denden Gestalten als Marder, Schlange, Storch u. s. w., sprach aber oft, gab guten Rath oder neckte die Leute und polterte, wenn er schrecken wollte, gewaltig. Er that nie Böses, sondern bestrafte nur die, welche ihn neckten oder Böses wollten, machte viele Geschenke und verkündete Manchem sein Schicksal. Ein Hausherr, dem er doch als zu lästiger Aufseher erschien, zog lieber aus dem Hause, aber Heinzelmann flog als leichte Feder neben dem Wagen her und zog mit in das neue Haus. Er soll erst im Jahre 1588 verschwunden sein. Grimm, D. S. Nr. 75. Es existirt ein eigenes Buch über ihn von Feldmann. Ein sehr berühmter Hausgeist des Bischofs von Hildesheim hieß Hödeken (Hütchen) wegen seines breiten Filzhutes. Grimm, D. S. Nr. 34.

Heinzelmann, Heinz (eigentlich Heinrich) ist ein beliebter Katzenname. Wirklich kommen die Hausgeister oft in Katzengestalt vor und bringen dem Hause Glück. Müllenhoff Nr. 281. Schnezler, bad. Sagen II. 347. Am berühmtesten ist das Märchen vom gestiefelten Kater, dem treuesten aller Hausgeister. Obgleich es zuerst von Straparola italienisch und von Perrault französisch aufgezeichnet wurde, stammt es doch wohl nur aus dem Glauben der in die romanischen Länder eingewanderten Deutschen.

Ein Müller hinterließ dem einen seiner Söhne die Mühle, dem zweiten einen Esel, dem dritten nur eine Katze. Als dieser letztere nun traurig überlegte, was er mit der Katze anfangen solle, fing sie zu reden an und ertheilte ihm Rath. Vor allem solle er ihr ein Paar Stiefeln anmessen lassen. Als sie diese hatte, ging sie hinaus auf die Jagd, fing Kaninchen, Rebhühner ꝛc. vor der Zeit und brachte sie als Delicatesse dem König als Geschenke vom Grafen von Carabas. Einst fuhr der König mit seiner Tochter aus, da mußte der junge Müller sich baden und die Katze schrie um Hülfe, als sey er der Graf von Carabas, der bade und dem Räuber so eben seine Kleider gestohlen hätten. Der König ließ sogleich dem vermeintlichen Grafen königliche Gewänder geben. Als er aber weiter fuhr, lief die Katze voran und befahl dem Landvolk, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, überall, wo der König frage, wem diese Felder und Wiesen gehören? zu antworten: dem Grafen von Carabas. Endlich ging die Katze zum Pallaste des Popanz, rühmte ihn sehr und wünschte als wißbegieriger Reisender zu wissen, ob es denn wahr sey, daß der Popanz allerlei Gestalten, auch die der kleinsten Thiere annehmen könne? der Popanz verwandelte sich willfährig in eine Maus und wurde von der Katze gefressen, worauf der Müller den König im Pallaste empfing als sey es sein eigener, und die Hand der Prinzessin erlangte. — Bekanntlich hat Ludwig Tieck dieses Märchen in einem seiner frühesten und zeistvollsten dramatischen Märchen bearbeitet.

Damit ſteht das gleichfalls zuerſt in Frankreich geſchriebene und wiederum von Tieck geiſtvoll bearbeitete Märchen vom kleinen Däumling im genauen Zuſammenhange, denn auch dieſer hat elbiſche Natur, leiſtet einer Familie treue Dienſte, kämpft mit einem Rieſen und bedient ſich der Siebenmeilenſtiefeln. Es lautet:

Ein armer Holzhauer hatte ſieben Kinder, darunter war das jüngſte der Däumling. Aus Armuth führte der Vater die Kinder in den Wald und überließ ſie dort ihrem Schickſal. Däumling aber hatte zugehört, wie Vater und Mutter bei Nacht die Entfernung der Kinder verabredeten und hatte aus Vorſicht weiße Steinchen mitgenommen und ausgeſtreut, die ihm und ſeinen Brüdern den Rückweg zeigten. Zum zweitenmal in den Wald geführt und vorher unterſucht, ob er nicht wieder Steinchen bei ſich führe, hatte er nichts als ſein letztes Stück Brod, ſtreute aber die Krümchen davon aus und hoffte dadurch den Rückweg zu finden, als plötzlich Vögel kamen, die Brodkrümchen aufpickten und jede Spur des Rückwegs verwiſchten. Es wurde Nacht, ſeine Brüder jammerten, er aber ſtieg auf einen Baum, um ſich in der Ferne nach Hülfe umzuſehen. Weil er nun ein fernes Licht ſchimmern ſah, ſchlug er mit ſeinen Brüdern den Weg dahin ein und kam an ein Haus, wo ſie von einer Frau zwar mitleidig aufgenommen und geſpeiſt, aber nachher ängſtlich unter dem Bette verſteckt wurden, damit ſie ihr Mann, der Oger, ein unbarmherziger Menſchenfreſſer, nicht fände, wenn er heimkäme. Als er aber heimkam, witterte er das friſche Kinderfleiſch, ſuchte und fand das vor Angſt zähneklappernde Häuflein und packte ſie in ein großes Bett ein, um ſie morgen zu freſſen, da er für heute ſchon ſatt war. Däumling bemerkte, daß die ſieben Töchterchen des Oger im Bett daneben ſchliefen, nahm ihnen leiſe ihre goldenen Kronen vom Haupte und ſetzte ſie ſich und ſeinen Brüdern auf, und das war gut, denn über Nacht bekam der Oger wieder Appetit und griff im Finſtern nach den Kindern, verwechſelte ſie aber wegen der ausgetauſchten Kronen und fraß ſeine eigenen Töchter. Als er wieder eingeſchlafen war, entwiſchten die Knaben in den Wald und waren ſchon weit entfernt, als der Menſchenfreſſer am Morgen aufwachte und den Schaden beſah. Sogleich zog er ſeine Siebenmeilenſtiefeln an und holte die Knaben bald ein, fand ſie aber nicht, weil ſie ſich unter einen Stein verkrochen hatten. Gerade hier ruhte der Oger aus und fiel bald wieder in Schlaf. Da zogen ihm die Knaben leiſe ſeine Siebenmeilenſtiefeln aus und weil die letztern die Eigenſchaft hatten, ſich je nach dem Fuß ihres Beſitzers zu richten, ſo zog ſie der kleine Däumling an und ſie paßten ihm vortrefflich. Alsbald kehrte er in des Ogers Haus zurück und lockte der Frau deſſelben ſeine Schätze ab. Ferner dient Däumling dem König ſeines Landes im Kriege als Bote, bringt ihm immer blitzſchnell Nachricht, verhilft ihm dadurch zum Siege und wird ſo reich dafür belohnt, daß er ſeine

Bibl. Universitäts-Ligs.

arme Familie dadurch glücklich macht. Dieſer Däumling hat offenbar die Kleinheit und Klugheit eines Elben. *)

Die elbiſche Hauskatze iſt den Liebenden hold.

Wenn bei der Hochzeit gut Wetter iſt, ſagt man, die Braut habe die Katze gut gefüttert. Grimm, D. M. 282. Katzen zogen den Wagen der Liebesgöttin Freyja. Bei Hüfringen werden Liebende von einer geſpenſtiſchen Katze geneckt, Schnezler, bad. Sagen I. 463. Auf der alten Harzburg hauſen zwölf Katzen und begünſtigen die Buhlereien vornehmer Mädchen. Pröhle, aus dem Harz, 46. Die großen Katzenverſammlungen (Wolf, niederl. Sagen Nr. 246. Kuhn, nordd. S. Nr. 342. Steinau, Sagen 258. Zingerle, Tiroler Sagen 196 ff.) ſind wohl urſprünglich elbiſch zu verſtehen, ſpäter aber bildete ſich der Glauben aus, es ſeyen Heren, die in Katzengeſtalt ihren Sabbath feiern.

Hinter dem Herenſabbath in der Nacht des 1. Mai liegt eine ältere heidniſche Feier verborgen, nämlich die einer großen Hochzeit der Elben. Um dieſe Zeit blühen die Bäume und paaren ſich die meiſten Thiere. Es iſt die große Hochzeitfeier der Natur ſelbſt. Noch bis in die neuere Zeit beging man dieſe Feier durch den Einritt eines geputzten Jünglings, der den Mai oder Frühling vorſtellte und Maikönig, Maigraf ꝛc. hieß. Ihm geſellte man das ſchönſte Mädchen als Maibraut oder Maigräfin bei. Vgl. Grimm, D. M. 736. Darauf bezieht ſich auch das alte Volkslied vom ſiegreich einziehenden König Grunewald. Wurden in der Heidenzeit unter dem ſiegreich einziehenden Paare Götter verſtanden, ſo doch nur Götter der Natur, des Frühlings, der Liebe und in der Eigenſchaft als Beherrſcher des Elbenreichs und ihr großes Gefolge bildeten die Elben. Das Maifeſt war vertreten im Elbenfeſt. In der erſten Mainacht tanzen die Hexen auf dem Blocksberge den Schnee weg. Kuhn S. 376. Sieht man in der Schweiz die Berggeiſter auf den Matten tanzen, bedeutet es ein gutes Jahr. Grimm, D. Sagen Nr. 289. Auch die heute noch überall vom Volk ſ. g. Elbenringe, Kreiſe im Graſe, wo die Elben getanzt haben ſollen, zeichnen ſich durch viel höher und dichter gewachſenes Gras

*) Wenn man will, kann man ihn für eine Perſonification des kürzeſten Tages nehmen. Seine hungernden Eltern würden dann die Noth und Unfruchtbarkeit im Winter, Oger den Winter ſelbſt, deſſen Tochter die Monate im abſteigenden Lichte, Däumlings Brüder die im aufſteigenden Lichte, der Kronenwechſel den Zeitenwechſel, die Zauberſtiefeln den ſchnellen Lauf der Zeit, Ogers verborgener Schatz den Reichthum der im Winter unter der Erde verborgenen Saaten bedeuten.

aus. Wer im Mondſchein in einen ſolchen Ring tritt, muß ſieben Jahre bei den Elben bleiben. Curioſitäten VIII. 237. Die Hexenkönigin zeigt im Tanz einen rothen Schuh. Grimm, D. M. 1025, was den Gansfuß Bertha's zu bedeuten ſcheint.

In den Alpen kehrt oft die Sage von einem oben zwiſchen den höchſten und unzugänglichſten Gletſchern verborgenen Paradieſe wieder.

In Wallis führt dieſes Thal den Namen „Hohenlauben" oder „das verlorene Thal." Es liegt am Monte Roſa jenſeits des Filarhorns. Von da fließt der „groſe Brunnen" ins Thal von Macugnana hinab. Schott, die deutſchen Colonien in Piemont S. 56. Schon Sauſſure berichtet, ſieben junge Leute von Greſſonay ſeyen einmal da hinauf gekommen und hätten das Thal voll Wald und grüner Waide geſehen, „einen Wohnſitz wilder Thiere". Etwas ganz Aehnliches dürfte „der Thiergarten" bei Mels unfern von Sargans ſeyn, wo man nächtliche Muſik hört und „wo ſich ſonderbare Cirkel bilden." Schweizer Blätter 1832. S. 21. Unter den Cirkeln ſind wohl Elbenringe gemeint. Im Elſaß jagte einmal ein edler Herr im heiligen Forſte und kam an ein Waſſer, jenſeits welchem er eine Inſel entdeckte, wo alle Thiere des Waldes in unzähliger Menge und aufs friedlichſte zuſammenlebten. Aber dieſer ſchöne Hag der Thiere wurde von den Menſchen nicht verſchont, denn derſelbe Herr baute hier die Stadt Hagenau. Strobel, Geſchichte des Elſaßes I. 248. Stöber, Elſäß. Sagen 367. 570.

In andern Gegenden der Schweiz iſt vorzugsweiſe von einem Paradieſe der Gemſen die Rede. Dieſe Thiere, die dem Himmel am nächſten leben, galten auch als beſonders heilig.

Der Freyberg im Glarner Lande hat ſeinen Namen angeblich von der Freiheit, welche daſelbſt die Gemſen genießen. Denn nie darf dort ein Thier geſchoſſen werden, außer zum Braten für eine Hochzeit, weshalb auch der Berg von Gemſen wimmeln ſoll. Reiſen in Helvetien 1778. II. 111. Füßli, Erdbeſchr. d. Eidg. II. 27. Wyß, Idyllen I. 335. Hoch auf dem Mattenberge in demſelben Wiſperthal, das durch den Frevel der Menſchen verödet wurde, hat ſich unſichtbar und unnahbar ein deſto ſchöneres Paradies der unſchuldigen Gemſen und Steinböcke erhalten. Nur ſelten wird es einem Gemsjäger vergönnt, dahin zu gelangen, aber nur um es zu bewundern, denn nie darf er ſich eines Thiers bemächtigen. Grimm, D. S. No. 300. Otte, Schweizer Sagen II. 60. Ein Hirte erwarb die Gunſt einer reizenden Fee, die ihm im Herbſt, als er mit ſeiner Heerde die hohe Matte verlaſſen und ins Thal zurückkehren mußte, verſprach, er werde ſie wiederfinden, wenn er niemals verriethe, daß er ſie kenne, und wenn er niemals Gemſen jage. Nun plauderte er aber ſein Glück aus, konnte daher die Fee nicht mehr wiederfinden und

wurde nun erſt aus Zorn und Trotz ein Gemſenjäger. Als er aber die erſte Gemſe getödtet hatte, erſchien ihm die Fee drohend und er ſtürzte in den Abgrund. Beda Weber, Tirol III. 274. Seidl, Tirol und Steyermark 133. Steub, drei Sommer S. 225. Dieſelbe Sage wiederholt ſich bei Schaubach II. 42, wo es noch beſonders heißt: auf der unerſteiglichen Alpe Morin in Tirol ſollen drei ſelige Fräulein wohnen, die in Geiersgeſtalt die Gemſen beſchützen und den Jägern feind, aber den Hirten freund ſind. Ein Jäger, der eine Gemſe am Sonntag ſchießen wollte, verſteinerte. Schöppner I. 57. In den Glarner Alpen erſcheint eine weiße Gemſe dem, der ſterben ſoll. Heer, Canton Glaris 319. — Nach einer Alpenſage in den Mémoires de l'Acad. Celt. V. 202 und Wyß, Reiſen 416 herrſchte einſt auf den Alpen das goldene Zeitalter. Die Kühe waren ſo groß und gaben ſo viel Milch, daß man die letztere in große Baſſins füllte und auf Kähnen darin herumfuhr, um den Rahm abzuſchöpfen. So gab es auch einſt im Bayerwald eine Ziege, die alle Tage drei Morgen Wieſen abweidete und als ihr eine Zitze weggeriſſen wurde, ſieben Dörfer mit Milch überſchwemmte. Schöppner I. 88. Eine ähnliche Anſicht vom Paradieſe auf den Alpen hatte man auch im Vorarlberg. Nach Vonbun S. 23 trug jeder Halm einſt viele Aehren, bis die Menſchen übermüthig wurden und das Korn in den Koth ſchütteten. Da verſchwand der Segen und ſeitdem trägt jeder Halm nur eine Aehre.

Wenn das verlorne Paradies in der erſten Mainacht wieder ſichtbar wird, wenn mit dem Grün des Waldes auch die Zugvögel zurückkehren, dann ertönt die ſüße Stimme der Nachtigall wie aus einer fremden Welt und in ihr iſt alles Verlockende der Elbenmuſik gleichſam concentrirt.

Aus dem collectaneis Manlii wird im Magicon Lsleb. 1597 p. 62, auch in Kornmanni templum naturae hist. und in Wolfs D. Märchen Nr. 58 von einer dämoniſchen Nachtigall erzählt, welche zur Zeit des Conſtanzer Conzils in einem Walde bei Baſel ſo hinreißend ſang, daß Alles herbeiſtrömte, ihr zuzuhören. Als ſie aber einmal gefragt wurde, wer ſie denn eigentlich ſey? erwiederte ſie, ſie ſey die Seele eines Verdammten, und entfloh. Alle aber, die ſie gehört hatten, erkrankten und ſtarben. Nach dem Glauben der Eſthen hat die Nachtigall das Vorſpiel des himmliſchen Spieles, wodurch der höchſte Gott Wäinämöinen gleich Orpheus die Thiere um ſich verſammelt, im Gedächtniß behalten und ſingt nun immerfort durch die Wälder. Hier iſt deutlich ausgeſprochen, die Töne der Nachtigallen ſeyen Erinnerungen aus dem Himmel, und wohl nur, weil damit der heidniſche Himmel gemeint war, konnte in der erſt erwähnten Sage die Nachtigall für eine Verdammte gehalten werden. Im Titurel wünſcht ſich Signe die Stimme der Nachtigall, um ihren todten Geliebten damit wecken zu können, wie der kleine Vogel ſeine Jungen durch Geſang aus dem Ei erweckt. Im Lechrain bitten Sterbende die Mutter Gottes,

zur theologischen Bildung unentbehrlich waren. Dies der Ursprung des noch heute gültigen Umstandes, daß die klassischen Studien die Grundlage der Gelehrtenbildung sind. Der lateinischen Sprache ward dabei der Vorrang gegeben; ja lange Zeit behauptete sie allein das Feld, denn sie war zunächst am nöthigsten, schon in Betreff des Rituals der katholischen Kirche. Es mochte auch die Opposition der lateinischen Kirche gegen die griechische dabei walten; sie diente als Bindemittel zwischen Rom und dem Klerus in allen Ländern; sie ward durch den Klerus zur diplomatischen Sprache. Darüber gerieth die griechische Literatur in Vergessenheit. Als sie nach dem Falle Konstantinopels den europäischen Gelehrten zurückgebracht ward, bemächtigten sich ihrer zunächst die freieren, die bereits höher strebenden Geister, und steigerten wieder durch sie ihren Forschertrieb. Sie ward mehr gegen die Kirche, als in deren Dienste benutzt, und war mehr der höhern Gelehrtenbildung angehörig, als mit der lateinischen Sprache in dem Schulunterricht auf eine Linie gesetzt. Auch davon haben sich die Wirkungen in der, was übrigens das Alles gleichmäßig betrifft, sehr rationellen Einrichtung erhalten, daß die Erlernung der lateinischen Sprache in den Schulen der der griechischen vorauszugehen pflegt. Als im Innern der Kirche ein höheres wissenschaftliches Leben sich entzündete und die geistige Thätigkeit des Klerus in immer weiteren und einflußreicheren Funktionen sich zeigte, gebar sie aus ihrem eigenen Schooße die Universitäten und in ihnen die gefährlichsten Feinde ihres geistigen Monopols. Aber auch diese wurden zunächst zum Dienste und im Interesse der Kirche hervorgerufen. — In den protestantischen Ländern trennten sich die höheren Bildungsanstalten von der Kirche. Die Universitäten erfaßten die reine Pflege der Wissenschaft als Aufgabe, und erst gegenwärtig sind sie hier und da bedroht, von einem kurzsichtigen Utilitätsprinzip zu Abrichtungsanstalten für künftige Staatsbeamte gemacht, und nur aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zu werden. Die Gelehrtenschulen emanzipirten sich durch die Gelehrsamkeit ihrer Vorsteher von einem materiellen Einfluß der Lokalgeistlichkeit, die vielleicht in der Form eine Art Aufsicht über sie führte, und berechneten ihre Wirksamkeit auf die Vorbereitung zum akademischen Studium. Wie die Kirche sich nicht mehr dieser Anstalten annahm, fielen diejenigen, welche nicht auf öffentliche, aus eingezogenen Kirchengütern gewonnene

ihnen die Nachtigall zu ſchicken, um ihnen das Sterblied zu ſingen. v. Leoprechting, aus dem Lechrain S. 79. Wohl eine uralte heidniſche Erinnerung an den Vogel der Freyja. Daß die Nachtigall als Botin der Liebe galt, erhellt aus einer Menge von alten Volksliedern und aus den Minneliedern des 12. und 13. Jahrhunderts, wo ſie überall den Liebenden zu Dienſte ſteht.

Im Sagenkreiſe der Maifeier bildet der Kukuk einen bemerkenswerthen Gegenſatz gegen die Nachtigall. Während nämlich die Nachtigall als Lichtelbe oder Holde, einem guten Engel gleich, Schutzgeiſt der Liebenden iſt, ſo tritt dagegen der Kukuk als ein Unhold und ſchadenfroher Störefried auf.

In die Mailuſt miſcht ſich etwas Neckiſches und Unheimliches ein. Unter den üppigen Blüthen, die ſich der Sonne öffnen, unter dem ſchwellenden Laube, welches der Wald ausbreitet, niſten Raupen und allerlei ſchädliche Inſekten ſich ein, nach den Hexenproceſſen vom Teufel mit den Hexen erzeugt. Als der mythiſche Vater dieſes erſt ſpät und mitten in der geſundeſten Fülle der Vegetation zu deren Verderben erzeugten Geſchmeißes der Würmer, Raupen, Käfer, Fliegen ꝛc. gilt aber, nach einer ohne Zweifel viel ältern heidniſchen Vorſtellung, der Kukuk. Indem man den Schaum, den die Schaumcikade an Weiden anhängt, für den Speichel des Kukuks hielt, glaubte man, aus ihm entſtehe das Ungeziefer. Conrad von Megenberg, Buch der Natur, 1482 S. 81. Nollenhagen, Wunderb. Reiſen 189. Breslauer Samml. 1719. April 466. Auch hat die Liebe, die im Mai gefeiert wurde, eine unſittliche und egoiſtiſche Seite und gerade dieſe ſah man vorzugsweiſe wieder im Kukuk vertreten. Wie die Nachtigall der Poeſie der jungen und unſchuldigen Liebe angehört, ſo der Kukuk der burlesken Poeſie des Ehebruchs. Bekanntlich legt er ſeine Eier in fremde Neſter.

An den Kukuk muß der Kiebiz angereiht werden, der gleichfalls ein neckiſcher Elbe iſt und wieder eine andre negative Seite der Liebesfeier im Frühling vertritt, nämlich das Hageſtolzen- und alte Jungfernweſen.

Der Kiebiz ſoll eine verwandelte Frauensperſon ſeyn, die ihrer Herrſchaft eine goldene Scheere ſtahl und ſich anmaß, wenn ſie die Diebin ſey, ſo wolle ſie ein Vogel werden, raſtlos umherfliegend alle Welt Dieb nennen und ihre Kinder in Rohr und Moos gebären. Und ſiehe, ſie wurde auf der Stelle ein Kiebiz, der immer Tyvit, Tyvit ſingt, und deſſen Schwanz noch die Figur einer Scheere bildet. Däniſche Volksſage im Geſellſchafter 1832 Nr. 190. Noch beſtimmter heißt es in Afzelius, ſchwed. Volksſagen III. 244, der Kiebiz ſey eine Magd der Jungfrau Maria geweſen, d. h. der chriſtianiſirten Elbenkönigin. Der Vogel heißt auch Gyritz, daher das berüchtigte „Güritzmoos“, wohin die ſpröden Jungfrauen kommen, was man nachher auf alle alte Jungfern

ausgedehnt hat. Vgl. Schmeller, Bayriſches Wörterbuch II. 13. Weber, Tirol II. 17. v. Alpenburg, Tirol S. 351.

Unter den elbiſchen Thieren, die den Menſchen necken, kommt ſonderlich der Haſe ſehr häufig vor. Es iſt eine feine Ironie, daß gerade das furchtſamſte Thier Schrecken einflößen ſoll; das entſpricht aber ganz dem elbiſchen Weſen. Auch ſonſt haben die Haſen viel mit den Elben gemein.

Nach Kuhn Nr. 351 tanzen und ſchmauſen ſie bei Nacht und laſſen einen ſilbernen Becher zurück. Daſelbſt Nr. 305 kommt ein Haſe vor, der am Webſtuhl hilft und ungeheuer viel Leinwand liefert. Am häufigſten ſpottet der elbiſche Haſe des Jägers. Ein gejagter Haſe bleibt plötzlich ſtehen, wird außerordentlich groß und fragt den entſetzten Jäger mit tiefer Stimme: ſind die andern ſchon weg? Wolf, niederl. S. Nr. 387. Ein anderer Haſe, den der Jäger todt glaubt, läuft ihm immer wieder über den Weg, verwandelt ſich endlich in eine große ſchwarze Kugel und läuft hinter ihm her, ſo daß der Jäger in der Angſt auf einen Baum klettert, daſ. Nr. 549. Ein gewiſſer Ulrich, württembergiſcher Diener, hatte einen Haſen gefangen und trug ihn im Sack, als eine Stimme im Walde rief: halt, ich will mit, wo biſt du? „Hier in Ulrichs Sack", rief der Haſe im Sack. Ulrich erſchrack darüber, daß er bald darauf ſtarb. Cruſius, ſchwäb. Chronik III. 7 im letzten Capitel. In vielen Sagen erſcheint der Haſe nur mit drei Beinen.

Elbiſch ſind auch die ſo oft und überall vorkommenden dämoniſchen Thiere, die Nachts dem Wanderer aufhocken und ſich von ihm eine Strecke weit tragen laſſen, geſpenſtiſche Kälber, Eſel, Pferde ꝛc. Zuweilen bezeichnet ſie die Sage als Holz- und Waldweiblein. Von dieſem thieriſchen Alpritt auf offener Straße iſt der Alpdruck im Bette zu unterſcheiden. Die ſchwere Beklemmung im Schlaf heißt Alpdruck. Der Alp wird auch Mare genannt, daher cauchemar im Franzöſiſchen. Auch Wichtel, daher der ſ. g. Weichſelzopf eigentlich Wichtel-, Alp-, Drudenzopf oder Mahrlocke, Mahrflechte heißt und von dem Alp herrühren ſoll, der Nachts die Haare der Schlafenden mit ſeinem Speichel verklebt. Grimm, D. M. 433. Der Alp drückt nicht blos Menſchen, ſondern auch das Vieh im Stalle und macht es ſchwitzen und toben. Erblickt man die Mare oder fängt ſie am Morgen, ſo hat ſie gewöhnlich die Geſtalt eines kleinen Nachtſchmetterlings oder einer fliegenden Feder.

Alle Inſekten galten als böſe Elben, als Genien des Verderbens, welches die ſo ſchön emporgeblühte Pflanzenwelt verunreinigt, zerfrißt und zerſtört. Sie ſind allem Leben und aller Geſundheit feindlich.

Alle innern Krankheiten ſind böſe Elben und zugleich Inſekten. Sie werden in ſchwarze, rothe und weiße eingetheilt. Kopfweh ſoll durch einen ſchwarzen oder verkehrten Elben bewirkt werden. Haupt, Zeitſchr. IV. 389. Kuhn, nordd. S. 443. Krankheiten heißen fliegende Elben. Grimm, D. M. 1109. 1115. Auch Hexen gebären die ſ. g. Elben oder böſen Dinger, die näher als Würmer, Raupen, Schnacken ꝛc. beſchrieben werden, hauptſächlich, um damit bei Menſchen und Vieh Krankheiten zu erzeugen. Grimm, D. M. 1027. Die in der Teufelsbuhlerei erzeugten böſen Elben in Würmer-, Raupen- und Fliegengeſtalt werden einem „beigelegt" oder „eingegeben", als Krankheiten. Büſching, wöchentl. Nachr. II. 358 f. Er iſt eylſs, er hat das Eylſs auf dem Leibe, ſagt man von den Beſeſſenen und Thörichten. Paullini, zeitverkürzende Luſt III. Nr. 93. Elbſchuß oder Hexenſchuß heißt der Rheumatismus. Mone Anz. VI. 470.

Der gemeinſchaftliche alte Name dieſes ganzen in der Inſektenwelt begriffenen böſen Elbenvolkes iſt Schrat, Schretele, Schröter, isländ. skratti, Waldſchrat, Nachtſchretel.*) Der Name hat ſich vorzugsweiſe im Hornſchröter, dem größten aller deutſchen Käfer erhalten, der wohl als König des ganzen Schrattenvolks angeſehen wurde und auf überraſchende Weiſe in der Sage als ein Feind des Gottes Thor erſcheint.

Die Inſekten ſind der Vegetation eben ſo feind, wie die Rieſen, werden alſo aus dem gleichen Grunde vom Donnerer verfolgt. In Schweden ſchließt man beim Gewitter die Fenſter zu, damit kein fliehender Troll ins Haus komme. Wenns donnert, ſterben die Trollkinder. Wenn die Gewitter nicht wären, würde die Welt voller Trolle ſeyn. Arndt, Reiſe in Schweden III. 20. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 207. Die vor dem Thor fliehenden Trolle rollen ſich in einen Knäul zuſammen und wollen ſich verſtecken, werden aber von den Mähern im Felde mit Sicheln abgehalten. Afzelius I. 10. Solche ſ. g. Windknäuel kommen auch in deutſchen Sagen vor. Grimm, D. M. 952. Der Hirſchkäfer oder Hornſchröter heißt in einigen Gegenden Süddeutſchlands Donnergueg und Donnerpuppe, in Skandinavien Torbagge. Grimm, D. M. 167. 656. In Schweden heißt er auch Horntroll. Wenn nun nach Grimms D. M. Aberglauben 705 die Meinung herrſchte, in ein Haus, in das man den Hornſchröter trage, ſchlage der Blitz ein, ſo weiſt dies ausdrücklich auf die Vorſtellung hin, nach welcher dieſer Käfer ein Troll

*) Grimm, D. M. 448 weiß das Wort aus keiner deutſchen Wurzel zu erklären und denkt an das ſlaviſche skrytí (celare, occulere). Schmeller B. W. III. 519. 522 hält die deutſche Abſtammung feſt und denkt an Scherzen. Ich glaube dagegen, man müſſe an kratzen, ſchroten und ſchreiten denken, was beides im Hahnenſkrat verbunden iſt, dem Kratzen mit dem Fuße. Das ſtimmt auch am beſten zu dem kribbelnden, kratzenden und ſtechenden Weſen der Inſekten, gerade zu dem, weshalb dieſe Thiere unſern Vorfahren widrig waren.

iſt, der vom Donnerer verfolgt wird. Aus demſelben Grunde heißt dieſer Käfer in der Volksſprache auch Feuerſchröter, Fürböter, Börner (Brenner) und Hausbrenner und man ſagt, er trage glühende Kohlen auf ſeinen Hörnern und zünde Häuſer an. Hellmuth, Volksnaturlehre 1811. S. 541. Naturgeſchichte zur Dämpfung des Aberglaubens 1793 S. 79. Wie das unſchuldige Thierchen zu dieſem Verdacht gekommen iſt, läßt ſich nur erklären, wenn man annimmt, es ziehe als von Thor verfolgter Troll den Blitz, alſo auch den Brand hinter ſich her. — Der röthliche Saft, den die Schmetterlinge an die Bäume ſetzen, wurde für das Blut der vom Teufel verfolgten und verwundeten Schretlein gehalten. Man glaubte, ſie ſchlüpften ins Innere der Bäume hinein, um ſich vor ihm zu ..tten und ließen jene Blutſpuren außen zurück. Kornmann, mons Veneris, 1614 p. 161. Es kann wohl kein Zweifel ſeyn, daß unter dem Teufel hier Thor verſtanden werden muß. Daher wiederholt ſich auch von den Aſtlöchern und gekrümmten Aeſten, aus denen der Schretlein Blut fließt, ganz das nämliche, was von den Martinslöchern und Hohlfelſen, als Wunden der Rieſen galt. Läßt man die Saat durch das Aſtloch eines Sargbrettes laufen, ſo können die Spatzen der Feldfrucht nicht ſchaden, ſagt Breitenſtein in ſeiner Geſchichte des Sperlings S. 88. Vgl. Sympathetiſcher Miſchmaſch 1705 S. 104. Man ließ Kranke durch die Krümmungen der Aeſte einer alten heiligen Eiche bei Wittſtock hindurchkriechen, um ſie zu heilen. Temme, Sagen der Altmark S. 116. Ebenſo in Schweden, wo auch ſchwere Geburten durch daſſelbe Mittel gefördert wurden. Afzelius, ſchwed. Volksſ. II. 305. Sofern es ſich aber hier um Elben handelt, glaubte man auch durch ſolche Aſtlöcher, in welche die Schretlein flüchteten, ins Geiſterreich, d. h. Elbenreich hineinblicken zu können. 138 Geheimniſſe, 1726 S. 112. Elfbore, Weg der Elfen, heißt das Aſtloch in Schottland. Nach Molbeck dial. lex. 99 lockt man die Elbfrau aus 15 Eichenaſtlöchern durch eine Beſchwörung. Und daſſelbe glaubte man bewirken zu können, wenn man durch den gekrümmten Arm ſah, nachahmend die Krümmung der Baumäſte. Vgl. Grimm, D. M. 1119. Haupt, altd. Blätter I. 289.

Aus dem Kampf des Donnerers gegen die Schretlein erklärt ſich auch, daß die ſ. g. Alpgeſchoſſe, Donnerkeile (Belemniten) nicht blos als von Zwergen für den Thor geſchmiedete Blitze (Grimm, D. M. 170. 429), ſondern auch als von ihm gegen die Schretlein und böſen Elben geſchleuderte Blitzſteine gedacht werden können.

4.

Dämoniſche Liebe im Märchen.

Zu den ſchönſten, aber auch am ſchwierigſten zu erklärenden Märchen gehören die, in welchen der Menſch ſich mit einem dämoniſchen oder geſpenſtiſchen Weſen liebend verbindet. Solcher Weſen ſind vielerlei, ſogar Rieſinnen, wie die rauhe Elſe, die ſich mit Wolfdietrich verbindet, Nixen, deren ſchon erwähnt iſt, die unter dem Namen der Waldminnen bekannten ſchönen Elben, und zärtliche Elbenköniginnen. Dann auch häßliche Thiere, in denen aber die Seelen edler Weſen verborgen ſind, ſofern ſie ſich nur in einem Verwünſchungszuſtande befinden. Ferner die räthſelhaften Mahren, die als Alp den Menſchen drücken und ſich in ſchöne Frauen verwandeln können. Endlich die Schwanjungfrauen, in denen wir die nordiſchen Valkyrien wiedererkennen. Wie verſchiedenartig nun auch alle dieſe dämoniſchen Weſen ſind und was immer die Verbindung derſelben mit Menſchen im alten Heidenglauben bedeutet haben mag, ſo liegt dieſen wunderbaren Liebesgeſchichten des deutſchen Volksmärchens doch zunächſt ein tiefes Gefühl für das Dämoniſche in der Liebe überhaupt zu Grunde.

Rein elbiſch, Genien des Waldes, ſind die Waldminnen oder Waldfrauen, wilde Fräulein ꝛc. Wie irdiſche Männer mit dämoniſchen Frauen, ſo haben auch umgekehrt männliche Dämonen mit irdiſchen Frauen zu thun. Sehr oft erſcheinen die Zwerge und Elben, gleich den Waſſermännern, buhleriſch. Am meiſten gilt das von Alberich (franz. Oberon), dem Beherrſcher des Elbenreichs, den wir oben ſchon als Vater des König Otnit kennen gelernt haben. Sein Weſen iſt neckiſcher Muthwille mit überlegenem Verſtande in kleinem Leibe. Doch iſt er auch wieder nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr ähnlich iſt ihm hierin der gleichfalls ſchon erwähnte kleine König Laurin. Desgleichen die Zwergkönige Gübich und Goldemar, Volmar ꝛc.

Am berühmteſten iſt Rübezahl im ſchleſiſchen Rieſengebirge, offenbar ein Elbenkönig. Er hat einen Luſtgarten, wie Laurin. Das bezeichnet ihn als einen Herrn der Vegetation, als Beherrſcher der Kräuter. Die einſt berühmten Kräutermänner des Gebirgs, die von den Heilkräutern Liqueure abzogen, führten ihn im Wappen. Auch fällt ſein Hauptfeſt

auf der Schneekoppe am 15. Auguſt mit der Würz- oder Kräuterwelhe der kathol. Kirche zuſammen. Die Quellen über ihn ſind Henelii Silesiographica 1613. Schwenkfelds Schrift über das warme Bad bei Hirſchberg 1619. Aelurii glaciographica 1625. Völkerling, disput. de spiritu Rübezal, Wittenb. 1673. Preusker, Blicke in die Vorzeit II.

Nach dem freilich erſt ſpäteren Volksmärchen des Muſäus raubte Rübezahl die ſchöne Emma, der er Unterhaltung verſchaffte, indem er Rüben in Herren und Damen zu ihrem Dienſt verwandelte, die aber wie Rüben wieder hinwelkten. Er mußte nun neue ſäen und während ſie ihn auf das Feld ſchickte, die Rüben zu zählen, entfloh ſie zu ihrem geliebten Prinzen Rattibor. Seitdem heißt der Berggeiſt Rübezahl, iſt mürriſch und macht böſes Wetter.

Die ſchönen Waldfrauen verlocken gern die Jäger, gewähren ihnen ein hohes Entzücken, gereichen ihnen aber doch meiſt zum Verderben. Sie ſind alſo der wahre Ausdruck jener geheimnißvollen Schönheit des deutſchen Urwalds, des Jägerglücks in tiefer Waldeinſamkeit, aber auch der lauernden Schrecken und Gefahren. Schon Burchard von Worms 19. 5. p. 198d nennt ſie agrestes feminae et silvaticae, die ihren Liebhabern bald ſichtbar, bald unſichtbar ſeyen.

In der Meunekenhöhle fand einmal eine Gräfin von Schaumburg ihren Gemahl in den Armen eines ſchönen Wichtelweibchens ſchlafend, ſchnitt dem Weibchen unvermerkt eine blonde Locke ab und zeigte dieſe dann dem Gemahl, als er von der Jagd heimgekehrt war. Er ging in ſich und entſagte der ſchönen Elbin, die aber dafür ſeinem ganzen Geſchlecht den Untergang drohte und die Drohung erfüllte. Gottſchalk, Ritterb. IX. 121. Von Steinau, Volksſ. S. 240. Milder verfuhr unter ähnlichen Umſtänden die Frau eines Bauern zu Anif bei Salzburg, die, als ſie ihren Mann bei einer wilden Frau aus dem Untersberge fand, kein böſes Wort ſagte, ſondern nur das wunderſchöne Haar der wilden Frau bewunderte. Dieſe verſchwand nun für immer, ließ aber ihren Schuh voller Gold zurück. Brixner Büchlein 10. Panzer Beitrag 13. — Die Frau eines Hirten war nicht ſo ſanft als jene Bauersfrau, ſondern band ihrem Mann heimlich einen Faden an, ging ihm an demſelben nach und überfiel ihn bei dem ſ. g. Salgfräulein, einer Waldelbe, um die ſich wegen ihres ſchönen Geſanges die wilden Thiere ſammelten. Von der eiferſüchtigen Frau entdeckt, verſchwand ſie unter den Steinen. Schriftliche Mittheilung von Prof. Zingerle in Innsbruck. Am Engelſtein in Bayern liebte eine wilde Frau einen Bauern und ſchenkte ihm einmal boshaft einen Gürtel für ſeine Frau; als er aber mißtrauend den Gürtel zuerſt um einen Apfelbaum band, zerriß der Baum. Panzer 17. Ein unſchuldiger Hirt erhielt von der ihn liebenden Waldfrau eine ſchöne Waide, als er ihr aber un-

treu wurde und eine andere heirathete, verſank er ſammt der Braut und der Waide. Wolf, Zeitſchr. II. 352. Ein Bergfräulein unter Falkenſtein liebte einen Sennen und gab ihm jeden Sonnabend die Schürze voll Gold, bis ſie einmal mit ihm belauſcht wurde; da kam ſie nie wieder. Weber, Tirol I. 603. Der Schmied in der Eiſenhütte von Valorve im Juragebirge empfing von einer reizenden Fee, die ihn liebte, Gold und Perlen. Er ſollte ihr aber niemals, wenn ſie von ihm ging, nachfolgen. Da er es aus Neugier doch einmal that, kehrte ſie nie wieder und das Gold, das er von ihr hatte, wurde zu dürrem Laube. Hirtz, Gedichte. Straßburg 1846. 47. Ein Ritter, der unter gleichen Umſtänden ſein Glück ausplauderte, verlor es für immer. v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 90. Ebenſo ein Bauer zu Alten in Tirol. Firmenich II. 699. Eine der reizendſten Sagen iſt die von einem Waldweiblein, das als alte häßliche Zwergin einen jungen Jäger bat, ſie über den wilden Bach zu tragen. Obgleich er ſein Wild dabei ablegen mußte, erfüllte er doch aus Mitleid ihre Bitte. Als er ſie aber hinübergetragen, wurde ſie zur ſchönſten Jungfrau und zauberte ein Schloß hin, in dem ſie lange glücklich mit dem Jäger lebte. Benno, Gedichte. Cöslin 1845. 68. Aecht elbiſch erſcheint die Waldminne auch in einer Schweizerſage. Ein vom Jäger verfolgtes Reh verwandelte ſich plötzlich in eine Jungfrau, der Jäger erſchrak darüber, wurde aber von einer unzähligen Menge Zwerge umringt und ſo zerſchlagen, daß er ohnmächtig liegen blieb. Schweizerbl. 1832. 46.

Ungewöhnlich erſcheint die Sprödigkeit eines ſeligen Fräuleins in Tirol. Als ein Knappe aus dem erzreichen Schneeberg ſie zur Liebe zwingen wollte, hauchte ſie ihn an und verwünſchte ihn mit allen Bergleuten. Weber, Paſſeir S. 260. Das mahnt an die keuſche Unnahbarkeit der heiligen Urwälder und Gewitterſeen.

Zu den merkwürdigſten Vorſtellungen unſres heidniſchen Alterthums gehört die, wonach auch die inſektenartigen Elben, die drückenden Alpe und Mahren, ſich in ſchöne Frauen verwandeln und mit Menſchen zärtliche Verbindungen eingehen. Sie können ſich unendlich klein machen und durch die engſten Löcher ſchlüpfen, gewöhnlich durch Aſtlöcher.

In Smaland kam einmal eine Elbe mit dem Sonnenſtrahl durch ein Aſtloch ins Zimmer, heirathete den Sohn des Hauſes, verſchwand aber ſpäter durch daſſelbe Aſtloch. Afzelius, ſchwed. Volksſ. II. 305. Ein ganz ähnliches Beiſpiel in Wolfs heſſiſchen Sagen Nr. 95. Nach einer merkwürdigen Sage Vorarlbergs bei Vonbun, 2te Aufl. 26. haſpelt ſich eine Mahr zu Rankweil, da ſie ſich gefangen ſieht, die Därme aus dem Leibe, bis ſie ſo dünn iſt, daß ſie durch ein kleines Loch hinausſchlüpfen kann. Eine Mahr wird durch Verſtopfung des Lochs, durch welches ſie hereingekommen, gefangen, da ſie ſich

aber als ein sehr schönes Mädchen offenbart, vom Hausbesitzer geheirathet. Einmal sagt er zu ihr: was wäre aus dir geworden, wenn ich dich nicht geheirathet hätte! da verschwindet sie für immer. Kuhn, Märk. S. Nr. 48. In einer andern Sage das. Nr. 185 verschwindet sie, weil er sie frägt: woher sie denn eigentlich sey? Eine als kleine Feder im Zimmer fliegende Alp wird als schönes Mädchen gefangen. Bechstein, Thüring. Sag. II. 116. So noch viele ähnliche Fälle in deutschen Volkssagen.

Bei Kuhn, nordd. Sag. S. 418 heißen die Mahren auch Waldriderske oder Waldreiterinnen und von ihnen sollen die krummen Aeste im Walde eingedrückt seyn. Wo der Ast einen Knorren bildet, soll man sich hüten nahe zu kommen, denn steht man darunter, so fällt ein Regentropfen aus dem im Knorren befindlichen Nest der Mart und auf wen er fällt, zu dem kommt die Mart in der nächsten Nacht. Das bezieht sich deutlich auf die in solchen Baumwinkeln verborgenen Raupennester. Kuhn S. 504 glaubt an die Valkyrien denken zu müssen und macht aus Waldreiterinnen (was ganz auf die Schmetterlinge paßt) Wal- d. h. Todtenreiterinnen. Diese letztere Beziehung, überhaupt der Ernst des Todes und des Heroischen der Valkyrien paßt nicht hieher. Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß zwischen den weißen Nachtschmetterlingen, die zu schönen Frauen werden, und den Valkyrien, die als weiße Schwäne umfliegen und nach Ablegung des Schwanhemds ebenfalls zu schönen Frauen werden, eine nahe Uebereinstimmung stattfindet. Allein die Mahren sind nur eine humoristische Parodie der stets tragischen Valkyrien. Ihr ganzes Wesen ist neckisch und elbisch. Auch bei ihnen kehrt die Beziehung der Insekten auf die Hexen wieder. In vielen Sagen ist die Mahr kein Dämon, sondern ein gewöhnliches Weib, das sich nur verzaubert und in der Gestalt des Alp die Männer plagt. Schambach und Müller, niederf. Sagen Nr. 245. Schöppner Nr. 1316. Wolff, hess. Sagen Nr. 91 ꝛc.

Merkwürdig ist eine niederländische Sage bei Wolf Nr. 515, indem hier eine Wassernixe als Mahr erscheint, welche so lange die Pferde plagt, bis der Knecht einmal die kleine Muschel findet, auf der sie dreihundert Stunden weit über das Wasser gekommen war. Sie erhält die Muschel nur gegen das Versprechen zurück, nie wieder die Pferde zu plagen. Daß hier die Mahr über See kommt, entspricht der Vorstellung, wonach die Mahren aus England, aus der geheimnißvollen Elbeninsel im Westen kommen.

Durchaus verschieden von diesen dämonischen Buhlereien mit den

Mahren erſcheint die ernſte, zarte und tragiſche Liebe der Schwanjungfrauen. In ihnen müſſen wir die Valkyrien wiedererkennen, d. h. jene wunderſchönen Schildjungfrauen (Amazonen), die in Odins Heergefolge reiten und beſtimmen, wer in der Schlacht fallen ſoll, indem ſie ſich unter den kämpfenden Helden Lieblinge auswählen und ſich dann in Odins herrlicher Walhalla zu ihnen geſellen. In ihnen waltet nicht mehr die Sinnlichkeit, ſondern ein Zug zum Idealen. Mittelſt des Schwanhemdes können ſie ſich in Schwäne verwandeln und ſtehen desfalls in einem nicht zu verkennenden Zuſammenhange mit der gansfüßigen Bertha. Es ſind Lichtweſen, Töchter des Himmels, der reinſten Güte, aber ſie ſind auch ſtark und ihren Lieblingen überlegen in ſittlicher Kraft. Vor allem fordern ſie Treue. Sie wiſſen die Zukunft voraus und verkünden den Tod. Die zahlreichſten Sagen von ihnen haben ſich in Skandinavien erhalten. Vgl. m. Odin S. 302 f. Am häufigſten kommen drei badende Jungfrauen vor, die ihre Schwanhemden am Ufer haben liegen laſſen und nun dem zu eigen ſeyn, oder ihm wenigſtens die Zukunft verkündigen müſſen, der ihnen die Hemden geraubt hat. So zwingt ſie im Nibelungenliede Hagen, ihm zu weiſſagen. Vgl. Muſäus Volksmärchen „der geraubte Schleier". Leider hat ſich auf deutſchem Boden nichts von dem wundervollen Helgiliede der altnordiſchen Edda erhalten, worin Helgi's Liebe zur Schwanjungfrau Kara in unübertrefflichem Reize geſchildert iſt. Aber wir haben einen Erſatz in der ſchönen Sage vom Stauffenberge.

Der Stauffenberg iſt ein altes Schloß in der Ortenau, worauf der Ritter Petermann der Temringer hauste. Derſelbe wollte zu Pfingſten in die Meſſe reiten, ſah aber unterwegs eine liebliche Fee auf einem Felſen einſam ſitzen und ein Gewand ſticken. Das verlocket ihn ſo, daß er nicht zur Meſſe kam, ſondern mit der ſchönen Fee in Luſt zubrachte und ihr Treue bis zum Tode zuſchwur. Von der Zeit an beſuchte ſie ihn heimlich; aber ſeine Verwandten verlangten, er ſolle heirathen. Die neue Kaiſerwahl zog ihn nach Frankfurt, wo er im Turnier den Preis errang und der Kaiſer ſelbſt ihm ſeine Tochter zur Frau anbot. Da widerſtand er nicht und ſchickte ſich zur Hochzeit an. Die Fee erſchien ihm drohend, es werde ſein Tod ſeyn, und zum Zeichen ſeines nahen Todes werde ſie ihren weißen Fuß aus der Decke des Saales hervorſtrecken. Er glaubte ihr nicht und vollzog die Hochzeit; da ließ ſich gerade über der Tafel der blendend weiße Fuß der Fee an der Decke ſehen, und der Ritter erbleichte, ſagte ſeiner Braut, er müſſe ſterben, ſchickte zum Geiſtlichen, beichtete und ſtarb. Altdeutſches Gedicht, herausg. zu Straßburg 1588.

1589 ꝛc. und wieder 1823 von Engelhardt. Der Fuß an der Decke erinnert auffallend an den Schwanfuß der Kara, der aus der Luft herabhängend ihr von Helgi abgehauen wird, und bezeichnet ſie als Valkyrie.

Beiläufig ſey erwähnt, daß der mythographus Vatic. I. 81 eine ſehr ſchöne, wahrſcheinlich unſerem Norden entlehnte Sage von einer Schwanjungfrau enthält.

In mehreren Sagen buhlt ein Dämon als Schlange mit einer Jungfrau. Die Schlange bedeutet hier wohl die unter der Erde verborgene Fruchtbarkeit der Natur überhaupt, dann in engerem Sinn den genius loci, und die Abſtammung von ihm iſt die Ehre der aborigines. Odin ſelbſt verwandelte ſich einmal in eine Schlange und buhlte mit einer Jungfrau, um den Unſterblichkeitstrank zu gewinnen. Die Herren von Drack ſollen von einem Drachen abſtammen. Wolf, deutſche Märchen Nr. 244. Sehr alter Mythus ſchimmert aus folgendem Märchen heraus.

Ein Mann hatte drei Töchter, der brachte einmal am Jahrmarkt der älteſten ein goldenes Spinnrad, der zweiten einen goldenen Haſpel, der dritten, welche Ode hieß, aber nur eine Schlange mit. Die Schlange ſollte vor der Hausthüre ſchlafen, aus Mitleid ließ ſie aber Ode ins Haus, dann ins Zimmer und endlich, weil es ſo kalt war, auch ins Bett. Da verwandelte ſich die Schlange in einen Prinzen und heirathete Oden. Müllenhoff, holſt. Sagen S. 383. Das Spinnen bezieht ſich auf die Winterzeit, in der am meiſten geſponnen wird und in der die Naturgöttin neue Lebensfäden und das neue Kleid der Natur ſpinnt.

Im Schwanritter gibt ſich gleichfalls ein göttliches Weſen zu erkennen, von dem Fürſtengeſchlechter abſtammen, in ihm aber liegt ein Zug zum Hohen und Idealen, wie in den Schwanjungfrauen. Er iſt ein Lichtweſen. Sofern er aber über Meer kommt, kann ſeine Sage die Abſtammung von einem edleren, von fernher über See gekommenen Volke bedeuten.

Nach Vincent. Bellovac. spec. hist. ſchwamm einmal bei dem Pallaſt Juvamen im Erzbisthum Köln ein Schwan heran, der an ſilberner Kette einen Kahn zog, auf dem ein unbekannter Kriegsmann ſaß. Dieſer ſtieg aus, als gerade viele Fürſten und Herren in dem Pallaſt waren, nahm eine Frau und hatte Kinder mit ihr, als aber einmal der Schwan mit dem Kahn zurückkam, ſtieg er ein und verſchwand mit ihm. Nach Gerhard von der Schuiren in Hopps Beſchreibung der Grafen zu Cleve 1655 S. 148 f. ſaß Beatrix, des Herzogs Tochter von Cleve, am Rhein auf der Burg zu Nimwegen, da kam der Schwan mit goldener Kette geſchwommen, ziehend einen Kahn, auf welchem

Fonds gestützt waren, den Gemeinden anheim, in deren Mitte sie sich befanden, und diese thaten zwar, was sie konnten, weil man den Besitz einer Gelehrtenschule, die manche junge Leute, selbst manche Familie in die Stadt zog, als lucrativ betrachtete und weil man die bequeme Gelegenheit schätzte, seinen Kindern eine höhere Bildung, und in ihr sowohl an sich ein Gut, als auch eine Staffel zu Ehren und Würden zu verschaffen. An einzelnen Orten jedoch, und wie besonders die Ansprüche an die Gelehrtenbildung gesteigert wurden, erlaubten die beschränkten Mittel der Gemeinde nicht, ihrer Schule den Standpunkt einer Gelehrtenschule, einer lateinischen Stadtschule zu behaupten, und so sanken einzelne auf die Stufe sogenannter Bürgerschulen, oder deutscher Stadtschulen herab. Das wäre kein Herabsinken gewesen, wenn man für den nunmehrigen Standpunkt der Schule ein Prinzip von gleicher Höhe gefunden hätte; aber das war nicht; vielmehr hatte man immer noch den Plan der Gelehrtenschule im Auge, und gab eine ähnliche Bildung, nur unvollkommen und ungenügend. Die Schule war dann etwas besser, als eine gewöhnliche Elementarschule, weil eine Classenabtheilung möglich war; es wurden auch wohl ein paar sogenannte Realwissenschaften, meist sehr nothdürftig, vorgetragen; der eigentliche Glanzpunkt der Schule ward in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache gesucht, durch deren Vortrag sie sich zur Vorbereitungsanstalt auf höhere Gelehrtenschulen qualificirte. — Nur die eigentlichen Volksschulen blieben in strenger Unterordnung unter die Kirche, und wie unbedingt zweckmäßig sie auch ist,[1] der nächste Grund war doch auch in äußerlichen Verhältnissen, in der durch pecuniäre Rücksichten gebotenen Verbindung des Schullehreramtes mit dem eines Kirchendieners zu suchen. Selbst die Schullehrerseminarien sind in Deutschland meist nicht planmäßig entstanden. Der Schullehrerstand hatte lange Zeit seine besten Candidaten aus solchen Zöglingen der Gelehrtenschulen, die es nicht zum Besuche der Universitäten hatten bringen können, und aus von älteren Schullehrern, oder auch von Geistlichen ausgebildeten Jünglingen gezogen, und die große Mehrzahl der übrigen Stellen mit allerlei Leuten besetzt, die gerade in andern Ständen überflüssig

[1] S. mein Handbuch der Staatswirthschaftslehre. (Leipzig, 1835. 8.) S. 107, Anm. 3.

der fremde Ritter Helias mit goldenem Schwert, Hüfthorn und einem köſtlichen Ringe ſaß. Der heirathete ſie, als ſie ihn aber gegen ſein Verbot nach ſeiner Herkunft frug, verſchwand er. Nach der däniſchen Chronik von Karl dem Großen, citirt von Görres, Lohengrin LXXIII war die Dame Eliſa, Schweſter Karls des Großen, das Schloß Reinsberg, der Ritter Gerhard Schwan, das Band des Schwans ein ſeidenes. Der Kaiſer macht den Ritter zum Herzog von Ardennen. Nach dem Schwanritter, einem altd. Gedicht des Conrad von Würzburg, abgedruckt in Grimms altd. Wälden III. 49 f. iſt die Dame die Wittwe des Herzogs Gottfried von Bouillon und ſoll ihr Erbe an den Sachſenherzog verlieren. Karl der Große will die Sache durch einen Zweikampf entſchieden wiſſen, da kommt der Schwanritter, beſiegt die Sachſen und heirathet die ſchöne Wittwe, die aber auch er verläßt, als ſie aus Neugier nach ſeiner Herkunft fragt.

Wie die Fürſten von Cleve, von den Ardennen, von Bouillon, ſo führen auch die von Brabant ihren Urſprung auf den unbekannten Ritter zurück, dem ein Schwan den Weg ins Land und in das fürſtliche Erbe gewieſen.

Salvius Brabon, ein junger Held im Heere des Julius Cäſar, kam einmal an den Niederrhein bei Cleve und ſah daſelbſt einen Schwan, der mit ſeinem Schnabel in einen Kahn biß. Neugierig trat er hinzu, ſtieg in den Kahn und ruderte dem Schwane nach, der freudig immer vor ihm her ſchwamm bis zum Schloſſe Megen. Da ging der Schwan ans Land, flog auf und zum Schloßgraben hin, wo ihn eine edle Frau liebkoſte und fütterte. Brabon ging ihm nach und wollte ihn, da er ihn wiederſah, mit einem Pfeil erlegen; aber die edle Frau rief ihm auf griechiſch zu: tödte mir den Schwan nicht! Höchſt erſtaunt, in dieſem wilden Lande griechiſche Laute zu vernehmen, frug B. wer ſie ſey? und erfuhr, ſie ſey Germana, eine Tochter des römiſchen Proconſul Lucius Julius und des Julius Cäſar Schweſter, die einſt von dem ſchönen Königsſohn Karl Ynach aus Rom entführt worden. Der Schwan aber ſey einmal, von ihres Gatten Pfeil verletzt, in ihren Schooß geflogen, in dem ſchönen Thale, das ſeitdem das Schwanthal (vallis cignea, Valenciennes) heißt; ſie habe ihn bei ſich behalten und auch ihre Tochter nach ihm Swana genannt, ihr Gatte Karl Ynach aber habe mit Arioviſt verbündet gegen Cäſar gekämpft und ſey in der Schlacht umgekommen. Da nahm ſich ihrer nun Braben als guter Ritter an, verſöhnte ſie mit Julius Cäſar, heirathete ihre ſchöne Tochter Swana, wurde Statthalter in den Niederlanden und gab dem Lande forthin den Namen Brabant. Von der Germana aber wurde Deutſchland Germania genannt. Dieſe ſeltſame Fabel ſteht in Johan le Maire, illustrations de Gaule. Paris 1548. III. 20. Ausführlich mitgetheilt in Grimms deutſchen Sagen Nr. 533. Ferner in der alderexcellenteſten Chronik von Brabant und in Wolfs niederländ. Sagen S. 68. Daß Valenciennes noch den Schwan im Wappen führe, bemerkt Wolf, niederl. Sagen S. 681.

Auch die Herren von Arkel ſchreiben ſich von einem Ritter Jan von Pierlepont (einem Nachkommen der Haimonskinder) her, der von einem Schwan auf der Alm bis nach Arkel geführt wurde. Wolf, niederl. S. Nr. 23.

Ein merkwürdiges noch hieher gehöriges Gedicht iſt der Lohengrin, fälſchlich dem Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben, aber ſpäter, nach der Vaticaner Handſchrift edirt von Görres, 1813.

Lohengrin, Parcifals Sohn, iſt Ritter der Tafelrunde an Artus Hof, wo auch der Graal gehütet wird. Da hört man ein wunderbares Geläut und der Graal erklärt, was es bedeute. Die ſchöne Herzogin Elſany von Brabant iſt nämlich von einem ihrer Vaſallen, dem Drachentödter Telramunt, der ſie mit Gewalt heirathen will, hart bedrängt und klagt Gott ihr Leid. Da klingt die Glocke am Fuße eines ihrer Falken ſo hell, daß man es an Artus Hofe hört. Nach Anweiſung des Graales wird nun Lohengrin auserſehen, der Dame zu helfen. Ein Schwan kommt mit einem kleinen Kahn herbei, Lohengrin ſteigt ein und der Schwan zieht ihn fort, ihn unterwegs mit weißen Oblaten nährend und ſüß wie ein Engel ſingend. Bei Antwerpen landet er, ſchlafend im Kahn. Alles ſtaunt über ſeine Schönheit. Erwachend kämpft er mit Telramunt, beſiegt ihn und heirathet die ſchöne Dame ſelbſt. Doch verbietet er ihr, je nach ſeiner Herkunft zu fragen. Er ſteht dann dem deutſchen Kaiſer Heinrich gegen die Ungarn, und mit Heinrich dem Pabſt gegen die Sarazenen bei. Nach ſeiner Rückkehr zu Elſany kann dieſe in einer zärtlichen Nacht die Neugierde nicht überwinden und iſt dazu von einer Freundin, einer Gräfin von Cleve, aufgereizt, kurz ſie thut die verbotene Frage, weil ſie ja doch wiſſen müſſe, wer ihrer Kinder Vater ſey. Da ruft Lohengrin das Volk zuſammen, erklärt öffentlich, wer er ſey, nimmt aber auch für immer Abſchied und fährt mit dem Schwan, der ſich mit dem Kahn wieder eingefunden, auf und davon. — Eine willkührliche Verbindung der ſchönen und uralten, an der Nordſee heimiſchen Schwanſage mit dem Artuskreiſe.

5.

Wintermärchen.

In den alten Wintermärchen unſres Volks ſpielt ein wilder Mann, Bärenhäuter, rußiger Bruder, und wie er ſonſt heißt, die Hauptrolle. Wir erkennen in ihm das Urdeutſche. Bärenhäuter iſt ein uralter Schimpfname der Deutſchen und läßt ſich vielleicht, wie ſchon Cluveri Germ. antiqu. I. 16 gethan hat, bis auf den Tacitus zurückführen, der wenig-

ſtens in der Germania 15 unſern Ahnherrn vorwirft, wenn nicht Krieg oder Jagd ſie aufgeſtört hätten, ſeyen ſie faul daheim gelegen, nur dem Eſſen und dem Schlafe fröhnend. Auch das hieher gehörige Sprichwort „auf der Bärenhaut liegen“ ſcheint ſehr alt zu ſeyn. Das Fell der auf der Jagd erlegten Bären diente aber nicht blos zum Lager, ſondern auch zum Kleide. Der Name Bärenhäuter iſt daher wohl viel älter, als die ſ. g. Geſchichte des erſten Bärenhäuters, die im 17. Jahrhundert durch den „Abentheuerlichen Simpliciſſimus“ verbreitet wurde. In dieſem berühmten Romane, worin alle Wildheiten des dreißigjährigen Kriegs geſchildert ſind, heißt es nämlich:

> Nach der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis verirrte ſich ein Landsknecht auf der Flucht in einem Walde und mußte hier ſieben Jahre lang einem Geiſte dienen, ohne ſich jemals waſchen, noch Haare und Nägel abſchneiden, noch die Haut des großen Bären ablegen zu dürfen, den er erſchoſſen hatte. Nachdem er dieſe ſchmutzige Probe glücklich überſtanden, wuſch ihn der Geiſt im Rheine ab und überhäufte ihn mit Glücksgütern, worauf er ein ſchönes Mädchen heirathete. In Happels rel. cur. II. 712 wird dieſelbe Geſchichte erzählt und nur die Schlacht bei Nikopolis mit der von Narva vertauſcht. Das nämliche wird in Grimms Märchen Nr. 100 von „des Teufels rußigem Bruder“ erzählt. Hier iſt es ein abgedankter Soldat, der unter denſelben Bedingungen wie oben ſieben Jahre dem Teufel dient. Sein Amt iſt, das Feuer an den Töpfen zu ſchüren, in denen die Verdammten ſtecken. Aus Neugier öffnet er einige Töpfe, findet darin ſeine ehemaligen Unter- und Oberoffiziere, deckt geſchwind wieder zu und macht das Feuer noch einmal ſo heiß. Als der Termin abgelaufen iſt, entläßt ihn der Teufel mit einem Ranzen voll Auskehricht, der zu Golde wird. Da er überdieß in der Hölle die Muſik gelernt hat, entzückt er als Spielmann einen König dergeſtalt, daß er deſſen Tochter zur Ehe bekommt. Ein ganz ähnliches Märchen bei Müllenhoff Nr. 592 und Firmenich, Völkerſtimmen II. 551.

Wir erkennen hier ſchon, daß ſich alter Naturmythus an die Geſtalt des Bärenhäuters anknüpft. Bärenhaut und Ruß ſind Symbole des Winters, das zu Gold werdende Auskehricht ein Symbol der Arbeit im Winter, die Kunſt des Spielmanns gehört ebenfalls zu den Winterbeſchäftigungen. Für die Arbeit im Winter wird der Geduldige im Frühling belohnt. Auch die nordiſche Edda kennt dieſe Symbolik, denn nach ihr wäſcht und kämmt ſich Vali, der junge Frühlingsgott, ſo lange nicht, bis er den Tod ſeines Bruders Baldur gerächt haben wird. Die altdeutſche Sitte, ſich nicht zu waſchen und das Haar nicht zu ſchneiden, bis man

ein Gelübde erfüllt hat, wurde auf den Mythus angewandt und unter dem jungen kräftigen Bärenhäuter oder rußigen Bruder iſt immer das im Winter dienende, gefangene, entſtellte und verhäßlichte Naturleben zu verſtehen, welches ſich im Frühling ſiegreich wieder verjüngt, reinigt und verſchönert, nachdem es die feindliche Macht des Winters überwunden hat. In den rußigen und pelzigen Geſtalten unſres Märchens aber erkennen wir außer jenem Vali deutlich auch den Thor wieder, den alten Donnergott, der in den erſten Frühlingsgewittern die Eis- und Sturmrieſen des Winters beſiegt und vernichtet. Ihn macht der Hammer kenntlich. Mit Recht hat man in den ſchmutzigen und dummen, aber ſtarken Knechten des Volksmärchens außer den genannten Göttern auch noch den Wodan ſelbſt im Knecht Ruprecht und den Fro im h. Nicolaus (dem ſ. g. Aſchenklas) wiedererkannt, welche beide in der Wintermitte umgehen, böſe Kinder erſchrecken und gute belohnen.

Als Donnergott gibt ſich der ſtarke Hans eines Tiroler Volksmärchens zu erkennen (Zingerle No. 18). Derſelbe iſt ſo ſtark, daß er alles zerſchlägt, was er nur anfaßt. Sein Vater ſchickt ihn in die Hölle, um dem Teufel ein Haar auszureißen. — Ein andrer Hans wurde mit ſeiner Mutter im Walde von zwei Räubern entführt, als er aber zwölf Jahre alt war, ſchlug er alle Räuber in der Höhle todt und nahm den Tannendreher, der Tannen wie Seile drehte, und den Felſenklipperer, der mit bloßer Fauſt Stücke vom Felſen ſchlug, zu Gefährten an. Während zwei jagten mußte einer daheimbleiben. Als der Tannendreher daheim ſaß, kam ein Zwerg zu ihm und wollte Fleiſch, und da er es ihm nicht geben konnte, empfing er von dem Zwerge furchtbare Schläge. Am andern Tage ging es dem Felſenklipperer ebenſo. Am dritten Tage aber überwältigte Hans den Zwerg, verfolgte ihn in ſeine Höhle und befreite hier eine ſchöne Jungfrau von ihren Ketten. Zwar wurde ihm die Jungfrau noch einmal von ſeinen beiden Gefährten entführt, aber nochmals von ihm befreit und geheirathet, nachdem er die beiden ins Waſſer geſtürzt hatte. Grimms Märchen No. 166. Das iſt der ſtarke Sohn des Winters, ohne Zweifel der Donnerer, der in den Frühlingsgewittern die gefangene Natur befreit. Seine beiden Gefährten aber ſind die Stürme, die am Ende des Winters das Eis brechen, und halb noch die böſe Rieſennatur in ſich tragen, halb ſchon dem Sommer dienen. Dieſelbe Mythe wiederholt ſich bei Müllenhoff S. 437. Hier kämpft Hans mit einer eiſernen Stange, und ſtatt der einen Jungfrau befreit er ihrer drei. Vgl. noch einige andere ähnliche Märchen. Grimm. M. III. 166

Der ſtarke Hans, den ſeine Mutter nicht mehr ernähren konnte, nahm bei einem Bauern Dienſte. Beim Holzfällen im Walde wurden ſeine beiden Ochſen

von Bären gefressen, er aber spannte die Bären selber an, um, da der Wagen zerbrach, den ungeheuern Eichbaum, den er gefällt hatte, heimzuschleifen. Dem Bauer wurde nicht wohl bei der Sache und um den allzustarken Knecht los zu werden, schickte er ihn in die Teufelsmühle, aber Hans brach dem Teufel die Hörner aus. Als er heimkam, war der Bauer aus Angst davongelaufen. Hans wurde Soldat und bezwang den Teufel, der alle Nacht der Schildwacht den Hals umdrehte, noch einmal. Nachdem er hundert mit Eisen beladene Wagen über einen Fluß gehoben hatte, ließ er sich von dem Eisen eine große Stange machen und schlug damit die feindlichen Heere. Der König schenkte ihm zum Dank ein Haus, dessen Treppen von Eisen waren, weil ihn keine schwächeren getragen hätten, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Eine schlesische Sage in Hagens Germania I. 288, bei Firmenich II. 345. — Ein anderer Hans ging mit seiner armen Mutter, ihren Bruder aufzusuchen. Unterwegs fand er ein blaues Band, das ihm seine Mutter wegzuwerfen rieth, das er aber doch heimlich um den Arm legte und wovon er unüberwindlich wurde. Darauf kamen sie zu einer Höhle voller Speisen, an denen sie sich sättigten. Der Bewohner der Höhle, ein Riese, kam dazu und nahm die arme Mutter zur Frau. Aus Furcht, der allzustarke Sohn werde Unheil anrichten, suchte nun die eigene Mutter ihn mit List zu verderben. Sich krank stellend verlangte sie Löwenmilch und hoffte, wenn er Löwen suchte, würden sie ihn fressen; aber er brachte eine ganze Löwenfamilie lebendig mit. Dann schickte sie ihn um Aepfel zu pflücken in den Garten der drei Riesen, aber auch diese Riesen erschlug er und heirathete die schöne Königstochter, welche sie geraubt hatten. Nun raubte ihm aber die böse Mutter im Schlafe sein blaues Band und stach ihm zugleich die Augen aus. Aber die treuen Löwen beschützten den Blinden, bis sie einen Hasen fanden, welcher gleichfalls blind war, aber durch Waschen in einem Bach wieder sehend wurde. Nun wusch sich auch Hans und erhielt sein Gesicht wieder. Die Mutter starb aus Zorn. Müllenhoff S. 416. Die Mutter bedeutet wohl den Winter, Hans den Thor, das blaue Band den Himmel, der speisereiche Riese die fruchtbare Frühlingserde, die Erblindung das wieder absterbende Licht. Man hat hier gleichsam das Bruchstück einer deutschen Herakleide.

Der dumme Hans mußte mit seinen zwei ältern Brüdern ausgehen, sich eine Frau zu suchen. Die älteren fanden bald eine, Hans aber gerieth in einen tiefen Wald, wo eine Hexe wohnte, deren weißes Pferd er füttern mußte. Da hörte er vor dem Fenster die Vögel singen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem ersten grünen Blatt berühre, das aus der Pappel sprieße. Hans nahm ein solches Blatt und heilte die Prinzessin, die er auch heirathete, nachdem er unter den Wurzeln eines Baumes noch zwei Edelsteine gefunden hatte, die seine Dummheit in Weisheit umwandelten. Müllenhoff S. 427. Die Hexe ist die böse Wintergöttin, das weiße Pferd das gleichsam im Winterstall zurückgehaltene Sonnenpferd. Unter

der blinden Prinzessin dürfte die im Winter gleichsam erblindete Sonne selbst gemeint seyn, die im Frühling, wenn die Zugvögel zurückkehren und das Laub wieder grünt, geheilt erscheint und ihre alte Kraft wieder gewinnt.

Statt Hans kommt in vielen Sagen auch der Name Peter in derselben Bedeutung vor. Schon Grimm, D. M. XXXVI. hat darauf aufmerksam gemacht, daß auf den in der h. Schrift bekanntlich als etwas hitzig geschilderten Apostel Petrus manches aus der heidnischen Sage vom Donnergott übertragen worden sey, und daß namentlich die Abentheuer, die nach der Volkssage Christus und Petrus auf ihren Wanderungen bestanden haben, auf die mythischen Wanderungen Odins, Hönirs und Loki's zurückgeführt werden müssen. — Der starke Knecht wird als Peter durch den Schmiedehammer ausgezeichnet, was bestimmt auf Thor hinweist.

Nach Wolfs D. Märchen No. 2 wurde der dumme Peter zu Hause schlecht gehalten und mißhandelt und endlich, nur mit einem Hämmerchen versehen in die Welt hinausgestoßen. Drei schöne Jungfrauen nahmen ihn zum Kuhhirten an. Da kam ein silberner, ein goldener und ein diamantener Reiter, die erschlug er alle mit seinem Hammer und stieg unter die Erde hinab zu verborgenen Schätzen, worauf er ganz mit Diamanten bedeckt wieder hervorkam, eine der drei Jungfrauen heirathete und durch seinen glänzenden Besuch seine harten Aeltern beschämte. — Ein ähnliches Wesen war der Schmiedknecht, welcher Dreizehn hieß, weil er die Kraft von dreizehn Männern besaß. Da er alles in der Schmiedwerkstatt zerschlug, schickte ihn der Meister fort. Er nahm Dienste bei einem Bauern, aß diesem aber zuviel, sollte deshalb im Brunnen von einem Mühlstein erschlagen und in der Teufelsmühle vom Teufel geholt werden, was aber alles nicht gelang. So verübte er noch eine Menge Streiche, bis er zuletzt einen ungeheuren Kessel verfertigte und darin eine ganze Stadt wegtrug. Er strauchelte aber und wurde unter ihrer Last begraben. Wolf, D. Märchen Nr. 22.

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten zusammen und kamen in ein wüstes Schloß. Hier blieben sie und richteten sich so ein, daß immer eins das Haus hüten sollte, während die andern draußen wären. Die Nonne hütete das Haus zuerst, da kam ein Männlein, bat um etwas zu essen, aß aber alles auf, was für die drei bestimmt gewesen, und warf die Nonne, die ihn ausschalt, zornig von einer Wand an die andere. Das zweitemal hütete der Bergmann das Haus, da kam das Männlein mit zwei Köpfen wieder und that ihm eben so. Als der Schmied das Haus hütete kam das Männlein mit drei Köpfen, wurde aber vom Schmied mit dem Hammer tüchtig zerklopft und entfloh. Sie folgten ihm und fanden in unterirdischen Sälen zwei gefangene Königstöchter und das böse Männlein, dem sie zwei Köpfe ab-

ſchlugen, worauf er entzaubert und ein wohlgerathner Königsſohn wurde, der die Nonne heirathete, während der Bergmann und Schmied die beiden Königstöchter nahmen. Märchen aus der Ober-Lauſitz in Haupts Zeitſchrift II. 358. Als die Heiden in die Grafſchaft Berg kamen und die alten Einwohner unterjochten, mußte ihnen auf einmal ein junger Burſche, der ſtarke Hermel, Frohndienſte leiſten. Er war ſo ſtark, weil er ſieben Jahre lang an der Mutter Bruſt getrunken. Als er das erſtemal dreſchen ſollte, hob er das Dach der Scheuer ab, droſch ſämmtliches Getreide in einem Augenblicke und fächelte es dann nur mit dem Dache, daß die Spreu abflog. Als er aber Brod daraus backen mußte, aß er es auch allein auf. Da fingen die Heiden an ſich vor ihm zu fürchten, hießen ihn einen Brunnen ausräumen und warfen, als er drunten war, eine ſchwere Glocke auf ihn. Aber er kam lachend wieder herauf, indem er die Glocke als Mütze trug. Da ſchickten ſie ihn zur Teufelsmühle in der Hoffnung, der Teufel werde ihn holen; aber er ſetzte den Teufel auf das umrollende Mühlrad und ſchliff ihm das Hintertheil ab. Die Heiden wußten nun keinen Rath mehr, als den Hermel in die Hölle ſelbſt zu ſchicken, um vom oberſten Teufel ſo viele Schätze zu holen, als er tragen könne. In der Hölle nun forderte ihn der Teufel zu Wettkämpfen auf. Erſt bliesen ſie in ein Horn und Hermel blieb Sieger. Dann warf der Teufel einen ſchweren Stein, als aber Hermel, ehe er den ſeinigen warf, erſt das Höllengewölbe ſtützen wollte, gab der Teufel lieber nach und Hermel kam mit Schätzen beladen wieder ans Tageslicht. Während er aber ſchlief, häuften die Heiden einen Berg von Holz und Stroh um ihn und zündeten ihn an, jedoch umſonſt, denn als er aufwachte, brach er durch das Feuer und ſchlug die Heiden alle todt. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 355 f. Der Herausgeber verſichert S. 362, dieſe Sage gehe noch im Landvolk ſowohl im Bergiſchen, als in der Nachbarſchaft um. Er glaubt die Vertreibung der Heiden durch Hermel auf die Vertreibung der Römer durch Arminius beziehen zu müſſen; doch hat Hermel, wie die übrigen bärenhaften Helden der deutſchen Sage etwas mehr Mythiſches, als Hiſtoriſches, und gemahnt uns an den Thor, namentlich wie derſelbe in der jüngern Edda mit dem Rieſen Utgardaloki wettkämpft.

Hieher gehört auch das ſchöne Märchen von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne. Der ältere lernte brav, der jüngere blieb dumm und konnte nichts begreifen. Dieſer letztere hörte ſo oft die Leute ſagen „es gruſelt mir“ und wußte nicht, was das ſey? Der Küſter wollte es ihn lehren, hieß ihn die Morgenglocke läuten und erſchien ihm am Schallloch als Geſpenſt vermummt, um ihn zu erſchrecken, wurde aber von ihm hinuntergeworfen und brach das Bein. Darauf zog der Junge in die Welt, um das Gruſeln zu lernen. Ein Fuhrmann rieth ihm, eine Nacht unter dem Galgen zu wachen. Er ſetzte ſich nun unter den Galgen und machte, weil es kalt

war, ein Feuer an. Aus Mitleid band er zugleich die Gehenkten ab und ſetzte ſie um das Feuer her, damit ſie ſich wärmen könnten. Erſt als ſie ſeiner Warnung, ihre Kleider in Acht zu nehmen, kein Gehör gaben und anbrannten, wurde er ärgerlich und hing ſie wieder auf. Er lernte alſo auch hier das Gruſeln nicht. Nun ſollte er drei Nächte in einem geſpenſtiſchen Schloſſe zubringen. In der erſten Nacht quälten ihn Hunde und Katzen, die er jedoch todt ſchlug. In der zweiten Nacht fielen Glieder und halbe Leiber von der Decke, ſetzten ſich zuſammen und kegelten mit ihren eigenen Köpfen, der Junge aber kegelte luſtig mit. In der dritten Nacht brachten ſie ihm eine Leiche im Sarge, die er aus Mitleid wärmen wollte und zu ſich in's Bett nahm. Da wurde der Todte lebendig und wollte ihn erwürgen, der Junge aber warf ihn in den Sarg zurück. Ein Rieſe forderte ihn heraus, der Junge aber hieb zum Beweiſe, daß er ſtärker ſey, mit der Axt in den eiſernen Ambos und klemmte, da ſich der Rieſe gebückt hatte, um beſſer zu ſehen, deſſen langen Bart gleich mit dem erſten Hiebe in den Ambos ein. Der Rieſe kaufte ſich durch die Schätze des verzauberten Schloſſes los, deſſen Bezauberung damit aufhörte. Zum Lohn aber gab der König, dem das Schloß urſprünglich gehörte, dem Jungen ſeine Tochter. Nun aber hab ich doch das Gruſeln noch nicht gelernt, ſagte der Junge. Da ſchüttete das Kammermädchen einen Eimer voll kaltes Waſſer mit kleinen Fiſchchen über ihn aus und plötzlich rief er: ah, was gruſelt mir! Grimms Mährchen Nr. 4. Wie trefflich ſind dieſe Märchen erſonnen, um Knaben Muth zu machen.

In einigen Märchen hat ſich das rauhe winterliche Kleid des Bärenhäuters in eine Eſel- oder Igelhaut verwandelt.

In dem lat. Gedicht Asinarius bei Mone, Anz. VIII. 554 f. und in einem deutſchen Volksmärchen bei Grimm Nr. 144 wird der ſchöne Jüngling endlich dadurch befreit, daß man ſeine Eſelshaut, als er ſie einmal abgelegt hat, verbrennt. Eben ſo die Igelhaut in den Grimm'ſchen Märchen Nr. 108 „Hans ein Igel.“

Erſcheinen die Götter in den Wintermärchen durchgängig als ehrlich und treu, ſo läßt ſich dieſelbe Gutmüthigkeit nicht rühmen an der Auffaſſung der Göttinnen. Hier waltet ein viel ſpöttiſcherer Humor und ſelbſt die gefeiertſte und geliebteſte Göttin unſrer heidniſchen Vorzeit, die gute Bertha, wird zum böſen alten Weibe. Frau Holle im nördlichen Deutſchland iſt von J. Grimm längſt als daſſelbe Weſen nachgewieſen worden, wie Frau Perchta im ſüdlichen. Beide kommen in der Weihnachtszeit, um zu ſehen, ob das ganze Jahr über redlich gearbeitet iſt, und um faule Mägde und unartige Kinder zu beſtrafen, denn die allgemeine Hausmutter der Natur ſieht ſtreng auf Ordnung in jedem menſch-

lichen Hause. Die Göttin heißt Percht mit der langen, oder eisernen Nase, Frau Holle mit der Potznase ꝛc. Vgl. Grimm, D. M. 255. Die lange Nase der Wintergöttin bedeutet die Eiszapfen, aber auch die Feuerhaken am Heerdfeuer. Als Riegel, Höllenriegel schließt die Nase das Reich des Winters auf und zu. Bertha öffnet und verschließt die Pforten des Winters wie des Frühlings. Hellriegel ist öfters Name der s. g. Großmutter des Teufels. Grimm 223. In Mésangères, dict. des proverbes p. 204 kommt das französische Sprichwort vor: Moucher la chandelle comme le diable moucha sa mère, das Licht putzen wie der Teufel seiner Mutter Nase putzte d. h. indem er sie ihr ausriß. Das Ausreißen der Nase weist wie das Vorschieben derselben als Riegel auf den Eiszapfen hin, dessen Erscheinung den Winter verkündet, sowie sein Verschwinden den Frühling. In einer schlesischen Sage bei Firmenich, Völkerstimmen II. 322 kommt eine böse Hexe vor, welche Menschen frißt, nachdem man ihr aber die Nase abgehauen und mit derselben die Knochen der Todten berührt hat, stehen die Knochen auf, füllen sich wieder mit Fleisch und werden lebendig, d. h. wenn die Eiszapfen schmelzen und das Wasser in die Erde dringt, wachsen die Pflanzen wieder.

Auch weissagte man aus den Eiszapfen die Fruchtbarkeit des kommenden Sommers. Je länger oder kürzer die Eiszapfen, desto länger oder kürzer sollte auch der Flachs gerathen, je durchsichtiger, desto reiner der Flachs. Pachelbl, Fichtelgebirge, 158. Der Flachs weist wieder auf das Spinnen der Göttin zurück.

Hieher gehört ein artiges Volksmärchen.

Arme Leute konnten ihre beiden Kinder, Hansel und Gretel, nicht mehr ernähren, führten sie daher in einen tiefen Wald und ließen sie allein. Sie kamen aber ins Schlaraffenland, fanden ein Haus ganz von Brod gemacht mit einem Dach von Eierkuchen, setzten sich darauf und ließen sichs schmecken. Aber da kam eine Hexe, deren lange Nase fast bis zum Boden herabhing, sperrte den Knaben in den Gänsestall und brauchte das Mädchen als Magd. Endlich wollte sie die Kinder auffressen, aber Gretel war schlau und kam ihr zuvor, indem sie die alte Hexe in den Ofen stieß und verbrannte. Darauf befreite sie ihr Brüderlein und floh mit ihm. Sie konnten aber nicht über ein Wasser, bis eine Ente kam und sie beide auf den Rücken nahm. Stöber, elsäß. Volksbüchlein 102. Das ist ein vollständiger Jahresmythus. Das Schlaraffenland bedeutet den Sommer und den nahrungsreichen Herbst, die Hexe und der Ofen den Winter, das Wasser mit der Ente den wiederkehrenden

Frühling. — Ich rechne hierher auch trotz ihres echt rieſiſchen Charakters die niederländiſche Walberech, die mir eine Göttin zu ſeyn ſcheint. Sie weidete bei Harlem ihr Vieh; als ihr daſſelbe von Seeräubern entführt wurde, watete ſie ins Meer, holte ihre Thiere wieder aus den Schiffen und trug ſie zurück, die Rinder unter dem einen, die Pferde unter dem andern Arme, die Schafe aber auf dem Kopfe, wo ſie unterwegs ruhig weideten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 28. Sie dürfte zuſammenfallen mit der engliſchen Here Moll Walbee, die in einer Nacht das Schloß Hay baute und im raſchen Laufe unter der Arbeit nicht merkte, daß ihr ein Steinchen von 9 Schuh Länge in den Schuh gefallen war. Curioſitäten, Weimar 1820 VIII. 240. Ich halte ſie für eine dem Frühling günſtige Göttin, deren Erinnerung ſich noch in der Valentins- und Walpurgisfeier erhalten hat. — Auch Frau Harke treibt in Norddeutſchland mit einem Baumſtamm als Peitſche allerlei Vieh, das ſie in einem Berge verſchloſſen hat, und ſtraft zugleich wie Frau Holle die faulen Mägde. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 126. Frau Frik in andern Sagen iſt das nämliche Weſen (die nordiſche Frigga).

Ein ſehr verbreitetes echt volksthümliches Wintermärchen iſt noch folgendes von den drei Spinnerinnen:

Eine Königin hörte im Vorüberfahren das Wehgeſchrei eines Mädchens und hielt an. Die Mutter, die das faule Mädchen geſchlagen hatte, weil es nicht ſpinnen wollte, verſtellte ſich und ſagte der Königin, ſie ſchlage das Mädchen, weil es immer ſpinnen und nichts als ſpinnen wolle. Ein ſolches Mädchen wollte die Königin in ihrem Dienſte haben, nahm es alſo mit ſich und gab ihr ſo viel Flachs, daß drei Kammern davon voll waren; wenn ſie den geſponnen habe, ſolle ſie den Königsſohn zum Mann bekommen. Da ſaß nun das faule Mädchen unter dem vielen Flachſe in großer Noth, als drei häßliche alte Weiber erſchienen, eine mit plattem Fuß, die andere mit hängender Lippe, die dritte mit breiten Daumen. Die ſpannen für das Mädchen allen Flachs und verlangten nichts dafür, als daß ſie zur Hochzeit kommen dürften und daß das Mädchen ſie ihre Baſen nennen ſollte. Der Flachs war geſponnen, die Königin hielt Wort, die Hochzeit war da. Die drei Baſen fanden ſich dabei ein und aßen mit an dem königlichen Tiſch. Als ſie der Bräutigam frug, woher ſie denn den platten Fuß, die hängende Lippe und den breiten Daumen hätten, antworteten ſie: vom Treten des Rades, vom Benetzen des Fadens und vom Drehen der Spindel. Da beſchloß der Königsſohn, ſeine Gemahlin ſolle niemals wieder ſpinnen, damit ſie nicht auch ſo häßlich werde. So wird die Sage in der Gegend von Corvey, in Heſſen und auch in Holſtein erzählt. Grimm, Märchen Nr. 14. Müllenhoff S. 409. Nach einer andern Erzählung kommt nicht eine Königin vorbei, ſondern ein Mann, der das Mädchen nachher heirathet und ſtatt des Plattfußes und Hängemauls haben die erſten beiden Spinnerinnen ein übermäßiges dickes

geworden waren, und einige nothdürftige Kenntniß der Elementarlehren beſaßen. Mit dem Vorſchreiten der allgemeinen Bildung verbreitete ſich die Meinung, daß die Schullehrer von letzterer Art nicht brauchbar ſeyen und der Zeit keine Ehre machten. Beſſer gebildete Schullehrer wurden von ſorgſamen Collatoren eifrig geſucht und der Staat machte durch geſteigerte Anſprüche den allzu niedrig Gebildeten das Durchkommen ſchwerer. Nun fing hier und dort ein tüchtiger Geiſtlicher oder Schullehrer, der ſich gerade für das Schulweſen intereſſirte, an, ſich ſyſtematiſch der Heranbildung von Candidaten des Schulamtes zu unterziehen und begründete Privatanſtalten, für welche allmählig Zuſchüſſe von Seiten des Staats erwirkt wurden, die eine Beiziehung mehrerer Lehrer möglich machten. So haben z. B. in Sachſen der bekannte Dinter und der weniger bekannte, aber geiſtig tiefere Friſch gewirkt. Endlich übernahm der Staat ſolche Anſtalten auf eigene Rechnung und gründete nach ihrem Muſter ähnliche. Sie wurden aber meiſt zu unmittelbaren Anſtalten gemacht und in keine organiſche Verbindung geſetzt.

Es liegt außer dem Zwecke dieſes Aufſatzes, die Ueberzeugung näher zu begründen, daß das Syſtem der deutſchen Gelehrtenbildung, ſoviel wenigſtens die Stellung, die innere Organiſation und den Unterrichtsplan der Univerſitäten und der Gelehrtenſchulen, und ſoviel die Stellung und die hauptſächliche Einrichtung der Volksſchulen anlangt, wiewohl durch rein geſchichtliche Verhältniſſe herbeigeführt, doch in der Hauptſache von ſolcher Vortrefflichkeit iſt, wie ſchwerlich zu erwarten ſeyn würde, wäre das Ganze planmäßig aus dem Kopfe eines Organiſators hervorgegangen. Ich habe meine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Hauptzüge jenes Syſtems bereits an einem andern Orte zu rechtfertigen geſucht.[1] Hier wollte ich nur darauf aufmerkſam machen, daß auch auf dieſem rein geiſtigen Gebiete ſich wiederholt, was wir in dem Verfaſſungsleben und auf ſoviel andern Seiten des Staatslebens bemerken müſſen, die Vortrefflichkeit gewordener, durch die Verhältniſſe ſelbſt hervorgerufener Einrichtungen. Es ſcheint, von der Sprache an bis auf die höchſten Grundſätze der Geſetzgebung, wird den Menſchen das Beſte, oder wenigſtens die Grundlage

[1] In meinem „Handbuch der Staatswirthſchaftslehre" S. 90. ff. S. 133 ff.

Hintertheil und eine lange Naſe, das erſte vom vielen Sitzen; die zweite, weil die Naſe je mehr hervortreten ſoll, je öfter die Spinnerin ſich die Lippen ableckt. Prätorius, Glückstopf S. 404. Nach einer dritten Erzählung in Büſchings wöchentl. Nachr. I. 355 hat eine der Spinnerinnen Triefaugen, weil beim Spinnen immer kleiner Abfall ins Auge kommt.

An die drei Nornen (Parzen) darf man hier nicht denken, wohl aber an die karrikirte Auffaſſung der mütterlichen Göttin in ihrem ſtrengen Winterkleide, an Bertha mit der langen Naſe, an Bertha mit dem großen Maule. Alle drei charakteriſiren die häßliche Winterzeit und deren ſtrenge häusliche Arbeit. Das junge Mädchen, welches dieſer Arbeit entflieht und den ſchönen Königsſohn freit, weist auf die Blüthenzeit des Lenzes hin.

6.

Chriſtnachtsmärchen.

Nach einer uralten, weitverbreiteten und bis auf die neuere Zeit im Volk fortlebenden heidniſchen Vorſtellung ruht die Sonne in ihren beiden Wenden zu Weihnacht und Johanni, und dann ſteht die Zeit ſtill und tritt auf eine Stunde lang die Ewigkeit für ſie ein, d. h. alles was in der Zeit getrennt iſt, als Vergangenheit und Zukunft, wird auf einmal zur Gegenwart und was hunderte von Jahren in der Zeit währt, ſcheint hier nur eine Stunde lang zu dauern. Zuweilen treten die Stunden der Tag- und Nachtgleiche (Oſtern und ein Herbſttag) für die Solſtitien ein, und dann in derſelben Bedeutung. Man begreift, welche reiche Quelle von Poeſie aus dieſer Vorſtellung hervorſprang. Unſre Volksmärchen und Sagen beweiſen es.

Indem die Vergangenheit zur Gegenwart wird, leben in den h. Stunden der Sonnenwende die Verſtorbenen wieder auf und zeigen ſich wieder längſt verſunkene, längſt zerſtörte Wohnungen der Menſchen. Am häufigſten kommen in Deutſchland die Sagen von den Geiſterkirchen vor. Ein Schlafender erwacht in der Chriſtnacht, ſieht Licht in einer Kirche und findet dieſelbe voll Geiſter längſt Verſtorbener. Vgl. Grimm, deutſche Sagen Nr. 175. In der Chriſtnacht zeigt ſich daſſelbe Schauſpiel zu Stolberg. Pröhle, Unterharzſagen S. 163. In der Johannisnacht im

Münſter zu Straßburg. Stöber Nr. 356. Unter den faſt zahlloſen Sagen dieſer Art heben wir nur einige beſonders ſchöne hervor.

So die von der Nebelkirche bei Altenſtein in Thüringen. Hier ſtand einſt ein längſt zerſtörtes Nonnenkloſter. Alle ſieben Jahre an dem Tage, an dem es unterging, erblickt man es wieder, aber nur wie aus Nebel gebildet und gleichfalls nebelhafte Nonnen ziehen paarweiſe bei Irrlichtſchein hinein, wobei man auch die Glocke läuten hört. Bechſtein IV. 186. — In Tirol kamen einmal Reiſende in die Kirche von Prazalanza, die längſt durch einen Bergſturz untergegangen war. Ebenſo in die Kirche der längſt untergegangenen Stadt Plurs in Graubündten. Steub, drei Sommer S. 109. Im Nonnenthal bei Neuſtadt an der Hardt hört man alle ſieben Jahre an dem Tage, an dem das Kloſter zerſtört wurde, den Gottesdienſt und Geſang der Nonnen. Schöppner I. Nr. 319. An dem Ort, wo ein Graf von Rotenburg an der Tauber eine Kirche erbauen wollte, aber daran verhindert war, hört man in der Chriſtnacht einen geſpenſtiſchen Gottesdienſt. Benſen, Alterthümer von Rotenburg 57. Wenn zu Biſchofsheim in der Kirche Gottesdienſt gehalten wird, halten ihn auch die Geiſter im benachbarten Walde. Wenn in Aſchaffenburg die Glocken läuten, tönt die im Main verſunkene Glocke unten mit. v. Herrlein, Sag. d. Speſſart. S. 18. Pachelbl, Fichtelgebirge 70. Bei Wertingen hört man eine ſchöne Muſik und riecht zugleich einen lieblichen Duft; wenn man aber näher kommt, wird ein Lärm und Geſtank daraus. Schöppner I. 430. Das verſunkene Dorf Erbrechtshauſen am Roßberge kommt zuweilen bei Nacht wieder zum Vorſchein und dann ſieht man die verſtorbenen Bewohner zur Kirche gehen. Bechſtein, fränk. S. I. 189. Die „heilige Grube“ heißt ein kleiner, aber tiefer See bei Germanſee unfern von Heigerloch. Wer in der Chriſtnacht den Kopf dort unter das Waſſer hält, hört die Nonnen des hier verſunkenen Kloſters ſingen. Mittheilung des Freiherrn Hans von Ow.

In ſehr vielen, beſonders ſüddeutſchen Sagen hört man in den h. Stunden der Sonnenwende unter der Erde Hähne krähen und zeigen ſich längſt verſunkene Burgen oder Städte. In den norddeutſchen Sagen hört man dagegen mehr Glocken unter dem Waſſer läuten und werden unter dem Meer verſchwundene Städte wieder ſichtbar.

In den h. Stunden öffnet ſich das Reich der Todten. Man ſieht das wilde Heer in der Luft, das ſind die im letzten Jahre Verſtorbenen, die gleichſam von der Erde Abſchied nehmend ſich noch einmal blicken laſſen. Oder ein Sterblicher gelangt ins Todtenreich und ſieht längſt Verſtorbene wieder.

Die deutſche Volksſage kennt eine Menge alter Schlöſſer, in denen

von Zeit zu Zeit die vormaligen Eigenthümer derſelben und die Ahnen des ganzen einſt hier herrſchenden Geſchlechts verſammelt geſehen werden. Das Schloß erſteht wieder auf den Ruinen, iſt bei Nacht erleuchtet, man hört Muſik heraustönen. Man findet darin Tanz oder eine Tafel, an der Ritter und Damen ſchmauſen. Immer aber iſt etwas Unheimliches dabei und die Geiſter geben ſich zuletzt als Verdammte zu erkennen.

Solche geſpenſtiſche Gelage werden gemeldet vom Tollenſtein, Schöppner, bayr. Sagen Nr. 1163; vom Lechsgemünd, daſ. Nr. 1168; vom Hochberg, Baader, bad. S. Nr. 67; von der Wetterburg, Schnezler, bad. S. II. 641; vom Räderberg, Grimm, deutſche Sagen Nr. 275; von Godſchee, daſ. Nr. 146; vom Haſelberge, Panzer, Beitrag zur d. Mythol. I. 136; vom Luttenberge, Stahl, weſtph. Sagen I. 53; vom Greifenſtein, Ziehnert, ſächſ. Volksſagen III. 212; von der Burg Sermol bei Laibach, Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 502; von Bodenſtein, v. Falkenſtein, Kaiſerſagen S. 165. — Im Stromberg, einem Gebirgsſtrich des ſchwäbiſchen Zabergäu, wurde einſt Graf Albrecht von Zimmern durch einen großen Edelhirſch zu einem Geiſterſchloß verlockt, in welchem er ſeinen Oheim Friedrich und andere Herrn an einer Tafel Mahlzeit halten ſah, aber erfuhr, ſie ſeyen ihrer Sünden wegen ewig verdammt. Zum Andenken gründete der Graf das Kloſter Frauenalp. Cruſius, annales suev. II. 361. Franciſci, höll. Proteus S. 1024. Schreiber, Sagen I. 49. Grimm, D. S. Nr. 528. v. Steinau, Volksſagen S. 110.

Die Vorſtellung, daß die grüne Pflanzenwelt (das Reich der Holden oder Lichtelben) im Herbſte nur unter die Erde entrückt werde, um im Frühling wieder auf die Oberfläche heraufzurücken, liegt allen den Sagen zu Grunde, welche von Menſchen handeln, die mitten im Winter entweder ins Innere der Erde gelangen und dort einen blühenden Sommer finden oder zu denen aus dem Innern Laub und Früchte heraufgebracht werden. Wie man ſich das Grün, welches ſonſt über dem Boden iſt, unter demſelben dachte, erhellt aus vielen Sagen.

Als Hadding einſt im Winter zu Abend aß, reichte ihm eine Erdfrau durch den Fußboden friſches Kraut herauf und führte ihn nachher in ihr unterirdiſches Reich voll von grünem Graſe. Saxo Gramm. p. 16. Ein alter Soldat kam in ein unterirdiſches Reich und brachte als Wahrzeichen von da einen grünen Zweig mit. Grimm, Märchen Nr. 133. Vom Haſelberge brachte eine Magd bei kalter Jahreszeit eine Hand voll grünes Laub, das nachher zu Gold wurde. Panzer I. 137. In Fragant räuchert man am Perchtentage (6. Jan.) der umziehenden Perchtel (Bertha) Wohlgerüche. Als

Einer es verſäumt hatte, holte ihn die Perchtel und am andern Morgen fand man ihn todt, zwiſchen ſeinen Fingern und Zehen aber Blumen, die Niemand kannte Weinhold, Weihnachtsſpiele S. 21. Ein Knabe in Tirol fand mitten im Winter einen Kirſchbaum blühen, brach einen Zweig ab und fand daheim ſtatt der Blüthen lauter Silberthaler. v. Alpenburg, Myth. S. 494. Auf der Inſel Uſedom gerieht Einer durch einen unterirdiſchen Gang ins Reich der Zwerge und zum Wahrzeichen, daß er in ihrem Garten geweſen ſey, gaben ſie ihm eine Erbſenranke mit. Kuhn, Nordd. S. Nr. 13. Ein Anderer brachte aus dem Innern des Zobtenberges in Schleſien als Wahrzeichen einen Zweig voll Kirſchen und Pflaumen mit. Büſching, Volksſagen I. 31. Ein verlornes Kind, das bei Ruhla in einem angeblich verſunkenen unterirdiſchen Kloſter verweilt hatte, brachte aus demſelben noch zur Schneezeit reife Johannisbeeren mit. Thüringen und der Harz II. 47. Nach einem ſchönen Volksliede aus der Gegend von Unna verlor ſich ein Kind, indem es ſich mit einem Engel (Elben) unterhielt. Als es von der Mutter nach ſeiner Rückkehr ausgeſcholten und ihm verboten wurde, ſich wieder zu entfernen, brachte ihm der Engel mitten im Winter einen blühenden Roſenzweig zum Wahrzeichen für die Mutter, wo das Kind unterdeß geweſen ſey, verkündete aber zugleich, er werde das Kind für immer abholen, ſobald die Roſen auf der Erde wieder blühen würden. Firmenich, Völkerſtimmen I. 351. — In einem heſſiſchen Hexenprozeß vom Jahre 1629 (mitgetheilt in Wolfs Zeitſchrift I. 275) heißt es von einem als Hexenmeiſter Angeklagten, er ſey (im Schlaf) in den Venusberg gefahren zur Frau Holt und habe hier ſchon mitten im Winter den Stand der Früchte, des Obſtes und aller Gewächſe im nächſten Jahre vorausgeſehen. — In Arndts Reiſe nach Schweden III. 86 findet ſich der ſchöne Glaube, wer in der Chriſtnacht nüchtern und ſchweigend in den Wald gehe, der ſehe, wenn er bei Sonnenaufgang wieder heraustrete, mitten in den Schneefeldern den Stand der künftigen Saaten. Aehnlich was Stöber aus dem Elſaß in Wolfs Zeitſchrift I. 403 vom Dorf Diemringen berichtet, wo man in der Mitternachtsſtunde auf einem Acker den Hopfen aus der Erde kann hervorwachſen ſehen, wie er in künftigen Jahren wachſen wird. Eben ſo auch auf dem Solling bei Minden. Kuhn, nordd. Sagen 405.

Dies leitet uns zu den Sagen hinüber, die von der in den h. Stunden enthüllten Zukunft handeln.

In Sommers ſächſ. Sagen I. 9 findet ſich die liebliche Schilderung einer weißen Taube, die in den zwölf Nächten mit einem kleinen Stühlchen herumfährt. Wo ſie ausruht und das Stühlchen eine Weile ſteht, da ſoll im nächſten Jahre die Natur am ſchönſten grünen und blühen. Hört man ihren Flug, ſo bedeutet es ein gutes Jahr. Im Heiligenkalender fällt der Tod einer h. Columba auf den 31. Dez. Bei Freiburg im Breisgau iſt ein ſ. g. Gaisbrunnen, bei dem erſcheint in der Neujahrsnacht ein Männlein mit drei Trauben in

einer, drei Aehren in der andern Hand, wenn ein guter Jahrgang kommen soll. Schnezler, bad. Sagen I. 369.

In der Christnacht sieht man insbesondere die Apfelbäume reife Früchte tragen. Vgl. über diesen weitverbreiteten Glauben Wolfs Zeitschr. I. 106. Man darf dabei weniger an die künftige Apfelerndte, man muß hier mehr an den mythischen Apfelgarten mit dem Jungbrunnen denken, in dem alles abgestorbene Jahresleben sich erneuert. Daher auch die Heiligkeit des Wassers in der Weihnacht. Es soll in der Mitternachtsstunde dieser Nacht zu Wein werden. Frank, Weltbuch 130. Prätorius, Weihnachtsfrazzen 49. Rockenphil. I. 55. Grimm, D. M. 551. Eine Quelle bei Lommatsch an der Elbe zeigte die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres an, wenn auf ihrer Oberfläche Haber, Gerste und Eicheln schwammen, ein böses Jahr aber, wenn Blut und Asche auf ihr schwammen Dietmar von Merseburg I. 3. Eine ähnliche Quelle bei Sontra in Niederhessen. Happel rel. cur. III. 386.

In den zwölf s. g. Rauhnächten von der Weihnacht bis zum großen Berchtentage (6. Jan.) zeigt sich vorbildlich, was in den folgenden zwölf Monaten geschehen wird.

Was man in jeder dieser Nächte träumt, wird in dem entsprechenden Monat erfüllt. Kuhn, nordd. Sagen S. 411. Wie an jedem dieser Tage das Wetter ist, so wird es im entsprechenden Monat seyn, Breslauer Sammlungen 1722. Febr. Denselben Glauben fand ich noch 1846 in der Baar an der obern Donau, so wie den Gebrauch, eine Zwiebel in 12 Theile zu theilen und die Theile ins Wasser zu legen. Welche Theile dann trocken bleiben oder bald feucht werden, daraus schließt man auf die Nässe und Trockenheit der künftigen Monate. Dasselbe berichtet Reynitsch über Truten S. 182. Kuhn S. 404. — In der Landschaft Baar an der obern Donau hörte ich, man gehe in der Christnacht in die Scheunen und sehe, was für Getreide von oben heruntergefallen sey. Von welcher Art es ist, die wird im nächsten Jahr besonders gedeihen. — Hört ein Mädchen in der Christnacht einen Hengst wiehern, so bedeutet es ihr einen Freier. Grimm, D. M. 1069. Morgenroth am Neujahrsmorgen bedeutet Blut, und einen nahen Krieg. Satori; Merkw. d. österr. Kaiserth. I. 245.

In den h. Stunden sehen auch die Mädchen ihren künftigen Freier. Meist zu Weihnachten und Johanni, was später auch auf die Andreasnacht übertragen wurde.

Wenn ein Mädchen in der Weihnacht in den Brunnen hineinschaut, so er-

blickt ſie darin das Bild ihres zukünftigen Mannes. Keller, Grab des Aberglaubens VI. 307. Grimm, Abergl. CXIX. Vonbun 63. Panzer II. 298. Daran knüpft ſich ein Schwank. Beim Schloß Wolfsbühel in Krain begaben ſich zwei Mägde in der Chriſtnacht zu einem heiligen Brunnen. Ein Knecht, der um ihre Abſicht wußte, hatte ſich auf einem Baum über dem Brunnen ſo geſetzt, daß ſie im Waſſerſpiegel ſein Bild ſehen mußten. Kaum aber waren die Mädchen angekommen, ſo brach mit ihm der Aſt und er plumpte ins Waſſer. Valvaſor, Krain II. 476. P. Abraham, Judas III. 71. Franciſci, höll. Proteus 823. Daſſelbe wird von andern Orten erzählt. — Auch aus dem Ziſchen des Waſſers im Ofen wird das Handwerk des künftigen Freiers vorhergeſagt. Kuhn, notdd. S. 404. Oder die Mädchen kleideten ſich aus, ſetzten ſich an einen Tiſch und ſetzten vor ſich in drei Gläſern Wein, Bier und Waſſer. War der künftige Freier noch ſo fern, dieſer Zauber in der Mitternachtsſtunde der Weihnacht zog ihn herbei, ohne daß er es ſelbſt wußte und wollte. War er ein vornehmer Herr, ſo griff er nach dem Wein, ein Mittelmann, ſo wählte er das Bier, ein geringer Bauer oder Knecht, ſo nahm er das Waſſer. Breuner, Curioſitäten 93. Wolf, niederl. S. Nr. 273. Auch das gefrorene Waſſer an den Fenſtern war prophetiſch. Schimmerten in der Chriſtnacht die Eisblumen am Fenſter wie Roſen, ſo bedeutete es Glück in der Ehe, wie Neſſeln, ſo verkündete es Unglück. Naturgeſchichte zur Dämpfung des Aberglaubens 1793 S. 39. Sehr altheidniſch erſcheint auch der Gebrauch der Mädchen am Johannistage. Sie wanden genau in der Mittagsſtunde einen Kranz von neunerlei Blumen mit einem Faden, den ſie in der nämlichen Stunde ſelbſt geſponnen haben mußten. Dann warfen ſie ihn ſchweigend hinter ſich auf einen Baum und ſo oft er wieder herunter fiel, ſo viele Jahre ſollten ſie noch auf den Freier warten. Julius Schmidt, Reichenfels S. 119. In Coburg ſetzten einmal einige Fräulein in der Chriſtnacht neunerlei Eſſen auf den Tiſch und zwangen dadurch ihre künftigen Liebhaber zu erſcheinen. Kaum aber waren ſie da, als die Mädchen aus Angſt davonflohen. Die Liebhaber warfen ihnen ihre Meſſer nach. Nur eine blickte um und hob das Meſſer auf und nur ſie bekam nachher ihren Mann. Bechſtein, fränk. S. I. 213. Daſelbſt zu derſelben Zeit kleideten ſich Mädchen aus und warfen ihre Hemden vor die Thür in der Erwartung, jeder würde es ihr künftiger Freier wieder bringen. Weil es aber der Hemden zu viele waren, fanden die herbeigezauberten Freier je das rechte nicht gleich heraus und riſſen alle in Fetzen, daſ. 214. Harrys II. 17. Ein Mädchen wollte in der Chriſtnacht ihren Freier ſehen; da ſah ſie den Sarg, von dem ſie bald umſchloſſen werden ſollte. Franciſci, höll. Proteus 811. Valvaſor, Krain II. 479. Wolf, niederl. S. Nr. 272. In der Chriſtnacht gießen die Mägde Blei und erkennen aus der Form des ins Waſſer tröpfelnden Bleis das Handwerkszeug des künftigen Mannes. Rockenphiloſophie I. 100. In derſelben Nacht deckt ein Mädchen den Tiſch für den künftigen Freier; er muß kommen, ſie darf aber nicht mit ihm reden.

Wiener Jahrbücher XXXII. 225. Wenn das Mädchen zur Thür hinausgreift, ſo faßt ſie das Haar des Zukünftigen. Rockenphil. II. 6. Grimm, D. S. Nr. 116. Harrys II. 17. Ein durch den Zauber herbeigezwungener Freier ließ bei dem Mädchen ſeinen Dolch zurück. Als er ſpäter das Mädchen wiederfand, vermöge des Zaubers lieb gewann und heirathete, fand er zufällig ſeinen Dolch unter ihren Sachen, erinnerte ſich jetzt erſt der Zaubermacht, ſchrie laut auf: „biſt du die Dirne, die mich aus weiter Ferne herbeizwang?“ und ſtieß ihr den Dolch ins Herz. Goldſchmidt, höll. Morpheus 173. Brenner, Cur. 91. In einer der ſchönſten Erzählungen von Ludwig Tieck ausgeführt.

Auch die da ſterben ſollen, werden in der h. Stunde der Weihnacht oder des Neujahr vorgeſehen. Bald ſind es nur Sonntagskinder (eigentlich in der Sonnenwende geborne Kinder), die es ſehen können, bald nur ſolche, die ſich um Mitternacht auf einen Kreuzweg ſtellen. Dann ſehen ſie alle, die im nächſten Jahre ſterben werden, an ſich vorübergehen, zuweilen ſich ſelbſt. Auch auf andre Weiſe wird der Tod angekündigt. Weſſen Schatten an der Wand in der Chriſtnacht keinen Kopf zeigt, muß im nächſten Jahre ſterben. Rockenphil. I. 56. Wenn in dieſer Nacht ein Reifen an den Kellerfäſſern ſpringt, ſtirbt jemand im Hauſe. II. 57 ꝛc.

Weil in den h. Stunden der Sonnenwende die Zeit aufhört und zur Ewigkeit wird, ſo hören zugleich auch alle Unterſchiede auf. Die Thiere werden menſchlich, vernünftig und reden wie Menſchen; die Menſchen umgekehrt werden zu Thieren.

Nach Mones Anz. VIII. 180 kniet zu Weihnachten alles Vieh in den Ställen. In Belgien ſtehn alle Thiere auf und legen ſich dann wieder, Conte rendu, Bruxelles I. 100. In der Normandie reden in der Chriſtnacht alle Thiere. Bosquet, la Norm. 221. Vgl. Prätorius, Weihnachtsfrazzen S. 316. Reynitſch, von Truten 182. In Lothringen reden ſie die ganze Chriſtnacht hindurch und beklagen ſich über ihre Herrn. Mémoires de l'Acad. celtique IV. 94. Desgl. in der Sologne, daſ. IV. 93. In Tirol verkündigen die Kühe in der Weihnacht den Mägden, ob ſie bald heirathen werden. Weber, Tirol II. 176. Anderwärts heißt es, die Probe ſey gefährlich. Wer dem Vieh in der Weihnacht zuhöre, werde blind und taub oder müſſe ſterben. Grimm, Anhang vom Aberglauben Nr. 792. Ein wüſter Geſell, der ſ. g. Wolfbauer, ſpottete einmal über dieſen frommen Glauben von den Thieren in der Chriſtnacht. Da fingen aber in dieſer Nacht ſeine eigenen Ochſen zu reden an und kündigten ihm an, ſie würden ihn über acht Tage zu Grabe

fahren. Da bekam er Angst und verkaufte die Ochsen, aber eine große Pest raffte plötzlich Menschen und Vieh weg und nur jene beiden Ochsen blieben im Dorfe übrig, um des Wolfbauers Leiche zu Grabe zu tragen. Panzer, 224. Daß die redenden Ochsen in der Christnacht ihren zweifelnden Herrn den Tod verkündigen, kommt öfter vor. Müllenhoff, Nr. 238. Schnezler, Bad. S. II. 635. Baader Nr. 67. Daher die zarte Scheu vor dem Vieh in der Weihnacht. Selbst wilden Thieren stellte man Futter ins Freie hinaus. Kuhn, nordd. S. 404. Man vermied, die Thiere bei ihren gewöhnlichen Namen zu nennen und bediente sich anderer liebkosender und ehrender Ausdrücke, daſ. 411. Aus dem nämlichen Grunde aß man auch in den zwölf Nächten kein Fleisch, Rockenphilosophie I. 57. Keller, Grab des Aberglaubens I. 178.

Dies erklärt sich aber auch aus der gleichzeitigen Verwandlung der Menschen in Thiere, am häufigsten in Wölfe, die man dann Werwölfe nennt. Eine wunderbare Vorstellung, die nicht blos in der Vergleichung des Wolfes mit der Wildheit des Winters, in der er lebt, ihre Erklärung findet, sondern auch als eine Art von Sühne und Genugthuung aufgefaßt werden muß, welche die menschliche Natur der thierischen in einer einzigen Stunde des Jahres darbringt, während das ganze übrige Jahr hindurch die Thiere den Menschen untergeordnet sind. Die Werwölfe feiern in ihrem thierischen Zustande ein wildes orgiastisches Fest; sobald sie aber die Wolfshaut oder den Wolfsgürtel abgelegt haben, sind sie wieder vernünftige Menschen und nicht zurechnungsfähig für das, was sie als Wölfe gethan haben. In der deutschen Sage wurde, was wohl zu erwägen ist, die Wolfsverwandtschaft niemals als Strafe für einen Frevel, gleich dem des griechischen Lykaon, aufgefaßt. Hieher gehören wahrscheinlich auch die vielen Verwandlungen der Hexen in Katzen, Pferde, wilde Gänse ꝛc. Obgleich die Verwandlung immer eine freiwillige und zauberische ist, so liegt doch in der Wahl der Thiergestalten etwas Symbolisches und zugleich Charakteristisches. Der Wildheit der Männer entsprach am meisten die Wolfsgestalt, der Arglist der Weiber am meisten die Katzengestalt.

In den Narrenfesten und Mummereien des Neujahrs hat sich noch ein Rest der altheidnischen Vorstellung erhalten. Ihr Grundcharakter ist allgemeine Freiheit und Gleichheit, das Verschwinden all und jedes bisherigen Unterschiedes wie zwischen Thier und Mensch so auch unter den Ständen und Geschlechtern, wie im Alter. In den zwölf Nächten ver-

kleideten ſich die Männer und Weiber. Kuhn, märkiſche Sagen S. 346. Am Sylveſterabend, dem letzten im Jahr, herrſchten die Weiber und die Männer mußten gehorchen. Am ſ. g. Pfeffertag (28. Dez.) haben heute noch in Schwaben und Bayern alle Kinder das Recht, die Erwachſenen mit Wachholderzweigen zu ſchlagen. Am Berchtentage mußten die Armen gleich den Reichen geſpeiſt werden, was an mehreren Orten bis tief ins Mittelalter unter dem Namen einer Stiftung der frommen Königin oder Gräfin Bertha fortdauerte.

Die Ausgleichung der Armuth und des Reichthums in den h. Stunden geſchah noch auf ganz andre Weiſe. Die ſ. g. fliegenden Drachen (Feuerkugeln) dienten zur Vermittlung, um aus den Vorrathskammern und Scheunen der Reichen den Armen durch den Schornſtein ihrer Hütten alles zuzuführen, was ſie brauchten. Vgl. Burkhard von Worms 1548. 19. 5. p. 195ᵃ. Grimm, D. M. 971. Müllenhoff Nr. 280. Buch vom Aberglauben 170. I. 81. Panzer I. 261 ꝛc. Aber der Arme glaubte dem Reichen auch ſein Gut rauben zu dürfen.

Der berüchtigte Bilwesſchnitt in der Johannisnacht bezweckte, auf magiſche Weiſe den Erndteſegen vom fremden Felde in die eigne Scheuer zu bringen. Der Dieb bindet eine kleine Sichel an ſeine große Zehe und ſchreitet oder reitet auf einem Bock durch das fremde Feld. Die Erndte bleibt ſtehen und fliegt erſt im Herbſt in ſeine Scheuer. Vgl. Grimm, D. M. 443 f. Oft bedient man ſich nur eines Zauberſtocks, den man im fremden Felde einſteckt und dem nachher der Feldſegen nachfliegt. Weiber (Hexen) aber melken in den h. Stunden aus jedem Holz die Milch, Butter ꝛc. heraus, die aus den Häuſern der Reichen verſchwindet. —

Damit hängt zuſammen, daß man in den h. Stunden ausſchließlich diejenigen Talismane gewinnt, durch die man reich und glücklich wird. Den Hecke- oder Blutpfennig gewinnt man nur auf einem Kreuzwege in der Chriſtnacht, wenn man dreißig Geldſtücke vorwärts und rückwärts zählt. Happel rel. cur. I. 522. Dann liegt ein einundbreißigſtes Geldſtück daneben, das fortan Seinesgleichen heckt, ſo daß, wenn man dieſen Pfennig in der Taſche hat, immer ein anderer daneben liegt. Auch werden in der Chriſtnacht alle verborgnen Schätze ſichtbar oder zeigt ſich über ihnen eine blaue Flamme, d. h. ſie blühen.

Noch muß ich gewiſſe dämoniſche Erſcheinungen erwähnen, die ſich in der h. Mitternachtsſtunde der längſten Nacht blicken laſſen. Das iſt der kindererſchreckende Knecht Ruprecht und die ſchwarze Frau Perchta oder Holle, die nachſieht, ob Weiber und Mägde fleißig geweſen ſind, und

auch fromme Kinder belohnt, böse bestraft, beides ohne Zweifel altheidnische Gottheiten. In der Christnacht zeigt sich auch eine verwünschte Jungfrau. Die Sagen von ihr sind überall verbreitet. Man sieht sie häufig mitten im Schnee sitzen und goldne Flachsknoten um sich ausbreiten, was auf die künftigen Saaten oder auf die Sonne oder auf das Gespinnst alles Naturlebens sich beziehen kann. Mone, Anzeiger V. 174. Grimm, D. Sagen Nr. 10. Bechstein, thür. Sagenschatz III. 202 ꝛc.

7.

Märchen von der guten Frau.

Dieselbe Göttin, die als Frau Perchtha oder Holle in der Wintermitte umgeht und nach Weibern und Kindern sieht, ob alles bei ihnen in guter Zucht und Ordnung ist, galt als die Urmutter der Welt und war ohne Zweifel die vornehmste unter allen Göttinnen. Deswegen hieß auch der Tag, an welchem sie ihren zwölftägigen Umzug beginnt (die Weihnacht) Modranacht oder Mutternacht, und der Tag, an dem sie den Umzug beendigt (6. Januar) Oberstentag. Sie selbst hieß Perchtha, Bertha, d. h. die Hervorbrechende, Prächtige, Allgebärende und zugleich Strahlende, Lichte. Dasselbe mütterliche Wesen heißt in Norddeutschland Holle, Hulda (die Holde), auch Frau Frick, Frecke, d. i. die nordische Göttermutter Frigg.

Alljährlich in den zwölf Rauhnächten der Wintermitte kommt Frau Perchtha mit einem goldnen Pfluge (Sinnbild der Saaten oder der die Erde befruchtenden Sonne, begleitet von einem unzählbaren Heere von Heimchen, d. i. Keimen, Embryonen, alles das Lebendige, was im neuen Jahre geboren werden soll. Mehrere Volkssagen erzählen, sie habe sich von einem armen Bauer, dem sie begegnet, den Pflug ausbessern lassen und ihn reich beschenkt. Die Heimchen werden für ungetaufte Kinder gehalten und man hört in dem großen Heereszuge ihr kindisches Wimmern. Börner, Sagen aus dem Orlagau S. 114 ff. In Tirol leben ganz ähnliche Sagen von ihr. Hier kommt Perchtha mit unzähligen weißgekleideten Kindern, denen man mitleidig Essen vorsetzt. Sie sollen seelenlos seyn und erst mit dem Namen eine Seele bekommen. Das geschieht gewöhnlich in der Taufe. Ausnahmsweise aber empfing einmal ein solches Kind schon vorher einen Namen, indem Jemand aus Erbarmen ihm sein Kleidchen zurecht machte und es liebkosend ansprach. Da kehrte das Kind frohlockend

dazu, von selbst und wie ohne ihr Zuthun, und ihnen mag höchstens der äußere Aufputz und die Reinigung zufallen, so wie es ihre Sache ist, einen mehr oder minder guten Gebrauch davon zu machen. In der That, wenn ich von wenigen Momenten absehe, die lediglich Sache des berechnenden Verstandes sind, kenne ich in dem Inbegriff der auf menschliche Zustände influirenden Einrichtungen nichts Gutes und Haltbares von Bedeutung, wovon man nicht sagen müßte: es war eher im Leben da, als in der Wissenschaft; wer es ins Leben eingeführt, das weiß Niemand; oder die es thaten, folgten nur einer äußern Nothwendigkeit, wußten nicht, was sie thaten, überlieferten dem Leben einen Keim, den es zu ganz anderer Frucht entwickelte, als die sie im Sinne hatten. Ich sage geflissentlich: nichts von Bedeutung. Die Formen, mit denen man wechselt, bedeuten wenig. Das Wichtigste ist uns so natürlich geworden, daß wir gar nicht an seine Bedeutung denken. Bei dem Volksunterricht z. B. ist es von höchster Bedeutung, daß in den Volksschulen die Religion, in den Gelehrtenschulen die klassischen Studien die Basis alles Unterrichts bilden. Alles Andere ist Nebenwerk. Aber wer kann sich das Verdienst von Jenem zuschreiben? Es ist geworden. — In vielen Beziehungen ist die Erscheinung sehr natürlich. Die gewordenen Einrichtungen haben sich gleichzeitig und in lebendiger Wechselwirkung mit den Verhältnissen und dem Volksgeiste entwickelt, folglich sogleich in ihrem Aufwuchse sich allen den einzelnen Zuständen und Eigenheiten naturgemäß angeschmiegt, die dem Blicke des Gesetzgebers verborgen bleiben, oder von ihm verachtet werden, und deren Einfluß doch oft unberechenbar groß ist. Sie haben ihrerseits wieder, und eben, indem sie sich in dem Einen den Zuständen und dem Volksgeiste anschmiegten, in dem Andern einen desto wirksameren Einfluß auf beide erlangt, und sie für sich gebildet und gewonnen, ihnen ihr Bestehen zu etwas Natürlichem und Nothwendigem, zur andern Natur gemacht, wodurch eine freiwillige, dem Geiste des Instituts gemäße Mitwirkung, oder doch ein williges Tragen der Opfer gesichert und das Institut mit dem Leben verschmolzen wird. — Wie gesagt, auf vielen Seiten des Staatslebens ist nur jene, mir wenigstens durch viele Fälle zur Gewißheit gewordene Thatsache, die übrigens dem System der Reformen keinen Eintrag thut und es nur an die gegebenen

zum Himmel zurück, es hatte jetzt nicht mehr nöthig, das Erdenleben anzutreten. Der Zug der Kinder ging aber so rasch vorüber, wie der rascheste Wolkenzug. Als der Mitleidige die Augen von dem Kinde wieder aufhob, war der Zug schon weit weg. v. Alтenburg, Mythen aus Tirol S. 63 f. In Schwaben heißt dieser Zug das Muotisheer (muoto, bayrisch muota für Mutter) und soll aus neugebornen oder ungetauft gestorbnen Kindern bestehen. Keller, Grab des Aberglaubens I. 185 VI. 389. Es zieht mit süßer und lieblicher Musik durch die Luft. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 141.

Bertha, die gute, aber auch strenge Hausfrau und Mutter der Natur, steht der weiblichen Arbeit, sonderlich dem Spinnen vor, weil sie selbst die große Spinnerin aller Lebensfäden, die Weberin des Naturteppichs, der Vegetation ist. Im Sternbild, das man heute Orion nennt, sahen unsre Vorfahren ihren Spinnrocken (Frigga's Rocken, der im Norden übliche Name). Man dachte sie also spinnend über der ganzen sichtbaren Natur. Von den Spinnerinnen am Himmel rühren auch die in der Luft fliegenden Spinnweben her.

Nach der Legende sind die fliegenden Spinnweben die Fäden des weißen Grabgewandes der h. Jungfrau. Bei ihrer Himmelfahrt entfiel ihr das Gewand und wurde in der Luft von den Winden zerrissen. Breslauer Sammlungen, 1717. Oct. I. 211. Im Thal der Altmühl glaubt das Volk, die h. Jungfrau fliege mit den 11000 Jungfrauen in der Luft, und jede von ihnen spinne an einem goldnen Rocken, den ihr ein Engel vorhalte. So überspinnen sie Berg und Thal mit dem „Liebfrauensommer". Pangkofer bei Schöppner Nr. 1127, wo in der Note beigefügt ist, derselbe Volksglaube komme auch bei Passau vor, hier aber seyen es nicht die 11000 Jungfrauen aus der Ursula-Legende, sondern noch heidnische Elben, welche die liebe Frau begleiten. Die ganze Vorstellungsweise stammt aus dem Heidenthum.

Noch lange erinnerte sich das Volk der vertrauten alten Göttermutter, daher das Sprichwort „von der alten guten Zeit, in der noch Bertha spann". Da aber jede Erinnerung an die alten Gottheiten von der Kirche verboten war, übertrug man sie auf geschichtliche Personen. Daher die oben schon mitgetheilten schönen Sagen von der Bertha mit dem großen Fuße, der Mutter Karls des Großen. Hinter ihrer angeblichen Geschichte verbirgt sich lauter heidnischer Mythus. Auch den großen Fuß hat sie nur als Spinnerin, weil der Fuß vom Treten des Spinnrads breit wird, oder als die im französischen Volksglauben noch fortlebende „Mutter Gans". Ihr Beiname ist daher auch reine Podauce, die Kö-

nigin mit dem Gansfuß. Die Gans bedeutet mit ihren weißen Federn den Winterſchnee, unter deſſen warmer Decke die Saaten wie von einer Mutter gehütet werden. Daher das norddeutſche Sprichwort, wenn es ſchneit: „Frau Holle macht ihr Bett.“ Grimm, D. Myth. 246. Das ſcheint ein ſehr alter Glaube, denn ſchon Herodot IV. 7 erzählt von den Skythen, ſie hätten den Schnee für herumfliegende Federn gehalten.

Die heidniſche Erinnerung iſt noch auf eine andre Bertha, die Gemahlin König Rudolfs II. von Burgund übertragen worden.

Auf ihrem Grabe zu Peterlingen und auf einem Siegel iſt ſie mit der Spindel abgebildet. Nach Vuillemin, Canton Waadt II. 17, 159 hielt ſie Umritte durch das Land, zu Pferd und ſpinnend, eine Wohlthäterin der Armen. Sie ſoll noch zuweilen auf dem Thurm zu Gourge erſcheinen und eine Futterſchwinge voll Schätze über das Land ſchwingen, um es zu ſegnen. Vgl. Regis, Rabelais II. 681. So verkündet auch die weiße Frau auf der hohen Königsburg im Elſaß jährlich einmal dem Lande Glück, wenn ſie ſich freundlich niederbeugt, oder Unglück, wenn ſie drohend die Hand erhebt. Stöber, Sagenbuch S. 124.

Die heidniſche Erinnerung haftet noch an einer viel ſpätern Bertha.

Dieſe lebte im 15. Jahrhundert als die Tochter eines Herrn von Roſenberg auf dem Schloſſe Neuhaus in Böhmen und that den Armen Gutes. Als ſie das Schloß bauen ließ, bereitete ſie den Arbeitern einen „ſüßen Brei“ und verordnete, daß auch noch nach ihrem Tode alle Jahre am gleichen Tage den Armen dieſer Brei gereicht werde. Als im 30jährigen Kriege die Schweden Böhmen verheerten und den Tag des ſüßen Breis verſäumten, erſchien Bertha den im Schloſſe hauſenden Schweden und ſchreckte ſie dergeſtalt, daß ſie gleich am andern Tage für den Brei ſorgten. Bertha, deren Bild noch auf Neuhaus zu ſehen iſt, erſcheint mit derſelben Geſtalt, Tracht und Miene als weiße Frau in den Schlöſſern, wo Nachkommen von ihr leben, um den Tod Jedes derſelben anzuzeigen. Ihr berühmtes altböhmiſches Geſchlecht wurde durch Heirathen zunächſt verſchwägert mit Brandenburg, Baden und Darmſtadt, dadurch aber mit vielen andern fürſtlichen Häuſern, daher die Erſcheinung der weißen Frau in ſo vielen Reſidenzen ſich wiederholt. Vgl. Jung Stilling, Geiſterkunde S. 351 f. Büſchings Volksſ. Nr. 29. Grimm D. S. Nr. 267. Hormayr, Taſchenb. 1830. S. 441. Perchtha erſcheint als weiße Frau, wenn ein neues Mitglied ihres Geſchlechts geboren werden ſoll, als ſchwarze Frau aber, wenn eins ſterben ſoll, heißt es in Franzisci höll. Proteus Nr. 11—13. Die gewöhnliche Tradition nennt ſie aber auch bei fürſtlichen Todesfällen immer nur die weiße Frau.

Eine jährliche Speiſung der Armen kommt auch in andern Gegenden vor

und die Stifterin heißt gleichfalls Bertha. Ueberall waltet hier noch die heidnische Erinnerung an die Göttin Bertha und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch der süße Brei, die jährliche Speisung der Armen, ursprünglich an ein großes Gastmahl beim Feste der allernährenden Göttin geknüpft war. In Münsters Cosmographie 599 wird von der Aebtissin Bertha von Thierstein erzählt, sie habe befohlen, daß Niemand von ihr gehen dürfe mit leerer Hand. Diese Großmuth wird aber näher motivirt durch ihren Unwillen über ihren Verwalter. Ein Bettler, welcher von diesem ohne Gabe fortgejagt worden war, hatte nämlich seine leere Hand zum ewigen Andenken in einen Stein abgedrückt. „Frau Berthas Mal" kommt auch in Schwaben vor. In Crusius Schwäb. Chronik II. 418 und in der O. A. Beschr. von Göppingen 166 wird davon folgende sehr interessante Sage mitgetheilt, deren Grundzüge offenbar mythisch sind. Auf der Burg Hohenlandsehr saß die Herrin der Gegend, die letzte ihres Stammes, Frau Bertha, bereits Wittwe dreier Männer, des Hans von Ravenstein, des Albrecht von Klingenstein und des Heinrich von Irrenberg. Der Welt entsagend wurde sie eine Heilige, riß ihr herrliches Schloß nieder und baute davon, angeblich im Jahre 730, die Kirche zu Boll, dem berühmten Badeort an der rauhen Alb, gegenüber dem Hohenstaufen. Hier stiftete sie zugleich eine große Brodvertheilung an die Armen, welche fortan jährlich am St. Berthentage wiederholt wurde. Man hat noch eine Eingabe des Magistrats von Boll an die herzoglich württembergische Regierung vom Jahr 1560, worin gebeten wird, obgleich keine Urkunde über die milde Stiftung vorliege, doch den uralten Gebrauch zu erhalten.

In Norddeutschland führt dieselbe mütterliche Göttin immer den Namen Holle (Hulda) und erscheint gleichfalls als Spinnerin.

Ausdrücklich aber wird von ihr erzählt, sie wohne unter dem Wasser in einem herrlichen Garten. Das ist der Frau Hollenteich am Berge Meißner in Hessen. Aus ihm sollen auch alle Kinder kommen, entsprechend dem großen Kindergefolge der süddeutschen Perchtha. Grimm, D. Sagen Nr. 4. Der letztern gehört wohl der schöne See von Berchtesgaden, denn in alten Urkunden heißt der Ort nicht Berchtolds-, sondern Berchtesgaden. Koch und Sternfels, Salzburg, II. 347. Die Volkssage kennt im See von Berchtesgaden noch eine Jungfrau, die sich zuweilen als Schwan sehen läßt, was ganz zu Bertha mit dem Gansfuße stimmt. Bald schwimmt sie als Schwan auf dem Wasser, bald lockt sie als schöne Jungfrau. Einst zeigte sie einem Jäger unermeßliche Schätze im Innern der nahen Berge, als ihn aber der Reichthum übermüthig machte und er alles verthat, sah er sich bald gezwungen, noch einmal die Jungfrau vom See um Hülfe anzusprechen. Sie zeigte ihm jetzt kein Gold mehr, wohl aber die reichen Salzlager, die noch jetzt nicht erschöpft sind. Schöppner Nr. 1270. Das heißt, sie wies ihn vom müßigen Schlemmen an eine heilsame Arbeit, von deren Früchten er leben sollte. Das ist vollkommen

im mütterlichen Charakter der guten Naturgöttin, die über alle Schätze der Erde gebietet. Auch an zahlreiche andre Seen, sowie Berge, ist die alte Erinnerung des geheimnißvollen Gartens mit Palläſten geknüpft, die nur in den h. Stunden ſichtbar werden. In Schweden nennt man die Schlöſſer und Gärten, die in öden Gegenden ſichtbar werden und plötzlich wieder verſchwinden, Hullahöfe. Afzelius, ſchwed. Volksſagen II. 299. Nach der nordiſchen Huldaſaga (Müllers Sagaenbibliothek I. 272) iſt Hulda Königin des Elbenreichs. Ihr Name und Weſen findet ſich tief im Süden in Tirol wieder, wo Hulda im Reiche der „ſeligen Fräulein" herrſcht und ihr Paradies tief in den Alpen verborgen hält. v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 6.

8.

Märchen von den duldenden Jungfrauen.

Neben den einfältigen, aber ſtarken und treuen Helden kennt unſre Volksſage nichts Lieberes als die duldenden Jungfrauen, ſchöne und zarte Geſtalten, licht vorſchimmernd aus dunklem Hintergrunde. Obgleich in ihnen das Mythiſche nicht zu verkennen iſt und man zugeben muß, daß dieſe duldenden Jungfrauen zunächſt die im Winter gleichſam geſtorbene, oder wenigſtens gefangene und leidende Natur bedeuten, ſo liegt doch in den Märchen von ihnen zugleich etwas volksthümlich Hiſtoriſches. Sie ſtammen aus den Zeiten roher und gewaltiger Völkerkämpfe und Völkerwanderungen, in denen, wie wir ſchon oben an der Gudrun erfahren haben, ſchöne Gefangene den Adel ihres Geſchlechts auch in niederer Magdhülle bewahrten und im Volk zartes Mitleid und eine tiefpoetiſche Theilnahme fanden.

Den rauhen Eddaliedern am meiſten ähnlich, noch ganz wild heidniſch und grauſam, darum wohl ſehr alt ſind unſre Blaubartmärchen. Sie haben einen Zug mit dem berühmten griechiſchen Märchen von Amor und Pſyche gemein, nämlich die beſtrafte Neugier des Mädchens.

In den franzöſiſchen Märchen der Mutter Gans von Perrault hat der Blaubart alle ſeine Frauen nach einander ermordet, weil jede aus Neugier in ſeiner Abweſenheit ein geheimes Zimmer betrat, das er ihr verboten, wozu er ihr aber doch den Schlüſſel gelaſſen hatte. Die letzte ſchloß das verbotene Zimmer gleichfalls auf, fand darin die Leichen ihrer Vorgängerinnen an der Wand hängen und ließ vor Schreck den Schlüſſel in das Blut am Boden

fallen. Das Blut aber ließ ſich vom Schlüſſel nicht mehr abwiſchen, Blaubart ſah es und widmete ſie dem Tode. Ihre Schweſter Anna aber ſtieg auf den Söller auszuſchauen nach den Brüdern, die von nichts wußten, auf die aber der Schweſter Angſt und Sehnſucht eine ſolche Fernwirkung übte, daß ſie mit verhängtem Zügel und blinkender Waffe heranritten und gerade noch zurecht kamen, um den Blaubart zu tödten, ehe er ihre Schweſter abgeſchlachtet hatte. — Ganz ähnlich die deutſche Sage von der Burg Dahl, Freiligrath, maler. Weſtphalen S. 218.

Ein Räuber heirathete nach einander drei Schweſtern eines armen Mannes. Der jüngſten gab er ein Ei, das ſollte ſie nicht aus der Hand laſſen, und einen Schlüſſel zu einem Zimmer, das ſie nicht öffnen ſollte. Aus Neugier öffnete ſie es dennoch und fand darin ihre beiden Schweſtern in viele Stücke zerhackt. Wie ſehr ſie auch erſchrack, ließ ſie doch das Ei nicht fallen, ſetzte die Glieder der Schweſtern zuſammen, machte ſie dadurch wieder lebendig und verbarg ſie. Als ſie dem Räuber das Ei unverſehrt zeigte, war er zufrieden und glaubte, ſie ſey nicht in dem Zimmer geweſen. Sie aber verlangte von ihm, er ſolle ihren armen Eltern zwei Körbe voll Gold und Silber von ſeinen Schätzen bringen und packte ſtatt des Metalls ihre Schweſtern in die Körbe. Sie aber eilte voraus, ſtellte einen geputzten Todtenkopf ins Fenſter, beſtrich ſich mit Honig, wälzte ſich in Federn und lief dem Räuber als Fritſchers Vogel (isländiſch fritfuglar Schwimmvogel) entgegen. Er kannte ſie nicht, hielt den geputzten Todtenkopf für ſeine Braut und lief ins Haus. Sie aber ſchloß es hinter ihm und verbrannte das Haus. Grimm Märchen Nr. 46.

Die Vogelverkleidung iſt dunkel, vielleicht bedeutet ſie daſſelbe, was Freija's Falkenhemt in der Eddaſage von der Wiederkehr des Blithes, die Zugvögel als Verkünder des Frühlings und der Befreiung aus der langen Gefangenſchaft im Winter. Die drei Schweſtern ſcheinen die Jahreszeiten zu bedeuten, die jährlich ſterben, der Räuber die allfreſſende Zeit. Das Ei die Wiedergeburt des neuen Jahres. Das geheimnißvolle Zimmer die Geburtsſtätte des Jahres im Norden, am Punkt der Winterſonnenwende, wo auch die Waberlohe.

Im deutſchen Volksbuch „von den drei Müllerstöchtern"

heißt der Räuber Baſt, und heirathet nach einander drei Müllerstöchter. Die jüngſte kommt auf ſein Waldſchloß voller Schätze, und darf alles ſehen und bewundern, nur in ein Zimmer ſoll ſie nicht gehen. Sie öffnet es dennoch aus Neugier und findet darin ihre ermordeten Schweſtern, deren Köpfe ſie heimlich eingepackt, als ſie mit ihrem Gemahl ihre Eltern das erſtemal beſuchen darf. Hier entdeckt ſie alles und Baſt wird verhaftet und hingerichtet. Seine Geſellen aber rächen ſich, nehmen die Müllerstochter gefangen und wollen

ſie in Oel ſieden. Durch ein altes Weib wird ſie befreit, unterwegs von einem Fuhrmann unter den Backtrögen verſteckt, die er führt, und als die Räuber Nachts in die Mühle bringen, erſchlägt ſie den erſten mit dem Beil, die Andern fliehen. Verwandt damit iſt eine heſſiſche Sage in Grimms Märchen Nr. 40. Die Braut ſieht hier, hinter einem Faſſe verſteckt, in der Mörderhöhle zu, wie eine andere Räuberbraut geſchlachtet wird, deren Finger mit dem Ringe ihr in den Schooß fliegt. Nachdem ſie glücklich entkommen, zeigt ſie den Finger als Beweis vor und der Räuber, ihr Bräutigam, wird verhaftet. Vgl. auch E. Meier, Märchen Nr. 38 und 63, und Zingerle, Märchen Nr. 22. Jene aus Schwaben, dieſe aus Tirol.

Eine der merkwürdigſten Sagen iſt die holländiſche von drei Schuſterstöchtern.

Ein vornehmer Herr führt eine nach der andern als Braut heim. Der dritten rief er unterwegs, als es Abend wurde, zu:

't maantje schynt zo hel,
myn paardtjes lope so snel,
zorte liefje, rouwt 't w niet?

Der Mond ſcheint ſo hell,
meine Pferde laufen ſo ſchnell,
ſüß Liebchen, graut dir nicht?

Das ſind dieſelben Verſe, die in dem alten Volksliede von Leonore vorkommen, nur daß es heißt: die Todten reiten ſchnell. Hier iſt der Räuber der Tod und entführt das Mädchen in ſein unterirdiſches Reich. Ohne ihr eine Thüre zu verbieten, läßt er ihr alle Schlüſſel. Sie findet in einem Zimmer eine Alte, welche Därme ſchabt, und hört, der Herr habe alle ſeine frühern Frauen geſchlachtet. Die Alte aber verſteckt ſie in einem Fuder Heu und läßt ſie entwiſchen. Sie kommt zu einem Edelmann, der den Frauenmörder entlarvt und beſtraft und das Mädchen heirathet. Grimm, Hausmärchen III. 77. Vgl. auch das ſchöne Märchen vom Marienkind, daſ. Nr. 3.

Den nordiſchen Wintergott Uller erkennen wir im deutſchen Ullinger und Ullrich wieder.

In einem alten Volksliede, deſſen Spuren Uhland (Volksl. I. Nr. 74) bis ins 16. Jahrh. verfolgt hat, nimmt Ullinger, nachdem er ſchon elf Jungfrauen geheirathet und alle an eine Tanne gehenkt hat, noch die zwölfte, Fridburg, der eine Taube, im Hafel ſitzend, den Tod ihrer Vorgängerinnen verräth, worauf er auch ſie ermorden will, aber ihr Angſtſchrei bringt fernehin zu ihrem Bruder, der noch zurecht kommt, ſie zu retten.

Bei Meinert S. 61 heißt er Ollgehr (Alle begehrend, Nimmerſatt). Bei andern Adelger, Uhland a. a. O. In etwas jüngeren Sagen

heißt er Schön Ullrich. Vgl. Herders Volkslieder Leipzig 1825 I. 116. Wunderhorn I. 274. Hofmann, schles. Volkslieder Nr. 12. Das alte Volkslied vom bösen Uller mit den an der Tanne hängenden Frauen kommt noch im Entlibuch vor. Schweizerblätter 1833 S. 210. Auch Rochholz, Sagen aus dem Aargau Nr. 14 theilt eine schöne Variante mit.

Hier heißt es, der Blaubart habe nur durch das Blut von zwölf Jungfrauen von einer schweren Krankheit können geheilt werden und habe die zwölfte durch seinen wunderschönen Gesang verführt, aber auf ihren Schrei in der höchsten Noth sey ihr Bruder zur Rettung herbeigeeilt.

In andern Sagen heißt der Blaubart Hilfinger.

Hilfinger in einem altd. Volkslied bei Kretschmer II. 66 führt seine Braut Odilia unter eine Linde und zeigt ihr an derselben sieben Jungfrauen hängen. Nun soll auch sie sterben; willst du hängen, frägt er sie, oder schwimmen, oder durchs Schwert fallen? Sie wählt das letztere, räth ihm aber, ihr erst das kostbare Oberkleid auszuziehen, damit es durch das Blut nicht verdorben werde. Indem er nun damit beschäftigt ist, faßt sie rasch sein Schwert und schlägt ihm selbst das Haupt ab.

Eben so Graf Olbert und seine Braut Helene in dem alten Volksliede bei Uhland Nr. 74 c. Eben so Halewin, das. Nr. 74 d. Wolf, deutsche Sagen Nr. 29. Unter den sieben Frauen dürften die sieben Wintermonate, unter den zwölf sämmtliche Monate des Jahres gemeint seyn.

Die Sage kennt auch einen Frauenräuber, der nur eine Frau in seine Höhle schleppt.

Zu Huy beim Kloster Huyseburg hauste der Räuber Danniel in einer Höhle, die ihm sein Bruder, ein kunstreicher Schmied, gebaut hatte. Wenn er raubte, schlug er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt auf, damit man die Spur zu seiner Höhle nicht finde. Er raubte hauptsächlich schöne Mädchen. Eine, die sieben Jahre bei ihm gefangen war, entfloh, während er schlief, in ein Kloster. Er erwachte und warf das Messer nach ihr, das in die Klosterthür fuhr. Weil sie aber auf ihren Weg Erbsen gestreut hatte, so fand man die Spur und schüttete siedendes Wasser in die Höhle, daß der Räuber sterben mußte. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 159. Büsching, Volkssagen I. 359. Nr. 75.

Der Sinn ist wohl: Der Wintergott hat die Sommergöttin geraubt, alles Leben geht rückwärts, wie die Tageszeit. Endlich kehrt das Frühjahr wieder, die Erbsen werden gesäet, der Winter muß enden.

In der Lippoldshöhle bei Brunkenhusen im Wolfenbüttelschen hauste der Räuber Lippold, der seinen Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen ließ, daß

man ſeine Spur verfehle. Vor der Höhle hatte er einen Drat geſpannt, wenn Jemand daran rührte, gab ihm eine Glocke das Zeichen, hervorzubrechen und den Kommenden zu morden und zu berauben. Einmal fing er ein Mädchen und behielt ſie, als er aber ihren Bruder getödtet, bat ſie, einmal nach Alfeld gehen zu dürfen. Er geſtattete es, wenn ſie ſchwöre, keinem Menſchen etwas von ſeinem Aufenthalt zu ſagen. Sie ſagte es aber der Rathhaustreppe, die Leute hörten es und fingen den Räuber. Harrys niederſ. Sagen I. 53. Ganz ähnliche Volksſagen von Heine Clemen, Kuhn, märk. Sag. Nr. 211, von Henning, Thüringen und der Harz V. 155; vom ſchwarzen Friedrich, Büſching, Volksſagen S. 61.

Ein neuer Zug kommt hinzu in verſchiedenen andern Volksſagen, indem es heißt, der Räuber habe die mit der geraubten Frau erzeugten Kinder aufgehenkt.

Görtmicheel, ein Räuber und Genoſſe Störtebechers (alſo auch hier eine Zweiheit, wie in der erſten Sage von Danniel), entführte eine Dirne von Wandelwitz, die einem Stein ſagte, wo er ſey und den Weg mit Erbſen beſtreute. Sie hatte aber ſieben Kinder von ihm, als ſie nun wieder in ſeine Höhle kam und ihn kämmte, fielen ihr Thränen auf ſeinen Kopf. Daran erkannte er, daß ſie ihn verrathen habe, ſchlug allen ſieben Kindern den Kopf ab und hing ſie an einen Weidenzweig auf. Müllenhoff, Holſtein. Sagen Nr. 36. — Daſſelbe erzählt man von dem Räuber Papeböne in einer Höhle bei Ratzeburg. Berckenmayer kur. Antiquarius I. 666 führt die Verſe an, die er geſungen, als die beiden Kinder im Winde geſchaukelt wurden.

So danzet, ſo danzet, my leveſten Söhne,
Dat danzen dat mackel ju Vater Papeböne.

Dieſe Sage iſt abweichend behandelt in Asmus, Lübecks Volksſ. S. 132. Da läßt ſich P. vom Teufel zum ſtärkſten Mann machen, wird Räuber, läßt die Schädel der von ihm Erſchlagenen (nicht ſeiner Kinder) im Winde tanzen, wird aber am Ende fromm und betrügt den Teufel. Nach Müllenhoff, holſt. Sagen S. 592 ſchleppte P. mehr als ein Weib in ſeine Höhle und tödtete ſie ſammt dem Kinde, ſowie eine gebar. Erſt die ſiebente Frau verrieth ihn. — Die Kinder bedeuten wohl die Wintermonate, die der Winter gleichſam mit der gefangenen Natur erzeugt.

Die bedrängte Jungfrau muß in einigen Märchen einen **Bären** heirathen, wird aber dadurch glücklich, weil er ſich zu einem ſchönen Königsſohn entzaubert. Das iſt das Widerſpiel der rauhen Elſe, die zur ſchönen Sigeminne wird. Beides bezeichnet den Uebergang aus dem rauhen Winter in den ſchönen Mai.

Die Abſtammung des askaniſchen Fürſtenhauſes wird von einem edeln Bären auf dieſe Art abgeleitet. Vgl. das bekannte Märchen von Muſäus. Das hübſcheſte und volksthümlichſte Märchen aber wird in Schwaben erzählt (C. Maier Nr. 57). Ein Vater muß einem Ungeheuer ſeine Tochter verſprechen. Das gutherzige Kind läßt ſich alles gefallen, dient dem Ungeheuer fromm und willig, und als es daſſelbe einmal nicht wiederfindet, ruft es ängſtlich: liebes Thierle, wo biſt? In dieſer Güte der reinen Mädchenſeele liegt die Kraft, durch die allein das Ungeheuer entzaubert werden kann, und verwandelt in einen ſchönen Jüngling belohnt es die Treue des Mädchens. — Eine Königstochter ließ ihren Ball aus Verſehen in den Brunnen fallen. Da verſprach ihr ein Froſch, denſelben zurückzubringen, wenn ſie ihn heirathen wolle. Lachend ging ſie auf den Scherz ein, der Froſch aber machte Ernſt daraus und erſchien als Bräutigam im königlichen Schloſſe. In der Hochzeitnacht warf ſie ihn, als er ſich ihr nähern wollte, zornig an die Wand, aber gerade dadurch wurde er entzaubert und zu einem jungen Königsſohn. Aus Freude über ſeine Erlöſung ſprangen ſeinem treuen Diener Heinrich die Eiſenbande, die er aus Kummer um ſein Herz gelegt hatte, mit lautem Krachen ab. Eine heſſiſche und weſtphäliſche Sage in Grimms Märchen Nr. 1 und Anmerkungen dazu III. 1. Der Froſch, ſtatt deſſen noch viel öfter die weibliche Kröte vorkommt, bedeutet die Erde in ihrer winterlichen Kahlheit und ſchmutzigen Färbung, die eiſernen Bande des Dieners aber und deren Sprengung das Eis und deſſen Abgang im Frühling.

Unter dem Namen Aſchenbrödel, Aſchengrödel, Aſchenputtel iſt in den deutſchen Kindermärchen das edle und zarte Fräulein bekannt, das von zwei ältern Schweſtern geplagt die niedrigſten Magddienſte thun muß, zuletzt aber in voller Schönheit ſtrahlend die Braut eines Königs wird. Sie erinnert wieder ſehr an die leidende Pſyche des griechiſchen Märchens. — Die Sage wird von den Brüdern Grimm in folgender Weiſe erzählt.

Zwei ältere Schweſtern nöthigten die jüngſte, ihnen als Magd zu dienen, mißhandelten und verſpotteten ſie, und gaben ihr, weil ſie immer in der Küchenaſche ſitzen mußte, den Namen Aſchenputtel. Es waren aber ihre Stiefſchweſtern. In ihrer Noth wandte ſie ſich täglich dreimal an das Grab ihrer Mutter. Sie hatte einen ſchönen Haſelbaum auf daſſelbe gepflanzt, in deſſen Zweigen ein Vogel ſaß, der ihr gab, was ſie wünſchte. Einmal durften die ältern Schweſtern beim König ſelbſt zum Tanze gehen, Aſchenputtel mußte ſie putzen, aber daheim bleiben. Spöttiſch ſchüttete die böſe Stiefmutter eine Schüſſel Linſen in die Aſche und verſprach ihr, ſie mit zum Tanze gehen zu laſſen, wenn ſie bis dahin die Linſen alle wieder aus der Aſche herausgeleſen hätte. Da trat Aſchenputtel vor die Hinterthür und rief alle Täubchen und

Vöglein unter dem Himmel, ihr zu helfen. Da kamen die Vögel und lasen rasch alle Linsen für sie auf. Die böse Stiefmutter aber hielt ihr Wort nicht, sondern schüttete noch zwei Schüsseln Linsen in die Asche und als auch diese wieder aufgelesen waren, mußte Aschenputtel dennoch zurückbleiben, weil sie keine schönen Kleider habe. Die arme Verlassene ging nun unter den Haselbaum, bat um ein goldnes und silbernes Kleid, das auch gleich vom Baume fiel und ging damit den Schwestern nach zum Feste. Da war keine schönere als sie, und der Königssohn tanzte auch mit Niemand als mit ihr. Das wiederholte sich nun noch zweimal und jedesmal trug Aschenputtel noch ein viel schöneres Kleid. Der verliebte Königssohn, der sie jedesmal, weil sie von hinten unsichtbar war, vergebens hatte zurückhalten wollen, ließ zum drittenmal die Treppe mit Pech bestreichen, worin einer von ihren goldnen Pantoffeln stecken blieb. Hierauf machte er bekannt, keine Andere solle seine Gemahlin werden, als deren Fuß in den Pantoffel passe. Da ließ sich die ältere Schwester Aschenputtels von ihrer Mutter die große Zehe abhacken, so daß ihr der Schuh wirklich paßte und sie des Königs Braut wurde. Als sie aber am Haselbaum vorbei kamen, sangen zwei Täubchen auf dem Baume, die Braut habe Blut im Schuhe. Da erkannte der Königssohn den Betrug, wurde nun aber noch von der zweiten Schwester betrogen, die sich die Ferse abhacken ließ, aber gleichfalls von den Tauben verrathen wurde. Endlich erkundigte sich der Königssohn nach der dritten Schwester und ließ Aschenputtel kommen, in der er, nachdem sie sich von der Asche gereinigt hatte, gleich seine schöne Tänzerin wieder erkannte. Auch paßte ihr Fuß vollkommen in den Pantoffel. Der Königssohn heirathete sie, die Tauben aber pickten den bösen Schwestern die Augen aus. Grimm, Hausmärchen Nr. 21.

Alle Sinnbilder in dieser Sage sind bedeutungsvoll. Unter der Haselstaude wohnt gewöhnlich die Elbenkönigin in der Gestalt einer gekrönten Schlange, in welcher sie die unterirdisch wirksame Lebenskraft im Winter bezeichnet. Aus der Hasel wird die Wünschelruthe geschnitten, die alle Schätze aus der Erde hebt. Die Zeit, in welcher das neue Leben aus der Erde wieder aufersteht, ist die Weihnacht. Das Aschenkleid bedeutet den Winter, unter den schönen Kleidern aber, die vom Baume fallen, ist das Kleid der Erde, die Vegetation des Frühlings gemeint. Der goldne Schuh ist nichts anderes, als der gelbe oder rothe Schuh der Elbenkönigin und der Gansfuß der Bertha. Die Elbenkönigin setzt ihren Fuß auf den Blocksberg zum Tanz oder auf den Baum zum Spinnen, und unter ihm sprießt das Grün des Frühlings hervor und überzieht wieder Wälder, Wiesen und Felder. Dieselbe Elbenkönigin

Zuſtände bindet, ſehr erklärlich. Aber merkwürdig bleibt mir immer, daß auch in den rein geiſtigen Beziehungen des Unterrichts das blinde Leben ein Syſtem begründen ſollte, wie es die größte Menſchenkenntniß nicht zweckmäßiger hätte aufſtellen können. Allerdings, wäre das von dem Leben dictirte Syſtem völlig unhaltbar geweſen, ſo wäre es gar nicht aufgekommen, oder nicht behauptet worden. Aber daß es ein Vortreffliches geworden, iſt zu bewundern.

Die Sache ſelbſt iſt zudem auch noch e contrario zu erweiſen. Denn wir haben auch einzelne Beiſpiele gemachter Einrichtungen in dieſem Gebiete, und dieſe haben theilweiſe ſich wenigſtens nicht in gleich wohlthätigen Bezug zu allen Richtungen des Lebens ſetzen können, theils ſind ſie völlig mißlungen, theils ſind ſie wenigſtens in einem etwas zweideutigen Lichte geblieben, und haben größere Schatten in ihrem Gefolge gehabt, als die gewordenen.

Schon die bereits beſprochenen ſogenannten unlateiniſchen Stadtſchulen, durch die Ungunſt der Verhältniſſe unter die höhere Linie hinabgedrängt, aber mehr künſtlich, als durch das Leben auf der jetzigen Linie erhalten, friſteten ein wenig fruchtbares Daſeyn. Es mag ferner bezweifelt werden, ob die heutigen, unter die Flügel des Staats genommenen Schullehrerſeminarien, bei aller preiswürdigen, von hoher Intelligenz und regem Eifer geleiteten Sorgfalt, die man ihnen gewidmet hat, wahrhaft eine dem Wirkungskreiſe, dem Leben des Volksſchullehrers ſo recht entſprechende Vorbildung gewähren, und ob die Zöglinge dieſer Seminarien, ihrer Mehrzahl nach, eine wohlthätigere Bildung unter das Volk verbreiten, als ihre ſchlichten, oft beſchränkten, aber nicht ſelten in dem Einfachen ſehr tüchtigen Vorgänger. — Man hat zuweilen hier und da den Verſuch gemacht, Gelehrtenſchulen nach einem beſondern, gerade der Liebhaberei einer herrſchenden Perſönlichkeit oder Meinung entſprechenden, abweichenden Zuſchnitte, z. B. einem geiſtlichen, oder einem militäriſchen, zu organiſiren. Das hat Einſeitigkeiten erzeugt und ſich nicht lange halten können. Zuweilen ſind Zöglinge reiner Militärbildungsanſtalten zu einer Laufbahn übergetreten, die gewöhnlich eine gelehrte Vorbildung bedingt. Einzelne darunter haben Ausgezeichnetes geleiſtet; wie denn keine Regel ohne Ausnahme iſt, und eben das Außerordentliche berufen ſcheint, den Regeln zu trotzen. Aber in der Mehrzahl

zieht im Herbſt ihren Fuß zurück, indem ſie entflieht oder ſich in den Abgrund ſtürzt, läßt aber die Spur ihres Fußes als Zeichen zurück, daß ſie wiederkommen werde. — Gleichwohl darf man das ſchöne Märchen nicht blos als Naturmythus auffaſſen. Wahrſcheinlich iſt, wie im griechiſchen Märchen von der Pſyche, die Gefangenſchaft der Seele innerhalb der ſchlimmen Zeitlichkeit und irdiſchen Natur überhaupt gemeint. Die Erlöſung im Frühling iſt nur Vorbild einer höhern Erlöſung.

Varianten zu obigem Märchen gibt es überaus viele, z. B. Haupt Zeitſchr. II. 481. E. Meier, Märchen auch Schwaben Nr. 4. 43. Zingerle, Märchen Nr. 17. 23 ꝛc. Wahrſcheinlich ſehr alt iſt das Märchen von Allerleirauh.

Dieſen Namen erhielt eine Prinzeſſin, weil ſie, um ſich den unnatürlichen Lüſten ihres königlichen Vaters zu entziehen, von demſelben erſt ein Sternen-, ein Monden-, ein Sonnenkleid und endlich einen Pelz verlangte, der aus allen Thierfellen zuſammengeſetzt wäre, die es im Reiche gäbe. Als er ihr dieſen Pelz wirklich gab, blieb ihr nichts übrig als zu entfliehen, und in dem Pelz und mit Ruß beſchmiert als Magd zu dienen. Aber als ſie ſich einſt verleiten ließ, in ihren ſchönen Kleidern zum Ball zu gehen, verliebte ſich ein Prinz in ſie. Sie floh, hatte aber nicht Zeit, ſich gänzlich umzukleiden, wurde mitten im Schmutz an der weißen Hand erkannt und des Prinzen glückliche Gemahlin. Grimms Hausmärchen Nr. 65. In einer etwas abweichenden Erzählung (Grimm III. 119) ſchlägt der König das Mädchen mit der Peitſche, daß ihr Pelz einen Riß bekommt, durch den ihr Goldkleid ſchimmert. Das iſt derſelbe Gegenſatz wie im Heldenbuch zwiſchen der rauhen Elſe und der ſchönen Sigeminne, die beide ein und daſſelbe Weſen ſind.

Hieher gehören noch viele andre Volksmärchen von edeln Jungfrauen, welche in der Gewalt böſer Mächte ſchwere Arbeit verrichten müſſen. So die Maleen bei Müllenhoff Nr. 391. Die Helene in Grimms Märchen Nr. 186. Ferner die vielen Märchen, welche ſich an das oben ſchon erwähnte Gedicht von der Bertha mit dem großen Fuß anſchließen. Bertha, Karls des Großen Mutter, mußte als arme Magd dienen, während eine Andre an ihrer Statt Königin wurde. Davon finden ſich viele Varianten in den Volksmärchen.

Eine Königin ſaß einmal im Winter an ihrem ſchwarz eingerahmten Fenſter, während es draußen ſchneite, und nähte. Da ſtach ſie ſich in den Finger und der Anblick der drei Tröpfchen Blut, die ſie vergoß, erregte in ihr den Wunſch, ſie möchte eine Tochter haben, weiß wie der Schnee, roth wie das Blut und

ſchwarz wie der Rahmen. Darauf bekam ſie eine Tochter und nannte ſie Schneewitchen (Schneeweißchen), ſtarb aber ſelber. Der König nahm eine andre Frau, die hatte einen Zauberſpiegel, der ihr täglich ſagte, ſie ſey die Schönſte im Lande, bis Schneewitchen groß wurde. Da ſagte der Spiegel, Schneewitchen ſey ſchöner. Die Königin befahl nun heimlich einem Jäger, Schneewitchen in den Wald zu führen und zu tödten. Dieſer aber erbarmte ſich, ließ ſie laufen und brachte der böſen Königin Lunge und Leber eines Friſchlings, als wären es Schneewitchens. Das Kind lief fort, bis es in das Haus der ſieben Zwerge kam, bei denen es wohnen blieb. Nun fuhr aber der Spiegel immer fort, der Königin zu ſagen, Schneewitchen ſey die Schönſte im Lande, woraus ſie ſchloß, daß das Kind noch lebe. Ein altes Weib ſpürte es aus, als die Zwerge gerade nicht daheim waren und erwürgte das arme Schneewitchen; aber die Zwerge kamen und brachten es wieder zum Leben. Da ging die Königin ſelbſt hinaus und ſtach Schneewitchen einen vergifteten Kamm in den Kopf; aber die Zwerge zogen ihn wieder heraus. Da kam die Königin zum drittenmal als ein Bauernweib mit Aepfeln und Schneewitchen aß einen davon, der vergiftet war. Jetzt fiel ſie in einen Todesſchlaf, aus dem ſie die Zwerge nicht mehr wecken konnten. Sie bauten ihr aber einen gläſernen Sarg. In dem lag ſie lange, bis ein Königsſohn ſie fand und ſie von den Zwergen zum Geſchenk erhielt. Als er den Sarg nun forttragen ließ, ſtolperte der Träger und durch den Stoß fuhr der giftige Apfelſchnitz aus Schneewitchens Munde und ſie war gleich wieder lebendig. Der Königsſohn heirathete ſie. Die alte Königin aber erfuhr durch den Spiegel, daß ſie wieder lebe und kam, ſie ſelbſt zu ſehen. Da wurde ſie ergriffen und gezwungen in glühenden Pantoffeln zu tanzen, bis ſie todt hinfiel. Grimm, Hausmärchen Nr. 53. Vgl. Nr. 163. Leibrock, Sagen des Harzes II. 174. Büſchings wöchentliche Nachrichten II. 185. — Ein Königspaar wünſchte ſich ſehnlich ein Kind. Als die Königin einmal badete, kam ein Froſch und verkündete ihr ein ſchönes Mädchen. Das gebar ſie auch und lud die Feen zu Gevatter. Weil ſie aber nur zwölf Teller hatte, konnte ſie die dreizehnte Fee nicht mit einladen. Die zwölf Feen beſchenkten das Mädchen jede mit einem Reiz oder einer Tugend. Da kam die dreizehnte und verwünſchte das Kind, im 15. Jahr am Stich einer Spindel zu ſterben. Als das Mädchen 15 Jahre alt war, fand es in einer abgelegenen Kammer ein altes Mütterchen ſpinnend, wollte auch einmal ſpinnen, ſtach ſich mit der Spindel und ſchlief ein. Ihr Schlaf aber breitete ſich über das ganze Schloß aus, ihre Eltern, alle Hofleute, ſogar alle Thiere ſchliefen ein, auch kein Wind regte ſich mehr. Rings umher aber wuchſen Dornen zu einem dichten Walde. Da ging die Sage von dem wunderſchönen ſchlafenden Dornröschen und viele Prinzen hofften ſie zu wecken, kamen aber alle elendiglich in den Dornen um, bis endlich ein glücklicher Königsſohn hindurchdrang und das ſchlummernde Mädchen durch einen Kuß weckte. Da wachten auch alle andern auf und Dornröschen heirathete ihren Erwecker.

Grimm, Hausmärchen Nr. 50. — Eine Königstochter schlief in einem Schlosse bewacht von Riesen und Vögeln. Ein König liebte sie, konnte sie aber nicht gewinnen. Er hatte einen Vorreiter, Ferdinand getreu, und einen Diener, Ferdinand ungetreu. Der letztere rieth ihm, den erstern auszuschicken, um die Königstochter zu holen (in der Hoffnung, er werde dabei umkommen). Ferdinand getreu hatte aber bei seiner Geburt von der Hebamme einen Schlüssel erhalten, mit dem er ein Schloß öffnen konnte, hinter dem er ein treffliches weißes Pferd fand. Ferner hatte er einmal eine Feder aufgehoben und einen Fisch, der am Ufer zappelte, wieder ins Wasser gesetzt, wofür ihm derselbe eine Zauberflöte geschenkt hatte. Der Schimmel rieth ihm, Fleisch für die Riesen und Brod für die Vögel mitzunehmen und so gelang es ihm, diese zu bestechen und die Prinzessin dem König zu bringen. Nun verlangte aber der ungetreue F. der treue F. solle auch noch gewisse Schriften holen, die bei der schlafenden Königstochter gelegen. Er holte auch sie, unterwegs fiel ihm die Feder ins Meer, aber mittelst der Flöte rief er den Fisch, der sie wieder brachte. Die Königstochter hatte inzwischen mehr Liebe zum treuen Ferdinand als zum König selbst, und da sie eine Zauberin war, schlug sie einmal dem treuen F. den Kopf ab und setzte ihn ihm wieder auf. Der König wollte das Kunststück auch erproben, aber die Königin setzte ihm den Kopf nicht wieder auf, sondern heirathete den treuen F. Das Pferd verwandelte sich in einen Königssohn. Grimm, Märchen Nr. 126. Das Märchen erscheint lückenhaft, die Bedeutung der Feder unklar. Sonst aber erinnert die Befreiung der Schlafenden für einen Andern an Sigmund, der Brunhild weckt und für König Günther wirbt.

Hieher gehören ferner die Märchen von den Königstöchtern, denen der Arm ausgerissen oder die Hand abgeschnitten wird.

In einem hessischen Märchen bei Grimm, Märchen III. 60 heißt es, ein König habe seine Tochter mit unnatürlicher Liebe verfolgt und ihr die Hände abgeschnitten, die ihr aber, nachdem sie dem Rath eines alten Mannes folgend ihre Arme um einen Baum schlang, wieder angewachsen seyen. In einer westphälischen Wiederholung desselben Märchens geleitet ein vom Himmel herabgekommenes Licht die Königstochter und die Hände wachsen ihr wieder, nachdem sie gesehen, wie eine blinde Maus ihre Augen in rinnendem Wasser heilte und sie nun ihre Arme in dasselbe Wasser taucht. In andern Märchen wird der Jungfrau auch die Zunge ausgeschnitten. Unter den Händen und der Zunge kann kaum etwas anderes verstanden werden, als das Laub, welches im Herbst von den Bäumen fällt und im Frühjahr an den Bäumen wieder wächst. Nur deshalb heißt es, die Tochter habe den Baum umarmen müssen, damit ihr die Hände wieder wachsen könnten. Die blinde Maus ist die Winternacht, die durch die Frühlingssonne wieder erhellt wird.

Unter allen Sagen von der hand- oder armlosen Prinzessin ist die

ſchönſte die von Pröhle in ſeinen Kinder- und Volksmärchen 1853 Nr. 36 aus dem obern Harz aufgezeichnet.

Die ſchöne Magdalene, heißt es hier, hatte einen Bräutigam, der mit beſonderer Zärtlichkeit immer ihre weißen Arme ſtreichelte. Da ließ ihre böſe Mutter, eine Wittwe, die gern ſelber noch geheirathet hätte, der Tochter beide Arme abhauen und verſtieß ſie. Magdalena kam durch einen Wald auf einen hohen Berg und ſah von ferne einen herrlichen Garten ſammt Schloß. Hier fand ſie einen Prinzen, der ſie gleich heirathete. Der Prinz wurde König und zog zu Felde. Unterdeß gebar Magdalene ihr erſtes Kind und ließ es ihm melden. Der Bote aber kehrte zufällig unterwegs bei ihrer Mutter ein, die las, während er ſchlief, den Brief, erkannte gleich, daß die armloſe Königin ihre Tochter ſeyn müſſe, und ſetzte aus Bosheit in den Brief, ſie habe einen Hund geboren. Als der Bote vom König wieder zurückkam mit einem liebevollen Briefe, ſchrieb das böſe Weib ihn abermals um und ſetzte hinein, der König werde die Königin aufs Schaffot ſchicken, ſobald er zurückkomme. Als der Brief ankam, floh die Königin davon und ließ ſich ihr Kind auf den Rücken binden. Da begegnete ihr im Wald ein Löwe, der ſich einen Dorn in den Fuß geſtochen hatte. Weil ſie aber ohne Arme war, konnte ſie weder ihr Kind vom Rücken nehmen, um es zu ſtillen, noch dem Löwen helfen. Da rief ihr eine Stimme zu, ſie ſolle die Schulter in ein nahes Waſſer tauchen, und als ſie das gethan, wuchſen ihr die Arme wieder, ſo daß ſie das Kind ſtillen und auch dem Löwen helfen konnte, der fortan als treuer Wächter bei ihr blieb. Unterdeß war der König ſiegreich zurückgekehrt und fand einmal auf der Jagd Gattin, Kind und Löwe. Entzückt nahm er ſie wieder zu ſich, die böſe Mutter aber wurde in ein mit Nägeln ausgeſchlagenes Faß geſteckt und einen Berg hinabgerollt. Vgl. auch Grimms Märchen Nr. 31. Zingerle, Volksmärchen II. 124.

Ich ſchließe hier noch eine ſchauerliche Erzählung an.

Ein alter Räuber hatte drei Söhne, die gleich ihm raubten, ſich aber faſſen ließen. Die Königin, in deren Gewalt ſie waren, ließ den Vater fragen, um was er ſie löſen wolle? Da kam der Vater ſelbſt und erhielt die Söhne dadurch zurück, daß er der Königin durch Erzählung ſeiner Abentheuer Schauer und Mitleid einflößte. Der alte Räuber erzählte, wie er unter die Rieſen gerathen ſey. Das iſt genau das Abentheuer des Odyſſeus beim Rieſen Polyphem, aber mit einem merkwürdigen Zuſatz. Der blinde Rieſe ſteckt nämlich dem gefangenen Räuber einen Zauberring an, der ihn zwingt immer zu rufen: Hier bin ich. Der Räuber hilft ſich aber, indem er ſich den Finger abbeißt und nun unter den Schafen verborgen aus des Rieſen Höhle entkommt. Dann gelangt er zu andern Menſchenfreſſern, die eben eine Frau mit einem Kinde gefangen haben, und freſſen wollen. Der Räuber rettet ſie, indem er einen Gehenkten vom Galgen holt und ihnen deſſen Fleiſch unterſchiebt. Aber die

Menſchenfreſſer ſchicken nach dem Galgen, um nachzuſehen, ob noch alle drei Diebe daran hängen, und der Räuber, um ſie zu täuſchen, hängt ſich ſelbſt an die leere Stelle. Sie ſchneiden ihm ein Stück aus am Hinterbacken, ohne daß er ſich rührt. Sie freſſen die Gehenkten, endlich legen ſie ihn ſelbſt auf die Bank und wollen ihn eben ſchlachten, da entſteht ein Ungewitter, die Menſchenfreſſer fliehen und es gelingt ihm, mit der Frau und dem Kinde zu entkommen. Haupt, altd. Blätter II. 119 f. Aus der Leipziger Märchenhandſchrift.

9.

Frühlingsmärchen.

Befreiung der im Winter gefangenen Natur, Auferſtehung vom Tode, Geneſung von ſchwerer Krankheit, Erhebung aus niederem Magddienſt zu königlichem Glanze, das ſind die unerſchöpflichen Motive unſrer Frühlingsmärchen. Die Mittel der Erlöſung ſind aber verſchieden. Ein junger Held vollbringt ſie durch ſeine alles beſiegende Tapferkeit, oder eine Jungfrau rettet ſich durch ihre Klugheit und Standhaftigkeit. Dort wird der Frühling erobert, hier wird er durch glückliche Flucht vor dem Winter nur erreicht. Wieder in andern Märchen greifen hülfreiche Mächte ein, mit Zauberkraft ausgerüſtete Geſellen oder Talismane, oft auch dienſtbare Thiere.

Ich beginne mit den Helden und zuerſt mit den Drachentödtern. Der unterirdiſche Drache oder Wurm iſt das böſe Prinzip, im Norden Loki und ſein Gezücht, der älteſte Naturfeind, wie bei den Perſern Ahriman. Er hütet die Schätze, die er geraubt hat, d. h. die unterirdiſchen Saaten im Winter, oder eine gefangene Jungfrau, die immer nur als Genius der ſchönen Natur, der Vegetation aufgefaßt werden darf, wie die griechiſche Perſephone. Er hütet auch einen Apfelbaum und eine Quelle. Das ſind Sinnbilder des aus der reifen Frucht und ihrem Kern ſich immer wieder neu erzeugenden Wachsthums und des ununterbrochenen Lebens in ſteter Verjüngung. Er will nicht leiden, daß dieſe Verjüngung nach jedem Winter wieder eintrete, und darum muß ein ſtarker Held kommen, um ihm die Aepfel, das Lebenswaſſer und die Jungfrau abzugewinnen.

Wenn nach der bekannten griechiſchen Mythe Herakles den Drachen

Ladon beſiegt und die Aepfel der Heſperiden am äußerſten Weſten der Welt, in den ſeligen Gärten gewinnt, ſo ſcheint das lediglich nichts anderes zu bedeuten, wie auch der Mythus vom Raub und der Wiederbringung Iduna's mit ihren unſterblich machenden Aepfeln in der Edda. Iduna erſcheint in den Märchen als eine vom Drachen geraubte Prinzeſſin.

In Grimms Märchen Nr. 91 iſt ſie Tochter des Königs vom Apfelgarten, naſcht von den Aepfeln gegen das Verbot, fällt tief in die Erde, wo ſie einen Drachen laufen muß, wird aber befreit. In Wolfs deutſchen Hausmärchen S. 87 wird eine Königstochter vom Wind entführt, muß einem dreiköpfigen Drachen laufen, wird aber von einem Königsſohn wieder befreit. In Wolfs deutſchen Märchen Nr. 21 gewinnt ein kühner Soldat durch Ueberwindung des Drachen drei goldne Aepfel. Verräther wollen ihn darum betrügen, indem ſie ihm den Sieg abſtreiten, aber durch Vorzeigung der Drachenzunge bewährt er ſich als den wahren Sieger.

Die Erkennung des wahren Helden durch die Drachenzunge, während ſeine Neider ſich für die Drachentödter fälſchlich ausgeben, kehrt in vielen Märchen wieder. Gewöhnlich iſt der falſche Sieger ſchon im Begriff, die Königstochter zu freien, als der Betrug entdeckt wird und der wahre Held ſeinen Lohn empfängt. Vgl. Grimm Nr. 28. 60. 93. 111. Wolf, deutſche Märchen Nr. 21. Zingerle, Märchen Nr. 25. E. Meier Nr. 29. Bechſtein, Märchen S. 68. 221. Alſatia 1852 S. 77.

Goldne Früchte gewinnt ein Jüngling vom Baum und erlöst eine Jungfrau. Büſching, wöch. Nachr. II. 17. Um einen kranken König zu heilen, holt die allheilende Frucht ein kühner Jüngling und gewinnt dabei eine Königstochter. E. Meier, Märchen Nr. 5. Der kranke König, unter dem die im Winter leidende Natur zu verſtehen iſt, wird auch durch das Lebenswaſſer geheilt. Das iſt das Waſſer aus dem Jungbrunnen unter dem Apfelbaum.

Ein Königsſohn zog auf Abentheuer aus, da fand er die Kegel, mit denen Rieſen geſpielt hatten, und ſpielte ebenfalls. Der Rieſe kam dazu und ſpottete ſeiner. Aber der Königsſohn ſagte: meineſt du allein ſtark zu ſeyn? mir iſt nichts unmöglich. Wohlan, ſagte der Rieſe, wenn du alles kannſt, ſo hole einen Apfel vom Baum des Lebens für meine Braut. Der Königsſohn ging hin, ſtieg über das Gitter durch die ſchlafenden Thiere in den Garten und griff durch einen Ring nach einem Apfel. Da blieb der Ring an ſeinem Arm und gab ihm übermenſchliche Kraft, ſo daß er ſich ſchämte, noch einmal über das Gitter zu ſteigen, ſondern die Thüre aufſchlug. Der Löwe, der davor

ſchlief, erwachte und folgte ihm dienſtbar. Die Rieſenbraut erhielt nun den Apfel, glaubte aber nicht, daß der Rieſe ſelbſt ihn geholt, denn ſie ſah den Ring nicht an ſeinem Arm. Da wollte der Rieſe den Ring haben, den ihm aber der Königsſohn nicht gab, überfiel ihn deshalb im Bade und ſtach ihm die Augen aus. Aber als er ihn an einen Abgrund führte, packte ihn der Löwe und ſtürzte ihn ſelbſt hinab, den Königsſohn aber machte er wieder ſehend, indem er heilendes Waſſer in ſeine Augen ſpritzte. Nun fand der Königsſohn eine ſchöne verwünſchte Jungfrau, die er erlöſen konnte, wenn er drei Nächte lang die Mißhandlungen unzähliger kleiner Teufel (Zwerge) erdulden. Das hielt er wirklich aus. Grimm, Märchen Nr. 121. Das erinnert an den ſchlafenden Herakles unter den Kerkopen, ſowie auch die Aepfel an die heſperidiſchen. Im Rieſen und Ringe verräth ſich hohes Alterthum. — Drei Königsſöhne ſuchten für ihren kranken Vater das „Waſſer des Lebens“. Nur der jüngſte gewann es und erlöste zugleich eine verwünſchte Prinzeſſin. Sie hatte eine goldne Straße zu ihrem Schloſſe bauen laſſen, nur wer auf ihr ritt, ſollte ſie erlöſen. Die beiden ältern Söhne wollten aber aus Geiz das Gold ſchonen und ritten nebenher, erſt der jüngſte ritt über das Gold und gewann ſie. Grimm, Märchen Nr. 97. Vgl. auch Wolfs Hausmärchen S. 59, deſſen Deutſche Märchen S. 168. Zingerle, Volksmärchen II. 157, 229.

Der Ritt auf dem Goldweg heißt in andern Märchen der Ritt zum Glasberge. Dieſer Berg, ringsum glatt, war jedem unzugänglich. Er bedeutet den Himmel (Glaſir heißt der goldne Wall um die Walhalla), wohl auch die Waberlohe, wegen der darin gefangenen Jungfrau (vgl. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 31). Jedenfalls den h. Raum, welcher der h. Stunde der Sonnenwende entſprach, in welcher das Jahr ſich jüngt.

Nach einem norwegiſchen Märchen bei Aſbjörnſen II. 21, dem ein ſächſiſches bei Sommer I. 96 entſpricht, wurde einem Bauer in jeder Johannisnacht die Wieſe kahl geweidet. Seine Söhne mußten daher wachen, die beiden älteſten ſchliefen ein, der jüngſte aber ſah, wie ein geſpenſtiſches Pferd die Wieſe abweidete, und fing es. Daſſelbe wiederholte ſich in den beiden folgenden Johannisnächten, bis er drei Pferde gefangen hatte. Damals ließ ein König ausrufen, ſeine auf dem Glasberg thronende Tochter ſolle den zum Manne bekommen, der den Berg hinaufreiten und ihr drei goldene Aepfel aus dem Schooße nehmen könne. Das gelang nun dem jüngern Bruder. Der Sinn dieſes Märchens iſt ſehr einfach. Das Pferd, das in der Johannisnacht alles Gras abweidet, iſt daſſelbe, was in der Weihnacht die drei Aepfel als Sinnbilder der neuen Saaten und Früchte bringt. Es bedeutet den raſchen Lauf der Zeit in den Sonnenwenden. Es ſinkt mit der Sonne in die Nacht des Winters und des Todes und es ſteigt mit ihr wieder empor. In Bechſteins Märchen S. 65 verwandelt ſich das Pferd in eine Jungfrau.

Statt des Pferdes bedient ſich in einem andern Märchen der Jüngling, der die Jungfrau vom Glasberge erlöſen will, der Knochen eines Huhns, die er als Staffeln einer Leiter braucht. Grimms Hausm. III. 47. Das Huhn war das vorzüglichſte Opfer der heidniſchen Johannisfeier. Als Lichtſymbol wurde es an dem Tage abgeſchlachtet, an welchem die Sonne wieder zu ſinken anfing. Indem ſeine Knochen nun in der Winterſonnenwende zur Befreiung des neuen Lichtes dienen, bezeichnen ſie gleichſam die Rache und den Sieg des Lichtſymbols. Wie es ſcheint, kam das Klettern auf den Hühnerknochen nicht dem Jünglinge (dieſem vielmehr der Ritt), ſondern einer Jungfrau zu, deren Klugheit und Ausdauer den Glasberg überſtieg, wovon mehrfache Sagen erzählen. Grimm Nr. 25. Kuhn, märk. S. S. 352. E. Meier Nr. 49.

In dem ſchon angeführten Märchen bei Sommer I. 96 heißt der Jüngling, der die Befreiung der Jungfrau erwirkt, Wirrſchopf und birgt den Schlüſſel zu dem Ort, wo er das Pferd findet, in ſeinem verworrenen goldnen Haar. Das ſcheint eine ſehr alterthümliche Vorſtellung zu ſeyn und ſich auf die Vegetation zu beziehen. Vali, der nordiſche Frühlingsgott, ſcheert ſich das Haar nicht, bis er den Sieg errungen hat.

In Wolfs deutſchen Hausmärchen S. 269 iſt es „Hans in der Mühle", der ſtarke Knecht, den der Müller fürchtete und in einen Brunnen ſteigen ließ, wo er einen Mühlſtein auf ihn warf, der aber mit dem Mühlſtein am Halſe luſtig wieder heraufſtieg und nun die Schafe im Rieſenlande hütend erſt einen Schimmel, dann einen Braunen und endlich einen Rappen fand, auf denen er nach einander auf den Glasberg ritt und dort mit tauſend Rittern turnirend immer ſiegte, aber nicht ſagen wollte, wer er ſey. Der König daſelbſt warf ſein Schwert nach ihm, die Spitze blieb ihm im Bein ſtecken und daran ward er ſpäter als der ſiegreiche Held erkannt und bekam des Königs Tochter zur Ehe. Der Sohn, den ſie gebar, und der das Füllen ritt, welches der Schimmel geboren, verrichtete nachher gleiche Thaten und wurde gleichfalls an der Schwertſpitze erkannt. Hier fällt wohl der Glasberg mit der Walhalla und dem kampfluſtigen Einheriar zuſammen. Der ſtarke Held aber mit der Schwertſpitze im Beine mahnt an Thor, dem der Wetzſtein im Kopf ſtecken blieb. In dem Märchen könnte ein Thormythus enthalten ſeyn, eine Fahrt deſſelben nach Walhalla betreffend, im Gegenſatz zu ſeiner Fahrt zum Utgardaloki. — Goldner heißt ein Knabe, der im Dienſt einer alten Hexe einmal den Finger in den ſiedenden Keſſel ſteckt und vergoldet wieder herauszieht. Später rettet er einen bedrängten König in der Schlacht, in der er alles vor ſich niederſchlägt, obgleich er nur ein roſtiges Schwert hat und auf einem dreibeinigen Pferd reitet.

Der König will wiſſen wer er ſey, und wirft das Schwert nach ihm, wie Hans in der Mühle, und gewinnt zuletzt die Königstochter. Zingerle, Märchen Nr. 32. Das ſind gewiß uralte Mythen.

Ein Jüngling ſollte eine verwünſchte Königstochter in einer ganz in Nebel gehüllten Burg erlöſen. Nach vielen andern ſchweren Proben muß er ſich in Stücke hauen und in ein Faß packen laſſen, bis die Königstochter das Faß öffnet, ihn lebend und wieder ganz herauszieht und ihm von der Burg aus, nachdem der Nebel gewichen iſt, eine unermeßliche Ausſicht über lachende Auen zeigt. Sommer, ſächſ. Sagen I. 122. Das iſt der Frühling.

Eine kinderloſe Frau, die gern ein Kind gehabt hätte, bekam einmal ein großes Gelüſten nach Rapunzeln, die im Garten einer Zauberin ſtanden, riß welche ab und aß ſie. Da bekam ſie eine Tochter, Rapunzel genannt, die aber der Gewalt der Zauberin anheimgefallen war und in einen Thurm eingeſperrt wurde. Einmal ritt ein Königsſohn vorüber und ſah ſie; bald waren ſie bekannt und Rapunzel zog ihn an ihren langen blonden Haaren, die ſie zu dieſem Behufe herabließ, zu ſich ins Fenſter. Als die alte Zauberin dahinter kam, ſchnitt ſie ihr die ſchönen Haare ab, hing ſie aber aus dem Fenſter, als der Königsſohn kam und zeigte dieſem auf einmal ihr abſcheulich häßliches Geſicht. Da ſtürzte der Königsſohn den Thurm hinab und fiel ſich die Augen aus. Als er aber nach einiger Zeit im Walde irrend die Stimme Rapunzels hörte, und ſie ſammt Zwillingen, die ſie unterdeß geboren hatte, wiederfand, reichten ein Paar von ihren Thränen hin, indem ſie, als ſie ihn küßte, ſeine Augen berührten, ihn wieder ſehend zu machen. Grimm, Märchen Nr. 12. Das abgeſchnittene Haar ſcheint das Abmähen der Felder und Entlauben des Waldes im Herbſt zu bedeuten, die Erblindung die Abnahme der Sonne im Winter. Aber das Haar wächſt wieder und das Licht kehrt wieder im Frühling.

König **Grünewald** belagert einen ganzen Winter lang einen andern König auf dem Chriſtenberg in Oberheſſen. Da ſieht die Tochter des Letztern im Mai den Wald auf die Königsburg zukommen und ſingt:

o Vater, gebt euch gefangen,
der grüne Wald kommt gegangen.

Die Burg capitulirt. Die Tochter erhält freien Abzug und darf auf einem Eſel ihre beſten Koſtbarkeiten mitnehmen. Da ſetzt ſie ihren Vater darauf und führt ihn heraus. Grimm, D. S. I. 148. Grünewald iſt der Frühling, der belagerte König der Winter. Der wandelnde Wald iſt übergegangen in Shakſpeares Macbeth. Der Edelmuth der Tochter ſcheint die Grundlage zu ſeyn der weitverbreiteten Sage von den Weinsberger Weibern. — Der Kriegsliſt, das Heer mit grünen Zweigen zu bedecken, bediente ſich auch die Königin Fredegunde im Kampf wider Brunhilt. Ihr Heer ſtand da, wie der Wald und rückte unmerklich näher. Aimoin III. 82. Desgleichen die Dithmarſchen,

als sie ihren Grafen auf der Stollerburg belagerten. Müllenhoff. holsteinische Sagen S. 13.

Wieder eine ganz andre Auffassung der den Winter überlebenden und besiegenden Pflanzenwelt enthält das schöne und berühmte Märchen vom Machandelbaum (Wachholder).

Eine reiche fromme Frau stand im Winter unter einem Wachholderbaum vor ihrem Hause, schälte sich einen Apfel und schnitt sich in den Finger. Als nun einige Tropfen Blut von ihr in den Schnee fielen, wandelte sie eine Sehnsucht an, sie möchte ein Kind haben, so weiß wie der Schnee und so roth wie das Blut. Ihr Wunsch wurde erhört, sie gebar einen schönen Sohn, starb aber in der Geburt und ließ sich unter den Wachholderbaum begraben. Der Vater heirathete nun eine zweite Frau, die eine Tochter bekam und dem Sohn eine böse Stiefmutter wurde. Einmal lockte sie ihn zur Apfelkiste, aus der solle er sich einen Apfel langen, und wie er sich hinabbückte, schlug sie ihm mit dem Deckel den Kopf ab, daß er unter die rothen Aepfel fiel. Sie setzte ihn aber auf einen Stuhl, fügte ihm den Kopf wieder an und gab ihm einen Apfel in die Hand. Da kam Marleneken, sein Schwesterchen, bat ihn um den Apfel und erzürnte sich, weil er keine Antwort gab, daß sie ihn schlug. Da fiel sein Kopf ab und sie weinte bitterlich. Die Mutter aber nahm den Knaben, schlachtete und kochte ihn und setzte ihn dem Vater vor. Er frug nach dem Knaben, die Mutter aber sagte, er sey über Land gegangen zu einer Verwandten, und der Vater fand das Essen vortrefflich und konnte nicht genug haben. Da saß ein Vogel auf des Goldschmieds Haus und sang:

Mein Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, das Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bindt sie in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelbaum.
Kywit, Kywit, wat vorn schöner Vogel bin ick.

Der Goldschmied gab ihm für den schönen Gesang eine goldne Kette; dann ein Schuster, auf dessen Haus er sang, ein Paar rothe Schuhe, endlich ein Müller einen Mühlstein, den der Vogel um den Hals nahm. So mit seinen drei Geschenken flog er auf des Vaters Haus und sang wieder, und wie der Vater kam, ließ er die goldne Kette ihm um den Hals fallen, wie Marleneken kam, die Schuhe, und wie die böse Stiefmutter kam, den Mühlstein, der sie ganz zerquetschte. Darauf war der Vogel entzaubert und stand wieder als Mensch da und nahm Vater und Schwester bei der Hand. Grimm, Märchen Nr. 47 nach der ersten Aufzeichnung von Runge. Vgl. Firmenich I. 311.

ſolcher Fälle zeigte ſich doch mehr eine weltmänniſche, als eine rein wiſſenſchaftliche Bildung, rächte ſich die Bezugloſigkeit der Vorbildung auf den Wirkungskreis und konnte das umfaſſende Urtheil und der gründliche Ernſt, zu denen unſere Gelehrtenbildung anleitet, nicht erſetzt werden. Wiederholt ſind Anſtalten gegründet worden, auch im nördlichen, proteſtantiſchen Deutſchland, z. B. in Braunſchweig, in Zerbſt und anderwärts, die ſich in die Mitte ſtellten zwiſchen Gymnaſium und Univerſität. Dieſe Verſuche ſind Alle gänzlich geſcheitert.

Ebenſo ging es mit den Verſuchen der Philanthropine,[1] der höheren allgemeinen Nationalbildung ein ganz anderes Prinzip zu ſubſtituiren: Verſuche, die äußerlich untergegangen ſind, ſchon weil ſie ſich durch augenfällige Künſteleien und gänzlich unpraktiſche Vorſchläge lächerlich machten, deren Nachwirkungen aber in einigen anerkennungswerthen Verbeſſerungen, beſonders der phyſiſchen Erziehung und pädagogiſchen Behandlung, ſich erhalten haben, dann aber auch leider in Bezug auf die eigentlichen Grundfehler des Syſtems noch immer fortſpuken. Zu letzteren gehören: die mit dem Pomp großer Worte verhüllte, eigentlich aber ſehr niedere, nur in Verſtand und Phantaſie, nicht in Vernunft und Gemüthstiefe ihren Grund habende Bildungsrichtung; das Abſehen von dem Charakter der neuern Zeit, der den Menſchen und Bürger nur in der Form des Standes erſcheinen läßt, daher auch die Standesbildung, oder richtiger die Berufsbildung, als Durchgang zur Bildung des Menſchen und Bürgers fordert, wie denn auch die praktiſchen Reſultate jener Anſtalten bei vielen Schülern bewieſen, daß weder Tauglichkeit zum Berufsleben, noch wahre Höhe der menſchlichen und bürgerlichen Bildung, ſondern ein unerquickliches Zwitterweſen erzielt wurde, und wie ſie es noch bei Mehreren bewieſen haben würden, wenn nicht zum Glücke dieſe Anſtalten wenigſtens die dauernden, zuletzt doch meiſt nur in Form und Schein dem Syſteme angehört hätten; endlich die Tendenz, den Unterricht in ſogenannten Realien an die Stelle der claſſiſchen

---

[1] Ueber die Sache und deren Literatur ſ. Schwarz, Erziehungslehre (Leipzig, 1829, 3 B.) B. 1. Abth. 2, S. 447 ff. Vergl. auch meine „Staatswirthſchaftslehre" S. 87 und: Snell, über Zweck und Einrichtung eines Realgymnaſiums; Dresden und Leipzig 1834. 8.

Zingerle, Märchen Nr. 12. Aehnlich das Märchen vom Hollunderbaum bei Müllenhoff S. 495.

Der Wachholder war, weil er auch im tiefen Schnee des Winters grünt, Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur und eine Verheißung ihrer Wiedergeburt im Frühling. — Verwandt sind die Märchen von in Schwanen- oder Rabengestalt den Winter über verwünschten Kindern, die im Frühling erlöst werden. Vgl. Haupt, altd. Blätter II. 128 f. Grimm, Märchen Nr. 9. 25. Auch gehören hieher die anmuthigen Märchen von der Jungfrau, die mit Rabenfedern und mit einer Nuß (Sinnbild des im Winter verschloſſenen organiſchen Lebens) alle böſen Mächte überwindet. Bei Grimm Nr. 88 und Anmerkungen.

Der dumme Hans mußte mit ſeinen zwei ältern Brüdern ausgehen, ſich eine Frau zu ſuchen. Die ältern fanden bald eine, der dumme Hans aber kam in einen tiefen Wald in das Haus einer Hexe, die hieß ihn ihr weißes Pferd füttern und behielt ihn über Nacht. Da hörte er vor dem Fenſter die Vögel ſingen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem erſten Blatt, das im Frühjahr aus einer Pappel ſprieße, berühre. Hans brauchte dieſes Mittel, heilte dadurch die ſchöne Prinzeſſin und bekam ſie zur Frau, nachdem er unter den Wurzeln des Baumes noch zwei Edelſteine gefunden hatte, durch die ſeine Dummheit alsbald in Weisheit verwandelt worden war. Müllenhoff, holſt. Sagen S. 427. Aehnlich Wolfs deutſche Märchen Nr. 4. Grimm, Märchen Nr. 107.

In einer überaus großen Menge von deutſchen Märchen entflieht ein Kinderpaar einer alten böſen Hexe unter allerlei zauberiſchen Verwandlungen.

Die alte Frick, eine böſe Rieſin und Menſchenfreſſerin, ſteckte einmal im Walde einen Knaben und ein Mädchen, welche Beeren ſuchten, in die Taſche, während ſie aber ſchlief, befreite das kluge Mädchen ſich und den Bruder, verwandelte ſich mit ihm durch den Zauberſtab der Alten in Enten und ſchwamm mit ihm über das Waſſer. Die alte Frick erwachte und ſoff das Meer aus, um die Enten zu fangen, zerplatzte aber. Kuhn, nordd. Sagen S. 319. Vgl. noch S. 414. 508. 519. Vgl. das Märchen von Hanſel und Grethel in Grimms Märchen Nr. 15. Bechſtein Märchen S. 78. 118 f.

Man ſieht, Frigg, die ſegenbringende Mutter, iſt hier als Wintergöttin zur ungeſchlachten und zornigen Rieſin geworden, entſprechend der rauhen Elſe. — Uebrigens kennt die gälliſche Mythe eine ganz ähnliche Flucht, nämlich die des jungen Gwidion vor der böſen Göttin Ceridwen. Wenn nun alle entſprechenden deutſchen Märchen nicht aus

der gälischen Erinnerung geschöpft seyn können, so dürften beide Nationen aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle geschöpft haben, was bei Naturmythen oft der Fall ist.

Ein Raubvogel nahm einer schlafenden Mutter ihr Kind und trug es auf einen Baum; ein Förster rettete es hier und erzog es mit seiner kleinen Tochter Lenchen. Seine Frau aber (oder seine alte Köchin) wollte den Knaben schlachten und kochen. Lenchen merkte es und floh mit dem kleinen Findevogel und da sie zaubern konnte, verwandelte sie den Pflegebruder in einen Rosenstock und sich in die Rose drauf, um den Verfolgern zu entgehen; dann in eine Kirche und sich als Krone darein; endlich ihn in einen See, sich in eine Ente drauf. Da kam die böse Hexe, den See auszusaufen, aber die Ente packte sie beim Kopf und zog sie unter das Wasser. Grimm, Märchen Nr. 51.

In vielen Märchen hat sich, während die Jungfrau flieht, eine falsche Braut an ihre Stelle bei ihrem Geliebten untergeschoben. Das scheint auf einem sehr alten Mythus zu beruhen. Auch in vielen geschichtlichen Sagen aus den Kreuzzügen kehrt ein ähnliches Motiv wieder, der in einer Nacht durch die Luft heimgeführte Gatte kommt grade noch zurecht, die zweite Heirath der Gattin zu verhindern.

Eine böse Stiefmutter wollte ihre schöne Stieftochter im Bett umbringen, diese merkte es aber, legte sich auf die andere Seite und so geschahs, daß die Alte ihre eigne häßliche Tochter umbrachte. Das gerettete Mädchen floh nun und nahm ihren Liebsten mit, welcher Roland hieß. Die Alte lief ihnen mit Meilenstiefeln nach, aber das Mädchen verwandelte Roland in einen See und sich in eine Ente drauf. Die Hexe warf Brod hinein und suchte die Ente zu packen, doch umsonst. Nachher verwandelte das Mädchen den Roland in einen Spielmann und sich in eine schöne Blume mitten unter Dornen. Da wollte die Hexe die Blume abpflücken, aber Rolands Spiel zwang sie in den Dornen zu tanzen, bis sie todt hinfiel. Nachher aber wurde Roland dem Mädchen untreu und vergaß sie, so daß sie sich aus Gram in eine Blume verwandelte. Diese brach ein Schäfer ab und nahm sie mit heim. Seitdem verrichtete die Blume unsichtbar alle Dienste in seinem Hause, bis er einmal ein Tuch auf sie deckte und sie dadurch zwang, in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen. Unterdeß machte Roland Hochzeit und alle Mädchen im Lande mußten kommen und vor dem Brautpaar singen. Das Mädchen, das bei dem Schäfer diente, wollte nicht kommen, wurde aber hingeschleppt und kaum hatte sie gesungen, als Roland sie erkannte, und, die falsche Braut verstoßend, sie heirathete. Grimm, Märchen Nr. 56. Aehnlich das hübsche Märchen vom Gudemarieken bei Müllenhoff S. 395. Grimm Nr. 113 und 135.

10.

Die Wunſchmärchen.

Der Wunſch ſpielt eine große Rolle im deutſchen Heidenglauben. Je einſamer der Deutſche ſich in ſeinen Wäldern fühlte, um ſo lebhafter erwachten in ihm die Wünſche nach der Ferne, nach unbekanntem Glück. Odin, der höchſte Gott, galt als Herr des Wunſches, der alles kann, was er wünſcht, als der Urzauberer. Nächſt ihm glaubte man die Zwerge und Elben mit Zauberkraft begabt, weil ſie Genien des nach jedem Winter wiedererwachenden Naturlebens ſind. Daher die Erfüllung der Wünſche bedingt wird durch Gaſtgeſchenke Odins oder der Elben, durch Talismane oder Wunſchdinge. Sofern aber in den heiligen Stunden der Sonnenwende aus Zeit Ewigkeit wurde, trat auch in dieſen Stunden Erfüllung aller Wünſche ein, gelangte der Menſch zum Himmelreich, oder in das ſelige Reich der Elben, oder zu unermeßlichen Schätzen, oder verkehrte mit geliebten Verſtorbenen, oder mit dem erſt künftigen Geliebten ꝛc. In ſolchen Stunden geſchah es auch immer, daß Armen und Unſchuldigen höhere Weſen begegneten, um ſie zu beſchenken oder ihnen Erfüllung ihrer Wünſche zu gewähren.

Die meiſten und ſchönſten Volksſagen knüpfen ſich an die Wunſchdinge an. Ich habe mich darüber an einem andern Ort*) ausführlicher ausgeſprochen und kann mich hier deſto kürzer faſſen. Die Wunſchdinge ſind zunächſt abgeleitet von den Waffen und Kleidungsſtücken Odins, ſodann von den Kleidern, Geräthen und Geſchenken der Elben. Odins Speer, Pfeil, Schwert waren unüberwindlich und erreichten, wen er wollte. Sein Jagdhorn, das ihm als dem wilden Jäger zukam, blies alles zuſammen, was er wollte. Ihm als dem Erfinder des Geſangs kam auch eine Zaubergeige zu, nach deren Tönen alles tanzen mußte. Auf ſeinem Zauberroß überritt er Land und Meer, in ſeinem Zauberſchiff fuhr er durch die Luft. In ſeinem Mantel flog er in kürzeſter Friſt über die ganze Erde. Sein Hut machte ihn unſichtbar. Auch die Elben trugen ein unſichtbar machendes Hütchen und Schuhe, die blitzſchnell durch alle

*) In meinem „Odin“ S. 146 f.

Räume drangen. Ferner ſchenkten ſie einen nie verſiegenden Krug oder ein Tiſchlein, auf dem alle Speiſen ſtanden, die man wünſchte, einen Beutel, der immer voll Geld war ꝛc.

Ein Mantel, den Odin gewöhnlich trägt und von dem er Hellumadr, Mantelmann heißt, brachte ihn wohin er wollte. Nach Saxo Grammaticus I. 12 fuhr einmal der Däne Hading mit Odin und in deſſen Mantel gehüllt durch die Luft und ſah durch ein Loch des Mantels auf die tief unter ihm liegende Erde hinunter. Auch Karl der Große wurde einmal auf dem Mantel heimgebracht. Guinguené 188. Val. Schmidt 89. 80. Auf einem ſolchen Mantel (einer ledernen Decke) wird auch Heinrich von Oſterdingen von ſeinem Gönner, dem Meiſter Klingſor, in einer Nacht durch die Luft aus Ungarn nach der Wartburg zurückgebracht, weil er ſein Wort gegeben hatte, ſich zum berühmten Sängerkriege daſelbſt wieder zu ſtellen. Rhote, Chron. Thur. bei Menken II. 1697.

Von ſeinem breiten Hute hieß Odin Sidhhoettr, der Breithutige, oder überhaupt Höttr, der Hutige. Grimm d. M. 133. Der unſichtbar machende Hut führt auch den Namen Tarnkappe, von Tarnen, verbergen. Einen ſolchen Hut hatte nach Gräve, Volksſagen 83, Martin Pumphut. Der Wunſchhut hat in unſern Märchen und Sagen nicht blos die Bedeutung des Unſichtbarmachens, obgleich dieſe vorherrſcht. Im Märchen von Fortunatus wohnt dem Wunſchhütlein zugleich die Gabe des ſchnellen Ortswechſels bei, was ſich aus der Doppelbedeutung der cappa erklärt. Dem Hute wohnen noch andere Gaben bei. In Grimms Märchen Nr. 54 und Bechſteins Märchen Nr. 156 kommt ein Wunſchhut vor, deſſen Krämpen Batterien ſind, durch die, wer den Hut aufhat, alles zuſammenſchießen kann. In Grimms Märchen Nr. 70 bewirkt ein Wunſchhut, wenn man ihn gerade ſetzt, plötzliches Eintreten des Winters. Dieſe verſchiedenen Eigenſchaften des Wunſchhutes beweiſen nur, daß in ihm gleichſam die Allmacht Odins concentrirt gedacht wurde, des Wunſch- und Sieggottes, den keine Zeit und kein Raum hemmt und für den es kein Hinderniß gibt.

Von den Wunſchwaffen hat ſich im Volksmärchen nur wenig erhalten, ſie ſind meiſt in die Freikugeln der Freiſchützen übergegangen, aber ſo, daß die Argloſigkeit des heidniſchen Wunſches dabei verloren ging und teufliſche Bosheit im Sinn des ſpäteren Zauberglaubens an die Stelle trat, daher ich auf ſie erſt ſpäter zurückkommen kann.

Die Wunſchpferde kehren noch oft in unſern Volksmärchen, z. B. in denen von der Aſchenbrödel, von Rittern und Räubern wieder, die ſich durch ungeheure Sprünge über Mauern und Ströme retten, und von Zauberern.

Ein **Wunſchſchiff** beſaß auch nach chriſtlicher Legende der unterm 9. September verehrte h. Audomar, einſt Biſchof von Terouanne, der ohne Ruder, Segel und Wind fahren konnte, wohin er wollte. Ein Wunſchſchiff iſt auch das der Wanne-Thekla, die über alle in der Luft fahrenden Geiſter gebietet und ſich zuweilen auf dem Pottelberge niederläßt, dann aber unter dem Befehle „Wind mit allen Vieren" auf einem ſchönen Schiffe davonfährt. Wolf, niederl. Sagen Nr. 520. Merkwürdige Erinnerungen an das Luftſchiff ſind noch folgende, auf welchem Geiſter das im Sommer verhagelte Getreide nach dem unbekannten Lande Magonia brachten; nach Agobar opp. ed. Baluz. I. 146. Gervasius Tilberiensis erzählt bei Leibnitz scr. rerum Brunsv. I. 894, in England ſey einmal das Volk aus der Kirche gekommen, da habe es ein Schiff in der Luft erblickt, aus dem ein Anker herabgelaſſen geweſen ſey. Um dieſen, der ſich an einem ſteinernen Grabe angehackt, loszumachen, ſey Einer herabgeſtiegen, aber gefangen worden, worauf die Andern oben das Thau gekappt hätten und davongefahren ſeyen. Ein andermal ſey einem Irländer auf weiter Meerfahrt das Meſſer über Bord, aber noch an demſelben Tage aus der Luft durch den Schornſtein ſeiner Frau wieder auf den Tiſch gefallen. Ich erwähne hier noch eines ſonderbaren Bildes in der Kirche zu Weilheim im Würtembergiſchen. Es ſtellt Beende in einem Luftſchiffe dar, welches ein auf der Erde ſtehender Mann mit einem Haken zu entern trachtet, während ein anderer mit einer Armbruſt darnach ſchießt. Fiorillo, Geſch. d. zeichnenden Künſte in Deutſchland I. 311. In einem heſſiſchen Märchen fährt ein junger Geſell mit zwölf Jungfrauen auf einem Schiffe bei Nacht ins Zauberreich, wo die Mädchen mit zwölf Königsſöhnen ihre Schuhe durchtanzen. Grimm, Märchen III. 225. — Eine zauberiſche Schifffahrt zu Waſſer in die paradieſiſchen Tropenwälder kommt mehrfach vor und iſt vielleicht nur eine Erinnerung an noch ältere Sagen von Fahrten zu den ſeligen Inſeln. Zu Weſſingen wurde ein Schneider auf einem Wagen bis ans Meer und von hier auf einem Schiffe nach Oſtindien geführt. Mone, Anz. VIII. 184. Ein Schiffer in Dünkirchen fand alle Morgen in ſeinem ruhig im Hafen liegenden Schiff eine Unſauberkeit, bis er entdeckte, ſie rühre von Hexen her, die je über Nacht auf ſeinem Schiffe nach Spanien fuhren und zum Dank das Schiff verunreinigten. Er ſelber fuhr einmal mit und brachte Südfrüchte aus Spanien mit. Wolf, niederl. S. Nr. 386. Ein ähnliches Märchen bei Wagenfels, Bremer Volksſ. I. 66.

Das **Wunſchhorn** geht durch die kerlingiſchen Heldenlieder als Oberons Horn. Die Zaubergeige, Zauberpfeife und Flöte ertönt immer von neuem noch in unſern modernen Opern.

Ganz dem Odin angemeſſen erſcheint z. B. in Wolfs d. M. Nr. 26 eine Zaubergeige, deren erſter Strich alles tödtet, deren letzter aber alles wieder lebendig macht. In dieſen Kreis gehört auch der Spielmann, der ſeine Geige ſpielend ohne unterzuſinken über den Rhein gehen konnte. Montanus, Vorzeit

von Cleve 256. Dem Horant im Gudrunliede lauschen Wild, Würme, Fische. Auch auf den christlichen Teufel ist die Zaubergeige übergegangen. Zu Brüs wollten Tanzlustige einen Spielmann haben, und wenn es der Teufel selber wäre. Da kam der Teufel und spielte, daß sie immerfort tanzen mußten, bis endlich ein Geistlicher sie erlöste. Müllenhoff Nr. 202. In einem Fastnachtspiel von Ayrer kommt eine Zaubergeige und eine unfehlbare Flinte vor. Der junge Bauer Dölla erhält diese Gaben von einem Dämon und begegnet einem Mönche, der an seine Kunst nicht glaubt und ihm spöttisch Geld anbietet, wenn er einen weit entfernten Vogel schieße. Dölla schießt den Vogel, der Mönch will nun das Geld nicht geben, erbietet sich aber dafür, den Vogel zu holen, der in die Dornen gefallen ist. Wie der Mönch in den Dornen steckt, fängt Dölla zu geigen an und zwingt den Mönch zu springen und zu tanzen, bis er blutig und zerkratzt das versprochene Geld herausgibt. Nachher aber klagt der Mönch den Dölla als Dieb an und schon steht der Letztere auf der Galgenleiter, als er sich ausbittet, noch einmal seine Geige spielen zu dürfen und darauf Henker, Richter und das ganze Volk tanzen macht. — Im Marculphus 1741 Nr. 6 und in Grimms Märchen Nr. 110, sowie in einem Fastnachtspiel von Dietrich 1618 vertritt ein Jude die Stelle des Mönchs. Dasselbe wiederholt sich in: Jack mit dem Flötchen, Welf d. Märchen Nr. 24. Hier erhält Jack von einem Zwerge, dem er von seinem Brode gegeben, die Zauberflöte, nach der er seine böse Stiefmutter, Richter und Henker tanzen läßt.

Der Wunschseckel, in dem immer Geld ist, tritt erst am Ende des Mittelalters in charakteristischen Sagen hervor, obwohl der Grundgedanke uralt scheint. — Das Wunschtüchlein in Verbindung mit andern Wunschdingen lernt man am besten aus dem Märchen bei Grimm Nr. 54 kennen:

Drei Brüder zogen in die Welt hinaus und fanden einen Berg ganz von Silber. Da nahmen die beiden ältern so viel sie wollten und kehrten heim, der jüngste aber zog weiter. Da fand er im Walde einen Tisch gedeckt voll Speisen, aß sich satt und nahm das Tischtuch mit, damit es im Walde nicht verderbe. Als er nun wieder hungerte, dachte er: wenn doch jetzt wieder Speisen auf deinem Tüchlein stünden! und siehe da, sie waren da. Ein Köhler, den er an der Mahlzeit Theil nehmen ließ, bot ihm für das Tüchlein einen alten Ranzen an; wenn man an den klopfte, so marschirten Soldaten heraus. Der junge Wanderer nahm den Tausch an, klopfte aber gleich aus seinem Ranzen Soldaten heraus, mit deren Hülfe er dem Köhler das Tuch wieder raubte. Ein zweiter Köhler bot ihm für das Tuch einen Hut; wenn man den auf dem Kopf drehte, so war er mit Kanonen besetzt und gab nach allen Seiten Feuer. Ein dritter bot ihm ein Horn; wenn man das blies, fielen alle Mauern ein. Beiden gab er zwar das Tuch, ließ es ihnen aber durch die Soldaten wieder abnehmen und behielt die Wundergaben alle vier. Als er heimkehrte und seine

reichen Brüder ihn nicht aufnehmen wollten, ließ er ſie durch die Soldaten abprügeln. Darauf zwang er einen König, ihm ſeine Tochter zu geben. Dieſe ſtahl ihm liſtig ſeine Taliſmane, nur nicht das Horn, auf welchem blaſend er König und Prinzeſſin, Städte und Dörfer in alle Winde blies.

Das Wunſchland, wo alle Wünſche erfüllt werden, wurde bald als Walhalla, bald als das ſelige Elbenreich gedacht. Die ausgemalten Märchen vom Schlaraffenlande aber, in denen glückliche Kinder ſich durch Pfaffenkuchenberge freſſen, oder die blos durch eine burleske Anhäufung von Unmöglichkeiten Lachen erregen wollen, gehören der ſpäteren Dichtung an und ſind nur willkührliche Entſtellungen eines ſchönen Grundgedankens.

Die Taliſmane kommen vor in vielen Frühlingsmärchen, indem ſie dem jungen Helden, welcher den Winter beſiegt und die gefangene ſchöne Natur befreit, Dienſte leiſten. So dient der Wunſchmantel im Märchen bei Grimm Nr. 122 und 133. Ich hebe hier unter vielen nur einige charakteriſtiſche Märchen aus.

In Panzers Beitrag S. 191 wird eine mündliche Erzählung aus Frankfurt mitgetheilt, nach welcher einmal drei ſchwarze Jungfrauen von einem reiſenden, wegen ſchlechten Lebenswandels von ſeinem Vater fortgeſchickten jungen Kaufmann erlöſt ſeyn wollten. Das Mittel dazu war, er ſolle drei Nächte hindurch in einem engen Zauberkreiſe ſich ruhig verhalten und durch nichts ſchrecken laſſen. Nun kam ein ſiebenköpfiger Drache mit andern Ungeheuern. Zwei Nächte hielt es der junge Menſch aus und die drei Schweſtern kamen ihm zu danken und waren ſchon faſt ganz weiß. Als er aber in der dritten Nacht Angſt bekam, war die Befreiung vereitelt, ſie erſchienen ihm wieder ganz ſchwarz und verbannten ihn auf einem einſamen Felſen im Meere. Hier kam ein Bär, deckte ihm den Tiſch und zeigte ihm noch andere Wunderdinge, eine Wünſchelruthe und Siebenmeilenſtiefeln. Als der Jüngling eine goldne Kugel, womit der Bär ſpielte, berührte, fiel ſie ins Waſſer und der Bär ſprang ihr nach, ſie zu holen. Da nahm der Jüngling das Tiſchlein deck dich, die Wünſchelruthe und die Stiefeln. Mittelſt der letztern ſchwang er ſich raſch zu den drei Schweſtern zurück und mittelſt der Wünſchelruthe, die eine Haſelgerte war, ſchlug er dem Drachen alle ſeine Köpfe ab. Da wurden die drei Jungfrauen ſchneeweiß und waren erlöſt. — Das ſcheint nichts als den Sieg über den Winter zu bedeuten. Der Bär iſt der ſtarke Wiedererzeuger der Natur im Winter, die goldne Kugel die Sonne, die Taliſmane bedeuten die neue Fruchtbarkeit der Erde und den neuen Sonnenlauf, die Haſelgerte oder Wünſchelruthe die Wiedergeburt. — Eine ähnliche Sage in Grimms

Märchen Nr. 137 läßt die drei schwarzen Prinzessinnen nicht erlöst werden, sondern halb schwarz bleiben.

Rimroth zog in die Welt hinaus und saß im Wald auf einem Baum, als drei Männer kamen, die zusammen nur ein Auge hatten. Indem es einer dem andern gab, nahm es Rimroth geschwind weg und gab es nicht eher wieder, bis sie ihm die drei folgenden Zaubergaben mittheilten: ein Gebet, das immer erhört wird; ein Schiff, das überall hin fährt; einen Stock, der alles tödtet, was er anrührt. Mit diesen Gaben ausgerüstet, tödtete er drei böse Riesen und erlöste eine Königstochter, die er zum Lohne erhielt, nachdem er den, der den Riesen die Köpfe abgeschnitten und sich für den Sieger ausgab, durch Vorzeigung der früher abgeschnittenen Zungen beschämte. Müllenhoff, holst. Sagen S. 453.

Vier Brüder besaßen den Zauberseckel, den Zaubermantel, die Zaubertrompete, deren Schall ein Heer herbeirief, und den Wunschhut. Die drei ersten wurden ihnen durch eine schlaue Königstochter geraubt, mittelst des letzten aber wünschte der vierte Bruder die Königstochter sammt ihrem Bette des Nachts zu sich und nöthigte sie, die geraubten Wunschdinge wieder her zu geben. Pröhle, Harzsagen Nr. 27.

Auch in Wolfs D. Märchen Nr. 26 bedient sich ein junger Königssohn ähnlicher Talismane, des Tischlein deck dich, eines Kriegergebärenden Stockes, einer Geige, deren erster Ton alles tödtet und deren letzter alles wieder lebendig macht, endlich eines alten zerrissenen Mantels, der, wenn man ihn ausbreitet, sich in eine große Landschaft voll Gärten und Paläste verwandelt. Aehnlich ein Märchen bei E. Meier Nr. 1. Bechstein, Märchen S. 154. — Jedermann kennt aus Musäus Volksmärchen die drei Knappen Rolands, die nach der Flucht von Ronceval umherirren, bei einer alten Hexe schlafen müssen und von ihr einen Heckepfennig, ein Tüchlein-deck-dich und einen unsichtbarmachenden Däumling erhalten, damit die Gunst einer schönen Königin gewinnen, durch die List derselben aber ihrer Talismane beraubt werden und den Tod in der Schlacht suchen.

In vielen Märchen erscheinen die Talismane personificirt als Gefährten des Helden.

Ein Soldat, der brav gedient hat, wird verabschiedet und bekommt nur drei Heller Zehrgeld. Zornig schwört er, sich rächen zu wollen. Er findet einen Starken, der eben sechs große Bäume wie Halme ausgerupft hat, und nimmt ihn mit; dann einen Jäger, der auf zwei Meilen einer Fliege das linke Auge ausschießt; einen Blaser, der auf einem Baum sitzend sieben Windmühlen mit seinem Athem treibt; einen Laufer, der sich, um nicht gar zu schnell zu rennen, ein Bein abschnallt; endlich Einen mit einem Hut, den er nur aufzusetzen braucht, um eine Kälte zu erzeugen, bei der alles erfrieren muß. Diese Sechs nimmt der Soldat mit und kommt an den Hof des Königs, dessen

Tochter nur den heirathen will, der ſie im Laufen überwinden kann. Das Ziel iſt ein Brunnen, aus dem, wer zuerſt dahin gelangt, Waſſer holen muß. Der Laufer iſt gleich dort, ſchöpft den Krug voll, ſchläft aber auf dem Rückweg ein. Die Königstochter, die ihn im Lauf nicht hat einholen können, findet ihn jetzt daliegen, leert leiſe ſeinen Krug aus und eilt dem Ziele zu. Da ſchoß der Jäger den Pferdeſchädel, auf dem der Laufer geruht, unter ſeinem Kopfe weg, daß er erwachte und ſchnell noch vor der Prinzeſſin den Krug wieder füllte. Der König war ſehr ärgerlich, ſeine Tochter nun hergeben zu ſollen, zumal ſo gemeinen Leuten, er verſtellte ſich aber, lud ſie zum Eſſen und ließ ſie mit der vollen Tafel in ein eiſernes Gemach einſperren und darunter Feuer machen. Sie wären nun alle verbrannt, wenn der Mann mit dem Hütchen nicht plötzlich alles erfrieren gemacht hätte. Nun unterhandelte der König mit dem Soldaten und dieſer verſprach, ihm die Tochter zu laſſen, wenn er ſo viel Gold geben wolle, als einer tragen könne. Da packte der Starke alle Schätze des Königs auf und trug ſie fort. Der König aber ſchickte ihnen ſeine Truppen nach und ließ ſie umzingeln, um das Gold wieder zu bekommen. Da blies der Bläſer nach allen Seiten die Soldaten in den Wind. Grimm, Märchen Nr. 70. In den Anmerkungen dazu theilt Grimm III. 124 noch eine andere Erzählung mit, die recht launig iſt. Es ſind nur vier Geſellen, der Horcher, Laufer, Bläſer und Starke. Der Bläſer bläst die Leute aus ihrem eignen Schornſtein hinaus, der Starke packt dann alles, was er in den Häuſern findet, zuſammen und trägt es fort, der Horcher aber horcht, ob ſie nicht verfolgt werden. Sie kommen an einen Hof, wo die Königstochter ſchwer krank liegt. Der Laufer holt das allein heilſame Kraut hundert Meilen weit, dafür ſollen ſie ſo viel Gold erhalten, als einer tragen kann ꝛc.

Es gibt noch eine außerordentlich große Menge ähnlicher Märchen, die meiſt mit vielem Humor erfunden ſind. Vgl. oben die Sagen vom Bärenſohn. Unter den ſtarken Geſellen kommen vor ein Vielfraß und Vielſäufer, Grimm Nr. 134. Wolf, deutſche Märchen S. 121. Schambach und Müller S. 189 ꝛc. Müllenhoff und Haupts Zeitſchr. VI. 67 ſucht die ſtarken Geſellen auf göttliche Weſen unſres alten Heidenthums zurückzuführen.

Wieder in andern Märchen wird die Stelle der Talismane durch Thiere vertreten, die ſich für eine empfangene Wohlthat dankbar erweiſen und dem Helden bei ſeinem ſchwierigen Werke auf wunderbare Weiſe beiſtehen. In folgendem Märchen ſcheinen noch die Thiere mit einem Talisman verbunden:

Ein armer Mann gab ſein letztes Geld her, um eine gefangene Maus

einen mißhandelten Affen und einen Tanzbär loszukaufen. Als er nun nachher einem Könige etwas von seinen Schätzen nehmen wollte, aber darüber ertappt und in einen Kasten eingesperrt ins Meer geworfen wurde, kamen die drei dankbaren Thiere ihm nachgeschwommen, um ihn zu retten. Zum Glück schwamm auch ein eiförmiger Wunschstein auf dem Wasser, dessen Kräfte der Bär kannte. Vermittelst desselben durfte der arme Mann nur wünschen, was er wollte, und es war da. Er wünschte sich also einen schönen Pallast. Nach einiger Zeit kamen Kaufleute dahin und boten ihm köstliche Waaren für den Wunschstein. Er war so thöricht und gab ihn her. Da war der Pallast verschwunden und er steckte wieder in seinem Kasten; schwimmend auf dem Meer. Da gingen die drei treuen Thiere aus und ruhten nicht, bis sie den Kaufleuten den Stein wieder entwendet hatten, mittelst dessen der arme Mann sich gleich wieder ein schönes Schloß verschaffte. Grimm Märchen Nr. 104.

Dem Hans, der eine Königstochter aus der Gewalt eines dreiköpfigen Drachen vom Oelberg (mit Oel übergossen, also gleich dem Glasberg glatt) befreien soll, helfen drei dankbare Thiere. Zingerle, Volksmärchen II. 3. Die ausführlichste hieher gehörige Drachensage ist die in Grimms Märchen Nr. 60. Hier tödtet Einer den siebenköpfigen Drachen, behält die sieben Zungen zu seiner Rechtfertigung und wird durch dankbare Thiere unterstützt.

Zwei Königssöhne wollten Ameisen, Enten und Bienen, die ihnen unterwegs aufstießen, umbringen, wurden aber durch den jüngern dritten Bruder, den Dummling, daran verhindert. Aus Dankbarkeit standen dem letztern nun diese Thiere bei, als er drei schwere Aufgaben lösen mußte. Zuerst mußte er die im Waldmoos zerstreuten tausend Perlen der Königstochter zusammenlesen, das thaten für ihn die Ameisen. Dann mußte er den Schlüssel zur Schlafkammer der Königstochter aus der Tiefe eines Sees holen; das thaten für ihn die Enten. Zuletzt sollte er unterscheiden, welche von den drei Königstöchtern die jüngste und liebste wäre? Die jüngste aber hatte vor Schlafen Honig gegessen, das entdeckte die Bienenkönigin und verrieth es dem Dummling, der nun die Prinzessin zur Frau bekam. Grimm, Märchen Nr. 62.

Von ähnlicher Art sind noch überaus viele deutsche Märchen z. B. Müllenhoff S. 404. Wolf, deutsche Märchen Nr. 23, dessen Hausmärchen S. 322. Bechstein, Märchen S. 28. 272. Pröhle, Märchen Nr. 7. Vulpius, Ammenmärchen 1791. Sehr eigenthümlich und auf einen alten Mythus vom Donnerer gebaut erscheint das folgende:

Ein Bruder sucht die ihm entführten drei Schwestern und kegelt mit dem Blitz, dessen Kugel immer von selbst zurücklauft (wie Thors Hammer immer

Studien zu ſetzen. Unter Realien verſtand man, was man im Leben brauchbare und allgemein wiſſenswürdige Dinge nannte, und es ließ ſich viel Schönes darüber ſagen, wie unvernünftig es ſey, daß die Jugend mit Rom und Athen vertrauter ſey, als mit ihrem Vaterlande und ſeiner Urzeit; daß ſie mit Dingen geplagt werde, die ganz unnöthig ſeyen, oder deren Nothwendigkeit durch Ueberſetzungen, Einführung neuer Geſetzbücher u. dergl. mit Leichtigkeit aufgehoben werden könne, daß ſie dagegen von alle dem, was ſie wirklich im Leben brauche, oder was zu wiſſen wahrhafte Ehrenſache für jeden Gebildeten ſey, erſt ſpät etwas oder gar nichts erfahre. Man müſſe den Geiſt der Jugend zunächſt direkt durch Denklehre und allerlei Denkübungen, durch philoſophiſche Grundlehren u. ſ. f. nach allen ſeinen verſchiedenen Richtungen wecken, ſchärfen und ihn zugleich mit den nützlichen Kenntniſſen ausſtatten, die uns über die uns umgebende Natur und die Benutzung ihrer Kräfte und Gaben zum Dienſte des Menſchen, über die Vergangenheit der jetzt lebenden Völker und über ihren gegenwärtigen Zuſtand belehren. Neben den Elementarkenntniſſen bildeten: Seelenkunde, die noch heute ein ungelöstes Problem iſt und die man die Kinder lehren wollte, Logik, natürliche Religion (!), Moral, Naturgeſchichte, etwas Mathematik, etwas Phyſik, etwas Technologie, ziemlich viel Geographie in der damaligen ideenloſen Behandlungsweiſe, etwas Geſchichte, etwas Latein, etwas Griechiſch und die gangbarſten neueren Sprachen den Unterrichtskreis jener Anſtalten, und etwas Aehnliches hat ſich viel ſpäter noch Mancher gedacht, wenn er von der Einführung von Realſchulen an die Stelle der Gelehrtenſchulen ſprach. Die Sache lieferte nur einen neuen Beweis, daß in allen Dingen, wo die räthſelhafte Menſchennatur mit ins Spiel kommt, in der Regel die Anſichten, die ſich dem erſten, oberflächlichen Blicke, der ſich gemeiniglich mit dem Namen des geſunden Menſchenverſtandes ſchmückt, empfehlen, unbedingt falſch und gehaltlos ſind. Es war nicht wahr, daß es, um zum nützlichen Wirken im Kreiſe der Gegenwart zu erziehen, das beſte Mittel ſey: dem Knaben dieſe Gegenwart auf dem Wege des Unterrichts zu erklären. Es war nicht gut, daß man mit der Erklärung und wiſſenſchaftlichen Erörterung über Dinge anfangen wollte, bei denen es ungleich weiſer iſt, wenn man das Kind zunächſt daran glauben macht,

in ſeine Hand zurückkehrt), wird aber von einem Hirſch irre geführt. Da helfen ihm Thiere aus Dankbarkeit, ein Wolf, dem er einmal ein Schaf geſchenkt, ein Fiſch, den er freigelaſſen, eine Horniſſe, die er nicht zertreten hat, die Vertreter der Thierwelt dreier Elemente. Die drei Räuber ſeiner Schweſtern haben eine kluge und mächtige Mutter, die den jungen Helden ſchwere Arbeiten aufgibt, in der Hoffnung, er werde ſie nicht vollbringen. Er muß die Pferde hüten, die vor ihm verſteckt werden im Walde, im Waſſer, hoch in den Wolken, aber der Wolf findet ſie im Walde, der Fiſch im Waſſer, die Horniſſe in den Wolken. Zuletzt überwindet der junge Held auch die drei Räuber und ihre Mutter. E. Meier, Märchen Nr. 6.

Noch eine andere Wendung nehmen dieſe Märchen, indem der Held durch Eſſen von einer Schlange der Thierſprache mächtig wird und dadurch den Sieg erringt.

Ein überaus weiſer König ließ ſich täglich eine verdeckte Schüſſel auftragen. Der Diener konnte einmal die Neugier nicht überwinden, ſie aufzudecken, fand eine weiße Schlange, koſtete davon und verſtand auf der Stelle, was die Thiere redeten. Der Königin ging ein Ring verloren, ein Unſchuldiger wurde als Dieb verdächtigt, aber der Diener hörte eine Ente ſagen, ſie habe ihn gefunden und verſchluckt. So fand es ſich auch und der Unſchuldige war gerettet. Der Diener ging auf Reiſen und hörte unterwegs drei Fiſche über ihre Gefangenſchaft klagen, worauf er ſie ſogleich mitleidig befreite. Dann hörte er, wie ein Ameiſenkönig ſich vor ſeines Roſſes Huf fürchtete, und wich den Ameiſen aus. Endlich hörte er junge Raben, die von ihren Eltern aus dem Neſt geworfen waren, über Hunger klagen und tödtete ſogleich ſein Pferd, um ſie mit dem Fleiſche desſelben zu nähren. Zu Fuß weiter wandernd, gelangte er zu einer ſchönen Königstochter, deren Hand ihm zu Theil werden ſollte, wenn er einen Ring aus der Meerestiefe holen, zehn Säcke voll ins Gras geſtreuter Hirſe genau wieder zuſammenleſen und einen Apfel vom Baum des Lebens pflücken könne. Das erſte nun thaten für ihn aus Dankbarkeit die Fiſche, das zweite die Ameiſen, das dritte die Raben und ſo gewann er die Königstochter. Grimms Hausm. Nr. 17.

Auch bloße Rettung wird bewirkt durch das Verſtehen der Thierſprache in mehreren Märchen:

Auf der Laurichenburg in Schleſien hauste ein böſer Ritter, der einmal eine Nonne entführte. Da brachten ihm ſeine Leute einen ſeltſamen Aal aus dem Burggraben, den ließ er braten und aß davon. Da verſtand er die Thierſprache und hörte den Hahn krähen: das Schloß werde noch vor Sonnenuntergang verſinken. Eilends floh nun der Ritter davon und hieb dem Koch, der auch vom Aal gegeſſen und die Thierſprache verſtehen gelernt hatte, als er ſich ans Pferd hing und mitfliehen wollte, den Arm ab. Das Schloß

verſank, der Ritter that Buße. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz S. 309. Aehnlich das Märchen vom Seeburger See bei Grimm I. Nr. 131.

Sehr häufig ſind die Märchen von thörichten Wünſchen. Noch aus der heidniſchen Zeit, gewiß aus hohem Alter ſtammt das berühmte Märchen vom Butte. Der Butt, die Meerbutte oder Scholle, auch Flynder und Plattfiſch genannt, eine Rochenart, wurde wegen ſeiner auffallenden Geſtalt für dämoniſch gehalten. Pantoppidan's natürl. Geſch. von Norwegen II. 208. Butt iſt nichts anderes als Butz, Butzemann, d. h. ein Elbe. Der Volksglaube ſchrieb ihm eine Wunderkraft zu. Er kann nämlich alles bewirken, was man wünſcht. Das witzigſte unter den hieher gehörigen deutſchen Märchen iſt das vom Maler Runge zuerſt in niederdeutſcher Mundart mitgetheilte (in Büſchings Volksſagen) vom Ehrgeiz in Pispot.

In einer kleinen Hütte zu Pispot wohnte ein armer Fiſcher mit ſeiner Frau Ilſebil. Der fing einmal einen Butt, ließ ihn aber großmüthig wieder frei. Seine Frau ſchalt ihn aber, er hätte den Butt nicht loslaſſen ſollen, ohne von ihm eine beſſere Wohnung zu verlangen. Der Fiſcher ging ans Meer zurück, rief den Butt und bat ihn um ein ſchönes Haus. Als er heimkam, ſtand das Haus ſchon da. Die Frau aber war bald nicht mehr damit zufrieden und verlangte ein Schloß. Der Butt bewilligte es. Nun wollte die Frau einen königlichen Pallaſt haben und ſiehe, ſie war Königin. Dann ließ ſie ſich zur Kaiſerin und zum Pabſt machen. Als ſie aber endlich gar Gott ſelber ſeyn wollte, befand ſie ſich auf einmal mit ihrem guten Manne als arme Fiſcherin wieder in Pispot. Grimm, Hausm. Nr. 19. In Kuhns Märk. Sag. S. 273 iſt der Fiſch ein Hecht und der Fiſcher ein Koſſät, Namens Dundelbee. In den Anmerkungen zu Grimms Kindermärchen wird einer heſſiſchen Sage gedacht, in welcher das hochmüthige Weib Dinderlinde heißt. In Stöbers Elſäß. Volksbüchl. kommt ſtatt des Pispots ein Eſſigkrug vor. In der franzöſiſchen Sage iſt es der Zauberer Merlin, der einen Köhler zu immer höherem Range erhebt. Méon, nouv. rec. II. 242. Jubinal I. 128.

An die Stelle des Butt treten öfters Goldfiſche und Hechte.

Hans iſt ſo faul, daß er nicht einmal ſeiner Mutter Waſſer holen will, ſie muß ihn ſelber auf dem Schubkarren zum Brunnen führen. Eine Prinzeſſin ſieht es aus dem Fenſter und lacht ihn aus. Er ſchöpft aber ein Goldfiſchchen, das ihm um den Preis der Freiheit jeden Wunſch erfüllen will. Da wünſcht er, die Prinzeſſin möchte ſogleich ein Kind von ihm haben, und ſiehe, ſie hat eins, niemand weiß woher? Ihr Vater läßt alle Edeln des Reichs verſammeln, damit der Knabe, den die Prinzeſſin geboren, und der einen Apfel in der Hand hält, ihn dem reiche, der ſein Vater ſey. Aber es iſt keiner

unter den Vornehmen. Der König muß geringere Männer kommen laſſen und endlich empfängt Hans den Apfel und wird des Königs Eidam. Müllenhoff, holſt. Sagen S. 431. — Dieſes Märchen wird gewiſſermaßen fortgeſetzt oder erweitert in einem andern in Kuhns märk. Sagen S. 270. Hier wird die Prinzeſſin auf die nämliche Art Mutter eines Kindes, das den dummen Michel zum Vater erhält, worauf der König alle drei in einen gläſernen Kaſten ſperrt und ins Waſſer werfen läßt. Michel wünſcht ſich aber eine ſchöne Inſel und dann eine Brücke hinüber zu des Königs Reich, der ſich nun verſöhnen läßt. Der Fiſch iſt hier ein Hecht.

In einem vierten Märchen bei Grimm Nr. 85 fängt ein Fiſcher einen Goldfiſch, der ihm dafür alles gewährt unter der einzigen Bedingung, er ſolle niemand ſagen, woher ſein Glück komme. Aber zweimal plaudert er es ſeiner Frau aus, verliert dadurch ſein Glück, fängt zufälligerweiſe den Fiſch wieder und wird von ihm zum drittenmal beglückt.

Nahe verwandt mit dieſem Märchenſchwank iſt der von den drei Wünſchen:

Gott kehrte bei einem Reichen ein, der wies ihn ab, dann bei einem Armen, der nahm ihn auf. Zum Lohn ſtellte Gott dieſem drei Wünſche frei. Da wünſchte der Arme Geſundheit, das tägliche Brod und die ewige Seligkeit. Der Reiche erfuhr es, ritt Gott nach, entſchuldigte ſich und bat auch um die Erfüllung dreier Wünſche. Gott meinte, er ſolle lieber nichts wünſchen, allein er bewilligte ihm, was er wünſchen würde. Nun rannte er heim, das Pferd ſtolperte: daß du den Hals brächeſt, ſchrie der Reiche, und das Pferd war todt. Nun packte er den Sattel auf und trug ſchwer daran. O daß doch meine Frau lieber auf dem Sattel ſäße, ſagte er, als daß ich ihn mit mir ſchleppen muß. Da war der Sattel fort und als er heimkam, ſah er die Frau darauf feſt ſitzen und mußte den dritten Wunſch opfern, ſie zu löſen. Grimm, Hausmärchen Nr. 87. Dieſelbe Sage wiederholt ſich in vielen Abänderungen, bis zu Hebels Schatzkäſtlein, wo die dumme Frau, ſtatt etwas beſſerem, ſich eine Wurſt wünſcht, worauf der Mann im Aerger darüber wünſcht, die Wurſt möchte ihr auf der Naſe ſitzen und nun den dritten Wunſch opfern muß, ſie von der Wurſt zu befreien. Vgl. über die vielen andern Faſſungen desſelben Gedankens Grimm III. S. 151 f. Auch Kirchhoffs Wendunmuth I. 180. Von der Hagens Geſammtabentheuer Nr. 37. Ein Bauer wünſcht ſich eine ſchöne neue Hechel. Die Frau ſchilt ihn aus und wünſcht, er möchte darauf ſitzen. Den dritten Wunſch müſſen ſie nun drangeben, ihn von der Hechel los zu machen. E. Meier, Märchen Nr. 65. Ein Weib erhielt die Gabe, was ſie des Morgens zuerſt thun werde, ſolle ihr den ganzen Tag über gelingen. Sie nahm ſich nun vor, ihr weniges Geld zu zählen, um es durch fortwährendes Zählen den Tag über tauſendfach zu vermehren, aber erſt mußte ſie piſſen und kauerte ſich hin und konnte nicht mehr aufſtehen, indem es in-

merfort von ihr floß, aus welchem großen Waſſer der See entſtanden iſt, durch den die Inſel Hiddenſee von der großen Inſel Rügen getrennt worden iſt. Temme, Volksſagen Pommerns S. 166. Aehnlich Wolf, deutſche Märchen Nr. 9.

11.

Sommermärchen.

Die Stille und Schwüle der langen heißen Sommertage muß einen tiefen, aber heimlich beängſtigenden Eindruck auf die Gemüther unſrer Vorfahren gemacht haben, wozu ohne Zweifel die Wahrnehmung beitrug, daß von Johanni an die Tage ſchon wieder kürzer werden und der langſame Tod des Naturlebens beginnt. Wie die Mitternachtsſtunde der Winterſonnenwende (Chriſtnacht), ſo war auch die Mittagsſtunde in der Sommerſonnenwende (Johanni) geheiligt und von geheimnißvollem Grauen umgeben. In der tiefſten Mitternacht des Jahres wird das neue Licht geboren, in der heißeſten Mittagsſtunde des längſten Tages dagegen regt ſich das erſte leiſe Wehen des Todes. Von nun an nehmen Licht und Wärme wieder ab, nahen die langen Nächte und die winterliche Erſtarrung. Darum wurde die Naturmutter in der Fülle des Getreideſegens und am hohen Mittag als eine ſchwarze Todesgöttin aufgefaßt, aus deren Brüſten die Kinder nicht Leben trinken, ſondern Tod. Das iſt die ſ. g. Kornmuhme, welche in der Mittagsſtunde umgeht, in welcher man daher nicht im Felde arbeiten ſoll.

Grimm d. M. 445 hat folgendes über ſie geſammelt. Im Osnabrückſchen heißt ſie Tremſemutter, die im Korn umgeht und vor der ſich die Kinder fürchten. Im Braunſchweigſchen Kornwief, welche die Kinder holt, wenn ſie Kornblumen ſuchen und zu tief ins Getraide gehen. In der Mark heißt ſie Roggenmöhme. Man ſagt ſchreienden Kindern, ſchweig, ſonſt kommt ſie mit ihren langen ſchwarzen Zitzen und holt dich! In Prätorius Weltbeſchreibung I. 125 wird der Roggenmuhme in der Mark ebenfalls gedacht und erzählt, ſie habe einmal einer Frau in der Erndte ihr Kind geſtohlen, aber wiedergebracht. Nach Kuhns nordd. Sagen S. 429 heißt ſie die Roggen- oder Erbſenmuhme, auch die Kornmutter, in Hadmersleben aber Ittchen (Edda, Frau Uote, die Urahne) nach dem Verſe:

Frau Anne Marlene Ittchen
mit ihren eiſernen Tittchen.

Sie ſoll die Kinder an ihren eiſernen Brüſten ſaugen laſſen, wovon ſie ſterben müſſen. Mit dieſen eiſernen Brüſten vergleicht man das ſ. g. Mutterkorn, die durch einen Schwamm verdorbenen aus der geſunden Aehre krankhaft aufſprießenden ſchwarzen Körner. Auch in Temmes Volksſagen der Altmark S. 82 kommt die Kornmuhme mit ſchwarzer Bruſt, an der die Kinder ſterben. Vgl. noch Wolf, niederl. Sagen Nr. 491. Sommer, ſächſ. Sagen I. 157. — Bei Erfurt zeigt ſich ſtatt der geſpenſtiſchen Frau ein bleiches ſ. g. Kornkind. Falckenſtein, Geſchichte von Erfurt II. 1037. Oder ein Kornengel, der die Kinder mit fortnimmt, wenn ſie Kornblumen pflücken. Sommer I. 25.

Merkwürdig iſt das Kraut Teufelsabbiß (scabiosa), das ſo heißt, weil ihm der Teufel am Johannistage die Wurzel abbeißen darf, vorher nicht, daher man es nur vor Johanni gräbt. Rockenphil. III. 1. Grimm, D. M. 1163. Das Kraut iſt dem Teufel verhaßt, weil es ſo viel Macht über ihn hat. In dieſem Aberglauben hat ſich die ganze heidniſche Bedeutung des alten Sommerſonnenwendefeſtes erhalten. Das Böſe hat an dieſem Tage ausſchließlich Macht, wie das Gute am Weihnachtstage in der Winterſonnenwende. Zu Johanni iſt alles dem Verderben geweiht, wie zu Weihnachten dem Gedeihen.

Wie in der h. Weihnacht das neue Wachsthum der Natur beginnt, der Saft in die Bäume tritt, der künftige Frühling, die künftige Erndte in Viſionen vorausgeſehen wird, ſo beginnt am Johannistage die Natur zu welken. Von dieſem Tage an zeigen ſich welke Flecken auf den Baumblättern und das Volk glaubt, es ſeyen Flecken vom Blut des Johannes. Gräter, Iduna 1812, Auguſt. In Dänemark glaubt man, von Johanni an wachſen die Giftkräuter. Grimm, D. M. 589. Von dieſer Zeit an mehrt ſich auch das Ungeziefer auf den Feldern und wachſen auf allen Wegen die Diſteln auf.

Am Johannistage wurde ein Hahn geſchlachtet oder im Spiel des ſ. g. Hahnenſchlagens getödtet. Vgl. Kuhn, nordd. Sagen S. 391. Der Hahn als Tagverkündiger war Sinnbild der Sonne, die um dieſe Zeit ihren Glanz verliert. Ob auch im deutſchen Heidenthum zu Johanni der Tod eines Lichtgottes, etwa Baldurs, gefeiert wurde, läßt ſich nicht mehr ermitteln. Merkwürdig iſt folgende Sage:

Auf der Burg Karlſtein am Main im Würzburgiſchen geht in der Johannisnacht ein Geiſterzug mit einem Sarge dreimal um. Er ſucht den Leichnam eines Ritters, der einſt hier von ſeinem Nebenbuhler in den Abgrund

gestürzt wurde und unbeerdigt geblieben. Nur eine reine Jungfrau vermag die Leiche zu finden und ihm das feierliche Begräbniß zu verschaffen, das in jenem gespenstischen Zuge nur vorgebildet ist. v. Steinau, Volkssagen S. 122.

Ein alter Mythus blickt durch die schöne Sage von der Pharaildis, als Episode eingeschaltet dem Reinardus, Vers 1139 f.

Herodias, die Tochter des Herodes, liebt Johannes den Täufer und will keinen andern zum Manne nehmen. Da läßt der zornige Vater dem Johannes den Kopf abschlagen. Herodias will den Kopf küssen, aber er entweicht ihr und sie fliegt ihm durch die Luft nach. Herodias wird aber gleich darauf Pharaildis genannt, worin Grimm mit Recht Frau Hulda, eine deutsche Göttin, erkennt.

Da könnte nun die christliche Vorstellung von der Enthauptung des Täufers an dem nach ihm benannten Johannestage auf eine ältere heidnische Vorstellung bezogen worden seyn. Es könnte sich von dem sterbenden Gott des Sommers, des Lichtes handeln, den die Göttin der Erde und Vegetation vergebens zurücksehnt.

Damit hängen wahrscheinlich die zahllosen deutschen Sagen von schönen, aber verwünschten Jungfrauen zusammen, die gerade am Johannistage sichtbar werden und um Erlösung seufzen. Indessen glaube ich, es ist damit Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit, gemeint, die, in die Zeitlichkeit und den ewigen Wechsel von Geburt und Tod gebannt, in der heiligen Mittagsstunde der Sommersonnenwende, in welcher die Zeit wieder zur Ewigkeit wird, sich den Menschen zeigt, um sie an den Verlust des Ewigen zu erinnern. Der sie erlösen kann, ist kein sterblicher Mensch, sondern allein der weiße Baldur, der beste der Götter, der nach dem Weltuntergang, wenn die Zeit vollendet seyn wird, die neue bessere Welt, d. h. die Ewigkeit beherrschen soll. Iduna aber ist nach dem Zeugniß der ältern Edda dasselbe Wesen, was Nana, die Gattin Baldurs. Unter den Schätzen nun, welche die am Johannistage sichtbar werdende verwünschte Jungfrau hütet, kann der Jahressegen, der im Winter nur in den unterirdischen Saaten bewahrt wird, oder auch der ideale Hort der Ewigkeit, können die Güter der Unsterblichkeit verstanden werden, die da verborgen und unerhoben bleiben, so lange die Verwünschte nicht erlöst ist.

In fast unzählbaren Sagen, von denen alle unsre Sammlungen wimmeln, wird einer weißen Jungfrau gedacht, die allein am Johannistage

erſcheint und häufig Schlüſſeljungfrau heißt, weil ſie einen Schlüſſelbund (der Schätze wegen) trägt. Häufig ſieht man ſie weinen, oder Blumen zum Kranze winden, Waſſer tragen oder ſich baden. Oft hört man ſie auch ſingen. Oder ſie kämmt und flicht ihre goldnen Haare, was man auf die goldnen Saaten oder Sonnenſtrahlen deuten kann. Oder ſie ſpinnt. Von einer verwünſchten, auf den Geliebten harrenden Spinnerin gehen ſehr viele Sagen um. Immer iſt der, von dem die Jungfrau Erlöſung hofft, zu furchtſam und läßt ſich ſchrecken, oder zu einfältig. Sehr oft ruft ſie dann klagend aus, nun müſſe erſt ein Baum wachſen, aus deſſen Holz die Wiege deſſen gezimmert werde, der ſie erlöſen ſolle. Oft zeigen ſich ſtatt einer drei Jungfrauen, was man auf die Nornen (Parzen) hat beziehen wollen; hier fehlen uns aber beſtimmtere Anhaltspunkte der Erklärung.

Unter den verwünſchten Jungfrauen nimmt die Ilſe im Harz einen vorzüglichen Rang ein:

Die ſchönſte und bedeutſamſte Ilſenſage theilt Börner in ſ. Volksſagen aus dem Orlagau S. 49 f. mit. Die ſchöne Jungfrau Ilſe, Erbin des Thales, worin die Stadt Pösneck liegt, gerieth einſt in eine Höhle zu den Heimchen. Die zeigten ihr ihre unterirdiſchen Schätze und liebkoſten ihr, daß ſie bei ihnen blieb und mit Schäferſtab und Hund ihre goldnen Schafe hütete. Jahrhunderte vergingen und Ilſe blieb immer jung und ſchön. Da kam ein böſes Weib, malte ihr die Herrlichkeit draußen und die Freuden der Liebe und verlockte ſie einmal ihre goldne Heerde über die Grenzen des Heimchenreichs hinauszutreiben. Da fiel ſie in die Gewalt eines Rieſen, der ſie, weil ſie ſeine Liebe zurückwies, ſammt ihrer goldnen Heerde tief in der Erde unter der Burg Ranis einſperrte. Unterdeß wurden die Heimchen ſelbſt durch das Läuten der erſten in dieſe Gegend kommenden chriſtlichen Glocken vertrieben, und Ilſe ſoll ſo lange im Berge ſitzen, bis keine chriſtliche Glocke mehr zu hören iſt, dann werden die Heimchen zurückkehren und ſie erlöſen. Noch andere Ilſenſagen ſ. Grimm d. S. Nr. 316. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 200.

In der erſten Nacht nach dem längſten Tage begann die Macht der Finſterniß ihren Sieg über die Macht des Lichts. Daher in derſelben alle böſen Gottheiten und Dämonen beſondere Kraft erhielten und den Menſchen ſichtbar wurden. Nach Temme's Sagen aus Pommern S. 220 zeigt ſich der Teufel ſelbſt in dieſer Nacht. Das ganze Geiſterreich thut ſich auf in ihr und die Hexen werden höchſt gefährlich, daher man ſich gegen ſie durch geweihte Mittel ſchützen muß. Prätorius.

Wlorberg S. 515. Levini Lemnii, occulta nat. mirac. deutſch von Horſt S. 712. Aus dieſem Glauben entſprangen die Sagen theils von den Johannisopfern, theils vom Johanniszauber. Die Menſchen glaubten nämlich, den böſen Mächten am Johannistage ein Opfer bringen zu müſſen und machten zugleich frevelhafte Verſuche, ſich mit Hülfe der böſen Mächte Glücksgüter zu erwerben.

Vom Johannisopfer:

Auf dem Oybin bei Zittau war eine Jungfrau friedlich mit ihren Gefährtinnen beim Spiel beſchäftigt und glitt aus und ſtürzte in den Abgrund (etwa wie Perſephone beim Blumenpflücken), und zwar ſoll es bedeutſam am Johannistage geſchehen ſeyn. Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit I. 213. — Bei Ellrich (Elfenreich) im untern Harz öffnet ſich die ſ. g. Kelle, eine tiefe Höhle, über der einſt eine St. Johanneskapelle ſtand. Zu dieſer letztern wallfahrtete ein Prieſter mit dem Volk alljährlich, um den Dämon des Abgrunds zu verſöhnen, der ſonſt einen Menſchen als Opfer forderte. Der Prieſter rief dem Volke zu: kommt und guckt in die Kelle, ſo kommt ihr nicht in die Hölle. Behrens, kur. Harzwald S. 82. — Der Täufer verlangt zur Sühne an ſeinem Todestage drei Opfer, eines muß im Waſſer, eines auf feſter Erde, eines in der Luft umkommen. So kamen drei Kinder der Frau von Schoinrath im Bergiſchen am Johannistage um; ein Knabe fiel von einem hohen Baum, ein zweiter wurde von einem Wolf gefreſſen und das fliehende Mädchen ertrank im Waſſer. Montanus, Vorzeit von Cleve II. 419. — Auf der Elbe, Saale, Unſtrut und Elſter fährt am Johannistage kein Schiffer, wenn er nicht muß. Sommer, ſächſ. Sagen S. 39. Auch die Fulda will an dieſem Tage ihr Opfer. Schwarz, Buchenblätter 44.

Merkwürdigerweiſe müſſen am Johannistage auch drei Nixen in den Flüſſen und Seen als Opfer bluten. Zahlloſe Sagen melden, dieſe jungen Nixen gehen in das nächſte Dorf zum Tanze, verſpäten ſich und werden dafür von ihrem böſen Vater umgebracht. Ihre Tänzer finden dann am Morgen die Oberfläche des Waſſers voll Blut. Wolf, niederl. Sagen II. 42. E. Meier, ſchwäb. S. Nr. 78. Panzer, Beitrag I. 166 ꝛc. ꝛc. Die Nixen ſehen wie irdiſche Mädchen aus und ſind nur an einem naſſen Zipfel am Kleide kenntlich. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 197. Ihr Tod iſt gleichſam eine Sühne für die Menſchenopfer deſſelben Tages. Der tiefere Sinn dieſes weitverbreiteten Glaubens iſt damit aber noch nicht erklärt.

Trotz der Gefahr im Waſſer war es alter Gebrauch, an dieſem

Tage ſich durch ein Bad im Fluſſe zu reinigen. Petrarca epist. fam. I. 4 erzählt, er habe am Morgen des Johannistages alle Frauen und Mädchen Kölns, mit Blumen bekränzt, öffentlich im Rhein baden ſehen. Im Elſaß werden an dieſem Tage alle Brunnen gereinigt. Alſatia 1851 S. 150. Der Sinn des Gebrauchs iſt wohl, es ſollte keine Unreinigkeit in die Zeit mit hinübergenommen werden, in welcher das böſe Princip die Oberhand hat.

Wie die Johannisbäder, ſo dienten auch die auf Bergen angezündeten Johannisfeuer zur Reinigung. Man trieb das Vieh hindurch, um es vor Krankheiten des Winters zu bewahren. Man ließ brennende Räder über die Felder laufen oder ſchleuderte brennende Holzſcheiben weit über ſie hinweg, um die Saaten zu ſchützen. Das h. Element des Feuers ſollte noch helfen, wenn auch die Sonne ſelbſt ihre Kraft verlor.

Der mannigfaltigſte Johanniszauber wurde mit Kräutern und Blumen getrieben, die man entweder zum Schutz vor den böſen Mächten, vor Krankheiten ꝛc., brauchte, oder mit denen man ſelber zaubern, ſich auf unrechtmäßige Weiſe Glücksgüter, Liebe ꝛc. erwerben wollte.

Am berüchtigtſten war das Einſammeln des Farrenſamens in der Johannisnacht. Dieſer Samen (das bekannte Bärlappenmehl, lycopodium), glaubte man, werde nur in jener Nacht in feurigen Funken ſichtbar, weil er aus dem Blut des Täufers entſtanden ſey. 130 Geheimniſſe 1726 S. 105. Wer ihn gewann, hatte damit Glück in allen Dingen. Ich übergehe das Johanniskraut, den Allermannsharniſch, den Himmelbrand (Königskerze) und andre berühmte Kräuter dieſes Tages. Eſchenholz am Johannistage geſchnitten, ſoll augenblicklich das Blut ſtillen. Paullini, Bauernphyſik S. 74. Am wichtigſten aber war die Wünſchelruthe (Haſel), die an dieſem Tage geſchnitten, durch Umdrehen in der Hand alle Schätze in der Erde anſagen ſollte.

Zum Johanniszauber gehörte das Glücksrad. Die Radform, entſprechend der Sonne und ihrem runden Lauf durch den Thierkreis, war ſchon im brennenden Rade, in den glühenden Holzſcheiben, in den Johannisblumenkränzen, in runden Gebäcken ꝛc. beliebt. Vgl. über die Glücksräder Wackernagel in Haupts Zeitſch. VI. 134. Die Sage kennt ein Glücksrad, auf dem die 12 ſ. g. Johannſen durch die ganze Welt fuhren, der Teufel aber ließ jährlich einen herunterfallen. Falkenberg, Thüring. Chronik I. 218. Das ſieht aus, als wenn ſie auf dem Zodiacus ſelbſt gereist. Glücksräder zum Behuf mannigfacher Glücksſpiele ſind

heute noch beim Volk üblich und ihre letzte Spur finden wir im Roulet. Aehnlich sind die Wunschmühlen, in denen durch Rotation die Zeit gleichsam zurückgedreht wird und alte Weiber wieder jung gemahlen werden. So die bekannte, oft gemalte Altweibermühle in Nürnberg, worin die alte Sage von der rauhen Else erhalten zu seyn scheint. Dieselbe Eigenschaft der Verjüngung hatte auch die Pelzmühle zu Trixstrill in Schwaben. Klunzinger, Zabergau I. 94.

Solche Vortheile erwartete man vom Johanniszauber. Aber auch unmittelbar thun sich an ihm alle Schätze der Erde dem Glücklichen auf, der sie sehen kann. Der Schatz sonnt sich zu Johanni, oder blüht, heißt es im Volksglauben, d. h. er wird ans Sonnenlicht emporgehoben. Aber alle Sagen stimmen darin überein, daß man ihn nicht heben kann. Man kann es nur schweigend thun; immer aber läßt sich der Schatzbegierige durch Aberwitz oder durch einen plötzlichen Schrecken verleiten, das Schweigen zu brechen. Ich kann die zahllosen Sagen dieser Art hier nicht verzeichnen, bemerke aber, daß viele davon ohne Zweifel sehr alt sind und den frühesten Aeußerungen des Volkshumors angehören dürften.

Swanwithe, eine Königstochter auf der Insel Rügen, sollte eben ihren Geliebten heirathen, als ein polnischer Prinz, den sie verschmäht hatte, sie verleumdete, sie habe mit ihm gebuhlt. Ihr strenger Vater sperrte sie ein. Da fiel ihr ein Mittel ein, ihre Unschuld zu bezeugen und ihren Vater zugleich reich zu machen. Es sollte nämlich im Garz ein unterirdischer König mit großen Schätzen hausen; wenn eine reine Jungfrau in der Johannisnacht dreimal nackt am Garzer See den Schloßwall ersteige und dann rückwärts hin- und hergehe, so komme sie an die Stelle, wo sie zu den Schätzen hinabsteigen könne und dann müsse ihr der König die Schätze selbst heraufragen helfen, wenn sie sich nicht umsehe und nicht rede. Diese Probe machte sie nun mit des Vaters Willen, kam auch zu den Schätzen und ließ sich dieselben vom König und seinem Gefolge nachtragen, drehte sich aber um, weil sie wissen wollte, ob sie ihr auch wirklich folgten, und verlor dadurch die Schätze, und weil sie in der Angst auch noch rief, blieb sie selbst bei den Schätzen eingeschlossen und kam nicht wieder. Nur ein Jüngling, der nackt dieselbe Probe macht wie sie, kann sie in der Johannisnacht erlösen. Arndts Märchen I. 2. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 209.

Da nur die reine Unschuld und Jungfräulichkeit der bösen Mächte Meister wird, so stehen den Sagen von mißlungenem Zauber andere gegenüber von unverhofftem Glück, welches unschuldige Menschen am

es *vorausſetzt*, bis der junge Menſch allmälig zu eigener Prüfung gereift iſt. Es war nicht zweckmäßig, daß man zu Hauptgegenſtänden des Unterrichts faſt lauter *Werdendes* wählte, wo die Lehrer ſelbſt nichts Sicheres bieten konnten, und wo doch etwas darauf ankam, daß das Gebotene nicht bloß ein auf Treu und Glauben hingenommener Irrthum ſey. In der That, die Erfahrung lehrte: daß es dem durch die klaſſiſchen Studien gereiften Geiſte leicht war, ſich all jener Realien, ſo weit er ihrer bedurfte, zu bemächtigen und zum Theil durch eigenes Forſchen und Streben in ihnen ſie weiter zu fördern; daß dagegen die Mehrzahl der Zöglinge jener Bildungsweiſe weder ihren Geiſt harmoniſch gebildet, noch die Kenntniſſe, die man ihnen vordocirt, für bleibenden Nutzen bewahrt, ſondern ihre Jugend mit einem wiſſenſchaftlichen Allerlei hingebracht hatten, das, wenn die Schule verlaſſen war, bei den meiſten wie Spreu vor dem Winde verflog. Die ganze Anſchauungsweiſe iſt eine überaus ſeichte, die da glaubt, es ſey die Ausſtattung mit gewiſſen Kenntniſſen der Hauptzweck des Unterrichtes der Jugend, während dieſer Hauptzweck die ſyſtematiſche Ausbildung *des Geiſtes* durch Beſchäftigung mit bildungfördernden Gegenſtänden iſt. Wären übrigens auch jene ſogenannten Realien geeignet geweſen, als Werkzeuge bei Löſung dieſer Aufgabe zu dienen; in jener Zuſammenſtellung waren ſie es ſicherlich nicht und neutraliſirten Eines das Andere.

Bei allem Unterrichte, der *bilden*, nicht bloß *belehren* ſoll, muß man zuerſt nach einem Hauptprinzip der Bildung, vielmehr einem Hauptmittel derſelben ſuchen. Der Hauptzweck iſt die allgemeine Uebung und Ausbildung der geiſtigen Fähigkeit, in deren Beſitz der Geiſt ſeine Bahn im Leben ſchon findet und ſich die zu ihrer Verfolgung erforderlichen Fertigkeiten mit Leichtigkeit, und ſeinem individuellen Bedürfniß gemäß[1] erwirbt. Zur Entwickelung der Geiſteskraft tragen alle wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen mehr oder weniger bei; diejenigen aber ſind am wirkſamſten, die nicht bloß oder nicht weſentlich Gedächtnißſache ſind, ſondern

[1] Auch hier finden wir den Gegenſatz zwiſchen dem Mechaniſchen und dem Organiſchen. Es giebt keine Methode, die für Alle zum Erwerb von *Fertigkeiten* die beſte wäre, und es wird da am meiſten *gelernt*, wo der Lernende ſelbſt die für ihn geeignetſte Methode findet.

Johannistage finden. Die Vermittlung geſchieht hier durch die ſ. g. **Venediger**, metall- und edelſteinkundige Venetianer, die in die deutſchen Gebirge kommen, um Erze und rohe Edelſteine zu ſammeln. Der Stein, mit dem der dumme Hirt nach der Kuh wirft, wiederholen viele Sagen, ſey mehr werth als die Kuh ſelber, aber nur der Venediger erkenne den Werth. Dieſe Auffaſſung verräth ſich aber ſchon als eine moderne. In älteren Zeiten dürfte unter dem Venediger ein dämoniſches Weſen gemeint geweſen ſeyn. Er pflegt unſchuldige Hirten, die er auf den Bergen findet, in ſein fernes Zauberland zu entrücken und eben ſo ſchnell durch die Luft, gewöhnlich reich beſchenkt, wieder heimfahren zu laſſen. Die reiche Meerſtadt iſt alſo wohl an die Stelle des ſeligen Elbenreichs oder Vanaheims (Himmel der Vanen, d. i. der Naturgötter) getreten, wie auch die unterſeeiſche Prachtſtadt Vineta an der Oſtſee, die man nur in den h. Stunden unter dem Meere erblicken kann. Noch wahrſcheinlicher aber iſt, daß Wuotan (Odin) ſelbſt der Venediger iſt, denn er entführt nicht nur auf ſeinem Mantel blitzſchnell durch die Luft, ſondern er iſt auch einäugig.

Höchſt merkwürdig iſt deßfalls eine zuerſt bei Schöppner Nr. 1066 aufgezeichnete Volksſage aus dem Fichtelgebirge. Hier pflegte der Venediger, wenn er durchs Gebirg zog um Schätze zu ſammeln, ſich als Wirbelwind unkenntlich zu machen. Hans, ein junger Bauer, warf einmal ſein Meſſer in den Wirbelwind und traf, ohne es zu wiſſen, das Auge des Venedigers. Dieſer aber rächte ſich auf eine großmüthige Art, entführte den jungen Hans weit weit weg nach Venedig, zeigte ihm dort in ſeinem einäugigen Geſicht den Schaden, den er angerichtet, that ihm aber nichts zu leide, ſondern hieß ihn aus der herrlichen Stadt ſo viele Schätze mitnehmen als er wollte und verſetzte ihn wieder in ſein einſames Gebirgsdorf, wo er ſeitdem als reicher Mann lebte. Eine ähnliche Sage bei Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 191 und eine von Scharzfels, Thüringen und der Harz II. 111.

Unmittelbar gewinnt der Unſchuldige am Johannistag große Schätze und gelangt in das geheimnißvolle Zauberreich mittelſt der **Schlüſſel-** oder **Glücksblume**.

In den meiſten Sagen findet er die niegeſehene Blume, gelangt damit in den Berg und rafft hier Schätze zuſammen, ſo viel er tragen kann. Eine verwünſchte Jungfrau in der Höhle warnt ihn: „vergiß das Beſte nicht,“ in ſeiner Haſt und Gier aber vergißt er die Blume, läßt ſie zurück und kann nun, ſobald er aus dem Berge heraus iſt, die Thüre niemals wieder finden. Zuweilen wird ihm auch noch von der zufallenden Thüre die Ferſe

abgeſchlagen. Panzer II. 159. Wolf, heſſ. Sagen Nr. 39 f. Bechſtein, thüring. Sagen III. 212. IV. 187. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 268. Thüringen und der Harz III. 55. Stöber, Elſäß. Sagen S. 233 und viele andere.

Oft iſt es ein Kind, das am Johannistage in den Berg geräth, darin einſchläft und erſt am nächſten Johannistage geſund und munter wiedergefunden wird, als habe es nur eine Nacht hindurch geſchlafen. Gottſchalk, Ritterburgen IX. 94. Schöppner Nr. 1065. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz 219.

Das tiefſte Geheimniß der andern Welt aber, in welches der Unſchuldige am Johannistage einzudringen vermochte, war nach dem Glauben unſrer Vorfahren gleichſam der ruhende Mittelpunkt des Ewigen im Gegenſatz gegen die raſch vorübereilende Zeitlichkeit, der verborgene Ort, wo Allvater ſchläft, um erſt wieder am Weltende zu erwachen. Während Odin Herr des Zeitſturmes iſt und allein die böſe Welt regiert, ſchläft Allvater. Wenn aber Odin mit allen Göttern und Menſchen und der ganzen Welt vernichtet iſt, dann wird Allvater erwachen und den guten Baldur zum Beherrſcher der neuern beſſern Welt einſetzen. Dieſen ſchlafenden Allvater (den auch die alten Römer ſchon als den auf einer ſeligen Inſel ſchlafenden Saturnus, und die brittiſchen Völker als den ſchlafenden Gott Artus kannten) erkenne ich in dem ſchlafenden Kaiſer unſrer vielverbreiteten deutſchen Volksſage wieder. In ſpätern chriſtlichen Jahrhunderten nämlich wurde die alte Vorſtellung von einem Retter des Volks und Wiederherſteller, wie das am natürlichſten war, auf einen der beliebteſten deutſchen Kaiſer übertragen, deſſen Wiederkunft man hoffte. Das alte Myſterium des untergegangenen Heidenthums erhielt ſich als eine patriotiſche nie erſterbende Hoffnung.

Der Untersberg bei Salzburg, deſſen reiche Sagen im Brixner Volksbüchlein von 1782, Sartori, Naturwunder 1807. I. 7, Grimm d. Sagen 277, Bechſtein, öſterr. Sagen S. 72 f. und in Maßmanns bair. Sagen 1831. I. geſammelt ſind, iſt hauptſächlich deshalb berühmt, weil Kaiſer Karl der Große mit ſeinen Helden in ihm hauſen ſoll. Andere ſagen es ſey Karl V., wieder andere Friedrich der Rothbart. Er ſitzt an einem Tiſch mit langem Bart, der zuweilen in zwei Theile getheilt und mit einem Perlband umwunden iſt. Wenn der Bart zum drittenmal um den Tiſch gewachſen ſeyn wird, kommt das Ende der Dinge. Der Antichriſt ſchlägt mit dem auferſtandenen Kaiſer eine große Schlacht auf dem Walſer Felde. Auf dieſem Felde ſteht ein dürrer Birnbaum. Wenn der ausſchlägt, ſoll es ein Zeichen ſeyn, daß die Entſcheidung naht. Nach dem Brixner Volksbuch wird ein Kurfürſt von Bayern

seinen Schild an den Baum hängen. Was ein gewisser Aigner von Reichenhall, der im Jahr 1529 in das Innere des Berges gekommen seyn will, darüber ausgesagt, enthält das Brixner Volksbuch und ist aus der Handschrift noch genauer mitgetheilt bei Maßmann S. 42 f. — Es gibt (handschriftlich in Stuttgart) ein eigenes altes Volksbuch vom Kaiser Friedrich, das die Sage schriftlich aufbewahrt. Darin heißt es: Als Kaiser Friedrich der Rothbart ins h. Land zog, zeichneten sich in seinem Heere besonders die Bayern unter ihrem Herzog Eckhardt aus, vor allen aber Dietmar Anhenger von Riet am Hausruk, der seinen Bundschuh auf einen Speer steckte und als Fahne im heißesten Kampf vorantrug, um die Schlacht herzustellen, was ihm auch glücklich gelang und wofür er den Bundschuh ins Wappen bekam. Nachdem der Kaiser lange glücklich regiert, ist er verloren gegangen und niemand weiß, wo er begraben liegt. Die Bauern und Schwarzkünstler aber sagen, er sey noch lebend in einem hohlen Berge und soll einst wiederkommen, um die Geistlichen zu strafen, und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. — Seine unterirdische Wohnung ist aber der Kyffhäuserberg, ein einzeln stehender 1400 Fuß hoher Berg mit den Ruinen einer alten Kaiserpfalz bei Frankenhausen in Thüringen, über der goldenen Aue. Im Innern des Berges soll Kaiser Friedrich der Rothbart an einem Steintische sitzen, den Kopf auf den Arm gestützt. Der Bart ist durch den Tisch gewachsen. Umher Ritter und Knappen schlafend. Einst gelangte ein Hirt in die Höhle. Da frug der Kaiser: fliegen die Raben noch um den Berg? als aber der Hirt es bejahte, sagte der Kaiser: so muß ich noch länger schlafen. Sein Bart ist nicht nur durch den Tisch, sondern auch zweimal um denselben herumgewachsen. Wird er zum drittenmal herumwachsen, dann wird der Kaiser erwachen und mit seiner kriegerischen Schaar aus dem Berge gehen. Er wird seinen Schild an einen dürren Baum auf dem Rothfeld hängen und dann wird der Baum grünen und nach einem großen Sieg über die Türken wird die bessere Zeit kommen. Der Hirt bekam zum Geschenk den Fuß eines goldnen Handfasses. Engelhusens Chronik bei Leibnitz scr. rer. Brunsv. II. 1115. Gregorii, Beschreibung von Bergen S. 533. v. Döbeneck, Volksglauben II. 139. Grimm d. M. 406. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 14.

Ueber die zahlreichen ähnlichen Sagen, die desfalls in Deutschland noch vorkommen, vgl. m. Odin S. 328 f. Wie populär die Vorstellung war, davon zeugen viele Sagen von Glücklichen, die in den h. Stunden unter den Berg gelangt sind. Allein in andern Sagen ist nicht mehr vom schlafenden Gott, sondern von den Freunden Walhalla's die Rede. Der Glückliche sieht die Einherjar mit goldnen Kegeln spielen und bekommt einen Kegel geschenkt, oder man bietet ihm einen Becher des herrlichsten Weins aus einem uralten Faß, dessen hölzerne Dauben längst

abgefault ſind, der ſich aber durch ſeinen eignen Weinſtein ein ſteinernes Faß gebildet hat. Die einzelnen Sagen ſind alle von mir geſammelt in Odin S. 256 f.

Oft erſcheint es zweifelhaft, ob der Glückliche, dem es vergönnt wird, in die Geiſterwelt zu kommen, mit den Helden in Walhalla oder im Elbenreiche tafelt. Dieſe Geiſtermahlzeiten, ſo überaus häufig ſie vorkommen, laſſen nicht immer erkennen, wer unter den Schmauſenden gemeint iſt. Nur das wiederholt ſich bei den meiſten, daß der Sterbliche, indem der Geiſterſpuck plötzlich verſchwindet, einen Becher in der Hand als Andenken behält. In ſehr vielen Sagen iſt es ein Spielmann, der des Weges daherkommend, auf einmal mitten unter Geiſtern ſich befindet und ihnen zum Tanze aufſpielen muß.

Am berühmteſten iſt die Sage vom Oldenburger Horn. Ein Graf von Oldenburg begegnete auf der Jagd einer prächtig gekleideten Jungfrau, die ihm ein Trinkhorn voll Wein bot. Aber er ſchöpfte Verdacht und verſchüttete den Wein. Ein Tropfen davon brannte ſein Pferd wie Feuer. Da ſprengte er davon und behielt das Horn. Hamelmann, Oldenb. Chronik I. 10. Viele ähnliche Sagen ſ. in m. Odin 247 f. Im „Ritter Ulrich“ einem altdeutſchen Gedicht aus einer Wiener Handſchrift, im Auszug in Grimms deutſchen Sagen Nr. 527 heißt es: Ulrich, ein Dienſtmann von Württemberg, verirrte einſt in einer rauhen Gegend und fand ein ſchönes, aber geſpenſtiſches Weib, die ihm ſagte, ſie ſey ſchon vor 30 Jahren geſtorben und habe im Ehebruch mit dem noch lebenden Herrn von Schenkenburg zugebracht. Bald fand er noch andere Frauen und Herrn, die mit Gaſtmahl, Turnier und Tanz ſich beluſtigten, ſo wie er aber eine Speiſe, oder eine Dame anrührte, verbrannte er ſich die Finger. Als er glücklich wieder heimkam und dem Schenkenburger alles erzählte, zog dieſer alte Herr noch zur Buße ins h. Land. — Eine Meile von Verrebroek kam ein Wanderer bei Nacht an ein Wirthshaus, welches hell erleuchtet war und worin eine große Geſellſchaft ſich erluſtigte. Man bot ihm einen Becher Wein, indem er ihn aber mit den dankenden Worten „Gott geſegne es!“ annahm, war alles verſchwunden und er ſaß allein auf einem Haſelſtrauche, hatte aber den Becher noch in der Hand. Wolf, niederl. Sagen Nr. 382. Vgl. Nr. 381. 383. 384. Aehnliche Geſchichten ſ. in Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 358. Panzer, Beitrag I. 37. Inſbruker Phönix 1851. S. 304. — Ein Spielmann wurde von einer ſchönen Dame eingeladen, ihr auf ihrem Schloße zum Tanze aufzuſpielen. Er that es und empfing dann von ihr einen Becher Wein, der ſo kräftig war, daß er ausrief: „welch ein edler Wein! geſegne dich Gott dafür.“ Beim Namen Gottes aber verſchwand die Dame und das Schloß, und der Spielmann ſaß mit ſeinem Becher rittlings auf einem

Galgen. Philo, magiologia S. 647. — Vollare, ein luſtiger Spielmann, traf einſt, als er mit ſeinen Kameraden unterwegs war, einen vornehmen Herrn, der ſich Nithart nannte und ihn Abends zu ſich einlud. Sie fanden ein Schloß voller Gold und Koſtbarkeiten und genoſſen ein fürſtliches Mahl. Nithart aber ſagte ihm, das Gold und die Schätze ſey alles Kirchen und Klöſtern geraubt, denn was von dieſer Art geraubt werde, falle ihm zu. Da erkannte Vollare, daß er beim Teufel zu Gaſte ſey, ließ ſich aber nichts merken. Nithart entließ ihn und ſeinen Kameraden mit reichen Geſchenken, aber als ſie aus dem Schloße kamen und eifrig beteten, verſchwand der ganze Spuck und ſie fühlten ſich alle erbärmlich hungrig, die reichen Geſchenke aber waren zu Spinnengeweben geworden. Otlohs 23. Viſion in Pez, thesaur. anecd. III. 2. 609. Haupt Zeitſchr. VII. 522.

12.

Die Schlangenjungfrauen im deutſchen Volksmärchen.

Es iſt merkwürdig, daß überall in der deutſchen Sage die Schlangen, Kröten, Fröſche, Eidechſen keine bösartigen Thiere, ſondern urſprünglich gute Weſen ſind, die ſich nur im Zuſtande der Verwünſchung befinden, um wieder erlöst zu werden. Eine Anſicht von den Amphibien, welche ſich auffallend von derjenigen anderer Völker unterſcheidet und einen der zarteſten Züge in der deutſchen Sage bildet. — Selbſt die häßliche Kröte ſoll nicht getödtet werden. Sie erweist ſich dankbar gegen die Mitleidigen, die ihrer ſchonen.

Bei den Steller Bergen fand ein Brautpaar beim Heumachen eine dicke Tutſche (Kröte). Der Bräutigam wollte ſie mit der Heugabel tödten und wiederholte oft ſeine Drohung, aber die Braut hielt ihn ab. Bald darauf wurden ſie zu Gevatter gebeten und kamen in den Berg in einen prachtvollen Saal. Hier mußte der Bräutigam das Kind über der Taufe halten, als er plötzlich über ſich einen ſchweren Mühlſtein an einem einzigen Seidenfaden hängen ſah. Er wollte fliehen und konnte nicht, bis die h. Handlung vorbei war. Dann aber ſagte der Vater des Kindes zu ihm: ſieh, ſolche Angſt hat geſtern meine Frau unter deiner Heugabel ausgeſtanden. Das Brautpaar wurde ſodann mit Hobelſpänen beſchenkt, die ſich in Gold verwandelten. Müllenhoff. holſt. Sagen Nr. 397. Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 78. 4. Vonbun, vorarlb. Sagen Nr. 1. Zingerle in Wolfs Zeitſchrift I. Anna von Ranzau rettete einmal einer Kröte das Leben, dafür wurde ſie von derſelben, die eine Fee war, mit einigen Talis-

manen beſchenkt, die ihrem ganzen Geſchlecht Glück brachten. Biernatzki, Volksbuch 1844. S. 2. Daſſelbe ſoll einer Fürſtin von Deſſau geſchehen ſeyn, der die Kröte einen für das Haus Anhalt heilbringenden Ring gab. Kuhn, norddeutſche Sagen S. 468.

Oft iſt die Kröte eine verzauberte Königstochter und will erlöst ſeyn. Vonbun S. 20. Sommer, ſächſ. Sagen Nr. 16. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 9. Oder ſie wird wirklich entzaubert und dem Muthigen zu Theil, der ſie erlöste. Grimm, Märchen Nr. 63. Büſching, Volksſagen I. 286.

Sie verhält ſich demnach, wie die rauhe Elſe, die zur ſchönen Sigemine wird, und iſt ein Sinnbild der in der rauhen braunen Wintererde ſchlafenden Saat, daher die vielen Sagen von Kröten, welche unterirdiſche Schätze hüten, oder ein Sinnbild der in der Winternacht begrabenen Sonne, daher die vielen Sagen von dem im Kopf der Kröte verborgen ſtrahlenden Juwel, d. i. der Sonne.

Häufiger noch als Kröten und Fröſche treten die Schlangen im deutſchen Volksmärchen hervor, jedoch in der nämlichen Bedeutung. Auch ſie hüten unterirdiſche Schätze, wie denn auch bei den Griechen und Römern die Schlange als das unter der Erde wirkende Lebensprincip galt. Auch ſie haben ein ſtrahlendes Juwel als Krone auf dem Kopfe. Die Schlangen ſind den Menſchen freundlich und dankbar.

Oft wiederholt ſich in deutſchen Sagen die anmuthige Erzählung von einem Kinde, das die mit ihm aus derſelben Schüſſel trinkende Schlange mit dem Löffel ſchlägt und ſchilt: trinke nicht blos, iß auch Brocken. Mone, Anz. VI. 175. Bader Nr. 98. 106. E. Meier, Märchen Nr. 60. 228. Vonbun, zweite Aufl. 24. Ziska, Oeſterr. Volksm. 51. Daſſelbe wird in Grimms Märchen Nr. 105 von einer Unke (Kröte) erzählt. Eine Schlange, der ein Mädchen Milch gegeben, kehrt mit ihren drei Schlangentöchtern zurück und alle vier legen zum Dank ihre Diamantenkronen dem Mädchen in die Schürze, wovon das Mädchen ſo reich wird, daß ſie ein Schloß baut und ſich glücklich verheirathet. Wöſte, Volksüberl. aus d. Grafſch. Mark 59. Eine Schlange im Unterinnthal lohnte einem Mädchen die Milch auf gleiche Art. Zingerle, Sagen aus Tirol 105. Deſſen Märchen Nr. 3. Eben ſo zu Immenreich, Bader Nr. 12. Auch E. Meier Nr. 229. Ein ähnliches Beiſpiel aus den Schweizer Alpen ſteht in den Schweizerblättern 1833. 106.

Auch für andere Wohlthaten ſind die Schlangen dankbar. Eine, die durch einen Mann vor einer giftigen Spinne geſchützt wurde, belohnte ihn dafür mit ihrer koſtbaren Krone. Schweizerbl. 1833. 30. Eine kranke Schlange, die

von einem Hirtenmädchen mit Milch gelabt worden war, bewog nicht nur ihren reichen Vater, ſie mit ihrem armen Liebhaber zu verbinden, ſondern legte ihr auch am Hochzeittage ihre Krone in den Schoos, verwandelte ſich aber ſelbſt dabei in eine ſchöne Jungfrau. Wyß, Idyllen und Sagen I. 148. Eine ganz ähnliche badiſche Sage bei Mone, Anz. VIII. 537. Schnezler I. 134. Auch ſchon eine in den gestis Rom. c. 68. Als Karl der Große auf ſeiner Pfalz zu Zürich weilte, hing er eine Glocke aus, die Jeder läuten durfte, der Recht oder Schutz bei ihm ſuchte. Da läutete einſt eine weiße Schlange und führte den Kaiſer zu ihrem Neſt, über deſſen Eiern eine fremde Kröte brütete. Karl ließ die Kröte tödten, die Schlange aber fand ſich wieder bei ſeinem Gaſtmahl ein und ließ einen koſtbaren Edelſtein zum Dank in ſeinen Becher fallen. Nach Scheuchzers Alter Naturgeſchichte des Schweizerlandes bei Wyß I. 211. v. Steinau S. 11.

Wer dagegen die Krone raubt, wird von den Schlangen verfolgt und getödtet. Wolf, deutſche Märchen Nr. 473. Henninger, Naſſau III. 128. Oder wird ihm das Dorf in Brand geſteckt. Schweizerblätter 1833. 187. Eine Frau rennt ſich auf der Flucht ſelber den Kopf ein. Panzer, Beitrag 183. E. Meier Nr. 232. Andern glückt es beſſer. Die Fürſten von Lynar führen eine Schlange im Wappen, weil ihr Stammvater durch den Raub einer Schlangenkrone zu großem Anſehen gelangt ſeyn ſoll. Büſching, wöchentl. Nachrichten III. 343.

Außerordentlich häufig ſind die Sagen von verwünſchten Jungfrauen, die als Schlangen leben müſſen und erlöst ſeyn wollen. Die Sage läßt ſie gern als ſchlangengeſchwänzte Jungfrauen erſcheinen, die menſchliche und thieriſche Form verbindend. Am berühmteſten iſt die Sage von Baſel.

Hier ſoll eine Jungfrau unter der Erde hauſen, eine goldne Krone auf dem fliegenden Haare, vom Nabel abwärts eine Schlange. Sie hütet einen unterirdiſchen Pallaſt und Garten und ſoll erlöst werden, wenn man ſie dreimal küßt. Benckenmayer, kur. Antiquarius 307. Ein Schneidersſohn von Baſel, Leonhard Liemman, ſoll ſie zu küſſen verſucht haben, wich aber vor Entſetzen zurück. Stumpf, Schweizerchronik zu 1520. Prätorius, Weltbeſchreibung I. 109. Wünſchelruthe S. 169. Kornmann, mons Veneris S. 190. Döbeneck, Volksglauben I. 18. Schreiber, Sagen S. 174. Grimm, deutſche Sagen I. 17. — Ganz daſſelbe wird vom Schneider Georg Pürkner von Innsbruck erzählt. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter I. 444. Aehnlich eine Krainer Sage vom Schloß Kleinfeſt, Valvaſor III. 543. Vgl. Müllenhoff Nr. 597. Welf, heſſiſche Sagen Nr. 44. 46. 267. Stöber Nr. 277. J. Meier Nr. 4. 26. 349. 363. Vader Nr. 215. Panzer 32. 195. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 10.

Die Sage von der Schlangenjungfrau iſt ſehr alt und muß ſehr bekannt geweſen ſeyn, denn ſie wird ſchon von den älteſten griechiſchen Geſchichtſchreibern ausdrücklich als eine Mythe der nordiſchen Völker wiedererzählt.

Schon Herodot IV. 8, ſagt von den Skythen, ihr Stammvater ſey Herakles, ihre Stammmutter aber eine Schlangenjungfrau geweſen. Sie hatte ihm, während er ſchlief, ſeine Pferde geraubt, gab ſie ihm aber gutwillig für ſeine Liebe wieder. Sie gebar drei gewaltige Söhne. Davon erbte Agathyrſos den Bogen, Gelonos den Gürtel und Skythes die goldene Schaale des Vaters. Diodor von Sicilien II. 44 erzählt, die Schlangenjungfrau ſey aus der Erde gewachſen und von der Erde geboren, oben Jungfrau, unten Schlange. Nicht Herakles aber, ſondern Zeus ſelbſt, der höchſte Gott, habe mit ihr den Skythes gezeugt, den Stammvater der Skythen. In den griechiſchen Liebesgeſchichten des Parthenius 30 iſt es wieder Herakles, welcher Stammvater eines nordiſchen Volkes, aber nicht mehr der öſtlichen Skythen, ſondern der weſtlichen Kelten wird. Die Jungfrau iſt Tochter des Königs Bretanus, ſie ſelbſt heißt Keltine. ihr Sohn vom Herakles Keltus, der Stammvater der Kelten. Obgleich ſie hier nicht als Schlangenjungfrau bezeichnet wird, ſpringt doch die Aehnlichkeit mit der Sage bei Herodot ins Auge. Wie dort die ſkythiſche Jungfrau die Pferde des Herakles verſteckt, ſo hier Keltine ſeine Rinder.

Dieſe uralte Mythe hat ſich in der franzöſiſchen Sage von der Meluſine erhalten. Da wir übrigens dieſelbe Sage, ja ſogar denſelben Namen auch dieſſeits des Rheines finden, da ihr öſtlicher Urſprung durch Herodot erwieſen iſt und da die franzöſiſche Sage ſelbſt nicht etwa altgalliſchen Geſchlechtern in Neuſtrien, ſondern fränkiſchen Geſchlechtern in Auſtraſien angehört, ſo geht wohl Eckermann Mythol. III. 269 zu weit, wenn er ſie ausſchließlich den Kelten vindicirt. Ohne ſie meinerſeits ausſchließlich den Deutſchen vindiciren zu wollen, da es ſich hier offenbar von einer durch den ganzen Norden verbreiteten Symbolik handelt, behaupte ich nur, daß die Sage auch in Deutſchland uralt und einheimiſch geweſen ſeyn muß. In Meluſinen, die als weiße Frau in den Schlöſſern ihrer Nachkommen umgeht, iſt die deutſche Bertha nicht zu verkennen.

Meluſine wurde als die Stammmutter des franzöſiſchen Hauſes Luſignan (Mère-Lusignan) im 14. Jahrhundert von Johann von Arras in einer etwas langweiligen Reimchronik beſungen, vgl. Mone Anz. VI. 431. Daraus entſtand der franzöſiſche Proſaroman, der ſchon 1478 gedruckt wurde und bald in Uebertragungen 1489 ſpaniſch, 1500 niederländiſch, ſpäter däniſch, böhmiſch, ſchwediſch erſchien. Aber ſchon vor dem älteſten bekannten franzöſiſchen Druck

kam 1474 in Augsburg die deutsche Bearbeitung des Thüring von Ringoldingen heraus, die als bekanntes Volksbuch oft wieder gedruckt und allgemein verbreitet wurde. Vgl. Jean d'Arras, hist. de Mélusine. Paris 1698. Görres, Volksbücher S. 234. Mone, Niederl. Volkslit. S. 74. Gräße, Sagenkreise S. 383. Die Sage findet sich auch in Theophr. Paracelsi opp. II. 189. Luthers Tischreden Jena 1591. S. 111.

In dem französischen Prosaroman ist die Sage von Melusinen folgende: Elimas, König von Albanien war tief betrübt über den Tod seiner Gattin. Da trank er auf der Jagd aus einer Quelle und hörte eine weibliche Stimme. Es war die schöne Fee Pressine, die sich mit ihm unter der Bedingung vermählte, daß er sie nie im Wochenbett besuche. Als sie aber drei Töchter auf einmal bekam, Melusine, Melior und Palatine, konnte Elimas seine Neugier nicht bezwingen und besuchte sie, da sie eben ihre Töchterchen badete, worauf sie mit ihnen augenblicklich verschwand zur fernen Insel Kephalonia. Als Melusine fünfzehn Jahr alt war, zog sie mit ihren Schwestern nach Albanien, um ihren Vater noch so spät für seine Neugier zu bestrafen, und schloß ihn mit allen seinen Schätzen im Berge Brandelois ein. Die Mutter war aber nicht damit zufrieden und verurtheilte die unnatürliche Tochter, alle Sonnabend von der Hüfte abwärts eine Schlange zu seyn. Da floh sie mit ihren Schwestern in den Wald Colombiers in Poitou und badete mit ihnen einmal im Mondschein in der Feenquelle, als Graf Raimund von Poitou hinzukam und sich in Melusinen verliebte. Durch den Fluch ihrer Mutter sollte sie ehelos bleiben, allein sie heirathete den Grafen dennoch unter der Bedingung, daß er sie nie des Sonnabends besuche, damit er ihren Schlangenschwanz nicht sehe. Zur Strafe gebar sie lauter mißgebildete Kinder. Raimund aber wurde überredet, Melusine komme des Sonnabends mit einem Liebhaber zusammen, belauschte sie aus Eifersucht im Bade und entdeckte zum erstenmal ihren Schlangenleib. Sie aber verschwand ihm für immer, nachdem sie erklärt hatte, sie werde sich auf dem von ihr selbst erbauten Schlosse Lusignan immer nur dann wieder sehen lassen, wenn einer ihrer Nachkommen sterben solle. Der Graf wurde Einsiedler, Melusine aber läßt sich seitdem als weiße Frau sehen.

Die Einbildet, sowie eine eigenthümliche Strenge und Grausamkeit verrathen das hohe Alter dieser Sage. Noch jetzt zeigt man bei Lusignan eine Höhle trou Mélusin, wo sie gebadet haben soll. Ausland 1844 Nr. 213 und den Melusinenbrunnen. Büschings wöchentl. Nachrichten I. 285. Der Historiker Mezeray erzählt, ihr Geist lasse sich auf dem s. g. Melusinenthurm des Schlosses Lusignan sehen, wenn Einer des Hauses sterben solle. Brantome aber schreibt, sie lasse sich als Schlangenjungfrau in einer Quelle sehen, wenn ganz Frankreich ein Unglück drohe. Döbeneck, Volksglauben I. 14. Die allgemeine Bedeutung, die sie als Göttin für das ganze Volk hatte, ging ohne Zweifel ihrer engern Bedeutung als Ahnfrau eines Geschlechts voraus, und erweist sich auch

darin, daß viele Geschlechter sie als Ahnfrau verehrten. Denn auch die Häuser Luxemburg und Rohan leiten sich von Melusinen her und auch auf dem Schloß Enghien soll sie jedesmal erscheinen, wenn Einer aus der Familie stirbt. Wolf, niederl. Sagen Nr. 224.

Im engsten Zusammenhange mit diesem Sagenkreise von der Melusine scheint auch die schöne Melior zu stehen. Man hat ein altfranzösisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert „Partenopeus und Melior", sowie auch Bruchstücke einer mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bearbeitung desselben, herausgegeben von Maßmann 1847. Darin heißt es:

Des großen Frankenkönigs Chlodwigs Neffe, Partenopeus, Graf von Blois, verirrte einmal auf der Jagd, gerieth in ein Zauberschiff und gelangte damit zu einem fernen Palaste, wo unsichtbare Hände ihn bedienten und bei Nacht unsichtbare Arme ihn umfingen. Endlich gab sich das geheimnißvolle Wesen als Melior, die Tochter des Kaisers von Byzanz, zu erkennen, ohne sich jedoch sichtbar zu machen. Erst nach einem Jahre entließ sie ihn und als er an den Hof des Frankenkönigs zurückgekehrt war, gab ihm dieser eine seiner Nichten zur Braut und der Erzbischof erklärte es für ein abscheuliches Verbrechen, wenn er noch länger an seine unsichtbare Geliebte denke, da sie ein höllisches Gespenst seyn müsse. Dennoch mußte man ihn erst trunken machen, um ihn dahin zu bringen, die neue Braut anzunehmen. Als er wieder zu sich kam, reute es ihn tief und er kehrte augenblicklich zu Melior zurück. Allein durch den arglistigen Rath seiner Mutter verleitet, konnte er die Neugierde nicht überwinden, Melior im Schlafe zu beleuchten. Man hatte ihm gesagt, sie sey ein Ungeheuer, aber er fand das schönste Weib von der Welt. Zur Strafe seiner Neugier verlor er die Geliebte und brachte verzweifelnd in der Wüste zu, bis Meliors Schwester Urrake ihn nach Byzanz brachte, wo er öffentlich im Turnier sich die Melior erkämpfte.

Diese schöne, aber schon im christlich ritterlichen Geschmack umgebildete Sage dürfte ursprünglich mit der Melusinensage zusammengefallen seyn. Die Aehnlichkeit mit dem berühmten römischen Märchen von Amor und Psyche läßt sich zwar aus dem Einfluß erklären, den die Erinnerungen des klassischen Alterthums auf den französischen Dichter ausübten. Allein es wäre nicht unmöglich, daß Apulejus selbst den Stoff zu jenem Märchen aus dem Norden überkommen hätte, in dessen Mythenkreisen es offenbar eine natürlichere Heimath findet, als in denen des klassischen Alterthums.

Nach Mone, Anz. III. 88 soll Melusine im großen Stollenwalde des Durlachthales hausen.

den Verstand fortwährend beschäftigen, zum Nachdenken, zu steter geistiger Uebung anspornen, das Urtheil schärfen, und auf klaren und wohlbegründeten Vernunftgesetzen beruhen, die der Geist der Jugend erst nur in ihrer Anwendung auf das Materielle benutzt, dann allmälig ahnt, endlich mit Bestimmtheit erkennt.[1] Das geistige Element in ihnen muß auch der jugendlichen Fassungskraft leicht erkennbar seyn und nicht zu seiner Auffindung den schon gereiften Geist des Mannes bedingen, wenn gleich dem Grade nach der Mann es höher und sicherer auffassen mag, als der Knabe. Sie müssen etwas Sicheres, Abgeschlossenes bieten, das höchstens in Einzelheiten anders erkannt, nicht in seinem Ganzen erschüttert werden kann. Allerdings soll auch bei allen andern Lehrgegenständen „die Methode ihres Vortrags darauf berechnet seyn, sie wenigstens so bildend zu machen, als die besondere Natur der Materie nur irgend verstattet; sie soll auf die Entwickelung der besonderen Geistesfähigkeiten gerichtet werden, zu deren Ausbildung die fragliche Lehre gerade vorzugsweise geeignet ist." Namentlich in den Schulen der niederen Stände hat z. B. die Darbietung geschichtlicher, geographischer, naturwissenschaftlicher Kenntnisse an und für sich nur einen sehr geringen Werth; aber wenn dergleichen Unterrichtsgegenstände dort vorkommen können, so sind sie hauptsächlich als Bildungsmittel und zur Erweiterung des Gesichtskreises dieser Leute zu benutzen. Das eigentliche Hauptvehikel der geistigen Ausbildung kann jedoch stets nur Eines seyn, das im Vordergrund stehen, auf das Alles bezogen, dem alles Uebrige untergeordnet werden muß. Sonst entsteht Verwirrung, sonst wird Alles zum Stückwerke.

Ein Gegenkampf gegen das bestehende Unterrichtssystem kehrte in der neuesten Zeit wieder. Es ist aber interessant, zu erkennen, wie verschieden er doch sich ankündigte. Der Philanthropinismus war nicht so eigentlich gegen die höheren Gelehrtenbildungsanstalten mit ihrem Humanismus gerichtet, überhaupt nicht so polemischer Natur, wie das Neuere. Jener hatte doch noch mehr die Erziehung im Sinne, als den Unterricht, hielt sich an das früheste Kindesalter und meinte, von schimmernden Idealen geblendet, in seinen Anstalten, neben den bestehenden, durch Erziehung eines edleren

[1] S. meine „Staatswirthschaftslehre" S. 85.

Einſt fand ſie ein Jüngling, Sebald von Staufenberg, im Walde. Da verſprach ſie ihm einen reichen Brautſchatz, wenn er ſie durch drei Küſſe erlöſe, die er ihr drei Morgen nach einander geben müſſe. Weil ſie nun ſehr ſchön war, küßte er ſie gleich. Am andern Morgen war ſie unterwärts eine Schlange geworden, aber oben noch ein ſchönes Mädchen und er küßte ſie ohne Furcht zum zweitenmal. Am dritten Morgen jedoch war ſie ganz zur Schlange geworden und ſah ſo fürchterlich aus, daß er davonlief. Nach zwei Jahren heirathete er, aber in der Hochzeitnacht fiel von der Decke herab ein Tropfen in ſeine Speiſe und als er davon gegeſſen hatte, war er todt. An der Decke erblickte man in dieſem Augenblick einen Schlangenſchweif, der ſich zurückzog. Hier iſt die Sage von Meluſinen mit der von der Staufenberger Fee aufs engſte verbunden. — Auch auf der Milſenburg in der Rhön läßt ſich eine Schlangenjungfrau ſehen. Kornmann, mons Veneris p. 589.

Die Schlangenjungfrau, oben Jungfrau, unten Schlange, iſt ſo viel wie die Pflanze, oben Blume, unten Wurzel, oder wie die ganze Vegetation, oben der grüne Mai, unten die finſtre Erde. Sie bedeutet räumlich wahrſcheinlich daſſelbe, was in der Zeitfolge die rauhe Elſe, die zur ſchönen Sigeminne wird. Sie drückt die ganze Schönheit der Natur, aber auch deren Gebundenheit an die finſtre Tiefe der Erde aus. Im ganzen Alterthum, nicht nur bei den Deutſchen, galt die Schlange als Sinnbild der Erde oder der unter der Erde wirkſamen, aber auch an ſie gebannten Lebenskraft. Sie wurde inſofern aber auch zum genius loci. Daher konnte auch die Schlangenjungfrau als Genius des Grund und Bodens, gleichſam als Landesherrin angeſehen werden, eine Bedeutung, in der ſie ſchon Herodot bei den Skythen fand. Sie wurde durch einen fremden Eroberer (Herakles) Mutter eines heroiſchen Volkes. Als Landesmutter gibt ſich nun auch Meluſine zu erkennen.

Hieher gehört ferner die ſchöne, leider zu viel überarbeitete Sage von **Friedrich von Schwaben**. Ihr iſt ein größeres altdeutſches Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert gewidmet, deſſen Handſchrift ſich in Wolfenbüttel befindet. Vgl. Genthe, Dichtungen des Mittelalters I. 171. Hagens Germania VII. 95.

Friedrich von Schwaben wird auf der Jagd von einem Hirſch tief in den Wald verlockt und gelangt zu einer einſamen Burg, wo er gut bewirthet wird, aber keinen Menſchen ſieht. Erſt als er ſich zu Bette gelegt, merkt er, es ſchleiche im Dunkeln Jemand herein, greift darnach und fängt eine liebliche Jungfrau, die ihm bekennt, ſie ſey die Prinzeſſin Angelburg und nebſt zwei

Freundinnen dergestalt bezaubert, daß sie nur bei Nacht Menschen seyen, bei Tage aber Hirschkühe. Friedrich gefällt sich hier im Schloß, bringt lange bei den unsichtbaren Jungfrauen zu und kehrt dreimal zu ihnen zurück, wobei er immer die zarteste Zurückhaltung beobachtet. Angelburg hat ihm aufs strengste verboten, sie jemals sehen zu wollen. Nun kann er aber doch die Sehnsucht, seine liebenswürdige Unsichtbare endlich einmal mit leiblichem Auge zu erblicken, nicht länger bezähmen, macht des Nachts heimlich Licht und betrachtet sie im Schlafe. Die Strafe dafür ist, daß er sie für immer verlassen muß, doch jede der drei Jungfrauen gibt ihm beim Abschied einen Ring als Talisman in Gefahren. Friedrich von Schwaben ist sehr betrübt, verkauft daheim all sein Gut und zieht aus, das verschwundene Schloß und die verlorene Geliebte wieder aufzusuchen. Unterwegs besteht er eine Menge Abentheuer. Er befreit die Fürstin Osann von ihren Feinden, schlägt aber ihre Hand aus. Darauf findet er in einem tiefen Walde die Königin Jerome, die gleich der Frau Venus alle Zwerge im Innern der Berge beherrscht und ihn durch Zauber lange Zeit bei sich im Berge zurückhält, auch eine Tochter mit ihm bekommt. Endlich wieder entlassen, dient er dem König Turneas zehn Jahre lang und soll ihm noch acht Jahre dienen, oder zum Lohne nur einen Hirsch bekommen, der nie gejagt worden, den er sich aber selber erst jagen müsse. Er findet den Hirsch und erkennt in ihm, nachdem derselbe entzaubert ist, seine Angelburg wieder, die er aber erst nach einem schweren Kampfe mit ihrem Vater und ihrer bösen Stiefmutter gewinnen und heimführen kann.

13.

Herbstmärchen.

Ich fasse unter diesem Titel die vielen Sagen vom wilden Heer, vom Todtentanze, von den Geistererscheinungen am Allerseelentage zusammen. Allen diesen Sagen liegt eine uralte heidnische Feier des Winteranfangs zu Grunde. Indem der Sommer und das Reich des Lichtes und Lebens scheiden, begann mit der Herrschaft der langen Nächte auch das Reich des Todes und öffneten sich die Pforten der Unterwelt.

Im Herbst beginnt das rechte Jägerleben. Der Sturm, der über die Heide tobt und durch den Wald braust, ihn entblätternd, und alles vor sich her jagt, ist das Vorbild der wilden Jagd, und diese selbst wieder das Vorbild des Todtenheeres. Was zu Johanni nur wie eine, leise Todesahnung durch die Natur ging, das wird jetzt im kalten Sturm der langen Novembernacht zur schrecklichen Wirklichkeit. Der Tod alles

Naturlebens iſt da, alles was da blühte und reifte, wird weggefegt, um die ganze Erde unter das Leichentuch des Schnees zu legen.

Da ich in m. Odin S. 199 f. ausführlich von der wilden Jagd gehandelt habe, beſchränke ich mich hier auf wenige Hauptſachen. Unter dem wilden Jäger war urſprünglich Wodan, der durch die Zeiten ſtürmende Weltgeiſt ſelbſt gemeint, und zwar in der Eigenſchaft deſſen, der alles Gewordene wieder zerſtört, des lebenjagenden Todes. Sehr paſſend iſt desfalls ſein norddeutſcher Name Weltjäger, Kuhn Nr. 325. Wenn er, von unzählbaren Jägern und Hunden gefolgt, einen Hirſch jagt, ſo führt dieſer ihn doch nur zur Unterwelt, ins Todtenreich. Rochholz, Aargauer Sagen II. 189. Wenn er, wie zahlreiche Volksſagen melden, die Mooswelbchen jagt, ſo iſt unter dieſen wohl nur die ganze Schaar der Pflanzenelben gemeint, die wie welkes Laub vor dem Sturme herfliegen. Nur auf einem Baumſtamm, in welchem drei Kreuze eingeſchnitten ſind, haben die armen Mooswelbchen Ruhe vor dem wilden Jäger, weshalb fromme Holzhauer aus Mitleid drei Kreuze in die gefällten Bäume ſchneiden. Lehmann, Erzgebirge 1699 S. 98. v. Alpenburg, Mythen S. 5. Schöppner Nr. 1086 ꝛc. Vor dem Sturmwind flieht auch Alvina, d. i. die perſonificirte Elbenwelt.

Wenn der Wind heult, ſagt man in Weſtflandern „Alvina weint“. Dieſe Alvina ſoll eine Königstochter ſeyn, die gegen den Willen ihrer Eltern ſich vermählte und daher von ihnen verwünſcht wurde, getrennt von ihrem Mann und ihren Kindern ewig umher zu fahren. Man hat von ihr ein altes Volkslied, worin ſie ſingt:

Jk voel dat ik moet gaen
Vliegen in de winden
Zo lang de wereld staet
En nooit geen troost meer vinden.
Adieu Kinders, lieve vruchten!
Adieu Man, die de oorzaek zijt.
En moeden moet voor eenwig zuchten!

Weli. Niederl. Sagen Nr. 584. Nach eben demſelben Nr. 518 heißt ſie auch die fahrende Mutter und nach Nr. 519 ſoll es eine Frau ſeyn, die ohne Beichte im Kindbett geſtorben war. Ihre Flucht wiederholt ſich in jedem Herbſt. Die Blumen und Blätter werden vom Sturme verweht; die ſchöne Pflanzenwelt, deren Genien die Elben ſind, wird vom Winter überraſcht und begraben, aber ihr unſterbliches Weſen kann nicht untergehen; Alvina klagt

daher nur in der öden Herbstflur um ihre verlornen Kinder (die Pflanzen). In der Lüneburger Heide heißt die Windsbraut das Klageweib. Man sieht ihr Gewand im Winde fliegen (Nebel) und hört im Sturme ihr Wimmern. Wenn sie ihre Arme in der Luft über ein Haus ausstreckt, muß Jemand in demselben sterben. Harrys I. Nr. 48 S. 79. Die Oede und Unfruchtbarkeit der Lüneburger Haide paßt ganz zum Verbannungsort der schönen Mutter des paradiesischen Elbenlandes.

Die wilde Jagd ist nach einer andern Vorstellungsweise ein wildes Heer von gespenstischen Kriegern. Das sind die Walhallagenossen Wodans, die im Kampf gefallenen Helden, die der Ehre würdig sind, in seiner Halle mit ihm zu schmausen und zu trinken. Wenn das wilde Heer durch die Lüfte zieht, holt Wodan die im letzten Jahr Verstorbenen aus ihren Gräbern ab. Oefters sieht man hinten im Zuge noch ein leeres Pferd, für den bestimmt, der zunächst sterben soll. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer der Todten vorüberreiten. Hinten lief ein leeres Pferd. Im Uebermuth schwang er sich darauf und ritt dem Zuge nach, kam aber niemals wieder. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 166. Als ein Auszug der Todten aus Walhalla, um sich durch die unterdeß auf Erden Gefallenen zu ergänzen, muß auch der berühmte Rodensteiner Auszug verstanden werden.

Im Schlosse Rodenstein im Odenwalde und in dem gerade gegenüberliegenden Schlosse Schnellerts hausten einst wilde Ritter, die einander alle Tage mit Jägern und Hunden unter wildem Lärmen zur Jagd abholten. Als sie aber einmal einen armen Mönch aus Uebermuth durch ihre Hunde zerreißen ließen, wurden sie verdammt, ewig zu jagen und sie ziehen daher immer noch als Gespenster mit ihrem Gefolge aus, indem einer den andern abholt mit greulichem Jagdlerm, Pferdetrappen und Hundebellen. Man hört sie deutlich, sieht sie aber nur selten. Allgemein aber herrscht der Glaube, wenn sie wieder einmal nach einer langen Pause laut werden, so stehe dem Lande ein Krieg bevor. Des Rodensteiners Auszug ist Vorbote eines baldigen Auszugs der Armeen in den Krieg. Man hat ihn auch im laufenden Jahrhundert noch vor jedem Kriege gehört und ist viel in den Zeitungen und besondern Flugschriften darüber geschrieben worden. Vgl. die neueste übersichtliche Schrift: Wolf, Rodenstein und Schnellerts 1848.

Noch jetzt wird in der Christenheit der Allerseelentag zur Erinnerung an die Todten begangen. Genau ein halbes Jahr früher fällt die berühmte Walpurgisnacht oder das große Freudenfest des ersten Mai, an welchem der Beginn des Frühlings und die Wiedergeburt des Natur-

lebens gefeiert wurde. Als Kirchenfeſt wurde die Allerſeelenfeier eingeführt vom Abt Odilo von Clugny, nachdem Einer angeblich im Berge Aetna die dort in Flammen ſchmachtenden armen Seelen laut hatte ſchreien hören. Sigebertus Gemblacensis zum Jahre 998. Polidorus Virgil. de invent. rer. VI. 9.

Im Fellinſchen wurden die Todten in eine Badeſtube eingeladen und gebadet. Hupels Nachrichten 144. Grimm D. M. 865. Am Allerſeelentage werden auch in einigen Gegenden des katholiſchen Deutſchlands geliebten Todten auf ihren Gräbern noch Lichter angezündet. In Seidls Bifolien S. 30 findet ſich die ſchöne Sage von einem liebenden Mädchen, die ihrem untreuen Geliebten am Allerſeelentage auf dem Kirchhof ein Licht anzündete und für ſeine Seele betete, obgleich er noch lebte. Die erſte der Légendes von Baour-Lormian erhält einen den Volksglauben ebenfalls ſehr gut bezeichnenden Zug. Genoveva, ein junges Mädchen, vergaß am Allerſeelentage für die Todten zu beten, weil ſie an nichts anderes dachte, als an das Wiederſehen ihres abweſenden Geliebten. Da erſchien dieſer plötzlich und führte die Entzückte mit ſich fort; unterwegs aber ſtieß ihr Fuß auf etwas Hartes und ſiehe, es war der von Dolchen durchbohrte Leib ihres eben ermordeten Geliebten und in dem, welcher ſie führte, erkannte ſie den Teufel, von dem ſie in die Hölle geſchleppt wurde, indem ringsum unzählige Stimmen riefen: Kein Mitleid der, die für die Todten nicht hat beten wollen. — Daß man auch in Deutſchland an dieſem Tage den wiederkehrenden Todten Speiſe vorgeſetzt habe, erhellt aus dem Namen eines an dieſem Tage gebackenen Weißbrodes, welches man Seelen nennt. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 147. In Schwaben werden die ſ. g. Seelen gewöhnlich zu Weihnachten gebacken.

Wodan, der reiche Wirth in Walhalla und Führer der Todten, dem alle gefallenen Helden als Mannen und Heergefolge blieben, war zugleich nach nordiſcher Lehre Erfinder der Dichtkunſt und des Geſanges. Ihm ganz ähnlich nach einer andern Vorſtellungsweiſe war Alberich, König der Elben, Herr eines immer ſeligen Reiches und blies ein Zauberhorn, nach deſſen Tönen Jedermann tanzen mußte. Auch die Züge der todten Frauen und Jungfrauen mit der Freija (Hulda, Frau Venus) müſſen beachtet werden. Daher nach dem Volksglauben nicht blos an eine wilde Jagd oder an ein geſpenſtiſches Kriegsheer, ſondern auch z. B. in ganz Schwaben an das Muotisheer, in dem man Weiber lachen und liebliche Muſik ertönen hört, oder allerlei Lermen, Kinderweinen ꝛc. Im Venusberg, im Elbenreich iſt ewiger Tanz. Im Nibelungenliede ſpielt Volker

zum Tanz auf, indem er mit seinem Schwert immer mehr Todte um sich häuft. Auch spätere Dichter nennen die Schlacht oft einen Tanz.

Die zahlreichen deutschen Volkssagen von einem musicirenden Vogelfänger oder auch Rattenfänger, der zunächst Mädchen oder Kinder in den Berg lockt, hängen theils noch mit den Blaubartsagen zusammen, theils schon mit den Todtentänzen. Als Grundbegriff aber liegt jenem Verführer und Führer immer Odin zu Grunde. In m. Odin S. 228 f. habe ich bereits alle bekannten Märchen vom Vogelfänger zusammengestellt, der mit Liebesliedern Mädchen verlockt und mit ihnen in den Berg verschwindet, und die vielen Beispiele angeführt, in denen nach altdeutschem Glauben die Vögel abgeschiedene Seelen bedeuten, wie in dem schönen Märchen vom Machandelbaum.

Nach einer andern eben so alten und volksthümlichen Vorstellungsweise werden die Seelen als Mäuse gedacht. Daher das Märchen vom Rattenfänger von Hameln, der den Ratten und Mäusen pfiff und die ganze Stadt von diesem Ungeziefer befreite, weil er aber nicht nach Wunsch belohnt wurde, zuletzt durch sein liebliches Pfeifen alle Kinder der Stadt verlockte und mit ihnen im Berge verschwand. Ueber diese und viele verwandten Sagen s. m. Odin S. 229 f.

Ich glaube, daß auch die berühmten Todtentänze seit dem 14. Jahrhundert die Erinnerung an Wodans wildes Heer, an den Auszug der Todten nach uralt heidnischer Vorstellung enthalten. Wenn auch das große Sterben im 14. Jahrhundert diese Vorstellung erst wieder aufgefrischt und die Todtentänze als geistliches Schauspiel und im Bilde recht eigentlich in die Mode gebracht hat, so liegt doch dem alten und ins Todtenreich wandernden voranpfeifenden oder ihm zum Tanz aufspielenden Tode der Grundbegriff des zu Walhallas Freuden führenden, in seiner besten Laune wieder ganz den Charakter des Alberich (Oberon mit dem Wunderhorn) behauptenden Odin. W. Wackernagel in seinem vortrefflichen Aufsatz in Haupts Zeitschr. IX. 306 ist geneigt, den Humor der Todtentänze im Vergleich mit einer frühern viel ernstern Auffassung des Todes für neu und nicht hinter das 14. Jahrhundert zurückgehend zu bezeichnen; man kann nun dem vollkommen zustimmen, so weit es sich dabei um christliche Moral handelt. Aber hinter der Mahnung, sich zu bessern, weil alles vergänglich sey, hinter der demokratischen Lehre, daß der Tod

alles gleich mache, hinter der Satire, welche bei dieſem Anlaß die Thorheit aller Stände und Claſſen verſpottet, und hinter dem grauenerregenden Sarkasmus, der die Wolluſt der Welt mit des Todes Grinſen verbindet, verbirgt ſich immer noch ein Zug des urſprünglich unbefangenen viel älteren Humors, der nur in einer Zeit entſtehen konnte, in welcher der Tod nach heidniſchem Glauben als etwas Freudiges galt.

Die Todtentänze wurden zuerſt dramatiſch aufgeführt. Sie bildeten einen Theil der geiſtlichen Spiele überhaupt und im Kirchenjahr gebührt ihnen der Allerſeelentag im Spätherbſt.

Die älteſten Nachrichten melden, daß 24 Perſonen als Vertreter aller Stände vom Papſt bis zum Bettler herab, dem als Gerippe dargeſtellten und auf einer Pfeife blaſenden Tode in Prozeſſion nachgefolgt ſeyen, oder daß er nach einander mit jeder dieſer Perſonen getanzt habe. Beide Auffaſſungen begegnen uns auch in den noch zahlreich in Holzſchnitt oder als Wandbilder vorhandenen Todtentänzen. Vgl. Wackernagel a. a. O. 313. In die einzelnen Gruppen liebte man guten Humor zu legen. Man hob die Verblüffung des Königs, dem der Tod alle Macht nahm, die Angſt des Geizigen, der um ſein Gut kommen ſollte, hervor. Man malte, wie der Ritter noch trotzig das Schwert zog, um den Tod abzuwehren. Am erſchütterndſten erſchien das Eingreifen des kalten Todes in die Blüthe des Lebens. Davon ſagen auch Volkslieder (Wunderhorn I. 24), wie ein blühendes Mädchen im Garten plötzlich vom Tode zum Tanze aufgefordert und mit fortgeriſſen wird. Am reizendſten der Raub der Kinder durch den Tod. Dieſes Lieblingsthema wurde weit ausgedehnt. Ein 1496 in Lübek gedruckter Todtentanz enthielt 68 Gruppen. Ueber die berühmten großen Bilder des Todtentanzes zu Baſel und ähnlicher ſchrieb Maßmann 1847 ein eigenes Buch. In der Literatur waren die Todtentänze nur durch Holzſchnitte und kurze Sprüche dazu vertreten. Hermann von Fritzlar (Pfeiffers Myſtiker I. 164) beſchreibt ein Schachſpiel, welches der Tod nach einander mit Papſt, Kaiſer ꝛc. ſpielt und immer gewinnt. Im „Ackermann aus Böhmen“, gedruckt 1477 und nachmals Hans van der Hagen 1824 ſpielt ein Bauer mit dem Tode, der ihm ſein junges Weib entführt hat. Verwandt mit den Todtentänzen iſt das „Thatſpiel“ von Gengenbach, gedruckt 1500 (Neue Anz. II. 14), in welchen die zehn Lebensalter vor einem Waldbruder vorüberſtreichen und jedes Lehren von ihm empfängt, und im Faſtnachtsſpiel Rollharts von 1517, worin alle Mächte vom Papſt und Kaiſer bis zum Hausknecht und Juden ſich gleichfalls von einem Waldbruder prophezeien laſſen. Wackernagel a. a. O. 313.

14.

Thiermärchen.

An der Spitze aller humoristischen Dichtungen des deutschen Volkes steht dem Alter wie der Bedeutung nach die Thiersage, die sich in der Gruppe der Gedichte von Reinecke Fuchs concentrirt. Einzelne Spuren der großen altdeutschen Thiersage lassen sich bis ins 7. Jahrhundert verfolgen; die älteste Bearbeitung, die man aufgefunden hat, gehört dem 10. an. Ueber die Verbreitung der Sage vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, 1834. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des Mittelalters S. 286. Gräße, Sagenkreise des Mittelalters S. 471. — Dem Alter nach folgen sich: 1. Die Ecbasis (die Flucht), lat. Gedicht in gereimten Hexametern aus dem 10. Jahrhundert, verfaßt von einem Mönche, Malchus von Toul, der in die Thierfabel seine eigene Flucht oder wenigstens den Wunsch der Flucht einkleidete. Zwei Handschriften dieses merkwürdigen Gedichtes, das die älteste Formulirung der berühmten Thierfabel von Reinecke Fuchs enthält, wurden erst 1834 in Brüssel gefunden und in Grimm und Schmellers lat. Gedichten 1838 S. 241 ff. edirt.

Im Frühling des Jahres 812 zieht das Vieh auf die Weide, nur ein Kalb bleibt im Stall zurück. Es beißt den Strick durch und flieht, wird aber im Walde von einem Wolfe ergriffen, der hier als Einsiedler lebt, Buße thut und fastet und den es sehr nach dem frischen Kalbfleisch gelüstet. Gleichwohl läßt er sich durch seine Diener, Otter und Igel, bewegen, das Kalb auf morgen zu sparen. Ueber Nacht hat der Wolf einen schweren Traum; die Otter deutet ihm, es drohe ihm Gefahr, wenn er das Kalb nicht leben lasse. Der Wolf will aber seinen Hunger stillen. Da kommt die Rinderheerde, die von der Gefahr des Kalbes gehört, und belagert die Burg des Wolfes. Mittlerweile erzählt der Wolf seinen Dienern den Ursprung seiner Feindschaft mit dem Fuchse. König Löwe wurde krank, alle Thiere kamen ihn zu beklagen, nur der Fuchs nicht. Man citirte ihn. Da kam er und entschuldigte sich, er habe über die Krankheit des Königs nachsinnen müssen und endlich das rechte Mittel gefunden, er solle sich in die dem Wolf frisch abgezogene Haut hüllen. Ferner bestellte der Fuchs den Panther zum Caplan des Königs und dieser ließ ihm die Schlaflosigkeit durch den frommen Gesang der Amsel und Nachtigall vertreiben. Die Heerde stürmt an, Otter und Igel verkriechen sich, der Stier stößt den Wolf nieder und das Kalb kehrt glücklich zu seiner Mutter Kuh zurück.

2. Isengrimus, lat. Gedicht aus dem 12. Jahrhundert nach einer Berliner Handschrift herausgegeben in Grimms Reinhart Fuchs, Vorrede LVII. S. 1. Darin zeichnen sich zwei Schwänke aus:

1) Vom kranken Löwen. Der Löwe ist am Sterben und will einen allgemeinen Landfrieden hinterlassen. Alle Thiere beschwören ihn, nur der Fuchs Reinhart bleibt aus. Der Wolf Isegrim verräth ihn und der König Löwe läßt ihn citiren. Da gibt der Fuchs vor, er habe sich mit der Krankheit des Königs beschäftigt und endlich ein Mittel gefunden, er solle sich nur in die frisch abgeschundene Haut eines Wolfes wickeln, so werde er genesen. Nun muß sich Isengrim schinden lassen. 2) Von Bertiliana, der Gemse, und ihrem Gemahl Joseph, dem Bock. Der Wolf kehrte auf einer Wallfahrt bei ihnen ein und will die Ziege fressen, aber auf den Rath des Fuchses bietet ihm Joseph einen abgeschnittenen Wolfskopf als Speise dar, und denselben Kopf mit aufgesperrtem Rachen noch einmal und sagt ihm, er habe noch ein Dutzend solcher Köpfe im Vorrath. Da glaubt der Wolf, er könne hier auch den Kopf verlieren und schleicht sich fort.

3. Reinardus vulpes, lat. Gedicht aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem Niederländer verfaßt. Grimm, Reinhart Fuchs, Vorrede LXX. Schon voller Satire und bitterem Groll gegen die Geistlichkeit. Es enthält zwölf Schwänke:

1) Wolf Isegrim beneidet als Mönch Reinhart des Fuchses Familienglück, trifft ihn einmal unterwegs und will ihn fressen, aber der Fuchs wendet ein, er sey ja sein Vetter und beschwichtigt ihn, indem er einem Bauer, der ein fettes Schwein trägt, dasselbe ablockt, daß der Wolf sich damit sättigen kann. 2) Reinecke macht den Isegrim darauf aufmerksam, daß er als Mönch sich der Fleischspeise enthalten sollte und räth ihm zu Fischen. Nachdem er ihm gezeigt, wie er nur seinen Schwanz durch ein Loch im Eise stecken dürfe, so würden sich die Fische anhängen, friert dem Wolf der Schwanz ein, der Fuchs aber geht ins Dorf, stiehlt Hühner und Gänse und schleppt einen Hahn zum Wolf hin. Die Bauern laufen nach, halten den Wolf für den Thäter und prügeln ihn halb todt, ein Bauernweib haut ihm den Schwanz ab.*) 3) Der Fuchs tröstet den Wolf, räth ihm, sein zerrissenes Fell mit den Fellen der Widder zu flicken, die sich eben um eine Weide streiten, und stellt den Wolf, um den Streit zu schlichten, in die Mitte der Weide. Da stürzen die vier Widder von vier Seiten auf ihn los und zerstoßen ihn jämmerlich. 4) Der Fuchs räth dem kranken König Löwe, das abgezogene Fell des Wolfes umzu-

*) Es ist wahrscheinlich, daß dieser Schwank ursprünglich vom Bären erzählt und erst später auf den Wolf übertragen wurde. Nach Asbiörnsens norweg. Märchen I. 17 betrog der Fuchs den Bären auf diese Weise, woher es kommt, daß alle Bären seitdem einen kurzen Schwanz haben. Dieser letztere Zug scheint mir der mehr echt sagenhafte.

legen. Noch ausführlicher erzählt als in Isengrimus. 5) Der Schwank von der Ziege Bertiliana, wie im Isengrimus. 6) Hahn und Gans, die mit auf der Wallfahrt gewesen, bewundern die List des Fuchses, bangen aber für sich selbst und entfernen sich. Der Fuchs läuft dem Hahn nach, überlistet ihn durch Schmeichelei, daß er seinen schönen Gesang hören läßt und packt ihn im Singen, da die Hähne bekanntlich, wenn sie krähen, die Augen schließen. 7) Der Fuchs überredet den Wolf Mönch zu werden und scheert ihm die Tonsur. Der Wolf benimmt sich höchst tölpisch im Kloster und treibt allerlei Unfug. Mittlerweile schleicht sich der Fuchs in die Höhle des Wolfs, schmäht und bepißt dessen Junge und zwingt die Wölfin, ihn zu verfolgen, indem sie aber in der Enge der Schlucht stecken bleibt, berückt und schändet er sie. 8) Isengrim hat Lust, sich statt seines an den König verlornen Felles die Haut des Pferdes Corvigar anzueignen. Das Pferd weist ihm aber gleich die Hufe. Da glaubt der Wolf die Eisen daran seyen die Ringe von der Klosterthüre, die das Pferd gestohlen habe und fordert sie zurück. Als er aber darnach greift, schlägt ihm das Pferd den Huf vor die Stirne. 9) Der Fuchs hetzt den jammernden Wolf gegen den Bock Joseph auf, der sey an allem Schuld. Der Bock, durch den Fuchs angewiesen, erbietet sich, dem Wolf in den offnen Rachen zu springen und sich fressen zu lassen, zerstößt ihm aber mit den Hörnern die Zähne. 10) Löwe und Wolf jagen ein Kalb, der Wolf soll es theilen und macht zwei Hälften. Da reißt ihm der Löwe zornig das Fell auf. Nun muß der Fuchs theilen und macht drei Theile, den größten für den Löwen, den zweiten für die Löwin, den dritten kleinsten für die jungen Löwen. 11) Der Fuchs überredet den Wolf, der Esel Carcophas sey seinem Vater seine Haut schuldig geworden, er solle sie nur von ihm fordern. Der Esel aber verlangt einen Eid und nun wird der Wolf zu einer Falle geführt, die man für das Heiligthum ausgibt, und indem er die Pfote hinhält, wird er eingeklemmt. 12) Der Wolf hat nun auch den Fuß sich abbeißen müssen und kommt ohne Haut, ohne Schwanz und lahm zur alten Salaura (Sau), von der er den Friedenskuß verlangt. Sie spottet seiner und sagt, er solle ihr das Ohr drücken, derweil sie singe. Darauf schreit sie, die ganze Heerde kommt herbei und zerfleischt den Wolf.

4. Le Roman de Renart, altfranzösisches Gedicht des 13. Jahrhunderts. Mit ähnlichen französischen Dichtungen dieses Kreises edirt von Mich. 1826. Mit 27 Schwänken, die ich hier nicht analysiren will.

5. Reinhart Fuchs, die hochdeutsche Bearbeitung der Fabel, die jedoch nur Umarbeitung einer noch ältern verlornen ist. Der ursprüngliche Dichter wird Heinrich der Glichsenäre genannt. Die erste Ausgabe nach dem Coloczaer Codex erschien 1817. Mit der Pfälzer Handschrift verglichen von J. Grimm in dessen Reinhart Fuchs, Berlin 1834.

und geistvolleren Geschlechts den Beweis seiner Vortrefflichkeit zu liefern. Wir wissen, was daraus geworden ist. Der neuere Realismus dagegen zog offen gegen den Humanismus zu Felde, klagte ihn hart an, verwarf und verdammte ihn, wollte die klassischen Studien in den Gelehrtenschulen beschränkt, oder fast ganz aus ihnen verdrängt und die mittleren und höheren Lehranstalten ebenso auf die technische Bildung, als auf die des Gelehrten berechnet wissen. Daß er, im Gegensatz zu jenen Vorgängern, so energisch auftrat, das mag er dem Umstande verdanken, daß er ein allerdings anerkanntes Bedürfniß, und daß er die Interessen eines großen Standes vertrat, während es sich bei seinen Vorgängern nur um die Meinungen und Ideale einiger Philosophen handelte. — Ein fernerer Unterschied war in der veränderten Richtung der Zeit begründet. Es gehörte zu den schönsten Zügen des vorigen Jahrhunderts, daß ein Eifer für Wahrheit und Humanität selbst zur Modesache werden konnte, daß man sich damals für gemeinschaftliche Veredelung verband, und alles Heil von den Eroberungen im Reich des Geistigen erwartete. Es mag dabei, wie immer, wenn hohe Dinge zu frühzeitig von Vielen und Gewöhnlichen betrieben werden, manche Verkehrtheit vorgekommen seyn, man mag falsche Ideale erfaßt, das Ziel auf falschem Wege gesucht haben; die Hauptneuerung lag schon in der bei den Meisten vorkommenden Abwendung vom Christenthum. Aber das Ziel war doch schön, der Geist doch edel und das ganze Streben freier von dem Hasse und Parteigeiste, der jetzt sich in Alles mischt und Alles vergiftet; jetzt, wo fast in jede Tendenz ein egoistischer Zweck sich verwebt. An die Stelle jenes Humanitätseifers sind die materiellen Interessen getreten, und so verlangt man auch für die Schüler die Realien nicht mehr deßhalb, weil sie angeblich besser als die klassischen Studien zu Menschen und Bürgern bildeten; sondern lediglich, weil sie die Kenntnisse umfassen, die man zu seinem Fortkommen im Leben brauche. Man hörte überhaupt nach und nach auf, Realschulen zu fordern, und verlangte Gewerbsschulen an deren Stelle. Das war ein Vorschritt.

Lange Jahrhunderte hindurch ging die Gewerbsbildung den Weg der Routine und blieb außer Verbindung mit der Wissenschaft. Verbesserungen des technischen Betriebes waren die Früchte glücklicher Zufälle, oder der seltenen Organisation eines natural-

Der reiche Bauer Lanzelin und sein Weib Babe Ruotpele beklagen sich über den Fuchs, der ihnen die Hühner stiehlt. Nun folgen zehn Schwänke. 1) Der Fuchs kommt abermals, schmeichelt dem Schantecler, dem Hahn, daß er singe und packt ihn, der Bauer jagt ihn ihm aber wieder ab. 2) Der Fuchs betrügt die Meise durch den Kuß. 3) Den Raben um den Käse, indem er ihn singen macht, daß der Käse herabfällt. 4) Den Kater Diepreht, indem er ihn in eine Falle lockt. 5) Den Wolf, indem er sich durch den Bachen von ihm löst. 6) Die ganze Wolfsfamilie, indem er sie trunken macht und nachher von den Klosterleuten prügeln läßt. 7) Nochmals den Wolf, dessen Schwanz er beim vermeintlichen Fischen ins Eis frieren läßt. 8) Reinhart sieht in einem Brunnen sein Bild, glaubt es sey sein Weib und springt hinein. Als er seinen Irrthum erkannt, lockt er dem Wolf zu ihm hinabzukommen, denn hier unten sey das Paradies. Der Wolf, setzt sich in den einen Eimer, der Fuchs in den andern und so wird dieser letztere als der leichtere hinaufgezogen. 9) Reinhart beleidigt die Wölfin, Frau Hersart, schlüpft dann in seinen engen Fuchsbau und kommt am andern Ende wieder heraus, um die Wölfin, die in ihrer Wuth in dem engen Loch stecken geblieben, zu berücken. 10) König Brevel der Löwe wollte sich alle Thiere unterthan machen, nur die republikanischen Ameisen weigerten sich, und als er ihren Bau zertrat, kroch ihm eine ins Hirn. Da ward er sehr krank. Inzwischen klagt der Hahn Schantecler und die Henne Pinte über Reinhart, daß er ihnen ein Hühnchen geholt. Am Grabe des todten Hühnchens wird der vor Furcht fieberkranke Hase wieder gesund. Reinhart wird als Mörder durch den Bären Brun abgeholt, überredet diesen aber, er wolle ihm köstlichen Honig weisen und führt ihn zu einer Falle. Eben so betrügt er den zweiten Boten, den Kater, den er in eine Schlinge lockt. Endlich aber geht er an den Hof und entzieht sich aller Strafe, indem er den König gesund macht durch die dem Wolf abgezogene warme Haut, wozu hier noch eine Mütze von Katzenfell kommt. Zum Lohn läßt ihn der König die Henne Pinte fressen. Der Elephant und das Kameel, die für Reinhart gesprochen, werden ebenfalls belohnt. Der Elephant erhält Böhmen zum Lehn, wird aber von seinen Unterthanen hinausgeprügelt. Das Kameel wird Aebtissin, aber von ihren Nonnen in dem Rhein gejagt. Die Ameise kriecht aus des Königs Hirn in die warme Mütze von Katzenfell, aber Reinhart gibt vor, den König vollends ganz heilen zu wollen und gibt ihm Gift.

6. **Reinaert**, die altniederländische Bearbeitung der Thierfabel, ums Jahr 1250 von einem gewissen Willem gedichtet. Sie wurde von Willems edirt, Gent 1836. Vgl. Grimms Reinhart. Sie ist die am meisten vollendete unter allen. Der Beiname des Willem „die Matoc" wird aus

dem keltiſchen madoc erklärt, was den Fuchs ſelbſt bedeutet. Haupt, Zeitſchrift IV. 567.

1) König Nobel hält zu Pfingſten Hof. Alle Thiere kommen, nur Reinaert nicht, weil er ein böſes Gewiſſen hat. 2) Iſengrim klagt, Reinaert habe ſeine Jungen bepißt und blind gemacht. Das Hündlein Corteis klagt auf franzöſiſch, es habe im harten Winter nichts als eine Wurſt gehabt, die habe ihm Reinaert genommen. Pancer, der Biber, klagt, er habe mit Noth den Haſen Cuwaert gerettet, den Reinaert, um ihm vergeblich das credo zu lehren, zwiſchen die Beine genommen und ſchon angebiſſen habe. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt ſeinen Oheim Reinaert und klagt Iſengrim an, er habe, als Reinaert demſelben ein Schwein verſchafft, ihm nichts davon übrig gelaſſen, als den Strick. 4) Da nahen in feierlichem Leichenzug die Hühner und bringen die todte Henne Coppe getragen, die Reinaert umgebracht. 5) Coppe wird im Beiſeyn des Königs beſtattet, der Bär Brun aber abgeſchickt, den Mörder zu holen. 6) Der König gibt Brun gute Lehren der Klugheit und Vorſicht mit auf den Weg. Brun kommt zu Reinaert. 7) Reinaert geht mit ihm und verſpricht ihm unterwegs Honig. 8. 9) Statt des Honigs findet Brun eine Falle, aus der er ſich mit Zurücklaſſung der Ohren und der Handſchuhe zieht. 10) Rainaert ſieht ihn wieder, thut als kenne er ihn nicht und hält ihn für einen Pfaffen (wegen der Tonſur). 11—13) Der Kater Tibert ſoll Reinaert vor den König bringen, wird aber von dieſem an einen Ort gelockt, wo es viele Mäuſe geben ſoll, und in einer Schlinge gefangen, wobei er ein Auge verliert. 14—17) Grimbert verſpricht, ſeinen Sohn nach Hofe zu bringen, geht zu ihm, ſtellt ihm ſeinen ſchlechten Lebenswandel vor, bewegt ihn zur Reue, hört ihn beichten, gibt ihm zur Buße einige Hiebe und nimmt den Gebeſſerten mit ſich. 18) Der Gebeſſerte frißt unterwegs in einem Nonnenkloſter die Hühner. 19—21) Reinaert kommt an den Hof und wird zum Galgen verurtheilt. 22—28) Von der Galgenleiter herab erzählt er ſeine Lebensgeſchichte, wie er nach und nach verführt worden ſey zum Rauben und Stehlen, ſonderlich durch Iſengrim, der immer das Beſte behalten habe. Doch habe er von dem Geraubten noch einen großen Schatz, wohl ſieben Wagen voll, verſteckt, der einſt dem Vater des Königs gehört habe. Sogleich befiehlt der König, die Hinrichtung einzuſtellen und erkundigt ſich nun nach dem Schatz, den ihm der Fuchs ſinnbildlich mit einem Büſchel Stroh übergibt. 29—34) Während der König ſich aufmacht, den Schatz zu holen, geht Reinaert auf die Pilgerſchaft, um ſeine Sünden abzubüßen, wozu ihm Iſengrim das Fell ſeiner Vordertatzen als Schuhe abgeben muß, desgleichen auch Frau Herſart ein Paar; und Brun eine Reiſetaſche aus ſeinem Felle. 35—39) Belin, der Bock, und Cuwaert, der Haſe, begleiten den Pilger, der den Haſen alsbald frißt, den Kopf deſſelben aber in die Taſche ſchiebt und dem Bock als Boten an den König mitgibt, als ſey es ein Brief. Der arme Bock muß nun als Mörder büßen.

7. Reinecke Vos, das niederdeutſche Gedicht, freie Bearbeitung des niederländiſchen Reinaert, die bei weitem am verbreitetſte und bekannteſte. Vgl. Flögel, Geſchichte d. kom. Lit. III. 28 f. Grimm, Reinhart S. CLXVI f. In der Lübecker Ausgabe von 1498 (wieder edirt von Hoffmann von Fallersleben, Breslau 1834) heißt der Verfaſſer Hinrek von Alkmer. In Rollenhagens Froſchmeuſeler 1595 wird der Verfaſſer Nicolaus Baumann genannt. In Büſchings wöchentlichen Nachrichten 1774. IV. heißt es, Baumann ſey der wahre Verfaſſer geweſen und habe ſich nur des Namens Hinrek von Alkmer bedient. — Dieſe Bearbeitung iſt äußerſt oft herausgegeben und mehr oder weniger frei umgearbeitet worden, als deutſches Volksbuch in Proſa, moderniſirt in Verſen von Göthe, von Soltau, von Ortlepp.

Buch I. 1) König Nobel hält zu Pfingſten Hof, alle Thiere kommen, nur Reinecke nicht. 2) Iſegrim, der Wolf, klagt, Reinecke habe ſeine Jungen verunreinigt; Wackerlos, das Hündchen, klagt, R. habe ihm ſeine Wurſt geſtohlen (die er doch ſelbſt zuvor dem Kater Hinze geſtohlen hatte). Der Panther klagt, R. habe den Haſen Lampe gefreſſen, indem er vorgegeben, ihn ſingen lehren zu wollen. 3) Grimbart, der Dachs, vertheidigt ſeinen Ohm. 4) Henninf, der Hahn, bringt Kraffevot, die Henne, die R. todtgebiſſen. Nun erfolgt alles, genau wie im Reinaert. — Buch II. 1) Das Kaninchen klagt, als es bei der Burg (Malpartus) des Fuchſes vorbeigegangen, habe es dieſer gebiſſen. Die Krähe Merkenrume klagt, eine ihrer Freundinnen ſey von dem Fuchs, der ſich todt geſtellt und auf deſſen vermeintlichen Leichnam ſie geflogen, todt gebiſſen worden. 2. 3) Der König, beſonders erbittert, daß er den Schatz nicht gefunden, beſchließt Reineckes Verderben. 4) Grimbart eilt nach Malepartus, ſeinen Ohm zu warnen, 5—9) und hört ſeine Beichte. Darunter ältere Schwänke, wie Reinecke den Wolf belogen, die Stute wolle ihm ihr Füllen verkaufen und habe den Preis auf ihren Huf geſchrieben. — Buch III. Reinecke, unterſtützt von der Aeffin Rukenouwe, redet ſich bei Hofe aus, ſchiebt alle Schuld auf Belin, den hingerichteten Bock, der habe den Schatz unterſchlagen und erbietet ſich, als ein Edelmann von allen übrigen Klagen ſich in offenem Zweikampf mit Iſegrim zu reinigen. — Buch IV. Iſegrim klagt neue Dinge, Reinecke habe ſein Weib, die Wölfin Giermut, fiſchen lehren wollen und nachdem ihr der Schwanz ins Eis eingefroren ſey, ſie berückt. Eben dieſelbige habe er ein andermal in den Eimer ſitzen und in den Brunnen fallen laſſen, indem er im andern Eimer herausgeſtiegen ſey. Nun beginnt der Zweikampf. Reinecke hat viel getrunken und blendet mit ſeinem beißenden Urin, den er in den Schwanz laufen läßt, des Wolfes Augen, dann beißt er ihn in die Hoden

und beſiegt auf dieſe Weiſe den Stärkeren. Alles jauchzt. Reinecke iſt gerechtfertigt und zieht mit allen Ehren ab.

Dies iſt der Sagenkreis von Reinecke Fuchs. J. Grimm hat zuerſt gezeigt, wie ſehr ſich dieſer deutſche Sagenkreis von der antiken und morgenländiſchen Thierfabel unterſcheidet. Die Fabel erſcheint hier zum Epos ausgebildet. Sodann handelt es ſich hier nicht blos um Belehrung oder Satire, welche ſich entſprechender Beiſpiele aus der Thierwelt bedient, ſondern um eine poetiſche Auffaſſung der Thierwelt überhaupt. Die thieriſche Natur iſt darin mit dem ganz abſichtsloſen und unbefangenen Humor eines von alten Zeiten her beſonders jagdluſtigen und thierkundigen Volkes aufgefaßt. Mit dem heidniſchen Thiercultus hängt übrigens dieſe Thierſage in keiner Weiſe zuſammen, denn ſie iſt ſo unheilig und naturaliſtiſch als möglich.

v. Hammer legt in der Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt S. 26 Werth auf eine gewiſſe Verwandtſchaft unſrer Thierſage mit der perſiſchen Fabel Koleilet we Dimnet, und vermuthet eine Abſtammung der erſtern aus dem Orient. Allein die Poeſie des Orients begann erſt zur Zeit der Kreuzzüge auf die deutſche einzuwirken und unſre Thierſage iſt viel älter. Ueberdies verräth ſich die deutſche Oertlichkeit, wir möchten ſagen, der Waldgeruch in jeder Zeile des Reinecke.

Man hat auch mannigfache Verſuche gemacht, den Reinecke als politiſche Satire zu erklären, vgl. Mone, Anzeiger 1837. S. 28. Je mehr politiſche Beziehungen man aber darin findet, um ſo gewiſſer liegt dem Gedicht nirgends eine beſtimmte Beziehung zu Grunde. Der Kampf der Liſt mit der rohen Gewalt einer- und der Dummheit andrerſeits iſt uralt, und kehrt zu allen Zeiten wieder. Man braucht ſich lediglich nicht zu bemühen, ihn in irgend einem Jahrhundert zu fixiren. Das aber verſteht ſich von ſelbſt, daß in Dichtungen des Mittelalters bei dem Fuchs zunächſt an die ſchlaue Geiſtlichkeit gedacht wurde. Daher auch die bekannte dramatiſche Darſtellung in Paris im Jahr 1313, in welcher der Fuchs immerfort Hühner frißt, dabei aber Geiſtlicher, Biſchof, Cardinal und Papſt wird, v. Schack, ſpan. Drama I. 60. Glasbrenner glaubte daher auch in der politiſchen Satire von 1846, die eine Fortſetzung des Reinecke enthält, im Fuchs ausſchließlich den Jeſuitismus darſtellen zu müſſen.

Nicht anders faßte Kaulbach den Fuchs auf in ſeiner berühmten Illuſtrationen des Göthe'ſchen Reinecke.

Auf einen Umſtand hat man noch nicht aufmerkſam gemacht, der zur Verſtändniß des Reinecke doch nicht unwichtig iſt. Der Grundton der deutſchen Heldenſage iſt die dem deutſchen Charakter ganz eigenthümliche Treue. Wie der gute Held ſeine Treue bewährt bis zum Tode, der Freund dem Freunde, der Dienſtmann dem Dienſtherrn, der Herr auch dem Knecht, das Weib dem Manne ꝛc. oder wie furchtbar Untreue ſich rächt, das iſt der weſentliche Inhalt aller altdeutſchen Heldenlieder und Sagen. Die poetiſche Rückſicht, welche das deutſche Volk auf dieſes erſte Bedürfniß ſeines ſittlichen Gefühles nahm, läßt ſich nun auch in Reinecke deutlich wiedererkennen, nur daß hier das Ideal der Treue in ſein Gegentheil verkehrt wurde.

Zum Reinecke Fuchs mag auch noch folgende geiſtvolle Fabel aus Agricolas Sprüchwörtern S. 42 gehören „der Welt Lohn".

Ein Bauer half einer Schlange aus einem Loche heraus, zum Lohn wollte ſie ihn erwürgen. Er warf ihr ihren Undank vor und appellirte an den Urtheilſpruch des nächſten Thieres. Die Schlange ließ es ſich gefallen. Sie fanden einen elenden, ſchon halb todten Hund, der ſeinem Herrn lange treu gedient, im Alter aber fortgejagt worden war, der gab der Schlange Recht, das ſey der Welt Lohn. Ein altes eben ſo erbärmlich verhungerndes Pferd desgleichen. Dito der Fuchs, dieſer aber bot dem Bauer an, ihn von der Schlange zu befreien, wenn er ihm dafür ſeine Hühner verſpräche. Darauf verlangte der Fuchs, um recht urtheilen zu können, daß die Schlange ihn an den Ort des Streites führe und dann, daß ſie, um den Thatbeſtand herzuſtellen, in das Loch zurückſchlüpfe. Als dies geſchehen, ließen ſie ſie nicht mehr heraus und gingen zu des Bauern Hof. Das Bauernweib meinte aber, die Hühner gehörten ihr und hetzte die Hunde auf den Fuchs, die ihn zerriſſen, alſo daß auch er der Welt Lohn bekam.

Der Hofſchnupfen in v. Laßbergs Liederſaal I. Nr. 53.

Der Wolf findet, in des Löwen Gemach rieche es übel und wird für dieſe unehrerbietige Bemerkung beſtraft. Der Bär lobt nun den Wohlgeruch und wird für dieſe Lüge ebenfalls beſtraft. Der Fuchs ſoll auch ſeine Meinung ſagen, bedauert aber, er habe den Schnupfen. Auch in Wendunmuth IV. Nr. 87.

Die Eſelsbeichte, daſelbſt I. Nr. 36.

Ein Wolf, Fuchs und Eſel wallfahrteten zuſammen. Die beiden erſten beichteten greuliche Sünden und blieben ſtraflos, als der Eſel aber beichtete,

er habe einmal ein klein Bischen Heu gestohlen, fielen die beiden andern über ihn her, bissen ihn zur Strafe todt und fraßen ihn.

Die Wolfsklage, von Christian Auer aus dem 15. Jahrhundert. Abgedruckt im Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1837. S. 28.

Der Wolf beklagt sich bitterlich über die Noth und Verfolgung, die er auszustehen habe.

Des Hundes Noth, altdeutsches Gedicht im Coloczaer Codex Nr. 42.

Ein Hund ist am Verhungern, da lockt eine Lerche ein Speise tragendes Kind, daß es ihr folgend, die Speise niedersetzt, an der sich nun der Hund sättigt. Nun verlangt der Hund, die dienstbare Lerche solle ihm auch etwas Lustiges vormachen. Da führt sie ihn auf das Dach einer Scheune, in der zwei Kahlköpfe dreschen und setzt sich bald auf diesen, bald auf jenen Kopf, daß die Drescher, um sie zu treffen, nach einander schlagen. Vor Lachen fällt der Hund in die Scheune hinab zwischen die Kahlen, die nun ihn zerdreschen. Er fleht die Lerche, einen Arzt zu holen. Da holt sie den Wolf und der Hund, plötzlich geheilt, rennt davon.

Eine der merkwürdigsten und gewiß ältesten deutschen Thiersagen ist die von der Gans, die den Wolf betrügt.

Der Wolf packt eine Gans, sie bittet ihn, erst ein wenig zu tanzen, und macht ihm aus einer ihrer Federn ein Pfeifchen; da tanzt er, sie aber fliegt davon. Nach einem Volkslied aus Schmitz, Sitten des Eifler Volks. 1856. S. 151. Nach andern Auffassungen im Volksmunde flicht die Gans dem Wolf aus einer ihrer Federn ein Ringlein.

Man muß hier an die gute Frau Holle denken, die Mutter Gans, die, indem sie den allfressenden Wolf der Zeit betrügt, in ihrem Schnee jedes Jahr eine neue Sonne ausbrütet. Es ist ein kurzgefaßter, tiefsinniger und uralter Naturmythus.

15.

Andere Reste alter Naturpoesie.

Man hat längst das deutsche Thiermärchen von der antiken Fabel unterschieden, sofern dem erstern ursprünglich eine ganz unbefangene, aber poetische Auffassung der Natur zu Grunde liegt, während die letztere überall nur darauf ausgeht, im thierischen Bilde das Menschliche zu sehen.

Wenn nun auch nahe lag, in den reichen Märchenkreis des Reinecke Fuchs Beziehungen auf Staat und Kirche hineinzulegen, so bleibt doch auch in ihm die Grunderscheinung immer zunächst die treue Auffassung der thierischen Charaktere selbst. Dieser Auffassungsweise sind wir auch überall in den Elbenmärchen begegnet. Von jeder eigenthümlichen Erscheinung in der Natur wurden die alten Deutschen auf eine poetische Weise angesprochen und sie gaben den empfangnen Eindruck wieder in irgend einem sinnigen Aberglauben, der sich zuweilen zu einem förmlichen Märchen gestaltete. Aus dem fast unübersehbaren Schatz der Naturpoesie, die sich im Glauben des Volks erhalten hat, will ich hier nur einige der bezeichnendsten Fälle anführen.

Die Nachtigall steht in einem Gegensatz zum Kukuk nicht blos als Sängerin, sondern auch weil man ihr die zärtliche Treue, dem Kukuk aber steten Wechsel und Untreue zuschrieb (da er sein Ei in fremde Nester legt). Von diesem Gegensatze handeln viele Volkslieder. In einem Volksliede bei Uhland Nr. 10 kommt auch eine Hochzeit der Nachtigall vor, der alle Vögel anwohnen. — Vom Rothkehlchen glaubt das Volk, es decke alle Todten im Walde mit grünen Blättern zu.

Der Storch galt als ein heiliger Vogel. Man glaubte, er sey in der Fremde, wohin er fliegt und woher er kommt, ein Mensch, wie wir; die Störche halten Gericht über sich, strafen den Ehebruch ꝛc. Sie bringen die Kinder aus dem Wasser. Einen zu tödten, galt als Sünde.

Einer der heiligsten Frühlingsboten war sodann die Schwalbe. Sie gilt auch jetzt noch als unverletzlich und man sieht es für glückbringend an, wenn sie an den Häusern nistet.

Nach der Rockenphilos. V. 31 soll vier Wochen langer Regen folgen, nach dem Buch vom Aberglauben, Hannover 1794. III. 234 sollen die Kühe rothe Milch geben, wenn man eine tödtet. Nach der Rockenphilosophie III. 32 soll, wer die erste Schwalbe sieht, unter seinem rechten Fuß graben, da wird er eine Kohle finden, die ihn das ganze Jahr gegen Kopfweh schützt. Von einer Begrüßung der ersten Schwalbe, die in andern Ländern vorkommt (Grimm d. M. 723), ist mir in Deutschland nichts bekannt, wohl aber kommt in den Niederlanden eine feierliche Verabschiedung der Schwalben im Herbst vor, was wohl auch eine Begrüßung in ältern Zeiten voraussetzen läßt. An Mariä Geburt nämlich trinkt man auf ihre glückliche Abreise und Kinder lassen Papierdrachen fliegen, um sie gleichsam zu begleiten. Conto rendu, Bruxelles 1843.

VII. 1. 38. Die Uferſchwalbe ſoll die Seele eines reichen Kaufmanns ſeyn, dem ſeine Schiffe auf dem Meere zu Grunde gingen, die daher beſtändig am Ufer umherfliegt, unruhig erwartend, ob ſie nicht noch ankommen. Kirchhoff. Wendunmuth IV. Nr. 160. Sind vielleicht die Schätze des Sommers gemeint, die aus dem Elbenlande der zuerſt vorausgeflogenen Schwalbe nachkommen ſollen? In einem alten Schwalbenliedchen in Grimms altd. Wäldern II. 88 ſagt die Schwalbe: Wenn ich gehe, ſind alle Scheuern voll, wenn ich komme, ſind alle leer. Aus demſelben Grunde fliegt die Schwalbe, wenn ſie im Frühjahr wiederkommt, gleich ins Haus, in die Ställe, in die Scheunen. Wöſte in Wolfs Zeitſchr. II. 95 berichtet, das Volk öffne ihr abſichtlich die Scheunen und ſehe es gerne, wenn ſie ſich einniſte, während es dem Hauſe Unglück bedeute, wenn ſie es vermeide. Eine Beziehung der Schwalbe auf die Liebesgöttin erkennt Wöſte in dem Aberglauben, nach welchem man, wenn man die erſte Schwalbe ſieht, unter dem Fuß ſuchen ſolle, ob man nicht ein Haar finde. Von derſelben Farbe wie dieſes wird dann auch das Haar der Perſon ſeyn, die man heirathen wird.

Auch die Bachſtelze gehört hierher. Wer im Frühjahr zuerſt zwei dieſer muntern Vögel am Waſſer beiſammen ſieht, macht noch in demſelben Jahr Hochzeit. Grimm d. M. Abergl. Nr. 1087. Merkwürdigerweiſe glaubt man in Japan, das erſte Liebespaar in der Welt ſeyen ein Paar Bachſtelzen geweſen. Kämpfer I. 113.

Der Wiedehopf ſoll einmal ein Hirt geweſen ſeyn, der ſeine Kühe auf dürren Bergen weidete, daß ſie ganz von Kräften kamen und nicht mehr aufſtehen konnten, weßhalb er noch immer up up ruft. Die Rohrdommel war auch ein Hirt, weidete bunte Kühe auf fetten Wieſen, wo ſie ſich aus Uebermuth verliefen und konnte ſie nicht mehr zuſammenbringen, weshalb ſie noch immer: bunt herüm! ruft. Grimm Märchen Nr. 173.

Die Meiſe ſtand in ſehr großem Anſehen. Grimm d. M. 647 erwähnt, wie die alten Weisthümer auf den Fang der Meiſe die höchſte Buße ſetzten, und wie ſie an Liſt ſogar dem Reinecke Fuchs als überlegen angeſehen wurde. In Heinrich des Gleißners Fabel nämlich will der Fuchs ihr einen Kuß geben, ſie bittet ihn, zuvor die Augen zu ſchließen und hofirt ihm dann ins Maul. Vgl. Strobel, Elſaß I. 530. Daher kommt wohl auch der Gegenſatz des klugen Vögelchens mit dem dummen Eſel. Nach Mizaldi, Geheimniſſe S. 495 iſt zwiſchen beiden Todfeindſchaft, weil der Eſel, wie er ſich an Dornen reibt, das kleine Neſt der Meiſe herabwirft.

Eine merkwürdige Sage vom Zaunkönig ſtammt ohne Zweifel aus dem weiten Kreiſe der deutſchen Thierſage, die um den Reinecke Fuchs ſich verbreitet. Sie ſteht bei Grimm, Märchen Nr. 102.

Der Bär hört ein Vögelchen ſingen und freut ſich. Der Wolf ſagt ihm, es ſey der König der Vögel. Da wünſcht der Bär, auch einmal deſſen Pallaſt zu ſehen. Der Wolf zeigt ihm das winzig kleine Neſt mit fünf bis ſechs Jungen. Da wird der Bär ungehalten, das ſey ein elender Pallaſt und das könnten keine Königskinder ſeyn, ſondern nur Baſtarde. Die jungen Zaunkönige nehmen das gewaltig übel und der alte verlangt Satisfaction. Es kommt zu einem großen Kriege zwiſchen den Vierfüßigen und Geflügelten. Der Fuchs, als der ſchlauſte, muß die erſteren anführen und macht aus, ſo lange er den Schwanz als Fahne hoch trage, ſtehe alles gut, nur wenn er ihn ſenke, ſey die Schlacht verloren. Da ſchickt der Zaunkönig eine Horniſſe, die muß den Fuchs unter den Schwanz ſtechen, daß er ihn ſinken läßt. Nun fliehen alle Vierfüßigen und der Bär muß vor das Neſt des Zaunkönigs gekrochen kommen und demüthig abbitten. Die Sage ſcheint alt und ſtammt wahrſcheinlich noch aus der Zeit, in welcher der Bär noch als König der Vierfüßer galt und der Löwe noch nicht im Norden bekannt war. Doch iſt der deutſche Urſprung der Sage inſofern zweifelhaft, als in den perſiſchen Erzählungen des Tuhti Nameh, 8, dieſelbe Fabel von einem Sperling im Gegenſatz gegen einen Elephanten erzählt wird. — Die Hauptſage vom Zaunkönig findet ſich bei Grimm, Märchen Nr. 171. Vgl. Mone, Anzeiger 1835. S. 313. Kuhn, märkiſche Volksſ. S. 294. Firmenich I. 186. Bei Grimm heißt es, die Vögel wollten einen König wählen und flogen alle auf, wer am höchſten flöge, ſollte König ſeyn. Da verſteckte ſich der Zaunkönig unter die Federn des Adlers und erhob ſich erſt, als dieſer nicht mehr weiter konnte. Nun war er König, aber die Vögel waren ſo ungehalten über ihn, daß ſie ihn tödten wollten. Er verſteckte ſich in ein Mäuſeloch, die Eule ſollte aufpaſſen, bis er herauskäme, ſchlief aber ein und ſo kam er davon. Seitdem iſt er zwar König geblieben, muß ſich aber ängſtlich verſchlupfen, und die Eule iſt ſeitdem allen Vögeln verhaßt. Bei Mone heißt es noch insbeſondre, der kleine Vogel habe ſich zuerſt unter die Federn eines Storches, und erſt als dieſer nicht mehr weiter konnte, unter die des Adlers verſteckt. Auch Pantoppidan, natürl. Hiſtorie von Norwegen, Kopenhagen 1754 II. 139 berichtet, der Zaunkönig heiße beim Volk ſpottweiſe Fugle-Konge (Vogelkönig), weil er auf dem Rücken des Adlers ſitzend noch über dieſen hinausfliege. — Bei den Alten hieß der Zaunkönig zwar auch ſchon Königlein (*Βασιλίσκος*) und wird Feind des Adlers genannt (Plinius, Naturgeſchichte X. 74), aber ohne daß ein dem unſern ähnlicher Mythus von ihm erhalten wäre.

Die Scholle, ein krummmauliger Fiſch, von dem in Grimms Mär-

chen Nr. 172 folgende Sage steht. Die Fische schwammen um die Wette, der erste sollte ihr König werden. Da hieß es: der Hering ist vor? „wer ist vor“? frug die Scholle und als man es ihr sagte, fuhr sie fort: „der nackte Hering“? und seitdem steht ihr das neidische Maul schief.

Eine merkwürdige Bienensage ist die von Friedigen im schwäbischen Donauthal.

> Gott ließ den Bienen die Wahl, entweder die rothe Blüthe des Klee zu meiden, oder Sonntags nicht auszufliegen. Da sie besorgen, es könne einmal die ganze Woche regnen und nur Sonntags schön seyn, vermeiden sie lieber den Klee, auf den sie sich trotz der Süßigkeit in seinen Blüthenkelchen niemals setzen. Diese Blüthen heißen Frauenbrand. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 252. Daselbst wird aus Rotenburg am Neckar gemeldet, die Bienen heißen Herrgotts- oder Marienvögel und seyen so friedliebend, daß sie unruhig würden oder gar fortgingen, wenn die Hausleute in Unfrieden lebten. Das bezeichnet sie als Kinder des ersten Unschuldsparadieses, sowie auch die Erlaubniß, am Sonntage zu arbeiten, damit zusammenhängt. Bei E. Meier Nr. 109 finden wir noch die schöne Sage vom Fels Altvater auf dem Berge Kalbling bei Calw. Wenn man das Ohr an diesen Felsen legt, hört man darin eine Imme summen. Dieses Bienensymbol in Verbindung mit dem Namen Altvater weist auf uraltes Heidenthum zurück. Man vgl. noch Höfer in Pfeiffers Germania I. 107.

Marienkäfer, Marienkälbchen, Marienvögelein, Marien Schlüsselmagd heißt der halbrunde, meist rothe und mit schwarzen Punkten gezierte kleine Käfer (coccinella septempunctata), der im ersten Frühjahr häufig in die Häuser kommt und sich auf die Menschen setzt. Man nennt ihn auch Herrgottskäfer. Er bedeutet als Frühlingsbote immer Gutes, insbesondere aber den Mädchen. Fliegt er einer auf die Hand, so heißt es, er mißt ihr die Brauthandschuhe an. Wohin er fliegt, von da wird der Bräutigam kommen. Afzelius, schwed. Volkssagen III. 242. Vgl. Findler, schottische Volksdichter II. 231. Kinder, denen er auf der Hand sitzt, fragen: wie lange soll ich noch leben? ein Jahr, zwei Jahr ꝛc. bis er auffliegt. In der Schweiz bieten ihm die Kinder zu essen an. Grimm d. M. 658. Das Landvolk in der Baar (an der obern Donau), wo ich die Oberflachter Gräber aufdeckte, hält den Käfer für heilig und glaubt, wer ihn tödte, dessen Kühe geben rothe Milch. Nach Afzelius glaubt man in Schweden, wenn der Käfer mehr als sieben Punkte habe, bedeute es Theurung.

Unter den Pflanzen wurde das erste Veilchen ehemals als ein

genialen Autodidakten, und wurden durch Ueberlieferung und Nachahmung weiter verpflanzt. In neuerer Zeit haben rasch hinter einander sich drängende Erfindungen dem ganzen Gewerbsleben eine andere Gestalt gegeben, selbst seine Verfassung geändert und unberechenbaren Einfluß geäußert. Dazu, sowie zu der vielfältigen Verbesserung gewonnener Vortheile und ihrer gewandten Benutzung befähigten namentlich die Engländer, abgesehen von dem ihnen inwohnenden praktischen Sinne, die dort auch unter den niederen Ständen, besonders in Schottland und Irland, seit längerer Zeit eingebürgerten mathematischen Kenntnisse. (Nicht daß man sagen könnte, daß z. B. die Mehrzahl der irischen Proletarier Mathematik verstände; aber Kenntniß davon findet sich dort ziemlich häufig auch unter den niedersten Ständen und gehört zu den Requisiten und Steckenpferden dortiger Schullehrer.) Von da aus bildeten sich Dilettanten der Mechanik, die ihre Kenntnisse auf Erleichterung ihrer Arbeit anwendeten, oder, oft unter großen, lebenslangen Entbehrungen und Mühen, einer Erfindung nachhingen, die, vielleicht erst nach dem Tode des kaum genannten, in Dürftigkeit gestorbenen Urhebers, zur Quelle unermeßlicher Bereicherung seines Vaterlandes wurde. Wenn England die Mechanik, so machte Frankreich die Chemie für die Gewerbe fruchtbar (England that es auch). Die Franzosen haben wenigstens in den exakten Wissenschaften bis zu einem gewissen Grade, über welchen hinaus für einen echten Franzosen alle Fähigkeit aufhört, etwas geleistet, und da viele Spekulanten darauf ausgingen, ihre in den Wissenschaften gemachten Entdeckungen sobald als möglich für sich fruchtbar zu machen, so war es nicht zu verwundern, wenn Einzelne zum Ziele kamen. Sie würden jene Entdeckungen nicht gemacht haben, hätten nicht in England, Frankreich, Italien, und vor allen in Deutschland die gelehrten Forscher im regen Eifer für Wissenschaft deren Schranken erweitert, ihr Wesen beleuchtet, der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht. Diejenigen Wissenschaften, welche zunächst auf das Technische von Einfluß seyn können, haben nur auf diesem Wege eine wahrhafte Erweiterung zu erwarten. Ein glücklicher Zufall, oder die Gewandtheit eines spekulativen Kopfs kann die Anwendbarkeit der von ihnen gefundenen Gesetze für den praktischen Gebrauch entdecken. Es wird das öfter und regelmäßiger der Fall seyn, wenn die in jenen Wissenschaften gelehrten Kenntnisse

Bote des Frühlings feierlich begrüßt. Man ſteckte es auf eine Stange, tanzte darum und ſang dazu. Nach Nitharts Liedern und Hans Sachſens Faſtnachtſpiel „der Nithart mit dem Veiel“ Werke IV. 3. 49. Vgl. Grimm d. M. 722. Auch der erſte Maikäfer wurde feierlich eingeholt daſ. 657.

In Limburg herrſcht noch jetzt die ſchöne Sitte, daß an Maria Himmelfahrt Jeder einen großen Blumenſtrauß, in welchem eine Königskerze die Mitte einnimmt, in die Kirche mitbringt. Indem der Prieſter die geſammte Pflanzenwelt ſymboliſch in dieſer Blume einſegnet und dieſelbe mit Weihwaſſer beſprengt, werden alle Blumenſträuße mit einemmal von hunderten von Armen emporgehoben und ihm entgegengehalten, was einen ſehr ſchönen und rührenden Anblick gewähren ſoll. Wolf, Zeitſchrift I. 177. Vgl. Panzer II. 12.

Die hohe ſchöne Königskerze heißt auch Himmelkerze, Himmelbrand, Hildebrand. Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 196. Dieſer Name bezieht ſich wohl auf die wolkenloſen heißen Tage im Auguſt, in denen der Himmel ſelbſt zu brennen ſcheint und an welchen die ſchöne Pflanze ihre mit goldnen Blüthen geſchmückte Kerze am höchſten erhebt. Bei Schmeller a. a. O. findet ſich ein Liedchen, welches die Kinder in Bayern ſingen, wenn ſie die Blume zu Mariä Himmelfahrt in die Kirche bringen:

Liebe Frau, machs Scheurle auf,
Laß den Regen ein und den Sonnenſchein heraus.

Das iſt alſo eine Bitte um Sonnenſchein und um Aufhören des Regens, eine Bitte, die durch das Opfer der Blume unterſtützt werden ſoll. Eine andre Pflanze, durch die man im Gegentheil bei dürrem Wetter Regen zu verlangen hoffte, war das giftige Bilſenkraut. Seine feuchte Natur und ſchmutziges Weſen entſpricht eben ſo dem Regenwetter, wie die trockne Königskerze der wolkenloſen Himmelshitze. Burchard von Worms 19. 5. p. 2016 beſchreibt die Methode, die man zu ſeiner Zeit anwandte, alſo. Einem nackten Mädchen wurde Bilſenkraut, das man mit dem kleinen Finger der rechten Hand gepflückt, an die kleine Zehe des rechten Fußes gebunden. So führte man ſie zum Waſſer und beſprengte ſie, worauf Regen folgte. Vgl. Schmeller O. W. I. 320. Grimm, Anhang XL. und S. 560 f.

In einem abgelegenen Winkel der Oberpfalz fand Herr Oberbaurath Panzer von München folgende Sage vom Wegwart.

Eine ſchöne Königstochter wurde von ihrem untreuen Geliebten verlaſſen und weinte um ihn, und mit ihr weinten alle ihre Dienerinnen. Als ſie ſchon

ganz von Kräften war, wünſchte ſie zu ſterben und doch auch nicht zu ſterben, um ihren Geliebten noch auf allen Wegen ſehen zu können, und ihre Dienerinnen wünſchten daſſelbe, um auf allen Wegen von ihm geſehen zu werden (um ihn auf die Nähe der Königstochter aufmerkſam zu machen). Da wurde die Königstochter von Gott in eine weiße, ihre Mädchen aber wurden in blaue Wegwartblumen verwandelt. Jene blüht ſelten, dieſe aber an allen Wegen. Vgl. deſſen Beiträge II. 204.

Die Alpenroſe heißt in Tirol das Donnerröschen, weil der, welcher ſie während eines Gewitters trägt, vom Blitz erſchlagen wird. Ein Mädchen gab einſt ihrem verſchmähten Liebhaber zum Spott ein Donnerröschen und alsbald erſchlug ihn der Blitz. Sie aber wurde fortan von Jedermann gemieden. Perengarius Jwo, Dichtungen 1843. S. 87.

Die Waſſerlilie war bei den alten Deutſchen das Sinnbild des Friedens und der Gerechtigkeit. Sie hat ſich im Wappen der Könige von Frankreich und Frieslands erhalten. Vormals mußte der Fürſt und Richter einen Stab tragen, auf deſſen Spitze eine Waſſerlilie abgebildet war, oder die Lilie mußte über ſeinem Sitze angebracht ſeyn. Kapp, Bilder und Schriften I. 95. II. 20. Damit hängt die alte Symbolik des Schöppengerichts zuſammen. Man ſchöpfte das Recht gleichſam aus dem reinen, ruhigen, ſpiegelklaren Elemente. Man hielt Gericht an h. Quellen oder auf Brücken. Die Waſſerlilie aber blüht, als Sinnbild dieſes Rechts, über dem klaren Waſſerſpiegel. Ihre Symbolik entſpricht der indiſchen und ägyptiſchen der Lotosblume.

Ich breche ab, in der Hoffnung, dieſe wenigen Züge alter deutſcher Naturpoeſie werden genügen, die ganze reiche Gattung zu charakteriſiren.

Drittes Buch.

Die kirchliche Dichtung im Mittelalter.

Das Eintreten des chriſtlichen Geiſtes in die deutſche Poeſie und die glorreiche Herrſchaft desſelben während des ganzen Mittelalters iſt von den Modernen, ſofern ſie in der Schule der heidniſchen Claſſiker gebildet und von antikirchlichen Zeittendenzen beherrſcht waren, am ungenügendſten gewürdigt, am meiſten verkannt, ja mit Verachtung behandelt worden. Ich bin gewiß nicht blind gegen die mancherlei Mängel, die uns in den Werken des mittelalterlichen Klerus begegnen, aber ſie werden überwogen durch eine unendliche Fülle von echter Poeſie, gegen welche andre Literarhiſtoriker häufig nur zu blind geweſen ſind. Auch in den mittelmäßigen, weitläuftigen, durch Wiederholungen ermüdenden Dichtungen, die man als geiſtliche Reimereien meiſt gar nicht lieſt oder oberflächlich beſieht und wegwirft, waltet durchgängig eine gewiſſe kindliche Heiligkeit, deren Naivetät uns entzückt, deren tiefe Innigkeit und Glaubenskraft uns Ehrfurcht einflößt. Die Ruhe dieſer in Gottesminne befriedigten Seelen hat etwas Paradieſiſches; die Monotonie ihrer Worte iſt gleich der altkirchlichen Muſik von einer wunderbaren Süßigkeit des Tones.

Die Deutſchen überkamen das Chriſtenthum ſchon fertig von den Römern. Ueberwältigt vor der chriſtlichen Wahrheit, widmeten ſie ſich derſelben mit aller Treue und Uneigennützigkeit ihres geſunden und kräftigen Naturelles. Nichts gereicht ihnen ſo ſehr zum Ruhm, als ihre von jeder Originalitätsſucht und nationalen Eitelkeit entfernte, ganze und volle Hingebung an das über die Alpen herüberglänzende Licht, vor dem das

Dunkel ihres Heidenthumes verſchwand. Aus dieſem Geſichtspunkt nun muß man ſich erklären, warum überhaupt in den erſten Jahrhunderten nach der Bekehrung ſo wenige deutſche Sprachdenkmale, die ſich auf die Kirche bezogen, vorhanden, und warum die wenigen faſt durchaus nur ſchlichte und ſtrenge Uebertragung aus dem Evangelium und aus der lateiniſchen Kirchenliteratur geweſen ſind. Man ſtrebte trotzdem, daß man die herrſchende Nation war und das mächtigſte weltliche Reich bildete, doch nicht nach einer nationalen Confeſſion, nach einem kirchlichen Sonderbund innerhalb der allgemeinen Kirche. Man legte den höchſten Werth gerade auf die kirchliche Allgemeinheit. Erſt ſehr langſam und immer unter der Bedingung und Vorausſetzung, daß man im gemeinſamen Boden die feſteſten Wurzeln geſchlagen habe, durften ſich die eigenthümlichen Blüthen nationaler Gefühls- und Ausdrucksweiſe wie in der Baukunſt und Muſik, ſo in der Poeſie hervorwagen und bildete ſich die ſ. g. deutſche Schule (Gothik) in der äſthetiſchen Anwendung der chriſtlichen Ideen aus. Ich brauche nicht erſt zu beweiſen, daß dieſe Gothik durch und durch katholiſch war, d. h. auf dem Glaubensgrunde der allgemeinen, abendländiſchen oder römiſchen Kirche ſtand.

Ulphilas (Vulfila, Wölflein), weſtgothiſcher Biſchof in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. († 388) überſetzte die h. Schrift in ſeine Mutterſprache, wovon noch in der berühmten auf purpurfarbenes Pergament mit Silber- und Goldſchrift aufgetragenen Handſchrift (codex argenteus) in Upſala das größte (aus dem neuen Teſtament) und ſonſt noch einige andre Bruchſtücke erhalten ſind, ein Werk von unermeßlichem Werth für die deutſche Sprachforſchung. Das erſte bedeutende Werk aber, worin neben dem h. Bibeltext auch die deutſche Auffaſſungsweiſe ſich eigenthümlich gemüthlich und poetiſch geltend machte, war der Heliand (Heiland), eine noch in den alterthümlich heidniſchen Alliterationen verfaßte Evangelienharmonie, in altſächſiſcher Mundart im 9. Jahrhundert unter Ludwig dem Frommen niedergeſchrieben. Darin wird auf überraſchend ſchöne Weiſe, wie ſchon Vilmar bemerkt hat, die alte deutſche Treue durch das Chriſtenthum verklärt und erſcheint Chriſtus in dem heimathlichen Charakter eines reichen, mächtigen, milden deutſchen Volkskönigs, umgeben von ſeinen, ihm bis in den Tod treuen Mannen. Der Inhalt iſt ganz der evangeliſche, nur in kleinen Ausführungen und in der Wärme und Innigkeit

des Tones macht sich der Bearbeiter als Deutscher geltend. — Noch alterthümlicher gefärbt erscheinen die unter dem Namen „Muspilli“ erhaltnen Bruchstücke eines alliterirenden oberdeutschen Gedichts aus dem 9. Jahrhundert in einer Emmeramer Handschrift zu München, edirt von Schmeller 1832. Eine Schilderung des Weltendes nach der Apokalypse mit heidnischen Erinnerungen. Muspilli selbst ist das Muspelhein der Edda, das Feuerland, der Antichrist Surtur, Elias Thor. Elias, obgleich siegend, wird schwer verwundet.

Das Wessobrunner-Gebet, ein kleines Gedicht aus dem 9. Jahrhundert, im Kloster Wessobrunn aufgefunden, gleichfalls noch alliterirend, hat nur für die Sprachkunde Werth. Gott heißt darin „der Männer mildester“. Oft gedruckt, am besten in W. Wackernagels Lesebuch 1, 67.

Bald nach dem Heliand, unter Ludwig dem Deutschen, schrieb Otfried, Mönch zu Weißenburg, eine andere Evangelienharmonie und zwar zum erstenmal nicht mehr in Alliterationen, sondern in Reimen. Dieses sein Werk ist das älteste Denkmal des deutschen Reimes überhaupt. Der Reim aber charakterisirt das Frankenthum gegenüber jenem noch alliterirenden Sachsenthum. Wenn gleich Otfried wahrscheinlich ein Alemanne war, so vertritt er doch schon ganz den neuen Geist des fränkischen Volkes und Reiches, wie er siegreich über alle deutschen Stämme sich ausbreiten sollte. Grimm, deutsche Sprache I. 511 lobt den Otfried als „von eignem, obschon mäßigem Geist getragen“. Da er sich an den h. Text hält, hat sein Werk nur relative Bedeutung, als der Wendepunkt des Sprachgebrauchs und des damit zusammenhängenden Sieges rein christlicher Auffassungen über die heidnische. Graff hat Otfrieds Gedicht den „Krist“ betitelt, durchaus willkührlich. Eine neue, bessere Ausg. lieferte J. Kelle. Regensb. 1856.

Im 11. Jahrhundert schrieb Williram, Abt zu Ebersberg, eine Paraphrase des Hohen Liedes mit den bekannten mystischen Auslegungen, welche die Minne auf Christus und die Kirche beziehen. Schon 1598 in Leyden gedruckt. Später noch öfter, zuletzt von Hoffmann von Fallersleben. Bresl. 1827.

Ueberhaupt wurde das alte Testament immer auf das neue bezogen und hat viel weniger Bearbeitungen in unserm Mittelalter gefunden, wie das neue. Die griechische Kirche stellt die jüdischen Patriarchen und Propheten mit den christlichen Heiligen auf gleiche Linie. Seit der Reformation wurde insbesondere von den fanatischen Hussiten, Puritanern und

Wiedertäufern dem alten Teſtament die größte Wichtigkeit beigelegt. Im katholiſchen Mittelalter wurde es nur wie die Wurzel Jeſſe, aus der die Roſe noch nicht aufgeblüht, oder wie ein Kranz von ſinnbildlichen Randverzierungen angeſehen, die auf das noch fehlende Hauptbild vorbereiten. Das größte Gewicht legte man auf die Schöpfung und den Sündenfall nur als Motivirung des chriſtlichen Erlöſungswerkes und des Weltgerichtes. Aus dem merkwürdigen Gedicht „die Schöpfung“ in der berühmten von Diemer herausgegebenen Vorauer Handſchrift erkennt man am beſten, wie der katholiſche Geiſt des deutſchen Mittelalters das alte Teſtament durchaus nur im Lichte des neuen betrachtete. Jenes myſtiſche Gedicht handelt vom Engelſturz und von der Schöpfung Adams nur, als von der nothwendigen Ergänzung der durch Lucifers Fall entſtandnen Lücke und gibt dem Adam die erhabenſte Miſſion, deren er ſich unwürdig bezeugte, wodurch nun die Erbarmung und Selbſtopferung Gottes in der Menſchwerdung motivirt wird.

Uebrigens wurde der geſchichtliche Inhalt des alten Teſtaments in vielen Reimchroniken ausgezogen und der Profangeſchichte vorangeſtellt. Auch überſetzte man in Reimen die Bücher Moſis, die Pſalmen, Hiob, die Weiſſagungen Daniels. Einzelne Gedichte handelten von Adam und Eva, Judith, Salomon, der babyloniſchen Gefangenſchaft. Legendenartige Ausſchmückungen finden ſich ſelten, dann aber von eigenthümlicher Art.

In einem altd. Gedicht bei von der Hagen, Geſammtabenth. Nr. 1 wird die Buße unſrer erſten Eltern rührend erzählt. Aus dem Paradieſe verbannt ermahnt Adam die Eva, beide ſollen abgeſondert jedes 40 Tage lang im kalten Jordan ſtehen und Buße thun. Eva hält 34 Tage lang aus, da kommt der Teufel in Engelsgeſtalt, gibt vor, er wolle ſie ins Paradies zurückführen und lockt ſie ſo, ihre Buße vorzeitig zu unterbrechen und aus dem Fluße zu ſteigen. Adam hält dagegen ſeine Zeit ſtandhaft aus und verzeiht der Eva um ſo liebreicher, als ſie von den Schmerzen der erſten Geburt ergriffen wird.

1.

Die Dichtungen von Chriſto.

Das neue Teſtament, hauptſächlich die Evangelien, bildeten die Grundlage der kirchlichen Dichtung im Mittelalter. Aber auch die apokryphiſchen Evangelien, ungültig für den Glauben, bleiben es nicht für die Liebe,

weil ſie aus der zarteſten Liebe poetiſcher Seelen hervorgegangen ſind. Die deutſche Dichtung nahm ſie auf, zunächſt nur in einfachen Ueberſetzungen. Von dieſer Selbſtbeſchränkung ging ſie erſt allmählig zu freierer und eigenthümlicher Bewegung über, indem ſie 1) epiſch den Legendenſtoff erweiterte, ausſchmückte und einheimiſche Legenden hinzufügte, 2) lyriſch in den Leyſen dem tiefen Andachtsgefühl vaterländiſche Worte lieh, 3) dramatiſch in den geiſtlichen Schauſpielen. Aber alle dieſe Dichtungen, auch noch in ihrer ſchon beſtimmt nationalen Färbung und freieren Bewegung dienten nur, wie Baukunſt, bildende Künſte, Muſik und Predigt der Kirche, waren Beſtandtheile des Gottesdienſtes. Sie rankten ſich daher auch nur wie Blumen um das feſtgegliederte Geländer des Kirchenjahres. Jedes Lied, jedes geiſtliche Spiel und Myſterium hatte ſeinen Ort und ſeine Zeit im allgemeinen Cultus. Dem Weihnachtscyclus, dem Oſtercyclus, den Marientagen ꝛc. gehörten beſondere Lieder, epiſche Dichtungen, Allegorien und Spiele an. Ebenſo knüpften ſich die Heiligenlegenden an die Kalendertage.

Der Mittelpunkt der geiſtlichen Poeſie blieb natürlicherweiſe der Heiland, und wenn auch die deutſchen Dichter das Vortrefflichſte, was von ihm beurkundet iſt, ſchon vorfanden, ſo wurden ſie doch in der kindlichen Innigkeit, in der ſchlichten treuherzigen Ausdrucksweiſe ihrer demüthigen „Gottesminne“ von keinem andern Volk übertroffen. Man glaubt, wenn man dieſe altdeutſchen Gedichte von Chriſtus lieſt, den h. Chriſtoph zu ſehen, wie er, der Menſchenſöhne rieſenhafteſter, freiwillig das Joch des göttlichen Kindes auf ſich nimmt, und jegliches Gebet mahnt uns, als ſpreche es ein geharniſchter Ritter, der, nachdem er in der Schlacht geſiegt, die eiſernen Kniee fromm vor dem Herrn niederbeugt. Es iſt überall die ſüßeſte Milde ausgehend von der Kraft, denn unſer Volk war damals wie das kindlich frömmſte, ſo das allermächtigſte und herrſchende in Europa.

Die poetiſchen Bearbeitungen des Lebens Jeſu blieben im Allgemeinen nur treuherzige, innig andächtige Nachahmungen der Evangelien, nur ſpärlich untermiſcht mit erbaulichen Betrachtungen oder kleinen Zuſätzen aus den apokryphiſchen Evangelien. Eine Nonne in Oeſterreich, Frau Ava, ſchrieb im Beginn des 12. Jahrhunderts mit innigem tiefgemüthlichem Antheil an dem Gegenſtande ein Leben des Heilands und

einen Antichriſt (eine Schilderung des Weltendes). Hiebei, wie faſt bei allen folgenden Dichtungen iſt bemerkenswerth, daß die Dichter über dem Detail der h. Geſchichte, der Familienidylle von Nazareth ꝛc. nie die Grundidee, die tiefſte Motivirung aus dem Sinne verlieren, ſelbſt jene weiblich empfindende Ava nicht. Alles wird bezogen auf das große Werk der Erlöſung und vom erſten Sündenfall durch das Erlöſungswerk hindurch bis zur Ueberwindung des Antichriſt und dem Einzug ins neue Jeruſalem zieht ſich der goldne Faden des chriſtlichen Gedankens ſtet und feſt hindurch. Ganz ſo aufgefaßt iſt das Anegenge, (der Anfang) gedruckt in Hahns Gedichten des 12. 13. Jhd. 1840, vorherrſchend dogmatiſch, myſtiſch.

Weil Lucifer und mit ihm der oberſte Engelchor gefallen, beſchließt Gott die dadurch entſtandene Lücke durch die Schöpfung des Menſchen zu ergänzen. Daher der Neid des Teufels gegen dieſen letzteren, die Verführung, der Sündenfall. Gott ſelbſt muß Menſch werden, um die Menſchheit zu erlöſen. Da iſt es wieder der Teufel, deſſen Verſuchungen an Chriſto ſelbſt im Gedicht hervorgehoben werden. Aber der Auferſtandene bricht die Pforten der Hölle ein und erlöst die Patriarchen. Endlich kehrt er in den Himmel zurück mit dem blutbefleckten Kleide der Menſchheit, daß ihn die Engel nicht erkennen und von dem fremden Anblick erſchreckt werden, bis ihnen die Einſicht wird in das allerheiligſte Geheimniß. Der letztere Zug des Gedichts iſt ſehr tiefſinnig und eigenthümlich.

Ein ähnliches Leben Chriſti aus dem 12. Jahrhundert nach derſelben myſtiſchen Grundidee hat Pfeiffer (Haupt, Zeitſchr. V. 17 f.) bekannt gemacht. Dem Anegenge entſpricht vollkommen das ſehr umfangreiche geiſtliche Schauſpiel vom „Sündenfall“, aus einer niederdeutſchen Handſchrift in Wolfenbüttel, herausgegeben von Schönemann, 1855. Auch hier wird alles auf Chriſtum bezogen.

Das altdeutſche Paſſional, in ziemlich vielen Handſchriften vorhanden, umfaßt das Leben Chriſti und der Maria, dann der Apoſtel, endlich ſehr vieler anderer Heiligen. Hahn hat nur einen Theil davon herausgegeben; erſt Pfeiffer hat das ganze Werk richtiger gewürdigt und mehr davon mitgetheilt in ſeiner Ausgabe der dazu gehörigen Marienlegenden. Stuttg. 1846. Eine Litanei (Hoffmann, Fundgruben II. 216. Maßmann, Gedichte 43) beginnt ihre Anrufungen mit Chriſtus und geht zur h. Jungfrau, den Engeln, Apoſteln und Märtyrern über mit der tiefſten Innigkeit und Andacht.

Das Kirchenlied war und blieb nach der Bekehrung in Deutschland lange ausschließlich lateinisch. Vgl. darüber die trefflichen Untersuchungen Hoffmanns in s. Geschichte d. deutschen Kirchenlieds im Eingang. Das Volk sang nichts andres, als im Refrain hinter dem lateinischen Gesang des Klerus das Kyrie Eleyson (Herr, erbarme dich). Davon heißen auch noch alle späteren Kirchenlieder Leisen. Das älteste deutsche Kirchenlied, das man aufgefunden hat, ist eine Anrufung des h. Petrus in nur drei kurzen Strophen, aus dem 9. Jahrhundert ganz einfach und ohne poetischen Werth. Mehr Färbung hat schon ein Lied von der Samariterin am Brunnen aus derselben Zeit. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 86. Erst seit dem 11. Jahrhundert unterscheiden wir deutsche Kirchenlieder, die sich an den Gottesdienst der hohen Feste knüpften, vorzugsweise Weihnachts-, Oster-, Pfingst- und Marienlieder. Von diesen handle ich besonders. Wichtig wurden sodann, besonders seit den Kreuzzügen, die Kreuzlieder, Wallfahrtslieder, später in der Zeit der Pest und der Geißler die Bußlieder.

Die lateinischen Hymnen der alten Kirche blieben natürlicherweise die Grundlage für das deutsche Kirchenlied bis zur Reformation. Nach dieser Epoche wurden die Psalmen des alten Testaments Grundlage für das protestantische Kirchenlied. Jene altlateinischen Hymnen kann ich hier nicht näher charakterisiren und bemerke nur, daß sie der Kirche zum höchsten Ruhme gereichen und in ihrer heiligen Einfachheit und Erhabenheit bis auf unsre Tage unübertroffen geblieben sind. Leider sind die altdeutschen Uebersetzungen vieler derselben (in dem angeführten Werke von Hoffmann und in Ph. Wackernagels Kirchenlied abgedruckt) fast durchaus unbeholfen und hart. Unter den Uebersetzern wird erst zu Ende des 14. Jahrh. einer genannt, der Mönch Hermann (oder Johann) von Salzburg, dann im 15. Jahrh. Heinrich von Laufenberg. Nur wenige Lieder sind gut übersetzt, z. B. Dies est laetitiae:

Der Tag, der ist so freudenrich
Aller Kreature,
Denn Gottes Sohn vom Himmelich
Über die Nature
Von einer Jungfrau ist geboren ꝛc.

Jesu dulcis memoria:

Nie ward gesungen süßer Gesang
Nie ward süßerer Saiten Klang ꝛc.

Media vita in morte sumus:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen ꝛc.

(vor Luthers Uebersetzung, s. Hoffmann Nr. 179). Das stabat mater Nr. 199. Das miserere mei, Wackernagel, Kirchenlied Nr. 102.

Ueber die ältesten gedruckten Sammlungen von deutschen Kirchenliedern vgl. Hoffmann S. 480 f. und Ph. Wackernagel, Kirchenlied. Die ältesten Kirchenlieder enthalten ganz einfache Bitten, Freudenrufe oder Klagen, sodann malen sie in naiver Weise z. B. die Geburt und das Leiden Christi aus, weiterhin fallen sie in die allegorische Manier und häufen Sinnbild auf Sinnbild. Von da an wenden sie sich auf einmal zur Reflexion und werden lehrhaft, erbaulich, aber auch zugleich subjectiv. Der Uebergang geschieht durch die Mystik, hauptsächlich seit Tauler. Der Mensch geht in sein Inneres ein und sucht, indem er die Außenwelt flieht, den persönlichsten Alleinverkehr mit Christo. Die Seele sucht als Psyche ihren Amor in Christo. Es ist nicht mehr die allgemeine Kirche, die als Christi Braut objectiv hingestellt wird, sondern das Individuum setzt sich an die Stelle der Kirche.

Vom ältern Spervogel, der im 12. Jahrhundert lebte und auf dem Bilde in der Pariser Handschrift einen Speer, an welchem Vögel stecken, trägt, ist uns ein edles und kräftiges Lied auf den Heiland erhalten:

Er ist gewaltig und stark,
Der zu Weihnacht geboren ward ꝛc.
Am österlichen Tage
Erstund Christ aus dem Grabe
In die Hölle schien ein Licht,
Dahin kam er, seine Kinder zu trösten,
Wurz des Waldes,
Erz des Goldes,
Und alle Abgründe
Sind dir, Herr, kund
Und stehn in deiner Hand.

das Eigenthum von Praktikern werden. Aber die Wissenschaft selbst, und in ihr die Möglichkeit immer weiter schreitender technischer Vervollkommnung, wird nur durch Solche gefördert, die sich um ihrer selbst willen der Wissenschaft widmen.

Die bürgerlichen Gewerbe überließ man lange Zeit der Routine und dem Ungefähr. Aber wie die technischen Wissenschaften durch erlesene Geister auf eine so hohe Stufe gehoben wurden, trat in einigen Zweigen der Staatsverwaltung der Gedanke hervor, sie für technische Vervollkommnung einzelner Staatsgewerbe zu benutzen. Unabhängig davon, aber an sich natürlich war es, daß in den zur Bildung künftiger Offiziere bestimmten Militärakademien, neben mancherlei Disciplinen und Uebungen, bei denen man meist die Bildung des Kavaliers im Sinne hatte, die exakten Wissenschaften vornehmlich gepflegt wurden. — Mehr dem obigen Gesichtspunkte gehören die Berg- und Forstakademien an, welche hier und da, besonders seit der Zeit gegründet wurden, wo man einzusehen anfing, daß man mit den Berg- und Waldschätzen nicht so sorglos fortwirthschaften könne, wie man seither gethan hatte. Ebenso gründete man in mehreren Staaten, die für gut fanden, dem nautischen Geiste Englands nachzueifern, Marineschulen, und suchte durch Unterricht die Seemänner zu bilden, die nicht, wie in England, das Leben schuf. Diese Anstalten haben größtentheils für ihren Zweck sehr Ersprießliches geleistet. Sie betrafen Spezial-Berufe. Die Jünglinge, die sich für diese bestimmten, waren dazu in der Regel entweder durch entschiedenen inneren Beruf, oder durch begünstigende äußere Verhältnisse veranlaßt, kamen in die Anstalten mit einer auf dieselben berechneten Vorbereitung, und verließen sie nur, um im Standesleben ihre Erziehung für den Stand zu vollenden. Auf die Nationalbildung im Allgemeinen haben diese Anstalten nur wenig Einfluß gewinnen können, es wäre denn durch die Schriften der auf ihnen wirkenden Gelehrten. Theils war nicht immer der Zutritt zu ihnen erleichtert; aber auch wo das geschehen war, ja wo man zu ihrer allseitigen Benutzung aufmunterte, erfolgte die letztere dennoch nicht der Erwartung gemäß, und es wird schwer seyn, einen entscheidenderen Grund dafür zu finden, als den: daß diese Anstalten zu einzeln und isolirt standen, als daß ihre Benutzung sich dem gewöhnlichen Lebensgange hätte anschmiegen wollen. — Aehnliches gilt von den älteren

Am meiſten beſchäftigte ſich die Poeſie mit der Geburt und dem Leiden und Tode des Heilands. Lieder auf Chriſti Geburt wurden zu Weihnachten in und außer der Kirche geſungen. Dieſe Weihnachtslieder ſind theils nur Uebertragungen aus lateiniſchen Hymnen, theils verrathen ſie mehr volksthümlich deutſches Weſen und haben eine wenigſtens äußerliche Verwandtſchaft mit den Wächter- oder Tageliedern der Minnepoeſie. Wie in den letzteren der Wächter durch Verkündigung des Morgenſterns und der Morgenröthe die Liebenden ermahnt, nunmehr zu ſcheiden, ſo beginnen auch manche altdeutſche Weihnachtslieder mit einem Wächterrufe. In den ſehr zahlreichen Weinachtsliedern der Niederländer verräth ſich ſchon etwas von der niederländiſchen Malerſchule; das Chriſtkind wird ganz menſchlich aufgefaßt. Vgl. Talvi, Volkslieder S. 467 f. Indeß iſt das doch nur ein ausnahmsweiſes Herabſinken der heiligen Poeſie ins gemeine Genre des Familienlebens und in die Idylle und durchgängig etwas Unſchuldiges und Naives. Die meiſten Weihnachtslieder enthalten ſich jeder unſchicklichen Vertraulichkeit und klingen wie Stimmen der Engel aus der Höhe, der Welt das neue Heil wonniglich verkündigend.

Das älteſte deutſche Weihnachtslied bei Hoffmann, Kirchenlied S. 29, iſt ſehr kurz und einfach, aber würdevoll und innig.

Nu ſey uns willkommen, Herr Chriſt,
Der du unſer aller Herr biſt,
Nu ſey uns willkommen, lieber Herr,
Der du in den Kirchen ſtehſt ſchöne.
Kyrieleyſon.

Ein ſpäteres S. 195:

Gelobet ſeyſt du, Jeſu Chriſt,
Daß du Menſch geboren biſt
Von einer Jungfrau, das iſt wahr,
Des freut ſich aller Engel Schaar ꝛc.

und S. 197:

Ein Kindelein ſo löbelich
Iſt uns geboren heute
Von einer Jungfrau ſäuberlich
Zu Troſt uns armen Leuten ꝛc.

vielfach variirt. Weinhold, Weihnachtslieder S. 107. Im 15. Jahrhundert wurde das Lied in dulci jubilo sehr verbreitet, lateinisch, aber mit deutschen Zeilen vermischt im schlechten Geschmacke dieser Zeit. Hoffmann von Fallersleben hat ein eigenes kleines Buch über dieses berühmte Lied geschrieben, 1854.

In dulci jubilo.
Nun singet und seyd froh ꝛc.

Sehr hübsch ist das altniederländische Lied in Hoffmanns hor. belg. II. 20. Hier am Meeresufer sehen die Frommen das Christkind auf einem Schiffe daherkommen:

Es kommt ein Schiff geladen
Bis an sein höchstes Bord,
Es trägt Gottes Sohn voll Gnaden ꝛc.

In den Weihnachtsliedern, die zugleich Tagelieder sind, verkündet der Wächter auf der Zinne den Tag und mit der physischen Sonne zugleich das ewige Licht der Geisterwelt, z. B.

Zu Jerusalem ein Wächter sang:
Ich seh so rechten klaren Schein
Aus Feuers Roth einen Anefang
Wie Bethlehem entzündet sey ꝛc.

Haupt, altd. Blätter II. 342. Zu den schönsten Weihnachtsliedern gehört das in Hoffmanns Kirchenlied Nr. 316.

Es ist ein Ros entsprungen,
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen,
Von Jesse war die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht ꝛc.

Ein liebliches Wiegenlied Maria's bei Hoffmann Nr. 246:

Joseph, lieber Neve mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott müsse dein Lohner seyn
Im Himmelreich ꝛc.

Und Nr. 251:

Kommt her, ihr Kinder, singet fein,
Nun wiegen, wiegen wir
Den allerliebsten Jesulein,
Nun singet all mit Schall ꝛc.

Die Dreikönigslieder bilden einen Anhang zu den Weihnachtsliedern. Sie wurden gewöhnlich gesungen von drei Knaben, die mit papiernen Kronen und einem leuchtenden Stern Nachts am h. Dreikönigsabend umherzogen und die drei Könige selber vorstellend, das Lob des neugebornen Heilands sangen, wobei sie auch um milde Gaben baten. Die Sänger bezeichnen ihren Stern als Morgenstern und verkünden den Tag, daher ihre Lieder den alten Wächterliedern gleichen, z. B. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 117. Insgemein singen sie: wir kommen daher aus Morgenland ꝛc. oder: so wollen wir Gott loben und ehrn, die h. drei König mit ihrem Stern ꝛc. Hoffmann Nr. 257 f.

In einem Dreikönigsliede bei Docen, Misc. I. 276 wird in einer gar naiven Idylle die h. Familie mit dem Christkind beschrieben, wobei es auch an Humor nicht fehlt:

Joseph bei dem Kripplein saß,
Bis daß er schier erfroren was.
Joseph nahm ein Pfännlein
Und macht dem Kind ein Müsselein.
Joseph der zog seine Höslein aus
Und macht dem Kindlein zwei Windelein draus.
Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen mein Kindlein.
Es waren da zwei unvernünftige Thier
Die fielen nieder auf ihre Knieen,
Das Ochslein und das Eselein ꝛc.

In einem holländischen Weihnachtsliede plätschert das Christkind im Bade, ganz in der Weise wie auf altniederländischen Bildern. Hoffmann (horae belg. II. 3) fügt hinzu: „Wir können nicht leugnen, daß in diesen alten Dichtungen oft etwas liegt, was wir, trotz unsrer Kunstbildung, nie erreichen, eine unendliche Naivetät, eine rührende Kindlichkeit."

Eine altdeutsche Legende von den h. drei Königen nach dem Lat. des Johann von Hildesheim bearbeitete Gustav Schwab 1822.

Darnach begeben ſich die Könige Kaſpar von Tharſis, Balthaſar von Saba und Melchior von Arabien auf den Weg, dem Stern zu folgen, ohne von einander zu wiſſen und treffen erſt unterwegs zuſammen. Hier iſt Melchior der älteſte, Balthaſar der mittlere und Kaſpar, der Mohr, der jüngſte. Als ſie das Chriſtkind finden, das zugleich Gott, König und Menſch iſt, opfern ſie Weihrauch dem Gotte, Gold dem Könige, Myrrhen (die Bitterkeit des Todes andeutend) dem Menſchen. Heimgekehrt rotten ſie das Heidenthum aus und lehren das Volk in einem Stern des Kindes Bild anbeten. Endlich ſterben ſie im Genuß des h. Abendmahles.

Zeno, ein niederdeutſches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert bei Bruns S. 25 f. bezieht ſich auf die Beiſetzung der h. drei Könige in Cöln und enthält wunderbare Züge.

Ein reicher Edelmann in Verona betete mit ſeiner frommen Frau eifrig zu Gott um ein Kind. Da wurde ſie ſchwanger und die ganze Stadt freute ſich darüber. Der Teufel aber grollte, nahm das neugeborne Kind aus der Wiege und legte ſich ſelbſt an Kindesſtatt hinein, geberdete ſich darin wie ein echter Wechſelbalg und fraß und ſoff in einem fort, bis er des reichen Edelmannes ſämmtliches Gut verzehrt hatte. — Der rechte Knabe, den der Teufel boshaft dem Biſchof Zeno in Mailand vor die Thüre gelegt, wurde von dieſem unter gleichem Namen Zeno erzogen, lernte trefflich und trieb auch die ſchwarze Kunſt. Da er nun einmal nach Verona kam und ſeinen alten Vater im Elend fand, entlarvte er ſein Afterbild und bannte den Teufel, den man bisher für ihn ſelbſt gehalten, in ein Glas. Durch die Unvorſichtigkeit der alten Amme aber entkam der Teufel aus dem Glaſe und fuhr in den Leib einer ſchönen Königstochter im Morgenlande. Zeno aber, als Teufelsbanner ſchon weltberühmt, wurde zu ihr gerufen, um ſie zu heilen. Da dingte der Teufel mit ihm und verſprach, ihm die Stelle zu zeigen, wo die drei h. Könige begraben liegen. Nachdem nun Zeno die Prinzeſſin vom Teufel erlöst, ritt er denſelben als ſchwarzes Roß bis zu der Stelle, wo die h. Könige liegen, erhob dieſelben, ſchlug mit Hilfe des Roſſes, das ſeine feurigen Hufe nach allen Seiten warf, das Heer des Königs, der die koſtbaren Reliquien nicht aus ſeinem Lande entführen laſſen wollte, und brachte die h. Leiber nach Mailand, von wo ſie ſpäter nach Cöln gekommen ſind.

Eigenthümlich war für Deutſchland das Umziehen der Mutter Gottes mit dem Chriſtkindlein und dem bärtigen Joſeph zu Weihnachten. Sie trug einen Schleier, ein Tuch voll Aepfel, Leckerbiſſen oder Spielſachen und eine Ruthe, um gute Kinder zu belohnen, böſe zu beſtrafen. Oder ein bärtiger und in Pelz gehüllter Geſelle, der ſ. g. Knecht Ruprecht, für den man ſpäter den h. Martin (als Pelzmärte) oder den h. Nicolaus (den

Kinderheiligen) nahm, begleitete ſie, um die böſen Kinder zu ſchrecken. Ein wahrſcheinlich aus dem Heidenthum herübergenommener Gebrauch. Die Scene wurde dramatiſch behandelt; die Perſonen, welche die heiligen Wanderer darſtellten, hielten Geſpräche. Ein ſolches altes „Chriſtkindlesſpiel“ aus Schleſien iſt abgedruckt in Haupts Zeitſchrift VI. 340.

Aus dem Singen der Weihnachts- und Dreikönigslieder entſtanden allmählich Geſpräche und dramatiſche Spiele. In Mones Schauſpielen des Mittelalters I. 132 f. iſt ein ſolches Spiel aus einer St. Galler Handſchrift des 14. Jahrhunderts abgedruckt. Es hat ſchon eine komiſche Perſon in dem Boten, der die Ankunft der drei Könige meldet, aber auch einen tragiſchen Hintergrund im Bethlehemitiſchen Kindermorde. Weinhold hat in ſeinen Weihnachtsſpielen und Liedern ungemein viel geſammelt. In einem Spiele, von dem vier Lieder nur noch ein Bruchſtück gaben, kommt die bekannte Viſion Virgils vor (Weinhold S. 74). In andern ſpielen die Hirten eine vorzügliche Rolle; führen vor uns ihr idylliſches Leben auf, oder geberden ſich als einfältige und rohe Bauern (S. 79). Rüpel, der Bauer, iſt hier ſchon als der echte grobe Hanswurſt aufgeſtellt (S. 97). Einmal findet ſich ſchon Petrus mit dem Himmelsſchlüſſel an der Krippe Jeſu ein (S. 104). Ueberall iſt König Herodes als das böſe Princip, als der Kinderfreſſer, faſt noch im Charakter der alten Rieſenſage aufgefaßt. In den Weihnachtsſpielen concentrirt ſich alles Böſe in dieſem Herodes allein, während es ſich in den Paſſions- und Oſterſpielen auf Judas, den böſen Juden Rufus, den feigen Pilatus und den Teufel ſelbſt vertheilt. Um dem Schauſpiel eine größere Ausdehnung zu geben und auch mehr komiſche Parthien anzubringen, laſſen die Dichter öfters Joſeph und die hochſchwangere Maria in Bethlehem vor verſchiedenen Häuſern um Aufnahme bitten und abgewieſen werden (S. 145).

„Die Kindheit unſers Herrn“ wurde im 12. Jahrhundert von Konrad von Fuſſesbrunnen gedichtet. Hahn, Gedichte. 1840 S. 67 f. Aber nur nach den bekannten Apokryphen, ſo daß nichts daran originell iſt, außer der überaus naiven und kindlichen, ganz zur Sache paſſenden Ausdrucksweiſe.

Die h. Familie flieht nach Aegypten. Da neigen ſich alle wilden Thiere vor dem h. Kinde, denn wo es erſcheint, da wird die Wüſte zum Paradieſe. Ein Dattelbaum neigt ſeine Zweige, damit der fromme Joſeph die Früchte

ablangen kann. In Aegypten ſtürzen die Götzentempel ein, ſowie das h. Kind naht. Nach der Heimkehr vollbringt das Kind auch im häuslichen Kreiſe und unter andern Kindern Wunder, z. B. Knaben machen Vögel aus Thon am Sabbath. Ein alter Jude zankt ſie deshalb und will die Vögel zertreten. Aber das h. Kind klatſcht in die Hände und die Vögel fliegen lebendig davon.

In Philipps Leben der Maria wiederholt ſich dieſe ganze Kindheit Jeſu. Docen, Misc. I. 84 f.

Die älteſten Paſſionslieder klagen einfach mit tiefem Ernſt oder malen die Marter des Heilandes aus. Die ſpätern gefallen ſich in Allegorien, die oft, wenn auch ſonderbar, doch ſehr tiefſinnig und ſchön ſind, z. B. das holländiſche Lied in Hoffmanns hor. belg. II. 6, in welchem Chriſtus als Nachtigall auf dem Kreuzesſtamme und unter den Dornen die ſieben Worte ſingt, bis ihm das Herz bricht. Das iſt nach der alten Sage, nach welcher die Nachtigall ſingend ſtirbt aus Liebe zu einer Jungfrau. Unter der Jungfrau iſt aber hier die Menſchheit verſtanden, für die der Heiland ſtirbt.

In den Bußliedern der Geißler aus dem 13. Jahrhundert liegt ein tiefer Ernſt. Sie ſtehen in Cloſeners Straßb. Chronik und in Hoffmanns Kirchenlied S. 135 f.

Nu iſt die Botſchaft ſo hehr,
Chriſt reitet ſelber nach Jeruſalem,
Er führt ein Kreuz an ſeiner Hand,
Nu helfe uns der Heiland ꝛc.
Wir ſollen die Buße an uns nehmen ꝛc.
Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Deß ſollen wir an ein Kreuze fallen,
Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende.
Nu hebet auf euren Arm,
Daß Gott ſich über uns erbarm.

Ein ſchönes Bußlied S. 217:

Da Jeſus an dem Kreuze ſtund
Und ihm ſein Leichnam war verwund
So gar mit bittern Schmerzen,
Die ſieben Wort, die der Herr da ſprach,
Die betracht in deinem Herzen ꝛc.

S. 381 wird ein Wächterlied auf die Erweckung aus dem Sündenſchlafe

ernſt und würdig, dagegen S. 382 ein anderes auf die abgeſchmackteſte Weiſe angewandt. Hier wird nämlich das Scheiden der Seele aus dem Leibe im Sterben mit dem Scheiden zweier Minnenden verglichen. S. 478 ſteht wieder ein ernſtes ſchönes Lied:

Fried gib mir, Herr, auf Erden
Durch deinen bittern Tod,
Laß mich nicht ſieglos werden
In meiner letzten Noth ꝛc.

Sehr demüthig iſt ein Bußlied bei Wackernagel Nr. 182:

Jeſus iſt ein ſüßer Name,
Den rufen wir armen Sünder an.
Jeſu, wir fallen dir zu Füßen,
Wir wollen dich ſo lang anrufen
Mit Klagen und mit Weinen
Mit Maria Magdalenen,
Bis wir finden
Vergebung unſerer Sünden.

Die Faſtenlieder bei Hoffmann Nr. 318 f. enthalten Erinnerungen an das bittere Leiden des Herrn und Mahnungen, von der irdiſchen Speiſe abzuſehen und uns mit dem Himmelsbrod zu nähren. Eines der innigſten iſt Nr. 324:

Jeſu, du biſt mild und gut.
Wir bitten dich, Herr, durch dein roſenfarbnes Blut
Wohl durch deine heiligen fünf Wunden ꝛc.

Eines der rührendſten und ſchönſten Klagelieder Altd. Blätter II. 129.

O weh der Schmerzen,
Den ich Arme trage
An meinem Herzen
Und weiß nicht, wem ich klage?
Gott, laß dich erbarmen
Meiner Noth
Und tröſte mich Armen
Durch deinen Tod.
Jemehr kränket
Mein Gemüthe,
So mir gedenket
Seiner Güte.

Daß er ſich wollte
Dem bittern Tode geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.
Wo ſoll ich finden
Meines Herzens Troſt?
Der ſich ließ binden
Daß wir würden erlöst!

Unter den Kreuz- und Wallfahrtsliedern ſteht oben an, aus dem 13. Jahrhundert:

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden gehren wir
Und helf uns die Gotteskraft
Und das heilige Grab,
Da Gott ſelber inne lag,
Kyrieleyſon ꝛc.

Hoffmann, Kirchenlied S. 72. Sodann das kriegeriſche Lied, worin es heißt:

Das hehre Land viel reine
Gar hülflos und alleine,
Jeruſalem, nu weine,
Wie dein vergeſſen iſt.
Der Heiden Ueberherre
Hat dich verſchellet ſere ꝛc.
Gott will mit Heldenhanden
Dort rächen ſeine Anden
Sich ſchaare von manigen Landen
Das heiligeſte Heer ꝛc.

Wackernagel, Kirchenlied Nr. 99. Ein niederländiſches Lied bei Hoffmann, hor. belg. II. 49 läßt, die den Heiland ſuchen, bewaffnet über See fahren, um die Teufel zu überwinden und gleichſam dadurch die herrliche Burg zu entſetzen, in der Jeſus unter den Engeln wohnt. Ein anderes Pilgerlied daſelbſt S. 52 vergleicht das ganze irdiſche Leben mit einer Pilgerreiſe durchs Thränenthal, wobei man immer fern vom theuren Vaterlande ſey, denn das ſey doch nirgends anders als im Himmel.

Eine humoriſtiſche Ausnahme machen die Jacobslieder, ſo genannt von den Wallfahrten nach St. Jacob in Spanien. Ein ſolches Lied,

worin die ganze Ausrüstung der Pilger und der Weg, den sie nehmen, beschrieben ist, bei Wackernagel, Kirchenlied im Anhang S. 846 und Uhland, Volkslieder Nr. 302. Es mischt Andacht und Schalkheit durcheinander, ein Buß- und zugleich ein Schelmenlied.

Episch wurde das Leiden Christi behandelt im **Kreuzliger** des Johann von Frankenstein vom Jahr 1300. Desgleichen in einer gereimten Uebertragung des apokryphischen Evangeliums Nicodemi (Hoffmann, Fundgruben I. 128. Mone, Anz. VII. 281). Ein besonderes Gedicht vom h. Kreuze (Strapharst 202 f.) gibt die mythische Geschichte des h. Kreuzes, seine Abstammung von einem Zweige des Paradieses. Eben so H. von Fritslar in Pfeiffers Mystikern, I. 126. Heinrich von Freiberg, Wackernagel, Geschichte p. 195. Auch Frauenlob, s. dessen Werke von Ettmüller S. 16. Die sieben Tagzeiten von dem Leiden Christi besang Hartwig von dem Hage, s. Museum für ald. Lit. II. 265.

Ein Lied des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel enthält ein sehr gewagtes Bild. Das Kreuz Christi stellt einen Weinstock vor, sein Blut den Wein, den er als Wirth den lieben Gästen einschenkt. Dagegen gehören zur Passion noch einige kleine schöne Legenden.

Die Trauerweide läßt ihre Zweige aus tiefer Betrübniß niederhängen, seitdem sich die römischen Schergen solcher Zweige bedienten, um den Heiland zu geißeln. Grimm d. Sagen Nr. 345. Auch der Kreuzschnabel ist Christo geheiligt, weil er um Weihnachten brütet. Seinen krummen, wie Scheeren gedachten Schnabel erklärt man daraus, daß er den Heiland am Kreuz gern habe befreien und die Nägel aus seinen Händen und Füßen herausziehen wollen, wobei er sich den Schnabel verkrümmte. Wie Christus alle Krankheiten der Seele, so soll der Kreuzschnabel alle Krankheiten des Leibes heilen, indem er sie an sich zieht und für die Leiden stirbt, wie Christus für die Menschen gestorben ist. Deswegen hält man ihn gern in Häusern. Büsching, Volkssagen S. 395. Von der Espe sagt man, ihre Blätter zittern noch immer, weil der Baum sich vor Christo nicht geneigt habe.

Der wilde Mann (s. Pfeiffers Germ. 1, 223 ff.) schrieb im Gedicht Veronica die bekannte Legende, wonach diese heilige Frau dem unter dem Kreuze zusammensinkenden Heiland ihr Tuch reicht, in dem sich sein Antlitz abgedrückt. Die Legende steht in Wernher vom Niederrhein von W. Grimm, 1839.

Das erste deutsche **Osterlied** bei Hoffmann, Kirchenlied S. 37 ist sehr einfach und lehrhaft:

Chriſt ſich zu martern gab,
Er ließ ſich legen in ein Grab,
Das that er durch die Gottheit,
Damit löste er die Chriſtenheit ꝛc.

Aus dem 12. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert ertönt zuerſt der mächtige Geſang:

Chriſt iſt erſtanden
Gewärlichen von dem Tod,
Von allen ſeinen Banden
Iſt er erledigot.

Welches Lied aber wahrſcheinlich älter iſt, als die Zeit, in der wir es zuerſt auffinden. In ſpäterer Faſſung S. 179:

Chriſt iſt erſtanden
Von des Todes Banden
Des ſollen wir alle froh ſeyn ꝛc.

Sehr häufig ſind die Lieder, worin die drei Marien zum Grabe kommen. Ein Liedchen aus dem 12. Jahrhundert:

Am öſterlichen Tage
Maria Magdalena ging zum Grabe ꝛc.

Ein ſpäteres:

Es gingen drei Fräulein alſo fruh
Sie gingen dem heiligen Grabe zu ꝛc.

Hoffmann S. 84.

Die Auferſtehung des Herrn wurde auch epiſch behandelt in dem altd. Gedicht „Diu Urſtende“, abgedruckt in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. Darin wird beſonders weitläuftig der Aerger und Zorn der Juden geſchildert, die den Wächtern Vorwürfe machen, daß ſie am Grabe Chriſti nicht beſſer aufgepaßt haben.

Mehr noch als die Geburt Chriſti wurde ſein Leiden poetiſch gefeiert. Die mildere Oſterzeit geſtattete die Aufführung der ſ. g. Paſſionsſpiele im Freien. Das Leiden des Herrn iſt wahrſcheinlich ſchon zur Heidenzeit bildlich dargeſtellt worden, um den Heiden den Kern des Evangeliums anſchaulicher zu machen. Wenigſtens geſchah das in Livland durch den Biſchof Albrecht (vgl. m. deutſche Geſchichte, 5. Aufl. II. 22). Dem Paſſionsſpiel, welches das Leiden bis zur Grablegung darſtellte,

Handelsschulen, Handelsakademien, welche hie und da der Einfluß einer Persönlichkeit hervorrief, die jene seltene Combination einer praktischen Kenntniß des Handels und einer wissenschaftlichen Anschauung desselben darbot. Sie wurden weniger für das gewöhnliche Bedürfniß, als für Solche wirksam, die unter besonderen äußeren Begünstigungen ins Leben traten, unter Begünstigungen, die bei Manchen die Wirkung des besseren Unterrichts wieder aufhoben.

Die guten Früchte, die bei allem dem jene Staatsanstalten für den Flor der Verwaltungszweige, auf die sie sich bezogen, getragen hatten, vielleicht zunächst die Erfahrung, die man von der eminenten Geschicklichkeit wissenschaftlich hochgebildeter Militärs im Straßen- und Brückenbau u. dergl. gemacht hatte, ließen den Gedanken entstehen, besondere, der allgemeinen technischen Ausbildung gewidmete Anstalten zu begründen. Voranging darin Frankreich, wiewohl man auch hier bei der Hauptanstalt zunächst nur den speciellen Zweck ins Auge faßte. Im Jahr 1794 ward zu Paris, nach einem von Monge unter Mitwirkung Fourcroy's entworfenen Plane, die école centrale des travaux publics errichtet; damals eine freie Anstalt, auf welcher, während eines dreijährigen Kursus, Vorträge über Mathematik, Physik und Chemie gehalten und Uebungen im Zeichnen angestellt wurden. Bereits im Jahre 1795, wo sie den Namen école polytechnique erhielt, traf man Bestimmungen, die ihre Wirksamkeit auf der einen Seite beschränken, auf der andern sicherer verbürgen mußten. Man verschärfte die Forderungen für die Eintretenden, und in der That sind die großen Erfolge, die jene Anstalt gehabt hat, zum großen Theil durch die strengen Prüfungen bedingt, die über die Vorbereitung der Jünglinge angestellt werden, die sich um den Eintritt bewerben. Es trat ferner damals schon die Idee hervor, daß die Anstalt selbst wieder nur als Vorbereitungsanstalt für andere, und zwar für Staatsanstalten dienen sollte. Sie hat seit dem Jahr 1804, von wo an die Zöglinge in der Anstalt selbst wohnen, eine militärische Einrichtung erhalten, die ihr auch, nach kurzer Unterbrechung, geblieben ist. Die Zöglinge besuchen sie in einem Lebensalter von 16—21 Jahren. Nach dem ersten Jahreskurs haben sie sich über die Wahl eines Faches zu entscheiden, nach dem zweiten oder dritten gehen diejenigen, welche nicht als

folgte das Osterspiel mit der Auferstehung. Diese Spiele lassen sich bis ins 12. Jahrhundert zurückführen. Vgl. Hoffmann, Fundgruben II. 239.

Das daselbst abgedruckte kurze Spiel von Christi Leiden ist aus dem 13. Jahrhundert und lateinisch mit eingefügten deutschen Liedern. S. 297 ist noch weiter ein ganz deutsches Osterspiel abgedruckt, was am Grabe Christi beginnt. Am ausführlichsten hat von diesen Spielen gehandelt Mone in seinen Schauspielen des Mittelalters. 2 Theile. 1846. Die ältesten, die er aus dem 13. Jahrhundert mittheilt, sind nur sehr kurz und noch lateinisch. Das älteste deutsche Spiel ist eine Marienklage aus dem Ende des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Lichtenthal bei Baden. Dann folgt ein Spiel vom Leben Jesu, welches mit der Hochzeit zu Cana beginnt und mit der Auferstehung endet, aus einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts. Es ist sehr tiefsinnig. Die ganze Menschheit wird in der sündigen Magdalena personificirt. Deshalb beginnt das Stück mit der Hochzeit, um die Heiligkeit der Ehe voranzustellen, gegen welche die Sünderin frevelt. Sie muß den ersten Sündenfall dicht an die Erlösung heranrücken, in ihrem langwallenden Haare steht sie als zweiter Engel büßend unter dem Kreuze. Der Dichter legte wohl in sie auch die Bedeutung des sündigen, aber bekehrungsfähigen, ursprünglich edeln, nur verderbten Heidenthumes hinein, und stellte ihrer Lichtgestalt in abschreckendster Häßlichkeit das Judenthum gegenüber, personificirt in Anna, dem unermüdlichen Hetzer. Verleumder, Henker des Heilandes, der sich überall anbrängt, um ihn anzuklagen, zu verhöhnen, grausam und immer grausamer zu martern. Er wurde in seinem rothen Kleide auch eine stehende Figur auf den altdeutschen Passionsbildern. In diesem merkwürdigen St. Galler Spiel finden wir auch die erste Spur des Lustspiels, denn der Kaufmann, bei dem Magdalena die kostbare Salbe kauft, ist eine komische Person. In einem Osterspiele des 15. Jahrhunderts, abgedruckt in Hoffmanns Fundgruben II. 296 f. ist dem Kaufmann neben einem hanswurstigen Diener auch noch ein böses Weib zugegeben, mit der er zankt. Diese Possen unterbrechen das ernste Spiel. Der Diener nennt sich Rubin (Rüpel) und einen Bayern. Das war wohl Satire des deutschböhmischen Dichters.

In einem Passionsspiel (Mone II. 150) einer Fürstenbergischen Handschrift geht der Judenhaß so weit, daß selbst Barrabas sich zu den wüthendsten Verfolgern des Heilandes gesellt. Hier streitet dann auch Synagoge (Judenthum) mit Ecclesia (Christenthum). Dieser Streit der Lehren kehrt wieder im Alsfelder Passionsspiel (Haupt, Zeitschrift III. 477) und im Friedberger (daf. VII. 545).

In einem norddeutschen Osterspiel des 15. Jahrhunderts bei Mone II. 1. f. aus einer Karlsruher Handschrift ist Christus bereits im Grabe. Die Juden, die nicht an seine Gottheit glauben, haben doch Angst, er könne wieder auferstehen, und dingen vier Ritter, das Grab zu bewachen. Die Ritter vertreten

die vier Weltmonarchien und prahlen entsetzlich. Nun wird die Scene in die Vorhölle verlegt. Adam klagt um seine Schuld. Satan berichtet seinem Obern Lucifer, daß Christus todt und nun nicht mehr schädlich sey. Aber Satan, bisher der Klügste aller Teufel, bewährt sich als der dümmste, denn Christus, im Erdbeben aus dem Grabe steigend, fleigt hinab zur Hölle und sprengt ihre Pforten. Abel, der erste Todte, wird von ihm zuerst erlöst, dann die ersten Eltern. Eva bekennt rührend noch einmal ihre Schuld. Zuletzt geht der Täufer aus der Hölle. Die Teufel wollen ihn zurückhalten, weil er so rauh und wild aussehe, folglich nicht selig werden könne. Sie alle gehen in den Himmel ein. Unterdeß wird es Tag und der Wächter auf der Zinne singt ein Tagelied. Die vier Ritter erwachen und werden zum Spott, weil das Grab leer ist. Die Juden kommen und zanken mit den Rittern ꝛc. Zuletzt erblickt man den Lucifer, von Christo gefesselt, in verzweiflungsvollem Nachsinnen über seinen ersten Fall und über seine ewige Verdammniß, da ihm durch Christi Erscheinung die letzte Möglichkeit genommen ist, die Erde dem Einfluß Gottes zu entziehen. Aber Satan kommt wieder und läßt ihm wenigstens einige Hoffnung. Die Stadt Lübeck sey voll Sünder, habsierige Kaufleute ꝛc., da lasse sich immer noch eine reiche Erndte für die Hölle machen. — Ein lat. Fastenspiel in den caem. Buranis Nr. 203, ein niederländisches, Haupt, Zeitschrift II. 302.

Die Passionsspiele stellen Judas Iscarioth ins verhaßteste Licht. Auf ihn lud sich alle Entrüstung der Zuschauer ab. Die Dichter wetteiferten, seinen Tod so gräßlich als möglich darzustellen. In einem Hamburger Spiel werden, indem er sich henkt, seine letzten Worte vom Teufel höhnisch als Echo nachgerufen. In einem andern platzt, indem er hängt, sein Bauch und läßt seine schwarze Seele fahren. Devrient, deutsche Schauspielkunst I. 277. Ein lat. Gedicht bei Mone, Anz. VII. 532 und ein schwedisches Volksbuch, in Hagens Germania VI. 144 f. enthalten folgende Legende:

In der Nacht, in welcher Judas erzeugt wurde, hatte Viboria, seine Mutter, so ängstliche Träume und eine solche Furcht befiel sie, daß sie zu ihrem Mann Ruben sagte, wenn sie einen Sohn bekomme, würde sie ihr ganzes Leben lang traurig bleiben. Er wollte es ihr ausreden, als sie aber wirklich den Judas gebar, entsetzte sich auch der Vater selbst vor seinem Anblick. Beide Eltern beschlossen, dieses schreckliche Kind von sich zu thun und setzten es in einem kleinen Kasten ins Wasser. Es schwamm zur Insel Scharioth. Hier fand es die Königin, die längst sich ein Kind gewünscht hatte, gab es für das ihrige aus und erzog es fürstlich. Nachher bekam sie selbst noch einen Sohn und herzente bitterlich, den Judas angenommen zu haben, denn dieser plagte ihren

eignen Sohn auf alle Art, und als sie ihm einmal im Zorn sagte, daß er nicht ihr Sohn, sondern nur ein Findelkind sey, brach die ganze Teufelsgewalt in ihm hervor und er erschlug den Sohn der Königin. Darauf entfloh er und nahm Dienste bei Pilatus. Da sah Pilatus einmal reife Aepfel in Rubens Garten und wünschte davon. Judas stieg über den Zaun, holte die Aepfel und schlug seinen Vater, der es wehren wollte, todt, nahm aber nachher seine eigne Mutter zur Frau. Als beide erkannten, wer sie seyen, rieth die fromme Mutter dem gottlosen Sohn, sich um Trost an Jesum zu wenden, der damals aufgetreten war, und so wurde Judas Jesu Jünger, um ihn zu verrathen. Das Uebrige nach der h. Schrift.

In den Passionsspielen tritt Pilatus als Personification der vornehmen Indifferenz und nach der Wetterfahne sich richtenden Diplomatie auf. Der Volkshaß verfolgte ihn daher nicht minder, wie den Judas. Eine altdeutsche, ursprünglich lateinisch geschriebene Legende von ihm in Mone's Anzeiger 1835 S. 424. Maßmann, deutsche Gedichte I. 145. Vgl. das Passional, herausgegeben von Hahn 1845 S. 81 lautet:

Pilatus war von dem deutschen König Latus mit der Pila, Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers gezeugt, brachte aber nachher den rechtmäßigen Sohn des Königs, seinen Bruder um und wurde von seinem Vater nach Rom geschickt als Geißel. Auch hier lud er Blutschuld auf sich und wurde nach dem Pontus geschickt, die dortigen Barbaren zu bezwingen, daher er Pontius zubenannt wurde. Als er sich hier durch Tapferkeit und Grausamkeit ausgezeichnet, schickte man ihn ins h. Land, die Juden im Zaume zu halten. Hier nun ward er Schuld am Tode des Erlösers, was ihn nachher so reute, daß er, nach Rom zurückgekehrt, sein Leben freiwillig im Tiber endete. Aber sein Geist fand keine Ruhe und erregte im Fluß solche Ueberschwemmungen, daß man den Leichnam aufsuchte und aus dem Tiber über Meer in die Rhone führte. Nun tumultuirte er aber dermaßen auch in der Rhone, daß man sich endlich entschloß, ihn in einen tiefen See in den Alpen auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust und böse Wetter erregt. — Zu der Annahme, er sey aus Deutschland gekommen, gab der Söldnerdienst der Germanen in den römischen Legionen Veranlassung, zumal da die in Jerusalem stationirte Legion vorherrschend Deutsche unter sich zählte. Daher auch die mancherlei Spottreden über die Westphalen, die angeblich Christum sollen gekreuzigt haben.

Auch die Himmelfahrt des Herrn wurde besonders behandelt. Als Schauspiel in einer St. Galler Handschrift. Mone I. 251.

Das älteste deutsche Pfingstlied ist aus dem 13. Jahrhundert bei Hoffmann S. 67.

Nu bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unsrem Ende,
Wenn wir heim sollen fahren aus diesem Elende.
Kyrieleyson.

Ein späteres S. 176:

Christ fuhr gen Himmel,
Was sandte er uns hernieder?
Er sendet uns den h. Geist
Zum Trost der ganzen Christenheit
Kyrieleyson.

Die Uebersetzung des veni creator S. 200:

Komm, heiliger Geist, Herre Gott.

Die Deutung des Hohenliedes, als ein Wechselgesang zwischen der Kirche und dem Herrn der Kirche wurde allmählig immer subjectiver gefaßt und daraus entstand der s. g. Roman zwischen der minnenden Seele und Christus. Einiger älterer Gedichte von der minnenden Seele gedenkt Mone, Anz. VIII. 334 f. und dessen Schauspiele I. 129. Bedeutender tritt hervor die Tochter Sion, ein geistliches Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert. (Graff, Diutiska III. 1. Ausgabe von Schade 1849.)

Unter der Tochter Sion ist die Seele gemeint, die nach ihrem himmlischen Bräutigam schmachtet und ihre Gespielinnen zu Rathe zieht. Das aber sind die Tugenden, die ihr alle nicht helfen können, bis zuletzt die Minne, welche Gott selbst bezwungen hat, ihr beisteht, sie dem himmlischen Bräutigam zuführt und dem auf dem Throne sitzenden einen Pfeil ins Herz schießt. Da sinkt er herab in die Arme der minnenden Seele. — Eine der kühnsten Dichtungen, unerlaubt und dennoch schön in ihrer Minnegluth.

In einem bisher fälschlich dem Gottfried von Straßburg zugeschriebenen Gedichte (s. Pfeiffers Germ. III. 59 ff.) spricht der Dichter die tiefste Reue aus.

Tief ist des tiefen Meeres Grund,
Noch tiefer hunderttausend Stund
Ist dein Erbarmen reine.
Es reichet von der Sternenhöh
Hinab zum Grund der tiefsten See,
Vergeht von ihm alleine.

Staunend entdeckt er, er könne jetzt keine Stunde mehr ohne Christus seyn, in ihm ist seine ganze Liebe versenkt. Der Uebergang von Angst und Reue zum Vertrauen und endlich zur glühenden Minne erscheint hier wunderbar schön und zugleich natürlich.

Die süßesten Christuslieder sind vielleicht für Nonnen gedichtet worden. Vgl. Hoffmann, Kirchenlied S. 90. So die Uebersetzung des lieblichen Liedes Jesu dulcis memoria, und das Lied „Christ, deines Geistes Süßigkeit", oder „An Jesum gedenken ist Süßigkeit". Dahin gehört das glühende Minnelied:

Jesu, deine süße Minne
Hat verwundt das Herze min.
Du sumest dich ein Theil zu lange,
Nu komm her zu der Engel Gesange
Und zu der reinen Meide Schaar.

und ein anderes:

Jesu Liebe, laß mich dich finden.

Alle abgedruckt bei Hoffmann a. a. O. Einem weltlichen Minneliede nur nachgebildet scheint das Lied S. 102:

Eine Blume steht auf den Heiden.
Es mag wohl Jesus seyn ꝛc.

Ganz verwildert ist das Lied S. 111:

Wohlauf im Geist zum baden
Ihr zarten Fräulein,
Dahin hat uns geladen
Jesus, der Herre mein.
Hier quillt der ewige Brunnen.
Da glänzt der ewige Summer.
Da führt Jesus den Tanz
Mit aller Mägde Schaar ꝛc.

In noch einem andern S. 112 kommt Christus als Minner zur Seele, wie zu einer Jungfrau im grünen Mai und steckt ihr ein Ringlein an den Finger. Edler ist das Lied S. 125, in welchem das Kreuz der wahre Maibaum genannt wird. Dagegen läßt sich wieder kaum eine unanständigere Anwendung der weltlichen Minne- und Weinlieder auf kirchliche Gegenstände denken, als S. 386 die des berühmten Weinlieds:

„der liebste Buhle, den ich han“ auf Christum. Aber S. 405 begegnet uns wieder eines der schönsten Lieder:

Ich will mir ein Schifflein bauen,
Ein Schifflein der Seligkeit,
Darin ein Ruder machen
Mit ganzer Stetigkeit.
Nun, wer soll seyn der Schiffmann?
Jesus, der Bräutigam mein.

Die tiefste Gluth haucht aus einem holländischen Liede bei Hoffmann, horae belg. II. 11:

Jesus mit euern braunen Augen,
Ihr stehlt mir mein Sinn.
Ich wills Marien klagen,
Daß ich bezaubert bin.

Klagt das nur meiner Mutter
Das will ich an euch rächen,
Ich will euch so thun minnen,
Euer Herz will ich zerbrechen.

In einem Volksliede geht Christus auf Seelen aus, wie ein Liebhaber auf schöne Jungfrauen. Hoffmann, horae belg. I. 11. 28. Später wurde des Apulejus Märchen auf dasselbe Verhältniß angewandt und Christus in den Amor, der Christ in Psyche verwandelt.

Ein geistliches Minnelied, worin sich die glühendste Liebe zu Christo wie zu einem irdischen Geliebten ausspricht, an dessen Anblick man hängt, in dessen Nähe allein man sich wohl fühlt ꝛc., s. in Haupts altd. Blättern II. 359. Noch schöner aber ist die tiefsinnige Klage um den Gekreuzigten. Es beginnt: O weh der Schmerzen! und endet:

Immer kränket
Mein Gemüthe
So mir gedenket
Seiner Güte,
Daß er sich wollte
Dem bittern Tod geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.

Wo ſoll ich finden
Meines Herzen Troſt,
Der ſich ließ binden,
Daß wir würden erloſt.

(Daſ. II. 129.)

In einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 107 findet ſich bereits eine Andeutung der erſt ſpäter weiter ausgebildeten myſtiſchen Contemplation, wonach Gott eine eben ſo große Sehnſucht nach uns, wie wir nach ihm haben ſoll, worin unſer liebes Ich Gegenſtand der göttlichen Minne und Begier ſeyn ſoll. Das wurde ſpäter die Lehre des Angelus Sileſius. Jedenfalls demuthsvoller erſcheint dieſe Contemplation in den Liedern des berühmten Straßburger Predigermönchs Johann Tauler im 14. Jahrhundert. Hier iſt der Grundgedanke die franciscaniſche Vermählung der Seele mit der Armuth, damit ſie gänzlich entleert werde, um ferner allein von Chriſto bewohnt zu werden. Von ganz ähnlicher Art ſind die Lieder aus dem Münſterlande, dem 15. und 16. Jahrhundert angehörig, die Dr. Hölſcher 1854 herausgab. Sie weiſen auf die myſtiſche Schule von Deventer und auf Thomas a Kempis hin. Ihr Grundgedanke iſt:

Wer kennen will das ewige Gut,
Der ſterbe dem eignen Willen.

Hier findet ſich S. 45 auch bereits die erſte Spur des wollüſtigen Badens in Chriſti Blut, was ſpäter für die Herrnhuter ſo charakteriſtiſch wurde.

O Jeſu, allerſüßeſter Herr,
Nun drückt mich in eure Wunden
Daß mich müſſe waſchen euer heilig Blut
Und reinigen mich von allen Sünden.

Unter dieſen Münſtriſchen Liedern ſind vieles echte Volkslieder. Eines der ſchönſten iſt, wie Chriſtus der Braut befiehlt, ihm zu folgen.

Heb auf dein Kreuz, mein liebe Braut,
Folge mir nach und trag es ſelber nu,
Denn ich hab es getragen vor dir,
Haſt du mich lieb, ſo folge mir.

Die Braut erwiedert voller Angſt:

O Jesu, allerliebster Herr,
Ich bin noch jung und allzu zart,
Ich habe dich lieb, das ist wahr,
Aber das Kreuz ist mir zu schwer.

Der Schluß aber ist:

Zu dem Himmelreich ist ein Weg alleine,
Das ist der Kreuzweg und sonst keiner.

Das schönste Volkslied, welches Christum seine Braut sich selber holen läßt, ist das von des Sultans Töchterlein. Es ist niederländischen Ursprungs und stammt wohl von einem Vläming, der ins h. Land gezogen. Man findet es in der Urgestalt bei Hoffmann, horae belg. II. S. 59, deutsch im Wunderhorn I. 15. Docen, Misc. I. 267. Weyden, Cölns Vorzeit S. 272. Des Sultans Tochter betrachtet einmal im Garten die Schönheit der Blumen und möchte gern den Meister der Blumen kennen lernen. Da kommt Jesus selbst, ladet sie freundlich in seinen Garten und wirbt sie zur Braut.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Seine Wunden sich ergossen:
„O Lieb', wie ist dein Herz so roth,
Deine Hände tragen Rosen."

Mein Herz, das ist um dich so roth
Für dich trag ich die Rosen.
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.

In einem andern Volksliede im Wunderhorn I. 64 heißt es von des Commandanten Tochter von Großwardein:

Dieselbe sollte heirathen, hatte sich aber bereits dem Heiland geweiht. Da ging sie an ihrem Hochzeitstage in den Garten und dachte an Christum, kniete nieder und betete. Da erschien ihr Christus selbst als himmlischer Bräutigam und führte sie aus ihrem Garten in den seinigen. Als sie nun dessen herrliche Blumen eine Zeitlang bewundert hatte und in Freuden an ihres Bräutigams Hand gewandelt war, ging sie traurig in ihren Garten und in das Haus ihres Vaters zurück, aber niemand kannte sie mehr, denn hundert und zwanzig Jahre waren vergangen. Da bat sie um einen Priester, nahm das h. Abendmahl und schlief für immer ein. Volkslied in Büschings Volkssagen S. 163. Des Knaben Wunderhorn I. 64.

Das Kleeblatt dieſer lieblichen Dichtungen voll zu machen, dient das in Simrocks deutſcher Sionsharfe 1857 S. 79 f. mitgetheilte ſchöne niederländiſche Volkslied vom Beginchen in Paris. Es ſcheint dasſelbe Lied zu ſeyn, welches Hoffmann horae belg. II. 11 leider nur in einem Bruchſtück mitgetheilt hat.

Ein zartes junges Mädchen in Paris hatte ſich einzig dem Heiland geweiht und bat ihre Mutter, eine Beguine werden zu dürfen. Vergebens ſtellte ihr die Mutter den harten Stand einer Beguine vor, das Kind ließ ſich nicht abhalten und lebte ſich ſo in Jeſu ein, daß ſie wie im magnetiſchen Rapport ſeine ganze Leidensbahn hindurch mit ihm litt. Da kam er zu ihr in ihre Kammer unerkannt als Bote Jeſu und wollte ſie belohnen. Aber das Kind wollte keinen Lohn, als nur mit Jeſu ſeine Armuth und Noth theilen. Du begreifeſt ja nicht, deutet Jeſus ihr an, was lieben heißt: ſo heftig werd ich dich minnen, daß dir dein Herz muß brechen! Da erwidert das Mägdlein: ich mag ihn nicht aus mir minnen, er ſelber wird mir die Kraft geben. Als er nun in allem ihre kindliche Unſchuld und Hingebung erprobt, nimmt er ſie mit ſich ins Himmelreich.

Sehr eigenthümlich iſt auch die kleine Legende vom zwölfjährigen Mönchlein, herausg. von Maurer v. Conſtant. Schaffhauſen 1842.

Eine Frau hatte ſieben Töchter, da betete ſie inſtändig um einen Sohn und wollte ihn ſündenlos halten. Nun gebar ſie einen Knaben, der von Jugend auf heilig und ſchon im zwölften Jahr ein Mönch war, und mit dem Chriſtkind ſpielte, alſo daß er von demſelben die wunderbaren Gaben des Geſanges ꝛc. immer mehr empfing, bis er, als zu gut für dieſe Erde, plötzlich ſtarb, vom Chriſtkinde ſelbſt unter dem Geſang der Engel abgeholt.

2.

Die Gedichte vom h. Graal.

Die Schüſſel, deren ſich der Heiland bei ſeinem letzten Abendmahle bediente, wurde ein Anhaltspunkt, an den ſich eine reiche Poeſie knüpfte.

Unter dem heiligen Graale wird der Stein (Smaragd) verſtanden, den der Erzengel Michael aus der Krone des Lucifers heraushieb und der in der Luft hängen blieb, bis Chriſtus ihn zu ſeinem Abendmahlgefäß machte. Beim Tode des Heilands wurde die koſtbare Smaragdſchüſſel benutzt, um das Blut deſſelben darin aufzufangen und

ſpäter von Joſeph von Arimathia ins Abendland gebracht und auf dem Berge Montſalvatſch in den Pyrenäen in einem prachtvollen Bau, der zugleich Palaſt und Kirche und das Ideal der gothiſchen Baukunſt war, von Templeiſen (Tempelherren) bewacht. So berichtet das Gedicht von Titurel. Ueber den Namen Graal vgl. die ſämmtlichen Muthmaßungen bei San Marte, Wolfram II. 362. Gräße, Sagenkreiſe, 137. Am wahrſcheinlichſten leitet man den Namen von sang real (das königliche Blut Chriſti) her.

Die Sage vom Graal iſt im ſüdlichen Frankreich ausgebildet worden und gehörte als poetiſches Eigenthum den Tempelherren an, deren Idee und Tendenz in dem Graalsſagenkreiſe durchgeführt wird. Da in jener Zeit gerade die Artusromane Mode waren, ſo ſchloßen ſich die vom h. Graal denſelben äußerlich an. In Deutſchland wurden aber die franzöſiſchen Dichtungen vom Graal nicht blos überſetzt, ſondern auch ſelbſtſtändig erweitert und ungleich tiefſinniger behandelt.

Den übrigen Graalsdichtungen voran ſteht der Titurel. Vollſtändig iſt er nur in einer jüngeren Bearbeitung des Albrecht von Scharfenberg zu Ende des 13. Jahrhunderts vorhanden. Ein älteres Gedicht von Wolfram von Eſchenbach iſt nur Bruchſtück. Der Inhalt iſt (nach welſcher Quelle):

Senabor regierte als Heide zur Zeit, da Judas Chriſtum verrieth. Sein Sohn Parille heirathete die Tochter des Kaiſers Veſpaſian und ließ ſich taufen, wurde aber von den Heiden vergiftet. Sein Sohn Titurisen rächte ihn, hatte aber von ſeiner Gemahlin Elizabel von Aragon keine Kinder. Da brachten ſie ein koſtbares Bild als Opfer nach Jeruſalem und gewannen dadurch ein Kind, das ſie Gott weihten. Das war Titurel, der ſchon früh die Heiden bekämpft und als Held und Weiſer bis ins 50. Jahr in keuſcher Reine lebt, immer noch mit dem Ausſehen eines Jünglings. Da rief ihn ein Engel ab und brachte ihn nach Galicien auf den in unzugänglichem Gebirg über tiefe Wälder ragenden Berg Montſalvatſch (sauvage, wilder Berg), auf deſſen Gipfel er eine Burg mit einem kunſtreichen Tempel baute. Derſelbe war eine byzantiniſche Rotunde mit 72 achteckigen Chören; über je zwei derſelben erhob ſich außen ein gothiſcher Thurm. Das Gewölbe war im Spitzbogenſtyl aufgeführt, die bunten Fenſter nicht von Glas, ſondern von Edelſteinen, über dem Hauptgewölbe der Rotunde erhob ſich ein ungeheurer Thurm, die der Chöre weit überragend. Aus der Rotunde entwickelte ſich dann nach außen hin durch Länge- und Querſchiff der Kirche eine Kreuzform. Inmitten aber unter der Rotunde ſtand der

Unterlieutenants in ein Armeekorps eintreten, oder eine Forstschule, oder als freie Zöglinge eine bürgerliche Gewerbsschule besuchen, in die Specialschulen für die Artillerie und das Genieweſen (zu Metz), für die Marine (zu Brest), für den Wasser- und Straßenbau und für das Berg- und Hüttenweſen (zu Paris), oder in die geographische Abtheilung der école d'application du corps royal d'état-major über. Der Kursus ist gegenwärtig ein zweijähriger, und es werden Analysis und ihre Anwendung auf Geometrie, Mechanik, darstellende Geometrie, Geodäsie, Maschinenlehre, politische Arithmetik, Physik, Chemie, Baukunst, französische, deutsche und englische Sprache und Zeichnen gelehrt.[1] — Die Einrichtungen der erwähnten höheren Specialschulen, neben denen noch mehrere andere Militärbildungsanstalten, sowie eine Forstschule (zu Nancy) bestehen, gehören nicht hierher. Man sieht aber, diese polytechnische Schule ist keineswegs als eine Universität des Gewerbslebens zu zu bezeichnen. Sie ist eine streng begrenzte Vorbereitungsschule auf höhere, für Staatszwecke bestehende Bildungsanstalten. Sie selbst aber setzt bereits eine gründliche Vorbildung voraus, und übernimmt ihre Zöglinge in einem Lebensalter, in welchem der größere Theil der Jugend des Volks zum praktischen Leben überzugehen veranlaßt ist. Auch ist die Zahl der Schüler auf 300 beschränkt, und wird nach dem Bedürfnisse der öffentlichen Dienste bemessen. Wird auch die Anstalt solchen Jünglingen, die sich nicht dem Staatsdienste widmen wollen, nicht gerade verschlossen, so tritt es doch einer häufigen derartigen Benutzung entgegen, daß Disciplin und Studienordnung für Alle die gleichen sind. Kurz, diese Anstalt, wie Ausgezeichnetes sie auch in Heraufbildung tüchtiger Techniker leisten möge, ist doch nur auf das Bedürfniß des Staatsdienstes berechnet und unterscheidet sich von den älteren Specialanstalten nur dadurch, daß sie zunächst jene allgemeine technische Bildung verleiht, in deren Besitze man sich mit größerer Sicherheit für Specialfächer ausbilden kann. Der allgemeinen Gewerbsbildung der Nation leistet sie nur indirecte Dienste.

---

[1] Vergl.: Hermann, über polytechnische Institute, zweites Heft. Nürnberg, 1828. 8°. Nebenius, über technische Lehranstalten, Karlsruhe 1833. 8°.

ganze Tempel im Kleinen wiederholt und in ihn hinein als ins Allerheiligſte trugen die Engel den h. Graal, deſſen Hüter Titurel ſeyn ſollte.*) Der Graal ſelbſt (die Abendmahlsſchüſſel) war von dem Stein, der aus Lucifers Krone fiel, als er Gott widerſagte und Michael ihn mit dem Schwert über den Kopf hieb. Neutrale Engel, die ſich weder für Gott, noch den Teufel entſchieden, mußten den Stein in der Luft halten, bis Chriſtus erſchiene. Da brachten ſie ihn zur Erde und er wurde das Abendmahlsgefäß. Nachher ſchwebte er wieder, von Engeln getragen, in der Luft. Der Graal ſchwebte ſo lange glänzend in der Luft, bis der Tempel fertig war. In Schriftzügen war auf ihm zu leſen, was geſchehen ſollte, wodurch er alles regierte. Ja am Charfreitag kam eine Taube und legte eine Oblate auf den Stein, der dann alles gewähren konnte, was man flehte. Wer ihn anſah, blieb in dem Zuſtand, in dem er war. So konnte Titurel uralt werden und doch jung bleiben. 400 Jahre lang hütete Titurel den Graal in ſteter Jugend blühend, da wird ihm offenbart, er ſolle die ſchöne Richeude ehelichen. Nach 20 Jahren ſtarb dieſe und hinterließ ihm zwölf Kinder. Aus Trauer um ſie übergab Titurel die Hut des Graals ſeinem Sohne Fritumel. Dieſer ſtarb ebenfalls und die Hut übernahm ſein Sohn Amfortas. Als derſelbe ſich aber, dem Gebot des Graals zuwider, in die ſchöne Orgeluſe verliebte, wurde er von Gamoflanz im Kampf mit einem verzauberten Speer verwundet, daß die Wunde nie heilte und er nicht leben noch ſterben konnte, zur Strafe dafür, daß er des Graals nicht geachtet. Doch erhielt ihn der Anblick des Graals am Leben und er vertrieb ſich die Zeit mit angeln, als König pecheur (Fiſcher und Sünder). Er ſollte nur dann geheilt werden, wenn ein Unbekannter ihn nach der Urſache ſeines Leidens fragen würde. Das war bekanntlich Parcifal, von dem ein beſonderes Gedicht handelt. Das Hauptintereſſe in vorliegendem Gedicht wendet ſich vorher einer andern Seite zu. Des Amfortas Schweſter Tſchoiſiane war die reinſte und keuſcheſte Jungfrau, ſo daß ihr allein vergönnt war, den h. Graal in ihren Händen zu tragen, wenn er in Prozeſſion herumgetragen wurde. Sie heirathete den Kiot und ſtarb, indem ſie die ſchöne Sigune gebar. Dieſe wurde bei ihrer Tante Herzeloide mit dem jungen Tſchionatulander, Delphin von Graswaldane (Grenoble), auferzogen, und zwiſchen beiden Kindern entſpann ſich eine frühe Liebe, deren Schilderung beſonders in dem Wolframſchen Fragment reizend iſt. Als Herzeloide ihren Gemahl Gamuret im Kampfe verlor und aus Gram in eine Wildniß ging, folgten ihr die jungen Leute. Da fieng Tſchionatulander den Bracken Gardewias mit dem koſtbaren Seil oder Bande, deſſen Inſchrift kaum zu leſen, als der Hund ſich losriß. Sigune wollte ihn nun um jeden Preis wieder

*) Kaiſer Karl IV. ließ die Kreuzkapelle auf Karlſtein, wo er die böhmiſchen Reichskleinode bewahrte, im Kleinen nach dieſem Vorbilde bauen. Boiſſerée entwarf einen Grund- und Aufriß des Tempels in den Abhandl. der bayriſchen Akademie, 1835. I. 307.

haben. Nach vielen Kämpfen an Artus Hof und im Orient mit den Besitzern des Hundes gewann Tsch. das Seil, wurde aber, als er mit Sigune im Walde allein war, von dem früher von ihm besiegten Orilus überfallen und getödtet. Sigune hatte ihn so sehr geliebt, daß sie schon früher, so oft er von ihr schied, auf seine Bitte sich für ihn nackt ausgezogen hatte, damit er das reinste Bild ihrer Schönheit mitnehme. Als er todt war, konnte sie sich nicht von ihm trennen, sondern balsamirte seine Leiche ein und legte sie in die Zweige einer Linde, in die sie sich neben ihn hinsetzte und wie die Turteltaube klagte. So fand sie Parcifal. Endlich ließ sie sich bewegen, den Geliebten beerdigen zu lassen und selbst in eine Klause am Montsalvatsch als Einsiedlerin zu gehen.

Parcifal wurde nachher Hüter des Graales, wie in seinem Gedicht beschrieben ist, worauf er den Graal aus dem Abendlande wegführte und nach Indien versetzte, wo er der berühmte Priester Johannes in einer reinen Hierarchie wurde. Hier endet auch die ritterliche Eigenschaft der Templeisen, als Graalshüter gegen die Heiden zu kämpfen. Alles wird rein priesterlich. Die Reise des Graals hat viele Elemente der wunderbaren Geographie in sich (wie die des Montevilla). Parcifal findet in Indien den Priester Johannes schon in einem colossalen Priesterreiche vor, wird ihm aber durch die Schrift, die auf dem h. Graal erscheint, förmlich substituirt, wird selber der Priester Johannes und bleibt als solcher Hüter des Graals, nachdem auch sein Schloß und Tempel durch Wunder von Montsalvatsch nach Indien versetzt worden.

Sieht das nicht aus, wie der Sehnsuchtstraum eines Tempelherrn, der, den Untergang seines Ordens im Abendlande ahnend, sich nach dem fabelhaften Asyl im Oriente versetzt wünscht? — Ein altd. Gedicht vom Priester Johannes in einer Berliner Handschrift, unvollständig, s. Haupt, altd. Blätter I. 308.

Wolfram von Eschenbach hat nur die Liebesgeschichte Tschionatulanders und Sigunens hervorgehoben.

Dagegen hat derselbe Dichter in seinem größeren Epos Parcifal seine welschen Quellen benutzt, um aus eigenem Geist ein großes Ganze darauf zu bauen. Ueber sein Verhältniß zu den Quellen lese man Simrocks ausgezeichnete Forschung in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Parcifal. Hier wird die Originalität Wolframs in den Grundzügen des mystischen Gedichts nachgewiesen. Ich kann hier den höchst reichen Inhalt nur kurz zusammenfassen:

Gamuret, der keinem Herrn als dem höchsten dienen wollte, rettete im Mohrenland eine schwarze Königin und fand sie in ihrer Rubinenkrone so schön, daß er einen Sohn mit ihr zeugte, Namens Feirefiz, halb schwarz wie die

Mutter, halb weiß, wie der Vater. Darauf rettete er in Spanien die ſchöne weiße Königin Herzeloide und zeugte mit ihr den Parcifal, fiel aber bald darauf im Kampfe. Da zog Herzeloide mit ihrem Knaben in die Wildniß, wo er wild aufwuchs. Im Walde ſangen die Vögel ſo ſchön und weckten ihm wunderbare Sehnſucht. Da wollte die Mutter alle Vögel tödten laſſen, aber der Knabe bat für ſie. Einmal ſah er einen Ritter und hielt ihn für Gott, der Ritter aber lachte und ſagte, auch er ſolle einſt ein Ritter werden und darum zum König Artus gehen. Nun hatte der Knabe keine Ruhe mehr und wollte durchaus fort. Die kluge Mutter aber hoffte ihm die Fahrt zu verleiden, indem ſie ihn wie einen Narren anzog und ihm lauter verkehrte Lehren gab, damit er überall ausgelacht, mißhandelt und zu baldiger Rückkehr veranlaßt würde. Unter anderm hatte ſie ihm geſagt, er ſolle bei Frauenzimmern dreiſt ſeyn und ihnen gleich Ring und Kuß rauben. Als er nun die ſchöne Jeſchute in ihrem Zelte ſchlafend ſah, that er, wie die Mutter ihm befohlen, was Jeſchutes Gemahl Orilus tödtlich gegen ihn erbitterte. Parcifal war unterdeß weiter geeilt und der rothe Ritter Ither, der dem König Artus ſeinen goldnen Becher geſtohlen, denſelben in den Schooß der Königin ausgeſchüttet und frech alle Ritter der Tafelrunde zum Kampfe gefordert, hatte ihm höhniſche Grüße an Artus Hof aufgetragen. Man kann ſich denken, wie nun Parcifal mit ſolchen Grüßen und in ſeiner Narrentracht bei Hofe empfangen wurde. Allein er machte alles wieder gut, indem er trotz ſeiner elenden Bewaffnung eben jenen rothen Ritter im Zweikampf überwand. Darauf unterrichtete ihn der alte Ritter Gurnemanz in allen ritterlichen Sitten und Tugenden. — So veredelt fand Parcifal die ſchöne Prinzeſſin Konduiramur, gegen die er die beſcheidenſte Zurückhaltung beobachtete, bis ſie ſelbſt heimlich zu ſeinem Bette kam und ihn beſchwor, ſie von dem ihr aufgedrungenen Bräutigam Klamide zu befreien. Das that er und empfing nun ſelbſt die Hand der geliebten Prinzeſſin. Nun ergriff ihn aber unwiderſtehliche Sehnſucht, ſeine Mutter wiederzuſehen, und er ritt zu ihr. Unterwegs aber verirrte er und gelangte auf das Schloß Montſalvaz, wo der heilige Graal von den Templeiſen gehütet wurde. Gaſtlich empfangen ſah er ſtaunend, wie eine wunderſchöne Jungfrau das ſtrahlende Gefäß vor dem in Pelz gehüllten ſiechen König Amfortas niederſetzte, aber von Gurnemanz belehrt, daß man nie ungefragt reden dürfe, wagte er nicht zu ſprechen und alles blieb ihm ein Geheimniß, bis er auf der Weiterreiſe die unglückliche Sigune fand, die auf den Zweigen eines Baumes den Sarg ihres geliebten Tſchionatulanders hütete, und die ihm ſagte, wo er geweſen und daß Amfortas ſein eigner Oheim, die herrliche Jungfrau aber, die den Graal getragen, Konduiramurs Schweſter ſey und daß er den ſiechen König hätte erlöſen können, wenn er ein Wort geſprochen hätte, nun könne er aber nie wieder dahin kommen. Tief traurig darüber, durch ſein Schweigen auf dem Schloſſe ſo viel verſäumt zu haben, ritt er weiter und fand Jeſchute wieder, die Orilus unterdeß ſchlecht behandelt hatte, die er nun aber wieder

mit ihm verſöhnte. Immer noch in ſich gekehrt weiter reitend ſah er, wie ein Falke eine Gans verfolgte und packte und drei Blutstropfen fielen in den friſchen Schnee. Beim Anblick der rothen und weißen Farbe trat ihm nun Kanduiramurs Bild vor die Seele, und in ihre Erinnerung verſunken blieb er, auf die Lanze gelehnt, vor den drei Blutstropfen ſtehen, ſtarr und ohne etwas anderes um ſich zu merken. So ſahen ihn Ritter von Artus Hofe und glaubten, er harre hier auf einen Gegner und fordere die Tafelrunde heraus. Er mußte auch wirklich mit einem Ritter kämpfen und warf ihn nieder. Da erkannte ihn Gawain und brachte ihn an den Hof.

So war er denn durch den weiſen Rath des Gurnemanz nicht weniger getäuſcht worden, wie früher durch den thörichten der Mutter. Aber bei ſeiner Abhängigkeit von andern war er doch zu Höherem beſtimmt, als Gawain, den der Dichter als ſeinen Gegenſatz behandelt, als einen durchaus praktiſchen, auf ſich ſelbſt ſtehenden Mann, der kämpfend viel erringt, aber doch nicht das Höchſte. Die Abentheuer Gawains übergehe ich hier.

Parcifal konnte den Kummer und Verdruß nicht überwinden, und irrte unſtet umher; da begegnete ihm einmal ein Greis und frug: was er in Waffen wolle an einem ſo heiligen Tage? Parcifal antwortete, er kümmere ſich um Gott nicht, da Gott ihn auch verlaſſen habe. Der Greis aber ſprach ihm ernſt ins Gewiſſen, es ſey Charfreitag, und Parcifal wurde zum erſtenmal von tiefer Gottesfurcht ergriffen, legte die Waffen ab und beichtete. In der Beichte aber bekannte er, zwei Sachen drücken ihn ſchwer, daß er den Graal nicht gewonnen und daß er ſein Weib verloren habe. Das letztere entſchuldigte der Greis, über das erſtere aber belehrte er Parcifal ernſt. Der h. Graal, ſprach er, ſey der herrlichſte Edelſtein in der Krone Lucifers geweſen, als dieſer aber von Gott ſich losgeſagt, ſey der Stein aus der Krone gefallen und habe zwiſchen Himmel und Erde geſchwebt, bis Chriſtus gekommen ſey. Alsdann habe der hohle Stein als Abendmahlsgefäß gedient, und Joſeph von Arimathia habe in daſſelbe Gefäß das Blut des Heilandes am Kreuze aufgefangen. Daher komme jeden Charfreitag eine weiße Taube und lege eine Oblate auf das Gefäß und wer dieſe beſitze, könne über die ganze Welt gebieten. Auch leſe man auf dem Gefäß die Namen derer, die dem Graal dienen, und derer, die aus den Dienern des Graals Könige werden ſollen. Engel hätten das Gefäß dem König Titurel gebracht, der ihm auf Montſalvaz einen Tempel und die Templeiſen als Ritter des Graals geſtiftet habe, die als geheime Geſellſchaft in die Geſchicke der Welt mächtig eingreifen. Der Enkel des Titurel aber, Amfortas, der gegenwärtige Herr des Graals, ſey von einer giftigen Lanze verwundet unheilbar ſiech, ohne ſterben zu können, bis ein Ritter nach Montſalvaz komme und unaufgefordert nach der Urſache ſeines Siechthums fragen würde. Derſelbe Ritter ſollte dann auch Amfortas Nachfolger und Herr des Graals werden. So der Greis, der ihm auch den Tod ſeiner Mutter meldete und deſſen Erzählung den armen Parcifal freilich nicht tröſten konnte, ſondern

nur in noch tieferes Leid ſtürzte. Da traf er auf Feireſz; ohne daß beide wußten, ſie ſeyen Brüder, kämpften ſie auf Leben und Tod. Feireſz beſaß einen Talisman, der ihm übernatürliche Kräfte gab. Parcifal aber richtete in der höchſten Gefahr ſeine ganze Seele auf Gott und ſiegte. Da erſchien eine Botin des Graals und verkündete ihm, durch ſein Gottvertrauen ſey alle Schuld von ihm genommen. Beide Brüder zogen nun vereint nach Montſalvaz und hier machte Parcifal alles wieder gut, was er das erſtemal verſäumt, ſtellte dem Oheim Amfortas die erforderliche Frage und wurde Herr des Graals. Da zog Kanduiramur mit den beiden Knaben, die ſie unterdeß geboren, zu ihm und ruhte unterwegs auf derſelben Stelle, wo Parcifal einſt die drei Blutstropfen geſehen, und er, ihr entgegenkommend, fand ſie dort. Sein älteſter Sohn wurde der berühmte Lohengrin. Feireſz aber heirathete die ſchöne Graalsträgerin Urepanſe, Kanduiramurs Schweſter, nachdem er getauft worden, denn ſo lange er noch Heide war, konnte er den h. Graal nicht einmal ſehen, obgleich er vor ihm ſtand. Aus dieſer Ehe entſprang der berühmte Prieſter Johannes.

Das poetiſche Motiv in dieſem ſchönen Gedicht iſt ohne Zweifel der echt germaniſche gemüthliche Charakter des Helden, das Bewußtloſe, die Hingebung an Andre, die dennoch die tiefſte und gediegenſte Kraft verbirgt, im Gegenſatz gegen das weltgewandte und ſtets bewußte Weſen der Romanen. Zugleich iſt Parcifal das Ideal eines Tempelherrn oder geiſtlichen Ritters, in dem das Heldenthum gänzlich dem Höheren und Göttlichen zugewendet ſeyn ſoll.

Sehr merkwürdig iſt die altdeutſche Legende vom h. Rock Chriſti. Dieſe berühmte Reliquie des Heilandes, deren Ausſtellung zu Trier im Jahr 1844 über eine Million Wallfahrer herbeirief, wurde unter Kaiſer Max I. im Jahr 1512 ebenfalls öffentlich zur Schau geſtellt, bei welchem Anlaß zum erſtenmal die Legende des h. Gewandes im Druck erſchien. Es iſt ein altdeutſches Gedicht, aus dem 12. Jhd., handſchriftlich noch in Straßburg erhalten und durch von der Hagen aus Anlaß des Trierer Feſtes 1844 neu herausgegeben. Darin heißt es:

Maria ſpann und webte den Rock aus der Wolle eines Lammes. Nach dem Tode des Heilandes gab ihn König Herodes einem alten Juden zum Lohn für zweiundreißigjährige Dienſte. Da aber der Jude die Blutflecken nicht auswaſchen konnte, befahl Herodes, den Rock in einem Steinſarge ins Meer zu verſenken. Hier brach ein Siren ihn auf, der Rock trieb an den Strand und lag da neun Klafter tief neun Jahre lang, bis der Pilger Tragemund, der 72 Königreiche kannte, auf dem Wege zum h. Grabe ihn fand. Wei!

aber auch er die Blutflecken nicht auswaschen konnte, warf er ihn ins Meer, wo ein Wallfisch ihn verschlang und wieder acht Jahre lang trug. Schluß der Einleitung oder ältern Geschichte des Rocks. Nun erst beginnt die Sage vom Orendel. König Eigel von Trier hatte drei Söhne. Einer derselben, Orendel, flehte Marien um gute Ritterschaft und seinen Vater um ein Weib an. Da aber Eigel in der Nähe kein würdiges Weib wußte, wies er seinen Sohn an die Bride (im alten Druck auch Brigida genannt), Herrin des h. Grabes, das schönste aller Weiber. Orendel ließ 12 goldene Sporen machen, wovon er nur ein Paar behielt, und nahm acht Könige und 9000 Ritter auf 72 Schiffen mit. Sie schifften Mosel und Rhein hinunter ins Meer, geriethen aber ins Klebermeer, wo sie drei Jahre fest lagen, bis Orendel Marien um Hülfe bat, die sofort einen Sturm sandte, der sie wieder flott machte. Sie kamen nach Großbabylonien, wo ihnen König Belian den Weg verlegte, den sie aber, obgleich er über 72 Könige herrschte, zurückschlugen. Dann besuchten sie das h. Grab. Allein durch einen Sturm gingen sie alle im Meer unter, außer Orendel, der nackt ans Ufer geworfen wurde. Hier diente er dem Fischer Eise und fing den Wallfisch, in dessen Bauch er den h. Rock fand. Eise aber ließ ihm den Rock nicht, sondern wollte ihn verkaufen. Auf sein Gebet aber schickte ihm Maria durch den Engel Gabriel 30 Goldstücke, wofür er den Rock kaufte, um darin, als in einem unverwundbaren Harnisch wider die Heiden zu streiten. Gleichwohl fiel er in die Hände eines Riesen, der ihn über einen Berg trug und in einen tiefen Kerker warf, aus dem ihn aber Gabriel wieder frei machte. Nun kam er wieder zum h. Grabe und gerieth unter die Tempelherrn, die dort der schönen Bride dienten. Sie selbst erschien auf der Zinne im Zobelmantel, strahlend von Schönheit, unter zwölf Jungfrauen. Zwei Heidenkönige und Brüder, Marzian und Sudan, warben um sie und spielten Schach. Da nahte ihnen Orendel und bat um ein Roß und Rüstung. Marzian gab ihm aus Scherz das wildeste schwarze Roß, das drei Männer nicht bändigen konnten. Allein er bestieg es leicht und tödtete im Waffenspiel den Sudan und viele andere, worauf Marzian entfloh. Die Tempelherrn wurden aber neidig auf Orendel und bestellten den ungeheuren auf einem Elephanten reitenden Riesen Metwin (Mentwein, Ertwein), allein Orendel tödtete ihn. Neun Riesen wurden gegen ihn aufgeboten, aber Bride gab ihm ihres Vaters David gefeytes Schwert und damit jagte er die einen ins Klebermeer, die andern ins Wetterische Meer, die dritten in den wüsten Wald. Bride hatte unterdeß für ihn am h. Grabe gebetet. Nach seiner siegreichen Rückkehr wollte sie sich mit ihm vermählen, aber der Engel Gabriel gebot ihnen die Jungfrauschaft und so lagen sie im Bett zusammen, das Schwert zwischen sich, da kam aus der Wüste abermals ein Riese Pellian mit unzählbaren Schaaren, und diesmal kämpfte Bride an Orendels Seite und beide siegten, erschlugen die einen, fingen und tauften die andern. Da kam der Fischer Eise und forderte seinen Knecht zurück, Bride aber machte

ihn zum Herzog und ſetzte ihn zum Hüter des h. Grabes. In einem neuen Kampf mit den Heiden wird Orendel bei der Belagerung von Weſtval gefangen, indem man ihn mit Haken hineinzieht. Der Zwerg Alban will Bride heimlich zu ihm führen, als er ſie aber zu überwältigen trachtet, tritt ſie ihn unter die Füße. Nun bringt er ſie zu Orendel, ſperrt aber beide ein. Beide werden jedoch durch Gabriel wieder befreit. Nachdem ſie alle Feinde beſiegt, laſſen ſie die getauften Heidenkönige Elemi und Surian als Hüter des h. Grabes zurück und ziehen, unter Geleit des Eiſe, zur See heim nach Trier. Aber kaum haben ſie hier ihren Triumphzug gehalten, ſo träumt beiden, das h. Grab ſey durch der Hüter Verrath verloren. Sie kehren alſo wieder um, nur den h. Rock in Trier zurücklaſſend. Nachdem ſie zu Acre gelandet ſind, geht Bride allein als Pilgerin voran zum h. Grabe, wird aber erkannt und dem König Meinold von der Wüſte Babylon zur Minne überliefert, deſſen Diener Princian ſie entkleidet und geißelt. Orendel und Eiſe wollen ſie befreien, werden ſelbſt gefangen, aber durch ihr treues Heer, das Maria durch eine Taube unterrichtet, befreit. Noch einmal wird Bride vom König Wolfhart gefangen und ſoll zu ſeiner Minne gezwungen werden, als ein Schlaftrunk den König lähmt, dem das Haupt abgeſchlagen wird. Bride erobert nun Jeruſalem wieder, als ſie ſich aber mit Orendel vermählen will, verbietet es ihr der Engel für immer, verkündet ihr ihren nahen Tod und führt ihre Seele, mit der des treuen Eiſe, gen Himmel.

Zu dieſer merkwürdigen Dichtung iſt ohne Zweifel ein heidniſcher Mythus (vgl. Saxo, Geſch. III. 48. Grimm, D. M. 348. Uhland, Sagenforſchungen 47) benutzt, aber bis zur Unkenntlichkeit umgedichtet worden.

3.

Allegoriſche und myſtiſche Dichtungen.

Die eigentlichen kirchlichen Lehrgedichte, eine geniale Auslegung des Vaterunſers des Heinrich von Krolewitz im 13. Jahrhundert, ein Gedicht vom Glauben, eine Auslegung der zehn Gebote, der Mißbräuche ꝛc. gehören nicht zur Poeſie. In den allegoriſchen Dichtungen ſchafft die Phantaſie ſchon ſelbſtſtändiger.

Man liebte Glaubens- und Sittenlehren in die Allegorie einzukleiden. Daraus entſtanden allerdings viele langweilige Lehrgedichte, in denen trotz Verſen und Sinnbildern doch keine Wärme, kein poetiſcher Lebenshauch war; allein auch ſehr tiefſinnige, in denen die Myſtik der Poeſie

vermittelt wurde. Zunächſt hielten ſie ſich an die große chriſtliche Grundidee der Welterlöſung. Maaßgebend iſt in dieſer Beziehung das Gedicht von Gottes Zukunft, welches Heinrich von Neuenſtadt um das Jahr 1300 dem Anticlaudian des Alanus ab insulis aus dem 12. Jahrhundert nachdichtete. Hier vereinigen ſich die Natur, die Tugenden und die Künſte, um der Weisheit den Wagen zu ſchirren, auf dem ſie gen Himmel fährt, um Gott zu bitten, er möge ſich der böſen Welt erbarmen. Gott thut es und nun gehen ſämmtliche Tugenden in den reinen Leib der Jungfrau über. Nun folgt die Verkündigung, die Geburt, Leben und Leiden des Herrn, alles im Hymnenton, indem der Dichter ſich nie in die epiſchen Einzelnheiten vertieft, ſondern immer in ſeinem Gefühl und Bewußtſeyn das große Endziel feſthält. Daher auch am Schluß die prachtvollſte dantesk Entſchleierung des irdiſchen Verderbens, der Sündenfolgen, der Höllenpein und der teufliſchen Häßlichkeit, und andrerſeits die zweite Herkunft des Herrn, um den Antichriſt zu überwinden.

Dieſe großartige und objective Auffaſſung blieb lange vorherrſchend, ehe die mehr kleinliche und ſubjective obſiegte. Der Einzelne verlor ſich im großen Ganzen ſeiner Kirche und dachte weniger an ſich. Erſt nach und nach begann die egoiſtiſche Myſtik, welche Gott und die Welt nur auf das Ich bezog.

Im „Buch der Maide“ des Heinrich von Müglin in einer Heidelb. Handſchrift wird der Gedanke durchgeführt, alle Tugenden kommen aus Gott und die Natur habe kein Recht, ſich deſſen zu rühmen, was ſie dem Menſchen gegeben. Zuerſt ſtreiten die Künſte vor Kaiſer Karl IV., dann die Tugenden vor der Theologie um den Vorzug, und die letztere entſcheidet: Im Anfang war nur Gott, da Gott die Natur geſchaffen hat, iſt, was Tugend in ihr iſt, auch aus Gott.

Die geſammte Chriſtenheit oder die Kirche wurde gedacht unter dem Sinnbild eines Wagens mit vier Rädern. Dieſe Räder werden in einem Gedicht des Wernher vom Niederrhein (herausgegeben von W. Grimm 1839) gedeutet als die Hauptmomente im Leben Chriſti, ſpäter als Evangelien, Cardinaltugenden ꝛc. Der Wagen wurde beſonders in der ſpäteren Jeſuitenpoeſie unzähligemal als Triumphwagen der römiſchen Kirche über die Trophäen der Ketzerei geführt. — Ein zweites ſehr beliebtes

Sinnbild war das Schiff. Man verglich die Kirche mit der Arche Noahs im Meer der Sünden.

Die Tugenden werden allegoriſch aufgefaßt als Blumen im Kranze der h. Jungfrau, oder der h. Martina (in den ihnen gewidmeten Dichtungen), oder als Blumen, die auf dem Wege zum Himmel wachſen (in dem niederrh. „Kranz göttlicher Liebe“, in Schade's geiſtl. Gedichten S. 225 f.); oder als Edelſteine in der Krone der h. Jungfrau (in vielen Marienliedern); oder als Stufe einer Treppe zum Heiligthum (in den „ſieben Graden“ einer Heidelb. Handſchrift).

Die Laſter oder Todſünden wurden eben ſo allegoriſch behandelt. Ihrer gedenken am öfteſten die ſ. g. Beichtſpiegel. Noch einfach werden die ſieben Todſünden aufgezählt und vor ihnen gewarnt in einem altd. Gedicht bei Mone, Schauſpiel I. 324. Vgl. Graffs Diutiska I. 292 f. Tugenden und Laſter kämpfen mit einander als Amazonen in der Handſchrift der Herrad von Landsberg in Straßburg. Auch als die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen ſtehen ſie ſich oft gegenüber. Als der alte Landgraf Friedrich der Gebiſſene von Thüringen einmal (1322) einem ſolchen Schauſpiel von den klugen und thörichten Jungfrauen zuſah, wurde er ſchwermüthig, weil den letzteren keine Gnade von Gott widerfuhr, obgleich in dem Schauſpiel Maria ſelbſt für ſie bat. Nach einer Erfurter Chronik bei Menken, script. III. 326. Ueber die Scenerie ſolcher Schauſpiele, die im 15. Jahrhundert immer mehr Perſonen und Zeit erforderten, daß ein Stück mehrere Tage hinter einander dauerte, ſ. Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt I. 35 f.

Das „Gnaiſtli“ heißt ein altdeutſches Gedicht in v. Laßbergs Liederſaal III. Nr. 178. Gnaiſtli = der Funken, weil es zur Tugend anfeuern ſoll. Es iſt übrigens eine kalte Allegorie, ein Streit zwiſchen den ſieben Todſünden und den ſieben guten Werken. Die Liebhaberei an Wettſtreiten culminirte in dem im 15. Jahrhundert ſehr beliebten, zuerſt 1472 gedruckten Prozeſſe Belials wider Chriſtum.

Von den Gebeten ſteht ein ſchönes Gleichniß in den altd. Gedichten, die v. Laßberg in ſeinem Liederſaal herausgegeben hat, III. Nr. 233. Ein Einſiedler empfing täglich von einem Engel Weintrauben, bemerkte aber nach einiger Zeit, daß die Beeren daran bald überreif, bald noch unreif waren und ſtellte den Engel deshalb zur Rede. Dieſer aber ſagte: bete

nur immer zur rechten Zeit, dann werden die Beeren weder zu frühe noch zu spät reifen.

8. **Hildegard**, Gräfin von Spanheim, Aebtiſſin von Bingen, † 1180, ſchrieb lateiniſche Viſionen und Prophezeihungen. Wie früher die heidniſche Velleda in ihrem einſamen Thurme, ſo wurde ſie in ihrem Kloſter von den Mächtigſten der Erde aufgeſucht und um Rath gefragt. Die Kaiſer und Päpſte ſchrieben an ſie, der h. Bernhard beſuchte ſie ꝛc. Schon als Kind wurde ihr Inneres erleuchtet und ſie ſchaute ferne und zukünftige Dinge.

Unter anderm ſagte ſie die künftigen großen Kriſen der Kirche, die Reformation ꝛc. vorher. Ihre unter dem Namen Scivias niedergeſchriebenen Viſionen enthalten durchaus Symbola, d. h. ſie ſieht einen Feuerberg, das iſt die Stärke Gottes. Sie ſieht unzählbare Lichter, das ſind Selige. Sie ſieht die Morgenröthe, das iſt das Blut des Mittlers in die Welt ergoſſen, um ihre Finſterniß zu tilgen und ihr Licht zu bringen. Sie erblickt im durchſichtigen Leibe des Weibes den menſchlichen Embryo ſchillernd in allen Farben des Chamäleons, das iſt des Menſchen wechſelvolles Weſen (I. 4. Viſion). Drei Fenſter im Monolithen (aus einem einzigen Stein erbauten Thurm) der Kirche, drei Lichter oder Strahlen ꝛc. ſind die Dreieinigkeit. In der ſechsten Viſion des zweiten Buchs badet die Braut Chriſti unter dem Kreuz im Blut, das aus der Seitenwunde des Gekreuzigten fließt; das iſt allegoriſch der Genuß des h. Abendmahls. Die Sinnlichkeit erſcheint als ein gräulicher fünffach gegürteter Wurm. In der erſten Viſion des dritten Buchs erſcheint Gott als der herrlichſte durchlauchtigſte Jüngling, in ſeiner Bruſt von den köſtlichſten Edelſteinen umgeben, wie ſein innerſtes Herz tragend — einen ſchlechten Lehm, den Menſchen. In der fünften erblickt die Seherin ein rieſenhaftes Haupt, von Zorn geröthet und gerunzelt, mit drei ungeheuren Flügeln, die es grimmig bewegt, jedoch ohne Rumpf. Das iſt der Zorn Gottes. In mehrern Viſionen wiederholt ſich das Bild einer Säule, welche Gott bedeutet, mit einer Treppe, die zu ihr führt, worunter die Stufen der Tugenden verſtanden werden; doch ſind es nur die gleichſam weiblichen Tugenden der Demuth, Liebe, Gottesfurcht, Hoffnung und Keuſchheit nebſt dem Gehorſam und Glauben, während die männlichen Tugenden als ſtarke Bollwerke untergebaut ſind: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Heiligkeit. Endlich ſah ſie einmal das ganze jüngſte Gericht, die Auferſtehung der Todten und wie Chriſtus unter ſie tritt. Zu Wiesbaden befindet ſich eine Handſchrift der Viſionen mit ſchönen Miniaturen. Auch ſchrieb ſie mehrere Leben der Heiligen. Ueber die Ausgaben ihrer Schriften ſiehe Gräße, Literärgeſchichte II. 2. 140. Eine kurze Biographie und Ueberſicht über alles die Heilige betreffende Literariſche in „die heilige Hildegard“ von Dahl. Mainz 1832.

Die königlichen Gewerbsschulen ferner zu Chalons und Angers haben allerdings die Bildung von Arbeitern zum Zweck, und suchen dies sowohl durch Uebung in mechanischen Musterarbeiten, als durch Darbietung theoretischer Kenntnisse zu vermitteln. In letzterer Hinsicht werden französische Sprache, Arithmetik, die Elemente der Geometrie und Trigonometrie, die darstellende Geometrie mit ihren Anwendungen auf Zimmermannsarbeiten und Maschinenkonstruktion, die für den technischen Arbeiter wichtigsten Lehren der Physik, der Chemie, der Lehre von der Stärke und Widerstandskraft der Baumaterialien gelehrt. Auch diese Anstalten mußten manche Phasen durchmachen. Sie hatten ihre militärische Epoche; sie wurden erweitert und wieder vereinfacht. Es herrschte bald das Theoretische, bald das Praktische vor. Noch gegenwärtig unterliegen die einmal in die Anstalten Eingetretenen einem strengen Zwange, müssen in der Anstalt wohnen und sind in Allem von ihr abhängig. Die Aufnahme geschieht im 15—16. Lebensjahre. Die praktischen Uebungen scheinen vorzuherrschen. Der ganze Plan der Anstalt ist ebenfalls auf Staatszwecke berechnet, und der Staat, der von den 600 Zöglingen beider Anstalten für 150 alle, für 150 drei Viertheile und für 150 die Hälfte der Kosten trägt, bedenkt dabei zum großen Theile den Vortheil der unmittelbar von ihm abhängigen Staatsgewerbszweige. Von allgemeinerer Bedeutung können diese Anstalten schon wegen der beschränkten Zahl der Eleven nicht werden.[1] — Am nützlichsten scheint noch für das Bedürfniß der bürgerlichen Gewerbe die école centrale des arts et manufactures in Paris zu wirken, die, für einen nicht zu hohen Preis, Schülern, die die Elemente der Algebra und Geometrie inne haben, aber nicht in der Anstalt wohnen, in einem dreijährigen Kursus, darstellende Geometrie, Mechanik, Physik und Chemie, Mineralogie und Geognosie, Maschinenkunde und Maschinenbau, Baukunst, Naturgeschichte, industrielle Oekonomie, Hüttenkunde, Gewerbsstatistik und Zeichnen lehrt, um Civilingenieurs, Baumeister, Vorsteher von Hüttenwerken und Manufakturen und Lehrer der technischen Unterrichtszweige zu bilden.

Von ganz anderer Natur sind nun freilich die mancherlei Mittel, die in Paris namentlich zur freien Belehrung der gewerbtreibenden Stände dargeboten werden. Theils wurden dort drei

[1] Vergl. die angeführten Schriften von Hermann und Nebenius.

Nach einem altdeutschen Gedicht Barlaam und Josaphat von Rudolf von Montfort und in den gestis Romanorum Nr. 168 macht Barlaam vom menschlichen Leben folgendes Bild.

Ein Mensch flüchtet sich vor einem Einhorn und fällt in einen Abgrund. Da hält er sich an einem Baum, zu dessen Füßen aber lauert in einem Brunnen ein Drache mit offenem Rachen auf ihn, und eine weiße und schwarze Maus bewegen des Baumes Wurzeln, daß er wankt, und vier Vipern verpesten die Luft mit ihrem Athem. Aber eben aus dem Baum fließt Honig, von dem er so viel genießt, daß er alle Gefahr über der Süßigkeit vergißt, dann aber in den Rachen des Drachen hinabstürzt. Vgl. Wiener Jahrbücher VI. 174. Grimm altd. Wälder I. 77. Das Einhorn ist der Tod, der Abgrund die Welt, der Baum das Leben, die Mäuse sind Tag und Nacht, die Vipern sind die Elemente, der Honig ist die Verlockung dieser Welt, der Rachen unten die Hölle.

Sehr beliebt waren schon in der ersten Hälfte des Mittelalters die Vorstellungen vom Weltende, vom Antichrist und vom jüngsten Gericht. Dem deutschen Volke war die Erinnerung an das Weltende nach heidnischen Begriffen noch tief eingeprägt. Nach der Edda sollen im s. g. Götterrauche alle Menschen und Götter, Erde und Himmel untergehen und dann ein neuer Himmel und eine neue Erde unter der Herrschaft des weißen Baldur beginnen. Daß dieser mit dem „weißen Christ" identificirt und der Uebergang zum Neuen als Bekehrung zum Christenthum aufgefaßt wurde, ist höchst wahrscheinlich. Deshalb nun lebte die Erinnerung an den Götterrauch fort, und konnte in einem altd. Gedicht Muspilli des 9. Jahrhunderts (s. oben S. 220) in die christliche Vorstellungsweise übergehen. Daher auch die vielen aus den folgenden Jahrhunderten erhaltenen deutschen Gedichte vom Entchrist und vom jüngsten Gericht und seinen 10 oder 15 Vorzeichen. Vgl. Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur S. 160. Hoffmanns Fundgruben I. 127 f. II. 80 f. Haupt, Zeitschr. I. 117. III. 523.

Daselbst VI. 372 steht noch ein Gedicht, wornach der Entchrist vom Teufel mit einem Weibe übernatürlich gezeugt zu Babylon, im Centro der widerchristlichen Welt, aber geboren zu Bethlehem, wie Christus, diesen nachäfft, sich für ihn ausgibt und von den Juden für den längst erwarteten Messias gehalten wird. Des Antichrist wird oft auch in andern Dichtungen gedacht, so im Leben der h. Martina, des Hugo von Langenstein, im Renner (5100), wo er alle Schätze unter der Erde findet und zur Bestechung der Sinne benützt.

In einem geiſtlichen Schauſpiel bei Mone I. 265 f. befiehlt Gott dem Teufel, die Verdammten am Weltende in die Hölle zu führen und recht zu quälen. Da kommt Maria mit den zwölf Apoſteln fürbittend. Der Herr gibt aber nicht nach und befiehlt, die Hölle ſoll nimmer aufgethan werden. Noch ſpricht Maria, aber der Schluß fehlt. In einem ſehr alten lat. Schauſpiel bei Pez, thes. II. 3. 185 unterwirft ſich der Antichriſt alle Kaiſer und Könige der Erde, die ſich jedoch nach ſeinem Sturz raſch bekehren, um am Himmelreich Antheil zu haben.

In einem Gothaer alten Druck (Jacobs und Ukert, Beiträge I. 114 f. vgl. das compendium theologicae veritatis in Alberti M. op. Lugd. 1651. XIII.) haust der Antichriſt zuerſt im üppigen Babel, kommt nachher aber nach Jeruſalem, iſt ein großer Zauberer, läßt aus einem Ei einen Rieſen, aus einem Baum einen Hirſch hervorgehen ꝛc. Enoch und Elias predigen vergebens gegen ihn. Endlich will er vom Oelberg in den Himmel fahren, aber der Engel Michael ſchmettert ihn mit dem Schwert nieder und der Teufel zerrt ihn in die Hölle. Seine Diener leben in Ueppigkeit fort, bis ſie von Enoch und Elias bekehrt werden.

In einem Faſtnachtsſpiel des 15. Jahrhunderts kehrt die Satire das Verhältniß um und läßt den Antichriſt ſiegen und ein Reich der Sinnenluſt und Weltlichkeit gründen. Bei Keller Nr. 68.

Wie es in der Hölle ausſieht, davon melden mehrere, ſchon alte Viſionen.

Die Visiones S. Wettini, eines Mönchs in Reichenau aus dem 9. Jahrhundert, der in Himmel und Hölle entzückt wurde, in lat. Verſe gebracht von Walafrid Strabo und in Proſa von Hatto. Vgl. Gräße, Lit. Geſch. II. 1. 137. Die Hölle iſt ganz voll Feuer und Rauch. Im Himmel geht der Seher durch Chöre von Kindern und Jungfrauen, Rittern, Märtyrern ꝛc. zu Gottes Thron. — Noch größern Ruhm erlangte die Viſion des iriſchen Ritters Tundalus, im 11. Jahrhundert zweimal in deutſche Verſe übertragen, niederdeutſch und von Alber (die letztere Ueberſetzung bei Hahn, Gedichte 41 f.) im 12. Jahrhundert. Der Ritter ſinkt in tiefen Schlaf und durchreist dann Hölle und Himmel. Dante hat aus dieſer Viſion geſchöpft.

Visio S. Philiberti, lat. Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, auch in deutſchen Verſen aus dem 14. Jahrhnndert, herausgegeben von Karajan. Nichts als ein Dialog zwiſchen Leib und Seele, nachdem ſie im Tode getrennt worden. Beide ſchieben einander die Schuld des Verderbens zu. Die Teufel lachen dazu. In der deutſchen Bearbeitung iſt die Sache unnütz in die Länge gedehnt. Der einfache lateiniſche Dialog iſt geiſtreicher. Das Geſpräch muß ſehr berühmt geweſen ſeyn, denn es iſt noch lange und oft nachgeahmt und des breitern in faſt allen Sprachen wiederholt worden.

Das ausführlichſte und durchdachteſte Gedicht vom Weltende ſchrieb Heinrich Heſler im 13. Jahrh. Vgl. von der Hagen, Germania X. 81 f.

Es iſt zwar überaus breit, geſchwätzig und voll allegoriſcher Erklärungen der apokalyptiſchen Bilder, was alles beſſer in Proſa geſagt ſeyn würde; allein am Schluſſe weicht das Gedicht etwas freier von der Offenbarung Johannis ab und ſchildert insbeſondere die Wiederkunft des göttlichen Retters und Rächers ſehr feurig und lebendig. Der Antichriſt muß nicht nur unterliegen, ſondern Chriſtus zieht auch mit ſeinen heiligen Schaaren aus, um alle verlornen Länder wieder zu erobern. Er wird hier ganz Ritter, das Ideal des Kreuzritters. So ſollten die Kreuzfahrer ſich einbilden, unter Chriſti Fahne den ganzen Orient zu erobern. Als das große Werk vollbracht iſt, ſchließt das Gedicht mit dem Wunderbau des neuen Jeruſalem.

Die furchtbarſte Schilderung des Weltgerichts und der Höllenqualen ſteht in Heinrich von Neuenſtadts ſchon erwähntem Gedicht von unſeres Herrn Zukunft. Eine ganz danteske Scene kommt vor im Lehrgedicht „die Gierheit" des wilden Manns (im Wernher v. Niederrh. herausgegeben von W. Grimm). Ein Vater und Sohn treffen in der Hölle zuſammen und verfluchen einer den andern. — Einen Sturz der Engel dichtete Behaim im 14. Jahrhundert. — Eine prächtige Schilderung des neuen Jeruſalem bei Diemer S. 361 f.

4.

Marienlieder.

Man hat ſchon längſt und mit Recht geltend gemacht, daß die Verehrung der Maria bei den Deutſchen eine bereits ältere, vorchriſtliche, ſittlich nationale Grundlage gehabt hat in der Ehre, die unſre Vorfahren mehr als alle andern alten Völker den Frauen zuerkannt haben. Das genügt aber nicht, den chriſtlichen Charakter dieſer Verehrung zu motiviren. Mit dem Chriſtenthum kam ein neues höheres Element in die Frauenverehrung.

Mutter iſt Maria nur, weil ſie Jungfrau iſt. Das wurde vor allem feſtgehalten. Wurde die Jungfräulichkeit ſchon von unſern heidniſchen Vorfahren als etwas Heiliges erkannt, daher die ſtrengen Geſetze, welche ſie bewahrten, daher der mannigfache Aberglaube, nach welchem einer reinen Jungfrau das Unmögliche möglich ſeyn ſollte, ſo erhielt dieſer ſchöne Glaube älterer Zeit doch eine ganz neue Stütze in der Verehrung Ma-

riens. So singt Wolfram von Eschenbach im Parcifal (464, 23 f.): „nichts reiner auf Erden ist, als die Jungfrau sonder List. Seht, wie rein die Meide sind, Gott selber ward der Jungfrau Kind.“ Und im Buch der Rügen (Haupt, Zeitschr. II. 89): „nun hört, warum man Frauen ehren soll. Wir waren ewiglich todt, uns brachte eine Jungfrau aus aller Noth!“

Die hier einzig durch die Jungfräulichkeit bedingte Mütterlichkeit wurde in den ältesten Marienliedern immer nur in ihrer tiefsten Bedeutung als Mittel zum Zweck der Welterlösung aufgefaßt. Daraus erst folgen alle übrigen poetischen Beziehungen der Mariendichtung. Aus dem in der jungfräulichen Gottesmutter vermittelten Gegensatz folgen erst die übrigen Gegensätze in dem hochheiligen Wesen, welches menschlich zugleich und göttlich, schwaches Weib und Trägerin des Allmächtigen, irdische Magd und Königin des Himmels, die Schmerzenreichste auf Erden und die Allerseligste zugleich ist, der Wunder größtes, dessen Möglichkeit nur einmal gegeben ist im allerheiligsten Geheimniß Gottes. Daß sie aber auch in ihrer göttlich-menschlichen Weiblichkeit bald vorzugsweise als der Born aller Gnade aufgefaßt wurde, als die ewige Minne, deren Süße nie endet, und daß man sie insofern als Allerbarmerin und Fürbitterin ihrem Sohn als strengem Richter der Lebendigen und Todten, sie als personificirte Gnade der personificirten Gerechtigkeit gegenüberstellte, war ganz natürlich. In diesem Sinne wurde sie schon im 4. Jahrhundert verehrt und in Hymnen besungen.

Die deutschen Marienlieder bildeten sich aus den lateinischen heraus und anfangs herrschte darin eine tiefernste Einfachheit vor. Am ältesten sind die Mariengrüße, Uebertragung des salve regina! So ein kurzes Gebet, das dem Grafen von Veringen im 11. Jahrhundert zugeschrieben wird, Königsfeld, Hymnen S. 120. Nachher wurde das ave Maria! am häufigsten wiederholt. Die meisten dieser Grüße beginnen: „sey gegrüßt“, oder „freue dich“, oder „bitte für uns“. Das älteste Gedicht dieser Art gab Pfeiffer in Haupts Zeitschrift VIII. 276 f. heraus. Es enthält eine lange Litanei von Sinnbildern, ist aber durchdrungen von Freudigkeit des Glaubens und der Liebe. Vgl. Hoffmanns Kirchenl. S. 33.

Die Sinnbilder, die in allen Marienliedern wiederkehren, sind der h. Schrift, den Kirchenvätern und Mystikern entnommen, und wur-

den das ganze Mittelalter hindurch auch in allen Kirchen bildlich dargeſtellt. Uralte kirchliche Typen, die erſt ſpäter durch poetiſche Künſteleien ergänzt wurden.

Sie bezogen ſich auf die Jungfräulichkeit: der verſchloſſene Brunnen, der verſchloſſene Roſengarten, das Roſenblatt neben dem Dorn unverletzt geblieben, die Lilie unverletzt unter den Dornen. Dann auf die unbefleckte Empfängniß. Am beliebteſten war deren Vergleichung mit dem Durchgange des Lichts durch ein Glas, welches dadurch nicht verletzt wird. So heißt es in einem bekannten altdeutſchen Kirchenliede:

Als die Sonne durchſcheint das Glas
Und doch nicht verſehret das.

Sehr verkünſtelt wird dies Gleichniß ſchon von Conrad von Würzburg in ſ. goldnen Schmiede, indem er das Kaltbleiben des Kryſtalls hervorhebt, wenn gleich der andre Dinge entzündende Lichtſtrahl hindurchgehe. — Sehr beliebt iſt ferner das Einhorn, von dem man glaubte, es laſſe ſich nicht fangen, außer von einer reinen Jungfrau. Vgl. d. altd. Phyſiologus in Hoffmanns Fundgruben I. 24 und Conrad von Megenberg, Buch der Natur. Ferner Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß das Fell Gideons, das im Morgenthau trocken blieb, und der feurige Buſch Moſis, welcher brannte, ohne zu verbrennen. Ferner die Muſchel, die aus dem Meer aufſteigt und den vom Himmel fallenden reinen Regentropfen in ſich aufnimmt, aus dem die Perle wird (mit der Deviſe intra uterum jam pura feri). Auch die Palme, von der man glaubte, daß ſie durch einen bloßen Lufthauch befruchtet werde. Der Stab Aarons, der aus trocknem Holze blühte. Die verſchloſſene Pforte des Ezechiel, durch welche Gott hindurchging, ohne ſie zu öffnen. — Sinnbilder der Mutterſchaft: Arche Gottes, Himmelreich (Regenbogen), Tempel der Dreieinigkeit. — Andere Sinnbilder beziehen ſich auf die Abſtammung und Schönheit der Jungfrau: die Ruthe oder die Roſe von Jeſſe, der Roſenanger, der Liliengarten, der hohe Cedernbaum, der elfenbeinerne Thurm, der Thron Salomons, der Honig Simſons, der vom Löwen kam. — Auf die Güte: Roſe ohne Dorn, Taube ohne Galle, Honigwabe, Gnadenmutter, Born der Barmherzigkeit. — Auf die Hoheit: Königin des Himmels, der Engel, Sonne, Paradieſesblume, Himmelskaiſerin, Himmelfahne. Die bekannten ſchwarzen Marienbilder wurden ſo gedeutet, daß ſie die Nacht ſeyn ſoll.e, aus welcher Chriſtus als Sonne bricht. In dieſem Sinn thront Maria auch auf dem Monde und hat eine Krone von Sternen. — Sinnbilder der Erlöſung: Morgenſtern, Stern des Meeres (über dem Meer der Sünde und Trübſal leuchtend, wohl vom St. Elmsfeuer entlehnt), die Morgenröthe, Himmelsſtraße, Himmelspforte.

Schon das älteste deutsche Marienlied, das wir kennen, in einer Mölker Handschrift (abgedr. in Wackernagels Lesebuch S. 191) ist nur ein Gruß, der litanelartig die bekannten Sinnbilder aneinanderreiht.

Conrads von Würzburg goldene Schmiede erhielt diesen Namen, weil der Dichter mit Gedanken und Bildern Marien ausschmückte wie der Goldschmidt mit Gold und Juwelen. Sein Gedicht, herausgegeben von W. Grimm 1840, ist mehr Beschreibung als Gefühlsausdruck und gleicht einem prächtigen Gewande voll Bildstickerei. Der Dichter gebraucht eine Menge altkirchlicher Sinnbilder und dichtet neue, nicht immer mit Glück, hinzu.

Gar artig ist „das guldin Vingerlin des münchs", (von Salzburg nämlich) abgedruckt in Kehreins Kirchenliedern S. 131 aus einer Wiener Handschrift. Der Mönch schmiedet hier nur einen kleinen Ring für die h. Jungfrau, aber mit inniger Liebe, und verwendet dazu sechs Edelsteine, welche zugleich den sechs Sommermonaten entsprechen und gleichsam den Blumenglanz darstellen und in sich concentriren. Sämmtliche Steine bedeuten zugleich die Tugenden der Jungfrau.

Die sieben Freuden Mariens werden als Rosen besungen in Grimms Volkssagen, S. 119. Ein Gedicht des Hans von Soest auf die unbefleckte Empfängniß (Handschrift in Hamburg) kenne ich nicht näher. Die goldene Schmiede wurde im 14. Jahrhundert nachgeahmt durch Heinrich von Müglin (Heidelb. Handschr. Nr. 356) und im 15. durch des Hermann von Sachsenheim „goldnen Tempel". Man konnte nicht satt werden, neue Sinnbilder auszudenken, daher auch manches unpassende mitlief.

Ein altes Buch mit Bildern in Gotha (Rathfelder, Goth. Mus. 105 f.), vergleicht die unbefleckte Jungfrau mit dem Asbest im Feuer, mit dem Geier, von dem man glaubte, er komme nur weiblich vor und empfange durch den Wind, mit dem Magnetberg, der mit geistiger Kraft menschliches Fleisch anziehe, [illegible] mit der Danae, die von himmlischem Regen fruchtbar wird. In der goldnen Schmiede erscheint sie als das undurchdringliche Seidegespinnst, in dem gleichwohl das Seidewürmchen liege, (auch in einem kleinen Liede bei Docen, Misc. II. 246), als Papagai, der sich nie beregnen läßt und doch schöner wie eine blumenreiche Wiese grünt ꝛc. Als Meerblume, die nur bei Nacht blüht (Lotos) und in die sich geheimnißvoll ein Vogel setzt. Als Aromatwurzel, die auf der Himmelsstraße wächst und durch ihren Geruch die Seelen an sich

zieht, wie der Panther durch seinen lieblichen Geruch (nach der Meinung jener Zeit) alles Wild zu sich locke.

Merkwürdig ist ein mystisches Marienliedchen bei Hoffmann S. 107, worin die Gottesmutter als eine Schifferin daherfährt:

Das Schifflein das gat stille
Und bringt uns reiche Last,
Das Segel ist die Minne,
Der heilige Geist der Mast.

Eines der schönsten S. 455 (Nr. 264):

Maria zart
Von edler Art,
Eine Rose ohne Dornen.
Die hat mit Macht
Herwieder bracht
Was uns lang war verloren ꝛc.

Einige schöne alte Marienlieder s. in Uhlands Volksliedern Nr. 315 f. Darunter z. B. Nr. 317.

Dich Frau vom Himmel ruf ich an,
In diesen großen Nöthen mein.
Gen Gott ich mich verschuldet han,
Bitt, daß ich sey der Diener dein
Gen deinem Kind, Maria, went
Sein Zorn von mir! ꝛc.

Eins der lieblichsten Marienlieder bei Haupt, Zeitschr. VIII. 298. Eine Frau betet zur Gottesmutter und bekennt ihr auf die rührendste und naivste Art, wie sie die Ehe gebrochen habe, wie sie wohl wisse, daß sie mit ihrem Manne hätte als eine Turteltaube treu leben sollen, nun sey sie eine so große Sünderin und bitte inniglich um Fürbitte der Jungfrau und Barmherzigkeit.

Sehr beliebt waren die Adventlieder, unter allen das merkwürdigste die Anwendung eines weitverbreiteten Jägerliedes bei Hoffmann Nr. 234.

Es wollt ein Jäger jagen,
Er jagt vom Himmelsthron.
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Maria, die Jungfrau schon.

Er ſagt mit einem Engel.
Der Engel blies ein Hörnlein:
Gegrüßt ſeyſt du, Maria! ꝛc.

und eines weltlichen Minneliedes Nr. 245.

Es ſteugt ein Vöglein leiſe
In einer Jungfrau fein
In einer Engelsweiſe
Wohl in ein Kläuſelein ꝛc.

Vgl. Uhlands Volksl. Nr. 337. Reigend iſt ein Marienlied in der Eifel, Dr. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volks S. 118. Hier wandelt die Jungfrau in grüner Aue und findet drei wunderſchöne Blumen, die ſie pflückt, eine weiße, rothe und blaue, die bedeuten die h. Dreieinigkeit. Zu altklug iſt ein Lied des 15. Jahrhunderts bei Hoffmann Nr. 119.

Es ſaß ein edel Maget ſchon
In hoher Contemplation,
In tiefer Andacht ſie betracht
Wie Gott der Menſchen Heil vollbracht.

d. h. vollbringen ſoll. Denn der Engel kommt jetzt erſt, ihr zu verkündigen, ſie ſey die Auserleſene, durch welche Gott der Menſchen Heil erſt vollbringen wolle.

In einem langen Marienlied des Muſcatplut in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 125 iſt Maria auf eine allzu gewagte Weiſe in die Lage des Paris gebracht, der unter drei Göttinnen wählen ſoll. Es ſtellen ſich ihr nämlich alle drei Perſonen der Gottheit vor und laſſen ihr die Wahl, ſie aber wählt den Sohn.

Unter den Triumphliedern Marias nimmt Frauenlobs Marienleich (Hagens Minneſänger II. 337. In Ettmüllers Ausgabe S. 1) eine wichtige Rolle ein. Er erblickt die Gebenedeite als Königin des Himmels auf dem Throne und zwar ſchwanger, in dem höchſten Ehrenſtande der Gottesmutter. Er beſingt ihre Schönheit und Unübertrefflichkeit, ſie alles Hortes Ueberhort. Dann beginnt ſie ſelbſt zu reden und preiſt wie Sulamith ihren ewigen Herrn und Geliebten, und die Herrlichkeit, zu der er ſie erhoben. Darin kommt noch eine ſeltſame Erinnerung an den altdeutſchen Donnergott vor.

Der Schmied vom Oberlande
Warf seinen Hammer in meinen Schooß.

Das ist Thor mit seinem Hammer Miölnir. Ein Hammer wurde nach altheidnischer Sitte jeder Braut in den Schooß gelegt. Mit nicht minder alterthümlicher, wenigstens in späterer Zeit ungewöhnlicher und durch den Anstand verbotener Kühnheit schildert Maria, wie sie in der göttlichen Umarmung gelegen. Dann fährt sie fort im stolzesten Hymnenton: Ich bin die Morgenröthe, die den Tag gebar. Ich bin der h. Graal, ich bin der zuckersüße Brunn des Lebens, ich bin der wurzreiche Anger, ich bin der Blumen Blume, ich bin der Stern von St. Jakob ꝛc., die merkwürdigste in Lust und Wonne strahlende Umschreibung des magnificat.

Die schönsten Marienlieder des Mittelalters waren niederrheinisch und sind uns noch erhalten in einer Handschrift zu Hannover. In ihnen finden wir die tiefste Innigkeit des Gefühls beim edelsten und einfachsten Ausdruck. Man erinnert sich dabei, daß auch unter den weltlichen Volksliedern die altniederländischen bei weitem die schönsten sind, daß noch in dem vom Freiherrn von Harthausen herausgegebenen Paderborner Liederbuch die vom Landvolk in Westphalen gesungenen Marien- und Wallfahrtlieder die Nähe jener Gegenden ankünden, in denen wie die gothische Baukunst, so auch die mittelalterliche Malerei und Musik die erste Pflege fand, nämlich Flanderns, früher ehe diese Künste in Italien aufblühten.

Die Marienlieder in Hannover finden sich zwar zusammengeschrieben mit den Dichtungen des Wernher vom Niederrhein, von W. Grimm 1839 edirt, Grimm zweifelt aber, daß sie von Wernher seyen. Uns ist das gleichgültig, da wir immer nur nach den Werken, nie nach den Machern fragen. Diese Marienlieder stammen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. W. Grimm hat sie besonders herausgegeben in Haupt Zeitschr. X. 1 f., ohne ihren Werth zu bezeichnen. Ich halte sie für die schönsten, die wir besitzen, und hebe, da sie sich lang hinziehen, nur einige Hauptsachen hervor:

Maria, du bist die reine Erde, das Kornfeld, auf dem das Brod des Lebens wuchs. Süße Mutter, du trugst das edle Korn. Maget schöne, die von der Sonne den Schein gewinnt und wie der Mond alle Sterne überwindet. Du bist der beschlossene Garten, darin die Blumen aller Tugenden

ſind, darin wuchs der heilige Baum, auf dem ſieben Vögel mit ſüßer Stimme ſingen. Das ſind die Gaben des h. Geiſtes. Maria, du biſt der beſiegelte Brunnen, aus dem ſieben Ströme fließen von Waſſer, Milch, Honig, Wein, Oel, Balſam und Lutertrank, das ſind deine Eigenſchaften. Maria, du biſt der Tempel Gottes, dein Herz iſt der Altar, mitten in deiner Seele iſt das Allerheiligſte des Gottesdienſtes. Hier war Chriſtus, dein Sohn, der Biſchof und las die Meſſe am Altare deines Herzens. Maria, du biſt unſer leitender Stern über dem Meere. Schöne Mutter, du biſt ſo ſchnell, da mich Trägheit beſchwert, milde Mutter, reiche mir die Hand! (Nun folgt die rührendſte Marienklage, auf die ich zurückkomme, und dann zum Troſt wieder die Erinnerung an die liebliche Idylle von Marias erſten Mutterfreuden.) Da du dein Kind küßteſt und anlachteſt, ihm Speiſe und Kleider bereiteteſt, da wollten ihn alle Engel anſehen und beugten vor ihm ihre Knie. Freue dich, freue dich, Maria, du haſt ihn dir vorausgeſandt in den Himmel, daß er dir eine Stätte bereite. (Da wendet ſich das Lied auf einmal zur Betrachtung des allerheiligſten Geheimniſſes):

Gottes Wandel begann in deinem Leibe,
Gebenedeite aller Weiber.
Da begunde Gott Menſch werden
Zum Wunder Himmels und Erden.
Die Sonne begunde da düſter ſeyn,
Sie deckte wunderlich ihren Schein.
Der ſtarke Gott da ward krank.
Den ungemeſſnen dein Leib umbfang.
Des Vaters Wilheit vom Himmelreich
Schwieg in dir einem Stummen gleich.
In dir ward tödtlich der Untödtliche.
In dir ward arm der Oberſte Reiche.
Das ſind Wunder, die kein Sinn
Je vernommen von Anbeginn.
Die Gott nie Engel ließ verſtehen.

(Darauf wendet ſich das Lied zum Preiſe der ſtarken Jungfrau.) Du ſtärkſte aller Frauen, du haſt unſern Feind überwunden, ſchöne Mutter, ewiglicher Sommer, du haſt ſein ſtolzes Haupt zertreten. Starke Frau, ſo ſtärke auch uns! Sodann ſingt der Sänger die Herrliche auf dem Thron des Himmels und als Königin der Engel, und vertieft ſich in die Betrachtung ihrer Schönheit. Er läßt die ganze Welt an ſich vorüberziehen und bewundert ihre Schöne, aber nichts iſt ſo ſchön als Maria, der Quellbrunn aller wahren Schönheit. Sie aber erklärt dem Sänger, warum ſie ſo ſchön ſey? Weil Gott in ihr war, weil Gottes Mund ſie geküßt, darum iſt er auch voller Süße. Weil ſie in einer übermenſchlichen, ja überengliſchen Minne entbrannte, iſt ſie nun

Zeichnenschulen errichtet, die Jedermann unentgeldlich offen stehen. Sie können, schon wegen der räumlichen Entfernung in einer so großen Stadt, dem Bedürfniß nicht im Entferntesten genügen, sollen aber auch sonst sehr schwach besucht werden. Ihre Schüler bestehen größtentheils aus Knaben bis zum vierzehnten Jahre. Es werden ferner freie öffentliche Lehrvorträge, Kurse, an mehreren Anstalten gehalten. Zunächst wurden dergleichen am **conservatoire des arts et métiers** 1819 eingerichtet, und über Geometrie, Mechanik, technische Chemie, Physik, Nationalökonomie, darstellende Geometrie und Zeichnen erstreckt. Dabei sind reiche Modell- und Maschinensammlungen zur Anschauung eröffnet. In der hauptsächlich für Bauhandwerker bestehenden **école gratuite de mathématique et de dessin en faveur des arts mécaniques** wird unentgeldlicher Unterricht in der praktischen Geometrie, arithmetischen Meßkunst, in Steinschnitt, Holzschnitt, in der Holzkonstruktion, in den Elementen der Baukunst, im freien Handzeichnen, in der Schule der schönen Künste Unterricht im ästhetischen Theile der Baukunst ertheilt. — Aehnliche Kurse sind in mehreren Provinzialstädten eingerichtet, und namentlich wird in den Seehäfen über Hydrographie gelesen.[1] — Es soll aber die Benutzung dieser Hülfsmittel im Ganzen sehr gering, und auch ihr innerer Werth mehr Scheinwesen seyn.[2] Ersteres zunächst ist sehr begreiflich. Theils fehlt es an Vorbereitung, von welcher der Sinn für solche Bildungsmittel ebensowohl, wie die Fähigkeit zu ihrer Benützung wesentlich abhängt. Theils liegt die Wichtigkeit ihres Nutzens für den eigenen Vortheil nicht in hinreichend eindringlichen Beispielen vor. Namentlich mangelt es an einer äußerlichen Beziehung zu dem Lebensgang. Auch sind sie für Leute bestimmt, die meist aus den Jahren und der Uebung des Lernens durch Unterricht hinaus sind. Endlich ist es allerdings ein Erfahrungssatz, daß auf die Dauer von einem unentgeldlichen Unterrichte weder von Seiten der Lehrer, noch der Lernenden viel zu erwarten ist. Es mag ein Gelehrter, den es drängt, seine Ansichten vor einem Kreise wißbegierigerer und bereits zur Fassung einiges selbstständigen Urtheils befähigten Zuhörer auszusprechen, dies mit Freuden auch ohne äußeren Lohn thun. Es

[1] Nebenius a. a. O.
[2] Hermann a. a. O.

erhaben über Seraphim und Cherubim. Sie iſt Gottes Mutter und die Engel ſind ihre Knechte. Sie trägt die höchſte Krone, von den koſtbarſten Edelſteinen, die bedeuten die Eigenſchaften Gottes, und um die Krone ſchweben zwölf Sterne, das ſind die Chöre der Engel. Ganz verſunken in ihre Schönheit, klagt der Sänger, daß er doch alle ihre Schönheit nicht faſſen könne, und endet mit einer erhabnen Viſion, indem er die heilige Jungfrau ſieht, wie ſie Gott ins Angeſicht ſchaut, ihn anblickend, von ihm angeblickt.

Denn er ſchenkt dir ſeines Antlitzes Schein,
Das dich ſo ſonderlich anſieht
Ohne Unterlaß alle Zeit.
Wie ſüß hängſt du an dieſem Antlitz,
Das ſeinen Schein und ſeine Hitze
Allernächſt äußert und allermeiſt
In deinem Leib und in deinem Geiſt.
Darum biſt du ſo überſchön.
Er ſieht dich an, du ſieheſt ihn,
Wie ſcheinſt du, Gottes Mutter, da,
Da du allein bei Gott alſo nahe.

Selbſt in Dantes Paradies iſt kein ſo erhabenes Bild, keine ſo reine Verklärung des Irdiſchen im Himmliſchen zu finden.

Zahllos ſind auch die altdeutſchen Marienklagen, darunter eine gute Ueberſetzung des berühmten stabat mater.

Maria ſtuond in ſwindem ſmerzen
bey dem krewcz und waint von herczen
da ir werder ſon an hienng.
Ir geadelte czartte ſele
ſer bitruebt in jamers ruele
ſcharff ein ſuerdung ſwert durchging.

(Haupt, altd. Blätter II. 336.) Die bitterſte Klage mit lauter Wehmuth in einem deutſchen Originallied (Nr. 374). Auch in einem Bußliede der Geißler (Hoffmann, Kirchenlied S. 139) heißt es:

Maria ſtund in großen Nöthen
Da ſie ihr liebes Kind ſah tödten,
Ein Schwert ihr durch die Seele ſchnitt ꝛc.

Sehr ſchmerzhaft iſt auch die niederdeutſche Marienklage in Schades geiſtl. Gedichten S. 205 f.

Die ſchönſte aller Marienklagen iſt dem wundervollen Marienliede

einverleibt, welches ich ſchon aus der hannoverſchen Handſchrift mitgetheilt habe. Chriſtus hängt am Kreuz und wird von der Mutter beweint in langer, rührender Klage mit dem tiefſten Mutterſchmerz. Sie hört die gräßlichen Hammerſchläge, durch welche die Nägel in die Hände des Sohnes getrieben werden, ſie ſieht ſein Blut rinnen. Sie vergeht in Jammer, Sie bittet den Evangeliſten Johannes und die weinende Magdalena, ihr klagen und den allzu ſchweren Schmerz tragen zu helfen. Endlich im höchſten Elend ruft ſie alle Mütter an:

Iſt jemand, der je Kind gewonnen,
Der mütterliche Minne kenne,
Kommet, kommet allgemeine,
Jegliche von euch wettſtreitend weine,
Denn es erliſcht der Welt Sonne.
Brich mein Herz!
Meine Liebe iſt todt.

Getreues Kreuze, beuge deine Arme,
Beuge dich hernieder,
Deines Herrn Mutter laß dich erbarmen,
Gib mir ihn wieder!

Die Marienklagen bilden regelmäßig einen Theil der Paſſionsſpiele, indem Maria vor dem Kreuze oder am Grabe klagt, einen lyriſchen Monolog. Sie wurden aber auch in Geſprächsform zerlegt und dramatiſirt, als eine Abzweigung oder ein Nachſpiel der Paſſionsſpiele. Eine ſolche altdeutſche Marienklage in Geſprächsform (die älteſte bekannte) ſteht bei Mone, Schauſpiele I. 29 f. Maria und Johannes klagen vor dem Kreuze, den Schluß bilden die drei Marien am Grabe, die vom auferſtandenen Heiland getröſtet werden. Andere daſelbſt S. 198 f. Eine wurde 1855 von Schönemann zugleich mit dem oben erwähnten Spiel vom Sündenfall herausgegeben, und zwar noch mit der alten Melodie. Sofern Maria ſinnbildlich als die Kirche aufgeſtellt wurde, gingen die Marienklagen in die Litaneien über.

Bruder Eberhard von Sax beſang die h. Jungfrau als perſonificirte Minne:

Mutter der viel ſchönen Minne
In der Finſtre Leuchterinne,
Zünd', entbrenne meine Sinne

In der wahren Minne Gluth,
Daß ich innerlich gereinet
Und mit Gotte ſey vereinet.

In einem altdeutſchen Liede bei Laßberg, Liederſaal II. Nr. 87, heißt Maria die Allminnende, wird aber ausdrücklich der antiken Venus entgegengeſetzt, wie göttliche Gnade der gemeinen irdiſchen Habgier, wie Himmel der Hölle. Vgl. auch ein ſehr warmes Minnelied an die h. Jungfrau bei Laßberg Nr. 244.

Ein ſchönes Minnelied für die h. Jungfrau wurde bisher dem Gottfried von Straßburg zugeſchrieben, aber fälſchlich (Pfeiffer, Germania III.). Daß ſich Gottfried von der Sinnenluſt abgewandt und ſein ehebrecheriſches Buch Triſtan tief bereut, wie Watterich (Gottfried von Straßburg 1857) glaubt, iſt ſomit irrig. Das Lied iſt (abgedruckt in Haupt, Zeitſchr. IV. 513 f.) voll inniger Andacht, zarter Demuth und dichteriſcher Minne, die den Gegenſtand der Liebe auf die ſinnigſte Weiſe auszuſchmücken ſtrebt. Der Grundgedanke aber iſt derſelbe, wie ſo oft in altdeutſchen Bildern, wenn Chriſtus beim jüngſten Gerichte thront. Aus dem einen Auge geht ihm ein Schwert, aus dem andern ein Lilienzweig. Auf der Lilienſeite ſteht da die h. Jungfrau fürbittend.

Sehr innige Marienlieder enthält auch das Pilgerbrevier aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, in Haupt Zeitſchr. XI. 34 f., dabei Wunderſagen, Schutzmittel gegen Gefahren der Reiſe, nützliche Notizen für den Reiſenden.

Die Marienlieder ſind oft nur erhöhte Minnelieder. So unter Uhlands Volksliedern S. 842:

Ich han mir auserkoren
Eine minnigliche Meit
Die iſt gar hochgeboren ꝛc.

Auch in einem ſchönen Marienlied des Marner (Manaſſe Nr. 118. 15) ſpricht Maria wie Sulamith im Hohenliede von Gott als ihrem Friedel. Ebenſo in Frauenlobs Lobgeſang, worin es ſogar heißt: „mein alten Friedel küßt ich, ich ſah ihn an, da ward er jung“. Das iſt jedoch nicht frivol zu deuten, ſondern will das mysterium ausdrücken, nach welchem Gott erſt durch die Menſchwerdung aus dem Vater Sohn wurde.

In einem Kirchenliede des 14. Jahrhunderts wird Maria mit den

Engeln im Himmel ganz so aufgefaßt, wie eine liebliche Jungfrau mit ihren Gespielinnen auf grüner Wiese. Das Lied ist auch nur einem weltlichen Minneliede nachgebildet. In einem andern, gleichfalls einem weltlichen, und zwar einem höchst frivolen Liede nachgebildet, kommt Maria als eine fröhliche Fischerin gefahren und fängt sich Sünder. Wackernagel Nr. 177.

Mehrere altdeutsche Dichter beschreiben das Leben Marias, alle begreiflicherweise den schon ältern kirchlichen Traditionen gemäß, sie übersetzten also eigentlich nur die apokryphischen Evangelien von Marias Leben und von der Kindheit Christi und das s. g. Vorevangelium Jacobi. Diese alte und übereinstimmende Marienlegende wurde in lateinischen Versen zusammengefaßt (vita b. Mariae virginis et salvatoris nutricis, in Handschriften vielfach vorhanden, aber noch nicht gedruckt) und darnach auch deutsch bearbeitet. Sie ist überaus zart und poetisch. Hier nur einige Hauptzüge.

Maria wird empfangen in zartester gleichsam geisterhafter Weise in einem Kusse, den Anna von Joachim empfängt, indem beide andächtig einander gegenüber vor der goldnen Pforte knien.*) Schon als dreijähriges Kind ist Maria hochbegabt und steigt allein die Treppe zum Tempel hinauf, in welchem sie, den Gott geweihten Jungfrauen zugesellt, Seide und Gold für den Tempelgebrauch webt. Bei dieser stillen Arbeit wird sie von Engeln gespeist, indeß sie ihre irdische Speise den Armen gibt. Dann folgt das Wunder des blühenden Stabes, ihre Verlobung mit Joseph, die Verkündigung und Heimsuchung, Josephs Zweifel und Beruhigung durch Gott, die Geburt, die Anbetung der Engel, Hirten und Könige, die Flucht nach Aegypten mit der wundervollen Idylle, von der Kindheit Jesu (s. oben). Vor dem Sohn tritt die Mutter zurück, bis sie mit ihren Klagen am Kreuz und Grabe erst wieder in den Vordergrund tritt. Vor ihrem Ende versammeln sich, vom Geist getrieben, alle Apostel, um ihr am Sterbebette beizustehen und ihrer Himmelfahrt anzuwohnen. Indem sie emporschwebt, füllt sich ihr leeres Grab unten mit Blumen.

Das älteste uns erhaltene altdeutsche Marienleben wurde im Jahr 1172 vom Pfaffen Wernher von Tegernsee gedichtet. Von der

*) Vgl. m. christliche Symbolik 1. 62, wo nachgewiesen ist, wie die altdeutschen Maler das beide Paar in Blumenkelchen knieend malten. Das ist derselbe Bilderkreis, dem auch das Gedicht von Flos und Blancflos und die Empfängniß der guten Bertha, der Mutter Karls des Großen entnommen ist (s. oben).

ältern beſſern Handſchrift iſt nur ein Blatt in München erhalten, die ſpätere gab 1802 Oetter heraus und Hoffmann in ſ. Fundgruben II. 145 f.

Dieſes Gedicht hat noch eine gewiſſe Schlichtheit und Strenge, iſt noch nicht ſo durchſüßt und blumenreich wie die ſpätern. Es endet mit Chriſti Geburt und behandelt nur die frühere Jugend Marias. Im Hintergrunde ſteht der große Gegenſatz von Sünde und Erlöſung, Teufel und Gott, ein Ringen und Kämpfen der weltgebietenden Mächte. Im Vordergrunde die zarte Idylle von Marias Geburt und im Mittelpunkt ihre magdliche Geſtalt voll Demuth und Liebreiz. Unnachahmlich zart iſt die Erſcheinung des Engels. Das Mägdlein iſt unwiſſend wie ein Kind und begreift in holder Unſchuld nicht die ungeheure Größe deſſen, was der Engel ihr verkündet, der ſeinerſeits lächelnd und doch voll unausſprechlicher Ehrfurcht ſie belehrt.

Das Leben Marias vom Bruder Philipp dem Karthäuſer aus dem 13. Jahrhundert (herausg. von Rückert 1853) folgt den Apokryphen in ziemlich ſchlichter Weiſe, aber ſeine treuherzige Einfalt ſpricht das Gemüth an.

Im Eingange heißt es, als Anna ſchon nahe an der Geburt war, da erſt ſchickte Gott die Seele vom Himmel herab und vereinte ſie mit des Kindes Leibe im Mutterleibe. Als die Jungfrau im Tempel herangewachſen, beſchreibt der Dichter ihre körperliche Schönheit in der tabellariſchen Manier der Minneſinger. Als ſie einen Mann bekommen ſoll, ſträubt ſie ſich und erhebt ſich in halb ſibylliniſcher, halb nonnenhafter Exſtaſe, ſie ſey ſchon verlobt und kein Geringerer ſey ihr Bräutigam, als der höchſte Gott im Himmel. Obgleich mit dieſer Wendung der Verkündigung durch den Engel unzeitig vorgegriffen und die Ueberraſchung der Jungfrau unmöglich gemacht wird, ſo liegt doch in dem begeiſterten Aufblick der Tempelhüterin von den irdiſchen Dingen hinauf zum Herrn aller Herrn etwas Erhabenes. Der Schilderung von Chriſti Geburt werden ſodann alle die Zeichen, die dabei geſchahen, eingeflochten, auch die Erſcheinung, welche damals Kaiſer Auguſtus in Rom hatte, indem die Sibylla ihm in einer Viſion die Jungfrau mit dem eben gebornen Kinde wies, und das Geſicht alſo deutete: nicht du, ſondern dieſes Kind iſt der Herr der Welt. Die Flucht nach Aegypten enthält die ganze apokryphiſche Idylle. Zur Kindheit Jeſu gehört hier auch, daß Maria ihrem Sohn den wunderbaren Rock webt, der mit ihm wächst und nie unrein werden kann. Als Jeſus erwachſen iſt und ſein Lehramt antritt, erklärt er der Mutter in einem langen Geſpräche die Bedeutung ſeiner Menſchwerdung und tröſtet ſie über die ihr durch ihn bevorſtehenden Leiden. Im Folgenden zeichnet ſich beſonders die tiefrührende Klage Marias am Kreuz und endlich ihr Empfang im Himmel aus. Sie ſieht alle, die ſie auf Erden geliebt hat, ihre Eltern, zuletzt auch den treuen Joſeph wieder, aber ſie darf bei dieſen irdiſchen Erinnerungen nicht

verweilen, denn ſie wird vor den Thron der Dreieinigkeit geführt, um, in dem Kreiſe der himmliſchen Heerſchaaren den Mittelpunkt bildend, die Krone zu empfangen. Das Göttliche herrſcht auch in dieſem Gedicht immer vor, das Menſchliche nimmt nur gleichſam den mit Blumen gezierten, beſcheidenen Boden ein.

Im großen Paſſional (der 1. und 2. Theil herausg. von Hahn, der 3. von Köpke. Quedl. 1852) bildet das Marienleben den zweiten Theil. Sie wird hier faſt durchgängig Königin genannt und auch hier tritt das Irdiſche vor dem Himmliſchen zurück. Eigenthümlich iſt daher auch am Schluß der Umſtand, daß die an ihrer Himmelfahrt zweifelnden Juden ihre koſtbare Kleidung vollkommen erhalten im Grabe finden. Als Chriſtus ihre Seele mit ihrem Körper wieder vereinigte, und Engel ſie gen Himmel zogen, bedurfte ſie der ſterblichen Hülle nicht mehr.

Noch ſind nicht alle vorhandenen Marienleben bekannt. Von mehreren ſind nur dürftige Bruchſtücke übrig. Vgl. Rückert, Philipp S. 283. Docen, Misc. II. 10. Mone, Anz. 1833. S. 153.

Später und ausgeſchmückter als das Gedicht von Philipp iſt, obgleich es auch noch dem 13. Jahrhundert angehört, das Marienleben von Walther von Rheinau, herausg. von Keller 1849.

Maria heißt hier die „grünliche und minnigliche Magd". Bei ihrer Geburt geſchehen Zeichen, wie bei der Geburt Chriſti. Die Sonne ſcheint noch einmal ſo feurig und im Mond iſt „das Wölklein" verſchwunden, er iſt ſilberrein, anſpielend auf die Sündenloſigkeit Marias. Als die Jungfrau heranwächst, wird ihre Schönheit tabellariſch beſchrieben. Sie ſoll heirathen, will aber nicht; auch Joſeph will nicht, dieſer Wetteifer der Keuſchheit wird faſt zu ausführlich behandelt. Bei der Geburt Chriſti häufen ſich die Zeichen und Wunder mehr als in Philipps Gedicht. Ueberaus reich iſt dann die Flucht nach Aegypten ausgeſchmückt, am reizendſten die Anbetung der ägyptiſchen Kinder, die den kleinen Jeſus zu ihrem König erwählen. Später, als Jeſus heranwächst, die tabellariſche Beſchreibung ſeiner Schönheit, die Aufzählung aller ſeiner Tugenden. Dann wie bei Philipp das lange myſtiſche Geſpräch mit ſeiner Mutter. An das Wunder mit dem blutflüſſigen Weibe knüpft der Dichter die lange Geſchichte vom König Abgarus und dem Bildniß des Heilandes. Beim Leiden, Sterben und Begräbniß Jeſu folgen nach einander drei lange rührende Marienklagen und dieſen dann noch insbeſondere die Klagen der drei Marien und der Apoſtel. Auch werden wieder alle Wunderzeichen beim Tode des Herrn aufgezählt. In ihrem Wittwenſtande und Alter verrichtet ſodann Maria ſelbſt Wunder, heilt Kranke, weckt ſogar Todte. Unter ihren vielen

Besuchern glänzt der Apostel Paulus. Bei ihrem Tode sind alle Apostel zugegen, von denen sie auch zu Grabe getragen wird. Die Juden, welche den Sarg anfallen, werden blind. Die h. Leiche bleibt drei Tage im Grabe und fährt dann gen Himmel. Ihr Aufsteigen durch die sämmtlichen Engelchöre, ihr Empfang durch die Patriarchen, von Adam an bis auf ihren ihr vorausgegangenen Gatten, den frommen Joseph, wird mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Zuletzt wird sie von den drei höchsten Personen empfangen und gekrönt.

Mariä Himmelfahrt insbesondere wurde von Konrad von Heimesfurt besungen (Haupt, Zeitschr. VIII. 156 f.) nach der lateinischen Legende, derzufolge sich alle Apostel, ohne von einander zu wissen und ohne gerufen zu seyn, bei der schmerzenreichen Jungfrau versammelten, um bei der h. Handlung ihres Todes zu ministriren. Auch Christus erscheint und vereinigt die Seele Marias von neuem mit dem schönen Körper. Bei der Himmelfahrt fehlt der Apostel Thomas, wie gewöhnlich. Aber nachher kommt er mit dem Mantel der Gottesmutter, denn auch er hat, wenn auch von den andern ferne, die Himmelfahrt mit angesehen und die Gebenedeite hat ihm zum Zeichen ihrer Gnade ihren Mantel zugeworfen. — In einem andern Gedicht von der Himmelfahrt, das. V. 515 f., ist die Bewillkommnung der Emporschwebenden durch die Engel und am Schluß die Krönung der Jungfrau im Himmel durch ihren Sohn sehr lebendig und warm geschildert.

Von der h. **Anna**, der Mutter Marias, hat man eine sehr freie Legende in einem alten deutschen Druck:

Anna hatte drei Männer. Als Aeltermutter beweinte sie die ersten Vorbilder des christlichen Martyriums, die im bethlehemitischen Kindermord hingestreckten kleinen Leichen und begrub sie. Als ihr dritter Mann Salomon (der zweite hieß Kleophas) gestorben war, beschloß sie als Einsiedlerin in der Wüste zu leben. Der Teufel aber erschien ihr in Gestalt eines Engels und wollte sie prüfen, ob sie sich lieber ihm ergeben oder standhaft die größte Pein ausstehen würde. Er wies sie also den „Berg der Bitterkeit" hinan, der so voll scharfer Steine war, daß sie bei jedem Tritte blutete. Aber sie sagte: solltest du, Maria, meine Tochter, einst diesen Berg hinangehen, so denke, daß deine Mutter dir vorangegangen und dir den Weg mit ihrem Blute bezeichnet hat. Da warf sie der Teufel voll Zorn in die Steine, überzeugt, daß er sie nicht abwendig machen könne. Die Engel aber kamen und linderten ihre Pein. Sie blieb in der Wüste, wo Maria und später Jesus sie besuchte, der auch bei ihrem Tode anwesend war und sie begrub.

In der Periode der lehrhaften Dichtung im 14. und 15. Jahrhundert kamen auch, zunächst in lateiniſcher Sprache, eine Menge gelehrter Künſteleien auf, wodurch man die h. Jungfrau verherrlichen wollte. Die meiſte Verbreitung erlangte das speculum humanae salvationis, 1437 durch Heinrich von Laufenberg überſetzt. Darin erſcheint das ganze Alte Teſtament und die Profangeſchichte nur als ſinnbildlicher Rahmen der Evangelien; alle antiken Helden, die große Tugenden bewährt und Opfer gebracht, ſind Vorbilder Chriſti, welthiſtoriſche Frauen Vorbilder Marias. Wie unter den Thieren der fabelhafte Phönix, der ſich durch Selbſtverbrennung wiedergebärt, ſo war unter den hiſtoriſchen Helden Curtius, der ſich in den Abgrund ſtürzt, um Rom zu retten, ein Lieblingsvorbild des Opfertodes Chriſti. Auch die Kaiſerchronik gedenkt ſeiner ausführlich. In einem ſpätern Werke „Buch der Figuren“ hat Heinrich von Laufenberg die Perſonen und Begebenheiten des alten Teſtamentes ausſchließlich als Vorbilder des Marienlebens behandelt. Auch der ſehr verbreitete Marienpſalter des Bonaventura wurde ins Deutſche übertragen und nachgeahmt.

Die Marienlegenden des altdeutſchen Paſſional ſind von Pfeiffer beſonders herausgegeben worden (1846). Ich zeichne darunter aus:

2. Eine fromme Frau konnte zu Mariä Lichtmeß die Meſſe nicht hören und war darüber ſehr betrübt. Da wurde ſie im Traum in das Münſter entrückt und Maria ſelbſt an der Spitze aller ihrer heiligen Jungfrauen trat herein und hörte die Meſſe, jede eine Kerze in der Hand. Auch die Frau bekam eine Kerze und behielt ein Stück davon noch in der Hand, als ſie erwacht war. Dieſes Stück Kerze brachte ihr nun großes Glück, denn es war eine wunderthätige Kraft in ihm.

4. Ein frommer Ritter verſäumte im Schlaf das Turnier. Aber Maria ſelbſt kämpfte und ſiegte für ihn zu Roß und in ſeiner Rüſtung. Dieſe Legende kommt auch in Laßbergs Liederſaal Nr. 181 vor.

12. Maria gebietet dem Meeresſturm und läßt das St. Elmsfeuer als Zeichen der Erlöſung auf dem Maſt des Schiffes leuchten.

20. Ein Ritter verſprach für langen Lebensgenuß dem Teufel ſein Weib zu überliefern. Trotz ſeiner Sünden blieb er immer Marien treu; als er nun ſein Weib dem Teufel bringen wollte, ſetzte ſich Maria ſelbſt aufs Roß ſtatt des Weibes, welches in Sicherheit blieb, und der Teufel floh erſchrocken von dannen. Auch bei Laßberg Nr. 206.

22. Ein frommer Schüler, der täglich zu Marien betete, wurde von ihr ſelbſt aufgefordert, er ſolle ſich zum Prieſter bilden. Obgleich er nun noch

nicht unterrichtet war, las er doch die erste Messe vollkommen, aber unter der Wandlung nahm Maria seine Seele von hinnen und er lag todt am Altar.

Wenngleich die berühmte Marienlegende vom h. Theophilus griechischen Ursprungs (aus dem 9. Jahrhundert) ist, so hat sie doch so große Verbreitung in Deutschland gefunden, daß ich ihrer hier gedenken muß. Schon der Longobarde Paul Warnefrid übersetzte die Legende aus dem Griechischen ins Lateinische. Die Nonne Hrotswitha brachte sie in ein Drama. Nachher wurde sie oft in Versen und Prosa nieder- und oberdeutsch behandelt, auch in einem niederdeutschen Schauspiel, welches Hoffmann 1853 herausgab.

Theophilus, Oekonom der Kirche zu Adana im 6. Jahrhundert, verlor seinen Dienst und erzürnte sich deshalb so, daß er sich dem Teufel verschrieb. Nachher aber reute es ihn, er flehte die Gottesmutter um Hülfe und nachdem er 40 Tage lang sich casteit, fand er die Verschreibung auf seiner Brust liegen. Maria hatte sie dem Teufel abgezwungen und Theophilus war gerettet.

Man hat in dieser Legende mit Unrecht das Vorbild zu Faust sehen wollen. Theophilus handelte im Zorn, unbedacht, daher seine Reue und die dadurch motivirte Vergebung. Faust dagegen ergab sich dem Teufel mit allem Vorbedacht und bereute niemals. Man hat diese Legende ferner aufs heftigste getadelt, weil sie eine Allvergebung lehre, die das Sündigen erleichtere und hervorrufe. Auch darin ging man zu weit. Das Gewicht liegt nicht auf der Gnade, die alles vergibt, sondern auf der Reue, die Gnade findet, weil sie Reue ist. Dasselbe Motiv kehrt öfters in Legenden des Mittelalters wieder. Der Teufel hat erst dann ein Recht auf den Menschen, wenn es dem letztern Ernst ist. Wo bloße Uebereilung vorwaltet und nachher Reue eintritt, verliert er sein Recht. So auch in dem bekannten Schwank vom Richter, der den Teufel begleitet und sich wundert, warum der die Opfer nicht annimmt, die ihm geboten werden. Eine Mutter wünscht im Zorn ihr eigenes Kind zum Teufel, aber der Teufel nimmt es nicht, weil es der Mutter nicht Ernst ist. Erst als ein armer Unterthan den bösen Richter zum Teufel wünscht, sagt der Teufel, dem ists Ernst und holt den Richter. Aus diesem Gesichtspunkt muß man auch die Machtlosigkeit des Teufels gegenüber dem Theophilus ansehen.

Neben mehreren dieser Legenden verzeichnet noch Graff in seiner Diutiska III. 273 einige andere. Eine Sünderin will nicht für sich beten, läßt sich aber durch einen frommen Priester bereden, für diesen in die Kirche zu gehen und zu Maria zu beten und dadurch wird sie nun selbst bekehrt. Ein zarter Gedanke.

Noch viele Marienlegenden finden sich zerstreut in Handschriften, im

Coloczaer Codex und von der Hagens Gesammtaltertheuern ꝛc. Sehr viele auch in der lateinischen Sammlung des Cäsar von Heisterbach. Lokale Legenden von Wundern, welche die in der Noth angerufene Gottesmutter verrichtete oder die sich mit einem Bilde von ihr zugetragen, findet man in Menge bei Gumppenberg, marian. Atlas, und bei Kaltenbaeck, Marienſagen in Oeſtreich, ungerechnet die zahlloſen Sammelwerke des 17. Jahrhunderts, in welchen Marienlegenden aus allen Ländern zuſammengeſtellt ſind. Ich wiederhole hier, was Kaltenbaeck von der Maria ſagt:

„In den älteſten Ueberlieferungen erſcheint ſie den Gläubigen im Kampfe gegen die Feinde des Chriſtenthums als Mahnerin zur Ausdauer, als Retterin im Augenblicke der Noth. Zu ihr wendet ſich der Krieger, bevor er auszieht; ihr opfert er ſeinen blutgefärbten Mantel, die eroberte Waffe nach der Rückkehr. Auch dem Schiffer iſt die Gebenedeite nahe, wenn er auf der ſturmbewegten See um ihren Beiſtand fleht: das Gewitter ſchweigt, er landet, und in kurzer Zeit erhebt ſich an derſelben Stelle eine Kapelle zur Verherrlichung Mariens. Später — vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte — will ſie in unwirthbaren Gegenden, auf hohen Bergen und in dichten Wäldern verehrt ſeyn. Auch dahin ſoll Kultur und Geſittung kommen; auch die einſamen Wald- und Bergbewohner ſollen einen Vereinigungspunkt zur gemeinſamen Andacht haben! Sie erſcheint dem verirrten Edlen, den die Jagdluſt zu weit getrieben und der aus Ermüdung und Verzweiflung eingeſchlummert, im Traume, und verſpricht ihm glückliche Heimkehr, ſobald er gelobe, an dieſer Stelle ihr eine Kapelle zu erbauen. — Den kranken Fürſten ermahnt ſie, ſich aufzumachen, und nach den fernen Bergen zu wallen, wo ihr Bildniß noch unbekannt in einer ſchlechten, hölzernen Kapelle hängt. Der Fürſt eilt dahin, wird geſund und erbaut eine Kirche mit reichlichen Stiftungen zum Dienſte des Herrn. — Eine Gemeinde iſt entſchloſſen, der Gottesmutter in der Nähe ihres Dorfes eine Kapelle zu errichten; während der Nacht tragen Engel das Baumaterial auf entfernte Berge, in einſame Thäler oder das Gnadenbild verſchwindet dahin — und die Gemeinde folgt dem höheren Rufe. — Als im fünfzehnten Jahrhunderte die Huſſitenſtürme beginnen, und in den Tagen des Lutherthums, bleibt das Gnadenbild unverſehrt bei allen Verſuchen, es zu vernichten. Die Flammen verzehren es nicht, Schwert und Beil verſagen den Dienſt, und der ruchloſe Bilderſtürmer findet ſeine Strafe. — So tritt Maria in ihren Gnadenbildern ſiegend in die Zeit herüber, welche ſich dem alten Glauben wieder zuwendet und iſt bei dem namenloſen Unglücke, das die langen Kriege herbeigeführt haben, die Hülfe in der Noth (Mariahülf!), die Zuflucht der Kranken, die Tröſterin der Betrübten, die da Thränen vergießt über das Elend der Menſchen, und Todesblüſſe im Angeſichte zeigt bei dem Nahen des Ungerechten.“ — Unter den ältern Legenden finden wir eine Menge, welche

wird auch von Zeit zu Zeit gemeinnützige Männer geben, die sich den faßlichen Vortrag bekannter technischer Lehrsätze, um der gehofften Früchte für das Gemeinwohl willen, zum Vergnügen machen. Oft und auf die Dauer ist auf letzteres nicht zu rechnen. Werden aber auch die Lehrer dafür bezahlt, daß sie unentgeldliche Vorträge halten, so lehrt doch die Erfahrung, daß das Volk im Durchschnitt einen Unterricht, der ihm umsonst gereicht wird, nicht so eifrig benutzt, als wenn es eine Ausgabe dafür hat, die es ablernen will.

Wichtiger ist es, daß man in dem Gesetz von 1833 die Einrichtung der höheren Bürgerschulen auf die Zwecke des Gewerbslebens mit berechnet habe. Es soll in jeder Stadt, die über 6000 Einwohner zählt, eine höhere Bürgerschule bestehen, deren Lehrplan wenigstens die Linearzeichnung, Meßkunst und andere Anwendungen der praktischen Geometrie, so wie die für das Leben nützlichen Kenntnisse aus Naturlehre und Naturgeschichte mit umfassen soll. Darüber später. Im Ganzen, sieht man, ist in Frankreich für die Herausbildung ausgezeichneter Techniker für den Staatsdienst, und allenfalls, jedoch bei Weitem nicht ausreichend, für Vorsteher größerer technischer Unternehmungen gesorgt worden. Den ganzen Gewerbsstand mit einer ihm gemäßen höheren Kenntniß und Bildung zu durchdringen, das ist nicht versucht worden, und schwer wird sich nachweisen lassen, wiefern die von den Franzosen, in Bezug auf gewisse Zweige der Technik, für die sie besonderen Sinn haben, gemachten Verbesserungen eben in ihrer natürlichen Applikabilität dafür, oder in den reicheren Bildungsmitteln ihren Grund haben.

In Großbritannien, von wo der erstaunlichste Aufschwung der Industrie erfolgt ist, ist am wenigsten für systematische Gewerbsbildung gethan worden. Indeß habe ich bereits bemerkt, daß die Mathematik dort an vielen Orten einen nicht unwesentlichen Theil des Volksunterrichts, wie des Privatstudiums ausmacht, und dies, verbunden mit den natürlichen Anlagen des Volks für Berechnung, mag Manchen befähigt haben, durch eigene Kraft Resultate zu finden, zu deren Aufsuchen ihn die glänzenden Beispiele, welche das Leben darbot, ermunterten. Den Britten begünstigt Manches dabei. Sein Charakter vereinigt die Kühnheit des Wagens mit der beharrlichen Verfolgung des einmal erfaßten Ziels. Er ist ebenso zum Versuchen, wie zum mühsamen Ausführen

den Mariencultus in eine freundliche Beziehung zur Natur bringen. Da wird die Madonna auf hohen Bergen verehrt, in tiefen finstern Wäldern, an Quellen, oder ihr Bild wird an uralten heiligen Bäumen gefunden, oder auch im Innern des Stammes durch natürliches Wachsthum geformt. So kommen viele Marien zur Eiche vor, mehrere zur Linde, andere, deren Bilder an einen Fichtenstamm, Lärchenstamm, Hasel ꝛc. gebunden sind. Ferner Marienbilder in Disteln und Dornen verborgen, entdeckt durch Schaafe, die davor im Kreise knieen. Die vielen Marien zum Schnee erklären sich nicht gleich der von Maria Maggiore in Rom durch einen Traum, sondern durch ein Bild, das im Schnee gefunden wird, oder durch den ewigen Schnee der Alpen, auf dem die Mutter Gottes verehrt wird. Einmal blühen drei Aehren aus dem Schnee, wo ihr eine Kirche gebaut werden soll. Als Herrin der Natur erscheint die Gebenedeite in mehreren Legenden. Ihr Bild zu Frauenthal in Krain zertheilt unfehlbar die Wolken, so oft es denselben entgegengehalten wird. Wie viele Blumen und Kräuter nach der h. Jungfrau benannt sind, ist bekannt. U. L. Frauen Pantoffel, Mantel, Handschuh, Haar, Mariengras, -flachs, -distel. Alles Freundliche in der Natur wurde auf sie bezogen, der kleine Marienkäfer als Bote des Frühlings, der erstarkenden Sonne ꝛc. Unzählige Marienbilder werden in wilden Wäldern, auf einsamen Gebirgen verehrt, wo sie unter den Schrecken der Natur die Gegenwart ewiger Liebe verkünden.

Wir heben nur wenige Marienlegenden besonders aus:

Eichele, ein Dorf am Main, entstand um eine einsame Kapelle „Maria zur Eiche", als Wallfahrtsort. Hier floh einst ein Lamm vor einem Wolf in die Kapelle, sprang, als der Wolf nachstürzte, schnell zurück und riß im Laufen den Strick der Thüre mit sich fort, so daß diese zufiel und der Wolf gefangen war. Daher das Sprüchwort „in Eichel fängt das Schaf den Wolf". Schnezler, bad. Sagenbuch II. 647. Dasselbe geschah zu Seebach. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes II. 151. Es liegt eine sinnbildliche Beziehung darin.

Ein Schüler, mit dem Ballspiel beschäftigt, steckte seinen ihn dabei hindernden Ring zufällig an den Finger einer nahen Bildsäule der h. Jungfrau. Als er den Ring nachher zurücknehmen wollte, krümmte sich der Finger von Marmor und ließ ihn nicht los. Als der Schüler, zum Manne gereift, heirathete, erschien ihm in der Hochzeitnacht die h. Jungfrau, hielt ihm den Ring vor und drohte ihm wegen seiner Untreue. Da entsagte er den irdischen Freuden, um die himmlischen zu suchen. Jakob von Maerlant VII. 61. Nach Vincent. Bellov. VII. 87. Wahrscheinlich nur die Anwendung einer ältern Sage von einer Venusstatue. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III. 924.

Eine Nonne entlief aus dem Kloster, sündigte, wurde unglücklich und kehrte reuig in die h. Mauern zurück. Aber siehe da, sie war gar nicht vermißt worden, denn die h. Jungfrau selbst hatte in ihrer Gestalt im Kloster zuge-

bracht und alle Pflichten als Nonne erfüllt. Caesar Heisterb. VII. 33. Kaltenbaeck Nr. 17.

Ein Fuhrmann blieb mit einem Fuder Wein im Sumpfe stecken. Da erschien ihm die h. Jungfrau und half ihm heraus. Ohne sie zu erkennen, wollte er der starken Helferin einen Trunk seines besten Weines zum Danke spenden, aber ihm fehlte ein Glas. Da ließ die h. Jungfrau einen Rosenstrauch wachsen und formte aus Rosenblättern einen zarten Kelch. Kaum aber hatte sie ihn dem Fuhrmann übergeben, so verschwand sie. Der Kelch wurde in einer Kapelle aufbewahrt. Rohr, Merkw. des Oberharzes 1739. S. 140.

„Das Jüdel" altd. Gedicht in Hahns Gedichten S. 129. Die Juden wollten ein Christenkind verbrennen, weil es aber ein altes Marienbild vom Schmutz gereinigt hatte, erschien ihm die Gottesmutter und erhielt es lebendig. Durch dieses Wunder wurden die Juden bekehrt.

Höchst eigenthümlich und phantastisch sind einige Marienlegenden in alten Volksliedern der Eifel. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, S. 118.

Maria will nach Rom gehen, kein Schiffmann aber nimmt sie auf, da geht sie zu Fuß durch das Meer und wie sie vorschreitet, sinkt das Meer immer tiefer und tiefer. — Mit ihrem Kind ein Obdach suchend, wird es ihr überall verweigert, bis sie sich in einem Stall niederläßt. Aber sie hat nichts zu essen. Da wallt das Meer über Land herein und wirft ihr einen großen Fisch vor die Thüre.

5.

Allgemeine Legende der Heiligen.

Auch die Heiligenlegenden kamen über die Alpen herüber und wurden in lateinischer Sprache von Kirche zu Kirche fortgepflanzt, so treu und einfach, wie die Kirchenlieder. Erst nach und nach wurden einzelne Legenden von deutschen Dichtern kunstreicher ausgebildet, und lebten und wirkten neue Heilige auf deutschem Boden, deren Legende in die allgemeine überging.

Neben den lateinischen Martyrologien und Heiligencalendern und der im ganzen Mittelalter hochbeliebten legenda aurea entstanden auch große deutsche Sammlungen. Die größte bildet den dritten Theil des oben schon genannten Passional, dessen erste Theile den Heiland und die h. Jungfrau betreffen. Ihnen schließt sich an das Leben der Väter, von Roth

1845 in Bruchstücken mitgetheilt. Sodann die schönen Legenden des Hermann von Fritslar in Pfeiffers Mystikern I. und ein noch nicht gedrucktes Märtyrerbuch, handschriftlich in Kloster-Neuburg und Heidelberg. Viele solche schöne Legenden bringt die große Kaiserchronik. Viele andere finden sich in zahlreichen andern Chroniken. Die Geschichtbücher des Mittelalters sind überall mit Legenden durchflochten. Wenn von der geschichtlichen Grundlage der Legenden poetische Abweichungen Statt haben, so ist das Motiv durchgängig ein lehrhaftes. Die Legende wirkt wie eine christliche Moral in Beispielen. Zuweilen wird auch der Sterbe- und Namenstag des Heiligen symbolisch und seine Legende tritt in eine zarte poetische Beziehung zur Bedeutung seines Kalendertages im Kirchenjahr. Die lange Zeit mißachteten Legenden bilden einen der reichsten und anziehendsten Bestandtheile unserer alten Dichtung.

Unter den Werken, welche einzelne Legenden behandeln, stehen die geistlichen Schauspiele der Hrotsvitha obenan. Diese geistreiche Nonne lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts im Kloster Gandersheim, in welchem damals die classischen Dichter gelesen wurden und sonderlich Terenz sehr beliebt war, dessen Dichtung sie durch Schauspiele würdigeren Inhalts ersetzen wollte. Sie schrieb in lateinischen Hexametern ein Gedicht zu Ehren Maria's, ein anderes auf die Himmelfahrt Christi, dann 6 Legenden, das Leben Otto's des Großen und eine Geschichte ihres Klosters. Sodann in gereimter Prosa die 6 berühmten Comödien. Die historischen Stücke enthalten nur schüchterne Relationen nach dem Hörensagen, das Leben Maria's und die Himmelfahrt wiederholen nur das Bekannte. Erst in den Legenden beginnt sich die Dichterin mit mehr Freiheit zu bewegen. Da finden wir das Martyrium der keuschen Agnes ausgemalt, die, als man sie nackt auszog, erst von ihren eigenen Haaren ringsumwallt, dann von einem Engel bekleidet wurde ꝛc.! Ferner die Legende vom h. Dionysius, der seinen abgeschlagenen Kopf noch zwei Meilen weit bis zu seinem Grabe trug, eine unnachahmlich naive und rührende Schilderung. Sodann die berühmte Legende vom h. Theophilus, und eine ganz ähnliche Legende vom Sklaven des Proterius. Die vom h. Pelagius, der als schöner Jüngling den Begierden eines maurischen Königs widerstand, hat man in der Feder einer Nonne für bedenklich finden wollen, ebenso die Legende vom h. Gangolf.

Dieſer heirathete die Ganea, die ihn durch ihren Liebhaber, einen Geiſtlichen, morden ließ. Mehrere Wunder, die ſich auf ſeinem Grabe zugetragen, wurden einſt der treuloſen Ganea erzählt, die aber deswegen ſo wenig in ſich ging, daß ſie ſogar ihren Spott damit trieb und ſagte: dieſe ſo gerühmten Wunder verdienten ihre Aufmerkſamkeit nicht mehr, als diejenigen, wovon ihr das Orakel auf dem Rücken ſpreche. Die Strafe für dieſe Läſterung erfolgte alsbald; denn Ganea konnte von nun an kein Wort mehr ſprechen, ohne daß dieſes Orakel ſich zu ihrer Beſchämung zu gleicher Zeit hören ließ.

Wenn man die Tugend der Verfaſſerin, die ſolche Dinge Preis gab, in Zweifel gezogen, ſo hat man wohl Unrecht. Die Naivetät des Zeitalters entſchuldigt viel. Ein Zug zum Komiſchen verräth ſich auch ſonſt hin und wieder bei der geiſtreichen jungen Nonne und kann auf ihren Charakter um ſo weniger ein ungünſtiges Licht werfen, als der Adel ihrer Seele unzweideutig aus ihren Comödien erhellt. Sie diente mit inniger Liebe und Demuth der Kirche. Ihre ganze poetiſche Begeiſterung war aus dem frommen Nonnenglauben geſchöpft. Mit Vorliebe aber ſchilderte ſie das weibliche Martyrium, die Kraft und die Heldenſtärke, die ſelbſt das ſchwache Weib gewinnt durch den Glauben. In ihren erſten Stücken tritt dem geheiligten Weibe der Mann als das dämoniſche Princip gegenüber, durchaus fremd, feindſelig, teufliſch, wie der hölliſche Geyer, der die weiße Taube berückt. Auch das iſt ganz nonnenhaft und drückt mit bewundernswürdiger Wahrheit die zarte Mädchenſcheu der im Kloſter Erzogenen vor den wilden Männern draußen aus. In den ſpätern Stücken ändert ſich plötzlich das Verhältniß, und heilige Männer nehmen ſich gefallener Mädchen an. Dieſe Wendung in ihren Dichtungen iſt vielleicht hervorgerufen worden durch den Tadel, den ſie von Seite eines Beichtvaters oder Biſchofs erfuhr, ſofern ſie bisher die Männer als ſolche zu ſehr in den Schatten geſtellt habe. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt Hrotsvitha eine reizende und rührende Erſcheinung, die Begeiſterung für ihr eigenes Geſchlecht durchaus naiv, rein, edel und liebenswürdig. Selbſt das fremde lateiniſche Gewand ſtört uns an ihr nicht. Ihre Gelehrſamkeit, eine gewiſſe kloſterliche Vornehmigkeit contraſtirt ſehr gut mit dem noch ziemlich rohen Zeitalter, in dem ſie lebte. Man hat mit Recht in den Barbaren, Skythen, Heiden ꝛc., die in ihren Stücken vorkommen, Anſpielungen auf die Ungarn und Slaven gefunden, die zu ihrer Zeit noch das deutſche Reich und den chriſtlichen Glauben bedrängten. Sie

beſchrieb nicht nur Martyrien, ſondern ſie erlebte ſie. Ganz in ihrer Nähe tobten und wütheten noch die Heiden und wurden Nonnen zu Tode gequält.

Gallicanus im erſten Stück der Hrotsvitha freit um Conſtantia, Tochter des Kaiſer Conſtantin, und erhält ſie zugeſagt. Sie hat ſich aber Chriſto ſchon verlobt und ſcheut dieſe Heirath mehr als den Tod. Gallicanus ſelbſt aber wird, im Kampf mit den Skythen und in großer Noth, zu Chriſto bekehrt und wählt freiwillig ein eheloſes Leben. Zur Sühne für die ſinnliche Gluth, mit welcher er die reine Conſtantia verfolgt, muß er den Martyrertod ſterben.

Dulcitius im zweiten Stück entbrennt in noch wilderer Gluth in drei heilige Jungfrauen zugleich, Agape, Chionia und Irene. Indem er ſich aber auf ſie ſtürzt, ſchlägt ihn Gott mit Blindheit, er ſieht ruſſige Töpfe für die Jungfrauen an, umarmt die Töpfe und macht ſich ganz ſchwarz dabei. Hier ſtreift das Schauſpiel nahe an die Poſſe. Der verrückte Liebhaber in ſeinem ſchmachvollen Zuſtande wird von den Zuſchauern ausgelacht. Nachdem er aber zu ſich gekommen, werden die heiligen Jungfrauen hingerichtet, die beiden erſten ſterben im Feuer, ohne zu verbrennen, die jüngſte, Irene, ſtieht auf einen hohen Fels und wird, eine reine Jungfrau, von Pfeilen erlegt.

Noch höher ſteigert ſich die wilde Liebesgluth im Gallimachus. Dieſer liebt die fromme Druſiana ſogar noch im Tode und will ſich eben in wolluſtiger Wuth auf ihre Leiche ſtürzen, als eine Schlange ihn packt und tödtet. Beide aber werden vom h. Johannes dem Evangeliſten wieder zum Leben erweckt und weihen ſich ganz Chriſto.

Abraham, ein Einſiedler, beſucht ſeine in die tiefſte Entſittlichung verſunkene Nichte Maria, naht ſich ihr verkleidet als Liebhaber, gibt ſich ihr aber plötzlich zu erkennen und rettet ſie vom Verderben. Eine tiefergreifende, mit größter Zartheit behandelte Scene.

Paphnutius, ebenfalls ein Einſiedler, bekehrt in ähnlicher Weiſe die ſchöne Buhlerin Thaïs. Aber hier ſteht der ſtrenge Aſcet dem leichtſinnigen Weltmädchen viel ſchroffer gegenüber. Man tadelt an dieſem Stück die Ueberladung mit Gelehrſamkeit.

In der Sapientia läßt unſre Nonne eine heilige Mutter der grauſamen Hinrichtung ihrer heiligen Töchter, Fides, Spes, Charitas zuſehen, die höchſte Gloriſication weiblichen Heldenmuths. Nach der bekannten Legende, die ihr Vorbild ſchon im alten Teſtament in der Mutter der Maccabäer gefunden hat.

Die Legende vom h. Chriſtoph oder großen Chriſtoph gehört zu den ſchönſten, denn in dieſem ungefugen, aber treuherzigen Rieſen iſt das deutſche Volk ſelbſt gleichſam perſonifizirt und ſein Verhältniß zur chriſtlichen Lehre in ergreifender Wahrheit aufgefaßt.

Es war ein groſser Rieſe, der hieß Offero, weltberühmt durch ſeine Größe und Kraft. Da ihn gelüſtete, zu erfahren, wer ſtärker wäre als er, zog er in die Welt hinaus und frug nach dem Stärkſten. Man wies ihn an einen mächtigen König, dem er eine Zeit lang diente. Als er aber einmal ſah, wie ſich der König bei Nennung des Teufels bekreuzigte, erfuhr er, das geſchehe aus Furcht vor dem Teufel. Da nun der Teufel mächtiger ſeyn muß, als du, ſagte er zum König, ſo will ich dir nicht länger dienen und lieber den Teufel ſuchen. Alſo that er, fand den Teufel und diente ihm. Einmal aber ſah er, wie der Teufel unterwegs einem Kreuze auswich, erfuhr dadurch daß der Teufel ſich vor dem Kreuze fürchte und verließ ihn, um den Mann des Kreuzes aufzuſuchen, welcher Chriſtus heißen ſollte. Ein Einſiedler unterrichtete ihn, wie man Chriſto dienen ſolle, aber Offero mochte weder beten noch faſten und da rieth ihm der Einſiedler, gute Werke zu thun. Nun ließ ſich Offero an einem Fluße nieder und trug um Chriſti willen die Wanderer durchs Waſſer, denn er war hoch und ſtark. Einſtmals rief ihm ein kleines Kind, er ſolle es hinübertragen. Er nahm es auf, aber ſiehe das Kind wurde ſchwer und immer ſchwerer und drückte den Rieſen zuſammen, daß er nahe am Ertrinken war. Mir iſt, ſagte er, als läge die Welt auf mir. Das Kind aber ſprach: mehr als Welt, denn du trägt den, der Himmel und Erde geſchaffen hat. Ich bin Chriſtus und taufe dich mit dem Waſſer dieſes Fluſſes, davon ſollſt du Chriſtophorus heißen. Deinen Stab aber ſollſt du in den Boden ſtecken, ſo wird er blühen und Früchte tragen. — Seitdem war Chriſtophorus eifrig im Gebet und in Tröſtung verfolgter Chriſten. Der heidniſche König Dagnus ſandte zweihundert Reiter ihn zu fangen, aber ſie fürchteten ſich vor ſeiner Größe, indem ſie ihn knieend beten ſahen. Er gab ſich ihnen freiwillig gefangen. Der König wollte ihn durch ſchöne Mädchen verführen laſſen, aber Chriſtophorus bekehrte dieſelben, dann wollte er ihn wie den h. Sebaſtian mit Pfeilen erſchießen laſſen, aber alle Pfeile blieben in der Luft ſchweben und einer flog in des Königs Augen, daß er erblindete. Nun heilte ihn Chriſtophorus und bekehrte ihn. Später aber litt Chriſtophorus den Märtyrertod durch Enthauptung. 25. Juli. Straßburger Legendenbuch von 1517. Altdeutſches Gedicht in Mones Anzeiger 1839. S. 590. Noch mehrere alte Handſchriften. Vgl. Hauthals „der große Chriſtoph" 1843.

Die Legende vom h. Georg war eine der beliebteſten im Mittelalter, nicht blos bei den Deutſchen. Dieſer Heilige war nämlich vorzugsweiſe ein Ritter, ein Bekämpfer des Drachen, auf ihn ließ ſich daher alle die Vorliebe übertragen, welche ſchon zur heidniſchen Zeit die nationalen Lieblingshelden als Drachenbekämpfer genoſſen hatten. Wir haben mehrfache auf ihn bezügliche Rieſen- und Volkslieder, z. B. Wunderh. I. 151. Meinert 254. v. Raumer, Entwicklung des Chriſtenthums, 33. Aber

auch ein ſpäteres altdeutſches Gedicht des Reinbot von Turne. Von der Hagen, Gedichte des Mittelalters I. 81. Genthe, Dichtungen I. 141.

Georg, römiſcher Ritter und Prinz von Kappadozien, beſiegte einen furchtbaren Drachen, der die Gegend von Silena verheerte, befreite die ſchöne Prinzeſſin Aja, die demſelben vorgeworfen werden ſollte, (wie Perſeus die Andromeda), und bewog dadurch ſie und ihren Vater König Sevius und das ganze Volk, ſich taufen zu laſſen. Nachdem er lange ſiegreich wider die Heiden geſtritten und dazu eine Fahne vom Himmel ſelbſt aus der Hand der heil. Jungfrau empfangen hatte, zog er ſich die Ungnade des Kaiſer Diocletian zu, der keine Chriſten mehr unter ſeinem Heere dulden wollte. Georg erwies ihm die Nichtigkeit der Götzen und zwang den Teufel, aus einer ſchönen Apolleſtatue zu wandern und die Schädlichkeit des Götzendienſtes ſelbſt zu bekennen. Die Kaiſerin Alexandra wurde dadurch auch bekehrt, leiſtete ihm Beiſtand und erlitt mit ihm den Tod, bei dem alle erdenkbaren Martern erſchöpft wurden. Die Kaiſerin wurde bei den Brüſten aufgehangen ꝛc., Georg erſt gerädert, dann in einen glühenden Kalkofen geſteckt, vergiftet, endlich enthauptet. 23. April. Vgl. acta S. S. und Surius zu dieſem Tage. Die Ueberſicht aller alten Legenden vom h. Georg in Hagens Ged. des Mittelalters I. 83 f. Pfeiffers deutſche Myſtiker I. 117. In Reinbots Gedicht iſt die Innigkeit des Gefühls zu bewundern, mit welcher Georg theils vor ſeinen zwei Brüdern, theils vor der Kaiſerin die poetiſche Tiefe des Chriſtenthumes enthüllt. Trefflich ſind die ritterlichen Kriegsſcenen und gräßlich die Marterſcenen. Als eine liebliche Idylle wechſelt damit die Erſcheinung des Heiligen in einer armen Hütte ab, in der er bewirkt, daß die dürren Balken grünen und blühen, der leere Tiſch mit Speiſen ſich füllt und ein todtes Kind wieder lebendig wird. — Ein unbedeutendes, aber altes deutſches Lied aus dem 10. Jahrhundert auf den h. Georg ſteht hinter der Heidelb. Handſchrift des Otfried. (Gedruckt in Hoffmanns Fundgruben I. 10 ff.)

Die deutſche Legende kennt noch mehrere Heilige, welche Drachen überwanden. Der h. Magnus tödtete einen bei Roßhaupten und bei Füßen, der h. Beatus vertrieb einen aus der nach ihm benannten Höhle am Thuner See.

Eine ſchöne Legende iſt die von der h. Marina.

Sie begleitete ihren Vater Eugenius, als er Mönch wurde, in männlicher Kleidung, und wurde unerkannt ſelber Mönch unter dem Namen Marius. Da beſchuldigte man den jungen Mönch, ein Kind gezeugt zu haben, und verſtieß ihn. Er nahm geduldig die Schuld über ſich und pflegte das Kind. Erſt nach ſeinem Tode erkannte man ſein wahres Geſchlecht. Die Unſchuld kann nicht herrlicher triumphiren.

Barlaam und Josaphat, eine sehr berühmte Legende, zuerst von Johannes Damascenus griechisch verfaßt (übersetzt und herausg. von Liebrecht, Münster 1847), aufgenommen in das große spec. hist. des Vincentius Bellovac. LXV. 1. Darnach französisch behandelt im 13. Jahrhundert und zu derselben Zeit auch durch Rudolf von Ems in einem altdeutschen Gedicht, herausg. 1818 von Köpke, 1843 von Pfeiffer.

Avenier, König in Indien, schließt seinen einzigen Sohn Josaphat von Geburt an in einen Thurm ein, weil ihm geweissagt worden, derselbe werde ein Christ werden. Als J. zum Jüngling erwachsen, kommt der uralte Einsiedler Barlaam in der Verkleidung eines Kaufmanns zu ihm und bietet ihm einen kostbaren Stein an, der symbolisch das Christenthum bedeutet. Nachdem Josaphat in dieser Lehre unterrichtet und getauft ist, kehrt B. in die Wüste zurück. Der alte König erfährt zürnend, was vorgegangen, und schickt einen gewissen Nachor, der dem Barlaam sehr ähnlich ist, zu seinem Sohne, um denselben zu täuschen und listig den Samen des Christenthums, den ihm der wahre B. eingepflanzt, durch den falschen wieder ausrotten zu lassen. Man veranstaltet eine religiöse Disputation zwischen heidnischen Meistern und dem falschen B., welch letzterer sich von jenen in aller Form überwinden lassen soll. Allein mitten im Streite kommt über den falschen Barlaam der heilige Geist, also daß er die christliche Lehre, die er nur lügenhaft und sieglos vertheidigen sollte, mit Wahrheit und unüberwindlicher Kraft vertheidigt, das Feld behauptet und sich reumüthig taufen läßt. Nun verfucht der König, seinen Sohn auf andere Weise wieder ins alte Heidenthum zurückzuziehen. Er läßt ihn durch die schönsten Mädchen verführen und diesen gesellen sich Teufel zu, die das Versuchungswerk mit größtem Eifer betreiben. Doch umsonst, Josaphat bleibt standhaft. Da wird der König schwermüthig, fängt selber an der Wahrheit des Heidenthums zu zweifeln an und übergibt dem Sohn die Hälfte seines Reiches. Dieser führt nun sogleich in diesem Theil das Christenthum ein und nun wird dessen Vorzug vor dem Heidenthum so anschaulich, daß sich der alte König endlich selbst bekehrt, dem Sohn das ganze Reich übergibt und als frommer Einsiedler stirbt. Josaphat aber übergibt nun auch seinerseits die Krone einem frommen christlichen Mann, dem Barachias, und geht in die Wüste, um den Barlaam aufzusuchen, den er auch endlich findet, dem er im Tode beisteht und den er christlich begräbt. Dann lebt Josaphat noch 35 Jahre lang in der Wüste als Einsiedler, und ein frommer Bruder, der ihn begräbt, bringt die Kunde seines Todes dem König Barachias, der seine Legende aufzeichnen läßt.

Eine der sinnreichsten Legenden ist **Silvester**, schon in der Kaiserchronik enthalten und ausgeführt von Conrad von Würzburg, herausg. von W. Grimm, 1841.

Kaiser Conſtantin der Große iſt am Ausſatz krank und will ſich eben durch ein Bad in Kinderblut heilen (nach altheidniſcher Sitte), als Papſt Silveſter ihn durch Gebet und einzig durch die Macht des wahren Glaubens heilt. Dadurch wird Conſtantin bekehrt und führt das Chriſtenthum im römiſchen Reiche ein. Aber ſeine Mutter Helena ſieht ſcheel dazu und vertheidigt das Judenthum, als ſey es beſſer. Silveſter muß mit jüdiſchen Meiſtern und Zauberern ſtreiten, überwindet ſie aber, denn Zambri, der Juden Meiſter, kann zwar durch Zauberei einen ſtarken Stier mit einem Worte tödten, aber Silveſter kann noch mehr, nämlich denſelben Stier durch ein Wort wieder lebendig machen. Das ganze Gedicht macht auf einfache und anmuthige Weiſe die höhere Stellung des Chriſtenthums über Heidenthum und Judenthum geltend.

H. Servatius, altdeutſches Gedicht aus einer Wiener Handſchrift abgedruckt in Haupts Zeitſchr. V. 75 ff., von einem oberdeutſchen Dichter aus den ſiebziger Jahren des 12. Jahrhunderts.

Nachdem der h. Maternus das Bisthum Tongern gegründet, bewirkte der neunte Biſchof nach ihm, Valentinus, daß keiner mehr den biſchöflichen Stuhl ſollte beſteigen können, der deſſen nicht würdig wäre. Da ſtand der Stuhl von Tongern ſieben Jahre leer, bis Gott den h. Servatius, einen Königsſohn von Armenien, herbeirief, den ein Engel eigenhändig auf den Stuhl führte. Bald aber hetzte Satan die Einheimiſchen, die Starken und die Ketzer gegen ihn auf, die nicht dulden wollten, daß ein Ausländer, ein ſchwächlicher Mann und ein Heiliger über ſie regieren ſollte. Mit Gewalt ſetzten ſie ihn ab und er floh und lebte lange in einer Einöde. Da ſandte ihn Gott noch einmal nach Tongern, den Einwohnern zu verkünden, ſie ſollen Buße thun, denn ihre Stätte würde vertilgt werden durch die Heiden. Die Einwohner erſchracken und auf ihre Bitte ging er nach Rom, um vom h. Vater Abwendung des Untergangs zu erflehen. In Rom offenbarte ſich ihm der h. Petrus ſelbſt und wies ihn an, ſeinen Biſchofsſitz vom unrettbaren Tongern nach Maeſtricht zu verlegen, das allen Feinden widerſtehen ſollte. Ehe Servatius noch heimkehrte, wälzte ſich ſchon der Strom der Hunnen unter Attila heran und er ſelbſt wurde von ihnen gefangen. Da ſie aber ſahen, daß ihn im Schlaf ein Adler beſchattete, entließen ſie ihn ehrfurchtsvoll. Als im Elſaß heißer Durſt ihn plagte, entſtand auf ſein Gebet eine Quelle, die nicht nur ſeinen Durſt löſchte, ſondern ſogleich auch Kranke heilte. Als er nach Tongern kam, wies er den Einwohnern einen Schlüſſel, den ihm Petrus ſelbſt gegeben, damit er ihre Sünden löſe. Darauf vollzog er Petri Befehl und führte die Seinen nach Maeſtricht, wo er ungefährdet als Biſchof ſtarb. Bei ſeiner Leiche genaſen alle Sieche. Die Hunnen zerſtörten erſt nach ſeinem Tode Tongern, konnten aber Maeſtricht nicht gewinnen. Lange nachher, am St. Servatiustage, 13. Mai, erfocht Karl der Große einen glänzenden Sieg über die Heiden, nachdem er den Heiligen des Tages angerufen

hatte. Da wurde des Heiligen Kirche gemehrt. Nach deren Schätzen aber waren die Ungarn lüstern und stürmten an, konnten aber die unnahbare Stadt nicht gewinnen. Die Gemahlin des Herzogs Giselbrecht von Lothringen nahm aus seinem Schatze einen kostbaren Pelz, ein „rieslicher Mann" aber, der sie bei den Locken zog, zwang sie, ihn wieder herauszugeben. Kaiser Heinrich II. ließ ein goldnes Bild des Heiligen verfertigen, aber die Goldschmiede in den Kerker werfen, da ihm das Bild nicht gefiel. Da erschien ihm der Heilige, bewies ihm, daß das Bild getreu sey, und bewog ihn, die Künstler zu befreien. Als ein harter Vogt am Rhein das Volk plagte, schickte er einen Bären, der ihn vom Rosse riß. Als ein von ihm geschriebenes Meßbuch lange unbenutzt blieb durch des Teufels Antrieb, fand der fromme Jüngling, der es zuerst wieder beim Meßdienst aufschlug, einen Pfennig darin, dafür kaufte er einen Fisch und mit diesem Fisch speiste er drei Tage lang alle Pfaffen und Laien, ohne daß er abnahm. Auch rettete er einmal einen Schiffer auf dem Meere.

Dieses Gedicht spiegelt die Leiden und Freuden eines Bischofs unter einem derben, gern gewaltthätigen Volke und unter den Gefahren heidnischer Ueberwältigung recht lebendig ab und ist in einem überaus frommen und innigen Ton abgefaßt.

H. Pantaleon, altdeutsches Gedicht des Konrad von Würzburg, aus der Wiener Handschrift abgedruckt in Haupts Zeitschrift VI. 193 ff.

Der junge Pantaleon, dessen Vater ein Heide, dessen gestorbene Mutter aber eine Christin gewesen, wollte Arzt werden, da sagte ihm der christliche Priester Ernolaus, Christus sey der größte Arzt. P. nahm sich dieser Lehre an und heilte alsbald durch sein Gebet ein Kind von einer großen Schlange, die es umwickelt hatte, und einen Blinden, worauf sein eigner Vater sich bekehrte. Er heilte dann noch viele. Da wurden andere Aerzte neidig, verklagten den P. beim Kaiser Maximin, unterlagen aber bei der Probe an einem Siechen, den sie nicht zu heilen vermochten, dem aber P. vor dem Kaiser aufzustehen befahl und der davon ging. Der Kaiser ermahnte ihn, den Götzen zu opfern, wurde über seine Weigerung zornig und befahl, ihn zu verbrennen. Aber lange wurden alle Arten von Martern vergebens bei ihm angewandt, bis er endlich mit seinem Lehrer Ernolaus enthauptet werden konnte.

Sehr eigenthümlich ist die Legende vom h. Gregor auf dem Stein, in einem Gedicht des Hartmann von Au, herausg. von Lachmann.

König Marcus hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die in verbotner Liebe zusammen den Gregorius zeugten. Das Kind wurde ausgesetzt und trieb auf dem Meere, wurde jedoch wunderbar erhalten. Als G. herangewachsen war, fand er seine Mutter, ohne sie zu kennen, als Wittwe und ward

geſchickt. Er hat freien Raum und glänzende Zielpunkte. Aber, wie bemerkt, der Staat kommt wenig zu Hülfe. In den höhern Schulen und Univerſitäten werden allerdings die Haupttheile der reinen und angewandten Mathematik, die allgemeine Chemie und Phyſik gelehrt. Es gibt auch einige Privatanſtalten für Civilbaukunſt. Im Ganzen aber ſind doch die meiſten Gewerbtreibenden auf die Praxis verwieſen. Erſt in neuerer Zeit iſt die in England ſo eifrige gemeinnützige Privatkraft einigermaßen eingeſchritten. Die 1754 von William Shipley gegründete **Society for the encouragement of arts, manufactures and commerce** ſucht Erfinder zu belohnen, gibt Preisaufgaben für Verbeſſerungen und Erfindungen, und verbreitet das Nützliche durch eine permanente Ausſtellung und durch ihre periodiſchen Schriften.[1] — Mehr noch gehört hieher die 1823 von Birkbeck, unter beſonderer Mitwirkung Broughams geſtiftete **London Mechanics institution for the promotion of useful knowledge among the working classes**, deren Zweck es iſt, ihre Mitglieder in den Grundprincipien der Künſte und Gewerbe, welche ſie betreiben, zu unterrichten, und zugleich gemeinnützige Kenntniſſe in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaften zu verbreiten. Zu dieſem Zwecke dienen kleine Geldbeiträge der Mitglieder, Geſchenke von Büchern, Inſtrumenten u. dgl., eine Bibliothek zum Nachſchlagen, eine circulirende Bibliothek und ein Lesezimmer für periodiſche Schriften, Vorleſungen über allgemeine Naturwiſſenſchaft und Naturgeſchichte, Aſtronomie, Chemie, praktiſche Mechanik, Medicin, Literatur und Kunſt, ein förmlicher Klaſſenunterricht für Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie und ihre Anwendung, insbeſondere auf Perſpektive, Architektur, Meßkunſt, Mechanik, Chemie und allgemeine Kenntniſſe verſchiedener Art, ein Laboratorium und eine mechaniſche Werkſtätte. Die öffentlichen Vorleſungen werden wöchentlich zweimal, in den Abendſtunden, von verſchiedenen Lehrern, welche größtentheils Mitglieder der Geſellſchaft ſind, gehalten, und haben keineswegs eine ausſchließlich techniſche Richtung. Der Klaſſenunterricht wird gleichfalls nur in den Abendſtunden gegeben, und iſt nach der Methode des wechſelſeitigen Unterrichts eingerichtet. Die Lehrer werden von der Geſellſchaft erwählt. Das Inſtitut iſt für die

[1] Transactions of the society for etc. bis 1836 50 Bände.

ihr zweiter Gemahl. Sobald er aber entdeckte, wer sie sey, verließ er den Thron und lebte 17 Jahre lang auf einem aus dem Meere vorragenden Felsen, an den er sich hatte anketten lassen. Den Schlüssel zum Schloß der Kette aber warf er ins Meer. Da erscholl zu Rom, als der Papst gestorben war, eine Stimme vom Himmel, man solle den frommen Büßer auf dem Steine zum Papst wählen. Indem man ihn suchte und fand, brachte auch ein Fisch den Schlüssel zu der Kette, und Gregor, von seiner Sünde durch schwere Buße gereinigt, wurde Papst. Auch seine Mutter fand er wieder und ertheilte ihr Absolution.

Die Legende steht in den gestis rom. und Corneri chron. ad annum 1059 (hier heißt der Heilige Justinus). Man hat allerlei historische Veranlassungen zu dieser Dichtung gesucht, aber ohne Glück. Sie macht nur, wie so viele andere Legenden, die allüberwindende Kraft der Buße geltend.

Ich reihe hier die schönste Legende der berühmten Kaiserchronik an.

Nach der Kaiserchronik, Vers 1932 f. lebte zu Rom Kaiser Faustinianus, vermählt mit Mechtild, die ihm zwei Söhne, Faustinus und Faustus, gebar. Aber des Kaisers Bruder, Claudius, begehrte ihre Liebe und mit Noth entging sie ihm. Sie gebar hierauf ihren dritten Sohn Clemens, und wollte, durch einen Traum gelenkt, ihre beiden ältesten vor Gefahr retten. Der Kaiser erlaubte, die beiden Söhne in eine ferne Schule zu entsenden, aber sie litten Schiffbruch und wurden unter den Namen Niceta und Aquila als Sclaven von einer Wittwe gekauft, und vom h. Zachäus gut erzogen. Ihre Mutter hörte nichts mehr von ihnen und reiste ihnen endlich nach, litt aber ebenfalls Schiffbruch und wurde die Dienerin und Pflegerin einer kranken Wittwe. Der Kaiser selbst, da er von Weib und Söhnen nichts mehr hörte, machte sich auf den Weg, empfahl den jüngsten Sohn Clemens seinen Räthen und ging zur See, litt aber gleichfalls Schiffbruch und wurde ein Packträger. Mittlerweile drang zu Clemens in Rom die Kunde von Barnabas und Petrus, den Boten des Christenthums, also daß auch er bekehrt wurde und mit Petrus, dem Apostel, nach Arantum kam, wo sie Mechtild als arme Bettlerin, Faustinian als armen Träger und Faustinus und Faustus als junge hoffnungsvolle Schüler wiederfanden, ohne daß die so nahen Verwandten sich noch gegenseitig kannten. Nachdem Petrus den Zauberer Simon Magus besiegt, ließ sich der junge Clemens mit seinem alten Vater, ohne ihn zu kennen, in ein tiefsinniges Gespräch über die ewigen Wahrheiten ein, und endlich öffnete Petrus allen die Augen und zeigte ihnen, wie nur der wahre Glaube sie so wunderbar wieder geeinigt habe.

Crescentia, gleichfalls eine Episode der Kaiserchronik, auch als prosaische Erzählung aus einer Leipziger altdeutschen Handschrift herausg. in Hauzts altdeutschen Blättern I. 300.

Nach des Kaisers Gracians Tode kam Rom an seine jungen Neffen, den schwarzen und den weißen Dietrich, welches spätgeborne Zwillinge waren. Als sie heirathen sollten, schlug man ihnen Crescentia, die Tochter des Königs von Afrika vor, und überließ dieser die Wahl. Sie nahm den schwarzen Dietrich. Darüber erboste sich der weiße. Einst war der schwarze lange abwesend, da trug der weiße ihr seine Liebe an. Sie sagte ihm zu, wenn er erst einen Thurm bauen ließe, in dem sie ganz geheim zusammenkommen könnten. Als aber der Thurm fertig war, sperrte sie den weißen D. darin ein. Gleichwohl wußte dieser bei der Rückkehr seines Bruders Crescentia zu verdächtigen und sie wurde in den Tiberfluß geworfen. Durch einen Fisch gerettet, kam sie an eines Herzogs Hof, dessen Kind sie pflegte. Aber auch hier trachtete der Vitzthum nach ihrer Schönheit, sie weigerte sich, da ermordete er des Herzogs Kind während sie schlief und beschuldigte sie des Mordes. Sie wurde nun abermals ins Wasser geworfen, aber durch den Engel Gabriel gerettet, der ihre Gestalt unkenntlich machte und ihr ein Heilkraut gegen den Aussatz gab. Unterdeß waren der Herzog sammt dem bösen Vitzthum, sowie auch die beiden Dietriche, mit Aussatz heimgesucht worden. Crescentia heilte nach einander alle und die Geheilten be- und erkannten ihre Unschuld.

Die Legende des h. Brandanus ist irischen Ursprungs und zuerst lateinisch, dann französisch behandelt, auch ist ihr poetischer Werth sehr zweifelhaft. Da sie indeß eine von den romanischen Quellen abweichende Behandlung in Deutschland erfahren hat und sehr beliebt gewesen zu seyn scheint, will ich ihren Inhalt kurz angeben. Sie ist altniederländisch und mittelhochdeutsch (Mone, niederl. Volksbuch, 100. Bruns plattd. Gedichte, 159), auch in einem zu Basel 1491 gedruckten Volksbuch vorhanden.

Abt Brandanus liest in einem Buch von wunderbaren Dingen, zweifelt ob sie möglich seyen und verbrennt das Buch. Da kommt ein Engel und befiehlt ihm, selber die Dinge zu sehen. Er baut ein Schiff und fährt mit seinen Mönchen in die weite Welt. Anfangs begegnen ihm nur Ungeheuer, ein flammender Hirsch, der aus einer Wolke kommt, ein Wald, der vor seinen Augen untergeht, weil er nur auf dem Rücken eines großen Wallfisches oder Kraken gewachsen war, ein Meerweib. Dann kommt er zu einer Insel, auf der verbannte Seelen hausen, deren Pein er lindert, indem er ihre schuldigen Häupter benetzt. Dann ins Lebermeer, in dem noch immer alte Schiffe stecken, die nicht herauskönnen. Eine Stimme ruft ihn nach Norden, wo er ein schönes Kloster auf einem Berge findet. Weit davon im Meer sitzt ein rauher Mann einsam auf einem Stein, büßend, weil er einst als König von Babylonien seine Schwester geheirathet, und nun getröstet und erquickt durch den fernen Gesang der Mönche, den er täglich vernimmt. Im Osten stößt B. auf einen

glühenden Berg, mitten im Nebel voll büßender Seelen. Durch den Geſtank dieſes Orts vertrieben kommt er an ein Land, wo ewige Nacht herrſcht, nur erleuchtet durch die Karfunkel, die den Boden bedecken. Hier gelangt er in einen prachtvollen Saal voller Schätze. Einer ſeiner Mönche ſtiehlt nur einen Zaum, wird aber dafür gleich vom Teufel gehelt. Dann kommen ſie zu einer noch prachtvolleren Burg, von der Licht in das ganze nächtliche Land ausſtrömt. Hier wohnt der Prophet Enoch, der ihm viel Gold mitgibt, um daheim Kirchen zu bauen. B. iſt ſo betrübt über den Verluſt ſeines Mönchs, daß er nicht ruht mit inbrünſtigem Gebet, bis Gott den Teufel zwingt, ihm den Mönch wieder auf das Schiff zu bringen. Sofort trifft er ein Schiff voller Todte, um die der Teufel mit St. Michael ſtreitet; Michael gewinnt ihm nur drei Seelen ab. Eine Sirene ſingt ihnen dann auf dem Meere ſo bezaubernd, daß ſie alle einſchlafen und an einem Lande ſtranden, wo ein ſchwarzer Mann ſie weckt und mit ihnen fährt, um ſie zu führen. Es iſt aber ein Teufel, der ſeine Kameraden herbeiruft, die nun in Schaaren das Schiff ſtürmen, aber B. vertreibt ſie durch ſein Gebet und zwingt ſie ſogar, ihm ſeinen ins Meer gefallenen Hut wieder zu bringen. Dann kommt er zu einer Burg von Stein mit 12 Thüren, die nur Gott allein zerſtören kann. Auf dem Meer ſchwebt eine Seele, die aus dem Paradieſe geſpeiſt wird. Ein nackter Mann ſitzt auf einem glühenden Stein im Meer, oben erfroren, unten verbrannt, es iſt Judas. Die Teufel kommen, ihn zu plagen, aber B. gewährt ihm eine Nacht Ruhe. Hierauf kommt er in ein ſeliges Land mit einer Kryſtallburg voller Schätze und Reize. Weiter werden ſie von Menſchen mit Schweinsköpfen beſtürmt, die B. vertreibt. Ein großer Fiſch ſchwimmt um ſie, das Schiff zu verſchlingen, doch auch ihn vertreibt B. Nun kommen ſie noch an drei glückliche Orte, auf die Burg Luprie, wo ſie einen reinen Mann finden, in ein Land, wo ein gewiſſer Helſprang richtet, ein ſchöner Mann mit golddurchflochtenem Barte, wie ein Kaiſer, endlich in eine Kirche, in der ſie einen Kelch auf dem Altar erblicken. Von da kommen ſie glücklich heim.

Die Sage gehört der Nordſee und zuerſt Irland an, wo das Chriſtenthum ſchon frühe einheimiſch wurde. Bisher hatten nur Helden das weite Meer befahren, es mußte nun von dem chriſtlichen Prieſter gleichſam geweiht werden. Auch die alte Vorſtellung des Paradieſes im Weſten mußte nun eine chriſtliche Weihe erhalten. Dies der Sinn der Legende. Merkwürdig iſt, daß nur ihre deutſche Bearbeitung den Kaiſer auf der ſeligen Inſel namhaft macht. Darin liegt wohl die uralte Erinnerung wie in dem bärtigen Kaiſer im Kyffhäuſerberge.

Beſondere altdeutſche Gedichte handeln von dem h. Aegidius, Albinus, Alexius, Bonus, Euſtach, Johann dem Täufer, Paulus, Ulrich, von

den Siebenſchläfern. Desgleichen von der h. Agnes, Barbara, Brigitta, Dorothea, Juliana, Katharina, Magdalena, Margaretha ꝛc., alle nach den bekannten lateiniſchen Quellen.

Die 21 Werke der h. Martina ſind in einem längern altdeutſchen Gedicht des Hugo von Langenſtein (herausg. von Keller 1850) beſchrieben, wobei ihre verſchiedenen Kleidungsſtücke allegoriſch als Tugenden gedeutet ſind.

Sehr beliebt war die Legende vom nackten König, aus morgenländiſchen Blättern, von König Salomon erzählt (vgl. Caſſel, Schamir 1854), dann in den gestis Rom. 59 von Kaiſer Jovianus. Später auch als Faſtnachtſpiel behandelt, vgl. Keller, Faſtnachtſpiele III. 1151. Gödecke, Römoldt 1856. Das altdeutſche erzählende Gedicht des Stricker (vgl. von der Hagen Geſammtabentheuer. Laßberg, Bilderſaal II. 147. Coloczaer Codex Nr. 114. Büſchings Erzählungen I. 116,) beſagt:

Der König hört in der Kirche „wer ſich ſelbſt erhöhet, der ſoll erniedrigt werden“ und lacht darüber. Zur Strafe kommt, als er eben im Bade ſitzt, ein ihm ganz gleicher Mann, von Gott geſandt, zieht ſeine Kleider an und ſpielt für ihn den König, indeß der wahre König, indem er nackt aus dem Bade kommt, von niemand mehr gekannt, von allen verachtet wird und als Bettler das Loos der tiefſten Niedrigkeit erfahren muß, bis er ſich den Armen zugeſellt, die des neuen Königs Gnaden empfangen. Da nimmt ihn das königliche Scheinbild bei Seite, frägt ihn: Meinſt du nun, daß Gott dich erniedrigen kann? mahnt ihn zur Beſſerung und läßt ihm, indem er als Engel verſchwindet, die kaiſerlichen Gewande und das Reich zurück.

Der ernſthafte König, altdeutſches Gedicht, cod. palat. Nr. 341. Blatt 79. Coloczaer Codex Nr. 75. v. Laßberg, Liederſaal I. Nr. 47.

Ein König lacht nie, ſein luſtiger Bruder frägt ihn, warum? Da läßt ihn der König entkleiden und nackt zwiſchen vier ſcharfe Speere ſtellen und fragen, warum er nicht lache? Sieh, ſagt der König, ſo geht es mir, vier ſcharfe Speere drohen mir beſtändig: der Gedanke an Chriſti Leiden, der an meinen eignen Tod, die Ungewißheit über das Jenſeits und die Furcht vor dem jüngſten Gericht.

Mehrere altdeutſche Gedichte wettſtreiten, wer vorzüglicher unter den beiden Johannes ſey, der Täufer oder der Evangeliſt? Einmal ſtreiten 12 Meiſter von Paris. Vgl. Haupt, Zeitſchr. IV. 496 f. Ein andermal ſind es nur zwei Nonnen, welche ſtreiten. Da erſcheint jeder von ihnen der andre Johannes und am Morgen bittet jede die andere um

Verzeihung und bekennt sich nun zu dem bisher geringer geachteten Johannes. Hübsches altd. Gedicht des Heinzelein von Constanz (herausg. von Pfeiffer. Leipzig 1852). Darin liegt die Lehre, man soll über den Werth der Heiligen nicht streiten, sie sind alle gleich heilig. — An den Täufer knüpft sich außerordentlich viel poetischer Aberglaube, wovon schon im 2. Buch unter den Sommermärchen die Rede war. Ihm sind eine Menge Kräuter geheiligt, auch das bekannte Johanniswürmchen, dessen zwei Lichtpunkte von den Fingern des Täufers berühren sollen, der das Würmchen einmal mitleidig aufhob.

6.

Deutsche Heiligenlegende.

In diese gehören nicht nur geborne Deutsche, sondern auch die, welche auf deutschem Boden gewirkt oder geendet haben, und ich glaube ihnen auch noch einige andere aus dem Süden und Norden deswegen anschließen zu müssen, weil ihre Legende in der innigsten Verwandtschaft zur deutschen steht. Natürlicherweise muß ich mich auf die poetische Seite der Legende beschränken.

Das Christenthum wurde zuerst am Rhein durch die gallischen Stämme verbreitet. Von einer zum Christenthum bekehrten deutschen Jungfrau Bertha hat sich eine schöne Volkssage an Drachenfels unfern von Bonn erhalten. Sie sollte um ihres Glaubens willen das Martyrium erleiden.

Bertha, heißt es, wurde an den Drachenfels am Rhein gefesselt, um von einem grimmigen Drachen gefressen zu werden, allein sie hielt ihm mit ihrer weißen Hand ein Kreuz entgegen und er stürzte sogleich todt zusammen. Einige Knochen von ihm hat man noch lange aufbewahrt. Die Heiden entsetzten sich ob dem Schauspiel, hielten Bertha für eine Göttin und wollten sie anbeten, aber sie bekehrte sie zum Glauben an den wahren Gott. Montanus, Vorzeit I. 3. Schreibers Sagen, 13. a. Neument, Rheinlandssagen S. 117.

Tiefer im deutschen Lande, von der Rheingrenze fern, lebten Christen als römische Gefangene, zu Knechtsdiensten gebraucht. Auch von diesen haben wir noch eine schöne Volkssage.

Auf dem Berge Lüderich in der Grafschaft Berg hütete einst ein frommer christlicher Schäfer mitten im Heidenlande seine Heerde. Die Heiden hatten ein reiches Bergwerk im Innern entdeckt und jubelten laut, wobei sie auch

des chriſtlichen Glaubens ſpotteten und ein Brod den Berg hinabkugelten mit den Hohnworten: Da lauf, Chriſtengott! Da warnte ein Vögelein mit ſeinem Geſang den unweit davon hütenden Schäfer, daß er raſch ſich entfernte, worauf der ganze Berg mit den Heiden zuſammenſtürzte. Montanus, Vorzeit von Cleve, Berg ꝛc. I. 17.

Unter den über die Alpen zu uns gekommenen Gottesboten nennt die Legende den Jüngling von Nain, der, Maternus geheißen, der erſte Biſchof von Tongern geworden ſeyn ſoll. In Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 38 wird noch von ihm erzählt:

Maternus diente einſt dem greiſen Biſchof Theobald, der früher ein Ritter geweſen war, ſich aber dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, nachdem ſeine geliebte Braut vom Blitz erſchlagen worden war. Als der alte Theobald ſtarb, bat er den jungen Maternus, künftig ſeinen Ring zu tragen. Der Ring aber ließ ſich nicht von der Leiche abziehen, der Finger brach ab und Maternus barg Ring und Finger im Knauf ſeines Pilgerſtabes. Da ſchlief er im Elſaß unterwegs bei einer hohen Tanne ein, an die er ſeinen Stab lehnte. Als er aber erwachte, war der Stab mit der Tanne verwachſen und ließ ſich nicht mehr losreißen. Ein Graf ritt herbei und erkundigte ſich, da wurde entdeckt, daß des Grafen Schweſter die vom Blitz erſchlagene Braut Theobalds geweſen, daß ſie unter derſelben Tanne erſchlagen worden ſey und daß nur deßhalb der Ring und Finger nicht mehr von der Tanne weichen. Der Graf ließ zu ihrem Andenken hier ein Münſter bauen, das iſt der berühmte Wallfahrtsort Thann im Elſaß.

Unter den vielen Legenden, die aus der Zeit des Hunnenſturms unter Attila erhalten ſind, und die ſich meiſt auf Martyrien, Ausmorden der Chriſten durch die Heiden, oder auf Rettung heiliger Reliquien beziehen, ſteht als die kräftigſte und poeſiereichſte die von der h. Urſula mit ihren 11000 Jungfrauen obenan.

Urſula, Tochter des britiſchen Königs Gothus, ſollte den heidniſchen Prinzen von Angeln, (Conon oder Etherius) heirathen, erhielt aber drei Jahre Friſt, während deren ſie eine große Wallfahrt nach Rom unternahm. In ihrem Gefolge waren zehn edle Jungfrauen, von denen jede wieder tauſend unter ſich hatte, ſie ſelbſt aber nahm auch noch tauſend mit. Dieſe 11000 Jungfrauen übten ſich in Waffen, ſetzten ſich dann auf Schiffe und fuhren in die Mündung des Rheins. Bei Köln erſchien ihnen ein Engel und verkündete ihnen, daß ſie einſt hier den Märtyrertod ſterben würden. Sie fuhren bis Baſel und zogen dann zu Fuß über die Alpen (im Jahr 490). Papſt Ciriacus, ein geborner Britte, empfing ſie aufs liebevollſte und nachdem ſie in Rom ihre Andacht verrichtet, zog er mit ihnen, um ſich nicht mehr von ihnen zu trennen

Auch Etherius, ihr Bräutigam, den der Herr erweckt hatte, kam ihr entgegen und mit ihm Bischof Clemens von Köln. Da kam vom Westen her der furchtbare Attila mit seinen Hunnen und überfiel die frommen Pilger bei Köln. Ursula weigerte sich, Attilas Gemahlin zu werden, und wurde von ihm mit einem Pfeil erschossen. Ihr ganzes Gefolge erlitt das nämliche Loos, indem alle in den Schiffen von den Heiden am Ufer mit Pfeilen durchbohrt wurden.

Quelle der Legende Surius zum 21. October, und mehrere alte Kölner Gedichte. Eins abgedruckt in Schade's geistlichen Gedichten S. 163 f. Ein Volkslied in der Vorzeit Kölns von Weyden 150 und im Wunderhorn I. 193. Ein altlat. Hymnus in Haupts Zeitschr. XI. 24. Die Reise zur Hochzeit, die anstatt zu irdischen Freuden durch schreckliche Leiden zum Himmel führt, ist eine der schönsten christlichen Dichtungen, die auch die volle Anerkennung des Mittelalters gefunden hat und immerdar finden wird, was auch die historische Kritik gegen die thatsächliche Wahrheit der Begebenheit oder wenigstens ihrer Nebenumstände einwendet.

In Herman von Fritslars Prosalegende (Pfeiffers deutsche Mystiker I. 221) kommen einige merkwürdige Züge hinzu. Eine Jungfrau hatte sich einen der 11000 Köpfe verschafft und betete lange und oft zu ihm, da fing der Kopf endlich zu reden an und sagte: ich war auch unter den Märtyrern, halte mich aber nicht mehr für eine Jungfrau, denn ich war nur ein Schmied, der ihnen beistand. Ein Abt holte sich den Leichnam einer der h. Jungfrauen für sein Kloster ab, vernachlässigte ihn aber nachher. Da erschien ihm die Jungfrau im Schlafe und sagte, sie werde nicht hier bleiben. Der Abt achtete nicht darauf, allein am nächsten großen Feste ließ sich eine wunderschöne fremde Jungfrau in der Kirche sehen und mit ihr waren die Reliquien verschwunden. Der Abt reiste nach Köln und fand den Leichnam der schönen Jungfrau in ihrem Sarge. Er wollte sie um jeden Preis wieder haben, aber sie war so schwer, daß kein Mensch sie heben konnte. — Die Gräber der 11000 Jungfrauen sollen durch den Mönch Ranulf entdeckt worden seyn, der einst bei Nacht einem Sterbenden das Sakrament brachte und auf dem Rückweg im Freien wunderbar schöne Hymnen singen hörte und tausend und aber tausend Lichtgestalten sah, die aus Wald und Wiese herbeischwebten und alle seiner Kirche zuzogen. Er folgte ihnen, die Kirche war offen und der erste längst verstorbne Abt des Klosters, Berno, verrichtete den Gottesdienst der anwesenden jungfräulichen Geistern, denn es waren die Seelen der 11000 Jungfrauen. Im Jahr 1199. Montanus, Vorzeit von Cleve, Berg ꝛc. I. 49. — Die Todtenköpfe der 11000 Jungfrauen in Köln sind zum Theil mit goldnen Hauben geschmückt. Berckenmeyer kur. Antiqu. I. 585. Sie sollen bewundernswürdig schön und edel geformt seyn, Schopenhauer, Ausflug I. 199. Einem Jüng-

ling, der eine besondere Andacht zu einem der Köpfe hatte, den er oft küßte, erschien im Traum die schöne Jungfrau und küßte ihn wieder. Montanus, Vorzeit II. 182.

Das Seitenstück zu der schönen Legende von der h. Ursula ist die vom h. Oswald. Auch hier werden die Liebenden einander nur zugeführt, um zur Heimath der ewigen Liebe zu gelangen.

Es gibt zwei altdeutsche Gedichte vom h. Oswald, ein jüngeres, aus einer Wiener Handschrift von Pfeiffer herausgegeben in Haupts Zeitschr. II. 92, und ein älteres, doch nur in einer Ueberarbeitung des 14. Jhd. erhalten, herausgegeben von Ettmüller, 1835. Das erstere ist kürzer, alterthümlicher, poetischer. Sein Inhalt:

König Oswald beherrscht in England neun Königreiche, entbehrt aber eine Gemahlin. Da nennt ihm der allkundige Tragemund die Jungfrau Spange, Tochter des Heidenkönigs über dem wilden Meere, als die allerschönste auf Erden, aber sie sey unzugänglich, sie werde keusch bleiben bis an ihr Ende; jeden, der um sie freie, treffe der Tod. Das macht den König nur noch begieriger, und Tragemund räth ihm, sich eines zahmen und sprechenden Raben, der schon acht Jahre am Hofe lebt, als Boten zu bedienen, nachdem er ihn ganz vergoldet und versilbert und ihm einen kostbaren Ring für die Prinzessin mitgegeben hat. Der Rabe fliegt über Meer, findet einen heidnischen Mann, spielt mit ihm Schach und gewinnt ihm alles ab. Da hört Spange von dem klugen Raben und läßt ihn sich bringen. Das benützt der Rabe, ihr den Ring zu übergeben, ihr von dem schönen König aus der Ferne zu erzählen und zugleich sie von ihrem heidnischen Irrthum zurückzubringen und dem wahren Glauben zuzuwenden. Willig und mit inniger Freude hört sie ihn an und sendet ihn mit dem Jawort und einem Ringe zurück. Aber auf dem Flug über das wilde Meer ermüdet der Rabe, ruht auf dem Mast eines versunkenen Schiffes, der eben noch über dem Wasser hervorragt, aus und verliert den Ring, der jedoch im Bauch eines gefangenen Fisches glücklich wiedergefunden wird. — Als Oswald des Raben Botschaft empfängt, macht er sich mit vielen Schiffen auf, braucht aber acht volle Jahre, um das wilde Meer zu überschiffen und leidet entsetzliche Noth und Gefahr. Endlich kündigt der Rabe Spangen die Ankunft Oswalds an. Sie herzt und küßt ihn: bis willkom vil libiś rebeleyn, wo ist Oswald, der Herre mein? Oswald ist da, kann aber nicht zu ihr gelangen, bis er einen goldnen Hirsch gefunden haben wird, durch dessen Jagd die Heiden von der Burg entfernt werden. Da gelobt Oswald ewige Keuschheit und ein Hirsch aus dem Paradiese selbst lockt die Heiden alle weg. Nun kommt er in die Burg und entführt die schöne Jungfrau. Der heimkehrende Vater aber bläst in sein Horn und bei dem Schall laufen 30000 Heiden zusammen und folgen Oswald und den Seinigen nach. Eine

heiße Schlacht entbrennt, in der alle Heiden fallen und gefangen werden. Auch der König wird gefangen und soll sich taufen laſſen, verlangt aber zum Beweiſe, daß der ihm aufgedrungene Glaube der wahre ſey, die Aufweckung ſeiner erſchlagenen Getreuen, damit auch ſie getauft werden und das Himmelreich erwerben können. Da betet Spange und gelobt Gott ewige Keuſchheit, wenn er das Wunder zulaſſe, und Oswald theilt ihre erhabene Entſagung und weckt die Todten, die nun alle getauft werden und dann im Meere verſinken. Oswald aber und Spange vermählen ſich nicht, ſondern führen ein heiliges Leben.

In der ältern Bearbeitung heißt Tragemund Warmund, Spange Pamige (d. iſt pouge = Armſpange) und fehlt das Schachſpiel, die Noth des Raben auf dem Maſt; der Hirſch kommt nicht aus dem Paradieſe, ſondern wird von Oswalds Leuten künſtlich verfertigt. Dagegen ſchlägt Oswald, bevor er die Heiden tauft, mit ſeinem Schwert eine Quelle aus dem Felſen.

Ohne Zweifel liegt dieſer tiefſinnigen Legende eine altheidniſche Erinnerung an Odins Raben zu Grunde, vielleicht der Mythus einer Freiwerbung Odins oder eines ſeiner Günſtlinge. Allein die aus der heidniſchen Erinnerung entlehnten poetiſchen Züge ſind ganz und gar der chriſtlichen Idee dienſtbar gemacht. Der Grundgedanke dieſer herrlichen Dichtung iſt, in der Jungfräulichkeit allein liegt die Zaubermacht, die über alle irdiſche Noth erhaben, über alle irdiſchen Güter Meiſterin iſt, aber wer dieſe Zaubermacht beſitzt, den verlangt ſo wenig mehr nach irdiſchen Gütern, als ihn irdiſche Noth noch anfechten kann. Das Kleinod der Jungfräulichkeit, welches ihr befangenen Menſchen in der Hochzeitnacht zu zerſtören trachtet, das iſt, von euch ſelber unverſtanden, unendlich koſtbarer, als alle die irdiſche Luſt, wornach ihr trachtet.

Vom h. Wulfram hat man einige gute Legenden.

Ratbod, König der Frieſen unter Karl Martell, ließ ſich endlich vom h. Wulfram bekehren, als er aber ſchon den Fuß im Taufbecken hatte, frug er, ob ſeine Vorfahren im Himmel oder in der Hölle ſeyen? Da nun der Heilige antwortete, als Heiden ſeyen ſie in der Hölle, zog Ratbod den Fuß zurück und ſagte, er wolle lieber bei ſeinen Verwandten bleiben. Melis Stocke I. 149. Wolf, niederl. Sagen Nr. 13. Jonae vita S. Wulframi 4. Nach einer andern Sage frug er, ob mehr Leute im Himmel oder in der Hölle ſeyen? und da er hörte, in der Hölle, wollte er bei der Mehrheit ſeyn, Wolf Nr. 16. Nach einer dritten Sage ſpottete der Teufel über die Verheißungen des Biſchofs und zeigte dem König Ratbod bei Medemblick einen wirklichen Pallaſt mit den herrlichſten Gärten als ſeine künftige paradieſiſche Wohnung. Aber der heilige Biſchof bewirkte, daß dieſes Trugparadies verſank und in demſelben

Augenblick war auch der König geſtorben. Nach der Legende des Heiligen und der alten Chronyka van Hollant bei Wolf Nr. 17. — Vgl. über die Sagen von Ratbod auch Rettbergs deutſche K. G. II. 514.

Wir kehren nach dem Süden zurück. In vielen deutſchen Legenden wiederholt ſich das Wunder des h. Lucius, der ſchon im 2. Jahrhundert aus England als Bekehrer in die Wildniſſe von Graubündten kam und von dem der Lucienſteig den Namen hat. Als ein Bär des wilden Waldes das Rind fraß, das ihm die Steine zum Bau ſeiner Zelle trug, zwang er den Bären ſelbſt, hinfort die Steine zu tragen. Daſſelbe that der h. Gallus, der ſich im 9. Jahrhundert in den Einöden niederließ, wo jetzt St. Gallen ſteht. S. Waldus im Kloſter Altenburg zwang einen Wolf, die Schafe zu hüten. Ich übergehe die vielen ähnlichen Legenden, die uns alle an die Wildniſſe erinnern, in deren Dunkel das erſte Licht des Chriſtenthums geheimnißvoll aufging. Hieher gehört die berühmte Legende vom h. Meinhard.

Meinrad, im Saulgau, aus dem Geſchlecht der Zollern, entſagte der Welt und begab ſich als Einſiedler in den „finſtern Wald" im nachmaligen Kanton Schwyz. Einſt fand er ein Neſt von jungen Raben, ſchonte und pflegte ſie. Als nun einige Zeit nachher Räuber ihn überfielen und ermordeten, flogen jene Raben über ihn und er rief ſie zu Zeugen an. Die Raben aber folgten den Mördern nach und ließen nimmer von ihnen ab mit Hauen und Krahen. Da nun das umwohnende Volk die Raben des Heiligen wohl kannte und jene Böſewichter mit zerſtörtem Geſicht und voll Beſtürzung ſich fliehend der Raben erwehren ſah, vermuthet es Arges, hielt ſie feſt, entdeckte und beſtrafte den Mord. 23. Jan. Ein altes Lied darauf in des Knaben Wunderhorn III. 170. Die Legende ausführlich in Murer Helvetia sancta S. 123. Ueber dem Grabe des Heiligen wurde das berühmte Kloſter Einſiedlen gebaut, noch jetzt ein großer Wallfahrtsort.

Vom h. Sebaldus (Siwald), der aus dem Norden nach Franken kam, ſagt die Legende, er habe in einem harten Winter ſtatt des Holzes mit Eiszapfen eingeheizt. Sein Andenken bewahrt die prächtige Sebalduskirche in Nürnberg. — Sehr lieblich iſt auch die Legende vom h. Lubentius.

Wenn es im Naſſauiſchen gewaltig ſtürmt, erblickt man den Schatten des h. Lubentius auf dem Waſſerſpiegel der Lahn und dann ſtillt ſich der Sturm, daher man auch einen ſanften Wind dort den Lubentiwind nennt. Henninger, Naſſau und ſeine Sagen III. 78.

Mitglieder der Gesellschaft und deren Söhne und Lehrlinge bestimmt, und gleichfalls nicht ausschließlich technisch. — Zuweilen sind auch in den bedeutendsten Fabrikstädten ambulirende Lehrer von technischen Wissenschaften aufgetreten, die bald in dieser, bald in jener Stadt, vor einem Publikum aus den gewerbtreibenden Ständen, eine Reihe von Vorlesungen über eine einzelne Disziplin hielten. Endlich bestehen einige Gesellschaften, die nur fortwährende Ausstellungen von Industrie-Erzeugnissen, Modellen u. dergl. unterhalten.[1] — Man sieht, es handelt sich bei dem Allen nur um eine fragmentarische Belehrung Solcher, die schon belehrt seyn sollten, um einiges nachholendes Ausfüllen der Lücken, welche der Unterricht gelassen hat.

In verschiedenen deutschen Staaten ist in neuerer Zeit Vieles für technische Bildung geschehen. Voran ging Oesterreich mit den 1806 und 1815 gegründeten polytechnischen Instituten zu Prag und Wien. Für das Institut zu Prag arbeitete schon 1801 der Ritter von Gerstner in Auftrag der böhmischen Stände einen Plan aus, dem man sich nach und nach angenähert hat, ohne daß er ganz verwirklicht wäre. 1805 wurde das ehemalige Noviziathaus der Jesuiten von den Ständen für die Anstalt angekauft, 1806 diese selbst errichtet.[2] Sie nimmt nur Zöglinge in dem Alter von 14 Jahren und darüber an, und ein dreijähriger Kursus gilt wenigstens als Regel. Als Vorbereitung verlangt man nur Fertigkeit im Schreiben und Auflösung einer Aufgabe der zusammengesetzten Verhältnisse. Die Lehrgegenstände sind im ersten Kursus reine Mathematik und Zeichnen; im zweiten Mechanik und Maschinenlehre und Zeichnen nach Maschinen, auch Entwürfe neuer Maschinen und Berechnungen; im dritten Civil-, Straßen- und Wasserbaukunst und Zeichnen nach Modellen und wirklichen Gebäuden. Außerdem können, nach Willkür der Schüler, auch Chemie, Physik und Mineralogie, sowie Land-

[1] Vergl. Kleinschrod, Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel. (Stuttgart und Tübingen 1836. 8.) S. 271 ff.

[2] Wie an so Vielem, so gebührt auch hieran ein Haupttheil des Verdienstes jenem erleuchteten Patrioten, dem Grafen Kaspar Sternberg, der in den Tagen selbst, wo ich dieses schreibe, der Erde durch einen zu frühen Tod entrissen wurde.

Die Legende des h. Fridolin:

Ein alemannischer Edler, Namens Urso, vermachte vor seinem Tode dem Kloster zu Seckingen Güter. Sein Bruder Landolph leugnete diese Schenkung und riß die Güter an sich, aber der h. Fridolin, Stifter des jungen Klosters, lud ihn vor Gericht und rief den todten Bruder Urso als Zeugen aus dem Grabe herauf. Urso erschien und bestätigte alles, was der Heilige gesagt hatte. Schreiber, Sagen I. Nr. 30.

Eine unserer schönsten und merkwürdigsten Legenden ist die von der h. Kümmerniß. Ihr Bild kommt in vielen Kirchen vor, als eine bärtige ans Kreuz geschlagene Jungfrau, vor der ein Geiger spielt, dem sie einen ihrer goldnen Pantoffeln zuwirft. Sie heißt auch S. Wilgefortus, S. Gehülfen, S. Ontkomera (ohne Kummer) ꝛc. Die acta S. S. nennen sie ursprünglich Liberata und bezeichnen sie als eine Königstochter aus Portugal. Die älteste deutsche Legende von ihr steht in der Heidelberger Handschrift Nr. 793 Blatt 6. Vgl. Mone, Anzeiger 1838, 583 und lautet also:

Kymini, die Tochter eines heidnischen Königs, war Christin geworden und weigerte sich deshalb, einen Heiden zu heirathen. Von ihrem zornigen Vater in den Kerker geworfen, bat sie Gott um Beistand. Da erschien ihr Gott und gab ihr, um sie zu schützen, seine eigene Gestalt. Der Vater aber befahl, sie nun auch, wie denselben Gott, dem sie glich, ans Kreuz zu schlagen. So starb sie und wurde eine Heilige. St. Kümmerniß genannt, und wer in Kümmerniß ist und sie anruft, dem soll geholfen werden. In Holland in der Kirche von Schonberg liegt sie begraben. Vor ihrem Bild aber (das sie am Kreuze darstellt, im Putz einer Prinzessin, aber mit männlichem Barte) betete einst ein armer Geiger und geigte ihr zu Ehren. Da ließ das Bild einen goldnen Schuh fallen; als ihn aber der Geiger zum Goldschmied trug, hielt ihn dieser für gestohlen und der arme Geiger sollte gehenkt werden. Der Zug ging vor dem h. Bild vorbei, da geigte er noch einmal und siehe, das Bild warf ihm auch den zweiten goldnen Schuh zu. Da erkannte man das Wunder und ließ den Geiger frei.

Man verehrt sie vorzugsweise auf dem Hülfenberge in Eichsfeld, wohin Bekümmerte aller Art wallfahrten. Vgl. Schäfers Hülfensberg 1853. Aber auch an vielen andern Orten. Vgl. Panzer, Beitrag II. 422. Archiv d. Henneberg. Alterth.-Vereins IV. 18. Sagenbuch von Burgau 1851. 136. Justinus Kerners Lied vom Geiger von Gmünd bezieht sich auf ein altes Bild daselbst. E. Meier, Sagen Nr. 48. Man hat in neuerer Zeit angenommen, die ganze Legende von der bärtigen Jungfrau

am Kreuz ſey aus einer bloßen Verwechslung der älteren, noch lang bekleideten Crucifixe mit der weiblichen Tracht entſtanden. Man habe in ſpäteren Jahrhunderten, als Chriſtus am Kreuz ſchon nackt dargeſtellt wurde, die älteren Bilder nicht mehr begriffen und durch die neuerfundene Legende zu erklären verſucht. Indeſſen genügt das nicht, um die wiederholt vorkommende Darſtellung des Geigers und goldnen Schuhes zu erklären und dürften dieſe Züge wohl aus ſehr hohem Alter ſtammen.

Von der h. Ottilie, deren Name im Ottilienberge bei Straßburg fortlebt, gibt Stöber, Elſäß. Sagenbuch 170 f. folgende Legende:

Ottilie war die Tochter des fränkiſchen Herzogs Eticho im Elſaß und blind geboren. Der Vater befahl, ſie zu tödten. Aber ein alter Diener rieth, ſie heimlich taufen zu laſſen und durch die Taufe empfing ſie ihr Geſicht. Dem Vater durfte ſie dennoch nicht vor die Augen kommen und er erſchlug ſogar ſeinen Sohn im Zorn, als dieſer es wagte, ſie ihm vorführen zu wollen. Darüber verſank er aber in tiefen Gram und als ihm einſt Ottilie als Nonne mit Speiſe für die Armen begegnete, brach ſein Starrſinn und weinend umarmte er ſein Kind, deren Kloſter er nun auch ſein reiches Gut ſchenkte. Als er geſtorben war, kniete ſie ſo lange auf ſeinem Grabe, bis der Stein durchgekniet war und der Teufel ſich gezwungen ſah, ihr den Vater herauszugeben.

Von der h. Notburga, der Schutzheiligen der Mägde, erzählt die von Perrier 1752 ausführlich beſchriebene Legende:

Notburga diente als treue und fromme Magd im Schloſſe Rottenburg in Tirol und brachte dem Hauſe Segen. Nur Odilie, die Herrin des Hauſes, haßte ſie und wollte nicht leiden, daß ſie den Armen Gutes thue. Als Notburga einmal einen Korb voll Speiſen den Armen bringen wollte, begegnete ihr Odilie und deckte argwöhniſch den Korb auf, da war aber das Brod in Späne, das Fleiſch in Roſen verwandelt. Dennoch wurde Notburga zuletzt von der Burgfrau verſtoßen und mußte bei einem Bauer auf dem Felde arbeiten. Als der Bauer einmal von ihr verlangte, ſie ſolle am Sonntage mähen, weigerte ſie ſich, den heiligen Tag zu entweihen und hing ihre Sichel mitten in der Luft an einem Sonnenſtrahle auf. Als Odilie ſchwer erkrankte, bereute ſie, was ſie gethan, und rief die fromme Magd auf das Schloß zurück. Notburga tröſtete die Sterbende und blieb auf dem Schloſſe bis zu ihrem eigenen Tode. Um den rechten Ort zu finden, wo die h. Magd begraben werden ſollte, ließ man ihre Leiche von zwei Ochſen ohne Führer fortziehen. Die Thiere fuhren mit ihr über den Inn bis nach Eben, wo ſie beſtattet wurde und wohin ſeitdem große Wallfahrten geſchehen.

Von einer zweiten h. Notburga meldet die Legende in Grimms D. Sagen Nr. 350 Folgendes:

Notburga war die Tochter des Frankenkönigs Dagobert. Als ihr Vater zu Moosbach oder zu Hornberg Hof hielt, beschloß sie der Welt zu entsagen und wurde von einem weißen Hirsche über den Neckar in eine Höhle getragen, wo sie in tiefer Einsamkeit zubrachte. Derselbe Hirsch kam täglich zu ihr mit einem Brode, das er auf seinem Horne trug. Als einmal zufällig ihr Vater auf der Jagd zu ihrer Höhle kam, sie darin fand und mit Gewalt wieder fortführen wollte, stand sie wie angewurzelt fest, so daß ihr der Vater nur den Arm ausreißen konnte. Aber alsbald erschien eine Schlange mit einem Heilkraute, vermittelst dessen der Arm wieder angeheilt wurde.

Das Ausreißen des Armes wiederholt sich auch in der Legende der h. Alene, deren Namen noch der heilbringende St. Lenesborn in Brabant trägt. Wolf, deutsche Märchen Nr. 171. Hieher gehört auch Grimms Märchen Nr. 31. Die Geschichte der frommen Tochter, der ihr Vater auf des Teufels Antrieb die Hände abhaut, die ihr aber wunderbar wieder wachsen.

Unter den unschuldig leidenden h. Frauen der deutschen Legende glänzt vor vielen andern die h. Genoveva (über die Quelle der Legende vgl. Gräße, Sagenkreise S. 282.)

Genoveva war Herzogin von Brabant, vermählt mit Siegfried, Pfalzgrafen von Simmern bei Trier, wurde aber, als ihr Gemahl unter Karl Martell wider die Sarazenen zog, von dem gräflichen Hofmeister Golo, nachdem er sich vergeblich um ihre Liebe beworben, fälschlich angeklagt, sie habe mit dem Koch gebuhlt. Siegfried, durch Zauberkunst, indem man ihn das erlogene Verhältniß in einem Zauberspiegel sehen ließ, getäuscht, ließ die unschuldige Genoveva, die Golo schon in den Kerker geworfen (wo sie einen Knaben gebar, den sie Schmerzenreich nannte), zum Tode führen. Die mitleidigen Knechte aber erbarmten sich ihrer und ließen sie leben. Sie brachte nun mit ihrem Kinde nackt in einer Höhle zu, betend vor einem Kreuze, das sie sich darin aufgerichtet. Ihr Kind aber stillte eine Hirschkuh freiwillig. Nach einigen Jahren fand sie Siegfried auf der Jagd, entdeckte ihre Unschuld und strafte den Golo. Da sie aber bald starb, lebte er und Schmerzenreich hinfort an ihrem Grabe als Einsiedler. Sie wird als Heilige verehrt am 3. April.

In neuerer Zeit hat Tieck ihr eine seiner schönsten Dichtungen gewidmet.

Verwandt ist die Legende der h. Ida von Toggenburg in Murers Helvetia sancta p. 262.

Sie wurde am Ende des 12. Jahrhunderts von einem vertrauten Diener

ihres Mannes um Liebe angegangen und als ſie ihn verſchmähte, verleumdet und beim Grafen angeklagt. Unglücklicherweiſe hatte ein Rabe ihr einſt ihren goldnen Trauring aus dem offenen Fenſter entführt und der Knappe Kuno hatte ihn gefunden und arglos angeſteckt. Ihn beſchuldigte nun der argliſtige Knecht, den Ring von der Gräfin ſelbſt, mit der er buhle, empfangen zu haben. Der arme Kuno wurde an eines Roſſes Schweif gebunden und zu Tode geſchleift. Ida von ihrem wüthenden Gemahl aus dem Fenſter in einen Abgrund geſtürzt. Aber Engel hüteten ſie. Als ſie wieder zur Beſinnung kam, befand ſie ſich wohl und geſund im Walde, baute ſich eine Hütte und lebte 17 Jahre verborgen als Einſiedlerin. Da entdeckte ſie der Graf und erkannte ihre Unſchuld. Der Verleumder entleibte ſich ſelbſt. Sie aber wählte nun eine andre einſame Wohnung in der Au, von wo aus ſie, von einem Hirſch mit Lichtern auf dem Geweih geleitet, oft dem Gottesdienſt im Kloſter Friſchingen angewohnt haben ſoll.

Dieſelbe Legende wiederholt ſich faſt mit denſelben Namen bei der frommen Jutta von Braunsberg in Tirol, Veda Weber, Tirol III. 446. Steub, 360. Ein Hirſch mit Lichtern leuchtete auch der Ruchtrud von Allmendshofen Nachts zur Kirche. Schnezler, bad. Sagen I. 454. Schön ſind noch folgende Sagen von Hirſchen:

Adelheid von Randenburg ging mit zwölf Jungfrauen von der Burg herab in die Kirche des Thales, um zu beten. Da näherte ſich ihr am Altar ein weißer Hirſch ſo liebkoſend und von ſolcher Schönheit, daß ſie ſich auf ihn ſetzte. Er trug ſie fort und beide wurden niemals wiedergeſehen. Ein Traum aber hatte ihr vorher verkündet, daß ſie bald bei den Engeln ſeyn werde. Otte, Schweizerſagen S. 39. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 112.

Emerentia Lorenz, eine reiche Jungfrau in Travemünde, wollte einmal ihr weites Eigenthum beſehen, verirrte ſich tief im Walde und entſchlief. Da kam ein prächtiger Hirſch, weckte ſie und trug ſie ſicher nach Hauſe, entwich aber nicht wieder in den Wald, ſondern blieb bei ihr. Zum Dank für ihre Rettung baute ſie die Nicolaikirche und ließ ſich, auf dem Hirſch ſitzend, darin abbilden. Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 7. Ihre Legende hat Nibbeck 1836 beſchrieben. Rauch in Berlin hat die Gruppe der Jungfrau auf dem Hirſch reizend in Bronze gearbeitet.

In die Reihe der h. Frauen, die unſchuldig litten, tritt auch eine freilich nur ſagenhafte h. Hildegard als Gemahlin Karls des Großen Vincenz von Beauvais spec. hist. VII. 90 und ein altfranzöſ. Gedicht in der hist. lit. de la France XIX. 850 ſind die Quellen. Friſchlin hat ihr ein Drama gewidmet. Es ſcheint ſich nur um eine Nachbildung der ſchönen Legende von der h. Crescentia zu handeln (ſ. oben).

S. Hildegard, die Kaiſerin aus vornehmem Geſchlecht in Schwaben, mit Karl dem Großen vermählt, wurde, während deſſen Abweſenheit von ſeinem Bruder Taland mit Liebesbitten beſtürmt, ſperrte ihn aber liſtig ein und ließ ihn nicht eher frei, als bis der Kaiſer zurückkam. Taland rächte ſich dadurch, daß er Karl überredete, die Kaiſerin ſey ihm untreu geweſen. Schon ſollte H. hingerichtet werden, als die Henker, durch eine göttliche Stimme erſchreckt, davon flohen. Sie pilgerte nach Rom und diente in einem Hoſpital, wo ſie bald als Heilkundige zu großem Ruhm gelangte. Da kam einſt auch Taland, an unheilbarem Ausſatz leidend und erblindet, zu ihr und flehte um ihre Hülfe, ohne ſie zu kennen. Sie verſprach es ihm, wenn er zuvor von aller Sünde durch Beichte ſich reinige und den, gegen den er geſündiget, um Verzeihung bitte. Da in der Angſt bekannte Taland ſeinem Bruder Karl, was er an Hildegard verſchuldet. Dieſe heilte nun den Unglücklichen, gab ſich zu erkennen und wurde von Karl im Triumph heimgeführt.

Aehnlich iſt die Sage von der Florencia von Rom in einem altfranzöſ. Gedicht, deſſen Inhalt ſchon in den Gest. Rom. c. 101 und bei Vincent. Bellov. spec. hist. VII. 90. S. Gräße, Sagenkreiſe S. 286.

Florencia wird fälſchlich der Untreue gegen ihren Gatten, Kaiſer Menelaus, angeklagt und verſtoßen, findet aber ein Kraut, das den Ausſatz heilt, heilt damit unerkannt ihren Ankläger, bringt ihn dadurch zum Geſtändniß und wird ihrem Gatten zurückgegeben.

Nahe verwandt damit iſt die „unſchuldige Königin von Frankreich", altd. Gedicht des 14. Jahrhunderts, vgl. Meyer und Mooyer, altd. Dichtungen, 52 f. Maßmann, Kaiſerchronik III. 907.

Der Marſchall bewirbt ſich vergeblich um der Königin Gunſt, legt einmal, als ſie ſchläft, einen häßlichen Zwerg zu ihr und überredet den König, der ſey ſchon lange ſeiner Gemahlin Buhler. Sie wird verſtoßen, ein Ritter, der ſie begleitet, vom Marſchall erſchlagen und kaum entgeht ſie des Marſchalls Verfolgung im Walde und lebt als arme Köhlerin. Des todten Ritters Hund aber greift den Marſchall an, wo er ihn findet. Herzog Leopold von Oeſterreich, der viel am Hofe gilt, ſchließt daraus, der Marſchall habe den Herrn des Hundes erſchlagen, und dringt auf ein Gottesgericht. Der Marſchall muß nun öffentlich mit dem Hunde kämpfen, wird beſiegt und bekennt ſeine Schuld. Die Köhlerin wird leicht entdeckt, weil ſie durch den Köhler, der ſie gaſtfrei aufgenommen, ſchon vorher koſtbare Seidewebereien an den Hof geſandt hat.

Daſſelbe wiederholt ſich in der ſpaniſchen Geſchichte der Königin Sibilla, angeblicher Gemahlin Karls des Großen, die in ein holländiſches Volksbuch übergegangen iſt. Der Marſchall heißt Macaire, der Herr

des Hundes Auberin de Montdiser, d. i. Aubry de Montdidier. Die Heimath dieſer Sage iſt Frankreich.

Von der h. Amalberga berichten nach einem vlämiſchen Volksliede Wolfs niederl. Sagen Nr. 113.

Sie gelobte ſich ſchon als Kind dem Heiland, wurde dann wegen ihrer hohen Schönheit von Karl dem Großen begehrt, entkam aber ſeiner Gewalt, indem ein großer Bär von Bienen verfolgt, auf ihn zuſtürzte. Auf ihrer Flucht kam ſie an ein Waſſer, und ein großer Stör trug ſie aus demſelben bis Temſhe, wo ſich noch jährlich ein ähnlicher an ihrem Feſttage ſehen läßt, gefangen und in ihre Kapelle gebracht wird. Karl ſtellte ihr abermals nach, aber als er ihren Schleier wegzog, fand er, daß ſie ſich alle ihre herrlichen Haare kahl abgeſchnitten hatte, um ſich zur Nonne zu weihen. Da ließ er von ihr ab und ſie lebte noch lange in Temſhe und that viele Wunder. Noch jetzt fleht das Landvolk an ihrem Grabe, die Männer um das Gedeihen des Waizens, die Weiber um das Gedeihen des Flachſes, mit Beziehung auf ihre blonden Haare.

Von einer Tochter Karls des Großen erzählt v. Herrlein, Sagen des Speſſart S. 113, eine ſchöne Legende:

Gertrudis, die fromme Tochter Karls des Großen, war als Nonne im Kloſter Neuſtadt, zu ihren Eltern verreist, als der Kaiſer ſich mit ihrer Mutter wieder verſöhnt hatte, und kehrte dann nach ihrem Kloſter zurück. Als ſie an den Main kam, war es ſchon Abend und kein Führer da, aber Gott vertrauend ging ſie über das Waſſer mit trockenen Füßen. Noch jetzt erblickt man im Schatten der Wellen die Fußtritte der Kaiſerstochter auf dem Main.

Sie iſt nicht zu verwechſeln mit einer andern Gertrud, an die ſich der ſchöne Gebrauch der Gertruden-Minne knüpft, nach einer Legende in Hoffmanns horae belg. II. 41.

St. Gertrud, Aebtiſſin von Nivelle in Brabant, im 17. Jahrhundert, wurde von einem Ritter geliebt, der, als ſie dennoch ins Kloſter ging, all ſein Gut dieſem Kloſter ſchenkte. Wie er nun aber ganz arm und wegen der verlornen Liebe in Verzweiflung war, kam der Teufel zu ihm und bot ihm für ſeine Seele ſieben Jahre Erdenglück vollauf. Der Ritter ging darauf ein, als aber die ſieben Jahre um waren und er dem Teufel ſeine Seele geben ſollte, zog ihn ſein Herz noch einmal zu dem Kloſter hin, damit er Gertruden noch einmal ſähe. Sie aber bot ihm St. Johannes und zugleich ihren Minnetrank. Man pflegte nämlich am Abſchied des Jahres am St. Johannistage St. Johannis Minne zu trinken, was auf jeden Abſchiedstrunk überging. Nachdem der Ritter nun erſtmals St. Gertruts Minne zugleich mit St. Johannis

Minne getrunken, konnte ihm der Teufel nichts mehr anhaben, denn er sah immer St. Gertrud hinter dem Ritter auf dem Rosse sitzen.

Ueber die h. Elisabeth hat man mehrere altd. Gedichte (handschriftlich in Gotha und Darmstadt, auszüglich mitgetheilt in Graffs Diutiska I. 343 ff.), die ihr Leben von der Geburt in goldner Wiege an bis zu ihren Kummertagen, Bußeleben und Ende getreu schildern. Der moderne Geschmack hat sich daran geekelt, weil zu viele Kasteiungen darin vorkommen.

Am lieblichsten in ihrer Legende ist das Rosenwunder. Ihr Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen hat ihr verboten, immer selber den Kranken und Armen Almosen zu bringen. Da überrascht er sie einmal, wie sie Brod in einem Korbe trägt, aber das Brod verwandelt sich in Rosen.

7.

Kleine Legenden und Wundergeschichten.

Unsre alten Chroniken sind noch voll von kleinen Wundern, die sich mit Sündern, Bekehrten, von Dämonen Versuchten, Todten, mit Visionen, Erscheinungen, Heiligenbildern, Reliquien, Hostien, Glocken ꝛc. zugetragen haben, durch die sich die göttliche Gerechtigkeit offenbart oder durch die irgend eine christliche Lehre bedeutsam gemacht wird. Auch die zahlreichen Sammlungen von mündlich überlieferten Volkssagen enthalten dergleichen in Menge. Der größte Theil dieser Wundergeschichten ist entweder nur geschichtlich, oder nur lehrhaft zu nehmen, kann also hier unberücksichtigt bleiben, indem ich nur, was poetisch bedeutsam erscheint, hier zu bezeichnen vermag. Einige sind selbstständige Dichtungen.

Die Legende vom guten Gerhard, welche Rudolf von Ems in einem altdeutschen Gedicht behandelt und Simrock 1847 übersetzt hat, empfiehlt die Tugend der Demuth:

Im guten Gerhard lernen wir einen reichen Kaufmann von Köln kennen, welcher dem Kaiser durch einen Engel als derjenige bezeichnet wird, der weit größern Ruhm vor Gott genieße, als er, der Kaiser, selbst, obgleich der letztere eine prachtvolle Kirche gegründet hatte, und sich einbildete, der Frömmste in seinem Reiche zu seyn. Gerhard selbst mußte herbeikommen und seine Geschichte erzählen. Er berichtet nun, wie er einst mit reichem Gut auf der See gewesen und bei den Heiden gelandet sey. Diese hätten ihn gut aufge-

nommen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und ihm für seine Waaren zum Preise die Befreiung der hier gefangenen Christensklaven angeboten. Unter den Gefangenen aber waren 24 Ritter aus England und 15 reizende Jungfrauen, unter denen die schöne Prinzessin Irene von Norwegen vor allen glänzte, die junge Gemahlin des verloren gegangenen Königs Wilhelm von England. Sie alle kauft nun Gerhard und bringt sie nach Köln. Die Ritter entläßt er, Irenen aber behält er in seinem Schutz, bis König Wilhelm sich wieder finden werde. Aber nirgends ist eine Kunde von ihm einzuholen. Da endlich entschließt sich die schöne Irene, Gerhards blühenden Sohn zu heirathen. Aber am Hochzeittage kommt Wilhelm in Bettlersgewand in sein Haus und gibt sich zu erkennen. Gerhard begrüßt ihn mit Freuden und gibt ihm die Braut zurück, seinen eigenen Sohn aber tröstet er. Gerhard thut noch mehr. Er geht voraus nach England, wo alles in Abwesenheit Wilhelms drüber und drunter gegangen ist. Da ihn die 24 Ritter nun wiedererkennen und ihren Wohlthäter als weisen Mann kennen, wollen sie ihn selbst zum König wählen; aber er schlägt diese Ehre aus und stimmt sie für den wiedergefundenen König Wilhelm. So stellt er durch seine Großmuth und Güte das Glück des getrennten Königspaares wieder her und begnügt sich mit dem Bewußtseyn, rechtschaffen gehandelt zu haben. Der Kaiser, der die ganze Geschichte mit Rührung angehört, erkennt nun, daß sein großer Kirchenbau allerdings nicht so viel Verdienstliches habe, als die Handlungsweise des Kölner Kaufmanns.

Der arme Heinrich, ein altdeutsches Gedicht des Hartmann von Aue, zu Ende des 12. Jahrhunderts, schon oft edirt, ist einer alten schwäbischen Volkslegende entlehnt.

Herr Heinrich wurde siech und aussätzig, zog nach Montpellier und dann nach Salerno, wo ihm aber die berühmtesten Aerzte nicht helfen konnten. Da erfuhr er in Salerno, nur das Blut einer reinen Jungfrau könne ihn heilen und ein junges zwölfjähriges Mädchen, die Tochter des Meiers, bei dem er wohnte, entschloß sich freiwillig, aus reinem Mitleid, sich für ihn zu opfern und ließ sich zu dem Arzte bringen, der sie entblößte und festband, um ihr das Herz auszuschneiden. Heinrich aber sah durch einen Ring in der Thüre, wie schön und geduldig sie war, konnte es nicht übers Herz bringen, daß sie sterben sollte und hielt den Arzt ab. Nun aber wurde er von selbst gesund und nahm das treue Mädchen zur Ehe.

Göthe, Hegel und Gervinus sträubten sich krampfhaft, das Poetische in diesem Gedicht anzuerkennen. Noch schlimmer geht Gumposch I. 281 mit demselben um. Aber Barthel, classische Periode S. 86, hat es glänzend gerechtfertigt. „Ueberall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus reinem Kindesaug, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung her-

vor. Es iſt um ein in den erſten Jahren der Entfaltung ſich befindendes reines Mädchenherz ein wunderbares Ding; es keimen darin, wenn böſe Zucht die Knoſpe nicht erdrückt, die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und elaſtiſcher Stärke, eine unbeſchreibliche Sehnſucht ohne Begehrlichkeit, es quillt in ihm eine ſüße Gewalt, aber in reiner Unbewußtheit. Es kommt nicht ſelten vor, daß in einem ſolchen kindlichen Mädchenherzen zu dem erſten edeln Mann, an den ſie Verhältniſſe knüpfen, eine ihm oft unbewußte Neigung Wurzel ſchlägt. Dann hat es nie eine reinere Empfindung gegeben. In dieſer Stimmung ſtellte der Dichter das junge Mädchen dar, deren Opferung wir Neuern freilich nicht verſtehen, weil die tiefen Naturen der Frauen leider verflacht ſind." Man kann es nicht beſſer ſagen. Aber man muß hinzufügen, daß auch etwas Religiöſes, eine aus der Tiefe des Glaubens geſchöpfte Kraft hier mitwirkte, eine Kraft freilich, von der Göthe, Hegel und Gervinus nie eine Ahnung hatten.

Die jungfräuliche Unſchuld wird in vielen deutſchen Legenden auf beſondere Weiſe verherrlicht. So rein war die h. Notburga, daß ſie, wenn ſie in der Aerndte ausruhte, ihre Sichel an einem Sonnenſtrahl aufhing. Ebenſo die h. Walburga. Die h. Gudula und die h. Kunigunde hingen ihre Handſchuhe an einen Sonnenſtrahl; S. Goar ſeinen Hut, S. Florus ſeinen Mantel; Biſchof Lucian von Brixen ſeine naſſen Kleider. Am merkwürdigſten iſt folgende Legende:

Heidut, der frömmſte Mann in Pulsnitz in der Lauſitz, konnte ſeine Kleider beliebig an den Sonnenſtrahlen aufhängen. Das ärgerte den Teufel, der ſich ihm daher einmal in der Kirche ſichtbar machte, wie er gerade die Sünden der Gemeindeglieder auf eine Bockshaut ſchrieb, die zu kurze Haut aber mit den Füßen weiter ausſpannen wollte und darüber hinter ſich fiel, mit einer ſo lächerlichen Geberde, daß Heidut darüber lachen mußte. Von Stund aber konnte Heidut ſeine Kleider nicht mehr an einen Sonnenſtrahl aufhängen, ſeine Heiligkeit war dahin. Darüber erboſte er ſich, fluchte und wurde völlig ruchlos, bis ihn der Teufel holte. Seitdem befand er ſich bei der nächtlichen wilden Jagd, bis ihn ein frommer Mönch in eine Fichte bannte, aus der er noch zuweilen bei Nacht ſein Jagdhorn tönen läßt. Gräve, Volksſagen der Lauſitz S. 120.

Bei Neuſtadt an der Saale ſoll ein Kloſter geweſen ſeyn, deſſen Nonnen ſo fromm waren, daß ſie die Wäſche, um ſie zu trocknen, nur in die Luft zu werfen brauchten, in der ſie hängen blieb. Sie verloren aber dieſe Gabe,

als einmal eine von ihnen ſich über die Beſtrafung eines Verbrechers freute und dadurch die Unſchuld der Seele verlor, Panzer 184. Das nämliche wird von den drei Fräulein von Forchheim erzählt, daſ. 128. — Das Fräulein von Schöneburg bei Krailsheim war ſo fromm, daß wenn ihr etwas aus dem Wagen fiel, es gleich wieder in ihrer Hand war, daß ſich die Thüren von ſelbſt vor ihr öffneten ꝛc.; als ſie ſich aber einmal über den Tod eines Verbrechers freute, hörte der Zauber für immer auf, Mone Anz. VII. 364. Kuniſſa von Dieſſen fand gleichfalls jede Thüre offen und konnte trocknen Fußes über jedes Waſſer gehen, bis ſie einmal zweifelte und beim Ueberſchreiten eines Fluſſes einen Stock gebrauchte; da trug ſie das Waſſer nicht mehr. Schöppner, I. 465. In der gleich darauf folgenden Sage wird daſſelbe von einer Mechthilde erzählt.

Vom krummen Thurme zu Terlan geht die Sage, eine h. Jungfrau habe hier einmal bewirkt, daß alle Bäume der Gegend ſich aus Ehrfurcht vor ihr beugten. Da habe ſich auch jener Thurm mitgebeugt und werde ſich erſt wieder aufrecht ſtellen, wenn einmal eine zweite ebenſo heilige Jungfrau in die Gegend kommen werde. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 214. — S. Gudula, die Patronin von Brüſſel, konnte ein ausgelöſchtes Licht durch ihren bloßen Hauch wieder anzünden. Eine falſch angeklagte Nonne bewies ihre Unſchuld, indem ſie mit bloßem Fuße tief in einen Stein trat. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes 302.

S. Rita, eine fromme Jungfrau, welche gegenüber von Coblenz wohnte und ſo oft dort die Glocke der St. Kaſtorskirche läutete, freien Fußes über den Rhein ſchritt, um daſelbſt zu beten. Einmal nahm ſie aus Vorſicht einen Stab mit, aber für dieſen Zweifel wurde ſie beſtraft, indem ſie mitten im Fluſſe zu ſinken anfing. Da warf ſie den Stab fort und hegte wieder Vertrauen, worauf ſie glücklich wie ſonſt, hinüberſchritt. Acta S. S. 30. Aug. Rheiniſcher Antiquarius 1851. II. 2. 30. Menk, des Moſelthales Sagen 14.

In Herbizheim, einem ehemaligen Nonnenkloſter im Elſaß, lebte die Aebtiſſin ſo heilig, daß ſie täglich trocknen Fußes über den Fluß wandeln konnte. Da wurde ſie ſtolz und hoffärtig und damit verlor ſie ihre Wundergabe und konnte nicht mehr über den Fluß gehen. Aber zur Buße baute ſie nun ſelber und allein eine feſte Brücke über denſelben mit ungeheurer Anſtrengung. Stöber, Elſäß. Sagenbuch Nr. 236.

Ein Einſiedler war ſo fromm und heilig, daß alle Tage ein Engel kam und ihm zu eſſen brachte. Da ſah er einmal von weitem einen armen Sünder zum Galgen führen und ſprach zu ſich ſelbſt: dem geſchieht Recht. Von Stund an kam der Engel nicht mehr. In Verzweiflung weinend hörte er einſt ein Vöglein ſingen und beneidete es um ſeinen Frohſinn. Da ſagte das Vöglein, er ſolle bereuen und Buße thun, dann werde Gott ihm verzeihen. Darauf kam auch der Engel wieder und gab ihm einen dürren Aſt, den ſolle er tragen, bis drei grüne Zweige daran hervorkommen würden, und jede Nacht

und Forstwissenschaft gehört werden. Die größere Zahl der Schüler geht in den Staatsdienst über, doch werden die Zöglinge auch von den Fabrikbesitzern gesucht und das Institut ist schon als böhmische Nationalsache in Böhmen populär.[1]

Das polytechnische Institut zu Wien zerfällt in drei Abtheilungen. 1) Die Realschule hat den doppelten Zweck: den Schülern die erforderlichen Vorkenntnisse zum Besuche der höhern Abtheilungen des Instituts und eine für das bürgerliche Leben zureichende allgemeine Bildung zu geben. Sie nimmt nur Jünglinge auf, die wenigstens das 13te Lebensjahr zurückgelegt haben. Ihre Lehrgegenstände sind in zwei Jahreskursen: Religion, Uebungen im Lesen und Schreiben, deutsche Sprachlehre, Anfangsgründe der Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen, italienische und französische, und für Solche, die es wünschen, auch englische, böhmische und lateinische Sprache. 2) Die kommerzielle Abtheilung ertheilt in einem einjährigen Kursus Unterricht in kaufmännischem Geschäfts- und Korrespondenzstyl, Handelswissenschaft, Handels- und Wechselrecht, kaufmännische Arithmetik und Buchführung, Handelsgeographie, Handelsgeschichte und Waarenkunde. 3) Die eigentliche technische Anstalt lehrt in einem einjährigen Kursus: reine Mathematik, Physik und Zeichnen, gibt in gleicher Zeit einen chemischen Kursus in theoretischen und praktischen Vorträgen; in einem zweiten Jahre wird Mechanik und Maschinenlehre, Maschinenzeichnung und Technologie gelehrt. Ebenso ist der Kursus für Land- und Forstwirthschaft ein zweijähriger, und für Land- und Feldmeßkunst; ferner wird für Baukünstler Maschinenlehre, Zeichnen, praktische Geometrie und geometrisches Zeichnen im zweiten, und Baukunst, Handzeichnen, Technologie und Buchführung im dritten Jahre gelehrt. Die Zöglinge der kommerziellen Abtheilung können auch an Lehrfächern der beiden andern Theil nehmen. Es werden auch wohl speziellen Fächern besondere Vorträge und Uebungen gewidmet. An Lehrkräften, Sammlungen, Hülfsmitteln aller Art ist die Anstalt reich.[2] — Außerdem gibt es in Oesterreich

[1] Hermann, über polytechnische Institute im Allgemeinen, und über die Erweiterung der technischen Schule zu Nürnberg insbesondere. Nürnberg, 1826. 8.

[2] Vergl. Nebenius a. a. O. und die zuletzt erwähnte (frühere) Schrift von Hermann.

anderswo ſchlafen. Nun kam er nach langer Zeit einmal zu einem alten Weibe, deren drei Söhne böſe Räuber waren, und bat um Herberge. Obgleich ſie ihn warnte, blieb er doch und ſchlief mit ſeinem dürren Aſte ein. Da kamen die Räuber und ſahen ihn ſchlafen, als ſie aber von ſeiner ſchweren Buße hörten, wurden ſie gerührt und thaten ſelbſt Buße. Der Einſiedler aber wachte nicht wieder auf, und an ſeinem Aſt ſproßten drei grüne Zweige. Grimm Märchen, Kinderlegenden Nr. 6.

Eine der berühmteſten Legenden iſt die von dem frommen Jüngling **Fridolin.**

Fridolin, Diener des Grafen von Zabern, wird von einem böſen Knecht fälſchlich beſchuldigt, mit der Gräfin zu buhlen. Der Graf befiehlt den Knechten ſeines Eiſenhammers, den ins Feuer zu werfen, der ſie in ſeinem Namen fragen würde, ob ſie ſeinen Befehl erfüllt hätten? Er ſchickt nun den Fridolin zum Eiſenhammer, aber unterwegs miniſtrirt der fromme Jüngling bei der Meſſe und kommt zu ſpät zu dem Hammer, nachdem ſtatt ſeiner bereits ſein Verleumder, der aus Neugier die Knechte frug, verbrannt worden war.

In Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 564 wird nicht nur behauptet, daß Schiller den Stoff zu ſeinem berühmten Gedicht von einem Hammerſchmidt aus dem Elſaß empfangen, ſondern auch daß in der Gegend von Zabern wirklich die Sage noch im Volke lebe. Dort ſind noch folgende Quellen angegeben, aus denen erhellt, daß die Sage auch in welſchen Landen umging. Vasconcella, Könige von Portugal, VIII. 15. Méon, nouveau récueil de fabliaux, II. 331. Cento novelle antichi Nr. 68. Cinthio, hecathom., VIII. 6. Vgl. auch Mone, Anzeiger 1837. S. 311. und Götzinger, deutſche Dichter I. 233. Das Fabliaux ſteht auch in Legrands Fabliaux, deutſch V. 197. Der Teichner hat denſelben Stoff als Legende beſungen, Laßbergs Liederſaal III. 315; nach einer Münchener Handſchrift herausg. von Pfeiffer in von der Hagens Germania IX. 207 f. Uebrigens wird daſſelbe von einem gewiſſen Theophilus erzählt, deſſen Legende zu Straßburg 1668 in einem Schauſpiel „die beſtrafte Verleumdung“ in ſchlechten Alexandrinern behandelt worden iſt.

Die berühmte Sage vom **Tanhäuſer** im Venusberge gehört eigentlich den heidniſchen Mythen an (vgl. m. Odin S. 311), allein ſie hat eine ſo legendenhafte Bedeutung erhalten, daß ich ihrer hier erwähnen muß.

Ein fränkiſcher Ritter, der Tanhäuſer genannt, wurde in Thüringen auf dem Wege zur Wartburg von der Frau Venus in ihren Berg verlockt durch

ihre ſüße Stimme und blieb ein ganzes Jahr bei ihr, herrlich und in Freuden, bis ſein Gewiſſen erwachte, er zur h. Jungfrau betete und eine Ritze im Berge fand, wo er herauskonnte. Er pilgerte nach Rom und flehte Papſt Urban IV. um Vergebung der Sünden an. Dieſer aber wies ihn ab und ſagte, nicht eher ſoll die Sünde dir vergeben ſeyn, bis dieſer dürre Stab blühen wird. Nach drei Tagen begann der Stab zu blühen, da ſchickte der erſchrockene Papſt dem Tanhäuſer nach, aber er war nirgends mehr zu finden, er war ſchon wieder im Venusberge. Der Papſt wurde von Gott verdammt. Vor dem Venusberge aber wandelt ſeitdem der treue Eckhart und warnt Jeden, der hineingerathen könnte. Vgl. Gräße, die Sage vom Tanhäuſer 1846. Alte Volkslieder in Kornmanns mons Veneris 126. Uhlands Volkslieder I. 761.

Altheidniſche Erinnerungen vom Eintritt der Ewigkeit in der Stunde der Sonnenwende verbergen ſich hinter der ſchönen Legende von Mönch Felix, altdeutſches Gedicht in einer Gothaer Handſchrift. Grimm, altd. Wälder, II. 70. Coloczaer Codex Nr. 10. Pauli, Schimpf und Ernſt, 1595 Nr. 536.

Der Mönch Felix las in der h. Schrift (Pſalm 90, 4. 2 Petri 3, 8), daß die Seligkeit im Himmel alles übertreffe, was des Menſchen Auge und Ohr ſich vorſtellen könne; daran zweifelnd, hörte er einen Vogel (aus dem Paradieſe) wunderherrlich ſingen und hörte ihm die ganze Nacht zu. Als die Morgenglocke läutete, kehrte er ins Kloſter zurück, aber Niemand erkannte ihn, es waren 100 Jahre verfloſſen. — Dieſelbe Legende wird in Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257 vom Mönch Eypho im Kloſter Siegburg erzählt. Ganz dasſelbe erzählt Wolf in den niederl. Sagen Nr. 148 von einem Mönch des Kloſters Afflighem. Desgleichen Cornerus, chron. ad annum 834 vom jungen Grafen Bringus, der an ſeinem Hochzeittage verſchwand.

Von S. Trudbert ſagt die Legende:

Dieſer Einſiedler im Breisgau war ſo fromm, daß er die höchſte Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben ſich einbildete, als ihn Gott mittelſt ſeines Trinkkruges verſuchte, der beſtändig von ſelber umfiel und das Waſſer ausſchüttete, bis der Heilige darüber in Zorn gerieth und ſo ſeine menſchliche Unvollkommenheit verrieth. Naubert, Volksmärchen. Wyß, Idyllen II. 1.

Der Littower, altd. Gedicht von Laßberg 1826 herausg. handelt von einem heidniſchen Fürſten von Litthauen, der als Bettler verkleidet in einer chriſtlichen Kirche den Gottesdienſt belauern will, aber in der Hoſtie ein wunderſchönes Kind erblickt und dadurch bekehrt wird. Insgemein wird dieſelbe Legende vom Sachſenherzog Wittekind erzählt. Grimm, deutſche Sagen Nr. 448. — Unter den unzählbaren Hoſtienlegenden

hier nur eine. Bienen bauten um eine weggeworfene Hoſtie her eine Monſtranz von Wachs. Caesar Heisterb. IX. 8. Stöber, Elſäß. Sagen S. 86. Aëmus, Lübiſche Sagen S. 64.

Beſtrafter Uebermuth. Einer ſtellte ſich todt, um einen frommen Geiſtlichen zu verſuchen, als aber der Geiſtliche die vermeinte Leiche ſegnete, ward ſie eine wirkliche Leiche. Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 529. Daſſelbe erzählt man von Johann von Capiſtran. Einige Spötter brachten ihm einen vermeintlichen Todten und baten ihn, da er ſo heilig ſey, möge er ihn doch wieder auferwecken, aber der Heilige befahl ihm, den Trug durchſchauend, wirklich todt zu ſeyn. — Unzählbare Legenden handeln von der Strafe der Heiligthumsſchänder, der Frevler aller Art.

Beſonders merkwürdig iſt die Strenge der Legende gegen die Prieſter. Der Pfaff von Hüneburg im Elſaß verrieth, was ihm ein Ritter gebeichtet, ſeinem Nebenbuhler, der ihn erſtach. Nachts ging der Pfaff heim, glitt unverſehens in dem Blut des Ermordeten aus und brach den Hals. Stöber, Elſäß. Sagenbuch S. 321.

In Sagen und Legenden bewährt ſich die Unſchuld eines Angeklagten und Verurtheilten nach deſſen Tode durch allerlei ungewöhnliche Zeichen. 1) Die Leiche glänzt, 2) das Blut wird Milch, 3) an der Stelle, wo der Unſchuldige ſtarb, entſpringt eine Quelle, 4) auf ſeinem Grabe wächst eine Blume, gewöhnlich eine Lilie, 5) eine von dem Unſchuldigen zu dieſem Behuf abſichtlich mit den Wurzeln nach oben und mit der Krone in die Erde gegrabene Lilie gedeiht und blüht, 6) ein von dem Unſchuldigen verfluchter Wald wird an allen ſeinen Gipfeln welk und grünt nie wieder, 7) die Stelle, wo er ſtarb, bleibt leer und wächst nichts mehr darauf.

Zu Wittenberg trug Einer, den man fälſchlich der Brandſtiftung beſchuldigt, das glühende Eiſen ohne Verletzung, nach Jahr und Tag fand ein Anderer das Eiſen und verbrannte ſich daran, das war der wahre Thäter. Alb. Krantz Vandalia VIII. 30. Büſching Volksſ. 1. 210. — Otto III. Gemahlin, Maria von Aragonien, wollte einen Grafen verführen, der aber aus Treue nicht wollte. Da verklagte ſie ihn bei ihrem Gemahl Otto, er habe ſie verführen wollen. Otto ließ ihn enthaupten. Des Grafen Weib aber kam und erbot ſich, auf des Grafen Unſchuld die Feuerprobe zu beſtehen. Da trug ſie die glühenden Eiſen ohne Schaden. Nun mußte die Kaiſerin die gleiche Probe beſtehen, verbrannte ſich und wurde zur Strafe lebendig verbrannt. Gotfridus

Viterb. I. 329. Königshoven, Chronik S. 109. Grimm, deutsche Sagen Nr. 474. Corneri chron. bei Eccard scr. II. 355. Kornmann mons Veneris p. 278. Hans Sachs II. 3. 33.

Schöne Volkssage von Vorherverkündigung des Todes in der Lilie zu Corvey:

Im Kloster Corvey in Westphalen war an der Decke des Chors ein Kranz von Erz angebracht mit Blumen. Eine Lilie aus diesem Kranze schwebte allemal herab und legte sich auf den Stuhl desjenigen Mönches, der in den nächsten Tagen sterben sollte.

Franciſci höll. Proteus, 1056. Büsching Volksſ. 371. Grimm D. S. Nr. 263. Harry's I. 44, und im Dom zu Breslau, Gödsche ſchleſ. Sagenſchatz S. 23.

Desgleichen in der Rose von Lübeck:

Rebundus, Domherr zu Lübeck, fand einmal unter ſeinem Stuhlkiſſen im Chor die weiße Roſe, die jedesmal unter dem Kiſſen deſſen lag, der ſterben ſollte. Da legte er ſie unter das Kiſſen des Nachbars. Dieſer hatte ſie vorher nicht geſehen und beſchuldigte den R. des Betrugs, ſagte aber, als der Streit nicht ausgeglichen werden konnte: wer von ihnen Unrecht habe, ſolle, wenn er ſtürbe, künftig den Andern klopfen müſſen. Da ſtarb Rebundus und ſein Geiſt klopfte nachher jedesmal, wenn ein Domherr ſterben ſollte. Franciſci, höll. Proteus S. 1060. Grimm, deutſche Sagen I. Nr. 264. Asmus, Lübecks Volksſagen S. 111.

Eben ſo lag einſt eine Roſe auf dem Chorſtuhl des Domherrn zu Hildesheim, der ſterben ſollte. Harry's niederſächſ. Sagen I. 42. Eine Roſe blühte im Altenburger Stift, ſo oft ein Mönch ſterben ſollte, Montanus Vorzeit von Cleve I. 28.

Lieblich ſind die Sagen von der Lichterkirche im Walde und vom Thierkirchlein:

Hirten ſahen einmal im Walde zahlloſe Lichter, die ſich ſo zuſammenreihten, wie die Gemeinde und Prieſter in einer Kirche. Man ſchloß daraus, hier ſolle eine Kirche gegründet werden und baute an derſelben Stelle das berühmte Kloſter Gandersheim. Bodonis syntagma de constructione coenobii Gandesiani bei Meibomius II. 482.

In Stöbers Elſäß. Sagenbuch S. 375 wird von einem „Thierkirchlein" tief im Walde bei Rothbach erzählt, hier verſammeln ſich Hirſche und Rehe zum heimlichen Gottesdienſt, zur Beſchämung der Menſchen, die von Gott abgefallen ſind. Einſt habe ein Wilderer auf die frommen Thiere geſchoſſen, aber keins getroffen.

Andere ſchöne Sagen vom Werth des ehrlichen Begräbniſſes und von der Achtung der Todten.

Ein armer Ritter fand einen Todten unbegraben und wandte ſeine geringe Habe an, um ihn ehrlich begraben zu laſſen. Zum Dank ſchenkte ihm der Geiſt des Begrabenen ein herrliches Turnierpferd, mit dem er im nächſten Turnier den Sieg und eine reiche Frau gewann. Altdeutſches Gedicht in von der Hagens Geſammtabenteuern Nr. 6.

Ein frommer Ritter ging täglich auf den Kirchhof, um für die Todten zu beten. Als er nun einmal, von überlegenen Feinden verfolgt, auf eben dieſen Kirchhof flüchten mußte, thaten ſich die Gräber auf und die Todten kamen mit Wehr und Harniſchen heraus, ihm zu helfen. Geyler v. Kaiſersberg, Emeis S. 39. Daſſelbe wird von einem frommen Mann in Löwen erzählt, den bei Nacht Diebe anpackten. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Was ſich in der mündlichen Volksſage erhalten hat, erſcheint durchgängig poetiſcher als was die Mönche in lateiniſcher Schrift niedergeſchrieben haben. Denn bei dieſen ſtellte ſich bald das Beſtreben ein, die Wunder zu häufen. In der Einſamkeit des Kloſters erhielt die einmal aufgeregte Phantaſie, zumal bei geſchmackloſen Naturen, eine ſchiefe Richtung. Daher vom Heiligen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Wie eine kindiſche Anekdotenkrämerei in die Legende eintrat und an der Stelle der alten Gottesfurcht ein dreiſtes Bekannt- und Vertrautthun mit den heiligſten Perſonen ſich breit machte, erſehen wir am beſten aus dem berühmten Werke de miraculis des Mönchs Cäſarius von Heiſterbach, ſchon im 13. Jahrhundert. Indem hier ſchon alles kleinlich und gemein aufgefaßt wird, geht die Legende ſogar direkt in den Schwank über, und fangen namentlich die Teufel an, ſich der Einbildungskraft zu bemächtigen und darin wie Satyrn umzuſpringen. Vorher begegnet dergleichen wohl auch ſchon in Lebensbeſchreibungen der Heiligen und in Kloſterannalen, jedoch nicht ſo häufig und nicht in ſolcher ſyſtematiſchen Sammlung. In Cäſar von Heiſterbach dürfen wir den Hauptvertreter dieſer neuen Gattung erkennen. Seine Wundergeſchichten machen einen ganz andern Eindruck, als die ältern Legendenſammlungen. Und doch hat der Witz hier noch nicht die Bande der Ehrfurcht vor der alten Kirche abgeſtreift. Immer noch krümmen ſich die Dämonen unter der heiligen Laſt der gothiſchen Wölbung.

Das Buch beginnt mit wunderbaren Bekehrungen, Strafen des Wuchers,

Beicht- und Sühnungswundern. Juden bringen in eine Kirche ein, um einen Kleriker, der ein jüdisches Mädchen verführt hat, öffentlich anzuklagen, aber sie verstummen durch ein Wunder, denn Gott will nicht, daß der Skandal offenbar werde. Der Sünder geht in sich, das Mädchen wird getauft. II. Cap. 23. Ein anderer Kleriker schwängert eine Jüdin und ihre Eltern glauben, sie werde den jüdischen Messias gebären (II. 24), ein Schwank, der gar nicht unter die Legenden gehört. Engel und Teufel streiten um die Seele eines Sterbenden (II. 31). Ein Diener buhlt mit der Frau seines Herrn, der Teufel will es dem Herrn verrathen, muß aber verstummen, weil der Diener unterdeß gebeichtet hat (III. 4). Ein Teufel treibt schändlichen Unfug in einem Nonnenkloster, aus Neid wegen der Frömmigkeit der Nonnen (III. 6). Der Teufel als succubus bei Mönchen, als incubus bei Nonnen (III. 7 f.). Ein Dieb wird vom Galgen gerettet durch die Beichte (III. 19). Ein Schiff wird im Sturm umgetrieben, weil Einer drin ist, der nicht gebeichtet hat (III. 21). Einer beichtet dem Priester, er habe bei dessen Hauserin geschlafen (III. 29), wieder ein bloßer Schwank. In einer Kirche sieht man den Teufel, wie er die Stimmen der Chorherrn, die allzuschön singen und auf ihren Gesang zu stolz sind, in einen Sack thut (IV. 9). Desgleichen sieht man teuflische Gebilde, eine Heerde Säue ꝛc. um die Mönche, die im Chore schlafen (IV. 33 f.). Ein Abt, dessen Mönche bei seiner Predigt eingeschlafen sind, weckt sie plötzlich, indem er sagt: jetzt wolle er ihnen etwas vom König Artur erzählen. Da brechen alle auf, er aber sagt: schämt euch, von Gott im Himmel wollt ihr nichts hören, aber vom König Artur (IV. 36). Eine Nonne zweifelt am Himmel, da wird ihre Seele aus dem Leibe entrückt, und sieht alles (IV. 39). Einem gibt der Teufel Pferdekoth für Fische (IV. 87). Eine Nonne, der ein Verführer naht, der noch dazu ihr Vorgesetzter ist, sagt ihm, er solle sich doch erst die Reize besehen, die er genießen wolle, entblößt sich vor ihm und zeigt ihm ihren Leib vom Cilicium verschunden, blutig und voll Würmer (IV. 103). Auf dem Prachtkleide einer Dame spielen kleine Teufelchen wie Grotesken (V. 7). Einer spielt mit dem Teufel Würfel und wird von ihm geholt (V. 34). Im 6. Buch eine Menge Geschichten von Einfältigen und Demüthigen, die den Allzuklugen vorgezogen werden; aber auch von solchen, die gesündigt haben. Eine Hauserin hat gehört, nur durch Feuer könne sie von Sünden gereinigt werden, da setzt sie sich auf den Feuerheerd und verbrennt freiwillig (VI. 35). Im 7. Buch fast lauter Marienwunder, im 8. von Christo. Hier tritt die Vertraulichkeit mit der h. Person auf unwürdige Weise hervor. Maria besucht die Mönche, visitirt des Nachts ihre Schlafstätten, verkehrt mit ihnen wie die Schwester mit dem Bruder, küßt sie ꝛc. Ein Priester, den der h. Thomas von rechtswegen abgesetzt hat, wird durch die Gnade der Maria wieder eingesetzt (VII. 4). In einer Vision werden alle Cistercienſermönche unter dem Mantel der Benedeiten erblickt (VII. 59). Episcopus, leprosi nares lingens, gemmam decidentem suscepit (VIII. 31).

Alter Episcopus, leprosum communicans, vomitum ejus sumpsit, cum sacramentum ejecisset (VIII. 33). Im 9. Buch Hoſtienwunder. Man ſieht in der Hoſtie das Chriſtkind, es fließt Blut heraus, ſie bleibt in einem brennenden Hauſe unverſehrt ꝛc. Einer Brabanterin reicht Chriſtus ſelbſt das h. Abendmahl (IX. 35). Arkenbald von Burde lag ſchwer erkrankt, als er ein weibliches Klagegeſchrei hörte und erfuhr, ſein Neffe habe eine Frau entehren wollen. Er ließ den Neffen vor ſich kommen und erſtach ihn mit eigener Hand. Zur dieſen Mord verſagte ihm nachher der Prieſter das Abendmahl; allein indem der Prieſter ſich zur Thüre wandte, flog die Hoſtie von ſelbſt aus ſeiner Büchſe dem Sterbenden in den Mund, zum Beweiſe, daß Gott an ſeiner Strenge Wohlgefallen gehabt (IX. 38). Winand wird in einer Stunde von Jeruſalem nach Leipzig geführt (X. 2). Ein Hund, den Böſewichter getauft haben, wird raſend (X. 45). Im 11. Buch iſt vom Tode die Rede. Sterbende ſehen den Himmel offen, hören Engelchöre ꝛc. oder es zeigen ſich Raben, Geier, ſchwarze Männer in ihrer Nähe. Im 12. Buch ſieht man Verdammte in den feuerſpeienden Berg geworfen ꝛc. und viele Geiſtererſcheinungen. Ein Geiſtlicher ließ ſich im Geſange zur Zither hören und bezauberte alle Zuhörer durch die Süßigkeit ſeiner Töne, bis ein frommer Mann kam, dem dieſe Töne zu ſüß dünkten und der eine Beſchwörung mit dem fremden Sänger vornahm. Da fiel unter der Beſchwörung der Leib des Sängers zuſammen und war ein verfaulter ſtinkender Leichnam, der Dämon aber, der ihn beſeelt hatte, entwich (XII. 4).

Viertes Buch.

Die ritterliche Dichtung im Mittelalter.

Zur Zeit der Hohenstaufen bildete sich beim deutschen Adel unter dem Einfluß des welschen Rittergeistes eine von den Höfen als neue Mode gepflogene Kunstdichtung aus, die eben deshalb niemals volksthümlich wurde. In das epische Heldenlied nahm sie einen ganz fremden Sagenkreis, nämlich den des welschen König Artus auf, in der Lyrik aber machte sie zum erstenmal die Anmaßung des eiteln Ich geltend und kokettirte mit Empfindsamkeit. Trotzdem aber ist vieles an ihr zu rühmen. Die neue Mode konnte den nationalen und kirchlichen Geist nicht überwältigen, sie mußte ihm Concessionen machen. In Frankreich selbst bildete der noch mächtige fränkische Geist den karlingischen Liederkreis aus im Gegensatz gegen den des Artus, und lehnte sich die höfische Dichtung gleichzeitig in dem Liederkreis vom h. Graal an die kirchliche an. Wir haben die ideale Tendenz dieser geistlichen Rittergedichte schon kennen gelernt. Auch in den übrigen Heldengedichten des 13. Jahrhunderts finden wir immer noch einen Abglanz des urältesten ritterlichen Ideals der germanischen Stämme wieder. Wenn die Dichter ihre Helden auch in galante, selbst niedrige und überhaupt in gar zu viele, endlos wiederholte Abentheuer verwickeln, immer bleibt ihnen doch der Grundzug der Tapferkeit und Ehrlichkeit. Wenn man sich von diesen Rittern und ihren Heldenthaten ermüdet fühlt, so darf man nur, um sie wieder mehr schätzen zu lernen, von den Dichtern der Hohenstaufenzeit zu denen der habsburgi-

ſchen Anfänge übergehen. Die erſtern zeigen uns überall, wo ſie ſich nicht ausſchließlich auf die Galanterie werfen, die ſchöne ritterliche Begeiſterung der Kreuzzüge und ſelbſt ihre gar zu weitläuftigen und verwickelten Schlachtbeſchreibungen ſpiegeln uns das kriegeriſche Leben der Zeit ſelbſt ab. Eben ſo edel iſt im Minnelied die Schwärmerei für die meiſt unerreichbare Geliebte. Gegen das 14. Jahrhundert hin aber, nach dem Interregnum, nachdem auch in der Geſchichte ſelbſt bei Fürſten und Ständen in Deutſchland an die Stelle des poetiſchen Aufſchwungs das allernüchternſte Nützlichkeitsprincip und ein derber Realismus trat, wurden auch die poetiſchen Ideale des Ritterthums durch den Realismus der Reimchroniken, Lehrgedichte und durch den Naturalismus der Nitharte und Schwänke verdrängt.

Die höfiſche Poeſie wurde zuerſt am Hofe Friedrichs des Rothbarts unter dem Einfluß ſeiner burgundiſchen Gemahlin Beatrix, und am Hofe Heinrichs des Löwen unter dem Einfluß ſeiner normänniſch-engliſchen Gemahlin Mathilde gepflegt. Ohne dieſe Damen hätte ſich wohl Artus mit ſeinen Helden nicht ſo bald in der deutſchen Poeſie eingeniſtet. Als der erſte deutſche Sänger, der den welſchen Stoff bearbeitete, iſt Heinrich von Veldeck bekannt, welcher am Hofe zu Cleve, ſpäter auf der Wartburg bei Landgraf Hermann von Thüringen Gunſt genoß. Auch der letzte Babenberger in Oeſtreich, Friedrich, zog die Sänger an ſich.

Wir wollen zuerſt die lyriſchen, dann die epiſchen Dichtungen dieſer ritterlichen Zeit betrachten.

1.

Die Minneſänger.

Eine ſehr große Menge von Minneliedern des 12.—14. Jahrhunderts ſind uns erhalten in der Handſchrift, welche der Züricher Maneſſe veranſtaltete und mit Bildern zierte (jetzt in Paris), herausg. von von der Hagen 1838. Zum Theil dieſelben und viele andere in kleinen Sammlungen zu Heidelberg (herausg. von Pfeiffer 1844), im Kloſter Weingarten, jetzt in Stuttgart (herausg. von Pfeiffer 1843), in Jena (abgedruckt mit der Maneſſe'ſchen Sammlung bei Hagen), in Würzburg, Leipzig, im Haag,

in Bremen (Benecke, Beiträge 1820), in Prag (das Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausg. von Haltaus 1840), in Cleve (jetzt nicht mehr zu finden, ſ. Muſeum für altd. Lit. II. 145 f.). Dazu viel Einzelnes in Handſchriften zerſtreut, oder in den Ausgaben der Werke einzelner berühmter Dichter, wie des Oswald von Wolkenſtein, im Frauendienſt des Ulrich von Lichtenſtein ꝛc.

Der poetiſche Reiz der Minnelieder liegt in der volksthümlichen, natürlichen und ſittlichen Unbeholfenheit, die der unſittlichen welſchen Erfahrung noch entbehrte, über den daher der Zauber jugendlicher Blödigkeit und Unſchuld ausgegoſſen iſt. Die Sprache der Minnelieder iſt ungelenk, breit, arm an Vorſtellungen und Gedanken, aber durchdrungen vom wärmſten Gefühl, von eigner Naivetät und Innigkeit. Dazu geſellt ſich auch das Anmuthende der alemanniſchen und alterthümlichen Mundart. In vielen Minneliedern liegt ein unnachahmlicher Reiz der Unſchuld, der ſchamhaften Zurückhaltung bei inniger Hinneigung, der äußern Furcht und Unbeholfenheit bei innerer Gluth, jener ſüßen Bezauberung und Lähmung, welche die erſte Liebe begleiten. Nie iſt der Jüngling liebenswürdiger, als wenn er das Auge ſenkt und erröthet, wie eine Jungfrau. Dieſer Liebreiz wird nun in vielen Minneliedern gefunden, aber er wird nach und nach erkünſtelt, er wird Manier.

Am meiſten und zwar widrigſten fällt in den höfiſchen Minneliedern die hier zum erſtenmal mächtig vortretende Subjectivität auf. Der Sänger ſpricht nicht mehr von andern, ſondern von ſich ſelbſt. Zum erſtenmal begegnet uns in der deutſchen Poeſie das Ich, und immer wieder Ich, das leidige Ich. Das gibt der ganzen Poeſie eine neue Wendung. Von nun an bricht die Subjectivität immer anmaßender hervor, um zuletzt die Poeſie faſt allein zu beherrſchen.

Die Minnelieder haben einen Grundgedanken, der zugleich der Grundgedanke des älteſten heidniſchen Cultus in Deutſchland war, nämlich der poetiſche Gegenſatz von Sommer und Winter. Wie in der uns überlieferten deutſchen Volksſage faſt alles auf den Untergang der Natur im Herbſt und ihre Wiedergeburt im Lenz ſich bezieht, ſo hat auch in den Minneliedern der Schmerz und die Klage der Trennung ſtets den Winter, die Luſt des Wiederſehens und des Liebeglücks aber den Sommer zum Hintergrunde. In endloſer Wiederholung begegnen uns der Mai, die

mehrfache, hier nicht näher zu erwähnende technische Bildungsanstalten für Specialzwecke, z. B. Bergwesen.

Das in Preußen 1822 besonders durch Beuth begründete königliche Gewerbeinstitut in Berlin hat den Zweck aufgestellt: ausgezeichneten jungen Leuten Gelegenheit zu geben, sich vollständige theoretische Kenntnisse für alle Zweige der Gewerbe zu verschaffen, und einige derselben praktisch auszuüben. Die Zahl der Schüler, die zwar nicht in der Anstalt wohnen, aber vom Staate durch Stipendien und freien Unterricht unterstützt werden, ist beschränkt. Jeder Regierungsbezirk sendet jährlich einen neu aufzunehmenden Stipendiaten in die Anstalt. Die Schüler der Provinzialgewerbsschulen haben, bei gleicher Qualification, ein Vorzugsrecht. Uebrigens fordert man bei der Aufnahme, die nicht vor dem Alter von 14 Jahren erfolgt, an Kenntnissen nur: gute Handschrift, die Fähigkeit, sich im Deutschen gewandt und richtig auszudrücken und Kenntniß des Rechnens bis zu den vier Species; von Bauhandwerkern noch außerdem, daß sie ihr Gewerbe bereits praktisch gelernt haben. Die Anstalt hat zwei Klassen und fünf halbjährliche Kurse. In der unteren (zweiten) Klasse wird im Kurse eines Jahres Arithmetik, Geometrie, Physik in Beziehung auf Mechanik, Chemie in Beziehung auf Technik und Zeichnen gelehrt. Aus dieser Klasse treten die Schüler entweder ins Leben zurück oder erhalten die Erlaubniß, sich in der Werkstatt oder im Laboratorium der Anstalt in praktischen Arbeiten für ihr Fach auszubilden, oder auch, bei vorzüglicher Reife, in die höhere (erste) Klasse aufzurücken. In dieser werden die höheren Theile der Mathematik, es werden Naturwissenschaften aller Art, Waarenkunde, Maschinenlehre, freies Handzeichnen, architektonisches und Maschinenzeichnen, Konstruktionslehre, Modelliren, Arbeiten in Metall, Schmieden, Feilen, Drehen, Formen, Gießen, Ciseliren u. s. w. gelehrt. Mechaniker und Chemiker machen noch einen sechsten halbjährigen Kursus, in welchem Erstere Vorlesungen über Analysis und über höhere Maschinenlehre hören, und in der mechanischen Werkstätte, Leztere im chemischen Laboratorium geübt werden. — Außerdem bestehen in den Hauptorten der einzelnen Regierungsbezirke und in einigen andern größeren Städten Lehranstalten für künftige Handwerker, in denen Schüler vom zwölften Jahre an im Rechnen, in Geometrie, Mechanik und Chemie, im

Sommerwonne, der Sonnenſchein, die grüne Wieſe mit der Blumen Zier, die ſingenden Vögel, ſonderlich Frau Nachtigall und anderſeits der kalte Winter, der Reif und Schnee. Dieſe Landſchaftsbilder mit äußerſt einfacher Staffage und ſich immer gleich bleibend bilden den Hintergrund zu der voranſtehenden Liebesgruppe. Die Mailandſchaft gehört der guten, ſüßen, dem Sänger holden Frau, die Winterlandſchaft der ſpröden, hartherzigen; oder dem einſam klagenden, von der Geliebten getrennten Dichter. In der Schilderung der Frauen ſelbſt herrſcht die nämliche Dürftigkeit, wie in derjenigen der Landſchaft. Wangen und Mündlein roth, gelbes Haar, mehr blickt nicht deutlich hervor, zuweilen noch ſchüchtern ein Brüſtlein. Dieſe keuſche Zurückhaltung, wie überhaupt die Zagheit der Liebhaber verleiht vielen Liedern einen eignen naiven Reiz. Allein dieſe Zagheit ſcheint dann wieder in ihrer ewigen Wiederholung ſchon conventionell geworden, als empfindſame Affectation, wenn wir nicht an eine wirkliche Verweichlichung der Sänger glauben ſollen. Erblickt man ſo viele hundert oberdeutſche Ritter, wie ſie vor ihren Damen weibleidig winſeln, ſo ſollte man glauben, ſie hätten verdient, von den Schweizer Bauern geklopft und aus ihren Burgen hinausgejagt zu werden.

Die Empfindung erſcheint zudem ſehr ſtark mit Reflexion verſetzt. Das Weſen der Minne wird erörtert, die Treue, der ſtete Sinn geprieſen, der Wankelmuth beklagt oder mit Vorwürfen bedroht. Der troſtlos Liebende haßt das Leben und ſucht ſeinen letzten Troſt in der Erwägung der Nichtigkeit aller Dinge. Das Minnelied geht ſo unvermerkt in das Lehrgedicht über.

Einige Sänger gefallen ſich in Reimſpielereien und in der Virtuoſität der Versverkürzung, ſo daß oft die Verszeile nur aus zwei, ſogar nur aus einem Worte beſteht. Die Wortſpielerei nimmt allmählich zu. Bei Nithart culminirt ſie in folgendem Liede.

Swem von liebe liep geſchiht
Und im diu liebe liebes giht
bi liebe ſich liebet
da wirt liep von liebe kunt ꝛc.

Wir wollen nur einige Beiſpiele des Beſten, wie auch des Manierirten geben.

Mailieder, in denen die Freude über den wiederkehrenden Früh-

ling ſich mit dem ſüßeſten Glück miſcht, das im Wiederſehen der Geliebten liegt. In dieſem Sinne ſingt Walther von der Vogelweide:

Wie die Blumen aus dem Graſe dringen,
Wie ſie lachen gegen die ſpielende Sonne,
An einem Maienmorgen früh,
Und die kleinen Vöglein wohl ſingen —
Es iſt wohl halb ein Himmelreich.
Sollen wir ſprechen, was dem gleiche:
Wenn eine edle ſchöne Frau reine
Wohl gekleidet zu den Leuten geht ꝛc.

Ganz ähnlich ein Lied des Witzlaw von Rügen:

Wol dann, Herr Mai, ich gebe euch des die Hulde,
Meine Frau tritt daher in ſtolzer Weie ꝛc.

Ulrich von Lichtenſtein:

In dem lüftesüßen Maien,
Wenn der Wald gekleidet ſteht,
Da ſieht man ſo ſchön ſich zweien (zu Zweien zuſammenthun)
Alles, was ſich lieb hat ꝛc.

Derſelbe:

Wohl dir, Sommer, deiner ſüßen
Wonniglichen ſchönen Zeit,
Du biſt ſuße,
Davon ich dich ſüße grüße.

Ein Lied in der Ambraſer Sammlung Nr. 20.

Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhliche Sommerzeit,
Alle mein Gemüth erneuen,
Der Mai viel Wolluſt geit.

Daſelbſt Nr. 30.

Wie ſchön blüht uns der Mai,
Der Sommer fährt dahin.
Mir iſt ein feines Jungfräulein
Gefallen in meinen Sinn.

Gottfried von Niſen bei Benecke (Beiträge I. 71):

Vorn im Walde
Auf der Halde
Hört man balde
Wonniglichen Schall.
In ſüßer Weiſe
Gar von Preiſe
Hohe, leiſe
Singt die Nachtigall.

Heinrich von Stretlingen freut ſich des Maien nicht. Was helfen mir Mai und Blumen und Vogelſang, da mich meine Schöne verſchmäht und ich vor Liebe krank bin. Dagegen rühmt Winli, bei ſeiner Geliebten ſey ihm immer heimelich zu Muth, denn bei ihr blühen immerdar Roſen und Lilien.

Der Liebe Wonnejauchzen wird bei den Minneſängern oft gehört. Schon Reimar der Alte ſingt:

Hoch wie die Sonne ſteht das Herze mein,
Das kommt von einer Frauen.

Heinrich von Morunge:

Ich bin Kaiſer ohne Krone
Sonder Land, das nimmt mir den Muth,
Das ſchafft mir eine Frau ꝛc.

Herr Otto zem Turne vergleicht ſich mit einem Falken, der mit der Sonne ziehe, ſo ſtolz und hochgemuth macht ihn erwiederte Liebe.

Vernger von Hornheim:

Mir iſt, als ſchwebt ich im Fluge hin
Ueber alle Welt, die mein Eigenthum ſey.
Austoben möcht ich die Seligkeit,
Mir iſt von Minne ſo lieblich geſchehen ꝛc.

Kriſtan von Hamle:

Mit fröhlichem Leibe
Mit Armen umfangen,
Zu Herzen gedrückt, wie ſanfte das thut!
Von einem troſtlichen Weibe
Mit roſenlichten Wangen
Der Liebe gelachet, das feuert den Muth.

Der Graf von Halgerloch preist die verbotene Liebe, die immer süß, wenn auch unwerth sey, denn „verbotenes Wasser ist besser, als offener Wein.“

Gar lieblich preist Christian von Hameln in einem Minnelied die Wiese glücklich, auf der „ihre minnigliche Füße“ wandeln und malt sie, wie sie sich bückt und Blumen pflückt, und bittet das Gras und die Blumen um Erlaubniß, entzückt in ihren Fußtapfen gehen zu dürfen. — Ebenso Johann Hadloub: Im grünen Klee sah ich die Holde gehen und aus dem Blüthenschnee brach Gluth in mein Herz, und die Blume und sie, der Blumen schönste, leuchteten einander an und nie noch umfing mich ein so lichter Schein. In einem andern Liede sieht auch Hadloub die Geliebte sich bücken, aber in einem noch reizendern Genrebild, nämlich zu einem Kinde, das sie aufhebt und an Lippen und Busen drückt.

Die Wächter- oder Tagelieder bilden eine besondere Gattung unter den Minneliedern und sind ohne Zweifel ursprünglich echte Volkslieder gewesen, wenn sie auch von den höfischen Dichtern künstlicher gestaltet wurden. Viele haben sich als Volkslieder erhalten. Der Wächter erbarmt sich in der Regel der Liebenden und führt sie heimlich zusammen (ein solches Lied in Görres Volks- und Meisterliedern S. 96), oder er weckt sie frühe genug auf, damit der Liebhaber noch im Dunkeln entfliehen kann (Nr. 117). Ein Theil dieser weltlichen Lieder ist fröhlich, die meisten aber sind traurig. Wackernagel (Geschichte d. deutschen Literatur, S. 105) verwirft die Tagelieder als unsittlich; allein ich möchte sie entschuldigen, da in ihnen nicht die Frivolität, sondern das Tragische vorherrscht, und da die heimliche Liebe keineswegs immer als Ehebruch zu verstehen ist, sondern in dem Sinne, wie die Kiltgänge der Bauern. Daher überhaupt diese Lieder mehr zu den Volksliedern, als zu den Kunstgedichten gehören.

Man findet die Tagelieder in allen Sammlungen sehr zahlreich, der Hätzlerin Liederbuch beginnt mit nicht weniger als 27 derselben. Viele stehen auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 76 f. Sie haben immer die Nacht zum Hintergrunde. In dem einen wird des Orion gedacht, der durch die Nacht leuchtet. In einem andern schlägt die Sonne „ihre Klauen durch die Wolken und steigt auf mit großer Kraft“ (Docen, Misc. I. 101). Gewöhnlich beginnt der Wächter seinen Ruf, indem es tagt.

Eines der lieblichſten Tagelieder iſt das des Heinrich von Morungen, ein Wechſelgeſang. Er ſingt:

Sie küßte ſonder Zahl
Im Schlaf mich inniglich,
Da fielen hin zumal
Die Thränen über mich.

Sie ſingt:

Da er ſo oft ſich ſtahl
Zu mir im Abendgrauen,
Da wollt er allemal
Meine bloßen Armen ſchauen
Und fand die Bitte Statt
So ſah er ſich nicht ſatt.
Da taget es.

Aehnlich das zärtliche Trennungslied des Wolfram von Eſchenbach.

Der Freund die Freundin an ſich zwang,
Viel Thränen ihnen floßen
Auf beider Wangen. Alſo ſprach ihr Mund:
Zwei Herzen ſind wir und ein Leib.

Sehr zärtlich iſt auch das längſte aller Tagelieder des Günther von dem Vorſte. Ferner das ſchöne Volkslied bei Docen, Misc. I. 269, eins der ſpäteſten, weil der Wächter ſchon fehlt:

Ich ſtund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort ꝛc.

Ein Tagelied der Ambraſer Sammlung Nr. 201 beginnt lieblich:

Es fleucht ein kleines Waldvögelein
Der Lieben zum Fenſter ein.
Es klopfet alſo leiſe
Mit ſeinem Schnäbelein,
Steh auf, Herzlieb, und laß mich ein.

Sie läßt ihn ein, ſie ſchließt ihn freundlich in ihre weißen Arme. Das hört der Wächter und macht ihr Vorwürfe, ſie aber bittet ihn aufs innigſte um Verſchwiegenheit. In einem andern Liede Nr. 214 wird das Vöglein nicht eingelaſſen und rühmt ſich das Mägdlein ihrer Keuſchheit.

Ein üppiges Tagelied des Ulrich von Lichtenſtein, worin die Freuden der Nacht geſchildert werden und es unter anderm heißt:

Nach dieſem Freundesgruße
Mit Trauten wart geküſſet viel,
Dieſelbe ſüße Unmuße
Ihnen beiden rieth ein Minneſpiel.
In dem Spiel ihrer beider Herzen ſprachen,
Da ſie in den Augen recht erſahen,
Ihren lieblich minnefarbnen Schein,
Daß er wär ihr und ſie wär ſein.

Im Minnen-Paradieſe
Ihr beider Leib mit Freuden lag,
Daher ſchlich eine Magd leiſe,
Die ſprach: nu wohl auf, es iſt Tag.

Ein fröhliches Tagelied iſt auch das im Ambraſer Liederbuch Nr. 41, welches anhebt: Es taget vor dem Oſten, und Nr. 155, welches anhebt: der Wächter, der blies an den Tag.

In einem Liede bei Laßberg Nr. 213 tröſtet eine ritterliche Frau die jungen Knechte (Knappen), ſie ſollen nicht verzagen, wenn ſie gleich noch keine Ritter ſeyen, Frauengunſt könnten ſie doch gewinnen, und zum Beweiſe erzählt ſie von der heimlichen Zuſammenkunft einer edlen Frau und eines Knechts, bis das Wächterlied ſie trennte, und von der rührenden Zärtlichkeit und Klage, mit der die Frau von ihm ſchied. Aeußerſt warm und minniglich gedichtet.

In einem Tagelied des Dietmar von Aiſt ſcheiden die Liebenden unter Thränen mit rührender Zärtlichkeit:

Schlafeſt du, Friedel ziere?
Nu weckt uns leider ſchiere
Ein Vöglein wohlgethan.
Ich war ſo ſanft entſchlafen,
Nun ruffſt du, Kind, Waffen (oweh).
Die Frau began zu weinen
„Du reiteſt nun hin und läßt mich allein,
Wann kommſt du wieder her zu mir?“

Ebenſo in dem ſchönen Tagelied aus der Heidelb. Sammlung (Görres, Volks- und Meiſterlieder S. 120. Wunderhorn I. 314):

Ich hört ein Fräulein klagen
Fürwahr ein weiblich Bild ꝛc.

Ein Tagelied in Uhlands Volksliedern Nr. 76.

Der Sänger weckt seine Dame mit Gesang. Sie tritt ans Fenster und heißt ihn ein andermal kommen. Er kommt und sie nimmt ihren Liebling auf, bald aber entdeckt sie, daß er todeswund ist. Sie verbindet, tröstet ihn, gibt ihm ihren Goldring, aber er wirft ihn ins Wasser, so gewiß der Ring nie wiederkomme, so gewiß müsse er sterben. Da zieht die Dame ein Messer hervor und sticht es sich ins Herz und beide schlafen todt zusammen, bis Gott sie weckt.

Aehnliche Volkslieder, wenn auch weniger schön durchgeführt, die Vorstellung, daß die Geliebte den Geliebten schwer verwundet oder todt findet und mit ihm stirbt, oder sich faßt und ihn nun ehrlich begraben läßt, kehren öfter wieder. Vgl. die bei Uhland folgenden Lieder.

Abschied des Mörders. Nach dem schönen altholländischen Volksliede, welches anfängt „Het daghet uit den oosten" wird ein Ritter von einer Jungfrau verschmäht, obgleich ihn ihre Eltern begünstigen. Sie liebt einen Andern. Der Ritter lauert aber diesem auf, als er des Nachts heimlich zur Geliebten schleichen will, erschlägt ihn unter einem Lindenbaum und vertritt seine Stelle bei der Geliebten, welche nichts merkt, bis es Morgen ist. Da nimmt er Abschied von ihr, weil er aus dem Lande fliehen muß, und sagt ihr, daß ihr wahrer Geliebter unter dem Lindenbaum liege. Sie geht hin, findet ihn und wird eine Nonne. Hoffmann horae belg. II. 101.

Ein Beispiel späterer Entartung der Tagelieder enthalten Hoffmanns Fundgruben I. 332:

Erwach in lieber Sach, dein Aermlein reck,
Dein Füßlein streck, ich weck dich an der Deck,
Dein Herz entblek und Brüstlein wohlgestalt ꝛc.

Herbst- und Winterklage. Der Sänger ist von allen Freuden geschieden; wie ihm der Mai, die Blumen, die Vögel fehlen, so die Geliebte. So singt Heinrich von Veldeck:

Seit die Sonne ihren lichten Schein
Gegen die Kälte hat geneiget,
Und die kleinen Vögelein
Ihres Sanges sind geschweiget,
Traurig ist das Herze mein ꝛc.

Heinrich von Morunge singt:

Uns iſt zergangen
Der liebliche Sommer,
Da man brach Blumen, da liegt nun der Schnee.

Gottfried von Neifen:

Nu ſteht die liebe Haide baar,
Der wonniglichen Blumen und der lichten Roſen roth,
Entkleidet hat der Wald ſich gar ꝛc.

Konrad von Würzburg:

Wieder will die Linde
Vom Winde
Sich fälben,
Die ſich vor dem Walde
Zu balde
Mag gelben.
Trauern auf der Haide
Mit Leide
Man übet;
So hat mir die Minne
Die Sinne
Betrübet.

Dieſes Liedchen diene zugleich zum Beiſpiel, wie die Minneſänger zuweilen mit den kurzen Verſen Spielerei zu treiben liebten.

Eins der ſchönſten und auch berühmteſten Minnelieder iſt das des Herzog Heinrich von Breslau, eine Klage um den verlornen Frühling, um die verlorne Liebe:

Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, lichte Haide breit,
Ich klage dir, Klee und grüner Wald und goldne Sonne ꝛc.

Vgl. auch die Winterklage des Heinrich von Veldecken. Heidelb. Liederhandſchrift S. 191. — Ausnahmsweiſe fühlt ſich der Herzog von Anhalt glücklich, im Winter der Liebe Luſt zu preiſen, wie im Sommer, und fragt nichts nach Schnee und Eis.

Die Wehmuth der Liebe iſt in vielen Minneliedern rührend ausgedrückt. So durch Graven Otto von Botenlouben:

Ich han erwählt mir ſelber ſüßen Kummer.
Durch die Liebe trage ich dieſe Pein,
Die hab ich mir erwählt.

Heinrich von Morunge klagt über die Kälte seiner Dame und wünscht, sein Herz entzwei brechen zu können, damit Jedermann ihr Bild darin sähe und an ihrer Schönheit die Größe seines Schmerzes messe. Graf Rudolf von Neuenburg klagt, wie weh ihm sey, wenn er von der Geliebten fern, und wie noch weher, wenn er bei ihr sey, weil sie ihn nicht wiederliebe und so hart gegen ihn sey. Sehr liebenswürdig und einem Sänger ganz angemessen ist die Klage des tugendhaften Schreibers:

Es ist in den Wald gesungen,
Was ich ihrer Gnade klage,
Die reine Herzen hat bezwungen
Und noch zwinget alle Tage.
Mir ist wie der Nachtigall,
Die so viel vergebens singet,
Und der doch zuletzt nur bringet
Nichts als Schaden ihr süßer Schall.
Was taugt in dem wilden Walde
Kleiner Vöglein süßer Sang
Und ihr Tönen mannigfalt.
Wer sagt ihnen süglich Dank?
Dankens ist so taub der Wald ꝛc.

Herzog Johann von Brabant vergleicht sich, indem er vor seiner Dame steht, einem gebundenen und verwundeten Manne, den sie heilen soll. Herr Otto zum Turne klagt, daß die kaum geheilte Wunde, die sie ihm geschlagen, wieder aufgebrochen sey.

Am ärgsten jammert Walther von Klingen:

Gnade, Frau, ich muß verderben.
Jämmerlich und unverschuldet.
Ist euch lieb, daß ich muß sterben ꝛc.

Ebenso überschwenglich ist nachher seine Dankbarkeit, als sie ihn erhört:

Die guten Weiber sind so gut,
Daß ich ihrer guten Güte
Zu Gute nicht vergessen will
Bis an das Ende mein.

Eins der empfindsamsten Minnelieder ist das in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 20, worin der Minner, weil seine Geliebte gar so spröde sey, die

Minne ſelbſt anfleht, ihm zu rathen und zu helfen, ſogleich aber wieder die Geliebte um Verzeihung bittet, daß er dieſen Schritt gethan hat und lieber wieder die Hülfe der Minne ſelbſt entbehren will, um ſich ganz und gar der Geliebten anheimzuſtellen. — Gottlos wird die Minne bei Kriſtan von Luppin, der ſo weit geht, zu ſagen, wenn ihm Gott den Himmel böte und ſeine Geliebte möge nicht darein, ſo würde er ihn meiden und bei der Geliebten bleiben.

Einer der ſeufzerreichſten Minneſänger iſt Gottfried von Niſen, der da ſingt:

Seit mein ſehnend Herze weinet
Nach der Lieben, die ich meine,
Weh, warumme thut es das?
Und ihr Herz iſt unvereinet,
Daß nach meinem es nicht weinet,
Minne, ſieh, das iſt dein Haß!

* * *

Niemand, niemand kann erdenken,
Was für ſehnend Trauren beſſer iſt,
Als ein Kuß vom rothen Munde
Und ein minneglicher Umbefang.

* * *

Da ich die Liebe jüngeſt ſah,
Da war ich verzagt ſo ſehr,
Daß ich vor Liebe nicht ſprach.

* * *

Süße Minne, meine Sinne
Jammern nach der Liebe Minne,
Minne hilf, es iſt die höchſte Zeit.

Gar naiv iſt ein ſehnendes Lied in der Clara Hätzlerin Liederbuch Nr. 96.

Hätt ich nur ein Stüblein warm
Und darin ein ſchönes Weib,
Das wollt ich legen an meinen Arm,
Freundlich drücken an meinen Leib,
Das hab ich leider nicht, ich lieg alleine,
Sie iſt mir leider viel zu fern,
Die ich da meine.

Zeichnen und Modelliren während eines dreijährigen Kursus Unterricht erhalten.[1]

Im Königreich Bayern waren schon früher polytechnische Anstalten begründet, aber wieder aufgehoben worden. Hermann[2] gibt als Gründe dieser Aufhebung an: daß sie in eine Zeit gefallen seyen, wo das Bedürfniß weniger gefühlt worden, weil die Gewerbe ihre eigene Wichtigkeit noch nicht einsahen; daß sie zu wenig als Schule eingerichtet gewesen seyen, zugleich auf bestimmte Universitätsstudien vorbereitet haben, folglich von den Meisten als minder beschwerliche Gymnasien, ohne Rücksicht auf die Gewerbe, benutzt worden seyen; daß sie zu wenig Rücksicht auf das künftige Gewerbe genommen und zu zahlreich gewesen seyen, um ohne übermäßigen Aufwand die nöthigen Sammlungen erhalten zu können. — In Nürnberg, als dem Hauptsitze der bayerischen Industrie, erhielt sich jedoch Sinn für Gewerbsbildung, und eine höhere Bürgerschule hatte Charakter und Namen einer Realschule. Es wurde Unterricht in Religion, Lateinisch, Deutsch, Rechnen, Geometrie, Geographie, Naturkunde, Physik, Gewerbkunde, Landesverfassung, Geschichte, Französisch, Zeichnen, Schönschreiben, Singen, Kinderlehre ertheilt. Sehr richtig bemerkt Hermann:[3] „Liest man das Verzeichniß der Lehrgegenstände von oben herab, so scheint es Anfangs, als arbeite man auf gelehrte Bildung los; liest man es von unten herauf, so scheint man Geschäftsbildung zu beabsichtigen. Was soll nun der Schüler werden? Wohl nichts anders als Alles, wie es scheint." — „Ohne den wirklichen Stand dieser Schule zu kennen, werden alle erfahrenen Schulmänner mit mir behaupten, daß, wenn der Schüler nun all dieß lerne, er doch zuletzt nichts wisse; wenn er all dies treibe, er doch zuletzt nichts könne. Welcher Erwachsene hielte die Zerstreuung der Geisteskraft aus, allwöchentlich vierzehn verschiedene Gegenstände zu bearbeiten?" — „Geht aber hieraus hervor, daß solche Realschulen für das praktische Leben keinen Nutzen haben, als welches Sammlung der Thätigkeit und anhaltenden Fleiß fordert, worin der Schüler hier nicht

[1] Nebenius und Hermann a. d. a. O.

[2] In der Schrift von 1826, S. 51 ff.

[3] A. a. O. S. 76 ff.

In der Schilderung der schönen Jungfrauen und Frauen sind die Minnesänger auffallend ungeschickt, blöde und von steriler Einbildungskraft. Die größte Rolle spielt der Mund, der häufig einer Rose verglichen wird, z. B. vom Böhmenkönig Wenzel:

Wie eine Rose, die sich aus ihrer Knospe löst,
Wenn sie nach süßem Thau begehrt,
So bot sie mir ihren zuckersüßen rothen Mund.

Sehr oft wird auch der rothen Wängel gedacht und der spielenden oder heimlich blickenden Augen, seltener der Haare, der weißen Hände, der blanken Arme. Wenn der Leib noch weiterhin beschrieben wird, so ist es durchgängig nur eine steife, gleichsam tabellarische Aufzählung von Reizen, ohne Feinheit, Geheimniß, graziöse Draperie. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art s. in den Volks- und Meisterliedern von Görres S. 20. Auch in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 28. Die Sänger sind entweder von keuschester Zurückhaltung oder von bäurischer, phantasieloser Natürlichkeit. Dennoch liegt auch in dieser steifen Malerei eine ganz eigne und unnachahmliche Anmuth, wie in altdeutschen Bildern, nämlich die liebenswürdigste Naivetät, zumal da, wo der Dichter, selber scheu und schamhaft, das holde Erröthen der Geliebten beschreibt. Auch die einfachste Ausdrucksweise hat oft den naivsten Reiz, wenn z. B. der Meißner Markgraf singt:

Ein Weib, das lieblich lachen kann
Gegen einen wohlgemueten Mann,
Die Freude ist nicht klein.

und der Schenk von Landegge:

Lachelich ein losen Blick
Aus ihren lichten spielenden Augen,
Einen zarten, minneglichen tangen (heimlich)
Sah ich leuchten in meines Herzens Grund.

In Hoffmanns Fundgruben I. 336 kommt ein Bauernlied vor, in dem die schmucke Dirne also geschildert wird:

Sie hat nicht Perlen noch Spangen, nur einen Kittel an. Ich sah sie vor mir prangen lustig mit Gras. Ihre Zöpfe sind dicke Stangen, lang, goldfarben, rosenfarb ihre Wangen, ein Grüblein hat ihr kurzes Kinn. Meine

besonders liebe Dirn hat zwei Tüttlein als zwei Birn. Mein Herz erschrickt, wenn sie aufblickt ꝛc.

Ein Paar hübsche Genrebilder in den Liedern des Heinrich von Morunge. Eine schöne Frau schaut aus dem Fenster, wie die Sonne in dem lichten Morgen. Eine andere hat einen kleinen Vogel lieb und spielt mit ihm, er glaubt, eine Nachtigall. Da wünscht der Dichter, er möchte die Nachtigall seyn.

Das Liederbuch der Clara Hätzlerin enthält eine Menge halb erzählende, halb lehrhafte Dichtungen, in denen, jedoch in ziemlich langweiliger Weise, allerlei Nöthe der Liebenden geschildert sind oder Rathschläge und Tröstungen ertheilt werden. Ein Minner träumt, endlich von seiner Geliebten erhört zu werden, da wird er geweckt und erschrickt heftig. Ein minnendes Weib kann vor Sehnsucht nicht schlafen. Eine andere beklagt der Männer Geschwätzigkeit und Leichtsinn. Zwei streiten sich, ob minnen oder nicht minnen besser sey ꝛc. Noch langweiliger sind die allegorischen Erzählungen, der Streit über das Geschlecht der Minne, das Minnegericht ꝛc. Am hübschesten in der Sammlung sind die wenigen Erzählungen, in denen sich die kecke Zuversicht glücklich Liebender bis zum Muthwillen ausspricht. In Nr. 2 sucht ein Beichtvater einer jungen Frau, die ihm von ihrer irdischen Liebe beichtet, die himmlische zu empfehlen. Die junge Frau vertheidigt aber ihre irdische Liebe so siegreich, daß sich der Pfaff für überwunden gibt. In Nr. 45 wird einem Mädchen alles mögliche Böse von ihrem Liebhaber nachgesagt, aber sie lacht und bleibt ihm treu, er ist ihr doch der liebste. In Nr. 18 wird ein edles Fräulein ihrem Geliebten, weil er nicht von Adel ist, und an sie deshalb schreibt, untreu, da kommt Frau Minne und gibt ihr Schläge. — Dagegen ist das frechste Lied dieser Sammlung Nr. 85, wo eine Mutter ihre eigne Tochter auf die raffinirteste Art das Buhlen lehrt.

Nur sehr selten versetzen sich die Minnesänger in die Stellung des Weibes und drücken deren Gefühle aus. Bei Dietmar von Aist kommt ein zartes Minnelied vor, in dem eine liebende Frau traurig einem Falken nachblickt.

Es stund ein Frau alleine
Und spähte über die Haide
Und wartete ihres Lieben.

Da ſah ſie einen Falken fliegen:
Wohl dir, Falke, wie du biſt,
du fliegſt wohin dir lieb iſt
Und wählſt dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefällt,
Auch ich erkos mir einen Mann,
Den wählten meine Augen,
Aber das neiden ſchöne Frauen
Owe, wann laſſen ſie mir mein Lieb?

Ganz ähnlich ein Lied deſſelben Dichters:

Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr,
Da ich ihn gezähmt, wie ich ihn wollte han,
Und ich ſein Gefieder mit Gold wohl bewand,
Da hob er ſich von dannen und flog in andre Land ꝛc.

Die Lehrgedichte und Allegorien von der Minne ſprechen ungleich weniger an, als das einfache Minnelied. Frau Minne oder Venus kommt in vielen altdeutſchen allegoriſchen Gedichten vor.

So in v. Laßbergs Liederſaal I. Nr. 29 erſcheint ſie vor dem Gericht der Ehre, angeklagt durch die Frau Gerechtigkeit. Nr. 124 wird ein Kloſter der Minne beſchrieben, ähnlich wie ſpäter bei Rabelais. Statt der Mönche und Nonnen ſtehen hier Ritter und Damen unter der Aebtiſſin Venus, die Ordensregel iſt die Liebe ꝛc. Nr. 182 enthält einen Wettſtreit zwiſchen der alten und neuen Minne; die alte gewinnt den Vorzug, da ihr die Treue zur Seite ſteht. In Nr. 205 beſchwert ſich die Ehre bitterlich über die Minne, am Ende aber verſöhnen ſie ſich. Nr. 251 zeigt einen Sänger in der Schule der Minne; in dieſer Schule lernt er nach einander von einer braunen, grünen, weißen, rothen und blauen Frau die verſchiedenen Pflichten der Liebe, entſprechend jenen Farben, bis zuletzt eine ſchwarze Frau ihn ſchlägt und einkerkert. Hier bricht das unvollendete Gedicht ab.

Die Jagd der Minne, ein altdeutſches Gedicht des Hadamar von Laber aus dem 14. Jahrhundert iſt eine fade Allegorie, ſofern die Tugenden und Eigenſchaften der Minne als Jagdhunde dienen müſſen, aber in ungewöhnlich ſchönen Verſen geſchrieben. Gedruckt im 22. Bd. der Bibl. des lit. Vereins in Stuttgart. Vgl. darüber noch Mone, Quellen I. 221. und bei Laßberg Nr. 126.

Die Minne iſt eine zarte Hinde, die von einem guten Jäger gejagt wird, deſſen Hunde die Tugenden ſind, während ein böſer, deſſen Hunde die Laſter ſind, ſie verfehlt. Nr. 180 beſchreibt ein Geſpräch zwiſchen einer rothen und blauen Dame, worin die rothe (Frau Minne) die blaue (die Treue) prüft.

Sofern in der lateiniſchen Sprache amor männlich, in der deutſchen aber Minne weiblich iſt, tändelte man an dieſem Sprachgebrauch herum und dichtete Wettſtreite, von welchem Geſchlecht eigentlich die Minne ſey? Sogar Wolfram von Eſchenbach läßt Tſchionatulander und Sigune darüber ſtreiten. Auch Ulrich von Lichtenſtein hat die Frage behandelt, Walther von der Vogelweide ſie aber in einem kurzen Spruch als unſtatthaft abgewieſen.

Das „nackende Bild“ iſt eine Allegorie, in welcher die Minne nur von hinten geſehen werden ſoll, damit man nicht erfahre, von welchem Geſchlecht ſie ſey, d. h. die Minne ſoll überhaupt keine Geſchlechtsliebe ſeyn, ſondern Seelenliebe und in höchſter Inſtanz Gottesminne. Die Meinung des Dichters iſt edel, aber das nackte Bild von hinten macht einen lächerlichen Eindruck. Das Gedicht iſt abgedruckt bei Graffs Diutiska I. 91. — „Der Baumgarten“ in Bruns altplattd. Gedichten S. 107 f. ſtellt 9 Grade der Treue auf, die ein Liebhaber erproben muß, wer aber ſie alle beſtehe, der rage auch über alle andre Männer hervor, wie durch ſeinen langen Hals der Kranich über die Vögel.

„Der werben Minne lere“ von Heinzelin von Conſtanz im Weingartner Codex, bei Pfeiffer S. 263, faßt die Minne ſchon ganz im Sinn der Renaiſſance auf als den nackten Knaben Cupido mit Flügeln, Pfeil und Bogen, ſtehend auf einer Säule und umgeben mit allerlei Symbolen. So z. B. bedeutet ein Blutſee das viele Blut, das ſchon um der Liebe willen vergoſſen worden iſt. Daſſelbe Gedicht iſt unter dem Titel „Gott Amur“ abgedruckt in der Müller'ſchen Sammlung. Ein Gedicht von den zehn Geboten der Liebe bei Docen, Miſc. II. 171.

Unter unſern Minneſängern ſteht oben an Kaiſer Heinrich VI., welcher 1197 geſtorben iſt. In dem einen der von ihm erhaltenen Liedern ſagt er, obgleich Kaiſer und Herr vieler Lande, ſey er doch nur Kaiſer bei ſeiner Geliebten und wenn er von ihr ſey, bilde er ſich ein, ohne Land und ohne Krone zu ſeyn. Andere Hohenſtauffen, die in Italien weilten, dichteten nur in italieniſcher Sprache Minnelieder, ſo Friedrich II. und Manfred. Der letzte Hohenſtauffe, der unglückliche Conradin, ſang am Bodenſee, wo er ſeine Jugend verlebte, ein kurzes Lied, worin er klagte, daß er trotz des Mai's und der Blumen in der Liebe nicht glücklich ſey, weil ihm noch das bärtige Alter fehle.

„Die Liebe läßt mich sehr entgelten, daß ich an Jahren bin ein Kind". Als fürstliche Minnesänger führt Manesse weiter auf den König Wenzel von Böhmen, den Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg und Heinrich von Meißen, den Herzog Heinrich von Anhalt, Herzog Johann von Brabant, Grafen von Hornberg, Toggenburg, Leiningen, Hohenburg, Neuenburg, Botenlauban, Haigerloch ꝛc. Die Minnelieder und Sprüche des Fürsten Witzlaw von Rügen gab Ettmüller 1852 besonders heraus.

Dem Alter nach steht Heinrich von Veldeck oben an, dem sich noch im 12. Jahrhundert Heinrich von Morunge, Hugo von Salza, Friedrich von Hausen und noch ein paar andere anreihen. Das goldne Zeitalter des höfischen Minnesangs fällt aber erst ins 13. Jahrhundert.

Walther von der Vogelweide ist der berühmteste unter allen Minnesängern. Wahrscheinlich in Oestreich um das Jahr 1170 geboren und sein Lebetag arm, sang er ums Brodt an den Höfen des Babenberger Friedrich zu Wien, des Thüringer Landgrafen Hermann auf der Wartburg, dann abwechselnd an den Höfen der beiden Gegenkönige Philipp und Otto, immer karg behandelt, bis erst König Friedrich II. ihm ein Leben schenkte. Er begleitete denselben, wie es scheint, auf seinen Kreuzzügen und starb wahrscheinlich in Würzburg. In einer handschriftlichen Chronik steht, er habe verordnet, daß aus seinem Garten täglich Vögel gefüttert werden. In dem Bilde, welches seinen Liedern in der Manessischen Sammlung vorsteht, stützt er seinen Kopf sorgenvoll auf den Arm (wie er sich selbst in einem Liede schildert), seine Helmzier aber ist ein Vogelbauer. — Uhland hat ein besonderes Buch über ihn geschrieben (1822). Seitdem ist sein Werth allgemein erkannt. Er sang nicht nur Minnelieder, sondern auch geistliche und politische und nahm an der großen Zeitbewegung, am Kampf des Kaisers mit dem Papst, lebendigen Antheil, was ihn von so vielen andern, einzig mit dem Frauendienst beschäftigten Dichtern ehrenvoll unterscheidet. Auch als Minnesänger war er männlicher, klarer, objectiver und volksthümlicher als die meisten andern. Er rühmt nicht nur seine Dame allein, sondern alle deutsche Frauen. (Nr. 46 bei Hagen.)

Ich han der Länder viel gesehen
Und nahm der besten gerne wahr,

Uebel müſſe mir geſchehen,
Könnt ich je mein Herze bringen dar,
Das ihm wohlgefallen
Wollte fremde Sitte.
Was hülfe mich, daß ich unrecht ſtritte?
Deutſche Zucht geht vor ihnen allen.

Deutſche Männer ſind wohlgezogen
Wie Engel ſind die Weiber gethan.
Tugend und reine Minne
Wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel.
Lange müſſe ich leben darinne.

Ein Tagelied Walthers (Nr. 8) iſt ein echtes Volkslied. Ebenſo das ſchöne Lied von der Linde (Nr. 27), ohne Zweifel das wohllautendſte unter allen deutſchen Minneliedern.

Unter der Linden
An der Haide
Da unſer zweier Bette was,
Möget ihr finden
Schöne beide
Gebrochen Blumen unde Gras,
Vor dem Wald in einem Thal.
Tandaradai! Schone ſang die Nachtigal.

Ich kam gegangen
Zu der Aue.
Da war mein Friedel kommen eh.
Da ward ich empfangen,
Hehre Fraue,
Daß ich bin ſelig immer mehr.
Er küßte mich wohl tauſend Stund,
Tandaradai, ſeht, wie roth mir iſt der Mund.

Da hat er gemachet
Alſo riche
Von Blumen ein Bettſtatt.
Deß wird noch gelachet
Inniglîche,
Kommt Jemand an daſſelbe Pfad.
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradai, merken, wo das Haupt mir lag.

Daß er bei mir lag
Wüßt' es Jemand,
Walte Gott, so schämt ich mich,
Weß er mit mir pflog.
Nimmer Niemand
Finde das, als er und ich
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradai, das mag wohl getreue seyn.*)

Gegen dieses lebendige Lied sticht Nr. 44, eine langweilige Beschreibung seiner Geliebten, die er belauschte, indem sie aus dem Bade stieg, auffallend ab. Dagegen hat der Dichter in Nr. 65 wieder ein liebliches Genrebild im Style der altdeutschen Malerschule gedichtet, indem er die holde Scham beschreibt, mit der eine Jungfrau einen Kranz annahm, den er ihr reichte. In einem Lehrgedicht (Nr. 72) kommt er noch einmal auf das Lob der Frauen zurück, als auf die einzige Freude dieser Welt.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen.
Es war nie so wonnigliches anzuschauen
In Lüften noch auf Erden.

Und ein andermal (Nr. 12) singt er:

Was hat die Welt zu geben
Liebres, denn ein Weib?

---

*) Genau dieselbe Scene schildert auch ein holländisches Volkslied (Grimm, altd. Wälder II. 45) und wetteifert mit ihm an zartem Liebreiz und Wohlklang:

Nach Morgenland will ich fahren
Da wohnt mein süßes Lieb,
Ueber Berg und über Thalle
Fern über die Haide
Da wohnt mein süßes Lieb ꝛc. —

Er nahm sie bei den Händen
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führte sie so ferne,
Fern über die Haide
Wo sie ein Bettlein fand.

Der Garten war verschlossen
Wir ließen Niemand ein,
Nur die stolze Frau Nachtigall
Fern über die Haide
Die flog von oben herein ꝛc.

Ueber den Frauen vergaß er jedoch nie seinen männlichen Beruf, mitzustreiten die großen Kämpfe seines Volks und seiner Zeit. Er war durch und durch Ghibelline, aber nur wie nach ihm Dante, indem er neben dem auffallendsten Zorn gegen den Papst die frommste Gottesminne hegte und glühende Marienlieder sang. Es empörte sein innerstes Gemüth, daß die Päpste im Interesse der welschen Nation die deutsche zu zerreißen bemüht waren. Daher seine Zornlieder, z. B. Nr. 71, worin er sagt:

Der Hirte ist ein Wolf worden unter seinen Schafen.
Ihr Bischöfe und edeln Pfaffen seyd verkehrt,
Seht, wie euch der Papst mit des Teufels Stricken fehrt.
Ahi, wie christenlich der Papst lachet,
Wenn er seinen Welschen sagt: ich habs also gemachet,
Ich hab zween Alman (Philipp und Otto IV.) unter eine Krone bracht,
Daß sie das Reich stören, brennen und wüsten,
Alldieweil füll ich den Kasten.
Ihr Pfaffen, eßt Hüner und trinket Wein
Und laßt die Deutschen fasten.

Aber auch die weltlichen Fürsten befriedigten den Dichter nicht. Er erkennt, daß es ihnen, dem gewaltigen Papst gegenüber, an Genie gebrach. An den Kleinen rügt er aber überall, daß sie gern des Kaisers los seyen, um vom Reich wegzuraffen, was jeder einzelne vermöchte. So in dem Liede Nr. 72, wo er von der geheimen Freude der deutschen Fürsten singt, als sie vernommen, Kaiser Friedrich II. wolle zum h. Lande fahren.

Ihr Fürsten, die des Königs gerne wäret ane,
Ihr sollt ihn seine Straße fahren lan.
Bliebe er dort, was Gott nicht gebe, so lachet ihr,
Kommt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir.

Noch ist uns von Walther (Nr. 69) ein meisterhaftes Bild von König Philipp erhalten, wie er mit seiner griechischen Gemahlin Irene den Magdeburger Dom betritt:

Er trug des Reiches Scepter und die Krone,
Er trat viel leise, ihm war nicht gach.
Ihm schlich eine hochgeborne Königin nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen.

Zuletzt wandelt den Sänger oft tiefer Ekel vor der Welt an. Er ſchildert ſie (Nr. 19) als ein Wirthshaus und den Teufel als Wirth, dem man zuletzt die Zeche bezahlen muß.

Nächſt Walther von der Vogelweide iſt Reinmar von Zweter ein politiſcher Dichter des 13. Jahrhunderts, der mit ebenſo ſittlicher Strenge die Sünden ſeiner Zeit rügt. Sein ſchönſter Spruch iſt:

Von ſeiner Geburt iſt einer edel und iſt doch ein Gauch,
Der andre iſt von ſeinen Tugenden edel und nicht von hohem Namen.

Dem Papſt ruft er zu:

Wer bannen will und bannen ſoll,
Der hüte ſich, daß ſein Bann nicht ſey fleiſchlichen Zornes voll.

Vom deutſchen Reiche ſagt er:

Das Reich iſt ſehr ſiech,
Seine Stimme dunkel und heiſer,
Roth ſeine Augen, die Ohren taub, verſtummet auch,
Einen ungefügen Kropf trägt es an ſeinem Keyſe ꝛc.

Und ein andermal:

Die Venediger han vernommen
Daß das römiſche Reich feil ſey ꝛc.

Von der Welt überhaupt:

Was ſäumeſt du dich, Antichriſt,
Daß du nicht kommſt.
Du darfſt nicht fürchten den Glauben, noch die Taufe.
Der Welt iſt alles feil.
Jeſus Chriſtus, den die Juden verkauften
Den verkaufen auch die Getauften.

Indem er von Recht und Unrecht redet, klagt er, wie ſie in ihrem Widerſtreit die Länder zerſchneiden und immer Unrecht die Oberhand behält, denn „Unrecht hat mehr Geſindes, das arme Recht die mindre Schaar.“

Guelfiſch finde ich unter den Minneſängern nur den von Wengen, welcher verlangt, daß man dem Papſt gehorche.

Bibl. Universitäts-Ligo.

Auch der Schulmeiſter von Eßlingen tritt in der Maneſſiſchen Sammlung als politiſcher Dichter auf. In ſeinen Spottliedern auf Rudolf von Habsburg blickt indeß zu ſehr die gekränkte Habgier durch. Der neue König war karg gegen den Sänger. Dagegen wird Rudolf durch den „Unverzagten“ und durch Meiſter Friedrich von Sunnenburg (in der Jenaer Handſchrift, Hagen III. 45 und 73) ſehr erhoben.

Wolfram von Eſchenbach, ein fränkiſcher Ritter, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts dichtete, ragt nicht ſo ſehr durch ſeine wenigen Minnelieder, als durch ſeine große epiſche Dichtungen, Parcifal, Titurel und Willehalm hervor. Im Wartburgkriege ſteht er an der Spitze der ritterlichen Sänger, die den Zauberer Klingſor beſtreiten. Daraus erkennt man, welche hohe Bedeutung ihm ſeine Zeitgenoſſen geben. Er iſt unter allen weltlichen Dichtern der ernſteſte und tiefſinnigſte, ganz hingegeben dem Ideal des chriſtlichen Ritterthums.

Zu ihm ſteht Gottfried von Straßburg, um weniges jünger, in einem Gegenſatz, denn Gottfried iſt überall ſüßer, weicher, üppiger. Auch iſt er mehr epiſcher, als lyriſcher Dichter. Daſſelbe gilt von Hartmann von Aue, einem ſchwäbiſchen Dienſtmann der Herrn von Aue, der Iwein, Erec, Gregor auf dem Stein und den armen Heinrich ſchrieb. Er neigt zum Zarten und Weichen, wie Gottfried. Etwas ſpäter lebte Konrad von Würzburg, der mehr als alle andern Minneſänger ſchrieb und bei ſchöner Sprache und feiner Malerei doch nicht originell war, ſondern fremde Erfindungen nur verarbeitete (den trojaniſchen Krieg, die goldne Schmiede, Sylveſter, Alexius, Engelhart, den Schwanritter, der Welt Lohn und auch kleinere Sachen) und auch in der Regel zu breit wird.

Einer der intereſſanteſten Minneſänger iſt der Tanhuſer, deſſen Geſchlecht im Salzburgiſchen blühte. Er war, wie Walther von der Vogelweide, ein eifriger Ghibelline, und lebte mit Ulrich von Lichtenſtein am Hofe des letzten Babenberger Friedrich in Wien. Nachdem dieſer in der Schlacht kinderlos gefallen war, gerieth Tanhuſer in bittere Armuth, verlor all das Seine an ſchöne Frauen, wie er ſelber in einem Liede klagt, nahm endlich das Kreuz und zog nach dem h. Lande, kam glücklich wieder und lebte als fahrender Sänger an mehreren Höfen. Seine Lieder ſind feurig. In dem einen ſchildert er, wie er einer ſchönen Frau früh

geübt werden kann: so läßt ſich auf der andern Seite behaupten, daß ſie des innern, tiefern Zuſammenhanges entbehren, und ſomit auch für höhere Intereſſen ohne Werth ſeyen." — „Indem man dem Schüler Alles einlehrt, wovon man glaubt, daß es ihm irgend einmal in irgend einem Berufe vorkommen könne, indem man durch Unterrichtsſtunden die Zeit deſſelben ſo beſchränkt, daß es ihm unmöglich wird, in ſich zu verarbeiten, was er hört, und innerlich zu gedeihen, zeigt man aufs deutlichſte, daß man den Menſchen nicht als ein Weſen betrachtet, in welchem die Kraft der Natur eigenthätig waltet, und dem die Hauptſtärke der Hilfe von innen heraus kommen muß, ſondern recht unglaubig als eine leere Tafel, die beſte voller iſt, je mehr man darauf geſchrieben, als einen Sack, der viel enthält, hat man viel in ihn geſteckt."

Daneben beſtand ſeit 1825 eine ziemlich zweckmäßige, aber allerdings zu einfache techniſche Schule. Da erſchien die Verordnung vom 23. Febr. 1833. Hiernach ſoll in jedem Kreiſe eine vollſtändige Gewerbsſchule beſtehen, die in drei Kurſen oder Klaſſen, in der untern: Arithmetik bis mit der Bruchrechnung, Planimetrie, Zeichnen von einfachen geometriſchen Formen bis zu der Linearzeichnung einfacher Grundriſſe von Maſchinen, Naturgeſchichte, Encyklopädie der Gewerbe; in der mittlern: Anwendung der Arithmetik auf Handels- und Geſchäftsrechnungen, Stereometrie, architektoniſches und Freihandzeichnen, Naturlehre, Naturgeſchichte, Encyklopädie der Gewerbe; in der oberen: Arithmetik und Algebra, darſtellende Geometrie, Zeichnen, Vorbegriffe der Chemie mit techniſchen Andeutungen, Encyklopädie der Gewerbe, Buchhaltung lehrt; wozu noch, wenn die Mittel es verſtatten, Unterricht im Modelliren, Boſſiren und in den Anfangsgründen der Maſchinenlehre kommen; ſowie überall Uebungen in den Sprachen, Geographie und Geſchichte gewährt werden, und auch ein beſonderer Lehrer die ſpeziellen Theile der Landwirthſchaftslehre vorträgt. Der Plan iſt darauf berechnet, daß die Anſtalten zugleich dem Bedürfniß von Handwerkslehrlingen und von Solchen dienen ſollen, welche ſich für höhere Studien beſtimmen. — Für den höheren Gewerbsunterricht beſtehen zu München, Nürnberg und Augsburg polytechniſche Schulen, deren Unterricht drei Jahreskurſe umfaßt, und im erſten Kurs höhere Zeichnungskunde, reine Mathematik,

im Morgenthau begegnete, wo ſie angeblich Roſen ſuchte. Da rief er, nimm auch mein Herz (als Roſe) mit. Sie ließ ſich das nicht zweimal ſagen und „da ward Herze Liebe erkannt“. Von großer Raſchheit und Lebendigkeit ſind ſeine Tagelieder 1, 2, 6.

Nu dar
Nehmet wahr,
Wie die Liebe ſpringet.
Vor mir,
Nach mir,
Wie die Saite klinget ꝛc.

Die Tagelieder gehen, wie die von Nithart, zuweilen in derbe Natürlichkeit und Ueppigkeit über, z. B.

Nu tanze hin, min ſüezel,
So hol, ſo ſmal, ſo wurden nie kein vüezel.
Wiz ſint ir bînel
Lindiu diehel, reit brun iſt ir meinel,
Ir ſizzel gedrolle ꝛc.

Derſelbe Dichter erhebt ſich zum höchſten patriotiſchen Stolz, wie Walther. So ſingt er von Friedrich Barbaroſſa:

Führe zum erſten an
Den Kaiſer Friedrichen,
O we, daß man nicht finden kann
In allen deutſchen Reichen
Einen König, dem zieme wohl
Nach ihm des Reiches Krone,
O we, daß er nicht leben ſoll,
Dem ſie künde ſo ſchone.

Der Tanhuſer erzählt auch von ſeiner weiten Reiſe durch den Orient, durch Rußland und Deutſchland und bringt auch welſche Angewöhnungen mit. In einem ſeiner Lieder miſcht er welſche Worte mit deutſchen, aber nicht um mit ſeiner Kunde der letztern zu prahlen, ſondern offenbar aus Ironie, denn er erzählt vor deutſchen Zuhörern ein Liebesabentheuer, das ihm in welſchen Landen begegnete:

Ein Reviere ich da erſah,
Durch den Forſt ging ein Bach
Zutal über eine Planiure,

Ich ſchlich ihr nach, bis ich ſie fand, die ſchöne Kreature,
Bei der Fontaine ſaß die klare, die ſüße von Janiure.
Von Amure ſagt' ich ihr,
Das vergalt ſie dulze mir ꝛc.

Auch hat er ſich im heidniſchen Olymp umgeſehen. In einem ſeiner Lieder handelt er trotz einem Ovid von den Liebſchaften der antiken Göttinnen und Heroinnen, von der Juno, Dido, Helena, Pallas, Venus, Medea ꝛc., die er mit den romantiſchen Namen Yſolde, Blancheflure, Ginevra ꝛc. vermiſcht.

Man hat geglaubt, auf dieſen Minneſänger die berühmte Sage vom Tanhäuſer, der in den Venusberg gerieth und von dort nicht wiederkehrte, beziehen zu müſſen. In der That paßt ſie gut auf ihn. Der Tanhäuſer gibt ſich in den meiſten ſeiner Lieder als eifrigen Venusdiener kund. Indeß liegt der Sage doch wohl ein weit älteres Motiv und auch ein weit älterer Name zu Grunde (vgl. m. Odin S. 311).

Ein eigenthümliches Feuer lodert auf in Burckhard von Hohenfels, der 38. bei Maneſſe. Er nennt die Minne einen Jäger, der ſtets auf falſcher Spur geht, indem ihm der Wunſch das Reizendſte trügeriſch vorſpiegelt, der aber nie zum Ziele gelangt, wenn er nicht die Spur der Treue findet. Seine eigne Geliebte beſingt er:

Sie gleichet ſich der Sonne,
Die den Sternen nimmt den Schein.

In einem großen Hochzeitliede der Natur ſingt er das Vorbild ſeiner eignen Liebe:

Da die Luft mit Sonnenfeuer
Ward getempert und vermiſcht,
Da gab Waſſer ſeine Steuer,
Da ward der Erde Leib erfriſcht,
Durch ein heimliches Schmiegen
Ward ſie freudiger Früchte ſchwanger ꝛc.

Ein andermal ſchickt er ſeine „wilde Gedanken“ auf Abentheuer aus und ſie bringen ihm reizende Bilder des Glücks, „ein wonnegebärendes Freudenſpiel“.

Einer der langweiligſten Minneſänger iſt Schenk Ulrich von Winterſtetten. Er übertreibt es in der Spielerei mit ein- oder zweiſylbigen Verſen, die ſich reimen, am meiſten.

[illegible]
Töne
Sing ich dir gerne,
Lerne
Frau, den Sang, den ich töne.

* * *

[illegible]
Grüße
Sind ſo gut,
Wenn lieb langen (heimlich)
Unter Augen
Blinken thut.

* * *

Nu iſt min
[illegible]
hin
in
ſenelichen Dingen.

Trotz dieſes ewigen Hüpfens iſt er ſteif:

Als in der Gluthe
Ich mich verbrühte,
Weil mir nicht dein rother Mund
Und auch deine Güte,
Welche Gott behüte,
Thun ein lieblich Küſſen kund.

* * *

Minne füget dicke (oft, viel) Leid
Mit viel ſehnender Arbeit
Der mein Herz ein Wunder treit (trägt).
Minne, die hat die Gewalt,
Will ſie, ich würde an Freuden bald,
Anders ich bin abgezahlt.
Minne, wer dich annimmt,
Und dich minnen muß,
Der iſt überſinnet,
Wird ihm Kummers Buß,
Er vermeidet deinen Gruß.

Von ſolchen ſchwerfälligen Albernheiten wimmeln des Schenken Lieder, leider auch die von vielen andern Minneſängern.

Namentlich iſt Herr Reimar der Alte davon nicht freizuſprechen. Der ſingt unter anderm:

Zu rechtem Maaße ſoll ein Mann
Beide, das Herz und all den Sinn,
Zur Stäte (Stätigkeit) wenden, ob er kann,
Das wird ihm leicht ein guter Gewinn.

Kann man ſchläfriger minnen? Ein andermal wundert er ſich, wie ſeine Geliebte, die wahrſcheinlich groß und dick war, durch ſein enges Auge, ohne anzuſtoßen, habe in ſein Herz hineinſpazieren können. Er ſelbſt geſteht, daß ihn die Leute am Ende ausgelacht hätten, da er ſchon ſo alt geworden ſey und in grauen Haaren immer noch von ſeiner ſehnenden Liebe und von ſeiner Dame geſungen habe. Die Leute hätten ihn ſpöttiſch gefragt, da er ſelber ſchon bei ſo hohen Jahren ſey und ſchon ſo lange immer von derſelben Dame ſinge, wie alt ſie denn eigentlich ſey? doch wahrſcheinlich nicht mehr jung genug, um noch liebenswürdig zu ſeyn.

Friedrich von Hauſen (der 47. bei Maneſſe) zieht ins h. Land, denkt aber immer an ſeine Geliebte daheim und ſingt: mein Herz und mein Leib, die ſo lange bei einander waren, wollen ſich ſcheiden, denn mein Leib folgt dem Kreuz, mein Herz bleibt bei der ſchönen Frau. War es ihm Ernſt damit, ſo hätte er das Kreuz gar nicht nehmen ſollen, das zu tragen er nicht würdig war, wenn ſein Herz nicht dabei war.

Ulrich von Lichtenſtein, ein Ritter aus dem berühmten öſtreichiſchen Geſchlecht der Lichtenſteine, deſſen Minnelieder in der Maneſſiſchen Sammlung ſtehen, aber auch in ſeine unter dem Namen „Frauendienſt“ in kurzen Reimpaaren geſchriebene Autobiographie verflochten ſind. Die alte Handſchrift des Frauendienſtes aus dem 13. Jahrhundert liegt in München. Von Ludwig Tieck erneuert 1812. Von K. Lachmann im Urtext herausg. Berlin 1841.

Ulrich erzählt, wie er ſchon als Kind gehört, daß nur der Frauendienſt allein dem Manne Würde verleihe. Kaum 12 Jahre alt verliebt er ſich in eine hohe Frau (wahrſcheinlich eine Gräfin von Meran), trinkt das Waſſer, worin ſie ihre Hände gewaſchen ꝛc. Endlich wird er Ritter, aber ſeine Dame

will nichts von ihm wiſſen, weil er einen gar zu häßlichen Mund, nämlich drei Lippen habe. Da läßt er ſich den Auswuchs vom Munde abſchneiden und ſie erlaubt ihm vor ſie zu kommen. Aber er iſt vor Liebe ſo blöde, daß er nichts zu ſprechen wagt und zur Strafe rupft ſie ihn beim Haare. Im Turnier kämpft er für ſeine Dame. Sein kleiner Finger wird ihm faſt abgeſchlagen, doch wieder angeheilt. Als die Dame ihn Lügen ſtraft, weil er geſagt habe, er habe den Finger verloren, hackt er ſich den ſchon geheilten Finger ganz ab und ſchickt ihn ihr. Als ihn dennoch ſeine Dame nicht erhört, wird er ein wenig verrückt und identificirt ſich ſelbſt mit der Minne, indem er Frauenkleider anlegt, als Frau Venus auftritt und durch das Land zieht, alle Ritter zum Turnier auffordernd, um ihre Treue in der Minne zu erproben. Jedem, der mit ihm kämpft, ſchenkt er als Frau Venus ein goldnes Ringlein, das die Kraft haben ſoll, Minne zu bewahren. Zu ſeiner Dame zurückkehrend, ſteigt er in ihr Fenſter, wird aber hinaus geworfen. Vier Jahre ſpäter, als er abermals einen Sturm wagt, widerfährt ihm noch etwas Aergeres, das er gar nicht zu erzählen wagt. (Bei alledem iſt er mit einer andern Frau verheirathet, die er aber gar nicht beachtet). Nun entſagt er ſeiner Liebe, ſingt Klagelieder und zieht zum zweitenmale als „König Artus“ aus. Später wird er in die Fehden des Herzog Friedrich von Oeſterreich verwickelt und gefangen, ſchließt aber ſeine Lebensgeſchichte im Alter mit froher Laune.

Ulrichs Lieder ſind Hymnen, Gebete, gänzliche Hingebung an die Frauen und göttliche Verehrung derſelben. Er dehnt, was ſonſt von der Huld, Güte, Herrlichkeit der Gottesmutter allein geſungen zu werden pflegt, auf alle Frauen, auf das Geſchlecht ſelber aus. Ja er macht die Männer ſo ganz abhängig von den Frauen, daß er einmal (in Tiecks Ausgabe S. 55) ſogar der Männer Muth nur von den Frauen borgt. Daher auch die kindiſche, ja verrückte Idee, gleichſam ſelber eine Frau werden zu wollen in der tollen Verkleidung als Frau Venus.

Weiter konnte die minnigliche Schwärmerei nicht gehen. Sie rief eine Reaction hervor. Dem Extrem der überzarten Ritterlichkeit trat ein anderes, das der bäuriſchen Grobheit entgegen im Nithart.

Unter den Minneſängern, die immer vergeblich ſeufzen und nicht aufhören, ſich über die Kälte ihrer Schönen zu beklagen, ſteht dem Lichtenſteiner Ulrich der Zürcher Hadlaub am nächſten, deſſen Lieder Ettmüller 1841 beſonders herausgab. Er entlehnt übrigens Motive aus ältern Minneſängern, z. B. zeigt er in ſeinem aufgebrochenen Herzen das Bild ſeiner Schönen, beneidet ein Kind, das ſeine Dame lieb hat. Am naivſten und rührendſten iſt das Lied, in dem er ſich mit den im Winter vor Froſt

zagenden und ſich zitternd verbergenden Vögeln vergleicht. In einem Sommerliede klagt er über die großen Damenhüte, welche die ſchönen Geſichter verbergen. Er beſingt aber nicht nur unzart das Glück der Liebe in ziemlich derben Ausdrücken, ſondern ahmt auch den Nithart in üppigen Erndtelliedern nach.

Einer der letzten Minneſänger war Oswald von Wolkenſtein, ein Tiroler, der am Ende des 14. Jahrhunderts noch den Ton Gottfrieds von Straßburg anſtimmte und ganz in der Erinnerung der alten guten Minnezeit lebte. Sein Leben war überaus abentheuerlich. Schon als Knabe von zehn Jahren zog er mit einem Heerzug nach Preußen und trieb ſich viel in der Welt um. Nach der Schlacht bei Nikopolis kam er wieder heim. Obgleich erſt 25 Jahre alt, beſaß er nichts mehr vom Reize der Jugend. In früher Kindheit ſchon hatte er ein Auge verloren; auf ſeinen Irrfahrten war ihm das Haar ergraut und ſein ſonneverbranntes Geſicht trug ſchon Falten. Als er ſich nun in ſeiner Tiroler Heimath zum Sterben in die ſchöne Sabina Jäger von Tiſens verliebte, machte er auf dieſes muthwillige Fräulein den gewünſchten Eindruck nicht, und um ihn los zu ſeyn, gab ſie ihm auf, nach dem heiligen Grabe zu reiſen, dann wolle ſie ihn heirathen. Kaum aber war er fort, ſo nahm ſie einen andern. Er pilgerte zum heiligen Grabe, kam zurück, ſah, wie man ihn betrogen und war ſehr unglücklich, beerbte aber unterdeß ſeinen Vater und blieb eine Zeit lang im Reiche. Bald aber riß es ihn wieder fort in die Welt und bald ſehen wir ihn am Hofe zu Arragonien und ſelbſt beim mauriſchen Könige in Granada, bald als Kämpfer gegen die Huſſiten. Bei alledem ſang er ſehr verliebte Lieder, theils in der kunſtreichen Manier der demüthigen und keuſchen Minne, theils auch in der derben Weiſe Nitharts, was ſich leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß er unter den kerngeſunden und natürlichen Tirolern lebte. Beda Weber hat ſeine Werke 1847 edirt.

Noch ein ſpäterer Minneſänger war Hugo von Montfort, der noch im Tone der alten Minne ſang, aber mit Klagen über die Welt in die Spruch- und Strafdichtung fiel. Seine Lieder handſchriftlich in Heidelberg.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, welcher 1317

ſtarb, bildet den Uebergang zu den Meiſterſängern und Spruchdichtern, weßhalb ich erſt ſpäter ausführlicher von ihm handeln werde.

Nithart von Ruwenthal iſt einer der berühmteſten Minneſänger, ein Bayer, im Anfang des 13. Jahrhunderts, deſſen Gedichte in der Maneſſiſchen, Weingartner, Heidelberger und in größter Zahl in der Riedegger Liederhandſchrift (Bennecke, Beiträge II.) ſtehen. Sie unterſcheiden ſich durch das Derbe, Bäuriſche und Burleske. Im Allgemeinen hält er zwar den zärtlichen und minnehaften Ton der übrigen Minneſänger, indem er, wie ſie, die Luſt des Frühlings und die Schönheit und Huld der Frauen beſingt, allein die Staffagen ſeiner Frühlingsbilder ſind meiſt viel belebter und gehören mehr dem gemeinen und niedern Leben an. Beſonders häufig beſingt er ländliche Tänze, Mütter, die ihre jungen Töchter vor Verführung warnen, verliebte Tändeleien und Zänkereien, Prügeleien, zum Theil ganz im niederländiſchen Geſchmack und zwiſchen Bauern. Man weiß nicht mehr recht, ob die Liebesſchwänke, deren Mittelpunkt der Ruwenthaler gleich einem bäuriſchen Don Juan iſt, von Nithart ſelbſt herrühren, oder ihm nur von Spätern angedichtet worden ſind. Jedenfalls hat er den Ton dazu angegeben. Mit dem ſomit ſchon mythiſch gewordenen alten Nithart wurde ein ſpäterer verwechſelt, ein Ritter Nithart Fuchs, der am Hofe Otto's des Fröhlichen lebte und in Wien begraben liegt (vgl. Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 264), von dem 1568 zu Wien eine Sammlung von Schwänken erſchien, die denen des Kalenberger Pfaffen gleich und als eigentliche Hofnarrenſpäſſe nicht auf den ältern Minneſänger zu beziehen ſind.

Görres, Volks- und Meiſterlieder, Vorrede XXXIX vergleicht die Nitharte, als beſtimmte Gattung von luſtigen Schelmenliedern, mit den Eulenſpiegeleien, und meint, wie dieſe das norddeutſche Bauernweſen ſpiegeln, ſo ſpiegelten die Nitharte das ſüddeutſche. Es iſt mehr Tanz, Jauchzen und Bewegung in ihnen, aber auch „eine dürre, derbe, etwas wildſende, oft wüſte Härte, die als dem Bauernthum eigenthümlich angeſehen werden muß". — R. von Liliencron in Haupts Zeitſchrift VI. 699 analyſirt ſehr gründlich den Verſbau der Tanzlieder, die er ſämmtlich auf die ländlichen Frühlings- und Herbſtfeſte bezieht. Er nennt die ganze Gattung der Nitharte eine „höfiſche Dorfpoeſie", d. h. einen bewußten humoriſtiſchen Griff ins Bauernleben oder in die derbe Natur

hinein im Gegenſatz gegen die ſchon zu ſentimental und abentheuerlich gewordene ritterliche Poeſie. Die Auffaſſung des Nithart als Bauernfeind und Hofnarr iſt jedoch eine ſpätere. Zuletzt hat Haupt eine kritiſche Sammlung und Sichtung der Nitharte vorgenommen. (Neidhart von Reuenthal, Leipzig 1858.)

In einem gar hübſchen Liede von Nithart kommt ein Ballſpiel vor „des Sommers erſtes Spiel“. Junge Leute werfen im Freien den Ball, es geht luſtig her. Ein Mädchen ſtürzt dem Balle nach und fällt über einen tölpiſchen Burſchen, ſo daß ihre Kniekehle ſichtbar wird „und über den Anger nie etwas Schöneres gekommen war“. — In einem andern ländlichen Liede des Dichters ſieht er einer Schwalbe zu, wie ſie im Frühling ihr Neſt aus Lehm zuſammenklebt, und wünſcht ſich, wenn auch nur auf einen kurzen Sommer, auch für ſich und ſeine Geliebte ein beſcheidenes Häuschen.

Sehr naiv iſt ein Lied Nitharts von einer Tochter, die heimlich den Kaſten aufbricht, ihre Sonntagskleider herausholt und zum Tanze will, aber von ihrer Mutter ertappt und geſchlagen wird. Frivol dagegen ſind mehrere Lieder, in denen die Tochter mit dem liederlichen Sänger Partei ergreift gegen die Mutter, und am frivolſten die, in denen die Mutter ſelber, mit der Tochter wetteifernd, dem buhleriſchen Sänger nachläuft, oder die Tochter ſich mit der Mutter Beiſpiel tröſtet „Weiber trugen je die Kinder, ich will von meiner Freude nicht laſſen“. Im derbſten Styl, ähnlich ſpätern Schelmenliedern, iſt das Lied von dem Ritter, der ſeine Scheide verloren hat, die ihm eine Frau erſetzen will, von Birnmoſt, zu dem die Wirthin mit dem Sänger braune Nüſſe knackt, von der Frau, die er drei Sonnen zugleich ſehen läßt, vom „härin vingerlin“ um das der Ritter, obgleich er goldne Ringe hat, den Knecht beneidet ꝛc.

Wie der frühere Minneſang den Frühling und die Blumen, ſo haben die Nitharte die Erndte und die Herbſtfeier, die Kirmeß zum Hintergrunde. Daher die vielen Erndte- und Tanzlieder. Ohne Zweifel gab es ſolche Lieder ſchon im Volke ſelbſt und die höfiſchen Dichter nahmen ſich derſelben nur an. Die Schnitterlieder (Schnaderhüpfel) ſind gewiß älter noch als die Nitharte, weil ſie aus dem Volksleben ſelbſt hervorgehen mußten.

In ziemlich derben Erndteliedern ahmt der Schweizer Hadloub den Nithart nach. Bei ihm ſehen wir überall junge Bauern und Dirnen ſich luſtig tummeln. Ferner Reimar (Maneſſe Nr. 103), der unter anderm einmal ſingt:

Als ein Schwein in einem Sacke
Fährt mein Herze hin und her.

Und Herr Niunlu, deſſen hübſches, aber frivoles Lied vom Dorn ganz den Ton eines Volksliedes hat. Ein Mädchen will dem Ritter nicht in den Wald folgen, weil ſie ſich vor dem Dornſtich fürchtet.

Gottfried von Nifen, der ſonſt aufs allerempfindſamſte zu den Damen ſeufzt, hat doch auch ein paar ſehr derbe Lieder geſungen, im Styl der Nitharte und der üppigſten Volkslieder.

In einem dieſer Lieder ſagt er, ſein Sinn habe nach einer Magd am Brunnen geſtanden und er ſey ſo weit mit ihr gekommen, daß er ihr den Krug zerbrochen habe. Ein uraltes, ſchon bei dem Inder Kalidaſa vorkommendes Motiv. In einem andern Liede läßt er einen Böttiger, nachdem er dem Wirth das Faß gebunden, ſein Meiſterſtück an der Wirthin machen.

In Laßbergs Liederſaal Nr. 245 horcht der Minner durch eine Spalte in der Wand dem Geſpräche zu, welches eine Kupplerin mit einer ſchönen Frau führt und worin die Sitten der Frauen in einem ſchlimmen Licht erſcheinen. Aus ſolchen Schilderungen eines Mißvergnügten oder abgelebten Liebhabers ſind keine allgemeinen Schlüſſe zu ziehen. — Ein Minner träumt, ſeine ſpröde Geliebte ſey ihm hold und ſchon will er des ſüßeſten Glückes ſich erfreuen, da erwacht er an einer Erkältung. Laßberg, Liederſaal Nr. 130. Ein ſpäter oft wiederholtes Motiv. Einer träumt, er bringe ſeine bisher ſpröde Schöne dahin, daß ſie ſich vor ihm entkleide, aber ehe ſie es noch gethan hat, klopft es laut an ſeine Thüre und er erwacht mit großem Verdruß. Grimm, altd. Wälder II. 135. — Ziemlich geiſtvoll iſt die Erzählung vom Zauberkraut in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 30. Eine Frau findet das Kraut, welches jeden Mann zwingt, ſeine innerſten Gedanken zu eröffnen. Sie wendet es auf ihren Geliebten an und erfährt, er ſey ihr untreu und liebe jede andre Schöne auch. Sie will mehr Männer erproben, aber eine Freundin ſchlägt ihr zum guten Glück zufällig das Kraut aus der Hand, daß es ins Waſſer fällt und ſeitdem nicht mehr wieder aufgefunden worden iſt, und nun die guten Frauen immer noch wenigſtens glauben können, es gäbe treue Männer.

2.

Die Artusromane.

Die höfiſche Minnepoeſie fand weder im alten Heldenbuch, noch in dem karlingiſchen Heldenkreiſe einen Anhaltspunkt. Dort begegneten ihr überall zu gewaltige, ſittliche und keuſche Geſtalten. Sie nahm daher, wie ſie überhaupt einem franzöſiſchen Impulſe gefolgt war, auch aus der in Frankreich gepflegten bretoniſchen Poeſie ihre Muſter.

Die mythiſche Grundlage dieſes bretoniſchen Kreiſes, deſſen Mittelpunkt der König Artus bildet, iſt undeutſch und wurde auch nur als äußerer Anhaltspunkt von deutſchen Dichtern übernommen. Es iſt daher für unſere Aufgabe wirklich überflüſſig, der älteſten Bedeutung des Artus im altbritiſchen Mythus nachzuſpüren. Die deutſchen Minnedichter brauchten ihn blos als eine ſchon bekannte und conventionelle Königsfigur inmitten einer üppigen Hofhaltung und nahmen auf nichts Bedacht, als pikante Liebesſcenen auszumalen.

Inzwiſchen war aus der bretoniſchen Sage in einen franzöſiſchen Artusroman auch ein myſtiſches Element übergegangen, in dem ſ. g. heiligen Graale, und daran hielten ſich die ernſteren deutſchen Dichter und lehnten ſich mittelſt deſſelben an die geiſtliche Poeſie an. Daher zwei Claſſen unter den deutſchen Artusromanen unterſchieden werden müſſen, die nur frivole und die myſtiſche, die wir oben ſchon kennen lernten.

Die frivolen Artusromane ſind eine Art von Traveſtie der kerlingiſchen Romane. Aus Karl dem Großen im Mittelpunkt des Gedichts iſt ein Schwächling und Hahnrey (Artus) geworden. Aus der verfolgten, aber treuen und keuſchen Bertha iſt eine buhleriſche Königin (Ginevra) und aus den gewaltigen Helden, die wie Roland, Rinald, Ogier erhabene Geſinnungen vertraten, ſind galante, im Irrgarten der Liebe herumtummelnde Cavaliere geworden, als deren eigentliches Ideal Gawain immer wiederkehrt, ein Vorbild des Don Juan. Wenn auch die Dichter am Hofe des Artus noch äußerlich einigen Anſtand walten und die Ritter allerlei ungeheure Thaten gegen Rieſen und Drachen ꝛc. vollbringen laſſen, ſo iſt das doch nicht mehr ernſt gemeint, ſondern dient nur, die Frivolität ein wenig zu verſtecken und zu beſchönigen. Die alterthümliche deutſche Sitte hat ſich hier vollſtändig in welſche Unſitte verkehrt.

Unter den Helden der Tafelrunde des König Artus glänzen zwei Brüder, Iwain und Gawain. Den Iwain hat Hartmann von Aue in einem längern Gedicht verherrlicht, nachgebildet dem franzöſiſchen chevalier de lion aus dem 12. Jahrhundert (von Chreſtien de Troyes).

Iwain hört von einem Kampfe, den ein anderer Ritter an einer Quelle unter allerlei Zaubereien beſtanden habe und in dem er beſiegt worden ſey, geht nun ſelbſt dahin und beſiegt den feindlichen Ritter. Dieſer aber, obgleich ſchwer verwundet, entflieht. Iwain eilt ihm nach und ſieht ſich plötzlich zwiſchen

darſtellende Geometrie, Experimentalphyſik und Civilbaukunde; im zweiten: Zeichnen, Mechanik, techniſche Chemie, Boſſiren und Modelliren; im dritten: Zeichnen, Mechanik und Maſchinenlehre, darſtellende Geometrie, Geſchichte der deutſchen Gewerbe, Boſſiren und Modelliren darbietet. Inwiefern an dem urſprünglichen Plane ſich bei der Ausführung nach und nach Manches geändert hat, iſt mir unbekannt; wohl aber iſt über ſpärliche Benutzung der Anſtalten geklagt worden. Dagegen hat man allerdings bemerken können, daß die großartigen Verdienſte König Ludwigs um das Kunſtleben nicht ohne vortheilhafte Nachwirkung auf den Geſchmack in den bayeriſchen Induſtrie-Erzeugniſſen geblieben ſind.

Im Königreich Sachſen hatten lange Zeit die muſterhaften Anſtalten der Bergakademie zu Freiberg und der Forſtakademie zu Tharand ſehr ruhmvoll und ſegensreich gewirkt, ohne jedoch im Inland ihren Einfluß weſentlich über das Berg- und Forſtweſen auszudehnen. 1828 ward zu Dresden eine techniſche Bildungsanſtalt geſtiftet. Sie hat einen ähnlichen Zweck, wie die Inſtitute zu Chalons, Prag, Berlin, und wendet beſonderen Eifer auf die in ihren Werkſtätten ertheilten praktiſchen Unterweiſungen, während in ihren Hörſälen die Lehren der für die hier zu bildenden Künſtler und Handwerker wichtigen allgemeinen Wiſſenſchaften und Künſte vorgetragen werden. Es wird Mathematik, Phyſik, Chemie, Waſſer- und Straßenbaukunſt, in welcher Hinſicht eine beſondere Bauſchule zur Zeit noch in Verbindung mit der Akademie der bildenden Künſte in Dresden beſteht, aber von ihr getrennt werden ſollte, vielleicht ſchon iſt, Buchhalterei, Zeichnen, Maſchinenzeichnen, Situations- und Chartenzeichnen, Graviren, Kupferſtechen, Vermeſſen gelehrt, auch Gelegenheit zum Unterricht in der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache gegeben Nach den von dem Landtage von 1837 bewilligten Anträgen der Regierung, ſollen drei beſondere Baugewerbsſchulen zu Dresden, Leipzig und Chemnitz errichtet werden. — In Leipzig wurde 1831 eine vortrefflich eingerichtete und geleitete Handelsſchule durch den Gemeinſinn des Leipziger Handelsſtandes begründet, und iſt auch von der Regierung mit einem Zuſchuß bedacht worden. Das Nähere über ſie gehört nicht hieher, da ſie mehr das Merkantiliſche als das Techniſche ins Auge faßt, wiewohl ausreichend dafür geſorgt iſt, daß diejenigen techniſchen Kenntniſſe gewährt

Mauern eingeſchloſſen. Eine Jungfrau gibt ihm einen unſichtbar machenden Ring, durch den er ſich vor allen Verfolgern ſchützt. Der feindliche Ritter ſtirbt, ſeine Leiche wird in das Zimmer gebracht, in welchem Iwain unſichtbar ſich aufhält. Da fangen die Wunden der Leiche friſch zu bluten an, ein Zeichen, daß der Mörder in der Nähe iſt. Man ſucht von neuem, findet aber Nichts. Die Leiche wird beerdigt. Da ſieht Iwain die trauernde Wittwe, Laudine, verliebt ſich in ſie, gibt ſich zu erkennen und heirathet ſie, ehe acht Tage vergangen ſind. Er muß nachher zu einem Turnier reiten, verſpricht ſeiner Dame bald wiederzukommen, vergißt es aber. Da ſchickt ſie ihm zürnend eine Jungfrau nach, die ihm ihren Ring abfordert und ihm abſagt. Darüber wird er wahnſinnig und läuft nackt in die Wälder. Hier findet ihn eine ſchöne Dame, der er gefällt, die ihn durch ein geheimes Mittel vom Wahnſinn heilt und, nachdem er ſie von einem Feinde befreit, gern ſeine Gemahlin werden möchte; er bleibt aber ſeiner erſten Frau treu und geht wieder in den Wald. Hier rettet er einen Löwen aus der Umſchlingung einer Schlange und der Löwe folgt ihm wie ein Hund. Der Liebesgram bemächtigt ſich ſeiner aber ſo ſehr, daß er ſich den Hals abſchneidet. Schwer verwundet, doch noch lebend, findet ihn die Jungfrau ſeiner ſtrengen Dame und heilt ihn, wogegen er ihr verſpricht, nach 40 Jahren für ſie als Kämpfer aufzutreten, da ſie, weil ſie ihn hatte vertheidigen wollen, zum Tode verurtheilt iſt, wenn ſich bis dahin kein Kämpfer für ſie ſtellt. Inzwiſchen tödtet er noch den Rieſen. Dann kämpft und ſiegt er für die Jungfrau, ohne daß die ſtrenge Dame, ſeine Gemahlin, ihn wieder erkennt. Die Tochter eines der von ihm beſiegten Gegner ruft Gawain auf, ſie zu rächen und dieſer kämpft nun mit ſeinem Bruder Iwain, ohne ihn zu kennen, bis die Nacht ſie trennt. Da erkennen ſie ſich und Artus ſtiftet Frieden. Auch die ſtrenge Dame Laudine läßt ſich nun endlich mit Iwain ausſöhnen. — Die Sprache in Hartmanns Gedicht iſt ſehr gefällig, was aber für die Mängel des Inhalts nicht entſchädigt.

Hartmann hat demſelben franzöſiſchen Dichter auch das Gedicht vom König Erec nachgebildet (herausg. von Haupt 1839).

Erec, Sohn des Königs Lac, dient an Artus Hofe und erfreut ſich des Wohlgefallens der Königin Ginevra. Einſt bekommt er Streit mit einem Ritter mit goldner und azurner Rüſtung, Namens Ydier, beſiegt ihn und heirathet die ſchöne Enide, die Artus ſelber führt, während Erec die Königin führt. Da er in den Flitterwochen zu lange verweilt, rufen ihn die Ritter zu neuem Heldenwerke. Enide begleitet ihn aber, um ſeinen Thaten zuzuſehen. Auf der Reiſe mit ſeiner jungen Gattin hat er ſchwere Kämpfe mit einem in ſie verliebten Grafen zu beſtehen. Dann überwindet er den Key, der dem ſchlafenden Gawein Rüſtung und Waffen geſtohlen hatte. Später aber wird Erec im Kampf mit zwei Rieſen ſchwer verwundet, was ein übermüthiger Graf benutzt, ihm Enide zu entreißen. Schon will er ſie mit Gewalt zur

Seinigen machen, als Erec aus seinem Todesschlaf erwacht, zornig aufspringt und dem Grafen das Haupt abschlägt. Dann befreit er in einem Schlosse viele verzauberte Ritter und Damen. Endlich wird er König an seines Vaters Statt. Der Gedanke, den Ritter von seinen Damen begleiten zu lassen, damit sie ihn recht bewundern können, gehört schon einem nicht mehr wahrhaft heldenmäßigen Geschmack an. Ueberhaupt ist das Gedicht ohne alle originelle Erfindung.

Der Aventiure Krone, altdeutsches Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von Heinrich vom Türlin, gedruckt im 27. Bande d. Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart. Wenn nicht völlig nach einem französischen Original übersetzt, doch gewiß im Geist der französischen Hofpoesie höchst frivol gedichtet, ein Vorbild des Arioſt.

An Artus Hofe erscheint ein fremder Ritter in Fischschuppen mit einem Becher, der die Treue prüft, indem kein Treuloser daraus trinken kann, ohne sich zu begießen. Artus allein vermag es. Artus aber wird, als er sich einmal am Kamin wärmt, von seiner Gemahlin Ginover verspottet, sie kenne einen Ritter, der in der kältesten Nacht nicht friere, vielmehr Minnelieder singe. Artus sucht ihn (Ginovers erste Liebe) auf und erkennt in ihm den tapfern Gasozein de Dragoz, dem Ginover einen alle Herzen gewinnenden und unbesiegbar machenden Gürtel geschenkt hat. Sie wollen um Ginover vor ihr selbst kämpfen. — Nun folgen bunte Abentheuer Gaweins, des tapfersten und galantesten unter den Rittern der Tafelrunde. Als er die reizende Amurfina umarmen will, wirft sich ein Schwert zwischen sie, und er kann dasselbe nur dadurch wegbringen, daß er die Dame heirathet. Auf seinen weiteren Irrfahrten packt ihn eine Riesin (wie Runze den Wolfdietrich) und trägt ihn über das Wasser. — Unterdeß hat Golegrin, Ginovers Bruder, von der Untreue derselben gehört und schleppt sie erzürnt, als Schandfleck der Familie, bei den Haaren mit sich fort; aber Gasozein rettet sie und ist eben im Begriff, mit ihr die Ehe zu brechen, als Gawein sie stört. Beide kämpfen ohne Entscheidung. Endlich bekennt Gasozein, er habe mit Ginovers Liebe nur geprahlt und die Königin sey unschuldig, womit sich Artus für befriedigt erklärt. Gawein bringt auch eine Heirath Gasozeins mit der schönen Sgoidamur zu Stande, die er damit für den Thron entschädigt, welchen ihr Amurfina geraubt hat. Hierauf abentheuert Gawein fort, kommt zu Frau Sälde (der Glücksgöttin) und zur Königin der Jungfrauen, von der er eine Salbe bekommt, die ewig jung erhält. Mittlerweile aber wird Ritter Aamanz, der ihm sehr ähnlich sieht, vom Ritter Gigamec erschlagen und sein Haupt, als wäre es das von Gawein selbst, an Artus Hof gebracht, wo sich große Klage über seinen Tod erhebt. Auch Amurfina weint bitterlich um ihn und verwünscht die Liebe, die zu großem Leide führe. Gawein weiß nichts davon und aben-

theuert fort. Seine Heldengröße erprobt sich, indem ihm sein edles Roß geraubt wird, er aber auf dem elenden Gaul, den man ihm zurückgelassen, gleichwohl Sieger bleibt. Einmal soll er in einem Zauberbett von 1000 Geschossen durchbohrt werden, die Schwerter und Pfeile bilden aber dem ruhig Schlummernden nur eine Decke. Endlich kehrt er glücklich an Artus Hof zurück. — Hier ergötzt er sich mit einem neuen Schwank. Wie früher der Zauberbecher die Treue, so erprobt jetzt ein Zauberhandschuh die Keuschheit. Wer ihn anzieht und gesündigt hat, der wird auf einer Seite unsichtbar und zeigt auf der andern Seite das Glied, mit dem er gesündigt hat, entblößt. Herrn und Damen bestehen diese Probe herzlich schlecht unter allgemeinem Gelächter. — Gawein aber zieht wieder fort um den h. Graal zu suchen und findet ihn, wie früher schon Parcifal, dessen Werk er vollendet. Denn er erlöst die Gebannten. Zum Lohn empfängt er ein unbesieglich machendes Schwert. Von einer erhabenen Auffassung des Graals, wie im Parcifal, ist hier nicht die Rede. Der Zweck des Gedichts ist Frivolität, die schlüpfrigen Scenen sind mit behaglicher Breite ausgemalt.

Hieher muß man zählen das spätere Gedicht: Die Krone von Aslon.

Ein König von Aslon bot eine goldene Krone dem Ehemann dar, der sie aufsetzen könne. Das konnte aber nur einer, der seinem Weibe stets treu geblieben war. Viele Könige versuchten es vergebens, die Krone aufzusetzen. Endlich gelang es dem König Philipp von England, obgleich er der jüngste unter allen war und unter allen die älteste Frau hatte. Altdeutsches Gedicht aus einem alten Druck des 16. Jahrhunderts. Curiositäten II. 463.

Der Lanzelet des Ulrich von Zazikhoven, (Zetzikon im Canton Thurgau, lebte zu Ende des 13. Jhd.) herausgegeben von Hahn. Frkf. 1845, hat einen andern Inhalt als der französische Lancelot du lac, aber doch einen ähnlichen, und verliebte Abentheuer sind darin die Hauptsache.

König Pant muß aus seinem Lande flüchten und stirbt, indem er trinkt. Während seine Gemahlin Klarine um ihn jammert, raubt ihr eine Fee den kleinen Sohn Lanzelet. Als dieser erwachsen, schickt die Fee ihn auf einem Roß, das er noch nicht reiten kann, in die Welt, wie Parcifal, dem der Dichter mehrere Züge entlehnt zu haben scheint. Zum Helden gereift, tödtet er den Galaganderis im Messerkampf und wird von dessen Tochter verführt, daß er bei ihr schläft. Diese Buhlerei wiederholt sich, wenn auch in etwas edlerem Style, mit dem Fräulein Ade, der Nichte des von ihm erschlagenen Lymer. Endlich zum drittenmal mit der reizenden Iblis, Tochter des von ihm erschlagenen Iweret, in einem feenhaften Haine. Jetzt erst erfährt er, seine Mutter sey eine Schwester des König Artus und geht an dessen Hof. Hier verliebt sich Ginevra in ihn und hält ihn bei sich fest, während er nur Iblis

allein liebt. Da erscheint eine Seejungfrau mit einem Zaubermantel, den keine Dame anziehen kann, die nicht keusch ist. Allen mißlingt es, auch der Königin, nur der tugendhaften Yblis allein paßt der Mantel wie angegossen. Die Königin wird von Valerin geraubt, aber wieder frei. Lanzelet besteht ein seltsames Abentheuer mit einem Drachen, den er durch dreimaliges Küssen in eine schöne Prinzessin entzaubert. Endlich erobert er das Reich seines Vaters, findet seine Mutter wieder und lebt mit seiner Yblis noch lange Jahre in Freuden, Söhne und Töchter zeugend.

Wigalois oder Giglan, Sohn des Gawain, dessen Geschichte in einem französischen Prosaroman, Histoire de Giglan, Lyon 1530 angeblich nach einer spanischen Quelle gedruckt ist, die aber in einem altdeutschen Heldengedicht des Wirnt von Gravenberg schon im 13. Jahrhundert vorhanden war. Zum erstenmal herausgegeben von Benecke, Berlin 1818, dann von Franz Pfeiffer, Leipzig 1847. Daraus entstand auch ein deutscher Prosaroman, Straßburg 1519, auch abgedruckt im Buch der Liebe.

Das Gedicht ist ziemlich phantastisch. Gawain hat sich mit der schönen Florie vermählt, zieht dann wieder auf Abentheuer aus und kann beim besten Willen den Rückweg nicht mehr finden. Unterdeß hat ihm Florie einen Sohn, den Wigalois geboren; dieser wächst heran und kommt als junger Held an Artus Hof, wo er seinen Vater sieht, ohne ihn zu kennen. Hier meldet sich eine Jungfrau, welche alle edeln Ritter aufruft, die schöne Larie im Lande Korntin zu retten, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Roas von Gloys erschlagen worden sey. Wigalois entschließt sich, der Botin zu folgen, um die schöne Larie zu retten. Unterwegs aber besteht er viele wunderliche und unerhörte Abentheuer. Erstens besiegt er einen Wirth, der alle seine Gäste zu berauben und waffenlos und nackt fortzuschicken pflegte; zweitens zwei Riesen, die eine Jungfrau bedrängten; drittens einen Ritter, als derselbe seiner Begleiterin, der Botin, ein hübsches Hündchen mit einem gelben und rothen Ohr nicht abtreten wollte. Bis hieher hatte die Botin ihn seiner Jugend wegen verachtet, da er ihr aber das Geschenk macht, erkennt sie seine Ritterlichkeit an und glaubt nun, er werde im Stande seyn, ihre Herrin zu retten. Viertens besiegt Wigalois einen rothen Ritter, der einer klagenden Jungfrau ihren schönen Papagai und ihr edles Roß geraubt hatte. Fünftens einen alten Ritter, der an seiner Statt die Botin begleiten und Larien retten will. Hierauf begegnet ihm ein Wurm, der sich in einen edlen König verwandelt und sich als Vater der schönen Larie zu erkennen gibt. Er und mit ihm 300 erschlagene Ritter irren als Geister umher, welche noch auf Erlösung harren. Allnächtlich wird von dem Hauche des königlichen Gespenstes seine Burg in Flammen gesetzt, daß sie ganz zu verbrennen scheint, aber am Morgen steht sie immer wohlerhalten da. In der Hoffnung, Wigalois

werde ſeine Tochter Larie retten und ihn ſelbſt erlöſen, gibt er ihm an, wie ſein Feind zu beſtehen ſey und ſchenkt ihm eine Lanze und einen Blüthenzweig als Talisman gegen Roas, um deſſen böſen Zauber zu bezwingen. Endlich eröffnet er ihm auch zum erſtenmal, daß Gawain ſein Vater ſey. — So ausgerüſtet zieht Wigalois weiter und findet eine jammernde Frau, deren Gemahl eben von dem furchtbaren Wurm Pfetan geraubt worden iſt. Wigalois verſpricht der Dame zu helfen und bekämpft den furchtbaren Wurm. Dieſes grasgrüne und pfauenſchweifgefiederte Ungeheuer, das in den Ringeln ſeines Schweifes vier gefangene Ritter feſthält, überwindet nun Wigalois nach ſchwerem Kampfe, und bleibt ſelbſt halb todt liegen, welchen Umſtand ein Fiſcher benutzt, ihn zu berauben und nackt liegen zu laſſen. Als Wigalois ſich erholt, findet er zum Glück die klagende Frau wieder, deren Ritter er aus des Drachen Schweif befreit hat; ſchambaft verſteckt er ſeine Blöße hinter einem Gebüſch, ſie ſchickt ihm aber einen koſtbaren Pelz zu und empfängt ihn auf ihrer Burg. Von hier zieht Wigalois ſiebentens weiter und beſteht eine ungeheure Rieſin, das wilde Weib Ruel. Auch ſie wird überaus phantaſtiſch beſchrieben, doch ihre Reize ſind von der Art, daß man ſie lieber zudeckt. Sie macht mit unſerm armen Helden kurzen Prozeß, packt ihn, bricht ihn faſt entzwei und bindet ihn mit Armen und Beinen feſt. Inzwiſchen hat er doch das Glück, den Banden wieder zu entſchlüpfen und beſiegt achtens den ſtarken Zwerg Karios. Neuntens kommt er in die größte Noth. Er ſoll nämlich durch ein Thor hindurch, vor dem ein mit Schwertern und Kolben bewaffnetes Rad raſch umſchwingt. Indem er nun ſo vor dem grauſamen Rade ſteht und nicht vorwärts kann, rückt hinter ihm ein undurchdringlicher Nebel wie eine Eiſenmauer an ihn und ſchließt ihn ein, wozu fahles Mondlicht ſcheint. Eine wunderbar erſonnene Situation, den ängſtlichſten Traum verwirklichend. Da kann ihn denn auch keine menſchliche Kraft retten. Nur Gott vermag es. Er ſchläft ermüdet ein, und unterdeß kommt „von der ſüßen Maide Kind", das iſt Chriſtus, geſendet ein ſtarker Wind, der den Nebel zerſtreut, und das Waſſer ſtill ſtehen macht. Indem das Rad nicht mehr geht, wacht der Ritter auf und geht hindurch. Zehntens beſteht Wigalois den feuerſchleudernden Marin, ein Ungeheuer, welches aus einem irdenen Hafen immerfort Flammen auf ihn wirft. Elftens beſiegt Wigalois zwei Ritter, die ſich aber ihm freundlich zugeſellen, und zwölftens überwindet er endlich den Roas ſelbſt, befreit die ſchöne Larie, die in einer Burg belagert war und ſich bis dahin behauptet hatte, und wird König von Korntin. Auch Gawain findet ſich als glücklicher Vater ein, nur die Mutter Florie iſt unterdeß geſtorben.

Wigamur (altdeutſches Gedicht in einer Handſchrift zu Wolfenbüttel, gedruckt in Hagens Gedichten des Mittelalters I.) heißt auch der Ritter mit dem Adler.

Als Kind von einem Meerweib geraubt und von demſelben erzogen, kommt

er als Jüngling zu der Königstochter Pioles und lebt eine Zeit lang bei ihr ganz naiv. Ein Adler, den er gegen Geier beschützt hat, folgt ihm seitdem überall. Er vollbringt große Ritterthaten, befreit eine Jungfrau am Jungbrunnen, kämpft mit seinem ihm unbekannten Vater Valtriot (wie Hadubrand mit Hildebrand) und heirathet endlich die schöne Dulciflor.

Den Daniel von Blumenthal, in mehreren Handschriften erhalten, vom Stricker nach welscher Quelle bearbeitet, hat man noch nicht der Mühe werth gefunden, zu drucken. Bartsch in s. Ausgabe des Strickerschen Karl (Roland) 1857 gibt S. VIII der Einleitung einen Auszug:

Die Helden von der Tafelrunde des König Artus reiten einmal aus und werden alle nach einander von einem fremden Ritter niedergeworfen, den sie dann im Triumph zu Artus führen. Vor diesem erklärt er bescheiden:

Ich bin Daniel genannt,
Das blühende Thal ist mein Land.

Da kommt ein Riese vom König Matur gesandt und verlangt, Artus solle diesem Matur huldigen. Artus sammelt ein Heer, Daniel aber eilt voraus und kommt an den Berg, durch den ein enger von einem Riesen bewachter Eingang in das Reich des Matur führt. Ehe er aber hier eindringen kann, wird er durch jammernde Jungfrauen und Frauen mehrfach aufgehalten, denen er erst Hülfe leisten muß gegen mächtige zauberkundige Zwerge. Hier häufen sich die Abentheuer. Nachdem er überall gesiegt, kommt er wieder an den Berg, als gerade Artus mit seinem Heer auch angelangt ist, dringt ein, besiegt den Matur und vermählt sich zuletzt mit der schönen Königin von Cluse.

Ein tieferer Sinn fehlt hier ganz. Ich habe mich vergebens bemüht irgend eine Spur des Zusammenhangs zwischen diesem Daniel und dem Tanhäuser, Temringer, Thomas ꝛc. zu entdecken. Vgl. m. Odin S. 308 f.

Gabriel von Muntavel oder der Ritter mit dem Bocke, von dem nur ein Bruchstück in W. Wackernagels altd. Lesebuch I. 643 erschienen ist, von Konrad von Stoffel; Meleranz von Frankreich (Handschrift in Donaueschingen, durch Pfeiffer gefunden), Garel vom blühenden Thale, von Karajan entdeckt, und Tandaryos und Flordibel, die drei letztern vom Pleier, sind alle noch nicht gedruckt.

Unter den erotischen Gedichten des deutschen Mittelalters nimmt unbestritten der Tristan des Gottfried von Straßburg den ersten Rang ein. Er übertrifft alle Artusromane an poetischer Gluth. Er tändelt nicht mit allerlei Buhlerei, sein Held ist kein von Blume zu Blume flatternder Schmetterling, wie Gawain, seine Heldin keine Kokette, wie

Ginevra. Die echte, heiße, treue Liebe wird im Triſtan gefeiert, aber in ihrem Gegenſatz gegen das eheliche Gebot; der Dichter macht ſich zum Advokaten der Liebe, ſelbſt gegen das Sittengeſetz. Man hat übrigens unſerm Gottfried zu viel zur Laſt gelegt, indem man ſeine Behandlungsart des Stoffs als die bezeichnet hat, durch die erſt der unſittliche Geiſt hineingekommen ſey. Dieſer Geiſt lag im Inhalt ſchon des welſchen Originals. Spuren des Triſtan finden ſich ſchon in den welſchen Triaden und im 12. Jahrhundert bei den provençaliſchen Dichtern. Ein engliſches, nicht ganz erhaltenes Gedicht des Thomas von Erceldoune aus dem 13. Jahrhundert und ein franzöſiſches des Chreſtien de Troyes gingen Gottfried vorher. Der letztere hat nur alles glänzender ausgemalt.

Riwalin erzeugt den Triſtan mit Blancheflur, König Markes Schweſter, indem er ſchwer verwundet von ihr im Bette gepflegt wird. Als Blancheflur mit Riwalin heimkehren will, ſtirbt ſie unterwegs im Schiff an der Geburt. Der bei Marke erzogene Knabe wächst heran und unternimmt, den frechen Morhold von Irland zu bekämpfen, der von ſeinem Oheim Tribut verlangt. Er tödtet ihn, wird aber ſelbſt von vergifteten Waffen ſo ſiech, daß er die Luft um ſich verpeſtet und in einer einſamen Hütte leben muß. Endlich läßt er ſich allein in ein Schiff ſetzen, mit ſeinem Schwert und ſeiner Harfe und kommt, ohne es zu wiſſen, nach Irland, wo Morholds Nichte, die ſchöne Iſolde, ihn heilt, ohne ihn zu ſehen. Da Irland an einer Hungersnoth leidet, ſchickt er zum Dank Schiffe mit Korn dahin. König Marke findet einſt ein langes blondes Frauenhaar, das zwei Schwalben gebracht haben und wird darüber tiefſinnig. Schon lange hat man von ihm verlangt, er ſolle heirathen. Triſtan erbietet ſich, das Frauenzimmer zu ſuchen, dem das ſchöne Haar gehöre. Der Zufall führt ihn abermals nach Irland, wo er, um nicht als Morholds Mörder erkannt zu werden, ſich Tantris nennt, ſich aber durch Vertilgung eines landverderblichen Drachen beliebt macht und die Hand der ſchönen Iſolde zum Lohn empfängt. In ihr erkennt er die Beſitzerin des ſchönen Haares, und behält ſie nicht für ſich, ſondern für ſeinen Herrn und Oheim. Iſolde erkannte aber an einem Stück Eiſen, das von ſeinem Schwert in Morholds Knochen ſtecken geblieben war, und das in ſein Schwert paßte, er ſey der Mörder. Sie will ſich rächen, wird aber durch ihrer Dienerin Brangele Zureden und Triſtans Heldenmuth und Schönheit verführt. Triſtan überwindet zum Ueberfluß einen Truchſeß, der vorgegeben, er habe den Drachen getödtet und den Kopf deſſelben vorweiſt. Triſtan aber beſchämt ihn, indem er die Zunge vorweiſt. Nun reist Iſolde als Markes Braut mit Triſtan ab, und auf dem Schiff werden ſie durch einen Zaubertrank verführt, ſich in Liebe zu vereinen und dem Könige die Treue zu brechen. Am Hofe Markes in Cornwall

folgen dann mehrere novellen- oder luſtſpielartige Scenen, wie Triſtan und die Königin heimlich zuſammenkommen, von Marke überraſcht werden, ſich aber entweder liſtig zu helfen wiſſen, oder ſich wieder trennen müſſen. Die erſte Trennung erfolgt, nachdem Marke geſehen, wie ſich beide Liebende küßten. Ein andermal fand er ſie im Mondſchein im Garten, ſie merkten es aber frühe genug und führten ſolche Reden, daß er ſie für unſchuldig hielt. Wieder einmal wurde T. im Gemach der Königin gefangen, gefeſſelt und zum Tode verurtheilt, brach aber durch und ſchwamm über einen See. Yſolde ſelbſt wurde damals von dem erzürnten König zur Strafe einem Ausſätzigen gegeben, dem ſie aber Triſtan abnahm, worauf er mit ihr im Walde lebte, bis Marke ſie einmal ſchlafend fand, das Schwert zwiſchen ſich. Die Großmuth Markes, ſie in dieſer Lage geſchont zu haben, bewegt Triſtan, in ſich zu gehen. Er beichtet, gibt Yſolde dem König zurück und geht an Artus Hof. Hier zeichnet er ſich durch rühmliche Wettkämpfe aus; allein König Marke kommt mit ſeiner Gemahlin zum Beſuch und nun wird der Buße nicht mehr gedacht und die alte Liebe erwacht in ihrer vollen Stärke. Marke hütet ſich und legt im Schlafſaal Wolfseiſen, in denen ſich Triſtan richtig fängt, indem er zum Bett der Königin will. Wie arg er aber auch blutet, er geht doch zur Königin ins Bett und fängt nachher im Dunkeln einen Lerm an, daß alle Schläfer aufſahren und ſich gleichfalls in den gelegten Eiſen verwunden. So weiß Marke nicht, wer der Schuldige iſt. Gleichwohl muß ſich Triſtan vor ſeiner Rache verbergen und kommt nach Carches, deſſen alten König er von ſeinen Feinden befreit. Zum Lohn dafür erhält er die Tochter des Königs, die gleichfalls Yſolde (zum Unterſchied „mit den weißen Händen“) heißt. Er verachtet ſie, vernachläſſigt ſie, wie ſchon Thomas geſchildert. Sie verräth ſeine Unzärtlichkeit und ihr Bruder Gaynis (Gahedin) ſtellt ihn zur Rede. Mit ihm reiſt er zur erſten Yſolde, um ihn von ihrer unvergleichlichen Schönheit und Treue zu überzeugen. Der Hund, den er ihr geſchenkt, und der hier Pititriu heißt, iſt das Wahrzeichen. Sie kommt geritten, das zärtlich gepflegte Hündchen vor ſich haltend. Gaynis verliebt ſich in Yſoldes Gefährtin Gimelle. Triſtan kommt in verſchiedenen Verkleidungen zu Yſolde, als Ausſätziger, als Pilger, als Narr. Sie erlaubt ihm, endlich der andern Yſolde zu gewähren, was ihr gebührt, und nachdem er heimgekehrt, liegt er ihr bei. — Aber Gaynis verliebt ſich in Gardeloin, das Weib des Rampeceniß (Rampotenis), von dem Triſtan früher des Gaynis Vater befreit hatte. Dieſer zweite Ehebruch nimmt einen ſchlimmen Ausgang. Indem Triſtan ſeinem Schwager im Kampfe gegen R. beiſteht, wird er mit vergifteten Waffen verwundet und ſchickt den Schwager, wie ſchon im engliſchen Gedicht beſchrieben iſt, nach der erſten Yſolde aus. Sie kommt, aber die zweite Yſolde vereitelt Triſtans Rettung und die erſte ſtirbt mit ihm aus Gram. König Marke kommt nach und läßt Triſtan und Yſolde in einem Grabe beſtatten. Auf dieſem wächſt eine Rebe und eine Roſe. In einem ſpaniſchen Roman wird abweichend erzählt, Yſolde ſey leben geblieben.

auf Triſtans Grabe aber eine Lilie gewachſen, von deren Genuß Yſolde und jedes andere Weib, die von der Blume koſtete, ſchwanger wurde. Grimm. silva de romances viejos p. 237.

Die Liebe von Triſtan und Yſolde iſt das Vorbild aller ſpäteren Wertheriaden und Ehebruchsromane. Während wir ſie vom ſittlichen Standpunkt aus verwerfen, können wir ihr eine gewiſſe Natürlichkeit und eine tiefe Poeſie nicht abſprechen. Es liegt in der menſchlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu vertheidigen gegen den Zwang der Ehe, die Vorrechte der Schönheit gegen die Anmaßungen des Häßlichen oder Gemeinen, den genialen Raub gegen das philiſterhafte Monopol. Fehlerhaft erſcheint, daß ſich Triſtan und Yſolde nicht ſchon von Anfang an lieben, daß erſt der Liebestrank auf mechaniſche Weiſe eine nachher ſo innige und ewige Liebe erkünſteln ſoll. Indeß waren die Dichter, der Kirche ihrer Zeit gegenüber, zu einer ſolchen Ausflucht genöthigt, um überhaupt das ganze unſittliche Verhältniß zu entſchuldigen. Sie führten die Liebe zwiſchen Triſtan und Yſolde als die innigſte Uebereinſtimmung zweier freien Naturen durch, aber ſie ſchoben ein Zauberwerk vor, um ſich der Mühe zu überheben, den Zug der Natur zu rechtfertigen. Von höchſter Genialität iſt, wie zuletzt der Zauber der Liebe alles ergreift, wie alle Umgebungen und Nebenperſonen, ſelbſt die Feinde in den Rapport der Liebenden hineingezogen und gezwungen werden, ihr Recht anzuerkennen, der Bruder der zweiten Yſolde und endlich Marke ſelbſt. Allein es blieb bei aller Poeſie doch immer nur ein böſer Zauber. Der Liebhaber, wenn auch noch ſo glühend liebend und geliebt, iſt nur ein Bube. Solches heimliches Liebesgekoſe ziemt nur dem liſtigen Schwächling, zunächſt dem Poeten, aber niemals dem echten Ritter. Die Dichtung beweiſt, daß bei den Welſchen die Luſt ſchon mehr galt als die Kraft und das Recht, und daß auch die deutſchen Herzen, die unter dem Harniſch ſchlugen, allmählich zu verweichlichen anfingen.

Ich muß hier noch des altfranzöſiſchen Gedichts Yonec et Triste erwähnen, welches von einem Dichter herrührt, der ohne Zweifel deutſche Grundanſchauungen hatte.

Yſaye gebärt heimlich im Walde einen Sohn, den ein Einſiedler nach dem Namen beider Eltern tauft und erzieht. Dem jungen Knaben im Walde geſellen ſich Feen (Elben) zu, die ihm auch, als er ins Leben tritt, einen

treuen Diener in dem häßlichen und zwerghaften Unhold, Tronc mitgeben. Nur einen einzigen Tag iſt Oſaye am Hofe des König Irion und in dieſer kurzen Zeit beſiegt er nicht nur alle Ritter, ſondern gewinnt auch die Liebe der Prinzeſſin Martha ſo ſchnell, daß ſie einen Sohn von ihm bekommt, der unter dem Namen Mark aufwächst, ein Held wird, die ſchöne Orimonde befreit, ſeinen tapfern Vater auf dem Schlachtfeld wiederfindet und ſeine Mutter aus der Gefangenſchaft befreit, worauf Vater und Sohn zugleich Hochzeit feiern. Der treue Tronc, deſſen Beiſtand Oſaye überall den Sieg verdankt, wird jetzt plötzlich entzaubert und ſteht als ein herrlicher Knabe da, nur drei Fuß hoch, aber wunderſchön, und führt fortan den Namen Oberon (Alberich, König der Elben).

Warum ſollte ſich nicht eine fränkiſche oder normänniſche Erinnerung an den deutſchen Elbenkönig in eine ſo ſpäte Dichtung des Artuskreiſes haben verirren können? Die Treue des Unholds, ſo wie ſeine Verwandlung ſind echt deutſche Vorſtellungen, wie unſre Märchen überall bewieſen haben.

Ulrich Fürterer, ein Bayer, hat im 14. Jahrhundert 13 Gedichte des Artuskreiſes in ein großes Ganzes zuſammengeſchmiedet. Voran ſteht der trojaniſche Krieg und die Argonautenfahrt, dann folgen Merlin, Gamuret und Gaudin, Tſchionatulander und Sigune, Parcifal, Lohengrin, Wigalois, Seyfried de Ardemont, Maleran, Iwain, Perſiblen, Poytiſlier, Lanzelot vom Lac. Ich enthalte mich diejenigen zu analyſiren, die unſerm deutſchen Geſichtskreis ferner liegen.

3.

Einfluß der claſſiſchen Literatur.

Nichts iſt ſo merkwürdig (und doch bisher wenig beachtet worden), als die Unempfänglichkeit der Deutſchen für die Einflüſſe der römiſchen Bildung, Geſittung, Sprache und Dichtung. Die Deutſchen drangen in das römiſche Reich ein, ohne die Sitten der Römer annehmen zu wollen. Sie behielten nicht nur ihre Geſetze und Einrichtungen und ihre Sprache bei, ſondern verſchmähten ſogar, ſich mit den ſchönen und reichen Damen des Südens zu vermählen. Ataulph der Weſtgothe, der die Placidia zur Ehe nahm, macht die einzige und zwar unglückliche Ausnahme. Theodorich der Weſtgothe, Alboin der Longobarde, Chlodwig der Franke, alle

werden, die auch dem Kaufmann wichtig ſind.[1] Aus ähnlichen Gründen gedenke ich der landwirthſchaftlichen Lehranſtalt zu Tharand nicht ſpecieller. In neuerer Zeit ſind mittlere Gewerbsſchulen in Zwickau, Chemnitz und Plauen begründet, und mit den dortigen, aus dem Geſichtspunkte der Realſchulen erfaßten höheren Bürgerſchulen in Verbindung geſetzt worden. Man klagt aber über eine zu ſpärliche Benutzung dieſer letzteren Anſtalten. Schon ſeit einer Reihe von Jahren, aber in der neuern Zeit mit ſehr verſtärktem Eifer und unter vielfacher Anregung und Unterſtützung von Seiten der Regierung, beſtehen Sonntagsſchulen, durch uneigennützigen Gemeinſinn begründet und erhalten, die der mangelhaften Bildung wißbegieriger Handwerkslehrlinge nachhelfen ſollen, freilich nur zu oft erſt nachholen müſſen, was die Volksſchule längſt geleiſtet haben ſollte. Mehr die Rückſicht der Mildthätigkeit und Armenpflege beförderte, beſonders in den ärmeren Gegenden Sachſens, die Einführung einer Art Induſtrieſchulen, die mit dem Unterrichte den Zweck verbinden, der Jugend einen kleinen Verdienſt zu verſchaffen, und ſie zu einer als Nebenbeſchäftigung nützlichen Arbeit anzulernen.

In Würtemberg, in welchem für landwirthſchaftliche Bildung ſchon ſeit längerer Zeit durch die ausgezeichneten Inſtitute zu Hohenheim ſo Großes geleiſtet wurde, hatte man ſchon ſeit 1829 in den höheren Klaſſen der Realanſtalt und in den unteren Klaſſen der Kunſtſchule zu Stuttgart einen beſonderen Unterricht für Gewerbeſchüler vermittelt. Daraus entwickelte man 1832 die ſelbſtſtändige und ſehr erweiterte Gewerbeſchule. Sie nimmt ihre Jünglinge im Alter von 14 Jahren an, fordert aber als nothwendige Vorkenntniſſe: deutſche Sprache, niedere Arithmetik, ebene Geometrie und einen Anfang im Freihandzeichnen. Der Kurs iſt dreijährig. Die Lehrgegenſtände ſind im erſten Kurs, den in der Regel alle eintretenden Schüler mitmachen: ebene Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie und Algebra, Religion, deutſche, franzöſiſche und engliſche Sprache, Geſchichte, Geographie, Schreiben, geometriſches, Freihand- und Architekturzeichnen und Modelliren; im

[1] Vergl. den von mir verfaßten Artikel: „Handelsſchulen", in dem von Schiebe herausgegebenen Univerſal-Lexikon der Handelswiſſenſchaften. B. 2. S. 50.

deutſche Fürſten, von denen die Geſchichte der Völkerwanderung meldet, brachten deutſche Frauen mit oder holten ſich Jungfrauen aus deutſchen Stämmen.

Daher iſt in den älteſten Denkmalen unſerer Poeſie keine Spur von römiſchem Einfluß vorhanden, weder in der Schrift, noch in der Volksſage. Die Götter Griechenlands und Roms, die äſthetiſchen Ideale, für welche erſt das Zeitalter der Renaiſſance wieder ſchwärmte, übten keinerlei geiſtige Gewalt über unſere ſtolzen Urväter.

Nur in der Volksſage mag ſich von den Zeiten der Völkerwanderung her die dunkle Erinnerung an die heidniſche Pracht und Ueppigkeit der antiken Welt im Süden erhalten haben. Die Sage vom Venusberge, vom Venediger, von verſunkenen Prachtſtädten, die als Luftſpiegelung wieder aufſteigen, ſtammen meiſt daher. In dieſen Erinnerungen liegt ein eigenthümlicher romantiſcher Reiz, etwas Zauberiſches und Dämoniſches. Frau Venus erſcheint als die Beherrſcherin einer Welt voll Wonne, aber zugleich als Teufelin; die Luſt, mit der ſie berauſcht, iſt ſündhaft. So mußte dem ſittlichen Gefühl der alten Deutſchen die ganze alte Römerwelt mit ihrer Bildung und ihren Genüſſen vorkommen.

Die deutſche Geiſtlichkeit ſchrieb lateiniſch, aber das Kirchenlatein. Zu den alten heidniſchen Claſſikern griff ſie zunächſt nur der Sprachübung wegen zurück, und das Wohlgefallen am Inhalt ihrer Werke macht ſich nur bei Einzelnen und in einigen Kloſterſchulen geltend, woraus ſich die merkwürdigen, früher ſchon angeführten Dichtungen der deutſchen Nonne Hrotsvitha erklären, die aber eine ganz vereinzelte Erſcheinung bleiben. Deſto öfter wurden in lateiniſcher Sprache die Erinnerungen des deutſchen Volks niedergeſchrieben, ſo die Geſchichtbücher des Jornandes, Warnefried, der Roman des Turpin, die merkwürdige Ueberſetzung des Walthariusin die claſſiſche Sprache und claſſiſches Metrum. Der Inhalt blieb immer noch deutſch, nur die fremde Form ſpielt um ihn her. Erſt viel ſpäter begann der Deutſche ſich auch für den Inhalt antiker Dichtungen zu intereſſiren und denſelben in deutſcher Form zu geben, ihn für deutſche Leſer zu überſetzen. Das ging aber nicht unmittelbar aus dem Bedürfniß der deutſchen Seele hervor, ſondern entſtand als eine Mode, die von Frankreich herüberkam. Die Franken nahmen in Gallien nach und nach zweierlei Einfluß in ſich auf, den altbretoniſchen mit dem Sagenkreiſe

des König Artus und den antiken mit den Erinnerungen an die größten Dichtungen und Helden des Alterthums, den trojanischen Krieg, den großen Alexander ꝛc. Indem nun die höfischen Dichter im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland Nachahmer und Uebersetzer der französischen Hofdichter wurden, nahmen sie von denselben auch beiderlei Dichtungsarten an und somit verpflanzten sie außer den Artusromanen noch Gedichte antiken Inhalts und Geistes auf deutschen Boden.

Heinrich von Veldeck gilt als der erste, der die welschen Dichter nachahmte und als Vater der höfischen Dichtkunst im deutschen Mittelalter. Er war ein Westphale und lebte am Hofe zu Cleve, später am Thüringer Hofe unter Landgraf Hermann im 12. Jahrhundert. Sein außerordentlicher Ruhm erscheint kaum verdient, da er nicht nur von spätern Dichtern weit übertroffen wurde, sondern auch die Richtung, die er einschlug, vom Nationalen entfernte.

Sein berühmtestes Gedicht ist die Eneidt (Aeneide), eine Nachbildung der großen virgilischen Dichtung, aber keine unmittelbare, sondern nur Umarbeitung einer französischen Nachbildung. So war denn die Renaissance in Deutschland damals schon nur das Abwasser der französischen Poesie. Virgil hat in seiner Aeneis das römische Kaiserthum verherrlicht, dasselbe Kaiserthum, welches von den Deutschen, und zwar verdientermaßen, zertrümmert wurde. Es war daher nicht die Aufgabe deutscher Dichter, sich für jenes römische Preisgedicht zu interessiren. Man that nicht wohl, die deutsche Jugend verliebt zu machen in die Leiche des mit Recht niedergeschmetterten Feindes. Das Einzige, was in der Bearbeitung der Aeneide von Heinrich von Veldeck neu erscheint, ist die Auffassung der Lavinia und die Naturwahrheit, mit welcher ihre geheime Liebe zu dem schönen Fremdling und ihr kluges Benehmen gegen die böse Mutter behandelt sind. Allein wie psychologisch fein das ist und ein Ausdruck von liebenswürdigster Naivetät, so zeigt es doch von einer Ausschreitung des nationalen Geistes, das Interesse auf die gesunkene und unreine Römerwelt zu lenken und verführerische Bilder damit zu verbinden. — Am Hofe Landgraf Hermanns wurden damals auch die üppigen Verwandlungen des Ovid durch Albrecht von Halberstadt verdeutscht. Eine noch ältere Uebertragung ist verloren gegangen. Der damals noch

berühmtere „Umhang“ (Teppich) des Blicker von Steinach (verloren) scheint ganz ähnliche schlüpfrige Bilder dargestellt zu haben.

Ungleich mehr entsprach dem ritterlichen Geiste der Deutschen das Alexanderlied, die Uebertragung der griechisch-römischen Erinnerungen vom großen Alexander zuerst ins Französische und dann ins Deutsche. Alle fahrenden Helden, Wäringer, Kreuzritter ꝛc. mußten im großen Alexander ein Ideal sehen und sich mit Lust in seiner Kriegsgeschichte berauschen. Damit verband sich der Reiz der Ferne, des Wunderbaren in fremden Ländern. Das Alexanderlied vereinte alle Vorzüge der Ilias und der Odyssee. Allein die Alexandersage, die zur Zeit der Kreuzzüge ihre üppigste Blüthe entfaltete, wurde theils schon im classischen Alterthum, theils im Orient, sodann von den Franzosen ausgebildet und die deutschen Dichter haben keinen Antheil daran, waren bloße Uebersetzer. Das berühmte Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, welches man seiner Schönheiten wegen lange für einen Stolz der deutschen Poesie gehalten hat, ist unlängst durch Pfeiffer (vgl. mein Literaturblatt 1856 Nr. 18) als eine wörtliche Uebersetzung aus dem Altfranzösischen nachgewiesen worden. Auch das unvollendet geschriebene Alexanderlied des Rudolf von Ems ist nur aus einem lateinischen Werke übersetzt. Aus der nämlichen Quelle schöpfte Ulrich von Eschenbach und die verlornen Gedichte des Berthold von Herboldsheim und Biterolf dürften auf ebenso wenig Originalität Anspruch gehabt haben.

Dasselbe gilt von den Dichtungen, die den trojanischen Krieg behandelten. Aus antiken Quellen französisch umgebildeter Stoff wurde von Herbort von Fritslar am Hofe des Thüringer Landgrafen Hermann, und später von Konrad von Würzburg, von Rudolf von Ems (dessen Gedicht verloren ist) und von einem Unbekannten (unter dem falschen Namen Wolframs von Eschenbach) nur übersetzt und höchstens mit Abschweifungen versehen, die freilich gegen den echten Homer häßlich abstechen. Herbort ist der härteste in der Form. Cholevius hat Recht, wenn er im wüsten Geschrei der Herbort'schen Andromache das „Lächeln durch die Thränen“ bei Homer arg entstellt findet. Und doch gibt sich der deutsche Sinn in edelster Weise auch bei diesem Herbort zu erkennen, sofern er von seinem Original abweicht, so oft die fremde Dichtung das deutsche Gefühl von Treue und Ritterehre beleidigt. Der Würzburger ist

nicht ſo hart, aber nach ſeiner Weiſe unendlich weitſchweifig. Auch verräth er den Minneſänger in der intereſſanten Behandlung der Liebesſcenen und Liebesfragen. Er hat in die 60000 Verſe ſeines Troerkriegs auch die ſehr ausführliche Jugendgeſchichte des Paris, des Achilles und der Argonauten verwebt. Ein nicht unmerkwürdiger Zug iſt, daß der weichliche Paris von unſern deutſchen Dichtern weit mehr geſchont wird, als von Homer ſelbſt. Seine Jugendgeſchichte iſt voll Liebreiz, die Klage um ihn rührend.

Jakob von Maerlant, ein Niederländer, ſchrieb am Ende des 13. Jahrhunderts eine Menge Reimereien, lediglich Ueberſetzungen. So einen Alexander nach dem Lateiniſchen des Caſtellione, einen trojaniſchen Krieg nach dem Franzöſiſchen des Benoit de St. Maure, eine Reimbibel nach dem Lateiniſchen des Comeſtor, einen Spiegel der Hiſtorie nach dem Lat. des Vincentius von Beauvais, eine Blume der Natur (bestiarius) mit vielen Thierbeſchreibungen nach demſelben Vincentius, Albertus Magnus, Conrad von Cantimprato ꝛc. Vgl. von der Hagen, Germania IV. 174 f.

In altfranzöſiſchen Reimgedichten und Proſaromanen finden ſich eine große Menge antiker Stoffe romantiſch, oft ſehr phantaſiereich umgebildet. Hier im alten Gallien mußten ſich natürlicher Weiſe die altclaſſiſchen Erinnerungen auch länger erhalten. Von dieſem Reichthum iſt nur wenig in die deutſche Poeſie des Mittelalters übergegangen. Nur einzelne Stoffe ſcheinen auch bei uns beliebt worden zu ſeyn. So der tragiſche Tod des Pyramus und der Thisbe, wovon noch ein altdeutſches Lied in einer Wiener Handſchrift erhalten iſt (Haupt Zeitſchr. VI. 304). Desgleichen die rührende Liebe zwiſchen Hero und Leander in altdeutſchen Volksliedern, Wunderhorn I. 236. II. 252. Hofmann, horae belg. II. 112, und örtlichen Volksſagen, Panzer, Beitrag I. 26. Auch die Mähr des Herodot vom Schatz des Rampſinit, Haupt, altd. Blätter II. 136, deſſen Zeitſchr. V. 385 (unter dem Titel „der Dieb von Brügge“).

Wie der Venusberg, ſo galt der ganze claſſiſche Olymp dem chriſtlichen Mittelalter als dämoniſch. In den Legenden ſprechen die Teufel aus der Bildſäule des Apollo, des Jupiter ꝛc. Nicht unwitzig malte Herrad von Landsberg in ihrer Straßburger Handſchrift auf den Schultern der claſſiſchen Dichter ſchwarze Vögel, d. h. Teufel, die ihnen ihre

reizenden und verführerischen Dichtungen einflüstern. In den zahlreichen Rittergedichten, die den Kampf der christlichen Helden mit den Heiden und Sarazenen ausmalen, kommen die antiken Götter häufig nur als Planetengötter im Gefolg des Mahomet vor, was sich daraus erklärt, daß die Astrologie bei den gelehrten Muhamedanern zur Zeit der Kreuzzüge schon im Schwunge war. Der große Dichter Virgil selbst wurde nur als Zauberer gedacht. Von einem tiefen Eindringen in den Geist des classischen Alterthums war damals überall nicht die Rede. Nur die Sittenlehre, die weisen Sprüche vieler alten Classiker standen in Ehren. So ist das Lehrgedicht des Wernher von Elmenstorf im 12. Jahrhundert (Haupt. Zeitschr. IV. 284 f.) voller Citate aus Cicero, Seneca, Horaz, Lucanus, Juvenal und Boetius. Sittenlehren des Cato wurden im 13. Jahrhundert gereimt. Ueber die oft wiederholten zweierlei Redactionen dieser dem Cato zugeschriebenen Sinnsprüche s. Benecke, der deutsche Cato, 1852.

Bei den Geistlichen allein war Kenntniß der alten Sprachen und in den Klöstern wurden die Classiker abgeschrieben, durch die Klöster allein wurde erhalten, was wir von ihnen haben. Da konnte es nun nicht fehlen, daß einestheils der weltkluge Verstand der Alten, anderntheils aber auch der von ihnen gepflegte Sinnenzauber auf viele deutsche Geistliche einwirkte. Davon geben die carmina Burana ein merkwürdiges Zeugniß.

Im Kloster Benediktbeuren hat sich eine Liederhandschrift aus dem 13. Jahrhundert erhalten, jetzt in München befindlich, die zum erstenmal 1847 in der Bibliothek des lit. Vereins in Stuttgart (Theil 16.) gedruckt wurde (carmina Burana). Sie enthält mit wenigen deutschen Ausnahmen durchaus lateinische Gedichte, den Kirchenhymnen nachgebildet, zum Theil noch selbst zu ihnen gehörig, meist leicht und wohlklingend gereimt und für den Gesang wohlgeeignet. Da in jenen Zeiten nur die Geistlichkeit die lateinische Sprache pflegte, versteht es sich von selbst, daß wir Lieder aus den Klöstern und Klosterschulen, oder von fahrenden Schülern vor uns haben. Sie theilen sich in 1) seria und 2) amatoria, potatoria, lusoria. Unter den erstern finden wir noch einige echt geistliche Lieder, ein Weihnachts- und ein Osterspiel, aber schon vorzugsweise classische Erinnerungen. Die heidnischen Götter Roms sind unvermerkt von ihrem Todesschlafe wieder erwacht und heimlich in die Klostermauern selber ein-

gezogen, wo ſie von denen geliebkoſt werden, die Chriſto dienen ſollten. Gleich das erſte Lied gilt der Fortuna, das zehnte der Jugend, das eilfte der Venus. In merkwürdiger Weiſe hat ſich Virgils Gedicht in die Herzen der Mönche eingeſchlichen und wird Dido's Lieb und Leid in mehreren Liedern beſungen. Auch die heidniſche Philoſophie hat ſchon viele heimliche Verehrer. Ariſtipp wird geprieſen, den Manen des Epicur ein Bauchlied geſungen, ähnlich dem „uns iſt ſo cannibaliſch wohl als wie fünfhundert Säuen". Es iſt das 186. Lied und beginnt:

Alte clamat Epicurus
Venter satur est securus etc.

und ſchließt:

Venter inquit, nihil curo
praeter me, sic me procuro
ut in pace in idipsum
molliter gerens me ipsum
super potum, super escam
dormiam et requiescam.

Am zuchtloſeſten iſt Nr. 200, worin Thais und Ganymed als Muſter aufgeſtellt werden. Dagegen iſt Nr. 17 ein politiſches Straflied, worin es unter anderm heißt:

principes et reges
subverterunt leges.
Principes et abbates
ceterique vates
ceteri doctores
jura deposuerunt et mores.

Nun folgen erſt in der dritten Abtheilung die Liebes-, Trink- und Scherzlieder, alle voll von claſſiſchen Erinnerungen an Venus, Amor, Bachus, Herkules, Diana, Morpheus ꝛc. Einige ſind hübſche Frühlingslieder, ganz deutſch empfunden und nur in lateiniſcher Sprache ausgedrückt. Die meiſten aber mahnen in claſſiſcher Geſinnung wie Sprache an die geliebten alten Götter des Bauchs und der Sinnenluſt. Einige ſind echte Kneipenlieder. Nr. 49:

Dum caupona verterem
vino debachatus
secus templum Veneris
eram hospitatus etc.

oder Nr. 175:

In taberna quando sumus,
non curamus, quid sit humus etc.

Von 177 an folgt eine ganze Reihe von jubelnden Hymnen auf den Bachus, ganz wie aus echtheidnischer Zeit, und wird namentlich die Stadt Trier noch Baccho gratissima genannt. Genug, es waren die christlichen Geistlichen selbst, welche neben der Kirche und noch innerhalb der Klostermauern den heidnischen Göttern wieder kleine Tempel aufrichteten und in dem Maaß, wie die Ascese strenger empfohlen wurde, sich um so lieber in der Erinnerung und Wiederholung der epicuräischen und anakreontischen Lust berauschten.

Daran schließen sich die Wein- und Liebeslieder, die halb lateinisch, halb deutsch sind, z. B.

Gia, heia, wie sie sang,
Gicha, cicha, wie sie sang,
vincula, vincula, vincula rumpebat,
venit quidam juvenis
pulcher et amabilis
Der zertrat ihr den Bris ꝛc.

Docen, Misc. II. 205. Hoffmann, in dulci jubilo p. 30.

Ja wolde ich an die Wiesen gan
flores adundare,
Do wolde mich ein ungetan
ibi deflorare etc.

(Daselbst). Ein freches Lied, um die Pfaffen zu versuchen steht in Hoffmanns in dulci jubilo p. 92.

Pertransivit clericus
Durch einen grünen Wald,
invenit ibi stantem
Eine sauberliche Magd ꝛc.

Der deutsche Archipoeta Nicolaus, ein fahrender Schüler und Mönch, der von Jugend an bis ins Alter umherwanderte in Deutschland und Welschland, Schützling und Begleiter des Erzbischofs Reinald von Köln, der unter Kaiser Friedrich Barbarossa Mailand bezwang und die Reliquien der h drei Könige nach Cöln entführte. Er war ein geborner

Deutſcher, dichtete aber nur lateiniſch, in Reimen von ſeltener Lebendigkeit und Reinheit, und zwar meiſt geſellige, luſtige Lieder, wobei ſeine Subjectivität immer hervortritt. Eine ſo ſeltſame Erſcheinung konnte nur das 12. Jahrhundert erzeugen, in welchem Italien und Deutſchland durch das ſchwäbiſche Kaiſerhaus innig verbunden und die lateiniſche Sprache durch den Klerus allgemein verbreitet war. Ueber die ſchwachen Spuren eines altdeutſchen Gedichts auf Kaiſer Friedrich I. aus dem 13. Jahrhundert ſ. Grimms Abhandlung über die Gedichte auf dieſen Kaiſer, Berlin 1844. Es iſt nicht aufgefunden. Lateiniſch beſang ihn Gottfried von Viterbo in ſ. Pantheon, ſodann Günther in ſ. Ligurinus, als deſſen Verfaſſer neuerdings der erſte Herausgeber deſſelben, Conrad Celtes bezeichnet wird. Grimm fand auf der Göttinger Bibliothek mehrere lateiniſche Gedichte des archipoeta Nicolaus aus dem 12. Jahrhundert, zwei ähnliche aus Kloſter Stablo ſind zu Brüſſel. Grimm theilt alle mit. Erzbiſchof Reinald von Cöln beauftragte den Sänger, dieſe Lieder zu dichten zum Lobe des Kaiſers. Sie ſind ungemein leicht im Versbau und in den Reimen. Es ſind über 10: 1) der Archipoeta bettelt, 2) beſchreibt ein Feſt, 3) bettelt wieder, 4) entſchuldigt ſich gegen Reinald, daß er noch nicht gedichtet habe, 5) beſchreibt eine Viſion, worin er im Himmel den Schutzengel Reinalds geſehen, 6) beſchreibt Salerno, wo er weilte, 7) lobt Reinald und bettelt wieder, 8) nur die 6 erſten Verſe, 9) preist den Kaiſer nach der Eroberung von Mailand, kräftige Schilderung, 10) wiederholt die Entſchuldigung des 4. Liedes ausführlicher und äußert ſich ſehr frei über das Sängerleben, ohne Wein könne er nicht ſingen ꝛc. — Einige Verſe dieſer Lieder kommen auch bei dem engliſchen Dichter Golias oder Walter Mapes vor. Nun iſt aber der Archipoeta entſchieden ein Deutſcher und finden ſich bei ihm keine engliſchen Spuren. — Endlich entdeckte Grimm im Codex Buranus, in dem nach Lachmanns Vermuthung ein geiſtlicher Herr die Lieder fahrender Sänger ſammelte, den Archipoeta wieder und ſchreibt ihm die älteſten und ſchönſten Lieder zu. Auch in Zürich wurden Lieder von ihm gefunden. Wackernagel in Haupts Zeitſchr. V. 293.

4.

Reimchroniken.

Die lateiniſchen Proſachroniken des Mittelalters beginnen in der Regel mit der Schöpfung, recapituliren die bibliſche Geſchichte, die alte Geſchichte der vier Monarchien, und kommen dann auf die ſpecielle Geſchichte des Landes, der Stadt oder des Kloſters, von dem ſie handeln, ſo daß ſich ihr Horizont immer mehr einengt, indem zugleich die Darſtellung ausführlicher und die Einzelnheiten zahlreicher werden. Es iſt ein weltbiſtoriſches Panorama vom Mittelpunkt irgend eines verſteckten Kloſters aus betrachtet. Dieſem Charakter blieben nun auch die deutſch geſchriebenen Reimchroniken treu, die im 12. Jahrhundert begannen. Die älteſte deutſch geſchriebene Proſachronik (die des Cloſener von Straßburg) erſchien erſt im 14. Jahrhundert zum Beweiſe, welche Macht der Reim über die Geiſter ausübt. Wir hatten weit eher eine gereimte als eine proſaiſche Literatur. Indeß kam die Reimerei der Geſchichtſchreibung nicht zu Gute. Durch Reim wird kein Stoff in der Welt poetiſcher gemacht, wenn er es nicht ſchon an ſich iſt. Was aber nicht poetiſch iſt, wie die nackte Geſchichtwahrheit doch in den meiſten Fällen, das nimmt ſich auch in ſchlichter Proſa weit beſſer aus, als im gekünſtelten Versmaß.

Die Reihe unſerer Reimchroniken beginnt in majeſtätiſcher Weiſe die berühmte Kaiſerchronik aus dem 12. Jahrhundert, herausgegeben von Diemer, und mit ausführlichem Commentar von Maßmann, beide Ausgaben vom Jahr 1849. In edler, noch den alterthümlichen Ton des Heliand und der Nibelungen feſthaltender Sprache knüpft ſie das deutſche Kaiſerthum an das altrömiſche an und verfolgt in langer Reihe ſämmtliche Kaiſer, wobei einige wenige Anachronismen mit unterlaufen, ohne die Harmonie des Ganzen zu ſtören. Denn das Ganze iſt durchdrungen vom chriſtlichen Geiſte und von der einem Dichter zur Zeit des großen Barbaroſſa geziemenden Vorausſetzung, das deutſche Reich des Mittelalters, identiſch mit der Kirche, ſey die Erfüllung aller frühern weltbiſtoriſchen Verheißungen und die volle Blume, zu der die tief in die Vorzeit eingeſchlagene Wurzel den Saft getrieben. Freilich iſt der Geiſt des Dichters des ungeheuren Stoffes nicht Meiſter geworden, daher die Chro-

nik faſt nur wie eine Aneinanderreihung von Epiſoden bald aus der alten Geſchichte, bald aus der ſpätern Legende erſcheint. Aber dieſe Epiſoden, beſonders die Legenden, ſind mit dem feinſten Geiſte ausgewählt.

Die Chronik beginnt mit der Erbauung Roms, erklärt die ſieben Wochentage und geht alsbald auf Cäſar, den erſten Kaiſer über. Die Römer hatten ein Zauberwerk, daran war jedes Volk mit einer Schelle bezeichnet und wie die Schelle von ſelbſt läutete, war es ein Zeichen, daß ein Volk ſich empöre und waffne wider Rom. Da erklang die Schelle über dem Namen des deutſchen Volkes und Cäſar zog aus wider die Schwaben, Franken und Sachſen, deren fabelhafter Urſprung erzählt wird. Er ſiegte und befeſtigte das Reich. Sinnreich wird eines Weincanals von Stein zwiſchen Trier und Köln gedacht, ein gutes Sinnbild für die mannigfachen Wegbauten, Aquäducte ꝛc. der Römer in Deutſchland. Heimkehrend nach Rom ſchlug Cäſar mit Hülfe deutſcher Krieger den Pompejus und machte ſich zum Kaiſer. Seitdem endete das Du und begann das Ihr in der Welt. Dann folgt das Friedensreich des Auguſtus. Friede mußte auf dem ganzen Erdenrunde ſeyn, weil Chriſtus geboren wurde. Tiberius, ſein Nachfolger, wird miſelſüchtig (ausſätzig) und durch das Antlitz des Heilandes aus dem Tuche der h. Veronica geheilt. Damals ſchon, heißt es irrthümlich, wurde Jeruſalem erobert. Unter den nächſten Kaiſer Cajus wird ebenſo irrthümlich die Heldenthat des Ritters Curtius verlegt, der ſich freiwillig in einen Peſtverbreitenden Schlund ſtürzte, weil derſelbe auf keine andere Art geſchloſſen werden konnte. Hier heißt der junge Held Jovius und bedingt ſich vorher ein ganzes Jahr lang aus, alle Römerinnen, Frauen oder Jungfrauen, welche ihm gefallen, minnen zu dürfen. Dann folgt Fauſtinianus, deſſen herrliche Legende eine längere Epiſode bildet (ſ. oben S. 286). Ferner Nero, der aus Uebermuth ein Weib und ſchwanger werden will, aber nur eine Kröte aus dem Munde gebiert (lata rana, wovon der Lateran den Namen hat). Vor ihm kämpfen Petrus und Simon Magus, wie vor Pharao Moſes und die ägyptiſchen Zauberer. Petrus ſiegt, wird aber auf Befehl des Tyrannen, nebſt Paulus, zum Märtyrertode verurtheilt. Jetzt wird die Geſchichte des Tarquinius und der Lucretia in die Chronik eingeſchoben, und unter Kaiſer Vitellius die des Mutius Scävola (unter dem Namen Odenatis). Unter den folgenden Kaiſern zeichnet ſich Trajan aus, der einer armen Wittwe zu ihrem Recht verhilft und ſo gerecht regiert, daß lange nachher noch Papſt Gregor ſieben Krankheiten übernimmt, um dieſen frommen heidniſchen Kaiſer aus der Hölle zu erlöſen. Unter Kaiſer Decius werden die Chriſten verfolgt, ſieben verſchwinden in einem Berge und ſchlafen darin Jahrhunderte. Das ſind die berühmten Siebenſchläfer. Unter Diocletian erleidet Mauritius mit der thebaiſchen Legion den Märtyrertod. Severus aber kämpft mit Adelger. Dieſe ſchöne Epiſode haben wir (ſ. oben S. 4) ſchon mitgetheilt. Helins (Helvius) Pertinax ringt nackt auf der Arena, in Anweſenheit der preisver-

zweiten Kurs, von wo an jedem Schüler, nach Verſchiedenheit des gewählten Berufs, die Lehrfächer bezeichnet werden, denen er ſich zu widmen hat: Analyſis, Phyſik, allgemeine Chemie, Technik und Maſchinenkunde, beſchreibende Geometrie, Religion, die genannten Sprachen, deutſcher Geſchäftsſtyl, Zeichnen, Maſchinenzeichnen und Modelliren; im dritten Kurs: analytiſche Geometrie, praktiſche Geometrie, Mineralogie und Geognoſie, Botanik und Zoologie, techniſche Chemie, Baukunſt, Feuerungskunſt, Technologie und Geſchichte der techniſchen Erfindungen, Kunſtgeſchichte und Mythologie, Buchhalten und Geſchäftsſtyl, Religion, die genannten Sprachen, Zeichnen und Modelliren. Daneben beſteht eine Sonntagsgewerbsſchule für Lehrlinge und Geſellen, welche, in fünf Abtheilungen, theils das in der Volksſchule Verſäumte nachholt, theils das Rechnen weiter fördert, Zeichnen, Modelliren, Geometrie und die Anfangsgründe der Mechanik lehrt.[1]

Die 1831 geſtiftete höhere Gewerbsſchule zu **Hannover** hat die Bildung tüchtiger Handwerker, mechaniſcher Künſtler und tüchtiger Fabrikanten als ihren Zweck bezeichnet. Ihr Unterricht nimmt Rückſicht auf die Anwendungen, die für den Betrieb der Landwirthſchaft von Bedeutung ſind; ſie ſoll zur vollſtändigen Ausbildung in allen Zweigen der Baukunſt Gelegenheit geben, dem künftigen Forſtmann, dem Geometer, dem Pharmaceuten und dem Kaufmann geeignete Belehrung darbieten und Allen, welche keinen techniſchen Beruf wählen, zur Erwerbung einer allgemeinen höhern Bildung dienen. Sie hat einen zweijährigen Kurs für Handwerker im Allgemeinen, einen dreijährigen, verſchieden bemeſſenen für mechaniſche Künſtler und Chemiker, einen vierjährigen für Architekten. Ihre Lehrgegenſtände ſind reine und angewandte Mathematik, praktiſche Geometrie, ſämmtliche Zweige der Civil-, Land- und Waſſerbaukunſt, Maſchinenlehre, Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie, Technologie, Freihand-, geometriſches, architektoniſches und Maſchinenzeichnen, Modelliren und Buchhalten. Sie beſitzt eine mechaniſche Werkſtätte zur Anfertigung des Bedarfs der Modellſammlung und zur Anleitung der Schüler in praktiſch-mechaniſchen Arbeiten.[2]

---

[1] Nebenius a. a. O.
[2] Nebenius a. a. O.

theilenden Frauen. Unter Commodus wird Rom von Alarich erobert und verbrannt. Conſtantins des Großen Geſchichte wird ganz in die Legende vom Papſt Sylveſter aufgelöst (ſ. oben S. 283). Die Gründung Conſtantinopels wird alſo beſchrieben. In Rom war große Hungersnoth, da nahm Conſtantin viele Römer mit ſich und ging nach Griechenland. Als ſie murrten, forderte er ihnen ihre Siegelringe ab und ließ damit Einladungsbriefe an ihre Frauen ſiegeln. Die Frauen kamen und wurden auf einer Inſel, die zuvor mit römiſcher Erde beſtreut worden, empfangen. Dahin führte nun Conſtantin auch die Männer, die nun nicht mehr nach Rom zurückwollten, ſondern gerne arbeiteten. Die Stätte aber heißt ſeitdem Conſtantinopel.

Julian betrog eine Wittwe um ihr Vermögen. Beim Waſchen in der Tiber fand ſie die Statue eines Mercurius, aus welcher der Teufel ſprach und der ihr den Rath gab, Julian vor Gericht zu ziehen. Julian ſollte ſeine Hand in den Mund der Statue legen und ſchwören, daß er das Geld nicht habe. Nun hielt ihn aber die Statue feſt, bis er das Geld herausgab. Zur Entſchädigung verſprach ihm der Teufel die römiſche Kaiſerkrone. Als nun Julian wirklich Kaiſer war, ließ er die Götzen wieder aufrichten, ging aber in Perſien elend zu Grunde. Cosdras (Chosroes), der Perſerkönig wurde durch dieſen Sieg ſo übermüthig, daß er einen ehernen Himmel über ſich wölben und ſich als Gott anbeten ließ, aber Kaiſer Heraclius beſiegte ihn und brachte das h. Kreuz, das verloren gegangen war, zurück. Sein Bruder Narciſſus hatte zwei Söhne, die um die ſchöne Crescentia ſtritten. Das iſt wieder eine der ſchönſten Epiſoden (ſ. oben S. 286). Kaiſer Juſtinian erweckt neue Furcht; da belehrt ihn ſeine Gemahlin Tharſitte, wie viel beſſer es für ihn wäre, wenn er geliebt würde, er erkauft ſich nun die Liebe durch Freigebigkeit. Unter Theodoſius ſteckt der Jüngling Aſtrolabius beim Ballſpiel ſeinen Ring an den Finger einer Venusſtatue, die Göttin duldet ſeitdem nicht, daß er eine andre liebe, aber Euſebius bewältigt den in der Statue wirkenden böſen Dämon und befreit den Jüngling. Unter Kaiſer Zeno kommt der Berner Dietrich ihm zum Beiſtand. Dann folgt nichts von größerem Intereſſe mehr bis auf Karl den Großen, von dem ſchöne Sagen mitgetheilt werden. Von da ab wird die Chronik immer kürzer, flüchtiger und bringt keine großartige Dichtung mehr.

Der Lobgeſang auf den h. Anno aus dem 12. Jahrhundert aus einer verlornen Handſchrift herausg. von Opitz 1639, ſpäter von Roth 1847 und Bezzenberger 1848, iſt ſo herrlich und eigenthümlich, auch ſo in ſich abgerundet, daß aus dieſen innern Gründen ſchon allein Roth Recht gegeben werden muß, ſofern er nicht zugibt, daß man der wörtlich gleichen Stellen wegen, welche die Kaiſerchronik enthält, dieſes Lied als blos aus jener Chronik ausgeſchnitten betrachten dürfe.

Das Lied ist keine Legende des h. Anno, sondern eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte, ganz im Geist und Ton der Kaiserchronik und hin und wieder wörtlich mit ihr übereinstimmend. Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft an sie aber alles, was er von Griechenland und Rom weiß, und geht dann zum Mittelalter über. Die natürliche Vermittlung dieser Gegensätze findet er in Köln, der altrömischen Hauptstadt am Rhein. Hieher kamen schon frühzeitig die christlichen Bekehrer und heiligen Bischöfe und vermittelten Palästina dem Rheinlande; hieher kamen, nach des Dichters Ansicht, schon in noch viel früherer Zeit Flüchtlinge von Troja, die Gründer des Frankenvolkes und vermittelten die antike Welt dem Rheinlande. So wird alles aus dem weiten Kreise heiliger und profaner Erinnerung auf Köln bezogen. Die Sprache des Gedichts ist ausnehmend schön, und hält etwa die Mitte zwischen dem Nibelungenliede und dem Heliand, bald die ritterliche, bald die geistliche Seite vorkehrend:

Wir horten ie dikke singen
Von alten dingen,
Wie snelle helide vuhten,
Wie sie veste burge brechen
Wie sich liebin winischeste schieden
Wie riche kunige al zergiengn ꝛc.

Rudolf von Ems schrieb eine große gereimte Weltchronik, die mit der biblischen Geschichte anhebt (und von Heinrich von München fortgesetzt wurde) und ein davon zu unterscheidendes Buch der Könige. Vgl. Vilmars besondere kleine Schrift darüber, die zwei Recensionen ꝛc. Marburg 1839 und Maßmann, Kaiserchronik III. 81 f. Bei ihm drängt Neigung zur trocknen historischen Wahrheit die Sage zurück. Dagegen hält sich die Weltchronik des Enenkel von Wien wieder ganz an die Kaiserchronik, deren Sagenkreis sie noch erweitert. Ueber der Hölzernheit seiner Verse hat man den poetischen Werth seiner Sagen zu wenig beachtet. Sein inhaltreiches Buch ist in der Literargeschichte mit einer Verachtung gebrandmarkt, die es nicht verdient.

Wie er die Kaiserchronik erweitert, davon ein glückliches Beispiel im Leben des Kaisers Trajan. Die Kaiserchronik spricht einfach von einer gerechten Handlung dieses Kaisers, wie er den bestraft, gegen den eine arme Wittwe klagt. Enenkel aber erzählt, des Kaisers Sohn habe eine Jungfrau entehrt, dafür hätte er beide Augen verlieren sollen, aber der großherzige Vater habe sich selbst eines Auges berauben lassen, damit die Gerechtigkeit erfüllt werde und sein Sohn noch sehend bleibe. — Dazu das Abentheuer von Constantins

Münzen. Kaiser Conſtantin hatte Luſt, ſchöne Münzen prägen zu laſſen, und betraute damit ſeinen Schreiber. Dieſer aber hatte einen buckligen und häßlichen Bruder, dem es gleichwohl gelang, die Kaiſerin zu verführen. Da traf einmal der Kaiſer ſeine Gemahlin mit dem Buckligen im Bette und ſtach beide mittendurch. Der Schreiber aber rächte ſich, indem er dieſe Scene auf die Münzen prägen ließ, alſo daß im ganzen Reiche des Kaiſers Schande kund und die Echtheit ſeiner Kinder fortan bezweifelt wurde.

Ein ungenannter Geiſtlicher ſchrieb eine Weltchronik für Heinrich den Erlauchten. Im 14. Jahrhundert reimte Ludwig von Velthem in niederdeutſcher Sprache den lateiniſchen Geſchichtsſpiegel des Vincenz von Beauvais.

In Docens Miſcell. II. 158 f. geſchieht einer altdeutſchen Reimchronik Erwähnung, die ſich handſchriftlich in München befindet und worin der Aufenthalt des Achilles auf Skyros eine derb humoriſtiſche Wendung erhält.

Achilles trachtet hier, die ſchöne Deidamia mit Liſt zu berücken, überredet ſie, es ſey doch beſſer, ein Mann als ein Weib zu ſeyn, und lehrt ſie gewiſſe geheimnißvolle Ceremonien und ein Gebet an einen unbekannten Nogott, wodurch ihre Verwandlung in einen Mann bewirkt werden ſoll. Alle ihre Mühe bleibt vergebens, aber bei Achill ſchlägt das Mittel beſſer an. Mit Staunen nimmt Deidamia ſeine Verwandlung wahr und iſt neidlos genug, ſich darüber zu freuen.

Von den großen Weltchroniken, in welchen bibliſche und römiſche Geſchichte in die deutſche übergeleitet und viele Fabeln erzählt wurden, müſſen wir die ſtrenger geſchichtlichen Dichtungen unterſcheiden.

Die älteſten auf die deutſche Geſchichte bezüglichen theils lyriſchen, theils epiſchen Dichtungen ſind noch lateiniſch geſchrieben und ohne Zweifel von Geiſtlichen verfaßt. Eine Ausnahme macht das berühmte **Ludwigslied**, ein Lied auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saulcourt im J. 881. Die Handſchrift iſt in Valenciennes von Hofmann von Fallersleben aufgefunden worden. Ein Mönch Hucbald ſoll es verfaßt haben. Es ſtellt die Schlacht dar, als auf Gottes Geheiß in frommer Demuth unternommen und nur ihm zur Ehre. Das Lied iſt daher von aller modernen Renommiſterei entfernt, was ihm einige Literarhiſtoriker bitter zum Vorwurf gemacht haben, ich aber gerade ſehr nobel finde. — Aus dem 10. Jahrhundert iſt ein halb lateiniſches, halb deutſches Gedicht von der Verſöhnung Otto's I. mit Herzog Heinrich fragmentariſch erhalten. Lateiniſch aber ein Lied auf den Tod Heinrichs II.,

auf seinen Nachfolger, den Salier Konrad, auf die Krönung Heinrichs III. (Grimm und Schmeller, lat. Gedichte 333. Haupt, Zeitschr. XI. 10 f.). Ein lateinisches Lobgedicht Wippos auf Heinrich III. In deutschen Reimen ist aus dem 13. Jahrhundert erhalten die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen, herausg. von von der Hagen 1854, ohne poetischen Werth.

Unter den Reimchroniken, die von einzelnen Ländern oder Städten handeln, ist Gottfried Hagens Chronik der Stadt Köln aus dem Ende des 13. Jahrhundert, herausg. von E. v. Groote, Köln 1834, durch Treue und lebendige Schilderung der stolzen Bürger ausgezeichnet. Desgleichen die livländische Reimchronik (von Detlef von Alnpeke nur abgeschrieben) durch die Frische der Darstellung der heißen Kämpfe zwischen den deutschen Rittern und Heiden. Eine deutsche Ordenschronik des Nic. von Jeroschin (herausg. von Pfeiffer 1854) gehört erst ins folgende Jahrhundert und ist ganz durchdrungen vom christlichen Feuer und marianischem Rittergeist. Die großen Werke der Deutschen in jenen fernen Gegenden sind leider schmählich vergessen worden. Deswegen herrscht auch dort nicht mehr der Deutsche, sondern der Russe. Viel Interessantes enthält auch die gut geschriebene mecklenburgische Reimchronik des Ernst von Kirchberg in Westphalen, Monum. IV. 593 f., aus dem 14. Jahrhundert. Ottaker, ein Steiermärker, den man früher irrthümlich von Horneck zubenannt, schrieb zwischen 1300—1317 eine berühmte österreichische Reimchronik, gedruckt bei Pez III. Vgl. Schacht, aus und über Ottakers Chronik, Mainz 1828 und Jacobi, de Ottocari chron. Vratisl. 1839. Ein Bruchstück der alten und bessern Handschrift gedruckt bei Eccard. hist. med. aevi II. 1455. Sie ist reich an sehr lebendigen Schilderungen, etwa wie der trojanische Krieg und die Eneit, die er sich zum Muster genommen. — Ich erwähne nur noch den Appenzellerkrieg (herausg. von Arx 1825), die Schlacht bei Worringen, unendlich weitläuftig, aber mit Stolz geschrieben von Jan van Helu (herausg. von Willmans. 1836), die geschätzte, aber gar nüchterne holländische Reimchronik des Melis Stoke (oft gedruckt); die braunschweigische Kronika fan Sassen (herausg. von Scheller 1826), die Chronik von Flandern (herausg. von Kausler, 1840). Noch viele andere kann man bei Gödeke verzeichnet finden.

5.

Gereimte Sittenlehre.

Das älteſte und berühmteſte Lehrgedicht iſt der welſche Gaſt des Thomaſin von Zercläre (della chiara), eines Friauler Edelmanns (daher der Titel welſcher Gaſt) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, herausg. von Rückert 1852. Es enthält die Lehren eines Vielerfahrnen und empfiehlt vor allem die Stetigkeit, d. h. ſtoiſche Unbeugſamkeit und Ausdauer. Es iſt ſehr intereſſant, aber nicht poetiſch, und neuere Literarhiſtoriker haben es überſchätzt, weil es mehr der modernen Philoſophie als der alten Kirche zuneigt.

Konrad von Würzburg ſchrieb das Gedicht von Wirnt von Grafenberg (Beneckes Ausgabe des Wigalois 1819. Hagens Geſammtabentheuer Nr. 70). Wirnt war ſelbſt ein Dichter und zwar Verfaſſer des Wigalois.

Wirnt, ein ſchöner und trefflicher Ritter, aber zu weltlich geſinnt, erblickt einmal ein wunderſchönes Weib und erfährt von ihr, daß ſie „die Welt“ ſey. Damit dreht ſie ſich um und zeigt ihm ihre Rückſeite voll Verweſung und Gewürm. Da bekehrt er ſich und zieht ins h. Land.

Konrad von Würzburg ſchrieb auch ſchon eine ſehr merkwürdige „Klage der Kunſt“, abgedruckt im Muſeum der altd. Lit. u. Kunſt I. 62 f.

Die Kunſt, arm und in zerriſſenen Kleidern, klagt die „falſche Milde“ an, welche die Menſchen bewege, ſchlechten Dichtern nachzulaufen und die guten darüber zu vernachläſſigen. Nachdem alle Tugenden für die Kunſt als Zeugen aufgetreten, ſpricht die Beſcheidenheit das von der vorſitzenden Gerechtigkeit beſtätigte Urtheil, daß, wer künftig aus falſcher Milde die ſchlechte und gemeine Kunſt der guten und edeln vorziehe, von allen Tugenden verlaſſen ſeyn ſoll.

Wernher von Elmendorfs Tugendlehre (abgedr. in Haupt Zeitſchr. V. 284 f.) iſt ganz ohne Poeſie.

Vridanks Beſcheidenheit, von W. Grimm herausgegeben, gehört zu den berühmteſten und wirklich beſten Lehrgedichten des Mittelalters. Daß es nicht von Walther von der Vogelweide herrührt, wie Grimm gemeint, hat Pfeiffer nachgewieſen. Verfaſſer iſt einer, der wirklich Vridank hieß und der nur gute Sprüche ſammelte, worunter auch ſolche von

Walther vorkommen. Es iſt eine Sammlung von zahlreichen gereimten Lehren und ſinnigen Gedanken.

König Tyrol von Schotten gibt ſeinem Sohn Friedebrand erſt Räthſel auf und knüpft daran eine Reihe weiſer Lehren. Berühmtes Lehrgedicht aus dem 14. Jahrhundert (Haupt Zeitſchr. I. 7). — Der Windsbeke ertheilt ſeinem Sohn die löblichſten Sittenlehren; die Windsbekin, eine Nachahmung, desgleichen ihre Tochter (Benecke, Beitr. II. 455, beſondere Ausgabe von Haupt 1845). — Lehren an einen Jüngling ſchrieb auch Konrad von Haslau (Haupt Zeitſchr. VIII. 550 f.). — Ueber ein noch ungedrucktes niederdeutſches Lehrgedicht vom Pfaffen Kolemann aus dem 13. Jahrhundert „der Kaland" gab die erſten Nachrichten Schatz in einem Halberſtädter Schulprogramm 1851. Das Gedicht iſt ohne poetiſche Bedeutung.

Der kleine Lucidarius oder „Lichtgeber" des Oeſterreichers Seifried Helmbrecht aus dem 13. Jahrhundert, edirt von Karajan in Haupts Zeitſchr. IV. 1 f., enthält eine Reihe von Lehrgedichten. Ein alter Ritter belehrt darin einen jungen Knecht geſprächsweiſe und klagt über die Verdorbenheit in allen Ständen. —

Der Stricker, ein öſterreichiſcher Dichter des 13. Jahrhunderts, ſchrieb über vielerlei (eine Umarbeitung des Rolandsliedes, des Daniel von Blumenthal, den Pfaffen Amis, Fabeln, Schwänke), auch lehrhafte Sachen von der Frauenehre, von der Freude (die ihm fehlt), von den ſchlechten Zeiten (unter dem Titel der „Klage"). Vgl. Hahn, kleine Gedichte des Stricker, 1839. Haupt Zeitſchr. VII. 478. Den Amis will ich erſt ſpäter in Verbindung mit andern Pfaffenſchwänken beſprechen, von den kleinen Erzählungen und Beiſpielen nur Einiges hier auszeichnen.

Ein reicher König träumt, daß ihn ein armer König beleidige, und fordert Genugthuung. Der arme führt alle ſeine Vaſallen an ein Waſſer und fordert den reichen auf, die im Waſſerſpiegel befindlichen Scheinbilder ſeiner Vaſallen in Haft zu nehmen, eine Scheinſühne für die Scheinbeleidigung. — Am Martinsabend trinkt ſich ein reicher Bauer dem Heiligen zu Ehren toll und voll. Da kommt ein Dieb zu ihm herein, ſagt, er ſey der h. Martin und wolle ihm derweil Haus und Stall und Scheuer bewachen, damit er ruhig forttrinken könne. Der Bauer thut es und der Dieb räumt alles aus.

Die Warnung, ein Lehrgedicht aus einer Wiener Handſchrift mitgetheilt in Haupts Zeitſchr. I. 438 f., enthält Mahnungen nicht blos

an die Sünder, wie es im Eingang heißt, sondern auch Lebensregeln von den Vorurtheilen, falschen Lehrbegriffen, eingebildeten Genüssen, von der Eitelkeit und vom schlechten Lohne dieser Welt ꝛc. Frömmigkeit paart sich darin mit viel Menschenkenntniß und Erfahrung. — Der Spiegel des Regiments von Johann von Morszheim, herausg. von Gödeke 1856, ist gegen die Hofleute und ihre Untreue gerichtet. Zwei Gedichte des Tanhäusers handelten von der Hof- und Tischzucht, dazu gab es einen Ritterspiegel (Kopp, Bilder und Schriften I. 3 f.), Lehren für die Fürsten ꝛc., alle verzeichnet bei Wackernagel S. 289.

Der Renner von Hugo von Trimberg, einem Schulmeister in Bamberg, ums Jahr 1300 geschrieben, heißt so, weil er „rennen soll durch alle Land", und ist eine Sammlung, bestehend aus allerlei lehrreichen und kuriosen, ernsthaften und scherzhaften Legenden, Controversen und Fabeln, man könnte ihn den didaktischen Hans Sachs, so wie Hans Sachs den dramatischen Renner nennen. Obgleich fast um drei Jahrhunderte älter als Hans Sachs, theilte doch Hugo von Trimberg mit demselben die Vorliebe für das Mannichfaltige, die Lust, unaufhörlich neue und verschiedene, seltsame und abwechselnde Bilder in den Teppich der Sprache zu weben. Und auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie überall moralische Nutzanwendungen anknüpfen, welche die Ehrlichkeit der Zeit charakterisiren, obgleich uns jetzt gerade diese Partien am langweiligsten vorkommen.

Sein Ton ist durchgängig, auch bei ernsthaften Gegenständen, heiter und von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, z. B.

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Mädchen sonderbar,
Die zu ihren Tagen kommen sind,
Die Wahl macht ihnen das Herze blind,
Die Augen zeigen ihnen den Weg,
Von den Augen geht ein Steg
Zu dem Herzen nicht gar lang
Auf dem steiget mancher Gedank
Wen sie nehmen sollen, oder nicht,
O weh ꝛc.

Da finden wir allgemeine Satiren auf die Geschlechter, die Stände, die Menschen überhaupt gepaart mit biblischen Geschichten, mit einer

Menge Thierfabeln, mit Weisheitslehren aller Art, mit geistlichen, politischen, sittlichen Ermahnungen und selbst mit literarischen Notizen.

Noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schrieb **Konrad von Ammenhausen** sein **Schachzabelbuch**, nach einer lateinischen Quelle, aber frei und mit viel politischer Nutzanwendung. Die Schachfiguren bedeuten die verschiedenen Stände und über jeden weiß er pikante Dinge zu sagen, Beispiele aus der Geschichte, Schwänke und satirische Bemerkungen.

Heinrich der Teichner lebte zu Wien; im 14. Jahrhundert ein äußerst langweiliger Sittenprediger. Ueber ihn schrieb Karajan, Wien 1855.

Peter Suchenwirt, ein österreichischer Dichter und Freund der Teichner, dessen Werke von Primisser 1827 herausgegeben wurden, besang die Freuden der Maria, vorzugsweise Meister in Allegorien. Besser als seine Streitreden (zwischen Ehre und Minne, Stätigkeit und Frau Venus ꝛc.) sind die kleinen Erzählungen, z. B. von einem durch die ganze Welt umgewanderten Pfenning; von dem unsichtbar machenden Ring, den Frau Abentheuer an der Hand hat, und durch den sie in alle Heimlichkeiten eindringt; vom Schlaf der Minne, während dessen die Ritterschaft gänzlich entartet ꝛc. Seine zahlreichsten Schriften aber sind Lobgedichte auf die Fürsten und Ritter seiner Zeit, seine Gönner und Freunde. Alle diese Lobgedichte haben einen historischen Hintergrund, sind aber langweilig. Dasselbe gilt von **Martin Behaim**, der als armer Teufel bei den großen Herrn herumbettelt und sie dann in der Manier des Suchenwirt lobt. Vor allen den wilden Pfälzer Friedrich, der ihn in Heidelberg aufnahm und den er dafür über den großen Alexander pries. Nur wenn er hungerte, schrieb er auch gegen Fürsten und Adel Hohnlieder. Sein Gedicht vom Wiener Aufruhr gegen Friedrich III. gab Karajan 1843 heraus.

Vintler's Blume der Tugend, gedruckt zu Augsburg 1486 und handschriftlich in Gotha, ist die Uebersetzung der fiori di virtu, eines 1320 in Italien geschriebenen Werks (vgl. Haupts Zeitschr. IX. 86 und X. 255 f.), aber mit originellen Einschaltungen. Der Text handelt von der Tugend, die Einschaltungen enthalten Gebete, eine gute Beschreibung von allerlei Aberglauben der Zeit, Klagen über die Corruption in allen Ständen, über das Altwerden, über den Geiz, Anweisungen zur Redekunst, bunt durcheinander, endlich noch die Schilderung des Weltendes.

Unter den Lehrgedichten nehmen die Wettſtreite einen großen Raum ein. Sie gehen wohl von den Oſter- und Maiſpielen aus, in denen Winter und Sommer mit einander kämpfen. Es ſind ferner Wettſtreite des Geiſtes, Räthſelkämpfe, wie ſchon in der altnordiſchen Edda. Später wurde alles Mögliche in dieſe Arena hineingezogen. So ſtritt das alte und neue Teſtament, die alte und neue Minne, die Stete und Unſtete (Treue und Untreue), Minne und Ehre, Herz und Mund, Frau und Jungfrau, Mann und Weib, Wein und Minne, ſtritten die Altersſtufen, die Temperamente, die Berufsarten und Stände je um ihren Vorzug.

Einen Streit der Minne mit dem Pfenning (Liebe und Geld) dichtete **Suchenſinn** im 15. Jahrhundert, wie auch ein Minnegericht.

„Der Mägde Kranz" des **Heinrich Muglin** aus dem 14. Jahrhundert läßt vor dem Throne Kaiſers Karl IV. zwölf Damen ſtreiten, welche Perſonificationen der Wiſſenſchaften und Künſte ſind. Die Theologie erhält den Preis. Dann ziehen die Damen noch in das Reich der Natur, begleitet von der Zucht, damit zuletzt Natur und Geiſt wetteifernd dem Kaiſer huldigen können.

Von **Hermann von Sachſenheim**, der in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Conſtanz lebte, haben wir einige nicht geiſtloſe Allegorien. Am berühmteſten iſt ſeine „Mörin", ſeit 1512 öfter gedruckt.

Der Dichter geräth unter die Elben und wird von ihnen gebunden in den Venusberg geführt, wo Frau Venus auf einem Elephanten thronend, über ihn Gericht hält, weil er an Frauen Untreue begangen und mehrere zugleich geliebt hat. Anklägerin iſt die ſchwarze Brunhild, die auf einem Einhorn (Sinnbild der Jungfräulichkeit) reitet, ſein Vertheidiger dagegen der treue Eckhart, der ihm auch durchhilft, ſo daß Frau Venus ihn endlich entläßt. In dieſer Allegorie iſt alles verkehrt aufgefaßt, aber abſichtlich, aus Ironie. Frau Venus, die eigentlich die allgemeinſte Buhlerei begünſtigen ſollte, will die Solide ſpielen. Der treue Eckhart, der eigentlich die Treue vertheidigen ſollte vertheidigt die Untreue, und die ſchwarze Mohrin, die das böſe Prinzip ſeyn ſollte, erſcheint hier als das gute. Was den Namen betrifft, ſo mag der Dichter wohl an die böſe Brunhild gedacht haben.

Noch witziger iſt des „Spiegels Abentheuer" von demſelben (abgedruckt in Holland und Keller, Altſwert, 129 f.)

Die Treue will in Schwaben Tribut erheben und bekommt nichts. Da tröſtet ſie der Dichter, in ſeinem Herzen allein ſey ſo viel Treue, daß man 1000 Elephanten damit beladen könne. Aber in einem Spiegel ſieht er ein

schönes Weib und vergißt augenblicklich die Treue, bis er erkundet, die Schöne sey durch und durch boshaft, und reuig an seine Frau zurückdenkt.

Derselbe Dichter hat noch einen andern „Spiegel" gedichtet, in dem Jeder die Wahrheit sieht. Unbedeutend ist die Liebesklage im „Schleiertüchlein". Witzig und ganz im Geist des Don Quichote die hochtrabende Anrede eines Greises im alten Minnestyl an eine gemeine Grasmagd. — Damit verwandt sind die Gedichte Meister Altschwerts (1850 von Keller und Holland herausgegeben): der Schatz, worin er eine von 12 Tugenden gefertigte Krone beschreibt, die er seiner Geliebten schenken soll, von der aber eine Zinke abfällt, somit die Trägerin eine Tugend weniger hat; das „alte Schwert" (woher wohl sein Name) und ein paar andre kleinere alleg. Erzählungen.

Merkwürdig ist ein von Grieshaber (Sprachdenkmale 1842) herausgegebener „geistlicher Vogelgesang", worin eine Anzahl Vögel charakterisirt werden.

Der Adler bedeutet das Reich, die Amsel den Mönchsstand, weil sie nichts thut, als zu Gottes Ehre singen, die Bachstelze schlägt mit ihrem Schwanze den Tact zum Concert der Vögel, die Eule und der Kukuk werden von allen gehaßt, der Fink sagt Jedem die Wahrheit, schilt den Spatz einen Dieb, kündigt das Wetter an; der Gimpel, lieber Leser oder Zuhörer, der nistet bei dir selber, den thust du täglich nähren. Der Staar lernt alles und wäscht oft seine Hosen, doch werden sie nicht weiß. Die Wachtel glaubt ihr Gespons zu hören, da ist es der Jäger, der den Liebeston nur nachgeäfft, und fängt sie. So macht es der Teufel mit den Menschen, die sich von Minne zu viel locken lassen. Der Wiedehopf stolzirt prächtig einher mit einer Krone und ist doch nur ein gemeiner Gesell ꝛc.

In Graffs Diutiska I. 77 geben 25 Vögel, in Ettmüllers Witzlaw S. 64 85 Vögel und auch andere Thiere einem Könige Rath, wieder jeder seinem Naturell gemäß, das erste Gedicht schließt der Kukuk, das zweite der Fuchs.

Ein eigenthümlicher poetischer Hauch liegt über der Symbolik der Gestirne, Steine, Pflanzen und Thiere im Mittelalter. Vieles davon ist offenbar aus den Alten entlehnt, z. B. in den Uebersetzungen des Physiologus, es mischen sich aber darunter auch viele Züge aus dem alten deutschen Heidenthum bis auf die Namen der Thiere und Pflanzen, die sich auf die alten Gottheiten beziehen, worüber Grimms D. Mythologie zu

Im Großherzogthum Baden war ſchon 1825 zu Karlsruhe eine polytechniſche Lehranſtalt gegründet worden, die eine Vorbereitungsſchule, zwei mathematiſche Klaſſen und eine Gewerbeklaſſe mit einer kommerziellen und einer techniſchen Abtheilung, ſodann eine niedere Baufachſchule und eine Schule für Straßen- und Waſſerbau in ſich vereinigte. 1832 erhielt ſie eine große Umgeſtaltung und Erweiterung. Als Zweck derſelben wird angegeben: das Bedürfniß einer wiſſenſchaftlichen Bildung für den höheren Gewerbsſtand zu befriedigen, auf die techniſchen Fächer des Staatsdienſtes vorzubereiten, als Pflanzſchule tüchtiger Lehrer für die niederen Gewerbsſchulen zu dienen, und zugleich eine den künftigen Lebensverhältniſſen der Zöglinge angemeſſene höhere allgemeine Bildung zu vermitteln. Die Baſis des Unterrichts ſollen die Naturwiſſenſchaften, die Mathematik und die zeichnenden Künſte bilden. Sie hat eine Vorbereitungsanſtalt in der ſogenannten Realſchule für Solche, welche die erforderlichen Kenntniſſe zum Beſuch der polytechniſchen Schule nicht anderweit erlangt haben. Dieſe Realſchule nimmt ihre Schüler nach dem vollendeten 13ten Lebensjahre auf, fordert einige Kenntniß der Grammatik, einige Fertigkeit im ſchriftlichen Ausdruck und im Diktirtſchreiben der deutſchen, und die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache, und lehrt in der unteren (erſten) Klaſſe: Religion, deutſche und franzöſiſche Sprache, Arithmetik, Anfangsgründe der Geometrie und freie Handzeichnung; in der oberen (zweiten) Klaſſe: Religion, deutſche und franzöſiſche Sprache, Arithmetik, Geometrie, populäre Mechanik, einige Sätze aus der Naturlehre, Weltgeſchichte, das Mineral- und Pflanzenreich aus der Naturgeſchichte, freie Handzeichnung, gebundenes Zeichnen, Kalligraphie. In die polytechniſche Schule treten die Zöglinge erſt mit zurückgelegten 15ten Jahre ein, und man verlangt als Vorkenntniſſe: die gemeine Arithmetik mit Rechenfertigkeit, die Lehre von der Congruenz und Aehnlichkeit der Dreiecke mit Beweisführung, die Grundbegriffe der Stereometrie, einige Uebungen im Gebrauche des Zirkels, des Lineals und der Reißfeder. Nun bilden die Grundlage der Anſtalt die beiden mathematiſchen Klaſſen. Die untere (erſte) lehrt in einjährigem Kurſe Arithmetik, Algebra, Geometrie und ebene Trigonometrie, geometriſches Zeichnen, freies Handzeichnen, Franzöſiſch, Weltgeſchichte, allgemeine Naturgeſchichte.

vergleichen iſt. Anderes iſt wahrſcheinlich ſpätere und freie Dichtung einer Zeit, die ſchon die Sinnbilder überall anzubringen liebte, im 14. Jahrhundert. Ein langes Gedicht von der Natur und Kraft der Edelſteine in einer Dresdner Handſchrift, iſt im Muſeum für altd. Lit. II. 55 f. abgedruckt. Der ſ. g. König vom Odenwald in einer Würzburger Handſchrift erörtert den Nutzen der Thiere. Konrad von Megenberg in ſeinem aus dem Lateiniſchen überſetzten Proſabuch von der Natur enthält, wie die ſpätern Kräuterbücher mitten unter antiken Citaten doch viel poetiſchen Aberglauben heimathlichen Urſprungs und ſinnige Vergleichungen.

Uralt iſt wohl die Blumenſprache in der deutſchen Poeſie. Davon zeugen die alten heidniſchen Namen der Kräuter und Blumen. Davon die tief im Bewußtſeyn des Volks lebende Bedeutung der Roſe, der Lilie, des Veilchens ꝛc. Eine altdeutſche Symbolik der Blumen kommt in Verſen vor in der Häzlerin Liederbuch II. Nr. 22, in Proſa bei Grimm, altd. Wälder I. 131.

Unter dem Namen „Beiſpiel“ kam auch die antike Thierfabel ſchon früh im Mittelalter in Gebrauch, wobei ausdrücklich Aeſop überſetzt und nachgeahmt wurde. Ich kann mich hier auf dieſe von fremdher gebrachten Fabeln nicht einlaſſen, jedoch iſt zu bemerken, daß gewöhnlich unter den Thierfabeln auch originelle Schwänke von Menſchen vorkommen, und daß ſelbſt unter den erſteren viele ihre deutſche Originalität durch reizende Naivetät verrathen. Ausſchließliche Fabelbücher ſind Boners Edelſtein und die Sammlung des Gerhart von Minden (im Auszug von Wiggert edirt, Magdeb. 1836), viele ſtehen auch im Stricker, in der Coloczaer, in einer Würzburger und Wiener Handſchrift. Aus der letztern haben die Grimm, altd. Wälder III. 167 f. ziemlich viel abgedruckt, weitere wurden von Pfeiffer in Haupts Zeitſchr. VII. 318 f. nachgetragen.

Ulrich Boner, Predigermönch zu Bern in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts, benutzte den Aeſop und andere ältere Fabelſammlungen. Schon Leſſing unterſuchte ſeine Quellen. Boners Fabeln waren ſehr beliebt und wurden ſchon 1461 gedruckt, die beſte neue Ausgabe iſt die von Pfeiffer 1844. Einige ſeiner Fabeln mögen hier ſtehen:

Der Hahn wirft den Edelſtein weg, weil es kein Haberkorn iſt. Der Wolf

wirft dem unterhalb am Bache trinkenden Schaf vor, es trübe ihm das Waſſer. Der Hund läßt das Fleiſch fallen, um nach dem vergrößerten Bild deſſelben im Waſſerſpiegel zu ſchnappen. Die trächtige Hündin, von einem Hund in ſeine Hütte aufgenommen, wirft Junge und vertreibt mit deren Hülfe den Eigenthümer der Hütte. Der Fuchs, dem der Adler die Jungen geraubt, ſteckt das Neſt des Adlers in Brand. Die Maus, wenn auch noch ſo ſchwach, rettet doch einen Löwen, indem ſie das Netz zernagt, darin er verſtrickt lag. Die Schwalbe warnt ihre Jungen vor dem Hanfſamen, weil man Stricke daraus macht. Die Frösche wollen durchaus einen König haben und bekommen den Storch. Der Froſch will ein Ochſe ſeyn, bläst ſich auf und zerplatzt. Der Hirſch bewundert ſein Geweih im Waſſerſpiegel und bleibt nachher damit an Zweigen hängen. Der magere Wolf beneidet den fetten Hund nur ſo lange, bis er die Spur des Halsbandes an ihm ſieht. Der alte Krebs tadelt den jungen, weil er rückwärts geht. Die Mäuſe wollen der Katze die Schelle nicht anhängen. — Zwei Geſellen wandern, ein Bär kommt, der eine rettet ſich auf einen Baum und läßt den andern im Stich, der ſich todt ſtellt. Was hat dir der Bär ins Ohr geſagt? fragt nachher der auf dem Baum: traue keinem Freunde, erwiedert jener. — Das Brod ſoll dem von dreien gehören, der am beſten träumen wird. Der dritte bleibt wach und ißt das Brod, indeß die andern ſchlafen. — Der Lahme ſoll auf einer Brücke einen Pfenning zahlen und proteſtirt. Da bemerkt man, er ſey auch einäugig und nun muß er zwei Pfenning zahlen. — Der thönerne Hafen will mit dem eiſernen nicht auf dem Waſſer zuſammenſchwimmen. Einer hat eine Gans, die goldene Eier legt, will das Gold auf einmal haben und ſchlachtet ſie. Im Sturm bricht die Eiche, das Schilf erhebt ſich wieder. Drei Brüder haben einen Eſel zuſammen, jeder glaubt, der andere futtere ihn, bis er verhungert.

Beſonders bemerkenswerth unter Boners Fabeln iſt: „der Müller und der Eſel".

Ein Müller reitet auf ſeinem Eſel aus, ſein Sohn läuft nebenher. Da ſchelten die Leute, daß er das arme Kind laufen laſſe. Nun ſteigt er ab und läßt das Kind aufſitzen. Da ſchelten die Leute, was für ein Narr er ſey, daß er nicht ſelber reite. Er ſetzt ſich nun mit hinauf. Da ſchelten die Leute, er erdrücke den armen Eſel. Nun ſteigen beide ab und tragen den Eſel, da ſchelten die Leute noch viel mehr. So konnte ers keinem recht machen.

Dieſe berühmte Fabel kommt zuerſt vor außer bei Boner noch in Laßbergs Liederſaal III. 143. Dann in Poggii facetiis im 15. Jahrhundert, der ausdrücklich bemerkt, er habe ſie aus einer deutſchen Quelle geſchöpft. Ferner in Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 493, in Camerarii Fabeln vom Jahr 1564. Später in Lafontaines Fabeln und

in die meiſten Fabelbücher für Kinder übertragen. Eſchenburg unterſuchte die Quelle dieſer Fabeln im Neuen Lit. Anzeiger 1807, Nr. 29, konnte ſie aber nicht weiter als bis zu Boner verfolgen, der ſeinerſeits zum Theil ältere lateiniſche Quellen benützt, ohne daß von dieſer Fabel eine ältere Form gefunden wäre.

Ebenſo alterthümlich und gewiß echt deutſch iſt die „Nachtigall", in Laßbergs Liederſaal II. Nr. 167. Auch in Boners Edelſtein, 92. Hans Sachs I. 321.

Ein Jäger fängt eine Nachtigall, ſie will ihm drei wichtige Lehren ertheilen, wenn er ſie losläßt. Dann ſagt ſie ihm: „er ſolle nie Verlorenes beklagen, nie Unerreichbares verlangen, nie Unmögliches glauben" und fliegt fort. Kaum iſt ſie frei, ſo ſpottet ſie ſeiner, daß er ſie losgelaſſen habe, da ſie einen fauſtgroßen koſtbaren Edelſtein in ſich berge. Nun klagt er bitterlich und ſtellt ihr aufs neue nach. Aber ſie fliegt weiter fort und erinnert ihn, daß er ihre drei Lehren ſchon vergeſſen habe, über Verlorenes klage, Unerreichbares wolle und an den fauſtgroßen Stein glaube, der in ihrem kleinen Leibe ja unmöglich Platz habe.

Fabeln, in denen der deutſche Humor in köſtlicher Naivetät hervortritt:

Einsmals in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigal
Thäten eine Wette anſchlagen ꝛc.

wer am beſten ſingen könne. Der Eſel entſcheidet zu Gunſten des Kukuks (Doctn, Miſc. I. 284).

Eines der ſpäteſten und älteſten Beiſpiele iſt das von der großen Rübe:

Einem armen Mann wuchs auf ſeinem Aeckerchen eine ungeheuer große Rübe, die er dem König zum Geſchenk brachte. Der König belohnte ihn reichlich. Als das des armen Mannes reicher Bruder hörte, machte er dem König ſchöne Pferde zum Geſchenk, in der Hoffnung, dafür noch reichlicher belohnt zu werden, bekam aber nichts dafür, als eben dieſelbe ſeltene Rübe, die der König von ſeinem Bruder hatte. Aus dem lat. Gedicht Raparius in einer Straßburger und Wiener Handſchrift in Grimms Märchen Nr. 146. Vgl. auch Mone, Anz. VIII. 561 f. und Wolf, deutſche Märchen Nr. 287.

6.

Helden- und Liebesromane.

Ich faſſe hier alle die altdeutſchen Dichtungen zuſammen, die, außerhalb des Artuskreiſes wie auch des kerlingiſchen gehalten, intereſſante Helden- und Liebesbegebenheiten erzählen.

Eins der merkwürdigſten Gedichte in lateiniſcher Sprache und leoniniſchen Verſen (gereimten Hexametern) von einem unbekannten Mönch in Tegernſee (man vermuthet, er habe Froumund geheißen) im 10. Jahrhundert geſchrieben, iſt leider nur in wenigen Fragmenten der wahrſcheinlich vom Verfaſſer ſelbſt herrührenden Pergamenthandſchrift erhalten. Herausgegeben in J. Grimm und A. Schmellers lat. Gedichten, 1838 S. 127 f. Schmeller hat in Haupts Zeitſchr. I. 401 noch ein Paar kleine Bruchſtücke hinzugefügt.

Ruodlieb iſt Dienſtmann einiger großer Herrn, leiſtet alles für ſie, bekommt aber keinen Lohn, verläßt daher ſeine alte Mutter und verſucht, von einem treuen Knappen und Hunde begleitet, anderswo ſein Glück. Ein Waidmann geſellt ſich zu ihm und bringt ihn zu einem großen König in Afrika. In deſſen Dienſt zeichnet er ſich durch ſeine Jäger- und Fiſcherkünſte aus, dann durch die Gefangennehmung eines Grafen, der im Dienſt eines benachbarten kleinen Königs einen Raubzug ins Land unternommen, aus Anlaß eines bei einem Jahrmarkt ausgebrochenen Tumultes und Mordes. Ruodlieb, der Sieger, wird vom großen König an den Hof des kleinen geſchickt, den Frieden und eine Zuſammenkunft beider Könige zu vermitteln, welche zu Stande kommt und bei der die Gefangenen ausgewechſelt werden. Am Hof des kleinen Königs gewinnt Ruodlieb wieder kunſtreich im Schachſpiel dem König und ſeinen Hofleuten alles ab. Nachdem er heimgekehrt, ruft ihn ein Brief ſeiner alten Mutter und die Noth ſeiner alten Herren ab, die ihn um Hülfe bitten gegen ihre Feinde. Er nimmt vom großen König Abſchied, der ihm zwei Brode mitgibt, von denen er eins erſt bei ſeiner Mutter und das zweite erſt an ſeiner Hochzeit anſchneiden ſolle. Beide ſind nur wie Brod angemalt, aber zuſammengelegte ſilberne Schüſſeln voll Gold und Schmuck. Dazu gibt ihm der große König zwölf goldene Lehren, er ſolle keinem Rothkopf trauen, nie um den Schmutz des Weges zu vermeiden über die Saat reiten, nie bei einem alten Mann übernachten, der ein junges Weib hat, dem Nachbar keine trächtige Stutte lehnen zum ackern, Verwandte nicht oft beſuchen, mit keiner Magd vertraut werden, wenn ſie auch noch ſo ſchön wäre, ſich bei der Brautwahl

von der Mutter nicht einreden laſſen und die Frau ſelbſt nicht alles wiſſen laſſen, jede Nacht über Nacht verſchieben, nie mit ſeinem Herrn ſtreiten, und bei keiner Kirche vorbeireiten, ohne darin zu beten. Alle dieſe Lehren kommen nun im Verlauf der Geſchichte in Anwendung, leider aber iſt das Gedicht ſo lückenhaft, daß wir nicht alle wiederfinden. Zuerſt geſellt ſich ein Rothkopf zu ihm, mit dem er viel Noth ausſteht, indem derſelbe im Hauſe eines alten Mannes deſſen junges Weib verführt und den Alten ſelbſt erſchlägt. Der Ausgang fehlt. Weiter folgt lückenhaft eine reizende Idylle, wie Ruodlieb einem glücklichen Liebespaare beim Tanze zur Harfe ſpielt.

Bei ſeiner Mutter angekommen, empfängt ihn zuerſt deren Dohle, die ſeinen Namen ſprechen gelernt hat. Dann ſieht er die alte Mutter wieder und will das erſte Brod anſchneiden. Das Meſſer ſtockt, er entdeckt den Schatz und dankt dem gütigen König. Sodann wohnt Ruodlieb der Vermählung ſeines Neffen mit einer edeln Jungfrau bei, wodurch er aus den Schlingen einer Buhlerin gerettet wird. Er ſelbſt ſoll nun auch heirathen und ſucht ſich eine beſonders ſchöne und vornehme Dame aus, allein durch Zufall findet er die Bänder, die ihr bei einem gewiſſen Abentheuer mit einem Geiſtlichen entfallen waren und ſchickt ſie ihr. Er will nun eine andere ſuchen, die nicht ſchon einen Liebhaber hat. Seiner Mutter träumt, wie er zwei wilde Eber mit einer Heerde Säue überwinde, dann auf dem Gipfel einer Linde ſitze und eine weiße Taube ihm eine Krone aufs Haupt ſetze und ihn dann küſſe und ſich auf ſeine Hand ſetze. Darauf überwindet Ruodlieb einen Zwerg, der ihm, wenn er ihn freilaſſe, Sieg über die Könige Immunch und Hartunch (Vater und Sohn) und deren ſchöne Erbin Heriburg verheißt. Damit enden die Bruchſtücke.

An andre altdeutſche Dichtungen reiht ſich dieſes wunderbare Lied nur inſofern an, als es in der Wilkinaſaga Cap. 40 von dem Zwerg Alfrikur (Alberich) heißt, er habe ſeinem Vater das Schwert Ekkiſax im Berge entwendet und dem Könige Rogeleif geſchenkt. Die Reiſe in die Verbannung und die Rückkehr zur Mutter erinnert an Herzog Ernſt. Der eigenthümlichſte Reiz des Gedichts liegt in den Genrebildern, in dem idylliſchen Grundcharakter des Ganzen. Der Held ſelbſt iſt ein ſo gemüthlicher Mann der Wirklichkeit, daß man ſich faſt wundert, ihn ſpäter durch die Beziehungen zu dem Zwerge in die Wunderwelt eintreten zu ſehen. Er theilt mit vielen andern Helden altdeutſcher Gedichte die Biederkeit und Treue, aber er ſteht dem gemeinen Leben näher. Bemerkenswerth iſt ſeine Kunſt als Jäger, Fiſcher, Schachſpieler. Er erinnert zuweilen an den erfindungsreichen Dulder Odyſſeus.

Wilhelm von Oeſterreich, von Johann von Würzburg,

aus dem 14. Jahrhundert, handschriftlich in Gotha, im Haag und a. a. O. Vgl. Haupt, Zeitschr. I. 214.

Herzog Lupold von Oesterreich unternimmt in hohen Jahren noch eine Bettfahrt, um ein Kind zu bekommen. Mit Erfolg, denn ihm wird noch ein Sohn, Wilhelm, geboren. Der Heidenfürst Agrant, der sich freiwillig und aus gleichem Grunde der Bettfahrt angeschlossen, bekommt am gleichen Tage eine Tochter, Aglie. Wilhelm wird schon als Knabe von Sehnsucht fortgetrieben, denn alle Nacht zeigt ihm die Minne Aglies Bild. Er besteigt ein Schiff, fährt die Donau hinab, kommt ins Meer und geht in einen Wald, der auf einem Wallfisch wächst, als der Fisch mit ihm davonschwimmt und ihn an Agrants Küsten bringt, wo er unter dem Namen Rial am Hofe mit Aglie zugleich erzogen wird. Beide Kinder lieben sich aufs zärtlichste. Agrant belauscht ihr Gespräch und trennt sie, aber die Minne lehrt sie, sich in einem Balle Briefe zuzusenden. König Walwan wirbt um Aglie und schon ist die Hochzeit bereitet, als König Marroch in Walwans Reich einfällt. Nun muß alles in den Krieg, auch Wilhelm, der in einem Zauberwalde bei Smyrna einen Bracken findet und behält. Dieser Hund aber kennt aller Abentheuer Fährte und führt ihn sicher. Nach wunderlichen Abentheuern im Kaukasus findet Wilhelm einen Gönner an König Melchinor, hilft ihm nun seinen Nebenbuhler Walwan bezwingen, tödtet ihn und nimmt Agrant gefangen, kann aber dessen Tochter Aglie (mit der er durch einen Falken im Briefwechsel geblieben ist) dennoch nicht gewinnen, weil sie Melchinors Sohn Wildo verlobt wird. Auch diesen tödtet Wilhelm in einer Verkleidung, wird aber gefangen und soll eben hingerichtet werden, als Parklise, eine Jungfrau, auf einem Greise reitend, aus der Luft herabkommt und von ihm verlangt, er solle ihre Frau, die Königin Crispine, aus der Gewalt des Teufels erlösen, weil sie Kunde erhalten, er sey der tapferste. Wilhelm wird nun wirklich losgebunden und befreit Crispine, die ihm ihre Hand anbietet. Aber er bleibt Aglie treu, und Crispine bemüht sich nun selbst, ihm Aglies Hand zu verschaffen. Wilhelm verkleidet sich als Sultan, um Aglies Treue zu prüfen. Als ihm ihre Hand zugesichert ist, will sie durchaus nichts von dem Sultan wissen, bis er sich ihr zu erkennen gibt und sie nun von Abscheu und Wuth zum süßesten Entzücken übergeht. Sie läßt sich taufen und lebt in Crispines Schutz, während ihr Vater alle Heiden zur Rache aufbietet. Das veranlaßt einen großen Kreuzzug, an dem auch Lupold Theil nimmt. Die Heiden werden geschlagen, Agrant läßt sich endlich taufen und übergibt sein Land dem Wilhelm. Dieser edle Held selber aber wird, nachdem ihm Aglie einen Sohn geboren, auf der Jagd von den Heiden überfallen und erschlagen. Aglie stirbt vor Gram.

Auch die drei Dichtungen des Bertold von Holle aus dem 13. Jahrhundert, Crane, Darisant und Demantine, aus französischen Quellen,

gehören, so viel man sie kennt, diesen abentheuerlichen Ausgeburten ritterlicher Phantasie an. Bartsch (Berth. von Holle 1858) hat die noch erhaltenen Bruchstücke gesammelt. In denen von Crane allein ist einiger Zusammenhang. Crane (Kranich) wird der Ungarkönig Gajot genannt, der am Hofe des Kaisers dessen Tochter Acheloyde gewinnt.

Grimm vermuthet einen Zusammenhang dieses Gedichts mit dem gleichfalls nur in Bruchstücken erhaltenen Grafen Rudolyh, einem Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, dessen geschichtlichen Inhalt Sybel in Haupts Zeitschr. II. 235 näher zu beleuchten versucht hat. Es ist von W. Grimm 1844 herausgegeben.

Der junge deutsche Held, Graf Rudolf von Arras, hört von dem Leiden der Christenheit im Morgenlande und rüstet sich mit großer Macht, ins heilige Land zu ziehen. Er hilft Askalon belagern, ohne es erobern zu können, kommt in Verbindung mit Heiden und in Händel mit dem christlichen König von Jerusalem, entflieht diesem und dient den Heiden. Da gewinnt er das Herz der schönen Königstochter von Aleppo (Tochter des Königs Halap), die um seinetwillen ihr väterliches Reich verläßt. Er wird vom König von Jerusalem gefangen und hart mißhandelt, entkommt aber nach Konstantinopel, wo er seine geliebte Prinzessin findet, die sich taufen läßt. Auf der Weiterreise verliert er seinen treuesten Freund durch Räuber. Der Ausgang der Dichtung bleibt unbekannt. Sie ist aber sehr beachtenswerth, weil sie die damaligen Zustände und Stimmungen im heiligen Lande so treulich ausdrückt, und alles schlicht und einfach, aber nicht ohne frische Lebendigkeit erzählt.

Wilhelm von Orleans, des Rudolf von Ems, in mehreren Handschriften zu Cassel, Wien, Heidelberg ꝛc. Haupt, Zeitschr. I. 209. 216. Büsching Grundriß S. 192, noch ungedruckt, Auszug in Mone's Anzeiger 1835 S. 27. Nach französischer Quelle bearbeitet.

Wilhelm von Orleans wird in einer Fehde mit Herzog Josrit von Brabant erschlagen, seine Gattin Blie stirbt vor Leid, ihr Sohn Wilhelm wird von Josrit erzogen. Noch als Knabe kommt er zu König Reinher von England, wird mit dessen Tochter Amalie erzogen und liebt sie. Sie soll einen andern heirathen. Er entführt sie, wird eingeholt und nach tapferer Gegenwehr gefangen und muß geloben, nie mehr nach England zu kommen, den Splitter in seiner Wunde stecken zu lassen und nicht zu reden, bis Amalie es ihm erlaube. Wilhelm verrichtet im Ausland große Thaten. Eine Königstochter zieht ihm den Splitter aus. Als stummer Ritter weltberühmt wird er endlich mit dem König von England ausgesöhnt und heirathet Amalie.

Eraclius, Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, nach einem französischen Original des Gautier von Arras frei bearbeitet von Meister Otte; beide herausgegeben von Maßmann 1842.

Eraclius wird in der Jugend von seinen armen Eltern verkauft, kommt zum Kaiser Phokas, zeichnet sich durch Ehrlichkeit und Verstand aus, wird sein vertrautester Rath und am Ende sein Nachfolger auf dem Thron, besiegt den Perser Chosroes und erobert das heilige Kreuz wieder. Das Gedicht ist hauptsächlich ausgezeichnet durch die Episode von der Kaiserin Athenais, die ihr Gemahl Phokas allzustreng hütet, weshalb sie zu Verbotenem Lust gewinnt und einmal heimlich mit dem schönen Jüngling Paridès zusammenkommt. Indem sie nämlich durch die Stadt geht, wird sie wie von ungefähr aus einem Fenster begossen und muß ins Haus gehen, um sich umzukleiden. Das war aber alles verabredet und der Liebhaber in der Nähe. Eraclius selbst entdeckt das Verbrechen und zeigt es dem Kaiser an, bewegt diesen aber, den Liebenden zu verzeihen, sich von Athenais scheiden zu lassen und sie dem Paridès zu überlassen.

Wittich von Jordan, handschriftlich in Gotha. Jacobs und Ukert, Beiträge I. 136 f. In einer andern ältern Redaction die Heldin oder Alpharius genannt, s. von der Hagen, Gesammtabentheuer. I, 383 f.

Wittich, ein tapferer christlicher Ritter, hört von der Schönheit der Herzogin Libaneth, Gemahlin des Herzog Beliand, beschließt sich ihr zu weihen und sucht ihre Burg auf. Unter derselben lagert er sich mit seinen Mannen. Der Herzog läßt nach seinem Begehr fragen. Er suche Abentheuer, erwiedert er. Da zieht der Herzog heraus und sie turnieren. Beliands Schild zerbricht. die schöne Libaneth glaubt, er sey verwundet, und sprengt zu Roß mit zwölf Jungfrauen ihm zu Hilfe. Ihre Bitten stillen den Kampf, Wittich wird als Gast ehrenvoll in der Burg empfangen. Da fragt ihn einmal Libaneth nach der Dame seines Herzens und er sagt: Die seyd ihr selbst. Sie wird sehr ungehalten, aber er steckt ihr einen Ring an den Finger, schwört, ihr ewig treu zu bleiben und zieht ab. Nun vollbringt er sieben Jahre lang große Heldenthaten; unter andern tödtet er einen ungeheuren Drachen, der einen gefangenen Ritter mit dem Schwanz umwickelt hat. Die Damen bemühen sich um seine Gunst, aber er bleibt gegen alle kalt. Da hört Libaneth von seinen Thaten und von seiner Treue und ihr Herz wird bewegt. Eine alte Amme mischt sich darein und bestellt Wittich heimlich in die Burg. Da läßt ihm Libaneth zum Lohn für seine Treue die Wahl, ob er ihre obere Hälfte bis zum Gürtel, oder die untere haben wolle? die andere Hälfte müsse ihrem Gemahl bleiben. Er wählt den obern, verbietet ihr nun aber, ihren Mann zu küssen, mit ihm zu reden oder nur ihn anzusehen. Da wird Beliand wüthend

und will sie umbringen. Sie flieht zu Wittich, der sie entführt, zum Christenthum bekehrt, taust und heirathet. Beliand rüstet ein Heer, wird aber von Wittich besiegt und gefangen und tröstet sich am Ende mit einer vornehmen und schönen Jungfrau, die man ihm zum Ersatz gibt.

Kaiser Lucius Tochter, abgedruckt in von der Hagens Germania IX. 187 f. — Kaiser Lucius hat eine schöne und witzige Tochter.

Ein edler Ritter fragt sie, was sie dafur verlange, wenn er einmal bei ihr schliefe? Tausend Gulden sagte sie. Er gibt sie ihr und schläft bei ihr, aber sie hat ein Zauberbrieflein im Bett verborgen, davon muß er schlafen bis an den lichten Morgen und hat seinen Zweck verfehlt. Er bietet noch einmal tausend Gulden und es geht ihm wieder so. Da borgt er bei einem Bürger noch einmal tausend Gulden und verbürgt sich, an einem bestimmten Tage die Summe heimzuzahlen, oder der Bürger dürfe ihm so viel er wolle Fleisch aus dem Leibe schneiden. Auch holt der Ritter sich bei einem weisen Meister Rath und erfährt durch ihn den Briefzauber. Als er nun der listigen Königstochter zum drittenmal tausend Gulden gibt, entfernt er heimlich das Brieflein aus dem Bette, bleibt daher wach und überwältigt die Schöne, die anfangs gar sehr erschrocken ist und sich verzweifelt wehrt. Nunmehr aber hat sie Wohlgefallen an dem starken und klugen Ritter und behält ihn heimlich so lange bei sich, daß er des Bürgers ganz vergißt. Dieser klagt ihn an. Der Termin ist versäumt, der Wortlaut des Vertrages klar, der Bürger soll ihm das Fleisch ausschneiden. Da kommt aber die Königstochter verkleidet als Sachwalter ihres Geliebten und rettet ihn, indem sie zur Bedingung macht, der Bürger dürfe des Ritters Blut nicht vergießen, denn thäte er das, so werde er als Mörder bestraft. Da nun der Bürger das Fleisch nicht ohne das Blut haben kann, verliert er seinen Anspruch. Die Dame kehrt heim und gibt sich erst nachher dem Ritter zu erkennen. Ihr Vater billigt ihre Wahl und sie werden ein glückliches Paar. — Die gesta Romana enthalten diesen Stoff zuerst. Zuletzt ist er in Shakespeares Kaufmann von Venedig in der herrlichsten Weise behandelt worden.

Mauritius von Crun, aus der Ambraser Handschrift abgedruckt in von der Hagens Germania IX. 103.

Ritter Mauritius von Crun liebt die schöne, aber schon verheirathete Gräfin Beamunt, mit steter Treue. Sie verspricht ihm endlich ihre Gegengunst, wenn er ein Turnier veranstalten wolle, da sie noch keins gesehen habe. Sogleich entspricht er ihrem Befehl und baut ein großes von Räderwerk und Pferden getriebenes Schiff, mit dem er sammt seinem Gefolge stolz und zum Staunen alles Volks durchs Land zum Turnier fährt. Auf diesem selbst gewinnt er durch seine Heldenkraft den höchsten Preis, wird aber tüchtig

zerhauen und zerstochen. Da läßt er das reiche Schiff zerstücken und verschenkt es, und gelobt Jedem zu geben, was er von ihm verlange, also daß er sich bald bis auf die Unterkleider entblößt sieht. So viel Großmuth besiegt das Herz der Gräfin und sie läßt ihn durch ihre Zofe zu sich bestellen. Da er aber hier gar zu lange auf sie warten muß, schläft er vor Müdigkeit ein. Sie kommt endlich, findet sich durch sein Einschlafen schwer beleidigt und versagt ihm fortan alle Huld. Da kommt er aber ingrimmig wieder und sprengt mit voller Kraft die Thüre ihrer Schlafkammer. Ihr Gatte, der Graf, der kurz vorher einen Menschen zufällig getödtet hat, glaubt in der halbnackten und blutigen Gestalt des Ritters den Todten zu sehen, springt vor Schreck aus dem Bette und stürzt ohnmächtig hin. Mauritius aber legt sich an seine Stelle und sie ergibt sich ihm, denn er ist „der kühnste Mann". Er aber steckte ihr den Ring, den er von ihr empfangen, wieder an den Finger und sagt ihr für immer ab: „wären alle Weiber, wie Ihr seyd, es würde keiner mehr Weibern dienen wollen." Und wirklich zieht er von dannen und kehrt nie mehr zu ihr zurück. Sie aber steht noch oft am Fenster, ihre wohlgethane weiße Hand lehnt sie an ihre Wange, hört dem Gesange der Nachtigallen zu und klagt: ich werde nimmer wieder froh, ach könnte er meinen Kummer sehen!

Athis und Profilias, altfranzösisches Epos aus dem Ende des 12. Jahrhunderts in zwei Handschriften zu Paris, von einem gewissen Alexander verfaßt, bald darauf (ums Jahr 1200) auch in deutschen Reimen bearbeitet, hochdeutsch mit niederdeutsch vermischt. Von dieser deutschen Arbeit sind nur Bruchstücke in Berlin vorhanden, die aus Arnsberg in Westphalen stammen. Herausgegeben von W. Grimm. Berlin 1846. 4.

Der vornehme Römer Evas schickt seinen Sohn Profilias zu seinem Gastfreund Savis in Athen, um ihn dort bilden zu lassen. Hier wird er mit des Savis Sohn Athis innig befreundet. Athis soll die schöne Cardiones heirathen, in die sich Profilias so heftig verliebt, daß er todtkrank wird. Als er endlich dem Freund die Ursache seines Leidens gesteht, in der Hochzeitnacht, ist Athis so großmüthig, unerkannt statt seiner den Freund ins Hochzeitsbett liegen zu lassen. Bald wird die Verwechslung bekannt und wieder gut gemacht durch eine feierliche Vermählung zwischen Profilias und Cardiones, welche hierauf Athen verlassen und nach Rom ziehen. — Athis unterdeß wird von seinem Vater (ohne Angabe des Grundes) verstoßen und elend. Indem er seinen Freund in Rom suchen will, kommt er zu Händeln, wird fälschlich für einen Mörder gehalten und soll verurtheilt werden, als Profilias ihm begegnet, der sich nun für ihn opfern will und für schuldig ausgibt. Aber die wahren Mörder werden entdeckt und beide Freunde frei. Athis verliebt sich in Gayete, die Schwester des Profilias, die aber schon Braut des Bilas, Königs von Sicilien, ist. Es

Die obere (zweite) Klaſſe, welche ein Alter von 16 Jahren und die in der erſten zu erwerbenden Kenntniſſe bedingt, lehrt in einem Jahre: Analyſis und höhere Gleichungen, Trigonometrie, Curvenlehre, darſtellende und praktiſche Geometrie, Elementarſtatik, Phyſik, deutſche und franzöſiſche Sprache, Weltgeſchichte, Modelliren. Dieſe beiden Klaſſen genügen Einigen; für Andere bilden ſie die Vorbereitung auf das höhere und das Fachſtudium. Es ſind nur verſchiedene, für getrennte Zwecke beſtimmte Abtheilungen in der Anſtalt vereinigt, deren Zöglinge jedoch zum Theil einen kombinirten Lehrplan befolgen, d. h. an einzelnen Vorträgen anderer Abtheilungen, als denen ſie hauptſächlich angehören, Theil nehmen können. Die Ingenieurſchule lehrt in dreijährigem Kurſe — wo alſo, wenn die beiden mathematiſchen Klaſſen durchgemacht wurden, ein fünfjähriger herauskommt — im erſten Jahre analytiſche Geometrie, ſphäriſche Trigonometrie, Funktionenlehre, Differential- und Integralrechnung, Elementarmechanik und Hydraulik, darſtellende und praktiſche Geometrie, allgemeine techniſche Chemie, Modelliren; im zweiten: Differential- und Integralrechnung, höhere Mechanik, praktiſche Geometrie, Mineralogie und Geognoſie, Straßen-, Waſſer- und Brückenbau, Architektur, Maſchinenkunde und Maſchinenbau, Technologie, Arbeiten in den Zeichnenſälen und Werkſtätten; im dritten: Waſſer- und Straßenbau, höhere Geodäſie, Maſchinenkunde und Maſchinenbau, Encyklopädie des Induſtriemaſchinenweſens, Arbeiten in den Sälen und Werkſtätten. — Die Bauſchule iſt nicht auf die beiden mathematiſchen Klaſſen baſirt, hat aber dafür einen fünfjährigen Kurſus. — In die Forſtſchule kann man erſt nach erreichtem 17ten Lebensjahre eintreten. Sie hat einen zweijährigen Kurs. — Uns intereſſirt ſpezieller die höhere Gewerbsſchule. Dieſe nimmt Zöglinge auf, welche ſich einem Gewerbe- oder Fabrikationszweige widmen, zu deſſen Ausbildung hauptſächlich naturwiſſenſchaftliche und insbeſondere techniſch-chemiſche Kenntniſſe erfordert werden. Der künftige Beruf des Zöglings ſoll entſcheiden, ob er die Kenntniſſe, welche in der untern, oder diejenigen, welche in der oberen mathematiſchen Klaſſe gelehrt werden, beſitzen muß und welchen Lehrplan er befolgen ſoll. Der Kurſus iſt in der Regel ein zweijähriger. Im erſten Jahre wird allgemeine techniſche Chemie, im zweiten Halbjahr mit Arbeiten im Laboratorium verbunden,

kommt zum Kampf. Athis ſiegt durch ſeine Tapferkeit und gewinnt die Braut. — Nach Athen zurückgekehrt, muß Athis neue Noth beſtehen, denn Pyrithous, Sohn des Königs Theſeus von Athen, verliebt ſich in Gayete; während Thelamon von Korinth und Bilas vereinigt die Frauen zu rauben ſuchen. Pyrithous kämpft für die Damen und fällt. Cardiones ſtirbt darüber aus Gram, weil er ihr Kämpfer geweſen (hat ſie ihn geliebt?). Der Sterbende aber gelobt dem Proſilias zum Erſatz ſeine ſchöne Schweſter Alemandine. Bilas verſöhnt ſich mit Athis, indem er deſſen Schweſter Saline heirathet. — Der letztere Theil iſt abgeſchmackt; nur der erſte, der von der treuen Freundſchaft handelt, iſt der echte Kern der Dichtung, der andere unnütze Zugabe.

Das Ambraſer Liederbuch Nr. 225 enthält die ſchöne Erzählung von der treuen Floredebel:

Ritter Trianus von Steyermark kommt nach Dänemark, wo er als ein Heide zuerſt die Taufe empfing und des Königs ſchöne Tochter Floredebel heirathete. Als er aber nachher auf Abentheuer zog, verliebte ſich die Königin von Frankreich in ihn und ließ ihn des Nachts ein. Der König kam dahinter, überraſchte die Liebenden und ließ den Ritter in den Kerker werfen. Sein treuer Knecht aber eilte nach Dänemark und gab Floredebel Nachricht. Da nahm dieſe männliche Tracht, zog nach Frankreich, gelangte durch Beſtechung in den Thurm und tauſchte mit Trianus die Kleider, alſo daß er glücklich entkam. Sie blieb an ſeiner Statt zurück und ſollte gerichtet werden, als ſie ſich als Weib zu erkennen gab. Nun war auch die Ehre der Königin von Frankreich gerettet und ihr Gemahl befriedigt. Die Königin von Frankreich machte Floredebel Liebkoſungen und Geſchenke in Hülle und Fülle. Die letztere aber kehrte nach Dänemark zurück und ließ ihren geliebten Ritter kommen, der noch König von Dänemark wurde.

Verwandt ſind folgende Erzählungen:

Ritter Alexander von Metz trug, als er ins h. Land zog, ein Hemd, das ſo lange rein bleiben ſollte, als ihm ſeine Gattin Florentine daheim treu bleiben würde. Er wurde gefangen und Sklave des Sultans. Dieſen wunderte, daß des Sklaven Hemd immer rein blieb und er frug nach der Urſache. Darauf ſchickte er Jemand in des Ritters Heimath, um die Treue der Frau zu prüfen. Sie beſtand jede Probe. Zugleich erfuhr Florentine, wo ihr Gatte ſey, verkleidete ſich, reiſte zu ihm und kaufte ihn los, ohne erkannt zu werden, ſchnitt ein Stück von des Mannes Hemde ab und kehrte allein zurück. Als ihr Gatte nachkam, fand er ſie auf ſeiner Burg, als ob nichts vorgefallen wäre. Doch erfuhr er ihre Abweſenheit und hielt ſie für treulos, bis ſie ihm das abgeſchnittene Stück des Hemdes zeigte. Steht in Körners hiſt. Volksliedern. Auch niederdeutſch, vgl. van der Bergh, niederl. Volksromans S. 52. Grimm, deutſche Sagen Nr. 531. Eine ganz ähnliche Geſchichte wird

erzählt in den gestis Rom. 69. Desgleichen in Müllenhoffs holst. Sagen Nr. 607.

Ein Graf wird auf dem Kreuzzug gefangen und muß am Pfluge ziehen. Er bittet einmal den Sultan ihn zu seiner Frau heimzulassen. Der Sultan sagt Ja, wenn die Frau selber komme ihn zu holen. Das wird der Frau verkundschaftet, die sich nun als Mönch verkleidet, zum Sultan kommt, ihn durch ihr Saitenspiel entzückt und von ihm den Sklaven zum Geschenk erbittet und erhält. Keller, Erzählungen S. 168.

Die beiden Kaufleute, ein Gedicht von Ruprecht von Würzburg, abgedruckt in Grimms altd. Wäldern I. 35. Hagen Gesammtabentheuer Nr. 68.

Zwei Kaufleute in Verdun verheiratheten ihre Kinder mit einander, Bertram und Irmengart, die in der glücklichsten Ehe zusammenlebten. Einst verreiste Bertram und traf mit andern Männern zusammen. Es war die Rede von trefflichen und treuen Frauen. Bertram rühmte die seinige vor allen. Da wurde ein gewisser Hogier begierig, ihre Treue zu erproben, reiste nach Verdun und stellte ihr auf alle Weise nach. Um ihn ein für allemal los zu werden, beredete sie ihre Magd Amelie, sich in ihr Bett zu legen und ihn zu empfangen, als ob sie es selber wäre; Hogier aber hielt die Magd wirklich für die Frau und schnitt ihr zum Abschied ihren Goldfinger sammt dem Ehring ab, um einen Beweis seines Sieges davonzutragen. Allein wie sehr er auch gegen Bertram triumphirte, mußte er dennoch mit Schrecken und Scham die Wette verloren geben, als Irmengard ihre Hände vorwies und keiner ihrer Finger fehlte.

Grimm a. a. O. weist auf eine gallische Quelle dieser Erzählung hin. Nach Davies british Mythol. nämlich rühmt sich der junge Elphin an König Marigwns Hof auf gleiche Weise seiner Frau, da schickt der König seinen Sohn Rhun, sie zu erproben. Sie legt ihn aber zur Magd, der er den Finger abschneidet. Man muß hier auch an die römische Lucretia erinnern, deren Geschichte, abgesehen vom Ausgang, im Anfang ganz die nämliche ist. Ohne Zweifel hat man es also hier mit einem Sagenstoff zu thun, der sehr alt ist und sich durch viele Völker verbreitet hat. Ein altes Volksbuch in Prosa, gedruckt zu Nürnberg 1499, das auch in Dänemark und Schweden gangbar ist, weiß nichts vom Fingerabschneiden, sondern nur von einem Maale am Arm der keuschen Frau, das der Versucher durch Bestechung entdeckt; dagegen ist die Strafe der letztern grausam. Eine Menge romanischer Dichtungen entsprechen dieser letztern Auffassung, setzen aber das Maal an die Brust der schönen Frau.

Ein ganz unbedeutender Minnesänger, Reinmann von Brennenberg, ist zu hohem Ruhme gelangt. Ihm nämlich gelten die alten Volkslieder vom Brennberger bei Uhland Nr. 75. Haupt, Zeitschr. III. 39. Grimm D. Sagen Nr. 499. 500. Hormayr Taschenbuch 1826. S. 313. Folgendes ist der Inhalt der Sage:

> Brennberger, Ritter und Sänger am Hofe zu Wien, heimlicher Geliebter der schönen Herzogin von Oesterreich, wurde von dieser abgesandt, zu erfahren, ob die Königin von Frankreich noch schöner sey, als sie? Als Krämerin verkleidet fand er am Hofe zu Paris Eingang, schlief nach einander bei allen Hofsräulein und sollte endlich auch bei der Königin selber schlafen, da entfloh er aber und brachte seiner Geliebten die Kunde, jene Königin sey nach ihr das schönste Weib auf Erden. Nun kam aber der Herzog ihrer geheimen Liebe auf die Spur, ließ den Brennberger umbringen und setzte dessen Herz seiner Gemahlin als Speise vor. Als sie erfuhr, was sie genossen, aß sie keinen Bissen mehr und hungerte sich todt.

Dieselbe Begebenheit wird in vielen romanischen Dichtungen erzählt. Vgl. Diez, Leben der Troubadours S. 82. Hier hieß der unglückliche Ritter Cabestaing, und im Decamerone des Boccaccio IV. 9. Gardestagne. Boccaccio in einer andern von jener unabhängigen Erzählung IV. 1. macht aus dem grausamen Gatten einen Vater. In einem normännischen Lai von Renault sind es zwölf Damen, die der schöne Ritter Ignaures zugleich liebte, die von seinem Herzen essen müssen und alle aus Liebe sterben. Vgl. Gräße, allg. Lit.-Gesch. II. 2. 1121. W. Wackernagel macht in Haupts Zeitschr. VI. 294 mit Recht geltend, daß die Erfindung romanisch und erst in die deutsche Dichtung übertragen sey. Wie es aber gekommen ist, daß die alte Sage wieder auf den Brennberger übertragen wurde, erklärt sich aus dem Umstande, daß ein Ritter dieses Namens, also wohl ein Verwandter des Sängers, auf Befehl Heinrichs des Löwen wegen Verrätherei geviertheilt und „aufgeschnitten" wurde (von der Hagen, Minnesänger IV. S. 281), und daß Reinmann von Brennenberg selbst einmal in einem geistlosen und höchst geschraubten Liede klagt, sein Herz sey von seinem Leibe geschieden, weil es bei seiner Geliebten ferne von ihm sey (das. 283).

In dem Gedicht „die Herzmäre" von Konrad von Würzburg in Hagens Gesammtabentheuern Nr. 11 und besonders herausg. von Franz Roth, Frankf. 1846, auch in der Hätzlerin Liederbuch Nr. 23, stirbt ein

Ritter aus Liebesgram und ſchickt der geliebten Dame ſein Herz ſelber zu, ihr Gemahl fängt es unterwegs auf, läßt es braten und ſetzt es ihr unwiſſend vor. Als ſie erfährt, was es war, ſtirbt ſie. Vgl. auch Uhlands berühmte Romanze vom Ritter von Coucy. Der Stoff war, wie man ſieht, bei den Dichtern des Mittelalters ſehr beliebt. Und wenn auch zuerſt bei romaniſchen Dichtern ausgebildet, iſt er doch ohne Zweifel nicht der altrömiſch-gothiſchen Frivolität, ſondern der germaniſchen Sittenſtrenge entſtammt, barbariſchen, nordiſchen Urſprungs.

Die Kinder von Limburg, niederländiſches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, noch ungedruckt (Mone, niederl. Volkslit. S. 86. 230), als Volksbuch in Proſa bearbeitet und 1480 von Johann von Soeſt in ſchlechte deutſche Verſe gebracht. Vgl. Gräße Sagenkreis S. 392. Hofmann horae belg. I. 67. van der Bergh, niederl. Volksrom. 30. Mone Anzeiger 1835. S. 164.

Otto, Herzog von Limburg, hat zwei Kinder, Heinrich und Margaretha. Die letztere verirrt einmal auf der Jagd, ein Bär frißt ihr Pferd, ein von Räubern geplünderter Kaufmann geſellt ſich zu ihr. Sie kommen in ein Zauberſchloß, wo Margarethas Tiſchgebet den Spuck verſcheucht. Sie gehen zu Schiffe und kommen nach Athen, wo der Graf die Jungfrau als Zoll zu ſich nimmt. Sein Sohn Echites verliebt ſich in ſie, die ihn keuſch verſchmäht. Seine Mutter aber erbost ſich über dieſe Liebe ſo, daß ſie Margaretha als Hexe verklagen und zum Feuertod verdammen läßt; Echites rettet ſie und aus Dankbarkeit wird ſie ihm hold, aber an den Hof nach Conſtantinopel geſchickt, um von ihm getrennt zu werden. Unterdeß iſt der Kaufmann heimgekehrt und hat ihrem Vater erzählt, wohin ſie gekommen. Ihr Bruder Heinrich ſucht ſie auf. Er beſteht unterwegs allerlei Kämpfe mit Bären, Räubern, Rittern, wird in Trier verrätheriſch gefangen, aber durch einen Freund befreit, erobert Trier, zieht dann den Rhein hinauf, kommt nach Mailand und rettet die Herzogin Europa daſelbſt, die um ihr Erbe bedrängt wird. Sie bietet ihm ihre Hand an, er weigert ſich, da er andere Zwecke verfolge, ſie kommt aber des Nachts zu ihm und empfängt von ihm ein Kind, das Oliver genannt wurde und mit einem goldenen Kreuz auf der Schulter zur Welt kam. Darauf zieht er nach Calabrien und erbietet ſich für eine unſchuldige Königin, die man fälſchlich des Ehebruchs angeklagt, noch zwei Jahre zu kämpfen. Unterdeß geräth er in den Venusberg, wo Frau Venus ihn gefangen hält. — Echites wird aber auch ein großer Held und zieht auf Abentheuer aus. Unter einer Linde ſchlafend erfährt er von drei fahrenden Frauen, er ſey beſtimmt, den Neffen ſeiner geliebten Margaretha, den kleinen Oliver, den ihr ihm noch unbekannter Bruder Heinrich mit der Herzogin von Mailand gezeugt, vom

Feuertode zu retten, da Europas jetziger Gemahl ihn verbrennen laſſen wolle. Dies geſchieht nun auch, er erſchlägt den Herzog und rettet das Kind. — Sein treuer Freund Evar hört von ſeinen Thaten und zieht ihm nach, befreit ihn in Soiſſons, wo er gefangen lag, und kommt mit ihm nach Limburg, wo ſie über Margaretha und Heinrich Auskunft erhalten. Dann in Spanien verliebt ſich Evar in die ſchöne Sibyle, Gemahlin des alten Königs Teras von Aragon und bleibt in ihrer Nähe. Echites aber wird durch eine Frau gemahnt, für Heinrich den Zweikampf zu beſtehen, den dieſer nach zwei Jahren übernehmen wollte. Er thut es, befreit die unſchuldige Königin, kommt in den Venusberg und befreit Heinrich ſelbſt. — Evar wird von Sibyle nicht erhört und deshalb wahnſinnig; während er in Ketten liegt, ſtürmt ein anderer auf Sibyle ein, da gibt ſie dem Evar durch einige Hoffnung, die ſie ihm macht, den Verſtand wieder und er beſiegt den Nebenbuhler. Darauf ſtellt ſie ſich auf einer Wallfahrt nach St. Jakob, als ſey ſie ertrunken, und läßt ſich von Evar entführen. Beide aber ſind ſo arm, daß ſie betteln müſſen. Um ihn dieſem Elend zu entreißen, verläßt ihn Sibyle, als er ſchläft. Er widmet ſich nun wieder der Ritterſchaft und wird nach Teras Tode König von Aragon. Da gibt ſich ihm Sibyle, die unterdeß in Venedig mit Stickerei ſich ernährt, durch einen Teppich zu erkennen, in den ſie die Bilder ihres Lebens einwebt. Er befreit ſie aus der Gewalt eines boshaften Kaufmanns und heirathet ſie. — Unterdeß helfen Heinrich und Echites dem Kaiſer von Conſtantinopel gegen die Heiden (ſehr langweilige Kämpfe, worin ein rieſiger Heide Poloſernus dem antiken Polyphem nachgebildet). Mit dem Kampf wechſelt ein Liebesſpiel ab, welches die Kaiſerin Euſebia in Conſtantinopel halten läßt und bei dem eine Menge Liebespaare figuriren. Jonas, ein Knappe des Evar, befreit eine Jungfrau von einem Drachen. Unter den Heiden iſt Demophon der ausgezeichnetſte, der mit einer Amazone kämpft. Nach langem Kampfe werden die Heiden beſiegt. Demophon gefangen und zum Chriſten bekehrt. Echites mit Margaretha und Heinrich mit Euſebia ver-

Hier ſind die Züge uralter ſchöner Volksſage gemiſcht mit abgeſchmackten Erfindungen und ſchon claſſiſchen Studien. Ein Muſter poetiſcher Mengerei.

Dieſer Liebesgeſchichte reihe ich einige der intereſſanteſten alten Dichtungen an, in denen die Freundſchaft verherrlicht wird. Die Waffenbruderliebe, die innige Verbindung zweier Freunde, iſt uralt unter den Deutſchen. Es iſt merkwürdig, daß ſchon Herodot von den Skythen meldet, ſie hätten einen Blutbund der Freundſchaft geſchloſſen, indem ſie ſich die Arme aufgeritzt und das beiderſeits zuſammengefloſſene Blut ge-

trunken hätten. Von einer ſolchen durch Blut, wenn auch nur durch Kinderblut beſiegelten Freundſchaft haben wir viele und ſchöne Sagen. Im Norden ſind die beiden treuen, für einander ſich opfernden Freunde Hunding und Hading, vgl. Afzelius I. 120.

Die berühmte Dichtung von Amicus und Amelius hat gewiß eine deutſche Urquelle, wenn ſie auch zuerſt lateiniſch aufgezeichnet wurde im speculum hist. des Vincenz von Beauvais. Vgl. über die Quellen Keller sept sages CCXXXII und Gräße, Sagenkreiſe 348 f.

Zwei Freunde von Jugend auf ſind einander wie Zwillingsbrüder ähnlich. Amicus heirathet und wird Schatzmeiſter an Karl des Großen Hofe; Amelius wird Truchſeß daſelbſt, verliebt ſich in des Kaiſers Tochter und vertraut ſich, gegen des abweſenden Freundes Rath, dem böſen Grafen Ardericus an, der ihn verräth. Er ſoll nun mit dieſem den gerichtlichen Zweikampf beſtehen, ſucht aber zuvor den Freund auf, der an ſeiner Statt den Kampf übernimmt und an deſſen Stelle er ſelbſt zu deſſen Frau heimkehrt. Amicus erlegt den böſen Grafen und gewinnt des Kaiſers Tochter, die er ſofort ſeinem Freunde abtritt, mit dem ſeine Frau außerordentlich unzufrieden geweſen, weil er ſich ſehr ſpröde gegen ſie bezeugt und im Bett ein Schwert zwiſchen ſich und ſie gelegt. — Nach dieſer erſten Freundſchaftsprobe leben ſie vergnügt, Amelius bekommt von ſeiner Prinzeſſin Kinder; aber Amicus wird ausſätzig und der Engel Raphael ſelbſt erklärt in einer Erſcheinung, nur das Blut der Kinder ſeines Freundes könne ihn heilen. Da ſchneidet der treue Freund Amelius ſeinen Kindern ſelbſt die Köpfe ab und Amicus wird von dem Blut geheilt. Die Mutter frägt nach den Kindern und ſiehe, ſie haben alle die Köpfe wieder auf und ſpielen vergnügt. Nur eine rothe Linie um den Hals bezeichnet, was ihnen geſchehen iſt. — Endlich fallen beide Freunde im Kampf für Karl den Großen und auch noch ihre Särge, anfangs von einander getrennt, rücken zuſammen.

Engelhart und Engeldrut von des Konrad von Würzburg. Gedruckt in Frankfurt a. M. 1573. Im Auszug bei Eſchenburg, Denkm. 41 f. Herausgegeben von Haupt. Leipzig 1844.

Engelhart, der Sohn eines burgundiſchen Ritters, zieht auf Abentheuer aus. Sein Vater gibt ihm drei Aepfel mit, die ſolle er dem geben, der mit ihm reiſen will. Ißt er die Aepfel ganz, ohne ihm ein Stück davon anzubieten, ſo ſolle er ihn meiden. E. begegnet zwei Jünglingen, die je einen Apfel ganz eſſen, und meidet ſie. Dann begegnet er dem jungen Dietrich von Brabant, dem er den dritten Apfel gibt und der ihm die Hälfte zurückgibt. Nun reiſen beide zuſammen. Sie ſind ſo ähnlich, daß der König von Dänemark, zu dem ſie kommen, ſie für Brüder hält. Des Königs Tochter Engeltrud

verliebt ſich in beide, wählt aber den Engelhart, nur weil ſein Name dem ihrigen ſo ähnlich iſt. Sie darf aber ihre Liebe zu einem Diener ihres Vaters nicht bekennen. Dietrich muß in ſeine Heimath, weil ſein Vater geſtorben iſt. Engelhart bleibt als Kammerdiener der ſchwermüthigen Prinzeſſin zurück. Er iſt ſo bewegt, daß er einmal beim Vorſchneiden das Meſſer fallen läßt. Daran erkennt ſie, daß er ſie liebe, geſteht ihm aber ihre eigene Liebe nicht, bis er krank wird. Da an ſeinem Bette bekennt ſie ihm ihre Liebe und macht ihn dadurch wieder geſund. Ein Turnier ſtellt ſeine Tapferkeit ans Licht. Engeltrud liebt ihn immer heißer. Einſt aber werden ſie bei einer Umarmung von des Königs Neffen, Ritſchier von England, überraſcht und verrathen. Engelhart ſoll ſich durch einen Zweikampf von der Schuld reinigen, fürchtet aber zu unterliegen, weil er wirklich ſchuldig iſt, gibt vor, erſt in einem Kloſter büßen zu wollen, und reiſt zu Dietrich, ihn zu bewegen, ſtatt ſeiner zu kämpfen. Dietrich kommt, ſiegt und wird mit Engeltrud vermählt, legt aber in der Hochzeitnacht das blanke Schwert zwiſchen ſich und die Braut, bis Engelhart, den man für identiſch mit ihm hält, ſeine Stelle einnimmt. Der alte König ſtirbt und Engelhart gelangt auf den däniſchen Thron. — Dietrich iſt zurückgekehrt nach Brabant, bekommt den Ausſatz und kann, wie ihm ein Engel verkündet, nur geheilt werden, wenn er ſich mit dem Blute der beiden Kinder Engelharts beſtreicht. Er reiſt nach Dänemark, Engelhart opfert die Kinder, enthauptet ſie mit eigener Hand und heilt ſeinen Freund; als er aber mit ſchwerem Herzen in das Gemach der Kinder zurückkehrt, findet er ſie luſtig ſpielend, und nur ein rother Strich um ihren Hals erhält das Andenken an ſeine That. Alles iſt nun voll Wonne und Dietrich kehrt geſund und froh heim.

Aehnlich ſind die Dichtungen von Alexander und Ludwig in den ſieben weiſen Meiſtern, von Ollvier und Artus, aus dem Altfranzöſiſchen behandelt von Hans Sachs. So auch das Märchen vom treuen Johannes bei Grimm:

Ein alter König hinterließ einen Sohn und band es ſeinem Diener Johannes auf die Seele, zu verhüten, daß der Prinz nicht in eine gewiſſe Thüre eingehe. Der neugierige Prinz drang denoch hinein und fand das Bild einer wunderſchönen Jungfrau. Nachdem es einmal geſchehen, half Johannes dem jungen Prinzen die ſchöne Jungfrau, die eine Königstochter war, aufſuchen und entführen. Unterwegs aber verkündigten drei Raben eine Menge Unheil, das der Braut und dem Bräutigam bevorſtehe. Um nun dieſes Unheil zu verhüten, tödtete Johannes ein herrliches Pferd, das ſonſt den Prinzen davongetragen haben würde, verbrannte das Hemd der Braut, das ihr ſonſt den Tod gebracht hätte, und ſah auf der ohnmächtigen Braut rechter Bruſt drei Blutstropfen. Das war dem Prinzen, der den Sinn davon nicht verſtand,

doch zu arg und er ließ ihn hängen. Johannes bekannte vorher seine Unschuld und wurde zu Stein. Den Prinzen reute es nun sehr, was er gethan, als er aber zwei Kinder hatte, sagte der Stein zu ihm, wenn er sie schlachte und ihn, den Stein, mit ihrem Blute bestreiche, so werde er wieder aufleben. Der Prinz brachte das Opfer, Johannes lebte wieder auf, machte aber auch sogleich die Kinder wieder lebendig. Grimm, D. M. Nr. 6. In den Anmerkungen III. S. 16 wird ein abweichendes westphälisches Märchen erzählt. In demselben heißt der Prinz Roland, der Diener Joseph. Unter anderm muß Joseph hier einen Drachen bekämpfen, der sich in der Brautnacht ins Brautbett schleicht. Aehnlich eine Geschichte in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 383.

7.

Volksbücher.

Viele Romane, die seit dem 15. Jahrhundert als Volksbücher weite Verbreitung fanden, stammen doch nur aus ältern ritterlichen Dichtungen, weshalb ich sie hier anführe. Einiger Volksbücher ist schon unter den Legenden gedacht worden. Anderer werde ich erst später theils unter den Schwänken, theils unter den dämonischen Sagen erwähnen, weil sie besser dahin gehören. Hier gebe ich nur die, welche vorzugsweise noch Helden- und Liebesgeschichten enthalten. Viele derselben sind in dem „Buch der Liebe" 1578 gesammelt und zusammen abgedruckt worden. Am ausführlichsten hat von ihnen gehandelt Görres in s. Volksbüchern, Heidelb. 1806. Neuerdings hat Simrock die Volksbücher durch neue Sammlungen verbreitet.

Herzog Ernst war ein sehr beliebter Stoff im Mittelalter und wurde öfter überarbeitet. Haupt in s. Zeitschr. VII. 193 f. hat ihm eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet und vermuthet, das niederländische Buch sey das älteste, nach ihm habe ein Geistlicher erst das lateinische Buch gekünstelt, und auch das oberdeutsche Gedicht sey aus jener Quelle geflossen. An die historische Person des unter Konrad II. hartverfolgten Herzog Ernst von Schwaben sind in der Dichtung märchenhafte Züge angeknüpft worden, zum Theil aus dem französischen Roman Hüon. Vgl. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809 S. 217. Außerdem existirt noch in altem Druck ein längeres Volkslied von Herzog Ernst (Haupt, Zeitschr. VIII. 477) und ein kürzeres in Kaspar von der Roen Heldenbuch.

Herzog Ernſt iſt Stiefſohn Ottos des Rothen (hiſtoriſch Konrad II.) und wird von demſelben ungerecht verfolgt, erſchlägt ſeinen falſchen Ankläger Heinrich, und wird mit Verbannung beſtraft. Da zieht er nach dem h. Grabe, geräth aber in Wunderländer und zu fabelhaften Völkern, zu einem Volke mit Kranichſchnäbeln, unter denen er mit dem Schwerte wüthet, um eine edle Frau aus Indien zu retten, zum Magnetberge, an dem alle Schiffe zerſchellen, weil er das Eiſen an ſich zieht, zu den einäugigen Arimaspen, Plattfüßen, Großohren, Pygmäen ꝛc. Endlich kommt er ins h. Land, verrichtet Heldenthaten gegen die Heiden, kehrt wieder heim und wird durch Fürbitte ſeiner Mutter vom kaiſerlichen Stiefvater wieder zu Gnaden angenommen.

Man ſieht, von der rührenden, wahrhaft poetiſchen Geſchichte des wirklichen Ernſt von Schwaben iſt hier keine Spur, und die Dichtung weit hinter den wahren Begebenheiten zurückgeblieben. Die Wundergeſchichten aber ſind aus lateiniſchen Quellen entlehnt und enthalten eine rohe Erinnerung an die ſchon von Herodot geſchilderten Fabelvölker im unbekannten Aſien. Dieſe Dichtung hat alſo ihren großen Ruhm mit nichten verdient.

Nicht viel beſſer iſt das Gedicht von Herzog Heinrich dem Löwen, von Mich. Weißenher (gedr. in Maßmanns Denkmälern S. 122 ff.) ſofern auch hier die Wunderſucht viel zu roh in die Poeſie der wirklichen Geſchichte eingreift. Doch bewegt ſich dieſe Geſchichte mehr in einheimiſchen Vorſtellungskreiſen. Außer einem andern hieher gehörigen, größern Gedicht, Reinfried von Braunſchweig, (im Auszug herausgegeben von K. Göbeke. Hannover 1851) hat man ein Volksbuch in Proſa und mehrere Meiſterlieder, die denſelben Stoff behandeln.

Heinrich zieht ins h. Land. Im weiten Meere findet ſein Schiff nirgends ein Ufer. Die Lebensmittel ſind ausgegangen. Man looſt und den das Looſ trifft, wird von den Andern gegeſſen. Nur noch Heinrich und ein einziger Knecht ſind übrig. Das Looſ trifft den Herzog, aber der Knecht macht keinen Gebrauch von ſeinem Recht, ſondern näht den Herzog in eine Ochſenhaut ein. Da kommt ein Greif und nimmt ihn durch die Lüfte fort, in der Meinung, es ſey ein Rind. Heinrich haut mit einem Schwerte die Haut durch und beſiegt den Greifen. Da ſieht er einen Löwen ſchon faſt überwunden von einem Drachen und rettet ihn und ſeitdem folgt ihm der Löwe wie ein Hund. Wiederum zur See ohne Ufer dahinfahrend und in großer Noth wird Heinrich vom Teufel beſucht, der ihm berichtet, daheim in Braunſchweig gehe es luſtig her, ſeine Gemahlin halte morgen Hochzeit mit einem Andern. Da verſchreibt Heinrich dem Teufel ſeine Seele dafür, daß er ihn noch in der Nacht nach Braunſchweig

bringe, jedoch bedingt er ſich aus, daß der Teufel ſein Recht verloren habe, wenn Heinrich am Morgen der Ankunft nicht ſchlafe. Nun führt ihn der Teufel durch die Luft und Heinrich ſchläft ein, aber der Löwe, den er mitgenommen, weckt ihn durch ſein Gebrüll, und ſo iſt er daheim, ohne dem Teufel etwas ſchuldig zu bleiben. Er geht in Pilgertracht ins Hochzeitshaus und läßt ſeinen Ring in den Becher ſeiner Gemahlin fallen, die ihn daran erkennt. Sie war ſchuldlos, denn man hatte ſie gezwungen, einen andern zu nehmen, weil der Herzog ſo lange ausblieb. Daher wurde auch dem jungen Bräutigam verziehn und Heinrich regierte wieder in Luſt und Freude.

Das poetiſche Motiv der geheimnißvollen Rückkehr des Gatten zur Hochzeit der zurückgelaſſenen Gattin haben wir ſchon in einer Sage von Karl dem Großen kennen gelernt (S. 51). Es kehrt oft in deutſchen Sagen wieder. So in der ſchönen Sage vom Falkenſtein.

Ritter Kuno war im h. Lande bei den Türken gefangen. Da kündigte ihm der Teufel an, ſein Weib daheim werde morgen einen andern Mann heirathen und in der Angſt um ſie nahm der Ritter des Teufels Antrag an, ihn heimzuführen, wofür er ihm ſeine Seele verſchrieb, jedoch unter der Bedingung, daß ſeine Seele gerettet bleibe, wenn er unterwegs nicht einſchlafe. Nun ſetzten ſich auf der Luftfahrt zwei Falken, der eine auf des Ritters Haupt, der andere auf ſeinen Fuß und hielten ihn wach, ſo daß er glücklich heimkam und ſein Weib wiedergewann, ohne dem Teufel zu verfallen. Zum Andenken nahm er Wappen und Namen von den Falken an und gründete das Geſchlecht derer von Falkenſtein. Gottſchalk, Sagen S. 338 f.

Ferner in der Sage von Ritter Gerhard von Holenbach übereinſtimmend mit den heidniſchen Sagen vom Wunſchmantel (vgl. oben S. 169).

Dieſer Ritter hegte ſo große Verehrung vor dem h. Apoſtel Thomas, daß er keinem, der ihn in des Thomas Namen um etwas bat, es abſchlug. Da verſuchte ihn einmal bei großer Kälte der Teufel in Geſtalt eines Bettlers unterwegs und bat ihn beim h. Thomas um ſeinen Mantel und der Ritter gab ihn her. Gerhard wollte endlich ſelber in das vom h. Thomas bekehrte Morgenland wallfahrten, brach mit ſeiner Gattin einen Ring und erlaubte ihr, wenn ſie binnen fünf Jahren den Ring nicht wiederſähe, einen Andern zu heirathen. Er aber kam im Morgenlande in die Gefangenſchaft und die fünf Jahre liefen um. Da erſchien ihm der Teufel wieder in ſeinem Mantel und eröffnete ihm, auf Gottes Befehl ſey er gekommen, ihn noch in derſelben Nacht heimzuführen, denn ſein Weib ſolle morgen einen Andern heirathen. Sogleich führte er ihn mit dem Mantel durch die Luft fort und frühe ging Gerhard auf die Burg zur Hochzeit als Bettler und warf den halben Ring in den Becher, den die Braut ihm mitleidig reichte. Da erkannte ſie, es ſey

Elementarstatik, darstellende und praktische Chemie, Geschichte, Französisch. Buchhaltung und Handelslehre, Kalligraphie und freie Handzeichnung gelehrt und in den Werkstätten gearbeitet; im zweiten hört man: specielle technische Chemie, Elementarmechanik, Maschinenkunde und Maschinenbau, Mineralogie und Geognosie, Civil-, Wasser- und Straßenbau, Technologie, physische Geographie, Ethik, Aesthetik und arbeitet in Werkstätten und Laboratorium. Zöglinge, die noch im dritten Jahr bleiben, benutzen noch einen zweiten Kurs über Maschinenkunde und Maschinenbau und besuchen die Vorlesungen über Encyklopädie des Industriemaschinenwesens. — Auch eine Handelsschule ist dabei, welche, je nach der Vorbildung, in einem einjährigen oder zweijährigen Kurs ihre Schüler bildet.[1]

In Braunschweig hat 1835 das Karolinum, mit dem schon oft experimentirt worden ist, eine Umgestaltung erfahren, die eine Vereinigung humanistischer und technischer Bildungsanstalten vermittelt; wo jeder Zögling eine specielle Berufsbildung finden und doch auch Gelegenheit haben soll, Allgemeines zu benutzen. Die humanistische, technische und commercielle Abtheilung sind getrennt, aber ihre Lehrer und Vorträge greifen in einander ein.

Ich habe es unterlassen, diese einzelnen deutschen Anstalten, deren Einrichtungen ich hier in allgemeinen Umrissen gezeichnet habe, nach ihrem Plane einzeln zu beurtheilen; wiewohl sich manche sehr nützliche Betrachtung daran anknüpfen ließe, welchen Einfluß da und dort die Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Lehrgegenstandes, die Stufenfolge, die Combination der Vorträge haben müsse. Indeß theils ist in diesen Dingen gewiß Manches — und mit Recht — von Persönlichkeiten und Oertlichkeiten, von den Lehrkräften und Lehrmitteln, über die man gerade gebieten konnte, den Bedürfnissen, die man vorzugsweise zu befriedigen hatte, abhängig gemacht worden; theils gebricht mir die specielle Vertrautheit mit den meisten technischen Wissenschaften zu sehr, als daß ich mir hierin ein begründetes Urtheil zutrauen könnte. Und soviel ließ sich ermessen, daß der Gesammtcharakter dieser deutschen Einrichtungen ein sehr verwandter ist.

---

[1] Redenius a. a. O.

Gerhard und der unberufene Bräutigam mußte weichen. Caesar Heisterb. VIII. 59.

Ich füge noch eine schöne schlesische Volkssage hinzu:

Die Hahnenkräh heißt eine alte steinerne Säule vor dem Nicolaithor zu Breslau mit dem Abzeichen eines Rades, eines zerbrochenen Ringes und eines Hahnes. Ein Radmachergesell aus Breslau wanderte in die Fremde, indem er eine Braut zurückließ, mit der er die Ringe getauscht hatte. So lange er ihren Ring am Finger trage, hatte sie gesagt, werde sie ihm treu bleiben. Er kam nach Polen, gerieth zufällig in russische Gefangenschaft und wurde nach Sibirien transportirt, um in den Bergwerken zu arbeiten. Hier zerbrach sein Ring. Da gerieth er in solche Verzweiflung, daß er sich dem Teufel ergab. Der Teufel meldete ihm, seine Braut sey ihm in Folge des zerbrochenen Ringes untreu geworden und stehe im Begriff, morgen schon einen Andern zu heirathen. Der Gesell verschrieb ihm seine Seele, wenn er ihn in dieser Nacht noch vor dem ersten Krähen des Hahnes nach Breslau zurückbringe. Der Teufel führte ihn durch die Luft fort, aber dicht vor Breslau krähte der Hahn und der Geselle hatte seine Seele gerettet. Er eilte zu seiner Braut und machte seine Rechte geltend; zum ewigen Andenken aber setzte er die Säule. Gödsche, schles. Sagenschatz S. 37.

Eine Reihe der schönsten alten Romane hat die Trennung von Eltern und Kindern, die Geduld und Treue der vereinsamten Frauen und ein frohes Wiederfinden zum Gegenstande.

Am berühmtesten ist das deutsche Volksbuch vom Kaiser Octavianus, erst im 16. Jahrhundert von Wilhelm Salzmann aus dem Französischen übertragen und schnell allgemein im Volk verbreitet. Der älteste bekannte Druck ist Straßburg 1535. S. Görres, Volksbücher S. 133. Es enthält ein bekanntes und oft sich wiederholendes Legendenmotiv, nämlich das Wiederfinden getrennter Eltern und ihrer Kinder als Lohn ihrer Tugend (am besten durchgeführt in der Legende von Faustinianus und seinem Sohn dem h. Clemens in der Kaiserchronik). Der Dichter hat aber in den Octavianus einen eigenthümlichen Reiz gebracht, indem er das romantische Ritterthum hineinragen läßt in die bunteste Spießbürgerwelt. Ueber die französ. Quellen s. Gräße, Sagenkreis S. 280.

Kaiser Octavianus in Rom wird durch seine böse Mutter überredet, seine Gemahlin Felicitas sey ihm untreu und will sie sammt ihren beiden Zwillingssöhnen verbrennen lassen, begnügt sich indeß, sie zu verbannen. Im Walde schläft sie ermüdet ein. Da raubt ihr ein Affe eines ihrer Kinder, und eine Löwin das andere. Die unglückliche Mutter kommt mit einem Schiff zu einer

Insel, wo sie das zweite Kind, nach der Löwin Lion genannt, wiederfindet. Ein Greif hat die Löwin sammt dem Kinde dahin getragen. Die Löwin bleibt bei dem Knaben und ist vollkommen zahm. Ein Schiffer will die Kaiserin entehren, wird aber von der Löwin zerrissen. Nachher geht die Kaiserin nach Jerusalem, wo Lion von einem Ritter auferzogen wird; später tritt er in die Dienste des Königs von Acre.

Der erste vom Affen geraubte Sohn wird von einem Ritter befreit, Florens genannt und an den Pilger Clemens verkauft, der eben vom h. Lande nach Paris heimkehrend, an dem schönen und starken Kinde so große Freude hat, daß er es mitnimmt. In Paris wird Florens nun im engen, spießbürgerlichen Kreise aufgezogen, seine vornehme Natur aber macht sich überall in der liebenswürdigsten Naivetät geltend. Er soll ein Fleischer werden, indem er aber zwei Ochsen zur Schlachtbank führen soll, vertauscht er sie gegen einen Falken. Er soll nun der Diener im Hause werden und Clemens eigenem schwächlichen Sohne in der Kaufmannschaft helfen, aber indem er Geld zum Wechsler trägt, gibt er es her für einen schönen wilden Hengst. Der gute alte Clemens wird darüber so böse, daß er den Florens schlägt. Seine Frau verwehrt es ihm aber, indem sie ahnt, Florens sey von hoher Geburt und zu hohen Dingen berufen. Da kommt der Sultan von Babylon mit ungeheuren Schaaren von Heiden und belagert Paris. König Dagobert ruft den Kaiser Octavianus zu Hülfe. Des Sultans Tochter Marcebilla schickt aus Uebermuth einen buckelichen Boten an Dagobert und verlangt, er solle Stadt und Reich ihr übergeben. Ihr Freyer aber, ein Riesenkönig, folgt dem Boten nach und fordert alle Ritter zum Zweikampf. Den ersten, der sich ihm stellt, nimmt er beim Kragen und schleppt ihn lebendig zu Marcebille. Nun hat Florens keine Ruhe mehr, zieht die erste beste alte verrostete Rüstung an, eilt hinaus zum Kampfe und überwindet den Riesenkönig, bei welchem Anlaß er auch die himmlisch schöne Marcebille zum erstenmal sieht. Florens wird feierlich zum Ritter geschlagen. Der alte Clemens, außer sich vor Freude über seinen herrlichen Pflegsohn, wird von dessen Heldenmuth selber angesteckt, schleicht sich ins feindliche Lager und raubt für ihn das unschätzbare Pferd Pontifex. Florens geht als Gesandter des Königs ins Lager des Sultans und gibt in dessen Gegenwart der schönen Marcebille durch Blicke seine Liebe zu erkennen, die sie eben so hold erwiedert. Nachher besucht er sie heimlich bei Nacht, indem er über die Seine setzt, wiederholt diese Besuche, fährt mit ihr auf einem Kahn und unterrichtet sie im christlichen Glauben, versäumt aber darüber den Kampf, veranlaßt Niederlagen, die Gefangenschaft des Octavianus und wird endlich selbst von einer heidnischen Uebermacht gefangen.

Mittlerweile ist Lion ein großer Held geworden im Dienst des Königs von Acre und nimmt den Kaiser der Türken gefangen. Dann zieht er nach Frankreich und nimmt auch den Sultan von Babylon gefangen. In allen diesen Schlachten kämpft die Löwin ihm immer zur Seite. Er befreit nun seinen

gefangenen Vater und Bruder, die seine mit ihm gekommene Mutter wiedererkennt. Marcebille wird getauft und Florens vermählt. Lion siegt noch in Spanien und heirathet daselbst die Königstochter Rosamunde.

Ludwig Tieck hat das Volksbuch in ein Schauspiel umgewandelt, und alle darin liegenden poetischen Keime in üppig schönen Blüthen entwickelt, vor allem die Liebenswürdigkeit der adeligen Jünglingsnatur in Florens und seinem doppeltem Contrast mit dem Kleinbürgerthum und mit der muthwillig reizenden Marcebille.

Das Volksbuch von der geduldigen Helena:

Helena, die Tochter des Königs Antonius von Constantinopel, wird von diesem mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit geliebt. Als A. seinen Schwager den Papst Clemens in Rom gegen die Sarazenen geschutzt hat, begehrt er von ihm zum Lohn, daß er ihm gestatte, seine eigene Tochter zu heirathen. Auf Befehl eines Engels thut es der Papst, aber in der Nacht vor der Hochzeit entflieht die fromme Tochter auf einem Schiff nach Flandern und lebt unerkannt in einem flämischen Kloster, bis Seeräuber sie entführen. Das Schiff strandet an der englischen Küste, wo König Heinrich sie findet und wegen ihrer hohen Schönheit heirathet. Er muß aber mit den Sarazenen kämpfen und in seiner Abwesenheit gibt seine böse Mutter vor, Helena habe Hunde geboren und setzt durch, daß sie als Hexe verbrannt werden soll. In dieser Noth opfert sich ihre Freundin Marie für sie auf und läßt sich an ihrer Statt unerkannt verbrennen, während Helena selbst sich nur ihre Hand mit dem Trauringe abhauen läßt, die sofort dem König gebracht wird, als seye sie von dem verbrannten Körper. Unterdeß flieht Helena mit den beiden Knaben, die sie geboren. Im Wald aber, als sie aus Müdigkeit schläft, nimmt das eine Kind ein Wolf, das andere ein Löwe mit fort. Ein Eremit findet beide und erzieht sie, nachher nimmt sich der Bischof von Tours ihrer an. Helena lebt lange verborgen in Nantes, da kommt sie einmal nach Tours und bettelt bei ihrem eigenen Sohn Lion (so genannt vom Löwen, der ihn raubte), ohne ihn zu kennen. In dieselbe Stadt kommen aber zufällig auch Helenas Vater und Gemahl, um sie zu suchen, der letztere, weil er ihre Unschuld erkannt hat. Die abgehauene Hand führt zur Entdeckung. Alles versöhnt sich. Lion aber wird ein Geistlicher und unter dem Namen Martin Bischof von Tours, der allbekannte Heilige. Altfranzös. Roman im Auszug in den mélanges tirés d'une grande bibliothèque p. 182. Auch als deutsches Volksbuch bekannt. Görres, Volksb. 136. van der Bergk, Volksromane S. 10. Vgl. Gräße, Sagenkreis S. 284.

Das Volksbuch von der frommen Hirlanda:

Hirlanda, die Gemahlin des Herzog Artus wurde von ihrem Gemahl, der in den Krieg zog, bald nach der Hochzeit verlassen. Sein Bruder Girard,

der ſie ſchützen ſollte, that das Gegentheil und bot dem König von England, der am Ausſatz krank war und den nur eines neugebornen Kindes Blut heilen ſollte, das Kind an, mit dem Hirlanda ſchwanger war. Als ſie es gebar, raubte er es wirklich, es wurde ihm aber durch die Leute eines Abtes entriſſen, den eine himmliſche Erſcheinung dazu ermahnt hatte. Dieſer erzog den kleinen Knaben. Hirlanda ſelbſt wurde nun beſchuldigt, eine Mißgeburt geboren zu haben, ein nach damaligen Begriffen ſicheres Zeichen des Ehebruchs. Artus glaubte ſeinem Bruder und ſchickte aus dem Felde Befehl, ſie hinzurichten. Da entfloh ſie und lebte lange Jahre als arme Hirtin, bis ein Edelmann ſie auffand und mit Artus wieder vereinigte, der ſich von ihrer Unſchuld überzeugte. Gerard aber ruhte nicht und brachte ſie aufs neue in den Verdacht der Untreue. Ein böſer Ritter ſchwur darauf und ſie ſollte hingerichtet werden, wenn ſich kein Kämpfer für ſie fände, der jenen Ritter beſtünde. Da fand ſich unerkannt ihr unterdeß herangewachſener Sohn Bertrand ein und beſiegte den Ritter. Hirlandas volle Unſchuld wurde anerkannt und Gerard mit abgehauenen Händen und Füßen in einen Kerker geworfen. Altdeutſches Volksbuch nach einer franzöſ. Quelle. Görres Volksb. 146.

Eine der ſchönſten Dichtungen iſt die von der ſchönen Magelona.

Graf Peter von Provence kommt nach Neapel, gewinnt als der unbekannte Ritter mit dem ſilbernen Schlüſſel alle Preiſe im Turnier und das Herz der ſchönen Prinzeſſin Magelona. Die Amme derſelben vermittelt ihr geheimes Einverſtändniß. Als ſie einen Andern heirathen ſoll, entführt er ſie. Aber indem ſie unterwegs ausruhen und ſie einſchläft, entführt ein Raubvogel den rothen Zindel aus ihrem Buſen, worin ſie die drei ihr von Peter geſchenkten Ringe verborgen hatte. Peter eilt ihm nach, und beſteigt ſogar einen Kahn, als der Vogel über Meer flog. So kommt er aber immer weiter von ſeiner Geliebten ab, fällt den Türken in die Hände und wird des Sultans Sklave. Magelona unterdeß hatte beim Erwachen ihren Peter nicht mehr gefunden und war nach der Provence gegangen, wo ſie von ihren Schätzen einen Spital baute und die Kranken pflegte. Eben in dieſes Spital kommt nun Peter, als er endlich wieder frei geworden und nun erſt werden die Liebenden vermählt und glücklich.

Altprovençaliſche Sage, noch lebendig auf der Inſel Magelona bei Montpellier, in deren Kirche die Liebenden begraben ſind. Ein Domherr des dortigen Domſtifts Bernard de Treviès ſoll die Geſchichte derſelben im Jahr 1178 zuerſt beſchrieben haben. Petrarca bearbeitete ſie. Schon 1480 erſchien ſie gedruckt. Später bearbeitete ſie ein Herr von Treſſon und ſteht ſie auch in der blauen Bibliothek. Mylius Reiſen II. 2, 173. Genthe, franzöſ. Lit. 46. Ins Deutſche wurde das franzöſiſche Volksbuch

übertragen durch Thüring von Ringoltingen 1456 und von Veit Warbek 1535. S. Görres Volksbücher S. 153. Zuletzt hat sie Tieck aufs anmuthigste in einer Prosaerzählung bearbeitet. Dramatisirt wurde sie nur von Lope de Vega, s. v. Schack II. 329 und Hans Sachs III. 2. 120

Die heilkundige, ihres Geliebten harrende Magelona scheint mir unmittelbar aus der nordischen Menglöd entsprungen zu seyn und ihr Cultus kam wohl erst in der Völkerwanderung in die Provence. Peter mit dem Schlüssel ist eine Anspielung auf den Peter mit dem Himmelsschlüssel und dürfte auf Skirnir und Sigurd hinweisen, welche die Jungfrauen (Gerda und Brynhilde) in der Waberlohe frei machten. Peter, der Alleröffner, könnte auch Thor seyn, wenigstens kommt Thor oft in christlicher Sage als Peter vor.

Verwandt ist die Sage vom Busant in einem Gedicht des 14. Jhd., abgedruckt in Meyers und Mooyers altd. Dichtungen, 24. Vgl. von der Hagen, Gesammtabenth. I. 26.

Des Königs Sohn aus England entführt die schöne Prinzessin von Frankreich. Sie ruhen im Walde, da fliegt ein Bussant (Bussard, Falke) herbei und raubt ihr den goldnen Ring, indem sie schlummert. Der Prinz eilt ihm vergebens nach und wird wahnsinnig. Sie kommt in eine Mühle und zuletzt zum Bruder des Königs von England. Dieser findet im Walde einen wilden Mann, der aber seine Sinne wieder erhält, sobald er einen Bussant mit den Zähnen zerrissen. Es ist der verlorene Prinz und alles endet gut.

Das Volksbuch von Hug Schapler, gedruckt Straßb. 1500, 1508, 1537,. aus dem Französischen übersetzt, enthält die sagenhafte Geschichte des König Hugo Capet, Stifter der capetingischen Linie in Frankreich. Gräße, Sagenkreis S. 346. Der Sohn eines Metzgers wird er König, auch seine zehn unehelichen Söhne kommen zu Ehren. Es ist, wie Gervinus II. 245 mit Recht bemerkt, das Mischen der Stände, das Emporsteigen von unten hier das Hauptmotiv.

Hug verführt eines Ritters Tochter im Hennegau, wird von dem Ritter verfolgt und erschlägt ihn (wie Don Juan). Er wird gefangen, bricht aber die Bande vor des Königs Augen und entkommt. Nachher befreit er die Tochter des Wildgrafen von Räubern und wird belohnt. Als des Königs von Frankreich Tochter, Meria, heirathen soll und unzählige vornehme Freier sich melden, besiegt Hug sie alle und wird von Meria zum Gemahl und König erwählt. Seine Nebenbuhler aber sinnen Verrath, der Herzog von Burgund überfällt ihn auf der Jagd, doch rettet er sich durch die Flucht. Ein Graf

Friedrich raubt die junge Königin und will sich eben mit ihr vermählen, als der todtgeglaubte Hug in Einsiedlertracht zurückkommt und mit treuen Freunden (wie Odysseus im Hause der Penelope) die Verräther abfängt. Der reiche Simon, ein bürgerlicher Vetter Hugs, verfolgt dessen steigendes Glück mit seinen Betrachtungen.

Fouqué hat in seinem Zauberring in den Liebschaften des Hug von Trautwangen die des Hug Schapler nachgeahmt.

Das Volksbuch von Pontus und Sidonia:

Pontus, Prinz von Galizien, verlor in früher Jugend seinen Vater, wurde vertrieben und kam an den Hof des König Argill, wo er unerkannt diente und in des Königs Tochter Sidonia die zärtlichste Geliebte fand. Durch den neidischen Gandolet zweimal vom Hofe vertrieben, kam er doch zu rechter Zeit zurück, um als Bettler verkleidet bei Sidonias Hochzeit mit dem König von Britannien sich ihr durch einen Ring zu erkennen zu geben, den er in den Becher, welchen sie ihm reichte, fallen ließ, worauf er den königlichen Bräutigam überfiel und tödtete. Er sollte nun selbst Sidonia heirathen, schwur aber, ihr Bett nicht eher zu besteigen, bis er sein väterliches Reich wieder erobert haben würde. Während er nun dahin zog, ersah Gandolet die Gelegenheit und zwang Sidonia, ihn zu heirathen; aber am Hochzeitstage war der sieggekrönte Pontus schon wieder da, tödtete den Gandolet und nahm die Braut zum zweitenmal für sich. Altfranzös. Volksbuch von 1480 ins Deutsche übertragen durch Eleonore, Gemahlin des Erzherzog Siegmund 1498, plattdeutsch 1601. Im Auszug in Büschings und von der Hagens Buch der Liebe I. XLIV. und in Reichardts Romanbib. XIX. 45.

Das Volksbuch vom Ritter Galmi, gedruckt Straßburg 1540 und im Buch der Liebe, hat Aehnlichkeit mit dem Wilhelm von Orleans, scheint aber einem italienischen Stoff entlehnt zu seyn (Bandello's Novellen II. Nr. 44 die Novelle von der Herzogin von Savoien). Vgl. Gräße. Sagenkreis S. 361.

Ritter Galmi, ein Prinz aus Schottland, dient am Hofe des Herzogs von Britannien und wird aus Liebe zur schönen Herzogin krank. Sein treuer Geselle Friedrich sagt es der Herzogin, die an sein Bett kommt, ihn zu trösten. Gleich wird er gesund. Er siegt im Turnier und wird ihr Truchseß. Alle seine Neider besiegt er abermals im Turnier. Als er einst bei der Tafel der Herzogin vorschneidet, verräth er sein bewegtes Herz, indem er sich in die Finger schneidet, und sie verräth ihre Liebe, indem sie davon ohnmächtig wird. Friedrich räth ihm, das Land zu meiden, um die Herzogin nicht unglücklich zu machen. Er kehrt heim. Der Herzog zieht ins h. Land. Der Marschall will die Herzogin verführen und als sie ihn mit Verachtung abweist, dingt er

einen Küchenjungen, der sich heimlich zu ihrem Bett schleichen und dann schwören muß, er sey ihr begünstigter Liebhaber. Als der Herzog heimkehrt, wird sie angeklagt und soll den Feuertod sterben. Galmi, durch einen Brief von ihr herbeigerufen, gibt sich nicht zu erkennen, sondern hört als Mönch verkleidet ihre Beichte, empfängt dabei einen Ring von ihr und kämpft dann mit dem Marschall, den er besiegt und wodurch er ihre Unschuld erweist. Noch immer unerkannt entfernt er sich wieder. Der Herzog stirbt und Galmi kehrt wieder, gibt der Herzogin ihren Ring und wird ihr Gemahl.

Das Volksbuch erzählt die Geschichte etwas breit und langweilig, aber die Grundzüge der edelsten Freundschaft und Liebe im Inhalt sind von hoher Zartheit. Hans Sachs hat ein Schauspiel daraus gemacht (II. 3. 69), Fouqué 1806 einen Roman.

Das Volksbuch vom Goldfaden, welches Wickram zu Straßburg 1557 und in neuerer Zeit noch einmal Clemens Brentano herausgab, stammt ohne Zweifel aus früherer Zeit her und ist nicht von dem Compilator Wickram selbst erfunden.

Zu einem armen Hirten findet sich ein Löwe und hilft ihm seine Heerde hüten. Sein Weib aber bekommt einen Sohn, Leufried, der ein Muttermaal wie eine Leuentatze auf dem Herzen hat. Dieser Knabe kommt später als Küchenjunge zu einem vornehmen Grafen; da hört ihn der Graf einmal aufs Lieblichste singen und nimmt ihn aus der Küche, um ihn fortan nur als Sänger zu behalten. Für des Grafen schöne Tochter Angliona in Liebe glühend wird er doch vor allen andern Dienern von ihr kalt behandelt und bekommt nie ein Geschenk von ihr, bis sie ihm endlich einmal zum Spott einen goldnen Faden aus ihrem Strickrahmen gibt. Da schneidet er sich die Brust dicht am Herzen auf, legt den Faden in die Wunde und läßt sie zuheilen. Als er ihr, was er gethan, in einem Liede verräth, erschrickt sie und will die Wahrheit wissen; da schneidet er sich vor ihren Augen noch einmal die schon geheilte Brust auf und zeigt ihr den Faden. So viele Liebe bezwingt ihren Stolz, sie ist ihm von nun an auf ewig zugethan. Ihre Liebe wird aber verrathen, der Graf will den kühnen Diener heimlich umbringen lassen, aber der Löwe (der, sowie auch ein Jugendfreund Leufrieds wieder zu ihm gekommen) zerreißt den Mörder. Nach mancherlei Abentheuern, in denen Leufried Ritterschaft gewinnt und sich ruhmvoll auszeichnet, wird der Graf durch die Treue seiner Tochter gerührt, erkennt Leufrieds Werth, bereut seine frühere Härte und vereinigt die Liebenden. — Schöne Episoden sind, wie L. den Jugendfreund aus den Händen der Räuber rettet, wie er in Portugal am Hofe des Königs den Löwen wiederfindet, wie er ein wunderschönes Hündchen findet und seiner Geliebten verehrt (die es pflegt, wie Ysolde den Petitriu), wie er seine armen Eltern wiederfindet ꝛc.

In dem berühmten Volksbuch von der Griſeldis wird das Ideal eines treuen Weibes verherrlicht, ein im Mittelalter überaus beliebter und verbreiteter Stoff. Noguier in ſeiner hist. de Toulouse behauptet, Griſeldis habe um das Jahr 1003 wirklich gelebt. Die Sage findet ſich in einem altfranzöſiſchen fabliau bei Le Grand, bei Boccaccio, Decamerone X, 10, in einer Epiſtel des Petrarca, bei dem alten engliſchen Dichter Chaucer, in einer Leipziger altdeutſchen Handſchrift (Haupt, altd. Blätter I. 115), in Pauli Schimpf und Ernſt, in einem altdeutſchen Volksbuch (Reichards Romanbibliothek III.). Vgl. Gräße, Sagenkreiſe S. 282. Ueber das niederl. Volksbuch ſ. Mone, niederl. Volkslit. 138. 230. van der Bergh, niederl. Volksromane S. 48.

Walther, Markgraf von Saluzzo, war bei ſeinem Volke ſehr beliebt, heirathete aber nie. Da bat man ihn, es zu thun, und er verſprach es unter der Bedingung, daß man ſeine Wahl nie tadeln ſolle. Nun wählte er aber die Griſeldis, eine eben ſo ſchöne als tugendhafte Bauerntochter. Als ſie ihm eine Tochter geboren, wollte er ihre Treue und Hingebung prüfen und nahm ihr das Kind unter dem Vorwand, ſeine Vaſallen grollten der Nachkommenſchaft von einer Bäurin. Sie duldete es gehorſam, obgleich ſie Angſt hatte, das Kind werde ſterben müſſen. Beim zweiten Kinde ging es ihr ebenſo. Es war ein Sohn, den er ihr entriß. Als aber die Tochter herangewachſen war, ſprengte Walther aus, er werde ſeine bäuriſche Gemahlin verſtoßen und eine vornehme Dame heirathen, und zu Griſeldis ſelbſt ſagte er, ſie ſolle der neuen Braut ihre Geſchmeide und all ihren Putz abtreten. Als die vorgebliche Braut erwartet wurde, ſchmückte ihr Griſeldis ſelbſt das Zimmer und Bett. Als ſie aber — die Tochter — ankam und Walther ſie ihr als Braut vorſtellte, blieb Griſeldis gelaſſen, wie zuvor und wünſchte ihr nur, er möge ſeiner zweiten Frau das Leid erſparen, welches die erſte erduldet. Da fiel ihr Walther um den Hals und bekannte ihr unter Thränen, daß er ſie nur habe prüfen wollen und daß die vermeintliche Braut ihre Tochter ſey. Auch der verlorene Sohn kam herbei und nun erſt lebten ſie herrlich und in Freuden zuſammen. — In Kirchhoffs Wendunmuth IV. Nr. 86 heißt die Heldin Fortunata und ihr Gemahl Herzog Durando von Urbino. — Der Stoff wurde ſchon 1395 in Paris als Schauſpiel behandelt. Desgleichen von Hans Sachs I. 10. von den alten Engländern Dekker, Chittle und Houghton (Dodsley old plays. 1816. III.), von Mauritius, Leipzig 1607, von Halm (Freih. v. Münch-Bellinghauſen) 1837, von Winterling (Walther von Saluzzo 1844), als Oper von Paer.

Walthers unmenſchliche und ſelbſtquäleriſche Härte erſcheint unnatürlich, dient jedoch der zarten Weiblichkeit hier zur Folie.

Ein Volksbuch handelt von Eginhard von Böhmen.

Dieser entführete die schöne Adelheid, Tochter Ottos des Großen, aus dem Kloster in Regensburg und lebte mit ihr in einem Schlosse im Walde. Als der Kaiser einmal auf der Jagd dahin verirrte, verzieh er ihnen. In dem Schlosse aber hauste ein Drache, der des Kaisers Liebling verschlang. Zudem kamen mongolische Riesen und bedrängten Eginhards und Adelheids Sohn Friedrich, dessen Schwester Amalia dem verheißen wurde, der die Riesen besiegen würde. Das that ein junger Ritter vom Lorbeerblatt, der auch den Drachen erlegte. Görres Volksb. 85. Dieselbe Sage in Hagecks böhm. Chronik S. 131, wo der Kaiser Heinrich I., die Tochter Helena, den Entführer Herzog Ulrich (nach Büschings Volkssagen S. 125, Albert von Aldenburg) ist.

Auch die tragische Geschichte der Gismunda kam unter die deutschen Volksbücher. Sie wurde aus dem Italienischen übersetzt von Niclas von Wyle und erhielt später ihre weiteste Verbreitung, Umarbeitung als Oper ꝛc. unter dem Namen Lenardo und Blondine.

Tancred, Fürst von Salerno, hatte eine schöne Tochter, Gismunda (Sigismunda), die ihren ersten Gatten, einen Herzog von Capua, früh verloren hatte und nach des Vaters Wunsch nunmehr Wittwe bleiben sollte. Aber sie verliebte sich in den schönen Guiscard, einen Diener ihres Vaters, und kam heimlich mit ihm zusammen. Von ungefähr belauschte sie der Vater einst, gerieth in heftigen Zorn, ließ den Jüngling hinrichten und schickte der jammernden Tochter sein Herz. Sie aber goß Gift auf das Herz, trank es und starb.

In Thomas Lirer von Ravkweil alten schwäbischen Geschichten 28. wird den Sagen und Geschichten des Hauses Montfort und Werdenberg auch die Sage von einem Vorfahr der Herrn von Andlaw eingereiht, die Liebesgeschichte von Arbogast und Elisa. Sie ist gewiß nicht von dem geschmacklosen Lirer erfunden, ihre zarten Züge verrathen vielmehr eine ältere Dichtung. Das poetische Motiv ist die schwärmerische Liebe einer Südländerin zu einem blonden deutschen Jüngling.

Vogt Walther von Welsegg erschlug den Herzog von Schwaben, fiel daher in Bann und floh nach Portugal. Mit sich nahm er seinen jungen, erst 15jährigen Schwestersohn Arbogast von Andelon. Er selbst fiel in rühmlichem Kampf wider die Heiden, indeß der junge Neffe als Page am königlichen Hofe von Portugal die Liebe der eben so jungen Prinzessin Elisa gewann, die sich aber nur in zartester Weise kund gab. Sie scherzte mit ihm und er wurde blutroth vor Scham. Es blieb eine innige unausgesprochene Neigung. Kaum herangewachsen stritt Arbogast ebenfalls wider die Heiden, anfangs siegreich, endlich unglücklich, so daß er gefangen, den Heiden aber wieder durch die Rhodiser Ritter abgenommen wurde. So kam er nach Rhodus. Mittlerweile zog ein

Landsmann des jungen Arbogast, ohne etwas von ihm zu wissen, Graf Albrecht von Werdenberg, nach Portugal. Als ihn Elisa zum erstenmal sah, war sie tief gerührt und konnte sich nicht enthalten, ihm anzudeuten, welchen lebhaften Antheil sie an einem jungen Landsmann von ihm nehme, der bei den Heiden gefangen sey. Graf Albert aber verliebte sich in die schöne Amise, eine Hofdame bei Elisa, und unternahm, den Damen zu gefallen, eine Fahrt nach dem Morgenlande, den verlornen Jüngling zu suchen. In Rhodus erfuhr er sein Schicksal, lernte ihn selbst kennen und ließ sein Bild machen. Dieses Bild brachte er Elisa zurück, sie erkannte es sogleich und war rasch entschlossen mit Amise sich von Albrecht zu ihm entführen zu lassen. Nachdem sie alle glücklich in Rhodus angekommen, ließ Albrecht den jungen Arbogast mit Elisa in einem dunkeln Zimmer zusammenkommen, ohne daß eines wußte, wer das andere sey, denn Albrecht hatte auch ihr nichts von seiner Nähe verrathen. Da wurden beide durch die Stimme an einander erinnert und wurde ihnen beiden weh im Herzen. Sodann machte sich Albrecht den gutmüthigen Spaß, die beiden Verliebten am hellen Tage aus zwei gegenüberstehenden Fenstern einander zu zeigen. Endlich führte er sie wirklich zusammen, aber nur, um sie auf ewig zu trennen. Arbogast selbst nämlich hielt sich als Dienstmann für unwürdig, die Prinzessin zu heirathen, und überließ sie dem Grafen Albrecht, indem er selbst sich mit Amise verheirathete. — Achim v. Arnim hat diese Geschichte in seinem Wintergarten bearbeitet.

Obgleich von einem Italiener und erst im 15. Jahrhundert verfaßt, gehört die Liebesgeschichte Euryalus und Lucrezia doch ihres Inhalts wegen hieher.

Als Kaiser Sigismund in Siena verweilte, erregten seine schönen und stolzen Deutschen die Bewunderung der Italienerinnen, vor allem aber verliebte sich eine verheirathete Dame, die edle Lucrezia in den Ritter Euryalus, einen vertrauten Diener des Kaisers, lud ihn heimlich zu sich und hing mit so inbrünstiger Liebe an ihm, daß sie, als er sie endlich verlassen und dem Kaiser folgen mußte, aus Kummer starb. Berühmter Roman des Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius II.).

Die Begebenheit ist historisch. Vgl. Aschbach, Sigmund IV. 441. Unter Euryalus ist des Pabstes Freund Caspar Schlick, des Kaisers Kanzler, gemeint. Diese Liebesgeschichte ist in alle Sprachen übertragen und vielfach nachgeahmt worden. S. die Ausgaben bei Gräße, Sagenkreise des Mittelalters S. 483 f. Sie ist sehr einfach, aber durch eine Feinheit und Wahrheit der Charakteristik ausgezeichnet, die nicht leicht wieder gefunden wird. Namentlich spielt bei beiden Theilen das sittliche Gefühl im Kampf mit der Leidenschaft eine Hauptrolle, und unnachahmlich ist die Natur-

Man hat aus den guten Früchten, welche die älteren speciellen technischen Anstalten für die betreffenden Verwaltungszweige trugen, den sehr richtigen Schluß gezogen, daß ähnliche Anstalten, für das allgemeinere Bedürfniß solcher Gewerbszweige berechnet, deren Vorstehern und höheren Arbeitern die Kenntniß bestimmter technischer Wissenschaften immer unentbehrlicher wird, und wo man sich seither auf die zufällige Erwerbung von Männern verlassen mußte, die durch eigene Kraft, oder im Auslande gebildet waren, überaus nützlich wirken müßten. Die Fabriken, die sich unter dem unnatürlichen Schutze des Continentalsystems gebildet hatten, und die man nicht untergehen lassen konnte, da bereits das Geschick von Tausenden auf sie gestellt war, waren doch der vom technischen Genie beflügelten Concurrenz von England namentlich und dessen Filiale Belgien[1] und von Amerika gegenüber, nicht ohne Anwendung gleichen technischen Wissens zu erhalten, und das Capital davon war sehr spärlich verstreut. Die Staaten ferner waren durch manche Umstände veranlaßt, größere Anstrengungen auf Straßen- und Wasserbau zu verwenden, und fühlten stärker als sonst das Bedürfniß tüchtiger Techniker in diesen Fächern. Man errichtete deßhalb an einzelnen Hauptorten Anstalten, auf denen tüchtige praktische Techniker durch Belehrung über die wichtigsten Resultate der technischen Wissenschaften und durch Anschauung und Uebung in den vervollkommneten Leistungen gebildet werden sollten. — Man fühlte sogleich den Mangel an einer geeigneten Vorbereitung für den Unterricht, wie er wenigstens in mehreren dieser Anstalten gegeben wurde, und begründete deßhalb vorbereitende Anstalten, die man theils in Beziehung zu den Hauptanstalten setzte, theils selbstständig bestehen ließ. Im letzteren Falle verband man den Zweck damit, daß sie auch einem etwas niedererem Bedürfniß genügen sollten, dessen Vorhandenseyn man anerkannte. Vielen Gewerbtreibenden, die von den höheren Disciplinen, in dem Umfange besonders, wie sie in den polytechnischen Schulen geboten werden, schwerlich einen Gebrauch zu machen

[1] Die belgische Industrie ist eine Tochter Englands. Das technische Genie und das Capital der Britten hat sich einen Platz ausgesucht, wo auch noch der in England mangelnde Vortheil wohlfeilen Arbeitslohns zu Statten kommt.

wahrheit, mit der hier das Weib ſich von der Stärke ihres Gefühls hinreißen läßt, dort beim Mann im Taumel der Luſt das Pflichtgefühl erwacht. Die Sprache aber iſt von einer Naivetät und Wärme, die man jedem Roman wünſchen möchte.

Das Volksbuch von Fortunatus hat zur älteſten Quelle die gesta Rom. cap. 120 und erſchien zuerſt gedruckt 1509. Vgl. Görres Volksb. 71 Muſeum für altd. Lit. I. 276. Es iſt eine durchaus ſelbſtſtändige Dichtung, die nur einiges aus den gestis entlehnt, den Stoff aber auf die geiſtvollſte Weiſe frei behandelt. Ueber die weite Verbreitung der Grundgedanken vgl. m. Odin S. 188 f.

Fortunatus von Cypern abenteuerte in der Welt umher und verthat all ſein Gut. Da erſchien ihm die Göttin Fortuna und gab ihm einen Seckel, aus dem er ſo viel Geld er wollte greifen konnte, und ein Wunſchhütlein, das ihn, wenn er es aufhatte, unſichtbar machte und dahin brachte, wohin er wollte. Dieſer Glücksgüter bediente er ſich nun nach Wunſch, und vererbte ſie dann auf ſeine beiden Söhne Ampedo und Andaleſia. Der letztere verliert den Seckel, borgt vom Bruder den Hut und verliert auch dieſen an die ſchlaue Prinzeſſin Agrippina von England, die ihn durch ihre Koketterie verblendet und betrügt. Er findet inzwiſchen Aepfel, auf deren Genuß ihm Hörner wachſen, und ein Waſſer, durch deſſen Genuß die Hörner wieder ſchwinden. Verkleidet bietet er nun ſolche Aepfel Agrippina an und ſetzt, da ſie Hörner bekommt, zum Preiſe ihrer Heilung, den Seckel und Hut. So bekommt er ſie wieder. Allein um des Seckels willen wird er von zwei Böſewichtern ermordet, und Ampedo ſtirbt aus Gram, nachdem er den Hut verbrannt hat. Da nun der Seckel nur ſo lange ſeine Wunderkraft behalten ſollte, als noch Jemand von des Fortunatus Familie lebe, ſo verſchwand ſie jetzt und die Mörder behielten den leeren Seckel.

In dieſer tiefſinnigen Sage iſt die Poeſie des Glücks aufs vielſeitigſte aufgefaßt, wie es dem Fröhlichen lacht, den Unglücklichen plötzlich überraſcht und tröſtet, den Entbehrenden mit dämoniſchem Zauber verlockt, dem am treuſten bleibt, der es nicht ſucht und ſogar ſcheut, aber den Sichern und Uebermüthigen plötzlich treulos verläßt und nirgends von Dauer iſt, ſondern überall, wo es einmal eingekehrt, in nicht zu langer Zeit eine öde Stätte hinterläßt.

Ein ſehr beliebtes Volksbuch war die Reiſebeſchreibung des Ritter Johann de Montevilla, gedruckt 1481 zu Augsburg und ſpäter noch oft, ſo wie in vielen Handſchriften. Vgl. Docen im Muſeum d. altd.

Lit. I. 246 f. Görres Volksb. S. 53. Montevilla hat im 14. Jahrhundert gelebt, war ein englischer Ritter und machte große Reisen. In die Beschreibung seiner Reisen mischten sich aber alle fabelhaften Vorstellungen vom Orient, wie sie durch die Kreuzzüge und durch die Schriften der Alten allmählig verbreitet und schon im Gedicht von Herzog Ernst ausgeführt waren. Schon vor Montevilla's Buch war ein Reisebuch des Apollonius von Tyrland verbreitet, welches, von ähnlichen Fabeln voll, wesentlich auf sein Buch einwirkte. Auch die Alexanderlieder und bereits die erste Reise des Marco Polo. Obgleich nun also der Stoff nicht mehr neu war, so war es doch die Behandlung. Einmal wurden alle jene Fabeln von den Wunderländern und seltsamen Völkern aufs lebendigste verbunden dadurch, daß Montevilla ganz naiv alle selbst aufgesucht und gesehen haben wollte: sodann aber ist sein Buch tief durchdrungen vom christlichen Geiste. Es schildert vor allem das h. Land und bezeichnet alle Spuren in und um Jerusalem, die durch göttliche Beziehungen verewigt sind. Das lichte Bild Jerusalems im Vordergrunde hat nun alle jene Wunder und Ungeheuerlichkeiten des weiter hinten liegenden Orients zur Folie.

8.

Erzählungen.

An die größern romantischen Dichtungen reihen sich eine Menge kleinerer Erzählungen in Versen und Prosa.

Die älteste Sammlung dieser Art ist das berühmte Buch von den sieben weisen Meistern, über dessen Quellen der um altdeutsche Literatur so vielfach verdiente Prof. von Keller in seinen sept sages, Tübingen 1836, die umfassendsten Untersuchungen angestellt hat. Die indischen Bücher Hitopadesa und Pandchatantra sind nicht, wie man angenommen hat, die Quellen der sieben Meister, sondern die Quellen der spätern Bidpai'schen und anderer Thierfabeln. Dasakumamatscharita oder die Geschichte von den zehn Jünglingen ist so späten Ursprungs, daß es wohl erst mit dem Islam nach Indien gekommen seyn dürfte. Dennoch hat man Spuren einer indischen Quelle entdeckt. Vgl. Keller S. III.

Die nächſte perſiſche Quelle iſt die Geſchichte der 10 Magier, dann die arabiſche Geſchichte der 40 Magier, die in die ſpätern größern Sammlungen von 1001 Nacht und 1001 Tag überging. Ferner das griechiſche Buch Syntipas (aus dem 11. Jahrhundert), das lateiniſche Buch Dolopatos und historia septem sapientium, welches letztere wieder in faſt alle europäiſche Sprachen überging, ſo wie die Gesta Romanorum. Sowohl über Verzweigung des Werks in alle Sprachen, als über den Anwachs derſelben durch neue Erzählungen gibt Keller den gründlichſten Aufſchluß, ſo genau, daß er ſogar die einzelnen Erzählungen in allen ihren Variationen verfolgt. Die altdeutſche Faſſung der ſieben Meiſter hat derſelbe in Diocletians Leben von Hans vom Bühel 1841 und in ſeinen altdeutſchen Erzählungen 1846 herausgegeben.

Der römiſche Kaiſer Pontianus läßt ſeinen Sohn Diocletianus von ſieben weiſen Meiſtern erziehn. D. wird bald ſelbſt ſo weiſe, daß er, die Zukunft vorausahnend, ſtumm bleibt. Seine Stiefmutter Cleopatra verliebt ſich in ihn, er weiſt ſie jedoch ab. Zur Rache verleumdet ſie ihn bei ſeinem Vater, als habe er ihr nachgeſtellt. Pontianus will ihn hinrichten laſſen, die ſieben weiſen Meiſter aber halten ihn durch geiſtreiche Erzählungen auf, daß er den Befehl immer verſchiebt, und der Inhalt der Erzählungen bewirkt eine Aenderung ſeines Sinnes, denn es wird darin die Argliſt der Frauen aufgedeckt und vor übereilten Handlungen gewarnt. Cleopatra iſt aber auch ihrerſeits thätig und ſetzt den Geſchichten der ſieben Meiſter andere entgegen, die den Kaiſer immer wieder umſtimmen, bis die Meiſter und die Unſchuld zuletzt triumphiren. — Der erſte Meiſter erzählt von dem Hunde, der ein Kind in der Wiege vor einer Schlange rettete, aber vom Vater des Kindes fälſchlich für den Mörder des Kindes gehalten wurde. Unter dem Hunde iſt Diocletian gemeint. Die böſe Kaiſerin aber erzählt ſogleich eine andere Geſchichte von einem gewaltigen Eber, der von einem wehrloſen Hirten betrogen und umgebracht wird. Unter dem Eber iſt Pontian gemeint. Da erzählt der zweite Meiſter von einem böſen Weibe, die ihren unſchuldigen Gatten dem Gerichte überliefert, die Kaiſerin aber hinwiederum von dem verſchmitzten Burſchen, der den Schatz im Thurme ſtahl ꝛc.

Ich kann mich nicht darauf einlaſſen, die Erzählungen im Einzelnen zu analyſiren, da ſie aus fremden Quellen entlehnt ſind und dem deutſchen Sammler nur ein geringer Antheil von Originalität zukommt.

Unter den übrigen Sammlungen zeichnen ſich der Coloczaer Codex, eine handſchriftliche Sammlung in Leipzig, der von Herrn von Laßberg edirte Liederſaal, von der Hagens Geſammtabentheuer,

Kellers altdeutſche Erzählungen aus. Dazu viel Einzelnes zerſtreut. Einzelne Erzählungen finden ſich in mehreren Sammlungen zugleich. Auch hier iſt vieles unverkennbar aus ältern fremden, namentlich welſchen Quellen geſchöpft. Anderes verräth ſeinen deutſchen Urſprung, wenn auch keine Namen genannt ſind. Das Grundthema iſt die Liebe, und zwar hauptſächlich in ihrer Treue und Untreue. Ich gebe hier nur zur allgemeinen Charakteriſtik einige der ſchönſten Erzählungen, zuerſt ſolche von der Treue.

Von Frauentreue:

Ein Ritter verlor im Turnier ein Auge und fürchtete ſeiner Frau dadurch verhaßt zu werden. Aber ſobald ſie davon hörte, ſtach ſie ſich ſelbſt ein Auge aus, um ihm ihre Treue zu beweiſen. Herrant von Wildon, herausgegeben von Bergmann. v. Laßberg, Liederſaal I. 27.

Von einer rührenden Treue wird berichtet in Kellers Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften S. 41.

Ein vornehmer und reicher Ritter kehrt bei einem armen Ritter ein, erblickt deſſen wunderſchöne Tochter und bietet der Mutter 100 Mark Silber, wenn ſie ihm über Nacht die Tochter zuführe. Mutter und Vater, von bitterer Armuth gedrängt, fügen ſich darein. Als aber der Gaſt die ſchöne Tochter weinend kommen ſieht, macht ihre Keuſchheit und der Seelenadel, mit dem ſie ſich benimmt, einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſie nicht berührt, den Eltern aber die Summe bezahlt. Bald darauf fällt er in einem Turnier. Als die Jungfrau ſeines Todes Kunde empfängt, baut ſie ſich eine Einſiedelei über ſeinem Grabe und widmet all ihr Leben ſeinem Andenken, bis ſie ſtirbt und neben ihm begraben wird. Aber noch aus ihrem Grabe wächſt eine Weinrebe und überrankt das Grab des Ritters.

Ein reicher Mann kaufte auf einer Reiſe zwei koſtbare Kleider, um ſie ſeinen geliebten Kebsweibern mitzubringen. Seiner frommen Frau aber kaufte er nichts. Da rieth ihm unterwegs ein Wirth, er möchte doch erſt die Kebsweiber prüfen. Als er nun heimkam, ſagte er dieſen, er habe Unglück gehabt, ſey um alles gekommen und ſie möchten ihm daher leihen. Sie aber ſtießen ihn fort, ſeine fromme Frau dagegen tröſtete ihn liebreich und nun bekam ſie allein die ſchönen Kleider. Gedicht in v. Laßbergs Liederſaal I. Nr. 74. Hagen, Geſammtabentheuer Nr. 35.

Ein Ritter verliebt ſich zum Sterben in die Frau eines andern, tritt für ſie, nur mit einem ſeidenen Hemde bekleidet, in die Schranken und wird ſchwer verwundet. So ſchleicht er ſich zu ihr bei Nacht, während ſie mit ihrem Mann im Bette liegt, umarmt ſie und überſtrömt ſie ſterbend mit ſeinem Blute.

Nun erſt wird die Frau, die ihn vorher nicht leiden mochte, gerührt und mit ſolcher Liebe zu dem Todten erfüllt, daß ſie ihren Mann bittet, ihm ein Todtenopfer bringen zu dürfen. Darauf geht ſie hin zu ſeiner Bahre, kleidet ſich nackt aus, legt ſich zu ihm und ſtirbt. Goleczaer Geder 275. Geſammtabentheuer Nr. 13.

Friedrich von Auchenfurt war mit Kaiſer Friedrich II. in Italien, verliebte ſich in eine Dame, erhielt aber ihre Minne nicht. Endlich verſprach ſie ihm aus Muthwillen, ſeine Wünſche zu erfüllen, wenn er in Weiberkleidern ohne Harniſch für ſie turnieren wolle. Er that es und wurde ſchwer verwundet. Als er ſie nachher an ihr Verſprechen erinnerte, weigerte ſie ſich, um die Treue gegen ihren Gatten nicht zu brechen. Da begnügte ſich Fr. nur von ihr zu verlangen, ſie ſolle öffentlich in der Kirche das blutige Hemd tragen, in dem er verwundet worden war, was ſie auch that. Geſammtab. Nr. 76. Auch in Gneuckels Weltchronick. abgedr. in Hauptz Zeitſchr. V. 288.

Von Männertreue:

In Kellers Erzählungen S. 372 finden wir eine höchſt ſinnreiche Dichtung von Männertreue. Ein Mann verliert die ſchöne Frau, die er zärtlich liebt, durch den Tod, kann ſich aber nicht von ihr trennen, ſondern behält die Leiche im Hauſe und nimmt ſie, als ihn das Gerede der Leute vertreibt, in einem koſtbaren Schrein mit ſich in eine andere Stadt. Sein brünſtiges Gebet, die Todte wieder zu beleben, der er 20 Jahre ſeines eigenen Lebens abtreten will, wird endlich erhört. Sie erwacht, er aber wird um 20 Jahre älter, ein Greis. Nun will die Treuloſe nichts mehr von ihm wiſſen, ſondern hält ſich an einen Jüngling. Das Gericht ſoll entſcheiden. Vergebens mahnt der treue Greis das üble Weib. Vor den Richtern wählt ſie den Jüngling und fällt ihm um den Hals. Aber in demſelben Augenblick ſinkt ſie als eine verfaulte Leiche zuſammen und der Greis wird wieder zum kräftigen Manne verjüngt.

Eine ſchöne Jungfrau ſchickt ihre drei Freier auf Reiſen aus. Als ſie heimkehren, ſtellt ſie ſich, als litte ſie an einer eckelhaften und anſteckenden Krankheit. Da will der erſte und zweite nichts mehr von ihr wiſſen. Der dritte aber läßt ſich durch nichts abhalten, dringt bis an ihr Krankenbett, findet ſie friſch und geſund und wird belohnt. Kellers Erzählungen S. 150.

Der Schüler in Paris liebt eine Bürgerstochter auf innigſte. Einſt, als er zur Ader gelaſſen und die Nacht bei ihr zubringt, bricht in ſeiner Liebesgluth die Ader wieder auf und er verblutet ſich in ihrem Bette. Sie ruft ſeinen Vater herbei und bekennt ihm alles. Als der Schüler begraben werden ſoll und ſein Sarg in der Kirche ſteht, wirft ſie ſich über ihn und ſtirbt. In dieſem Gedicht iſt die Fiebergluth der Liebe meiſterlich ausgedrückt. Geſammtabentheuer Nr. 14.

Ein Ritter kam in eine Stadt, wo er das ſchönſte Weib fand, die an

einen Bürger verheirathet war. Als er ihre Liebe nicht gewinnen konnte, forderte er alle Ritter zum Kampf auf, indem er selbst nur im Hemde ohne allen Harnisch kämpfen wollte. So that er auch und blieb Sieger, wurde aber tödtlich durch eine Lanze verwundet, die ihm in die Brust fuhr. Nun erklärte er, das Eisen nicht herausziehen zu lassen außer durch die, welche Schuld an seiner Verwundung sey. Viele Damen besuchten ihn, endlich wurde auch die schöne Bürgersfrau durch ihren Mann bewogen, zu ihm zu gehen und zog ihm, nach langem Widerstreben das Eisen aus der Wunde. Er genas wieder, setzte aber seine Bemühungen um die Schöne fort, bis sie ihm endlich eine Zusammenkunft gestattete und als er sie zum erstenmal in den Armen hielt, brach seine Wunde auf und er starb. Sie bemühte sich ihn wieder zu beleben und sein Blut zu stillen, indem sie ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern dazu verwandte; als sie endlich entblößt bei dem Todten allein war, übermannte sie Scham, Angst und Mitleid in so hohem Grade, daß ihr das Herz zersprang und sie todt auf ihm liegen blieb. v. Laßberg. Liedersaal 1. Nr. 24. Coloczaer Codex Nr. 49.

Graf Willekin von Montaburg verthat in edlem Ritterthum sein Gut und gab sein letztes her, um einen verstorbenen Ritter, den man auf den Mist geworfen, ehrenvoll begraben zu lassen. Bald darauf war ein großes Turnier, dem der Graf nicht anwohnen konnte, weil er kein Roß hatte. Da kam ein fremder Ritter mit einem herrlichen Roß und trat es ihm ab gegen die Hälfte des Turnierpreises. Nun gewann der Graf den höchsten Preis und damit die Hand der Landesherrin. In der Hochzeitsnacht erschien ihm der Ritter und forderte die Hälfte des Landes und der Frau, erließ sie ihm aber, indem er nur seine Treue habe prüfen wollen und gab sich als der Geist des begrabenen Ritters zu erkennen, der ihm habe dankbar seyn wollen. Gesammtab. Nr. 6.

Ein Ritter zieht zum Turnier, seine Dame schickt ihm nach einander köstliche Kleinode, Kranz, Krone, die er aber einem habgierigen Ritter schenkt, der ihn um seiner Dame willen darum bittet, nachdem jener gelobt, nie etwas abzuschlagen, wenn ers im Namen seiner Dame gebeten würde. Der habgierige Ritter trägt nun der Dame Kleinode auf dem Helm und ihr wirklicher Geliebter trägt, auf seines Knechtes Heinrich Rath, erst ein Hühnernest, dann einen Ofenwisch, endlich einen Kegel auf dem Helm, siegt aber und wird als der echte Ritter erkannt, dem auch die Hand der Dame zufällt. Gesammtab. Nr. 64. Aehnlich wie in Lother und Maller.

Sehr eigenthümlich ist folgendes kleine Gedicht:

In einer Burg über dem Rhein wohnten 40 Ritter mit ihren Familien. Während sie abwesend waren, erlustigten sich ihre Frauen und Töchter, auf der grünen Au vor der Burg gleich den Männern in ritterlicher Rüstung zu turnieren, indem sich jede einen Rittersnamen gab. Eine Jungfrau aber, die sich nach dem tapfern Walrabe von Limburg genannt hatte, gewann den Preis.

Als das der Herzog Walrabe hörte und einmal zu jener Burg kam, ließ er sich die züchtige Jungfrau vorstellen, dankte ihr, beschenkte ihren armen Vater reichlich und verheirathete sie an einen edeln Mann. Gesammtabenthener 17. Coloczaer Codex 75.

Unter den lustigen Erzählungen oder Schwänken des 13. Jahrhunderts kommt schon viel eigentlich Zoteuhaftes vor. Ich werde meist darüber hinweggehen, wie es in einem Lehrbuch schicklich ist, muß aber etwas zur Charakteristik dieser ganzen Gattung bemerken. Man darf füglich unterscheiden, was als ausgesucht unflätig, oder als wollüstiges Raffinement verwerflich, und was als gesunder Volkshumor oder aristophanische Satyre entschuldbar und natürlich ist. Moderne Prüderie hat beides verwechselt und alle und jede Zote verpönt. Das geht zu weit und wird unnatürlich. Es liegt nun einmal etwas absolut Komisches in gewissen Geschlechtsverhältnissen, und daß es so aufgefaßt werde, ist ebenso natürlich, als es die Dinge selbst sind. Deswegen ist die zimperliche Prüderie, die nichts Natürliches eingestehen will, unnatürlich oder Heuchelei. Viel verwerflicher als die unschuldigen naturalia sind die mit Raffinement und Wohlgefallen ausgemalten Verführungs- und Hahnreigeschichten, die dann auch meist aus derselben Quelle stammen, wie die lüderlichen Artusromane. Wir finden die Originale überall in den altfranzösischen fabliaux und in den italienischen Novellen wieder.

Die Mehrzahl dieser Schwänke handelt von der Weiber List und Uebermuth.

Eine sehr beliebte Satyre war Aristoteles, der dem König Alexander Keuschheit empfiehlt und die Weiber verachtet, aber durch des Königs Geliebte, die schöne Julie (Phyllie) sich selbst verführen, sich von ihr Zaum und Gebiß anlegen und reiten läßt, bei welcher Scene ihn der König überrascht. Gesammtabenthener 2. Fastnachtsspiel bei Keller I. Nr. 17. Komödie bei Hans Sachs III. 2. 65. Der Schwank war so populär, daß er schon in sehr alten Kupferstichen behandelt wurde von Hans Baldung. Pencz, Zagel und Brosamer.

Eine mehr sittliche Tendenz hat folgende Erzählung:

Ein vorwitziger Ritter läßt die Treue seiner Frau durch seinen Knecht prüfen. Da dieser nicht abläßt, sie mit Liebesbitten zu bestürmen, gibt sie scheinbar nach und bestellt ihn auf die Nacht. Statt seiner kommt aber der Ritter selbst und wird von der Frau und ihren Mägden tüchtig durchgeprügelt. Gesammtabenthener Nr. 27.

Die meisten Erzählungen dagegen sind frivol und unsittlich.

Ein Ehemann will seinem untreuen Weibe, als sie erst spät in der Nacht heimkommt, die Thür nicht öffnen. Sie stellt sich, als wolle sie sich in den Brunnen stürzen und wirft einen schweren Stein hinein. Der Mann eilt verzweifelnd hinaus, sie zu retten, und läßt die Thür offen. Nun schlüpft sie hinein, schließt zu und läßt ihn nicht herein. Aus der Leipziger Handschrift, im Auszug bei Haupt, altd. Blätter II. 154.

Ein Ritter kehrt mit einem Hut voll Nüsse heim. Sein Weib versteckt geschwind ihren Buhlen unter das Bett, knackt Nüsse und wirft ihrem Buhlen auch welche zu, indem sie ihrem Manne sagt, ihr Buhle läge darunter. Er will es nicht glauben, sie sagt aber ja und wolle ihn hinausgehen heißen. Indem fällt sie scherzend über ihren Mann her, bedeckt ihm den Kopf mit ihrem Gewande und läßt den Buhlen wirklich fortgehen. Als er weg ist, bittet sie den Mann um Verzeihung, daß sie ihren Scherz mit ihm getrieben. Gesammtabentheuer Nr. 39.

Ein Ritter überrascht seine Frau und sucht deren Buhlen, der sich unter einem Zuber verborgen hat. Er findet ihn nicht und setzt sich auf den Zuber. Da sagt die Frau spöttisch, der Buhle stecke im Zuber. Der Ritter aber hält es für Scherz und sucht nicht nach. Die Nachbarin, welcher der Zuber gehört, verlangt ihn zurück. Sie läßt dieselbe „durch Weibesnoth" bitten, ihr den Zuber noch zu lassen. Die Nachbarin versteht den Wink, zündet eine kleine Scheuer an und rettet den Buhlen, der entschlüpfen kann, während der Ritter zum Feuerlöschen eilt. Gesammtab. Nr. 41. Eine ganz ähnliche Geschichte enthält Nr. 42. Hier zündet eine treue Magd das Feuer an, so daß der Schreiber, der bei der Frau schläft, sich rechtzeitig vor dem rückkehrenden Mann retten kann.

Ein Mann hat einen grauen Hahn, den ein Reiher für einen Falken hält, sich duckt und sich fangen läßt. Der Mann ladet einen Herrn ein, mit ihm den Reiher zu verzehren, die Frau aber verzehrt ihn zuvor mit einer Nachbarin und will dann von nichts wissen, der Mann werde wohl nur von dem Reiher geträumt haben. Der Mann will sich rächen, aber die listige Frau überredet die Nachbarin statt ihrer in ihrem Bett zu schlafen. Hier wird sie nun vom Mann gepriigelt und werden ihr die Haarzöpfe abgeschnitten. Am Morgen aber findet der Mann seine Frau ganz munter mit unversehrten Zöpfen und glaubt nun selbst, daß er nur geträumt habe. Coloczaer Codex, 127. Aehnlich Gesammtab. Nr. 31 und 43.

Drei Frauen fanden im Grase einen Ring und kamen überein, die solle ihn behalten, die ihren Mann auf die listigste Art betrogen habe. Die erste erzählt nun, sie habe für ihren Mann Fische im Keller holen sollen, sich aber von ihrem Liebhaber entführen lassen und sey acht Tage weggeblieben, habe aber nachher ihren Mann überredet, sie sey nur im Keller gewesen und er habe geschlafen. — Die zweite berichtet, sie habe ihren Mann überredet, sie müsse des Nachts als Herr ausfahren und habe unterdeß bei ihrem Liebhaber

zugebracht. — Die dritte erzählt, sie komme mit ihrem Liebhaber durch ein Loch in der Wand zusammen und habe ihren Mann so getäuscht, daß er sich einbilde, es sey nur eine ihr sehr ähnliche andere Person. Die drei Frauen konnten sich aber nicht einigen, wer von ihnen die listigste gewesen sey. Laßberg, Liedersaal Nr. 178.

Dasselbe Motiv in einem Schwank in Haupts Zeitschrift VIII. 524. Drei Weiber finden einen Porten und streiten sich darum. Jede soll nun jetzt erst sehen, wie sie ihren Mann am besten betrüge. Die erste überredet den ihrigen, er sey gestorben; die zweite, er sey ein Mönch geworden; die dritte, er habe seine Kleider an, obgleich er nackt aus dem Bette kommt und so zur Messe in die Kirche geht.

Ein verschlagenes Weib liebte einen Jüngling und konnte nicht an ihn kommen. Da ging sie zur Beichte und klagte bei dem Pfaffen, jener Jüngling stelle ihrer Ehre nach und habe sich dieser und jener Mittel bedient, um sicher bei Nacht zu ihr zu gelangen. Der Pfaff ließ sofort den Jüngling rufen und stellte ihn zur Rede. Der Jüngling aber merkte die Absicht der Frau, erkundigte sich, ob sie schön sey, und verfehlte nicht, sie auf den bezeichneten Wegen zu besuchen. Keller, Erzählungen S. 242.

Ein Student buhlt mit einer Frau, ihr Mann findet ihn öfter bei ihr, sie sagt aber, er vertreibe ihr das Zahnweh. Als der Mann endlich böse wird, führt sie ihn zu einem Wasserzuber: was er sähe? Sich und sie. Nun solle er auch hineingreifen. Er greift nichts. So, sagt sie, ist es auch nichts, was du gesehen hast. Es genügt nicht am Sehen, man muß es auch greifen. Goleczaer Geber 95. Gesammtab. 26.

Ein Ritter kam mit seiner Dame, die der Herzog, ihr Gemahl, in einen Thurm eingesperrt hatte, durch einen unterirdischen Gang zusammen und brachte sie zum Scherz heraus, indem er sie in andern Kleidern dem Herzog als seine Braut vorstellte. Die Aehnlichkeit erschreckte den Herzog, aber als er im Thurme nachsah, war die Herzogin schon wieder in ihren alten Kleidern darin und er glaubte nun wirklich, es seyen ihrer zwei, bis der Ritter ihm die Herzogin entführte. Keller, sept sages p. CCXXVIII. Oefter wiederholt, dramatisirt von Platen. Modernisirt in Kotzebues gefährlicher Nachbarschaft.

In andern Erzählungen waltet mehr die Naivetät vor. Hier einige der am beliebtesten und die am häufigsten auch in welschen Landen sich wiederholen. Die Geschichte von der Nachtigall.

Ein junges Mädchen pflegte des Nachts aufzustehen, um draußen die Nachtigall singen zu hören. Als aber ihre Eltern einmal lauschten, fanden sie sie bei einem Liebhaber. Das war der Vogel, der ihr so süß flötete. Aber sie verziehen ihm unter der Bedingung, daß er das Mädchen heirathete. Gesammtab. Nr. 25.

Das Schneekind in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 242. Gesammtabenth. Nr. 47.

Ein Kaufmann kommt von langen Reisen heim und findet ein junges Kind, das ihm seine Frau geboren zu haben vorgibt, nachdem sie, sehnsüchtig an ihn denkend, Schnee gegessen habe. Der Kaufmann verreist wieder, nimmt das Kind mit und verkauft es in Aegypten. Als er heimkommt, sagt er, es sey ihm, weil von Schnee, in der Hitze des heißen Landes geschmolzen. — Bei Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 193 ißt die Frau einen Eiszapfen.

Der Ritter mit der Birne, ein Schwank des 14. Jhd., fälschlich dem Konrad von Würzburg zugeschrieben, in v. Laßbergs Liedersaal III. Nr. 191. Gesammtabentheuer I. 10.

Ritter Arnold beging an der königlichen Tafel aus Gedankenlosigkeit die Rohheit, eine Birne entzweizuschneiden, die eine Hälfte in den Mund zu stecken und die andere, ungeschält, der Prinzessin anzubieten. Diese warf ihm nun seine Grobheit vor und hörte nicht auf, ihn damit zu verhöhnen. Da sann er auf Rache, verkleidete sich als ein Narr, ergötzte den Hof durch seine plumpen Späße und hatte das Glück, nunmehr der Prinzessin viel besser zu gefallen, als vorher, da er noch ein edler Ritter war. Es kam so weit, daß sie ihn des Nachts zu sich in ihre Kammer nahm. Als er nun des andern Tages wieder als Ritter erschien und sie ihm abermals die ungeschälte Birne vorwarf, rief er ihr ein Paar Worte zu, die sie gestern in verschwiegener Nacht dem Narren gesagt hatte, und zu ihrem tödtlichen Schrecken erkannte die Unglückliche nun, wer der Narr gewesen. Doch machte ihre Hochzeit mit ihm alles wieder gut.

Der Sperber in v. Laßbergs Liedersaal I. Nr. 31. Gesammtabentheuer Nr. 22. Mone, Quellen und Forschungen I. 133. Haupt Zeitschr. V. 426.

Eine junge Nonne sieht einen Ritter mit einem schönen Sperber (Falken) reiten und möchte den Vogel gern haben. Er will ihr ihn geben um ihre Minne. Sie weiß nicht, was das ist. Er hebt sie über die Mauer, lehrt es sie, was Minne sey, und gibt ihr den Vogel. Die Nonne geht ins Kloster zurück und erzählt ganz vergnügt von ihrem Kaufe. Die Aebtissin aber macht ihr die heftigsten Vorwürfe. Da geht sie wieder [illegible] die Mauer, ruft den Ritter und verlangt ihren Sperber, den sie ihm wiedergibt, ihre Minne zurück. Er hebt sie nun noch einmal über die Mauer und erfüllt ihren Wunsch.

Die Nachbarin:

Ein Mann ertappt bei seiner Frau einen Nachbar, schließt sogleich beide ein, holt des Nachbars Frau und läßt ihr nur die Wahl, sich ihm zur Sühne

erwarten durften, und deren Zeit und Lebensverhältnisse ihnen ohnehin den Besuch jener Anstalten verboten, würden gleichwohl gewisse, dort ebenfalls zu erwerbende Fertigkeiten sehr nützlich seyn; sie können Einzelnes sehr wohl gebrauchen, und sie werden jede Arbeit tüchtiger verrichten, wenn sie die Gründe der Operationen verstehen. — Hier und da setzte man die bereits für einzelne Zweige der Staatsverwaltung bestehenden Bildungsanstalten mit den neubegründeten in Bezug, was man anderwärts unterließ, um jenen Anstalten ihr eigenthümliches, durch Oertlichkeiten bedingtes Leben zu sichern. Zuweilen richtete man aber auch die neue Anstalt so ein, daß sie zugleich jenen noch nicht hinlänglich befriedigten Bedürfnissen genügen konnte. Darnach modifizirten sich die Pläne vielfältig. — Endlich kam man den schreienden Lücken der Bildung der Gewerbtreibenden durch patriotische Sonntagsschulen zu Hilfe.

Keine Frage, daß durch das Alles Vieles genützt worden ist. Es werden tüchtige Beamte der Staatsverwaltung und tüchtige Techniker für den Dienst des Publikums in seinen Bauunternehmungen und als Vorsteher von Fabriken, chemischen und mechanischen Gewerbszweigen u. s. w. daraus hervorgehen, und sind es zum Theil schon. Auch die durch die Sonntagsschulen verbreiteten Saaten nützlicher Kenntniß werden bei Manchen nicht ohne Segen wuchern.

In letzterer Hinsicht jedoch mag zuerst bemerkt werden, daß sich manche Bedenken und Zweifel dabei ergeben, die ums Himmels Willen nicht als Abmahnungen von diesen gemeinnützigen Unternehmungen betrachtet werden, die aber doch dazu beitragen sollen, daß man nicht theils zuviel von ihnen erwartet, theils unterließe, das selbst zu versuchen, wofür sie als Aushülfe dienen sollen. Es wird bei ihnen viel auf den guten Willen aller Theile gerechnet. Das ist kein sichrer Verlaß. Die Mehrzahl hat, wenn sie sechs Tage lang gearbeitet, am siebenten mehr Lust zu ruhen und zu genießen, als zu arbeiten und zu lernen. Von Lehrern, die die Ruhe des Sonntags opfern, ohne dafür bezahlt zu werden, oder auch bloß um sich in Gunst bei einflußreichen Beförderern des Unternehmens zu setzen, sind auf die Dauer und besonders für die Nachfolge nicht zu große Anstrengungen zu erwarten. Mehr ließe sich hoffen, wenn die Lehrer bezahlt und die Schulen

Preis zu geben, wenn ſie nicht will, daß er ihren Mann zur Rache umbringe. Sie wählt das erſte. Kellers Erzählungen 387.

Der ſchwangere Mönch im Coloczaer Codex Nr. 51. Laßbergs Liederſaal II. Nr. 136. Geſammtabenteuer Nr. 24.

Ein junger Mönch will die Minne ſuchen, kennt ſie aber nicht und wird überall genarrt. Als er hört, von der Minne kommen Kinder, bildet er ſich ein ſchwanger zu ſeyn und möchte gern des Kindes los ſeyn. Das ſoll durch Prügel geſchehen, unterdeß ſpringt ein Haſe vorbei, da glaubt er, das ſey ſein Kind. Endlich kommt er ins Kloſter zurück und der Abt erkennt ſeine vollkommene Einfalt und Unſchuld.

Höchſt naiv iſt „die Minne eines Albern", aus einer Gothaer Handſchrift. Altd. Wälder III. 160.

Ein junger Mann iſt ſo dumm, daß er nicht weiß, was er ſeiner jungen Frau ſchuldig iſt; ſie aber iſt ſo verſchämt, daß ſie es ihm nicht anders beibringt, als indem ſie ihn zu einem hohlen Baum ſchickt, worin angeblich alle Heiligen ſind, und ihm von hier aus unerkannt befiehlt, was er thun ſoll.

Der Traum, ein Gedicht des 14. Jhd., handſchriftlich in Weimar, von Göthe den Brüdern Grimm mitgetheilt, die es in den altdeutſchen Wäldern II. 135 abdrucken ließen.

Einer träumt, ſeine Herrin, die ihn bisher verſchmäht, gewähre ihm endlich die hohe Gunſt, um die er bittet, und heiße ihn nur eine Weile umblicken, damit ſie ſich unterdeß auskleiden und dann ganz nackt vor ihm erſcheinen kann. Wie er aber wegſieht, klopft es an der Thür und weckt ihn auf, er habe die Meſſe verſchlafen.

Die Katze-Nonne in v. Laßbergs Liederſaal III. Nr. 247.

Die Katze wird eine fromme Nonne, aber die Maus warnt ihre Jungen, ihr ja nicht zu trauen. Die jungen Mäuſe wollen es nicht glauben, ſpielen arglos vor der Nonne und dieſe kann dem alten Kitzel, ſie zu freſſen, nicht widerſtehen.

Es kommen auch tolle Sachen wie im Ariſtophanes und Rabelais vor, wovon ich nur ein Muſter geben will in der Erzählung vom weißen Roſendorn in H[illegible]s Geſammtabenth. Nr. 53.

Eine Jungfrau ſetzt ſich unter ihren großen Roſenſtrauch, da kommt ihr im Sitzen eine Wurzel dazwiſchen, welche die Kraft hat auch einen Stummen, der ſie in den Mund nimmt, reden zu machen. Da fängt etwas unten zu reden an und beklagt ſich immer hintangeſetzt zu werden, indeß der übrige Leib der Jungfrau ſchön geſchmückt und gepflegt werde. Die Jungfrau ſieht

verwundert nieder ſich und zankt die unberufene Stimme aus. Der Zank dauert fort, bis beide ſich von einander trennen, die Jungfrau und ihr Theil. Nun wird die Jungfrau von vielen geminnt, aber als ſich findet, daß ſie ohne ihren Theil iſt, verläßt und verſpottet ſie Jedermann. Dem Theil geht es nicht beſſer, man hält ihn für ein häßliches Thier und ſtößt ihn mit den Füßen. Endlich kommen beide wieder zuſammen, erzählen ſich ihr Unglück und vereinigen ſich wieder.

Viele Erzählungen handeln von böſen Weibern.

Der Zornbraten, ein Gedicht in v. Laßbergs Liederſaal II. Nr. 143, Hagens Geſammtabenteuer Nr. 3 iſt die berühmte Geſchichte von der gezähmten Widerbellerin. Ein Ritter freit ein böſes Fräulein und reitet mit ihr heim. Unterwegs will der Falke auf ſeiner Fauſt nicht fliegen, da drückt er ihm den Kopf ein; der Hund ſpringt vor und gehorcht nicht gleich, da haut er ihn nieder; das Pferd will nicht in Paß gehen, da haut er es ebenfalls nieder, ladet der tödtlich erſchrockenen jungen Frau den Sattel auf und reitet auf ihr heim. Von Stund an iſt ſie fromm und demüthig. Nun wird ſie einmal von ihrer noch böſern Mutter beſucht und bittet ihren Mann, auch die zu heilen. Da läßt er ſie binden und ſchneidet ihr einen Zornbraten über den Lenden heraus; nur durch vieles Bitten erlangt ſie, daß er ihr nicht auch den andern herausſchneidet, iſt aber für immer geheilt.

Shakeſpeare hat in ſeinem trefflichen Luſtſpiel „die Kunſt eine Widerbellerin zu zähmen“ die Sage wiedergegeben und in Petruchio den Mann, in Katharina das Weib unübertrefflich, und mit viel mehr Feinheit als es die deutſche Erzählung thut, charakteriſirt. Das Stück wurde mit Veränderungen auf die deutſche Bühne gebracht unter dem Titel „Stille Waſſer ſind tief“ von Schröder, und „Liebe kann alles“ von Schink und Holbein.

Sehr verbreitet war auch die Erzählung vom größten Feinde:

Einer ſollte zu ſeinem Herrn kommen, nicht gelaufen und nicht geritten, und ſeinen größten Freund und Feind mitbringen. Da that er Kopf und Beine von einem Kalb in einen Sack und vertraute ſeiner Frau geheimnißvoll, es ſeyen die Glieder eines Menſchen, den er umgebracht habe. Am andern Tage that er einen Fuß in den Steigbügel und lief ſo neben dem Pferde her zu ſeinem Herrn, neben ſich ſeine Frau und ſein Hund. Als er bei dem Herrn war, ſchlug er ſeine Frau. Da wurde dieſe [illegible] und ſchalt ihn einen Mörder. Die Sache ward unterſucht, man fand das Kalb und der Herr mußte geſtehen, das Weib ſey ihres Mannes größter Feind. Als beſter Freund aber erwies ſich der Hund, der obgleich geſchlagen, wedelnd und liebkoſend wiederkam.

Ratherus (sermo 3 de octavis paschae) im 10. Jahrhundert. Vgl. Grimm Märchen III. 176. Maßmann, Kaiserchr. III. 405. Haupt, Zeitschr. VIII. 22. In den gestis Rom. 124 abweichend. Nach Haupt, altd. Blätter II. 149 hat ein Sohn, als während einer Hungersnoth alle Alten getödtet wurden, seinen Vater gerettet und das verräth nun das böse Weib. Vgl. auch Pauli, Schimpf und Ernst und Hans Sachs.

Die Geschichte von der neuen Eva:

Eine Frau beschwerte sich sehr über die alte Eva und behauptete, sie würde an ihrer Stelle das Gebot nicht übertreten haben. Ihr Gemahl Heinrich von Wida wollte sie doch auf die Probe stellen und äußerte den Wunsch, sie möchte doch nie in dem Entenpfuhl herumwaten. Die Dame hatte nie auch nur entfernt daran gedacht, den Enten nachzuahmen, und lachte über das sonderbare Verbot; je mehr sie aber darüber nachdachte, desto begieriger wurde sie, einmal zu probiren, wie es sich in der Pfütze baden lasse und endlich konnte sie der Lust nicht widerstehen, zog sich Schuhe und Strümpfe aus und patschte hinein. Caesar Heisterb. IV. 76.

Hieher gehören noch kleine Geschichten:

Ein böses Weib ertrank. Die Leute liefen ihr am Ufer nach, um sie zu retten, ihr Mann aber lief den Fluß hinauf gegen den Strom, indem er sagte, seine Frau habe immer das Entgegengesetzte gethan, was andere Leute. Keller, Erzählungen S. 204. Hier heißt die Frau Adelheid und ertrinkt im Lech.

Ein Weib war so frech, ihren Mann, der sie zärtlich liebte, zu überreden, daß er sich einen gesunden Zahn ausziehen ließ, den sie dann thriumphirend ihrem Buhler brachte. Aber der Buhler dachte, hat sie das dem Mann gethan, wird sie mir nicht besser thun und floh sie von Stund an. Laßberg, Liedersaal I. Nr. 37.

Das Gedicht „vom übeln Weibe" aus dem 13. Jahrhundert, welches Bergmann im Anzeigeblatt der Wiener Jahrb. 1841 Nr. 44 herausgab, enthält die jämmerliche Klage eines schwachen Mannes, der von seinem Weibe auf alle erdenkliche Art geplagt und sogar geschlagen wird. Ein lateinisches Gedicht des Mittelalters vom Weiberzanke s. in Mone's Anz. 1836 S. 200.

Daß auch manche Erzählung vom uralten Laster der Deutschen, dem Trinken, handeln würde, ließ sich erwarten. Jedoch herrschte im Mittelalter vor der Reformation mehr die Minne vor, erst nach der Reformation kam mit jeder Art von Grobheit und Unfläterei auch die Lust und

der Ruhm des Saufens auf. Aus der frühern minniglichen und ritterlichen Zeit ist uns Folgendes erhalten:

Der Weinschwelg, Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, abgedruckt in Grimms altd. Wäldern III. 13.

Mit dem ewigen Refrain: „da hub er auf und trank", sehr glücklich die deutsche Ausdauer im Trinken ausdrückend; am Schluß waffnet und umpanzert sich der Säufer, um den Wein in sich zu bewältigen und einzuschnüren, zeigend, daß er unbesiegt ist. Ein Lied, dessen martialische Besoffenheit von der civilistischen der modernen Trinklieder sehr vortheilhaft absticht. Es ist ein Wahnsinn voll Männlichkeit.

Der Weinschlund, ein kurzes Gedicht in Haupt Zeitschr. VII. 405 von Pfeiffer edirt.

Ein Säufer schwelgt hier im Bewußtseyn seiner immerwährenden Glückseligkeit. Er brauche keine Reichthümer, keine Pferde, keine Schlösser, das alles habe er im Glase. Er sey glücklicher als ein König. Er brauche auch keine Weiber. Die Minne des Weins mache ihn glücklicher, als Frauenminne:

Swenn er mir klinget durch die kel
so minneclichen in den liv,
so gent slafen allin wip.

Ja er braucht auch Gottes Himmel nicht, er hat ihn schon im Wein:

Ich han nit himelriches me
wan trinken unde trunkenheit.

Der Wiener Meerfahrt, Gedicht aus dem Coloczaer Codex 53. Gesammtabentheuer Nr. 51.

Wiener Bürger betrinken sich, bilden sich ein, auf dem Meere zu fahren und Sturm zu erleiden, und taumeln, bis sie hinfallen. Ein auch schon den Alten bekannter Schwank, von Agrigentiner Bürgern auf Sicilien gemeldet. Athanäus II. 5, nach dem Timäus. Derselbe Schwank steht auch im Renner des Hugo von Trimberg, später im Moscherosch und in der „Biere-Logia", wieder gedruckt in Mones Anzeiger 1834 S. 46. Vgl. über die ganze Sage Lütke in Hagens Germania V. 122 f. und Haupts Zeitschrift V. 243.

Ich führe hier noch die ältesten Schwänke von der Pfaffheit an. Sie finden sich auf deutschem Boden viel seltener, als auf romanischem. Die Kirche und ihre Diener blieben bei uns länger geachtet. — In Grimm und Schmellers lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts begegnen uns ein Paar artige Genrebilder in kurzen lateinischen Versen.

1) Vom Eſel der Alverada, einer Nonne zu Homburg. Sie hört die Kloſtereſelin ſchreien und ſieht, wie ein Wolf das arme Thier gepackt hat. Eilig ruft ſie nun die andern Nonnen zu Hülfe und eilt dem Wolfe nach, der aber ſeine Beute ſchon verzehrt hat. Doch hat die Eſelin ein Füllen hinterlaſſen, was die arme Nonne tröſtet. 2) Erzbiſchof Heriger von Mainz wird von einem Landſtreicher geſoppt, der ihm erzählt, er ſey im Himmel geweſen und habe da geſehen, wie Johannes der Täufer als Mundſchenk gedient habe, ſey aber fortgejagt worden, weil er ein Leberlein in der Küche geſtohlen und gegeſſen habe. Heriger aber antwortet: „Chriſtus hat wohlgethan, den zum Mundſchenken zu machen, der niemals Wein getrunken“ und läßt den Lügner binden und ſäupen. 3) Der Prieſter und der Wolf. Ein Prieſter kümmert ſich mehr um die Viehzucht, als um die Seelſorge. Einmal gräbt er eine Wolfsgrube und ein Wolf fängt ſich darin, indem er aber den Wolf mit einem Stecke ſchlägt, packt das Thier den Stock; er verliert das Uebergewicht und fällt in die Grube. Da ſitzt er dem Wolf gegenüber in Todesangſt und betet, bis das Thier ihn als Stufe benützt und an ihm hinauf und ins Weite ſpringt. Seit dieſer Zeit widmet ſich der Prieſter wieder ſeinem Amte.

In dem Gedicht „von des Todes Gebugde“ in Maßmanns Ged. des 12. Jahrhunderts am Schluß wird ſehr über die Pfaffen geklagt und übrigens zu Buße und Tugend gemahnt, weil der Tod immer nahe ſey. Desgleichen im „Pfaffenleben“ bei Haupt, altd. Blätter I. 217. Ein Gedicht des 13. Jahrhunderts klagt bitter über der Barfüßer Mönche Doppelglauben, denn einmal glauben ſie, was ſie glauben ſollen, daneben aber glauben ſie noch an Ueppigkeit, Geldgewinn, verbotene Lüſten aller Art, kurz mit dem Munde glauben ſie an Gott, mit der Seele aber an alle Teufel. Laßberg, Liederſaal Nr. 225.

Der Trotz der Ritter gegen die Geiſtlichkeit iſt gut aufgefaßt in einem alten Schwank (Büſching wöchentl. Nachrichten II. 7).

Ein Bürger kann den Ritter nicht zahlen und ſtellt ihm Gott den Herrn zum Bürgen. Der Ritter läßt ſich das gefallen; als er aber einmal einem Abt ſtolz zu Roſſe begegnet, ärgert ihn deſſen Pracht. Er frägt ihn, weſſen Diener er ſey? „Gott, des Herrn“ antwortet der Abt. Da läßt ihn der Ritter greifen und nimmt ihm ſein Roß und was er bei ſich hat, denn der Diener müſſe für den Herrn zahlen. Bald darauf kommt der Bürger und bringt das Geld, aber der Ritter nimmt es nicht mehr, Gott habe es ihm ſchon anderweitig zurückgegeben.

Der älteſte Spaßmacher unter den Pfaffen war ein Engländer, deſſen Ruhm aber in Deutſchland verbreitet wurde. Das iſt der Pfaff Amis,

den der Stricker (lebte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh.) in seinem Gedicht populär machte. Abgedruckt bei Benecke, Beiträge II. 499.

Amis, Abt zu Trameys in England, lebte sehr gastfreundlich und ärgerte dadurch seinen geizigen Bischof, der ihn absetzen wollte und deshalb ihm allerlei schwere Fragen stellte und Prüfungen auflegte, die der Abt aber alle witzig löste und bestand. Unter andrem sollte er einen Esel lesen lehren. Da schüttete der Abt Hafer in ein Buch und der Esel lernte sogleich das Blatt finden, auf dem sich das A befand. Das A kann er schon, sagte Amis. Da starb der Bischof vor Aerger. Amis aber war durch seine Freigebigkeit arm geworden und brauchte Geld. Da gab er einen Kopf für den des h. Brandanus aus, den nur treue Weiber anrühren könnten, und nun liefen alle Weiber aus der Umgegend herbei und opferten dem Pfaffen, um ihre Treue zu beweisen. Ein andermal unternahm er, einem Herzog einen Saal auszumalen, aß und trank gut und ließ sich bezahlen, malte aber nichts und gab dann vor, sein Bild könne nur von ehelich Gebornen gesehen werden. Ein ganzes Siechenhaus versprach er gesund zu machen, und als er verlangte, der Kränkste solle sich schlachten lassen, damit von seinem Blut die andern genesen, wollte keiner mehr krank seyn und alle meldeten sich gesund. — Eine Bäurin muß ihm ihren Hahn braten, dann läßt er in der Nacht einen andern krähen und bildet ihr ein, er habe den ersten durch ein Wunder wieder lebendig gemacht. Eine andre, der er es eben so macht, schenkt dem Wunderthäter ein großes Stück Leinwand. Ihr Mann reitet ihm nach, es ihm wieder abzunehmen, er thut aber zuvor Zunder in die Leinwand. Als der Mann sie nachher von innen verbrannt findet, glaubt er, es sey zur Strafe für den an dem Heiligen begangenen Frevel, reitet ihm noch einmal nach und beschenkt ihn reichlich. — Amis hielt sich Knechte, die sich blind und lahm stellen mußten und die er dann vor allem Volk heilte. — Einmal stellte er sich als dummen Laien an, diente einem Probste und begann plötzlich Messe zu singen, als ob der h. Geist in ihm wirke. Als die Pfaffen von allen Seiten herbeikamen, das Wunder anzuschauen, machte er sie betrunken und lief mit all ihrem Reichthum davon.

Amis reiste auch in den Orient und betrog einen griechischen Kaufmann, indem er einen armen kahlköpfigen Handwerker als Bischof verkleidete und denselben dem Kaufmann als Bürgen für großes Gut zurückließ. Endlich beraubte er einen reichen Juwelenhändler, knebelte ihn und gab ihn für seinen wahnsinnig gewordenen Vater aus. Das war sein letzter Streich. Von da an ward er heilig und starb als Abt seines Klosters.

9.

Räthſelmärchen.

Das iſt eine ſehr alte und eigenthümliche Gattung von Märchen. Wie es ſcheint, wurden ſchon zur heidniſchen Zeit die wichtigſten Lehren von den irdiſchen, wie von den ewigen Dingen in Räthſel eingekleidet. Denn die meiſten Räthſel, die uns dieſſeits wie jenſeits der Oſtſee aus älterer Zeit übrig ſind, enthalten ſolche Lehrweisheit. Auch die chriſtlichen Glaubenslehren wurden in Räthſelform gebracht. Zugleich aber waren die Räthſel der Prüfſtein. Man legte ſie unbekannten Gäſten, verdächtigen Fremden vor (ſo in vielen Liedern der alten Edda). Vornehme Herrn, die eine ſchöne Jungfrau fanden, prüften, ehe ſie ſie nahmen, ihren Verſtand durch Räthſel. Vornehme Jungfrauen eben ſo ihre Bewerber. Unter den Wiſſenden aber wurden förmliche Wettkämpfe in Räthſeln durchgefochten. Dabei liegt in den Märchen ein gewiß ſehr alter und barbariſcher Zug, wie in der griechiſchen Oedipusſage. Wer das Räthſel nicht löſen kann, muß ſterben.

Das Tragemundes Lied iſt eines der älteſten deutſchen Räthſellieder, ſehr ähnlich den alten Eddaliedern. Tragemund, der 72 Länder kennt, der viel erfahrene Wanderer, wird vom Wirth willkommen geheißen, aber gleich mit ſtrengen Fragen beläſtigt, durch deren Beantwortung er beweiſen ſoll, daß er wirklich viel geſehen und gelernt und ſeinen Verſtand geſchärft hat. Die erſten Fragen ſind: welcher Vogel ſäugt ſeine Jungen? (die Fledermaus). Welcher Vogel iſt ohne Zungen? (der Storch). Welcher Vogel iſt ohne Magen? (die Schwalbe). Unter den übrigen Fragen ſind am merkwürdigſten: Warum iſt der Rhein ſo tief? (von manchem Urſprung). Warum ſind die Frauen ſo lieb? (von hoher Minne). Warum ſind die Matten ſo grün? (von mancher Wurzel). Warum ſind die Ritter ſo kühn? (von mancher ſchweren Wunde). Das Lied iſt von den Brüdern Grimm in den altd. Wäldern II. 8 f. abgedruckt und ſchön erläutert, mit Bezugnahme auf das Vorkommen der Räthſel auch in vielen andern Dichtungen des Mittelalters, bei den Meiſterſängern, den holländiſchen Rederykern, den Waldſprüchen, den Räthſelbüchern, die noch als Volksbücher auf Jahrmärkten verkauft werden. Darin findet ſich manches Gute

und ſchon Alte, z. B. es flog ein Vogel Jebulas (Schwan) auf einen Baum lautlos, da kam eine Frau mundlos (Sonne) und aß den Vogel federlos. — Grimm zieht hier eine Erzählung der legenda aurea cap. 2. herbei, die den nordiſchen Mythus (Wegtamskuida) ins Geſchichtliche überträgt. Der Teufel hat ſich in Geſtalt eines ſchönen Weibes zu einem Biſchof geſchlichen. Da klopft ein frommer Pilger (vielleicht ein Heiliger, der ihn retten ſoll) an das Thor. Der Teufel will ihn nicht einlaſſen und legt ihm erſt ſchwere Fragen vor. Die Antwort nimmt eine den Teufel ärgernde ſpecifiſch chriſtliche Wendung. Als zuletzt der Teufel frägt, wie weit es zum Himmel ſey? antwortet der Pilger: das mußt du am beſten wiſſen, da du vom Himmel gefallen biſt (als Lucifer). Da entweicht der Böſe.

Ungleich großartiger und phantaſtiſcher iſt dieſe Legende ausgeführt in dem berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg. Dieſes Gedicht (abgedruckt in von der Hagens Minneſängern III. 170. IV. 753 f. und beſonders herausgegeben von Ettmüller 1830) beſchreibt einen poetiſchen Wettſtreit der berühmteſten Minneſänger des 13. Jahrhunderts am Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen. Die älteſte Genealogie dieſes Wettkampfs hat am beſten Görres, Myſtik III. 106 f. nachgewieſen. Die Wurzel der ganzen Sagenreihe liegt in der Geneſis, im Siege des Moſes über die Zauberer des Pharao. Dem entſpricht ſodann auf chriſtlichem Boden zuerſt der Sieg des Apoſtels (Simon) Petrus über den Simon Magus, den die Samaritaner als Gott (ſowie ſeine Beiſchläferin Helena oder Saleme als Göttin) anbeteten. Zweitens der Sieg des h. Leo (Thaumaturga) über den Zauberer Heliodorus. Vieles aus den Blendwerken des letztern iſt ſodann auf den berüchtigten neapolitaniſchen Zauberer Virgilius übertragen, und von dieſem ſtammt als ſein Neffe der in der Sage des Mittelalters berühmte Klingſor (nach dem Parcifal 656, 15—18). Dieſer ältere Klingſor war in Calabrien gebürtig, im ſchönen Cava unfern von Salerno, wo er als Herzog gebot. Aber in Liebe entzündet zur ſchönen Iblis, Gattin des Königs Gilbert in Sicilien, wurde er von dieſem bei ihr überraſcht und entmannt. Da ging er nach Perſien in die alte Heimath des Zaubers und lernte die Wiſſenſchaft. Da erhielt er das Zauberſchloß castel marvale, pflanzte umher den Klingſorwald und entführte von des Artus Hochzeit dahin 400 Frauen, bis Gawain

ihren Zauber löste. So der Parcifal. Nun geht aber der ältere calabrische Klingsor in den jüngern Klingsor von Ungarland über und tritt damit zugleich in die deutsche Sage ein. Auch kehrt jetzt die alte Zaubersage zurück zum alten Dualismus und zeigt uns den jüngern Klingsor im Wettkampfe der Sänger auf Wartburg, welcher Kampf dem des Leo mit Heliodor, des Petrus mit Simon entspricht.

Als im Jahr 1206 Landgraf Hermann von Thüringen und Hessen auf der Wartburg Hof hielt, und viele Sänger um ihn waren, weil er Dichtkunst und Gesang liebte, entspann sich ein Wettstreit unter den Sängern, der so heftig wurde, daß man ausmachte, der Ueberwundene solle auf der Stelle gehenkt werden, und Stempfel, der Henker, mußte mit dem Strick daneben stehen. Das kam daher, weil die Sänger alle ihren gnädigen Wirth und Herrn, den Landgrafen, gepriesen hatten, während Heinrich von Osterdingen allein es gewagt, seinen abwesenden Herrn, den Herzog Leopold von Oesterreich, noch höher zu stellen. Die Mehrheit, bestehend aus Heinrich dem Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Biterolf sing endlich den Osterdinger mit listigen Worten und schon griff der Henker nach ihm, als er sich unter dem Mantel der Landgräfin Sophie verbarg, die ihn beschützte, so daß er wenigstens auf ein Jahr Frist erhielt, um sich bei dem berühmten Klingsor von Ungarland Rath zu erholen. Er traf Klingsor in Siebenbürgen und bat ihn, übers Jahr mit auf die Wartburg zu ziehen, um seinen Streit ausfechten zu helfen. Klingsor versprach es, beeilte sich aber so wenig, daß zu Heinrichs Schrecken der Jahrestag nahte, ohne daß Klingsor zur Abreise Anstalt getroffen hatte. Allein über Nacht, während Heinrich von Osterdingen schlief, versetzte sich Klingsor mit ihm durch Zauberkunst nach Thüringen und Heinrich erwachte staunend auf der Wartburg. Der Landgraf empfing sie freundlich und Klingsor verkündete ihm, in derselben Nacht habe die Königin von Ungarn eine Tochter geboren (die h. Elisabeth) die werde seines Sohnes Ludwig Gemahlin werden. — Als der Wettkampf der Sänger wieder begann, ließ Klingsor einen Teufel in Gestalt eines Sängers auftreten, der mußte mit Wolfram von Eschenbach im Wettgesang über die göttlichen Dinge kämpfen, unterlag aber, da er Wolframs Erklärung des göttlichen Geheimnisses nicht aushalten konnte. Allein als derselbe Teufel nun mit Wolfram über ph[illegible] Dinge stritt und ihm Fragen über die Sternenwelt vorlegte, mußte [illegible] verstummen und der Teufel lachte hell auf. Klingsor hatte gewonnen [illegible]e reich beschenkt und fuhr wieder durch die Luft von dannen. Vgl. Rohte, Thüring. Chronik, bei Menken II. 1697, Leben der h. Elisabeth das. 2035. Grimm D. S. Nr. 555.

Der Wartburgkrieg ist kein Protokoll eines Wettstreits, der wirklich Statt gefunden hätte, sondern nur eine geniale Dichtung, die merkwürdiger

Weiſe noch ganz an die Wettlieder der alten Edda erinnert. Hier, wie ſchon in der noch ältern Räthſelſage von Oedipus, liegt der Accent nicht auf dem Witz des Räthſelſpiels, ſondern auf dem tragiſchen Ernſte des Preiſes. Ganz im frommen Geiſt des Mittelalters iſt dabei der Gegenſatz des Glaubens (in Wolfram) gegen das Wiſſen (in Klingſor) durchgeführt, der zugleich der Gegenſatz des treuen, aber unwiſſenden Ritterthums des Abendlandes gegenüber dem verſchlagenen und vielwiſſenden byzantiniſchen und muhamedaniſchen Orient. Daher die Herkunft des Zauberers aus Ungarn.

Die eigentliche Oedipusſage des Mittelalters iſt die von Apollonius von Tyrus, in einem griechiſchen Roman niedergeſchrieben, aber ſeit den Kreuzzügen in ganz Europa verbreitet, zuerſt in einem deutſchen (noch ungedruckten) Gedicht des Heinrich von Neuſtadt bearbeitet, ſpäter in Proſa von Steinhöwel, gedruckt 1471, auch angelſächſiſch bearbeitet. Ein Auszug in Reicharts Romanbibliothek, Band 20.

Apollonius warb um die Tochter des Königs Antiochus, die insgeheim mit ihrem Vater in Blutſchande lebte. Jeder Freier mußte ein vom Vater aufgegebenes Räthſel errathen oder ſterben, und die Auflöſung des Räthſels war eben das blutſchänderiſche Geheimniß. Apollonius entdeckte es und floh voll Abſcheu, heirathete eine andere Königstochter, verlor dieſelbe aber auf dem Meere durch den Tod und mußte ihren Sarg den Wellen anvertrauen, weil der Sturm ſich nicht eher legte, bis die Leiche aus dem Schiff entfernt wurde. Die Prinzeſſin war aber nicht todt, ſondern lebte wieder auf und kam, ſo wie auch ihre auf dem Schiff geborne Tochter, die dem Vater ebenfalls verloren ging, nach wunderbaren Abentheuern und Gefahren wieder zu Apollonius zurück.

Verwandt iſt folgendes Märchen:

Eine auf ihren Geiſt eitle Königstochter wollte nur den zum Manne nehmen, der ſie in der Rede überwände. Sie ſchwatzte aber alle nieder, bis einmal ein Ritter einen jungen Bauern mitbrachte, der geſcheidter und beredter war, als er ſelbſt und alle andern, und dem die Königstochter mit großer Scham ihre Hand reichen mußte. Laßberg, Liederſaal I. Nr. 73. Aehnlich und noch ausführlicher die Märchen bei Grimm Nr. 22 und 114. Derb und ſchmutzig bei von der Hagen, Geſammtabentheuer Nr. 63.

Ich ſchließe hier das ſchöne Märchen vom klugen Bauermädchen an, welches durch ſinnige Löſung von Räthſeln ihren Vater vom Tode rettet.

Die Räthſel ſind: Was iſt das ſchönſte? der Frühling. Was iſt das

während der Arbeitstage, die Arbeit für ein paar Stunden unterbrechend, gehalten würden. Das wären aber große Opfer für eine Sache, wo die Volksschule zu viel gelegenerer Zeit und mit viel geringerem Aufwande die Opfer ganz hätte ersparen können. Ja selbst die Benutzung der bestehenden Sonntagsschulen würde viel eifriger und erfolgreicher seyn, wenn die jungen Leute den Sinn und die Fähigkeit dafür schon aus der Volksschule mitgebracht hätten. Jedenfalls verrückt die Sache — die nur ein Nothbehelf war — die Zeiten.

Derselbe Mangel einer weckenden und befähigenden Vorbereitung erklärt auch die spärliche Benutzung der höheren Anstalten, über welche überall da geklagt wird, wo sie in der Zahl und Ausdehnung errichtet wurden, die erforderlich sind, wenn diese Anstalten auf die allgemeine Gewerbsbildung influiren sollen. Die Anzahl derjenigen, die sich auf dem Wege des Unterrichts zu gewerblichen Vorstehern bilden wollen und können, ist verhältnißmäßig gering und wird dadurch noch geringer gehalten, daß die unteren allgemeinen Bildungsanstalten nicht zu diesem Lebensgang anleiten. — Auf die Bildung des Handwerkerstandes konnten jene Anstalten ohnehin nicht berechnet werden. Das hat schon Hermann trefflich gezeigt.[1] „Die nothwendige Form jeder Schule," sagt er, „widerspricht der Art und Weise des Handwerks geradezu. Der Handwerker lebt und arbeitet im Einzelnen; ihm ist es um Vorschriften für einzelne Fälle, um Handgriffe, um Rezepte, um Muster zu thun, die auf sein Gewerb, ja sogar auf die mehr oder weniger beschränkte Art Bezug haben, wie er dieses betreibt. — Ein Unterricht für Handwerker müßte im Stande seyn, zugleich bei der Allgemeinheit ein spezieller für jedes einzelne Gewerb zu seyn, es müßte jeder in demselben dasjenige hören, was ihm zu wissen nöthig ist." — „Kommt nun noch dazu, daß der Zusammenhang eines Lehrgegenstandes mit dem Gewerb nur ein mittelbarer ist, wie bei der Mathematik, so mag sich Niemand wundern, wenn ein solcher keine Theilnahme findet. Dem mäßigen Talent, das sich einmal auf ein bestimmtes Handwerk beschränkt hat, scheint der Betrieb allgemeiner Wissenschaften meist unnöthig, und wenn es ja nachahmend, oder äußerlich veranlaßt, neben seinem

[1] In der Schrift von 1826, S. 100 f.

ſtärkſte? die Erde. Was iſt das reichſte? der Herbſt. Der Richter will das kluge Mädchen ſehen, aber ſie ſoll zu ihm kommen nicht nackt und nicht bekleidet, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße noch auf der Seite. Da kommt ſie in der Dämmerung, nackt mit einem Netze verhüllt auf Brettern, die ſie gelegt hatte. Darauf heirathet ſie der Richter. Später will er ſie einmal verſtoßen und erlaubt ihr, das Beſte mitzunehmen; da macht ſie ihn trunken und trägt ihn ſelber fort. Zingerle, Märchen Nr. 27. Dies ſcheint mir die ältere Geſtalt des Märchens wegen der Einfachheit der Räthſel. Varianten bei Grimm, Kindermärchen Nr. 94. E. Meier, Märchen Nr. 28. Auch in Pauli Schimpf und Ernſt und bei Hans Sachs. Eine früheſte Spur des Märchens bei Herodot V. 13, wo eine päoniſche Jungfrau an der untern Donau dreierlei zugleich thut. In der nordiſchen Regnar-Lodbrogsſaga wird von Aslauga, in einer ſchwediſchen Sage bei Afzelius I. 32 von der Diſa ähnliches erzählt. In einem Volksliede (Büſching, wöchentl. Nachrichten I. 66) gewinnt ein Bauermädchen einen Ritter dadurch, daß ſie alle Räthſel löst, die er ihr aufgibt. Darunter die Räthſel: Was geht tiefer als ein Bolz? die Liebe. Was iſt das beſte Holz? die Rebe. Welche Jungfrau iſt ohne Zopf? die in der Wiege. Welche Straße iſt ohne Staub? die Milchſtraße. Aehnlich Wunderhorn II. 407.

Sehr alt iſt auch das Märchen vom klugen Hirten oder Schäfer, der ſchwere Räthſel löſen kann. Am einfachſten erſcheint es bei Grimm Nr. 152, wo ein König den Scharfſinn eines Hirtenknaben durch Räthſel prüft. Ausführlicher in einer Fabel des Burkhard Waldis, in einem Faſtnachtſpiel bei Keller I. Nr. 22 und in Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 54.

Hier wird ein Abt von einem mächtigen weltlichen Herrn gezwungen, ihm drei Räthſel zu löſen und iſt deshalb in großer Noth. Da hilft ihm ſein kluger Sauhirt und antwortet in ſeinem Kleide. Die erſte Frage des Herrn war: was hältſt du von mir? Antwort: daß du 28 Pfennige werth biſt, mehr nicht, denn Chriſtus ſelbſt wurde für 30 verkauft, demnach iſt der Kaiſer 29 und du biſt nur 28 werth. Zweite Frage: was iſt mitten auf der Erde? Antw.: Gottes Haus, willſt du's nicht glauben, ſo miß es aus. Dritte Frage: wie weit ſind Glück und Unglück von einander? Antw.: nicht weit, denn geſtern war ich noch ein Sauhirt, heute bin ich ein Abt. Da ſagte der Herr: und ein Abt ſollſt du bleiben. Heinrich Julius, Herzog von Braunſchweig behandelte den Stoff als Comödie 1593. Und Bürger in einer Romanze.

In Simrocks Räthſelbuch S. 463 finden wir:

Ein armer Sünder, der bereits auf der Galgenleiter ſteht, gibt noch geſchwind ſeinen Richtern ein Räthſel auf; wenn ſie es nicht errathen, ſollen ſie

ihm das Leben ſchenken. Sie errathen es nicht und wollen ſeine Bitte gewähren, wenn er ſelbſt es errathe. Das Räthſel war: Hoch hing ich, ſieben Lebendige fing ich, einen Todten ſah ich. Was iſt das? die Auflöſung: ſieben junge Raben, die in ihrem Neſt oben auf dem Galgen vom Fleiſch des früher hier Gehenkten fraßen. Verwandt iſt die Galgenpredigt, durch die ſich der Fuchs rettet.

In Barlaam und Joſaphat, in dem Lehrgedicht König Tyrol, beim Minneſänger Reinmar von Zweter, Meißner ꝛc. begegnen uns ebenfalls Belehrungen in Räthſelform.

10.

Die älteſten Schwänke von Bauern.

Einer der älteſten und beſten deutſchen Schwänke iſt der von der Kuhhaut, in vielen mehr oder weniger abweichenden Märchen im Volksmunde fortlebend, aber ſchon im 11. Jahrhundert in lateiniſchen Verſen aufgezeichnet und abgedruckt in Grimm und Schmellers lat. Gedichten S. 354 f. unter der Aufſchrift Unibos.

Ein Bauer hatte das Unglück, nie zwei Ochſen beſitzen zu können; ſo oft er zwei kaufte, fiel einer und man ſah ihn immer nur hinter einem Ochſen hergehen, daher man ihn ſelber ſpottweiſe den Einochs nannte. Als er aber einmal des gefallenen Ochſen Haut verkaufte und heimkehrte, wandelte ihn ein menſchliches Bedürfniß an, und indem er nach Gras um ſich griff, um ſich zu reinigen, griff er in verborgenes Geld und brachte einen reichen Schatz heim. Um das Geld zu meſſen, lieh er ein Maaß von einem der Vorgeſetzten des Ortes (praepositus, der hier neben dem major, Meyer, Verwalter, und sacerdos, Pfarrer genannt wird und den Grimm S. 382 mit Probſt überſetzt, der aber wohl den Schulzen bedeutet). Dadurch auf ſeinen Reichthum aufmerkſam gemacht, beſchließen die drei weiſen Ortsautoritäten, als Einochs ihnen geſagt, er habe all das Geld für die Ochſenhaut bekommen, auch ihr Rindvieh zu ſchlachten und die Häute zu verkaufen. Da ſie indeß nur den gewöhnlichen Preis dafür bekommen, wollen ſie ſich rächen und überfallen den Bauern. Dieſer aber beſchmiert geſchwind ſeine Frau mit Blut und heißt ſie, ſich todt ſtellen. Als die Mörder eintreten, erſchrecken ſie, ſchon eine Ermordete zu finden, Einochs ſagt ihnen aber, er beſitze ein Mittel, ſie wieder ins Leben zu bringen, bläst in ein Horn und ſie ſteht auf, wäſcht ſich und iſt ſchöner als zuvor. Da kaufen ihm die drei das Horn ab und ſtreiten, wer ſein altes Weib zuerſt umbringen und dann verjüngt wieder beleben ſoll.

Der Prieſter (deſſen presbyterista hier förmlich als ſeine Frau gilt) ſchlachtet ſeine Alte unter zärtlichen Liebkoſungen zuerſt ab und bläst ihr dann auf dem Horn ins Ohr ſo laut er kann, aber ſie wacht nicht mehr auf. Abermals rücken nun die drei erbost gegen den Bauern aus, um Rache an ihm zu nehmen, da hat er ſeiner Stutte Geld hinten hineingeſteckt und läßt ſeine Verfolger das ſeltene Schauſpiel von hinten ſehen. Augenblicklich vergeſſen ſie ihren Groll und trachten nur, ihm die geldgebärende Stutte abzukaufen. Nachdem ſie auch dies als Betrug erkannt, ergreifen ſie den Bauern wirklich, ſchieben ihn in eine Tonne und werfen ihn ins Waſſer. Da kommt ein Schweinhirt ans Ufer. Gineche ſchreit aus dem Faß: er wolle nicht Schulze werden. Der Hirt erkundigt ſich und iſt gleich bereit, ſtatt des Gineche ins Faß zu ſtürzen, um Schulz zu werden. Gineche aber treibt die Säue heim und erzählt den dreien, unten unter dem Waſſer weiden unzählige Schweine. Da ſtürzen ſich die drei ins Waſſer, um Schweine zu holen, und kommen nicht wieder.

Wieder anders geſtaltet ſich die weſtphäliſche Sage von Hick. Dieſer, ein armer Mann in Liebershauſen bei Köln, hatte ſo viel Kinder, daß die Milch ſeiner einzigen Kuh nicht ausreichte, ſie zu ernähren. Er ſchlachtete daher die Kuh und ging mit der Haut derſelben, um ſie zu verkaufen, nach Köln. Da er die Innenſeite der Haut nach außen gekehrt, hackte ein Rabe auf ihn los, den er fing, um ihn gleichfalls in Köln zu verkaufen. Er löste nur wenig Geld für die Haut, den Raben wollte Niemand. Da ging er in ein Wirthshaus und ſah, wie die Wirthin mit einem Mönch koſte, aber ſchnell Braten, Wein und Mönch verſteckte, als der Wirth heimkam. Nun gab der Hick vor, ſein Rabe könne wahrſagen und ſagte dem erſtaunten Wirth, wo eine Flaſche Wein, wo ein Braten und wo ein Mönch läge. Da ſich alles ſo befand, kaufte der Wirth dem Hick ſeinen Raben um ſchweres Geld ab. Als nun der Hick wieder heimgekommen, und die Liebershauſer von ihm erfuhren, ſo viel Geld habe er für eine einzige Kuhhaut erhalten, ſchlugen ſie alle ihre Kühe todt und trugen die Häute nach Köln, bekamen aber nur einen geringen Preis. Aus Rache ſteckten ſie den Hick in ein Faß und warfen ihn in den Rhein. Da kam ein Schäfer mit ſeiner Heerde ans Ufer, wo das Faß angelandet und der Hick rief heraus: ich ſoll zu Köln Biſchof ſeyn und habe keine Luſt. Erſtaunt blieb der Schäfer ſtehen, erkundigte ſich weiter und ließ es ſich gern gefallen, ſtatt des Hick in das Faß zu kriechen, um Biſchof von Köln zu werden. Der Hick ſtieß das Faß ins Waſſer und kehrte mit der Heerde heim nach Liebershauſen. Hier ſagte er, er habe alle die Schafe aus dem Rhein geholt. Da liefen die Liebershauſer alle nach dem Rhein, tauchten unter, um Schafe zu ſuchen, und ſind nicht wiedergekommen. Stahl, weſtphäliſche Sagen S. 34 f.

Bedeutend abweichend wird derſelbe Schwank in Bayern erzählt, nach Panzers reichhaltigen Beiträgen z. d. M. S. 90. Der Hainbauerſeppel, ein

Heiligenbildschnitzer, schickte seine Frau Christina mit dem Tuch, das sie gesponnen, auf den Markt. Drei schlaue Weber merkten ihre Einfalt und kauften ihr das schöne Tuch für einen Groschen ab. Dafür kaufte sie ein Wecklein und eine Blase, in welch letztere sie den letzten noch übrigen Pfenning steckte, und kehrte vergnügt heim. Seppel machte gute Miene zum bösen Spiel, that Koth in die Blase und wanderte zur Stadt. Als ihm dieselben Weber begegneten und ihn frugen, was er trage? sagte er etwas geheimnißvoll, eine alles heilende Arznei, die der Apotheker bei ihm bestellt habe. Je weniger er sie ihnen nun abtreten wollte, um so gieriger wurden sie darnach und gaben ihm am Ende 100 Gulden. Als sie den Betrug entdeckt, wollten sie sich an ihm rächen, fanden ihn aber, wie er mit einem Prügel am Backofen stand und scheinbar sein Weib schlug, wobei er rief: Eselgung, mach mir mein altes Weib jung! Und husch, wie verabredet war, sprang seine junge Tochter hervor und die Alte war verschwunden. Da dachten die Weber, so wollten sie ihre alten Weiber auch jung und schön machen, kauften dem Seppel seinen Stock um 300 Gulden ab und schlugen erbärmlich auf ihre armen Weiber los. Als sie nun auch diesen Betrug sattsam erkannt, wollte sie abermals den Seppel strafen. Da fanden sie ihn todt daliegen. Einer aber nahm einen am Boden liegenden Stock und schlug auf ihn los. Da stand er wieder auf, denn das war sein „Stock zum Todtenerwecken" gewesen, den sie ihm abermals um vieles Geld abkauften, um damit eine eben verstorbene Prinzessin zu erwecken und vom König reichen Lohn zu gewinnen. Aber sie schlugen drei Tage lang auf die Leiche der Prinzessin vergebens los, bis er zu Brei wurde, und konnten nur durch schnelle Flucht dem Zorn des Vaters entrinnen. Nun aber ergriffen sie den Seppel, steckten ihn in einen Sack und wollten ihn ersäufen, kamen aber zuvor an ein Wirthshaus, setzten sich hinein zu trinken und ließen den Sack außen stehen. Da ritt ein Pfaff auf einem Schimmel vorbei und Seppel rief: ich mag nicht Papst werden. Der Pfaff hielt an, erkundigte sich und war alsbald bereit, den Sack zu öffnen, Seppel heraus zu lassen, und selbst hinein zu kriechen, um Papst zu werden. Seppel aber bestieg den Schimmel und ritt davon. Die Weber kamen heraus und warfen den Pfaffen ins Wasser. Nun kehrte Seppel zurück und ritt ihnen den schönen Schimmel vor, solche finde man da unten im Wasser. Nun stürzten sich alle drei ins Wasser.

In Pfeiffers Zeitschrift Germania steht eine Notiz von Gödeke über Unibos, wornach dasselbe Märchen auch in Schumanns Nachtbüchlein vorkommt, in 2 Historien, 1) von dem Becken, der sein Weib mit der Geige lebendig macht, und 2) vom Bauern Einhyrn und den ertrinkenden Bauern. Zu vergleichen ist auch des Hans Sachs lebendig gezeigte Frau. Ferner enthalten Zingerle, Volksmärchen II. S. 5. Büschings Volkssagen S. 296.

Müllenhoff, holst. Sagen S. 461. Vonbun, vorarlb. Sagen S. 38. Wolf, deutsche Märchen Nr. 11, so wie Grimms Märchen Nr. 61 (wozu die Anmerkungen III. 111 f.) noch mehr oder weniger interessante Varianten des nämlichen Märchens.

Noch berühmter ist Salomon und Markulf, ein auf biblischer Grundlage ruhendes, aber komisches altdeutsches Gedicht, fußend auf Sprüche Sal. 30. 31. Die Erfindung muß sehr alt seyn, weil schon Notker Labeo seiner gedenkt paraph. Psalmorum XVIII. 85 bei Schilter Thes. I. 228. Vgl. gesta Dei per Francos p. 834. — Zu unterscheiden sind: 1) ein lateinisches Prosabuch, enthaltend die Gespräche Salomos mit dem groben Bauer Marolf oder Markulf, gedruckt Antwerpen 1487. Deutsch, Nürnberg 1487. In Hagens Narrenbuch S. 215. Dasselbe versificirt, zuerst im 14. Jhd. in halbniederdeutscher Sprache, abgedruckt in Hagens Heldenbuch I. 44—46; dann um 1450 durch Gregor Halden (vgl. Docen im altd. Museum II. 270 ff.) Schwank von Hans Folz 1521 und Hans Sachs. Als deutsches Volksbuch s. Görres Volksbücher 188, neu gereimt von Simrock 1839. Französisch in sehr alter Prosa, wie in Versen; auch italienisch, spanisch und dänisch. 2) Ein selbstständiges Epos, in Strophen, gleichfalls abgedruckt in Hagens Heldenbuch I. 1—42, der aber die strophische Form nicht erkannt hat; es gehört noch ins 12. Jhd. Der Inhalt des Epos ist:

Salomon herrscht zu Jerusalem im Besitz einer durch ihre Schönheit weltberühmten Gemahlin, der Salome. Als König Pharao von ihrer Schönheit hört und sie zu besitzen wünscht, feuert ihn Cyprian, der Salome Vater, dem Salomon die Tochter geraubt, noch mehr dazu an. Der Krieg beginnt. Pharao wird gefangen, aber von Salomon so gut behandelt, daß er ihn sogar mit Salome allein läßt, wider den Rath ihres Bruders Morolf. Da bezaubert Pharao die Salome mit einem Ringe, daß sie ihn lieben muß und ihm die Freiheit verschafft. Darauf schickt er ihr eine Wurzel, die sie unter die Zunge legt. Da fällt sie todt hin und wird begraben, nur Morolf zweifelt, ob sie wirklich todt sey. Pharao aber kommt bei Nacht und holt die nur Scheintodte aus dem Grabe. Salomon findet den Sarg leer und ist untröstlich. Morolf verspricht, die Schwester zurückzubringen. Unterwegs tödtet er einen Juden und zieht dessen Haut an. Unerkannt kommt er zu Pharao, wird aber durch einen Lieblingsgesang seiner Schwester, den er anhebt, erkannt und sucht sie vergebens zur Flucht zu bereden. Sie will ihn einkerkern lassen. Er entflieht zur See. Man setzt ihm nach. Er schläfert die Verfolger ein und

tödtet ſie. In der Haut des Kämmerers aber kehrt er zurück und meldet, er habe den Morolf gefangen. Des Nachts aber macht er alle in der königlichen Burg ſchlaftrunken, ſcheert dem König Pharao eine Platte, zieht ihm das Kleid eines Caplans an und legt ihn zu den Pfaffen, den jungen Caplan aber zur Königin. Darauf entflieht Morolf. Auf ſeinen Antrieb zieht Salomon mit Heeresmacht aus, geht aber als Pilger unerkannt voraus und belauſcht Pharao und Salome in ihrer Zärtlichkeit. Er wird aber entdeckt, gefangen und zum Galgen verurtheilt. Aber als er eben gehenkt werden ſoll, bläst er in ſein Horn und ſein Heer, von Morolf bereit gehalten, ſtürmt herbei. Pharao wird gefangen und an denſelben Galgen gehenkt. — Kaum iſt Salome wieder in Jeruſalem, ſo kommt König Printian als Pilger, bezaubert ſie abermals durch einen Ring und entführt ſie. Morolf geht abermals ſie zu ſuchen, in einer Menge von Verkleidungen und kundſchaftet ſie richtig aus. Salomon kommt mit einem Heere. Von einer Meerfrau begünſtigt, erobert er die Stadt durch eine Waſſerleitung. Printian wird von Morolf in der Schlacht, die untreue Salome aber im Bade durch Oeffnen der Adern getödtet. Salomon heirathet Pharaos Schweſter, die ſich ihm ſchon früher bei ſeiner Gefangenſchaft günſtig erwieſen.

Das Geſpräch hat folgenden Inhalt:

Morolf, ein grober Bauer von thieriſcher Häßlichkeit und ſein ebenſo eckelhaftes Weib kommen an Salomons Hof, wo ihre Häßlichkeit Aufſehen erregt. Salomon läßt ſich mit dem Bauer in ein Geſpräch ein und bekommt Schlag auf Schlag derbe Antworten von ihm, in denen, wie im ſpätern Eulenſpiegel, das Unflätige vorherrſcht und beſonders der „arß“ eine Hauptrolle ſpielt. Des Bauern Princip iſt, alle Weisheit anzuzweifeln und zu verhöhnen und der Natur allein Recht zu geben; welche Natur er aber, ſonderlich bei den Weibern, ſo tief als immer möglich heruntерſetzt. Salomon entläßt ihn in Gnaden und gibt ihm und ſeinem Weibe neue Kleider. Nach einiger Zeit beſucht er den Bauer und fängt von neuem die Wettrede an, worauf er ihn nochmals an den Hof beruft. Jetzt zieht der König ſtrengere Saiten auf und bedroht den Bauer mit dem Tode, wenn er nicht ſeine groben Behauptungen beweiſe. Aber der kluge Bauer beweist alles, z. B. den Sieg der Natur über die Disciplin durch eine Katze. Salomo hatte die Katze abgerichtet, das Licht zu halten. Da läßt Morolf eine Maus ſpringen und die Katze ſpringt ihr nach. So z. B. die Bosheit der Weiber durch ſeine eigene Schweſter. Dieſe macht er glauben, er wolle den König ermorden, und beleidigt ſie dann, aus Rache klagt ſie nun ihren eigenen Bruder beim König an. Als Morolf aber auch Salomons Weisheit in Bezug auf deſſen berühmtes Urtheil in Sachen der zwei Mütter angezweifelt, zieht er ſich den Zorn des Königs zu, muß ſich verſtecken und kriecht in einen leeren Bienenkorb. Da kommen (ganz wie im ſpätern Eulenſpiegel) Diebe und tragen dieſen Korb, als den ſchwerſten,

fort. Morolf ſtreckt den Arm heraus und ſchlägt bald den vorn, bald den hinten tragenden, ſo daß jeder von ihnen glaubt, der andere habe ihn geſchlagen und wüthend über einander herfallen. Unterdeß läuft Morolf davon und geht zu der Mutter des Kindes, das durch Salomons weiſes Urtheil ungetheilt geblieben war, ſie überredend, der König wolle dennoch ihr Kind tödten laſſen. Da erregt das Weib einen allgemeinen Weiberaufruhr, worüber ſich Salomon ſo erzürnt, daß er noch böſere Worte über das weibliche Geſchlecht ſagt, als vorhin Morolf ſelbſt. Das iſt Morolfs höchſter Triumph, es ſo weit gebracht zu haben, deßhalb iſt auch Salomon ſehr beſchämt und erbittert, als er erfährt, daß Morolf die Weiber nur angeſtiftet hat, bittet ihnen das Unrecht ab, das er ihrem ganzen Geſchlecht gethan, und verurtheilt den tückiſchen Bauer zum Galgen. Morolf aber bittet wenigſtens ſich den Baum ſelbſt wählen zu dürfen, an den er gehenkt werden ſoll, was ihm gewährt wird, worauf er im ganzen Walde ſucht, aber keinen Baum findet. Endlich wird er aus dem Lande verbannt, aber wieder zurückgerufen, weil die Königin geſtorben und der König meint, der kluge Bauer beſitze vielleicht Mittel, ſie wieder lebendig zu machen. Morolf läßt den Sarg öffnen und beweiſt durch deſſen Leerheit, daß die Königin ſich nur todt geſtellt und entflohen iſt. Er wird mit einem Heer abgeſchickt, ſie wieder zu holen, geht allein an den Hof des fremden Königs, wird gefangen und ſoll hängen, ruft aber durch ſein Horn die Seinen herbei und bringt die Königin zu Salomon zurück, der ſie im Bade ſterben läßt.

In dem Geſpräche ſteht der feinen Weisheit Salomons der grobe Humor und Volkswitz des Bauern entgegen, keineswegs äſopiſch, wie einige gemeint haben, ſondern eulenſpiegelartig, daher auch nicht, wie Vilmar S. 284 glaubt, nach altjüdiſcher Tradition, ſondern gewiß echt deutſch. Bei den Juden hat ſich der Gegenſatz zwiſchen Schulweisheit und Volkswitz nicht ausgebildet, ſo wenig wie bei den Alten. Dieſer Gegenſatz kam erſt im deutſchen Mittelalter auf. Salomon empfiehlt die Disciplin, der Bauer die Natur. Salomon nimmt alles ernſt und vornehm, der Bauer weiß ihm alles in Narrheit umzudrehen. — Man kann nicht leugnen, daß dies eine der älteſten Offenbarungen des niederdeutſchen Geiſtes iſt, dem auch Reinecke Fuchs und der ſpätere Eulenſpiegel entſprungen ſind.

Im zweiten Gedicht, dem Epos, erſcheint derſelbe Bauer als ſchlauer Diener Salomo's und verſchafft ihm durch ſeine Liſt die zweimal geraubte Gattin wieder. Einige nehmen an, das Gedicht ſey erſt aus dem Geſpräch entſtanden. Doch pflegt das Epos älter zu ſeyn, als das didaktiſche

Gedicht. Auch steht in der einzigen Handschrift, welche beide Gedichte bringt, der Eschenburgischen, das Epos dem Gespräch voran.

Von Wernher dem Gärtner, einem Oesterreicher oder Baier, hat sich ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert erhalten, Maier Helmbrecht, in welchem der wilde Uebermuth des Bauern schrecklich gestraft wird. Es ist nach der Ambraser Handschrift abgedr. von Bergmann, 1829 und kritisch bearbeitet in Haupts Zeitschr. IV. 318.

Helmbrecht, Sohn eines Bauern, hält des Vaters Arbeit für zu gering, mischt sich unter die Ritter, macht höfische Ansprüche bei ganz bäurischer Gesinnung, führt ein Räuberleben und kommt mit seinen Spießgesellen einmal in die Heimath zurück, um sich fremd zu stellen, als verstände er die heimische Sprache nicht mehr, um seinen alten Vater zu plagen und seine Schwester an einen seiner Raufbolde zu verkuppeln. Aber die Bande wird verhaftet und alle werden gehenkt, bis auf Helmbrecht, den man blendet und verstümmelt. Sein Vater pflegt ihn und fördert ihn in die welschen Lande, aber die vorher von ihm mißhandelten Bauern fangen ihn auf und hängen ihn.

In dem Liede von „den üppigen Bauern“ (Ambraser Liederbuch Nr. 129. Uhland II. 249) stolziren und tanzen die Bauern gar froh, bis sie Händel bekommen und einander raufen und bis in den Tod wund schlagen. Ein Vorbild zur Metzenhochzeit. Aehnlich ein Lied des Nithart von klagenden und nachher einander wüst verhauenden Bauern. Weingartner Liederhandschrift von Pfeiffer S. 202. Ebenso noch das Volkslied bei Uhland Nr. 248 von den Bauern zu St. Pölten, die mit wüstem Lerm zur Hochzeit fahren und dann mit einer ungeheuren Prügelei enden. Eine gleiche Prügelei in der „Braut von Bessa“ im Wunderhorn II. 254.

Die colossale Bauernprügelei im Schwank von Metzen Hochzeit (Laßberg, Liedersaal Nr. 226. Der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 67. Graff, Diutiska I. 78) ist in einem größeren Gedicht zum komischen Epos erhoben worden. Das ist Heinrich Wittenweilers s. g. Ring aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben von Bechstein 1851.

Im Dorfe Lappenhausen hat sich Bertschi Tiefnas in Mäczli Rärenzumph verliebt, beides bäurische Carrikaturen. Bertschi und die jungen Männer des Dorfs wollen den Rittern nachahmen und halten ein Turnier in Harnischen von Baumrinde und allerlei komischen Waffen, fallen aber im Getümmel in den Bach. Erst Herr Neithart unterweist sie, wie sie es machen sollen. Nun wird es Ernst und einige Bauern, Lekspieß und Hainzo, beichten vor dem Turnier dem Herrn Neithart ihre Sünden, lächerliche und obscöne Dinge.

Sodann hebt das Turnier in verbeſſerter Geſtalt wieder an und endet mit dem Tode eines Eſels, den ein Gaul erſchlägt, und eines alten Weibes, die ſich zu Tode lacht. Der verliebte Bertſchi dingt aber einen Spielmann und bringt ſeiner Mäczli eine Nachtmuſik. Sie kehrt das Gegentheil vom Geſicht heraus, was ihn aber nicht abhält, ihre Schönheit zu preiſen. Er ſchleicht ſich zu ihr in den Kuhſtall, ſie erwacht, es gibt Geſchrei, man glaubt, es ſeyen Diebe im Hauſe. Die Kuh im Stall wird wild und gibt dem Verliebten tüchtige Stöße. Mäczli ſtellt nachher eigenthümliche Betrachtungen an. Sie iſt Schuld an all dem Lerm und Streit. Und doch iſt ſie unſchuldig. Nur ein Ding an ihr trägt die Schuld. Nur um deßwillen ſeufzen die Jünglinge des Dorfes und raufen ſich. Dieſes abſcheuliche Ding nun verwünſcht, rauft und ſchlägt ſie in blinder Wuth. Auf einmal aber wird ſie wieder mitleidig mit ſich ſelbſt und ſchließt mit dem verhaßten Dinge von neuem Frieden.

Bertſchi unterdeß läßt ſich einen Brief an ſie ſchreiben, bindet ihn an einen großen Stein, wirft ihn in ihr Fenſter und verwundet ſie damit am Kopfe. Sie geht zu einem Arzt, läßt ſich den wunden Kopf heilen und den Brief vorleſen. Der Arzt aber berückt ihre Einfalt und curirt ſie mit einer Wurzel, ſie will aber der Arznei immer mehr haben. Da er die Folgen fürchtet, ertheilt er ihr Rath, wie ſie, und zwar ſo bald als möglich, den Bertſchi zum Manne bekommen ſolle. Das hält auch nicht ſchwer. Das Jawort wird gegeben, die Hochzeit anberaumt. Das ganze Dorf und viele aus der Nachbarſchaft, ſogar aus der Schweiz ſind geladen. Man frißt und ſäuft ungeheuer. Dann wird wild getanzt, endlich geprügelt, wobei es überall an bäuriſchen Unflätereien nicht fehlt. Die Ruheſtörer werden hinausgeworfen und endlich finden ſich Braut und Bräutigam allein in ihrer Kammer und alles begibt ſich, wie es der ſchlaue Arzt der Braut vorhergeſagt hat. Aber die Geſchichte iſt damit nicht zu Ende, denn die Ruheſtörer vom Nachbardorfe nehmen Rache und brechen, von tapfern Schweizern unterſtützt, ins Dorf ein. Aus dem Luſtſpiel wird ein blutiges Trauerſpiel. Das ganze Dorf geht in Flammen auf, die Braut, die Eltern, alle Einwohner werden ermordet. Nur Bertſchi, der ſich tapfer gewehrt, bleibt übrig und wird ein Einſiedler.

Gewiß eine ſeltſame Dichtung. Im letzten allgemeinen Kampf erkennen wir eine Parodie der Nibelungennoth wieder. Die Unflätereien ſind ariſtophaniſch und ſtören, da ſie einmal zu dieſer Gattung von Poeſie gehören, weniger, als die überaus gedehnten Moralien, mit denen lange Seiten des Gedichts angefüllt ſind. Aus dem, was über den Werth und Nutzen der Ehe, über die Schwächen der Weiber ꝛc. hier alles geſagt iſt, könnte man ein beſonderes Buch machen. Man erkennt daraus wieder die Formloſigkeit unſer ältern Dichter. Hätte Wittenweiler nur ein erzählendes, nicht auch ein Lehrgedicht geſchrieben und den Witz

beſſer zuſammengedrängt, ſo würde ſein komiſches Epos ungleich höheren Werth haben.

Uebrigens läßt ſich in dieſem merkwürdigen Gedicht der Uebergang von der noch frommen und halbheidniſchen Urkraft des Landvolks zur ſpäter vorherrſchenden Ueppigkeit und Unfläterei nicht verkennen. Die ältere Zeit hatte mehr Behagen am blutigen Kampf, die ſpätere mehr an Gefräßigkeit und Trunkenheit. Der Kentaure wird immer mehr zum Silenen.

Wie das zarte Weſen der Elben mit der echt bäuriſchen Grobheit in Berührung kommt, davon hat ſich eine echt volksthümliche Sage im Luxemburgiſchen erhalten.

Zu Jungliester wurde ein hübſches Mädchen von einem Elben aufs zärtlichſte und durchaus platoniſch und ſentimental geliebt. Die Familie wäre ihn aber gern los geweſen und wollte ihn doch nicht beleidigen. Da gab ein alter Schäfer dem Mädchen ein in Salzwaſſer getauchtes und geſchwefeltes Stück Brod ein. Wie nun der Elbe wieder zu ihr kam, entfuhr dem Mädchen gegen ihren Willen als Wirkung des Gegeſſenen ein Wind, vor dem der geiſterhafte Elb wie vor einem Donner erſchrack und voll Ekel und Unwillen für immer eine Menſchenwelt mied, in der ſolche Gemeinheiten vorkommen können. Steffen, Sagen aus Luxemburg S. 101.

Ein groteskes Bild in Laßbergs Liederſaal Nr. 145 enthält das Gedicht vom „Wammas".

Ein ungeheuer dicker Müller beſitzt ein coloſſales Wammes, darunter und darüber noch Hemden, Panzer, Röcke, ſo daß er darin wie ummauert iſt und bei Streithändeln auf Kirchweihen alle ſeine Freunde ſich hinter ihm bergen. Auch führt er gute Waffen bei ſich. Da war aber noch ein anderer Müller, eben ſo ſtark, eben ſo kampfluſtig, mit dem er kämpfte, bis beide übereinkamen, Frieden zu halten und ihre Kinder mit einander zu verheirathen. Dann aber zogen ſie beide aus und dienten fremden Herren ohne Sold, nur um der Raufluſt willen und konnte ſie keiner überwinden. Dieſes tolle Lied mahnt noch an die alte Berſerkerwuth des Volkes.

In der Haager Liederhandſchrift kommt auch ein Leben der Bauern vor, worin ihre rohen Sitten in echt niederländiſchem Styl gemalt ſind. Haupt Zeitſchr. I. 264.

Das „Märe von Bachen" gehört ebenfalls hieher.

Ein Bauer hat ein Schwein geſchlachtet und am Dache aufgehängt. Ein Nachbar tadelt ihn, wenn jeder das Schwein ſähe, ſo werde er auch jedem

Geschäft dergleichen zu treiben sucht, so ermattet es gewöhnlich bald wieder, wenn es einmal gefunden, daß zum Studium gar noch größere Anstrengung erfordert wird, als es bereits für das Handwerk bedarf. Das Unbedeutende, was also in solchen Schulen gelernt werden kann, bleibt, weil es ohne Lust aufgenommen worden, und dem Leben selbst zu fern steht, ohne Frucht, und vergißt sich bald wieder. Hieraus ergibt sich also, daß der allgemeine Unterricht vor dem Geschäft beendigt seyn muß. Wenn ja die Mangelhaftigkeit der Vorbildung Nachhülfe nöthig macht, so muß sie unmittelbar an das Geschäft sich anschließen. Erklärender Unterricht kann also nur Genossen desselben Gewerbs ertheilt werden. Außer diesem ist bloß im Zeichnen eine Vereinigung der Schüler aus verschiedenen Gewerben möglich, da nur hier jene besondere Berücksichtigung des Einzelnen stattfinden kann. Wenn also höchst nöthig ist, daß eine Anstalt bestehe, in welcher der Handwerker Muster der schönsten Fabrikate, der besten Werkzeuge vorfindet, und sich über die Verfertigung der erstern, über den Gebrauch der letzteren Rath erholen kann, so ist sie doch in der Form einer Schule unausführbar." — Hermann meint also sehr richtig: für Handwerker, im Gegensatz zu Fabrikvorstehern u. dergl. muß der systematische Unterricht vor dem Eintritt ins Geschäft beendigt seyn. Nun sind aber diese Leute durch ihre Verhältnisse genöthigt, vor der Zeit ins Geschäft zu treten, wo ihr Geist befähigt seyn kann, dem Unterricht einer höheren Gewerbsschule zu folgen.

Sind auf diese Weise die vorhandenen[1] Anstalten verhindert, einen weiteren Einfluß auf die nationale Gewerbsbildung zu äußern, als durch das Beispiel und die Werke der verhältnißmäßig Wenigen, die ihren Unterricht benutzen konnten, so können sie noch weniger unter diesen Umständen als eine vollständige Erhörung jener Forderung eines großen Theiles der Nation gelten: daß ihm eine allgemeine Bildung gewährt werde, die zugleich ebenso, wie die der künftigen Gelehrten, in speciellem Bezug zu seinem Lebensberuf stehe. Dem Ankampf gegen die Gelehrtenschulen und die Basis ihrer Bildung machen sie kein Ende.

---

[1] Ungefähr so, wie sie sind, werden sie empfohlen in der Schrift: Mönnich, pädagogische Blätter. 2 Hefte. Nürnberg. 1832—34. 8.

im Dorf etwas davon schenken müssen. Der Bauer sieht das ein und bereut, das Schwein zur Schau gestellt zu haben. Da räth ihm der Nachbar, am andern Morgen ein Loch ins Dach zu machen und vorzugeben, man habe ihm das Schwein gestohlen, da brauche er dann Niemanden etwas davon abzugeben. Ueber Nacht aber stiehlt der Nachbar selber das Schwein, und als der Bauer nun jammert, sein Schwein sey ihm gestohlen worden, lobt ihn der Nachbar, wie gut er seine Rolle spiele. Aus einer Heidelb. Handschrift Nr. 314 abgedruckt in Haupts Zeitschrift VII. 102. Laßberg. Liedersaal I. 284.

In wahrscheinlich sehr alten Sagen wird mit lustigem Humor der Trotz des gemeinen Mannes verherrlicht. In zahlreichen Märchen wirft der lustige Schmied oder sonst ein lustiger Gesell, indem er ans Himmelsthor kommt, seinen alten Ranzen hinein, bittet sich von Petrus aus, nur auf einen Augenblick in den Himmel eintreten zu dürfen, um sich den Ranzen wieder zu holen, setzt sich aber im Himmel auf den Ranzen als auf sein Eigen und kann nun von Gott selbst nicht mehr vertrieben werden. Vgl. Kellers Erzählungen aus altd. Handschriften S. 97. Das burleske Einschleichen in den Himmel war es wohl nicht, was dieses Märchen so sehr populär machte. Vielmehr der Stolz auf das freie Eigen, der älteste Stolz des deutschen Bauern.

Uralt ist auch wohl der Schwank vom Schwaben, der das Leberlein gefressen hat. Am ausführlichsten behandelt im Bruder Lustig:

Bruder Lustig, ein abgedankter Landsknecht, theilte seinen letzten Pfennig mit dem h. Petrus, der ihn um ein Almosen bat, und wanderte dann mit ihm, indem sie ausmachten, sie wollten alles, was sie bekämen, mit einander theilen. Petrus heilte einen kranken Bauer und bekam zum Lohn ein Lamm. Beim Braten desselben verzehrte Lustig heimlich das Herz und behauptete nachher, als Petrus ihn zur Rede stellte, die Lämmer hätten gar kein Herz. Als sie darauf einen Fluß passirten, war das Wasser so tief, daß Lustig fast ertrunken wäre. Petrus ermahnte ihn zu gestehen, daß er das Lammherz gegessen habe, aber Lustig wollte lieber ertrinken als gestehen. Dennoch half ihm Petrus. Als dieser nachher eine kranke Königstochter heilte und viel Geld bekam, machte er davon drei Theile, einen für sich, einen für Lustig und einen für den, der das Herz gegessen habe. Da sagte Lustig gleich: ich habe es gegessen. Sie trennten sich, Lustig machte ungeschickte Versuche, es dem Petrus im Krankenheilen gleich zu thun. Dieser half ihm noch einmal und beschenkte ihn mit der Gabe, daß er alles, was er wolle, in seinen Ranzen hineinwünschen könne. Als er nun zu einem schönen Schloß kam, das unbewohnt war, weil neun Teufel darin hausten, wünschte er die Teufel in

seinen Ranzen und ließ sie von einem Schmied auf dem Ambos tüchtig zerklopfen. Endlich war Lustig des Wanderns satt und ging zum Himmel, aber Petrus wollte ihn nicht einlassen. Da gab ihm Lustig den Ranzen zurück, den er einst von ihm empfangen hatte, und kaum hatte ihn Petrus genommen, so wünschte sich Lustig hinein und war nun im Himmel. Grimm, Märchen Nr. 81. Aus Wien. — In des Montanus Weglürzer, gedruckt zu Straßburg, ist es ein Schwabe, der mit Gott selber reist, des Lammes Leber verzehrt und endlich aus Gewinnsucht gesteht. Was sonst von Bruder Lustig erzählt wird, fehlt hier und gehört auch nicht damit zusammen. Offenbar ist im Bruder Lustig der Schluß aus den Schmiedsagen entlehnt. — Im Büchlein für die Jugend von Auerbacher S. 160 ist es der h. Antonius, der mit dem Schwaben wandert. Daher nach Berkenmeyer kur. Antiqu. S. 549 das Sprichwort: Der Schwabe muß allezeit das Leberle gefressen haben.

Verbeſſerungen und Zuſätze.

Seite 8, Zeile 13 von unten lies: in der Ambraſer-Sammlung zu Wien.

S. 27, Z. 11. Ueber das ſ. g. Heldenbuch von Kaſpar von der Rön iſt zu vergleichen ein Aufſatz von Zarncke in Pfeiffers Germania 1, 53 ff. — Z. 20 ff. Alle im alten Drucke des Heldenbuches enthaltenen Lieder ſind im Nibelungenversmaaße gedichtet, mit dem Unterſchied jedoch, daß, was im Nibelungenliede nur ausnahmsweiſe vorkommt, auch die Verseinſchnitte durchweg reimen, und daß der ſtatt urſprünglichen vier gereimten Langzeilen die Strophe hier in acht kurze Reimverſe zerfällt. In der Berner Weiſe (einer Strophe aus 13 Zeilen) ſind dagegen faſt ausſchließlich nur die zum Sagenkreiſe Dietrichs von Bern gehörigen Gedichte, alſo Ecken Ausfahrt, Sigenot, Dietrich und ſeine Geſellen gedichtet. Bei Kaſpar von der Rön zeigt auch der Herzog Ernſt dieſe Strophe, die daher zuweilen auch Herzog Ernſts Thon heißt.

S. 37, Z. 14 v. u. lies: aus dem 8. Jahrhundert.

S. 39, Z. 5 v. u. l.: niederdeutſches.

S. 41, Z. 11 v. u. l.: niederländiſchen.

S. 51, Z. 19 ff. Das von Karajan unter dem Titel „Karl“ in Haupts Zeitſchrift 1, 97 ff. abgedruckte Bruchſtück eines niederländiſchen Gedichtes gehört zu keinem ſelbſtſtändigen Werke, ſondern zu dem Brabantiſchen Geſten des San de Klerc II. 2180—2475.

S. 56, Z. 5 v. u. l.: Pfaff Konrad ſtatt Konrad von Würzburg und Z. 4 v. u., Wilhelm ſt. Jakob Grimm.

S. 57, Z. 1 v. u. Herpin von Bourges, oder vielmehr: Herpino von B. Sohn Löwe, iſt kein Gedicht, ſondern ein Proſaroman.

S. 67, Z. 4 v. u. l. Wilhelm von Orange.

S. 68, Z. 8—11 ſind zu ſtreichen und dafür folgendes zu ſetzen. Das von Wolfram unvollendet hinterlaſſene Werk haben zwei Dichter noch im 13. Jahrhundert fortzuſetzen verſucht, der Eine nach vor-, der Andre nach rückwärts. Ulrich von dem Türlein dichtete zwiſchen 1252 bis 1278 den ſ. g. erſten Theil, die Vorgeſchichte Wilhelm, Arabela's Entführung (aus einer Caſſeler Handſchrift herausgegeben von Caſparſon 1781. 4°); Ulrich von Türheim, ein Schwabe, ſchrieb (vor 1240) den ſ. g. dritten Theil, auch „der ſtarke Rennewart" genannt. Das in vielen Handſchriften erhaltene, übrigens werthloſe Gedicht iſt noch ungedruckt; Bruchſtücke daraus hat K. Roth 1856 herausgegeben.

Zu S. 68. Durch v. Kellers Güte erhielt ich die Aushängebogen ſeiner erſten Ausgabe des Karlmeinet, ſo weit ſie im Druck vorgeſchritten iſt, und theile den Inhalt mit:

Im Dorfe Balduch bei Paris wohnten zwei Brüder, die Bauern Hoderich und Hänſſreit. Dem erſtern erſchien dreimal ein Zwerg und hieß ihn auf die Brücke von Paris gehen. Hoderich that es endlich, wartete dort lange, bis ihn ein dort in ſeiner Bude ſitzender Wechsler frug, was er wolle? Als ihm Hoderich den Grund ſeines Hierſeyns berichtete, lachte der Wechsler, auf Träume ſey nichts zu halten, auch ihm ſey einmal ein Zwerg erſchienen und habe ihm geſagt, im Dorfe Balduch unter einer Weide liege ein großer Schatz, aber wer möge daran glauben? Hoderich aber hatte genug erfahren, ging heim und hob mit Hülfe ſeines Bruders einen großen Schatz. Von dieſem brachten ſie nachher dem König Pipin ſo oft und viel, daß er ſie zu den Erſten ſeines Reiches erhob und ihnen ſogar nach ſeinem Tode ſeinen jungen Sohn Karl in die Pflege gab. Sie aber wurden übermüthig, wollten ſelbſt Könige werden und den Knaben vergiften laſſen. Aber der treue Diener David, den ſie desfalls dingten, vertraute die Gefahr den Fürſten von Frankreich, die ſofort eintrafen, um nach dem jungen Königsſohn zu ſehen. Da fanden ſie ihn als Küchenjungen, wie er den Braten drehen mußte. Herr Deberich aber, getreu wie David, rieth dem Knaben heimlich, was er thun ſolle. Als die Fürſten nun alle zu Tiſche ſaßen und Karl den gebratenen Pfau auftragen mußte, und Hoderich, als Vorſitzender, den Pfau eben zerlegen wollte, gab ihm der ſchöne und gewaltig ſtarke Knabe einen Schlag ins Geſicht, daß ihm die Zähne brachen. Alles griff zu den Waffen, aber der Knabe, von ſeinen Freunden geſchützt, entkam dem Zorn der Brüder und wurde von Deberich und David heimlich nach Spanien entführt zum heidniſchen König Galaffer. Dieſem diente er alsbald wider einen andern Heidenkönig Bremunt, welcher Toledo belagerte, gewann herrliche Siege und dadurch das Herz der ſchönen Galye, welche des Galaffer Tochter war. Weil ſie

aber eine Heidin war, durfte er nicht um ſie werben. Ihr Vater indeſſen ſtand zum Dank dem tapfern Karl mit ſeinem ganzen Heere bei, um ihm ſein Erbe wiederzuerobern. Die beiden böſen Bauernbrüder wurden ſofort beſiegt und erſt in einen Sumpf verſenkt, dann gehangen. Galaffer kehrte nach Spanien zurück, Karl aber hatte keine Ruhe, bis er, als Pilger verkleidet und wieder von ſeinen treuen Freunden begleitet, ihm heimlich nachfolgte, ſeine Galye wiederſah und mit ihrer „Meiſterin" Florette, nachdem auch ſie Pilgerkleider angenommen hatten, entführte. Als ſie im Walde raſteten, ſprengte ſie ein Ritter an, den Karl beſiegte. Bei der Fußreiſe durch wüſte Gebirge erkrankte Galye und mußte von den Pilgern in die nächſte Stadt getragen werden. Hier waltete der böſe Heide Orias und wollte Galyen ſich aneignen, aber ſeine Schweſter Orie rettete ſie und floh mit den Pilgern zu dem fränkiſchen Herzog Geroſſin, wo ſie alle liebreich gepflegt wurden und viel Kurzweil hatten. Zwar ergriff Orias die Waffen und es kam zu hartem Kampf, allein er wurde beſiegt und Orie heirathete den tapferen Franken Gudyn.

Hier endet die ſehr ausführliche Brautfahrt. Sofort beginnt die klägliche Geſchichte, wie Galye verleumdet wird, als habe ſie mit dem frommen und treuen Morant gebuhlt. Allein nach langem Jammer wird der Verräther Rohart, indem man ihm den falſchen Bart herunterzieht, entlarvt und die Unſchuld iſt gerettet. Auch dieſe Epiſode iſt ſehr lang ausgedehnt.

Nun erſt geht das Gedicht zur eigentlichen Geſchichte Karls des Großen über. Während er in Sachſen Krieg führt, ſtirbt die fromme Galye. Karl beſiegt und belehnt den ſächſiſchen Wytgier (Wittekind), heirathet die Hildegart und gewinnt mit ihr viele Kinder. Dann gewinnt er durch des Deſiderius Beſiegung die Lombardei, gründet Bisthümer in Deutſchland, baut ſich Palläſte zu Ingelheim und Aachen, beſiegt den bayriſchen Teſſelon (Thaſſilo), die Hunnen (Avaren) ꝛc.; Hildegart ſtirbt, Karl geht nach Rom und wird vom Papſt Leo zum Kaiſer gekrönt. Der h. Jakob erſcheint ihm im Traum und mahnt ihn, ſein Grab in Spanien zu weihen. So beginnt der lange ſpaniſche Krieg, der zu der Kataſtrophe zu Ronceval führt. Rolands Thaten werden ausführlich beſchrieben. Dazwiſchen die Epiſode von Karl und Aleydt.

S. 70, Z. 5 v. u. iſt beizufügen: aus einer ungedruckten Handſchrift hat Lother und Maller Friedr. Schlegel herausgegeben. Werke, Bd. VII. 189 ff.

S. 81, Z. 9 v. u. l.: Nanna.

S. 193, Z. 2 v. o. l.: Ringoltingen.

S. 202, Z. 8 v. u. l.: herausg. von von ſt. Hans van.

S. 205, Z. 3 v. u. l.: Gilcheſer (Gilcheſäre). — Z. 6 v. u. l.: Meon. ſt. Mich.

S. 245. Monſalvatſch heißt auch mons salvatoris.

Zu S. 254. Hoffmann von Fallersleben gibt in Pfeiffers Germania III. S. 56 Nachrichten über „die geiſtlichen Lilien", ein Erbauungsbuch aus dem 12. Jahrhundert, worin an alle einzelnen Theile der Lilie, ihrer Blätter, ihres Kelches, ihrer Staubfäden, ihrer Farben ꝛc. fromme Betrachtungen geknüpft werden.

S. 255, Z. 3 v. o. l.: Sponheim.

S. 268, Z. 7 v. u. l.: Maneſſe.

S. 269, Z. 12 v. o. l.: nutricis.

S. 296, Z. 12 v. o. l.: Wilgefortis.

S. 296, Z. 7 v. u. l.: im ſt. in.

S. 309, Z. 11 v. o. l.: Harrys ſt. Harry's. Ebenſo Z. 15 v. u.

Zu S. 351 iſt zu bemerken, daß Prof. J. V. Zingerle den Garel des Pleier genauer unterſucht und viel daraus im Auszug mitgetheilt hat in ſeiner Erklärung der alten Fresken im Schloſſe Runkelſtein bei Botzen (herausgegeben vom Ferdinandeum in Innsbruck, 1858).

Ein Rieſe hat dem König Artus ſeine Gemahlin geraubt. Ritter Garel vom blühenden Thal kommt als Gaſt, verſpricht dem Trauernden, ihm die Gattin zurückzubringen und verfolgt den Rieſen. Ehe er aber ſeinen Zweck erreicht, hat er hundert Abentheuer zu beſtehen, Kämpfe, Rettungen, freundliche Bewirthungen, verkehrt mit Rieſen, klugen Zwergen und gewinnt für ſich die ſchöne Laudamie.

Trotz der gehäuften Abentheuer und der vielen aus andern Artusromanen entlehnten Namen und Motive findet Zingerle in dieſem Gedicht doch viel eigenthümlich Deutſches, beſonders in Bezug auf die Zwerge und auf die Sittenſchilderungen, weshalb er den Druck deſſelben empfiehlt. Vgl. auch ſeinen Aufſatz in Pfeiffers Germania III. 1.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Ackermann aus Böhmen . . .	202
Adam und Eva	221
Adelger	4
Adelheid von Randenburg . .	249
Adventlieder	262
Alberich	120. 355
Alboin	4
Alexander der Große	358
Alexander von Metz	386
Allegorien, chriſtliche	253
Alliteration	6
Alpenroſe	217
Alpenſagen	75
Alpharius	385
Alpharts Tod	39
Alverade	420
Alvina	198
Amalberga, D.	301
— , Königin	5
Amicus und Amelius	391
Amis, Pfaff	420
Amor, Gott	329
Anegenge	223
Anna, S.	272
Anno, S.	366
Antichriſt	223. 256
Apollonius von Tyrus . . .	425
Appenzellerkrieg	369
Arbogaſt und Eliſa	404
Ariſtoteles	412
Artusromane	344
Aſcanius	2
Aſchenbrödel	154
Asinarius	133
Athis und Profilias	385
Auferſtehung	235
Aventiure Krone	347
Bachen, Märe vom	435
Bärenhäuter	128
Barlaam und Joſaphat . . .	283
Baſine	5
Bauernmädchen, das kluge . .	425
Bauernſchwänke	427
Bauern, von üppigen	432
Beginchen von Paris	244

	Seite
Beiſpiele	376
Beowulf	7
Berner Ton	27
Bertha	45. 146
— mit der langen Naſe	134
Bertha S.	290
Beſcheidenheit	370
Bienen	215
Bild, das nackte	329
Biterolf und Dietlieb	38
Blaubart	148
Blume der Tugend	373
Bräutigams-Beſchau	140
Brandanus, S.	287
Braut, die falſche	167
Brennberger	388
Brückenſagen	89
Brunnen, die Frau im	413
Buch der Maide	213
Burana, carmina	360
Buſant	400
Bußlieder	231
Butt	177
Cato	360
Crescentia	206
Chriſtnachtsmärchen	136
Chriſtoph, der große	280
Chriſtus, Dichtungen von	221
Däumling	112
Daniel von Blumenthal	351
Dieb von Brigge	359
Dietrich	34
Dietrichs Ahnen	38
Dornröschen	157
Drachen, fliegende	144
Drachentödter	160
Dreikönigslieder	228
Ecbasis	203
Echo	102
Ecken Ausfahrt	34
Eckhart, der treue	307
Edelſtein, der	376
Eginhard von Böhmen	403
— und Emma	52
Elben	96 f.
Elbengaben	109
Elegaſt	66
Eliſabeth, S.	302
Emerentia Lorenz	299
Eneidt	357
Engelhard	391
Eracliuß	383
Erec	346
Ernſt, Herzog	393
Eſpe	234
Etzels Hofhaltung	37
Euryalus und Lucrezia	405
Eva, die neue	418
Fabeln	376
Falkenſtein	395
Faſtrade	52
Faſtenlieder	232
Fauſtinianus	286
Feind, der größte	417
Felix, Mönch	307
Ferragut	54
Fierabras	57
Fiſchen, Märchen von	86
Floredebel	386
Florencia	300
Floß und Blancefloß	41
Fortunatus	406
Frau, die gute	44. 145
—, die weiße	147
Frauentreue	409
Fridolin	306
Fridolin, S.	296
Friedrich, Kaiſer	188
— von Schwaben	196

	Seite
Friedrich von Auchenfurt	410
Frieſen	2
Frühlingsmärchen	160
Fürchten lernen	132
Gabriel von Muntavel	351
Gallus, S.	295
Galmi	401
Garel vom Thale	351. 441
Gaſt, der welſche	370
Gawain	345. 347. 349
Gefährten, die ſtarken	173
Geiſterkirchen	136
Geiſtermahlzeiten	138. 189
Gemſenjagd	114
Genoveva, S.	296
Georg, S.	281
Gepiden	2
Gerhard, der gute	302
Gertruden Minne	301
Gierheit	258
Giemunda	404
Glasberg	162
Glückblume	168
Glückkind	82
Glückrad	184
Gnaiſtli	254
Goldfaden	402
Gottes Zukunft	253
Graal, der h.	244
Grabe, die ſieben	254
Gregor auf dem Steine	285
Grete	78
Grimwald	164
Griſeldis	403
Gudrun	8
Haarausreißen	82
Hahnenkräh	396
Haimonskinder	58
Hameln, Rattenfänger von	201
Hans, der ſtarke	129
Hausgeiſter	109
Heer, das wilde	199
Heidin	383
Heidut	304
Heiligenlegenden	277
Heinrich, der arme	303
— , der Löwe	394
Heinzelmann	110
Heldenbuch	27
Helena, die geduldige	398
Heliand	219
Helmbrecht	433
Herbſtmärchen	197
Hero und Leander	359
Herpin	57
Heruler	4
Herzmäre	388
Hexenſabbath	113
Hiddenſee	178
Hildebrandslied	37
Hildegard, S.	299
Himmelfahrt	238
Hirlanda	398
Hofſchnupfen	210
Holenbach	395
Holle, Frau	133. 145
Hug Dietrich	28
Hug Schapler	400
Hulda	93
Hundes Noth	211
Huon	66
Jagd, die wilde	196
— , der Minne	328
Jakobslieder	233
Ida von Toggenburg	298
Ilſe	182
Johannes, Prieſter	247
— , der treue	392
— , die beiden	289
Johannesopfer	183

In Vorschlag gebracht und theoretisch ausgeführt ist aber allerdings ein Plan worden,[1] der ebensowohl der letzteren Hauptaufgabe, als den Zwecken, für welche die bestehenden Anstalten wirken, zu genügen verspricht und dessen Ausführbarkeit mir klar ist, wenn ich auch seine baldige Ausführung nicht erwarte.

Dabei ist zuvörderst an das zu erinnern, was oben von der Hauptaufgabe des Jugendunterrichts gesagt wurde, daß sie in Bildung und Entwickelung des Geistes bestehen, und daß ein dazu besonders geeigneter Wissenskreis die Basis des Unterrichts bilden müsse. Natürlich, daß es ein großer Vortheil für die Zöglinge ist, wenn der Wissenskreis, an dem ihr Geist sich üben soll, zugleich in Bezug zu den Kenntnissen und Fertigkeiten steht, die sie im Leben brauchen. Darin waren die Gelehrten im Vortheil. Die Andern, deren Schulen das System der Gelehrtenbildung beherrschte, ohne daß sie von dem Erlernten einen Gebrauch zu machen erwarten konnten, brachten zwar ihre Zeit damit keineswegs nutzlos hin, denn sie wurden gescheidter dadurch und fähiger für Bildung und Leben. Aber sie konnten sich beklagen, wenn sie darüber eine andere Bildungsweise versäumten, die ihren Geist entwickelt und zugleich mit für sie brauchbaren Kenntnissen bereichert hätte. Auch schreckte das scheinbar Nutzlose jener Unterrichtsgegenstände Viele ganz von aller höheren Vorbildung ab. Zum Glück gibt es mehrere Grundlehren, die einen vorzüglichen bildenden Einfluß äußern und dabei, die eine zu dieser, die andere zu jener Hauptrichtung der menschlichen Thätigkeit in unmittelbarer Beziehung stehen; wobei noch jede gerade die Richtung des Geistes vorzugsweise fördert, die dem besondern Berufe, dem sie zur sichersten Grundlage dient, am entsprechendsten ist.

Nicht immer der spezielle Beruf, aber wohl die Hauptklasse des Berufs läßt sich bei der großen Mehrzahl der Jugend mit Sicherheit voraussagen. Uebrigens macht die Vorbereitung, die für die eine Richtung die geeignetste ist, noch nicht unbrauchbar

---

[1] Vergl. Ohlert, die Schule. Königsberg 1826; 8. — Wohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates (Tübingen 1832, 2. Bd. 8.) Bd. 1, S. 431 ff.; meine Schrift: der Staat und die Industrie (Leipzig, 1834, 8.) S. 179 ff.; mein „Handbuch der Staatswirthschaftslehre", (Leipzig, 1835, 8.) S. 85 ff.

	Seite
Johannessegen	184
Isegrim	204
Judas Ischarioth	237
Juden	236
Jüdel	277
Jüngling	371
Jungfrau, die kluge	254
Jungfrauen, die verwünſchten	181
Kaiſer, der ſchlafende	187
Kaiſerchronik	286. 364
Kalatz	371
Karl der Große	6. 49 f.
Karls Heimkehr	51
Karl und Leo	49
Karlmeinet	68. 439
Karolellus	49
Kater, der geſtiefelte	111
Kaufleute, die beiden	387
Kerlingiſche Heldenlieder	40
Kinder, die, von Limburg	389
Kindheit Jeſu	230
Kirchenlieder	224
Klabatermännchen	110
Klage	22
Klage der Kunſt	370
Klingſor	424
König, der, im Bade	280
— , der ernſthafte	280
Könige, die h. drei	228
Königin, die unſchuldige	300
Königskerze	216
Kornwucherer	179
Kranz göttlicher Liebe	234
Kreuziger	234
Krötenſegen	190
Krone von Aſton	348
Kümmerniß, S.	296
Kuhhaut	427
Kukuk	116
Kyffhäuſer	186
Lamiſſo	3
Lanzelet	348
Laurin, König	35
Leben der Väter	278
Lebenswaſſer	161
Leyſen	224
Lichterkirche	309
Liebe, dämoniſche	120
Lilie von Corvey	309
Litanei	223
Littower	307
Lohengrin	127
Longobarden	2
Lother und Maller	66
Lubentius, S.	296
Lucidarius	371
Lucius, S.	295
Lucius Tochter	384
Ludwigs Kreuzfahrt	369
Ludwigslied	368
Lüderich	290
Lurlei	92
Luſtig, Bruder	416
Machandelbaum	165
Mägde Kranz	374
Männertreue	410
Märtyrerbuch	278
Magdalena, S.	236
Magelona	390
Mahren	122
Mai und Beaflor	42
Manesſiſche Sammlung	114
Mariä Himmelfahrt	272
Marie von Aragonien	308
Mariengrüße	259
Marienkäfer	215
Marienklagen	266
Marienleben	269
Marienlegenden	273
Marienlieder	258

	Seite
Marina, S.	282
Martin, S.	75
Martina, S.	289
Maternus, S.	291
Meinhard, S.	295
Meiſter, die ſieben	407
Meleranz	351
Melior	195
Meluſine	193
Merowinger	5
Metzen Hochzeit	433
Minne, Frau	328
Minnelieder	314
Mönchlein, das zwölfjährige	244
Mörin	374
Montevilla	406
Mooswelbchen	198
Mühlenſagen	90
Müller und Eſel	377
Muſpilli	220
Nachbarin, die	415
Nachtigall	115. 212. 377. 414
Naturpoeſie	211
Nibelungenlied	19
Nidel	79
Nithart	342
Nixenmärchen	85
Nixen, die drei	183
Notburga, S.	297
Octavianus	396
Ogier der Däne	64
Oldenburger Horn	189
Orendel	251
Oſterlieder	234
Oſterſpiele	236
Oswald, S.	293
Otnit	29
Ottilie, S.	297
Pantaleon, S.	285
Paradies der Thiere	114
Parcifal	247
Parthenopeus	195
Paſſional	223. 271. 278
Paſſionslieder	231
Paſſionsſpiele	235
Perchtha	145
Pfaffen	419
Pfaffenleben	420
Pfingſtlieder	238
Pharaildis	181
Pilatus	238
Pilgerbrevier	268
Pontus und Sidonia	401
Pyramus und Thisbe	359
Rabenſchlacht	39
Räthſelmärchen	422
Raparius	377
Rattenfänger von Hameln	201
Rauhnächte	140
Rebundus	309
Reiher, der	413
Reime	6
Reimchroniken	364
Reineke Fuchs	203
Reinold	58
Renner	372
Rieſenmärchen	74
Ring, der	413. 434
Ritter, der, mit der Birne	415
— mit dem Zuber	413
Ritterſpiegel	372
Riza, S.	305
Rock, der h.	350
Rodenſteiner	199
Roland	53
Romilda	4
Roſamunda	4
Roſengarten	36

	Seite
Aethet	40
Aeublieb	379
Aistolf, Graf	382
Rübezahl	119
Rufus	236
Ruprecht, Knecht	179
Sängerkrieg auf Wartburg	423
Salomon und Markulf	430
Schachzabelbuch	373
Schäfer, der kluge	426
Schauspiele, geistliche	230
Schlangenjungfrauen	190
Schlangenmärchen	191
Schmiede, die goldne	261
Schmied, der kluge	85
— , der starke	131
Schneekind	415
Schneewittchen	157
Schöpfung	221
Schretlin	118
Schwalben	212
Schwanjungfrauen	124
Schwanritter	125
Sebaldus, S.	295
Servatius, S.	284
Siegfried	15
Siegfriedslied	19
Sigenot	34
Sommermärchen	179
Sonnenwende	136
Sonntagskinder	142
Sperber	415
Spiegel menschlichen Heiles	261
— des Regiments	372
Spiegels Abentheuer	374
Spinnerinnen, die drei	135
Stauffenberg	124. 196
Ständerfall	223
Sultans Töchterlein	243
Sylvester, S.	283
Talismane	172
Tandaryos	351
Tannhäuser	306
Tell, Wilhelm	12
Tempel, der goldne	261
Theophilus	274
Thiere, die dankbaren	174
— , gespenstische	117
Thierkirchlein	309
Thiermärchen	203
Thiersprache	176
Thurm	414
Titurel	245
Tochter Sion	239
Todes Gehugde	420
Todten, Achtung der	310
Todtenkränze	201
Tragemund	250. 422
Trauerweide	234
Tristan	351
Trojanischer Krieg	358
Trudbert, S.	307
Tugenden, christliche	254
Tungdalus	257
Tyrol, König	371
Ullinger	151
Ullrich	189
Umhang	358
Unibos	427
Unschuld, bewährte	306
— , Macht der	305
Unterberg	187
Urstende	235
Ursula, S.	291
Valentin und Namenlos	43
Venediger	186
Venus, Frau	328
Vennsberg	307. 389
Veronica, S.	234

	Seite
Dingerlin, das guldine	281
Visio S. Philiberti	257
— S. Wettini	257
Vögel, elbiſche	116
Vogelfänger	201
Vogelgeſang, geiſtlicher	375
Volksbücher	393
Volksmärchen	71
Volſungaſaga	15
Wächterlieder	319
Walberech	135
Waldweibchen	101. 121
Wallfahrtslieder	233
Walrabe von Limburg	411
Walthariuslied	25
Wammas	435
Warnung	372
Wartburg	423
Waſſerlilie	217
Waſſermänner	94
Wazmann	75
Wechſelbalg	107
Wegwart	216
Weibern, von übeln	218
Weiberlaß	412
Weiberzank	418
Weihnachtslieder	226
Weinſchlund	419
Weinſchwelg	419
Weltende	286
Werwölfe	143
Wolfbrunner Gebet	220
Wiedehopf	213
Wielant	10
Wiener Meerfahrt	419
Wigalois	349
Wigamur	350
Wilhelm von Oeſterreich	380
— von Orleans	382
Willehalm	67
Willekin von Montaburg	411
Winsbekin und Winsbekin	371
Wintermärchen	127
Wirnt von Grafenberg	370
Wittich von Jordan	383
Wolfram	3. 18
Wohnbäume	99
Wolfdietrich	29
— und Saben	32
Wolfsklage	211
Worringer Schlacht	389
Wulfram, S.	294
Wünſche, drei	176
— , thörichte	177
Wunſchhorn	170
Wunſchland	172
Wunſchmärchen	168
Wunſchmantel	169
Wunſchſchiff	170
Wunſchſeckel	171
Wunſchtüchlein	171
Zaunkönig	214
Zeno	229
Zornbraten	417
Zwerge	96

II.

Dichter.

	Seite
Albrecht von Halberſtadt	357
— Scharfenberg	245
Altſchwert, Meiſter	375
Archipoeta	362
Ava	222
Baumann	206
Behaim	258. 373
Berngер von Hornheim	318
Berthold von Holle	281
Biterolf	358
Blicker von Steinach	358
Boner	376
Burkhard von Hohenfels	337
Cäſarius von Heiſterbach	310
Chriſtian von Hameln	318. 319
Conradin	329
Dietmar von Aiſt	321. 327
Dietrich von Aſſenede	41
Eberhard von Sax	267
Einhart	52
Enenkel	367
Ernſt von Kirchberg	369
Fleck, Conrad	41
Friedrich von Hufen	230. 319
— von Sommerburg	335
Freumund	379
Fürterer	355
Gerhart von Minden	376
Gottfried von Niſen	317. 325. 344
— von Straßburg	239. 268. 335. 351
Günther von dem Vorſte	320
Hadamar von Laber	328
Hadlaub	319. 340
Hagen	369
Haigerloch, Graf von	318
Hans von Soeſt	261
Hartmann von Aue	285. 303. 335. 345
Hartwig von dem Hage	234
Heinrich VI, Kaiſer	329
— von Alkmar	208
— von Anhalt	330
— von Breslau	323
— Frauenlob	234. 263. 341
— von Freiberg	234
— von Fritzlar	234
— der Glichſenäre	205
— Heßler	258
— von Krolewitz	252
— von Langenburg	313
— von Laufenberg	224. 261
— von Meißen	330
— von Morunge	318. 320. 324. 327
— von Müglin	253. 261. 374
— von München	367
— von Neuſtadt	253. 258. 425
— von Oſterdingen	424
— von Stretlingen	318
— vom Türlin	347
— von Veldek	314. 322. 330. 355
— von Veltkirchen	323
Heinz von Conſtanz	290. 329
Herbort von Fritzlar	358
Herman von Fritzlar	278
— von Sachſenheim	261. 374
— von Salzburg	224
Herrad von Landsberg	254. 351
Herrant von Wildon	309

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

Seite

Hildegard, S. 255
Hrotswitha 276
Hugo von Langenſtein . . . 289
— von Trimberg 372

Jakob von Maerlant 359
Jan van Heln 369
Jeroſchin, Nic. von 369
Johann von Brabant . . 324. 330
— Falkenſtein . . . 234
— Hildesheim . . . 228
— Soeſt 389
— Würzburg . . . 381

Kaſpar von der Roen . . . 27
Konrad von Ammenhauſen . . 373
— von Fuſſesbrunnen 223. 230
— von Haslau 371
— Heimesfurt 272
— , Pfaff 56
— von Würzburg 126. 261. 283. 285. 335. 358. 370. 388. 391. 415
Kriſtan von Luppin 325
Kuno von Staffel 351

Lamprecht, Pfaff 358
Ludwig von Velthem 367

Megenberg, Konrad von . . 376

Nicolaus, Archipoeta . . . 362
Nithart 342

Oswald von Wolkenſtein . . 341
Otfried 220
Ottaker 369
Otto von Botenlauben . . . 323
— von Brandenburg . . . 330
— zum Turne 318

Philipp, der Karthäuſer . . . 270
Pleier 351

Seite

Reimar, der Alte . . . 318. 339
Reinbot von Dorn 282
Reinfried von Braunſchweig . . 394
Reinmann von Brennenberg . . 388
Reinmar von Zweter 334
Rudolf von Ems 283. 302. 358. 367. 382
— Montfort 341
— Neuenburg . . . 324
Ruprecht von Würzburg . . . 387

Schenk von Landek 326
— von Winterſtetten . . 337
Schreiber, der tugendhafte . . 324
Schulmeiſter von Eßlingen . . 324
Spervogel 225
Stricker . . . 57. 351. 371. 421
Suchenſinn 374
Suchenwirth 373

Tannhäuſer 335. 372
Tauler 242
Teichner 306. 373
Thomaſin von Zerkläre . . . 370
Thüring von Ringoltingen . . 400
Turpin 49

Ulphilas 219
Ulrich von Eſchenbach 358
— von Lichtenſtein 317. 320. 339
— — dem Türlin . . . 68
— von Zazichoven . . . 348
Unverzagte, der 335

Vintler 373
Vridank 370

Walafried Strabo 257
Walther von Klingen 314
— von Rheinau . . . 271
— von der Vogelweide 317. 330
Warnefried 2

	Seite
Wengen, der von	334
Wenzel, Kaiſer	326. 330
Wernher, Gärtner	433
— von Elmenſtorf	360. 370
— vom Niederrhein	234. 2[illegible]3. 310
— von Tegernſee	269
Willem die Matoc	206
Williram	220
Wippo	369
Wirnt von Grafenberg	349. 370
Wittenweiler	434
Wizlaw von Rügen	317. 330
Wolfram von Eſchenbach	67. 245. 320. 335. 424

Geschichte

der

Deutschen Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit

von

Wolfgang Menzel.

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1893.

4418

Neue Ausgabe.

Zweiter Band.

L. germ. A 353 : 2.

Leipzig 1875.

Verlag von Louis Zander,

(früher Verlag von A. Krabbe in Stuttgart.)

4° R 4999

ANTON KIRLINGER.

für die andere. Die politiſche Gleichheit aber beſteht bei der Volkserziehung nicht in einem gleichen Unterrichte für Alle, ſondern in dem für die Lebensbeſtimmung eines Jeden angemeſſenſten Unterrichte. Man könnte ſagen, die Erziehung müſſe gerade ein Gegengewicht gegen den Zug des Berufs bilden und der Einſeitigkeit der Richtung, zu der dieſer führen mag, entgegenzuwirken ſuchen. Die Erziehung mag das theilweiſe thun, wiewohl auch ſie für den Beruf fördern muß. Der Unterricht aber würde Brauchbarkeit und Wirkung verlieren, wollte er ſich der Berufsbeſtimmung entgegenſetzen. Er muß in ſie eingehen, für ſie wirken, und eben im Wirken für ſie jenes höhere geiſtige Leben entzünden, was den Geiſt erweitert und die Einſeitigkeit mildert. Die gegentheilige Anſicht führte, konſequent befolgt, zu dem abſurden Satze, daß dem Körperarbeiter die höchſte geiſtige Bildung zu geben ſey und dem Gelehrten vielleicht eine techniſche.

Die männliche Bevölkerung iſt entweder rein körperlicher Arbeit, oder ſie iſt einer Verbindung von Körper- und Geiſtesarbeit, bei der die Thätigkeit des Geiſtes vornehmlich auf die Beherrſchung des Materials gerichtet iſt, oder ſie iſt der rein geiſtigen Thätigkeit gewidmet. Für dieſe dreifache Richtung gibt es eine dreifache Baſis der Vorbildung, die ſich auf den höheren Stadien fortſetzt und nur beſtimmter ausprägt und aufs Einzelne wendet; folglich eine dreifache Theilung der Unterrichtsanſtalten der männlichen Bevölkerung. Ich übergehe hier, was von den Anſtalten für die erſte und dritte Klaſſe, von den Volksſchulen im engeren Sinn und von den niederen, mittleren und höheren Gelehrtenſchulen zu ſagen iſt. An dem angegebenen Orte habe ich alle dieſe Anſtalten gleichmäßig behandelt und die Freude gehabt, daß ſowohl praktiſche Pädagogen als Gelehrte vom Fach, auch wenn ſie die Idee der Theilung nicht anerkannten, doch meine einzelnen Anſichten gebilligt haben.[1] Hier ſey nur von den Anſtalten für die Gewerbsbildung die Rede.

Nicht bloß um Vorkenntniſſe für das Studium höherer Gewerbswiſſenſchaften zu verſchaffen, ſondern um überhaupt dem Geiſte

---

[1] Z. B. Schwarz in den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 1835; Reuter in der Jenaiſchen L. Z. von 1837; Zimmer in den Jahrbüchern von Jahn und Klotz.

Inhalt.

Seite

Fünftes Buch: Bürgerliche Meiſterſängerei 1

1. Meiſterſänger 1
2. Spruchdichtung 23
3. Volkslieder 28
4. Romanzen 44
5. Geſchichtliche Volksſagen 56
6. Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern . . 71
7. Schalksnarren 83
8. Schwänke von Weibern 92
9. Pfaffenſchwänke 93

Sechstes Buch: Verwilderung im Reformationszeitalter . . 109

1. Die kirchliche Satire 110
2. Das Hereinragen der Hölle in die deutſche Dichtung . . 146
3. Geſpenſtiſches aus dem Todtenreich 166
4. Magie 176
5. Die Zauberſagen. Dr. Fauſt 186
6. Geiſtliche Dichtung der Proteſtanten 203
7. Katholiſche Dichtung nach der Reformation 231

Siebentes Buch: Die Renaiſſance 264

1. Lateiniſche Dichtungen der Humaniſten 266
2. Volksthümliche Reaction innerhalb der lateiniſchen Dichtung 285
3. Die erſte ſchleſiſche Schule 298
4. Italomanie. Akademien. Schäfereien 318
5. Die zweite ſchleſiſche Schule 333

Seite

6. Volkslieder 347
7. Lehrgedichte und weltliche Satiren 357
8. Die Entwicklung des deutschen Schauspiels . . . 383
9. Staats- und Liebesgeschichten 422

Achtes Buch: Die Herrschaft des französischen Geschmacks . . 452

1. Die Rococozeit 452
2. Klein Paris an der Pleiße 470
3. Die Rococoromane 487
4. Die französische Theaterschule 502
5. Anfänge der Empfindsamkeit 519
6. Höchste Blüthe des französischen Geschmacks . . . 532

Deutsche Dichtung.

Fünftes Buch.

Bürgerliche Meiſterſängerei.

Der Untergang der Hohenſtauffen bildet einen Wendepunkt unſrer Dichtung. Der adelige Minneſang wurde mehr und mehr bürgerlicher Meiſtergeſang, das Heldenlied mehr und mehr Reimchronik. Der Legende opponirten mehr und mehr Spottgedichte auf den Klerus, dem tiefen Ernſt des alten Glaubens derbe Sinnenluſt und Schwänke. Indem den höheren Ständen der alte poetiſche Sinn entwich, machte ſich der Verſtand, der Wiſſensdurſt breit, die allerdings noch zum Theil treu am alten Glauben hingen, zum Theil aber auch nur die Welterfahrung und die Lehre der alten Römer und Griechen zu Rathe zogen. In dieſe Zeit fallen die Anfänge der Univerſitäten, der auf Ariſtoteles ſich aufbauenden Scholaſtik, die erſte Verlockung zum claſſiſchen Heldenthum. Aber im eigentlichen Volk unten lebte die poetiſche Sage fort, befruchtete von Zeit zu Zeit auch noch die Kunſtdichtung und ſchuf wunderbar ſchöne Volkslieder, in die aller Geiſt überging, deſſen ſich die Meiſterſängerei immer mehr entleerte.

Das iſt der Charakter unſrer Poeſie im 14. und 15. Jahrhundert.

1.

Meiſterſänger.

Die ritterlichen Minneſänger hatten ſich ſchon Meiſter genannt und ſ. g. Töne ausgebildet, d. h. beſtimmte Versmaaße, wie auch Melodien.

Die eigentlich zünftige Meistersängerei kam jedoch erst im 14. Jahrhundert auf, und zwar zunächst in Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag, im 15. Jahrhundert zu Nürnberg und Augsburg. Vgl. Jakob Grimm, über d. altd. Meistergesang 1811. Grimm trat damals Docen entgegen, der eine zu schroffe Scheidung zwischen adeligem Minne- und bürgerlichem Meistergesang angenommen hatte. Jedenfalls ist das Charakteristische des letzteren im Gegensatz gegen den ersteren das Zunftmäßige, die steife Regel, die Pedanterie in Bezug auf die Formen, und daneben die altkluge Lehrhaftigkeit, die Spruchdichtung.

Die Töne, deren Wagenseil zuerst 221 verzeichnete, haben sich noch zahlreicher nachweisen lassen und tragen seltsame, aber charakteristische Namen, die sich meist auf Gemüthsstimmung, Tempo, Länge oder Kürze beziehen; zuweilen aber auch auf die Erfinder und zufällige Nebenumstände hinweisen. So heißen sehr lange Versarten der überlange Ton, die Riesenweis, die Adlerweis, kurze schnippische dagegen die Hönweis, der abgespitzte Ton ꝛc., eine majestätische Versart der Thüringer Herren Ton, eine mehr zärtliche die sehnende Weise, die viel süße Stadelweise ꝛc. Dazu kommen ein güldner Ton, ein Kupferton, Tanhäusers Hofton, Osterdingers Morgenweis, Klingsors schwarzer Ton ꝛc.

Heinrich von Meißen, zubenannt Frauenlob, ist der erste eigentliche Meistersänger. Er war ein Bürgerlicher aus Meißen, siedelte sich aber in Mainz an, wo er in so hohen Ehren starb, daß die schönsten Frauen selber seinen Sarg trugen und sein Grab mit Wein begossen. Urstisii germ. hist. II. 108. Seine Werke (herausg. von Ettmüller 1843) enthalten schon viel mehr Sprüche, als Lieder, aber es ist immer noch viel vom alten Ritterwesen in ihnen. Er empfiehlt in seinen Sprüchen durchgängig zuerst den Muth und die Kraft, und dann erst, wenn die Kraft vorhanden, ihre Zurückhaltung und verständige Mäßigung. Diese wiederholt und energisch bei ihm ausgesprochene Tendenz ist es vorzugsweise, was ihm seine Stellung als verbindendes Glied zwischen den Rittern und Bürgern, zwischen der mehr feurigen und phantastischen und der mehr wässerigen und vernünftigen Partei anwies. Frauenlob ist von den Literarhistorikern zu wenig geschätzt, viel zu streng getadelt worden, sogar von Vilmar. Ich stelle ihn höher. In einem Gedicht (Ettmüller S. 151), in dem er das berühmte „ich saß auf einem Stein“ des Walther

von der Vogelweide ſcheint im Sinn gehabt zu haben, ſagt er: „ich ſaß auf einem Grün und dachte nach, wie ich die Welt behielte und gegen Gott nicht link würde, da trat die Ehre zu mir und lehrte mich durch ein Beiſpiel, daß man ſie allein ſelber pflegen müſſe und nicht dem Glück anvertrauen, wie jener, der die Ehre verſchloß und dem Glück den Schlüſſel dazu ließ.“ Dieſes Gedicht iſt ſehr ſinnreich und bezeichnet des Dichters ganze Ehrenhaftigkeit. Der Frauen Liebe hat er ſich durch zarte Lieder zu ihrem Lobe wohl verdient. Hier eines ſeiner Minnelieder (bei Ettmüller S. 232):

O Weib, trauter Violgarten,
Hoch ſchwebt deines Lobes Krone.
Bach aller Süßigkeit,
Ach, wie ich nach dir brenne ꝛc.

In dem O und Hoch, Bach und Ach zeigt ſich noch eine Spur der älteren Alliteration neben den Reimen. Solche alliterirende Verſe kehren überaus oft bei Heinrich wieder. Wie er überhaupt die Sprache mit Meiſterſchaft handhabt und mit den Schwierigkeiten des Reimes ſpielt, zeigt ein Gedicht S. 260:

Durch dinſter finſter Nebel diſen
Blinken ſieht man grauen Tag,
In den Lüften
Ob den Klüften
Vögel ſchreien
Unde kreien ꝛc.

Frauenlob dichtete einen großen Leich auf Marien und einen auf das h. Kreuz, deren oben ſchon gedacht iſt. Außerdem zahlloſe Sprüche an Fürſten, zu deren Lobe oder um ſie zu belehren und zu mahnen, eine Menge anderer Lehrſprüche, zum Theil aus Bertholds damals berühmten und höchſt populären Predigten, auch einige Belehrungen über die Natur, die Geſtirne, zumeiſt Sittenſprüche, einen Wettſtreit zwiſchen der Welt und der Minne ꝛc. und nicht weniger ſtarke Ausfälle auf die Pfaffen. Frauenlob war durch und durch Ghibelline und beklagt bitter das Umſichgreifen des Papſtthums. S. 172 ſpricht er von dem „breiten Fuß“ der Pfaffheit, der alles Land bedecken und den Laien nichts mehr laſſen wolle.

Ein jüngerer Meiſter, dem Frauenlob nahe befreundet, war Regen-

bogen, ein Schmied in Mainz. Bei ihm tritt das bürgerliche Element ſchon entſchiedener, aber auch roher hervor. Er trat dem Frauenlob, der ihm immer noch zu vornehm erſchien, öfter in Wettgeſängen mit ziemlicher Grobheit entgegen, pries ihn aber wieder nach ſeinem Tode. Regenbogen verräth den Schmied in den gemeſſenen Hammerſchlägen der Reime, daher vielleicht der alte Uebelname Reimſchmied kommen mag. Doch zeichnet ihn auch die redliche Ehrlichkeit und Derbheit des Schmiedes aus. Muſeum für altd. Lit. und Kunſt II. 168 f. Gewiß iſt, daß die erſte Meiſterſängerzunft in Mainz aufblühte, wenn gleich ſpäter die Nürnberger alle andern übertraf. Erſt in Nürnberg bildete ſich das Märchen von einem viel älteren Urſprunge der Zunft aus. Die zwölf erſten Meiſter ſollen ſchon von Otto I. anerkannt und mit einer Krone geehrt worden ſeyn. Dieſe zwölf aber lebten alle viel ſpäter, als Kaiſer Otto, und ſind nur nach dem Geſchmack der Zeit ausgewählt. Da finden wir Walther von der Vogelweide, Klingſor, den Marner, Konrad von Würzburg ꝛc. neben Frauenlob und Regenbogen (die übrigen ſechs ſind: Wolfgang Röhn, Müglin, Boppo, der Römer, der Kanzler und Stolle). Vgl. Mone, Anz. 1836. 49. Sofern Frauenlob ein entſchiedener Pfaffenfeind war, ſcheint die ganze Mainzer Schule einen ghibelliniſchen Grundzug gehabt zu haben, wenn auch auf ſie noch nicht angewendet werden kann, was ein Volkslied bei Uhland Nr. 106 von den Augsburgern ſagt:

Sie hand gemacht ein Singſtul
Und ſetzen oben auf den Stuhl,
Der übel redt von Pfaffen.

Wenn das berühmte halbdramatiſche Gedicht vom Wartburgkriege, wie Wackernagel vermuthet, aus der Mainzer Schule hervorgegangen iſt, ſo macht ihr das große Ehre, denn in dieſem Gedicht (ſ. oben Th. I. S. 423) waltet eine große Idee, der Kampf des Glaubens mit dem Wiſſen, und hat es zugleich den Grundcharakter der volksthümlichen Sage. Eben deshalb aber kann es nicht eigentlich einer Schule, ſondern nur einem genialen Dichter, der ſich mit der Schule berührte und doch unabhängig von ihr blieb, zugehören.

Neben der Mainzer Schule genoß auch die von Colmar im Elſaß großen Ruhm. Vom Meiſterbuch von Colmar, die ſ. g. Tabulaturen

oder Geſangregeln und das Maaß der Töne enthaltend, gab noch v. d. Hagen, nach Oberlins Mittheilungen im Muſeum für altd. Literatur 2, 146—225. Nachricht. Seitdem war die Handſchrift verſchollen. Erſt neulich kam ſie aus dem Nachlaß des † Buchhändlers Neukirch in Baſel wieder zum Vorſchein und wird jetzt zum Kauf ausgeboten.

Heinrich von Müglin, deſſen Minnelieder und Fabeln W. Müller herausgab (Göttinger Studien 1847 S. 903 f.), gehört noch ins 14. Jahrhundert. Er ſchrieb ein Loblied auf Maria, der Meide Kranz, eine ungariſche Chronik, eine Ueberſetzung des Valerius Maximus, einige gute Fabeln und wenige, auffallend ſchwülſtige Minnelieder, in denen die Sinnbildnerei, mit der man die h. Jungfrau zu feiern pflegte, auf die irdiſche Geliebte übertragen wird: „Weib, blühendes Reiß, Luſtparadies, du Freudenſtern“ ꝛc. In dem Minneliede vergleicht er ſich ſelbſt dem Salamander, der im Feuer ſeiner Liebe lebt, dem Phönix, der in dieſem Feuer ſich verjüngt, dem Chamäleon, welches blos von Luft lebt, d. h. von ihren Worten.

Muscatblut, Meiſterſänger in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dichtete Marien- und Minnelieder, vorzugsweiſe Lehrgedichte, zürnte den Huſſiten mit dem katholiſchen Eifer, der einem Spanier würde Ehre gemacht haben, und charakteriſirt ſich im Uebrigen durch die bürgerliche, etwas ſteife, aber doch anmuthige Ehrbarkeit des ſpecifiſchen Nürnbergerthums, welches fortan in Poeſie und Kunſt ſeinen Typus beibehält. Ausgabe von Eberh. v. Groote. Köln 1852.

Im 15. Jahrhundert kamen die Faſtnachtsſpiele in größere Aufnahme und die bisher nur mit Lyrik und Didactik beſchäftigten Meiſterſänger gewannen nun neues Feld der Thätigkeit im Drama. Die Faſtnachtsſpiele waren urſprünglich Wettkämpfe verkleideter Perſonen, von denen eine den ſcheidenden Winter, die andre den kommenden Sommer vorſtellte. Da man ſich aber überhaupt zu Faſtnacht maskirte, ſo ſchloßen ſich Geſpräche zwiſchen allerlei Masken jenen älteſten Spielen an. In der Form des Maskengeſprächs brachten nun die Meiſterſänger ihre Moral an als Spruchdichter und Sittenlehrer. Zu Faſtnacht aber wollte man auch luſtig ſeyn und war grober Spaß von Alters her erlaubt. Daher die Lehrſprüche bald in die Poſſe, in das Luſtſpiel übergingen. Anfangs freilich nur ſteif und roh.

der künftigen Gewerbtreibenden die Richtung zu geben, die zu einer geistvollen Anschauung ihres Geschäftslebens und zu einer fruchtbringenden Benutzung der zahlreichen Bildungsmittel der Zeit führt; hauptsächlich um für die auch rein menschliche Bildung der gewerbtreibenden Stände Bildungsmittel zu benutzen, die eben so geistentwickelnd als berufsfördernd sind, ist es so wünschenswerth, daß schon die niederen Schulen, die von den künftigen Gewerbtreibenden besucht werden, der künftigen Lebensbestimmung derselben angemessen eingerichtet werden. Mittlere Gewerbsschulen ohne Vorbereitungsanstalten, einzelne niedere Gewerbsschulen bloß für Solche bestimmt, die einen außergewöhnlichen Bildungsweg wählen, reichen nicht aus, sondern es kommt darauf an, daß die Volksschulen für die gewerbtreibenden Stände dem Zwecke einer niedern Gewerbsschule entsprechen.

Die Basis dieses Unterrichtssystems wäre die Mathematik. Hier darf ich aber in einer Abhandlung, welche die Stimmen der deutschen Wissenschaft über bestimmte Fragen zusammenstellen soll, eines großen Bedenkens nicht vergessen, was gegen die bildenden Eigenschaften der Mathematik erhoben worden ist. Bodz-Reymond[1] hat in ausführlicher Erörterung ihre Tauglichkeit zum allgemeinen Unterricht bestritten, und ich hebe das Wesentlichste seiner Sätze heraus. Er sagt u. A.: das große Ansehen, welches der mathematische Unterricht in der neueren Zeit gewonnen hat, gründe sich besonders auf den fast allgemein als eine ausgemachte Sache angenommenen Irrthum: daß die Mathematik den Verstand bilde. Ohne Zweifel bilde sie den Verstand für mathematische Gegenstände, aber nicht für Alle. Kant schon habe den Unterschied zwischen ihr und der Philosophie, sowohl hinsichtlich der Methode als des Inhalts, klar herausgestellt; aber in Frankreich habe man wenig Notiz von Kant genommen und mit der Mathematik geprunkt. In Deutschland habe sie sich wenigstens im Unterrichtswesen in Ansehen erhalten. Man hätte aber doch erst fragen sollen, ob die Männer, die sich in den andern, nicht mathematischen Fächern ausgezeichnet, wirklich der Mathematik etwas zu verdanken hätten. Gerade die Mathematiker seyen es,

[1] Staatswesen und Menschenbildung (Berlin 1834 ff., zur Zeit 3 B., 8.) B. 3.

Einer der älteſten Faſtnachtsſpieldichter in Nürnberg war der Meiſterſänger und Bader Hans Folz. Noch größeren Ruhm aber erlangte ebendaſelbſt Roſenpluet, der ſich auch Schnepperer nannte. Er iſt unter den Meiſterſängern, was Reimar von Zweter unter den Minneſängern, als politiſcher Dichter. Sein genialer Spruch vom Schweißtropfen (Keller, Faſtnachtsſpiele S. 1152) ſpricht das Princip des modernen Socialismus aus. Der Schweißtropfen des Arbeiters vertheilt ſich vierfach, ein Theil ſteigt zu Gott empor, der andre löſcht die Hölle, der dritte wäſcht die Seele rein, der vierte gebiert allen Reichthum. Genial iſt auch das Faſtnachtsſpiel deſſelben Dichters. Der türkiſche Sultan kommt darin nach Nürnberg und hält den Deutſchen vor, wie uneinig, wie verdorben ſie in allen Ständen ſeyen, und wie es Zeit ſey, daß er komme und ſie in die Zucht nehme. Im Uebrigen reihte er ſich auch den Geſchichtsreimern an und beſchrieb die Fehde der Nürnberger mit dem Brandenburger Albrecht. Als Wappendichter machte er zuerſt den Herold zum Prologus in den Faſtnachtsſpielen.

Ein weit ungünſtigeres Urtheil über dieſe Dichter zu fällen wird man geneigt, wenn man ihre Faſtnachtſpiele in Maſſe vergleicht. Sie ſind zum erſtenmal herausgegeben von A. v. Keller in drei Bänden, 1853. Spiele von Folz, Roſenpluet, Scherenberg, Gengenbach und einigen Unbekannten. Das Meiſte darin iſt unflätig, allein man würde doch irren, wenn man darnach die Sitten der Städte überhaupt bemeſſen wollte. Das ehrbare Nürnberg war deswegen nicht in den Schlamm verſunken, wenn es ſich zur Faſtnachtzeit auch die größten Zoten gefallen ließ. Um aber einige Beiſpiele von dem Ton jener Spiele zu geben, zeichne ich Einiges aus Kellers Sammlung aus.

Eine Bauernmaid wird als Braut empfohlen, weil ſie Brüſte habe wie Kuheuter, und ſelber Milch geben könne, weil ſie eine fette Wieſe habe und nahe dabei eine Miſtſtätte, alſo reich genug ſey. Keller Nr. 7 und 58. — Zwölf Bauern beklagen ſich, wie übel ihnen von den Maiden mitgeſpielt worden ſey, zu denen ſie bei Nacht hätten hingehen wollen. Der eine empfing eine alte Kammerlauge, die ihn noch beißt, in die Augen. Der andere wurde ins kalte Waſſer geworfen, dem dritten ein altes Weib untergeſchoben, noch einem gar ein Ziegenbock, einer wird in den Kloak geworfen, einer durchgeprügelt ꝛc. Nr. 13. — Eine förmliche Apotheoſe des Unflathes iſt das Faſtnachtsſpiel vom Dreck, in welchem der gefeierte Gegenſtand ſeiner Größe

wegen allgemeine Bewunderung erregt und zu dem endlich ein Bauer ſich als Vater und Mutter bekennt Nr. 23. — Koloſſale Zoten über die Weiberbärte enthält Nr. 25. — Ein Bauernweib klagt vor dem Richter, ihr Mann thue ihr zu viel Gutes. Das Gericht will ihn maßregeln, aber das Weib meint, ſo klein dürfe man das Maaß doch auch nicht nehmen. Sie fängt abzudingen an. Achtzehn iſt die höchſte Ziffer, ſie will bei fünfzehn ſtehen bleiben, aber nicht weiter heruntergehen Nr. 29. — Eine Dirne rechnet ſich die frechſte Proſtitution zur Ehre und entſchuldigt ſich damit, ſie ſey ein Hurenkind Nr. 30. — Ein Bauer und ſein Weib überhäufen ſich gegenſeitig und zwar Seitenlang mit Schimpfwörtern, deren hier ein ganzes Diſtelfeld beiſammen wachſen, Nr. 31. — Ein junges Weib verklagt den Mann, er behandle ſie noch wie ein Kind, ſie aber ſey ſchon mannbar und verlange ihr Recht. Schamlos frech und ſo ganz das Wiederſpiel der frühern ſo heilig gehaltenen Jungfräulichkeit, Nr. 42. Eben ſo frech Nr. 46 vom Bauer, der niemals log und der Edelfrau die Schande ſagte. — Ein non plus ultra von ſäuiſchen Reden geht aus dem Munde der Marktweiber Nr. 49 hervor. — Eine treue Schilderung des Freſſens und Sauſens, Tanzens und Hurens in der Faſtnacht, als damaliger allgemeiner Volksſitte, gibt Nr. 51. Darin heißt es namentlich, nach der wochenlangen Schlemmerei komme der Jude gleichſam als hinkender Bote nachgehinkt, weil das lüderliche Chriſtenvolk bei ihm liege und durch ſeine Sünde dem Wucher verfalle. Eine der gröbſten Rohheiten bringt Nr. 69. In Nr. 70 bewerben ſich alle Stände um eine Dirne und jeder rühmt ihr ſeine Vorzüge in den frechſten Aequivoken. In Nr. 76 werden die im Jahr ſitzen gebliebenen Jungfrauen bis aufs nächſte Jahr auf burleske Weiſe eingeſalzen. In Nr. 85 empfängt ein Arzt verſchiedene Uringläſer und erkennt daraus die ſchändlichſten Dinge. Von ganz zuchtloſen Weibern handelt Nr. 94. In Nr. 97 wetteifern Mutter und Tochter in Männergier.

Man kann in der That in den verdorbenſten Römerzeiten kaum etwas Aehnliches von öffentlicher Sittenverderbniß auftreiben, als dieſes deutſche Faſtnachtsſpiel.

Eine ungeheure Menge von hiſtoriſchen Liedern vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis tief ins 17. leidet an den Fehlern der Meiſterſängerei. Hier wird dieſelbe zur eigentlichen Bänkelſängerei, ſofern dergleichen Lieder, bei der Oellampe meiſterlich, d. h. ohne alles poetiſche Gefühl zuſammengereimt, nachher auf der Straße von Bänkelſängern abgeleiert oder abgekräht wurden. Die meiſten dieſer fälſchlich ſ. g. Volkslieder gingen nur als fliegende Blätter um. Man hat ſogar polemiſche Blätter des Reformationsſtreites, die nie volksthümlich wurden, unter die Volkslieder aufzunehmen die Taktloſigkeit gehabt.

Dieſe ſchlechten Reimereien beginnen gewöhnlich damit, daß der Sänger erſt ſagt, er wolle ſingen:

Wir wollen ein Liedlein heben an ꝛc.
Aber will ich ſingen und ſingen ein neu Gedicht ꝛc.
Wollen wir aber ſingen und wollen heben an ꝛc.

Häufig folgt hinter jeder Strophe ein ſchleppender Refrain:

Nun haben wir geſungen, ja geſungen.
Das iſt uns wohl gerathen, ja gerathen.

Dergleichen Gedichte kommen in allen möglichen Längen vor, größere gereimte Relationen von deutſchen Fehden, von Fürſten und Städten, Schlachten, Belagerungen, Empörungen ꝛc., dito kleinere, noch ohne Strophen, dann wieder ſehr lange, ſchon als Lied auf das Singen berechnet, aber mit zahlloſen unerträglich langweiligen Strophen, und kürzere, mit weniger Strophen. — Von Poeſie iſt ſelten oder nie etwas in ihnen zu finden, und ſehr oft iſt der Gegenſtand nicht einmal der Beſchreibung werth. Die unbedeutendſten Balgereien während des langen Streites zwiſchen Adel und Städten füllen hier viele Bogen voll Reimereien.

Ich kann nicht einmal den vielgerühmten Schweizer Liedern von Halbſuter und Veit Weber, ſo wenig wie den Dithmarſchenliedern, die doch vom Kampf um die Freiheit handeln, Geſchmack abgewinnen, weil ſie das feurige Thema gar zu ſehr verwäſſern. Alle dieſe Schweizer Lieder, die Rochholz 1835 ſammelte, die zahlloſen anderen Lieder, welche Wolff 1830, Soltau 1836, Körner 1840 ſammelten und die von den Fehden in Deutſchland handeln, ſind gleich unpoetiſch. Wir unterſcheiden die Nürnberger, Magdeburger, Soeſter Fehden, die Braunſchweigiſchen, die Grumbachiſchen Händel, die Raufereien des wilden Pfälzer Friedrich, die Mailänder Kriege, zahlreiche fliegende Blätter, die angeblich von den Landsknechten ſollen geſungen worden ſeyn, eines ſo langweilig wie das andere, aus den Zeiten der Kaiſer Max I. und Carl V. ꝛc. Dann beſondere Lieder auf einzelne Schlachten, z. B. die Alfinger, die Seckenheimer Schlacht, die große Schlacht bei Pavia ꝛc., oder auf einzelne Fürſten, König Ladislaws Tod ꝛc., einzelne Trauerfälle und Schreckniſſe, Judenmorde ꝛc., auf berühmte Ritter und Räuber,

den Pinzenauer, Hammen von Reinſtätt, Schüttenſam, Raumenſattel, Mutſchelbek, Lindenſchmitt, Störtebeker, Fritſche ꝛc.

Nur ſelten liegt in der Begebenheit ſelbſt ein poetiſcher Reiz, über den wir den elenden Vortrag vergeſſen, z. B. in dem Liede von Kunz von Kauffungen, der die jungen ſächſiſchen Prinzen bei Nacht aus dem Altenburger Schloſſe entführte, aber im Walde, als er für den Prinzen Albrecht Erdbeeren ſuchte, ſich mit ſeinen Sporen verwickelte und von einem Köhler niedergeſchlagen wurde. Oder in dem Liede von Eppelin von Geiling, der mit ſeinem Zauberroß von den Mauern Nürnbergs herunterſprang. Auch das Lied von der Tartarenfürſtin, die von einem habgierigen Wirth zu Neumarkt in Schleſien heimlich erſchlagen und beraubt worden ſeyn ſoll und was nachher den großen Rachezug der Tataren zur Folge hatte (Wunderhorn II. 258), iſt wenigſtens frappant, das Lied auf den Mord der unglücklichen Agnes Bernauer wenigſtens durch den Inhalt rührend.

Mittlerweile wurde, wie bekannt, ungefähr im Jahr 1440 die Buchdruckerkunſt erfunden und kam in die Univerſitäten ein Aufſchwung, welcher bald eine ganz neue Bildung an die Stelle der alten ſetzen und die bürgerliche Meiſterſängerei verdrängen ſollte. Ehe ſich aber die neue Schule der Renaiſſance, der claſſiſchen Studien ausgebildet hatte, nahmen auch Gelehrte, Geiſtliche, wenn ſie deutſch dichteten, den Meiſterſängerton und den aus der Entartung des alten Berner Verſes entſtandenen Knittelvers an.

Ein Buch, welches dieſer Zwiſchengattung angehört und damals das größte Aufſehen machte, überaus oft gedruckt, commentirt und überſetzt wurde und heute noch geprieſen wird, war das Narrenſchiff des Sebaſt. Brant aus Straßburg, zum erſtenmal erſchienen 1494. Die beſte neuere Ausgabe mit reicher Erklärung gab Zarncke 1854.

Die Narren rüſten ein Schiff aus und beſteigen es, fahren ſorglos ins Meer hinaus und gehen unter. Das iſt der dürftige Rahmen des Gedichts. Den Hauptinhalt bildet die Beſchreibung der Narren, die nach Rubriken in Kapitel vertheilt werden. Ein Narr aber iſt Jeder, der nicht ganz ſeine Pflicht erfüllt. Dieſe Claſſification erinnert einigermaßen an die in den Todtentänzen. Alle Menſchengattungen, Geſchlechter, Alter, Stände werden in ihrer Thorheit vorgeführt und dem Dichter iſt es bitterer Ernſt mit der Klage über die Narren.

Deshalb konnte auch der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Keysersberg an das Narrenschiff eine ganze Reihe von Predigten anknüpfen, in denen zuweilen mehr Geist und Witz enthalten ist, als im Narrenschiffe selbst. Brants Narrenschiff verdient seinen großen Ruhm in keiner Weise. Es ist das langweiligste Buch, was man lesen kann. Die Narrheit darin erscheint fast schwermüthig. Auch ist fast nichts originell. Narrenschiffe sah man in den Niederlanden und am Rhein, wie häufig noch jetzt, zu jeder Fastnacht, entsprechend den Narrenwagen oder Gugelfuhren. Brant gibt nicht einmal eigne Gedanken, sondern schreibt die Classiker und Kirchenväter aus und bringt ihre Gedanken nur in steife deutsche Reime. Er hat kein anderes Verdienst, als das einer trocknen Classification. Damit sollen ihm seine gesunden Gedanken und sein sittlicher Werth nicht abgesprochen werden, aber von Poesie ist nichts bei ihm zu finden. Er hat noch kleinere Sachen gedichtet, einiges lateinisch, auch Epigramme, abgedruckt bei Zarncke, Vorrede III., darunter eine zornige Schilderung des Advokatenunfugs.

Der Zwischengattung zwischen der hölzernen Meistersängerei und der Renaissance gehören auch zwei geschichtliche Dichtungen an, die man noch zu den Chroniken zählen kann. Erstens der Thewrdank, ein auf Befehl und unter den Augen Kaiser Maximilians I. von Melchior Pfinzing niedergeschriebenes allegorisches Gedicht vom Leben desselben Kaisers, gedruckt 1517, mit noch größerer Pracht 1519, zuletzt in einer Ausgabe von Haltaus, 1836.

Tewrdannkh ist Max I. selbst, „weil er von Jugend auf in all seinen Gedanken nach tewerlichen Sachen gericht", d. h. also Einer, der auf Abentheuer denkt. Der Held gewinnt nach vielen Kämpfen und Gefahren die schöne Jungfrau Ehrenreich, d. i. Maria von Burgund. Die Kämpfe und Gefahren, die hier geschildert werden, hat Max wirklich in seiner Jugend bestanden in Gemsenjagden und Zweikämpfen ꝛc.; der Neid, die Kabalen, die er andrerseits schildert, hat er in späteren Jahren reichlich erfahren. Da kommt vor z. B., wie Max in einem Hohlweg einen gegen ihn anspringenden Hirsch erlegte, wie er einer wüthenden Bärin Meister wurde, wie er zu München einem Löwen den Rachen aufriß, um Simson nachzuahmen; wie er sich auf der Martinswand in Tirol verstieg; wie er mit Stiefeln und Sporn zwischen ein Rad gerieth und durch seine Stärke den Fuß zurückzog; wie er einmal in Flandern ins Eis versank; wie er auf dem Münster in Ulm auf dem äußersten Umgang stand und ein Bein in die Luft reckte; wie er vom Pferde steigend, noch mit

einem Fuß im Bügel, einem Wildſchwein den Fang gab; wie er einen Ritter am Rhein, der Jedermann zum Zweikampf herausforderte, beſiegte; wie er zwei Ritter, die ihn überfielen, zurückſchlug; und ſo noch viele ähnliche Fälle. Die Gefahren ſind unter drei Hauptfeinde rubricirt. Fürwittig bedeutet den jugendlichen Uebermuth, Unfalo die Gefahren, Neidelhart die Intriguen; ſie werden am Schluß alle drei beſiegt und hingerichtet. Die Verſe ſind die gewöhnlichen Knittelverſe.

Es fällt nicht angenehm auf, daß der Kaiſer des großen deutſchen Reichs nicht wichtigere Dinge zu erzählen weiß, als ſolche Jäger- und Ritterſtückchen. — Burkard Waldis fügte 1553 eine Menge Verſe mit moraliſchen Sentenzen hinzu. Eine viel ſchönere Zugabe ſind die Holzſchnitte Hans Schäufelens.

Das zweite Werk, der Weißkunig (weiße König) iſt nach Angabe Maximilians I. von Marx Treitzſauerwein, in Proſa, gedichtet, und enthält die Vorgeſchichte zum Thewrdank, nämlich das Leben des alten Kaiſers Friedrich III., worin die Anfänge ſeines Sohnes Max eingeflochten ſind. Der weiße König iſt der deutſche Kaiſer Friedrich, der blaue iſt der König von Frankreich, die braune Geſellſchaft ſind die unbotmäßigen Niederländer. Alles iſt hier noch verkünſtelte Allegorie und noch verſtecktere politiſche Moral, als im Thewrdank. Das Werk wurde durch Holzſchnitte des berühmten Burgkmayer verſchönt.

Dieſe gelehrten Arbeiten waren ſchon gedruckt und die Poeſie ſchien wieder an die Geiſtlichkeit und an die Höfe zu kommen, als noch einmal ein bürgerlicher Meiſterſänger auftrat, größer als alle bisherigen.

Den Ruhm aller Meiſterſänger übertraf der Nürnberger Schuſter, Hans Sachs (geb. 1494, † 1576), mit dem aber die alte Meiſterſängerei auch zu Ende ging, da in Folge der Reformation, an der er ſelbſt als Freund Luthers Antheil nahm, der Renaiſſanceſtyl alle älteren Formen verdrängte. Hans Sachs bildet eine ſehr merkwürdige Wetterſcheide der deutſchen Poeſie. Während er in ſeiner dumpfen Schuſterwerkſtatt nur handwerksmäßig reimen gelernt hatte und ſeine Knittelverſe um nichts beſſer waren, als die der andern immer roher gewordenen Verfaſſer der Faſtnachtsſpiele, zog ſein mächtiger Wiſſenstrieb nicht nur alle poetiſchen Erinnerungen der Kirche, des Kaiſerthums und Ritterthums, der Volksſagen ꝛc., ſondern auch der antiken Welt zu ſich herein, und was immer die Humaniſten von alter Mythologie, Geſchichte und

Poeſie wiedererweckt hatten, das konnte dem Heißhunger ſeiner Empfängnißbegierde nicht entgehen. Indem er nun die engen Wände ſeines Zimmers zu einem Panorama aller Zeiten und Völker ausdehnte, übertraf er an Univerſalismus alle ſeine Vorgänger und war der Erſte, der überhaupt der deutſchen Poeſie das Ziel anwies, Weltpoeſie zu werden. In ihm concentriren ſich daher nicht blos ſeine nächſte Vergangenheit und Zukunft, das Mittelalter und die Renaiſſance, ſondern er erſcheint auch als Prophet der neueſten Zeit, in der alle Geſchmäcke ſich gemiſcht haben, die deutſche Dichtung das Erbe aller Zeiten und Räume in ſich aufgenommen hat. Ich will nicht verhehlen, daß mir die Stoffſucht des Hans Sachs, die Habgier, die allen poetiſchen Stoff der Welt zuſammenplünderte, beſſer gefällt, als die Formſucht des berühmten Opitz, der ein Jahrhundert ſpäter bei faſt gänzlicher Vernachläßigung des Stoffs nur leichtere und gefälligere Sprachformen ſuchte. Denn man darf nie vergeſſen, daß in der Poeſie der Stoff allezeit die Hauptſache, die Form nur Nebenſache iſt. Allein die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünſtelei des Opitz, weil er ohne Wahl alles zuſammenraffte und die deutſche Poeſie zu einem bloßen Packhof voll Waarenballen und Fäſſer machte.

Als paſſiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als activer einer der kleinſten. Seine eigne Erfindungsgabe iſt ſchwach, nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache iſt aber faſt ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart. Gewiß verräth es den feinſten poetiſchen Sinn, wenn ein Nürnberger Schuſter aus der homeriſchen Welt herüber fernen Sang der Sirenen vernimmt. Aber den Schuſter bezeichnet dann gleich wieder die unglaubliche Rohheit und Gemeinheit, mit welcher er dieſen Geſang wiederzugeben den Verſuch macht. Man höre aus ſeinem „Uliſſes mit den Meerwundern“ die Sirenen ſingen:

Uliſſes ſtark, der Griechen Herr,
Dein Weg und Schiff her zu uns kehr,
Halt ſtill und hör vorher unſern Sang,
Davon deine Heimfahrt Freude erlang'.
Wahrlich kein Herr zu keiner Friſt
Vorher ſo geſchwind fürgefahren iſt.

Der nicht vernähme unſern Geſang,
Damit wir keinen halten lang.
Deine große That iſt uns bewußt,
Dazu der Griechen groß Verluſt ꝛc.

Hans Sachs hat, wie ſeine Zeitgenoſſen, den Werth ſchöner Sprachformen gar nie begriffen. Er trachtete immer nur, einen Reichthum von poetiſchem Stoff zuſammenzuhäufen. Wenn er wieder eine alte Hiſtorie aus der Römerzeit, den Mythus einer griechiſchen Gottheit, eine Novelle des Boccaz ꝛc. geleſen hatte, gleich ſetzte er ſie in Reime, geſprächsweiſe oder als bloße Erzählung, immer kurz. Dieſe einzelnen Stücke ſind daher in ungeheurer Zahl vorhanden. Hans Sachs hatte ſeine Gedichte eigenhändig in 34 Bänden niedergeſchrieben. Von dieſer 6048 Stück umfaſſenden Maſſe iſt kaum der vierte Theil gedruckt. Die erſte dreibändige Fol. Ausgabe bei Heußler erſchien 1558. Die zweite fünfbändige Fol. bei Lochner 1570. Die dritte zu Kempten 1612 in fünf Quartbänden. Ein Auszug aus dem erſten Theil von Häßlein erſchien Nbg. 1781. Eine größere Auswahl in drei Bänden von Büſching, Nbg. 1816. Später noch einige ähnliche Auszüge, jedoch nur einer: Hans Sachs, von Götz, Nbg. 1824 in vier Bänden, worin auch einige neue, bisher ungedruckte Stücke vorkommen. (I. S. 80 Geſpräch zwiſchen S. Peter und dem Herrn, 180 die zwei ungeſchaffenen Reiter. II. 104 drei Schwänke, 106 Fabeln vom Froſch und Ochſen. III. 15 Cupido. IV. 70 die zwei Maler, 72 Antiochus, 75 ein Kaufmann betrügt den Teufel.) Götz gibt aber ſeine handſchriftlichen Quellen nicht an. — Die noch exiſtirenden Handſchriften befinden ſich in der k. Bibliothek zu Dresden, in der Stadtbibliothek zu Leipzig und in der Schulbibliothek zu Zwickau; alle drei beſchrieben im Serapeum 1843 Nr. 10—12. Das neueſte und beſte Werk über ihn iſt „Hans Sachs von J. K. Hoffmann, Nürnberg 1847".

Puſchmann, ſein Schüler, beſchreibt ihn uns an einem großen Tiſch:

An ſelbem ſaß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub vermaß,
Der hat einen großen Bart fürbas
In einem ſchönen großen Buch las
Mit Gold beſchlagen ſchön.

Dieſes freundliche Bild wird unvergeſſen bleiben. Hans Sachs hat etwas Ehrwürdiges in ſeinem bürgerlichen Fleiße, in ſeiner biedern Treuherzigkeit, in der Fülle von Poeſie, mit der er ſich zu umgeben wußte. Wie niedrig ſein Stand war, empfing er doch die Beſuche aller Götter, Kaiſer, Könige und Heroen.

Seine Werke ſind, wie geſagt, einzeln um ſo kürzer, je zahlreicher ſie ſind. Nur wenigen Tragödien und Comödien hat er etwas größeren Fleiß zugewendet. In der Regel enthalten ſie, nachdem der Ehrenhold den Prolog geſprochen hat, nur in ſehr kurzen gedrängten Scenen den dünnen Rahmen der traurigen oder luſtigen Begebenheit, ohne tiefere Motivirung, ſchärfere Charakteriſtik und reichere Ausſchmückung. Oft erzählt der Dichter eine Begebenheit nur ganz kurz. In den lehrhaften Sagen kehrt die Form des Geſprächs, des Wettſtreits wieder.

Bei Hans Sachs ſtehen immer die bibliſchen Comödien oder Erzählungen voran. Er hat das ganze alte und neue Teſtament in Reime gebracht, aber immer ſtückweiſe, die Geſchichte der Schöpfung, von Adam und Eva, Sodom und Gomorrha, Abraham, Jacob, Joſeph, Moſes, Joſua, Gideon, Simſon, Judith, der Tochter Jephtha, Eli, David, Salomo, die Propheten, Eſther, Tobias, die Makkabäer ꝛc. Die Pſalmen, die Sprüche Salomonis. Dann die Geburt, das Leben, die Leiden Chriſti, Herodes, Johannes der Täufer, eine Menge bibliſcher Parabeln, die Zerſtörung Jeruſalems, das jüngſte Gericht. Dazu noch Zuſammenſtellungen der 12 Helden, 12 edlen Frauen, 12 Tyrannen des alten Teſtaments, auch eine gute Anzahl katholiſcher Legenden, endlich Allegorien, Vergleichungen der Chriſten mit einem Schafe, einer Roſe ꝛc., Ermahnungen, Betrachtungen des Todes. Wie rührend auch die fromme Einfalt des Schuſters ſcheint, ſo ſind doch dieſe bibliſchen Sachen bei ihm die ſchwächſten, nur ſehr weniges iſt originell. — Eine eigenthümliche Dichtung; deren Quelle noch nicht gefunden iſt, hat Hans Sachs in den ungleichen Kindern Eva's dreimal wiederholt, aber nicht ſelbſt erfunden (vgl. J. Grimm in Haupts Zeitſchr. 2, 257—267).

Gott ſieht einmal nach den aus dem Paradieſe Verſtoßenen. Eva hat unterdeß eine Menge Kinder geboren und putzt dieſelben vor dem Herrn heraus. Nur Cain und ein Theil der andern verweigert Gott jede Huldigung und ſie werden dafür geſtraft, die niederen Stände, Bettler und Räuber auf Erden

zu werden, indeß Abel, Seth ꝛc. Ehren und Glücksgüter erhalten. — Gott will einmal die Kinder Evä ſehen. Da putzt Eva nur die ſchönen heraus und verſteckt die häßlichen, aus mütterlicher Eitelkeit. Gott beſchenkt nun jene und für dieſe bleibt nichts übrig, ſie müſſen arme Arbeiter und Bettler werden.

Die zahlreichen hiſtoriſchen Stoffe, an welche ſich mythologiſche und ſagenhafte anreihen, ſind von Hans Sachs ebenfalls nur aus älteren und fremden Quellen geſchöpft und meiſt nur ſehr roh und kurz bearbeitet. Aus der claſſiſchen Mythologie, die er durch die Humaniſten kennen lernte, entnahm er faſt alle Geſtalten des Homer und Ovid und führte ſie zum erſtenmal der erſtaunten Nürnberger Bürgerwelt vor Augen. Man denke ſich nun, wie neu ihnen die am Fels gefeſſelte Andromeda ſeyn mußte, welche Perſeus vom Ungeheuer errettet, und Daphne, die, von Apollo verfolgt, zu einem Baum wird, Circe unter den zu Schweinen verwandelten Menſchen ꝛc. Sachs wagte es, den ganzen trojaniſchen Krieg, wie auch die Odyſſee, kurzgefaßt auf die Bühne zu bringen, dazu viele tragiſche Stoffe, das jammervolle Geſchick des Oedipus, des Agamemnon, der Iphigenia, der Niobe, die Wiederbringung der Alkeſtis, die Thaten des Herkules, Theſeus ꝛc. Dazu die ganze alte Geſchichte, Leben und Thaten des Cyrus, Kambyſes, Xerxes, Alexander, faſt aller griechiſchen Helden, Staatsmänner und Weiſen aus dem Plutarch, desgleichen aller römiſchen Könige, Feldherrn, Kaiſer von Romulus bis Aurelian, mit beſonderer Rückſicht auf berühmte Heldenthaten wie die des Scävola, des Cocles ꝛc., oder berühmter Weiber wie Semiramis, Lucretia, Virginia, Kleopatra, Dido ꝛc. Nicht minder reimte Sachs vieles aus den Erinnerungen und Sprüchen alter Weltweiſen zuſammen, des Diogenes, Aeſop, Epictet, Epimenides, Seneca, Boethius. Auch Lucians Charon, der goldne Eſel, einiges aus Plautus und Terenz, der Spartaner Lob, der ägyptiſchen Könige Begräbniß, das Feſt der bona dea, die ſieben Wunderwerke der alten Welt. Dazu Wunderdinge aus der Natur nach alter Vorſtellungsweiſe. Endlich auch viele Fabeln nach äſopiſchem Vorbilde.

Eben ſo ſehr fühlte ſich Sachs aber auch von den romantiſchen Stoffen des Mittelalters angezogen. Er brachte den Inhalt unſerer ſchönen Volksbücher in ſchlechte Reime, Flos und Blancflos, Sifrit, Me-

welche von allen gelehrten Klaſſen am wenigſten die Lebens- und weltlichen Verhältniſſe kennten. (Das trifft höchſtens — und auch mit Ausnahmen — die Mathematiker vom Fach, nicht Alle, die mathematiſche Kenntniſſe beſitzen, und wird am Ende Jeden treffen, der ſein Leben einem abſtrüſen Studium widmet, das ihn außer Berührung mit Welt und Zeit bringt.) Für ein allgemeines Bildungsmittel könne nur das Sprachſtudium bei dem Jugendunterrichte gelten. Auch dieſes gebe nur die Fähigkeit, nicht die Kenntniß ſelbſt. Viel weniger noch laſſe ſich von der Mathematik erwarten, welche nur die Begriffe von Größen in ſich ſchließe und nichts von dem, was das Gefühl in Anſpruch nimmt. Der erſte Vers der erſten Fabel Phädri verſetze den Geiſt in ein größeres, reichhaltigeres Feld von Dingen, Vorſtellungen, Gedanken, Betrachtungen, Gefühlen und ſelbſt von moraliſchen Begriffen, als die ganze reine Mathematik zuſammen genommen. Die grammatikaliſche Erklärung jenes Verſes dürfte ebenſoviele Vorkenntniſſe vorausſetzen, ebenſogut ein Zuſammenhalten einzelner Vorſtellungen erfordern, ebenſoſehr die Aufmerkſamkeit und noch mehr das Gedächtniß in Anſpruch nehmen und üben, als die meiſten mathematiſchen Sätze. Man ſage, die Mathematik ſey vorzugsweiſe die Wiſſenſchaft der Wahrheit. Im Gegentheil enthalte ſie gar keine Wahrheit, wenn Wahrheit das ſey, was da iſt. Ihre Dinge ſeyen nicht nur nirgends vorhanden, ſie ſeyen nicht einmal als wirkliche Dinge möglich. Dazu der wüſte, todte Verſtellungskreis, in dem ſie erſtarrt ſeyen. Raum und Zeit, das ſeyen ja nur die allererſten Bedingungen nicht einmal zum Daſeyn der Welt, ſondern bloß der chaotiſchen Stoffe, aus denen die Welt erſchaffen ſey. Uebrigens ſey jene augenſcheinliche Unumſtößlichkeit der mathematiſchen Beweiſe nur in der Elementarmathematik, und zwar auch nur in den Sätzen zu finden, die man die klaſſiſchen nennen könne. Bei jedem weiteren Schritte treten auch Zweifel und Streitigkeiten in Menge auf. Davon führt er mehrfache Beiſpiele an. — Indeß man könne ſich auf die mathematiſche Methode berufen, man könne ſagen: iſt die Mathematik nicht die Wiſſenſchaft der Wahrheit, ſo iſt ſie doch die Wiſſenſchaft der Richtigkeit. Doch auch hier meint er, dieſe Methode könne wohl den Geiſt für Mathematik vortheilhaft bilden, finde aber ausſchließlich im Bereiche der Mathematik ihre Anwendung. Außerweltliche Anſchauungen

luſine, Magellone, Wilhelm von Orlienz, Wilhelm von Oeſterreich, Hug Schapler, Fortunatus, Griſeldis, Galmi, Pontus und Sidonia, die unſchuldige Königin von Frankreich; welſche Stoffe von König Artus, von Triſtan und Yſolde, vom Hund des Aubri, eine gute Anzahl Novellen des Boccaccio. Manchen alten Sagenſtoff von der nach dem Tode von ihrem Gatten als wildem Jäger verfolgten Ehebrecherin, von der Büßenden (die ſpäter Stolberg beſang), von dem treuloſen Statthalter (Shakeſpeares „Maaß für Maaß"). Viele nordiſche Stoffe aus Saxo, als Hagbart und Signe, Frotho, Heding, Magnus, Regner, Wermundus, Hasmund, Sueno, Birger. — Aus der deutſchen Geſchichte: Alboin und Roſamunde, Deſiderius, Heinrich der Löwe, der Schweizer Ankunft und Freiheit. Dazu Geſchichten von Päpſten, auch der Päpſtin Johanna, Geſchichte des treuen Banibanus in Ungarn. Die Belagerung Wiens durch die Türken (1529), die Siege Karls V. in Afrika, deſſen Einzug in Nürnberg und ein Lob dieſer ſeiner Vaterſtadt. — Alle dieſe hiſtoriſchen Stoffe bieten nur Bekanntes dar. Zu dem weniger Bekannten gehören Niklas, der verlorne Sohn und das rothe Kreuz.

In den lehrhaften Geſprächen und Sprüchen hält Hans Sachs überall einen geſunden Sinn und bürgerliche Ehrbarkeit feſt, ſtraft manchmal auch recht derb und läßt ſich nie durch eine irdiſche Furcht oder Rückſicht binden. Nur ſelten aber iſt Poeſie in dieſen Lehren. Mit der dürren predigtartigen Ermahnung und dem dialektiſchen Wettſtreit wechſelt nur ſelten eine feinere poetiſche Behandlung ab, z. B. in dem Geſpräch vom Waldbruder, der einen Leichenzug vorbeigehen ſieht und erfahren muß, da begrabe man die alte Treue, und in der Erzählung von der „unterdrückten Frau Wahrheit", die er ganz zerſchlagen, blutrünſtig und elend in einem ärmlichen Bette liegen findet, weil ſie von der ganzen Welt mißhandelt worden ſey. Geiſtreich iſt auch der „Frau Venus Zwangnuß", weil hier die Wollüſte als Martern in einem Gefängniß aufgefaßt werden. Aus dem Leben geſtohlen iſt der „Landsknechtſpiegel", in dem der ganze Unfug der damaligen Soldateska geſchildert wird. Sehr merkwürdig iſt die „Klage der Frau Arbeit", daß das Handwerk unwerth werde, weil man den Arbeitern ihren verdienten Lohn abzudingen angefangen und das trauliche Verhältniß von Meiſter und Geſell übergehe in das geſpannte und feindſelige Verhältniß zwiſchen einem geizigen Arbeitgeber

und dem eben dadurch trotzig werdenden Arbeiter. Der Dichter wirft ihr ein, es ſeyen eben der Arbeiter zu viele jetzt. Sie aber erwiedert:

Den Ding verſtehſt du nicht,
Merk, weil man dinget und abbricht,
Den Arbeitern ſaugt aus das Blut,
Das macht verdroſſen und verrucht.

Eben ſo verſtändig und geiſtreich iſt des Wolfs Klage über die Menſchen. Der grimmige räuberiſche Wolf erſtaunt, wie die Menſchen noch viel ſchlechter ſind, als er. Desgleichen die Klage der wilden Holzleute (Elben) über die untreuen Menſchen. Die Klage des Teufels, daß ihm die Hölle zu eng werde, weil zu viele Menſchen hineinkommen. Die Klage der neun Muſen über die Rohheit in Deutſchland.

In Beiſpielen iſt Hans Sachs ſehr glücklich, wobei er jedoch ſchon ältere bekannte Stoffe benutzt. So das Beiſpiel von drei Söhnen, unter welchen der allein erben ſollte, der den Vater mit einem Pfeil ins Herz treffen würde, aber nur der wirklich erbte, der aus Pietät gar nicht ſchießen wollte. So die Geſchichte des verlornen Gulden, die ſchon Suchenwirt behandelte. Ferner die ſchöne Comödie „vom heiligen Gericht Gottes“.

Ein Waldbruder denkt: „wozu viel plagen durch Faſten und Einſamkeit, da Gott ja doch die Guten nicht belohnt und die Böſen nicht beſtraft.“ Er geht alſo in die Welt hinaus. Da geſellt ſich ein Engel zu ihm, der unterwegs ein Kind umbringt ꝛc., zuletzt aber den Waldbruder belehrt, daß der Mord nothwendig geweſen, weil aus dem Kinde ſonſt ein arger Böſewicht erwachſen wäre ꝛc., kurz daß die ſcheinbare Ungerechtigkeit der göttlichen Weltregierung ſich zuletzt immer als eine gerechte erweiſe.

So die drei Lehren des alten Marſchalks:

Der alte Marſchalk lehrt ſeinen Sohn 1) er ſolle nie für einen bitten, den man henken wolle, 2) er ſolle nie einen Höheren zu Gaſte laden, 3) er ſolle keiner Frau ein Geheimniß anvertrauen. Der Sohn erprobt alle drei Lehren, zuletzt mit ſeiner eignen Frau, der er anvertraut, er habe einen Mord begangen. Die Frau verräth ihn wirklich und er wäre verloren geweſen, wenn der angeblich Todte nicht noch gelebt hätte.

Ein Paar Schwänke vom h. Petrus:

Petrus möchte auch einmal die Welt regieren. Chriſtus erlaubt es ihm auf einen Tag, er ſoll aber wohl regieren und nur Gutes thun. Das ver-

ſteht ſich von ſelbſt, denkt Petrus. Nun kommt ein armes altes Weib und klagt über ihre große Noth und bittet Petrum, er möge ihr doch wenigſtens ihre Gais hüten. Petrus thut es, die Gais macht aber den ganzen Tag über ſo viele Capriolen und Unarten und ruht nie, daß Petrus ganz in Schweiß geräth und am Abend die Weltherrſchaft vergnügt in Jeſu Händ zurückgibt. Wie kann ich die Welt regieren, da ich nicht einmal eine Gais hüten kann? — Im folgenden Schwank wird Petrus abermals beſchämt, indem der Herr ein ſehr ſauberes Mädchen einem faulen Knecht zutheilt. Petrus iſt über dieſe Ungerechtigkeit ganz wild, aber der Herr ſagt: du verſtehſt es nicht; ſie wird dem Faulen ſchon zu ſchaffen machen und er wird ſorgen, daß ſie nicht ſtolz und übermüthig werde.

Ein vortrefflicher Schwank vom Urſprung der Affen:

Chriſtus herbergt bei einem Schmiede. Da kommt ein alter Bettler, den ſetzt der Heiland ins Schmiedefeuer und brennt ihn jung, daß er als ſchöner friſcher Jüngling davon geht. Nachher will das alte Weib des Schmiedes auch wieder jung werden. Der Schmied muß ſie ins Feuer ſetzen, da ſchreit ſie aber und er wirft ſie ins Kühlwaſſer. Sie war aber ſchon ganz zuſammengeſchrumpft und ſchwarz. Da kamen zwei ſchwangere Nachbarinnen, verſahen ſich aus Schreck an ihr und gebaren — die erſten Affen.

Wie geiſtreich Hans Sachs allegoriſche Stoffe zu behandeln verſtand, wenn er ſich nur Zeit dazu nehmen wollte, beweiſt ſeine vortreffliche Comödie von der Göttin Pallas im Wettſtreit mit der Venus.

Pallas, die perſonificirte Tugend, ſtreitet mit Venus, der perſonificirten Wolluſt, um den Vorzug. Ein Kaiſer ſitzt als Richter hin. Der Venus Advocat iſt Epicur, dem insbeſondere noch Satanas aſſiſtirt. So oft Satanas über des Epicur Worte in Bewunderung ausbricht, ſtreichelt ſich Epicur vor Luſt den Bauch. Auch ſteckt ihm Satanas Speck in den Mund, daß die Rede leichter fließe. Allein für Pallas tritt Herkules in die Schranken und beſiegt alle hölliſchen Ungethüme, die ihm entgegengeſtellt werden, im Namen der Tugend, ſo daß der Kaiſer zuletzt ſagt: nur dir gebührt der Himmel, nur die Tugend kann den Himmel tragen! weshalb Herkules dem Atlas die Laſt abnehmen muß. Epicur aber wird beſtraft. Cacus muß ihn auf die Pritſche legen und barbariſch auspeitſchen. Mitten im Schmerzensgeheul ruft Epicur alle Wolläſte und guten Sachen, Schüſſeln und Flaſchen vergebens zu ſeiner Hülfe herbei.

Das Stück iſt roh, aber genial angelegt und durchgeführt. Nicht übel iſt die Revue der Laſter in „der Venus Hofgeſind“ und „der Laſter Arznei“. Im letzteren Stück bilden ſich die Laſter ein, ſie ſeyen nur Krankheiten. Ungleich weniger geiſtreich ſind die Wettgeſpräche zwiſchen

Jugend und Alter, Sommer und Winter, Leben und Tod, Tugend und Laſter, Krankheit und Geſundheit, Armuth und Glück, Wolluſt und Ehre, Hoffahrt und Demuth, Zorn und Sanftmuth, Waſſer und Wein ꝛc. und die Vergleichung der Altersſtufen mit dem Jahreslauf und den ſieben Planeten.

Unter den lehrhaften und allegoriſchen Gedichten des Sachs zeichnen ſich aus „die gemarterte Theologie“, die unter den Henkershänden der Sektirer leide, weil (zur Reformationszeit) Jeder ſie allein beſitzen wolle. Ferner „das klagende Evangelium“, welches verzweifeln will, da es über Deutſchland wie eine reiche goldne Saat ergoſſen, doch noch nirgends eine Frucht aufgehen, ſondern überall nur Laſter ſehe. Im Uebrigen ſchließt ſich Sachs an Luther, nennt ihn die Nachtigall, die in ſüßem Sange das Wort Gottes verkünde, und beſingt auch noch ſeinen Tod.

Hans Sachs beſchäftigt ſich auch ſehr viel mit der Ehe, mit den Weibern und Mägden. Hier tritt ſein biederer Charakter ins hellſte Licht. Er ſchildert den biedern Mann, das biedere Weib, wie ſie ſeyn ſollen, echte Altnürnberger Geſtalten aus dem ehrbaren Bürgerthum. Eben ſo preist er den Wohlſtand der Ehe. Höchſt lieblich ſind ſeine Schilderungen der erſten keuſchen Liebe, des erſten Kuſſes, des Liebezwiſtes und der zärtlichen Verſöhnung. Dann aber verbreitet er ſich auch über alle Untugenden der Männer und Weiber, über die böſen Ehen, über alle kleinen feinen Tücken des Weibervolks, über ſchlechte Haushaltung, faule und untreue Dienſtboten ꝛc. Ein überaus reiches und naives Sittengemälde ſeiner Zeit. Auch allegoriſche Wettkämpfe fehlen hier nicht. In einer eigenen Comödie läßt er den berühmten Streit zwiſchen Jupiter und Juno durch Tireſias entſcheiden. Auch gibt er ſchon Machiavelli's berühmten Belſagor wieder, die Geſchichte vom Teufel, der ſich vor einem böſen Weibe verkriechen mußte, und eine andere von einem Teufel, welcher vergebens ein buhleriſches Weib hüten wollte. Desgleichen viele Novellen des Boccaccio und frivole Fabliaux, die freilich zu der bürgerlichen Ehrbarkeit Nürnbergs nicht mehr paſſen.

Die weiblichen Geſtalten bei Sachs erinnern ganz an die Bilder von Lucas Cranach, züchtig ehrbar und doch oft ziemlich frei aufgefaßt, am naivſten im Nackten, wie es damals mit dem älteren Renaiſſanceſtyl aufkam. So die Schilderung der Venus nach der bekannten Vorſtellung,

welche der Stadt Magdeburg den Namen gegeben haben soll, nackt auf einem Wagen mit Aepfeln in der Hand, hinter ihr die drei Grazien. Das hübscheste Genrebild ist das von König Karl und den zwei Rittertöchtern (V. 315). Der Ritter hat den König zu sich eingeladen und läßt seine Töchter vor den Augen desselben die Fische fangen, die ihm auf die Tafel gesetzt werden sollen:

Indem eintraten in den Garten
Zwo Jungfrauen mit schneeweiß zarten
Durchsichtig weißen Hemmetlein,
Dadurch ihr Leib sam bloß erschein,
Ganz adelig gelidmasiret,
Mit geld fliegendem Haar gezieret,
Darauf hettens mit Reverenz
Von Perlein weiß zwen schmalen Kränz,
Trugen auf ihren Achseln zuleh
Von Seiden gestrickt ein Fischneh,
Und ein Steuerruder in der Hand
Traten zu dem Weier beidsamt,
Darein traten sie alle beid,
Die Wasser in an die Brüstlein schlug
Und thäten beide ein Fischzug
Und fingen etlich schöne Fisch,
Die trugen sie heraus zu Tisch
Dem König ꝛc.

Charakteristisch bei Hans Sachs sind die Narren. Schon vor Hans Sachs waren durch Brants Narrenschiff und des Erasmus Lob der Narrheit alle Thorheiten der Welt in Narren personificirt worden. Indeß stammt doch die Narrenmaske ursprünglich von den bürgerlichen Fastnachtsspäßen her. Am berühmtesten unter den Fastnachtspielen des Hans Sachs ist das Narrenschneiden:

Einem Kranken, unter dem man die ganze Gesellschaft verstehen muß, werden vom Arzt eine Unzahl von Narren ausgeschnitten. Wenn diese erst alle in die Pegnitz geworfen sind, wird der Kranke wieder gesund werden.

Ferner der Narrenfresser, der die Narrheiten wie Wildpret jagt und mit Genuß verzehrt, das Narrenbad, in das alle hinein müssen, um für ihre Thorheit zu büßen. Stultitia mit ihrem Hofgesind, nach Erasmus. Der Kram mit Narrenkappen, ein Narrenausbrüter ꝛc.

Zum Phantaſtiſcheſten des Hans Sachs gehört ſein Naſentanz.

Wer die größte Naſe hat, ſoll König werden. Drei Kleinode ſind ausgeſucht für die nach ihm die größte Naſe haben. Da kamen zwei Pfeifer und bliesen auf zum Tanz und von allen Seiten ſtrömten großnaſige Bauern herbei.

Ohne Zahl mit alſo großen Naſen
Lang, dick und krumm, henckel und puckelt
Murret, munket, breit, pfüntſcht, hukelt
Zinckt, hocket, knorret und knollet,
Dreieckigt, viereckigt und drollet
Gleiffent und rot, kupfern und högret ꝛc.

Der Schwank hat kein Ende, denn der Dichter ruft den Zuſchauern nun zu, kommt alle, ihr ſeyd alle eingeladen zum Mittanzen und noch jeder von euch kann Naſenkönig werden.

Hieher gehören auch die in Callots Manier entworfenen Bilder von Hexen, vom Hauptmann des großen faulen Haufen, von den Landsknechten, vor denen ſich der Teufel ſelber fürchtet, Hans Unfleiß und Heinz Widerporſt, die Karikaturen zweier Lumpen, eines einäugigen und großmauligen alten Bettlers und eines „gerade aus dem Lappenland“ hergekommenen Halbwilden, dann der Kampf der blinden Bettler mit den Säuen. Zu des Dichters Capriccios gehört ferner das Weitlügen am Lügenberge. Grotesk iſt die Operation eines Arztes, der einem kranken Bauern den Magen ausnimmt und um ihn zu reinigen an einem Zaun aufhängt, als aber ein Rabe den Magen frißt, geſchwind einer Sau den ihrigen ausſchneidet und dem Bauern wieder einſtopft. Daher kommt es, daß die Bauern einen Saumagen haben. Einiges hat Sachs auch vom Eulenſpiegel entnommen. Toll iſt „der Roßdieb zu Funſing“.

Der Roßdieb ſtiehlt den Bauern Rock und Bock, verkauft ſie andern Bauern und ſieht zu, wie die rechtmäßigen Eigenthümer und Käufer ſich halbtodt ſchlagen. Die Rohheit der Bauern übertrifft hier noch die Schalkheit des Diebes.

Sehr ergötzlich iſt der Weinkauf. Um dieſen nämlich immer wieder trinken zu können, verkaufen ein Bauer und ſein Weib einander täglich gegenſeitig ihren Eſel.

Derber, etwas unflätiger Humor waltet in den Neujahrsgeſchenken, womit H. Sachs die verſchiedenen Handwerke beſchenkt. Die Schneider

bekommen ihre obligate Gais, die Weber eine Maus, damit sie ihnen das Garn verwirre. In einem Schwank werden die groben Männer „abgehobelt“. Am ärgsten ist „die Schiffahrt der wüsten vollen Säue“, ein Parodie des Narrenschiffs.

> Säue fahren zu Schiffe, fressend, saufend, spielend ꝛc., wozu ein Theil musicirt, ohne Ruder, völlig unbekümmert. Bei Nacht werfen sie sogar die Lichter ins Meer und säuen lustig fort, obgleich ein schweres Gewitter über ihnen blitzt und unter ihnen das Meer wild aufbraust. Sie gehen unter, ohne es zu merken.

Ueberaus ergötzlich sind diejenigen Schwänke des Hans Sachs, die uralten heidnischen Erinnerungen entnommen sind. So das Altweiberbad und die Altweibermühle, worin die Alten wieder jung werden, entlehnt aus der altheidnischen Vorstellung vom Jungbrunnen. So seine Schilderungen des lustigen Schlaraffenlandes, entlehnt aus den alten Vorstellungen vom Wunschlande. An das alte Thiermärchen erinnert die Klage des Hasen über sein elendes Leben. Moderner ist seine verkehrte Welt, in der die Hasen den Jäger fangen und am Spieße braten.

Unter den Schülern des Hans Sachs ist nur der schon genannte Puschmann, ein Lautsitzer und Schuster, bemerkenswerth wegen der Schilderung, die er uns von Sachs hinterlassen hat. Derselbe schrieb eine nicht üble Comödie vom keuschen Joseph. Das Nähere bei Hoffmann, Lyenden II. 1.

Als dramatischer Dichter steht noch Ayrer in den Fußstapfen des Hans Sachs, reicht aber mit seinem Haupte schon in eine neuere Zeit hinauf.

Den Ausgang der Meistersängerei charakterisirt am besten Johannes von Soest († 1504). Derselbe wurde nämlich aus einem Meistersänger ein Singemeister. In den Niederlanden von Engländern in der eigentlichen Musik unterrichtet, wurde er Kapellmeister des Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg. Uebrigens verräth seine in Knittelversen geschriebene Selbstbiographie noch ganz den harten Meistersängerton. Vgl. Hoffmann in Prutz lit. hist. Taschenbuch 1846.

2.

Spruchdichtung.

Die Meiſterſänger waren vornehmlich Spruchdichter, d. h. ſie weihten alle häuslichen und öffentlichen Feſte mit lehrhaften, zum Theil witzigen Sprüchen ein. Aus ſolchen Sprüchen entſtanden nach und nach Geſpräche und endlich die dramatiſchen Faſtnachtsſpiele, wie aus den Kirchenliedern das geiſtliche Schauſpiel.

Die Spruchdichtung iſt ohne Zweifel viel älter, als die bürgerliche Meiſterſängerei. In unſern Rechtsgebräuchen, ja im gewöhnlichen Leben haben ſich noch uralte Sprichwörter und lehrhafte Redensarten ſogar noch mit der uralten Alliteration erhalten (ſ. Theil I. S. 6). Sie mußten ſpäter dem gereimten Spruche weichen. Bei Taufen, Hochzeiten, Begräbniſſen, bei Einweihung eines neuen Hauſes, bei feierlicher Eröffnung von Verſammlungen, beim Beginn des Jahres, bei Einſetzungen ins Amt, bei Freiſprechungen der Lehrlinge, beim Ritterſchlage ꝛc. überall waren paſſende Denkſprüche üblich und ſind es zum Theil noch jetzt. Zur Zeit der ſtädtiſchen Meiſterſängerei wurde dieſe Spruchdichtung mit großer Vorliebe gepflegt. Daher auch ganze Bücher von Sprüchen entſtanden.

Die Priameln (von praeambulum, Vorſpiel, Vorderſatz) kamen im 14. Jahrhundert auf, ein Mittelding zwiſchen Spruch, Räthſel und Epigramm, ſofern im Vorderſatz eine Anzahl Beiſpiele aufgeführt werden, denen eine ganz kurze epigrammatiſche Nutzanwendung, gleichſam als Auflöſung des Räthſels folgt. Sie heißen wegen des Abſchnappens am Schluß auch Schnepper und der Meiſterſänger Roſenpluet ſoll danach der Schnepperer genannt worden ſeyn, der Name bedeutet aber auch ſchlechtweg einen Aderlaſſer oder Bader. Die meiſten Priameln ſind indeß mehr lehrhaft als witzig, der Schluß nur ſelten wirklich witzig und überraſchend. Vgl. Eſchenburg, Denkm. 385 f. Keller, alte gute Schwänke 1847. Die Priamel wurde auch in längere Spruchform ausgedehnt und ging in die Geſprächform der erſten kurzen Faſtnachtsſpiele über. Hier ein Paar Beiſpiele:

Ein alter Pelz ohne Läuſe,
Eine alte Scheune ohne Mäuſe,

Eine ſchöne Frau ohne Liebe,
Ein Jahrmarkt ohne Diebe ꝛc.
Das ſind gar ſeltſam Mären.

* * *

Wo der Sohn von dem Vater geht,
Der Hof ohne Prieſter am Altar ſteht,
Der Knecht ſich über den Herrn ſetzt,
Der Bauer des Edeln Wildpret hetzt,
Wo die Henne kräht für den Hahn ꝛc.
Da ſoll man mit Knütteln drunter ſchlagen.

* * *

Morde, raube, henke, ſtiehl,
Treib all Bosheit ꝛc.
Haſt du nur Geld und gute Wat,
Die Herren nehmen dich doch in Rath.

* * *

Ein Weib nach hübſchheit, als ich ſag,
Müßt haben eines Weibes Haupt von Prag,
Ein Büſchlein von einer in Frankreich
Und zwei Brüſtlein von Oeſterreich,
Ein fehl und rücken von Brabant,
Von Köln Weiber ihre weiße Hand,
Zwei weiße füßlein dort her vom Rhein,
Von Bayern ſoll der ſitten ſeyn,
Und die red dort her von Schwaben,
So thäten ſie die Frauen begaben.

Eine ganze Aneinanderreihung von Priameln, Sentenzen und Sprüchen enthält der niederländiſche **Koker**, den Hackmann im Jahr 1711 mit dem Reinecke Fuchs zugleich drucken ließ. Der Sammler iſt nicht bekannt, der Inhalt aber ohne Zweifel älter als das Druckjahr. Koker bedeutet einen Köcher voll Pfeile. Die Pfeile ſind aber nicht ſonderlich ſpitzig.

Ueber **Sprichwörter** vgl. Zacher, Sprichwörterſammlungen 1852. Noplſch, Literatur der Sprichwörter 1852. Mone, Quellen und Forſchungen I. 186. Gödeke, Grundriß S. 111. Die älteſte Sammlung veranſtaltete Bebelius in ſ. opusculis von 1507, dann Tunicius 1514, die berühmteſte Agricola 1528 und Sebaſt. Franck 1541. In ihnen liegt ein Schatz von natürlichem Verſtand und Erfahrung, wie von angebor-

nem Volkswitz, und insbeſondere bezeichnen ſie den Volkscharakter. Aber an die Poeſie lehnen ſie ſich nur leiſe an. Nichts iſt unpoetiſcher, als ein Buch voll Sprichwörter, die nichts als Lehren und Erfahrungen enthalten. Aber es gibt unter ihnen auch poetiſche, die in epigrammatiſcher Kürze wie mit einem kurzen Blitz gleichſam eine ganze Landſchaft oder Begebenheit erhellen und die Einbildungkraft frappiren. In ihnen findet insbeſondere der Witz ſeine ſchlagendſte Form. Albert Höfer, der auf dieſe kürzeſten aller Gedichte in Hagens Germania VI. 95 f. aufmerkſam macht, theilt einige Proben mit, z. B.

Was die Gewohnheit nicht thut, ſagt der Schneider und ſtehlt Tuch von ſeinen eigenen Hoſen.

Alles mit Maaß, ſagt der Schneider und ſchlägt ſein Weib mit der Elle todt.

Viel Geſchrei und wenig Wolle, ſagt der Teufel und ſcheert die Gau.

Nix umsonst, secht de han und sat up de hon.

Albot holpt, saed de mügg un pist in de se.

Er iſt ſo eigen, wie Hans Funk, der nicht am Pranger ſtehen wollte.

Dat is ken spass, saed de nachtwaechter, wen man int horn sehit.

Von dieſer Art ſind ferner: Die Nürnberger denken keinen, ſie hätten ihn denn erſt. — O derentwegen, ſagt die Bauernmagd, wir binden die Kuh an den Baum. (Ihr Liebhaber hatte beſorgt, durch die Kuh, die das Mädchen zu führen hatte, würde er verhindert werden, etwas zu thun.) — Beſſer eine Laus aufs Kraut, als gar kein Fleiſch, ſagte der Knecht, dem man nicht genug zu eſſen gab, griff an den Kopf und warf eine Laus in die Schüſſel.

Viele Sprichwörter beziehen ſich auf eine lächerliche Begebenheit, z. B. es geht aus wie das Hornberger Schießen (wo man kein Pulver mehr hatte).

Auffallend phantaſtiſch erſcheint die Anſprache an die Lehrlinge des Schmiede- und des Böttcherhandwerks, wenn ſie Geſellen werden, in Grimms altd. Wäldern I. 91 und 107. Man phantaſirt ihnen abentheuerliche Reiſen vor, in denen eine verſteckte Allegorie liegt. Sonſt ſind alle dieſe Anſprachen weitläufig und bei aller Ehrbarkeit arg pedantiſch. Vgl. Stock, Geſellenweſen, Magdeburg 1844.

Wie die Weihnachts-, Dreikönigs-, Oſter- und Pfingſtlieder an die kirchlichen Feſte, ſo knüpften ſich eine Menge Lieder und Sprüche auch an häusliche Feſte: Hochzeitsſprüche und Lieder, Polterabendſpiele, Strohkranzreden, Neujahrswünſche, die ſ. g. Klopfan, Weingrüße und Sprüche,

des Geiſtes würden gegeben, und nun habe die mathematiſche Methode nichts anderes zu thun, als auf dem eingeländerten Wege der Beweiſe und an der ſtraffen Leine der Berechnungen oder der Vergleiche dasjenige aus eben jenen Anſchauungen herauszuziehen, was darin enthalten ſey. Meiſt ſey das Endergebniß im Voraus bekannt, und bei jedem Schritte vorwärts könne man jeden Irrthum berichtigen. Ganz anders verhalte es ſich mit Wiſſenſchaften, in denen ein moraliſches Element ſtecke. Hier müßten Welterfahrung, Gefühl, Takt und Geſchmack leiten, und dieſe laſſe die Mathematik ganz ungeübt. Wenn die Mathematik vorzugsweiſe zur Entwickelung einer geiſtigen Fähigkeit beitragen ſollte, ſo könne dieſe Fähigkeit immer nur das Vernünfteln, keineswegs das praktiſche Urtheil ſeyn. Die Mathematik, meine man, ſchärfe die Aufmerkſamkeit, ſtähle die Ausdauer und erhöhe die Fähigkeit, die inneren Anſchauungen deutlich und beſtimmt hervorzurufen. Das thue jede Wiſſenſchaft. (Doch nur, wenn ſie darnach behandelt wird?) Wem werde es einfallen, zu verlangen, daß ein künftiger Juriſt oder Theolog auch im Schachſpiele geprüft werden ſolle, und doch laſſe ſich mit dem Schachſpiele dieſelbe Nebenabſicht vereinigen, wie mit der Mathematik. Vor allem aber ſey die ſo ſehr große Verſchiedenheit, oder, deutlicher zu ſagen, die Seltenheit der Anlagen für dieſes Studium zu bedenken. (Mag auch in dem Sinne des Verf. von den Deutſchen wahr ſeyn, aber nicht von allen Völkern.) Ein ganzes Geſchlecht bleibe ihm ewig fremd und neun Zehntheile des andern würden es gerne ſehen, wenn ſie damit ebenfalls verſchont blieben. Meiſt ſeyen die anſcheinenden Fortſchritte nur mechaniſches Gedächtnißwerk, dem alles innere Licht fehle. (Liegt an dem Lehrer, wenn alles innere Licht fehlt.) Das ſey natürlich. Die Mathematik bilde ein Fach für ſich, wie Dichtkunſt, Muſik, Malerei, ja abgeſchloſſener als dieſe; ſie erfordere ein eigenes und ſeltenes Talent. Selbſt dem gelehrten Mathematiker könne der ſchnelle, richtige Blick in der Mathematik abgehen, was ſich beſonders in der angewandten Methode zeige. Die Mathematik mache allenfalls den Mathematiker, aber noch nicht den mathematiſchen Kopf. Wie wenig glänzende Namen habe die Mathematik aufzuweiſen. In keinem Falle ſcheine es angemeſſen, eine Wiſſenſchaft, welche außerhalb des Gebiets ſämmtlicher übrigen liege, deren Methode

Kinderlieder, Wiegenlieder. Dazu die Lieder und Sprüche verſchiedener Berufsclaſſen, die Jägerſchreie und Waidſprüche, die Kuhreigen, die Schnitterlieder (Schnaderhüpfeln).

Klopfan heißen die kurzen Liedchen und Sprüche, mit denen man beim Anklopfen allerlei Wünſche und Scherze ausdrückte. Keller, Faſtnachtſpiel S. 1241. 1355. Aehnlich den Schnaderhüpfeln.

Die Segenſprüche zur Heilung oder Abwendung von Unheil, z. B. Wundſegen, Diebsſegen, Reiſeſegen ꝛc. haben nicht ſelten poetiſchen Werth, ſofern ſie durch etwas Feierliches und Geheimnißvolles die Seele zum Schauerlichen ſtimmen und dunkle Anklänge an uralte Göttermythen enthalten. Denn was Chriſtliches in ihnen iſt, ſcheint nur Uebertragung aus dem älteren Götterdienſt zu ſeyn. Ein Waffenſegen bei Haupt (altd. Blätter II. 266).

Ich beſchwöre alle Waffen gut
Bei des heiligen Chriſtus Blut,
Des heiligen Chriſtus Odem ꝛc.

Oft beginnt der Segen mit der mythiſchen Erinnerung an drei Brüder oder an drei Jungfrauen, die des Weges kommen und unter denen ohne Zweifel die alten wandernden Götter (Odin, Loki) und Nornen oder Heilgöttinnen gemeint ſind.

Die Waidſprüche und Jägerſchreie, deren Grimm, altd. Wälder III. 97 f. nicht weniger als 226 mittheilt, gehen in dieſer Form nicht hinter das 16. Jahrhundert zurück und tragen ſchon die ganze Weitſchweifigkeit dieſer ſpätern Zeit an ſich. Die älteren dürften viel kürzer geweſen ſeyn. Sie enthalten in Fragen und Antworten die ganze Lehre vom edlen Waidwerk und offenbaren eine eben ſo genaue Kenntniß des Wildes, ſeiner Natur und Weiſe, wie des Jagdhandwerks. Sie athmen Waldgeruch und haben zugleich etwas durch und durch Vornehmes in der Heilighaltung der Jagdſitte. Noch anziehender, jedenfalls älter und volksthümlicher ſind die mehr lyriſchen Aufrufe zur Jagd, echte Waldhornklänge:

wolauf, wolauf, Ritter und Knecht
und alle gute Geſellen,
Die mit mir gen Holz wellen!

und die Treiblieder, wenn der edle Hirſch verfolgt wird:

D' Holz! d' Holz do, ho, ho, ho!
Da ho, da ho ho ho!
Den da, ho ho ho!
Dotz dotz dotz da ho ho ho, o o!
Da lauft der edel Hirſch einher, Geſelle,
Da lauft er, Jäger, wehrts gut, da lauft er hieher.
Da lauft er noch aber, guter Hund,
Da lauft er noch als aber.
Da fleucht der edel Hirſch über den Weg ꝛc.

Das drückt die raſche Bewegung trefflich und naturwahr aus. Ganz nach demſelben Prinzip ſind die Schweizer Kuhreigen gedichtet, nur daß hier der Hirt die Kühe langſam treibt.

Wön d' er iha, wön d' er iha, loba?
Alſama mit Nama, die alta, die junga, die alla
Alſama loba, loba, lo—ba!
Ghönd aleſama, alſama, alſama, loba, loba,
Wenn i em Bech ha gſeſſa, ha gſeſſa, ha gſeſſa,
So chönd allaſam zuha ſchlicha, ſchlicha, wol zuha, da zuha.
Trib iha alſama, wol zuha, bas zuha.
Höpſch ſönds und frei, holdſelig dazue, loba, lo—ba!
Wäß wol, wenn ers ſinge vergod,
Wenn a Wiege in der Stube ſtod,
Wenn de Ma mit ſüßa dre ſchlod,
Und der Luft zue ala Lächera inablost,
Lo—ba, loba, lo—ba.
Treib iha, iha alſama, malſama
Die Hinked, die Stinket,
Die Bletzet, die Gſchegget, die Gflecket,
Die Schwarzert, Tarzert,
Glimperi, Blinzerie
D' Lehneri, d' Zehneri,
's Habdöhli, 's Möhrli ꝛc.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 124.

Die Weingrüße und Weinſegen mögen wohl ihren Urſprung in einer heidniſchen Libation haben, wurden aber im Mittelalter in die Spruchdichtung hineingezogen und ziemlich langweilig. Vgl. die Beiſpiele in Haupts altd. Blättern I. 40 f. Der Wein wird begrüßt: nun grüß dich Gott, und dann werden ſeine löblichen Eigenſchaften geprieſen.

3.

Volkslieder.

Die Volkslieder sind uralt. Sie wurden wegen ihres zum Theil noch heidnischen oder üppigen Inhalts (laicorum cantus obscoenus nach Otfried) von der Kirche untersagt und daher auch nicht aufgezeichnet. Die heidnischen Elemente darin mußten verschwinden oder konnten sich nur sehr verblümt erhalten. Dagegen ist kein Zweifel, daß sowohl Liebes-, als auch Spott- und Schelmenlieder (winileot, siswa, sisesanc, lotirspracha, posa, giposi, scolleot nach Hoffmanns deutschem Kirchenlied S. 8) überall verbreitet blieben, immer neu entstanden und bei Spiel und Tanz und frohen Gelagen nicht fehlen durften.

Sie sind entweder unmittelbar aus dem Volk hervorgegangen oder, wenn auch von Meistern des Gesangs gedichtet, ausnahmsweise so einfach und volksmäßig, daß sie in aller Mund kamen und zu Volksliedern wurden. Verbreitung im Volk zeichnet sie von den Kunstdichtungen der höfischen Sänger und der zünftigen Meister aus, zugleich aber auch immer Naivetät und Natürlichkeit, eben weil sie sonst jene Verbreitung nicht hätten finden können. In ihnen kehrt die durch die Minnesänger in eitle Subjectivität verrannte Poesie wieder zu anspruchsloser Objectivität zurück, auch wo sie nicht episch erzählen (Balladen, Romanzen), sondern nur das persönlichste Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Das volksthümliche Liebeslied kramt nie die Eitelkeit des verzückten oder jammernden Dichters aus, sondern rührt durch die Situation allein, in die jeder Zuhörer sich hineindenken muß.

Das Volksmäßige bewährt sich auch darin, daß mit Ausnahme der epischen Balladen, die von Königskindern und Rittern oder auch von den alten Dämonen des Heidenthums handeln, die rein lyrischen Dichtungen sich nach den Berufsarten unterscheiden als Bauern-, Jäger-, Bergmanns-, Handwerksgesellen-, Soldaten- und Schelmenlieder (Graslieder, Reiterlieder, Gassenhauer ꝛc.).

Die kleine Limburger Chronik, die an Sittenzügen so viel enthält, bringt auch eine Menge Anfangsverse von Volksliedern, die im 14. Jahrhundert allgemein in Deutschland gesungen wurden, aber leider eben nur

die Anfänge. Unter allen Volksdichtern der Zeit rühmt ſie einen Barfüßermönch, welcher wegen Ausſatz von aller Welt ausgeſchieden die lieblichſten und rührendſten Lieder ſang, die alle Meiſter ihm gern nachſangen und nachpfiffen. Der Anfang eines ſeiner Lieder lautet: Mai, Mai, Mai, die wonnigliche Zeit, die allen Freuden gibt ohne mir ꝛc.

Der Hätzlerin Liederbuch, herausgegeben von Haltaus 1840, enthält neben kunſtgerechten Minneliedern auch Volkslieder. Eben ſo die Ambraſer Sammlung, die Volks- und Meiſterlieder von Görres (nach einer Heidelberger Handſchrift). Vieles iſt in Flugblättern aus dem erſten Jahrhundert des Drucks erhalten. Eine vollſtändige Ueberſicht der Quellen iſt von Uhland zu erwarten, wenn er erſt den Commentar zu ſeinen Volksliedern hinzufügen wird. Die erſten größeren Sammlungen aus den Zeiten des Drucks ſind rar, die des Arnt von Aich 1520, des Wolfgang Schmelzel 1544, die vielfach erſchienenen Bergreihen, die erſte von 1547 ꝛc. Vgl. Gödeke, Beitrag S. 123. Gräße, Geſchichte der Poeſie Europa's S. 521 f. — Aus alten Sammlungen fliegender Blätter und aus dem Volksmunde brachten Clemens Brentano und v. Arnim 1806 des Knaben Wunderhorn, drei Bände unſrer ſchönſten Volkslieder zuſammen, freilich noch unkritiſch ausgewählt und behandelt. Eine ſtreng kritiſche Sammlung begann erſt Uhland 1844.

Einfachheit, Natürlichkeit, Gemüthlichkeit, ein eigenthümlicher rührender Humor zeichnet die meiſten *Liebeslieder* des Volks vortheilhaft vor den höfiſchen Minneliedern aus. Ich will einige Beiſpiele geben. Brunnenliedchen:

Die Brünnlein, die da fließen, die ſoll man trinken
Und wer ein lieben Buhlen hat, der ſoll ihm winken.
Ja winken mit den Augen und treten mit dem Fuß,
Es iſt ein harter Orden, der ſeinen Buhlen meiden muß.

(Docen, Misc. I. 261.)

Es wollt ein Mägdlein Waſſer holen
Ueber einem kuhlen Brunnen,
Ein weißes Hemdlein hatt ſie an,
Dadurch ſchien ihr die Sunnen.

Daſ. 262.

Jetzt gang ich ans Brünneli
Trink aber net,

Da ſuch ih mein herztauſige Schatz
Findn aber nit ꝛc.

Mone, Quellen I. 165. Sehr verbreitet in ganz Süddeutſchland. Wunderhorn I. 190.

Ein Volkslied voll der zärtlichſten Sehnſucht iſt in vielen Varianten vorhanden, der eigentliche Urtext, wenn es einen gab, noch nicht gefunden. Der Sehnende blickt in die Ferne und gedenkt ſeiner Geliebten. Sein Blick geht entweder nach oben: „Da droben auf jenem Berge, da ſteht ein ſchönes Schloß, da ſchauen alle Tage drei ſchöne Jungfern heraus," oder nach unten: „Da drunten im Thale, oder da nieden im Grunde ſteht eine Mühle, die mahlt Liebe" ꝛc. Eine der ſchönſten und wohl auch älteſten Faſſungen verbindet den Berg und die Mühle im Thal. Es ſteht im Ambraſer Liederbuch Nr. 66.

Schein uns, du liebe Sonne,
Gib uns einen hellen Schein,
Schein uns zwei Lieb zuſammen,
Ei, die gern bei einander wollen ſeyn.
Dort fern auf jenem Berge
Leit ſich ein kalter Schnee ꝛc.
Dort nieden in jenem Holz
Leit ſich ein Mülen ſtolz ꝛc.
Sie malet uns alle Morgen
Das Silber, das rothe Gold.
Dort nieden in jenem Grunde
Schlemmet ſich ein Hirſchlein fein.
Was führt es in ſeinem Munde,
Von Gold ein Ringelein.
Hätt ich des Goldes ein Stücke
Zu einem Ringelein,
Meinem Buhlen will ichs ſchicken
Zu einem Goldfingerlein.

Daſſelbe Liederbuch enthält noch eine andre Faſſung Nr. 111:

Jungfräulein, ſoll ich mit euch gehen
In euren Roſengarten? ꝛc.

Dann am Schluß:

Dort hoch auf jenem Berge
Da ſteht ein Mühlenrad,

Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle iſt zerbrochen,
Die Liebe hat ein End.

Daſſelbe Lied wurde anders gefaßt im Wunderhorn I. 102.

Rührend iſt die Klage eines Liedes. Büſching, wöchentl. Nachr. II. 154. Wunderhorn I. 210.

Wie kommts, daß du geweinet haſt
Und ja ſo gar nicht lachſt? ꝛc.

Und im Wunderhorn III. 124:

Wenn mein Schatz Hochzeit macht
Hab ich einen traurigen Tag,
Geh ich in mein Kämmerlein
Weine um meinen Schatz ꝛc.

Bei Docen, Misc. I. 262:

Es ſteht ein Silberſträuchlein
Gebogen aus der Erde
Der mir der allerliebſte war,
Der iſt nun leider ferne.

Unter dem Silberſträußlein ſcheint die Pulſatille (Teufelsbart) verſtanden, ganz paſſend zu einer öden Herbſtlandſchaft.

Ich hörte eine Sichel rauſchen
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hatte ihr Lieb' verloren ꝛc.

Docen, Misc. I. 262.

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir.
Weils aber nicht kann ſeyn
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Herder, Volkslieder I. 67. Sehr alt iſt wohl das folgende Reiterlied, in dem der Schmerz der Trennung in feſter Bruſt verſchloſſen bleibt:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen ſchaute zum Fenſter heraus, Ade!
Ja, ſcheiden und meiden thut weh!

Wunderhorn I. 253.

Einen rührenden Gruß in die Ferne wird der Nachtigall zu bringen aufgegeben in dem berühmten Liede: Schwing dich auf, Frau Nachtigal! Wunderhorn III. 106. Eben ſo in dem Volksliede: „Es ſteht eine Linde in jenem Thal, iſt oben breit und unten ſchmal“ bei Uhland Nr. 15.

Ach Elslein, liebes Elslein
Wie gern wär ich bei dir,
So ſeyn zwei tiefe Waſſer
Wohl zwiſchen dir und mir.

Uhland Nr. 45.

Gedenk daran, du junger Knab,
Laß mich nicht lang alleine,
Kehr wieder bald, mein Aufenthalt,
Lös mich von ſchweren Träumen.

Daſ. Nr. 73.

Ein ſchönes Volkslied (Hoffmann, horae belg. II. 101) läßt drei Jungfrauen zuſammen gehn. Sie ſind barfuß, es kommt Hagel und Schnee, aber ſie achten es nicht, denn jede denkt an ihre Liebe. Die eine aber iſt traurig, denn ihr Geliebter ward erſchlagen, und ſie geht hin zur Linde, unter der er begraben liegt. — Ueberaus ſchön und wild iſt der Schmerz eines Mädchens, der ihr Geliebter untreu wurde bei Uhland Nr. 88.

Wollt Gott, ich wär ein weißer Schwan,
Ich wollte mich ſchwingen über Berg und tiefe Thal,
Wohl über die wilde See,
So wüßten alle meine Freunde nicht,
Wo ich hingekommen wär!

Naives Liebesglück in Volksliedern:

Kein größer Freund auf Erden iſt,
Als der bei ſeiner Allerliebſten iſt,
Bei ſeiner Allerliebſten allein ꝛc.

Ambraſer Liederbuch N. 42.

In dem Böhmerwald
Geht der Wind ſo kalt,

Mädele, ruck an meine grüne Seite,
Bin dir gar zu gut, ich kann dich leiden.
Scheint der Mond ſo ſchön,
Soll ſchon heimen gehn,
Scheint ſo hell an meines Vaters Haus.
Bub, wo bleibſt ſo lange mit im Mädel aus? ꝛc.

Walter, Volkslieder 1841 S. 38.

Mein Schatz iſt ein Reiter,
Ein Reiter muß ſeyn.
Das Pferd iſt dem König,
Der Reiter iſt mein ꝛc.

Daſ. 276.

Keine Roſe, keine Nelke
Kann blühen ſo ſchön
Als wenn ein Paar verliebte Herzen
Bei einander thun ſtehen.
Und kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen ſo heiß
Wie die heimliche Liebe,
Davon keiner nicht weiß.

Daſ. S. 281.

Rührend zugleich und voll ſüßer Gluth iſt das Lied, daſ. III. 112.

Das Mägdlein ſtand auf und ließ ihn ein
Mit ſeinem ſchneeweißen Hemdelein,
Mit ſeinen ſchneeweißen Beinen,
Das Mädchen fing an zu weinen.

Ach weine nicht, du Liebſte mein,
Aufs Jahr ſollſt du mein eigen ſeyn.
Mein eigen ſollſt du werden,
O Liebe auf grüner Erden.

Ich wollte, daß alle Federn wären Papier
Und alle Studenten ſchrieben hier,
Sie ſchrieben ja hier die liebe lange Nacht,
Sie ſchrieben uns beiden die Liebe doch nicht ab.

Der Glückliche wirft ſeinen Ring ins Waſſer, er ſchwimmt ins Meer, ein Fiſch fängt ihn auf. Der Fiſch kommt auf des Königs Tafel, da findet ihn „ſein Schätzel“ und ſagt: „der Ring iſt mein,“ und läuft über Berg und Thal zu ihm. Wunderhorn II. 15.

Ein etwas frivoles, aber ungemein naives und volksthümliches altniederländiſches Volkslied vom Fiſcher bei Uhland Nr. 283.

Der Fiſcher wird von einer verliebten Frau aufgenommen, während ihr Mann in der Kirche iſt. Er kommt etwas zu früh zurück, der Fiſcher muß durchs Fenſter ſpringen. Nun wird er gefragt: ach Fiſcher, lieber Fiſcher, wohin ſteht nun dein Sinn? und er antwortet: mein Sinn ſteht nach dem Waſſer, dem Waſſer, wo ich geweſen bin.

In mehreren Liedern wird die Liebe mit den Jungbrunnen verglichen. Das iſt ſehr ſinnig und wohl auch ſehr alt, eine Erinnerung aus dem Heidenthum. So im Wunderhorn I. 212.

Bei meines Buhlen Füßen
Da fließt ein Brünnlein kalt,
Wer das Brünnlein thut trinken,
Der jüngt und wird nicht alt ꝛc.

Die Ständchen kommen verhältnißmäßig erſt ſpät vor. Bei den Minneſängern finden wir ſie nicht. Die zahlreichen Tagelieder ſchildern den Abſchied der Liebenden, welche die Nacht beiſammen waren, nirgends aber drückt ein Lied die Anſprache vor der Nacht aus. Wie es ſcheint, müſſen die Ständchen auf die Sitte des Kiltganges bei den Bauern zurückgeführt werden. Die älteſten Ständchen ſcheinen Klage- oder Spottlieder zu ſeyn in Bezug auf Liebhaber, die nicht eingelaſſen wurden. Ständchen, welche empfindſame Bitten um Einlaß enthalten, ſind ohne Zweifel ſpäter. Eines der älteſten und beliebteſten Volkslieder iſt das vom Schreiber im Korbe (Wunderhorn I. 51, Uhland, Volkslieder 288). Ein verliebter Schreiber bittet um Einlaß. Das Mädchen verſpricht ihn in einem Korbe zu ſich ins Fenſter zu ziehen, läßt ihn aber zwiſchen Himmel und Erde hängen, bis es Tag wird und Alles zuſammenläuft, ihn zu verhöhnen.

Vom volksthümlichſtem Humor iſt das Lied:

Schwarzbraunes Babeli,
Steh auf und laß mich ein.
Ich bin allein
Und bring dir Wein ꝛc.

Er iſt betrunken, ſie öffnet natürlich nicht und antwortet nicht. Da fährt er fort: ſteh auf, ſteh auf, wir ſind unſer zwei, wir ſind unſer

drei ꝛc., endlich ſind es ihrer Zwölfe und machen einen Lermen wie eine Heerde Wölfe. Wunderhorn II. 56.

Naive Liebesbitten. Im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 859 ſteht ein Volkslied:

Von deinetwegen bin ich hier,
Herzlieb, vernimm mein Wort,
All mein Begier ſetz ich zu dir,
Zu dir trag ich keinen Haß.
Laß mich der Treue genießen,
Dein Diener will ich ſeyn,
Thu mir dein Herz aufſchließen,
Schließ mich, Herzlieb, darein ꝛc.

Ein Volkslied bei Mone, Quellen und Forſchungen I. 160, das ich auch in Bonn ſingen hörte, läßt den Liebhaber durch die große Thür ins Haus, die Treppe hinauf, in die Kammer, bis zum Bett bringen, als er aber auch unter die Decke will, ſagt die Dirne: mein Bett iſt kein Mühlenſtein, laß mich und geh wieder heim. Ein Lied bei Büſching, wöchentliche Nachrichten I. 354 iſt eben ſo ſpöttiſch. Der Liebhaber klagt, daß ihn draußen ſo friere, ſie ſoll ihn einlaſſen. Sie aber antwortet: friert dich an die Fingerle, zieh Handſchühle an.

Der liebenswürdigſte Muthwille, lachende Sprödigkeit ſpricht ſich in dem alten Liede aus:

Sah ein Knab ein Röslein ſtehen
Röslein auf der Heide.
Röslein ſprach, ich ſteche dich ꝛc.

Zuerſt gedruckt in Herders Volksliedern. Nachgeahmt von Göthe. Ein anderes Lied mit demſelben Refrain bei Uhland Nr. 56.

Eine gar hübſche Klage um den Jungfernkranz ſteht im Wunderhorn II. 12.

Ach, was weint die ſchöne Braut ſo ſehr!
Muß dein Härlein ſchließen ein
In dem weißen Häubelein.
Ach, was weinet ꝛc.
Wenn die andern tanzen gehen,
Wirſt du bei der Wiege ſtehen.

Warnung vor falſchen Mädchen: „Ich weiß ein Mädchen hübſch und fein, hüt du dich! Vertrau ihr nit, ſie narret dein“ ꝛc. Wunderhorn I. 207.

auf ſie nicht paſſe und für welche die wenigſten Menſchen Anlage zeigten, allen Menſchen aufzudringen, und, was noch mehr ſey, dieſe Wiſſenſchaft, für deren Studium die nöthige Verſtandesreife ſich am ſpäteſten einfinde (?), bei der Jugend förmlich zu einem Hauptmittel für die Erweiterung und Beförderung des Verſtandes zu erheben. Auch ihr Nutzen als Hilfsmittel ſey nicht ſo bedeutend. Für die nicht naturwiſſenſchaftlichen Unterrichtszweige ſey ein förmliches Studium der Mathematik ganz überflüſſig; die naturwiſſenſchaftlichen aber bedürften der mathematiſchen Vorkenntniſſe nur ſehr ungleich. Botanik, Zoologie und Mineralogie, letztere mit Ausſchluß der leicht zu trennenden Kryſtallographie, brauchten ſie nur in dem allergewöhnlichſten Grade. Die einfachſten Elemente der Geometrie ſeyen auch für die Phyſik und namentlich für die Chemie in dem Maße, wie dieſe in dem Standunterrichte gelehrt werden könne, völlig hinreichend. Für die Anfangsgründe der Aſtronomie, die höhere Chronologie und die phyſiſche Geographie ſeyen freilich ſchon gediegenere mathematiſche Begriffe erforderlich; allein der geſchickte Lehrer könne dieſe Begriffe durch gelegentliche Erörterungen leicht herbeiführen und erläutern. (Wird von Seiten des Lehrers große Kunſt erfordern und noch mehr dem Schüler große Mühe machen. Letzterer hat ſchon mit der bezüglichen Wiſſenſchaft ſelbſt genug zu thun, und nun ſoll er auch noch, mitten in ihrem Studium, ſich die Vorkenntniſſe zu ihr und zwar ganz fragmentariſch erwerben! Da ſteht er ja wie in einer unbekannten Welt und ſieht überall ſich Hinderniſſe um ihn aufthürmen.) — Uebrigens bekämpfe er nicht die Mathematik ſelbſt, ſondern nur die falſchen Anſichten, welche, zum großen Nachtheil des Jugendunterrichts, damit verbunden würden. Er tadle nur, daß man von allen jungen Leuten, der großen Verſchiedenheiten geborner Anlagen ungeachtet, gleiche Fortſchritte verlange (?), die Jugend zu früh zum ſtreng wiſſenſchaftlichen Studium der Mathematik anhalte, dem mathematiſchen Studium zur Verſtandesbildung und leichteren Auffaſſung anderer Wiſſenſchaften einen gleichſam arkaniſchen und magiſchen Nutzen zuſchreibe, der überhaupt keiner Wiſſenſchaft einzuräumen ſey, daher von der Jugend einen vergeblichen Aufwand an Zeit und Mühe erzwinge. Außerdem behauptet er, daß es bei dem mathematiſchen Unterricht, weil ſich nun einmal die Entwickelung der Anlagen zur Mathematik im jugendlichen

Ein gutes Volkslied, unvorsichtigen Mädchen zur Warnung, ist das sehr verbreitete vom Mädchen, das in die Brombeeren ging. Büsching, wöchentl. Nachrichten IV. 85. „Sie sind süße, ja süße, doch nimm dich vor ihnen in Acht". Desgleichen das von der Hasel bei Uhland Nr. 25.

Allerliebst ist die Abfertigung bei Uhland Nr. 110. Ein Mädchen wäscht, ein Buhler will sie verführen, sie läuft aber zur Mutter, kommt wieder heraus und sagt:

Ich bin bei meinem Mütterlein gewesen,
Die hat mir den Text gelesen ꝛc.

Die Volkslieder sind auch da, wo sie derb und üppig werden, bei weitem nicht so raffinirt, wie die Kunstdichtungen derselben Gattung, die gereimten Schwänke. Man könnte gewisse obscöne Vergleichungen in den Volksliedern für raffinirt halten, wenn sie nicht ausdrücklich motivirt wären durch den Stand des Sängers. So hatte der Schuster, der Böttcher, der Schornsteinfeger, der Schneider ꝛc. jeder eine aus seinem Handwerk oder Handwerkszeug entlehnte Zote zur Hand, die gleich den Tollheiten der Fastnacht und der kirchlichen Narrenfeste nur ausnahmsweise bei lustigen Festen ihre Berechtigung fanden. Auch die bäurischen Schelmenlieder hatten ihren landschaftlichen und wirthschaftlichen Hintergrund, z. B. das berüchtigte Lied vom Bauern, der ins Heu fahren muß, während sein Weib einen Buhlen bei sich hat, Wunderhorn I. 355 mit dem Refrain: Er sollte doch fahren ins Heu, hei, hei, er sollte doch fahren ins Heu. Eine ältere Form bei Uhland Nr. 282.

Eines der üppigsten Lieder im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 838. Eine lustige Fischerin fährt daher und ladet die Männer ein, mit ihr zu fischen, sie habe eine gar gute Fischreuse. Einer läßt sich mit ihr ein und rudert ihr Schifflein. Da zerbricht ihm das Ruder und sie sagt: rudere, rudere baß, es geht ein finsteres Wölklein, ich sorg, wir werden naß.

Zum Naivsten dieser Gattung gehört das Volkslied im Bragur I. 281; Büsching, Volkslieder 63; Erlach II. vom Trost einer unfröhlichen Braut. Das Liedchen von einer, die sich mit der Rose wehrt, bis der Stiel abbricht bei Uhland Nr. 111.

Einer träumt von einer schönen Maid, da erwacht er und vor ihm

ſteht ein altes Weib. So wollte ich doch, ruft er ärgerlich, ſieben alte um eine junge geben und die meine (das war eben die vor ihm ſtehende Alte) um eine Bratwurſt. Köſtliches altes Volkslied bei Uhland, 290.

Nonnenklagen, Seufzer verliebter Mädchen im Kloſter, kommen erſt im ſpäteren Mittelalter zum Vorſchein in dem Maaße, in welchem theils wirklich der Nonnenſtand nur aus Convenienz gewählt oder die Mädchen wider Willen dazu gezwungen wurden, theils die Achtung vor der Kirche zu ſinken anfing und die buhleriſchen Sänger nach den ſchönen Nonnen ſchielten. Die Limburger Chronik theilt folgendes Liedchen mit, welches durch ganz Deutſchland geſungen wurde:

Gott geb ihm ein verdorben jar,
der mich macht zu einer nunnen
und mir den ſchwarzen mantel gab,
den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
dann wider meinen willen,
ſo will ich auch einem knaben jung
ſeinen kummer ſtillen,
und ſtillt he mir den meinen nit
daran mag he verlieſen.

Ganz eben ſo flucht die Nonne in einem Liede der Ambraſer Sammlung Nr. 109 ihren Verwandten und beruft ſich auf das Recht der Ehe, das Gott ſchon der Eva verliehen habe, indem er ihr den Adam gab. Eben ſo in einem Volksliede des Wunderhorn I. 30 und in einem dem Mithard zugeſchriebenen Liede bei von der Hagen III. 292.

Eine verliebte Nonnenklage im Wunderhorn III. 33:

Den Orden ertrag ich mit Schmerz und mit Leid,
O Himmel, was hab ich gethan.
Die Liebe war ſchuldig daran.

Und bei Uhland Nr. 327:

O weh, meine jungen Tage,
Daß man mich will in ein Kloſter bringen ꝛc.

Desgl. Nr. 329:

Ich ſollt eine Nonne werden
Ich hatte keine Luſt dazu ꝛc.

Dagegen ist in einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 111 einer Nonne die glühendste Liebe zum Klosterleben in den Mund gelegt. Sie will nichts von der Welt wissen, sie will in den Frieden des Klosters, der für sie schon der Himmel ist,

Wo die weißen Engel fliegen
Und treten um mich
Und man reine Mägde krönet.

Zu den verliebten Nonnenliedern des Mittelalters gehört auch ein Minnelied in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 9, worin der Minner die Nonne beschwört, von der Liebe nicht zu lassen, welche die höchste Tugend sey, und sie noch aus dem Kloster zu befreien hofft, weil der Liebe kein Thor zu fest sei.

Mehr von komischer Art sind andere verliebte Lieder. Am lächerlichsten das Gebet der alten Jungfern:

Ach Andreas, heiliger Schutzpatron,
Gib mir doch nur einen Mann ꝛc.

Wunderhorn I. 351. In einem andern Liede daselbst III. 40 zankt eine Mutter, daß die faule Tochter nicht spinnen will und verspricht ihr allerlei, aber erst, als sie ihr sagt, sie wolle ihr einen Mann geben, fängt die Tochter gleich mit allem Fleiße zu spinnen an. In noch einem das. II. 46 klagt ein adeliges Fräulein, daß ihr hoher Stand die Liebhaber vertreibe, und will ein Bauernmädchen werden, um einen Liebsten zu bekommen.

Verliebter Mädchen Dringen nach dem Mann begegnet uns öfter in Volksliedern. Gewöhnlich zankt die Tochter deshalb mit der Mutter. Das naivste steht bei Docen, Misc. II. 241. Sehr gelungen sind die Liebesklagen das. III. 1:

Nach meiner Lieb viel hundert Knaben trachten,
Allein der, den ich lieb, will mein nicht achten.
O weh mir armen Maid, vor Leid muß ich verschmachten.

Ebendaselbst:

Ich thu mich vielmals wäschen
Mit Wasser kalt und heiß,

Und kann doch nicht erlöſchen
Ja mir kein Rath mehr weiß,
Kann nicht das Feuer kennen,
Das mir im Herzen thut brennen.

In Görres Volks- und Meiſterlieder S. 140:

Mir träumte, wie mir wäre,
Wenn ein alter grauer Mann
In meinen Armen läge.
Wollt Gott, daß es wäre,
Daß man ſieben alte Männer
Um einen jungen gäbe.

Einige Jägerlieder athmen den friſchen Duft des Waldes und glühen vom wilden Blut des Jägers. So das in Görres Volksliedern S. 181:

Es wollt ein Jäger jagen,
Wollt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Haide
Drei Dirnlein, die waren ſtolz.

Das Ende iſt, daß die ſchönſte ihr Kränzlein verliert. Das glühendſte aller Jägerlieder iſt das im Wunderhorn I. 34:

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn
Und alles was er blies, das war verlorn.
Schwarzbraunes Mädele, entſpringe mir nicht;
Habe große Hunde, die holen dich.
Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Sie wiſſen meine hohen weiten Sprünge noch nicht.
Deine hohen Sprünge, die wiſſen ſie wohl,
Sie wiſſen, daß du heute noch ſterben ſollſt.
Es wuchſen drei Lilien auf ihrem Grab,
Die wollt ein Reiter brechen ab.
Ach Reiter, laß die Lilien ſtehen,
Es ſoll ſie ein junger, friſcher Jäger han.

Daſelbſt S. 141 noch ein Lied:

Es iſt kein Jäger, er hat einen Schuß
Mit hundert Schrot auf einen Kuß,
Feins Lieb, dich ruhig ſtelle.

Feins Liebchen, ſitz ſtill im grünen Moos,
Der Vogel fällt in deinen Schooß
Wohl von des Baumes Spitzen.
In deinem Schooße ſtirbt ſichs gut.
Feins Lieb, bleib ruhig ſitzen.

Das Lied endet eben ſo tragiſch. Das Mädchen bleibt nicht ruhig ſitzen, flieht davon und er ſchießt ſie todt aus Wuth. Daſ. 302 droht ein Jäger der Verfolgten nur mit dem Tode, da ergibt ſie ſich ihm in der Angſt. — Roher iſt das Lied daſ. III. 154. Ein Jäger jagt ein wildes Schwein, bringt aber ſtatt deſſen ein hübſches Mädchen zurück, verführt ſie und ſchickt ſie heim.

Ein ſehr feuriges Jägerlied iſt auch das im Wunderhorn I. 80. Der Jäger reitet aus, „er will und muß eine Buhle haben". Da begegnen ihm drei ſchöne Mädchen, das Elslein verlangt von ihm ſein Roß, er gibt es; das Bärbelein verlangt ſeinen Falken, er gibt ihn. Die Dritte verlangt nur einen Kuß, er nennt ſie nicht, aber das iſt die Rechte. Ruhiger und behaglicher iſt das Jägerlied des Ambraſer Liederbuchs Nr. 13. Wunderhorn I. 313. 316, auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 101: „Es jagt ein Jäger wohlgemuth" und ſetzt ſich zu der Geliebten, die ſeiner geharrt hat.

Dem kecken altdeutſchen Jägerlied in des Knaben Wunderhorn entſpricht ein Tyroler Mädchenlied:

Huſch, ein Jäger wär mir lieb,
Der mich unter die Decke trieb.
O Jäger, Jäger, komm einmal
Vom dunklen Berg, aus tiefem Thal.

Das ſingen die Mädchen, wenn ſie zu Bette gehen. Weber, Thal Paſſeir S. 259.

Ein merkwürdiges altes Räuberlied iſt das von Peter Unverdorben, der vor ſeiner Hinrichtung noch Erde, Gras und Laub, Sonne, Mond und ſein ſchönes Lieb ſegnet. Aus dem 15. Jahrhundert. Uhlands Volkslieder I. 126.

Unter den zahlreichen Bergreihen (vgl. Maſch, zur Geſchichte des Bergbaus 1829 und Köhler, alte Bergmannslieder 1858) zeichnen ſich nur wenige durch echt volksthümlichen Humor aus, z. B. das vielgeſungene Lied:

Glück auf, Glück auf!
Der Steiger kommt
Und er hat ſein Grubenlicht — bei der Nacht —
Schon angezündet.

Der eine haut das Silber,
Der andre das Gold
Und ein ſchwarzbraunes Mädchen — bei der Nacht —
Dem ſeyn ſie hold ꝛc.

Desgleichen ein frommes Lied, worin Chriſtus mit dem Bergmann verglichen wird.

Es iſt ein Bergmann auserkoren,
Von königlichem Stamm geboren,
In tiefen Schacht gefahren,
Zu ſchlagen ein
In feſt Geſtein
In ſeinen beſten Jahren ꝛc.

Neben der Liebe dürfte der Wein am häufigſten in deutſchen Volksliedern gefeiert worden ſeyn. Die älteſten uns erhaltenen **Weinlieder** aber ſind lateiniſche der Pfaffen.

Eines der wildeſten Trinklieder der carm. Bur. ſteht p. 236.

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla etc.

Beſonders am Martinsabend, welcher vor den langen Faſten der Schwelgerei gewidmet war, ertönten die üppigen Martinslieder, wovon Hoffmann, in dulci jubilo p. 89 f. mehrere abgedruckt hat.

Martinus, Christi famulus,
War gar ein milder Herre,
Ditari valt sedulo,
Der folg nach ſeiner Lere.
Et transmittat hic stantibus
Den Pfennig aus der Taſchen
et donet scientibus
Den Wein in großen Flaſchen ꝛc.

Daſelbſt S. 100 iſt auch „die trunkene Meſſe“ abgedruckt, eine freche Verhöhnung der Meſſe durch einen beſoffenen Pfaffen. Unſchuldiger iſt

das luſtige Studentenlied S. 113, die weltliche Parodie des berühmten Weihnachtsliedes:

In dulci jubilo
nun ſinget und ſeyd froh!
Unſeres Herzens Wonne
latet in poculo etc.

Eins der berühmteſten Weinlieder iſt:

Der liebſte Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißt der Muscateller ꝛc.

Fiſchart, Geſchichtsklitterung, Cap. 8. Wunderhorn II. 423. Eine liebenswürdige Betrunkenheit ſpricht aus dem Liede bei Uhland Nr. 212:

Wo ſoll ich mich hinkehren
Ich dummes Brüderlein ꝛc.

Am Martinsabend wurde eine gebratene Gans verzehrt, dazu trank man neuen Wein und war ſehr luſtig. Man weihte damit den Winter ein. Ein altes Martinslied bei Uhland, Volksl. Nr. 205 enthält ein kleines Märchen, vielleicht Reſt eines heidniſchen Mythus. Der Wolf (Winter, Tod) hat die noch lebende Gans (die Mutter Gans, Schwanenmutter, die mütterliche Göttin, die unter dem Schnee die Saaten des künftigen Jahres birgt) ſchon im Rachen. Sie bittet um ihr Leben und windet ihm aus ihren Federn ein Kränzlein. Dadurch wird er beſtochen und läßt ſie frei. Der Grundgedanke iſt jedenfalls: laß den Winter toben, wir überwinden ihn doch und die Sonne kehrt wieder! — Ein Volkslied bei Uhland Nr. 233 vergleicht den Keller mit einem tiefen Bergwerk, aus dem der Sänger das Gold des Weines erhebt. Mehrere alte Martinslieder ſtehen in Hoffmanns Geſellſchaftsliedern 175 f.

Ein nicht übles Weinlied in dem Hätzlerin Liederbuch Nr. 85 beginnt:

Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Dein Farb gibt gar lichten Schein
Als Kryſtall und Rubin.
Du biſt Medicin

Für Trauer. Schenk du ein,
Trink, gut Katterlein,
Mach rothe Wängelein ꝛc.

Ein weitverbreitetes, übrigens unpoetiſches Weinlied verzeichnet nach einander alle früher berühmten Weinorte:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Zu Bacharach am Rheine
Sollen ſeyn die beſten Weine ꝛc.

Wunderhorn II. 414.

Auch die Schelmenlieder dürften ſchon ſehr alt ſeyn. Sehr plebejiſch, gleichſam ein Vorbild der Chanſons von Veranger, iſt das Lied:

Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie.

im Wunderhorn II. 90. Es ſchildert den alten Karrengaul in ſeinem Elend, wie er nach und nach aus einem ſtolzen Roſſe ſo heruntergekommen ſey. Das Gegenſtück dazu iſt ein Lied bei Docen, Misc. II. 251. Hier klagt Einer, daß er kein Geld habe, und wie übel er deshalb in dieſer argen Welt fahren muß, jedoch wolle er ehrlich und mannhaft und allezeit der Frommheit und der Wahrheit treu bleiben. — Derber Humor waltet in dem alten Flohliede (Scheible, Schaltjahr V. 479) und in den tollen Rumpelkammerliedern. Eines vom Bienenkorb in der Ambraſer Sammlung S. 176.

Der Bienenkorb macht Hochzeit in einer alten Scheuer. Alles mögliche alte Gerümpel, alte Karren, Wagen, Pflüge, Strohſäcke, Flegel, Sägen, Gabeln, Flaſchen, Hecheln bis zu einem alten Kuhfladen hinab, der ſich ebenfalls in Bewegung ſetzt, nehmen Theil und tanzen mit.

Der Pendant dazu iſt ein Lied vom gebärenden Schlüſſelkorbe, aus einem Basler fliegenden Blatt von 1612 in Haupts Zeitſchr. II. 563. Die übrigen Hausgeräthe ſtehen dem Korb in der Geburt bei. Auch ein Lied von altem Hausrath in Kellers Faſtnachtsſpielen S. 1215.

Ich muß wenigſtens einen Blick auf die reiche Poeſie unſerer Kinderlieder werfen. Kein Volk hat deren ſo viele und ſo naive. Es ſind Wiegenlieder für die Kinder, und Spiel- und Tanzlieder, welche die Kinder ſelber ſingen, Räthſel, die ſie ſich aufgeben, und Anrufungen

beim erſten Anblick von Thieren, z. B. des Maikäfers, des Storchs, der Schnecke ꝛc. Endlich auch kleine harmloſe Spottverſe. Man hat in neuerer Zeit in ihnen Spuren des alten Heidenglaubens, der alten Götter und Göttinnen entdeckt, woraus ihr hohes Alter erhellt. Vergl. die Schriften darüber von E. Meier, Stöber, die reiche Sammlung in Müllenhoffs Sagenwerk. Vor allem aber das große Werk Kinderlied, 1857, von Rochholz.

4.

Romanzen.

Ich behalte dieſen einmal üblichen, wenn gleich nicht paſſenden Namen für diejenigen Volkslieder bei, welche eine Liebesgeſchichte, eine Heldenthat, überhaupt eine intereſſante Begebenheit im Volksgeſange verewigen ſollten.

Sie gehören zu dem Schönſten, was unſere Poeſie beſitzt. Ich hebe nur eine kleine Anzahl von ihnen aus, um ſie zu charakteriſiren. Zuerſt Liebesproben.

Eine der ſchönſten Liebesproben enthält das deutſche Volkslied: „Es ſtand eine Lind im tiefen Thal, war oben breit und unten ſchmal.“ Der Bräutigam kehrt nach langer Zeit zu der verlaſſenen Braut zurück, wird nicht von ihr erkannt und erzählt ihr, er ſey bei ihres Liebſten Hochzeit geweſen. Sie wünſcht ihm alles Gute und Segen. Da gibt er ſich zu erkennen und ſagt: hätteſt du mir geflucht, wäre ich gleich wieder davongeritten. Sie werden nun ein glückliches Paar. Schon erwähnt in Fiſcharts Gargantua. Wunderhorn I. 61. Hoffmann, ſchleſ. Volksl. Nr. 22, auch holländiſch in deſſen horae belg. II. 174.

Im reinen Gegenſatz gegen dieſes Lied ſteht ein anderes, ebenfalls ſehr ſchönes mit dem Anfang: „Es ſtehen drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb ihren Schein.“

Hier trägt der unerkannt Heimkehrende der Geliebten ſich als neuen Liebhaber an und findet Gehör, erſticht ſie aber, zieht ihr den Ring, den er ihr einſt gegeben, vom Finger und wirft ihn in den Fluß, daß er bis in die tiefe See ſchwimme. Aus der Iris von Jacobi 1776 V. 134. Erlach I. 150.

Die Lazarle:

Ein Ritter ließ ſeinen Goldring in den Rhein fallen, eine Jungfrau ſah es und ließ den Ring durch einen Spürhund heraufholen. Auf dem Ringe

ſtand geſchrieben: glücklich, wer ſieben Jahr Lazarus iſt. Da verwundete ſich die Jungfrau ihre weiße Bruſt und ſagte ihrem Vater, ſie habe die Lazarie (Miſelſucht, Ausſatz). Nun mußte ſie nach der Sitte in einem abgeſonderten Häuschen wohnen, da kam nach ſieben Jahren der Ritter und heirathete ſie mit Freuden. Altholländiſches Volkslied, bei Hoffmann horae belg. II. 125.

Das Gegenſtück dazu iſt das Lied vom bettelnden Vater:

Ein Reiter entführte eines Grafen Tochter und ließ ſie ſitzen. Sie gebar ein uneheliches Kind. Nach ſieben Jahren kam der Reiter mit der Lazarusklapper und bettelte im Hauſe. Da ſagte die Mutter zum Kinde: gib deinem Vater Brod und gib ihm Wein, denn er war der Liebſte mein. Aber ihr Vater, der Graf, hörte es und ſchlug dem Reiter den Kopf ab. Altholländiſches Volkslied in Hoffmanns horae belg. II. 116. Auch däniſch und ſchwediſch bei Nyrup S. 72 und svenska Folkvisor III. 61.

Der Graf von Rom

wurde auf einem Kreuzzug gefangen. Der heidniſche König wollte ihn nicht losgeben, er laſſe denn ſeine ſchöne Frau kommen. Dieſe kam wirklich, aber verkleidet als ein Mönch und gewann des Königs Gunſt durch herrlichen Geſang und Harfenſpiel. Da bot er dem vermeintlichen Mönch ein Goldkorn zum Lohn, der Mönch aber verlangte nur einen Sklaven und wählte ſich den gefangenen Grafen aus. Uhlands Volkslieder, 299. Bergmann, Ambraſer Liederb. 282. Wunderhorn I. 340. Uhland Nr. 299.

Des Möringer Wallfahrt.

Ritter Möringer zog ins St. Thomasland. Unterdeß freite ſein Weib den jungen Herrn von Neuffen. Da träumte dem Möringer, was daheim geſchah, und St. Thomas brachte ihn in einer Nacht wieder heim. Als alter Pilger legte er ſeinen Trauring in den Becher, den man ihm bei der Hochzeit bot. Daran erkannte ihn ſein Weib und bekannte ihre Schuld, er ſollte ſie einmauern laſſen. Der junge von Neuffen aber bat, er ſolle ihn enthaupten laſſen. Der Alte aber that nichts davon, ſondern nahm ſein Weib und gab dem jungen Neuffen ſeine Tochter. Altes Volkslied aus Thomanns Chronik von 1533 in Bragur III. 402. Uhland Nr. 298.

Treue bis in den Tod.

Ein junger Knabe bekam von ſeiner Geliebten eine goldne Kette. Man glaubte, er habe ſie geſtohlen, und verurtheilte ihn zum Tode, da er nicht ſagen wollte, von wem er die Kette habe. So ſtarb er ſchweigend. Da er aber von edlem Hauſe war, rächte ihn ſein Vater und um ſeinetwillen mußten 300 Menſchen ſterben. Wunderhorn I. 220. Hoffmann von Fallersleben, Schleſiſche Volkslieder Nr. 8. Es kommt auch vor in Mohnikes altſchwed. Balladen S. 162.

Alter umgekehrt mit den Anlagen zum Sprachſtudium verhalte, vor Allem darauf ankomme, Luſt und Geſchmack für dieſelbe in den jungen Gemüthern zu erwecken, während die Sprachen möglichſt gründlich und vollſtändig erlernt werden müßten. Die jetzt in der Mathematik übliche Methode aber ſey nur zweckdienlich, um das mathematiſche Studium zu unterdrücken, nicht um es fruchten zu laſſen. Das führt er nun näher aus, es gehört aber nicht ſpeziell zu unſerer Frage.

Ich bin ſelbſt kein „mathematiſcher Kopf“ und habe niemals beſondere Neigung zur Mathematik gehabt. Ich bin daher gewiß nicht parteiiſch für die Mathematik eingenommen. Indeß ſcheint mir doch die Beweisführung des Gegners zunächſt gegen das Aufdrängen des mathematiſchen Studiums auf alle Jugend zu ſprechen, und darin bin ich ganz ſeiner Meinung, daß die Mathematik auf die Gelehrtenſchulen *nicht* gehört, wenigſtens keinen *nothwendigen* Beſtandtheil derſelben bilden ſoll. Der bildende Einfluß, den ſie hat, wird *auch* von dem Sprachſtudium geäußert; dieſes aber äußert ihn auf eine für den Zögling dieſer Anſtalten ungleich vortheilhaftere Weiſe und leiſtet für ihn noch viel mehr. Zweitens gebe ich dem Gegner zu, daß die Anlage zum mathematiſchen Gelehrten eine ſeltene iſt. Aber daß ſie den Geiſt bloß für ſich ſelbſt bilde, iſt das Erſte, was ich nicht einräumen kann. Schon Plato[1] ſagt, der größte Nutzen der Lehre von den Zahlen beſtehe darin, daß ſie einen von Natur ſchläfrigen und ungelehrigen Geiſt aufwecke und mache, daß er, wie vermittelſt einer göttlichen Kunſt, trotz ſeiner Schwerfälligkeit, leicht faſſe, gut behalte und ſcharfſinnig werde. Allerdings empfiehlt auch Plato, den arithmetiſchen Unterricht durch allerlei Erfindungen zu erleichtern und mehr im Spiel und mit Liſt zu treiben.[2] Ebenſo macht er darauf aufmerkſam, wie die Geometrie uns lehre, nur auf Beweiſe und nothwendige Schlußfolgen alle Ausſagen zu gründen und das wiederkehrende Vielfache in Eins zuſammenzufaſſen.[3] In der That übt und beſchäftigt die Mathematik die Geiſteskräfte zuerſt im Mechaniſchen, hebt ſie allmählich zu höheren Combinationen

---

[1] Geſetze, 5, 747.
[2] Politik, 7, 536; Geſetze, 7, 819.
[3] Theätet, 147; 162.

Die nackte Schweſter.

Ein Bruder ſoll hängen, ſeine ſchöne Schweſter bittet für ihn. Der Herr ſagt, wenn ſie dreimal nackt um den Galgen laufen wolle, ſo ſolle ſie den Bruder frei haben. Sogleich wirft ſie die Kleider von ſich und läuft. Als ſie das erſtemal herum iſt, weinen alle Frauen, das zweitemal weinen alle Herren, und das drittemal empfängt ſie frei den Bruder. Hoffmann von Fallersleben, Schleſiſche Volkslieder Nr. 7. Meinert S. 40.

Die Nonne:

Ein Mädchen ſteht am Rhein, da fährt ein Schifflein mit drei Grafen vorüber, einer reicht ihr ein Glas mit Wein und ſchenkt ihr ſeinen Goldring, den ſolle ſie nach ſeinem Tode ihm zum Andenken tragen. Nach einem Vierteljahr hat der Graf einen ſchweren Traum, als ſey jenes Mädchen ins Kloſter gegangen, läßt eilig ſein Roß ſatteln und reitet zum Kloſter, wo er ängſtlich nach der jungen Nonne frägt. Man will nichts von ihr wiſſen, er droht das Kloſter anzuzünden, da tritt ſie heraus ſchneeweiß mit abgeſchnittenem Haar als Nonne und reicht ihm einen Becher mit Gift, und wie er getrunken, zerſpringt ihm das Glas und das Herz. Uhland, Volkslieder I. 96. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder Nr. 15. Wunderhorn I. 70. II. 259 und in vielen andern Sammlungen, ſehr weit verbreitet, auch in Holland. Hoffmann horae belg. II. 128.

Der Weinregen.

Ein verlaſſenes Mädchen harrte vergebens auf ihren Geliebten. Da ſchlief ſie einmal unter den Roſen im Garten und träumte, es regne Wein auf ſie. Nach einiger Zeit ſtarb ſie. Da kam ihr Geliebter zurück, wollte ſie angenehm überraſchen und trat in ihren Garten mit Roſen geſchmückt und einen Becher Wein in der Hand, ſtieß aber unverſehens an ihren Grabhügel, ſo daß der Wein verſchüttete. Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 221.

In Liedern kommen ſchöne Königstöchter vor, die wie Bertha und Gudrun in fernen Ländern geraubt dort dienen müſſen, bis ſie von dem vornehmen Bruder wiedererkannt werden (Volkslieder im Wunderhorn II. 274. 277). Sehr alt ſcheinen auch die Volkslieder von den böſen Brüdern zu ſein, die mit der ganzen Härte der alten Zeit die Ehre ihres Hauſes wahren.

Ein rheiniſcher Pfalzgraf hieb ſeine Schweſter mit Dornen todt, weil ſie mit einem Fremden gebuhlt hatte. Sterbend ſagte ſie ihm, es ſey der König von England geweſen. Dieſer kam auch wirklich und erſtach den Grafen. Volkslied, Wunderhorn II. 272. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder Nr. 27. Schnezler, bad. Sagenbuch II. 480.

In einem andern Volksliede, bei Erlach II. 585, ist es ein fränkischer Ritter, der so grausam an seiner Schwester handelt, und der König ist Pharamund von Frankreich.

Annechristine, in einem alten Volksliede Schwester des Grafen Hans von Holstein, hat in heimlicher Liebe gelebt und ein Kind geboren. Es wird dem strengen Bruder verrathen. Er will es nicht glauben und ladet sie zum Tanze und läßt sie so lange tanzen, bis ihr die Milch aus den Brüsten springt und er ihre Schuld erkennend sie ermordet. In Müllenhoffs holst. Sagen S. 492. Vgl. Grimm, dänische Heldenlieder S. 88.

Hohes Alter verräth durch seinen Trotz das schöne Volkslied vom Haupt im Brunnen.

In Hoffmanns altholländ. Volksliedern (horae belg. II. 162) findet sich eines mit dem wohllautenden Anfang: Daar reed er en rieder al door het riet, es ritt ein Reiter wohl durch das Ried. Dieser Reiter entführt eine edle Jungfrau, indem er sie mit auf sein Roß nimmt. Nach langem Ritte nimmt sie ihm eine Aeußerung übel und meint, wenn sie daheim geblieben wäre, hätte sie wohl eine Kaiserin werden können. Er bittet sie, es sich nicht reuen zu lassen und sein geliebtes Weib zu werden. Aber sie trotzt und will nicht mehr. Da schlägt er ihr das Haupt ab, bewundert noch einmal den lachenden Mund und wirft es in den Brunnen.

Die drei Reiter

kehren bei einer Wirthin ein, streiten um den Besitz ihres schönen Töchterleins und hauen sie endlich in drei Stücke. Altes Volkslied. Vgl. Hoffmanns schles. Volkslieder Nr. 29 und 30. Wunderhorn II. 200.

Wie Untreue gerächt wird, zeigt ein wohl sehr altes, schönes Volkslied bei Herder I. 38 aus dem Elsaß.

Es stehen drei Stern am Himmel,
Die geben der Lieb ihren Schein ꝛc.

Das Mädchen wird dem Geliebten untreu, er kommt heim und ersticht sie:

So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut.

Alt ist sicher auch das Lied vom Grafen Friederich:

Dieser holte seine Braut ab, war aber so hastig, sie beim Wiedersehen zu umarmen, daß er nicht gewahrte, wie beim Herabbücken vom Pferde sein Schwert aus der Scheide glitt und seine Braut nahe am Herzen verwundete. Sie ließ sich nichts merken und folgte ihm, hielt auch noch bei der Tafel aus,

aber als sie ins Bett kam, war sie todt und er umarmte eine Leiche. Altdeutsches Volkslied bei Uhland I. 122. Meinert S. 23. Wunderhorn II. 289 und 294. Hoffmann, schles. Volksl. Nr. 19.

Einer der verbreitetsten Stoffe ist die Schandthat des Rhynsolt.

Dieser Statthalter Karls des Kühnen in Geldern verliebte sich in Saphira Danvelt, eine schöne Kaufmannsfrau, ließ ohne Weiteres ihren Mann fälschlich des Hochverraths anklagen und wollte sein Leben der Frau nur um einen gewissen Preis verkaufen. Die unglückliche Frau brachte das Opfer, als sie aber nachher ihren Gatten aus dem Kerker holen wollte, fand sie ihn — ohne Kopf. Als Karl der Kühne die Schandthat erfuhr, mußte Rhynsolt die Wittwe heirathen, um sie in den Besitz aller seiner Güter zu setzen und ihre Ehre herzustellen, worauf ihm selbst der Kopf abgeschlagen wurde.

Altvlämisches Volkslied, Gent bei van Paemel Nr. 23. Schon 1646 von Marrschal auf die Bühne gebracht. S. Bayle s. v. Burgund. Ein deutsches Schauspiel Rhynsolt und Sapphira erschien 1755. Dasselbe erzählt der italienische Novellist Cinthio (übers. in Ed. v. Bülows hundert Novellen IV. 20) von einem gewissen Juriste, Statthalter Kaiser Max I. in Tirol, den aber die Geschichte nicht kennt. Hieraus schöpfte Shakespeare sein berühmtes Drama: Maaß für Maaß. Er nennt den Statthalter Angelo, die Begebenheit aber spielt in Wien. Shakespeare läßt Angelo seine Absicht verfehlen, den Hinzurichtenden gerettet werden und nimmt willkührlich einen frohen Ausgang an.

Der untreue Ritter.

Ein Ritter verführt ein edles Mädchen und will sie nachher seinem Reitknecht vermählen. Sie stirbt aus Gram, da reut es ihn und er ersticht sich. Rührendes Volkslied in Hoffmanns schles. Volksl. Nr. 4. Noch schöner in Haupts wendischen Volksliedern I. 159, „bist du gestorben meinethalb, will deinethalb ich sterben."

Der Schleier.

Eine junge Herzogin bat den Wächter, sie heimlich zu ihrem Buhlen hinauszulassen. Er duldete es. Da unter der Linde, als sie auf ihn wartete, kam ein wilder Zwerg und entführte sie. Zum Zeichen, daß sie da gewesen, warf sie den Schleier auf den Baum. Der Zwerg brachte sie zu seiner Mutter, die ihn ermahnte, sie schnell wieder zurückzuführen, weil Mord und groß Herzeleid daraus entstehen würde. Der Zwerg führte sie zurück, aber schon hatte ihr geliebter Ritter sich unter der Linde erstochen und sie stürzte sich nun in dasselbe Schwert. Der Wächter wurde grausam hingerichtet. Görres, altd. Volks- und Meisterlieder S. 191. Ambraser Liederb. 303. Wunderhorn II.

243. Auch altholländiſch in Hoffmanns horae belg. II. 105. Dieſe deutſche Dichtung iſt originell und nicht zu verwechſeln mit einer Bearbeitung der antiken Sage von Pyramus und Thisbe in Wunderhorn I. 265. Erlach I. 116.

Das Lied beginnt ſchön: es wohnet Lieb bei Liebe, dazu groß Herzeleid.

Die Gräfin von Orlamünde:

Agnes von Orlamünde, eine junge Wittwe, liebte den ſchönen Landgrafen Albrecht von Nürnberg (1293), der aber ſagte: „Wenn nur vier Augen nicht wären!“ Sie bezog das auf ihre zwei Kinder und ließ ihnen durch die Augen ins Hirn ſtechen. Vergebens flehten ſie den Mörder an: „Lieber Hager, laß mich leben, will dir Orlamünde geben“. Als aber Albert die Schandthat erfuhr, ſagte er zur Gräfin: ich meinte nicht der Kinder Augen, ſondern unſre eignen, die nicht zuſammen taugen. Volkslied in Wunderhorn II. 232 aus Wildenfels select. antiqu. II. 33.

Sie wurde gefangen geſetzt und ſoll als weiße Frau in den Häuſern ihrer fürſtlichen Nachkommen umgehen. Ihr Bildniß iſt das Titelkupfer zu Jung-Stillings Geiſterkunde. Vergl. Lucä, Grafenſaal 373. Falkenſtein, Nordgau. Alterth. III. 151. Grimm d. S. Nr. 579. Hormayr, Taſchenbuch 1826, S. 311. Vergl. über die weiße Frau die Sage der Bertha von Neuhaus (Thl. I. S. 147). Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 119 wagt nicht zu entſcheiden, ob die berühmte weiße Frau des Berliner Schloſſes dieſe Bertha oder die Orlamünderin ſey.

Sehr merkwürdig ſind auch die Volkslieder von der buhleriſchen Königin, im Grundgedanken gewiß ſehr alt.

Amalberga, die geſchichtlich berühmte Königin von Thüringen, die ſtolze Gemahlin Hermanfrieds, deſſen Untergang ſie herbeiführte, lebt in der Volksſage noch fort als eine unterirdiſche Königin, die nichts mehr mit der hiſtoriſchen Perſon gemein hat, ſondern auf die alle Züge der Frau Venus im Venusberge übertragen ſind. Nach Bechſteins Sagenſchatz des Frankenlandes I. 137 hauſt ſie nämlich als wunderſchöne Frau im Hammelberge. Ein junger Hirte gelangte zu ihr. Sie reichte ihm die Blume, aber er war ſo beſcheiden, ſich damit zu begnügen und nichts von den vor ihm ausgebreiteten Schätzen zu nehmen, worauf die Blume in ſeiner Hand ſich in Gold verwandelte. Weiter erzählt man nach Bechſtein, Amalberga hauſe in einem Thurme der Ruine Saaleck ganz wie Frau Venus, locke ſchöne Jünglinge hinein, verführe ſie und gebe ihnen dann den Tod.

In Bergmanns Ambraſer Liederbuch S. 322 wird ein altdeutſches Volkslied mitgetheilt, welches die Sage von der buhleriſchen Königin mit den Sagen vom berühmten Albertus Magnus vermiſcht.

Eine ungenannte Königin lockte ſchöne Jünglinge zu ſich, verführte ſie und ließ ſie dann ins Waſſer werfen. Das wiederfuhr auch dem Albertus Magnus, allein vermittelſt ſeiner Zauberkunſt blieb er auf dem Waſſer ſchwimmen. Die Königin ließ Pfeil auf Pfeil nach ihm ſchießen, die ihn aber nicht trafen. Endlich ſchwang er ſich auf in die Luft, ließ ſich auf einem Thurm mitten im Walde nieder, fing eine Menge Vögel und ließ ſie mit Papieren, auf die er der Königin Frevel geſchrieben hatte, wieder fliegen. Viele von den Vögeln wurden gefangen, wodurch die Ruchloſigkeit der Königin an den Tag kam. Da ſie aber ihre Kleider zerriß und Buße that, verzieh er ihr. Nach einem andern alten Volksliede im Wunderhorn II. 237 und in den Meiſterliedern von Görres S. 193 pflegte die von Albertus bekehrte Königin als Nonne in ihrer Zelle neun Vögel, die Seelen der von ihr ermordeten neun Buhler, bis ſie ſich in Engel verwandelten und ſie zum Himmel führten. Ganz daſſelbe erzählt eine böhmiſche Sage von der Herzogin Pietiſylla. Hormayr Taſch. 1834. S. 332.

Auch von der Königin Johanna von Navarra, Gemahlin Philipps IV. von Frankreich, wird erzählt, ſie habe ihre jungen Buhler in der Seine ertränkt, bis der Pariſer Student Buridan es gemerkt und ſich beim Sturz in's Waſſer in einem Kahn voll Heu habe auffangen laſſen. Am andern Tage habe er alle Vögel in Paris gekauft und ihnen Zettel angebunden, wie Albertus. Aus einer Leipziger Handſchrift in Haupts Zeitſchr. II. 362 mitgetheilt. Daſelbſt wird auch das lateiniſche Gedicht des Johannes Secundus (opp. 1651 S. 119 und 276) citirt, worin das Nämliche von der Königin Blanka von Caſtilien berichtet wird. In Noreja 1837 S. 117 lieſt man daſſelbe von der ſchönen Salamanca, Burggräfin zu Spital. Und in Sartorius Reiſe zum Glokner I. 186 von der berüchtigten Margaretha Maultaſch in Tirol.

In einem merkwürdigen Volksliede (Wunderhorn II. 271. Erl. IV. 28. Hoffmann, ſchleſ. Volkslieder Nr. 6) heißt es:

Ein Ritter ſteigt vom Roß auf einen Baum einer ſchönen Turteltaube nach, fällt und bricht das Herz. Sterbend bietet er ſeinem Schildknecht ſein Weib, ſein Roß, ſeine Hunde an, aber der Schildknecht nimmt nichts an als ein weißes Hemde, um ihm ins Paradies zu folgen. Das iſt die Treue des Waffenknechts, der ſeinen Herrn auch im Tode nicht verläßt, uralt heidniſch.

Das hungernde Kind.

Mutter gib mir Brod, ruft das Kind und die Mutter antwortet ſtets mit dem Refrain: warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir ſäen, morgen

wollen wir ſchneiden, dreſchen, malen, backen. Als das Brod gebacken, war das Kind todt. Uhlands Volksl. I. 119. 4

Ich reihe hier noch eine kleine Anzahl von Dichtungen und Sagen an, die, wenn auch nicht mehr in der Form des Volksliedes vorkommend, doch ganz ähnlichen Stoff enthalten und zum Theil wohl auch aus verlorenen Volksliedern entlehnt und uns nur in Proſa erhalten ſind.

Einer der berühmteſten Stoffe dieſer Art iſt der, welchen noch zuletzt Leopold Graf Stolberg unter dem Namen der „Büßenden“ in einer Romanze behandelt hat. Er findet ſich ſchon in den gestis rom. 56 und den Novellen der reine Margritho 32. Hier heißt es:

Karl VIII. ſchickte den Herrn von Bernage nach Deutſchland, der unterwegs verirrend bei einem deutſchen Edelmann einſprach und eben mit ihm zu Nacht ſpeiſte, als eine bleiche Dame mit ganz kahlem Kopf hereintrat, ſtumm aß und aus einem Todtenſchädel trank. Er erfuhr, es ſey die Gemahlin des Edelmannes, die mit einem Jüngling gebuhlt habe. Dieſen habe der beleidigte Gatte umgebracht, ſein Gerippe im Zimmer des treuloſen Weibes aufgehangen und ſie gezwungen, täglich aus ſeinem Schädel zu trinken.

Denſelben Stoff behandelt ein ſpaniſches Drama. v. Schack, dramatiſche Lit. II. 485. Man ſieht, die Sage hat ſich bei den romaniſchen Nationen ausgebildet und enthält die Erinnerung an die deutſche Sittenſtrenge, welche den Romanen befremdlich und allzugrauſam erſchien. Stolberg hätte dieſen tiefen Sinn der Sage erfaſſen und den ſtrengen Eheherrn nicht zum Schluß, wie den Hahnreih in Kotzebues Menſchenhaß und Reue erweicht und verſöhnt darſtellen ſollen. Indeſſen wird dieſelbe Sage in Pauli Scherz und Ernſt, Ausgabe 1535 Nr. 205 nach Spanien verlegt. Hier heißt es:

Ein Kaufmann in Spanien kam unterwegs zu einem Edelmann im Königreich Leon, der bei Tiſch ein bärtiges Haupt in einer Schüſſel auftragen ließ, in Gegenwart ſeiner Frau und Töchter. In der Schlafkammer, wo der Kaufmann ſchlief, fand er noch zwei aufgehenkte Leichen. Der Edelmann erklärte ihm dann, der Kopf ſei der eines Ritters, der ihm ſeine Frau verführt habe, und die Leichen ſeien Verwandte von ihm, die des Ritters Freunde umgebracht hätten, und deren Anblick ihn täglich zur Rache reize.

In Mone's Anzeiger VI. 311 hat Frhr. v. Laßberg die romaniſchen Quellen der bekannten, von Zumſteg in Muſik geſetzten Ballade des Grafen Stolberg „die Büßende“ zuſammengeſtellt, dazu Bandellos Novelle,

Markos Obregon (von Tieck überſ. II. 33) ꝛc., aber den deutſchen Vaull vergeſſen, und auch das ähnliche Gedicht in der altengliſchen Ballade, Zürich 1780 II. 140. Vergl. Hans Sachs Werke I. 130.

Sehr alterthümlich und vielleicht noch einem heidniſchen Mythus entlehnt iſt das Märchen vom Droſſelbart.

Eine übermüthige Königstochter wies alle Freier mit Spottreden ab, unter andern auch einen jungen König, deſſen Kinn ſie ſo lang wie einen Droſſelſchnabel fand, weshalb er den Spottnamen Droſſelbart bekam. Da verkleidete ſich D. als Spielmann und ſpielte ſo ſchön vor dem König, daß dieſer ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, ſie mochte wollen oder nicht. Als ſie nun mit dem Spielmann zu Fuß fortging, hörte ſie überall, das ſchöne Feld, die ſchöne Wieſe, der ſchöne Wald gehöre dem König Droſſelbart. Wie bitter bereute ſie nun, dieſen reichen König verſchmäht zu haben. Inzwiſchen mußte ſie ihrem armen Mann Geld verdienen helfen und auf dem Markte Töpfe feil bieten. Da ritt ihr ein trunkener Huſar in die Töpfe und ſie hatte die größte Angſt vor dem Zorn ihres heimkehrenden Mannes. Dieſer aber meinte, ſie tauge nicht zum Verkaufe, ſie ſolle daher beim König Küchenmagd werden. Dies geſchah. Da feierte König Droſſelbart ſeine Hochzeit und betrübt ſah auch die Magd von ferne zu, als plötzlich Droſſelbart auf ſie zuging, ſie in ihren ſchlechten Kleidern in den Saal zog und als ſeine Braut proklamirte denn er und kein anderer war der Spielmann geweſen. Grimm, Märchen Nr. 52. Vgl. auch Pröhle, Märchen Nr. 2.

Echt deutſche Gemüthlichkeit waltet in der Sage vom armen Liebespaar.

Ritter Tuſchl zu Vilshofen, wo die Vils in die Donau mündet, heirathete alt noch ein junges Weib, ſie lief mit einem hübſchen Edelknaben davon, und nachdem er ſie lange geſucht hatte, fand er beide, ihn als Schuſter, ſie als Mutter eines Säuglings, arm aber glücklich beiſammen wohnen. Da beſchloß er, ihnen ihr Glück zu gönnen, zog heim, ſtiftete eine Kirche und ließ auf den Stiftsſtein die Verſe ſetzen:

Eine Gamſel auf dem Stein
Lockt mich in Wald hinein,
Zwei Hund an einem Bain
Ich Tuſchel bleib allein.

Adalbert Müller, die Donau I. 103.

Die geſchwinde Hochzeit.

Ein Fräulein von Schroffenſtein ſollte den reichen Herrn von Werdenfels heirathen, wartete ab, bis er einmal mit ihrem Vater den ganzen Tag hin-

durch auf der Jagd war, ritt auf die Burg ihres Bräutigams, ließ ſogleich, weil ſie dort ſchon als Herrin galt, eine Hochzeit anrichten und feierte ſie mit ihrem Geliebten, dem Grafen von Aſchenlohe. Als der Werdenfelſer heimkam, war alles ſchon vorbei und er hielt es für gerathen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Auerbacher, Büchlein für die Jugend S. 120.

Trauriger iſt die Sage von der Hochzeit zu Wieckenthal.

Ein Fräulein dieſes Hauſes heirathete den Junker von Schleinitz. Ihre Eltern veranſtalteten ein groſſes Hochzeitsfeſt mit Masken. Einige Herrn in Bärenpelzen geriethen beim Fackeltanz in Brand, das Feuer griff um ſich, auch der Bräutigam brannte ſchon lichterlohe, da warf ſich die zärtliche Braut in ſeine Arme und verbrannte mit ihm. Männling, Traumtempel S. 200.

In Alfons von Flugis Volksſagen von Graubündten 1843 findet ſich S. 94 die ſchöne Brautſage von Stürvis.

Ein Bräutigam wollte noch Gäſte laden zur morgenden Hochzeit, ermüdete auf dem Gebirg, lehnte ſich an einen Felſen im Schnee, entſchlummerte unter ſüßen Hochzeitsträumen und wachte nicht mehr auf. Des andern Tages ſuchte ihn die Braut in fieberhafter Angſt, verſtieg ſich hoch in den Gletſchern und verſchmachtete auf der andern Seite des nämlichen Felſens. Nur wenige Schritte von einander fand man beide Leichen.

Vom Liebenbach bei Spangenberg in Heſſen meldet die Sage, er ſey von zwei Liebenden gegraben, die einander nur unter der Bedingung ſollten heirathen dürfen, daß ſie eine gute Quelle vom Berge bis in die Stadt leiteten. Sie gruben 40 Jahre lang und als ſie fertig waren, ſtarben ſie. Grimm, deutſche Sagen I. Nr. 105.

Eine mehrfach wiederholte Sage vom traurigen Wiederſehen lange getrennter Gatten.

Aus Laudeck, einem jetzt wüſten Schloß in Tirol, zog ein Ritter einſt ins h. Land und kam glücklich wieder heim. Da ſah er ſeine geliebte Frau ihm ſchon mit dem Tuch aus dem Fenſter zuwinken und ſtürzte ſich mit dem Roß in den Teich vor der Burg, aus Ungeduld, um ſchneller bei ihr zu ſein. Aber er ertrank. Schaubach, die Alpen II. 15. — Ganz eben ſo wird von einem Ritter von Huntheim erzählt, der auf der Moſel heranfahrend ſeine geliebte Braut Giſela am Ufer erblickte und zu früh aus dem Schiff ſpringend, ertrank, worauf ſie das Kloſter Stuben baute. Wenk, des Moſelthales Sagen S. 193.

Schöne und uralte Sagen im deutſchen Volke erinnern an ganz ähnliche, die in Skandinavien noch in der Form des Volksliedes erhalten ſind. So die vom ſingenden Knochen.

Ein großes Wildschwein verheerte die Aecker, wer es erlegte, dem wollte der König seine Tochter geben. Zwei Brüder zogen gegen dasselbe aus, dem jüngern gab ein kleines Männlein einen Spieß, womit er das Schwein erlegte, aber der ältere Bruder stieß ihn aus Neid ins Wasser, gab sich für den Erleger des Schweins aus und bekam die Prinzessin. Da fand einmal ein Hirt im Wasser einen Knochen und machte sich eine Flöte daraus, aber die Flöte sang von selbst und erzählte die Mordthat des bösen Bruders. Dieser wurde nun entlarvt und bestraft. Grimm, Märchen Nr. 28. Aus Hessen, eben daher ein zweites Märchen, worin statt des Schweins ein Bär erlegt wird.

Eine Mutter schickt ihre beiden Kinder in den Wald, eine gewisse Blume zu suchen, wer sie finde, werde König werden. Das Mädchen fand die Blume, aber der Knabe erschlug sie deshalb, nahm die Blume für sich und wurde König. Nach langer Zeit fand einmal ein Hirtenknabe auf der Weide einen kleinen Knochen von jenem Mädchen, machte sich daraus eine Flöte und kaum blies er darauf, so sang die Flöte und erzählte alles, was geschehen war. Ein Ritter kaufte dem Knaben die Flöte ab und ließ sie einmal vor der alten Königin singen. Da stieß diese den bösen Sohn vom Thron und weinte, bis sie starb. Märchen aus dem Aargau, mitgetheilt von Wackernagel in Haupts Zeitschrift III. 35. Hat ganz die Abrundung eines Volksliedes.

Pauli Scherz und Ernst Nr. 535 der Ausg. von 1535 hat uns eine schöne Sage von der Freudenburg aufbewahrt, in welcher die Sage vom Venusberg mit der vom steinernen Gast (Don Juan) verbunden ist.

Zwei Ritter verabredeten, wenn einer Hochzeit feire, solle der andere sein Gast seyn und ihm bei Tische dienen. Einer starb. Als der andere Hochzeit machte, erschien der Geist des Verstorbenen und erfüllte seine Pflicht bei der Tafel. Nachher lud er aber den lebenden Freund auch bei sich zur Hochzeit ein auf einen bestimmten Tag und verschwand. An dem gedachten Tage nun erschien ein weißes Pferd mit zwei weißen Hunden. Der Ritter bestieg das Pferd und kam pfeilschnell durch einen Wald zu eines Priesters Haus. Nachdem er hier abgestiegen und gebeichtet, gelangte er zu einer Burg, in der „die hübschesten Menschen" vereinigt waren und eine „Freude ohne Ende" herrschte. Sein Freund empfing ihn aufs Beste und nachdem er sich ein Paar Stunden höchlich ergötzt, nahm er wieder Abschied. Als er aber aus der Burg trat, war das Priesterhaus, waren die Wälder verschwunden, war alles angebautes Feld und erhob sich hier eine prächtige Abtei. Als der Ritter sich nun hier erkundigte, erfuhr er, es seyen 200 Jahre vergangen, seit er in die Burg eingetreten.

Ich schließe mit einigen schönen Sagen vom Dank der Todten.

Hug von Heigerloch aus Schwaben, pilgert nach St. Jakob in Spanien,

trifft unterwegs mit einem andern Pilger, einem bayeriſchen Grafen, zuſammen und pflegt ihn nicht nur in ſeiner Krankheit, ſondern beladet ſich auch noch, als er ſtirbt, mit ſeiner Leiche, um dieſelbe an den Wallfahrtsort zu bringen, und ſetzt ihm wie einem Lebenden täglich Speiſe und Trank vor. Zu St. Jakob in Compoſtella angelangt lebt die Leiche wieder auf. Beide kehren heim. Der Graf erzählt alles ſeiner Mutter, vergißt aber darüber ſeinen ſchwäbiſchen Gefährten, der ſtill weiter wandert. Der Graf heirathet und bekommt einen Sohn. Da hört er, Hugs Eltern ſeyen vom Ausſatz befallen und könnten nur durch das Blut eines Kindes geheilt werden. Sogleich opfert er ſein eigenes Kind für ſie, das aber wieder lebendig wird. Handſchrift in Wolfenbüttel. Hagens Germania VII. 323.

Ein junger Kaufmann, den ſein Vater ausgeſchickt, gibt all ſein Geld aus, um einen todten Mohren ehrlich begraben zu laſſen. Zum Dank rettet ihn der Geiſt des Mohren aus Todesgefahr. Als der Kaufmann heimkommt, findet er bei ſeiner Frau einen ihr aufgedrungenen fremden Bräutigam, gibt ſich aber zu erkennen. Da verlangt der Geiſt des Mohren, daß er ihm ſein einziges Kind opfere. Der Kaufmann will es thun, aber der Mohr erklärt, er habe ihn nur prüfen wollen, und macht ihn glücklich. Wolf, deutſche Hausmärchen 243.

5.

Geſchichtliche Volksſagen.

Wann die vielen poetiſchen Sagen, von denen ich hier handeln will, entſtanden ſind, läßt ſich nicht mehr ermitteln. Viele ſind gewiß uralt und erſt auf ſpätere hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe übergetragen. Man kann nicht einmal behaupten, ſie ſeyen aus der einheimiſchen Mythe entlehnt, denn, faſſen wir zum Beiſpiel den Urſprung der Welfen in's Auge, ſo hat ſchon Leo in „des deutſchen Volkes Urſprung und Werden“ S. 72 f. die Entdeckung gemacht, daß eine ganz ähnliche Sage ſchon in dem alten indiſchen Heldengedicht Mahabharata vorkommt. Daſſelbe Motiv findet ſich auch in der oben ſchon erwähnten alten longobardiſchen Sage vom Lamiſſio. Die Sage wanderte alſo durch die Jahrtauſende von Volk zu Volk. Die Welfenſage iſt folgende:

Das edle Geſchlecht der Welfen (noch jetzt regierend in England, Hannover und Braunſchweig) hatte ſeinen Stammſitz zu Altorf bei Ravensburg, unfern vom Bodenſee. Graf Iſenbart, der Welfe, war vermählt mit Irmentraut. Dieſe ſchalt einſt eine Bettlerin mit Drillingen, weil man vormals Zwillinge

und führt ſie endlich zu lebendiger Erfaſſung großer, feſt begründeter Geſetze, mit deren Erkennung eine neue Welt für den Geiſt entdeckt iſt. Ich gebe zu, daß die Richtung des Mathematikers für das Reich der Ideen eine gefährliche iſt, daß ſie hier allerdings, wie auch die Schotten beweiſen, zu einem gewiſſen Vernünfteln, hauptſächlich aber zu einſeitigen Urtheilen führen kann. Der Mathematiker liebt es, Alles auf Kräfte zurückzuführen, die ſich wägen, meſſen und berechnen laſſen. Aber viel mehr, als man glaubt, hängt von Kräften ab, deren Berechnungsfähigkeit, wenigſtens auf mathematiſchem Wege, ſehr zu bezweifeln iſt, oder zu deren Beurtheilung es jedenfalls leichtere und ſicherere Wege gibt. Aber für das Reich des Techniſchen iſt die Mathematik die beſte Bildnerin. Sie iſt nicht bloß in weit höherem Grade, als Herr B. R. glaubt, unentbehrlich als Vorkenntniß, als Grundlage dieſes Gebietes; ſie iſt es auch, die den Geiſt für das geiſtvolle Wirken in demſelben bereitet, ihm die Richtung gibt, auf der er mit Sicherheit in demſelben walten und mit ſcharfen Blicken das Richtige finden mag. — Dann kann ich dem Gegner keineswegs in der Anſicht beiſtimmen, daß die Mathematik nur für das reifere Alter ſey.' Ihre Anfangsgründe ſind ſchon dem früheſten faßlich und ſind gerade dem früheren Alter, das ſie wie Räthſelſpiel anſieht und das ſich an allem ergötzt, was weiter nichts fordert als Aufmerkſamkeit, Gedächtniß und einen durch mechaniſche Uebung zu bildenden Scharfſinn, angenehmer als dem ſpäteren auf den Gelehrtenſchulen, das ſchon in die Ideenwelt eingeführt iſt. Auf die höheren Stufen der Mathematik mit ſelbſtforſchendem Geiſte zu gelangen und dieſer Stoffe wahrhaft Meiſter zu werden, dazu iſt allerdings nur Wenigen Kraft und Sinn gegeben. Aber Vielen, bei vernünftiger Leitung Allen, iſt es möglich, die Früchte dieſer höheren Strebungen zu pflücken, Kenntniſſe darin einzuſammeln und für praktiſche Anwendung zu bewahren.

Mathematik muß die Baſis der niederen Gewerbsſchulen in gleichem Sinne, wie Grammatik die der niederen Gelehrtenſchulen ſeyn. Die Religionslehre, die allerdings in den allgemeinen Volksſchulen dieſelbe Aufgabe hat, und bei der es darauf ankommt, den Kindern einen unerſchütterlichen Glauben zur Mitgift ins Leben zu geben, würde, nach unſerem Plane, nur in den für die mit rein körperlicher Arbeit beſchäftigten Stände beſtehenden Schulen

und Drillinge als Beweise willkürer Untreue ansah. Die Gräfin aber wurde für diese Mißhandlung der unschuldigen Bettlerin bestraft, indem sie selbst auf einmal zwölf Knaben gebar. Sie übergab dieselben einer Dienerin, um sie ins Wasser zu tragen. Der begegnete der Graf und frug, was sie in dem Korbe habe? Welfe (junge Hunde) sagte sie. Er aber deckte den Korb auf, fand die Knaben, ließ sie heimlich erziehen und verzieh der Gräfin. Davon bekam sein Geschlecht den Namen. Bucelinus Monach. Weingart. in Germania sacra II. 363. Crusius, annales I. 337. Dieselbe Sage wiederholt sich in den adeligen Geschlechtern der Hund, der Rüdt ꝛc.

Am schönsten ist die Welfensage behandelt in einem Märchen der Leipziger Handschrift, gedruckt in Haupts altd. Blättern. I. 128 f.

Ein junger Edelmann findet auf der Jagd ein reizendes Wünschelweib, die sich eben nackt badet und eine goldene Kette in der Hand hält. Bei dieser faßt er sie, zieht sie zu sich und behält sie. Sie gebärt aber sieben Kinder auf einmal, sechs Söhne und eine Tochter; ihre böse Schwiegermutter legt ihr sechs junge Welfe unter und will die Kinder tödten lassen, aber mitleidige Knechte setzen sie im Walde aus. Die unschuldige junge Mutter wird nun der Untreue angeklagt und verurtheilt, in einem engen Raum eingesperrt zu bleiben, so daß nur ihr Kopf hervorragt, über dem alle im Hause sich die Hände waschen und an dessen schönen Haaren sie sich dann abtrocknen. Die Kinder unterdeß leben im Walde, und werden einmal von ihrem Vater gesehen. Seine böse Mutter erfährt es und schickt einen Knecht hinaus, der findet die sechs Brüder als Schwäne auf dem Wasser, nimmt ihre am Ufer liegenden goldnen Kettchen weg und bewirkt so, daß sie Schwäne bleiben mußten. Nur das Schwesterchen war ihnen entkommen und sie pflegt nun ihre Schwanenbrüder, bis der Vater sie wieder findet und sie wieder zu Menschen gemacht, auch der Mutter Unschuld erkannt wird. Die böse Schwiegermutter muß fortan den Platz einnehmen, den die Unschuldige verlassen.

Eine andere Welfensage scheint eben so alt und weitverbreitet.

Eticho der Wolf, mächtiger Dynast zu Altorf am Bodensee, wollte im schwäbischen Sinn allodialfrei bleiben und sich niemals dem fränkischen Lehenwesen fügen. Gegen seinen Willen nahm sein Sohn Heinrich reiches Lehen vom Kaiser Ludwig dem Deutschen, der ihm in Bayern so viel Land gab, als er in einem goldnen Wagen an einem Vormittag umfahren konnte; Heinrich fuhr aber im Galopp mit unterlegten Pferden. Eticho zog sich zornig in den Scherenzer Wald zurück mit 12 Edelleuten. Annalista saxo p. 660 Ludwig rel. VIII. 150. Bethos Sassenchronik zum Jahr 814. Nach einer anderen Nachricht im Reinecii expos. de Welforum prosapia p. 23 umfuhr Heinrich das Lehen mit einem goldenen Pfluge, während der Kaiser schlief. Die Sage hat einen rein historischen Charakter und drückt sehr glücklich den Gegensatz zwischen alemannischem Freieigenen und fränkischem Dienstlehn aus.

Ganz ähnliche Sagen von Erwerbung eines Lehens durch Umreiten oder Umſchreiten kehren noch oft in der deutſchen Sage wieder. Vergl. Panzer, Beitrag 74. Schwab, Ritterburgen der Schweiz II. 45. Harrys, niederſächſ. Sagen I. 46. Bechſtein, fränkiſche Sagen I. 175. Deslus, Harzburg, 287. Sie findet ſich auch in Legendenform.

S. Luſthildis, ein frommes Mädchen, heilte eine Wunde Karls des Großen, die ihm auf der Jagd ein Hirſch geſtoßen, durch bloße Berührung mit ihrer Spindel, da ſie überdieß den Ertrag ihres Fleißes den Armen zu geben pflegte, gelobte ihr Karl ſo viel Land zu ſchenken, als ſie, während er ſchlafe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Sie ſetzte ſich nun zu Roß, ließ die Spindel am Faden hinter ſich ſchleifen und umringte ein weites Gebiet, das nach ihr Luſtelberg genannt wurde. Simrock, Kerling, Heldenbuch 1848, S. 120.

Aehnlich die Legende vom h. Florentinus, Königshofen, elſäß. Chronik, 235, und vom h. Bernhard. Wolfs deutſche Märchen Nr. 286.

Eine ſehr alte Erinnerung ſcheint ſich auch in der ſeltſamen Sage vom Urſprung der Zähringer erhalten zu haben.

Ein Köhler ſchmelz zufällig aus der Erde, mit der er ſeinen Kohlenhaufen bedeckte, eine Menge Silber, wiederholte das Experiment, wurde unermeßlich reich und half dadurch einem auf dem Kaiſerſtuhl im Breisgau wohnenden vertriebenen König wieder zu ſeinem Reiche. Der König machte ihn aus Dankbarkeit zum Herzog von Zähringen und gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Da wurde der Köhler ſo übermüthig, daß er einmal, um bei ſeiner Mahlzeit auch Menſchenbraten zu koſten, einen Knaben ſchlachten ließ. Nachher aber kam ihn ſo große Reue an, daß er zur Sühne die beiden Klöſter St. Ruprecht und St. Peter im Schwarzwald baute. Chronik von Freiburg hinter Schillers Königshoven S. 44. Grimm, deutſche Sagen Nr. 531. Schreibers Sagen I. Nr. 55. Schnezler, bad. Sagenbuch I. 351.

Eine Menge ſogenannter Sagen ſind aus bloßen Namenſpielen entſtanden, indem man ſpäter Orts- und Geſchlechtsnamen zu deuten verſuchte. Dahin gehören ſehr alte Sagen, z. B. die von Antwerpen (Handwerf).

Ein Rieſe ſoll die Leute über die Schelde geführt, wenn ſie aber nicht zahlen konnten, ihnen die Hand abgehauen haben, bis Held Braben ihm ſelbſt die Hand abhieb und ſie mitten in die Schelde warf, ſo weit der Fluß zu Brabant gehört. Wolf, niederl. Sagen Nr. 53.

Sehr eigenthümlich iſt folgende Sage.

Lyderik wurde von einem Einsiedler erzogen, nachdem der Riese Finard seinen Vater erschlagen und seine Mutter gefangen hatte. Herangewachsen tödtete er den bösen Riesen und wurde erster Graf von Flandern. Einst traf er auf der Jagd die schöne Idema, Tochter des fränkischen Königs Lothar, die entführt worden war, deren Entführer aber über einander selbst hergefallen waren. Lyderik heirathete sie. Sie trug goldene Königskleider, er nur einen grauen Kittel, die Kinder aber trugen halb Gold, halb grau. Da kam einmal der König auf der Jagd verirrt zu ihnen, wurde gut von ihnen bewirthet, erfuhr alles und bestätigte ihre Ehe. Lyderik verwaltete Flandern mit solcher Gerechtigkeit, daß er seinen eigenen Sohn Jegeram, als er einigen Mädchen Obst wegnahm, ohne es zu bezahlen, hinrichten ließ. Nach der excellenten Chronik von Flandern in Wolfs niederl. Sagen Nr. 65–67.

Von Heinrich von Kempten erzählt ein Gedicht des Konrad von Würzburg, herausgegeben von Hahn 1838:

Kaiser Otto der Große feierte das Osterfest in Badenberg, da nahm der junge Herzog von Schwaben vor Tisch ein Stück Brod von der Tafel. Der Truchseß schlug ihn dafür mit seinem Stabe, sein Hofmeister, Ritter Heinrich von Kempten aber schlug dafür den Truchseß todt. Der Kaiser kam dazu und befahl, den Mörder hinzurichten. Aber Heinrich sprang auf den Kaiser zu, packte ihn beim Barte und drohte ihn umzubringen, wenn er den Befehl nicht widerrufe. Otto that es. Zehn Jahre später erfuhr Heinrich, als er gerade im Bade saß, der Kaiser sey in Gefahr vor Feinden. Da sprang er nackt aus dem Bade, ergriff sein Schwert und rettete den Kaiser, der ihn reich belohnte. „Darum soll jeglicher Ritter keck von Gemüthe seyn."

Dieselbe Sage wird auch in den Chroniken von Gottfried von Viterbo, Königshoven und Cruſius erzählt. Vergl. Grimm, deutsche S. Nr. 466. Eine der lieblichsten Sagen ist die vom Schloß Oberstein im Murgthal.

Kaiser Otto der Große belagerte im lothringischen Kriege unter anderm die Burg Oberstein (bei Baden), deren Graf es mit dem Feinde hielt. Da sich der Graf tapfer wehrte, dauerte die Belagerung lange. Der Kaiser schrieb mittlerweile zu Speier ein Turnier aus, wohin auch der Graf sich begab. Da beim Tanz flüsterte ihm die schöne Kaisertochter zu: hüte dich, deine Burg soll erstiegen werden, während du abwesend bist. Sogleich sprengte der Graf heim und kam noch gerade zurecht, den Angriff abzuschlagen. Darauf täuschte der Graf die Kaiserlichen, indem er ihren Boten noch volle Kornböden und Keller zeigte, aber unter der Oberfläche des Korns lagen Lumpen und die Fässer hatten doppelte Böden und waren unten voll Wasser. Da gab der Kaiser dem Grafen Frieden und seine schöne Tochter. Cruſius annales suev. II. 108. Schreiber, Sagen I. Nr. 50. Grimm, deutsche Sagen

Nr. 470. Gar ſchön und naiv als Romanze behandelt von Uhland, der am Schluß den Grafen ſeiner Braut zuflüſtern läßt: hüte dich fein, heut wird noch ein Schlößchen gefährdet ſeyn.

Hatto, Erzbiſchof von Mainz in dem Zeitpunkt, in welchem die Karolinger ausſtarben, wurde Reichsverweſer, durch das Anſehen der Kirche die Einheit des Reichs erhaltend und den weltlichen Reichsvaſallen, die nach Unabhängigkeit und Auflöſung des Reichs ſtrebten, trotzend. Durch ihn kam das neue ſaliſche Königshaus auf den Thron. Der Haß ſeiner Gegner hat ihn ungerecht verleumdet.

Daher die Sage, er habe die Bauern mißhandelt und zur Strafe dafür hätten ihn die Mäuſe gefreſſen, obgleich er ſich vor ihnen in den mitten im Rhein ſtehenden Thurm bei Bingen geflüchtet habe. Der Thurm heißt bis auf den heutigen Tag Mäuſethurm, es iſt aber darunter nur Muſethurm, d. h. Waffenthurm von altdeutſcher Muſe (Muſquete, Muſterung) zu verſtehen, ſofern man ehemals die Waffengeräthe an beſonders ſicheren Orten barg. Den Namen hat nur die Sage willkührlich umgedeutet.

Aus noch älterer Zeit wird dieſelbe Mäuſeſage vom Polenkönig Popiel erzählt. Desgleichen von Biſchöfen von Köln, Straßburg, Osnabrück, von Königen von Wales und Dänemark. Vgl. Wolf, Zeitſchr. II. 405.

Die berühmte Sage von den Weinsberger Weibern knüpft ſich an den erſten Hohenſtaufiſchen Kaiſer Conrad III.

Als derſelbe die kleine ſchwäbiſche Stadt Weinsberg belagerte, in welcher Herzog Welf befehligte, bewilligte er der ausgehungerten Beſatzung nur den freien Abzug der Weiber mit ſo viel, als jede tragen könne. Aber die Herzogin trug ihren Gemahl auf dem Rücken heraus und eben ſo alle Weiber ihre Männer. Der Kaiſer aber ſagte: „was ich geſprochen, will ich halten," und gab alle frei. Chron. reg. I. Pantaleonis ad ann. 1140. Cruſius, ſchwäb. Chronik I. 388. Dieſelbe Sage wiederholt ſich aber auf deutſchem Boden noch überaus oft. Am Kappelmontag tragen in Brüſſel die Weiber ihre Männer ins Bett zur Erinnerung an eine ganz ähnliche Treue. Wolf, niederl. Sagen Nr. 543. Gleiche Treue bewieſen die Weiber bei der Belagerung von Harlem, daſ. Nr. 35. Schwanau in Elſaß, Alſabilder von Stöber S. 19. Von Ottenſtein, Montanus, Vorzeit von Cleve II. 253. Von Untersburg, Hocker, Moſelland 205. Von Randenburg und Algenau, Herrlein, Sprſart 76, 77. Von der Glauburg, Dieffenbach, Urgeſchichte der Wetterau 286. Von der Ebersburg, Schwarz, Buchenblätter 92. Von Windelburg, Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 237. Vom Naſſenberg, Freiligrath, das maleriſche Weſt-

phalen 214. Von Blumenfeld im Hegau, Schnezler, bad. Sagen I. 108. Vom Karpfenſtein und St. Georgenberg in Graubündten, Schwarz, Wanderbilder 1843 S. 91. 93. v. Alxgi 24. Von Hochgalfaun in Tirol, Staub, drei Sommer 208. Von Ahrens bei Minden, Steinau, Volksſ. 249. Von Hohenſtein, Pröhle, Unterharzſagen 173. Von Gerolderck, Stöber Nr. 123. Von Giebelſtadt, Schöppner Nr. 659. Von Frauenruhe, Kuhn, nordd. Sagen Nr. 255. Von Kridenſtein, Gottſchalk, Ritterburgen II. 118. Von Cantreck, Temme, Sagen aus Pommern Nr. 158. Von Neuhaus, Grävell, ſchleſ. Sagen 316. Von Gleiwitz, Kern, ſchleſ. Sagen 227.

In die Zeit der Hohenſtauffen gehört auch noch die Sage der Grafen von Arco.

Einſt liebte Ludwig, Herzog von Bayern, des erſten Otto von Wittelsbach Sohn und Nachfolger, die ſchöne Ludmilla, Wittwe des unbändigen Raubritters Albrecht von Vogen, und gelobte ihr auf ihr Verlangen vor dem Bilde dreier Ritter die Ehe, einen Schwur, den er zu brechen im Sinne hatte; plötzlich aber traten hinter dem Bilde drei lebendige Ritter hervor und nun mußte er den Schwur halten. Haupt, Aehrenleſe aus der Vorzeit S. 198, beſungen in Müllers Sagen der Bayern S. 139. Von Vogen an der Donau wurde nachher das Schloß Arco am Gardaſee benannt, wo die Nachkommen des Hauſes ſich niederließen.

Von den Grafen von Henneberg hat man eine hübſche Wappenſage:

1) Der welſche Ritter Poppo weilte lange in Welſchland in den Banden einer ſchönen Frau. Endlich riß er ſich los und entfloh nach Deutſchland. Da ſah er drei Hennen aufſliegen und baute an der Stelle ſeine Burg. Die welſche Dame reitete ihm nach und als ſie in die Gegend kam, hörte ſie Glocken läuten. Poppo war als erſter Graf von Henneberg eben geſtorben. Da riß ſich die Welſche aus Schmerz ihren ſchönen Haarzopf aus, der ſeitdem das Helmkleinod des Henneberger Wappens wurde, während in demſelben die Henne ihren Platz hat. Büſching, wöchentliche Nachrichten II. 382. 2) Der deutſche Graf von Henneberg zog nach dem h. Lande, gerieth in die Banden einer ſchönen Araberin, entfloh und nahm daheim ein deutſches Weib. Seine arabiſche Geliebte aber kam am Hochzeitstage an und riß ſich aus Gram den Zopf aus. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlands III. 230.

Weltberühmt iſt die Sage vom Grafen von Gleichen. Einer dieſes Geſchlechts, Sigmund, liegt zu Erfurt zwiſchen ſeinen beiden Frauen, Agnes von Querfurt und Katharina von Schwarzburg begraben, 1494. Der Anblick der beiden Frauen veranlaßte den Glauben, er habe beide

zugleich beſeſſen. Sagittarius, Gleichiſche Hiſtorie I. 5 ꝛc. Aventuren des Grafen von Gleichen. Bamberg 1730.

Graf Ernſt von Gleichen kam mit Ludwig dem Heiligen von Thüringen zu Kaiſer Friedrich II. nach Sicilien und begleitete nach dem Tode ſeines Herrn den Kaiſer ins h. Land, wo er gefangen wurde, als Gärtner bei einem Sultan diente und von der ſchönen Melechſala, Tochter des Sultans, befreit wurde, indem ſie mit vielen Schätzen ſich von ihm entführen und taufen ließ. Unterwegs warf ſich das Pärchen dem Papſt zu Füßen, der dem Grafen erlaubte, neben ſeiner rechtmäßigen Frau, die daheim auf der Burg Gleichen ſaß, noch dieſe zweite zu ehelichen. Dann zogen ſie heim und die erſte Frau willigte ein, die zweite neben ſich zu dulden. Die Gegend, wo beide Frauen ſich zuerſt begrüßten, heißt noch das Freudenthal.

Dieſelbe Sage wird von dem Herrn von Rodenſtein (Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 235), Montfort (Steub, drei Sommer, 154), von dem von Jagow (Temme, Sagen der Altmark) und nach einem altfranzöſiſchen Gedicht von dem Herrn Guillon de Tranigny erzählt.

Eine der ſchönſten und jedenfalls merkwürdigſten hiſtoriſchen Sagen des deutſchen Volkes hat zur älteſten Quelle den ſchon oben mitgetheilten Mythus von Wieland, deſſen Bruder Egill auf Befehl des böſen König Nidung einen Apfel vom Kopfe ſeines Vaters ſchießt. In die geſchichtliche Zeit wird dieſer Mythus zuerſt verlegt in Dänemark. Saxo Grammaticus hist. Dan. X. 166 erzählt von einem gewiſſen Toko, der den Dänenkönig Harald Blaatand (Blauzahn) erſchoß.

Harald hatte ihn ſchwer beleidigt und ſeinen Trotz gereizt. Im Uebermuth befahl er ihm, den Apfel vom Kopf ſeines Sohnes zu ſchießen. Als Toko dies gethan, fing ihn der König, warum er noch einen zweiten Pfeil zu ſich geſteckt habe? Toko antwortete: mit dieſem hätte ich dich getroffen, wenn ich meinen Sohn verletzt haben würde. Dafür wurde er gefangen in des Königs Schiff geſchleppt, mußte im Sturm rudern helfen, befreite ſich durch einen Sprung, lauerte dem König nachher auf und erſchoß ihn.

Daß dieſe däniſche Erzählung nur Sage und keine wahre Geſchichte iſt, hat Dahlmann in ſeiner däniſchen Geſchichte nachgewieſen. König Harald iſt auf ganz andere Art geſtorben. — Die Sage wiederholt ſich auf däniſchem Boden ſelbſt. Im Kriege des Dänenkönigs Chriſtian I. mit dem empörten Landvolk der Marſchen wurde ein Anführer der letzteren, Henning Wulf, vom König gefangen, mußte auf deſſen Befehl einen Apfel vom Kopf ſeines Sohnes ſchießen und drohte dem Tyrannen mit

dem zweiten Pfeile. Müllenhoff Nr. 66. Ebenso heißt es in einer rheinischen Sage von einem gewissen Puncker, einem berühmten Bogenschützen, Fürsten und Adel hätten ihn einmal gezwungen, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen, und als er es gethan, habe er ihnen erklärt, wenn er gefehlt hätte, würde er mit dem zweiten Pfeil unter die Herren geschossen haben. Malleus maleficarum II. 16. — Die Sage findet sich auch in England wieder, hier heißt der Held William of Cloudesles und schießt den Apfel vom Kopf des Sohnes auf Befehl des Königs.

Berühmter aber als alle diese nördlichen Sagen ist die südliche von **Wilhelm Tell**. Sie wurde erst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt und lautet nach der Chronik des Tschudy:

> Kaiser Albrecht I. wollte den freien Schweizern in den Alpen ihre angestammte Freiheit rauben und setzte den grausamen Landvogt Geßler über sie. Dieser, um sie gründlich zu knechten, baute die feste Burg Zwing-Uri und befahl, das Landvolk solle vor seinem auf einer Stange befestigten Hute sich so tief beugen als vor ihm selbst. Da ging Wilhelm Tell mit seinem kleinen Sohne vorbei, ohne den Hut zu grüßen, und ward ergriffen. Der Landvogt wollte ihm das Leben lassen, wenn er, als ein berühmter Armbrustschütz, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes herabschösse. Tell that es und traf den Apfel. Da frug ihn Geßler, warum er noch einen Pfeil zu sich gesteckt habe? Um dich, war die Antwort, zu erschießen, wenn ich mein Kind getroffen hätte. Geßler ließ den Tell fesseln und nahm ihn mit über den Vierwaldstädtersee. Ein heftiger Sturm auf dem See aber nöthigte ihn, dem Tell die Ketten abnehmen zu lassen, damit er, als der stärkste Mann im Schiffe, rudern helfe. Da ersah Tell die Gelegenheit, faßte seine Armbrust und sprang auf einen Felsen, welcher der Aren hieß, indem er das Schiff mit gewaltigem Fußstoß hinter sich in's Wasser zurück schleuderte. Dann lauerte er dem Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnacht unter dem Rigi auf und erschoß ihn mit seinem letzten Pfeil.

Die Schweizer Sage hat sich ohne Zweifel ganz unabhängig von der dänischen ausgebildet. Saxo Gr. lebte und schrieb zwar im 12. Jahrhundert und Tell soll erst im Beginn des 14. Jahrhunderts gelebt haben, Saxo's Buch wurde aber erst 1514 gedruckt. Wahrscheinlich schöpfte die Sage im Süden wie im Norden gemeinschaftlich aus einer älteren mythischen Quelle. Es gibt sehr ausführliche Schriften über die Tellsage, die beste von Ideler 1836, dann die von Häuser 1840. Tell kann wirklich existirt haben, so daß nur die Züge der alten Sage, zunächst in

Volksliedern, auf ihn übertragen wurden. Bemerkenswerth ist, daß der dänische Toko (schweizerische Töckeli, der Schmetterling) und der Tell (der Tolle, Unbesonnene) gleichbedeutende Beinamen sind.

Ich reihe hier noch die schöne Sage von einem blinden Schützen an, nach Schreibers Sagen II. 33.

Oswald von Fürsteneck, der beste Schütz im Rheingau, wurde von seinem Feinde Wilhelm von Salnack gefangen und geblendet, aber einmal, als der Ritter Gäste hatte, aus seinem tiefen Keller herausgeholt, um auch noch blind seine Geschicklichkeit als Schütz zu erproben. Er sollte ein Glas, das ihm der Salnacker durch den Klang bezeichnen wollte, mit dem Pfeil treffen, aber Oswald lauschte der Stimme und erschoß den Ritter selbst.

Eine merkwürdige Rolle in der deutschen Sage spielt Margaretha Maultasch, die berühmte Erbin von Tirol im 14. Jahrhundert. Der Beiname ist noch im Schloß Maultasch erhalten, die Sage leitet ihn aber von ihrem großen Mund und vielleicht von ihrer großen Wollust her. Vgl. Beda Weber, Tirol II. 400. Grimm, deutsche Sagen Nr. 502. Steub, drei Sommer S. 303.

Lieblich ist die Sage von Otto dem Schützen. Spangenberg, Adelsspiegel II. 9. 3. Grimm, deutsche Sagen Nr. 562.

Otto, Sohn des Landgrafen Heinrich von Hessen, sollte Geistlicher werden, entfloh aber und diente dem Grafen Adolf von Cleve unbekannt als Jäger, dessen schöne Tochter Elisabeth ihn heimlich schon liebte, als die Entdeckung seiner edeln Geburt durch einen zufällig ankommenden Ritter aus Hessen unverhofft ihre Ehe möglich machte. Er kehrte mit ihr nach Hessen zurück, beerbte seinen Vater und hauste mit seiner schönen Frau lange auf dem Schloß Spangenberg, im 14. Jahrhundert.

Kaiser Max auf der Martinswand ist auch eine unserer beliebtesten Sagen:

Maximilian I. verstieg sich einmal auf der Gemsenjagd in dem schroffen Abhang der s. g. Martinswand am Inn, gegenüber von Inspruck. Ein Landmann rettete ihn. Nach der Sage aber war es ein Engel, der ihn herabführte. Vgl. Hormayr, Taschenbuch 1820 S. 208 f.

Ich schließe hier noch eine Reihe Sagen von unbestimmtem Datum an, oder die sich über viele Jahrhunderte und Oertlichkeiten verbreiten.

Wohl am weitesten verbreitet sind die Sagen von der List der Belagerten. Damit es scheine, sie hätten noch reichliche Vorräthe, warfen

ſie zu Girlanden ihre letzte Kuh mit dem letzten Waizen gefüllt über die Mauer, die Belagerer ließen ſich täuſchen und zogen ab. Stöber, Elſäß. Sagenbuch. Zu Neuſtadt an der Aiſch ſteckten ſie den letzten Schinken auf das Horn der letzten Kuh. V. Herrlein, Speſſart, 198. Vom Schloß Greifenſtein wurde die letzte Sau mit Waizen gefüllt herabgeworfen. Weber, Tirol, II. 402. Von Neuſſen der letzte Scheffel Gerſte. Schwab, rauhe Alb, 131. Und ſo noch an vielen Orten.

In einigen Sagen wiederholt ſich der Zug, daß die Belagerer ein Pferd drei Tage dürſten und hungern laſſen, worauf es die verborgene Waſſerleitung entdeckt, durch welche die Belagerten ihr Waſſer beziehen. Dieſe zerſtört man und die Burg oder Stadt muß ſich ergeben. So die Burgen Birg, Grünewald, Walburg, Oſterburg und Lichtenberg, Panzer Beitrag S. 37. 39. 162. 186. 201. Oſterburg, Bechſtein, Franken I. 100. Schneider, Rhön 167.

Zu den beliebteren Sagen gehört auch die von der Rettung einer Stadt durch Zurückſtellung der Uhren. Der Feind wollte Baſel um 12 Uhr angreifen, man ſtellte aber die Uhr auf 11 Uhr zurück und hatte Zeit, ſich gegen den Feind in Verfaſſung zu ſetzen. Daſſelbe wird von Gunzenheim erzählt in Stöbers Kochersberg S. 61.

Wettbauten ſind auch ein beliebter deutſcher Sagenſtoff. Ein Meiſter baut mit dem andern unter Beiſtand des Teufels, oder auch mit dem Teufel ſelbſt um die Wette.

Die merkwürdigſte Sage dieſer Art iſt die vom Kölner Dom.

> Derſelbe blieb unvollendet, weil ſein Meiſter Gerhard, als er einſt das ſchön gediehene Werk ſelbſtgefällig betrachtete, von einem fremden Meiſter, welches der Satan war, herausgefordert wurde. Der Fremde erbot ſich, eine unterirdiſche Waſſerleitung von Trier bis Köln zu führen und Gerhard gelobte ihm ſeine Seele, ſobald er eine Ente auf dem vollendeten Graben werde nach Köln ſchwimmen ſehen. Nun war der Teufel bald fertig, die Ente ſchwamm und Meiſter Gerhard ſtürzte ſich vom Kranz des Thurmes herab. Weyden, Kölns Vorzeit I. 181.

In dieſer Sage iſt nicht nur die Nichtvollendung des Dombaues ſinnig erklärt, ſondern auch der Contraſt der gothiſchen Baukunſt mit der altrömiſchen, denn unter dem Teufelsgraben iſt eine altrömiſche Waſſerleitung gemeint, deren Spuren man aufgefunden hat. Uebrigens geht von derſelben Waſſerleitung auch dieſelbe Sage zu Trier um. Ihr

Erbauer ſoll mit dem Erbauer des römiſchen Amphitheaters zu Trier um die Wette gebaut und durch eine Liſt den Sieg errungen haben, worauf ſich ſein Gegner vom Amphitheater herabſtürzte. v. Steinau, Volksſagen S. 36.

In mehreren deutſchen Sagen wiederholt ſich eine Bluttaufe der Glocken, indem ihr Guß mit einem Morde zuſammenhängt.

Schon vom Mönche Tancho in St. Gallen, der unter Karl dem Großen die erſte Glocke in Deutſchland gegoſſen haben ſoll, wird erzählt, er habe Silber, was zum Glockenguß gebraucht werden ſollte, veruntreut, da habe Niemand die Glocke läuten können; als aber Tancho ſelbſt den Glockenſtrick gezogen, ſey der Klöpfel herabgefallen und habe ihn erſchlagen. Monachus S. Gallensis de vita Car. M. bei Hahn, monum. II. 560. Als Romanze behandelt von Wolfg. Müller in Simrocks Kerling. Heldenbuch S. 127.

Die Glocke der M. Magdalenenkirche zu Breslau wurde von einem Lehrling, der aus Neugier den Zapfen zog, in Abweſenheit des Meiſters gegoſſen und gerieth vollkommen, der Meiſter erſchlug aber den Lehrling aus Zorn, weshalb das erſte Geläute der Glocke ihm zur Hinrichtung läutete. Seitdem iſt ſie als Armenſünderglocke beibehalten worden. Grimm, D. S. Nr. 125. Kern, ſchleſ. Sagenſchatz 145.

Dieſe Glockenſage wiederholt ſich zu Lunow (Kuhn, nordd. Sagen Nr. 45), zu Stolberg (Thüringen und der Harz II. 214), Groß-Möhringen (Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 1/). Aehnlich die Sage von der Glocke zu Atterdam, Grimm, D. S. Nr. 126. — Noch ſchöner ſind die Sagen vom wunderbaren Ton der Glocken.

In einer kleinen Kapelle auf dem Berge Tſchriett bei Praßberg klang einmal die Glocke ſo ſüß und in ſo weite Ferne, daß ein Türke in Conſtantinopel ſie hörte und unwiderſtehlich von den Tönen angezogen denſelben nachging, bis er hieher kam und die Glocke zum letztenmal hörte, indem ſie vor aller Augen plötzlich verſchwand. Nur fromme Hirten hören noch zuweilen ihren ſüßen Klang im Walde. Seidl, Tirol und Steyermark S. 259.

Ein Wirth aus Meinungen hatte Geſchäfte in Rohr. Auf dem Heimwege an einem Walde hört er ein ſchönes Glockengeläute und frägt ein vorübergehendes Weib. Die meint, es werde zu Rohr einer begraben. Es ſey ſehr ſchön, meint der Wirth. Aber wie er noch hundert Schritte weiter geht, ſinkt er um und iſt todt. Es war ſein eigenes Grabgeläut geweſen. Bechſtein, Sagenſchatz d. Thüringerlands III. 200.

Das Glöckchen in der kleinen Kirche St. Barbara bei Linz an der Donau hörte man einſt auf dem Berge zur ungewöhnlichen Stunde läuten und ſah nach, da hörte man ſie wieder wo anders und ging dem Tone nach, bis man

die eigentliche, überall vortretende Grundlage des Unterrichts bleiben. Die niederen Gewerbsſchulen würden meiſt in den Städten ſeyn, wo Haus und Leben den religiöſen Sinn ohnehin nicht unterſtützen. Wo aber dieſe religiöſe Weiſe des Lebens fehlt, wo man nicht gewohnt iſt, Alles, was mit Religion und Kirche in Verbindung ſteht, mit innerer Ehrfurcht zu betrachten, und in tauſend Handlungen, die anderwärts in rein irdiſchem Lichte erſcheinen, Glauben, auch wohl Aberglauben hineinzutragen, da iſt ein gefliſſentliches beſtändiges Hervorheben religiöſer Beziehungen im Schulunterrichte mehr ſchädlich als nützlich. Es wird mit Indifferenz und Gedankenloſigkeit hingenommen, läßt den Geiſt unbeſchäftigt, das Herz ungerührt, erzeugt einen verborgenen Ueberdruß, der dann im Leben zu Vernachläſſigung der Religion führt, und erregt in den Fähigſten nur Zweifel und Grübeleien. Es iſt ein natürlicher, aber falſcher Gedanke, daß der Unterricht ein Gegengewicht gegen die Richtung des Lebens bilden könne und müſſe. Er kann es nur in ſofern, als er in dieſe Richtung eingeht, und das Gute, was in ihr liegt, ſo verſtärkt und läutert, daß es ſelbſt ein Gegengewicht gegen das mit ihm verbundene Uebel bildet. Allein iſt er dem Leben nicht gewachſen.

Es wäre leicht auszuführen, daß gewiſſe niedere Elementarſchulen der Städte, die jetzt den unfruchtbaren Charakter der Realſchulen tragen, als niedere Gewerbsſchulen eingerichtet würden. Hier wären die Elementarkenntniſſe, die Anfangsgründe der Mathematik und Naturlehre, Technologie, deutſche Sprache und Zeichnen zu lehren, ſowie ein mehr das Moraliſche, als das Dogmatiſche hervorhebenden Religionsunterricht zu ertheilen. Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte, letztere beſonders, wenn ſie darauf berechnet wird, namentlich die Intuition zu ſchärfen, wären facultativ. Neuere Sprachen ſind hier weniger paſſend. Die Fortſchritte, die in dieſen Jahren beim gemeinſchaftlichen Unterrichte darin gemacht werden, ſind ſelten dem Zeitverluſte entſprechend, und in reiferen Jahren läßt ſich das Verſäumte in viel kürzerer Zeit nachholen.

In dieſen niederen Anſtalten kam es darauf an: den Sinn zu wecken und den Geiſt zur Aufnahme der Kenntniſſe vorzubereiten. Die Mehrzahl ihrer Schüler wird mit dem

im Wald die Leiche eines Erſchlagenen fand, da hörte ſie auf. Sie hatte dem Todten nur eine chriſtliche Beerdigung gewähren wollen. Seidl, Tirol und Steyermark S. 285.

Sagen von wunderbaren Rettungen eines jungen Kindes, des einzigen noch übrigen Sprößlings eines berühmten Geſchlechts. So die von Bodmann. Schwab, Bodenſee 83. Die Amme ließ das Kind in einen Keſſel den hohen Berg hinabrollen. So die von Manteuffel. Temme, Sagen aus Pommern. Auch hier rettet die Amme. — Merkwürdig oft wiederholt ſich die Sage von einem Kinde, das bei einer großen Ueberſchwemmung in ſeiner Wiege fortgeſchwommen und gerettet worden ſey durch eine Katze, die mit auf der Wiege war und das Gleichgewicht hielt. Sage von der Ueberſchwemmung des Suggenthals. Baader Nr. 72, von einer andern der Werra, Thüringen und der Harz VIII. 29, des Zuger See's, Meyer von Knonau, Erdkunde der Eidg. I. 409, im Dithmar'ſchen Lande, Müllenhoff Nr. 175.

Wo man zwei alte Burgruinen bei einander findet, knüpfen ſich daran gerne Sagen von feindlichen Brüdern.

Zwei Herren von Reichenburg in Steyermark, Brüder, wohnten auf zwei Schlöſſern nahe bei einander und legten einſt, von gleicher Mordluſt getrieben, aus den Fenſtern die Gewehre auf einander an und tödteten ſich beide. Im Grabe rückten noch ihre Todtenköpfe dicht zuſammen, und ſo oft man ſie auch trennte, immer kamen ſie unter der Erde wieder zuſammen. Valvaſor, Krain I. 575.

In Müllenhoffs holſt. Sagen Nr. 44—46 werden vier Sagen erzählt von zwei Brüdern, die ſich beide in daſſelbe Mädchen verliebten, worauf einer den andern todt ſchlug, ſelbſt aber nachher getödtet wurde oder fliehen mußte. Die Sagen beziehen ſich örtlich auf die Häuſer Schalkholz, Philippsburg, Pellworm und Borsfleth. Eine ganz ähnliche Sage vom Wolfſtein bei Harrys I. 28, und vom Biberſtein, Schreiber, Sagen I. 10. Zwei Brüder von Franchimont in Flandern ermordeten ſich, als die letzten ihres Geſchlechts, Wolf, niederl. Sagen Nr. 322. — Zwei Zwillingsbrüder von Voost waren einander ſo feindlich, daß ſie ſchon unmittelbar nach der Geburt mit einander rangen. Steub, Tirol S. 338. Vergl. noch Müllenhoff Nr. 257, Kuhn, nordd. Sagen S. 42. — Reginald von Falkenberg hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Geiſt ihm aber erſcheint und mit der Hand ins Geſicht greift, daß die Spuren nie mehr weggehen. Wolf, niederl. Sagen, 210.

Oefter wiederholen ſich die Sagen von einem übermüthigen Fräulein.

Auf dem Kynaſt im ſchleſiſchen Gebirge hauste einſt die reiche Erbin Kunigunde, die keinen Mann heirathen wollte, er wäre denn zuvor auf der ſchmalen Mauer rings um die Burg geritten. Jeder, der es verſuchte, ſtürzte in den Abgrund. Endlich kam der ſchöne Landgraf Adelbert oder Albrecht von Thüringen unerkannt auf die Burg, das Fräulein verliebte ſich in ihn und er allein machte glücklich den Ritt, erklärte ihr aber dann, indem er ihr ihre Grauſamkeit vorwarf, er ſey ſchon verheirathet, worauf ſie ſich in Verzweiflung von der Mauer ſtürzte. Büſching, Volksſage I. 26.

Aehnliche Sagen vgl. bei Schreiber, Sagen Nr. 68. Pröhles Märchen Nr. 30. v. Hormayr, Taſchenbuch 1833. S. 222.

Wo irgend in deutſchen Gebirgen zwei parallele Felſen, zwiſchen ſich einen Abgrund, einander gegenüberſtehen, hört man gewiß auch eine Sage, daß hier einmal eine von Räubern verfolgte Jungfrau, oder ein fliehender Ritter, oder ein Hirſch in einem ungeheuren Satz hinübergeſprungen ſey.

Unter den Jungfernſprüngen iſt am berühmteſten der von der ſog. Roßtrapp. So heißt ein Felſen im Harz über einem Abgrund mit einer Vertiefung, die einem großen Pferdehufe ähnlich iſt. Davon gibt es viele Sagen.

1) Eines Hühnenkönigs Tochter wettete, mit ihrem Roß dreimal über den Abgrund zu ſetzen und that es zweimal, zum drittenmal aber ſtürzte ſie in die Bode hinab. Ein Taucher wollte ihre goldene Krone holen, tauchte dreimal unter, das drittemal aber kam er nicht wieder und es quoll nun Blut auf. Man ſagt, die Königstochter habe ihn unter dem Waſſer umgebracht, indem ſie ſelbſt noch fortlebe. Behrens, kur. Harzwald S. 121. 2) Die Prinzeſſin wurde von einem Prinzen auf einem Zauberpferde über den Abgrund entführt. 3) Sie hatte einen heimlichen Liebhaber, wurde von ihrem erzürnten Vater verfolgt, ſetzte über den Abgrund, verlor aber im Sprunge ihre Krone. 4) Sie hieß Emma und wurde von dem Rieſen Bodo verfolgt. Sie kam glücklich mit ihrem Roß hinüber und verlor nur die Krone. Er aber ſtürzte in den Abgrund und gab dem Fluß den Namen. In der Tiefe des Waſſers bewacht er ſeitdem als ſchwarzer Hund die goldene Krone. 5) Sie ſetzte ſich mit ihrem Geliebten auf das hohe Roß des Rieſen, auf das ſie mittelſt einer Leiter hinaufſteigen mußte und floh, während der Rieſe ſchlief. Dieſer erwachte und verfolgte ſie. Die Liebenden kamen glücklich hinüber, der Rieſe aber ſtürzte. Grimm, Deutſche Sagen I. Nr. 318. 6) Ein Roß ſollte geopfert werden, riß ſich aber los und ſprang über die Bode. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 193.

Unzählige andere Sagen von Jungfernſprüngen in Deutſchland melden

von ganz ähnlichen Verfolgungen und Rettungen, oder Entführungen. Es würde zu weit führen, sie alle zu verzeichnen.

Unter den Ritterſprüngen iſt beſonders berühmt der des Landgrafen Ludwig, aus ſeinem Gefängniß in Giblichenſtein über die Saale hinüber, wovon er der Springer zubenannt wurde. Grimm, Deutſche S. Nr. 548. Und der des Raubritter Ezzelin von Geilingen, den ſein Zauberroß durch einen Sprung über den Stadtgraben von Nürnberg rettete. Daſ. Nr. 129. Gleiche Sprünge werden von vielen andern berühmten Räubern erzählt. Zuweilen läßt der Fliehende ſeinem Roſſe die Hufe verkehrt aufſchlagen, damit man, wenn man auch ſeine Spur finde, ihm nicht folge, oder ſchleudert ſein Roß ein Hufeiſen ſo gewaltig, daß es in der Wand ſtecken bleibt.

Mehrfach wiederholen ſich Volksſagen von kühnen Mägden, die um Mitternacht zum Galgen oder zu andern von Geiſterſchauern umgebenen Orten hingegangen ſeyen, um einer Rettung oder einer Wette willen. Die älteſte Spur dieſer Volksſage finde ich in der Leipziger Märchenhandſchrift, Haupt, altd. Blätter II. 167 f.

Hier erkauft eine Tochter ihrem gefangenen Vater das Leben durch eine kühne That, indem ſie allein um Mitternacht in eine verfallene Kirche geht, der Geiſterſpuckes wegen bisher Niemand nahen wollte. Hier ſagt ihr ein Verdammter, die hier irrenden armen Sünder, vormalige Mönche, könnten nur erlöst werden, wenn die Kirche wiederhergeſtellt werde. Der König läßt ſie wiederherſtellen und ſo hat die muthige Tochter die Geiſter und auch den Vater erlöst.

Andere Sagen dieſer Gattung ſind:

Zu Königsberg in Franken lief eine Magd um Mitternacht zu einer einſamen Kapelle, ſah ein Pferd davor ſtehen und hörte darin ein Gewinſel, ſchnitt ſchnell einen Bündel vom Pferde ab und lief zurück. In dem Bündel war koſtbare Beute, welche der Beſitzer des Pferdes, ein Räuber, zuſammengebracht hatte. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. 188.

Aehnlich eine Sage in der Geſchichte der Gotteshäuſer Oeſterreichs I. 192, die unter dem Titel „die Räuber von Maria Kulm“ in Wien auf die Bühne gebracht wurde.

Am Gollenberge bei Cöslin in Pommern hörte ein Reiſender Nachts im Ungewitter Räuber. Die kühne Magd des nächſten Wirthshauſes, wo der Reiſende einkehrte, wagte ſich auf den Berg, ſah die Räuber und

entfloh ihnen auf einem ihrer Roſſe. In allzu großer Hitze die Magd verfolgend, geriethen die Räuber in die Gewalt der Cösliner. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 157. Auch bei Lübeck findet eine kühne Dirne am Rabenſtein um Mitternacht ein weißes Pferd, entflieht damit und wird dadurch Entdeckerin eines Mordes. Asmus, Volksſ. von Lübeck S. 51. Desgleichen bei Bremen, Wagenfeld, Bremer Volksſ. I. 9. Eine ganz ähnliche Sage von Entdeckung und Gefangennehmung von Räubern am Galgen durch die kühne Magd in Brieg in Schleſien. Curioſitäten V. 466.

Eine andere Wendung nimmt die Sage, wenn ein Mädchen muthwillig Gott verſucht, indem ſie um Mitternacht auf den Kirchhof geht, auf einem Grab ein Wahrzeichen einſtecken will, ſich aber im Dunkel ſelber mit dem Rock an das Grab annagelt und nun nicht fortkommend vor Angſt faſt ſtirbt. So ging es einer Magd bei Malterdingen im Breisgau, Schnezler, bad. Sagenbuch I. 317. Aehnliches in Müllenhoffs holſt. Sagen Nr. 235. Panzer, Beitrag, 177. Stöber, Elſäß. Sagenbuch, 571.

Von einer tapfern Müllerin erzählen Grimms deutſche Sagen I. Nr. 127:

Sie war ſchwanger und allein in ihrer Mühle bei Wels in Oeſterreich, als die Hebamme kam und ihr mit einem Meſſer den Tod drohte, wenn ſie ihr nicht alles Geld gäbe. Da führte ſie das böſe Weib in eine Kammer, zeigte ihr das Geld und ſchloß ſie geſchwind ein. Darauf ſchickte ſie ihr ſiebenjähriges Söhnlein nach dem Vater. Der Mann der Hebamme aber, der draußen lauerte, fing den Knaben auf, wollte ins Haus, fand es verſchloſſen, drohte der Müllerin, und ſtach, als dieſe nicht aufmachte, den Knaben wirklich todt. Nun wollte er auf dem Mühlrade ins Haus ſteigen, aber die Müllerin ſetzte die Mühle in Bewegung und das Rad zermalmte ihn.

Echt deutſch und wohl ſehr alt iſt die Sage von Walthers Schlag und Hieb.

Herr Walther, ein alter Held, gedachte ſeiner Sünden und wurde ein Mönch. Da fielen Räuber über die Kloſtergüter her und plünderten auch den alten Walther ſelber aus, als er kam, ihnen Vorſtellungen zu machen. Geduldig ließ er ſich von ihnen alles nehmen, bis ſie ihm auch die Hoſen nehmen wollten, das litt er nicht, und plötzlich ballte er die Fauſt und ſchlug ſie alle nieder. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des 10. Jahrhunderts, 109. Chron. novaliciense II. 7. Später öfter variirt und noch aus jüngſter Zeit

vom ſtarken Bedienten eines in Italien reiſenden Herrn erzählt, der echte deutſche Michel.

Eine uralte Sittenlehre enthält die Volksſage von der Roßdecke.

Ein alter König in Frankreich überließ das Reich ſeinem Sohne, wofür ihn dieſer unterhielt. Bald aber mißfiel ſein Alter, die Huſten ꝛc. der jungen Königin, ſo daß ſie nicht ruhte, bis er vom Tiſche entfernt wurde und ſein Bett unter der Treppe bekam. Nachher bekam die Königin einen Sohn, der ſich des alten Großvaters annahm und ihm täglich zu eſſen brachte. Einſt verlangte der Alte eine Decke, weil ihn ſo friere. Da nahm der Knabe eine Roßdecke, zerriß ſie aber in der Mitte. Sein Vater frug, warum er ſie zerreiße? Die andere Hälfte, ſagte der Knabe, behalte ich für dich übrig, wenn du auch einmal unter der Treppe liegen wirſt. Altes Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 269 und bei Erlach I. 434. Kommt auch ſchon im Coloczaer Kodex vor S. 143, in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 78, Hagen Geſammtabentheuer Nr. 48, Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 412, bei Hans Sachs II. 2. 106.

Aehnlich die Volksſage von der Keule oder dem Schlegel.

Ein alter Mann vertheilt ſein Erbe bei Lebzeiten an die Kinder, die ihn nun hungern laſſen. Er ſtellt ſich, als habe er noch einen Geldkaſten vor ihnen verborgen. Da werden ſie wieder freundlich und pflegen ihn gut bis an ſeinen Tod. Als ſie aber die Kiſte öffnen, liegt ein ſchwerer Schlegel darin mit der Beiſchrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und ſelber dabei leidet Noth,
Den ſoll man ſchlagen mit dieſem Schlegel todt.

Coloczaer Codex, 157 f. Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 411. Hans Sachs II. 2. 105.

Grimm in Haupts Zeitſchrift V. 72 und Büſching in Fr. Schlegels deutſchem Muſeum IV. 77 f. gedenken ſolcher Keulen vor den Thoren vieler norddeutſchen Städte.

Ich ſchließe mit der merkwürdigen Sage vom Tanz zu Kolbeck.

Nach Pauli, Schimpf und Ernſt von 1535 Nr. 368 und Banges, Thür. Chron. 39 hielt in einem ſächſiſchen Dorf zur Zeit Kaiſſer Heinrichs II. der Prieſter Rupertus zu Weihnachten eine Meſſe um Mitternacht, da fingen achtzehn Perſonen zu tanzen an. Der Prieſter erzürnte ſich darüber ſo, daß er rief, nun wollte ich, ihr müßtet ein ganzes Jahr tanzen. So geſchah es auch. Des Prieſters Tochter tanzte mit, ihr Bruder wollte ſie wegzerren und riß ihr den Arm aus.

Die Weihnachtszeit und der Name Ruprecht laſſen hinter dieſem

Tanz einen altheidniſchen Neujahrstanz vermuthen. Dieſelbe Sage meldet Kuhn in ſeinen märk. Sagen Nr. 187 von Donſtadt bei Halberſtadt; hier iſt ſogar der Ort von Zwergen benannt (Zwergſtätte), die Sage alſo wohl ſehr alt. Bei Grimm, Deutſche S. Nr. 231, deſſen Quellen noch Berckenmeyers Kur. Antiqu. S. 698 hinzuzufügen wäre, ſind beide Sagen verbunden. Die Zeit iſt die Chriſtnacht, der Prieſter heißt Ruprecht, das Dorf liegt bei Halberſtadt und heißt Kolbeck. Sie tanzten einen tiefen Ring in die Erde, entſprechend den Elfenringen. Vgl. auch Büſchings Volksſagen S. 383, der das Dorf bei Magdeburg liegen läßt. Gottſchalk, Sagen S. 337, der behauptet, es gebe bei Magdeburg gar kein ſo genanntes Dorf und es ſey das Vorwerk Kölbik bei Köthen gemeint. Vgl. Beckmann, anhalt. Chronik III. 4. 4. Auch Stahl, weſtphäl. Sagen S. 103, der den Ort Körbeke nennt.

6.

Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern.

Im Ausgang des Mittelalters tritt in der Poeſie der alte heilige Ernſt, wie der ritterliche Seelenadel immer mehr zurück und gewinnt die Luſt an Schwänken und Poſſen die Oberhand. Der kirchliche Verfall ſteht damit in nahem Zuſammenhang, denn ungeheuer viele und gerade die boshafteſten Schwänke ſind gegen die Pfaffen gerichtet und man merkt, daß die Kirche, allzubegierig, ihre äußere Macht zu behaupten, der Verwilderung der Sitten und weltlichen Ueppigkeit nicht mehr ausreichend vorbeugte. Auch der Verfall des alten Reichs hängt damit zuſammen, die beginnende Kleinſtaaterei und Kleinſtädterei, die Verdumpfung des Bauernſtandes unter dem Druck der höheren Stände.

Eine gute Anzahl vortrefflicher Schwänke ſind für ſich beſtehende Dichtungen, wie das Lalenbuch, Eulenſpiegel, der Pfaff vom Kalenberg ꝛc. Sehr viele ſind zu Faſtnachtsſpielen verarbeitet. Andere ſind erſt ſpäter in beſonders ihnen gewidmeten lateiniſchen und deutſchen Sammlungen zuſammengetragen worden. Solche Sammlungen ſind: die facetiae des Prof. Bebel in Tübingen 1506; Pauli, Schimpf und Ernſt 1522; Luthers Tiſchreden; Nachtigall (Lycinius), joci 1524; Gaſt Tiſchreden, Melan-

der joconeria 1604; Schumann, Nachtbüchlein 1559; Kirchhoff, Wendunmuth 1563; Claus Narrenbiſtorie 1572; Wickram, Rollwagen 1557; (Frei, Gartengeſellſchaft und Montanus, Wegkürzer, ſind der 2. und 3. Theil des Rollwagen); Fatzbüchlein; Katzipprus; Raſtbüchlein von Lindner 1558; Mayuhinkler Sack 1612 (das gröbſte von allen). In allen dieſen Sammlungen findet man neben Späſſen und Satiren, die erſt im giftigen Hader der Reformationszeit entſtanden ſind, doch eine große Menge viel älterer, noch harmloſer echter Volksſchwänke, die bisher im Volksmunde lebten und erſt jetzt niedergeſchrieben wurden. Dazu haben ſich in neuerer Zeit die fleißigen Aufzeichnungen unſerer Volksſagenſammler geſellt, die mit den Sagen vermiſcht auch noch zahlreiche gute alte Schwänke mittheilen.

Dem Plane des vorliegenden Werkes getreu will ich den reichen Stoff auch hier wieder möglichſt klar und natürlich eintheilen und gebe daher von dem älteren, noch unbefangenen Volkshumor aus.

Der Humor iſt allen germaniſchen Stämmen angeboren. Er iſt nicht Witz und Spottluſt, noch Freude am Lächerlichen allein, ſondern auch Selbſtironiſirung, eine urſprünglich unſchuldige und gemüthliche Lächerlichmachung ſeiner ſelbſt, das Hervorheben der ſchwachen Seiten und der eigenen Volksthümlichkeit, Natur und Leiſtung. Er wurzelt alſo in einer gewiſſen Demuth und in einem tiefen Gefühl für Wahrheit. Wir haben dieſen Humor ſchon in den Volksmärchen hervorbrechen ſehen, die vom älteſten Datum ſind. Er übt überall eine poetiſche Gerechtigkeit, er läßt in der armſeligen Kröte eine verwünſchte ſchöne Prinzeſſin und im dummen Hans einen göttlichen Heros erkennen, während er jede Anmaßung, das allzuſichere Ehr- und Glücksgefühl beſchämt und beſtraft. Auch in den Schwänken, zu deren Betrachtung wir übergehen, bleibt noch der gemüthliche Humor vorherrſchend und tritt die Satire, der boshafte Spott, noch zurück.

Die gegenſeitige Verſpottung der Volksſtämme, von denen gerne einer den andern für dumm hält, iſt uralt in Deutſchland und nicht böſe gemeint, ſondern ſogar Selbſtironiſirung. Der vortrefflichſte aller Schwänke dieſer Gattung, das Märchen von den ſieben Schwaben iſt ohne Zweifel in Schwaben ſelbſt erſonnen oder vielmehr aus vielen einzelnen Zügen ſinnig zuſammengetragen worden. Die ältere Auffaſſung nennt

neun ſtatt ſieben, die Siebenzahl iſt aber die ſprüchwörtlich gewordene. In Kirchhoffs Wendunmuth I. Nr. 274 heißt es:

Neun Schwaben machten eine Wallfahrt zum heil. Rock nach Trier und trugen gemeinſchaftlich einen langen Spieß, um ſich zu vertheidigen. Da in der Dämmerung eines Juniabends hörte einer einen Roßkäfer ſummen, ſchrie auf: Gott, ich höre trommeln! und ließ aus Angſt einen ſtreichen. Ja wohl, rief ein Anderer, ich rieche ſchon das Pulver. Sie flohen. Einer trat auf einen Rechen, womit man den Tag über Heu gemacht, ſchlug ſich damit vor die Stirne und ſchrie: ich gib mich gefangen. Wir auch, wir auch! riefen die andern. Nachher erſt merkten ſie, daß gar kein Feind da ſey. Nach etlichen Tagen ſahen ſie einen Haſen in der Sonne ſitzen, der ſich hinter dem Ohr kaute, und ſie erſchraken ſehr. Indem ſie aber aus großer Furcht Gott um Hülfe anſchrien, lief der Haſe davon. Endlich kamen ſie an die Moſel. Der Fährmann rief ihnen vom andern Ufer zu, ſie ſollten warten, ſie verſtanden aber „waten" und gingen ins Waſſer, einer nach dem andern und alle ertranken, weil jeder den Hut des Vorgängers noch auf dem Waſſer ſah und im Quacken eines Froſches deſſen aufmunternde Rede zu vernehmen glaubte.

Die ausführlichere neuere, vielleicht aber in ihrem Kern ältere Auffaſſung iſt die in Auerbachers Volksbüchlein, beſonders edirt Stuttgart 1832.

Sieben Schwaben laſſen ſich in Augsburg einen langen Spieß machen, um das Ungeheuer am Bodenſee zu beſtehen. Voran der ſtarke lange Allgäuer, dann der Seehaas (vom Bodenſee), der Neſtelſchwab (von den vielen Neſteln an ſeinem Kleid), der Knöpflenſchwab (vom Knöpfleneſſen), der Spiegelſchwab (weil er die Naſe am Ermel putzt), der Blitzſchwab (weil er immer Potz Blitz ſagt) und der Gelbfüßler (weil er einmal die Eier, damit ihrer mehr in denſelben Wagen gingen, zuſammengetreten hatte). Sie ziehen zum Bodenſee und beſtehen unterwegs allerlei kleine Abentheuer, in die moderner Witz hinſpielt. Uralt aber iſt das ſchon von den Herulern (Th. I. S. 4) auf ſie übertragene Abentheuer vom blaublühenden Flachsfelde, durch das ſie ſchwimmen wollen, weil ſie es für einen See halten. Endlich kommen ſie an den wirklichen Bodenſee und ſehen den Haſen, auf den ſie als das vermeintliche Seeungeheuer mit vereintem Muth, jedoch mehr hinter ſich als für ſich, losgehen, bis der Haſe ſelbſt davonläuft. Da begleiten ſie den Seehas in ſeine Vaterſtadt Ueberlingen, legen hier zu ewigem Andenken den Spieß nieder und ſtiften eine Kapelle zum „ſchwäbiſchen Heiland", weil der Heiland ihnen geholfen habe.

Ich ſchließe hier noch einige kürzere Schwänke von einfältigen Bauern an.

Einem Bauern legte ſeine Henne zu langſam Eier, alle Tage nur eins

Da wollte er die Eier auf einmal haben und ſchlachtete die Henne. Kurzweilige und lächerliche Geſchichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 22. Luther, Tiſchreden, S. 54. Ein Bauer ſah das Bild des Teufels in der Kirche und zündete vor ihm, wie vor einem Heiligen, eine Kerze an, zu ihm betend, er möge ihm doch nichts thun. Daſ. S. 34. Pauli, Schimpf und Ernſt, 87.

Einen plagten die Flöhe ſo arg, daß er ſich nicht mehr zu laſſen wußte und da er ſie auf keine andere Art zu vertreiben wußte, ſein Haus anzündete und es ſo mit den Flöhen verbrannte. Kurzweilige und lächerliche Geſchichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 16. — In ſpäteren Anecdotenſammlungen heißt es, ein Geiger habe ſeine Hütte der Wanzen wegen verbrannt und geigend dem Brande zugeſehen, indem ſein Weib dazu ſang: wenn das nicht gut für die Wanzen iſt, ſo weiß ich nicht, was beſſer iſt.

Ein reicher junger Bauer freite ein armes adeliges Fräulein. Sie ſchenkte ihm ein Paar feine Handſchuhe, die zog er an, aber es regnete und ſie verdarben. Du hätteſt ſie in den Buſen ſtecken ſollen, ſagte ſeine Mutter. Das anderemal ſchenkte ihm das Fräulein einen Falken, den ſteckte er in den Buſen und erdrückte ihn. Du hätteſt ihn auf der Hand tragen ſollen, ſagte ſeine Mutter. Das drittemal empfing er ein Sieb und trug es auf der Hand. Du hätteſt es an deines Roſſes Schweif binden ſollen, ſagte die Mutter. Zum viertenmal bekam er ein Stück Speck, das hing er dem Roß an den Schwanz. Nun ging die Mutter ſtatt des dummen Sohnes ſelber zum Fräulein. Der Sohn aber wollte ein Mahl bereiten, ließ den Wein aus dem Faß in den Keller laufen und ſchüttete, um aufzutrocknen, alles vorhandene Mehl hinein. Da ſchrie die Gans. Er glaubte, ſie werde ihn verrathen und erwürgte ſie, zog ſich dann nackt aus, beſchmierte ſich mit Honig, wälzte ſich in den Federn der Gans und ſetzte ſich ſelbſt als Gans brütend über ihre Eier. So fand ihn die heimkehrende Mutter. Bald nachher kam das Fräulein und die Mutter unterwies ihn, wie er ſeine Aeuglein lieblich auf ſie werfen ſolle. Da ſtach er den Schafen im Stalle die Augen aus und warf ſie auf ſie. Dennoch aber nahm ihn das Fräulein zum Mann, denn er hatte — Geld. Bebel, facetiae I. 40. Kirchhoff, Wendunmuth I. 81.

Die kluge Elſe, ein Bauernmädchen, ſollte heirathen. Ihr Vater ſagte, ſie ſey gar zu dumm. Ja, meinte Hans, wenn ſie nicht geſcheidt wäre, möge er ſie nicht. Einſtweilen ſolle ſie auf des Vaters Befehl Bier aus dem Keller holen, kam aber nicht zurück. Man fand ſie weinend, im tiefſten Kummer darüber, daß, wenn ſie heirathe und ein Kind bekomme, das Kind vielleicht einmal in den Keller kommen und eine Hacke, die an der Wand hing, auf ſeinen Kopf fallen könnte. Als Hans das hörte, meinte er, Elſe ſey geſcheidt genug und heirathete ſie. — Einmal fand er ſie in der Erndte auf dem Felde eingeſchlafen, denn ſie hatte lieber geſchlafen als gearbeitet. Da hing er ihr Schellen an. Als ſie erwachte und die Schellen hörte, frug ſie: bin ichs oder bin ichs nicht? lief heim und frug den Hans: ob die Elſe drinnen

ſey? Hans ſagte Ja! da ſchrie Elſe: ach Gott, da bin ichs nicht! und lief zum Dorfe hinaus. Grimm. Märchen Nr. 34. Eine ähnliche Geſchichte ſteht in Schuppius lehrreichen Schriften. Hanau 1663 S. 813, noch witziger dadurch, daß die Mutter von der Angſt der Tochter angeſteckt mit ihr weint und heult.

Unter den vielen ähnlichen Geſchichten will ich nur auf die vom Bauer Lorenz (aus Frey's Gartengeſellſchaft und den kurzw. Geſchichten, Frankfurt 1583 S. 538), vom Bauern Krebs (Grimm, Märchen Nr. 98, Bebel, facet. S. 62), vom Kätherlieschen (Grimm, Märchen Nr. 59), von der dummen Frau (Müllenhoff, holſt. Sagen 413) aufmerkſam machen.

Aerger noch als die einfältigen Bauern wurden die ſogenannten Schildbürger oder Kleinſtädter verſpottet. Es gibt kein Land und Ländchen in Deutſchland, wo nicht irgend eine kleine Stadt ſprüchwörtlich wäre wegen der Einfalt ſeiner Einwohner. Die wirklich vorhandene Einfalt erklärt dies nicht allein. Man muß auch erwägen, daß in Deutſchland die nächſten Nachbarn ſeit uralter Zeit immer geneigt waren zu gegenſeitigem Hader, zu gegenſeitiger Verſpottung. Fiel da nun einmal etwas recht Einfältiges vor, da wurde es bald und für immer dem Urſprungsort zur Laſt gelegt und der Spott darüber verewigt. Ferner iſt nicht zu vergeſſen, daß die Deutſchen urſprünglich keine Städte hatten und daß die kleinen Bürgerſchaften in den erſten Städten als gemeine Freie, wenn auch der Waffenehre theilhaftig, doch dem vornehmen Landadel nicht gleich kamen und demſelben linkiſch oder als das, was wir noch jetzt Spießbürger nennen, erſchienen ſind. Der ältere Spottname war Schildbürger, das ſind bewaffnete Bürger, Stadtſoldaten.

Es gibt ein eigenes altes Volksbuch von den Schildbürgern, ohne Zweifel aus vielen Schwänken nach und nach zuſammengetragen und geordnet. Der Name iſt wohl nicht von Schilda entlehnt, ſondern nur erfunden, um die Gattung zu bezeichnen. Die älteſte Ausgabe dieſes Buchs iſt von 1597. Es führt den Titel: Geſchichte der Schildbürger und das Lalenbuch oder Geſchichte der Lallen von Lallburg. Endlich erſchien es auch unter dem Titel: Grillenvertreiber oder Geſchichte der Witzenburger, 1623. Ueberall daſſelbe nur mit verändertem Namen. Der Grillenvertreiber erhielt noch zwei weitere Theile oder Fortſetzungen von anderer Hand. Vergl. Görres Volksbücher 183. Hagens Narrenbuch,

14ten, 15ten Jahre ins praktische Leben übergehen. Sie wird wenig mehr zur unmittelbaren Anwendung Brauchbares mitbringen, als jetzt; aber sie wird einen besser gebildeten Geist, eine Richtung auf geistige Anschauung des Technischen, die das ganze Treiben adelt, und eine Fähigkeit zum Verstehen und Aufnehmen mitbringen. Viele haben in ihrem Gewerbe gar keine Gelegenheit, die technischen Wissenschaften anzuwenden; aber doch wird es sie heben, wenn sie eine der Natur ihres Berufs gemäße geistige Bildung erhalten haben. Bei Vielen gebieten die Verhältnisse, auch ferner den Weg der Routine zu gehen. Man wird ihn sicherer und mit besserem Erfolge betreten, wenn der Geist zur Aufnahme besser bereitet ist. Mancher wird stets nur ein Arbeiter bleiben, der nur ausführt, was ein Höherer ihm vorschreibt. Aber er wird es besser ausführen, wenn er ein Verständniß davon hat. — Andere werden in die mittleren Gewerbsschulen übergeben, deren Aufgabe, soweit nicht auch sie wieder Vorbereitungsanstalten sind, es ist: die Resultate der technischen Wissenschaften zur praktischen Anwendung dem Geiste ihrer Zöglinge einzuprägen, überhaupt Kenntniß zu geben. Die Umwandlung einiger überflüssigen, in lebhaften Gewerbsstädten gelegener Gelehrtenschulen in mittlere Gewerbsschulen würde überall unschwer seyn. Ihre Einrichtung wäre jenen analog. Die Basis alles dortigen Unterrichts muß die Mathematik seyn, wie es in den Gelehrtenschulen die klassischen Studien sind. Die höhere Mathematik bleibt jedoch auch hier noch ausgeschlossen. Dagegen ist Physik, mit steter Hinrichtnng auf das Praktische, ferner allgemeine und technische Chemie vorzutragen; Technologie in höherer Vollständlichkeit und Anschaulichkeit; Zeichnen gesteigert; Modelliren; Uebung im deutschen Styl, im Verkehrsrechnen, Buchführung u. s. w.; Gelegenheit zum Erlernen der wichtigsten neueren Sprachen; abwechselnd spezieller Vortrag der Mineralogie und der Botanik; Geographie, mit besonderer Rücksicht auf Handel und Gewerbe und Geschichte, da es sich hier zugleich um allgemeine höhere Standesbildung handelt; die wichtigsten Grundsätze der Nationalökonomie, durch Beispiele erläutert: das würden die wesentlichsten Lehrgegenstände seyn. Eigentlicher Religionsunterricht ist hier nicht am Orte, wohl aber soll durch zweckdienliche Vorträge über religiöse Gegenstände, durch

welches das alte Buch selbst und S. 425 die lit. Nachweisungen enthält. Eine Ausgabe erschien auch in Stuttgart bei Scheible 1839.

Die Schildbürger stammten von einem der sieben weisen Meister ab, daher sie ihrer Weisheit wegen überall hin berufen wurden, um zu rathen und zu helfen. Da sie nun so lange ausblieben, wurden ihre Weiber böse und schrieben ihnen, sie sollten heimkommen. Als dies geschehen war, gab ihnen ein alter Schildbürger den Rath, sie sollten sich fortan der Thorheit statt der Weisheit befleißigen, dann werde ihrer Niemand mehr begehren und sie könnten ruhig daheim bei ihren Weibern bleiben. Also thaten sie nun. Da begannen sie ein neues Rathhaus zu bauen und fällten Holz auf einem Berge. Als sie dasselbe mühsam den Berg hinabgeschleppt, fiel ihnen ein, sie hätten es bequemer gehabt, das Holz nur den Berg hinabrollen zu lassen. Da schleppten sie es wieder den Berg hinauf und ließen es rollen. Als das Rathhaus fertig war, hatten sie die Fenster vergessen und wußten nicht, warum es so finster sey? Sie rathschlagten, das Licht draußen aufzufangen und hineinzutragen, bis sie endlich einsahen, wo es fehlte. — Um wohlfeileres Salz zu haben, säeten sie es. Da verrichtete einmal ein Schildbürger auf dem Salzacker seine Nothdurft und wurde von Nesseln tüchtig gebrannt. Nun lief er voller Freude in die Stadt und verkündete, das Salz sey gewachsen. — Der Kaiser wollte nach Schildburg kommen und sollte ihm vom Schultheißen reimweise geantwortet werden. Daher sollte der beste Reimer Schultheiß werden. Man wetteiferte (in witziger Versuchung der leichtesten Reime z. B. ich bin der Nachtwächter Hildebrand und stell meinen Spieß an die Mauer), bis der Schweinhirt den Preis davontrug. Dieser gab seinem Weib einen schönen Pelz und als sie mit demselben zum erstenmal in die Kirche kam und zufällig gerade die ganze Gemeinde sich erhob, glaubte sie es geschehe ihr und ihrem Pelz zu Ehren und dankte. Der Kaiser ließ den Schildbürgern sagen, sie sollten ihm entgegenkommen halb geritten, halb gegangen. Das thaten sie, indem sie auf Steckenpferden ritten. Als der Kaiser kam, kauerte der Schultheiß gerade und verrichtete seine Nothdurft, hielt sich aber mit der einen Hand die Hosen und reichte die andere dem Kaiser. Man brachte diesem einen großen Topf voll Senf als Ehrengeschenk, der Topf zerbrach, nun reichte man dem Kaiser wenigstens eine Hand voll hin, damit er rieche, wie gut der Senf gewesen sey. Beim Mahle wurden gereimte Räthsel aufgegeben (alle scheinbar die obscönsten Dinge verrathend, bei der Auflösung aber ganz unschuldig). Dann zeigten sie ihm die Bürgerluft, einen Hund, dem eine Blase mit rasselnden Erbsen angehängt ist. Der Kaiser gab ihnen nun zum Entgelt ebenfalls einen Schmauß, wobei ihre Beine so unter einander geriethen, daß sie sie verwechselten und keiner das seine wiedererkannte, bis sie Prügel bekamen.

Des Schultheißen Sohn nahm eine Braut. Die wurde von ihrer Mutter belehrt, bei der Hochzeit fein manierlich zu essen und die Beine säuberlich auf

den Tiſch zu legen. Als ſie nun gegeſſen, hob ſie ihre eigene Beine auf und legte ſie auf den Tiſch. — Auf der Stadtmauer wuchs Gras, da zog man eine Kuh am Strick hinauf, das Gras zu freſſen. Als ſie nun unterwegs erſtickend die Zunge herausſtreckte, meinten ſie, es geſchehe aus Leckerei nach dem Graſe. — Eine Schildbürgerin trug Eier zu Markte, phantaſirte ſich vor, was ſie alles mit dem Gewinn daraus anfangen und wie ſie immer reicher werden wolle, hüpfte vor Freude und ließ die Eier fallen (uralter Stoff, der ſchon bei den Indern vorkommt). — Die Schildbürger machten eine lange Wurſt, die jedem einmal ums Maul geſchlagen wurde, worauf er ſein Stück abbiß. — Einer wollte einen Mühlſtein den Berg hinabbringen, ſteckte den Kopf hinein und rollte in den Fluß. — Aus Mitleid wollten ſie einen dürren Nußbaum ins Waſſer ziehen, damit er trinken könne, wobei einer von ihnen durch Zurückſchnellen des Baumes umkam. — Der Müller ritt einmal durch den Wald, da hörte er einen fremden Gauch (Kukuk) lauter und beſſer ſingen, als den einheimiſchen von Schildburg, ſtieg vom Pferde, kletterte auf einen Baum und half ſeinem Landsmann guguken. Unterdeß ſtahl ihm ein Dieb ſein Roß — Zur Kriegszeit verbargen ſie ihre Glocken im See und machten, um die Stelle wieder zu finden, einen Schnitt in den Kahn. — Einer wurde von einem Krebs gebiſſen, da verurtheilten ſie das unbekannte Thier zum Waſſertode und warfen es in den Fluß. — Im Kriege ließ ſich einer einen Panzerfleck vor das Herz nähen, der Schneider nähte es aber an den Hintern; als der Schildbürger nun auf der Flucht von hinten geſtochen wurde, ſchützte ihn der Panzerfleck. Da entdeckte er erſt die Verwechslung und ſagte: der Schneider hat wohl gewußt, wo mir das Herz ſitzt. — Als ſich die Mäuſe allzuſehr in der Stadt häuften, kauften ſie eine Katze, als dieſe aber alle Mäuſe gefreſſen, fürchteten ſie, nun werde das grimmige Thier auch Vieh und Menſchen freſſen und trachteten es zu verderben. Da ſie es aber nicht habhaft wurden, entſchloſſen ſie ſich, das Haus, auf dem ſie ſaß, anzuzünden. Alsbald ſprang die Katze in ein anderes Haus. Auch das wurde angezündet und ſo fort, bis die ganze Stadt in Aſche lag.

Görres und Hagen haben dieſer gut erfundenen Geſchichte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, nur Gervinus hat in blaſirter Weiſe ſie bekrittelt. Da ſie eine Satire gegen den klugen Aberwitz reichsſtädtiſcher Pedanterei iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Erfindung erſt dem ſpäteren Mittelalter angehört. Doch iſt ſie originell deutſch und nicht aus antiken Reminiſcenzen der Humaniſten entlehnt. Die Erzählung ſcheint erſt für den Druck von einer neuen Hand überarbeitet worden zu ſeyn und iſt deßhalb, beſonders im Anfang, weitſchweifig. Ludwig Tieck hat die Geſchichte der Schildbürger geiſtvoll, aber zu frei behandelt und

Anspielungen auf die Revolution eingetragen, die dem guten altdeutschen Volksbuch hätten fremd bleiben sollen.

Viele komische Motive der Schildbürger finden sich in der mündlichen Volksüberlieferung vieler andern deutschen Städte wieder. Ich habe sie zu hunderten aus allen Theilen deutscher Erde gesammelt, will aber hier nur noch einige der besten Preis geben.

Die Bürger einer kleinen Stadt sahen zum erstenmal einen von Kindern verfertigten Papierdrachen über der Stadt schweben und riefen Gottes Barmherzigkeit an. Als sie ihren Irrthum inne wurden, verspottete man sie. Daher sie ihrem Pfarrer befahlen, in der Predigt nie mehr das Wort Barmherzigkeit zu gebrauchen, auch es jedem übel vergalten, der in ihrer Gegenwart das spottende Wort zu gebrauchen wagte. Franciści, lustige Schaubühne I. 982.

Zu Büsum in Friesland badeten und schwammen neun Einwohner ins Meer hinaus. Um zu wissen, ob keiner ertrunken sey, zählten sie sich, jeder aber zählte nur die acht andern und vergaß sich selbst. Nun jammerten sie über den armen Ertrunkenen, konnten aber durchaus nicht herausbringen, welcher von ihnen es sey? Kohl, die Marschen II. 346.

Zu Hardenberg im Großherzogthum Berg, wählte man den Bürgermeister auf folgende Art. Die Rathsherren legten alle ihre Bärte auf einen runden Tisch und setzten eine Laus mitten hinein. In wessen Bart sie kroch, der wurde Bürgermeister. Antihypochondriacus V. 129.

Die „blinden Hessen" sind sprüchwörtlich seit folgender Begebenheit. Die Hessen zogen vor Mühlhausen ab, weil sie die über die Mauer hervorragenden Holzpflöcke für Bewaffnete ansahen und sich vor der Menge derselben fürchteten. Thüringen und der Harz VI. S. 35.

Die Einwohner des Dorfes Jagel bei Schleswig konnten einmal einen Balken trotz aller Mühe nicht durchs Thor bringen, bis sie einen Sperling sahen, der einen Strohhalm der Länge nach durchs Thor nach sich zog. Da machten sie es auch so. Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 107. Die Kisdorfer hielten eine Sense für ein böses grasfressendes Thier und umzäunten sie, Nr. 113. Die Fockbeker hatten einen Aal gefangen, hielten ihn für ein böses Thier und beschlossen, ihn zu ersäufen, Nr. 114.

Der Schultheiß von Kandersvil war abgesetzt worden, da begegnete ihm am Fluß ein Bauer, der von seiner Entsetzung noch nichts wußte, und erbot sich höflich, ihn über das Wasser zu tragen. Mitten im Wasser sagte der Schulz: wenn mir Gott wieder zu meinem Amte hilft, will ich dir's lohnen. Was? rief der Bauer, seyd ihr nicht mehr Schultheiß? Nein, sagte dieser. Nun so wollt ich, daß ich so einen Lump trüge! rief der Bauer und warf ihn ins Wasser. Eiselein, Sprüchw. 557.

Es regnete ſo lange, daß die Miſtelgauer das Ausbleiben des Frühlings beſorgten und nach Nürnberg ſchickten, um den Frühling zu holen. Man gab ihnen einen Hummel in einem Schächtelchen. Unterwegs waren die Boten neugierig zu wiſſen, wie der Frühling ausſähe, machten die Schachtel auf und das Thierchen flog davon. Nun ſchrien ſie ihm nach: nach Miſtelgau, nach Miſtelgau! Panzer, Beitrag II. 173.

Ein Eſel ſoff Nachts am Ufer und den Bauern ſchien es, als ſaufe er das Spiegelbild des Mondes im Waſſer mit hinein. Da nun gleich darauf der Himmel ſich verfinſterte, glaubten ſie, der Eſel habe den Mond gefreſſen. Philo, magiologia p. 699.

Zu dieſer Gattung gehören noch die Ausreden der Schützen, auf 17 Blättern mit einem Holzſchnitt, verfaßt von Hans Heinrich Grob zu Zürich 1602, abgedruckt in Haupts Zeitſchrift III. 240, ein Loblied auf die löbliche Schützengeſellſchaft, worin aber auf humoriſtiſche Weiſe alle Ausreden der ſchlechten Schützen zuſammengetragen ſind.

Unter den Handwerkern wurden die handfeſten Schmiede am meiſten geachtet, die ſchwächlichen Schneider am meiſten verſpottet.*) Man hielt die Schneiderei für weibiſch, weil in alten Zeiten nur die Weiber allein Kleider gemacht hatten. Einer der harmloſeſten Schwänke iſt folgender vom Schneider im Himmel.

Ein Schneider bat den h. Petrus um Einlaß in den Himmel und ſagte, er könne allerlei gute Dienſte leiſten, auskehren, Kleider flicken ꝛc. Aus Mitleid ließ ihn Petrus ein. Gott und alle Heiligen waren im Paradiesgarten ſpazieren und der Saal leer. Da ſetzte ſich der Schneider auf Gottes Stuhl und ſah hinunter in die böſe Welt, und wie er ein altes Weib erblickte, die gerade zwei Schleier ſtahl, warf er voller Zorn den Schemel auf ſie. Als Gott aus dem Garten zurückkam und den Schemel vermißte, bekannte der Schneider, was er gethan. Da ſagte Gott: wenn ich jede Sünde ſo ſtrafen wollte, hätte ich längſt keine Geräthe mehr im Himmel übrig. Hier ſoll niemand ſtrafen, als ich. So mußte der Schneider wieder auswandern nach Warteinweile, wo die frommen Soldaten ſitzen. Grimm, Märchen Nr. 35.

Warum die Schneider immer mit dem Geisbock geneckt werden, iſt

*) Im Schmiede lag noch immer die Erinnerung an den alten Donnergott mit ſeinem Hammer. Wenn mehrere Volksmärchen auch ein kluges Schneiderlein kennen, das ſich in Noth und Gefahr liſtig zu helfen weiß, den Wolf betrügt ꝛc., ſo liegt darin eine elbiſche Erinnerung. Wie das Spinnen und Weben des Lebens der großen Naturgöttin, ſo kam das Zuſchneiden des Laubes und der Blumen, überhaupt des Naturkleides den Elben der Pflanzenwelt, vielleicht auch dem Gott „Freyr“ zu, der in der nordiſchen Mythe als ſchwertlos, entwaffnet und ein wenig weibiſch erſcheint.

nicht genügend erklärt und dürfte wohl aus einer uralten mythiſchen Erinnerung ſtammen. Neuere Erklärungen ſ. zuerſt bei Hans Sachs in einem Schwank (II. 4. 64):

Ein Schneider, der einem Edelmann ein Kleid machen ſollte, behielt nach Schneiderart einen guten Theil des Tuches für ſich, wurde dafür aber verurtheilt, dem Edelmann eine Gais ein Jahr lang unentgeldlich zu ernähren. Natürlich ließ er nun das arme Thier faſten und plagte es ſo lange, bis es verreckte. Dann wollte er das todte Thier in den Schloßgarten werfen, es war ihm aber zu ſchwer, er verwickelte ſich in die Hörner deſſelben, fiel mit ihm in den Graben und brach den Hals. Seitdem werden die Schneider mit der Gais verſpottet. — In einer belagerten Stadt meckert ein patriotiſcher Schneider wie ein Bock, um den Feind glauben zu machen, es ſey noch Schlachtvieh in der Stadt. Rottmann, luſtige Hiſtorien I. 68. Eine verwandte Erklärung auch in Hageckς böhmiſcher Chronik zum Jahr 1422.

Auf dem Schloß Krempelſtein an der Donau bei Paſſau wohnte in einem Thurme ein Schneider und hatte keine Geſellſchaft außer einer Ziege, die ihn mit ihrer Milch verſorgte. Als ſie verreckte, wollte er ſie in die Donau hinabſtürzen, verwickelte ſich aber in ihre Hörner und fiel mit hinab. Adelbert Müller, die Donau I. 116. Vogt, Balladen 1846 S. 109. In Hoffmanns ſchleſ. Volksliedern Nr. 215 wird eine Schneiderhochzeit verſpottet, eine ausgeſtopfte Ziege ſtellt die Braut vor. Schon im Jahr 1469 kamen die Schneider in Regensburg klagbar ein wegen eines ſie mit der Gais verſpottenden Liedes. Gemeiner, Chronik III. 447.

In Kirchhoffs Wendunmuth I. 278 heißt es von den Schneidern zu Baſel: Sie hielten einen Tanz, da brachte einer als Schalkheit eine geputzte Gais unter ſie. Voller Zorn wollten ſie dieſelbe aus dem Fenſter werfen, beſannen ſich aber, daß ſie dadurch zum Geſpött werden könnten und hielten es für beſſer, luſtig fortzutanzen und die Gais mittanzen zu laſſen. In Juſtinus Kerners Reiſeſchatten, S. 378 findet ſich ein Schneider durch das Meckern eines Bockes beleidigt und bindet mit ihm an. In einem Volkslied im Wunderhorn II. 360 jagt der Schneider zu Günzburg einen Bock aus der Kirche, leiſtet ihm aber nachher Abbitte, indem er ſich einbildet, der Bock habe ihn verklagt. — Im Wunderhorn II. 374 heißt es in einem Volksliede, 70 Schneider wollten ins Niederland fahren, machten ſich einen papiernen Wagen und ſpannten die Gais vor. Da kam ein Bock und ſtellte ſich vor die Gais, ein Schneiderlein ſtach den Bock, der wurde böſe, die Gais floh über Stock und Stein, der Bock nach und die Schneider alle, bis auf einen, ertranken im Bach. Nach einem Liede bei Erlach I. 478 erſäuft ſich ein Schneider, der vor einer Gais ins Wirthshaus geflohen, freiwillig im Wein. Zu Backnang

eſſen die Schneider einen abgezogenen Hund für einen Rehbock und rühmen „das zarte Weſen“. Wunderhorn II. 370.

Einige Schneiderſagen verrathen Zuſammenhang mit der Sage von den ſieben Schwaben.

Wie die ſieben Schwaben mit dem langen Spieß gegen das Häslein am Bodenſee, ſo zieht nach einer Sage, die uns Tragus in ſ. Kräuterbuch S. 684 aufbewahrt hat, ein tapferes Schneiderlein mit langem Spieß ins Feld. Da treibt der Wind einen dürren Diſtelkopf ihm entgegen, deſſen unheimliches Daherrauſchen ihn ſo erſchreckt, daß er den Spieß fallen läßt und flieht. In einem Volksliede des Wunderhorns I. 335 ſind es drei Schneider, die eine Schnecke für einen Bären anſehen und ſich verſtecken. Da heißt es ganz ſo, wie in der Sage von den ſieben Schwaben: der erſte ſprach, geh du voran ꝛc. Keiner will voran, doch noch ſprechen ſie ſich Muth zu, da ſtreckt die Schnecke ihre Hörner heraus und entſetzt laſſen ſie die Waffen fallen und fliehen.

An die Pygmäen der Alten erinnern die Schneider, wenn ſie in Maſſe beiſammen ſind.

Ich weiß nicht, wie alt das Volkslied von den 9 mal 99 Schneidern iſt, das in Kölns Vorzeit von Weyden S. 264 ſteht. Beſagte Schneider eſſen von einer gebratenen Maus und trinken dazu aus einem Fingerhut, tanzen dann auf einem Kartenblatt und ſchlafen auf einem Strohhalm. Da knispel eine Maus und vor Schreck fahren ſie alle zum Schlüſſelloch hinaus. Im Wunderhorn II. 376 und bei Erlach I. 480 ſind moderne Zuſätze angebracht. Die Schneider fahren zu Schlitten auf einem Gaisbock, reiten auf einem Haſelſtock, betrinken ſich, ſchlafen in einer Lichtſcheere und werden mit ihr zum Fenſter hinausgeworfen, um in der Goſſe zu erſaufen. In einem Volksliede bei Büſching, wöchentl. Nachrichten III. 204, verfertigen 300 Schneider die Juppe eines Bauern, tragen ſie dann mit einander fort, laſſen ſie aber, weil ſie ihnen zu ſchwer iſt, in den Koth fallen. Im poſſierlichen Marculſus 1741 Nr. 66 werden die Schneider von einer Magd mit dem Auskehricht weggefegt, weil ſie ſie gar nicht merkt, und nachher ſchlafen ihrer 7000 in der Degenſcheide des Kaiſer Ruperam.

Ein viel grauſamerer Spott traf die Juden. Hier miſchte ſich National- und Glaubenshaß ein. Wie die Schneider mit dem Bock, ſo wurden die Juden mit dem Schwein verhöhnt. Die deutſche Sage, einmal gewohnt, das feindliche Winterſchwein dem in der Chriſtnacht geborenen neuen Licht entgegenzuſetzen, brachte das Schwein auch in Verbindung mit dem Judenthum und identificirte es mit demſelben um ſo mehr, als die Juden ſelbſt ſich gegen die Vergleichung ſträubten. Die

Abneigung der Juden gegen das Schweinefleisch wird in der Sage ausdrücklich aus einer Verwandtschaft des Schwein- und Judenfleisches erklärt.

Eine Jüdin versteckte sich mit ihren Kindern hinter eine Wand, der Jude frug höhnisch den vorbeiwandelnden Christus, was hinter der Wand stecke? Ein altes Weib, sagte Christus, mit einigen Kindern. Da grunzten die hinter der Wand wie Schweine und der Jude lachte Christus aus. Nun denn, sagte Christus, so sollen es Schweine seyn, und siehe da, hinter der Wand spazierte eine Sau mit ihren Ferkeln hervor. Seitdem essen die Juden kein Schweinefleisch aus Furcht, einen Verwandten zu verspeisen. Prätorius, Weihnachtsfrazzen S. 137. Aehnlich eine flandrische Sage in Wolfs niederl. Sagen Nr. 579.

Zum Schwein gehört der Koth. Die Wahlverwandtschaft zwischen Judenthum und Koth ist kaum je unsittiger gedacht worden als in einem Fastnachtsspiel bei Keller I. 20.

Weil sich ein falscher Messias unter ihnen aufgethan, sollen die Juden bestraft werden. Alle möglichen Martern und Schändungen werden ersonnen. Man soll jedem in den Mund hosiren, jeden auf seine eigene Mutter binden, oder unter ein Abtrittloch stellen ꝛc. Endlich wird beschlossen, die größte Muttersau herbeizubringen und sämmtliche Juden an deren Zitzen zu legen, den falschen Messias aber unter das Schwänzlein.

Dieser Schwank scheint sehr populär geworden zu seyn, denn die Juden unter der Sau wurden in Stein gehauen und dieses berüchtigte Bild auf der Mainbrücke zwischen Frankfurt am Main und Sachsenhausen zur Verhöhnung der Juden aufgestellt, wo es noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts zu sehen war. Auf demselben erblickte man die Sau in der Mitte, unter ihr an den Zitzen saugte ein Jude, hinten fing ein anderer, was die Sau von sich gab, mit dem Munde auf. Daneben stand eine Jüdin, die einen Bock hielt.

Sehr verbreitet war auch der Schwank vom neuen Messias in Worms.

Eine schöne Judentochter in Worms wurde von einem jungen Pfaffen verführt und geschwängert. Um ihre Eltern zu beruhigen, verkündigte er ihnen des Nachts mit verstellter Stimme, ihre Tochter sey vom Herrn ausersehen, den Messias zu gebären. Von Stund an ward nun im Hause Alles voller Freude und wurde die ganze Judenschaft mit der frohen Nachricht beglückt. Als aber die Tochter niederkam, gebar sie — ein Mädchen. Eisenmenger, entd. Judenthum II. 664 f. Dasselbe wird in einem alten Volksliede von einer

Jüdin zu Planiz erzählt. Mone, Anzeiger VIII. 365. Und aus Böhmen, Bebel, facet. II. 203.

Zu den beliebteſten Judenverſpottungen gehörte „der Jude im Dorn“.

Ein armer Knecht, der ſeinem geizigen Herrn treu und fleißig drei Jahre lang gedient, bekam doch nur drei Heller Lohn. Da begegnete ihm ein Männlein, das gab ihm für ſeine drei Heller drei Wünſche frei, die waren ein Vogelrohr, das Alles trifft, eine Geige, nach der alles tanzen muß, und die Gabe, daß ihm Niemand eine Bitte abſchlagen könne. Nun traf er einen alten Juden, der einen Vogel ſingen hörte und ihn gar zu gerne gehabt hätte. Da legte der Knecht ſein Vogelrohr an und ſchoß den Vogel, daß er in die Dornen fiel. Der Jude wollte ihn aus den Dornen holen, wie er aber mitten drin war, fing der Knecht zu geigen an und der Jude mußte tanzen, daß er ſich den ganzen Leib in den Dornen zerkratzte. Endlich kaufte er ſich mit einem Beutel Geld los, klagte den Knecht aber nachher bei Gericht an, er habe ihn beraubt. Der Knecht ſollte gehenkt werden, erbat ſich aber am Galgen, noch einmal geigen zu dürfen, da tanzte alles, Richter, Henker, Jude und Publikum, ſo lange, bis der Jude geſtand, daß er gelogen und noch dazu das Geld ſelbſt geſtohlen habe. Da ward er an des Knechts Stelle gehenkt. Grimm, Märchen Nr. 110. Als Faſtnachtsſpiel behandelt von Ayrer, opus theatr. Bl. 97, und von Dietrich, 1618. Beide machen aber aus dem Juden einen Mönch in reformatoriſcher Polemik.

7.

Schalksnarren.

Aus den ältern Bauernſchwänken des Mittelalters führt uns Nithart unmittelbar in die ſpätere Zeit hinüber, ſofern auf einen zweiten Nithart, angeblichen Hofnarren in Wien, der ganze Charakter des erſten übertragen wurde. Unter den Schwänken des ſpäteren Nithart, als der mythiſchen Perſon ſeines Namens, wo er als Hofnarr, aber immer noch als Bauernfeind erſcheint, kommen ſchon Späſſe vor, die ſich öfter bei ſpäteren Hofnarren wiederholen.

Einer der beliebteſten Schwänke des Mittelalters war „Nithart mit dem Veiel“, als erzählendes Gedicht aus einem alten Druck bei Hagen, Minneſänger III. 299. Dramatiſch behandelt in Kellers Faſtnachtsſpielen aus dem 15. Jahrhundert Nr. 21 und 53. Von Hans Sachs IV. 3. 49.

Nithart ſieht im Garten das erſte Veilchen, deckt ſeinen Hut darüber und

eilt, es dem Herzog zu ſagen, damit er ſelbſt das glückverkündende Blümchen breche. Unterdeß kommen Bauern, die ihn ſchon lange wegen ſeiner Späſſe haſſen, pflücken das Veilchen und ſetzen etwas viel Uebelriechenderes dafür hin, den Hut wieder darüber. Als der Herzog mit der Herzogin kommt, findet er die Beſcheerung. Nithart iſt voller Wuth, merkt gleich, daß ihm die Bauern den Streich geſpielt haben müſſen und überfällt ſie, indem ſie eben das Veilchen auf eine Stange gebunden haben und um daſſelbe tanzen und ſingen. Er erobert die Blume und bringt ſie dem Herzog. Die Bauern aber wollen ſich rächen und ſagen dem Herzog, Nithart habe eine ſehr hübſche Frau. Sogleich ſtellt er ihr nach, Nithart aber hat es gemerkt und ſeiner Frau geſagt, der Herzog ſey etwas taub, wenn er käme müſſe ſie ſehr laut ſchreien. Eben ſo ſagt er dem Herzog, ſeine Frau ſei taub. Nun ſchreien ſie einander an und finden ſich beiderſeits nichts weniger als liebenswürdig. — Vergl. Berckenmeyer kur. Antiqu. I. 613 und die Taubmanniana. — Nach Görres Volks- und Meiſterliedern, Vorrede XXXVIII. traf Nithart einſt als Pilger verkleidet auf Bauern, die ihn nicht erkannten und ihm eine Büchſe mit Koth gaben, damit den böſen Nithart zu ſalben. Nun machte er ſie aber trunken und ſalbte ſie ſelber.

Eulenſpiegel, der niederdeutſche Bauer, deſſen luſtige Schwänke eines der beliebteſten und charakteriſtiſchſten Volksbücher der Deutſchen geworden ſind, vertritt den geſunden und derben Bauernverſtand gegenüber der Eitelkeit und Hoffahrt der höhern Stände, wie ſchon früher Markulfus; aber weniger in Sprüchen, als praktiſch in Beiſpielen. Er iſt eine viel poetiſchere Figur als jener ältere Markulfus, viel concreter und perſönlicher. Auch diaboliſcher und boshafter, weil in der ſpäteren Zeit des Mittelalters, in welcher Eulenſpiegel entſtand, der Bauernſtand ſich ſchon gedrückter fühlte. Es iſt etwas von der alten Bosheit kluger Zwerge aus dem deutſchen Heidenthum auf ihn übergegangen.

Die Schwänke Eulenſpiegels ſind in Proſa geſchrieben, ohne Zweifel zuerſt niederdeutſch, weil alles bei ihm auf Niederdeutſchland hinweiſt. Der älteſte bekannte Druck iſt ein Straßburger von 1519. Er iſt aber ohne Zweifel auch ſchon früher gedruckt geweſen. In der Hettlingiſchen Saſſenchronik (Abel, Sammlung aller Chroniken S. 185) heißt es: Während einer Peſt im Jahr 1350 ſtarb Ulenspeygel to Möllen. Möllen liegt nicht weit von Ratzeburg. Hier ſah man ehemals wirklich an der Kirchenmauer einen Grabſtein, auf dem eine Eule und ein Spiegel eingehauen waren. Berckenmeyer, kur. Antiquarius I. 666. Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 460. Doch iſt die wirkliche Exiſtenz eines

Eulenſpiegel gleichgültig, da er offenbar nur Träger einer gewiſſen Gattung des Volkswitzes werden mußte und in ſeine Schwänke eine gute Anzahl von andern bekannten Schwänken des Pfaffen Amis, des Pfarrer vom Kalenberg, des Nithart ꝛc. übergegangen ſind. Thomas Murner ſoll zu Luthers Zeit den Eulenſpiegel zuerſt ins Hochdeutſche übertragen haben. Auch ging er in die meiſten europäiſchen Sprachen über. Vgl. Gräße, allg. Literaturgeſchichte II. 2. 1020. Görres, Volksbücher S. 159. Flögel a. a. O. Ueber die polniſche Bearbeitung ſiehe das Ausland 1841. Nr. 230. Gödeke, Beitrag S. 117. Vgl. auch Leſſings Werke XI. 492.

Fiſchart brachte den Eulenſpiegel in Reime, Ayrer und Hans Sachs einzelne Schwänke deſſelben auf die Bühne. Geiſtloſe Fortſetzungen und Nachahmungen erſchienen bis auf unſere Tage in Menge. — Ein berühmter und äußerſt ſeltener Kupferſtich des Eulenſpiegel von Lucas von Leyden ſiehe Flögel S. 475. Nagler VII. 494. Schon im Jahr 1644 zahlte man 50 Dukaten für dieſen Stich. Er ſtellt den E. dar, hinter dem Weib und Kinder gehen. Ein Stich von Rembrandt von 1641 zeigt den E. zu den Füßen einer Schäferin, frech unter deren Röckchen blickend. Huber VI. 18. Neuere Illuſtrationen zu E. fünfundfünfzig radirte Blätter von Ramberg, Kunſtblatt 1827 S. 291. Scenen aus ſeinem Leben malte Schröter zu Düſſeldorf. Füßli II. 623.

Eulenſpiegel gehört zu den fahrenden Leuten des Mittelalters, die ſich überall herumtrieben, verläßt aber nie den niedrigen Standpunkt ſeiner Geburt und ſchwingt ſich in höhere Regionen nur, um ſie mit ſeinem witzigen Unflath zu beſudeln und zu verhöhnen. Auch übt er alle ſeine Bosheiten aus reiner Luſt, ohne Intereſſe, ſelten aus Rache. Was ſeinen Namen betrifft, ſo hat man in ſeinem Charakter etwas Eulenartiges geſucht, allein beſſer iſt Vilmars Auslegung (Nat. Lit. 2. Aufl. S. 466), welcher auf das Sprüchwort hinweiſt: Wenn ſich die Eule auch im Spiegel beſieht, merkt ſie doch nicht, wie häßlich ſie iſt.

Das deutſche Volksbuch läßt Eulenſpiegel zu Knetlingen in Sachſen geboren werden. Man taufte ihn Tyll und zwar dreimal, einmal mit dem Taufwaſſer, dann in dem Graben, in den ſeine Wärterin mit ihm fiel, und drittens in dem warmen Waſſer, womit man ihn wuſch. Als er heranwuchs ſetzte ihn der Vater hinter ſich aufs Pferd, da hob der Kleine den Hintern auf. Der Vater ſetzte ihn vor ſich, da ſtreckte er die Zunge heraus und neckte die Leute, ohne daß es der Vater ſah. Dann lernte er auf dem Seile gehen

Gebete und gottesdienstliche Handlungen und durch die Ehrfurcht, welche die Lehrer vor der Religion bezeigen, der in den früheren Jahren geweckte religiöse Sinn genährt und geläutert werden. Oertliche Bedürfnisse und Verhältnisse mögen den Lehrplan modifiziren, Einzelne nur an einzelnen Lehrstunden Antheil nehmen. Auf diesem Stadium der Gewerbsbildung theilt sich zudem die Hauptrichtung bereits wieder in spezielle Zweige. Die bezeichnete Bildung ist zwar für Alle förderlich und erleichtert Jedem die Aneignung des für sein spezielles Bedürfniß Erforderlichen. Aber allerdings kann es gut seyn, wenn die für alle Berufe wichtigen Wissenschaften mit spezieller Rücksicht auf das Spezielle gelehrt und gewissermaßen von dem Geiste des künftigen Berufs durchhaucht werden. Es sind auch dem Oekonomen z. B. und dem Kaufmann gewisse Disziplinen recht wichtig, die für die Uebrigen nur einen geringen, oder gar keinen Werth haben, und umgekehrt. So mag es da und dort recht gut seyn, wenn eine einzelne mittlere Gewerbsschule den besonderen Charakter einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, oder einer Handelsschule erhält. Ebenso sollte man denken, daß die Militärakademien vollständig ersetzt wären, wenn für die Jünglinge, die aus der mittleren Gewerbsschule mit der Aussicht und Absicht auf Offiziersstellen, zum Militär überträten, besondere Regimentsschulen beständen, in denen unterrichtete Offiziere den von Jenen erworbenen Kenntnissen die nöthige Richtung auf die spezielle militärische Bildung verleihen könnten. — Die besonderen Marineschulen sind in Bezug auf die dem höheren Seemann nöthigen Kenntnisse gleichfalls durch die allgemeinen technischen Anstalten zu ersetzen. Sollte es jedoch durchaus nöthig seyn, daß der künftige Seemann schon in einem Alter die praktischen Uebungen beginne, wo er in den gewöhnlichen Anstalten die nöthigen Kenntnisse noch nicht eingesammelt haben kann, so müßte freilich in Hafenstädten eine besondere Marineschule bestehen, die aber zugleich mit zu einer Gewerbsschule zu benutzen seyn könnte. — Für die mittlere Bildung des Bergmannes dürfte es gleichfalls genügen, wenn in geeigneten Bergbaustädten mittlere Gewerbsschulen errichtet würden, die, den allgemeinen Anforderungen entsprechend, vorzugsweise die Richtung auf das bergmännische Wissen nähmen. Für das höhere Bedürfniß würden Einzelne von dort aus noch die polytechnische Anstalt besuchen und dort mit

und fiel. Aus Rache betrat er das Seil wieder, wollte den Leuten ein Wunder zeigen, ließ sich von allen ihre Schuhe geben, band sie zusammen und ließ sie dann wieder durch einander herunterfallen, so daß sich die Leute um die Schuhe bald herumschlugen.

Seine Mutter that ihn nun zu einem Becker, das Handwerk zu lernen, wo er aber nur Possen trieb. Einst des Nachts kroch er in einen leeren Bienenkorb. Da kamen Diebe und trugen ihn fort, meinend, der Stock sey schwer voll Honig. Er aber griff im Dunkeln heraus und zupfte bald den Dieb vorne, bald den hinten, bis sie in Streit geriethen und einander blutig schlugen. Dann folgen unflätige Späße, die er als Arzt trieb. Einmal heilte er alle Kranken in einem Spital plötzlich, indem er sagte, er wolle sie sämmtlich mit der Asche dessen kuriren, welcher der kränkeste wäre und den er verbrennen wollte. Da waren alle gesund. Wiederum bei einem Becker siebte er das Mehl in den Hof, weil ihm der Meister befohlen, es im Mondschein zu sieben. Den Schalksnarren des Königs von Polen überwand er, indem er seinen eigenen Koth fraß und jenen aufforderte, es nachzuthun. Als ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, kam er doch wieder, als ihm aber der Herzog begegnete, schnitt er seinem Pferde den Bauch auf, stellte sich darein und sagte, er stehe auf dem Pferde und nicht auf des Herzogs Boden. Dem Landgrafen von Hessen sollte er ein Bild malen, da ließ er die Tafel leer und vollbrachte die Zeit mit Essen und Trinken. Als der Herzog endlich das Bild sehen wollte, zeigte es ihm Eulenspiegel und bemerkte, nur unehelich Geborne vermöchten es nicht zu sehen. Der Herzog schwieg, ebenso die Herzogin und das ganze Gefolge, bis auf eine Närrin, die gestand, sie sähe nichts. In Prag auf der hohen Schule beantwortete er alle ihm gemachte Fragen und siegte im Räthselwitz über alle. In Erfurt nahm er einen Esel in die Schule und lehrte ihn wirklich zwei Vocale, J und A.

Zu Augenstetten in Thüringen wusch er den Bäuerinnen ihre alten Pelze in Milch, um sie wieder neu zu machen und als sie in der Milch tüchtig gesotten hatten, verschwand er. In Nürnberg nahm er einige Bohlen aus der Brücke, daß die Scharwächter, die ihn verfolgten, zu Fall kamen. In Bamberg hörte er, man könne um 24 Pfennige essen und bat sich dann das Geld von der Wirthin aus, weil er verstand, man bekomme so viel, wenn man esse. In Ulm verschaffte er für 100 Dukaten seiner Wirthin die Ehre, mit dem Papst zu reden. In Quedlinburg kaufte er einem Bauernweib ihre Hühner ab, bezahlte sie nicht, ließ ihr aber den Hahn zum Pfande. Folgen wieder Unflätereien. Dann diente er einem Schmiede, der ihm sagte, er solle eins für das andere schmieden, was er habe. Da schmiedete er alles bunt durcheinander, das ganze Schmiedgeräth. Eben so zerschnitt er einem Schuster alles Leder; soll bei einem Brauer statt Hopfen den Hund, weil er Hopf hieß; machte drei Schneidergesellen vom Laden fallen; versprach den Schneidern eine höchst wichtige Entdeckung mitzutheilen (daß man, ehe man den

Faden einfädle, hinten einen Knopf machen müſſe). Einmal wurde er, weil er in Lübeck einen Weinzapfer betrogen, zum Galgen verurtheilt, kam aber los, weil er ſich vor dem Tode noch eine letzte Bitte gewähren ließ, die Niemand erfüllen wollte (nämlich ihn, wenn er todt ſey, im Hintern zu küſſen). Als Taſchenmacher machte er einem, der eine große Taſche beſtellt hatte, eine ungeheure Taſche von ganzen Kuhhäuten. Als Schreiner bohrte er nichts als Löcher in den Tiſch. Als Brillenhändler fand er keine Nahrung, weil die Leute alle durch die Finger ſehen. Als Hausknecht ſchmierte er einen Wagen aus- und inwendig. Einmal ward er ſelbſt betrogen, als er eine lederne Taſche verloren hatte. Ein altes Weib ſetzte ſich drauf und ſagte, ſie ſitze darauf. E. aber verſtand es anders, glaubte, ſie wolle ihn verſpotten und ſagte: die kannſt du behalten. — Einem Bauern gewann er ſein grünes Tuch ab, indem er ihn überzeugte, es ſey blau. Den Bäuerinnen ſchüttete er alle ihre Milch zuſammen und ließ dann wieder jede die ihrige herausſchöpfen. Fünf Blinden machte er weiß, er habe einem von ihnen einen Gulden gegeben. Folgen wieder Unflätereien. Einmal frug ihn, als er gerade auf einem Rade lehnte, eine Frau, die ihn nicht von Perſon, wohl aber ſeine böſen Streiche kannte, ob er nichts von Eulenſpiegel wiſſe. O, antwortete er, der liegt auf dem Rade. Eine andere Frau, bei der er auf ſeiner Reiſe nach Rom einkehrte, hob er nackt aus dem Bette und ſetzte ſie in die heiße Aſche des Heerdes, damit ſie ein Stückchen von dem berühmten Eulenſpiegel erlebe. — Endlich kam er zum Sterben, ſetzte aber dem Beichtvater, der ihn tröſtete, ein Gefäß mit Koth hin, das oben mit Gold leicht bedeckt war, und verlockte ihn, einen tiefen Griff hineinzuthun. Als er todt war, warfen die Schweine ihn auf der Bahre um. Als ſein Sarg eingeſenkt wurde, riſſen die Stricke und er kam auf die Füße zu ſtehen.

Hans Clauert, der märkiſche Eulenſpiegel, der als Geſell, Knecht, Bräutigam, Landwirth ꝛc. in und um Arebbin allerlei luſtige Poſſen übt und die Leute foppt, iſt meiſtens weniger boshaft, aber auch weniger pikant, als Eulenſpiegel. Volksbücher von Wolff Nr. 39.

Eine platte Nachahmung des Eulenſpiegel iſt „der luſtige Kirmeßbruder“, deſſen Herausgabe in den Volksbüchern von Wolff Nr. 45 wohl ſehr überflüſſig war.

Der Kirmeßbruder, Hans Schonemann, betrügt die Zollwache, indem er in einen Topf oben etwas Butter, unten Kuhmiſt thut und ſie hineingreifen läßt. Er malt den Weibern einen weißen Hahn hinten auf die Röcke. Er ſprengt eine Geſellſchaft auseinander durch einen Müller, dem er vorher eine Purganz eingegeben. Er legt heimlich Eier in die Betten, die unter den Schlafengehenden zerbrechen. Er hängt ſich an einen Baum, um vorübergehende Bauern zu erſchrecken, ſpringt dann geſchwind auf einem Umweg vor-

aus und hängt ſich wieder hin, ſo daß die Bauern ſich entſetzen, immer wieder denſelben Erhenkten zu ſehen. Das iſt etwa noch der beſte Witz. Nachher kommen noch Obſcönitäten. Ein Räthſel, welcher König die meiſten Unterthanen habe? Der rothe. Mittelſt Pferdeſtaub, den er in einen Tanzſaal ſtreut, macht er den Tänzerinnen unerträgliches Jucken ꝛc.

Ein Seitenſtück zu Eulenſpiegel iſt ferner der ſchelmiſche Bauer Doſch, von dem in des Montanus Wegkürzer mehrere Spitzbübereien und luſtige Schwänke ſtehen.

Die fahrenden Schüler, welche ſelber Volkslieder erfanden und ſangen, wurden auch nicht ſelten Gegenſtand derſelben. Sie prieſen ihr fahrendes Leben, die Poeſie ihrer Armuth, die luſtigen Abenteuer, die ſie erlebten, die Schelmenſtreiche, die ſie begingen. Maßgebend iſt dafür das längere Lied vom fahrenden Schüler in Grimms altd. Wäldern II. 49 f.

Darin beſchreibt er ſein hartes Lager, ſein Frieren im Winter, ſeinen Hunger und Durſt und rühmt doch ſein freies Leben und beſchreibt, wie er die Bauern, und ſonderlich die dummen Weiber betrüge, was er ihnen alles für Zauberei und Hexerei vormache, um ihnen von ihren Schäden und Klagen zu helfen, und ſich von ihnen beſchanken zu laſſen, wie er ihnen Wachsbilder zum Zaubern mache, wie man den alten Weibern die Runzeln vertreibe, wie er ſie lehrt „Kohlen waſchen, brunzen in die Aſchen, Nachts nacket ſtehen, erlingen von der Thüre gehen“ ꝛc. Das ſind die bekannten Hexereien der Andreasnacht, in der alte Jungfern ihren Künftigen herbeizaubern wollen.

Grimm führt das Seitenſtück zum Volkslied aus Fiſcharts Gargantua Cap. 8 an, worin ein armer Knecht mit viel Humor ſeinen Haushalt beſchreibt, ſein Haus ſey ſo leer, daß man des Nachts nicht anſtoße, daß nicht einmal eine Maus darin zu finden ſey ꝛc. Vgl. das Lied vom armen Schwartenhals im Wunderhorn I. 23. — Ein altdeutſches Gedicht von Johann von Nürnberg aus dem 14. Jahrhundert ſchildert mit guter Laune das Vagabundenleben eines damaligen fahrenden Schülers, wie er bettelt, ſtiehlt, betrügt, einfältigen Weibern Zauberſtücke vormacht ꝛc. um nur das Leben zu friſten. Vgl. Grimm, altd. Wälder II. 49.

Eine Anzahl Schwänke erzählt von ſchlauen Dieben.

Ein Gauner ſtahl einem Bauern bei Köln die Kuh aus dem Stall und verkaufte ſie demſelben Bauern auf dem Markt, der ſich freute, nun zwei ſo ſchöne und ganz gleiche Kühe zu haben. Kurzweilige und lächerliche Geſch. Frankf. Feierabend 1583. S. 111.

Ein Dieb will dem Pfarrer ſein Pferd ſtehlen, verkleidet ſich als Bettler,

wirft ſeine Krücken auf einen Baum an der Straße, ſetzt ſich daneben und weint, als der Pfarrer vorbeireitet, klagend, ein böſer Bube habe ihm die Krücken auf den Baum gethan, daß er nicht weiter könne. Der menſchenfreundliche Pfarrer ſteigt nun vom Pferde, klettert auf den Baum und holt die Krücken. Unterdeß reitet der Dieb mit ſeinem Pferde davon. Hans Sachs IV. 3. 58. Prätorius, Weltbeſchreibung I. 286. Grünau, Chronik 19. 6. Tettau und Temme, oſtpr. Sagen Nr. 131.

Von einem Meiſterdieb erzählt auch ein Märchen aus Thüringen in Haupts Zeitſchrift III. 292. Das Pathenkind eines Grafen war ein Räuber geworden und ſtellte ſich einmal dreiſt beim Grafen ein; da bot ihm dieſer Verzeihung an, wenn er ihm ſein gut bewachtes Leibpferd aus dem Stalle, ihm ſelbſt das Bettuch unter dem Leibe, der Gräfin den Ring vom Finger und den Pfarrer und Schulmeiſter aus der Kirche ſtehle, was er wirklich alles mit Liſt ausführte. Das Märchen ſteht auch bei Grimm in der fünften Auflage ſeiner Märchen Nr. 192.

Auch Meiſterlügner waren beliebt. Das Buch Montevilla und vielleicht ſchon die Lügenmärchen Lucians mochten darauf Einfluß üben.

Wilhelm Wackernagel hat in Haupts Zeitſchrift II. 560 das Bruchſtück eines ziemlich alten Lügenmärchens aus einer Wiener Handſchrift abdrucken laſſen. Es iſt von der reinen Luſt am Lügen und an frappanten Contraſten eingegeben. Der Lügner erzählt, wie er habe eine Mücke leichen ſehen, daß ihr Waſſer vier Mühlen getrieben habe; wie er eine Ameiſe habe das Meer austrinken ſehen; wie er ferner die Berge habe wie Falken fliegen ſehen; wie er aus Eis Feuer machen könne ꝛc. Vgl. Uhlands Volkslieder Nr. 240. — Vom Schlaraffenland und Lügenberg war bei Hans Sachs ſchon die Rede. Zu den viel ſpäteren Jagdlügen des Herrn von Münchhauſen finden wir ſchon frühe Quellen in Kirchhoffs Wendunmuth, wo (Ausgabe von 1563) I. 254—261 folgendes ſteht. Daſſelbe auch in Bebels facet. III. 49. 51. 231. 233.

1) Ein Schloſſer zu Kannſtadt, der entſetzlich log, erzählte einmal, als er im Kriege geweſen, habe er einmal die Feinde in eine Stadt hinein verfolgt; da habe das Fallgitter die hintere Hälfte ſeines Pferdes abgeſchnitten, er aber ſey auf der vorderen Hälfte fortgeritten, ohne es zu merken. 2) Derſelbe ſah einmal auf der Jagd ein altes blindes Schwein, das den Schwanz eines jungen im Maul hielt und ſich ſo führen ließ. Da ſchoß er dem jungen das Schwänzchen ab und führte die blinde Sau, die nichts merkte, in die Stadt. 3) Einmal verſteckte er ſich, von einem Wildeber verfolgt, hinter einem Baume und der Eber rannte ſich mit ſeinen Zähnen im Baume feſt,

so daß er ihn leicht tödten konnte. 4) Einst kam ein Wolf auf ihn zu, da griff er ihm in den offenen Rachen, griff ihn durch und durch, packte seinen Schwanz und kehrte ihn um, daß alles Inwendige auswendig wurde. 5) Einst fror er auf dem Sattel so an, daß er mit dem Gaul hinter den Ofen reiten mußte, um aufzuthauen. 6) Im Eise eingebrochen, suchte er lange unter demselben einen Ausweg, auf dem Grund umherspazierend, endlich aber entschloß er sich, von unten auf die Eisdecke aufzustoßen und kam wohlbehalten heraus. 7) Wieder einmal unter das Eis gerathen fiel er in ein Fischnetz. Zum Glück hatte sich aber schon vorher ein großer Fisch darin gefangen, der ihn verschlang. Als dieser Fisch nachher geschlachtet wurde, kam der Schlosser wohlbehalten heraus. — Von einem andern Lügner heißt es 8) er habe gesehen, wie ein Henker dem Verbrecher den Kopf so unmerklich abhieb, daß der Getroffene es erst merkte, als er sich schneuzte, und der Kopf ihm dabei abfiel.

Aehnliche Jagdlügen siehe bei Vebel, facet. III. 235 und Rottmann, lustige Historien I. Nr. 34.

Hier schießt der Jäger mit einem Schusse einen Hirsch durch beide Augen, einen eben aus dem Wasser aufsteigenden Fisch und einen am Ufer fliegenden Vogel.

Die Schwänke, welche von Claus Narr, dem bäurischen Narren am Hofe Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen, erzählt werden, sind meist nur die rohesten Unflätereien. Doch sind die 1572 und 1616 gedruckten Schwänke dieses Claus Narr verfälscht und eine gemeine Buchhändlerspeculation gewesen. Ayrer hat in einem Fastnachtsspiel mehrere Possen dieses Claus zusammengestellt.

Viel besser sind die Schwänke, die vom schlesischen Berggeist Rübezahl erzählt und stets vermehrt wurden. In ihnen liegt eine gewisse poetische Gerechtigkeit, der Geist neckt und straft hier und lohnt dort immer nach Verdienst. In des Joh. Prätorii daemonologia Rubinzalii Silesii, d. i. Bericht von Rübezahl, Leipzig 1662, ist das Meiste gesammelt. Ich wähle nur die besseren Stücke aus:

Rübezahl neckt einen böhmischen Glaser, der mit Glaswaaren beschwert über das Gebirge geht, bringt ihn zum Fallen, daß alle seine Gläser zerbrechen, läßt sich aber nachher von ihm als Esel um gutes Geld an einen Müller verkaufen. — Er begegnet Studenten, nimmt dem Einen seine Laute, schwingt sich auf den Gipfel eines Baumes und singt die tollsten Schelmenlieder, bis er mit einem ungeheuren Knall aufhört. — Er hört, ein übermüthiger Edelmann habe einem armen Bauern befohlen, eine große Eiche ganz auf den Schloßhof zu fahren. Da holt Rübezahl die Eiche und macht sie

ſo hart, daß kein Aſt abgehauen werden kann, und ſo liegt ſie nun dem Edelmann zur großen Laſt im Hofe. — Er beſucht bei Nacht ein Kaufmannsweib in der Geſtalt ihres Buhlers, verwandelt ſich aber am Morgen in eine Elſter und ſpottet ſie aus. — Er verkauft Schweine, die im Waſſer als Strohwiſch fortſchwimmen. — Er ladet vornehme Herrn und Damen zu Gaſte, zaubert ihnen die köſtlichſten Weine aus dem trockenen Holze und macht dann den Herren Ochſen-, den Damen Kuhköpfe. — Er lockt in der Geſtalt eines adeligen Fräuleins einen Edelmann immer tiefer ins Gebirge, bis er auf einem Felſen ſitzen bleibt und nicht mehr vor, noch rückwärts kann. — Er miſcht ſich unter Soldaten, zieht mit ihnen gegen ein feindliches Corps aus, das er ihnen nur geſpenſtiſch vorſpiegelt und läßt ſie alles zuſammenhauen und große Beute machen, die ſich aber nachher in Heu und Lumpen verwandelt. — Er geht mit einem Müller und erſchreckt ihn tödtlich, indem er ſich plötzlich ſeine Naſe eine Elle lang wachſen läßt. — Er verwandelt ſich in einen Dreſchflegel und prügelt grobe Bauern durch, verkauft Perücken, die ſich auf den Köpfen der Herren alsbald in wunderliche Strohneſter, Eſelsſchwänze ꝛc. verwandeln, läßt ſich als rieſenhafter Hecht auf einer vornehmen Tafel auftragen, begrüßt die Geſellſchaft und verſchwindet. Er ſchlüpft in eine Schreibfeder und ſchreibt ganz andere Dinge, als der Herr der Feder will; er verwandelt ſich in den langen Spieß eines Boten und neckt denſelben auf alle mögliche Weiſe, indem er ihm in der Hand zuckt, ihn ſchlägt, ihm aus der Hand fährt ꝛc.

Die Sammlung des Prätorius, vermehrt durch noch anderes von Schwenck und mehreren Ungenannten, in der Hiſtorie von Rübezahl, Hirſchberg 1738. 4", enthält noch Folgendes:

Rübezahl nimmt drei Frauenzimmern, die ihn necken, jeder einen Schuh und läßt ſie ſo im Sumpf tappen. Er verwandelt ſich in ein Rad und neckt den Fuhrmann, indem er ihm davonläuft. Er kutſchirt einen Reiſenden, der nach Prag will, blitzſchnell nach Rom. Er haut als Kutſcher mit der Peitſche ein Pferd mitten entzwei. Er läßt ſich als vornehmer Herr von Spielleuten aufſpielen, wendet dann das Pferd, welches drei Aepfel fallen läßt und jagt davon. Sie ſchimpfen, einer aber behält ſeinen Apfel, der zu Golde wird. Er bezahlt einen Bierbrauer, um ſich ſatt zu trinken und trinkt ihm dann das ganze Bräuhaus aus.

8.

Schwänke von Weibern.

Der deutſche Humor war unerſchöpflich in Schwänken von Weibern. Die alte volksthümliche Kraft gibt ſich noch in den vielen Erzählungen

von der an bösen Weibern geübten Zucht zu erkennen, aber auch die neue Sittenverschlimmerung wird nicht vermißt. Die Rohheit und Unflätterei der Fastnachtsschwänke geht mehr und mehr in das Raisonnement von weiblicher Untreue und lustigen Hochzeitsgeschichten über.

Die reichste Auswahl von Portraits böser Weiber findet man bei Hans Sachs.

So sagt er in seinem Schwank von den „neunerlei Häuten der bösen Weiber", sie hätten neun Häute und jede müsse besonders durchgeklopft werden, wenn das Weib Frieden geben soll. Der Ehemann prügelt nun an seinem Weibe neunmal erst die Stockfisch-, dann die Bären-, Gänse-, Hunde-, Hasen-, Roß-, Katzen-, Sau- und Menschenhaut. In einem andern Schwank verzeichnet er 12 Eigenschaften der bösen Weiber. In der „geschwätzigen Neckenstube" verspottet er das Weibergewäsch und Geklatsch. Den Ursprung der Kahlköpfe erklärt er daraus, daß einmal ein Mann zwei Weiber gehabt, eine junge und eine alte, die junge habe ihm nun sorgsam alle weißen, die alte alle schwarzen Haare ausgerissen. — Sachs erzählt ferner von einem Wittwer, der kam nach seinem Tode aus Himmelsthor. Da erfuhr er von St. Peter, seine Frau sey bereits im Himmel. Auf der Stelle wandte nun der arme Mann um und wollte lieber in die Hölle gehen. — Ein böses Weib gewinnt ihrem Manne seine Hosen, Messer und Tasche und somit die ganze Herrschaft im Hause ab. — Ein Ehemann beweist, daß sein Weib sein schlimmster Feind, sein Hund aber sein treuster Freund sey, indem er beide schlägt. Das Weib wehrt sich wie der tapferste Feind, der Hund liebkost ihn. — Ein geplagter Ehemann jammert, daß ihm überall, wo er geht und steht, Kifferbeskraut wachse. Im Sommer verdorrt, im Winter erfriert es nicht, es wuchert ihm in allen Zimmern, rankt wie Hopfen an den Wänden hinauf und erstickt ihn fast. Auch muß er es in jeder Suppe, aus jeder Schüssel essen, aus jedem Becher trinken, und es sticht so schmerzlich und schmeckt so bitter: das ist das Keifen seines bösen Weibes. — Ein anderer kommt weinend aus der Küche, sein böses Weib hat ihn geschlagen. Er sagt aber, es komme nur vom Rauch her, der ihn in die Augen gebissen habe.

In der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 52 steht ein tolles Lied von einem bösen Weibe, das immer mit ihrem Manne zankt.

Will er tunst, sie will so.
Ist er traurig, sie ist froh.
Will er schlagen, sie will raufen.
Will er kratzen, sie will reissen.
Will er farzen, sie will sch — ꝛc.

Bei Mone, Forschungen I. 158 das alte Volkslied von der Frau,

der man beim Tanze ſagt, ihr Mann ſey krank, die aber luſtig forttanzt, bis er geſtorben iſt, mit dem Refrain: iſt er krank, Gott Lob und Dank — will er ſterben, dann kann ich erben — iſt er todt, da gibts eine Braut. Vom allerbeſten Humor iſt das Lied im Wunderhorn II. 420 von einer Säuferin, die ins Wirthshaus geht und, wenn ſie betrunken heimkommt, ihren Mann durchprügelt.

Einer der beſten Schwänke iſt folgender vom Körbel.

In einer gewiſſen Stadt pflegte ein frommer Korbmacher, wenn er mit einem Korbe fertig war, zu ſagen: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht. Er verlangte, ſeine Frau ſolle das auch ſagen, da ſie aber nicht wollte, zerſchlug er ihr den Korb auf dem Kopf und ruhte nicht, bis ſie unter Heulen und Schreien rief: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht! Ihr Geſchrei wurde gehört, die Nachbarweiber gaben ihr Recht, aber die Männer nicht. Der Bürgermeiſter, bei dem die Frau klagte, bekam darüber mit der eigenen Frau Streit und am Ende wurden alle Weiber in der ganzen Stadt von ihren Männern geprügelt, bis eine wie die andere rufen mußte: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht. Montanus, Wegkürzer 1557. Schreger, Zeitvertreib 1753, S. 626.

Aehnlich, aber nicht ſo gut, ein Schwank bei Hans Sachs (IV. 3. 42).

Hier zankt ſich ein armes Ehepaar, wer den Korb tragen ſoll. Andere miſchen ſich darein und ſo entſteht eine allgemeine Schlägerei.

Sehr alt und weit verbreitet iſt folgender Schwank.

Ein böſes Weib nannte ihren Mann immer Läuſeknicker, bis er ſelber böſe wurde und ſie erſäufte. Da ſchrie ſie ihm jenes Wort immer noch aus dem Waſſer zu, und ſelbſt als ſie unterſank, machte ſie noch mit den Händen über dem Kopf die Bewegung des Läuſeknickens. Alte Anecdote, ſchon in Sebaſtian Brandts Beiſpielen, 29. In Poggio und Frischlins facetiis. Auch in Legrand, fabliaux, deutſch III. 166.

Hieher gehört noch der Schwank vom Halseiſen.

Ein gutmüthiger Mann ließ ſich für ein Verbrechen, das ſein Weib begangen hatte, ſtellvertretend ſtrafen und ins Halseiſen ſperren. Nachher hatte er einmal Zank mit ſeinem Weibe und ſie warf ihm höhniſch vor: ſchäme dich, du haſt müſſen im Halseiſen ſtehen. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 28.

Vieles findet man auch in den Volksmärchen und Sagen, z. B.

Peter, der Fiſcher, hörte, daß ein anderer Fiſcher, Andreas, durch Geiſter auf den Meeresboden geführt worden war und einen großen Schatz von da mitgebracht hatte, frug nun aus Neid und Habgier auch ſeinerſeits die Geiſter,

wurde gleichfalls auf den Meeresboden geführt und sollte unter den daselbst befindlichen Töpfen einen wählen, nahm einen und wurde auf die Oberwelt zurückversetzt, fand aber in dem Topfe statt eines Schatzes sein böses Weib wieder, das längst ersoffen war und deren Seele (nach altem Volksglauben) unter einem Topf auf dem Meeresboden hätte bis zum jüngsten Tage gefangen bleiben müssen, wenn ihr Mann sie nicht ins Leben zurückgeführt hätte. Wolf. deutsche Märchen Nr. 12.

Deßwegen läßt in einem Volksliede bei Uhland Nr. 292 der Wittwer 40 Fuder Steine auf das Grab seiner Alten führen, damit sie ja nicht mehr aufstehe.

Eine sehr alte und echt volksthümliche Vorstellung ist die Verjüngung alter Weiber im Jungbrunnen, nach einer uralten heidnischen Vorstellung. Die schöne Idee einer allgemeinen Verjüngung nach dem Weltuntergange war zunächst hergenommen von der jährlichen Verjüngung der Natur im Frühling. Daran aber knüpfte der Humor die Vorstellung von Wiederjung- und Schönwerden alter häßlicher Weiber. Hans Sachs beschreibt die Scene. Lucas Cranach hat sie gemalt in einem in der Berliner Galerie befindlichen Bilde. Auch Beham gestochen und in unzähligen Nürnberger Bilderbögen ist sie unter das Volk gekommen.

Ein guter Schwank bei Hans Sachs ist der „vom Kaufmann".

Ein Kaufmann ergibt sich dem Teufel unter der Bedingung, daß der Teufel ihm guten Absatz aller seiner Waaren binnen sieben Jahren zusichere. Der Teufel thut es, der Kaufmann verkauft alles mit großem Gewinn. Als aber die sieben Jahre um sind, stellt er zwei alte häßliche Weiber zum Verkauf aus. Die will ihm Niemand abkaufen. Der Teufel kommt und will ihn holen. Der Kaufmann aber sagt: halt, guter Freund! erst mußt du den Vertrag erfüllen und bewirken, daß ich meine Waare mit Vortheil verkaufe. Der Teufel besieht die Waare und verzweifelt. Spöttisch bietet der Kaufmann ihm nun die beiden alten Weiber an, sie statt seiner mitzunehmen, aber der Teufel dankt und gibt ihm lieber seine Verschreibung zurück.

Das ist eine der schalkhaftesten Dichtungen unseres Nürnbergers. Aber die alten Weiber wurden auch in eine viel schlimmere Verbindung mit dem Teufel gebracht, nur zu tragisch im Hexenwesen, komisch aber in der gangbaren Vorstellung, der Teufel selber fürchte sich vor alten Weibern.

Der Teufel sah einmal mit großem Kummer zu, wie glücklich ein paar junge brave Eheleute mit einander lebten, denen er lediglich nichts anhaben konnte.

Da entſchloß er ſich, ein altes Weib zu Hülfe zu nehmen und verſprach ihr ein Paar neue Schuhe, wenn ſie das Ehepaar uneins machen könne. Das Weib fing nun an, bald dem Mann, bald der Frau ins Ohr zu raunen, eines ſey dem andern nicht treu, und fachte ihre Eiferſucht dermaßen an, daß ſie ſich von einander ſchieden. Nun verlangte das Weib ihren Lohn und der Teufel reichte ihr auch wirklich ein Paar neue Schuhe an einer Stange über einen Fluß hinüber, denn er wagte nicht, ihr näher zu kommen. Daher das Sprüchwort, was der Teufel nicht kann, das kann ein altes Weib. Kirchhoff, Wendunmuth I. 366. Luthers Tiſchreden I. 310. Schwank von Hans Sachs. II. 4. 9. Illuſtrirt in den fliegenden Blättern von 1849. Keller, Faſtnachtſpiele Nr. 57.

In Kellers Faſtnachtſpielen I. Nr. 56 kommen drei böſe Weiber vor, die erſt ihre Männer prügeln und dann die Teufel ſelber, von denen ſie geholt werden ſollen, in die Flucht ſchlagen.

Unter den Satiren auf die Weiber war auch ein Flohlied beliebt. Man verſpottete die Weiber, weil ſie immer Flöhe haben. Das Flohlied des Ambraſer Liederbuchs Nr. 213 beginnt:

Die Weiber mit den Flöhen
Die haben einen ſteten Krieg.

Sehr ausführlich behandelt denſelben Gegenſtand ſpäter Fiſchart's Flöhhaz in einem eigenen kleinen Buche. Auch ein Lied „der Flohjammer“ in Widmanns muſikaliſcher Kurzweil 1618 (bei Hoffmann, Geſellſchaftslieder S. 263). Auch das größere lateiniſche Gedicht Floia in den facetiis facetiarum.

Die Erzählungen von der Weiber Liſt und von betrogenen Hahnreihs ſtammen großentheils aus fremder, namentlich italieniſcher und franzöſiſcher Quelle. Schon die im frühen Mittelalter umgehenden Schwänke dieſer Art ſtimmen mit italieniſchen Novellen und altfranzöſiſchen Fabliaux überein. Adalb. von Keller hat in ſeinen sept sages eine Menge Quellen nachgewieſen, darunter auch morgenländiſche. Auch Hans Sachs hat viele ſolche fremde Stoffe in ſeinen Schwänken verarbeitet. So ſein Schwank vom Brunnen.

Ein liederliches Weib kam des Nachts immer ſpät heim. Da verſchloß einmal der ſonſt geduldige Mann das Haus und ließ ſie nicht ein. Sie that wie verzweifelt und warf einen großen Stein in den Brunnen. Der arme Mann glaubte, ſie habe ſich erſäuft, lief ſchnell heraus und ließ die Thür

beſonderer Rückſicht auf ihren Beruf ſtudiren, ohne deßhalb die gewonnene praktiſche Anſchauung wieder zu verlieren. Ebenſo wird die Theorie des Forſtmannes in mittleren Gewerbsſchulen, beſonders in ſolchen, die in forſtreichen Gegenden beſtehen, oder die ökonomiſche Richtung vorzugsweiſe verfolgen, gepflegt werden können und auf polytechniſchen Anſtalten müſſen. Wer aus dieſen Schulen zu einem erfahrenen Forſtmanne kommt, wird ſich ebenſo ſchnell zu einem tüchtigen Forſtmanne bilden, als wenn er auf einer eigenen Forſtſchule geweſen wäre. — Es iſt in Bezug auf die zuletzt beſprochenen Spezialinſtitute noch Eins zu bedenken. Eben weil ſie Surrogate der für die techniſche Geſammtbildung beſtimmten Anſtalten waren, mußten ſie Alles, was zu der beſonderen Berufsbildung gehört, mußten ſie niedere, mittlere und hohe Gewerbsſchule in ſich vereinigen. Daraus entſprang zuerſt die Inconvenienz, daß der Unterricht Aller bis zu einer Stufe fortgeführt wird, zu der nur Einzelne berufen ſind; dann die andere, daß die allgemeine Bildung ganz in den Hintergrund kommt, während doch die Zöglinge in der Regel noch in den Jahren eintraten, wo bildender Unterricht und Erziehung Bedürfniß ſind.

Aus den mittleren Gewerbsſchulen, welche die nach der jetzigen Einrichtung für Viele ſehr fruchtloſen, ja ſchädlichen Jahre vom 15ten, 16ten bis zum 18ten, 19ten umfaſſen müßten, würden die meiſten ins praktiſche Leben übergehen; aber bereichert mit nützlichen, für ihre ganze Zukunft wichtigen Kenntniſſen, durchdrungen von der Fähigkeit, die Vorſchritte der Wiſſenſchaft zu benutzen, und für die Richtung gewonnen, die den gebildeten Techniker bezeichnet.

Die bloße Erlernung der Wiſſenſchaften genügt Denen nicht, die ſich mit ſelbſtſchaffendem Geiſte in ihnen bewegen ſollen. Es ſoll auch eine Univerſität des Gewerbslebens geben, die den Jüngling ſelbſt zum Meiſter der Wiſſenſchaft mache, und analog ſey den Hochſchulen der Gelehrtenbildung — wie dieſe wenigſtens ſeyn ſollen. Hier ſollen die techniſchen Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange, in höchſter Vollkommenheit und um der Wiſſenſchaft ſelbſt willen gelehrt werden. Nicht jeder Staat braucht dergleichen polytechniſche Anſtalten zu beſitzen. Die Zahl der Jünglinge, welche ihrer bedürfen, iſt nicht ſehr groß; aber die Nützlichkeit der Männer, welche ſie bilden würden, iſt es. Der

eſſen. Während er aber im Brunnen ſuchte, lief die Frau ins Haus, ſchloß zu und zankte zum Fenſter hinaus, wie liederlich er ſey, daß er ſo ſpät heimkomme.

Ein Volkslied bei Uhland (289), das auch Roſenpluet als Schwank behandelte (Bragur IV, 78) vom Schreiber im Garten.

Der Schreiber lag bei der Frau ſeines Herrn, da kam der Herr zurück. Geſchwind ſchickte die Frau den Schreiber in den Garten und nahm den Herrn freundlich auf. Als dieſer aber nach dem Schreiber frug, ſagte ſie, der ſey im Garten und wache, daß ihr in ſeiner Abweſenheit nichts geſchehe. Er ſolle ſich einmal ihre Kleider anziehen und ſelber prüfen. Da zog der Herr die Kleider der Frau an und ging in den Garten. Der Schreiber aber, indem er ſich ſtellte, als hielte er ihn für die Frau, gab ihm einen derben Backenſtreich und hieß ihn Zucht und Ehre beſſer wahren und des Nachts nicht aus dem Hauſe gehen.

Das Loch im Thurm oder der Schwank von einer ſchönen Fürſtin, die ihr eiferſüchtiger Gemahl in einen Thurm einſperren ließ, die aber durch ein Loch in der Mauer mit einem Ritter verkehrte und ſich zuletzt von ihm entführen ließ, iſt nur eine burleske Anwendung der alten babyloniſchen Sage von Pyramus und Thisbe und war im Mittelalter weit verbreitet, deutſch ein Schwank „vom Ritter und Kaiſer", franzöſiſch bei Legrand noch ſpäter bearbeitet von Arnim, Kotzebue und Graf Platen.

Ebenſo verbreitet war der Schwank von dem Ringe, den von drei Frauen diejenige bekommt, die in Weiberliſt die andern übertrifft. Keller, Faſtnachtſpiele III, 1300.

Der hölzerne Johannes iſt nur eine Umbildung des weltberühmten Schwanks von der Wittwe von Epheſus.

Eine Wittwe konnte ſich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ ſich alſo einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübſcher Burſche war, einmal ſtatt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch wohl zufrieden, und als ſie am Morgen das Frühſtück nicht kochen laſſen konnte, weil die Magd ſagte, es ſey kein Holz mehr da, befahl ſie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen. Kirchhoff, Wendunmuth I, 348. Ayrers Faſtnachtſpiele S. 50.

Auch die Wiedervergeltung iſt oft variirt zu leſen.

Ein Bauer merkt, daß ſeine Frau den Nachbar in der Kammer habe, läuft geſchwind in des Nachbars Haus, holt deſſen Frau herüber und thut

mit ihr daſſelbe, was das andere Paar in der Kammer. Altdeutſcher Schwank in Kellers Faſtnachtſpielen S. 1444.

Desgleichen der Schwank von der Beichte.

Ein Edelmann verkleidete ſich als Beichtvater und hörte ſeiner eigenen Frau Beichte. Da ſagte ſie, ſie habe bei einem jungen Edelmann, bei einem Krieger, bei einem Narren und bei einem Pfaffen geſchlafen. Nachher aber erklärte ſie ihm, er ſelber ſey der junge Edelmann, der Krieger, der Narr, weil er ihr nicht getraut, und der Pfaffe, weil ſie ihm gebeichtet. Wahrſcheinlich aus einer welſchen Quelle, in den kurzweiligen und lächerlichen Geſchichten. Frankfurt bei Feierabend 1583 S. 195.

Eine liſtige Frau klagte dem Beichtvater, ein junger Mann ſtelle ihr nach und bat ihn, er möge denſelben von ſeinem böſen Vorſatz abbringen. Der Beichtvater ſtellte ſogleich väterlich den jungen Mann zur Rede, der ganz unſchuldig war, jetzt erſt erfuhr, wie ſehr die Dame ſich für ihn intereſſire und ſie ſogleich beſuchte. So wurde der Beichtvater Kuppler, ohne es zu wiſſen. Hebel, facet. III. 127.

Das Urtheil, welches bei Cervantes Sancho Panſa fällt, kommt auch als deutſcher Schwank vor.

Eine Dirne klagte einen Geſellen an, er habe ihr die Ehre genommen. Der Geſelle entſchuldigt ſich, ſie habe es gerne geduldet. Der Richter befahl ihm, ihr eine Summe Geldes zu geben, ſchickt ihn aber dann ihr nach, er ſolle ihr den Beutel wieder nehmen. Es gelang ihm nicht, weil ſie laut aufſchrie und Leute zuſammenrief. So, ſagte dann der Richter zu ihr, hätteſt du es auch machen ſollen, als der Geſelle dir deine Ehre nehmen wollte, und gab dem Geſellen ſein Geld zurück. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 15.

Ich will mich mit dieſen wenigen, aber die ganze Gattung charakteriſirenden Schwänken begnügen und nur noch einige hinzufügen, in denen die deutſche Einfalt und unſer urſprünglicher Humor treuer hervortritt.

Der Schwank vom ehrlichen Teufel.

Der Teufel ſah ein hübſches Mädchen zum Schloß hinaufgehen und warnte ſie. Sie lachte, als ſie aber nach mehreren Monaten ſchweren Leibes vom Schloß zurückkam, frug er ſie, warum ſie ſo traurig ſey? Sie erwiederte: ich bin droben verführt worden, der Teufel hat mirs gerathen, daß ich da hinaufgegangen bin. Da ſchlug ſie der Teufel und rief: es iſt nicht wahr, ich habe dich gewarnt. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 78.

Der Schwank vom Händetrocknen.

Ein Vater prüfte, welche von ſeinen drei Töchtern zuerſt einen Mann brauche, indem er ihnen befahl, ſich die Hände zu waſchen. Welcher Hände

dann zuerſt trocken ſeyn würden, die müſſe nothwendig die hitzigſte ſeyn. Die jüngſte Tochter hatte kaum den Zweck des Waſchens erfahren, als ſie mit den naſſen Händen abwehrend um ſich ſchlug, ſie wolle keinen Mann, ſie wolle durchaus keinen Mann. Da wurden aber ihre Hände zuerſt trocken. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 14.

Die Apfelprobe.

Ein junger Mann will erproben, welches Mädchen ſich am beſten zu ſeiner Frau, und welcher Jüngling am beſten zu ſeinem Freunde eignen werde. Er gibt alſo drei Mädchen jeder einen Apfel und ſieht, wie ſie ihn eſſen. Eine ißt ihn ungeſchält, die zweite ſchneidet dicke Schalen davon ab, die dritte aber ſchält ihn fein. Dieſe wählt er. Dann bittet er drei Jünglinge jeden um ein Stück Apfel; der eine gibt ihm faſt alles, der andre nur ein wenig, der dritte theilt mit ihm. Dieſen wählt er.

Der Schwank von der Hundreiterin.

Eines Edelmanns Frau war der Gefahr ausgeſetzt, von einem galanten Caplan verführt zu werden, wenn der Mann nicht zu Hauſe blieb. Der Edelmann mußte aber eine Reiſe machen, da rieth ihm ſein ſchlauer Knecht, der Frau zu verbieten, daß ſie auf dem großen Hunde reite. Als es nun alſo geſchah, bekam die Frau, die ſonſt nicht daran gedacht hätte, die größte Luſt, auf dem Hunde zu reiten, verſuchte es endlich, wurde aber von dem Hunde gebiſſen und lag krank im Bett, ſo daß ſie den Caplan gar nicht empfangen konnte. Als es der Edelmann nach ſeiner Heimkehr ſo fand, lachte er und konnte abmerken, wie es ihm ergangen wäre, wenn er der Frau verboten hätte, den Caplan zu ſehen. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 298.

Der Schwank vom Liebeszauber.

Ein junger Geſelle vermaß ſich, er könne jedes Mädchen in ſich verliebt machen. Ein furwitziges Mädchen wollte es darauf ankommen laſſen. Da er aber gar nicht zaubern konnte und nur geſcherzt hatte, gab er ihr ein Stück ganz gewöhnlichen Kuchen. Sie aber war gleich außer ſich, liebkoſte ihn närriſch und rief aus: ach, mein Freund, wie hab ich dich jetzt ſo lieb! Bräuner, Curioſitäten S. 102.

Der Schwank vom Bader.

Eine Magd wollte gerne wiſſen, wen ſie zum Manne bekommen würde, kleidete ſich deßhalb in der Andreasnacht nackend aus und griff im Dunkeln zur Thür hinaus, um irgend ein Zeichen ihres Zukünftigen zu erhalten. Der Hausknecht aber lauerte ihr auf mit einem Eimer kalten Waſſers und ſchüttete ihn über das arme nackte Mädchen her. Sie aber, weit entfernt, zu erſchrecken, rief ganz vergnügt: ein Bader alſo, ein Bader! Minſicht, Alberitäten S. 199.

Der Schwank vom hungrigen Liebhaber.

Ein Cavalier verliebte ſich in ein tugendhaftes Fräulein und wollte ſie verführen. Sie nahm ihn an, ſperrte ihn aber ein und ließ ihn zwei Tage lang hungern. Dann führte ſie ihn in ein Zimmer, auf deſſen einer Seite ein Bett ſtand, in das ſie ihn zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft einlud, auf deſſen anderer Seite aber ein Tiſch voll Speiſen ſtand. Der Cavalier ſtürzte auf den Tiſch zu und ließ Bett und Dame ſtehen. Seitdem hatte ſie Ruhe vor ihm. Rottmann, luſtige Hiſtorien III. 80.

9.

Pfaffenſchwänke.

Der angeborene Humor der Deutſchen ſchloß auch die Geiſtlichkeit von den Schwänken nicht aus, weder activ noch paſſiv. Dabei ſoll nicht beſtritten werden, daß es ſchon ein ſtarkes Herabſinken des Klerus ins Gemeine bezeichnet, wenn Pfaffen als Spaßmacher populär werden konnten. Immerhin aber nahm das Volk dergleichen noch Jahrhunderte lang äußerſt harmlos auf und erſt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts forderte der Uebermuth unwiſſender und roher Pfaffen die Satire eines unverſöhnlichen Haſſes heraus.

Des älteſten Spaßmachers unter den Pfaffen iſt ſchon im erſten Bande gedacht, des Pfaffen Amis (I. 421). An ihn ſchloß ſich ſpäter der berühmte Pfaff von Kalenberge (bei Wien), Wigand von Theben, der Liebling und geiſtliche Hofnarr Herzog Ottos des Fröhlichen in Steyermark, welcher 1339 ſtarb. Seine Schwänke wurden von Philipp Frankfurter geſammelt und 1550 erſtmals gedruckt. Vgl. Flögel, Hofnarren S. 252. Abgedruckt in Hagens Narrenbuch. In Knittelverſen.

Wigand war Student in Wien, als er einmal einen ſehr großen Fiſch ſah und kaufte, um ihn dem Herzog Otto zu bringen. Der Thürhüter ließ ihn nicht ein, ehe er ihm verſprach, den Lohn mit ihm zu theilen. Otto nahm den Fiſch gnädig auf und ließ Wigand den Preis ſelber fordern. Da verlangte Wigand geprügelt zu werden, und als es geſchehen war, ſagte er dem Herzog, nun ſolle er dem Thürhüter denſelben Lohn geben. Der Schwank gefiel dem Herzog und er machte den jungen Studenten zum Pfarrer von Kalenberg. — Als ſolcher trieb er bald Spott mit ſeinen Bauern, platte, ſogar eckelhaft rohe Späſſe. Er ließ ihnen die Wahl, ob ſie das Dach zum

Chor oder zur Kirche bauen wollten? Sie wählten den Chor, weil er kleiner war. Nachher aber baute er ihnen das Dach zur Kirche nicht und wenn sie nicht beregnet werden wollten, mußten sie es selber bauen. Als sie ihm einmal arbeiteten, liefen sie beim Geschrei eines Raben vor der Zeit nach Hause „das sey der Zeitvogel, der habe ihnen gerufen". Nachher ließ er sie aber bis in die Nacht hinein arbeiten, weil der Zeitvogel nicht kam. Einmal war er zu faul, lange Gottesdienst zu halten und hosirte unter der Messe auf den Altar, um die Bauern zu vertreiben. Ein andermal hing er seine Hosen als Kirchenfahne bei einer Processsion aus, damit seine Bauern eine neue Fahne kauften. Einmal hatte er sauer gewordenen Wein und wollte ihn den Bauern verkaufen. Damit sie aber Lust bekämen, ihn zu trinken, kündigte er an, er werde vom Thurme auffliegen, bestreckte sich ringsum mit Pfauenfedern und blieb auf dem Thurm, während die Bauern unten, immer wartend, seinen Wein austranken. Endlich sagte er ihnen, sie würden doch keine solche Narren seyn, zu glauben, daß ein Mensch fliegen könne. Seinen Wein aber mußten sie ihm bezahlen — Auch seinen Bischof überredete er, er könne Wunder thun und in den Fasten Fische in Vögel und Wildpret verwandeln, die er ihm untergeschoben hatte. Der Weihbischof befahl ihm, zu jeder Kirchzeit zu kommen. Das war ihm lästig, weshalb er mit der Schaffnerin, mit welcher der Weihbischof zuhielt, eine Schalkheit ersann. Unter dem Bette derselben versteckt sah er, wie Nachts der Weihbischof kam. Die Schaffnerin aber wollte ihn diesmal nicht eher zulassen, als bis er ihre kleine Capelle eingesegnet hatte, zu welchem Behuf schon brennende Kerzen bereit waren. Wohl oder übel mußte der Weihbischof die unanständige Ceremonie verrichten, als plötzlich der Pfaff unter dem Bett ihn mit geistlichem Gesange begleitete und sich nachher entschuldigte, er selbst habe ja befohlen, bei jeder seiner Kirchzeiten anwesend zu seyn. — Einer Fürstin heizte der Pfaff einmal mit den hölzernen Heiligen ein, wofür sie ihm neue mußte machen lassen. Indem er einen Heiligen nach dem andern in den Ofen warf, höhnte er jeden aus.

Man sieht, wie diese ganze Dichtung schon auf Entweihung des Heiligen ausging.

Peter Leu, der andere Kalenberger, ist ein Gedicht von Widmann zu Schwäbisch Hall, gedruckt Nürnberg 1560, abgedruckt in Hagens Narrenbuch.

Peter Leu lebt in Schwäbisch Hall und trägt Blöcke. Von seiner großen Körperstärke heißt er Leu. Sein anderer Name Peter mahnt an die vielen starken und dummen Peter des deutschen Volksmärchens, in denen eine Erinnerung an den altheidnischen Donnergott Thor erhalten scheint. Aber der hallische Peter Leu enthält diese Züge nur in blasser Abschwächung und ist ein Träger von durchaus schon modernen Schwänken.

Sein Herr ſchickt ihn in eine Lohmühle, ſtatt deſſen geht er ins Wirthshaus und verſpielt alles. Die Nacht bringt er in der leeren Mühle zu, da kommen Geſellen mit einem ſchönen Weibe und wollen ſich gütlich thun mit Speiſe und Trank. Indem einer die ſchöne Frau beſichtigen will, ſtreckt Peter neugierig gleichfalls ſeinen Kopf aus dem Verſteck auf dem Boden hervor und fällt hinunter zwiſchen ſie. Die Erſchreckten entfliehen und laſſen ihm alles zurück. Dann geht er in den Krieg und endlich dient er einem Pfaffen. Einmal läßt er zwei Bauernmädchen in weißen Hemden ins Ofenloch ſchlüpfen und hört ihre Beichte, bis ſie ganz ſchwarz wieder herauskriechen. Er ſtiehlt dem Pfarrer die Fiſche aus dem Teich, ſägt dann Kirſchbäume am Ufer an und bewirkt dadurch, daß Bauern, die Kirſchen pflücken, ins Waſſer fallen, die er dann als die Kirſchendiebe angibt. Unter der Meſſe ißt er am Altar einen Kuchen, angeblich Himmelsbrod, das ihm durch ein Wunder geſpendet werde. Ein andermal hat er eine Wurſt und Schinken unter dem Meßgewand, und als ihm der Meßner das Gewand aufhob, glaubt er es ſey ein Hund, der nach ſeiner Wurſt ſtelle, und gibt ihm von hinten einen Tritt. In einen Pelz als Bär verkleidet ſtiehlt er bei Nacht Birnen. Als ein ſtark nach Schwefel riechender Höhenrauch einfällt, predigt er, das komme von einem Loch in der Hölle her, das man nur mit geweihter Leinwand zuſtopfen könne, und läßt ſich von allen frommen Weibern Leinwand geben. Später zog er wieder nach Hall.

Wie neben ſolchem Wohlgefallen an Pfaffenſchwänken im deutſchen Volke dennoch eine heilige Scheu vor dem Anſehen der Kirche in den Gemüthern wurzelte, beweiſt die Auffaſſung der berüchtigten Sage von der Päpſtin Johanna. Sie iſt ohne Zweifel deutſchen Urſprungs, wie denn die älteſten Quellen derſelben die Päpſtin auch als eine Deutſche in Mainz geboren ſeyn laſſen.

Papſt Leo IV. ſtarb 855. Die Sage gibt ihm ein Weib zur Nachfolgerin, die authentiſche Geſchichte weiß nichts davon. Da ſich die Proteſtanten aus Haß gegen die Katholiken Mühe gaben, die hiſtoriſche Wahrheit nachzuweiſen, und die Katholiken die Gegenbeweiſe führten, ſo iſt viel über die Sache geſchrieben worden. Man folgt den Erörterungen am beſten, wenn man Spanhemius, de papa foemina, Lugd. 1691, den Artikel bei Bayle, Schröckh, Kirchengeſch. XXII. 83 f. und die kurze und treffliche Ueberſicht in Gfrörers Kirchengeſchichte III. 2. 975 f. nachlieſt. Das Reſultat iſt, daß nie eine Päpſtin exiſtirt hat, daß alles nur eine witzige Erfindung und allmählig ausgebildete Sage iſt, deren Spuren bis ins 11. Jahrhundert hinaufreichen, während ihre wirkliche Ausbildung erſt bei einem Schriftſteller am Ende des 13. Jahrhunderts, nämlich

in der Chronik des Martinus Polonus vorkommt. Dieſer ſagt (bei Spanhem. p. 59 iſt die Stelle abgedruckt): Ein Mädchen aus Mainz wurde von ihrem Liebhaber nach Athen entführt, wo ſie männliche Tracht anlegend, in den Schulen ſtudirte, ſich ſehr auszeichnete, in Rom unter dem Namen Johannes der Engländer auftrat und nach Leos IV. Tode ſelber Papſt wurde. Allein nach zwei Jahren befand ſie ſich von ihrem Liebhaber ſchwanger und hatte das Unglück, das Kind gerade während einer Proceſſion zu gebären, wobei ſie aus Scham ſtarb. Boccaccio ſagt in ſeinem Werke von berühmten Frauen, ſie ſey aus Mainz geweſen und mit ihrem Buhler zuerſt nach England gegangen. Die Kölner Chronik, gedruckt 1499 führt an, die Einen laſſen ſie eine Engländerin, die Andern eine Deutſche ſeyn. Wieder Andere ſchicken ſie nach Paris ſtatt nach Athen. Auch hat ſie in den verſchiedenen Berichten gar verſchiedene Namen, meiſt Johanna, aber auch Agnes, Guta, Gilberta, Margaretha ꝛc. — Ein ſchon alter Spottvers auf ſie lautet:

Papa pater patrum peperit papissa papellum.

Man hat früher ſchon und mit Recht in der ganzen Erfindung eine Satire geſehen, nur täuſchte man ſich im Gegenſtande derſelben. Man glaubte, unter der Päpſtin ſey die Ueppigkeit der Päpſte zu verſtehen geweſen, insbeſondere zu den Zeiten der lüderlichen Römerin Marozia, als ſie Päpſte ab- und einſetzte, alſo gleichſam ſelbſt Päpſtin war. Allein was hätte dann Deutſchland und was die gelehrte Schule mit der Sage zu thun? Offenbar hat Gfrörer Recht, wenn er a. a. O. in dem liſtigen Mädchen aus Mainz eine Hinweiſung auf die von Mainz ausgegangenen falſchen Decretalen, und in dem Studium zu Athen eine auf das Bündniß Leos IV. mit den Byzantinern findet. Die Satire will ſagen, die päpſtliche Gewalt ſey damals durch Mainz mißbraucht, gleichſam zur Hure gemacht worden.

Im Jahr 1480 ſchrieb Theodorich Scharnberg oder Scharnbek ein „Spiel von Frau Jutten", welches 1565 zu Eisleben von Tileſius herausgegeben und auch in Godſcheds nöthigem Vorrath II. 81, ſowie in v. Kellers Faſtnachtsſpielen Nr. 111 abgedruckt iſt. Es iſt wohl zu beachten, daß es keine Spur von Satire mehr enthält, ſondern den Stoff legendenartig mit größtem Ernſt behandelt und dabei die Jungfrau Maria

verherrlicht, denn am Schluß wird durch ihre Fürbitte der Päpſtin — verziehen. Uebrigens hat das Spiel viel dramatiſche Effekte, wie Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt I. 79 f. bereits nachgewieſen hat.

Luciſer ruft ſeine Teufel zuſammen, auch Lilis, ſeine Großmutter, nimmt an dem hölliſchen Tanze derſelben Theil. Dann legt Luciſer ſeinen Plan vor, die kluge Jutta zu bethören. Solhoras erſcheint ihr und verleitet ſie, ſich in männlicher Tracht zu geiſtlichen Würden emporzuſchwingen. Die Entwicklung des Dramas iſt raſch. Bald ſehen wir das ſchlaue Mädchen mit der Tiare geſchmückt. Da bringt man vor ſie einen beſeſſenen Knaben, und ſie ſoll den Teufel aus ihm treiben. Da fühlt ſie zum erſtenmal Furcht. Sie rafft ſich zuſammen und beginnt den Exorcismus, aber der Teufel verkündet höhniſch aus des Knaben Munde, ſie ſey ein Weib und trage ein Kind. — Die Scene iſt im Himmel. Chriſtus beſchwert ſich gegen ſeine Mutter über die Päpſtin, ſie bittet aber für ſie und erhält Gnade. Da wird der Engel Gabriel zur Päpſtin abgeſchickt, um ihr ihren baldigen Tod anzukündigen. Sie büßt und betet, darauf gebärt ſie auf offener Straße das Kind unter dem Zulauf des Volks und ſtirbt. Zwei Teufel ſchleppen ihre Seele zu Luciſer, aber durch die h. Jungfrau wird ſie befreit, indem dieſe den h. Michael ſchickt, der das Schwert ziehend auf Luciſer einhaut und ihm die Beute entreißt. — Der hölliſche Tanz, die päpſtliche Krönung, das himmliſche Geſpräch, die erſchütternde Scene der Teufelsbeſchwörung, die Reue und Buße, die öffentliche Geburt, dann der Jubel und die Angſt in der Hölle, der Kampf Michaels und daneben die Angſt der für Roms Schickſal zitternden Cardinäle, endlich der allverſöhnende Schluß beweiſen, daß dieſes Schauſpiel, gut aufgeführt, von ungeheurem Erfolge geweſen ſeyn muß.

Auch Hans Sachs hat die Päpſtin bearbeitet II. 3. 167. — Im Jahr 1794 erſchien in Paris ein Drama von Flins, ſehr unzüchtig, aber nicht ohne Geiſt. Schirges, franzöſiſches Theater 106. Ein überaus phantaſtiſch-romantiſches Drama iſt das von Arnim in ſeinen Werken Band 19. Siehe meine Beurtheilung im Literaturblatt 1847. Nr. 50.

Nicht minder eigenthümlich iſt die Sage vom Bruder Rauſch, behandelt als Volksbuch in mehreren alten Drucken, auch niederdeutſch in einem einzigen Druck (der Meuſebach'ſchen Bibliothek), auch däniſch in Verſen und engliſch in Proſa. Vgl. die ausführlichen Unterſuchungen von Wolf und Endlicher in Scheibles Kloſter XI. 1070 f.

Der Teufel Rauſch ſieht, wie fromm die Mönche des Kloſters Eſrom in Seeland zuſammenwohnen. Das ärgert ihn und er beſchließt, ſie zu verderben. Indem er in die Dienſte des Kloſters tritt und als Knecht zu arbei-

ten anfängt, frägt ihn der Abt: Kannſt du auch Hunde koppeln? o mehr als Hunde, antwortete Rauſch, ich kann auch Männer mit Frauen koppeln und z. B. euch, Herr Abt, ganz heimlich bei Nacht eine ſchöne Frau in eure Zelle bringen. Der Abt muß lachen, er läßt ſich verlocken und vom Teufel wirklich ein Weib zuführen. Die andern Mönche desgleichen. Als er aber den Küchendienſt verſäumt und der Koch ihm deshalb grollt, wirft er dieſen in den ſiedenden Keſſel. Die Mönche glauben, er ſey hineingefallen und ernennen Rauſch zu ſeinem Nachfolger. Nun nährt der Teufel die Mönche mit den beſten Biſſen, macht ſie immer fauler und geiler, ſchnitzt aber Prügelſtöcke, was die Mönche anfangs nicht begreifen, bis ſie, unter ſich Händel bekommend, alle ſeine Prügel abholen und einander gräulich ſchlagen. Darauf erſinnt Rauſch eine neue Schalkheit, ſchneidet einer Kuh auf der Waide ein Viertel ab und macht einen Braten daraus. Der Bauer aber, dem die Kuh gehört, iſt der Meinung, wer ein Viertel von ihr geholt, werde auch das übrige holen und verſteckt ſich auf einen Baum in der Nähe. Da verſammeln ſich über Nacht die Teufel und rühmen gegen einander, was ſie Böſes gethan haben (wie die Hexen in Shakeſpeare's Macbeth). Der Bauer hört alles und ſagt es am andern Morgen dem Abt. Dieſer bereut ſeine Vergehen, waffnet ſich aber mit der ganzen Stärke ſeines Prieſterthums, bannt den Teufel Rauſch, verwandelt ihn in ein Pferd und entläßt ihn endlich. Nun geht Rauſch nach England und fährt dort in die ſchöne Königstochter. Kein Mittel kann ſie von ihm befreien, bis der Abt davon hört, ſich auf den Weg macht und alsbald den Teufel aus der Prinzeſſin austreibt, ihn zwingend, wieder Pferdegeſtalt anzunehmen. Der König will den Abt reichlich lohnen, er nimmt aber nur eine Laſt Blei, um ſein Kloſter damit zu decken und Rauſch muß das Blei übers Meer zum Kloſter heimtragen, alsdann auch den Abt ſelber, und zuletzt wird er in die Tiefe eines Berges gebannt.

Hier, wie im Spiel von Frau Jutten, iſt keine Satire auf die Geiſtlichkeit beabſichtigt, ſondern deren Ehre gewahrt und wird nur ein Exempel zur Warnung aufgeſtellt.

In Pauli Schimpf und Ernſt, Nr. 377 wird ein harmloſer Schwank von den Weibern erzählt, die unter einander Beichte hören wollten.

Es waren Beguinen, geiſtliche Schweſtern, die es für eine Schande hielten, daß ſie nicht auch Beichte hören ſollten, da ſie doch ſo gut wie Männer wären. Sie kamen zum Papſt, der ihnen ein Büchslein gab und ſagte, ſie ſollten es aufbewahren und beileibe nicht aufmachen, bis er zu ihnen käme und ihnen Beſcheid gäbe. Unterwegs aber wollten ſie gerne wiſſen, was in dem Büchslein wäre, thaten es auf und — der Vogel, der drinn war, flog auf und davon. Sie gingen nun zum Papſt zurück und baten, er möge ihnen einen andern Vogel geben. Er aber lachte und ſagte: wie, wenn ihr einander Beichte

hörtet und wüßtet, was die Andere gethan hat, und erzürntet euch nachher wider einander, würdet ihr die Büchſe nicht auch aufthun und den Vogel herauslaſſen? Die Geſchichte wird von Spätern dem Papſt Innocenz II. oder Johann XXIII. zugeſchrieben. Vgl. Pater Abraham, Judas IV. 11. Hagedorns Fabeln und Webers Päpſte II. 16. — Nach einer andern Sage beichtete ein Prieſter bei der erſten Nonne, die dazu Erlaubniß erhalten und ſagte, er habe ein Ei gelegt. Nach einer halben Stunde wußte das ganze Kloſter um das Geheimniß.

Den Uebergang zu der faſt unüberſehlich reichen Schwank- und Satirenliteratur des Reformationszeitalters, worin alles erdenkliche Böſe von den Pfaffen erzählt wird, bilden die ſchon in den altdeutſchen Erzählungen des Laßberg'ſchen Liederſaals und in den von Keller geſammelten Erzählungen und Faſtnachtsſpielen enthaltenen Anecdoten von den Laſtern, beſonders von der Buhlerei der Pfaffen. Hier einige Proben aus der erſten Quelle.

Ein Pfaffe buhlte mit einer Fiſcherin, fiel aber, als er vor dem heimgekehrten Fiſcher ſich verſtecken wollte, in deſſen Reuſſe und wurde gefangen. In den andern Reuſſen hatten ſich ein Haſe, ſieben Rebhühner und viele Fiſche gefangen. All dieſen Fang führte der Fiſcher auf einem Wagen öffentlich auf die Burg. Der Pfaff mußte das Land meiden, der Frau wurde verziehen. Laßberg, Liederſaal Nr. 202.

Ein ſchönes Weib in Kolmar beichtete bei einem Predigermönch, der ihr Liebesanträge machte; entrüſtet ging ſie zu einem Barfüßermönch, um ihre Beichte zu erneuern, aber auch dieſer beſtürmte ſie mit Liebe; ſie kam nun zu einem Auguſtinermönch, der es nicht beſſer machte. Da ſagte ſie ihrem Mann, was ihr geſchehen ſey, und dieſer rieth ihr, alle drei Mönche zu einem Stelldichein zu laden. Als nun der erſte kam, machte der Mann ein Geräuſch, und der erſchrockene Mönch flüchtete in einen dazu bereit geſtellten Badezuber, der aber voll ſiedenden Waſſers war, ſo daß er ſogleich ſterben mußte. Dem zweiten und dritten Mönch ging es nicht beſſer. Laßberg I. 305. Hagen, Geſammtabentheuer Nr. 62.

In Kellers Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften finden ſich viele grobe Pfaffenſchwänke aus dem Beginn der Reformation und der kurz vorhergehenden Periode.

Ein Pfaff läßt ſich zu Roß ſeine Stiefel flicken, der Schuſter ſticht ihm eine Pulsader am Fuße an und der Pfaffe verblutet und ſtirbt. Der Schuſter bindet die Leiche auf dem Roſſe feſt und treibt das letztere in ein Haberfeld. Der Bauer, dem der Haber gehört, ruft den Pfaffen zornig an und ſchlägt ihn, da er keine Antwort bekommt. Der Pfaff fällt vom Pferd und der

größere Staat, der ſeinem Bedürfniß gemäß eine ſolche Anſtalt errichtet hat, wird ſie auch für ſeine kleineren Nachbarn errichtet haben. Es würde jedoch die Begründung ſolcher Anſtalten hier und da dadurch erleichtert ſeyn, daß ſie ohne Bedenken mit einer Univerſität vereinigt werden können, ſobald die letztere ſich in einer gewerbsreichen Stadt befindet.

Die Errichtung ſolcher techniſcher Hochſchulen, wahrhafter polytechniſcher Anſtalten, ſcheint wünſchenswerth. Denn was auf den gewöhnlichen Stufen nöthig und was allein ihnen zuträglich iſt, reicht für die höheren nicht aus. Schon der große Landwirth, der vielfache, weit zerſtreute, alle Branchen vereinigende, mit manchen techniſchen Gewerben verbundene Beſitzthümer zu verwalten hat, findet auf der Gewerbsſchule nicht Alles, was er braucht. Ebenſowenig der Vorſteher von Fabriken und Manufakturen, der ſelbſt zum Erfinder und Verbeſſerer werden ſoll. Viele höhere techniſche Richtungen: das Genieweſen, Maſchinenweſen, die Baukunſt, der Straßenbau, der Bergbau, die Forſtwirthſchaft, die Marine, bedürfen, zum Theil durchgehends, zum Theil wenigſtens für ihre Leiter und Vorſteher, ein Studium der Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange. Der große Grundbeſitzer, der künftige Fabrikherr, Großhändler, der ausgezeichnete Künſtler, ſie alle würden hier Anregung und Bereicherung für ihre ganze Zukunft mehr als irgendwo finden, und eine ſolche Anſtalt auch von denen mit Nutzen beſucht werden, denen bloß äußere Verhältniſſe es möglich und wünſchenswerth machen, daß ſie auch nach dem Austritte aus der Gewerbsſchule, alſo vom 19ten bis zum 22ſten Jahre, ſich in wiſſenſchaftlicher Ausbildung bewegen. Hier würden auch die höheren Lehrer der übrigen Anſtalten, hier würden die Gelehrten des techniſchen Faches gebildet werden.

Auf dieſen Anſtalten werden nun alle techniſchen Wiſſenſchaften vollſtändig und in ganzer Höhe zu lehren ſeyn, die auf den niederen und mittleren Gewerbsſchulen nur in einzelnen Theilen und in beſchränkter Weiſe vorgetragen werden. So geſellen ſich z. B. zu der reinen Mathematik die höhere und alle Theile der angewandten. Die Chemie iſt auf Stöcheometrie gegründet, und pflegt die Analyſe mit Eifer. Die Naturgeſchichte tritt als erſchöpfendes Syſtem auf, die Phyſik auf die Höhe der Wiſſenſchaft. Die Cameralwiſſenſchaften, verbunden mit Nationalökonomie

Bauer meint, er habe ihn erſchlagen, packt ihn auf und legt ihn in des Nachbars Haus in einen Backtrog, nachdem er den Teig herausgenommen. Der Nachbar findet den Pfaffen und bildet ſich ein, derſelbe habe ſich von dem Teige todt gefreſſen, trägt aber die Leiche zum Meßner und lehnt ſie an die Thür. Der Meßner findet den Pfaffen, heißt ihn weggehen und ſtößt endlich die Thür ein. Wie der Pfaffe fällt, meint er Schuld an ſeinem Tode zu ſeyn, zieht ihm Meßgewande an und ſtellt ihn in die Kirche. Da kommt ein altes Weib, ihm die Hand zu küſſen, und zieht ihn bei der Hand. Er fällt um und ſchlägt das alte Weib todt.

Aehnliche Erzählungen vom Leichenverbergen kommen auch in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache vor und ſogar in den arabiſchen 1001 Nacht. Aber nicht von Pfaffen. Die deutſche Erzählung iſt ausdrücklich auf die Pfaffen gemünzt und drückt die tiefſte Herabwürdigung derſelben aus.

Aehnlich iſt bei Keller, Erzählungen S. 345 die Geſchichte von den drei Schülern.

Drei Schüler (junge Pfaffen) ſchleichen ſich bei einer ſchönen Fiſcherin ein und werden von ihr in einer trockenen Grube verſteckt. Der heimkehrende Fiſcher läßt, um ſeine Fiſche aufzubewahren, Waſſer in die Grube. Die Schüler ertrinken, ein Knecht ſoll die Leichen wegbringen. Er meint aber, es ſey nur einer, und wird ſehr böſe als er den zweiten und dritten ſieht, in der Meinung, es ſey immer der nämliche. Als er den dritten in die Donau geworfen hat, begegnet ihm ein lebendiger Pfaffe. Da glaubt er, das ſey wieder der nämliche, und wirft ihn ebenfalls ins Waſſer.

In einem Volksliede bei Uhland Nr. 286 lockt ein kluges Fräulein elf Mönche, die ihr alle unerlaubte Anträge gemacht haben, in den Keller und läßt ſie hier ſchmachten, bis ſie ſich mit Geld löſen müſſen. Hans Sachs hat einen Schwank vom blinden Meßner.

Eine Meßnerin, die mit einem Pfaffen buhlt, betet zum h. Stolyrian, er möge doch ihren Mann blind machen. Der Mann hört es aus ſeinem Verſteck und räth ihr, als ob er der Heilige wäre, ihren Mann gut zu füttern und zu pflegen, dann werde er binnen drei Tagen blind ſeyn. Sie folgt dem Rath, er ſtellt ſich, als ob er allmählig erblinde, als aber das Weib und der Pfaff ſeiner nicht mehr achten, ergreift er einen Stock und prügelt ſie beide jämmerlich.

Ein überaus frivoler Schwank ſteht in Kellers Erzählungen S. 443. Die Nonnen in einem Kloſter raufen ſich um einen „Zagel“. Nicht

beſſer iſt der Schwank von „Bertha mit der langen Naſe“ in Haupts altdeutſchen Blättern I. 105.

Die Hebamme ſagte einer Wöchnerin, ihr neugebornes Kind ſehe dem Vater ſprechend ähnlich. Hat es auch eine Tonſur? frug die Mutter. Kirchhoff. Wendunmuth I. 338. Bebel, facet. I. 78.

Das Frechſte, was die deutſche Lyrik in der Zeit des ſinkenden Glaubens hervorgebracht hat, iſt eine ſ. g. Abendveſper (Keller, Erzählungen S. 390). Hier ſind die lateiniſchen Verſe aus echten kirchlichen Hymnen gemiſcht mit den obſcönſten deutſchen Verſen, durch welche der Sinn jener parodirt wird. Ein Vorſpiel zu dem, was in der franzöſiſchen Revolution geſchah, gleichſam eine Verunreinigung der heiligen Kirchengefäße mit dem ekelhafteſten Unflath. Damals aber ging die Unſauberkeit von den verdorbenen Pfaffen ſelbſt aus. Jenes ruchloſe Lied hat wahrſcheinlich einen ſolchen zum Verfaſſer und das Lied wurde bei pfäffiſchen Orgien geſungen. Ein gleichfalls freches Lied, in welchem der Papſt ſelbſt alle Weiber und Maiden die Buhlerei lehrt und empfiehlt, aus einer Gothaer Handſchrift in Grimms altd. Wäldern III. 164. — Ein höchſt freches und üppiges Lied von einem Pfaffen, der bei des Bauern Frau lag, in Körners hiſt. Volksliedern Nr. 28. — Ein tolles Lied aus dem 15. Jahrhundert, halb lateiniſch, halb deutſch (Hoffmann, in dulci jubilo p. 85) führt einen Eſel ein, der aus der Mühle lauft, Pfaff wird und die erſte Meſſe leſen will, als ſein Treiber kommt, ihn ſchlägt und wieder in die Mühle jagt.

Sehr verbreitet war der Schwank vom fahrenden Schüler.

Ein fahrender Schüler kommt in ein Bauernhaus, wo die Frau in Abweſenheit des Mannes eben den Pfaffen bewirthet. Plötzlich kommt der Bauer zurück, Braten und Wein werden ſammt dem Pfaffen verſteckt. Der Schüler aber gibt ſich für einen Zauberer aus, zaubert das verborgene Eſſen hervor und verſpricht, den Bauer auch den Teufel ſehen zu laſſen. Während nun der Bauer in einem Zauberkreiſe ſtehen muß, aus dem er bei Leibe nicht heraustreten darf, geht der nackt ausgezogene und ſchwarz mit Ruß bemalte Pfaff bei ihm vorbei und entkommt. Altdeutſcher Schwank in Kellers Faſtnachtſpielen S. 1172 und bei Hans Sachs. Oft variirt. Einen viel ſchlimmeren Ausgang nimmt die Sache in einem Gedicht in von der Hagen Geſammtabentheuern Nr. 61, indem hier, nachdem das verborgene Eſſen und Getränk verzehrt iſt, der Pfaff hervorgeholt und erſt gegen ein Löſegeld entlaſſen wird.

In dieſem Faſtnachtsſpiele, wie in den ſpätern facetiis von Bebel, in Schimpf und Ernſt von Pauli, im Rollwagen ꝛc. wimmelt es von ähnlichen Schwänken, die bis ins Unglaubliche zotenhaft werden. Wie viel Wahrheit auch darin liegen mag, wie oft gottloſe Pfaffen ihren heiligen Beruf wirklich ſchändeten, ſo war es doch auch ein ſündiges Gelüſten, dergleichen mit Behagen und Uebertreibung wieder zu erzählen. Die Laſter der Pfaffheit dienten oft nur zum Vorwand, um auch die Laſter der Laien zu entſchuldigen und um den Altar ſelbſt beſudeln zu können.

Von der Völlerei der Pfaffen ein guter Schwank bei Hans Sachs (V. 339).

Ein Abt hat ſich ſo vollgefreſſen, daß er nicht mehr kann, und will ins Wildbad, um wieder Appetit zu bekommen. Unterwegs kehrt er bei einem bekannten Edelmann ein. Der verſpricht ihn um billigeres Geld und in kürzerer Friſt zu heilen, daß er des theuren Wildbades nicht nöthig habe, ſperrt ihn ein, läßt ihn drei Tage lang hungern und hat ihn wirklich vollſtändig curirt.

Der berühmteſte Schwank vom Ablaßkram vor der Reformation iſt der von einem umherreiſenden Ablaßkrämer, welcher eine Feder des Engel Gabriel zur Anbetung vorzuzeigen pflegte, als ſie ihm aber einmal zum Spott verbrannt wurde, und man ihm eine Kohle beilegte, dieſe ſogleich für eine Reliquie vom Roſt des h. Laurentius ausgab. Von Hans Sachs und vielen Andern erzählt. — Ungleich harmloſer iſt der Schwank bei Bebel von St. Otmars Flaſche.

Zwei fahrende Schüler kommen zu einem reichen Bauer. Der eine zapft heimlich das Weinfaß an und verbirgt ſich hinter dem andern, um ihm von Zeit zu Zeit ſeine ihm hinterrücks gereichte Flaſche unvermerkt wieder zu füllen, bis der Bauer ſich überreden läßt, das ſey St. Otmars Flaſche, die ſich immer von ſelber fülle, und für die er dem fahrenden Schüler eine große Summe Geldes bezahlt.

Sechstes Buch.

Verwilderung im Reformationszeitalter.

Eine große und ſchreckliche Kataſtrophe zerſtörte im Beginn des 16. Jahrhunderts den Beſtand der alten Kirche und zerriß unſer Vaterland in zwei Religionsparteien, die einander über ein Jahrhundert lang zerfleiſchten. Natürlicherweiſe mußte ſich in dieſer beklagenswürdigen Zeit auch die Poeſie verfinſtern und verbittern. Sie wurde die Magd der Parteien, von ihnen auf alle Art geſchändet und mißbraucht.

Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und ſchrieb der deutſche Menſch roher, ungeſchliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des fünfzehnten und ſechzehnten. In die Atmoſphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten ſich die Geiſter auf eine ganz merkwürdige Weiſe, man kann es faſt eine Beſeſſenheit nennen.

Das Ueberhandnehmen der Teufelsgeſpenſter, der Hexenprozeſſe, der magiſchen Künſte ꝛc. hängt genau damit zuſammen. Nie weder vor- noch nachher hatte der Teufel größere Macht in Deutſchland, was ſelbſt die zugeben müſſen, welche das wirkliche Daſeyn des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung exiſtiren laſſen. In die ſchauerlichen Nachtſtücke dieſes Zauber- und Geſpenſterweſens, dieſer Scenen in Folterkammern und am Rabenſtein pfiffen ſodann die luſtigen Piccoloflöten der Humaniſten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian ſeyn wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende luſtige Teufel

neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höllenbreughel.

Das Gesammtbild der deutschen Dichtung im Reformationszeitalter ist ein Zerrbild, halb mit dem Ausdruck menschlichen Irrsinns, halb mit dem teuflischen Triumphes. Das wenige Gute und Gesunde, zuweilen sogar noch eine Spur des verlornen Heiligen, nimmt sich doch nur dürftig aus im Vergleich mit der breiten Masse des Schlechten und Gemeinen. Das fromme Vaterlandsgefühl äußert sich nur noch klagend unter der Tyrannei ausländischer und dämonischer Gewalten.

Die gebundene Rede wich je mehr und mehr der ungebundnen. Die Prosa wurde in jeder Beziehung Meister über die Poesie und hauptsächlich durch die große Verbreitung der unübertrefflichen Luther'schen Bibelübersetzung wurde die Schriftsprache festgestellt. Indessen war diese letztere schon lange vor Luther im s. g. Mitteldeutsch vorgebildet, welches naturgemäß zwischen der ober- und niederdeutschen Mundart, als eine Mischung aus beiden, immer breiteren Boden gewonnen hatte. Zur Einführung einer gleichförmigen deutschen Schriftsprache half am meisten der zunftmäßige Bücherdruck. Man pflegt diese Veränderungen in Sprache und Schrift zu preisen und als segensreiche Frucht der Reformation anzusehen. Aber sehr mit Unrecht. Die deutsche Sprache hat dadurch an ihrem ursprünglichen Reichthum und an der Fähigkeit, aus dem innern Organismus heraus sich fortzubilden, so wie an Wohllaut wesentlich verloren. Sie ist viel ärmer und viel steifer geworden, als sie früher war. Mit Mühe und Noth hat man sie, und zwar erst im vorigen Jahrhundert, wieder geschmeidiger gemacht. In Luthers Zeit selbst und noch länger als ein Jahrhundert nach ihm, war sie ganz unnatürlich hart, ungelenk, knorrig, borstig, so daß Kaiser Karl V. Recht hatte, wenn er sie mit einer Pferdesprache verglich und nur an der weichen niederländischen Mundart Gefallen fand.

1.

Die kirchliche Satire.

Die Verderbniß der Kirche hatte längst zur Satire aufgefordert. Schon seit einigen Jahrhunderten hatte man sich an den Pfaffenschwänken

ergötzt. Aber die Harmlosigkeit dieses Spottes wurde nach und nach vergiftet durch lauernden ingrimmigen Haß, der bald in juvenalischer Entrüstung, bald in lucianischer Frivolität der Kirche einen unversöhnlichen Krieg ankündigte. Die ärgsten Spötter, die den Ton angaben, traten in Italien, gleichsam unter den Augen Roms selber auf. Die frommen Deutschen folgten erst langsam nach.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schrieb der Zürcher Felix Hemmerlin, der sich lateinisch Malleolus nannte, mehrere starke Satiren gegen die verderbte Pfaffheit, die Sebastian Brant erst 1497, lange nach Hemmerlins Tode, herausgab, contra validos medicantes (gegen die Bettelmönche), de negotio monachorum, eine epistola contra superbum clericum, doctoratus in stultitia und ähnliche beißende Verspottungen des damaligen Unfuges in Klöstern und auf Universitäten.

Der berühmte Aeneas Sylvius, der als Legat im 15. Jahrhundert in Deutschland wirkte und nachher Papst wurde, liebte die Deutschen, verherrlichte ihren Ruhm in seinem Roman Curyalus und Lucretia, verbreitete aber auch unter den Deutschen die Liebe zur italienischen Literatur, die schon eine Neugier nach den altrömischen und griechischen Classikern einschloß. In Boccaccio war der erste eigentlich moderne Geist aufgetreten, der das ganze Mittelalter überfliegend die letzten Classiker mit den ersten Humanisten verknüpfte, gewissermaßen unter Vermittlung der arabischen Bildung. Denn Boccaccio schrieb im Styl des 1001 Nacht mit dem freien Geist des Lucian. Der Ulmer Steinhövel übersetzte 1471 die berühmten Frauen des Boccaccio zum erstenmal ins Deutsche. Gleichzeitig unternahm Niclas von Wyle, Stadtschreiber in Eßlingen, zuletzt Kanzler in Stuttgart, eine Menge Uebersetzungen aus den Alten.

Auf den Universitäten aber kam die classische Philologie, das Studium der altrömischen und altgriechischen Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber unter dem Namen des Humanismus auf. In diesem Namen lag schon der Anspruch, durch den Unterricht nicht mehr Christen, sondern Menschen zu bilden. Der Humanismus nahm von Anfang an eine Stellung der Kirche gegenüber. Die ganz vom Geist der alten Heiden trunkenen Gelehrten haßten heimlich die Kirche. Um aber die ganze Bedeutung des Humanismus zu verstehen, muß man erwägen, daß er zunächst eine Reaction des romanischen Geistes gegen den germa-

niſchen war und als Mittel allen den Mächten und Parteien diente, welche das bisherige Uebergewicht des deutſchen Kaiſers und Reichs in Europa brechen wollten.

In den romaniſchen Ländern, hauptſächlich in Italien und Frankreich, waren die antik heidniſchen Erinnerungen unter dem mächtigen Einfluß des Chriſtenthums, der germaniſchen Eroberer und der mittelalterlichen Romantik längſt verſchwunden oder hatten ſich nur Spuren davon in romantiſcher Umkleidung erhalten. Aber in dem Maaße, in welchem Italien und Frankreich ſich in nationalem und politiſchem Intereſſe der Uebermacht des deutſchen Reichs erwehrten, nahm dieſe welſche Oppoſition gegen Deutſchland auch antike Elemente in ſich auf und verſtärkte ſich durch den Geiſt der wiedererweckten alten Claſſiker. In dem Maaße ferner, wie in den romaniſchen Ländern und zunächſt in Rom ſelbſt bei der übermüthigen und ſiegesſtolzen Geiſtlichkeit die weltliche Ueppigkeit überhand nahm, mißfiel dort die keuſche Strenge der ſ. g. altfränkiſchen Zeit oder der Gothik, und wandte man ſich der ſchönen Sinnlichkeit der antiken Vorbilder zu. Ja ſelbſt der ſittliche Ernſt gefiel ſich darin, auf die immer ſteigende Entartung der Kirche den Spott anzuwenden, mit dem Lucian einſt die Entartung des Heidenthums ſeiner Zeit gegeißelt hatte. Die claſſiſche Sprachform, der klare antike Verſtand, das Schönheitsgefühl des Alten mußte in je mehr verwildernden Zeiten nothwendig imponiren. Dem von Deutſchland her ſchwer gedrückten Italiener mußte die Fiction, er ſey der direkte Nachkomme der großen Römer, außerordentlich ſchmeicheln.

So nahm zunächſt die italieniſche Poeſie einen immer ſtärker hervortretenden antiken Charakter an, bald auch die bildende Kunſt und Architektur, während auf den Univerſitäten eifrig die alten Claſſiker hervorgeſucht und neu herausgegeben wurden. Italieniſche Fürſten nahmen ſich dieſer Renaiſſance oder Wiedergeburt des antiken Geiſtes aus politiſchen Gründen an, z. B. die mediceiſchen. Die weltliche Fürſtenmacht in Italien konnte ſich nur ausbreiten auf Koſten der beiden veralteten Inſtitute des Kaiſerreiches und der Kirche. Gegen beide war die Renaiſſance ihr natürlicher Bundesgenoſſe. Wunder muß es nehmen, daß die Päpſte ſelbſt der Renaiſſance ſo großen Vorſchub leiſteten. Wenn unter Leo X. die Auffindung der berühmten Gruppe des Laokoon wie das Erſcheinungsfeſt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

des höchſten, welterlöſenden Geiſtes mit einer Pracht und einem nationalen Jubel gefeiert wurde, wie nie zuvor ein chriſtliches Feſt, ſo hätte der Papſt überlegen ſollen, daß der hier geweckte Geiſt ihm nicht blos in ſeinem Kampfe wider den deutſchen Kaiſer dienen, ſondern den Stuhl Petri ſelbſt erſchüttern würde.

In Deutſchland war der gute Kaiſer Max am Ende des 15. Jahrhunderts eben ſo unbeſonnen, ſich zum Beſchützer des Humanismus aufzuwerfen und den ganz in die Claſſicität vernarrten Conrad Celtis, einen Mann ſehr zweideutigen Charakters, ſeine Schule in Wien ausbreiten zu laſſen. Der deutſche Kaiſer hätte niemals den Geiſt pflegen ſollen, der das deutſche Weſen principiell verleugnete. Wenn gleichzeitig oder kurz vor- und nachher viele deutſche Fürſten das nämliche thaten, neue Univerſitäten gründeten und auf denſelben Humaniſten als erſte Leuchten anſtellten, ſo lag das in ihrer Sonderpolitik, wie in derjenigen des franzöſiſchen Königs und der italieniſchen Fürſten. Der neue claſſiſche Geiſt war den Souverainetätsbeſtrebungen aller derer günſtig, die bisher vom alten Kaiſer abhängig geweſen. Die gelehrten Humaniſten waren faſt alle eifrige Höflinge und Schmeichler der Fürſten. Faſt in jedem ſteckte ein kleiner Horaz. Die fürſtliche Gunſt diente ihnen aber nur als Mittel, ihr eigentliches Augenmerk war, Eroberungen auf Koſten der Kirche für die Schule zu machen. Sie ergriffen in ihrer ungeheuren Mehrheit Partei gegen die alte Kirche.

Als Patriarchen des deutſchen Humanismus ſtehen zwei große und weltberühmte Männer, Erasmus und Reuchlin, an der Schwelle der Reformation.

Erasmus, geboren 1467 zu Rotterdam, der berühmteſte und einflußreichſte Humaniſt ſeiner Zeit, wirkte in England, ſpäter an der Univerſität Baſel für die claſſiſche Philologie und ſchrieb nebenbei nur einige Satiren im Geiſte Lucians. Selbſt die große Bewegung der Reformation konnte ihm keinen Ernſt abgewinnen. Er ſpöttelte nur über alles mit feiner Ironie und der Streit unter Chriſten war ihm, dem Heiden, wirklich gleichgültig. Seine geiſtvollſte Satire iſt das Lob der Narrheit (encomium moriae oder stultitiae laus).

Die Narrheit rühmt ſich, die Mutter des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn, denn nicht nur ſey das Fortpflanzungsorgan ſelbſt etwas ſehr Lächerliches,

ſondern auch und faſt noch mehr, daß ſich die Menſchen deſſelben bedienen, denn die Hauptnarrheit der Welt ſey das Heirathen und Kinderzeugen, weil jeder nur Sorge und Noth daraus ſchöpfe. Die Narrheit beherrſcht ferner die ganze Kinderwelt, denn offenbar ſind alle Kinder nur eine Art von Narren. Wäre die Narrheit nicht in der Welt, durch die Weisheit würden die Menſchen längſt umgekommen ſeyn. Das Lernen, die Erfindungen, die Leidenſchaft des Beſſerwiſſens ruiniren das Geſchlecht, durch die Narrheit allein werde es conſervirt. Die ganze Hälfte der Menſchheit, die weibliche, ſey zum Glück närriſch und werde nie weiſe. Auch die Nationen würden nur erhalten durch die närriſche Einbildung ihrer Vorzüge, die Staaten nur durch das närriſche Vorurtheil der Gewohnheitsrechte. Jeder Sterbliche ſpiele nur, ſo lange er lebe, die ihm zugewieſene Narrenrolle, die ganze Welt ſey nur eine Comödie. Ein Fürſt ohne Charakter und Moral, durch und durch unwürdig, ſpiele nur die Fürſtenrolle; ein Gelehrter ohne Geiſt, der nur mit ungeheurer Oſtentation lehrt, der Blutegel habe zwei Zungen, oder eine dialectiſche Minutioſität auskramt, ſpiele nur die Gelehrtenrolle. Aber auch die Kirche, ſey ſie nicht ein bloßes Theater? Die Katholiken ſeyen Narren, weil ſie, in die Maria mehr als in Chriſtum verliebt, zugleich Hülfe von den Heiligen erwarten, weil ſich ihre Mönche, die faulen Bäuche, nur um Allotria, die Form der Kutten, und um Wohlleben bekümmern; aber auch die Proteſtanten ſeyen Narren, weil ſie theologiſche Haarſpalterei treiben und um Geheimniſſe der Gottheit zanken, die ſich nie werden begreifen laſſen. In Summa, die ganze Welt ſey närriſch und werde es wohl immer bleiben.

Des Erasmus colloquia, vormals ein Lieblingsbuch aller Gebildeten und in ſehr vielen Auflagen gedruckt, jetzt aber vergeſſen, enthalten im eleganteſten Latein eine bunte Menge von Geſprächen, zum Theil lehrhaft, zum Theil burleſk von ganz ähnlichem Geiſte.

Darin wird nicht blos die äußere Verderbniß der Kirche verſpottet, ſondern auch das Heilige ſelbſt mit Ironie behandelt. Wir leſen darin von einem Ehemann, der nur einen Honigmonat im Leben habe, während ſie der Pfaff das ganze Leben durch genieße; vom Ablaß, den man kaufen und erhalten könne, wenn man Chriſtum ſelbſt beſtehlen wolle; von den Pfaffen, die, wenn ſie auch als Knaben Engel wären, im Alter Teufel werden; von der Meſſe, durch die man ſich zu Wolluſt, Jagd, ſelbſt zu Verbrechen ſtärke; von Beichtvätern, welche das Ohr der Unſchuld durch die ſchmutzigſten und ſchändlichſten Fragen entweihen; von falſchen Reliquien, die doppelt und dreifach vorhanden ſeyen, vom h. Kreuz allein eine ganze Schiffsladung Holz ꝛc.; von Mönchen, die Höllenangſt vor dem Teufel haben, wenn ſie ohne Kutte ſind, aber in der Kutte die ſcheußlichſten Laſter zu begehen nicht ſcheuen. Erasmus ſpöttelt aber auch über die Maria, die ſo viele Anbeter, und über Chriſtus ſelbſt, der ſo

viele Bräute habe, über die Heiligen, die er als eine Heerschaar mit verschiedenartigen Waffen wie Falstaff seine Rekruten mustert ꝛc. Er wende sich zur Philosophie, man empfiehlt ihm die Stoa, aber er will nicht glauben, daß es einen echten Stoiker gebe, und entschuldigt dafür den Epikur. Das erste Gespräch ist ausschließlich ihm gewidmet, so daß man Wieland zu lesen glaubt. Auch liebt Erasmus sehr das Schlüpfrige. In einem Gespräch reden zwei, der eine von einer Brautnacht, der andere von einem Schiffbruch, äußerst burlesk. In einem andern beredet Pamphilus die Maria zur Ehe und entwickelt auf die cynischeste Weise die Bedürfnisse der menschlichen Natur nunc incidit, ut vitium sit non coire, coire virtus). Er verspricht ihr Töchter (pro una virgine multas dabimus). Ebenso cynisch ist das Gespräch mit einer Mutter, worin die Vereinbarung der Seele mit dem Leibe im Phädus abgehandelt wird. Ein öfter wiederkehrender Lieblingsgedanke des Erasmus ist, die Menschen seyen nur höhere Thiere, oft nicht viel besser als Thiere, wer Ochsenfleisch esse, selber ein Ochse ꝛc. Am besten sind die reinen Hunoresken, z. B. die Weiberrepublik, in der die Weiber rathschlagen, das bacchische Gelag der Mönche, eines niederländischen Meisters würdig. Auch bloße Wortspiele kommen vor, z. B. das Gespräch mit dem Echo. Im Einzelnen begegnen uns höchst geistreiche Gedanken, z. B. als man ihm wünscht, er möge Papst und Kaiser zugleich werden, erwiedert Erasmus: ihm wäre lieber, wenn er deutscher Kaiser und König von Frankreich zugleich wäre.

So nahm Erasmus denn bereits einen von der Kirche unabhängigen Standpunkt ein und hielt sich übrigens von der Hitze und dem Schrecken des Reformationskampfes möglichst fern. Ein anderer Humanist, der berühmte Reuchlin, sollte desto tiefer in ihn hineinführen, indem es sich aus Anlaß seines Wirkens darum handelte, wie sich das Studium der alten Sprachen überhaupt zur Kirche zu verhalten habe. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) und die Zerstreuung der von dort geflüchteten gelehrten Griechen trug wesentlich dazu bei, neben dem bisher fast ausschließlich gepflegten Studium des Lateinischen, auch die alten Griechen zu lesen, zu verbreiten, zu übersetzen. Endlich hatten die Niederländer, insbesondere in der Schule von Deventer, und einige andre fromme deutsche Gelehrte Werth zu legen angefangen auf die Kunde der alten Sprachen, sofern daraus ein tieferes Verständniß der theils hebräisch, theils griechisch gefaßten h. Schrift hervorgehen mußte. Es war begreiflich, daß, wenn sich die Philologen der h. Schrift bemächtigten, um etwas Anderes darin zu suchen, als bisher die Kirche darin gefunden hatte,

Staatswirthſchaftslehre, Polizei- und Finanzwiſſenſchaft, ſowie mit Statiſtik, werden vollſtändig gelehrt. Der Vortrag aller zur ſtaatsbürgerlichen Bildung gehörenden Lehren macht es vielleicht möglich, dieſe Anſtalten zu Hochſchulen für die meiſten reinen Verwaltungsbeamten zu beſtimmen. Alle Lehrgegenſtände, die nur einzelne Richtungen, z. B. den Landbau, Bergbau, das Forſtweſen, den Handel, den Krieg, die Schifffahrt, betreffen, müſſen hier gleichfalls und in vollſtändigſter Entwickelung vorkommen, damit die Anſtalt zum wahren Centralpunkt der höchſten techniſchen Bildung werde. Muſterwerkſtätten, botaniſche Gärten, Sammlungen aller Art gehören zur Ausſtattung der Anſtalt. Die innere Einrichtung, wie auf unſern gelehrten Hochſchulen: Lehrfreiheit und Lernfreiheit.

Die geſchichtliche Entwickelung der Gelehrtenbildung hat eine muſterhafte Organiſation vermittelt. Der Geiſt hat das Prinzip derſelben erkannt und geläutert. Die Uebertragung deſſelben Prinzips auf das Techniſche, unter den durch deſſen Natur gebotenen Modifikationen, dürfte ein Schritt ſeyn, von dem ſich doch wohl etwas verſprechen ließe.

A. F. Bülau.

dadurch das Anſehen der Kirche gefährdet wurde. Auf der andern Seite konnten hinwiederum Päpſte, welche die Renaiſſanceſchwärmerei in Rom ſelbſt guthießen und förderten, gegen die Claſſiker nicht barbariſch verfahren. Daraus erklärt ſich, warum es nur rohe Eiferer und Plänkler waren, die von Köln aus im Namen der Kirche gegen den Vater des hebräiſchen Sprachſtudiums in Deutſchland, dem berühmten Schwaben Reuchlin, Profeſſor in Tübingen, in brutaler Weiſe losbrachen, ohne von der Kirche legitimirt zu werden, denn der Papſt behielt ſich das Endurtheil vor und Reuchlin und ſeine Freunde hatten Zeit, mit allen Mitteln ihrer Gelehrſamkeit und ihres Witzes die Kölner Eiferer zurückzuſchlagen. Der Streit wurde auf dem Felde der Satire geführt. Reuchlin ſelbſt, durch die fanatiſchen Mönche aus Heidelberg vertrieben, ſchrieb gegen ſie eine lateiniſche Comödie unter dem Titel Sergius vel Capitis caput, ohne Jahr und Ort gedruckt, aber 1507 zu Pforzheim nachgedruckt, alſo jedenfalls früher erſchienen. Vgl. Flögel, Geſchichte der com. Literatur III. 149.

Die Satire iſt hauptſächlich gegen den Auguſtinermönch Holzinger in Heidelberg gerichtet, den er Sergius nennt und deſſen Todtenſchädel als Reliquie mit allerlei Opfern gefüllt wird, was dem Dichter Anlaß gibt, alle ſchlechten Seiten ſeines Gegners zu beſprechen. Obgleich alles in die muhamedaniſche Welt verſetzt und nur auf die Perſon des Sergius bezogen wird, meint Reuchlin unter dem todten Kopfe, dem alles huldigt, der alles beſitzt und erwirbt, doch eigentlich das Papſtthum und den geiſtlichen Stand.

Dieſe Comödie wurde ſogleich auf den Univerſitäten verbreitet, es wurden ſogar Vorleſungen darüber gehalten, deren einer Luther noch als Student anwohnte. Simler ſchrieb einen gelehrten Commentar zum Sergius. Ein Beweis, wie weit die der alten Kirche feindſelige Stimmung ſchon verbreitet war.

Eine faſt gleichzeitige Satire auf die Pfaffen war Pauli Olearii (Oehlſchlägels) de fide concubinarum in sacerdotes, Heidelberg 1504. (Später noch einmal hintangedruckt dem Buche Jacob Hartliebs de fide meretricum in suos amatores ohne Jahrzahl und Ort). Das Buch enthält abwechſelnd in Küchenlatein und grobem Deutſch Schwänke von Pfaffen, die von ihren Zuhalterinnen betrogen werden, voll der roheſten Zoten. Nie vorher war die Buchdruckerkunſt zu ſolchen Schändlichkeiten

mißbraucht worden.*) Hartliebs Buch hat denſelben Styl, die deutſche Conſtruction im Mönchslatein noch ausgeprägter.**)

Des Olearius Buch iſt als der Vater des noch weit berühmtern epistolae obsc. virorum zu betrachten. Es iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß Crotus, als er jene Briefe zu ſchreiben unternahm, ſich dabei den Styl des de fide zum Muſter nahm. Johann Jäger aus Dornheim in der Gegend von Arnſtadt in Thüringen, nannte ſich Venator, Rubianus (von rubus, Brombeerſtrauch, der, weil er dornig iſt, auf ſeinen Geburtsort hinweiſt), endlich Crotus (von κροτέω, Garaus machen oder κέρας Horn), lehrte in Erfurt, innig verbunden mit Eoban Heſſus und Mutianus, alte Sprachen und ſchrieb in dem Reuchlin'ſchen Streithandel die berühmten lat. Briefe der Dunkelmänner.

Die epistolae obscurorum virorum ſind nach Strauß (Ulrich von Hutten I. 256 f.) von Crotus allein ausgedacht, angelegt und im erſten Theil (1515) vollendet worden, am zweiten Theil hat dagegen Ulrich von Hutten und haben einige andere Freunde mitgearbeitet. Der erſte Theil iſt weitaus der beſte. Der gute Humor, die behagliche Selbſtbeſpiegelung der Dummheit, wodurch die erſte Arbeit des Crotus ſich auszeichnet, iſt von den Fortſetzern nicht mehr erreicht worden. Sie ſind entweder plumper oder wiederholen nur. — Das berühmte Buch hatte den Zweck, Reuchlin gegen Hochſtraten und Pfefferkorn, die damaligen Kölner Ketzerriecher, zu vertheidigen. Die epistolae waren erdichtete Briefe, welche ſich die Kölner und ihre Freunde unter einander im geiſtloſeſten Mönchslatein ſchrieben und worin ſie die ganze Unwiſſenheit, Völlerei und grobe Sinnlichkeit eines großen Theils der damaligen Kleriſei offen zur Schau legten.

Das Buch erregte ungeheures Aufſehen und bekam die Lacher auf ſeine Seite. Unter allem, was für und wider geſchrieben wurde, ragte Capnionis thriumphus (Reuchlins Triumph) hervor, erſt 1519 edirt, aber ſchon 1517 dem Erasmus bekannt, gewiß unter Mitwirkung des Ulrich von Hutten geſchrieben, vielleicht auch von Hermann von dem Buſche. Die Unterſuchungen bei Strauß, Hutten I. 217 f.

*) Eine Probe. Die Pfaffen unterhalten ſich von ihren Concubinen. Ipse autem continuam concubinam secum non habebat, denn er behalf ſich mit des Glöckners Tochter. Fuit autem idem sacerdos pluralis, quia pastor in Locheim, lector in Leymingen, canonicus in Beißmiesloch, vicarius in Darßbach ꝛc. ꝛc. Cum tot habeas beneficia, posses vel nobilem educare, puta aut unam de Rotenhausen, aut unam de Ofenloch, aut unam vom Rotenſchlitz ꝛc.

**) Dilecte socie carissime, ego mitto te scire, quod ego super iasteti pro uno Gouernamine et ex Dei gratiam factus sum scholirega et bene sto, quia habeo multum scholares et parvus et magnus, pauperes cum divitis, ego vellem quod tu veneris apud nos etc.

Reuchlin kehrt als Triumphator nach Pforzheim zurück. Vor ihm werden die Attribute der von ihm beſiegten Superſtition, Barbarei, Dummheit und Bosheit zur Schau getragen, hinter ihm die gefangenen Gegner in Ketten nachgeſchleppt, ſo der feuerſpeiende Hochſtraten, der ſtinkende Tungarus (Arnold von Tungern), der beſoffene Ortuin, vor allen ausgezeichnet aber der Jude Pfefferkorn, der (wie damals alle Juden, die ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatten) bei den Beinen aufgehängt wird, dem man Zuhge. Naſe und Ohren ausſchneidet, die Zähne und Nägel auszieht unter lautem Gelächter der Knaben und der Männer.

Strauß ſieht in dieſem Machwerk einen Sieg des Lichtes über die Finſterniß, er hätte doch aber auf die ſchauderhafte Grauſamkeit und Malice aufmerkſam machen ſollen, die hier allen guten Witz ausſchließt.

Erſt bei der Fortſetzung der epistolae betheiligte ſich der berühmte fränkiſche Ritter und abentheuernde Humaniſt, Ulrich von Hutten. Keiner in jener Zeit iſt von ſeiner Partei und von der Nachwelt mehr überſchätzt worden, als Hutten, indem man alle ſeine ſittlichen Flecken gefliſſentlich überſehen und ſeine Aufſchneiderei für wahres Heldenthum genommen hat. Hutten war von Jugend auf grundlüderlich, aus dem Kloſter entſprungen, ſein ganzes Leben hindurch veneriſch, von ſeiner eigenen Familie ausgeſtoßen. Nur bei den Humaniſten, zuerſt in Erfurt, fand er Schutz, indem er anſtatt dem Dienſte des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.

Sein Gönner Mutianus in Erfurt ſchwärmte ſo ſehr für das claſſiſche Heidenthum, daß er ohne Anſtand einer myſtiſchen Obergottheit in zwei Geſchlechtern als Untergötter Jupiter, Sol, Chriſtus, Ceres, Tellus, Maria ꝛc. neben einander unterſtellte. Hutten hatte für das Chriſtliche gar keinen Sinn, ſo wenig, daß er noch Jahre lang nach Luthers erſtem Auftreten über denſelben, als über einen abergläubiſchen Mönch ſpottete. Alle ſeine Schriften athmeten nur heidniſche Luft der Claſſiker. Durch den weltberühmten Humaniſten Conrad Celtis, auch ein lüderliches Genie, nach Wien berufen und vom alten Kaiſer Max zum Poeten gekrönt, ſchrieb Hutten für dieſen Kaiſer ſeine erſte Satire gegen den (eben verſtorbenen) kriegeriſchen Papſt Julius II. im Jahr 1513.

Papſt Julius, der Bullenhändler, iſt ſelbſt zur Bulle (bulla, Waſſerblaſe) geworden, indem ſein irdiſches Daſeyn ein Ende nahm. Er will den Himmel aufſchließen, ſein Schlüſſel paßt aber nur zu irdiſchen Schätzen. Petrus kommt

und weist ihn ab. Vergebens zählt Julius seine Verdienste her, sie stehen sämmtlich im gröbsten Widerspruch mit dem, was die wahre Nachfolge Christi verlangt. Da wird Julius grimmig und will gehen, alle die Armeen, die er schon auf Erden aufgestellt hat, gegen den Himmel zu führen.

Auch gegen Venedig, welches den Kaiser befehdete, schrieb Hutten eine Satire, worin er aus dem Löwen von St. Marco einen sich aufblasenden Frosch machte, den der Adler in seinen Sumpf zurückjagen soll. In einer andern Satire „Phalarismus" macht er aus dem Herzog Ulrich von Württemberg, der einen seiner Vettern ermordet hatte, einen Tyrannen Phalaris. Seine Betrübniß über den Mord des Vetters ist affectirt, er liebte keinen seiner Verwandten und wurde von keinem geliebt. Der Mordfall diente ihm nur, von sich selber reden zu machen. In seiner Aula schildert Hutten das Hofleben, das er einem trügerischen Meere vergleicht. In seiner Fortuna zürnt er der Glücksgöttin, die aus ihrem Füllhorn das Köstlichste nur denen zuwerfe, die es nicht verdienen. Unterdeß war Luther in Wittenberg aufgestanden und Hutten, ihm anfangs abgeneigt, wurde bald neidisch auf ihn, weil Luther unermeßlich viel mehr Popularität erlangte, als er. Fortan liebte er sich immer wetteifernd neben Luther zu stellen und den Haß gegen Rom zu übertreiben. Immer hat er sich forcirt. Im Jahr 1520 schrieb er den Vadiscus mit dem Motto jacta est alea (als ob er damals noch etwas gewagt hätte, nachdem die Fürsten sich Luthers schon so kräftig angenommen hatten!) voll wüthender Schmähungen auf Rom, und die Inspicientes, welches seine beste Satire ist.

Apollo und sein Sohn Phaeton überschauen vom Sonnenwagen aus die Welt, loben die Deutschen, äußern sich aber höchst ungnädig über die Kaufleute und über die Pfaffen. Da findet der päpstliche Legat Cajetan, es sey in Deutschland zu kühle und trübe Luft und schilt die Sonne. Apollo und Phaeton entschuldigen sich, aber der Legat schilt immer heftiger und thut endlich die Sonne in den Bann. Da verhöhnt ihn Phaeton und stolz schwebt die Sonne davon. Dieser zu aristophanischer Höhe sich erhebende Schluß ist in der That geistreich.

Es war indessen kein großes Wagniß, dergleichen zu schreiben. Schon seit drei Jahren waren Luthers Thesen in Wittenberg angeschlagen und hatte Zwingli in Zürich sich gegen die Curie erhoben, hatten sich die Fürsten und der Kaiser selbst den antirömischen Bestrebungen hold er-

wiesen. Luther hatte bereits so gewaltigen Anhang, daß Hutten seinem Impulse folgte und jetzt erst (denn bisher hatte er immer nur lateinisch geschrieben) deutsch zu schreiben anfing, ja sogar die classischen Citate auf einmal mit biblischen vertauschte. Das war bei ihm, dem eingefleischten Humanisten und Libertin, in dem keine christgläubige Ader war, unnatürlich und lediglich gemacht. Luther hatte eben die päpstliche Bulle verbrannt. Da schrieb Hutten eine bulla vel bullicida.

> Darin balgen sich die päpstliche Bulle und die deutsche Freiheit herum. Die letztere wird unterdrückt und ruft um Hülfe. Da kommt Hutten: „Was gibt es hier? wer ist da? wer ruft?“ — „Die Freiheit,“ antwortet diese, „die Freiheit wird unterdrückt, Hutten. Ich selbst bin es, ich rufe. Diese dort ist es, die mich unterdrückt, des zehnten Leo Bulle.“ Jetzt bekommt es die Bulle mit dem heißblütigen Ritter zu thun. Zu ihrem nicht geringen Schrecken nennt er sich den Bullentödter, der, wenn auch kein Lutheraner, doch gegen die Bullen und gegen Rom überhaupt noch feindseliger als selbst Luther gestimmt sey. Zuletzt platzt die Bulle, denn sie ist eine hohle Blase.

Aus diesem Gedicht blickt eine nicht sehr rühmliche Eifersucht auf Luther heraus. Hutten will sich ihm vordrängen, den Ruhm des Bullentödters, der ohne Zweifel dem Wittenberger allein gebührt, sich vindiciren.

Dann schrieb Hutten den „Warner“, worin er Luther selbst auftreten läßt, um ihn zu belehren, er solle revolutionärer vorgehen. Auch Sickingen tritt auf und ihm wird von Hutten zugemuthet, die Rolle des Ziska zu spielen. In dem Gespräch „die Räuber“ sucht Hutten, was er früher gegen die Kaufleute und Bürger geschrieben, wieder gut zu machen und schlägt eine innige Verbindung derselben mit dem Adel vor, um die Revolution Deutschlands durchzuführen. Endlich erließ Hutten auch ein aufdringliches Mahnschreiben an den Kaiser. Begreiflicherweise wurde er von allen Seiten desavouirt. Auf dem Reichstage zu Worms entschieden ganz andre Männer als er, und wurde alles ohne ihn abgemacht.

Der bald darauf erschienene „neue Karsthans“, worin die Bauern ins Interesse der deutschen Revolution gezogen werden, entspricht zwar ganz der Gesinnung und Situation Huttens, es ist aber wahrscheinlicher, daß er von einem andern ausgegangen ist.

Sickingen hatte nach dem Wormser Reichstag kurze Zeit dem Kaiser gedient, dann seinen berüchtigten Zug gegen Trier unternommen, in dem er unterlag. Von Hutten fehlen alle Nachrichten aus dieser Zeit. Daß

ihm Sickingen, so lange bis er selbst auf der Feste Landstuhl belagert wurde und umkam, Schutz auf seinen Burgen zugesichert, ist beurkundet. Wie es scheint, wollte Hutten ihn nicht compromittiren oder fürchtete zu viel für sich selbst. Kurz, er flüchtete nach Basel. Hier aber fing er, ganz seinem Charakter gemäß, mit dem alten Erasmus Händel an und ließ eine maßlose Schmähschrift (expostulatio) gegen ihn drucken, als gegen einen Verräther, der die große Zeitbewegung mit habe veranlassen helfen und ihr jetzt hemmend entgegentrete, oder sich wenigstens passiv verhalte. Doch würzte Hutten, wie immer, diese Polemik mit den gehässigsten Persönlichkeiten. Erasmus antwortete mit überlegenem Verstande in einer kleinen Schrift unter dem Titel „Schwämme, um die Beschmutzungen Huttens abzuwaschen". Hutten ging nun nach Mühlhausen, von wo er floh, da er erfuhr, man stelle ihm nach. Zürich nahm ihn auf, im Bade Pfäffers versuchte er noch einmal vergebens eine Heilung und bald darauf starb er auf der kleinen Insel Ufnau im Zürchersee, erst 35 Jahre alt. In seinem Nachlaß fand man noch einen Dialog „Arminius", worin er diesen deutschen Helden in der Unterwelt klagen läßt, daß die Deutschen, die unter ihm die alten kraftvollen Römer geschlagen, sich jetzt von den verweichlichten Welschen überwältigen und beherrschen lassen.

Man muß das große Talent Huttens gelten lassen und ihn wegen seines Mißgeschicks bemitleiden. Man darf auch seine krankhafte Erhitzung und maßlose Leidenschaft mit seinem körperlichen Zustand entschuldigen. Allein seine Affectationen können uns nicht gefallen und uns auch keine Achtung vor ihm einflößen. Die Eitelkeit und der Drang, sich um jeden Preis vor andern geltend zu machen, haben ihn doch viel mehr beherrscht, als echte Begeisterung. In seiner patriotischen Erzürnung vermissen wir das sittliche Moment, und in seinem Reformationseifer den Glauben.

Ein Volksbuch vom Kaiser Friedrich dem Rothbart, 1519 gedruckt, enthält die sagenhafte Geschichte unseres großen Kaisers.

Der wahren Geschichte zuwider erobert er hier Jerusalem, bleibt im Bade nicht todt, sondern wird von den Türken gefangen, durch Verrath des Papstes, wird aber wieder frei und zieht gegen den Papst zu Felde. Zuletzt wird er in einen hohlen Berg entrückt, in dem er noch leben soll, um dereinst wieder zu kommen. Dann wird er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, der wird davon blühen und er wird die Geistlichen strafen.

Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik III. 1121. Man erkennt leicht, daß dieses Volksbuch unter dem ersten lebhaften Eindruck der Reformation verfaßt ist. Es drückt im Sinn Huttens, der aber keinen Antheil daran hatte, den grimmigen Haß des weltlichen Staates gegen die Kirche aus und ist, obwohl einseitig und gehässig gedacht, doch unendlich geistreicher, als die meisten Satiren der Zeit. Vgl. Haupt, Zeitschrift V. 250. 268.

Dr. Martin Luther auf der neu errichteten kursächsischen Universität Wittenberg faßte die Kirchenreformfrage viel tiefer und mit einem altdeutschen, an den alten Donnergott Thor und an die Nibelungennoth erinnernden Zornfeuer auf, sehr weit entfernt von der witzigen Frivolität und Eitelkeit Huttens und der Humanisten. Seine weltberühmten Streitschriften berühren das Gebiet der Satire nur oberflächlich. Er wurde oft witzig, aber sein Witz war selten von der feinern Art. Man muß ihm Schuld geben, durch sein Beispiel die Grobheit und Rohheit Anderer entschuldigt und bestärkt zu haben. Wenn Luther selber „die Lügend (Legende) von St. Chrysostomus", und „wider Hans Worst", d. h. den Herzog Heinrich von Braunschweig, schreiben konnte, so darf man sich nicht wundern, daß auch gegen ihn, „wider das wild geifernde Oberschweln Luther" von Amnicola (Rivander) und „wider den Hurenwirth von Sachsen", d. h. den Kurfürsten konnte geschrieben werden. Die Kirche wurde ein Tummelplatz des wildesten Zankens, Scheltens und Schreiens. Es schien, anstatt des Heilandes und der Heiligen, führe der Teufel und Hanswurst das große Wort. Auf die Gegenpartei wurde rücksichtslos jede ersinnliche Beschimpfung und Verleumdung gehäuft. Wie es in der damaligen Kriegführung üblich war, in die festen Städte und Burgen Fässer voll Koth zu schleudern, ganz so verfuhr die kirchliche Polemik. Unter anderm ließ Luther (nach dem Bericht des Sleidanus) Karikaturen verbreiten, die den Papst darstellten reitend auf einer Sau und einen rauchenden Koth in der Hand, zu dem die Sau den Kopf aufhob, oder mit Eselsohren versehen und von vielen Teufeln gekrönt ꝛc. Ein stehender Witz in Bayern wurde umgekehrt der mit einer Wurst in der Hand auf einer Sau eilends davonreitende Luther nach einer Volkssage bei Schöppner I. 472.

Luther war in München, mußte schnell fliehen und vergaß in der Send-

linger Gaſſe, wo er gewohnt hatte, in der Eile die Wurſt zu bezahlen, mit der er auf einer Sau davonritt.

Die geiſtvollſte Satire, die wir aus Luthers Feder beſitzen, iſt die Fabel vom Löwen und Eſel, die er den wenigen für ſeinen Sohn Johann überſetzten Fabeln Aeſops hinten angehängt hat als „eine neue Fabel Aeſopi, neulich verdeutſcht gefunden".

Der alte Löwe ſtirbt. Sein Sohn kann aber das Reich der Thiere nicht antreten, weil ſich eine mächtige Oppoſition erhebt, die unter Leitung des Fuchſes den Eſel zum König vorſchlägt. Wettkämpfe ſollen entſcheiden. Zuerſt: wer über einen breiten Graben ſpringt, ſoll König werden. Der Löwe ſpringt leicht hinüber, der Eſel fällt hinein, da man aber einen Fiſch in ſeinem Ohr findet, legt der Fuchs es aus, als habe der Eſel ein erſtaunliches Kunſtſtück vollbracht und zwar aus Kraft des Kreuzes auf ſeinem Rücken. Zweitens ſoll gewinnen, wer das ſchnellſte Thier fängt. Der junge Löwe fängt einen Haſen, aber der Eſel, der ruhig eingeſchlafen, fängt mit dem Maul einen Raben, der ſich auf ihn geſetzt hatte, in der Meinung, er ſey todt. Da graut dem Löwen ſchon vor der Wunderkraft des Kreuzes. Drittens ſoll gewinnen, wer zuerſt in die Mühle kommt. Der Löwe rennt über den Berg, findet in der Mühle einen Eſel, glaubt es ſey ſein Mitbewerber und will den Wettlauf in umgekehrter Richtung noch einmal machen, findet aber ſeinen Mitbewerber, der keinen Schritt gethan hat, nun auch am zweiten Ziele vor ſich, erkennt die Allgewalt des Kreuzes und überläßt das Reich dem Eſel, der es immer noch regiert.

Unter dem bekreuzigten Eſel iſt ohne Zweifel die Kirche, unter dem Löwen der Staat zu verſtehen.

Masenius, speculum imag. Col. 1664 p. 162 erzählt, auf dem Reichstag zu Augsburg ſey vor Karl V. und Ferdinand I. ein ſtummes Schauſpiel aufgeführt worden.

Zuerſt erſchien Reuchlin und ſtreute Holzſcheiter aus, dann kam Erasmus und ſammelte ſie wieder auf einen Haufen, ferner Luther, der den Haufen anzündete. Nun erſchien der Kaiſer zornig und ſchlug mit dem Schwert das Feuer auseinander. Dieſes verbreitete ſich aber um ſo weiter und nun kam der Papſt voll Angſt und wollte löſchen, ergriff aber ſtatt Waſſer Oelkrüge und machte das Feuer noch ärger.

Michael Styfel ſchrieb 1521 ein Gedicht zu Ehren Luthers:

Er laßt ſich nit erſchrecken
Die ſchuhen Fledermyß.

Dazu 1532 eine Vergleichung des allerheiligſten Papſtes mit „dem

fremden Gaſt" Jeſus, der „bei uns ver[acht]" iſt. Vgl. Meiſter, Beiträge I. 295 f.

Im höchſten Grade abgeſchmackt w[ar] 1522 „der neu deutſch Vileams Eſel", worin berichtet wurde, wie die ſchöne Germania durch Zauberei zur Papſteſelin verwandelt, aber durch einen Heiltrunk erlöst worden. Seb. Maier ſchrieb 1535 „des Papſtes und ſeiner Gaiſtlichen Jahrmarkt". Schon 1521 erſchien ein Buch „von dem Pfründt Markt der Courtiſanen".

Im „Abgott zu Meißen" 1539 ſchildert Günther Strauß in groben Knittelverſen die durch die Reformation abgeſchaffte Andacht zum ſchwarzen Herrgott, ein Crucifix in Dresden, und zum h. Benno, Biſchof von Meißen.

Der ſchwarze Hergot, dem alde
Die alten Weiber gar geno
Die fues vor lauter Innikeit
Abfreſſen han.
— Als nun der ſchwarze Hergot ſach,
Das es wollt werden ungemach,
Auch mit ihm, daß er räumen mußt
Ein Neſt ꝛc.

Man erkennt aus dieſer Probe die ungeheure Gemeinheit der Zeit.

Eine der wüthendſten Schmähſchriften war „das Wolfgeſang", ohne Ort und Jahr im Anfang des 16. Jahrhunderts gedruckt.

Auf dem Titelholzſchnitt thront der Wolf als Papſt, umgeben von Wölfen als Cardinälen. Affen als Kapuziner ſpielen den Gänſen auf, welche Roſenkränze im Schnabel tragen. Hinter den Gänſen aber kommen Füchſe in geiſtlicher Tracht, Biſchofshut ꝛc. und werfen ein großes Netz über die Gänſe. — Im Text werden erſt alle böſen Eigenſchaften der Wölfe beſchrieben und dann wird ihre Vergleichung mit der römiſchen Geiſtlichkeit durchgeführt.

Eine der boshafteſten und zugleich populärſten Satiren auf Rom dichtete Hans Sachs (II. 4. 90) zur Erklärung des bekannten Hundegrüßens.

Die Hunde ſchicken einen Geſandten nach Rom und laſſen den Papſt bitten, er möge ihnen erlauben, auch Freitags Fleiſch zu eſſen. Die Bittſchrift wurde dem Geſandten unter den Schwanz geſteckt, er kam aber gar nicht wieder und ſeitdem berieche jeder Hund den andern, ob er vielleicht den Diſpens aus Rom bringe?

Der berühmte Nürnberger, Wilibald Pirkheimer ſchrieb eine lat.

Satire wider Eck, den ebenso berühmten Gegner Luthers, Eckius dedolatus.

Eck saust sich im Weine beinah zu Tode und liegt erbärmlich da. Der Arzt glaubt ihm nicht anders helfen zu können, als indem er ihm die alte sündhafte Haut abhobelt. Der Chor aber singt hiezu, hier sey alle Müh umsonst. Daran knüpfen sich dann noch allerlei zeitgemäße, lehrhafte oder blos witzige Bemerkungen.

Derselbe schrieb auch ein laus podagrae.

Zwingli schrieb ein Labyrinth (vgl. Meister, Beiträge II. 285), eine christliche Allegorie, fast einem spanischen Auto ähnlich.

Theseus durchirrt das Labyrinth und läßt sich durch an den Wänden gemalte Thierbilder erschrecken, indem er sie für lebendig hält. Der Faden Ariadnes leitet ihn indeß glücklich, er wirft dem Minotaur den Garnknäuel in den Rachen und tödtet ihn, worauf er Ariadnes Hand empfängt. Das ist der Sieg der Tugend über das Laster und ihr Lohn.

Die realistische Grobheit war hervorgerufen durch die Uebertreibung und den mystischen Schwulst, in den die katholische Poesie ausgeartet war. Wenn die letztere das berüchtigte Buch des Albizzi (liber conformitatum) schaffen konnte, in welchem der h. Franciscus von Assisi in allen Stücken mit Christo selbst verglichen wird und als ein neuer zweiter Christus in der That den alten einigermaßen in den Schatten stellt, so war das eine so gewissen- und geschmacklose Uebertreibung der Heiligenverehrung, daß dadurch das ursprüngliche Bild des in seiner kindlichen Demuth so liebenswürdigen Franciscus verloren gehen, das Uebermaaß von Respect, welchen man ihm erwies, zum andern Extrem des Eckels führen mußte. Auf einen Albizzi mußte ein Alberus folgen, das war natürlich, wie auf eine Ueberladung die Purganz, aber einer, wie der andere, gehört eben nicht gesunden Zuständen der Poesie an.

Erasmus Alberus schrieb „der Barfüßer Mönch Eulenspiegel und Alcoran", mit einer Vorrede von Luther (wahrscheinlich 1531), worin er des Albizzi Buch durch den Koth zieht. Noch schrieb er gegen einen, der von Luther wieder zur alten Kirche abfiel: „widder Jörg Witzeln Mammeluken und Ischariothen", einen sehr groben Dialog vom Interim, ein Weibergespräch über die Ehe, und Fabeln, meist äsopische, aber gepfeffert mit Satiren gegen Papst und Klerus. Es ist derselbe, der auch viele Kirchenlieder gedichtet hat. In seinen Satiren aber brach die

Ueber die Städte in Deutschland

und

ihre Verfassungen.

Einleitung.

Deutschland hat auf 11,719 Quadratmeilen 2393 Städte, also auf weniger als 5 Meilen im Durchschnitt eine Stadt, während England auf etwas mehr als 5 Meilen, Frankreich auf 6, Oberitalien auf 17, Spanien auf 60 u. s. w. eine zählen.

Aber nicht bloß durch ihre Zahl waren die Städte seit ihrer Entstehung von großer Bedeutung für Deutschland.

Als zwei Jahrhunderte nach Karl dem Großen durch die Uebermacht der Reichsbeamten die Freiheit des Volks hart bedrängt war, sehen wir in den Städten eine neue Freiheit entstehen, sichere Schutzwehren für die geringern Bürger und bald feste Stützen des sinkenden Kaiserthums.

Unter dem Schutz dieser Städte entsprangen neue Quellen des Bürgerglücks; selbst von Fürsten oft beneidet, erblühete eine Kunst des Schönen, bis jetzt nicht mehr erreicht, und entstanden große Entdeckungen, die nach mehreren Jahrhunderten noch die Welt im Krieg und Frieden bewegen. Aus diesen Städten verbreitete sich der Geist der Innung über das Volk, der die zerrissenen Glieder des Reichs durch eine lange Reihe von Jahren zum Genuß der Macht und des Wohlstands wieder vereinigte, und erwuchsen jene Bündnisse, aus denen, die Gräuel des Faustrechts durchbrechend, nach schweren Kämpfen der ewige Landfrieden entstand.

Galle des die Reformationszeit beherrschenden Hasses in der schwärzesten Bitterkeit aus.

Der bei weitem witzigste Satiriker unter den Katholiken, der gegen Luther schrieb, war Thomas Murner, Franciskaner in Straßburg. Zuerst schrieb er 1508 seine Narrenbeschwörung, die keineswegs eine bloße Nachahmung des Narrenschiffs von Brant ist. Murner hatte bei weitem mehr Feuer und Geist als Brant, mehr erfinderische Phantasie und mehr ausschlagende Derbheit.

Er classificirt seine Narren nicht so langweilig, wie Brant, sondern faßt viel lebendiger die einzelnen Narrheiten der Welt je unter Sprüchwörtern zusammen, die den einzelnen Abtheilungen seines Gedichts als Ueberschriften dienen, z. B. eine wächserne Nase machen. Narren säen, Narren schneiden, Narren brüten, mit Gott die Gais hüten, Löffel schneiden, Esel gürten, Strohbart flechten, Affen scheeren ꝛc.

Auch genirt er sich nicht, die Wahrheit auf die unverschämteste Weise zu sagen, und ergötzt wenn nicht durch den Witz, so doch durch die Naivetät seiner Sprache. — In der etwas später herausgegebenen Schelmenzunft verfolgt er dieselbe Methode. In kurzen Knittelversen werden die Schelme, wie vorhin die Narren, abgehandelt in Capiteln, die je wieder ein Sprüchwort oder eine übliche Redensart voranstehen haben, z. B. von blauen Enten predigen, ein Loch durch einen Brief reden, der Eisenbeißer, den Schulsack fressen, Ohren melken, Läuse in den Pelz setzen ꝛc.

Im Jahr 1514 schrieb Murner die „geistliche Badenfahrt", vorn ein Holzschnitt, der einen Mönch und ein nacktes Weib in einer Badewanne sitzend zeigt. Ein unanständiges Buch, wieder in Versen mit Capitelüberschriften, die alle vom Baden entlehnt sind und worin die schlechten Sitten, insbesondere der Geistlichen, verhöhnt werden. Auch die Geschichte der Päpstin Johanna findet sich hier. — 1515 edirte Murner die „Mülle von Schwündelsheim", worin ein Müllereſel die Hauptrolle spielt. Er ist davongelaufen, sein Herr sucht ihn und hört die seltsamsten Dinge von ihm, wie er bald reich, bald geadelt, bald ein Doctor, bald ein Prior geworden sey. Kurz man erfährt hier, was aus einem Esel alles werden kann. Der Grundgedanke ist witzig.

Im Jahr 1519 schrieb Murner die „Gäuchmatt zur Straf allen weiblichen Mannen".

Der Gauch oder Kukuk erscheint hier als Vogel der Venus. Die Gäuche sind Venusdiener, die sich von den Weibern auf alle Art herumholen, locken, betrügen lassen. Der Name Matte ist schweizerisch und bedeutet eine Wiese, in der Matte unterhalb Bern war von jeher ein berühmtes Bordell. Dieses Gedicht in denselben Versen und in derselben Eintheilung, wie das vorige, enthält nicht blos allgemeine Schilderungen und Betrachtungen, sondern mischt eine Menge Liebesgeschichten ein, größtentheils aus den Klassikern gewählt. Nicht ohne Geist ist der Kukuk mit seinen Eiern, Flügeln, Federn, seiner Stimme ꝛc. auf die mannigfachste Weise dem Ganzen eingeflochten von Anfang bis zu Ende.

Murners berühmtestes Werk ist das „vom großen lutherischen Narren", 1522, eine grobe, aber witzige Satire auf unsern großen Reformator.

Luther erscheint hier, ungefähr wie Gargantua bei Rabelais, als ein durch seine Größe und Dicke unbehülflicher, also in jeder Situation lächerlicher Narr. Als der ihn plagende schadenfrohe Teufel ist auf den Holzschnitten dazu allezeit eine Katze in Franciskanertracht um ihn, das ist Murner selbst. Da fährt der große dicke Riesennarr zu Schlitten, da liegt er in seinen Nöthen da und kann sich vor Dicke und Geschwulst kaum mehr rühren, weil alles in ihm voll junger Narren (die Lutheraner) steckt. Der Kater geigt ihm vor und unter der Musik gehen die Narren von Luther ab. Zur Erholung frißt er dann wieder fürchterlich, läßt sich mit einem weiblichen Teufel von scheußlichem Ansehen nach evangelischem Ritus trauen, befreit die Nonnen aus den Klöstern, zündet die Marienbilder an, wirbt Landsknechte, verführt das dumme Bauernvolk, pflanzt die Fahne des Bundschuhs auf, schmiert den Bundschuh ꝛc. Dabei gebärt er immerfort Narren, aus allen Taschen, aus den Stiefeln, aus den Ohren, und kommt unter die Presse, damit ihm auch noch die letzten Narren abgezapft werden, worunter die verschiedenen Anhänger der Reformation verstanden werden, die nach und nach, zum Theil aus weltlichen und sehr unheiligen Interessen, ihm beifielen. Mittlerweile buhlt der satyrische Kater selbst um Luthers schöne Tochter, Adelheit mit der Lauten (darunter ist Luthers Ruhm gemeint), bekommt sie auch zur Frau, prügelt sie aber bald aus dem Hause, weil er findet, daß sie den Erbgrind habe. Schließlich fällt der große Narr in den Abtritt, wozu ihm Murner mit andern Katzen eine Katzenmusik bringt. Luther wird begraben, aber über das Erbe seiner großen Narrenmütze entsteht blutiger Krieg.

Was Murner sonst noch schrieb, meist Streitschriften in der lutherischen Sache, eine barocke Prosodie ꝛc. findet sich in Waldaus Nachrichten

von Murners Schriften, Nürnberg 1775, wieder nachgedruckt in Scheibles Kloster IV. 506 ff. Bemerkenswerth ist der Küchendieb- und Katzenkalender, eine kurze Zusammenstellung aller Vorwürfe, welche man katholischerseits den Reformatoren machte. Schon Flögel, Geschichte der com. Lit. III. 211 bezeichnet dieses Buch als ein verlorenes.

Cochläus (Wendelstein), ein sehr bekannter Gegner Luthers, schrieb unter anderm adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem, 1523. Und zwar aus Anlaß eines damals eben in einem sächsischen Dorfe zur Welt gekommenen mißgeborenen Kalbes mit einem Anwachs am Halse ähnlich einer Mönchskutte. Dieses Mönchskalb und zugleich der Minotaurus im Labyrinth der Meinungen sollte nun Luther seyn. — Cochläus schrieb auch einen „siebenköpfigen Luther" (1529), worin er ihn mit dem Drachen vergleicht, und ein „Bockspiel Martini Luthers", dessen Autor jedoch zweifelhaft geblieben ist. Unter dem Bockspiel ist ein Kartenspiel verstanden.

Unter allen Satiren über Luther ist Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia (Mönchshurenkrieg) von 1530 die unflätigste. Sie ist verfaßt von Lemnius, einem Graubündtner, der sich daher auch Rhetus cauus nannte, und eigentlich Lemmchen hieß.

Luther hat die Nonne Käthe schon im Kloster verführt, ist ihrer aber satt und will eine andere heirathen. Da kommt Käthe und macht ihm die Hölle heiß. Er sieht sich, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, genöthigt, sie zu heirathen. Dasselbe thun seine Freunde Spalatinus und Jonas, indem auch sie Nonnen, die mit der Käthe aus dem Kloster gelaufen sind, heirathen. Alle drei Männer zeigen sich nun aber als bereits blasirt und impotent, weshalb die jungen Weiblein sich gleich Liebhaber halten. Ein gewisser Valens von Bibra ist der Gurtisan Käthchens und setzt Luther Hörner auf. Das ganze Schandgedicht ist mit Zoten der unflätigsten Art gespickt.

Derselbe Lemnius, dessen Leben Strobel 1792 beschrieben, dichtete auch bissige Epigramme, amores und bucolica; in den letztern preist er die Stadt Basel und besonders ihre vielen schönen Mädchen.

Ein Jahr später (1531) erschien zu Landshut des Böhmen Johann Hasenbergs ludus ludentem Ludorum ludens, ein sehr seltenes Buch.

Im ersten Act singt, lacht, scherzt und trinkt und treibt Schalkheit M. Luderus mit seiner Katharina von Bora. Im zweiten kommt die religio christiana, einzig noch von der honestas begleitet, einst die Königin von ganz

Europa, jetzt verfolgt und auf der Flucht und wird vom orator christianus getauft. Im dritten stolzirt die haeresis (Ketzerei) einher, die jetzt anstatt der wahren Religion Königin geworden ist, mit ihren Hofdamen seditio und corruptio scripturae. Im vierten treffen Luderus und orator zusammen und disputiren auf Leben und Tod, der höchste Richter aber, Philochristus, entscheidet für den orator und verdammt Luderum zum Feuertode.

Paulus, Abt zu Alden Zellen, schrieb 1532 ein „Schnoptüchlein auf Luthers Geifer".

Nasus, ein Franziscaner in Ingolstadt, schrieb wüthende Bücher gegen Luther, z. B. ein Urtheil, daß alle lutherischen Weiber Huren seyen (1569), ein Buch, worin er als zweiter Simson die Schwänze aller lutherischen Philister zusammenschweißt (1581). — C. Andreas schrieb „200 Proben, wie der Luther an der Verwüstung deutscher Nation Schuld sey" (Ingolstadt 1607) meist in Versen.

Der Kampf des Theaters gegen die Kirche begann in den Fastnachtsspielen, in denen vor der Reformation schon die Laster der Pfaffen, während und nach der Reformation aber auch die römische Kirche überhaupt, in ihren Dogmen und in ihrem Cultus verhöhnt wurden. Geschah das anfangs noch unter dem Vorwand eines heiligen Eifers für den neuen Glauben, so währte es doch nicht lange, bis auch der neue Glaube von dem ganz verweltlichten Theater ausgespottet wurde.

Einige Dichter der Reformation, wie Nic. Manuel in Bern (gest. 1530), legten es eigentlich darauf an, das Fastnachtsspiel im antirömischen Sinn auszubeuten. Vgl. dessen Leben und Werke von Grüneisen 1837. Manuel war ein nicht unberühmter Maler. In Prosa beschrieb er die berüchtigte Betrügerei der vier Predigermönche in Bern, und einen „letzten Willen der Messe" als ob die Messe in dem letzten Zügen läge.

In gereimten Versen sind seine Unterschriften des Todtentanzes, ein Lied von der Schlacht bei Pigogga (im langweiligen Landsknechtston), Satiren auf die päpstliche Partei im Geschmack Ulrich von Huttens. Unter andrem eine Klagered der Götzen, d. h. der Heiligenbilder, die er verbrennen läßt. Weit am besten ist der Spruch „der alte und der neue Eidgenoß", eine satirische Vergleichung der Vatertugenden mit den Lastern der Söhne.

Dazu noch einige Fastnachtsspiele.

1) Die Wahrheit in Schimpfweise vom Papst gemeldet. — Der Papst Entchristello sieht einem Leichenbegängniß zu und bemerkt, vom Tode zöge er doch den größten Profit, der Tod ängstige die Menschen, der Kirche alles zu gewähren. Nun zieht eine ganze Reihe Pfaffen, Pfaffendiener und Pfaffenhuren auf und sagt dem Pfaffenthum alle erdenkliche Schande, bis endlich ganz hinten der Apostel Petrus kommt und sich nicht genug verwundern kann. Am feinsten ist der satirische Zug, daß dem Sultan eine Entrüstung über das tolle Unwesen in der Christenheit in den Mund gelegt wird. 2) Wie auf einer Seite der Heiland auf einer armen Eselin geritten, auf der andern reit der Papst im Harnisch mit großem Kriegszug. Nur kurz, ohne Zweifel der berühmten Vorstellung nachgebildet, die schon zur Hussitenzeit in Prag das größte Aufsehen erregte. 3) Von einem Hadern und Fechten. Gisli spricht den Uli um die Ehe an, weil er sie verführt. Sie wird abgewiesen als eine große Hure. Ihre Mutter gibt seiner Mutter den Vorwurf zurück. Nun sagen sie einander alle Schande von Hurerei, wobei auch die Pfaffen übel wegkommen. Am Ende aber versöhnen sie sich und die Heirath kommt zu Stande. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Eine höhere Bedeutung kommt dem Pamphilus Gengenbach zu, dem Gödeke 1856 eine ausgezeichnete Monographie gewidmet hat. Gengenbach war Buchdrucker und Bürger in Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In seinen kleinen, meist gereimten Schriften beurkundet er einen ausgezeichneten Geist und einen unerschöpflichen Humor, so daß er auf der reformirten Seite dem geist- und erfindungsreichen Murner auf der katholischen ungefähr die Wage hält. Die meisten andern Satiriker auf beiden Seiten sind rohe, leidenschaftliche Grobiane ohne seinen Geist und Witz. Nur Murner und Gengenbach haben etwas, was an Rabelais und Aristophanes erinnert.

Die einzelnen Dichtungen sind:

1) Der welsche Fluß, eine satirische Schilderung von Karls VIII. Feldzug in Italien unter dem Bilde eines Kartenspiels. Ein damals beliebtes Kartenspiel hieß nämlich der Fluß. 2) Der alte Eidgenoß, eine patriotische Abmahnung an die Schweizer, sie sollten fremden Königen nicht dienen. 3) Der Bundschuh, eine Schilderung der mißlungenen Bauernverschwörung des Bundschuh und armen Konrad. 4) Tod, Teufel und Engel, die Geschichte dreier Gauner, die in der Verkleidung des Todes, des Teufels und eines Engels einen Wirth erschrecken und ausplündern wollen, aber von der wachsamen Tochter entdeckt, verhaftet und in ihren Verkleidungen an den Galgen gehenkt werden. 5) Fünf Juden, eine Kriminalgeschichte von Juden, die we-

gen Mißhandlung eines Marienbilds hingerichtet werden. 6) Die zehn Alter, lehrhaft von dem Charakter der menschlichen Lebensalter handelnd. An dieses Gedicht knüpft der gelehrte Verfasser eine äußerst umfangreiche und erschöpfende Abhandlung über die Vorstellungen von den Lebensaltern und ihrer Einthei[lung] von den frühesten Zeiten her an. 7) Der Rollhart. Ich gebe hier Göbekes Auszug wieder. Die politischen Mächte fragen der Reihe nach den Bruder Methodius, Birgitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke (dürkeß = türkisch 49), der Eidgenoß, der Landsknecht (Bruder Veit) und endlich der Jude. Jedem Stande werden seine Fehler gesagt; beim Eidgenossen wird der Dichter warm in patriotischem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landsknecht weckt seinen Humor. Unverkennbar ist in diesem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiserhaus und eine feindselige Erbitterung gegen Frankreich.

8) Die Gouchmat. Gengenbach schildert in der Gouchmat, die er gegen ein kürzlich ausgegangenes Gedicht, daß Unkeuschheit keine Sünde sey, gerichtet hat, wie verschiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. sich an liederliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürsten Höfe nicht mehr gedeihet, weil alle Welt in sein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, dessen Ritter Heiny Winkelried Frau Venus erst kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all sein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von neunzig Jahren, endlich den Bauern, dem die Bäurin nachlauft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Britsche schlägt und der Hofmeister zum Beschluß anzeigt, daß sich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Basel in der Malenzgasse, d. i. im Siechenhause niedergelassen habe. Wen es verdrieße, daß Jung und Alt, Mönch und Pfaff zu ihr laufe, der möge vom Ehebruch abstehen und nicht wie die Sau im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt sich in sechs Abschnitte, in jedem wiederholt sich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgesprochen, bald spöttisch eingekleidet ist; die Liebeswerbung der Gäuche um Venus oder ihre Frauen Circes (aus der Odyssee, vgl. 489) oder Palästra (aus Lukians Lukios, vgl. 948). Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weibischer Kleidung entlassen und mit dem Spott des Narren abgeführt. Gengenbach hat versucht, die Charaktere zu individualisiren: der Kriegsmann pocht und prahlt; der Alte, der am Stabe einherschleicht, fühlt sich auf der Gouchwiese vom Anblick der schönen Frauen entzündet, sein Herz gumpelt und rumpelt im Leibe, er will nichts mehr vom Stecken wissen, seine Füße werden ihm leicht und sein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Seckel leer geworden, schleicht er mit hängenden Backen wie der Tod einher. Bauer und Bäurin spielen die Prügelscenen der alten Fastnachtspiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den

Reden des Narren und der Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur aufzukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu seyn. — Dieses Gedicht Gengenbachs ist mit dem gleichnamigen von Murner oft fälschlich verwechselt oder doch nur als eine Bearbeitung oder Nachahmung desselben genommen worden.

9) Die Todtenfresser. Das sind die Geistlichen und ihr Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt gewinnen. Der Papst verwirft des blinden Luthers Lond und fordert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren, denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, so daß wir es nicht mehr zu thun brauchten. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardiner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffenmagd loben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen und Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) Practica. Eine Satire auf die Kalendermacher, die alles vorher zu wissen vorgeben.

11) 12) 13) 14) enthalten einen Pfaffen- und Laienspiegel, den evangelischen Bürger und von den drei Christen. Im Parteiinteresse der Reformation, doch ist die Autorschaft Gengenbachs zweifelhaft.

15) Die Jacobsbrüder, eine wunderschöne Legende, von Gengenbach nach Kunz Kistener behandelt. In Bayern lebt ein Graf Adam mit seiner Frau zwölf Jahr in kinderloser Ehe, bis ihnen durch Gebet zum heil. Jacob das Glück geschieht, daß die Frau schwanger wird. Der Herr gelobt, falls ihm ein Knabe geboren werde, ihn, wenn er leben bleibe, die Fahrt gen Compostella zum heiligen Jacob machen zu lassen. Eines Tages, als er eben auf der Jagd ist, gebiert die Frau einen schönen Knaben. Ein Knecht eilt alsbald in den Wald, wo er den Grafen findet, begehrt das Botenbrod und meldet ihm die frohe Kunde von der Geburt des Knaben. Freudig beschenkte ihn der Herr mit 10 Gulden, die er anlegt und ein biderber Mann wird. Der Herr reitet eilends heim und überläßt den Dienern, die ihm im Burghofe das Botenbrod abverlangen, was er hat und den Mantel dazu. Bei dem Eintritt des Herrn ins Zimmer ruft er den Knaben gleich Jacob, sitzt zum Bett, in dem die Frau wie eine Rose ruht. Die Taufe wird bereitet. Eine herrliche Schaar zieht in die angelweit geöffneten Thore. Der Knabe, der Jacob genannt ist, erwächst zur Freude der Eltern und aller bis ins zwölfte Jahr. Der Vater wünscht oft mit bekümmertem Herzen, wenn er die schwere Reise nur erst überstanden hätte. Der Sohn forscht dem Grunde nach, und ist, als er das Gelübde vernimmt, sofort bereit, die Jacobsfahrt anzutreten. — Der junge Graf findet einen Gefährten, einen Schwaben aus Haigerloch, den er bittet, wenn ihm ein Unfall zustieße, seinen Eltern Nachricht von ihm zu geben. Der junge Graf wird darauf krank und stirbt, aber der Schwabe nimmt seine

Leiche in einem ledernen Sack mit nach St. Jacob, wo er wieder lebendig wird. Glücklich heimgekehrt freuen ſich die gräflichen Eltern unendlich und ſetzen den treuen Schwaben zum Pfleger über das Land. Der Schwabe will nun aber nach Jahr und Tag einmal ſeine armen Eltern wiederſehen und reiſt nach Haigerloch. Dort wird er vom Ausſatz befallen und nichts ſoll ihn heilen können, als das Blut eines jungen Kindes. Nach Bayern zurückgekehrt wird er durch den jungen Grafen geheilt, der kürzlich geheirathet hat und ſein erſtgebornes Kind opfert, um mit deſſen Blute dem Retter ſeines Lebens zu lohnen. Nach dieſer blutigen That will der junge Graf das Land meiden, zuvor aber noch einmal ſeine Eltern und ſein Weib ſehen. Die Eltern wollen ihn, der einen Grund für ſeine Reiſe erfindet, nicht fort laſſen und während ſie noch reden, bringt die Amme das Kind, das Gott auf Fürbitte des heil. Jacob wieder lebend und geſund gemacht hatte. Er ſpringt in Freuden auf, wie einer, dem noch nie weh geweſen, ruft den Bruder herbei, den ſie erſtaunt ſeiner Krankheit entladen ſehen. Der junge Graf erzählt den Hergang und der rothe Faden um den Hals des Kindes, die blutnaſſen Kiſſen der Wiege und der geheilte Bruder bewähren die wunderbare Kunde. Da weinen Frauen und Männer und beten zu Gott. Zur Ehre des Wunders bauen ſie ein Kloſter Gnadau für Frauen und Männer, wo man Gott noch dient.

18) Novelle. Der lahme, podagriſche Pfarrer, der ſich auf ſeine Bibliothek auf dem Brett und im Kaſten beruft, vor 30 Jahren auch wohl noch der prieſterliche Held geweſen wäre und jetzt noch ſo lebhaft ſich aufregen kann, daß er ſelbſt nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu diſputiren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wiſſen ſollte, — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre; dieſe Figur iſt vorzüglich angelegt und meiſterhaft durchgeführet. Nach einem Zwiegeſpräch mit dem Meßner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In ſeiner Pfarre, erzählt er ſeinen Gäſten, iſt ein Bauer Karſthans geſtorben, der größte Narr, der ſich von Luthers Glauben durch nichts wollte abbringen laſſen. Der Pfarrer möchte gern wiſſen, wie es jetzt um ihn ſtehe, ob ihn der Teufel hin habe, oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erſcheint Karſthans dem Pfarrer als Geſpenſt. Auf Rath des Doctors des Predigerordens wird Murner geholt, um den Geiſt zu beſchwören. Murner kommt und geht zur beſtimmten Zeit mit dem Meyer, dem Doctor, Pfarrer und Meßner auf den Kirchhof, wo der Geiſt ſich eingeſtellt hat. Die Beſchwörung des Doctors hilft nichts. Da kriegt ihn der Murner dran und ſetzt ihm heat zu. Der Geiſt bekennt, daß er zwar nicht Karſthans, aber der große Narr ſey, dem Karſthans, als Murner ihm den Horn beſehen, im Hintern geſeſſen. Er habe keine Ruhe, weil er auf ſeinem Todtenbette eine Beichte begehrt habe, und werde nicht eher geſtillt werden, bis er wieder einen Narren verſchlucke. Für den nächſten Morgen ſeine Wiederkunft verheißend, verſchwindet er. Die übrigen haben keine Luſt, wieder dahin zu ſeyn, aber Mur-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21392 / 068

ner überredet ſie. Auch finden ſie ſich wieder ein. Der Geiſt hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beſchworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen ſtrohen Bart geflochten, nun ſey er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit ſeiner Weiſe Niemand mehr. Obwohl Murner ſich ſträubt, wird er vom Narren verſchluckt. Der Meßner frohlockt und ſchlägt vor, ihm das Requiem zu ſingen: Requiescat in pice! Verſtändlich wird das Ganze erſt, wenn man Murners Gedicht kennt, wie er den großen lutheriſchen Narren beſchworen hat. Der Dichter der Novella hat Recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verſchlang ihn.

17) Gembißt. Eine Verſpottung des Papſtes, dem die weltlichen Mächte, der Kaiſer, Frankreich ꝛc. nicht helfen wollen, die Ketzer zu vertilgen, weil es nicht in ihrem Intereſſe liegt.

18) Der neuere deutſche Bileamsesel. Germania iſt des Papſtes Eſel geworden. Bitter klagt der Eſel, wie ſchwer der Papſt drücke, wie er ihn hungern laſſe, plage und ſchlage ꝛc. Petrus und Paulus geben dem armen Eſel heimlich zu freſſen. Unterdeß mißlingt der Ablaßkram, der hier ſehr lebendig geſchildert wird. Der Papſt geräth in Zorn. Aber Chriſtus will den Unfug nicht länger mit anſehen und beauftragt den Apoſtel Paulus, gegen den Papſt zu Felde zu ziehen. Paulus wirbt die „erbarn leut herum“. Die Soldaten Chriſti werfen den alten Menſchen ab und laufen zum neuen. Paulus ſtellt ſie an die Brücke, wo er (der Papſt) beim Waſſer über den Felſen herab muß; er gebietet, des Eſels zu ſchonen; ſelbſt übernimmt er den erſten Angriff. Der Papſt empfindet des Eſels Widerſtand. Der Eſel weigert ſich, weiter zu gehen, da vorn komme ſein Erlöſer. Im Getümmel werden alle über den Felſen hinabgeſtürzt, daß man weder „Stüp noch Star“ mehr ſieht. Der Eſel wird gebracht. Petrus verbietet das Beuten. Die Soldaten betheuern, daß nichts der Art geſchehen ſey. Petrus muß, auf Paulus Geheiß, den Eſel zu ſich nehmen, dem Urlaub gegeben wird. Chriſtus verzeiht die Sünden und gibt der Eſelin Menſchengeſtalt und Sinn wieder. Germania ſagt Gott Dank für die Erledigung von dem helliſchen Cerberus. „Jetzt bin ich wider ausbereit und ſehe eim freien Deutſchen gleich!“

19) Liber vagatorum, eine Schilderung der damaligen Vagabunden.

20) Rebhänslein, der Segen eines dämoniſchen Weinbergkobolds (oder eines nach ihm benannten Säufers) gegen die ſchädlichen Wirkungen des Weins.

Naogeorgus, auf deutſch Thomas Kirchmaier, ein lutheriſcher Pfarrer in Kahla, arger Stänker und Zänker, der wegen ſeiner biſſigen Angriffe auf den ſanften Melanchthon vertrieben wurde und dann in Süddeutſchland umherirrte, bis er in Wiesloch ſtarb (1563), ſchrieb ein regnum

Als aber hernach unter der Territorialherrschaft ein besonderer, vom Volk ausgeschiedener Stand der Staatsdiener mehr und mehr alle wichtigeren öffentlichen Geschäften von den Gemeinden weg an sich zog, und tödtliche Gleichgültigkeit für das Allgemeine die Bürger ergriff, da wurden in den Zeiten der Noth und Verwirrung wieder in Gemeinde- und Städteordnungen lange nicht mehr benutzte Quellen des Bürgerwohls und der Fürstenmacht erkannt.

Das rühmliche Beispiel, das die Regierung Preußens im Jahr 1808 durch die Städteordnung gegeben, fand Nachahmung in den meisten deutschen Staaten, und brachte neuen Eifer für das öffentliche Wohl in die Reihen der Bürger und neues Leben in viele bisher vernachlässigte Zweige der Staatsverwaltung.

Aber das Meiste ist noch zu thun übrig. Alles, was inzwischen geschehen, sind nur schwache Anfänge, noch an inneren Mängeln leidend, und bedroht durch Fehler der Bürger, sowie auch durch den Widerwillen vieler Diener der Gewalt. Auch sind die Bemühungen in dieser Richtung vereinzelt, von vielen Freunden des Vaterlands im Harren auf große Begebenheiten nicht beachtet, und die Erfahrungen eines Stammes desselben Vaterlands oft nicht einmal den benachbarten bekannt, noch weniger allen.

Doch ist hier ein reiches Feld gemeinnütziger Thätigkeit geöffnet vielen Tausenden der besten Bürger, nicht erst zu erwarten von großen Ereignissen und der Verwilligung der Machthaber, vielmehr von den einsichtsvollsten derselben selbst zur Ausbeutung angewiesen, und es kann fast jeder in seinem Kreis, durch mittelbare oder unmittelbare Thätigkeit dafür sich bemühend, ohne Gefahr und besondere Opfer an den Grundlagen für eine bessere Zukunft arbeiten, an einem Bau, der größer ist, als alle bisher gesehenen, und sicherer, als die von den verirrten Freunden des Vaterlandes in unglücklicher Thätigkeit erstrebten.

Die politischen Zeitschriften könnten sich ein bedeutendes Verdienst erwerben, wenn sie den Erfahrungen der verschiedenen deutschen Länder bei Bildung von Gemeindeverfassungen und über bestehende Ordnungen ihre Spalten öffneten, und allen Ländern mittheilen würden zur Aufmunterung und Belehrung, was ein jedes Land dabei erfahren und noch zu hoffen hat.

papisticum voll Schmähungen, sodann fünf s. g. tragoediae Pammachius, mercator, incendia, Haman, Jeremias, wozu später noch Judas kam, ferner Satiren (1550) und einen Liederwald (1553) nebst vielen Uebertragungen aus Sophokles, Plutarch ꝛc. Vgl. Strobels Misc. III. 109 f.

Das regnum papisticum ist ein Lehrgedicht in lat. Hexametern.

Darin wird die ganze römische Hierarchie beschrieben, das Mönchthum, der katholische Kultus, die Ceremonien, die Reliquien und Bilder ꝛc. und wird aller und jeder Scherz darüber ausgegossen. Seitenlang geht die Verhöhnung der Messe fort. Der Cölibat wird den Priestern als eitel Hurerei und Sodomiterei ausgelegt ꝛc.

Am berühmtesten ist sein Pammachius von 1538.

Petrus und Paulus erschrecken über den üblen Zustand der Christenheit und bitten Christum, er möge helfen. Eben so besorgt ist Kaiser Julianus, während der Papst Pammachius seine Ansprüche und seinen weltlichen Uebermuth immer höher steigert. Dessen freut sich Satanas und hält hohen Rath; da kommt auch der Papst, ihm zu huldigen, und empfangt von ihm die dreifache Krone, eine Scene, welche sicher ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Die Lehre von der Allmacht des Papstes auf Erden wird nun unter dämonischem Einfluß mit brennendem Fanatismus ausgebreitet und Satanas gibt ein colossales Zweckessen zur Feier seines Siegs. Das ist eine großartige Abspiegelung des Mahles Belsazars. Denn jetzt erscheint Christus und indem er dem Lauf des Elbestroms aus Böhmen heraus bis nach Wittenberg nachblickt, weckt er in Luther den Retter und Befreier von der Tyrannei Satanas und des Papstes. Die beim Mahl Schmausenden erfahren nur noch, ein Aufstand wider sie sey in Sachsen ausgebrochen, und rüsten sich gewaltig. Aber der Vorhang fällt. Den Ausgang, sagt Naogeorg, werdet ihr am jüngsten Tag erfahren.

Incendia, deutsch „der Mörtbrandt, 1541“ stellt den Papst als Mordbrenner dar, welcher das Evangelium vernichten will. Mercator handelt von einem Kaufmann, der sich von der falschen zur wahren Religion bekehrt, wieder voll Schmähungen auf die alte Kirche.

Der Kaufmann liegt krank da und bereut seine Sünden, aber durch alle Mittel der alten Kirche vermag er den auf seine Seele lauernden Teufel nicht zu vertreiben. Die letzte Oelung wird verhöhnt ꝛc. Endlich kommt Paulus mit dem Arzte Cosmar und purgirt dem Patienten alles Katholische, was noch in ihm ist, ab, so daß, was den Katholiken heilig und werth ist, im Stuhlgang von ihm abgeht. Das allein hilft nun. Ein schändliches Machwerk, welches gleichwohl an Gervinus einen Bewunderer gefunden hat.

In den Satiren verfolgt N. abermals das seiner Meinung nach

prostratum pene extinctumque papatum, gibt aber auch Lehren z. B. einem angehenden Geiſtlichen, einem rauhen Nimrod ꝛc. — Im Jeremias ſpielt Satan die erſte Perſon und jauchzt über den Untergang Jeruſalems ungefähr wie Naogeorg ſelbſt über den Untergang Roms gejauchzt haben würde.

In neueſter Zeit iſt unter den Satirikern jener Periode keiner ſo hoch geprieſen worden als Fiſchart, genannt Mentzer, der 1581 als Stadtſchreiber in Straßburg ſtarb. Gervinus hat ihn „als einen der weit Vorgerückteſten in ſeinen Begriffen religiöſer Freiheit“ in dem Sinn geprieſen, wie Lichtfreunde und Deutſchkatholiken. Nur deshalb findet er in Fiſchart einen großen Geiſt, eine erhabene Geſinnung. Aber auch Vilmar geſteht ihm einen hohen Patriotismus und eine Weisheit zu, die ſich der Narrheit nur als Maske bedient habe. Zwei Zeugniſſe aus ſo entgegengeſetzten Lagern ſprechen für Fiſchart. Ich kann aber nicht zuſtimmen. Ich finde in Fiſchart nur die Kraft des Haſſes mit unreinem Geſchmack und rohen Liebhabereien verbunden. Seine Grobheit war nicht Satirmaske eines feinen Sokrates, ſondern angeboren. Die Wortmacherei, die Erfindung von ſeltſamen neuen Ausdrücken, die man ihm zum Ruhm anzurechnen pflegt, iſt eine bloße Bizarrerie und Sache perſönlicher Eitelkeit, etwas nicht Natürliches, ſondern Gemachtes. Seine größte Wonne war, auf Andere zu ſchimpfen, Andere zu verſpotten, und da der Spott über die römiſche Kirche faſt ſchon erſchöpft war, ergriff er mit Freuden jede Gelegenheit, um als Calviniſt, oder überhaupt als „Vorgerückter“ auch die frommen Lutheraner zu verhöhnen.

Sein berühmteſtes Werk iſt eine freie Ueberſetzung des Rabelais, zuerſt 1575 erſchienen unter dem affectirten Titel „affenteurliche und ungeheurliche Geſchichtſchrift vom Leben ꝛc.“, der in den ſpätern Ausgaben noch affectirter lautet: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geſchichtsklitterung von Thaten und Rhaten ꝛc.“ Wie man dieſer plump erfundenen, völlig unnatürlichen Sprachweiſe irgend hat Geſchmack abgewinnen können, iſt mir nicht begreiflich. Sie iſt mir von Anfang bis zu Ende ekelhaft erſchienen. Außer dieſer Sprachverderbniß aber und mehreren für die Sittengeſchichte intereſſanten Notizen enthält das berühmte Buch nichts Eigenes. Ferner bearbeitete F. des Rabelais prognostication und die 1508 von Heinrichmann lat. herausgegebene prognostica in dem Büchlin:

„Aller Practic Großmutter. Die Dickgeprockte Pantagruelnische Betrugdicke Prodic oder Pruchnastikatz Lastafel, Bauernregel und Wetterbüchlein ꝛc. durch den wohlbeschreiten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristephans Nebelstatt ꝛc." 1574. Spott über die Kalendermacher und Wetterpropheten. Ich enthalte mich von Fischarts Wortmacherei mehr als diese Titel anzuführen. Sie werden genügen, das Willkührliche und Abgeschmackte darin zu charakterisiren. — Eines der berühmtesten Bücher Fischarts, der römische Bienenkorb, ist wieder nur Uebersetzung aus dem Niederländischen. Hier wird die römische Hierarchie mit einem Bienenkorb verglichen, eine durch ein ganzes Buch durchgeführte höchst langweilige Allegorie. Von einem sehr schlechten Geschmack zeugt ferner Fischarts Flohhatz, worin er grobe Späße über die Weiber macht, über die sich die Flöhe und die sich über die Flöhe beklagen. Auch dieses Thema ist nicht einmal originell, denn es kehrt bei den Humanisten in größeren lat. Gedichten, wie namentlich auch in Epigrammen immer wieder. — Das Ehzuchtbüchlein Fischarts ist auch nicht originell, sondern geschöpft aus Plutarch und Guevara. Im Podagrammisch Trostbüchlein hat F. nur ein lat. Gedicht Pirkheimers übersetzt und spaßhafte Betrachtungen hinzugefügt. Nicht zu vergessen ist, daß Fischart des Bodinus de magorum daemonomania, eine wüthende für die Hexenverfolgung gegen den menschenfreundlichen Wierus gerichtete Schrift übersetzt, empfohlen und vermehrt hat.

Unter Fischarts Satiren auf die römische Kirche begegnen uns zuerst seine Auslegungen der von wilden Thieren abgehaltenen Messe auf alten Steinbildern am Straßburger Münster. Hier verräth sich die ganze Perfidie seines Hasses. In jenen Steinbildern zu Straßburg wie in ähnlichen vielen andern alten Kirchen, hatten die frommen Stifter der Kirchen nicht den Klerus und Gottesdienst verspotten, sondern nur warnende Exempel, Spottbilder solcher Kleriker aufstellen wollen, die ihres heiligen Amtes nicht würdig seyen. Aus dieser arglosen Warnung echt Gläubiger zu einer Zeit, in welcher die Kirche noch allmächtig war, macht nun hinterdrein der ungläubige Dichter eine boshafte Verhöhnung des gesammten Klerus, des Gottesdienstes, der Kirche überhaupt. — Nur zu geistlos ist Fischarts „geistlose Mühle". Hier schüttet der Tod einen Sack voll Pfaffen auf die Mühle und unten kommen Schlangen und

Kröten heraus. — Eben ſo grob iſt „der Barfüßer Sekten- und Kuttenſtreit“.

Eine um etwas beſſere Erfindung verräth ſich in Fiſcharts „Jeſuitenhütlein“, ſo daß man verſucht wird, nach einem unbekannten Originale zu fragen.

> Chriſtus hat Luciſers Horn der Macht und Stärke gebrochen. Luciſer beſchließt, es wieder aufzurichten, aber verſteckt und ohne Anſtoß zu erregen. Zuerſt ſtutzt er es als Mönchskappe zu, dann macht er daraus die zweigehörnte Mitra der Biſchöfe, ferner die dreifache päpſtliche Tiare und endlich das viergehörnte Jeſuitenkäppchen, ohne welches die Tiare verloren wäre. Um dieſes Käppchen zu nähen, hat des Teufels Großmutter mit den Teufelinnen vollauf zu thun, denn es werden alle erdenklichen Liſten, Pfiffe und Laſter hineingenäht.

Noch weniger Werth haben Fiſcharts Schmähſchriften gegen Perſonen, z. B. in ſeiner erſten Schrift, der Nachtrabe, gerichtet gegen einen gewiſſen Rabe, der ſchon Proteſtant geweſen war und wieder katholiſch wurde, in der Polemik gegen den Katholiken Naß in Ingolſtadt, gegen die Lutheraner Nigrinus, Spangenberg, Oſiander ꝛc.

Fiſcharts glückhaftes Schiff 1576 beſchreibt einfach die luſtige Fahrt der Zürcher mit dem Hirſebrei, den ſie auf dem Rhein noch warm nach Straßburg brachten, zu einem dortigen Freiſchießen.

Die beſte Ueberſicht über ſeine erhaltenen und verlornen oder ihm auch wohl fälſchlich zugeſchriebenen Bücher ſ. bei Flögel, Geſchichte der com. Lit. III. 390 und Gödeke.

Cyriacus Spangenberg ſchrieb 1562 „wider die böſen Sieben ins Teufels Karnöffelſpiel“. Auf dem Titelholzſchnitt ſitzt der Papſt da, mit Fuchsſchwänzen decorirt. Im Buche ſelbſt ſpielt der Teufel als Sechs, der Papſt als Sieben ꝛc. mit dem Kaiſer, der als Taus (Aß) die ſchlechteſte Karte iſt, alſo immer geſtochen wird.

Rauſcher, Hofprediger zu Neuburg an der Donau, ſchrieb 1565 „hundert papiſtiſche Lügen“ oder Wundergeſchichten, aus denen er die katholiſche Superſtition nachweiſen wollte.

Georg Nigrinus bekämpfte den Ingolſtadter Naß in groben Satiren: „vom Bruder J. Naſen“, 1570 und „Affenſpiel J. Naſen“ 1571, worin alle ſchlimmen Eigenſchaften erſt des Eſels, dann des Affen auf den armen Gegner angewandt werden. Dieſes elende Zeug glaubte Ger-

vinus preiſen zu müſſen, nur weil es gegen die Katholiken gerichtet war. — In Eisleben erſchien 1577 anonym die „Wundergeburt einer Jeſuitenſau“, ſatiriſche Anwendung einer ſeltſamen Mißgeburt.

Ein fliegendes Blatt vom Jahr 1580 ſchildert „der Mauleſel Aufruhr zu Rom“, dedicirt dem P. Caniſius.

Ein feierlicher Umzug des Papſtes in Rom wird beſchrieben, dabei kommt eine Eſelin in Koller und ſteckt die Eſel, dann die Maulthiere an, ſo daß die tollgewordenen Thiere ihre heiligen Reiter abwerfen, in die Reihe der zu Fuße ſchreitenden Mönche eindringen und eine lächerliche Verwirrung verurſachen. Abgedr. in Scheible's Schaltjahr V. 307 f.

Friedrich Dedekind, Paſtor in Lüneburg (geſt. 1598) nicht zu verwechſeln mit dem ſpätern Chriſtian D., ſchrieb einen papista conversus, in welchem der Papiſt, und zwar nur weil und nachdem er ſich zum Lutherthum bekehrt hat, aus großer Noth gerettet wird. Derſelbe Dichter verherrlichte auch die lutheriſche sola fides. In ſeinem „chriſtlichen Ritter“ wird ein Ausbund von Lüderlichkeit, weil er das Geſetz nicht erfüllt, durch Moſes verdammt, aber durch Paulus, der ihm den lutheriſchen Glaubensweg zeigt, gerettet. Ueberhaupt wird Paulus, im Gegenſatz gegen den römiſchen Petrus, von den proteſtantiſchen Dichtern gern als der Ihrige in Anſpruch genommen. Auch Wittels Zelotypia (das Eiferopfer) von 1571 ſtellt dem Strafeifer die Rechtfertigung durch den Glauben entgegen. Stricer in ſeinem „Schlemmer“ (1588) läßt dieſen gleichfalls den Sündenſtrafen entgehen durch den Glauben. Die Poeten folgten hier häufig der Gleißnerei der Theologen, die es den fürſtlichen Perſonen, ſowie auch den ſouveränen Räthen der Reichsſtädte bequem machen wollten, zu ſündigen. In der, jetzt vergeſſenen aber zu ihrer Zeit ſehr berühmten Polemik der Dillinger Jeſuiten contra den großen Kanzler Pfaff in Tübingen im Anfang des 18. Jahrhunderts wetteifert jeſuitiſcher und lutheriſcher Serviliſmus, den weltlichen Großen das Sündigen zu erleichtern durch die lareſte Obſervanz der Vergebung.

In des Friedrich Moſellani Reuteriſcher Strigel wider die Scharteken der Jeſuiten, Neuſtadt an der Hardt 1608, iſt in ſehr groben Knittelverſen die ungeheuerſte Wuth über die Jeſuiten ergoſſen. Sie ſind vom Anfang an des Teufels, der Papſt ſelber der Antichriſt, alles was zur Hierarchie, zum katholiſchen Dogma und Cultus gehört, durch und durch

teufliſch. Das Ganze iſt witzlos, nur Ausbruch des blindeſten Haſſes. Aehnlich des Palaeus jeſuitiſch Eulengeſchrei 1609.

Dachtler ſchrieb 1613 ein „Affenſpiel der Bettelmönche“, ein Buch „wider die Janitſcharen des Paxſtes“ (die Jeſuiten), einen „jeſuitiſchen Schlangenbalg“ ꝛc.

Rinckhart, Diaconus in Eisleben, ſchrieb 1613 den Eisleblſchen chriſtlichen Ritter zu Ehren Luthers, eine der geiſtvollſten, wenn auch partheiiſcheſten Dichtungen dieſer Gattung.

König Immanuel (der Friedefürſt) hat drei Söhne, Petrus, Martin und Johannes. Er empfiehlt ihnen Frieden, als er aber todt iſt, maßt ſich der älteſte Sohn allein das Erbe an. Die beiden andern ſtreiten deshalb mit ihm. Da hat der jüngſte, der aus der Schweiz kommende Johann (Calviniſmus) den rohen Einfall, des Vaters Leiche aus dem Grabe zu holen und vorzuſchlagen, ſie ſollen alle nach des Vaters Herzen ſchießen und wer es träfe, ſolle der Erbe ſeyn. Petrus (Katholiciſmus) ſtimmt zu, nur Martin (Lutherthum) hat zu viele Ehrfurcht vor dem Vater. Darauf erſcheint dieſer Vater ſelbſt, ſchilt die beiden andern Söhne und lobt allein Martin.

Deſſelben Verfaſſers „Münzeriſcher Bauernkrieg“ behandelt den Gegenſtand zu frivol.

Friedrich Rappolt, Profeſſor in Leipzig, feierte 1617 das Jubiläum der Reformation mit heroiſchen Gedichten in lateiniſchen Hexametern, (poemata heroica, Leipzig 1670), indem er nicht nur Luthers Theſenanſchlagung, ſondern auch den ſchmalkaldiſchen Krieg und den ſtandhaften Kurfürſten beſang. Dieſe Dichtungen wimmeln von den wüthendſten Schmähungen gegen Rom und „die geſchorne Rotte“ (rasa cohors).

Zum erſten Jubelfeſt der Reformation 1617 wurde, wahrſcheinlich zu Stettin, die Comödie Tetzelocramia aufgeführt (gedruckt zu Stettin, und nochmals zu Wittenberg 1618). Sie bringt nicht etwa blos ſpaßhafte Scenen aus dem alten Ablaßkram, ſondern faßt den Kampf mit der alten Kirche ſummariſch auf.

Der Papſt, den ſeine Träger, während er ſeinen Triumph feiert, abſichtlich fallen laſſen, kann nicht wieder aufſtehen und bedroht voller Wuth die treuloſen Träger mit dem Bann, aber vergebens, eine Menge Kinder kommen herbei und ſpotten ihn aus:

Der Papſt hat ſich zu Tode gefallen
Von ſeinem hohen Stuhle ꝛc.

Der Papſt hat ſeine Schlüſſel verloren,
Was will er nun beginnen? ꝛc.

Tragicomödia vom Visitator venereus Curd. 1617. Abgedruckt in Scheibles Schaltjahr V. 564 f. Der Verfaſſer nennt ſich Pamphilus Münningsfeind.

Curd, der Mönch, längſt ſchon in allen böſen Tücken geübt, verführt die Grete, ein Bauernweib, ihr Mann aber legt ihm in der Nacht eine Schlinge, daß er beim Einſteigen ins Fenſter ſich ſelber darin fängt und erwürgt.

Oräus ſchrieb 1620 einen „reformirten Spiegel des Papſtes und wahren Antichriſt", worin er die Weiſſagungen auf den letztern als dem erſten geltend nachzuweiſen ſuchte, ganz ernſthaft und myſtiſch. In demſelben Jahr erſchienen des Ambroſius „Gleichniſſe mit dem Jeſuiter und Floh", worin gezeigt wird, wie ſich der Orden überall einniſte; 1634 erſchien ein „Mönchsgott" von Kuttenberg.

Jacob Gretſer in Markdorf unweit vom Bodenſee (geſt. 1625) wurde der Ketzerhammer genannt, weil er ſo harte Schläge auf ſie fallen ließ in ſeinen Satiren: Bavius et Maevius, Ingolst. 1605. Lutherus academicus 1610. Vespertilio haeretico-politicus etc. — Von Forer in Dillingen erſchien 1629 ein „lutheriſcher Katzenkrieg", worin die Zänkereien der Lutheraner über die Ubiquität mit den nächtlichen Raufereien miauender Katzen verglichen werden.

Die Streitſchriften zwiſchen Lutheranern und Calviniſten oder Kryptocalviniſten, dann wieder der einzelnen Schulen gehen gleichfalls ins Gebiet der Satire über, aber einen ſehr groben, weil blinde Leidenſchaft vorherrſchte. Zu den calviniſtiſchen Schändern des Lutherthums gehört namentlich der oben ſchon erwähnte ſehr überſchätzte Fiſchart. Eine feinere Ausnahme macht Wenzel Schilling mit ſeinen Satiren gegen die in der proteſtantiſchen Theologie wiedergeborne Scholaſtik: ecclesiae metaphysicae visitatio, 1616, de notitiis naturalibus etc. 1616, worin enormis metaphysicae doctrinae abusus perstringitur. Er wagte die Behauptung, es ſey am Wort Gottes genug, die philoſophirende Theologie werde nur davon abführen. In ſeinem Haß und Spott gegen die Scholaſtik erinnert er ſehr an Rabelais. Daß er überall verfolgt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Als er kaum eine Zuflucht in Magdeburg gefunden, wurde dieſe Stadt von den Kaiſerlichen erobert und zerſtört, bei welchem Anlaß er

unter der stürmenden Soldateska den Tod fand. — Der „calvinische Postreuter“ wurde 1592 für Luther gegen die Calvinisten geschrieben, ebenso ein Lutherus redivivus durch Rivander 1593.

Bernhard Herrheimer gab im Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein „Fastnachtsküchlin oder Warnungsbüchlin“ heraus, worin er in noch sehr an Hans Sachs erinnernden Reimereien über die orthodoxe Verfolgung klagt, allgemeine Duldung in Anspruch nimmt und das Recht der Privatmeinung oder ecclesiola in Glaubenssachen verficht, wie Seb. Frank und Schwenkfeld dasselbe thaten.

Johann Major, Professor in Wittenberg (gest. 1600) als Kryptocalvinist schwer verfolgt, schrieb lat. Gedichte vom Kreuz, vom Grabe Christi, von der Auferstehung, von Adams Garten, von Simson, ein hist. Gedicht vom Churfürsten Moritz von Sachsen, eine Klage über die kirchliche Verfolgung unter dem Bild einer Synode der Vögel.

Ein „verdecktes und entdecktes Carneval“ ohne Ort und Jahr gedruckt, hatte den Mansfelder Adjuncten Zeidler (gest. 1711) zum Verfasser und ist eine Satire auf die lutherische Geistlichkeit, die sich zu ihrem Amte wie zu einem Carneval maskire, heuchlerische Frömmler voll Schalkheit und Sinnlichkeit im Herzen. Diese merkwürdige Schrift ist schon ganz lichtfreundlich, will alle Rechtgläubigkeit, alles Priesterthum verbannt wissen und den Laien allein überlassen, was sie glauben wollen oder nicht. In einer andern Schrift „neun Priester Teufel“, angeblich 1540 gedruckt, desgleichen in den „sieben bösen Geistern“, in der „metaphysica als Kammerjungfer der theologia“, in der „gnostologia oder Allwisserei“ und noch vielen anderen Schriften, die man bei Flögel (Geschichte der com. Lit. III. 452 f.) aufgezeichnet findet, wiederholt er dasselbe.

Im Beginn des dreißigjährigen Krieges wimmelte Deutschland von fliegenden Blättern, welche Spottverse und Karikaturen enthielten. Ich besitze deren nebst politischen Flugschriften jener Zeit über 400. Am zahlreichsten sind die Satiren auf die Jesuiten und auf den Winterkönig Friedrich, dessen Hoffart so schnell bestraft wurde. Sehr beliebt war die Satire in Allegorien, oft sinnreich, meist aber zu gesucht. Im Ganzen fehlt dieser schon mehr politischen Satire die Energie des Religionshasses, der die älteren Spottschriften der Reformation auszeichnet. Im Verlauf des schrecklichen Krieges verstummt der Spott und bricht erst wieder auf

proteſtantiſcher Seite hervor nach Guſtavs Siegen. So in dem Volkslied „Fluch, Tilly, fluch!“ ꝛc.

Ein nicht unmerkwürdiges Denkmal aus dem dreißigjährigen Kriege iſt die lat. Comödie Stargaris des Rector Prätorius.

Darin wird der Zuſtand der Stadt Stargard zur Zeit des großen Krieges während der abwechſelnden ſchwediſchen und kaiſerlichen Garniſonen und die coloſſale Verwilderung der Sitten, die daraus erfolgte, anſchaulich gemacht. Ehre tragen allein die Frauen davon, die zuletzt mit ihren Spinnrocken und allerlei andern Waffen kommen und ihre verführten Männer den von den Soldaten zurückgelaſſenen Dirnen wieder abjagen.

Die „ſchwediſche Comödia“ gedruckt 1632 ſtellt die Augsburgiſche Confeſſion als eine Jungfrau dar, welche von der babyloniſchen Hure (dem Papſtthum) unterdrückt und durch Tilly grauſam gefangen gehalten wird, während ihre Schweſtern Fides und Veritas glücklich nach Schweden entkommen, von wo ſie den Helden Guſtav Adolph mitbringen, welcher ſodann die gefangene Confeſſio befreit. In rohen Knittelverſen. — Der „Held aus Mitternacht“ von Joh. Sebaſt. Wieland (Heilbronn 1633) iſt abermals Guſtav Adolph, anpoſaunt als Befreier der Proteſtanten in Süddeutſchland. Hiezu die „Siegesfahne Guſtavi Adolphi“ von Adam Olearius.

Barth. Anhorn faßte die Siege und Niederlagen der katholiſchen Partei in Norddeutſchland allegoriſch auf, 1613 in der lat. Pomeris, unter welcher Nymphe er das von Wallenſteins wilden Horden befreite Pommern verſteht, und 1632 in dem deutſchen Schauſpiel „die blutige Hochzeit der ſchönen Parthenia“.

Die ſchweſterlichen Nymphen Pomeris, Megalinnis und Pruſſilla (Pommern, Mecklenburg und Preußen) ſind bereits gefangen, geſchändet, eben ſo die ihnen dienenden Nymphen (die Städte und Feſtungen). Nur die ſchöne Parthenia (Magdeburg) widerſteht noch unter Leitung ihres klugen Vormunds Falcomontius (Falkenberg) dem um ſie werbenden alten Contilius (Tilly). Aber auch ſie unterliegt der Gewalt und muß ſich von dem Alten ſchänden laſſen. Deß freut ſich der argliſtige Jolola (Loyola, der perſonificirte Jeſuitismus). Jämmerliche Klage erheben im Chor die geſchändeten Jungfrauen, die Noth iſt am größten, da erſcheint Agathander, der Held (Guſtav Adolf), ſchmettert den alten Contill und die Seinen nieder und befreit alle Leidenden.

Die Verſe ſind überaus hart und roh, keine kunſtreichen Alexandriner, ſondern noch Knittelverſe. Auch gegen die Auffaſſung ließe ſich viel ein-

wenden, aber das Ganze iſt ein wahrer Ausdruck der Zeitſtimmung. Dieſe Arbeiten Anhorns ſcheinen beliebt geweſen zu ſeyn, denn der berühmte Geſchichtſchreiber Pommerns, Mikrälius, ſchrieb noch eine ſchwache Fortſetzung „vom ſiegreichen Helden Agathander“ 1633, wie er die Sebaſta, jüngſte Tochter der Teutonia, d. h. die Evangeliſchen auch im ſüdlichen Deutſchland befreit.

Laurenburg († 1659), ein Mecklenburger, ſchrieb zwei Comödien vom Raube der Orithyia und von der Bedrängung des Phineus durch die Harpyen (1635), nicht ohne Beziehung auf die ſchreckliche Zeit des 30jährigen Krieges. Unter Orithyia iſt Deutſchland, unter ihrem Entführer Aquilo Guſtav Adolph zu verſtehen, aber unter dem hungernden Phineus wiederum Deutſchland und unter den Harpyen die darin übel hauſenden Armeen.

Grefflingers (Celadons von der Donau) „der Deutſchen 30jähriger Krieg“ (1657) erzählt in Alexandrinern den ganzen Verlauf des Kriegs ſo nüchtern wie in Proſa. Auf dem Titelkupfer reitet eine Furie über die niedergeſtreckte Germania hinweg. Der Dichter ruft in jedem Buch die Muſe Calliope an. Er hält ſich auf der proteſtantiſchen Seite und vergleicht den ſterbenden Guſtav Adolph mit einem Pelikan, deſſen Blut die Jungen genährt, die Feinde des Kaiſers gemehrt habe. Am Schluß fällt ihm auf, daß ein Pfalzgraf in Prag den Krieg begonnen und wieder ein Pfalzgraf in Prag ihn geendet habe. Aber kleine Metaphern und Antitheſen dieſer Art unterbrechen nur ſelten die trockene Erzählung. — Celadon ſchrieb noch ſchwache Epigramme (Roſen und Dörner, Hülſen und Körner), geiſtliche Lieder, ein Leben Davids, eine Beſchreibung der türkiſchen Kaiſer und der Könige aus dem Hauſe Stuart, ein geiſtloſer Vielſchreiber.

Freinsheims teutſcher Tugendſpiegel, gedruckt in Folio zu Straßburg 1639, enthält in harten Alexandrinern ein bewunderndes Lob des Herzog Bernhard von Weimar und ſeiner damaligen Schlachten. Dabei wird zurückerinnert an den großen Sachſenhelden Wittekind. Uebel angebrachter Patriotismus ohne irgend ein Verſtändniß der bernhardiniſch-franzöſiſchen Politik. — .

In der 1645 anonym erſchienenen „Japeta“ wird allegoriſch die große Politik der Zeit erörtert.

Nicht bloß Vorſchläge zu Aenderung der beſtehenden Ordnungen, ſondern hauptſächlich auch Belehrung zu beſſerer Benutzung derſelben enthaltend, und zur thätigen Mitwirkung anregend in den Verhältniſſen, die ſolche am meiſten geſtatten und nöthig haben, in der nächſten Umgebung eines Jeden, würden ſie eine reiche Saat für die Folgezeit ausſtreuen.

Grundzüge der Verfaſſungen der Städte im Mittelalter.

Den Darſtellungen über das jetzt Beſtehende möchten mit Nutzen die Grundzüge der Verfaſſungen der Vorzeit vorausgehen.[1] Denn die Grundzüge der Städte, die ſich unter ſchweren hundertjährigen Kämpfen, unabhängig von einander, in den verſchiedenen Ländern in der Hauptſache gleichförmig herausgebildet und lange Zeit erhalten haben, müſſen ſo tief in dem Geiſt und Gemüth des Volks gegründet geweſen ſeyn, daß ſie auch jetzt bei den neuen Bildungen und deren Beurtheilung den beſten Maasſtab abgeben.

Vorerſt bemerken wir in den deutſchen Städten der Vorzeit ein Kollegium von Männern, mit der Ausübung der Staatsgewalt beauftragt, Richter, Verwaltungsbeamte, Finanzmänner, Führer der Kriegsmannſchaft, dieſe alle aber zugleich Bürger der Gemeinden, Verwalter des Gemeindevermögens, in der Regel auch wohlhabend und hoch beſteuert, die das minder Wichtige einzeln beſorgten, das Wichtigere dem Collegium zur Entſcheidung vortrugen.

Die Kollegialität der Beamten aller Verwaltungszweige und die innige Verbindung derſelben mit der Gemeinde ſicherte eine Allgemeinheit der Bildung mit einer Lebenskräftigkeit, wie man ſie jetzt nicht häufig finden wird.

Man denke ſich, die Oberbeamten in unſern Städten hätten Wichtigeres zunächſt nicht entfernten Oberbehörden, ſondern dem Kollegium, aus ihnen ſelbſt beſtehend, zu berichten, und dieſelben alle wären Bürger der Gemeinden und Nachkommen von Bürgern, wie würde ſich ſo vieles Anders geſtalten?

---

[1] Eichhorn, deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte II. u. III. — Hüllmann, Geſchichte des Städteweſens des Mittelalters. — Gaupp, über Städtegründung, Städteverfaſſung. Jena 1824.

Jayeta d. i. die Jungfrau Europa hat den begehrlichen Spanier zum Freier, den aber der wachſame Franzoſe an Ausführung ſeiner Pläne hindert, während der deutſche Michel (hier Adelmann genannt), anſtatt ſich ſelbſt geltend zu machen, nur den andern dient.

In dem „friedewünſchenden Deutſchland“ Riſts von 1647 wird das „alamodiſche Deutſchland“ noch bitterer getadelt.

Arminius, Arioviſt, Civilis und Wittekind, die vier alten deutſchen Helden treten auf, hören, wie entartet die Deutſchen ſeyen und wenden ſich entrüſtet ab. Darauf erblicken wir Deutſchland als ein üppiges Weib, wie ſie von vier ausländiſchen Courtiſanen verführt wird und ſich eckelhaft in franzöſiſchen und ſpaniſchen Weinen berauſcht. In dieſem Taumel jagt ſie ihre treue Dienerin, den Frieden, fort. Nun aber kommt Mars, der Kriegsgott, feuert die vier Courtiſane an, die Trunkne und Ohnmächtige zu berauben und mißhandelt ſie aufs ſchrecklichſte, um ihr durch Qualen das Geſtändniß abzupreſſen, wo ſie noch verborgene Schätze habe. Herr Sauſewind, ein lüderlicher Student, welcher Soldat geworden, tritt nur in einem luſtigen Zwiſchenſpiel auf. Das zertretene, zerlumpte, an vielen Wunden blutende Deutſchland iſt zur elenden Bettlerin herabgeſunken und bekennt ihre Sünden in tiefſter Zerknirſchung, da erbarmt ſich ihrer Gott und die Hoffnung wirft ihr vom Himmel einen Mantel herab, um ihre Blöße zu decken.

Daran reiht ſich noch ein friedejauchzendes Deutſchland, ein Perſeus (1634) und ein Wallenſtein (1647), welch letzterer verloren iſt. Vgl. Moller, Cimbr. lit. 546. — In der Dianea des Dietrich von Werder (1644) ſind berühmte Perſonen des 30jährigen Krieges unter Schäfernamen verſteckt. — Johann Angelius von Werdenberg ſchrieb 1641 eine Germania supplex in lat. Herametern, worin er Kaiſer Ferdinand III. dringend anflehte, bald Frieden zu machen.

Charakteriſtiſch für die Zeit iſt ein Huldigungsgedicht für den Herzog Friedrich Wilhelm von Coburg, 1642 mitten im 30jährigen Kriege verfaßt vom Pfarrer Seifried, worin es heißt:

Wir leben jetzt im Bettlerorden
Und ſind faſt alle Barfüßer worden,
Unſre Kleidung iſt Lappen Art,
Die Nahrung gering, die Armuth hart,
Wie man ſieht an unſeren Leibern,
An Kindern und ehlichen Weibern.

2.

Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung.

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes, und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Natürlicherweise war es nur eine Kinderfurcht, eine Vorspiegelung der Angst, wie sie der böse Knabe empfindet, wenn er sich im Dunkeln allein gelassen sieht von der erzürnten Mutter. Das ganze Hexenwesen war natürlicherweise nur ein böser Traum, wie viel tausend Menschenleben es auch kostete. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bewährte natürlicherweise ihren Gegenzauber und heilte die besessene Menschheit ganz einfach dadurch, daß sie nicht mehr an den Teufel glaubte. Aber der Teufel ist, wie man zu sagen pflegt, ein Schelm. Er geht, wenn er mißfällt, und kommt in gefälligerer Gestalt wieder. Faust entsetzte sich an dem nilpferdartigen Ungeheuer, hieß es aber nur in etwas eleganterem Costüm wiederkommen. Hat es die aufgeklärte Menschheit anders gemacht als Faust?

Wir kommen mit der bequemen Art, wie man heute bei Nennung des Teufels lächelt, nicht über die geschichtliche Thatsache hinüber, daß er vom 16. bis 18. Jahrhundert die Phantasie der Menschen beherrscht hat. Sei es auch nur die Phantasie gewesen, warum konnte sie sich von seinem entsetzlichen Bilde nicht losreißen? Ich glaube, es läßt sich nur auf eine Art erklären. Die Gottentfremdung war noch neu; das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliches Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille — da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheimzufallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche sicher geschlummert hatten. Kaum hatte Luther die schöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche hinausgetrieben, so spie ihm die Hölle alle ihre Mißgestalten entgegen, daß er Teufel

ſah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt. . Luthers Werke, Halle 1743. XXII. 1171.

Schon vor Luther hatte ſich in der ſchuldbeladenen katholiſchen Welt das böſe Gewiſſen in einer neuen, nie vorher ſo arg graſſirenden Teufelsangſt geregt und zu Verfolgung der Heren angetrieben. In der Leidenſchaft derer, welche die alte Kirche zerſtörten, lag auch etwas von böſem Gewiſſen. In dem gallenbittern Haſſe beider Parteien niſtete ſich immer behaglicher das böſe Princip ein und beide wetteiferten im Herumſchlagen mit Teufelsgeſpenſtern und in immer gräßlicheren, immer zahlreicheren Hexenprozeſſen.

Der reichen poetiſchen Flora, die auf dem Grunde des Glaubens gedieh, wie wir ſie im dritten Buche kennen gelernt haben, trat daher am Ausgang des Mittelalters und im Reformationszeitalter eine vom Teufel beſeſſene Dichtung entgegen. Die alte Gottesminne verwandelte ſich in Teufelsminne, denn die in ihrem Glauben geſtörte und geirrte Welt wurde nicht bloß von einer entſetzlichen Furcht vor dem Teufel angeſteckt, ſondern entbrannte auch im wahnſinnigen Gelüſte, mit des Teufels Hülfe alle Arten irdiſchen Glücks zu gewinnen.

Die uralten, noch im Volke lebenden Erinnerungen aus dem deutſchen Heidenthum miſchten ſich in dieſes Teufels- und Zauberweſen ein, aber in entſetzlicher Verzerrung. Von der Milde und Klarheit, von der Herzensgüte und Gemüthlichkeit der Rieſen- und Elbenmärchen blieb keine Spur mehr übrig. Alles verfinſterte und verbitterte ſich zur Teufelei. Dazu geſellte ſich der ganze, durch die Humaniſten wieder aufgewärmte, Aberglaube der ſpäteren Römerzeit und der gelehrten Muhamedaner, deren magiſche Künſte von Spanien und Süditalien aus in unſere Univerſitätsgelehrſamkeit eindrangen.

Die Literarhiſtoriker haben bisher verſäumt, die betreffenden Dichtungen in ein Geſammtbild unter dem richtigen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, als poetiſche Spiegelung des vom Dämon beſeſſenen Zeitalters überhaupt. Sie bilden eine Maſſe, die nothwendig zuſammengehört. Der in ihnen ausgeprägte Geiſt übte zwei Jahrhunderte hindurch den größten Einfluß im geſammten Volke. Auch iſt, der rohen Form ungeachtet, mehr

Poesie in ihnen, als in den Ausläufern des Meistergesangs und den Anfängen der Renaissance, zwischen welchen sie in Verbindung mit den Schwänken die Mitte einnehmen. Zwischen ihnen und den Schwänken besteht eine eigenthümliche Wahlverwandtschaft. Beide sind aus dem Zerfall des Glaubens hervorgegangen, der Spottgeist wie die Teufelsangst und Teufelssucht. Auch greifen sie in einander über.

In kunstgerechten Dichtungen oder auch nur in zusammenhängender romanhafter Erzählung wie in dem Buche von Faust und einigen andern berühmten Zauberern ist nur wenig aufgezeichnet worden, desto mehr in Sammlungen, die den Stoff nur roh zusammenhäufen, in der zahlreichen Literatur über die Hexerei, und in fast allen Chroniken, Relationen der Tagesgeschichte und Ortsbeschreibungen der Zeit. Die alten Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts wimmeln davon. Ueberall streckt der Teufel die Hörner heraus oder spucken Gespenster und macht sich der gröbste Aberglauben breit. Die Buchhändler speculirten damals auf die Teufelsfurcht und Teufelssucht und überschwemmten den Büchermarkt mit Dämonologie, magischen, sympathetischen, alchymistischen Lehrbüchern und Höllenzwängen. Ich hebe hier nur einige der vorzüglicheren Werke hervor, aus denen man sich über den Teufelsglauben jener Zeit am besten belehrt: Sprengers malleus maleficarum (Hexenhammer) von 1489, Bodini daemonomania, Franciści höllischer Protheus, Goldschmidt Höll. Morpheus, Prätorii Weihnachtsfrazzen und Blorberg, Wierus, de praestigiis, Tharsanders Schauplatz ungereimter Meinungen, die gestriegelte Rockenphilosophie (Chemnitz 1701), Breuner Curiositäten, Männling cur. Albertäten, Godelmann de magis, Teufel- und Hexenhistorien (1693).

Unter den neueren Werken über diesen Gegenstand ist weitaus das reichste Görres, Geschichte der Mystik, welche zugleich am tiefsten in den dämonischen Charakter der Zeit eindringt. Soldans Geschichte der Hexenprozesse ist, obgleich zu rationalistisch in der Erklärung, doch sehr brauchbar wegen der mitgetheilten Thatsachen. Zudem noch Horsts Zauberbibliothek und Dämonologia.

Das Hexenwesen, wie es hauptsächlich erst nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhand nahm, zeigt uns die tiefste Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja selbst des Vertrauens zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich

erſcheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprozeſſen als das Gegenbild der früheren Minne und Frauenehre, die Angſt vor den alten Weibern das Gegenbild des altdeutſchen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens iſt die Furcht der Männer vor den Weibern und Haß der Männer gegen die Weiber, ſofern die letzteren nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was ſonſt den Männern gebührte, ſondern auch mit Hülfe des Teufels ſtärker als die Männer werden und die Männer jeden Uebermuth fühlen laſſen. Nach pſychologiſchen Geſetzen ſteigert ſich die Furcht, wie der Zorn, in raſcher Progreſſion. Nur daraus erklärt ſich, wie es möglich war, daß man am Ende die ganze Welt voll Hexen ſah und dem Teufel eine Macht zuſchrieb, vor welcher die göttliche kaum mehr Platz fand. Nicht das geringſte Uebel oder Unangenehme konnte im gemeinen Leben ſich ereignen, man ſah den Teufel dahinter. Kein Wetter, das nicht die Hexen gemacht hätten; keine Krankheit an Menſchen oder Vieh, die nicht aus Beherung entſtanden wäre; kein Mißwachs, kein Ungeziefer, das nicht Hexen erzeugt hätten; aber auch kein Glück, kein Talent, keine Wiſſenſchaft, die nicht Gabe des Teufels geweſen wäre! Wie bei einer Sonnenfinſterniß der ſchwarze Schatten allmählig die ganze goldglänzende Scheibe bedeckt, ſo umnachtete der Hexenglauben die abendländiſche Chriſtenheit.

Neben der Angſt vor dem Teufel auf der einen Seite hatte ſich in der rohen Zeit auch ein freches Gelüſten nach dem Bündniß mit dem Teufel und nach dem daraus zu erwartenden Gewinn offenbart, bei Weibern wie bei Männern. Wenn wirklich Adepten die ernſtlichſten Verſuche anſtellten, Gold oder den Stein der Weiſen zu machen, wenn wirklich Aſtrologen und Magier die Sterngeiſter zu bannen hofften, wenn wirklich ſelbſt gelehrte Männer, wie Agrippa von Nettesheim ꝛc., Zauberbücher ſtudirten und den Teufel zu citiren ſich alle Mühe gaben, wenn im gemeinen Volke Jäger nach Freikugeln, Soldaten nach magiſchen Mitteln, um ſich feſt zu machen, Spieler nach untrüglichen Mitteln zu gewinnen, Freudenmädchen nach Liebeszaubermitteln trachteten, wie hätte es nicht auch Weiber geben ſollen, die ſich nach der Hexen Weiſe mit dem Teufel einzulaſſen wirklich Luſt bezeugten.

Zum poetiſchen Teufelscult gehörte zunächſt die Nacktheit. Im Norden, wo alles ſich gegen das Clima verhüllt und auch viel größere

Sittenstrenge herrscht, war die Nacktheit immer etwas, woran sich dämonische Schauer knüpften.

Daher der Glaube, man solle sich nie beim Licht nackt auskleiden, weil dann der Böse um den Weg sey; oder wenn man um Mitternacht zwischen zwei Lichtern nackt in den Spiegel sehe, sehe man hinter sich den Teufel. Sehr merkwürdig ist, was Pröhle in s. Harzsagen V. 124 berichtet. Zwei Weiber waren bei großer Sommerhitze in einer abgelegenen Gegend ins Gras gegangen und hatten sich hier, um weniger von der Gluth des Tages zu leiden, bei ihrer Arbeit ganz ausgekleidet. Da war alsbald Geisterspuck um sie und sie hörten die wilde Jagd in der Luft vorüberziehen.

Eine Menge Zauberei kann man nur bewirken, wenn man dabei nackt ist. So müssen die Mädchen, die in der Andreasnacht ihren Freier sehen wollen, nackt seyn. Eben so die Hexen, ehe sie durch die Luft fortfliegen können.

Der zauberische Bilsenschnitt, durch den man sich fremdes Getreide aneignet, kann man nur nackt vornehmen, indem man eine Sichel an den Fuß bindet. Bei großer Dürre zaubert man Regen herbei durch ein Mädchen, welches nackt Bilsenkraut an den kleinen Finger der rechten Hand und an die kleine Zehe des rechten Fußes bindet, oder ganz in Blumen und Gras eingehüllt und ins Wasser geworfen wird. Vgl. Grimm, D. Myth. 560 f.

Die Hexe kleidet sich, wenn sie zum Sabbath fahren will, nackt aus, reibt sich am ganzen Leibe mit einer Salbe ein, spricht dann einen kurzen Zauberspruch, nimmt den ersten besten Besen, Spinnrocken ꝛc. zwischen die Beine und reitet durch den Schornstein in alle Lüfte.

Die Salbe wird bereitet aus dem Fett neugeborner Kinder, die zu diesem Behuf von bösen Hebammen geschlachtet werden. Prätorius, Blorberg S. 301. Bodinus II. 4.

Ferner gehört zur Hexensalbe das Wasser der Kröte, Saldan S. 225, oder der Koth der mit geweihten Hostien gefütterten Kröte, das. 206, zuweilen auch mit dem des Raben vermischt. Der Saft von sieben Kräutern, wahrscheinlich unter planetarischem Einfluß, Görres Mystik III. 597.

In den zahlreichen Hexenprozessen des Elsaßes wiederholt sich das Reiten der Hexen auf Wölfen, gewiß ein sehr alterthümlicher Zug. Alsatia 1856 S. 302. In vielen Sagen fährt ein Neugieriger der Hexe, die er belauscht hat, nach, ruft aber in der Angst den Namen Gottes an; dadurch ist der Zauber gelöst und er fällt aus der Luft herunter in ein fremdes Land.

So blieb einer auf einem wilden Gebirge ſitzen, ein anderer, der ſeiner Frau nachgefahren war, fiel in einen Sumpf. Prätorius, Blorberg S. 205. 259. Vgl. Horſt, Dämonomanie II. 211 f. Ein Bauer, den ſein Weib geſalbt, ritt auf einem Kalb von Urach nach Prag, eine Botſchaft für den Grafen von Württemberg zu holen. Als er aber auf dem Rückweg in einem Sprung über das Uracher Thal kam und ausrief „ſo einen Sprung hab ich noch nie geſehen," verſchwand das Kalb. Sage in dem altd. Gedicht „die Mörin". Ein Mädchen aus Bergamo wollte ihrer Mutter nachfolgen, rief aber unterwegs den Namen Jeſu aus und wurde im Venetianiſchen nackt auf der Erde gefunden. Schotti phys. cur. 95.

Die Hexen verſammelten ſich in der Regel auf Bergen, zuweilen auch in Ebenen unter einem alten berüchtigten Baume, unter dem Galgen und auf Richtplätzen. Das erſtere iſt noch echt heidniſch, das letztere ſcheint ſchon chriſtlich, indem man für die Hexen alles Ekelhafte, alſo auch die häßlichſten Verſammlungsſtätten ausſuchte. Der berühmteſte aller Hexenberge iſt unſer deutſcher Blorberg oder Brocken.

Kein Hexenſabbath ohne eine gemeinſchaftliche Mahlzeit der Hexen und Zauberer am Tiſch des Teufels. Bemerkenswerth dabei iſt die überall im Hexenweſen vorkommende Umkehr des Guten ins Schlechte. Die Hexen eſſen nichts als die ekelhafteſten Speiſen, die für ſie aber Delikateſſen ſind. Nach Görres, Myſtik IV. 2. 216 war Menſchenfleiſch von Leichen zu eſſen der Gipfel des Genuſſes für die Hexen. Die Hexenmahlzeit iſt nur Schein. Wenn die Hexen heimkehren, haben ſie nichts gegeſſen und hungern. Salz darf nicht auf den Tiſch kommen, wenn man nur den Namen des Salzes nennt, verſchwindet der ganze Spuck. Denn das Salz iſt heilig. Sehr merkwürdig iſt folgender Gebrauch. Am Schluſſe jedes Hexenſabbaths ruft der Teufel mit Donnerſtimme: rächt euch, oder ihr müßt ſterben! Godelmann, von Zauberern S. 196. Das iſt die Rache, die Lucifer in ohnmächtiger Wuth zu nehmen lechzt, oder die Rache der von ihren Altären geſtürzten Heidengötter.

Wenn auch der Hexenſabbath urſprünglich aus einem unſchuldigen heidniſchen Frühlingsfeſt hervorgegangen ſeyn mag, ſo iſt er doch ohne allen Zweifel im chriſtlichen Volksglauben zu einer Jubelfeier der Hölle und zu einer abſichtlichen Antitheſe gegen das Chriſtenthum ausgebildet worden. Man bemerkt, daß dem Teufel auf dem Blorberg alle die Ehre und Anbetung zu Theil wird, die anderwärts Chriſto gebührt, daß ſeine

Selbſtverbrennung eine Nachahmung des Opfertodes Jeſu ſeyn ſoll, und daß auch eine Menge andrer Ceremonien des Hexenſabbaths nur eine Parodie des chriſtlichen Cultus ſind.

Die Selbſtverbrennung des Bocks und die Vertheilung der Aſche, ſo wie der ſilbernen Laus entſpringt dem Abendmahl. Statt des Bockes erſcheint nach Bodinus I. 1. zuweilen ein ſchwarzer Mann von dreißig Jahren, welcher angebetet wird. Das iſt, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Meſſe celebrirt, Calmeil, Wahnſinn, von Leubuſcher S. 148. Während dieſer Meſſe ſtreckt man die Zunge aus, entblößt ſich unanſtändig, geht rückwärts zum Altar und macht alles verkehrt und zum Hohn. Görres, Myſtik IV. 2. 293. Eine ſchwarze Hoſtie wird erhoben, wie in der katholiſchen Kirche die weiße. Görres IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Wie der Chriſt das Böſe, was er gethan und gedacht, reuig beichtet, ſo beichten die Hexen dem Teufel daſſelbe, aber nicht reuig, ſondern mit Stolz, zu ihrem und des Teufels Ruhm, und er feuert ſie dabei zu neuen Uebelthaten an und ſtraft die trägen, die nicht genug Schaden geſtiftet. Jedermann kennt die Unterredung der Hexen in Shakſpeares Macbeth, wo ſie einander ſelbſt erzählen, was ſie alles Böſes gethan haben. Görres a. a. O. Delrio p. 173. Bodinus II. 4. — Als Weihwaſſer dient der Urin des Bocks, mit dem alle Hexen beſprengt werden. De Lancre S. 457. — Auch eine Hexentaufe wird vorgenommen, jede Hexe bekommt auf dem erſten Sabbath, dem ſie anwohnt, einen neuen Namen; zum Taufwaſſer dient ſchmutziges Waſſer aus Pfützen und Wagengeleiſen (Pferdehuffſpuren?). Prätorius, Blocksberg S. 406.

Abgeſehen von dieſen teufliſchen Nachäffungen des chriſtlichen Cultus wird dieſer letztere auch direkt entweiht. Die Hexen ſtehlen echte Hoſtien aus Kirchen, um ſie auf dem Hexenſabbath zu verbrennen. Einem Hexenmeiſter, der eine ſolche verbrennen wollte, ſchlug ſie ein Blitz aus der Hand. Görres a. a. O. 291. Zu ſcheußlichſter Verhöhnung dient eine große Hoſtie. Daſ. 290.

Anna Vögtly, eine Zauberin, ſammelte in der Schlucht von Pfeffers um Mitternacht Zauberkräuter und mußte ſich dazu einer magiſchen Kerze bedienen. Um den Zauber noch kräftiger zu machen, brauchte ſie eine Hoſtie und raubte dieſelbe. Allein nun umgaben ſie in der Wildniß des Gebirgs eine ſolche Menge von höhnenden Teufelsfratzen, daß ſie aus Angſt die Hoſtie wegwarf in die Dornen. Sogleich blühte aus den Dornen eine ſilberne hellleuchtende Roſe als Monſtranz um die Hoſtie; Hirten fanden ſie und man baute darüber die Kapelle von Ettiswyl. Gedicht von Juſtinus Kerner.

Wie das gute reine Waſſer in Quellen oder im Thau und Regen

oder durch Weihungen geſchickt war, Heil und Segen zu bringen, ſo umgekehrt bewirkte man durch unreines Waſſer auf magiſche Weiſe Schaden. Sehr oft kehrt daher die Vorſtellung wieder, daß Hexen ihr Waſſer laſſen und durch Umherſpritzen deſſelben Regen und Ungewitter bewirken.

Nach Bodin, daemonomania II. 7, deutſch von Fiſchart S. 139 wurde eine Hexe nicht zu einer Hochzeit in einem Dorfe bei Conſtanz eingeladen, rächte ſich aber, indem ſie in eine Grube pißte und dann das Waſſer mit Zauberworten über das Dorf ſpritzte, worauf es von Hagel überſchüttet wurde. Bei Trier machte ein junges unſchuldiges Mädchen durch Umrühren und Umherſpritzen des eignen Waſſers böſes Wetter ſ. Delrio, disqu. mag. II. quaest. 10. Philo, magiologia S. 184. 688. Horſt, Dämonomagie II. 76. 88. 246.

Zuweilen fahren die Hexen ſelber mit im Ungewitter, welches ſie machen.

Ein Jäger ſchoß in die ſchwärzeſte Stelle einer Gewitterwolke und ſogleich fiel ein nacktes Weib herunter, welches die Hexe war, die das ganze Gewitter erregt hatte. Mone, Anzeiger IV. 309.

Eigenthümlich iſt die Vorſtellung, daß eine Hexe im Elſaß, indem ſie durch ein ihr vom Teufel geſchenktes Horn geblaſen, das ganze Land mit Nebel erfüllt habe. Alſatia 1856 S. 312.

Schon 2. Moſ. 9, 8 iſt erzählt, wie in Aegypten die Peſtblattern entſtanden ſeyen durch Ruß, den man zauberiſch in die Luft geworfen. Dieſer Rußzauber wiederholt ſich auch noch ſpät im Hexenglauben und zwar in Verbindung mit dem Hagelſchaden. Die Hexen ſtreuen Ruß und Urin zugleich aus, um den Feldern zu ſchaden. Horſt, Dämonomanie II. 248. Iſt vielleicht das rußartige Mutterkorn, der Mehlthau und ſind die Blattern erkrankter Pflanzen hier als Wirkungen gemeint? — Mit dem Teufel zeugen die Hexen im Sabbath alles Ungeziefer. Auch Mäuſe können ſie in Unzahl hervorzaubern. Am häufigſten wird ihnen in den Prozeſſen vorgeworfen, die Milch aus fremden Ställen, Butter und Vorräthe aller Art aus fremden Häuſern durch Zauber abgeführt, ja den Menſchen ſelbſt das Herz aus dem Leibe *heraus-* und dagegen den Nachbarn, Kindern, dem Vieh Krankheiten oder ſchädliche Dinge in den Leib *hinein*gezaubert zu haben.

Die Hexe wirkt ſchädlich, ja tödtlich durch den bloßen Blick, das ſ. g. *böſe Auge*, ſo wie durch ihren giftigen Hauch und durch ihren Gruß, insbeſondere durch ihr Leb. Daher man eine Menge Mittel kannte,

ihre Einwirkung unschädlich zu machen, das antike Zeichen der Feige (Daumen durch die Faust stecken), fromme Sprüche ꝛc. Ueber das rothe Auge der Hexen s. Mone, Anzeiger 1837 S. 360. Man sah in jedem rothen Auge eines alten Weibes, herrührend vom Stubenrauch, angestrengtem Spinnen ꝛc. eine Hexe.

Vom Gift der Hexen steht die gräßlichste Sage in Philos magiologia p. 721.

> Eine Hexe blies noch auf dem Scheiterhaufen den Henker an, daß er den Aussatz bekam. Eine andere wurde verbrannt, da kam aus ihrer Asche eine Kröte hervor und bespritzte den Henker mit Gift, der dadurch siech wurde.

Durch das ganze Hexenwesen geht die Vorstellung einer fleischlichen Vermischung mit dem Teufel. Wie die christlichen Nonnen geistigerweise als Bräute Christi gedacht werden, so die Hexen als Bräute des Teufels, fleischlicherweise. Einer reinen Jungfrau vermag Satan und die ganze Macht der Hölle nichts anzuhaben, deshalb ist die erste Bedingung einer Hexe Entweihung ihrer Jungfräulichkeit. Es liegt darin nicht blos die absichtliche Umkehr des Christenthums in sein teuflisches Gegenbild, sondern zugleich auch die tiefste Entartung der sagenbildenden deutschen Volkseinbildungskraft, die von der zartesten Keuschheit und naivsten Unschuld ausgehend bis zu dieser bewußten Unzucht herabsank.

> Auf dem Hexensabbath hält der Teufel oder Bock, der daselbst angebetet wird, nachdem ihm alle anwesenden Hexen den Hintern geküßt, mit ihnen zu, was als eine Einweihungsceremonie betrachtet worden zu seyn scheint. Außerdem überlassen sich die Hexen nach dem Tanze beim Sabbath mit den anwesenden Teufeln und Hexenmeistern ohne Scham jeder Unzucht. Endlich werden sie daheim vom Teufel buhlerisch besucht. Er kommt als Junker, Jäger, oft auch in Thiergestalt und ist stets unrein. Pater Abraham, Judas II. 171. Magica, Eisleben 1597 S. 63. Einmal wagte sich ein Teufel als schöner Jüngling gekleidet zu einer reinen Jungfrau, kam aber hier nicht an und wurde durch geistliche Mittel vertrieben. Da verbrannte er, ehe er abfuhr, das ganze Bett durch einen furchtbaren Bauchwind. Francisci, höll. Protens S. 841.

Eine der scheußlichsten Vorstellungen des Hexenglaubens war, daß der Teufel als Weib erst Männer verführe, um dann den empfangenen Samen als Mann wieder zu brauchen, weshalb sich die Hexen über seine Kälte beschweren. Bodini daemonomania S. 130. Prätorius, Blorberg S. 339. — Der weibliche Teufel heißt Succubus, der männliche Incubus.

Der Steuerbeamte, der jetzt dem höhern Befehle gemäß eintreibt, ohne vielleicht die Thränen zu sehen, die daran hängen, würde ganz anders für zweckmäßigere Besteuerung und mildere Ausführung derselben bedacht seyn müssen, wenn es seine Mitbürger wären, die er ausspändet, für deren Unterhaltung er am Ende sorgen muß, wenn sie durch die Ausspändung Bettler werden.

Der Justizbeamte, der jetzt mit Gleichgültigkeit dem zerstörenden jahrelangen Kampfe der prozeßführenden Parteien zusehen kann und zufrieden ist, wenn seine Erkenntnisse von den höheren Stellen wenig geändert werden, hätte einen ganz andern Antrieb zu baldiger und gerechter Beendigung der Streitigkeiten, wenn er wüßte, daß die sich zerfleischenden Parteien seine Mitbürger sind, für deren Noth er selbst einzustehen hätte, und zu bedenken hätte, daß ein ungerechter, vielleicht wegen eines Formfehlers gar nicht beim höhern Richter anfechtbarer Richterspruch den Fluch auf ihn und seine Nachkommen bringen könnte.

Die Magistrate der Vorzeit waren zwar auch höhern Stellen untergeordnet, aber je angesehener die Städte und je mehr ausgebildet ihre Verfassung, desto weniger und seltener einzelnen Lokalbeamten, sondern nur den höchsten Landes- oder Reichsbehörden.

Die größeren Gemeinden scheuten nicht schwere Geldopfer und durch mehrere Generationen fortgesetzte Bemühungen, um die vom Kaiser oder den Fürsten zu besetzenden Vogteien zu ihrem Eigenthum zu machen.

Während durch eine verkehrte Anwendung der Begriffe von Freiheit manche unserer Staatsgelehrten einen Vorzug in neueren Einrichtungen darin zu finden glauben, daß die größten Gemeinden nicht mehr politische Rechte haben, als die kleinsten, und die gebildetsten nicht mehr als die geringsten, und nicht bedenken, daß das dem geringen Mann geeignete Maaß von Freiheit ein sehr kleines ist und, auch auf die einer höhern Freiheit fähigeren Bürger angewendet, das ganze Volk an der Entwicklung hindert, sehen wir in der Vorzeit durch den uralten Begriff von Immunität (dem Mundat) eine andere Art von Gleichstellung, die jeder Gemeinde so viel Freiheit gestattet, als sie ertragen kann, den geringen wenige, den fähigern große, oft fürstliche Selbstständigkeit,

Der Succubus dient als Maitreſſe bei ausgelernten Zauberern oder Hexenmeiſtern. So hielt ſich ein gottloſer Prieſter vierzig Jahre lang eine teufliſche Maitreſſe unter dem Namen Hermione, die aber Niemand ſah als er. Bodini daemonomonia II. 7. — Oefter noch verführt der Succubus argloſe Männer, die ihn nicht kennen. So ließ ſich ein Ritter von einem wunderſchönen Mädchen verführen, welches ſich ihm gleich nach der Umarmung in der wahren Teufelsgeſtalt zeigte, ſo daß er vor Schrecken ſtarb. Prätorius, Blorberg S. 349. Wohl Erinnerungen an heidniſche Elben- und Nixenſagen.

Zuweilen erfahren lüderliche Jünglinge gerechte Strafe dadurch, daß der Teufel ſelbſt ſich in ihre Buhlerinnen verſtellt.

Ein Soldat glaubte mit einer hübſchen Dirne zu thun zu haben und erwachte beim Aas eines Eſels. Prätorius, Weltbeſch. I. 188. Ein Offizier in Lion, la Jaquiere, erfuhr etwas Aehnliches und lag morgens bei einem todten Pferde. Happel, rel. cur. III. 537. Einem Pagen in Wien, der ein ſchönes Mädchen zu verführen trachtete, erſchien der Teufel in deſſen Geſtalt und ſog ihn dermaßen aus, daß er impotent wurde. Franciſci, höll. Proteus S. 856. — Zu Rotenburg an der Tauber erſchien ein vornehmer Mann mit zwei Geſellen und warb um eine ſchöne Bürgerstochter, aber der Vater mißtraute und beim Namen Gottes entflohen die böſen Geiſter und ließen die Leichen dreier Gehenkten vom Galgen zurück. Magica, Eisleben 1597 S. 60. Ein Teufel kam zu einem Mädchen in Geſtalt ihres Geliebten und verführte ſie; nachher fand ſie ihren wahren Geliebten, der nichts davon wußte, und war gräßlich enttäuſcht. Caesar. Heisterb. X. 3. Schotti, phys. cur. 309.

Schauerlich iſt die Teufelsſage von Freiberg in Sachſen.

Hier wandte ſich ein Jüngling an einen Schwarzkünſtler, damit er ihm helfe, eine Jungfrau zur Gegenliebe zu bewegen. Der Jüngling mußte in einen Zauberkreis treten, den er aufs ſtrengſte einhalten ſollte. Dann zauberte ihm der Schwarzkünſtler die Jungfrau vor; als aber der Jüngling, alles vergeſſend, über den Zauberkreis hinaus ihr die Arme entgegenſtreckte, verwandelten ſich die reizenden und zärtlichen Züge der Jungfrau plötzlich in ein gräßliches Teufelsgeſicht und der Teufel, der durch des Schwarzkünſtlers Beſchwörungen wider Willen gezwungen worden war, der Jungfrau Geſtalt anzunehmen, rächte ſich jetzt, indem er den Jüngling vollends aus dem Kreiſe herausriß und an der Wand zerſchmetterte. Müller, annales Freiburg. S. 19. Happel. rel. cur. V. 213.

Eine der wunderlichſten Teufelsgeſchichten ſteht in Haupts Aehrenleſe V. 187.

Zu Pyrmont war ein blinder Teufelsbanner Namens Simon, der konnte alle Teufel austreiben. Da kam eine schöne Dirne zu ihm, der er ebenfalls den Teufel austrieb, die ihn aber, obgleich er sie nicht sehen konnte, so bezauberte, daß er sie heirathete. Darauf führte sie ihn unter das Dach, stürzte ihn von oben todt herab, schlachtete ihn und machte sich einen Braten von ihm, dessen Geruch die Menschen herbeizog und zur Entdeckung des Verbrechens führte.

Die Jungfrau zu Erfurt.

Ein Student zu Erfurt war sterblich verliebt in eine schöne Jungfrau und wandte sich zuletzt an den Teufel, der ihm versprach, ihm die Jungfrau bei Nacht in die Kammer zu bringen, doch sollte er sie bei Leibe nicht berühren. Als sie aber kam, riß ihn die Liebe hin, er schloß sie in seine Arme und sie fiel todt nieder. Der Teufel brachte sie zwar wieder heim und hauchte ihr ein Scheinleben ein, so daß sie, nur todtenbleich, alle häuslichen Geschäfte wie bisher verrichtete. Als es aber den Eltern verdächtig vorkam und man die Geistlichkeit hinter sie schickte, entwich der Teufel aus ihr und sie sank zusammen, ein stinkender Leichnam. Luthers Tischreden, Jena 1591 S. 112.

Die Hexe von Berneck.

Zu Berneck bei Altensteig verliebte sich eine Hexe in einen jungen, aber schon verheiratheten Mann, zauberte sofort dessen junge Gattin weit hinweg nach Welschland, nahm selber ihre Gestalt an und lebte zwei Jahre lang unerkannt als die rechtmäßige Gattin im Hause, bekam auch ein Kind. Nach zwei Jahren aber gelang es der wahren Frau, heimzukehren, und kaum erblickte sie der Mann, als er ausrief: ich habe zwei Frauen! In dem nämlichen Augenblick aber verschwand die falsche Frau mit ihrem Kinde für immer. Mone, Anzeiger 1838 S. 366.

Merkwürdig ist eine Hexensage in Wagenfelds bremischen Volkssagen II. 5.

Eine Magd besaß die Gabe, während ihr Leib schlief, als Biene aus ihm herauszufliegen. So war sie einmal ausgeflogen, als ihr Liebhaber, ein zärtlicher Schneidergeselle, sich zu ihr schlich und die scheinbar Schlafende durch Küsse zu erwecken bemüht war. Da kam die Biene und wollte hastig in den Mund der Schläferin fliegen, aber der tapfere und behende Schneider wehrte ihr ab, damit seine Schöne nicht verletzt werde. Nach einem langen, sehr ergötzlichen Kampf gelang es der Biene, eine Pause zu benützen und in den Mund der Schlafenden zu fliegen. Da schlug diese die Augen auf und that einen lauten Schrei. Der Schneider aber erkannte, daß sie eine Hexe sey, ging fort und kam nie wieder. — Auch in Hummelgestalt fliegt eine Seele aus dem Leibe. Heer, Glaris 318.

Viele Sagen melden auch von Teufelskindern. Am berühmteſten ſind desfalls die urſprünglich nicht deutſchen Sagen von Merlin und Robert dem Teufel. Ich gebe hier einige deutſche.

Ein Betrunkener flucht ſeinem ſchwachen Weibe, ſie ſolle den Teufel im Leibe haben; da gebärt ſie einen kleinen Teufel, der dem Vater den Hals umdreht. Neuentdeckte Narrenwelt II. 119. Ein Anderer kommt vom Maskenball in einer Teufelsmaske und ſagt ſcherzend zu ſeiner Frau, nun will ich dir einen kleinen Teufel machen. Sie bringt darauf einen böſen und gottloſen Buben zur Welt, Prätorius, Weltbeſchreibung II. 109. Happel, rel. cur. IV. 303.

Am gemeinſten ſind die Sagen von Spielern, Geizhälſen, frechen Burſchen und Dirnen, Sonntagsſchändern, böſen Richtern und geldgierigen Advokaten, gottloſen Pfaffen, unbarmherzigen Landsknechten ꝛc., die der Teufel in der Fülle ihrer Sünden holt. Ich hebe nur die merkwürdigſten hervor. — Ein ſehr altes Motiv liegt in der Sage vom Langenſtein, einem großen Porphyrfelſen bei Mainz.

Mit dieſem Felſen deckte der Teufel zum Hohn einen Schatz zu, den eben ein Wucherer begraben hatte, ſo daß er ihn nun nicht mehr ausgraben konnte und ſich erhing. Lange nachher zeigte der Teufel einmal einem jungen Mann den Schatz und ſchenkte ihm denſelben, wofür er eine Todſünde begehen ſolle, entweder Rauſch, Ehebruch oder Mord. Der Jüngling meinte, ein Rauſch ſey doch ſehr unſchuldig, betrank ſich, verführte ein Weib und ermordete ihren Mann. Schreiber, Sagen II. 28.

Sehr eigenthümlich iſt die Teufelsſage von der Windmühle bei Greifswald.

An die Flügel derſelben band der Teufel einmal einen Armenpfleger an, der die Armen betrogen hatte; ſeitdem geht dieſe Mühle allezeit gegen den Wind. Zeiler, itin. Germ. p. 376. Männling, Curioſitäten S. 80.

Die Teufelsſage von Neurode in Schleſien.

Hier lud einmal ein Edelmann im Jahre 1540 ſeine Nachbarn zu einem Schmauſe ein. Als ſie nicht kamen, erzürnte er ſich ſo, daß er ſtatt ihrer alle Teufel aus der Hölle einlud. Siehe, da wimmelte ſein Hof und Haus von ſchwarzen Gäſten; alles war voll Teufel, die unmäßig fraßen und ſoffen. Da ſah der geängſtigte Edelmann mitten unter ihnen ſein Kind, das einer auf den Armen hielt. Es zu retten erbot ſich ein frommer Knecht und nahm das Kind wirklich durch die Kraft der allerheiligſten Namen dem grollenden Teufel ab, worauf der Spuck ſich verlor. Aelurius, Glätzer Chronik S. 230.

Schaurig ſind die Sagen vom Maler in Lübeck, der den Teufel ſo

häßlich gemalt hatte, daß dieser ihn aus Rache ins Verderben stürzte (Goldschmidt, höll. Morpheus, 194) und die vom Stock in Eisen und Teufelsschloß und Schlüssel zu Wien. Büsching, wöchentl. Nachr. III. 296. Bechstein, österr. Sagen Nr. 2.

Das Lebenslicht.

Die Gräfin Anna Sophia Schack verschrieb sich dem Teufel, wofür er ihr das lustigste Leben von der Welt verschaffen mußte. Nach einer Reihe von Jahren erst sollte er sie haben dürfen und zwar nicht eher, als bis das Wachslicht in der Nacht abgebrannt seyn würde. Als diese Nacht nun kam, wandte sie sich voller Angst an einen Geistlichen, der den Teufel auch glücklich abfertigte, indem er sich des noch übrigen Restes der Wachskerze bemächtigte und dieselbe in die östliche Kirchenmauer vermauern ließ. Nach einiger Zeit aber gerieth die Kirche in Brand. Da sprang die Gräfin barfuß aus dem Bette, eilte zur Kirche und beschwor die Bauern, jene Mauer zu retten. Das geschah auch, aber von Stund an entsagte die Gräfin ihrem schlechten Lebenswandel, betete und starb in Gram. Ihr Geist geht noch um. Müllenhoff. Sagen Nr. 248. — Ein ähnliches Lebenslicht hatte ein Kaufmann in Löwen, den der Teufel betrog, indem er das Licht tief in der Erde vergrub. Wolf, niederl. Sagen Nr. 1456. —

Von dienstbaren Teufeln melden viele Sagen. Sie erinnern zum Theil an die dienstbaren Hauselben, den gestiefelten Kater ꝛc. aus der Heidenzeit, haben aber doch einen andern Charakter, indem ihnen immer etwas Furchtbares inne wohnt und man in ihrer Nähe die Hölle wittert. Auch dient der Teufel nicht umsonst, wie der heidnische Elbe, sondern um die Seele seines Herrn. Noch fast ganz elbisch und uneigennützig erscheint Rechenbergs Knecht.

Ein Dämon diente als Knecht dem Ritter von Rechenberg unter Kaiser Mathias. Einst schickte ihn der Herr mit einem Brief aus und fand ihn bald darauf im Stalle schlafen. Zornig weckte er ihn und frug, warum er seinen Befehl nicht ausgerichtet. Der Knecht aber hatte schon die Antwort in de. Tasche. Ein andermal rettete er seinen Herrn, indem er den sie verfolgenden Reitern die Hufeisen von den Pferden wegstahl. Einmal befreite er seinen Herrn aus einem Thurm und führte ihn durch die Luft fort, der Herr rief aber in der Angst „hilf Gott", da schwand der Zauber und er fiel in einen Sumpf. Agricola, Sprüchw. 301. Rivander, prompt. II. 1336. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 174. Luthers Tischreden, 211. Büschings Volkssagen 59. — Nach Gödsches schles. Sagenschatz S. 139 war der Rechenberger bei Wartemberg in Schlesien zu Hause. Langbein hat die Sage als Romanze

behandelt. Einen ganz eben so beschaffenen Knecht hatte der Ritter von Leuenberg bei Cäsar von Heisterbach V. de daemonibus. Montanus, die Vorzeit Cleves II. 356. Eben so der Graf von Rogendorf. Hier soll der Knecht der Geist eines in der Schlacht Gefallenen gewesen seyn, allein er treibt koboldartige Possen und verschwindet dann. Prätorius, Glückstopf S. 173. Ein dritter Geist in Pferdegestalt kommt vor in Wolfs nied. S. Nr. 216.

Eben so allbekannt ist die Sage von Thedel Unververden von Wallmoden.

Derselbe sah im 18. Jahr einer Taufe zu und wurde dabei so gerührt, daß er sagte: wenn er auch so getauft wäre, wollte er sich vor gar nichts in der Welt mehr fürchten. Da sagte ihm der Priester, er selbst habe ihn getauft und ganz auf gleiche Art. Von nun an fürchtete Thedel nichts mehr. Das war dem Teufel gram, daß er so starken Glauben hatte, ritt ihn also unterwegs an, um ihn zu versuchen, auf einem herrlichen schwarzen Roß. Bei ihm waren etliche Verdammte von des Thedel alter Freundschaft, unter anderen dessen Gevatter, der eine dreibeinige Ziege ritt. Dieser raunte ihm zu, daß der Teufel die Absicht habe, ihm den Hals umzudrehen, sobald er das schöne schwarze Roß besteige, belehrte ihn aber, wie er es machen müsse, um den Teufel zu betrügen und das Roß zu gewinnen. Er nahm ihn nämlich hinter sich auf die dreibeinige Geis und ritt mit ihm blitzschnell durch die Luft nach dem heil. Grabe, an welchem Thedel drei Nächte wachen mußte, ohne zu reden und ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen, wovon er der Unververde hieß. Der Teufel rief ihm unaufhörlich zu, um ihn zu verlocken: willst du nicht mein schönes Pferd? Aber Thedel schwieg, bis die drei Nächte vorüber waren, da plötzlich rief er: ja, ich will das Pferd, und nun mußte es ihm der betrogene Teufel ausliefern, ohne ihm weiter schaden zu können. Als er heimkam plagte ihn seine Frau sehr mit ihrer Neugier, woher er das Roß habe. Er sagte es ihr aber nicht. Dann machte er auf Turnieren und Reisen mit dem schönen Thier großes Aufsehen. Am Hofe zu Braunschweig wollte Heinrich der Löwe seine Furchtlosigkeit prüfen, steckte sich ein Federchen in den Bart und wartete, bis Thedel, mit dem er sprach, es ihm höflich wegnahm. In diesem Augenblick biß der Herzog nach Thedels Finger, in Erwartung, derselbe werde erschrecken, aber Thedel gab ihm einen Schlag auf die Wange und frug zornig: sind Euer Gnaden ein Hund geworden? — Nach dem Tode seines Weibes zog Thedel nach Livland und diente im Orden der Schwertritter gegen die Heiden. Als er nun mit seinem unwiderstehlichen Roß die größten Thaten vollbrachte, verlangte einmal der Ordensmeister in Gegenwart des ganzen Heeres von ihm zu wissen, was es denn mit seinem schwarzen Roß eigentlich für eine Bewandtniß habe? Thedel erwiederte, wenn ich es sage, muß ich nach drei Tagen sterben. Da schöpfte der Meister Verdacht, der Teufel sey im Spiele, und befahl Thedeln bei des Ordens Pflicht alles zu sagen.

Thedel beichtete, beſtellte ſein Haus, offenbarte alles und ſtarb nach drei Tagen. Nach dem Gedicht des Thym von Zwickau „des edeln geſtrengen weltberühmten und ſtreitbaren Helden Thedel Unnuerſerden von Wallmoden tapferer mennlicher und ritterlicher Thaten viel hübſche alte wunderbarliche Geſchichten", Magdeburg 1558. Im Auszug in Horſts Zauberbibliothek II. 292. Hagen und Büſching, Grundriß 492. Wunderhorn II. 302.

Das Teufelspferd zu Reineck.

Dem Ritter von Reineck wurde ein herrliches Pferd zum Kauf angeboten, welches man „das eiſerne Pferd" nannte, dem aber der Fluch anhing, allen ſeinen Beſitzern den Tod zu bringen. Der Ritter und alle ſeine Söhne gingen darüber zu Grunde. v. Herrlein, Sagen des Speſſart S. 232.

Sehr allgemein war der Glaube an den spiritus familiaris oder Hausgeiſt, insgemein ein Alraun (Mandragora, Galgenmännlein) eine Wurzel, die unter dem Galgen wächst und zwar erzeugt durch den Urin der Gehenkten.

Denn man ſagt, der Gehenkte müſſe das Waſſer, womit er getauft worden, am Galgen wieder von ſich geben. Davon nun entſteht die Wurzel, die einem verkrüppelten Männlein oder Weiblein ähnlich iſt und wirklich lebt. Denn wenn man ſie ausreißt, ſchreit ſie hell auf. Auch muß der ſterben, der ſie auszieht. Daher man nur das Erdreich um ſie lockert und ſie dann einem Hund an den Schwanz bindet, der, wenn man ihn hinweglockt, ſie auszieht und davon ſtirbt. Wer im Beſitz der Wurzel iſt, dem bringt ſie Geld und Glück. Man kann ſie aber nicht wieder los werden, außer wenn man ſie verkauft. Stirbt der Beſitzer, ſo erbt ſie der jüngſte Sohn, muß aber etwas Geld dem Vater ins Grab legen. Del Rio, disqu. mag. IV. 2. 6. Breuner, Curioſitäten 226. Grimm, D. Myth. S. 1154.

Denſelben Dienſt leiſtet ein kleines im Glaſe eingeſperrtes Teufelchen. Es zeichnet ſich in den Sagen beſonders noch dadurch aus, daß man es unter gewiſſen Umſtänden nicht wieder los werden kann und nach dem Tode eben ſo in die Macht des Teufels geräth, als man ſich denſelben im Leben dienſtbar gemacht hatte.

Der ſogenannte Duveljong in den Niederlanden kommt nur in die dritte Hand. Der dritte, der ihn hat, muß ihn behalten, wird ihn nie wieder los und wird zuletzt vom Teufel geholt. Wolf, Deutſche Märchen Nr. 326. So kommt auch der in eine Flaſche eingeſchloſſene ſchwarze Mönch Bruno immer wieder, man mag ihn werfen und verlegen, wohin man will. v. Steinau, Volksſ. S. 280. — Fouqué hat die Sage in ſeinem „Galgenmännlein" noch weiter ausgebildet. Hier iſt es Reichard, ein junger Menſch, der den Teufel

im Glase bekommt und durch ihn reich wird und in allen Dingen Glück hat; allein er kann ihn nur um eine geringere Summe verkaufen, als um welche er ihn gekauft hat, sonst bleibt er bei ihm. Je länger, je lästiger wird ihm der unheimliche Gast. Er bringt ihn mehrere Male glücklich zum Verkauf, bekommt ihn aber immer wieder mit andern Sachen, die er zufällig kauft, zurück, bis er ihn um einen Heller erwirbt und es keine geringere Münze mehr gibt. Fouqué ist so barmherzig, ihm im Walde einen Fürsten zuzuführen, dem er das Leben rettet und der ihm zu Liebe Halbheller schlagen läßt.

Es kommt auch ein Teufel im Spiegel vor, der in das Glas desselben gebannt, einer Dame alles sehen lassen muß, was sie will. Bruschius in Leibnit. scr. rer. Brunsv. II. 952. Schon ursprünglich dachte man sich wohl in dem Erzspiegel, der vor den Glasspiegeln allein bekannt war, den Geist des Metalles wirksam. Das Verbot, Nachts in den Spiegel zu sehen (Rockenphilos. II. 8) hängt wohl damit zusammen.

Heckethaler, Heckepfennig, Brutpfenning heißt dasjenige Stück Geld, welches durch Zauberei das Geld mehrt. Wer einen Heckethaler in der Tasche hat, der findet alsbald einen zweiten dabei und wenn er diesen ausgibt, wieder, so daß es ihm nie mehr am Gelde mangelt.

Nach Happels rel. cur. I. 522 muß, wer den Brutpfennig gewinnen will, in der Dämmerung des Weihnachtsabends auf einem Scheidewege unter freiem Himmel dreißig Goldstücke im Kreise um sich her legen und vorwärts und rückwärts zählen. Verzählt er sich, oder blickt er um, so bricht ihm der Teufel den Hals. Zählt er aber richtig und blickt nicht um, so muß ihm der Teufel das 31. Goldstück dazulegen und das ist dann der Brutpfennig, der in jeder Nacht einen andern ausbrütet. Happel erzählt weiter, eine Magd, deren Frau einen solchen Brutpfennig besessen habe, sey zufällig an eine Kiste gekommen, in der sie ein schwarzes Kalb mit offenem Maule erblickt habe, das aber sogleich davon geflogen sey und das ganze Haus in Flammen gesetzt habe. Dieses Kalb bringt die Sage vom Brutpfennig in eine Verbindung mit der Wunschkuh der indischen Sage, d. h. der Kuh, aus der sich alles melken läßt, was man wünscht.

Nach Kuhn, nordd. Sagen S. 20 und 470 muß man zu Neujahr oder in der längsten Nacht einen schwarzen Kater, der auch kein weißes Härchen haben darf, in einen Sack stecken, den Sack mit 99 Knoten zubinden, ihn dann dreimal um die Kirche tragen und jedesmal durchs Schlüsselloch der Kirchthür dem Küster rufen. Dann kommt beim drittenmal der Teufel und kauft den Sack mit dem Kater für einen Thaler und das ist der Heckethaler. Der Verkäufer muß aber heimeilen, denn wenn er nicht zu Hause ist, bis der Teufel die 99 Knoten aufgebunden, so ist er verloren. Der Heckethaler wird in Salz

aufbewahrt. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 331 vertritt ein schwarzes Huhn die Stelle des Katers.

Uebrigens heißt es in Grimms Abergl. Nr. 781, der Heckethaler könne nie verloren gehen und kehre immer zu seinem Eigenthümer zurück, weshalb er auch nach Wolfs deutschen Märchen Nr. 331 in Gent der fliegende Schilling heißt.

Gegenüber den alten Helden, die als nackte Berserker oder schlecht bewaffnete Bärenhäuter die mächtigsten Feinde besiegten, nehmen sich die viel später in der Sage aufkommenden Freischützen, die aus sicherer Ferne durch bloße Zauberkunst ohne alle Gefahr für sich selbst, den Feind treffen und aus Bosheit gerade auf das Verderben der Unschuldigen ausgehen, höchst modern und erbärmlich aus. Der Gegensatz der pfiffigen Neuzeit gegen die ehrliche Vorzeit kann kaum schärfer gefaßt werden.

Ein Jäger lernte vom Teufel die Kunst, ein Freischütz zu werden, d. h. daß ihm jeder Schuß treffen mußte. Er lud nämlich eine geweihte Hostie und schoß dieselbe gegen die Sonne ab. Augenblicklich entstand ein Ungewitter und seine Fußstapfen auf dem weißen Tuch, auf dem er gestanden, waren blutig. Der Blitz zündete ihm das Haus an und zum Ueberfluß wurde er verdammt, ewig zu jagen. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig Nr. 492. Das in die Sonne schießen, um Freischütz zu werden, kommt auch in Wolfs hess. Sagen Nr. 124 vor.

Wer ein Freischütz werden will, muß sich Freikugeln gießen, die überallhin treffen. Dazu braucht er aber Farrensamen, den er in der Mitternacht vor dem Johannistage im Walde sammeln muß, und Himmelsblut, das er auf folgende Weise bekommt. Er stellt sich (wahrscheinlich am Johannistage) zu Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, derselben gegenüber und schießt mitten in sie hinein, dann fallen drei Blutstropfen herab, die mischt er zu dem Farrensamen mit dem Blei, aus dem er die Kugeln gießt und dann werden es lauter Freikugeln. Bechstein, Sagen des Thüringerlandes III. 482. Vgl. Mone, Anz. 1838 S. 224. Harrys, niedersächs. Sagen II. 16.

Mittelst des Frei- oder Luftschusses kann der Freischütz in der weitesten Ferne jeden erschießen, wen er will. Bodini, Dämonologie, deutsch von Fischart S. 144. Auf diese Art tödtete einer den Mann seiner Geliebten in Paris auf 600 Meilen Weite. Gödelmann, von Zauberern S. 75. In Tirol schoß ein Gemsjäger als Freischütz alle Gemsen an derselben Stelle an, so daß alle Felle derselben, über einander gelegt, nur ein Loch zeigten. Steub, Tirol S. 63. Drei Freischützen schossen einmal hoch auf der Mauer eines alten Schlosses ein Kleeblatt. Bechstein, Thüring. S. III. 170.

Nach einer alten Volkssage wird die letzte Freikugel, deren der Schütz sich

bedient, vom Teufel gelenkt und der Schütz erschießt sich selbst, oder seine Geliebte. In Apel und Launs Gespensterbuch I. 1 erschießt der Freischütz Wilhelm seine Braut Käthchen auf diese Weise und stirbt im Irrenhause. Aus dieser Erzählung hat Kind einen Operntext gemacht, den Maria v. Weber in seinem berühmten Freischützen componirt hat. Hier heißt der Jäger Max, trifft aber nicht die Braut, sondern den Jäger Caspar, der ihn verführt hatte, und kommt mit heiler Haut davon. Abgesehen von der schönen Musik ist diese moderne Dichtung die schmählichste Entstellung der alten Sage. Max frevelt aus unmännlicher Schwäche und Eitelkeit an Gott, treibt mit Caspar die höllische Bezauberung, gewinnt dadurch die Freikugeln und bedient sich ihrer, theilt also mit vollem Bewußtsein den gottlosen Frevel, leidet aber keinerlei Strafe dafür.

Dem Freikugelgießen gerade entgegengesetzt ist das Waldmannsetzen. Wenn man bewirken will, daß der Schütz fehlt, so setzt man ihm einen Waldmann. Man braucht z. B. nur das Tuch, womit er sein Gewehr auswischt, an einen Espenbaum zu hängen, so muß nachher seine Hand beständig zittern wie Espenlaub. Mischmasch 1715 S. 66.

Ans Komische grenzt die Vorstellung vom Seelenhandel und Seelentausch für den Teufel.

Ein Bösewicht verkaufte seine Seele einem Andern, um sie los zu werden, bevor der Teufel sie holen würde. Der Andre aber kaufte sie gern, um sie dem Teufel statt seiner eignen zu übergeben. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frkf. Feierabend 1583 S. 89.

Die eigenthümliche Mischung von Gräßlichkeit und Lächerlichkeit im Teufel ist am glücklichsten ausgedrückt in der Sage von der Teufelsglocke.

Zu Hof im Vogtlande war eine ungetauft gebliebene Glocke eben deshalb vom Teufel besessen und gab so fürchterliche Klänge von sich, daß sich alles Volk davor entsetzte. Döbeneck, Volksglauben I. 163.

Die komische Auffassung des Teufels ist sehr alt. Je fester die Kirche stand, um so ohnmächtiger erschien der Teufel. Daher stellten ihn die Künstler äffisch verzerrt dar in den Ecken und unter dem schweren Gebälk der Kirchen gleichsam erdrückt, in ohnmächtiger Tücke. Oft auch gingen ältere heidnische Mythen in Teufelssagen über. An den ungeschlachten bösen Riesen hatte sich längst der deutsche Humor geübt. Was man nun zur Heidenzeit vom Donnergott erzählt, wie derselbe mit den Riesen umgesprungen sey, das erzählte man später von einem christlichen

Schmiede, der den Teufel mit seinem Hammer zerklopft oder mit glühendem Eisen gebrannt habe.

So klemmte nach der Legende der h. Dunstan als Schmied dem Teufel die lange Nase mit glühender Zange ein. Dasselbe that nach unsrer Volkssage der Schmied von Apolda. Der Schmied Apelles fuhr dem Teufel, der ihn in Gestalt eines schönen Weibes verführen wollte, mit glühendem Eisen über das Gesicht. Görres, Geschichte der Mystik IV. 1. 273. Wir haben Theil I. S. 131 schon der starken Schmiede gedacht.

Sinnreich und echt volksthümlich ist eine holsteinische Sage bei Müllenhoff Nr. 373.

Der Teufel will einmal ein Zimmermann werden, haut sich aber mit dem Beil in die Stirne. Er fängt die Sache nun von einer andern Seite an, haut sich aber noch einmal und so, daß beide Wunden ein Kreuz bilden. Da hat er genug.

Einen guten Schwank vom Teufel theilen Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes III. 150 und Nothnagels Sagen S. 78 mit.

Bei der Teufelslache in Thüringen warf ein Roß seinen Reiter ab. Der Reiter fluchte: daß dich der Teufel reite. Da wurde das Roß gleich in die Lache geritten. Der Besitzer lief ihm nach, faßte es beim Schweif, wollte es durchaus nicht fahren lassen und schnitt ihm am Ende, um doch etwas zu behalten, aus Wuth den Schwanz ab. Als er heimkam war das Pferd ganz ruhig im Stalle, aber ohne Schwanz.

Noch besser ist die Sage, warum die Ziegen kurze Schwänze (aber kluge Augen) haben, erzählt in Görres Wallfahrt nach Trier S. 199.

Als Gott alle Thiere geschaffen, hatte er die Gais vergessen. Da machte sich der Teufel daran, schuf das Thier und gab ihm einen prächtigen langen Schwanz. Allein die Gais verwickelte sich damit, weil sie immer das Laub an den Hecken und Zäunen herausholt, in den Dornen und der Teufel mußte ihr endlich ihren lästigen Schwanz völlig stutzen. Darauf benagte die Gais den Weinberg Gottes, wofür er sie durch den Wolf zerreißen ließ. Der Teufel verlangte Entschädigung und Gott versprach sie ihm, wenn alles Eichenlaub gefallen wäre. Da kam im Spätherbst der Teufel, aber Gott schickte ihn nach Constantinopel, wo noch eine immergrüne Eiche stand. Als der Teufel zurückkam, grünten auch die deutschen Eichen wieder. Da war der Teufel betrogen und stach aus Aerger den Gaisen die Augen aus, setzte ihnen aber seine Augen wieder dafür ein, deshalb sehen sie so klug darin.

Besonders volksthümlich erscheinen die Sagen, in denen die deutsche Kraft und Grobheit als solche sich allem überlegen fühlt, nichts fürchtet

und sehen wir eine Staatsgewalt, die, das höchste Wesen selbst nachahmend, überall zurücktritt, wo die Einzelnen, sich der Freiheit würdig zeigend, ihrer Einwirkung nicht bedürfen.

Die Magistrate der alten Städte waren bei Besetzung erledigter Stellen weder von der Gunst der Fürsten noch dem Willen der Gemeinde abhängig, und ergänzten sich selbst unter gemäßigter Mitwirkung der Gemeinden und der Fürsten.

Diese Unabhängigkeit der Magistrate nach oben und unten war ein besseres Mittel für die Unparteilichkeit der Entscheidungen, als jetzt die Dienstpragmatiken der Beamten und die aus ungebildeten Bürgern künstlich zusammengesetzten Geschwornengerichte, ohne die Mitwirkung rechtsgelehrter und selbstständiger Richter.

Diese Selbstständigkeit sicherte nicht bloß die Unparteilichkeit einzelner Entscheidungen, sondern auch die Autonomie der Gemeinden, die Fortpflanzung von Lokalobservanzen und der einem jeden Ort besonderen Verwaltungsgrundsätze, die zu größerer Entwicklung der Freiheit, des Wohlstands und der Bildung nöthig sind, und ohne welche die Städte von unaufhörlich wechselnden, immer den Gemeinden fremdbleibenden Oberbeamten regiert, niemals zu der Blüthe gelangen können, für welche sie bestimmt sind, und welcher sie fähig wären.

Aber diese Magistrate waren ungeachtet aller Selbstständigkeit doch in den meisten Städten vollständig kontrolirt und vor Ausartung in Schranken gehalten durch die Gemeinde selbst oder vielmehr durch die Vorsteher der Distrikte und Zünfte, welche, einem steten Wechsel unterworfen, die nöthige Bewegung in die Verwaltung brachten, ohne deren Zustimmung allgemein Gültiges nicht beschlossen werden konnte, deren Mitwirkung auch bei mehreren einzelnen wichtigern Verhandlungen nöthig war, und die auf solche Art die Magistrate an Mißbräuchen hindern, genau beobachten und zu zweckmäßigen Aenderungen veranlassen konnten.

Wir finden in diesen Städten den schon von Deutschlands ältestem Geschichtschreiber in seiner Urzeit bemerkten Unterschied zweier freier selbstständiger Stände, des Adels und der Bürger, sich immer von neuem gestalten unter verschiedenen Namen und Verhältnissen, wenn gleich oft geraume Zeit während der Unruhen verschwindend.

und den Teufel ſelber verlacht. So die luſtige Höllenfahrt der Landsknechte.

Eine Schaar deutſcher Landsknechte rückte mit klingendem Spiel und fliegender Fahne vor die Hölle. Sie waren nämlich in einer Schlacht gefallen und ſuchten den Ort der Verdammniß auf, wohin ſie gehörten. Die Teufel aber hatten ſolche Angſt vor ihnen, daß ſie die Thore ſchloſſen. Sie zogen nun zum Himmel, aber St. Peter ließ ſie nicht ein. Sie müſſen nun noch immerfort zwiſchen Himmel und Hölle ſchweben. Bebelii facet. 73.

Die derbſte Abfertigung des Teufels kommt in Luthers Tiſchreden S. 206 vor. Als der Teufel bei einem Sterbebett auf die Seele lauert, läßt der Sterbende einen Wind und ſagt dem Teufel, da nimm dieſen Stab und pilgere damit nach Rom. — Nach Beckers lithauiſchen Volksſagen 1847 S. 11 kam ein Kaufmann, der ſich dem Teufel ergeben, dadurch von ihm los, daß er etwas Unmögliches von ihm verlangte, indem er einen Wind ließ und ihm befahl, einen Knoten hinein zu machen.

In mehreren deutſchen Sagen wird das Vorkommen von verhaßten Räubern oder Ketzern in einer gewiſſen Gegend dadurch erklärt, daß einmal der Teufel dieſe böſen Leute in einem Sack geholt habe und eben im Begriff geweſen ſey, ſie durch die Luft in die Hölle zu ſchleppen, als der volle Sack an einer Bergſpitze angeſtoßen und ein Loch darin entſtanden ſey, aus dem die böſen Leute herausgefallen ſeyen und nun die Gegend plagen. — So die Sage vom Spitzberg in Schleſien unfern von Liegnitz, wo der Teufel mit ſeinem Sack angeſtoßen und die Schwenkfelder (Sekte zu Luthers Zeiten) herausgefallen. Gödſche, ſchleſ. Sagenſchatz S. 184. — So auch die Sage von Freiſack, an deſſen ſpitzem Kirchthurme der Teufel mit dem Sack anſtieß, worauf die Herrn von Bredow herausfielen, die als Raubritter die Quälgeiſter des Landes wurden. Kuhn, märkiſche Sagen Nr. 145.

In vielen deutſchen Städten wird der ſtark durch die Straßen wehende Wind auf eine ſatiriſche Weiſe erklärt. Der Wind heißt es, ſey mit dem Teufel durch die Stadt gezogen, da habe der letztere den erſteren warten heißen und ſey zu den Jeſuiten ins Haus gegangen, aber nicht wieder herausgekommen. Nun laufe der Wind ungeduldig die Straße auf und ab bis auf den heutigen Tag. So erzählt man von Bonn. Nothnagel, Sagen Nr. 179. So auch von München. Hier ging der

Teufel in die Frauenkirche und wieder hinaus, indem er den Wind aus Freude über einen vermeintlichen Fehler beim Bau vergaß. v. Steinau, Volksſagen S. 119. Eben ſo am Münſter in Straßburg. Stöber, Elſäß. Sagenb. S. 534.

3.

Geſpenſtiſches aus dem Todtenreich.

Wie die Welt im 16. und 17. Jahrhundert voll Teufel war, ſo auch voll Geſpenſter. Die Geiſter der Verſtorbenen konnten in dieſer aufgeſchreckten Zeit weniger Ruhe finden als je vorher. Man hat zwar immer Geiſter geſehen, allein in ſolcher Menge kamen ſie früher nicht vor und ſo lebhaft beſchäftigten ſie jetzt erſt die Einbildungskraft. Das böſe Gewiſſen des Volkes, das überall rächende und hohnlachende Teufel ſah, machte ſich auch in der Geſpenſterſeherei geltend. Ein Gefühl von ungeſühnter Schuld ging durch die Welt.

Geſpenſtergeſchichten kommen daher überall in jener Zeit vor, in geſchichtlichen Werken, Biographien, Lehrgedichten und eigenen Sammlungen. Beſonders reichhaltig ſind: die Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter, Lavater von Geſpenſtern, Männling Traumtempel, die ſchon erwähnten Werke von Franciſci (Proteus) und Goldſchmidt (Morpheus).

Im Volke gehen eine Menge Sagen um von Geiſtern, die erſt dann erlöst werden können, wenn ein junger Geiſtlicher ſeine erſte Meſſe leſen oder Predigt halten wird, deſſen Wiege aus dem Holz eines Baumes gezimmert iſt, der jetzt noch ganz klein iſt; alſo daß ſie oft 100 und mehr Jahre warten müſſen. Vgl. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 58. Bechſtein, öſterreichiſche Sagen I. 139. Von Herrlein, Sagen des Speſſart S. 210. Vonbun, Vorarlb. Sagen S. 23. F. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 4. Weber, Tirol III. 143. Baader, bad. Sagen Nr. 36. Simrock, Rheinland S. 101. Schaubach, Alpen V. 23 ꝛc. Dieſen Sagen liegt ohne Zweifel eine Wahrnehmung zu Grunde, die auch bei Geiſtererſcheinungen der neuern Zeit häufig wiederkehrt. Es iſt ſehr häufig eine ganz beſtimmte Perſon, häufig ein Kind, welchem der irrende Geiſt ſich zu erkennen gibt und von dem allein erlöst werden zu können er verſichert.

Im Sulzbachiſchen erſchien im Jahr 1676 der dreizehnjährigen Anna Beutelin eine geſpenſtiſche Frau in alter Tracht und ſagte ihr, wie lange ſie ſchon auf ihre Geburt gewartet habe, denn nur durch ſie allein könne ſie erlöst werden. Das junge Mädchen that, was der Geiſt ihm vorſchrieb und erlöste ihn durch Gebet. Beim Abſchied dankte ihr der Geiſt, verſichert ihr zum Lohne, ſie werde niemals krank werden, ließ aber in dem Schleier des Mädchens, indem er denſelben berührte, Brandflecken zurück. Happel, relat. cur. V. 332.

Hülfe um Hülfe.

Im Jahr 1671 fiel ein junges Mädchen in eine ſchwere Krankheit. Ein Geſpenſt, das ihr erſchien, behauptete nur von ihr erlöst werden zu können, verſprach ihr aber dafür auch Heilung ihrer körperlichen Leiden. Das Mädchen erlöste nun den Geiſt von jenſeitigen und der Geiſt das Mädchen von dieſſeitigen Leiden. Valvaſor, Ehre des Erzh. Krain III. 251.

Aehnlich die ſchöne Sage von der Nonne Adelheid von Adelhauſen.

Dieſe Nonne wurde auf ihrem Sterbebette von unzähligen ſeligen Geiſtern beſucht, den Schatten derer, die ſie während ihres Lebens durch ihr Gebet aus dem Fegfeuer erlöst hatte, und die nun dankbar wieder für ſie beteten. Steill, Ephemeriden des Dominicanerordens zum 3. Februar, ein wenig bekanntes Buch, aber eine Fundgrube von Poeſie.

Die Brodrinde.

Während der großen Hungersnoth im Jahr 1694 befand ſich ein Hirtenknabe auf dem Felde und hatte nur noch ein kleines Stücklein Brodrinde. Da kam ein Engel und bat ihn um etwas zu eſſen und der gutherzige Knabe theilte mit ihm die Rinde. Der Engel aber ſprach: Gottes Segen iſt in dieſer Rinde, ich will ſie vertheilen und auf allen Wegen ausſtreuen. Und von Stund an wurden die Felder fruchtbar und der Theurung folgte Ueberfluß. Görwitz, Sagenſchatz von Oberfranken S. 47.

Die Todten gewähren Schutz dem, der ſie ehrt.

Zorn von Bulach ging nie über den Kirchhof, ohne für die Todten zu beten. Einmal lauerten ihm bei Nacht am Kirchhof Mörder auf, da ſtiegen die Todten aus den Gräbern und ſchützten ihn. Stöber, Sagen des Elſaßes, S. 152.

Der Böttiger zu Löwen pflegte, ſo oft er über den Kirchhof ging, für die Ruhe der Todten zu beten. Einſt lauerten ihm Räuber auf demſelben Kirchhofe auf, aber die Gerippe erhoben ſich aus den Gräbern und ſchlugen die Räuber zu Boden. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Der Thürmer von St. Eliſabeth in Breslau.

Auf dem Thurm der Eliſabethkirche in Breslau, dem höchſten des Landes, ſaß ein armer Thürmer mit vielen nackten Kindern. Da raubte er einmal

den zweiten Studenten herbei, der vor Angſt faſt ſtarb, bis er gleichfalls kahl war. Nun aber fiel es dem kecken Wenzel ein, den Geiſt auch ſeinerſeits zu raſiren, da er bemerkt hatte, derſelbe ſey ſehr dick behaart. Kaum hatte er es zu verſtehen gegeben, als auch der Geiſt ſich willig zeigte und ſich hinſetzte. Nun ſchor ihn Wenzel ganz kahl und als er fertig war, fing der vorher ſtumme Barbier zu reden an und dankte ihm, daß er ihn erlöst habe. Er ſey der Diener eines grauſamen Grafen geweſen und habe bei Lebzeiten unſchuldige Wanderer zum Hohn kahl ſcheeren müſſen. Dafür ſey er verurtheilt worden, nach dem Tode keine Ruhe zu finden, bis ihm einmal das Gleiche gethan werde. Wirklich kehrte der Geiſt nie wieder; der Graf aber, dem das Schloß gehörte und der es fortan wieder bewohnte, beſchenkte den Studenten reichlich. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter I. 289 f. Bekanntlich hat Muſäus dieſe Geſchichte in eines ſeiner Märchen verflochten. Eine ähnliche Sage findet man in C. Meiers Märchen Nr. 45.

Die todten Diener.

Der Graf von Greifenfels, in Kärnthen, zog ins h. Land und ließ ſich von ſeinen Dienern geloben, ſeine Leiche, wenn er ſtürbe, heim auf ſein väterliches Stammſchloß zu bringen. Als er aber ſtarb, behielten die Diener ſeine Habe und zerſtreuten ſich. Zur Strafe aber kehrt keiner in die Heimath lebendig zurück, nur ihre Geiſter erſcheinen in der Mitternacht und tragen die Bahre ihres Herrn aufs Schloß. Noreja 1837 S. 27.

Der Graf von Rogendorf hatte einen Bereiter, welcher in der Schlacht erſchoſſen wurde, ohne daß es der Graf wußte, und nun als Geſpenſt ſeinen Dienſt fortſetzte, bis er endlich ſeine dämoniſche Natur durch tolle Poſſen zu erkennen gab und verſchwand. Prätorius, Glückstopf. 173. Grimm, Deutſche Sagen I. Nr. 99. Harsdörfer, jämmerl. Mordgeſchichten Nr. 115.

Liebende Geiſter.

Der Junker von Quad, Bräutigam eines holländiſchen Fräuleins von Kortenbach, verabredete mit ihr, wer von beiden zuerſt ſterbe, ſoll dem andern auch noch als Geiſt in Liebe dienen und gewärtig ſeyn. Bald darauf fiel er in einer Schlacht und kehrte als unſichtbarer Geiſt zurück, um nie wieder von ſeiner Braut zu weichen. Man ſah die Gegenſtände, die er ihr brachte, ſich durchs Zimmer bewegen, aber nicht die Hand, die ſie trug. Goldſchmidt, hölliſcher Morpheus S. 172.

In Kärnthen hatte ein Ritter ſeine geliebte Frau durch den Tod verloren. Da kam einmal die Amme und ſagte ihm, wenn ſie das Kind ſäugen wolle, ſo ſey ſchon die verſtorbene Frau da und thue es ſelbſt. Der Ritter lauſchte, ſah die todte Frau, eilte zu ihr, hielt ſie feſt und lebte mit ihr wieder, wie zuvor. Sie gebar ihm zwei Söhne. Der eine davon wurde ein ausgezeichneter und ſehr gefürchteter Ritter. Als ihm aber gegen ihren Willen ein edles

Fräulein vermählt wurde, erſchien er bei der Hochzeit im Grabgewande, entführte ſie auf einem ſchwarzen Roß und ſtürzte ſich mit ihr in einen Abgrund. Norreja 1837 S. 246.

Ein Fräulein von Doney lebte in ſo inniger Freundſchaft mit ihrem Bruder, daß beide verabredeten, welcher den anderen überlebe, ſollte zeitlebens um ihn trauern. Der Bruder ſtarb. Die Schweſter trauerte ein Jahr. Dann zwang ihr Vater ſie, einmal bei einer Hochzeit weltlichen Putz anzulegen. Sie ging ſehr ungerne daran, kaum aber putzte ſie ſich vor dem Spiegel, ſo ſah ſie in demſelben die Geſtalt ihres verſtorbenen Bruders, und der Geiſt des Bruders blieb fortan bei ihr, folgte ihr überall und leiſtete ihr kleine Dienſte, bis ſie wieder die Trauer um ihn anlegte. Da war er verſchwunden. Goldſchmidt, hölliſcher Morpheus S. 182.

Das Kirchlein am Meere.

Ein Prediger in Friesland hatte die Verpflichtung, in einem einſamen Kirchlein am Meeresufer zuweilen den Seeleuten zu predigen, die gerade in der Nähe vor Anker lagen. Der Weg dahin war aber ſehr beſchwerlich, zuweilen waren gar keine Seeleute da, er beſchloß daher, gar nicht mehr hinzugehen. Indem er mit dieſem Gedanken durch den Wald heimkehrte, begegnete ihm ein altmodiſch gekleideter, ſehr ſtattlicher Schiffsmann, nicht lange nachher ganz derſelbe, und als er wieder eine weite Strecke gegangen war, derſelbe noch einmal. Da erſchrack er heftig, der Fremde aber redete ihn an: „ich kenne deinen Vorſatz, aber du ſollſt davon abſtehen, denn die armen Seeleute, denen du zuweilen predigeſt, bedürfen des geiſtlichen Zuſpruchs. Mancher, der auf dem Meer umkommt, ſagt es dir Dank.“ Damit verſchwand der Fremde, der Prediger aber dachte nicht mehr daran, ſich der frommen Pflicht zu entziehen. Nach Oberlin in Schuberts Symbolik des Traumes, zweite Aufl. S. 267.

Die Stiefmutter und die rechte Mutter.

Rührende Klage eines Kindes über die böſe Stiefmutter, die ihm Aſche aufs Brod ſtreut, es mit dem Kamme ſticht beim Kämmen ꝛc. Meinert, Lieder des Kuhländchens I. 89 (Haupt, altd. Blätter II. 175). Rührendes Lied von einer Mutter, die aus dem Grabe kommt, um ihre von der Stiefmutter vernachläßigten Kinder zu kämmen und das jüngſte zu ſtillen. Die Kinder erſchrecken anfangs vor der todtbleichen Erſcheinung. Auch der Vater kommt dazu und verſpricht, künftig beſſer für die Kinder zu ſorgen. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 147. Aehnlich eine niederländiſche Sage bei Wolf Nr. 326, worin die wahre Mutter als Geiſt erſcheint, das Kind zu ſäugen.

Die Hand aus dem Grabe.

Ein unartiges böſes Kind erkrankte und ſtarb, da wuchs ihm ſeine Hand aus dem Grabe und zog ſich nicht zurück, bis die Mutter mit der Ruthe kam

und ſie ſchlug. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 422. Hauber, bibl. Mag. III. 421. Grimm, Märchen Nr. 117. Das iſt die mildeſte Form der Sage. In vielen andern Sagen iſt die Rede von gottloſen Söhnen, die ihren Vater oder ihre Mutter geſchlagen und deren Hand aus dem Grabe wächst. Von einem, der die Hand gegen den Vater aufhob, ſiehe Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 120 und Temme, Volksſagen der Altmark Nr. 49. Gegen eine Mutter zu Ingolſtadt ſiehe Kornmann miracula mort. II. 47. Asmus, Lübecks Volksſagen S. 92. Karl, Danziger Volksſagen I. Nr. 42. Vgl. Wagenfeld, Bremer Volksſagen I. 2. Bosquet, la Normandie p. 263.

In Stettin wuchſen ſie zwei Kindern immer wieder heraus, wenn man ſie aufs neue mit Erde bedeckte, bis man ſie mit einem Spaten abſtieß und zum ewigen Andenken in der Kirche aufhing. In der Kirche zu Bergen auf Rügen hängt die Hand eines Vatermörders, desgl. in Stralſund auf der Rathsbibliothek, die gleichfalls nicht begraben werden konnten. Temme, Volksſagen aus Pommern Nr. 92. Desgl. zu Lunow. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 46.

Der Ring im Schädel.

Als der Pfälzer Friedrich nach der Schlacht am weißen Berge mit ſeiner Gemahlin aus Prag flüchten mußte (1621), folgte ihnen die Oberhofmeiſterin von Reitzenſtein nach. In Jungbunzlau übernachtend träumte dieſe, ein weiblicher Geiſt trete vor ihr Bette und erzähle ihr, ſie ſey die Frau des Hauſes geweſen und um einer andern willen von ihrem Manne, einem Metzger, erſchlagen worden. Sie liege unten im Keller begraben, wenn ſie morgen nachgraben laſſe, werde man ſie finden. Sie möge ihren goldnen Ring in ihren geſpaltenen Schädel legen und werde ihn am Morgen am angezeigten Orte finden. Die Frau von Reitzenſtein hatte wirklich den Muth, ihren goldenen Ring vom Finger zu ziehen und ihn in den geſpaltenen Schädel des geſpenſtiſchen Weibes zu legen. Am Morgen machte ſie Anzeige bei den Gerichten, man grub nach und fand das Gerippe der Ermordeten, im offenen Schädel den Ring der Dame. Der Mörder erlitt nun ſeine Strafe. Hormayr, Taſchenbuch 1832 S. 312. Happel rel. mir. III. 522. Brenner Cur. 272. Nach Harsdörffers Mordgeſchichten Nr. 75 (gedruckt 1656) hat ſich dieſe Geſchichte in Stockholm zugetragen. Nach einer andern Nachricht in den Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 232 vgl. Horſt, Deuteroſcopie I. 127, in Quedlinburg. Nach Baaders bad. Sagen Nr. 91 trug ſich die Geſchichte auch in Schiltach zu. Vgl. auch Kerners Magikon III. 2 und Baaders Volksſagen Nr. 91.

Gerippe auf Hirſchen.

Ein Graf im Schwarzwald verirrte einſt auf der Jagd und ſah plötzlich eine große Heerde Hirſche, auf denen Gerippe ritten, vor ihnen herfliehend aber ein Mann, der einem Jäger glich. Der Graf rief Jeſu Namen an, da

verſchwanden die Hirſche mit den Geiſtern, der Jäger aber blieb ſtehen und ſagte ihm, er ſey ſein Aeltervater, der einſt alle Jagdfrevler habe lebendig auf Hirſche ſchmieden laſſen und nun noch dem Tode ewig von ihnen verfolgt werde. Der Graf nahm es ſich zu Herzen, vertheilte all ſein Gut unter die Armen und wurde ein Klausner. Schreiber, Sagen Nr. 54.

Eine merkwürdige Sage von Irrlichtern bei Kuhn, nordd. Sagen Nr. 116.

Ein Kuhhirt in Ferchesar bei Rathenow verlor eine Kuh, ſuchte ſie lange und ſetzte ſich endlich auf einen Baumſtumpf, eine Pfeife ſtopfend. Da liefen ihm viele Irrlichter zu, ihn neckend, bis er um ſich ſchlug und eins traf. Da hatte er einen Knochen in der Hand, den er mitnahm. Bald darauf kamen aber die Irrwiſche ums Haus und dachten es anzuzünden, wenn er ihnen ihren Kameraden nicht herausgäbe. — Demnach ſind die Irrlichter die Seelen, die an die Knochen des zurückgelaſſenen Leibes gebannt ſind. Daſelbſt Nr. 260 heißt es, ein Müller in Giebolzhauſen habe einmal Nachts ein Irrlicht gefangen und in ſeinem Sack mitgenommen, als er den Sack aber zu Hauſe öffnete, war ein Todtenkopf darin. Der Todtenkopf bleibt aus dem Irrlicht auch in Wolfs niederländiſchen Sagen S. 557 zurück.

Die reiche Jungfrau mit dem Todtenkopf.

Eine ſolche kam einmal nach Straßburg und hätte gern mit ihrer Hand einen armen Jüngling glücklich gemacht, aber wer es ſo weit brachte, daß ſie den Schleier vor ihm lüftete, der floh mit Entſetzen vor dem Todtenkopf. Stöber, Sagen des Elſaßes S. 442. An andern Orten erzählt man dieſe Sage von einer überaus reichen Dame mit einem Schweinskopfe. Wagenfeld, Bremens Volksſagen I. 33.

Schöne Sagen von den Todesküſſen und geſpenſtiſchen Geliebten.

Bertha, das geſpenſtiſche Fräulein von der Burg Windeck, erſchien einem auf der Jagd durch einen Hirſch dahin gelockten Ritter und reichte ihm ein Trinkhorn voll köſtlichen Weins. Aber er trank daraus die Liebe ins Herz und konnte nicht leben, nicht ſterben, bis die Jungfrau ihm wieder erſchien und ihn durch ihren Kuß tödtete. Schreibers Sagen I. Nr. 60. In Verſen von Chamiſſo in deſſen Werken III. 147. Vgl. A. Schreibers Gedichte S. 282. Erlach III. 527. Nach einer andern Faſſung in Schreibers Sagen I. Nr. 46 weckt das Fräulein in der Gruft einen ehernen Biſchof, um ſie mit dem Ritter zu trauen; der Ritter aber kommt davon, alles liegt nur hinter ihm wie ein Traum.

Die Jungfrau zu Pernſtein in Mähren läßt ſich zuweilen als eine geſpenſtige Jungfrau ſehen, mit Schlüſſeln oder das Haar kämmend. Einſt erblickte ſie ein junger Knecht, der betrunken war, nahm ſie ohne weiteres beim Arm und küßte ſie derb ab. Aber ſie umarmte ihn mit ſolcher Kraft, daß

ihm die Seele ausging. Balbini miscell. Bohem. III. 192. Francisci, höllischer Proteus S. 464. Büsching, Volkssagen I. 159. Eine ganz ähnliche niederländische Sage in Wolfs deutschen Märchen Nr. 212 und eine niedersächsische bei Harrys I

In einer irisch[illegible] Sage kommt ein Kirchhofsgespenst vor, welches als Mädchen Jüngling als Jüngling Mädchen überfällt und zu Tode küßt, Grin III. 235. Eine gespenstische Nonne geht um in Köln, wen sie küßt, ist des Todes, Weyden, Kölns Vorzeit S. 206. Eine buhlerische Nonne geht um am Naumberge, Schwarz, Buchenblätter S. 160 und zu Lechrain, Kuhn, märk. Sagen Nr. 77.

Im Oppenauer Thal suchte einst ein Junker von Bosenstein Schätze in der alten Bärenburger Ruine, fand aber nur zerfallene Särge in der Gruft der alten Ritter. Ein einziger Sarg, der nach der Aufschrift eine Jungfrau, die letzte des Bärenburger Stammes, einschloß, enthielt eine goldene Kette und einen goldnen Ring mit einem blitzenden Diamanten. Diese Kleinode nahm der Junker mit sich. Beim Ausgang aus der Burg aber erschien ihm die Jungfrau, begrüßte ihn als Bräutigam, weil er ihren Ring genommen, und wollte ihn zum Manne haben. Da entsetzte er sich und floh, aber wenige Tage nachher war er todt. Schreibers Sagen Nr. 40.

Im Odenwalde lebte eine spröde Jungfrau, die alle Freier verschmähte, bis sie sich einmal sterblich in einen Ritter verliebte, der des Wegs daherkam und einen Labetrunk von ihr erbat. Als er ihr nun sagte, er besitze ein schönes Schloß, ließ sie sich willig von ihm als seine Braut auf die Burg Rodenstein führen, wo er sie aufs herrlichste empfing. Sobald sie aber beim festlichen Mahle aus seinem goldnen Becher trank, verschwanden plötzlich Becher, Bräutigam und Schloß. Sie war allein im Freien und so erschreckt, daß sie nach drei Tagen starb. Wolf, Zeitschrift I. 32.

Zu Brüssel war eine sehr reiche Jungfrau, um die sich zwei Freier bewarben, die aber ausblieben, als sie erkrankte. Darüber grämte sie sich vollends zu Tode. Als sie aber bereits begraben war, erschien sie plötzlich wieder wie vordem in ihrem Hause und die Freier fanden sich auch wieder bei ihr ein. Da verlangte sie von dem Einen eine Liebesprobe, er solle sich Nachts in ein Grab legen, das er auf dem Kirchhof offen finden werde. Dem Andern sagte sie ganz das nämliche, ohne daß er wußte, sie habe es von jenem auch schon verlangt. Beide fanden sich daher auf dem Kirchhof ein, der erste legte sich in das offene Grab, der zweite fiel auf ihn und hintendrein kam die Jungfrau selber, umfaßte beide mit den Armen und drückte sie todt. Am Morgen fand man alle drei und deckte ihr gemeinschaftliches Grab gleich mit Erde zu. Wolf, niederländische Sagen Nr. 429.

Armgart, ein reiches Fräulein auf dem Schlosse Möhren in Mittelfranken, verschmähte alle Freier und ließ sich einen goldnen Schlüssel machen, den sie sorgfältig in ihrem Bett versteckte: nur der soll sie haben, der ihr den gol-

denen Schlüssel bringen würde. Ritter Kunz von Absberg, ein ruchloser, zu allem Bösen geneigter Ritter, bestach ihr Kammermädchen und gewann den Schlüssel. Als Armgart aber den Betrug merkte, erstach sie sich und vereitelte dadurch des Ritters Werbung. Seitdem erschien sie als Gespenst mit Schlüssel und Dolch. Als es Kunz erfuhr, hatte er die Frechheit, sie zum Nachtessen einzuladen, und siehe, sie kam und setzte sich zu ihm zu Tisch. Entsetzt rief er sie im Namen Gottes an, da fielen ihre prächtigen Gewande von ihr ab, ihre Juwelen wurden zu glühenden Kohlen und sie selbst zu einem Todtengerippe, das seufzend verschwand. Schlüssel und Dolch ließ sie zurück. Der Ritter ging in ein Kloster und that Buße. Panzer, Beitrag S. 144. — Diese gewiß alte deutsche Sage ist der südlichen Sage vom steinernen Gast verwandt.

Herr von Dieskau, ein märkischer Edelmann, sah auf einer Reise eine schöne polnische Dame, verliebte sich in sie, lud sie auf sein Schloß ein, warb um ihre Hand und feierte auf seinem Schlosse eine glänzende Hochzeit mit ihr. Aber als sie mit ihm in die Brautkammer getreten war, erklärte sie ihm, er werde sie nie wiedersehen, als nach seinem Tode und verschwand. Es war ein Geist gewesen. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 176.

Im braunen Moor zwischen Gereseld und Hilders traf ein böser Ritter einmal eine reizende Jungfrau, welche Blumen pflückte, ergriff und küßte sie, fand sich aber plötzlich von einem Todtengerippe eng umklammert, welches ihm zurief: deine Zeit ist aus! und versank mit ihr im Moor. Schörpner, bayrische Sagen Nr. 767.

Die deutsche Sage von der Erlinde ist der griechischen von der Braut von Korinth auffallend ähnlich.

Ein junger Ritter, Guntram, verlobt mit der schönen Liba von Falkenburg, kam unterwegs in ein Schloß, wo bei Nacht ein reizendes Mädchen ihn verführte, Erlinde, die schon vor Jahren verstorbene Tochter des Schloßherrn, ein Gespenst. Als Guntram heimkehrte und Liba heirathen wollte, trat das schöne Gespenst dazwischen. Er trug Erlindens Ring, er gehörte ihr auf ewig und mußte sterben. Schreibers Sagen Nr. 33.

Verwandt ist die bergische Volkssage von Adelgunde von Scherven (bei Montanus I. 423).

Sie wird die Spinnerin von Scherwen genannt, weil sie auf ihrer Burg emsig spinnend die Rückkehr ihres geliebten Ritters erwartete, der ins h. Land gezogen war, und seinem Schwur getreu endlich auch wirklich zurückkam, aber nicht lebendig, sondern als blutbedecktes Gespenst.

Eben so die Sage vom Bräutigamsschiff.

Die Braut eines Schiffers harrte sehnsüchtig am Ufer, ob ihr Bräutigam nicht zurückkäme. Alle Schiffe kehrten heim, nur das seine nicht. Aber sie

Wir finden in vielen Städten den alten Adel verdrängt, aber nach kurzer Zeit wieder ersetzt durch ein Patriziat, und nach erneuten Kämpfen weichen einer Aristokratie der gebildetsten und angesehensten Mitglieder der Gemeinde. In diesem Gegensatz zweier Stände, gleich frei und doch verschieden an Bildung und Beruf zur Regierung, liegt aber auch eine Erklärung des großen Gedeihens vieler dieser Städte.

Diejenigen Städte kamen in Verfall, in denen es der Aristokratie gelang, auf immer den selbstständigen Bürgerstand zu unterdrücken, und auch diejenigen, in denen der Bürgerstand die Oberhand gewann, ohne aus sich selbst heraus eine selbstständige Regierung zu bilden.

Zwei Stände, so nahe gegeneinander gestellt, und so eng mit einander verbunden, daß sie sich von langer Zeit her durchschauen konnten, und dann doch wieder so wesentlich verschieden in Bildung und Ansprüchen, mußten unter dem Schutz höherer Landesbehörden die vollständigste Kontrole verschaffen, eine viel bessere, als die später und bis jetzt versuchte und immer ungenügend erfundene, durch eine Reihe vieler über einandergestellter Staatsbeamter.

In den Städten, in welchen die verschiedenen Stände nicht durch zwei abgesonderte Kollegien repräsentirt und einander gegenübergestellt waren, finden wir um so mehr Vorschriften und Gewohnheiten, nach welchen in den Magistraten selbst die verschiedenen Stände, Adelige und Bürgerliche, Gelehrte und Ungelehrte u. s. f. Anspruch auf eine Zahl Stimmen hatten, wodurch der natürliche Gegensatz, der vor Erstarrung schützt, in denselben erhalten war; z. B. in Frankfurt am Main und Nürnberg.

Selbst in den Städten, in denen die Zünfte vollständig durchgedrungen waren, wie in Speier, Straßburg, Mainz, Zürich, wußten sich in der Zunftform die höhern Stände, die Geschlechter, geltend zu machen und Eingang zu verschaffen.

Eine merkwürdige Einrichtung bei diesen Magistraten machte auch, bei aller Festigkeit und Selbstständigkeit im Ganzen, einen fortdauernden Wechsel der einzelnen Aemter, besonders des Amts des Vorstands, sehr häufig zur Pflicht.

Dieser beständige Wechsel der einzelnen Aemter sicherte noch mehr die Universalität der Bildung der Mitglieder zu den Staatsgeschäften,

blieb am Ufer und weinte und jammerte fort, bis in einer Nacht das längst versunkene Schiff mit ihrem Geliebten landete, sie aufnahm und mit ihr wieder verschwand. Müllenhoff Nr. 223.

Eigenthümlich ist die Sage von einem Todtenschiff, das allemal erscheint und hilft, wenn man es ruft. Es ist schneeweiß, ohne Mast und Segel, schnell und still daherfahrend.

Ein junger Schiffer rief es und fuhr auf ihm davon. Bald darauf kam er mit vier Schiffen mit reicher Beladung wieder und erhielt nun die ihm früher versagte Hand eines reichen Mädchens. Aber am Hochzeitstage kamen vier Todtengerippe und entführten ihn. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 114.

Das Todtenschiff heißt auch der fliegende Holländer.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts zeichnete sich unter den holländischen Seeleuten Barend Fokke durch die ungeheure Schnelligkeit seiner Meerfahrten so aus, daß man glaubte, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Als er einmal durch widrige Winde zu langem Laviren gezwungen wurde, rief er in der Ungeduld aus, der Teufel solle ihn nach seinem Tode nöthigen, die Südspitze von Afrika und Amerika an einander zu hissen. Das aber ging nach seinem Tode in Erfüllung und noch immer begegnen ihm Schiffer, wie er von einem Cap zum andern lavirt ohne je mehr einen Hafen zu erreichen. Kerner, Magikon III. 372. — Nach einer Sage im Morgenblatt 1824 Nr. 45 führt das Geisterschiff ein gewisser Evert, der einst als Seeräuber eine edle Spanierin an den Mast gebunden verschmachten ließ, nachdem er ihren Bräutigam ermordet hatte. Ihr Fluch verurtheilte ihn, ruhelos auch noch nach seinem Tode auf dem Meere umherzuirren. Sein Schiff ist eine schwarze Fregatte, vorn steht ein Todtengerippe mit einem Spieß, auch die übrige Mannschaft besteht aus Gerippen. Sie fahren überaus schnell, aber unhörbar leise.

Nach Wolfs niederländ. Sagen Nr. 130 führt das Schiff ein Brudermörder, welcher verdammt ist, ruhelos bis zum jüngsten Tage herumzufahren. Nach einem Gedicht von Wendlitz kehrt ein alter König mit dem Gespensterschiff in die Heimath zurück, wo alles anders geworden ist. Nach Gräße, vom ewigen Juden S. 55 war es ein holländischer Schiffer, van der Decken, der im heftigsten Sturm „trotz Gott und Teufel“ ums Cap herum fuhr und der zur Strafe nun ewig fahren muß. — Nach Wolfs deutschen Märchen S. 525 fährt der berühmte Seeheld Jean Bart auf dem „feurigen Schiffe“ gespenstisch umher. Marryat hat einen Roman „das Geisterschiff“ geschrieben, worin er diese Vorstellung der Matrosen ausbeutet.

4.

Magie.

Im Aberglauben des Reformationszeitalters mischte sich uralter heidnischer Volksglaube mit den phantastischen Vorstellungen, die man den alten Classikern, den gelehrten Muhamedanern und Juden entlehnte. Und zwar suchte man, wie Paracelsus that, ein System hineinzubringen, oder man verfolgte dabei praktische Zwecke des Nutzens. Man wollte mittelst der Magie die geheimen Kräfte der Natur zum Dienst des Menschen zwingen.

Die Systematiker wandten die alte Sterndeutung an, erkannten in den sieben Planeten die Urkräfte der Natur, wirksam in den Elementen, Gesteinen, Pflanzen und Thieren, wie in den Organen und Temperamenten des Menschen. Man suchte das Schicksal des Menschen aus dem Stande der Sterne in seiner Geburtsstunde zu lesen. Man bildete sich ein, in dem Stein oder Metalle den darin wirksamen Planetengeist selbst sich dienstbar machen zu können. Die Chemie in ihren rohesten Anfängen mußte dieses Bestreben unterstützen. Man suchte durch chemische Kunst die Urmaterie, das alle andern in sich vereinigende Urmetall, den Stein der Weisen, das fünfte, alle vier andern vereinende Urelement, die quinta essentia, im flüssigen Zustande das Lebenselixir herauszubringen. Durch den Stein der Weisen hoffte man Herr über alle Naturkräfte zu werden, durch das Lebenselixir die Zeit in Ewigkeit zu verwandeln, sich ewig jung zu erhalten. Sofern die Naturkräfte an die Zahl gebunden sind, bildete man eine Magie der Zahlen aus. In der Dreizahl, Siebenzahl ꝛc. sollten besondere Kräfte verborgen seyn. Eben so in den geometrischen Zahlen des Dreieckes, des Pentagramm ꝛc.

Daraus folgte eine eben so wunderliche Medicin und Anwendung der abergläubischesten Heilmittel, wie auch der Gebrauch von Amuletten. In allen Edelsteinen oder durch irgend eine seltne Eigenschaft auffallenden Mineralen, womit man auch oft Meerprodukte und organische Stoffe verwechselte, suchte man eine besondere Wunderkraft der Natur und bewahrte sie sorgfältig zum Gebrauch auf. Eben solche Kräfte schrieb man den Kräutern und Thieren zu. Die Galle, das Herz, die Asche ꝛc. von

beſonders ſcharfblickenden Thieren ſollte gut für die Augen ſeyn, die von kühnen Thieren diente zur Stärkung des Muthes, die von buhleriſchen Thieren im Liebeszauber ꝛc. Ueberall ſuchte man in roher ſummariſcher Weiſe ein Geſetz der Verwandtſchaft in der Natur, durch welches man die magiſchen Wirkungen bedingt glaubte.

War dieſes ganze abergläubiſche Treiben, die Verwegenheit des Menſchen, ſich zum Herrn der geheimnißvollen Naturkräfte und dadurch gewiſſermaßen von Gott unabhängig machen zu wollen, auch vom religiöſen Standpunkt eben ſo verdammlich, wie aus dem Geſichtspunkt der Vernunft lächerlich, ſo kann man doch nicht leugnen, daß ihm viele Poeſie einwohnte. Es knüpfen ſich daran eine Menge Volksſagen, die ich in der Geſchichte der deutſchen Poeſie nicht übergehen darf.

Vieles daran iſt auch ganz unſchuldig, ein rein poetiſches Spiel. Man erwäge z. B. die Verſuche, aus der Aſche, weil darin der Geiſt, der einſt die Materie belebte, ſich concentrirt hat, die Materie ſelbſt zu reproduciren. Der berühmte Pater Kircher gab ſich viel damit ab. Siehe deſſen mundus subterr. XII. 4. 414. Vgl. auch Franciſci höll. Proteus 748. Sachs, Gammarologia 243. Keyßlers Reiſe 488. Hier einige der anmuthigſten Beiſpiele, die natürlicherweiſe nur poetiſche Volksſagen ſind.

Wenn man im Mai den Thau auf Wieſen ſammelt und aufbewahrt und lange Zeit nachher einen glühenden Kieſelſtein hineinwirft, ſo duftet er, als ob das ganze Zimmer voll Blumen wäre. Das Geheimniß der Verweſung und Verbrennung aller Dinge 1729 S. 43.

Ein Arzt in Krakau machte aus ſeinem Laboratorio einen wunderbaren Blumengarten, indem er unter jeden ſeiner Deſtillirkolben die Aſche von einer andern Blume brachte, die er nun bei gelindem Feuer im Glaſe wieder aufleben und friſch blühen machte, Roſen, Mohn ꝛc. Prätorius, Weltbeſchreibung I. 145.

Noch tiefer als in der Aſche dachte man ſich die eigenſte Lebenskraft als unvertilgbar im Blute erhalten. Daher ſchon bei den alten Skythen (Herodot IV. 70) das gegenſeitige Vermiſchen und Trinken des Blutes als Weihe der Waffenbrüderſchaft auf Leben und Tod.

Von welchem Nutzen die Blutvertauſchung ſey, davon melden die „geheimen Unterredungen von der Magie, 1702“ S. 90 ff. folgendes.

Zwei Freunde machen ſich je eine kleine Wunde am Goldfinger und am

linken Arme, und jeder läßt sein Blut aus seinem Finger in den Arm des andern fließen, worauf man die Wunde wieder schließt. Von nun an empfindet Jeder an derselben Stelle am Arm durch Sympathie, was der Andere empfindet. Sie kommen daher überein, wenn sie weit von einander entfernt sind, sich durch kleine Stiche in den Arm Zeichen zu geben und bilden, indem sie verschiedenen und mehr oder weniger Stichen je eine besondere Bedeutung geben, ein förmliches Alphabet aus, durch welches sie mit einander correspondiren.

Dahin gehört auch die Transfusion, an die man sogar noch in aufgeklärten Zeiten glaubte.

Greise ließen sich in eine geöffnete Ader das Blut von Jünglingen einspritzen. Dies nahm Arnim zum Motiv seines wunderlich-schönen Romans „Bartholds erstes und zweites Leben." Verwundete keilten ihr Blut in einen Baumstamm ein, worauf sie zu genesen hofften, der Baum aber absterben sollte. Dahin gehört auch der sympathetische Zauber, dessen im Historischen Rosengebüsch 1710 S. 831 erwähnt ist. Wenn man aus dem Blut eines Menschen das Fett ausscheidet und daraus eine Kerze bildet, so brennt dieselbe so lange, als der Mensch lebt und färbt sich trüb oder hell, je nachdem er gestimmt ist. — Einer der sich durch Hundebluteinspritzen verjüngen wollte, nahm selbst hündische Natur an. Happel rel. cur. II. 527.

Zur gemeinen Zauberei brauchte man gerne unschuldiges Blut wegen der magischen Kraft darin. Mit diesem Aberglauben hängt auch der Blutbund zusammen, den man mit dem Teufel schloß. Man glaubte, der Teufel fordere, daß der Mensch den Bund mit ihm mit seinem Blut unterzeichne. Blut gehörte namentlich auch zu dem Jägerzauber. Wenn jeder Schuß treffen soll, muß entweder das Pulver mit Blut gemischt (Rockenphilosophie V. 54), oder die Kugel mit Blut getauft seyn (Sympathetischer Mischmasch 1715 S. 82).

Nach dem uralten s. g. Bahrrecht setzte man in Deutschland ehemals die Leichen Ermordeter aus und erkannte den Mörder daran, daß, wenn er sich der Leiche nahte, die Wunden derselben frisch bluteten. Damit hängen die unvertilgbaren Blutflecken in vielen deutschen Sagen zusammen.

Am Wolf'schen Hause in Berlin sollen, ehe es abgerissen und neu erbaut wurde, drei unauslöschliche Blutstropfen sichtbar gewesen seyn, von einem Mädchen, die unschuldiger Weise von einem Bösewicht, dessen Liebe sie verschmäht, des Diebstahls beschuldigt und hingerichtet worden war. Der Böse-

wicht ſuchte vergebens die drei Tropfen wegzukratzen und ſtürzte ſich am Ende aus dem Fenſter. Ziehnert, Preußens Volksſagen I. Nr. 3.

Ebenſo die Sagen von blutenden Knochen.

Im Jahr 1585 fand ein Edelmann auf der Jagd in der Nähe von Wien ſchöne weiße Knochen, die ſein Hund ausgeſcharrt hatte, und nahm ſie mit, um ſich einen Griff zu einem Hirſchfänger daran machen zu laſſen. Als ſie aber der Schwertfeger in Arbeit nahm, fingen ſie an zu bluten. Da entſetzte ſich der Schwertfeger, wurde trübſinnig und bekannte, es ſeyen die Gebeine eines Kameraden, den er einſt als Handwerksgeſell dort erſchlagen und eingeſcharrt habe, wo man die Knochen gefunden hatte. P. Abraham, Judas I. 277. Eine andere Sage aus der Schweiz in den Alpenroſen von 1838 S. 131.

Die Sympathie des Blutes zwiſchen Mutter und Kind iſt auf die rührendſte Weiſe charakteriſirt in einer ſchönen Tiroler Sage.

Andreas, das Kind von Rinn, wurde 1459 von Juden geraubt und geſchlachtet, weil ſie von dem unſchuldigen Kinderblut abergläubiſchen Gebrauch machen wollten oder weil es unter ihnen Herkommen war, von Zeit zu Zeit zur Rache an den Chriſten ein Chriſtenkind zu morden. Seine Mutter war eben auf dem Felde und ſchnitt Getreide, als ihr ein Blutstropfe auf die Hand fiel. Von ſchrecklicher Ahnung ergriffen, ſuchte ſie das Kind, fand aber nur noch ſeine Leiche auf dem noch jetzt ſ. g. Judenſtein. Der Knabe wurde zum Heiligen erhoben und wird noch jetzt am 24. März verehrt. Die Juden wurden ſchwer beſtraft. Des Kindes Heiligkeit beurkundeten Wunder. Aus ſeinem Grabe wuchſen mitten im Winter Lilien und ſieben Jahre lang grünte mitten im Winter die Birke, an die ihn die Juden gebunden hatten. Seine Reliquien werden vorzüglich von kranken oder ſtummen Kindern beſucht, die von ihm ihre Heilung hoffen. Vgl. Auſtria auf 1845 S. 185.

Der abentheuerlichſte Blutzauber war die künſtliche Erzeugung eines Menſchen, das ſ. g. Homunculus, aus dem Blute. Man ſetzte voraus, Blut ſey die Quinteſſenz des Menſchen, alſo müſſe auch aus Blut ein ganzer Menſch gemacht werden können.

Borellus hist. rar. observ. Nr. 62 erwähnt, einer habe Blut deſtillirt, worauf ſich im Kolben ein Homunculus gezeigt habe, von rothen Strahlen umgeben. Fludd de. sang. anat. 6. 233 ſagt, unter gleichen Umſtänden habe ſich um Mitternacht im Kolben ein Geſchrei vernehmen laſſen, das von einer aus dem Dunſt im Kolben gebildeten menſchlichen Geſtalt ausgegangen ſey; und ein andermal ſey aus einem bloßen Ueberreſt von Blut auch nur ein Menſchenkopf mit Haaren entſtanden. In den geheimen Unterredungen von der Magie 1702 S. 88 wird gelehrt, wenn man Menſchenblut in ein leeres Ei ſchütte

und einer Henne unterlege, so brüte sie in demselben einen Homunculus aus; wenn man diesen dann in Brod backe und zwei Feinden zu essen gebe, so müssen sie sich auf der Stelle versöhnen und lieben. Vgl. auch Prätorius, Weltbeschreibung I. 140. 160. 407. — Theophrastus Paracelsus wollte einen Homunculus durch Wärme im Mist erzeugen. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde III. 364.

Die Idee des Homunculus hat Göthe im zweiten Theil seines Faust gut benützt. Die Geschichte eines Homunculus enthält der berüchtigte französische Roman „Frankenstein".

Außer dem Blut dienten auch andere Theile des Menschen zu magischen Zwecken. Haare der Geliebten wurden im Liebeszauber gebraucht. Entflohene Diebe glaubte man quälen zu können, wenn man ein glühendes Eisen in deren zurückgelassene Fußspur steckte ꝛc.

Dieselbe Sympathie sollte walten zwischen dem Menschen und seinem Bilde, worauf aller **Bilderzauber** beruht. Am häufigsten kommen die Wachsbilder vor, denen man anthat, was dem entfernten Original selbst widerfahren sollte.

In Keyßlers Reise S. 45 ist eine Sage von Theophrastus Paracelsus erwähnt. Derselbe soll von einem Apotheker unheilbar vergiftet worden seyn, sich aber, ehe er starb, noch ein Wachsbild desselben Apothekers verfertigt und mit einer Pistole hineingeschossen haben, so daß der Apotheker noch eher todt war, als er selbst.

Erzbischof Eberhard von Trier befahl im Jahr 1067 den Juden, sich zu bekehren oder die Stadt zu räumen. Da verfertigten die Juden ein Wachsbild des Erzbischofs, warteten ab, bis derselbe am Charsonnabend öffentlich die Taufe ertheilte und ließen in derselben Stunde ihr Wachsbild durch einen zu diesem Frevel erkauften Pfaffen taufen. Dadurch entstand ein Rapport zwischen dem Erzbischof und seinem Bilde und indem die Juden nun das Wachsbild ans Feuer legten, brannte auch der Erzbischof innerlich und starb. Calmet, Erscheinungen von Geistern II. Nr. 36.

Vgl. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 214.

Einer der beliebtesten Zauber wurde das Schauen der Zukunft im **Kristall**. So ließ man den unglücklichen Herzog Johann Friedrich von Sachsen im Jahr 1563 das kaiserliche Scepter im Kristall sehen, um ihn durch die Aussicht auf glänzendes Glück in die Verschwörung Grumbachs hineinzuziehen. Auch gleichzeitige, aber in weiter Ferne geschehende Dinge sah man im Kristall. So heißt es in der Legende von der h.

Genoveva, ihr Gemahl Sigfrit ſey durch einen Zauberſpiegel betrogen worden.

Ein Mädchen ſah im Kriſtall, wie ihr Geliebter auf ſie zuſtürzte und eine Piſtole auf ſie abfeuerte. Später mußte ſie einen Andern heirathen und der alte Geliebte machte wirklich einen Mordverſuch auf ſie. Franciſci, höll. Proteus Nr. 78. Rüſt. Zeitverkürzung S. 255; Bräuner, Cur. 72. Grimm, D. S. Nr. 118. Ein Ehemann ſah im Kriſtall ſeine weit entfernte Frau mit einem halb entkleideten jungen Mann und eilte wüthend nach Hauſe, wo er aber fand, daß es nur ihr Bruder geweſen ſey, dem ſie eine Wunde geheilt habe. Bräuner S. 80. Eine alte Hexe bewirkte aus Haß gegen einen jungen Menſchen, der ihre Liebe verſchmäht hatte, daß man ſein Bild, als das eines Diebes, im Kriſtall ſah, worauf er unſchuldig gehenkt wurde. Harsdörfer, Mordgeſchichten 151.

Buſchius gedenkt ſogar (in Leibnit. script. rer. Brunsvic. II. 952) eines Spiegels, in den der Teufel ſelbſt hineingebannt war, welcher auf Befehl einer Frau, die den Spiegel beſaß, ſie alles ſehen laſſen mußte, was ſie ſehen wollte.

Ein wunderlicher Aberglaube war der, daß man Jemanden zu Tode beten und daß man ſich in einem Buche feſtleſen könne.

Ein Mann fand hinter dem Altar einer Kirche in Hamburg ein Buch, las darin und las ſich feſt, ſo daß er nicht mehr aufhören konnte, wie gern er auch wollte. Endlich befreite ihn ein Geiſtlicher, indem er ihn anwies, alles wieder rückwärts zu leſen. Müllenhoff. Nr. 271.

Der Liebeszauber ſpielt eine Hauptrolle in den verwilderten Jahrhunderten der Glaubenskämpfe. Die alte echte deutſche Sage kennt den Liebeszauber nicht. Der Glaube daran drang aus der römiſchen Welt ein und bildete ſich erſt ſpät im Hexenweſen aus. Dieſelbe ſittliche Verderbniß und Abſchwächung, die aus dem deutſchen Helden einen Freiſchützen machte, der nicht mehr aus eigener Kraft den Feind beſtand, ſondern ihn mit Teufelskunſt von ferne tödtete, dieſelbe gab auch dem Weib ein, nicht mehr durch ihren eigenen Reiz, ſondern durch Teufelskunſt Männer zu bezaubern.

Ein Oberſter dankte die Weibsperſon ab, die ihm lange als Maitreſſe gedient und ihn auf ſeinen Feldzügen begleitet hatte. Da wollte ſie ihn durch einen Liebeszauber wieder zu ſich locken und ließ ſich durch ſeinen Diener ein Paar Haare von ihm geben. Der Diener aber gab ihr Haare aus einem Bärenfell. Nun wandte ſie den Zauber an, aber ſtatt des Oberſten kam

das Bärenfell zu ihr und verfolgte ſie auf Schritt und Tritt. Da befahl der Oberſt, die Hexe todt zu ſchießen. Valvaſor, Krain I. 358. Daſelbſt heißt es auch: Wer ſich die Milch einer Frau verſchaffen kann, vermag ſie zu allem zu bringen. Einer beſtach eine Magd, ihm die Milch der Frau zu verſchaffen, ſie brachte ihm aber Gaismilch und von Stund an liefen dem Liebhaber alle Gaiſen der Stadt nach. Auch kommt vor, daß ein Mönch einem Mädchen einen Apfel gibt, den ſie aber aus Mißtrauen Säuen zu freſſen gibt, worauf dem Mönch die Säue nachlaufen. Pauli, Schimpf und Ernſt. Philo, Magiologia S. 956. Eben ſo gieng es einem, der ſtatt der Haare des Mädchens, das er liebte, Kuhhaare bekam und zum Liebeszauber anwandte, worauf die Kuh, von der die Haare waren, ihm wüthend in den Wald nachlief. Görres, Myſtik IV. 2. 458.

Seltſame Sagen von Feuerzauber.

Die Mühle von Wittringen bei Rotenburg an der Tauber war einmal von einem Müller bewohnt, der ſich gaſtfrei gegen wandernde Zigeuner bewies und dem ſie dafür zum Dank die Mühle bezauberten, daß ihr kein Feuer ſchaden konnte. Der Zauber ſteckte in einer ſ. g. Brandwurzel, die ſie im Stamm einer nahen Eiche verkeilten. So lange nun die Eiche ſtand, blieb auch die Mühle von Feuersgefahr verſchont, als aber einmal ein Beſitzer die Eiche verkaufte und niederhauen ließ, brannte alsbald die Mühle ab. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes S. 278. Horſt, Dämonomania II. 275.

Der Feuerreiter war eine beſonders beliebte Vorſtellung.

Als Steinbach durch einen Mordbrenner angezündet worden war und der Ort ſchon halb in Aſche lag, ſah man einen fremden Mann zu Roß pfeilſchnell dreimal um das Dorf reiten und als er zum drittenmal herum war, erloſch der Brand plötzlich. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlandes IV. 178. Eine ähnliche Sage von Stendal in Kuhns märkiſchen Sagen Nr. 5. Vgl. auch die Sage vom Grafen Reuß in Moritz, Magazin für Erfahrungsſeelenkunde IV. 75. Von einem Fürſten von Heſſen heißt es ebenfalls, er habe durch dreimaliges Umreiten des Feuers daſſelbe löſchen können. Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 200. Wer das Feuer durch dreimaliges Umreiten gebannt hat, ſoll ſchnell davonfliehen, ſonſt holt ihn das Feuer ſelber ein. Grimm d. Myth. Anhang vom Aberglauben CXLIV.

Zur Verwilderung der Zeit gehörte die gräßliche Criminaljuſtiz (gemäß der Carolina oder heimlichen Halsgerichtsordnung Karls V.) neben den Hexenprozeſſen. Daher ſpielten die Scharfrichter eine wichtige Rolle und galten zum Theil ſelber als Hexenmeiſter.

Zu Lübeck ſollte ein neuer Scharfrichter ernannt werden. Da meldeten ſich drei. Der eine hieb einem Verbrecher den Hals ſo geſchickt durch, daß

der Kopf ſitzen blieb und nur ein Strich wie ein rother Faden am Halſe zu ſehen war, bis der Scharfrichter ihn anſtieß und der Hals abfiel. Der zweite hieb Zweien mit Einem Streich beide Köpfe ab. Der dritte legte einem Verbrecher zwei eiſerne Ringe um den Hals und dazwiſchen eine Erbſe und hieb nun die Erbſe und den Hals mitten durch. Dieſen wählte man. Asmus, Lübecks Volksſagen S. 20. Dieſelbe Geſchichte wird von Regensburg erzählt. Hier ſoll der Henker dem armen Sünder ſtatt der Ringe nur zwei Faden um den Hals gelegt haben. Hormayr, Taſchenbuch 1832 S. 377.

Daran reihen ſich andre merkwürdige Sagen von magiſchen Streichen.

Ein Zauberer köpfte vor vielen Zuſchauern ſeinen Diener und ſetzte ihm den Kopf wieder auf. Einmal gelang es ihm nicht. Da bemerkte er, es ſey ein anderer Zauberer anweſend, der ihn daran verhinderte. Nachdem er ihn vergeblich gebeten, ihn in der Wiederbelebung des Dieners nicht zu ſtören, ließ er ſchnell eine Lilie emporwachſen und köpfte ſie und in demſelben Augenblick fiel auch dem ſtörenden Zauberer der Kopf ab, und nun konnte der erſtere dem Diener den ſeinigen wieder aufſetzen. Del Rio disqu. mag. II. 30. Grimm; d. Sagen Nr. 93. Wolf, niederl. Sagen Nr. 268.

Ein Zauberer ſchlug einmal unverſehends allen Anweſenden die Köpfe ab und verſetzte jeden auf einen Leib, dem er vorher nicht angehört hatte. Dann frug er, ob ſie ſich die Köpfe abermals wollten abſchlagen laſſen, damit er jedem den rechten wieder aufſetzen könne. Aber alle fürchteten ſich und behielten lieber von nun an die falſchen Köpfe. Happel, rel. cur. I. 450. Horſt, Zauberbibl. I. 296.

Ein anderes magiſches Stückchen war das Verſchwinden in der Luft mittelſt eines Fadens.

In Magdeburg ließ ſich ein Kunſtreiter ſehen. Nachdem er lange im Ring herumgerannt und getanzt, hielt er inne, beklagte das Elend dieſer Welt, die ſchlechte Zeit und, wie arm er ſey, weshalb er lieber gleich von dannen fahren wolle zum Himmel, wo es ihm beſſer gehen werde. Damit warf er ein Garn in die Luft, dem ſogleich das Roß nachfuhr, er aber hing ſich dem Roß an den Schwanz, ſein Weib hing ſich an ſeine Kleider, die Magd an der Frau Kleider und ſo flogen ſie gen Himmel. Wierus, de praest. daem. II. 7. Prätorius, Blocksberg S. 309.

Von einer Hexe, die ſich in ähnlicher Weiſe an einem Zwirnsfaden zum Fenſter hinaus gerettet haben ſoll, meldet Horſts Dämonomanie I. 90.

In einer Stadt in Preußen befand ſich ein Schulmeiſter, welcher hexen konnte und des Bürgermeiſters ſchöne Tochter alle Nacht durch Geiſter zu ſich holen ließ. Die Tochter ſchwieg eine Zeitlang aus Scham, dann aber ver-

rieth ſie alles ihrem Vater, der ihr einen Faden mitzunehmen rieth, an welchem man bei Tage erkennen könnte, wohin ſie bei Nacht geholt worden ſey. Als er dadurch den Schulmeiſter als den Thäter entdeckt hatte, ließ er denſelben verhaften und zum Galgen führen. Der Schulmeiſter bat aber noch am Galgen die anweſende Tochter des Bürgermeiſters um ein Andenken und in der Verlegenheit gab ſie ihm einen Faden, den ſie noch in der Taſche hatte. Da warf er den Faden in die Luft, umarmte das Mädchen, ſchwebte mit ihr, dem Faden nach, in die Höhe und verſchwand für immer. Grunau, Chronik XVIII. 1.

Dieſe Vorſtellung kehrt ſehr oft wieder. Am häufigſten iſt es eine auffliegende Gans, an welche ein ganzer Zug von Menſchen anklebt.

Zwei Brüder ſollten Holz hacken, ein armes Männchen bat ſie um etwas von ihrem Kuchen und Wein, aber ſie gaben ihm nichts, da hieben ſie mit dem Beile fehl und verwundeten ſich. Der junge Bruder Dummling gab dem Männchen zu eſſen und zu trinken, fällte einen Baum und fand darunter eine goldne Gans. Im Wirthshaus griffen die drei Wirthstöchter die Gans neugierig an und blieben daran kleben. Der Pfarrer wollte ſie erlöſen und blieb auch kleben und ſo noch viel mehr Leute. Da gab es eine Königstochter, die niemals lachte, und der König verſprach ſie dem, der ſie könnte zum Lachen bringen. Als nun der Dummling mit ſeinem Gefolge kam, mußte ſie lachen. (Sie ließ ihn aber noch drei ſchwere Aufgaben löſen, wobei das dankbare Männchen ihm half) worauf ſie ihn heirathete. Grimm, Märchen Nr. 64. Bechſtein, Märchen 215. Zingerle, Märchen Nr. 4. Verhandlungen des hiſt. Vereins der Oberpfalz 1850. 198.

Ein Zauberer entführte ein Mädchen auf einem hölzernen Pferde durch die Luft. Ein Anderer ſaß gerade beim Herzog von Burgund zu Tafel, ſah es durchs Fenſter und bezauberte ihn, daß er mit Pferd und Mädchen im Schloßhof gebannt wird. Der gefangene Zauberer zauberte ihm nun aber lange Hirſchhörner an, daß er den Kopf nicht mehr durchs Fenſter zurückziehen konnte, bis er ihn freiließ. Del Rio, disqu. V. 114. Wolf, niederl. Sagen Nr. 270. Kaiſer Friedrich III. lud einmal einen Zauberer zu Tiſch, konnte aber ſelbſt zaubern und machte ihm Pferdehufe ſtatt der Hände, daß er nichts eſſen konnte. Der Zauberer aber erregte einen Lerm im Schloßhof und als der Kaiſer zum Fenſter hinausſah, machte er ihm ſo lange Hirſchhörner, daß er nicht mehr zurückkonnte. Luther, Tiſchreden 1591 S. 109.

Eine Menge luſtige Schwänke in deutſcher Sage haben ihr Motiv in dem Kampf zweier Zauberer, von denen jeder den andern zu überliſten und in ſeiner Kunſt zu überbieten bemüht iſt.

Oefters kämpft eine Hexe mit einem Jäger.

Der Jäger ſchießt unter Wildgänſe, da fällt eine als nacktes Weib hinab

als die obenerwähnte Kollegialität, und machte zugleich den Magiſtraten möglich, zu jeder Zeit diejenigen Mitglieder an die Spitze der Geſchäfte, der Bürgerſchaft gegenüber, zu ſtellen, deren Anſichten und Fähigkeiten am meiſten geeignet ſchienen, der herrſchenden Anſicht derſelben zu entſprechen, oder ſolche zu beherrſchen, ſo wie jetzt in conſtitutionellen Staaten diejenigen Staatsmänner aus der Zahl der übrigen an die Spitze geſtellt werden, welche die meiſte Ausſicht darbieten, die Mehrheit in den Kammern zu erhalten und ſolche zu leiten.

Dem geringern Mann ohne Beſitz und Gewerb war in den alten Städten zwar Sorge für ſeine Nahrung gewidmet, auch die Möglichkeit gegeben, ſich hinauf zu ſchwingen, aber nirgends eine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten geſtattet.

Das ſind die Grundzüge der alten Städteverfaſſungen, wie ſich ſolche, zwar nicht überall, oft unvollkommen, oft ſpät, oft bald wieder ausartend, uns darſtellen.

Unabhängig von der Gnade der Großen und von der Gunſt des gemeinen Haufens, und die Bedingung der Feſtigkeit, ſo wie des Fortſchritts in ſich ſelbſt tragend, konnten dieſelben hohe Tugenden entwickeln und Großes leiſten, den Welthandel durch Deutſchlands Straßen ziehen, den Raubadel bezwingen, Flotten ausſchicken, fremde Länder unterwerfen und den ewigen Landfrieden erkämpfen.

Vergleichende Ueberſicht über die deutſchen Städteverfaſſungen der neueſten Zeit.[1]

Die zunehmende Gewalt der Territorialherrn, ausländiſche Regierungsmaximen, auch die Fehler der Bürger ſelbſt bereiteten, bald nach der Reformation, den Verfall der errungenen Freiheiten. Immer mehr wurden Staatsdiener aufgeſtellt, die nicht mehr den Erſten der Gemeinden, ſondern entfernten höhern Stellen zu berichten hatten, und alle Fähigkeit für öffentliche

[1] Bei dieſer Vergleichung dienten als Grundlage die neuen Geſetzſammlungen von Preußen, Sachſen, Kurheſſen, Bayern, Würtemberg u. ſ. f., und für die Verfaſſungen bis 1830 das Werk von Reichard: „über die ſtädtiſchen Verfaſſungen in Deutſchland. Leipzig 1830.

und er erkennt ſie als eine Bekannte. Sie bittet ihn, daß er ihre Kleider holen laſſe. Er willfahrt ihr, bemerkt aber bald, daß alle ſeine Tauben lahm ſind. Sogleich denkt er, die Hexe habe es aus Zorn gethan, weil er ſie ertappt; nimmt eine Taube, geht in den Wald, läßt durch ſeinen Schüler eine noch lebende Taube an den Spieß ſtecken und braten. Da kommt die Hexe eilends und bittet, die Taube wegzuthun, denn mit der Taube war auch ſie durch Sympathie gebrannt. Der Jäger übte nun Gnade aus und ließ ſie los. Mone, Anz. VI. 395. Hormayr, Taſchenbuch 1839 S. 386. — Eine ähnliche Geſchichte iſt die von Crailsheim, wo ein Nadler die Schwänze von verhexten Lämmern ſo lange im Feuer brannte, bis die Hexe kam und flehentlich bat, ſie nicht zu verbrennen. Mone, Anz. VI. 308. — Eine Hexe drückt als Alp oder Mahr alle Nacht einen Edelmann, bis er ſein Waſſer in einer Flaſche verſchließt. Dadurch wird ſympathetiſch auch die Hexe geſchloſſen und muß kommen und flehentlich um Oeffnung der Flaſche bitten. Als er ſie öffnet, geht auch ſie auf und überſchwemmt das ganze Zimmer. Wolf, niederl. Sagen Nr. 254. Brünner, Enr. 132.

Sehr populär war der Schwank vom Hahnenbalken.

Ein Zauberer gaukelte dem Volk vor, als ob ein Hahn einen ſchweren Balken auf dem Schnabel balanciren ließe. Aber ein Mädchen, das ein vierblättriges Kleeblatt gefunden hatte, erkannte den Zauber und daß der Balken nur ein Strohhalm war. Da ſahen es die Bauern auch und jagten den Zauberer fort. Dieſer aber rächte ſich bald darauf, indem er, als das Mädchen Hochzeit machte und zur Kirche ging, ihr vorzauberte, als wäre Waſſer vor ihr. Es war aber ein blau blühendes Kornfeld, in das ſie hineingetappt war, und indem ſie nun ihre Kleider aufhob, wurde ſie allem Volk zum Gelächter. Grimm, Märchen Nr. 149. Müllenhoff Nr. 563 hat eine ähnliche Sage aus Holſtein. Auch Kuhn, nordd. Sagen Nr. 139. Schönwerth, aus der Oberpfalz I. 411.

Im Volke leben eine große Menge Sagen von ertappten und beſtraften Hexen. Hier wird das Gräßliche immer lächerlich aufgefaßt. Die Hexen ſind in Katzengeſtalt verſammelt. Einer kommt dazu, wird von ihnen angefallen, haut aber Einer die Pfote ab. Am andern Tage iſt es ein altes Weib, der die Hand fehlt.

Eine vornehme Dame war eine Hexe und bediente ſich, wenn ſie zum Hexenſabbath fahren wollte, eines Zaumes. Den legte ſie ihrem Knecht an, verwandelte ihn dadurch in einen Hengſt und ritt mit ihm auf und davon. Der Knecht merkte aber, daß der Zauber allein im Zaume ſteckte und als ſie ihn wieder entwandelt hatte, legte er ihr ſelber den Zaum an, verwandelte

ſie dadurch in eine Stutte und ritt auf ihr heim. Tenpel, monatl. Unterredungen 1693 S. 560.

In vielen andern Volksſagen läßt der Knecht die Stutte beim Schmied beſchlagen und findet die Frau nachher mit Hufeiſen an Händen und Füßen im Bette. Vgl. Schöppner, Sagen Nr. 1304.

Sehr oft wiederholt ſich der Schwank von einem einfältigen Mann, Knecht oder Jungen, der die Hexe beim Salben und Ausfahren belauſcht hat, es ihr nun nachthut, aber anſtatt zu ſagen: oben hinaus und nirgends an! ſich verſpricht und ſagt: oben hinaus und überall an, oder allweg an. Bisweilen ſagt die Hexe auch: über Stauden und Stecken, er aber ſagt: durch Stauden und Stecken. Darauf fährt er aus und ſtößt überall an oder wird durch Dornen und Hecken jämmerlich zerriſſen. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 71. 154. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 291. Panzer, Beitrag S. 251. Mone, Anzeiger 1839 S. 311. In Verſen behandelt von Kopiſch, allerlei Geiſter S. 102.

5.

Die Zauberſagen. Dr. Fauſt.

Aus der ungeheuren Menge gemeiner Hexen und Hexenmeiſter erheben ſich weltberühmte Zauberer, deren Namen im 16. und 17. Jahrhundert in Aller Munde war. Vgl. was Theil I. S. 423 über den Zauberer Klingſor geſagt iſt. Aus Sängern, wie jener Klingſor und der noch ältere Virgil, machte man Zauberer. Die Macht des Wortes wurde geradezu als dämoniſch aufgefaßt. Aus demſelben Grunde ſah der Aberglaube in jedem großen Gelehrten ſofort einen Zauberer und knüpfte an ihn wunderbare Sagen.

Albertus Magnus, Graf von Bollſtädt, 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, war Lehrer in Köln und Dominicaner-Provinzial für Deutſchland, einer der größten Scholaſtiker des Mittelalters, der vornehmſte Verbreiter der ariſtoteliſchen Philoſophie und zugleich der größte Naturkenner ſeiner Zeit, daher man ihn für einen Zauberer hielt.

Am verbreitetſten iſt die Sage, nach welcher er einmal mitten im Winter dem Kaiſer Wilhelm von Holland einen Garten mit blühenden und fruchttragenden Bäumen und ſingenden Vögeln hinzauberte. Trithemii chron. spanh. Lehmann, Speirer Chronik V. 90. Grimm, D. S. Nr. 489. Weyden, Vorzeit Kölns S. 174. Die ſchöne Sage von ſeiner Rettung aus der Ge-

walt der buhleriſchen Königin iſt oben S. 50 ſchon erzählt. Nach einem altdeutſchen Gedicht (Görres, Meiſterlieder S. 195) ſoll er als Student allnächtlich eine ſchöne Königstochter aus ihrem Bett in ſeines geführt haben, bis ſie einmal ihre Hände roth färbte und dadurch den Ort, wohin ſie gebracht worden, auskundſchaftete. A. wurde gefangen vor den König geführt, zog aber einen Garnknaul aus dem Buſen, nahm den Faden in den Mund und flog damit auf und davon. — Im Sagenbuch der Städte Gundelfingen ꝛc. Dillingen 1849 S. 33 wird ihm ein Zauberpferd beigelegt. Andere geben ihm einen ſchwarzen Pudel, einen redenden Kopf, eine kunſtreiche Uhr ꝛc. Horſt, Dämonomania I. 153. — Er wurde im Alter kindiſch und vergaß alles, wie ihm die h. Jungfrau ſchon im Knabenalter prophezeiht hatte, denn ſie war ihm erſchienen, als er dem Kloſter entfliehen wollte und hatte ihm ſeine künftige Größe geweiſſagt, ihm aber auch verkündet, er werde vor ſeinem Tode noch alle ſeine Weisheit wieder vergeſſen, damit er erkenne, daß er ſie von ihrer Fürbitte bei Gott und nicht von ſich ſelber habe. Wolf, deutſche Märchen Nr. 167. Hist. ord. praedic. I. 3. 45.

Deutſch (Teutonicus) Johann, Domherr in Halberſtadt, war ein berühmter Zauberer.

Als er Domherr wurde, ärgerte es die Adeligen; da veranſtaltete er ein herrliches Gaſtmahl und ließ nach Tiſch alle Gäſte ihre verſtorbenen Väter als Geiſter ſehen. Da ſah dann der eine adelige Herr einen Reitknecht, der andere einen Bauern, der dritte gar einen Schalksnarren, und als Deutſch ſelbſt endlich auch ſeinen Vater produciren mußte, erſchien ein dicker und feiſter Domherr und Deutſch ſagte lachend: wer iſt nun der Vornehmſte unter uns? Derſelbe ſang im Jahr 1271 in der Chriſtnacht drei Metten zu Halberſtadt, Köln und Mainz. Magica. Isleb. 1597 S. 151. 166. Deutſche Ausgabe 1600 S. 113. 125. Wolf, deutſche Märchen S. 276.

Als Zauberer galt auch der berühmte Trithemius, Abt zu Sponheim.

Derſelbe ließ einmal dem Kaiſer Maximilian I. ſeine verſtorbene Gemahlin Maria von Burgund erſcheinen. Das Zauberbild war der wirklichen Maria ſo ähnlich, daß ſogar eine kleine Warze im Nacken nicht vergeſſen war und der Kaiſer ſich kaum enthalten konnte, mit ihr zu reden. Wegner, Schauplatz II. 501.

Sehr verſchieden von dieſen ausgezeichneten Männern, die man zu Zauberern machte, war der berühmte böhmiſche Gaukler Zyto am Hofe des tollen Kaiſer Wenzel. In ſeiner Sage hat ſich die Narrheit des letzteren gleichſam perſonificirt.

Jyto konnte in allerlei Gestalten erscheinen, fuhr in einem Wagen, den Hähne zogen, auch auf trocknem Boden in einem Schiff ꝛc. An der Tafel des Kaisers bewirkte er zuweilen, daß alle Gäste Ochsen und Pferdehufe bekamen und nicht mehr essen konnten, oder daß ihnen, zum Fenster hinausschauend, Hirschgeweihe wuchsen, so daß sie den Kopf nicht mehr zurückziehen konnten. Bei der Hochzeit des Kaisers mit der bayerischen Prinzessin Sophia fraß er den bayerischen Gaukler mit Haut und Haar auf und gab ihn auf dem natürlichen Wege ganz wieder von sich. — Einem Bäcker zu Prag verkaufte er Schweine, die zu Strohwischen wurden, als sie in die Schwemme kamen. Der Bäcker suchte den Betrüger auf, fand ihn schlafend, zog ihn am Bein, riß das Bein aus und mußte viel Geldbuße dafür zahlen. Jyto setzte sich aber lachend das Bein wieder ein und ging mit dem Gelde fort. Zuletzt holte ihn der Teufel. Balbini miscell. III. 17. 6. Dubravius hist. 23. Geschichtspiegel, Abg. 1834 S. 290. Hayyel, rel. cur. I. 465.

Manche Züge aus diesen Sagen sind in das spätere Faustbuch übergegangen. Um die Entstehung der letzteren zu erklären, muß man aber mehr die tiefe Erschütterung, welche der Glauben im Reformationszeitalter erlitt, ins Auge fassen. Der erste Vertreter dieser Richtung war der berühmte Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, Meister in beinah allen damaligen Wissenschaften, aber unzufrieden mit ihren geringen Ergebnissen, daher Kabbalist, Astrolog und Magiker in der Hoffnung, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wissens einzudringen. In diesem Sinne schrieb er sein erstes Hauptwerk de occulta philosophia und lehrte zu Dole in Burgund neben der Theologie jene geheimen Wissenschaften. Durch die Mönche vertrieben, kämpfte er als Soldat in Frankreich gegen die empörten Bauern und in Italien gegen die Venetianer. Kaiser Maximilian I. schlug ihn zum Ritter. Nachdem er wieder in Paris und Casale gelebt und gelehrt hatte, trat er als Jurist in Metz auf, wurde Syndicus dieser Stadt, vertheidigte hier eine auf den Tod angeklagte Hexe, weshalb er vertrieben wurde, und trat nach neuen Abentheuern zu Freiburg im Uechtlande als Arzt auf mit solchem Glück, daß ihn die Königin Louise, Mutter Franz I., zum Leibarzt annahm. Allein weil er dem Connetable von Bourbon, der damals Frankreich verrieth, große Triumphe vorhersagte, mußte er fliehen in die Niederlande, wo er sein zweites Hauptwerk de vanitate scientiarum herausgab, darin das Eitle alles wissenschaftlichen Dünkels mit seltener Wahrheitsliebe darlegend. Das machte ihm aber neue Feinde,

und obgleich ihn Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, zu ihrem Historiographen ernannt hatte, ließ ihn Karl V. verhaften. Dasselbe widerfuhr ihm auch in Lyon und zuletzt starb er 1535 zu Grenoble im Spitale. In seinem Schicksale hat sich viel von dem verwirklicht, was die Sage dem Dr. Faust zuschrieb.

Nach der Volkssage soll A. seinem liebsten Schüler befohlen haben, ihn nach dem Tode in kleine Stücke zu schneiden, mit einem Präparate einzusalzen und in einer Tonne stehen zu lassen, auf der eine Zauberlampe brennen solle, dann wolle er nach einiger Zeit wieder als Jüngling aus der Tonne hervorkommen. Gräße, vom ewigen Juden S. 45. Ein anderer seiner Schüler las heimlich in seinen Zauberbüchern, wußte aber die Geister nicht zu bemeistern und wurde vom Teufel erwürgt. Dafür zwang A. den Teufel, in die Leiche zu fahren und sie wieder zu beleben. Der Student stand nun wieder auf und lebte fort, als ob nichts vorgefallen wäre, verrieth aber die Teufelsnatur durch tolle Possen, bis er auf einmal hinsank und als ein schon lange faulender Leichnam erkannt wurde, denn der Teufel war aus ihm gefahren. Del Rio, disquis. mag. I. 2. 29. 356. Agrippa hatte einen schwarzen Pudel, dem er sterbend zurief: packe dich, du bist an meiner Verdammung Schuld, worauf der Hund ins Wasser sprang. Del Rio S. 1044. Bodini, daemonomania p. 260. Wolf Nr. 265. Auf seinen Reisen soll er viel Geld ausgegeben haben, das sich nachher aber in Horn, Muscheln ꝛc. verwandelte. Del Rio II. 29.

Noch ernster und praktischer griff der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus das Studium der Natur an, die Geißel der Aerzte, Reformator der Medicin, dessen Schriften eine wunderbare Mischung von tiefer Einsicht und von Aberglauben enthalten. In seiner Lehre von den Astral- und Elementargeistern ist wenigstens Poesie, wenn auch keine Wahrheit.

Paracelsus beginnt das sechste Buch seiner antidoxorum mit der Behauptung, wenn man alle sieben Metalle zusammenschmelze, so entstehe daraus ein achtes Metall electrum, in welchem die Kräfte aller sieben Planeten enthalten seyen, von denen jeder sonst nur in einem einzigen Metall wirke. Ein spanischer Nekromant habe daraus einmal eine Glocke gegossen, durch deren Klang er alle Geister habe herbeirufen können. Auf jeden Schlag, den man an eine solche Glocke thut, springt ein dienstbarer Geist des einen Elementes hervor, auf zwei, drei Schläge mehrere und auf sieben Schläge die ganze Geisterwelt. 138 Geheimnisse 1726 Nr. 131.

Im Appenzellerlande gibt es eine alte Sage von Paracelsus.

Der ſpazierte in ſeiner Jugend einmal im Walde, als er ſeinen Namen rufen hörte. Niemand war da, Paracelſus horchte und fand, die Stimme komme aus einem Tannenbaum. In dieſem ſteckte ein Zäpfchen mit drei Kreuzen. So wie er aber das Zäpfchen herauszog, kroch eine ſchwarze Spinne heraus, die ſich vor ſeinen Augen in einen langen ſchielenden Mann mit rothem Mantel verwandelte der ihm zum Lohn für ſeine Erlöſung zwei kleine Gläſer ſchenkte, wovon das eine die Goldtinktur, das andre das Lebenselixier enthielt. Paracelſus aber, damit noch nicht zufrieden, wünſchte zu wiſſen, wie denn der große lange Mann aus dem kleinen Loch im Baum habe herauskommen können. Da war der Teufel ſo dumm, es ihm vorzumachen und noch einmal in den Baum hinein zu kriechen. Raſch ſchlug nun Paracelſus den Zapfen wieder hinein und der Teufel blieb in der Tanne ſitzen, noch dazu in einem Walde, der vor Lawinen ſchützt und in dem daher niemals ein Baum gefällt werden darf. Darin ſitzt er alſo noch. Paracelſus aber wurde der größte Wunderdoctor der Welt, indem er mit der einen Gabe Gold machte und mit der andern alle Krankheiten heilte. Morgenblatt 1817. 231.

Auch in einer heſſiſchen Sage von Doctor Arbraſterus (Theophraſtus). Vgl. Scheible, Kloſter II. 34 mit einem beſonderen Schluſſe.

Einmal kam ein anderer Zauberer und ließ ſich mit ihm in einen Wettſtreit der Kunſt ein. Der Doctor forderte ihn auf, ihn zu vergiften, trank aber alles Gift ohne Schaden, bis der Zauberer Magnetgift brachte. Das that ſeine Wirkung. Arbraſterus aber, ſobald er das Gift ſpürte, ſchoß eine Piſtole zum Fenſter hinaus und der Schuß traf und tödtete den fernen Zauberer. Sterbend ließ der Doctor alle ſeine Zauberſachen durch einen Diener, dem er dafür ſeine Schätze hinterließ, ins Waſſer werfen. Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 126. Nach v. Alpenburgs Sagen aus Tirol ſoll Paracelſus ein Ende gewählt haben, wie Agrippa. Er wollte ſich im Alter verjüngen durch ein Zauberpulver. Er gab ſeinem Diener das Pulver und gebot ihm: „Wenn ich geſtorben ſeyn werde und erkaltet, ſo zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in dieſe eherne Truhe, ſtreue dieſes Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erſt, und keinen Tag früher, daß Gefäß. Dafür ſoll dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor ſtarb, die Goldtinktur lag, damit kein Nachfolger ſie beſitze, im Inn, deſſen Waſſer noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz ſtrahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete ſchon nach ſieben Monaten die Truhe und erblickte mit Schreck in ihr eine menſchliche Siebenmonatsfrucht, die krümmte ſich und ſtarb vom Zutritt der kalten Luft. Bekanntlich liegt der große Doctor in Salzburg begraben.

Der berühmteſte aller deutſchen Zauberer wurde Doctor Fauſt. Man findet alles über ihn geſammelt in Scheible's Dr. Johannes Fauſt,

in 3 Bänden, Stuttgart, 1846. Es iſt wahrſcheinlich, daß ein abentheuerlicher Doctor dieſes Namens wirklich gelebt hat, die auf ihn übertragenen Schwänke aber ſtammen meiſt aus älteren Quellen und das älteſte Fauſtbuch iſt die Schöpfung eines von ihm ganz unabhängigen Dichters, der in ihm auf höchſt genialе Weiſe den Geiſt der Zeit überhaupt abſpiegelte. Die Sage vom Fauſt iſt eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholiſchen Schule entſtanden, die Schöpfung eines tiefſinnigen Dichters, perſonificirt ſie in Fauſt die große Geiſterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menſchliche Geiſt gelangt, wenn er ſich vom Mutterſchooß der Kirche losreißt und der eignen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Fauſt ſein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das ſeinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Chemie, Magie, ſie läßt ihn ſchmachten nach der Herrſchaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott ſelbſt unabhängiger, abſolut freier Geiſt zu ſeyn, der ſelbſt über Himmel und Hölle ſteht, weil in ihm die höchſte Einheit der Dinge realiſirt, alſo auch der Gegenſatz von Gut und Böſe für ihn verſchwunden ſey. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, ſondern auch über die Geſchichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die ſchöne Helena müſſen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zuſammenhang der Reformation mit dem Humanismus, der Wiederaufnahme der claſſiſchen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena iſt der ganze verführeriſche Reiz der Renaiſſance perſonificirt.

In dem genannten Scheible'ſchen Werke findet ſich (am Schluſſe des erſten Theils) das älteſte Fauſtbuch, nach einem in Ulm befindlichen Exemplar zum erſtenmale wieder abgedruckt, nachdem es gänzlich verſchollen war. Der Inhalt iſt:

> Dr. Fauſtus iſt eines Bauern Sohn geweſen zu Rod bei Weimar. Er ſtudierte Theologie zu Wittenberg, ſein ſtolzer Geiſt aber wollte ſich nicht beugen in die Demuth vor Gott, er wollte vielmehr wie Gott ſelber alles wiſſen und alles thun können, vertiefte ſich daher ins Studium der Magie, „nahm an ſich Adlers Flügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen.“ Bald aber ſah er ein, ſein eigner Geiſt reiche dazu doch nicht aus und er müſſe ſich des Teufels bedienen, als der nächſt Gott alles wiſſe

und könne. Er begann also „das zu lieben, was nicht zu lieben war", begab sich bei Wittenberg in einen dicken Wald, wo er den Teufel beschwor, ließ sich durch dessen Gaukeleien nicht schrecken und zwang ihn, sein Diener zu werden. Allein er konnte sich nicht darein finden, sich als einen der Hölle Verfallenen zu betrachten, da er ja die Dämonen beherrschte. Als ihm der Teufel gleichwohl sagte, nach seinem Tode werde er die gebührende Strafe leiden müssen, fuhr Faust im Zorn auf und jagte ihn von sich. „Um deinetwillen will ich nicht verdammt seyn." — Als er aber den Teufel nicht mehr um sich hatte und also auch von seinen Diensten keinen Gebrauch machen konnte, fühlte Faust eine unerträgliche Leere und ließ den Teufel wieder kommen, der sich nun als Mephostophiles zu erkennen gab und mit dem er einen Pakt abschloß, des Inhalts: 24 Jahre lang dienst du mir, nachher kannst du mit mir vornehmen, was du willst. Den Pakt unterschrieb Faust mit seinem Blut, das er sich mit dem Federmesser aus der linken Hand schnitt. Die kleine Wunde bildete die Schrift: o homo, fuge!

Mephostophiles zauberte seinem neuen Herrn zunächst allerlei lustiges Gaukelspiel vor, wie vorher im Walde, nur mehr lustiger Art, Musik, eine Jagd ꝛc., setzte ihm die köstlichsten Speisen und Weine vor, die er aus fürstlichen Küchen und Kellern stahl, und kleidete ihn mit den theuersten und feinsten Stoffen. Der volle Bauch machte Faust üppig. Da wollte er heirathen. Was? fuhr ihn der Teufel an. Heirathen willst du? Die Ehe ist ein Sakrament, ein göttliches Werk, thut dem Teufel Abbruch, also darfst du nicht heirathen. Als aber Faust darauf bestand und ihn erinnerte, er müsse gehorchen, da erschien ihm der Teufel zum erstenmal in seiner wahren Gestalt so furchtbar, daß Faust erbebte und davonfloh. Von einer Ehe war nun nicht mehr die Rede, aber Mephostophiles verschaffte seinem Herrn jede Nacht die schönste Frau, so schön, wie er sich sie selber nur denken wollte, indem ein gefälliger Teufel jedesmal die gewünschte Gestalt annahm.

In der Zwischenzeit zwischen diesen Vergnügungen hielt Faust mit seinem Diener Gespräche über die ewigen Dinge. Darin erfuhr er zu seinem immer erneuerten Aerger, daß es mit dem Stolze des menschlichen Geistes nichts sey. Mephostophiles sagt, ich bin ein Teufel und thue nach meiner Weise, wenn ich aber ein Mensch wäre, wie du, so würde ich mich vor Gott demüthigen und viel lieber Gott dienen, als dem Teufel. Das Wohlleben und diese unbehaglichen Disputationen mit dem Teufel genügten Faust nicht mehr. Er wollte vor der Welt glänzen und hielt Vorlesungen, worin er die Natur erklärte und von der Zukunft weissagte und wodurch er alles in Erstaunen setzte. Aber auch das genügte ihm nicht. Nachdem er vom Teufel alles gehört, was dieser über das Jenseits wußte, verlangte Faust mit dem Jenseits in unmittelbare Berührung zu kommen. Zuerst ließ er sich eine Auswahl der vornehmsten Teufel vorstellen. Als sie ihn aber wieder verließen, blieb das ganze Haus voll Ungeziefer, vor dem Faust fliehen mußte. Das schreckte

jedoch Fauſt nicht ab, dem Herrn in der Hölle den Gegenbeſuch abzuſtatten. Beelzebub kam mit einem beinernen Stuhl auf dem Rücken, darein ſetzte ſich Fauſt und fuhr mit ihm durch die ganze Hölle, deren Flammen, Heulen und Zähneklappen er mit voller Muße betrachten konnte. Glücklich zurückgekehrt wollte er nun auch den Himmel oben ſehen und fuhr auf einem Drachenwagen hinauf, zuerſt ſchief über alle Länder der Erde, nach Oſten zu, ſo daß er tief nach Aſien hinein die ganze Erde überblickte, dann empor zu den Sternen, die er in dichter Nähe wie große Welten ſah, während die Erde unter ihm klein wurde wie ein Dotter im Ei.

Nachdem Fauſt ſeine Neugier oben befriedigt, gelüſtet es ihn, das zu genießen, was ihm am nächſten liegt, die Erde. Mephoſtophiles muß ſich alſo in ein Flügelpferd verwandeln, auf dem reitend er alle Länder und Völker der Erde zu beſuchen unternimmt. Unter andrem kommt er auch nach Rom und bedauert ſehr, daß er nicht Papſt geworden iſt, als er ſieht, wie der Papſt herrlich und in Freuden lebt. Unſichtbar ſeiner Tafel beiwohnend nimmt er ihm die feinſten Speiſen und Weine vom Munde weg. Der Papſt glaubt, es ſey ein Geſpenſt und ſucht die arme Seele zu erlöſen, wird aber ausgelacht. Die Reiſe wird weiter fortgeſetzt. Ueberall ſucht Fauſt die Höhen auf, um ſich von da aus zu orientiren. So blickt er von den Karpathen hinunter nach Krakau und Polen. In der Türkei angelangt, begibt er ſich alsbald in das Serail des Sultans und ſtellt ſich den ſchönen Damen daſelbſt in der Geſtalt des Propheten Muhamed dar, worauf ſie ſich unendlich glücklich ſchätzen, ihr Bett mit ihm zu theilen. Dies geſchieht ſechs Tage lang, während deren eine Wolke das ganze Serail einhüllt und verbirgt. Nachher verſchwindet der vermeinte Muhamed, an den der Sultan ſelber in ſcheuer Bangniß glaubt. Zuletzt beſteigt Fauſt den Berg Kaukaſus und blickt von da ins Land India und in die ſeligen Fernen des Paradieſes.

Aber immer wieder zieht es ihn zur alten deutſchen Heimath zurück, und von nun an wagt er ſich an die höchſten irdiſchen Herren. Er erſcheint am Hofe Kaiſer Karls V., der ihn als berühmten Meiſter in der Zauberei empfängt, ihm aber auch eine ſeiner würdige Aufgabe ſtellt, nämlich ihm den größten Helden und König des Alterthums heraufzubeſchwören und leibhaftig vor ihm erſcheinen zu laſſen, Alexander den Großen, der ſich dann auch wirklich dem erſtaunten Kaiſer zeigt. Nun folgen Schwänke, die in die Fauſtſage aus den Sagenkreiſen minder erheblicher Zauberer übertragen ſcheinen, obgleich ſie auch hier nicht unnatürlich motivirt ſind. Dann beſchließt Fauſt, die Vergangenheit in ihrem Köſtlichſten und Schönſten eben ſo zu genießen, wie er die Gegenwart genoſſen, beſchwört die ſchöne Helena aus dem alten Griechenland herauf und wird ſo von ihrem Reiz bezaubert, daß er nicht mehr von ihr laſſen kann, ſie bei ſich behält und ein Kind mit ihr zeugt, welches alles weiß und ihm die Zukunft aller Dinge verkündet.

Aber die 24 Jahre gehen zu Ende. Faust fällt in Schwermuth, der Teufel verspottet ihn. In der Mitternacht des letzten Tages hören die Studenten einen gräßlichen Lermen und finden Faust am Morgen im Zimmer, vom Teufel in Stücke zerrissen. Helena und das kluge Kind waren verschwunden. Fausts Famulus Wagner erbte seine Bücher und seine Zauberkunde.

So das Volksbuch von 1587, das mit Ausnahme der gerügten Schwänke und abgesehen von der rohen äußern Form überhaupt ein tiefdurchdachtes Ganze darbietet. Laut der Vorrede hat es der Verleger von einem guten Freund in Speyer erhalten und war es ursprünglich lateinisch geschrieben. Diese treffliche Dichtung scheint aber bald über dem elenden Machwerk Widmanns, dessen erste Ausgabe 1599 erschien, vergessen worden zu seyn. „Die wahrhaftigen Historien von den greulichen und abscheulichen Sünden ꝛc., so Dr. Johannes Faustus ꝛc. getrieben, durch Georg Rudolf Widmann, Hamburg 1599“ lassen gerade das Erhabene und Tiefe aus dem älteren Volksbuch weg und nehmen nur die Schwänke auf, die sie mit einigen andern vermehren. Zudem hat Widmann auch die Disputationen zwischen Faust und dem Teufel in die geistloseste Breite ausgedehnt.

Seine Hauptabweichungen sind. Faust wird in der Grafschaft Anhalt geboren und studiert zu Ingolstadt. Erst von da kommt er nach Wittenberg. Den Teufel hat er (wie Agrippa von Nettesheim) als Hund bei sich. Dieser Hund hieß Prästigiar, er schenkt ihn zuletzt einem Abt bei Halberstadt. Von Fausts Reisen in die Hölle, unter den Sternen, zum Sultan, nach Indien ꝛc. ist nirgends die Rede. Sein ganzes Treiben beschränkt sich auf kleinliche Späße. Zu den schon erzählten kommen hier noch hinzu, daß er zu Leipzig (in Auerbachs Hof) aus einem Keller auf dem vollen Weinfaß heraufreitet, daß er zu Heilbrunn Kühen, deren Gebrüll ihn stört, das Maul offen stehen läßt; daß er zu Borsberg im Odenwald einen Regenbogen mit der Hand greift; daß er zu Schwäbisch Hall „einen Teufel schießt“; als wilder Jäger durch die Luft reitet, dem Kaiser Maximilian bei der Tafel einen Regenbogen in den Saal zaubert ꝛc. Den Studenten läßt er eine Menge berühmter Personen des Alterthums erscheinen. Einmal bringt er einen armen gefangenen Ehemann durch die Luft zu seiner Frau zurück, als dieselbe eben mit einem andern Hochzeit hält. Ein alter Mann möchte ihn gern bekehren, was aber mißlingt. Endlich holt ihn der Teufel und reißt ihn in Stücke, bei welchem Anlaß ganz kurz der Helena und ihres Sohnes gedacht wird, deren Geschichte vorher nicht erzählt ist.

Angelegenheiten in Anſpruch nahmen. Immer mehr ſank Gemeinſinn, Macht und Wohlſtand, bis endlich beim allgemeinen Untergang unter dem Druck eines Eroberers der Grund des Uebels erkannt und Abhülfe eingeleitet wurde. Ungeachtet des vielen Guten aber, was in dieſer Hinſicht ſeit Preußens Städteordnung geſchah, gewährt der Ueberblick über die Städteverfaſſungen der jetzigen Zeit kein beſonders befriedigendes Ergebniß. Wir bemerken ſogar, daß hie und da beſſere, aber leblos gewordene Formen, die allen Stürmen der Zeit getrotzt hatten, erſt während der zerſtörenden Organiſationen Unvollkommnerem weichen wußten.

Doch niemand wird verzweifeln, der die Kürze der Zeit bedenkt, ſeitdem die Hülfe verſucht worden, und der das eifrige Beſtreben der einſichtsvollſten Regierungen Deutſchlands zu Verbeſſerungen in dieſer Beziehung betrachtet.

Wenn wir die Städte Deutſchlands genauer ins Auge faſſen, ſo bemerken wir einen großen Länderſtrich von Nordweſten nach Südoſten, von den Hanſeſtädten durch Hannover, Braunſchweig, Sachſen nach Oeſtreich ſich ziehend, mit großen, reichen Städten, in denen ſich die alten Formen am Beſten erhalten haben, wenn auch der Geiſt derſelben hievon gewichen ſeyn mag.

Die Hanſeſtädte[1] ſtehen da, wie vereinzelte, aber ſtarke Säulen des alten Baus, mit reichen Ueberlieferungen.

In dieſen Städten vereinigt ſich die Summe der ſtädtiſchen Gewalt in den Senaten, die Einzelnes in Deputationen, Wichtigeres in der allgemeinen Verſammlung beſchließen, deren Mitglieder auf Lebenszeit gewählt ſind, zum Theil aus Gelehrten beſtehen müſſen, und die ſich in Erledigungsfällen ſelbſt ergänzen, wobei nur das Statut über die Rathswahlen in Bremen vom Jahr 1816 eine modifizirende Ausnahme dadurch macht, daß der Senat an die Vorſchläge einer Wahldeputation gebunden iſt, die zur Hälfte aus Mitgliedern des Senats und zur Hälfte aus der Bürgerſchaft gewählt iſt, und welche drei Männer zu bezeichnen hat.

Die Bürgerſchaften ſind aber auch berufen theils zur Mitwirkung bei der Geſetzgebung, theils zur Kontrole und Unterſtützung bei einzelnen Deputationen der Senate, und ſind zu

---

[1] Charles de Villiers Constitut. des trois villes libres anséatiques. Leipsic 1814. 8. — Weſtphal, über Hamburgiſche Verwalt. Hamb. 1828.

Das Widmann'ſche Buch wurde 1674 zu Nürnberg von J. N. Pfitzer abermals mit Zuſätzen herausgegeben, ohne im geringſten an Geiſt zu gewinnen. Als kürzerer Auszug daraus erſchien zu Frankfurt und Leipzig 1728 ein Volksbuch „des Erzſchwarzkünſtlers Dr. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß", ebenſo matt und mit denſelben Auslaſſungen wie bei Widmann. Die ſchon 1587 in Tübingen gedruckte Umſchreibung als Volksbuch in Reimen enthält nichts Neues. In einem alten Volksliede bei Scheible I. 120 kommt nur ein neuer Zug hinzu. Fauſt verlangt vom Teufel das Unmögliche, er ſolle ihm das wahre Conterfey des Heilands malen. Wahrſcheinlich iſt auch auf der deutſchen Bühne Fauſt ſchon bald nach dem Erſcheinen des Volksbuchs aufgeführt worden, wenn ſich auch erſt im 17. Jahrhundert Zeugniſſe von der großen Beliebtheit dieſes Stückes finden. Vgl. Scheible III. 240. 692. Nach Franz Horn, Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen II. 270 klagte am Ende des 17. Jahrhundert die Berliner Geiſtlichkeit, daß Fauſt auf der Bühne öffentlich Gott abſchwöre. Als Puppenſpiel iſt Fauſts Geſchichte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach in Deutſchland dargeſtellt worden. Dieſe wahrſcheinlich alten Stücke ſtammen alle aus einer Quelle und ſind nur im Verlauf der Zeit etwas von einander abgewichen. Der Inhalt des Volksbuchs wird abgekürzt, und kommt Kaſperle als luſtiger Diener hinzu. Alles Großartige der Fauſtſage iſt übrigens auch hier aufgegeben und der Fauſt des Puppenſpiels ſteht tief unter dem des alten Volksbuchs, wenn auch das Stück neue und geiſtreiche Gedanken erhält.

Franz Horn a. a. O. war der erſte, der das Puppenſpiel beſchrieb, das er in Berlin von der Schütze'ſchen Geſellſchaft aufführen ſah. Nach ihm ſtellte es Simrock 1846 nach eignen und fremden Erinnerungen vollends her. Hier der weſentliche Inhalt.

Fauſt ſitzt in ſeinem Studierzimmer und klagt, er habe alles ſtudiert und ſey doch nicht befriedigt, müſſe ſich daher durch die ſchwarze Kunſt helfen. Er citirt die Teufel und wählt den ſchnellſten unter ihnen zu ſeinem Diener, den, der ſo ſchnell iſt wie der menſchliche Gedanke. Der Famulus Wagner kommt, der eitle Diener eines berühmten Mannes; dann Kaſperle, der Hanswurſt, der manchen guten Witz macht. Als komiſcher Affe des Fauſt lieſt er in deſſen Zauberbüchern, citirt ebenfalls Teufel und plagt ſie, wie ein muthwilliger Bube Hunde und Katzen plagt. Ein Schutzgeiſt will Fauſt retten,

aber er ergibt ſich dennoch dem Teufel, ein Rabe holt die mit ſeinem Blute geſchriebene Handſchrift ab. Fauſt begibt ſich ſodann an den Hof von Parma. Voraus fliegt ihm Kaſperle durch die Luft und erſchreckt den Kammerdiener des Herzogs. Eben will der Herzog Hochzeit halten, die ſchöne Braut iſt erfreut, den bereits als Zauberer berühmten Fauſt bei ſich zu ſehen und wünſcht von ihm einige Stücke zur größeren Ergötzung der Hochzeitgäſte. Auf eine feine Weiſe läßt Fauſt nun berühmte Perſonen der bibliſchen Geſchichte erſcheinen, Salomo und die Königin von Saba, Simſon und Delila, überall zärtliche Gruppen, wobei Salomo und Simſon ſeine eigenen, die Königin von Saba und Delila die Züge der Braut tragen. Als es ihm aber nicht gelingt, ſie zu verführen, läßt er die Judith mit den Zügen der Braut auftreten, in der Hand den Kopf des Holofernes, der ſein eigner iſt. Da erfährt Fauſt, der eiferſüchtige Herzog wolle ihn während des Mahls vergiften laſſen und entflieht. Kaſperle bleibt allein zurück und citirt den Teufel, dieſer ſetzt ihm auf einem Sopha ein ſchönes Mädchen vor, aber es iſt ſeine Schweſter, eine andre, aber es iſt ſeine Großmutter. So geneckt läßt ſich endlich Kaſpar ohne eine Gefährtin allein forttransportiren. Mittlerweile iſt Fauſt tiefſinnig geworden, will ſich wieder zu Gott wenden und betet. Da führt ihm der Teufel die ſchöne Helena aus Griechenland zu, er wird verführt, er ſtürzt in ihre Arme, aber ſie verwandelt ſich in eine Furie. Die Friſt iſt abgelaufen, Fauſt ſoll ſterben. Da irrt er troſtlos in der letzten Nacht umher und ſtößt auf Kaſperle, der unterdeß ein böſes Weib geheirathet hat und Nachtwächter geworden iſt, und deſſen Späße die ſchauerliche Todesangſt des Sünders unterbrechen, den endlich der Teufel holt. — Im Weſentlichen ſtimmen damit auch die Beſchreibungen von von der Hagen in ſeiner Germania IV. 211 und von Sommer in Erſch und Grubers Encyclopädie s. v. Fauſt überein.

In einem andern Puppenſpiel, welches Roſenkranz (zur Geſchichte der deutſchen Literatur S. 100) in Berlin aufführen ſah, wiederholt ſich das Nämliche, nur daß die Scene an den Hof von Padua verlegt iſt und die Dame Lucretia heißt. Dann nimmt aber das Stück den ſchönen Gedanken des Volksliedes in ſich auf. Fauſt verlangt vom Teufel das Unmögliche, betet dann und wird durch die plötzliche Erſcheinung der Helena verführt, die ſich diesmal nicht in eine Furie verwandelt. In dem Gieſenbrechtſchen Puppenſpiele, abgedruckt bei Scheible III. 747 f. iſt Anfang und Schluß derſelbe, nur in der Mitte fehlt das ganze Ereigniß zu Padua. In dem Augsburger Puppenſpiel bei Scheible III. 818 f. kommt der italieniſche Hof vor, aber Fauſt erſcheint dabei nicht als tückiſcher Verführer, ſondern entlarvt vielmehr die Feinde des Herzogs und mahnt dieſen, ein guter Regent zu ſeyn (ſchon ganz im Geſchmack

der Sturm- und Drangperiode). Gänzlich abgeschwächt erscheinen die gleichfalls bei Scheible III. 783 f. 805 f. 853 f. abgedruckten Ulmer, Kölner und Straßburger Puppenspiele von Faust, nicht zu gedenken des ebendaselbst S. 884 f. abgedruckten Augsburger Lustspiels, in welchem ein hübsches Mädchen den Faust nackt und unter der Gestalt bald des Teufels, bald der Helena verführt, um ihn zuletzt — zu heirathen.

Dagegen kommt noch ein altes Spiel vor, welches Zoller in seinen Bildern aus Schwaben einer Zigeunerbande abgelauscht (Scheible I. 46. III. 710). Auch hier wählt Faust sich den schnellsten Teufel aus, dieser aber begnügt sich nicht mit der Verschreibung seiner Seele, sondern legt ihm vier schwere Mordthaten auf und Faust ermordet seinen Vater um des Geldes willen, seine Geliebte und ihren vermeinten Liebhaber aus Eifersucht.

Die Faustsage fand aber nicht blos auf der Bühne vor einem Publikum, das sich unschuldig daran ergötzen wollte, sondern namentlich auch im Kreise derer Verbreitung, die dem Faust gern nachgeahmt hätten. So wurde ein dem Faust zugeschriebenes Buch „Dr. Fausts Höllenzwang“ in vielen Abweichungen des Textes, und verwandte ihm zugeschriebene Bücher, Fausts Meergeist, Fausts praxis magica ꝛc. in unzähligen Handschriften verbreitet, von denen einige auch gedruckt wurden. Man findet sie im dritten Bande Scheible's beisammen. Sie enthalten nichts als Beschwörungsformeln mit den entsprechenden magischen Zeichen, durch die man in den Stand gesetzt werden sollte, Teufel zu citiren und über die Natur und Geisterwelt zu herrschen. Es ist durchweg kabbalistische Spielerei, mit marktschreierischer Wichtigthuerei von Betrügern zusammengesetzt, um Einfältige zu bethören. Vgl. Horst Zauberbibliothek II. 108. III. 86. IV. 441.

In diesen älteren Literaturkreis, der sich um das alte Faustbuch herlagert, gehört auch noch die sogenannte Fortsetzung der Fausthistorie, welche die Historie seines Famulus Wagner in sich begreift. Sie erschien bereits 1594 im Englischen: the second report of Dr. Faustus, containing his appearances and the deeds of Wagner, London 1594. Holländisch in Delft 1607. Deutsch in Berlin erst 1712. Leutbecher 64. Vgl. Scheible III. 523 und II. (wo die Sage von Wagner nach einer Berliner Ausgabe von 1714 abgedruckt ist). Die Quelle scheint doch

wohl eher eine deutſche, als engliſche zu ſeyn. Das Ganze iſt phantaſtiſch, aber ungleich ſchwächer, als das Urbild im Fauſtbuch. Wagners Teufel heißt Auerhahn und hat Affengeſtalt, außerdem läßt er ſich einen dämoniſchen Papagai bringen, der alles weiß und ſagt. Er reist umher, läßt Todte erſcheinen, diſputirt mit dem Teufel, treibt Späſſe und dehnt ſeine Reiſen in die neu entdeckten Welttheile, in den heißeſten Süden und kälteſten Norden aus, hat aber nichts Nobles, gewinnt keine Helena und wird vom Teufel geholt, ohne daß in ſeiner Geſchichte etwas Grauſiges läge, wie in der ſeines Meiſters.

Die Fauſtſage ging auch ins Polniſche über in den Schwänken des Zauberers Twardowski und wurde nicht ohne Geiſt von dem Engländer Marlowe behandelt. Auf dieſe fremden Arbeiten wollen wir uns aber hier nicht einlaſſen.

In Zellers theatr. trag. 1628 Nr. 19 finden wir eine kürzere und veränderte Auffaſſung des Fauſt.

Ritter Canopus verſchreibt ſich dem Teufel nach 32 Jahren, während welchen ihm alles Glück widerfahren ſoll. Das findet er nun auch. In jedem Spiel gewinnt, in jedem Kampf ſiegt er, alle Weiber ſind ihm hold. Er heirathet die ſchöne Callipente, ſtößt ſie aber gern wieder von ſich, nachdem er ihren Liebhaber getödtet hat, um ſich einer Andern in die Arme zu werfen. Das iſt die ſchöne und reiche Luſinde, aber am Hochzeittag kommt der Teufel, ihn zu holen, denn die Zeit iſt um.

Ebenſo in Eumelio, einem Schäferſpiel des Albinus, gedruckt zu Jena 1657.

Eumelio iſt ein Schäfer und Sänger zugleich, der von Wolluſt verführt ſich offen allen Laſtern ergibt, im Chore derſelben die Tugend verhöhnt und am Ende folgerecht von den Laſtern in die Unterwelt zur gerechten Strafe hingeſchleppt wird. Allein Apollo, der Dichtergott, dringt in die Hölle ein, um ſeinen Liebling wieder herauszuholen, denn, ſagt er, „mir gehören die Geiſter, die mir verwandt ſind“. Vergebens proteſtiren Pluto, Rhadamand, Charon. Der freche Sünder wird erlöst.

Zum erſtenmal wagt es ein Dichter, die Sünden zu vergeben im Namen Apollos und das Genie für erhaben zu erklären über das Sittengeſetz. Das iſt höchſt charakteriſtiſch für die moderne Poeſie. Das Drama iſt zugleich eine freche Verhöhnung der Höllenfahrt Chriſti. Nicht mehr der Heiland iſt es, der allein die Hölle ſprengen kann, ſondern der heidniſche Gott der Poeſie.

In Joh. Joseph Bekh's „Schauplatz des Gewissens“ Dresden 1666 ist die Faustsage auf sinnige Art mit der älteren Theophiluslegende verknüpft.

Cosmophilus (Weltfreund) läßt sich durch den Teufel von Christo abwenden und gewinnt die schöne Helena aus Griechenland. Mit dieser lebt er in solcher Wonne, daß er ganz vergißt, um welchen Preis er sie genieße, bis ihm einmal Helena den mit seinem Blut unterschriebenen Vertrag mit dem Teufel vorzeigt. Da ruft er voll Schrecken den Namen Jesu aus, vor dessen Macht die gespenstische Helena augenblicklich verschwinden muß, den Blutvertrag zurücklassend. Cosmophilus liegt in Ohnmacht, aber ein Pilger (der h. Michael selbst) naht ihm, hebt das Papier auf und rettet den Reuigen.

In dem verkehrten Ophiletes, einem Trauerspiel der Sibylle Schuster, Oettingen 1685 ist dagegen die Grundidee des Faust äußerst verderbt. Die Dichterin hatte keine Ahnung, was sich aus einem solchen Stoffe machen lasse.

Ophiletes hat sich um weltliche Lust dem Teufel verschrieben. Seine Stunde kommt. Sein treues Weib Calia ruft die Kirche zu Hülfe, aber der „christliche Eifer“ will den Sünder jedenfalls bestraft wissen. In der Noth unterzieht sich Ophiletes der Kirchenbuße, und wird von seinem alten Genossen der Lust verhöhnt. Da läßt er sich abermals verführen, entflieht und ergibt sich neuen Lüsten. Zum Ueberfluß wird er noch einmal bekehrt und verbannt. Da auf dem Wasser fahrend wird er von den Nymphen verspottet. Schließlich jedoch tröstet ihn „die Hoffnung“.

Das Stück endet in elender Halbheit.

In derselben Zeit, wie die Faustsage, entstand auch die eben so tiefsinnige Sage vom ewigen Juden. Beide stehen in einem innern Zusammenhange. In beiden spricht sich der Stolz gegen Gott aus, in Faust kühn vorgreifend und die ganze Macht der Erde und der Hölle auftreibend gegen den Himmel, im ewigen Juden finster grollend in kalter Resignation. Beide vertreten zugleich auf eine neue Weise die ältesten Feinde des Christenthums, Faust das wiederauflebende Heidenthum, der Jude das Judenthum. Endlich ist in beiden die noch ältere Macht des Bösen, die älteste Verneinung vertreten, im Faust der Teufel, im Juden der Tod.

Die älteste Kunde vom ewigen Juden giebt Mathäus Paris in der hist. Anglica ad annos 1228 und 1252, nennt ihn aber Cartophilus. Dieser sey des Pilatus Thürsteher gewesen und habe dem Heiland auf

seinem schweren Gange nach Golgatha spöttlich auf die Achsel geklopft und zugerufen: geh schneller! worauf der Heiland zu ihm geredet habe: ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde. Seitdem nun habe der Jude nicht sterben können, irre unstät durch die Welt und warte auf den jüngsten Tag, an dem Christus als Richter über die Lebendigen und Todten wiederkommen wird. Dieselbe Sage wiederholt Monskes in der flandrischen Reimchronik V. 25,525. Im Jahr 1547 gab Duduläus zu Hamburg eine newe Zeitung vom Juden Ahasverus heraus, worin es heißt, derselbe sey zu Danzig erschienen, als ein langer, uralter, sehr schlecht gekleideter Mann mit Trauern und Seufzen und habe gesagt, er sey ein Schuster zu Jerusalem gewesen. Seitdem will man denselben ewigen Juden auch an andern Orten gesehen haben, zum Theil unter andern Namen z. B. Gregorius und Buttadäus. Vgl. Gräße, die Sage vom ewigen Juden 1844. Görres, Volksbücher S. 201. v. Döbeneck, Volksglauben II. 121. Paullini, Zeitverkürzende Lust S. 596. Sepp, Leben Jesu V. 115. Schudt, jüd. Merkw. V. 14. Zu den Disputationen, die bei Gräße angeführt sind, gehört noch eine von Pommer 1689. Nach Wolffs niederl. Sagen S. 625 wurde der ewige Jude unter dem Namen Isaac Laquedem im Jahr 1640 in Brüssel gesehen. Nach Mitternacht diss. in Joh. 21, 19 sah man ihn zu Naumburg unter der Predigt in der Kirche ruhelos hin- und herlaufen. Die Legende war in deutschen, holländischen, dänischen, englischen und französischen Volksbüchern verbreitet. Vgl. Gräße S. 37 und das Volksbüchlein von Auerbacher, München 1837:

> Christus mit dem Kreuz belastet, will vor Ahasverus Thür einen Augenblick ruhen; der Jude stößt ihn zurück und Christus spricht: Weil du des Menschen Sohne keine Rast vergönntest, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wieder komme werde. Dieser Fluch geht in Erfüllung, und der Jude muß nun ewig wandern und fliehen, und kann nirgends rasten und nicht sterben. Die Geschichte schildert nun seine Wanderungen und stellt ihn in einer Menge von Situationen dar, die alle sinnvoll gewählt, geistreich erfunden, von tiefer Bedeutung und schauerlicher Wirkung sind. Anfangs erfüllt ihn Ingrimm und wüthende Rachelust, dann versinkt er unter der Last seines Fluches in dumpfe Verzweiflung, aus der ihn das junge Lebensgefühl immer wieder zur Rache an den Christen emporreißt. Endlich bewältigt er die Gluthen der Leidenschaft, bekehrt sich zu Christus und wird Geleitsmann der Pilger nach dem heiligen Grabe. Wir

sehn ihn Anfangs bei der Zerstörung Jerusalems der allgemeinen Vernichtung trotzen, dann in Rom unter den Gladiatoren gleich einem Würgengel rasen und allein als Sieger übrig bleiben, da seines Schwerdtes Spitze sein Leben treffen kann. Wir sehen ihn verzweifelnd in die Flammen des Aetna stürzen, aber der Krater wirft ihn lebendig wieder aus. Unter allen diesen ergreifenden Scenen ist ohne Zweifel folgende die schönste und erhabenste: „Der Jude war in Rom während einer Christenverfolgung. Mit boshafter Freude sah er die Anhänger dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartet werden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkerdienste. Er aber konnte sich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er schlug, durchschnitt seine eigne Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in seinem eigenen Herzen, und das Feuer, das er schürte, brannte in seinen eigenen Eingeweiden; und er sahe sie ja sterben, die Märtyrer, freudig sterben, und er mußte leben, qualvoll leben! — Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greises, der, Gott lobend und dankend, seinen Geist aufgegeben, aus der Menge der Zuschauer sich mehrere Christen hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch sie seien Christen und wollten für Christo sterben; und als der weite Platz erschollt von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die auf der Stätte umherlagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat; da wurde Ahasverus von dem Geiste ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg und stellte sich unter die Christen, die noch des Todes harrten, und rief bebend: Auch ich glaube an Christum!“ Dieser letzte Satz kann unmöglich der ursprünglichen Legende angehören, sondern ist schon sentimentaler Zusatz. Der ewige Jude kann nie Christ werden.

Auffallend ist das Andenken an den ewigen Juden in den Volkssagen der deutschen Alpen. In Tirol geht die Sage, der ewige Jude sey einmal in die Gebirge gekommen und eine Hexe, die Langtütlin (Langbrüstige) habe mit ihm gelost, wer von ihnen beiden ewig durch die Welt laufen oder ewig auf dem Oetzthaler Feener sitzen bleiben soll. Das letztere Loos sey aber ihr zugefallen und nun sitze sie ewig auf dem Schneeberg festgebannt, während der Jude nach wie vor durch die Welt laufe. Weber, Tirol III. 381. Auch über das Matterhorn in Wallis soll der ewige Jude gekommen seyn, zu einer Zeit als die Alpenwelt noch grün und bewohnt war, und soll gesagt haben, er werde noch zweimal über die Alpen kommen und das drittemal werde alles verödet und zu Eis geworden seyn. Grimm, D. S. Nr. 343. Am pikantesten hat Vogt in dem Buche „Im Gebirg und auf den Gletschern, Solothurn 1844“ S. 41 diese Sage aufgefaßt.

Ehemals, heißt es da, war die Erde dem Himmel ganz nahe, stand im freundlichen Verkehre mit den Sternen und prangte im Kleide des ewigen Frühlings. So fand Ahasver die Alpenwelt, als er zum erstenmal die Grimsel überschritt, alle Gipfel mit Reben umlaubt, in allen Bergschluchten blühende Dörfer. Aber die Erde entfernte sich je mehr und mehr vom Himmel, durch Schuld der sündigen Menschen; die Sterne verschwanden in immer weitere Ferne und wurden kleiner und ihre Kunde gieng den Menschen verloren. Die Luft wurde kälter, die Gipfel der Berge erfroren. Als Ahasverus zum zweitenmal auf die Grimsel kam, fand er die Berge voll Nebel, anstatt der Rebengeländer nur düstern Föhrenwald und statt der lachenden Dörfer nur russige Köhlerhütten. Und immer weiter entfernte sich die Erde vom Himmel und immer schrecklichere Eroberungen machte der Winter. Als Ahasverus zum drittenmal auf die Grimsel kam, fand er nur Eis und Schnee um sich her und war das einzig lebende Wesen in der furchtbaren Oede. Da setzte er sich auf einen Fels nieder und weinte zum erstenmal über das Wehe der Erdbewohner und seine Thränen wurden zu einem Alpenbächlein, das unter den Gletschern niederrinnt.

Der ewige Jude ist das Judenthum selbst. Das Herumirren aber bezieht sich auf die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung Jerusalems. Prudentius apoth. 4 adv. Jud. drückt den Gedanken am klarsten aus:

> Exilio vagus hue illuc fluitantibus errat
> Judaeus, postquam patriae de sede ruinosa
> Supplicium pro caede luit, Christique negat;
> Sanguine respersus commissa piacula solvit.

Auch schon in den Propheten ist den Juden dieses Zerstreutwerden und Umherirren als Strafe geweissagt. Im Ahasver aber wird das ganze Volk personificirt. Die Legende vom Ahasver, die sich erst im Abendlande und unter den Völkern germanischer Abstammung ausbildete, legt das Hauptgewicht auf das „Sterben wollen und nicht können“. Sie stellt den Juden vor als einen, dem das Leben tief verhaßt ist, als den weltmüden Pilger, dem das Leben zur unerträglichsten Last geworden und der doch nirgends dessen Ziel und Ende findet. Diese Legende wird erst dann richtig verstanden, wenn man sie mit der gleichfalls im deutschen Abendland entsprungenen Legende vom Faust vergleicht. Ahasver flieht das Leben und sucht sich von dessen Qual loszureißen, aber vergebens. Faust sucht die Lust des Augenblicks zu verewigen, eben so vergebens. Dort geht das alte Judenthum immer noch wie ein Gespenst durch die christ-

liche Welt. Hier steigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und bringt Leben und Schönheit der griechischen Helena, erkünstelt blühende Natur durch höllischen Zauberes ärgste Unnatur. Es ist der Tod und der Teufel, jener in der Gestalt des Judenthums, dieser in Gestalt des Heidenthums, die sich in das Reich Christi eindrängen.

6.

Geistliche Dichtung der Protestanten.

Wie eine reine Quelle ihr Rinnsal zuweilen mitten durch einen trüben Sumpf unverdorben fortleitet, so zieht sich der goldene Faden echter Poesie, weil echter Gottesminne, durch die protestantische Lyrik fort. Dieser Faden knüpft sich an die alte Kirche an. Die schönsten und ältesten Kernlieder in evangelischen Gesangbüchern sind eine Uebersetzung älterer katholischer Kirchenlieder. In gleicher Weise fanden die besten evangelischen Componisten, vor allen Sebastian Bach, den heiligen Ton der ältern vlämischen und italienischen Kirchenmusik wieder.

Luther selbst ordnete das erste Gesangbuch seiner neuen Kirche, das von Jahr zu Jahr vermehrt und vielfach abgeändert die Mutter aller unserer kirchlichen Gesangbücher geworden ist. Luthers alte Kernlieder sind fast durchaus nur deutsche, aber vortreffliche Uebertragungen älterer katholischer Lieder. So das: Komm, heiliger Geist (veni, creator spiritus). Aus tiefster Noth schrei ich zu dir (de profundis). Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen (in media vita). Herr Gott, dich loben wir (te deum). In einigen Weihnachts- und Osterliedern hatte Luther altdeutsche Lieder zu Vorbildern. Das schönste Weihnachtslied von ihm ist „vom Himmel hoch, da komm ich her".

Was Luther Eigenes hinzuthat, insbesondere was er im Kampf für seine Sache gesungen, zeichnet sich durch eine gewaltige Mannhaftigkeit und felsenfestes Vertrauen aus. So das berühmte Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott". Desgleichen „Erhalt uns Herr bei deinem Wort", und „Wir glauben all an Einen Gott", und „Nun freuet euch, liebe Christen gmein". Den tiefsten innern Kampf verräth das wunderbare Lied „ach Gott vom Himmel, sieh darein". Luther dichtete es im Entsetzen über

seine eigene Partei. Die bürgerliche Ehrbarkeit, die seiner Gemeinde als Erbtheil bleiben sollte, bezeichnet Luther am besten in dem Liede: „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht". Es ist ein Familiengemälde wie aus der alten Nürnberger Malerschule.

Neben den lutherischen bilden die Lieder von Decius († 1529) den altkatholischen Kern der protestantischen Gesangbücher. Es sind Uebertragungen älterer lateinischer Hymnen oder ganz in deren Ton gehalten, z. B.:

O Lamm Gottes unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet ꝛc.

oder:

Allein Gott in der Höh sey Ehr!

Durch die böhmischen Brüder, deren Lieder Michael Weiß übersetzte, kam in das lutherische Kirchenlied ein hussitischer Ton, ähnlich der Bußfertigkeit und Streitbarkeit der alten Gesänge. Diese Lieder sind häufig in ihrer gleichsam soldatischen Schlichtheit sehr schön, z. B.:

O Wächter wach und bewahre deine Sinne,
Denn die Feinde kommen vor deine Zinnen,
Wollen dein Schloß gewinnen.

oder:

Der Tag vertreibt die finstere Nacht,
O Brüder, seyd munter und wacht,
Dienet Gott dem Herrn!

oder:

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ꝛc.

In diesen volksthümlichen Liedern tritt das gelehrte Ich mit seiner Prätension noch nicht hervor. Nur Christus spricht zu den Seinen:

O Mensch, thu heut hören die Klag,
Welche dein Gott führt ꝛc.

Ein großes Uebel für die lutherischen Gesangbücher war der Umstand, daß sich allzuviel unberufene Sänger herbeidrängten. Jeder, der etwa nur den guten Willen hatte und ein Paar Reime zusammenbrachte, hielt sich schon für einen Kirchendichter. Die Calvinisten, in vielen Beziehungen immer die Praktischen, sahen diesen Uebelstand ein und beseitigten ihn, indem sie die in's Deutsche übersetzten und gereimten Psalmen

ſolchem Zweck in beſondere Korporationen getheilt, in Lübeck in die 12 Kollegien, in Bremen in die Aemter der zehn Bürgerkompagnien, in Hamburg in die Parochien, deren erbgeſeſſene Mitglieder die Beſitzer von Häuſern wenigſtens 1000 Thaler werth, das Kollegium der Oberalten, der Sechziger, der Hundert und Achtziger und den allgemeinen Convent bilden.

Die Städte des Königreichs Hannover haben wichtige Rechte und bedeutende Selbſtſtändigkeit ſich erhalten.

In den von 1819 bis 1830 erſchienenen Städteverfaſſungen iſt dreizehn derſelben die Jurisdiktion zugeſichert, ebenſo die Polizei und das Recht der Landſtandſchaft.

Die Stadträthe ſind aus Mitgliedern zuſammengeſetzt, die lebenslänglich in ihren Stellen bleiben, und ergänzen ſich in Erledigungsfällen ſelbſt, doch in den ſeit 1819 neugebildeten Städten mit der Modifikation, daß bei der Wahl eine der Zahl der Magiſtratsmitglieder gleiche Anzahl Mitglieder der Bürgerdeputirten mitzuſtimmen hat.

Der Bürgerſchaft iſt ein angemeſſener Wirkungskreis angewieſen durch die Bürgerkollegien, welche durch angeſeſſene Bürger, nach Diſtrikten abgetheilt, gewählt werden, bei allen wichtigeren Gegenſtänden mitzuwirken haben und ihre Beſchlüſſe in abgeſonderten Sitzungen, unter der Leitung und Unterſtützung eines Wortführers und Aktuars, faſſen.

Vorzüglich ausgebildet iſt die Verfaſſung der Stadt Hannover nach der Urkunde vom 12. Merz 1824.

Aehnliche Rechte hatten die Städte des Königreichs Sachſen durch die ihnen größtentheils beſtätigte Gerichtsbarkeit und Polizei, die Privilegien der größern derſelben, vermöge welcher ſie höheren Landesbehörden und nicht einzelnen Lokalbeamten untergeordnet ſind, durch die Selbſtſtändigkeit ihrer nach beſtimmten Geſetzen ſich ergänzenden Magiſtrate, deren Mitglieder zum Theil Rechtsgelehrte ſeyn müſſen, durch das Recht der Landſtandſchaft und durch die ſeit 1817 errichteten Kommunrepräſentanten, die aus den verſchiedenen Hauptklaſſen der Bürgerſchaft gewählt werden, und von denen alle drei Jahre der vierte Theil auszutreten hat. Beſondere Erwähnung verdiente in dieſer Beziehung die Verfaſſung der Stadt Leipzig, welche zur Wahl der Bürgerrepräſentanten ſechs verſchiedene, nach den verſchiedenen Ständen und

allein zu ihrem Gesangbuch machten. Die Lutheraner aber reimten fort und überschwemmten die Gesangbücher mit einer Summe von Kirchenliedern, die man schon im vorigen Jahrhundert zu 60000 Nummern berechnete. Seitdem ist aber noch viel mehr hinzugeschrieben worden.

Ich halte es nicht für nöthig, hier die ganze Gesangbuchlitteratur abzuwickeln. Man vergleiche die fleißige Titelsammlung bei Gödeke (Grundriß 1857 S. 157 ff.), die übersichtliche kirchliche Hymnologie von Lange, Zürich 1843, das deutsche Kirchenlied von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1841, den Berliner „unverfälschten Liedersegen", Knapps „Liederschatz", Mützell, geistl. Lieder der schlesischen Dichter und viele andere Hülfsmittel, die sich in Aller Händen befinden. Noch weniger kann es mir beikommen, die fast unzählbaren Dichternamen an einander zu reihen. Es genügt für meinen Zweck, in der Masse der Kirchenlieder nur die Hauptgattungen und die mit der Zeit etwas abweichende Wendung der Gesangbücher zu charakterisiren.

Maria und alle Heiligen wurden aus den lutherischen und reformirten Gesangbüchern verbannt, die kirchliche Tradition zerrissen, die geistige Architektur der mittelalterlichen Kirche galt als nicht mehr vorhanden. Dem überreichen Idealismus, zu dem die katholische Poesie gerade damals in Spanien unter Calderon sich steigerte, stellte die neue Kirche die strenge und harte Armuth eines fast mehr an das alte, als an das neue Testament sich anklammernden Realismus entgegen. Sie fiel überhaupt in den Judaismus zurück, indem sie zwischen makkabäischen Siegen und babylonischen Gefangenschaften schwankend, als um ihre Existenz kämpfende Partei auch die ganz schroffe Ausschließlichkeit der alten Kinder Gottes annahm. Das war natürlich und lag in den Umständen. Im Hussitenthum und im englischen Puritanismus hatte sich diese Stimmung am höchsten gesteigert. Bei alledem war es ein Rückschritt.

Ferner charakterisirt das protestantische Kirchenlied die Lehrhaftigkeit. Sofern die Predigt Hauptsache des Gottesdienstes wurde, mußte begreiflicherweise auch das Lied vorzugsweise lehrhaft werden. Das Wort Gottes wurde in unzählbare Sprüche auseinandergebrochen und diese wieder gereimt zu Kirchenliedern. Auch der Katechismus gieng gereimt in die Gesangbücher über.

Drittens ist an diesen Büchern ein demokratisches Wesen auffallend.

Die Stimme von oben, die Stimme des Priesters am Altar, die Engelstimmen vom Chore herab, all die Musik, die im Namen Gottes zur Gemeinde tönen soll, ist verstummt. Nur die Gemeinde hat das Wort und schreit überlaut, bestürmt und drängt Gott in oft unanständiger, plebejischer Art. An eine Auswahl wird nicht mehr gedacht. Jeder singt mit. Eine unglaubliche Menge unpoetischer Sänger wagt es, Lieder zu machen, und unharmonische Stimmen führen sie aus.

Damit hängt dann eine in den Liedern selbst sich unschicklich vordrängende Subjectivität zusammen. Viele setzen naiv voraus, nur um ihr kostbares Ich drehen sich Erde und Himmel. Da heißt es immer nur „mein" Jesus, nur „für mich" ist er gestorben. Er hängt mir wohl am Kreuz, es ist ja nur „mein" Nutz und Vortheil. Dieser schändliche Egoismus nimmt in den Gesangbüchern von Jahrhundert zu Jahrhundert zu, bis das Ich im rationalistischen Zeitalter kraft seiner selbstherrlichen Vortrefflichkeit des Erlösers gar nicht mehr bedarf. Es würde kein Schade seyn, wenn man aus den Gesangbüchern alle Lieder, in denen das Wort Ich vorkommt, ohne Ausnahme verbannte.

In der strengen Zeit der Rechtgläubigkeit kamen einige Kirchenlieder auf, in denen der Consistorialhochmuth sichtbar aus dem Wolkenkragen hervorzankt. Sie sind immer noch besser, als die spätern rationalistischen Kirchenlieder, in denen sich die Humanität aus den Freimaurerlogen in die Kirche übersiedelte.

Die sprachliche Härte der ältesten Lieder in der rauhen Kampfzeit entschuldigt, daß man im 17. Jahrhundert in das andere Extrem des Leichttändelnden und Spielenden übergieng und daß insofern die weltliche Schäferpoesie sich gleichfalls in die Kirche einschob. Aus diesen Elementen bildete sich bald darauf das pietistische und herrnhutische Kirchenlied aus.

Schon Luthers Zeitgenossen und nähere Freunde haben viele Lieder gemacht. Melanchthon dichtete nur einige lateinische Hymnen, die sich noch in katholischen Gesangbüchern finden z. B. bei Zabuesnig, Augsburg 1812. I. 196. 202. 208., drei, jedoch nur mittelmäßige Gedichte auf den Täufer, die Heimsuchung Mariä und die Engel. Hans Sachs verherrlichte Luther in einem eigenen Liede als die Wittenbergische Nachtigall, nach einem ältern Volksliede:

Mach auf, meines Herzens Schöne,
Du Chriſtenliche Schaar,
Und hör das ſüß Gethöne
Das reine Wort Gottes klar ꝛc.

Luthers Freunde Juſtus Jonas, Speratus, Agricola ꝛc. behielten von Luther nur die Härte bei ohne den Geiſt. Bei ihnen tritt die Reflexion ſchon tyranniſch hervor. Welche Zeit, in welcher, wie die Zeitgenoſſen berichten, des Speratus Lied „Es iſt das Heil uns kommen her“ vom lutheriſchen Volk mit tiefer Andacht und Begeiſterung geſungen wurde, ein Lied von 14 ſiebenzeiligen Strophen voll harter dogmatiſcher Sätze, worin hauptſächlich die Streitfragen, den Glauben und die Werke betreffend, erörtert werden. — Auch Zwingli dichtete einige ſehr kräftige, aber harte Lieder.

Hilf, Herr Gott, hilf in dieſer Not
Ich meine, der Tod ſey vor der Tür,
Stand, Chriſte, für ꝛc.

Einmal ſagt er keck: ich habe genug gethan, nun kannſt du, Gott, auch was thun:

Herr, nun heb den Wagen ſelb!

Ein anderer Reformirter, Johann Zwick, leiſtete das Aeußerſte in Härte:

Dahär euch wir jetz frey vom Glatz
Und dem nit underworffen.
Das Gottes Kind hat auch ſein Blut
Vergoſſen zwar gar junge,
Damit uns ſölichs käm zu gut
Und vuns das Glätz nit zwunge.

Die nüchternſte Reſignation ſpricht ſich in dem Liede Blaurers, eines Reformirten aus, das man fälſchlich dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen unterſchoben hat:

Wies Gott gefällt, ſo gfällts mir auch
Und laß mich gar nit irren.

Der erſte Orthodoxe vom härteſten Schrot und Korn unter den Sängern war Erasmus Alberus († 1553). Man höre:

Ein jeder, der da predigen ſoll,
Der muß das eben wiſſen wohl,

Wo nicht der Geiſt ſein Herz beweckt,
Daß er das Amt nicht recht verhegt ꝛc.

über:

Der Herr verläßt uns nimmermehr,
Er gibt uns gute Prediger,
Die unſer pflegen in der Welt,
Bei ſeinem Wort er uns erhält.

Aber immer wandelte ihn wieder die Angſt vor dem Hereinbrechen der Nacht an.

Die Welt kann nun nicht länger ſtehen,
Iſt ſchwach und alt, ſie muß vergehen,
Sie kracht an allen Orten ſehr
Und kann die Laſt nicht tragen mehr.

Ein langes Lied von ihm hat den Refrain:

Das iſt ein Zeichen von dem jüngſten Tag.

Und doch war derſelbe Alberus ein Satiriker und witziger Kopf.

Sehr harte Proſa brachte auch Lazarus Spengler († 1534) vor z. B.:

Durch Adams Fall iſt ganz verderbt
Menſchlich Natur und Weſen,
Daſſelb Gift iſt auf uns geerbt ꝛc.

Wie die Härte und Unbehülflichkeit des Ausdrucks in Verbindung mit der nüchternſten Reflexion kirchenliedliche Ungeheuerlichkeiten erzeugen mußte, davon geben uns leider nur zu viele Lieder Proben. Hier ein Beiſpiel von Arnold († 1714):

Will etwa die Vernunft dir widerſprechen
Und ſchüttelt ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollſt du ihre Veſtung ſo zerbrechen,
Daß ihre Höhe ſich bei Zeiten leg'.
Kein fremdes Feuer ſich bei mir entzündt',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht',
Womit ich gar dir zu gefallen dächt',
Ach ſelig, wer dein Licht ergreift und findt!

So etwas ſollte die chriſtliche Gemeinde abſingen.

Paul Gerhardt, einer der hochverehrteſten Sänger, iſt hauptſächlich deshalb bedeutend, weil ſich in ihm Luthers Kraft und unerſchütterliches Vertrauen gleichſam in zweiter Potenz wiederholte. Luther hatte noch gehofft, der alten Kirche eine neue entgegenſetzen zu können,

er ſprach und handelte im Namen ſeiner Kirche. Zu Paul Gerhardts Zeit war man vom Traum dieſer Kirche ſchmerzhaft aufgeweckt worden. Es gab eine ſ. g. Kirche, aber ſie hieng von der Willkühr der weltlichen Fürſten ab. Die Pfarrer, in ihrer ungeheuren Mehrheit von Nahrungsſorgen geplagt, thaten, was der Juriſt ihnen vorſchrieb. Da blieb der Glaube des Individuums allein übrig, ohne äußern Kirchenſchutz, von der Kirche ſelbſt verlaſſen und verrathen. Nur in der eigenen Bruſt konnte jeder noch ſeine Kirche haben. Die Zeit war ſchwerer geworden, als die Luthers. Gerhardt, der Flüchtling mit dem Stab Gottes im finſtern Thal, erſcheint faſt noch muthiger, als der Held von Wittenberg, dem ſo viele Kämpfer zur Seite ſtanden. — Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, wurde 1666 vom großen Kurfürſten abgeſetzt und aus dem Lande gejagt, weil er ſich dem neuen, willkührlich erlaſſenen Religionsdekret aus Gewiſſenhaftigkeit nicht unterwerfen konnte. Daß er ſein berühmtes Lied „Befiehl du deine Wege“ auf dieſer Flucht gedichtet habe und ihm unmittelbar darauf Hülfe geworden ſey, iſt ein Volksmärchen, nur inſofern von Werth, als es die Theilnahme bezeugt, die dem edlen Märtyrer geworden iſt. Auch in vielen andern Liedern ſpricht ſich bei Gerhardt der tiefſte Ernſt des Glaubens aus. Voll Majeſtät iſt ſein Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“, das er nach dem älteren Liede des h. Bernhard bearbeitet hat. Friſch und freudig ſein Morgenlied: „Wach auf, mein Herz, und ſinge“; dem das eben ſo beliebte Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“ entſpricht. Von außerordentlicher Schönheit, einem frohen Seufzer aus tiefſter Bruſt einer ganzen Nation gleich, iſt ſein Danklied für den weſtphäliſchen Frieden, der dem gräßlichen Morden in Deutſchland ein Ende machte:

Gottlob nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort ꝛc.

Allein neben dieſen ſchönen Liedern finden ſich in der 1666 gedruckten Sammlung doch noch viel mehr mittelmäßige, auch ganz geſchmackloſe z. B:

Herr, ich will gar gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund ꝛc.

Eben ſo häßlich iſt das Lied von dem „unbeſchnittenen Herzen“.

Paul Gerhardts geistliche Andachten erschienen in neuer Ausgabe mit trefflichem Commentar von Otto Schulz, Berlin 1842.

Johann Heermann, ein Prediger in Schlesien, der während der Greuel des 30jährigen Kriegs seine fromme Heerde treu zusammenhielt, ist einer unserer achtbarsten Psalmisten. Die schrecklichste Noth lehrte hier beten, die Freude über die endliche Erlösung vom äußersten Jammer war die tiefempfundenste von der Welt, das Vertrauen zu Gott in der Noth wahrhaft rührend z. B. in dem Liede „Gott, du frommer Gott", in der Vergleichung der christlichen Kirche mit Lazarus:

Der arme Lazarus, der lag
Veracht und voll Geschwür ꝛc.

Im Zagen bei Ungewitter:

Ach Gott, wie schrecklich ist dein Grimm,
Wenn du stark auf den Wolken gehst ꝛc.

In der tiefsten Bußzerknirschung:

Greulich befleckt ist mein arm Gewissen ꝛc.

Daß in dieser Zeit des Blutes und der Trübsal Heermann auch von einem purpurrothen Würmlein Christus singt, sollte ihm nicht so sehr zum Vorwurf gemacht werden, obgleich so von Christo zu reden allerdings unziemlich ist. Sanfter und weniger bitter schmerzhaft sind die Klagelieder in des David von Schweinitz Herzensharfe (1640) und sogar tändelnd mit Wohlklang die des Achilles von Löwenstein. Mützell hat alle diese Lieder der Schlesier gesammelt (1858). Zu ihnen gehören noch die geistlichen Oden und schwermüthigen Kirchhofsgedanken des berühmten Andreas Gryphius.

Eine sehr edle Einfachheit charakterisirt den Niclas Herman, besonders in seinen schönen Morgen- und Abendliedern. Am treuherzigsten, voll demüthigen Vertrauens ist sein Lied:

Wenn mein Stündlein vorhanden ist
Und soll hinfarn meine Straße,
So gleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hülf mich nicht verlasse.

Eben so Martin Schalling (1608) mit seinem schönen in Wackernagels Kirchenlied S. 424 aufgenommenen Liede:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!

Diese kindliche Vertraulichkeit geht schon wieder etwas ins Gemeine über bei Christoph Baumann:

Wo soll ich mich hin kehren
Ich dummes Brüderlein,
Allein zu Gott, mein Herre,
Der wird mein Helfer seyn.

Ausgezeichnet ist Philipp Nicolais Lied:

Wie schön leucht uns der Morgenstern.

Zu den besonders innigen Liedern gehört das: „Nun danket alle Gott" von Rinckart († 1649). Dieses überaus schlichte Lied, das die tiefste Ruhe athmet und Gott nur um ein „fröhlich Herz und edlen Frieden" bittet, wurde das Lieblingslied der preußischen Soldaten und von ihnen noch nach dem blutigsten Tagewerk Abends auf dem Schlachtfeld von Möckern (1813) gesungen. Bei diesem Anlaß muß ich überhaupt in Erinnerung bringen, daß in den großen Kriegen vom gemeinen Mann immer geistliche Lieder gesungen worden sind, neben lustigen und derben Volksliedern, während die im gebildeten Publikum verbreiteten Lieder, wie „Lützows wilde verwegene Jagd" als viel zu vornehm und prahlerisch dem gemeinen Mann im Lager fremd blieben, der nur das Einfache liebt.

Eins der guten schlichten Lieder ist das Bußlied Ringwalds († 1598):

O frommer und getreuer Gott,
Ich hab zerbrochen dein Gebot ꝛc.

Festes Vertrauen zu Gott ist schlicht und schön ausgesprochen in dem Liede von Altenburg († 1640):

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Und in dem berühmten Liede Flemmings:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen ꝛc.

Desgleichen in dem allbekannten Liede Neumarks († 1681):

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die Kampflieder, die noch eine bedeutende Stelle in Luthers Lie-

dern einnehmen, treten später hinter den Angstliedern zurück. Im dreißigjährigen Kriege aber erlangte das Lied, das vor der Schlacht bei Lützen im schwedischen Lager gesungen wurde, großen Ruhm. „Verzage nicht du Häuflein klein"! Man schrieb es Gustav Adolph zu, es ist aber von Zehner verfaßt. Das Lied „Jesu, hilf siegen" von Schröder († 1728) betrifft nur den innern Kampf der Seele. Eben so das Lied von Prätorius (1659): „Sey getreu bis an das Ende". Eins der muthigsten Lieder von allen ist das von Kongehl († 1710): „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn".

Unter den zahlreichen Liedern, in denen sich Glaubensmuth und Vertrauen ausspricht, glänzt das eine davon, der Kurfürstin Louise Henriette von Brandenburg († 1667):

Jesus, meine Zuversicht ꝛc.

Unter den Schrecken des Krieges flüchteten viele fromme Seelen in den Schutz des Heilandes und gaben sich mit fast weiblicher Furcht, wie Schäflein ganz dem Hirten hin. Etwas Aehnliches zeigt sich auf der weltlichen Seite in den Schäfereien, in die man als zu paradiesischen Asylen der Unschuld und des Friedens vor dem Entsetzen des Krieges floh. Diese Stimmung herrscht in vielen Kirchenliedern, die bald nach dem 30jährigen Kriege erschienen sind. In Mitternachts (des interessanten Schauspieldichters) feuerheißen Liebesflammen einer in Jesu verliebten Seele, in des Prätorius jauchzendem Libanon, in Homburgs Liedern, in Johannsens sulamithischen Freudenküssen ꝛc.

Die mystischen Lieder, in denen die Seele staunt über die Liebe Gottes und sich auch ihrerseits in Gottesminne versenkt, lassen bei den Protestanten kaum mehr einen Unterschied wahrnehmen von den älteren Katholiken. Daher war es möglich, daß die innigen Lieder des Jesuiten Angelus Silesius zu protestantischen Kirchenliedern werden konnten. In den lutherischen Gesangbüchern finden wir z. B. von Richter († 1711) ein schönes Lied dieser Art:

O Liebe, die den Himmel hat zerrissen,
Die sich zu mir ins Elend niederließ ꝛc.

Den tiefsten Seelenfrieden haucht ein Lied von Scriver († 1693):

Meine Seele ist still zu Gott.

Auch ein Lied Freilinghausens († 1739):

Wer iſt wohl wie du?
Jeſu, ſüße Ruh ꝛc.

Ernſt Lange († 1727) preiſt die heilige Ruhe der Seele.

Wer recht die Pfingſten feiern will,
Der wird in ſeinem Herzen ſtill.
Ruh, Friede, Lieb und Einigkeit,
Sind Zeichen einer ſolchen Zeit.
Worin der heil. Geiſt regiert ꝛc.

Benjamin Schmolk († 1737) ſieht im Geiſt den Lohn des müden und treuen Arbeiters im Weinberge.

Thut mir auf die ſchöne Pforte,
Führet mich in Zion ein ꝛc.

Neander († 1680) ſingt das ſchöne Abendlied:

Der Tag iſt hin, o Jeſu, bei mir bleibe.

und den modernen Pſalmen:

Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!

Die kindiſche Tändelei und Vertraulichkeit mit dem Heiland iſt doch nicht ſo verwerflich, wie die falſche Zuverſicht, das grobe Pochen auf Chriſti Verdienſt. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in den Geſangbüchern Liedern begegnet, wie dem von Stockmann († 1636) „Jeſu Leiden, Pein und Tod," worin es heißt:

Jeſu deine Paſſion
Iſt mir lauter Freude,
Deine Wunden, Kron und Hohn
Meines Herzens Weide,
Meine Seel auf Roſen geht,
Wenn ich dran gedenke,
In dem Himmel eine Stätt'
Mir deswegen ſchenke!

Und von Neumeiſter († 1756):

Ich bin ganz getroſten Muthes,
Mein Gewiſſen beißt mich nicht.
Denn Chriſtus

Hat die Sünden abgetragen,
Daß mich nichts verdammen kann.

Wo auch der Eigennutz nicht so offen hervortritt, ist schon das Sichaufdrängen mit Liebkosungen und das Ihn Alleinhabenwollen sehr widrig, leider aber überaus häufig. „Meinen Jesum laß ich nicht", — „Jesus, Jesus, nichts als Jesus" (von einer Gräfin von Schwarzburg († 1672).

Gottfried Arnold (1714) gieng so weit, auszusprechen, daß man, wie durch Unglauben den Teufel, so durch Glauben den Heiland förmlich bannen kann, daß er thun müsse, was man wolle. In dem Liede „o Durchbrecher aller Bande" lautet die siebente Strophe:

Aber unser Geist der bindet
Dich im Glauben, läßt dich nicht,
Bis er die Erlösung findet ꝛc.

Die kindliche Hingebung der vertrauenden Seele an den Heiland artete nach und nach in eine kokettirende und unanständige Vertraulichkeit aus. Das Abküssen des Jesuskindleins, das Berührenwollen, Anfassen, Anlachen und Anschmiegen der allerheiligsten Persönlichkeit verräth jedenfalls eine gemeine Natur und ist im höchsten Grade unschicklich und zu verdammen. Johann Mathesius wagte schon 1559 zu singen:

O trautes Jesulein,
Gottes Lämmelein,
Jesu, liebes Brüderlein,
Du wollst Emanuelchen seyn ꝛc.

Hundert Jahre später war dieser Ton schon viel verbreiteter. So sang Schuler († 1662):

O Jesulein süß, o Jesulein mild,
Deines Vaters Willen hast du erfullt ꝛc.

Und Benjamin Schmolck:

Breit aus die Flüglein beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!

Es gibt auch eine Menge lehrhafte Volkslieder, die gleichsam einen weltlichen Anhang zu den kirchlichen Gesangbüchern bilden, sofern sie

Klassen abgetheilte Wahlkollegien festsetzte. Diese Rechte haben durch die neue Städteordnung von 1832, nach der Gesetzsammlung von diesem Jahre Nr. 3, einige Aenderung erlitten.

Es sind zwar den Städten die früheren Befugnisse erhalten worden, insbesondere neben dem Recht der Verwaltung des Gemeindevermögens und der Steuererhebung die volle Jurisdiktion und Polizei. Dagegen ist das Ernennungsrecht zu den Stadtrathsstellen dem Bürgerausschuß übertragen worden, der selbst zum größten Theil durch die ganze Bürgerschaft ohne Abtheilung nach Zünften oder Vermögensbesitz gewählt wird, jedoch in größern Städten unter Vermittlung eines Wahlkollegiums und immer auf den Grund von besonders bekannt zu machenden Wahllisten.

Nur bei Besetzung der Ortsvorsteherstellen treten Modifikationen ein, die dem älteren Recht sich nähern, indem hier der Ausschuß nur mehrere Vorschläge dem Stadtrath zu machen hat, die denselben in der Regel binden.

Auch in anderer Beziehung sind die Rechte des Bürgerausschusses sehr erweitert worden, ohne dessen Zustimmung weder Veräußerungen von Immobilien vorgenommen werden dürfen, noch andere Beschlüsse gültig sind, die auf den Haushaltplan wesentlichen Einfluß haben, denen endlich die Kontrole über die städtische Verwaltung, unter Zuziehung eines Rechnungsverständigen, so vollständig überlassen ist, daß die Regierungsbehörden nur die Vorlegung summarischer Auszüge der Stadtrechnungen zu verlangen haben.

Bemerkenswerth ist auch bei den Bürgerausschüssen der größern Städte die Abtheilung desselben in Stadtverordnete und gewöhnliche Mitglieder, indem die ersteren, die Minderzahl bildend, die weniger wichtigen und häufig vorkommenden Geschäfte ohne die Zuziehung der übrigen zu besorgen befugt sind, und insbesondere die spezielle Kontrole über die städtische Verwaltung und die fortdauernde Mitwirkung bei verschiedenen städtischen Deputationen.

Zu beachten ist ferner die Bestimmung, daß der Ausschuß in der Regel vom Stadtrath abgesonderte Sitzungen hält, und seine Beschlüsse schriftlich dem Magistrat mitzutheilen hat.

Diese Bestimmungen müssen dem Bürgerausschuß und dem durch denselben repräsentirten demokratischen Prinzip ein bedeutendes, früher in diesen Orten nicht gekanntes Gewicht geben.

gute Sitten, edle Tugend und gesunde Vernunft predigen. Z. B. das beliebte Lied des Simon Dach:

Der Mensch hat nichts so eigen
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann ꝛc.

Eine ganz nüchterne Prosa wird hier lediglich durch den treuherzigen, ehrlichen, herzgewinnenden Ton zur Poesie erhoben.

Neben den eigentlichen Kirchenliedern wurden noch unzählbare geistliche Lieder von den Häuptern und Schülern der weltlichen Dichterschulen gedichtet und in der Regel ihren gedruckten Sammlungen vorangestellt. Es gehörte noch zum guten Ton, seine gereimten Glückwünsche und Complimente zuerst Gott darzubringen, ehe man sie an die Fürsten, Gönner, an die Brautpaare ꝛc. richtete. So erhielten wir geistliche Lieder von Hoffmannswaldau, von Birken, Zesen ꝛc. In dieser Gattung von geistlichen Liedern herrscht die Subjectivität, das freie Reflectiren und die metaphorische Spielerei vor. Der Dichter brauchte sich weniger nach dem Kirchenstyl zu richten.

Unter den Dichtern, welche vorzugsweise geistliche Betrachtungen in Versen anstellten, machte sich Herbert von Singen (Erstlinge des Geistes, Frankf. und Leipzig 1724) bemerklich, jedoch war er ohne Geist. Von Hans von Aßig erschienen 1719 zu Breslau gesammelte Schriften, geistliche Lieder und Begräbnißgedichte voll Schwermuth und glühender Frömmigkeit, schon ganz im Charakter der Herrnhuter, denen er vorarbeitete. Hier der Anfang des Liedes „beim Grabe Christi“:

Komm, liebe Seele, zu deines Herren Grab,
Ach komm und lege die Thränenpflicht hier ab.
Denn wisse, deine Sünden haben
Den Heiland hier so tief begraben ꝛc.

Auch weiß der Sänger schon, wie die Herrnhuter, sich in Jesu Wunden weich und süß zu betten.

In den poetischen Nebenstunden Kiene's Frankf. und Leipzig 1680 erreicht der Schwulst geistlicher Affectation den Höhepunkt. Aus dem stabat mater macht der Dichter:

Strömt, Waſſerſtröme, ſtrömt, quillt, Quellen, Bäche gießet,
Was ihr könnt gießen aus: ihr Teiche, lauft und fließet,
Kommt, volle Brunnen, kommt hier hier geronnen her!
Erfüllet mein Geſicht, o Meer, o großes Meer!
Und wo noch irgendwo des Himmels Waſſer iſt,
Das ſammle ſich in meiner Augen Bach.

Daneben werden bibliſche Geſchichten nach Art der Heroiden des Ovid behandelt und Potiphars Weib wechſelt mit Joſeph, Bathſeba mit David, ſogar Eva mit Adam, galante Briefe.

Johann Chriſtoph Plankenauers letzter Gerichts- und Todtenprozeß, Jena 1678 enthält in ſehr rohen Alexandrinern und Jamben doch einige recht ernſt gemeinte und treffende Schilderungen des Todes, der Verweſung, der Auferſtehung, der Schrecken des letzten Gerichts und der Hölle.

Es bricht des Halſes Schnee,
Wo war der Locken Schutz, da niſten blaue Schlangen,
Die eben ſo gekrümmt als kraufe Locken hangen.
Es pfeift der Nattern Zung in der gewölbten Bruſt.

Der Tod tritt auf als „ſchwarzer Prinz der Nacht", der mit ſeinen „krummen Waffen" ganze Länder umhaut. Die Erde ſelbſt kann der allgemeinen Zerſtörung nicht entrinnen.

Selbſt die Stein erhitzet glühen,
Erz zerſchmelzt der Thürme Pracht,
Vieh und Menſchen ſieht man brühen,
Von der Hitz durch Feuers Macht,
Blute, Himmel! Erde, falle,
Wehe, Sonn und Mondeslicht ꝛc.

Der Richter tritt mit Majeſtät auf:

Ich der große Gott der Götter,
Deſſen Stuhl der Himmel iſt
Und der Füße Ruhgerüſt
Dieſe Cedern, der im Wetter
Zeiget ſeine erzürnte Macht,
Wenn der ſchwarze Donner kracht.

Die ſüße Wehmuth, das Lächeln unter Thränen, wie es die deutſchen Pietiſten ſeit Spener vorzugsweiſe charakteriſirt, hat den reinſten Ausdruck gefunden in Gottlieb Neumanns Grabliede:

Ei wie ſo ſelig ſchläfeſt du
Nach manchem ſchweren Stand,
Und liegſt nun da in ſüßer Ruh
In deines Heiland Hand.

Sein Leiden hat dich frei gemacht,
Von aller Angſt und Pein.
Sein letztes Wort „es iſt vollbracht"
Das ſingt dich lieblich ein ꝛc.

Als nächſter Vorläufer der Herrnhuter iſt Amadeus Creutzberg zu betrachten, deſſen erbauliche Poeſien, Nürnberg 1720, aus nichts als Chriſtusliedern beſtehen, in denen der Dichter unaufhörlich den Heiland küſſen und umarmen, oder als kleines Kind auf ſeinen Armen getragen ſeyn, auch von ihm die Ruthe bekommen will.

Fege durch die Kreuzesruthe
Alles aus dem Herzen aus,
Waſch es dann mit deinem Blute ꝛc.

Chriſti Blut überſchwemmt faſt alle dieſe Lieder. Die Einbildungskraft des Sängers wählt gerne häßliche Bilder.

Wenn du zu Tiſche gehſt, ſo ſchaust du todte Thiere
Und weil du ſie verzehrſt, ſo wird dein Leib ihr Grab.
Sag, ob dich dieſes nicht zu deinem Grabe führe?
Ach ja, es mahlet dir dein Sterben deutlich ab.

Das Herrnhuter Geſangbuch erſchien zuerſt 1735. Die meiſten Lieder darin ſind vom frommen Stifter der Herrnhuter Gemeinde, dem berühmten Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, ſelbſt gedichtet worden, deſſen Gedichte 1845 von Knapp neu, aber in allen bedenklicheren Stellen abgeändert, herausgegeben wurden. Sie ſind höchſt originell durch die ſonderbarſte Miſchung von mittelalterlicher Gottesminne und den beiden Extremen der modernen Poeſie, ſchäferliche Empfindſamkeit und Cynismus. Vorherrſchend iſt darin der Ton des Hohenliedes, die hingebendſte Liebe zum Seelenbräutigam, aber dieſe Liebe erlaubt ſich Zudringlichkeiten, die über alle Begriffe unſchicklich ſind. Dahin gehören namentlich die immer wiederholten verliebten Tändeleien mit Jeſu Seitenwunde und der häufige Gebrauch von Ausdrücken ſinnlicher Liebe für die geiſtliche. Abgeſehen von wahrhaft ſalopyen Nachläßigkeiten im Styl

und Reim. Statt im hochzeitlichen Kleide kommt der Sänger oft in nur zu tiefem Negligé zum Heiligthum. Aber alle diese Geschmacklosigkeiten dürfen uns nicht hindern, den innersten Kern echter Gottesminne in diesen Liedern zu ehren. Sie sind der harmloseste Ausdruck der ganzen Denk- und Gefühlsweise jener lammfrommen Heerde, welche sich in den Herrnhutern, wie Schäflein auf einer grünen Insel vor dem ringsum wogenden Meere der bösen Welt sicher stellen wollten. Daß Zinzendorf einer der edelsten und reinsten Charaktere war, ist bekannt. Daß er, trotz der gerügten Geschmacklosigkeit, auch eine ausgezeichnete poetische Begabung besaß, mögen zwei seltsam schöne Dichtungen von ihm beweisen.

Einmal läßt er ein Tröpflein himmlischen Thau ins Meer fallen. Es jammert, im Allgemeinen, in der Gemeinheit verschwimmen zu müssen; allein eine Muschel nimmt es auf und es wird die köstliche Perle, die in den Besitz der Königin Kleopatra kommt. Um jedoch das arme Tröpfchen wieder an die Demuth zu erinnern, trinkt jene Königin die Perle im Essig und das Tröpfchen muß nun auf dem schmutzigsten Wege ausgehen. — In der zweiten Dichtung befindet sich das bescheidene Tröpfchen in einem Sumpfe, wird aber von der Sonne ausgesogen und in eine Wolke erhoben. Von hier aus fällt es in den Jordan und dient bei der Taufe des Heilandes an seinem Leibe zitternd vor Ehrfurcht. Später kommt es wieder in die Nähe des Heilandes und sieht ohne Neid, wie andere Tropfen mehr begünstigt und in Wein verwandelt werden; glücklich genug, daß es dem Heiland bei der Fußwaschung dient. Bei diesem Geschäft reibt es sich der Heiland selbst, ohne Zuthun des demüthigen Tröpfleins dermaßen ein, daß es in seine eigene Säfte übergeht. Aber auf dem Oelberg in der Angstnacht schwitzt er es, mit Blut vermischt, wieder aus und ein Engel trägt es mit dem Leidenskelch empor zum Himmel. Das ist die bescheidene in christlicher Demuth auf Erden geprüfte Seele.

Ungleich geschmackvoller im Ganzen und auch tiefsinniger ist der etwas spätere Gerhard Tersteegen (zur Stiegen) aus Mörs in Westphalen Bandmacher und Mystiker († 1769). In seinem 1768 herausgegebenen geistlichen Blumengärtlein, dessen 12. Auflage 1821 in Frankfurt und Leipzig erschien, hat er neben Betrachtungen in Prosa und Denksprüchen in Versen auch eine Anzahl geistliche Lieder gegeben, in denen eine warme und tiefe Gottesminne sich ausspricht.

In den Denksprüchen, welche er „Schlußreime" genannt hat, herrscht durchaus Quietismus vor. Schlußreim 8 verlangt, der Mensch soll Gott

stillhalten, wie die Blumen dem Sonnenschein. 18, man soll Gott nur im Stillen lieben und nie davon sprechen, denn geheime Liebe sey die heißeste. 17, sey ein Kind, so ist dir Gott nicht ferne. 81, entferne dich vor dir selbst, so bist du bei Gott. 117, leiden ist mehr als thun. 132, sey in dieser Welt todt, so wirst du in jener leben. 189, Gott wird am besten mit Schweigen geehrt. 204, verlange nichts, so bekommst du alles. 242, thue immer, was du nicht willst, und unterlasse, was du willst. 252, wer seine Tugend schaut, ist nicht fromm, nur wenn wir Nichts sind, erlangt Gott Ruhm durch uns.

Gar sinnig sind folgende Verse:

336. Viel Forschen und Vernunft erreicht nicht Gottes Licht,
So lang du Sünde thust, kennst du die Wahrheit nicht.
549. Wie Hagar nichts mehr fand im Krug,
Da fand sie erst den nahen Brunnen.

So viel über die Liederdichter vom Beginn der Reformation an bis zu dem des Rationalismus.

Die fromme Wuth zu reimen schuf auch eine Menge von metrischen Uebersetzungen der Psalmen, der Sonntagsepisteln und Sonntagsevangelien. Aberlin concentrirte 1534 den ganzen Bibelinhalt in drei Gesängen. Schimmler reimte 1621 den lutherischen Katechismus, Corvinus 1546 die Glaubenslehre, Martin Böhme (ein Lausitzer wie Jakob B.) die Passionsgeschichte in Reimgebeten, eigentlich gereimte Predigten (1606). Am meisten aber concurrirten die Kirchendichter in gereimten Uebersetzungen der Psalmen. Unter ihnen errang Lobwasser († 1583) unbestritten die Palme. Seine Uebertragung wurde ausschließlich Liederbuch der Calvinisten, sie darf sich indeß nicht neben Luthers körniger Prosa sehen lassen. Unter den lutherischen Psalmenübersetzern, die ihm entgegentraten, glänzt Cornelius Becker in Leipzig 1602. Daran schloßen sich noch viele Umschreibungen einzelner biblischer Bücher in deutschen, wie lateinischen Versen, Milags Jesaias (1646), Schirmers Sirach (1655) ꝛc., viele Uebertragungen des Hohenliedes von Finkelthau, Albinus ꝛc. unzählige deutsche und lateinische Elegien, in denen einzelne Männer und Begebenheiten des alten und neuen Testaments besungen wurden und eine erstaunliche Menge dramatischer Bearbeitungen der biblischen Stoffe in den Schulcomödien.

Ueber die geistlichen Schauspiele des 16. Jahrhunderts finden sich am Schluß von Mones geistlichen Schauspielen S. 411 f. schätzbare

Notizen. Ein Theil davon sind Moralitäten und reine Allegorien z. B. die Berner Spiele peccator conversus, worin Tugenden und Laster, der Tod ꝛc. auftreten, miles christianus, worin sich die Teufel abmühen, den Bekehrten wieder zu verführen ꝛc., die meisten aber sind Passions- und Osterspiele oder Scenen aus der biblischen Geschichte. Die reichsten Verzeichnisse (freilich nur der Titel) der geistlichen Schauspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten Gottscheds nöthiger Vorrath und Gödekes neuester Grundriß. Ueber die Aufführungen muß man Devrients Geschichte des deutschen Schauspiels nachlesen. Ueber die Weihnachtsspiele insbesondere Weinhold, Weihnachtsspiele S. 173 f.

Die allegorischen Schauspiele erhielten sich vorzüglich im katholischen Glauben, wo sie unter der Leitung der Jesuiten nach spanischem Beispiel eine außerordentliche Pracht entfalteten und an großen Kirchen- und zugleich Hoffesten aufgeführt wurden. Die aus der biblischen Geschichte entlehnten Schauspiele fanden ihre größte Ausbreitung bei den Protestanten. Ich werde von den katholischen Schauspielen später in Verbindung mit andern katholischen Dichtungen handeln und hier vorerst nur die protestantische Bühne besprechen. Was diese für die kirchliche Polemik und Satire leistete, ist oben schon erörtert worden. Außerdem waren die Schulen sowohl als die frommen Bürgerschaften darauf bedacht, sich an ernsten Stücken wahrhaft zu erbauen. Von der Bürgerschaft wurden solche Stücke noch tief ins 16. Jahrhundert hinein auf offenem Markt und mit großer Personenzahl gespielt. So das berühmte von 106 Personen aufgeführte Zürcher Spiel von Rueff: Adam und Eva, die Zwickauer Spiele von Gräff: Judith (1536), von Ackermann Tobias (1539), das Görlitzer Spiel Rätels vom goldnen Kalbe (1573), das Heidelberger Spiel Schmidts von Tobias (1578), das von 246 Personen in Kaufbeuren aufgeführte Pfingstspiel (1592) und viele ähnliche. — Andere wie die zahlreichen geistlichen Spiele des Hans Sachs, reihten sich noch einfach an die Fastnachtsspiele und wurden in geschlossenem Raume aufgeführt. Ausgezeichnet ist unter diesen Stücken Hecastus, im Jahr 1539 lateinisch in den Manieren des Terenz verfaßt von dem geistvollen Utrechter Georg Macropedius (Langewaldt) (abgedruckt in den comoediae et tragoediae aliquot, Basil. 1540), darnach auch von Hans Sachs als

Comödie bearbeitet (wie auch englisch, vgl. Tieck, deutsches Theater I. XIII.), eine sinnreiche Allegorie.

> Hecastus, der reiche Mann, soll sterben. Wie reich er immer ist, findet er Niemand, der ihn begleiten will, keinen Verwandten, keinen Freund noch Diener. Auch Plutus, der Reichthum, will zurückbleiben. Endlich finden sich noch ein Paar alte treue Jugendfreundinnen, virtus und fides, die gehen mit ihm und nehmen dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg.

Ganz ähnlich ist der in Nürnberg 1569 gedruckte Homulus.

Eine neue Erscheinung war das lateinische Schuldrama. In den protestantischen Schulen wurden nämlich die Stücke vorzugsweise lateinisch von den Schülern selbst aufgeführt. Dabei machte der Humanismus seinen Einfluß geltend und die classische Form wurde beliebt. Indem nur die Passions- und Osterspiele der ältern Zeit, überhaupt was sich auf Christum bezog, beibehalten, dagegen alles was Marien und die Heiligen angieng, verworfen wurde, so mußten zum Ersatz vorzugsweise Stoffe aus dem alten Testamente dienen. Auch machte sich in den lateinischen Schulen eine immer wachsende Vorliebe für antike Stoffe geltend, daher im 17. Jahrhundert die Schuldramen in überwiegender Menge nur alttestamentalische, oder classische Gegenstände behandeln und sich unendlich oft Adam und Eva, Kain und Abel, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Moses, Gideon, Judith, Jephtha, Simson, die Propheten, Saul, David, Abigail, Salomon, Nebucadnezar, Esther, Susanna, Daniel, Belsazar, Hiob, Tobias ꝛc. wiederholen, neben Lucretia, Cleopatra, Virginia, Codrus, Scipio, Camillus, Zenobia und den beliebten Stoffen aus der Mythologie. Die humanistische Hinneigung zum Sinnlichen verrieth sich in den Stoffen, die sich am meisten wiederholten. Es gibt mehr als ein Duzend Comödien von der Susanna und vom keuschen Joseph, wenigstens ein halbes Dutzend von der Judith, und unter den classischen Stoffen wurden ebenfalls die erotischen aus Ovids Metamorphosen am häufigsten bearbeitet.

In der Form wirkte sichtbar die Renaissance ein. Paul Rebhun führte in seinen berühmten deutschen Schauspielen Susanna 1535 und die Hochzeit zu Cana 1538 schon jambische und trochäische Verse ein, Hieronymus Ziegler schrieb 1543 zu Augsburg eine sacra comedia, Isaaks Opfer, und später noch einige ähnliche ganz in der Weise des

Terenz. Des Gnaphaei Acolastus, Col. 1569 brachte in die Geſchichte des verlornen Sohns die obligate meretrix des Terenz hinein.

Ich enthalte mich, die zahlloſen Namen und Titel der geiſtlichen Spiele aufzuzeichnen. Nur einige ſeyen hier genannt, weil ſie größeren Ruhm erwarben. So des gelehrten Chyträus Tragödie von Abrahams Opfer 1590. Neukirchs Stephanus 1591. Sanders Johannes der Täufer 1588. Holzwarts Saul 1577. Zahn, Kain und Abel 1590. Spangenbergs Jeremias, Simſon, Belſazar ꝛc. 1603. Johannſen, Tod Babiles 1652.

Im Jahre 1537 wurde eine tragoedia von Joh. Huß gedruckt, die mir noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. Sie ſtellte den böhmiſchen Reformator als Märtyrer dar.

Chriſtian Dedekind, Dichter und Componiſt am Hoftheater zu Dresden, iſt dadurch bemerkenswerth, daß er ſchon einige Jahrhunderte vorher, ehe Kurfürſt Friedrich Auguſt katholiſch wurde, daſelbſt die Töne Calderons anſchlug. Seine geiſtlichen Schauſpiele, gedruckt 1670, vermehrt 1676, verrathen die Bekanntſchaft mit Calderon im Schwunge der Trochäen und in einer gewiſſen feurigen Begeiſterung. Sie handeln von der Geburt, vom Leiden, von der Auferſtehung des Heilandes, vom bethlehemiſchen Kindermord ꝛc. Engel und Teufel greifen in die Handlung ein, allgemeine Reflexionen werden von Chören geſprochen. Man erkennt das Muſter der antiken Tragödie, aber der Vortrag iſt ſpaniſch. Im „Kindermord“ erwacht die Urmutter Rahel aus dem Grabe und ſpricht:

Was für ein herber Jammer
Erhebt ſich überall aus dieſer Höhe?
Was für Geſchrei auf Bethlehems Gefilde?
Daß ich nicht bleib im Frieden
Und aus der Ruh in meines Grabes Kammer
Aufs neu erwecket werde.
Mit welchem Schreckenbilde,
Stört man die öde Gegend?

Hier glaubt man ganz Calderon zu hören. Aber der Adel der Sprache ſinkt bei Dedekind immer bald wieder ins Gemeine hinab. So ſpricht Jeſus:

Ich geh hinauf zu tilgen Schand und Sünde,
Worinnen ihr und alle Menſchenkinder

Als sonst verlorne Sünder
Jetzunder noch bis an die Ohren steckt ꝛc.

Auch liebt der Dichter das Grelle. Indem Judas Ischarioth am Galgen seinen letzten Monolog hält, antwortet der Teufel im Echo. Indem derselbe Judas am Galgen zerplatzt, packt Satan sein Eingeweide zusammen.

Originell ist eine sacra comoedia des Jakob Rosenfeld, Chamus, gedruckt zu Jena 1599.

Cham begeht das bekannte Verbrechen der Impietät gegen seinen Vater Noah, nicht ohne Zuthun des Satan, der seine Rede mit einem gräßlichen: hy hy hy hy hy! beginnt. Dafür trifft Cham der Fluch, den er aber unwirksam zu machen sucht, im Bunde mit dem stolzen Nimrod, durch den Thurmbau. Dieser soll nicht nur dienen, um die Zerstreuung der drei Urstämme (Sem, Cham und Japhet) zu verhüten, sondern auch Gott selber trotzen. Da straft Gott die Frevler und verwirrt ihre Sprache und auf einmal brechen Reden in allen Zungen los, chaldäisch, griechisch, slavisch, hoch- und niederdeutsch, englisch, italienisch, französisch, dänisch ꝛc. ein Durcheinander, welches auf der Bühne gewiß eine sehr heitere Wirkung gemacht hat. Gott allein spricht hebräisch und donnert den auseinanderlaufenden Völkern nach.

Im 17. Jahrhundert spaltete sich das geistliche Schauspiel in das empfindsam schäferliche und in das gräßlich heroische, sofern gleichzeitig auch die weltliche Poesie in diese Extreme fiel. Der Nürnberger Johann Klay vereinte beide. Als s. g. Pegnitzschäfer war er so sanft als möglich, aber auch alle gelehrten Grillen und biblischen Stoffe faßte er mit wahrhaft barbarischer Phantasie auf. In seinem wunderlich pretiösen Weihnachtsliede wird die ganze classische Mythologie geplündert, um die Geburt Christi zu feiern. Der Flußgott Jordan und die Nymphen singen dem an seinem Ufer geborenen Heiland. Klay schrieb ferner eine Trauerrede über das Leiden des Erlösers (1645), worin die Vision der himmlischen Heerschaaren, eine Armee von Engeln unter ihrem Feldherrn Michael, das Originellste ist. Daran reiht sich „der Engel- und Drachenstreit“ desselben Dichters, ein Trauerspiel Herodes, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt und eine Ausgießung des h. Geistes. Im Engelstreit sind die dämonischen Truppen phantastisch ausgemalt. Im Herodes ist der Kindermord mit gelehrtem Aufwand dargestellt, nämlich alle möglichen Greuelgemälde classischer Dichter dazu benutzt. Herodes selbst fällt in

Wahnſinn und zuletzt vereinigen ſich die Mütter zu einer Verfluchung deſſelben, in welcher der Schatz aller Schimpfwörter erſchöpft ſcheint.

Eine große dramatiſche Dichtung Birkens „Pſyche“, aufgeführt in Nürnberg im Jahr 1652, iſt bemerkenswerth, ſofern ſie den berühmten ſchönen Stoff aus Apulejus enthält und denſelben echt nürnbergiſch verſchnörkelt mit den Modefiguren ſeiner Zeit, aus der Hof- und Schäferwelt, zugleich aber auch chriſtlichen Myſticismus einmengt und mit dem Heiland kokettirt. Denn der Held des Dramas, Prinz Theagenes, ſoll niemand anders als Chriſtus ſelber ſeyn.

Faſt auf allen gelehrten Schulen wurden damals geiſtliche, zum Theil auch weltliche Comödien und Tragödien aufgeführt. Am thätigſten war man zur Zeit des Klay in Nürnberg, zur Zeit des Weiße in Zittau; vor allen aber leiſteten die Studenten der von Sturm gegründeten Straßburger Hochſchule Ausgezeichnetes. Berühmt waren auch die Comödien der Schule zu Magdeburg. Unter den zahlloſen Dichtern machen ſich beſonders Dedekind und Klay durch die Menge ihrer bibliſchen Stücke bemerklich. Die allegoriſchen Stücke kamen auch unter den Proteſtanten nach dem dreißigjährigen Kriege in die Mode, denn damals gieng alles auf Stelzen.

In einem allegoriſchen Schauſpiel des Caſpar von Stieler „Willmut“ von 1680, wird allzukünſtlich eine Binſenwahrheit zur Schau geſtellt.

Prinz Willmut (der freie Willen des Menſchen) ſoll Allgunda, Prinzeſſin von Seelwig (das gute Prinzip, wodurch man die ewige Seligkeit erwirbt) heirathen, die böſen Räthe (Leidenſchaften) ſuchen ihm die Scheingunda unterzuſchieben, aber die guten Räthe (Ehre und Wahrheit) leiten ihn zu der wahren Braut hin.

Knorr von Roſenroth ſchrieb 1684 einen „neuen Helicon“ worin er gereimte Sittenlehren ertheilt und vor allem, nach ſeinem Vorbild Boethius, Stille und Gelaſſenheit empfiehlt. Darin ein allegoriſches Stück:

Dahar (die Weltluſt) will Naſima (die Seele) heirathen, dieſe aber liebt den Fedil (die Tugend), der ſie einem noch Höheren, dem Mamſuh (Chriſtus) abtritt. Dahar liebt zugleich die Adibe (Leidenſchaft), wird aber, als Mamſuh ſie belehrt, von ihr erſtochen, die nun den Fedil zum Gatten wählt.

Die Stadtrathsſtellen ſind nach der neuen Städteordnung zum Theil, nämlich ſo weit ſie nicht durch gelehrte und beſoldete Männer beſetzt werden müſſen, nicht mehr lebenslänglich, ſondern einem periodiſchen Wechſel unterworfen.

Beſonders zu beachten iſt der bedeutende Spielraum, der den Städten, nach dem Eingang des Geſetzes, noch wegen der Annahme deſſelben und wegen verſchiedener in einem beſondern Ortsſtatut zuſammen zu faſſenden Modifikationen gelaſſen iſt, die den Städten Leipzig und Dresden beſonders vorbehaltenen Rechte und die daraus hervorgehende Möglichkeit, im ächt deutſchen vaterländiſchen Sinn dieſe Geſetze zu individualiſiren.

Das Wichtigſte bleibt aber immer die den Städten nach §. 235 und den folgenden von neuem zugeſicherte volle Gerichtsbarkeit, ein, wenn auch mit Koſten verknüpftes, doch unſchätzbares Recht der größern Gemeinden, da es Rechtskenntniſſe zur nothwendigen Bedingung eines Theils der Stadtrathsſtellen macht, und dadurch die Ordnung und Feſtigkeit in den Berathungen ſichert, ebenſo die ſelbſtſtändige Haltung der Staatsverwaltung gegenüber bei etwa verſuchten Eingriffen derſelben, ſowie die Achtung des Stadtraths vor der Bürgerſchaft, die bei einem rechtsunkundigen Stadtrath durch jeden rechtsgelehrten Bürger gefährdet werden kann.

Auch in den Herzogthümern Sachſens hat ſich Aehnliches größtentheils erhalten, und iſt auch theilweiſe durch neuere Beſtimmungen von neuem beſtätigt worden, z. B. im Großherzogthum Weimar durch das Geſetz von 1810, und im Herzogthum Altenburg.

Treten wir in der Linie von Hannover und Sachſen in die öſterreichiſchen Staaten, die zum deutſchen Bund gehören, ſo finden wir daſelbſt die Magiſtrate der ſchriftſäßigen und gerade der meiſten und angeſehenſten Städte, unberührt von den Stürmen der Zeit und den Organiſationen einer modernen Politik, im ſtillen Genuß ſchätzbarer Rechte, insbeſondere der vollen Gerichtsbarkeit, der Landtagsfähigkeit, einer durch rechtsgelehrte Mitglieder geſicherten Selbſtſtändigkeit und mehrfacher Immunitäten, und ſo auf dieſer ganzen Linie von der Nordſee bis zum adriatiſchen Meer eine merkwürdige Aehnlichkeit der Verfaſſungen, eine koſtbare Saat aus der früheren Zeit niedergelegt und auf weitere Entwicklung harrend.

Dieſe proteſtantiſche Dichtung iſt auffallend verwandt mit den katholiſchen Allegorien, welche die deutſchen Jeſuiten dem Calderon nachdichteten.

Ihre höchſte Ausbildung erreichte die kirchliche Kunſt bei den Proteſtanten in geiſtlichen Singſpielen, Cantaten und Oratorien. Eine Reihe großer Meiſter weckte innerhalb der lutheriſchen Kirche die heiligen Töne der altitalieniſchen Kirchenmuſik; oft wurde ein mittelmäßiger Text unſterblich durch der Töne Meiſter. Das innigſte Gefühl der Andacht und Gottesminne flüchtete gleichfalls in die Muſik, je dummer und ſteifer die Orthodoxie am Buchſtaben hieng und die Predigt immer mehr in ein blos verſtändiges Raiſonniren ausartete. Ich kann mich indeß hier über dieſen ſchönſten Theil proteſtantiſcher Kunſt nicht verbreiten, da ich mich auf die Dichtung beſchränken muß.

Noch bleiben uns die geiſtlichen Lehrgedichte der Proteſtanten zu überblicken übrig.

Von Philipp Melanchthon ſind uns Epigramme erhalten, 1563 zu Wittenberg gedruckt, frommen, gelehrten und durchaus friedlichen Inhalts, kleine Commentare zur h. Schrift oder zu den alten Claſſikern, alles in lateiniſchen Hexametern.

Bemerkenswerth iſt ſeine Klage über den Ausbruch des Schmalkaldiſchen Krieges, indem er im Traum die ſchreckliche Geſtalt des wüthenden Ajax auftauchen ſieht. Lieblich iſt ſeine Schilderung eines Bildes des großen Chriſtoph, wie er das Chriſtkind durch das Waſſer trägt. Dieſem altdeutſchen Bilde ſteht dann wieder ein antikes Vaſenbild auf merkwürdige Weiſe gegenüber, die vor dem Eſel des Bachus fliehenden Giganten. Die meiſten Epigramme ſind kurze Grüße an Freunde und Betrachtungen über das, was ſich eben zutrug, insbeſondere auch auf jede Sonnen- und Mondesfinſterniß.

Georg Fabricius von Chemnitz zeichnete ſich (poëmata 1567) durch zahlreiche Oden und Elegien aus, in denen er heilige Gegenſtände, namentlich aus dem alten Teſtamente, merkwürdige göttliche Strafgerichte, unter andern aber auch die pietas puerilis in Beiſpielen beſang. Sein Latein iſt durchaus kirchlich und frei von den heidniſchen Figuren. Viele andere gelehrte Dichter begannen dagegen auch in chriſtlichen Dichtungen claſſiſche Namen, Geſtalten aus der alten Mythologie einzuführen, Jehovah wird unvermerkt zum Donnerer Zeus, der Flußgott Jordan und die Nymphen

empfangen den Heiland bei der Taufe, Phöbus und Luna verhüllen ihr Geſicht bei dem Tode des Heilandes am Kreuze. Dieſe Auffaſſungen ſind zum Theil harmlos und naiv (wie in den altchriſtlichen Katakombenbildern), zum Theil aber affectirt, unanſtändig und der Würde des Chriſtenthums unangemeſſen. Uebrigens giengen die italieniſchen Dichter mit dem Beiſpiele voran. Bei uns ſchrieb der Breslauer Frenzel in dieſem Styl poemata sacra, welche Friſchlin 1585 zu Straßburg herausgab. Sie handeln in virgiliſchen Hexametern de partu virginis und de puero Jeſu, reichlich durchſpickt mit claſſiſcher Mythologie.

Johann Mylius, Profeſſor in Jena († 1575) ſchrieb lateiniſche Dichtungen von den guten und böſen Engeln und von den chriſtlichen Rittern, Elegien von der thebaniſchen Legion und alten Kaiſern und Helden, die für Chriſtum geſtritten, bis auf Mathias Corvinus und Karl V, weil dieſe wider die Türken kämpften. Der Grundgedanke iſt ſchön, die Ausführung aber matt.

Ein gekrönter Poet Kevychius gab 1609 zu Oels einen Cato christianus heraus, eine Auflöſung der Pſalmen in lateiniſche Diſtichen, unter denen die deutſche Ueberſetzung in elenden Knittelverſen ſteht.

Albinus in Weißenfels machte ſich durch Gluth der Phantaſie bemerklich, ſowohl in ſeinen ſulamithiſchen Liebesliedern nach dem hohen Liede, wie in ſeinen Empfindungen unter dem Kreuz bei den „fünf Wunden Jeſu“ (1650) und in ſeiner gräßlich ausgemalten „Qual der Verdammten“ (1653). Ueberhaupt fehlten apokalyptiſche Dichter den Proteſtanten nicht. Faber dichtete 1664 eine „letzte Gerichtsposaune“. Die tollſten Höllenfratzen aber enthält die in Scheibles Schaltjahr IV wiederabgedruckte Tragicomedia von einer Wallfahrt in Hölle und Himmel von Klein (Eßlingen 1570). Von Dantes Geiſt iſt hier nichts wahrzunehmen, der Dichter malt nur mit Blut, Koth und Feuer die haarſträubendſten und eckelhafteſten Naturbilder aus.

Das Gedicht „der Hörſelberg“ 1592 von Victor Perillus verfaßt und in Hagens Germania II. 353 beſchrieben, hält nur die Vorſtellung feſt, daß im gedachten Berge die Höll: ſey und ſchildert nun weniger in Dantesker, als vielmehr in Lucianiſcher Weiſe die Strafen aller Stände und Sünderklaſſen dieſer Welt, wobei Charon und Merkurius Dialoge halten. Die Finanzer ſchwitzen und frieren zugleich, die Fuchsſchwänzer

werden von Hummeln gestochen, auf den Köpfen der Prahler sitzt eine Elster (wohl nicht in dem Sinne, wie sonst ein Augen aushackender Rabe, sondern des Elsterngeschreies wegen); Säufer sitzen vor leeren Humpen ꝛc. Es ist wenig Witz dabei. Zuletzt kommt Vulcan als Henker, um mit glühendem Eisen die Sünder zu brandmarken.

Ich muß unter die christlichen Dichter auch unsern berühmten theosophus teutonicus, den Görlitzer Schuster Jakob Böhme aufnehmen, denn seine s. g. philosophischen Bücher sind im Grunde doch nur eine großartige Dichtung. Er lebte, von der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit Sachsens verfolgt, in kümmerlicher Armuth († 1624), aber seine Werke wurden weit verbreitet und erschienen zum erstenmal in Amsterdam 1620 in einer prächtigen Ausgabe. Lange verachtet, ist er in jüngerer Zeit wieder allzu hoch erhoben worden.

Sein System hat, ehe man dessen Vollendung kennt, auf den ersten Blick viele Aehnlichkeit mit der Grundlehre des indischen Brahmaismus. Wie nämlich Brahma von Anbeginn ist und nichts bei ihm als Maja, seine Phantasie, in deren magischem Schleier er die Urbilder aller künftigen Dinge erblickt oder vielmehr auf den er diese Bilder hinzaubert, und wie auf dieses magische Vorspiel im Traume des gleichsam noch schlafenden Gottes erst die Geburt der Wirklichkeit erfolgt in der Trimurti, dem schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Prinzipe; also ist auch bei Jakob Böhme das göttliche Urwesen anfangs allein mit der Sophia, der himmlischen Weisheit, in der sich das Urbild der künftigen Schöpfung spiegelt. Die Schöpfung selbst aber ist bei Böhme die Emanation Gottes in drei Stufen, und in diesen lassen sich die indischen der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung nur in einer andern Zusammenordnung wiedererkennen. Wenn nämlich bei den Brahmanen das zerstörende Prinzip das letzte, aber keineswegs feindliche ist, weil sie glauben, die irdische Welt sey nur eine Strafanstalt, eine Unglückswelt und ihre Zerstörung mithin ein Segen; so ist dagegen bei Böhme das zerstörende Prinzip das zweite und ein absolut feindseliges, daher es im Kampf mit dem ersten schaffenden Prinzipe durch das dritte erhaltende gebändigt werden muß. Im ersten schafft Gott eine durchaus vollkommene Welt, an der ganz und gar nichts auszusetzen ist, in der es kein Wehe, keine Häßlichkeit, keine Lüge gibt, eine Welt, wie sie seyn soll. Diese Welt, personificirt gedacht, als der erstgeborne Sohn Gottes, ist Lucifer. Aber kann etwas außer Gott seyn, das sich nicht wider Gott setzte? Ist auch Lucifer aus Gott hervorgegangen und insofern noch selber Gott, so ist er doch der sich entäußert habende, sich selbst gegenüberstehende Gott und damit ist das Princip des Egoismus in die Welt getreten. Lucifer will allein Gott seyn, sagt sich von seinem Ursprung los und verliert dadurch

das magische Band, das alle Weltkräfte in schönster Harmonie vereinigte. Nun wüthen und toben sie plötzlich alle gegen einander, das Licht wird Finsterniß, die Schönheit Häßlichkeit, die Wahrheit Lüge, die Wonne Pein, der erstgeschaffene Himmel wird zur Hölle, Lucifer zum Teufel. Aber Gott kann diese Zerstörung seiner schönen Schöpfung nicht zugeben. Er tritt also in das dritte Prinzip ein und schafft die irdische Natur, in welcher das Böse durch Gutes gebunden ist, und den Menschen, dem die Freiheit gegeben ist, zwischen dem Himmel und der Hölle zu wählen. Da sich aber auch in dieser neuen Schöpfung der Fall Lucifers im Falle Adams wiederholt, und auch diese zur Erhaltung und Rettung bestimmte Schöpfung zu Grunde zu gehen droht durch die Unwürdigkeit der Geschöpfe, so wird Gott zum Messias und geht mit seinem Selbst in den Tod und in die Hölle ein, um sie zu überwinden. Nur indem er selbst die Schmerzen und die Schmach übernimmt, welche die Sünde und Thorheit der Geschöpfe verschuldet haben, ist die Erhaltung und Vollendung der Welt möglich, die sonst unhaltbar immer wieder in sich zusammenfallen würde. Mithin ist Christi Opfertod der Culminationspunkt des Weltlebens, der Schlußstein der ganzen Schöpfung.

Daraus folgt nun auch Böhmes Moralsystem, welches gänzlich dahin abzweckt, die in der irdischen Welt versteckte Hölle zu bekämpfen und dagegen den in derselben Welt versteckten Himmel aufzusuchen. Er scheidet die ganze Natur in eine böse und gute Hälfte. Alle guten Thiere und heilsamen Pflanzen erinnern ihn an das verlorene Paradies, während die bösen an die Hölle erinnern. Aber ohne die Sendung des Messias würde der Mensch zu schwach seyn, das Rechte zu wählen und beim Rechten zu bleiben. Die Vereinigung mit Christo ist mithin das moralische Endziel für den Menschen in dem Maaße, wie die Uebereinstimmung Adams mit Lucifer das Verderben der Menschen herbeigeführt hat.

Nun ist aber Christus das non plus ultra von Resignation und Demuth, indem sich der allmächtige Gott selbst in die schmerzhafte Knechtsgestalt begeben, und deßhalb ist Demuth die alleinige Pforte, durch die man zur Gemeinschaft mit ihm gelangt. Woraus hervorgeht, daß Hegel äußerst Unrecht hatte, sich mit seiner hoffärtigen Lehre von der Selbstvergötterung auf den demüthigen Böhme zu berufen.

Quirinus Kuhlmann, ein Schlesier, der viel in der Welt herumzog und zuletzt 1689 in Moskau als Ketzer verbrannt wurde, war ein poetischer Schwärmer, der sich in Jakob Böhmes Mystik vertieft und darüber den Verstand verloren hatte. Seine himmlischen Liebesküsse und seine noch berüchtigteren Kühlpsalter sind eine christliche Liebesraserei voll spitzfindiger Albernheiten. Im „Universal der letzten Zeiten“ nimmt er drei Offenbarungen an, zuerst an Moses, dann an Johannes, drittens

an „den letzten Gesandten", unter dem er sich selber meint. Auch schrieb er „Schleudersteine wider den Goliath aller Geschlechter, Völker, Zungen".

Johann Valentin Andreä, Stadtpfarrer zu Calw, seit 1639 Hofprediger in Stuttgart († 1654), war einer der edelsten und bedeutendsten Männer der Zeit. Kaum einer erkannte so tief wie er die Gebrechen im Protestantismus und keiner zürnte dagegen mit so göttlicher Kraft. Nur Schade, daß es in lateinischer Sprache geschah! Seine zahlreichen, meist nur kleinen Schriften hatten alle den gleichen Zweck, nämlich praktisches Christenthum, innere Mission, thätige Liebe. Dabei ging er mit dem Beispiel voran, stiftete in Calw eine societas christiana (noch jetzt in der s. g. Färberstiftung fortlebend), that im 30jährigen Kriege, sonderlich nachdem Calw 1634 durch Johann von Werth eingeäschert worden war, Wunder an den Armen und Verwaisten, mit denen er Jahrelang in den Wäldern irrte, bis er sie auf den Brandstätten wieder ansiedeln konnte. Sein eigenes Haus mit allen seinen Büchern, seltenen Handschriften und Bildern (einer Madonna von Dürer, einer Bekehrung Pauli von Holbein ꝛc.) war verbrannt, aber eigenes Leid verschmerzend, half er andern und war allen ein Trost und Helfer. Außer den erbaulichen Schriften, schrieb V. Andreä auch Satiren und allegorische Dichtungen. In seinen ersten Schriften war er ein liebenswürdiger Lucian, indem er die Schwärmerei, die Geheimnißkrämerei, Dummheit und Betrügerei der damaligen protestantischen Mystiker und Adepten ironisirte. Dies geschah in de Christiani Cosmoxeni genitura judicium 1612, einer Satire auf die Astrologie, ferner in der alchymistischen fama fraternitatis R. C. 1516 (roseae crucis) 1614, in der confessio fraternitatis R. C. und in der chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz, 1616. Die bethörte Welt verstand sich nicht auf die Ironie, nahm die Sache Ernst, bestürmte Andreä mit Anfragen, schrieb ohne sein Zuthun Fortsetzungen der Rosenkreuzliteratur und es wurden wirklich Rosenkreuzgesellschaften gestiftet, so daß er das Gegentheil von dem erzielte, was er gewollt hatte, und dem Aberglauben nur neuen Vorschub that.

Diese Schriften hatten ihn unermeßlich populär gemacht und ihm einen europäischen Ruf erworben, während er sie desavouiren mußte und seine ernsteren Schriften, in denen er auf Reform drang, nur Widerwillen und Haß fanden. Am meisten schadete ihm sein herrlicher Menippus

1617, worin er in der Form lucianiſcher Dialogen die innere Erbärmlichkeit und Fäulniß der proteſtantiſchen Kirchen, Schule und Gelehrſamkeit darlegte. Sie glühen vom edelſten Unwillen. Eben ſo die Mythologia christiana 1619, worin die Bilder der Tugenden und Laſter einander gegenübergeſtellt werden.

Sein chriſtlicher Herkules iſt nicht ſein geiſtvollſtes Werk.

Chriſtus als Herkules bekämpft ſchon als Kind die Schlangen (Müßiggang und Ungebundenheit), dann die Hündin (Zeit), den Löwen (Gewohnheit), den Eber (Wolluſt), den Stier (Knechtſchaft), die Stymphaliden (Gedanken), den Adler (Rückfall), die Kerkopen (Nachäffung, Mode), den Diomedes (falſche Bildung), die Kentauren (Atheismus), den Achelous (Heuchelei), den Antäus (des Menſchen eigenes Wiſſen), den Buſiris (Neugier), den Augiasſtall (das Vorurtheil), Heſione (Jugend), Amazonen (Leidenſchaften), Geryon (das Lehramt), Cerberus (Verleumdung), Hydra (Mißehe), Cacus (Hölle), endlich gelangt er zu den Heſperiden (innere Erkenntniß) und zum Atlas (Gebet), um mit Selbſtverleugnung zu enden.

Ungleich anziehender iſt ſein lateiniſches Schauſpiel Turbo, Straßburg 1616.

Turbo iſt ein reicher Student, dem es Ernſt iſt um alles Wiſſen, der ſich aber von der Schulweisheit nicht befriedigt fühlt. Das ganze Treiben auf deutſchen Univerſitäten eckelt ihn an, er geht daher mit ſeinem Diener Harlekin nach Frankreich, um ſich dort zu bilden. Hier findet er den Panurg, eine aus Rabelais bekannte groteske Figur, und läßt ſich in allen galanten und ritterlichen Künſten unterweiſen, verliebt ſich auch, wird aber von einem Nebenbuhler betrogen und kehrt unzufrieden heim. Die Reiſe hat ihn viel gekoſtet, er wirft ſich einem Alchymiſten in die Arme, um ſchnell reich zu werden, findet ſich aber auch hierin getäuſcht, zerſchlägt Oefen und Retorten und — wird fromm. — In dieſem merkwürdigen Gedicht ſpiegelte ſich die deutſche Bildung ſeiner Zeit.

Was Andreä poſitiv wollte, legte er in ſeinen Schriften über das praktiſche Chriſtenthum nieder, in den Schriften: Civis christianus 1616, res publica christiana 1619, und in der Reiſe nach der Inſel Caphar Salama, oder Beſchreibung der Republik Chriſtianburg (Eßlingen 1741). Da er nämlich Deutſchland zu zerſtört und entartet fand, verlegte er ſein Ideal der beſten chriſtlichen Republik auf eine ferne Inſel. — Als die Schweden kamen, lebte Andreäs Hoffnung wieder auf. Er ſchrieb 1631 den Apap proditus, worin er alles, was der Papſt Deutſchland wehe

gethan, zuſammenſtellte, einen Hahnenſchrei und eine dankbare „Anrede der deutſchen Frömmigkeit von Guſtav Adolf“. Aber auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn, da jetzt erſt Deutſchlands Elend recht angieng. Seine Meinung vom Proteſtantismus drückte er einfach in dem Satz aus, er ſey ex captivitate monachali nur in monarchalem gefallen. Deutſch gab Andreä heraus „chriſtlich Gemäl“, Tübingen 1612 und „geiſtliche Kurzweil“, Straßburg 1619, Gedichte voll guter Gedanken, aber in rauher Schale. Das Beſte über ihn in J. Val. Andreä und ſ. Zeitalter von Haßbach, Berlin 1819. J. V. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unſers Zeitalters von Herder, Leipzig 1786.

Seine bisher nur handſchriftlich vorhandene Selbſtbiographie erſchien J. V. Andreae vita, ed. Rheinwald, Berol. 1849.

Samuel Dietrichs geiſtliche Oelkammer, 13. Ausgabe 1684, eine Poſtille voll humoriſtiſcher Predigten z. B.: „Unſer Herr Chriſtus ein Schornſteinfeger. Wir beſehen da 1) den Schornſteinfeger ſelbſt, 2) den Rauchfang, 3) den Beſemen. Oder: Unſer Herr Chriſtus eine Schieß- und Paſſionsſcheibe. Dabei betrachten wir 1) den Schützen, 2) den Pfeil, 3) die Fehlſchüſſe. Vgl. Horſts Dämonomagie II. 470.

Scriver, Oberhofprediger in Quedlinburg († 1693) ſchrieb Erbauungsbücher: den chriſtlichen Seelenſchatz, Gottholds zufällige Andachten ꝛc., die heute noch neu aufgelegt und geleſen werden. Der erſte Verſuch in häuslicher Erbauung, der nach und nach bis zu einer Art von Toilettentheologie ausartete. Der überhandnehmende Subjectivismus zog die Andacht ſelbſt aus der Kirche in die Familienſtube hinein.

Schmolk, Diaconus in Schweidnitz († 1737) ſchrieb eine große Menge ähnlicher Hausandachten, luſtiger Sabbath in der Stille zu Zion — Freudenöl in Traurigkeit — allerheiligſte Andachtsflammen — ſchöne Kleider für einen betrübten Geiſt ꝛc.

7.

Katholiſche Dichtung nach der Reformation.

Der durch die Reformation tief zerrüttete Katholicismus in Deutſchland mußte ſich in ſeiner Noth an Italien und Spanien anlehnen (nicht an Frankreich, welches trotz ſeiner Katholicität aus politiſchen Gründen

dem Calvinismus und Proteſtantismus in Deutſchland Hülfe bot). In Italien und Spanien war aber die Renaiſſance, die Wiedererweckung des antiken Geſchmacks, ſchon übermächtig geworden. Wie in der kirchlichen Baukunſt, Sculptur und Malerei, ſo auch in der Poeſie wurde der ältere germaniſche, fränkiſche oder gothiſche Styl durch den der Renaiſſance verdrängt. Der Papſt ſelbſt machte ſein Rom zur Muſterſchule dieſes neuen Geſchmacks und der die ganze katholiſche Welt beherrſchende Jeſuitenorden kannte keinen andern. Aus dieſem Grunde nun wurde auch das katholiſche Deutſchland demſelben unterworfen. Alle deutſchen Biſchöfe, die ſich in ihren Sitzen behaupteten, alle Väter der Geſellſchaft Jeſu, die in Deutſchland ihre prächtige Collegien bauten, alle katholiſchen Fürſten endlich, die mit ihren Anſehen und mit ihren Reichthümern die Kirche eifrig unterſtützten und ihre Feſte mit kaum je vorher geſehener Pracht begiengen, wetteiferten in der Einführung des Renaiſſanceſtyls und opferten demſelben die alten gothiſchen Kirchen und Kunſtwerke, welche erwieſenermaßen in katholiſch gebliebenen Ländern häufiger niedergebrochen worden ſind, als in lutheriſchen, im katholiſchen Franken und Bayern z. B. öfter als im lutheriſchen Sachſen und Württemberg.

Auf die katholiſche Poeſie in Deutſchland mußte dieſer Umſchwung der Dinge weſentlichen Einfluß üben. Jene heilige Einfalt und Demuth, die in den Dichtungen unſers Mittelalters vorwalteten, mußten verſchwinden. An ihre Stelle trat, wie in der Kirchenmalerei, ſo in der kirchlichen Poeſie, das antike Pathos, die Schwunghaftigkeit und Koketterie des Renaiſſanceſtyls. Wie Michael Angelo und die Carracci chriſtliche Märtyrer nur noch wie den leidenden Laokoon, Herakles und Philoktet darſtellten, wie ſie überall gewaltſame Situationen und Affecte herausſuchten, ſo gefielen ſich auch die katholiſchen Dichter in leidenſchaftlichen und übertriebenen Schilderungen. Die merkwürdigſte Neuerung aber war der Gebrauch der antiken Mythologie ſelbſt noch in ausſchließlich chriſtlichen Dichtungen. Sannazar gieng hier mit dem Beiſpiel voran, dem auch die deutſchen Jeſuiten faſt alle nachfolgten.

Wer begreift nicht, daß es eigentlich die Aufgabe der katholiſchen Poeſie geweſen wäre, an der Gothik feſtzuhalten und die Renaiſſance denen zu überlaſſen, die kein Mittelalter, weder in der Kirche, noch im Reiche mehr anerkennen wollten! In neuerer Zeit wird dies in Frankreich

eingeſehen und tief empfunden und man kehrt dort zur Gothik zurück. In Deutſchland aber konnte vor dreihundert Jahren dieſe Einſicht nicht reifen, weil man ſich in einem höchſt bedrängten Kriegsſtande befand und mit dem Schutze Roms und Spaniens die Renaiſſance gleichſam mit in den Kauf nehmen mußte.

Conrad Reitter von Nördlingen gab 1508 zu Augsburg einen Mortilogus heraus, eine Nachahmung der alten Todtentänze, aber ſchon ganz im Styl der Renaiſſance. Neben den mit Holzſchnitten verzierten Scenen, in denen der Tod Menſchen wegrafft, finden wir hier das erſte Marienlied in ſaphiſchem Versmaß:

Alma supremi genitrix tonantis,
Praepotens regina poli soliqne
Vita spes dulcedo salusque nostra
Perfugiumque.

Die Hölle, zu welcher der Tod führt, wird ganz antik aufgefaßt mit Styx und Phlegeton. Großartig iſt ein Monolog des Todes, worin er ſich als den unerbittlichen Tyrannen aller Lebendigen ankündigt, der keinen ſchone, dem keiner entfliehe.

Sum mors terribilis, gelidae sum mortis imago,
Quis valeat nostras has declinare sagittas?
— non infans octo dierum
Non pavidae matres, non cani denique patres
Sternitur et nostra fortissimus Hector ab hasta
Et sapiens Salomon et fortis robore Sampson etc.

Der Dichter gibt ſich als Schüler und Bewunderer des Celtis zu erkennen.

Nur in den katholiſchen Volksliedern, die zu Ehren Marias, auf Wallfahrten ꝛc. geſungen wurden, erhielt ſich der heilige Ton aus dem Mittelalter. Die Geſangbücher, die nach dem Vorgang der lutheriſchen, auch im katholiſchen Deutſchland eingeführt wurden, von Vehr 1537, Leiſentritt 1567, waren zumeiſt nur Ueberſetzungen altlateiniſcher Hymnen und Pſalmen. Es erſchienen mehrere katholiſche Pſalter, alle mehr oder minder ſteif und geſchmacklos, wie die lutheriſchen und calviniſchen auch.

Die ſchönſten katholiſchen Volkslieder findet man geſammelt in des Freiherrn Auguſt von Harthauſens Werk „geiſtliche Volkslieder, Pader-

born 1850“ mit den Melodien. Darunter namentlich die lieblichſten Marienlieder, wie: Maria durch den Dornwald gieng. — Es fiel ein Himmelsthau ꝛc. Auch in „Schmitz, Sitten des Eifler Volks 1856“ kommen ſehr ſchöne Marienlieder vor:

Maria gieng in einen Garten
Und wollt drei Röslein brechen.

Eine weiße, rothe und blaue, die Sinnbilder der Dreieinigkeit.

Maria ſollt zur Schule gehen,
Die ganze Welt ſollt ſie durchgehen.

Sie kommt ans Meer. Der Fährmann will ſie nur um die Ehe überführen. Aber ſie geht zu Fuß ins Meer hinein und mitten durch. Mitten im Meer findet ſie einen Marmorſtein. Da kniet ſie nieder und betet, aber nicht für ſich allein, ſondern für die Chriſten insgemein.

Ich bedaure ſehr, aus Mangel an Raum nicht noch viel mehr ſolch ſchöner Lieder einzeln erwähnen zu können.

Ein Reſt der großartigen Auffaſſung, wie ſie im Mittelalter gewöhnlich war, findet ſich noch in vielen (katholiſchen) Spielen von Adam und Eva. Hier wird auch noch im 16. Jahrhundert der Sündenfall als die Wurzel alles welthiſtoriſchen Verderbens aufgefaßt und in die nächſte Beziehung zur Erlöſung gebracht, die Paradiesſcene alſo nicht idylliſch, wie ſo oft ſpäter, ſondern allegoriſch aufgefaßt. Vgl. Weinhold, Weihnachtslieder S. 293 f., wo das merkwürdige bis in ſpäte Zeit fortgeſetzte Paradiesſpiel aus Oberſteiermark abgedruckt iſt, welches ganz dieſen Sinn ausdrückt. In den Jeſuitenſchulen kamen übrigens, wie in den gelehrten Schulen der Proteſtanten, neben den geiſtlichen Stücken auch bald weltliche auf, wovon ſpäter. Neben den geiſtlichen Schauſpielen, die von Bauern aufgeführt wurden, hat das von Oberammergau in Bayern bis auf den heutigen Tag den höchſten Ruhm bewährt. Vgl. die Schriften darüber von Devrient und Clarus. Hier allein lebt noch das geiſtliche Schauſpiel in ſeiner alterthümlichen Einfalt und Heiligkeit.

Die Reihe der katholiſchen Dichter Deutſchlands *nach* der Reformation, die ſchon der Renaiſſance verfallen waren und lateiniſch ganz im Styl der heidniſchen Claſſiker dichteten, eröffnet in würdiger Weiſe ein im fernſten Nordoſten jenſeits der lutheriſchen Welt auftauchender Danziger,

Wenden wir uns weſtwärts von dieſer Linie, ſo finden wir eine Richtung in den Gemeindeordnungen, welche von der bis jetzt gerügten ſich bedeutend unterſcheidet.

Während nämlich in den Ländern der bezeichneten Linie noch eine gemäßigte Selbſtſtändigkeit der Gemeinden, und für alle Zweige der Staatsverwaltung, als Regel gilt, und als Bürgſchaft für zweckmäßige Benützung dieſer Befugniſſe bei den Wahlen zu den Magiſtratsſtellen Normen ſtattfinden, welche dem einſichtsvolleren und angeſehenern Theil der Bürger den größten Einfluß ſichern, bemerken wir in den weſtwärts liegenden Ländern bei den Staats- und Gemeindeverfaſſungen eine Anſicht vorherrſchend, welche die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in verſchiedene Geſchäftszweige vertheilt, und die Gemeindeverwaltung von der Rechtspflege, Polizei, Beſteuerung mehr oder weniger trennt und deſſendern Beamten zutheilt, welche ferner in einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung dem demokratiſchen Prinzip einen überwiegenden Einfluß geſtattet, während ſie in andern Zweigen zugleich der Staatsgewalt ein Uebergewicht gibt, das ſich mit der Selbſtſtändigkeit der Gemeinden nicht zu vertragen ſcheint.

Die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung iſt in dieſen Ländern ein leitender Grundſatz. Aber es iſt dieſe Trennung nicht die einzige Wirkung jener analyſirenden Anſicht, indem dieſelbe auch die Polizei, das Beſteurungsrecht u. ſ. f. von einander und von der Gemeindeverwaltung trennt.

Sehr verſchieden iſt auch die Zutheilung des demokratiſchen Prinzips an die getrennten Geſchäftszweige in dieſen Staaten. Während in den überrheiniſchen Ländern dem demokratiſchen Prinzip bei der Rechtspflege durch die Geſchwornengerichte ein entſchiedenes Uebergewicht gegeben iſt, beſteht bei der Verwaltung der Gemeinden eine Abhängigkeit von der Staatsgewalt, wie man ſie faſt nirgends in Deutſchland ſonſt findet.

Dagegen iſt in andern weſtlichen Staaten, z. B. in Würtemberg bei der Gemeindeverwaltung der Demokratie durch das der großen Mehrzahl gegebene Stimmrecht bei Gemeinderathswahlen das vollkommenſte Uebergewicht verſchafft, während den Stadträthen das uralte Recht der Gerichtsbarkeit in erſter Inſtanz entzogen und königlichen Gerichten zugetheilt worden.

von ſeiner Vaterſtadt zubenannt Dantiscus, deſſen Gedichte mit dem des großen Aſtronomen Copernicus vereinigt, 1857 von Herter ins Deutſche übertragen worden ſind. Dantiscus, eigentlich Johann von Hoven, Biſchof von Ermeland, blieb eine Hauptſtütze des Katholicismus, als Albrecht, Hochmeiſter des deutſchen Ordens, die Reformation annahm und ſich zum erſten erblichen Herzog in Preußen erklärte.

Sein größtes Gedicht iſt ein poetiſcher Brief an einen edlen Jüngling, den er in den Spiegel ſeines eigenen Lebens blicken läßt. Darin ſpricht er von ſich:

Zu den Herren geſandt ſo oft und den Kön'gen der Erde
Tauſend Laſten ich trug ſchwereſter Sorgen mit mir.
Dreimal hinabgeſandt nach beiden Heſperien ward ich,
Dreimal beſuchte ich auch Gallien, dreifach getheilt.
Auch die Britannen ich ſah, getrennet von unſerem Erdtheil,
Auch die Reiche, die nah Ozeans Woge beſpült.

Aber der Dichter wünſcht, er hätte nicht ſo viel von der Welt geſehen. — Am widrigſten iſt ihm die lutheriſche sola fides, die er den Neubekehrten am meiſten zum Vorwurfe macht.

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen beſtehet.
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt.
Durch den eben ein mächtiger Theil des raſenden Haufens,
Und ein kleiner, nun wähnt, Glauben ſchon g'nüge allein.

Dagegen preist der Dichter die werkthätige Liebe.

Denn der geübete Glaub', mit Nichten der todte, macht ſelig,
Und als lebendigen ihn weiſe durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremdlings, wen hungert,
Brich ihm dein Brod; den Durſt, nimm von dem Durſtenden ihn;
Kaufe Gefangene los und raſtlos beſuche die Kranken
Und der Geſtorbenen Leib ſenk' in die Erde hinab;
Eil' Elenden zu Hülf', ſteh' bei den von Schmerzen Befall'nen,
Liebe die Menſchen geſammt, lieb' ungeheuchelt ſie all'.

Auch die neuen Geiſtlichen wollen dem Dichter nicht gefallen, er wirft ihnen ihr „Gebrüll", ihre weltliche Tracht, ihre weltliche Sitte und Unſitte vor.

Das lange Gedicht ſchließt mit einem „Triumph der Wolluſt". Er ſieht durch den großen Abfall von der Kirche und vom Reiche zugleich alle in der menſchlichen Natur ſchlummernden Beſtien von der Kette er-

löst, das Fleisch emancipirt, die Völlerei auf dem Thron der Mode. Und in der That war das Schlemmen und Schwälgen in Wollüsten niemals ärger, als in jenen Zeiten, an jenen Höfen, in jenen Städten, die sich vorzugsweise unter dem Vorwand der Reformation von Kaiser und Pabst unabhängig gemacht hatten. Die Hofhaltung der Königin Wollust wird also geschildert:

Schnell sich beeilten die Mägde, von allen die erste sich mühte,
Weichlichkeit, langsamen Schritt's, gänzlich von Trägheit erfüllt.
Schläfrigkeit dann nach ihr und kreiselnder Schwindel und Schlaffheit,
Husten und Schwere des Leibs, hinkend mit siechendem Fuß.
Hitziges Fieber begleitete sie und brennendes Dürsten,
Ekel und Podagra sammt seinen Genossen dazu.
Und die der Wollust dient, ihr Liebling, das gallische Mädchen,
Weithin sendend den Blick offener Augen, sich naht.
Dicht ihr der Aussatz folgt, der jetzt Hofkrankheit genannt wird,
Duftend von Salben bedeckt, aber trotz allem doch schön.
Schließlich beendet den Zug ein hageres Weib mit der Sichel.

Wie der berühmte Cardinal Hosius, so war auch der noch berühmtere Astronom **Copernicus** des Dantiskus Landsmann und vertrauter Freund. Manchem Leser wird es neu seyn, zu erfahren, daß der große Entdecker des Umlaufs der Erde um die Sonne, welche die moderne Wissenschaft so gern in Widerspruch mit dem christlichen Glauben bringt, ein überaus frommer Katholik und Marienverehrer war. In seinem „Siebengestirne" besingt er in sieben reizenden Liedern die Hauptmomente im Leben Jesu. Das dritte Gestirn schwebt über der Geburt des Heilandes:

O, wer legte dich, Kind, hier in die morsche Hütt',
O, wer wehret der Kält', daß sie nicht schade dir?
Unsre Jungfrau Maria,
Die ihr goldenes Haar sich flicht.

Auf jungfräulichem Schooß hegt den Gebornen sie,
Und an schneeiger Brust säugt sie das Jesuskind;
Eine sorgsame Mutter,
Stillt des Weinenden Thränen sie.

Auch von himmlischen Höh'n steiget hernieder hier,
Ganz umflossen von Glanz, singend der Engel Chor:
Ruhm dem ewigen Vater,
Friede Jedem, der Frieden liebt!

Johann Lang, ein Schlesier, besang (Augsb. 1548) die ganze Habsburgische Familie und des Kaisers Sieg im Schmalkaldischen Kriege in horazischen Oden.

Ausnahmsweise führte der Schulmeister Wolfgang Schmelzle seit 1540 zu Wien geistliche Comödien in deutscher Sprache auf. Vgl. über diese interessante Erscheinung Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 120. Er liebte die Contraste in Judith und Holofernes, David und Goliath, Samuel und Saul, Engel und Teufel, Selige und Verdammte beim jüngsten Gericht, Tugend und Laster in der Comödie vom verlornen Sohn. In der Hochzeit zu Cana spielt der Speisemeister die Rolle des Spaßmachers. Das sind die ältesten Spuren der Wiener Komik, welche damals bald wieder verwischt wurden durch den Ernst des lateinischen Jesuitenschauspiels.

Johann Auerpach schrieb 1554 lateinische Elegien.

Der Kampf der Zeit berührt ihn nicht. Im Eingang überläßt er der h. Katharina, welche allein 40 Philosophen besiegt, auch die neuen Widersacher der Kirche zu besiegen. Er selbst liebt die Ruhe der Studien und der Freundschaft. Die Elegien sind in Distichen geschrieben und an Freunde gerichtet. In der einen charakterisirt er recht gut einen Juristen, wie er seyn soll. In einer andern erzählt er die Volkssage aus Tirol vom Riesen Haymon, der das Land von einem Drachen befreite (in neuerer Zeit erörtert von Panzer und Zingerle).

Thomas Freigius gab 1564 zu Freiburg im Breisgau ein liber tristium heraus, worin er in lateinischen Hexametern die tödtliche Seuche beklagt, welche damals den Breisgau entvölkerte und viele seiner Freunde hinraffte.

Johann Crösel, Bibliothekar in Ingolstadt, gab 1584 unter dem Titel elogia kurze Gedichte in lateinischen Distichen auf alle große Fürsten, Helden und Gelehrte heraus, die sich Ruhm erworben haben, jedoch mit Ausschluß Luthers und seines ganzen Anhangs.

Pater Cornelius Loos gab zu Cöln 1591 ein Terentius christianus heraus mit biblischen Schauspielen Naeman, Nehemias, Saul in terenzischen Formen.

Caspar Sciopius (Schopp) zu Neumark in der Pfalz geboren, wurde 1598 zu Rom katholisch, Patricius von Rom, Graf von Clara Valle und kaiserlicher Geheimerath. Er war einer der vornehmsten und

keckesten Humanisten. Selber voll Eitelkeit griff er in ungeheuer berühmt gewordenen Satiren den Scaliger an, der von fürstlicher Herkunft zu seyn vorgab, und machte ihn als ehemaligen Ladengesellen lächerlich. Im Interesse des Papstes und Spaniens schrieb er eine wüthende Satire auf Jakob I. von England, wofür ihn dieser in effigie hängen und seine Seele unterwärts abgehen ließ. Derselbe Scioppius war aber ein bitterer Feind der Jesuiten und schrieb auch gegen sie. Seine Satiren sind alle lateinisch geschrieben und höchst übertrieben, in dem aufschneiderischen Styl der Zeit. Dazu so zahlreich, daß die bloßen Titel ganze Seiten füllten. Auch schrieb er unter fremden Namen. Unter dem, was er gegen die Jesuiten schrieb, zeichnet sich eine anatomia soc. Jesu und ein Buch de stratagematis et sophismis soc. J., eine actio perduellionis in Jesuitas, ein flagellum Jesuiticum ꝛc. aus.

Friedrich von Spee, ein Jesuit in Köln († 1635) schrieb die berühmte: Trutz Nachtigall (Köln 1649). Der Name sollte andeuten, der Sänger wolle trotz allen Nachtigallen in de. Welt schön singen. Gegenstand seiner Lieder ist die Liebe der Seelenbraut zu Christus, ursprünglich schöpfend aus dem hohen Liede. Den deutschen Dichter zeichnet aber vorzügliche Rücksicht auf die Natur aus, so daß sein geistliches Minnelied immer das Grüne zum Hintergrund hat, wie unser älteres weltliches Minnelied. Inzwischen ist die ganze Art und Weise, die modische Schäferpoesie in die Kirche überzutragen, als verfehlt zu bezeichnen. Selbst unsers Spee naive Innigkeit kann nicht alle Schwächen, Süßlichkeiten und kleine Koketterien der Manier zudecken. Es kommt darauf an, daß man vom Allerheiligsten mit Ehrfurcht spreche, naive Vertraulichkeit gehört nur für das Alltägliche. So können wir Spee als Naturmaler bewundern, wenn er z. B. die Vögel beschreibt:

Die flügelreiche Schaaren
Das Federbüschlein zart,
Im süßen Schlag erfahren,
Noch Kunst und Athem spart,
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingens wundersein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichtem Ruderlein.

Wenn Spee dagegen den Schäfer Palämon zu Christus am Kreuz also hinaufrufen läßt, ist es unwürdig:

Schönes Böcklein! rothes Röcklein
Roth bist du von lauter Schweiß
Roth betränket ꝛc.
Auch thun bluten Daphnis Ruthen,
Dran man ihn hat aufgehenkt,
Kreuz und Nägel, stumpfe Kegel
Seyn mit Tropfen wohl besprengt.
Halbes Hirschlein, rothes Kirschlein
Bist nun in und außen roth ꝛc.

Im Uebrigen ist der neueste Kern der Dichtung trotz der zuweilen mißbräuchlichen Form wieder nur die alte treue Gottesminne, wie denn auch Spee eine höchst edle und reine Natur war. Er gehörte zu den Wenigen, welche die Hexenprozesse für eine Schmach des Jahrhunderts erklärten. Neben dem tiefen Schmerz über seine Zeit tritt bei Spee auch eine geistreiche Heiterkeit hervor. Zu den anmuthigsten Anekdoten von ihm gehört folgende. Eine reiche und schöne, aber etwas leichte Dame zu Köln empfieng öfter Nachtmusiken, da brachte ihr auch Spee einmal eine große Nachtmusik unter zahlreicher Begleitung, aber es waren nur heilige Gesänge, die er vortragen ließ und zugleich in den schönsten Melodien. Die Dame war aufs äußerste überrascht und wurde so gerührt, daß sie sich von Stund an bekehrte.

Von Spee erschien 1649 auch ein „goldenes Tugendbuch", mit Andachten in Prosa, und zuweilen von Versen unterbrochen, in drei Abtheilungen „Uebung im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe". Hier offenbart sich eine noch reichere Phantasie, als in der Nachtigall, denn der Dichter spricht oft in Bildern, die freilich seltsam, bald gut, bald schlecht gewählt sind, z. B.

Der Dichter geht am Kreuze vorbei, da ruft ihm ein Engel zürnend, er solle nicht vorbeigehen, und schüttelt das Kreuz wie einen Baum und Früchte fallen nieder. Der Dichter hebt eine auf und ißt sie, und muß weinen und singen vor Freude. — Ein andermal sieht er den h. Hieronymus unter dem Kreuze sitzen und schreiben, als unter einem schattenden Baume. Höchst phantastisch sind die Anreden des Gekreuzigten an das Kreuz, die Nägel ꝛc. und die Anrede des Dichters an die Augen, die Haare, die Brust, Füße ꝛc. des Gekreuzigten.

Angelus Sileſius (Scheffler) als Proteſtant 1624 in Breslau geboren, dann Leibarzt Kaiſer Ferdinands III., wandte ſich plötzlich geiſtlichen Dingen zu, wurde katholiſch und ſtarb als Jeſuit in ſeiner Vaterſtadt 1677. Er ſchrieb geiſtliche Dichtungen (heilige Seelenluſt oder geiſtliche Hirtenlieder 1657 — die betrübte Pſyche 1664 — Cherubiniſcher Wandersmann 1674 — die evangeliſche Perle — Beſchreibung der letzten Dinge 1675), worin ſich theils die ſüßeſte Liebe und Hingebung in Gott, theils wieder ein merkwürdig kühner Pantheismus offenbart, ſofern er nämlich vorausſetzt, daß auch Gott ſich ganz in Liebe der Welt hingebe und ſo Geſchöpf und Schöpfer Eins werden. In der muhamedaniſchen Poeſie findet ſich eine ganz ähnliche Erſcheinung, der Dichter Dſchellalleddin. Die Gluth chriſtlicher Gottbegeiſterung grenzt hier nahe an den indiſchen Brahmaismus und die tiefſte Demuth ſpringt unmittelbar in den höchſten Stolz über. Angelus Sileſius faßt das Verhältniß des Menſchen zu Gott aber zu romanhaft auf, wie die wechſelſeitige Unentbehrlichkeit zweier Geliebten, Gott heißt es bei ihm (Wandersm. I. 8) kann ohne mich nicht leben; ich und Gott, heißt es weiter (II. 178) exiſtiren allein, und wenn ich nicht wäre, wäre auch Gott nicht; Gott liebt mich mehr als ſich ſelbſt, weil ich ihn mehr als mich ſelbſt liebe (I. 18); er wurde um meinetwillen Menſch, ich werde um ſeinetwillen Gott (I. 124) ꝛc. — Der Wandersmann beſteht nur in kurzen epigrammatiſchen Knittelverſen ohne ſprachliche Schönheit, aber in der heiligen Seelenluſt werden ſeine Verſe reiner und länger und findet ſich darunter das Zarteſte, das ein frommes Gemüth empfinden und ausſprechen kann. So in den Liedern: Wo biſt du, mein Leben? — Ich will dich lieben, meine Stärke. — O bleibe bei mir. — Liebe, die du mich zum Bilde ꝛc. Höchſt eigenthümlich ſind die Lieder auf die Schönheit und insbeſondere auf die Augen Chriſti. In der Betrachtung der Seitenwunde klingt aber auch ſchon ein ganz herrnhutiſcher Ton vor.

Der Jeſuit Johann Biſſel, ein Schwabe, ſchrieb delicias veris et aestatis, in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die zweite Ausgabe des Frühlings erſchien 1640 zu München. Das von mir benutzte Exemplar des Sommer hatte keine Jahrzahl.

Biſſel beſchreibt in lateiniſchen Diſtichen elegienweiſe die Reize des Lenzes, der warmen Frühlingsſonne, des Zephyrs, der Veilchen und Roſen, knüpft

aber überall religiöſe Betrachtungen an. Die Amſel erinnert ihn an den h. Benedikt, die Bienen an den h. Ambroſius ꝛc. Am lieblichſten ſind die Elegien, die das Chriſtkind im Frühling malen, wie die Bienen mit ihm ſpielen, wie die Nachtigall, während das heilige Kind ſchlummert, ihm paradieſiſche Träume erregt durch die Süßigkeit ihrer Lieder, wie die Turteltaube ſich ihm zärtlich zugeſellt ꝛc. Aber auch hölliſche Töne ſchlägt der Dichter an und beſchreibt einen Zank böſer Weiber. — Den Sommer ſchildert er ganz eben ſo. Unter andern ſchildert er eine nächtliche Sommerreiſe, die er mit Cameraden in ſeiner Jugend von Babenhauſen nach Augsburg unternommen. Schade nur, daß er nicht einfach darſtellt, was er erlebt, ſondern alles mit mythologiſchen Citaten anfüllt und überall die Muſe anruft:

Musa, cothurnato paullisper tetrica passu
Effer suspensos ex Helicone pedes etc.

Uebrigens führt er uns alle Scenen des Sommers vor, die Hitze, das Heumachen, die Erndte, die Luſt des Bades. Die im Sommer blühende Lilie faßt er als Sinnbild der h. Jungfrau auf, deren Himmelfahrt im Monat Auguſt aber gleichfalls zu Dichtungen begeiſtert. Eben ſo führt er die Samariterin am Brunnen und das Buch Ruth in Elegien aus.

Wenn dieſer Dichter nicht ſo tief in die claſſiſche Modeſprache verſunken wäre, würde er wohl nicht ſo ganz vergeſſen worden ſeyn.

In des Jeſuiten Jakob Jardinius hinterlaſſenen, zu Münſter 1636 gedruckten Elegien geiſtlichen Inhalts kommt unter andern eine durchgreifende Beziehung der Jurisprudenz auf die Religion vor und heißt es (S. 217), Chriſtus am Kreuz ſey das wahre corpus juris, welches er ſelbſt mit ſeinem Blute geſchrieben. — Der Jeſuit Benedikt Rogaccius gab 1695 zu München unter dem Titel Euthymia ein langes Gedicht in lateiniſchen Hexametern über die Seelenruhe heraus, aber wimmelnd von antiken Namen und claſſiſcher Eitelkeit.

Jakob Balde, ein Elſäßer, Jeſuit in Ingolſtadt und Hofprediger in München († 1668) dichtete deutſch und lateiniſch. Seine deutſchen Reimereien, ſein deutſcher Agathyrſus, und ſein „Ehrenpreis“ der Maria (1638) ſind unendlich grob und ſchwerfällig, während ſeine lateiniſchen in horaziſchen Maaßen gedichteten Lieder wahrhaft claſſiſch ſind. Sie wurden überſetzt zuerſt von Herder, dann von Neubig 1830 und Aigner 1831. Er drückt darin ein tiefes patriotiſches Gefühl aus, den unendlichen Schmerz über die Zerrüttung Deutſchlands während des 30jährigen Krieges. Oft überwältigt ihn der Jammer des aus allen

Adern blutenden Vaterlandes, und es bleibt ihm nichts übrig, als Geduld und Hoffnung.

Willst du den Kriegsgott fordern zum Richterstuhl?
Doch alles Recht liegt Kriegern in ihrer Faust.
Vorwürf' und Frevel widerlegen
Sie mit der Kling', und des Hornes Ruf stillt
Beredten Jammer. Wer die gewandt're Hand,
Hat Recht auch immer. Nie sich vereinen wird
Bewehrte Macht zu gut und waffenlosen
Loses Gesetz. Es gewinnt den Vortheil
Die Degenscheide. Fahre zu klagen fort:
Wer hört dich, Armer? Folgest du meinem Rath,
Dann schweigen wirst, und tief im Busen
Bergen den Gram du. Geduld besieget
Ein jedes Uebel.

Außer diesen allgemeinen Klagen finden wir von Balde auch besondere Oden auf die wichtigsten Begebenheiten des 30jährigen Krieges, worin zum Theil sehr geistreiche Gedanken vorkommen, z. B. in der Ode auf Wallensteins Tod:

Uebel einst den Cäsar erlegt von Brutus
Sah das mächt'ge Rom; nun mit besserm Wechsel
Sieht den Cäsar Eger geschirmt, und seinen
Brutus erleget.

Die vielen Lehrgedichte, worin der Dichter seinen Freunden Rath ertheilt, oder bei sich selbst Lehrsätze der Tugend, des Rechts, der Weisheit, Mäßigung ꝛc. überlegt, wollen wir hier übergehn, weil sie sich zwar durch viele Geisteskraft auszeichnen, aber weniger originell sind.

Balde widmet sich in seinen schönsten Liedern ganz der h. Jungfrau, wie ein Minnesänger. Doch weiß er mit dem feinsten Tact die Subjectivität zurückzuhalten, ohne sich der heiligsten Gestalt zu vertraulich zu nähern. Sie schwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetischer Meisterschaft faßt er die oberbayrischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß gaben. Sein schönes Lied auf die Himmelfahrt der Gebenedeiten wird dies am deutlichsten machen:

An dem Tag', als Du von der Erd' entfliehend,
Hoch dich, Jungfrau, über die Stern' entſchwangeſt!
Deckte Dir mit Blumengedüft den ganzen
Rücken der Himmel.
Und indem er ſchreiten dich ſah, ertönte
Laut das ſüße Lied von den Höh'n: O welche
Huldin da aus düſterem Waldesgrau'n, und
Trauriger Oede,
Welche Göttin ſteiget empor! Von Anmuth,
Ganz von laut'rer Wonne ſie verlt; und hauchet
Durch die regen Lüfte, geſtützt auf ihren
Theuern, von Blumen.

Als die gnadenreiche Erbarmerin wird die Gottesmutter in mehreren ſchönen Liedern gefeiert. Am merkwürdigſten iſt die 46. Ode, in welcher die Himmelskönigin mitten unter Sündern und Verbrechern ſteht, um der Hölle ihre gewiſſeſten Opfer zu entreißen. In einer einzigen Ode geht der Dichter in ſeiner Inbrunſt zu weit und macht aus der Gottesmutter zu ſehr eine Sulamith (Ode 38). Noch in einer anderen (Ode 7) iſt der Renaiſſanceſtyl gar zu ſpielend angewandt. Man erwäge folgenden Vergleich: Eher wird das Kalb mit dem Wallfiſch auf Bergen tanzen und werden tief unter Waſſer Hirſche die Geweihe vor Najaden neigen, ehe ich, o Jungfrau, von dir laſſe! Doch ſolche kleine Ueberſchwenglichkeiten können uns bei Balde ſo wenig wie bei Calderon von der Bewunderung der Dichter abhalten.

Die Marienlieder ſind 1857 noch beſonders von Schlüter überſetzt worden, ſehr ſchön, aber nicht in den antiken Versmaaßen, ſondern in den Formen Calderons.

Ein großes allegoriſches Gedicht des Balde iſt Urania victrix von 1663.

Urania bedeutet die anima christiana, oder das göttliche Princip im Menſchen, im Gegenſatz gegen die verführbare Seite der menſchlichen Natur. Die arme Urania wird nun auf alle Art zu überwinden, zu verführen geſucht, bleibt aber immer ſtandhaft und erhält Schutz von oben. Erſt verſuchen die fünf Sinne, ſie zu berücken, in Geſtalt ſchöner Jünglinge mit ausgeſuchten Gaben, wie Caro und Mundus (Fleiſch und Welt), aber umſonſt. Immer hält ihr ein Engel das Schutzmittel vor. So die Lilie, als ſie mit Parfümerien beſchenkt wird, ſo den Eſſigſchwamm, als ihr Krähen die köſtlichſten Speiſen bringen, ſo den Kreuzesſtamm, als ihr Tactus (der Sinn des Gefühls) mit

demuthsvollen Komplimenten, den blinden Amor an der Seite, naht. Dieser letzte Gedanke ist zart.

Sehr merkwürdig ist Baldes Agathyrsus, in lateinischen und deutschen Versen zugleich zu München herausg. 1647, nachdem das kürzere lateinische Gedicht von ihm schon 1636 in Innsbruck geschrieben worden war.

Agathyrsus steht in dem einleitenden Gespräch als der Magere dem Gordianus als dem Dicken gegenüber, das Gedicht selbst aber ist eine lange Zorn- und Strafrede wider die Dicken und Bauchdiener zur Ehre der Mageren, bei denen der Geist ist.

Du Saukopf bei der Bitschen Bier,
Wie magst dann also prangen?
Groß bin, groß her. Ein Kamelthier
Ein Elephant hergangen,
Es tragt und schreit der Fleischthurm weit
Will alles überschreiten,
Spott doch ob ihm mit seiner Stimm
Eine Lerche klein, von weitem.

Die Fallstaffnatur der Dicken wird mit sehr guter Laune geschildert, dazu die Leiden der Dicken, das Podagra ꝛc. Trotz der etwas groben Verse findet sich in diesem vergessnen Gedicht viel Geist und Malerei.

Seitdem Herder auf die Schönheiten Baldes aufmerksam gemacht hat, pflegen ihn auch die Protestanten zu verehren, aber die wenigsten wissen, wie tief Balde das Lutherthum haßte. In seinem paradoxon musicum (vgl. Weißlingens Merkwürdigkeiten III. S. 86 und daraus Flögel, Gesch. d. com. Lit. III. 423, da man das Gedicht in den gewöhnlichen Ausgaben Baldes vergebens sucht) erklärt sich Balde aufs heftigste „gegen die wilde Sau“ und versteht darunter Luther.

Die Satire ist vornehmlich gegen den Katechismusbecher Luthers gerichtet. Auf jedem Buckel des Glases stand nämlich etwas aus dem Katechismus, und diese Verbindung der Glaubenslehre mit dem Trinken erschien den Katholiken, namentlich auch dem Ketzerhammer Gretser, höchst anstößig. Balde geht so weit, von Luther zu sagen:

de ventre Islebico sic sentio: Totus erat sus.

In der deutschen Sprache wußte sich Balde (wie Frischlin) nur unbeholfen auszudrücken. Sein „Ehrenpreis auf die Maria“ ist nur durch den Ernst und Adel der Gesinnung über die Roheit der Form erhoben.

Uebrigens ist diese analysirende und theilweise sehr stark beschränkende, theilweise vielerlaubende Ansicht nicht überall gleich stark durchgedrungen. Man kann vielmehr in den Ländern, welche der obenbezeichneten Linie sich nähern, noch mehr Spuren von der ältern, für alle öffentlichen Angelegenheiten eine mittlere Selbstständigkeit verschaffenden Ansicht finden, nämlich in Churhessen, Bayern, dagegen das stärkere Hervortreten der entgegengesetzten Ansicht bemerken, je mehr wir uns Frankreichs Gränzen nähern, dieses Heimatlands der zertheilenden und in der Vertheilung große Gegensätze bildenden Staatsansicht.

Frankreich ist nämlich das Land, in welchem die Unterscheidung zwischen Verfassung und Verwaltung und zwischen den einzelnen Zweigen der Verwaltung, und die Auflösung des Staatsvereins in eine Masse einzelner Individuen am ersten und weitesten gediehen ist. Man darf jedoch diese Ansicht nicht als ein bloßes Produkt der französischen Revolution ansehen, vielmehr seine Wurzel schon in der früheren Bildung des französischen Volks und Staats, ja vielleicht sogar in dem römischen Element, das bei diesem Volke vorherrschte, suchen. Denn schon in den unabhängigen Parlamenten des alten Frankreichs neben einer despotischen Administration finden wir diese Vertheilung der Staatsgewalt und diesen Gegensatz in der Vertheilung. Die römische Rechtsansicht enthält aber durchaus die entschiedensten demokratischen und autokratischen Grundsätze mehr einander entgegengestellt, als vermittelt, und führt mehr zu einer vertheilenden als zusammensetzenden Anschauung des Staats, so wie auch Roms größter Geschichtschreiber, Tacitus, eine solche Vermittlung für unausführbar erklärt hat.[1]

Die Aufnahme dieser Ansicht in den westlichen Staaten Deutschlands ist daher auch nicht allein durch bloße Nachahmung französischer Regierungsmaximen zu erklären, sondern auch durch die besondere Empfänglichkeit des deutschen Volks überhaupt für fremde Ansichten, und es ist die Beschränkung jener ausländischen Ansicht nur in Verbindung mit dem allmähligen Erwachen des

[1] Cunctas nationes et urbes populus aut primores aut singuli regunt. Delecta ex his et constituta reipublicae forma laudari facilius quam evenire, vel, si evenit, haud diuturna esse potest.

In dem Gedicht de vanitate mundi, worin Latein und Deutſch wechſeln, ſinkt er im Gedanken, wie in der Sprache tief herab. Unter Anderm ſpottet er über Copernicus und die neue Lehre, daß ſich die Erde um die Sonne drehen ſolle und nicht umgekehrt.

Die Erde ſteht und nicht umgeht,
Wie recht die Gelehrten meinen.
Ein jeder iſt ſeines Wurmbs vergwiſt,
Copernicus des ſeinen.

Der Wiener Jeſuit Nicolaus Avancini, ein Welſch-Tiroler, gab 1670 eine poesis lyrica heraus, worin er, wie Balde, mit großer Meiſterſchaft der Sprache die Oden des Horaz nachahmte. Er iſt der eigentliche Hofpoet der Ferdinande und zugleich der Tyrtäus der öſterreichiſchen Armada im dreißigjährigen Kriege geweſen.

Er theilt mit Balde die tiefe Trauer über Deutſchlands Zerrüttung, nur daß er ausdrücklich der Häreſie die Schuld gibt, und im Kaiſer den Friedensfürſten ſieht, von deſſen Sieg auch das Glück Deutſchlands abhänge. In vielen Oden ſchildert er mit ergreifenden Zügen, wenn auch mit zu viel Gebrauch der claſſiſchen Mythologie, die Greuel des Kriegs. Die Nymphen der deutſchen Ströme klagen über das Blut und die Leichen, die ihr Waſſer verunreinigen. Jammernd ſteht Alemannia um Rettung, ſchon cadaverosa fronte. Ganz Deutſchland wird mit dem brennenden Troja verglichen. Die deutſchen Fürſten werden wegen ihrer Uneinigkeit ſchwer angeklagt.

Non est honesti haec prodiga sanguinis
Nec digna vestro nomine Teutones virtus.

Der Dichter fleht die Fürſten an, die Einheit des Reiches herzuſtellen:

Scissam tot armis inviolabili
Firmate rursus nexu Alemanniam.

In einer andern Ode ruft er aus:

O probrum generis Teutonici, o pudor!
Germani scidimus viscera patriae.

Und ſo durchgängig. Im Uebrigen wendet ſich der Dichter an die h. Jungfrau Maria, damit ſie als Mutter aller Liebe rette, was der Vater alles Haſſes zu vernichten trachtet. Die Errichtung einer Säule zur Ehre der unbefleckten Empfängniß in Stein unter Ferdinand III. gibt ihm dazu die nächſte Veranlaſſung. Aber ſeine Andacht zu Maria wiederholt ſich in vielen Oden.

Qui te non amat, o sole serenior
Virgo, est Oebalio marmore durior,
Haemi saevior ursis etc.
Puella pulchra pulchrior Iride
et orbe pleni solis amoenior etc.

Namentlich verehrt er ſie als die Sonne des heitern Friedens, welche die fürchterlichen Gewitter des Krieges vertreiben ſoll. In einigen Oden fordert er die öſterreichiſche Bevölkerung zum Kampfe auf; da er aber lateiniſch ſchrieb, konnten dieſe feurigen Aufrufe nicht populär werden. Am Schluſſe richtet er eine Menge Oden an Leopold I., worin ſich auf bemerkenswerthe Weiſe ein unerſchütterliches Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit des habsburgiſchen Stammes und Principes und ein gewiſſes Behagen an dem davon unzertrennlichen Phlegma ausſpricht. — In der 57. Ode des 2. Buches giebt er ein kurzes aber großartiges Gemälde des Weltgerichts:

Absiste laetis, fulmina, fulmina
Tonunt in aures etc.

In der 30. Ode des 1. Buchs ſieht er ſich ſelbſt der Erde entſchweben, unter ſich den Planeten mit ſeinen Gewittern und Schlachten, er froh der Rettung zuſchwebend der ewigen Sonne des Friedens, die er ſo ſchön in ſeinen Liedern gefeiert hat.

Avancini ſchrieb auch lateiniſche Schauſpiele (eine poesis dramatica Wien 1671 und Cöln 1675) in drei Theilen.

Im erſten Theil das Stück Soſa. Der Held iſt ein vornehmer Portugieſe, welcher ſiegreich aus Indien heimkehrend am Kap Schiffbruch leidet und mit ſeiner Gemahlin Eleonora und ſeinen Kindern in die Gewalt des ſchwarzen Volkes fällt. Beraubt, gänzlich entblößt ſterben ſie auf der Flucht Hungers. Der Refrain der Klage iſt: quam vanis pascimur umbris. — Der Apfel des Theodoſius, die berühmte Geſchichte der Athenais (Eudoxia). Dieſe gab einen Apfel, den ihr Theodoſius ihr Gemahl geſchickt, dem Paulinus und Paulinus ſchickte ihn, ohne etwas Arges zu ahnen, dem Kaiſer wieder. Theodoſius aber ſah darin einen Beweis der Untreue, ließ Paulinus hinrichten und Eudoxia verſtoßen, bis ihre Heiligkeit ihn bewog, ſie zurückzurufen. — Marius, das tragiſche Ende dieſes großen Römers. Die Bekehrung Wittekinds und der Sachſen. Joſeph und ſeine Brüder.

Im 2. Theil eine allegoriſche Darſtellung der Verdienſte des großen Heidenapoſtels Franz Xaver. Der Sieg Conſtantins des Großen über Maxentius. Sodann die Geſchichte der Ansberta, die ihren auf einem Kreuzzug gefangenen Gemahl, den deutſchen Herzog Bertulf zu retten, ſelber verkleidet ins Morgenland reist. Die Geſchichte der Judith. Die ſeltſame Beſtrafung des König

Alphons von Kaſtilien, welcher ſich in Gelehrſamkeit übernahm und öffentlich erklärte, wenn er im Rath der Schöpfung geſeſſen hätte, wäre ſie beſſer ausgefallen, wofür Gott ihn ſtraft, indem er nicht nur die Geiſter ſeiner Vorfahren drohend erſcheinen läßt, ſondern auch in einem entſetzlichen Gewitter des Königs Sohn durch einen Blitz tödtet und ihn ſo lange ſchreckt, bis er reuig ſeine Ohnmacht erkennt. Die Vermählung des als Sklaven verkleideten Evergetes mit der Königin Eudoxia, eine Allegorie, ſofern er das Verdienſt und ſie den Ruhm bedeutet, hat doch auch den Reiz eines romantiſchen Intriguenſpiels.

Im dritten Theil ſtellt der Tyrann Idoxerdus den Egoismus oder das Privatintereſſe dar, welcher die Königin Voluntas (den Willen) verführt, überliſtet und gefangen nimmt. Sehr ſinnreich ausgedacht und ausgeführt, ſo daß man wohl ſieht, der Dichter nahm ſich Calderons geiſtvolle Autos zum Muſter. — Das bekannte Martyrium des ſpaniſchen Königſohns Hermengild, den ſeine Stiefmutter Goßwinda tödtlich haßt. Der Opfertod des h. Olaf in Norwegen, der bei Einführung des Chriſtenthums in einer heidniſchen Empörung unterging. Die Verfolgung Davids durch Saul. Endlich die drei Männer im feurigen Ofen.

Viel unbedeutender als dieſe war der Jeſuit Adam Widl, deſſen lateiniſche Gedichte zu Ingolſtadt 1674 gedruckt wurden, geiſtliche und weltliche Oden nach Horaz, meiſt auf die h. Ignatius und Franz Xaver, dazu Klagen über die verderbte Welt.

An Balde und Avancini reiht ſich der Jeſuit Chriſtian Roſacinus mit ſeiner poesis lyrica, die erſt nach ſeinem Tode zu Nürnberg 1675 erſchien. Lauter Oden, dem Horaz nachgebildet, an Kaiſer und Erzherzöge und andere große Herren Oeſterreichs. Was ſie auszeichnet, iſt kriegeriſches Feuer z. B.:

Quem poscat sibi Mars virum,
Qui det teutonicis jura phalangibus?
— — — in armis stet puer et suo
Assuescat ensi — — —

Der Dichter beſingt die Siege Montecuculis und des Badener Ludwig und mahnt immer dabei, Volk und Jugend in Tapferkeit zu üben, ſo daß er gewiſſermaßen ein Vorbild Ernſt Moriz Arndts iſt.

Directe Satiren auf die reformirten Gegner begegnen uns in den Jeſuitenſtücken nicht. Sie ſind in der Regel ernſt und würdig gehalten. Merkwürdig iſt jedoch in einer zu Antwerpen 1634 erſchienenen Sammlung (selectae P.P. soc. Jesu tragoediae) die erſte Tragödie, verfaßt von Pater

Alexander Donatus, mit dem Titel Suevia, worin der Untergang des Hohenſtaufiſchen Hauſes aufgefaßt iſt, wie der Greuel im Hauſe des Oedipus. Es handelt ſich um die Söhne Kaiſers Friedrichs II.

Konrad IV., als älteſter Sohn Friedrichs Nachfolger im Reich, bewillkommt ſeinen Bruder Jordan, König von Jeruſalem. Der dritte Bruder Manfred aber, den ein böſer Rathgeber Maurus (eine Geſtalt wie Hagen in den Nibelungen) zur Seite ſteht, will erſt Konrad durch Jordan und dann dieſen ſelbſt wegraffen, um ſich zum Alleinherrn zu machen. Aber die Verſchwörung wird entdeckt, und erſt Jordanus hingerichtet, deſſen Mutter, die alte Königin Iſabella aus England, wie Hecuba weint und wie Kaſſandra wüthet. Konrad ſelbſt ſtirbt von Manfreds Gift, der ſelber ſeinem Unſtern nicht entrinnen kann.

Dieſes haarſträubende Stück, worin mit der wahren Geſchichte gar willkührlich umgegangen wird, wurde im seminario Romano von den nobilissimis adolescentibus aufgeführt, in der unverholenen Abſicht, den Ghibellinismus moraliſch zu vernichten. Allein die Staatsgewalt begann gerade damals, den Untergang der Hohenſtauffen am Papſtthum zu rächen.

Merkwürdig iſt das Luſtſpiel: die verſchwundene Kirche, welches die Jeſuiten in Bayern aufführten.

Beſoffene Bauern zu Penning begegnen ſich, ſtoßen an einander und ſchimpfen. Der Meßner will zum Frühgebet läuten, kommt mit der Laterne, findet die Kirche nicht und hält ſich für behext, wie auch die Bauern. Der Pfarrer kommt zur Meſſe, betet unterwegs laut die horas, hört den Lerm des Meßners und der Bauern, ſchimpft ſie und fällt gleich wieder in ſein frommes Gebetſprechen zurück, bis auch er, durch die Andern aufmerkſam gemacht, das Wunder ſieht, daß keine Kirche mehr da iſt. Der Pfleger des Orts kommt mit der Jagdpeitſche, um die Diebe der Kirche zu verfolgen und haut tüchtig auf die Bauern los. Endlich kommen Amtleute und Schreiber und nehmen den Fall zu Protokoll und ehe man die Hand umdreht, iſt ſchon ein ungeheurer Aktenſtoß angeſchwollen, daß alle ſich entſetzen und die Hexerei unverkennbar iſt. Hier bricht leider der luſtige Bericht über dieſes tolle Stück in v. Buchners Werken S. 216 ab. Nur die Legende wird hinzugefügt, demzufolge die Mutter Gottes aus Unwillen über die ſchlechte Aufführung der Einwohner den Ort Penning ſammt der Kirche verlaſſen und mit derſelben nach Soſſau übergeſiedelt ſeyn ſoll.

Miſon Erythreus von Gänßbrunn ſchrieb 1682 eine gereimte deutſche Comödie von der Frauentreue, worin er die berühmte Geſchichte der Weinsberger Weiber darſtellt. Derſelbe Dichter ſchrieb 1678 auch eine

lateinische Comödie (ludiera), worin er den Epidemus als schlechten Dichter arg verhöhnt.

Von Ferdinand Freiherrn von Fürstenberg, dem berühmten Mäcen Paderborns und Herausgeber der Monumenta Paderbornensia, besitzen wir auch eine Sammlung von lateinischen Gelegenheitsgedichten. Zu den monumentis selbst schrieb er eine große Menge lateinische Ueberschriften in Distichen, worin er alle Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümer historisch bedeutsamer Orte seines Gebietes ꝛc. besang, z. B. auch die clades Variana im Teutoburger Walde. Die übrigen poemata zu Amsterdam 1671 in 8° und zu Paris 1684 in Folio herausgegeben enthalten vorzugsweise Erinnerungen aus Italien, wo sich der bischöfliche Dichter längere Zeit aufhielt. Hier besingt er Papst Alexander VII., die Cardinäle und Monsignoren aus den großen römischen Familien, ein lucullisches Gastmahl im Hause Chisi, die schönen Villen in der Nähe Roms, einige Heiligenbilder, Freunde aus der Gesellschaft Jesu ꝛc., unter andern auch den Tod eines treuen Möpschens. Alles in diesen Dichtungen athmet Eleganz und Vornehmigkeit. Im Enthusiasmus für Italien gieng Fürstenberg allen spätern Deutschen voran.

Die lateinischen dramata des Benediktiner Simon Rottenpacher, Salzburg 1683, behandeln fast lauter antike Stoffe, den Tod des Osiris, des Atys, des macedonischen Demetrius, den sein Bruder Perseus vergiften ließ, und dieses Perseus selbst, die Heimkehr des Ulysses, die tragische Geschichte der longobardischen Rosamunde und ein Paar allegorische Sagen vom wiederkehrenden Frieden, von der Rettung der gefährdeten Jugend und von der Stiftung des Klosters Kremsmünster, dem der Dichter angehört.

In diesem letzteren für die Geschichte des Geschmacks bezeichnenden Stücke wird die Gründung des Klosters mit der Liebe der Kallirhoe, Nymphe des Kremsflusses, in Verbindung gebracht und mischen sich antike Götter, Nemesis, Pallas, Mars, Vulcan, Amor, Saturn ꝛc. unter die christlichen Allegorien Providentia, Religio, Spes und unter die historischen Personen aus der Zeit des Thassilo. Die Nymphe jammert, daß sie immer ledig bleiben müsse, da sorgt divina providentia, daß sie in Theophilus einen Freier bekommt, das ist nämlich die Personification des Klosters selbst. Das Stück spielt dann tiefer in die Weltgeschichte hinein und schildert die Verfolgung der beiden Liebenden, d. h. immer des an den Fluß gebauten Klosters, bis zum

Kaiser Ferdinand, welcher die Feinde verjagt und das verarmte Liebespaar durch große Schenkungen reich macht. Man kann sich kaum etwas Widersinnigeres vorstellen, als die Geschichte eines Klosters im Gewand einer Liebesgeschichte.

Ganz an antike Stoffe hielt sich der Jesuit Ruäus, dessen zwei Tragödien, Lysimachus (nach Plutarch) und Cyrus (nach Herodot) zu Ingolstadt 1745 gedruckt wurden.

Unter den katholischen Dichtern des 17. Jahrhunderts nimmt der Capuziner Laurentius von Schnüffis eine nicht unbedeutende Stelle ein. Er hat sich ganz nach den Spaniern gebildet und (ohne ihn zu nennen) herrliche Gesänge des Johannes vom Kreuze in Uebersetzungen seinen eigenen Dichtungen einverleibt (z. B. des Miranten Einsamkeit S. 19). Seine Verse sind mit classischen Namen gespickt und im Geschmack der Zeit affectirt, jedoch verhältnißmäßig fließender als viele anderer deutscher Dichter jener Zeit, und von einem Feuer durchglüht, das bald an Calderon, bald an die schönen Dichtungen seines Ordensvaters, des h. Franciscus von Assisi erinnert. In „des Miranten wunderlichem Weg nach der Einsamkeit" hat er seine Bekehrung zum Mönchsstande, (1690) geschildert, nachdem er schon 1681 sein berühmtes Gedicht „Mirantisches Flötlein oder geistliche Schäferei" herausgegeben. In der Mirantischen Maienpfeife 1692 hat er sodann die glühendsten Liebeslieder an die h. Jungfrau gerichtet.

Im mirantischen Flötlein wird Clorinda (die Seele) durch Daphnis (Christus) aus dem Sündenschlaf geweckt, geht in sich, überschaut ihr ganzes Leben voll Schande und Schuld, mustert jedes einzelne Laster durch und fällt in Verzweiflung, bis Daphnis ihr wieder Trost spendet. Noch lange bleibt sie schwer gedrückt, bis sie endlich erkennt, durch Leiden beweise uns Gott seine Liebe. Nun gibt sie sich mit Freuden der strengsten Buße hin und wird dafür belohnt durch die Erklärung des Daphnis, daß er sie liebe. Noch einmal fällt sie in eine, jedoch nur süße Noth, indem er sie verlassen hat und sie ihn überall mit heißer Sehnsucht sucht, bis sie ihn wiederfindet und zum erstenmal in seiner ganzen strahlenden Schönheit erblickt.

In der Maienpfeife wird ein ähnlicher Roman zwischen Clarus, dem Hirten (die Seele) und der h. Jungfrau durchgeführt. Diese erscheint dem Hirten zum Trost und zur Erhebung in den mannigfachsten sinnbildlichen Gestalten, als der personificirte Frühling, als Paradies, als Lilie unter den Dornen, als die Blumenkönigin Rose, als Mundschenkin des Lebensweines, als Mai, Morgenstern, Morgenröthe, Sonne, als Amazone, gewaffnet wie Bellona,

als Jägerin ꝛc. Glarus gibt ſich ihr ganz hin, ſieht um ihretwillen jede Sünde, wird aber von Sehnſucht verzehrt, ſie zu hören und zu ſehen, wie ſie in ihrer Herrlichkeit iſt.

Viel geringer ſind ſeine ſpätern Dichtungen: die mirantiſche Maultrommel 1699, in der er die üppigen Sitten der Zeit tadelt, die Völlerei, Wolluſt, den Luxus ꝛc. Hier vermiſſen wir auch ſeine frühere Leichtigkeit. Er reimt einmal:

Alſo thät es durch ſein ſtetes
Singebet der von Aßiß,
Der geſtiegen ohn Erliegen
Mit dem Leib ſo gar oft biß
In die Wolken ꝛc.

Doch finden ſich auch hier ein paar gute Sinnbilder, z. B. S. 239 das von der Spinne, die ihre Netze webend dem Himmel allezeit den Hintern zukehrt, wie die weltliche Intrigue, und das von der Hoffahrt des Genius S. 46.

Wiſſet, daß auf Perſens Schimmel
Keiner kommet in den Himmel,
Sondern einzig durch die Buß.

In dem „Futter über die Maultrommel“ 1699 wird das Thema fortgeſetzt und ſonderlich die neue Kleidermode gegeißelt.

Am Kinn, ſo von den Haaren rauh,
Man einen Mann erkennet.
Wer ſich des Bartes ſchämt, wird auch
Nicht wohl ein Mann genennet.

Während die Männer ihre natürliche Zierde, den Bart, abſcheeren, bedecken ſie ſich aufs unnatürlichſte mit Allongeperücken:

Das Haar den Weibern ſchnitt man ab
Auf daß der Prahlhans Locken hab
Hinab biß auf die Hoſen.

Die 1698 erſchienene „ſchmerzhafte marianiſche Einöde“ bleibt weit zurück hinter der Maienpfeife. Sie enthält überkünſtelte Sinnbilder von den verbundenen Herzen Jeſu und Mariä, die auf alle Art geprüft und gequält, zerriſſen, auf dem Ambos zerhämmert, auf einem Schiffe fahrend an die Klippe geſchleudert, unter die Preſſe gelegt, mit der Geißel ge-

ſchlagen werden ꝛc. S. 165 geht der Dichter ſo weit, das Herz Mariä als Schwamm brauchen zu wollen, um ſich von ſeinen Sünden zu reinigen.

Der Jeſuit Pater Juſtus Sautel gab 1673 zu Ingolſtadt divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateiniſchen Diſtichen feierte. Es ſind theils Epigramme, theils Elegien. Ueberall herrſcht der claſſiſche Geſchmack vor, ſo daß Magdalena eine Diana genannt wird, mit Amor lange Geſpräche hält, und daß auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, ſo lange die Heilige darüber fährt, Theils ihr die Wellen glätten muß ꝛc. Indeſſen finden ſich unter ſehr vielen Künſteleien auch echt poetiſche Dichtungen. Schön iſt z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem ſie der Wolke nachblickt, in der Chriſtus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die ſie als eine zum Fels verſteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet ſich ein ſehr ſchönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten ſcheint alles ſo vergänglich, ein dahinrieſelndes Gewäſſer, dort oben alles ſo feſt und ewig. Aber ſie beſinnt ſich, auch die Sterne werden vergehen und nichts iſt ewig, außer Gott, der ganze Himmel, der ſich in dem kleinen Waſſer ſpiegelt, iſt nicht mehr, als der Spiegel ſelbſt.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich iſt auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umſchwärmt ſie in ihrer Höhle, ſie verjagt ſie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht ſtechen, dir nur Honig bringen. Ich weiß es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deßhalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süßes, mir ziemt nur Bitteres.

Deſſelben Sautel lusus poetici allegorici, erſt 1717 zu München gedruckt, enthalten eben ſo poetiſche Sinnbilder, Parabeln und Fabeln in lateiniſchen Diſtichen.

Der Menſch wird verglichen mit einer Fliege, die in der Milch Schiffbruch leidet, dann wieder mit einer Biene, die im Körper Amors, d. h. der chriſtlichen Liebe, ſich einniſtet, mit dem Seidenwurm, der in ſeinem Geſpinnſte zum Wohl Anderer ſtirbt, mit dem eiteln Narciſſus, mit der vorſichtigen Ameiſe, mit der Traube unter der Kelter ꝛc. Eine der ſeltſam ſchönen Vergleichungen,

welche dieſer Dichter liebt, iſt die eines Märtyrers mit der im Deſtillirkelche weinenden Roſe.

Von Sautel erſchien noch zu Köln 1741 ein annus sacer-poeticus, ebenfalls mit Sinnbildern.

In den poetiſchen Werken des Jeſuiten Franz Noël, die 1717 zu Frankfurt erſchienen, ſind in lateiniſcher Sprache theils lyriſche und epiſche Cyclen, theils Schauſpiele enthalten.

Der erſte Cyclus umfaßt in kurzen Gedichten das Leben Jeſu unter dem Namen der göttlichen Liebe, d. h. alle Handlungen und Wirkungen Jeſu aufgefaßt als Thaten der ewigen Liebe. Der zweite Cyclus enthält marianiſche Briefe, im Tone theils des hohen Liedes, theils der ovidiſchen Heroenbriefe, aber es ſchreibt nicht nur sponsus sponsae, ſondern auch filius matri, und ſie ſind viel myſtiſcher gehalten, als die verwandten des Coban Heſſus. Der dritte Cyclus enthält das Leben des h. Ignatius Loyola. — Die Schauſpiele ſind: Philotas, der von Alexander dem Großen unſchuldig zum Tode verurtheilt wird; der Untergang des Herodes, wobei die Dämonen ihre Rolle ſpielen; der chriſtliche Amor, ein Auto, gleich denen des Calderon, worin Chriſtus als kleiner König von dem mächtigen Nachbarkönig Cosmus (Welt) übermüthig gefangen und gemartert wird; Lucifers Fall; Accianus, König von Syrien, der als Chriſtenfeind beſtraft wird; Heinrich von Norwegen, ein geflüchteter Prinz, welcher Franciscanermönch wird und in Heiligkeit ſtirbt. Zum Schluß eine Comödie: der ſehende Blinde, die bekannte Geſchichte des reichen Blinden, dem ſein Nachbar das vergrabene Geld ſtahl, der aber durch Liſt bewirkte, daß der Nachbar das Geld wieder hinlegte in der Erwartung, ſpäter noch mehr zu finden.

Ein gewiſſer Lizel ließ unter dem Namen Megalissus 1730 „den neudeutſchen Katholiken“ und 1731 eine „deutſche Jeſultenpoeſie“ drucken, um den Beweis zu liefern, die Jeſuiten leiſteten nichts oder nur Geſchmackloſes in deutſcher Poeſie.

Darin kommen allerdings abgeſchmackte Feſtgedichte z. B. zur Feier des Königs von Frankreich in Straßburg, ſteife Gelegenheitsgedichte, ein Abriß der Thaten des Prinzen Eugen in ſehr harten Verſen ꝛc. vor; jedoch auch gute Sachen, z. B. ein Marienlied (S. 30):

Mutter Chriſti, hoch erhoben
In dem ſchönen Himmel droben
Aller Engel Königin
Unſre Frau und Mittlerin.

O Du Zuflucht aller Sünder,
Schau, wir arme Adamskinder
Die gesündigt ohne Zahl,
Weinen in dem Jammerthal.

Laß uns deine Hülf' erscheinen,
Laß uns nicht vergebens weinen,
Führ uns zu dem Gnadenthron
Und versöhn uns deinem Sohn ꝛc.

Aus Pater Abrahams Fischpredigt steht hier als schwülstiger Unsinn. Lizel scheint nicht gedacht zu haben, daß hier Humor im Spiele ist. Im Uebrigen gibt er zu, „daß auch unter den Evangelischen sich annoch viele Reimenschmiede befinden"

Pater Cölestin Leuthner, Lehrer in Salzburg, gab 1736 dramata Parthenia heraus zur Verherrlichung der Jungfrau Maria. Alles kleine Legenden, worin entweder ein Sünder wegen besonderer Andacht von Maria Schutz und Verzeihung erhält, oder ein Verächter der h. Jungfrau bestraft wird.

So die Stücke: ex terrore salus; ex hosti frater; S. Emericus, Mariae sponsus; majestas Virginis vindicata; illusor delusus. In dem Stück aureo servitus verkauft sich ein frommer Marienverehrer freiwillig als Sklave, um das Geld zu einer Feier Marias zu opfern. Mitten im lateinischen Text kommt hier ein deutsches Lied vor:

Freiheit, o Freiheit, o schädliche Sach,
Die mit sich ziehet viel Elend und Ach.
Bleibe, ein herziges Vögerl im Haus,
Dorten bist sicher, ach fliege nicht aus.
Schneeweißes Lämmlein, ach bleibe beim Hirt,
Der sicher weiden und führen dich wird.

Die lateinischen Schuldramen des Jesuiten Claus, Augsburg 1741, haben schon einen Beischmack von Corneille und Racine.

So die Großmuth des Scipio, der Tod des Themistokles, der Untergang des Stilicho, der nur aus Liebe zu seinem eignen Sohne Eucherius, um diesen zum Kaiser zu erheben, Verräther an seinem rechtmäßigen Kaiser wird, und die Strafe des Protasius, eines japanischen Fürsten, der aus Habgier vom Christenthum wieder abfällt, aber betrogen wird und untergeht. Die übrigen Stücke sind nur für die Schuljugend geschrieben. Im Martius beschreibt er den heroischen Kreuzzug der 20000 deutschen Knaben im Jahre 1212.

nationalen Sinns zu erwarten und zu wünschen. — Wir wollen nun die Gemeindeordnungen des westlichen Deutschlands im Einzelnen in der so eben bezeichneten Richtung betrachten.

Den Uebergang bilden Baiern und Kurhessen.

Den Magistraten der Städte in Baiern[1] ist zwar in Folge dieser zertheilenden Ansicht die Gerichtsbarkeit in erster Instanz entzogen, dagegen aber eine selbstständige Gemeindeverwaltung, die Handhabung der Polizei und mehrere höhere Verwaltungsbefugnisse erhalten worden.

Die sicherste Bürgschaft einer noch erhaltenen größern Selbstständigkeit und größeren Befugniß für die bedeutenden Städte liegt in ihrer durch §. 121 zugesicherten unmittelbaren Unterordnung unter die Kreisregierungen und in den Exemtionen von der Aufsicht von Lokalbeamten.

Zugleich bestehen Einrichtungen in Betreff der Wahlen zu den Magistratsstellen, welche diesen Stellen einen gewissen Grad von Selbstständigkeit, Kenntnisse, Erfahrungen und Ansehen sichern. Denn in den Städten müssen nach Verhältniß ihrer Ausdehnung ein bis sechs wissenschaftlich gebildete Männer sitzen, welche lebenslänglichen Sitz im Magistrate haben, wenn sie nach 3 Jahren wieder gewählt werden, während die unbesoldeten Mitglieder alle 6 Jahre einer neuen Wahl sich unterwerfen müssen. Die Wahl geschieht durch das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten, welche selbst zwar durch die Gemeinde, aber auch nicht unmittelbar, sondern durch eine Wahlkorporation gewählt werden, bei deren Zusammensetzung auf Vermögensbesitz Rücksicht genommen wird.

Die neue Gemeindeordnung in Kurhessen von 1834 hat ähnliche Bestimmungen. Die volle Gerichtsbarkeit, welche die Städte dieses Landes früher hatten, ist denselben zwar in Folge einer Bestimmung der Verfassungsurkunde von 1831 §. 112 entzogen worden. Auch ist die Ortspolizei nicht mehr nothwendig der Gemeindeobrigkeit übertragen, nach §. 61.

Dagegen ist den Magistraten Selbstständigkeit in der Gemeindeverwaltung gesichert, und bedeutende Befugniß in Verwaltungssachen.

---

[1] Baierisches Edikt über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, von 1818.

Im date et dabitur beweiſt er, wer nicht gebe, dem zieme auch nicht das Empfangen. Im Nemo ſpiegelt er ſeine Schüler ab, wie jeder leugnet, daß alles Ueble nur von Niemand kommen ſoll. Solchen moraliſchen Spiegel hält er auch einem reichen Jüngling vor, der zu faul iſt zum lernen, und dem Sohn eines Schuſters, welcher ſtudiren ſoll und deſſen Talent doch nicht über den Leiſten hinausreicht. In dem Stück Vulpanser ahmt er Calderons „das Leben ein Traum“ nach. Unbedeutender iſt ſein Kampf der Dillinger mit den Heuſchrecken, ſein nachtwandelnder Knabe, ſein verrückter Knabe, der ſich einbildet, die Spatzen niſten in ſeinem Kopf ꝛc.

Dagegen weht uns aus den Schauſtücken der Jeſuiten in Wien von 1725 und 1743, wie ſie Devrient in ſeiner Geſchichte der deutſchen Schauſpiele I. S. 455 ſchildert, Calderons Geiſt an.

In dem einen, Abrahams Opfer, wie in dem andern, Conſtantius, zieht ſich die antike Mythe von Perſeus und Andromeda wunderbar ſpielend hindurch als Allegorie. Der gebundene Iſaac, welcher des Todes harrt, wird mit der gefeſſelten Andromeda, und hinwiederum das von Conſtantin dem Großen beſiegte Heidenthum mit der Meduſa verglichen.

Auch der Jeſuit Ferdinand Huber nähert ſich in ſeinen Feſtſpielen der Manier Calderons in den Autos. Seine flores erſchienen zu München 1747.

In einem Feſtſpiele öffnet Jupiter die Reihe der habsburgiſchen Kaiſer. In einem andern wetteifern die Blumen des damals berühmten biſchöflichen Gartens in Eichſtädt, der Patronin dieſes Bisthums, der h. Walburgis als Tugendſinnbilder zu huldigen, ein ächt ſpaniſches Automotiv. — Mars, der Kriegsgott wird im Götterrathe angeklagt und verurtheilt. — Friedrich Auguſt Kurfürſt von Sachſen, fällt in Contemplation, ehe er den Entſchluß faßt, katholiſch zu werden. — Laurentius Juſtinianus wird „im Schlaf“ ein Heiliger, weil ihm Maria im Traum erſcheint und er ſofort ſein Leben umwandelt. — Eine Seele ringt mit der Welt und dem Fleiſche, neben der Tugend und Gnade aber ſteht ihr hauptſächlich Amor marianus bei. Dieſe Perſonification eines marianiſchen Amor iſt originell und reizend. — Die verbannte Seele ſucht den Heiland an allen Orten vergebens, bis ſie ihn am Kreuze findet. — Zwei hiſtoriſche Stücke handeln von der Vertreibung der Mauren aus Spanien und von Kaiſer Heinrich dem Frommen und ſeiner Gemahlin Kunigunda. Ein drittes von der Gründung Eichſtädts. Schließlich eine lateiniſche Bearbeitung von Barlaam und Joſaphat.

Unter allen katholiſchen Dichtern Deutſchlands traf keiner ſo glücklich den Geiſt und Ton der ſpaniſchen Autos, wie der Jeſuit Franz

Neumayr in München, deſſen meditationes ſeit 1748 als Schulcomödien aufgeführt, echte Autos waren. Sie ſind zuſammengedruckt in den zwei Quartanten des theatri ascetici, München 1754 und 1758.

Alle handelnden Perſonen ſind Allegorien. Die himmliſchen Mächte und Tugenden ſtreiten wider die böſen Mächte, die menſchliche Schwäche und Thorheit. Gleich das erſte Stück concupiscentia carnis beginnt mit einer donnernden Strafrede des erzürnten Himmels an die ſündhafte und erſchrockene Erde. Das Fleiſch will dieſe letztere noch trotzig machen, aber Vernunft und Glauben treten zur rechten Zeit dazwiſchen. — In einem andern Stücke tanzen die Horen in üppiger Luſt, das ſind die mit Tand und Eitelkeit verlornen Stunden. Aber die Vernunft ſagt dem Menſchen, der durch die Zeit pilgern ſoll zur Ewigkeit:

Non sumus pro tempore nati.
Nugari cum horis
Non est viatoris.

Schöner und würdevoller hätte Calderon nicht ſprechen können. — Wieder in andern Stücken erblicken wir den reichen Sünder in der Flamme, tief bereuend ſein Verſäumniß. — Einmal ſchläft die Vernunft, da treibt die Fleiſchesluſt ihre Poſſen. Beſonders intereſſant iſt der Kampf der Staatsraiſon mit dem Glauben. Es wird nicht eher gut, deutet der Dichter an, bis oeconomia nova, quam ratio status introduxit, aboletur; antiqua, quam fides, laudavit, restituitur. Auch die Weltweisheit wird hart angelaſſen, ihr Katheder vom thriumphirenden Glauben zertrümmert. Der Dichter verfolgt die Laſter nach den Lebensaltern, erſt die der Knaben und Jünglinge, dann die der Männer und Greiſe. Zuletzt ſchildert er Adam nach dem Fall als den Vertreter der ganzen ſündigen Menſchheit in ſeiner Kläglichkeit.

Während dieſe kirchlichen Schauſpiele in München aufgeführt wurden, herrſchte bereits der Voltairianismus in der vornehmen Welt und wurde das übrige Deutſchland durch die Neologie, durch Wieland, Leſſing ꝛc. aufgeklärt. In dieſen Kreiſen nahm kein Menſch Notiz von Neumayr. Sein Name iſt bisher in keiner deutſchen Literargeſchichte nur erwähnt worden. Seine genialſte Produktion iſt die Tragödie von Pilatus nahe am Schluß des erſten Theils der Meditationen:

Pilatus, Herodes, Kaiphas, Longinus und Barrabas ſind von Jeruſalem vertrieben und landen im Hafen von Maſſilien, wohin ihnen lange vorher (treu nach der Legende) der h. Lazarus mit ſeinen Schweſtern Maria und Martha nachgegangen iſt, um als Biſchof zu wirken. Pilatus, von Neuem in Sorgen tief bewegt, irrt einſam am Ufer umher. Da erblickt er plötzlich

vor sich ein Crucifix mit der Inschrift J. N. R. I. und fährt vor Schreck zusammen. Die andern kommen dazu. Das Wunder klärt sich auf, indem der Bischof kommt und die verirrten Fremdlinge zu seinem gastlichen Herde führt, an dem sie nicht bloß irdische Speise finden. Aber jetzt erst wird Pilatus von dem, was er erfährt, von dem entsetzlichen Bewußtseyn, den Heiland der Welt verurtheilt zu haben, so tief erschüttert, daß er selbst dem bischöflichen Trost entfliehend, sich aus Verzweiflung in die Rhone stürzt.

Der zweite Theil enthält eine Reihenfolge geistlicher Schauspiele, die Bekehrung des h. Augustinus; die Devotion des Lisbius vor der h. Jungfrau, die ihn dafür beschützt; Jerobeam; Tod, Gericht, Hölle, Ewigkeit; der verlorene Sohn, angewandt auf die verlorene und zum Vater zurückgekehrte Seele; die vier h. Franze (von Assisi, de Paula, Borgia und Xaver). — Im Jahr 1760 erschien noch ein theatrum politicum desselben Dichters aus der spätern römischen Kaiserzeit:

Voll historischer Stücke: Titus, Eutropius, Papinianus, Anastasius, Constantia, dazu wieder ein Auto, worin Logus (recta ratio) als rex microcosmi mit dem Corpus (caro) als Vater der Rebellen, der Sinne und Begierden, zu kämpfen hat, und ein zweites, der Diener zweier Herrn, worin Amphibius (der Mensch) zwischen Uranius (Himmel) und Cosmus (Welt) schwebt, bis er belehrt wird, Cosmus, der sich für den Herrn selbst ausgibt, sei eigentlich nur der Diener des Uranius. Schließlich noch die Hochzeit des Tobias mit der Sara, lateinisch und ausnahmsweise auch deutsch.

Jedenfalls ist Neumayr einer der beachtenswerthesten Dichter und sollten sein Pilatus und einige seiner besseren Meditationen übersetzt werden.

Golt in Ingolstadt schrieb noch 1750 in lateinischen Distichen ein oestrum poeticum ephemericum, worin er Uebersetzungen der Psalmen auf alle Jahrestage vertheilt.

Zu den spätesten Dichtern dieser Gattung gehört der Jesuit Weitenauer, dessen tragoediae zu Augsburg 1758 erschienen, alle sehr heroisch: Hannibals Tod, des deutschen Arminius Tod, des Ulysses Tod, des Jonathan Maccabäus Tod, des macedonischen Demetrius Tod. Schade, daß dieser Dichter, der sich auf ein edles Pathos verstand und zugleich Maaß hielt, nicht deutsch schrieb. Besonders seinem Arminius steht es übel an, in der Sprache derer reden zu müssen, die er besiegt. Am Schlusse dieser Tragödien findet sich das Lustspiel Ego.

Ego, der perſonificirte Egoiſt, will ſich durch Verfolgung des vermeintlichen Mörders ſeines Sohnes bereichern, aber ſowohl der Sohn als der ſcheinbar hingerichtete Mörder kommen geſund wieder zum Vorſchein und Ego, ſtatt ſich über das Wiederſehn ſeines Sohnes zu freuen, möchte vor Aerger berſten.

Leicht aber geiſtreich erfunden. Von demſelben Verfaſſer erſchien noch ein theatrum Parthenium (seu dramata Mariana), Augsburg 1759 mit zehn lateiniſchen Schauſpielen, in denen Wunder der Maria, theils Gnadenbezeugungen und Rettungen, theils Strafen dargeſtellt werden.

Sie ſind meiſt ſpaniſchen und italieniſchen Quellen entlehnt und nicht ohne Lebendigkeit und fromme Gluth gedichtet. Auch in ihnen verräth ſich Calderons Einfluß. Mitten unter die handelnden Perſonen, welche dem wirklichen Leben angehören, treten allegoriſche Geſtalten. Im 9. Stück, deſſen Held dem Mörder ſeines Bruders um Mariens willen verzeiht, tritt der Geiſt des Gemordeten zugleich mit der perſonificirten „brüderlichen Liebe" auf. Oefter ſtehn ſich ein genius Marianus und Antimarianus gegenüber. Im letztern donnert und blitzt der tiefſte Haß der Hölle gegen die himmliſche Schönheit. — Deſſelben Dichters Carmina selecta, Augsb. 1753, enthalten einen Panegyricus des Todes, eine dem Römer Marius in den Mund gelegte Zornrede gegen den entarteten Adel, die That des Mutius Scävola, eine merkwürdige Lobrede des Hundes auf ſich ſelbſt in kurzen lateiniſchen Verſen, welche gleichſam bellen.

Schließlich ſind noch einige humoriſtiſche Dichter aus dem Anfang des 18. Jahrhundert zu erwähnen. Am tiefeſten unter dieſen ſteht der Jeſuit Franz Callenbach der in ſeinem Wurmband (ohne Jahr und Ort) Wurmzüge gegen die Kirchenwürmer, Hofwürmer, Staatswürmer ꝛc. unternimmt.

Nur eine einzige Scene iſt ergötzlich angelegt, aber völlig geiſtlos durchgeführt, die Verſammlung der Kunkelmänner nämlich, d. h. der geſchlagenen Ehemänner, die für ihre Weiber ſpinnen müſſen. Ganz eben ſo geiſtlos und von demſelben Verfaſſer iſt der „Martercalender", worin alle Zeit- und Modenarten geſprächsweiſe zuſammengeſtellt werden, ein Vorbild für Salzmanns menſchliches Elend, aber ohne deſſen ſittliches Motiv und erbärmlich geſchrieben. Ein Paar kleine Sachen Callenbachs ſind vom Jahr 1715. In demſelben Bande der K. Privatbibliothek in Stuttgart finden ſich noch mehrere Scharteken von dem nämlichen Autor, die noch elender ſind. Nur der „puer centum annorum" oder das „Kinderſpiel" hat einen ariſtophaniſchen Anflug. Der lachende Demokrit wiegt den alten Knaben und hofmeiſtert ihn

nachher mit einem Haufen anderer Knaben, welche alle purpurgeboren ſind und als Könige ſich nur wie Buben aufführen.

Pater Abraham a Sta Clara, eigentlich Ulrich Megerle, geb. 1642 zu Krähenheimſtetten in Schwaben, Auguſtinermönch, † als Hofprediger zu Wien 1709, war der berühmteſte und beliebteſte Prediger ſeiner Zeit, der mit Humor im ſ. g. Kapuzinerſtyl predigte, aber deſſen Satiren die feinſte Grazie innewohnte. Seine zahlreichen Werke entfalten aber eben ſo viel Witz und köſtliche Laune, als ausgebreitete Kenntniſſe, indem ſie von eingeſtreuten kleinen Erzählungen, Legenden und Anekdoten wimmeln. Immer aber blitzt tiefer Ernſt durch den Scherz. In ſeinen Sittenſchilderungen, in der Aufdeckung der Schwächen aller Geſchlechter, Alter und Stände iſt er vor allen Meiſter. Sein Hauptwerk iſt Judas der Erzſchelm, in 4 Quartbänden, Salzburg 1688, eine Art Encyclopädie aller Laſter in dem Lebenslauf des Judas zur Anſchauung gebracht. Außerdem ſchrieb er „Merks wol Soldat" 1688, „Merks Wien," oder des Todes umſtändliche Beſchreibung, Wien 1680, worin das Grauenhafteſte ſelbſt mit wunderbarem Humor behandelt iſt, eine Strafpredigt an die Wiener mitten unter den Schrecken einer Peſt, und Deo gratias, als Wien die Peſt überſtanden, 1686. Ferner noch: Spica Nard 1683. Löſch, Wien 1690. Wintergrün 1700. Abrahamitiſches Gehabdichwohl 1700. Reimb dich 1702. Heilſames Gemiſchgemaſch 1704. Hui und Pfui der Welt, Salzburg 1710. Die große Todtenbrüderſchaft 1710. Etwas für alle, 1711. Geiſtliches Waarenlager, Salzburg 1714. Abrahamiſches Beſcheideſſen 1719. Lauberhütten 1721. Neu ausgeheftes Narrenneſt 1737.

v. Eichendorff beklagt ſich, daß dieſer Dichter von den Proteſtanten ſo tief unterſchätzt werde, und in der That iſt, was Gervinus über ihn geſagt, äußerſt ungerecht, gehäſſig und geſchmacklos. Aber hat nicht der ehrliche und feinfühlende Jean Paul dem Pater Abraham eine Blume auf ſein Grab gepflanzt? Was uns betrifft, ſo ehren wir an dem Wiener Kapuziner nicht blos den unerſchöpflichen Witz, die erſtaunliche Virtuoſität der Rede, die Bilderfülle und die geſchickte Anwendung einer reichen und geſchmackvollen Beleſenheit, ſondern auch die feinſte Grazie und ein wahrhaft liebenswürdiges Gemüth, Vorzüge, die unter der Rau-

heit der Kapuzinerkutte nur um so leuchtender hervortreten. Von seinem eigenthümlichen Styl hier nur ein Paar Proben aus dem Erzschelm:

Dann ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit vil hören lassen, die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Muto seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Orgel, sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreit sie: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie der Palm-Esl, der last sich im Jahr nur einmal sehen; ein rechte Jungfrau soll sein, und muß sein, wie ein Spittal-Suppen, die hat nit vil Augen, also soll sie auch wenig umbgaffen, ꝛc. ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Nacht-Eul, die kombt sein wenig ans Tagliecht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Spiegel, wann mann diesem ein wenig zu nahend kombt, und anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Liecht, welches versperrter in der Latern vil sicherer ist, als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn, und muß sein ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, diese ist allezeit zu Hauß, massen sie ihre Behausung mit sich tragt; also ein rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Hauß aufshalten, zur Meidung aller bösen Gelegenheiten, dann gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vöglen ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auf Weeg und Gassen sich sehen lassen, von den Erz-Vöglen gar nit sicher.

Ein Edlmann nahme auff ein Zeit ein Nuß sambt der grünen Hilsen und unzeitigen Ueberhüll, sagte also, gebet acht, wie ich euch die drei Ständ, den Bauern-Stand, den Burger-Stand, und den Edl-Stand, so arthlich werde entwerffen, erstlich dise grüne Hilsen bedeut den Bauern-Stand, dise Hilsen muß man herab schöllen, also müssen die Bauern auch geschunden werden: die andere harte Schallen bedeut den Bürger-Stand, dise Schallen ist hart, wessenthalben sie muß auffgebissen, oder auffgeschlagen werden, also die Burger haben harte Köpff, derentwegen mit ihnen nit subtil zu verfahren ist, der süsse Kern aber bedeut den Edl-Stand, und beist zugleich die Nuß auf, findet aber wenig Kern, wol aber ein Wurm, welcher ihm in das Maul perorirt, pfuy Teufel, sagt er, und speyt ihn wider auß, pfuy, pfuy.

Ein Paar Jahrzehnte später als Pater Abraham schrieb der Kapuziner Pater Martin von Cochem Erbauungsbücher mit weniger Witz als Abraham, aber mit reich ausmalender Phantasie. Seine Heiligenlegende erschien Cöln 1747, später eine seraphische Jagdlust oder Portiunculabüchlein und ein Gebetbuch. Am merkwürdigsten ist sein Buch „von den letzten Dingen", dessen 23. Aufl. 1838 herauskam. Darin führt

er das jüngſte Gericht nach der Apokalypſe, mit Herbeiziehung aller Zornreden Gottes aus den Propheten und vieler Stellen der Kirchenväter zu einem erſchütternden Gemälde aus. Geiſtreich ſind darin die Vorwürfe, welche ſich Leib und Seele gegenſeitig machen, indem jedes behauptet, es ſey vom andern verführt worden, der Leib wäre rein geblieben ohne der Seele Gelüſte, die Seele rein ohne des Leibes Sinne und Triebe. Die Auferſtehung, die Verſammlung zum Gericht, die Erſcheinung des göttlichen Richters werden majeſtätiſch geſchildert. Dann erfolgt das Urtheil, die Seligen ſteigen auf zu den Wonnen des Himmels, die Verdammten ſtürzen in den Abgrund. Hier die Beſchreibung des Sturzes:

Es werden viele hunderttauſend Blitze und Donner mit entſetzlichem Krachen auf einmal aus den Wolken ſchießen und alle Menſchen und Teufel mit unglaublichem Schrecken und Schmerzen zu Boden ſchlagen. Alsdann wird ſich der Erdboden mit einem grauſamen Schlunde unter ihren Füßen öffnen, und zugleich auf einmal die ſo viele hunderttauſend Millionen Menſchen und Teufel erſchrecklicherweiſe ohne alle Barmherzigkeit lebendig verſchlucken. — Dieſe ungeheure, hölliſche Verſchluckung wird alſo grauſam und entſetzlich ſeyn, daß alles, was erſchrecklich kann gedacht werden, mit ihr nicht zu vergleichen iſt. Denn ſobald die Erde mit einem allergrauſamſten Knall unter ihren Füßen brechen wird, werden alle und jede Menſchen und Teufel vor Schrecken einen ſolchen ungeheuren Schrei thun, der bis an das Ende der Welt wird gehört werden. In ſolchem Schrei werden ſie ſo gewaltig anfangen hinunterzufallen, als wenn alle Berge der Erde mit ungeheurem Krachen und Geräuſch hinunterſtürzten. — Ach, gedenk, was dieß für ein unerhörtes Fallen ſeyn wird, wenn ſo viele hunderttauſend Millionen Menſchen und Teufel in einem einzigen ungeheuren Falle neunhundert Meilen (denn ſo weit iſt es in den Abgrund der Hölle) plötzlich herabſchießen und drüber und drunter fallen werden.

Komiſche Predigten im Styl des Vater Abraham ſchrieb auch im Jahr 1782 der ſ. g. Wieſenpater zu Iſmanning. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 216.

Ungleich berühmter als dieſer wurde Sebaſtian Sailer, deſſen Schriften Haßler in Ulm (1843) herausgab. Sailer war, wie P. Abraham, ein Schwabe, aus der Gegend von Ulm, wurde an P. Abrahams Stelle Hofprediger zu Wien (1776) und ahmte ihm in gutem Humor nach. Seine Dichtungen ſind aber größtenheils geiſtliche Comödien.

Den Anfang macht „die Schöpfung des erſten Menſchen“ in drei Aufzügen, ein Stück, das von der köſtlichſten Laune eingegeben iſt. Doch muß

man das Volk, ſeine Sitte und Sprache kennen, wenn die vis comica nicht viel verlieren ſoll. Hier eine Probe. Gott Vater iſt beſchäftigt, den Adam zu beleben.

Arioſe.

Burſch, wach auf!
hueſcht und ſchnauf!
Pf! Pf!
hurtig und g'ſchwind
ſchüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul aufſtreck,
d'Zhän fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam nieſt.)
Healf dar Gott! jetzt leabt ar, Gott Lob!
Gealt Oadam, da g'ſiehſt!

Adam.

Joa redli Gott Vater! g'lobt ſey Jeſas Chriſcht.

Gott Vater.

In Ewigkeit. Gealt ak hoatſt thaun!
guck überſi, da kanſt ſeahn d'Sonn, d'Stearn und den Maun.

Ariette.

Ihr ſeand jo Gott Vatter ſeall,
gealtat ihr?

Gott Vater.

Dear und koin And'rer bin ih,
gealt da moiſcht mih?
Du biſcht aber an mein Kreatur.

Adam.

Joa, ih haun ſchaun längſch dächt, wenn ih nun verſchaffa wur.
Ih hätt ſchaun länger an möga leaba,
jetz hoatſt ni eiſar Herrgott doch an moal in Sin geaba.
Aber noh Oins. Wubear thur ih kumma?
Wo haund er mih hearg'numma!

Und ſo geht der grobe, aber immer echte Spaß fort. Das zweite Stück heißt „der Fall Luzifers“ in zwei Aufzügen und iſt von derſelben Art. Die Engel, welche Patrone verſchiedener Länder ſind, geben dem Dichter Anlaß zu mannigfachem Scherz, namentlich der Schweizerengel. — Eben ſo glücklich ſind von ihm die „ſieben Schwaben“ in einer Comödie behandelt. Das folgende Gedicht „der ſchwäbiſche Sonn- und Mondfang“ iſt eben ſo launig. Bauern wollen Sonne und Mond mit Stangen und Netzen einfangen. Dann

kommt wieder eine geiſtliche Poſſe „die heiligen drei Könige“. Einige kleinere Gedichte machen den Schluß, darunter auch eine poetiſche Begrüßung der unglücklichen Marie Antoinette, als ſie durch Schwaben reiste, um Gemahlin des Dauphin von Frankreich zu werden.

Saller ſchrieb auch ein „Marianiſches Orakel, Augsb. 1769“ in 3 Bänden, worin Maria gleichſam im Beichtſtuhl ſitzend Klagenden und Sündern aller Art Troſt, Rath und Zurechtweiſungen ertheilt. Voll Menſchenkenntniß und in warmer phantaſiereicher Sprache geſchrieben.

Siebentes Buch.

Die Renaissance.

Ich behalte das fremde Wort für die fremde Sache bei.

Wir haben den Einfluß der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der altclassischen Sprache und Denkweise, bereits im Gebiete der streitenden Kirchen verfolgt und gehen nun zu der gänzlichen Veränderung des Geschmacks über, den durch sie auch unsere weltliche Dichtung erlitten hat. Die neue und fremde Geschmackstyrannei gieng ausschließlich von den Schulen, vom Humanismus aus und war Sache der Gelehrten, dem Volk eben so fremd als für dasselbe unpassend, aber die weltlichen Großen begünstigten die neue Mode, weil sie, wie oben schon angedeutet worden, ihrem Sonderinteresse diente. Die Renaissance war gegen das deutsche Kaiserthum und sein bisheriges Uebergewicht in Europa, wie gegen die alte Kirche gerichtet. Wo sie herrschte, konnte kein deutsches und kein altkatholisches Gefühl mehr aufkommen. Die oben charakterisirten Ausnahmen des Jesuiten-Classicismus ändern nichts an der Regel. Die Renaissance bildete sich folgerecht mit der Territorialhoheit und Souveränetät in Deutschland wie in Frankreich und Italien aus. Ihre Heroen waren durchgängig Günstlinge und Schmeichler der Fürsten. Der altheidnischen Volksdichtung, der mittelalterlichen Kirchenpoesie, dem ritterlichen Minnesang und dem bürgerlichen Meistersang folgte jetzt eine Periode *gelehrter Schulpoesie* im Dienst zunächst der Fürsten. Die Abhängigkeit der Dichtung von den Fürsten zeigt sich vornehmlich in der Anstalt der *Poetenkrönung*. Die Sitte, einen gefeierten Poeten

Als besonderes Zeichen und als Bürgschaft dafür dient in den Städten die Exemtion derselben von der Aufsicht eines Lokalbeamten und die unmittelbare Unterordnung unter die Regierung der Provinz, ebenso daß sie ihre Rechnungen selbst zu revidiren und nur den Regierungen zur Einsicht vorzulegen haben.

Die Gemeinderäthe werden auf 5 Jahre gewählt, und zwar durch den Bürgerausschuß, der selbst von der ganzen Gemeinde gewählt wird, wobei jedoch die Bestimmung gilt, daß die Hälfte des Ausschusses aus den höchstbesteuerten Bürgern bestehen muß.

Der Ortsvorsteher wird aber auf Lebenszeit gewählt und muß in größeren Gemeinden gelehrte Bildung haben.

Bestimmter spricht sich der Grundsatz der Vertheilung der Staatsgewalt und der ungleichen Zutheilung des demokratischen Prinzips in den noch westlicher gelegenen Ländern Würtemberg, Baden, Hessendarmstadt, Nassau und in den deutschen Ländern des linken Rheinufers aus.

In Würtemberg ist durch das Gemeindeedikt von 1822 und einige demselben von 1817 an vorhergegangene Bestimmungen den Städten die Gerichtsbarkeit erster Instanz bis auf die geringfügigen und Untergangssachen und die freiwillige Gerichtsbarkeit entzogen worden.

Ferner haben die Magistrate dieser Städte nur einen Theil der Polizei zu handhaben, indem sie namentlich in Betreff der sonst den Gemeinden übertragenen Gewerbs- und Baupolizei auf bloße Gutachten beschränkt sind. Ferner finden bei der Gemeindeverwaltung Beschränkungen statt, die in den bis jetzt geprüften Gemeindeverfassungen nicht vorkommen, indem die Veräußerung jeder Liegenschaft, auch der geringsten, selbst in den größten Städten, von der Genehmigung der Staatsbehörden abhängt, ebenso der geringste Vertrag mit einem Mitglied des Gemeinderaths oder Bürgerausschusses und jede Verwilligung an solche.

Hier fehlt ferner die Exemtion der größern Städte von der mittelbaren Aufsicht eines Lokalbeamten und die höhere Befugniß der Magistrate größerer Gemeinden so gänzlich, daß in einzelnen Beziehungen die Dorfgemeinden sogar mehr Rechte haben als die Stadtgemeinden, und der Oberbeamte des Staats nicht bloß die Einsicht in die Gemeinderechnungen nach vorangegangener Prüfung durch die bürgerlichen Kollegien, wie in Preußen, Sachsen, Hessen

öffentlich mit dem Lorbeer zu krönen, war in Italien aufgekommen. In Deutſchland wurde ſie zuerſt vom alten Kaiſer Max nachgeahmt, der ſeinen Liebling, den nur in lateiniſcher Sprache dichtenden Celtis feierlich zum Poeten krönte und mit ihm die lange Reihe der poetae laureati begann, welche ſeitdem ſelten mehr von einem Kaiſer, aber deſto öfter in ſeinem Namen von einem Pfalzgrafen gekrönt wurden. Die Sache wurde Mode, ſo daß bald kein Profeſſor der alten Sprachen, der Beredſamkeit und ſchönen Wiſſenſchaften mehr exiſtiren konnte, wenn er nicht auch gekrönter Poet war. Zu dieſer Ehre konnte er aber um ſo leichter gelangen, als eine Menge Gelehrte die Befugniß des Pfalzgrafen erhielten, und nun alle ihre guten Freunde krönten. Viele Profeſſoren, die in ihrem Leben nicht dran gedacht haben würden, Verſe zu machen, machten ſie jetzt, wenigſtens ein kleines Bändchen voll, wie ein Schulpenſum, nur um gekrönter Poet zu heißen. Daraus erklärt ſich, warum im 16. und 17. Jahrhundert die poemata, carmina, sylvae etc. aller gekrönten Poeten ohne Ausnahme eine Menge von Gratulationen und gegenſeitigen Anpoſaunungen enthalten. Im Eingang ſtehen die Lobgedichte, welche andere Poeten auf den Verfaſſer zu deſſen Empfehlung gemacht haben. Dann folgen die Dankſagungen des Verfaſſers zuerſt an die hohen Gönner und Patrone, dann an alle ſeine Freunde. Sehr oft beſteht der ganze Inhalt des Dichterwerks aus weiter nichts, als der Doppelquittung des gegenſeitig verafſecurirten Lobes. Jenachdem ſich das Lob an Gratulationen zur Hochzeit, zur Amtsbeförderung ꝛc. oder an Condolenzen bei Trauerfällen anknüpft, bildeten ſich die nuptialia und epithalamia als ſtereotype Rubriken aus.

Aus der kaum überſehbaren Maſſe dieſer obligaten Poeterei erheben ſich die Werke, in denen mehr Geiſt und Erfindung, oder eine ſchönere Form den wahren Dichter verrathen. Aber wie Dantes Verdammte in Bleimänteln tragen ſie das unbequeme Gewand der Claſſicität über der Natur. Ueberallhin drängen ſich die antiken Götter ein. Selbſt in den geiſtlichen Dichtungen wird Jehovah zum Jupiter, Chriſtus zum Apollo oder Amor. In den Lobgedichten auf die deutſchen Fürſten müſſen jene antike Götter alle Hofämter übernehmen, Mars abwechſelnd jedem Kurfürſten ſeine Waffen, Venus jeder durchlauchtigen Dame den Gürtel der Anmuth leihen oder die Friſur beſorgen. Kein deutſcher Berg und Wald, keine

Wieſe bleibt frei von antiken Nymphen, Faunen, Satyrn. Jede Bauernmagd wird zu einer Phyllis oder Chloris. Keine Vergleichung macht der Dichter mehr, die nicht aus einem Claſſiker entlehnt wäre und auf antike Vorſtellungsweiſen Bezug hätte.

Indeſſen ließ ſich die deutſche Natur nicht ganz verleugnen. Sie behauptete ihr Recht im Volksliede, welches auch in jener ſchlimmſten Zeit deutſcher Dichtung blühte. Sie reagirte aber auch in der gelehrten Poeſie, ſelbſt in der lateiniſchen, wie wir ſehen werden.

1.

Lateiniſche Dichtungen der Humaniſten.

Die Humaniſten gaben nicht nur die claſſiſchen Schriften der Griechen und Römer heraus, erklärten und überſetzten ſie, ſondern ahmten ſie auch in eigenen Dichtungen nach. Einige von ihnen brachten es zu einer großen Meiſterſchaft in lateiniſchen Verſen, an Erfindungskraft und attiſcher Grazie oder römiſcher Würde blieben ſie alle weit hinter den ächten Claſſikern zurück. Sclaven eines fremden Geiſtes, konnten ſie unmöglich beſſer ſeyn. Wer die eigene Nationalität aufgibt, um ſich in eine fremde hineinzulügen, wird charakterlos. Faſt alle waren nur lucianiſche Spötter oder horaziſche Schmeichler und Fröhner einer behaglichen Lebensphiloſophie, viele auch cyniſche Schwelger. Sie hielten ſich an Lucian, Ovid, Horaz, Terenz, Auſonius, Seneca, Anakreon. Die Begeiſterung für Homer (obgleich die Odyſſee 1537 zu Augsburg von Schneidemeiſter und die Ilias 1610 daſelbſt von Sprenz zum erſtenmal überſetzt wurde), Aeſchylus, Sophokles, Livius, Tacitus wurde erſt viel ſpäter in dem Maaße herrſchend, wie unter den Deutſchen ſelbſt wieder mehr Natürlichkeit und Vaterlandsgefühl zur Geltung kam.

Die Humaniſten haben das Mögliche geleiſtet, um die Blüthe der auf Univerſitäten gebildeten deutſchen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was ſie durch Verbreitung der claſſiſchen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch ſie der deutſche Geiſt gelitten hat, indem ſie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die un-

natürlichſte Entfremdung in ausländiſcher Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutſchen Tugend die ganze Frivolität und Etourderie der Renaiſſance ſetzten.

Heutzutage lieſt kein Menſch mehr die lateiniſchen Dichtungen der deutſchen Humaniſten; aber ſie waren nicht nur an Zahl, ſondern auch an Geltung und Ruhm im 16. und 17. Jahrhundert den in deutſcher Sprache Dichtenden überlegen. In der Periode zwiſchen Hans Sachs und Opitz herrſchten die lateiniſchen Dichter vor und Opitz ſelbſt war eigentlich nur ihr Nachahmer und läßt ſich nur aus ihnen erklären. Und doch ſind alle dieſe lateiniſche Berühmtheiten, ſind ein halb tauſend gekrönter Poeten jetzt vergeſſen. Welche gerechte Strafe für ihre Unnatur! Gleichwohl will ich ihr Andenken zum erſtenmal wieder auffriſchen, denn ihre Verirrung gehört weſentlich zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Es iſt zu hoffen, die gelehrte Forſchung wird ſich den ausgezeichneten unter ihnen wieder zuwenden, bis jetzt gebricht es an Vorarbeiten. Es exiſtirt nur eine Sammlung unſerer neulateiniſchen Dichter, Gheri delitiae poetarum Germ., Frankfurt 1612. Dieſelbe gibt aber nur Auszüge aus lyriſchen und epiſchen Dichtungen und macht in keiner Weiſe auf Vollſtändigkeit Anſpruch. Ich habe ſie nur ausnahmsweiſe benutzen müſſen, ſofern mir die Originalausgaben einiger Dichter nicht zur Hand waren. Budiks Leben und Wirken der vorzüglichſten lateiniſchen Dichter vom 15.—18. Jahrh. in 3 Bänden, Wien 1827, iſt ſo weitläuftig angelegt, daß überhaupt nur vier Deutſche darin Platz gefunden haben.

Was Rudolf Hausmann, der ſich Agricola nannte, ſeit 1476 in Italien lebend (als Geſandter Maximilians I.) und ſchwärmend für Italien an Rudolf Lange ſchrieb, blieb die Parole der deutſchen Humaniſten: futuram tam doctam Germaniam, ut non latinius sit Latium.

Der Großvater der ganzen, jetzt von uns zu charakteriſirenden Gattung von Dichtern, zugleich der erſte, der die Krönung der Dichter diesſeits der Alpen einführte, war der am Ausgang des 15. Jahrhunderts weltberühmte Conrad Meiſſel, der ſich Celtis nannte. Zu Würzburg 1459 geboren, bildete er ſich auf mehreren Univerſitäten zu einem der erſten Humaniſten aus und ſtand zuletzt unter Kaiſer Max I. in höchſter Gnade in Wien. Wahres Verdienſt erwarb er ſich durch Herausgabe alter Claſſiker, auch der Werke unſerer Hrotswitha. Seine eignen latei-

niſchen Dichtungen ſind aber faſt unter der Kritik, nämlich außer obligaten Huldigungen, die er in einem ludus Dianae und in den laudes Maximiliani und in andern Gedichten den bayriſchen Herzogen widmet, nichts als Oden und Elegien, die er dem Horaz und Ovid nachgeſtümpert hat, geſinnungslos, ſelbſt unſittlich. Er ſtiftete die erſten gelehrten Geſellſchaften zu Wien und Heidelberg nach italieniſchem Vorbild.

Die libri amorum des Celtis in der Nürnberger Ausgabe von 1502 haben mehrfache Titelholzſchnitte. Zuerſt erblicken wir den Dichter mit dem Lorbeerkranz und Hut in der Hand vor dem thronenden Kaiſer Max I. knieen, ihm vorleſend. Auf einem zweiten Bilde die Philoſophie thronend zwiſchen Ptolemäus und Plato, Cicero und Albertus Magnus, auf dem dritten den Dichter ſchreibend, unter ihm ſein Wappen (eine große Maultrommel) und umher Minerva, Venus, Merkur, Phöbus, Herkules und Bacchus. Das Werk iſt in vier Bücher eingetheilt, mit den Holzſchnitten Hasilina Sarmata, Elsula Alpina, Ursula Galla, Barbara Cimbrica. Darunter ſind die vier Mädchen verſtanden, welche Celtis durch die vier Altersſtufen ſeines Lebens und in vier Ländern nach den vier Himmelsgegenden geliebt hat, die erſte öſtlich in Krakau, die zweite ſüdlich in Regensburg, die dritte weſtlich in Mainz, die vierte nördlich in Lübeck.

Mit der größten Rückſichtsloſigkeit erzählt der Dichter, wie er mit dieſen Mädchen auf dem vertraulichſten Fuße geſtanden ſey, ja er trägt mit claſſiſchem Stolz den nackteſten Cynismus zur Schau. Aber nur zwei Stellen in dieſem ganzen langen in lateiniſchen Diſtichen geſchriebenen Buche verdienen geiſtreich genannt zu werden. Die eine, in welcher er ſeine erſte Bekanntſchaft mit der Polin in Krakau ſchildert. Er ſprach nicht polniſch, ſie nicht deutſch, aber ihrer beider Mund verſtändigte ſich doch in ſüßen Küſſen. Die zweite Stelle, in der er voll humoriſtiſcher Bosheit den von Gregor VI. eingeführten Cölibat als einen Freibrief der Wolluſt auslegt. Der den Geiſtlichen verbot, ein Weib zu nehmen, bewilligte ihnen alle. Im Uebrigen iſt des Celtis Gedicht trocken, phantaſielos, nur vollgepfropft von claſſiſchen Namen und Begriffen. Der Wechſel des Aufenthalts, die Reiſen hatten ihm Gelegenheit gegeben, den Auſonius nachzuahmen, allein von deſſen trefflicher Landſchafts- und Genremalerei iſt bei Celtis nichts zu finden, — wenn man nicht die mit claſſiſchen Citaten geſpickte Beſchreibung der Salzwerke von Wieliczka bei Krakau und die Beſchreibung eines Sturms im 4. Buch, in der ihm Mercurius erſcheint, dafür gelten laſſen will. Nur im Ausmalen üppiger Schäferſtunden zeigt er Feuer, aber ein unnatürliches. So malt er ſeinem Nebenbuhler, einem Ritter, der ihn bei der Polin ausgeſtochen, ſelber den Genuß aus, den er bei ihr finden würde. Bei der Regensburgerin ſind es die Pfaffen, die ihm ins Gehege gehen und gegen die er die wüthendſten Schmä-

hungen ſchleudert. Durch ſie ſeyen die Sitten ſo verdorben worden, daß unreiſe Kinder beiderlei Geſchlechts in den unnatürlichſten Laſtern ausgelernt ſeyen. Eine arge Uebertreibung, die das deutſche Volk damals ſo wenig wie heute charakteriſiren kann, wenn auch ausnahmsweiſe große Laſter vorkamen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle fol. 35 auszuziehen:

Sed nunc bisquinos ubi vix transegerit annos,
In Venerem et Bachum docta puella ruit,
Cui nondum tritae fratrant in pectore mammae,
Nec tenera augustum lana foramen habet. etc.

— — Vel eisdem forte puellis
Parum discrimen turpe tenebit opus
Elicit urinam hic olidam, alter podici stercus etc.

Quandoquidem luxus nos tenit italicus
Qui maris implumes audit convellere coxas
Et pueri glabras caevus inire nates.

So durfte der alte Celtis ohne Anſtand ſich vernehmen laſſen. In Mainz klagt er wieder einen Prieſter als Nonnenverführer an. In Lübeck iſt er ſchon alt und läßt ſich von ſeiner Barbara nur noch behaglich pflegen. Zuletzt ſagt er, nachdem er nicht mehr fähig ſey, der Venus zu dienen, wende er ſich ganz dem Dienſt des Bachus zu.

Daß ein Gedicht ſolchen Inhalts dem Kaiſer zugeeignet und von ihm hochgeehrt werden konnte, bezeichnet die Keckheit und das Glück der humaniſtiſchen Partei, ſo wie ihre ganze innere Leerheit und Frivolität. Der Humanismus war ſchon in ſeinen erſten Anfängen blaſirt. In den Wolken des Meerſturms, den Celtis ſchildert, erſchien ihm Gott Mercurius, um ihm zu befehlen, daß er von Kaiſer Max die Gründung eines poetiſchen Collegiums erbitten ſolle. Nach ſeiner Ankunft in Wien wurde dieſe Anſtalt wirklich gegründet. Der alte Kaiſer Max bildete ſich ein, damit für die Poeſie glänzend geſorgt zu haben. Celtis aber ſang eine lateiniſche Ode an den Apollo, ut ab Italis cum lyra ad Germanos veniat. Alles was vorher geweſen, ſollte nichts mehr gelten. Deutſchland galt den Humaniſten nur als dicke Finſterniß, in welche ſie das erſte claſſiſche Licht brachten.

Neben Celtis glänzte als kaiſerlicher Poet auch noch der ſogenannte böhmiſche Ulyſſes, ein Herr Lobkowitz von Haſſenſtein († 1510), ein vielgereiſter und gelehrter Herr, der einen feurigen Aufruf zum

Türkenkriege, eine Satire auf die Sittenverderbniß im böhmiſchen Adel und elegiſche Epiſteln an ſeine Freunde ſchrieb.

Herman von dem Buſche aus einem weſtphäliſchen Adelsgeſchlecht, geb. 1468, wurde ein großer Humaniſt, reiſte in Polen, lehrte in vielen Städten, gab römiſche Dichter heraus und ſchrieb eigene Gedichte, Erinnerungen aus Italien, ein Lob der Stadt Köln, Scherze über die Mädchen in Leipzig, Epigramme.

Jacob Locher in Schwaben, geb. 1470, lehrte zu Ingolſtadt und ſchrieb unter dem Namen Philomusus eine Menge lateiniſche Lob- und Streitſchriften z. B. eine dramatiſche Geſchichte des neapolitaniſchen Königs Karl VI., ein Lob der h. Katharina, Nänien auf den Erzherzog Sigismund, ein Lob des Kaiſer Maximilian I., eine lateiniſche Bearbeitung von Brandts Narrenſchiff.

Die Streitſchriften, in denen er einen gewiſſen Zingel geißelt, ſind grob und ſchmutzig. Einige ſeiner Flugſchriften ſind patriotiſch gegen Türken und Franzoſen gerichtet. Den Plautus ahmte er nach in der Comödie de sene amatore. Seltſam iſt ſein Gedicht de morte Plutonis et daemonum, worin er den ſeligen Zuſtand der Menſchen ausmalt, wenn es keinen Tod und keine Teufel mehr geben werde, und ſeine Beſchreibung der Armuth, einer Freundin Chriſti und der edelſten Menſchen, die aber immer in betrübtem Stande bleibt.

Unter den Schweizern glänzte damals Glareanus als gekrönter Poet und Humaniſt. Seine Helvetiae descriptio, 1514, in lateiniſchen Hexametern enthält nach einer ganz kurzen Beſchreibung der Schweiz, nur epigrammatiſche Lobſchriften auf die einzelnen Cantone, ſtrotzend von antiker Gelehrſamkeit.

Das Lob der Einzelnen ſchließt ein allgemeines Lob:

O nimium felix patria, o dignissima laude.

Was in der römiſchen Geſchichte zerſtreut liege, das habe ſich alles in der Schweiz in engem Raum und kurzer Zeit vereint, die Catone, die Decier, die Camillus, Fabricius, Cocles, vor allen Brutus und Tell.

Brutus erat nobis, Uro Guilelmus in arvo.

Der Schweizer Stolz hatte ſeine Berechtigung. Die Prahlerei aber fing erſt mit den Humaniſten an.

Cordus, Profeſſor in Marburg, gab 1518 claſſiſche Hirtengedichte im Style des Virgil heraus. Mit ihnen begann die feucht-

bare Literatur der Schäfereien in Deutſchland. Virgil und Theokrit dienten als Muſter. Zwei oder drei Hirten unterhalten ſich über ihre kleinen Angelegenheiten, oder auch über Weltereigniſſe. Lange ſchon waren Hirtengeſpräche in den Weihnachtsſpielen beliebt und wie dort die Hirten von Chriſto und dem Heile der Welt ſich unterhielten, ſo wurde unter den Bukolikern der Renaiſſance üblich, Hirten in naiver, alſo um ſo ſchmeichelhafterer Weiſe von den Tugenden eines Fürſten reden zu laſſen. Cordus hält ſich davon noch frei und läßt die Hirten nur von ſich und der ländlichen Natur reden, aber in ſo claſſiſchem Styl und mit Herbeiziehung aller Nymphen, Satyrn, Götter und Heroen, daß wir nur ein großes Abbild der claſſiſchen Originale vor uns ſehen. — Des Michaelii Laeti bucolica, Wittenberg 1560, ſind den obigen ganz ähnlich, die eine (Myrmex) enthält ein Hirtengeſpräch über böſe Ahnungen und Vorbedeutungen und iſt inſofern am intereſſanteſten. In andern aber kommt ſchon die Schmeichelei auf, welche naiven Hirten Fürſtenlob in den Mund legt, die Hirten preiſen hier den Dänenkönig Friedrich II.

Der berühmte und hochgefeierte Eobanus Heſſus († 1540 als Profeſſor in Marburg) wandte die Sprache und man darf beinahe ſagen auch die Geſinnung des leichtfertigen Ovid auf alles an, was ihm vorkam, ſogar auf heilige Gegenſtände. Seine in Ghori del. II. 1283 f. abgedruckten Heroiden, dem Ovid nachgeahmt, enthalten in lateiniſchen Diſtichen verliebte Briefe der höchſten bibliſchen Autoritäten.

Gott ſelbſt ſchreibt an die Jungfrau Maria, ſie ſolle ſich doch nicht fürchten, ſie würde große Freude haben ꝛc. Maria antwortet verſchämt, aber willfährig. Maria Magdalena ſchreibt einen höchſt verliebten Brief an den Heiland. Maria ſchüttet in einem Briefe an den Jünger Johannes ihr Herz aus. Lydia ſchreibt dem Paulus, Eliſabeth dem Täufer Johannes, Anna dem Joachim. Dann folgen Perſonen der ſpätern Geſchichte, Briefe der Helena an Conſtantin, der Paula an den h. Hieronymus, der Monica an ihren Sohn, den h. Auguſtin, der h. Eliſabeth an Landgraf Ludwig, der Thais an den Paphnutius, der h. Kunigunde an ihren Gemahl; der h. Barbara an den h. Euſebius ꝛc.

Die 1533 gedruckten sylvae deſſelben Dichters enthalten nur Gelegenheitsgedichte.

Das Lob des König Sigismund von Polen, eine poetiſche Beſchreibung Preußens, Zuſchriften an Dantiscus, Erasmus, Melanchthon, Jonas ꝛc.

öfters Einladungen zu Schmaus und Gelag, ohne irgend eine höhere Geſinnung kund zu geben. Auch von Liebe iſt bei ihm nicht die Rede, außer in einer Zuſchrift an einen jungen zu blöden Mann, dem er ſagt: die Weiber ſind verliebter noch als die Männer, das Feuer der Liebe wüthet unter ihnen wie im Stroh, während die Männer feuerfeſter ſind. Amor beißt viel leichter in die weiche Mädchenbruſt, als in die bepanzerte des Mannes. Alles in lateiniſchen Herametern.

Nur wenige Bogen umfaßt das Briefgedicht an Erasmus (1519), welches aus Anlaß einer Rheinreiſe den Erasmus und alle namhafte Humaniſten der Zeit mit Lob überſchüttet. — Die victoria Christi ab inferis von 1517 ſchildert die Höllenfahrt des Heilandes in claſſiſchem Coſtüm mit den obligaten Geſtalten Virgil, Sibylle, Charon, den Furien, Siſyphus und Tantalus. Nicht einmal die 1524 gedruckten Geſundheitslehren ſind frei von der mythologiſchen Gelehrſamkeit. Ebenſowenig das Lob Nürnbergs von 1532.

Die comedia nova von Hegendorf, die ſchon 1520 in Leipzig aufgeführt wurde, iſt in lateiniſcher Proſa eine claſſiſche Reminiscenz. Es handelt ſich um die komiſche Verwechslung von Zwillingen, welche beide Phylotimus heißen, abgedruckt bei Gottſched, Vorrath II. 172.

Otmar Nachtgall (Luscinius) ſchrieb 1529 seria jocique. Neue Ausgabe unter dem Titel mensa philosophica, 1608, voll von unflätigen Zoten. Sonſt ein großer Humaniſt, Herausgeber des Martial, Ueberſetzer des Iſokrates, Lucian ꝛc. Vgl. Strobels Misc. IV. 1. f.

Von Vincentius Obſopoeus erſchien zu Nürnberg 1536 eine ars bibendi, Parodie zu des Ovid ars amandi.

Darin wird zuerſt ein Sympoſion der Grazien ausgemalt, bei denen weiſe Freunde glücklich ſind, dann der Uebergang zur Geſchwätzigkeit und zu fruchtloſen Reden, den Schluß aber macht ein wildes barbariſches Gelag, bei dem man ſich mit den Bechern und Krügen ſchlägt, wie weiland Herkules unter den beſoffenen Cyclopen. Schließlich bittet der Dichter zu bemerken: ebria musa mea est, sobria vita mihi.

Einer der berühmteſten lateiniſchen Poeten ſeiner Zeit war Georg Sabinus, Schwiegerſohn des Melanchthon, von Karl V. in den Adelsſtand erhoben, Gründer und erſter Rector der Univerſität Königsberg. Er ſchrieb ſehr zahlreiche Elegien in lateiniſchen Herametern, meiſt Epiſteln an Gönner und Freunde, zum Theil Reiſeerinnerungen und

Geſchichtliches enthaltend, z. B. eine Schilderung der Plünderung Roms im Jahr 1527, ein Gedicht auf die Hochzeit des zur Reformation übergetretenen Hochmeiſters des deutſchen Ordens, einen Cyclus von Gedichten, in welchen die ganze Reihe der deutſchen Kaiſer charakteriſirt wird. Dazu Epigramme, Anagramme ꝛc. z. B. auf die Schlacht bei Pavia:

Regia sVCCVMbVnt pUgnaCIs LILIa GaLLI.

Martin Salbach in Wittenberg ſchrieb ebenfalls carmina meiſt nur zum Lobe ſeiner Freunde und Gönner; unter andern ruft er Apoll mit allen neun Muſen zur Hochzeit des Staupitz herbei und läßt ſie ſingen. Viele ſeiner Gedichte ſind auch religiöſen Inhalts.

Ueber die lateiniſchen Poeten in Erfurt, die aus der Schule des Maternus und Mutianus hervorgingen, darunter die ſchon genannten Crotus und Eobanus Heſſus vgl. das neue Werk von Kampſchulte, „die Univerſität Erfurt“ 1858. Dieſe Schule zeichnete ſich weniger durch Dichtungen als durch Sturm und Drang in Bekämpfung des Alten und durch Propagandamachen für den Humanismus aus. Mutianus läſterte das Chriſtenthum ganz offen. Vgl. Hagen, Deutſchlands rel. Verhältniſſe I. 323.

Joh. Stigel, den Karl V. ſelbſt zum Poeten krönte, Profeſſor in Jena († 1562) ſchrieb carmina, worin er die Stadt Gotha und Umgegend beſingt und manche Klage erhebt über die Schwere der Zeit. Vgl. Göttling, vita Stigelii und Caſſel, Palaimon II. 1858.

Peter Lottich (Lotichius); zubenannt Secundus, Profeſſor der Medicin in Heidelberg († 1560) ſchrieb vortreffliche lateiniſche Gedichte, welche mehrmals aufgelegt und 1826 zum erſtenmal von E. G. Köſtlin überſetzt wurden. — Lotichius iſt gewiſſermaßen ſchon ein Vorbild Winkelmanns, ſo ſehr haßt er den rauhen Norden und liebt nur Italien und deſſen claſſiſche Erinnerungen.

Wie Ovid am Pontus, ſo ſeufzt Lottich in einer Elegie an den kalten Ufern der Elbe.

Mich hält unter dem Pol mänaliſcher Bärin, Myrillus,
Nächſt an der Vandaler Aun ſtreifendes kaltes Gebiet,
Wo mit gelbem Gewäſſer der größte der arctiſchen Flüſſe
Albis hinunter ſich rollt, wälzend betrüglichen Sand.

Sehr lebendig ſchildert er die Schreckensſcenen des ſchmalkaldiſchen Kriegs.

Er selbst mußte damals als Student die Waffen ergreifen. Uebrigens bot dem Dichter seine rauhe deutsche Heimath nicht nur treffliche Freunde, sondern auch Freuden der Liebe. In Frankreich dichtete er ein zärtliches Gedicht an seinen Freund Hagen bei dessen Hochzeit, voll Sehnsucht und süßer Erinnerung eigner genossener Liebe in der Heimath. Seiner nordischen Liebe gedenkt er auch in Italien, und versetzt sich in der Erinnerung dahin. Da auf einmal kommt ihm ein Mädchen entgegen, die ganz seiner Geliebten gleicht, aber der Traum der Eisgefilde ist verschwunden, er steht auf italienischem Boden, es ist eine Italienerin. Der Zauber der Täuschung bezwingt ihn, die alte Liebe ist zugleich die neue. Diese Elegie ist die geistvollste der ganzen Sammlung.

Sehr schön ist auch die auf den Tod einer Geliebten, die ihm hatte nach dem rauhen Norden folgen wollen, und der er nun gerne in das noch rauhere Land des Todes folgen möchte. Schön auch sein Schmerz bei der Einkleidung einer Nonne. Und aus Anlaß einer Hochzeitfeier das Lob des Hymen, worin der hohe Werth der Ehe gepriesen wird.

Besondern Ruhm erlangte Paul Schede, der sich Melissus nannte, Bibliothekar in Heidelberg († 1602). Seine lateinischen Verse sind ungewöhnlich leicht und fließend, doch nicht sehr reich an Gedanken, so daß sein Ruhm wohl nur in seinen vielen persönlichen Verbindungen begründet war. Seine schediasmata erschienen zuerst 1575.

Sie enthalten fast nur Gelegenheitsgedichte und Ansprachen an Freunde und Gönner. Durch das Ganze aber zieht sich eine Kette von überaus zärtlichen Liedern an eine Rosina. Indem der Dichter ihr einen Amethyststring schickt, sagt er:

Adamato me, Rosina,
Adamabo te vicissim;
Et ut hic amor sit aequus,
Et in aequitate firmus
Sibi mutuusque parque
Amethystinum lapillum
Tereti annulum eminentem
Tibi dono gestitandum
Violaceum colorem
Violare nulla possit
Macula etc.

Das Entzücken des Dichters bei Rosinas Spiel und Gesang gleicht dem Schillers beim Spiel der Laura.

Ein Buch Gedichte nennt Melissus spinas, aber nicht von stechendem Witz und Spott, sondern von Sorgen und von den Dornen seiner Rose.

u. ſ. f. zu beſorgen hat, ſondern ihm die ſpezielle Reviſion der Rechnung ſelbſt obliegt.

Neben dieſen ungewöhnlich großen Beſchränkungen der Gemeinden iſt aber auf der andern Seite eine Unabhängigkeit derſelben in andern Beziehungen und ein vorherrſchender Demokratismus zu bemerken, der in den bis jetzt durchgegangenen Ordnungen eben ſo unbekannt iſt.

Denn in den Theilen der Gemeindeverwaltung, welche von der Genehmigung der Staatsgewalt unabhängig ſind, können in der Regel die Beſchlüſſe des Gemeinderaths und Bürgerausſchuſſes ſelbſt nicht im Fall einer Meinungsverſchiedenheit beider Kollegien und durch eine Beſchwerde von der einen Seite aufgehoben werden, während in den meiſten andern Staaten im Fall einer Meinungsverſchiedenheit die Staatsbehörden zu entſcheiden befugt ſind. Hauptſächlich tritt aber das demokratiſche Prinzip bei den Wahlrechten entſchieden hervor.

Denn nicht der Bürgerausſchuß, ſondern alle Bürger der Gemeinde und zwar ohne Rückſicht auf Vermögen, Stand und Bildung haben gleiches Stimmrecht bei allen Wahlen zu den periodiſchen Gemeinderaths- und Bürgerausſchußſtellen, von denen die erſten lebenslänglichen Sitz im Stadtrath verſchaffen, wenn nach 2 Jahren die Wahl beſtätigt wird.

Auch finden in Betreff der Wählbarkeit keine Beſchränkungen mit Rückſicht auf Stand und Bildung, Kenntniß oder Vermögensbeſitz ſtatt.

Bei den Ortsvorſteherſtellen darf zwar die Regierung aus drei von den Gemeinden Vorgeſchlagenen Einen auswählen, aber ſie iſt an dieſe Vorſchläge gebunden. Den geringen unvermöglichen Bürgern, die in den meiſten Gemeinden die überwiegende Mehrzahl bilden, iſt daher nach dieſem Geſetz geſtattet, Männern aus ihrer Mitte, die vielleicht nicht leſen, noch ſchreiben können, ſämmtliche Sitze im Gemeinderath ſelbſt der größten Städte zu verſchaffen.

Wenn dieſer Demokratismus neben der bedeutenden Abhängigkeit der Magiſtrate auffällt, ſo iſt dagegen gerade derſelbe durch die letztere bedingt. Denn je weniger die demokratiſche Wahlform, welche die kleinſte Gemeinde der größten Stadt und den roheſten Bürger dem gebildetſten gleichſtellt, Bürgſchaften für

O vestigia, quin (favente Christo)
Divinam properamus ad cathedram
Templi, spiritui sacro dicati?
Felices, lapides, solumque felix
Saxorum, quibus et mei et Rosinae
Insistent pepliten simul, beata,
(Quum desidero) luce nuptiarum.
At felicior o ter ampliusque
Sponda, cui, pede floridae Rosinae
Conscendente tori jugale fulcrum
Argutatio primula audietur.

Seine Hoffnung ſcheint unerfüllt geblieben zu ſeyn, denn bitter klagt er über ſein eheloſes Leben und erzählt in einem eignen ſchönen Gedicht, wie er ſich zum Troſte Turteltäubchen hält:

Coelibe dum vita fruor et cunctamine fati
Possideo sterilis frigida regna tori,
Idalias nutrire domi mihi cura volucres
Menti quae vacuae taedia lenta levent.

In der puella Leucorea malt er das üppige Bild einer aus dem Bade kommenden Schönen aus, dann aber beklagt er die impotentia Amoris und concentrirt alle ſeine ſüßſchmerzlichen Gefühle in dem Diſtichon:

Nil amor est aliud, si nescis, quam sine vita
Vivere, nil aliud quam sine morte mori.

Jedoch iſt bei Meliſſus keineswegs alles ſo geiſtreich. Seine Lobgedichte auf die Königin Eliſabeth ſind unerträglich:

Te Venerem, te Junonem, te Pallada quoque
Dixeris etc.
Quin idem Charim et rosam te dixerit etc.

Unter den Gelegenheitsgedichten begegnet uns ein Lob des Rheins auf Koſten der Donau und ein witziges Lied auf die Hochzeit eines dicken Greiſes mit einer magern Jungfrau. — Zwei geiſtliche Lieder in deutſcher Sprache 1572 ſcheinen verloren. Zwei weltliche deutſche Gedichte von ihm ſind erhalten in der Sammlung der Zürcher Streitſchriften IV. 9 und in Mathiſſons Anthologie. Es ſind ſteife Liebesgedichte. — In der zweiten lateiniſchen Sammlung Melitomata, Frankfurt 1595 kommen neben gemeinen Gelegenheitsgedichten, Pſalmenüberſetzungen und Paro-

dien nach Horaz, geiſtliche Oden vor, in denen chriſtliche und heidniſche Begriffe ſeltſam vermiſcht werden. Unter andern ſingt er einen Engel an:

Supremi Jovis angele!

Viele Gedichte richtet Meliſſus an den Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz.

Nicolaus Eisner, Juriſt in Heidelberg († 1583) ſchrieb eine lateiniſche Idylle zum Lobe des Mai und Gelegenheitsgedichte. Joachim Camerarius, Profeſſor in Leipzig († 1575) ein Lob des Erdbebens, der Roſen, eine Anſtandslehre für Knaben ꝛc. Zacharias Orthus beſang 1563 die römiſchen und deutſchen Kaiſer und ſeine Vaterſtadt Stralſund in lateiniſchen Hexametern. Vgl. über ihn Zobers Programm, Stralſund 1830.

Jakob Micyllus in Straßburg, deſſen sylvae 1564 erſchienen, ſchrieb unzählbare Gelegenheitsgedichte in lateiniſchen Hexametern, mit nur ſeltenen ſelbſtändigen Epiſoden z. B. eine Vertheidigung der Aſtrologie aus Anlaß einer Magiſterpromotion und die Beſchreibung eines Wettpfeilſchießens. Im Anhang lateiniſche Epigramme auf ſämmtliche deutſche Kaiſer, Pſalmenüberſetzungen und eine lateiniſche Comödie „Apelles oder die Verleumdung“, nach der bekannten Anecdote des Alterthums. Beſonders gedruckt erſchien von ihm 1539 eine elegia de duobus falconibus, eigenthümlichen Inhalts.

Zwei Falken jagen eine Elſter, ſtoßen aber im Finſtern auf einander ſelber los und tödten ſich wider Willen gegenſeitig. Die verwundete Elſter aber fällt unter die Zähne der Hunde, um jedenfalls einen ſchlechtern Tod zu leiden, als die edlen Falken.

Fincelius gab 1568 zu Jena poemata heraus, in denen neben Lobgedichten auf die ſächſiſchen Prinzen und poetiſchen Zuſchriften an Melanchthon und andere berühmte Zeitgenoſſen auch einiges Eigenthümliche vorkommt.

In einer dem Sohne Luthers gewidmeten Elegie vergleicht er Luther mit Arminius, weil beide Rom beſiegt hätten. Einige epigrammatiſche Dichtungen widmet er den berühmten Bildern ſeiner Zeit von Lucas Cranach, dem Carracci ꝛc. In einer andern läßt er eine Gans die Schwäne zu Tiſch laden, d. h. er ladet berühmte Humaniſten ſeiner Zeit zu einer gebratenen Gans ein. Das artigſte ſeiner Gedichte iſt das de viola seratina. Er findet noch im

November ein blühendes Veilchen und bringt es ſeiner Geliebten, indem er unzählige Küſſe hinzufügt. Lächelnd zugleich und ſeufzend entwindet ſie ſich ſeinen Armen und

Quae ridens simul et gemens, amabo
Inquit delicias tamen vel ipso
In flore est etiam figura mortis
Hic qui tempore non suo vivescit,
Idem tempore non suo peribit.

Abgeſchmackt dagegen iſt ein zweites Veilchenepigramm:

Cur violas mittis, nempe ut violentior uras?
Heu violor violis ab violenta tuis.

Auch ahmt der Dichter die ſchönen Eklogen des Virgil nach und flötet mit Tityrus um die Wette. Seine Hirtengeſpräche handeln aber unter andern von der Geburt eines ſächſiſchen Prinzen. Nur eins iſt merkwürdig, weil ein Hirte erzählt, wie er bei Nacht auf einem Steine ſitzend, das wilde Heer der Strigen (Hexen) in der Luft habe herumziehen und eine Schlacht liefern ſehen, ſo daß die Blutstropfen wie Regen heruntergefallen ſeyen. Dieſer Liebhaberei am Geſpenſtiſchen genügte Fincelius auch durch eine lateiniſche Ueberſetzung des II. Buchs der Odyſſee, und durch die Herausgabe einer Sammlung von Wundergeſchichten.

Johannes Lucienberger verarbeitete 1576 die Aeneide in ein langes dramatiſches Gedicht.

Die Poemata des Nathan Chyträus zu Roſtock 1579 enthalten nur Gratulationen, Hochzeit- und Beileidgedichte, kurze Beſchreibungen der Reiſen des Dichters nach Paris, England, Rom, Neapel, einige Epiſteln ꝛc.

Die Reiſe nach Rom hat einen geiſtreichen Schluß:

Haec Roma est, Dea terrarum, magna aemula coelo

vor dem ehmals das Erdreich zitterte und alle Völker erbebten,

Nunc sine honore jacet,

Aber trotz alledem bleibt ſie

Rebus in adversis victrix, sed victa secundis.

Chyträus ſchrieb auch ein Gedicht über die Natur, die Wunder Gottes am Sternenhimmel (uranoscopia), an Pflanzen und Thieren (dendroscopia, zooscopia) etc. in lateiniſchen Hexametern.

Joachim Mynſinger, in Stuttgart geboren, Canzler in Braunſchweig und Gründer der Univerſität Helmſtädt († 1588), ſchrieb eine

patriotiſche Austrias in lateiniſchen Hexametern, worin er das Haus Habsburg vertheidigt und bitter über die Politik Frankreichs klagt, die das Recht ſeines hohen Hauſes ſtets beeinträchtige, ferner Neocharides zu Ehren des Pfälzer Kurfürſten Philipp und einen feurigen Aufruf zum Türkenkriege.

Valens Acidalius von Wittſtock († 1595) ſchrieb „Roſen“ in lateiniſchen Diſtichen (Gheri delit. I. 10), füllt aber ſeinen lieblichen Roſengarten wieder ganz mit klaſſiſchen Staffagen an.

Der Frankfurter Lonicerus ſchrieb 1582 ein Jagdgedicht (venatus et aucupium), worin beſonders das Hervorbrechen eines coloſſalen Ebers maleriſch beſchrieben iſt, überall aber ſind antike Götter und Nymphen dabei.

Nicolaus Reusner, Profeſſor in Jena, († 1602) ſchrieb ungeheuer viel.

Abgeſehen von faſt unzählbaren Elegien, Oden, Epigrammen und Anagrammen zu Ehren aller ſeiner Gönner, Freunde und Bekannten, gab er in ſeinem Polyanthea oder paradisus poeticus eine Sammlung Epigramme auf alle Pflanzen und Thiere im Paradieſe, jedes kurz, aber mehr nur beſchreibend als witzig. Ferner gab er eine große Anthologie von poetiſchen Reiſebeſchreibungen heraus, von Ovid und Horaz an bis auf die gekrönten Poeten ſeiner Zeit. Dieſes merkwürdige Buch (Hodoeporicorum sive itinerum totius fere orbis lib. VII. Baſel 1580) iſt durch den Stoff ausgiebiger, als manche rein lyriſche Anthologie und für die Zeit- und Gelehrtengeſchichte intereſſant, eine förmliche Gemäldegallerie kleinerer Reiſebeſchreibungen von den verſchiedenſten Dichtern in den verſchiedenſten Zeiten. Man ſieht daraus namentlich auch, wie oft Auſonius von den gekrönten Poeten nachgeahmt wurde. Langweilig ſind Reuſners Sinnbilder der Kaiſer, ächte und willkürliche Deviſen für alle Kaiſer von Auguſtus bis auf Rudolph II. mit gelehrtem Commentar. Dagegen ſind die icones clarorum virorum, Baſel 1589, ſehr intereſſant, nicht nur die jedem Gelehrten und Poeten gewidmeten Verſe Reuſners, ſondern auch die werthvollen Portraits.

Bernhard Moller ließ zu Köln 1596 ſein Gedicht Rhenus drucken, in lateiniſchen Hexametern.

Eine Beſchreibung aller Städte, Nebenflüſſe ꝛc. vom Urſprung des Rheins bis zu ſeiner Mündung, aber nur eine trockene geographiſche Skizze in Verſen.

Georg Bersmann, Profeſſor in Leipzig, gab 1596 drei Bände Gedichte heraus, meiſt Hochzeits- und Begräbnißgedichte. In einem der

erſten muß Apollo mit allen neun Muſen zur Hochzeit kommen und das Brautpaar anſingen. Die chriſtlich-deutſche Situation wird hier überall mit claſſiſchem Flitter überſchüttet. (Gheri delit. 424 f.).

Der als Hofnarr des ſächſiſchen Kurfürſten durch ſeine luſtigen Schwänke berühmte Profeſſor Friedrich Taubmann in Wittenberg gab 1597 (vermehrt 1604) Melodaesia heraus.

Eine große Sammlung gewöhnlicher lateiniſcher Gratulationen und geiſtliche Gedichte, dazu ein Engelkrieg (wider Lucifer), zur Abwechslung Hochzeitsgedichte in Anakreons leichter Versart, ein Lob der Martinsgans bei luſtigem Herbſtgelag und Bacchanalia, ein wirklich von bachantiſcher Wuth dictirtes Gedicht, worin der deutſche Säufer im antiken Gewande in ſeiner vollen Luſt geſchildert wird. Am Schluſſe die Lehre:

Nec bibito ad certos numerosve vicesve: vel hoc si
Feceris, antiqui notos bibe Nestoris annos;
Fias Methusalah per pocula vota. Tumque
Dic bene consortem, bene te, bene me, bene Bachum.

Mathäus Zuber gab 1599 zu Wittenberg amores et suspiria heraus,

in denen er eine gewiſſe Roſabella mit aufdringlicher Zärtlichkeit beſingt.

O frontem nitidam, nitentiorem
Coeli sideribus serenioris,
O Amoribus ebrios ocellos!
O genas similes genis dearum,
O amoenius os amoenitate
O dulcedine dulcius labellum!
No dicam gemipomulas papillas
O illas oculiclepas papillas,
O illas animifragas papillas,
O illas digititrahas papillas!

Der Dichter vergleicht ſeine Schöne mit allem Möglichen, mit ſeiner Taube, ſeinem Sperling, Eichhörnchen, ſeiner Sonne, ſogar ſeinem Gawin, ſeinem Seidenwurm und Blutegel ꝛc.

In des Hamburgers Henning Conradini Gelegenheitsgedichten (Gheri delit. II. 949 f.) wird eine gewiſſe Laetia zärtlich beſungen, in des Berliner Mellemanni Gedichten (daſelbſt IV. 493 f.) eine Roſamunda.

Die poemata des Böhmen Cropacius, gedruckt zu Nürnberg

1581, enthalten zärtliche Dichtungen, Anrufe an die Heroen der Zeit, ein Hirtengedicht im Tone Virgils zur Verherrlichung Ferdinands I., Hochzeits- und Begräbnißcarmina, einen lateinischen Türkenschrei und ein paar Schwänke.

z. B. von dem buhlerischen Pfaffen, der bei seiner Schönen die Nacht zubringend im Dunkeln das Hintertheil hinauskehrt, welches der draußen stehende Liebhaber in der Meinung, es sei das Gesicht seiner Geliebten, küßt, aber den Betrug inne werdend, geschwind ein glühendes Eisen aus der Schmiede holt, noch einmal um einen Kuß bittet und den Pfaffen jämmerlich verbrennt.

Seines Landsmanns Paul von Gliebice periculae poeticae, gedruckt zu Wittenberg 1602, enthalten unter vielen Gelegenheitsgedichten an Freunde, zärtliche Erinnerungen an seine frühere böhmische Geliebte Panna oder Pannula, die zu den besten dieser Art gehören.

Johannes Albinus, ein Sachse, schrieb ein lateinisches Lehrgedicht über die vier Monarchien und ein anderes über die blutige Schlacht bei Sievershausen (Gheri delit. I. 183 f.). Er ist nicht zu verwechseln mit einem spätern Johann Georg Albinus († 1679), welcher geistliche Dichtungen geringen Werthes in deutscher Sprache schrieb. Bernhard Prätorius, Syndicus in Nürnberg († 1606) schrieb weitläuftige Gedichte über Wilhelm und Moritz von Hessen und ein Lehrgedicht über die beste Staatsverwaltung. Heinrich, Graf Rantzau († 1599) Statthalter in Holstein, schrieb heroes, kurze Gedichte auf berühmte Helden von Josua an, und Epigramme. Schlosser in Frankfurt an der Oder gab 1585 neben gewöhnlichen elegischen Gratulationen auch eine Marchias oder Geschichte des Zollernschen Hauses und insignia clarorum virorum heraus mit charakteristischen Devisen des Luther, Melanchthon, Erasmus, Reuchlin, Bugenhagen ꝛc. Luther bekam: rosa cum cruce, Erasmus terminum des, Reuchlin eine ara fumans, Sabinus einen Pegasus ꝛc.

Daniel Cramer schrieb lateinische Comödien, die Areteugenia, welche Sommer 1602, und den sächsischen Prinzenraub, den derselbe 1605 übersetzte. Die erstere handelt von Ritter Aretius und seiner Schwester Eugenia, die von Seeräubern gefangen, nach langen Gefahren und Nöthen glücklich wieder heimkehren.

Laubanus in Danzig spielte in seiner musa lyrica (1607) mit

Parodien, namentlich horaziſcher Oden. So aus dem allbekannten Maecenas atavis macht er

Jesu virginis edito nixibus etc.

Des Caſpar Conradi (eines Breslauers, † 1633) Argonautica (Gheri delit. II. 996 f.) ſind eine freie Bearbeitung der bekannten Argonautenfahrt, in lateiniſchen Hexametern, aber weder ſo lang noch ſo geiſtreich, wie die claſſiſchen Dichtungen über denſelben Gegenſtand.

Am tiefſten unter den lateiniſchen Dichtern der Proteſtanten verfiel Caſpar von Barth dem poetiſchen Cultus der heidniſchen Venus, und zwar zu Wittenberg ſelbſt, wo ſeine juvenilia 1607 gedruckt erſchienen. Später kamen noch zu Hanau 1612 amabilia und zu Frankfurt 1623 äſopiſche Fabeln von ihm heraus mit vielen eigenen Gedichten verbunden. Außerdem überſetzte er ins Lateiniſche einige ſpaniſche Sachen, die berüchtigte Celeſtine und Schäfereien, ferner aus dem Italieniſchen des Aretino ſchändliche Hurengeſpräche, was ſchon Barths ganze Richtung bezeichnet.

Die juvenilia ſind ſehr lüſtern. Der Dichter ſchildert ein Gemälde der Omphale, dann eine badende Anadyomene. Dazwiſchen gibt er aber auch das Gegenbild einer häßlichen Peſt. Die meiſten Lieder richtet er an eine Viola oder Violantia, mit der er über Küſſe ſtreitet und ſcherzt, die er vor dem Spiegel belauſcht ꝛc. Die amabilia feiern in unzähligen kurzzeiligen, dem Anakreon nachgeahmten Liedchen eine gewiſſe Neära, daneben aber auch noch eine Hypſitilla, eine Myrtilisca, eine Paſicompſa ꝛc. Ueberhaupt liebt der Dichter die Veränderung

Quot ergo sunt puellae,
Tot erunt joci canendi.

Neärens Reize beſchreibt er tabellariſch:

Serviro vos jubemus
Papillulis Neaerae
Ocellulis, capillulis, labellulis, lacertulis, pectusculo, cerviculae, venterculo etc.

Einige Liedchen ſind ächt anakreontiſch, z. B. (amab. III. 10) von den Bienen, die er abſendet, um Neären in den weißen Buſen zu ſtechen, damit ſie zu ihm, dem nach ihr Schmachtenden, komme. Wie raffinirt der Dichter in Wolluſtgefühlen war, zeigt (am. IV. 33) das Lied vom Caninchen, das Neära im Buſen verſteckt. Einige Lieder ſind ganz obſcön z. B. der Fiſch (IV. 25). In den Liedern, die den Fabeln angehängt ſind, kehrt die Liebe zu Neära wieder.

Ut se suaviolis meis
Ut me suaviolis tuis
Mutuisque labellulis
Sospitemus et invicem
Sospitemus io veni
Veni cara Neaera.

In einem größeren Gedicht beſchreibt Barth Heros und Leanders Liebe, in einem andern den Phönix, ferner ſtellt er eine Reihe unglücklicher Heroen und Heroinen zuſammen, von der Dido bis zu Heinrich IV. von Frankreich der zur Zeit des Dichters ermordet wurde. Barth hat ſich auch an dem Satirenſtreit zwiſchen Scioppius und Scaliger betheiligt und den letztern vertheidigt.

Pancratius Cretſchmer ſchrieb 1610 in Tübingen ein aureum seculum sive amicitia, voll lateiniſcher Oden, worin er die Freundſchaft als das goldene Zeitalter pries.

Wer in der ächten Freundſchaft ſtehe, der ſtehe auch im goldenen Zeitalter.

Hic imperator nemo, nemo subditus.
Quod probat unus, probat et secundus.

Nur wo zwei Herzen eins ſind, iſt das Paradies.

Si quod habet, non in se habeat, sed in altero amicus,
Non erit iste suus, non erit ille suus.

Kurz das goldene Weltalter der Unſchuld wird in die Abweſenheit des Egoismus, in die Dahingabe des Ich an ein anderes Ich geſetzt. Cretſchmer wendet inſofern alles was Angelus Sileſius in Bezug auf die Verbindung der Seele mit Gott geſungen hat, auf die Verbindung zweier gleichen Seelen an. Sein kleines Buch iſt beſſer als manches viel größere und pretiöſere der Zeit.

Johann Ludwig Praſch, Senator in Regensburg, gab 1666 poemata heraus, gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Epigramme, darunter eine Satire auf die Poetaſter ſeiner Zeit, von denen er ſich aber ſelbſt nicht viel unterſchied, wenn man nicht ſein pervigilium Veneris als geniale Dithyrambe gelten laſſen will:

Ein wildes jauchzendes Frühlingslied mit dem Refrain:

Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet.

Es iſt Frühling, alles liebt ſich, alles baut ſich Neſter.

Vere concordant amores, vere nubunt alites,
Et nemus comam resolvit de maritis imbribus.
— Jussus est inermis ire, nudus ire jussus est,

Non quid arcu, non sagitta, non quid igne laederet,
Sed tamen, nymphae, cavete, quod Cupido pulcher est,
Totus est in armis idem, quando nudus est Amor.
— Cras erit ver. Primus Aether copulavit nuptias,
Ut pater totum crearet vernis annum nubibus,
In sinum maritus imber fluxit almae conjugis
Ut foetus immixtus omnes aleret magno corpore.

Von demſelben Dichter erſchienen 1671 noch Eclogen, treu denen des Virgil nachgebildet, zärtliche und lehrhafte Hirtengeſpräche, z. B.

Carmine certabant et Thyrsis et igneа Phyllis
Alphei hic fluvii stirps unica, Thymbridis illa,
Illa cupidineis flammis, hic arte movetur.
In medio Cythereus Amor pro judice sedit etc.

Eine Ecloge ſchildert den Kyclopen in ſeiner Eiferſucht auf Acis. Jedenfalls hatte dieſer Regensburger Humaniſt ſeine Fackel an der des antiken Amor heiß entzündet.

Oldenburger, von dem man nichts weiß, als daß er eine Zeitlang Profeſſor in Genf geweſen († 1678) ſchrieb unter dem Namen Const. Germanicus ein Buch de peregrinationibus Germanorum, worin er die principum mores et inclinationes mit ſo viel Ungeſchick verſpottete, daß ein vornehmer Herr, deſſen geheime Liebesaffaire er auf dieſe Art unter das Publikum gebracht hatte, ihn zwang die betreffenden Blätter ſeines Buches zu freſſen und ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge dazu geben ließ. Das Buch ſelbſt habe ich mir nicht verſchaffen können.

J. J. Hoffmann gab 1684 zu Baſel poemata heraus, deren zweiter Theil nur gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Gratulationen enthält, während im erſten die Oden des Horaz nicht nur einfach, ſondern vielfach umſchrieben werden

z. B. die berühmte Ode: O fons Blandusiae etc. wird hier umgedichtet in:

1) O fons Blandusiae, praeclaro nomine digne etc.
2) O fons Bl. crystallo purior, atque etc.
3) Fons puriorque electro,
   Meroque digne dulci etc.
4) Fons Bl. nomine dicte,
   Vitro purior atque liquore.

bis zu ſo geiſtloſer Spielerei war der claſſiſche Geſchmack entartet.

August Buchners poemata, Leipzig und Frankfurt 1694 lassen im Titelkupfer das Bildniß Buchners zwischen dem des Horaz und Virgil von einem Genius krönen. Die Gedichte sind geistlichen Inhalts, academische Gratulationen, Hochzeit- und Leichencarmina. Auch die hymni philosophici enthalten nichts Originelles, indem sie nach dem Schrecken des großen Krieges die Jugend nur zu classischen Studien ermahnen.

Friedrich Wilhelm Sommer schrieb zu Breslau 1720 eine Silesia ante Piastum, in lateinischen Hexametern, worin er die altpolnischen Sagen von Piast, Lech, Krack, Wanda ꝛc., wie auch die Nachrichten von den alten Germanen, Arminius, Marbod ꝛc., wie ein Ragout mit einer classischen Brühe zurichtet.

Der Pedantismus der gekrönten Poeterei und lateinischen Gratulationen dauerte auf den Universitäten noch bis tief ins 18. Jahrhundert. Noch im Jahre 1728 erschienen Chr. Gotl. Schwarzii, comitis palat. caes., rectoris acad. Altorfinae Carmina, voran er selbst im Kupferstich mit ungeheurer Allongeperücke, dann nichts als lateinische Gratulationen in virgilischen und horazischen Versmaßen.

Das letzte Licht der gelehrten lateinischen Poesie flammte zu Halle an der Saale auf. Hier gab der berühmte Professor Klotz noch 1766 carmina heraus und suchte durch acta literaria die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts noch zu regieren, wie es nur im 17. möglich gewesen war. Deshalb mußte er zuletzt zum Spott werden, obgleich es keines großen Heldenmuths erforderte und von Seiten Lessings sogar wenig Edelmuth verrieth, das Henkeramt an ihm zu vollziehen. So schlecht, wie Lessing ihn gemacht hat, war Klotz nicht. Seine lateinischen Gedichte sind elegant und zart. Niemand würde im Dichter eines der zartesten Rosenlieder den groben Klotz vermuthen. Ich theile einige Verse aus Budiks Uebertragung mit:

Du, gewiegt vom Hauch kühlender Morgenluft,
Und von Thränen der Nacht, liebliche Rose, feucht,
Ringsum streust du die süßen
Düft' in stiller Bescheidenheit.

Doch vom sengenden Stahl Titans getroffen, senkst
Du das Köpfchen, von dem welkend die Blüthe fällt,
Und mit fallenden Blättern
Deckst du sterbend den heißen Sand.

würdige Besetzung der Magistratsstellen gibt, desto weniger Rechte konnten diesen Magistraten übertragen werden.

Auffallend ist aber, daß in den öffentlichen Aeußerungen über dieses Gesetz und in den verschiedenen und wiederholten Petitionen, so weit sie allgemein bekannt geworden, nicht auf solche Modifikationen der Wahlform, welche Bürgschaften für gute Besetzung der Stellen geben, und dagegen auf Erweiterung der Befugnisse der Magistrate gedrungen wird, sondern vielmehr fast ausschließlich, wenigstens vorzugsweise, auf Aufhebung der Lebenslänglichkeit der Magistrate, welche doch, längere Erfahrungen der Mitglieder sichernd, eine Bürgschaft für die Befähigung derselben, wenigstens einiger Ersatz für die bei der Wahl nicht verlangten Kenntnisse zu seyn scheint.

Leicht könnte aus dieser Thatsache die Folgerung gemacht werden, daß die vertheilende und in der Vertheilung starke Gegensätze bildende Ansicht mehr noch von der Volksansicht gebilligt sey als von der Regierung, wenn sich nicht vermuthen ließe, daß diesem Begehren nach Aufhebung der Lebenslänglichkeit mehr das Bedürfniß nach einer Integralerneuerung der Magistrate zum Grunde liegt, nach dessen Befriedigung solche nicht mehr verlangt noch benutzt würde.

Indem nämlich die Regierung bei Einführung der Gemeindeverfassung die früher auf ganz andere Art ernannten und unter andern Verhältnissen ausgebildeten Magistrate in ihren Stellen ließ, und diese längere Zeit in den meisten Orten, vermöge der großen Gewalt auf den größern Haufen, die Wahlen in ihrem Sinn leiten konnten, scheinen sich in denselben Elemente angesammelt zu haben, die mit der Ansicht der Mehrzahl der unabhängigen Bürger nicht mehr übereinstimmen, und eine Aenderung wünschenswerth und nöthig machen, welche auf schnellere und sicherere Art, als durch gänzliche Aufhebung der Lebenslänglichkeit erreicht werden könnte.

Die zugleich mit der Gemeindeverfassung errichteten königlichen Gerichte erster Instanz enthalten auch ein demokratisches Element durch die von den Amtsversammlungen zu denselben zu wählenden Beisitzer neben den gelehrten Staatsdienern, welches Element jedoch bis jetzt sich nicht entwickelt hat und wahrscheinlich sich auch nie wird entwickeln können, sondern mehr als eine der Freiheit gegönnte Form anzusehen ist.

Ach nicht andres empfängſt, goldene Blüthe, du
Meines Lebens ꝛc.

Klotz dichtete auch eine ſchöne Ode auf die Schlacht von Kunnersdorf und auf den Tod des edeln Kleiſt, mit dem Schluß:

Blumen ſproſſet empor aus dem verſtrömten Blut
Zarter Veilchen Geduft, Roſen und Lilien ꝛc.
Den erhabenen Geiſt des Dichters
Tragt, o Grazien, durch grünende Thale, durch
Kühle Schatten des Hains fort nach Elyſium.

2.

Volksthümliche Reaction innerhalb der lateiniſchen Dichtung.

Indem ich die Reihe der lateiniſchen Dichter, welche völlig im Geiſt der Renaiſſance dichteten, bereits geſchloſſen habe, muß ich noch einmal zu den Anfängen des Humanismus zurückkehren, um eine zweite Reihe zu beginnen, in welcher trotz der lateiniſchen Sprache, der echte deutſche Volkshumor gegen die Renaiſſance reagirte. Und zwar hat Schwaben die Ehre, daß von hier dieſe rühmliche Reaction hauptſächlich ausgegangen iſt.

Der berühmte ſchwäbiſche Humaniſt Reuchlin (genannt Capnio) aus Pforzheim gab 1498 eine lateiniſche Comödie „Henno“ heraus, die nachher von Hans Sachs verdeutſcht wurde.

Der Bauer Henno ſäuft und verthut das Geld, ſein Weib Elſa klagt bitterlich, als er ihr auch noch ihr verſteckles Geld geſtohlen hat. Sein Knecht Dromo ſoll mit dem Geld einen Wucherer befriedigen, behält es aber ſelbſt und betrügt beide mit Hilfe eines ſchlauen Advokaten, der ihn lehrt, er ſoll auf jede Frage nur Blee! antworten. Indem er ſich nun dumm ſtellt, gewinnt er den Prozeß, und täuſcht den Advocaten ſelbſt, denn als dieſer für ſeinen guten Rath Bezahlung verlangt, ſagt Dromo wieder nur Blee! Weil aber der ſchlaue Knecht das Geld hat und Hennos Tochter Greten heirathen will, ſagen die Eltern mit Freuden Ja.

Das lateiniſche Gedicht iſt abgedruckt in Gottſcheds Vorrath II. 142.

Der lucianiſche Spott charakteriſirt die meiſten Humaniſten. Er war ſchon lange bei den Italienern herrſchend. Der allgeleſene Boccaccio war voller Spott gegen die Pfaffen bei echt antiker Lebens- und Liebesluſt.

Aretino, ein Zeitgenoſſe Luthers, war damals ſchon ganz Voltaire. Poggio gab 1470 eine Sammlung von Schwänken und Zoten heraus, die unermeßlichen Beifall fanden. Dieſer Ton kam nun auch in Deutſchland auf. Der Tübinger Profeſſor Bebel aber unternahm es, den ſchwäbiſchen Volkswitz mit dieſer neuclaſſiſchen Zotologie zu verſchmelzen und gab lateiniſche facetiae heraus, in denen neben den Ausfällen auf die Pfaffen und raffinirten Stänkereien auch der kerngeſunde deutſche Volkshumor ſeinen Platz fand. Man muß übrigens die ältere Ausgabe von den ſpätern unterſcheiden, in denen, wie die Hitze des Reformationskampfes zunahm, auch immer mehr zur Beſchimpfung der Pfaffen hinzugeſetzt wurde. Das gilt auch von der unter dem Titel „Geſchwenk“ veranſtalteten grobdeutſchen Ueberſetzung von 1558.

Facetiae facetiarum, hoc est Joco-seriorum fasciculus novus, Pathopoli, 1647 enthält burleske Plaidoyers mit juriſtiſchen Beweiſen und Schlüſſen, alles lateiniſch, und zwar 1) de podice mit einer eulenſpiegelartigen, aber luſtigen Claſſification der Kanonenſchläge, der Brummer und Schleicher, der Verzwickten und Abgebiſſenen, eines „ſo ſpitzigen Nunen —, daß einer die Zähn mit ſtreuen möcht“ ꝛc. 2) de cucurbitatione, 3) de jure potandi, worin Anfänge deutſcher Weinlieder vorkommen, die zum Theil verſchollen ſind z. B. „Wir haben ein Schiff mit Wein geladen ꝛc., und worin auch die berühmteſten deutſchen Biere aufgezählt werden. 3) scabiei encomium. 4) de emulieribus. 6) de osculis. 7) de virginibus, dieſe alle drei ſind candirt mit Zoten. 8) de jure et natura pennalium. 9) de multiscientia. 10) Hans Plumpſack, ein ſehr rohes Geſpräch. 11) de hanreitate, und noch einige andere kleinere Sachen. Alles ohne viel Witz.

Bebels Schwänke wurden unermeßlich populär, Jahr aus Jahr ein erſchienen neue Auflagen derſelben. Und doch, wie zotenhaft der gelehrte Profeſſor erſcheint, mangelte es demſelben keineswegs an tieferen Gedanken. Die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformation, hat kein anderer Dichter ſo tief als dämoniſche Bezauberung aufgefaßt, wie Bebel in ſeinem merkwürdigen triumphus Veneris vom Jahr 1515.

Venus will die Tugend vom Throne ſtoßen und an ihrer Statt die Welt beherrſchen. Indem ſie ihre Streiter aufbietet, führt ihr Cupido zuerſt die ganze Arche Noä mit allen Thieren zu. Das bezeichnet die Niedrigkeit der Motive des Venuscultus. Dann aber kommen ſogleich die Menſchen und zwar zuerſt die Männer, von allen Nationen, die einander in Wolluſt überbieten, und von allen Ständen, den Papſt und die ganze Kleriſei nicht ausgenommen.

Auch von allen politiſchen Parteien, die Schweizer ſo gut wie der Adel. So weit die Männer. Nun kommen erſt die Weiber, deren Eifer für die Venus noch viel brennender iſt, ein unüberſehliches und unüberwindliches Amazonenheer. Ganz zuletzt kommen die Bauern, die einfältigen und treuherzigen, die bisheran noch der Tugend gedient hatten, jetzt aber auch ſchon verführt ſind und die Mode mitmachen. Als nun das große Heer beiſammen iſt, zieht Venus mit demſelben aus und ſchlägt die Tugend ſiegreich aus dem Felde, deren kleines Häuflein gleich davonläuft. Trotz der Plagen, welche Gott den Menſchen zur Strafe ſendet, feiert Venus einen glänzenden Triumph.

Bebel hat viele, meiſt kleine und nur gelehrte Sachen geſchrieben, unter anderm war er auch der erſte, der deutſche Sprüchwörter ſammelte. In Zapfs Werke „Heinrich Bebel 1802“ findet man die ausführlichſten Nachrichten über alle Ausgaben ſeiner Werke, ohne daß von Inhalt und Geiſt die Rede wäre. — Die facetiae wurden nachgeahmt in der großen Sammlung von Melander: Jocoseria, 1605.

Einer der ausgezeichnetſten, aber auch unglücklichſten Humaniſten war Nicodemus Friſchlin, geb. 1547 in Bahlingen, Profeſſor in Tübingen, gekrönter Dichter und Schöngeiſt. Durch ſeinen Witz machte er ſich Feinde unter ſeinen Collegen, wurde aber von Herzog Ludwig von Württemberg geſchützt. Erſt als er in einem lateiniſchen Gedicht vom Landleben auch den Adel in deſſen damaliger Rohheit angriff, wurde der Haß gegen ihn ſo mächtig, daß er Tübingen verlaſſen mußte. In Laibach in Krain angeſtellt, wurde er auch von hier durch die Denunciationen, die ihm aus Schwaben folgten, vertrieben. Er irrte nun brodlos umher und ſchriftſtellerte, flehte von Mainz aus vergebens, man möchte ſein und ſeiner Frau Gut aus Württemberg ihm verabfolgen laſſen, und ſchrieb, als man es ihm abſchlug, einen zürnenden Brief, worauf ihn der Herzog von Mainz requirirte und ins Schloß Urach gefangen ſetzte. Von hier wollte Friſchlin bei Nacht entfliehen, indem er ſich aber an einem zu kurzen Strick den hohen Felſen herabließ, war ſein Fall unvermeidlich und man fand ihn am Morgen zerſchmettert unten liegen, 1590. — Er ſchrieb nur ſehr wenig und ſchlecht deutſch, dagegen ſehr viel ungemein fließend latein. Sein Leben iſt von Strauß 1856 gründlich erörtert worden. Von ſeinen Dichtungen ſind aber nur ſehr wenige überſetzt.

Viele Dichtungen Friſchlins ſind monſtrös. Die Feder lief ihm mit den lateiniſchen Verſen gleichſam davon. Man begreift kaum, wie er den

Dingen, die er beſingt, irgend eine poetiſche Seite hat abgewinnen können. Und doch iſt überall bei ihm ein Salz, ein Geiſt. Weitläuftig beſingt er das Tübinger Stipendium und die Kloſterſchulen Württembergs, aber patriotiſcher und proteſtantiſcher Stolz legt Salz hinein. Scheinbar ſervil beſingt er die Vermählung einer deutſchen Erzherzogin mit König Karl IX. von Frankreich, aber ſein Patriotismus legt Salz hinein. Er rühmt ſich der Siege des Kaiſers über die Türken und ſieht in der Heirath eine Art von Demüthigung Frankreichs vor Deutſchland, wobei er freilich nicht geahnt hat, daß bald darauf die Bartholomäusnacht kommen würde. Eben ſo patriotiſch iſt ſein Gedicht auf die zehn Habsburgiſchen Kaiſer und das auf die Straßburger Uhr. Er feierte die zweimalige Hochzeit ſeines Herzogs Ludwig in langen langen Gedichten, aber er trug in dieſe gravitätiſche Hochzeitsfeier der Renaiſſancezeit echtromantiſche Poeſie hinein, indem er eine liebliche Volksſage zu einer Comödie benutzte, die freilich vor den Herrſchaften nicht aufgeführt werden durfte. Der Inhalt findet ſich auch in Cruſius ſchwäbiſcher Chronik:

> Friedrich der Einäugige aus dem Hauſe Hohenſtauffen, Herzog von Schwaben, ließ bei Markgraf Rudolph von Zähringen und Baden um deſſen Tochter Anna Maria für ſeinen Sohn, den nachher ſo berühmten Friedrich Barbaroſſa werben. Sein Werber war der junge Graf Hans von Württemberg, der dem alten Markgrafen ſo gefiel, daß er ihm auf die Schulter klopfte und im Scherz frug, warum er ſich nicht ſelbſt als Freier gemeldet habe? Als Hans zu ſeinem Herrn zurückkehrte, war dieſer froh, daß die Sache ſo gegangen war, denn er hatte unterdeß ſeinem Sohn eine andere Partie ausgeſucht und erlaubte nun dem Grafen Hans, zum Markgrafen zurückzukehren und denſelben beim Wort zu nehmen. Der Markgraf lachte, das Fräulein war es zufrieden und durch dieſe reiche und vornehme Heirath erhielt Hans große Macht und Anſehen. Auch baute ihm der Markgraf damals Stuttgart.

Daß Friſchlin bei aller Gewandtheit des Geiſtes nicht zum Schmarotzer gemacht war, beweiſt ſeine oratio de vita rustica, die ihn ins Verderben ſtürzte.

Im frommen Wüttemberg mußte er auch geiſtlich dichten, aber mehr pro rata und pro forma. So beſang er die Geburt Chriſti, ſo dichtete er noch auf Urach eine lange Hebraeis, in der er die Geſchichte der jüdiſchen Könige zuſammenfaßt. In ſeinen beſten Tagen ſchrieb er einige

geiſtliche Comödien voll von köſtlichem Humor, Rebecca und Suſanna, beide durch Friſchlins Bruder ins Deutſche überſetzt, Frankfurt 1589.

Rebecca wird von Iſaak gefreit, die bekannte bibliſche Geſchichte. Als Zugabe ein gewiſſer Gaſtrodes, Suppenfreſſer des Jäger Ismael, der alt und dick und liederlich wie Fallſtaff, auch wie dieſer lügt und aufſchneidet, ſonderlich von ſeinen Reiſen und den Wunderdingen, die er geſehen. — In der Suſanna iſt das Heranſchleichen der beiden Greiſe, von denen jeder will, der andere ſoll ſein Kuppler werden, und der ſchamhafte Zorn der Belauſchten ſehr gut gezeichnet. Originell iſt die Beredſamkeit des Simeon, eines der beiden Greiſe, der ſie zu überreden trachtet, ihn treiben keine ſinnlichen Begierden, ſondern ein göttlicher Traum, in dem ihm verheißen worden ſey, mit ihr den Meſſias zu zeugen.

In ſeinem Kerker dichtete Friſchlin noch einen Joſeph, eine Ruth und eine Hochzeit zu Cana, die erſt von Strauß im 41. Bande der Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart edirt wurden, wie auch das Büchlein in deutſchen Reimen vom großen Chriſtophel, gedruckt 1591, merkwürdig als ein Spiegel, in welchem der unglückliche Dichter ſich ſelbſt betrachtet hat.

Chriſtoph iſt ein zweiter Eulenſpiegel, nur im ſittlichen Sinne. Er verſucht ſich in allen Berufsarten, dient unter allen Ständen, Klerus, Soldaten, Beamten, Handwerkern, Bauern ꝛc., wird aber überall verfolgt und verjagt, weil er den Naturfehler hat, überall die Wahrheit zu ſagen.

In dem großen Streit der theologiſchen Facultäten ſeiner Zeit behauptete Friſchlin eine ganz unabhängige Stellung, wie eine ſeiner witzigſten Komödien beweiſt: Phasma, hoc est comedia posthuma de variis, haeresibus, überſetzt von Glaſer, Greifswalde 1593; von Bertel, Leipzig 1607; von Hech, Stuttgart 1839.

Der Bauer Melcher drückt gegen den Bauer Dürrion ſeine Religionszweifel aus; er weiß lediglich nicht mehr, was er glauben ſoll, weil man ſo viel über den Glauben ſtreitet. Dürrion bleibt dem Glauben ſeiner Väter treu, und läßt ſich durch nichts ſtören. Da kommt Troſtel, ein Bauernweib, die von ihrem Manne, Melber, verſtoßen wird, weil er Wiedertäufer geworden, Hab und Gut verkauft und nach Mähren auswandert. — Zweiter Aufzug. Melber iſt auf der Wanderſchaft, die weinende Troſtel verfolgt ihn. Er ſtößt ſie fortwährend zurück. Da treffen ſie auf Luther, der dem Melber tüchtig den Text lieſt, ihn aber nicht zu bekehren vermag. — Dritter Aufzug. Der Abendmahlſtreit zwiſchen Luther, Melanchthon, Zwingli, Brenz, Carlſtadt.

Dazu kommt noch der Schwärmer Schwenkfeld, den von Brenz übel abgewiesen wird. — Vierter Aufzug. Das Concilium zu Trident, wo Brenz gerade so hinausgejagt wird, wie er vorher den Schwenkfeld hinausjagte. — Schlußscene. Melcher iſt durch alles, was er geſehen, nicht klüger geworden und zweifelt nur deſto mehr, wer von ſo vielen Recht habe?

Das iſt ganz derſelbe humaniſtiſche Standpunkt, auf den ſich, wie wir oben ſahen, ſchon Erasmus geſtellt hatte. Ueber die Facultäten und ihr Schulgezänke ſpottet Friſchlin auch in ſeinem Priscianus vapulans einer lateiniſchen Komödie, 1583.

Der Schatten des großen Grammatikers Priscian kehrt zur Oberwelt zurück, um über die Barbarei in allen Facultäten in Deutſchland die Hände über dem Kopf zuſammenzuſchlagen. Hier iſt ächt rabelais'ſcher und ariſtophaniſcher Witz.

Daran reiht ſich noch die beſte und zugleich patriotiſcheſte unter allen Komödien Friſchlins, worin er ſich, trotz ſeiner Vorliebe für die claſſiſche Sprache, dennoch als guten, echten Deutſchen mit gerechtem Stolze auf ſein Vaterland kund gibt: Das iſt der Julius redivivus, verdeutſcht von Ayrer 1585.

Mercurius führt die Schatten Cäſars (Julius) und Ciceros bei Nacht wieder einmal auf die Oberwelt zurück, damit ſie ſehen, wie ſie ſich geändert hat. Später kommt auch noch der Geiſt des deutſchen Hermann. Während dieſer mit Cäſar ein modernes Arſenal beſucht, um die Artillerie kennen zu lernen, kommt Eobanus Heſſus und gibt dem ſtaunenden Cicero Nachricht von den Fortſchritten der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Dagegen kommt ein Savoyarde und ein italieniſcher Kaminfeger, die dem großen Schatten zur Beſchämung zeigen, was aus den alten Römern für Lumpen geworden ſind, während von den Deutſchen ſeither die für die Menſchheit wichtigſten Erfindungen gemacht worden ſind. Am meiſten ſtaunt Cäſar über die Erfindung des Pulvers und Cicero über die des Drucks.

In Meißners Skizzen, 1. Sammlung, iſt ohne Angabe der Quelle erzählt, wie einſt Herzog Alexander von Württemberg in Venedig, um die übermüthigen Italiener zu beſchämen, eine ganz ähnliche Comödie habe aufführen laſſen. Nur daß hier ein Geiſt allein auftritt und von einem deutſchen Reiſenden alles erfährt, was er wiſſen ſoll. Der Reiſende ſchießt eine Piſtole ab, ſieht nach der Uhr und lieſt in einem Buche. Offenbar hatte der Herzog Friſchlins Comödie vor Augen. In den Münchener fliegenden Blättern 1849 wurde die kleine Fabel artig illuſtrirt.

Frischlins Drama Helvetiogermani schildert den Sieg Cäsars über die Helvetier und dann über den Ariovist, nachdem die Helvetier römische Hülfe gegen den Uebermuth der Germanen nachgesucht haben. Irgend eine Beziehung auf moderne Politik wird vermißt. Unangenehm berührt der Name einer Thusnelda meretrix, die eine comische Abwechslung in den Ernst des Drama bringt. — Das Drama Hildegardis magna behandelt die bekannte Legende der h. Hildegard, nach dem Volksbuch.

Merkwürdig ist die Comödie von der Frau Wendelgart, weil Frischlin sie in deutscher Sprache, daher auch sehr unbeholfen schrieb.

Graf Ulrich von Buchhorn wird von den Ungarn aus Schwaben fortgeschleppt, seine Gemahlin Wendelgart betrauert ihn als todt, geht ins Kloster und widmet sich ganz der Pflege der Armen. Da kommt einmal ein Bettler, den sie wie die andern beschenkt, der ihr aber feurig die Hand küßt. Da erkennt sie ihren Gatten wieder und beide leben fortan wieder beisammen.

Die Schilderung der Bettler, eine Landplage seiner Zeit, ist sehr launig und derb.

Frischlin gab den Callimachus heraus, übersetzte fünf Comödien des Aristophanes, schrieb Commentare zu Virgil, Horaz, Plautus, brachte die Liebesgeschichte der Dido nach Virgil in zwei Tragödien: Venus und Dido, schrieb eine lateinische Grammatik und viele Streitschriften. Auch besang er die ältesten Weltmonarchien. In seinen kleinen Gedichten besingt er Melanchthon und die einerseits um Luther, andererseits um Calvin sich schaarenden Freunde, eifert gegen den Schwabenverächter Major in Sachsen, (die erste Spur der später so oft wiederkehrenden Antipathie zwischen Nord- und Süddeutschen, abgesehen von der Confession, die in Sachsen wie in Tübingen dieselbe war). Auch finden sich anagrammatische Spiele, eine eigene Gattung von Epigrammen, die in die Versetzung der im Namen enthaltenen Buchstaben einen witzigen Sinn bringen z. B. Valentinus Clessius salsus in saecula venit. — Paulus Melissus plus vales musis. — Joannes Schulterus nervus est in schola.

In den Klagliedern um den verstorbenen Herzog Christoph spielt Frischlin nicht weniger. Die Anfangsbuchstaben der Elegien enthalten den ganzen Titel.

In den Schulcomödien wurden die historischen Stücke meist aus der biblischen und antiken Geschichte gewählt, aber namentlich vaterländische

Stoffe kamen seltener vor. So außer den genannten von Frischlin des Cramer sächsischer Prinzenraub von 1591, des Michthonius Belagerung von Weinsberg von 1604.

Frischlin blieb nicht ohne Nachahmer in seiner Heimath. Johann Hildebrand schrieb, Tübingen 1598, eine lateinische Comödie: Pseudofridericus, worin Rudolf von Habsburg über den Betrüger siegt, der sich den wiedererstandenen Kaiser Friedrich II. nannte. Die Handlung ist unlebendig, fast alles wird nur erzählt, auch hat der Charakter des Usurpators keine tiefere Motivirung. Obligat sind zwei Soldatenhuren, wie die Thusnelda Frischlins, dem „Huren- und Bubenwesen" der damaligen Soldateska entnommen.

Sebastian Hornmold von Tübingen gab 1605 ein opus plane novum heraus, voll von Elegien in lateinischen Distichen, zuerst frommen Inhalts, dann Erinnerungen an Melanchthon, Reuchlin, Erasmus, Brenz, Sturm, Frischlin ꝛc. und Lobsprüche gelehrter Schwaben seiner Zeit.

Eigenthümlich sind in diesem Werke die guten Elegien, in welchen die Musik, die vier Stimmen, die Instrumente, endlich die großen Meister, vor allen Orlando Lasso gepriesen werden. Hier findet sich auch (10. Elegie des 4. Buchs) eine merkwürdige Beschreibung des Nachtigallgesangs.

Primum zinzilulat (criticorum pace loquendum
Quam det Aristarchus) vividiore tono.
Hinc simul in medium medulamina congerit apte,
Saepius immutans alterat inde vices.
Nunc melos intorquet, nunc multiplicare videtur,
Nunc tardat, nunc inflectit et ore rotat.
Nunc vibrat et tremulat, nunc fistulat ore represso,
Praecentor voluti sibilat ore puer.
Nunc silet omnino, quasi muta sit, illico pleno
Gutture clarisonos integrat illa modos.
Stridula nunc in se partitur, murmura, fauces
Nunc trahit, effingat mille quousque tonos.

Von Hornmold erschien ferner 1619 eine Sammlung von lateinischen Dichtungen der verschiedensten Verfasser, alle gerichtet gegen das deutsche Laster der Trunkenheit (in crapulam seu de vitanda ebrietate). Der Literarhistoriker findet hier die reichste Auswahl von Namen. Ungedruckt existirt in der Stadtbibliothek zu Heilbronn noch Hornmolds 1) Heil-

bronna, Lob und Beſchreibung der Reichsſtadt Heilbronn, in lateiniſchen Hexametern. Es beginnt ſehr lebendig:

Fontis et urbis opus patriaequo insignis honores
Et vos frigidulos fabulosi Necaris undas etc.

2) Laurea oder lauri Apollinaris i. e. poëseos laus, eine allegoriſche Comödie zur Verherrlichung der Poeſie, worin Apollo, die Muſen, Homer und die alten Dichter, Ariſtoteles und die alten Philoſophen, dann die neulateiniſchen Dichter Eoban, Sabinus, Friſchlin ꝛc. auftreten. 3) Seine Lebensbeſchreibung in Proſa. Dieſer ſchwäbiſche Dichter wäre einer ausführlichen Monographie werth.

Friedrich Hermann Flayder gab 1625 zwei Luſtſpiele heraus Imma portatrix und Ludovicus bigamus. Beide ließ er zu Tübingen von adeligen jungen Studenten aufführen, deren Namen im Buche ſtehn. Das erſte Stück behandelt die berühmte Sage von Eginhard und Emma (vgl. Theil I. S. 52), mit einem Prolog der Venus und comiſchen Zwiſchenſcenen, in denen Korydon, Menalkas und Amaryllis im griechiſchen Schäfercoſtüme doch nur ſchwäbiſche Bauern ſind. Das zweite Stück behandelt die eben ſo berühmte Geſchichte des Grafen von Gleichen mit ſeinen beiden Weibern (II. 61), gleichfalls mit comiſchen Scenen, in denen die abend- und morgenländiſche Dienerſchaft Späße macht. Trotz der claſſiſchen Sprache ſind beide Luſtſpiele durch und durch romantiſch und bilden den Uebergang von Friſchlin zu Gryphius und Tieck. — Zwei Jahre ſpäter ſchrieb derſelbe Flayder noch eine dritte Comödie: Moria rediviva, mit Bezug auf des Erasmus Lob der Narrheit.

Moria, die Narrheit, hält den Prolog und verſichert ſich der Weltherrſchaft. In der erſten Scene ſtreiten Demokrit, der hellauf lacht, und Heraclit, welcher heult und weint. Hahaha der eine, hu hu der andre. Moria kommt dazu, heißt ſie ſich vertragen, weil ſie ja alle beide doch nur ihre Diener ſeyen und befiehlt ihnen, ihre Hofleute zu holen, um bei ihrer Wiederkehr in die Welt ihr gleich einen ſtattlichen Hof zu bilden. Da werden nun Vertreter aller Stände gebracht, ein pfaffus, ein philosophaster, ein alcumista, ein mercator, miles, venator, rusticus etc. und gründlich verhöhnt.

Er ſchrieb auch Epigramme (sal musarum) 1629, meiſt Ueberſetzungen.

Einige lateiniſche Dichter Schwabens waren vorzugsweiſe Anagrammatiker. So der berühmte Juriſt Johann Harpprecht in Tübingen, deſſen poemata von 1617 außer Gratulationen und Condolenzen haupt-

ſächlich Anagramme enthalten, darunter die Mehrzahl auf ſeinen eigenen Namen z. B.

Johannes Harpprecht { Penna Christo pare / Hinc per honesta ruas. / Apponis jus, ro Nectar.

Egidius Hunnius. — Hui dignus venis

Ulricus Besoldus — Sol lucidus rubes.

Emanuel Birglius — Lingua mei es urbi.

Ganz eben ſo alberne Wortſpielerei trieb Daniel Grückler, deſſen somnia insomnia, (Tübingen 1700), theils lateiniſche, theils deutſche Anagramme enthalten, z. B. divitiae — dea vitii. Am künſtlichſten iſt: Babel (Rom) wollte die Bibel ausrotten, aber Bebel, der Humaniſt in Tübingen) hat ſie als Held vertheidigt, ſo daß gegen Bebel die Bibel von Babel unbeſiegt blieb.

So viel von den Schwaben. Ich reihe ihnen noch einige lateiniſche Dichter aus andern Gegenden Deutſchlands an. Zu den trotz ihrer lateiniſchen Sprache doch volksthümlichen Luſtſpieldichtern müſſen wir insbeſondere den Utrechter Georg Macropedius zählen, deſſen Dichtungen in Deutſchland beliebt waren. Seines Hecastus iſt oben ſchon gedacht. Seine Andrisca, fabula lepidissima von 1537 iſt eine lateiniſche Comödie ganz wie ein deutſches Faſtnachtsſpiel.

Andrisca ergibt ſich hinter dem Rücken ihres Mannes Georg wüſter Schwelgerei, bis er ſie zu einem Zweikampf herausfordert, damit Gott urtheile, wer als der Stärkere zu befehlen haben ſoll. Sie wird überwunden, jämmerlich durchgeprügelt und muß um Gnade bitten. Zwei antike Chöre ſtehen ſich in dieſem Drama gegenüber, ein Chor der Bacchiden auf Seite der Weiber, ein Knabenchor auf Seite der Männer.

Derſelbe Dichter ſchrieb auch einen Bassarus, mit obigem Stück beiſammen in der Basler Sammlung comoediae et tragoediae aliquot, Baſel bei Brylinger 1540. In dieſem Stück geht es eben ſo toll und wüſt her, wie im vorigen.

Baſſarus, ein Bauer, ſtiehlt dem Pfarrer und Schulzen ihre Vorrathkammer und Keller aus, ladet ſie dann zum Schmauſe und geſteht ihnen zuletzt, daß ſie ſich von ihrem Eignen gütlich gethan haben. Ein Paraſit, Weiber und Masken geben dabei zu allerlei Poſſen Anlaß.

Des Hayneccius Hansoframea sive Momoscopus, eine Comödie, gedruckt Leipzig 1581

Auf ganz ähnliche Art ist die Gemeindeordnung Badens gebildet.

Auch hier ist die Gemeindeverwaltung von den meisten Funktionen der Staatsgewalt getrennt, und auch durch die Oberaufsicht der Staatsbehörden beschränkt. Dagegen geht das demokratische Prinzip in den unabhängig gebliebenen Theilen der Verwaltung noch einen Schritt weiter als in Würtemberg. Denn nicht nur haben bei den Wahlen zu den Gemeinderathsstellen sämmtliche, selbst die Schutz- und Ehrenbürger, ohne Unterschied des Vermögens, des Stands und der Bildung, Stimmrecht, sondern es wird auch für die Wählbarkeit weder Vermögensbesitz, noch geprüfte Fähigkeit verlangt. Ebensowenig ist für ein gesetzliches Vorzugsrecht gesorgt.

Weiter geht ferner diese Ordnung noch in sofern, als alle Magistratsmitglieder, selbst die Ortsvorsteher, nur auf 6 Jahre gewählt werden können, und bei Meinungskonflikten der 2 bürgerlichen Kollegien, und sogar bei Berufung eines Betheiligten, von gleichlautenden Beschlüssen bei der Behörde eine Berufung an die gesammte Bürgerschaft statt findet.

In den Ländern Nassau, Hessendarmstadt und den deutschen Ländern des linken Rheinufers ist die Vertheilung der Staatsgewalt und das theilweise Vorherrschen des demokratischen Prinzips gleichfalls zu bemerken, nur auf andere Art, indem hier die Gemeindeverfassungen in gänzlicher Abhängigkeit von der Staatsgewalt sich verlieren, dagegen in den Gerichten Ersatz gegeben ist.

Im Herzogthum Nassau hat, nach der Verordnung von 1816, der von der Regierung ernannte Schultheiß, unter Aufsicht höherer Beamten, die Polizei und das Gemeindevermögen zu verwalten, ebenso das öffentliche Abgabewesen, und sind ihm nur zur Berathung, nicht Entscheidung, 2—12 von der Gemeinde auf 2—3 Jahre gewählte Vorsteher (das Feldgericht) beigegeben.

Nach der Gemeindeverfassung Hessendarmstadts[1] wird ein Bürgermeister aus 3, durch alle wahlberechtigten Ortsbürger vorgeschlagenen Kandidaten auf 6 Jahre von der Regierung ernannt, der die Gemeindeverwaltung, in vielen Orten auch die Polizei, unter höherer Aufsicht zu führen hat, und dem ein Gemeinderath

[1] Großherzogl. Hessendarmstädtische Gemeindeordnung vom 30. Juni 1821.

läßt den Hanſoframea (den Kutſcher Hans Pfriem) wider Verdienſt in den Himmel kommen, indem ihm die alte Petrona, in Abweſenheit des Petrus, das Thor öffnet. Petrus, Paulus ꝛc. wollen ihn nun zwar wieder hinausbefördern, aber er jagt ſie alle durch ſeine Grobheit davon, behandelt die Maria Magdalena, die ihm Vorſtellungen macht, wie eine Hure und entledigt ſich auch der auf ihn gehetzten unſchuldigen Kindlein, indem er ihnen Leckerbiſſen verſpricht und ſie hinter ſich herzieht, wie der Rattenfänger von Hameln.

Zum beſſern Verſtändniß dieſes Luſtſpiels iſt nothwendig zu wiſſen, daß Hans Pfriem bereits in Luthers Tiſchreden als comiſche Perſon im Gefolge der zu Weihnachten die Kinder belohnend und ſtrafend umziehenden h. Perſonen erwähnt iſt. Ihm als grobem Tölpel wird allerlei freches Widerſprechen und Tadel gegen Gott und ſeine Heiligen in den Mund gelegt. Vgl. Haſe, geiſtliches Schauſpiel S. 121.

Hartmann Schopper, ein Pfälzer, Soldat unter Max II., ließ 1588 ſeine lateiniſche Ueberſetzung des Reinecke Fuchs drucken, die den deutſchen Text ſehr natürlich wiedergibt. Z. B.

Serena lucebat dies
Et sol micabat aureus,
Rex imperator omnium
Leo ferarum sceptiger
Totius urbis brutiae
Festum peragens convocat.

Das Gedicht wurde in Gheri delit. V. 1437 f. aufgenommen.

Chriſtoph Stymmel gab 1579 in Stettin zwei lateiniſche Comödien heraus, eine Opferung Iſaacs und studentes. Nur die letztere iſt von Intereſſe, weil ſie die coloſſale Lüderlichkeit auf den damaligen Univerſitäten bezeugt.

Philargyrus ſchickt ſeinen Sohn Philomathes auf die hohe Schule, wo er aufs fleißigſte ſtudirt, während ſeine Jugendfreunde Acolaſtus alles mit Weibern, Acrates alles mit Spiel vergeuden. Zuletzt muß Acolaſtus ein Mädchen heirathen, die er entehrt hat, Acrates aber beſtiehlt ſeinen Vater, um ſeine Spielſchulden zu zahlen.

In Wichgreve Cornelius relegatus, einer lateiniſchen Comödie von 1600, werden neben der allgemeinen Lüderlichkeit, welche die Relegation des Helden zur Folge hat, hauptſächlich die rohen Mißbräuche des akademiſchen Bacchantismus zur Schau geſtellt. — Aehnlich die Comödie vom Studentenleben von Schoch, 1657.

Der Sohn eines Edelmannes und der eines Kaufmannes werden Studenten. Pekelhering ihr Bedienter. Von Landsleuten in den Pennalismus eingeweiht werden sie zunächst besoffen gemacht und treiben sich in allem umher, was das damalige Studentenleben mit sich brachte. Am naivsten sind die ländlichen Suiten, das Ende ist die Relegation.

Aus Mangel an Geist und Erfindung und weil die Humanisten von Haus aus mit einer fremden Sprache als Sprachkünstler kokettirten, kamen sie auf allerlei Spielereien, auf die Centonen d. h. musivische Zusammensetzung neuer Dichtungen aus wörtlichen Stellen des Alten, auf die Anagramme, d. h. das Auskünsteln neuer Wörter und eines neuen Sinnes aus der Verstellung der Buchstaben eines Wortes, besonders der Namen, und auf die macaronische Schreibart, d. h. die absichtliche, zum Zwecke der Satire dienende Mischung moderner, populärer und grober Ausdrucksweise mit der classischen, ursprünglich nur eine witzige Anwendung des s. g. Mönchs- oder Küchenlatein, welches aus der Mischung der lateinischen Kirchensprache mit der angebornen Mundart einfältiger Pfaffen entstand. Ferner die Spielerei mit Buchstaben, die Gedichte, in denen jedes Wort mit ein und demselben Buchstaben anfangen mußte ꝛc. Vgl. darüber Genthes Geschichte der macaron. Poesie, 1829. Das non plus ultra dieser Spielerei war das Henr. Reimarus Proteus poeticus, Hamburg 1619, ein ganzes Buch, welches nichts enthält, als einen einzigen Vers:

Tempore da nostro bona pax, pie Christe, sit urbi

nicht weniger als 150mal durch Verstellung der einzelnen Worte variirt. — Des Hamconius certamen catholicum cum Calvinistis (ohne Ort und Jahr) und des Hucbald ecloga de calvis (Basel 1546) bestehen beide nur aus Wörtern, die mit C, das Petri Porcii pugna porcorum (Antwerpen 1530) nur aus solchen, die mit P anfangen.

Die eigentliche macaronische Poesie macht die beste Wirkung, wenn sie ernst und in heroischem Pathos kleine und lächerliche Dinge schildert und dabei die gemeinsten Ausdrücke unter die erhabenen einmischt.

In den facetiis facetiarum von 1657 ist eine lustitudo studentica in macaronischen Hexametern abgedruckt, worin das Studentenleben sehr lustig abgeschildert ist.

Vos famuli Kannis Bachum demergite tiefſis,
Et date Rhenano porula plena mero.
Vos pueri crassum, primum Biera indite in Humpum
Hoc fundamento est aedificanda domus. —
Nunc superest mensam damzandum et benkia circum,
Pocula do propriis praecipitate locis,
Praecipitate libros, quid cum tibi, Bache, Camoenis?

Daſelbſt iſt auch die Floja abgedruckt, die ſchon 1593 einmal beſonders gedruckt worden war, nochmals herausgegeben 1827 von Aeander (Immermann).

Das Gedicht beginnt virgiliſch angia floosque canam. Die Flöhe werden als überaus ritterliche Helden und Freiheitsmänner geprieſen, weil ſie in ſo kühnen Sprüngen über alles ſich hinwegſetzen und ſelbſt die Majeſtät der Könige nicht fürchten, noch die Allmacht des Papſtes.

Cogitur hinc Bapstus slotos crutzumque sacratum
Werpere de manibus etc.
Non furchtit Keisros, non reges etc.

Am launigſten iſt die Schlacht der Jungfern mit den Flöhen beſchrieben:

So flous sanguine mekae
Fullit, repletus per Kleidros springit et huppit,
Vexerit adeo, aut Jungfrae absque pudore
Uprapant sese et beinos, bauchumque bekikant,
Saepe etiam Kragium upmakunt et titia runda
Defendunt, arcentque floos etc.

In den facetiis findet ſich auch noch ein macaroniſches Gedicht de casei stupendis laudibus, eine witzige Verherrlichung des Käſes.

Im Jahr 1619 erſchien zu Hanau Caſpars Dornavi amphitheatrum sapientiae socraticae jocoseriae, in Folio, eine Sammlung zum größten Theil lateiniſcher, zum geringſten Theil auch deutſcher Scherzgedichte, überaus reichhaltig.

Der Sammler beginnt mit einer lateiniſchen Ueberſetzung des homeriſchen Froſchmäuſekriegs und noch zwei ähnlichen Dichtungen, reiht dann nicht weniger als dreizehn Gedichte von den Flöhen zuſammen, worunter auch Fiſcharts Flohhatz, drei Dichtungen von den Läuſen, zehn von den Ameiſen, fünfundzwanzig von der Nachtigall, neununddreißig von Hunden. Den Thieren folgt allerlei anderes, vier Gedichte vom Bier, ſechs vom Lachen, ſechs vom Nichts ꝛc. Die deutſchen Dichter nehmen hier nur einen geringen Raum ein, die meiſten ſind alte Klaſſiker oder Romanen.

3.

Die erſte ſchleſiſche Schule.

Gegen die lateiniſche Poeſie des Gelehrten kämpfte die deutſche Dichtung im 16. Jahrhundert nur ohnmächtig an. Weder die groben kirchlichen Satiren, die wir ſchon kennen, noch die rohen Volksſchauſpiele, die wir ſpäter betrachten werden, waren im Stande, der verwilderten deutſchen Sprache ihren verlorenen Adel zurückzugeben. Deswegen erſcheint es ganz natürlich, daß am Ende die deutſche Sprache ſelbſt ſich der Renaiſſance gefangen gab und in die zunächſt lateiniſche, dann auch italieniſche und franzöſiſche Form goß, all ihre alte Eigenheit und Urſprünglichkeit verleugnend.

In der Wahl der Stoffe war die Renaiſſancedichtung von alter Gewohnheit und neuer Mode zugleich beherſcht. Chriſtliche Dichtung galt noch als obligat. Kaum durfte der Poet ſeine Sachen drucken laſſen, wenn nicht geiſtliche Gedichte voranſtanden. Neue Mode waren hauptſächlich die akademiſchen Schäfereien, alſo begann es von fleiſen Hirtengedichten zu wimmeln. Die Großthaten und Schrecken der Religionskriege konnten ihres Eindrucks auf die Sänger nicht verfehlen, daher einerſeits die blutigen und hochtrabenden Haupt- und Staatsreactionen, andrerſeits ſo viel Angſt- und Bußlieder. Die alte Grobheit, die Lüderlichkeit der Soldateska, die neue von den Ausländern erlernte Frivolität pfuſchte überall in das reinliche Werk der Renaiſſancedichter hinein. Aus den Reichsſtädten und aus allerlei Winkeln der Provinzen drang noch der Volkston, wenn auch mit heiſerer und betrunkener Stimme durch. An den Höfen und Univerſitäten aber blühten die neuen Myrthen-, Lorbeer-, Cedern- und Cypreſſenwälder von der Scheere reinlich zugeſchnitten, mit Marmorſtatuen und Renaiſſancepalläſten, und elegante Dichter beugten ſich darin bis auf den Boden vor den Durchlauchtigſten in Allongeperücken, welche gnädiglich die Huldigung entgegennahmen. Die übertriebenſte Devotion und Kriecherei zeichnet beide ſchleſiſche Schulen und die fruchtbringende Geſellſchaft aus.

Es fällt auf, daß gerade in dem abgelegenen und kaum recht ger-

manifirten Schleſien der deutſche Parnaß aufgeſchlagen werden ſollte. Aber es erklärt ſich aus der Pflege, welche hier unter dem letzten Fürſten des Hauſes Piaſt die Schulwiſſenſchaften fanden. Namentlich war Trotzendorfs Schule zu Goldberg am Ende des 16. Jahrhunderts die berühmteſte der damaligen Zeit. Schon vor Opitz traten hier Dichter auf. Theobald Höck gab 1601 zu Liegnitz ein „ſchönes Blumenfeld“ heraus, wobei er ſeinen Namen in Otheblad Oekh verſtellte. Es ſind geiſtliche und Liebeslieder. In den erſtern verräth er die Schule Johann Heermanns. Die letztern ſind für die Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Poeſie von vielem Intereſſe. Seit Puchmann war der Meiſtergeſang verſtummt, die neue Geſangkunſt der Renaiſſance hatte ſich nur der lateiniſchen Sprache bedient. Kirchenlied und Volkslied allein füllten neben dieſen lateiniſchen Dichtungen der Humaniſten die Leere bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus. Höck nun war der erſte uns bekannte Kunſtdichter, der den Uebergang aus dem Volksliede zum deutſchen Kunſtliede des Renaiſſancegeſchmackes bezeichnet.

Seine Lieder haben oft noch völlig den Volkston z. B.

Schönes Lieb, ich muß dich laſſen,
Ich fahr dahin meine Straßen ꝛc.

oder:

Man ſagt, wems Glück wohl pfeift,
Der mag wohl luſtig tanzen ꝛc.

Weil ſeine Lieder dem natürlichen Volkstone treu bleiben, ſind ſie ſogar gelenkiger und weniger ſteif, als die nachfolgenden von Weckherlin und Opitz. Zuweilen mahnt uns Höck noch an die ſchönſten Tage der Minneſänger, z. B. in dem Liede:

Selig und aber ſelig iſt die Liebe
Wo Augen, Herz und Mund zugleich ſich üben,
Wo Lieb an Lieb darf mahnen
Liebe mit Lieb belohnen,
Da wär gut wohnen ꝛc.

Die lieblichſte Naivetät herrſcht in ſeinen erſten und älteſten Gedichten, in welchen er die Ueberraſchung, Scham und ſüße Blödigkeit ſchildert, die ihn übernommen, als er zum erſtenmal begriff, warum das ſchöne Geſchlecht in der Welt iſt.

Von einem andern Schleſier, Frenzel von Friedenthal, iſt ein

Lob auf die Stadt Augsburg aus dem Jahr 1585 erhalten, worin ſonderlich die Frauenzimmer höchlich gerühmt werden:

Wie ganz holdſelig und wie mild
Sich da erging ein Frauenbild,
Scherzlich mit Worten und dabei
Redſprächig, wie ſie auch ſo frei
Einen jeden zu beſcheiden weiß
In Züchten doch ꝛc.

Vgl. Meiſter, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache I. 257. Zwiſchen dem echten Volkslied und Kunſtlied in der Mitte ſtehen einige mit Melodien herausgegebene Liederbücher jener Zeit. Die neuen Galliardt (Tanzlieder) von Roſthius, Altenburg 1593 und der Luſtgarten Leo Haßlers, Nürnberg 1601. Vgl. Meiſter daſ. 318. 321.

Vor Opitz dichtete auch ſchon Paul Schede (genannt Meliſſus) wie in lateiniſcher, ſo deutſcher Sprache. Seine geiſtlichen Gedichte von 1572 ſcheinen verloren, einige wenige weltliche ſind gerettet in der Sammlung der Zürcher Streitſchriften IV. 9, und in Matthiſſons lyriſcher Anthologie Th. 18. Auch ſie halten auf bemerkenswerthe Weiſe den guten Ton des deutſchen Volksliedes ein, z. B.

Roth Röslein wollt ich brechen
Zum hübſchen Kränzelein
Mich Dörne thäten ſtechen
Hart in die Finger mein,
Noch wollt ich nit lan ab.

In den Züricher Streitſchriften ließ Bodmer auch ein deutſches Hochzeitslied des Peter Donaiſius aus Straßburg drucken, welches leicht und fließend den gleichen Ton des Volksliedes einhält.

Der bisher übliche kurze Vers, der aus den epiſchen Dichtungen in die Faſtnachtſpiele übergegangen und allerdings ſteifer und härter geworden war, fiel von nun an als ſogenannter Knittelvers in Verachtung. Dagegen kam der (nicht minder ſteife) franzöſiſche Alexandriner (ſo genannt, weil er zuerſt in einem franzöſiſchen Alexanderlied vorkommt) und kamen antike und italieniſche Versmaße, die eine leichtere und mannigfaltigere Bewegung zuließen, in die Mode. Lange jedoch hielt noch die

Rohheit der Gemüther und der Pedantismus der Gewohnheit die Dichter vom Ziel vollendeter Leichtigkeit zurück.

Der Uebergang aus dem volksthümlichen Knittelvers in den gelehrten Alexandriner mit Herbeiziehung der claſſiſchen Mythologie macht ſich zuerſt bemerklich in den Feſtgedichten und zwar nicht bloß der Höfe, ſondern auch in den größern Städten. Bisher hatten die Spruchdichter und Pritſchmeiſter obligate Knittelreime zu den Schützen- und andern öffentlichen Feſten gemacht. Friſchlin verfertigte ſchon für den Württemberger Hof lateiniſche Feſtgedichte im glänzendſten Renaiſſanceſtyl und dieſe neue Mode nahm bald überhand. Mathias Holzwart gab 1568 in Folio „der „Luſtgart newer deutſcher Poeterei“ mit Feſtgedichten für den Württemberger Hof heraus. Dieſer Geſchmack ging im nächſten Jahrhundert hauptſächlich auf die Pegnitzſchäfer und auf die jeſuitiſchen Hofdichter über.

Die kunſtreichen Versmaße der Italiener, die Schäfergedichte, Sonnete und Epigramme, führte, ebenfalls noch vor Opitz, zuerſt ein Schwabe in die deutſche Poeſie ein, Georg Rudolf Weckherlin. Dieſer, geb. 1584 in Stuttgart, machte frühzeitig große Reiſen, wurde Sekretär des Herzogs von Württemberg, ſchloß ſich im dreißigjährigen Kriege dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz (dem vertriebenen Böhmenkönige) an, kam dadurch nach England und war dort Secretär der deutſchen Kanzlei, welche die Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten unterhielt, noch im Jahr 1660. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt. Schon 1618 erſchienen von ihm in Stuttgart „Oden und Geſänge“ (in ſpäteren Ausgaben zu Amſterdam), ſechs Jahre vor denen des Opitz, und finden wir in Weckherlin den Prototyp nicht nur der erſten, ſondern auch ſchon der zweiten ſchleſiſchen Schule und der Pegnitzſchäfer.

Wie ſein Lied von den Küſſen beweiſen mag, welches nach leichterem Versbau ſtrebt wie Opitz, etwas ſchlüpfrig iſt wie Hoffmannswaldau, und ſpielend wie Birken und Harsdörfer. Das Tändelnde, das die Nürnberger Schule annahm, zeigt ſich auch in andern Liedern Weckherlins. Die Neigung zum Sinnreichen erzeugt bei ihm auch da Spielerei, wo ſonſt Gefühl und Sprache kräftig ſind! So in dem ſchönen Gedicht von der Neuheit der Liebe. Originell und trefflich iſt das Genrebild „die ſchöne Bettlerin“. Ein Streben nach kräftiger Natur, Wahrheit und klarem Ausdruck beurkundet ſich in dem Herbſtlied:

Was kann doch angenehmer ſeyn,
Denn einen Becher ganz voll Wein

In ſeiner ſtarken Hand am trocknen Mund zu haben,
Und ſeinen müden Leib und Geiſt damit zu laben? ꝛc.

Leider wird aber nicht in dieſer Weiſe fortgefahren, die Strophe endet matt und dann beginnen „die Nymphen" eine Gegenſtrophe, worin ſtatt des Trinkens das Lieben geprieſen wird, ſo daß alles auf einen ziemlich ordinären Wettſtreit zwiſchen Bacchus und Venus hinausläuft, wo uns der ſchöne Eingang ein ächtes deutſches Trinklied hätte erwarten laſſen. Ueberhaupt miſcht Weckherlin zu viel antike Götter und Nymphen ein. Recht antiken Schnitt haben z. B. die Epigramme auf die Niobe:

Gedrücket von der Freud und Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Und wieder durch den Tod verloren
Bin ich ſelbſt ein Grab und Grabſtein.

und auf die Venus

O Venus, weil mein Angeſicht,
Nun lieblos, niemand machet ſtehen,
Ich meinen Spiegel dir verpflicht,
Denn, was ich war, kann ich mich nicht,
Und wie ich bin, will ich nicht ſehen.

In einer Anzahl politiſcher Lieder nimmt der Dichter den lebendigſten Antheil an den proteſtantiſchen Helden ſeiner Zeit. Eine lange Elegie klagt über den Tod Guſtav Adolphs. Er vergleicht ihn mit dem Herkules, der im Feuer gen Himmel gefahren.

Sehr ſchön und feurig iſt der Nachruf „An Deutſchland" und nicht minder die „Ermunterung an deutſche Krieger", die ſich nur zu lang hinſchleppt.

Weit größeren Ruhm als die bisher Genannten erndtete Martin Opitz ein, ſo daß nach ihm, weil er ein Schleſier war, die ganze moderne Dichtungsweiſe die der ſchleſiſchen Schule genannt wurde, und zwar galt Opitz als Begründer der ſogenannten erſten ſchleſiſchen Dichterſchule, ſofern nach ſeinem Tode noch eine zweite entſtund. Opitz ſelbſt rühmt von ſich, „er habe den Deutſchen die erſte Bahn zur Poeſie, ſo nicht bald eingehen werde, gezeigt." Eine ungeheure Unvernunft, da die Deutſchen ſeit tauſend Jahren ſchon eine viel edlere Poeſie beſaßen, die ihre eigne und nicht wie die Opitziſche von fremdher entlehnt war, und eine ungeheure Prahlerei, da ſchon lange vor Opitz die lateiniſchen Dichter dieſelbe Bahn der Renaiſſance eingeſchlagen hatten. Claſſiſche Bil-

dung war bei Opitz eins und alles, ohne ſie erkannte er keinen Dichter an. Er ſchrieb an Zinkgref:

Wer nicht auf die Alten zielt
Nicht ihre Stärke kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt ꝛc., iſt zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

Das einzige Verdienſt des Opitz beſteht darin, daß er wie Höckh und Weckherlin den Lateinern, Italienern und Franzoſen einen leichteren, natürlicheren und anſtändigeren Styl ablernte und ſomit der groben, ungehobelten und unflätigen Sprachweiſe, wie ſie ſeit Luther, Murner und Fiſchart herrſchte, mit einer wirklich vornehmen Grazie entgegentrat, obgleich es ihm noch ſehr ſchwer wurde, die gelehrte deutſche Steifigkeit abzulegen. Auch haben ihn an Natürlichkeit und Leichtigkeit viele unbekannte Dichter von deutſchen Volksliedern, die nichts von Claſſicität wußten, weit übertroffen.

Das Schlimme an ihm war die Ausländerei, die gänzliche Entfremdung von der angebornen heimiſchen Art. Das war indeß ſo ſehr die allgemeine Beſeſſenheit der damaligen Gebildeten, daß er nicht beſonders darum getadelt werden darf. Perſönlich gereicht ihm mehr ſeine Charakterloſigkeit zum Vorwurf, obgleich auch dieſe in vielfacher Weiſe entſchuldigt werden kann. Geboren 1597 zu Bunzlau (am Bober) in Schleſien machte er ſchon in ſeiner Jugend humaniſtiſche, italieniſche und franzöſiſche Studien, kam dann überall auf Schulen herum von Jütland und Heidelberg nach Siebenbürgen, wurde zu Wien als Poet gekrönt und geadelt. Seitdem hieß er Opitz von Boberfeld oder der Boberſchwan. Daß er nachher, obgleich Proteſtant, Secretär und Schmeichler des berüchtigten Grafen Dohna wurde, der in Schleſien die Proteſtanten mit Dragonaden verfolgte, iſt ihm zum ſchweren Vorwurf gemacht worden. Nachher diente er dem Polenkönig Wladislav und ſtarb 1639 zu Danzig an der Peſt. Er war von Natur leichtſinnig, der Krieg ſchreckte und eckelte ihn. Er ſuchte heiteres Wohlleben.

Opitz brachte eine nie vorher bekannte Schweifwedelei in die deutſche Dichtung. Nur die lateiniſchen Dichter waren ihm hierin vorangegangen. Allein hündiſche Schmeichelei der Gelehrten gegen die großen Herren, durch welche ſie Anſtellungen erhielten, lag in der Zeit. Sonder-

lich auf proteſtantiſchem Gebiete gab es keine unabhängige Kirche mehr, in deren Schutz die Geiſter hätten wirken können. Immer mehr Exiſtenzen, die ſich geiſtiger Thätigkeit widmeten, wurden von Fürſtengunſt abhängig. Seit Opitz nahmen die Gratulationen den breiteſten Raum in der lyriſchen Poeſie ein. Die gekrönten Poeten proſternirten faſt alle in unzähligen niederträchtig demüthigen Gedichten vor ihren Gönnern. Und zwar in dem von nun an herrſchenden Alexandriner, dem aus Frankreich entlehnten, ganz der pedantiſchen Grandezza angemeſſenen Versmaße: Daneben figurirte eine Unzahl Hochzeits- und Beileidscarmina. In vielen lyriſchen Sammlungen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts findet man nur ſolche.

Opitzens poemata wurden in drei Bänden vielmal aufgelegt, von 1624 bis 1648 nicht weniger als achtmal.

Sie enthalten nicht ein einziges größeres, der Unſterblichkeit würdiges Gedicht, überall nur ein buntes Durcheinander von Proſa und Verſen, Lateiniſchem und Deutſchem, Fremdem und Eigenem, Lob- und Lehrgedichten, Dramatiſchem und Lyriſchem. Die „Poetiſchen Wälder“ enthalten ſeine lyriſchen Gedichte, meiſt Ueberſetzungen aus dem Holländiſchen, Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen. Nichts Erbärmlicheres als in dem Gedicht in Alexandrinern „an die deutſche Nation“ die Selbſteinweihung des Dichters in ſein Amt. In der ſchlechteſten Sprache die gemeinſten Gedanken. Da nennt er ſich ſelbſt einen hohen Geiſt, ſpricht von ſeinem Lorbeer, zu dem ihm Amor noch den Myrthenkranz bringt, Vulcanus ſchmiedet ihm eine goldene Feder, und bei Apoll ſteht er ganz in Gunſt und Holde. Daraus ſey nun das vortreffliche Buch entſtanden, das ſein werthes Vaterland chriſtlich von ihm annehmen ſoll. Opitz iſt auch der Erſte, der in einem andern Liede „die Leyer“ anfingt, eine Unart, die leider noch immer von den deutſchen Dichtern nicht gewichen iſt. Von Leyern zu reden, wo keine ſind, iſt eben ſo abgeſchmackt, als den Geſang zu beſingen. Im Uebrigen iſt der Haupteindruck, den Opitzens Gedichte machen, der fremdartige Anblick antiker mythologiſcher Staffagen in der ſchlichten deutſchen Landſchaft. Es iſt ihm unmöglich, zu dichten, ohne die Alten, ihre Götter und Nymphen herbeizuziehen. — Die meiſten unter den Originaldichtungen von Opitz ſind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbniſſe. In den erſteren macht ſich bereits die unbelikate Ausmalung von Brautnachtfreuden breit, worin der ſpätere Hoffmannswaldau das Mögliche geleiſtet. Eines der beſten lyriſchen Gedichte von Opitz, das man ſo oft bewundert und wieder abgedruckt hat, iſt nur eine wörtliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen des Ronſard.

beigegeben iſt, der ſich nur einmal im Jahr auf die Dauer von 14 Tagen in der Regel verſammeln darf, dem im Weſentlichen nur ein berathender Einfluß geſtattet iſt.

In den deutſchen Ländern des linken Rheinufers verſchwinden alle Rechte der Gemeinden an die Verwaltung ihres Vermögens und auf Antheil an der Handhabung von Funktionen der Staatsgewalt faſt gänzlich.

Ein von der Regierung ernannter Ortsvorſteher hat hier unter der Aufſicht höherer Beamten die Gemeinde zu regieren. Nur für einzelne Fälle iſt ihm ein berathender Ausſchuß beigegeben.

Nach den hier größtentheils beibehaltenen Beſtimmungen des franzöſiſchen Kaiſerreichs wurde der Ausſchuß von dem Oberbeamten oder der Regierung ernannt, verſammelte ſich derſelbe nur einmal 14 Tage lang im Jahr, und mußten alle Beſchlüſſe dem Oberbeamten zur Genehmigung vorgelegt werden.

Neben dieſer gänzlichen Abhängigkeit in Verwaltungsangelegenheiten iſt dem demokratiſchen Prinzip ein bedeutender Spielraum gegeben bei der Gerichtsbarkeit durch die Geſchwornengerichte in dem größten Theil dieſer Länder, ein Uebergewicht, das ſo viel Beifall daſelbſt gefunden hat, daß die gänzliche Abhängigkeit in anderer Beziehung weniger gefühlt wird.

Merkwürdig iſt aber, wie in dieſen Ländern die demokratiſche Richtung in einem einzelnen Zweige der Staatsgewalt neben Unfreiheit in anderer Beziehung von der öffentlichen Meinung ebenſo lebhaft feſtgehalten wird, wie in mehreren ſüdweſtlichen Staaten, z. B. in Würtemberg in Betreff der Gemeindeverwaltung, während doch alle dieſe Länder Jahrhunderte lang auf ganz andern Grundlagen ihre Freiheit und ihren Wohlſtand blühen ſahen.

Hätten die Städte am Rhein: Köln, Mainz, Speier, unter einem fürſtlichen Beamten und deſſen Adjunkten, auch neben Freiheit in der Rechtspflege, zu dem Anſehen und dem Wohlſtand emporſteigen können, wovon uns ihre Geſchichte berichtet?

Wenden wir uns oſtwärts von der Linie, welche wir von der Nordſee zum adriatiſchen Meer gezogen, zu dem öſtlichen Theil der preußiſchen Monarchie, ſo finden wir eine Städteordnung ganz entgegengeſetzter Art wie die des weſtlichen Deutſchlands.

Zunächſt iſt hier die Städteordnung für das Königreich Preußen von 1808 zu prüfen, welche durch die neue Ordnung

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinauszuſchauen
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Aus allem, was uns von Opitz bekannt iſt, geht klar hervor, daß er einer ſittlichen Erhebung, eines Erzürnens über Unrecht, einer patriotiſchen Begeiſterung, eines religiöſen Ernſtes ꝛc. ganz unfähig, daß er ein oberflächlicher, ſeelenloſer Modemenſch geweſen iſt. Der „Vater der neuen deutſchen Poeſie“ konnte auch gar nichts beſſeres ſeyn, er mußte, indem er nur franzöſiſchen, afterclaſſiſchen Muſtern folgte und ſomit die eigne deutſche Nationalität der fremden, den chriſtlichen Grundton der Seele einem afterheidniſchen aufopferte, nothwendig ein charakterloſer Zwitter werden. — Die „Schäfferei von der Nymfen Hercinie“ iſt eine aus Proſa und Verſen gemiſchte Erzählung zu Ehren des gräflich Schafgottſchen Hauſes.

Der Dichter hat ſich in einem Thal des Rieſengebirges, wo die Schafgottſche ihre Beſitzungen haben, verirrt. Da geſellen ſich zu ihm drei poetiſche Hirten (ſeine Freunde Rüßler, Böhmer und Venator. Sie finden die Nymphe Hercinia, die ihnen eine Höhle zeigt, worin die Ahnenbilder und aufgezeichnete Thaten der Schafgottſche. Eine ganz dürftige und elende Erfindung, die ſpäter von den Nürnberger Poeten nur zu oft nachgeahmt wurde.

Daran reiht ſich nun auch das ſchwülſtige Loblied auf den König Wladislaw, in Alexandrinern, den er auch lateiniſch anfang. Lobgedichte ſind gewiſſermaßen auch die beiden Idyllen, 1) Vielguet, die Beſchreibung eines Landſitzes des Herzog von Münſterberg-Oels und 2) Zlatna, die eines Bonvivants in Siebenbürgen, wo der Dichter ſchöne Tage verlebte. Beide verherrlichen die ländliche Ruhe. Ein Lob des Kriegsgottes iſt dem Lob des Bacchus vom Holländer Heinſius nachgebildet und ſtrotzt von Mythologie. Dem Grafen Dohna dedicirt er eine Rechtfertigung ſeiner Greuel. — Veſuvius iſt dem Aetna des Cornelius Severus nachgebildet in der Manier des Lucretius, eine philoſophirende Naturbeſchreibung. Doch

behauptet die empfindsame Schilderung der durch den Feuerausbruch Verunglückten die Oberhand über die Physik. Das lateinische „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs" strotzt von biblischen und mythologischen Anspielungen, erinnert aber doch lebhaft an die Leiden des dreißigjährigen Kriegs.

Opitz übersetzte des Sophokles Antigone in hochsteifen Alexandrinern, desgleichen Senecas Trojanerinnen, Catos Distichen, Heinsius Lobgesang auf Christus, Hugo Grotius von der Wahrheit der christlichen Religion. Seine beste Uebersetzung ist die nach Tieck in seinem altdeutschen Theater aufgenommene Daphne aus dem Italienischen. Ein kleines Schauspiel, worin die Verfolgung der Daphne durch Apoll und ihre Verwandlung in leichter und anmuthiger Weise vorgestellt wird. — In ähnlichen leichten Versen und gleichfalls einem italienischen Original folgend, schrieb Opitz auch ein geistliches Schauspiel: Judith. Ich halte es für das beste, was er je geschrieben hat. Holofernes ist von Liebe zu Judith berauscht und die Art, wie sie sich dabei benimmt, ist würdig. Es ist hier etwas ächt Tragisches mit ungewöhnlicher Lebendigkeit gegeben. Opitz übersetzte auch die Klagelieder Jeremiä, Jonas, auch Psalmen und schrieb einige Lieder voll Reflexion. Die Regeln seiner Dichtungsweise legte er in einem besondern Buch „von der Poeterei" nieder.

Dem Opitz zunächst stand Andreas Scultetus, gleich ihm aus Bunzlau gebürtig, dessen „österliche Triumphposaune" (1642) ihm in concreter und natürlicher Sprachweise nachsteht. Seine übrigen geistlichen und Gelegenheitsgedichte sind unbedeutend. Eben so die lateinischen, die Lessing nicht hätte zu retten brauchen, da er von weit wichtigeren lateinischen Dichtern keinerlei Notiz nahm.

Aschering, ebenfalls zu Bunzlau geboren, trachtete in seinen Gedichten (Frühling 1649, Vortrapp 1655) noch nach mehr Leichtigkeit und liebte daher besonders die Dactylen und Anapäste. Er dichtete auch die erste Ode im alcäischen Versmaß, glaubte aber dabei reimen zu müssen:

Weil dir, o Tarnau, Redlichkeit auch behagt,
Du sunst der Erden fast gute Nacht gesagt,
So geb ich dir dies nach der Reihe,
Trink zu bestätigen deine Treue.

Aschering hat fast lauter Hochzeit- und Grablieder gemacht, oft tändelt er nur, z. B.

Liebt, die ihr sollt lieben,
Liebe, wer nur lieben kann,

Wer zum Lieben wird getrieben,
Nehme ſich der Liebe an.
Wird das lieben nicht getrieben,
Wer will leben ohne lieben?

Steif iſt ſein „Lob der Buchdruckerei“. Das beſte von ihm iſt ein Oſtergedicht, worin Maria Magdalena am Grabe Chriſti redet.

Seht ihr Thoren,
Was ihr mißgethan.
Nehmt zu Ohren,
Wie ſich um und an
Jeder Fels erſchüttert,
Das gewölbte Himmels Haus
Sieht hierüber traurig aus,
Die Natur erzittert.

Unter den Nachahmern des Opitz neigten viele der Verſtändelei zu. Das war ein ganz natürlicher Zug aus der Grobheit und Unbeholfenheit des Zeitalters heraus zum Feinen, Leichten, Zarten, und entſprach dem Hang zu Schäfereien.

Ein Landsmann des Opitz, Wenzel Scherffer von Scherffenſtein Hofbeamter des Herzogs von Brieg, deſſen Gedichte 1652 zu Brieg erſchienen, fiel in arge Spielerei.

Im Liede an die Krippe des kleinen Heilands kommt vor: der Hahn kräht die Geburt des Heilands aus. Der Ochs im Stalle frägt: wo? die Ziege antwortet: zu Beth- Beth- Bethlehem. Der Eſel beſtätigt es: Ja, ja. Die weltlichen Gedichte ſind meiſt tiefe Bücklinge vor den herzoglichen Perſonen, aus Gelegenheit von Jagden, Taufen, Hochzeiten ꝛc. Unter anderem läßt Scherffer aus einem auf der herzoglichen Tafel aufgeſetzten großen Zuckerbau heraus ein Lobgedicht auf die hohen Gäſte ſingen und aus dem fürſtlichen Hochzeitsbette alle Theile des Bettes freundlich einladend die hohe Braut anreden. Auch auf die Zeit beziehen ſich einige ſeiner Lieder. Beim weſtphäliſchen Frieden jauchzt er auf:

Zu lieblichen, luſtigen, fröhlichen Dingen
Soll heute die teutiſche Leyer erklingen
Lieblich ſoll heute ſie dactyliſiren ꝛc.

Aus dem dreißigjährigen Kriege gibt er einige gräßliche Schilderungen des Elends. Immer aber ſchlägt die Fröhlichkeit wieder bei ihm vor.

Freud' und Wonn' erfüllt die Lüfte,
Freud umhüllet Berg und Thal,
Freud umschallet Feld und Klüfte,
Freud ist hier und überall.

S. 154. Ein Vorbild von Bürgers berühmtem Verse:

Wonne weht um Thal und Hügel
Weht auf Feld und Wiesenplan.

Das Eigenthümliche bei Scherffer ist die Naturnachahmung. Darin ist er ein Vorgänger von Brockes. So ahmt er z. B. S. 143 die Nachtigall nach:

Ihr Kybbuz, ihr Davit, Vizeach singt
Ihr Zir, Zir, Merikod künstlich singt.

In der Ausmalung weiblicher Reize mischt sich bei Scherffer schon viel Aequivokes. Man muß jedoch die Dichter der Hochzeitscarmina in den ehemaligen slavischen Marken des östlichen Deutschland, hauptsächlich in Leipzig und Breslau, mit der uralten Sitte entschuldigen, die es bei den Hochzeiten gewissermaßen zur Pflicht machte, sich obscöne Freiheiten herauszunehmen, welche außerdem verpönt waren. Zur Charakteristik Scherffers dient vorzüglich im Hochzeitslied des Vulcan, worin die Venus also beschrieben wird (S. 404):

Sehet die Zöpflein am zierlichen Köpflein,
Sehet an Läpplein zwei perlene Tröpflein,
Sehet der Schönsten gold-güldene Spänglein,
Sehet der günstigen glimmende Wänglein,
Sehet des Mündleins genaues zufallen,
Sehet der Lipplein blutrothe Korallen,
Sollte die Mars nicht zu küssen sich neigen?
Sehet der Zähnlein schneeweiße zwo Reigen,
Sehet der Aeuglein zwinkz-glintzerndes Blinken,
Sehet des Stirnleins natürliches Schminken,
Sehet des Näsleins Fündgrüblein und Höhen,
Sehet die Böglein der Augenbraun stehen,
Sehet der Oehrlein gunst-förmliche Länge,
Sehet der glänzenden Perlen Gedränge.
Ums alabasterne Hälslein sich schmiegen,
Sehet der güldenen Härlein Umfliegen,
In dem so kuglichen Häuptlein gewurzelt,
Wie sich's einkreiselt und unter sich kurzelt,

Machet das ganze Geſichte beliebet,
Alles an Venus ein Anmuth uns giebet.

Sehet das zarte Gewebe von Leinen,
Sehet die Silberhaut klärlich durchſcheinen, ꝛc.

Sehet der Händlein geſchwellete Höhen,
Gleich als ein Weitzenes Teiglein aufgehen,
Welch' in der Weiche die Wulle wegſtechen,
Sollt' auch das Urtel ein Corydon ſprechen!

Merket darinne der Grüblein Entſtehen,
Wie ſie bald werden, bald wieder vergehen.

Um die alten Teutſchen nach des Tacitus Germania zu loben, ruft Scherffer erſt die Pierinnen an. Seinen Gedichten ſind einverleibt die Ueberſetzung der pia desideria des niederländiſchen Jeſuiten Hugo, und der polniſchen, etwas groben Epigramme des Kochanowsky. Scherffer dichtete auch ſelbſt Epigramme, darunter ziemlich frivole, z. B. warum erzürnt ihr Weiber euch ſo arg über die Flöhe, ſeyd vielmehr froh, daß ſie nicht reden können!

Caliſius, der ſich Kloridan von Wohlau nennt, ein Schleſier, gab 1655 „blaue Kornblumen" oder einfältige Hirtengeſänge heraus, ſchon mit der Hinneigung zu der Nürnberger Schäferei und Blümelei.

Unabhängig von Opitz war ſein Zeitgenoſſe Zinckgref, deſſen Sammlung ſcharfſinniger Sprüche berühmter geworden iſt als ſeine Gedichte von 1624. Unter den letzteren, deren nur wenige ſind, zeichnet ſich ein Kriegslied aus:

Kein Tod iſt löblicher, kein Tod iſt mehr geehrt
Als der, durch den das Heil des Vaterlands ſich nährt ꝛc.

Die beſten Verſe dieſes langen Liedes ſind:

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein, euer Leben unverdroſſen
Fürs Vaterland ausſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt. Das iſt der Tugend Brauch ꝛc.

Ein Jeder ſey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beide Lippen ein,
Daß ſeine Wunden ſich lobwürdig all befinden
Davornen auf der Bruſt und keine nicht dahinten.

Zacharias Lund, in Schleswig geboren, gab zu Leipzig 1636 „allerhand artige deutſche Gedichte“ heraus, die wirklich artig ſind. Sie zeichnen ſich durch eine ſeiner Zeit noch ſeltene Leichtigkeit aus z. B.

Gehet weiden, Schäflein gehet,
Da der ſüße Weſtwind wehet ꝛc.

* * *

Möcht ich tauſend Augen haben,
Möcht ich itzund Argus ſeyn,
Daß ich in der Augen Schein
Meiner Schönſten mich könnt laben,
Nach dem Himmel frag ich nicht,
Hab ich deiner Augen Licht.

Der Dichter liebt das Tändelnde, z. B. in dem Lied von dem neugebornen Heiland:

Liebſtes Kindlein, liebſte Sonne,
Liebſte Freude, liebſte Luſt,
Mir iſt Liebers nicht bewußt,
Liebſte Liebe, liebſte Wonne!
Deine Liebe thut mir wohl,
Ich bin deiner Liebe voll.

In einem Hochzeitliede S. 46 läßt der Dichter den Amor ſich ſelbſt verbrennen, aber nur wie den Phönix. Unter andern findet ſich hier auch S. 59 ein Lob des Höckers. Lund überſetzte ein lateiniſches Gedicht des Vincentius Fabricius ins Deutſche, Hamburg 1836. Es handelt von einem ſehr ſeltſamen Falle.

Eine ſchöne junge Holländerin erkrankte an der Peſt, ihr feuriger Liebhaber ließ ſich dadurch nicht abhalten, ſie noch vor ihrem Ende zu umarmen, und in dieſer Umarmung genaß ſie, ohne ihn ſelbſt anzuſtecken. In der rohen und ſchmutzigen Schale dieſes Gedichts verbirgt ſich doch der ſchöne Sinn: Liebe heilt und reinigt alles.

Rudolf Waſſerhuns Kauffenſter, Hamburg 1644, enthält nur wenige Gedichte.

Eine Klage der Kunſt, daß ſie verlaſſen ſey, weil alle Welt nur dem Gelde und rohem Genuſſe nachlaufe; die Klage einer alternden Nonne, daß ſie keinen Mann bekommen habe (ſehr frivol), eine ähnliche Klage über die Entbehrungen des Alters.

Da meinem jungen Herzen
In ſtets geſtammtem Haar
Noch Kraft und Luſt zu ſcherzen
In allen Gliedern war,
Da mir die Lüſte hingen
Nach einer ſchönen Bruſt,
Ging ſtets in vollem Springen. —
Nun ſitz ich hin und huſt.

Ein Schlachtlied:

Da die Trompeten, Heerpauken und Pfeifen
Machen die Herzen begierig zur Schlacht ꝛc.

Der Dichter iſt lebhafter und feuriger als Opitz und wenigſtens eben ſo gewandt im Verſe.

Johann Wilhelm Simlers, eines Schweizers, teutſche Gedichte in Zürich 1648 enthalten Pſalmenüberſetzungen, geiſtliche und weltliche Lieder mit Melodien, am Schluß Epigramme. Die geiſtlichen zeichnen ſich nicht aus.

Unter den weltlichen Gedichten bemerken wir vorzüglich Hochzeits-, Frühlings-, Herbſt- und Wintergeſänge. Auch einen Mahngeſang „zu rechtmäßigem und herzhaftem Streit.“

Friſch auf, friſch auf, ihr Helden,
Mit kecker Fauſt und Wehr,
Thut Thaten Gott zu Ehr,
Die ewig werth zu melden,
Dem Vaterland zu gut.
Ihr kühnen Heldenkinder,
Nicht ſparet euer Blut
Des Feindes noch viel minder.

Doch iſt es des Streites ſchon zu viel. Mit einem Blick von den Alpen herab auf das weite Schlachtgefild des dreißigjährigen Kriegs klagt der fromme Schweizer:

O Fried, o Fried, wo ſind man dich?
Wo haſt du dich verſteckt?
Europa nach dir ſehnet ſich,
Die blutigen Händ ausſtreckt ꝛc.

Simler beſingt die Natur im Frühling, Herbſt und Winter, aber ſehr ordinär:

Alle Matten und Wiesen grasreiche,
Alle Hügel und Berge zugleiche,
Werden Weiden dem nützlichen Viehe.
Auf den grünen bethauten Auen
Freudig ſpringende Heerden wir ſchauen
Die zuvorn in Ställen geſchrauen.

Johann Friedrich Bechmann gab zu Erfurt 1649 Epigramme heraus, worunter achtzig allein von dem ſchönen Angeſicht des kleinen Jeſusknaben handeln, aber nicht ſehr geiſtreich.

In den übrigen Epigrammen, die herzoglich ſächſiſchen Durchlauchten gewidmet ſind, feiert er ſeine Geliebte Roſabella, gibt aber im Uebrigen eine eher praktiſche, als verliebte Natur zu erkennen, indem er in einem Diſtichon ſagt, eine Schöne ſey ihm zu arm, eine Reiche zu häßlich, deßhalb wolle er lieber gar nicht heirathen. Merkwürdig iſt ein Epigramm gegen den Tabak, in dem er das Gift aller Elemente, ein concentrirtes Naturböſes von Erde, Luft, Waſſer und Feuer erkennt. Er hat doch geheirathet, aber ſeine lacrimae sponsales verhöhnen die verſtorbene Frau.

In den deutſchen Epigrammen und Sonnetten" des Georg Martinus, Bremen 1654

begegnen uns neben eigenen und nur überſetzten kleinen Epigrammen von meiſt erotiſcher Beziehung, auch verliebte Sonnette, die einigermaßen an Petrarca erinnern, ſofern ſie jeden äußern Anlaß ergreifen, um der Geliebten zärtliche Gefühle und Erinnerungen auszudrücken. Die meiſten Sonnette ſind noch in Alexandrinern geſchrieben, einige aber zeichnen ſich durch die correcte Form aus. Das eine z. B. in welchem er der ſchlafenden Geliebten einen Kranz windet, hat folgenden Schluß:

Kommt, bindet ihr ein Kränzlein von Violen,
Meyran und Klee, ſetzt ihr es auf verholen,
Damit es ſie, wenn ſie vom Schlaf erwacht,
Mit aller Luſt durch den Geruch erſüße,
Und ſie im Schlaf auch ſüße Luſt genieße
Und wiſſe doch nicht, wer es hat gemacht.

David Schirmer, Bibliothekar in Dresden, gab heraus: Poetiſche Roſengepüſche, Dresden 1657 (ein Theil davon Singende Roſen, Dresden 1654) und poetiſche Rautengepüſche, Dresden 1663. Ein recht guter Dichter.

Er übertrifft an Reinheit und Wohllaut der Sprache viele Zeitgenoſſen, z. B. in dem Maienlied S. 143.

Ihr Nymphen, kommt herbei!
Es buhlt der grüne Mai
Auf unſern Auen.
Laßt uns ſpazieren gehen,
Wo Büſch und Kräuter ſtehen,
Uns umzuſchauen.

Der vorhin dünne Wald
Iſt wieder wohlgeſtalt,
Die Felder prangen,
Der blaue Himmel lacht,
Der Thau fällt durch die Nacht,
Die Tage langen ꝛc.

Die Fröſche koaren und quaxen und murren;
Die Tauben, die turteln und lachen und gurren;
Die ſchwirrende Schwalbe beſuchet die Dächer;
Die Finken bezinken die grünen Gemächer;
Die Lerche tiriret
In ſicherem Stande
Und führet gezieret
Die Freiheit zu Lande;
Die Nachtigall ſchläget und ſchlürfet und ſinget
Und hallet und ſchallet vor Freuden und ſpringet.

Um Paul Flemming ſammelt ſich eine eigene kleine Gruppe preußiſcher Dichter. Gebürtig im Voigtlande, eines reichen Predigers Sohn, nahm er als Arzt Theil an der Geſandtſchaft, welche Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein an den Czaar Michael Feodorowitſch nach Moskau ſchickte, 1633. Daß ihn dazu nicht bloß die Luſt, fremde Länder zu ſehen, ſondern auch die Trauer um ſein Vaterland bewog, ſagt er ſelbſt. Denn in Deutſchland entbrannte damals der dreißigjährige Krieg am heißeſten. Guſtav Adolf war eben bei Lützen gefallen und auf Wallenſtein harrte der Tod. Als daher Flemming nach Moskau kam, und das ruſſiſche Volk daſelbſt in einem tiefen Frieden und bei wenig Bedürfniſſen im glücklichſten Behagen fand, beneidete er daſſelbe um ſein Glück. Die Reiſenden kehrten 1635 von Moskau zurück, ſogleich wurde aber eine noch glänzendere Geſandtſchaft, welcher ſich Flemming abermals anſchloß, nach

Perſien geſchickt. Bald nach ſeiner Rückkehr von dort ſtarb Flemming in Folge der erlittenen Strapazen 1640. Seine deutſchen Gedichte erſchienen 1642. Auch ſchrieb er lateiniſche Gedichte, 1) Rubella seu suaviorum liber, gedruckt Leipzig 1631, zur Erinnerung einer an der Peſt geſtorbenen Jugendgeliebten und 2) Epigrammata, von Olearius edirt, Amſterdam 1649.

Flemming dichtete auch einige geiſtliche Lieder, unter denen das ſchönſte das war, womit er ſich zu ſeiner Reiſe ſtärkte:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen ꝛc.

Mehrere ſchöne, tiefgefühlte Gedichte widmete er dem Vaterland. So die klagende Neujahrsode 1633 und das Danklied nach der Schlacht bei Lützen:

Billig iſts, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jubel ſchreien:
Lob ſey Gott und ſeiner Macht!
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Von gewaltiger Kraft iſt das Sonnett auf Guſtav Adolfs Tod. Unübertrefflich das Straffonnett an die Deutſchen, worin er ihnen die Unfähigkeit vorwirft, das Reich zu erhalten, das ihre tapferen Ahnen gegründet.

Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne,
Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, ſo iſts um uns gethan,
Uns Namensdeutſche nur! Ich ſags mir auch zum Hohne.

Vom männlichen Sinne des Dichters zeugt auch das ſchöne Sonnet, womit er ſich gegen jeden Unmuth waffnet:

Sey dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren! ꝛc.

Ein Sinn für Freundſchaft ſpricht ſich am ſchönſten aus in dem Gedicht:

Ein getreues Herze wiſſen
Hat des höchſten Schatzes Preis.
Der iſt ſelig zu begrüßen
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl beim höchſten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Viele poetiſche Beſchreibungen der orientaliſchen Reiſe ſind Epiſteln an

von 1831 nur theilweiſe modifizirt worden, und auch deswegen vorzugsweiſe ins Auge zu faſſen iſt, weil ſie in vielen Orten noch in unveränderter Wirkſamkeit geblieben und den Städten das Wahlrecht zwiſchen beiden Geſetzen gelaſſen hat.

Dieſe Ordnung begünſtigt die vertheilende und ſtarke Gegenſätze in der Vertheilung bildende Anſicht, die in den Ordnungen des ſüdweſtlichen Deutſchlands vorherrſcht, weniger, und geſtattet dem demokratiſchen Prinzip eine bedeutende Wirkung, und zwar in vielen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, und ſogar mehr als in Hannover, Sachſen und Oeſtreich.

Die Gemeindeverwaltung iſt den Magiſtraten und dem Collegium der Bürgervorſteher ſo vollſtändig anvertraut, wie in keinem der ſüdweſtlichen Staaten.

Weder bei Veräußerung von Immobilien, noch bei Contrahirung von Paſſiven und Verminderung des Gemeindevermögens ſind in der Regel Genehmigungen der Staatsbehörden nöthig.

Noch weniger wird dieſes verlangt bei allen Verträgen mit Mitgliedern der Magiſtrate und des Bürgerausſchuſſes, welche Beſchränkung immer in ſofern etwas für die Selbſtſtändigkeit der Gemeinden Bedenkliches hat, als dadurch die Ausſicht auf Verbeſſerung des Einkommens der Gemeindebeamten, der natürlichen Vertheidiger derſelben, bei etwaigen Uebergriffen der Staatsgewalt von der Gunſt der Beamten dieſer Gewalt zu ſehr abhängig iſt.

Während ferner in den meiſten ſüdweſtlichen Staaten die eigentliche Reviſion der Gemeinderechnungen den Staatsbehörden übertragen iſt, und die bürgerlichen Kollegien und Magiſtrate ſich mit bloßer allgemeiner Durchſicht begnügen, iſt hier die eigentliche Reviſion Sache der Magiſtrate und Bürgerrepräſentanten ſo gänzlich, daß den Staatsbehörden nur ſummariſche Extrakte und da, wo ſolche zur Kenntniß des Publikums gedruckt werden, nur in dieſer Form vorgelegt werden müſſen, eine Einrichtung, bei welcher mancher ängſtliche Beamte im weſtlichen Deutſchland den alsbaldigen Ruin der Gemeinde in wenigen Jahren vorausſehen würde.

Auch die Wahlform bei Beſetzung der erledigten Magiſtratsſtellen hat eine demokratiſche Richtung, inſoferne die ganze Bürgerſchaft die Stadtverordneten zu wählen hat und dieſe Stadtverordneten die Stadträthe, die gelehrten und beſoldeten auf 12 Jahre, und die übrigen auf 6 Jahre.

Freunde. Nach damaliger Sitte machte Flemming auch eine Menge Gelegenheitsgedichte für Freunde, Hochzeits- und Leichencarmina. In einem der letztern wird der Tod eines jungen Mädchens, allerdings ziemlich ſeltſam phantaſtiſch, als Zubereitung zur Hochzeit mit Chriſto aufgefaßt, den ihre Eltern bereits Sohn und ihr Bruder Schwager nennen.

Unter den Liebesliedern Flemmings ſind hervorzuheben: Wohllautende Ueberſetzung eines italieniſchen Liedes O fronte serena. Hier iſt ein Schwung im Verſe, für jene Zeit gewiß außerordentlich. — Ein ganz allerliebſtes geiſtvolles Sonnett auf den Spiegel der Geliebten. Ein anderes auf den Ring mit einem Smaragd, den er der Geliebten ſchickt, mit dem reizenden Schluß: o Ring, wenn ſie dir heimlich einen Kuß gibt, ſo heb ihn für mich auf. — Das ſchönſte aller Flemmingſchen Lieder iſt das, worin die tiefſte Sehnſucht nach der Geliebten, als er am fernſten von ihr iſt, ſich ausſpricht. Der Dichter glaubt, die Sterne ſelbſt fliehen am Himmel immer weiter abwärts von ihr. — Ein ſehr lascives Lied S. 653 der Ausgabe von 1651.

Dem Flemming zunächſt ſteht der Preuße Simon Dach, Profeſſor zu Königsberg, († 1659). Außer heroiſchen Gelegenheitsgedichten und Feſtſpielen, wie die Neubrandenburgiſche Roſe, die Schäferſpiele Cleomedes und Sorbuiſa, ſchrieb er treffliche ſowohl geiſtliche als weltliche Lieder, (1696), mit Auswahl in W. Müllers Bibliothek V. Seine Biographie in Gebauers: Simon Dach und ſeine Freunde, Tübingen 1828.

In Cleomedes verherrlichte Dach den Polenkönig Wladislaw IV. Die Ruſſen werden hier als Satyrn von dem Hirten Cleomedes beſiegt, den dafür die ſchöne Venda belohnt. — In der Sorbuiſa perſonificirte Dach das Land Preußen, wie es durch Apoll und die Muſen Civiliſation empfängt.

Am bekannteſten iſt Dachs ſchönes Lied „Annchen von Tharau", urſprünglich plattdeutſch geſchrieben, ein zum Volkslied gewordenes Liebeslied voll innigen Vertrauens „Annchen von Tharau iſts, die mir gefällt". Wie er gleichwohl unglücklich liebte und die Schöne, die er unſterblich gemacht, an einen adeligen Nebenbuhler verlor, hat Willibald Alexis in einem für den bürgerlichen Dichterſtand gar zu demüthigenden Drama dargeſtellt. Uebrigens geht der Schluß des urſprünglichen Dachſchen Liedes, den Herder und die Neueren immer weggelaſſen, ins burleske über und verwandelt ſeine innige Liebe in Schmollen und Zank. Es war ganz paſſend, dieſe zwei ungleichen, auch wohl in ſehr verſchiedener Zeit entſtandene Hälften zu trennen. — Zierlich iſt ein Frühlingslied von Dach:

Die Sonne rennt mit Prangen
Durch ihre Frühlingsbahn.

Und lacht mit ihren Wangen
Den runden Weltkreis an ꝛc.

Lied an die Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand ꝛc.

Zu den besten Liedern Dachs gehört das vom Glück der Ehe:

In seiner Liebsten Armen
Entschlafen und erwarmen,
Ist, was in dieser Zeit
Uns einzig noch erfreut,
Wann Gnüge, Scherz und Lachen
Um unser Bett her wachen,
Und man kein Licht erkennt,
Als was im Herzen brennt ꝛc.

Uebrigens finden sich bei Dach auffallend viele Sterbelieder. Denselben melancholischen Charakter tragen die Lieder seiner Freunde, des Componisten Albert und des Roberthin, die, den seinigen ähnlich im Verse leicht, aber dem Inhalt nach unbedeutend sind. Man erklärt die Schwermuth dieser Königsberger Schule aus einer Pest, die jenen Dichtern ihre liebsten Angehörigen entrissen habe. Albert schrieb einmal im Garten auf jeden Kürbis einen das memento mori variirenden Vers und componirte nachher alle diese Verse (musikalische Kürbishütte 1645). Der damals wüthende dreißigjährige Krieg mag auch das Seinige beigetragen haben, die frommen Dichter schwermüthig zu machen. Es liegt aber auch schon in der nordischen Natur jener Ostseeufer ein Etwas, was auch später noch durch Hippels Werke wie eine leise Wehklage geht. — Ganz in diesen Ton stimmen die 1648 zu Elbing in zwei Bänden erschienenen „Grabgedichte“ des Christoph Kaldenbach ein, die übrigens schrecklich geistlos und langweilig sind.

Christian Brehme, Leipziger Bürgermeister, dessen Gedichte 163?

erſchienen, beſang Flemming und wurde von Finkelthaus beſungen. Mit ihm zweigt ſich aus der erſten ſchleſiſchen Schule ein ſächſiſcher, ſpeciell leipziger Zweig ab, der zum ſelbſtändigen weitſchattenden Baume werden ſollte. Obgleich damals noch keine Rede davon ſeyn konnte, daß Leipzig einmal Klein-Paris werden und unter allen deutſchen Städten am meiſten franzöſiſche Frivolität annehmen würde, trat bei Brehm doch ſchon eine tändelnde Leichtfertigkeit in den Hochzeitsliedern hervor. Sein längſtes Gedicht beſchreibt eine luſtige Fahrt nach Niedewitſch, wo die ganze Geſellſchaft ſich betrinkt. Sein Stadtrichter Finkelthaus blieb in deutſchen Geſängen (1640) und luſtigen Liedern (1646) nicht hinter ihm zurück und übertrifft ihn noch in erotiſchen Licenzen. Die Prahlerei mit Galanterien, die in Frankreich guter Ton wurde, wurde es damals auch ſchon in Leipzig.

Eine eigenthümliche Stellung nahm die Anna Ovena Hoyers († 1648) ein, die in Holſtein als Verehrerin Schwenkfelds und des David Joris die lutheriſche Orthodoxie der Zeit haßte und die heftigſten Satiren gegen die Conſiſtorialkirche ſchrieb.

Dieweil von vielen Jahren her
Groß ſtreit und ſpaltung in der Lehr
Unter den Weltgelehrten
Geweſen und noch itzo iſt,
So alles aus des Satans Liſt
Herkommt von den Verkehrten ꝛc.
Meint ihr, daß das rechte Weisheit ſey,
Wenn man viel Sprachen lernet frei
Griechiſch und lateiniſch kann ſchwatzen?
Nein, liebe Leut, das fehlet weit
In Sprachen ſtecket nicht die Weisheit ꝛc.
Wie dürft ihr euch ſo keck und frei
Der Wahrheit widerſetzen?
Und mit eurer Schulfuchſerei
So manche Seel verletzen?
Dem gemeinen Mann nehmt ihr das Licht
Setzt ihm auf eure Brillen.

Die Nachricht von der Hinrichtung Karls I. von England veranlaßte ſie zu einem wüthenden Zornausbruch gegen das Parlament. Andererſeits ſetzte ſie (irrige) Hoffnungen auf die ſchwediſche Chriſtine. Ihre längſten und friedlichſten Dichtungen ſind ein geiſtliches Geſpräch zwiſchen Mutter und Kind

und eine Uebertragung des Buchs Ruth. Ihre Gedichte ſind in einer zierlichen Elzevir'ſchen Ausgabe von 1650 vorhanden.

Sibylle Schwarz aus Greifswald, deren Gedichte 1650 in Danzig gedruckt wurden, ermahnte mitten unter den Schrecken des Kriegs zur Fröhlichkeit und lud zu ihren kleinen Parnaß in Fretow ein.

Sie huldigte poetiſch ihrer Königin Chriſtine (Greifswald war damals ſchwediſch), liebkoſte in Gedichten ihre Freunde und Freundinnen, verſpottete den „unadeligen Adel", erklärte, der Geiſt adle den Poeten viel höher als die Geburt unwürdige Onkel, ſchrieb in Geſprächform eine Daphne (Apollos Geliebte), eine Suſanna, einen Faunus und die Einäſcherung ihres Freudenorts Fretow. Den Schluß des letzteren macht eine treffliche Beſchreibung der halb entkleideten neun Muſen auf ihrer Flucht. Man findet bei ihr auch ein paar regelrechte Sonnette in fünffüßigen Jamben.

Die Lieb iſt blind und gleichwohl kann ſie ſehen,
Hat ein Geſicht und iſt doch ſtahrenblind,
Sie meint ſich groß und iſt ein kleines Kind,
Iſt wohl zu Fuß und kann dennoch nicht gehen ꝛc.

Dieſe muntre Pommerin erfreut unter ſo vielen ſchwächlichen Poeten und ihr Bild tritt uns reizender vor die Seele, wenn wir leſen, ſie ſey ſchon in ihrem 17. Jahre geſtorben.

4.

Italomanie. Akademien. Schäfereien.

Die genannten Dichter wirkten einzeln, zugleich bildeten ſich aber auch förmliche Vereine nach dem Muſter der italieniſchen Akademien. In dieſen hatte man ſich ganz antikiſirt, aber in einer heitern und friedlichen Form. Man hatte ſich in die Lage derjenigen gebildeten Hirten hineingeträumt, welche Theokrit in griechiſchen, Virgil in lateiniſchen Idyllen und Elegien ſo liebenswürdig dargeſtellt haben. In dieſer Maske konnte man eben ſo wohl die Gegenwart galant genießen, den Herzen und den Sinnen alles Genüge thun, als auch die Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum pflegen. Die edelſten Männer und Frauen, ſelbſt fürſtlichen Geſchlechts, ſpielten gerne die einmal Mode gewordene Schäferrolle. An den Höfen wurden „Schäfereien" aufgeführt, ſonderlich die Galanterie

kleidete ſich ganz in das Hirtencoſtüm, wovon der Schäferſtunde ihr Namen ſprichwörtlich geblieben iſt. Aber auch edlere Gefühle und Geſinnungen bedienten ſich dieſer Maske, ja die älteſten Schäferromane zeigen uns die Schäfer noch ganz ritterlich, als Geſtalten, die aus den ſpaniſchen Amadisromanen entlehnt ſind. Von dieſer nobeln Art waren die Schäfereien der ſchönen Juliane (ſchon 1595), die berühmte Diana des Montemajor, die Aſträa des d'Urfé, die Arcadia des Sidney, die Schäfereien des Taſſo, der treue Schäfer des Guarini ꝛc.

Dieſe ganze Schäferpoeſie, die im romaniſchen Süden unmittelbar aus der noch aus dem chriſtlichen Mittelalter ſtammenden, aber allmählig entarteten Ritterdichtung in die antikiſirende Renaiſſancepoeſie hinüberführte, wurde den Deutſchen zunächſt durch die calviniſtiſchen Höfe vermittelt. Unter dieſen, die bereits ganz die franzöſiſche Sprache, Sitte und Geſchmacksrichtung angenommen hatten, ragte der pfälziſche hervor, ſchon unter Friedrich III., noch mehr unter Friedrich IV. und V. Der letztere ſpielte im Anfang des dreißigjährigen Krieges als Böhmenkönig die traurigſte Rolle. Neben dieſen Pfälzern zeichnete ſich Fürſt Chriſtian von Anhalt durch die Dienſte aus, die er als Feldherr an der Spitze des deutſchen Hülfsheers den Hugenotten in Frankreich geleiſtet hatte. Später vom Pfälzer Friedrich IV. zum Statthalter der Oberpfalz ernannt und mit einer ſchon völlig franzöſiſch gebildeten Gräfin Bentheim vermählt, impfte derſelbe auch dem anhaltiſchen Fürſtenhauſe die franzöſiſche Bildung zugleich mit dem Calvinismus ein.

Aber gerade im anhaltiſchen Fürſtenhauſe ſollte eine Reaktion gegen den franzöſiſchen Geiſt erfolgen. Chriſtians jüngſter Bruder Ludwig fühlte ſich auf ſeinen Bildungsreiſen weit mehr von Italien als von Frankreich angezogen und nahm ſich an den italieniſchen Akademien, die mit ſo viel patriotiſchem Eifer die Mutterſprache pflegten, ein Beiſpiel, welches er auch auf die eigene Heimath und die Pflege der deutſchen Sprache anwenden wollte und nachdem er in Köthen zur Regierung gekommen war, auch wirklich anwandte. Er gründete nämlich im Jahr 1617 (alſo gerade ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges) nach dem Muſter der italieniſchen Akademien eine deutſche „fruchtbringende Geſellſchaft“, die ſich zum Zweck ſetzte, die deutſche Sprache in Ehren zu halten und die deutſche Poeſie auszubilden. Die Zeit war frei-

lich dem Unternehmen nicht günstig, denn mit dem Kriege brach eine allgemeine Verwilderung ein und durch die fremde Soldateska, so wie durch den wachsenden Einfluß der französischen Diplomatie wurde die Sprache des Volks wie der Vornehmen immer mehr korrumpirt. Doch ist es rührend, inmitten dieses nationalen Unglücks und Verderbens die treuen Köthner wenigstens mit gutem Willen ringen und arbeiten zu sehen, um aus dem allgemeinen Ruin den vaterländischen Geist zu retten.

Zum ostensibeln Haupte der Gesellschaft wurde der alte Geheimerath Kaspar von Teutleben in Weimar ernannt, aber die Seele der Gesellschaft war und blieb Fürst Ludwig von Köthen.

Der Krieg drohte auch die Gesellschaft in ihrem innersten Princip anzugreifen. Als nämlich nach der großen Niederlage in Böhmen die pfälzischen, anhaltischen und weimarschen Prinzen und Prinzessinnen sich in Köthen versammelt und große Langeweile hatten, bildeten sie eine französische Gesellschaft, eine sogenannte Académie des vrais amants und schrieben einen noch erhaltenen Brief (vom 10. März 1624) an Honoré d'Urfé, um ihm für seine göttliche Astrée zu danken und ihm zu melden, daß sie unter sich einen Verein von Schäfern und Schäferinnen ganz in seinem Geist gebildet hätten. So sehr überwog der französische Geschmack der Pfalz damals noch das schüchterne deutsche Bestreben Anhalts. Indeß jagte der Krieg diese vornehmen Gallomanen bald wieder aus einander und Fürst Ludwig blieb seinem deutschen Streben treu.

Der Gesellschaftssaal in Köthen prangte mit einer großen Tapete, in welche das Wappen jedes neuen Mitglieds eingewebt wurde, mit einem Stammbuch, in das sich alle einzeichneten, und einem Erzschrein mit dem Archive. Leider ist der Saal mit der Tapete verschwunden. Die gedruckten Arbeiten des Vereins, der Versuch einer deutschen Verskunst, Uebersetzungen und Gedichte sind alle kaum der Rede werth, indem sie beim besten Willen die Ohnmacht jener Zeit verrathen.

Fürst Ludwig von Köthen überlebte noch den unheilvollen großen Krieg. Nach seinem Tode im Jahr 1650 wurde Herzog Wilhelm von Weimar das Oberhaupt der Gesellschaft und ihr Sitz wurde nach Weimar verlegt. In Weimar fristete sich die Gesellschaft nur noch kümmerlich fort. Nach Wilhelms Tode 1667 wurde Herzog August von Sachsen das Haupt derselben, nach dessen Tode 1680 sie völlig erlosch.

Fast gleichzeitig mit Weckherlin und Opitz war der Hesse Dietrich von dem Werder eifrig beflissen, durch Uebersetzungen des Tasso (1626) und Arioſt (1636), der Dianea des Loredano (1644) den deutschen Geschmack nach dem Italienischen zu bilden. Diese Uebersetzungen sind gar nicht schlecht, wenn gleich Werder dabei immer noch den leidigen Alexandriner brauchte. Die eigenen Gedichte Werders sind unbedeutende Bußpsalmen und Sonnette auf Christus. Er war einer der Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft. Nächst ihm übersetzte Stubenberg am meisten italienische und französische Romane.

Georg Neumark, Archivsekretär in Weimar, († 1681), sehr thätiges Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, schrieb viele weltliche und geistliche Gedichte, eine Anweisung zur deutschen Verskunst 1667 und eine Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, 1668. Seine frommen Lieder sind die besten, darunter das berühmteste: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In seinem Hirten Filamon (1648) schildert er ein vornehmes Liebespaar im Schäfercostüme, in seinem Lustgarten (1666) faßt er zum erstenmal antike Stoffe (Sophonisbe, Kleopatra) als Romane auf, aber hier nur romanischen und holländischen Vorgängern nachahmend.

Homburg, eines der berühmteren Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft und des Schwanordens, schrieb 1638 eine „schimpf- und ernsthafte Clio“, voll von leichten und hüpfenden Gedichten, unter denen sich besonders eine bachische Ode und eine Ode an Lesbia auszeichnen. Die erste beginnt:

Obgleich der Winter die Herrschaft bekommen,
Und durch den Norden, o Blumentyrann,
Alle behagliche Lust uns benommen,
Keiner muß sich doch nicht kehren daran.
Was diese uns rauben,
Soll gelten die Trauben
Muß büßen der Wein.

Wie im Winter dem Bachus, so huldigt der Dichter im Frühling der Venus. Zu ihrem Dienst fordert er Lesbia auf.

Weil sich der Frühling nun wiedergefunden
In dem Gefilde mit vielerlei Lust ꝛc.

Homburg schrieb auch eine „Dulcimunda“ 1643.

Schottel, Consistorialrath zu Wolfenbüttel, † 1676, schrieb als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft eine „ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ 1663, worin er die wärmste Liebe zum Vaterlande kund gab und die Einmischung des Fremden verdammte. In der hinsterbenden Nymphe Germaniä Todesklage 1640 spricht sich dies am schönsten aus, obgleich er vergaß, daß die Sprachreinigung unmöglich war, wenn er nicht auch die Illusion von den herrschenden antiken Nymphen und Göttern reinigte. Er singt:

Seht, eure schönste Sprach', ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süssigkeit, voll der Glückseligkeiten,
Die jemals eine Sprach gehabt hat in der Welt,
Wird so geschändet und von euch hintangestellt.
Was redet der Franzos mit fließendem Gemenge?
Was prahlt der Spanier mit trotzigem Gepränge?
Was bellt der Engelsmann? Was singt der Welsche her?
Das ist vermengtes Werk, sind Bastardkinder nur.
Doch wer was Fremdes kann mit halber Zungen lallen,
Der muß sein hochgeehrt. Es kitzelt euch vor allen,
Wenn ihr aus Unverstand die deutsche Zier beschmiert,
Aufsuchend fremden Koth, und euch bei euch verliert.
Die schönste Reinlichkeit der Sprache wird bestecket
Mit fremdem Bettelwerk, ja schändlich wird zertrecket
Die eingepflanzte Art; der redet deutsch nicht recht,
Der den Allmodemann nicht in dem Busen trägt.
Die Sprache, die da kann die Kron Europens nehmen,
Die will man henkergleich zerstückeln und verlähmen.

Schottel verrieth zuerst einen feinern Sinn des psychischen Grundtons in der Lyrik. Er unterscheidet die „Angstlust“ in einem Liede, bei dem man wirklich bange werden könnte, den Trotz in einem andern, die heiße Ungeduld in einem dritten. Auch überrascht er uns mit sehr guten Prismeln z. B.

Die Blasen in Eile verzischen.
Die Schlangen in Eile wegwischen,
Die Winde mit Eile hinbrausen,
Die Schiffe mit Eile wegsausen.
Wir Menschen auch also bestehen
In Eile mit Eile vergehen.

Schottel hat auch ein echt antikes Satyrspiel gedichtet, freilich im

Widerſpruch mit ſeinem Deutſchthun, aber ſehr zu loben wegen des poetiſchen Gefühls, was durch das Ganze geht. Der bocksfüßige Pan buhlt um die zarte Echo, das Thier um den Geiſt. Zu dem geiſterhaften Verſchweben der Geliebten bildet das draſtiſche Gelag des Pan, Satyr und Silen einen echtpoetiſchen Contraſt.

Die ſ. g. fruchtbringende Geſellſchaft hat keine Frucht gebracht. Die Mitglieder beehrten ſich mit allegoriſchen, meiſt kokett erfundenen Namen, mit Sinnbildern und Deviſen, mit gegenſeitigen Anpoſaunungen und Wichtigthuerei aller Art, es kam aber niemals etwas heraus. Fürſt Ludwig hieß als Mitglied „der Nährende", Wilhelm von Weimar „der Schmackhafte", Neumark „der Sproſſende".

Philipp von Zeſen, aus Anhalt gebürtig, iſt derjenige, der den urſprünglichen Zweck der fruchtbringenden Geſellſchaft, nämlich die deutſche Sprache zu Ehren zu bringen, in Hamburg, wo er ſich niedergelaſſen, mit dem lebhafteſten Eifer verfolgte. Er gründete desfalls mit Peterſen und von Liebenau verbunden 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft mit einer Roſen-, Lilien- und Rautenzunft. Theoretiſch eröffnete er den „Wunderſchatz der hochdeutſchen Sprache" in ſeinem Helikon 1640 und Roſenmand (monat) 1651. Seine Liebe zur deutſchen Mutterſprache ging bis zur Schwärmerei. Er hielt ſie geradezu für die Urſprache, oder wenigſtens für diejenige Mundart, in der ſich die Sprache, des Paradieſes am reinſten erhalten habe. Deshalb erklärte er das Griechiſche und Lateiniſche als bloße Entartungen des Deutſchen. Herkules z. B. heißt ihm urſprünglich Heerkeule, Apollo Achbolle, ſ. v. a. Waſſerball (von Ach, Bach und Bolle, Ball), weil die Sonne wie eine Kugel aus dem Waſſer ſteigt. Doch hält er auch für möglich Apollo könne Achbuhler heißen, weil die Sonne im Waſſer auf- und untertauchend gleichſam mit ihm buhle ꝛc. Wenn ſich nun aber auch nicht alle griechiſchen und lateiniſchen Namen und Wörter mehr auf das Deutſche zurückführen laſſen, ſo habe doch, meint Zeſen, der Deutſche das Recht und die Pflicht, ſich von fremdher keine jedenfalls verderbte Wörter aufdringen zu laſſen, ſondern dürfe nur in den unerſchöpflichen Schatz ſeiner eigenen Urſprache greifen, um jedes Fremdwort trefflich erſetzen zu können. Aber ſein wohlgemeinter Purismus fiel ins Lächerliche. Aus Natur macht er Zeugemutter, aus Venus Luſtinne, aus Aurora Röthinne, Diana

Jagdinne, Pallas Kluginne, Flora Bluminne, Pomona Bauminne, Theater Schauburg, Person Selbſtſtand ꝛc. Aber wenn er nur deutſch ſeyn wollte, hätte er die fremde Mythologie überhaupt gar nicht brauchen ſollen, die Ueberſetzung ihrer Namen gar nicht nöthig gehabt. Indem er den Laut änderte, behielt er die Sache. Seine Lieder ſind leicht verſificirt, aber voll Spielerei. Selbſt in den geiſtlichen Liedern (gekreuzigte Liebesflammen, Hamb. 1653 mit Melodien, hohes Lied und geiſtliche Seelenluſt 1657) redet er Chriſtum ohne Ehrfurcht, nur mit den vertraulichſten Liebkoſungen an und will ihn immer küſſen. Er vergleicht ſelbſt ſeine Lieder mit Liebespfeilen, mit denen er das Crucifix beſchieße. Er ſpielt mit Worten:

Es wird beherzt mein Herz und ſpringet,
Mein Mund ermuntert ſich und ſinget,
Mein Hals gibt ꝛc. ein helles Hallen ꝛc.

In mehreren Liedern bilden die Anfangsbuchſtaben einen weltlichen Frauenzimmernamen, indeß der Inhalt ganz nur Andacht vor dem Kreuz zu ſeyn ſcheint. Ueberhaupt war Zeſen ſehr galant, nahm die Damen in ſeine Roſengeſellſchaft auf und wurde auch wieder von ihnen ſehr fetirt. Das erregte dann den Neid ſeines Nachbar Riſt, der ihn mit giftigen Schmähungen verfolgte. Zeſens weltliche Lieder ſtehen in ſeinen Jugendflammen 1651 und im Roſen- und Lilienthal 1670. Sie haben nichts Eigenes, außer die lichte Bequemlichkeit des Verſes, Inhalt und Tendenz ſind noch ganz die Opitziſch-holländiſch-italieniſche. Zeſen ſchrieb ſelber holländiſch. Von ſeinen Romanen ſpäter. Das ausgezeichnetſte Mitglied ſeines Roſenordens war Jakob Schwieger, der früher Dänemark gedient und zuletzt in Hamburg lebte. Derſelbe ſchrieb „Liebesgrillen 1654. Ueberſchriften d. i. kurze Gedichte 1654. Flüchtige Feldroſen 1655. Wandlungsluſt oder Schäfereien 1656. Geiſtliches Luſtgemach 1656. Geiſtliche Seelenangſt 1660. Die geharniſchte Venus oder Liebeslieder im Kriege 1660. Filidors Trauer-, Luſt- und Miſchſpiele 1665. Dazu die verlachte Venus 1659. Die adelige Roſe (vom getreuen Schäfer Siegreich) 1659. Die verführte Schäferin Cynthie 1660.

Die Lieder der geharniſchten Venus ſind am bekannteſten geworden, ein Auszug bei W. Müller. Doch iſt wenig dahinter. Da iſt z. B. die Liebe als „Wetzſtein der Poeten“ beſungen. Das Lied S. 74, worin er die Ge-

Nur inſeferne treten bei der Wahl Beſchränkungen ein, welche aber die Selbſtſtändigkeit der Magiſtrate noch zu erhöhen beſtimmt ſind, als immer ein Theil der Magiſtratsmitglieder wiſſenſchaftlich gebildet und beſoldet ſeyn muß, und, bei der Wahl der Bevollmächtigten, diejenigen Bürger, welche nicht angeſeſſen ſind oder nicht ein reines Einkommen von 150 bis 200 Thalern beſitzen, nicht konkurriren dürfen. Auch ſind die Magiſtrate der preußiſchen Städte mit anſehnlichen Funktionen der Staatsgewalt bekleidet in Betreff der Erhebung und Vertheilung der Klaſſen- und Gewerbe-Steuern, der Polizei und verſchiedener Theile der Staatsverwaltung.

Die Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz iſt den Städten zwar nicht gegeben; dagegen hat die Regierung auf die Bitte der vormals ſächſiſchen Städte, die früher dieſe Gerichtsbarkeit erworben hatten, Ausſicht auf die Zurückgabe dieſer Befugniß gegeben und damit im Allgemeinen die Vereinigung dieſes wichtigſten Theils der Gewalt der Magiſtrate mit den übrigen Funktionen nicht für unverträglich mit den allgemeinen Regierungsgrundſätzen erklärt.

Die neue Ordnung von 1831 ändert nichts Weſentliches an der frühern. Sie verlangt nur für das Recht, wählen zu dürfen, einen größern Vermögensbeſitz oder ein größeres Einkommen, und beſtimmt den beſoldeten Mitgliedern der Magiſtrate, die nach 12 Jahren nicht wieder gewählt werden, die Hälfte der Beſoldung als Penſion.

Sie geſtattet ferner den Städten ein Wahlrecht zwiſchen beiden Ordnungen, und in einem beſondern Statut noch weitere Modifikationen nach den verſchiedenen Lokalitäten und Bedürfniſſen zu beſtimmen, ein Recht der Autonomie, das, ſo gering es auch jetzt noch in ſeinen Wirkungen ſeyn mag, doch als eine Erlaubniß, von der ſonſt ſo ſehr beliebten Uniformität abzuweichen und das Geſetz nach den Bedürfniſſen zu ſpezialiſiren, als ein bedeutender Fortſchritt in einer wahrhaft nationalen Regierungsweiſe anzuſehen iſt.

Das neue Geſetz von 1831 geſtattet ferner die Aufſichtsgewalt, die ſonſt der Staat ausgeübt, den Grundherren da, wo dieſelben früher ſolche Befugniſſe hatten, eine Beſtimmung, welche beſonders Anſtoß bei der liberalen Partei gefunden hat. Da aber dieſe Befugniß nicht auf Koſten der Freiheit der Städte, ſondern

liebte warnt, ſie ſolle in Gegenwart anderer Leute ſich damit begnügen laſſen, ihm die Hände zu drücken, ihn mit den Füßen zu treten und ihm mit den Augen zu winken und nicht noch mehr thun, beweist, daß er ſeine Geliebte nicht aus den zarteſten Claſſen gewählt. Dazu viele triviale Lieder, worin er die Nacht herbeiwünſcht. Seine ganze Poeſie liegt zwiſchen Arkadien und der Wachſtube.

Zeſens Feind war Johann Riſt, ein Holſteiner Paſtor († 1667), der eine eigene neue Dichtergeſellſchaft an der Elder unter dem Namen des Schwanenordens ſtiftete (1660), wovon er der Cimberſchwan hieß, und ſehr viel ſchrieb. Vor allen geiſtliche Dichtungen, ein muſikaliſches Seelenparadies, himmliſche Lieder, ſabbathiſche Seelenluſt ꝛc. Am berühmteſten iſt ſein in die Geſangbücher übergegangenes Lied: O Ewigkeit, du Donnerwort! Eben ſo zahlreich ſind ſeine weltlichen Lieder.

In den vier großen lyriſchen Sammlungen Riſts (musa teutonica 1637, poetiſcher Luſtgarten 1638, poetiſcher Schauplatz 1646, teutſcher Parnaß 1652) kämpft das kurzzeilige Lied in Jamben mit den langathmigen Alexandrinern. Der Dichter ringt nach Lieblichkeit und Wohllaut, die ihm auch zuweilen gelingen, im Ganzen aber herrſcht die alte Unbehülflichkeit vor.

Die Sammlung umfaßt viele hundert Gelegenheitsgedichte. Nur ein Theil davon beſingt die großen Helden und Thaten der Zeit, überall im einſeitig proteſtantiſch-norddeutſchen Intereſſe. Daher wird nicht nur Guſtav Adolf, ſondern auch Cardinal Richelieu geprieſen. Die Gedichte auf den Magdeburger Brand und die Lützener Schlacht ſind des großen Gegenſtandes nicht würdig. Gelegentlich ſpottet der Dichter des Abtes von Fulda, der aus Neugier die Schlacht bei Lützen mit anſehen wollte und darin umkam.

Romanzenartig behandelt Riſt das Opfer der Virginia und den Verluſt der Euridice. Die meiſten Gedichte ſind Hochzeits- und Leichencarmina, Freunden und Gönnern geweiht. Sie ſind viel kürzer als die Hofmannswaldaus und ſeiner Schule, auch nicht ſo geſchraubt, und welcher Freiheit der Dichter ſich dabei bedient, erkennt man aus einem Trauergedicht, worin es heißt:

Nach dem Winter kommt gegangen,
Der begrünte Frühlingsmai,
Da ſich alle Thier umfangen
Und die Vöglein mit Geſchrei
Ihre Neſtelein bereiten
Und die güldne Zeit andeuten ꝛc.

In einem Frühlingsliede braucht Riſt wie Wellen hüpfende Verſe:

Nun ſich Himmel und Erd erfreut,
In der lieblichen Frühlingszeit,
Nun die Vögelein ſtimmen an,
Was die Menſchen ergötzen kann ꝛc.

Ein edles Gefühl drückt der poetiſche Brief aus, in welchem er ſeinem Freunde Harsdörfer für ein geſchliffenes Glas dankt.

Edler Herr, ich hab empfangen
Das ſo ſchön geſchliffne Glas,
Trefflich werd hinfort ich prangen,
Wenn das ſüße Rebennaß
Dieſen klaren Becher füllet,
Und ſo manche Traurigkeit
In der ſchweren Kriegeszeit
Ganz durch ſeine Kraft verhüllet ꝛc.

In den Hochzeitgedichten Riſts macht ſich dagegen eine wahre Albernheit breit. Der Bräutigam heißt Müller, ſoll alſo mit der Braut mahlen, oder er heißt Buſch, er ſoll alſo der Braut Schatten geben ꝛc.

Riſt ſchrieb auch ein Schäfergedicht von der Galathea. — Seinem Schwanorden gehört Andreas Gödeke an, welcher 1667 cimbriſche Kriegs- und Siegeslieder ſchrieb, und Kindermann (Curandor), Romanſchreiber und Humoriſt.

Rempler von Löwenhalt ſtiftete die aufrichtige Tannengeſellſchaft zu Straßburg und gab daſelbſt 164 Reimgedichte heraus. Darin findet ſich eine gute Elegie von 1634, „das raſende Deutſchland“, den damaligen Jammer beſchreibend. Und in einem Begräbnißgedicht eine Klage über das Verderben der deutſchen Mutterſprache durch die vielen fremden Ausdrücke. Sein Dichterorden hatte keinen Beſtand.

Neben der fruchtbringenden Geſellſchaft glänzten vor allen die Pegnitzſchäfer in Nürnberg. Sie ſpielen eine ganz eigenthümliche Rolle in der Zeit. Angeregt, wie Opitz, durch die in der romaniſchen Poeſie aufgekommenen Schäfereien, würden ſie als bloße Nachahmer erſcheinen, wenn ihren Idyllen nicht der dreißigjährige Krieg zum blutigen Hintergrunde diente. In all ihrer Unnatur und Affectation liegt doch ein natürliches Gefühl, die Sehnſucht aus dem blutigen Greuel der Schlachten und Verwüſtungen und aus der Argliſt der Diplomatie heraus zur Ruhe, zum Frieden, zum neuen Genuß des Lebens. Dieſe Sehnſucht

mußte in der Form der Schäferpoeſie, dem arkadiſchen Ideale, ihre Befriedigung finden. Ja ſelbſt die bis zur Niederträchtigkeit übertriebene Complimentirerei und Beſchmeichelung der Mächtigen läßt eine gewiſſe Entſchuldigung zu, ſofern nach lange ausgeſtandener Todesangſt die Dankbarkeit für wiedererlangten Schutz leicht zu weit gehen kann.

Bekanntlich liegt Nürnberg an der Pegnitz. Hier fanden ſich gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs der einheimiſche Patrizier Harsdörfer, der Italien bereist und von hier aus den Geſchmack für Akademien und Schäfereien mitgebracht hatte, auch ſchon Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft geworden war, mit Johann Klay aus Meißen zuſammen, der bei Buchner in Wittenberg einen ähnlichen Geſchmack angenommen hatte. Buchner, Profeſſor in Wittenberg, der Lehrer des Klay, führte die hüpfenden Dactylen in die deutſchen Verſe ein, ſchrieb aber, einige geiſtliche Gedichte abgerechnet, nur lateiniſch. Sein vorzüglichſtes Werk iſt Jonas, welches Klay ins Deutſche überſetzte (1642). Es verherrlicht die Geburt Chriſti. Jonas als Schäfer flötet dazu und ſieht den Himmel offen mit allen ſeinen Heerſchaaren.

Harsdörfer und Klay wurden nun vertraute Freunde.

In ihrem gemeinſchaftlich herausgegebenen Pegneſiſchen Schäfergedicht 1644 erzählen ſie, wie ſie ſich als Schäfer an den Ufern der Pegnitz gefunden und in Liedern geweteifert hätten, zumal in der Mannigfaltigkeit der Versmaße und in der Nachahmung der Natur, denn ihnen war, wie eine neue helle Beleuchtung der Natur, der Sinn für das Ausmalen im Kleinen und ſonderlich für das Anpaſſen der Sprache an die mannigfachſten Naturlaute vom Donner bis zum Zwitſchern der Vögel herab aufgegangen. Schade, daß ſie dieſem Sinn nicht mit reinerem Geſchmack, etwa gleich den niederländiſchen Malern, gefolgt ſind, ſondern ſich wie in künſtliche Reimſpielereien, ſo in die Mythologie der Renaiſſance verirrt haben. Beide wettſingende Schäfer, Harsdörfer und Klay, fingirten eine vornehme Geſellſchaft, vor welcher ſie geſungen, und in welcher die Göttin Fama den Kranz des Ruhms dem Sieger habe zutheilen ſollen. Sie entſchied ſich für keinen, jeder nahm nachher eine Blume aus dem Kranze. Dieſe in der Fortſetzung jenes Schäfergedichts von Klay erhaltene Dichtung wurde der Stiftung des neuen poetiſchen Blumenordens der Pegnitzſchäfer zum Grunde gelegt.

Bedeutſam erſcheint in dem Pegneſiſchen Gedicht die Begegnung der beiden friedlichen Schäfer mit einem durch die höchſte Noth zum Wahnſinn gebrachten Mädchen, in welchem die Germania perſonificirt wird.

Die Pegnitzschäfer zeichnen sich durch die reinlichste Holländerei aus und bilden in sofern einen anständigen Gegensatz gegen die unflätigen Nürnberger Fastnachtsspiele der frühern Zeit, wie auch gegen die Zotenlust der zweiten schlesischen Schule. Gesellschaftliche Eleganz charakterisirt sie vor allem. Die italienische Grazie wurde etwas bürgerlich steif, aber doch weit gefälliger nachgeahmt, als sonstwo in Deutschland. Alles athmet bei ihnen Geselligkeit. Harsdörfer und Klay schrieben zusammen von 1642—49 acht Bände Gesprächsspiele mit Bildern und Musikbeilagen, ausschließlich Anweisungen zu Gesprächen und Muster derselben, für ausgewählte Kreise gebildeter Herren und Damen, worin alles mögliche Wissen vorkam. Außerdem schrieben sie für alle Arten von Festivitäten und Feierlichkeiten und für die Bühne. Ihre ganze Richtung ging nach außen. Sie wollten das gewöhnliche Leben mit Poesie durchdringen, nicht sich in sich selbst zurückziehen. Eine besondere Monographie hat ihnen Mönnich bei der 200jährigen Stiftungsfeier des Ordens in einem Programm von 1844 und Tillmann in seiner „Nürnberger Dichterschule", Göttingen 1844, gewidmet.

Harsdörfer gab für sich seinen berühmten, ja sprichwörtlich gewordenen Nürnberger Trichter d. h. „den poetischen Trichter" heraus, durch den „die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden jedem einzugießen" seyn sollte, 1650, eine gedrängte Theorie der deutschen Prosodie, sonderlich des Reims. Verschiedenen Zwecken der Belehrung sollten ferner dienen die „philosophischen und mathematischen Erquickstunden" 1641, der „große Schauplatz nutz- und lehrreicher Geschichten", 1650, „der Geschichtsspiegel oder 100 denkwürdige Begebenheiten", 1654 die ars apophthegmata oder Kunstquell denkwürdiger Lehrsprüche 1659, die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, 1656, Heraklitus und Demokritus, 100 fröhliche und traurige Geschichten 1652, großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten, 1652.

Das Eigenste und Geistvollste, was Harsdörfer geschrieben hat, findet sich in seinem Nathan, Jotham und Simson 1650. Es sind nämlich Fabeln, Parabeln und Räthsel. Der Schwulst und Aberwitz des Allegorisirens spielt darin zwar eine große Rolle, doch findet sich auch viel Zartes, z. B.

Die Kaiserkrone wird von den andern Blumen beneidet, bemerkt ihnen aber

einfach, daß ſie eben ſo ſchnell verblühe, wie ſie alle. — Alle Temperamente Tugenden und Laſter treten klagend auf gegen den Traum, der ſie alle betrüge. — Einer will um jeden Preis ſeinen Schatten losſeyn; daß ihm überall der Schatten nachfolgt, macht ihn faſt wahnſinnig. Da ſtellt er ſich ſo, daß ein Gebäude auf ſeinen Schatten fallen muß, um denſelben zu zertrümmern, aber vergebens. — Der Stolz will den Tugenden präſidiren, ſie leiden es nicht, da präſidirt er den Laſtern. — Der Verſtand hat eine Tochter, die Wahrheit, und einen Sohn, den Wahn, welcher letztere die Welt regiert und ſeine Schweſter verachtet. — Der Strauß wurde krank, eine Menge Vögel riethen ihm nach einander Arzneien an, zankten ſich dann aufs heftigſte, welches Arzneimittel das beſte ſey, und ließen darüber den armen Strauß ſterben. — Ein Jüngling liebte eine Blume, da verwelkte ſie, ein Bund Heu, da verbrannte es, ſeinen eigenen Schatten, da verſchwand er mit der Sonne. So liebt die Seele Flüchtiges und Vergängliches. — Hinter jedem böſen Menſchen geht ein Engel her und folgt ihm wie ſein Schatten, der Engel der Furcht.

Auch in den „Sonntagsandachten“ und „Andachtsgemälden“ verläugnet Harsdörfer ſeine geſchraubte Manier nicht.

Wie die holländiſchen Poeten den Amor, ſo läßt er einen Engel am menſchlichen Herzen drechſeln ꝛc. Von Ernſt und Würde der Andacht iſt keine Rede. Die gottergebene Seele darf ſpielen und ſcherzen wie die Nachtigall:

Der Nachtigall frauelichter Klang
Tirliret den reinſten Geſang.
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie liſpelt und wiſpelt zu Scherzen ꝛc.

Eigenthümlich iſt die bei ihm ein paarmal wiederkehrende Vorſtellung der (als geflügelte Pſyche) gekreuzigten Seele, mahnend an die ſchöne Legende von der h. Kümmerniß. Auf ſeltſame Weiſe ſpielen in ſeine chriſtliche Symbolik die modernen Erfindungen hinein. So vergleicht Harsdörfer die Sünden der Welt mit dem „verkehrten“ Bilde in der camera obscura, das Böſe überhaupt mit dem Schatten, den wir nur ſehen, wenn wir der Sonne (Gott) den Rücken kehren.

Die Vergleichung der chriſtlichen Gemeinde mit einem Bienenſtocke iſt eines der lieblichſten Lieder von Harsdörfer.

Ein Liedlein will ich ſingen
Von Honigvögelein,
Die hin und her ſich ſchwingen
Wo bunte Blumen ſeyn.

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfernvolk

Bis daß der Schnee vergangen
Frost, Schauer, Nebelwolk ꝛc.

Johann Klay hat am meisten geleistet für das geistliche Schauspiel. Dasselbe blühte unter ihm in Nürnberg, wie einst das mehr weltliche unter Hans Sachs. Wir haben oben (S. 223) schon davon gesprochen. Sodann widmete sich Klay den großen Schaustellungen während der Friedensunterhandlungen in Nürnberg, nach dem dreißigjährigen Kriege. So besang er „das schwedische Frieden- und Freudenmahl 1649", eine überaus schwülstige, mit allen möglichen Anspielungen und in allen Versmaßen wechselnde Dichtung, ferner den Frieden selbst als „Irene" und, weil diese Sachen großen Beifall fanden, auch noch einen „Geburtstag des Friedens".

Mit Harsdörfer und Klay füllte Birken das berühmte Nürnberger Kleeblatt. Gewöhnlich nennt man in ihrem Kreise auch den Nürnberger Prediger Dilherr, der sehr viel Achtung genoß, aber nur mittelmäßige geistliche Lieder schrieb.

Obgleich kein ächter Nürnberger, sondern Sohn eines dahin geflüchteten protestantischen Böhmen, erscheint doch Sigmund von Birken (lateinisch Betulius) als die eigentliche Personification des immer mehr zum Kleinen und Zierlichen hinneigenden Nürnbergerthums, des poetischen Spielzeug-, Goldflitter- und Kurzwaarenhandels. Bei Harsdörfer tritt immer noch etwas Männliches hervor, während Birken nur immer den zierlichen Schäfer und Lecker macht. Soll es nun einmal Schäfer geben, so paßt zu ihrem Ideal Birken besser, als Harsdörfer. Wie viele Heldengeschlechter der Deutschen haben untergehen müssen, ehe auf ihren Gräbern jener alberne Pegnitzschäfer die Rolle des Orpheus übernahm und bei den übriggebliebenen Schwächlingen Gehör finden konnte! Auf den Titelkupfern zu Birkens Werken erscheint er in der Regel im galanten Anzug mit Allongeperücke und einen langen Schäferstab in der Hand, tiefen Bückling machend vor einer hochfürstlichen Person oder vor dem Genius eines Fürstenhauses. Unter dem Namen Floridan überall den naiven Schäfer spielend, der von der Welt nichts weiß, spickt er seine Gedichte doch nicht blos mit antiken Phrasen und mythologischen Namen, sondern hat in der Regel auch keinen andern Zweck, als den fürstlichen Herrn zu bestren, die ihn als Hofmeister, als Schauspiel- und Ballet-

direktor ꝛc. zeitweiſe berufen und am Ende in den Adelſtand erhoben haben. Der Nürnberger, der ſich noch ein Jahrhundert früher als freier Bürger gegen Kaiſer und Fürſten ſchlug, war zum Speichellecker der Höfe herabgeſunken. Birken nahm ſich die Hercynia des Opitz zum Muſter, indem er allen Fürſtenhäuſern hofirte.

Der oſtländiſche Lorbeerhain von Birken, Nürnb. 1657, enthält in Proſa und Verſen und mit viel poetiſcher Gelehrſamkeit Lobpreiſungen der habsburgiſchen Fürſten, woran noch eine Anzahl Lobgedichte auf große Herren in Oeſterreich die Harrah, Traun, Windiſchgrätz, Rubenberg ꝛc. ſich anreihen. — Weit beſſer iſt die neue hiſtoriſche Ueberarbeitung von Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſterreich, zu der ihn Kaiſer Leopold I. veranlaßte (1668). Dagegen preist wieder ſeine Dannenbergiſche Heldenbrut (Brut oder Blut?) 1648 und noch ausführlicher ſein Guelfis oder der niederſächſiſche Lorbeerhain, Nürnb. 1669 die Welfendynaſtie in Braunſchweig mit emphatiſcher Uebertreibung. Im Eingang becomplimentiren ſich die Pegnitzſchäfer gegenſeitig und Floridan (Birken) erzählt, was ihm in Niederſachſen widerfahren. Zuerſt Liebesabenteuer, wobei eine gewiſſe Amaryllis geprieſen und in allerlei herz- und becherförmigen Liedern beſungen wird. Die Länge und Kürze der Zeilen bilden nämlich die Herzen. Nachdem auch noch ein Hund weitläuftig beſungen worden iſt, tritt Floridan endlich in den Lorbeerhain und in eine Höhle, deren Inneres ihm den welfiſchen Ruhmtempel mit den Bildniſſen aller Welfen von der älteſten Zeit her enthüllt, die er nun alle anpoſaunt. — In dem churſächſiſchen Heldenſaale 1677 preist er eben ſo die Ahnen des Hauſes Wettin, und im hochfürſtlich brandenburgiſchen Ulyſſes 1667 die Markgrafen. Man ſieht, er war der Diener aller Herren und affectirte Begeiſterung für alle.

Birken ſchrieb für fürſtliche Vermählungen Ballette im italieniſchen Style.

So bei der Hochzeit der ſächſiſchen Prinzeſſin Sophie 1662 ein „Ballet der Natur“, worin die Natur mit ihren vier Elementen ihre Huldigung darbringt, und ein Ballet „Sophie“, worin Sophia (die Weisheit) als Schutzpatronin des Bräutigams, eines Markgrafen von Brandenburg, durch Albrecht Dürer für den Prinzen das Bild ſeiner Braut malen läßt. Einer der wenigen feineren und wirklich graciöſen Einfälle dieſes Dichters. Birken dichtete für die Bühne eine divium Herculis, den bekannten Herkules auf dem Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter. In ſeiner Pſyche, die vom Prinzen Theagenes gerettet wird, ſtellt er die von Chriſto gerettete Seele dar.

Das große Friedensfeſt in Nürnberg im Jahr 1650 gab den Pegnitzſchäfern Gelegenheit, ihre ganze Herrlichkeit zu entfalten. In Allegorien, wie ſie damals Mode waren, kriechenden Redensarten und unverſchämtem Lob aller

hohen Potentaten leisteten sie das Aeußerste. In dieses Gebiet gehören von Seiten Birkens sein Kriegsbeschluß und Friedenskuß und seine Teutonia, in welch letzterer er den Friedensgesandten die Allegorie der glücklich überwundenen schlangenhaarigen Eris und den Sieg und Triumph der Concordia vorführt. Eben so die Margenis (Germania) oder das befriedigte Deutschland.

Als Pegnitzschäfer schrieb Birken drei Bände Pegnesis 1673 voll zierlicher Schäferaffectionen, und eine „Redebindkunst", wie denn jeder dieser armseligen Poeten eine besondere Anweisung zum Dichten schreiben zu müssen glaubte. Auch Passionsandachten und einen christlichen Weihrauch gab Birken heraus, weil es damals für jeden Dichter noch Pflicht war und die Mode verlangte, daß er auch gereimte Andachten schreibe. Birkens Verse sind zierlich, leicht und fließend, aber die hüpfende Schäfermanier taugte am wenigsten in die Kirche. Hier ein Vers aus seiner Morgenandacht:

Dir, dir, dir hier o Gott, stimmt an
Was schwebt, was webt, was leben kann,
Ein Loblied deiner Güte.
Auch mich soll nichts beschämen nicht,
Daß ich vergesse meine Pflicht
Und dankbares Gemüthe.
Höre, mehre
Dies Erklingen
Laß mein Singen
Dich jetzt preisen,
Und dir Ruhm und Ehr erweisen.

Birken war übrigens so sehr Fanatiker für die Schäfereien, daß er außer ihnen gar keine Poesie gelten lassen wollte; weil die Poesie überhaupt schon vor der Sündfluth bei den frommen Hirten aus Seths Geschlecht den Ursprung genommen, so solle sie von Rechtswegen ewig Schäferpoesie bleiben.

Helwig (Montano) in seiner Nymphe Noris 1650 ahmte wie Birken die Hercynia nach und knüpfte an gedachte Nymphe den Ruhm und Preis der Stadt Nürnberg, ihres Raths, ihrer fürnehmen Familien ꝛc. an. Ebenso Albinus in seiner kursächsischen Venus (1686).

Unter den spätern Pegnitzschäfern glänzte Omeis, Professor in Altorf († 1708), ist aber wunderlich zu lesen, weil er in den Hofmannswaldauschen Schwulst fällt.

In seinem Prosaschauspiel „die in Eginhard verliebte Emma" (1680) ruft der verzweifelnde Liebhaber, als er durch den Schnee nicht fortkommen kann: „O daß ich Dädalus Flügel hätte! o daß mein Bellerophon zum Flügelpferd dienen könnte, oder ich wie Arethusa in einen Thränenbrunnen verwandelt

würde! Laß mich zu einem Ochſen werden, Jupiter, daß ich Emma über das äußerſte Meer tragen kann ꝛc.“ Das alles iſt nicht etwa Spaß, ſondern bitterer Ernſt. Der Emma angehängt iſt ein „deutſcher Paris“ oder die Liebesgeſchichte der von Graf Altenburg entführten Kaiſerstochter Helena in Form von Heldenbriefen, dem Hoffmannswaldau nachgeahmt. Schließlich noch kleinere Gelegenheitsgedichte.

In Italien ſpielten die gekrönten Poetinnen keine geringe Rolle. Sie fanden ſich nun auch zahlreich genug bei den Fruchtbringenden und Pegnitzſchäfern ein, aber ohne daß Eine auf die Nachwelt zu kommen verdient hätte. Die meiſten waren Frauen von Mitgliedern der genannten Geſellſchaften, die ſich aus Eitelkeit aufdrängten und denen man aus Höflichkeit um ſo leichter huldigen konnte, als die Männer ſelbſt nur Schwaches hervorbrachten. Im Jahr 1734 erſchien zu Leipzig eine von Lamprecht veranſtaltete Sammlung von Schriften und Gedichten zur poetiſchen Krönung der Chr. Maria Ziegler, geb. Romanus, eine gänzlich verſchollene Größe. Zu Frankfurt a. M. gab Lehms 1715 „Teutſchlands galante Poetinnen“ heraus, deren er damals ſchon 111 namhaft machte, ohne irgend etwas von ihnen zu citiren, was ſie der Unſterblichkeit werth machte. Vgl. auch die Erinnerung an einige deutſche Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts von Guſtav Klemm.

5.

Die zweite ſchleſiſche Schule.

Die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule, deren Häupter Hoffmannswaldau und Lohenſtein waren, charakteriſirt ſich als eine unwillkürliche Reaction gegen die erſte. Die deutſche Natur konnte die Abſchwächung und Erſchlaffung, welche ihr die Renaiſſance bereitete, nicht ertragen. Ihre uralte Eigenheit wiederzufinden, war ihr bei ihrer damaligen Bethörung und Beſeſſenheit nicht möglich. Da machte ſich das Bedürfniß der Kraft und Innigkeit in dem Schwulſt geltend, den man der zweiten ſchleſiſchen Schule ſo oft und mit Recht zum Vorwurf gemacht hat, in dem ſich indeß etwas Achtungswürdiges verbirgt. Man wollte nicht länger, wie Opitz, waſſerglatte Formen und einen nüchternen verſtändigen Inhalt, ſondern kühnere, dem ſtürmiſchen Meer und Gebirge

ähnliche Formen und einen die tiefſten Leidenſchaften ausdrückenden und aufregenden Inhalt. Daraus erklärt ſich nicht nur die ſymboliſche Redeweiſe, ſondern auch das Gräßliche und Zotenhafte Lohenſteins und Hofmannswaldaus in der Wahl ihrer Stoffe.

Etwas Aehnliches zeigt ſich in der Renaiſſancedichtung der Holländer. In Holland trat an die Stelle der ältern katholiſchen Volkspoeſie, durch welche ſich die Niederlande ſo ſehr ausgezeichnet haben, im Gefolge der Reformation eine höchſt wunderliche Miſchung von Claſſicität und bäuriſcher Unfläterei. Hofmann, horae belg. II. 77 drückt ſein Erſtaunen darüber aus, wie gerade dieſe ſo reinlichen und koſtbaren Republikaner in ſolchem Schmutz der Poeſie (und Malerei) behaglich haben wühlen mögen. Allein es war natürlich. Indem man mit einmal der geſammten Poeſie des Mittelalters, der nationalen wie der kirchlichen, abſchwur, reagirte die Nationalität in der Gemeinheit und Rohheit des Natürlichen gegen die Ziererei und Ueberbildung der Renaiſſance und die kokette Anbetung antiker Götter und es liegt ohne Zweifel ein guter Humor darin, daß in Holland Bürger und Bauern in ihren Volksliedern mit Citaten von claſſiſcher Mythologie den Koth ſelbſt vergoldeten. Aehnliches übte der Humor nun auch in der zweiten ſchleſiſchen Schule, dieſe Schule pflegte aber auch eine Tendenz zum Erhabenen und übertraf hierin die Holländer.

Vom Anſehen der beiden ſchleſiſchen Schulen geben Zeugniß Treuers deutſcher Dädalus oder poetiſches Lexicon aus Opitz, Flemming, Harsdörffer ꝛc. geſammelt, Berlin 1675, und Männling, poetiſches Lexicon aus den berühmten Poeten Schleſiens, Frankfurt 1719.

Obgleich Lohenſtein den Hoffmannswaldau weit überragt, gab er doch ſelbſt dieſem den Vorrang und ſagt in ſeinen Hyacinthen einmal: „Opitz that es den Alten und Ausländern nach, Hoffmannswaldau aber zuvor.“ Chriſtian Hofmann von Hoffmannswaldau, Präſident des Rathes zu Breslau, † 1679 als ein allgemein hochverehrter Beamter, dem Niemand ſeine laſciven Gedichte verargte, der vielmehr von Jedermann geachtet und bewundert war. Auch ſchrieb derſelbe geiſtliche Dichtungen: die erleuchtete Maria Magdalena, die Thränen der Tochter Jephtha, die Thränen des Johannes unter dem Kreuze, eine Klage Hiobs, geiſtliche Oden und ſehr ernſthafte Begräbnißgedichte. Den größten Ruhm aber

der Staatsgewalt eingeräumt werden, und nur unter der Aufsicht höherer Regierungsbehörden ausgeübt werden darf, so kann davon kein Nachtheil für die Stadt besorgt werden. Denn ob die Städte den Grundherren oder den Distriktsbeamten zur nächsten Aufsicht untergeordnet sind, kann bei der Unterordnung beider unter höhere Behörden gleichgültig seyn.

Bei dem nie ganz zu vertilgenden Antagonismus zwischen der Geburts- und Beamtenaristokratie möchte im Gegentheil manchmal sogar ein solcher gemischter Einfluß der Freiheit der Städte mehr förderlich seyn, als ein ungemischter der Beamtenhierarchie.

Auch könnte diese Entäußerung eines Theils der Lokalregierungsgewalt an einzelne höher gestellte Personen leicht in anderer Beziehung eine weitere fruchtbringende Folge haben, wenn sie ein Beispiel und eine Einleitung einer wohlthätigen Decentralisation der Staatsverwaltung würde.

Denn sowie sich zeigen würde, daß die Ueberlassung einzelner Regierungsbefugnisse bei gehöriger Unterordnung unter höher gestellte Behörden an einzelne unbesoldete, aber des Einflusses und der Ehre wegen thätige Mitglieder des Adels ohne Schaden für das Allgemeine und mit Vortheil für die Finanzen übertragen werden kann, so könnte ähnliche Uebertragung mehrerer Lokalregierungsrechte auch an Gemeinden mit großer Ersparniß für den Staat und größerem Vortheil für die Entwickelung der geistigen Kräfte des Volks unternommen werden.

Aber die so freisinnige Richtung dieser preußischen Städteordnung hat eine ganz eigenthümliche Beimischung, welche sie von allen andern deutschen Gemeindeordnungen unterscheidet, und welche die Angränzung dieses Theils von Deutschland an rein monarchisch regierte Länder, an die Völker slavischer Herkunft und selbst an den Orient ahnen läßt.

Denn schon die Städteordnung von 1808 bestimmt in Betreff der Wahlen in §. 148, daß zu den Magistratsstellen nur geachtete, rechtliche, einsichtsvolle und geschäftskundige Männer gelangen sollen. In „Reichardt's Städteverfassung" S. 338 ist ein Regierungsdekret vom 21. Juni 1821 abgedruckt, durch welches vor unpassenden Wahlen gewarnt wird und in welchem angeführt ist, daß mehrere Fälle eingetreten seyen, in welchen die von den Stadtverordneten gewählten Subjekte dem in sie gesetzten Vertrauen gar nicht

brachten ihm ſeine weltlichen Hochzeitgedichte und Heldenbriefe (den Heroiden des Ovid nachgebildet), ſo wie eine Ueberſetzung von Guarini's Paſtor Fido. Die Heldenbriefe erſchienen 1673 und mit den übrigen Gedichten vereint wieder in der 1695 in ſieben Bänden von Neukirch veranſtalteten Sammlung: Hoffmannswaldau und Anderer (ſeiner Anhänger und Freunde) deutſche auserleſene Gedichte. Im Allgemeinen halten dieſe Dichtungen noch die Manier des Opitz ein, ſchweifen aber im Schwulſt der Metaphern und im Wohlgefallen am Gräßlichen und Zotenhaften weit über ſie hinaus.

Die ſieben Bände der „Gedichte von Hoffmannswaldau und Andern" enthalten regelmäßig Ehren- und Lobgedichte, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, galante und Sinngedichte. Die meiſten in Alexandrinern, die Minderzahl in kürzeren Versmaßen und dann auch einfacherer Sprache. Man begegnet darin den meiſten Kaiſern, Königen, Kurfürſten und Helden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, denen die Poeten in Allongeperücken mit tiefen Bücklingen und in einem merkwürdigen metaphoriſchen Kanzleiſtyl huldigen. Daneben eine Unzahl von adeligen Herren, dann auch bürgerliche und gelehrte Autoritäten und ihre Frauen, denen nicht weniger reichlich Weihrauch geſtreut wird. Wenn auch hin und wieder in Sinngedichten ſowohl als Lobgeſängen auf die brandenburger Kurfürſten und die Kaiſer ein patriotiſcher Stolz und Abſcheu vor dem Franzoſenthum durchblickt, z. B. II. 192, ſo kommen anderſeits wieder verliebte „Heldenbriefe" vor, welche Ludwig XIV. mit der Monteſpan und Lavaliere wechſelt, als Muſter für die galante Poeſie der Deutſchen. Nur zur franzöſiſchen Leichtigkeit und Anmuth der Form ſind dieſe deutſchen Poeten damals noch nicht durchgedrungen, während ſie die laxen und frivolen Grundſätze ihrer Vorbilder ſogar übertrieben. Hoffmannswaldau überträgt den Lohenſteiniſchen Schwulſt, die übermäßig gehäuften und geſchwängerten Metaphern aus dem heroiſchen in das galante Gebiet und tiſcht mit pretiöſer Feierlichkeit die unflätigſten Zoten auf, die ſonſt nur in der ſatiriſchen Sprache des Ariſtophanes, Juvenal, Rabelais, oder im niedrigſten Genre der Faſtnachtsſpiele und Bauernſchwänke erträglich ſind.

In den Lob- und Trauergedichten iſt die Theilnahme immer affectirt und übertrieben, z. B. S. 125 ſagt Neukirch beim Todesfall eines Herrn von Hochberg:

So wie ein Donnerkeil durch hohe Cedern fährt,
Wenn der gepreßte Knall den grünen Wald erſchüttert,
So hat des Himmels Kraft auch meinen Geiſt verzehrt ꝛc.

Oder IV. 195 beim Tode eines Herrn von Miltitz:

Ihr Brunnen, öffnet euch! die ihr in meinen Augen
Der Thränen treue Fluth in euern Circul schließt,
Und laßt den Trauerfall die Tropfen aus euch saugen,
Da meine Perl jetzund im todten Meer zerfließt ꝛc.

Oder V. 149, wo im Trauergedicht auf eine Gräfin von Neithard Melvemene halb todt zu den Füßen des betrübten Phöbus stürzt, ihm Vorwürfe machend, daß er, der Allheilende, die Dame, die ihn noch dazu verehrt habe, nicht geheilt habe.

In den Hochzeitgedichten geht der servile Ton unbegrenzter Verehrung für die Gefeierten gewöhnlich am Schluß in erotische Schlüpfrigkeit über, die hin und wieder auch schon in den Aufschriften liegen z. B. „die Jungfernnoth" bei der Frantz- und Hallmannischen Hochzeit (II. 163), die innerlichen Kriege der Jungfern bei der Br. und Fr. Hochzeit (II. 170), Trauer- und Trostgedanken beim Grabe der Jungferschaft auf der S. und G. Hochzeit (II. 174), das schönste Wildpret bei der Förster- und Zobelischen Vermählung (IV. 163), die bestürmte und eroberte Annaburg bei der S. und B. Hochzeit (V. 93). Dieselbe schlüpfrige Sprache findet sich in den sogenannten „Wirthschaften" und „Schäfereien", galanten Hoffesten, wozu die Dichter Verse machten. Solche Verse legten sie z. B. allerlei Masken in den Mund, der den Damen Zoten sagten (III. 115).

Unter den eigentlich galanten Gedichten stellen wir oben an die berüchtigte „Amanda", die Angebetete des Hoffmannswaldau, an die er folgende Verse richtete:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein, und Baumöl meiner Schmertzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kertzen,
Nachtstülchen meiner Ruh, der Poesie Clystier,
Des Mundes Alecant, der Augen Lustrevier,
Der complementen sitz, du Meisterin zu scherzen,
Der Jugend amedibet, calender meiner Zeit,
Du andachtsfackelchen, du quell der frölichkeit,
Du tiefer abgrund du voll tausend guter morgen,
Der zungen honigseim, des hertzens Marcipan,
Und wie man sonsten dich mein kind beschreiben kan.
Lichtputze meiner noth, und federwisch der sorgen.

Dem entspricht „die Abbildung der vollkommenen Schönheit" II. 58, worin die weiblichen Reize in Dreiheiten eingetheilt werden, drei schwarz, drei weiß, drei roth; drei kurz, drei lang, drei dick, drei dünn, drei eng, drei weit, drei klein, drei groß. Diese Pedanterie, gewürzt mit zotologischem Witze,

wiederholt ſich in vielen andern Gedichten, in denen die einzelnen weiblichen Reize durch Metaphern erklärt werden z. B. II. 1. wo Hoffmannswaldau die Brüſte vergleicht mit Aepfeln, Marmorballen, Felſen, Quellen, zwei Schweſtern, die in einem Bette ſchlafen, Fäſſern, Sonnen, Hügeln, Schneegebirgen, Flaſchen, Schneeballen, Körben, Blaſebälgen, einem Milchſee, einem Altar ꝛc. Ganz ähnlich IV. 12. In dem Gedichte I. 173 wird in ähnlicher Art die Schooß mit allem Möglichen verglichen. Das Schamloſeſte aber ſind Heldenbriefe, welche Arminius mit ſeiner Thusnelda wechſelt, und worin dieſes Paar, an welches ſich immer ein patriotiſcher Ernſt knüpfen ſollte, ſich ganz ſo zotenhaft unterhält, wie Ludwig XIV. und die Monteſpan, oder wie König Auguſt mit ſeiner Aurora, die auch in dieſen Bänden vorkommen. Arminius vergleicht Thusnelden mit der Stadt Rom und alle Theile und Verrichtungen (IV. 21 ſelbſt die ſchmutzigſten) ihres Körpers mit den Merkwürdigkeiten Roms. In andern Gedichten ſtreiten die einzelnen weiblichen Reize Augen, Bruſt, Mund ꝛc. um den Vorrang (I. 219). Ein einziges dieſer Gedichte zeichnet ſich aus, der Wettſtreit zwiſchen den ſchwarzen und blauen Augen (V. 237), worin unter andern der liebliche Gedanke vorkommt:

Venus ſelbſt kam aus den Fluthen
Mit blauen Augen auf die Welt,
Doch als Adonis ſich zu Tode mußte bluten
So ward ihr alle Freud und alle Luſt vergellt.
Drum ließ ſie, um der Wehmuth willen,
Der blauen Augen Licht mit ſchwarzem Flor umhüllen.

Daran reihen ſich nun noch viele galante Lieder, in denen jede Scham abgeſtreift iſt, z. B. I. 6 an die kleine Bleſſine, bei deren unſchuldigem Anblick Hoffmannswaldau nichts anders denkt, als wie ſie einſt die Unſchuld verlieren werde, was er in obſcönen Bildern ausmalt, I. 35 und I. 371, die alles an Frechheit überbieten. Dazu „der ſchwangern Jungfern Troſtgedanken“ I. 307, Klagen der alten Jungfern, höchſt üppige Schäferſcenen, mehr dem Longos als Theokrit entlehnt.

Daniel Caſpar von Lohenſtein, kaiſerlicher Rath in Breslau († 1683), iſt zwar übel berüchtigt durch ſeinen ſprichwörtlich gewordenen Schwulſt, war aber trotz dieſer Formfehler ein Mann von reicher Phantaſie, einem warmen patriotiſchen Herzen und großer Gelehrſamkeit. Im Lyriſchen ſteht er unter Hoffmannswaldau, dagegen übertrifft er ihn als dramatiſcher und epiſcher Dichter.

Die lyriſchen Dichtungen Lohenſteins erſchienen unter dem Namen Blumen und zwar

1) Roſen in Alexandrinern, ſtrotzend von pedantiſchen, mit mytholo-

gischen Anspielungen durchspickten Zoten, indem die Rosen theils Heldenbriefe, den ovidischen nachgeahmt, theils Hochzeitscarmina sind. Unter den Heldenbriefen finden wir Briefe von Don Petro und Inez de Castro, König Philipp II. und der Prinzessin Eboli; einen Abschied der Maria Coromelia, die um den heißen Brand ihrer Lüste zu stillen, sich einen Holzbrand in die Genitalien stieß. Die Natürlichkeit der Schilderung und Schamlosigkeit der Sprache ist unglaublich. In einem poetischen Wettstreit zwischen der Schönheit und Freundlichkeit wird gleichfalls alles ins sinnliche Gebiet hinübergespielt und z. B. folgendes gesagt:

Schönheit.

Ihr Brüste kämpft für mich, ihr schneegebürgten Brüste,
Aus deren Gipfel Gluth mit rothen Flammen schlägt,
Sprecht, eure Schönheit sey der Venus Schaugerüste,
Worauf sie in den Sarg der Buhler Freiheit legt.
Ein Fels, woran die Lieb ihr Goldgeschoß muß wetzen,
Ein Milchbrunn, dessen Saft auch Geister kann ergötzen.

Freundlichkeit.

Wo diese Bälge solln die Liebesbrunst anfachen,
So müssen sie von mir vor aufgeblasen seyn ꝛc.

In den „Brautgedanken bei Aufsetzung einer Haube" wird die Haube mit unerträglicher Pedanterie als Sarg der Jungfrauschaft aufgefaßt.

2) Hyacinthen, Begräbnißlieder und poetische Ehrengedächtnisse für Verstorbene. Darunter auch eines für Andreas Gryphius, in welchem Lohenstein auf eine würdige und schöne Weise die Vorzüge des menschlichen Geistes überhaupt preist.

3) Himmelschlüssel oder geistliche Gedichte. In einem auf die Wundergeburt unseres Erlösers wird der bekannte Ruf „Pan ist gestorben" in den verwandelt „der große Pan, der Hirt der Hirten ist geboren". Daran schließen sich

4) Geistliche Gedanken über das 53. Kapitel des Jesaias und

5) Thränen, Klagelieder über Jesu Tod und zwar in Thränen der Mutter Gottes, Thränen der Maria Magdalena ꝛc.

Besondern Ruhm erlangte ein längeres Gedicht Lohensteins in Alexandrinern, „Venus", abgedruckt in Hoffmannswaldaus und Anderer deutschen auserlesenen Gedichten, Leipzig 1697, II. 238—287.

Er schildert darin die Geburt der Göttin aus dem Schaum des Meeres, der Neptun und seine maritimen Vasallen staunend zusehen; dann ihre Ankunft am Ufer, wie alle Bäume sich neugierig zudrängen, sie zu sehen, bei welchem Anlaß sich die Bäume dergestalt in Liebestrunkenheit vermischen, daß die Tannen Oel, die Fichten Honig, die Kiefer Pomeranzen, der Schleedorn

Trauben trägt ꝛc. Dann ihre Ankunft im Olymp und ihre erſte Vorſtellung vor Zeus, dem ſie ſogleich ſeine Blitze abſchmeichelt. Als er Bedenken trägt, tröſtet ſie ihn, alle ihre Blitze würden nur Wolluſt und Entzücken bereiten. Dann erprobt ſie ihre Macht in Beiſpielen und belebt die Statue des Pygmalion. Alle Götter dienen ihr. Keiner iſt, der nicht, auch unbewußt, die Liebe befördern hilft. Am eifrigſten aber dient ihr Mars, der ganz in ſie vernarrt iſt. Die Liebe ſelbſt wird als ein Krieg dargeſtellt, eine gut durchgeführte Vergleichung S. 273. Dem ruhen von ihr beſiegten Mars zieht Venus bald den reizenden Adonis vor, wie die perſiſche Schirin dem ſtolzen Chosru den liebenswürdigen Ferhad, wie bei Arioſt Angelica dem herkuliſchen Orlando den ſanften Medor. — Dieſes Gedicht Lohenſteins faßt in der That die Mythe der Venus geiſtreich auf.

Im Trauerſpiel hat Lohenſtein ſeine ganze Kraft concentrirt, aber auch ſeine Geſchmacksverirrung. Davon, wie von ſeinem großen Roman Arminius handle ich ſpäter. — Zu den bedeutendſten Dichtern dieſer Zeit gehört der Schleſier Andreas Gryphius († 1664), den ich bei den Schauſpielen näher beſprechen werde. Er war aber auch Lyriker. Seine Epigramme und Sonnette erſchienen ſchon 1638. Die Epigramme (Beiſchriften) gehören zu den beſten dieſer Gattung vor Logau. Eines der witzigſten iſt das auf Balbinus:

Wie ſeltſam iſts! Balbinus iſt ein Dieb,
Und ſein Weib hat ſtets fremde Männer lieb.
Er nimmt von allen, was er immer kann,
Und dieſe beut ſich allen ſelber an.
Was dünkt euch wohl, daß hieraus ſey zu ſchließen?
Sie will ſein Nehmen durch ihr Geben büßen.

Andere gute ſiehe Buch II. Nr. 11. 14. 66. Die Sonnette enthalten meiſt ernſte Gedanken und ſind zum Theil Grablieder, zum Theil aber auch Hochzeitslieder.

II. 19 ſchildert er den Jammer des dreißigjährigen Kriegs unter dem er aufwuchs und der ihm Bruder und Schweſter raubte:

Betrübtes Schleſien, beſtürztes Vaterland
Was haſt du, das der Grimm der Seuchen nicht verzehrt,
Das der geſchwinde Blitz der Schwerter nicht verheert?

und II. 28:

In meiner erſten Blüth, im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiſet und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt.

Seine Oden sind meistentheils geistlichen und ernsten Inhalts, häufig von schönem Wohllaut und ergreifender Trauer, meist aber in der ungenießbaren Breite und Schwülstigkeit des Hoffmannswaldauschen Styls.

Gleich die erste Ode des ersten Buchs hat einen schönen Ton.

Du traurige Sion
Du bis in den Tod betrübte,
Du itzt Waise, vor Geliebte
Reißt ihre Lorbeerkron
Von dem gerauften Haar, sie wirft der Perlen Zier
Sie wirft der Steine Pracht, den goldenen Schmuck von ihr,
Und windt die Händ und schlägt die Brust.
Sie weint, sie ruft, sie schreit, sie klagt,
Sie sucht, sie starrt, sie fällt, sie zagt ꝛc.

Die zweite Ode des zweiten Buchs drückt die tiefste Klage aus:

Mit Thränen grüßen wir,
Mit Thränen gibt man gute Nacht!
Was ist der Erde Saal?
Ein herbes Thränen Thal.
Wie Rosen, die wir ziehen,
Auf Dörnern nur verblühen,
Wie ein verworfenes Kind verschmacht,
So muß, wer hier will stehen
In Kummer untergehen.

In der zweiten Ode des dritten Buchs besingt er seine eigene Hochzeit, wobei aber kein Freudenlaut zu hören ist, sondern nur finstere Worte, „der Erde Abgrund", „durch schwarze Lüfte", „der Tod", „Trauerfackeln", „die Hölle", „die Folter", „der Aengste Angst". Das vierte Buch enthält ausschließlich „Thränen über das Leiden Christi".

Die neunte Ode des zweiten Buchs macht eine erfreuliche Ausnahme, indem der Dichter hier sehr schön die „Ruhe des Gemüthes" preist.

In den Kirchhofs-Gedanken, einem Gedicht in fünfzig Strophen, versenkt sich die melancholische Phantasie des Dichters in die detaillirteste Betrachtung der Gerippe, der verfaulten Leichname und der darin wühlenden Würmer.

Von Gabriel Voigtländer, königl. dänischem Hoftrompeter, erschienen 1650 deutsche Lieder mit Melodien „auf Verlangen", darunter kostbare Unsauberkeiten, womit sich die damaligen Großen am liebsten ergötzten, z. B.

Mit ars, lex, Mars wird die ganze Welt regiert
Mars, lex, ars gubernirt ꝛc.

Heinrich Bredelou aus Königsberg in Preußen gibt ſich in ſeinem „poetiſchen Tiſch“, Frankfurt und Leipzig 1688 als Nachahmer Hoffmannswaldau's zu erkennen, zumal in ſchlüpfrigen Liebes- und Hochzeitsgedichten. Auch im Styl durchgängig.

Roſimene, meine Zier,
Meines Lebens Licht und Wonne,
Meines Trauerns Löſchpapier ꝛc.

Schamloſer als das Lied S. 93 kann nicht gedichtet werden. Dagegen iſt ein Ständchen nicht übel:

Mein Kind, wie? ſchläfeſt du
Und ſiehſt mein Ungemach.
Ach ja, du liegſt in Ruh
Und ſchläfeſt ein. Ich wach.
Ich irr auf dunklen Gaſſen
Und ſuche dich, mein Licht,
Doch muß ich Schatten faſſen
Du deckſt dein Angeſicht ꝛc.

Schließlich bereut der Dichter ſeine Jugendſünden und wollüſtige Schreibart, wendet ſich der Tugend zu und bittet den Leſer um Verzeihung. Beſſer ſind ſeine Madrigale.

Johann von Beſſer, Oberceremonienmeiſter unter König Friedrich I., († 1729), ſchrieb eine Menge Staatsgedichte, zur Ehre des brandenburgiſchen Hofes, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, Ballette und Singſpiele für die Hoffeſte, endlich galante Gedichte. Sie erſchienen zuerſt 1711 und in mehreren Auflagen mit Kupfern. Beſſer hat einen leichten Versbau.

Zu ſeinen beſſern Gedichten gehören die „Unterredung mit dem Widerhall“ S. 733 und der Streit zwiſchen den blauen und ſchwarzen Augen S. 735. Aber ſeine „Ruheſtatt der Liebe oder die Schooß der Geliebten“, iſt ganz im Lohenſteiniſchen Geſchmack und wenn ſie auch die geheimſten Reize der ſchönen Chloris enthüllt, ſo bedeckt ſie dieſelben wieder mit allem möglichen von Edelſteinen, Blumen und aus der Mythenwelt hergeholten Metaphern.

Beſſer dichtete 1690 eine große ſogenannte Wirthſchaft für den üppigen Hof Auguſts II. in Dresden, worin ein Scheerenſchleifer allen anweſenden hohen Maſken Zoten ſagt.

Heinrich Mühlfort in Breslau († 1681), deſſen Gedichte 1686 und 87 in zwei Bänden erſchienen, war ein ſchwacher Nachahmer von Hoffmannswaldau in Hochzeits- und Leichengedichten. Ganz ohne eigenen Geiſt. Eben ſo Gottlieb Stoll († 1744), der ſogenannte Leander von Schleſien. Burchard Mencke († 1732), der ſich Philander von der Linde nannte, Profeſſor in Leipzig, äffte Hoffmannswaldau insbeſondere in den ſchwülſtigen Beiwörtern nach. Chriſtian Gryphius († 1706), Sohn des berühmten Andreas, erreichte ſeines Vaters Geiſt nicht und ſchrieb nur gewöhnliche Gratulationspoeſien, die unter dem Namen „poetiſche Wälder" gedruckt wurden. Doch zeichnen ihn politiſche Gedichte aus, auf die man bisher noch nicht aufmerkſam gemacht hat, vom edelſten und feurigſten Patriotismus eingegeben. Es war die Zeit, in welcher Ludwigs XIV. Horden die Niederlande und die Pfalz verwüſteten.

Hat ſich denn des Himmels Grimm zu der Teutſchen Fall verſchworen?
Geht denn alle Hoffnung hin? ſind wir durch und durch verloren?
Soll der B... länger raſen? und der Franzmann Stadt auf Stadt
Land auf Land zu Grunde richten? Iſt denn weder Rath noch That,
Weder Witz noch Tapferkeit bei den Fürſten anzutreffen,
Die das arme Vaterland mit vergebener Hoffnung äffen.
O wo ſind die alten Helden? ꝛc.

Die Form der Heldenbriefe, die Hoffmannswaldau dem Ovid entlehnt, wurde damals Mode. Der pſeudonyme Veſlander, ohne Zweifel ein Schleſier, gab zu Oels (ohne Jahrszahl) ähnliche Heldenbriefe heraus.

Die Gratulationspoeſie im Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Schule überwucherte ſeiner Zeit den Büchermarkt. Ich habe ſo viel als möglich Bücher dieſer Art durchgeſehen, um in der Spreu ein Goldkorn zu finden. Nur zur Warnung Anderer nenne ich einige derſelben. Wer z. B. in Weichmanns Poeſie der Niederſachſen, 1725, etwas Originelles oder Mundartliches erwartet, täuſcht ſich arg, denn er findet nichts als ſeichte hochdeutſche Gratulationscarmina. Von gleicher Art ſind Wentzels Lorbeerhain 1700. Der Holſteiner Amthor gab noch 1735 „Gedichte und Ueberſetzungen" heraus, die davon wimmeln, und die den ſteifen Gratulationston beibehalten, wenn auch die Verſe nicht mehr Alexandriner,

ſondern kürzer und leichter ſind. Denſelben Ton, aber auch noch die Alexandriner, finden wir in Neudeckers Früchten der deutſchen Poeſie, Jena 1724.

Johann Chriſtoph Männling blieb in ſeinem poetiſchen Blumengarten, Breslau 1717, noch ganz in der Manier Hoffmannswaldaus.

Sein Buch iſt voll von Hochzeits-, Begräbniß- und Gratulationsgedichten in verzwicktem und ſchwülſtigem Style z. B.

Was willſt du dich, mein Herze, ſelbſt verzehren?
Mit Schwermuthsblei dein eigner Henker ſeyn?

* * *

Der ſchwarze Flügel trüber Zeiten
Legt meinem Geiſt die Sklavenkette an.

Der Schleſier Nicolaus Peucker, der 1674 in Berlin als Stadtkämmerer ſtarb, dichtete eine Menge Gratulationsgedichte, die unter dem Titel „die rechte klingende Paucke 1702“ gedruckt wurden. Es ſind wirklich nur in Worte geſetzte Pauken- und Trompetentöne, z. B.

Mein Paukenſchlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm!
Die ganze Mark ſchreit: Wenn,
Wenn — hat man nicht vernommen? —
Wird unſer Vater kommen?
Bom, bom di bi di bom.

Des Feldes Troß, die Lerche, ſteigt herfür
Und ſingt: Dir, dir, dir, dir,
Dir Kurfürſt zu gefallen ꝛc.

Daniel von Czepka, ein ſchleſiſcher Edelmann, ſchrieb ein „Siebengeſtirn königlicher Buße“, das erſt 1671 nach ſeinem Tode erſchien und einige Kirchenlieder. Einen handſchriftlich noch von ihm erhaltenen Schatz hat Kahlert bei Prutz, literar-hiſtoriſches Taſchenbuch von 1844, S. 131, aufgedeckt.

Darin finden ſich mehrere politiſche Lieder z. B. auf Wallenſteins Untergang und vorzüglich hübſche epigrammatiſche Liebesliedchen, z. B. wie ſeine Schöne einmal ihre blonden Locken in den Mund nimmt und ihn ſchalkhaft durch deren Gitter anlacht; wie ſie, an Hals und Händen mit goldenen Ketten gefeſſelt, doch ſelber frei bleibt und nur ihn als Sclaven nachſchleppt. Derb aber gut iſt das Epigramm auf eine zu viel jammernde Wittwe, die gleich der

Wittwe von Erbesus über den Verlust ihres geliebten Mannes gar nicht zu trösten war:

Doch wißt, dieweil ihr Leid durch nichts war sonst zu stillen,
Ließ über Jahresfrist sie sich in Schleier hüllen
Und hat vor Angst darnach ein Kind zur Welt gebracht.

Hans Aßmann von Abschatz, Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz († 1699), dessen Gedichte 1704 erschienen, hat nur Eines von bleibendem Werth gedichtet, die „Aufmunterung an die Deutschen", voll Zorn über die Intriguen, mit welchen damals Ludwig XIV. Deutschland umgarnte. Die übrigen sind schwach, ein Lob des Barts noch eines der artigern. Jenes Zornlied beginnt:

Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Saon' und Seine schicke!

Beccau gab zu Hamburg 1719 geistliche und weltliche Poesien heraus, die im Allgemeinen dem Hamburger und Nürnberger Schäferspiel treu bleiben, aber eine erste Spur von Matthissonscher Mondscheinwehmuth zeigen.

Die tiefe Nacht hieß alles stille seyn
Und breitete die feuchten Flügel
Auf Flächen, Thäler, Hügel.
Kein Baum bewegte sich von Winden,
Nur ließ der Mond noch seinen Schein
Durch die belaubten Büsche finden
Und warf sein weißes Silberlicht
Zum Gegenstrahl in einen klaren Bach
Als dies mit traurigem Gesicht
Ein treuer Hirte sah und sprach:

Heller Mond! von deinen Strahlen,
Die sich in dem Wasser malen,
Siehst du noch den Gegenschein.
Könnt ich mich mit meinen Blicken
So in Doris Herze drücken
Würd ich höchst vergnüget seyn!

entſprochen haben, daher denn auf eigenen Antrag der Stadtverordneten mehrere Subjekte, theils als unmoraliſch, theils als geſchäftsunkundig ihrer Aemter haben entſetzt werden müſſen. Hier zeigt ſich nun eine durchaus verſchiedene Anſicht von der beſonders in den ſüdweſtlichſten Staaten herrſchenden.

In den Ordnungen jener Staaten iſt rechtlich ſcharf beſtimmt, wer gewählt werden kann und wer nicht; dort alſo wäre eine Unterſuchung wegen der Wahl einer Perſon, die dem Vertrauen nicht entſpricht, wegen Unmoralität oder Mangel an Geſchäftskenntniß unmöglich, und würde das größte Aufſehen und Klagen über Verletzung der Geſetze zur Folge haben, auch wenn das Reſultat der Unterſuchung in materieller Hinſicht in der öffentlichen Meinung noch ſo ſehr gebilligt wäre. In dieſen Staaten gilt überall als Grundſatz, daß nur erwieſene ſtrafmäßige Vergehen die Entlaſſung möglich machen.

Wenn in jenen Staaten der größeren Menge einfallen würde, zum Vorſteher einer Stadt drei gleich unkundige und ungebildete Männer vorzuſchlagen, ſo hätte die Regierung daſelbſt nur das Recht, unter den drei unpaſſenden einen auszuwählen, nicht aber neue Vorſchläge zu verlangen.

So finden wir auch bei andern Beſtimmungen der preußiſchen Städteordnung das unbeſtimmte Recht der Regierung, einzuſchreiten, ſobald ihr ein beſonderer Nachtheil zur Anzeige kommt, der durch die Magiſtrate zu entſtehen droht.

Sogar iſt am Schluſſe der Städteordnung von 1831 der Regierung vorbehalten, bei auffallendem Mißbrauch der Gemeinde oder der Magiſtrate und fruchtlos angewendeten Correctionsmitteln die Verfaſſung aufzuheben.

Es iſt von der aufgeklärten und freiſinnigen Regierung dieſes Landes ein ſehr vorſichtiger und gemäßigter Gebrauch dieſer vorbehaltenen Einſchreitungsrechte zu erwarten und auch ſeitdem bewieſen worden.

Aber bezeichnend und auch die erwähnten größeren Rechte der Städte erklärend ſind jene Beſtimmungen.

In dem ganzen Orient und bei den Völkern ſlaviſcher Herkunft insbeſondere finden wir häufig und ſogar als Regel eine perſönliche Freiheit der Einzelnen und eine Verwaltungsform der Gemeinden, die in Deutſchland und in Frankreich vergebens geſucht wird.

Davon ſtechen dann einige Lieder im deutſchen Geſchmack Hoffmannswaldaus ab z. B. eines an die Brüſte der Geliebten:

Ihr angenehmen Zuckerberge,
Weibt euern anmuthsvollen Schnee ꝛc.

Ein ſatiriſches Quodlibet S. 131 moderniſirt die verkehrte Welt des Hans Sachs.

Es war einmal in einem Lande
Allwo die Gänſe barfuß gehn ꝛc.
Die Edlen gingen hier zu Fuße,
Indem der Knecht mit Roſſen fuhr
Die Weiber trugen alle Hüte,
Die Männer hatten Schürzen vor ꝛc.

Beccau behandelte auch den ſpaniſchen Amadis und Zieglers Banise theatraliſch.

Johann Chriſtian Günther, aus Striegau in Schleſien, dichtete ſchon auf der Schule mit größter Geläufigkeit, wurde zu viel gelobt und verwöhnt und ließ ſich auf der Univerſität zu Wittenberg zu Trunk und Lüderlichkeit hinreißen. Hoffmann (Spenden II. 132) entſchuldigt ihn durch die Verzweiflung, in welche ihn die Untreue ſeiner Geliebten geſtürzt haben ſoll. Sein Vater ſtieß ihn von ſich. Durch poetiſche Gönner kam er an den Hof des König Auguſt in Dresden, erſchien aber vor Seiner Majeſtät total betrunken (in der ſeinen Werken vorangeſchickten Lebensbeſchreibung heißt es beſchönigend, böſe Neider hätten ihn vorher zum Trunk verlockt) und fiel gleich wieder in Ungnade. Das nämliche begegnete ihm ſpäter vor ſeinem ſchleſiſchen Gönner, dem Grafen Schafgotſch. Er fraß und ſoff ſich nun bei guten Freunden herum. Ein anderer ſeiner Gönner, Herr von Niempiſch, ſuchte ihn durch eine Heirath zur Vernunft zu bringen. Günther war aber ſchon ſo tief geſunken, daß er ſeiner Braut einen Verlobungsring ſchenkte, auf dem ein Todtenkopf angebracht war. Er hatte wirklich den Tod im Leibe, ſuchte zwar in einem Bade ſich zu heilen, ſtarb aber, 1723.

Man hat dieſen eiteln Schwächling viel zu hoch geſtellt. Welchen Werth hat eine Dichtung, aus der man erfährt, ein lüderlicher junger Mann ſey der Trunkenheit und Wolluſt erlegen, nachdem er ſich eingebildet, ein großes Genie geweſen zu ſeyn, und in dieſer Einbildung habe er über Gott und die Welt, die ihn nicht hoch und ſicher genug geſtellt,

geſchimpft? Leider hat aber dieſer Elende eine nur zu hohe Bedeutung erlangt, weil in ihm zum erſtenmal die Tendenz zur Entfeſſelung aller Begierden, zur Emancipation des Fleiſches, zur Berechtigung aller und jeder Unzucht zum Durchbruch kam.

Im Aeußern ſehen die Gedichte den übrigen der zweiten ſchleſiſchen Schule auffallend ähnlich. Voran geiſtliche Oden und Lieder zum Lobe Gottes, dann Loblieder auf Fürſten und große Herren voll niederträchtiger Schmeichelei, laſcive Hochzeitscarmina und ſteife ſchwülſtige Begräbnißlieder, Glückwünſchungsgedichte zu Doctorpromotionen ꝛc. Endlich galante Gedichte, Satiren und Epigramme. Außer Opitz, Lohenſtein und Hoffmannswaldau erkennt Günther den wäßrigen Neukirch für den größten Dichter auf Erden. Die weitläufige, wäßrichte Sprache ſeiner Alexandriner wird nur dann durch eine ächte Naturkraft unterbrochen, wenn ſich Günther zügellos ſeiner Lüderlichkeit und Gemeinheit überläßt, wenn er an einem, der ihn getadelt, ſeine ganze Wuth auslaſſen will, und, wenn ihn in wenigen beſſern Augenblicken das innere Entſetzen vor ſeinem Treiben ergreift und er auf Augenblicke tief reuig Buße thut, natürlich nur ſo lange, bis er wieder beſoffen iſt.

Im höchſten Grade gemein und unflätig iſt ſein Studentenlied (Ausgabe von 1742 II. 916), worin die ganze Rohheit des damaligen Studentenlebens ſich ſpiegelt. Weniger obſcön, aber moraliſch deſto ſchmählicher ſind ſeine „im Rauſch“ gedichteten Lieder, worin er ſeine verworfene Lebensweiſe mit der allgemeinen Narrheit der Welt zu entſchuldigen ſucht. In einem Gedicht (II. 940) ſchildert er die Unzucht des weiblichen Geſchlechts ſeiner Zeit und fragt ganz ernſthaft, ob er ſich als einen Pinſel auslachen laſſen ſoll, wenn er die allgemeine Luſt nicht mitmache? In zwei beſondern Gedichten entſchuldigt er ſich dagegen bei ehrbaren Frauenzimmern, daß er zu frech gegen ſie geweſen, indem er ihnen ſeine Zuneigung gleich habe handgreiflich zu erkennen geben wollen. Dieſelbe Frechheit herrſcht in dem Rachegedicht auf „den entlarvten Criſpinus“, einen gewiſſen Krauſe in Schweidnitz, der ihn zu tadeln gewagt hatte. Hier läßt er den Krauſe entſtehen aus den Excrementen, die bei einem Feſtmahl der Eris den überladenen Gäſten entweichen und die zufällig dem Momus in die Hand fallen, der gerade darüber nachdenkt, wie er dem Prometheus nachahmen und auch Menſchen machen ſolle, und dem der ſo unverhofft in ſeine Hand fallende Stoff ganz geſchickt dazu bedünkt. So formt er daraus den Krauſe, den ſofort alle um den Tiſch der Eris verſammelten Laſter in Pflege nehmen und groß ziehen. Aber ſeine Tadelſucht mißfällt den Göttern und Jupiter läßt ihn als Sklaven feil bieten. Da will ihn Niemand

laufen, bis Silen zwei Dreier für ihn gibt und ihn zum Treiber ſeines Eſels macht. Mit dieſen Rohheiten wechſeln dann tiefe Jammertöne ab. Die ſchmerzlichſten findet man II. 935, wo der Dichter ſich verworfen nennt, Gott anklagt, den heißeſten Wunſch hegt, nie geboren worden zu ſeyn, ſeiner Mutter vorwirft, ihn „mit Angſt zur Angſt“ geboren zu haben ꝛc.

6.

Volkslieder.

Ueber den Kunſtgedichten dürfen wir das Volkslied nicht außer Acht laſſen.

Die neuern Volkslieder, ſeit dem 16. Jahrhundert, ſind überaus verſchiedenartig. In einigen verräth ſich das ächte Volksgemüth im friſchen freien Jäger- und Soldatenton, auch in rührenden Romanzen. In den meiſten jedoch macht ſich der Bänkelſängerton mit einer kleinen Nachäfferei der Claſſiker unangenehm bemerklich. Das erkennt man am beſten aus Hoffmanns „Geſellſchaftsliedern“, die aus mehreren älteren Sammlungen und fliegenden Blättern zuſammengetragen ſind z. B. ein Lied gedruckt 1588.

Gott grüß mir du im grünen Rock
Die ſchön und allerfreundlichſt Dokk ꝛc.

ein anderes von 1593:

Ich und du
Sind die allerſchönſten zwu ꝛc.

von 1609:

Einmals Cupido lag und ſchlief
Als heimlich mein feines Lieb zulief ꝛc.

Man muß ſich übrigens hüten, gedruckte Lieder für Volkslieder zu nehmen, wenn ſie auch ſo heißen und unter ächten Volksliedern gemiſcht ſind. Seit der Druck erfunden war, eignete man vieles dem Volk an, wovon es doch keine Notiz nahm. Im Allgemeinen litt das weltliche Lied ſeit der Reformation an denſelben Fehlern, wie das geiſtliche, indem es Reflexionen ſtatt unmittelbare Gemüthsäußerungen gab, und dabei ungelenk und weitläuftig wurde.

Auch in die Weinlieder trat mit der Zeit zu viel Reflexion ein. Die geistlosen Sänger wußten nichts mehr zu sagen, als: laßt uns singen, nun hebt zu singen an! oder: nun trinken wir! Diese trostlose Manier zu beschreiben, was man thut, ist heute noch nicht überwunden. Wir begegnen ihr schon in ältern Volksliedern bei Uhland Nr. 222:

So trinken wir alle
Diesen Wein mit Schalle.

oder:

Wer hier mit mir will fröhlich seyn,
Das Glas will ich ihm bringen,
Wer trinken will ein guten Wein
Der muß auch mit mir singen ꝛc.

In Hoffmanns Gesellschaftsliedern ein Lied von 1583:

Fröhlich zu seyn, ist meine Manier
Dabei da will ich bleiben ꝛc.

Das berühmte Lied mit dem Refrain:

Nu gang mir aus den Bohnen!

bei Uhland Nr. 235 drückt recht gut die Stimmung eines Trinkers aus, der sich einmal freuen will und alles, was ihn sonst geärgert, von sich abweist. Doch ist dieses Lied zu geringen Gehalts, als daß ich glauben könnte, es sey das nämliche, von dem man noch sprichwörtlich sagt: S' geht nichts über das Bohnenlied.

In den Liebesliedern hat sich noch am besten der alte tiefe Ton ächter Volkspoesie bewahrt. Die Tiefe des Liebesschmerzes ist von keinem Kunstdichter je so einfach und rührend ausgedrückt worden, wie in den Volksliedern, z. B. in einem in Wunderhorn III. 17:

Die Distel und die Dornen, die stechen also sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch vielmehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Eben so ächt volksthümlich ist das Lied vom Tannenbaum, bei Zarnack II. 51.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter,
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit.

O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe,
Du ſchwurſt mir Treu in meinem Glück ꝛc.

Ein Liedchen in den Schelmenliedern eines luſtigen Malers, aber ohne Jahrzahl, aus Schwaben:

Mei Mutter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei worum ſtirb i net,
Was thu i do?

Das Lied von der Nachtigall in Ecks Volksliedern I. Nr. 25.

Nachtigall, ich hör dich ſingen,
Das Herz im Leib thut mir zerſpringen ꝛc.

Von höchſt eigenthümlichem Reiz iſt der allbekannte Schweizer Kuhreigen:

'ö iſch ebe — n — e Mönſch uf Erde, Simeliberg,
Und d'ö Vreneli ab em Guggisberg,
Und d'ö Simes Hans Joggeli änet dem Berg,
'ö iſch ebe — n — e Mönſch uf Erde,
Daß i möcht by — n — ihm ſy.

Das Lied endet traurig. Der bekümmerte Sänger ſucht tief im Thal die Mühle, die nichts als Liebe mahlt, aber mit zerbrochenem Rade, und ſtirbt er vor Kummer, ſo bittet er, ſo legt mich in das Grab.

In vielen Volksliedern, die von Mädchenverführung handeln, ſpricht ſich der derbſte Realismus aus. Der Grundgedanke iſt: das iſt der Welt Lauf. Der Verführer fühlt keine Reue, er fügt zum Raub der Unſchuld noch Raub der Kleider und rückſichtsloſen Hohn. So in dem berühmten Liede „Schürz dich, Gretlein, ſchürz dich“ im Wunderhorn I. 46, zuerſt gedruckt in Eccards neuen Liedern 1589.

Aecht volksthümlicher Humor waltet in dem Paſſauer Schifferliede (Kretſchmer, Volkslieder II. Nr. 323) worin ein Schiffer auf der Donau die Mädchen vor dem Strudel warnt, den keine paſſiren könne, die nicht mehr Jungfer ſey. Alle ſteigen aus, bis auf eine:

Es kommen ihrer hundert und drei
Ueber das Feld gelaufen,
Das war ein ſehr groß Geſchrei,
Zu ſitzen auf einen Haufen.

Kannt keine über den Strudel fahren
Als ein Mädchen von achtzehn Jahren,
Sie iſt nicht ausgeſtiegen,
Iſt im Schiff geblieben.
Schwäbiſch, bayriſch Dirndl, juchhei
Muß der Schiffmann führen.

Die Melodie dazu iſt allerliebſt.

Daß dirs nicht geht wie den andern, iſt ein Refrain vieler Volkslieder, in denen die Mutter ihre vorwitzige Tochter warnt. So in Görres Volksliedern S. 190 das Lied:

Es ſollt ein Mädchen waſchen gan
Ihr Hemdlein weiß, ihr Aeuglein klar ꝛc.

Hüt dich fein, wahre dich, wiederholt ſich ebenfalls oft. Das artigſte Volkslied dieſer Art iſt das von Herder zuerſt in ſeinen Stimmen der Völker aufgenommene:

Es ſah ein Knab ein Röslein ſtehen,
Röslein auf der Haiden.
Der Knabe ſprach: ich breche dich
Röslein ſprach: ich ſteche dich
Röslein, Röslein, Röslein roth
Röslein auf der Haiden.

Bekanntlich hat Göthe ſich willkührlich dieſes alte Volkslied angeeignet.

Hieher gehören die Schnaderhüpfeln (Lieder zum Hüpfen der Schnitter), die noch itzt im bayeriſchen Gebirge immer neu geſungen und gedichtet werden. Sie ſind theils rührend klagend, theils frohlockend, theils ſpöttiſch und in ihrer Kürze von unnachahmlichem Reize. Sie kehren unter andern Namen überall in den deutſchen Alpen wieder, beſonders bei den witzigen Appenzellern und bei den gemüthlichen Tirolern und Steyermärkern. Das Alter dieſer Lieder iſt gar nicht mehr zu erkennen. Viele dürften ſehr alt und ſeit vielen Generationen geſungen ſeyn. In die in neuerer Zeit gedruckten Sammlungen hat ſich ſchon zu viel modernes Raffinement eingeſchlichen.

Aus der Pfalz in Mones Quellen I. 163:

Was nutzt ein ſchöner Apfel,
Wenn er inwendig faul iſt?

Was nutzt mich ein ſchön Schätzl,
Wenns Herzl falſch iſt? —

Bald graf' ich am Neckar
Bald graf' ich am Rhein,
Bald ſchlaf ich beim Schätzl
Bald ſchlaf ich allein.

Aus des Knaben Wunderhorn III. 127:

Mein Schätzle iſt hübſch,
Aber reich iſt es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß ich nit.

Aus Tſchiſchkas und Schottkys öſterreiſchen Volksliedern S. 136:

Daß im Wald finſter iſt
Das machen d'Bam.
Daß mi mein Schatz nit mag
Das glaub i kam.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 160:

Mein Schatz iſt kein Zucker
Wie bin ich ſo ſo froh,
Sonſt hätt ich ihn geſſen,
Jetz han ich ihn no.

Sehr reich an ächter Volkspoeſie dieſer Art ſind die von E. Meier geſammelten ſchwäbiſchen Volkslieder (1855) z. B.:

Mei Schatz iſt a Weber
A Weber muß ſeyn
Er webt mir a Schürzl
Und a Blümle drein nein.

Mei Schatz iſt a Schreiner
A Schreiner muß ſeyn,
Er macht mir a Wiegle
Und a Kindle drein nein.

* * *

S' iſt no net lang, daß 's gregnet hot,
Die Bäumle tröpflet no,
I han a mol a Schätzle ghett,
I wölt, i hätt es no.

* * *

Mein Schatz halt i feſt,
Wie der Baum ſeine Aeſt,
Wie der Aepfel ſeine Kern
Drum hab ihn ſo gern.

Eines der hübſcheſten ſchwäbiſchen Volkslieder mit reizender Melodie iſt der „luſtige Bua“ (bei Erk, Volkslieder IV. Nr. 11), der ſich ſeines Putzes freut, ſeiner Strümpfle und Zwickele dran, ſeiner Schnürle und Schnalle dran, ſeiner Höſle und Weſtle dran, ſeines Wämsle und Knöpfle dran, ſeines Hütle und Bändle drauf.

Sehr nett ſind die verliebten Trutzliedchen, oft freilich etwas frivol, aber voll Natur und Leben. Ich gebe einige Beiſpiele aus Webers Deutſchland I. 497.

Geh weg von ma Fenſter,
Hör auf bei Singa,
Wenn der recht Bub wärſt,
Wärſt ſchon lang drinna.

Aus Tirol:

Bin hoch auffi gſtiegn
Frag mei Dirndl ums liegn,
Und oft rädts ma zum Gſpött:
Is viel zu flehig mei Bett.

Aus Appenzell:

Und Appenzeller Meiteli
Wie macheſt du den Keé?
I thu n'a in ei Kübeli
Und druck a mit dem Rübeli,
Drum wird der Keé ſo reß.

Aechte Schelmenlieder voll Schalkheit ſind „der Tod von Baſel“ (Erk, Volkslieder I. Nr. 56), worin Einer den Tod von Baſel bittet, ihm doch ſeine verachtete Alte wieder zu bringen, da ihn die Jungen zu arg plagen. Ferner das Bettlerlied (Büſchings Volkslieder S. 61):

Ik und mein junges Weib
Können ſchön tanza,
Sie mit dem Bettelſack,
Ik mit dem Ranza.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſeyn,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß ſeyn!

Das tolle Pinzgauer Wallfahrtslied (Kreyſchmer, Volkslieder I. Nr. 135) im Tone der Litaneien, aber voller Spott und Hohn. Ein öſterreichiſches Volkslied bei Iſchiſchka und Schottky 8. 60 beim Walzen zu ſingen von einem Weibe, der man ſagt, ihr Mann ſey krank und endlich, er ſey geſtorben, die aber immer forttanzt:

Is a ſchlecht.
Gſchicht am recht. —
Liegt er in Zügen
Laßtn liegen. —
Is a bed
Dreſt en Gott!

Ein luſtiges Tirolerlied in den meiſten neuen Singbüchern vorkommend:

In Lauterbach hab i mein Strumpf verloren ꝛc.

Darin heißt es:

Wenn i ins Zillerthal eini geh,
Leg ich mein Pluderhos an,
Und wenn mi mei Diendl in der Kirche ſieht,
So ſchaut ſe kein Heilgen mehr an.

Das Müllerlied (bei Erk, Volkslieder II. Nr. 16):

Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Lauf, Müller, lauf
Der hat eine Tochter und die war reich
Lauf, Müller, lauf ꝛc.

Ein Liebhaber läßt ſich in einem Sack zur Tochter tragen. — Das berühmte Kinderlied vom ausgeſchickten Jockel. Hieran reihen ſich noch viele luſtige Spottlieder, z. B. auf die Schneider (Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder, Nr. 215 f.). Ferner die phantaſtiſchen Thierlieder vom dummſtolzen Kukuk, vom Käfer auf dem Zaun, der Hochzeit macht, die jämmerliche Klage des Häslein:

Hab ein Schwänzlein, das iſt klein,
Wollt' es möchte größer ſeyn,
Wenn ich an mein Schickſal denk,
Ich mich recht von Herzen kränk.
Wenn ich dann geſchoſſen bin
Trägt man mich zur Küche hin ꝛc.

Am witzigſten das Lied von der Gans:

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? ꝛc.

worin am Schluß gefragt wird: und was trägt die Gans auf ihren Füßen? Antwort: die Jungfer Braut. Dieſe und viele andre Lieder findet man im Wunderhorn und Hoffmanns ſchleſiſchen Volksliedern, in v. Erlachs Sammlung ꝛc.

Die alten Soldatenlieder gehören zu unſern ſchönſten Volksliedern. Sowohl die fröhlichen als die traurigen haben eine Anſpruchsloſigkeit und Einfachheit, wie ſie dem ächten Soldaten geziemt. Am beſten ſind die, welche noch gar nicht reflectiren, ſondern unmittelbar etwas erzählen oder eine Stimmung des Augenblicks ausdrücken. Die Soldatenlieder verſchlechtern ſich bis zur neuern Zeit hinab in dem Grade, in dem ſich in ihnen das Bewußtſeyn oder die Anmaßung der Tapferkeit ausſpricht. Die alten guten Soldatenlieder gleich dem ruhenden Herkules renommiren nicht.

Das berühmte Soldatenlied vom Prinzen Eugenius:

Prinz Eugenius, der edle Ritter
Sollt' dem Kaiſer wiedrum liefern
Stadt und Feſtung Belgarad ꝛc.

iſt ſeit dem Jahr 1717 bekannt und ging aus der öſterreichiſchen Armee in alle deutſche Heere über, ſo daß es noch jetzt allen deutſchen Soldaten geläufig iſt und auch vom Civilſtand in allen Singvereinen geſungen wird. Und mit Recht, denn in ihm iſt alles ächt deutſch, einfach, ſchlicht und ernſt, und gerade das ſpricht zum Herzen.

Aus dem Zeitalter der Reſtauration ſind viele Landsknechtlieder erhalten, aber nur in fliegenden Blättern, nicht von den Landsknechten ſelbſt erſonnen, ſondern in ihrem Namen gemacht, Parteifabrikat ohne irgend ein Kennzeichen des ächten Volksliedes. Man kann höchſtens das Spottlied auf Kaiſer Karl V.:

Es geht ein Butzemann im Reich herum.

ausnehmen. Eben ſo wenig ſind die fliegenden Blätter des dreißigjährigen Kriegs ächte Volks- und Soldatenlieder, ſondern nur Parteifabrikat. Nur das Jammerlied:

Die Gemeinden genießen daselbst das Recht, die Steuern unter sich zu vertheilen und umzulegen, ihre Gemeindeangelegenheiten zu ordnen und sich selbst nach ihren Gesetzen durch Männer aus ihrer Mitte Recht zu sprechen, und in so hohem Maaß, daß die Staatsgewalt davon nicht die mindeste Kenntniß nimmt, aber immer mit dem Vorbehalt, einzuschreiten, so oft sie durch die Ausübung solcher Befugnisse sich beeinträchtigt glaubt.

Gerade ein solcher Vorbehalt, einer freisinnigen und aufgeklärten Regierung verwilligt, macht derselben für die Regel die Gestaltung einer viel größeren Freiheit möglich, als in einem Staate, in welchem die Gränzen der Staatsgewalt juristisch scharf bestimmt werden müssen.

So können wir in Deutschland einen dreifachen Hauptcharakter der Städteverfassungen unterscheiden.

In der Linie von der Nordsee zum adriatischen Meere herrscht eine die meisten Zweige der Staatsverwaltung umfassende universelle Stellung der Magistrate, dabei aber gemäßigt, im Verhältniß der Tüchtigkeit sich steigernd und gesichert durch Gesetze.

In den mehr westwärts gelegenen Ländern ist, neben der größten Ungebundenheit in einzelnen Zweigen der Verwaltung, die größte Abhängigkeit in andern unterscheidendes Merkmal.

In den östlich gelegenen Ländern ist wieder eine mehr universelle, bedeutende, aber in rechtlicher Beziehung weniger gesicherte Freiheit zu bemerken.

Die erste dieser Freiheiten entspricht am meisten der vaterländischen deutschen Denkungsart, die eine feste, aber gemäßigte und den ganzen Bürger umfassende Selbstständigkeit verlangt; die zweite nähert sich den Formen der Völker, deren Sprache und Gesinnung von den Römern am meisten sich angeeignet haben; die dritte Form aber nähert sich den Ansichten und der Denkungsweise des Orients.

Schwerlich werden diese Unterschiede jemals ganz zu vertilgen seyn, bei der Empfänglichkeit der Deutschen für fremde Ansichten. Aber mit der Ausbildung der deutschen Sinnesart wird sich der Raum für jene Ansichten verengen.

Bei jeder Beauftragung, bei jeder Anstellung eines Beamteten finden wir die drei Arten von Bürgschaften gegen Mißbrauch, die Vertheilung der Gewalt unter verschiedene Personen, die

Der Schwed iſt kommen
Hat alles weggenommen ꝛc.

hat den Charakter des wahren Volksliedes. Das Lied „fleuch, Tilly, fleuch“ drückt helle Siegesfreude aus, ſcheint mir aber doch gemacht. Das iſt noch weit mehr der Fall bei den Liedern zu Ehren Guſtav Adolphs, vor der Belagerung Stralſunds, Breiſachs ꝛc. Vgl. Soltaus hiſtoriſche Volkslieder, 1836. Alles ſteifes zweckvolles Gereime ohne den lebendigen Hauch der Volksſprache.

Es gibt eine Gattung Soldatenlieder ſeit dem dreißigjährigen Kriege, in denen ſich ein gar männliches Bewußtſeyn feſt und ehrlich ausſpricht, wenn gleich ſchon mit zu viel ſelbſtgenügſamer Breite z. B. das berühmte Lied Zinkgrefs.

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein, en'r Leben unverdroſſen ꝛc.

Hieher gehört auch Morhofs:

Kein ſelger Tod iſt in der Welt,
Als wer vorm Feind erſchlagen
Auf grüner Haid, in weitem Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen ꝛc.

In dem Huſarenlied des Wunderhorn I. 43 herrſcht ſchon zu viel moderne Reflexion: „Es iſt nichts Luſtigers auf der Welt Als wir Huſaren in dem Feld“ das iſt ſchon nicht mehr ächt. Der Huſar ſoll luſtig ſeyn, aber nicht ſagen, er ſey es.

In einem ältern Soldatenlied ruft der geſpenſtiſche Trommler durch Trommelſchlag ſeine todten Kameraden aus den Gräbern und ſie ſtellen ſich in Reih und Glied vor dem Fenſter ſeiner Geliebten auf. Hauff, altdeutſche Blätter II. 179.

Viele romanzenartige Volkslieder ſtammen aus der rauhen Kriegszeit des 17. Jahrhunderts. So das Lied von den Mordeltern:

Eines Wirths Sohn kommt von langer Wanderung heim, will ſich den Eltern erſt am andern Morgen zu erkennen geben, wird aber noch in der Nacht, weil ſie ihn für einen reichen Fremden halten, erſchlagen und beraubt. Volkslied bei Meinert 210. Wunderhorn II. 197. Erlach IV. 117. Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder, Nr. 34. 35. Alſatia 1851 S. 58. In Vogels Leipziger Annalen S. 367 wird die Geſchichte von einem Schenkwirth

in Leipzig unter dem Jahr 1618 erzählt. In Löschlins Beiträge zur Geschichte Danzigs III. 64 und Karls Danziger Sagen II. 1, von einem Wirth in Danzig. Auch in einem nicht mehr erhaltenen Dithmarsischen Volkslied siehe Müllenhoff, holsteinische Sagen S. 534. Hayyel rel. cur. S. 351 kennt den Vorfall auch als historisch, nennt aber den Ort nicht.

Die Kindsmörderin, Volkslied vom Jahr 1615 in Reichardts musikal. Zeitung 1806. Nr 10. S. 40 Talvj, Volkslieder S. 423.

Das schöne Nauerl wird zur Hinrichtung geführt, klagt über Joseph, der sie in dies Unglück gebracht, freut sich aber auf den Tod, um zu ihrem Kinde zu kommen. Ein Fähnrich bringt Pardon, aber zu spät, sie ist schon todt. Dieses natürliche und rührende Volkslied hat Schiller in seinem bekannten Gedichte im widrigen Schwulst übersetzt und des altvolksthümlichen Reizes entkleidet. Eine nicht sehr poetische Abänderung in mehreren deutschen Volksliedern ist, daß die Kindesmörderin vom Teufel geholt wird. Meinert 164. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 31. 32.

Das Lied von des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Wunderhorn II. 222) ist eben so schaurig. Die Verführte hat ihr Kind ermordet und wird gerädert.

In viele Volkslieder spielt auch das Gespensterwesen der Zeit hinein. Von dieser Art war das verlorene Lied, welchem Bürgers berühmte Leonore zu Grunde liegt. So auch das Lied vom todten Bräutigam.

Eine Braut wurde bei Nacht durch Kleyfen an ihr Fenster geweckt. Ein Liebhaber bat um Einlaß. Sie erwiederte, sie sey schon versprochen und liebe nur ihren Bräutigam. Da sagte er: ich bin es ja selbst. Sie öffnete das Fenster und sah einen Todten vor sich. Unwillkürlich schauderte sie vor dem Grabgeruch zurück. Er aber faßte ihre Hand und sagte: wecke Vater und Mutter, schmücke dich mit dem Brautkranz und folge mir, denn du sollst ihn bis in den Himmel tragen. Meinert, Volkslieder des Kuhländchens I. 3.

Das Volkslied vom Grabhemd:

Eine Wittwe nahm einen zweiten Mann, der sie hart hielt und weinte um den ersten. Da kam einmal der zweite zu des ersten Grab und dieser rief ihm zu, er solle die Frau auffordern, ihm ein neues Grabhemd zu schicken, weil das, was er anhabe, von ihren Thränen ganz naß geworden sey. Der zweite Mann richtete es aus, die Frau brachte das Hemd zum Grabe, wurde aber zu dem Todten hineingezogen und kam nicht wieder. Kuhländchenlieder Nr. 1.

7.

Lehrgedichte und weltliche Satiren.

Die Lehrgedichte ſeit dem 15. Jahrhundert nahmen viel antiken Geiſt und Stoff in ſich auf und ſeit der Reformation viele kirchliche Polemik.

Das älteſte Vorbild der Renaiſſancedidaktik iſt das 1386 von Otto von Paſſau verfaßte Buch „die 24 Alten oder der güldene Thron", eine Ueberſicht aller chriſtlichen Tugenden, die aber ſchon durch Beiſpiele aus den alten Heiden und claſſiſchen Citaten erläutert werden.

Albrecht von Eybe, Domherr in Bamberg und Eichſtädt, ſchrieb ein Eheſtandsbuch, gedruckt Nürnberg 1472 bei ſeinem Leben. Obgleich katholiſcher Geiſtlicher ſpricht er doch als ein Kundiger von der Ehe und ertheilt darüber die beſten Rathſchläge, wobei er auch Scherze und kleine Geſchichtchen einmiſcht. Auch ſchrieb er eine lateiniſche margarita poetica, Norimb. 1472, Sammlung von Sentenzen und ſchönen Stellen, und einen „Spiegel der Sitten", dabei zwei Comödien Plauti, Augsb. 1511. — Ingold ſchrieb ein „güldin ſpil" Augsb. 1472, worin in ſieben Spielen die ſieben Hauptlaſter beſtraft werden. — In Köln erſchien ein Buch de nativitate et moribus Antichristi, ohne Jahrzahl, aber noch im 15. Jahrhundert.

Der Hörſelberg, eine Handſchrift in Jena, (von der Hagen, Germania II. 346 f.) ſchildert die Unterwelt, die nach einem alten Volksglauben im Innern des Hörſelberges (in den man die armen Seelen ſtürzen hört) bei Eiſenach ſeyn ſoll. Aber obgleich deutſch und auf deutſche Sage gegründet, bewegt ſich das Gedicht ſchon nach des Erasmus Beiſpiel in antiken, namentlich lucianiſchen Erinnerungen. Merkur unterhält ſich mit Charon, der die Todten aus Deutſchland über den Styx führt, und frägt ſie ſelber aus, woher ſie kämen, was ſie ſind. Da wird viel geſpottet. Im Hintergrunde werden die Sünder nach Rang und Stand verſchiedenartig gepeinigt, was an die Bilder von Höllenbreughel erinnert. Zuletzt kommt Agrippa ohne ſeinen ſchwarzen Hund, mit dem er auf Erden ſo viele Wunder that, Dr. Fauſt, der gebrand-

markt wird, der Berliner Alchymiſt Thurneiſen, dem man die Ohren abſchneidet ꝛc. Alles leicht hingeworfener Spaß ohne eine tiefere Idee.

Albertanus ſchrieb „von Verleidung der Liebe“, enthalten im Andreae Buch Ovidii, die Liebe zu erwerben, Augsb. 1482., Straßb. 1484 fol. auch handſchriftlich in Wien, Serapeum VII. 62. Es lehrt, wie man Liebe meiden und ausrotten ſolle, mit fünfzehn Gründen, und enthält dann ein Verzeichniß weiblicher Laſter und Unarten. — Ausgezeichnet war das 1510 gedruckte Buch liber vagatorum mit ſehr guten Schilderungen von Bettlern, jenes Proletariates, welches im Bund des armen Konrad und im Bauernkriege eine traurige Berühmtheit erlangte. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 231 f.

Einer der ausgezeichnetſten Proſaiſten der Reformation war Sebaſtian Frank von Donauwörth († 1545), den Herman Biſchof 1857 zum erſtenmal in einem eigenen Buche gehörig gewürdigt hat als den erſten, der die Weltgeſchichte großartig auffaßte und mit ſeinem Geiſt über den Parteien der Zeit ſtand, weshalb er von allen mißachtet wurde. Da er kein Dichter war, begnüge ich mich mit dieſer kurzen Erwähnung.

Merkwürdig erſcheint Anton Schorus, Profeſſor in Heidelberg († 1552), der daſelbſt eine Comödie von der Religion aufführen ließ:

> Die Religion ſucht vergebens Herberge bei den Großen und wird nur von den Geringen und Armen liebreich aufgenommen.

Das nahmen die Großen ſo übel, daß Schorus vor dem Zorn des Pfälzer Kurfürſten flüchten mußte. Vgl. Bayle dict. s. v. Schorus.

Georg Wickram von Kolmar, deſſen Goldfaden wir ſchon kennen (I. 402), bearbeitete fremde Stoffe in einer überaus harten Proſa. Seine eigenen Erfindungen ſind überall zweifelhaft, da er eben ſo gewiſſen- als geſchmacklos war. In den „ſieben Hauptlaſtern“ (1538) iſt er Moraliſt, im „Rollwagen“, einer Sammlung von Schwänken, ein wahres Schwein, im „irre reitenden Pilger“ ſpottet er über die katholiſchen Wallfahrten und in einer Bearbeitung der Murner'ſchen Narrenbeſchwörung über Luther. Sein Geiſtesverwandter Fiſchart, obgleich viel entſchiedener in der Partei, lobt ihn doch der Grobheit ſeines „weltlichen Loosbuchs“ wegen. Die beſten Arbeiten Wickrams, aber ſchwerlich ſeine Erfindung, ſind außer dem Goldfaden noch „der unbeſonnenen Jugend Arzneiſpiegel“ und „der jungen Knaben Spiegel“, beides moraliſche Stoffe. Eigen

ſcheint ihm das Buch „von guten und böſen Nachbarn“. Hier nämlich ſtellt er einen aus dem Bauernſtand Emporgekommenen einem aus dem Adelſtand Herabgeſunkenen gegenüber. Das entſpricht ganz dem groben Weſen Wickrams und dem revolutionären Geiſt in Oberdeutſchland zu ſeiner Zeit. Wir haben hier unſern älteſten demokratiſchen Roman vor uns. — Wickrams treuer Eckhardt iſt nichts als ein wechſelnder Dialog Eckharts mit einem Kinde, Vater, Pfaffen, Edelmann, Handwerker ꝛc. etwa in der Art der Todtentänze, in den härteſten Knittelverſen.

Barth. Ringwald, luth. Pfarrer in der Mark Brandenburg, ſchrieb 1589 unter dem Titel „die lautere Wahrheit“, eine poet. Vergleichung zwiſchen dem Chriſten und dem Soldaten, nicht ohne heroiſche Anwandlungen, und 1598 den „treuen Eckhart“, den er eine Reiſe durch Himmel und Hölle machen läßt, was ihm Anlaß gibt, mit der ihm eigenen Wärme die Wonnen des erſteren und die Martern der letztern auszumalen. Bei dieſem Dichter war der Geiſt willig, aber das Fleiſch ſchwach. Er konnte ſich nicht über die Härten und Gemeinheiten der Sprache erheben. Er ſchrieb auch viele geiſtliche Lieder, eine Vergleichung des h. Eheſtandes mit der h. Dreieinigkeit 1588, eine Anweiſung für junge Geſellen zum Eheſtand ꝛc. Näheres über ihn in Hoffmanns Spenden II. 17.

Ein älterer Johann Clajus (Klay) ſchrieb 1586 eine Altkumeſtika oder die Kunſt, aus Miſt Gold zu machen, zur Verſpottung der Alchymiſten, indem er den vernünftigen Gedanken vertheidigte, wer den Acker baue, dem wachſe wahres Gold, die Goldkocherei laſſe alles nur im Rauch aufgehen.

Hans Rudolf Rähmann ſchrieb zu Bern 1606 ein „poetiſches Gaſtmahl und Geſpräch zweier Berge“, nämlich des Niſen- und Schreckhorn über dem Thuner See, die ſich von ſich ſelbſt, von der Natur der Berge, dem Nutzen des Bergwerkes ꝛc. unterhalten, ein rohes Vorbild für Hallers Alpen.

Math. Holzwart aus dem Elſaß ſchrieb 1568 in Folio einen Luſtgarten deutſcher Poeterei, worin er die alte Mythologie weitläufig erklärte, dazu lehrhafte Sinnbilder. Caſpar Bach ſchrieb 1626 einen „deutſchen Phönix“, voll religiöſer und moraliſcher Gedanken in rauhen Verſen. Chriſtian Hoffmann gab 1659 eine Bergprobe oder goldenen

Esel heraus, worin er das Bergwerk Reichenstein in Schlesien, das Bergwesen überhaupt und den Ursprung der Metalle nach den Begriffen der Zeit in Alexandrinern beschrieb.

An die alchymistische Allegorie des Val. Andreä reiht sich ein conjugium Phöbi et Palladis des Knorr von Rosenroth (1677), worin bewiesen werden soll, daß aus der Vermischung unedler Metalle keine edle hervorgehen können.

Jakob Vogel, ein Bader aus Württemberg, ließ sich zu Stößen an der Saale nieder, wo er im Anfang des 17. Jahrhunderts durch seine Rodomontaden und zahlreichen Schriften ungemeines Aufsehen erregte und während er einerseits an den kursächsischen Hof berufen und feierlich zum Poeten gekrönt wurde, anderseits als unleidlicher Schwätzer von seinem Beruf und Wohnsitz den Namen empfing, der sprichwörtlich geblieben im Salbader. Er war ein Autodidakt und stellte sich keck allen Gelehrten gegenüber. Wie er in seinem poetischen Adler 1623 sich selbst mit dem königlichen Adler vergleicht, der über Länder und Meere fliege, so hofmeistert er in seinen Wandersregeln 1619 als ein zweiter Nornagest, als viel erfahrener Wanderer alle Stände und Confessionen. Im ersten Theil dieses merkwürdigen Buches läßt er einen Richter und Pfarrer streiten, als Vertreter der Theologie und Jurisprudenz und fährt dann mit seinem allen überlegenen praktischen Verstande zwischen sie. Im zweiten Theile läßt er Heiden, Türken, Juden, Calvinisten die Revue passiren und mustert sie abermals alle. Das Buch ist in rauhen Knittelversen geschrieben, enthält aber mancherlei hübsche Erzählungen z. B. von der Regung des Gewissens eine Menge Fälle:

Thu auch in Wien der festen Stadt,
Ein Beckersgesell ermordet hat
Meister und Frau, sampt dem Gesind,
Lag auch in der Wiegn ein kleins Kind,
Das bath, ach Paul laß mich doch lebn,
Ich wil dir all mein Decken gebn,
Da solcher Mörder wurd gefreist,
Schrey er, mit Nichten die Marter ist
So groß, als nur des Kindes Wort,
(Und wurd doch nicht von mir erhört)

Die ſchneiden mir durch Mark und Bein,
Zermartern mir das Hertze mein,
So grewlich als der Hellenpein.

Friedrich Taubmann, Profeſſor in Wittenberg und wegen ſeiner guten Einfälle ein Liebling des ſächſiſchen Kurfürſten Chriſtian II. († 1613), ſchrieb nicht nur lateiniſche Gedichte, die wir oben ſchon erwähnt haben, ſondern lieferte auch den Stoff zu dem Buch die Taubmanniana, Frankfurt und Leipzig 1707, worin alle Schwänke von ihm geſammelt ſind. Vgl. über ihn noch Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 288. Hier einige Proben:

Taubmann frug einmal an der Kurfürſtlichen Tafel den Cardinal Cleſel, ob er wohl wiſſe, wo Gott nicht ſey? der Cardinal meinte, in der Hölle. Nein, ſagte Taubmann, in Rom, denn da hat er ſeinen Statthalter. In dieſem einzigen Cardinal, ſagte Taubmann, ſtecken 150 (CL) Eſel. — Einmal fuhren die Hofdamen im Garten zu Dresden auf einem Kahn, da ſchrie er ihnen vom Ufer zu, der Kahn werde ſinken, weil er ſo viele Löcher habe, und erſchrecken ſprangen ſie heraus. Die Hofdamen rächten ſich, indem ſie ihm bei Tiſch leere Teller vorſetzten. Da nagelte er einen Sack mit Kienruß in die Commodité, und ſämmtliche Damen ruderten ſich, ohne es anfangs zu merken. Zur Rache wollten ihm die Damen den langen Bart abſcheeren laſſen und der Kurfürſt bewilligte es. Taubmann aber bewog den Kurfürſten, zugleich alle Herrn an ſeinem Hofe mitſcheeren zu laſſen, ſammelte alle abgeſchorene Bärte, ließ einen Sattel davon ſtopfen und verehrte den Sattel dem Kurfürſten. — Einmal reiſte Taubmann von Wittenberg nach Dresden im harten Winter und ſtellte ſich in des Kurfürſten Zimmer, ohne ein Wort zu ſagen, an den Ofen. Gefragt, warum? ſagte er, er habe ſich nur ein wenig wärmen wollen; da ſchickte ihm der Kurfürſt Holz. — Taubmann hatte alte Fenſter; um neue zu bekommen, lief er in einer dunkeln Winternacht auf die Straße, miſchte ſich unter die betrunkenen Studenten und reizte ſie, dem alten Taubmann die Fenſter einzuwerfen, merkte ſich aber die, welche es gethan, und ließ ſich von ihnen die neuen Fenſter bezahlen. Taubmann war beim Kurfürſten in Ungnade und die Hunde ſollten auf ihn gehetzt werden, wenn er wieder nach Hofe käme. Da nahm er drei lebendige Haſen unter den Mantel, ging nach Hofe und ließ im Schloßhof, dann im Schloß, endlich noch im kurfürſtlichen Zimmer je einen Haſen ſpringen, denen alle Hunde nachliefen, ſo daß er freien Eintritt bekam. — Der Kurfürſt ließ ihm bei Tiſch keinen Löffel geben und ſagte: ein Schelm, wer nicht ſuppt. Da machte ſich Taubmann einen Löffel von Brodrinde, ſuppte und rief: ein Schelm, wer ſeinen Löffel nicht mit ißt. — Die Kurfürſtin wollte einmal Taubmanns Frau ſehen. Da ſagte er ihr, ſeine Frau ſey taub und bat ſie, etwas laut mit ihr zu

reden. Seiner Frau sagte er das nämliche von der Kurfürstin, und nun schrieen sich die beiden Frauen überlaut an.

Aegidius Albertinus, des berühmten Herzogs Maximilian I. von Bayern zur Zeit des 30jährigen Kriegs Hof- und Geistlichen Rathes secretarius, schrieb eine Menge allegorischer und didaktischer Schriften im damals herrschenden spanischen Geschmack, ohne eigenen Geist, roh und gefühllos, wie es im Parteiwesen jener Kampfzeit lag. Das Titelkupfer zu seinem 1618 gedruckten Hirnschleifer zeigt drei Schleifer, welche Menschenköpfe auf dem Stein abschleifen. Dieses grausame Bild soll aber nur den schlechten Witz ausdrücken, daß der Verfasser mittelst seines lehrreichen Buches seinen Lesern den Kopf läutern wolle. Der Inhalt des Buches besteht aus höchst langweiligen durch Discurse erläuterten Allegorien. Eben so roh sind desselben Verfassers de conviviis (1598), Narrenbatz oder Lucifers Königreich (1617). Seine Phantasie sucht die ärgsten Extreme des Possenhaften und Gräßlichen in Narren und Teufeln, und doch fehlt ihm jede Spur von Humor, und langweilt er überall nur durch moralisirende Discurse. Lucifers Reich ist nach dem Vorgang des Narrenschiffs von Brant behandelt, eine Statistik der Hölle mit Abtheilungen für alle Arten von Verdammten.

Mehr lehrhaft, predigtartig und langweilig als witzig sind auch die vielen andern Ermahnungs- und Erzürnungsschriften, welche die Laster der Zeit als Teufel auffassen. In dem zu Frankfurt a. M. 1587 gedruckten theatrum diabolorum sind viele Schriften der Art gesammelt. Theil I. Des Fabricius heiliger und gelehrter Teufel, des Milichius Zauberteufel, des Daulen von Fürstenberg Tanzteufel, Glasers Gesindteufel, Spangenbergs Jagd- und Saufteufel, des Musculus Eheteufel, Hoppenrods Hurenteufel, Blankenbergs Geizteufel, des Milichius Schrapteufel (d. i. Finanzteufel), Westphals Faulteufel. Theil II. Westphals und Spangenbergs Hoffahrtsteufel, eines Ungenannten (Musculus) „zuluderter, Zucht- Ehrerwegener, pludrichter Hosenteufel", Elsterbergs Kleiderteufel, Rhodes Neidteufel, Freys Schmeichelteufel, Marstallers „Pfarr und Pfründen Beschneideteufel", Seligs melancholischer Teufel, Portas Lügen- und Lästerteufel, Papes Bettelteufel, des Georg am Wald Gerichtsteufel, Schütz Sakramentsteufel, eigentlich Theologieteufel (eine streng lutherische Schrift gegen die Anfechter der lutherischen Lehre in Betreff

des Abendmahls), eines Ungenannten Spielteufel, des Chryſius Hofteufel (eine Comödie, in welcher Daniel unter der Intrigue am perſiſchen Hofe dargeſtellt iſt), Stracks Peſtilenzteufel, Fabri Sabbathsteufel (gegen die Sabbathſchänder), Obenhins Schwör- und Eidteufel, Brants Bauchſageteufel. — Dazu geſellen ſich noch des Haynecius Schulteufel (1603), Ammerbachs Vielfraß, des Teufels Leibpferd (1664), Hartmanns Tanz- Sauf- und Fuchsſchwanzteufel (1677—1679), Michael Frunds Alamodeteufel (gegen die Kleiderpracht 1682); Weidlers neun Prieſterteufel (von Jammer und Elend der armen Dorfpfarrer) ohne Jahrzahl, aber aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Dazu deſſen „ſieben böſe Geiſter der Dorfſchulmeiſter".

Veridor von Stackborn ſchrieb 1664 zu Leipzig einen barbatos oder Teufel von Uneinigkeit und einen Eligor und Permalfar, Soldaten- und Verzweiflungsteufel, worin er die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs recapitulirt und entſetzliche Schilderungen von den Volksmartern macht. Er fügt noch Belfry, den Goldmacherteufel, hinzu. Alles treu im Charakter der Zeit, aber geiſtlos behandelt.

Friedrich Dedekind, Paſtor in Lüneburg († 1598), ſchrieb die latein. Satire Grobianus, Frankfurt 1549, welche von Scheyd (Worms 1551) von Wendel Hellbach (1572) und von Scherff (Brieg 1640) in deutſche Knittelverſe übertragen wurde.

Der Grobianus iſt ein Spiegel der Rohheit und verwilderten Sitte ſeiner Zeit. Nur waren die Höfe und der Adel roher. Die nobeln Paſſionen (Sauſen, Jagen, Huren) ſtanden in der üppigſten Blüthe. Die frühere Kraft war noch nicht ſo abgeſchwächt, daß nicht in allen Ausſchweifungen die furchtbarſte Unmäßigkeit hätte walten ſollen. Es wurde Ehrenſache, das Sauſen ꝛc. am längſten aushalten zu können. Die niedern Stände, ſelbſt die Bauern, ahmten den höheren nach. Dedekind ſpottet über die modiſchen Kleider, in denen auch der Bauer zu prunken trachte. Von dieſer allgemeinen Völlerei und à la mode Schweinerei entwirft nun Dedekind ein humoriſtiſches Spiegelbild, indem er ironiſch dazu anmahnt und Lehren ertheilt, wie man es machen ſoll, um in dieſer Beziehung ganz auf der Höhe der Zeit und des guten Geſchmacks zu ſeyn. Die Anweiſungen beziehen ſich hauptſächlich auf die guten Tiſchſitten und das Hauptthema iſt „grölzen, farzen und ſpeien". Wenn der Gaſt toll und voll iſt, wie eine gefullte Taube, dann ſoll er ſich ungenirt vor den Gäſten ſeines Ueberfluſſes wieder entledigen, ſoll den Frauenzimmern die unflätigſten Dinge ſagen und anthun, ſoll, wenn ihn der Schlaf übermannt,

auf dem Tiſch oder unter dem Tiſch liegen bleiben ꝛc. Hier eine kleine Probe aus Buch II. Cap. 2 der erſten Ueberſetzung, wo von den Hunden die Rede iſt, welche die Gäſte mit zu Tiſch bringen ſollten:

Dann ſtreichele ihn und fang ihm Flöh
Und ſprich: das thät meim Hündlein weh.
Die Knütſch daron auf dem Deller do
Des ſind die Geſt beſonder fro.
Dann gib ihm einen groben Namen ꝛc.
Das man zu lachen überkumm.
Dann laß dich in das Angeſicht lecken,
Auch laß ihn laufen auf dem Tiſch,
Daß er ſeine Nahrung da erwiſch ꝛc.

Im 4. Capitel deſſelben Buchs wird eine wüſte Geſchichte erzählt von Einem, der bei einer Hochzeit ein Huhn tranchiren ſollte. Es rutſcht ihm aus der Schüſſel und fällt unter den Tiſch, er bückt ſich darnach und läßt einen großen Wind gehen. Er ſteht auf und reißt das Tiſchtuch mit allen Tellern und Gläſern herunter. Den Schluß bezeichnet das Sprichwort: wenn die Säue voll ſind, werfen ſie den Trog um. Auch noch im Bette darf die Cochonerie nicht aufhören.

Des Hamburger Delius lateiniſches Gedicht de arte jocandi (Gheri delit. II. 1150 f.) iſt ein ziemlich langweiliges Lehrgedicht über die Gränzen des erlaubten Scherzes, voll claſſiſcher Reminiscenzen, aber ohne urſprünglichen deutſchen Humor.

Daniel Wülffer gab 1656 zu Nürnberg ein „vertheidigtes Gottesgeſchick und vernichtetes Heidenglück“ mit vielen Kupfern heraus, worin er in lauter Sinnbildern und Parabeln chriſtliche Weisheit dem heidniſchen Fatalismus entgegenſetzte, meiſt in Proſa, zuweilen aber auch in Verſen, die ihn als einen geſchickten Pegnitzſchäfer verrathen, z. B.

Die begrünte Luſt der Erden lockte mich ins Feld hinaus.
Ich ſpazirte auf und nieder,
Wo der Pegnitz Hirtenbrüder
Ihre krauſen Schäflein weiden nächſt der Nymphe Waſſerhaus.
Ich kam zu dem Wäldlein dort, wo die rothen Kirſchen hangen
Und beyuebern manchen Aſt.

Dort fand der Dichter einen Knaben, den nach den rothen Kirſchen gelüſtete und den er mitleidig auf den Baum hob. Kaum aber war er droben, ſo brach der Aſt und der Dichter erkannte, daß es auch ein

Beaufſichtigung durch Vorgeſetzte und die Prüfung der Anzuſtellenden, wenigſtens in der Regel vereint angewendet, nur mit dem Unterſchied, daß je nach der Natur des Auftrags die eine oder die andere Art der Bürgſchaft mehr hervortritt, ſo wie wir das auch bei den Gemeindeverfaſſungen bemerkt haben.

Die zwei erſtgenannten Bürgſchaften durch Vertheilung und Aufſicht unterſcheiden ſich aber weſentlich von der dritten durch Prüfung des zu Beauftragenden dadurch, daß ſie auf äußeren Umſtänden und Verhältniſſen beruhen, während die dritte auf die innern Eigenſchaften der Perſonen und ſo bei den Gemeindeverfaſſungen auf die Fähigkeiten des Volks ſich gründet.

Daß die innere Bürgſchaft in Deutſchland einſt vorherrſchte und theilweiſe noch die erſte iſt, kann deſſen Volk ein Ruhm ſeyn, ſowie das gleichzeitige Beſtehen von Formen, die nur große Völker von einander unterſcheiden, in ſeinen Gauen, ein Beweis ſeiner univerſellen Richtung und großen Bildungsfähigkeit iſt.

Allgemeine Bemerkungen über die Mittel, durch welche die Wirkungen der Gemeindeordnungen erhöhet werden könnten.

Wenn auch die Geſetze über die Gemeindeverfaſſungen noch manches zu wünſchen übrig laſſen, und der ungenügende Erfolg derſelben zum Theil in denſelben ſelbſt zu ſuchen iſt, ſo wird doch auf der andern Seite kein unbefangener und unterrichteter Beobachter in Abrede ſtellen, daß ein noch größerer Theil der noch vermißten Wirkung in dem Benehmen der Bürger, in ihrer Gleichgültigkeit, Unwiſſenheit und andern Fehlern Erklärung findet.

Von den Gegnern der Freiheit iſt letztere unläugbare Wahrnehmung oft ſchon angeführt worden, um die Unfähigkeit und Unmündigkeit des Volks zu beweiſen. Aber ein Volk, in deſſen Wäldern ſchon vor 1800 Jahren nach der Bemerkung Montesquieus jene Freiheit erfunden worden, welche das in der Despotie der römiſchen Kaiſer verſunkene Europa von neuem aufrichtete und welche noch jetzt die Völker dieſes Welttheils vor Erſtarrung bewahrt, hat nicht nöthig, erſt noch älter zu werden, um für die Ausübung derſelben heranzureifen.

falſches Mitleid, eine ſchädliche Hülfeleiſtung gebe. Von ſo ſinniger Art iſt vieles bei Wülffer, den man bisher gar nicht beachtet hat.

Wahrmunds „nagelneue Bauren-Anatomia“ von 1674 ſchildert in Proſa die Grobheit, Rohheit, Dummheit, Zähigkeit, Bosheit ꝛc. der Bauern, mit Uebertreibung, ohne Anerkennung der guten Seiten des deutſchen Bauers, und ohne Witz.

Einen ſehr übertriebenen Ruhm genoß und genießt noch Moſcherosch, eigentlich Johann Michael Muſenroſch von Weilſtädt, Präſident in Hanau († 1669), Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen Philander von Sittewald. Derſelbe gab 1650 in Straßburg „Wunderliche und wahrhafte Geſichte“ heraus, nur eine Umſchreibung der Suennos oder Visions des Quevedo (wie Fiſchart den Rabelais bearbeitete). Den Namen Moſcheroſch gab er ſich vom griechiſchen μόσχος Kalb und dem hebräiſchen ראש Kopf. Es gibt eine unächte von fremder Hand vermehrte Ausgabe, Leyden, von 1646 datirt.

Das Buch enthält eigentlich nicht Satire, ſondern nur Sittenſchilderungen, die oft grell genug ſind, aber immer auf langweilige Allegorie und Moral hinauslaufen und auf unerträgliche Weiſe mit lateiniſch-franzöſiſchen Verſen, fremder Gelehrſamkeit und Citaten durchflochten ſind. Das Ganze iſt in einzelne Träume eingetheilt, die aber nichts ächt Traumhaftes haben, ſondern nur Spiegelbilder der verdorbenen Sitten einzelner Stände, z. B. der Gelehrten, der Soldaten, der Hofleute ꝛc. ſind und zur Sünde gleich Tod und Hölle hinzufügen. Aber weder „das Todtenheer“, noch die Höllenkinder haben etwas ſo Maleriſches und Eindringliches wie Dantes Hölle; alles läuft auf ein Einregiſtriren und Rubriciren hinaus, wie das Einpacken wohl aſſortirter Narren bei Brant.

In dieſer häßlichen und noch dazu fremden Manier wurde noch viel gedichtet. Die ganze Verwilderung des dreißigjährigen Kriegs, die Luſt am Rohen und Gräßlichen culminirt hier.

Kindermann (Curandor) ahmte Moſcheroſch in den Viſionen ſeines „Schriftenteufel“ 1661 und in ſeinen neuen Geſichten 1673 nach. Auf dem Titelkupfer zum erſteren werden einem nackten Weib vom Teufel die Bruſtwärzchen abgezwickt. Das iſt die Art von Kitzelung, die durch das ganze Buch geht. Der Dichter ſchwimmt in Schilderungen der Hölle

luſtig, wie in einem warmen Bade. Das Ganze wird aber durch moraliſche Betrachtungen abgeſchwächt und langweilig. Deſſelben Kindermanns „böſe Sieben“ von 1662 iſt gegen die Weiber gerichtet und äußerſt roh, das „Buch der Redlichen“ 1664 enthält nur gemeine Gelegenheitsgedichte. Sein Loblied auf das Zerbſter Bier 1658 und ſeine unglückſelige Niſette 1660 habe ich nicht einſehen können.

Auch Chriſtian Weiſe, der hauptſächlich als Schauſpieldichter ausgezeichnete Rector in Zittau, wandelt, wo er nicht Dramatiker iſt, auf dem Wege des Moſcheroſch und Seb. Brant, indem er Laſter und Narrheiten claſſificirt. So in den drei Hauptverderbern, den drei klügſten Leuten der Welt und den drei Erznarren.

Unter den drei Hauptverderbern (1673) verſteht Weiſe die Verderber des deutſchen Volks und zwar 1) die wachſende religiöſe Gleichgültigkeit und Gottentfremdung, 2) die claſſiſche, weſentlich heidniſche Bildung und Gelehrſamkeit, 3) die ausländiſche Mode. Etwas ſeltſam erſcheint, daß der alte heidniſche Wendenkönig Miſtevoi, den die ſtolzen Sachſen einmal einen Hund genannt hatten, jetzt noch als Geiſt aus Rache jene Verderber ins deutſche Volk hetzt. Im Uebrigen hat der Dichter mit ſeiner Auffaſſung deſſen, was Deutſchland in jener Zeit am meiſten ſchadete, völlig Recht.

Die drei klügſten Leute in der ganzen Welt, mehr romanhafte Erzählung (1691). Ein gewiſſer Florindo hält ſeine Gemahlin Sylvia für untreu, weil er geſehen, wie ſie im Garten einen jungen Herrn geküßt hat, (er wußte nicht, daß es ihr Bruder war). Voll Unmuth verläßt er ſie, findet Geſellſchafter und ſie machen aus, die drei klügſten Leute in der Welt zu ſuchen. Allein es geht ihnen ſchlecht. Sie werden von Räubern überfallen und ausgeplündert. Die Räuber haben auch ein Briefſelleiſen erbrochen, welches die Reiſenden nunmehr zu leſen bekommen. Eine lange Reihe von charakteriſtiſchen Briefen (ohne Geiſt). Neben den Briefen finden ſie auch Manuſcript eines Geſprächs zwiſchen König Ludwig XIII. und Monseigneur ſeinem Bruder. — Unterdeß trauern die von den Reiſenden verlaſſenen Frauen, vor allen Sylvia. Sie zerſtreut ſich durch Spaziergänge und findet in armen Waldleuten ein vollkommen glückliches Paar, zurückgezogen von der Welt. Inzwiſchen iſt der noch immer bei den Räubern gefangene Florindo von dieſen an einen Baum gebunden worden und will verſchmachten, als Amando, Sylviens Bruder, ihn findet und rettet. Dame Beliſe iſt gleichfalls von Räubern gefangen worden, geräth mit dieſen in die Gewalt von Soldaten und wird ins Gefängniß geworfen, als vermeintliche Genoſſin der Räuber. Der Richter bewundert ihre Schönheit und buhlt um ſie. Sie ſtellt ſich, als wolle

ſie ihn erhören, wenn er ſie nur in ſein Haus führe, kommt dadurch ins Freie, begegnet Amando und wird von ihm gerettet und verkleidet zu ihrem Geliebten Lyſias, des Florindo Reiſegefährten, gebracht. Endlich findet auch Sylvia ihren Florindo wieder, der unterdeß ein Bergmann hat werden müſſen. — Nur wenige Scenen dieſes Romans ſind anſprechend, die Grundidee, der Zweck der Reiſe, geht ganz verloren, ſo wie auch die Hauptcharaktere unter einer Laſt von Nebendingen verdrückt werden. Der Styl iſt ſchlecht.

Die drei ärgſten Erznarren in der ganzen Welt (1688) ſind ein Pendant zu den drei klügſten Leuten, aber die Auffaſſung iſt eben ſo confus und ohne Verfolgung der im Titel angedeuteten Idee. Derſelbe Florindo macht ſich hier mit andern Reiſegefährten auf den Weg, um die drei ärgſten Narren zu ſuchen. Sie begegnen einem Maler, der die drei Narren nicht übel abgemalt hat; nämlich einen, auf dem die Frau reitet; den andern, der auf der Frau reitet und ſie grauſam ſpornt; den Dritten, der auf der Frau reitet, aber ohne Zügel. Sie begegnen noch allerlei Perſonen, die ſich durch ihr albernes Handeln als Narren ausweiſen, ohne daß es ſich dabei um tiefere Charakteriſtik oder anſprechenden Humor handelte. Auch ein Packet Briefe werden wieder ausgekramt, wie in den klügſten Leuten. Ein Bramarbas erinnert an die Soldateska des dreißigjährigen Kriegs. S. 222 f. wird viel vom Aberglauben geſprochen, wobei viele damals noch herrſchende Volksſitten erwähnt werden. Ein paar Studenten kramen die damals herrſchende Philoſophie aus ꝛc. So ſind denn allerdings einige gute Genrebilder aus der Zeit in den ſonſt langweiligen Roman eingeflochten. Der Humor aber iſt von durchaus ſchweiniſcher Natur. So wird S. 303 f. ausführlich ein Schwank erzählt, wie ein Liebhaber von ſeiner Schönen gefoppt wurde, indem ſie ihn in einen Kübel voll Waſſer fallen ließ, und wie er dafür ſich bei ihrer Hochzeit gerächt habe, indem er unvermerkt unter dem Hochzeitstiſch ein Glas Bier vor ihr ausſchüttete und dann glauben machte, ſie habe zu viel getrunken und ihr Waſſer nicht halten können. Dieſer grobe Spaß wird ſehr weitläuftig behandelt und ſogar durch ein Gedicht verherrlicht. Am Schluß kehrt Florindo zu ſeiner zärtlich geliebten Sylvia zurück, bedenkt ſeine Reiſegefährten mit Verſorgungen und nimmt ſonderlich den Maler zu ſich, der immerfort Narren malt und ſelbſt einer iſt.

Im „politiſchen Näſcher“ 1679 perſonificirt Weiſe den egoiſtiſchen Vorwitz des Menſchen, der, wenn er ſich in der Religion nicht mehr gebunden fühlt, der eignen Kraft zu viel vertraut und dadurch in Noth kommt, in einem gewiſſen Crescentio. Es iſt ein ſchwaches Abbild der Fauſtlegende, aber geſund gedacht.

Lauremberg, ein Mecklenburger, der in däniſchen Dienſten 1659 ſtarb, ſchrieb 1654 „de veer olde berömede ſcherzgedichte“ in plattdeutſcher Mundart.

1) van itzigen wandel unde maneeren der Minschen. Von der Seelenwanderung ausgehend, frägt er sich, in was für einen Körper er jetzt fahren wollte? Sollte es ein Thier seyn, dann in ein Schooßhündchen. Sofern es ein Mensch seyn soll, geht er satirisch alle Stände durch. 2) van allemodischer Klederdracht, äußerst derb. 3) van vermengeder spracke unde titeln. Satire gegen die Gallomanie, die während und nach dem dreißigjährigen Kriege einriß. 4) van allemodischer poesie. Der Dichter kommt auf seinem Klepper sitzend in eine Stadt und in ein prächtiges Haus, dessen Besitzer, ein prosaischer Kornhändler, mit dem grausamsten Spott das unnütze Treiben der Poeten durchhechelt. 5) kleinere Gedichte und Erzählungen. Sodann erschienen von ihm die schon S. 144 erwähnten (der Name des Verfassers ist dort falsch geschrieben und soll Lauremberg heißen) zwei Comödien.

Ihm kam zu Statten, daß er in einer volksthümlichen Mundart schrieb, so daß die bloße Form schon seiner Opposition gegen die gelehrte Poesie Nachdruck gab. Er war eine echt deutsche Natur, die sich instinktartig des ihr aufgedrungenen fremden Tandes erwehrte. Aber seine Poesie geht über diesen Instinkt und dessen sehr grobe Aeußerung nicht hinaus. Von einer tiefen Ergründung des nationalen Unglücks ist bei ihm nicht die Rede.

Auch ein pseudonymer Hartmann Reinhold schrieb eine Satire gegen die modische Poesie „Reim dich, oder ich freß dich.“ Nordhausen 1673.

Darin werden die Schattenseiten derselben gut charakterisirt, vor allem, daß jeder Unberufenste ein gekrönter Poet seyn wolle, daß man alles besinge und aus jedem Aufstoße des Magens ein Epigramm mache; zweitens daß man sich mit Nachahmungen und endlosen Wiederholungen helfe; drittens, daß man sich so gar schamlos lobe und anposaune; viertens, daß man gemeine Dinge auf die geschraubteste Art mit Metaphern und Citaten ausstatte und sie dadurch doch nicht vornehmer mache. Sehr gut wird geschildert, wie sich die unberufenen Poeten mit den Versen abquälen, dann wieder, wie sie um Lob betteln, und wird gelehrt, wie sie es anzufangen haben, um ohne das geringste Talent doch kaiserlich gekrönte Poeten zu werden. Alles in Form eines guten Raths, der dem Hans Wurst ertheilt wird.

Johann Balthasar Schuppius, Hauptpastor in Hamburg († 1661) schrieb viele kleine Schriften: Predigten, Gespräche, Abhandlungen, Streitschriften, worin er als Sittenprediger und Satiriker die Verbrechen und Thorheiten aller Stände geißelt und auch die höheren Stände nicht schont. Durch seine Freimüthigkeit machte er sich viele Feinde, daher die Menge

der Streitſchriften gegen ihn und ſeine Erwiderungen. Er war übrigens ein Ehrenmann, hochgeachtet und geliebt vom gemeinen Mann, weil er, wie Val. Andreä, das praktiſche Chriſtenthum übte. Nichts war ihm verhaßter, als das Bauchpfaffenthum einer- und das orthodoxe Zanken und Schreien andrerſeits. Alle ſeine Arbeiten ſind in Proſa verfaßt und im harten Styl der Zeit, daher werden ſie heutigen Leſern oft langweilig, ſie enthalten aber doch viel überraſchend Geiſtvolles, und immer treffen ſie das Wahre und Natürliche. Die Hauptſammlung erſchien 1663 in Hanau unter dem Titel „lehrreiche Schriften“, und wurde noch ſpäter viermal aufgelegt, mit dem Anhang ein ſehr ſtarker Band. Dann erſchien noch eine „Zugab“ ohne Ort und Datum, auch wieder ein ziemlich ſtarker Band. Die erſte Abhandlung des Hauptwerks führt den Titel „Salomo oder Regentenſpiegel“ und iſt geiſtreich eingeleitet.

Der Dichter träumt, er gerathe unter das wilde Heer und Kaiſer Karl der Große heiße ihn mitreiten. So reiten ſie dann durch Deutſchland und der alte Kaiſer läßt ſich erklären, was er ſieht und nicht leicht begreift. Sowohl bei Katholiken als Proteſtanten findet er Alles vom Uebel, unwürdige Geiſtliche, Dummheit und Lüderlichkeit oben auf, das Verdienſt im Elend. Wer ſind die Kerle? frägt er hier in katholiſchen, dort in proteſtantiſchen Stiftern, und hört überall daſſelbe wieder. Dann gelangt er in ein Fräuleinſtift, das ganz mit adeligen Bildniſſen von Offizieren und Cavalieren angefüllt iſt, zu denen die Nonnen zu beten ſcheinen, als ob es ihre Heiligen wären. Endlich findet er einen armen Studenten, dem alles zum Studiren gebricht, während die zur Ausbildung der jungen Geiſtlichen beſtimmten Stiftungen von dummen Müßiggängern verpraßt werden. Da wird der alte Kaiſer zornig und ruft: Da, wo ich mit meinen Helden im ſchweren Kampf erobert, das Sachſenland chriſtlich gemacht und mit frommen Stiftungen geſegnet habe, da treibt man jetzt ſolchen Unfug! Am meiſten aber iſt er mit der Feigheit, dem Serviliſmus und der Pedanterie der proteſtantiſchen Geiſtlichen und Schulmeiſter unzufrieden, die das alte Heldenvolk erſchlafften und dem jungen Fürſten ſelbſt eine unwürdige, unmännliche Erziehung gäben. Dieſe „Schreiber und Schulfüchſe“ ſind ihm am verhaßteſten.

In einer andern Abhandlung iſt es Baco von Verulam, den der Dichter im Traume ſieht, wie er den aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges flehenden Deutſchen den Weg nach Peru weiſt und ihnen dort ein ideales Friedensreich zu gründen verſpricht. — In „der ſcheinheiligen Hure“ kommt eine gute Fabel vor.

Unter den Gänſen, die ein Bauer in ſeinem Gerſtenfelde findet und zur Strafe abwürgt, iſt auch ein Storch, der nur ganz zufällig zu den Gänſen gekommen ſeyn will und ſeine bekannten Tugenden, beſonders ſeine Elternliebe, äußert, aber ohne Erbarmen mit abgewürgt wurde.

S. 405 in der Schrift „Lob des Nichts" kommt die beißendſte Satire vor.

Seefahrer begegnen einem ganzen Schiff voll Teufel, die nach Dordrecht zur reformirten Synode fahren, weil dort die Geiſtlichen diſputiren, die Sünde komme nicht mehr vom Teufel, ſondern von Gott her. Dagegen wollen ſie nun proteſtiren, weil damit ihrer Ehre zu nahe getreten wird.

Adolph Schubert ſchrieb 1568 einen „Simeon, d. i. wider den Hausteufel" gegen die böſen Weiber, der Vielſchreiber Sommer 1634 malus mulier, von der Regimentsſucht der böſen Weiber.

Die groteske Beſchreibung eines Stutzers vom Jahre 1650 ſteht im Wunderhorn II. 82. Das war die Zeit der Bramarbaſſe, der Spitzhauben und Spitzhüte, der geſchlitzten Hoſen, der Manchetten an Hoſen und Aermeln, der „zerhauenen" Wämſer, Spitzkragen, langen Degen, Hutfedern ꝛc. Einer, der ſich Pickelhering nannte, ſchrieb 1655 „den deutſchen Kielderaffen".

Den „luſtigen Prozeß dreier adeliger Brüder", von 1655, ohne Druckort, läßt die Brüder über den Vorzug des Saufens, Hurens und Spielens ſtreiten und den Spieler gewinnen. Ohne Witz.

Die 1657 angeblich zu Schweinfurt gedruckte Wurſtologia beſchreibt mit guter Laune das Wurſtmachen von der Schweinzucht an bis zum vollendeten Ideale der Braunſchweiger Wurſt.

Joachim Rachel, Rector in Schleswig, gab 1664 ſatiriſche Gedichte heraus (wieder abgedruckt von Schröder 1825), in dem unvermeidlichen Alexandrinern und mit Lohenſteiniſcher Kraft im unflätigen Ausdruck. Sein „poetiſches Frauenzimmer", eine Satire auf die gekrönten Poetinnen, und ſeine Kinderzucht ſind darin am ſtärkſten. So ſagt er von der Haushaltung des poetiſchen Frauenzimmers:

Das Haar iſt ungekämmt, die Naſ' iſt ungeputzt,
Die Bruſt und Hände ſind mit Koth und Schweiß geſchminket,
So iſt auch Haub und Kragen,
Der Schleier und das Hemd, das ſie für vierzehn Tagen
Halb rein hat angelegt. — Magd, ſpricht ſie, ſuch die Teller

Dort unterm Tisch hervor. Das Tischtuch lieget dort,
Doch zieh das Kind erst an.
Die Windeln sind fein voll. Auf meinen Mann zum essen,
Setz mir die Milch zum Feur.
Gib dort den Kohltopf her.
Ach weh mir, eine Maus liegt wahrlich todt darin ꝛc.

In den „bösen Sieben" leitet Rachel sieben verschiedene Arten böser Weiber von Thieren ab, von der Sau, dem Hund, der Gans, dem Pfau ꝛc. Cholevius hat sehr Recht, indem er Rachel vorwirft, er habe den Juvenal in Bitterkeit erreichen wollen, ohne daß ihn in Deutschland eine Verderbniß der Sitten, wie die altrömische gewesen, dazu berechtigt hätte.

In dem „pedantischen Irrthum des überwitzigen Schulfuchses", Rapperswell 1673,

wird in Gesprächsform ein gelehrter Pedant verhöhnt, zum Hahnrei gemacht ꝛc. Im Anhang eine Posse, worin Jan, ein Sohn des aus dem Grabe wiedererstandenen Hans Sachs, im Examen durchfällt, (Vorbild des spätern Candidaten Jobs). Alles sehr roh und voll Zoten. Nur S. 102 kommt ein grobes politisches Gedicht vor, worin der damalige erste Rheinbund verspottet wird. Die Wappenthiere aller der deutschen Fürstenhäuser, welche sich damals an Ludwig XIV. verkauften, erscheinen als durch die gallische Circe verwandelte Thiere, und zürnend wirft der patriotische Dichter diesen Fürsten vor, daß sie ihren Kaiser verlassen.

Nahe verwandt ist „der politische Maulasse" des Albilithanus von 1679, „der castrirte Maulasse" des Turchetto von 1682, worin in Geschichtsform skandalöses und zotiges Zeug, besonders Liebesaffairen erzählt werden.

Paul von Winkler schrieb 1696 „den Edelmann", eine Satire auf den damaligen Adel in Schlesien, voll von Persönlichkeiten und Anspielungen auf geistliche Vorfälle. Vgl. Flögel, Gesch. der com. Lit. III. 442.

Unter den Fabeldichtern steht Burkard Waldis oben an. Man pflegt ihn mit Alberus zusammenzustellen. Aber Waldis war weit harmloser. Man hat von ihm einen gereimten Psalter, eine Ueberarbeitung des steifen Thewerdank und einen neuen Aesop voll Fabeln. In dem letzteren spottet er allerdings auch gelegentlich über die Pfaffen; allein der geistliche Zankgeist des Alberus ging ihm ab, so wie er auch auf leichtere

und gefälligere Formen der Sprache sah, wenngleich er noch in der Knittelsprache des Hans Sachs schrieb. Er war Caplan der Landgräfin Margarethe von Hessen. Sein „Esopus" erschien zu Frankfurt a. M. 1548. Noch 35 weitere Fabeln von ihm gab Eschenburg im Anhang zu den Werken des Zachariä heraus. Sie erschienen auch einzeln, Braunschweig 1777. Hier einige Proben aus dem Esopus:

I. 40 ist die Fabel des Menenius Agrippa von der Klage der übrigen Glieder gegen den Magen (hier Bauch). 50 von der in ein Weib verwandelten Katze, die auch als Weib das Mausen nicht lassen kann. 67 von den beiden Mädchen, die den Hahn umbringen, weil er sie zu früh weckt, nachher aber von ihrer schlaflosen Frau noch früher geweckt werden. II. 26 vom Käfer, der sich am Adler rächt durch Zerstörung seiner Eier. III. 39 vom Diebe, der noch unter dem Galgen seiner Mutter das Ohr abbeißt, indem er ihr noch etwas heimlich sagen will, weil sie ihn schlecht erzogen. 49 vom Pfeifer, der den Fischen vergeblich pfeift; als er sie aber nachher auf andere Art gefangen und am Ufer zappeln sieht, wundert er sich, warum sie jetzt tanzen, da er doch nicht mehr pfeife. 53 vom alten Mann, der den Tod ruft, als er aber wirklich kommt, ihn nur bittet, ihm die Bürde wieder aufladen zu helfen. 87 von den bösen Landsknechten, die in Nobis Haus kommen (die Hölle) und um die Blätter einer Linde verkauft werden, mit denen sich die Teufel reinigen, wenn sie unter dem Baum ihre Nothdurft verrichtet. 88 von der Brücke, wo jeder das Bein bricht, der an diesem Tage gelogen. 89 vom Hunde, der Fleisch im Korbe trägt, als aber andre Hunde es ihm wegfressen, selber mitfrißt. IV. 22 von einem Mönch, den eine Bäurin bittet, ihre faule Tochter ein wenig zu züchtigen, wofür sie ihm einen Käse schenkt. Der Mönch thut dem Mädchen etwas ganz anderes, sie schreit, aber die Mutter draußen ermuntert ihn, er soll nur fortfahren. Als sie nachher erfährt, was vorgegangen, lauert sie dem Mönch auf und frägt ihn, ob er nicht noch einen Käse wolle, aber er weicht ihr aus und sagt: ich müßte mich schämen, wenn der Herr Prior erführe, ich hätte zwei Käse genommen. 25 von dem unglücklichen Weibe, die das Messer, womit der Dieb sie schlachten soll, selber aus dem Boden scharrt. 33 von der schwangern Nonne, die von der Aebtissin hart angelassen wird, ihr aber gelassen eine „Spinnwebe" vom Kopfe nimmt, nämlich die Hose des Probstes, die sie beim Aufstehen um den Kopf geschlagen hat, in der Meinung, es sey ihr Schleier. 41 vom Faulen, dem seine Mutter einen Beutel voll Geld reicht, welchen sein früh aufgestandener Bruder gefunden, der aber gelassen antwortet: hätte es der, der ihn verloren, gemacht wie ich und wäre im Bett geblieben, so hätte er ihn nicht verloren. 48 vom Roßdreck, der mit den Aepfeln schwimmt und ruft: sic poma natamus. 61 vom

Lahmen, der ſich vom Blinden tragen läßt. 67 von dem armen Sünder, den ein altes Weib durch Heirath vom Tod erretten will. 69 vom feiſten Mönch, der vor der Himmelsthür vom h. Petrus ſcharf examinirt und in die Hölle verſtoßen wird. 98 von einem Dorfpfaffen, der einen Knittel unter die Bauern in der Kirche werfen wollte, der die Ehebrecher treffen ſollte, worauf — alle ſich bückten.

Johann Conrad Rhumel ſchrieb 1605 Omnia, aliquid, nihil, eine bloße Wortſpielerei in drei lateiniſchen Gedichten, die in jeder Zeile eines der drei Wörter enthalten. Sodann zu Nürnberg 1630 eine philosophia animalis, worin jede Thierart in einem kurzen Gedicht in lateiniſchen Hexametern charakteriſirt wird. Darunter findet man ganz gute Gedanken, z. B.:

Die Fröſche lärmen nur bei Nacht und ſchweigen, wenn Licht kommt. So die Sophiſten, bis ihnen die unwiderſtehliche Wahrheit leuchtet. — Der kleine Zaunkönig fliegt über dem Adler, weil er ſich im Aufſteigen auf ihn ſetzt; ſo hat auch der Mächtigſte auf Erden irgend Jemand, der ihn ein wenig beherrſcht und tyranniſirt. Auch im ſprachlichen Ausdruck bemüht ſich der Dichter zuweilen das Thier zu charakteriſiren, z. B. den Haſen:

Est lepidus lepus et trepidus fugitivus in arvis etc.

Der Oeſterreicher Weiß, als Generalſuperintendent in Zweibrücken † 1608, ſchrieb unter dem Namen Candidus eine Anzahl guter Fabeln (Gheri delit. II. 105 f.)

Die Eule beſchwert ſich, daß ſie die Sonne nicht ſehen könne. Die Sonne aber antwortet: die Schuld liegt nicht an mir, ſondern in deinen Augen. — Ein Mann hat zwei Weiber, eine alte und eine junge. Als er ſchläft, reißt ihm die Alte jedes ſchwarze, die junge jedes weiße Haar aus, bis er kahl iſt. — Das Kameel wollte Hörner haben, da, zur Strafe für den thörichten Wunſch, nahmen ihm die Götter auch noch die Ohren. — Die Affen wollten eine Stadt bauen, unterließen es aber, als ein alter Affe ſie warnte, wohin ſie denn fliehen wollten, wenn ſie ſich ſelber eingeſperrt hätten und von mächtigen Feinden umringt wären? — Vor fliehenden Haſen ſpringen Fröſche ins Waſſer, da freut ſich ein Haſe, daß es noch furchtſamere Weſen gebe, als er iſt. — Die Fledermaus wunderte ſich, daß eine gefangene Amſel bei Nacht und nicht bei Tage ſang. Die Amſel antwortete, das thue ſie aus Vorſicht vor den Menſchen. Die Fledermaus aber ſagte: ſo vorſichtig hätteſt du früher ſeyn ſollen, dann wäreſt du nicht gefangen worden ꝛc. Dieſe Fabeln gehören zu den beſten und verdienten einer Ueberſetzung.

Auch die „luſt- und lehrreichen Sittenſtücke“ des Zach. Hermann vom Jahr 1679 enthalten äſopiſche Fabeln, ſo wie deſſen „hiſtoriſches Blumengebüſch“ hübſche kleine Erzählungen. Von Chr. Andr. Roth erſchienen 1698 und von Juſt. Gottfr. Rabener (dem Großvater des Satirikers) 1699 Lehrgedichte mit Parabeln und Allegorien.

Georg Rollenhagen, Rector in Magdeburg, † 1609, war ein berühmter Humoriſt, der aber ſchon ausſchließlich die Alten nachahmte, vorzugsweiſe Homers Batrachomyomachie und Lucians wahre Geſchichten. Gleichwohl kann er den guten Deutſchen nicht verläugnen.

Sein Abraham, gedruckt 1569, ein Singſpiel in Knittelverſen, enthält das ganze Leben des Erzvaters, mit obligaten Narren und Teufeln. Der Narr ſagt z. B.:

Ihr Weiber, ihr wollt nicht ſtille ſeyn,
Ihr grunzt und murrt, wie die Schwein,
Die greinet, die weinet, die klafft, die lacht,
Wohl ſeyd ihr aus Knochen gemacht,
Kommt dann eben jetzt die Lacheſtund,
So ſchweigt hernach und lacht itzund,
He he, he he, he he, he he.
Ich lach, daß mir der Bauch thut weh.

Die „wahrhaften Lügen“ ſtellen bloß den bekannten Aberglauben von wunderbaren Eigenſchaften der Sterne, gewiſſer Tage, der Thiere ꝛc. zuſammen, um ihn zu widerlegen oder darüber zu ſpotten. Schon ganz rationaliſtiſch.

Die „wunderbaren Reiſen“ haben de ſelben Zweck. Sie benützen die ſpätern Wunderberichte, um ſie als Lügen darzuſtellen gleich den bekannten wahren Geſchichten Lucians, aus denen auch ein Theil übertragen iſt. Buch I. von Alexander des Großen Irrfahrten, II. aus dem Plinius, III. aus dem Lucian, IV. die Reiſe der h. Brandan zum Paradieſe. In der 4. Ausgabe, Stettin 1614, ſind die wahrhaften Lügen als Zugabe mit abgedruckt.

Der Froſchmeuſeler, von Rollenhagen. Magdeburg 1595.

Buch 1. Der Froſchkönig Bausback erluſtigt ſich mit ſeinem Hofe im Waſſer, als der Mäuſeprinz Bröſeldieb auf der Jagd einmal trinken will und in die frohe Geſellſchaft der Fröſche geräth, die ihn gaſtfrei aufnehmen. Der Prinz erzählt von dem Reich der Mäuſe und deſſen unzähligen Feinden.

Daſſelbe bedarf dagegen einer anregenden Vorbereitung, um jene Rechte beſſer als bisher ausüben zu können, an der es ſeitdem größtentheils gefehlt hat.

Die Geſetze haben für ſolchen Zweck kaum einige Grundzüge angegeben. Noch weniger haben die Sitte und das Volksleben um jene ſtarren Linien der Geſetze kräftige und lebendige Zweige geſchlungen. Denn wenn ein Geſetz vorſchreibt, bei einer Wahl habe jeder Bürger einen Wahlzettel auf das Rathhaus zu bringen, und es habe einer nach dem andern ſolchen der Wahldeputation zu überreichen u. ſ. w., ſo reicht das nicht hin, um ein Volk wie das deutſche anzuregen. Noch weniger genügt die gedruckte Aufforderung dazu in einem Zeitungsblatt, der häufig eine mündliche beizufügen in den größeren Städten nicht einmal eine Gelegenheit gegeben iſt, und die unter der Menge von Privatanzeigen leicht gar überſehen wird, oder wenigſtens ohne Eindruck auf das Gemüth geleſen wird. Eben ſo wenig reicht die trockene Anwendung der Beſtimmungen dieſer Geſetze über die Geſchäftsbehandlung in den Magiſtraten und Bürgerkollegien wegen der Zahl der Stimmen, welche entſcheidet, wegen der Leitung durch den Vorſtand u. ſ. f. hin, um das einzelne Mitglied zu veranlaſſen, ſeine Kenntniſſe über einen vorliegenden wichtigen Gegenſtand zu vermehren, und um ſein Gewiſſen bei der Entſcheidung zu ſtärken.

Je mehr ein Geſetz der größeren Menge des Volks oder doch dem ungelehrten und weniger gebildeten Theil deſſelben zur Anwendung überlaſſen iſt, deſto mehr ſind Formen nöthig, die ſein Gemüth anſprechen, ſeine Aufmerkſamkeit ſchärfen, ihm Zeit laſſen nachzudenken, ſich zu erkundigen, und dem Gewiſſen Raum geben, über Leidenſchaften zu ſiegen, und auf dieſe Art die beſten Schutzwehren der Freiheit und des Rechts des größern Theils des Volks ſeyn können.

Es iſt ſchon beim bürgerlichen Recht dieſer Mangel an Formen ein Nachtheil, der unzähliges Unrecht auf den ungebildeten Mann wirft und unnennbar viele Rechtsſtreitigkeiten hervorruft, und der ein volksthümliches Geſetzbuch, ein im Volk lebendes bürgerliches Recht, an der Entwickelung bis jetzt gehindert hat. Denn wenn das gemeine römiſche Recht jedem Vertrag Gültigkeit zuſpricht, der ohne Beobachtung von Formen zu Stande gekommen, wenn es einen Vertrag aufrecht erhält, der über das Beſitzthum

2. Vausback erzählt vom Reich der Fröſche, wie viel Regierungsformen darin gewechſelt hätten, die Demokratie und nachher der Deſpotismus des König Storch, bis ſie unter ſich ſelbſt ihn, einen Froſch, zum König gewählt hätten. Indem der gute Froſchkönig ſeinen Gaſt, den Mäuſeprinzen, auf den Rücken nimmt, um ihn in ſeinen Palaſt zu tragen, ertrinkt der Letztere. 3. Partelfreſſer, der Mäuſekönig, rathſchlagt, wie er den Tod ſeines Sohnes an den Fröſchen rächen ſoll. Der König beginnt komiſche Rüſtungen Buch 3. Theil 2. Cap. 1. Untergang eines Schiffes mit Mäuſen Cap. 4. Rüſtung der Fröſche Cap. 5. Kampf beider Könige Cap. 9. Der Sieg bleibt lange unentſchieden, bis Gott ein Gewitter ſchickt, deſſen Donner die Kämpfer erſchreckt. Zugleich kommen die Krebſe hervor, helfen den Fröſchen und die Mäuſe fliehen, verfolgt von den Käfern.

(Ueber eine moderne Bearbeitung von Ramler dem ältern, Köln 1746, ſ. Jördens s. v. Rollenhagen.) Die Hauptſache in dieſem Gedicht, das nur ſchwach an das homeriſche erinnert, ſind die Geſpräche und Epiſoden. Darin wird vieles aus Reinecke Fuchs und aus der ältern Fabelwelt wiedererzählt und manche gute Satire auf die Menſchen und Staaten angebracht.

Buch 1. Theil 1. Kommt vor die Mythe von der Circe; die Fabel von der Stadt- und Landmaus; vom Fuchs und Raben. Theil 2. Cap. 3. wird ausführlich und mit vieler Laune beſchrieben, wie die Katze ehemals eine Jungfrau geweſen, daher ſie ſo bitterlich jammere, wenn ſie ſich begatte, weil ſie dabei an ihren früheren Stand denke. Cap. 13. kommt der originelle Gedanke vor, daß Reineke Fuchs die Seele ſeines Vaters in der Hölle aufſucht und die Strafen der böſen Thiere in der Unterwelt ſchildert. Nicht unwitzig iſt die Strafe der Flöhe. Sie ſehen immer über ſich ein reizendes Frauenbein, indem ſie aber darnach ſpringen, fallen ſie in einen Pfuhl. Cap. 15. will ſich der Fuchs beim Goldkäfer in der Goldmacherkunſt unterrichten. Cap. 18. läßt ſich die Füchſin vom Affen zum Schätzegraben verleiten. Cap. 19. entſcheidet Reineke in einem Streit wider den Haſelwurm zu Gunſten des Bauern, empfängt aber von dieſem nur Schläge zum Lohn. Buch II. Theil 1. Wird ausführlich vom Staat der Fröſche gehandelt. Sie haben nur ein geiſtliches Oberhaupt, den Papſt Beißkopf, und rathſchlagen, einen König zu wählen. Theil 2. Schilderung des Pöbelregiments. Fabel vom Fuchs, der den Schnupfen hat; vom Löwen, der jung von Haſen erzogen wird und ſie nachher zerreißt; vom Schwanze, der dem Kopf nicht mehr gehorchen will; von den Schweinen, die ihren Hirten zerreißen; von den Gliedern, die ſich gegen den Magen empören (Fabel des Menenius Agrippa); vom Berge, der die Maus gebärt; vom Eſel, der aufs Eis geht; von den Pygmäen, die den ſchlafenden Herkules umbringen wollen; von Dem, der das Haus verbrannte, bloß um

die Fliegen los zu werden. Eine artige und ganz neue Fabel ſteht hier Cap. 10. Der Affe ſieht zum erſtenmal Glühwürmer und bläst hinein, um mit ihnen Feuer zu machen, weil er ſie für Funken hält. Theil 3. Der König iſt dem Volk ſo nothwendig, wie die Seele dem Leibe. Beiſpiel des Bienenweiſels. Theil 4. Fabel vom Eſel, der ſich über das alte Weib beklagt, das ihn pflegt (muſterhaft eckelhafte Schilderung derſelben Cap. 4) und ſich bei Gerbern verdingt, die ihn ſo barbariſch durchgerben, daß es ihn reut, nicht im alten Zuſtand geblieben zu ſeyn. Die Fröſche machen einen Bloch (Klotz) zum König, der aber abgeſchafft wird Buch V. Sie wählen den Storch zum König, der ſie auffrißt, bis ſie ſich helfen und ſo lange der Storch da iſt, ganz ſtill bleiben und einen Froſch zum König wählen, neben dem aber ein anderer als Papſt geiſtlich fortregiert. Buch III. Wird im Eingang die Fama ſehr launig beſchrieben, voller Augen, Ohren und Zungen. Dann die Fabel von den Fröſchen der Latona; die von dem ehernen und tönernen Topf, die mit einander ſchwammen; vom Pferde, das einen Reiter aufnahm, um den Hirſch deſto beſſer zu fangen, aber ſelbſt gefangen blieb; von der Maus, die ein Vogel werden wollte und eine Fledermaus wurde, den vierfüßigen Thieren und Vögeln nun gleich verhaßt; vom Eſel in der Löwenhaut; vom Froſch, der ſich zum Ochſen aufblaſen wollte; vom Rattenfänger zu Hameln; vom Erzbiſchof Hatto; vom Pferdſchwanz und Pfeilbündel, als Sinnbilder der Einigkeit.

Viel geringer als Rollenhagens Froſchmeuſeler iſt „der Mücken- und Ameiſenkrieg", zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem Italiener Folenzo gedichtet, bald darauf deutſch bearbeitet von Fuchs, und 1611 von Balthaſar Schnurr. Ueber das italieniſche Original vergl. Genthe, macaroniſche Poeſie 1829, über die Arbeit von Fuchs Genthe, Dichtungen des Mittelalters II. S. 584.

Der Gansk önig von Wolfhart Spangenberg, Straßburg 1607 gedruckt, und die Martinsgans von Variscus, 1607, enthalten ein komiſches Lob der Gans mit allerlei eingeſtreutem Witz über die Zeitverhältniſſe. In Spangenbergs Gedicht wird die Gans zum König gewählt, findet es jedoch räthlicher, wieder abzudanken, macht ein weiſes Teſtament und wird nach ihrem Tode unter die Sterne verſetzt.

Der Eſelkönig von Adolph Roſen von Kreutzheim, Wallenſtedt 1617, iſt eine mattere Nachahmung des Reinecke Fuchs.

Grimmbart, der Löwe, iſt als König der Thiere alt geworden und ſtirbt. Sein Prinz Herzmut iſt gerade abweſend, weshalb der Fuchs eine Empörung

anſpinnt und für Simpel, den Eſel, eine Partei wirbt, in deſſen Namen er dem Volk der Thiere viel größere Freiheiten und Vortheile verſpricht. Es iſt der Gegenſatz von abſoluter und conſtitutioneller Monarchie; aber die Reden ſind zu lang ausgedehnt und die Wettkämpfe, denen ſich Herzmut und Simpel unterziehen müſſen, burlesk ohne eigentlichen Zweck. Sie laufen und ſpringen um die Wette, wobei der Eſel mit Hülfe des Fuchſes obſiegt und zum König erwählt wird. Das Königsfeſt iſt wieder äußerſt burlesk. Unter andern kommen beim Tanz Widder und Bock, die beide mit derſelben Ziege vortanzen wollen, in Streit. Indem der Eſel die Regierung antritt, melden ſich Nachtigall und Kukuk, daß der entſcheide, welcher von ihnen am ſchönſten ſinge. Der Entſcheid fällt zu Gunſten des Kukuks aus. Der König der Vögel, Gansкönig, richtet hierauf eine ewige Freundſchaft mit dem Eſelkönig auf, alſo daß vierfüßige Thiere und Vögel ſich nie mehr anfeinden ſollen. Dem Fuchs iſt das nicht recht; denn wie ſollte er von nun an Hühner freſſen? er tödtet alſo heimlich einen Haſen und beſchuldigt den Adler, den Mord begangen zu haben. Der Gansкönig ſchickt den Hahn und läßt ſich ſehr entſchuldigen. Der Eſel verzeiht, aber der Fuchs tödtet nun den Hahn und gibt den Iltis als Mörder an. Dieſer wird gehenkt, was große Unzufriedenheit gegen den Fuchs erregt. Der Fuchs aber ſchleicht ſich davon, hetzt den Wolf zur Empörung gegen den Eſelkönig auf und ſchickt im Namen aller geplagten Müllereſel einen Brief an den König, er ſolle ſie befreien. Da beginnt Simpel Krieg mit den Müllern, wird aber geſchlagen, gefangen, ſeiner Löwenhaut entkleidet und ſelber zum Sacktragen verurtheilt. Zwar befreit ihn der Affe und er kehrt in ſein Königreich zurück; hier aber wird er verlacht und wird ihm vom Fuchs die Kopfhaut über die Ohren abgezogen und dem Herzmut dargebracht, deſſen Reſtauration erfolgt. Man vergleiche hiezu Luthers Fabel (S. 123).

Im gleichen Jahre 1617 gab Meſſerſchmidt ein Buch „von des Eſels Adel und der Sau Triumph“ heraus, elendes Zeug.

Randolf van Duysburgk gab zu Leipzig 1638 „die Legation der Eſel in Parnaſſem“ heraus, worin ſich die Eſel bitterlich über die Müller, Eſeltreiber, Reiter ꝛc. beſchweren, auch von Apollo einen günſtigen Beſcheid erhalten, aber keinen Gebrauch davon machen, da ſie fürchten, von den Menſchen nachher nur noch ärger geprügelt zu werden. Sehr breit und geiſtlos durchgeführt.

Renner in Bremen ſchrieb 1732 eine Nachahmung des Reinecke Fuchs, „Hennynk de Han“, angeblich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, nur zum Scherz, um die Gelehrten irre zu führen und zu beweiſen, daß man auch heute noch niederdeutſche Gedichte im Geiſt des

Reineke ſchreiben könne. Vgl. die neue Ausgabe von Mayer, Bremen 1813. Die Dichtung iſt aber gering.

Henning, der Hahn, beſchwert ſich beim König Löwe über die Tyrannei des Reichskanzlers Reineke und wird vom Hunde unterſtützt, erhält aber den Abſchied. Dem übertriebenen Lob des Hahns, welches bei dieſem Anlaß ertönt und den Hahn unendlich eitel macht, ſetzt der Fuchs gehörigen Spott entgegen. Der Hund begleitet den Hahn ins ehrenvolle Exil; die Familie des Hahns wird bei der Heimkehr in arger Zerrüttung gefunden; am Schluß wird der Hahn getröſtet durch die Nachricht vom Tode des Reineke; aber, warnt der Dichter:

Jd Reincke doet de ſlimme Droch
So lauert Renardyn doch noch.

So unbedeutend dieſe politiſche Spielerei iſt, findet ſie doch eine gute Anwendung auf die maßloſe Eitelkeit des unfruchtbaren Conſtitutionalismus, deſſen Vertreter als Tugendhelden umherſtolziren und ſich mit Ehrenbechern bedenken laſſen, während ſie gegenüber dem ſchlauen Cabinet und der Diplomatie doch nie etwas ausrichten.

Im „güldenen Hunde“ (1675) wurde des Apulejus goldner Eſel roh nachgeahmt durch einen in einen Hund verwandelten böhmiſchen Edelmann, der in dieſem Zuſtande Gelegenheit hat, der Menſchen Schlechtigkeit und ſeines eigenen Weibes Untreue zu beobachten.

In den „Geſprächen der redenden Thiere“, von denen ich nur die 5. Ausgabe, Frankfurt 1745, kenne, unterhalten ſich die Thiere nur über die Fehler der Menſchen, ohne beſondern Witz.

Nicolaus Bär gab 1695 in Bremen ein Ornithophonia (Vogelſang) heraus, worin er zugleich in lateiniſchen Hexametern und deutſchen Verſen die Natur und Lieblichkeit der Singvögel pries.

Hier eine kleine Probe aus der Schilderung des Canarienvogels:

Du mein Canaria,
Wer gleichet dir in Liedern?
Du ſingſt hilaria
Die niemand kann erwidern.
Dein ſchlaues Schnäbelein,
Das kühne Gäbelein
Jſt gleich dem Cornettinchen
Und hellen Zitharinchen.

Eine feine Beobachtung macht der Dichter am Stieglitz:

Der Schnabel bleibt dir oft, als hauchend, offen ſtehen,
Als wollt ein Seufzer dir aus deinem Halſe gehen,
Vielleicht brennt dir das Herz vor Liebe.

Man erkennt in Bär überall das Vorbild des ungleich berühmter gewordenen Brockes. Im Ganzen zu breit und langweilig, iſt ſein Buch doch voll Naturwahrheit.

So viel von den Fabeln und der poetiſchen Thierwelt. Was die Gleichniſſe betrifft, ſo treten an die Stelle der ältern Priameln jetzt die Madrigale, kleine lehrhafte Gedichte mit einem witzigen Pointe oder glücklichen Vergleichung. Caspar Ziegler in Leipzig brachte ſie 1653 zuerſt in Uebung. Viele andern folgten nach, Stockmann, Olearius, Kempe, Jacobi, alle unbedeutend. Erſt in Heinrich Bredelous Madrigalen, Helmſtädt 1689, werden wir durch ſehr feine Sinnſprüche überraſcht, z. B.

Die Lügen ſind dem Schneeball gleich,
Sie nehmen zu, will man ſie lange wälzen,
Doch werden ſie am Ende weich
Und müſſen vor der Sonnenhitze ſchmelzen.

* * *

Die Spinnweb iſt ſehr zart, was nützt ſie aber?
Du kriegſt vor tauſend Pfund nicht einen Viertel Haber.

* * *

Nicht alle Leiſetreter ſind Seligmacher. — Der Adler
Fängt keine Fliegen.

* * *

Kaninchen ſie ſind klug, doch ſchaden ſie den Häuſern.
Ein Has iſt klug vor ſich, doch ſchadt er Kohl und Reiſern.
Ein Maulwurff auch, allein er nützet nicht dem Garten.

Ueberaus reich iſt im 16. und 17. Jahrhundert das Sinngedicht, Epigramm (unter dem Namen Ueberſchrift) vertreten. Ich bin nicht im Stande geweſen und habe mir zum Theil auch nicht die Mühe genommen, die Sammlungen lateiniſcher Epigramme genau durchzugehen, denn faſt jeder Profeſſor ließ dergleichen drucken und ſie ermüden durch ewige Wie-

derholungen aus Owen, durch perſönliche Beziehungen, deren Bedeutung uns verloren iſt, und durch Mangel an Geiſt. Auch deutſche Gedichtſammlungen jener Zeit findet man ſelten ohne einen Anhang von Epigrammen. Ueber einige Epigrammendichter hat Hoffmann in ſeinen Spenden nähere Auskunft gegeben, ſo über Buchler (gnomologia), Petri (der Teutſchen Weisheit, 1605, worin allgemeine Sprichwörter mit eigenen Gnomen vermiſcht ſind), Gensſchedel (ethica christ.), Schneuber (teutſches Stammbuch 1647). Ferner über zwei Parabel- und Streckverödichter, Samuel von Butſchky (500 lehrreiche Reden, 1666, Roſenthal 1679, Pathmos 1707) und Joh. Riemer, (Apophthegmatiſcher Vormund, 1687).

Friedrich, Frhr. von Logau, ein Schleſier, Beamter des Herzog von Liegnitz, († 1655), ſchrieb unzählbare Sinngedichte, die er zuerſt 1638 in einer kleinen, 1654 in einer ſehr dickleibigen Sammlung unter dem Namen Salomo von Golau herausgab. Sie leiden an allen Fehlern der erſten ſchleſiſchen Schule, viele ſind im Gedanken matt, im Witze platt, im Ausdruck gemein oder unbeholfen; aber es finden ſich darunter auch eine gute Anzahl in jeder Beziehung vortrefflicher Epigramme, die ſeinen Namen unſterblich machen. Zugleich verdient ſein hoher Patriotismus Auszeichnung. Tief empfand er die Leiden des Vaterlandes im dreißigjährigen Kriege und lieh in vielen Epigrammen ſeinem Zorn und Schmerz einen kräftigen Ausdruck.

An die Schweden.

Alles Unſchlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Aſche von geſammtem Ort, den ihr ſetztet in den Brand,
Gäb' an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaſchen innern Fleck, drüber das Gewiſſen richt!
Fühlt es ſelbſten, was es iſt, ich verſchweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgeſpielet, ſelber weiß.

Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, ſollt' uns kriegen für den Glauben?
Freiheit ſollten ſchützen die, die uns Freiheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freiheit was du willſt erlauben.

Das begrabene Deutſchland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor ſie Deutſchland konnten recht in ſich ſelbſt vergraben.

Jetzt ſind ſie doppelt ſorgſam den Körper zu verwahren,
Damit nicht neue Geiſter in ſolchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutſchland nicht wiederum, wie billig,
Auch ſeine Todtengräber ſey zu beſtatten willig.

Auch viele andern Epigramme ſind geiſtreich, z. B.

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie itzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Aſche und Kohle.

Aſch' und Kohle ſind Geſchwiſter; Holz iſt Mutter, Vater Feuer;
Aſch iſt Schweſter, Kohle Bruder; beide ſind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter ſind alsbald durchaus verloren,
Wenn der Sohn und ſeine Schweſter werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kommt der Wirbel, treibt die Tochter ſchnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nicht zu reiben hat, wird beides ſelbſt gerieben.

Damals waren die Epigramme des Engländer Owen auch ſehr verbreitet. Sie wurden von Löber (1653) überſetzt. Moller ſchrieb 1668, Knittel 1672 ſogenannte Kurzgedichte.

Auch die bei den lateiniſchen Dichtern beliebte Spielerei mit Anagrammen wurden im Deutſchen nachgeahmt, ſo von Stender in ſeinen Letterwechſeln (1667).

Die Sammlung von Sprüchwörtern wurde durch die adagia des Erasmus und Tunnicius (1515) angeregt. Die erſte deutſche Sammlung von Georg Schnitter (Agricola) erſchien 1528. Die von Eyring wurde erſt 1601 nach des Verfaſſers Tode gedruckt. Auch Seb. Frank ſammelte Sprüchwörter. Später Petri, Topp, Olorinus, Lehmann (polit. Blumengarten 1630), Paul von Winkler (vgl. Hoffmann Spenden zur deutſchen Literaturgeſchichte 1843). Daran reihen ſich die ſogenannten apophthegmata oder denkwürdige Reden und Sentenzen berühmter Männer. Das reichſte Buch dieſer Art ſchrieb Zinkgref 1623: Apophthegmata oder „der Teutſchen ſcharpffinnige kluge Sprüche“ darin

denkwürdige Reden und kleine Anecdoten von allen berühmten Deutſchen enthalten ſind, eine Charakteriſtik der Nation am Faden der Geſchichte. Viel gemeiner ſind die studentica des Joh. Leib, Coburg 1627. Sie enthalten Sprüchwörter, deutſch und lateiniſch, aus dem Studentenleben. z. B.

Von Jen und Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gſundem Leib,
Von Helmſtadt ungeſchlagen,
Weiß wohl von Glück zu ſagen.

Aber noch viel mehr Sprüche ganz allgemeinen Inhalts.

Witze, Räthſel, die auf kleine Ueberraſchungen und Wortſpiele hinauslaufen, kommen in einem zu Augsburg im 16. Jahrhundert gedruckten Büchlein vor. Vgl. Wackernagel in Haupt, Zeitſchr. III. 25 f.

Da finden wir z. B. Wer iſt der leichteſte Heilige? St. Quinten (Quintus), derer gehen 4 auf 1 Loth. — Was für Steine ſind im Rhein am häufigſten? Die naſſen. — Welches Thier iſt dem Wolf am ähnlichſten? Die Wölfin. — Warum heißt ein Meſſer Meſſer? Weil es einen Griff hat, ohne Griff hieße man es Klinge. — Warum niſten die Störche nicht auf Mühlen? Weil ſie fürchten, die Müller ſtehlen ihnen die Eier. Sogar ganz abgeſchmackte moderne Wortwitze à la Saphir kommen hier ſchon vor, wie z. B. Welche Zeit iſt die beſte zu lachen? Der April, weil es da vom Regen viele Lachen gibt.

Zu Magdeburg erſchien 1635 Sommers aenigmatographia, eine reiche Räthſelſammlung. In der verwilderten Zeit der Religionskriege wurden äquivoke Räthſel Mode. Indem man ſie aufgab, ſchien es, als ſpräche man von den allerobſcönſten und unflätigſten Dingen, die Auflöſung war jedoch die unſchuldigſte von der Welt. Dieſe Räthſel waren ausdrücklich erſonnen, um ſittſame Damen in Geſellſchaft erröthen zu machen und dann ſeinen Spaß daran zu haben. Sie finden ſich ſchon in Kellers Erzählungen S. 482 und kommen noch vor in Hoffmannswaldaus auserleſenen Gedichten, alſo in der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule.

8.

Die Entwickelung des deutſchen Schauſpiels.

Zur Zeit der Reformation ſehen wir noch das deutſche Faſtnachtsſpiel zu Nürnberg in voller Blüthe, während die Renaiſſance anfing, die Univerſitäten und Höfe zu erobern.

Von den geiſtlichen Schauſpielen, den lateiniſchen Schulcomödien der Proteſtanten und den großen allegoriſchen Feſtſpielen der Jeſuiten haben wir ſchon gehandelt. Beide waren der Renaiſſance verfallen. Hans Sachs ſelber hatte ſchon viel Antikes aufgenommen. Terenz wurde 1539 durch Volz überſetzt und ſeine Manier als Regel geprieſen. In den gelehrten Schulen verſuchte man nun wieder, wie zur Zeit der Hrotswitha, chriſtliche Stoffe in claſſiſchem Latein für die Bühne zu bearbeiten. Die Schüler ſelbſt führten die Stücke auf, nicht wenige Schulrectoren glänzten als dramatiſche Dichter. Neben den bibliſchen und allegoriſchen Stoffen die wir bei Proteſtanten und Katholiken ſchon kennen gelernt haben, wurden nach und nach auch ſehr viele Stoffe aus der claſſiſchen Mythologie und alten Geſchichte beliebt. Eine unzählbare Menge Stoffe der letztern Art, die ſchon Hans Sachs flüchtig ſkizzirt hatte, wurden nunmehr in lateiniſchen Schulcomödien und noch häufiger in Singſpielen vielfach ausgearbeitet. Das Singſpiel, urſprünglich von dem Wechſelgeſang der Hirten und den Weihnachtsſpielen entlehnt, daher zunächſt Schäferſpiel, vervollkommnete ſich zuerſt in Italien zur Oper, indem man antike Götter und Helden in prächtigen Coſtümen mit reichen Decorationen und zauberhaften Maſchinerien, desgleichen auch Tanz auf die Bühne brachte. Für die Oper wählte man am liebſten Motive aus Ovid, wodurch die antiken Götter, Heroen, Nymphen ꝛc. gewiſſermaßen in ein romantiſches Licht geſtellt wurden: Andromeda am Felſen, Ariadne auf Naxos, Flora und Zephyr, Apoll und Daphne, das Urtheil des Paris, aber auch mehr tragiſche Stoffe: Medea, Orpheus ꝛc. In den Schultragödien zog man dagegen die geſchichtlichen Stoffe vor: Lucretia, Virginia, Kleopatra, Cadmus, Mutius Scävola, Camillus, Alexander Scipio, Nero, Cenobia, Sophonisbe ꝛc. Die Freundſchaft zwiſchen Da-

mon und Pythias wurde schon 1568 von Omichius auf die Bühne gebracht. In einem Stück „Ritter Julianus“ 1580 von dem Schlesier Links verfaßt, finden wir die erste Spur einer Anwendung der antiken Schicksalsidee. Dem Ritter wird vorhergesagt, er werde seine Eltern umbringen, was auch in Erfüllung geht, so daß er nun ein blindes Werkzeug in der Hand des Schicksals wird.

Unter diesen fremden Einflüssen kam den deutschen Dichtern die Erinnerung an die alte Poesie ihres eignen Volkes fast abhanden. Daß in Schwaben bei den lateinischen Dichtern selbst der altdeutsche Volkshumor gegen die Renaissance reagirte, haben wir bereits oben erkannt; aber Frischlin drang mit dieser volksthümlichen Tendenz keineswegs durch. Die deutsche Comödie, in welcher Samuel Hebel schon 1539 „die schöne Magelone“ in reimlin brachte, blieb ganz vereinzelt.

Es war schon so weit gekommen, daß sich der bessere Geist in Deutschland nicht mehr aus eigner Kraft gegen die Renaissance zu erheben vermochte. Aber gerade damals war der große Shakespeare in England aufgetreten und erfüllte das Schauspiel auf englischem Boden alles das, was Hans Sachs nur versprochen hatte, indem der uns stammverwandte Engländer alle Elemente der germanischen Poesie frei entwickelte und mit überlegenem Humor und überreicher Phantasie die Renaissance beherrschte. Dieser Geist einer mächtigen germanischen Reaction drang über das Meer herüber, belebte die schon erstorbene Comödie und Tragödie des Hans Sachs wieder und gründete ein Volkstheater gegenüber der schulmäßigen Bühne. Und zwar geschah das alles durch eine Bande englischer Comödianten, welche durch Deutschland zogen, ins Deutsche übertragene englische Schauspiele aufführten (von denen eine kleine Anzahl 1620*) gedruckt wurden mit mehreren minder erheblichen Fortsetzungen) und ungeheuren Beifall einerndteten, eben weil sie den Volkston trafen. Es waren keine Engländer, sondern Deutsche, die sich in England ausgebildet hatten.

*) Neben dem Fortunat mit seinem Wunschseckel, des Königs Sohn aus England und des Königs Tochter aus Schottland, Sidonea und Theagena, Julia und Hypolyta finden wir Titus Andronicus, Amor als Arzt, Damons Triumphspiel. Neben Esther und Haman und dem verlornen Sohne die lustige Comödie von Jemand und Niemand, das lustige Pickelheringspiel von der schönen Maria, den Hahnrei in der Einbildung ꝛc. Alles bloße Nachbilder Shakespeares, aber zugleich schon Vorbilder der späteren deutschen Dramaturgie in ihren Hauptrichtungen.

eines Mannes und seine ganze Existenz entscheidet, zu welchem derselbe im Augenblick der Uebereilung Ja gesagt oder bei dem er gar nur Stillschweigen beobachtet hat, unter Umständen, wo er hätte reden sollen, wenn nicht einmal mehr der aus alter Zeit überlieferte und in Ehren gehaltene Handschlag das sichere Merkmal der Zustimmung für die Richter mehr ist, welche gefährliche Waffe ist da dem Unterrichteten gegeben im Verkehr mit dem Geringen? Wie viel besser waren dessen Rechte gesichert durch die Rechtsgewohnheiten und Gesetze vor der Einführung des römischen Rechts, die bei wichtigern Verträgen, z. B. über liegende Güter, geheime Veredungen nicht beachteten und die Anzeige bei der Gemeinde oder doch die Zusammenberufung einer Zahl von Freunden zur Bedingung machten, und so dem Ueberlisteten oder Uebereilten Zeit zur Besinnung und Erkundigung gaben! Wie viele Einreden wegen Ueberredung und Verletzung könnten durch solche Formen beseitigt, wie vielen Rechtsstreitigkeiten vorgebeugt werden!

Wie sehr würde endlich das Rechtsgefühl des Volks durch eine zum Theil aus uralter Zeit zurückzurufende Rechtssymbolik an Stärke und Leben gewinnen? Aber noch nachtheiliger und fühlbarer ist der Mangel an einer solchen Rechtssymbolik bei Ausübung öffentlicher Rechte. Wenn in alter Zeit die gesammte Bürgerschaft auf dem Marktplatz versammelt worden, um ein Gesetz bekannt zu machen, so muß das bessere Wirkung hervorgebracht haben, als ein Inserat in einem Wochenblatt, womit in größeren Städten häufig die Obrigkeit für solchen Zweck sich begnügt. Wenn aber ferner den Wahltagen ein Gottesdienst vorausging, oft sogar die Ablegung eines körperlichen Eids, und wenn die Zeiten der Wahlen zugleich Volksfeste waren, so wurden von unsern Verfahren jetzt ganz vergessene Mittel angewendet, um das Volk aufmerksam zu machen und seine Vaterlandsliebe zu erhöhen.

Viel könnte in dieser Richtung schon dadurch erreicht werden, wenn keinem Bürger eine Abstimmung gestattet würde, der nicht wenigstens bei einer vorbereitenden Versammlung gewesen wäre und seine Legitimation zur Ausübung des Wahlrechts sich daselbst geholt hätte, und wenn bei solcher Versammlung zum wenigsten ein Vortrag des Magistrats und einer des Bürgerausschusses stattfinden müßte, eine Einrichtung, an die auch religiöse

Man ahmte ihre Stücke nach und nannte alles „engliſche Comödien“, wenn es auch in Deutſchland fabricirt war.

Unter ihrem Einfluß nun ſchrieben Ayrer, Gryphius und Herzog Julius von Braunſchweig und bildete ſich nach dem Schrecken des dreißigjährigen Kriegs die Bande von Velthen aus, welche die in dem großen Kriege gänzlich verwilderte engliſche Comödie wieder regenerirte unter dem neuen Titel „Haupt- und Staatsactionen“.

Dieſe ganze Gattung unterſcheidet ſich von den Schuldramen durch den Grundzug, den ſie von Hans Sachs und Shakeſpeare entlehnt hat. Man bezeichnet ihn gewöhnlich als das Romantiſche im Gegenſatz gegen das Claſſiſche, es iſt jedoch beſſer, ihn als das germaniſche, mittelalterliche, gothiſche Princip gegenüber dem der antiken Welt zu bezeichnen. Uralte Züge des heidniſchen Heldenliedes, des Volksmärchens kehren in dieſer neuen Gattung wieder. Je feiner und zärtlicher ſich die Nerven der claſſiſchen Poeten in der Schäferei herabſtimmen, je mehr ſtählen ſich wieder die der volksthümlichen Dichter. Es iſt nicht bloß Folge der Gräuelzeit des dreißigjährigen Kriegs geweſen, welche das Volksſchauſpiel ſo grauſam und blutig machte, ſondern es tritt darin auch ein Grundzug der germaniſchen Natur in ſein Recht ein. Der verweichlichten Schule gegenüber mußte die Härte der urſprünglichen Volksnatur in voller Unbarmherzigkeit entgegentreten.

Eben ſo keck machte ſich der uralte Humor des Volkes wieder geltend. Aus den Spaßmachern bei den öffentlichen Feſten, ſonderlich aus den Masken der Faſtnacht, waren die Narren hervorgegangen, die ſeit Brant und Erasmus claſſificirt wurden und in ſofern den eigentlich volksthümlichen Charakter verloren. Merkwürdigerweiſe wurden in gleicher Art auch die Teufel claſſificirt und Narren und Teufel beherrſchten geraume Zeit hindurch die humoriſtiſche Literatur Deutſchlands. In den Faſtnachtsſpielen brauchte namentlich Hans Sachs die Narren häufig und in derſelben Verallgemeinerung, wie Brant und Erasmus. Erſt nach und nach ſank der Narr zu einem obligaten Diener in der Comödie herab, beſonders nach dem anregenden Beiſpiel der engliſchen Comödie. Bis dahin aber wurden noch immer Stücke in Deutſchland aufgeführt, in denen die Narren als ſolche gleichſam familienweiſe und excluſiv ſpielten. Man ſah noch immer nach des Erasmus Weiſe die Narrheit in der Welt

regieren und Alles, Staat und Kirche, Gemeinde und Familie, jeden Stand voll Narren. Insgemein spielten die Narren die Hauptrolle in Vor- und Zwischenspielen, ähnlich den antiken Satyrspielen. Als Anhang zum Schelmuffski schrieb Hilarius 1696 eine Hochzeit und einen Kindbettschmaus des Harlekin, woraus man noch die grobe Unfläterei erkennen mag, die sich in solchen Stücken aus den Fastnachtsspielen in die Hofschauspiele fortgepflanzt hatte.

Im ersten Stück geht Harlekin auf verbotenen Liebeswegen, bekommt Prügel und muß eine Andere heirathen. Im zweiten kommt eine öffentliche Dirne als Braut zu früh nieder, unter fabelhaften Unflätereien, die noch durch Improvisation zu überbieten der Dichter den Schauspielern anräth.

Der Harlekin war von der italienischen Bühne entlehnt, der sogenannte Pikelhering aus Holland. Aecht deutsch war nur der Hans-Wurst, von dem man übrigens keine ältere Spur als in Luthers Schriften findet. Es ist der alte grobe bäurische Rüpel der Fastnachtsspiele, nur mit einem neuen Namen beschenkt. Er protestirt gleichsam als der nationale Urnarr gegen die fremden und gelehrten Narren. Und doch hat sich die fremde Mode auch ihm einigermaßen angehängt. Wenigstens haben ihn die Schauspieler nach dem Harlekin und englischen Clown gemodelt. Der Hanswurst kommt zuerst in einem Fastnachtsspiel des Nürnberger Probst von 1553, dann in einer Comödie Rolls vom Falle Adams 1573 vor. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 120, bezieht die Wurst auf die Lieblingsspeise der Deutschen, wie den Pikelhering auf den holländischen Hering, den Jean Potage auf das französische Nationalgericht ꝛc.

Dem Beispiel der englischen Comödianten folgten bald ganze Banden von deutschen Studenten nach, die schon auf ihren heimischen Schulen in der Schauspielkunst geübt, dieselbe jetzt auch anderwärts geltend machen wollten. „Gewiß ist, daß die am meisten bekannt gewordenen Schauspieltruppen des 17. Jahrhunderts fast ganz aus Studenten bestanden und daß darüber der Name der englischen Comödianten sich nicht lange erhielt, um so mehr als bei diesen Studententruppen sich eine Rückkehr zu den gelehrten und moralischen Tendenzen wieder geltend machte. Die Truppen wurden von den Prinzipalen geführt, welche Besitzer des theatralischen Apparates, Inhaber der nöthigen Privilegien, die Gesammt-

thätigkeit regelten und daher auch Komödiantenmeister genannt wurden. Der erste dieser Prinzipale, welcher bekannt geworden ist, war ein gewisser Treu. Er besuchte Berlin von 1622 bis 1625 mehreremale, und einer seiner besten Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen seyn. Aus Studenten bestanden auch die Truppen des gekrönten Poeten von Sonnenhamer, so wie Karl Pauls, der eines Oberstlieutenants Sohn und besonders bemüht gewesen seyn soll, die Possenspiele zu verdrängen und Uebersetzungen einzuführen. Der Hamburger Pastor Rist, dieser fruchtbare Komödienschreiber, berichtet, daß, 1646 Andreas Gärtner mit seinen, gelehrten und wohlgeschickten Studenten von Königsberg nach Hamburg gekommen sey und so viel Beifall gefunden, daß als er sich nach Danzig zurückgewandt, man ihm den Schauplatz für seine Wiederkehr offen erhalten habe. Recht charakteristisch war die Erscheinung einer Studententruppe, welche 1648 zu Mainz in einer Bude unter ihrem Prinzipal Schneider spielte. Dieser schrieb sich „Magister Sartorius, Präses und Herzog Thaliens" und seine Schauspieler nannten sich „Parnaßbrüder, auch Emporiumsfassen." Sie spielten Schäferspiele und geistliche Stücke aus dem alten Testamente und den Evangelien, und geriethen um der letzteren Gattung willen mit den Jesuiten in Streit, weil diese sich das Monopol der geistlichen Spiele anmaßten, und richtig die Vertreibung der rivalisirenden Studententruppe aus der Stadt durchsetzten. Im Jahr 1660 erschien wieder eine Gesellschaft von Studenten in Berlin, geführt von Karl von Zimmern." Nach Devrient. Bald darauf wurde die Velthensche Komödiantenbande gegründet, die zuerst die italienische comedia del arte einführte und den Mimikern größere Freiheit gestattete, auch zum erstenmal Frauenzimmer auf die Bühne brachte, da bisher nur Mannspersonen in Verkleidung die weiblichen Rollen hatten spielen dürfen.

So viel von den Schauspielern. Was die Dichter betrifft, so empfingen sie von jenen ersten englischen Comödianten einen mächtigen Impuls, und zwar zunächst Ayrer, Nachfolger des Hans Sachs in Nürnberg, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Ihnen gingen einige Unbedeutende voran.

Omichius, Schulmeister zu Güstrow, gab zu Rostock 1578 die Comödie von Damon und Pythias heraus, in Knittelversen wie bei

H. Sachs, mit luſtigen Bauern und einem „Hofteufel“. Im Uebrigen verlauft die bekannte Freundſchaftsprobe, die in Schillers Bürgſchaft wiedererzählt iſt, ganz ernſthaft, nur zu breit. Der Autor zerlegt ſeinen Stoff in der Art, daß er die perſonificirte Freundſchaft ſelbſt lange Reden halten läßt. — In demſelben Jahr erſchien des Valentin Apelles Narrenſchule, eine ſehr beliebt gewordene Comödie, in der zuletzt die Schüler den Lehrer durchprügeln. Der volksthümliche Humor behauptet ſich auch in den geiſtlichen Schauſpielen. Wie ſchon früher in den Weihnachtsſpielen die Hirten bäuriſche Späße machen durften, ſo wurden ſie jetzt noch freier behandelt. Die Hirten oder Bauern auf der einen, die Teufel auf der andern Seite theilten ſich in die komiſchen Rollen, auch in ernſthaften Stücken.

Rudolf von Bellinkhauſen, kein Edelmann, ſondern ein Schuſter und Amtsbote zu Osnabrück, ſchrieb wie Hans Sachs Comödien, auf die zuerſt wieder Lichtenberg in ſeinen vermiſchten Schriften IV. 3 aufmerkſam gemacht hat. Das von dieſem auszugsweiſe mitgetheilte Stück stratagema diabolicum iſt in Knittelverſen geſchrieben, doch daneben ein gutes Auto.

Satan will heirathen, die Sünde räth ihm, Fräulein Ebrietas (Trunkenheit) zu wählen, die auf der Bühne friſchweg ſieben Töchter gebiert, die ſie wieder verheirathet, die Arrogantia an den Adel, die Avaritia der Kaufmannſchaft, Hypocrisis den Pfaffen, Invidia den Handwerkern ꝛc.

Ein zweites Stück, Donatus, iſt vom Jahr 1615.

Donatus hat eine hübſche Magd, Musa, und einen Magiſter für ſeine Kinder. Der Magiſter verliebt ſich in die Magd, aber scamnum (die Bank) verräth ſie und Donatus nöthigt den Magiſter, ſeinen Fehler durch eine Heirath wieder gut zu machen. Zur Hochzeit werden eingeladen die ſechs casus ꝛc.

Ich kenne leider die übrigen Stücke nicht.

Jakob Ayrer, Notarius in Nürnberg, ſchrieb Tragödien und Comödien, die jedoch erſt nach ſeinem Tode (1605) erſchienen, unter dem Titel opus theatricum, 1618 mit einem Anhang von 36 Faſtnachtsſpielen, die ſchon 1610 gedruckt wurden. Er ſchreibt noch in des Hans Sachs Manier, allein es arbeitet ſich etwas in ihm heraus. Wahrſcheinlich war er der erſte, der Singſtücke in das Luſtſpiel einlegte. Auch iſt die

Intrigue in ſeinen Faſtnachtsſpielen mehr entwickelt wie bei Sachs. Ayrer hatte ſich ſchon nach dem beſſern engliſchen Theater richten lernen und ſeine ausführlichſten Bühnenſtücke ſind in der That nur Uebertragungen aus dem Engliſchen. Vgl. Tieck in der Vorrede zum altd. Theater. In Prutz liter. Taſchenbuch 1847 hat Helbig nachgewieſen, daß Ayrer viele ſeiner Stücke, worin ſich die engliſchen Muſter verrathen, ſchon 1595—98 geſchrieben hat, daß ſomit auch die engliſchen Comödien ohne Zweifel ſchon um dieſe Zeit in Deutſchland geſpielt wurden. Damit ſtimmt überein, daß ſchon 1591 die Eliſa des Weimer zu Danzig gedruckt wurde, eine neue und „luſtige Comödie", welche die Liebesgeſchichte Eduards III. mit der Gräfin von Warwik enthält.

Ayrers opus theatricum (sic) beginnt mit römiſcher Geſchichte und geht dann zur neueren und zu freien Stoffen über.

Von Erbauung Roms, Romulus und Remus, den Horatiern und Curiatiern, den Königen, Brutus, Lucretia, Mutius Scävola. Dann die bekannte Sage von der untreuen Kaiſerin Maria von Aragonien, eine Uebertragung des geiſtvollen Julius redivivus von Friſchlin, die Geſchichte der h. Kunigunde. Von Machumet II., wie er Conſtantinopel eingenommen, eine ſchröckliche Tragödie. Am Schluß noch die Scene, wie der Sultan ſeine geliebte Hircavena eigenhändig niederhaut, um die über ſeine Liebe grollende Armee zu beruhigen. Die Comödie vom König Theodoſius zu Rom. Derſelbe hat einen bösartigen Sohn, Lururius, den er von Geburt an einſperren muß, (wie in Calderons Leben ein Traum), und eine etwas üppige Tochter, Frigia, die ſich in den Jüngling Amor verliebt, und, weil er die Treue gegen den König nicht verletzen will und ſie abweiſt, ihn beſchuldigt, er habe ihr Gewalt anthun wollen (wie Potiphars Weib den Joſeph beſchuldigte). Als der arme Junge aber ſterben ſoll, geſteht Frigia alles und ihr gütiger Vater gibt ihn ihr zum Manne. Alſo hat dieſes Stück zwei Hälften, von denen nur die letztere ausgeführt iſt. Der Verrath und die Hinrichtung dreier Großen des Reichs bildet nur eine Epiſode.

Die Tragödie vom Kaiſer zu Conſtantinopel und ſeiner Tochter Pelimperia: König Amurat ſitzt auf dem Thron, da führt ihm ſein Sohn Laurentius den Fürſten Balthaſar von Portugall und andere Gefangene vor. Laurentius lügt, er habe den Balthaſar gefangen, dieſer ſelbſt bekennt, das habe Horatius, des Marſchalls Sohn, gethan. Aus Neid läßt nun Laurentius den Horatius meuchlings umbringen und aufhängen. So findet den Todten ſein alter Vater, der Marſchall, und fällt in Wahnſinn. Zu ihm geſellt ſich Pelimperia, des Königs Tochter, deren Geliebter Alexius gleichfalls von ihrem boshaften Bruder ermordet worden iſt. Laurentius bringt in ſeine Schweſter,

nunmehr den gefangenen Balthasar zu heirathen, aber sie weigert sich standhaft. Beide Trauernde, der alte Marschall und die Prinzessin, veranstalten vor dem König ein Schauspiel (wie im Hamlet bei Shakespeare), spielen selbst mit, und da sie in ihren Rollen den gleichfalls mitspielenden Laurentius und Balthasar scheinbar tödten sollen, stechen sie dieselben wirklich todt, enthüllen zugleich den Leichnam des gehenkten Horatius und tödten dann jeder sich selbst. Vgl. bei Tieck, altd. Theater I. Vorrede XXI. die sogenannte spanish tragedy, die schon 1570 in England gespielt wurde. — Hierauf folgten Stücke von Hugdietrich, Otnit, Wolfdietrich, nach dem Heldenbuch, Valentin und Urso, der schönen Magellona. Ferner von Theseus und Minotaurus und Ariadne.

Ein gutes Stück von Soldan von Babilonia und dem Ritter Torello von Pavia: Zu dem reichen Torello kommt der Sultan incognito auf einer abendländischen Reise und wird überaus gastfrei aufgenommen. Als nachher Torello ins Morgenland zieht und gefangen wird, erwiedert ihm der Sultan die Gastfreundschaft und bringt ihn noch zu rechter Zeit zurück, als eben sein Weib einen andern heirathen soll. Torello wirft unerkannt seinen Ring in den Becher, den ihm seine Gattin an der Hochzeitstafel reicht (ein in den Sagen vom Hahnkrähen und von der Rückkehr aus dem Orient sich stets wiederholender Zug). Ein Jude Abraham und Jan, der Hanswurst, unterbrechen die ernsten Partien dieses Stücks durch ihre witzigen und derben Wettkämpfe, in denen der arglistige Jude von dem mutterwitzigen Jan allemal abgetrumpft wird. Eine recht gute Gegenüberstellung der jüdischen Tücke und des deutschen Humors.

Von dem getreuen Ramo. Soldan, der türkische Kaiser, hat einen Sohn erster Ehe, Ramus. Dieser entdeckt, daß seine Stiefmutter Detromeda mit dem Malefictus buhlt und verräth es dem Vater. Die böse Stiefmutter aber beschuldigt ihn selbst, ihrer Ehre nachgestellt zu haben, wie Potiphars Weib dem Joseph, und Ramus wird verbannt. Da findet er drei Handwerksburschen, von denen er drei wunderbare Gaben erkauft, nämlich sich unsichtbar zu machen, durch die Luft zu fliegen und die Leute einzuschläfern. Mit diesen Begabungen kehrt er heim und rächt sich, freilich nicht auf die nobelste Weise, indem er unsichtbar sich zu des Malefictus unschuldigen Töchtern schleicht und dieselben beschläft. Nachdem er dem Kaiser, seinem Vater, die buhlerische Stiefmutter in flagranti hat ertappen lassen, gibt er sich zu erkennen, und nimmt noch eine der Töchter des Malefictus, für den er um Gnade bittet, zur Ehe.

Von König Eduard III. und Elipsa, Herrn Montagii Gemahl. Die schöne Elipsa, deren Gatte in Frankreich gefangen wurde und gestorben ist, wird von König Eduard geliebt, weigert sich aber aufs entschiedenste, sich ihm hinzugeben. Nur wer sie zur Kirche führe, dürfe sie auch zu Bette führen. Ihr eigner Vater Frigius, Graf von Varucken (Warwik), beschwört sie nachzugeben, und verbirgt sich dann aus Scham, seiner Tochter einen solchen An-

trag gemacht zu haben, als ſie auch ihn ſtolz abweiſt. Endlich entſchließt ſich der König zur Heirath und ſetzt ihr die Krone aufs Haupt.

Vom König in Cypern, wie er die Königin in Frankreich bekriegen wollt und zu der Ehe bekam. Dieſe im Titel bezeichnete Eheſtiftung bildet nur den Anfang der Comödie. Die Hauptſache iſt, daß die Königin fälſchlich beſchuldigt wird, einen Ritter Philipp zu lieben, der ins Gefängniß geſetzt, aber durch ſeine Geliebte Mariana befreit wird, um für die Unſchuld der Königin zu kämpfen und zu ſiegen. Der beſiegte Verläumder war Marianas eigener Bruder. Als witzige Epiſode kommt in dieſem Stück die Einfalt des Hanswurſts Jan vor, der überredet wird, wenn er einen Stein auf die Achſel lege, ſo werde er unſichtbar und der ſich nun einbildet, unſichtbar zu ſeyn, während Jedermann ihn ſieht. Aus dem Engliſchen. S. Tieck altd. Theater I. XXIII.

Von der Schönen Phönicia. Nach einer Novelle des Bandello. In von Bülows Novellenbuch IV. 365. Von zweien Zwillingsbrüdern, nach Plautus.

Von der ſchönen Sidea. Ludolf, der Fürſt von Lithauen, wird von Leudgaſt, dem Fürſten in der Multau, beſiegt und verbannt. Indem er mit ſeiner ſchönen Tochter Sidea umherirrt, findet er Leudgaſts jungen Sohn Engelbrecht und raubt ihn. Die jungen Leute verlieben ſich in einander und entfliehen dem Vater. Engelbrecht will an ſeines Vaters Hof eilen und Kutſche und Pferde holen, derweil ſetzt er die Sidea auf einen Baum, wo ſie ihn in Sicherheit erwarten ſoll. Unter dem Baum aber iſt eine Quelle. Weiber kommen, Waſſer zu ſchöpfen und erblicken im Waſſerſpiegel ein himmliſches Bild. Ein Schuſterweib erzählt es ihrem Manne, dieſer holt Sidea vom Baume und pflegt ihrer. Unterdeß wird Engelbrecht an ſeines Vaters Hofe genöthigt, eine gewiſſe Julia zu heirathen. Da kommt Sidea in gemeiner Weibertracht und gibt ſich für ihre eigne Botin aus. Nun will Engelbrecht ſich zur Strafe ſeiner Untreue umbringen, aber Sidea hält ihn auf und gibt ſich ihm zu erkennen. Julia tritt zurück, Sidea wird ſeine Gemahlin, ihr Vater verſöhnt. — In den Zwiſchenſcenen tritt der Hanswurſt Jan als Müller auf, ſtiehlt Mehl und ſchwängert mehrere Mädchen zugleich, deren Eltern reclamiren ꝛc.

Von einem alten Buhler und Wucherer. Derſelbe ſtellt einer ſchönen Buhlerin nach, läßt ſich in einem Sack zu ihr tragen, wird aber von verkleideten Teufeln gequält und ausgeplündert. Die Buhlerin (Maria) lockt ihn aber doch wieder, daß er ſie zur Ehe nimmt, wogegen ſein Sohn umſonſt proteſtirt. Der Alte enterbt ihn. Nun betrügt ihn aber ſein junges Weib auf alle Art, bis er ſich einmal todt ſtellt, um zu ſehen, ob ſie wohl betrübt ſeyn werde. Aber ſie ladet Gäſte ein, tanzt und jubelt und läßt die vermeinte Leiche des Alten dabei ſtoßen und treten. Dadurch kommt er zur Beſinnung und vererbt ſein Gut dem Sohne.

Von zwei fürſtlichen Räthen, die um ein Weib buhlten. Es gilt, die treue Irigia in Abweſenheit ihres Gatten zu verführen. Sie iſt aber liſtiger, als

ihre Verführer und ſchiebt ihnen ihre zwei Mägde unter, während jeder glaubt, er habe ſie ſelbſt.

Im zweiten Theile des Opus theatricum ſind 36 Faſtnachtsſpiele enthalten.

Andreuro, Meiſter Simon, beide nach Boccaccio. — Der Markgraf von Rom will die Kunſt eines Nikromanten ſehen; da läßt dieſer zwei Ehepaare dergeſtalt berauſchen, daß das junge Weib des alten Manns zum jungen Mann des alten Weibes gethan wird und umgekehrt. Aber das junge Paar freut, das alte zankt ſich nur eine kurze Nacht hindurch, indem der Markgraf die frühere unnatürliche Paarung wiederherſtellt. Ein ganz guter Schwank. — Der Jude Aaron will einem Dieb geſtohlenes Tuch um ein Spottgeld abkaufen, der Dieb ſchenkt es ihm ganz, da er ſich verfolgt ſieht, und nun wird der Jude für den Dieb genommen. — Ein alter Wucherer läßt ſich von ſeinem lüderlichen Sohn verleiten, ſich zu betrinken und eben ſo lüderlich zu werden, wie er. — Klaus Gerngaſt bittet den Tod zu Gevatter und erhält von ihm die Gabe, Andern zu weiſſagen, wann ſie ſterben werden und wann nicht, womit er viel Geld verdient. Auf einmal aber holt ihn der Gevatter ab; denn er ſelbſt hat ſich nicht weiſſagen können.

Podagra, das Hurenkind der Venus und des Bacchus, leidet ſehr. Venus bittet den Jupiter, ihr zu helfen und er heilt ſie, aber nur unter der Bedingung, daß der Schmerz nachher deſto heftiger wiederkehren ſoll. Das Leidweſen des Fräulein Podagra iſt gut geſchildert, ſie klagt, nicht mittanzen zu dürfen ꝛc.

Prozeß der Königin Podagra. Der klagende Theil iſt König Priamus von Troja, ſein Anwalt Hans Sachs, für die Königin plaidirt Petrarca; der Richter iſt Kaiſer Severus, der ſich zu Gunſten der Krankheit entſcheidet, welche eine gerechte Strafe für alle Sünder ſey. Leider ſind die Anachronismen der Perſonen das einzig Geniale in dieſem Stück.

Zwei Bauern kommen an den Hof Alexander des Großen und machen ihm etliche Poſſen vor. Unter anderm ſingt ihm einer das Lied vom hölzernen Johannes (dem Abbild des verſtorbenen Mannes, mit dem die Wittwe zu Bett zu gehen pflegte, bis ſie einmal damit den Ofen heizte, um ihren neuen Liebhaber zu wärmen).

Hans Themagen des Bauern beſoffenes Weib Alodea wird nackt ihrem Mann heimgeſchickt, er will ihr den Teufel austreiben laſſen, es iſt aber keiner da, nur Wein. — Claus Themagen der Bauer macht eine Wallfahrt, um ſeiner kranken und vom Teufel beſeſſenen Frau Heilung zu verſchaffen, die ihn nur fortgeſchickt hat, um unterdeß ſicher mit dem Pfaffen zu buhlen. Als der Mann heimkommt, findet er die Frau geſund, munter und ſchwanger und dankt Gott, daß er ſeine Gebete erhöret hat. — Während der Abweſenheit eines Kaufmanns hütet der Teufel deſſen Weib, aber mit ſolcher Mühe, daß er nie

zum zweitenmal ein solches Amt übernehmen will. — Der Teufel holt eine Pfarrköchin, obgleich ihm der Pfarrer den Ablaßbrief entgegenhält. Ich verstehe kein Latein, sagt der Teufel und fährt mit der fetten Beute davon. — Der bekannte Schwank von zwei Buhlern, die bei derselben Frau zusammentreffen und vom Mann überrascht werden. Sie müssen sich stellen, als habe einer den andern mit dem Degen verfolgt und als sey der Flüchtling nur in der Angst ins Haus gerathen. — Der Schwank von der Kupplerin, die ein verheirathetes Weib zu einem Pfaffen führen will, als dieser aber eine Abhaltung hat, es unwissend ihrem eigenen Manne zuführt, welchem gegenüber das Weib schnell besonnen sich stellt, als habe sie ihn nur prüfen wollen, und ihn tüchtig auszankt. — Die Frau eines Bäckers läßt drei verheirathete Männer, die in sie verliebt sind, listig ankommen, überrascht werden, in Mehlsäcke sich verstecken, bindet dann die Säcke zu und überliefert sie den drei Frauen der Eingesperrten. — Ein Eifersüchtiger hofft seine Frau beim Liebhaber im Bett zu überraschen, sie hat es aber gemerkt und die Magd ins Bett gelegt; nun beschuldigt sie ihn, er habe bei der Magd gelegen. — Ein armer Mann verabredet mit seiner Frau, daß sie sich todt stellen solle und erweckt sie mit seiner Geige. Da kauft ihm ein reicher Mann, auf den er es abgesehen, die Zaubergeige um viel Geld ab, um sein wirklich todtes Weib auch zu erwecken, und sieht sich betrogen. — Die bekannte Sage vom Juden im Dorn. Der Geiger heißt Fritz Dölla.

Der englische Jan Posset (Hanswurst) läßt sich einen Brief schreiben an einen, der ihm seine große Trommel wieder mit einem Kalbfell überziehen soll, der Schreiber aber schreibt, man solle ihn selbst tüchtig trommeln. — Derselbe frißt Birnen, die er Einem überbringen soll. In zweierlei Versmaß. — Derselbe dient einer Frau, die ihn ausschickt, Wein zu holen. Unterdeß kommt ihr Buhler, ganz wie er gekleidet, ebenfalls mit Wein und stößt ihn zurück, er sey der wahre Jan. Die Frau kommt auch, erklärt den Liebhaber für den wahren Jan und nimmt ihn mit. Jan bleibt vor dem Hause, bis der Herr kommt. Da beschwert sich die Frau, die den falschen Jan schon entfernt hat, über das lange Ausbleiben des Jan mit dem Weine und Jan wird ausgezankt.

Der dumme Bauer Hempel will ein Doctor werden und wird gefoppt.

Drei Landsknechte werden von St. Peter nicht in den Himmel eingelassen, aber auch von Lucifer aus der Hölle gewiesen, weil sie zu viel fressen.

Serciapel, der ruchlose Notar, der alle möglichen Sünden auf sich geladen, bekennt in der letzten Beichte einem Mönch unter dem Schein größter Angst und Gewissenhaftigkeit nichts als kleine unbedeutende Fehler, so daß der Mönch ihn nicht nur absolvirt, sondern für einen Heiligen erklärt. Obgleich ihn nun der Teufel holt, so hat er doch die Genugthuung, daß die Mönche seinen Ruhm als Heiliger ausbreiten. — Ein Pfaff schleicht sich zu einem frommen Weiblein, um sie unter der Maske des h. Franciscus zu verführen, ein Nach-

bar aber verkleidet ſich als St. Petrus, ſchlägt mit dem Schlüſſel auf den falſchen Franciscus los und heißt ihn in den Himmel zurückkehren, aus dem er ohne ſeine Erlaubniß weggegangen ſey. — Ein böſer Juriſt entſchließt ſich, Mönch zu werden, um ſowohl ſeine Seele zu retten, als das Vergnügen zu haben, die zahlloſen Prozeſſe des Kloſters durchzufechten. — Drei böſe Weiber prügeln ſich, weil jede das Wetter anders haben will, die eine Regen zur Saat, die andere Trocken zur Wäſche. Ein böſes Weib zankt ſich mit ihrem Mann über eine Kuh, von der ihr — geträumt hat.

Ein Weib gibt einem Pfaffen Geld, es ihrem erſten Mann im Paradies zu bringen. Er hält ſie deshalb für einfältig, iſt aber nicht wenig überraſcht, als daſſelbe Weib, mit der er eine Liebſchaft angefangen, ihren zweiten Mann auf die feinſte Weiſe betrügt. Das weibliche Naturell iſt in dieſem Stück vortrefflich durchgeführt. — Der dumme Bauer Knörren Künzlein geht zum Doctor und bittet ihn um ein Mittel, ſein böſes Weib zu curiren. Er ſchreibt ihm Fünffingerkraut und ungebrannte Aſche vor, aber der einfältige Mann merkt lange nicht, was das bedeute, bis es ihm einer ſagt, und nun hilft es gleich. — Der Mönch Hans ſchleicht ſich zu einer hübſchen Frau, die ihn aber nur foppt, indem ſie ihn vor ihrem Manne in einem Käſekorb verſteckt und dann ſeinen Abt aus dem Kloſter rufen läßt und ihm den Mönch im Korbe zeigt.

Magiſter Stolzius ſetzt in der Faſtnacht einen Narrenhut auf und will den Narren ſpielen, läßt aber überall den Pedanten durchblicken. — Claus Narr wird ins Narrenbad geſchickt, um die Narrheit auszuſchwitzen, hilft ſich aber heraus. In dieſem Stück kommt die für jene Zeit enorme Blasphemie vor, daß der Narr wünſcht, Gott möchte den Menſchen lieber ſeine Tochter hingegeben haben, als ſeinen Sohn Chriſtus. — Eulenſpiegel ſoll einen Braten nicht verbrennen laſſen, da ſtellt er ihn in den Keller. — Derſelbe wird ſpöttiſch von einem Bürger zu Gaſt geladen, der ihm die Thür vor der Naſe zuſchließen will, ſchleicht ſich aber in ſeiner Abweſenheit in ſein Haus, überredet die Frau, ſie ſolle zu ihrem Mann auf den Markt gehen, um ihm einen großen Fiſch, den er gekauft, heimtragen zu helfen, übernimmt unterdeß die Hut des Hauſes, ſchließt hinter der Frau zu und richtet ſich eine köſtliche Mahlzeit an, die er verzehrt, während Herr und Frau draußen vor der verſchloſſenen Thüre ſtehen.

Sogar ein deutſcher Fürſt ſtellte ſich an die Spitze der deutſchen Partei, die im volksthümlichen Geiſt der antinationalen Renaiſſance entgegentrat. Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig (Henricus Julius Brunsvicensis et Luneburgensis dux edidit hunc actum oder HIBELDEHA pflegte er ſich zu zeichnen), ließ auf ſeinem Hoftheater Stücke in engliſchem Geſchmack aufführen und ſchrieb ſelbſt eine noch nicht ganz ermittelte Zahl von Comödien, wovon 1593 und 1594 acht

Feierlichkeiten hie und da angereiht werden könnten, und die von so großen Folgen und guter Wirkung seyn müßten, daß sich am Ende auch die Aengstlichkeit mancher Aufsichtsbehörden damit befreundete und jene Vorsichtsmaßregeln nicht mehr nöthig erachtet würden, wie sie Friedrich von Raumer in seinem Werk über England im Jahr 1835 unmittelbar nach der Anschauung eines frischeren Volkslebens als ein Uebel unserer Staaten bezeichnet hat. (Band 2, S. 209.)

Wir gehen über auf die Formen der Geschäftsbehandlung der Magistrate und der bürgerlichen Kollegien, bei deren Verbesserung keine solche Sorgen eintreten können, wobei ein ziemlicher Spielraum schon durch die vorhandenen Gesetze den Mitgliedern jener Behörden gestattet ist und durch welche große Vortheile erreicht werden können.

Die alte Zeit war überreich an Förmlichkeiten, in welche die Verhandlungen der Magistrate eingekleidet werden mußten, um, ohne entgegengesetzte Ansichten zu beleidigen, die eigene auszuführen. Durch diese Förmlichkeiten und Umständlichkeiten war auch dem schwächsten Mitglied Gelegenheit gegeben, sich gehörig über den Stand der Sache zu unterrichten und auch selbst, bei gehöriger Geduld, am Ende zum Wort zu kommen.

Die neuere Zeit hat diese Förmlichkeiten als altmodisch und pedantisch auf die Seite geworfen, aber ohne hinreichenden Ersatz durch zweckmäßigere Formen, und so zum großen Nachtheil für die Gemeinden und ihre Freiheiten.

Denn die neuen Städteordnungen, welche vor uns liegen, bestimmen in der Beziehung in der Regel nur, daß die Mehrzahl zu entscheiden und der Vorstand die Verhandlung zu leiten habe. Auch konnten sie häufig nicht viel mehr bestimmen, indem das Bedürfniß nach vermehrten Formen sich erst durch entstehende Gewohnheiten herausstellen mußte.

Aber man muß ins Auge fassen, wie diese Formlosigkeit benutzt werden kann und auch oft schon benutzt worden ist. Ein herrschsüchtiger Vorstand eines Magistrats kann in Ermanglung weiterer Beschränkung über die Art des Vortrags und der Zeit den Augenblick abwarten, wo nothdürftig der Magistrat versammelt ist und nur diejenigen anwesend sind, von denen er keinen Widerspruch zu besorgen hat, um den wichtigsten und folgenreichsten

gedruckt erſchienen, und ſieben erſt kürzlich in der Originalhandſchrift aufgefunden worden ſind. Profeſſor Holland hat die ſämmtlichen Schauſpiele des Herzogs, Stuttgart 1855, darunter einige in doppelter Redaction edirt und commentirt. Sie ſind alle in Proſa geſchrieben und haben in dem luſtigen Diener einen Hanswurſt, der immer plattdeutſch ſpricht, während die übrigen Perſonen ſich hochdeutſch ausdrücken. Der Witz iſt nur leicht, die ganze Weiſe aber volksmäßig, übereinſtimmend mit dem, was gleichzeitig Friſchlin ſogar in lateiniſcher Sprache anſtrebte.

Des Herzogs Stücke ſind: 1) Suſanna, die bekannte bibliſche Geſchichte reich ausgeſchmückt und gleichſam in die moderne Welt verſetzt. Suſanna hat noch Eltern und Kinder, ihr Gatte iſt abweſend. Sie kommt in große Noth durch ungerechte Richter. Aber der obligate Narr (Clant) und eine höchſt ſeltſame Geſellſchaft von Bauern, von denen jeder aus einem andern deutſchen Stamme iſt und eine andere Mundart redet, halten durch ihren guten Humor dem Tragiſchen das Gegengewicht. Zuletzt kommt Suſannas Gatte zurück und alles wendet ſich zum Guten.

2) Von einem Weibe, wie daſſelbige ihre Hurerei für ihrem Ehemann verborgen. Die bekannte Geſchichte vom Einäugigen, der nach Hauſe kommt, als ſein Weib gerade einen Andern bei ſich hat, aber von ihr betrogen wird, indem ſie ihm raſch das geſunde Auge zuhält und ihn theilnehmend fragt, ob er aus dem blinden Auge nicht ſehe, es hätte ihr geträumt, er ſehe wieder. Unterdeß entwiſcht der Buhler.

3) Von einer Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht. Der Buhler erzählt dem Ehemann immer ſelbſt, wie ſein Weib ihn betrogen habe. Zuletzt will der wüthende Hahnrei das Haus, in dem der Buhler iſt, ohne daß er ihn finden kann, anzünden. Die Frau aber bittet ihn, wenigſtens ihre beſten Kleider zu ſchonen, und indem er ihr ſelber hilft, dieſelben in einem Korbe hinauszutragen, trägt er den unter den Kleidern verſteckten Buhler hinaus, ohne es zu ahnen. Als er es erfährt, wird er wahnſinnig und das böſe Weib holt der Teufel.

4) Von einem Buler und Bulerin. Der freche junge Buhler wird endlich erſchlagen und ſie ſchneidet ſich den Hals ab. Ihre Leiche holt der Teufel. Dieſes Stück iſt ſehr roh. Das böſe Weib rauft unter anderem ihrem alten Mann den Bart aus.

5) Von einem Wirthe. Zu einem Wirth, der alle Gäſte betrügt,

kommt einmal Satan. Dieſen betrügt er auch, verſichert aber, wenn er das Geringſte zu viel gefordert, ſolle ihn gleich der Teufel holen. Da gibt ſich Satan zu erkennen und holt ihn. Das iſt das einfachſte unter den acht Stücken.

6) Von einem Wirthe, wie derſelbe von drei Wandergeſellen betrogen worden ſey. Einmal fragen ſie: können wir hier für unſer Geld eſſen? Ja. Nun eſſen ſie, haben aber nur einen Pfennig im Vermögen. Das zweitemal ſollen ſie frei ausgehen, wenn ſie dem Wirth ein Lied ſingen können, was ihm gefällt. Da greift einer in die Taſche und ſingt: nun will ich bezahlen. Das Lied gefällt dem Wirth, da er glaubt, er werde wirklich bezahlt werden, muß ſich nun aber mit dem Liede begnügen. Das drittemal ſoll der zahlen, den der Wirth als Blindekuh greifen wird. Als ihm aber die Augen verbunden ſind, laufen alle fort. Lauter bekannte Anekdoten.

7) Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben. Der Abt ſoll entweder 300 Dukaten zahlen, oder die Fragen beantworten: wo iſt der Mittelpunkt der Welt? was bin ich werth? was denke ich in dieſem Augenblick? Für den Abt antwortet der in deſſen Kleidern verborgene Johann Bouſet: hier iſt der Mittelpunkt der Welt, wenn du es nicht glaubſt, ſo miß es ſelber aus! — du biſt nur 29 Groſchen werth, einen weniger als der Heiland, der für 30 verkauft wurde. — Du denkſt, ich ſei der Abt, ich bin aber Johann Bouſet. Der bekannte Schwank vom dummen Abt und klugen Schäfer.

8) Von Vincentio, Ladislaw Sacrapa von Mantua, Kämpfern zu Roß und zu Fuß, einem Bramarbas, der am Hofe eines kleinen Fürſten ſich wichtig macht, immer frecher wird, zuletzt aber, als er eben im Begriff iſt, ins Bett ſeiner vornehmen Braut zu ſteigen, in eine Kufe eiskalten Waſſers fällt, mit der man ihn zu ſeiner Demüthigung überliſtet hat. Dieſes Stück, gedruckt 1594, iſt wohl eine der freieſten Wiederholungen des miles gloriosus von Plautus. Zudem iſt es merkwürdig wegen der Aufſchneidereien, die darin erzählt werden und die ſpäter zum großen Theil in Münchhauſens Schwänke übergingen, z. B.:

Vincentio rühmt ſich, nach einer Heldenthat in eine Feſtung zurückgeritten zu ſeyn, wobei das herabfallende Thorgitter dicht hinter ſeinem Rücken das Pferd durchſchlagen habe, ſo daß das Hintertheil außerhalb des Thores geblie-

ben, er aber auf dem Vordertheil fortgeritten ſey, ohne den Defect zu merken. Ferner: er habe einſt geſehen, wie eine blinde Sau ſich am Schwanz des Ferkels hielt, habe das Ferkel getödtet und mit deſſen Schwanz die Sau ruhig heimgeführt. Einmal habe er einen wilden Eber gereizt, bis er ſich mit den Zähnen in einen Baum feſtgerannt. Einmal habe er einem Wolf in den Rachen und durch den ganzen Leib gegriffen bis zum Schwanz und dann umgekehrt, das Innere nach außen, wie einen Handſchuh. Einſt habe er einen Mann geſehen, der Granaten gegeſſen habe und dem ein Granatenbaum aus dem Maul gewachſen ſey. Ein Reiter ſammt dem Roß ſey von einem großen Fiſch verſchlungen worden und lebendig wieder herausgekommen. Der Hanswurſt bemerkt dazu: und er habe eine Pfanne hämmern ſehen, ſo groß, daß die daran arbeitenden Schmiede wegen der weiten Entfernung einander nicht hätten hämmern hören können, dieſe Pfanne ſey gemacht worden, um jenen Fiſch darin zu braten. — Vincentio habe einen Schmied im Dienſt gehabt, der ein Pferd in vollem Laufe habe beſchlagen können. Desgleichen ein Pferd, das einmal alle ſeine Hufeiſen in einem Moraſt ſtecken ließ, ſich aber umwandte und mit einem Satz alle vier traf und ſie ſich von ſelbſt wieder anfügten. — Es iſt wahrſcheinlich, daß Bürger, indem er den Münchhauſen abfaßte, dieſes Luſtſpiel benützte.

Das ſind die acht längſt gedruckten Stücke. Hollands Ausgabe enthält noch folgende:

Vom ungerathenen Sohn. Nero, der jüngere Sohn des alten Herzog Severus, ermordet, um ſtatt ſeines älteren Bruder Proteus zur Herrſchaft und zum reichen Erbe zu gelangen, auf eine ruchloſe Art mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin, Neffen, ja ſeinen eigenen Baſtardſohn, deſſen Herz er verzehrt, um ſich dadurch zu feien. Nachher aber fällt er in Todesangſt und wird von den Geiſtern der Gemordeten verfolgt, bis ihn die Teufel holen. Einige Scenen z. B. wie der Vater ſein eigenes Kind ermordet, wie Proteus die Eltern todt im Garten liegen findet ꝛc., ſind rührend, das Ganze aber gar zu grell. Die Aehnlichkeit mit Shakesſpeares Richard III. fällt auf.

Der Fleiſchhauer. Moß, ein reicher und übermüthiger Metzger, beſticht den Großvogt und Marktmeiſter, verkauft ſchlechtes und verdorbenes Fleiſch zu hohen Preiſen und fällt deßhalb in die Gewalt des Teufels, der ihn ſyſtematiſch zu Grunde richtet, bis er am Galgen ſtirbt. Aber auch die ungerechten Beamten ereilt die Nemeſis.

Sommer, Cycnaeus (von Zwickau) ſchrieb ein Lob der Martinsgans 1609, eine luſtige Ethnographia mundi, ſammelte Sprüchwörter ꝛc., brachte des Herzog Heinrich Julius Weiberliſt in Reime und überſetzte Cramer'ſche Stücke ins Deutſche, auch Wichgrews Cornelius.

Georg Mauritius, Rector in Nürnberg, ſteht zwiſchen Ayrer und Klay, aber auch unter beiden. Er dichtete geiſtliche Comödien von David und Goliath, den h. drei Königen, Haman, Nabal, Joſaphat ꝛc. aber auch eine Comödia von Walther und Griſeldis, eine von allerlei Sünden, eine vom Schulweſen. Alle ſeine Comödien gedruckt in Leipz. 1607.

Zu Magdeburg erſchien 1614 ein Luſtſpiel Amantes amentes oder von der Leſſelei, worin die blinde Thorheit der Verliebten verſpottet wird. Als Verfaſſer nennt ſich Angelius Lohrbere Liga (Rollenhagen?).

In der zweiten ſchleſiſchen Schule ſteht Lohenſtein, den wir ſchon kennen, als Schauſpieldichter oben an. Sein berüchtigter Metaphernſchwulſt wird im Trauerſpiel mit der gräßlichſten Scenerie, mit den haarſträubendſten Handlungen verbunden. Aber man würde dieſe in ihrer Art einzige Erſcheinung mißverſtehen, wenn man ſie nicht einigermaßen entſchuldigen wollte durch die allgemeine, mehr unbewußte als bewußte Tendenz der zweiten ſchleſiſchen Schule, die ich oben ſchon als eine Reaction deutſchen Kraftbedürfniſſes gegen den blaſirten Opitzianismus charakteriſirt habe. Man wollte lieber in Wildheit und Grauſamkeit mit Kannibalen wetteifern, als in fader Mittelmäßigkeit untergehen. Die Lohenſteiniſchen Trauerſpiele waren Keulenſchläge des deutſchen Michel, der es nicht ertragen konnte, ſich in der franzöſiſchen Hoftracht zu ſehen, die er gleichwohl auch nicht abzulegen wußte, daher einfach toll wurde und um ſich ſchlug. Ich will nun Lohenſteins einzelne Stücke durchgehen.

Den Ibrahim Sultan dichtete er zur Vermählung des Kaiſers Leopold I. Prolog des thraciſchen Bosphorus, worin die keuſche Ehe des Kaiſers geprieſen wird im Gegenſatz gegen die Unzucht des türkiſchen Sultan. Bekanntlich hatte dieſer Kaiſer noch ſchwere Kämpfe mit den Türken zu beſtehen, die 1683 Wien ſelbſt belagerten. Das Schauſpiel hat daher einen edeln patriotiſchen Zweck. Es iſt auf wirkliche Geſchichte gegründet. Die Abſetzung des Sultan Ibrahim erfolgte 1648.

Ibrahim Sultan will ſeines Bruders Amurath IV. Wittwe Siſigambis entehren, woran ihn ſeine Mutter hindert. Nun wirft er ſein Auge auf die ſchöne Ambre, des Muftis Tochter. Ambre weigert ſich. Poetiſcher Wettſtreit allegoriſcher Figuren der Tugenden und Laſter. Ibrahim will ſeine fünf Söhne tödten, um mit Ambre neue zu zeugen. Er läßt ſie in ſein Bett bringen. Er

jagt ſie entehrt im Kleide einer Buhlerin wieder fort, ſie erſticht ſich. Die drei Furien verfolgen ihn. Die Janitſcharen empören ſich, ermorden ſeinen Günſtling Achmet und entſetzen ihn. Er wird im Kerker, nachdem ihm Ambres Geiſt erſchienen iſt, von den Stummen erwürgt. Sein Sohn beſteigt den Thron.

Verſchieden von dieſem Trauerſpiel iſt Ibrahim Baſſa:

Ibrahim iſt durch ſeine Talente vom Sclaven zum Günſtling des Sultans Solyman erhoben, hat aber eine ſchöne Gemahlin Iſabelle, in die ſich der Sultan verliebt. Sie fliehen und werden wieder eingefangen. Der Sultan will Ibrahim tödten laſſen und ſchon hat dieſer den Strick am Halſe, als er ihn wieder begnadigt. Aber noch einmal erfaßt ihn der Haß und er läßt ihn wirklich tödten, was ihn nachher ſo reut, daß er Iſabelle frei läßt.

Ziemlich untergeordnet ſind Lohenſteins Trauerſpiele Sophonisbe, worin beſonders widrig die Unnatur auffällt, mit welcher Sophonisbe ihren Selbſtmord beſchließt, blos um der Dido zu gleichen; und Kleopatra, worin aller Liebreiz des Shakeſpear'ſchen Stücks vermißt wird und nur das Grauſenhafte vorherrſcht. Gut iſt der Schluß. Hier treten als allegoriſche Perſonen die Flüſſe auf und zuletzt Rhein und Donau, welche mit Stolz das Bild der Zukunft entrollen und in dem Augenblick, in welchem Auguſtus die römiſche Weltherrſchaft gründet, deren Zerſtörung durch die Deutſchen verkündet.

Lohenſteins Agrippina übertrifft an Frechheit alles, was man wohl je in der Welt auf einer Bühne geſehen hat.

Sie ſelbſt iſt es, die ihren Sohn verführt, ſich ſchamlos vor ihm entblößt und ihm alle ihre Reize Stück für Stück vorhält, beſchreibt und preist. Nero benimmt ſich dabei anfangs ganz vernünftig und lehnt ihre Wuth ab, am Ende aber gibt er ſich ihr hin, um ſie hintendrein ermorden zu laſſen. Mit den Furien, die den Nero wegen dieſes Muttermords am Schluß verfolgen, kommt auch Oreſtes, um zu ſagen: ich mordete die Mutter, weil ſie mich unnatürlich haßte, wie viel ſchwerer verſündigt ſich Nero, den ſeine Mutter nur unnatürlich liebt!

Das Trauerſpiel Epicharis iſt merkwürdig, weil die Heldin eine politiſche Dame, eine Vorkämpferin für die Völkerfreiheit, ein weiblicher Marquis Poſa iſt.

Sie bewegt ihren Liebhaber Proculus, den Tyrannen Nero aus der Welt zu ſchaffen, aber er iſt zu feig, die That auszuführen. Sie ſtößt ihn von ſich,

da verräth er ſie, und ſie wird mit ihren Freunden und Mitverſchworenen den grauſamſten Martern unterworfen, bis ſie ſich ſelbſt erwürgt. Die objective Kälte und Ruhe, mit der ſie auf ihre eigenen Marter herabſieht und davon ſpricht (S. 115), iſt äußerſt unnatürlich, und die Art, wie ſie den Tyrannen mit Schimpfwörtern überhäuft (S. 126) iſt unſchön.

Bei alldem darf man nicht vergeſſen, Lohenſtein war eine edle Natur und die Geſchmackloſigkeit, in die er verfiel, demſelben eigentlich nicht angemeſſen. Es hat viele Dichter gegeben, welche mit beſſerem Geſchmack ſchrieben und ſelbſt ſittlich verworfene Menſchen waren. Bei Lohenſtein war es umgekehrt. Ein durchaus ſittlich reiner, patriotiſcher Charakter verfiel hier einer Art fremdartiger Bezauberung. Das war die Wirkung der Renaiſſance auf das deutſche Naturell.

Die Trauer-, Freuden- und Schäferſpiele des Joh. Chriſt. Hallmann von Breslau (1673) enthalten Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen (Kaiſerin Adelheid und Heraclius), nebſt ſieben eigenen Stücken, alle in Alexandrinern und Lohenſteiniſchem Schwulſt, aber mit einer merkwürdigen Neigung zum Phantaſtiſchen.

1) Adonis und Roſabella, ein Schäferſpiel zu Ehren der zweiten Vermählung Kaiſer Leopolds, beginnt damit, daß die mit ihren Nymphen in der Donau badende Venus eine koſtbare Perle ſucht und erfährt, ſie ſey von Juviter an den Himmel geſetzt worden. Und ſiehe, in den Wolken erſcheint Margaretha (die Perle), des Kaiſers verſtorbene Gemahlin. So wird ſeine zweite Heirath ſinnreich motivirt. In der Schäferin Roſabella, welche ſchlummernd den Namen Adonis ruft, erkennen wir nun das Vorbild der neuen Braut, ſo wie in Adonis ſelbſt den Bräutigam. In ihrem Zauberſchlafe gilt ſie für todt und ſoll eben auf dem Holzſtoß verbrannt werden, als ſie erwacht. Sieg der Liebe über den Tod. Alle griechiſchen Götter und eine Menge Allegorien miſchen ſich ein, die Scenen wechſeln ſehr lebendig. Bald ſingen die Muſen, bald Dianas Nymphen, bald die Eroten, bald ſtürmen Jäger herein, treiben ſchleſiſche Bauern dumme Poſſen, werden Mädchen im Bade überraſcht, ſingen Liebe, Einbildung und Zorn ein Terzett, ſtellt die Bühne eine Todtengruft voll hingerichteter Leichen, dann wieder das Boudoir der Frauenliſt dar voll von Spiegeln, Larven, Kleidern, Fuchsſchwänzen, Brillen ꝛc. Das Schauſpiel muß Ruhm erlangt haben, denn es wurde 1750 zu Augsburg noch einmal in Quart mit ſehr vielen Kupfern herausgegeben. — 2) Die berühmte Legende von der h. Sophia mit ihren drei Töchtern Fides, Spes und Charitas und vielen allegoriſchen Perſonen als geiſtliches Trauerſpiel behandelt, ganz im Geiſt Lohenſteins. Wie bei dieſem Agrippina vor Nero ſich entblößt, um ihn zu verführen, ſo hier der Kaiſer Hadrian vor Sophien und nur ein Blitz und Donner hindern ihn, die

Schändung auf der Bühne zu vollziehen. — 3) Urania, ein Schäferſpiel, worin die Heldin ihre Treue bewährt, wieder mit vielen Allegorien. — 4) Mariamne, ächt Lohenſteiniſch mit viel Blut, Raſerei und Erſcheinungen der Hingerichteten als Geiſter. — 5) Theodorich, ein ähnliches Stück. Auf der Bühne werden Symmachus, Boetius und Andere hingerichtet und erſcheinen nachher dem durch den Fiſchkopf entſetzten König als Rachegeiſter. Unter den Allegorieen kommt hier Roma vor, an den Triumphwagen der Tyrannei geſpannt und bitter klagend. Der Geiſt des Auguſtus aber erſcheint, erklärt, dem entarteten Rom geſchehe Recht und das Kaiſerthum werde hinfort an die Deutſchen kommen. — 6) Antiochus, verliebt in ſeine Stiefmutter Stratonice. Um ihn von ſeiner Liebeskrankheit zu heilen, bewilligt ihm der Vater die Schöne und am Schluß werden ſie feierlich zu Bette gebracht und Hofdamen und Cupidines ſtreuen wetteifernd Blumen über ſie aus. — 7) Katharina, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII., das Opfer der Anna Boleyn, in ihrem Leiden und Sterben dargeſtellt. Zuletzt erſcheint ihr Geiſt dem zitternden König, verkündet ihm und ſeinem Hauſe Unheil und verſchwindet unter Donner und Blitz.

A. A. von Haugwitz gab 1684 zu Dresden einen Prodromus poeticus, oder: Poetiſcher Vortrab heraus. Darin zuerſt ein Trauerſpiel: Schuldige Unſchuld oder Maria Stuarda.

Der Vorhang rollt auf, der Himmel öffnet ſich und nieder ſteigt die Einigkeit, um in ächt Calderoniſchen Trochäen die eitle Größe der Fürſten zu ſchildern.

Wißt ihr nicht, daß auf die Klippen
Wo des Adlers hohes Neſt,
Als auf niedrige Geſtrüppe
Mehr der ſtarke Sturmwind bläst? —
Sind ſie doch, wie jene dort,
Die die hohen Alpen decken,
Die vor jedem Donnerblick
Nicht ſo gar geſchwind erſchrecken.
Doch hat auch das blinde Glück
Oefters die wohl ſelbſt betrogen,
Die auch mitten in der Schooß
Großer Herrſchaft ſind erzogen.
Oftmal ſchlug ein harter Stoß
Ihren Scepter, Thron und Kriche
Und den goldnen Königskranz
Aus der Hand mit einem Streiche.

Man erſtaunt, dieſe Sprache auf der deutſchen Bühne ſchon 132 Jahre vor Müllners Schuld zu hören. Aber Haugwitz führt leider nicht in Trochäen

fort, ſondern wie die Ewigkeit abtritt, beginnt auch ſchon der Dialog in den herkömmlichen ſteifen Alexandrinern. Das beſte an dieſer Tragödie iſt die feine Charakterſchilderung der Eliſabeth, die den Tod Marias will, aber ſcheinbar immer dagegen proteſtirt und zuletzt noch den beſtraft, der ſie am beſten errathen und die Hinrichtung befohlen hat.

Obſiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman, ein Miſchſpiel von demſelben.

Sultan Soliman liebt Iſabellen, die Geliebte ſeines Vezirs Ibrahim, der ein Renegat und geborner Genueſer iſt. Nach morgenländiſchem Gebrauche will er den läſtigen Nebenbuhler hinrichten laſſen, ſein beſſeres Ich ſiegt aber ob, er läßt beide frei und vermählt ſie mit einander. In Alexandrinern. Im Dialog redet man ſich per Er und Sie an.

Flora, ein Luſtſpiel deſſelben nach einem franzöſiſchen Ballet. Alle Blumen huldigen zuletzt den franzöſiſchen Lilien.

Der geiſtreichſte Dramatiker unter den Schleſiern war Andreas Gryphius von Glogau. Im dreißigjährigen Kriege frühe verwaiſt, indem die Peſt ihm Eltern und Geſchwiſter raubte, mit Armuth ringend und alles nur ſeinem eigenen Geiſt verdankend, machte er zehn Jahre lang Reiſen in England, Holland, Frankreich und Italien und ſtarb 1664 als Syndicus in ſeiner Vaterſtadt. Der tiefe Ernſt, der durch ſein Leben ging, bewahrte ihn vor der poetiſchen Spielerei ſeiner Zeitgenoſſen. Sein Geiſt bricht oft mächtig wie ein Blitz, oft zart wie Paradieſeshauch aus der harten, ſteifen, altmodiſchen Hülle hervor. Neben dem großen Shakeſpeare macht er einen peinlichen Eindruck, eben weil man ſieht, ſein Geiſt blieb gefangen und konnte ſich nicht zu voller Freiheit hindurchringen. Dennoch iſt es verkehrt, ihn, wie Gervinus thut, mit Seneca zuſammenzuſtellen. In Seneca liegt keine Ahnung von dem trefflichen, echt deutſchen Humor des Gryphius. Am meiſten ſchadete ihm, daß er ſich den Niederländer Vondel (ſtatt Shakeſpeares) zum Muſter nahm. Vondel verband den altteſtamentariſch gefärbten Fanatismus der Calviniſten mit der Renaiſſance. Gryphius überſetzte deſſen „Gibeoniter“, ſo wie des franzöſiſchen Jeſuiten Cauſinus lateiniſch geſchriebene Tragödie Felicitas (die chriſtliche Mutter, vor deren Augen ihre ſieben Söhne umgebracht werden). Er überſetzte ferner im Geſchmack der Zeit des Lalande berger extravagant nach des jungen Corneille Bearbeitung im „ſchwärmenden Schäfer“. Desgleichen „die Säugamme“ des

Italieners Razzi. — Gryphius ſchrieb ſeine Stücke in den fatalen Alexandrinen, je in 5 Abhandlungen (Akten), die Scenen heißen bei ihm „Eingänge“. Er hat Reigen (Chöre), durchgängig allegoriſche Perſonen, Tugenden und Laſter, vornehmlich Geiſter, die in Geſängen die allgemeinen Beziehungen und Nutzanwendungen ausdrücken. Die Geiſter treten auch handelnd und unmittelbar mitwirkend bei ihm ein. Uebrigens iſt die Motivirung der Handlung und die feinere Charakteriſtik der Perſonen zurückgedrängt unter der breiten hiſtoriſchen Relation und unter der pathetiſchen Declamation, wie bei Lohenſtein, nur in geringerem Grade. Sein erſtes Stück, Leo, erſchien zu Straßburg 1646, die erſte echte (von einer von ihm ſelbſt für verfälſcht erklärte von 1650 zu unterſcheidende) Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen zu Breslau 1657. Die 2te von 1663 iſt noch nicht vollſtändig, die 3te vollſtändigere von 1698 hat viele Druckfehler. Von ſeinen lyriſchen Dichtungen war oben ſchon die Rede. Sein Leben iſt beſchrieben in Bredows Schriften.

Sein älteſtes Trauerſpiel iſt Leo Armenius, die Geſchichte des im Jahre 1320 ermordeten griechiſchen Kaiſers.

Michael Balbus, Leos oberſter Feldhauptmann, trachtet nach der Krone. Die Verſchwörung wird entdeckt, Michael zum Tode verurtheilt, die Vollziehung aber bis nach dem Chriſtfeſt verſchoben, und auf Bitten ſeiner Gemahlin Theodoſia ſchenkt Leo ihm das Leben. Michael verlacht ihn wegen dieſer Schonung und erneuert ſeinen Anſchlag. Der Kaiſer überraſcht ihn unerkannt im Kerker, wie er ſchon den Purpur angethan hat. Nur an ſeinen geſtickten Schuhen wird erkannt, es ſey der Kaiſer geweſen; die Verſchwornen eilen nun, ihn zu ermorden und Michael wird auf den Thron erhoben. — Wie roh und unedel auch Michael erſcheint, ſo entſchuldigt ihn doch, wie er ſelbſt ſagte, das höchſte Ziel des Ehrgeizes. S. 13.

Ein Heldengeiſt, der lachet
Dies leichte Schrecken aus. Ein Mann wird, mag er leben,
Nur einen Tag gekrönt, in höchſte Noth ſich geben.
Dies was unmöglich ſcheint, wird möglich, wenn man wagt!

Scheut er alſo keine Gefahr und keinen Tod, wie ſollte er das Verbrechen ſelbſt ſcheuen! — Der milde Charakter der Theodoſia gibt ſich in einem Geſpräch mit Leo zu erkennen S. 33. Leo frägt ſie, ob er den wilden Eber, kaum gefangen, wieder frei in den Wald laſſen ſolle? Sie aber erwiedert:

Man kann die Schlange ſelbſt durch Güte ſo bewegen,
Daß ſie das grauſe Gift pflegt von ſich abzulegen.

Einen faſt comiſchen Eindruck machen die Höflinge, die einen Chor bildend, von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit ſingen, der ſie dennoch unabläſſig dienen. Am verfehlteſten ſcheint die Geiſterbeſchwörung durch einen der Verſchwornen (warum nicht durch Michael ſelbſt?). Sie läuft nur darauf hinaus, daß ein Geiſt des Leo Untergang verkündet. Von der tiefen Bedeutung und Wirkung der Hexenſcene im Macbeth iſt hier keine Spur S. 52. — Leo erſcheint durchweg unbedeutend, leicht beſtimmbar und ſchwach. Am Schluß wird Theodoſia wahnſinnig und bildet ſich ein, indem ſie ihren todten Gatten vor ſich ſieht, es ſeyen die Leichen der ermordeten Verſchwornen. Eine gewiß unnatürliche Täuſchung.

Beſſer iſt das im folgenden Jahre gedichtete Stück Catharina von Georgien.

Die Heldin hat ſich an den Hof des Perſiſchen Schah Abbas begeben, um Schonung ihres Landes zu erflehen, iſt aber gefangen zurückbehalten worden. Abbas hat ſich in ſie verliebt. Der ruſſiſche Geſandte verlangt ihre Freilaſſung und erhält ſie, aber der Schah wird noch einmal von ſeiner Leidenſchaft überwältigt, er bietet Katharinen ſeine Hand an. Sie weigert ſich, da läßt er ſie aufs grauſamſte martern mit glühenden Zangen und ſie verbrennen. Nachher reut es ihn wieder, ihr Geiſt erſcheint ihm und kündigt ihm den Untergang ſeines Hauſes an. Er kniet vor ihr bebend. — In dieſem Stück bilden die Tugenden und der Tod den Reihen.

Auf eine viel höhere Stufe erhob ſich das tragiſche Talent des Dichters in der ermordeten Majeſtät oder Carolus Stuardus, eines ſeiner merkwürdigſten Stücke, bald nach der Hinrichtung des Königs ſchon gedichtet und auf die Bühne gebracht, voll von tiefer Indignation über den ungeheuren Frevel der Revolution, daher auch im düſterſten und ſchauerlichſten Colorit.

Gleich im Eingang erſcheinen zwei Geiſter, der hingerichtete Günſtling Strafford und Laud, denen ſich der Geiſt der hingerichteten Maria Stuart anreiht, um den ſchlummernden König zu ängſtigen, und denen ein ganzer Chor ermordeter Könige nachfolgt. Sie verwünſchen England.

Ach, Inſel, rauher denn dein Meer,
Die jederzeit der Mörder Heer
Auf deine Prinzen ausgeſchickt ꝛc.

Des Fairfax Gemahlin bittet für den König, aber umſonſt. Sein Tod wird beſchloſſen und vollzogen. Der Dichter läßt ihm aber Zeit in langen Geſprächen und breiten Reden ſein Martyrium und die erhabene Seele, mit der er es trägt, zur Schau zu tragen. In dieſen royaliſtiſchen Declamationen

Beschluß vielleicht noch am Ende einer Sitzung, wo niemand darauf gefaßt ist, durchzusetzen.

Auch darf man sich nicht wundern, wenn dann aus Mißtrauen gegen solche Uebereilungen den Aufsichtsbehörden die Genehmigung aller auch nur einigermaßen bedeutenden Beschlüsse in den meisten Ländern vorbehalten werden mußte, mit unendlicher Vermehrung der Vielregiererei und der Bevormundung und mit großer Beschränkung, ja Gefährdung der Freiheiten, und dann doch auch wieder ohne gehörigen Schutz für den Vortheil der Gemeinde.

Denn wenn jede Gratification für einen Gemeindebeamten von der Genehmigung der Aufsichtsstellen abhängig ist, wie das in jenen Ordnungen hie und da vorkommt, wie kann von demselben, dem natürlichen Vertheidiger der Gemeinde, dann rücksichtloses Benehmen bei etwaigen Uebergriffen jener Behörden immer erwartet werden? Wenn ferner jede solche Verwilligung, ebenso jede Veräußerung einer Realität, jeder Vorempfang auf künftige Einnahme von solcher höheren Genehmigung abhängen soll, wie wenig Garantie bietet die höhere Gesetzkenntniß und die Unparteilichkeit der Aufsichtsstellen zum Schutz gegen Beeinträchtigungen?

Denn ob eine Gratification billig oder übertrieben sey, ob die Veräußerung eines Grundstücks zweckmäßig oder nicht, läßt sich nach allgemeinen Normen und Erfahrungsgrundsätzen fast nie beurtheilen, sondern nur nach den besonderen Verhältnissen einer Gemeinde, wobei also wieder die Berichte der anfragenden Gemeindebehörden hauptsächlich die Grundlage zur Beurtheilung an die Hand geben müssen, und die wiederholten Vorstellungen derselben in der Regel über die Bedenklichkeiten der höhern Stellen den Sieg davon tragen, auch bei Vorschlägen, die besser unterblieben wären, welche Vorschläge oft nur, um Recht zu bekommen, ohne weitere sorgfältige Prüfung wiederholt werden.

Viel sicherere Schutzwehren gegen Uebereilungen und Parteilichkeiten sind in den Formen der Geschäftsbehandlung der bürgerlichen Obrigkeiten selbst zu suchen.

Eine Sicherheit würde schon darin liegen, wenn bei allen Beschlüssen, zu welchen bis jetzt höhere Genehmigung verlangt wird, eine verstärkte Stimmenmehrheit verlangt würde. Noch

findet ſich manche gute Bemerkung und Wahrheit, z. B. S. 31. Dem Volk waren die leichten Steuern zu ſchwer, jetzt wird es von einer unerſättlichen Soldateska ſyſtematiſch ausgeplündert. Das Volk hielt den ſchwachen König für einen Tyrannen, jetzt hat es ein ganzes Heer wirkliche Tyrannen. Noch feiner iſt der Tadel, der über die Feigheit des Adels ausgegoſſen wird, ſofern er anfangs dem Parlament in ſeiner Oppoſition gegen den König half.

Man ſtieß die Biſchöf' aus, jetzt folgt der Adel nach,
Der über Straffords Hals das blutge Urthel ſprach,
Der den gekränkten Land half auf den Mordplatz führen.
Fühlt nun, wie ſüß es ſey, die Freiheit zu verlieren,
Zu küſſen Block und Beil.

Ein lieblicher Gedanke iſt, einen Chor von Jungfrauen auftreten zu laſſen, in deren Kreis der König ſtirbt.

Dieſem lebendig aus der Zeit herausgegriffenen Trauerſpiel folgte ein Renaiſſancestück, der ſterbende Papinianus:

Der römiſche Kaiſer Baſſianus bringt ſeinen Bruder Geta im Schooß ſeiner Mutter Julia um und verlangt von Papinian, er ſoll eine Rechtfertigung des Mordes ſchreiben. Er weigert ſich als Ehrenmann. Julia will ſich an ihrem unnatürlichen Sohn rächen und bietet dem Papinian ihre Hand an wenn er den Baſſianus aus dem Wege räumen wolle, aber er weigert ſich abermals als Ehrenmann und bietet ſich den Henkern des jungen Kaiſers zum Opfer. Den Chor bilden die Raſereien (Furien), die gemeinſchaftlich einen Dolch ſchmieden und damit dem ſchlafenden Baſſianus drohen.

Das vortrefflichſte Trauerſpiel des Gryphius iſt Cardenio und Celinde, wie er in der Vorrede ſagt, einer wirklichen Begebenheit entnommen, die er in Italien erfahren habe.

Ein Spanier, der junge, ſchöne, edle Cardenio liebt zu Bologna auf der Univerſität die junge, ſchöne, edle Olympia, hält ſich zu viel vor ihrem Fenſter auf, wird deshalb von ihrem Bruder Viren hart angelaſſen und verwundet ihn im Zweikampf. Er muß fliehen, ein gewiſſer Lyſander ſchleicht ſich aber, nachdem er das Kammermädchen beſtochen, in Olympiens Schlafgemach und wird zwar vertrieben, da aber Olympia in der Angſt des Cardenio Namen nennt, ſo wird der abweſende Cardenio des Attentats beſchuldigt und nun ſtellt ſich Lyſander wieder ein und erbietet ſich, Olympien zu heirathen. Viren iſt gleich bereit, ihm die Schweſter zu geben, um ihren Ruf herzuſtellen, und ſie willigt ein. Mittlerweile fällt Cardenio in die Schlinge der ſchönen Celinde, die ſich aufs heftigſte in ihn verliebt, obgleich ſie von dem Ritter Marcellus unterhalten wird. Cardenio wird einmal von dem Ritter bei ihr gefunden und tödtet ihn im Zweikampf. Als aber Cardenio erfährt, wie er um Olympien betrogen worden, verläßt er Celinden, denkt nur an Olympien und

will den Lyſander ermorden. So weit erhellt aus der Erzählung des Cardenio im Geſpräch mit einem Freunde, ohne daß bis dahin irgend die Geſchichte in lebendiger Handlung ſich bewegte. Erſt von nun an beginnt die letztere. Celinde ſingt und zerreißt unmuthig die Saiten der Laute. Da kommt die Zauberin Tyche und ſagt ihr ein Mittel, wie ſie Cardenios Liebe gewinnen könne. Sie ſolle nämlich des Nachts in die Gruft gehen und des todten Marcellus Herz, das ſie ſo treu geliebt, herausſchneiden und verbrennen. Mit dieſem Zauber werde ſie das Herz Cardenios wenden. — Cardenio ſelbſt ſucht Olympien auf und wird durch ein Geſpenſt derſelben getäuſcht, dem er folgt und das ihn auf den Kirchhof lockt, um ihn plötzlich als ſcheußliches Todtengerippe anzugrinſen. Auf demſelben Kirchhof erſcheint Celinde und die Zauberin, um ihr finſteres Werk zu verrichten. Celinde ſteigt in des Marcellus Gruft, da tritt Cardenio hervor und beide erkennen ſich. Was ſie hier erlebt, hinterläßt den tiefſten Eindruck bei ihnen und ſie beſchließen, die gefährliche Leidenſchaft abzulegen und Gott und der Ehre zu dienen. Cardenio kniet vor Olympien nieder, um ihr dieſen Entſchluß zu verkündigen.

Gervinus ſpricht von dieſem Stück nur mit herablaſſender Anerkennung und Vilmar nennt es gar eins der ſchwächſten Stücke des Gryphius. Ich ſtelle es ungleich höher. Der Sieg des Glaubens und der Ehre iſt trefflich wie bei Calderon durchgeführt; ihnen gegenüber findet die feurigſte und zärtlichſte Leidenſchaft ihre Geltung. Der edle Achillescharakter des Cardenio contraſtirt trefflich mit dem berechnenden Lyſander, eben ſo die hohe, reine, unantaſtbare Olympia mit der in Gluth ſich verzehrenden wilden Celinde. Das Genialſte aber an dem Stück iſt, daß Lyſander der einzige Glückliche bleibt, der welcher es am wenigſten verdient, und daß er dieſes Glück nur der Großherzigkeit der Andern verdankt. — Läßt es Gryphius an der Ausführung fehlen, ſo iſt doch die Anlage ſeines Stückes ſo vortrefflich, daß ich es ohne Bedenken allen ſeinen übrigen Stücken vorziehe. Es verdient, wie Don Juan, einer Bearbeitung weniger durch einen Dichter, als durch einen großen Componiſten, der im Stande wäre, die ſchauerliche und finſtere Tiefe der Leidenſchaft in Cardenios und Celindens Seele zu ergründen. Olympia wäre ganz Donna Anna, eine Celinde mehr als eine Elvira, Cardenio ſelbſt aber ein ganz neuer Charakter. — Ueber die beiden modernen Bearbeitungen des Stoffs von Achim von Arnim und Immermann hab ich mich im Literaturblat 1825 Nr. 1. 2 ausführlicher ausgeſprochen und hege dieſe Anſicht heute noch.

Gryphius ſchrieb auch Luſtſpiele, zum Theil vortreffliche. Im erſten, Majuma von 1653, iſt er ganz der Renaiſſance hingegeben.

Chloris iſt von Zephyr verlaſſen. Sie klagt über ſeine Untreue. Er kehrt aber wieder und rechtfertigt ſich, Boreas habe ihn gefangen und in Feſſeln von Eis zurückgehalten. Sie führt ihn in ihren Blumengarten, aber da hat Mars alle Blumen zertreten. Sie klagt bei den Göttern, die ihr den Mars gefangen überliefern. Sie ſtellt ihn als Gärtner an. Da werden ſie, ihre Freundin Maja und Zephyr, in drei Kaiſerkronen, Mars aber in den kaiſerlichen Adler verwandelt und Merkur erſcheint, um zu melden, Kaiſer Ferdinand IV. ſey gewählt.

Piaſtus, ein Luſt- und Geſangſpiel, gibt die liebliche polniſche Sage von Piaſt wieder.

Der böſe König Popiel fällt den Rachegeiſtern anheim. Der fromme Bauer Piaſt und ſein Weib Rzepicha werden von Engeln beſucht und reichen ihnen Speiſe und Trank, was ſie haben. Da füllen ſich alle Schüſſeln und Gläſer, des Fleiſches wird immer mehr, je mehr man davon ſchneidet ꝛc. Endlich kündigen ihm die Engel an, er werde noch zum König gewählt werden.

Das verliebte Geſpenſt, ein Geſangſpiel, dem ein Scherzſpiel „die geliebte Dornroſe“ eingeflochten iſt, wurde zwar dreimal gedruckt, findet ſich aber nur ſelten den Ausgaben des Gryphius angebunden und iſt nicht in dieſelben aufgenommen, indem es in eigener Seitenzahl fortlauft.

Es beginnt zweimal mit dem Eros, der im Prolog verkündet, er wolle ſeine Macht zeigen. Nun tritt eine Dienerin der Donna Cornelia mit einer Schüſſel voll überzuckerter Früchte auf. Dieſe ſüße Speiſe iſt für den Sulpitius beſtimmt und ein Aphrodiſiacum, womit Cornelia ihn zur Liebe reizen will, denn er liebt nicht ſie, ſondern ihre ſchöne Tochter Chloris. Chloris aber ſchreibt unter die giftigen Früchte ein Zettelchen, welches ihn warnt. Sofort gibt Livius, der verſchmähte Liebhaber der Cornelia, dem Sulpitius den Rath, ſich zu ſtellen, als ſey er vom Genuß der giftigen Früchte geſtorben und dann der böſen Cornelia als Geiſt zu erſcheinen. Der Schwank wird glücklich ausgeführt und Cornelia, durch die Erſcheinung des Geiſtes erſchüttert, bittet ab und iſt bereit, dem Livius ihre Hand zu reichen. Sulpitius erſcheint auch ſeiner Geliebten Chloris, die ihn für todt hält, und erprobt als vermeinter Geiſt ihre Treue. Nachher lebt er wieder auf und erhält ihre Hand.

Dieſem heitern Stück iſt das andere eingeflochten, ſo daß die Scenen ſich durchkreuzen, und zwar ein Bauernſpiel in ſchleſiſcher Volksmundart. Zwei Bauern ſind alte Feinde und thun ſich alles gebrannte Herzeleid an, Barthel

und Jockel. Dieſer ſchlägt dem Hahne des andern ein Bein ab, jener verbrüht den Hund des andern mit heißem Waſſer. Ein Vetter des einen aber, Kornblume, liebt die Tochter des andern, Dornroſe, und kann wegen des Haſſes der Eltern nicht zu ihrem Beſitze gelangen. Doch prügelt er einen aufdringlichen Freier ſeines Dornröschens tüchtig durch. Endlich kommt der Gutsherr an und ſchlichtet den Handel, Kornblume bekommt die Dornroſe, die beiden Alten werden beſtraft, der eine muß den Hund tragen, der andere im Stock ſitzen. Eine alte Kupplerin wird geſtäubt und muß die Ohren laſſen. Der Schluß dieſer Gerichtsſcene lautet: Alſo muß man den Bauern den Pflug teilen.

Herr Peter Squenz, Schimpfſpiel, ſtimmt vollkommen mit der bekannten Epiſode aus Shakeſpeares Sommernachtstraum überein, wo vor Theſeus und ſeiner Gemahlin die Fabel von Pyramus und Thisbe von elenden Dorfſchauſpielern aufgeführt und traveſtirt wird. Indeß hat Gryphius den ſehr beliebten und verbreiteten Stoff nicht aus Shakeſpeare, ſondern von herumziehenden Comödianten in Deutſchland entlehnt, denn er ſagt ſelbſt in der Vorrede, ein gewiſſer Schwenter in Nürnberg habe vor ihm daſſelbe Sujet auf die Bühne gebracht. Der Ruhm, den der Stoff erlangte, erklärt ſich nicht blos aus dem geſunden und natürlichen Witz deſſelben, ſondern auch aus dem Umſtand, daß darin von einem höheren und modernen Standpunkt aus die alte Volkskomödie und die Gemeinheit und Armſeligkeit der herumziehenden Truppen verſpottet wird. Es mußte nothwendig einen ſehr widerlichen Eindruck machen, Götter und Könige mit vornehmen Reden von den roheſten und bettelhafteſten Menſchen dargeſtellt zu ſehen; dieſer Contraſt wurde nun komiſch aufgefaßt und zu jener Satire verarbeitet, die von England nach Deutſchland überſiedelte. Da Gryphius wohl nicht blos den Stoff überhaupt, ſondern auch die einzelnen beſten Witze (die auch zum Theil mit Shakeſpeare übereinſtimmen) entlehnte, ſo läßt ſich beim Lobe ſeines Werkes nicht beſtimmen, was ihm ſelbſt davon angehört. Was es von Shakeſpeares Werk unterſcheidet, iſt die bei weitem größere Rohheit.

Die Schauſpieler ſind ſich ihrer Fehler mit einer Art von Prahlerei bewußt, nennen dieſelben Säue und verlangen dafür extra Bezahlung, weil ſie die hohen Herrſchaften dadurch doppelt ergötzt haben. Direktor iſt der Schulmeiſter Peter Squenz, Schauſpieler der Schmied, der den Mond, der Blaſebalgmacher, der die Wand, der Tiſchler, welcher den Löwen, der Leineweber, der den Brunnen, und der Spulenmacher, der die Thisbe ſpielt. In der

Einleitung werden die pomphaften Ankündigungen der Comödianten nachgeahmt und verſpottet. Im Stück ſelbſt, das in Hans Sachsiſchen Knittelverſen geſchrieben iſt, wird die Art und Weiſe des älteren Schauſpiels travestirt. Den Hauptſpaß geben aber die genannten Säue. Die Schauſpieler fallen aus der Rolle und prügeln ſich, des Königs Narr (Pikelhering) kämpft mit der Wand, der Mond mit dem Löwen. Der Gipfel der Frechheit iſt, daß ſich Thisbe unter dem Rock erſticht.

Horribiliſcribrifax, ein Scherzſpiel, iſt das berühmteſte Stück des Gryphius, doch inſofern nicht originell, als es den miles gloriosus der Alten, den bramarbaſirenden capitano und den pedantiſchen Doktor der Italiener wiedergibt. Da aber durch die verwilderte Soldateska aller Nationen, die ſich im 30jährigen Kriege auf deutſchem Boden tummelten, und durch die lateiniſche Pedanterie der damaligen Schulen beiderlei Carikaturen zu Gryphius Zeiten in Deutſchland eingebürgert erſchienen, ſo handelt es ſich bei ihm doch nicht um bloße Nachahmung, ſondern um eine geniale Auffaſſung, die man ihm zugeſtehen muß.

Nach dem großen Kriege halten ſich zwei kaiſerliche Officiere von ungewiſſer Herkunft in einer Stadt auf. Sie reden durcheinander alle Sprachen und prahlen fürchterlich. Beiden iſt es darum zu thun, ſich mit reichen Mädchen zu verheirathen, da der Krieg zu Ende iſt und ſie keine Ausſichten mehr haben. Einer hat wirklich das Glück, ein einfältiges Mädchen zu bethören, die ihn für einen reichen und vornehmen Cavalier und unüberwindlichen Helden nimmt, hinterdrein aber nur einen armſeligen Windbeutel an ihm findet. Er heißt Daradiridatumtarides, ſie Seloniſſa. Um ſeinetwillen hat ſie muthwillig die Liebe zweier edlen Männer verſcherzt, die jetzt zu andern ſich wenden. Sein Kamerad Horribiliſcribrifax und der pedantiſche Schulmeiſter Sempronius lieben die ſchöne Cöleſtine, die aber beide verachtet. Sempronius ſchickt eine Kupplerin mit einem Briefe zu ihr, worüber Cöleſtine aber ſo entrüſtet iſt, daß ſie durch ihren Diener die Kupplerin mit Koth beſchmieren und davon jagen läßt. (eine für ein ſo adeliges Haus rohe Scene). In den Geſprächen zwiſchen den beiden verſchmähten Liebhabern, Horribiliſcribrifax und Sempronius, und im Geſpräch des letztern mit der Kupplerin, erreicht die Sprachverwirrung ihren Gipfel. Der Capitän überbietet ſich in italieniſch-ſpaniſch-franzöſiſchem, der Schulmeiſter in griechiſch-lateiniſchem Sprachgemenge und die Kupplerin findet in allen Fremdwörtern einen deutſchen Anklang und Sinn. Doch iſt der Witz, den Gryphius in dieſe Geſpräche verſchwendet, zu künſtlich ausgedacht. Eine dritte Schöne, die arme Sophie, opfert ihr herrliches Haar und läßt es durch ihre Mutter verkaufen, um deren Noth zu lindern. Der vornehme und reiche Cleander ſieht das ſchöne Haar, verliebt ſich in die unbe-

kannte Beſitzerin deſſelben, beſchließt ſie zu prüfen, läßt ſie entführen, findet ihre Tugend bewährt und heirathet ſie. Während ihrer Entführung ruft ſie um Hilfe und fleht die beiden Capitäne um Beiſtand an, die aber, nachdem ſie arg geprahlt, ſich feig in die Flucht ſchlagen laſſen. Zuletzt entſchließt ſich der Schulmeiſter, die Kupplerin zu heirathen.

Man wird nun den Gryphius hinlänglich kennen, um ihm nachrühmen zu dürfen, daß etwas Volksthümliches, ein echter Humor und ein Zug zur Romantik bei ihm gegen die claſſiſche Mode reagirt und ihre ſchwere Feſſeln zu durchbrechen ſtrebt.

Die 1661 zu Breslau gedruckten ſehr langathmenden Trauerſpiele des Daniel Caſpar bearbeiten antike Stoffe in Alexandrinern und ſtehen in der Mitte zwiſchen denen von Gryphius und Lohenſtein. Sie bewahren den Sinn für das Nachdrucksvolle und Kühne, wenn auch in ſchleppenden Theſen.

Das große Trauerſpiel Cleopatra enthält die tragiſche Geſchichte dieſer Königin. Der Ueppigkeit und dem Morde und Verrath, die am Hofe lauern, werden idylliſche Schäfer, ein Bild des reinſten Friedens, entgegengeſtellt. Als zuletzt Antonius und Cleopatra unterliegen und auch der letzteren Sohn von Cäſar, Cäſarion, ermordet iſt, ſchließt der Sieger Octavianus Auguſtus auf würdevolle Weiſe, indem er ſich das Grab des großen Alexander öffnen läßt und als Ebenbürtiger ſofort das große römiſche Reich gründet, gleichſam als Wiedergeburt des macedoniſchen. Der Chor der Flußgötter ſingt dazu; Rhein und Donau aber werden mit dem Tiber uneins und verkündigen ganz am Schluß, auch das eben gegründete Römerreich werde nicht beſtehen, ſondern an die Deutſchen fallen.

Nein, ſtolzes Rom, wir ſchaun ſchon jene Zeit vergehn,
Da uns wird ehrn nicht nur ein Kreis der Erden.
Es wird dies unſer Maas voll Diamanten ſtehn ꝛc.

Dann wird vom Haus Habsburg vorhergeſagt:

Die itzge Welt iſt ihm zu klein,
Es wird noch eine Welt entſtehn,
Ihm wird die Sonne nicht untergehn.

Die zweite Tragödie Caſpars, nicht minder groß und perſonenreich, iſt Epicharis, die in einer Verſchwörung gegen Nero begriffen, gefangen und aufs gräßlichſte gemartert wird, aber noch unter der Folter dem Nero kräftigſt ins Gewiſſen redet. In dieſem Gegenſatz liegt ſchon etwas von dem des Schillerſchen Poſa gegen Philipp II. Aber die Alexandriner ſind gar zu lang ausgedehnt und hölzern.

Von Tobias Fleiſcher erſchienen 1666 zwei Tragödien Polleyt (Polleuct) und Clinna.

Harsdörfer ſchrieb ein Luſtſpiel „Meliſa", das gar nicht übel iſt.

Die Heldin wird von mehreren Freiern bedrängt, liebt aber nur einen jungen Studenten. Die Nebenbuhler ſinnen eine Liſt aus und wollen Meliſas lange abweſenden Vater durch einen Andern vorſtellen laſſen, wählen aber zu dieſer Rolle den wirklich zurückgekehrten Vater aus, der ſie nun alle täuſcht und die Liebe ſeiner Tochter begünſtigt. In erneuter Form könnte dieſe Erfindung heute noch Glück machen.

Artig iſt auch deſſen „das Schauſpiel deutſcher Sprüchwörter".

Florinda läßt ſich von Lydias entführen, beide werden von Zigeunern geplündert und müſſen ſich mit den zurückgelaſſenen Kleidern derſelben begnügen, kehren nun aber in dieſer Maskirung in die Stadt zurück, wo man ſie nicht wiedererkennt und necken die Bekannten. Der Entführer wird endlich dem Vater ſeiner Geliebten vorgeſtellt und der Vater ſelbſt bietet ihm nun die Tochter an.

Das Luſtſpiel „die Redekunſt" von demſelben iſt eine bloße Spielerei mit Stylarten. Die Perſonen reden jede in einem andern affectirten Styl, lehrhaft, bilderreich, emphatiſch ꝛc. Das Singſpiel „Seelewig" ſtellt in Seelewig die Seele dar, in andern Perſonen das Gemüth, Gewiſſen, die Sinnlichkeit und die Zucht.

Amelinde, ein 1657 zu Braunſchweig aufgeführtes Singſpiel, erinnert einigermaßen an die Agnes Bernauerin. Amelinde eine arme Schäferin wird von einem Prinzen in Hirtentracht geliebt, ohne ſeinen Stand zu kennen, von ſeinem ſtrengen Vater aber verhaftet und in Ketten gelegt, bis er ſich erbarmt und die Liebenden gewähren läßt.

Verwechſelung der Verlobten, ein Schauſpiel ohne Verfaſſer, Druckort und Jahr in einem Bande der Stuttgarter Bibliothek mit einigen Stücken von Birken zuſammengebunden, enthält die Schickſale der Melicerte, einer macedoniſchen Prinzeſſin, die in männlicher Kleidung und auf der Flucht von der theſſaliſchen Prinzeſſin Polierite geliebt und zur Ehe begehrt wird, bis ihr aus der Gefangenſchaft erlöſter Bruder die Bräutigamsſtelle für ſie einnimmt und ſie dagegen von einem Bruder der Polierite geheirathet wird.

Wenn die Vermuthung Koberſteins (Grundriß II. 780) richtig iſt, wäre Schwieger der Verfaſſer mehrerer in Rudolſtadt aufgeführter und

anonym gedruckter Stücke (Filidors Traum-, Luſt- und Miſchſpiele, 1664), die jedoch nicht alle von ihm herrühren können, da ſie zum Theil bekannten Quellen entlehnt, zum Theil zu geiſtreich ſind, als daß man ihre Erfindung ihm ſelbſt zuſchreiben könnte. Das 1665 zu Rudolſtadt aufgeführte Stück „der vermeinte Prinz" handelt nach einer italieniſchen Quelle vom König Orimanthes von Sicilien, der ſeine Tochter als Knabe erziehen läßt, ſo daß ſie ſelber lange in dem Wahne verharrt, ſie ſey ein Mann. Das Stück „Ermelinde oder viermal Braut" iſt noch geiſtvoller und da es am engliſchen Hofe ſpielt, wohl aus einer engliſchen Quelle. Der „betrogene Betrug" iſt nach Scarrons komiſchem Roman bearbeitet. Origineller ſind die in Rudolſtadt, als der Fürſt von Schwarzburg ſich vermählte, 1666 aufgeführten „Wittekinde".

Der alte Sachſenheld Wittekind iſt bekehrt und kämpft für Karl den Großen in Spanien, während ſeine noch heidniſchen Söhne durch zarte Liebesbande ebenfalls zum Chriſtenthum hingezogen werden.

Die Stücke ſind ſämmtlich mehr in volksthümlich gemeinem, als in gelehrtem Styl geſchrieben. Die Baſilene, Rudolſtadt 1667 habe ich nicht zu Geſicht bekommen.

Zu Darmſtadt wurde 1667 ein „glückwünſchendes Schauſpiel" gedruckt, welches von der h. Eliſabeth und ihrem Gemahl Ludwig handelt. Es iſt in Proſa geſchrieben, die Prologe ſprechen Fama, Pietas. Neben einem Harlequin machen Bauern und Bettler groben Spaß. Räuber werden überwunden, der Landgraf erwirbt den Ruhm eines Ordners und liebreichen Landesvaters. Eliſabeth thut an Armen Gutes. Am Schluß großes Vivat für die zuſchauenden Herrſchaften des heſſiſchen Hauſes. — Huldreich Friedland ſchrieb 1672 zu Ehren der Hochzeit Herzog Friedrichs von Württemberg eine Ariana oder „Streit der Rache und Liebe".

Eines der merkwürdigſten Schauſpiele iſt die Politica dramatica geweſen, welche der Superintendent Mitternacht zu Neuſtadt an der Oſtra öffentlich durch ſeine Schüler aufführen ließ, gedruckt 1667.

Bauern treten auf, klagen über die unmenſchliche Behandlung, die ſie erleiden müſſen, und ſinnen auf Empörung gegen die Amtleute. Bürger treten auf, klagen über den Rath. Einer wird arretirt und von den Schergen blutig geſchlagen. Ein Edelmann tritt vor den Thron des Königs und klagt, ein anderer Edelmann habe ſeine Tochter geſchändet. Der König wird erzürnt und

befiehlt den Thäter zu beſtrafen, aber die Edelleute rotten ſich zuſammen und empören ſich gegen den wohlwollenden König. Unterdeß ſind auch Bürger und Bauern in voller Revolution. Der arme König wird gefangen, angeklagt, hingerichtet. Anarchia iſt nun des Landes Meiſterin. Alles geht drüber und drunter. Jeder Stand hat jetzt mehr zu leiden als vorher. Endlich treten wieder Vertrauensmänner aus allen Ständen zuſammen und wählen einen neuen König.

Man kann nicht ſagen, daß dem Dichter hier nur Karls I. Tod vorgeſchwebt habe. Die Motive ſeiner Revolution ſind nicht aus England entlehnt.

Alexander-Romanus ſchrieb 1674 ein politiſches Schauſpiel „Gabile und Salibert“ oder die wiedererrungene Freiheit. Gabile bedeutet Holland, deſſen Freiheit damals von Frankreich her ſchwer bedroht war, jedoch glücklich gerettet wurde.

Des Caſpar von Stieler „Willmut“ (1680) iſt ein allegoriſches Schauſpiel.

Willmut, Fürſt zu Herzberg (der menſchliche Willen) ſchwankt zwiſchen zwei Fräulein, der Allguda und Scheinguda, bis er ſich für erſtere entſcheidet.

Kundegis, Wahrgilt und Willbald, Stücke des Heinrich Tolle (ſchon von 1670—73) ſcheinen ähnlicher Art geweſen zu ſeyn.

Ich muß hier noch ein Paar geiſtliche Schauſpiele nachholen. Im Jahre 1676 führten die Studenten in Wittenberg ein thriumphus Concordiae consensus im Sinne des ſtrengſten Lutherthums auf, worin der dem Vater gleichgeſinnte Sohn des berühmten Calixtus, der die ſtreitenden Religionsparteien gerne verſöhnt hätte, als feuerſpeiender Drache verhöhnt wird. Gedruckt zu Wittenberg 1676. Im Jahr 1682 wurde zu Uerdingen am Rhein ein Drama aufgeführt, worin ein Haereticus eifert und geifert, bis er, durch zwei verdammte Seelen belehrt, zur alleinſeligmachenden Kirche heimkehrt, aber auch dann noch ſeine burleske Rolle fortſpielt. Rein, vier geiſtliche Spiele, Crefeld 1853.

Eryſila oder die verrathene Zauberkunſt. Nürnberg 1680, nach dem Franzöſiſchen. Ein Luſtſpiel, in welchem die Wahrſagerin Eryſila, die aus Geldgier adelige Familien hinter einander hetzt, endlich durch einen braven Cavalier entlarvt wird, der einen als Teufel verkappten Kerl, indem derſelbe zum Schrecken der Damen erſcheint, feſthält und ihm eine Piſtole auf die Bruſt ſetzt, daß er jämmerlich um Gnade bittet.

Die Schauſpiele des Johann Joſeph Beckh ſind ſo ſelten geworden, daß die Literargeſchichte ihrer noch kaum gedacht hat, und doch ſind ſie beſſer als viele andere jener Zeit. Leider habe ich mir (außer dem oben bei der Fauſtſage S. 199 erwähnten) bisher nur noch zwei Stücke von Beckh verſchaffen können:

Die erneuerte Chariclia, Dresden 1666, nach dem bekannten altgriechiſchen Roman frei behandelt. Chariclia, von ihrem geliebten Theagenes in immer neuen Gefahren und Leiden getrennt, ſoll von ihrem eigenen Vater, dem Mohrenkönig, geopfert werden. Theagenes wird von der in ihn verliebten Königin Arſace verfolgt, endlich aber endet alles glücklich. Die comiſche Perſon iſt ein gewiſſer Alamod, den der Pedant Celintes in verſchiedenen Wiſſenſchaften unterrichten will, der aber alle Wiſſenſchaften nach einander verſpottet, wie Mephiſtopheles in Goethes Fauſt. Der Dichter ringt nach Geiſt und Witz, aber ſeine Sprache bleibt hart. — Die wiedergefundene Liarta, nach einer Epiſode aus Biondis Eromena frei behandelt. Prinz Almadero hat gegen ſeines Vaters Willen Liarten geheirathet. Sie wird ihm nun entrückt und für todt ausgegeben. Er heirathet die Laodomia, findet aber die ſchöne Liarta in der Gruft wieder, hält ſie anfangs für ihren Geiſt, ſchließt ſie aber bald lebendig in die Arme. Alles endet gut, die böſe Laodomia wird verſtoßen.

Kochs Comendium S. 233 nennt unter dem Namen Beck (ſtatt Beckh) nur „Polinte oder die klägliche Hochzeit, Hamburg 1609“, die ich nicht auffinden konnte. Gervinus erwähnt gar nichts von Beckh, außer ganz kurz der Chariclia. Bei allen andern Literarhiſtorikern habe ich Beckh vergeblich geſucht.

Ganz eben ſo vergeſſen war bisher Johann Gottfried Burckhart, deſſen poetiſches Trauer-Freudenſpiel, die ſingende Charilene (gedruckt 1672 und dem ſächſiſchen Prinzen Auguſt zugeeignet), ſchon deshalb merkwürdig iſt, weil es zum erſtenmal (noch früher als Haugwitz, vgl. S. 401) den Schwung der Calderon'ſchen Trochäen nachahmt, gemiſcht mit wohlklingenden fünffüßigen Jamben. Die Erfindung iſt ſchlecht.

Charilene und ihr Geliebter ſollen auf Befehl des eiferſüchtigen Königs eben hingerichtet werden, als „die Beſtändigkeit“ in Blitz und Donner vom Himmel niederfährt und ſie rettet. Charilene klagt unter anderm:

Daß ich fortan an nichts darf denken,
Als meinen Geiſt bis in den Tod zu kränken.
Denn da ich mich in kummervollen Sorgen
Ganz abgematt bei der verlaufnen Nacht

höhere Bürgschaft würde aber die Bestimmung geben, daß kein solcher wichtiger Beschluß in derselben Sitzung vorgetragen und entschieden werden darf, und daß alle Mitglieder mit spezieller Bezeichnung des Gegenstandes, der zur Verhandlung kommen soll, eingeladen werden müssen. Bei noch wichtigeren Gegenständen kann man eine wiederholte Abstimmung zur Bedingung des Beschlusses machen, hauptsächlich auch öffentliche Bekanntmachungen an die Bürgerschaft vor der Entscheidung, und Aufforderung an Alle, die sich berufen fühlen, ihre Ansicht mitzutheilen, und bei solchen Dingen, welche persönliche Interessen der Mitglieder betreffen, geheime Abstimmung und am Ende, bei den wichtigsten Angelegenheiten, öffentliche feierliche Verhandlung in Gegenwart der Gemeinde, welche den Talenten Gelegenheit geben würde, sich zu üben und für höhere Thätigkeit vorzubereiten, der gesammten Gemeinde aber einen lebendigen Blick in die Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu verschaffen geeignet wäre. [1]

Gewiß würden bei solchen Einrichtungen weniger unpassende Beschlüsse ohne Einwirkung der Aufsichtsstellen zu Stande kommen, als jetzt mit solchen. Gewiß würde aber auch in den wichtigeren Fällen, welche der höheren Genehmigung vorbehalten werden müssen, den Behörden bei solcher sorgfältigen Behandlung der Geschäfte eine reichere Grundlage zur Entscheidung verschafft werden, als ihnen jetzt die oft so einförmigen und doch so einseitigen Protokolle der Magistrate an die Hand geben.

Manches von dem hier Vorgeschlagenen verlangt freilich eine Abänderung der Gesetze. Aber vieles ist jetzt schon den Magistraten zur Ausführung gestattet, die durch zweckmäßige Benützung der vorhandenen Freiheiten am besten die Einleitung zu Zweckmäßigerem selbst treffen können.

Nur Andeutungen sollten dieses seyn. Zu erörtern aber, wie durch die Feierlichkeit bei Ausübung öffentlicher Rechte die

---

[1] Die Städteordnung des Königreichs Sachsen von 1832 bestimmt im §. 190:

> Ob es thunlich und räthlich sey, die Sitzungen der Stadtverordneten öffentlich zu halten, ist nach örtlichen Umständen und Verhältnissen zu beurtheilen und daher in dem Lokalstatut jeden Orts darüber Bestimmung zu treffen.

Zu meiner Ruh gemacht,
So dünket mich an dem gar frühen Morgen.
Als käme mein
Lyſand (ihr Geliebter) ſo in einen Garme für.
Sein Kleid war weiß und ſeine Wange blaß,
Dies machte denn ſo bald die meinen naß.
Ich ſuchte ſeine Gunſt
Und fing ihn an ganz inniglich zu flehen ꝛc.

Kongehl (Prutenio), ein Pegnitzſchäfer zu Königsberg in Preußen, ſchrieb 1683 „Beluſtigungen bei der Unluſt“ voll geiſtlicher Lieder und Cantaten und weltlicher Gratulationsgedichte ohne alle Originalität. Manche Eigenthümlichkeit haben die Schauſpiele, die er für ſeine Schüler ſchrieb. So ſein Prinz Tugendhold, 1691.

Der Prinz und ſein Freund Hilario werden mit hölliſchem Zauber vom Pfade der Tugend abgelockt durch den Philoſophen Ariſtipp, welcher die Wolluſt für das höchſte Gut erklärt. Dieſe Wolluſt perſonificirt ſich dem Prinzen in der ſchönen Hedonie, dem Freund in der ſchönen Bibula. Aber ſie gehen in der Wolluſt zu Grunde, der Prinz wird wahnſinnig und der Freund ein Bettler. Da erbarmt ſich die Göttin Euſebia des unglücklichen Prinzen und verjagt die Megära, die mit einer Schaar von Furien denſelben in ſeinem Wahnſinn peitſcht und ängſtet. Auch der Freund Bettler findet ſich wieder und die Reuigen finden am Hofe der Königin Sophia Troſt, deren Tochter Aretina des Prinzen Gemahlin wird. Mitten unter den ernſten und tragiſchen Scenen treibt ein Pikelhering ſeinen Spaß. Am ergötzlichſten iſt die Beſchreibung ſeiner Heirath mit einer Frau, die in der Brautnacht nicht nur ihre Kleider, ſondern auch Haare, Zähne, ein Auge ꝛc. abgelegt habe, ſo daß nichts als eine kahle Katze von ihr übrig geweſen ſey.

Die Tragicomödie Phönizia des Kongehl behandelt in elenden Alexandrinern einen romantiſchen Stoff, den bekanntlich auch Shakeſpeare behandelt hat.

Timberus, Graf von Cardona, liebt die ſchöne Phönizia und entſchließt ſich, da ſie ſtolz und keuſch ſeine Anträge zurückweiſt, ſie trotz ihres geringen Standes und Vermögens zu heirathen. Ihr früherer Liebhaber Gerondas beneidet jetzt, obgleich er ſelbſt Zeit genug gehabt hätte, ſich um die Jungfrau zu bewerben, Timberus Glück und wird durch Neidhard, ſeinen Diener, darin beſtärkt. Dieſer Neidhard iſt ein Geſelle der Furie Tiſyphone, alſo ein Dämon als Hanswurſt, nicht ohne Genialität erſonnen. Dieſer Teufel iſt ſonderlich auch ſtark in Zoten. Es gelingt den Böſewichten leicht, Timberus zu täuſchen, als ſey Phönizia ihm untreu, am Tage vor der Hochzeit, die dadurch

verhindert wird. Die unſchuldige Phönizia ſtirbt vor Kummer. Gerondas klagt ſich als ihren Mörder an und verzweifelt, wird aber von der Furie verhöhnt und mit Schlangen gegeißelt. Nichts kann ihn tröſten, als das Bekenntniß ſeiner Schuld. Er wirft ſich dem Grafen zu Füßen, der an Phönizias Grabſtein Thränen vergießt. Zum Glück war die Jungfrau aber nicht wirklich geſtorben, ſondern hatte ſich bei einer Freundin auf dem Lande verborgen. Nachdem ihre Unſchuld erkannt iſt, findet man ſie wieder und nun wird fröhlich die Hochzeit begangen.

Abgeſehen von jeder Vergleichung mit dem großen Shakeſpeare iſt dieſes deutſche Stück doch keineswegs ganz zu verachten. Noch einen zweiten Shakeſpeariſchen Stoff (Cymbeline) hat Kongehl in der Innocentia behandelt, die ich nicht auffinden konnte.

Johann Caſpar Weiſſenbach, Rath des Fürſtabts von Einſiedeln, ließ im Jahr 1672 öffentlich im Städtchen Zug eine im folgenden Jahre daſelbſt gedruckte Comödie aufführen „Eidgenoſſiſches contraſeth auf- und abnehmender Jungfrawen Helvetiae. Die Verſe darin ſind hart und grob, aber die Geſinnung tüchtig.

Die fröhlichen Hirten loben Gott und die gefeſſelte Helvetia erhebt flehend ihre Hände zu Gott, da erheben ſich die drei Tellen und ſtiften den erſten Bund der Freiheit in den Alpen. Auch Wilhelm Tell erſcheint und ſchießt den Apfel von ſeines Kindes Haupt. Die adeligen Burgen fallen, die ſtolzen Fürſten werden in unſterblichen Schlachten beſiegt und „Chriſtus hält mit Helvetia liebreiches Geſpräch", der Papſt erkennt die Schweizer als ſeine liebſten Söhne. Da kommt der Franzoſe mit vollen Geldſäcken und verführt die ehrlichen Schweizer, daß ſie unehrlich werden. Da kommen „drei verkehrte Tellen, Atheyſmus, Intereſſe, Politicus und ſprengen zu verderben Helvetia Mißſamen aus". Sie treten förmlich in einen Bund, um die Eidgenoſſenſchaft zu zerſtören, wie die erſten drei Tellen ſie auferbaut. Die Parzen ſpinnen Unheil, „wie giftige Spinnen" überweben ſie das Land. Helvetia wird ſiech und klagt den 13 Cantonen ihre Noth. Da berathen die Cantone, aber Nemo wird ſchuldig befunden, alle haben Ausreden. Aerzte werden berufen, aber Helvetia wird immer ſchwächer und ſinkt in Schlaf. Da erſcheinen die alten drei Tellen, aufgeſtiegen aus ihren Gräbern, und drücken ihr Staunen und Unwillen aus. Gott ſelbſt iſt ſchwer erzürnt, aber der h. Nicolaus von der Flue, als Schutzpatron des Landes, bittet für.

Derſelbe Weiſſenbach ließ 1678 zu Feldkirch noch „Damonis des unſeligen Hirten einfältige Cither" drucken, worin er abermals gegen die

Geldgier, die Gemeinheit, den unpatriotiſchen Hader der Zeitgenoſſen eifert, freilich ohne Erfolg zu hoffen:

Wenn dann hierzu ein Redtlich Mann
Zu guetem was thuet ſagen,
So fallen ihn die Parthen an
Wie Wind und Wellen ſchlagen.
Hierzu ein Biedermann auch will
Mit gſundem Sinn einrathen,
Wird undermiſcht das Karten Spiel,
Bleibt ihm die böſte Karten.

In einem Gedicht vergleicht er den Religionsſtreit ſeit der Reformation mit den verwirrten Zungen am babyloniſchen Thurmbau, bereits im burlesken Ton des Blumauer.

Ein jeder bracht ein ſonder Lehr
Thun keinen darumb tadeln,
Obwohl die unterſchieden ſehr,
Jeder ſein Lehr wollt adeln.
Der ein flickt aus, der ander ein
Und will der beſte Meiſter ſeyn
Mit ſeiner Feder Nadeln.

Iſt dieß das wahre Licht vielleicht
So man ſtets thuet abbutzen?
Die Sonn und Sterne dürfen nicht
Des Butzes, weil ſie glitzen
Von altem her gleich bis daher,
Glückſelig, der bei ſolchem Schein
Noch ruhig bleibet ſitzen.

Man begreift, warum dieſer biedere Altſchweizer in allen Literargeſchichten vergeſſen blieb.

Einer der beachtenswertheſten Gegner der Renaiſſance war der Schulrector Chriſtian Weiſe zu Zittau († 1708), der nebſt vielen lyriſchen und lehrhaften Sachen hauptſächlich Schauſpiele ſchrieb und von ſeinen Schülern aufführen ließ. Seiner trefflichen Lehrgedichte iſt oben ſchon gedacht. Die lyriſchen Gedichte, ſonderlich die geiſtlichen (Tugendlieder 1719, Troſt- und Sterbandachten 1720) ſind minder bedeutend, jedoch hatte er eine Ahnung, die Poeſie liege in den Volksliedern und nicht in den Liedern der gelehrten Renaiſſance, denn er ſagt in ſeinen

cur. Gedanken von deutſchen Verſen (1692), er ziehe die alten einfältigen Kneipenlieder den neuen künſtlichen vor und in dieſer Einfalt liege etwas, „welches Manchem in ſeinem Lorbeerkranz verborgen ſey.“

Der grünenden Jugend nothwendige Gedanken Leipzig 1690 enthalten Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten, Sterbefälle, Gönner und Freunde. Dazu eine Anweiſung zum Dichten oder vielmehr Reimen. Endlich Gelegenheitsreden voll ungeheurer Complimente gegen die hohen Gönner des Zittauer Gymnaſiums, mitunter aber auch recht gefühlvoll.

Seite 650 ſchildert er z. B. den Schmerz um die verſtorbene Geliebte: „Man lebt und lebt nicht. Das Herz klopft in der Bruſt und befindet ſich doch außer dem Leibe. Die Seele merket, daß ſie im Leibe wohnt, und begleitet doch eine Perſon, die abweſend iſt. Die Liebe lebt und das Geliebte iſt todt. Ja das Geliebte muß noch leben, weil die Liebe nicht geſtorben iſt“ ꝛc.

Ueberall hält Weiſe die Natur und Wirklichkeit feſt und idealiſirt die lebenden Perſonen nicht zu Helden, noch Nymphen oder Schäfern und Schäferinnen. Er ſteht deshalb auf Seite der nationalen Oppoſition gegen die gelehrte Renaiſſance.

Am bedeutendſten iſt Weiſe als Dramatiker. Sein erſtes Stück iſt der „bäuriſche Machiavellus“ von 1679.

Hier wird Machiavelli wegen ſeines berühmten Buchs als Urheber aller Tücke in der Welt vor dem Thron Apolles angeklagt und nebſt ſeinem Handlanger Appetitus in Ketten gelegt, damit die Welt künftig wieder ehrlich werde. In einem Zwiſchenſpiel treiben die Bauern Poſſen, um zu beweiſen, daß der Machiavelliſmus auch bei ihnen zu Hauſe und ganz naturwüchſig ſey. In einem andern ſtreiten die Perſonificationen Quoniam, nescio, extra, intra, adjectivus, Vademecus, Scibilis, excipe etc. Man wird dabei an Gryphius und noch mehr an Rabelais erinnert, aber bei aller erfinderiſchen Phantaſie und bei allem Muthwillen kommt Weiſe doch nie von der pedantiſchen Sprache los.

Dieſe gekünſtelte Allegorie kehrt im „dreifachen Glück“ von 1680 wieder, worin das Glück der Stadt und Univerſität Leipzig geprieſen wird.

Philynus (Leipzig) liebt Mercurien (die Meſſe), hat Solinus (Halle) und Colonus (Erfurt) zu Nebenbuhlern, während ſeine Schweſter Heliconia (die Leipziger Univerſität) von Germanus (der deutſchen Jugend) geliebt wird. Dieſe, die mit ihrer Mutter Euſebia (der Religion) geraubt worden iſt, fällt in die Gewalt einer Kupplerin (Rom), von der ſie ſchwarz angefärbt wird, bis der Barbier Albanus (Luther) ſie reinigt. Die Liebenden werden glücklich.

Der Jugend Zeitvertreib oder Zittauiſches theatrum von Weiſe 1690 enthält:

1) Jacobs Heirath, nach der Bibel, die Werbung um Rahel und die endliche Hochzeit, wobei ein Volkslied und alte Sitten und Gebräuche vorkommen, wie ſie damals in der Oberlauſitz üblich waren; nebſt dem obligaten derben Spaß, der in allen Schauſpielen Weiſes wiederkehrt.

2) Trauerſpiel von dem neapolitaniſchen Haupttrebellen Maſaniello. Abgeſehen von der Weitläuftigkeit und dem pedantiſchen Allongeperückenſtyl, wo es dem Dichter ernſt iſt, und dem plump dreintappenden Spaß, wo er ſcherzt (wie tief unter der Leidenſchaft und dem Humor Shakeſpeares), iſt in dieſem Stücke doch der Grundgedanke gut. Er concentrirt ſich in der lauernden Schadenfreude des Vicekönigs, der Schritt vor Schritt die Revolution beobachtet und die Pöbelwelle ſteigen und fallen ſieht. Ein ſolches Volk kann ſich nicht ſelbſt regieren. Es muß unter das Joch zurück.

3) Absurda comedia, Nachſpiel von Tobias und der Schwalbe. Wie im Pater Squenz führen rohe Bauern hier das bibliſche Stück auf, unter Unflätterei und Prügelei.

In Luſt und Trutz der ſpielenden Jugend 1692 von Weiſe kommt vor:

1) Der keuſche Joſeph, ein Schauſpiel in Proſa, mit ſehr viel Perſonen, wie dies bei Weiſe immer der Fall iſt. Das Stück beginnt in Pharaos Hauſe, wohin Joſeph ſchon verkauft iſt und endet mit der Erhebung Joſephs aus dem Kerker. Die Verführungsgeſchichte iſt möglichſt decent behandelt. Dagegen fehlt es, nach ächt deutſcher Weiſe jener Zeit, an Eulenſpiegeleien nicht. Der Deutſche war damals viel anſtändiger in erotiſchen Dingen, aber deſto unflätiger in der nicht erotiſchen Schweinerei. Von dieſer letztern Gattung gibt hier der comiſche Diener No, der Harlekin des Stücks, viel zum Beſten, z. B. eine Erzählung, wie er zwiſchen einem Faß und einer Sau gelegen. Beide, das Faß und die Sau waren verzapft. Aber den Zapfen am Faß öffnete er ſelbſt, bis er trunken unter dem immer noch ausfließenden Wein liegen blieb, während zugleich der Zapfen der Sau durch innere Winde geſprengt wurde und nun über den trunkenen No noch eine zweite Ergießung kam. Mit dieſen Rohheiten contraſtirt ſeltſam die höfliche Sprache des Dramas. Die alten Aegypter ſprechen per Er und Sie, machen Reverenzen, reden mit den Titeln Monſieur und Mademoiſelle an ꝛc. — Aehnlich iſt der 1682 beſonders gedruckte Abraham, die Geſchichte der Opferung des Iſaac mit obligaten Bauernſpäſſen.

2) Die unvergnügte Seele. Vertumnus iſt hypochondriſch. Man räth ihm, ſich mit dem ſchönen Geſchlecht zu erheitern, aber es geht ihm ſchlecht damit. Er heirathet eine gewiſſe Thereſe, die ihn aber nicht befriedigt, weil ſie alte Liebhaber hat, ſich krank ſtellt, unerträglich wehleidig iſt. Nun ſucht er die

Luſt bei Trinkgelagen und findet ſie nicht; in einem ehrenvollen Amte, im Reichthum einer großen Erbſchaft, endlich in Kunſt und Poeſie und findet ſie nicht, bis er, als ein neuer Timon, in den Wald läuft und hier einen armen Mann, namens Contento mit ſeiner Frau Quiete trifft, die vollkommen glücklich leben und ihn anweiſen, wie auch er glücklich ſeyn kann, wenn er nämlich Gott fürchtet und genügſam bleibt. Ein guter Gedanke, aber das Stück iſt etwas zu lang ausgedehnt.

3) Der betrogene Betrug. Jungfrau Renzel hat der Bauernfrau Walpe Geld aufzuheben gegeben, dieſe verleugnet und behält es, und verhehlt es auch vor ihrem zweiten Manne Lampe. Nun bemerkt aber Lampe, daß die Frau gern unter der Kirche zu Hauſe bleibt, belauſcht ſie einmal, ſieht, wie ſie das Geld zählt, und raubt ihr heimlich den Schatz. Aber Flinckfleck, der luſtige Diener, hat es geſehen und ſtiehlt den Schatz. Zum Glück iſt Renzel heimlich Zeuge dieſes letzten Diebſtahls und bemächtigt ſich eben ſo heimlich ihres Eigenthums. Flinckflecks Herr aber, der Verwalter Karſten, iſt Renzels Geliebter und heirathet ſie nun ſammt dem Gelde, während Lampe und Walpe einander die Haare zuraufen. Kein übles Stück, auch kurz.

4) Der Fall des Grafen von Olivarez. Der Graf beherrſchte als Günſtling den ſchwachen König Philipp IV. von Spanien gänzlich, vernachläſſigte die Angelegenheiten des Reichs, beleidigte die Königin, die kaum ihren Gemahl ſehen durfte, und empörte alles gegen ſich, und es bedurfte erſt der alten Amme des Königs, um dieſem die Augen zu öffnen. Das iſt gewiß ein charakteriſtiſcher Zug, der ſich zu politiſcher Satire beſſer hätte benutzen laſſen, als ihn Weiſe benutzt hat.

5) Der großmüthige und wunderthätige Alfanzo. Eine Schrauberei. Alfanzo, Diener des Comte Duca wird zu einem kurzweiligen Rathe präparirt und bei ſeiner Einbildung, ein König zu ſeyn, auf alle Art geſchraubt. Man läßt ihm wahrſagen. Man gibt ihm zwei grobe Bauern, die für Königsſöhne gelten, zu Kameraden. Man läßt ihn durchprügeln durch angebliche Verehrer, die ſich ſtellen, als kennten ſie ihn nicht und als vertheidigten ſie nur ſeine Ehre. Man macht ihn verliebt in einen als Frauenzimmer verkleideten Mann, der ſich noch dazu rieſengroß darſtellt. Man läßt ihn von Gläubigern überfallen und herumzauſen. Seine Diener ſtellen ſich einmal, als ſähen ſie ihn nicht, während er mitten unter ihnen iſt. Am Ende erfährt man, der Comte Duca (der Günſtling Olivarez) ſey geſtürzt und die Königin habe befohlen, den armen Alfanzo nicht weiter zu quälen.

6) Eine Misculance von der ſogenannten Tragödie und Comödie in der Hiſtorie vom König Wenzel. Durch eine Verſchwörung und Volksempörung wird der verwahrloſte junge Böhmenkönig Wenzel auf den Thron erhoben und das Regiment, das ſeine üppige Mutter Kunigunde mit ihrem Liebhaber Zabiſch geführt hatte, geſtürzt. Dabei ein luſtiger Diener und allerlei Späſſe.

7) Schauſpiel vom niederländiſchen Bauer, den Herzog Philipp der Gute

von Burgund im Schlaf aufheben, in ein Fürſtenbett legen und beim Erwachen als Fürſt behandeln ließ. Ein ſehr oft bearbeitetes Sujet, hier ohne viel Geiſt behandelt, nur derb roh.

8) Die betrübten und vergnügten Nachbarskinder. Zwei Nachbarskinder lieben ſich, Robert und Ottilia, aber ihre Väter leben in Zank und Streit und verbieten ihnen jeden Umgang. Robert muß fort, läßt ſich für todt ausgeben und rührt durch ſein plötzliches Wiedererſcheinen den Vater ſo, daß er Erlaubniß erhält, Ottilien zu heirathen.

Der geſtürzte Markgraf von Ancre, 1681 zu Leipzig beſonders gedruckt, enthält die Geſchichte des bekannten franzöſiſchen Günſtlings, der wie Olivarez geſtürzt, aber nicht gleich dieſem geſchont, ſondern grauſam umgebracht wurde. So viel Verwünſchungen über ihn gehäuft werden, läßt der Dichter doch die Königin Mutter mit großer Wärme an ihm hängen.

Die theatraliſche Sittenlehre von Chr. Weiſe 1709 und zum zweitenmale 1719 gedruckt, enthält den auch 1705 beſonders gedruckten Körbelmacher und die triumphirende Keuſchheit.

Der Körbelmacher iſt eins von Weiſes beſten Stücken. Petroni, Sohn eines reichen Kaufmanns, liebt die Suſanna, die Tochter eines armen Körbelmachers, des Fabian, wagt es aber nicht, ſeine Liebe dem reichen Vater zu geſtehen und ſchlägt nur jede anderweitige Verbindung aus. Der Vater kommt endlich hinter das Geheimniß und ſtellt ſich, um den Sohn zu prüfen, als wolle er ſelbſt die ſchöne Körbelmacherstochter heirathen. Nun bekennt Petroni ſeine Liebe. Aber der ſtolze Körbelmacher gibt ſeine Tochter keinem, als einem Meiſter ſeines eigenen Handwerks und ſo muß ſich Petroni bequemen, Körbe flechten zu lernen. Nun heirathet er Suſanne, ſein Vater ſtirbt, aber all ſein Reichthum vergeht durch Unglücksfälle. Petroni muß vor den Gläubigern flüchten und als Schreiber auf einem Schiffe dienen, während Suſanne der Veruntreuung fälſchlich beſchuldigt in den Kerker geworfen wird. Da kommt ein reicher Schiffer, meldet des Schreibers Untergang im Meere, befreit Suſanna aus dem Gefängniß, verlobt ſich mit ihr und verſchreibt ihr ſein ganzes Vermögen, indem er nur noch vor der Hochzeit eine Reiſe macht. Auf dieſer Reiſe ſtirbt er. Suſanne iſt nun reich und wird von vielen Bewerbern umringt, bis ſie einmal ein Körbchen erblickt, das ihre Magd eben auf dem Markt gekauft hat. Sie erkennt darin die Arbeit Petronis, ſucht ihn auf und wird nun für immer mit ihm glücklich. Vgl. die Geſchichte des Daniſchmend von Mirland.

Die triumphirende Keuſchheit, ein Luſtſpiel. Ein verbannter junger ſchöner Graf Heinrich dient unter dem Namen Floretto beim neapolitaniſchen Hof-

marſchall Nebeman und ſpielt deſſen Gemahlin Clariſe gegenüber die Rolle des keuſchen Joſeph, wird nun von ihr angeklagt (in ſehr rohen Ausdrücken), hat aber das Glück, durch ſein bezauberndes Saitenſpiel (wie David den Saul) einen wahnſinnigen König zu heilen und wird endlich als ein ſächſiſcher Fürſt erkannt und glänzend gerechtfertigt mit ſeiner Geliebten Beliſe verbunden. Auch hier ſind Harlekinaden eingemiſcht. Der luſtige Diener ſoll gehenkt werden oder ein häßliches altes Weib heirathen. Die Expectorationen dieſer Alten gegenüber ſind ſehr derb.

Dieſes Stück wurde unter dem Titel „Floretto" 1834 von Haltreich neu herausgegeben.

Von Johann Riemer in Weißenfels ſind einige Schauſpiele erhalten, die aus Weiſes Schule ſtammen, betreffend das Unglück der Maria Stuart, die bekannte Geſchichte des Grafen von Gleichen, „Amor der Tyrann" und „Rathian", die ich nicht geſehen habe.

9.

Staats- und Liebesgeſchichten.

Der Ritterroman des Mittelalters endete in den ſogenannten Amadisromanen der ſpaniſchen Dichter mit Allegorien. Die Ritter und ihre Damen wurden zu perſonificirten Tugenden und ſpreizten ſich gegeneinander in hochtrabenden Reden, die Zugabe von Rieſen- und Drachenkämpfen und Wundern aller Art wurden immer mehr Nebenſache und fielen ganz weg, als die neue Mode der Schäferromane in Italien, Spanien und Frankreich aufkam. Die Schäfer und Schäferinnen behielten noch etwas Prinzliches und Vornehmes und mehr oder weniger auch etwas Allegoriſches; aber die Abentheuer und Wunder fielen weg. Endlich belebte man die Einförmigkeit der Schäfereien durch hiſtoriſche Hintergründe und erſchuf den eigentlichen Geſchichtsroman, wenn auch immer noch behaftet mit den Gewohnheiten der Amadis- und Schäferromane, nämlich mit übertriebenem Pathos, Verſtecken ſpielender Allegorie und breiter Galanterie. Die Modebücher dieſer neuen Art erhielten den Namen von Staats- und Liebesgeſchichten, weil der Ernſt der Geſchichte darin mit der Anmuth von Liebesbegebenheiten verbunden ſeyn ſollte. Man griff aber dabei bis tief in die bibliſche Geſchichte zurück

durch die des Orients und der antiken Welt bis in die allerneuſten Staats- und Hofgeſchichten Europas. Nur die Geſchichte des Mittelalters fiel aus, auf ſie wurde keine Rückſicht mehr genommen. Die Renaiſſance duldete bibliſche, perſiſche, türkiſche Stoffe neben den claſſiſchen, nur keine Romantik des Mittelalters. Die Deutſchen ahmten nun das alles nach.

Alle dieſe neuen deutſchen Romane wurden in Proſa geſchrieben, zum epiſchen Verſe verſtieg ſich nur noch ſelten ein Dichter. Im Style ſind ſie alle gleich unbeholfen, ſchwülſtig, hart und breit. Die Helden und Damen reden und handeln im Coſtüm des 17. Jahrhunderts, auch wechſeln ſie immer Briefe nach Art der ovidiſchen damals ſehr beliebten und oft nachgeahmten Heroiden. Nichts iſt lächerlicher, als altbekannte bibliſche Perſonen oder Helden des claſſiſchen Alterthums, dann wieder perſiſche Könige und türkiſche Sultans in dem nämlichen gravitätiſchen und complimentenreichen Style converſiren zu hören; alle in Allongeperücken und Reifröcken. Ohne Umſtände verlegen die Dichter den Schauplatz der galanten und höfiſchen Abentheuer nach Hinterindien oder gar Afrika und erfüllen die Barbarenländer und Wüſten mit europäiſcher Eleganz.

Der aus Schleſien ſtammende, aber anonyme Schäferroman Amöna und Amandus (Leipzig 1632) beſchreibt eine ſehr leidenſchaftliche und nachher doch aus Vernunftgründen kalt abgebrochene Liebe als wahre Geſchichte, in einem noch ſehr rohen Styl.

Das theatrum amoris oder Schauplatz der Liebe, Hanau 1644, enthält eine Menge Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und zwar des altgriechiſchen Romans von Achilles Tatius, der Liebe der Luna zu Endymion, der cypriſchen Prinzeſſin Charitea und der ſpaniſchen Lozia, alles im Styl der Staats- und Liebesgeſchichten.

Georg Neumark, der Kirchenliederdichter (ſ. oben), war auch Epiker. Sein poetiſch hiſtoriſcher Luſtgarten, Frankfurt 1666 enthält in Alexandrinern die Geſchichte Davids, der Abigail, der Sophonisbe. Eigenthümlich iſt nur die Geſchichte der Bolzena.

Das war ein Bauernmädchen, welche der böhmiſche Prinz Ulrich einmal beim Waſchen fand und ſie ihrer Schönheit und Tugend wegen heirathete.

Ferner die Geſchichte der Kleopatra, in welcher der Dichter die Verführung des Antonius und des ganzen römiſchen Heeres ſehr lebendig

ausmalt. Kleopatra gleicht den vollendetſten Pariſer Koketten. In dem letzten Gedicht „Filamon“, beſpricht der Dichter mit ſervilen Bücklingen den Liebeshandel eines vornehmen Herrn, der ſich zum Schäfer machte nur der Schäferſtunde wegen.

Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel († 1714), ein gelehrter Herr, der die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek mit Büchern füllte, war ſelbſt Dichter und Verfaſſer vieler ſchwülſtiger Romane. Als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Siegprangende, jetzt ſind aber ſeine Lorbeern längſt verwelkt und nur ſeine Bücherſchätze noch in Ehren. Sein großer Roman „Aramena oder die durchlauchtige Syrerin erſchien 1669.

Ein Werk, worin auf die geſchmackloſeſte Weiſe drei Coſtüme vermiſcht erſcheinen. Der Schauplatz iſt nämlich Syrien und Paläſtina; die daſelbſt handelnden Juden, Gallogriechen, Phöniker, Meder, Araber ꝛc., haben aber außer den Namen nichts Nationales, ſondern geberden ſich wie die Prinzen und Ritter im Amadis; doch iſt auch dieſes ritterliche Coſtüm nicht mehr rein erhalten, ſondern die Chevalerie iſt ſchon ganz untergegangen in den Hofintriguen im Geſchmack des Siècle de Louis XIV., aus dem der Roman ſtammt. Die Charakterzeichnung iſt eben ſo matt, wie die Erfindung. Der faſt endlos ausgedehnte Roman enthält eine Menge ſchlecht motivirte Verwicklungen, veranlaßt durch Mißverſtändniſſe und Verwechſelungen. Bald wird eine Prinzeſſin ſtatt der andern entführt, bald ſoll ſie einen Andern als ihren Geliebten heirathen, und dieſer Andere iſt am Ende doch der rechte. Einmal macht ſich eine falſche Sentimentalität geltend, indem z. B. eine Freundin der Aramena blos deßwegen einen Andern heirathet, „damit ſie ihren Geliebten deſto ungeſtörter beweinen könne.“ Ein andermal wird jedes Zartgefühl mit Füßen getreten. Aramena liebt einen gewiſſen Tuscus, ihr Bruder fällt aber in die Gewalt des Königs Marſius und dieſer iſt ſo grauſam, ihn hinrichten laſſen zu wollen, wenn Aramena ihm nicht ihre Hand reiche. Sie ſchickt zu Tuscus um Hülfe. Vergebens, Tuscus kommt nicht. In Verzweiflung treibt ſie ihre Syrer an, das Schloß zu ſtürmen, worin ihr Bruder gefangen liegt. Hunderte, tauſende opfern ſich für ſie vergebens. Endlich bewegt ſie das Geheul der Wittwen und Waiſen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen und ſie ſelbſt entſchließt ſich, den Marſius zu heirathen. Da erblickt ſie dieſen verhaßten Marſius und ſiehe — es iſt Tuscus, es iſt ihr alter wohlbekannter Geliebter, den ſie unter andern Namen gekannt und von dem ſie nicht gewußt hat, daß es Marſius ſey. Man hat ſich nur einen Spaß mit ihr gemacht und ihr den kleinen Schmerz nicht erſparen wollen, um ihre Liebe zu prüfen. An die zahlloſen Opfer, welche dieſer Spaß gekoſtet, wird weiter nicht gedacht, und Ara-

Geſetzkenntniß vermehrt und der Gemeinſinn geſtärkt werden könnte, wie dadurch das Recht dem Sinn des Volks näher gebracht würde, und wie die Forſchungen der deutſchen Geſchichte von der erſten Zeit bis zu den Zeiten des Mittelalters reichen Stoff zur Ausbeutung dem Geſetzgeber und jedem Freund des Vaterlandes darbieten, dazu möchte hier der Raum zu beengt ſeyn.

E. S.

mena wird mit ihrem geliebten Tuscus-Marſius durch den Hohenprieſter Melchiſedek getraut. — Der fürſtliche Dichter ſoll Zeitgenoſſen in den Perſonen des Romans portraitirt und kleine Hofgeſchichtchen ſeiner Zeit eingeflochten haben, die herauszufinden aber der Mühe nicht lohnen dürfte.

Der zweite große Roman deſſelben Autors iſt „Octavia".

Hier wird die Geſchichte einer ganzen Reihe von römiſchen Kaiſern mitgetheilt mit einer Menge von Epiſoden, die unter fremden Namen wieder nur Hofgeſchichten und Anecdoten der neuern Zeit enthalten.

Der Herzog ſchrieb noch: Chriſtfürſtliches Davids Harfenſpiel, Nürnberg 1667, geiſtliche Lieder, zum Theil in die lutherſchen Geſangbücher übergegangen. Ferner: Gott gewidmetes Opfer der Heiligen, Gebete von ſeiner Gemahlin Eliſabeth Juliane, mit Zuſätzen von ihm. Oettingen 1732. Endlich Singſpiele: Andromeda, Orpheus, Iphigenia, Jakobs Heirath, Paris Urtheil, Selimene, die verſtörte Irmenſeul (Bekehrung Sachſens unter Karl dem Großen).

In Stockfleths „kunſt- und tugendgezierter Macarie (erſter Theil 1669, zweiter 1773)

wird Macarie als das Ideal eines ſowohl hochgebildeten als tugendhaften Frauenzimmers geprieſen und zum höchſten Ziel der Wünſche gemacht für den liebhabenden Polyphilus, der endlich, gleich dem treuen Amadis, ſein ſchönes Ziel erreicht. Zugleich breitet ſich von Macarie aus über alle Verhältniſſe und Perſonen Ruhe, Klarheit, Veredlung. Eine entartete Königin wird bekehrt ꝛc. Das Ganze iſt allegoriſch zu verſtehen. Macarie perſoniſicirt das geſammte Streben der akademiſchen Poeſie jener Zeit im Gegenſatz gegen die Rohheit des eben überwundenen 30jährigen Kriegs. Stockfleths Frau, die gekrönte Pegnitzſchäferin Dorilis, deren ſelbſtgefälliges und herausforderndes Bildniß dem zweiten Theile voranſteht, hat ihrem Mann bei Abfaſſung des Romans nicht blos geholfen, ſondern ſcheint auch die Idee dazu angegeben und ſich ſelbſt ein klein wenig darin vergöttert zu haben. Der zweite Theil iſt ganz von ihr und auch von ihr als Verfaſſerin unterzeichnet.

Mich. Wiedemanns poetiſche Gefangenſchaften Leipzig, 1689, enthalten nach den Monaten zwölf ſeltſame oder Liebesgeſchichten, deren Held immer ein Gefangener iſt, erſt die Erzählung, dann die poetiſche Umſchreibung in langweiligen Alexandrinern, endlich eine Laſt von gelehrten Anmerkungen. Meiſt aus fremden Quellen und von ſehr geringer Erfindung.

In Bergonens und ſeiner tugendhaften Areteen, Lebens- und Liebes-

geſchichte, 1700 von Otto Friedrich von der Gröben, wird das menſchliche Leben allegoriſch als eine Wallfahrt zum h. Grabe in Jeruſalem aufgefaßt. Aretee iſt die Tugend, ihr Bruder Sfortunian perſonificirt das Unglück. Das Ganze iſt langweilig, aber ſinnreich.

Ungeheuer viel Unnützes war ſchon von den gekrönten Poeten lateiniſch und deutſch gedruckt worden, jedoch nur aus Rückſicht auf die in dieſer Gratulationspoeſie gefeierten Gönner. Die eigentliche Fabrikation von poetiſchen Unterhaltungsſchriften, namentlich Romanen, begann erſt mit den Helden- und Liebesgeſchichten, zunächſt in dem betriebſamen Hamburg. Es war eine Induſtrie, eine Produktion für den Verkauf. Seit dieſer Zeit, ſchon über anderthalb Jahrhundert blüht dieſer Induſtriezweig in Deutſchland und droht, wie geiles Unkraut, den ganzen Garten der Poeſie zu überwuchern. Die Literarhiſtoriker pflegen ſich nur an die vornehme, zu dauerhafter Geltung gekommene Poeſie zu halten, und von jener, nur auf die Mode des Augenblicks berechneten und mit ihr wieder untergegangenen Fabrikation abzuſehen. Allein es iſt keineswegs gleichgültig, mit welcher Geiſtesſpeiſe ſich das große Publikum genährt hat, welche Art von Geſchmack in der Maſſe der Nation gewechſelt hat. Die gemeine Unterhaltungsliteratur kann von der Poeſie der vornehmen Geiſter auch ſchon deshalb nicht getrennt werden, weil beide ſtets auf einander eingewirkt haben. Hier wurde das Gold eines Vornehmen von der Gemeinheit breit geſchlagen und dort kokettirte umgekehrt der Vornehme mit der Gemeinheit, und ging auf ihre Art und Weiſe ein, um ihr Liebling und überall geleſen und bewundert zu werden. Ich werde daher von nun an auch auf die gemeine Unterhaltungsliteratur eingehen, wenn auch nur, um ſie in ihren Hauptrichtungen und Wechſeln, immer in Verbindung mit der politiſchen Geſchichte und mit den höheren Geiſtesentwicklungen, zu charakteriſiren. — In ihren erſten Anfängen war die poetiſche Fabrikation darauf berechnet, den niedern Ständen etwas vom Geſchmack der Höhern beizubringen, und ſchmeichelte noch nicht der Gemeinheit von unten. Die Romane der Ziegler, Zeſen, Happel, Franciscl ꝛc. blieben, indem ſie ſich möglichſt populär zu machen ſuchten, doch vornehm und lehrhaft.

Ziegler von Klyphauſen, ein reicher Rittergutsbeſitzer in der Lauſitz († 1690), war ein Schüler Hoffmannswaldaus und ahmte zunächſt

deſſen Heldenbriefe in bibliſchen Briefen nach, worin ſchon Adam und Eva, Abraham und Sarah einander verliebte Briefe in ſchwülſtigen Alexandrinern ſchreiben. Nachher wandte er ſich zu Proſaromanen. Auch ſchrieb er einen berühmten „Schauplatz der Zeit“, worin er Weltbegebenheiten nach den Monatstagen zuſammenſtellte. Am berühmteſten iſt ſeine „Baniſe“.

Der Anfang lautet: „Blitz, donner und hagel, als die rächenden werkzeuge des gerechten himmels, zerſchmettere den pracht deiner goldbedeckten thürme und die Rache der Götter verzehre alle beſitzer der ſtadt. Wollten die Götter, es könnten meine augen zu donnerſchwangern wolken und dieſe meine thränen zu grauſamen ſündfluthen werden. Ich wollte mit tauſend keulen, als ein feuerwerk rechtmäßigen zornes nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen ꝛc.“ Der Inhalt des Romans iſt folgender:

Prinz Balacin von Ava ſieht im Traum, indem er im Tempel Pandior ſchläft, die Erſcheinung der wunderſchönen Prinzeſſin Baniſe von Pegu, und eilt, das Urbild ſelbſt aufzuſuchen. Aber er muß einen fremden Namen annehmen, da ſein Vater ein Feind von Baniſens Vater Xemindo iſt. Er kommt nach Pegu, ſieht die geliebte Baniſe in dem Augenblick zum erſtenmal, in welchem ſie eben von einem Panther angefallen wird, und rettet ſie. Dieſe That erwirbt ihm ihre Liebe und die Gunſt ihres Vaters. Indem er aber um ihre Hand wirbt und nach Hauſe reiſt, alles in Richtigkeit zu bringen, überfällt der ſchreckliche König Chaumigrem von Brama (Birma) das Reich Pegu, erobert die Hauptſtadt, läßt Xemindo und deſſen ganzes Geſchlecht hinrichten und befiehlt auch Baniſe zu ermorden. Allein dieſe wird durch einen treuen Diener gerettet, ſpäter entdeckt und von Chaumigrem begnadigt, weil ihre Schönheit ihn entzückt. Natürlicherweiſe ſpricht er nun das Recht des Siegers an und ſie hat die größte Noth, ſeinen zärtlichen Ungeſtüm aufzuhalten. Balacin iſt unterdeſſen zurückgekommen, aber ohne Armee, hält Baniſen für todt, und will verzweifeln, bis man ihm vertraut, daß ſie noch lebe, und ihn ſogar heimlich nach Pegu bringt und in dem Zimmer verſteckt, in welchem Chaumigrem ihr zuſetzt. Da muß er anhören, wie ſie demſelben ſchmeichelt und die Ehe verſpricht. Sie thut es aber nur, um dadurch Zeit zu gewinnen, bereitet dem Tyrannen einen Schlaftrunk und läßt ſich, während er ſchläft, von Balacin entführen. Allein ſie wird wieder eingeholt und kommt in die allergrößte Noth, als plötzlich Chaumigrem abberufen wird, um wider das Reich Siam zu Felde zu ziehen. Er läßt Baniſe in der Obhut des alten Oberprieſters Talim zurück, der aber ebenfalls von ihren Reizen verführt, ihr Gewalt anthun will und dem ſie einen Dolch in die Bruſt ſtößt. Nachdem nun Chaumigrem ſiegreich von der Zerſtörung Siams zurückgekehrt iſt und erkennt, daß Baniſe ihn nur haßt, beſchließt er, ſie der Rache der beleidigten Prieſter zu überliefern und läßt ein

großes Fest veranstalten, an welchem sie feierlich den Opfertod sterben soll. Ueberdieß aber ist Balacin mit einer großen Armee und vielen Bundesgenossen, lauter Feinden des Tyrannen, bei der Hand, hat in der Stadt Anhänger und wagt es sogar, als Opferpriester verkleidet, mit dem Strick in der Hand selber die Rolle des Henkers zu übernehmen, der die reizende Banise, die mit einer Krone geschmückt und mit goldenen Ketten gefesselt in Procession zum Altar geführt wird, erwürgen soll. Allein in dem Augenblick, da das Gräßliche geschehen soll, wirft Balacin den Strick nicht Banisen sondern dem Tyrannen um den Hals, erwürgt ihn und stößt ihn nieder. Seine Anhänger rufen: es lebe Banise! Seine Krieger stürmen die Stadt. Die Anhänger Ghaumigrems unterwerfen sich und Balacin wird zum Kaiser ausgerufen. So weit der erste Theil, mit dem der Roman billig hätte schließen dürfen. Ziegler hat noch einen zweiten hinzugefügt, in welchem Banise abermals von ihren verhaßten Liebhabern gedrängt und in Gefahren gestürzt wird, welche langweilige Intriguen aber wieder nur mit ihren und Balacins Triumphen endigen. Die Sprache des Romans ist überaus schwülstig, doch nicht ohne Wärme. Man sieht, der Verfasser lebte in dieser Geschichte und schwärmte für seine Heldin. Das Publikum schwärmte ebenfalls für sie und so mußte denn die Banise auch aufs Theater gebracht werden.

Auch Philipp von Zesen in Hamburg lieferte Romane in der breiten Manier der Staats- und Liebesgeschichten. Nur der eine, „die adriatische Rosamunde" ist originell, sofern er darin seine Liebschaft mit einer Leipziger Jungemagd mit dem ganzen Pomp des politischen Romanstyls beschreibt. Seine Feinde aber kamen hinter das Geheimniß und mißhandelten ihn dafür aufs greulichste. Die andern Romane hat Zesen nur überarbeitet, den Simson nach dem Italienischen, die Assenath nach dem Englischen. Biblische Stoffe machen im Styl der Allongeperückenzeit, der übertriebenen Complimente ꝛc. einen komischen Eindruck. Der Stoff der Assenath aber ist schön:

Asseneth oder Aönath, die Tochter des Priester Potiphar (nicht des Kämmerers, um dessen Frau willen Joseph gelitten), wurde dem keuschen Joseph zur Braut gegeben, als derselbe in König Pharaos Gnade kam. Sie war sehr schön, sehr reich und so keusch wie er, denn sie wohnte in einem Thurme, unter vielen Kostbarkeiten mit sieben ihr dienenden Mädchen eingeschlossen und hatte nie einen andern Mann gesehen als ihren Vater. Als sie nun voll Scheu dem Bräutigam nahte, erstaunte sie nicht wenig, bei diesem eine noch größere Keuschheit und Strenge zu finden, denn Joseph wollte sie nicht einmal anrühren, noch den Kuß annehmen, den sie auf des Vaters Geheiß ihm geben sollte. Das that er, weil sie eine Heidin war und in ihrem Thurm die Götzen der

Aegypter verehrte. Beide trennten ſich alſo; aber das Mädchen trauerte tief und zog ſchwarze Kleider an. Da erſchien ihr ein Engel und gebot ihr, ſich bräutlich zu ſchmücken und einen Tiſch zu bereiten, an dem er ihr Brod und Wein als Sakrament austheilte und wodurch er die Finſterniß des Heidenthums von ihr nahm und ſie ins Licht des wahren Glaubens führte. Da nahte ihr Joſeph alsbald als liebender Gatte und ſie gebar ihm den Manaſſe und Ephraim. Vgl. Fabricii codex pseudepigr. I. 774. II. 84.

Zeſen ſchrieb auch noch einen Moſes.

Zeſens afrikaniſche Sophonisbe (1646) hat Syphax und Maſſiniſſa nur im Hintergrunde, im Vordergrunde dagegen ihren geliebten Kleomedes.

Der Roman beginnt mit einem Seeſturm, nach deſſen Beruhigung der Liebende an der Küſte von Afrika landet, und ſchließt mit ihrer Vermählung, die der Dichter nicht ausmalen will, damit der Leſer nicht zu neidig werde. In der ungeheuer langen und breiten Mitte des Romans beſtehen die Liebenden unzählige Todesgefahren, Trennungen ꝛc., kommen aber immer glücklich durch.

Intereſſant iſt an dieſem langweiligen Roman nur, daß der Dichter durch einiges Tempelgeheimniß in das ewige Einerlei der Abentheuer einen romantiſchen Reiz zu bringen und zum erſtenmal dem Leſer heimliches Grauen einzuflößen ſucht durch Mittel, wie ſpäter die Ritterromane und Schauerſtücke durch Fehmgerichte.

Zeſens Lyſander und Kalliſte iſt nur aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Einer der eifrigſten Nachahmer Zieglers war v. Glaubitz, deſſen „anmuthige Piſtophile", Frankfurt und Leipzig 1713, wie die Vaniſe anhebt: So will denn der erzürnte Himmel nur allein über mich Unglückliche die blitzende Donnerwolken betrübten Unglücks ausſchütten? und ſoll ein rauſchender Hagel ꝛc."

Piſtophile iſt die Erbin eines Königreichs, ihr geliebter Aganor in der Ferne, ihr ungeliebter Freier Apagus beſtürmt ſie und nimmt ſie gefangen. Sie iſt in der größten Noth, während Aganor, durch allerlei Helden- und Liebesabentheuer zurückgehalten, ihr nicht helfen kann und Apagus ſeinen Plan mit eben ſo viel Liſt und Trug als Gewaltthätigkeit verfolgt. Da Piſtophile ſtandhaft bleibt, befiehlt Apagus endlich in der Wuth, ſie zu enthaupten. Statt ihrer leidet aber eine Andere in ihren Kleidern den Tod. Ein treuer Freund ihres Geliebten, Lepidus, rettet ſie, Aganor kehrt zurück, ſiegt und vermählt ſich mit ihr.

Ganz ähnlich die afrikaniſche Bernandis des Valmenes, Leipzig 1715. Auch ſie beginnt: „Das Wüthen und Toben der ungeſtümmen Wellen ꝛc.“ Auf dem Titelkupfer ſteht die Heldin als behelmte Amazone, ſtolz ihr eigenes flammendes Herz in der Hand, während Blitze auf ſie niederſtürzen.

Prinz Saraculo leidet Schiffbruch und Gefangenſchaft, ſeine Geliebte Prinzeſſin Bernandis und ihr Vater werden ebenfalls gefangen. Nach vielen Nöthen erkämpft der Prinz ſeine Geliebte. Der Tyrann Neroan, der von einem Berge herab den Sieg Saraculos mit anſehen muß, will die Prinzeſſin, die ihn verſchmäht, umbringen, wird aber ſelbſt den Berg herabgeſtürzt und die Liebenden feiern Hochzeit und Thronbeſteigung.

In allen dieſen Romanen fließt unſäglich viel Blut und werden die Völker in Maſſe hingeſchlachtet.

Die amazoniſche Smyrna, gleichfalls ein nur langweiliger Staats- und Liebesroman, in welchem nach langweiligen Trennungen und Epiſoden die ſämmtlichen verliebten Prinzen und Prinzeſſinnen zuletzt unverhofft zuſammentreffen und Hochzeit feiern. Von romantiſchem Reiz des Amazonenlebens iſt nichts zu ſpüren, alles bewegt ſich im ſteifen prüden Hofton der Scuderie und des Herzogs Anton Ulrich. — Bohſe (Talander) ſchrieb eine „getreue Sklavin Doris“ (1710):

Bellante, die Kronprinzeſſin von Aegypten, ſollte umgebracht werden, entkam, wurde unter dem Namen Doris Sklavin und diente der Prinzeſſin Adalia, ihrer Nebenbuhlerin, denn beide waren in den Prinzen Sylorantes verliebt. Das Schickſal aber wollte, daß Adalia einen andern Prinzen heirathen mußte und daß Doris, nachdem ſie als Amazone ritterlich wider ihre Feinde geſtritten, die Hand ihres Geliebten und ihren Thron wiedererhielt.

Mirandors „heldenmüthige Prinzeſſin Beliſandra“, Frankfurt und Leipzig 1742, iſt mitten im Schwulſt der galanten Reden und Briefe und der lächerlichen Grandezza, die hier aus Europa auf die orientaliſchen Höfe übertragen wird, eine hübſche Amazonenfigur.

In männlicher Tracht als ſogenannter Löwenritter vollbringt ſie wundervolle Thaten, bis ſie, in den Armen einer kaiſerlichen Prinzeſſin überraſcht, genöthigt wird, deren Eltern ihr Geſchlecht zu entdecken, worauf ſie ſelbſt einen ſtandhaften Prinzen und treuen Liebhaber zum Gemahl nimmt.

Joachim Meier gab 1697 Heldengeſchichten der durchlauchtigſten Hebräerinnen Zipka, Rebecca ꝛc. heraus. Lehm (Pallidor) 1710 eine

Eſther, eine Liebesgeſchichte Abſalons und ſeiner Schweſter Thamar, die unglückliche Prinzeſſin Michal 1707. Ernſt 1653 eine Liebesgeſchichte Sichems und der Dina.

Die alte Geſchichte wurde viel auf dieſe Art ausgebeutet. In Anton Ulrichs Octavia, des Amydor Scipio 1696, in dem anonymen Roman „Conſtantius und Amalaſontha, Augsburg 1699, in Meletaons (Roſts) Thameſtris 1712. Des Bohſe (Talander) Arſinoe; Lochners und Damiros Roſamunde 1676 und 1729. Die alte Mythologie in Bohſes Alceſtis 1689, in des Ormenius Medea 1719, des Meletaon Otalante 1717.

Die Hamburger waren fleißig im Sammeln aller ähnlich intereſſanten Stoffe, wenn ſie dieſelben auch nicht zu verarbeiten verſtanden. Wie es ſcheint, übte Lohenſteins gelehrter Arminius desfalls den größten Einfluß auf ſie. Der Hamburger Polyhiſtor Happel folgte ganz ſeiner Richtung. Nichts Jämmerlicheres als die Proſa dieſes Vielſchreibers, auch in der Auswahl ſeiner Stoffe hat er wenig Geſchmack gezeigt, allein er iſt gar nicht zu verachten, da ſeine bändereichen Werke, ſonderlich die relationes curiosae einen reichen Schatz von intereſſanten Materialien enthalten. Die eigenen Erfindungen Happels ſind mager und bilden nur Rahmen um ſeine gelehrten Auskramungen. Seine merkwürdigſte poetiſche Production iſt „der aſiatiſche Onogambo, darin der jetzt regierende große chineſiſche Kaiſer Xunchius als ein umbſchweifender Ritter vorgeſtellt wird."

Onogambo, ein fremder Prinz am perſiſchen Hofe, liebt die Prinzeſſin Theraga, wird aber verleumdet und muß flüchten. Er abentheuert nun durch ganz Aſien, kommt nach Indien, endlich nach China, und wir erfahren nun, er ſey der tatariſche Prinz Xunchius und durch ſeine Ausdauer und Heldengröße wird er nicht nur Kaiſer von China, ſondern erwirbt auch die Hand ſeiner vielgeliebten Perſerin. In dieſem Rahmen ſind nun Beſchreibungen aller aſiatiſchen Länder und der Geſchichtsverlauf ihrer Völker einverleibt.

Happel ſchrieb eben ſo weitläuftig noch eine ſpaniſche Quintana, einen engliſchen Eduard, einen deutſchen Carl.

In dieſem letztern wird in dem Roman des Ritter Carl und der ſchönen Cyclaſte die ganze Geſchichte des laufenden Jahres 1689 mit allen Zeitungsnachrichten eingeflochten.

Im „insulanischen Mandorell“ beschreibt Happel alle damals bekannten Inseln.

Wir müssen nur noch einen Blick auf die Sammlungen kleinerer Novellen und Erzählungen werfen. Eine der ältesten und geistreichsten ist das theatrum tragicum von Zeller (1628). Er behandelt 24 Novellen nach de Rosset. Seine Commentare dazu sind breit und langweilig, aber die Stoffe zum Theil sehr pikant.

N. 20. Celinde von Montabel, ein edles Fräulein, verliebte sich beim ersten Anblick in einen gewissen Julian dermaßen, daß sie wie todt umfiel und nachher an nichts anderes mehr dachte und von nichts anderem mehr sprach und träumte, als von ihm. Da glaubte man, er habe sie behext, machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Tode. Zuvor aber ließ man das Fräulein noch einmal zu ihm, und vor dem Schaffot mußte er sie berühren, um den Zauber von ihr zu nehmen. Er küßte ihre schöne Hand, man kann sich denken, mit welchen Empfindungen. Sie weinte bitterlich. Gleich darauf wurde er an den Galgen gehenkt und sein Leichnam verbrannt, die Asche in alle Winde zerstreut. Einer der interessantesten Stoffe, werth, von einem Dichter wie Heinrich von Kleist behandelt zu werden. In Celindes Wesen ist etwas vom Käthchen von Heilbronn.

Joh. Peter Titz, Professor in Danzig in der Mitte des 17. Jahrhunderts, schrieb außer einigen ketzerischen Gedichten einige Erzählungen in Versen (Von der Hagen, Germania X. 205 f.).

1) Die Grabesheirath. Gaurin liebt die schöne Rhode, die aber ihr Vater dem reicheren Sylas gibt. Sie stirbt und wird begraben. Gaurin gräbt sie heimlich wieder aus, findet sie nur scheintodt und rettet sie. Darauf erzählt er dem Sylas eine ähnliche Begebenheit und frägt ihn, wem die gerettete Frau gehöre? dem ersten Mann oder dem Retter? Sylas sagt: dem Retter. Wohlan, hier ist sie, ruft Gaurin und stellt ihm Rhode in vollem Putz gesund und blühend vor. Sylas erhält nun zwar die Gattin unverletzt zurück, ist aber so erschrocken, daß er stirbt und Weib und Vermögen dem Gaurin hinterläßt.

2) Die Geschichte der römischen Lucretia, sehr warm und lebendig erzählt.

3) Die Geschichte von Rhodope.

Die von Lochner in Nürnberg 1606 herausgegebenen Wintermärchen enthalten in der langweiligen Gesprächsform Happels elf Novellen und Märchen

von der treuen Liebe zwischen Filene und Dorinda, welche zur See großes Ungemach erlitten, vom Zauberbrunnen, in dessen Wasserspiegel neben jeder

Person, die gesehen wurde, die er am meisten liebte, von der unschuldig angeklagten und verfolgten Eugenia, von der Prinzessin Zayda, welche die Ermordung ihres Geliebten grausam an ihrem Vater rächt, von einem unter arcadischen Schäfern verweilenden Prinzen, von einer Schlangenjungfrau, von der unschuldig verfolgten Bertha (Karls des Großen Mutter). Eine recht gute Auswahl von Stoffen, aber sehr schlecht vorgetragen.

In den „selzamen Liebeshändeln, Leipzig 1691" sind vorzugsweise spanische Dinge erzählt, in steifer Sprache und höchst ermüdendem Styl. Eben so ist Boccaccios berühmte „Gismunda" in einem deutschen Roman von 1725 jämmerlich breit geschlagen.

Ueberaus reich an Stoff sind Harsdörfers „jämmerliche Mordgeschichten" (1649), nach Camus bearbeitet.

Ein schönes Mädchen, Hermione, wurde von einem gewissen Lancelos verleumdet, als habe er ihre Gunst genossen, was doch nicht wahr war. Er wollte nun andere Freier, insbesondere den Pacian, von ihr abhalten. Allein Pacian forderte ihn zum Zweikampf, besiegte ihn und zwang ihn mit dem Degen auf der Brust, seine Lüge zu bekennen. Darauf ließ sich Pacian, welcher schwer verwundet war, zu Hermionen bringen und starb in ihren Armen. (Nr. 25).

Ein Marktschreier in Venedig gab vor, einen spiritus familiaris verkaufen zu können, der dem Käufer großes Glück bringen werde, that aber nur eine gemeine Spinne ins Glas. Der Teufel aber, der bei solchen Gelegenheiten immer bei der Hand ist, ging in die Spinne ein, die nun ein wirklicher spiritus familiaris wurde und die Seele des Käufers gewann. (Nr. 70).

In dem „teutschen Gespenst", Leipzig 1684 finden sich auch sehr originelle Erzählungen und Märchen.

Sammlungen von allerlei historischen, romantischen oder komischen Begebenheiten häuften sich immer mehr. Ich übergehe hier die historischen, unter denen Laurembergs acerra philologica von 1637. 1) Zinkgrefs apophthegmata von 1626 am berühmtesten geworden sind. Der „Unlustvertreiber" von 1643 ist nach Caron bearbeitet; 300 Historien enthält Breitenfels historisches A B C von 1603. Die Vielschreiber Happel, Franciscі, Ernst, Paullini, Drexel, Männling lieferten jeder mehrfache Sammlungen, deren Titel ich nicht abschreiben mag. Ein Oesterreicher, Abele, schrieb 1668 „seltsame Gerichtshändel", die oft wieder gedruckt wurden, worin manches sehr launig.

Hier wirkte überall die Renaissance und fremde Mode ein. Wir gehen nun zu der Gegenwirkung der vaterländischen Gesinnung über. Zuerst

begegnet uns „Wendunmuth“ von Kirchhoff (Frankfurt 1563), eine Sammlung von Erzählungen, um dem Unmuth zu wenden, d. h. um das Gemüth des Lesers aufzuheitern. Sie hat drei wesentlich verschiedene Bestandtheile. Den Anfang machen kleine anecdotenartige Geschichtsbilder aus der alten Welt und den Schluß Scandala aus der Papstwelt und dem Mönchthum, die der Verfasser als fanatischer Protestant mit Animosität vorträgt. In der Mitte des Buchs finden sich dagegen eine Menge guter deutscher Volksschwänke, lustiger Geschichten von einfältigen Bürgern und Bauern, als Ergänzungen des Lalenbuchs und des Eulenspiegels. Das Buch ist oft wieder gedruckt und vom Verfasser selbst mit mehreren Fortsetzungen versehen worden, ein Beweis, wie beliebt es war. Den ursprünglichen zwei Theilen folgten noch drei andere nach, in denen aber die Benützung der Alten und die reformatorische Polemik vorherrscht und von echten Volkswitzen sich wenig mehr findet.

Andreas Heinrich Bucholtz, Superintendent in Braunschweig († 1671), schrieb: des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte 1659. Er hielt es für unpatriotisch, daß sich die Deutschen mit den erlogenen spanischen Rittergeschichten füttern ließen und wollte ihnen dafür etwas Einheimisches bieten, aber unwillkührlich behandelt er den deutschen Stoff wieder in derselben fremden Manier, die er selber tadelte.

Herkules ist im Anfang des 3. Jahrhunderts nach Christo geboren und Sohn des Großfürsten der freien Deutschen, Henrich. Schon im fünfzehnten Jahre bringt er einen deutschen Ritter um, der eben ein Bauernweib nothzüchtigen will, und flüchtet deshalb nach Böhmen, wo Prinz Ladisla sein treuer Freund wird. Räuber bringen ihn als Sclaven nach Rom, wo seine heldenkräftige Tugend die Weiber verliebt macht und er oft den keuschen Joseph spielen muß. Ladisla entdeckt ihn und kauft ihn los. Beide reisen zurück und befreien unterwegs drei nackte Damen, die eben von Räubern entehrt werden sollen. Darunter die schöne Römerin Sophia, in die sich Ladisla sterblich verliebt. Herkules seinerseits verliebt sich in Valisca, des Ladisla Schwester. Diese soll von Unbekannten entführt werden, rettet sich aber durch einen Sprung in die Moldau, durch welche sie hindurchschwimmt. Herkules folgt ihren Spuren, besteht unterwegs allerlei Abentheuer, wobei er immer rettet und rächt, findet in Creta eine Inschrift, worin Valisca sagt, sie sey unter dem Namen Herkuliskus gereist, aber von Räubern zum Partherkönig Artaban ge-

Vom Geiſter- und Geſpenſterglauben in Deutſchland.

— What may this mean,
That thou, dead corse, again, in complete steel,
Revisit'st thus the glimpses of the moon,
Making night hideous; and we fools of nature
So horridly to shake our disposition
With thoughts beyond the reaches of our souls?

SHAKESPEARE, Hamlet.

Faſt das ganze jetztlebende Geſchlecht hat unter der Herrſchaft der ſogenannten Aufklärung das Licht der Welt erblickt, und vor etwas mehr als zwei Generationen ſchien der Teufel für immer die Luſt oder die Macht verloren zu haben, wenigſtens in beſſerer Geſellſchaft aufzutreten. Doch weiß der Verfaſſer dieſer Zeilen, daß noch in den ſiebziger oder achtziger Jahren einer unverheiratheten, nicht mehr jugendlichen Schweſter ſeiner Großmutter Junker Satan in ihrem Garten vor der Stadt im rothen Rock und mit ſittſamen Geberden erſchienen iſt. — Mit der großen Staatsumwälzung ſchien ſich das dämoniſche Element, das der Menſchheit von jeher ſo große Schreckniſſe bereitet, faſt ganz zurückgezogen und ſie rein ihrer freien Entwickelung überlaſſen zu haben, die ſie fortan ins Unendliche verfolgen ſollte, unangefochten und ungeſtört von finſtern Gewalten und böſen Träumen, freilich eben damit auch wenig bekümmert um Gott und um des Menſchen künftiges Geſchick. Ueberall war der Schutt der verfloſſenen Jahrhunderte aufgeräumt, oder doch die noch ſtehenden unwohnlichen Gebäude der Satzungen und Meinungen zur nahen oder entfernteren Expropriation bezeichnet; und in allen Verhältniſſen des Staats,

führt worden. Als ſchöner Jüngling wird ſie von Artaban beſtimmt, unter ſeine Caſtraten aufgenommen zu werden, als man aber das Meſſer bei ihr anſetzen will, zieht ſie den Säbel und haut barbariſch um ſich, worauf ſie ihr Geſchlecht entdeckt. Artaban iſt entzückt, läßt ſich aber von ihr bereden, ſie ſey eine Veſtalin und dürfe erſt nach Abfluß eines Jahres die Seinige werden. Inzwiſchen iſt Herkules in Ecbatana angekommen, wo er, als Weib verkleidet, mit Ladiſla, ohne ihn zu kennen, als Amazone turnirt. Er entdeckt ſein Geſchlecht, die Freunde erkennen ſich wieder und vereinigen ſich, Valiscen zu ſuchen. Herkules findet ſie, kommt heimlich mit ihr zuſammen und erfreut ſich ihrer höchſten Gunſt. Dann erſt entführt er ſie, kämpft für ſie eine Menge Schlachten und erlebt bald Vaterfreuden, indem Valiſca ihm in Jeruſalem einen kleinen Herkuliskus gebiert. Als ſie endlich heimkommen, findet Herkules ſeine Eltern von den Wenden entführt, auch ſeine Schweſter Clara, die von ihrem Geliebten, dem mediſchen Prinzen Arbianes gerettet wird, wofür ſie ihm die höchſte Gunſt gewährt, wie Valiſca dem Herkules. Nach langem Kampfe werden alle frei und die drei jungen Helden Herkules, Ladiſla und Arbianes erfreuen ſich ihrer Weiber und Kinder. Arbianes wird noch zu guter letzt vom Satan verſucht, um ihn von der chriſtlichen Religion abzuhalten, aber alle ſeine atheiſtiſchen Gründe werden widerlegt und er muß mit Stank abfahren.

Der zweite Theil führt den Titel „Herkuliskus und Herkuladiſla“. Der erſte dieſer jungen Helden iſt Herkulie, der zweite Ladiſlas Sohn. Der erſte liebt Eva Maria, die Schweſter des letztern; der letztere liebt Eliſabeth, die Schweſter des erſtern. Eliſabeth wird von dem rohen Sikamberfürſten Nathan entführt, aber von Herkuladiſla wieder befreit. Die beiden jungen Helden ziehen auf Abentheuer aus und machen eine große Rundreiſe durch Frankreich, Spanien, Afrika und England, bis ſie nach allen möglichen Gefahren, Rettungen und Siegen wieder heim nach Prag kommen.

Wolf Helmhart von Hohenberg gab als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft 1664 zu Erfurt den „Habsburgiſchen Ottobert“, ein Heldengedicht in nahezu 40000 Alexandrinern heraus. Obgleich es den Habsburger Namen trägt, fehlt ihm jede geſchichtliche Grundlage. Es iſt ein gemeiner galanter Heldenroman im Geſchmack der Zeit, miſcht jedoch in den Amadisſtyl ſchon etwas von Robinſonade. Unerträglich langweilig, in den unbehülflichſten Verſen enthält es nur ſehr wenige wirklich poetiſche Erfindungen.

Ottobert und ſein Freund Siegewald leiden Schiffbruch. Der letztere findet auf einer wüſten Inſel einen Einſiedler und bei dieſem die ſchöne Amazone Nuremunde. Ottobert befreit unwiſſend die Eltern der letztern aus der Gefangenſchaft, erblickt ihr Bild und verliebt ſich in ſie. Auch lernt er ſie bald

ſelber kennen, indem er einen Kampf mit ihr zu beſtehen hat, der mit Erkennung und Verſöhnung endet. Unterdeß jagt Siegewald der ihm entriſſenen däniſchen Geliebten Adelinde nach. Ottobert aber beſiegt den Sarazenen Horribal, der als Kind von den Heiden entführt, den Adel ſeiner Abſtammung bewahrt hat und in einer nicht übeln Epiſode als Mohrenſclave ſeiner Geliebten Naraide dient, ſie ſchwimmend aus dem Waſſer rettet, allmählig ihre Liebe gewinnt und ſich ihr endlich als ebenbürtig zu erkennen gibt. Einmal findet Ottobert die ſchöne Auremunde ſchlafend und faßt eine brennende Liebe zu ihr, welche ſie erwiedert. Nach einem großen Seeſieg über die Heiden werden ſie durch Schiffbruch wieder zu einer wüſten Inſel getrieben und treten in eine Höhle, man meint ſchon, wie Dido und Aeneas, aber aus der Höhle tritt ihnen wie Genoveva die ſchöne Euphraſia mit einer Hirſchkuh entgegen. Dieſe Euphraſia verliebt ſich in Auremunden, die ſie für einen Mann hält und nachdem ſie zu ihren Eltern zurückgebracht iſt, will ſie ſich mit Auremunde verheirathen, Auremunde aber ſchiebt ihr ihren früheren Liebhaber Ariſton unter. Das iſt die ſchönſte Scene des ganzen Gedichts. Auremunde hat in männlicher Rüſtung bei dem Hochzeitsturnier alle Gegner beſiegt, und erſcheint nun auf einmal in weiblicher Tracht beim Hochzeitstanze, jetzt noch mehr Siegerin über alle Männer, als vorher. Aber Auremunde wird dem Ottobert entrückt. Er hört, ſie ſey durch Gift getödtet, aber man hat ſie nur durch einen Schlaftrunk betäubt. Er beſteht nun Heldenkämpfe in Böhmen zu Gunſten der Königin Libuſſa. Hier verwirrt die Zauberin Dragonera alle Köpfe. Originell und gut ausgedacht iſt die Scene, in welcher Dragonera ſich in die Geſtalt jeder der von den anweſenden adeligen Herren und Helden geliebten Dame verzaubert, ſo daß jeder ſie allein haben will und alle über einander herfallen. Ottobert ſiegt auch hier, rettet Libuſſens Reich und findet auch ſeine Auremunde wieder, die in einem Nonnenkloſter, ihren treuen Hund noch immer zur Seite, vom langen Schlaf erwacht iſt. Dann ſchnelle Hochzeit und Ende.

Deſſelben Dichters „unvergnügte Proſerpina", Regensburg 1661, iſt in eben ſo halsbrechenden Alexandrinern geſchrieben und enthält noch weniger poetiſche Motive.

Geiſtreich iſt nur der Gedanke, daß Cupido ſelbſt ſich in den Spiegel der Proſerpina verwandelt. Die Späße der Moridia, durch welche Proſerpina luſtig gemacht werden ſoll, ſowie die Erzählungen des Polyphem, die gleichfalls einen comiſchen Contraſt mit dem übrigen Ernſt des Gedichts bilden ſollen, ſind äußerſt roh und gemein vorgetragen. Auch die Schilderung der Unterwelt iſt werthlos.

Das merkwürdigſte Product des deutſchen Patriotismus aus jener Zeit iſt des oben ſchon genannten Freiherrn von Lohenſtein „Groß-

müthiger Feldherr Arminius oder Hermann nebſt ſeiner durchlauchtigſten Thusnelda in einer ſinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeſchichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutſchen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in vier Theilen vorgeſtellt und mit ſaubern Kupfern ausgeziert." Erſte Ausgabe von 1689. Die zweite, Leipzig 1731, enthält erſt die Fortſetzung von ſeinem Bruder Hans und den Schluß von dem Leipziger Prediger Wagner. Zwei ſtarke Quartbände. Da ich noch keine Literargeſchichte gefunden habe, aus der mir hervorzugehen ſchien, daß die Verfaſſer den Lohenſtein'ſchen Arminius je einmal wirklich geleſen hätten (der Auszug in Jördens Lexikon III. 447 iſt viel zu kurz und ungenügend), ſo halte ich es für Pflicht, hier wenigſtens eine wenn auch gedrängte, doch klare Analyſe des ungeheuer ausgedehnten Werkes zu geben und auf einige der wichtigeren Stellen aufmerkſam zu machen. Der verhältnißmäßig reine und gute Styl iſt ſchon von andern erkannt worden. Dem Reichthum der Erfindung hat man aber bisher noch nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, weil man die Mühe ſcheute, dem Faden der Erzählung durch das Labyrinth der dicken Quartbände zu folgen. Der Arminius iſt nicht nur Lohenſteins beſtes Werk, ſondern er darf auch mit den ausgezeichnetſten Staats-, Liebes- und Heldengeſchichten der Franzoſen wetteifern. Ueberhaupt hat die zweite Schleſiſche Schule auch in ihren Nachahmungen und Uebertreibungen des frivolſten italieniſchen und franzöſiſchen Geſchmacks jenes ehrliche deutſche Naturell nie verleugnet. So bricht in Lohenſteins Arminius durch die Nachahmung der Scuderi'ſchen Romane mächtig die deutſche Natur hindurch, nicht nur im wärmſten Patriotismus, in einem gemüthlichen Behagen des Adelsbewußtſeyns, ſondern auch in der großen Ueberlegenheit des gelehrten Wiſſens. Lohenſtein hat in ſeinem Roman faſt alles Wiſſen ſeiner Zeit hineingewebt und namentlich die umfaſſendſten geſchichtlichen, geographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe mit großem Geſchick angebracht. Seine Arbeit iſt dadurch monſtrös geworden, verſetzen wir uns aber in ſeine Zeit, in die traurige Zeit zwiſchen dem erſten Rheinbund und dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, in welchem Ludwigs XIV. Politik ſo grauſam mit Deutſchland umging, ſo können wir nicht umhin, den patriotiſchen Dichter zu preiſen, der die Deutſchen ſo warm ermahnte, ſich der Ueberwältigung vom Rhein her zu widerſetzen, und der zugleich bewies, wie überlegen

der Deutsche dem sich klüger dünkenden Nachbar in jeder Art von Wissen sey. Ich füge hinzu, daß in der Ausgabe von 1731 Lohensteins ernstes, etwas leidend aussehendes Bildniß voransteht. Die übrigen Kupfer taugen nichts. Sie mischen römische Kostüme mit der damals allgemein vorausgesetzten germanischen, nur durch Thierfelle verhüllten Nacktheit, was ganz und gar nicht zu Lohensteins feiner Auffassung des cheruskischen Hoflebens paßt.

Erster Theil. 1. Buch. Hermann der Cherusker versammelt die Deutschen im Deutschburgischen Hain (teutoburger Wald), um sie zur Rache anzuflammen, nachdem eine deutsche Jungfrau, die schöne Walpurgis, sich selbst entleibt hat, um den Nachstellungen des römischen Feldherrn Varus zu entgehen. Hermann wird zum Feldherrn gewählt. Als sie wider die Römer ausziehen, tritt ihnen ein römischer Ritter entgegen und begehrt einen Zweikampf, um des Krieges Schicksal zu entscheiden. Er wird besiegt und als Frauenzimmer erkannt. Es ist Grato, eine Königin aus Armenien, die durch wunderbare Abentheuer, die wir nachher erfahren, hieher verschlagen worden. Der deutsche Ritter, der diese verkappte Königin im Zweikampf besiegt hat, ist selbst ein Frauenzimmer, nämlich — Thusnelda, die heroische Tochter des Segest, die sich an Hermanns Zug angeschlossen hat, ohne zu wissen, daß ihr Vater Verrath spinnt und zu Varus übergegangen ist. Vater und Tochter treffen in der Schlacht zusammen, die Tochter erkennt den Vater, als eben Hermann ihn niederhauen will, und beschützt ihn, indem sie den Hieb auffängt. Durch die Wunde wird sie genöthigt, ihr Geschlecht zu verrathen. Er läßt sie nach Deutschburg (Teutoburg) bringen, sowie ihren gefangenen Vater. Varus aber unterliegt und gibt sich den Tod. Die in einen Wald geflüchteten römischen Weiber und Kinder werden durch einen furchtbaren Waldbruch, durch die Stürme herbeigeführt, zerschmettert. Hermann feiert den Sieg. Segest wird als Verräther verurtheilt. Ritter Nesselrode weist den Brief vor, den Segest an Varus geschrieben. (Ueberall führt Lohenstein die Ahnen noch lebender deutscher Adelsgeschlechter als damalige Gefährten und Diener des Arminius, Marbod ꝛc. ein, theils um den Familien mit dem hohen Alter ihres Adels zu schmeicheln, theils um ihre Vaterlandsliebe anzufeuern. So finden wir hier außer den Nesselroden die Wittgensteine, Windischgrätz, Schwarzenberg, Stolberg, Barby, Stahremberg, Reuß, Schönberg, Oettingen, Oldenburg, Tecklenburg, Delmenhorst, Nassau, Solms, Bentheim, Spiegelberg, Wassenaar, Waldeck, Lippe, Hoya, Sayn, Falkenstein ꝛc.). Segest soll sterben, da will sich Thusnelda für ihn opfern. Aber man duldet es nicht. Dem Segest wird verziehen, wogegen er einwilligt, seine Tochter dem Hermann zu geben. — In diesem Buche findet sich S. 60 ein Wechselgesang der Barden und Jungfrauen zu Ehren des Siegs

über Varus, worin Hermann mit dem Alciden (Herakles) verglichen wird, alſo alle volksthümliche Wahrheit fehlt.

2. Buch. Unter den gefangenen Römern befindet ſich ein fremder Fürſt, Zeno, der befreit wird und mit Hermann und den andern ſiegreichen Herren einer großen Jagd anwohnt. Der Dichter beſchreibt bei dieſem Anlaß weitläuftig das Jagdweſen, die Natur des Wildes, der Hunde, die Arten der Jagd. Dann während der Mahlzeit wird dem Fremden Aufſchluß gegeben über der Deutſchen Herkommen. Dieſe Urgeſchichte, die Lohenſtein des weitern erzählt, hat ganz den unpoetiſchen Charakter des Aventinus und Hunibald. Da folgen ſich die durchaus unvolksthümlichen, unſagenhaften, nur aus gelehrten Fictionen hervorgegangenen Könige Hermio, Vandal, Aleman, Hunnus ꝛc.

3. Buch. Erato wird von Zeno als ſeine verlorene Geliebte erkannt. Wir erfahren ihre Antecedentien, wobei uns die ganze Geſchichte Armeniens vorgeführt wird. Sie iſt die Tochter des armeniſchen Königs Artarias und der Olympia, der Tochter des Tiridates. Zeno iſt als Mädchen auferzogen worden, weil ſein Vater ihn einer Prophezeiung wegen (der Vater ſollte vom Sohn getödtet werden) verſtoßen hatte. Er ſoll (als Mädchen) heirathen und entflieht. Erato ſoll als Thronerbin einen Andern heirathen, liebt aber ſchon den Zeno, entflieht ebenfalls und kommt zufällig nach Deutſchland, wo ſie wie durch ein Wunder ihren Zeno in Hermanns Hofburg wiederfindet.

4. Buch. Wir werden nach Rom verſetzt, in die ganze Ueppigkeit des römiſchen Kaiſerhofes. Wir ſehen Auguſt auf einem Prachtwagen als Sonnengott verehrt, ſeine laſcive Tochter Julia ꝛc. Doch alles nur in Beſchreibungen, als Fortſetzung der Hofgeſpräche in Deutſchburg. Das Geſpräch wird plötzlich unterbrochen durch das Geſchrei, Thusnelda und die übrigen Damen ſeyen aus dem Luſtgarten entführt worden durch ihren Vater Segeſt und den Marbod, dem er ſeine Tochter zur Gemahlin beſtimmt habe. Hermann eilt ihm nach, wird aber gefangen und gefeſſelt, doch ſogleich wieder durch Thusnelda befreit, die er hatte befreien wollen. Marbod flieht verwundet und ſchießt aus Grimm noch einen Pfeil auf Thusnelden ab, der aber nicht trifft. — Zur Erhöhung der Freude über Thusneldens Rettung kommt ihr Bruder Flavius mit „Poſtpferden“ an, nämlich mit der römiſchen Poſt. Er lebte unterdeß in Rom und wurde wegen ſeiner Schönheit ſehr von den Damen verfolgt, als aber ſein Bruder Hermann den großen Kampf mit Rom begann, traute ihm Kaiſer Auguſtus nicht mehr und ſchickte ihn in die Verbannung, aus der er entfloh.

5. Buch. Zeno erzählt ſeine Geſchichte, wie er, immer noch als Frauenzimmer verkleidet, auf der Flucht zu den Amazonen gekommen ſey, deren Königin Penthefilea und ihre Schweſter ſich in den getiſchen Prinzen Oropaſtes verliebt hätten, während dieſer ſelbſt ſich in ihn, Zeno, als vermeinte Jungfrau verliebt hätte. Minothea läßt ihre Schweſter Penthefilea aus Eiferſucht blenden. (Hier iſt ein Wettſtreit zwiſchen den blauen und ſchwarzen Augen ein-

geschoben, Thusnelda die blauaugige Schöne vertheidigt die schwarzen, Erato, die selbst schwarze Augen hat, die blauen). Den Oropastes will Minothea entmannen lassen. Er entflieht aber mit Zeno. Sie kommen zum Heiligthum des Prometheus auf dem Kaukasus, dann nach China, dessen Wunder phantastisch beschrieben werden, und nach Indien, wo die Weisheit und die Sitten der Braminen geschildert werden. Mit einer indianischen Gesandtschaft kommt Zeno nach Rom und wird dem Mäcenas vorgestellt. Allerdings kramt der Dichter in diesen Abentheuern Zenos zu viel Gelehrsamkeit aus, aber das Ganze macht sich doch sehr phantastisch und muß den Lesern zu seiner Zeit in hohem Grade anziehend gewesen seyn.

Zweiter Theil. 1. Buch. Fortsetzung der Hofgespräche. Erato und Zeno erfahren die ältere deutsche Geschichte, die Kriege des ersten und zweiten Brennus, der Kimbern und Teutonen, sehr ausführlich nach den bekannten Geschichtsquellen.

2. Buch. Beschreibung der altdeutschen Sitten und des Cultus, wobei gallisches Druidenthum mit deutschem Priesterthum vermischt wird. Dann Schilderung der Kämpfe Arioviste mit Cäsar, sowie des belgischen Ambiorix. Von Marbod wird erzählt, wie derselbe einst in einer Höhle einen alten Einsiedler gefunden, der sich ihm als der todt geglaubte Arioviste zu erkennen gegeben und ihm in dem Innern der Höhle das crystallene Grab des Thuisco gewiesen habe. Darauf sey Arioviste gestorben und von Marbod beerdigt worden; worauf Marbod einen fünfhundertjährigen Wurzelmann angetroffen, der ihm viel von den Schätzen, Wundern und Gespenstern des Riesengebirges erzählte.

3. Buch. Man trifft Anstalt zur Hochzeit Hermanns und Thusneldens, ihr Brautschatz wird beschrieben. Eine Aliorumne findet sich ein und weissagt. Es ist die verloren geglaubte Mutter Thusneldens, Asblaste. Sie erzählt, wie sie mit ihren Kindern, durch Drusus geraubt, nach Rom gekommen sey. Wir erfahren, Kaiser Augustus selbst habe der jungen Thusnelda nachgestellt, während Terentia, die Tochter des Mäcenas, den jungen ebenfalls als Geißel in Rom befindlichen Hermann mit ihrer Liebe verfolgt habe, aber beide ohne Glück. Terentia habe sich aus Verzweiflung erstochen und Mäcen sey ihr aus Gram nachgestorben. Nun aber habe des Kaisers Tochter, die üppige Julia, sich in Hermann verliebt; als aber Hermann zum erstenmal bei einem Fest seine Landsmännin Thusnelda erblickt, indem sie eben die Rolle der schönen Helena habe übernehmen müssen, sey er zu ihr in Liebe entzündet worden und habe Julien verschmäht. Nun begann auch Tiberius, die Thusnelda zu lieben, und ließ den Hermann durch Meuchelmörder überfallen. Hermann aber schlug diese zurück und wurde von August in seine Heimath entlassen, um nach seines Vaters Tode den cheruskischen Thron zu besteigen. Vorher hatte er noch das Glück, Thusnelda und ihren Vater Segest aus den Händen von Seeräubern zu befreien. Thusnelda begab sich in ein hermundurisches Warmbad, wo Mar-

bod ſie zum erſtenmal ſah, ſich in ſie verliebte und in ihren Becher den Ring des Polykrates fallen ließ, in deſſen Beſitz er als ein im Oſten mächtiger König gelangt war. Aber ſein Plan mißlang. Tiberius kam nach Mainz und verlangte Thuſnelden für ſich. Indem Marbod und Tiberius um ſie ſtritten, wurde ſie auf ihrer Flucht von Hermann aus einer großen Waſſernoth gerettet. Bald darauf wurde Hermann gefangen, jedoch gegen den von ſeinen Oberuſkern gefangenen Sigismund, Segeſts Sohn und Thuſneldas Bruder, ausgewechſelt. Tiberius mußte vor Marbod weichen, Hermann aber wandte alles an, Thuſnelden wieder aus ihres Vaters Gewalt zu befreien. Indem er deſſen Schloß Henneberg belagert, ſtürzt Segeſt ſeine Tochter die Felſen hinunter, da er ſie dem Sieger nicht lebendig laſſen will, aber ſie bleibt unverſehrt und wird von Hermann gefunden.

4. Buch. Asblaſte erzählt ihre Abentheuer, wie ſie eine Druidin, eine Veſtalin und zuletzt im Norden bei den Kimbern eine Aliorumne geworden ſey, alſo alle Weisheit weiſer Frauen und Seherinnen der damaligen Welt in ſich aufgenommen habe. Im Norden ſey ſie von König Frothes Liebe verfolgt worden. Nun die Vermählungsfeſtlichkeiten Thuſneldens und Hermanns, Kampf- und Schauſpiele aller Art, nicht nur römiſche, ſondern auch perſiſche und indianiſche Vorſtellungen, ein Elephantentanz. Das anziehendſte und geiſtreichſt durchgeführte iſt ein poetiſcher Wettſtreit der Blumen und der Preis der königlichen Roſe.

Dritter Theil. 1. Buch. Eine neue Verwicklung beginnt. Flavius verliebt ſich in Grato; Hermanns Schweſter Isemene in den Zeno. Das Orakel der Hertha ſoll entſcheiden, bei welchem Anlaß der Herthaſee (bei Paderborn) ausführlich beſchrieben wird. Das Orakel beſtimmt, Zeno ſoll die Grato meiden und Isemenen erhalten. Flavius geht zu den Römern über.

2. Buch. Germanicus kommt mit einem großen römiſchen Heere, die Niederlage des Varus zu rächen. Ausführliche Schilderung des römiſchen Weinbaus am Rhein, woran eine Schilderung aller möglichen Pflanzenculturen anderer Länder ſich anreiht. Hermann belagert Mainz, Marbod vermittelt den Frieden.

3. Buch. Agrippina ſtattet der ſchwangern Thuſnelda einen Beſuch ab. Große Pracht der Dame, was den Dichter veranlaßt, eine lange Abhandlung über die Edelſteine einzuſchalten. Zeno wird im Zweikampf von Flavius ſchwer verwundet und tritt ihm ſterbend Grato ab, wird aber doch wieder geheilt, indem Isemene das Blut aus ſeiner Wunde ſaugt. Dadurch gewinnt ſie ſeine Liebe, ſpäter wird er König von Armenien und heirathet Isemenen.

4. Buch. Arpis, der celtiſche Fürſt, vermählt ſeinen Sohn mit Marbods Tochter. Germanicus und Hermann kommen an dieſem Hofe zu einer friedlichen Jagd zuſammen.

5. Buch. Agrippina kommt nochmals mit Thuſnelden in den Schwalbacher Bädern zuſammen. Marbod zieht an die Oſtſee, heirathet die Marme-

line, Königin der Aſtyer, und empfängt den Tribut des Bernſteins. Bei dem Hochzeitfeſt ſpielen die Oſtſee, der Bernſtein und das fremdartige Zauberweſen des Nordens eine große Rolle.

Vierter Theil. 1. Buch. Tod und Begräbniß des Auguſtus, römiſche Scenen, Thronwechſel. Germanicus muß die Deutſchen wieder angreifen und überfällt die Marſen beim Herthafeſt. Die Römerin Sentia, die dem Segeſt vermählt worden, lockt durch Buhlerei den deutſchen Fürſten Boyokal, um ihn von Hermann abzuziehen. Sie ſchickt ihm erſt vier junge Mädchen aus Weſt, Süd, Oſt und Nord, damit er an allen Eigenthümlichkeiten der Zonen ſich ergötzen könne, dann gibt ſie ſich ihm ſelber preis und hält erbauliche Geſpräche mit ihm über die Mannigfaltigkeit weiblicher Reize. — Thusnelda und ihr junger Sohn Thumelich werden durch ihren treuloſen Bruder den Römern überliefert. Hermann wirft ſich in verzweifeltem Kampf dem Heer des Germanicus entgegen.

2. Buch. Fortgeſetzter furchtbarer Kampf, in dem endlich Hermann ſiegt und Germanicus weichen muß. Ein Seeſturm zerſtört ſeine Flotte.

3. Buch. Vermählung der Adelgunde, Tochter des Marbod, mit Inguiomar, wobei große Feſte und Schauſpiele, in denen die Geſchichte des Pelops, der Atalante und des Antäus ſehr umſtändlich vorgetragen wird.

4. Buch. Thusnelda wird nach Rom gebracht, wo Tiberius ihr wieder nachſtellt. Als er aber bei einem Feſt vor Trunkenheit entſchläft, entflieht ſie. Segeſt ertappt den Boyokal in Sentias Bett und ſchneidet ihm die Ohren ab, ſie wird ſo lange geſchlagen, bis ſie ſich den Kopf an einem Baum einſtößt. Hermann beſiegt den Marbod, der zu den Römern fliehen muß, wird aber von Inguiomar, Marbods Eidam, überfallen, ſchwer verwundet und vollends enthauptet; aber Inguiomar ſelbſt fällt Hermanns rächenden Freunden in die Hände und ſoll auf deſſen Grabe geopfert werden. Thusnelda hat ſich glücklich aus Rom eingefunden, da — tritt ihr Hermanns Geiſt entgegen. Aber der Geiſt lebt, Hermann war nicht wirklich todt, ein anderes Haupt iſt ſtatt des ſeinigen aufgepflanzt worden. Er verzeiht dem Inguiomar und zieht triumphirend wieder in Deutſchland ein. Jedoch tritt er die cheruskiſche Krone dem Flavius ab, der die Erato heirathet.

Der ſehr unhiſtoriſche Schluß iſt wohl nicht die urſprüngliche Abſicht des Dichters geweſen, ſondern von ſeinen Fortſetzern hinzugedichtet.

Chriſtian Heinrich Poſtel, Advokat in Hamburg († 1705), iſt am bekannteſten durch ſeinen Federkrieg mit dem Epigrammendichter Wernike. Dieſer ſpottete über den Schwulſt Hofmanswaldaus und Lohenſteins; Poſtel, ein Nachahmer der letztern, ſchrieb ein Sonnet, worin er

Wernike mit einem Haſen, Lohenſtein mit einem todten Löwen verglich. Wernike ſchrieb nun ein Heldengedicht „Hans Sachs“, worin er Poſtel als Stelpo mit dieſem Reimſchmid verglich (deſſen Werth Wernike nicht erkannte). Für Poſtel antwortete ſein Freund Hunold im „thörichten Pritſchmeiſter“. Poſtel hat viele Opern aus dem Italieniſchen, Franzöſiſchen und Holländiſchen überſetzt und einige eigene verfertigt, im Geſchmack der Zeit in Alexandrinern, aus der Bibel, aus der alten Mythologie und Haupt- und Staatsactionen aus der Geſchichte. Im Jahr 1700 gab er „die liſtige Juno“ heraus, eine Epiſode aus dem Homer in Alexandrinern, mit vielen Anmerkungen. In ſeinem unvollendet gebliebenen Epos, der große Wittekind, erſt nach ſeinem Tode gedruckt 1724, verräth ſich der Stolz norddeutſch proteſtantiſcher Bildung, welche alles andere unter ſich ſieht. Hundert Jahre ſpäter hat Voß einmal den Sachſenherzog Wittekind geprieſen, daß er ſich des von Karl dem Großen über Deutſchland gebrachten heilloſen katholiſchen Pfaffenthums ritterlich erwehrt habe und iſt ſogar ſo weit gegangen, zu ſagen, Wittekinds Wodan ſey als unſichtbarer Gott höher geſtanden, als der Götze des Bonifacius und Karls des Großen. Wittekind ſey demnach ein würdiger Vorgänger der modernen proteſtantiſchen Bildung geweſen, durch welche jenes katholiſche Götzenthum aus Sachſen wieder verbannt worden ſey. Dieſe Tendenz herrſcht nun auch ſchon in Poſtels Epos. Nur daß der Proteſtantismus hier gänzlich durch Humanismus erſetzt und das ganze Gedicht von claſſiſchen Erinnerungen durchdrungen iſt.

Das Epos hebt an: Wer teutſche Geiſter hegt im innern Schrein der Bruſt, wem nur eine Ader ſchlägt nach ſächſiſchem Geblüt, derſelbige befindt des Deutſchen Hermann Geiſt im großen Wittekind. Der Held wird als ein Ideal der Mannhaftigkeit etwas tabellariſch beſchrieben. Zu den glänzenden Beſchreibungen gehört ein Pferderennen, und das Niederſchlagen eines Waldes, um Schiffe zu bauen. Nach dem Verluſt einer großen Schlacht muß Wittekind zur See flüchten, leidet Schiffbruch und wird unfern der Alhambra an den Strand geworfen, wie Odyſſeus. Auch eine ſchöne Nauſikaa iſt bald bei der Hand, denn Fatime, die Tochter des König Belis von Granada, iſt mit ihren Geſpielinnen am Strande und nimmt ihn freundlich auf. Eben ſo der König, ihr Vater, dem er (wie Aeneas der Dido Trojas Fall) die geſammte Geſchichte der Deutſchen nach römiſchen Quellen erzählt. Der Wunderpalaſt

der Alhambra enthält (gegen alle muhamedaniſche Sitte) eine Unzahl antiker Bildwerke, unter denen der gekreuzigte Amor nach Auſonius in der Beſchreibung die erſte Stelle einnimmt. — Dann folgt eine lange Epiſode. Der Dichter ruft die Liebe an und gibt eine üppige Schilderung derſelben. Die Natur wird als ein Tempel der Liebe angeſehen. Wie alle Thiere, ſogar die Pflanzen, ſich gatten, wird in langer Scenerie dargeſtellt.

Wie wetzt der brünſtge Stier mit unermüdtem Streichen
Der Hörner krumme Spitz an Klippen und an Eichen,
Es fliegt der Schwanz empor, das Auge wird verdreht,
Wann ſeiner Jo ſich ein fremder Buhle näht.
Noch größere Wunder ſind von Liebesgluth zu ſehen,
Man ſieht die Bäume ſelbſt in Liebesbanden gehen.
Was windt den Epheu auf an einem Eichenſtamm?

Ueberhaupt legt der Dichter den größten Werth auf Beſchreibungen nach der Natur oder nach Gemälden und verräth darin die Manier des Brockes. Nach dieſer bis zum Gyniſchen üppigen Einleitung führt uns der Dichter zu der Zauberinſel der Galiana, einer Urenkelin der Circe, und läßt hier einen andern ſächſiſchen Flüchtling, den Adelvig, landen und verführt werden. Wie die ſächſiſchen Helden am Ufer die ſchönen Dienerinnen Galianens überraſchen und dieſe kokett durch Dorn und Geſtrüpp entfliehen, daß möglichſt viel von ihren natürlichen Reizen entblößt wird, alles aber mit fröhlichem Bekanntwerden, Liebkoſen und Umarmen endet, das wird hier, wie in der Luiſiade des Camoens, nur in derb naiven Zügen geſchildert. Unter anderm wird der afrikaniſche Teint einer Schönen mit Beiſpielen aus den Claſſikern entſchuldigt. Adelvig ſelbſt wird auf ausgeſuchte Art von der Galiana verführt in einem völlig durchſichtigen Florkleide, aus grüner Seide und Gold wie aus Luft gewebt. Aber ſein Gefährte Diephold empfängt von einem Greiſe das berühmte Kraut Moly und löſt damit die Bezauberung, ſo daß ſie alle glücklich der gefährlichen Inſel entkommen. — Unterdeß hat Belis ein großes Heer geſammelt und Wittekind zum Feldherrn deſſelben ernannt. Das Heer wird ſehr weitläuftig beſchrieben. Wir finden auch Amazonen dabei, von der ſchönen Alcinde von Antiopien geführt. Wittekind rächt an der Spitze dieſes Heeres im Thal von Ronceval die Niederlage an der Haſe. Hier bricht dies Gedicht ab. Nur die Wehmuth Wittekinds beim Anblick eines fränkiſchen Kindes, das ihm nach der Schlacht eine ſterbende Mutter zum Schutz empfiehlt, damit deutſches Blut nicht zum Sclavendienſt herabgewürdigt werden möchte, deutet uns an, der Dichter habe eine für beide Theile ehrenvolle Ausſöhnung der beiden deutſchen Stämme in Ausſicht genommen. Dieſe kleine Epiſode auf dem Schlachtfeld iſt rührend, wie auch ſo manche andere Schilderung, wenn auch in ſchlechten Alexandrinern und oft zu grobſinnlich, doch naturwahr und poetiſch.

in allen Gebieten des Wiſſens ſah man die idealen Baulinien ins Unendliche verlängert. Europa lief, oberflächlich betrachtet, mit nach auswärts gerichteten Sinnen recht eigentlich in den Tag hinein, und bei der erſtaunlichen Entwickelung der Wiſſenſchaften und der Gewerbe drängte es ſich zwar hin und wieder ſchmerzlich auf, daß die ſchönen Künſte, daß namentlich die Poeſie, ſo ſehr hinter der Bewegung zurückblieben; aber wie von Allem, ſo wußte man ſich auch hievon befriedigende Rechenſchaft zu geben: ſtammt doch alle wahre Poeſie eben aus jener dunkeln Region der Seele, von der man ſich entſchieden abgewendet, und die Poeſie ſcheint nicht in Fülle und Pracht entbunden werden zu können, ohne daß zugleich Larven und Geſpenſter aller Art dem Abgrund entſchlüpfen.

Wie thätig aber namentlich in Deutſchland das ſpiritualiſtiſche und ſupernaturaliſtiſche Element fortwährend war und iſt, dies wurde auch unter uns von ſehr Vielen im Strudel der äußern Bewegungen nicht beachtet. Das bedeutende Phänomen der Naturphiloſophie und die Verbreitung des Pietismus in vielen Ständen ſind Erſcheinungen, die nur für den oberflächlichen Blick weit auseinanderliegen: der Aufmerkſame erkennt in den gegen die unfruchtbare Empirie und in den gegen den ſogenannten Vernunftglauben gekehrten Richtungen denſelben uralten Geiſt, der bis jetzt noch durch die äußere raſche Entwickelung niedergehalten iſt, deſſen Exploſionen aber in der Zukunft nicht ausbleiben werden. Es war übrigens wohl natürlich, daß man Bücher wie Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde für die letzten verglimmenden Funken einer auf immer erloſchenen Gluth hielt, und die Mehrzahl der Zeitgenoſſen erſchrack wie über ein Geſpenſt, als auf einmal wieder in der Literatur die Welt der Geiſter und Dämonen in den klaren Tag unſerer Sinnlichkeit hereinragte.

Es fanden ſich in der neueſten Zeit unter uns Gelehrte, Aerzte und Philoſophen, welche beſonders nach den Viſionen ſomnambuler Weiber und Kinder und aus den Thatſachen ſelbſterlebten Spuks in ihrer Art bewieſen, es ſey kein Wahn, ſondern heilige Wahrheit, wenn die Völker von jeher des Glaubens geweſen, es ſey den Seelen der Abgeſchiedenen geſtattet, unter Umſtänden mit den hinterbliebenen Ihrigen oder mit Fremden warnend, zur Buße ermahnend oder Liebesdienſte fordernd, zu verkehren. Der in den Mythen der Völker ſo weit verbreitete

Der beſte Roman des 17. Jahrhunderts iſt der berühmte, 1854 durch A. von Keller in einer kritiſchen Ausgabe neu edirte, **Abentheuerliche Simpliciſſimus**, ein Werk von **Chriſtoph von Grimmelshauſen**, eines geb. Gelenhauſers, der als straßburgiſcher Amtsſchultheiß in Renchen 1676 ſtarb. Vgl. über ihn Paſſow in den Blättern für lit. Unterhaltung 1843 Nr. 259—64. 1844 Nr. 119. 1847 Nr. 273. Kuhn in von der Hagens Germania IX. 86 f. Die erſte Ausgabe des dicken Romans iſt 1669 zu Mömpelgart gedruckt. Ihm folgten mehrfache andere und viele Fortſetzungen und Nachahmungen.

Simpler, auch Simplicius oder Simpliciſſimus von ſeiner Einfalt genannt, iſt der uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Die letztere gebar ihn auf der Flucht mitten im Walde und ſtarb, arme gemeine Bauersleute nahmen ihn zu ſich und er wuchs mit dem Vieh wie ein Vieh auf, bis im dreißigjährigen Kriege fremde Soldaten das Dorf plünderten, die Männer erſchlugen, die Weiber ſchändeten und er ſelbſt nur eben das Leben davontrug. Da führt ihn ſein guter Geiſt im Walde zu einem Einſiedler, der ihn, den er nicht kannte, der aber ſein Vater war, ein Herr Sternfels von Fuchsheim. Derſelbe hatte nach dem Tode ſeiner Geliebten, einer Schweſter des ſchwediſchen Gouverneurs von Hanau, des Herrn von Ramſay, der wilden Weltluſt entſagt und war (als frommer Katholik) Einſiedler geworden. Von ihm nun wurde der junge Wildling zu gleicher Frömmigkeit erzogen. Aber aufs neue drang die wilde Soldateska in ſeine Nähe. Er wurde aus ſeiner Einſamkeit herausgeriſſen und ſchwamm nun auf den Wogen des Kriegs. Anfangs kam er gefangen nach Hanau, wo der Gouverneur, ſein Großvater, ohne ihn zu kennen, von einer natürlichen Regung der Zärtlichkeit ergriffen, ihn zu ſeinem Pagen machte. Bald aber riß ihn der Troubel der Zeit wieder mit fort. Er geräth unter die verwilderſten Croaten. Da beginnt auch ſeine Bekanntſchaft mit der Wunderwelt. Er ſieht einmal den Hexen zu, wie ſie zum Sabbath fahren, fährt mit, vernichtet aber den ganzen Höllenſpuck durch den Namen Jeſu. Obgleich nun von angebornem Adel des Leibes und der Seele, muß er immer tiefer in den Schlamm der Welt ſinken und den Croaten als Narr in voller Narrenkleidung dienen, alle Laſter des Lagers kennen lernen, Spielen, Sauſen, Huren, Rauben und eine entſetzliche Geſinnungsloſigkeit, da Jeder eben nur der Fortuna nachzieht und Fahne und Eidſchwüre wie Kleider wechſelt. Der Glaube an Gott iſt in dieſem angeblichen Religionskriege ganz abhanden gekommen. Man glaubt nur noch an die Sterne. Aſtrologie und Goldmacherei ſind an die Stelle der Theologie getreten. Wie ſich der Soldat das Paradies denkt, wird geiſtvoll als Wiederkehr der alten

heidniſchen Walhalla ausgemalt. Die Soldaten hauſen nämlich in einem Frauenkloſter, welches Paradies heißt und laſſen ſich hier beim ſchwelgeriſchen Schmauſe von den Nonnen wie von Engeln (Walkyrien) bedienen.

Endlich iſt Simplex herangereift genug, um ſelber Soldat werden zu können und das Erſte, was ihm in dieſem Stande auffällt, iſt, daß die kriegeriſchen Deutſchen, die in dieſem Kriege einander in fremder Herren Namen zerfleiſchen, nicht lieber wie Ein Mann zuſammenſtehn! Die Soldaten unterhalten ſich von einem „teutſchen Helden", der da kommen werde, um dem kläglichen Religionsſtreit ein Ende zu machen, einen allgemeinen Frieden zu gebieten und Deutſchland zu einem „Schlaraffenlande" zu machen. Denn ſo viele Kräfte ſchlummern im deutſchen Volke, daß man ſie nur zu vereinigen brauche, um uns wieder zum erſten Volk der Welt zu machen. Aber mit dieſem ſchönen Traum tritt die Wirklichkeit in grellen Contraſt. Deutſchland wird von ſeinen eigenen Kindern zerfleiſcht, verbrannt, verödet, und Simplex — macht mit, raubt, wird reich und hält ſich ſechs Maitreſſen zumal. Als er aber die Tochter eines höhern Officiers verführt, wird er gezwungen, ſie zu heirathen. Er wendet ſich aber wieder der Weltluſt zu und macht in Frankreich als beau Allman großes Glück bei den Damen. Nach Deutſchland zurückgekehrt findet er an Olivier einen tapfern, aber wüſten und verbrecheriſchen Geſellen, der an ſeiner Seite im Kampfe fällt und dem er ſeine reiche Beute abnimmt. Da erkennt er in einem elenden Bettler einen früheren Kameraden, den „Herzbruder" wieder und pflegt ihn bis an ſeinen Tod ehrlich. Jetzt erſt findet er den alten Bauern wieder, der ſein erſter Pflegevater geweſen und erfährt von ihm, wer ſeine Mutter und ſein Vater geweſen. Andere Bauern erzählen ihm vom berühmten Mummelſee im nahen Schwarzwald. Da geht er hin und die Waſſergeiſter führen ihn unter den See und zeigen ihm ihr verborgnes Paradies. In einläßlichen Geſprächen erfährt er von dem Prinzen des Sees, die Waſſergeiſter (wie alle Elben) ſeyen den Menſchen zwar an Macht, aber doch nicht an Glück überlegen, weil ſie keine Seele hätten und nicht ſelig werden könnten. Darum ſey der ärmſte und elendeſte Menſch doch mehr als ſie. Dieſe Worte machen den tiefſten Eindruck auf Simplex. Er erkennt, die Welt ſey eine Delila, die den gläubigen Chriſten auf alle Art zu reizen und zu verführen trachte, und es komme nur darauf an, ſeinem lieben Gott ein treues Herz zu wahren. Das thut er, indem er feierlich von der Welt Abſchied nimmt und wie ſein Vater ein Einſiedler wird.

Der Dichter ſelbſt nennt ſeinen Roman (im Vorbericht zum zweiten Buch) „ein dunkles Scherzgedicht, das Geſchichtsweiſe etlichermaßen erzehlet und vorſtellet das Begehen des dreißigjährigen Kriegsweſens und derer im Schwang gehenden Laſtern" ꝛc. Es iſt in ſehr rauher Sprache

geſchrieben und ſtellenweiſe zu lehrhaft breit. Aber in dieſer rauhen Schale verbirgt ſich ein Kern ſo herrlicher Poeſie, daß wir ihm im ganzen Jahrhundert nichts Schöneres an die Seite zu ſetzen haben. Ein tiefer religiöſer und zwar katholiſcher Ernſt trägt das ganze Gedicht. Die uralte heidniſche Volkspoeſie ragt mächtig in daſſelbe hinein und ſchlägt alles, was aus der damaligen Mode der Renaiſſance ſich eindrängt, ſiegreich zurück. Zugleich katholiſch und durch und durch volksthümlich vermittelt dieſer Roman, wie kein anderer, die ritterliche Poeſie unſeres Mittelalters mit der ſpäteren Romantik. Er ſteht daher außerhalb und hoch erhaben über der geſammen Poeſie der Renaiſſance.

Der Roman machte ungeheures Glück und wurde nicht nur oft wieder aufgelegt, ſondern auch fortgeſetzt und nachgeahmt. An ihn reiht ſich daher eine ganze ſ. g. ſimpliciſaniſche Literatur an. Vgl. über ſie Jördens II. 428 f. und v. Keller, Simpliciſſimus am Schluß des 2. Bandes. Grimmelshauſen ſelbſt ſchrieb noch eine Menge Romane und Humoresken, von denen einige ſogar dem Simpliciſſimus ſchon vorhergingen.

Dem letztern am nächſten ſteht ſein „Springinsfeld", die Geſchichte eines Landſtörzers und Bettlers, der wie Simpler im 30jährigen Kriege alles durchmachte.

In die ſchauerlichſte Noth kam der Held in der Gegend von Bahlingen im Schwarzwald, wo er in der ganz ausgebrannten Gegend von hungrigen Wölfen verfolgt auf das Dach eines Hauſes flüchten mußte und von ihnen belagert faſt verſchmachtete, bis Hilfe kam. Unter den übrigen Figuren dieſes Romans zeichnet ſich der kurbayeriſche Oberſt Lumpus und des Springinsfeld Beiſchläferin, die Leyrerin, mit ihrem unſichtbar machenden Zeiſigneſt aus.

Fortſetzung davon iſt „das ſimplicianiſche Vogelneſt".

Nach der Leyrerin Tode bemächtigt ſich der Held dieſes kleinen Romans des Neſtes und bedient ſich deſſelben, um unſichtbar aus fremder Leute Schüſſeln zu eſſen und Krügen zu trinken, auch zu ſtehlen und allerlei Spuck zu treiben. So reitet er einmal unſichtbar das allein ſichtbare Pferd eines Andern, der es gerne haſchen möchte und nicht kann. Doch wie Simpler iſt er gutherzig und ein frommer Katholik. Als einmal ein Calviniſt die h. Jungfrau Maria läſtert, ſchlägt er ihn mit einer furchtbaren unſichtbaren Ohrfeige zu Boden. Indem er einmal ein Bauernweib die Käſe, die ſie zu Markt bringen ſoll, vorher mit

ihrem eignen Waſſer einſalzen ſieht, ſetzt er ſie gelind in einen Haufen Neſſeln hinein. Indem er zuſieht, wie Einer eine Frau verführt, hebt er ihn plötzlich aus dem Bett und wirft ihn auf den Miſt. Da er aber ſelber einmal eine Jungfrau verführt, erkennt er, daß er nicht berufen ſey, Andere zu richten, bereut dies, wirft das Neſt weg und läßt ſeine Beſtandtheile von Ameiſen verſchleppen, daß es niemand mehr mißbrauchen kann.

Hieran reiht ſich zunächſt: „Trutz-Simplex oder wunderſeltſame Lebensbeſchreibung der Erzbetrügerin und Landſtörzerin Courage.“

Schon im Simpliciſſimus iſt dieſer merkwürdigen Amazone gedacht. Als Zigeunermutter leitet ſie die Verführung des Simplex durch ein allerliebſtes Zigeunermädchen ein. Simplex iſt voll Ungeziefer, das kann er nur durch eine Salbe loswerden, aber nur, wenn er ſich nackt von der jungen Zigeunerin ſalben läßt. — Derſelben alten Courage Jugend wird nun hier erzählt. Sie iſt das uneheliche Kind eines böhmiſchen Edelmanns und heißt Libuſchka. Als 1620 die Bayern Prag einnehmen, verkleidet ſie ſich als Knabe und dient einem Rittmeiſter, ohne erkannt zu werden; ja ſie weiß ſich durch ihre Bravour nicht wenig in Anſehen zu ſetzen. Als ihr aber einmal Einer bei einer Rauferei nach den Beinkleidern greift, verräth er ihr Geſchlecht. Sie ſchlägt ihn zwar im Zorn zu Boden, muß nun aber doch dem Rittmeiſter bekennen und wird ſeine Geliebte. Weil ſie naiv geſagt hatte „er hat mir nach der Courage gegriffen“, empfängt ſie den Namen Courage und muß ihn behalten. Ihr Rittmeiſter fällt in Ungarn, ſie lebt eine Zeitlang als ehrbare Wittwe, läßt ſich aber von ihrer Wirthin zu einem ſchändlichen Leben verführen und flüchtet endlich vor der Polizei. Unterwegs wird ſie von elf Mannsfeldiſchen Reitern geſchändet, aber von einem Hauptmann gerettet und geheirathet. Als auch dieſer in der Schlacht bei Wiesloch gefallen, bleibt ſie auf eigne Hand bei dem kaiſerlichen Heere und hält ſich als Amazone ſo tapfer, daß ſie mehrere feindliche Officiere nach einander gefangen nimmt. Ein Lieutenant heirathet ſie, wird aber von ihr durchgeprügelt, als er ſich die Herrſchaft anmaßen will, und entflieht. Sie lebt wieder als ſcheinheilige Wittwe, zieht dann aber nochmals in den Krieg und hat das Unglück, von einem Major gefangen zu werden, den ſie früher gefangen gehabt hatte. Dieſer rächt ſich nun, indem er ſie entkleidet dem ſchändlichſten Muthwillen der Soldateska preis gibt. Ein däniſcher Rittmeiſter erlöst ſie und ſchickt ſie auf ſein Schloß, aber ihre Mutter ſchickt ſie nach Deutſchland zurück. Hier heirathet ſie einen Muſquetier, der aber ſtandrechtlich erſchoſſen wird, nachdem er einem Corporal nicht hatte geſtatten wollen, bei ſeiner Frau zu ſchlafen. Sie folgt dann einem Marquetender mit Altringers Heer nach Italien, wird wegen einer Untreue durch eine künſtlich erzeugte Windcholik beſtraft, kauft einen kleinen Teufel im Glaſe, be-

geht mehrere Diebſtähle, heirathet einen Hauptmann, verliert ihn wieder, lebt wieder als ſcheinheilige Wittwe, wird wegen ihrer Lüderlichkeit verbannt, heirathet wieder einen Musquetier, treibt Tabakhandel, geht endlich unter die Zigeuner und hilft ihnen herumlungern und ſtehlen.

In dieſen Kreis gehört ferner die kleine Novelle „der ſtolze Melcher", wiederabgedruckt in v. Bülows Novellenbuch III. Nr. 4.

Ein junger Bauer beſinnt ſich, ob er nicht Soldat werden ſoll. Da kommen drei Soldaten aus dem Kriege heim, darunter der ſtolze Melcher, ein Bauernſohn aus demſelben Dorf, der früher ein Schuldenmacher und ausbündig lüderlich, jetzt krank, elend und bettelarm heimkehrt. Seine Mutter ſchilt ihn aus, ſein Vater will ihn gar nicht aufnehmen, bis Junker und Pfarrer und des Sohnes jämmerliche Klage ſie zum Mitleid bewegen.

Der Soldatenſtand iſt hier mit gar zu ſchwarzen Farben gemalt, die Grundanſicht philiſterhaft. Aber die Bauernfamilie iſt höchſt wahr und lebendig bezeichnet. Man hat hier ein Vorbild der Romane des Pitzius.

Grimmelshauſen ſchrieb einen „keuſchen Joſeph", „Dietwald und Amelinde, Proximus und Lympida", Romane im gewöhnlichen Styl und die erſtern wohl früher als den Simpler ſelbſt.

Die „Seltzame Traumgeſchichte von Dir und mir", vielleicht ſchon von 1660 herrührend (vgl. v. Keller II. 1175), iſt ein humoriſtiſches Traumgeſicht mit einer echt ſimpliciſchen Beſchreibung der weiten Hoſen, in die ein Schornſteinfegerjunge bequem hineinkriechen könne, und andere Modenarrheiten, ſo wie eines Prahlers, der überall war und alles weiß und kann, der z. B. ſagt: das Franzöſiſche, Spaniſche, Italieniſche iſt ſo kinderleicht, daß es in Paris, Madrid und Florenz ſchon die kleinſten Kinder verſtehen ꝛc. — Mehr Erfindung herrſcht in einem andern Traumgeſicht Grimmelshauſens, in des „Bilgram von Hohenwandern Reiſe in den Mond". Hier kommt er in den Mond, in deſſen Bewohnern er dieſelben Laſter und Thorheiten findet, wie auf der Erde. Ergötzlich iſt der Schluß. Er wird mit einer Mondbewohnerin vertraut, aber ein Eiferſüchtiger ertappt ihn und nöthigt ihn zum Fenſter hinauszuſpringen. Da fällt er auf die Erde herab und ſanft in ſein Bett hinein, in dem er wieder erwacht.

Des Grimmelshauſens „teutſcher Michel“ iſt blos eine patriotiſche Abhandlung über die Vorzüge der deutſchen Sprache vor jeder andern, und eine Warnung vor der fremden Mode und vor den „Teutſchverderbern.“ — Weiter ſchrieb Grimmelshauſen noch „Schwarz und Weiß oder der ſatiriſche Pilgram“, Renchener Mühlenordnung, einen ewig währenden Calender, Rathsübel Plutonis, die verkehrte Welt, ein Galgenmännlein ꝛc. — Im Jahr 1665 erſchien zu Hanau „Don Iro oder Hoheit, Glückſeligkeit ꝛc. beim Bettelleben von Hätt-gern.“ — Die rationis status anatomia, 1678 iſt eine Satire auf die Statiſtiſchen, d. h. Richter und Beamte aller Art, der Anatom ſecirt die Leichen des Staats und findet im Herzen alles faul, ſchlecht, bösartig, in der Zunge nur Falſchheit, Schmeichelei, Läſterung, Lüge ꝛc., im Auge nur Verblendung, Neid, Geilheit ꝛc.

Schelmuffsky wahrhaftige curioſe und ſehr gefährliche Reiſebeſchreibung zu Waſſer und Land iſt eine Satire (vom Jahr 1696) auf die abentheuerlichen Romane jener Zeit.

Schelmuffsky iſt ein Handwerksburſch, der nie weit gekommen iſt, den Leuten aber vorlügt, er habe weite Reiſen gemacht und überall den Helden und Liebling aller Damen geſpielt. Das Ganze iſt ein rohes und gemeines Machwerk, worin aber wenige einzelne Züge von Rabelaisſchem Geiſte vorkommen. Der Styl iſt eckelhaft. Immer das dritte Wort iſt „der Tebelhohlmer“, oder „O Sappermint!“ oder „brav Kerl“. Das iſt nun allerdings der Styl eines beſoffenen und ganz gemeinen Handwerksburſchen, aber auf die Länge eines Buchs ausgedehnt wird derſelbe unerträglich. In der Reiſeſchilderung ſelbſt herrſcht erſtaunlich wenig Phantaſie. Der Held treibt ſich überall nur in Wirthshäuſern, bei Gelagen, in Raufhändeln und bei galanten Damen herum. Bald duellirt er ſich, bald empfängt er Ohrfeigen und rauft ſich. Bald iſt er Gaſt und Liebling in einem Palaſte, bald hat er im Spital die Krätze. Bei einer Hochzeit betrinkt er ſich und ſpeit der Braut, neben der er ſitzt, in den Buſen. Beim Großmogul verunreinigt er das Bette ꝛc. Aber die Einleitung der Erzählung iſt genial. Der Held ſchildert wie er geboren worden ſey, mit allen Nebenumſtänden, wie es Sterne im Triſtram Shandy nicht beſſer gethan hat, ja, wie es mir ſcheint, mit noch mehr ächtem Humor.

Der edle Finkenritter (vgl. Görres Volksbücher S. 180. Reichards Romanbibl. XVI. 64), gehört zu der burlesken Gattung, wie Markolfus, Eulenſpiegel, das Lalenbuch, und iſt gewiſſermaßen das Vorbild der berühmten Schwänke von Münchhauſen.

Es enthält nämlich die lügenhaften Abentheuer, die Herr Polycarp von

Kirrlariſſa, genannt der Finkenritter, drittehalb hundert Jahre vor ſeiner Geburt auf Fahrten durch alle Länder beſtanden. Wie Lucian in ſeinen Lügengeſchichten, ſo häuft der Verfaſſer auch hier lauter luſtigen Unſinn zuſammen, ohne beſtimmte ſatiriſche Abſicht, rein aus humoriſtiſcher Luſt. Die Späſſe kommen und verſchwinden wie die Bratwürſte, mit denen der Teufel den Weg des Ritters vorn pflaſtern und die er hinter ihm wieder aufeſſen muß. Indem der Ritter Gras mäht, haut er ſich aus Verſehen ſelber den Kopf ab, der von ihm fliegt und dem er überall nachläuft ꝛc. Er kommt in die verkehrte Welt, wo der Haſe die Hunde jagt, das Schaf die Wölfe hütet ꝛc.

Görres glaubt, das Buch ſey nicht älter als der dreißigjährige Krieg, indem ſein Ton der damaligen Soldatenprahlerei entſpreche.

Achtes Buch.

Die Herrschaft des französischen Geschmacks.

1.

Die Rococozeit.

Was zwischen der zweiten schlesischen Schule und Klopstock liegt, kann man mit dem Rocococharakter bezeichnen. Das ist der leichte, tändelnde, galante, wollüstige und seelenlose Geschmack, wie er unter Ludwig XV. in Frankreich herrschend wurde, nachdem man sich dort der heroischen Grandezza des siècle de Louis XIV. entledigt hatte. Es war der Uebergang von der Allongeperücke und vom großen spanischen Degen zu Puder und Zopf und zum kleinen dünnen Galanteriedegen, vom schweren goldenen Prunkbecher zur chinesischen Porzellanvase.

Ohne Zweifel bedurfte man der Erleichterung, der frühere Geschmack lag wie der bleierne Mantel der Verdammten in Dantes Hölle auf den Seelen. Die Deutschen waren zwar noch nicht so tief gesunken, daß sie um jeden Preis und unter allen Umständen die Affen der Franzosen hätten werden müssen. Wenn sie aber in jener Rococozeit unter der Leitung ihres damaligen Großschulmeisters Gottsched ausschließlich solche Affen wurden und nichts mehr gelten lassen wollten, als den neuesten französischen Geschmack, so entschuldigt sie einigermaßen das wirklich dringende Bedürfniß, aus den spanischen Stiefeln ihres bisherigen Geschmackes herauszukommen und freien leichten Fußes in dünnen Schuhen zu gehn.

Man versteht die damalige deutsche Literatur nicht recht, wenn man die französische nicht kennt. In Frankreich selbst ließ die Muse der Renaissance Helm, Schild und Speer und ein Stück vom Harnisch nach dem andern fallen, um zuletzt als leichtgekleidete üppige Soubrette dazustehen. Die steifen Staats- und Liebesgeschichten, die mit den Amadisromanen aus Spanien gekommen waren, und in denen noch immer eine heroische Tugendpruderie vorgewaltet hatte, machten den leichtfertigen Memoiren Platz, in denen die Lüderlichkeit des französischen Hofes sich immer naiver und ungenirter abspiegelt. Das wirkte denn auch in Deutschland fort. Schon 1670 erschien „etlicher hoher Standespersonen Liebesgeschichte durch den Vorwitzigen", darin die Liebeshändel Ludwigs XIV. (mit der Lavaliere) und der Königin Christine (mit Monaldeschi) und andere abgeschildert wurden. Aber auch die lyrische Poesie stimmte sich in Frankreich immer satiresker. Die Lebensweisheit und Lebenslust der Höflinge suchte ihre Muster in Horaz und Anakreon. Höfisch, unsittlich und feige war diese französische Lyrik doch liebenswürdig und hinter dem Satyr vermißt man fast nie die Grazien.

Die allmächtige französische Mode wirkte nun auch auf Deutschland ein, um endlich die Alexandriner und die steife Gratulationspoesie zu verdrängen und unter den Reifrock mit mehr oder weniger frivoler Lust die natürlichen Füßchen hervorzustrecken. Der Uebergang geschah aber nur sehr allmählig.

Christian Wernike trat in seinen „Ueberschriften" (Epigrammen), jedoch noch nicht in der ersten Auflage 1697, sondern erst in den späteren, zu Hamburg mit ungemeiner Selbstgefälligkeit dem Geschmack der zweiten schlesischen Schule entgegen, bezeichnete die Unnatur und den Schwulst derselben aufs treffendste und machte der schon mit Opitz aufgekommenen Koketterie mit malenden Beiwörtern und monströsen Metaphern ein Ende.*) Vergebens suchten Hunold und Postel die Ehre der gefeierten Schlesier zu retten. Wernike hatte den französischen Geschmack für sich. Aber indem er den Deutschen statt des geistlosen Wortschwalls Geist

*) Die Unnatur Lohensteins bewies er namentlich aus den frechen und zotenhaften Worten, die er dem zwölfjährigen ganz unschuldigen Ambre im Ibrahim in den Mund legt, und den metaphorischen Schwulst Hoffmannswaldaus in dessen Schilderung der Brüste „Zinnober kröste Milch auf weißen Zuckerballen."

in schlichten Worten und natürlicher Ausdrucksweise empfahl, wog er selber den Geist in so kleinen Portionen ab, daß man ihn mit dem Vergrößerungsglase suchen mußte, und dann freute er sich und drückte die Bewunderung seiner selbst in unsäglich elein Anmerkungen aus.

Für das beste seiner Epigramme erklärte er das auf Antonius und Cleopatra:

Es wählen in der Angst und in der letzten Noth
Cleopatra das Grab, Antonius den Tod.
Es liegt Verzweiflung hier ein seltsam Urtheil ab:
Der schlägt sich selbsten todt, die trägt sich selbst ins Grab.

Das soll nun geistreich seyn. Eben so ein Epigramm auf die Chloris, worin es heißt, ihre Augen seyen Aetna und Nil zugleich, wie sie flammen und wie sie weinen. Das hätte Hoffmannswaldau auch sagen können. Wernike liebt das Spitzfindige. Einen Hahnrei nennt er einen Pfalzgrafen, weil dieser das Recht hätte, uneheliche Kinder zu legitimiren. Von einem Andern, der etwas kindisch ist, sagt er: deine Kinder gleichen zwar dir nicht, aber du ihnen. Die Antithesensucht geht bei Wernike bis ins Ekelhafte. So sagt er von der Tullia:

Des Ehmanns blutig Herz in Vaters Herze steckte,
Und liegend unter dem, sie über diesen fuhr.

Und von der Portia:

Sie isset Feuer, weil er aus dem Lethe Wasser trinkt.

Und von Cimons Tochter, die ihren Vater im Gefängniß säugt:

Sie empfindt mit Zittern gleiche Lust
Indem sie dich erhält, als wie du sie gezeugt.

Auch geniert sich der galante Dichter nicht, die pöbelhaftesten Zoten vorzutragen, z. B. im Urtheil des Paris.

Den Epigrammen hat Wernike einige heitere und leichte Schäfergedichte beigefügt. Sehr versündigt hat er sich aber durch sein Pasquill „Hans Sachs", worin er diesen Dichter als Herrscher im Reiche der Dummheit den Stelpo (Postel) zu seinem Nachfolger einweihen läßt. Postel schrieb seinerseits gegen Wernike den „thörichten Pritschmeister 1704".

Benjamin Neukirch, ein Schlesier, riß sich von Hofmannswaldaus Schule los, um zu der leichtern französischen Manier überzugehen, weshalb ihn später Gottsched in besondern Schutz nahm. Neukirch beging

Begriff eines Mittelreichs, als Aufenthaltsorts der irren Seelen, erhielt im Syſtem jener Männer durch die von ihnen beobachteten Erſcheinungen unmittelbare faktiſche Beſtätigung. Das Mittelreich poſtulirte aber einerſeits einen Himmel, andererſeits eine Hölle, eine Uebernatur und eine Unnatur, ein Reich Gottes und der Seligen und ein Reich des Teufels und der Dämonen. Es fehlte nicht an Gelegenheit, auch dieſe Dogmen handgreiflich zu beſtätigen, und die Geſchichten einiger Beſeſſenen, welche man denen des Neuen Teſtaments aſſimilirte, wurden in das Gebiet der Unnatur gezogen und unter Anderm der Satz aufgeſtellt: Chriſtian Thomaſius, der edle Mann, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Art an den Zauberbaum des Hexenglaubens legte, habe theoretiſch ſehr Unrecht gehabt, wenn er „mit wenig ſagenden Gründen" die Anſicht vertheidigt: es gebe keinen Bund mit dem Teufel. Dabei wurden mit einem, in keiner Wiſſenſchaft erlaubten Cirkel im Schluß die in der heiligen Schrift erzählten Beiſpiele von dämoniſchem Unweſen als Beweiſe für die Wirklichkeit und Objektivität der neuerlichen analogen Fälle von Beſeſſenheit, und letztere wieder als ſiegreiche Beſtätigungen der Wahrheit der heiligen Schrift in Anſpruch genommen.

Unſere Zeit meinte auf der Höhe ihrer Bildung über ſolchen Schwärmerglauben weit hinaus zu ſeyn, und da ſteht er wieder, gewappnet mit ſiegreichen Thatſachen und darnach geführten theoſophiſchen Beweiſen. Man meinte es abſehen zu können, wann das nach unten dringende Licht des Volksunterrichts die Geſpenſter und Lebensträger des Satans aus ihren letzten Bollwerken, den Viehſtällen des rohen Bauern und den Polterkammern des ſtumpfen Bürgers, vertrieben haben würde: und jetzt werden wieder mit Beten und Singen, oder mit äußern, für das wache, gläſerne Gehirn unſinnigen Handlungen die Ordonnanzen von Geiſtern verſchiedenen Grades vollzogen, und Alles iſt bereit, um nach einem halben Jahrhundert wieder den erſten Hexenprozeß zu inſtruiren. Dieſer Glaube, der den vollen Aberglauben des kläglichſten, für unſer Vaterland unſeligſten Jahrhunderts, des ſiebzehnten, zurückführt, ragt ſelbſt wie ein unheimliches Geſpenſt aus jener jämmerlichen Zeit in die unſrige herein; und neben dieſem alten Schlagſchatten ſehen wir gegenwärtig in ſeltſamem Kontraſte, und zwar in denſelben Ideenkreiſen, Lichter aufflackern, welche jenen nur um ſo ſchwärzer

die fabelhafte Geſchmackloſigkeit, Fenelons proſaiſchen Telemach in einer Prachtausgabe mit Kupfern metriſch zu überſetzen.

Neukirchs poetiſche Briefe ſind dem Boileau nachgeahmt. Beſſer ſind ſeine Satiren wider die Wolluſt, Ehrſucht, den Geiz ꝛc. aber ohne poetiſchen Werth. Nur die Satiren auf die Kinderzucht und auf die Trägheit ſind auszuzeichnen, weil ſie die damalige Corruption von „Klein Paris“ ſehr anſchaulich machen. Dorilis, eine Leipziger Jungemagd in höherer Potenz, die durch Koketterie einen reichen Mann gewinnt, um nachher ſein Geld zu verthun, iſt ein ſehr gelungenes Genrebild.

Der Freiherr von Canitz († 1699) machte in ſeiner Jugend viele Reiſen und diente dem Kurfürſten von Brandenburg im Feld und als Geſandter, wobei er ſich die feinſte Bildung des damaligen Europa aneignete. Dies führte ihn denn auch dahin, den Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Schule bald abgeſchmackt zu finden, und die Weitſchweifigkeit durch Kürze, den pathetiſchen Schwulſt durch einfache Natürlichkeit zu erſetzen. Er nahm ſich deshalb den Franzoſen Boileau und deſſen noch älteres Vorbild, den Horaz zum Muſter.

Wie gewandt ſeine Sprache iſt, zeigt ein galantes Gedicht, das er 1696 für zwei junge Damen ſchrieb, die ihm an ſeinem Putz geholfen hatten.

Vergönnt mir, Schönſten, daß ich mag
Durch dieſen Brief die Hände küſſen,
Die geſtern einen ganzen Tag
Zu meinem Dienſt ſich regen müſſen,
Und daß ich meine Dankbarkeit,
Zu der ich euch verbunden lebe,
Bei dieſer frühen Morgenzeit
Gehorſamſt zu erkennen gebe.

Gut iſt ſeine Satire auf die geiſtloſen Poeten ſeiner Zeit, dagegen die berühmte Ode auf ſeine verſtorbene Gattin Doris verkünſtelt und langweilig. Ueberhaupt iſt er nicht durch ſeine Werke, nur durch die Richtung, die er andern gab, bemerkenswerth.

An Hofmannswaldau erinnert immer noch von Boſtel, deſſen „poetiſche Nebenwerke“ zu Hamburg 1708 erſchienen. Sie geben ſich für gelenkig und ſind doch noch ſehr ſteif.

Sie enthalten in gewohnter Weise geschraubte Andachten, Hochzeits-, Trauer- und Ehrengedichte, dann verliebte Gedichte.

Galante Zuccie,
Dein höfliches Geschicke
Zeucht meinen lüstern Sinn
Durch tausend angenehme Blicke
Zu etwas Süßes hin ꝛc.

In dieser steifen Affectation der Leichtigkeit bewegt sich der seichte Poet durchgängig. Das witzigste Gedicht ist das, worin er einen Floh seiner Geliebten beneidet, nach dem Lateinischen. Eingestreut sind einige plattdeutsche Gedichte, theils im Volksliedertone, theils in Alexandrinern, leider nicht blos in der Sprache, sondern auch in den Gedanken platt.

So auch Daniel Schönemann, ein Berliner Poet im Anfang des 18. Jahrhunderts, von dem Hofmannswaldau VII. 54 sagt, er halte ganze Predigten in Versen und pflastere alle Gassen Berlins mit Reimen.

Unter seinen Reimereien in den geistlosesten Alexandrinern steht ein Leiden Christi oben an, dann eine Klage über die Katholisirung der Stadt Thorn. Bei jeder Gelegenheit ließ er seinen Zorn an den Katholiken aus. Seine Predigt zur Hubertsburger Friedensfeier wurde 1762 gedruckt und ist ganz in Versen. Vgl. Hagen, Germania VI. 111 f.

Ergötzlich sind die „poetischen Rosen" der kaiserlich gekrönten Poetin, Jungfer Sidonie Hedwig Zäunemann, Erfurt 1738.

Die Poetin sieht aus dem Titelkupfer als ein lustiges junges Mädchen gar naiv heraus, aber ihre Rosen, die fast nichts als Gratulationspoesie enthalten, deuten auf ein dornenvolles Leben. Ihre Verse fließen leicht.

Aus Augustus tapfern Lenden
Kommt nun jetzt des Landes Glück.
Nach dem Leide
Folgt die Freude
Und ein heller Sonnenblick
Schaut zurück.
Auf Charlottens hohen Händen
Schlummert sanft des Landes Glück.

Sie genoß besonders am Hofe zu Weimar Almosen, wofür sie sich immer sehr liebreich bedankt. Man muthete ihr dort aber auch das Aeußerste zu, nämlich Verse für einen Becher zu machen, auf dem ein höchst unzüchtiges Jagdbild dargestellt war (S. 558), aus welcher Verlegenheit sich die sittsame Jungfrau noch gut genug herauszog. — Ein originelles Denkmal der Zeit ist

ihr „Ilmenauiſches Bergwerk“, welches ſie aus Anlaß eines fürſtlichen Beſuchs treu in der Bergmannsſprache beſang. Auch erzählt ſie einen Schwank ganz in der Manier der contes de Lafontaine, aber nach einer wirklichen Begebenheit.

Ein Geiziger läßt durch ſeine ſchöne Frau einen reichen Cavalier zu einem Rendezvous locken, in der Abſicht, ihn zu überfallen und ihm außer der Kaufſumme, die er gleich mitbringen muß, noch eine große Summe Geldes abzubringen, und verſteckt ſich unter dem Bette. Der Cavalier kommt, legt das Geld hin, zieht aber ein paar Piſtolen heraus und ſchreckt dadurch den Mann unter dem Bett ab, daß er nicht muckst, indeß der Cavalier die Frau liebkost. Nachher aber ſieht der Cavalier unter das Bette, erklärt, eine ſolche Belauſchung ſey gegen den Vertrag, nimmt ſein Geld wieder und geht fort.

Heräus, Inſpektor der k. k. Antiquitäten, gab 1721 deutſche und lateiniſche Gedichte heraus, welche ausſchließlich für Feſtivitäten Kaiſer Karls VI. und ſeines Hauſes geſchrieben wurden, Gratulationen, Condolenzen, vorzugsweiſe aber Programme für Feſtſpiele, Anordnung von Illuminationen, Ausſchmückung großer Gebäude und Räume, mit Allegorien und Inſchriften, und ſo viele allegoriſche Darſtellungen und Inſchriften für Medaillen, daß die Hälfte des Werkes der Beſchreibung eines Münzcabinets gleicht. Die deutſchen Gedichte ſind alle in ſteifen Alexandrinern geſchrieben und bewegen ſich im gravitätiſchen Menuetſchritt damaliger Höflinge. Merkwürdig iſt ſeine Anſprache an Kaiſer Karl VI. in deutſchen Hexametern, von denen er ſelbſt ſagt:

Gönne der eifrigen Pflicht dies nimmer geſehene Dichten
Von nicht geſehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.

Zu ihm gehört ein eben ſo längſt vergeſſener Dichter, Conlin, Canonicus in Augsburg, welcher in demſelben Jahr 1721 „die Thaten Karls VI.“, d. h. eine Beſchreibung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges herausgab. Das Gedicht, in wahrhaft gräßlichen Knittelverſen, iſt nur kurz, deſto länger aber der Commentar dazu in Proſa, der eine Menge für die Sittengeſchichte der Zeit höchſt ſchätzbare Einzelnheiten enthält. Auch der gleichzeitige nordiſche Krieg wird beſchrieben. Um eine Probe der Verſe zu geben, ſtehe hier, was der Dichter von Karl XII. ſagt:

Carolus, ein Kron der Helden,
Schweden Zier, ein Krieges-Blitz,
Von dem d' Welt nur Sieg wurd melden,
Wann Maaß g'habt hätt ſeine Hitz.

Conlin schrieb auch ein halb satirisches Lehrgedicht „der christliche Weltweise beweint die Thorheit von 50 Närrinnen“ (Augsburg 1710), worin alle Arten böser und unartiger Weiber aufgezählt werden, und „die glückliche Narrenkur“ 1724.

In Caspar Abels satirischen Gedichten, Quedlinburg 1714, finden sich außer Uebersetzungen aus Boileau und Horaz nur wenige eigene Sachen, darunter aber eine recht aus dem Leben kommende Schilderung der Noth, in welcher sich die armen protestantischen Pastoren gegenüber ihren weltlichen Patronen befanden, wenn sie, bei zahlreicher Familie und ärmlicher Besoldung, sich von rohen Junkern und geizigen Vorständen die niederträchtigste Behandlung mußten gefallen lassen.

L. E. von Faramond (Schütz) schrieb 1731 „das Reich der Eitelkeit und Thorheit“, eine satirische Schilderung der wirklichen Welt, angeblich aber eines fernen und wunderbaren Reichs, das er in einer Traumwelt kennen gelernt haben will, langweilig und ohne Geist.

Johann Simon Buchka schrieb 1731 zu Leipzig eine Satire „Muffel, der neue Heilige“, worin er die Frömmelei verhöhnte, die er aber später zurücknahm und durch „evangelische Bußthränen“ wieder gut zu machen suchte.

Eine sehr mittelmäßige Satire ist der Banquerotier von Marforio, von 1737, gedruckt in Frankfurt, Leipzig und Berlin. Obgleich sie offenbar vom Zorn diktirt und von einem geschrieben ist, den die Blutegel gesogen haben, so ist doch die Sprache zu rauh und grob.

Karl Sigmund von Kottwitz schrieb (Leipzig und Breslau 1739) moralische Gedichte und Uebersetzungen aus dem Französischen, ganz trivial und ohne Geist.

Die zu Berlin 1751 gedruckten deutschen Gedichte von Joh. Victor Krause enthalten außer gemeinen Hochzeits-, Condolenz- und Gratulationsgedichten viele Lobpreisungen des großen Friedrichs und seiner Siege, aber ohne Geist. Noch schwächer sind der Maria Christiana Kochin poetische Gedanken, Gießen 1747, alles nur Gelegenheitsgedichte. Auch Lindner preist in seinen deutschen Gedichten, Breslau 1743 außer dem großen Friedrich in geistlosen Versen nur sein geliebtes Hirschberger Thal.

Nur als Gottscheds Lehrer ist Pietsch, Professor in Königsberg

(† 1733) einigermaßen bemerkenswerth. Gottſched gab deſſen Gedichte ſchon 1725 mit Vorrede und eigenen poetiſchen Nachträgen heraus.

Pietſch beſang Kaiſer Karl VI., den Prinzen Eugen, den erſten und den zweiten König von Preußen und andere Gönner in ſchon viel gewandteren Alexandrinern, als die der zweiten ſchleſiſchen Schule zu ſeyn pflegten, aber ohne Geiſt. Außer magern Leichen- und Hochzeitsgedichten folgt nur noch ein längeres Lobgedicht Gottſcheds auf Peter den Großen, vorherſagend die Macht und Größe Rußlands, das beſte der ganzen Sammlung.

Johann Chriſtoph Gottſched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt in Leipzig († 1766), war eine zeitlang der verehrteſte und gefürchtetſte Literat in Deutſchland, Geſetzgeber und Tyrann des Geſchmacks, und hierin weſentlich unterſtützt durch ſeine gleichfalls ſchriftſtellernde und geiſtig ſehr regſame Gattin, Louiſe Adelgunde Victoria, geb. Kulmus.

Gottſched trat 1727 an die Spitze der Leipziger deutſchen Geſellſchaft, die ſeit 1730 ihre „eigenen Schriften und Ueberſetzungen“ herausgab. Er ſelbſt gab ſeit 1732 die „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache“, und ſeit 1754 „das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit“ heraus, kritiſche Zeitſchriften, in denen er ſeinen Geſchmack dictatoriſch geltend machte, alles lobend, was ihm zuſagte, alles verdammend, was nicht. Wahres Verdienſt erwarb er ſich als Literarhiſtoriker durch ſeinen „Nöthigen Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt“, (1757), ein Verzeichniß aller ihm bekannten älteren Faſtnachtsſpiele, Myſterien, Singſpiele, Comödien und Tragödien der Deutſchen, ein noch jetzt unſchätzbares Quellenwerk.

Die zeitweiſe Dictatur in der deutſchen Literatur erlangte er aber nur dadurch, daß er den damaligen franzöſiſchen Geſchmack, zu dem ohnehin alles hinneigte, zum Geſetz erhob und in ein Syſtem brachte. Er ſchrieb eine deutſche Dichtkunſt, Redekunſt und Sprachkunſt. Die erſtere war die wichtigſte. Auf dem Titelblatt bringt Merkur vom Olymp herab den unten verſammelten Dichtern ein Exemplar des Horaz. Im Uebrigen nimmt Gottſched alle Grundſätze des Franzoſen Batteaux an, welche ziemlich die der Poetik des Ariſtoteles ſind, d. h. Dichtkunſt iſt Nachahmung der Natur unter vorgeſchriebenen Formen. Nun iſt aber die Ausführung im vollſten Widerſpruch mit dem Princip, denn Gottſcheds Lehre iſt die

der ausgesprochensten Unnatur. Im 17. Jahrhundert wird dem deutschen Volksstamme zugemuthet, der eigenen Natur, wie der eigenen Geschichte zu entsagen, alle sprachliche und poetische Ausbildung der Vergangenheit zu vergessen, und eine ganz neue Poesie ausschließlich nach dem Muster der Franzosen anzufangen.

Um nun den französischen Geschmack in Deutschland auszubreiten, übersetzte Gottsched Bayles großes Lexicon (mit sehr schätzenswerthen gelehrten Zusätzen), eine Menge der sogenannten classischen Tragödien und Comödien von Corneille, Racine, Voltaire, Moliere, Destouches ꝛc. in der „Deutschen Schaubühne, in 6 Theilen, Leipzig 1746—50." Ferner Batteaux im Auszug, und Fontenelles Gespräche.

Auf das Theater legte Gottsched besonders großen Werth, als Mittel der Geschmacksbildung. Man kann nun nicht leugnen, daß er sich ein Verdienst erwarb, indem er eine feinere und anständigere Sitte auf der deutschen Bühne einzuführen trachtete, im Gegensatz gegen die außerordentliche Rohheit der damaligen herumziehenden Truppen, ihre Spectakelstücke und unflätigen Possen. Insoferne erscheint es gerechtfertigt, daß er in Gemeinschaft mit der berühmten Schauspielerin Rauber öffentlich zu Leipzig 1737 den alten deutschen Hanswurst verbrannte. Er sah in ihm nicht mehr den Träger echt deutschen Volkshumors, sondern nur den Topf, in den jeder Unflath hineingeworfen wurde, um wieder von der Bühne aus herauszusprudeln.

Gottscheds einziges von ihm selbst geschriebenes Trauerspiel Cato ist nur eine Bearbeitung des gleichen Stücks von Addison. Seine Gedichte sind sehr schwach und unbedeutend. Sie erschienen 1736 und vermehrt 1751.

Bisweilen ist er so naiv, anstatt wirklich etwas zu erfinden, nur die Qual zu schildern, die es ihm gemacht, nichts erfinden zu können. So Theil I. 73 beginnt er eine Ode auf das hochfürstliche Schwarzburgische Beilager 1728:

Kann, Durchlauchter, ein Gedichte
Deiner Freude dienstbar seyn:
O so stellt dies Blatt sich ein.
Hofft ein gnädig Angesichte.
Eifer, Treue, Schuld und Lust
Wollen um den Vorzug streiten.
Wem das Rühren meiner Seyten,
Wem ein Wunschlied mehr bewußt.

Kann euch denn kein Seufzer regen,
Harte Musen! Säumt ihr noch?
Haßt ihr mich, so helft mir doch
Des vermählten Paares wegen.
Hundert andern helft ihr ein,
Tausend Dichter lehrt ihr singen;
Ey so laßts auch mir gelingen,
Dieser Lust ein Lied zu weihn.

Halt! ich fühle Geist und Triebe.
Theurer Prinz! Der Musen Kraft
Schenkt mir Witz und Wissenschaft,
Blos zum Lobe deiner Liebe.
Hochbeglücktes Freudenfest!
Phöbus stimmt mir selbst die Leyer,
Da er mir zur Hochzeitfeyer,
Reim und Wunsch gerathen läßt.

Dieses Gedicht ist maßgebend für das poetische Genie Gottscheds. Gottsched besingt fast alle deutschen Fürsten seiner Zeit, schickt allen seine Bücher zu, stellt sich schweifwedelnd bei allen hohen Geburts-, Hochzeits- und Trauerfällen ein. Damals regierte in Sachsen der berüchtigte starke August, der das arme Land aufs furchtbarste aussog und die scandalöseste Lüderlichkeit zur Schau trug. Das alles hindert Gottsched nicht, ihn als den Vater des Vaterlandes anzupofaunen und ihn mit dem römischen August zu vergleichen.

Ueber die ungeheuren Erpressungen und Verschwendungen des Königs August äußert sich Gottsched:

Mein König war auch hierin groß,
Er nahm Tribut, um mehr zu geben.
Denn pflegt die Sonne gleich viel Dünste zu erheben,
Und dörrt sie oft des Tellus Schooß,
So tränkt sie bald den Grund zu desto reicherem Segen,
Durch kühlen Thau und warmen Regen.

Besonders oft besingt Gottsched das habsburgische Haus, Kaiser Karl VI., Maria Theresia, die Geburt Josephs II. ꝛc. Dabei verfehlt er nicht, ruhmredig zu berichten, wie er vor Maria Theresia in Person gekniet und ihre Hand geküßt habe, wie sie ihn gnädig habe aufstehen heißen ꝛc. Aber er nimmt eben so eifrig für Friedrich II. Partei. Am würdigsten ist seine Ode an Prinz Eugen. Ueberall dient die alte Mythologie dem poetischen Serviliemus Gottscheds als Arsenal. Die Ernennung verschiedener Ritter des goldenen Vließes in Wien veranlaßte ihn, die begnadigten Ritter als neue Argonauten zu besingen.

I. 89 heißt es, wie Diana als Mondgöttin den Schein aller Sterne verdunkelt, so die Universität Helmstädt alle andern Städte in der Welt, weil sie gewürdigt werden, daß der junge Reichsgraf von Oettingen daselbst den Doctorhut empfing.

Am widrigsten ist Gottscheds Aufklärungsprahlerei. Als Uebersetzer Bayles huldigte er der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit. Als Protestant verkündete er in einer schwärmerischen Ode am Reformationsfest, Luthers Lehre werde noch siegreich die römische Kirche und sogar den Islam überwinden, und doch vergötterte er den katholisch gewordenen August und die katholischen Habsburger, und nahm sich der vertriebenen Salzburger mit keinem Verse an.

Trotz seiner Gravität konnte nun Gottsched allgemeine Achtung nicht erlangen, weil er sie nicht verdiente. Am verächtlichsten mußte er begreiflicherweise am Hofe des Königs August selbst erscheinen, vor dem er so arg schweifwedelte. Er fand daher seinen grausamsten Feind an dem jungen Rost in Dresden, der zwar selbst ganz in der Frivolität französischer Erotik versunken war, aber Gottscheds Pedantismus haßte und „eine Epistel des Teufels an Gottsched" drucken und demselben, als er einmal eine Reise machte, auf jeder Poststation ein Exemplar davon überreichen ließ. Rost war Sekretair des damals allmächtigen sächsischen Ministers Grafen Brühl. Gottsched klagte bei diesem und der Graf ließ Kläger und Beklagten zu sich kommen und zwang den ersteren, die boshafte Epistel selber abzulesen. In dem Gedicht „das Vorspiel" spottete Rost über Gottscheds Zerfall mit der Nauberin. Von andern Verfassern erschien ein Trauerspiel, „Gottsched oder der parodirte Cato", Zürich 1765 und ein „Zorn des Herrn Professor Gottsched" 1750. — Dieselbe Frau Nauber, die er so sehr begünstigt hatte, wurde seine Todfeindin, weil er nach einiger Zeit die Schönemann'sche Truppe der ihrigen vorzog. Nun rächte sie sich aufs grausamste, indem sie 1741 in Leipzig unter seinen Augen ein Stück aufführen ließ „der allerkostbarste Schatz", worin Gottsched selbst als „Tadler" in einem Narrenkleide mit einer goldenen Sonne um den Kopf, aber mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne in der Hand (um Fehler zu suchen) dargestellt wurde. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. 51.

Gottscheds Hauptgegner aber waren Bodmer und Breitinger in Zürich,

welche die französische Schule verwarfen und sich an die Engländer hielten. Ihr besserer Geschmack, ihre größere Natürlichkeit erlangte nach und nach das Uebergewicht.

Gottscheds Frau übersetzte außerordentlich viel, im Geschmack und im Interesse ihres Mannes. Sie behauptete aber eine gewisse Selbstständigkeit in ihren Satiren.

Aus den Schriften des Corvinus, der noch in allem Schwulst Lohensteins befangen war, las sie ein cento zusammen und trug es ihm selbst in einer großen Gesellschaft zum allgemeinen Gelächter vor. — Bougeants frère docteur, eine Satire gegen die jansenistischen Blaustrümpfe, wandte sie auf die deutschen Pietisten an, „die Pietisterei im Fischbeinrock. Lustspiel, Rostock 1736." Horatii, des Schiffers, Zuruf an alle auf dem Meer der gesunden Vernunft schwimmende Wolstaner, eine Satire gegen den homiletischen Schlendrian. Der kleine Prophet von Böhmischbroda, Satire gegen Weise ꝛc.

Christoph Otto, Frh. von Schönaich, sächsischer Küraſſierlieutenant, schrieb auf Gottscheds Antrieb sein berühmtes Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland", welches Gottsched im Jahr 1753 mit vielen Kupfern gezlert herausgab. In der Vorrede rühmt Gottsched, daß der große Voltaire, dem er das Manuscript zugeschickt, dasselbe hoch gepriesen habe und läßt den Brief Voltaires abdrucken. Die Literarhistoriker pflegen darüber zu spotten, daß Voltaire seinen Brief mit den Worten unterschrieb: „Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire". Aber sie hätten es noch auffallender finden sollen, daß Gottsched für ein rein patriotisches Gedicht sich um den Beifall eines Franzosen umsah. Als ob die Lieder, welche nach Tacitus auf den Arminius in Deutschland gesungen wurden, erst in Rom die Approbation des Horaz hätten einholen sollen. Patriotismus war aber gar nicht das Motiv des Gedichts. Gottsched wollte nur dem ihm verhaßten Neuling Klopstock ein Epos entgegensetzen, das den Ruhm seines Messias verdunkeln sollte und er ahmte nur die Henriade von Voltaire nach. Schönaichs Epos steht in jeder Beziehung tief unter dem Roman Lohensteins. Lohenstein schrieb seinen Arminius als wahrer Patriot in der Zeit, in welcher die Politik Ludwigs XIV. Deutschland verwirrte, schändete, verheerte. Es war ihm Ernst mit seiner Mahnung, und wenn auch im schlechten Geschmack seiner Zeit geschrieben, ist sein Werk doch von reicher Invention.

Schönaichs Gedicht ist dagegen armselig. Nur die Anfangs- und Schlußverse athmen patriotisches Feuer, die breite Mitte ist kühl, matt, leer.

Sigmar, Fürst der Cherusker, ermahnt seinen Sohn, Deutschland zu retten vor Varus; Hermann reist zu dem mächtigen Markomannenkönig Marbod, um dessen Hilfe zu erbitten. Unterwegs kommt er zu einem gastlichen alten Barden, der ihm der Väter Lob vorsingt. Marbod nimmt den jungen Helden gastlich auf, seine Tochter Mathilde verliebt sich in ihn. Er muß von seinem Jugendaufenthalt in Rom erzählen (schwache Nachahmung der Erzählung des Aeneas von der Dido bei Virgil). Mathilde gesteht ihre heimliche Liebe ihrer Freundin Frygunde. Auf dem Kupferstich erscheinen beide gut frisirt, im Geschmack des Zeitalters Ludwigs XV., während die Deutschen halbnackt in Thierfellen auftreten und Hermann selbst halb römisch, halb im deutschen Fell auftritt. Mathilde reitet als Amazone in einem Lustreffen dem Hermann vor und thut einen ungeschickten Fall. Frygunde wird von ihrem Vater, dem Höfling Siemund, angeregt, den Hermann in ihr buhlerisches Netz zu ziehen, da es ihr aber nicht gelingt, aus Zorn von ihrem eigenen Vater erstochen. — Die allegorische Person der Zwietracht weckt den Segest, der zu Varus übergeht und Verrath spinnt. Hermann frägt die Seherin Hollda, die ihm Glück verheißt. Sigmar ruft die Cherusker in einem Walde zur Empörung wider die Römer auf und läßt den Verräther Segest festnehmen. Die Cherusker beginnen voreilig den Kampf. Hermann hält sie zurück. Sein Vater läßt ihn den Römern ewigen Haß schwören (Nachahmung des bekannten Schwures des jungen Hannibal). Varus hält Rath. Tarpejus greift voreilig an und fällt durch Hermann. Varus verbietet seinem Heer die Schwelgerei, worüber es sich empört (der einzige sinnreiche Zug des Gedichts). Segest entkommt zu den Römern, die einen nächtlichen Ueberfall vorbereiten, aber Hermann erkennt sie beim Schein eines Blitzes und sieht sich vor. Nächtlicher Kampf. Thusnelda kämpft als Amazone mit und zerschmettert im Finstern den Helm ihres Vaters Segest, von diesem wird Sigmar getödtet. Varus bringt ein großes Opfer. Der Kampf entbrennt von neuem. Varus unterliegt und stürzt sich in sein Schwert. Sein Schatten kommt in die Unterwelt, wo ihn alles flieht.

Ein zweiter Epos Schönaichs „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen“ 1757 ist eigentlich eine politische Allegorie.

Heinrich weigert den Hunnen (Ungarn) den bisherigen Tribut. Der Geist seines Vaters offenbart ihm die Zukunft nicht etwa Deutschlands, sondern des Hauses Habsburg, dem der Dichter schmeicheln will. Zulthan, König der Ungarn, wird im Traum in die Hütte versetzt und sieht darin Attila und andere Weltzerstörer (Gegenbild zum Friedensreich der Habsburger). Dann Kampf und Niederlage der Ungarn.

erſcheinen laſſen. — Der Aufmerkſame darf dieſe Meteore am Horizonte Deutſchlands nicht ignoriren, und es iſt wohl der Mühe werth, ſich zu fragen: was bedeutet es Deutſchland und der Welt, daß das lebende Geſchlecht von mannichfachen Propheten zu ſo ganz entgegengeſetzten Richtungen getrieben wird?

Uebermüthige Poeten, den Thyrſusſtab des heidniſchen Gottes in den Händen, predigen das Evangelium des Genuſſes, den Opferdienſt des Fleiſches. Sie ſprechen nur eine Thatſache aus: die Richtung der Zeit auf die ſinnlichen, ſogenannten materiellen Intereſſen. Nicht als ob irgend eine Zeit weniger in das Fleiſch verſenkt geweſen wäre und ihm weniger eifrig gehuldigt hätte als die unſrige; aber damit, daß ſich der alte fromme Glaube aus der Mehrzahl der Gemüther zurückgezogen hat, iſt der Zügel mancher Leidenſchaft zerriſſen, der Balſam für viele Wunden vertrocknet, und was einſt faſt ein nothwendiges Uebel, aber ein ſühnbares Uebel war, Sinnlichkeit und Verfolgung ſelbſtſüchtiger Zwecke, iſt wieder freier, unverantwortlicher Naturtrieb und Selbſtzweck geworden. Jene überflüſſigen Reformatoren einer Welt, die ohne ſie ihren Gang geht, ſetzen in ihrer Weltanſicht die chriſtlichen Dogmen als Superſtition voraus, und halten es kaum eines Beweiſes bedürftig, daß die alten Glaubensformen, alles Inhalts entleert, keine Zukunft mehr haben. Daneben aber bemerken wir, wie auch der wiſſenſchaftliche Rationalismus endlich frei das ausſpricht, was ihm längſt auf der Zunge geſchwebt, und ſich kritiſch bemüht, das, was im Lande Judäa vorging, als Pontius Pilatus des Kaiſers Prokurator war, auf die Proportionen eines rein menſchlich hiſtoriſchen Faktums zu reduciren.

Dieſen zwei, ihrem Weſen nach die Vergangenheit negirenden Gruppen ſtehen zwei gegenüber, welche wider Gegenwart und Zukunft proteſtiren: einmal die unerwartet, obgleich in der alten terra obedientiae wiedererſtandenen eifrigen Verfechter der Rechte und Intereſſen des römiſchen Stuhls, und dann jene Theoſophen und Nekromanten, welche dem vagen Aberglauben des Volks wiſſenſchaftliche Begründung geben und durch handgreifliche Sendlinge der Hölle und des Mittelreichs die ſeichte Verſtandesbildung der Zeit zum Myſterium und die rohe Sinnlichkeit zur Buße zurückſchrecken möchten. Auch ſie ſprechen nur eine Thatſache aus: die Zeit, nachdem ſie mit dem Geiſte früherer Jahrhunderte

Hieher gehört auch „Vitichab und Dankwart“ oder „die Allemannischen Brüder“, ein Trauerspiel in Alexandrinern von Benjamin Ephraim Krüger (Leipzig 1746), zugeeignet der Frau Gottsched.

Durch römische Arglist und durch Mißverständnisse und Uebereilung des Temperamentes werden zwei Brüder dahin gebracht, einander selber zu verderben, bis sie zu spät ihren Irrthum einsehen. Allerdings eine gute Allegorie des ewigen Bruderzwistes in Deutschland.

Der sächsische Prinzenraub, 1743 von Triller in ein Epos gebracht, erzählt in geistlosen Alexandrinern den bekannten Frevel des Ritter Kunz von Kauffungen und seine Bestrafung. Es ist nichts bemerkenswerth darin, als daß von dem treuen Köhler, welcher den Ritter im Walde niederschlug und gefangen nahm, der Dichter selbst ein Abkömmling ist. Derselbe Triller, der als Arzt und Professor erst 1782 in Wittenberg starb, ahmte später Haller und Brockes in Naturschilderungen nach.

Ein Schüler Gottscheds, Joachim Schwab, gab seit 1741 „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ heraus, woran Mylius, Rabener, Zachariä ꝛc. Theil nahmen, aber schon 1744 trennten sich die meisten jungen Talente von Gottscheds Schule und gingen zu Chr. Gärtner über, der „neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ herausgab, die zugleich in Leipzig und Bremen erschienen und nachher nur „Bremer Beiträge“ hießen. In ihnen erfolgte der vollständige Bruch der jungen Geister mit der alten Gottsched'schen Partei.

Michael Richey, ein Schulman in Hamburg, emancipirte die Hochzeits- und Gelegenheitspoesie, von der ihm die städtische Sitte noch nicht sich loszureißen erlaubte, wenigstens durch reinere und freiere Behandlung und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft von den Schlesiern und Obersachsen. Seine Gedichte sind von Schütz 1764 herausgegeben. Indeß wurde der leichtere Ton, den Canitz angeschlagen, erst seit dem Auftreten eines andern Edelmanns, von Hagedorn († 1754) an vorherrschend. Dieser leiblich und geistig reiche Herr in Hamburg, der auch über Kunst schrieb, ließ seine ersten Gedichte 1729 drucken.

Er begann mit „moralischen Gedichten“, unter denen „die Glückseligkeit“ eine Ermahnung an die Deutschen, sehr ansprecht. Er tadelt ihren allzugroßen Hang zur Gelehrsamkeit und frägt, ob sie durch ihre Studien Germanien zu

befreien, oder nur eine Stadt zu beschützen, der Unschuld Recht zu verschaffen, den Frevelmuth zu stören, die Tugend groß zu machen wüßten?

Seine Epigramme sind zum Theil nur Uebertragungen, zum Theil eigen und vortrefflich. Er sagt z. B.: Manche tadeln jetzt den Hofmannswaldau, die nicht einmal Genie genug besessen hätten, seine Fehler zu begehen.

Auch unter den Fabeln Hagedorns sind viele gute, z. B.: Der Fuchs steigt auf dem Bock aus dem Brunnen. Der magere Wolf mag doch mit dem fetten Hund wegen dessen Halsband nicht kämpfen. Eine erstarrte Schlange sticht den Bauer todt, der sie im Busen gewärmt. Der Fuchs, der den Schwanz eingebüßt, will den andern einreden, sie sollen sich den ihrigen abnehmen lassen, es sey schöner. Indem zwei Diebe sich um den Esel streiten, holt ihn der dritte. Johann der muntere Seifensieder. Coridon gibt der Elise für jeden Kuß ein Schaf, empfängt sie aber um denselben Preis zurück. Sehr artig der Ursprung des Grübchens im Kinn ꝛc.

In den Oden hat Hagedorn einiges aus Horaz übersetzt. Die erste des zweiten Buchs „an die Freude" war mit das Vorbild für Schillers berühmtes Lied.

Stoppes neue Fabeln und moralische Gedichte, Breslau 1745 sind ohne Geist.

Der kindliche Gehorsam stirbt, da hängt man sein Bild auf und daneben das Bild des Wohlergehens und des langen Lebens, der Jugend zur Warnung. Die mit Eis Heblümten Fensterscheiben schelten über den häßlichen Ofen, von dessen Gluth sie aber bald schmelzen ꝛc. Das Gewissen, vom Hofe vertrieben, läßt sich in einem Dorfe nieder und die Bauern kommen überein, es zum Nachtwächter zu machen ꝛc.

Stoppe ahmte schon Lafontaine nach und hielt zu Gottsched, daher die Reinheit seiner Verse vom alten Schwulst, eine verhältnißmäßige Leichtigkeit, aber auch ein bis zum Abreißen dünner Geist und nüchterner Verstand. Er schrieb auch Gedichte von gleicher Schwäche. Näheres bei Hoffmann, Spenden II. 177.

Sucros Versuch in Lehrgedichten und Fabeln, Halle 1747 ahmen Boileau in kalten Abhandlungen über Furcht und Hoffnung, über Stoicismus, Gemüthsruhe, über den Menschen ꝛc. und Lafontaine in etlichen Fabeln nach.

Drollinger, badischer Hofrath († 1742), dessen Gedichte erst 1743 nach seinem Tode erschienen, gehört schon der feinern Richtung von Canitz an. Das beste, was er leistete, ist seine „unschuldige Frühlingslust", worin er ein Veilchen suchendes Mädchen in allen ihren

leichten Bewegungen verfolgt. Im Uebrigen findet ſich in ſeinem pomphaft angekündigten Buche nur wenig Erträgliches, meiſt Ueberſetzungen. Einmal peitſcht er ſich, um ſingend den Geſang zu beſingen. „An die Muſik.“

Die berühmte Karſchin (Anna Louiſe geb. Dürbach), eine ſchleſiſche Waiſe, die in ihrer Jugend das Vieh hüten mußte und gegen ihren Willen nach einander mit zwei rohen ungeliebten Männern verheirathet wurde, kam endlich durch ihr poetiſches Talent in eine etwas beſſere Lage. Ihre Gedichte erſchienen unter Gleims Vermittlung 1764. Sie wimmeln von obligaten Lobhudeleien auf ihre Gönner und Wohlthäter, die leider manchen ihrer erſten Jugendlieder, die wahrſcheinlich beſſer waren, den Platz wegnehmen.

Zum Namen einer Sappho berechtigt die arme Karſchin nichts, denn ſie war ſtets eine duldende ergebene Frau, die ſich mit der Zärtlichkeit des liebenden Herzens niemals verirrte. Nur ein paar zarte Spuren des keuſch verſchloſſenen Feuers finden ſich in ihren Gedichten. Einmal in der Ode an die ihr geſchenkte goldene Feder heißt es S. 63 ſehr ſchön:

O du mir köſtliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldſand,
Und ſagte ſeufzend dabei:

Wo bleibt der liebende Jüngling?
O mir verächtlicher Staub!
Sein Herz im lächelnden Aug
Glänzt mehr, iſt theurer als du!

Dann ſagt ſie in der Ode an den Domherrn von Rochow, in welcher ſie ihre tiefſten Klagen ausſtrömt, S. 111.

Ohne Regung, die ich oft beſchreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erſtieg.

Sing ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk ich den zärtlichſten der Männer,
Den ich immer wünſchte, nie erhielt;

Keine Gattin küßte je getreuer
Als ich in der Sappho ſanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt.

Ein Freiherr von Creuz († 1770) ſchrieb außer einigen politiſchen Schriften und philoſophiſchen Verſuchen auch Oden (1750). Seneca, ein Trauerſpiel (1754). Die Gräber (1760) und Lucreziſche Gedanken, eine Rhapſodie. Im Ganzen ſchwache Sachen. Seneca matte Declamation, das Intereſſe abgelenkt auf eine erdichtete Liebe.

Bedeutender war Joh. Fr. von Croneck, deſſen „Einſamkeiten", ein Lehrgedicht, 1756 erſchienen. Er ſchrieb ſodann ein Trauerſpiel Codrus, in Alexandrinern und im Styl des Corneille, ein zweites „Olint und Sophronia", worin die Liebe durch Großmuth überwunden wird. Auch ein Luſtſpiel „der Mißtrauiſche", der ſich beſſert. Vorzüglicher als alles das ſind ſeine Oden. Er handhabt antike Versmaaße zum erſtenmal mit ſüßem Wohllaut z. B. in dem Liede an Chloris:

Schweigend ſenkt ſich der Schlaf von dem Olymp herab.
Mit balſamiſcher Kraft ſtärkt er die mude Welt.
Alles ruht — nur dein Kummer,
Allzureizende Chloris, wacht.

Leibnitz, unſer großer Philoſoph, war auch Dichter. Doch ſind ſeine wenigen Dichtungen vergeſſen geblieben und nur ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten haben ihn groß gemacht. Seine lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Gedichte ſind von Pertz 1847 mit kleinern Proſaaufſätzen verbunden, beſonders herausgegeben worden. Es ſind durchgängig Gelegenheits- und Lehrgedichte untermiſcht mit Epigrammen. Sie gehören noch theils zum feierlichen Renaiſſance-, theils ſchon zum frivolen Rococoſtyl, beſonders die franzöſiſchen Gedichte. Doch läßt ſich der große Geiſt nicht ganz verkennen.

In den politiſchen Gedichten herrſcht die reinſte Vaterlandsliebe vor, wobei man ſich nur wundern muß, daß er ſelbſt faſt immer nur lateiniſch oder franzöſiſch ſchrieb und ſich niemals Mühe gab, des deutſchen Ausdrucks Meiſter zu werden. Sein deutſcher Styl iſt wirklich kläglich und ſeines Geiſtes nicht würdig. Hier ein patriotiſches Gedicht:

Auf die Nachahmer der Franzoſen.

Wenn der Franzoſen Schaum die teutſchen Häupter ehren
Und unſre Nation das Joch zu tragen lehren

Von denen, die ihr Land auch ſelbſten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bey uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Geſetze geben ſollen,
Wenn wir die Kleider ſelbſt aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutſchen Kopf muß ſtehn ein fremder Hut,
Wenn man faſt nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen ſeyn und ſie uns äffen müſſen,
Wenn keiner wird gehört, er muß franzöſiſch wiſſen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutſche Geld, wenn man des Teutſchen lacht,
Wenn manche Höfe ſich der teutſchen Sprache ſchämen,
Franzoſen an den Tiſch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzoſen ſelbſt uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was iſt es Wunder dann, daß auf der teutſchen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt franzöſiſch werden!
Bei Herren wird der Schad am allergrößten ſeyn:
Der Bürger lernet Franzſch weit leichter als Latein.

Sehr holprig iſt ein deutſches Lied, welches Leibnitz dem Amor in den Mund legt und an die Nacht richtet. Hier, wo der kleine Liebesgott ins Spiel kommt, ſollte die Sprache Anmuth und Leichtigkeit verrathen, aber dieſe gelangen unſerm Philoſophen nicht.

Das beſte unter den deutſchen Liedern iſt offenbar ein geiſtliches:

Jeſu, deſſen Tod und Leiden
Unſre Freud und Leben iſt,
Der du abgeſchieden biſt,
Auf daß wir nicht von Dir ſcheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Deine Arme ausgeſtrecket,
Zeigen deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So dein Kreuz zu Lieb erwecket:
Wer nicht unempfindlich iſt,
Sich in Deine Arme ſchließt.

Als ſich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küſſen mich,
Da der Geiſt ſchon lezet ſich,
Noch ſich Deine Liebe zeiget.

Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

In den franzöſiſchen Gedichten iſt Leibnitz überaus galant gegen ſeine berühmte Zeitgenoſſin, das Fräulein von Scudery, die er als Inbegriff aller Muſen preiſt:

Vôtre Agathe, Sapho, montre un Parnasse uni,
C'est qu'un Parnasse entier par vous seul est rempli,
Quand cette Lyre d'or, qui vous fut présentée etc.

So weit konnte der große Leibnitz ſich verirren. Unter den franzöſiſchen Liedern fällt auch noch eins zum Lobe des Geldes auf:

Si vous avés l'argent qu'il faut,
Fussiés vous le plus grand lourdaut.
On vous fera des reverences.
Avec l'argent on obtient tout,
Et on vient aisément à bout
Des Altesses et Excellences.

Der Philoſoph der Rococozeit war nicht der geniale Leibnitz, ſondern der trockene und geiſtloſe Wolf, der Aeſthetiker aber Baumgarten, der noch lateiniſch ſchrieb. Dieſe Männer und Gottſched zeigen gleiche Dürre. Man ſieht wie im Anfang März nur Zweige, noch keine Blätter. Aber dieſe kahle Literatur verkündigte einen deſto üppigeren neuen Frühling der Poeſie. Wolf erweckte bei der ſtudirenden Jugend eine Art von Begeiſterung für das Geiſtloſe. Nicht ohne Verdienſt um correctes, klares Schreiben war er doch zugleich Fanatiker für die Trivialität. Das Gemeinſte, Selbſtverſtändlichſte mit der Anmaßung von Eleganz auszuſprechen, das kennzeichnet die Schule.

2.

Klein Paris an der Pleiße.

Gottſched hielt, bei aller Geſchmackloſigkeit, doch auf Ernſt und Würde. Auch die Lyriker ſeit Canitz ſchlugen eine edlere Richtung ein. Andere Dichter aber und zwar unter Gottſcheds Augen und unabhängig von ihm, gaben ſich ganz der frivolen Richtung der franzöſiſchen Modedichter hin. Die franzöſiſche Galanterie wurde nirgends ſo einheimiſch,

als in Leipzig, welches man daher auch das kleine Paris nannte. Die Frivolität, die am Hofe Ludwigs XV. herrschte, fand mit allen andern Modethorheiten hier schon deshalb den meisten Eingang, weil Leipzig ein großer Handelsplatz für Modeartikel aller Art war. Zachariä setzt in seinem Renommisten ausdrücklich das galante Leipzig dem roh burschikosen Jena entgegen. Die Galanterie der zweiten schlesischen Schule verlor wirklich in Leipzig etwas von ihrer Steifigkeit und Schwerfälligkeit und näherte sich der Pariser Leichtigkeit. Den Uebergang zu dem spätern Weiße bildet in dieser Beziehung der Leipziger Advokat Corvinus, der sich als Dichter Amaranthes nannte. Gervinus hat ihn weit unterschätzt und ganz oberflächlich mitgenommen. Man muß an den allerdings nur zu elenden Poeten jener Zeit doch wenigstens die Gerechtigkeit üben, jeden in seiner Eigenheit aufzufassen. Seine „Proben der Poesie" erschienen 1710, ihm schloßen sich noch „reifere Früchte" 1720 an.

Vergleicht man Corvinus mit den übrigen galanten Dichtern der Hoffmannswaldauischen Schule, so fällt die große Mannigfaltigkeit seiner galanten Scenerie auf. Er flattert von Blume zu Blume und liebt auf der nächsten Seite immer wieder eine andere. Er neckt sich und zankt beständig mit den Schönen, tändelt mit ihnen, spielt mit ihnen Würfel, Brett, Karten, sogar Billard, macht ihnen kleine Geschenke oder wenigstens witzige Verse auf ihre Bänder, Schürzen, Hauben, Ringe, Fächer, Muffe, auf ein verlorenes Band ꝛc., fährt mit ihnen Schlitten, sucht im Sommer mit ihnen Erdbeeren, läßt sich von maskirten Damen necken, belauscht sie durch das Schlüsselloch, findet sie doppelt reizend in der Gewitterfurcht, kurz er gewinnt dem wirklichen Leben tausenderlei kleine Reize ab. Wenn er weniger und kürzer gedichtet hätte, wenn er nicht immer wieder in die breite und schwülstige Manier des Hoffmannswaldau, z. B. bei einer metaphorischen Beschreibung des weiblichen Mundes (Proben I. 91), und in die Spielerei mit classischen Gottheiten, z. B. in Amors Lotterie (II. 52) gefallen wären, so würden seine erotischen Scherze gar nicht zu verachten seyn. Nach der Sitte der Zeit beschwerte er diese Liedchen der Liebe mit vielen Hochzeits-, Grab- und Gelegenheitsliedern. Die Hochzeitsgedichte sind sehr frei, viele ziemlich witzig.

Diese galante Zuchtlosigkeit culminirt in Celanders verliebten Gedichten, gedruckt Hamburg und Leipzig 1716. Der Verfasser schreibt die Vorrede aus Oldenburg.

Seine Gedichte sind die zotenreichsten, die je in deutscher Sprache gedruckt wurden und übertreffen noch Hoffmannwaldaus Sachen in unverschämter Frei-

heit der Sprache. Die Tändeleien des Corvinus liegen weit hinter ihm, er geht überall gleich auf den geilſten Sinnengenuß ein und beſchreibt denſelben in allen Stadien. Seine Sprache bleibt dabei roh und ſteif, ſeine Alexandriner ſchwellen noch von Metaphern. In der „Freudenarie der Wolluſt“ S. 411 ruft er:

Jo. io, Triumph
Ich habe obgeſiegt
Der Wolluſt ſanfter Weg
An Anmuth überwiegt
Den rauhen Tugendſteg.
Ich habe obgeſiegt.

Gelander beruft ſich in ſeiner Vorrede auf ein früheres Gedicht „der verliebte Student“. Vielleicht iſt er identiſch mit Wolterek, einem in Leipzig gebildeten Holſteiner, der 1712 „Holſteiniſche Muſen“ herausgab. In dieſen letztern findet man aber viel mehr Zurückhaltung, neben geiſtlichen Gedichten, nur zahme Satiren und Epigramme und in Oden und Madrigalen kleine verliebte Tändeleien. Die Leichtigkeit der Verſe zeigt den Uebergang von Hofmannswaldau zu Hagedorn.

Johann Chriſtian Trömer, ſchrieb unter dem Namen Jean Chretien Toucement als Deutſch-Franzos zu Dresden (ſeit 1728) allerlei „luſtige Schriften“ in gereimten Alexandrinern und in einem Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch, wie es Franzoſen zu ſprechen pflegen, die einige Zeit unter Deutſchen gelebt haben, genau der Natur abgelauſcht, doch nur mit einer kleinen vis comica. Was er dem Deutſchfranzoſen in den Mund legt, iſt äußert trivial. Am beſten iſt: Ehn luſtigk Lebenlauff und artigk avantur, die ehne Deutſch Franҫos aht in der Welt passir, in 5 Theilen, 3. Auflage, Leipzig 1731. Die frühern dürften nicht lange vorher erſchienen ſeyn.

I. Der Deutſchfranzoſe hat einen Franzoſen zum Vater, eine Deutſche zur Mutter, wächſet als unartiger Bube auf und übt Schelmenſtreiche aller Art. Unter Anderem beklebt er einmal den Abtritt mit Vogelleim, ſo daß ſein alter halbblinder Lehrer darauf ſitzen bleibt, und als er ſich gewaltſam losreißt, die Brille mitnimmt. Ein andermal wird ihm ſelbſt die Naſe in die Bibel gequetſcht und dünne gedrückt. Einſtmals erſchreckt er ein Liebespärchen, indem er ſich als Geſpenſt vermummt ꝛc. II. Er kommt nach Leipzig, ſieht einem Fiſcherſtechen zu ꝛc. Hier macht er den Hans Arſch von Rippach, d. h. indem er von ihm hört und ihn gerne ſehen möchte, führt man ihn vor den Spiegel.

III. Er kommt nach Nürnberg, wo er wieder die Merkwürdigkeiten besieht. Vor allem fällt ihm das berüchtigte, jetzt weggenommene Bild von dem verwunschenen Schusterjungen in die Augen.

Man sah da ehne Weib, die Riese Frau keweß,
Die von ehn Schuster sick laß ehn Paar Schuh anmeß.
Die arme klehne Mann sie aht ehn Ungelück
Just da sie nehm die Maaß, und sie sich woll was bück
So stolper par hazard, daß sie nit steh kann bleib
Und fall die arme Schelm in kroße Frau ihr Leib,
Sie iß reckt tief kefall, die kleene Pumper-Nuß,
Denn von die klehne Mann man sah nur Behn und Fuß,
Man sah kanß ordentlich wie sie kestrappelt aht,
Die arme klehne Narr in ihre Lager Stadt.

Indem der Deutschfranzos mit einem Juden weiterreist, erzählt er, ein Wagen mit Eiern, auf dem ein Bauernweib saß, sey vorbeigefahren. Der Jude frägt im Scherz den Bauer, ob er ihm nicht die Henne droben verkaufen wolle? nein, sagt der Bauer, aber die Eier, die sie lege. Er kommt nach Wien, fährt auf einem Kahn, fällt um und hält sich an die Füße eines Schwans. Diesen packt ein Greif und trägt ihn hoch in die Luft. Da reißt dem Schwan ein Bein aus und der Deutschfranzos fällt in einen Fischteich, wo man ihn mit dem Netze herausfischt in der Winden Land. IV. Hier sind nur Hochzeitcarmina zu hohen und bürgerlichen Vermählungen eingeschaltet; alle im gleichen Kauderwelsch. In dem einen wird viel schlechter Witz über den kinderbringenden Storch gerissen. V. Der Deutschfranzos beschreibt einen Maskenball und wie er sich dabei in eine Dame verliebt, in der er, als sie sich demaskirt, ein abscheulich häßliches altes Weib erkennt.

Daran ist in der Ausgabe von 1732 noch angefügt eine Parentation vom Pauker Mohr. Dabei wird die berühmte Sage vom Schmidt von Jüterbock erzählt.

In diesen Stücken ist nun wenigstens etwas derber Witz, so daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, die des Verfassers Ruf begründeten, vielleicht noch vor 1728, und daß die Festbeschreibungen von Potsdam und Aehnliches erst später entstanden, weil man sie von ihm, der schon bekannt war, beschrieben wußte.

Gegen die Ausländerei erschienen viele Satiren, ein eigener Alamode-Teufel (Dresden 1679). Merkwürdig ist besonders Belemnon's kur. Bauernlexikon, Freistadt 1728, worin nicht nur die richtige, sondern auch die damals übliche falsche Aussprache der Fremdwörter zu finden ist.

David Faßmann (Sprachlehrer in Leipzig † 1744) schrieb sehr

beliebte und oft nachgeahmte „Gespräche im Reiche der Todten“, in 16 Bänden, Leipzig 1718—39.

Nach dem Muster der lucianischen Gespräche. Alle mögliche historische Personen kommen hier in der Unterwelt zusammen und unterredeten sich von dem, was sie auf der Oberwelt gethan und erlebt hatten. Ohne allen Humor, nichts als Relationen und Meinungen über bekannte Begebenheiten, und höchst langweilig. Derselbe Verfasser schrieb noch eine Menge Biographien und historische Sammlungen, zum Theil gleichfalls in „Discursen“. Auch von gelehrten Narren 1729 und von reisenden Chinesen.

Zu den Todtengesprächen gehört „die oberländische Zizamia“ (ohne Ort und Jahr gedruckt).

Zizamia, ein böses Weib aus dem Oberlande, hat längst gewünscht, die Kantippe kennen zu lernen. Dieser Wunsch wird ihr nach dem Tode gewährt. Sie geräth in die Versammlung aller bösen Weiber in der Hölle, wo alle über die Welt, über die Männer, über alles und sich selbst lästern.

Der Gedanke ist gut, die Ausführung schwach.

Christoph Dietrich von Böhlau, dessen „poetische Jugendfrüchte“ Triller mit einer Vorrede herausgab, schrieb zwischen 1729—1739 Lobgedichte auf Gönner, Oden und Episteln höchst ordinären Inhalts; nur in lasciven Schilderungen zeigt er sich munter und lebendig.

Kommt eine Feldschalmei
Dem holden Zwitschern bei,
Wann nach des Weibchens Flucht
Der Hahn sie liebreich sucht?
Wie lockt und flieget er
In Lüften hin und her.
Kein Baum, kein grüner Ast
Vergönnt ihm Ruh und Rast
Bis er sein Weibchen hat,
Dann liebt er sich kaum satt.

Von dem damaligen Sittenzustand in Sachsen gibt er keinen guten Begriff:

In dem erborgten Gold sich in der Kirche blähn
Des Tags zum nassen Schmauß, des Nachts nach Burgau gehn,
Im Lhombre und Piket die schönsten Griff zu wissen,
Die Jungfer und die Magd in einem Bett zu küssen,
Macht keinen Cavalier, das Saufen keinen Held ꝛc.

gebrochen, sucht wieder eine Idee als spiritus rector ihrer Entwickelung, einen Glauben, der sie als Kompaß hineinführe in die See, die grenzenlos vor ihr liegt, bis seine Kraft in einer Spätzeit wieder zum Spott der Klugen wird; einen Dämon, der eine Strecke weit wieder als Schutzgeist leite, bis er zu Falle kommt und sich als Versucher und Verderber geberdet; denn es ist einmal das Loos der Menschheit, daß sie den Geist mit Schmerzen sucht, mit Lust besitzt und unter Zuckungen wieder austreibt.

Wer in dieser Beziehung unserer Zeit das Horoskop stellen könnte, wäre ein größerer Seher als alle jene Propheten. Wir begnügen uns, jene sonderbaren Anfechtungen des Menschen, die Visionen und Gespenstererscheinungen, welche in der ganzen Geschichte Youngs Wort rechtfertigen: „wie viel Furcht ohne Uebel, wie viel Ungemach ohne Unglück!“ als physiologisches Moment summarisch zu betrachten. Wir müssen dabei freilich die Bekanntschaft mit den Haupterscheinungen des thierischen Magnetismus voraussetzen, weil es dem Zweck dieser Zeitschrift ganz zuwider wäre, dieselbe erst didaktisch zu entwickeln.

Der Mensch sieht sich auf diesem Planeten an die Spitze der Thierwelt gestellt, und das durchgreifende Schema des thierischen Baues wiederholt sich auch in seinem Körper, nur eigenthümlich modifizirt und veredelt. Er fühlt wohl, was ihn mit dem höheren Thiere psychisch verknüpft und von demselben scheidet; aber er hat keinen Maßstab dafür. Er weiß nicht bestimmt zu sagen, ob der ihm inwohnende Geist, ob das, was er seine Vernunft nennt, nur eine Potenzirung der Thierseele, oder ein ganz eigenthümlicher Ausfluß des göttlichen Geistes ist; aber alle Aeußerungen seines Geistes erheben ihn so weit über seine Mitgeschöpfe, daß ihn der Dünkel schon oft zur Meinung verführt hat, alles Erschaffene sey um seinetwillen da, daß ihn aber die ruhige Ueberlegung wenigstens zu der Ueberzeugung führt, er sey ein ganz eigenthümliches Naturwesen, und sein Geschlecht bilde ein besonderes, geschlossenes Naturreich in dieser Sichtbarkeit. — Franklin definirt den Menschen als das Maschinen bauende Thier; Brillat Savarin nennt ihn das kochende Thier; wir könnten ihn in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand als das Geschöpf bezeichnen, das den Tod fürchtet, das sich über sein irdisches Loos Sorge macht, und unter Bangen und Sehnsucht an ein außerirdisches Daseyn glaubt.

Christian Friedrich Henrici, Steuereinnehmer in Leipzig, schrieb unter dem Namen Picander. Seine zahllosen Gelegenheitsgedichte wurden seit 1727 viermal aufgelegt, weil sie eine Art von Familienchronik Leipzigs und des Sachsenlandes überhaupt enthielten, denn es sind nichts als Gelegenheitsgedichte auf Geburt, Hochzeit, Beförderung und Tod hoher Gönner, und unzähliger Personen, für die Henrici die übliche carmina um Geld geschrieben hat.

Die Ausgabe von 1748 zeigt auf dem Titelkupfer eine Muse mit Lorbeern bekränzt und die Lyra in der Hand, aber in einer Schnürbrust, am Tisch sitzen; neben ihr steht ein etwas frisirter Satyr. Das erste Gedicht lobposaunt dem starken August, König von Polen.

Mein König, Fürst und Herr, hier steht zu deinen Füßen
Die Angst der Dürftigkeit dich um Erbarmung an ꝛc.

Unverholen gesteht der Dichter, daß der Hunger seine Muse, der leere Magen der Resonnanzboden seines Saitenspiels sey. In den Gelegenheitsgedichten an hohe Personen kehrt die bettelnde Demuth immer wieder. So heißt es I. 193 in einem Hochzeitscarmen auf ein hohreichsgräfliches Paar:

Erhabne theure Zwei, vergönnet diesen Zeilen,
Die furchtsam und gebückt zu euren Füßen eilen.
Nur einen solchen Blick ꝛc.

Zuweilen quält sich der arme Poet entsetzlich ab, um sich zu begeistern. I. 89 soll er die Geburt eines jungen Grafen Flemming besingen und besteht einen schauerlichen Zank mit der Muse, bis er sie zwingt, seinem Interesse zu dienen. Indessen konnte H. auch ganz leichte und sogar sehr frivole Verse machen. Unter seinen Hochzeitspäßen findet man II. 483 die Erzählung von dem blöden Jüngling, der nie ein Frauenzimmer gesehen hatte, und dem man, als er die erste sah, weis machte, es sey eine Gans. 495 eine Sportelntaxe der Liebe. 504 Amor als Apotheker gibt den kranken Weibern Mittel für alle Schäden. 515 ein Büchercatalog mit äquivoken Titeln. 532. Die Kunst zu küssen. 562 das l'Hombrespiel der Liebe. II. 598 die Frau, als der nöthigste Hausrath angesehen. 687 Lob einer kurzen und dicken Braut. 708 im Gegentheil einer magern. 767 Fabel von den Amazonen, die alle ihre Männer umbringen, bald aber ein solches Bedürfniß nach Männern spüren, daß sie in den Nachbarstaat schicken, man solle sie doch um Gotteswillen wieder mit Männern versehen. Nun schickt man ihnen nur die Männer aus dem Spital, und so elend sie immer sind, werden sie doch mit tausend Freuden und Liebkosungen aufgenommen. 774 ein Storch, der Kinder bringt. 777 Extract aus den verliebten Acten bei einer Juristenhochzeit. 793 eine Vergleichung

der Liebe mit der Jagd. 876 Taſchenkalender der Frauenzimmer, mit kurioſen Bildern für jeden Monat. Dabei unter andern: Januar: Cupido hat ein Frauenzimmer am Bratſpieß ſtecken; Februar: Verſammlung der Hahnreihe; Juni: eine Wittwe mit einer Scheibe und einem geſattelten Pferde (Sinnbilder ihrer Wünſche); Auguſt: ein Frauenzimmer im Hemde fängt Flöhe, die ein Satyr mit dem Hammer auf einem Amboß zerknickt; October: drei Jungfern ſchlagen ſich um ein Paar Junggeſellenhoſen; November: eine Jungfer kniet vor dem Bett und betet zum h. Andreas; December: ein Vogelfänger fängt Jungfern im Netze. 1005 eine höchſt zornige Venus, welche die Aerzte fortjagt, weil ſie das wahre Heilmittel bei ihr nicht verſtehen. S. 1014 Vergleichung der Braut und ihrer Reize mit einem Bergwerk, Zollmandat der Liebe, Vergleichung zwiſchen einer Rent- und Brautkammer, Kometenbetrachtungen in der Hochzeitnacht, poſtamtliches Referat über in der Hochzeitnacht verlorene Sachen ꝛc.

Bis zu welchen Spielereien der Witz der Noth den Poeten trieb, erhellt aus S. 908.

Das Bett in einer Jungfer ſchlief.
Die ſtach den Flöhen große Flecke,
Und als das Fleiſch zur Katze lief,
So hing der Schornſtein in dem Specke.
Der Haber frißt die Gänſe gern
Und als die Magd anfing zu ſchreyen,
So griff der Prügel nach dem Herrn
Und ſchlug den Tod faſt zum Lakaien.

Indeß fühlte der arme Dichter wohl die Schmach dieſes handwerksmäßigen Verſemachens, denn er ſingt einmal:

Und macht es auch die Welt
Zu arg mit mir,
So ſey, mein treuer Gott, auch mein Panier,
Mein Schutz, der mich erhält,
Wenn meine Seele in Schwachheit fällt.

Henrici hat auch Schauſpiele geſchrieben, in denen er in einem viel vortheilhafteren Lichte erſcheint. Hier hält er nämlich Leipzig, dem kleinen Paris, den Spiegel vor und ſchildert deſſen damalige Lüderlichkeit in ausgezeichneten Sittengemälden. Picanders deutſche Schauſpiele, 1726 enthalten erſtens den „academiſchen Schlendrian".

Galanthomme, ein ausgelernter Student und Taugenichts, borgt bei ſeinem eigenen Bedienten Harlekin den letzten Gulden; dieſer beklagt ſich wie Leporello im Don Juan. G. braucht immer Geld, weil er anſtatt zu ſtudiren,

der Wollust nachgeht. Er lebt hauptsächlich von reichen listigen Kaufmannsfrauen. Eine derselben, Frau Vielgeld, hat eine vertraute Freundin, Caroline, die ihre ganze Zeit zwischen Kaffeetrinken, Putzen, Spiel mit einem Schooßhündchen, Liebelei mit Studenten und Klatschereien zubringt, ferner ein Kammerkätzchen, die in allen Listen abgefeimt ist und es mit dem Hofmeister der arg vernachlässigten Kinder hält, ein Muster von Leipziger Jungemagd. Als der alte Herr Vielgeld die Untreue seiner Frau merkt, muß diese vorsichtiger seyn. Unter anderem ladet sie einmal Gentilhomme auf's Land „zu Gevatter" und feiert unter diesem Aushängeschild ihre Orgien. Als der Mann auch das entdeckt und dem Gentilhomme nachstellen läßt, will die Frau noch einmal bei Nacht von dem letztern Abschied nehmen und ihm ein reiches Geschenk machen, während zugleich die Zofe ihrem Hofmeister eine Flasche köstlichen Wein bringen will. Im Dunkeln aber empfängt der Hofmeister die Dame und Harlekin die Zofe. Gentilhomme geht leer aus, sticht aber aus Zorn den Hofmeister nieder und muß sich flüchten. Frau Vielgeld will sich nicht von ihm trennen, rafft an Juwelen und Geld zusammen, was sie fortbringen kann und flieht mit ihm; er aber, nachdem er ihr alles abgenommen, läßt sie sitzen. Caroline wird ebenfalls sitzen gelassen. Eine Damenunterhaltung in der Wochenstube gehört zu den Würzen dieses ganz aus dem Leben gegriffenen Stückes.

Das zweite Stück „die Weiberprobe" ist eine Posse.

Zwei verheirathete Frauen werden ihren Männern untreu und sitzen eben traulich auf dem Sopha, einen Liebhaber zwischen sich, als ein verschlagener Diener, der unter dem Sopha versteckt ist, sie alle mit den Kleidern zusammennäht, plötzlich pfeift und die Ehemänner mit den Prügeln hereinstürzen und dreinschlagen.

Im dritten Stück „der Säufer" ist der Held wieder ein Leipziger Student, dem die Venus Geld verschaffen muß, damit er dem Bachus dienen könne.

Polyzythus versetzt den Liebesbrief, den ihm eine schöne und edle Jungfrau geschrieben hat, weil ihr daran gelegen seyn muß, daß ein solcher Brief von ihr nicht veröffentlicht werde, der Borger also Gewißheit hat, daß *sie* ihn bezahlen werde. Diese Niederträchtigkeit klärt die Jungfrau erst über den wahren Charakter ihres Liebhabers auf.

Ganz im Geist des Henrici schrieb auch ein pseudonymer Musophilus, dessen vergnügter poetischer Zeitvertreib zu Dresden und Leipzig 1717 erschien. Alles Gelegenheitsgedichte, galante Gedichte, Epigramme. Am meisten wetteifert er mit Henrici in der Gattung des s. g. Quodlibet,

die damals in Leipzig Mode gewesen zu seyn scheint. Der Dichter phantasirt in irrsinniger Willkühr alles durcheinander, wenn es sich nur reimt, und je heterogener die Dinge sind, die er mit einander verbindet, desto besser. In dieser Gattung war die versteckte oder auch offene Zote besonders beliebt.

Johann Ulrich von König, ein geb. Eßlinger, wurde Hofpoet am kleinen sächsischen Hofe zu Weißenfels, setzte sich aber auch mit andern Höfen in Verbindung und schrieb Schauspiele zu Festspielen und Texte zu Cantaten und Oratorien, ohne irgend eine Originalität. Die heroische Gravität des poetischen Hof- und Ceremonialstyls lernte er den Franzosen ab. Sein „August im Lager" (ein unvollendetes Epos von 1731) entspricht vollkommen dem Louis XIV. inmitten seiner Helden, Maitressen und Schranzen. Von gleicher Art ist sein „Großmuth Karls V" aufgeführt beim Krönungsfest Kaiser Karls VI. und sein Heraklius, den er dem vielschreibenden Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Karls VI. Schwiegervater zueignete. Für Augusts berühmte Maitresse, Aurora von Königsmark, schrieb er eine „heimliche Liebe der Diana" (zu Endymion). Uebrigens huldigte er auch dem Hamburger Brockes als Naturmaler und ließ sich selber zur gemeinen Natur herab, indem er in einer 1718 gedichteten Oper „Heinrich der Vogler" den Spaßmacher ein Lob auf Braunschweiger Wurst und Mumme in plattdeutscher Sprache singen ließ, ein noch heute beliebtes Lied. Vgl. Koberstein, Grundriß II. 76.

Dem Leipziger Kreise gehört auch der sächsische Sekretair Gottfried Benjamin Hancke an, der 1735 zu Dresden und Leipzig vier Bände Gedichte herausgab, gewöhnliche geistliche und weltliche Gelegenheitsgedichte, dazu viele Uebersetzungen aus den damaligen französischen Modedichtern und einige Satiren, in denen das „kleine Paris" mit seinen verbuhlten Weibern, spitzbübischen Jungemägden, geldgierigen Roués ꝛc. Das Bild eines alten reichen Weibes, die ein Jüngling um des Geldes willen annimmt (II. 1.), ist juvenalisch. In einem größeren Gedicht stellt Hancke den alten Deutschen des Tacitus dieses moderne Leipziger Geschlecht strafend gegenüber. Aber er selbst erhob sich nicht über das Gewöhnliche.

Sein bester Freund war der Neukirch, dessen Satiren an Hanckes Gedichte angebunden und ganz in gleichem Sinne gegen die Corruption der damaligen gebildeten Stände gerichtet sind, obgleich derselbe

Neukirch noch die große Sammlung „Hofmannswaldaus und anderer Deutscher Gedichte“ 1695 herausgab, die von Obscönitäten wimmelt.

Hudemann in Hamburg schloß sich eng an die Leipziger und Dresdener an, übersetzt viel aus dem Französischen und Italienischen, schrieb ein Lob aller Künste, wie sie damals in Dresden geübt wurden, wobei er auch den sächsischen Hofprediger König anposaunte, legte in seine deutsche Oper Constantin der Große italienische Arien ein, ahmte aber später dem Klopstock nach. — Ein anderer Hamburger, Lambrecht, schrieb 1741 ein comisches Gedicht „die Tänzerin“, der er noch eine „Nachtigall“ nachfolgen ließ. Der dritte, Dreyer schrieb 1763 „schöne Spielwerke bei Wein, Punsch ꝛc.“, die der städtische Rath so unanständig fand, daß er sie öffentlich verbrennen ließ, und focht später mit für Gottsched gegen die Schweizer, die er in schlechten Satiren verhöhnte.

Joh. Christoph Rost, Sekretair des berüchtigten Minister Grafen Brühl in Dresden gab 1742 in Berlin seine sehr lasciven „Schäfererzählungen“ und 1743 die Schäferschauspiele heraus, wozu noch 1763 „die schöne Nacht“ kam, die ohne sein Wissen in einer Prachtausgabe mit Kupfern erschien. Sämmtliche Gedichte erschienen wieder 1768. Sie zeichnen sich durch ungemeine Leichtigkeit und Anmuth der Sprache in den erzählenden Jamben aus, die später Wieland und Thümmel adoptirten, so wie durch die Art, mit welcher Gegenstände der feinsten Sinnlichkeit behandelt werden. Die Grazien der Wollust, der Kampf des Scham mit dem Triebe, die angeborne Schlauheit des Geschlechts, die feine Koketterie und Schelmerei in den Schäferscenen, wie wir sie bei Rost finden, sind von einigen nur erreicht, nie wieder übertroffen worden.

Die kleinern lyrischen Gedichte von dem nachher noch als Dramatiker zu besprechenden C. F. Weiße, 3 Bände, Leipzig 1772 gehören zu den besten Nachahmungen der französischen Galanterie und Plaisanterie im schäferlichen Rococostyl der Zeit Ludwigs XV. Weiße hat desfalls unter unsern Lyrikern eben so den Vorrang, wie Wieland unter den Epikern. Weiße ist nur deßwegen unterschätzt geblieben und vergessen worden, weil er gar zu unbedeutende und frivole Schäferscenen, gleichsam nur lyrische Dosenstücke ausmalte, von denen sich die Nation wie billig bald wieder abwandte. Allein er schrieb so angenehm, daß man bedauern muß, ihn

des Vergeſſenwerdens für werth zu erklären. — Die lyriſchen Gedichte Weißes enthalten einige Ueberſetzungen aus Tyrtäus, Horaz, und den Engländern, Kinderlieder, in denen zu viel Reflexion vorwaltet, Amazonenlieder, in denen eine Schöne ganz ernſthaft und empfindſam ihren im Felde kämpfenden und fallenden Geliebten beklagt, vornehmlich aber und der größten Zahl nach ſcherzhafte Lieder, in denen Leipziger Bonvivants und Griſetten unter Schäfernamen Scenen aus einem ſehr freien Umgang aufführen. Beſonders wohlgefällig ſchildert der Dichter die Schwächen der Frauenzimmer: bei ihm ſind alle verliebt, geben alle ſich hin, ſuchen die Männer auf und verkehren die natürliche Zurückhaltung und Scham in ihr Gegentheil. Das alles geſchieht nicht ohne die Färbung einer reizenden Natürlichkeit, bezeugt aber, wie ſehr die durch claſſiſche und franzöſiſche Beiſpiele aufgeregte Sinnlichkeit der gebildeten Claſſen die alte nationale Keuſchheit und ſittliche Kraft damals ſchon, lange vor Kotzebue, erſchlafft hatte. Hier einige Proben:

Nerine wirft dem Damus vor, daß er wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliege. Damus wirft ihr vor, daß ſie wie eine Blume einen Schmetterling nach dem andern auf ſich dulde. — Der Dichter ſagt einer alten Kokette, ſie gefalle ihm, meint aber, ſie werde wohl Spaß verſtehen. Dann erblickt er die loſe verſteckte Doris und frägt ſie. Du wirſt doch Spaß verſtehen? meint ſie. Aber er läßt ſich nicht irre machen und meint, das ſey eben der Spaß. — Er küßt eine Blondine in Geſellſchaft. Geh doch, ſagt ſie und ſchämt ſich. Er kommt des Abends zu ihr. Warte doch, ruft ſie, der Nachbar guckt heraus, und ſchämt ſich wieder. — bis ſie die Vorhänge zugezogen hat. — Phyllis rühmt ſich, den Damon viel mehr zu lieben, als er ſie. Fordere mehr, ſagt ſie, dann ſehe zu, wer ſtärker liebt, ich oder du! — Bedrängt von Hylas ruft Roſilis ihre Mutter zu Hülfe, aber als dieſe kommt, ſagt ſie ſanft: geh nur wieder, es iſt ſchon geſchehen. — Die kleine Blondine, noch unreif, wird vom Dichter doch ſchon aufgefordert, das Lieben zu lernen. — Chloe ſieht den Morpheus an, ihrer Mutter Augenlider feſt „zuzudrücken, derweil ſie ihren Thyrſis liebkoſt. — Am beſten iſt „der Türke". Mar der Ehemann hört, wie viel Weiber ein jeder Türke nehmen dürfe, und wünſchte ſich, auch einer zu ſeyn, aber ſeine Frau lächelt: du würdeſt ein feiner Türke ſeyn.

Viel berühmter noch als Weiße wurde ſein Freund Chriſtian Fürchtegott **Gellert**, Profeſſor in Leipzig († 1769). Dieſer fing wie Weiße mit ſcherzhaften Dichtungen und Schauſpielen an, endete aber mit Kirchenliedern und moraliſchen Schriften. Seine zuerſt 1746 erſchienenen „Fabeln

und Erzählungen“ in Jamben geſchrieben, haben Hagedorns und Weißes liebenswürdige Leichtigkeit der Form, übertreffen ſie aber weit an Geiſt und Stoff. Sie ſind zum Theil aus ältern und fremden Quellen entlehnt, doch die meiſten originell und in hohem Grade gefällig durch eine gewiſſe naive Schalkhaftigkeit. In der Anſpruchsloſigkeit iſt Gellert einzig, zur wahren Beſchämung der Klopſtockiſchen Pausbackigkeit. Gellerts Manier iſt in ihrer Einfachheit die feinſte und vornehmſte; ſelbſt Leſſing kam ihm darin nicht ganz gleich, da Leſſing als Sophiſt Unwichtiges wichtig zu behandeln liebte. Mit Recht wurden Gellerts Fabeln das Lieblingsbuch der Zeit und werden heute noch gern geleſen. Die Hauptſachen darin ſind weniger die Fabeln, als die komiſchen Erzählungen.

Die geiſtvolle Geſchichte vom Hute, vom Greiſe, das Bad der Hinkenden, das Geſpenſt, der Selbſtmord, vom Blinden und Lahmen, Hannchen, das Unglück der Weiber, Hans kommt durch ſeine Dummheit fort, die beiden Nachtwächter, die Lügenbrücke, die Mißgeburt, Eulenſpiegel, der Freigeiſt, die ſchlauen Mädchen, das Hoſpital, am Galgen, das 14jährige Mädchen, die Bauern und der Amtmann, der Schatz, Hans Nord. Hierin liegt ein Schatz von Lebensweisheit und Kenntniß der menſchlichen Schwächen und Thorheiten, die mit unnachahmlichem Humor behandelt werden.

Gellerts Schäfer- und Luſtſpiele ſind viel unbedeutender. Es handelt ſich darin um Eiferſucht und Verſöhnung, um den beſtraften Eigennutz eines Liebhabers, der von zwei Bräuten keine bekommt, um ein Lotterieloos, welches ein armes Mädchen gewinnt ꝛc. Geiſtvoller ſind nur das 2te und 6te.

2. Das Orakel, eine Operette in gereimten Jamben. Alcindor liebt Lucinden. Seine Mutter, eine Zauberin, befiehlt ihm Kraft eines Orakelſpruchs, ſich taub und ſtumm zu ſtellen; da er ſchön iſt, wird Lucinde auf's äußerſte in ihn verliebt und je mehr, je mehr er einer Statue gleicht, bis ſie die Zauberin inſtändig bittet, ihm Sprache zu geben. Die Zauberin heißt ſie ihn ſelbſt in der Sprache unterrichten und Alcindor ſpricht und ſingt ihr nach, bis er aus der Rolle fällt und ſie durch das Geſtändniß beglückt, er habe Sprache und Verſtand, wie irgend Jemand.

6. Die kranke Frau, ein Nachſpiel in Proſa. Frau Stephan iſt todtkrank, wird aber plötzlich geſund, als ſie eine moderne Andrienne, um die ſie eine Freundin beneidet hat, zum Geſchenk erhält und damit Staat machen kann.

Von Gellerts Roman später. Er schrieb auch beliebte Kirchenlieder, z. B. „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", das Abendlied: „Herr, der du mir das Leben", in Krankheit: „Ich hab in guten Stunden". — Die „moralischen Gedichte" Gellerts sind gar zu prosaisch, z. B. der Menschenfreund, Reichthum und Ehre (die geringer als die Tugend zu schätzen seyen), der Christ (Werth der religiösen Gesinnung), die Freundschaft ꝛc. Sehr beliebt waren Gellerts „moralische Vorlesungen". Alle seine Schriften, so wie auch seine Briefe erschienen gesammelt in 10 Bänden, Berlin und Stettin 1772.

Der frivolen sächsischen Schule gehört auch noch Petermann an, welcher 1754 und 1756 Fabeln und Erzählungen in Coburg herausgab, seichte Nachahmungen Gellerts, ganz ohne Geist, denen er aber einen Hautgout zu geben wußte durch einige sehr starke Zoten. — Anständiger schrieb Blohm (vermischte Gedichte, Altona 1756), meist zärtliche Oden und kleine Erzählungen in Gellerts Ton, aber ohne seinen Geist. Eben so Röder in den anonym zu Frankfurt 1766 erschienenen „anmuthigen und sittlichen Schriften", welche Fabeln und kleine Erzählungen enthalten. Höher gehört auch Gottlob Wilhelm Burmann, ein Schlesier, welcher 1773 Fabeln und zu verschiedenen Zeiten noch lyrische Gedichte herausgab, unter andern „Gedichte ohne den Buchstaben R", ein armseliger Poet und verkümmerter Sonderling.

Magnus Gottfried Lichtwer, Regierungsrath in Halberstadt († 1783), gab 1748 gleichfalls Fabeln heraus, die in den Schulen sehr verbreitet wurden, aber indem sie die leichten Verse Gellerts nachahmen doch überall dessen köstlichen Humor vermissen lassen und oft durch triviale Moralität langweilen.

Hier einige der bessern: Einer verehrt die Sonne so sehr, daß er in ihrem Anstaunen erblindet, der andere verbirgt sich, um diesem Schicksal zu entgehen, in eine finstere Höhle. — Des Vulcanus drei Ehen, zuerst mit der lüderlichen Venus, dann, um nicht ferner durch Hausfreunde belästigt zu werden, mit der zänkischen Eris, endlich, um nicht mehr von seinem Weibe geplagt zu werden, mit der geistlos alles nur nachplappernden Echo. — Die seltsamen Menschen. Ein wunderliches Volk wird geschildert von höchst seltsamen Sitten. Was thun sie denn? wird endlich gefragt. Antwort: sie spielen. Es sind Kartenspieler, die, ins Spiel vertieft, nichts sehen, hören und fühlen. — Ein Vater

verliert die Nase und läßt sich eine wächserne machen. Aber seine Kinder drehen ihm nun die Nase auf alle Weise, jedes anders.

Lichtwer schrieb noch ein langweiliges Lehrgedicht „das Recht der Vernunft“ in Alexandrinern und einige schwache lyrische Gedichte.

Die „abentheuerliche Welt in einer Pickelheringskappe“ oder satirische Gedichte 1718, ohne Druckort, wovon mir 7 Stück vorliegen, liefert Satiren in Alexandrinern auf die trunkenen Weiber, die gutwilligen Hahnreihe, die Pietisten, die damaligen Liebesromane, die Nürnberger Regentücher, den Schnupftabak, das à la mode-Kochen, die Complimentisten, die alten Junggesellen, Geld und Kaufleute, und spiegelt, wenn auch ohne viel Geist und Witz, doch die Modethorheiten der Zeit und namentlich die Corruption der französischen Bildung ab.

Christian Ludwig Liscow, ein Mecklenburger, Sekretair am Hofe in Dresden, wurde wegen einer Satire auf den englischen Gesandten verhaftet und auf die Veste Eulenburg gesetzt, wo er 1760 gestorben seyn soll. Einer der feinsten Köpfe seiner Zeit, Meister der Ironie, schrieb er zuerst eine klare, leichte, ungezwungene Prosa. Die ungeheure Pedanterie der Zeitgenossen weckte in ihm den natürlichen Oppositionsgeist; er nahm sich den ersten besten langweiligen und geistlosen Literaten aus seiner Nähe zum Gegenstand, an dem er seinen Spott auslassen konnte, der aber nur scheinbar dem Individuo, wirklich der ganzen Gattung galt.

Liscow schrieb 1732 seine erste Satire „Anmerkungen zur jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem des Herrn Sievers“, eines aufgeblasenen und dummdreisten Candidaten, der ein elendes Buch von gedachter Zerstörung Jerusalems geschrieben hatte. Indem sich Liscow demüthig anstellt und die vollste Ehrerbietung gegen den Autor zur Schau trägt, wird seine Satire um so beißender. Er badet in der ganzen Wollust der Ironie, und hat auch in allen späteren Schriften diese Manier beibehalten. — Die Neuheit der Sache frappirte. Man lachte mit und Sievers wurde sehr böse. Aber seine Gegenschriften veranlaßten Liscow nur, den Spaß noch weiter zu treiben, und in einem zweiten Theil „der sich selbst entdeckende XYZ“ über den Eifer zu spotten, mit dem Sievers den ihm noch unbekannten Verfasser der ersten zu entdecken suchte. Da Sievers auch in die Naturgeschichte pfuschte, verspottete ihn Liscow in einem besondern Schriftchen „über die nachdenklichen Figuren auf einer gefrorenen Fensterscheibe“ (erinnert an die spätern Scherze im Wandsbecker Boten).

In demſelben Jahr 1732 griff Liscow noch einen andern unwiſſenden literariſchen Marktſchreier und Pedanten an, den Profeſſor Philippi in Halle, auf den er unter dem Titel „Briontes der Jüngere“ eine ironiſche Lobrede drucken ließ. Da ſich Philippi biſſig wehrte, ließ Liscow noch einige weitere kleine Satiren folgen, worunter eine, in der er ankündigte, Philippi ſey geſtorben, und eine weitere, in der er trotz Philippi's wüthender Proteſtationen bewies, er ſey wirklich geſtorben. — Dieſem Scherze folgte 1736 eine längere Schrift „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, gründlich erwieſen.“

Seine Schriften erſchienen geſammelt in der „Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften“ Frankfurt und Leipzig 1739, ſpäter noch einmal edirt von Müchler, 1806. Leſſing hat viel von Liscow angenommen und einer ähnlichen Liebhaberei ſich hingegeben, kleine unbedeutende Geiſter mit meiſterhafter Ironie zu verfolgen.

Fr. Wilh. Zachariä, Prof. in Braunſchweig († 1777) ahmte zwar zunächſt dem Pope nach, der in England den franzöſiſchen Geſchmack einzuführen verſuchte, behauptet aber viel deutſche Eigenthümlichkeit.

Sein berühmteſtes Werk (1744) iſt „der Renommiſt“, worin die Abentheuer des Jenenſer Studenten Raufbold geſchildert werden, welcher wegen ſeiner rohen Lüderlichkeit von Jena relegirt, durch eine nächtliche Erſcheinung der von Möpchen gezogenen und von Complimenten begleiteten Göttin Mode nach Leipzig verlockt wird, wo er ſich in die reizende Selinde verliebt und die Schwachheit hat, ſich kämmen, ſcheeren, friſiren, ſtriegeln und biegeln zu laſſen, um anſtändig vor ihr zu erſcheinen. Allein da ſie ſchon einen begünſtigten Liebhaber an dem Studenten Sylvan, einem alten Bekannten des Raufbold, hat, der viel wohlgezogener iſt als er, ſo bricht ſeine rohe Natur wieder durch. Er entſchlägt ſich des fremden Putzes und fordert Sylvan zum Zweikampf, wird aber beſiegt und zieht mit Beſchämung ab. Der Contraſt zwiſchen Jena und Leipzig, der wilden Studentenwirthſchaft und dem zierlichen „kleinen Paris“ an der Pleiße iſt mit ſehr glücklichem Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird ein hübſches Zeitbild bleiben.

In andern komiſchen Heldengedichten iſt Zachariä weniger glücklich, viel weniger originell. In ſeinen „Verwandlungen“, welche tief unter denen des Ovid ſtehen, läßt er den „Pudergeiſt“ um die ſchöne Selinde werben, die ſich ihm ſpröde erweiſt. Eine Fee, die im Kyffhäuſerberge wohnt (dem durch deutſche Mythe berühmten Berg, der am wenigſten hieher paßt), ſchenkt ihm ein Band, durch deſſen Berührung er alles, was er will, verwandeln kann. Nun rächt er ſich an Nebenbuhlern, ungeſchickten Dienern oder Schönen in-

Die älteſte Weisheit, auf welche die Lehren des Pythagoras und Plato ſich gründen, ſpricht wohl ein tiefes Gefühl des Menſchen aus, wenn ſie den Satz aufſtellt, daß die Menſchenſeele mit der ganzen Natur, mit allen ihren Formen und Kräften in geheimnißvoller Wechſelbeziehung ſteht, daß ſie nach dem Schema der Welt gebildet, und daß in dieſer nichts iſt, was nicht in der Seele entſprechende Saiten rührte. Sie bezeichnet dieſes Verhältniß damit, daß ſie den Menſchen der in Breite, Höhe und Tiefe umfangenden Welt gegenüber als den Mikrokosmus auffaßt, und Leibnitz hat hiefür das deutlichſte Bild gewählt, wenn er die Seele den Spiegel der Welt nennt. — Aber alle dieſe unſichtbaren Fäden, die zwiſchen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus ausgeſpannt ſind, und an denen die Kräfte von uns hinaus und in uns herein, anziehend und abſtoßend, reizend und ſänftigend hin- und wiederlaufen, liegen tief auf dem Grunde der Seele, und reichen im gewöhnlichen Zuſtande nur verworren und meiſt unentwirrbar ins wache Bewußtſeyn herauf. Alles, was ſich zwiſchen Seele und Natur leiſe in Sympathie und Antipathie hin- und herwiegt, das ganze Gebiet der Gefühle, liegt in einem träumeriſchen Dämmerſchein, der im Wachen von der im Gehirn aufgegangenen Sonne überſtrahlt wird und nur nach dem Untergang dieſer Sonne, im regelmäßigen Schlaf, gleichſam als Afterbewußtſeyn aufgeht, deſſen Gedanken und Bilder mehr oder weniger in das wiedererwachte Bewußtſeyn herüberreichen. Wir beobachten, daß die Thiere dieſen geheimen Rapport der Seele und der Natur mit uns gemein haben müſſen; ja er ſcheint immer energiſcher und beſtimmter zu wirken, immer entſchiedener und ſicherer die Handlungen der Thiere zu determiniren, je mehr ihnen an einem Ende ihres Körpers jene Entwickelung des Nervenſyſtems abgeht, welche in den höchſten Thieren ein Analogon der menſchlichen Vernunft bedingt. Aber ſelbſt in den uns am nächſten ſtehenden Thieren zeigt ſich das, was wir Inſtinkt nennen, ſogleich weit entwickelter als in uns, und eine Art von ſomnambülem Schauen, als Normalzuſtand, ſcheint eben die Thierſeele ſpezifiſch von der Menſchenſeele zu unterſcheiden, in welcher jene Art des Sehens oder Fühlens, wenigſtens als erkennbares Moment, nur unter Umſtänden eintritt. Dieſer innige Verband der Thiere mit den Kräften der Natur offenbart ſich uns z. B. in ihren regelmäßigen

dem er den einen in einen Hund, den andern in einen Haubenſtock, in Wind, in Dunſt, in Bäume, in einen Papagei, in einen Bären ꝛc. verwandelt. Endlich verwandelt er die unerbittliche Selinde ſelbſt in Stein.

Das komiſche Heldengedicht „das Schnupftuch" handelt von dem Schnupftuch der ſchönen Belinde, das ein junger Herr findet und ſich aneignet, das er wieder ausliefern muß und nochmals von der zärtlichen Dame freiwillig wieder bekommt. Nachahmung des Lockenraubs von Pope.

„Der Phaeton", Parodie der Mythe bei Ovid. Statt eines Jünglings iſt es hier eine junge Dame, welche die Lenkung wilder Roſſe von ihrem Papa verlangt und dabei ins Waſſer fällt. Dieſes Gedicht iſt in Herametern geſchrieben, die vorhergehenden in Jamben.

„Murner in der Hölle". Ein verreckter Kater ſchreckt als Geſpenſt die Frauenzimmer im Hauſe. Dabei wird erzählt, was er in der Hölle geſehen habe: lauter Thiergeſpenſter, die beſtimmt ſind, künftig in Menſchenkörper zu fahren; wobei der Witz auf eine Vergleichung der Menſchen- und Thiercharaktere hinausläuft. Auch in Herametern.

„Hercynia", ein komiſches Heldengedicht aus Proſa und Jamben gemiſcht, beſchreibt eine Winterreiſe in den Harz und die unterirdiſche Halle der Berggöttin voll Erzſtufen ꝛc.

„Die Tageszeiten" und „die vier Stufen des weiblichen Alters", beide in Herametern, ſind Thomſons Jahreszeiten nachgebildet, und Beſchreibungen, zum Theil ſehr gute enthaltend, wobei der Dichter ſich immer wieder ein wenig bei den Charakterſchilderungen zur Satire hinneigt.

„Die Schöpfung der Hölle", ein Fragment in Herametern, iſt Klopſtocks Meſſias nachgebildet, nur zu ſclaviſch.

Unter den lyriſchen Gedichten fallen die auf die Muſik und ihre Wirkungen beſonders auf. Man ſieht, wie ſich der Dichter für Muſik intereſſirt haben muß. Vgl. das Lied „die Orgel", Werke II. 319. Auch die erſchütternde Wirkung einer Bombe iſt S. 343 gut geſchildert. Lieblich iſt II. 399 „die Linde", die ihre Blüthen auf ein hübſches Mädchen regnen läßt.

Unbedeutend ſind die Pilgrime auf Golgatha und das befreite Iſrael, geiſtliche Singſpiele, aber auch das nicht vollendete Epos „Cortes" in Jamben, ſo wie die „glückliche Inſel", eine Phantaſie von Otahaiti nach Bougainvilles Reiſe.

Man findet in Zachariäs Werken auch eine Ueberſetzung der Fabeln des Burkhard Waldis und des verlorenen Paradieſes von Milton. In des Zachariä Manier erſchienen noch mehr komiſche Heldengedichte z. B. die Margaretiade von F. L. von der Oſten 1760, der verlorene Hut von Eberlen 1761, das Strumpfband 1765, die Saloppe von Krauſeneck, 1767, der Schuh 1772, Hannchen 1778.

Gottlieb Wilhelm Rabener, Oberſteuerrath in Dresden († 1771), wurde als Satiriker viel populärer als Liscow, obgleich er ihm an Geiſt nicht gleichkam. Er wählte populäre, allgemein mehr intereſſante Stoffe.

Seine Satiren erſchienen zuerſt 1751, alle in Proſa, in der Form von kleinen Abhandlungen oder Briefwechſeln.

Am artigſten ſind: 1) die Lobrede auf Amouretten, ein Schooßhündchen. 2) Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit, der immer die Wahrheit ſagte, daher ſchrecklich mitgenommen wurde. 3) Trauerrede eines Wittwers auf den Tod ſeiner Frau, in der Geſellſchaft geplagter Ehemänner gehalten. Bei weitem das beſte in Rabeners Schriften ſind die Briefwechſel, und unter denſelben wieder am anziehendſten die Correſpondenz der alten Jungfer, die in ihren Blüthetagen die annehmlichſten Freier aus Muthwillen abwies und in ihren welken Tagen vergebens nach Freiern angelte und überall abſchlägige Antworten bekam. Das crescendo und decrescendo iſt vortrefflich. — Minder anziehend ſind die Correſpondenzen in Bezug auf einen Hofmeiſter, welcher geſucht wird; in Bezug auf eine Dame, die vom Großvater und Enkel zugleich geliebt wird; in Bezug auf einen Bankerutirer ꝛc. Die verſchiedenen Briefe, worin Beſtechungsverſuche gemacht werden, ſind wieder leſenswerth. Im letzten Theil commentirt Rabener unter dem Namen Anton Panſas von La Mancha, eines Nachkommen des Don Quixotiſchen Sancho Panſa, verſchiedene Sprüchwörter. Dem ſchließt ſich ein Märchen vom erſten April an. Durch eine Fee geht der große Siamma unter, zu deſſen Grabe, als zu einem Orakel, geſchickt wird, der aber nichts von ſich hören läßt. Sein Todestag wird am 1. April gefeiert, daher noch die Sitte des vergeblichen Schickens an dieſem Tage.

Sehr tief unter Rabener ſtand v. Juſti, ein Abentheurer, der, nachdem ihm die Oberleitung des Bergweſens in Berlin anvertraut worden war, ſein Leben auf der Feſtung endete. Seine ſatiriſchen Schriften (1760) ſpotten zwar über Staat, Literatur, Sitten, aber ohne Berechtigung nämlich ganz ohne Geiſt. Eben ſo armſelig ſind ſeine Luſtſpiele, z. B. in der „kranken Frau“ tritt er eine artige Fabel Gellerts unerträglich breit.

3.

Die Rococoromane.

Einige eigenthümliche Gattungen von Romanen bilden den Uebergang von den Staats- und Liebesgeschichten der Renaissance zu den empfindsamen oder komischen Familiengemälden der spätern Zeit.

Zunächst machte sich in den steifen Moderomanen ein allmähliger Uebergang von der spanischen Grandezza und vom italienischen Pathos zu der rein französischen Leichtfertigkeit bemerklich Das Uebergewicht erlangten je mehr und mehr die blos galanten Romane.

August Bohse, Professor der Rechte zu Jena, schrieb unter dem Namen Talander eine große Menge Staats- und Liebesgeschichten nur des Geldes wegen als Büchermacher von Profession. Im gemeinen Styl der Zeit sind gehalten: Alceste (1689), die getreue Bellamire (1692), die durchlauchtige Olorama, die getreue Sklavin Doris, die unglückliche Arsinoe, die albanische Sulima. Alle äußerst langweilig mit eingelegten Briefen. Die Liebesgeschichten des Don Pedro mit der Agnes, und der Ariadne von Toledo spielen in Spanien. Die verliebten Verwirrungen der sicilianischen Höfe sind wahrscheinlich wie seine letzte Arbeit (Tausend und eine Nacht und 1001 Viertelstunde) nur Uebersetzungen aus dem Französischen. Freier vom historischen Styl halten sich: der Irrgarten der Liebe, das Liebescabinet (1695), Amor am Hofe, die Amazoninnen aus dem Kloster. Sie bilden schon den Uebergang aus dem Renaissance- in den Rococostyl, indem sie nicht mehr Staats- und Liebesgeschichten, sondern Lebensgeschichten schlechtweg sind, doch haben sie nicht an Reiz gewonnen. Auch sie sind überaus langweilig und schlecht erfunden.

Im Liebescabinet z. B. wird der Held von einer buhlerischen Gräfin gefangen gehalten, so lange, bis er ihren zärtlichen Wunsch erfüllt. Ein von der Gräfin verschmähter Liebhaber bittet ihn, ihr scheinbar zu willfahren, und will dann im Dunkeln seine Stelle vertreten. Nachdem das weitläuftig vorbereitet ist, kommt die Sache nicht einmal zu Stande, sondern der Held entflieht in der Verwirrung eines Brandes.

Verliebte Prinzessinnen bleiben immer noch die Hauptheldinnen der Moderomane. So des Bertrandus treue Prinzessin Thereſia 1736, des Florandes Prinzessin Darine 1730, des Leanders Prinzessin Bellante 1726, des Luiscus durchlauchtige Hutze 1716, des Montinus Königin Sarah 1712, des Damiro Gräfin Mortane 1719, die Prinzessin Normana 1718, Echika 1728, Amira 1745, Scheibes Thusnelda 1749, Polimons Prinzessin Emma und der durch ihre Liebe höchſt beglückte secretarius Eginhard 1749.

Daran reihen ſich zahlloſe andere Frauentitel: Charmoſyne 1692, Meines Lesbia und Delia (1690 und 1697), des Meliſſus: die rachgierige Fleurie 1717, die nordiſche Lucretia, (eines Bürgermädchens, die ſich aber nicht erſticht, ſondern glücklich verheirathet wird), 1731; Hermione 1733, des Miraculoſo Floriſante 1740, die ſchöne Cadmäna 1751, Oligia von Avalon 1753.

Seltener ſind auf den Titeln die Männernamen, z. B. Amantos verliebter Europäer 1682, des Meliſſus Graf Riſano 1720, Celanders Graf Florandor 1725, Evandors Florimond 1735, Meletaons Graf Caſtro 1737.

Den ſtehenden Romanfiguren einen neuen Reiz zu geben, mußte das Coſtume und die Landesart dienen. Daher eine Menge Fabrikromane mit den Titeln: die ſchöne Oeſterreicherin (von Lysantes 1718), die ſchöne Tirolerin (von Deer 1746), die liebenswürdige Amerikanerin (von Briontes 1736), dito Europäerin (von Conſtantini 1734) ꝛc. die ſchöne Finnländerin 1751.

Sehr häufig beginnen jetzt auch die Romantitel: Begebenheiten, z. B. Jürgen Müllers 1708, des Herzog von Lydio 1730, Philanders 1733, der Jungfer Bontems 1740, der Frau von Bornevelbt 1740, des Herrn von Janzac 1741, eines Automats 1750, eines Schneidergeſellen 1750, des Prinzen Adalrich 1751, in ſüdlichen Ländern 1759, eines Avanturiers 1760 ꝛc. Ferner Geſchichte des Wilhelm von Hohenberg 1758, des Grafen von P. 1760.

Studentenromane: der verliebte und endlich verzweifelnde Student 1691. Happels akad. Roman (in einer ſchönen Liebesgeſchichte) 1690. Die galante Salinde von Meliſſus 1718, der verliebte und galante Student

Lübeck 1734, die unerwarteten Verhängniſſe 1767 ſind alles Liebesgeſchichten von Studenten. Ein pſeudonymer Sarcander ſetzt des Talanders Amor am Hofe einen „Amor auf Univerſitäten“ 1710 an die Seite. Zu Frankenau erſchien 1667 ein Studentenconfect“ mit 300 auserleſenen Hiſtorien und Poſſen. Ein Muſander ſchrieb 1739 den „Studenten und ſeine Probejahre“. Begebenheiten eines Leipziger Students, 1767.

Die Rohheit der Zeit verräth ſich noch in vielen plumpen Scherzen. Beliebt waren z. B. Bücher wie: der ſtaubige Jungfernpelz 1690. Sincerus, Jungfernanatomie 1735. Der Frauenzimmer Schulkrankheit 1683. Leſſus gewaſchener Pelz und parfümirte Hoſe 1703. Sambelles Weiberhechel und Jungfernhobel, 1680 und 1681. Philanders Hahnreimacherei 1738. Frauenliſts Hahnreiſtutzer. Sechswochius verplauderte Strohhochzeit 1679. Des Simplicius Triumphwagen Octacontis 1685.

Dazu noch ein närriſcher Cupido 1713, ein entlarvter Cupido 1704. Der in letzten Zügen liegende Cupido von Murantes 1747. Zur obſcönen Gattung gehört Pygmalion oder die belebte Statue 1748.

Chriſt. Friedr. Hunold, ein Thüringer, der lange in Hamburg lebte und ſich Menantes nannte, gab 1706 daſelbſt einen „ſatiriſchen Roman heraus“, der ſo ziemlich alles bisher Erſchienene an Unſittlichkeit überbot.

> Der Held will die Unſchuld einer bedrängten Dame retten, ihr Bedränger iſt aber nur ein Herr Caſtrato. Eine andere Dame erſcheint als Spiegel aller Tugenden und wird nachher als Tribade belauſcht. Eine dritte hat den Helden ganz bezaubert, als er in einem von ihr verlorenen Kalender ein Tagebuch entdeckt, worin ſie, als ein öffentliches Frauenzimmer, alle ihre Erlebniſſe mit größter Naivität eingetragen hat ꝛc.

In dieſem Roman ſollen wirkliche Perſonen compromittirt worden ſeyn. Hunold ſchrieb noch viele galante Romane: verliebte und galante Welt 1715, der Europ. Höfe Liebes- und Heldengeſchichten 1715, die liebenswürdige Adaline 1731, die ſchöne Türkin 1733. Auch ein Paar Singſpiele, ſodann Gedichte und akademiſche Nebenſtunden voll von Gelegenheits- und Gratulationsgedichten im Geſchmack der Zeit. Obgleich er ſelbſt nicht das Geringſte von poetiſchem Werth leiſtete, war er doch ein ſcharfer Kritiker und tadelte ſehr mit Recht, was Andere ſündigten. In ſeiner „Einleitung zur teutſchen Poeſie“ erhebt er ſich ſogar auf eine

nationale und chriſtliche Höhe und verdammt die ganze Dichtungsweiſe, die aus der „heidniſchen Philoſophie des Ehrgeizes und der Wolluſt hervorgehe.“ Am ſtrengſten rügt er die Verſunkenheit der deutſchen Poeſie in das Zotenhafte. In ſeinen „theatraliſchen Poeſien“ 1722 hält er ſtrenges Gericht über die Opern ſeiner Zeit, wirft ihnen ihre Unnatur, ihr falſches Pathos, ihre Empfindſamkeit ꝛc. vor und traveſtirt zuweilen den abgeſchmackten Ernſt in komiſchen Nachahmungen. Gegen Wernike ſchrieb er einen „thörichten Pritſchmeiſter“, wie dieſer gegen ihn einen „Hans Sachs“. Wernike, ſchon ganz der Gallomanie verfallen, ſah auf Hunold als auf einen altfränkiſchen, groben Schüler des Hans Sachs herab. In Hans Sachs ſelbſt aber erblickten die modernen Gallomanen den Inbegriff alles Rohen und Geſchmackloſen der frühern Zeit. Es macht Hunold noch Ehre, mit Hans Sachs zuſammengeſtellt worden zu ſeyn, obgleich er dieſe Ehre nicht einmal verdient hat. Wie wenig Geiſt Hunold hatte, erhellt am beſten aus ſeinem Lobgedicht auf den fürſtlichen Leibhund in Weißenfels. Da fehlt aller echte Humor. Auch die Harzreiſe im Gewitter unter ſeinen Gedichten, die ihm Gelegenheit bot, einigen Geiſt zu zeigen, iſt nur voll von Hoffmannswaldau-Lohenſtein'ſchem Schwulſt in Alexandrinern. Nur unter den Fabeln, die Hunold ſeinen Ueberſetzungen der Lafontaine'ſchen als eigenes Product beigefügt hat, findet ſich eine ſehr preiswürdige, ſo daß es zweifelhaft erſcheint, ob ſie von ihm ſelbſt erfunden iſt.

Ein Bauer geht in die Stadt, um ſich den Bart abnehmen zu laſſen. Der Barbier ſchindet und überfordert ihn noch dazu. Der Bauer holt ſich Raths beim Advokaten, dieſer aber macht ihn durch die Prozeßkoſten arm. Vor Kummer erkrankt der Bauer und der Arzt hilft ihm vollends heim.

Eine ganz gute Satire auf die Vortheile, welche dem deutſchen Bauer aus der fortſchreitenden Civiliſation des Bürgerſtandes erwuchſen.

Pöllnitz, ein im Beginn des 18. Jahrhunderts an vielen Höfen abentheuernder Edelmann, den Friedrich der Große noch als Hofnarr behandelte (Flögel, Geſchichte der Hofnarren S. 240), witzig und lüderlich in gleichem Maaße, ein moderner Paraſit, ſchrieb außer galanten Memoiren im Geiſt des Brantome einen kleinen Roman, das galante Sachſen, in franzöſiſcher Sprache (auch deutſch 1734), worin er die Liebesabentheuer König Auguſts II. von Polen, des Starken, nicht ohne

romanhaften Reiz zusammenstellte. Zugleich ist das Buch der treueste Spiegel der Zeit.

Friedrich August, Bruder des regierenden Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg IV., meidet aus sittlicher Entrüstung über die Maitressenherrschaft unter seinem Bruder den Hof und geht auf Reisen. In Madrid wohnt er einem Stiergefecht bei, mischt sich unter die Kämpfer und erlegt einen Stier trotz dem besten Matador. Seine Heldengestalt erregt allgemeine Bewunderung. Der Hof ladet ihn ein. Da erst gibt er sich als Prinz von Sachsen zu erkennen. Die schönste Dame des Hofes, die Marquise von Monzera, erobert sein Herz. Sie kommen heimlich zusammen, aber ihr Gemahl entdeckt dieß und läßt die schöne Gattin vergiften. Der Prinz entkommt nur durch seine Tapferkeit den bestellten Mördern. Er begibt sich nach Venedig, wo ihn eine junge kokette Wittwe fesselt, bis er einmal einen Mönch bei ihr trifft, den er durch's Fenster in den Canal schleudert. Hier besucht er auch kokette Nonnen. In Siena aber, wo ihm eine reizende Jungfrau geopfert werden soll, verschont er sie großmüthig und vermählt sie mit ihrem armen Geliebten. Nach Sachsen heimgekehrt, wird er Nachfolger seines verstorbenen Bruders und übertrifft ihn noch weit in der Begünstigung von Maitressen. Dieselben wechseln bei ihm in erstaunlicher Menge (wie er denn 352 uneheliche Kinder hinterlassen hat). Unter ihnen ragt zuerst hervor die schöne Schwedin, Aurora von Königsmark, der er während vierzehntägigen Festen im Schloß Moritzburg, als Sultan gekleidet und starrend von Brillanten, das seidene Schnupftuch zuwarf. Nachher eine schöne Wienerin, Frau von Esterle. In Wien erwarb er sich in so hohem Grade des Kaisers Gunst (Josephs I.), daß ein Mönch denselben, als Gespenst verkleidet, vor ihm warnte. Friedrich August aber versteckte sich in der nächsten Nacht, hinter dem Bette des Kaisers, packte das Gespenst und warf es zum Fenster hinaus. Bald darauf wählten die Polen den starken Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige und eine schöne gefangene Türkin, der er zuletzt seine Huld zugewendet, mußte der Fürstin Lubomirska weichen. Er ließ sie nach Sachsen einladen, und als sie kam, reiste er ihr entgegen. Sie war in Amazonentracht, ringsumher Wald. Da befahl er gleich ein großes Jagen und vereinte sich mit der schönen Polin, die nachher in Dresden die Frechheit hatte, sich der Gemahlin ihres Liebhabers vorstellen zu lassen. Sie wurde jedoch bald wieder von andern abgelöst. Am längsten behauptete sich in seiner Gunst die Gräfin Cosel, noch während er schon wieder andere liebte, bis auch sie mit Undank verstoßen und sogar gefangen gesetzt wurde. Die letzte Maitresse des Königs war die wunderschöne Orselska, seine eigene Tochter von einer französischen Schauspielerin und vorher schon Maitresse ihres Bruders, des Grafen Rutowski, eines unehelichen Sohnes des Königs. Unter allen Söhnen des Königs aber erlangte

Auroras Sohn, der berühmte Moritz, Marschall von Sachsen, den größten Ruhm.

Das Beispiel des sächsischen August wurde von vielen andern Fürsten in Deutschland nachgeahmt. Die Maitressenwirthschaft, Galanterie und muthwillige Tändelei liebte nun den steifen Ernst der frühern Zeit nicht mehr, auch nicht mehr bei den Poeten. Den Einfluß des sächsischen Hofes auf „Klein Paris an der Pleiße" haben wir oben schon erkannt.

Interessant ist ein kleines Buch, gedruckt Freistadt 1746, „die Liebesgeschichte Gulduvir, Königs der Karfern" (Ludwigs XIV., Königs der Franzosen), wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Es schildert die bekannten Liebeshändel jenes Königs mit einer Menge von Maitressen, aber in einer Einkleidung, die für ihre Zeit charakteristisch ist.

Die Gemahlin des Gulduwir läßt sich von den Pfaffen überreden, alle eheliche Gemeinschaft mit ihrem Gemahle aufzuheben und einzig für den göttlichen Jusse (Jesus) zu leben, dadurch wird der König genöthigt, sich Maitressen hinzugeben, wie es sein Vezier Erichevil (Richelieu) haben will. Im Anhang ein Antrag, wie den Pfaffen entgegenzuarbeiten sey, und ein Vorschlag, die Klöster aufzuheben und die Mönche unter die Soldaten zu stekken.

Das Seitenstück dazu, in demselben Jahr angeblich zu Amsterdam erschienen, waren die „Liebesbegebenheiten des Widegulerdfunfzehend, Königs der Zofransen", worin das schändliche Leben Ludwigs an den Pranger gestellt ist. — Frauenstadt schrieb eine Fontange 1690. Der Vallière Liebe gab ein Floretto 1695, der Maintenon Aventuren ein Fernando 1710 heraus. Ein Leben der berühmtesten englischen Koketten und Maitressen erschien 1721. Galante spanische Geschichten 1712 mit einem Titelkupfer, auf welchem amazonenhafte Damen grausame Rache an untreuen Geliebten üben.

Der französische Gyges, von Torpo Mirisano angeblich aus dem Lateinischen (gyges Gallus 1659), gedruckt Cosmopoli 1687 ist merkwürdig, sofern darin die französische Revolution gleichsam im ersten Keime angedeutet liegt.

Charmion findet im Grabe eines Druiden den unsichtbar machenden Ring des Gyges und schwärmt nun sein Leben lang unsichtbar umher, um alle Stände genau kennen zu lernen. Die Scene ist Frankreich, die Hauptgegenstände des Interesses sind dem unsichtbaren Beobachter der Staat und die

Gesellschaft. Er raisonnirt über Königthum, Aristokratie und Volksrecht. Er steigert sich bis zu einem drohenden revolutionären „Gruß der Dürftigen an die Prasser". Eben so zornig, wie über die weltlichen Vornehmen, die auf Kosten des armen Volks schwelgen, ist er über die Geistlichkeit, oder vielmehr über die „geistlich ausgekleidete Schande". Hier wird sein Haß am giftigsten. Der Refrain ist „man soll sich am meisten vor den Frommen hüten".

Die zehnmal übelgerathene Heyrath, Leipzig 1735 ist ein Vorbild der spätern Althing'schen Frivolität.

Der von sich selbst erzählende Verfasser heirathet nach einander zehn Frauen, die alle übel gerathen, glücklicherweise aber sterben, so daß er noch mit der elften glücklich wird. Die erste ist ihm untreu, die zweite eine Verschwenderin, die dritte eine Prude, die sich in der Hochzeitnacht unnahbar in ihre Kleider eingenäht hat, die vierte eine Säuferin, die fünfte eine Kupplerin, die gleich ein zweites schönes Fräulein ins Ehebett mitnimmt, die sechste ist eben dieses Fräulein, dem Spiel ergeben, die siebente eine Zänkerin, die achte eine Betschwester, die neunte eine Müßiggängerin und Schwätzerin, die zehnte gar eine Hexe und Werwölfin.

Der Pendant dazu ist „die siebenmal übelgerathene Ehe eines Weibes," daselbst 1735.

Besondern und verdienten Ruhm genoß ein anonymer, wahre Geschichte enthaltender, übrigens äußerst frivoler Roman: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" 1738.

Ein reicher deutscher Edelman geht auf Reisen und jagt nach Triumphen in der Liebe. Seine schöne kräftige Gestalt, seine Kuhnheit, sein Geld begünstigen ihn. Doch sucht und findet er überall einen romantischen Reiz in überraschenden und ungewöhnlichen Abentheuern. So genügen ihm gewöhnliche galante Damen nicht, er bringt in ein Kloster zu den Nonnen ein; er wird zu einer vornehmen Dame gebracht, die ihm alles gewährt, aber nur en masque. Eine Dame erscheint ihm als Geist, um ihn nach dem ersten Schreck durch desto wärmere Lebendigkeit zu erfreuen. Oft stürzt ihn seine Verwegenheit in Gefahr, einmal soll er sogar hingerichtet werden. Endlich kehrt er heim und sieht einmal in einer Vision alle die Schönen, mit denen er jemals gebuhlt hat, in einem Wagen daherfahren, aber als Verdammte im Zustand halber Verwesung, stinkende mit Schlangen durchwundene Gerippe, und thut Buße.

Dieser merkwürdige Roman, ungleich geistreicher als die voyage du chevalier errant des Jean de Charténi von 1577, auf die man ihn hat

zurückbeziehen wollen, ist die Frucht eigener reicher Lebenserfahrungen eines vornehmen Wollüstlings.

Indem die Galanterie sich für eine besondere Romangattung ausschied, fand auch die Abentheuerlichkeit ihre besondere Ablagerung in den Robinsonaden. Während jene sich in französischen Uebersetzungen und Nachahmungen vertieft, folgt diese den Holländern und Engländern in die neue Welt. Die Abentheuer Robinsons, die von dem Engländer Defoe verfaßt, zum erstenmal 1719 in deutscher Uebersetzung erschienen, waren übrigens keineswegs das erste Buch dieser Art. Schon der Schluß des Simplicissimus führte über Meere, schon Happels Mandorell von 1688 enthielt die Seeabentheuer des Spanier Serrano. Auch schon in viel früheren Zeiten, seit der Meerfahrt des heil. Brandanus und Mandevilles abentheuerlichem Buche hatte sich die Einbildungskraft mit den einsamen Inseln des fernen Oceans beschäftigt. Seitdem aber, insbesondere von Holland aus, in allen Welttheilen Colonien angelegt wurden, übte die Fremde einen immer stärkeren Reiz.

Wahrenbergs glückselige Inseln, Königsberg 1723, sind mir nicht zur Hand gekommen. Die Begebenheiten des Herrn von Lydio (1730) sind ganz denen des Robinson ähnlich. Robinsone erschienen in Deutschland in ungeheurer Anzahl, ein französischer, italienischer, schwedischer, schlesischer, sächsischer, westphälischer ꝛc., auch ein jüdischer, ein unsichtbarer ꝛc. Vgl. die Uebersicht in Bouterweks Geschichte der deutschen Poesie II. 387.

Das geistreichste Werk dieser Gattung war die „Insel Felsenburg", ein deutscher Roman, der so berühmt wurde, wie der Simplicissimus. Der Titel der ersten Ausgabe von 1731 zu Nordhausen lautete: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii". Wiederaufgelegt 1768 und zu Halberstadt 1772. Als Verfasser gilt Kammersekretair Schnabel in Stollberg. Eine neue Ausgabe veranstaltete Zinck 1826. Der Däne Oehlenschläger aber hat in den „Inseln im Südmeer" den alten Roman sinnreich umgearbeitet und bereichert. Der wunderbare Roman verhält sich, wenn man so sagen darf, zum Simplicissimus wie die Odyssee zur Ilias. Wie nämlich Grimmelshausen die Greuel des 30jährigen Krieges schildert, so Schnabel die Flucht edler Deutscher aus der Corruption, welche dieses Krieges Folge war, in den idyllischen

täglichen und jährlichen Bewegungen, in ihren langen Vorbereitungen auf gewiſſe Phaſen ihres Lebens, in ihren oft wunderbaren Vorgefühlen bevorſtehender Naturveränderungen, in ihrem unfehlbaren Ortsgedächtniß u. ſ. w.; ja manche, beſonders im wundervollen Reich der Inſekten, reproduziren in ihren Werken die geometriſchen und architektoniſchen Gedanken der überall nach ſtrengem Maß und feſtem Verhältniß bildenden Natur.

Der wache Menſch im gewöhnlichen Zuſtande erkennt vermittelſt ſeiner auf beſtimmte Naturqualitäten berechneten Sinne nur die Oberflächen der Dinge und gewiſſe Eigenſchaften derſelben, in den nothwendigen Anſchauungsformen von Raum und Zeit. Von den Dingen an ſich weiß er unmittelbar nichts; wohl hat er das Gefühl, daß die Regungen ſeiner dunkel empfindenden Seele mit dem Weſen der Dinge verwandt ſind; aber er beſitzt kein Organ zur Erkenntniß dieſer Verwandtſchaft, und es wird ihm nie klar, in wie weit das, was wir beim Thier Inſtinkt nennen, eben der ſichere, und unfreie Rapport zwiſchen Seele und Welt, auf ſeine Senſationen, auf ſeine wache Anſchauung, und am Ende auf ſein Palladium, die Freiheit und Selbſtbeſtimmung, einfließt. Es läßt ſich viel darüber ſtreiten, aber nicht ausmachen, wie viel ſchon bei der gewöhnlichen, aus Denken und Fühlen combinirten Geiſtesthätigkeit aus jener Region der Seele, in welcher das dunkle Gemeingefühl für das Weſen der Dinge ſchlummert, dem unmittelbaren Denkorgan zuſtrömt. Beim Prozeß tiefer Naturbetrachtung und poetiſchen Schaffens wird nun ſichtbar jenes magiſche Element ſtärker als ſonſt entbunden. Aber der Dichter und der Forſcher bilden den unmittelbaren Uebergang zum Seher, wie denn im Alterthume Dichter, Naturkundiger und Seher in Einer Perſon und in Einer göttlichen Perſonifikation vereinigt waren. Der Akt des Dichtens und Forſchens iſt ein halb willkührlicher, halb unwillkührlicher, und ein rein phyſiologiſcher, ja er iſt die Blüthe der Geiſtesthätigkeit. Es gibt nun aber eine ganze bunte Reihe von Seelenzuſtänden, welche als unwillkührliche und pathologiſche erſcheinen, und bei der größten Mannigfaltigkeit ihrer Aeußerungen eine entſchiedene Familienähnlichkeit zeigen. Offenbar wird dabei das natürliche Gleichgewicht der Seelenthätigkeit immer von derſelben Seite her geſtört; eben jenes dunkle Gemeingefühl der Seele drängt ſich dabei auf längere oder kürzere Zeit, vorübergehend oder periodiſch-

Frieden der Südſeeinſeln. Schnabel macht ſeine Colonie zu einem Muſterſtaate voll Unſchuld, Tugend und zugleich Wohlſtand und praktiſcher Tüchtigkeit. Er ſchon fühlte das Bedürfniß einer Regeneration der Menſchheit, welches ſpäter vorzüglich in Rouſſeau ſeinen Ausdruck fand. — Die „Inſel Felſenburg“ iſt der Form nach eigentlich nur eine Aneinanderreihung von Lebensbeſchreibungen.

Eberhard Julius iſt der Sohn eines reichen Kaufmanns, der fallirt und in die weite Welt geht. Der Jüngling iſt ziemlich verlaſſen, als ihn ein unbekannter Capitain Wolfgang auf eine etwas myſtiſche Weiſe nach Amſterdam einladet und ihm eröffnet, ein Bruder ſeines Großvaters, Albert Julius, ein mehr als neunzigjähriger Greis beherrſche im Weltmeer die ſchöne reiche Inſel Felſenburg und wünſche ihn bei ſich zu ſehn. Eberhard iſt ſogleich bereit, ihm über das Meer zu folgen. Unterwegs erzählt der Capitain ſeine Geſchichte. Das Weſentlichſte darin iſt, daß er auf dem Cap der guten Hoffnung ein ſchönes Frauenzimmer entführt und geheirathet hat.

Sie kommen nun auf der Inſel Felſenburg an und Eberhard wird von ſeinem ehrwürdigen Großoheim aufs liebreichſte aufgenommen. Derſelbe herrſcht patriarchaliſch ſeit 78 Jahren unter ſeinen zahlreichen Nachkommen, die durch Geſtrandete von außenher vermehrt ſind und ſich im glänzendſten Wohlſtand befinden. Die Inſel iſt fruchtbar und wie ein Paradies durch Gartenanlagen verſchönert.

Der alte Albert erzählt nun ſeine eigene Geſchichte, welche die Krone des ganzen Werkes iſt. Als ein beſcheidener Jüngling verrieth er das ſchändliche Leben einer Amtmannsfrau ihrem Gatten, mußte deßhalb flüchten, trat in die Dienſte des Herrn van Leuven, half ihm in einer weiblichen Verkleidung deſſen Geliebte, die ſchöne Concordia Plürs, entführen und ging mit beiden zur See. Das Schiff ſcheiterte an der Felſenburg. Nur ſie drei und der Capitain Lemelie blieben am Leben, retteten aber ſo viel vom Wrack des Schiffes, daß ſie ſich ziemlich bequem einrichten konnten. Lemelie hatte ein Auge auf die ſchöne Concordia, obgleich ſie in guter Hoffnung war, und da ſie ihn mit Verachtung abwies, erſah er die Gelegenheit und ſtürzte einſt unverſehens ihren Gatten in einen Abgrund. Nachher wollte er bei Concordia Gewalt brauchen und verwundete den ihr treu beiſtehenden Albert, rannte aber ſelber in deſſen vorgehaltenes Bajonet und hauchte ſeine ſündenvolle Seele mit einem reuevollen Bekenntniß aller ſeiner Schandthaten aus. Nach kurzer Zeit genas Concordia eines Töchterleins und nach einem Jahre belohnte ſie Alberts Beſcheidenheit und Treue dadurch, daß ſie ihm ſelber ihre Hand antrug. Wie ſie einen Altar errichten und er ſelbſt die prieſterliche Einſegnung verrichtet und wie ſie zuſammen beten, iſt ein Bild voll hoher Unſchuld und lieblicher Poeſie.

Schon lange vor ihnen war die Insel bewohnt gewesen durch Schiffbrüchige, von denen Einer, der Spanier Don Cyrillo de Valaro alle andern überlebte und nebst einer Menge in einer verborgenen Wohnung noch erhaltenen Utensilien auch seine Lebensgeschichte schriftlich zurückgelassen hatte. Diese wird ausführlich mitgetheilt. Valaro hatte ein ruchloses Weib; als er endlich ihre Schande entdeckte, ließ er ihren Buhler entmannen. Sie erhenkte sich. Er mußte fliehen und scheiterte. Da sie keine Weiber hatten, starben sie aus. Seine Gefährten hielten sich zu Aeffinnen. Auch Albert und Concordia bedienen sich der Affen als Hausknechte. Die Affen helfen erndten, Garben binden, dreschen ꝛc., was doch gar zu abentheuerlich ist.

Nun folgen die Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Colonisten. Zuerst erzählt die schon sehr alte Judith von Manders ihre Geschichte. Sie ist nebst zwei Männern eine der ersten, die nach Albert auf die Insel verschlagen wurde. Die Hauptbegebenheit ihres Lebens ist die ritterliche Vertheidigung ihrer Tugend. Indem sie nebst zwei Begleiterinnen auf ein Schiff entführt worden, erdolchten alle drei Mädchen die Frevler, die es wagten, sie entehren zu wollen. — Eine andere, Virgilia von Catmers, war fälschlich des Kindermordes angeklagt worden. — Ein Mathematicus Litzberg erzählt, wie er seinen Nebenbuhler im Duell erschossen habe, dieser aber noch so boshaft gewesen sey, eine zweite Pistole auf seine Braut abzufeuern und sie zu durchbohren. — Mechanicus Plager beschreibt, wie sein Vater sich mit einer Falschmünzerbande eingelassen und wie er selbst mit betrügerischen Alchymisten in Verbindung gekommen sey. — Tischler Lademann erwähnt aus seiner Jugend einen komischen Fall. Als Lehrling hatte er in einer hölzernen Bonifaciusstatue eine Menge Goldstücke gefunden, entging aber kaum einer heimlichen Anklage, weil er die heilige Statue dabei zerbrochen hatte. — Müller Krätzer erzählt von seinen tollen Abentheuern, wie er mit Soldaten sich herumgeschlagen, dann den Cavalier gemacht, das Gewerbe des falschen Spielens getrieben habe ꝛc., bis er nach glücklicher Flucht aus dem Gefängniß Buße gethan. — Drechsler Herrlich erzählt, wie er Spottbilder gedrechselt habe und durch einen klugen Advokaten sich der Verantwortung entzogen habe. — Posamentier Harkert berichtet, wie sein Stiefvater seine Schwester habe heirathen, zugleich ihm aber die Vaterschaft seines eigenen unehelichen Kindes habe aufbürden wollen. — Von Peter Morgenthal erfahren wir, wie ihn seine eignen Eltern furchtbar mißhandelt hätten und wie er dann unter eine Diebsbande gerathen sey. Kurz es handelt sich fast überall nur von der gesellschaftlichen Corruption, wie sie durch den dreißigjährigen Krieg sich ausgebildet hatte.

Eberhard macht eine Reise nach Europa zurück, rettet seine Schwester von einer verhaßten Heirath, findet seinen lange verlorenen Vater wieder und bringt beide nach Felsenburg. Die Schwester heirathet den Prediger Schmelzer auf der Insel. Eberhard selbst heirathet die schöne Cordula.

Nun beginnen wieder Liebesgeschichten. Zunächst erzählt Herr von Blac

ſehr umſtändlich, wie er in Marocco gefangen worden ſey. Man wollte ihn unter die Verſchnittenen ſtecken, er wurde aber durch Fürbitte einer ſchönen Landsmännin gerettet, die ſich in des Kaiſers Harem befand und mit der er glücklich entfloh. Sie war früher ſchon an einen andern Mann verheirathet geweſen, der ihre Liebe nicht verdiente, und auch bereits eine zweite Frau genommen hatte. Dadurch frei geworden, heirathete ſie den von Blac.

Epiſode vom Tode des alten Albert und von der Auffindung eines heidniſchen Tempels auf der Inſel. Dann die ausführliche Lebensbeſchreibung des Capitain Horn. Darin kommt vor, daß eine verheirathete Marquiſe ſich in Horn verliebt und der Marquis darum weiß und ihn ſelbſt aufmuntert. Ein andermal will Horn heirathen, als er entdeckt, daß ſeine Braut eben ein uneheliches Kind heimlich geboren hat. Dazu viele Abentheuer und Gefechte zur See. — Frau von Barby erzählt, wie ihr Vater bei einer Buhlerin ermordet, ihre Mutter wahnſinnig geworden und wie ihr Gatte im Kampf mit Seeräubern umgekommen, ſie ſelbſt aber durch Horn aus der Sklaverei befreit worden ſey.

Die Portugieſen verlangen, daß die Inſel Felſenburg mit der jetzt auch bevölkerten Nebeninſel ihnen huldigen ſolle. Sie werden aber ſiegreich abgeſchlagen. Dabei figurirt auch ein Regiment als Amazonen gekleideter Felſenburgerinnen. Zum Schluß die Geſchichte der perſiſchen Prinzeſſin Mirgamanda, die von einer chriſtlichen Mutter geboren und von einer deutſchen Amme erzogen, der blutſchänderiſchen Liebe ihres eigenen Vaters nur durch ein Wunder entging, indem ein Blitz zwiſchen ihnen hindurchſchlug. Später in die Gewalt eines andern Fürſten gekommen, erdolchte ſie dieſen, als er ſie umarmen wollte, ſollte dafür lebendig verbrannt werden, wurde aber gerettet und kam durch Schiffbruch auf die Inſel.

„Der mit ſeiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix, 1754“ iſt eine platte Nachahmung der Inſel Felſenburg. Das Liebespaar coloniſirt eine Inſel und ſtiftet ein ideales Reich ohne irgend eine Originalität. „Die cur. Begebenheiten des Herrn von Brachfeld“, Eiſenach 1759, ſchildern, wie Brachfeld Schiffbruch leidet, an der glücklichen Inſel Jaketan landet, Eidam und Nachfolger des dortigen Königs und weiſer Bekehrer und Geſetzgeber der Wilden wird. „Ophir“, ein zu Frankfurt und Leipzig 1769 anonym erſchienener Roman, läßt den Prinzen von Sidon (in Phönizien) nach Ophir, d. h. dem verlorenen Atlantis oder Amerika übers Meer entfliehen und dort ein Reich gründen. — Der weitgereiſte Straßburger, Copenhagen und Leipzig 1752, iſt die geiſtlos erfundene Lebens- und Reiſebeſchreibung eines angeblichen Franz Lilienſtein, der nach allerlei Abentheuern auf der Inſel Ceylon eine Prinzeſſin

heirathete und dieselbe mit großen Schätzen nach Straßburg brachte. Eine Nachahmung des dänischen Aventurier.

Inzwischen hatten sich in Spanien und Frankreich die Romane vermehrt, in denen man aus der Ueberschwänglichkeit der ältern Ritter- und Schäferpoesie immer mehr zur gemeinen Wirklichkeit zurückkehrte. Die Herrschaft der Spanier in den Niederlanden und das große Ansehen, welches die niederländischen Maler in Spanien genoßen, hat ohne Zweifel dazu beigetragen. So entstanden die s. g. Schelmenromane, in denen von gemeinen Spitzbuben tolle Abentheuer erzählt werden. Allen Ruhm der spanischen Romane übertraf der französische Gil Blas des Lesage. Nun konnten auch Nachahmungen in Deutschland nicht ausbleiben. Simplicissimus und seine Sippschaft war ja schon vorangegangen. Den Anfang der neuen Gattung machte der „moralische Lebenslauf eines Wollüstigen, von ihm selbst erzählt". Frankfurt und Leipzig 1752. Er enthält die durchaus gemeinen Abentheuer eines Lüderlichen, der sich zuletzt in die kluge Resignation eines Erfahrenen zurückzieht. Ganz ohne Geist.

Der Weltlauf in einigen sonderbaren, meist selbst erlebten Begebenheiten vorgestellt, Halle 1754, tadelt in der Vorrede die Robinsonaden als Fabeleien und will wirkliche Wahrheit geben.

Bankier Briard kommt durch ein üppiges Weib um sein Vermögen, geht auf Reisen und überläßt seine Kinder einem treuen Freunde, dem Herrn v. L. Nach seiner Rückkehr in bessere Verhältnisse kommend, besucht er erst den Freund und erzählt ihm sein Lebensschicksal. Dem sind episodisch noch andere Biographien einverleibt. Einiges ist immerhin merkwürdig, das Ganze aber ohne Poesie oder nur innern Zusammenhang.

In den „Pagen", ein Roman von 1765, kommt ein Page vom Hofe weg durch viele Länder, auch Amerika ꝛc. und erlebt unzählige galante Abentheuer. — Heinrich Gottfr. von Bretschneider, k. k. Hofrath, schrieb 1775 einen „Ferdinand von Thon", das Leben eines aus seiner natürlichen Bahn herausgeworfenen, sich unter allen Ständen umhertreibenden Edelmanns. Anonym erschien im folgenden Jahre die „Geschichte Donat Feuerlings"

eines bösen Buben, der an Eltern und Lehrern jeden Hohn übt, auch als Erwachsener seine schlechten Streiche fortsetzt und doch zuletzt glücklich wird,

und „Leben und Tod Sebastian Sillings", gleichfalls eines Taugenichts.

1779 erſchien ein verjüngter Eulenſpiegel, ein Leben Menadis, ein Leben des Muſikus Gulden ꝛc.

Eine vierte Gattung von Romanen jener Zeit bilden die moraliſchen Romane, in denen Keime zur erſten Entwicklung drängten, die erſt in einer ſpätern Periode völlig reif wurden. Sie gingen theils aus einer Reaction des beſſern deutſchen Gefühls gegen die franzöſiſche Galanterie, theils aus einem Bedürfniß nach ſanfteren Rührungen hervor. Durch die bisherigen Dichtungen waren die Sinne gekitzelt, das feinere Gefühl geſchreckt und mißhandelt, und mehr das Ohr und die Einbildungskraft, als das Herz beſchäftigt worden. Unwiderſtehlich drängte es dieſes unter dem Druck der Reformationszeit, des 30jährigen Krieges und der franzöſiſchen Modethorheit gepreßte deutſche Herz zu edleren Rührungen, zur Reinigung von dem bisherigen Schmutz, zur ſittlichen Beſſerung hin. Die Kirche wurde vergeſſen. Die gebildeten Proteſtanten fingen an, ſich von ihrer eigenen orthodox verknöcherten Kirche abzuwenden, wie von der alten. Dagegen ſuchten ſie das Ideal in der Humanität, in einer immer mehr aus eigener Kraft ſich veredelnden Menſchheit. Daher auf einmal in der Romanwelt an die Stelle der ritterlichen Amadiſe und zärtlichen Seladons die Helden der modernen ſocial-politiſchen Tugend auftreten.

Johann Michael von Loen, Lingen-Tecklenburgiſcher Geheimerath, ein vielgereiſter Herr, gab 1740 den „redlichen Mann am Hofe heraus“, einen gar nicht übeln Roman mit originellen Kupfern.

Der Graf von Rivera lernt am aquitaniſchen Hofe die ſchöne und edle Gräfin von Montera kennen und lieben. Beauftragt, für den König ſelbſt um ihre Gunſt zu werben, benutzt er dieſen Anlaß, ihre Tugend zu erproben, und findet ſie felſenfeſt. Der König aber ſchickt ihn aus Zorn auf eine Feſtung, wo er von andern Staatsgefangenen deren intereſſante, als Epiſoden eingeflochtene Lebensgeſchichten erfährt. Der König begnadigt den Grafen unter der Bedingung, daß er eine Andere als die Montera heirathe. Er ſchlägt es aber aus und wird nun in den Krieg geſchickt, um darin umzukommen, erficht aber glänzende Siege, kommt dadurch wieder zu Ehren und findet in dieſer Zeit zufällig bei einem ländlichen Feſt ſeine geliebte Gräfin wieder, die vor Freude in Ohnmacht ſinkt. Nachdem der Graf den Frieden und eine ſtandesmäßige Vermählung des Königs vermittelt hat, hält er mit demſelben ſeinen Triumpheinzug in die Hauptſtadt, die Gräfin erblickt ihn aus dem Fenſter und bald erſcheint er als ihr Freier.

Loens moralische und kleine Schriften sind unbedeutender, enthalten aber manches Gute, z. B. die Schilderung eines „galanten Generals", wozu es nur zu viel Originale in der damaligen Zeit gab, denn wie viele Generale kamen damals aus den Boudoirs der k. Maitressen! Ferner die merkwürdige Entrüstung über den gelehrten Gundling, der am preußischen Hofe als Narr mißhandelt wurde; eine bittere Satire auf die Reichsjustiz jener Zeit, eine Zornrede gegen die Nachäffung der Franzosen ꝛc. Kurz überall blickt ein edles Gemüth und ein rücksichtsloser Patriotismus bei ihm hervor. Aber schon im Geschmack des modernen Rationalismus schlägt er (II. 480 der kleinen Schriften) eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten vor.

Die „sonderbaren Begebenheiten zweier gewanderter Jungfern", Frankfurt und Leipzig 1742, sind nicht ganz schlecht.

Eine reiche Jungfer träumt, sie werde von einen Jüngling aus Todesgefahr gerettet. Am folgenden Tage begegnet sie demselben Jüngling und fällt in Ohnmacht. Er steht ihr bei und wird so mit ihr bekannt. Da er sehr unterrichtet ist, nimmt ihn ihr Vater als Hofmeister an und läßt sich, da er noch eine große Erbschaft macht, von der Tochter bereden, mit einer andern jungen Freundin und dem Hofmeister eine Reise durch Europa, zunächst nach Holland zu machen. Unterwegs nun entwickelt der Hofmeister nicht nur so viel Einsichten und Kenntnisse, sondern auch in Gefahren so viel Muth, daß der Vater nicht anstehet, ihn mit der Tochter zu verbinden. In den Rahmen dieser Erzählung sind eine Menge interessante kleine Geschichten und Anecdoten eingeflochten.

Weit geringer ist „die Braut bis ins Alter" oder die „nachdenkliche Geschichte Jungfer Julchens" (1764 ohne Ort). Die Heldin ist immer Braut, ohne je heirathen zu können, und sinkt zuletzt in den tiefsten Abgrund der Gemeinheit.

Der angeblich aus dem Französischen übersetzte Hamburger Roman von 1751 „die unglückseligen Verliebten oder Geschichte des H. und der Fr. von Burg" ist einer der ersten eigentlich empfindsamen Romane in Deutschland.

Herr von Burg wird durch einen bösartigen Bruder verfolgt, seine Ehe mit Agathen nicht anerkannt. Er bleibt dieser aber trotz alles über ihn hereinbrechenden Unglücks, Armuth, Krankheit ꝛc., unverbrüchlich treu und triumphirt zuletzt.

Höchſt merkwürdig iſt „das Leben der ſchwediſchen Gräfin“, der einzige (1746 erſchienene) Roman von Gellert.

Die Gräfin erzählt ihre Schickſale ſelbſt. Als arme Waiſe bei einem verwandten Edelmanne erzogen, gewann ſie die Achtung und das Herz eines reichen ſchwediſchen Grafen, der ſie heirathete. Sie fand, daß ſie dieſes Heirathsglück nur einer gewiſſen Caroline, früheren Geliebten des Grafen, zu verdanken habe, die ihm, obgleich ſie ſchon Kinder von ihm hatte, entſagte, damit er eine ebenbürtige Heirath ſchließen könne. Die junge Gräfin dankte dafür Carolinen durch zärtliche Freundſchaft. Sie kamen an den Hof. Ein Prinz verliebte ſich in die Gräfin, ſie wies ihn ab. Dafür wurde der Graf in einem Kriege auf einen gefährlichen Poſten poſtirt, ſchwer verwundet und noch dazu wegen angeblicher Nachläſſigkeit zum Tode verurtheilt, ſtarb aber an ſeinen Wunden. Die Wittwe floh von dem Prinzen in Begleitung eines Herrn R., der des Grafen Freund geweſen, nach Amſterdam, wo R. ſie heirathete. Sie bekam eine Tochter. Unterdeß war ein unehelicher Sohn des Grafen, Carlsſohn, herangewachſen und hatte ebenfalls geheirathet, und zwar eine gewiſſe Marianne, die als ſeine Schweſter erkannt wurde. Er wollte ſich nicht von ihr trennen, ſtarb aber plötzlich. Marianne heirathete einen gewiſſen Dortmund, als dieſer plötzlich irre redete und bekannte, er habe Carlsſohn vergiftet, um Mariannens Hand zu bekommen. Er floh, Marianne öffnete ſich die Adern und ſtarb. — Auf einer Reiſe nach Rußland wurde die Gräfin plötzlich von einem Unbekannten feurig umarmt, es war ihr erſter Gemahl, der Graf, der ihr nur fälſchlich todt angeſagt worden war, der als Gefangener nach Sibirien geſchickt worden und endlich von dort wiedergekehrt war. Herr R. trat ihm großmüthig die Gattin wieder ab. Nach einigen Jahren ſtarb aber der Graf wirklich. Eben ſo R. und die Gräfin blieb Wittwe. Am Schluß die Erzählung von den Schickſalen des Grafen in Sibirien mit einigen Epiſoden.

Dieſer Roman iſt der Prototyp unzähliger Romane der Folgezeit, indem er über die Empfindſamkeit des 18. Jahrhunderts ſogar ſchon in die ſociale Unnatur des 19. hinüberführt. Mit Recht hat ſchon v. Eichendorf darin die äſthetiſche Beſchönigung des Sündhaften und die den ſ. g. guten Herzen zugetheilte Befugniß erkannt, alles, auch das Widerlichſte, zu entſchuldigen und zu vergeben.

4.

Die franzöſiſche Theaterſchule.

Oben ſchon iſt flüchtig erwähnt, daß Gottſched in Leipzig, um dem franzöſiſchen Geſchmack auf der Bühne Bahn zu brechen, den deutſchen Hanswurſt feierlich verbrennen ließ. Dies drückte am beſten die Gegenſätze jener Zeit aus.

Im Jahr 1708 eröffnete der Schleſier Stranitzki in Wien ein comiſches deutſches Theater, in welchem der Hanswurſt die Hauptrolle ſpielte, concurrirend mit dem damals in Wien blühenden italieniſchen Geſchmack. Es gelang ihm, die Lacher auf ſeine Seite zu bekommen und er wurde ungeheuer beliebt als Schauſpieler. Als Dichter hat er weniger geleiſtet. Er ſchrieb 1722 die olla potrida des übertriebenen Fuchsmundi voll luſtiger Geſpräche, Schwänke und Witze, eine zweite Auflage unter dem Titel „der kurzweilige Satyricus 1728". Fuchsmundi (Stranitzki ſelbſt in allerlei Verkleidungen) ſpielt hier in allen möglichen Rollen, um Poſſen und Satiren durchzuführen. Vgl. Nicolai Reiſen IV. 566 f. und die Auszüge in Flögels Geſchichte des Groteskkomiſchen S. 125 f. Stranitzki ſchrieb auch eine luſtige Reiſebeſchreibung aus Salzburg in verſchiedenen Ländern, ſehr rar. Flögel S. 133. Der Sinn iſt, „'s gibt nur a Kaiſerſtadt, 's gibt nur a Wien." Die ganze übrige Welt iſt mit Wien nicht zu vergleichen.

Dem Stranitzki folgte Joſeph Felix von Kurz unter dem Namen Bernardon als Hanswurſt des Leopoldſtädter Theaters, für welches er eine Menge gemeine Poſſen ſchrieb (1737—1774): Bernardon im Tollhauſe, Bernardon als Großmogul, Bernardon als ABC Schütz ꝛc. Vgl. Flögel, Geſch. des Groteskkom. 153. Selbſt ſah ich nur ſeine Prinzeſſin Pumphia.

Cyrus, Vater der Pumphia, wird vom Tartaren Kulican in der Schlacht überwunden. Pumphia beſchreitet das Schlachtfeld, indem ihr mitten durch das Blut die Schleppe nachgetragen wird. Sie vergleicht die blutigen Todten mit rothen Krebſen. Kulican trägt ihr ſeine Liebe an, ſie antwortet: geh nur weg, du biſt mir wie ſaures Bier. Er läßt ihrem gefangenen Vater den Kopf abſchlagen, aber der Zauberer Sophokles curirt ihn wieder und befreit

die Prinzeſſin, zu der ſich ihr heimlicher Gatte und das ſchon von ihr geborene Kind finden. Alles in Alexandrinern und in burleskem Tone.

An die Stelle des welſchen Bernardon trat ſeit 1760 in Wien der deutſche Lipperl und in den 80er Jahren Kaſperl. Indem man anfangs die italieniſche comedia del' arte nachahmte und die komiſchen Schauſpieler improviſiren ließ, entſtanden zu Anfang des Jahrhunderts eine Menge von dramatiſchen Harlekinaden: Harlekins Hochzeit, der ſingende Harlekin ꝛc. Ihnen folgten deutſche Hanswurſtiaden: „die Braut von ungefär", in welcher Hans Wurſt als Offizier auftritt und zwiſchen eine ehemalige und eine neue Geliebte geſtellt wird. Dann: „der in ein Ei verſetzte Hanswurſt", Hanswurſt, der unvorſichtige Schwätzer ꝛc. Vgl. Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpiele am Schluß des erſten Bandes.

Die Poſſe wurde aber auch ins haarſträubende Trauerſpiel eingemiſcht. Von den Haupt- und Staatsactionen, wie man die großen Spectakelſtücke nannte, die unter Stranitzki in Wien aufgeführt wurden, haben ſich 15 Stück handſchriftlich erhalten, welche Weiß 1854 herausgab. Sie ſind allzuvoll nicht nur von Mord, Selbſtmord, Hinrichtung und blutigen Schreckensſcenen aller Art, Geiſtern ꝛc., ſondern auch von Intriguen und Verwicklungen, namentlich zwiſchen je mehr als einem Liebespaare, und in den Hanswurſtſcenen oft unflätig. Allein man findet in ihnen auch echt tragiſche Charaktere, tief rührende Scenen und einen ariſtophaniſchen Humor. Hier einige Beiſpiele.

Die Enthauptung Ciceros. Julius, der ſchöne Sohn des Antonius, iſt auf der Jagd von einem Eber verwundet worden und liegt hülflos in ſeinem Blute. Da kommt ſein Diener, der Hanswurſt, voll Angſt vor einem Bären, der gar nicht da iſt, und ſtürzt über ſeinen Herrn, den er anfangs für den Bären hält. Er ruft um Hülfe, aber nur das Echo antwortet. Da kommen zwei ſchöne Jägerinnen, Tullia, Ciceros Tochter, und Emilia in Amazonentracht und nehmen ſich des Verwundeten an. Beide lieben ihn, aber nur Tullia wird wiedergeliebt. Ein Holzbauer, mit dem Hanswurſt Streit anhebt, führt den Julius in die Stadt. Cecina, der verſchmähte Liebhaber Tullias, ſucht ſeines Nebenbuhlers Verderben und verdächtigt Tullias Vater Cicero bei Kaiſer Auguſtus. Cicero wird von ſeiner geängſtigten Frau ermahnt, zu fliehen. Julius räth ihr daſſelbe in einem Brief, aber der Hanswurſt läßt ſich dieſen Brief von Antonius ablocken, der dem flüchtigen Cicero nacheilt und denſelben köpfen läßt. Hanswurſt bringt den Kopf in einem Tuche unter

dummen Poſſen der ſchrecklich überraſchten Tullia, wird aber nachher vom begünſtigten Liebhaber ſeiner Schweſter, der Bromia, mit deren Hülfe in den Tiber geworfen. Er kommt wieder heraus, ſoll nun aber, weil er der Bromia Ehre angetaſtet, geköpft werden, wird es nur zum Schein, bildet ſich aber ein, es ſey wirklich geſchehen ꝛc. Die arme Tullia muß den Cecina heirathen, ein großer Thierkampf auf dem Theater ſoll die Feier der Hochzeit erhöhen. Da fällt dem Cecina Tullias Bildniß vom Balkon herunter, er ſoll es wiederholen, fürchtet ſich aber vor den wilden Thieren. Da ſteigt Julius hinab und holt es. Hanswurſt, der nicht mit will, wird ihm nachgeworfen. Julius tödtet ſämmtliche Beſtien und bringt das Bildniß zurück. Cecina will es wiederhaben, ſie kämpfen und Cecina fällt. Sterbend ermahnt er Tullia, den tapfern Julius zu heirathen. Daſſelbe ſagt ihr der Geiſt ihres Vaters, der auf der Bühne erſcheint. Auguſtus ſelbſt gibt am Ende nach und Julius und Tullia werden vermählt.

Ziemlich ähnlich iſt „der großmüthige Ueberwinder ſeiner ſelbſt.“ Zum betrunkenen Hanswurſt kommt Rüpel mit einem ſchwarzen Bock, auf dem Hanswurſt hinreiten ſoll nach Salzburg, wo ihm eine Menge Dirnen zugleich kleine Hanswurſte geboren haben. Er antwortet aber, Rüpel ſoll nur auf den Bock einen Prügel binden und wieder mit heim nehmen. Die edelſte Parthie des Schauſpiels bildet die ſchöne Jsmene, welche König Kasroes im Kerker hält, weil ſie ihn nicht wiederlieben will, und ihr Geliebter Prinz Vardanes. Trotz der ſchwerſten Verſuchungen und Prüfungen iſt indeß Kasroes großmüthig und läßt Jsmene die letzte Probe beſtehen. Sie wird zu einem Block und Beil geführt und muß das Tuch vom Leichnam ihres hingerichteten Vardanes aufheben, darunter liegt aber Scepter und Krone und der lebende Vardanes ſinkt in ihre Arme. Kasroes tritt ihm Jsmene und das Reich ab. Hanswurſt bindet ſeine widerſpenſtige Brunette in eine Wiege und wiegt ſie wie ein Kind, bis ſie ganz zahm iſt. Eine Menge alter Weiber mit Beſen fallen über ihn her, aber Brunette ſelbſt beſchützt ihn.

In dem „Tempel Diana's“ ſoll Jphigenia ihren Bruder Oreſtes opfern, weigert ſich aber und das Orakel tritt endlich dazwiſchen und rettet die Geſchwiſter ſammt ihren Geliebten. Hanswurſt wird in dieſem Stück von zwei Weibern geliebt, die ihn zerren, bis ihm die Hoſen zerreißen. So ſteht die tollſte Poſſe hier dicht am Tieftragiſchen.

Eine der beſten Haupt- und Staatsactionen iſt „die Marter des Johann von Nepomuk“ die auf Stranitzkis Wiener Theater aufgeführt wurde.

König Wenzel iſt ein abſcheulicher Tyrann und ſtellt ſeiner treuen Gemahlin Auguſta nach dem Leben, um ſich ganz ſeiner Buhlerin, der ſerbiſchen Alahibama, widmen zu können. Er läßt ſie des Ehebruchs anklagen und in einem Hundeſtall verhungern. Weil ſich ihr Beichtvater, der Johann von Nepomuk, nicht hergeben will, ihm zu ſagen, was ihm Auguſta gebeichtet, läßt er denſelben in die Moldau werfen, aber fünf über dem Waſſer erſcheinende Sterne

doch meiſt letzteres, dem wachen Bewußtſeyn auf oder verdrängt es ſelbſt völlig. Alle dieſe Phänomene laſſen ſich, wegen ihrer offenbaren Verwandtſchaft mit dem entwickelten Magnetismus, als ſomnambüle bezeichnen. Sie umfaſſen die von bloßen Sinnestäuſchungen geſchiedenen Viſionen aller Art bei wachem und halbwachem Bewußtſeyn, die Geſichte und Senſationen bei gebundenen äußeren Sinnen, in ekſtatiſchen und kataleptiſchen Zuſtänden, welche in die verſchiedenen Arten des natürlichen und künſtlichen eigentlichen Somnambulismus bis zu den höchſten Graden des ſogenannten Hellſehens übergehen. — Der Kompler dieſer Erſcheinungen bildet in der Naturgeſchichte wie in der äußern Geſchichte des Menſchen ein höchſt bedeutendes Moment; es konnte aber bisher weder vom Hiſtoriker, noch vom Naturforſcher gehörig gewürdigt werden, und die Wiſſenſchaft fühlt ſelbſt jetzt noch nur zu oft eine gewiſſe Scheu, dieſes Gebiet geradezu zu betreten.

Die rückſichtsloſe Skepſis des vorigen Jahrhunderts, ſein radikaler Unglaube hatte all die Unbegreiflichkeiten, von denen die Geſchichten aller Zeiten wimmeln, alle die Wunder und Geſichte, allen Zauber- und Herenſpuck, der ganze Jahrhunderte vergiftet, ſammt und ſonders auf Rechnung deſſen geſchrieben, was man Einbildung nennt, und in ein Fach zuſammengeworfen, das die damals ſehr beliebte Aufſchrift führte: „Verirrungen des menſchlichen Geiſtes.“ Aber dabei blieben, namentlich in der Religions- und Kirchengeſchichte, eine Menge dunkler Flecke ſtehen, welche die Superklugheit der Zeit mit ihren Patentätzmitteln nimmermehr herausbrachte; es blieb nichts übrig, als dergleichen geradezu für Erfindung oder doch Ausſchmückung von Seiten der Berichterſtatter zu erklären, und damit wurde nothwendig die Treue derſelben auch in andern Punkten vielfach verdächtig und das Bild ganzer Zeiträume ſchwankend und fabelhaft. Erſt durch die Entdeckung des thieriſchen Magnetismus wurde ein überraſchendes Licht auf alle jene Wunder und Enormitäten geworfen. Nicht als ob man dadurch dem eigentlichen Verſtändniß unmittelbar näher gerückt wäre; im Gegentheil wurde, indem ſich das Räthſel oberflächlich errathen ließ, im Grunde ein viel tieferes aufgegeben, und es ging hier wie immer in der Wiſſenſchaft: ſo oft man einen Vorhang hebt, ſieht man, ſtatt etwas zu ergreifen, immer nur eine neue Perſpektive ſich aufthun. Immerhin aber erhielt man damit

beurkunden ſeine Heiligkeit. Wenzel wird wahnſinnig und ſtirbt am Schlage. Sein böſer Rathgeber iſt der bekannte böhmiſche Zauberer Zyto. Das Stück iſt vortrefflich angelegt.

Aus dem ſpaniſchen Erbfolgekriege hat ſich ein gutes Stück erhalten:

„Der vom Prinzen Eugenius und duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV.“, eine ſatiriſche Comödie, in der erſten Siegesluſt geſchrieben, zeichnet ſich durch die patriotiſche Stimmung und durch ariſtophaniſche Derbheit aus. Bei jeder neuen Nachricht vom Kriegsſchauplatze müſſen Ludwig XIV. und der Herzog von Anjou vomiren und brechen nach einander unter convulſiviſchen Angſtreden alle die Städte, Feſtungen und ganze Königreiche aus, die ſie vorher erobert hatten und die ihnen jene tapfern Helden wieder abgezwungen.

Sehr merkwürdig ſind die von ſächſiſchen Schauſpielern 1709 aufgeführten Comödien, deren Devrient I. 316 f. gedenkt.

Sie zeigen uns die gräßlichſten Dinge, Mord und Henker, Unzucht und Geiſterweſen immer in luſtiger Verbindung mit dem Harlekin, z. B. den Tyrannen Nero mit dem Harlekin und daneben noch eine Närrin Pasquina, den ihren Liebhaber Horatio verfolgenden Geiſt Iſabellens mit dem Harlekin. Deßgleichen ſpielte (Devrient S. 346) die Schönemannſche Truppe eine Haupt- und Staatsaction von „Tamerlan und den in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzten Bajazo“ mit einem Vorſpiel „der weibliche Arlequin“ Ein anderes Stück von 1734 handelt von Simſon und Delila mit dem Harlekin als Kuppler. Ein 1736 in Hamburg gegebenes Stück ſtellt Leben und Tod „des Ungeheuers“ Wallenſtein dar „mit Hanswurſt“.

Mehrere Stücke jener Zeit, die ich mir nicht verſchaffen konnte, ſind in Franz Horns ſchöner Literatur Deutſchlands (von 1813) II. 39 genannt: Almira von 1704, Ali und Soſira, Iſabella und Rodrigo (1717), die zwar gedrückte, doch wieder erquickte Liebe (1719), die vom Himmel beſchützte Unſchuld oder Bellerophon (1720), Achmet nnd Alminde (1721), der vergötterte Herkules (1726), Florentin, der ſchwärmeriſche Schäfer (1728), Donna Violante (1732), die durch Regierſucht geſtürzte Baſia (1735).

Im Jahr 1734 kam der Schneider Reibehand mit ſeinen Marionetten in die Mode, die er gräßliche Haupt- und Staatsactionen im Marktſchreierton aufführen ließ. Flögel, Geſchichte des Groteskkomiſchen S. 117. Sein Name wurde ſprichwörtlich.

Die Singſpiele, die namentlich Klay in Nürnberg in Flor gebracht, wurden nach und nach, insbeſondere am glänzenden Hofe in Dresden zu

Opern, nach dem Muſter der italieniſchen, ausgebildet und mit Ballet verbunden. Den Uebergang machte Preſſand mit ſeinen Singſpielen „die doppelte Freude der Muſen (1695), Circe und Penelope (1696).“ In Heyſes Bücherſchatz S. 152 ſind 72 hamburgiſche und 24 braunſchweigiſche Opern verzeichnet. Gottſched in ſeinem nöthigen Vorrath verzeichnet eine noch größere Zahl von Opern, die am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurden, ein Beweis, wie ſehr die Sache Mode geworden war und jede bedeutende Stadt, jeder Hof ſeine Opern haben wollte. In Hamburg componirte der Kapellmeiſter Keyſer († 1739) nicht weniger als 116 Singſpiele und Opern. Die italieniſchen Muſter herrſchten vor. Die opera seria behandelte meiſt bibliſche oder antike, mythologiſche und hiſtoriſche Stoffe, die opera bussa aber nahm die Elemente der alten Faſtnachtsſpiele, den Hanswurſt und Scenen aus dem gemeinen Leben in ſich auf. Ja man ſuchte Ernſt und Scherz, Grauen und tolle Luſtigkeit in der Poeſie mit dem Genuß der Muſik, des Schauſpiels und Tanzes zu verbinden. Aber die Opern bezweckten ſo ſehr nur den augenblicklichen Effect und ſchwelgten deßhalb ſo ſehr in frappanten Decorationen, phantaſtiſchen Situationen, Ungeheuerlichkeiten und Zoten aus, daß es der berühmte Gottſched zu einer ſeiner Lebensaufgaben machte, die Opern auszurotten. Auf eine charakteriſtiſche Weiſe reagirte der deutſche Humor gegen die Renaiſſance auch in der Oper, zunächſt in Hamburg. In dieſer freien Hanſeſtadt fing man an, ſich an den mythologiſchen Stoffen zu langweilen, und machte daher der Oper zu Pflicht, den Hanswurſt in ſich aufzunehmen. In Poſtels Oper „Kleopatra“, einer opera seria mit tragiſcher Selbſtentleibung am Schluß, erſcheinen im Feſtſaal der Königin Schornſteinfeger und ſingen ein höchſt frivoles Lied, ja wenden ſich zuletzt an das Publikum und fragen die ſämmtlichen anweſenden Damen, ob es nichts zu fegen gebe? — Eine Oper, „die Hamburger Schlachtzeit“ von 1725, hielt der Einwohnerſchaft nur ein Spiel des eigenen Lebens vor, Ochſenkauf, Schlachten, Schmauſen. Eine Oper, zu Arnſtadt 1705 aufgeführt, brachte in ähnlicher Weiſe dem Publikum die Bierbrauerei zur Anſchauung. In den Opern „die Leipziger Meſſe“ oder le bon vivant, „Fröhlicher Brüder Saufluſt“ (1714), Harlekins Hochzeit und Kindbettſchmaus ꝛc., wie in vielen andern artete die Poſſe dermaßen aus, daß ſchon 1681 der Hamburger Paſtor Anton Reiſer in ſeiner theatromania,

ſo wie ſpäter Gottſched in Leipzig mit höchſter Entrüſtung dem Opernunfug zu ſteuern befliſſen war. Gegen Reiſer ſchrieb Rauch eine theatrophania, 1682, worin er nur die chriſtliche Oper zu retten ſuchte. Aber auch an den kleinen Fürſtenhöfen miſchte ſich der Hanswurſt getroſt unter die Götter, Nymphen und Satyrn. Das war es gerade, was Gottſched ſo ſehr gegen die Opern erbitterte. Von anderer Seite her trat der allzu üppig und gemein gewordenen Oper der große Händel mit ſeinen feierlichen Oratorien entgegen. Es iſt bemerkenswerth, daß die höchſte Blüthe des Oratoriums unmittelbar der tiefſten Entartung der weltlichen Oper nachfolgte. Man kann dieſe Erhebung aus dem Sumpf des Heidenthums zur heiligen Höhe des Calvarienberges, wie ſie in der Muſik Statt fand, keineswegs von der Poeſie rühmen. Dieſe verſank vielmehr immer tiefer in Weltlichkeit und claſſiſches Heidenthum.

Einen höheren Flug verſuchte Berthold Feind, ein Hamburger Advokat, welcher in ſchleswigſchen Dienſten als Anhänger Karls XII. gegen Dänemark ſchrieb, deßhalb in Verhaft kam und 1717 in einem däniſchen Kerker ſtarb. Er war viel gereist, hatte die berühmteſten auswärtigen Theater geſehen und erklärt ſich in den proſaiſchen Zugaben zu ſeinen 1708 in Stade erſchienen „Deutſchen Gedichten“ 1) für eine höhere ſittliche Aufgabe des Schauſpiels, weshalb es Unrecht ſey, es vom chriſtlichen Standpunkt aus überhaupt zu verwerfen, 2) für das Phantaſtiſche, Abentheuerliche und Romantiſche, weil es die Seele am tiefſten ergreife. S. 109 erzählt er, „daß etliche, wenn ſie des renommirten Engliſchen tragici Shakespeare Trauerſpiele vorleſen hören, oft lautes Halſes an zu ſchreien gefangen und häufig Thränen vergoſſen.“ *) Auf die Thränen legte Feind den größten Werth und er iſt deßhalb als der Vorgänger Kotzebues und Iffands zu betrachten. Im Ganzen hat er ſich nicht an Shakeſpeare gehalten, ſondern ſich durch die italieniſchen Formen des Singſpiels gebunden. Seine Stücke ſind eigentlich Vaudevilles mit zahlreichen eingelegten Arien und Chören. Die darin geführten Reden ſind noch ſehr ſchwülſtig und hochtrabend, aber ſie ſprechen uns viel angenehmer an, als Lohenſteins Alexandriner, weil ſie in fünffüßigen

*) Man hat noch keine frühere Spur von Shakeſpeare in deutſchen Bühnen entdeckt, als dieſe.

Jamben geſchrieben ſind. Man kann nicht ſagen zum erſtenmal, denn der oben genannte Burckhart iſt älter.

Im erſten Stück „Octavia“ beginnt Kaiſer Nero:

Vom kalten Angelſtern bis an Canopus Hügel
Schwingt unſer Adler ſeine Flügel ꝛc.

Nero verliebt ſich in Ormöna, Gattin des armeniſchen Königs Tiridates, und verläßt um ihretwillen ſeine treue Gemahlin Octavia. Dieſe will ſich erſtechen, wird aber durch Piſo daran verhindert, verhüllt ſich und ſchreckt den Nero, als ob es ihr Geiſt wäre, und wird nachher dem reuigen Nero wieder zugeführt. Das Stück aber ſchließt wie ein Kotzebue'ſches Luſtſpiel mit allgemeiner Umarmung. In den eigentlichen komiſchen Scenen geräth Davus, die luſtige Perſon, auf einen Kirchhof, unterhält ſich mit den ſatiriſchen Grabſchriften und wird von Todtengräbern geneckt, die zuletzt einen Tanz halten: eine völlig mißlungene Nachahmung der bekannten Kirchhofſcene im Hamlet.

Man ſieht aus dieſer erſten Probe, wie tief Feind unter Shakeſpeare ſteht, doch iſt ſein Nero als Jambenſtück und als erſtes eigentliches Rührſtück bemerkenswerth. Im zweiten Stück, „die kleinmüthige Selbſtmörderin Lucretia oder die Staatsthorheit des Brutus“, ſollte man dem Titel gemäß eine ironiſche Auffaſſung als Traveſtie erwarten, aber auch hier findet man nur Rührung. Eben ſo im: Masaniello furioso.

Herren und Damen vom Hofe des Vicekönigs von Neapel haben ſich auf dem Lande vergnügt, als ſie von ferne Tumult in der Stadt vernehmen. Der Fiſcher Maſaniello hat das Volk empört, es verweigert den Zoll und trotzt den Soldaten.

Vor dieſem war ein Fiſcherknecht,
Der von der Höllen Dienſtbarkeit
Die Welt befreit.
Ich bin zwar auch ein Fiſcher nur,
Dennoch will ich das heilige Recht,
So in Neapolis geſchwächt,
Im alten Stande wieder ſchaffen.
Ergreift die Waffen!

Das Intereſſe wird aber ganz von der Revolution abgezogen auf Liebelei. Don Antonio wird vom Volk gefangen und muß als Sklave Waſſer zu den Galeeren trogen. Die ihn liebende Marquiſe Mariane ſucht ihn auf und wird ſelber Sklavin, um ihn gewiß zu finden. Unterdeß aber hält er ſie für untreu, wird frei und verliebt ſich in Aloyſia. Da erſticht ſich die treue Mariane und er

aus Reue thut das gleiche, beide aber ſind nur verwundet und bleiben am Leben. Aloyſia, die ſchon zum zweitenmal verheirathet iſt, findet ihren erſten Mann wieder, mit dem ſich der zweite verſöhnt, und das Stück ſchließt wieder mit allgemeiner Umarmung, während der arme Maſaniello in Raſerei daherkommt, nur noch einige Worte ſpricht und erſchoſſen wird.

In dem Stück „die bezwungene Beſtändigkeit oder die liſtige Rache des Sueno" nimmt wieder alles einen tragiſchen Anlauf, um mit den obligaten Rührungen luſtſpielartig zu enden.

Das Stück fängt ſehr romantiſch an. Die däniſche und norwegiſche Flotte begegnen ſich bei Nacht auf dem Meer, während ein großer Komet am Himmel ſteht. Sie kämpfen. Sueno der Däne ſiegt, Olaus der Norweger aber verſöhnt ſich mit ihm. Sueno will ſeine Tochter Angelica mit ſeinem tapfern Admiral Hulderich, der eben den Seeſieg erfochten hat, vermählen. Sie liebt aber den Olaus. Dieſer, ſchon verlobt mit der verwittweten Königin von Schweden, Gunilde, läßt ſich verführen, um Angelica zu bekommen, die Gunilde von der Schiffbrücke ins Meer fallen zu laſſen, wird aber doppelt betrogen, indem Angelica, die ſich vergiftet, ſtatt wirkliches Gift nur einen unſchädlichen Trank bekommt und nach des Olaus Abgang ſich entſchließt, den tapfern Hulderich zu ehelichen, während ihr Vater zugleich Gunilden die Hand reicht. Doppelumarmung am Schluß.

In der „krankenden Liebe" iſt die bekannte Geſchichte des Antiochus, der ſich in ſeine Stiefmutter Stratonice verliebt, gleichfalls als Rührſtück behandelt. — Feind ſchrieb auch viele Gelegenheitsgedichte, ein bewunderndes Lobgedicht auf Karl XII. in Alexandrinern, ein Lehrgedicht, worin er alle philoſophiſchen Syſteme durchgeht, ein philoſophirendes Hochzeitsgedicht und viele Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen.

Salomon Seemann, ein Danziger, Erzieher der ruſſiſchen Kaiſerin Anna, deſſen „Turnus und andere deutſche Gedichte", zu Marburg 1729 erſchienen ſind, erſcheint als der Prototyp jener Deutſchruſſen, die mit deutſcher Bildung ſlaviſche Gewandtheit verbinden und insbeſondere die Sprache mit Leichtigkeit handhaben. Das Drama Turnus iſt zwar eine Monſtroſität, ſofern es gegen die virgilianiſche Tradition läuft, aber die Sprache iſt theilweiſe vortrefflich. Seemann bediente ſich noch regelmäßiger, als Feind, des fünffüßigen Jambus, wenn auch nicht in der Reinheit, wie ſpäter erſt Leſſing im Nathan.

Der alte König Latinus läßt ſich von den Pfaffen beſchwatzen, ſeine Tochter Lavinia dem fremden Abentheurer Aeneas zu geben, im Widerſpruch mit dem Intereſſe des Volks und Landes und mit der zärtlichen Liebe, welche Lavinia bereits dem Turnus zugewandt hat. Der alte König redet die Trojaner an:

Ihr treuen Bürger unſers Vaterlands,
Ihr tapferen Trojaner, deren Reich
So herrlich, ſo berühmt, ſo mächtig war,
Wie ſehr beklag ich euch.

Dieſe Sprache, ſo lange vor Schiller, gereicht dem Danziger zur Ehre. Lavinia klagt:

Unglückliche Geburt, wenn wir mit Kronen
Zur Welt geboren werden!
Wie ſelig ſind ſur uns auf Erden
Dieſelben, ſo in ſchlechten Häuſern wohnen.
Die arme Schäferin —
Sie liebt den, der ſie liebt,
Der ſie bittet, der ihr gute Worte gibt.
Uns zwingt das Schickſal, uns zwingt der Staat.
Wir geben zwar das Recht, doch nach dem Rechte
Wird nicht mit uns verfahren ꝛc.

Lavinia, als Amazone gerüſtet, wirft ſich in den Kampf zwiſchen Aeneas und Turnus. Aeneas fällt, die Pfaffenpartei flieht, der alte Latinus ſieht ſein Unrecht ein und Turnus und Lavinia werden ein glückliches Paar.

Die Wendung am Schluß iſt ſo auffallend, daß man verſucht wird, ſie irgend einer politiſchen Rückſicht in St. Petersburg zuzuſchreiben. — Der lyriſchen Gedichte Seemanns ſind wenige, meiſt Gratulationen. In einem Hirtengeſpräch zeigt ſich wieder des Dichters Gewandtheit.

Wie aber kann ich widerſtehen?
Ich ſeh zwei Augen auf mich blitzen,
In welchen tauſend Liebesgötter ſitzen,
Ich muß für ihrer holden Macht vergehn.
Mein Herze iſt gefangen
Und meine Seele rührt der ſüße Wunderſchein.
Ich ſpür ein ſehnliches Verlangen
Dieſen Strahlen nahe zu ſeyn.

Das iſt die erſte Spur jener Innigkeit des romantiſchen Gefühls, wie es ſpäter bei Tieck ſich ſo reich entfaltete. Beiläufig ſey bemerkt, daß

dieſes intereſſanten Dichters in den bisherigen deutſchen Literaturgeſchichten noch gar nicht gedacht worden iſt.

Der mächtige Gottſched ſchrieb, wie oben ſchon geſagt iſt, ſelber nur einen überarbeiteten „Cato", ließ aber viele franzöſiſche Tragödien und Comödien als Muſter für Deutſchland überſetzen. Sein beſter Schüler war Elias Schlegel, Sekretair des ſächſiſchen Geſandten in Kopenhagen, nachher Profeſſor, † aber ſchon im 31. Jahre (1745). Er ſchrieb viele Tragödien im echten Renaiſſanceſtyl: Oreſt und Pylades, Dido, Hekuba, Elektra. Aber es zog ihn aus dem claſſiſchen Zwange heraus. In ſeiner Lucretia vertauſcht er die ſteifen Alexandriner ſchon mit freier Proſa. In ſeinem Trauerſpiel Canut verräth er, daß er bei längerem Leben vielleicht eine ganz andere Richtung, als die Gottſched'ſche, würde eingeſchlagen haben.

In dieſem Trauerſpiel ſtellt Ulfo, der des großmüthigen König Canut Schweſter verführt, einen höchſt bizarren Charakter dar, der nicht einmal des Königs Gnade annimmt, ſondern trotzt und den Tod erzwingt.

Das deutet ſchon von ferne die Sturm- und Drangperiode an. Auch Schlegels „Hermann" iſt zwar noch in den leidigen Alexandrinern geſchrieben, hat aber viele Originalität und eine ganz moderne Charakteriſtik.

Die Hauptſache in dieſem Trauerſpiel iſt der Contraſt zwiſchen dem vaterlandstreuen Hermann und dem Römling Flavius. Am Schluß der Triumph des erſtern über den Varus. — Segeſt ſpielt eine gute Rolle, indem er die dynaſtiſche Staatsklugheit über den Patriotismus ſetzt und den Satz anführt, ein König kenne nur ein Intereſſe, dürfe nie ein Sentiment oder natürliches Gefühl, nicht einmal für Weib und Kind haben.

Etwas Bizarres gibt ſich auch in den Luſtſpielen Schlegels zu erkennen, trotz der von ihm erſtrebten franzöſiſchen Correctheit. So im „Triumph der guten Frau".

Nikander, ein frivoler Ehemann, verläßt ſeine treffliche Frau Hilaria bald nach der Hochzeit und ſpielt zehn Jahre lang den Don Juan bei andern Damen, ohne ſich einer Einzigen dauernd zu widmen. Da beſchließt Hilaria, ihn zu beſtrafen, verkleidet ſich als Mann, treibt die Donjuanerie noch ärger als er, und ſticht ihn bei allen Damen aus, die für den neuen Ritter ſchwören, bis ſie ſich dem beſchämten Nikander zu erkennen gibt.

Ziemlich ähnlich iſt „der Geheimnißvolle".

Der junge Graf Bährenfeld ſoll nach Straßburg reiſen, hält ſich aber incognito in Kopenhagen auf, um ſeine ihm beſtimmte Braut unter fremdem Namen zu prüfen, und gewinnt als Maske auf einem Ball, ſpäter in allerlei Verkleidungen ſie lieb, wird verdächtigt und arretirt, aber durch die Ankunft ſeines vornehmen Vaters wird alles aufgeklärt.

In der „ſtummen Schönheit" ſchmeichelt der Dichter dem Adel auf Koſten der Naturwahrheit.

Hier wird ein hübſches, aber dummes und deßhalb auch wortarmes Bauernmädchen als Dame erzogen, die ächte Tochter des Hauſes aber in Armuth, und macht die letztere durch ihren Geiſt den Irrthum des Glücks wieder gut. Als ob alle Bauernmädchen dumm und alle Fräulein geiſtreich ſeyn müßten.

Im „geſchäftigen Müßiggänger" wollte Schlegel ein Moliere'ſches Charakterbild aufſtellen, es blieb jedoch matt und etwas langweilig. Beſſer iſt der „gute Rath", in welchem Einer die Manie hat, allen Leuten zu rathen, und böſe wird, wenn man ihm nicht folgt.

Man hat von E. Schlegel noch mehrere Bruchſtücke z. B. eines angefangenen Epos „Heinrich der Löwe", auch Cantaten und Gelegenheitsgedichte, Epiſteln und verſchiedene Aufſätze über das Schauſpiel. — Sein jüngerer Bruder Adolf ſchrieb ein Lehrgedicht „der Unzufriedene" in Alexandrinern.

Der Menſch iſt unzufrieden über ſein Loos. Da verwandelt ihn Jupiter in einen Vogel, Fiſch, Hirſch ꝛc., bis er einſieht, das Loos des Menſchen ſey doch ein viel glücklicheres, als das anderer Geſchöpfe.

Andere Schüler Gottſcheds wetteiferten in Verfertigung von Tragödien, die in hölzernen Alexandrinern antike Stoffe behandelten. So erſchienen 1741 Darius von Pitſchel, Alceſte und Aurelius von Quiſtrop, Timoleon von Behrmann, der ſterbende Sokrates von Baumgarten, 1746 Oedipus von Joh. Heinr. Steffens, 1748 Octavia von Cammerer, Brutus von Blaufuß, 1754 Telemach von Heubel, 1757 die Horazier von Kepner, 1758 Candaules von G. W. Schmid.

Fr. von Derſchau gab 1747 einen Pylades und Oreſtes heraus, der die Opferung des letztern durch Iphigenia auf Tauris behandelt. Ohne Geiſt.

Iphigenia iſt weichherzig. Pylades will ſich für Oreſt opfern, dieſer gibt

er nicht zu. Troas der böſe König, befiehlt nun beide zu opfern. Aber die Handlung wird unterbrochen durch einen Greis, namens Hermes, welcher das Volk aufwiegelt und zugleich nachweist, die Tomira, die angebliche Tochter des Troas, ſey die Tochter des früheren Königs, die allein rechtmäßige Erbin des Throns. Oreſt ergreift das Opferſchwert und erſticht damit den Troas.

Dreſcher ſchrieb 1751 ein Luſtſpiel „der adelige Freier“ und 1760 eine Lutheriade in 12 Geſängen.

In Benjamin Schmidts „muſikaliſchen und andern Gedichten“, Leipzig und Rudolſtadt 1748, wird die Geſchichte des Amor und der Pſyche als Singſpiel behandelt. In der „belohnten Treue“ wird eine verloren gegangene Prinzeſſin als Schäferin wieder entdeckt. Schöne Stoffe, aber ohne Geiſt behandelt. In vielen „Serenaden“ wettſingen allegoriſche Perſonen, Tugenden, Blumen, die ſächſiſchen Flüſſe ꝛc. zum Lobe fürſtlicher Perſonen.

Patzki's Virginia, 1755 gedruckt, in ſteifen Alexandrinern iſt bei nobler Geſinnung ebenfalls geſchmacklos. Patzki, der ein Prediger in Magdeburg war, ſchrieb auch viele Singſpiele, bibliſchen und antiken Inhalts.

Den Einfluß Molieres und noch mehr Holbergs läßt Borkenſtein in ſeinem „Bocksbeutel“ von 1742 erkennen, worin er die vornehme Spießbürgerlichkeit der norddeutſchen Seeſtädte geißelt, ein Vorbild zu Kotzebues Kleinſtädtern.

Johanna von Orleans, ein Trauerſpiel des Johann Gottfried Bernhold, Nürnberg 1752, iſt in mancher Beziehung nicht unintereſſant.

Johanna tritt gleich in der erſten Scene keck auf:

Es hüpfet mir das Herz, wenn die Karthaunen brüllen,
Und mit beflammtem Schall und Dampf die Luft erfüllen.
Wenn Schild und Feur und Schwert in treuen Fäuſten blizt
Und echter Frankenmuth die Tapferkeit erhizt.

Aber der Dichter kümmert ſich nicht im mindeſten um die tiefe Bedeutung ihrer Jungfräulichkeit. Ganz arglos ſpinnt er ein Liebesverhältniß zwiſchen ihr und dem Baſtard Dunois an. Johanna wird nicht als Hexe verbrannt, ſondern tödtlich verwundet und ſtirbt in Dunois Armen:

Ich ſterbe noch vergnügt, weil du mich ſchon gerochen,
Mein Wunſch iſt auch erfüllt, ich hab dich noch geſprochen.
Erweiſt mir, mein Schatz, zu meiner ſüßen Ruh
Den letzten Liebesdienſt, drück mir die Augen zu.

Derſelbe Dichter ſchrieb 1752 ein Trauerſpiel „Irene", worin die fürſtliche Mutter ihrem Ehrgeiz den eigenen Sohn aufopfert.

Joh. Chriſtian Krüger († 1750), verdorbener Theologe und Schauſpieler, rächte ſich an ſeinem frühern Stande durch Verſpottung in Luſtſpielen. Seine „Landgeiſtlichen" wurden deſshalb confiscirt. Seine „Träume" von 1754 habe ich mir nicht verſchaffen können. Seine übrigen Luſtſpiele ſind in ſeinen poetiſchen und theatraliſchen Schriften, Leipzig 1763, enthalten:

1) Der blinde Ehemann. Aſtrobald iſt blind auf die Welt gekommen zur Strafe für ſeine Mutter, die ihn im Ehebruch empfangen. Aſtrobald heirathet die edle und treue Laura, die aber verleumdet wird, ſo daß der arme blinde Mann von Eiferſucht verzehrt wird, bis Lauras Tugend erprobt und er ſelbſt zum Lohn derſelben ſehend wird.

2) Die Candidaten. Hermann, der lange einem Grafen treu gedient hat, ſucht durch ihn vergebens eine Rathsherrnſtelle zu erlangen. Der alte üppige Graf will es nicht anders thun, als um eine gewiſſe Gefälligkeit der Frau. Die alte Gräfin iſt eben ſo üppig und führt das Regiment im Hauſe. Da, um ſich wegen einer Beleidigung an ihr zu rächen, ſchickt ein alter Oberſt einen jungen Fähnrich in ihr Haus, der ſich für einen Candidaten ausgeben und ihr ein wenig die Cour machen muß, worauf er ſogleich die bewußte Stelle erhält, ſie aber beſchämt, indem er ſeinen Stand entdeckt. Endlich bekommt Hermann doch noch die Stelle.

3) Der Teufel ein Bärenhäuter. Ruthe, der Schulmeiſter, hat ſich in ein ſchönes Mädchen im Dorfe verliebt und verkleidet ſich als Teufel, um ihren Bräutigam abzuſchrecken. Dieſer verſteht aber keinen Spaß, packt ihn, prügelt ihn erbärmlich durch, bindet ihn an Händen und Füßen und läßt ihn eine ganze Nacht lang liegen. Da kommen Leute. Aus Scham hält ſich der Schulmeiſter mäuschenſtill und hört, daß es ſeine eigne Frau iſt, die ihm bisher, ohne daß ers merkte, Hörner aufgeſetzt hat, und ſich mit ihrem Liebhaber auf ihn ſelber ſetzt, in der Meinung, es ſey nur ein Klotz. Im launigſten und derbſten Styl.

Ich ſtelle dem eine andere, viel zartere Schulmeiſterscomödie gegenüber, welche Friedrich der Große 1754 aufführen ließ. Ihr Verfaſſer iſt mir unbekannt.

Druſilla, eine Schulmeiſterswittwe, hält für ihren verſtorbenen Mann Schule und verliebt ſich in ihren jungen Schüler Lindoro; aber deſſen Oheim Leander iſt ſelbſt in ſie verliebt und bewacht ſie voll Argwohn. Da tappt auch

die Befriedigung, daß alles ſcheinbar Unnatürliche und Uebernatürliche in der Geſchichte, oder doch faſt alles, im großen natürlichen Wunder des Geiſtes ſelbſt aufging.

Nach den unläugbaren Thatſachen des thieriſchen Magnetismus bleibt kein Zweifel, daß dieſelbe merkwürdige Eigenſchaft der Seele, welche in modernen Somnambülen die Beobachter anſteckt und zu Schwärmern macht, von jeher in der Geſchichte aller Völker eine bedeutende Rolle geſpielt hat. — Der Seele — dies iſt das allgemeinſte Reſultat der Beobachtung — kommt die Kraft zu, unter gewiſſen Umſtänden lebhafte Senſationen zu erhalten, welche durch die Sinneswerkzeuge gar nicht, oder doch nicht auf die gewöhnliche Art vermittelt ſind. Die oben bezeichnete dunkle Region der Seele einerſeits, und das im Gehirn lebende wache Bewußtſeyn andernſeits ſcheinen ſich dabei in den mannigfachſten Graden wechſelsweiſe zu verſchieben und in einander überzufließen. Auf die Namen, welche man den dabei ins Spiel kommenden Seelengebieten beilegt, und auf die Art und Weiſe, wie man ſie ſich dabei im Conflikt denkt, kommt nichts an. Jeder, der ſich wiſſenſchaftlich mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt, läßt bei dieſen Phänomenen Geiſt, Seele und Lebenskraft anders zuſammenwirken und einander modificiren. Keiner kommt mit ſeiner Erklärung weit, ſolange die normale Seelenthätigkeit in ihrem Gebundenſeyn an die weichen Organe, welche man Nerven, Gehirn und Rückenmark nennt, ein völlig ungelöstes Räthſel bleibt. In der Praxis handelt es ſich nur darum, alle jene mehr oder minder mit dem eigentlichen Somnambulismus verwandten Zuſtände phyſiologiſch von bloßem Phantaſieſpiel und Sinnestäuſchungen zu unterſcheiden.

Dieſer Unterſchied zeigt ſich prägnant ſchon bei dem, was man als den niedrigſten Grad jener eigenthümlichen Seelenverſtimmung bezeichnen kann, bei der Viſion mit wachem Gehirn, bei der ſogenannten Hallucination. Es iſt dies gleichſam die raſche Entbindung eines Traums mitten im Bewußtſeyn, der ſeine Bilder in die Außenwelt hinſtellt und der wachen Seele aufdrängt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß zwiſchen den Bildern einer aufgeregten Phantaſie und den krankhaften Viſionen des wachen Gehirns, der Hallucination, die mannigfachſten Uebergänge ſtattfinden, wie man dies ja bei allen pſychiſchen Phänomenen beobachtet. Aber die Viſion unterſcheidet ſich nun von jener

noch sein Vater und Lindoros Großvater Belfiore, der sich gleichfalls in die schöne Wittwe vergafft hat, mit einer Liebeserklärung dazwischen und der verschmähte Leander rächt sich, indem er den Großvater gegen den Enkel hetzt. Am Ende aber läßt sich der Alte versöhnen und Lindoro bekommt die schöne Wittwe. Ein leichtes, frivoles, aber graziöses Singspiel.

Schenks komisches Theater, Breslau 1759 enthält nur schwache Stücke:

Clementine. Zwei junge Leute sollen sich heirathen, haben sich aber jedes ein Ideal gebildet, wollen daher einander nicht, bis sie ihr Ideal jedes im andern wiederfinden. — Die Liebe in der Grotte, sehr unbedeutend. — Pigmalion, in eine Cypresse verwandelt, von Thamira auch als Baum noch wirklich umarmt, wird glücklich wieder entzaubert.

Chr. Felix Weiße in Leipzig, den wir schon als Lyriker kennen gelernt, war auch ein fruchtbarer Schauspieldichter. Er edirte schon 1759—68 Beiträge zum deutschen Theater in 5 Bänden, später erschienen gesondert 1767—71 komische Opern, 3 Theile, 1776—80 Trauerspiele in 5 Theilen, 1783 Lustspiele in 3 Theilen.

Die Trauerspiele sind noch in Alexandrinern geschrieben. Racine und Corneille sind seine Muster. Es zieht ihn hin zu Shakespear'schen Stoffen, allein er kann sie doch nur in der französischen Manier behandeln. Seine Stärke liegt in der Charakteristik der Leidenschaften, allein er läßt sich zu sehr in declamatorischem Pathos, in der Reflexion über die Leidenschaften gehen.

1. Eduard III. Isabella hat aus Liebe zu ihrem Buhler Mortimer ihren Gemahl Eduard II. ermorden lassen und für natürlichen Todes gestorben ausgegeben. Sie will ihren Sohn noch zum Morden der Edelsten im Lande verleiten, um ihre Schmach desto besser zu verbergen; allein es wird vereitelt, des Königs Leiche dem jammernden Sohn gezeigt und der Mord bewiesen. Das ganze Stück ist nur zur Charakteristik Isabellens geschrieben, die zuletzt verzweifelnd ihren Buhler von sich stößt. Gut contrastirt mit ihr der schwache Sohn.

2. Richard III. Weiße läßt den Richard nicht die ganze Stufenleiter von Verbrechen durchlaufen, wie Shakespeare, sondern greift nur den Mord der beiden jungen Prinzen und die schmerzliche Klage ihrer Mutter heraus, worauf sogleich Richmond erscheint und den Tyrannen stürzt. Innerhalb dieser engeren Schranken hat das Weißesche Trauerspiel immerhin viel Anerkennenswerthes. Die Leidenschaft, der Ehrgeiz, die teuflische Bosheit und zugleich die Ge-

ſpenſterfurcht des Königs contraſtiren vortrefflich mit der Mutterangſt der Königin.

3. Crispus, Sohn Conſtantin des Großen, wird von ſeiner Stiefmutter Minervina bis auf den Tod verfolgt.

4. Muſtapha und Zeangir. Roxane, zweite Gemahlin des Sultan Soliman, läßt den Muſtapha, deſſen Sohn erſter Ehe, umbringen, um den Thron ihrem eigenen Sohn Zeangir zu erhalten, allein dieſer iſt ſeinem Bruder ſo treu und ergeben, daß er, die böſe Mutter verwünſchend, ſich erſticht, um dem Bruder im Tode nachzufolgen. Gar zu empfindſam und unwahrſcheinlich.

5. Die Befreiung von Theben, ein kaltes Stück. 6. Atreus und Thyeſt, die bekannte Greuelgeſchichte. 7. Roſamunde, die bekannte Mörderin Alboins. 8. Romeo und Julie. Man kann dieſe pathetiſche Declamation nach Shakeſpeares Dichtung unmöglich auslesen, obgleich der Stoff nicht ſchlecht aufgefaßt iſt. 9. Die Flucht, unbedeutend. 10. Jean Calas, nach Voltaire.

Wie Corneille und Racine für das Trauerſpiel, ſo war Moliere das Muſter für das Luſtſpiel. Weißes Luſtſpiele haben ſeinen Ton:

Die Poeten nach der Mode. Zwei Dichter, der eine voll Lohenſteiniſchen Schwulſtes, der andere nach der neuen galanten Manier, bezaubern einen Herrn Geraute ſo, daß er einem von ihnen ſeine Tochter geben will, was aber durch den Geliebten derſelben verhindert wird. — Der Naturalienſammler will ſeine Tochter eben ſo unpaſſend verſchenken, wird aber auch abgehalten. — Die Matrone von Epheſus. — Großmuth für Großmuth. Karoline kommt in männlicher Verkleidung, um die ſchöne Wittwe kennen zu lernen, die ihren Geliebten liebt, findet ſie ſeiner werth und tritt ſie ihm ab, die Wittwe aber vergilt Gleiches mit Gleichem und nöthigt ihr den Geliebten auf. — Die Haushälterin, als Erbſchleicherin eines alten Herrn, will deſſen Sohn um das Seine bringen. — Der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt, entgeht kaum der Schlinge, die ſeiner Blödigkeit durch einen argliſtigen Freund gelegt wird. — Der Projectmacher empfängt die Strafe ſeines Leichtſinns. — Weibergeklatſch. Durch Geklatſch verführt, glaubt Ferdinand, ſeine Braut Louiſe habe ein Kind gehabt und beſchuldigt ſie deſſen; wie ſehr beſchämt ſie ihn aber, als ſie ihm ein Kind vorſtellt, welches er ſelbſt unehelich mit einer Andern gezeugt hat. Doch verzeiht ſie ihm großmüthig. — Die Freundſchaft auf der Probe. Blandfort hat die ſchöne junge Indianerin Corally der Obhut ſeines Freundes Nelſon überlaſſen, der ſich aber ſterblich in ſie verliebt hat. Nun iſt Blandfort ſo großmüthig, ſie ihm zu überlaſſen und dafür Nelſons Schweſter Juliane zu heirathen. Corally iſt hier übrigens nicht naiv, wie Kotzebues Gurli. — Liſt über Liſt. Die böſe Frau Argante wird durch Liſt dahin gebracht, ihre Tochter Caroline dem jungen Valer zu verheirathen, was gerade der innigſte Wunſch ihres Bruders Ariſt iſt, während ſie ſich einbildet, es geſchähe ihm zum Poſſen.

Weiße ſchrieb auch einige ſehr beliebte komiſche Opern, z. B. Lottchen am Hofe, aber nur nach franzöſiſchen und engliſchen Texten. Seine berühmteſte Oper, der Dorfbarbier, ahmt Krügers Schulmeiſter nach.

Der beſoffene Barbier Barthel und ſein liſtiges Weib Suſanne ſollen ausgepfändet werden, helfen ſich aber, indem ſie den Gläubiger, Schulmeiſter Ruthe, und er deſſen Weib verführt.

Joſeph, Frhr. von Petraſch, deſſen Luſtſpiele zu Nürnberg 1765 von der deutſchen Geſellſchaft in Altorf in 2 Bänden herausgegeben wurden, war ein Nachahmer Molieres, aber ſehr breit.

Ein abgeſchmackter Herr von Tiefſinn kommt von Wien zurück und ſpielt den geheimnißvollen Diplomaten. Gut erſonnen, aber geiſtlos ausgeführt. — Das Eiland der Buckligen, die ſich über den Geſunden, der zu ihnen kommt, luſtig machen. — Leander, ein Dichter, der das Beſte der Menſchheit will, wird eben deßhalb von der Dummheit und Bosheit verfolgt, aber zuletzt durch den Fürſten ſelbſt gerechtfertigt. Sehr langweilig. — Der übelgerathene Länderreiſer, ein deutſcher Edelmann, der aus Paris abgeſchmacktes Franzoſenthum mitbringt. — Philander bringt ſich durch ſeine Neugier um eine edle Geliebte. — Der jütiſche Obmann Magnus will nichts von neuen Moden wiſſen, aber ſeine Tochter Julchen wird ihm durch den neumodiſchen Klitander entführt. — Goldmann, der junge Ehemann, iſt am Tage nach der Hochzeit wie aus den Wolken gefallen, da ihm ſeine junge Frau hinter der Gardine bekannt hat, daß ihr angeblicher Reichthum nur erheuchelt und ihr Brautkleid und Brautſchmuck nur geborgt geweſen ſey, da ihr Kammermädchen kommt und ihn um Geld bittet, weil ſie von der Dame ſeit acht Jahren keinen Lohn erhalten; da der Schwiegervater und Schwager ſelbſt ihm Geld ablocken wollen ꝛc. Seine Noth iſt köſtlich, und zuletzt bildet er ſich ein, ſie wollen ihn gar vergiften, um ihn zu beerben. — Das iſt das beſte Stück, die noch übrigen ſind ſehr gering.

Johann Heinrich Faber, Profeſſor in Mainz, überſetzte eine Menge franzöſiſche Opern und Schauſpiele für die deutſche Bühne von 1769—1776, gab 1788 eine Zeitſchrift „der Illuminat“ heraus und hinterließ noch einen Roman „Louiſe oder der Sieg der Tugend“, den ich nicht geſehen habe.

Auch Karl Chriſtian Gärtner, der mit an den Bremiſchen Beiträgen arbeitete, überſetzte aus dem Franzöſiſchen, wie denn ſein einziges eigenes Schäferſpiel „die geprüfte Treue“ von 1768 wieder ins Franzöſiſche überſetzt wurde.

Der öſterreichiſche Feldmarſchalllieutenant Cornelius von Ayrenhoff († 1794) ſchrieb ſeit 1772 eine Menge Schauſpiele zuerſt in ſteifen Alexandrinern und ſo ſehr nach franzöſiſchem Muſter, daß er in einem „Sendſchreiben“ heftig gegen die Ausſchweifungen Shakeſpeares loszog. Es iſt merkwürdig dabei, daß er als vornehmer Mann ſich nicht genirt, die ganze Corruption Wiens zur Schau zu tragen.

Seine Trauerſpiele behandeln antike Stoffe, Cleopatra, Virginia, Antiope, Aurelius (eine erdichtete Verſchwörung gegen Trajan), ſodann einige altdeutſche, Hermanns Tod und Tumelicus. Dieſer junge Sohn Hermanns will ſeinen Vater rächen, wird aber durch die von Druiden und Barden umgebene Velleda daran gehindert. Unwahr und abgeſchmackt. — Beſſer ſind die Luſtſpiele, aber ſehr frei: Der Poſtzug. Ein Graf von Reitbahn verhandelt ſeine junge Braut Leonore an den Major von Rheinberg um einen Poſtzug von herrlichen Schecken. Das Fräulein iſt wohl damit zufrieden, weil ſie Rheinberg liebt. Einer meint, mancher würde gerne ſeine Frau für ein Paar Schecken verkaufen. Das Ganze iſt ein treues Spiegelbild der verdorbenen Sitten der Wiener Ariſtokratie, und Vorbild zu Kotzebues „beiden Klingsbergen“. — Noch unſittlicher iſt „die große Batterie“. Um eine gute Heirath zu machen, prahlt ein Offizier, eine Batterie erſtürmt zu haben. Der Bruder ſeiner Braut übertrifft ihn noch an Frivolität und will mit dem hübſchen Kammermädchen davonlaufen, nachdem ſie ſeiner Schweſter Kleider geſtohlen hat. Sie werden ertappt und er entſchließt ſich nun, die zur Braut zu nehmen, die ihm ſeine Mutter beſtimmt, behält ſich aber unter allgemeinem Lachen vor, das Kammermädchen mit ſeinem Kammerdiener zu verheirathen, um ſie in der Nähe zu behalten. Auch der Hauptmann bekommt ſeine Braut, obgleich er lachend geſteht, welches elende Mittel er angewandt, ihr zu imponiren. — Eben ſo abſcheuerregend iſt „die Freundſchaft der Weiber“. — A. hat auch ein Paar allegoriſche Luſtſpiele geſchrieben: der Nationen Streit, worin eine reiſende Polin vorkommt, die in einem Gaſthofe von Liebhabern aller Nationen umlagert wird, bis ſie als Gemahlin eines ungariſchen Generals erkannt wird. — Das Reich der Mode, in welchem Repräſentanten aller Stände ſich zuſammenfinden, aber zuletzt vor der Göttin der Natur erbärmlich beſtehen, indem dieſe, begleitet von der Philoſophie und gefolgt von „ſtarken wohlgewachſenen Soldaten“ das Reich der Unnatur, d. h. der Mode zerſtört. Mit dieſem merkwürdigen Stück macht Ayrenhoff alle ſeine eigenen Modeſünden wieder gut.

Katharina II., Kaiſerin von Rußland, geborene Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt, hat ziemlich viel in ruſſiſcher oder franzöſiſcher Sprache gedichtet, das beſte ſind ihre Luſtſpiele:

Der Familienzwist, ein Lustspiel, abgedruckt in der deutschen Schaubühne, 1789, Band V. enthält die kleine Familiengeschichte des Pankrat Sobrin. Alles in seinem Hause ist in Frieden und Harmonie, als ein gewisser Hausläsier durch Ohrenbläserei Mann und Frau und alles hinter einander hetzt, bis seine Lügen an den Tag kommen und man sich wieder versöhnt. Die erlauchte Verfasserin mochte wohl einen Ohrenbläser ihres eigenen Hofes im Auge haben.

Der Betrüger. Hier wird die Familie Samlin durch einen Cagliostro, der sich Kalifalkscherston nennt, betrogen, doch wird der mystische Heuchler noch frühe genug entlarvt.

Der Verblendete (Berlin 1788 gedruckt). Hier ist es die Familie Radotrow, die von zwei Abentheurern bestohlen wird, die sich so sehr in des Herrn Gunst gesetzt haben, daß ihnen Tochter und Nichte des Hauses geopfert werden sollen. Aber auch sie werden entlarvt. Der Reiz dieses Stücks liegt in der höchst naiven Haltung der Nichte Sophie, die immerfort Knixe macht und die Einfältige spielt, aber ganz gescheidt ist.

Es ist merkwürdig, daß alle diese Lustspiele Täuschung russischer Einfalt durch fremde Abentheurer zum Inhalt haben. Sie hat noch mehrere Comödien geschrieben, die ich nicht kenne. (O Zeit, das Mißverständniß, der Namenstag der mürrischen Frau, der Friedensstörer, die Comödie vom sibirischen Priester, Schmeichelei und Täuschung ꝛc.). Auch einige komische Opern, zwei ernsthafte Schauspiele aus dem Leben Ruriks und Olegs von schwacher Erfindung, und zwei russische Volksmärchen, wohl nur von ihr überarbeitet. Obgleich oberflächlich hingeworfen, verdienten diese Dichtungen der geistvollen Kaiserin eine vollständige Ausgabe. Hauptmann Seübert in Stuttgart hat viel dazu gesammelt.

5.

Anfänge der Empfindsamkeit.

Schon die italienische und spanische Schäferpoesie hatte etwas stark Sentimentales, was jedoch in Frankreich und Deutschland theils durch das Allegorienspiel, theils durch erotische Reize aufgewogen wurde. Als nun aber Rousseau in Frankreich die Sentimentalität in Aufschwung brachte, wurde sie auch in Deutschland als Mode nachgeahmt. Indessen gereicht es dieser Richtung der Poesie zur Entschuldigung, daß die Greuel der Kriege und das Intriguenspiel der europäischen Diplomatie eine Sehnsucht nach Frieden und Unschuld hervorrufen mußten, deren Ideal man in der Schäferwelt suchte. Aber allmählig wurde die Schäferpoesie, nachdem

ſie das noble italieniſch-ſpaniſche Gewand abgelegt, in der franzöſiſchen Schule (gleich dem Romane) frivol und ſatiresk.

Joh. Nik. Götz, der als Baden-Durlachiſcher Superintendent 1781 geſtorben iſt, gab ſchon 1752 Gedichte in der verliebten franzöſiſchen Manier heraus und überſetzte Mehreres aus dem Franzöſiſchen (Greſſets Ververt, Montesquieus Tempel von Gnidos), wie auch Sappho und Anakreon. Er gehörte zu Gleims intimen Freunden. Nach ſeinem Tode gab Ramler ſeine ſämmtlichen Gedichte in 3 Bänden heraus, 1785. Hier einige Proben ſeines Geſchmacks:

Die Hirtin Tamira wandelt auf der Blumeninſel, Keuſchheit, Unſchuld und Sittſamkeit aber gehen mit verſchränkten Armen hinter ihr her. — Hylas weiht auf dem Altar der Venus zwei Roſenknöspchen, als Sinnbilder der Lippen ſeiner Geliebten. — Ein Reiſender kommt zum Schloſſe einer Herzogin. Iſt das ein Schloß? fragt er, nein, ein Tempel, denn ich ſehe eine Göttin. — Der geblendete Amor hört von Galatheens Schönheit, reißt ſich die Binde von den Augen, ſieht und ruft gleich nach den Grazien: verbindet mir die Augen wieder, denn ſo viel Schönheit können ſie nicht ertragen. — So ſchwache Galanterien bilden den Hauptinhalt der kleineren Gedichte. Unter den größeren iſt die ſogar von Friedrich dem Großen gelobte Mädcheninſel am berühmteſten geworden, aber auch ſie iſt von ſchwächlicher Erfindung. Der Dichter träumt ſich hundert Jahre lang unter reizenden nackten Mädchen auf einer Inſel zuzubringen, dann aber ſollen ſie auch noch ſein „wohlriechendes Skelett“ auf dem Altare der Venus aufſtellen und aus ihren viel tauſend Thränen ſollen lauter kleine Amorn entſpringen. — Sehr frei iſt das Gedicht „Palmyra“. Dieſe Jungfrau wird im Thal Tempe mit Gewalt entehrt, ein Schauſpiel, vor dem die Grazien fliehen und die Nymphen unter dem Waſſer ihre Spindeln fallen laſſen, während die Tugend, an einen Baum gelehnt, laut ſchreit, ohne helfen zu können, doch noch ſo glücklich iſt, „mit ſachter Hand das irrende Seelchen ihrer Tochter“ d. h. die Unſchuld Palmyrens aufzufangen und in den Himmel zurückzutragen, wo ſie hergekommen. Das Thal Tempe aber verlor ſeitdem ſeine ganze Schönheit. — Nur ein Gedicht von Götz iſt edel und rührend. Alcimadure verſchmäht ihren treuen Daphnis. Er ſtirbt aus Gram. Sie weigert ihm eine Thräne nachzuweinen und ſchilt ſogar den Amor, bei dem man ſie beſchwört. Aber nach ihrem eignen Tode erblickt ſie im Reiche der Schatten den Daphnis und verliebt ſich in ihn, ohne wiedergeliebt zu werden, denn hier liebt Niemand mehr, und

Wenn ja noch Jemand liebt,
So liebt er ungeliebt, o Schäferin, zur Strafe,
Daß er auf Erden nicht geliebt.

Zu derſelben Zeit, in welcher der Hamburger Hauptpaſtor Göze, weil er, wenn auch ohne Geiſt, doch ehrlich, und wie es ſeine Pflicht war, das Chriſtenthum gegen die frivolen Angriffe von Reimarus und Leſſing vertheidigte, allgemeinem Hohn Preis gegeben wurde, erfuhr Conſiſtorialrath Götz wegen ſeiner üppigen Mädcheninſel nur Wohlwollen und Ehrenbezeugungen. So war es damals mit der Religion der Gebildeten beſtellt.

Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg, Lottodirektor in Altona gab 1759 „Tändeleien“ heraus, üppige Bilder aus dem Faunen- und Nymphenleben, in poetiſcher Proſa, mit Verſen untermiſcht, halb wollüſtig üppig, halb ſchwärmeriſch empfindſam, als Vorbild von Wieland und Geßner zugleich; aber nach franzöſiſchen Muſtern, Theokrit und Anakreon im Coſtume des Watteau.

Unter den Tändeleien kommen vor: die Geburt des Amor aus einer Roſenknospe; der Catalog eines Venuspriesters, ſpäter benutzt in Mozarts Don Juan.

Erſt aus Athen nur zwanzig
Und dann noch fünfzehn andre,
Dann halt' ich zu Korinthus
Ein ganzes Heer von Mädchen,
Dann noch 2000 Mädchen
Aus Karien und Lesbos,
Jonien und Rhodus ꝛc.

Der Unterricht im Küſſen, ſehr ſteif und pedantiſch. O Unvergleichliche, wie nenneſt du dieſe Wolluſt? frägt er. Sie aber antwortet mit einem holdſeligen Lächeln: Küſſen. — Ein kleiner Amor hängt ſich an die Bruſt der ſpröden Phyllis und flößt ihr Liebe ein, zerbricht aber zwiſchen den ſchwellenden Hügeln einen ſeiner Flügel; da kommt ihr Liebhaber, umarmt ſie und drückt den Amor zwiſchen beiden Brüſten ſo zuſammen, daß er auch den andern Flügel abbricht. — Amor ſchießt dem Bachus einen Pfeil in den Leib und von dem herabträufelnden Blut wächst die Rebe. — Aglaya hat ſich von den übrigen Grazien verirrt, wird geſucht, ſtatt ihrer aber Chloe gefunden. Als deren Liebhaber ſich darüber beklagt, daß ſie ihm von den Grazien entführt wird, kommt Aglaya ſelbſt, ihn ſtatt Chloens zu tröſten. — Eine Schilderung des Liebesparadieſes, in welchem Amor mit ſeiner Pſyche lebt. — In dem Gedicht „Cypern“ wird eine ſchreiende Nymphe, die ſich auf der Flucht den Gürtel hält, daß er nicht in Roſenhecken ſich verwirre, von einem trunkenen Satyr verfolgt, und der Triumphzug des Bachus beſchrieben ꝛc.

Die Cantate „Ariadne auf Naxos“ 1765 ſchildert blos den Schmerz dieſer verlaſſenen Ariadne, von der Ankunft des Bachus iſt nicht die Rede.

In dem „Poetiſchen Wäldchen“ kommt die Ueberraſchung einer Najade durch einen Faun vor. Arge Koketterien. „Liebes Fäunchen, ſprach ſie bittend, liebes Halbgöttchen! iſt es dir nicht genug, ein argloſes Nymphchen im Bade überraſcht zu haben? mußt du mir auch mit deinen Blumenfeſſeln die Arme wund drücken?“ Er will ſie nicht loslaſſen, außer um ein Küßchen. Das wird endlich bewilligt, viele andre folgen nach und die Najade ſelber meint, man ſolle das Gaisblatt, unter dem die Scene vorfällt, Jelängerjelieber nennen. — In der Hochzeit der Venus und des Bachus wird die üppige Umarmung dieſer beiden in Gegenwart aller Götter beſchrieben.

Später wandte ſich Gerſtenberg von dieſer franzöſiſchen Manier ab und Klopſtock zu.

Salomon Geßner, Buchhändler in Zürich († 1787), druckte nicht nur ſeine Schriften in eigener Buchhandlung, ſondern ſchmückte ſie auch mit eigenen Radirungen aus. — Er erlangte durch ſeine „Idyllen“ einen ungeheuren Ruhm, faſt mehr noch in Frankreich, als in Deutſchland, und galt unbeſtritten als ein Dichter der erſten Größe. Man nannte ihn den deutſchen Theokrit. Aber er hat ſeinen großen Ruf auch nicht entfernt verdient. Er iſt einer der ſchwächſten Geiſter ſeiner Zeit und der affectirteſte. Er beſitzt auch nicht eine Spur von Wahrheit und Volksthümlichkeit. Auf ſeinen wäßrigen Dichtungen ſchwimmen nur wenige blaſſe Spiegelbilder von fremden Poeſien, geborgt von Theokrit, Oſſian und aus der italieniſchen Schäferpoeſie. Sollte irgend etwas an ihm originell genannt werden dürfen, ſo wäre es die echt Kotzebue'ſche Weichherzigkeit, mit der bei ihm alles verziehen und alles durcheinander mit Thränen und Küſſen beſchleimt wird. Als allgemeines Rezept zur Geßner'ſchen Idyllenpoeſie recipe: O, ach, ach, o, aber ach, o Götter! Dazu ſtete Wiederholungen: wie glücklich, mein Vater, o wie glücklich werden wir ſeyn! Du Chloe, immer trägſt du dein Körbchen im Arm. Ja Phillis immer trag ich mein Körbchen im Arm ꝛc.

In der erſten Idylle beſingen zwei Hirten ihren eigenen Geſang. In der zweiten ſingt eine Hirtin, ein Hirt behorcht ſie, lobt ſie nachher überſchwenglich und wird zum Dank geküßt. — Ein zärtlicher Sohn betrachtet ſeinen ſchlafenden Vater mit vielem O und Ach! — Damon und Daphne treten aus der Höhle, in welcher ſie ſich vor dem Gewitter verborgen. Man meint, es könnte etwas vorgegangen ſeyn, wie dem Aeneas mit der Dido begegnet, aber

ſie ſind nur begeiſtert von den blitzenden Regentropfen des wieder entwölkten Waldes. — Ein trunkener Faun hat ſeinen Krug zerbrochen und iſt eingeſchlafen. Die Hirten binden ihn an einen Baum und laſſen ihn nicht eher frei, bis er ein Lied geſungen zu Ehren des zerbrochenen Kruges. — Der erſt 16jährige Damon erklärt der erſt 13jährigen Phillis in aller Form ſeine Liebe. — Alexis bringt einem armen alten Mann Speiſe. Am Schluß wird die Mythe der von Pan verfolgten und in eine Quelle verwandelten Erythia erzählt. Dieſe letzte Schilderung hat einige Wärme, iſt aber auch ein wenig ſchlüpfrig und paßt inſoferne wieder nicht zu den kühlen Sentimentalitäten der übrigen Idyllen.

Beſſer iſt das ſelbſtſtändige Gedicht „der erſte Schiffer". Hier wird ein junges Mädchen mit ihrer Mutter durch eine Ueberſchwemmung auf einer Inſel vom Feſtland abgeſondert, bis ein junger Mann ſich den erſten Kahn zimmert und hinüberfährt. Das Mädchen Melida, das noch nie eine Mannsperſon geſehen, iſt naiv entzückt über das neue Geſchöpf.

„Daphnis", ein längeres Gedicht, worin der Jüngling eiferſüchtig, aber durch die Treue der Geliebten bald wieder beſchämt wird.

„Semira und Semin", ein Gemälde aus der Sündfluth, zwei Liebende, die mit einander untergehen, das ärgſte der ſentimentalen O und Ach Duette, faſt ganz in Ausrufungszeichen geſchrieben.

In Geßners berühmtem Gedichte vom Tod Abels iſt Kain gänzlich verfehlt, nämlich ein melancholiſcher Grübler, welcher unterweilen ſogar ſentimental wird, in weinerliche Rührungen fällt, den Bruder wieder liebt, gegen ſein eigenes Weib und ſeine Kinder ganz Kotzebue wird und wie in Menſchenhaß und Reue in ſentimentalen Umarmungen verweichlicht. Und doch ermordet er den Bruder. Noch erbärmlicher als Kain ſelbſt ſteht Adam, als der ſchwache, immer nur flehende Papa da.

Geßner hat auch zwei dramatiſche Dichtungen geſchrieben, die in ihrem Dialog ganz ſo affectirt ſentimental und voll O und Ach ſind, wie die Idyllen. Auch ſie ſind, wie dieſe, in Proſa.

Evander und Alcimna lieben ſich heimlich, jeder glaubt, er müſſe eine Andere heirathen, als ſie aber zuſammenkommen, erkennen ſie, daß ſie es ſelbſt ſind, vor denen ſie ſich gefürchtet hatten.

Craft, ein armer Jäger, von drückenden Nahrungsſorgen gequält, wird durch ſeine liebende Gattin getröſtet und wieder glücklich. Das Geſpräch der beiden Gatten in ihrer Noth iſt ſo unwahr als möglich, ſowohl was die

kunſtreich geſetzte Sprache, die zu vertraulichen Ehegeſprächen nicht paßt, als was die Heiterkeitsaffektation der Frau anlangt.

Jak. Fr. Schmidt, Paſtor in Gotha, ſchrieb 1761 gleichfalls Idyllen aus der Unſchuldswelt der Vorzeit, jetzt vergeſſen. Eben ſo Ernſt Brückner, Paſtor in Neubrandenburg, desgleichen Georg Aug. von Breitenbach (bukol. Erzählungen 1763 und jüdiſche Schäfergedichte 1765). Von Andreas Graber erſchienen 1773 und von Krauſeneck 1776 Idyllen, worin Natur und Liebe verherrlicht werden.

Geßners vorzüglichſter Schüler war Franz Xaver Bronner, der aus einem Kloſter in Donauwörth nach der Schweiz floh und bei Geßner gut aufgenommen wurde. Seine Lebensgeſchichte (Zürich 1795) erregte Aufſehen, denn die Reformirten verfehlten nicht, den weichlichen Mönch, dem der Cölibat zu hart fiel, zu hätſcheln. Schon ein Jahr früher erſchienen ſeine „Fiſchergedichte", Idyllen in Proſa, wie bei Geßner, nur daß hier Fiſcher an die Stelle der Schäfer treten. Kleine Bildchen, empfindſam, häufig läppiſch, im Ganzen aber beſſer als die von Geßner. Bronner bleibt der wirklichen Natur und dem gemeinen Leben ein wenig treuer.

Da kommt eine Idylle vor, die blos darauf hinausläuft, daß einer ſich Blumen auf den Hut ſteckt; eine andere, in welcher Kinderchen mit Butterſchnitten beſchenkt werden; wieder andere, worin ein armer alter Greis mit Wein erquickt wird ꝛc. Die tugendhafte Wittwe Thebe wird von dem gerührten Manne, der ein Kind von ihr zu ſich nehmen wollte, am Ende ſelbſt zu ſich genommen ꝛc. Ein Fährmann führt ein ſchönes Mädchen entzückt über das Waſſer; ein ehrlicher Fiſcher kommt an den Hof und ſeine Simplicität contraſtirt mit der Corruption der Hofwelt. — Eine kleine Mythe von dem Zeichen der Fiſche im Thierkreiſe. Das ſollen nämlich zwei Liebende geweſen ſeyn, die durch den eiferſüchtigen Proteus in Fiſche verwandelt und an den Himmel verſetzt wurden. Oft verräth ſich der lüſterne Mönch. Da kommt vor, wie ein Fiſcher badet, als er ein Mädchen im Ertrinken begriffen ſieht, daſſelbe rettet und nun nackt ſo lange tröſtet, bis bei ihr die Schamhaftigkeit ſtärker wirkt als die Dankbarkeit. — Ein badender Fiſcher wird gewahr, daß ein hübſches Mädchen auch baden will, und verſteckt ſich, als ein Maikäfer an ihn heranſummt, ihm um ſeinen nackten Leib kriecht und dadurch zu einem kleinen Schrei veranlaßt, den die Schöne hört, worauf ſie eilends entflieht.

Chriſtlob Mylius, deſſen Schriften 1754 von Leſſing edirt wurden, ſchrieb langweilige Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, Gedanken

gemeinen Sinnestäuſchung eben dadurch, daß bei letzterer nur etwas Wirkliches anders geſehen oder gehört wird, als von andern Menſchen, während bei der Viſion dem Geſehenen und Gehörten in der Wirklichkeit gar nichts entſpricht. Der Wille vermag nichts über die Erſcheinung, und die Vernunft kann ſich zwar durch die Kontrole der übrigen, nicht mitergriffenen Sinne von der objektiven Nichtigkeit derſelben überzeugen, aber nicht ihre ſubjektive Wirklichkeit aufheben. Es iſt ein höchſt wichtiges, phyſiologiſches Faktum, daß der wache, ſelbſtbewußte Menſch mit der größten Deutlichkeit Dinge ſehen, hören, ja fühlen kann, welche für die Sinne anderer Menſchen gar nicht vorhanden ſind; und ſchon dies gibt einen feſten Anhaltspunkt, um eine Menge räthſelhafter Geſchichten in ihrem Zuſammenhang mit den Phänomenen des Seelenlebens zu begreifen.

Die gemeine Hallucination, wobei der Menſch nicht vorhandene Menſchen unter nicht unheimlichen Umſtänden, Thiere oder andere Naturkörper ſieht, hat wohl meiſt ihren erſten Grund in körperlichen Störungen. — Wir führen nur zwei erläuternde Beiſpiele an. Sehr bekannt ſind die Viſionen des Berliner Buchhändlers und Schriftſtellers Fr. Nicolai, über die er 1799 ſelbſt an die Berliner Akademie berichtet hat. Er ſah nach einem häuslichen Kummer zuerſt zu wiederholten Malen die Geſtalt eines verſtorbenen Sohnes; bald kamen andere Perſonen dazu, der Sohn blieb aus, dagegen füllte ſich das Zimmer mit Bekannten und Unbekannten, Lebenden und Todten. Sie erſchienen völlig wie lebende Menſchen, liefen durch einander, gingen und kamen, ohne daß ſein Wille über ihre Bewegungen das Mindeſte vermochte. Bei geſchloſſenen Augen waren ſie oft weg, oft blieben ſie aber auch. Nach acht Tagen wurde auch das Ohr in Mitleidenſchaft gezogen: die Geſtalten fingen an zu ſprechen, bald mit einander, bald mit ihm. Dieſe Viſionen dauerten zwei Monate, während welcher Zeit ſie von Nicolai mit der größten Ruhe beobachtet wurden, und ihn nicht ſelten beluſtigten. Sie verſchwanden endlich ganz und für immer auf die Anwendung von Blutegeln.

Es fällt in die Augen, wie leicht Viſionen dieſer Art bei gehöriger Dispoſition einen geſpenſtiſchen Anſtrich erhalten können. Dieſer pſychologiſch ſehr begreifliche Uebergang zeigt ſich recht anſchaulich an den ſchauerlichen Anfechtungen des kranken Publiziſten

von der Seele, vom höchsten Gut und Uebel ꝛc. und wenige Gedichte, worin neben gereimten Reflexionen doch auch in ziemlich leichten Versen eine Sommernacht, ein Donnerwetter, eine Mondfinsterniß, der Frühling und Winter ausgemalt werden. Sein Hauptgedicht ist „die Schäferinsel".

Montan hat viel Unglück erlebt und zieht sich auf eine Insel zurück, wo er mit zwei Kindern ein Schäferleben führen will. Sie werden jedoch gestört. Ein längst verschwundener Freund kommt wieder, die Kinder, die für Geschwister galten, haben verschiedene Eltern und dürfen sich nun lieben und den das Unglück auf die Insel geführt, führt das Glück nun wieder zurück.

Lessing liebte, das Unbegreifliche durchzusetzen. Mylius war nie werth, gedruckt zu werden. Wir werden später noch öfter wahrnehmen, wie eigensinnig Lessing ganz unbedeutende Geister gepriesen und empfohlen und dann wieder arme Mücken, als wären sie Ungeheuer, mit der Keule des Herkules erschlagen hat.

Die Schäferpoesie wurde noch glänzend vertreten durch den blinden Pfeffel, den Elsäßer, dessen Schatz (1761) und Philemon und Baucis (1763) die französische Schule verrathen.

Indem die Schäferpoesie durch Geßner in das Extrem falscher Idealität und sentimentaler Unnatur hinübergeführt wurde, trat die derbe volksthümliche Reaction dagegen in der „Schafschur" des Maler Müller auf: der brachte nämlich wirkliche Landleute und wirkliche Schafe mit dem ganzen Geruch der Natürlichkeit in die Poesie.

Die Empfindsamkeit theilte sich nunmehr auch der lyrischen Dichtung mit, bei vielen Dichtern spielt noch das frivole Element stark in das empfindsame hinein, aber es bezeichnet schon den Uebergang vom Sinnlichen zum Sittlichen, daß neben der Liebe auch die Freundschaft bis zur Schwärmerei getrieben wurde. Diese Richtung nahm ihren Anfang mit Gleim. Joh. Wilh. Ludwig Gleim, Sekretair des alten Dessauers, später Sinecurist als protestantischer Canonicus in Halberstadt († 1803 im hohen Alter), erlangte großen Ruhm, zuerst durch seine Kriegslieder, die er zum Ruhm der Preußen im siebenjährigen Kriege herausgab, dann durch seine Wein- und Liebeslieder als der s. g. deutsche Anakreon, und noch mehr durch seine zahlreichen literarischen Verbindungen als ein Vater aller jungen Poeten in Deutschland.

Gleims Kriegslieder laſſen ſehr viel zu wünſchen übrig. Ihr größter Fehler iſt, daß ſich der Sänger immer ſpornt und zum Singen treibt, und ſagt: nun ſingen wir, nun ſchalle Lied ꝛc., dabei das Citiren antiker Götter, die in das Coſtüm der Zeit nicht paſſen, vor allem aber der gemeine bänkelſängeriſche Sington, deſſen Plattheit zu dem erhabenen Aufſchwung der Begeiſterung nicht paßt.

Außer einer freien Ueberſetzung des Anakreon ſelbſt ſchrieb Gleim mehrere Bändchen Lieder, in denen der anakreontiſche Grundton (Liebe und Wein) vorherrſcht, aber die Modulation der leichten franzöſiſchen Lyrik und die ſchalkhafte Simplicität von Gellerts Fabeln und Weißes Liebesliedern annimmt, in verliebter Derbheit aber auch ſchon die draſtiſchen Effecte des ſpätern Bürger vorbereitend.

Zur Charakteriſtik der verliebten Lieder Gleims mögen folgende Beiſpiele aus der Ausgabe von 1779 dienen. Er küßt Chloe, ſie hält ſtill dazu, als er aber ſatt iſt, fängt ſie erſt an und küßt ihn, bis er Halt rufen muß. — Beliſſe küßt einen Schäfer, ſagt aber, ſie küſſe jeden andern eben ſo gern, was ſich gleich einer zu Nutzen macht. — Gott ſchafft die Eva, die ſich gleich an den blöden Adam macht, „Närrchen, ſieh mich an, ich bin gemacht, mit dir zu ſpielen.“ — Die Mutter ſagt dem, der um ihre Tochter wirbt, er werde Mühe haben, jene erſt das Lieben zu lehren, während er es bequemer haben würde, ſie, die Mutter, zu lieben, die es ſchon verſtehe. — Der Liebhaber ſchenkt dem Manne Wein, um unterdeß mit der Frau ſcherzen zu können. Der Mann lacht ihn aus, aber die Frau meint ernſthaft, der Wein müſſe bezahlt werden. — Er verläßt ſie und fordert ſeine Geſchenke zurück, da will ſie ihm auch alle ſeine Küſſe zurückgeben. — Er ſpottet über die Sklaverei der Ehe und lobt die freie Buhlerei. Hymen hat den Anakreon überfallen wollen, aber Amor hat ihm glücklich die Fackel entwunden. Anakreon dankt ihm und meint, beſſer eine Stadt mit der Fackel verbrennen, als ihn zur Ehe zu zwingen. — Alles liebt, alle Thiere auf dem Felde, in Luft und Waſſer, warum nicht auch ich? — Wenn ich ſchlafe, ſagt Gleim, träume ich von nichts als Mädchen. Wär' ich ein Bildhauer, Maler, Tapetenweber ꝛc., ich wollte nichts als Mädchen meißeln, malen, wirken. Als Aſtronom ſeh ich im Monde wieder nichts als Mädchen. Alle lieb ich, groß und kleine (ganz wie im Don Juan). — Er möchte einmal Schöpfer ſeyn, dann würde er nichts als Mädchen ſchaffen, und wie Schneeflocken ſollten in der Luft die Mädchen wimmeln.

In der Geſammtausgabe der Werke Gleims von 1811 ſteht I. 78 ein verliebtes Sonett, das erſte ſchöne Sonett der deutſchen Sprache. Es handelt von Belinde, wie ſie ſich entkleidet. — Ein kleines Epos in drei Geſängen,

Alexis und Eliſe, ſchildert eine glückliche Liebe und Ehe in hüpfenden Verschen, die den epiſchen Charakter ausſchließen. — Ein kleines Luſtſpiel „der blinde Schäfer“ in Alexandrinern iſt dadurch bemerkenswerth, daß der blöde Seladon trotz aller Koketterien der Jömene und ihrer Freundin Filinde nicht dreiſt gemacht werden kann und davonflieht, als ſie ihn derber angreifen, worauf ſie ihn für unheilbar einfältig erklären. — Ein Cyclus kleiner Gedichte „Amor und Pſyche“ iſt wieder ganz anakreontiſch und enthält Scenen und kleine Scherze aus der Liebe der beiden bekannten mythiſchen Weſen.

Von dieſen früheren frivolen Liebesliedern ſind die ſpätern von dem Greiſe unter dem Namen Hüttchen geſammelten Lieder ſehr verſchieden. Hier ſpricht ſich nämlich nur noch das Behagen eines friedlich in ſeinem Hüttchen wohnenden gaſtlichen Alten aus, der ſeine Zufriedenheit und ſeine lieben Gäſte preiſt, die er auch gern namhaft macht, einen Stollberg, einen Herder ꝛc. Zwar kann er auch jetzt noch immer eines Mädchens nicht entrathen, aber es iſt — die Muſe.

Gleim ſchrieb auch eine Menge Sinngedichte, die zum großen Theil des Witzes entbehren.

Den weiſen Solon ſchuf Gott der Herr,
Den weiſen Nathan aber ſchuf uns Er (Leſſing).

* * *

Dein Apfelbiß war Schuld, Frau Eva, — habe Dank! —
Daß ein Meſſias kam und Klopſtock ihn beſang.

Gleims Fabeln ſtimmen ganz mit den Gellertſchen überein und ſind zuweilen noch kürzer und naiver. Ihre Simplicität iſt äußerſt reizend, daher ſie auch bei Kindern noch beliebter geworden ſind, als die Gellertſchen, die mehr für ältere, lebenserfahrene Leſer taugen.

Unter den ernſten Dichtungen Gleims ſteht ſein Trauerſpiel „der Tod Adams“ oben an, enthält übrigens nichts Geniales, außer der ſehr ausgemalten Todesangſt Adams. — Einem Paar ſ. g. Romanzen Gleims, die nur Mordgeſchichten im Bänkelſängerton vorgetragen ſind, hat man zu viel Ehre angethan, indem man mit ihnen die Gattung der Romanzen in Deutſchland erſchöpft wähnte. Dieſe Gattung war in den viel beſſeren Volksliedern längſt vorhanden.

Halladat, oder das rothe Buch, iſt eine poetiſche Caprice Gleims. In zwangloſen Liedern oder vielmehr Elegien wird darin im Namen eines muhamedaniſchen Weiſen der muhamedaniſche Deismus geprieſen, das

Daſeyn der Gottheit bewieſen, die Zweifler verdammt, in der Schöpfung ihr großer Meiſter, auch in dem unſchuldigen Spiel der Kinder, ſelbſt in der Luſt des Wurms das Wehen des göttlichen Geiſtes durch die ganze Natur nachgewieſen. Der allereinfachſte und gewöhnlichſte Rationalismus von der Welt, den aber Gleim hinter geheimnißvolle Redensarten und fremdklingende Namen ſo gut verſteckte, daß man ihm etwas Myſtiſches zum Vorwurf machte.

Gleims Gaſtlichkeit und Freundſchaftsenthuſiasmus, ſeine brüderliche Verbindung zunächſt mit Uz und Götz, dann mit einem noch ausgedehnteren Kreiſe gleichgeſinnter Dichter, der Schutz, den er jüngern Dichtern angedeihen ließ, war einerſeits löblich und rührend, führte aber andrerſeits einen faſt weibiſch empfindſamen Ton unter den Freunden herbei, ein gegenſeitiges Gekoſe und Geküſſe, Kokettiren, Loben und Preiſen und Befriedigen der Eitelkeit, unnatürlich, gekünſtelt, widrig. — Doch war Gleim nicht ohne männliches Vaterlandsgefühl. In den Zeitgedichten, die er am Ende ſeines Lebens während der franzöſiſchen Revolution ſchrieb, klagt er bitter über die ſelbſtverſchuldete Schwäche Deutſchlands und empfiehlt (1800) den Wahlſpruch:

Deutſche Treue, deutſcher Wein
Ganzer und nicht halber Rhein!

Jeder Trunk Wein ſoll uns erinnern, daß unſere Nationalehre nicht wiedererrungen iſt, ſo lange nicht der ganze Rhein wieder unſer iſt. Dieſer ſchöne Trinkſpruch erhebt unſern alten Gleim hoch über den Anakreon.

Giſeke (ungariſch Köszeghi) ſchrieb Lieder zu den Bremer Beiträgen, ahmte Thomſon nach, pries Brockes, liebte Hagedorn und feierte in ſeinen Oden und Cantaten die durch Weisheit gemäßigte Liebe, die durch die Grazien verſchönerte Freundſchaft. Er ſchrieb auch einige Fabeln und Briefe in demſelben lahmen Geiſt der Zeit. Seine poetiſchen Werke erſchienen 1767, das Glück der Liebe in 3 Geſängen 1769. Er ſtarb als Superintendent in Sondershauſen 1765.

Die Gleim'ſchen Soldatenlieder wurden nachgeahmt in den „Helden Oeſterreichs" und Kriegsliedern von Cornova (1775) und in den Liedern eines ſächſiſchen Dragoners von Contius (1778).

Joh. Benj. Michaelis, ein intimer Freund Gleims, bildet den

Uebergang von dieſem zu Wieland. Seine Werke erſchienen zu Gießen 1780 und beſtehen aus Liedern, Epiſteln, Satiren, Fabeln und Operetten. Unter den letzten iſt Amors Guckkaſten (1772) die munterſte und voll Wielandiſcher Lüſternheit.

Komus kommt mit dem Guckkaſten.

He. Raritäten,
Lieblich zu ſchauen!
Püppchen und Puppen,
Herren und Frauen!
Männer und Jüngferchen,
Wittwer und Weiber,
Götter und Göttercheu,
Täubchen und Täuber.
Ha, heiſa, trallera!

Am Schluß gucken alle in den Kaſten, um zuzuſehen, was der Ehet. Jupiter mit Europa thut.

In dem Gedicht „Pleodie" ironiſirt Michaelis ſich ſelbſt, indem er geſteht, welch ungeheurer Unterſchied zwiſchen der poetiſchen Schäferwelt und dem gemeinen deutſchen Bauer ſey.

Auch Johann Peter Uz, Landrichter in Anſpach († 1796), ging in ſeiner Manier von Gleim zu Wieland über, dem er in leichter Frivolität ſehr nahe kommt.

Chloe kokettirt gar artig mit ihm. Im Traume ſieht er, wie ſeine Schöne zum Bade geht. Im „Morgen" beſchreibt er den Schlummer einer reizenden jungen Frau. „Silen und Syrinx" ſind mit launiſcher Luſt erſonnen. Im „Traum" ſieht er eine Schöne zum Bade gehen und jammert, als er ſchon aufwacht, ehe ſie mit dem Auskleiden fertig iſt.

Zu Hagedorn und Gleim geſellt ſich der Hamburger Joh. Arnold Ebert, deſſen Gedichte (1789) theils von der Phyllis ſingen, deren Namen er in Rinden ſchneidet, während er ſeine Schafe weidet, oder an die er „im Schooße der ſichern Luſt von Bachus wohl verſorgt" mit dem Becher in der Hand denkt, theils Epiſteln an Freunde und Gönner ſind, alles ſchwache anakreontiſche und horaziſche Affectationen.

Der Berliner Geheimerath von Göckingk gab 1772 „Lieder zweier Liebenden" heraus,

die von ihm ſelbſt unter dem Namen Amarant und ſeiner nachherigen Gattin unter dem Namen Nantchen handeln und voll Naturwahrheit wirkliche

Ereigniſſe, heimliche Begegnungen, Scherze, Klagen, kleine Eiferſuchteleien ꝛc. auf reizende Weiſe ſchildern.

Weniger ſpricht Göckingk in ſeinen poetiſchen Epiſteln an; dagegen ſind ſeine „proſaiſchen Schriften“ zwar nur Jugendverſuche, doch voll guter Laune, namentlich die Briefe der Thiere, des Reitpferds, Schooßhunds ꝛc., die Geſchichte eines Seelenwanderers und die Bürgermeiſterswahl.

An Gleim reiht ſich Clamer Schmidt in Halberſtadt. Seine erſten Gedichte (1769) ſind in Gleims heiterer und leichter Manier, dann ergab er ſich chriſtlicher und patriotiſcher Schwärmerei, um plötzlich wieder ins andere Extrem der Frivolität zu fallen (Erzählungen von aktäontiſchen Nachkommen, 1784). Später huldigte er einer mäßigen Aufklärerei bei ſtets heiterer Laune, durch die ſein ſanfter Freund Tiedge ſich öfter von der Schwermuth heilen ließ (neue Briefe 1790 S. 143). Man macht ſich einen Begriff von dieſem Freundeskreiſe, wenn man lieſt, wie Schmidt eine Confirmandin mit „Jüngerin des Sokrates der Chriſten“ anſingt, und wie er Eliſe von der Recke mit einem ganzen Gefolge von Poeten beſchreibt. In „Tellus und Urania“ 1795 faßt er die Erde und den Himmel als durch die „Grazie der Humanität“ innig verbunden auf.

In dieſem Werkchen gibt er einige lebendige Schilderungen vom Luſtſchloß Hohenheim, wie es noch unter Herzog Karl blühte, von dem Kronenſturm in Genf, wo 1794 alle Kronen von den Wirthshäuſern abgebrochen wurden, von der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes. Am merkwürdigſten aber iſt hier S. 249 ſein Gedicht von dem Automaten, welches ein Stuttgarter Mechaniker Enslin in Verbindung mit einer Geiſtererſcheinung ſehen ließ. Das iſt ein vortreffliches Sinnbild der deutſchen Poeſie, in welcher hier geiſtloſer Mechanismus fortdichtet, dort der Geiſt vergebens einen Leib ſucht.

Johann Georg Jacobi von Düſſeldorf, Bruder des Philoſophen Friedrich Heinrich, Gleims beſter Freund und gleich ihm Canonicus in Halberſtadt, gab das beliebte Damentaſchenbuch Iris heraus (Düſſeldorf 1774—76. Zürich 1803—11), an dem viele Dichter mitarbeiteten. Seine eigenen Gedichte erſchienen 1773. Noch ganz in der Gleim'ſchen und Wieland'ſchen Schule tändelnder Grazien und Amoretten befangen, tendirt Jacobi doch ſchon in die duftige Mondſcheinſentimentalität hinein, in welcher ſpäter Matthiſon und Tiedge ſich gefielen. Die feſten Nymphen und Faune, die noch derb umarmen konnten, zerfließen bei Jacobi nach und nach in bloße Frescobilder, endlich ganz in Dunſt und huſchen nur noch elfenartig umher.

Schon als Jüngling, als er ſich Gleim und deſſen Manier hingab, erſchien ihm deſſen Sinnlichkeit vergeiſtigt; er ſah in allen ſeinen üppigen Nymphen nur Muſen, in den Silenen nur den Sokrates. Er läßt ſich gar in mehreren Liedern die Amorn in ganzen Schaaren nachlaufen, aber es ſind nicht mehr Eroten, es ſind nur noch Schmetterlinge. Wenn er wirklich üppige Reize oder Empfindungen ausmalt, ſo ſpürt man immer etwas Kühles, Gemachtes dabei, z. B. Venus im Bade, die Veſtale, deren Feuer erliſcht, an Belindens Bette. — Ein Gemiſch von Proſa und Verſen iſt „Nachtgedanken“ überſchrieben, worin aber keine ernſte Betrachtung, keine melancholiſche Stimmung hindurchgeht, ſondern allerlei Anliegen an Gleim, an Belinden, Andenken an eine ſchöne Nonne, ein Abſchied an Amor, ein Brief an eine Gräfin über die Philoſophie der Grazien ꝛc. zuſammengeworfen ſind. Eben ſo willkührlich iſt allerlei in die „Winterreiſe“ verpackt. Bei einem mit Schnee bedeckten Acker malt ſich der Dichter die fröhliche Ernte aus. Unterwegs trifft er im Regen einen Reiter, der ihm ein Manuſcript in Verſen hinterläßt, das er eben ſo gut anderswo, als auf einer Winterreiſe hätte bekommen können, und das nur philoſophiſche Rhapſodien enthält. Eine Ueberſchwemmung veranlaßt den Dichter zu einem poetiſchen Gebet an den Fluß, derſelbe möge ihn doch paſſiren laſſen, damit er zu ſeinem Bruder kommen könne, und nun wird das Lob dieſes Bruders geſungen. Der Dichter beſucht ein Mönchskloſter und wird, ſo fremd ihm auch das katholiſche Weſen iſt, von dem ſtillen Kloſterfrieden tief gerührt. Weniger heilig ſind ſeine Gefühle während der „Sommerreiſe“ in einem Nonnenkloſter, wo ihn der Anblick einer außerordentlich ſchönen Nonne überraſcht. Auf dieſer Sommerreiſe ſtellt er Betrachtungen über eine vom Kriege zurückgelaſſene Brandſtätte, ferner über ein verführtes Mädchen an, die er ſentimental in Schutz nimmt. — Die Neigung des Dichters zum geiſterhaft Schwebenden ſpricht ſich am deutlichſten aus in ſeinem Singſpiel „Elyſium“. Die ſpielenden und ſingenden Perſonen ſind hier lauter „Schatten im Elyſium“, die ihres Wiederſehens Wonne feiern. — Von abſchreckender Kühle iſt das längere Proſagedicht „Charmides und Theone, oder die ſittlichen Grazien“. Ein Bildhauer, der ſtatt der irdiſchen Venus nur die himmliſche formt, beſchließt zugleich mit ſeiner weiſen Gattin Theone ein Erziehungsinſtitut für ſchöne Mädchen zu gründen, welche nach demſelben Ideal, nach dem ſeine marmornen Venusbilder geformt ſind, im lebendigen Fleiſche zugeſchult werden und „Prieſterinnen der himmliſchen Venus“ heißen. Zu ſolchem empfindſamen Unſinn mußte man aber gelangen, wenn man es einmal unternahm, die ſchöne Sinnlichkeit der Hellenen auf norddeutſch proteſtantiſche Manier zu vergeiſtigen und ins Moraliſche zu überſetzen. Am ärgſten iſt Jacobi's Gedicht „an Eliſen“, worin antike Eroten und Grazien mit chriſtlichen Engeln und Tugenden gemeinſchaftlich das neugeborene Mädchen empfangen.

6.

Höchste Blüthe des französischen Geschmacks.

Die Renaissance weckte alle heidnische Sympathien wieder auf, ihre Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber wurden daher Todfeinde des Christenthums. Der Despotismus der französischen Könige bediente sich dieser neuen Geistesrichtung, um den Papst zu demüthigen, den Staat immer höher über die Kirche zu stellen. Nachdem König, Hof und Adel, selbst der höhere Klerus von der Sittenstrenge abgewichen, wurde allgemeine Lüderlichkeit und Sinnengenuß die Losung und lag das ganze gebildete Frankreich auf den Knieen vor der aus ihrem Berge wieder ans Licht gezogenen Frau Venus. Ihr Cultus wurde gerade bei den geistreichsten französischen Dichtern von nun an Hauptsache. Negativ wirken sie gegen alles Heilige, spotten über jede Autorität, himmlische und irdische, positiv aber beten sie nichts an und lieben sie nichts, als die Wollust. So Voltaire, Lafontaine, Diderot, Crebillon, Cazotte, Parny, Beaumarchais ꝛc.

In diesen erotischen Taumel wurde nun auch die deutsche Dichtung hineingezogen. Eine Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters. Der kräftige Deutsche hat eine derbsinnliche Seite und einen frischen freien Humor, er läßt daher gern der Natur ihr Recht, aber er ist zu gemüthreich, edel und ernst, um der Wollust den ersten Rang einzuräumen und im Raffinement derselben seinen Geist zu erschöpfen. Deswegen konnte der bezeichnete französische Geschmack nur die Gebildeten und auch nur auf eine Zeit lang in Anspruch nehmen.

Keiner unserer Dichter ging in diese Geschmacksrichtung so tief ein und erreichte, ja übertraf die Franzosen so sehr in der Grazie des Wollüstigen, wie Christoph Martin Wieland, geb. 1733 zu Biberach, Sohn eines evangel. Predigers. Schon sehr frühe durch poetisches Talent ausgezeichnet und deshalb von Hagedorn und Bodmer geschätzt, schrieb er Anfangs nur fromme und moralische Gedichte, aber auch schon in ihnen versteckt sich kaum die sinnliche Lüsternheit.

In dieser ersten Periode schrieb er: die Natur oder die vollkommenste Welt, ein Lehrgedicht vom Jahr 1751 in ungemein fließenden und wohl-

klingenden Alexandrinern, worin er beweisen will, daß die gegenwärtige Welt die vollkommenste sey. Indem er die biblische Ansicht gegen Pantheismus und Materialismus vertritt und eine sogar moralische Miene annimmt, kann er doch den Kitzel nicht unterdrücken, sich auch die reine Geisterwelt als getrennt in zwei Geschlechter zu denken und am Schluß des 4. Buchs eine äußerst warme und zärtliche Schilderung des weiblichen Geschlechts zu entwerfen. Der Dichter zählte damals erst 18 Jahre. Aus dem folgenden Jahre sind seine moralischen Briefe, worin er die Seelenruhe, die durch Sittlichkeit errungen werde, als das Höchste bezeichnet. Daran schloß sich ein Anti-Ovid, worin er die platonische Liebe gegen die sinnliche vertheidigte. — In den Erzählungen (auch noch von 1752) in ungereimten Jamben gab er kleine rührende Liebesgeschichten, z. B.:

Zemin wird fern von jedem weiblichen, Gülhindy fern von jedem männlichen Wesen erzogen. Als sie herangereift, werden sie sich beide zum erstenmal entgegengeführt, staunend über ihre fremdartige Schönheit, und in Liebe einander in die Arme sinkend.

Selim, der Blinde, erhält erst in Selimas Armen das Gesicht wieder und seine Geliebte ist das erste Wesen, was er erblickt.

Die Briefe von Verstorbenen (1753) enthalten zarte Poesien, Idyllen aus dem Himmel.

Alexis, der auf Erden blind war, schildert, wie erst im Himmel sein Auge sich geöffnet und welche Wonne er genossen habe. — Charikles versichert von der Sonne herab, die er jetzt bewohnt, seiner noch lebenden Geliebten, daß er sie fortdauernd liebe und sie in der schönen Sonne wiederzusehen hoffe. — Der Dichter schildert eine himmlische Welt, in der es nur Töne und Düfte gibt, etwas überzart. — Gestorbene mahnen und trösten ihre Geliebten und Freunde auf mannigfache Art.

Im nächsten Jahr (1753) schrieb Wieland einen „geprüften Abraham" in Hexametern, eine Studie nach Klopstocks Messias, 1754 „Sympathien", worin er noch schwärmerischer als je vorher Unschuld der Seele und christlichen Wandel predigt, als ob ihm nichts in der Welt so abscheulich vorkäme, wie Sinnenlust. Gleichen Ton hielten noch die „Empfindungen eines Christen" von 1755.

Auf einmal verläßt Wieland dieses ätherische Gebiet und wird heroisch; 1757 versuchte er sich in einem Epos „Cyrus", ließ es jedoch unvollendet

und machte einen zweiten raſchen Verſuch im Drama, der ihm gleichfalls mißglückte. Sein Schauſpiel „Araſpes und Panthea“ von 1758 zeigt bereits wieder den Durchbruch der Sinnlichkeit. Hier zum erſtenmal bekennt Wieland, des Menſchen Herz oder vielmehr Fleiſch ſey ſchwach und man brauche ſich deſſen nicht zu ſchämen.

Araſpes, der den Cyrus warnt, ſich nicht durch die ſchöne Panthea verführen zu laſſen, wird mit ihrer Hut beauftragt und verliebt ſich nun ſelbſt in ſie. Cyrus aber verzeiht ihm, denn alle Menſchen ſeyen ſchwach.

Im „Theages“ 1760 muß dieſer gegen die Prüderie plaidiren und die Rechte des Herzens vertheidigen. Viel unbedeutender ſind die Schauſpiele „Johanna Gray“ (1760) und „Clementina von Porreta“. Wieland kehrte hier zu der frühern ſentimentalen Schwärmerei zurück. Johanna Gray iſt ein langweiliger Tugendſpiegel, noch langweiliger Clementina, das Vorbild aller ſpätern „Entſagenden“.

Sie entſagt dem tugendhaften Grandiſon, blos weil ihre Eltern ſie einmal dem Kloſter beſtimmt haben. Nicht einmal aus einem katholiſchen Pflichtgefühl, ſondern aus reiner Empfindſamkeit.

Da dieſe Stücke kein Glück machten, begann Wieland, gleichſam zu ſeiner eigenen Beſſerung, die deutſche Ueberſetzung des Shakeſpeare und faßte beinahe gleichzeitig den Entſchluß, fortan ſeiner wahren, eigentlichen, d. h. ſehr ſinnlichen Natur zu folgen. In ſeinen komiſchen Erzählungen (1762) warf er den Mantel der Moralität, der ihn bisher eingeengt, weit von ſich weg und ſtand plötzlich in kecker Nacktheit wie ein Faun da. Dieſe merkwürdige Veränderung wird insgemein dem Einfluß des Grafen Stadion zugeſchrieben, in deſſen Schloß zu Warthauſen bei Biberach Wieland damals gaſtlich eingeführt wurde. Der Graf beſaß die feinſte franzöſiſche Modebildung jener Zeit, und Wieland fand auch in Sophie von la Roche die entſprechende geiſtreiche Freundin. Allein dieſe Einflüſſe hätten Wieland nicht zu dem gemacht, was er von nun an wurde, wenn er nicht zugleich aus dem Mißlingen ſeiner früheren Verſuche das Bedenkliche der Unnatur genugſam erkannt hätte und durch Shakeſpeare ermuntert worden wäre, der Natur unter allen Umſtänden ihr Recht zu gewähren.

Seine eigene Natur war nun freilich eine dionyſiſch-erotiſche. Jetzt erſt überließ er ſich ihr ganz, und ſeine komiſchen Erzählungen über-

Baczko in dieſem Jahrhundert. Dieſer faſt ganz blinde Mann hatte die mannigfachſten Geſichte von Menſchen, Thieren und Ungeheuern. Er war auf der einen Seite lahm, und auf der geſunden wurde ſogar der Taſtſinn in die Hallucination gezogen, was auch ſonſt vorkommt, und zwar ohne ſo evidente körperliche Quelle wie hier. So wurde Baczko von der Geſtalt eines Negerknaben förmlich gedrückt und fühlte körperlichen Widerſtand, als er ihn zurückſtieß u. dgl. Das Intereſſanteſte dabei iſt nun, daß zwar Baczko in ruhigen Momenten von der objektiven Nichtigkeit dieſer Erſcheinungen immer überzeugt blieb, daß ihn aber bei den gräßlichſten der Geſtalten und bei ihren drohenden Worten dennoch oft der Geſpenſterſchauer und Geſpenſterglauben übermannte, gegen den ſeine Vernunft vergeblich proteſtirte, während er gleich darauf andere, gleichgültigere Geſichte ruhig für Hallucinationen erkannte.

Dieſe beiden, von den Kranken ſelbſt beſchriebenen Fälle von Viſionen ſcheinen wirklich typiſch für das ganze Geſchlecht derſelben. In beiden verhinderte offenbar nur die Kraft der Vernunft in den Leidenden die Entwicklung der Viſionen zu wahren Geiſtererſcheinungen. In Nicolais Geſicht des verſtorbenen Sohns lag ganz der Keim eines geſpenſtiſchen Dramas; aber ſeiner Stärke im Unglauben, der ein Glauben iſt wie ein anderer, gelang der Exorcismus; der Aufklärer rief mit Göthe: „Verſchwinde doch, wir haben ja aufgeklärt!“ und das Bild, das unter andern Umſtänden die Seele in ihren Tiefen allarmirt hätte, machte gleichgültigeren Geſtalten Platz. Bei Baczko griff der Schauer ſchon weit tiefer; er brauste in die Saiten des Gemüths, jedoch ohne die Beſinnung dauernd bewältigen zu können. Wird nun aber die Seele durch das, was ſie gegen den Lauf der Natur in der Außenwelt wahrnimmt, in ihrem Grunde erſchüttert, ſo zeigt die Erfahrung, daß dadurch, ſelbſt bei an ſich geringer pſychiſcher Dispoſition, die imaginative Kraft der Seele ſich ſo mächtig entbindet, daß das Bewußtſeyn überwältigt und dem Menſchen die Ueberzeugung von der objektiven Wirklichkeit der Erſcheinung aufgedrungen wird. — Umgekehrt kommt aber zwei tief eingreifenden Gefühlen die eigenthümliche Kraft zu, im Menſchen, den ſie beherrſchen, leicht das ſomnambüle Element auf niedriger Stufe, und damit Viſionen zu entbinden, denen dann die vorherrſchende Geiſtesrichtung und Ideenaſſoziation Geſtaltung, Geberdung und nach Umſtänden auch

ſprudeln von Behagen, wie ſie denn auch formell an Anmuth mit Gellerts berühmten Fabeln wetteifern.

1) Das Urtheil des Paris. Die bekannte Mythe, aber mit moderner Ironie behandelt. Am frivolſten iſt das Sträuben der Pallas geſchildert, ſich nackt von Paris in Augenſchein nehmen zu laſſen.

2) Endymion, die bekannte Mythe von der Luna, die zum ſchlafenden Jäger hinabſteigt. Sehr unziemlich und ganz gegen den Charakter der Mythe iſt der Schluß. Diana, von dem Schläfer in ihren Begierden nicht befriedigt, nimmt die Huldigungen eines Satyrs an.

3) Juno und Ganymed. Aus Eiferſucht gegen Jupiter, dem der ſchöne Ganymed zu gut gefällt, ſpinnt Juno mit dieſem letztern ſelbſt eine Liebſchaft an und meint, er paſſe doch beſſer zu ihr, als zum Jupiter.

4) Aurora und Kephalus. Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und ſeine eiferſüchtige Gattin Prokris dadurch beſchämt, daß Kephalus ſich unter der Maske des Seladon zu ihr ſchleicht, ihre höchſte Gunſt gewinnt und ſich dann erſt als ihr Mann zu erkennen gibt.

Einen unverhältnißmäßigen Ruhm erlangte Wielands frivole Nadine.

Die Schöne, auf deren Stirne ſich ein kleiner Scherz ſetzt. Amynt, ihr eiferſüchtiger Liebhaber, will ihn fangen, er entſchlüpft in das Grübchen ihrer Wangen, zwiſchen ihre Lippen, unter ihr Halstuch und, überall verfolgt, immer weiter, bis er gefangen wird.

Zu einem feineren Maaß kehrte Wieland in dem Gedicht „Muſarion oder die Philoſophie der Grazien“ zurück (1768):

Der Philoſoph Phanias ſieht ſich gekränkt durch die ſchöne Muſarion, die er liebt, die ihm aber um eines hübſchen dummen Jungen willen untreu wird. Er geht in die Einſamkeit und lebt als Cyniker mit zwei andern Philoſophen. Da kommt Muſarion ihm mit einer reizenden Koketterie nachgeſchlichen, bezaubert ihn aufs neue und ladet ſich ohne Umſtände in ſeine Hütte ein. Als ſie daſelbſt ankommen, liegen ſich die beiden andern Philoſophen zu Phanias nicht geringer Beſchämung in den Haaren. Eine ſchöne Dienerin Muſarions bringt Speiſen und Wein und ſticht den Cynikern ſo in die Augen, daß ſie den Anſtand vergeſſen und endlich total betrunken hinfallen. Nachdem Muſarion auf dieſe Art den Phanias auf das Unpaſſende ſeines Umgangs aufmerkſam gemacht hat, führt ſie ihn an der Hand der Grazie zu ſeinem beſſern Selbſt zurück, gewährt ihm aber ihre Liebe nicht eher, bis ſie ihn ganz geheilt weiß.

Zwei Jahre ſpäter gab Wieland die „Grazien“ heraus, in Proſa mit untermiſchten Verſen, in reizender Sprache.

Die drei Grazien finden den kleinen Amor ſchlafend, werden unwiderſtehlich

durch seinen Anblick angezogen, haben aber so viel Schlimmes von Amor gehört, daß sie, aus Furcht, das schlafende Kind sey Amor, davonfliehen wollen. Aber Amor erwacht und bittet sie, zurückzukehren und schmeichelt so süß, daß sie ihn herzen und küssen, sich von ihm mit Guirlanden umwinden lassen und ihn endlich, in einem Korbe voll Blumen, ihrer Mutter oder Amme bringen, der alten Schäferin Lycänion; aber als diese sie vor dem Knaben warnt, hat dieser schon seine Macht über die Alte selbst ausgeübt und sie — verjüngt nun ihre alten Liebhaber gleichfalls. Dann bezaubert er die spröde Phyllis, daß sie sich dem zärtlichen Daphnis ergibt, und schwebt dabei mit den Grazien zum Himmel empor, den Hirtinnen und Hirten Arkadiens die Versicherung hinterlassend, Amor und die Grazien würden dennoch immer unter ihnen bleiben. Im Olymp selbst haben sie noch viel zu thun, um gewisse Wildheiten der Götter zu bezähmen. Dann üben die Grazien ihren Einfluß auf die hellenische Bildung von Perikles bis Alexander, und insonderheit wird ein heimlich von der Grazie Thalia mit einem Faun gezeugtes reizendes Mittelding von Faun und Amor der Genius der sokratischen Philosophie; während eine andere Grazie Pasithea dem Schlafe die Träume gebiert. Zum Schluß noch eine Badetoilette der Psyche unter den Händen der Grazien.

Im „Combabus" bearbeitete Wieland sodann (1771) eine Erzählung des Lucian mit aller möglichen satirischen Ironie.

Combabus, ein Syrer, mußte die schöne syrische Königin Stratonika auf einer Reise begleiten, schnitt sich aber vorher die Mannheit ab und gab sie dem König in einem Kästchen in Verwahrung, ohne daß dieser wußte, was es sey. Unterwegs verliebte sich die Königin in ihn, wie Potiphars Weib und klagte ihn hernach an, er habe sie verführen wollen. Der König wollte ihn hinrichten lassen, fand aber seine volle Rechtfertigung im — Kästchen. Wieland hat dem Combab noch ganz besonders edle und tugendhafte Motive untergelegt, nicht die Furcht vor dem Tode.

Das Ideal, was dem Dichter schon im Musarion vorgeschwebt, bildet sich in seinen verliebten Träumen immer reizender aus. Der früher Moral und Mäßigung gepredigt, verkündet jetzt die Lehre, der Mensch habe ein Recht, ja gewissermaßen die Pflicht, sein Leben zu genießen, den höchsten Genuß aber gewähre der vertraute Umgang mit einer Lais, einem Weibe, die mit dem üppigsten Körperreiz einen hochgebildeten Geist verbinde. So entstand 1766 Wielands berühmter Prosaroman „Agathon".

Agathon, der aus Platos Protagoras bekannte durch seine körperliche Schönheit ausgezeichnete Dichter, geräth unter eine Schaar die Bacchanalien feiernder Weiber, die von seiner Schönheit bezaubert, ihn verfolgen und ihm

mit dem Schicksal des Orpheus drohen. Da plötzlich landen Seeräuber und entführen den schönen Jüngling sammt seinen Verfolgerinnen. Unterwegs findet er seine Jugendgeliebte, Psyche, wieder, aber nur, um wieder von ihr getrennt zu werden. Er wird in Smyrna an den reichen Sophisten Hippias als Sklave verkauft. Dieser üppige Epicuräer ärgert sich, daß der schöne Agathon tugendhaft ist und für sittliche Ideale schwärmt und veranlaßt eine Schülerin der Aspasia, die früher von Alcibiades geliebte, eben so geist- und seelenvolle als körperlich reizende Danae, ihn kennen zu lernen, in der Ueberzeugung, ihre Liebe werde bald seine Tugend zu Falle bringen. Dies geschieht denn auch. Er wird Psychen ungetreu und schwelgt in den Armen der schönsten Sterblichen. Nun aber tritt der satyreske Hippias wieder auf und verhöhnt ihn, Danae, an deren Seelenschönheit er glaube, sey eine gemeine Hetäre und er selbst, Hippias, habe sie zur Buhlerin gehabt. Er flieht. Wir erfahren nun auch etwas von seiner Jugend. Er lernte die schöne Psyche dienend bei einer Oberpriesterin kennen. In der Nacht, in der er in Psychens Arme zu sinken glaubte, umarmte er unwissend die Oberpriesterin und riß sich wüthend von ihr los, aber nun verlor er auch Psychen. — Nach seiner Entfernung von Smyrna lebt Agathon zu Athen, mischt sich in die Staatssachen, wird aber bald verbannt, weil der tugendhafte Idealist überall die Dummheit und Schlechtigkeit sich zu unversöhnlichen Feinden macht. Er kommt nach Syrakus und wird Günstling des Tyrannen Dionysius. Aber Kleoniffa, deren Liebe er verschmäht, wird des Tyrannen Buhlerin. Der edle Dion, zu dem Agathon sich hält, will den Tyrannen stürzen. Es mißlingt. Agathon aber wird von dem edeln Archytas nach Tarent gerettet. Hier findet er seine Psyche wieder, erkennt aber in ihr — seine Schwester. Beide sind Kinder des Archytas. Nun findet auch Danae sich wieder ein. Wir erfahren ihre Jugendgeschichte. Als Tänzerin erzogen wurde sie Schülerin der Aspasia, Geliebte des Alcibiades, endlich Sklavin des Perserkönigs Cyrus, nach dessen Niederlage sie aber wieder frei wurde. Ihre gänzliche Bekehrung vom Realismus zum Idealismus und von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit bewährt sie dadurch, daß sie ihr Leben künftig mit Agathon zubringt, aber nicht in Liebe, sondern lediglich in Freundschaft.

Es ist schon von Andern mit Recht bemerkt worden, daß Wieland die Moral am Schluß nur als Keuschheitsmäntelchen braucht. In seinem „Diogenes" von 1770 führt er die Philosophie der Sinnlichkeit wieder in anderer Weise aus.

Diogenes vertheidigt seinen Cynismus mit viel Geist. Zuerst rechtfertigt er seine Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit damit, daß Andere eben zu viel bedürfen; seine derbe Sprache mit der Heuchelei und dem falschen Pathos Anderer. Daß er auf seine Toilette so gar nichts verwende, will er für keinen Fehler angesehen wissen, er habe immer noch Eigenschaften, die den Frauen-

zimmern schätzbar seyen, und darauf allein käme es ja an, wenn man sich dem Geschmacksurtheil der Damen aussetze. Er erzählt uns auch von seiner geliebten Glycerion, einem unschuldigen Naturkinde, der Tochter der berühmten Lais, die ihm frühe gestorben sey, und von seinem Umgang mit der Kokette Lysistrata, die er auf den Punkt gebracht habe, wo ihre scheinheilige Tugend in grobe Sinnlichkeit überging, worauf er sie unbefriedigt verlassen habe, um sie zu bestrafen.

Angehängt ist „die Republik des Diogenes". Nachdem er alle Unnatur der menschlichen Gesellschaft bisher negirt hat, will er auch etwas Positives geben und schlägt eine Regeneration der Menschheit vor durch eine Musterrepublik welche fern von der verdorbnen Welt durch eine Schaar vollkommen gesunder und unschuldiger Naturkinder gegründet werden soll. Hunderttausend der fernigsten und schönsten Mädchen sollen in verschiedenen Ländern insbesondere in den Gebirgen, wohin die Corruption noch nicht gedrungen, auserlesen und mit hunderttausend eben so beschaffenen Jünglingen vermählt werden. Dann wird ihnen in ihrer Colonie Feldbau, Fischerei und Jagd angewiesen, sonst nichts. Eine Staatsverfassung sollen sie nicht haben, nur Sitten. Was die Religion betrifft, so heißt es, sie sollten eine haben, aber eine ganz andere, als man bisher gehabt. Welche? wird nicht gesagt. Hier bricht das Buch ab.

In der „geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" (1791) schildert Wieland einen andern Cyniker.

Kaum herangewachsen wird Proteus von einer verheiratheten Frau, der üppigen Kallippe, verführt, aber in der Schäferstunde überrascht und entkommt mit Noth dem „Rettich" (im Hintern, Strafe des Ehebruchs). Er kommt nach Halikarnaß, wo er viel von dem heiligen Hain der Venus Urania hört, wo die schöne Theoklea, eine Tochter des großen Apollonius von Tyana geheimnißvollen Gottesdienst feiert. Er macht die Bekanntschaft dieser Priesterin und sie erlaubt ihm, den heiligen Hain zu besuchen, in welchem er eine Venusstatue von himmlischer Schönheit entdeckt. Als er dieselbe zum zweitenmal sieht, lebt sie und bewegt sich und blickt ihn huldvoll an. Da bemächtigt sich seiner das süßschreckliche Bewußtseyn, von einer Göttin geliebt zu seyn und in dieser Schwärmerei verharrt er, als sie sich wirklich in der vollen Lebenswärme des schönsten Weibes in seine Arme wirft. Ein andermal erblickt er sie als Anadyomene oder badende Venus im Wasser. Aber endlich schwindet die Täuschung. Er erkennt in der Göttin eine überaus reiche und üppige Römerin, Mamilla Quintilla, die mit der schlauen Theoklea im Bunde hier schöne junge Männer genießt. Wenn sie den Einen durch den Zauber ihrer Schönheit geblendet hat und seiner satt ist, so löst sie sich von ihm ab und überläßt ihn dem nicht minder verführerischen Trost der geistvollen Theoklea, während sie selbst schon wieder einen Andern in ihrem Netze fängt. Als es nun dahin gediehen ist, daß Proteus sich mit Theoklea verbinden soll, zu welchem Behuf er

als Bacchus, ſie als Ariadne im heiteren Satyrſpiel auftreten, ſubſtituirt ſich Mamilla in der Dämmerung ihrer Freundin und als ſie eben in ſeinen Armen liegt, kommt Ariadne mit dem ganzen Gefolge und Proteus wird ſchrecklich beſchämt.

Er flieht, lernt das Chriſtenthum bei einer frommen Gemeinde von Johannisſchülern kennen, fällt aber wieder in die Schlinge des Gnoſtikers Kerinthus. Kerinthus hat einen geheimen Bund geſtiftet, deſſen Zweck die Ausrottung jedes Aberglaubens, jeder Prieſterherrſchaft und jedes Deſpotismus iſt. Als Aushängeſchild braucht er aber gnoſtiſche Myſtik und Zauberweſen. Als der verbotenen geheimen Geſellſchaft Mitgenoſſe wird Proteus eingekerkert; da tritt eine Dame mit Erfriſchungen zu ihm herein. Es iſt Theoklea, die als Schweſter des Kerinthus hier wieder myſtiſchen Betrug übt. Die Einſamkeit des Kerkers und das plötzliche Wiederſehen ihrer verführeriſchen Perſon bewirkt, daß er, ſobald er ſie erkannt, zum Satyr wird und ſie gegen ihren Willen überfällt, um die Ariadne nun wirklich als Bacchus zu beſitzen, um die man ihn früher getäuſcht hatte. Sie thut ſehr böſe, verzeiht aber. Er wird frei, flieht das Netz, in dem er abermals gefangen geweſen und ſucht die Johannisſchüler wieder auf, um in ihrem idylliſchen Glück Befriedigung zu finden. Allein er findet ſie nicht. Er erkennt ihren frommen Glauben für Selbſttäuſchung, die ganze chriſtliche Wahrheit für eine Fabel und — wird Cyniker. Als ſolcher kommt er nach Rom, erregt die Aufmerkſamkeit der kaiſerlichen Prinzeſſin Fauſtina, die es übernimmt, ſeinen zur Schau getragenen cyniſchen Weiberhaß zu beſchämen. Nachdem ſie ihn durch den Anblick ihrer im Schlummer entblößten Schönheit verführt hat, bewilligt ſie ihm eine Schäferſtunde, ſchiebt ihm aber im Dunkeln eine Andere unter und überraſcht ihn in ihren Armen. Voll Verdruß entflieht er, das Leben dünkt ihm nicht mehr der Mühe werth und, um wenigſtens rühmlich zu enden, verbrennt er ſich.

Ein ſchlechter Roman, ohne tiefere Anlage, voll Wiederholungen und in ſeiner Schwärmerei wie in den grobſinnlichen Scenen gleich wüſt. — Nicht beſſer iſt der Roman „Agathodämon“ von 1798.

Hegeſias hört dumme Bauern vom diktäiſchen Gebirge von dämoniſchen Erſcheinungen eines göttlichen Greiſes, einer ſchönen Nymphe ꝛc. reden, iſt ſogleich überzeugt, daß es nur wirkliche Menſchen ſeyn können und ſucht die Unbekannten auf. In dem mehr als neunzigjährigen Greiſe, den er findet, erkennen wir, obgleich er ſich Agathodämon nennt, alsbald den berühmten Apollonius von Tyana, der hier ſeine alten Tage in glücklicher Einſamkeit mit ſeiner Familie verlebt. Während bekanntlich Apollonius im Alterthum als ein göttliches Weſen galt, Wunder that und als Nebenbuhler Jeſu auftrat, läßt ihn hier Wieland ſelbſt bekennen, er ſey nichts als ein Charlatan geweſen, der mit den Menſchen zu ihrem eignen Beſten ſein Spiel getrieben habe, mundus vult decipi, ergo decipiatur. Wieland legt es nun darauf an, alle vom

Apollonius erzählten Wundergeschichten auf natürliche Weise zu erklären (wie in neuerer Zeit durch den Rationalismus die Wunder Jesu). Seine Todtenauferweckung läuft darauf hinaus, daß er ein scheintodtes Frauenzimmer wieder auferweckt. Sein berühmtes Hochzeitswunder, wie er nämlich eine Braut am Hochzeitstage als Empusa entlarvt und zum Verschwinden nöthigt, läuft darauf hinaus, daß er entdeckt, die Braut sey eine berüchtigte Buhlerin, die sich sofort mit ihren Schätzen auf und davonmacht. Daß er im Augenblick, in welchem Kaiser Domitian ermordet wurde, weit davon entfernt, dessen Tod verkündete, wird aus seiner Mitwissenschaft um die Verschwörung erklärt. Auf diese triviale Weise werden alle poetischen Wunder des Apollonius aufgelöst. Auch eine Liebesbezauberung wird als Betrug entlarvt, deßgleichen Hexerei und Feldbezauberung. Das Gleichniß vom Weinberg, in dem ein Schatz gesucht und nicht gefunden, der aber durch das Umgraben deste fruchtbarer wird und durch seinen reichen Ertrag den Schatz ersetzt, wendet Apollonius hier praktisch an, indem er die dummen Bauern überredet, in ihren Feldern das mystische Ei auszugraben. Kurz, das System des Apollonius, womit auch Hegesias übereinstimmt, ist: die Menschen sind zu dumm und schwach, als daß man sie nicht, um sie zu leiten, beim Glauben, der immer nur Aberglaube ist, fassen müßte.

Schließlich kommen sie auf das Christenthum zu sprechen, das damals eben im Beginne war. Apollonius hegt große Verehrung vor Christus und weissagt seiner Lehre auch eine weite Verbreitung. Im Zweck sey er mit ihm einig, nur im Mittel unterscheide er sich von Christus. Während er, Apollonius, nämlich die Leute zu ihrem Besten glauben mache, ohne selbst zu glauben, habe Christus den Vortheil, selbst an das zu glauben, was er glauben mache. Die Wunder Christi werden übrigens ganz so natürlich erklärt, wie die des Apollonius. Die Auferstehung z. B. daraus, daß Christus am Kreuz nur ohnmächtig und scheintodt geworden sey. Zuletzt sieht Apollonius vorher, wie die Macht des Wahns in der christlichen Kirche die Menschheit überwältigen werde, jedoch nicht auf immer. — Gewiß eine der geistlosesten Schriften Wielands im Nicolaitischen Sinn. Man hätte ihm doch mehr Geschmack zutrauen sollen, als dem Nicolai. Die Frage, was denn der weise Apollonius Besseres weiß, als Christus, drängt sich dem Hegesias, wie dem Leser auf. Apollonius gibt darauf den Bescheid, der Gott, den er nicht glaube, sondern nur ahne, sey „das Geheimniß der Natur" oder noch etwas deutlicher „der allgemeine Genius der Natur". Welch [illegible]de!

Den spätesten Roman [illegible] Gattung, den „Aristipp", gab Wieland erst 1800 heraus. In ihm concentriren sich gewissermaßen die früheren. Sein weibliches Ideal ist hier lebhaftig die Lais.

Um den Philosophen Aristipp gruppiren sich Philosophen, Künstler und andere bedeutende Persönlichkeiten, wodurch wir bald in die Hallen der griechischen

Philoſophen und in den Kerker des Sokrates, bald in die Ateliers der bedeutendſten Künſtler, bald in die politiſchen Sphären der Zeit eingeführt werden; aber der eigentliche Mittelpunkt des Romans iſt die berühmte Hetäre Laïs. Ariſtipp iſt gleichſam nur der Adminiſtrant am Altare dieſer Göttin. Wieland ſieht in ihr das Ideal des Weibes ſchlechthin, vollkommen umgreifend alle Höhen und Tiefen, Stärken und Schwächen des Weibes, aber in einer Concentrirung, in welcher die Natur zum Ideal werden muß. Man muß zugeben, daß in dem verdorbenen Zeitalter Ludwigs XV. und der Revolution, in welchem Wieland dichtete, das weibliche Ideal der gebildeten und ſittenfreien Welt nichts anders als eine galante Dame geweſen iſt, und daß unter allen von franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Dichtern geſchilderten Frauen, die dieſes Ideal darzuſtellen ſtrebten, Wielands Laïs ohne Zweifel die gelungenſte Schöpfung iſt. — Ariſtipp kommt nach Korinth und erblickt zufällig im Bade die ihm noch unbekannte Laïs. Sie ergötzt ſich an ſeiner Verlegenheit und bleibt unbefangen, ohne ihm den Anblick ihrer göttlichen Reize zu entziehen. Er geht nach Athen und berichtet in ſeinen Briefen über die politiſchen Schöpfungen des Perikles und über die Philoſophie des Sokrates, deſſen Vorleſungen er hört, über Ariſtophanes, über die bildende Kunſt ꝛc. Einmal führt ihn ein Freund zu der berühmten Laïs, die eben auf einer Villa in der Nähe angekommen iſt, und entzückt erkennt er in ihr die badende Venus von Korinth wieder. Er wird mit ihr bekannt und bis auf einen gewiſſen Grad vertraut. Er darf nämlich die Schöne geiſtig unterhalten, die körperliche Unterhaltung iſt ihm dagegen verſagt. Aus den Umarmungen reicher Schwelger oder begünſtigter Adoniſſe zieht ſie ſich gern in einen engen Kreis geiſtreicher Liebhaber zurück, um hier eben ſo viel geiſtig zu genießen, wie dort leiblich, und ſich hier geiſtig zu bereichern, wie dort materiell. Ariſtipp findet, daß das Leben einer ſolchen Hetäre ein weit glücklicheres und der höhern Beſtimmung des Menſchen angemeſſeneres ſey, als das ehrbarer Matronen, deren Tugend ſich in ein geiſtloſes Einerlei auflöst. Unter den Anbetern der Laïs befindet ſich auch der berühmte Bildhauer Skopas, dem ſie das Ideal plaſtiſcher Schönheit und Modell der Venus iſt. Indem ſich ihr Charakter immer mehr vor uns entfaltet, befürchten wir, ſie müſſe gemüthlos ſeyn, denn ſie erklärt, die Männer im Allgemeinen als eine feindliche Parthei behandeln zu müſſen; Zärtlichkeit im gemeinen Sinn ſey ihr von der Natur verſagt, die femme libre ſtecke ihr in allen Adern. Allein Sokrates ſelbſt iſt es, der ihr eine höhere Stellung anweiſt, indem er in ihr nicht blos, wie Skopas, das Ideal der körperlichen Schönheit, ſondern auch den Inbegriff aller Grazien findet. Ob nun dieſes ſchöne und anmuthvolle Weſen nach unſeren Begriffen liebt oder nicht, darauf komme es nicht an; es ſey genug, daß es ſich gebe, daß jeder, der Gefühl für ſo himmliſchen Reiz hat, ihn an ihr bewundern und genießen könne. Ariſtipp reiſt nach Syrakus und wechſelt von dort aus Briefe, meiſt politiſchen Inhalts, das Königthum betreffend. Dann Tod des Sokrates. Betrachtung über Plato-

von dem Ariſtipp ſagt, er hätte ein Dichter und kein Philoſoph werden ſollen. Eine Scene aus dem Atelier des Parhaſius, der ein Bild der Leda derjenigen Schönen ſchenken will, die ihn den Schwän ſeyn läßt. Lais merkwürdige Aeußerungen über Unſterblichkeit. Sie ſagt, ſie ſey eine ſo große Freundin vom Leben, daß ſie gern glaube, ſie werde immer leben. Sie ſtellt ſich das ſo vor, als ob ſie kunftig als ein geflugelter Kopf fortleben werde, frei von dem Leibe, den ſie als das Niedrige an ſich erkennt. Dies hindert ſie indeſſen nicht, ihren Leib dem unermeßlich reichen Perſer Arafambes zu verkaufen, mit dem ſie eine Zeit lang herumzieht und dem ſie große Summen entlockt. Der Maler Kleonidas hat daher zur rechten Zeit den Einfall, zwei Bilder des auf dem Scheidewege ſtehenden Herkules zu malen, und zwar auf dem einen die Lais als Tugend, auf dem andern die Lais als Laſter. Lais ſchreibt an Ariſtipp über ihr Verhältniß zu dem Perſer, deſſen ſie ſpottet. Ariſtipp iſt ſeinerſeits nicht eiferſüchtig auf ſie, ſo wenig als auf die Sonne, die allen ſcheint. Indem er ſich immer tiefer in den Charakter der Lais hineinſtudirt, glaubt er zu entdecken, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit liege gerade in der Verbindung unauflöslicher Widerſprüche in ihrem Charakter. — Die Aufmerkſamkeit wird auf den Atheiſten Diagoras abgelenkt, der in einem allegoriſchen Zerrbilde aller Götter ſpottet und deßhalb von den Prieſtern überall verfolgt wird. — Ein Mädchen der Lais, die ſchöne Laſthenia, wird in ihrer Verkleidung als Jüngling von dem ſcharfſichtigen Ariſtipp erkannt. Sie bleibt verkleidet als Kamerad des ſchönen Kleofron, von dem ſie bald guter Hoffnung wird, während der göttliche Plato ſelbſt unterdeß ſich in den ſchönen Kleofron verliebt. — Chariten, ein Jüngling, wird bis zum Wahnſinn verliebt in die Statue der koiſchen Venus, die nach dem Modell der Lais verfertigt worden iſt. Lais iſt ſo mitleidig, ihn von ſeiner Krankheit zu heilen, indem ſie das Märchen der Statue Pygmalions nachahmt und ihn als lebendig geworden in die Arme ſchließt. — Ariſtipp entſchließt ſich, die ſchöne Kleone zu lieben, da ihm Lais doch zu unerreichbar bleibt. Lais ſelbſt bemerkt, ſie gehöre keinem Manne an, ſie könne keinem andern angehören, ſie ſey ein Ganzes fur ſich, keine Hälfte für eine andere Hälfte. Bald darauf aber wird ſie für ihre Einbildung beſtraft. Sie erzählt dem Ariſtipp einen ſeltſamen Traum, den ſie gehabt. Sie glaubte nämlich, ein wunderſchöner Vogel zu ſeyn. Da wurde ſie von Amor mit Pfeil und Bogen überraſcht. Sie ſchmiegte ſich flehend an ihn, er möge ſie ſchonen. Aber er zog ihr alle ſchöne Federn aus den Flügeln und floh davon, ſie troſtlos verlaſſend. Dieſer Traum ängſtigt ſie und geht bald in Erfüllung. Ein überaus ſchöner Jüngling, Dorylas, läßt ſich als Sklave an ſie verkaufen, um ſie unter dieſer Maske in ſich verliebt zu machen, erreicht ſeinen Zweck vollkommen, bezaubert die, von der ſonſt alle bezaubert wurden, und verläßt ſie ſtolz und untreu, indem er ihr die ganze Ueberlegenheit des Mannes über das ſchwache weibliche Herz zu fuhlen gibt. Da verſchwindet ſie vom Schauplatz. Aus Kummer und Scham läßt ſie nie wieder etwas von

sich hören. — Zum Schluß langweilige Unterhaltungen über Platos Republik und antiplatonische Briefe des durch und durch realistischen Aristipp, der Platos Ideen rein nicht verstehen zu können erklärt, und dem auch der Geist nur eine verfeinerte Sinnlichkeit ist.

Daran schließen sich noch: „Menander und Glycerion" ein Roman in Briefen (1803).

Glycerion ist die reizende Blumenhändlerin, deren der ältere Plinius gedenkt, und von der auch ein Brief bei Alciphron erhalten ist. Auch hier correspondirt sie, der ganze Roman ist in Briefen geschrieben. Es herrscht darin ein feiner attischer Ton, wie im Aristipp und eben so lockere Sittlichkeit. Menander zweifelt nicht, daß Glycerion zu sehr seine Freundin sey, um ihm sein Glück bei ihrer Freundin (einer kostspieligen Hetäre) zu mißgönnen, so wie er auch ihr nicht mißgönnt, daß sie sich an einen reichen Lesbier hängt.

„Krates und Hipparchia" (1804).

Hipparchia geht aus Neugier in der Verkleidung eines Jünglings in die Vorlesungen des weisen Sonderlings Krates, er gefällt ihr aber so, daß sie sich ihm ganz hingibt und ihn bewegt, nachdem sie alle Proben eines bescheidenen und einfachen Weibes bestanden, sie zu heirathen.

In den Kreis der gräcisirenden Dichtungen Wielands gehören auch die „Göttergespräche" (1791), in denen er des Christenthums spottet und dagegen die heitere Götterwelt des alten Hellas preist.

Herkules unterhält sich mit Jupiter über die Narrheit der Menschen, die da glauben, Gott sey nur ihretwegen da, um ihnen in allen ihren Kleinigkeiten zu helfen. Zugleich Scherz über die Söhne Gottes, man solle einen Schleier darüber decken, wie sie entstanden seyen. Verdeckte Ironie gegen das Christenthum. — Athenagoras, der Christ, schmäht die heidnischen Götterbilder, Lycinus, der Bildhauer, vertheidigt sie: da schlägt der olympische Jupiter die Augen auf, redet selbst mit und beschämt den Bilderstürmer. — Livia unterhält die Juno von den schlauen Mitteln, die sie angewendet, um den August zu beherrschen. — Hekate, Luna und Diana spotten über die Mythologen, die ein Wesen aus ihnen dreien machen wollen. Ein versteckter Angriff auf die christliche Dreieinigkeit. — Auf den Olymp kommt die Nachricht, alle Götter seyen in Rom abgesetzt worden. Jupiter sagt den Untergang des schönen Alterthums und die christliche Barbarei voraus. — Jupiter im Gespräch mit Numa wird von einem Unbekannten (Christus) unterbrochen, der ihnen seinen Weltplan vorlegt, am Ende aber zugibt, daß auch er nichts gegen die ewigen Naturgesetze vermöge.

Die „Gespräche im Elysium" sind unbedeutend, eben so die kleinen Lustspiele „Pandora" und das „Urtheil des Midas". Dagegen verbindet Wieland auf eine merkwürdige Weise altdeutschen Volkshumor mit dem griechischen Costüme in der „Geschichte der Abderiten" (1774), aber auch hier wird das deutsche, wie griechische Element in französischer Frivolität aufgelöst:

Die Abderiten, Einwohner der thrakischen Stadt Abdera, begehen allerlei Schildbürgerstreiche. Sie lassen (wie die Nürnberger) einen wunderschönen Brunnen verfertigen, haben aber kein Wasser dazu. Sie besitzen eine berühmte Venus von Praxiteles, stellen sie aber so hoch auf eine Säule, daß Niemand mehr ihre Schönheit zu erkennen vermag. Sie wählen zu ihrem Bürgermeister stets nur den besten Sänger ꝛc. Unter ihnen lebt der vielgereiste lachende Philosoph Demokritus. Sie aber halten ihn für einen Sonderling und Narren, so oft er ihnen die Wahrheit sagt. Insonderheit unterhält er sich gut mit den Damen und gibt ihnen oft Gelegenheit, sich gütlich zu thun. Einmal aber bringt er sie dergestalt zum Lachen, daß die armen Abderitinnen darüber alle Contenance verlieren und — den Saal unter Wasser setzen. Nun will es keine gethan haben. — Einmal kommt man auf die Treue der Weiber zu reden und Demokrit macht sich den Spaß, zu behaupten, wenn man einer schlafenden Frau eine Froschzunge aufs Herz lege, so müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Ehemänner stellen nun ihre Frauen auf die Probe, alle Frauen schweigen, sind also folglich treu und man ist mit diesem Erfolge außerordentlich zufrieden. Nur die Priesterschaft der Latona wüthet, denn die heiligen Frösche haben die Zungen hergeben müssen. Demokrit, als der die Veranlassung dazu gegeben, wird schwer angeklagt. Als Großinquisitor sucht zumal der Priester Strobylus ihn zu verderben. Aber Demokrit weiß sich zu helfen; ein gebratener Pfau mit Goldstücken gefüllt stellt den wüthenden Pfaffen zufrieden. — Dennoch kann sich Abdera nicht beruhigen, und der große Arzt Hippokrates wird beauftragt, die Verstandeskräfte des Demokritus zu untersuchen, da es einmal feststehe, er sey nicht wie andere Leute. Hippokrates erklärt ihn jedoch für einen Mann bei ganz gesundem Verstande. Auch Euripides kommt nach Abdera, seine Aeußerungen mißfallen aber so, daß man ihn durchaus nicht für den berühmten Dichter halten will, bis man erkennt, er ist es doch, und ihn nun gehörig verehrt. Die Aufführung seiner Andromeda entzückt sogar die Abderiten dergestalt, daß sie alle närrisch werden. Hippokrates heilt sie mit Nieswurz. — Im vierten Buch hat Wieland den Prozeß über des Esels Schatten den Abderiten angehängt. Ein Zahnarzt miethet einen Esel zum reiten und will sich unterwegs beim Ausruhen auch in den Schatten des gemietheten Esels legen, der Eseltreiber aber sagt, den Schatten habe er ihm nicht mit vermiethet und behauptet, nur er habe das Recht, im Schatten

Sprache gibt. Dieſe Gefühle ſind die tief eingepflanzte Geſpenſterfurcht und die religiöſe Schwärmerei. — Im einzelnen Fall einer Geiſterviſion wird es ſelten auszumachen ſeyn, ob eine gleichgültige, wir möchten ſagen gutartige Hallucination aus körperlichen Urſachen zu Grunde lag, welche bei religiöſer Stimmung des Individuums oder nur bei nicht ſehr widerſtandsfähiger Vernunft weiter entwickelt wurde, oder ob die Geſichte, als ſolche, Exploſionen einer ſomnambülen Anlage ſind, neben welcher oft von körperlicher Störung nichts zu bemerken iſt. Aber ſehr hervorzuheben iſt der Umſtand, daß faſt alle dieſe Geſichte von vorne herein einen religiöſen Charakter haben; daſſelbe gilt auch von den Viſionen bei gebundenen Sinnen, von denen wir ſpäter zu ſprechen haben, von den Verzückungen in Katalepſie und Scheintod u. ſ. w. Schon dieß deutet augenſcheinlich auf die nächſte Verwandtſchaft dieſer Leiden mit dem eigentlich magnetiſchen Zuſtand, in welchem bekanntlich auch alle Gefühle einen höhern, religiöſen Schwung nehmen.

So weit ſich aber auch Viſionäre und Somnambüle verſteigen, und in ihrem Fluge die mit dem Organe des wachen Hirns dichtende Phantaſie beſchämen mögen, — ihre überſchwenglichſten Gefühle, ihre ausſchweifendſten Exkurſe in Himmel und Hölle tragen doch immer und in Allem das ächteſte Gepräge der Menſchheit. Manche ſomnambüle Kriſen — dies im Vorbeigehen geſagt — werfen indeſſen auf das Weſen der poetiſchen Thätigkeit überhaupt, auf die Oekonomie, die Förderungen und Hemmungen derſelben, das intereſſanteſte Licht. — Die eigentlichen Geiſtererſcheinungen ſind ohnehin faſt immer nach den bekannten Geſetzen der Einbildungskraft geordnet, welche nie etwas Neues erfindet, ſondern nur das Ueberlieferte in oft abenteuerlicher Verbindung, aber doch mit einer gewiſſen Methode reproducirt. Die Geiſter ſind immer getreue Repräſentanten der Nationalromantik in ihren Abſchattungen nach Zeit und Bildungsſtufe. Der in jedem Menſchen ſchlummernde Dichter, von einem durchſchütternden Gefühl zur Produktion aufgerufen, dichtet bald in ſeraphiſchen, bald in dämoniſchen Weiſen, und, was ſehr charakteriſtiſch iſt, meiſt in dramatiſcher Form. Der bloße Geſpenſterſchauer zieht aus dem Kram halb und ganz erloſchener Bilder, oft tief aus dem Hintergrunde, unheimliche, wehmüthige Geſtalten von Mönchen und Nonnen, Rittern und Edelfrauen,

zu liegen. So entſteht dieſer berühmte Prozeß, der Abdera in zwei Parteien ſpaltet. Auch die Prieſter miſchen ſich wieder ein. Endlich verreckt der Eſel ſelbſt, man errichtet ihm ein Denkmal, ſtiftet Frieden und theilt die Koſten. Die Fröſche der Latona kommen aufs neue, weil ſie mit hatten im Prozeß orakeln müſſen, in Anſehen. Man legt einen neuen Froſchgraben an und die Thiere vermehren ſich ungeheuer. Um keines zu zertreten, entſchließen ſich die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlaſſen und wandern aus.

In den „neuen Gedichten“ (1770—1777) miſcht Wieland antike, romantiſche und orientaliſche Stoffe zuſammen. Der frivole Grundton bleibt derſelbe. Darunter: „der verklagte Amor.“

Amor „das arme Mittelding von Sperling und von Gott“, wird von Minerven, der keuſchen Göttin, und vom Ehegott Hymen verklagt und durch Beſchluß des Götterrathes wirklich verbannt. Nun können aber weder Götter noch Menſchen ohne Liebe leben; die ungeheuerſte Langeweile tritt ein, Amor muß und muß zurückgerufen werden. — Pſyche, zärtliche Liebesklage. Olympia, Apollo will eine Schäferin beſtrafen, indem er aber den Bogen ſpannt, klingt die Sehne ſo ſchön, daß er den Pfeil weglegt und aus dem Bogen die erſte Lyra macht. — Aſpaſia und Alkabeſt lieben ſich platoniſch, aber durch je höheren Geiſtesſchwung ſie ſich entkörpern wollen, um ſo ſicherer ſinken ſie zur gröbſten Sinnlichkeit herab. — Mehrere Dichtungen ſind dem altfranzöſiſchen Roman (Gieron der Adelige, des Maulthiers Zaum), oder der arabiſchen Tauſend und Eine Nacht entlehnt.

Sonnemon verachtet alle ihre Liebhaber. Nur Einer hält aus, Gandalin, dem ſie aufgibt, drei Jahre in der Welt umherzuziehen, keinem Liebesabenteuer auszuweichen und ihr dennoch treu zu bleiben. Das blieb er auch, bis ihn einmal eine unbekannte Schöne an ſich lockte, die in Schleier eingehüllt, keinen lieben wollte, der ſie nicht blos um ihres Geiſtes willen liebte, ohne ſie geſehen zu haben. Ihre Unterhaltung war ſo geiſtreich, daß er vor Neugierde ſtarb, ſie zu ſehen. Das beſtochne Kammermädchen ließ ihn ihre Reize im Bade ſehen, nur nicht das Geſicht. Dennoch blieb er Sonnemon treu und floh. Als er nun die Probe beſtanden und zu Sonnemon zurückkehrte, empfing ihn dieſe kälter als je. Da rief ihn das Kammermädchen ſeiner Unbekannten zu dieſer, die ihm nachgereiſt war. Er beſuchte ſie, erklärte ihr aber, er liebe nur Sonnemon. Da entſchleiert ſich die Unbekannte, und — es iſt Sonnemon ſelbſt.

Eine ganz ähnliche Sammlung von Erzählungen enthält Wielands „Hexameron von Roſenhain.“ Ich hebe nur die merkwürdigſten aus:

Narciſſus und Narciſſa. Dagobert iſt wie Narciſſus nur in ſich ſelbſt verliebt, ganz eben ſo Heliane. Ihre Schutzgeiſter bringen ſie zuſammen, jedes wird durch die Kälte des andern beleidigt und ſo entſteht unmerklich aus dem

Intereſſe die Liebe. Immer noch wollen ſie es ſich nicht geſtehen. Aber ſie werden vor einen Zauberſpiegel geführt, in dem man nicht ſich ſelbſt, ſondern das Bild deſſen, den man liebt, ſpiegelt, und ſo verrathen ſie ſich. — Daſnidion wird von dem jungen Jäger Föbidas verfolgt, ihre zauberkundige Mutter, eine Prieſterin Dianens, geſtattet ihm nur ſie mit einem Sinne wahrzunehmen. Er zieht den Gefühlsſinn vor, faßt im Dunkel eine warme zarte Hand, wird aber unartig und zurückgeworfen. Er läßt ſich durch einen Zauberer in Mädchengeſtalt verwandeln und miſcht ſich ſo unter die Landmädchen, der Daſnidion beizukommen, aber durch den ſtärkeren Zauber ihrer Mutter entlarvt ſieht er ſich wieder in einen Jüngling umgewandelt und ſtatt in Daſnidions, in den Armen einer groben Bauerndirne. — Freundſchaft und Liebe. Der ernſte Mondor heirathet die fröhliche Selinde, der leichte Raymund die ernſte Klariſſe. Bald ſtoßen ihre Charaktere ſich ab und ſie finden es angemeſſener, zu tauſchen. In der neuen Ehe aber machen ſie wieder die Entdeckung, daß gleiche Charaktere noch weniger zuſammen paſſen, als ungleiche, weil jeder ſein natürliches Gegengewicht verlangt und ſo tauſchen ſie abermals und ſind nun zufrieden.

Die Erzählung „Cleria und Sinibald“ erlangte mehr Ruhm, als ſie verdient, da ſie ohne tiefere Charakteriſtik nur unwahrſcheinliche Verwicklungen enthält.

Die „Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens“ (1770), enthalten kleine Erzählungen in Voltaires Manier.

Zuerſt die Geſchichte des Korkor, eines Knaben in Mexiko, der nach der Sündfluth allein übrig blieb und einſam heranwuchs, bis er einmal ein ſchlafendes Mädchen fand, die ſchöne Kikequetzal, die ebenfalls aus der Sündfluth übrig war. Wieland ſchildert nun mit viel Geiſt die erſte Annäherung dieſer beiden völlig unſchuldigen Weſen und wie die Macht der Natur in ihnen wirkt. Allein nach einiger Zeit entdeckt ſich noch ein dritter der Sündfluth entkommener, ein ſtarker breitſchultriger Mann, der ſogleich die ſchöne Kikequetzal zu ſeinem Weibe macht. Die Unſchuldige denkt gar nichts Arges dabei und wundert ſich, daß die Natur in Korkor eine ganz andere Empfindung für den Neuangekommenen gelegt hat. Seine Eiferſucht iſt ihr unerklärlich; das iſt alles arges Raffinement. Endlich finden ſich für den Starken drei andre Weiber und das zarte Paar wird ſich ſelbſt überlaſſen. — Die zweite Erzählung betrifft den ägyptiſchen König Pſammutis, der von der Unſchuld der Negervölker hört und ſich mit ihnen in Verbindung ſetzt. Die Folge aber iſt, daß der Neger Unſchuld gerade erſt durch die Civiliſation, die ihnen noch mehr Glück bringen ſollte, verloren geht. Die Hauptpointe liegt darin, daß die Negerinnen vollkommen keuſch waren, ſo lange ſie nackt gingen, aber alsbald die Unſchuld verloren, ſobald ſie Kleider anzogen. — In der dritten Erzählung „Bekenntniſſe des Abulfaouaris“ bekennt dieſer Prieſter des Anubis, ein-

mal die ſchöne Mazulipa, in die er zum Sterben verliebt war, dadurch getäuſcht zu haben, daß er vorgab, ſein Gott ſuche ihre Umarmung und in der tiefen Tempelnacht ſelber des Gottes Stelle vertrat.

Sofern ſich Wieland auch dem Romantiſchen zuwandte, geſchah es doch nur im damaligen franzöſiſchen Geſchmack. Er überſetzte franzöſiſche Feenmärchen und fügte einige Nachahmungen hinzu in der Sammlung „Dſchinniſtan“. Sie ſind durchaus leichtfertig und oberflächlich.

In dem Roman „Don Sylvio von Roſalva“ (1764) ahmte Wieland dem Cervantes nach und machte die Schwärmerei für das Romantiſche und Wunderbare lächerlich.

Sylvio iſt von ſeiner Tante, Donna Mencia, in Valencia etwas barok erzogen. Weil ſie ihn ſo viele Feenmärchen hat leſen laſſen, glaubt er, die Welt ſtecke wirklich voll Feen. Zufällig findet er ein reizendes Frauenminiaturbild und bildet ſich ein, es ſey das Bildniß einer zu einem blauen Schmetterling, den er eben verfolgt hat, verwünſchten Fee. Sein Bedienter Pedrillo läßt ſich von ſeinem Wahn anſtecken. Mit ihm entflieht er, um ſeine Fee zu ſuchen. Sie beſtehen allerlei komiſche Abentheuer. Ein Paar ſchöne Frauenzimmer kommen, als Sylvio eben entſchlafen iſt. Sie bewundern ſeine Schönheit, die Eine iſt dem Bildniß ſprechend ähnlich. Leider entfernen ſie ſich, ehe er erwacht. Bald darauf hat Sylvio Gelegenheit, eine edle Dame, Donna Hyacinthe und ihre Begleiter von Räubern zu befreien; nachher aber das Unglück, mit Bauernmädchen in Händel zu kommen, weil die Eine einen blauen Schmetterling gefangen hat. Bei dieſem Anlaß verliert er ſein Medaillon und wird ein wenig mißhandelt. Allein die Dame, Donna Felicia, die ihn ſchlafend gefunden, ſorgt für ihn. Das Medaillon wird ihm wieder gebracht. Es iſt nicht das Portrait Felicias, ſondern ihrer ſehr ähnlichen Großmutter. Sylvio kommt auf ihren Landſitz. Auch Hyacinthe findet ſich ein, die, unter Zigeunern aufgewachſen, eine zweite Preciosa, Sylvios verlorne Schweſter iſt. Das Ende lauter frohe Heirathen.

Im Hauſe Felicias erzählt Don Gabriel zur Unterhaltung das Märchen vom Prinzen Biribinker, das ſeiner ſtarken Frivolität wegen vor dieſe zarte Geſellſchaft nicht gehört. Hier nur einige Notizen aus dem Märchen, z. B. daß der Prinz nur Pomeranzenblüthewaſſer und Confect von ſich gibt; daß einmal, indem er ein Naturbedürfniß befriedigt, das Nachtgeſchirr ſich in die ſchöne Fee Criſtalline verwandelte, die in das Gefäß verwünſcht worden iſt und ſchon zweihundert Jahre darin zugebracht hat ꝛc.

Von ähnlichem frivolen Charakter iſt „Idris und Zenide“ (1767).

Ritter Idris ſucht das Original zu einem ihm erſchienenen Traumbild. Unterwegs im Bade überfällt ihn eine üppige Nymphe, der er kaum entrinnen

kann. Da kommt der derbſinnliche Itifall, ein liebenswürdiger Wilder mit Keule und Tigerfell, ſpottet ihn aus, daß er ein ſo ſchönes Mädchen verſchmähe, und geräth darüber in Streit mit ihm. Sie fechten, ſind ſich an Kraft gleich und verſöhnen ſich. Nachdem ſie ſich getrennt, befreit Idris ein ſchönes Mädchen, Lila, aus den Händen eines Centauren, und da er erfährt, dieſer Centaur hätte auf ſeinem Zauberſchloß einen ganzen Harem von gefangenen Königstöchtern, geht er auf das Schloß, ſiegt mit Hülfe ſeines diamantenen Zauberſchwertes und widerſteht mit gewohnter Keuſchheit den Umarmungen der Centauriden. Jede nämlich, die ſich dem Centauren ergeben, iſt dadurch ſelbſt Centauride geworden. Um ſich dieſen üppigen Damen zu entwinden, bezaubert ſie Idris, daß ſie alle in der Stellung verſteinern müſſen, in der ſie ſich eben befinden. Nur die ſchöne Dejanira wird verſchont, die noch ihre menſchliche Geſtalt durch ihre Keuſchheit gerettet. Leider aber hat ſich ihr Geliebter, der Prinz von Caſchemir, weniger tugendhaft gehalten und iſt zum Centauren geworden. Dejanira verzeiht ihm, findet ſeinen Pferdeſchweif ſogar ganz artig und ſetzt ſich auf ſeinen Rücken, um ihn durch einen mächtigen Zauberer wieder zum Menſchen umſchaffen zu laſſen. Idris wird von Lila und ihrem Geliebten Zerbino bewirthet. Der letztere erzählt ſeine Geſchichte. Wie er als Papagai in Lilas Kammer gekommen ſey ꝛc. Itifall gelangt unterdeß in einen Zaubergarten, worin verſchiedene Königsſöhne als Papagaien in Vogelbauern hängen, weil ſie ihr Glück bei der ſchönen Zenide vergebens geſucht haben. Indem er im Garten umherirrt, erblickt er auf einmal dieſe Zenide ſelbſt ganz nackt, die ihm den Rücken zukehrt und ſich wäſcht.

Er ſah, was läßig, ſträubend nur
Die überwundne Scham dem Blick der Liebe wehret,
Was, unverhofft erblickt, die Weiſeſten bethöret,
Das Meiſterſtück der ſcherzenden Natur,
Wovon uns Lucian den lächelnden Contour
An jener Venus preiſt, die man zu Gnid verehret,
Kurz was in aller Welt Liebhaber immer fand,
Doch einen Tempel nur im alten Griechenland.

Itifall macht ſich ein Vergnügen daraus, die Schöne zu überfallen und in die äußerſte Verlegenheit zu bringen. Sie fällt in Ohnmacht und verzeiht nachher. Aber alles iſt ihr daran gelegen zu wiſſen, was ihm am beſten an ihr gefallen habe, und als er es ihr offen geſteht, der Theil, auf den ſie ſitze, geräth ſie ins höchſte Entzücken, denn vermöge einer Verwünſchung ſollte ſie nie eher lieben und einen Mann bekommen, bis ſich Einer gerade in dieſen verachteten Theil an ihr verlieben würde. — Idris gelangt auf abentheuerlichen Wegen und nachdem er zum drittenmal ſeine Keuſchheit erprobt, gleichfalls in den Zauberkreis Zenidens, denn das Bildniß, das ihn ſo weit gelockt, iſt das Zenidens. Aber er erblickt auch jetzt nur ihre lebloſe Statue,

und vermag nicht, wie Pygmalion, ſie zu beleben. Jedoch die reizende Amöne verbirgt ſich ſelbſt in den Marmor und fängt plötzlich in Idris Armen an, den Stein zu beleben.

Noch berühmter wurde „der neue Amadis“ (1771).

Die Töchter des Schah Bambo ſollen das ſuchen, was ſie nicht haben. Am Fuß des Atlas ruhen ſie aus. Es befinden ſich nur zwei Cavaliere bei ihnen, Bleumourant, Prinz von Trebiſond, der einſam umherſchleichend, die ſpröde Leoparde vergebens liebt, und Herr Caramell, der zu Schatouillieuſens, der Prüden, Füßen ſchmachtet. Da erſcheint ein neuer Paladin, dem ein auf einem Elephanten reitender Rieſe vorauskommt. Durch des Rieſen Anblick wird aber Prinzeſſin Leoparde, die ſich eben heimlich mit ihren Zofen badet, dergeſtalt erſchreckt, daß ſie im Stande der Natur davonflieht, und Schatouillieuſen geht es nicht beſſer, auch ſie flieht ſo raſch, daß Caramell ihr nicht nachfolgen kann, und ſtürzt ſich endlich in blinder Angſt am Ufer — einem Triton in die Arme. Der fremde Paladin heißt Paraſol und führt einen Zauberfächer mit ſich, auf dem in 99 kleinen Feldern alle die Damen bis auf das kleinſte Härchen abgemalt ſind, die ihn, wie er prahlt, glücklich gemacht hätten, nur das hundertſte Feld iſt noch offen. Die dritte Prinzeſſin Coliſchon bezeugt die glühendſte Neubegier, den Fächer zu ſehen, was ihr aber Paraſol nur unter der Bedingung erlauben will, daß ihr Bild das hundertſte Feld ausfülle. Indem ſie noch mit ihm ſtreitet, zeigt ſich abermals ein Paladin, der neue Amadis, im Kampfe mit Mohren, die er alle beſiegt. Die vierte Prinzeſſin, die runde Dindonette,

ein gutes Mädchen, zu Tiſch und zu Bette,
fromm wie ein Lamm, an Leib und Seele rund,

vergafft ſich in dieſen ſchönen und tapfern Ritter und thut ihren Gefühlen keinerlei Zwang an. Sie verbindet ſeine Wunde, pflegt ihn und erzählt ihm die ſaubere Geſchichte vom goldnen Hahn, der von einem Thurm herabfallend, eine ſchöne Dame wie ein Alp drückt und ein Ei in ihren Buſen fallen läßt. Da kommt die Nachricht, Dindonettens Eichhörnchen ſey in den Wald gelaufen und ſie verläßt den Amadis, um das Thierchen zu fangen. Amadis ſeufzt, denn er ſucht ein Ideal. Coliſchon vickirt ſich, ihm als ſolches zu erſcheinen. — Inzwiſchen ſteht die prüde Schatouillieuſe alle mögliche Noth bei dem viehiſchen Triton aus, dem ſie als Frau dienen muß. Endlich läßt ſie ſich, als er einmal entſchlafen iſt, von Ritter Boreas entführen. Nun begegnet ihnen aber Caramell, der Anſpruch auf die Dame macht. Dieſe ſelber ſoll entſcheiden und ſie wählt ſich den Boreas. Caramell iſt wüthend und beſchließt, Dindonetten zu ſeiner Dame zu wählen. Amadis mit der übrigen Geſellſchaft kommt zum Schloß eines Negers, der die fünfte Prinzeſſin, die blonde Blaſſardine, in ſeine Gewalt bekommen hat. Amadis befreit ſie. Sie erzählt ihm mit unnachahmlicher Naivetät, wie der Neger ſie zuerſt im Bade erblickt

habe und wie es mithin sehr verzeihlich sey, daß er sich in sie verliebt habe, denn solche Reize zu erblicken, sagt sie, und zeigt davon dem Amadis mehr als er zu wünschen wagt, solche Reize, das muß wohl jeden Mann verführen. Amadis wird in der That verführt, aber als er eben sein Glück vollenden will, kommt der Mohr und bezaubert ihn, daß er in der kritischen Stellung versteinern muß. Und Blaffardinen bleibt nur die Wahl, sich sofort dem Neger zu ergeben, oder sich in ein häßliches altes Weib verwandeln zu lassen. Sie ist muthig genug, es auf die Probe ankommen zu lassen, kann sie aber doch nicht aushalten und bewilligt alles, nur um wieder schön zu werden. Indem Caramell die runde Dindonette sucht, findet er sie in den Armen eines Faunen, der sie heirathen will und sich schon auf die vielen kleinen Fäunchen freut, sich aber trunken machen und einschläfern läßt. Nun flieht Caramell mit Dindonetten, aber ein Gewitter nöthigt sie, wie Aeneas und Dido, in einer Höhle Zuflucht zu suchen, wo die Tugend der Dame in große Gefahr kommt, als plötzlich Caramells Roß sich losreißt und er ihm nachläuft, es zu fangen. Dindonette schläft ein, da kommt ein Gymnosophist und macht ihr die Zumuthung, ihm bei der Hervorbringung eines mystischen Homunculus in der Retorte dadurch zu helfen, daß sie nackt und tête à tête mit ihm bis zur Vollendung der dämonischen Kocherei aushalte ohne die mindeste Regung des Fleisches. Sie willigt ein und bleibt auch ganz ruhig. Er aber kann es nicht und der Zauber ist gestört. Schatouillieuse spielt die Spröde gegen Boreas, um ihn glauben zu machen, sie habe sich auch so gegen den Triton benommen. Indem Boreas zu viel trinkt und einschläft, kommt Schatouillieuse in einen Garten und erblickt hier die Statue des Amadis. Entzückt von seiner Schönheit, rührt sie ihn an, und sogleich belebt er sich wieder. Sie flieht, er ihr nach, sie fallen. Da kommt Boreas und will das Paar durchbohren, aber der Neger ist bei der Hand und macht, daß Boreas Schwert verschwindet und er beschämt entfliehen muß. Der Neger aber gibt seinen Gästen glänzende Feste. — Amadis reist weiter und trifft mit dem Ritter Anti-Seladon zusammen, dem wahren Eigenthümer des Fächers, der diesen Taliéman dem schlafenden Parasol abgenommen hat. Er erzählt die Geschichte des Fächers mit erstaunlicher Geringschätzung des schönen Geschlechts. — Unterdeß ist Leoparde von Bleumourant im Bade erblickt worden und hat ihn abermals verbannt, aber den Boreas, der gleiches Glück genossen, als ihren Beschützer bei sich behalten. Aber Anti-Seladon erscheint mit Amadis, es kommt zum Kampfe, Amadis wird verwundet, Boreas fällt. Amadis wird in einer Hütte von Olinden gepflegt, dem häßlichsten Mädchen, das aber die schönste Seele zeigt. Nach langem Kampfe mit sich selbst überwindet er die Sinnlichkeit und fühlt eine heiße, aber ganz reine Seelenliebe für sie. Nachdem er sie für seine Braut erklärt und sie mitten unter die Töchter des Schah geführt, entsteht unter diesen ein entsetzliches Gelächter über seine Thorheit, aber plötzlich ist Olindens Häßlichkeit verschwunden und sie steht da als die reizende Flördepine, die sechste Tochter Schah Bambas. Alle staunen und müssen ihr den Preis zuerkennen.

Nun gruppiren ſich alle übrigen Paare. Schatouillieuſe will den Anti-Seladon, den Caramell, den Bleumourant, den Neger, aber alle lehnen ihre Hand ab und ſo bleibt ihr nur der ärmliche Paraſol. Leoparde aber geſellt ſich den Anti-Seladon, Coliſchon den Caramell, Dindonette den Bleumourant und die blonde Blaffardine, des ſchönen Farbencontraſtes wegen, den Neger zu.

Ins Jahr 1773 fällt eine antikiſirende Oper Wielands „Alceſte", worin er Euripides nachahmt, denſelben aber inſofern auch verbeſſert, als er den Admet nicht mehr als bloßen Egoiſten und Feigling auffaßte. — Die frivole Richtung bleibt aber bei Wieland vorherrſchend.

Seine „kleine Chronik des Königsreichs Tatojaba" eine Nachahmung des jüngeren Crebillon, gehört zu ſeinen frivolſten Gedichten.

Prinz Sintos heirathet die ſchöne Prinzeſſin Mias, ſieht ſich aber in der Hochzeitnacht außer Stande, den ehelichen Pflichten nachzukommen, weil ihn eine böſe Fee behext hat. Das iſt Sackacki, die Königin der alten Jungfern, die er verſchmäht hatte. Inzwiſchen kommt die Prinzeſſin mit einem jungen Prinzen nieder, und wundert ſich, daß ſich Sintos darüber wundre, denn ſie behauptet, was er wachend nicht könne, das könne er ſchlafend. Damit iſt Sintos getröſtet. Der neugeborne Prinz, der einem Gardecapitain ſprechend ähnlich ſah, heißt Amatſu. Die böſe Fee behext auch ihn, daß er immer lachen muß, aber die gute Fee Genkaiſama nimmt ihn in Schutz. Sackacki ſelbſt ſucht ihn vergebens im Dunkeln zu verführen. Er geht auf Reiſen und macht mit verſchiedenen Prinzeſſinnen Bekanntſchaft, die ihm alle Blößen und Schwächen des weiblichen Charakters zeigen. Endlich findet er in der Prinzeſſin Iſtvaka eine Geliebte, wie ſie ſeiner würdig iſt.

Doch iſt Oberon (1780) Wielands berühmteſtes und bekannteſtes Werk, und in der That auch in hohem Grade ausgezeichnet durch den Wohllaut der gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße ungezwungenen Stanzen, ſowie durch den Inhalt. Der letztere iſt dem altfranzöſiſchen Heldengedicht von Huon de Bordeaux entlehnt.

Huon wird von einem bösartigen Sohn Karls des Großen, Charlot, unter fremdem Namen angegriffen, verhöhnt und dergeſtalt gekränkt, daß er den frechen Jüngling tödtet. Erſt nachher erfährt er, es ſey des Kaiſers Sohn. Karl der Große verbannt ihn aus ſeinem Reiche. Nicht eher ſoll er wiederkehren, bis er Folgendes verrichtet. Er ſoll nach Babylon gehen, ſich unter die Gäſte des Sultans drängen, wenn er eben Tafel hält, dem, der dem Sultan zur Linken ſitzt, den Kopf abſchlagen, daß das Blut auf die Tafel ſpritzt, dann vom Sultan deſſen Tochter zur Frau begehren und endlich dem Sultan vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare ausreißen.

Huon macht ſich auf den Weg und trifft im Waldgebirge Libanon einen wilden Mann, der ſtaunend die ſchöne Sprache vom Ufer der Garonne vernimmt und ſich als Scherasmin (im altfranzöſ. Originale Gerasmes), einen alten treuen Diener ſeines Vaters zu erkennen gibt, der auf einem Kreuzzug hier zurückgeblieben. Scherasmin folgt dem jungen Herrn als Knappe. Sie kommen nun in ein Kloſter, wo es luſtig hergeht. Hier erſcheint zum erſtenmal Oberon, der ſchöne Elfenkönig in Knabengeſtalt, um Huons Schutzgeiſt zu werden. Von ihm empfängt Huon ein Horn, deſſen Ton alles umher tanzen macht, und einen Becher, der nie leer wird. Das Horn wird verſucht an den lüderlichen Mönchen und Nonnen, die alle durch einander tanzen müſſen. Ehe Huon nach Babylon kommt, befreit er noch die ſchöne Angela aus der Gewalt eines Rieſen und gibt ſie ihrem Geliebten wieder.

Bald darauf erblickt Huon ſeine eigene künftige Geliebte, die ſchöne Rezia, im Traum, und den nämlichen Traum träumt Rezia, die Tochter des Sultan von Babylon. Ihre Seelen erkennen ſich ſchon, noch ehe ihre Körper einander genaht ſind. Glücklicherweiſe kehrt Huon in Babylon bei einer alten Frau ein, welche Rezia's Amme geweſen iſt und noch mit ihr verkehrt. Durch ſie hört er von der ſchönen Rezia und ihrem Traum. Durch ſie erlangt er koſtbare Kleider, um ſich an den Hof des Sultans begeben zu können, der eben ſeine Tochter mit dem Fürſten der Druſen vermählen will. Huon tritt in den Saal, erblickt zum erſtenmal die ſchöne Rezia, haut ihrem Bräutigam den Kopf ab, daß das Blut über den Tiſch ſpritzt, bläst ins Horn, daß die auf ihn eindringenden Feinde tanzen müſſen, hält unterdeß Rezia in ſeinen Armen, benutzt die allgemeine Ermattung nach dem Tanze, um ſich auch der Zähne und Barthaare zu verſichern, und entführt unter Oberons, der herbeigekommen, perſönlichem Beiſtand, die Geliebte. Oberon bringt ſie auf ein Schiff, befiehlt ihm aber, keuſch zu bleiben, bis Papſt Sylveſter ihren Bund eingeſegnet habe.

Unterwegs erzählt Scherasmin ein Märchen von dem alten blinden Gangolf und ſeinem jungen hübſchen Weibe Roſette, welche ihren jungen Liebhaber Walter in Gegenwart des nichts ahnenden Alten umarmt, aber übel wegkommt, als Oberon dem Alten plötzlich die Augen öffnet. Gleichwohl weiß Roſette ſich zu helfen und überredet den Alten, er habe nichts geſehen. Ueber dieſe Treuloſigkeit iſt Oberon ſo empört, daß er dem ganzen weiblichen Geſchlecht mißtraut und ſich von ſeiner zärtlichen Gemahlin Titania für immer zu trennen beſchließt. In dieſer Trennung lebt er noch.

Trotz Oberons Verbot überlaſſen ſich Huon und Rezia dem Entzücken ihrer Vereinigung und merken nicht einmal das furchtbare Ungewitter über ihren Häuptern. Sie ſündigen und in demſelben Augenblick leiden ſie Schiffbruch und bringen nur das nackte Leben davon. Das Horn, der Becher, Scherasmin und Rezia's treue Fatme ſind verloren. Sie finden einen ehrwürdigen Eremiten, bei dem ſie unterkommen und leben in einſamer Buße. Rezia

gebiert einen schönen Knaben. Einst hat sie ihn verloren, sucht ihn voll Angst und wird von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almansor gebracht. Huon gelangt, indem er sie sucht, glücklich eben dahin, findet hier auch Scherasmin und Fatme als Sklaven bei der Gartenarbeit wieder und hofft mit ihrer Hülfe Rezia zu befreien. Aber die Königin Almansaris verliebt sich in ihn und spielt, da er keuscher Joseph ist, die Rolle von Potiphars Weibe. Er soll lebendig verbrannt werden und als Rezia für ihn flehend, des Königs Anträge standhaft zurückweist, sie mit ihm. Beide stehn mit dem Rücken an den Pfahl gebunden und erwarten den Flammentod, da hilft ihnen Oberon. Huon findet plötzlich sein Horn wieder, bläst und macht, daß alles tanzen muß, voran Almansor und Almansaris, so ungern sie es thun. Im Tumult entkommt er mit Rezia und seinen treuen Dienern. Oberon aber erscheint ihnen jetzt an der Seite der Titania. Beide haben sich wieder vereinigt, um sich nie wieder zu trennen und dieses Wunder ist bewirkt durch Huon und Rezia, durch die Treue, an die Oberon nicht mehr geglaubt hatte. Sie bekommen auch das Kind wieder und ziehen im Thriumph in Paris vor Karls des Großen Thron auf.

Oberon ist die Krone aller Wieland'schen Dichtungen. Von seinen politischen Romanen wollen wir nur kurz bemerken, daß in ihnen allen (der goldene Spiegel von 1772, der weise Danischmend, Schah Lolo) ein Philosoph voll Resignation einem weiberfüchtigen König und intriganten Pfaffen gegenübersteht. Wieland drückt darin seinen tiefsten Haß gegen alle Kirchen, seine Verachtung schwacher Könige, aber zugleich auch den Zweifel aus, ob es der Weisheit je gelingen werde, die Macht zu bessern. Kaum aus dem Elend zur Nähe des Thrones erhoben muß der Philosoph dem Fürsten, der sich seines weisen Rathes bedienen will — als Kuppler dienen. — Die vielen kleinen philosophischen und kritischen Schriften Wielands, so wie seine vortrefflichen Uebersetzungen des Lucian, Horaz und Shakespeare, begnügen wir uns nur zu nennen.

Genug, um den jetzt vergessenen Wieland wieder in der ganzen Machtfülle zu charakterisiren, womit er einst seine Zeitgenossen bezauberte. Mit allen Grazien der altgriechischen und neufranzösischen Bildung ausgerüstet, voll Phantasie und ein Muster der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem falschen und fremden Principe und verleugnete, wie die christliche Gottesfurcht, so auch die deutsche Scham und Treue. In ihm nahte der Nation eine der gefährlichsten Verführungen, die der erotischen Verweichlichung. Es war, als hätte seit der

Reformation die Hölle ihre böſeſten Geiſter nacheinander ausgeſchickt zu unſerem Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeiſter, die Dämonen des Haſſes, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grauſamkeit, der Beſtialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutſchlands tobten; nach dem großen Kriege aber beſchlichen uns die feineren Ueberliſter, die Wolluſtteufel, die liebkoſenden Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geiſtigen Hoffahrt, des witzigen Geſpöttes. Und doch erſcheint Wieland noch viel unſchuldiger, als ſpäter Göthe und die andern gottloſen Weichlinge, welche die ſündige Luſt bemäntelten mit hohen ſchwärmeriſchen Phraſen und unter empfindſamen Thränen die Unſchuld berückten. Wieland war wenigſtens ehrlich. Seine Satyrn und Nymphen gaben ſich für nichts Beſſeres aus, als ſie waren. Auch wo er am rückſichtsloſeſten frivol iſt, erſcheint er daher immer harmlos und liebenswürdig.

Zu Wielands Nachahmern gehört der Appellationsrath v. Hopffgarten in Dresden, deſſen Roman „Trim“ von 1776 nur eine nicht gerade geiſtreiche Umſchreibung des Muſarion iſt, ein Sieg der Liebe und Natur über die Schulpedanterei. Seine übrigen Romane (Sieg der Einfalt über den Verſtand, der Kavalier und der Menſchenfreund, der Miniſter, Heim) kenne ich nicht. Auch der Zürcher Joh. Bürkle ſchrieb 1773 in Wielands und Gleims Art „Amors Reiſen“, ſpäter aber Schweizerlieder.

Am weiteſten ging in der Wieland'ſchen Manier ein „Almanach der Grazien 1776“ anonym herausgegeben, worin der ganze Kalender, die Jahreszeiten, der Thierkreis, die Monate, die Planeten, die Aſpecten, Witterung ꝛc. erotiſch gedeutet wurden, worauf eine Menge höchſt üppiger Gedichte von Küſſen, vornehmer Verführung, dörflicher Liebe, von Leonorens Schäferſtunden ꝛc. folgte. — Das erotiſche Märchen Wielands (eigentlich Diderots und Crebillons) wurde meiſterhaft nachgeahmt in dem anonym erſchienenen „Orpheus, eine tragiſchkomiſche Geſchichte, Genf 1778“.

Der ſchöne Aza hat die Fee Brillante verſchmäht und wird deshalb von ihr in den Armen ſeiner geliebten Arande getödtet. Sein und Arandens Sohn Bambino darf zwar leben, aber die grauſame Fee läßt ihn entmannen, und nun wächſet er als der ſchönſte Jüngling von der Welt auf, ein Abgott aller Damen und kann keine lieben. Erſt wenn eine ihn wahrhaft lieben wird, ohne an ſeinem Mangel ſich zu ſtoßen, ſoll dieſer Mangel verſchwinden. Die in ihn verliebten Damen wetteifern in der Probe durchzufallen. Immer und

den böſen Nachbar oder Ahn, der im Geruche ſchlecht erworbenen Reichthums geſtorben, oder den ſchuftigen Amtmann, dem die Bauern ſchon bei Lebzeiten die Ruhe im Grabe abgeſprochen. Die religiöſe Begeiſterung dagegen ſieht die Schatten verſtorbener Lieben, Engel und ſelige Geiſter; der rohe Aberglauben beſchwört die unſaubern Geiſter der Tiefe mit ihren Wappenthieren.

Die gemeine Hallucination iſt gleichſam nur eine vorübergehende, ſchnell auftauchende Anwandlung von Somnambulismus. Aber durch die Dispoſition des Menſchen kann ſie fixirt und weiter verbreitet werden: die Hallucination wird leicht zur dramatiſchen Geſpenſtererſcheinung, und dann treten gleich mehrere bezeichnende Sympteme des eigenthümlichen ſchlafwachen Zuſtandes auf. Die Erſcheinungen des Somnambulismus und thieriſchen Magnetismus haben faſt mit allen Nervenkrankheiten das Periodiſche, Rhythmiſche gemein. Dies zeigt ſich nun auch bei der entwickelten Viſion: die Geiſter ſind nicht beſtändig da, ſondern kommen und gehen, haben ihre Auftritte und Abgänge, wie im Schauſpiel. Dabei tritt nun aber gleich der charakteriſtiſche Umſtand ein, daß in den höhern Graden, wo die Geſtalten ſprechen, dieſelben dem Viſionär die Stunde ihres nächſten Wiederkommens, oft auch den Zeitraum, innerhalb deſſen ihnen überhaupt zu erſcheinen vergönnt iſt, mit groſſer Beſtimmtheit angeben. Dieſer ſtehende Zug fällt offenbar mit dem ebenſo allgemeinen ſichern Vorgefühl der Hellſehenden für die Dauer und Wiederkehr ihrer Kriſen zuſammen, beruht auf demſelben phyſiologiſchen und pathologiſchen Moment.

Es wird Keiner ſeyn, der nicht ſchon zahlreiche Geiſtergeſchichten geleſen hätte, und Jeder weiß, daß den dabei auftretenden geſpenſtiſchen Perſonen in der Regel eine gewiſſe innere Verwandtſchaft zukommt, die mit der Aehnlichkeit der Charaktere etwa in den Stücken Iffands oder der Prinzeſſin von Sachſen zu vergleichen iſt, oft aber ſogar an die ſtehenden Charaktermasken der italieniſchen Nationalbühne erinnert. Es handelt ſich dabei in der Regel um ein Anliegen des Geiſtes: er hat irgend etwas auf Erden zurückgelaſſen, was ihn nicht ruhen läßt; meiſtens aber ſoll ihm der Viſionär zur Seligkeit verhelfen, und zu dieſem Behuf geht ihn der Geiſt um Gebete oder Geſänge an. Er verordnet ſich oft dieſe geiſtliche Medicin ordentlich doſenweiſe. Hiebei fällt einem unwillkührlich das Selbſtverordnen der

immer wieder beweisen sie, daß es weder der schöne Geist, noch die schöne Seele, ja nicht einmal der schöne Körper ist, den sie am Manne lieben, sondern nur jenes verächtliche Ding, das dem Bambino fehlt. Alle diese Scenen und Schwachheiten der Damen werden mit seiner Satyrslust geschildert. Endlich erfüllt Ganzane die Bedingung, sie liebt Bambino ohne Sinnlichkeit und in demselben Augenblick gibt ihm die Fee wieder, was sie ihm geraubt. Aber nur auf so lange, als er der Liebe eines so reinen Wesens, wie Ganzane ist, werth bleibt, und das dauert nicht lange. Bald wieder in die vorige Armseligkeit zurückversetzt, kann er nur durch ein einziges Mittel wieder zum Besitz der Kraft gelangen, indem er nämlich seine Feindin Brillante selbst umarmt. — Neben dieser Hauptbegebenheit geht eine Episode her, die märchenhafte Geschichte der elfenbeinernen Bettlade im Besitz der Fee Lucinde, in die auch Brillante und Ganzane hineingerathen. Jede Dame, die in diesem Bette schläft und in ein daran hängendes Horn den Namen eines schönen Mannes ruft, hat denselben sogleich und zwar mit unerschöpflichen Kräften bei sich. Dabei schlägt eine über dem Bett befindliche Uhr vierundzwanzig Stunden vorwärts und rückwärts und bei jedem Schlage wird die Dame wieder zur Jungfrau. — Eine zweite Episode ist das Wachsen von Hirschhörnern am Kopf des König Hahnreih (nicht neu).

Joh. David Hartmann schrieb 1785 komische Erzählungen in Wielands Manier.

Auch Büschels launige Gemälde von 1795 ahmen Wielands Märchenton nach.

Unter andrem wird die Prinzessin Didelette von einem Riesen in den Sack gesteckt und eine Fee steckt den Prinzen Didi zu ihr.

Friedrich Schulz, in Magdeburg geboren, Professor in Mitau, 1798 im Wahnsinn gestorben, schrieb seit 1781 viele Romane sehr leichtfertiger Art.

In den frei nach dem Französischen behandelten Feenmärchen wird mit Namenübertreibungen kokettirt: Pipipi, Zieppiep, Häßlibini, Ibinhäßli, Bätzt, Wiwi, Lilili, Fangfang ꝛc. — In dem kleinen Roman „Moriz" von 1785 erzählt der Knabe, wie er sich stellend, als ob er schliefe, seinen vermeinten Vater behorcht habe, als derselbe seiner Pflegerin Martha verrieth, der Knabe habe einen ganz andern Vater. Ferner, wie dann die besorgte Martha sich zu ihm herabgebeugt habe, ob er auch wirklich schlafe, und wie sie dann in lautem Monologe seine weiße Haut, sein derbes Fleisch, seine süße Röthe bewundert und nicht habe satt werden können, ihn zu küssen. Solche Erzählungen im Munde des Knaben selbst sind höchst widerlich. Moriz wächst als ein Wildfang auf. Seine Geliebte, Malchen, hält ihn für ermordet, man

sagt ihr, der Mörder komme, aber es ist — Moriz selbst. Den Roman „Leopoldine" lobt Tieck wegen des psychologischen Interesses, welches er darbietet. Doch ist er zu gekünstelt. Ein Mädchen und ein Knabe, von Räubern entführt, lieben sich von früher Jugend an und bleiben sich trotz aller Hindernisse treu.

Johann August Weyyen, ein Hannoveraner, war ein sehr schwacher Nachahmer Wielands in komischen Erzählungen und kleineren Gedichten. Obgleich seine Verse den Wielandischen ganz ähnlich sehen, fehlt doch überall der Geist.

In seiner Psyche, nach dem Märchen des Apulejus, ist er so geistlos, die zarte Psyche von Amor zur Mutter machen zu lassen und zwar zur Mutter — der Wollust. Unter den kleineren Gedichten sind einige erträglich witzig, z. B. sagt er von den Pictinnen, die sich bekanntlich am ganzen Leibe bemalten, als Mädchen hätten sie sich mit Blumen, als Frauen aber mit Ungeheuern bemalt. Artig ist auch die Reise der Perelle in Schmetterlingsgestalt. Sie lernt die Weiber aller Zonen kennen, und als sie sich zuletzt entscheiden soll, welchen sie sich zuzugesellen wünscht, wählt sie — die Wilden.

Derselbe Verfasser schrieb noch drei besondere komische Erzählungen: der Liebesbrief 1768, die Kirchenvisitation 1781, das städtische Patronat 1787 und einige Lustspiele, die ich nicht kenne. —

Ottkar Reichard, Theaterintendant in Gotha, schrieb seit 1772 Nonnenlieder, Launen und Einfälle, das Märchen Blauauge, eine natürliche Geschichte von Junkin ꝛc., alles in Wielands Weise.

Joh. Friedr. Löwen († als armer Registrator zu Rostock 1771) schrieb sehr viel, die erste Anweisung zur Mimik „Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes 1755", und eine Geschichte des Theaters, auch verschiedene Lustspiele, meist nur schwach oder entlehnt, ein Paar langweilige Lehrgedichte und Oden. Nur seine Romanzen hat die Kritik bisher gelten lassen; allein auch sie folgen im Wesentlichen dem schlechten Geschmack der frivolen französischen Dichter, namentlich Grecourt, von dem er auch einiges entlehnte. Am Ende besteht die ganze Bedeutsamkeit dieses platten Herrn Löwen darin, daß er zuerst in der derben, drolligen und polternden Manier zu travestiren anfing, in der sich später Bürger hervorthat und die Blumauer am glücklichsten ausbeutete.

Man höre z. B. das Lied von der Lucretia.

Tarquin, der Staatsklug', wie ihr wißt,
Mohnköpfe wild zerfetzte.

Und, wie man in der Chronik lieſt,
Aß, trank, ſchlief, küßt und hetzte.
Tarquin (manch Weibchen wünſcht ihn ſich)
Lucretia beſiegte dich.

Einſt, ganz mit Ambra parfümirt,
Ohn Dietrich, ohne Hammer,
Von keinem Junker eingeführt
Brach er in ihre Kammer.
Von Ungemach und Kammerherrn
War noch Roms Etikette fern.

Sie ſtaunt, will klingeln — o Natur!
O Rom, Tarquin, o Sitten!
Der Buhler hatte längſt die Schnur
Vom Glöckchen abgeſchnitten.
Sie wollte laut um Hülfe ſchrein,
Vielleicht aus Furcht, vielleicht zum Schein.

So iſt auch die berühmte Geſchichte des Grafen von Gleichen mit ſeinen zwei Frauen behandelt S. 53. Freche Gemeinheit athmet „das entweihte Nonnenkloſter“ S. 65, Amor im Kloſter S. 136 und S. 113 und 131.

Dagegen findet ſich manches Gute in ſeiner „Walpurgisnacht“.

Hier erſcheint der Teufel als der regierende Zeitgeiſt, der alle herrſchenden Glaſſen und Moden inſpirirt, zum Jammer und zur Schande des chriſtlichen Volks. Der Dichter erhebt ſich einigemal zu patriotiſcher Würde. Das ganze tolle Treiben der Gebildeten und der Literatur erſcheint ihm wie ein Hexentanz. Auch Dr. Fauſt läßt er auftreten und das Programm zum Göthe'ſchen Gedicht entwerfen: die Neuzeit befindet ſich auf einem zu vorgerückten Standpunkt, als daß man noch den alten Aberglauben hegen dürfte, der Teufel habe mich geholt.

Ein Herr von der Golz ſchrieb 1795 „Ausſchweifungen“ und 1797 „Nuditäten“ in der frechſten franzöſiſchen Manier eines Grecourt.

Die Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter, Archivar in Gotha (Ausgabe von 1787), enthalten eine in Alexandrinern abgefaßte Elegie „der Dorfkirchhof“, eine ſchwache Nachahmung der Elegie von Gray (wie die ſpätern von Matthiſon und Ledge), Erinnerungen und Lobpreiſungen von Schauſpielern und einige meiſt leichtfertig gehaltene Romanzen, von Lucretia und Tarquin, Blaubart und Antiochus und Stratonice.

Originell iſt die burleske Romanze von Sibyllen, der ſtrengen Mutter. Dieſe droht ihrem Töchterchen, der Teufel ſoll ſie holen, wenn ſie fortfahre,

ihren Geliebten zu lieben. Da verkleidet ſich der Geliebte als Teufel und holt ſie wirklich zum großen Schrecken der Mama. Witzig iſt beſonders die Romanze „Jupiter und ſein Repräſentant“ vom Jahr 1786. Nachdem geſchildert worden, wie Jupiter ſich im Himmel bei Nektar und Ambroſia wohl ſeyn läßt, wie er nur ſeinen Luſten nachjagt und ſich um die Menſchen nicht bekümmert, wird ein moderner irdiſcher Monarch in ſeinem Thun und Treiben genau eben ſo, als ſein treues Spiegelbild geſchildert. — Etwas frei, aber ſehr ſinnreich und reizend iſt das kleine Gedicht „Laura am Morgen nach ihrer Brautnacht.“

Ein wenig blaß, doch ſchön, wie die belohnte Liebe,
Vom ſüßeſten der Träume kaum erwacht,
Schleicht ſie zum Garten; doch iſt für des Morgens Pracht
Ihr ſchmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Damon ſieht ein Kind der letzten Nacht.
Ein Röschen, eilt und bringt es ihr und lacht.
Und kuſſet ſie und ſpricht: o Laura, meine Liebe,
Wann bringſt du mir ein Kind der letzten Nacht?

Gotter gehört inſofern noch zu Wieland, dem er auch huldigt.

Apollo, ſagt er, wußte nicht, wen er zum Dichter der Grazien machen ſollte und hielt Rath mit Grazien und Muſen. Da kamen die Grazien den Muſen zuvor und liſpelten dem Gott ins Ohr: Wieland!

Gotter wandte die Wieland'ſche Leichtfertigkeit auf die Romanze, wie Muſäus auf das Märchen an. Doch erklärte ſich Gotter in einem längeren Lehrgedicht gegen Voltaire. Gotter ſchrieb auch Schauſpiele, aber nur matte Nachahmungen der Alten und Ueberſetzungen (Medea, Oreſt, Electra, das tatariſche Geſetz nach Gozzi, mehrere Stücke aus dem Franzöſiſchen).

Medea iſt bei ihm ein Tugendſpiegel und Jaſon allein der Schuldige. Nicht aus Rache, ſondern nur um ihre Kinder zu retten, tödtet ſie dieſelben. Ganz gegen den wahren Medeacharakter.

Die nach Shakeſpeares Sturm bearbeitete Geiſterinſel iſt nur durch Zumſteegs Muſik dazu berühmt geworden. In Eſther traveſtirte Gotter die bibliſche Geſchichte. Sein Luſtſpiel „die Erbſchleicher“ iſt abgeſchmackt erfunden.

Die „Kunſt zu lieben“, welche der wackere Rector Manſo in Breslau 1794 herausgab und die in den Xenien verſpottet wurde („auch zum Lieben bedarfſt du Kunſt! hat die Natur denn gar nichts für dich gethan?“), verrieth noch ganz die Schule Wielands.

Ich singe, was zuerst der zärtliche Ovid
Den Söhnen seines Volks am Tiberstrand verrieth,
Des stillen Amathunts geheimnißvolle Lehren ꝛc.

Der pedantische Schulmann bestrebt sich, anmuthig, sogar ein wenig leichtfertig, wie Wieland, zu seyn, aber die Moral nimmt ihn immer wieder beim Kragen. Das dritte Buch, in dem er sich anmaßt, die Frauenzimmer zu belehren, wie sie gefallen sollen, ist wirklich lächerlich.

L. Heinrich von Nicolay ahmte den Oberon nach in „Reinhold und Angelica" (1781), einem Stoffe, den er nebst den andern kleineren Gedichten aus Ariost entlehnte. Seine vermischten Gedichte enthalten theils Fabeln in der Manier Gellerts, theils komische Erzählungen und sind, wenn auch nicht originell, doch von gutem Styl. Der Dichter kam nach Petersburg und wurde ganz Russe.

Eines Traugott Andreä „Rino und Jeannette oder der goldene Rosenzweig", Riga 1793, gehört auch zu den Nachahmungen des Oberon. Der rühmlich errungene Rosenzweig gibt den Liebenden und ihren Freunden am Schluß die Jugend zurück. Sehr mittelmäßig.

Gramberg, ein oldenburgischer Beamter, gab 1801 „Kränze" heraus, Liebesgedichte und Erzählungen in Wielands Manier, ein größeres Gedicht in Hexametern „der Pfarrers Sohn von Cola" und ein Trauerspiel „Sophonisbe".

Das katholische Deutschland lag damals in tiefem Geistesschlaf. Zu Wien wollte Kaiser Joseph alles auf einmal aufklären. Daher auch hier Wieland warme Bewunderer und Nachahmer fand. So Johann Baptist von Alxinger († 1797), der 1787 einen „Doolin von Mainz" und 1791 einen „Bliomberis", beide nach altfranzösischen Quellen und ganz im Styl des Oberon schrieb, aber ohne alle Phantasie, kühles langweiliges Gereime.

Doolin von Mainz, an Karls des Großen Hofe erzogen und durch Bertrand in eine Art Maurergeheimnisse eingeweiht, kämpft siegreich mit den Dänen, gewinnt der schönen Flandrian ihr Reich wieder und wird ihr Gatte. — Bliomberis, früh verwaist, wird ein Held, gewinnt die Liebe der schönen Königstochter Celine, muß sich aber so lange von ihr trennen, bis er sie durch Thaten verdient haben wird, vollbringt eine Menge Siege und Rettungen, kämpft, ohne ihn zu kennen, mit seinem eigenen Vater Palamed, bis sich beide erkennen und umarmen und erreicht endlich sein Ziel.

Von Wielands feinerer Ironie, überhaupt von Scherz ist bei diesem

Dichter keine Spur. In ſeinen lyriſchen Gedichten finden wir zwar viel Wiener Liebelei, aber verbunden mit vornehm thuender und kalter Pruderie.

Die Liebesprobe. Ein Liebender überraſcht die Geliebte beim Auskleiden und — flieht. Wer im gleichen Fall nicht Gleiches thut, ſagt der Dichter, der ſage ja nicht, daß er liebt.

Auch Friedr. Aug. Müller in Wien ahmte den Oberon nach in drei Gedichten: „Richard Löwenherz von 1790, Alfonſo und Adalbert der Wilde.

Wielands geiſtvollſter Nachahmer in Wien war Herr von Steigentesch, öſterreichiſcher General und Geſandter († 1827). Er ſchrieb Gedichte, Schauſpiele, Erzählungen und Romane, die alle den Weltmann verrathen, der an die leichteſten Sitten gewöhnt iſt.

Unter den Gedichten, die zuerſt 1799 erſchienen, macht ſich neben vielem Conventionellen und Unbedeutenden eine recht gute Vertheidigung des Stadtlebens gegen Jacobis übertriebene Anpreiſung des Landlebens, und unter den ſpäteren 1805 und 1815 erſchienenen Gedichten und Märchen die verſificirte Mythe des Echo bemerklich, ferner „die Gelehrſamkeit der Liebe", eine poetiſche Erzählung, worin ein alter Seneſchal zu ſeinem Aerger einſehen muß, daß er die Freuden der Venus einem Jüngeren abzutreten und ſich mit denen des Bachus allein zu tröſten habe. Eine lange poetiſche Erzählung „Keratophoros" (Hörnerträger), worin von der ſchönen Fatime berichtet wird, die ihrem Gatten entriſſen wird, mit einem wilden kräftigen Beduinen lebt, dann in den Harem eines Schahs kommt, ſich von einem Jüngern entführen läßt und endlich ihren Gatten wiederfindet, dem ſie ein Märchen vorlügt und vollkommen unſchuldig zu erſcheinen weiß. Eigentlich nur eine Nachahmung der fiancio du roi de Garbe in Lafontaines contes. Dazu ein ſehr üppiges Gemälde: Loth unter ſeinen Töchtern. Alles in den leichten Jamben Wielands.

Marie, ein Roman, enthält in Briefen die Geſchichte einer überaus tugendhaften Gräfin, die aber um Verzeihung bitten muß, daß ſie tugendhaft iſt. Ihr Liebhaber, Baron Gilſen, ſchreibt ihr, wie thöricht es ſey, in der großen Welt eine Ausnahme machen zu wollen, da es in ihr ja keine treue Frau geben dürfe, und ſie muß ſich bei ihm deshalb entſchuldigen, daß ſie dennoch ſo bürgerlich empfinde, treu bleiben zu wollen. In einer Fortſetzung dieſes Romans zeigt der Dichter vollends, wie Marie in der Ehe vor Gram zu Grunde geht.

Das Luſtſpiel: „der Briefwechſel" iſt ſehr unbedeutend. „Die Kleinigkeiten". Amalie von Wellen verlangt von ihrem Manne liebkoſend immer nur Kleinigkeiten, die aber im Jahr eine ungeheure Summe koſten. Alles

nennt ſie Kleinigkeiten, daher ihm das Wort ſchrecklich zuwider iſt. Am Ende wird er noch eiferſuchtig auf ſie, indem er den Liebhaber ſeiner Mündel Luiſe für den ihrigen hält. Der Irrthum klärt ſich auf und er wird beſchämt. „Die Abreiſe". Troll will Luiſen von Gilſen in Abweſenheit des Mannes verführen. Der Mann kommt aber ſo ſchnell zurück, daß er nicht Zeit hat und Luiſe die Tugendhafte ſpielt. Er tröſtet ſich damit, daß ſie eine ganz andere Rolle geſpielt haben würde, wenn er nur Zeit gehabt hätte.

Erzählungen: 1) Zwei Tage auf dem Lande. Ein blaſirtes Ehepaar, Graf Droſt und Gemahlin, reist aufs Land." Der Mann weckt die Frau, um einen Sonnenaufgang mit anzuſehen. Sie iſt aber ſo ſchlaftrunken, daß ſie ſich nachher den Thee über die Finger ſchüttet und ganz elend iſt, bis ſie ſich wieder in die Stadt rettet. Der Ton des Blaſirten iſt ſehr gut getroffen. 2) Die Tugend. Graf Milden bittet ſich die Ehre aus, ſeine Geliebte, eine ſehr ſpröde Dame, malen zu dürfen, trifft ſie nicht und geräth in die größte Angſt, da er in ihrem Rothwerden Zeichen des Unwillens und Zornes erblickt. Nach 25 Jahren geſteht ſie ihm, ihr Erröthen ſey damals Liebe geweſen und er habe es nur nicht gemerkt, wie ſehr ihre Tugend in dieſem Moment in Gefahr hätte ſeyn können. 3) Die Stufenfolge der Liebe, die eine Dame durchmacht vom Fähnrich zum Rittmeiſter, Bürgermeiſter zum Arzte und zugleich von der jugendlichen Sinnlichkeit zum reifen Verſtande des Alters. 4) Marie, ein Schweizer Mädchen, das von einem vornehmen Reiſenden verführt, ſich mit ihrem Kind in den Abgrund ſtürzt. 5) Sind Sie verheirathet? Einer, dem auf dieſe Frage keine Antwort wird, erkennt aus gewiſſen Symptomen, daß ein Herr und eine Dame mit einander verheirathet ſeyn müſſen, weil — er ihr keine Aufmerkſamkeit und Galanterie beweiſt. 6) Eine Frau wird auf ihren Mann eiferſüchtig, weil ſie die Liebeserklärungen, die er in einem von ihm verborgen gehaltenen Trauerſpiel anbringt, zufällig mit anhört und ſie für an eine Lebende gerichtet hält. 7) Der Beruf. Ein Oberſt macht der Braut eines jungen Vicars den Hof, ſtellt den Vicar auf ſeinem Gut als Pfarrer an, kommt einmal zum Beſuch und läßt ſich in den Armen der jungen Frau vom Manne überraſchen, bleibt aber ganz ruhig und tröſtet ihn, jeder Menſch habe ſeinen Beruf. Er, der Oberſt, ſey durch einen Tanz mit einer Dame, die ſich beim Miniſter für ihn verwendet, avancirt; und er, der Pfarrer, ſey wieder durch ſeine, des Oberſten Verwendung, avancirt. Man müſſe das Glück hinnehmen, ohne an ſeinem Urſprung zu kritteln.

Auch Blumauer und ſeine zahlreiche Sippſchaft hatten etwas von der Wielandiſchen Art zu ſpotten angenommen, ich glaube ſie jedoch erſt ſpäter mit den Nicolaiten und Freigeiſtern zuſammenfaſſen zu ſollen.

Moriz Auguſt von Thümmel, Miniſter in Coburg († 1817), einer der geiſtreichſten Köpfe, verband die feine Frivolität der franzöſiſchen

Ariſtokratie mit der philoſophiſchen Ruhe und dem guten Humor der Engländer. Schade, daß ſich eigentlich nichts Deutſches an ihm findet, als die Sprache. Seine Werke erſchienen geſammelt in Leipzig 1832. Eine nicht große Zahl lyriſcher Gedichte ſchrieb er nur zu Gelegenheiten, meiſt für fürſtliche Perſonen oder aus Galanterie an Damen ſeiner Bekanntſchaft. Ein etwas längeres erzählendes Gedicht „die Inoculation der Liebe" iſt faſt noch freier, als Wielands komiſche Erzählungen.

Ein junges Fräulein hat entſetzliche Angſt vor dem Inoculiren der Blattern. Ein junger Ritter verſpricht ihr, die Sache ganz leicht zu machen. Doch ſtellt er die Ehre der Verführten her durch eine Heirath.

Wilhelmine, ein komiſches Heldengedicht in poetiſcher Proſa, begründete Thümmels Ruhm. Es erſchien 1764 in einer meiſterhaften Sprache, claſſiſcher als wohl je vorher deutſche Proſa, die Leſſing'ſche ausgenommen, geſchrieben war, und wurde bald in vielen Auflagen verbreitet. Im Allgemeinen ahmt es die Manier des Pope nach, erzählt alltägliche und lächerliche Begebenheiten mit epiſchem Pathos, als ob von homeriſchen Helden die Rede wäre.

Der junge Dorfpfarrer Sebaldus ſchwankt, ob er die Tochter eines Superintendenten, durch den er befördert werden kann, oder die arme, aber reizende Wilhelmine heirathen ſoll. Wie er nun zu lange ſchwankt, wird ihm Wilhelmine auf vier Jahre in die Stadt entführt durch einen Hofmarſchall, der zufällig auf die Schönheit dieſes Landmädchens aufmerkſam gemacht worden iſt. Sie dient bei ihm als Kammermädchen und macht, wie man ſich denken kann, die ganze Schule Amors durch. Amor, der Loſe, iſt aber darauf bedacht, ſie anſtändig zu verſorgen und aus den Armen des Hofmarſchalls, der ſie nicht ewig behalten kann, in die des Pfarrers abzuliefern. Er erſcheint alſo dem guten Sebaldus im Traum und feuert ihn an, in die Reſidenz zu gehen und ſich das Kammermädchen unterthänigſt auszubitten. Der Wintermorgen, an dem das vor ſich geht, iſt trefflich beſchrieben. Sebaldus folgt dem himmliſchen Rufe und geht in die Stadt, wo die ſchelmiſche Wilhelmine ihn auf die artigſte Weiſe von der Welt empfängt und heimlich über den glücklichen Zufall lachen muß, der ihr ungerufen eine gute Parthie zuführt. Der Herr Hofmarſchall empfängt den unbehülflichen, in Devotion erſterbenden Pfarrer eben ſo gnädig und ladet ſich ſelbſt zur Hochzeit ein unter der Bedingung, daß der Pfarrer auch eine benachbarte junge Gräfin einlade, mit der er bei dieſem Anlaß ein Stelldichein verabredet. Der Hochzeittag, ein reiner und kalter Wintertag, erſcheint. Die Hofſchlitten ſetzen ſich in Bewegung nach dem Pfarrhauſe, wo des Hofmarſchalls Köche

ſchon die Mahlzeit einrichten. Die Schlittenpartie im Geſchmack der Mitte des vorigen Jahrhunderts iſt höchſt anmuthig und lebendig gemalt. Eben ſo der Hochzeitſchmauß mit den Gäſten, dem argloſen glückſeligen Bräutigam, der ſchlauen und über ihr Glück frohen, zwiſchen dem Bräutigam und dem alten Gönner ihr Vergnügen theilenden Braut, dem noch ſchlaueren Marſchall, der gräflichen Geliebten, und den übrigen der altmodiſchen Hofwelt als koſtbare Exemplare entnommenen Geſtalten. Die Nacht kommt. Amor zündet mit ſeiner Fackel eine Speckſeite an und Feuerruf unterbricht das heitere Mahl. Dieſe günſtige Gelegenheit benützt der Hofmarſchall, um die junge Gräfin zu retten. Das Feuer wird gelöſcht.

Man hat Thümmel vorgeworfen, er habe den ganzen Pfarrerſtand lächerlich gemacht. Ein ungerechter Vorwurf. Er hat nur, ganz naturgetreu, das damalige Verhältniß armer Pfarrer zu den höhern Ständen geſchildert. Wer weiß es nicht, wie damals die Pfarreien nur zu oft unter der Schürze vergeben wurden, von den Conſiſtorialräthen an die Candidaten, die ihre abgeſtandenen Töchter, und von den adeligen Patronatsherrn an ſolche, die deren ehemalige Maitreſſen heiratheten.

Thümmels Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1785—1786) erſchienen 1791—1805 in 10 Bänden. Sie ſind ſein vorzüglichſtes Werk. Er machte die Reiſe auf der Stube, es iſt nichts als eine humoriſtiſche Phantaſie.

Der Reiſende iſt ein reicher Herr, ſchwindſüchtig, bleich, von der übelſten Laune. Man räth ihm die Luft des ſüdlichen Frankreich an. Er ſetzt ſich in den Wagen, einen guten deutſchen Bedienten auf den Bock, einen Mops ſich gegenüber. In Frankfurt ſieht er einen Arzt an der Tafel, einen Eßkünſtler, was ihn zu ſatiriſchen Reflexionen über die Aerzte überhaupt veranlaßt. In Straßburg findet er einen alten Freund als Magnetiſeur wieder und wird von ihm myſtificirt. In der Provence angelangt, läßt er ſich, um die herrliche Luft zu genießen, in dem kleinen Dorf Caverac nieder, wo er bei armen Leuten im gleichen Zimmer mit ſeinen Wirthsleuten ſchlafen muß. Zu dieſen Schläfern geſellt ſich bald noch die junge ſchöne Margot, ein reizendes Naturkind voll franzöſiſcher Lebendigkeit. Er verliebt ſich in ſie, aber ſeine Krankheit, ſein Stand, ihre Unſchuld halten ihn zurück. Die berühmte Scene, wie er ihr den Strohhut aufſetzen muß, iſt wirklich reizend. Scherzend erzählt er ihr von Amor, den ſie nicht kennt, und überredet ſie, es ſey ein böſer Geiſt, der in der Nähe im Walde hauſe. Als er nun einmal im Walde iſt und in verliebtem Wahnſinn, an Margot denkend, einen Baum umarmt, ſtößt er ſich blutig an die Stirne. Margot iſt um ihn beſorgt und glaubt in heller Unſchuld, Amor habe ihm dieſe Verletzung zugefügt. Sie macht ſich ihr Hals-

tuch los, um es ihm um die Stirne zu binden. Endlich muß er zu seiner bittersten Beschämung erfahren, daß der kleine kindliche Engel sich in seinen viel dümmern, aber jüngern Bedienten verliebt hat, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein Pärchen aus ihnen zu machen und mit einem französischen Bedienten, Margots Bruder Bastian, weiter zu reisen. Er kommt nach Avignon und miethet sich hier in ein streng katholisches Haus ein, in welchem er gleichwohl die Statue eines schlafenden Amor findet, der als ein christlicher Engel gilt. Er hört in der Nähe eine wundervolle Stimme singen und glaubt, es sey die häßliche Alte, die einzige Person, die er im Hause gesehen. Allein bald wird er inne, daß die Stimme ihrer Nichte, der schönen Clara angehört, die ein Ausbund von Heiligkeit ist. Sie ist sehr spröde, allein er überzeugt sich bald, daß daran nur ein Probst Schuld ist, der täglich bei ihr aus- und eingeht. Clara staubt einmal den schlafenden Amor ab, läßt aber an einer gewissen Stelle den Staub liegen, woraus der Reisende auf ihre Unschuld schließen möchte. Eine Auction, auf welcher Reliquien versteigert werden, gibt ihm erwünschten Anlaß, sich bei Clara zu empfehlen. Er kauft ein Strumpfband der Mutter Gottes und bietet es Clärchen an. Er knüpft aber eine Bedingung verfänglicher Art daran. Sie will erst den Probst, ihren Gewissensrath fragen; aber er beweist ihr aus den jesuitischen Casuisten, Escobar ꝛc., daß sie dem Gewissensrath nichts einzugestehen schuldig sey. Nach langem Bedenken willigt sie, um die kostbare Reliquie behalten zu dürfen, in alles. Aber als der entzückte Reisende den ihm überlieferten herrlichen Körper in Besitz nehmen will, entdeckt er auf demselben ein schwarzes Kreuz, welches der Herr Gewissensrath irgendwo heimlich angebracht hat, und von dessen täglicher Erneuerung, wie sie selber sagt, die Erhaltung ihrer schönen Singstimme abhängen soll. Diese Wahrnehmung stört die ganze Verhandlung, der erboste Reisende soll das Kreuz, das er verwischt hat, wieder auffrischen, malt aber statt des Kreuzes einen Stimmhammer, und verschüttet dabei die Farbe, weßhalb sie ihn mit äußerster Entrüstung fortjagt. In stiller Wuth verbrennt er die casuistischen Bücher im Kamine vor der Büste des Rousseau, diesem zum Opfer. Die Tante kommt dahinter, klagt ihn der Heiligenschändung und des Kirchenraubs an und läßt ihn gefangen nehmen. In seinem Gefängniß bringt ihn die Erinnerung an seine Untüchtigkeit auf eine Geschichte, die er ausführlich erzählt. Ein deutscher Fürst nämlich sah voraus, daß seine Nachkommen untüchtiger werden würden, als er es war, ließ daher ein geheimes Cabinet mit den sinnlichsten Bildern ausmalen und gab ein Hausgesetz, nach welchem künftig jede Braut des nachfolgenden Regenten in der Hochzeitnacht in dieses Cabinet geführt werden mußte, um mit Hülfe der Phantasie einen kräftigeren Stammhalter des Geschlechts zu empfangen, als es sonst der Fall gewesen wäre. — In den zwei päpstlichen Soldaten, die ihn bewachen müssen, lernt der Reisende zwei drollige Puppenspieler kennen, die er nachher als Bediente mitnimmt, nachdem er sich frei zu machen gewußt hat. Er behauptet nämlich, die h. Clara selbst habe ihm offenbart,

Somnambülen ein. Beim Hellſehen iſt in der Sphäre der inſtinktiven Gefühle, im ſympathiſchen Nervenſyſtem, im Gebiet der Lebenskraft, oder wie man es ſonſt ausdrücken will, ein zweites Bewußtſeyn aufgegangen; dieſes neue Senſorium durchſchaut den Körper und erkennt oder ahnt, vermöge des inwohnenden Rapports zwiſchen der Seele und den Quantitäten der Naturkörper, das geeignete Heilmittel. Bei der periodiſchen Geiſtervision iſt eine leichtere Störung im Spiel, welche die inſtinktive Seele gleichſam nicht aufweckt, ſondern nur zu Träumen bringt, die ſich, dem Typus aller dieſer Zuſtände getreu, periodiſch dem Hirn aufdrängen. Wenn nun das Geſpenſt ſich geiſtliche Mittel verordnet, durch welche es zur Ruhe kommt und zugleich von ſich den Viſionär befreit, ſo hat am Ende Letzterer durch den Mund des Geſichts ſich ſelbſt verordnet, und dies iſt vollkommen im Styl ſchon der gewöhnlichen Traumſymbolik. Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß auch die Mittel, welche ſich die Somnambülen verordnen, großentheils pſychiſch-ſymboliſcher, myſtiſcher Natur ſind.

Wenn die gemeine Hallucination und Geſpenſtererſcheinung ſich leicht fixirt und den ſpezifiſchen rhythmiſchen Charakter annimmt, ſo tritt in einer andern Klaſſe von Hallucinationen, die viel Merkwürdiges und Eigenthümliches hat, der Anfall zufällig oder doch ohne beſtimmte Periodicität ein: wir meinen das ſogenannte **second sight**, das **zweite Geſicht** der Hochſchotten und der Bewohner der weſtlichen britiſchen Eilande. Dieſe Art von Geſichten zeichnet ſich vor der Geſpenſtererſcheinung durch zweierlei aus: einmal durch ihre **Nüchternheit**. Der Seher bleibt, ſcheinbar wenigſtens, ganz vollkommen bei ſich, er entſetzt ſich nicht über ſein Geſicht, er gewöhnt ſich an dieſe eigene Gabe, wenn ihm auch zuweilen die Viſionen in der Wiederholung läſtig werden. Die Gegenſtände der Viſion ſind aber auch bei weitem nicht ſo erſchütternder Art, wie beim Geſpenſt und der religiöſen Verzückung, obgleich ſie eben auch wieder meiſt mit dem großen Schmerz des Menſchen, mit dem Tode, zuſammenhängen. Der mit dem **second sight** Behaftete ſieht, nach dem Volksglauben, Ereigniſſe voraus, die in der nächſten Zukunft, meiſt im beſchränkten häuslichen und bürgerlichen Leben jener von der übrigen Welt abgeſchiedenen Landſtriche bevorſtehen: er ſieht fremde, ihm ganz unbekannte Perſonen, die erſt nach Stunden oder

daß die berühmten drei Gallenſteine, welche ſie in ſich getragen, und von denen jeder ſo viel als alle drei wog (um das Wunder der Dreieinigkeit zu veranſchaulichen), die aber verloren gegangen waren, ſich nun im lebendigen Leibe des Avignoner Clärchens befinden ſollten. Die Richter und Clärchen ſelbſt acceptiren das Wunder, der Reiſende iſt glänzend gerechtfertigt und nimmt einen ſolennen Abſchied. — Die Erzählung ſpinnt ſich noch durch mehrere Bände, aber viel matter fort. In einem wüſten Traum ſchweben ihm alle greulichen Folgen des Cölibats vor. Einige von Voltaires Hand an eine Fenſterſcheibe geſchriebene Worte veranlaſſen ihn, dieſem Freigeiſt mit eben ſo viel Liebe und Verehrung zu huldigen, als er der alten Kirche Haß, Hohn und Verachtung bietet.

Im 7. Bande der von Grüber herausgegebenen Werke Thümmels findet ſich noch ein ſehr frivoles Gedicht „das Erdbeben von Meſſina."

Ein junger Graf Wolf und ſeine geliebte Agneſe, die ſich nicht heirathen dürfen, werden durch das Erdbeben in dem nämlichen engen unterirdiſchen Raum wieder zuſammengeführt und führen hier, ohne ſich um die Naturſchrecken zu bekümmern, eine Scene wie im Boudoir. Nachher kommen Mönche, graben ſie auf und finden die Schöne in reizender Nudität. Es braucht nicht geſagt zu werden, wie widrig dieſe frivole Witzelei in Verbindung mit einem furchtbaren öffentlichen Unglück gebracht iſt.

Noch erübrigt uns, des großen Dichter-Königs zu gedenken, von dem ein ganzes Zeitalter den Namen trug.

Unter den Dichtern jener Rococozeit nimmt Friedrich der Große den hohen Rang ein, wie Lord Byron unter den neuen. Man muß ſich wundern, daß die deutſchen Literarhiſtoriker ihn immer überſehen haben, weil er nicht deutſch, ſondern franzöſiſch dichtete. Abgeſehen von dem franzöſiſchen Idiom und von einigen Modeſchwächen, die ihm noch ankleben im Gebrauch der antiken Mythologie, blitzt aus den Gedichten des Philoſophen von Sansſouci echtes poetiſches Genie hervor. Es ſind keine Spielereien des Witzes, ſondern tiefe königliche Gefühle im edelſten Ausdruck. Man kann ihn nicht ohne Bewunderung leſen, ſelbſt wo man ſeinen blinden Haß gegen die chriſtliche Religion verdammen muß. Sein Weltſchmerz hat etwas furchtbar Wahres und Rührendes.

Gleich in der erſten Ode vom Jahr 1737 nennt ſich Friedrich ſelber einen Adler, der hoch in den Lüften ſchwebt über der Erde, aber auch einen Kometen, der nur raſch vorübereilend die Nacht der Zeit erhelle. Im finſterſten Schleier ſieht er das Vaterland verhüllt. Er ſelber weiß noch nicht, ob er in dem ſchrecklichen Kriege, der eben begonnen hat, nicht untergehen werde.

Ringsum Ungeheuer, aber er verzagt nicht. — In der zweiten Ode wendet er ſich an das deutſche Geſammtvolk: „bis in den tiefſten Grund fühlt der Rhein die Schmach, daß ſeine Wogen ein fremdes Joch belaſtet," denn die Franzoſen waren über den Rhein gekommen. In dem dritten Bande beklagt er das unglückliche Deutſchland, in dem, wie einſt in Griechenland Athen und Sparta, zwei Staaten (Oeſterreich und Preußen) ſich unverſöhnlich befehden müſſen. Sein geiſtvollſtes Gedicht iſt die Epiſtel an ſeine Schweſter Amalie von 1760. Sie leugnet, wenn nicht Gott, ſo doch die ewige Vorſehung. Dieſe taube Gottheit, ſagt er, weiß nichts von unſern Bitten. Die Menſchenwelt iſt ein wildbewegtes Meer, die Wogen ſteigen und fallen, ihm iſt es gleich. Könige entarten und ſinken auf die Stufe der niedrigſten Stände hinab, Buhldirnen und Stallknechte werden in ihrem Namen Herrſcher. Glückspilze wachſen über Nacht, ohne Verdienſt wird man überſchüttet mit Ehren und Glück, während der Adel der Menſchheit untergehen muß, wie die unglücklichen Stuarts, wie der noch bejammernswerthere Iwan. Ihnen ſieht im Geiſt der edle König ſelber ſich zugeſellt, endlich erliegend ſeinem Unglück, denn das Genie, wenn noch ſo unermüdet, kann doch des Zufalls nicht Meiſter werden. Der Kampf mit dem Ungefähr iſt das Entſetzlichſte, wozu ein edler Geiſt verdammt werden kann. Einmal verſetzt ſich der König in die Lage des Cato von Utica und überlegt „ſeyn oder nicht ſeyn?" Daher die Sage, er habe in der gefahrvollſten Zeit des Krieges Gift bei ſich getragen. — In einer andern Epiſtel preist er den Frühling, die ſüßen Wohlgerüche, die Wärme, der Vögel wiederkehrenden Geſang, die ſüßen Triebe, welche die Hirtin mit der Heerde theilt — und wendet ſich plötzlich mit tiefem Schmerze ab. Ihm iſt alle Liebe verloren, nur im Heldenruhm, im Glück der Schlachten blüht ihm allein noch eine Roſe. — Dieſelbe Reſignation in den Epiſteln an den „alten Sultan" Graf Hoditz, den er einen Thoren nennt, weil er die Wolluſt der Jugend verewigen wolle. — Wieder in einer andern Epiſtel denkt er an ſeine Jugend, in der er den Menſchen noch für das beſte und edelſte Geſchöpf gehalten habe. Jetzt wiſſe er, daß der Menſch tief unter dem Thiere ſtehe. — In einer Epiſtel an ſeinen Katte mahnt er dieſen, ja nicht ernſt zu denken, ſondern leicht über das Leben hinwegzugaukeln. An den Engländer Mitchel ſchreibt Friedrich: „Wir Menſchen ſind Ameiſen. Auch die Ameiſe denkt wohl, für ſie ſey Erde und Himmel geſchaffen, und im nächſten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau." In den Epiſteln an d'Alembert wird der König oft im höchſten Grade erbittert über alles, was Kirche heißt. Er vergleicht ſich mit Julian dem Apoſtaten. Im „Stoiker" zeigt er ſich feſt gegen jedes Mißgeſchick.

In allen dieſen ernſthaften Dichtungen erblicken wir den großen König wie im tiefen Schatten, unheimlich und doch in einem keines-

wegs unreinen Feuer vorblitzend wie ein Diamant. In den scherzhaften Dichtungen ist er liebenswürdig.

Nur eine Satire, sein „Codicil", worin er alle zu seiner Zeit regierenden Fürsten wie in einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menschen der Reihe nach vorführt, ist nicht unbefangener Spott, sondern gallenbitter. Am Schluß dieses fürchterlichen Liedes, das Schubarts „Fürstengruft" weit hinter sich läßt, sagt er: „so fahrt denn, ihr Könige, dahin. Zur höchsten Würde steige Wahnsinn auf! die Dummheit steure euch auf gutes Glück und euer Schiff zerschelle!" Eine Vorhersagung der französischen Revolution. — Die übrigen Spottgedichte sind viel unbefangener. So über den vom Papst geweihten Degen Daun's, über die drei Weiber (Maria Theresia, Elisabeth und die Pompadour), mit denen er sich herumschlagen muß; über den liederlichen Pöllnitz ꝛc. Reizend erscheint das Gedicht auf das muntere Fräulein von Knesebek, als sie durch einen Sprung aus dem Wagen ihr Leben gerettet hatte. Sehr satirisch dagegen ist die Fabel des Königs von zwei Hunden, die sich um einen Knochen zanken. Sie wissen doch warum, sie haben doch etwas von dem Knochen; aber die Könige zanken sich oft um nichts. Vortrefflich ist sein Philokopros, ein Hohngedicht auf die Finanziers, deren er sich selber bediente. O Menschenloos, ruft er aus, wunderbares Geschick der Könige! welches Verhängniß warf mich unter diese Taugenichtse! — Ganz dem Cäsar Frischlins gleicht Friedrichs Mark Aurel, der wiederauflebend von einem Barfüßermönch erfahren muß, daß zu Rom jetzt der Papst regiere, das Kaiserthum aber „in eine kleine Stadt an der Donau" verlegt sey.

Daß sich der große Friedrich dem deutschen Volke so absichtlich fremd gegenüber stellt, daß er nirgends seinen Eckel, sein geheimes Grauen vor den deutschen Gesammtzuständen verhehlt und eben deßhalb sich aus seiner Adlerhöhe, wenn auch Nacht und Sturm ihn umdrohen, nicht gern zu der Gemeinheit unten herabläßt, mehr einem Flüchtling aus einem andern Planeten, als einem Bewohner des unseren gleich, das alles hat eine tiefe welthistorische Bedeutung. Seit die alte Kirche, das alte Reich zerrüttet war, die Nation sich selbst entfremdet, ohne Glauben mehr an sich selbst, getheilt, zerstückelt, zerfahren, zum Dienst des Auslands zugeschult war, wie hätte in dem spiegelklaren Geist des großen Friedrich etwas anderes sich concentriren können, als eben das schreckliche Bewußtseyn der Zerrissenheit!

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Abderiten	544
Abendvesper	107
Abgott von Meißen	124
Acerra philol.	433
Adelheid von Adelhausen	167
Affen. Urſprung der	18
Affenſpiel	140
Agathon	536
Agathodämon	539
Agathyrſus	244
Ahasver	200
Albertus Magnus	186
Alexandriner	300
Alfanzo 420	420
Alraun	160
Altweiberbad	94
Amadis	549
Amantes amentes	398
Amelinde	411
Amöna u. Amandus	423
Anagramm	381
Andriscus	294
Andreas, das Kind	179
Apophthegmata 381.	433
Aramena	424
Areteugenia	280
Ariſtipp	540
Arminius	437
Aſchenzauber	177
Auge, das böſe	153
Bahrrecht	178
Bärenburg	173
Baniſe	427
Barbier, der geſpenſtiſche	168
Barfüßer Mönche der, Alcoran	125
Baſſanus	294
Bauern, einfältige	73
Bauernſchwänke	71
Beichte	97, 104
Beliſandra	430
Bergreihen	40
Bernardis	430
Bernhard v. Weimar	140
Bertha von Windeck	172
Bildzauber	180
Bileams Eſel	184
Blutbund	178
Blutzauber	177
Beckebeutel	513
Bräutigamsſchiff	173
Braut bis ins Alter	500
Brüder, böhmiſche	204
—, die feindlichen	66
Brodrinde	167
Büßende, die	51
Burg, Herr von	500
Capnionis thriumph.	117
Cardenio und Celinde	405
Carneval	142
Carolus Stuardus	404
Cavalier, der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde	493
Centonen	296
Chriſtorhel, der große	289
Ciceros Enthauptung	503
Claus Narr	90
Clauert	87
Colloquia	114
Combabus	536
Comödie, die ſchwed.	143
Concordiae triumph.	413
Cornelius relegatus	295
Courage	448
Curd	141
Dank der Todten	53
Deutſchfranzos	472
Deutſchland, d. friedewünſchende und friedejauchzende	145
Dianza	145
Diebe, die ſchlauen	89
Diener, die todten	169
Diogenes	537
Dorfbarbier	517
Doſch, Bauer	88
Droſſelbart	52

	Seite
Eberſtein . . .	59
Ego	257
Epigramme . . .	379
Epistolae obsc. vir.	117
Erlinde	174
Eryſila	413
Eſelkönig . . .	376
Eſopus	372
Eulengeſchrei . .	140
Eulenſpiegel . . .	84
Eumelio	198
Evas Kinder . .	15
Fabeln . . 371.	481
Facetiae	286
Faſtnachtskuchlein .	142
Faſtnachtsſpiele . .	5
Fauſt	191
Felix, Don . . .	497
Felſenburg . . .	494
Feuerzauber . . .	182
De fide concubinar.	116
Filamon	325
Finkenritter . . .	450
Fiſchergedichte . .	524
Flohhatz	137
Floja	297
Flötlein, mirantiſches	250
Freiſchützen . . .	162
Freudenburg . . .	55
Friedrich d. Rothbart	121
Froſchmeuſeler . .	374
Fuchsmundi . . .	502
Gäuchmatt . 126.	131
Galliart	300
Ganskönig . . .	376
Geiſtergeſchichten .	166
Geiſterliebe . . .	169
Gerichtshändel, ſeltſame	433
Geſangbücher . .	203
Geſellſchaft, d. fruchtbringende . . .	317
Geſpenſt, d. deutſche	433
—, d. verliebte	407
Geſpräche im Reich der Todten . .	474
Gleichen, Graf von	60
Glockenſagen . .	65
Gräfin, die ſchwed.	501
Graf von Rom .	45
Grobianus . . .	365
Guelfis	331
Hätzlerin . . .	29
Hahnenbalken . .	185
Halladat	527
Hand aus d. Grabe	170
Hansoframea . .	294
Hanswurſt . 386.	503
Harlekin . . 386.	503
Hatto	59
Haupt im Brunnen	47
Haupt- und Staatsactionen . . .	503
Hecastus . . .	220
Heckepfennig . . .	161
Heinrich v. Kempten	58
— der Vogler	464
Helvetia	416
Henneberg, Graf von	60
Henninf der Han .	377
Henno	285
Hercynia	305
Herkules, der chriſtl.	230
— u. Valiska	434
Hermann . . 463.	512
Herrnhuter Geſangb.	217
Hexe von Bernek .	156
Hexenweſen . . .	147
Hirnſchleifer . . .	362
Hochzeit, chymiſche .	229
Hörſelberg . . .	357
Holländer, d. fliegende	175
Horribilifribrifax .	407
Humanismus . .	111
Hund, der güldene .	378
Hundegruß . . .	124
Hundereiterin . .	98
Jacobsbrüder . .	132
Jägerlieder . . .	39
Jägerſchreie . . .	26
Jayeta	144
Idris und Zenide .	547
Jeſuitenhütlein . .	138
Johanna v. Orleans	513
Johannes, d. hölzerne	96
Iphigenia . . 504.	512
Irrlichter . . .	172
Irrthum, d. pedant.	371
Jude, der ewige .	199
Judenſchwänke . .	81
Jungfern, die gewanderten	500
Jungfernſprung . .	67
Jungfrau v. Erfurt	156
— mit dem Todtenkopf . .	172
Julius redivivus .	290
Kaſperle	503
Kaufmann . . 94.	135
Keule	70
Kinderlieder . . .	44
Kindsmörderin . .	356
Kirche, d. verſchwundene	248
Kirmeßbruder . .	87
Klopfan	26
Knittelvers . . .	300
Knochen, blutende .	179
— ſingende .	54
Koker	24
Königin, die buhler.	49
Körbel	93
Körbelmacher . .	421
Kriſtallſehen . . .	180
Kuhreigen . . .	27
Kürbishütte . . .	316
Kynaſt	67
Labyrinth . . .	125
Lalenbuch . . .	75
Lazarie	45
Lebenslicht . . .	158
Leu, Peter . . .	100
Liber vagatorum .	358
Liebeshändel, ſeltſame	433
Liebeslieder . 29.	348
Liebesproben . .	44
Liebeszauber . 98.	181
Lieder, hiſtoriſche .	7
Lippert	503
Liſt der Belagerten	64
Loch im Thurm .	96
Lügenmärchen . .	84
S. Luſthildis . .	57
Ludus ludentem Ludorum Index .	128
Ludwig XIV. . .	505
Lutheriade . . .	513
Lyderik	58

	Seite
Macaroniſche Poeſie	296
Machiavellus . .	418
Madrigale . . .	379
Mädcheninſel . .	520
Mägde, kühne . .	68
Magie	176
Maler von Lübek .	158
Mann, der redliche am Hofe . . .	499
Margar. Maultaſch	63
Maria Stuarda . .	401
Martinsgans . .	376
Martinslieder . .	41
Maſaniello . 419.	508
Melcher, der ſtolze .	449
Meiſterdiebe . . .	89
Meiſterlügner . .	89
Meiſterſänger . .	1
Menippus . . .	229
Meſſe . . . 129.	137
Möringer . . .	45
Monachopornomachia	128
Mondreiſe . . .	449
Mordeltern . . .	355
Moria	293
Mücken- u. Ameiſenkrieg	376
Müllerin, die tapfere	69
Muſarion . . .	535
Narr, der große .	127
Narrenbeſchwörung .	126
Narrenſchiff . . .	9
Narrenſchwänke . .	20
Narrenſpiel . . .	385
Narrheit, Lob der .	113
Naſentanz . . .	21
Nepomuk . . .	504
Nero	508
Neurode	157
Nithart	85
Nonnenklagen . .	37
Novelle	133
Oberammerg. Spiel	234
Oberon	551
Onogambo . . .	431
Opern	506
Ophiletes . . .	149
Orlamünde . . .	49
Ornithophonia . .	378
Otto der Schütz .	67
Ottobert	435
Päpſtin Johanna .	101
Pagen, die . . .	498
Pallas, Göttin . .	18
Pammachius . .	135
Parthenia . . .	143
Pelimperia . . .	389
Peregrinus Proteus	538
Peter Squenz . .	406
S. Petrus . . .	17
Pfaff von Kalenberge	99
Pfaffenbuhlerei . .	105
Pfaffenſchwänke . .	99
Phasma	289
Phönizia	415
Pickelhering . . .	386
Pilatus	256
Politica dramatica .	412
Pomeria	143
Poſtreuter, calviniſt.	142
Priameln . . .	23
Priscianus . . .	289
Prozeß, der luſtige	370
Pſyche	223
Pumphia	502
Ramus	390
Räthſel	382
Rauſch, Bruder .	103
Rechenbergs Knecht	158
Reiter, drei . . .	47
Reim dich . . .	368
Renaiſſance . . .	112
Renommiſt . . .	484
Rhynſelt	48
Ring im Schädel .	171
Ritter, d. chriſtl. 139.	140
Ritterſpruch . . .	68
Robinſonaden . .	494
Rodenſtein . . .	173
Romanzen . . .	44
Roſenkreuzer . . .	229
Rübezahl	90
Satire, kirchliche .	110
Schäferromane . .	422
Schalksnarren . .	83
Scharfrichter . .	183
Schauſpiele, geiſtliche	219
Schediasmata . .	274
Schelmenlieder . .	43
Schelmuffsky . .	450
Schildbürger . .	75
Schlemmer, der .	139
Schloſſer von Kannſtadt	89
Schnaderhüpfel . .	350
Schneiderſchwänke .	79
Schreiber im Garten	96
Schüler, fahrende 88.	107
Schützenausreden .	79
Schulcomödien 221.	383
Schwaben, ſieben 72.	262
Schweſter, die nackte	46
Segenſprüche . .	26
Sergius	116
Sidea	390
Simon von Pyrmont	156
Simpliciſſimus . .	445
Singſpiele . . .	383
Sinngedichte . .	379
Smyrna	430
Soldatenlieder . .	354
Sonnemon . . .	545
Sprichwörter . .	24
Spruchdichtung . .	23
Staats- und Liebesgeſchichten . .	422
Ständchen . . .	34
Stargaris	143
Stiefmutter . . .	170
Studentes . . .	295
Studentenromane .	488
Suevia	248
Sylvio von Roſalva	547
Tell	62
Tetrelocramia . .	140
Teufel, der ehrliche	97
— im Glaſe .	160
Teufelsbuhlerei . .	154
Teufelskultus . .	146
Teufelsglocke . .	163
Teufelskinder . .	157
Teufelspferd . . .	160
Teufelsſpiegel . .	181
Theatrum amoris .	423
— diabol. .	362
Thebel Unververden	159
Theophr. Paracelſus	189

	Seite
Theuerdank	10
Todesküſſe	172
Todtenfreſſer	132
Todtenſchiff	174
Toreſſo	370
Trinklieder	348
Trithemius	187
Triumphus Veneris	286
Trutz Nachtigall	238
Tugendbuch	239
Tugendhold	415
Turbo	230
Turnus	509
Urania victrix	243
Verwechſelung der Verlobten	411
Vögtly, Anna	152
Vogelneſt	447
Volkslieder	28. 347
Wachsbilder	180
Wagner	197
Waidſprüche	28
Walthers Schlag	69
Wandersmann, der cherubiniſche	240
Weiber, böſe	92
Weiberliſt	95
Weiberſchwänke	92
Weibertreue	59
Weingrüße	27
Weinlieder	41
Weinregen	46
Weinſegen	27
Weinsberg	59. 291
Weißkunig	11
Welſen	56
Wendelgard	290
Wendunmuth	434
Wettbauten	64
Wittekind	443
Wilhelmine	562
Willmut	224
Windmühle v. Greifswalde	157
Wolfgeſang	124
Wurmland	258
Wunderhorn	29
Wurſtologia	370
Zähringer	57
Zauberkämpfe	185
Zelotypia	139
Zigamia	474
Zyto	188

II.

Dichter.

	Seite
Abel, Caspar	458
Abele	433
Aberlin	219
P. Abraham	259
Abſchatz	344
Acidalius	278
Aeneas Sylvius	111
Agricola	267 381
Agrippa von Nettesheim	188
Albert	316
Albertanus	358
Albertinus	362
Alberus	125. 207
Albilithanus	371
Albinus	198. 219. 226 280. 332
Albrecht von Eybe	357
Altenburg	211
Alxinger	559
Amanto	488
Amnicola	122
Amthor	342
Andreä, Joh. Val.	229
—, Traugott	559
Angelus Sileſius	240
Anhorn	143
Anton Ulrich	424
Avelles	388
Arnim	29
Arnold	208. 214
Aßig, Hans v.	215
Auerpach	237
Avancini	245
Ayrer	388
Ayrenhoff, v.	518
Bach, Caspar	359
Bär, Nicol.	357
Balde, Jakob	241
Barth, Caspar v.	281
Baumann	211
Bebel	285
Beccau	344
Bechmann	312
Becker, Corn.	219
Beckh	199. 414
Behrmann	512
Belemnon	473
Bellander	342
Bellinkhauſen	388
Bernardon	502
Bernhold	513
Berésmann	278
Berthandus	488
Beſſer, von	341
Birken	224. 330
Biſſel	240
Blaufuß	512
Blaurer	207
Blehm	482
Böhlau, v.	474
Böhme, Jakob	227
—, Martin	219
Bohſe	430. 487
Borkenſtein	513
Boſtel, v.	455
Brant, Seb.	9
Bredelon	379
Brehm	316
Breitenbach	524
Brentano	29
Breſſand	506
Bretſchneider, v.	498
Briontes	488

Bronner 524
Brückner 524
Buchholz 434
Buchka 458
Buchler 380
Bürkle 554
Büschel 555
Buchner . . 283. 327
Burckhard . . . 414
Burmann . . . 482
Busche, von dem . 270
Butschky 380

Calisius 309
Callenbach . . . 258
Camerarius . . . 276
Cammerer . . . 512
Caniz, v. . . . 455
Caspar, Dan. . . 410
Celander . . 471. 488
Celtis . . . 113, 267
Chyträus . 222. 277
Cisner 275
Clauß 254
Cochem, Pater . . 260
Cochläus 128
Conlin 457
Conradi 280
Conradinus . . . 279
Constantini . . . 488
Contius 528
Copernicus . . . 236
Cordus 270
Cornova 528
Corvinus . . . 471
Cramer 280
Cretschmer . . . 282
Creuz, v. . . . 468
Crösel 237
Croneck, v. . . . 468
Cropacius . . . 279
Crotus 117
Czepke 343

Dach, Simon . . 315
Dachtler 140
Damiro 485
Dantiscus . . . 235
Decius 204
Dedekind, Christian 222
— , Fr. 139. 363
Deer 488
Delius 364
Donaisius . . . 300
Derschau, v. . . 512
Deutsch 187
Dietrich 231
Dietherr 330
Donatus 248
Dornavius . . . 297
Drescher 513
Drever 479
Drollinger . . . 466

Eberlen 486
Ebert 529
Erasmus 113
Ernst . . . 431. 433
Erythreus . . . 248
Evander 488
Eybe, von . . . 357
Eyring 381

Faber . . . 226. 517
Fabricius . . . 225
Faramond . . . 458
Faßmann . . . 473
Feind 507
Fernando . . . 492
Filidor 412
Fincelius 276
Finkelthaus . 219. 317
Fischart 136
Flayder 293
Fleischer 411
Flemming . . . 313
Floranber . . . 488
Floretto 492
Folz 5
Forer 141
Franciscі 433
Frank, Sebast. 358. 381
Frauenlob . . . 2
Frauenstadt . . . 492
Freigius 237
Freilinghausen . . 213
Freinsheim . . . 104
Frenzel . . 226. 299
Friedland . . . 412
Friedrich der Große 565
Frischlin 287
Fuchs 376
Fürstenberg . . . 249
Gärtner, Chr. . . 465
— , Karl Chr. 517
Geiler v. Keysersberg 10
Gellert . . 481. 501
Gengenbach . . . 130
Gerhardt 208
Gerstenberg, v. . 521
Gesellschaft, d. fruchtbringende . . . 319
Geßner 522
Giseke 528
Glareanus . . . 270
Glaubitz, v. . . . 429
Gleim 524
Gliebice 280
Göckingk 529
Gödeke 326
Götz 520
Golt 257
Golz, von der . . 557
Gotter 557
Gottsched . . . 459
Grader 524
Gramberg . . . 559
Gresslinger . . . 144
Gretser 141
Grimmelshausen . 445
Gryphius, Andr. 339. 402
— , Christian 342
Günther 345

Hagedorn . . . 465
Halbsuter . . . 8
Hallmann . . . 400
Hamconius . . . 296
Hancke 478
Happel . 431. 433. 494
Harpprecht . . . 293
Harsdörfer 327. 411. 433
Hartmann, David . 555
Hasenberg . . . 128
Hasenstein, v. . . 269
Haßler 310
Haugwitz, v. . . 401
Hausmann . . . 267
Hebel, Sam. . . 384
Heermann . . . 210
Hegendorf . . . 272
Heinrich von Meißen 2
Heinrich Julius von Braunschweig . 394

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

Seite

Helmhart von Hohenburg 435
Helwig 332
Hemmerlin . . . 111
Henrici 475
Heräus 457
Hermann, Nicol. . 210
— Zach. . 374
Herrheimer . . . 142
Heſſus, Eobanus . 271
Heubel 512
Hilarius 386
Hildebrand . . . 292
Höck 299
Hoffmann, Chr. . 359
— J. J. . 283
Hoffmannswaldau . 334
Homburg . . . 321
Hopffgarten . . . 554
Hornmold . . . 292
Hoven, v. . . . 235
Hovers 317
Holzwart 222. 301. 359
Huber 255
Huchald 296
Hudemann . . . 479
Hunold 489
Hutten, Ulrich von 118

Jacobi, Joh. Georg 530
Jardinius . . . 241
Johann v. Nürnberg 88
Johannes von Soeſt 22
Johannſen . . . 222
Jonas, Juſtus . . 207
Juſti, v. 486

Kaldenbach . . . 316
Karſchin 467
Katharina II. . . 518
Kepner 512
Kiene 215
Kindermann . 326. 365
Kipprichius . . . 226
Kirchhoff . . . 72. 434
Kiſtener 132
Klay 228. 327. 330. 359
Klein 226
Klotz 284
Knittel 381
Knorr v. Roſenroth 224. 360

Seite

Kochin 458
König, von . . . 478
Kongehl . . 212. 415
Kottwitz, v. . . . 458
Krauſe 458
Krauſeneck . 486. 520
Krüger . . 465. 514
Kuhlmann . . . 228
Kurz, v. 502
Kuttenberg . . . 141

Lambrecht . . . 479
Lang 237
Lange 213
Laubanus . . . 280
Laurenberg 144. 367. 433
Laurent. v. Schnüffis 250
Leander 488
Leſſn 489
Lehm 430
Lehmann 381
Leib 382
Leibnitz 468
Leiſentritt . . . 233
Lemnius 128
Lenthner 254
Lichtwer 482
Lindner 458
Links 384
Liecow 483
Litzel 253
Lobwaſſer . . . 219
Locher 270
Lochner 432
Loen, v. 499
Löwen 556
Löwenſtein, v. . 210
Logau, v. . . . 380
Lohenſtein, v. 337. 398. 436
Lonicerus 278
Loos 237
Lotichius 273
Louiſe Henriette, Kurfürſtin 212
Lucienberger . . . 277
Luiscus 488
Lund 310
Luther . . 122. 203
Lyſanies 488

Macropedius 220. 294
Männling . 343. 433

Seite

Maier 124
Major 142
Manſo 558
Manuel 129
Marſorio 458
Martinus . . . 312
Matheſius . . . 214
Mauritius . . . 398
Meier, Joachim . 430
Meiſterſänger . . 1
Melanchthon 206. 225
Meletaon 488
Meliſſus . . 274. 488
Mellemannus . . 279
Menantes . . . 489
Mencke 342
Meſſerſchmidt . . 377
Michthonius . . . 291
Micyllus 276
Mikrälius . . . 144
Milag 219
Miraculoſo . . . 488
Mirandor . . . 430
Miriſano 492
Mitternacht . 212. 412
Moller . . 278. 381
Montanus . . . 72
Montinus . . . 488
Moſcheroſch . . . 365
Moſellanus . . . 139
Müglin 5
Mühlpfort . . . 342
Müller, Friedr. Aug. 560
Murantes . . . 489
Murner 128
Muſander . . . 489
Muscatblut . . . 5
Muſophilus . . . 477
Mutianus . . . 118
Mylius . . 226. 524
Mynſinger . . . 277

Nachtigall . . 71. 272
Naogeorgus . . . 134
Naſus 213
Neudecker . . . 343
Neukirch . 222. 454. 478
Neumann . . . 216
Neumark . 211. 321. 423
Neumayr 256
Neumeiſter . . . 213

	Seite
Nicolai	211
Nicolay, v.	559
Nigrinus	138
Noel	253
Obsopoeus	272
Olearius	116. 143
Oldenburger	283
Omeis	332
Omichius	384. 387
Opitz	302
Orâus	141
Orthus	276
Osten, von der	486
Otto von Passau	357
Palâus	140
Pallidor	430
Palmenes	430
Paßki	513
Paulli	71
Paullini	433
Pegnitzschäfer	326
Perillus	226
Petermann	482
Petrasch	517
Peucker	343
Pfinzing	50
Philander von Sittewald	365
Philomusus	270
Picander	475
Pietsch	458
Pirkheimer	124
Pitschel	512
Plankenauer	216
Pöllnitz	490
Postel	442. 506
Prätorius	143. 280
Prasch	282
Probst	386
Puschmann	22
Quistorp	512
Rabener	374. 486
Rachel	370
Rädmann	359
Randolf v. Duisburgk	377
Ranzau, Graf	280
Rappolt	119
Rauscher	138
Rebhun	221
Reibehand	505
Reichard	556
Reimarus	296
Reinhold	318
Reitter	233
Remppler v. Löwenhalt	326
Renner	377
Reuchlin	116. 258
Reusner	278
Rhumel	373
Richey	465
Riemer	380. 422
Ringwald	211. 359
Rinkhart	140. 211
Riß	145. 325
Rivander	142
Roberthin	316
Röder	482
Rogaccius	241
Rollenhagen	374
Romanus	413
Rosacius	247
Rosen	376
Rosenfeld	223
Rosengesellschaft	323
Rosenpluet	8
Roß	479
Roßhius	300
Roth	375
Rottenpacher	249
Rudus	250
Ruef	220
Sabinus	272
Sachs, Hans	11. 92. 94
Sailer	261
Salbach	273
Sambelle	489
Sander	222
Sarcander	489
Sautel	252
Schalling	210
Scharnberg	102
Schede	274. 300
Scheffler	240
Scheibe	488
Schenk	515
Scherffer	307
Schilling	141
Schimmler	219
Schirmer	219. 312
Schlegel, Adolph	512
— , Elias	511
Schloßer	280
Schmelzle	237
Schmidt, Benjamin	513
— , Clamer	530
— , G. W.	512
— , Jakob Fr.	524
Schmolk	213. 331
Schnabel	494
Schnepperer	6
Schneuber	380
Schnitter	381
Schnurr	376
Schoch	295
Schönaich, v.	463
Schönemann	456
Schopper	295
Schorus	358
Schottel	322
Schubert	370
Schulz	555
Schumann	72
Schuppius	368
Schwab	465
Schwanorden	325
Schwarz, Chr. Gottl.	284
— , Sibylle	318
Schweinitz, v.	210
Schwinger	324. 411
Sciopius	237
Scriver	212. 231
Scultetus	306
Seemann	509
Siefried	145
Simler	311
Sincerus	489
Simgen, v.	215
Sommer 283. 370. 382. 397	
Spangenberg 138. 222. 376	
Spee	238
Spengler	208
Speratus	207
Stackdorn	363
Steffens	512
Steigentesch, v.	560
Steinhövel	111
Stender	381
Stiefel	123

Tagen wirklich ans Land ſteigen, er erhält die Ankündigung von Ehebündniſſen, vor Allem aber von Unglücks- und Todesfällen. — Ein zweites unterſcheidendes Merkmal iſt der meiſt ſymboliſche Charakter der Geſichte: der Viſionär ſieht Feuerfunken oder Blutstropfen am Körper eines lebenden, vor ihm ſtehenden Menſchen, er ſieht den Todeskandidaten ohne Kopf, er ſieht den Stuhl leer, auf dem Jemand ſitzt, er ſieht einen Sarg vor einem Hauſe ſtehen oder einen ganzen Leichenzug, ganz beſonders aber Menſchen, deren Tod bevorſteht, in ihrem Leichentuche, das auf verſchiedene Weiſe drapirt iſt: je nachdem es höher hinaufreicht, oder tiefer am Körper umgeſchlagen iſt u. dergl., erfolgt der Tod früher oder ſpäter u. ſ. w. Man ſieht, hier kommt es ſehr oft auf eine Auslegung der Viſion an, während ſich bei den andern Arten von Halbſomnambulismus die Bedeutung des Geſichts mit größter Beſtimmtheit aufdrängt.

Das ganze Weſen der Bewohner jener nebligten, oft ganze Jahreszeiten völlig iſolirten, dünn bevölkerten Landſtriche und Eilande ſpricht ſich in dieſem, um die kleinen Intereſſen der abgeſchiedenen Gemeinde ſchwermüthig philiſterhaft ſich drehenden Viſionsweſen aus. Es liegt ihm allerdings wohl eine eigenthümliche Dispoſition zu ſomnambülen Entladungen zu Grunde, deren Spiegelungen nach den bekannten Geſetzen der menſchlichen Phantaſie in ein regelmäßiges Syſtem des Aberglaubens gebracht worden ſind, der nun ſeinerſeits wieder mächtig auf Entbindung jenes Elements zurückwirkt. Dabei geht es aber hier, wie mit allen Superſtitionen, die ſich vor der Entwicklung der äußern menſchlichen Thätigkeit zurückziehen, wie die Thiere des Waldes vor der Art des Koloniſten. Das zweite Geſicht hat ſich ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts faſt ganz aus Schottland weg und auf die weſtlichen Eilande gezogen, iſt aber auch hier, mit dem Glauben daran, immer ſeltener geworden.

Wir ſchieben hier eine allgemeine Bemerkung ein. Es iſt eine Idee aller Zeitalter, und die Vorſtellung wird auch von den modernen Religionsphiloſophen mit großer Vorliebe feſtgehalten: der Geiſt oder vielmehr die Seele der noch im patriarchaliſchen Zuſtande lebenden Menſchen habe in einem viel innigern Wechſelverkehr mit den allgemeinen Weltkräften geſtanden; ſie haben durch unmittelbare Eingebung und Ahnung viele Verhältniſſe der Natur

	Seite
Stieler, v.	413
Stigel	273
Stockfleth	425
Stockmann	213
Stoll	342. 386
Storye	466
Stranitzki	502
Strauß	124
Striger	139
Stymel	295
Sucro	466
Talander	430. 431. 487
Taubmann	278. 361
Terſteegen	218
Theophr. Paracelſus	189
Thümmel, v.	561
Tiz	432
Tolle	413
Treitzſaurwein	11
Triller	465
Trommer	472
Tſcherning	306
Thunacius	381
Turchetto	371
Uhland	29
Uz	529
Vanisecus	376
Vogel	360
Voigtländer	340
Wahrenberg	494
Wahrmund	365
Waldis	371
Waſſerhun	310
Weber, Veit	8
Weckherlin	301
Weichmann	342
Weiſe	366. 417
Weiß	204 373
Weiße	480. 515
Weiſſenbach	416
Weitenauer	257
Wentzel	342
Weppen	556
Werdenberg, v.	145
Werder, v.	145. 321
Werneke	453
Wichgrew	295
Wickram	72. 358
Widmann	101
Widl	247
Wiedemann	425
Wieland, Chriſt. M.	532
—, Seb.	145
Winkler	371. 381
Wittel	139
Wolterek	472
Wülffer	364
Wyle, v.	111
Zacharia	484
Zäunemannin	456
Zehner	212
Zeidler	142
Zeiller	432
Zeſen, v.	323. 428
Ziegler, Caſpar	379
—, Hieron.	221
— v. Kliephauſen	427
Zinkgreff	309. 381. 433
Zinzendorf	217
Zuber	279
Zwick	207
Zwingli	125. 207

Berichtigungen.

B. I S. 289 Z. 9 v. o. l. Quellen ſt. Blättern. S. 303: Barthel hat die hier citirte Stelle von Dr. Caſſel aus dem Weimarſchen Jahrb. I 400 entlehnt. S. 330 Z. 14 v. u. l. auf ſeinem Grabe ſt. aus ſeinem Garten.

B. II S. 25: dieſe Art Sprüchwörter ſind am umfaſſendſten geſammelt von Edmund Hofer: „Wie das Volk ſpricht". 1858. 3. Aufl. S. 84 Z. 6 v. u. l. alter. S. 99 Z. 4 v. o. l. Hahnreigeſchichten. S. 144 Z. 7 v. o. l. Laurenberg. S. 182 Z. 5 v. u. l. peinlichen ſt. heimlichen. S. 201 Z. 10 v. u. l. Ferner. S. 220 Z. 3 v. u. l. der Manier. S. 226 Z. 7 v. u. l. Marterbilder. S. 228 Z. 3 v. u. l. ſein berüchtigter. S. 237 Z. 6 v. u. l. einen ſt. ein. S. 238 Z. 3 v. o. l. Badergeſell. S. 239 Z. 12 v. o. l. innerſte ſt. neueſte. S. 271 Z. 11 v. o. l. blaſſes ſt. großes. S. 272 Z. 17 v. u. l. Nachtigall. S. 273 Z. 13 v. o. l. Crotus. S. 296 Z. 8 v. u. l. pugna. S. 298 Z. 14 v. u. l. Staatsactionen. S. 299 Z. 2 v. o. l. den ſt. dem. S. 354 Z. 9 v. u. l. Reformation ſt. Reſtauration. S. 355 Z. 10 v. u. l. Haupt ſt. Hauff. S. 363 Z. 5 v. o. l. Bauchſorgeteufel; Z. 7 v. o. l. Frund ſt. Freund; Z. 13 v. o. l. der ſt. von. S. 371 Z. 7. v. u. l. wirkliche ſt. zeitliche. S. 376 Z. 14 v. u. l. Folengo. S. 383 Z. 12 v. u. l. in ſt. und. S. 385 Z. 16 v. u. dol. gegenüber. S. 401: Hier iſt noch ein Trauſpiel Hallmanns zu erwähnen „Liberata", welches ich noch nicht einſah. S. 402 Z. 2 v. o. l. Alexandrinern. S. 410 Z. 14 v. o. l. Verſen ſt. Theſen. S. 411 Z. 1 v. o. l. Trauer ſt. Traum. S. 422 Z. 12 v. o. l. Halling ſt. Haltrich. S. 475 Z. 14 v. o. l. Selimene. S. 430 Z. 18 v. u. l. Scudery; Z. 1. v. u. l. Ziska. S. 432 Z. 17 v. u. l. lyriſchen ſt. ketzeriſchen. S. 445 Z. 4 v. o. l. Gelnhauſers. S. 464 Z. 8. v. u. l. zweites. S. 480 Z. 6 v. u. l. Adalie.

Geschichte

der

Deutschen Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit

von

Wolfgang Menzel.

4418

Neue Ausgabe.

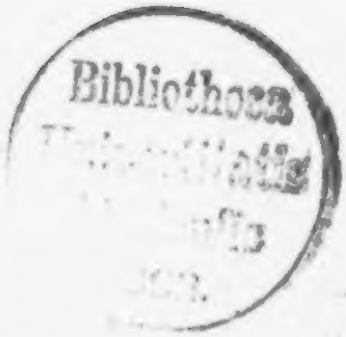

Dritter Band.

Leipzig 1875.

Verlag von Louis Zander,

(früher Verlag von A. Krabbe in Stuttgart.)

460

Inhalt.

Seite

Neuntes Buch: Die Natürlichkeitsperiode. 1

1. Einfluß der Schweizer und Engländer 1
2. Romane in englischer Manier 23
3. Wiedergeburt der deutschen Schaubühne 52
4. Die Gräfomanie 62
5. Die philisterhafte Natürlichkeit 79
6. Die Herrschaft der Empfindsamkeit 99
7. Die lüderliche Natürlichkeit 119

Zehntes Buch: Die Sturm- und Drangperiode 145

1. Die freigeistigen Poeten 147
2. Die Kraftgenies 174
3. Die Poesie des Egoismus 206
4. Poetischer Universalismus 230
5. Die sittliche Erstarkung 245

Eilftes Buch: Romantik 277

1. Die falsche Romantik 277
2. Die echte Romantik 290
3. Patriotische Dichtung 314
4. Phantastische Ueberreizungen 339
5. Rückfall der Romantik in den Dämonismus 358
6. Schicksalstragödien und romantischer Modekram . . . 373
7. Die Nachromantiker 387

Seite

Zwölftes Buch: Die jüngste Dichtung 403

1. Die Epigonen 404
2. Die Jambentragödien 422
3. Moderomane 434
4. Revolutionäre Dichtung 450
5. Die tiefste Corruption der deutschen Dichtung . . . 464
6. Die unabhängige Lyrik 484
7. Der unabhängige Humor 494
8. Neue Keime volksthümlicher Dichtung 514
9. Wiedererstarkung der Religiosität 532

Deutsche Dichtung.

Neuntes Buch.

Die Natürlichkeitsperiode.

1.

Einfluß der Schweizer und Engländer.

Die Unnatur der Renaiſſance- und Rococozeit, der claſſiſchen Affectationen wie der franzöſiſchen Moden, des pedantesken Schwulſtes wie der Boudoirphiloſophie, befremdete und beleidigte das germaniſche Nationalgefühl zuerſt da, wo theils die Natur in ihrer majeſtätiſchen Herrlichkeit, theils uralte germaniſche Freiheit vorwalten, in der Schweiz und in England. Einfache, ſittenreine Männer dieſer Länder wieſen von der in der Hof- und Schulluft verderbten Poeſie wieder hin auf den ewig jungfräulichen Reiz der Natur.

Johann **Grob** von Herisau in Appenzell, der ſich Reinhold von Frauenthal nannte, hinterließ ein 1700 gedrucktes „poetiſches Spazierwäldlein“, welches mir hauptſächlich deßwegen bedeutend erſcheint, weil hier zum erſtenmal die oberdeutſche Natur mit ihrem Mutterwitz und Behagen, der Unnatur der Schule gegenüber, ſich ſelber zum Bewußtſeyn kommt.

In großer Einfachheit, aber mit der beſten Laune ſtellt ſich uns der Dichter als ein Mann der Proſa und des praktiſchen Lebens dar, der durch die herrlichen Alpen nur — als Weinhändler reist, um im Veltlin Wein aufzukaufen, im Veltlin, das er viel reizender findet, wie Graubündten, es der ſchönen Magd einer häßlichen Frau vergleichend. Mitten in den Alpen und während er ſeinem Geſchäft nachdenkt, im düſteren Engpaß des Hirſchſprunges

tritt ihm plötzlich Apollo entgegen im Glanz seiner Gottheit, aber „die Harfe verkehrt auf den Lenden“ und mahnt ihn an seinen Dichterberuf. Der Reisende wird aber nicht verlegen, sondern sagt dem Gott, wenn ich erst meinen feurigen Veltliner daheim haben werde, wird mir das Dichten schon wieder kommen. — Ueberall verräth sich des Appenzelliers munterer und praktischer Verstand.

Ein Wort, das meinem Mund entwichen,
Ist auf der Stelle nicht mehr mein,
Es wird von andern ausgestrichen,
Es muß oft mein Verfolger seyn.
Zum Redeverkehren ist keiner faul,
Wer ruhig will leben, der halte das Maul.

Feinde, sagt der Dichter, nützen uns mehr als Freunde.

Bei Freunden wird viel Zeit auf Spiel und Scherz verwandt,
Bei Feinden nimmt man bald das Betbuch in die Hand.

Wer, sagt er unter anderm, zu rasch will reich werden, dem geht es, wie einem, der sich zu rasch wärmen will und sich verbrennt. — Vom Pöbel sagt er: derselbe ist

Ein Hof, worinnen man mehr Thier' als Menschen schaut,
Ein fauler, tiefer Teich, der gleichwohl Sturm erreget,
Ein blindes Pferd, das oft den Reiter von sich schmeißt,
Ein Hund, der Brocken nimmt und gleich den Geber beißt.

Wer sind die vier Hoffärtigsten in der Welt?

Ein alter Schulregent, der halb Latein versteht,
Ein ausgefreite Magd, die gleich zur Trauung geht,
Ein neuer Bauernschulz, ein Bettler, so besoffen,
Ob diesen zweien wird nichts Stolzers angetroffen.

Vortrefflich ist die Schilderung eines allzudicken Mannes S. 194. Auch spottet er der fremden Trachten, der neuen Moden. Ueberall ist bei ihm Natur und er ist hierin ein Vorbild Hallers, aber ungezwungener und viel heiterer als dieser.

Albrecht von Haller aus dem berühmten Berner Patrizlergeschlecht, ausgezeichneter Naturforscher und Anatom, gab 1729 einen „Versuch schweizerischer Gedichte“ heraus. Das erste und älteste Gedicht enthält „Morgengedanken“ von wirklich lichter Frische eines neuen Dichtermorgens. Es ist ein Durchfühlen der Morgenlandschaft mit der Andacht

angeſchaut, und dieſe Erkenntniß in Myſterien niedergelegt, welche der durch Ueberhebung zum Fall gekommene und die Welt durch das Prisma des bloßen Verſtandes anſchauende Geiſt einer ſpätern Zeit nicht mehr begreife. Wenn man dieſe Annahme des mythiſchen Nimbus entkleidet, ſo ſcheint ihr allerdings etwas Wahres zu Grunde zu liegen. Noch jetzt beobachtet man an rohen Völkern, wenn ſie nicht etwa nur wiederverſunkene ſind, eine auffallende Empfindlichkeit des Gefühls für Naturveränderungen, überhaupt eine Beweglichkeit und Sicherheit der inſtinktiven Parthie der Seele, deren Manifeſtationen von der größern Schärfe, die meiſt auch ihren äußern Sinnen zukommt, wohl zu unterſcheiden ſind. Aber dieſer innigere Rapport mit der Natur iſt als phyſiologiſche Thatſache äußerſt ſchwer aufzufaſſen und auszuſcheiden, weil die Aeußerungen jener freien Kraft, nach dem allgemeinen Hang des Menſchen, der freilich auch wieder als ein phyſiologiſches Merkmal der Gattung erſcheint, überall in den Kreis eines abergläubiſchen Dogma gezogen ſind, und die Naturgabe in der Perſon von Prieſtern und Zauberern ihre offiziellen, ſich ſelbſt und das Volk belügenden Moderatoren hat. Durch künſtliche, für Zauber geltende Mittel wird die natürliche Dispoſition gewaltſam geſteigert, wie wir dies an den Zauberern vieler tropiſchen und außertropiſchen Völker, und am merkwürdigſten an den ſibiriſchen Schamanen ſehen, und wie es auch durch die ganze Geſchichte der ſogenannten Kulturvölker zu verfolgen iſt. Dieſe pathologiſche Verzerrung in ihrer Verſetzung mit Betrug und willkührlich fabelnder Phantaſie beleidigt die Vernunft meiſtens ſo, daß ſie zu weit geht und in der Geſchichte auch den phyſiologiſchen Kern der Erſcheinungen nicht anerkennt. — Alle Arten von ſomnambülem Hereinragen des Seeleninſtinkts in das wache Bewußtſeyn gedeihen immer am Beſten unter Völkern, welche beſtändig Muße haben, ihren Grillen nachzuhängen, ſich ſelbſt zu verhören, und ihre Senſationen mit den Lauten und Bewegungen der Natur zu vergleichen, oder unter ſolchen, die durch ihren Himmelsſtrich einen Theil des Jahres hindurch zu träumeriſcher Ruhe verurtheilt ſind. Sie gedeihen aber auch unter uns ganz beſonders bei ſtillen, einſamen, ſchwermüthigen, nachdenklichen Menſchen, ſo wie in der Vergangenheit in Zeiten, wo dergleichen Myſterien in ihrem organiſchen Zuſammenhang mit dem Dogma noch allgemeine Glaubensartikel waren

eines frommen Christen und zugleich eines Naturforschers, denn als solcher verräth sich hier schon der siebzehnjährige Jüngling. Sein berühmtestes Gedicht sind „die Alpen".

Er ging dabei nicht sowohl auf prächtige Naturschilderungen aus, als auf das Lob altschweizerischer Einfachheit und Naturwüchsigkeit. Er preist seine Landsleute vor allen Völkern der Welt glücklich, weil sie die alte Naturkraft und reine Sitte bewahrt hätten. Er beschreibt ihre Schwingfeste, ihr häusliches Leben, das Käsebereiten, die winterlichen Geschäfte. Erst nachdem er das Volk geschildert, entwirft er ein aufsteigendes Bild des Gebirges.

Ein rührendes Gedicht bewahrt das Andenken seiner verstorbenen Gattin Marianne. Hallers übrige Gedichte behandeln meist ernste und abstrakte Dinge. Eines seiner gedankenreichsten Gedichte ist ferner das „über den Ursprung des Uebels".

Der Dichter versetzt sich in die Alpen und überblickt die reiche Landschaft. Welche Größe der Schöpfung! Aber wie kam das Uebel in die Welt? Nachdem er die Schöpfung der Engel geschildert, die alle vollkommen gewesen, fährt er fort: „Die Kenntniß ihres Lichts gebar die Finsterniß". Sie verloren ihre Unschuld, indem sie ihre ganze Größe und Herrlichkeit inne wurden u. s. w. Bekannte Sätze, aber schön von Haller vorgetragen.

Noch ein Gedicht, „über die Ewigkeit", enthält den kühnsten Ausdruck des Grauens, das den Denker faßt, wenn er in diesen Begriff sich vertieft.

Haller schrieb in spätern Jahren auch einige politische Romane, die insofern bedeutsam sind, als sich schon in ihnen der streng conservative Geist aussprach, der später in seinem als Staatsrechtslehrer berühmten Enkel zum vollsten Durchbruch kam.

Albrecht von Haller schrieb den Roman Usong, worin er als geborner Republikaner den Satz durchzuführen bemüht ist, daß auch ein absolut regierender Despot den Staat beglücken und dessen sittliche Zwecke erreichen könne. In dem „König Alfred" stellte er ein ähnliches Musterbild constitutioneller oder beschränkter Monarchie auf, während er in dem „Fabius und Cato" der Aristokratie das Wort redet gegen die Demokratie.

Durch Hallers Alpen angeregt, gab Tralles 1750 zu Breslau ein Gedicht über das schlesische Riesengebirge heraus und widmete es Hallern.

Dasselbe enthält einige sehr ausgemalte Naturschilderungen in der Manier von Brockes, z. B. des Nebels, der aus Bläschen in Eiskrystall und dann in

Schnee übergeht, der Wasserfälle ꝛc. Auch die Schilderung der weiten Aussicht über die schlesische Ebene ist nicht übel, dagegen schildert er in gar bescheidener Weise die Gebirgsbewohner nur als ein armes, aber genügsames Volk, und ist weit entfernt, ein Ideal daraus machen zu wollen, wie Haller aus seinen Schweizern.

Hallers Jugendfreund war der berühmte Johann Jakob Bodmer, Professor und Großrath in Zürich. Obgleich dieser Bodmer nur ein schwacher Poet war, so erwarb er sich doch als unermüdlicher Kritiker das große Verdienst, Gottsched und den französischen Geschmack vom Standpunkt gesunder Natur und Moral aus zu bekämpfen und endlich auch zu besiegen. Er stützte sich dabei auf den neuen in England aufgekommenen Geschmack und auf die alten Griechen, deren edle Natürlichkeit in der Renaissance zu baarer Affectation und Unnatur geworden war. Er setzte mithin der Gallomanie die Anglo- und Gräkomanie zugleich entgegen. Den Kampf allein aus dem nationalen und kirchlichen Bewußtseyn heraus durchzuführen, war er nicht Manns genug, der junge schwache Sproß eines bessern Geschmacks bedurfte noch der fremden Stütze.

In England wirkten dieselben Elemente wie in der Schweiz dem französischen Geschmack entgegen, alter gesunder Sinn und Freiheitsgefühl, zugleich aber auch das religiöse Gewissen, welches die immer ärger gewordene Freidenkerei in Frankreich abstieß. Milton in seinem berühmten Gedicht vom verlornen Paradiese erreichte zwar den großen Dante nicht, war aber der erste Protestant, der aus der gänzlich verholzten und ausgetrockneten Orthodoxie wieder eine prachtvolle Blüthe der Poesie hervorzauberte. Durch ihn wurde Klopstock in Hamburg, von dem sogleich die Rede seyn wird, zu seinem „Messias" angeregt. Bodmer ahmte Klopstock in einem Epos von Noah nach, aber ohne dessen idealistischen Flug, mehr als Naturbeschreiber. In Bezug auf Naturschilderung war aber in England Thomson mit seinem Gedicht „die Jahreszeiten" vorangegangen. Vor allen nahm sich Bodmer als Kritiker den berühmten englischen Journalisten Addisson zum Muster, der ohne eignes Dichtergenie den größten Einfluß auf den Geschmack übte durch die von ihm vertheidigten Grundsätze des Natürlichen.

Im Kampf wider Gottsched hatte Bodmer, im innigen Verein mit Breitinger, schon 1721 eine feste Stellung eingenommen in einer literari-

ſchen Geſellſchaft in Zürich, die ihre kritiſchen Grundſätze durch eine periodiſche Schrift „Discurſe der Maler“ ausbreitete. Die Verfaſſer hatten ſich nämlich die Namen berühmter alter Maler beigelegt. Alsbald wehrte ſich Gottſched und ſeine Leipziger Schule mit Händen und Füßen für den franzöſiſchen Geſchmack gegen die neue Züricher Schule und es begann ein lebhafter Federkrieg, in Folge deſſen Bodmer noch eine lange Reihe kritiſcher Betrachtungen, Briefe ꝛc. herauszugeben Gelegenheit fand, die Gottſcheds engherziges Geſchmacksregiment zu Grunde richteten.

Bodmers eigene Dichtungen ſind: 1747 Pygmalion (mit ſeiner lebendig gewordenen Statue), kleine Elegien und Lehrgedichte, dann 1752 „der Noah“ ein Epos in Hexametern, dem Klopſtocks ſchon 1748 erſchienene erſten Geſänge des Meſſias zum Vorbild dienten, fortgeſetzt in einem zweiten Epos „die Sündfluth“.

Im Noah ſtehen die frommen Noachiden der verderbten Menſchheit gegenüber und werden empfindſam genug aufgefaßt. Den größten Fleiß aber wendet Bodmer auf die Naturſchilderungen. Der feierliche Einmarſch der Thiere in die Arche hat viel Komiſches. Da heißt es

Nach ihm folgte das Federheer: Zuerſt das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit converen klemmenden Schnäbeln,
Dann die, ſo ſchwimmen, mit Schnäbeln wie ſägende Zähn' eingeſchnitten,
Die in einander ſchließen, und Häutchen an Klauen zu ſchwimmen.
Andre mit langen cylindriſchen Schnäbeln ꝛc.
Dann die vom Hühnervolk mit coniſchem, krümmendem Schnabel,
Endlich beſchloſſen den Zug die Vögel vom Sperlingsgeſchlechte,
Mit dem coniſchen abgeſtutzten Schnabel ꝛc.

Bodmer nimmt an, ein großer Komet habe ſich der Erde dermaßen genähert, daß er all ihr Waſſer an ſich geſogen und auf eine Seite getrieben habe, wodurch die Sündfluth entſtanden ſey. Der naſſe Tod überraſcht die Menſchen mitten in ihren Schandthaten und Lüſten. Schön iſt die Scene, wie eben einige edle Söhne im Angeſicht des Vaters durch einen Tyrannen ſollen ans Kreuz geſchlagen werden, als plötzlich die Sündfluth Märtyrer und Henker verſchlingt. Was ſpäter Babel wurde, iſt hier vor der Sündfluth die ungeheure Stadt Thämiſta, in welcher der Rieſenkönig Og gebietet. Dieſer hat ſich ein großes Schiff, den Leviathan, bauen laſſen, in das er mit allen Genoſſen ſeiner Lüſte flüchtet und ſich ſo ſicher wähnt. Hier ſitzen ſie und zechen und höhnen bei vollen Bechern die Sündfluth. Die große Stadt geht allmählig unter, nachdem ſie lange das überſchwemmte Land noch ſiegreich überragt.

Aber auch Og geht unter: eine der schönsten und großartigsten Schilderungen in diesem Gedicht. In dem engen Raum des Schiffs rücken alle Laster näher an einander und beginnen mit einander zu ringen. Erst erfüllt eine allgemeine Orgie das Schiff, diesen Wollüsten folgt Neid, Eifersucht, brutale Raufsucht und ein allgemeines Gewürge erfüllt das Schiff mit Blut und Leichen, bis Og ganz allein lebendig übrig bleibt. Aber auch über ihn stürzt ein Berg und begräbt ihn, als er eben ans Ufer treten will.

In seiner Calliope 1768 vereinigte Bodmer die Sündfluth, fünf alttestamentliche Idyllen von Jakob und Joseph, sodann „Colombona", ein Epos, welches die Entdeckung Amerikas durch Columbus schildert, gleichfalls in Hexametern, aber zu sehr voll langweiliger Monologe und Dialoge, während die Beschreibung des Meers und der neuen Welt zu sehr vernachlässigt ist. Dann folgen Uebersetzungen aus der Ilias, der Koluthos (Raub der Helena), und Stellen aus dem Parcifal und aus den Nibelungen, seltsamerweise in Hexameter gebracht. Die Calliope enthält ferner noch drei merkwürdige Dichtungen Bodmers.

Zuerst Zilla, in Hexametern, eine Nachahmung des verlornen Paradieses von Milton, aber von eigener Erfindung. Hier heißt das erste Weib Zilla und der erste Mann, Zadik, läßt sich nicht von ihr verführen, sondern bleibt Gott treu. Als nun Zilla ganz in die buhlerischen Schlingen des Satan gefallen, der ihr vorspiegelt, Gott zu seyn und sie zu göttlicher Würde zu erheben, schafft Gott dem Zadik eine neue, ganz reine und unschuldige Zilla, die ihm treu bleibt und ihn beglückt, während ihr verfinstertes Ebenbild zwar ihre Sünde bereut, aber zur Strafe, wie Kain, flüchtend umherirrt.

Inkel und Yariko, die rührende Geschichte des treulosen Engländers, der in der Gefangenschaft von einem wilden Mädchen gepflegt, dasselbe nachher als Sklavin verkauft und sich freut, da sie von ihm schwanger ist, ein paar Thaler mehr zu bekommen. Der Contrast der durch ihre Unschuld sittlichen Barbarei mit der die Cultur begleitenden Unsittlichkeit kann nicht frappanter ausgedrückt werden, als in diesem Gedicht, das Gellert in seinen Fabeln abgekürzt wiedergab und Pelzel 1770 in ein Schauspiel umarbeitete.

Auch Monima ist ein sehr interessantes Gedicht. Diese dem König Mithridates verkaufte Griechin klagt aufs rührendste über das traurige Schicksal einer gebildeten und edeln Hellenin im Harem eines Barbaren, der, nur ihren Körper suchend, ihren Geist verachtet. Die Ehre einer Königin ist ihr so verleidet, daß sie, als Mithridates auf der Flucht ihren Tod befürchtet, und sie sich mit ihrem Diadem erdrosseln will, es aber abreißt, sarkastisch ruft: auch dazu taugst du nicht einmal?

Die Töchter des Paradieses 1768 in Hexametern habe ich nicht ge-

funden. Auch nicht den in Hexametern epiſch behandelten Conradin von Schwaben und die Gräfin Hedwig von Gleichen 1771. Wilhelm von Oranſe (Bearbeitung des Wolfram in Hexametern) 1774, Hildebold und Wibrade und Maria von Brabant 1776, deßgleichen Sigowine und Adalbert 1776, alle in Hexametern; deßgleichen Telemach und Nauſikaa, Evadne und Kreuſa 1777.

Bodmer ſchrieb noch eine Menge epiſche Dichtungen in Hexametern und noch mehr Schauſpiele. Man iſt kaum mehr im Stande, alle ſeine Dichtungen einzeln aufzutreiben.

In den „Apollinarien" 1783 wurden die kleinen epiſchen Dichtungen claſſiſchen Inhalts geſammelt (Meleager, Orpheus, Medea, Philemon und Baucis ꝛc). Macarie, die ſich opfernde Tochter des Hercules, erſchien beſonders. — Die Schauſpiele haben bibliſchen Inhalt (der Tod Adams, der keuſche Joſeph, Iſaaks Opfer), oder antiken (Ulyſſes, Electra, Patroklus, Oedipus, Cicero, Cato, Brutus, Timoleon, Octavius, Gracchus, Nero, Patus, Ariſtomenes ꝛc.) aber auch romantiſche und moderne Stoffe (Johanna Gray, Friedrich von Toggenburg, Heinrich IV., die Cheruſker, der Hungerthurm von Piſa, Arnold von Breſcia, Wilhelm Tell ꝛc. Ich kenne ſie nicht alle, aber die ich kenne, ſind ohne Werth. Bodmer pikirte ſich, es beſſer machen zu wollen, und ſetzte daher dem Weiße einen „neuen Romeo", Leſſing einen „Odoardo Galotti" entgegen. Nie war ein Dichter von ſo geringer Befähigung erpichter darauf, alle andern zu übertreffen.

Johann Jakob Breitinger war noch weniger Dichter als Bodmer, ſchrieb aber 1740 eine kritiſche Dichtkunſt, gab Boners Edelſtein heraus „Fabeln der Minneſinger", mit Bodmer die ſchwäbiſchen Minneſinger und vieles andere, da er und Bodmer immer Hand in Hand arbeiteten.

Ein Schüler Bodmers, Heinrich Lange in Halle, ſchrieb „Thyrſis und Damons freundſchaftliche Briefe" 1745, die Hiſtorie vom gehörnten Siegfried, eine rohe Satire auf die Herrnhuter, und ein Lehrgedicht von Cometen. Bedeutender war ſein erſter Verſuch, in horaziſchen Versmaaßen zu ſchreiben.

Lehrgedichte in Hallers und der Engländer Manier erſchienen noch öfter. In dem „Verſuch in moraliſchen und Schäfergedichten" von Zernitz 1748 findet ſich ein langweiliges Lehrgedicht vom Endzweck der Welt. Withof ſchrieb Lehrgedichte gegen die „moraliſchen Ketzer" d. h.

die Philosophen, ein Gedicht von der Redlichkeit ꝛc. Seine Werke erschienen gesammelt als „akademische Gedichte", 1782. Thienemann besang 1753 die Vorsehung, dann Johanne Charl. Unzerin 1753 den Nachruhm. Ludwig von Heß, schwedisch-pommerischer Beamter, der zu Hamburg privatisirte, schrieb 1746 eine Satire „Glückseligkeit der ungerechten Richter" und später noch mehr satirische Schriften, die ihn auch wieder von Hamburg vertrieben, unter andern Juno abortans und crator Helonae. G. Hier. Bohn schrieb 1753 „die schwache Wissenschaft der heutigen Aerzte." In demselben Jahr erschien anonym eine „Vibergalliade" in Alexandrinern, Satire auf die Klatschgesellschaften.

Angeregt von Thomson und Haller zugleich begann Senator Barthold Heinrich Brockes in Hamburg 1732 sein „irdisches Vergnügen in Gott", welches erst 1740 mit dem 9. Bande schloß.

Beschreibungen und moralisch-religiöse Betrachtungen der Natur, zum Theil sehr steif und langweilig, zuweilen aber auch von homerischer Schönheit. Alles zerfällt in einzelne Bilder. Das größte Talent hatte Brockes für die Auffassung flüchtiger Naturerscheinungen, die Wechsel des Lichts und der Schatten, das Spiel der Wolken, der Wellen, der Sonne und des Windes im Laube ꝛc. In fast unzähligen Gedichten wiederholt sich dieser optische Reiz. Beispiele: Theil 2 S. 7 die Schilderung bewegter Wolken, 5. 270 des bunten Farbenspiels an einer Saifenblase, 1. 142 eines Gewitters, 1. 34 eines Wasserspiegels, 7. 92 des stillen, 7. 87 des stürmisch bewegten Meeres; 1. 48, 209; 5. 10, 11; 8. 37 der Lichteffecte im Laubwald, 2. 179; 6. 70; 7. 123 in einem wallenden Kornfeld, 1. 321 des Schnees im Winter, 1. 358 des lebendigen, leckenden, fressenden Feuers. — Auch die Pflanzenwelt wird aufs lieblichste geschildert, wie im Frühling die Pflanzen hervorkeimen z. B. 1. 4, oder wie sie im Herbst welken 1. 263; 8. 228, wie das Getreide 1. 110, wie das Obst 1. 267 geerntet wird. So auch einzelne Pflanzen, z. B. die Kaiserkrone 1. 64, die Rose 1. 83, der Weintraube 1. 269, 281, 284, einer Kirschenblüthe im Mondschein 2. 38, das Moos 2. 91. In der kleinlichen Ausmalung überaus treu, wenn auch weniger poetisch, sind die Beschreibungen der Erdbeere 1. 98, Nelke 1. 248, Lilie 2. 109, des Kürbisses 2. 306, der Quitte 2. 422, des Kastanienbaums 3. 593, der Balsamine 5. 218, des braunen Kohls 6. 211, der Klette 8. 129.

Wie einzelne Pflanzen, so werden auch einzelne Thiere von Brockes mit Meisterschaft gemalt. Bei der Schilderung ausländischer Thiere benutzte Brockes die berühmten Stiche von Riedel, nach dessen Blättern er eine ganze Reihe von Thieren vortrefflich beschreibt. Am besten gelang ihm die mütterliche Leopardin 4. 247, der lauernde Hirsch 6. 219, das ruhende Wildschwein

S. 227, die Füchsin mit den Jungen S. 233, das säugende Reh S. 234. Nicht übel ist auch der Biber aufgefaßt, S. 247.

Unter den Vögeln preist Brockes am meisten die Nachtigall und bezeichnet die Mannigfaltigkeit ihrer Töne mit großem Geschick, 1. 23, 65, 68. Sehr gut und ächt niederländisch ist die Beschreibung des Hühnerhofes, 4. 162 und des schönen Pfau 4. 164. 165. Gut auch die Beschreibung der Fische 1. 36; 2. 129; 7. 104. Komisch die des Frosches 2. 61, das Gequack des Frosches soll lauten: merk es, merk es! Nämlich: Mensch! merke die Wunder Gottes auch in mir! Sehr schön ist der weiße Schmetterling 1. 221, gut auch die grüne Fliege 5. 120. Der Mensch ist in seinen natürlichen Eigenschaften am wenigsten berücksichtigt. Theil 3 S. 167 finden wir eine Schilderung des Schlafes, nebst Dank für diese Gabe, und S. 623 eine sehr weitläuftige Beschreibung der menschlichen Hand und aller in ihr liegenden Talente.

Der Natur huldigte auch der Freiherr Bachoff von Echt in seinen Gedichten „der Herbst" und „die Landlust", beide von 1748. Auch Bohn in Lübeck schrieb 1754 eine „Landlust".

Triller, ein Arzt in Wittenberg, ahmte in 5 Bänden „poetischer Betrachtungen" 1750 das irdische Vergnügen von Brockes nach, aber fast nur seine Fehler ohne seine Vorzüge. Besonders widrig ist seine versificirte Beschreibung des thierischen Organismus, des Ernährungs- und Zeugungsprozesses, der Krankheiten ꝛc.

Nathanael Reichel schrieb 1755 „poetische Gedanken über den gestirnten Himmel", als Vorbild der spätern Urania von Tiedge, mit steter Rücksicht auf die Atheisten, welche Gott und die Unsterblichkeit leugnen, und voll Ehrfurcht vor der Majestät Gottes in dem größten seiner Werke.

Johann Christian Cuno aus Berlin wurde Soldat, heirathete eine reiche Witwe in Amsterdam, diente lange in Ostindien und ließ sich später in der Gegend von Durlach nieder. In seiner Ode über seinen Garten von 1749 spricht sich seine Freude an der schönen Natur in der Weise von Brockes aus. Die Holländer hatten seinen guten Geschmack aber so gänzlich verdorben, daß er, als er 1762 wagte, dem Messias von Klopstock eine zu Amsterdam gedruckte Messiade entgegenzusetzen, dieselbe folgendermaßen begann:

Ich stimmte sonst verzogne Saiten
Auf längst verlegtem Dichterspiel;

Die Sittenlehre war mein Ziel
Nebſt Blumen, die zum Schöpfer leiten.
Jetzt weckt ein größrer Gegenſtand
In meiner Bruſt ein ſtärker Feuer.
An ſtat des Rohrs, an ſtat der Leier,
Füllt die Trompete mir die faſt zu kühne Hand.

Im Uebrigen verbirgt ſich in dieſer geſchmackloſen Form mancher tiefe Gedanke und viel Eigenthümliches, es erſcheint z. B. Satan in der Geſtalt des von den Juden fälſchlich erwarteten Meſſias dem Hohenprieſter, um ihn gegen den wahren Meſſias aufzureizen; während der Engel am Grabe ſitzt und die Wächter ſchlafen, ſchleicht die „Verweſung" heran, erzeugt vom Tode und von der Sünde, die alles Fleiſch frißt, und deren Beſchreibung ſo meiſterhaft iſt, als wäre ſie von Milton.

Naumann, ein Nachahmer Bodmers und Klopſtocks, ſchrieb 1752 ein Epos „Nimrod". Ein anderer, Friedrich Ewald von Kleiſt, preußiſcher Major, der in der Schlacht bei Kunnersdorf den Heldentod fand, ahmte Thomſon in dem berühmten Gedicht vom „Frühling" nach (1749):

Daſſelbe iſt in Hexametern mit einer eigenthümlichen Vorſchlagſylbe geſchrieben und wimmelt von zierlichen kleinen Naturbeſchreibungen, die der Dichter auf ſeiner ſogenannten Bilderjagd im Wald und Felde ſammelte.

Kleiſt war ein großer, martialiſch ausſehender Mann, was man nicht glauben ſollte, wenn man ſeine ſanften Lieder lieſt. Allein er hat auch Heldenlieder geſchrieben.

Vortrefflich iſt ſeine Ode an die preußiſche Armee von 1757, worin der ganze Unmuth und Stolz eines preußiſchen Kriegers über die allgemeine europäiſche Verſchwörung gegen Friedrich den Großen ſich ausſpricht und der edelſte Muth gegenüber den zahllos ſich um Preußen aufthürmenden Gefahren. Auch das Gedicht Giſſides und Paches athmet dieſen Muth, ſo wie auch das Trauerſpiel Seneca, wo der verblutende Seneca gleichſam als Vorbild des verblutenden Dichters ſelbſt anzuſehen iſt.

Von Walthen (Verſuch zu vergnügen, 1759) ahmte ebenfalls Thomſon nach, ſuchte aber, wie die holländiſchen Maler dieſer Zeit, die Natur in den gemeinſten Dingen, wie Viehſtücken, plumpen und gemeinſinnlichen Bauernſtaffagen ꝛc.

Ungleich feiner waren die „Blicke in das Landleben" des Freiherrn Eberhard von Gemmingen (1752), in denen einige ſchöne Landſchaftsbilder ausgemalt werden, ſonderlich eins vom Ufer der Nagold im Schwarz-

wald. Sehr langweilig sind die „Spaziergänge“ des Joachim Christian Blum zu Frankfurt an der Oder, weil sie nur moralische Betrachtungen enthalten, die der Dichter auf Spaziergängen anstellte (1774).

Hirschfeld, Justizrath in Kiel, schrieb 1767 ein „Landleben“, worin er vom Genuß der Natur und Landschaft handelte, später „den Winter“, eine moralische Betrachtung, und einige andere moralische Schriften. Seine „Gartenkunst“ von 1779 hat das Verdienst, zuerst wieder nach dem Beispiel der Engländer von der französisch-holländischen Künstelei zur Natur, zum Verständniß landschaftlicher Schönheit zurückzukehren. Ganz unbedeutend ist Tscharners „Wässerung der Aecker“ 1754, ferner „der Landbau“, ein Lehrgedicht von Röffig 1779; „den Fels“ von Weisenhahn 1774 konnte ich mir nicht verschaffen. „Die Weser“ von Curtius ebenfalls nicht. „Der Harz“ von Dannenberg 1781 enthält nur eine trockene Beschreibung der Bergwerke in Hexametern. Aber Valerius Neubeck, ein schlesischer Arzt, schrieb 1796 ein berühmt gewordenes Lehrgedicht „die Gesundbrunnen“, worin er Naturbetrachtung Belehrung und Sentiment glücklich vereinigte. Schon 11 Jahr früher hatte er eine „Zerstörung der Erde nach dem Gericht“ geschrieben, die ich nicht kenne.

Einen weit höheren Flug als alle diese Naturdichter nahm schon zu Bodmers Zeit der Quedlinburger Friedrich Gottlieb Klopstock, der als dänischer Pensionär in hohem Alter erst 1803 zu Hamburg gestorben ist. Er ließ bereits 1748 die ersten Gesänge seines weltberühmten „Messias“ in den Bremer Beiträgen abdrucken. Im Allgemeinen Bodmers antigottschedischer Richtung folgend, erkannte er richtig, daß der deutschen Literatur nur durch zwei Potenzen aufzuhelfen sey, durch eine feurige Religiosität und durch eine eben so feurige Vaterlandsliebe. Obgleich fast jeder Dichter damaliger Zeit seinen weltlichen Liedern geistliche voranschickte, so waren die letztern doch meist handwerksmäßig gekünstelt. In den eigentlichen Kirchenliedern, Cantaten und Oratorien hatte sich das Bedürfniß nach einer innigern und lebendigern Erfassung des christlichen Stoffes kund gegeben. Klopstock glaubte nun, das Höchste in dieser Richtung zu erreichen, wenn er die Evangelien selbst in einem neuen lyrisch-epischen Feuer verklärte. Er wollte das Heiligste und Größte in der schönsten Sprache darstellen. — Eben so glühend war seine Vaterlandsliebe und

er griff in dieser Beziehung in die zweite schlesische Schule zurück, und machte, wie Lohenstein, den Hermann zum Hauptgegenstand seiner patriotischen Poesie, wie den Messias zu dem der religiösen. Aber Klopstock verirrte sich auf dem Wege zu diesen beiden hohen Zielen in das fremde Gebiet der Classicität. Er brauchte zu seinem Messias die Versart Homers, zu seinen Gesängen altdeutscher Barden die des Horaz.

Was man Klopstock am meisten vorzuwerfen hat, ist, daß er die Gemüthseitelkeit in die deutsche Poesie einführte. Gottsched war eitel auf sein vermeintliches besseres Wissen, auf seinen vermeintlich besseren Geschmack; auch den schlesischen Dichtern hatte es nicht an einer Ueberschätzung ihrer Talente gemangelt; aber Klopstock war der erste, der mit seinem Herzen wichtig that und gerade mit dem am meisten prahlte, was das bescheidenste seyn soll. Das Beispiel dieses berühmten Mannes wurde nun bis zur Ungebühr nachgeahmt. Fast alle Widerlichkeiten der sentimentalen Poesie in Deutschland führen auf diese Quelle zurück.

Vom Messias sagte schon Lessing, er werde von Jedermann bewundert, aber nicht gelesen, und Herder, er fasse Christum und die Apostel (man kann hinzusetzen, sogar den Teufel) zu weichlich und sentimental auf. Ich möchte ihm am meisten vorwerfen, daß er von den Thatsachen der Offenbarung und der kirchlichen Tradition abweicht und sich willkührliche und unpassende Erdichtungen gestattet. Fries tadelte formell die räumlichen Mißverhältnisse im Gedicht und verglich den Messias mit einer großen leeren Leinwand, auf der man nur hie und da zerstreute Sterne, ganz unten in einer kleinen Ecke aber das gelobte Land sehe.

Im Eingang huldigt Klopstock der Prädestinationslehre. Nicht nur Gott Vater und Sohn contrahiren ausführlich über die Mission des letztern, sondern auch von den Aposteln heißt es, ihren schon lange vorhergeschaffnen Seelen seyen Stühle im Himmel neben den vierundzwanzig Aeltesten gesetzt gewesen, ehe diese ihre Seelen in den irdischen Leib eingezogen seyen. Also fällt das Naive der Fischer und Zimmerleute, die durch Christus zum Apostelamte erweckt werden, ganz weg. — Erst nachdem der Dichter auf dem festen Boden der Erde angelangt ist, hat er in wundervoller Sprache Scenen von hoher Schönheit ausgemalt. Man denke nur an das Bild, wie der Heiland vor Kaiphas steht, mitten unter dem Toben seiner Feinde so ruhig, „als säh er den Abfall einer Quelle". Auch die Einmischung der bösen Welt ist nicht selten tiefpoetisch gefaßt. Wie z. B. Abramelech vor des Heilands Blick zurückbebt, indem er ihn belauert, im fünften Gesange, ist sehr schön. Eben so

und alle Menschenklassen als Lebensangelegenheit beschäftigten. Die Entwicklung äußerer sinnlicher Thätigkeit, wie die Kultur sie mit sich bringt, zieht die allgemeine Aufmerksamkeit von diesen Dingen ab; mit dem sich vermindernden Glauben an die Ceremonien, welche die Anlage unmittelbar oder mittelbar steigern, werden auch die Aeußerungen im Großen immer seltener; die Anlage wird in der Volksmasse latent, und wenn sie noch hie und da auffallender in Fulgurationen aufblitzt, so ist allerdings die in der Entwöhnung erstarkte Skepsis ebensowenig geeignet, diese psychischen Phänomene recht zu fassen, als ein früherer Sinn oder die schwärmerische Leichtgläubigkeit, welche etwa in der Zeit übriggeblieben.

Um wieder auf das second sight zurückzukommen, so ist oder vielmehr war es allerdings, als sehr verbreitete endemische Erscheinung, Caledonien eigenthümlich. Sporadisch kommen aber ähnliche Visionen mit dem unterscheidenden symbolischen Charakter überall vor. Namentlich sind die Chroniken voll von Fällen, wo Särge vor oder in den Häusern und ganze Leichenzüge als sichere Vorboten von Todesfällen gesehen wurden. Ja in manchen Familien vererbte sich früher, und wohl noch jetzt, dieses Leichensehen, wie in der des Königsbergschen Doktors Lysius,[1] und es gibt aller Orten in Deutschland solche Todtenvögel, die sich vorzüglich unter Nachtwächtern und Todtengräbern rekrutiren.

Der Caledonier hat aber nicht nur symbolische Gesichte; er sieht auch Fremde, die an seiner Insel erst landen sollen, in leibhaftiger Gestalt. Auch dieses gespenstische Sehen noch lebender Menschen ist eine allgemein verbreitete Form der Hallucination, und eine der gewöhnlichsten Gestalten, welche die Seele sich vorspiegelt, ist das eigene Ich, der Doppelgänger. Der Fall, daß sich der Mensch dabei gerade in seiner momentanen Stellung und Kleidung, also wie ein Spiegelbild erblickt, wobei man an einen optischen Effekt und an eigentliche Sinnestäuschung denken könnte, ist just der seltenste oder kommt wohl gar nicht vor. Das Gespenst des Ich geberdet sich in der Regel gerade wie eine gemeine Hallucination, steht oder sitzt und verschwindet nach längerer oder kürzerer Zeit, oder geht schweigend vorüber. Diese Vision kann

[1] S. Horst's Deuteroscopie. I. 179.

wie der reuige Abadonna ihm am Oelberge naht. Viele Epiſoden ſind aufs ſinnvollſte dem Ganzen eingeflochten, Nebenperſonen iſt eine Bedeutung gegeben, die dem Ganzen, ohne es zu ſtören, einen wahren poetiſchen Reichthum verleiht. Die Bilder ſind oft von homeriſcher Schönheit, die Sprache immer würdig und begeiſtert. Allein das Gedicht iſt im Ganzen zu lang, die Begeiſterung ermüdet durch die endloſen Exclamationen. Und die Einmiſchung der über- und unterirdiſchen Gewalten wird namentlich beim Tode Jeſu gar zu willkührlich, phantaſtiſch, durchaus unevangeliſch. Wie erhaben iſt in der Bibel die Vorſtellung der Finſterniß beim Tode Jeſu. Wie aber hat Klopſtock dieſelbe motivirt? Es iſt kaum glaublich: Er erſinnt einen Kometen namens Adamida, der alle noch ungeborne Seelen enthalten ſoll und ſich geſchwind vor die Sonne ſchiebt, um dieſelbe zu verfinſtern. Dann ſteuert aber Engel Gabriel dieſen Irrſtern zur Erde, damit die Ungebornen noch den Tod Jeſu ſehen können. — Völlig verfehlt iſt der Charakter Abadonnas als eines reuigen, weinenden, ſentimentalen Teufels. Nicht ganz paſſend erſcheint auch die Einmiſchung Adams und Evas. Wenn Klopſtock die Eva ſich weinend über den Leichnam des Heilandes ausſtrecken und deſſen Angeſicht magdalenenhaft mit ihren blonden Haaren bedecken läßt, ſo iſt das gewiß ein originelles Bild, allein es ſtört den ernſten Eindruck, den die Pietabilder ſonſt auf uns zu machen pflegen und machen ſollen. Hieher gehört Maria, nicht Eva. — Am weiteſten aber entfernt ſich Klopſtock von der bibliſchen und kirchlichen Poeſie, indem er Chriſti Höllenfahrt nicht in die Zeit des Begrabenſeyns, ſondern erſt hinter die Auferſtehung verlegt. Auch befreit Chriſtus nicht die Propheten, (denn dieſe ſind bei Klopſtock ſchon lange ſelig), ſondern verwandelt plötzlich alle Teufel in — Todtengerippe. Das ſollen ſie fortan bleiben und der ſublime Gedanke des Dichters iſt, daß Tod und Teufel eigentlich Eines ſeyen, oder daß ſich wenigſtens unſere aufgeklärte Neuzeit die Vernichtung als die einzige Strafe, die den Sünder treffen könne, vorzuſtellen habe. — Dazu kommt auch noch die ſeltſame Vorſtellung, daß das Innere der Erde von einer Centralſonne ausgefüllt ſey, in welcher die Seelen der jung verſtorbenen Kinder wohnen und friedlich von einem Engel geleitet werden, alſo im ganz Innern der Erde kein Platz für die Hölle übrig bleibt.

Klopſtocks bibliſche Dramen ſind 1) der Tod Adams, 2) David, 3) Salomo.

Der Tod Adams iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben und voll O und Ach ſentimentaler Exclamationen und Rührungen:

Adam. Ach, ich habe ſo ſanft geſchlummert.

Seth. O ihr Engel, er lächelt! Kommt, kommt, komm Eva, komm Haman und Selima, kommt ihr Mütter. Wir alle ſind hier, ſegne uns, mein Vater!

Das Trauerspiel „David“ ist in Jamben geschrieben und handelt von Davids Uebermuth und von der Strafe der Zählung des Volks durch die Pest. Das Trauerspiel „Salomo“, gleichfalls in Jamben, handelt vom Götzendienst dieses Königs und seiner reuigen Rückkehr zu Jehovah.

Abbt verspottete diese Dramen und sagte vom Salomo, es handle sich hier eigentlich nur darum, ob der katholische Caplan oder der reformirte Hofprediger bei Hofe speisen solle? Gröber war der Hohn, den Gottscheds Anhänger Triller in seinem „Wurmsamen“ über Klopstock ausgoß.

Ein Dämon aus der scythischen Wüste streut Wurmsamen umher, aus welchem die neumodischen Epen in Hexametern hervorwachsen.

Die geistlichen Lieder Klopstocks leiden an Empfindelei. „Der Ewigliebende, von einer Klarheit zur andern Klarheit, der Weg zum Unendlichen, der Geist der Auserwählten, der Wehmuth Thräne“, das ist nicht ächter Kirchenstyl. Wenn daher Klopstock, wie er sagt, im Sinn hatte, allein ein ganzes Gesangbuch zu schreiben, so würde es wohl nirgends eingeführt worden seyn.

Klopstocks Oden erklären dem deutschen Reim den Krieg, als einer Barbarei, aus der sich die deutsche Muse, an der Hand der griechischen, emancipiren müsse. Er selbst dichtet daher nur in alcäischen, sapphischen choriambischen ꝛc. Versen und in Hexametern. In einer Ode an Voß sagt er: der gute Genius sey allein bei den Alten gewesen, statt dessen sey in die neuern Sprachen ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Reb' ist der Wohlklang. Rede das Sylbenmaaß.
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
Was der, was sagt es, sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Es ist merkwürdig, daß weder Klopstock noch Voß merkten, wie das Gepolter rein auf ihrer Seite war. Eben so unangenehm fällt es auf, daß Klopstock, wenn er nun doch griechisch singen wollte und die Muse, den Genius, Apollo und sonstige griechische Götter anrief, nicht in dieser griechischen Illusion blieb, sondern sie beständig durch die Anmaßung störte, er sey ein Barde, stimme die nordische Telyn, singe ein Bardiet,

wetteifere mit andern Barden, Braga begeistere ihn, Iduna umschwebe ihn ꝛc. Seinen Stolz, die deutsche Sprache und Poesie wiedergeboren zu haben, drückt Klopstock in der schwülstigen Weise aus:

So ertönt, so strömt der Gesang, Thuiskon,
Deines Geschlechts. Tief lags, Vater, und lang
Im säumenden Schlaf, unerweckt
Von dem Aufschwung und dem Tonfall

Des Apollo, wenn der Hellänen Dichter,
Phöbus Apoll Lorbeern, und dem Eurot
Gesänge des höheren Flugs
In dem Lautmaaß der Natur sang.

Die Oden wimmeln von sprachlichen ohrzerreißenden Härten, indem sie gerade dem Ohr zu schmeicheln sich rühmen, z. B. aus der Ode „unsere Sprache“:

Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert!) o feyere, dich
Magie der geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! Die Adler entflohen und du bliebst,
Die du warest!

Aus der Ode „die Maaßbestimmung“:

Dich Harmonie, der gehorchend, sich zu Mauern
Felsen wälzen! Der Baum, zu schatten,
Wandelt ins Sonnengefild!

Zaubert so gar der Meister nicht stets. Hat das Urtheil
Etwa den Theil, und das Theilchen nicht mit scharfem
Blick gemessen? Bemerkt es Andart
In das zu groß und zu klein?

Die nicht? Genau das Maaß nicht gedacht; und der Umriß
Ründet sich nicht mit der Biegung, der es glücket.

Aus der Ode „Delphi“:

Schon noch einst, wo gleichen sich darf, wer nur lärmt,
Gar den Erguß des Erfinders noch mit Schlamm trübt,
'e Kind dem Manne, da ragts von hohen
Ohren, nicht leerer, hervor?

Gegen diesen krampfhaften Unsinn ist der schon früher von Andern gerügte klopstockische Comparativ eine unschuldige Kleinigkeit. Klopstock

pflegte nämlich, bloß um des Metrums willen, aus dem Poſitiv der Beiwörter den Comparativ zu machen und z. B. zu ſagen: der ſtillere Abend ſtatt der ſtille Abend, auch wo keinerlei Vergleichung mit einem weniger ſtillen Abend ſtattfand. Neben dieſem unerlaubten Mißbrauch der Sprache fällt in Klopſtocks Oden beſonders unangenehm die wechſelſeitige, ſchon bis zur Lobaſſekuranz gediehene Anpoſaunung der damaligen Poeten auf. Wie Klopſtock von ſeinen Zeitgenoſſen und jüngern Anhängern über alles Maaß geprieſen wurde, ſo gibt er ihnen auch das Lob reichlich zurück und ſeine Oden wimmeln vom Preiſe Gleims, Gellerts, Cramers, Hagedorns, Stolbergs, Ramlers ꝛc. Neben den Poeten wird auch die Muſe, die Leyer ꝛc. geprieſen: kurz, der Sänger preist vor allem ſich ſelbſt, ſeines Gleichen und den Geſang. Die entſetzliche Geſchmackloſigkeit der Oden auf die Leyer ging zwar nicht von Klopſtock aus, wurde aber doch durch ihn mehr als je in Deutſchland eingebürgert. Unzertrennlich damit verbunden ſind die Anrufungen an die allegoriſchen Perſonen derjenigen Gefühle, die der Dichter ausdrücken ſoll. Anſtatt ein frohes Lied zu ſingen, ruft der Dichter die Freude an:

Komm und lehre mein Lied, jugendlich heiter ſeyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beſeelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

Statt begeiſtert zu dichten, wird die Begeiſterung angerufen:

O Begeiſterung! ſie erhebt ſich, feuriges Blicks
Ergießet ſich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ström! denn du ſchoneſt deß umſonſt,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

Auch darin gab Klopſtock den nachfolgenden deutſchen Dichtern ein böſes Beiſpiel, daß er an die Stelle des reinen Ausdrucks des ächten Gefühls hohle Exclamationen ſetzte. Man leſe z. B. die Ode „der Erbarmer“!

O Bewundrung, Gottes Bewundrung,
Meine Seligkeit!
Nein, wenn ſie nur bewundert,
Hebt ſich die Seele zu ſchwach!

Erſtaunen, himmelfliegendes Erſtaunen!
Ueber den, der unendlich iſt!

O du der Seligkeiten höchste,
Ueberſtröme du meine ganze Seele ꝛc.

Leider iſt in dieſer Andachtsgluth die Aufmerkſamkeit des Dichters immer auf ſich ſelbſt gerichtet. Klopſtock kokettirt mit ſeiner werthen Perſon. Ich bete, ich bewundre, ich ſehe, ich ſtaune, ich hebe mein Auge auf, ich fühle ꝛc., immer ich und ich und ich!

Ich legte meine Hand auf den Mund, und ſchwieg
Vor Gott!
Jetzt nehm' ich die Harfe wieder aus dem Staub auf,
Und laſſe vor Gott, vor Gott ſie erſchallen!
Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde! ꝛc.

In der Ode „Teutone" preiſt er ſich ſelbſt als den Liebling Deutſchlands, dem die Göttin Teutone zulächelt, und den die Geiſter ſeiner Geſänge zur Unſterblichkeit emportragen. Unter dem unpaſſenden Namen „Vaterlandslied" ſchrieb Klopſtock das berühmte Lied:

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein Aug iſt blau und ſanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel iſt, und ſtolz und gut.

Jahn verlangte, jedes deutſche Mädchen ſollte dieſes herrliche Lied auswendig lernen. Mir aber ſcheint dieſes Lied unwahr, eine eitle Prahlerei, eine Koketterie mit der deutſchen Jungfräulichkeit zu ſeyn. Welches Mädchen wird wohl ſo frech mit ihrer Tugend und Nationalität daherprahlt kommen!

Aedone und Aedi, Mutter und Tochter in Klopſtocks „Lehrſtunde", welches Gedicht von Naumann in Muſik geſetzt wurde und ſeiner Zeit beliebt war, ſind ein non plus ultra von Sentimentalität.

* Die Mutter gibt der Tochter Unterricht im Singen; die naive Tochter verlangt immer ſchönere, immer ſüßere Lieder zu hören und endlich entſchließt ſich die Mutter, ihr ein Liebeslied zu ſingen, wozu die Nachtigall flötet. Der Schluß iſt allgemeine Auflöſung in Wonne. Klopſtocks Sprache iſt in dieſer Dichtung von Göthe'ſcher Wärme; nur ſollte ſtatt der Mutter ein Liebhaber den Unterricht ertheilen.

Von der Natur iſt in Klopſtocks Oden wenig die Rede, außer wo er die Sterne commandirt, nach dem Tact ſeiner ſchwülſtigen Oden Gott

zu beweiſen. Dreimal jedoch beſingt er das Schlittſchuhlaufen, das er gern trieb, freilich weniger ſchöne winterliche Landſchaftsbilder, als wieder confuſes Poſaunen im hohen Obenton. Das einzige wahre Naturbild iſt das berühmte Mondlied.

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner ſtiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin!

Eine Anzahl der ſpätern Oden iſt politiſchen Inhalts. Er preiſt die Reform Joſephs II. Er begrüßt die franzöſiſche Revolution als die Aurora der beſſern Zukunft. Aber bald ekelt auch ihn der Greuel der Jakobiner an und er klagt bitter über die verlorene Hoffnung der Freiheit.

Klopſtock ſchrieb drei patriotiſche Schauſpiele, die er ſelber Bardiete zu nennen beliebt (barditus nach Tacitus), alſo Bardenſpiele. 1) Hermanns Schlacht, 2) Hermann und die Fürſten, 3) Hermanns Tod.

Alle drei ſind in Proſa geſchrieben mit untermiſchten Chören und Arien der Barden. Die Proſa hat viel von Macphersons Oſſian geborgt, dazu aber noch eine Menge O und Ach, ſo daß die altgermaniſchen Helden nicht ſelten reden, wie Geßners Schäfer. Man höre z. B. wie Hermann über den Tod ſeines Vaters klagt: „Haſt du ihn geſehen, Brenno? Du antworteſt mir nicht? Dein Blick wird ernſter! Rede, rede, Brenno, bei Wodan, rede! Redet, wer hat meinen Vater geſehen? Warum ſeyd ihr ſo beſtürzt? Will mir Keiner ſagen, ob er meinen Vater geſehen hat? — Du weinſt, Brenno? Ich habe dich nie weinen geſehen. — Todt iſt er? ach mein Vater! o Wodan, Wodan, du gabſt mir der Freuden viel. Aber dieſer Schmerz — ach mein Vater! ach mein Vater! Iſt er todt? ꝛc.“

Das Bardiet „Hermann und die Fürſten“ lehrt, wie trotz Hermanns Eifer und Muth durch die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten der Sieg verloren geht. Es iſt Schade, daß Klopſtock dieſen fruchtbaren Stoff nicht mit mehr Geiſt und Witz ausgearbeitet hat. Der einzige treffliche Sarkasmus, der dem zürnenden Hermann entfährt, iſt: „Wohlan denn, wenn es die Fürſten nicht wollen, ſo wollen es die Götter auch nicht, und ich unterwerfe mich.“ Dieſelbe Uneinigkeit und Vaterlandsvergeſſenheit motivirt „Hermanns Tod.“ Klopſtock macht hier ſeinem jungen Freunde Stolberg das Compliment, unter Hermanns Freunden ſchon einen Stolberg, als Ahnherrn des Hauſes, anzuführen.

Zuletzt ſchrieb Klopſtock noch ein wunderliches Buch in Proſa „die deutſche Gelehrtenrepublik“, worin er vorſchlug, das ganze gelehrte und ſchriftſtellende Deutſchland zunftmäßig zu organiſiren, das Genie und das

Gute zu belohnen, Dummheit und Bosheit unwirksam zu machen. Als ob die Geisterwelt je einen Zunftzwang ertragen könnte!

Klopstocks begeistertster Freund war Johann Andreas Cramer, Kanzler in Kiel, der „Er und über ihn“ schrieb und ihn im aufgeblasenen Odenton sklavisch und geistlos nachahmte. Eine seiner längern Oden an Luther erlangte unverdienten Ruhm. Johann Adolf Schlegel (des Elias Bruder und der August Wilhelm und Friedrich Vater) ging in seinen geistlichen Oden von Gellerts Manier zu der Cramers über.

Unter dem Einfluß Klopstocks entstand 1760 die „Lutheriade“ des v. Derschau, obgleich nicht in Hexametern, sondern in Alexandrinern geschrieben.

Neben Luther, als er die Völker vom Joche Roms befreit, glänzt hier Moritz von Sachsen, als der die Fürsten vom Kaiser emancipirt. Schon ganz modern bureaukratisch aufgefaßt.

Conrad Arnold Schmid schrieb 1761 Gedichte auf die Geburt des Erlösers, welche vergessen sind, während seiner witzigen „Jugendgeschichte und Visionen des h. Blasius“ noch rühmlich gedacht wird. Das war aber nur ein Scherzgedicht zu Ehren seines alten Freundes Gärtner, als derselbe am Stift St. Blasien in Braunschweig Canonicus wurde.

Friedrich Hudemann gab zu Pützow und Wismar 1765 einen „Lucifer“ heraus, ein Epos in Hexametern, matt, geistlos, voll falscher Empfindsamkeit.

Die Erde ist noch nicht geschaffen. Gott will sie schaffen. Lucifer wird darüber wüthend und empört sich gegen Gott, unterliegt aber dem Erzengel Michael. Sie führen förmliche Schlachten im leeren Raum aus, die Heere ziehen sich zurück, avanciren wieder ꝛc. wie Regimenter. Michael ist des Sieges nicht sicher, Gabriel muß ihm zu Hülfe kommen. Endlich sind die Rebellen besiegt und Gott beginnt die Schöpfung, Tag für Tag, nach dem Wortlaut der Genesis, aber vom Dichter mit wenig Phantasie ausgeführt. Wie Bodmer in der Noachide gibt er kleine Thierbilder; der Schöpfer selber redet z. B. die Gänse, indem er sie schafft, also an:

Schwebt in der Fluth und der Luft, ihr stets geschwätzigen Gänse,
Schneidt mit dem Schnabel das Gras in wackelnder Leibesbewegung.

Schließlich wird das erste Menschenpaar geschaffen und die Geschlagenen in der Hölle fordern den Satan auf, die Eva zu verführen. Das sündige Pärchen wird aus dem Paradiese verbannt, aber Christus selber tröstet sie:

„alle Sünden ſind euch vergeben und völlig getilgt, wenn ihr bereut. Gleich nach eurem Tode ſollt ihr in den Himmel kommen ꝛc.“

Dieſe widrige Sentimentalität macht die ganze tiefe Bedeutung des Sündenfalles zu nichte. Derſelbe Dichter ſchrieb auch noch einen auferſtandenen Meſſias und behandelte Kains Brudermord und die Tochter Jephthas als Trauerſpiel.

Caſparſon, einer ſchwediſchen Familie entſtammt, Profeſſor in Kaſſel, ließ ſich durch Klopſtock und die Schweizer für das Altdeutſche begeiſtern, gab den Wilhelm von Oranſe heraus, und ſchrieb in Klopſtocks Manier Bardenſtücke: Thafnilde 1768 und Theutomal (Thusnelbens Sohn) 1771. Karl Auguſt Küttner in Mitau ſchrieb 1773 Oden und 1791 eine „Kurona“, Dichtungen aus der nordiſchen Vorzeit. Friedrich Hahn aus Zweibrücken ſchrieb ein „teutoniſches“ Gedicht an Minnehold (Müller).

Auch der galante Gerſtenberg warf ſich in Klopſtocks Manier: 1766 ſchrieb er „den Skalden“, ein kleines Epos in gereimten Jamben, worin ein Skalde den Fall der alten deutſchen Götter beklagt. Ganz in der Bardenmanier iſt das lange Melodrama „Minona oder die Angelſachſen“ gedichtet, 1785.

Die keltiſchen Britten ſind von den Römern unterjocht, werden aber durch die Angelſachſen befreit. Minona, die Schweſter des brittiſchen Königs von Morven, deren Geſänge wie Geiſterſtimmen die Handlung durchtönen, liebt den heldenkräftigen Edelſtan, Herzog der Angeln, der die Römer überwältigt und ihren gedemüthigten Anführer Aurelius ſammt der heißblütigen Aezia, die ihn liebt und Minona aus Eiferſucht ermorden wollte, heimſchickt. Zuletzt ſtürzt auch noch der Sieger Edelſtan die blutigen Altäre der Druiden und macht die edle Menſchlichkeit gegenüber dem Prieſterthum geltend. Nun ſollte man meinen, es ſey leidenſchaftliches Intereſſe genug in dieſem Stück, damit Sprache und Handlung raſch ſeyn könnten; aber die Reden werden zu breiten Parlamentsreden und Zeitungsartikeln.

Ins ärgſte Extrem des Schwülſtigen und Grauenhaften ſprang der ſonſt ſo leicht tändelnde Gerſtenberg über in der Tragödie Ugolino (1768).

Die bekannte Epiſode aus dem Dante, Ugolino und ſeine Kinder im Hungerthurme ſchmachtend. Was Dante weiſe verſchwiegen, malt Gerſtenberg breit aus, behaglich wühlend im Gräßlichen. Der Knabe Anſelmo bittet (Theil I. S. 505) den Vater, er ſolle ihn nicht freſſen, wenigſtens nicht, ſo lange er noch lebe. Um das beſtialiſche Anpacken der Kinder gewiſſermaßen zu verthei-

digen, läßt Gerſtenberg den Ugolino in eine Art Raſerei fallen, in der er ſich einbildet, ſein Sohn ſey der verhaßte Feind, gegen den er nun mit Recht wüthen darf. In dieſer ſchäumenden Wuth faſelt Ugolino trivialen Unſinn und das Schreckliche wird lächerlich. S. 509: „Teufel, Teufel! du mein Richter? Weißt du, was der Tod des Verhungerns iſt? Hungertod? ha, ha, Hungertod! — Hungertod, dein Name iſt Tartarus!“

Karl Friedrich Kretſchmann, Advokat in Zittau, deſſen Werke 1784 erſchienen, ahmte Klopſtock und Oſſian zugleich nach in „Ringulfs Klage“, worin Ringulf über Hermann des Cheruskers Tod ungefähr jammert, wie Oſſian über Fingal. In demſelben Ton klagt er über Kleiſts Tod. Daneben ahmte er aber auch Gellert nach und benutzte deſſen „alten böſen General“ zu einem breiten Luſtſpiel. — Daniel Jenisch, Prediger in Berlin, ſchrieb eine „Boruſſias“ in Hexametern voll Schwulſt und Pathos, worin er die Thaten Friedrichs im ſiebenjährigen Kriege verherrlichte, ſtürzte ſich aber, weil ſeine Poeſie keinen Anklang fand, 1804 in die Spree.

Einen merkwürdigen Nachahmer fand Klopſtock in dem joſephiniſchen Oeſterreich. Michael Denis, Bibliothekar in Wien, genoß den ungeheuerſten und übertriebenſten Ruhm als angeblicher Morgenſtern des beſſern Geſchmacks in Oeſterreich, als erſter Lichtträger in das mittelalterliche Dunkel des katholiſchen Deutſchland. Aus ſeinen Liedern geht hervor, daß er ein gutmüthiger Oeſterreicher und höchſt loyaler Unterthan, aber ein ſchwacher und unglaublich eitler Geiſt war. Durch Anagramm ſeinen Namen in Sined verkehrend, nahm er nicht den mindeſten Anſtand, ſeine eigenen Lobgedichte auf Maria Thereſia und Joſeph II. in unzertrennlicher Verbindung mit ſeiner Ueberſetzung des Macphersonſchen Oſſian (in Hexametern) unter dem pomphaften Titel „Oſſians und Sineds Lieder“, in einer Prachtausgabe in Quart erſcheinen zu laſſen. Wien, 1784. Er ſelbſt ſagt darin, Oſſian habe ihm, dem deutſchen Barden, ſeine Telyn hinterlaſſen. — Den Inhalt ſeiner eigenen Lieder bildet immer Denis ſelbſt. Was er auch ſonſt beſingen mag, voran ſteht immer er ſelbſt als Barde. Von ſich, über ſich, zu ſich ſpricht er, oder von ſeiner Harfe. Da beſingt er ſeine eigene Geburt, wie die eines Gottes, und bedauert ſeinen Vater, daß er den Ruhm des Sohnes nicht mehr habe erleben können.

Wenn damals in Frankreich die Dichter alle antike Götter anriefen, um Ludwig XV. bei der Toilette und bei Tische zu bedienen, oder seinen Maitressen aufzuwarten, so glaubte Denis patriotischer zu handeln, indem er, ähnlich den Ossianischen Geistern, sämmtliche in Walhalla versammelte altdeutsche Helden und Barden herbeikommen ließ, um die Wiege und den Thron der Habsburger in Wien zu umschweben. Doch trotz all dieses geschmacklosen Schwulstes ist etwas Rührendes in Denis Liedern zum Lobe der Maria Theresia. Seine Devotion nimmt nicht selten den Ton der Zärtlichkeit an. — Das patriotische Epos „Rüdiger von Stahremberg oder das belagerte Wien" von Huber (1788) konnte ich mir nicht verschaffen.

Ein noch merkwürdigerer Nachahmer Klopstocks war Franz von Sonnenberg, gebürtig aus Münster, der in Jena privatisirte und sich nach der Schlacht bei Ulm (1805) aus Verzweiflung am Vaterlande aus dem Fenster stürzte. Seine glühende Seele verräth sich auch in seiner großen Epopöe „Donatoa", in Klopstockschen Hexametern.

Der Genius der Erde klagt, daß die Erde nun schon so alt geworden und die Menschen so verdorben seyen. Gott beschließt, den Donatoa, den erstgeborenen Engel, den des Todes, zu rufen. Unterdeß berathen sich die drei Personen der Gottheit, worauf der Sohn den Todesengel umarmt und zu seiner Bestimmung einweiht, nämlich, die böse Welt zu vernichten, damit eine bessere an die Stelle trete. Donatoa fliegt über die Erde und sieht unter sich die sündenvollen Städte der Menschen, auch Rom, die verderbteste von allen (Sonnenberg war Katholik). Erzengel Michael erbittet für die Menschen noch eine Frist und weiset auf eine Gegend hin, wo noch reine Unschuldsmenschen leben. Das ist der Greis Eliora, der das längst vergessene Christenthum predigt, seine Tochter Herkla und ihr Geliebter Heroal. Endlich kommt Satan mit allen Mächten der Hölle, entschlossen, sich dem Tode entgegen zu stellen, um die Menschheit als sein Volk zu retten. Das ist der genialste Gedanke des Gedichts. Mit den Bildern nimmt es übrigens der Dichter nicht sehr genau, denn Satan erscheint hier geflügelt und fährt doch auf einem Wagen mit Rossen. Satan hofft, Gott selbst zu überwinden. Einstweilen begnügen sie sich mit der Erde, über welche sie den Abdul zum Alleinherrn setzen, weil Despotismus das beste Mittel ist, die Menschen zu verschlechtern. Dann wieder Liebesscenen zwischen Herkla und Heroal. Die Liebenden werden selbst bedrängt, während Abdul erst die alte Welt erobert, dann mit Donatoa um den Besitz von Amerika kämpft. Heroal tritt an die Spitze der Amerikaner für die Freiheit gegen Abdul. Er unterliegt und wird der verlorenen Schlacht entrückt in

natürlich durch den überwältigenden Schreck und durch den Volksglauben, der ſie zum ſchlimmſten Omen macht, ſehr gefährlich werden; es gibt aber zahlreiche Fälle von Sichſelbſtſehen, wo ſich das Geſicht ohne Schaden und Folgen öfters wiederholt hat. Es iſt uns kein Fall bekannt, wo dabei auch das Gehör ergriffen worden wäre, ſo daß der Viſionär, wie Amphitruo oder Soſias, in einen Dialog mit dem Doppelgänger verwickelt worden wäre. Es gehört zu der flüchtigſten Gattung von Phantomen, die wie Blaſen aus dem ſomnambülen Grunde der Seele ins Bewußtſeyn aufſteigen und zerplatzen.

Noch weit mächtiger als bloße Geſpenſterfurcht wirkt religiöſe Schwärmerei auf Entbindung des ſomnambülen Elements und bildet unter begünſtigenden Umſtänden das, was man im engern Sinn eine Viſion, ein Geſicht nennt. Alle Leſer wiſſen zur Genüge, welche umfangreiche Rolle die religiöſe Viſion und Entzückung in der Geſchichte der Chriſtenheit ſpielt — um zunächſt nur von dieſer zu ſprechen — und wie viel von Engeln aller Art und allen Heiligen des Paradieſes ihren Vertrauten im Fleiſche Hochwichtiges, Tröſtliches und Entzückendes, wie Beängſtigendes und Bedrohliches mitgetheilt worden iſt, ohne daß die Menſchheit dadurch auch nur um Eine arme Wahrheit reicher geworden wäre, während ſie beim Rückblick vor der unergründlichen Tiefe ihrer eigenen Natur erſchrickt. So gewiß es iſt, daß viele Geſichte der Schwärmer wirklich dem Gebiet des Somnambulismus angehören, ſo läßt ſich doch, was Viſionen mit wachem Hirn anbelangt, in der Geſchichte meiſtens kritiſch gar nicht mehr ermitteln, ob in dieſem und jenem Fall wirklich eine ſomnambüle Anwandlung obgewaltet, oder ob nur die gewöhnliche Phantaſie ihr tolles Spiel getrieben. Wir wiſſen freilich noch nicht, ob und in welchem Grade die irre, ſtürmiſche Phantaſie auch im normalen Lebensgange jenes ſchlummernde Meer in der Tiefe der Seele zu Wogen auftreibt, daß ihr Schaum ins Bewußtſeyn heraufſteigt; ſoll aber der Begriff des Somnambulismus nicht ganz verſchwimmen, ſo müſſen wir uns an ſeine einmal bekannten, bezeichnenden Symptome halten, namentlich an die unabweisliche Fixität der Bilder, an die Periodicität der Anfälle, an den kriſenähnlichen Verlauf und an die Erſtarrung des Körpers und die Feſſlung der äußern Sinne, von welch letzterem

ein Thal, wo er unerwartet seine Herkla wiederfindet. Indem sie sich entzückt umarmen, sterben sie im Kuß und ihre Seelen schweben zum Himmel auf. — Die Dreieinigkeit wiederholt den Beschluß der Weltvernichtung. Adami, der Genius der Erde, nimmt rührenden Abschied von Selenoa, dem Genius des Mondes. Die Mondkinder schlummern nur ein. Die Menschen aber werden vertilgt durch furchtbare Ungewitter, Erdbeben, Empörung des Meeres ꝛc. Donatoa überschüttet sie mit allen Schrecken der Natur. — Aber die Todten stehen bald wieder auf. Adam und Eva genießen das Schauspiel, alle ihre Kinder auf einmal übersehen zu können. Zuerst werden die guten Menschen abgefunden und alle selig. Während dieses Gerichts aber dauert die Zerstörung anderer Welten fort. Nicht nur Erde und Mond, alle Planeten und Sonnen gehen unter und kommen vor das Gericht. Hier aber ist das Urtheil viel summarischer. In Bausch und Bogen werden ganze Sterne und Sterngruppen abgefertigt. Nachdem alles in der Natur todt ist, kommt der Himmel selber dran, die Engel müssen sterben. Michael stirbt schön. Gott selbst drückt ihm die Augen zu. Endlich ist außer Gott nur noch Donatoa übrig, auch er, der personificirte Tod, muß nun sterben. Gott deckt ihn mit den Trümmern des Himmels zu und ist nun ganz allein auf den Gräbern der Welt. Aber Gott weckt alles Leben wieder auf, jetzt gereinigt, sündenlos. Die Hölle selbst wird gereinigt und ausgeputzt und zum Himmel gemacht. Satan sieht es mit Schaudern und Ingrimm; alles ist von ihm abgefallen, alles fromm und bekehrt und selig, nur er allein noch personificirt die Hölle. Da rafft er sich noch einmal zusammen, verstellt sich und spielt den Bekehrten. Gott aber durchschaut seinen Trug und verdammt ihn, — ins Nichts zu verschwinden.

So endet dieses merkwürdige Gedicht, das nahezu 20,000 Verse zählt und wegen seiner breiten Manier trotz der großartigen Anschauung des Ganzen doch den Leser ermüdet. Am meisten aber gereicht dem Gedicht die falsche Sentimentalität zum Vorwurf, in welcher Teufel und Hölle wie in Zuckerwasser aufgelöst werden.

2.

Romane in englischer Manier.

Je mehr in den französischen Romanen und Schauspielen die Lüderlichkeit überhand nahm, um so entschiedener wandte sich der ernste, kalte und stolze Engländer von der unreinen Berührung mit ihnen ab und erfand eine neue Gattung moralischer Familienromane, in denen er seinem strengen Pflichtgefühl und seiner Frömmigkeit Genüge that, aber auch ein

wenig Prüderie zur Schau trug. Der Schöpfer dieſer neuen, meiſt ſehr bändereichen engliſchen Romane war Richardſon, der aber an feinem Geiſt und poetiſchem Gefühl von Goldſmith übertroffen wurde. Guten Humor brachten Fielding und Smollet hinzu. Der Schöpfer einer eigenen Gattung empfindſamer Reiſen wurde Sterne, der zum erſtenmal einen Zug Shakeſpeares in den Roman übertrug, die echt humoriſtiſche Paarung von Weinen und Lachen, tiefer Rührung und Sarkasmus.

Bei der Stammverwandtſchaft zwiſchen Engländern und Deutſchen und dem gleichen Bedürfniß beider, ſich dem Einfluß der franzöſiſchen Sittenverderbniß zu entziehen, war es natürlich, daß bald viele deutſche Dichter auf den engliſchen Ton einginge.

Johann Timotheus Hermes, Superintendent in Breslau, ahmte Richardſon nach, zuerſt in der Geſchichte der Miß Fanny Wilkes (1766), dann in dem langen Roman, der ſeinen Ruf begründete, „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen“ 1769.

Sophie von Hohenwald, die Tochter eines engliſchen Schiffers, wird bei einer Dame in Memel erzogen, die eine Tochter in Sachſen verheirathet, aber lange keine Nachricht von ihr hat. Sophie entſchließt ſich, hinzureiſen, um ihr Nachricht zu bringen, und dabei ihre eigne Neugier zu befriedigen, da ſie gerne die Welt ſehen möchte. Nun begegnen ihr unterwegs eine Menge Abentheuer. Sie wird mit vielen intereſſanten Charakteren bekannt, die ſich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt ſich in einen gewiſſen Herrn Leſſe, mit dem ſie zufällig in einem Bette zuſammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entſagt ſeinetwegen dem braven Seemann, Cornelius Puf, der ſie aus mehreren Gefahren errettet. Ein ruſſiſcher General Tſchernoi ſtellt ihr nach und entführt ſie nach Danzig. Puf aber befreit ſie wieder. Der obligate Böſewicht des Romans und ihr eigentlicher böſer Dämon iſt ein gewiſſer Schulze. Endlich da Leſſe ſie aufgibt, muß ſie einen armen Schulmann heirathen, der ſie anfangs plagt, mit dem ſie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenperſonen, Epiſoden und moraliſche Excurſe faſt ganz verſchwinden gemacht.

In dem Roman „Für Töchter edler Herkunft“

iſt ein Prälat heimlich verheirathet, muß aber ſeinem habgierigen Bruder das Verſchweigen des Geheimniſſes mit dem größten Theil ſeines Beſitzes abkaufen. Da wäre nun wenigſtens Anlage zu etwas Romantiſchem, das aber in der Ausführung durchaus vermißt wird. Was Töchter edler Herkunft daraus lernen ſollen, iſt ſchwer zu errathen.

In dem Roman „Zwei literariſche Martyrer und deren Frauen“ kommt im Anfang des 2. Theils eine einzige hübſche Scene vor,

wie ein Reiſender ein unſchuldiges Mädchen beſchützt und ſich dann unter einer Weide ſitzend mit ihr unterhält. Ein Johanniswürmchen umkreiſt ihren ſchönen weißen Arm. Ihr Halstuch iſt von dem Poſtillon etwas mit Branntwein beſchüttet worden. Der Geruch ekelt ſie, der Reiſende bietet ihr ein anderes Tuch an, und ſie ſteckt das ihre vor ab, um das ſeinige umzulegen. Eine echte Scene wie aus Gerricks Reiſen. Im Uebrigen iſt dieſer Roman unendlich widrig durch ſeine Verworrenheit, durch das häufige Verlieben, das zu nichts führt; durch die Nahrungsſorgen und das ewige Vorzählen von Thalern, die der Held oder die Heldin zu wenig haben.

Genug, Hermes (den ich noch perſönlich kannte, da er erſt 1821 im höchſten Alter geſtorben iſt) war zu zerſtreut und confus, als daß ſeine Sittenpredigten einen tiefern Eindruck hätten machen können.

Wielands Freundin, Sophie von Laroche, gab ein Jahr nach „Sophiens Reiſe“ (1771) einen Roman unter dem Titel „das Fräulein von Sternheim“ heraus.

Hier iſt es wieder eine Sophie, die ihre Tugend mitten unter Nöthen bewahrt. Aber die Laroche packt den Gegenſtand mit großer Energie an. Sophie von Sternheim wird durch den diaboliſchen Lord Derby um Alles gebracht, durch eine falſche Trauung betrogen, durch einen Diener des Böſewichts zuletzt in einen Thurm geworfen, den ſie nur ſterbend wieder verläßt, aber bei alledem bleibt ſie immer gleich edel, gleich tugendhaft und läßt ſich nicht aus dem Gleichmuth einer ſchönen Seele herausbringen.

Die Verfaſſerin hat ſich nicht ſowohl Richardſon und Hermes, ſondern den jüngern Crebillon zum Muſter genommen, in deſſen orphelins ein Don Juan der engliſchen Ariſtokratie mit unnachahmlicher Kunſt eine edle Dame verführt. In den ſpätern Romanen der Laroche wird jene erſte Energie vermißt. Sie erſcheint darin lehrhaft, tugendkokett, langweilig. In dem Roman „Schönes Bild der Reſignation“ zerfließt ſie in O und Ach. Ein empfindſamer Georg ſteht hier mit getheiltem Herzen zwiſchen zwei für ihn betenden Mädchen. Es lohnt nicht der Mühe, alle ihre Romane: Meluſinens Sommerabende, Briefe an Lina, Liebehütten ꝛc. zu analyſiren.

Johann Jakob Duſch, Profeſſor in Altona, begann 1754 mit langweiligen Lehrgedichten, ging allmählig in die Nachahmung Kleiſts als

Naturbeschreiber über, unterbrach diese geistlosen Sachen mit einigen komischen Epopöen im Geschmack des Pope und Zachariä (den Schooßhund, das Toppée), übersetzte Pope und Hume, und endete mit Romanen in englischer Manier, nachdem er 1780 in „der Stärke der edleren Liebe" den griechischen Roman des Heliodor matt nachgeahmt hatte. Am berühmtesten wurde sein „Karl Ferdiner" (1776).

Karl liebt zwei gleich vortreffliche Frauenzimmer zugleich, kann sich deßhalb nicht entschließen, welche er heirathen soll, läßt sich mit der Einen ein, verschiebt aber den Hochzeittag und läßt sie am Ende sitzen, um der Andern nachzugehen, die ihrerseits die Großmüthige spielen und ihn Jener lassen will. Wie in Göthes Stella, widerliches Zeug! Ein so wankelmüthiger Mann verdient nicht, als ein interessanter Romanheld dargestellt, sondern ausgepeitscht zu werden.

Noch widriger ist „die Pupille", ein Roman in Briefen von 1798.

Die Helden des Romans sind die Pupille, ein verwaistes, sehr schönes Mädchen Namens Minna und ihr Geliebter Waller. Die Katastrophe ist ein Maskenball, auf dem Waller in der Trunkenheit seine Minna entehrt, sich aber einbildet, es sey eine Andere gewesen, während auch Minna glaubt, es sey bei ihr ein Anderer gewesen. Ein boshaftes Paar nährt den Irrthum, bis er sich aufklärt und Waller und Minna ein glückliches Paar werden. Die unschöne Art, wie Caroline sich bei dieser Geschichte benimmt, entfremdet ihr das Herz ihres Liebhabers Felsberg.

Müller von Itzehoe, Buchhändler, später Privatmann, ahmte die komischen Romane des Fielding nach. Sein berühmtester Roman „Siegfried von Lindenberg" erschien 1779 mit Kupfern von Chodowiecki. Müller schilderte darin einen jungen Pommerschen Edelmann als einen noch ganz ungeleckten jungen Bären, aber voll Gutmüthigkeit. Leider glaubte er manches von Don Quixote auf ihn übertragen zu müssen, wodurch die Naturwahrheit dieses pommer'schen Sittengemäldes wieder Noth litt.

Siegfried ist nur Cornet, aber reicher Gutsbesitzer. Aus Langeweile läßt er sich einmal durch den Schulmeister (Ludimagister Schwalbe) den gehörnten Siegfried vorlesen und bekommt Lust zu solchen Geschichten. Der Schulmeister überredet ihn, seine eigenen Thaten, wie die jenes ältern Siegfried, mittelst eines Wochenblattes der Welt zu verkünden, und wirbt in der nächsten Stadt ein brodloses Genie, den Herrn Fix, dieses Blatt nebst dem Druck zu übernehmen. Hier lernt er aber auch den braunen Mann, das Muster eines schlichten, vernünftigen Mannes und Familienvaters kennen. Nun wird die kleine erbärm-

liche Chronik des Pommerſchen Dorfes in den Nummern des neuen Blattes preisgegeben. Die darin vorkommenden Ausſchneidereien läßt ſich der ehrliche Junker aber nicht gefallen. Um die Welt zu ſehen, geht Siegfried auf Reiſen, von Ludimagiſter und Fix begleitet, aber ſchon am nächſten Stadtthor kehrt er wieder um, weil er incognito hat reiſen wollen und die unverſchämte Wache am Thor ſeinen Namen wiſſen will. In einem Wirthshaus begegnet er zum erſtenmal der ſchönen Eliſe, einer reiſenden Dame, die zum Glück in ſeiner Nähe wohnt und der er bald ſeine Aufwartung macht. Der Schulmeiſter fällt aus der Rolle, indem er ſich von ſeinem böſen Weibe jämmerlich durchprügeln läßt, welchen Exceß der Junker ſtreng beſtraft. Fix macht ſich nützlich, indem er den Junker aus den Händen von Räubern befreit. Endlich kommt auch noch der braune Mann wieder, macht den Junker auf ſeine begangenen kleinen Thorheiten aufmerkſam und bildet ihn zum praktiſchen Manne aus, in welchem Geſchäfte ihm Eliſe gern behülflich iſt, die dem treuherzigen Junker Herz und Hand gibt.

Unter dem braunen Manne verſtand Müller ſich ſelbſt, gab daher ſpäter noch mehrere Romane „aus den Papieren des braunen Mannes“ heraus. Seine Sprache iſt affectirt natürlich, in Siegfried noch gehaltener, ſpäter allzu vertraulich und aufdringlich. In dem „Herrn von Waldheim“ ſchildert er wieder einen derben Landjunker mit ſeinem Sohn und verhöhnt nebenbei einen orthodoxen Geiſtlichen als Kuppler. Im „Emerich“ ſtellt er eine geſunde ländliche Natur der ſtädtiſchen Corruption gegenüber und greift wiederum die Orthodoxen heftig an. Hierin zeigt er eine Wahlverwandtſchaft mit Nicolai. In „Friedrich Beck“ häuft der Verfaſſer neue Abentheuer, in „Ferdinand“ ſogar Greuel, was zu ſeiner erſten Manier nicht mehr paßt.

Als ein gutes Sittengemälde war der 1784 von Helene Unger (Frau eines Berliner Buchhändlers) geſchriebene Roman „Julchen Grünthal“ berühmt, weil in demſelben das damalige Unweſen der franzöſiſchen Moden und frivolen Sitten gegeißelt wird.

Julchen iſt die wohlerzogene Tochter eines Amtmanns auf dem Lande und wird, um „Welt“ zu bekommen, in eine weibliche Penſionsanſtalt der Reſidenz geſchickt, wo ſie ſtatt der vaterländiſchen Sitten und geſunden Verſtandes- und Herzensbildung nur die franzöſiſche Unnatur und Corruption findet und bald, in dem Strudel derſelben fortgeriſſen, als gemeine Buhlerin endet.

Eine viel ſchwächere Nachahmung iſt „Lottchens Reiſe ins Zuchthaus“, worin die Schwächen und Thorheiten eines Mädchens geſchildert

werden, welche sie zuletzt ins Zuchthaus bringen. Vgl. allgemeine deutsche Bibliothek 35, 182.

Johann Gottlieb Schummel, Professor in Breslau, hatte seinen ausgezeichnet guten Styl an Wieland und Lessing gebildet. Es ist mir nie gelungen, seiner ältesten Sachen habhaft zu werden. „Lustspiele ohne Heirathen, Wittenberg 1772. Kinderspiele und Gespräche, Leipzig 1776. Fritzens Reise nach Dessau das. 1776. Wilhelm von Blumenthal das. 1780. Das blinde Ehepaar, Breslau 1788. Reise durch Schlesien, 1792.

Ich kenne nur seine „empfindsamen Reisen durch Deutschland" von 1771.

Eine geistlose Nachahmung der empfindsamen Reisen von Yorik (Sterne), voll von Langweiligkeiten und Gemeinheiten, wie man sie einem sonst so feinen Geiste, wie Schummel, nicht hätte zutrauen sollen. Der Reisende schildert, wie er von einer Stiefmutter mißhandelt, in die weite Welt gegangen sey, wie eine gutmüthige Bäckersfrau ihn beschenkt, dann ein Kaufmann ihn zu sich genommen habe, dessen schon ältliche Frau ihn verführen wollte, wobei er sich wie der keusche Joseph benahm. Durch eine Erbschaft plötzlich reich geworden, geht er auf Reisen und kommt zuerst nach Leipzig, wo er mit verschiedenen Frauenzimmern ziemlich geistlose Abentheuer besteht, indem er sich einer Kranken, dann einer Gefallenen erbarmt und endlich die Bäckersfrau wiederfindet, die er als „Mutter" zu sich nimmt. Im dritten Theil entschließt sich Einer großmüthig, ein Mädchen zu heirathen, die von einem Andern schwanger ist. Auch wird sich einer Kindsmörderin erbarmt und werden die Leiden eines Geistlichen unter einer Masse von Gemeinheiten seiner Umgebung geschildert. Auch ist ein Lustspiel eingeflochten, „die unschuldige Ehebrecherin oder viel Lärm um nichts." Der dumme Töffel will des Nachts zur Magd, verirrt aber in die Schlafstube der Frau, welch letztere nun des Ehebruchs beschuldigt wird, bis erwiesen ist, daß Töffel in der Angst sich verirrt hat und die Frau von nichts wußte. Diese Albernheiten werden nun noch pretiös in einem kurzgehackten Style vorgetragen, so daß man vor Verdruß oft kaum weiter lesen kann.

Besser ist Schummels „kleiner Voltaire".

Die Geschichte des Augustin, Sohn eines reichen und angesehenen protestantischen Prälaten und einer vortrefflichen Mutter. Auf der Universität kommt dieser Jüngling in Gesellschaft von Freigeistern und wird Mitglied eines geheimen Ordens, dessen Zweck Beseitigung des Christenthums und Cultus der Natur, Emancipation des Fleisches ist. Man liest in diesem Klub nur atheistische und obscöne Schriften, namentlich aus der französischen Schule. Einst besucht der alte Vater den Sohn, als derselbe gerade ein Mädchen bei sich hat. Schnell wird dieselbe ein wenig maskirt und für einen kranken Stu-

denten ausgegeben. Der arglose Vater tröstet den vermeintlichen Kranken, faßt seine Hand und meint, er habe große Hitze. Man kann sich denken, wie der Klub nachher darüber lachte (S. 456.). Eine Krankheit der Mutter führt den Sohn zurück. Er sieht sie sterben, die ihn aufs innigste zur Besserung ermahnt. Eine Heirath führt ihn auch wirklich auf bessere Wege, aber seine junge Frau stirbt; er trifft mit einem alten Ordensgenossen, der als falscher Spieler reich geworden, wieder zusammen, geht mit ihm auf Reisen, wird in Italien im Ehebruch ertappt und vergiftet. — Der Roman ist etwas breit und mit viel Gelehrsamkeit durchspickt, doch in den gelehrten Notizen wird die Seite der Literatur, gegen welche Schummel seine Angriffe richtet, gut beleuchtet. Die zweite Auflage ist von 1785, die erste muß also älter seyn.

Am besten ist Schummels „Spitzbart", eine tragikomische Geschichte für unser Jahrhundert (1779).

Inspector und Pastor Spitzbart, Pastor in Rübenhausen, hat ein „Ideal einer vollkommenen Schule" herausgegeben, voll von Basedow'scher Schwärmerei. Weil aber dieser pädagogische Schwindel damals Mode war, so zieht ihm sein Buch den Ruf auf das Directorat einer größeren Schulanstalt zu, und triumphirend zieht er, als der gefeierte Pädagog, in die Stadt ein, in der er Wunder thun soll. Nun ist er aber im höchsten Grade unwissend und unpraktisch und fängt alles verkehrt an. Das gute Alte schafft er ab und kann nichts Besseres dafür bieten. Das Leichteste macht er sich schwer. Befehle, die er gegeben, nimmt er aus Noth selbst wieder zurück. Gute Lehrer stößt er vor den Kopf, schlechte zieht er hervor ꝛc. Endlich spielt ihm seine eigene Familie die schlimmsten Streiche. Der die ganze Menschheit erziehen will, kann nicht einmal seine eigenen Kinder erziehen. Seine Tochter Fielchen wird schwanger, sein Söhnchen Israelchen ist der gottloseste Bube unter der Sonne, den er am Ende in fremde Zucht geben muß. So schwer muß er für seine Eitelkeit büßen, bis ihn der Kummer über die Tochter tödtet. — Das Buch ist in sehr gutem Styl und in der besten Laune geschrieben. Das häusliche Leben des alten Mannes und die Schulscenen sind trefflich geschildert. Unter den letztern besonders die Versuche des Idealisten, die sokratische Methode als die Hebammenkunst des Geistes, in der Schule einzuführen.

Geringer ist wieder „die Revolution in Scheppenstedt", 1794.

Die französische Revolution findet Nachahmung in Scheppenstedt. Gastwirth Springer regt die Köpfe auf. Der Fürst befiehlt, die Leute machen zu lassen, in der Absicht, durch die zu erwartende Dummheit der Scheppenstedter alle Nachbarn abzuschrecken und die Gefahr durch Karikirung ihres Scheines abzuwenden. Die guten Spießbürger schmücken sich nun mit Kokarden, errichten Klubs und Freiheitsbäume, überlassen sich der Führung von

Thoren und Spitzbuben und werden auf einmal durch fürstliche Truppen überfallen und ins alte Geleis gebracht.

Johann Karl Wezel von Sondershausen, der als Privatmann lebte und in hohem Alter († 1819) noch wahnsinnig wurde, schrieb bald nach dem siebenjährigen Kriege Schauspiele und Romane, die sich durch viel Natürlichkeit und oft durch guten Humor auszeichnen, aber eine gewisse Linie des Gemeinen doch nicht hinter sich lassen.

Sein vierbändiger Roman Tobias Knaut (1773) ist sichtbar dem Tristram Shandy und auch ein wenig dem Candide nachgeahmt.

Die Körper- und Seelenbildung Knauts wird bis in den Zeugungsakt verfolgt. Knaut ist der Sohn eines Dorfschulmeisters, zwerghaft, bucklig, phlegmatisch, wird in der Jugend mißhandelt, läuft aber davon, um Soldat zu werden, weil er von diesem Stande viel Schönes gehört hat, ohne zu bedenken, daß er zu einem Helden zu klein ist. Unterwegs betrügt ihn eine Zigeunerin, die ihm, während er badet, die Kleider stiehlt. Nackt im Teiche wird er von zwei Fräulein gefunden, unter denen Adelheid ihm besonders Mitleid widmet. Durch sie bekommt er Kleider und ein Reisegeld. Nachher hat er das Glück, dieselben Damen aus einer Wassersnoth zu retten und wird dadurch noch weiter gefördert. Ein Herr Seelmann nimmt sich seiner an, erzieht ihn, bildet ihn zum Philosophen und hinterläßt ihm sein ganzes Vermögen. Inzwischen stärkt den kleinen Knaut eher sein angeborenes Phlegma, als sein Glück und seine Philosophie. Was in Voltaires Candide Reflexion ist, die beste Welt des Magister Panglos, erscheint bei Knaut nur als natürliche Gutmüthigkeit. Als er hört, Jemand habe das Bein gebrochen, freut er sich, daß er nicht beide gebrochen hat. Einmal verzehrt er eine Schüssel voll Eicheln, um zu beweisen, auch bei solch roher Kost könne man glücklich seyn. Als ihn ein lebenslustiger Freund das erstemal in ein Bordell führt, findet er dort Fräulein Adelheid wieder und heirathet sie auf der Stelle.

In diesem Roman ist bei aller Natürlichkeit doch etwas Ungesundes. Der Zug echt deutscher Gutmüthigkeit erscheint zu sehr karikirt Es beleidigt unser Gefühl, unsre Volksthümlichkeit zu einer solchen Personification verschrumpft zu sehen. Der deutsche Michel ist eine bessere Figur, weil er wenigstens drein schlagen kann. — In einem andern Roman, Belphegor (1776) zeichnet Wezel den nämlichen Charakter noch einmal, aber nicht mehr in Glück, sondern unter fortwährenden Schlägen des Mißgeschickes. Hier hat er Candide bis in Einzelnheiten copirt, ohne gleich Voltaire das Widrige und Schaudererregende durch Witz und köstliche Laune zu neutralisiren.

Belphegor wird von der ſchönen Akante mit ſo derben Fußtritten aus dem Hauſe geſtoßen, daß er das Hüftbein zerbricht. Der Grund ihres Zorns iſt ſeine Empfindſamkeit. Sie will nicht Seele, nicht Geiſt, ſondern Fleiſch und Geld, und hat ſich bereits dem reichern Fronal hingegeben, der als Belphegors Freund es für dieſen ſelbſt heilſam hält, von ſeiner thörichten Liebe loszukommen. Belphegor geht in die weite Welt, um Akante zu vergeſſen, findet ſie aber überall wieder, denn ſie iſt nur die perſonificirte Ungerechtigkeit der Welt überhaupt. Ueberall ſieht er nur Böſes geſchehen, den Gerechten und die Unſchuld leiden. Das boshafte Schickſal zwingt ihn, um ſein Leben zu retten, ſelber Böſes zu thun. Einmal ſoll er gehenkt werden, als ein Erdbeben ihn befreit. Einen Troſt findet er erſt, indem er ſeinen alten Freund Medardus wiederſieht, der bei allem Elend gelaſſen bleibt und nicht höher ſchwört, als bei dem Apfelwein ſeiner Heimath, den er in Ruhe trinken möchte. Nach einiger Zeit geſellen ſich auch Akante und Fronal zu ihm, die ſich beide rein waſchen, als hätten ſie nur Belphegors Beſtes gewollt. Akante wird hier ganz der Papſttochter in Candide nachgebildet. Sie erzählt, wie ſie mit Papſt Alexander VI. gebuhlt habe, dann als Maitreſſe eines Markgrafen aus Eiferſucht der Naſe und rechten Hand beraubt und im ganzen Geſicht geſchunden worden ſey, welche Mängel ſie indeß durch Kunſt wieder erſetzt habe ꝛc. Plötzlich kommt eine Waſſerhoſe und entführt in ihrem Wirbel Belphegor und Medardus nach der Türkei, wo ſie blutige und ſchreckliche Abentheuer erleben, Sklaven werden ꝛc. Dann gerathen ſie nach Afrika unter die heidniſchen Neger, zu Menſchenopfern ꝛc. Gar phantaſtiſch iſt ein Amazonenſtaat geſchildert. Hier haben die Weiber überaus lange Brüſte und in der Kunſt, ſie über die Achſel zu werfen oder nachläſſig fallen zu laſſen, beſteht ihre höchſte Koketterie. Zu Geſellſchaftern haben ſie nur Affen, deren Schwanz ein natürlicher Spiegel iſt, worin ſie ſich gern beliebäugeln ꝛc. Aus der Gewalt dieſer Damen befreit, findet Belphegor endlich ein Paradies der Unſchuld und glaubt zum erſtenmal, es gäbe doch noch Glück auf Erden, aber am andern Morgen iſt die Gegend von Feinden verbrannt und verheert, ſind die unſchuldigen Menſchen alle ermordet. In einer gemeinen Straßenhure findet er ſeine Akante wieder, läßt ſich von ihr gutmüthig beſchwatzen und verzeiht ihr alles. In ihrer Geſellſchaft kommt er in das Wunderland der weiſen Zwerge, lediglich eine verkleinerte Copie der Menſchenwelt, ſo daß auch ſie ihn nicht befriedigt. Da reißt ein Erdbeben den Boden, auf dem er mit Akante ſteht, vom Feſtlande los und treibt ihn als ſchwimmende Inſel in den ſtillen Ocean. Von Hunger gequält ſpäht nun derſelbe Belphegor, der eben erſt die ganze Menſchheit verflucht und ſich in die entlegenſte Einſamkeit gewünſcht hat, ängſtlich nach Menſchen aus, nach einem Schiff oder einem gaſtlichen Ufer. (Die einzige geiſtreiche Ironie im ganzen Roman.) Sie landen unter Kannibalen, werden nackt an einen Pfahl gebunden und man zwickt ihnen Stück vor Stück das Fleiſch ab, doch werden ſie abermals gerettet. Akante wird, als ſie

einen Ehemann verführen will, todtgeschlagen. Belpheger aber, mit Medardus und Fronal wieder vereinigt, findet endlich Ruhe in einer bescheidenen Einsamkeit am Apfelweinkruge des Medardus.

Peter Marks, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit vortrefflichen Kupferstichen von Chodowiecki.

Marks heirathet ein schönes, aber so einfältiges Mädchen, daß sie auch in der Ehe noch mit Puppen spielt. Sie stirbt in der ersten Niederkunft. Da heirathet er eine überaus kluge Dame, die ihm aber bei jedem Wort widerspricht und ihren Mops lieber hat als ihre Kinder. Auch sie stirbt. Nun heirathet er eine Kokette, die ungeheuren Aufwand macht, bis sie an französischen Versen erstickt, die ihr ein Liebhaber in ein Stück Torte versteckt hatte. Zum viertenmal heirathet er eine Geizige, die vor Aerger stirbt, als er es nach langen Demüthigungen zum erstenmal wagt, sich ihr zu widersetzen. Seine fünfte Frau ist eine Reiche, aber so übermüthig und freigeistisch, daß sie an einem Bußtage durch ihren Putz und freches Betragen das Volk reizt und mißhandelt wird, ein Affront, der sie tödtet. Endlich findet er in einem einfachen Mädchen die sechste Frau, mit der er glücklich ist.

Die wilde Betty, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit schönen Kupfern von Chodowiecki, ist das Seitenstück zu Marks.

Betty ist in England geboren. Ihre Mutter heirathet zum zweitenmal in Deutschland. Betty ist ungeheuer wild, plagt die Knaben im Dorfe, tummelt sich allen zuvor, ist daher sonnverbrannt und schmutzig. Endlich scheuert und striegelt man ihr den Schmutz ab und verheirathet sie an einen Criminalrath, einen bleichen kalten Pedanten, der sie streng hält. Sie erholt sich in Späßen mit ihren Mägden und läßt sich sogar von einem Officier ein Reitkleid schenken und reitet; aber der Herr Gemahl versteht keinen Spaß. Sie wird den Eltern zurückgeschickt und entschließt sich, reuig wieder zu ihm zu gehen. Nochmals mit einem Liebhaber ertappt, wird sie von ihrem Mann vor Gericht gestellt, er stirbt aber und der Prozeß wird niedergeschlagen. Sie heirathet einen Kapitain, der ein solcher Trinker ist, daß er sich ein Faß Wein sogar im Schlafzimmer hält, bis er einmal todt davor liegen bleibt. Nun nimmt sie zum dritten Mann einen Landedelmann, der vorher ausschweifend gelebt hat, und den jetzt eine frömmelnde Schwester bekehren will. Der Edelmann überrascht aber einmal die Schwester, indem sie einen Frömmler bei sich im Bett hat und peitscht diese durch. — Ein durchaus elendes Machwerk ohne alles Zartgefühl. Eine wilde Natur, wie diese Betty hätte ungleich geistvoller aufgefaßt werden müssen.

Hermann und Ulrike, komischer Roman, 1779.

Hermann wird als hübscher junger Knabe von einer Gräfin aufgenommen,

Verhältniß uns noch zu sprechen übrig bleibt. Wo in den Actis Sanctorum keines dieser Symptome zutrifft, wird selbst das natürliche Wunder des Somnambulismus aus dem Spiel zu lassen seyn. Auch der Umstand, daß der religiösen Schwärmerei und ihren Visionen in hohem Grad eine ansteckende Kraft zukommt, beweist zunächst nichts für Somnambulismus.

Von der psychischen Ansteckung haben wir zwar erst später zu reden; es ist aber hier als charakteristisches Merkmal anzugeben, daß die religiöse Vision von unbestreitbar somnambülem Charakter, selbst wenn sie das Bewußtseyn nicht stört, sich am leichtesten unter allen Gesichten mit wachem Gehirn von Mensch auf Mensch überträgt. Sie kommt immerhin oft genug als vereinzelter Fall vor, wie aus der Heiligengeschichte bekannt ist, aber sie tritt sehr leicht als flüchtiges Contagium auf, das freilich, wie fast alle Contagien, eine Disposition voraussetzt. Ganze Vereine gleichgestimmter Seelen werden auf diese Weise zumal ergriffen, und es ist gar nicht selten, daß dabei, ohne vorherige Verständigung, den Brüdern und Schwestern die Bilder ungefähr in derselben Gestaltung, Bewegung und Successsion erscheinen. In diesem Fall nehmen die Gesichte meistens gleich wieder den Typus der magnetischen Krisen mit dem eigenthümlichen dramatischen Charakter an. — Hier sey uns aber folgende Bemerkung erlaubt. — Wenn die von somnambüler Verstimmung krampfhaft ergriffene Seele in diesem Fall, wie in so vielen Formen dieser Krankheitsfamilie, ihre Gestalten eine Handlung abspielen läßt, mit deren Katastrophe, wo nicht die Krankheit, doch der jedesmalige Anfall zu Ende ist, so wiederholt sie nur in ihrer Weise, was auch die allgemeine Lebenskraft in der körperlichen Sphäre nach ihr inwohnenden Gesetzen thut. Jede Körperstörung, welche einer Ausgleichung fähig ist, gleicht einem Drama: die Aufregung schürzt den Knoten und wächst, der Verwicklung gleich, bis zu einem nothwendigen Punkt, von dem sie, sich lösend, wieder herabsteigt. Keiner, der vom Connubium animae et corporis einigen Begriff hat, wird den Gedanken materialistisch schelten, wenn wir demnach die visionäre Krise eine personifizirte, mit lebendigen Gestalten in Scene gesetzte Körperkrise nennen.

Als Beispiele der contagiösen Vision mit wachem Gehirn führen wir nur flüchtig an: die Gnostiker im Verfall des römischen

um als Amor bei einem Feſt zu figuriren, dann im Hauſe behalten und erzogen, und verliebt ſich in das Fräulein Ulrike, mit der er aufwächst. Die Sache wird entdeckt, er wird verſtoßen, und auch das Fräulein, eine entfernte Verwandte des gräflichen Hauſes, muß fort. Die Liebenden finden ſich im Hauſe eines Kaufmanns wieder, er als Lehrling, ſie als Erzieherin. Da ſie aber von ihm ſchwanger wird, werden ſie abermals verſtoßen und getrennt. Er treibt ſich nun als Spieler umher, iſt aber ſo treu, mit dem gewonnenen Gelde ein idylliſches Hüttchen in der Schweiz zu kaufen, auf dem er ſich mit Ulriken niederläßt. Aus dieſem kleinen Elyſium wird aber Ulrike durch ihre vornehmen Verwandten heimlich entführt und muß plötzlich aus einer Schweizer Bäuerin eine Hofdame werden. Doch auch dießmal findet Hermann ſie wieder, weiß ſich beim Hofe einzuſchmeicheln, wird ein vornehmer Mann und heirathet endlich die vielgeprüfte Geliebte. Im Grafen Ohlau ſoll Wezel den Grafen Günther von Schwarzburg-Sondershauſen aufs treueſte portraitirt haben. Weber, Deutſchland III. 241.

Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindſamkeit, 1782.

Der beſte Roman Wezels, obgleich von widerwärtigem Inhalt. Wilhelmine iſt dem reichen Kaufmann Arend in Hamburg verheirathet, plagt ihn aber mit ihrer Empfindelei, ſo daß er ſich an eine franzöſiſche Operntänzerin Pouilly hält, die ſeinem Geſchmack beſſer zuſagt und ihn amuſirt. Durch Vermittlung eines klugen Arztes, der den Kaufmann vor der habgierigen Tänzerin warnt und der Frau zuredet, den Mann weniger ihre Reizbarkeit merken zu laſſen, werden die beiden Eheleute mehreremale wieder verſöhnt, allein auf die Länge konn es Arend bei der pimplichen Frau nicht aushalten und läßt ſich immer wieder durch die muntere Franzöſin verlocken. Auf den Rath des Arztes verſucht es Wilhelmine mit Eiferſucht und nimmt einen gewiſſen Webſter zum Hausfreund an, allein auch das Mittel ſchlägt nicht an. Arend iſt ſchon ſo tief geſunken, ſeiner Frau ihren Schmuck, ſogar ihren Trauring entwenden zu laſſen und damit ſeine Buhlerin auszuzieren. Wilhelmine, die aus Trauer ſich gar nicht mehr ſchmückt, geht zum erſten- und letztenmal zu der Pouilly, um ſie zu rühren, daß ſie ihr ihren Mann zurückgebe, findet aber nur Hohn und Uebermuth und als ſie mit Erſchrecken ihren eigenen Schmuck an der ruchloſen Perſon gewahr wird, entreißt ſie ihr den geſtohlenen Trauring. Nun iſt keine Verſöhnung mehr möglich. Arend vernachläßigt alle Geſchäfte, iſt tief verſchuldet, lebt außer dem Hauſe mit der Pouilly und als er ihr nichts mehr zu geben hat, mit noch gemeineren Buhldirnen. Unter dieſen Umſtänden gibt Wilhelmine der Stimme des Herzens Gehör und folgt Webſtern, den ſie liebt. Aber um keinen Preis läßt ſie ſich bewegen, ihren Mann vor Gericht zu laden, und eine Scheidung zu erzwingen. Aus Empfindſamkeit und Schwäche zieht ſie es vor, Hamburg zu verlaſſen und in der Abgeſchiedenheit des Thüringer-

waldes mit Webſter heimlich getraut zu leben. Man begreift nicht, wie Webſter und der kluge Arzt eine ſo unvorſichtige Wahl gut heißen können. Wilhelmine fühlt ſich zwar in Webſters Armen höchſt glücklich, allein dieſes Glück wird ihr unaufhörlich geſtört durch den Gedanken, ſie lebe in Bigamie. Dazu kommt noch, daß Arend ihr einen Brief ſchreibt, worin er auf ſeinen Anſprüchen beharrt, und ihre Rückkehr fordert. Das kann ihre zarte Natur nicht aushalten. Sie kränkelt, fällt in Irrſinn und ſtirbt. Arend kommt, als ſie ſchon begraben iſt, jammert und möchte ſie aus der Erde wieder herauskratzen. — Die pſychologiſche Wahrheit dieſes Romans iſt ergreifend, aber es empört, ſo viel Jammer zu ſehen, der durch einfachen Verſtand hätte vermieden werden können.

Wezels Luſtſpiele (von 1778) haben viel Natürliches, ſind aber zum Theil allzu frei.

Rache für Rache. Ein luſtiger Graf macht einem jungen Herren weiß, das ſchöne Fräulein Lottchen ſey — ein verkappter Jüngling. Er glaubt dieß und wird ſehr unartig gegen das Fräulein, welche die Urſach davon nicht begreift, was zu einigen ſehr heitern Scenen führt.

Ertappt! Ertappt! Zwei junge Liebende werden erkannt als Baſtarde zweier alten adeligen Herren, die über dieſe Entdeckung ihrer Jugendſünden ſehr beſchämt ſind.

Eigenſinn und Ehrlichkeit. Hermann, der Hofmeiſter, liebt nur das Kammermädchen, bekommt aber die Gräfin ſelbſt. Es koſtet den Dichter Mühe, zu beweiſen, daß er dieſe Wahl nicht aus Eigennutz trifft.

Der blinde Lerm. Ein Edelmann von wunderlicher Laune will ſeiner Nichte, einer jungen Wittwe, nur unter der Bedingung wieder zu heirathen erlauben, daß ſie in der neuen Ehe drei Kinder bekäme. Eine Nebenbuhlerin verleumdet nun ihren Anbeter, er ſey abälardiſirt und erſt ein fingirter Brief, wornach eine Pariſer Operntänzerin von ihm in guter Hoffnung ſeyn ſoll, beruhigt und erfreut den alten Onkel dergeſtalt, daß er die Hände der Liebenden zuſammenfügt. Das damalige Publikum konnte viel aushalten. — Die übrigen Stücke ſind ganz unbedeutend. Ebenſo das Trauerſpiel „der Graf von Wilham“, in dem am Schluß der ſterbende Liebhaber noch ſo viel Kraft behält, die untreue Geliebte zu erſtechen und mit ihr zu ſterben.

Karl Philipp Moritz, geb. zu Hameln, geſt. als Profeſſor und Akademiker in Berlin 1793, ſchrieb vielerlei Unbedeutendes, nur ſeine unter dem Titel „Anton Reiſer“ 1785 erſchienene eigene Lebensbeſchreibung iſt intereſſant, weil aufrichtig und naiv in der engliſchen Manier.

Reiſer, ein gänzlich verwahrloſter Knabe, wurde Hutmacherlehrling, nachher Schauſpieler ꝛc. Seine Abentheuer wie ſeine ſpätern Auszeichnungen ge-

währen weniger Intereſſe, als die Schilderung ſeiner Seelenzuſtände und das Schulleben ſeiner Jugend.

Ein noch viel merkwürdigerer Selbſtbiograph war Stilling (eigentlich Johann Heinrich Jung), daher auch oft Jung-Stilling genannt, aus dem Naſſauiſchen, ein Schneidergeſell, Schullehrer, dann, nachdem er Medizin ſtudirt, berühmter Augenarzt in Heidelberg und zuletzt noch Profeſſor der Staatswiſſenſchaften († 1817). Mit dem edelſten Muthe ſich mitten im Reich der Aufklärung und Religionsſpötterei für Chriſtum zu bekennen, verband er eine ſeltſame literariſche Koketterie. Seine Schriften wurden in vielen Kreiſen der Frommen geleſen. Geſammelt in Stuttgart, bei Scheible 1838, in 14 Bänden. — Am bekannteſten iſt ſeine Selbſtbiographie oder „Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter.“

Die treuherzige Art, in der er ſeine gedrückte Jugend beſchreibt, das Idylliſche der Armuth, die Genremalerei aus der dörflichen Schulmeiſter- und Schneiderwelt hat vielen Reiz und das fromme Gottvertrauen etwas Erhebendes. Es liegt ſogar eine tiefere nationale Idee in dieſem Buche, ſofern es deutſcher Muth und Fleiß, deutſcher Geiſt iſt, der ſich aus ſo tiefer Niedrigkeit und Beſchränktheit zum Hohen emporarbeitet, wie das Samenkorn aus Erde und Miſt. Doch wird man beim Leſen dieſer Geſchichten ein drückendes Gefühl nicht los, daſſelbe, wie es Anton Reiſer einflößt; und dieſes drückende Gefühl nimmt in dem Maße zu, in welchem der Autor in glücklichere Verhältniſſe kommt und nur noch ſeine Erfolge und ſeine Freude zu ſchildern hat. Das Drückende iſt die Kleinlichkeit, der Pedantismus, die geheime Eitelkeit des Mannes, der ſich ſelbſt denn doch gar zu wichtig vorkommt und der Mit- und Nachwelt auch das Unbedeutendſte aus ſeinem Leben, ſogar aus der Kinderſtube ſeiner Kinder erzählen zu müſſen glaubt. Seine Anhänglichkeit, man darf wohl ſagen ſeine Schwärmerei für ſeine Gattin hat etwas Rührendes, aber ſie wird faſt komiſch, wenn man lieſt, wie ihm eine Frau nach der andern ſtirbt und er eine nach der andern heirathet, Chriſtine, Selma, Eliſe, und für jede neue wieder eben ſo ſchwärmt, wie für die frühere. Das hat denn auch auf ſeine Romane eingewirkt, in denen ein wahrer Luxus von chriſtlicher Kuppelei und Eheſegen herrſcht.

Die ganze Eigenthümlichkeit Stillings tritt hervor in ſeiner „Geſchichte des Herrn von Morgenthau“. Von 1779.

Der junge Candidat Streitmann lernt den Herrn von Morgenthau, einen erſt dreißigjährigen aber ſehr ernſthaften und geheimnißvoll orakelnden Edelmann, kennen und bewundern, zuerſt bei der Leiche einer Bettlerin, in der die

verſtoßene Schwiegertochter des böſen Herrn von Haberklee erkannt wird. Morgenthau läßt ſie begraben und nimmt ſich der verwaisten Kinder an. Da kommt auch der Gatte der Verſtorbenen, der junge Haberklee, als abgeriſſener Bettler. Sein alter böſer Vater will ihn holen, aber Morgenthau verwehrt es ihm. Der Alte bekommt einen Schlag von ſeinem Pferde, Morgenthau verpflegt ihn und bringt es dahin, ihn zum Chriſten zu bekehren. Denn Morgenthau iſt ſelbſt der frömmſte Chriſt. Nachdem er manches Gute von Johannetten, Streitmanns Schweſter, gehört hat, geht er einmal incognito zu ihr und zwar des Nachts, als ſchon alles im Hauſe ſchläft. Sie iſt ſchon in Negligé, macht ihm auf und nimmt keinen Anſtand, als er ſie unter dem angenommenen Namen Adam erſucht, einen Spaziergang im Mondſchein mit ihm zu machen, dieß zu thun. Gleich bei dieſer erſten Zuſammenkunft ſchmelzen ihre Seelen in einander. Einige Jahre ſpäter zieht er als Herr von Morgenthau auf und holt die freudig überraſchte Braut, deren Eltern, alte Pfarrersleute, er ebenfalls zu ſich nimmt. Aus dieſer einen Heirath folgen andre, der junge Streitmann wird Pfarrer und heirathet eine Seelenſchweſter, deren Bruder wieder eine andre, der junge Haberklee dieſe und ſo fort. Es iſt eine recht himmliſche Kuppelei. Dazwiſchen werden theologiſche Geſpräche geführt, die falſche Orthodoxie vom wahren Chriſtenthum unterſchieden und der ſchale Deismus verdammt. Ein Verbrecher wird hingerichtet und vorher bekehrt. Adelſtolz wird gedemüthigt und bekehrt. Der waltende Geiſt iſt ein etwas männlich geſteiftes Herrenhuterthum, mit amerikaniſchem Freimuth. Um den freien, nur an Chriſto gebundenen Geiſt Morgenthaus noch glänzender ins Licht zu ſetzen, macht ihn der Dichter zu einem Prinzen, der am Schluß des Romans auch wirklich auf den Thron gelangt, trotz ſeiner Mißheirath mit der Pfarrerstochter.

Etwas ſpäter ſchrieb Stilling die Geſchichte Florentins von Rabelendorn, 1781.

Ein verwaiſter Knabe, deſſen Eltern todt, deſſen Schloß verbrannt iſt, bettelt ſich durch die Welt, wächst heran, fällt Werbern in die Hände und muß in Amerika als Soldat dienen, wird aber durch alle dieſe grauſamen Schickſale nur geprüft und geläutert, ſo daß er, in ſeinem Stande rehabilitirt und zu großem Beſitze gelangt, an der Seite des eben ſo geprüften und gefühlvollen Fräuleins Roſalie, ſeiner Jugendliebe, ein frommes Herrnhuterleben führt, ein großes Waiſenhaus gründet ꝛc. Die Begebenheiten und ſelbſt die Charaktere ſind Nebenſache, die Hauptſache ſind die lyriſchen Ergießungen; die Hymnen in Proſa, in denen irdiſche und himmliſche Liebe bis zur Ununterſcheidbarkeit in einander fließen.

In dem Roman „Theodor von Linden“ 1780, werden verſchiedene Perſonen geprüft, bekehrt und am Ende gibt es eine Menge Hochzeiten

zugleich. In „Theobald oder der Schwärmer“ unterscheidet Stilling den ächten Frommen von den Frömmlern. In seinem berühmten „Heimweh“ von 1794 kokettirt er aber selber etwas zu viel mit der Frömmigkeit. Es ist ein allegorischer Roman.

Christian Ostenheim ist der Christ, der seine wahre Heimath im Osten, d. h. bei Christo suchen soll. Als er herangewachsen, weihen ihn seine Eltern in wunderliche Mysterien der sogenannten Felsenmänner ein, d. h. von fest auf Gott Vertrauenden und im Glauben Wurzelnden. Er wird auf Reisen geschickt und muß unterwegs allerlei Prüfungen seines Glaubens und seiner Tugend bestehen. Wenn er dabei strauchelt, so kommen ihm die geheimnißvollen Felsenmänner allzeit rasch zu Hülfe. Die Verführer sind nur immer Allegorieen der Weltlust, der bösen Neigungen und Sünden, so wie die Felsenmänner Allegorieen der christlichen Tugenden. Zur Belohnung für seine Ausdauer wird er mit der wunderbar schönen Urania verlobt, die ihn anfangs freilich mit der Larve eines Todtengesichts zurückschreckt, das sich aber später in ein Angesicht voll himmlischer Schönheit verwandelt. Diese Urania stellt die Wahrheit vor, so wie Christian, der von nun an Eugenius (der Wohlgeborene) heißt, den Glauben. Verschiedene Versuchungen, ihn wieder von Uranien abzulocken, mißlingen. Einmal wird der Jüngling von einer reizenden Dame im Bett überrascht, steigt aber muthig heraus, packt sie und wirft sie unbarmherzig zur Thüre hinaus. Solche Heldenthaten machen ihn nun nach und nach fähig, das höchste Ziel zu erreichen. Er beginnt die Reise zur Heimath, in den Orient. In Aegypten wird er im Innern einer Pyramide in die ältesten Geheimnisse der ägyptischen Weisheit eingeweiht. Damit soll nichts anderes als das geschichtliche und menschheitskundige Studium gemeint seyn, das der Christ durchmachen muß, um die hohe Bedeutung des Messias auf Erden gehörig zu verstehen. Auch zu den Persern kommt er, um ihnen ihren Lichtgott Ormuzd als Christum zu deuten. Endlich wird er Fürst von Salyma und richtet eine christliche Monarchie ein, die ein Surrogat für das Reich Christi im himmlischen Jerusalem seyn soll, und in welchem die menschliche Schwäche noch einige Unordnung veranlaßt, die aber bald wieder gehoben wird. Die Polizei und Censur in diesem Staat ist sehr aufmerksam. So unumschränkt die Gewalt des christlichen Fürsten nach unten ist, so hängt er doch nach oben von einem Zwölfergericht ab, dem hohen Rath von Despera, unbekannten Obern, dem er verantwortlich ist und Rechenschaft ablegen muß. Das sind die apostolischen christlichen Urkunden. — Die Erklärung gab Stilling in seinem „Schlüssel zum Heimweh“. Die Allegorie hat etwas an sich so Kühles und Langweiliges, daß man sich hüten sollte, ein warmes christliches Herz mit diesem Eismantel zu bedecken. Hier aber spielt Jung noch dazu mit den christlichen Wahrheiten Versteckens, mystificirt die Leser und tän-

delt in das ernste Christenthum die Geheimnißkrämerei der Freimaurer hinein. Das alles macht einen unerquicklichen Eindruck.

Noch mehr verfehlt ist „der graue Mann", eine Fortsetzung des Heimweh,

worin Ostenheim die letzten Zeiten verkündet. Das Buch wurde in der Zeit nach Napoleons Sturz vollendet, daher ist auf die Meinung Rücksicht genommen, derzufolge Napoleon der Antichrist seyn sollte. Aber Stilling behauptet, der wahre Antichrist sey der Papst.

Die kleineren Erzählungen Stillings handeln von Gottes wunderbaren Fügungen in Rettung von Armen und Unglücklichen, Bekehrung von Sündern, im Zusammenbringen von Menschen, die sich zu lieben bestimmt sind, in Bestrafung von Verbrechern ꝛc. Er bearbeitete auch biblische Erzählungen und machte Gedichte. Unter den letzten findet sich eines auf seine drei Frauen, deren er sich fast muhamedanisch freut, als könne er sie, die er nach einander gehabt, einst alle zugleich haben. Endlich verfiel er auf Geisterseherei, schrieb eine „Theorie der Geisterkunde" voll interessanter Beispiele und „Scenen aus dem Geisterreiche".

Gespräche im Himmel. Die Seligen freuen sich der neuen Herrlichkeit, beschäftigen sich aber doch mehr mit Erinnerungen an die Erde. Da werden ganze Kapitel aus der Kirchengeschichte abgehandelt. Noch öfter wird einzelner frommen Männer gedacht, deren Ankunft im Elysium oder deren „Verklärung" besonders gefeiert wird. Das ist eine Art Kultus des Genius, wie er wenigstens unter den Frommen nicht vorkommen sollte. Ein eitles Auskramen persönlicher Verdienste. Da umarmen sich und disputiren mit einander Lavater und Heinrich Heß, jener unter dem Namen Israel, dieser Jesajah genannt. Abgeschmackte Lobhudeleien, die sich die himmlischen Brüder wechselseitig spenden. Hin und wieder aber schlagen doch tiefere Gedanken vor. So z. B., daß die Verdammten vermittelst einer nur jenseits zu erlangenden Geistersprache oder unmittelbaren Einsicht alle Laster an Andern erkennen und einander mit unsäglichem Abscheu fliehen möchten und nicht können.

Im Anhange ein episches Gedicht in achtzeiligen Stanzen: Chrysäon oder das goldene Zeitalter, der Versuch einer Schilderung des tausendjährigen Reichs. Selmar blickt in ein paradiesisches Thal mit einem Tempel, wünscht dort hinein zu kommen, muß aber erst viel Prüfungen bestehen. Endlich kommt er hinein und findet im Garten den Hausvater Gottfried, der ihm über den Antichrist und das nach seinem Sturz angebrochene goldene Zeitalter Nachricht gibt. Dann kommt er nach der Hauptstadt Antiochia, wo eine vortreffliche Kinderzucht und Schule eingerichtet ist und wo er ein Concert hört, den stan-

bildlichen Ausdruck der hier herrſchenden vollkommenen Harmonie. Weiter beſteigt er das Gebirge Libanon, findet hier ſeine auferſtandenen Eltern wieder und empfängt aus den Händen des Apoſtel Paulus das Abendmahl. Endlich kommt er noch nach Jeruſalem, ſieht den Heiland ſelbſt und — erwacht aus ſeinem Traum.

Theodor Gottlieb von Hippel, ein Oſtpreuße, ſtudirte Theologie, wurde aus Liebe zu einem adeligen Fräulein Juriſt, Advokat und ſtarb als Bürgermeiſter und ſehr reicher Mann in Königsberg. Er war ein Sonderling, ſpielte den Republikaner von Grundſatz und ließ ſich adeln, war ſehr häßlich und ließ ſich oft malen. Er ſchrieb ein Lob der Ehe und heirathete nie. Als Dichter war er der gefühlvollſte Menſch, liebenswürdig edel zum bewundern, als Geſchäftsmann aber hart und eiskalt. Sein Hauptwerk ſind die: „Lebensläufe nach aufſteigender Linie, in 4 Bänden, Berlin 1778 mit Kupfern von Chodowiecki. Er wollte zuerſt ſein, dann ſeines Vaters, dann ſeines Großvaters Leben beſchreiben, daher der Titel, hat aber doch nur ſein eigenes beſchrieben, mit Erinnerungen an das väterliche vermiſcht. Unter den handelnden Perſonen finden wir treue Portraits von Hippels Eltern und Freunden, dem Philoſophen Kant ꝛc. wieder. Im Allgemeinen iſt nicht zu verkennen, daß er Swift und Sterne ſich zum Muſter genommen, allein ſeine deutſche Natur bricht durch die Nachahmung des fremden Muſters gleichſam verſtohlen, aber mit einer unwiderſtehlichen Macht hindurch. Sein Gefühl iſt unendlich tiefer, als das ſeiner engliſchen Vorbilder. Man ſieht, wie hier die ſchönſte, liebenswertheſte Seele, durch Ungunſt der Umgebung, durch ein hartes Schickſal wie die zarte Blume durch den rauhen Nord erfror, und die eiskalte Reflexion, zuletzt der Egoismus des Geſchäftsmannes und alten Junggeſellen übrig blieben.

In den Lebensläufen wird wie in Sternes Triſtram Shandy in breiteſter Weitläuftigkeit eine Jugendgeſchichte erzählt. Der Vater iſt Paſtor in Kurland, ein Ausländer, der aus ſeiner Heimath ein tiefes Geheimniß macht, aber täglich davon redet, wie ganz anders, wie viel ſchöner es in ſeiner ſüdlichen Heimath ſey. Die Mutter iſt eine biedere Hausfrau, ſtreng lutheriſch, bewandert in den geiſtlichen Liedern, aus denen ſie in allen Fällen Troſt ſchöpft, und dabei echt weiblich naiv. Der Sohn heißt Alexander und hat eine Jugendgeſpielin, die kleine Mine. Er wird todtkrank, ſein Krankenlager, die Sorge ſeiner treuen Eltern, ſein rührendes Teſtament laſſen die tiefſten Blicke in die menſchliche Seele thun. Er wird wieder geſund, zum Staunen und heim-

lichen Verdruß des unfähigen Arztes. Er widmet ſich der Theologie, bei ſeiner erſten Predigt ſieht er nur auf ſein aufgeblühtes ihm gegenüber ſitzendes Minchen. Es iſt äußerſt merkwürdig, wie der Dichter hier die alt-lutheriſche Frömmigkeit verbindet mit der modernen Empfindſamkeit. Nie fällt es ihm ein, des Heiligen zu ſpotten, vielmehr hat man es oft an Hippel getadelt, daß er zu viel chriſtliche Erbauung einmiſche, und ſo fällt es ihm eben ſo wenig ein, es unpaſſend zu finden, daß der junge Prediger nur ſein Minchen im Auge hat. Einſt iſt er mit Minchen im Walde und umarmt ſie aufs zärtlichſte, da überraſcht ihn ſein Vater, der dabei faſt mehr in Verlegenheit kommt, als die jungen Leute ſelbſt. Dieſe Scene iſt unübertrefflich wahr geſchildert. Der beſtürzte Vater will nicht zürnen, weiß nicht was er ſagen ſoll und fragt Minchen: iſt Ihr Herr Vater nicht da. Sie antwortet: nein, er iſt auch nicht da geweſen! Der Sohn, dem das Mädchen ſchon entſchlüpft iſt, hält in ſeiner Ueberraſchung noch immer den Arm gebogen, wie er ſie umfaßt gehalten. Bald darauf ſtirbt Minchens Mutter und bei ihrer Leiche ſchwören ſich die Liebenden ewige Treue.

Dazwiſchen kommen nun freilich ellenlange Excurſe über allerlei theologiſche, akademiſche ꝛc. Fragen vor. Am bemerkenswertheſten ſind die Lehren, welche des Autors ſterbende Mutter ihm hinterläßt, ein langer, langer Lehrbrief, noch viel mehr enthaltend, als Wilhelm Meiſters Lehrbrief bei Göthe. Dazu kommen Dialoge zwiſchen dem Paſtor und einem Edelmann, die zu des Autors Zeiten mehr Bedeutung hatten als jetzt, ſofern er den Kantianismus dem ſtrengen Lutherthum zu vermitteln ſucht.

Der Autor muß Minchen verlaſſen und auf die Univerſität gehen. Mittlerweile kommt Minchen in die Dienſte eines hochadeligen Hauſes und ein junger Edelmann trachtet ſie zu verführen. Da es ihm nicht gelingt, ſo hofft er ſie mürbe zu machen durch Furcht und Schrecken, indem er ſie des Diebſtahls anklagen läßt. Sie flieht und ſtirbt im tiefſten Elende. Zu ſpät erfährt es der Autor und findet ſie ſchon todt.

Mit dem Tode Minens ſchließt der zweite Band. Die beiden ſpätern Bände enthalten wieder anziehende Abhandlungen, z. B. über das Gewiſſen, die weitläuftige Geſchichte des Todes ſeiner Mutter, Scenen aus dem kurländiſchen Landleben, Geſpräche des Paſtors mit dem Edelmann ꝛc. Dann gewinnt die eigentliche Geſchichte erſt wieder Leben. Der Autor wird Soldat und zieht mit der ruſſiſchen Armee in den Türkenkrieg. Bei Bukareſt wird er ſchwer verwundet und begibt ſich zum Behuf der Heilung nach Pyrmont. Nachdem er wieder geneſen, verliebt er ſich in das Fräulein Tine, als er ſie betend erblickt. Sie iſt Braut mit einem Andern, aber die Heirath zerſchlägt ſich und ſie wird ſeine Gattin. Die Art, wie er Minen in Tinen ſieht und beide verwechſelt, iſt allzu empfindſam und ſtört außerordentlich den reinen und tiefen Eindruck, den uns ſein Verhältniß zu Minen hinterlaſſen.

Unter den Epiſoden iſt eine lange des dritten Bandes zu bemerken. Sie

handelt von einem frommen Grafen, der sich in den Tod verliebt und alle seine Zimmer mit den phantastischen Emblemen des Todes ausgeschmückt hat. Dieses Grafenhaus und das Ordenswesen im nachfolgenden Werke scheint nicht ohne Einfluß auf Göthe's Wilhelm Meister geblieben zu seyn, der ebenfalls in adelige Höfe allerlei hineingeheimnißt.

Als Hippel reich geworden war, richtete er sich einen großen Garten ein, in dem er unter anderm auch einen förmlichen Kirchhof haben mußte. Offenbar versetzte seine Einbildungskraft in diesen Kirchhof die, die er in seiner Jugend geliebt hatte, und mitten unter Geldmachen und weltlichem Egoismus blieb er einer tiefen Jugendempfindung treu.

Wir vergessen alle Capricen seines Humors und hören immer nur den, durch alles hindurchklingenden süßen, tiefen Klageton. Er drückt, ohne daran zu denken, den Schmerz eines unterdrückten Volkes aus. Wenn man seine Lebensläufe, eine Idylle der Ostseeufer, liest, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunkeln Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands in geheimnißvollem Wehlaut hinziehen. Welche heitere Bilder der Dichter uns auch vorführt, wie viele deutsche Gelehrsamkeit er in muthwilliger Ironie herbeiwälzt, um, wie Jean Paul, Witz auf Witz mit ihr zu treiben, der Hintergrund aller Vordergründe bleibt bei ihm immer die Melancholie jenes nordischen Strandes und seines armen Volkes. Das gastliche Haus des Edelmannes, die idyllische Wohnung des Pastors, der die ganze deutsche Literatur und Bildung an jenem öden Nordstrand angesiedelt, können uns vergessen machen, wo wir sind; immer aber verräth es sich wieder; blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Thür herein, und streicht der kalte Wind seewärts her über ein armes frischgegrabenes Grab. Die Geschichte des liebenswürdigen, von einem lüsternen Edelmann bis zum Tode verfolgten Mädchens in den Lebensläufen gehört zu dem Rührendsten, was je geschrieben worden ist, und man muß sich wundern, daß sie nie vom Liberalismus ausgebeutet worden ist, da sie wahrhaftig näher läge, als die Atar Guls, Parias und so viele andere poetisch verherrlichte Opfer der Kastentyrannei, von denen ungleich mehr die Rede ist. Das Bezaubernde an Hippels Darstellungen ist übrigens etwas, was ihn von den modernen Dichtern des menschlichen Elends auffallend unterscheidet, nämlich die Bescheidenheit. Während Trotz und Prahlerei, oder wüthender Haß und

Fanatismus alle neuen Dichtungen des Proletariats charakterisirt, tritt die Armuth und Unterthänigkeit bei Hippel nur in stillster Demuth auf und wagt fast keinen Schmerzlaut, nur eine Thräne, und sie stirbt ohne Verwünschung, nur mit einem Seufzer. Warum merken denn die neuern Dichter nicht, daß diese Oekonomie der Klage unendlich tiefer die Seele des Lesers ergreift, als der pathetische Bombast, in dem sie sich gefallen?

Die Kreuz- und Quergänge des Ritters A bis Z von Hippel, zwei Bände, Berlin 1793 haben einen ganz andern Charakter als die Lebensläufe. Sie verspotten erstens den Adel in der ausführlichen Auseinandersetzung der Ahnen- und Familienverhältnisse des Helden, und sodann die Maurerei, in deren verkünsteltsten Grade der Autor stufenweise aufgenommen wird, um zuletzt der Natur zurückgegeben zu werden und in einer glücklichen Ehe die Alfanzerei zu vergessen. Uebrigens ist seine Geburt und Taufe wie in Sternes Tristram in ungemeinem ausführlichen Humor vorgetragen.

Hippel schrieb auch ein Lustspiel „der Mann nach der Uhr", worin er einen gutmüthigen Pedanten charakterisirt, sodann Schriften über weibliche Bildung und bürgerliche Verbesserung der Weiber, über Gesetzgebung, eine Spottschrift auf den Arzt Zimmermann und eine Selbstbiographie. Seine Werke erschienen in 12 Bänden gesammelt, Berlin 1827.

Einige bedeutende Geister in Deutschland gefielen sich damals in nur kurzen Abhandlungen, Fragmenten, Aphorismen, worin sie, halb in Swifts, halb in Sternes Manier, frappante Sätze mit absichtlicher Dunkelheit, unvollendet, halb mit mystischem Tiefsinn, halb ironisch vortrugen. Hinter dieser Maske versteckte sich namentlich der berühmte Magus aus Norden, ein lange anonym gebliebener Schriftsteller, der es in seinem Leben nicht weiter brachte als bis zum Amt eines Packhofverwalters in Königsberg. Johann Georg Hamann war nur ein rhapsodischer Philosoph, aber tiefsinniger als die Systemmacher seiner Zeit. Er hielt mehr von den Offenbarungen der innersten Menschennatur in Stimmungen, Neigungen, Einfällen, Entschließungen, als von den Berechnungen der s. g. Vernunft. Eben so hoch standen ihm Erfahrung, Geschichte und Offenbarung, die alle unverrückbar seyen gegenüber den Kunststückchen der sogenannten Vernunft. Er sah daher mit souveräner Verachtung, wie auf die Vernunftpedanterei des Philosophen Kant, so

Reichs, welche in ihren Entzückungen gemeinſchaftlich Geiſter und Seelen ſahen und dieſelben, faſt ganz wie die Seherin von Prevorſt, nach Farbe und Geſtalt klaſſifizirten; die Heſychaſten im vierzehnten Jahrhundert, welche den Nabel für den Sitz und Mittelpunkt aller Seelenkräfte hielten. Sie ſtarrten mit geſenktem Haupt unverwandt den Nabel an und wurden ſo der ſinnlichen Anſchauung des göttlichen Lichts theilhaftig. Auch ſonſt, namentlich bei indiſchen Heiligen, tritt der Bauch, überhaupt die Gegend der Herzgrube, als Organ der Viſionen auf, wie ja auch beim modernen thieriſchen Magnetismus die Herzgrube die größte Rolle ſpielt. Endlich erinnern wir an einen der außerordentlichſten Fälle aus der neuern Zeit, an die Viſionen des Engländers Pordage und der von ihm geſtifteten Geſellſchaft der Engelsbrüder im ſiebzehnten Jahrhundert. Dieſe Schwärmer geriethen, und zwar bei wachen Sinnen, alle zumal in einen Zuſtand, in welchem ſie einen ganzen Monat lang, bald bei Tag, bald bei Nacht, bei geſchloſſenen wie bei offenen Augen, gemeinſchaftlich die außerordentlichſten, ausſchweifendſten Geſichte hatten: ſie ſahen Höllengeiſter aller Art in Wolkenkutſchen, von Ungeheuern gezogen, aber ohne eigentliche Conſiſtenz, indem ſich die Anfangs menſchenähnlichen Figuren in Rieſengeſtalten, dieſe ſofort in ſcheußliche Thiere verwandelten u. ſ. f. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß alle Sinne bei allen in Mitleidenſchaft gezogen wurden, ſelbſt der Geruch und Geſchmack: ſo wurden ſie Tag und Nacht von einem hölliſchen Geſchmack von Schwefel, Salz und Ruß gequält. „Zu verſchiedenen Zeiten erregten auch die Geiſter einen giftigen, ſchädlichen Geruch, ſo daß bei der Sympathie, ſo zwiſchen Leib und Seele beſteht, der hölliſche Geruch unſere innerlichen und äußerlichen Theile ſehr empfindlich beſchädigte.“ [1]

Alle bisher beſprochenen Arten von Viſionen kommen darin überein, daß ſie bei wachen Sinnen und wenigſtens nicht auffallend geſtörtem Bewußtſeyn geſehen werden. Indeſſen kommen dabei doch ſchon Anmahnungen an die, den tiefern ſomnambülen Zuſtänden eigenthümliche Erſtarrung und das Gebundenſeyn der Sinne vor. Der Geiſterſeher iſt Anfangs, ſolange die Geſtalt vor ihm ſteht,

[1] Horſt Deuteroſcopie II. 209 ꝛc.

auf die frivole Sophiſtik des eiteln Leſſing herab und züchtigte insbeſondere den frechen Juden Mendelsſohn. Doch konnte ihm dieſer edle Muth im Zeitalter der Aufklärung nur ſchaden. Herder, Jacobi nahmen ſich ſeiner an, von den Meiſten war er gehaßt oder wurde abſichtlich ignorirt. Erſt nach ſeinem Tode hat man ihn recht zu würdigen angefangen und ſogar überſchätzt. Jean Paul hat wohl recht, wenn er ſeine Werke mit einem dunkeln Nachthimmel voll Sterne vergleicht, unter denen ſich noch viele unaufgelöste Nebel finden; aber verborgene Offenbarungen in ihm zu ſuchen, wäre thöricht. Er hatte keine Weisheit als die längſt offenbarte des Chriſtenthums.

Matthias Claudius, Reviſor in Wandsbeck, ſchrieb 1763 Tändeleien, im verliebten Geſchmack des Gerſtenberg, aber 1778 ſeinen berühmten Asmus omnia secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, 4 ſpäter 7 Bände, worin der geſunde Menſchenverſtand im Gewande natver Einfalt die vornehmen Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit verſpottet, zugleich aber auch das natürliche Gefühl oft in wehmüthige und tief rührende Klagen ausbricht. Der Gedanke an den Tod geht durch das ganze, oft ſo launiſche Buch durch, ſo daß man an dem Gelächter faſt erſchrickt, als ob es von einem Grabe herkäme. Die große Wirkung des Buchs liegt nur darin, daß der tiefſte Schmerz über die Selbſtentwürdigung, wie über die Leiden des Menſchen in Spaß und burleske Gemeinheit eingekleidet iſt. Sein Vorbild war Yoriks ſentimentale Reiſe von Sterne. Aber er mahnt ſchon an Jean Paul, indem er ſein eigenes Doppelweſen in zwei Hauptfiguren ſpiegelt, ſeine volksthümliche Natürlichkeit und Einfalt im Asmus, ſeine gelehrte Bildung im Vetter Andres.

Die erſten Bände des Asmus ſind die beſten, die letzten werden breit und verlieren ſich in hiſtoriſch-philoſophiſche Betrachtungen ohne Humor. Sie enthalten 1) Volksthümlich empfundene Lieder, von denen einige wirklich wahre Volkslieder geworden ſind, vor allen das weltberühmte Rheinlied:

Am Rhein, am Rhein da wachſen unſre Reben ꝛc.

Man hat in neueren Jahren behauptet, Claudius habe das Lied nicht ſelbſt gedichtet, ſondern nur aufgenommen, und es ſey von Sander aus Baden verfaßt. Allein die Beweiſe iſt man ſchuldig geblieben. Das Lied iſt ſo ganz im Geiſte des Claudius empfangen, daß man nicht berechtigt iſt, einem Andern etwas Aehnliches zuzutrauen. Sehr beliebt wurde auch das Lied:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hell und klar ꝛc.

Ein gar hübsches Lied ist das von Philinen, einem jungen Mädchen, welches nicht begreifen kann, warum ihr Liebhaber so wild und scheu zugleich ist, weil ihr das Wesen männlicher Liebe noch fremd ist. Es ist bisher wenig beachtet. Philine überschrieben (I. 34), hat aber eine psychologische Tiefe und hohen natürlichen Reiz. — Urians Reise um die Welt:

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was verzählen ꝛc.

hat zwar insofern Bedeutung, als diese burleske Manier wesentlich auf Bürger und Blumauer Einfluß übte und auf Kortum (Jobsiade) ꝛc. und eine stehende Gattung von Liedern begründete; allein es ist im Ganzen wenig Witz darin. In demselben Ton werden von Claudius kleine Familienscenen geschildert. Das Tändelnde des Vater Gleim vereinigt sich hier mit der Haushahngrandezza des alten Voß. Eine durchaus verfehlte, gemachte und widrige Manier. So z. B. IV. 93 und 94. Ein Kind reflectirt:

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenster herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das ist so seine Art.

Mama liegt wohl und fürchtet sich.
O lieber Storch, ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart.

He, he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen seyn.
Aber du weinest ja.
Hat er dich auch gebissen, Papa?

Gleich darauf S. 94 besingt Claudius die Geburt seiner nachherigen Frau und hätte sie gar zu gern in den Windeln gesehen.

Das Tragische dagegen tritt im Asmus oft höchst rührend hervor, z. B. in der nur kurzen Betrachtung über die Schönheit einer Leiche I. 7. In den kurzen Schmerzliedern, Klage um Anselmo's Tod I. 13. Im Liede am Grabe des Vaters I. 139. Einen tief rührenden und zugleich furchtbaren Eindruck machen die vier wahnsinnigen Brüder im Irrenhause IV. 125. Doch hat sich Claudius auch in diesen tragischen Parthieen verleiten lassen, zu tief ins Natürliche zu malen, z. B. in dem wahrhaft ekelhaften Liede für Schwindsüchtige IV. 106.

In der Masse zerstreut finden sich einige treffliche Satiren, z. B. das

Concert der Kapaune, zur Verspottung der falschen Empfindsamkeit seiner Zeit IV. 67. Das kleine Epigramm auf Adam: dein erster Schlaf war deine letzte Ruh (weil Eva daraus entstand) I. 67, vor allem der köstliche Spott über Göthe's Werther I. 52.

Nun mag ich auch nicht länger leben,
Verhaßt ist mir des Tages Licht;
Denn sie hat Franze Kuchen geben,
Mir aber nicht.

* Am eigenthümlichsten ist Asmus darin, daß er zugleich fromm und liberal ist, zugleich gegen die falsche Aufklärung eifert und doch Opposition macht gegen Fürsten- und Adelswillkür im Namen des dritten Standes. Er vertrat den Bauernstand gegenüber den Herren. Eine furchtbare Anklage enthält in spielenden Worten das Schreiben eines parforce gejagten Hirsches an den Fürsten, III. 93, zum Theil auch der Neujahrswunsch des alten lahmen Invaliden Görgel, III. 28. Die beste ist wohl die Audienz des Asmus beim Kaiser von Japan, III. 49. Die Frömmigkeit tritt bei Claudius überall hervor. Am schönsten in dem kleinen Beispiel vom Wasserfall in Nordamerika IV. 83. Ein Europäer untersucht und mißt aus, während der Indianer nur ehrfurchtsvoll den großen Geist anbetet. In demselben Sinn vertheidigt Claudius den Jacobi gegen die Angriffe von Mendelssohn und Lessing. Zugleich gibt sich Claudius Mühe, durch Naturbetrachtungen (wie Brockes) zur Religiosität zu stimmen. Hier fällt er aber auch wieder ins Triviale hinab. So heißt es I. 6: die Juden seien doch recht böse Menschen gewesen, daß sie im Angesicht des freundlichen Mondes einem gerechten und unschuldigen Mann (Christus) hätten Leid thun können. Als ob die empfindsame Betrachtung des Mondes allein sie davon hätte abhalten sollen.

Ein guter Humorist war auch Abraham Gotthelf **Kästner**, Professor der Mathematik und Physik in Göttingen. Seine vermischten Schriften erschienen zuerst Altenburg 1783 und mit vielem Einzelnen vermehrt in 4 Bänden, Berlin 1841.

Sie enthalten 1) Epigramme, in denen nicht bloß Witz, sondern auch eine edle, insbesondere patriotische Gesinnung vorherrscht, z. B. in denen auf Kepler, die Schlacht bei Roßbach, Friedrich den Großen ꝛc. 2) Oden, Lieder, Elegien. Gut ist die Parallele zwischen schönen Wachsfiguren und geistlosen Mädchen. Ein philosophisches Lehrgedicht von den Kometen ist nur gelehrt, nicht witzig. Unter den wenigen Fabeln ist die von der Eule die beste. 3) Miscellen, Anecdoten, Einfälle in Prosa. Einmal, sagt Kästner, konnte ich ein neues theologisches Werk nicht in den Bücherschrank bringen, es fiel immer wieder heraus, weil — unbemerkt ein Neues Testament in kleinem Format in der Ecke stand, von dem es zurückgestoßen wurde. 4) Reden und kleine Auf-

ſätze, darunter bemerkenswerth das gerechte Urtheil über Gottſched in einer Vorleſung von 1767. — Alt und in der Manier von Swift iſt die ſchon 1744 in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes gedeutete Schilderung der Mondregentinnen, eine Satire auf den philoſophiſchen Streit der Zeit, indem die eine Regentin Atome und die andere Monade heißt, jene der Ausdruck der franzöſiſchen Atomiſtik, dieſe des Leibnitzianismus.

Einer der angeſehenſten Vertreter des engliſchen Geiſtes in Deutſchland war der Göttinger Profeſſor Georg Chriſtoph Lichtenberg; ein kleiner, bucklicher Mann, aber ſehr munter und geiſtreich. Er lehrte Naturwiſſenſchaften und ſchrieb in dieſem Fach. Außerdem aber zeichnete er ſich durch eine Menge kleiner Aufſätze und Aphorismen aus, die nach ſeinem Tode in 9 Bänden geſammelt erſchienen unter dem Titel „Vermiſchte Schriften von Lichtenberg" Göttingen 1800. Hier zeigt er ſich als ein überaus feiner Menſchenkenner und witziger Kopf. Sein Styl iſt leicht und klar, wie der von Leſſing, dem er auch in Scharfſinn am nächſten ſteht. Andrerſeits neigt er im leichten Scherz wieder mehr zu Wieland.

In ſeinen „Bemerkungen über ſich ſelbſt"

entfaltet Lichtenberg die geheimſten Falten der menſchlichen Seele, mit der Aufrichtigkeit Rouſſeau's, aber nicht mit dem armen Sündergefühl Rouſſeau's, ſondern mit dem Vergnügen eines Anatomen, der im feinſten Nervenſyſtem neue Entdeckungen macht. Die Analyſe der unbewachten Empfindungen und geheimſten Beſtimmungen der Meinung und des Willens gelingt ihm am meiſten. Er geht damit bis ins Kindesalter zurück und berührt hier Saiten, die in neuerer Zeit zuerſt wieder Bogumil Golz angeſchlagen hat.

In der Abhandlung „über die Macht der Liebe"

verfolgt er mit derſelben Schärfe der alles analyſirenden Lanzette die geheimſten Empfindungen der Zärtlichkeit. Dieß iſt wohl einer der originellſten und merkwürdigſten Aufſätze von ihm. Aber ich geſtehe, ſie iſt mir unbehaglich, eine ſolche Viviſection des noch ſchlagenden Herzens.

In den „philoſophiſchen Bemerkungen" geſteht Lichtenberg offen, er ſey kein Chriſt, er weiſſagt der Philoſophie den Sieg über die Kirche und verzweifelt nicht, in einigen Jahrhunderten werde geläuterter Spinozismus die allgemeine Weltreligion geworden ſeyn. Alſo mußte auch dieſer ſonſt ſo feine Geiſt dem Vorurtheil der Zeit huldigen. — Von ausgezeichnetem pſychologiſchem Intereſſe iſt Lichtenbergs Abhandlung

„über die Bedienten“ im 4. Bande, mit Kupfern von Chodowiecki. In demſelben Bande findet ſich auch eine humoriſtiſche Abhandlung vom Nutzen der Prügel. Die letzten Bände ſind faſt ganz mit Abhandlungen über einzelne Zweige der Naturwiſſenſchaft angefüllt, voll feiner Bemerkungen aber meiſt nur Gelegenheitsſchriften ſeiner Zeit. Das Witzigſte liegt verborgen in den kleinſten Aufſätzen und Aphorismen. Hier nur eine Auswahl:

Band I. S. 95: Bittſchrift der Wahnſinnigen. S. 344: Geſpräch zweier Zwillinge im Mutterleibe. S. 369: Nachahmung der engliſchen Croth-readings, oder Zuſammenſtellung von Zeitungsnachrichten, ſo daß über die Spalte hinüber-geleſen wird und zum Anfang des einen der Schluß des andern Artikels kommt, z. B.: Heute wurde Madame N. mit Zwillingen entbunden — wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekommt das elfte gratis. — Band III. 231: Anſchlagzettel im Namen des Zauberers Philadelphia. Als dieſer Taſchenſpieler nach Göttingen kam, kam ihm Lichtenberg mit einem witzigen Anſchlagzettel voll komiſcher Anſchneidereien zuvor und Philadelphia ſah ſich genöthigt, abzureiſen, ohne ſeine Kunſt producirt zu haben. S. 589 Fragment von Schwänzen, d. h. von Zöpfen, die hier als Schwänze der Menſchenthiere phyſiognomiſch aufgefaßt werden.

Unter den kleinen epigrammatiſchen Witzen iſt zu bemerken I. 191: Ein Dreigroſchenſtück iſt immer beſſer als eine Thräne. II. 141: Mädchen fangen ſchon an, ſich dumm zu ſtellen, ehe ſie noch klug ſind. S. 159: Ob Mädchen auch im Dunkeln erröthen? Eine Frage, die ſich nicht beim Licht ausmachen läßt. S. 363: Wenn Jemand dem größten Schelm in Deutſchland 100,000 Louisd'or ausſetzte, wie viel Bewerber würden ſich melden? II. 49: Wenn es einmal in der Welt keine Barbaren mehr gibt, iſt's um uns geſchehen. 106: Es gibt einen Zuſtand, in dem man die Gegenwart einer geliebten Perſon eben ſo wenig verträgt, als ihre Abweſenheit. 109: Zuweilen gefällt einem ein Gedanke, wenn man liegt, aber nicht mehr, wenn man aufſteht. 411: Sujet für einen Maler, zwei Mädchen, die in einen Brunnen ſehen, aus dem die Kinder kommen ſollen, und durch ihr eigenes Spiegelbild getäuſcht werden. 422: Warum ſchielen die Thiere nicht?

Das witzige Hauptwerk Lichtenbergs ſind ſeine Erklärungen der Kupferſtiche von Hogarth, voll Geiſt und Gelehrſamkeit.

Friedrich Dominik Ring, Geh. Hofrath in Karlsruhe, ſchrieb im Lit. Anzeiger von 1799 Nr. 148 eine hübſche Abhandlung über Ueberſetzermißgriffe mit vielen ſehr komiſchen Beiſpielen, und Nr. 149—151 eine andre über den risus der Alten.

Eine der beliebteſten komiſchen Dichtungen wurde das in Knittel-

verſen und in der Manier des engliſchen Hudibras geſchriebene Epos des Johann Arnold Kortum, Arzt zu Bochum in der Grafſchaft Mark, die Jobſiade, zuerſt 1784 in Münſter gedruckt.

Jobs, ein ganz gemeiner, aber munterer Burſche, ſollte ſtudiren, lebte aber faul und lüderlich, ſo daß er im Examen durchfiel. Dieſes Examen iſt der Glanzpunkt des Gedichts. Fragen: Wer waren die Apoſtel? Antwort: Große Bierkrüge (die man auf Univerſitäten ſo nennt). Wer war der heilige Auguſtin? Der Pedell (weil dieſer wirklich ſo hieß). Wie viel gibt es Engel? Er kenne nur den blauen (ein Wirthshaus). Was glaubten die Manichäer? Ich würde ſie bezahlen, aber ich habe ſie geprellt ꝛc. Bei jeder Antwort heißt es:

Ueber dieſe Antwort des Candidaten Jobſes
Geſchah ein allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inſpector ſprach zuerſt: hm. hm.
Darauf die andern secundum ordinem.

Als Jobs heimkehrt, ſtirbt ſein Vater vor Verdruß, er ſelbſt muß Schulmeiſter werden, ſinkt bis zum Nachtwächter herab und ſtirbt. — Später erſchien ein zweiter Theil, worin er wieder auflebt und zu Ohnewitz Pfarrer wird. Das Leben eines gemeinen, nur dem Schlendrian folgenden Landgeiſtlichen, iſt darin nicht übel geſchildert, der zweite Theil aber iſt matter als der erſte.

Kortum ſchrieb auch einen Märtyrer der Mode, die magiſche Laterne und Amors Hochzeitfeier, die ich mir nicht habe verſchaffen können. Andre geiſtliche Humoresken waren Weppens Kirchenviſitation 1781 und ſtädtiſches Patronat 1787, und Walders Stutzperücke 1785, Paſtor Rindviglus 1798.

Levin Sander von Itzehoe ſchrieb ſeit 1783 eine Menge komiſche Erzählungen und Humoresken, auch ein Paar Luſtſpiele und Ueberſetzungen aus dem Däniſchen.

Eines der beſten und auch volksthümlich gewordenen Bücher jener Zeit waren die „wunderbaren Reiſen und Begebenheiten des Freiherrn von Münchhauſen“, 1787 angeblich aus dem Engliſchen, aber am wahrſcheinlichſten verfaßt von Bürger, der nur ältere Jägerſchwänke mit neuen vermehrte. Vgl. Theil II. 89, III. 396, wozu noch die mendacia ridicula in des J. P. Lange delicine acad. von 1606 nachzutragen ſind. Ob Bürger den Miniſter Münchhauſen damit ärgern wollte, iſt gleichgültig. Das Buch hat nur Werth als Volksbuch voll luſtiger Jägerlügen.

Der edle Freiherr von Münchhausen dreſſirt ſein Pferd ſo gut, daß er damit auf einem Theetiſch herumtanzt, an welchem Damen ſitzen. Er reitet durch eine vorbeifahrende Kutſche durch und begrüßt die darin ſitzenden Damen im Durchflug. Er bindet ſein Pferd im Schnee an einen Pfahl, erwacht des Morgens, nachdem der Schnee geſchmolzen iſt, unten an einem Kirchthurm, ſieht ſein Pferd oben am Thurm hängen, ſchießt den Zügel mit einer Piſtolenkugel durch und reitet weiter. — Im Sumpf verſunken zieht Münchhauſen ſich ſelbſt und damit zugleich das Pferd, auf dem er ſitzt, am Zopf heraus. — Einen Bären fängt er, indem er Honig an eine Deichſel ſtreicht, an der ſich der Bär fortleckt, bis er wie am Spieße daran ſteckt. — Ein Jagdhund läuft ſich auf langer Jagd die Beine kurz ab, auf der Rückkehr aber wieder lang an. — Eine gehetzte Häſin wirft Junge, die nachſetzende Hündin auch und die kleinen Hündchen helfen gleich die Häschen jagen. — Bei einer Belagerung ſetzt ſich Münchhauſen auf eine Kanonenkugel, indem ſie abgeſchoſſen wird, beobachtet aus der Höhe den Feind und kehrt auf einer feindlichen Kugel, die ihm entgegenfliegt und auf die er ſich geſchwind ſetzt, zu den Seinen zurück. — Ein Waldhorn an der Wand fängt plötzlich zu blaſen an, weil die darin erfrorenen Töne aufthauen.

Ich ſchließe hier noch einige Satiren der Zeit an. Die „Geſchichte einer Laus“ 1782 ohne Angabe des Druckorts, iſt eine matte Sammlung von Charakteriſtiken und Intriguen des franzöſiſchen und engliſchen Hofes, welche eine Laus, die ſich auf den Köpfen und Perücken des Hofvolkes umgetrieben, beobachtet haben ſoll. Nur der cyniſche Geiſt eines Rabelais könnte ſo etwas mit dem gehörigen Witz ausbeuten. Noch geringer iſt C. G. F. Hoffmanns „Leben und Wanderungen eines Flohes“, 1803. — „Der blaue Eſel“, Berlin und Leipzig 1786, ſoll beweiſen, daß ein Eſel eigentlich vernünftiger ſeyn könne, als die Menſchen. Den philoſophirenden und moraliſirenden Eſel durch zwei dicke Bände hindurch zu begleiten, erweckt Langeweile. Humor dieſer Art muß kürzer gehandhabt werden.

Johann Karl August Muſäus, Profeſſor in Weimar († 1787) iſt merkwürdig als Romanſchriftſteller durch den leichtfertigen, ſpöttiſchen, gemein familiären Ton, den er in die Literatur einführte, und der einerſeits in Spieß und Cramer ꝛc., andererſeits in Kotzebue Nachahmer und eine weite Verbreitung fand. Bisher war noch kein deutſcher Autor in ſo tiefem Negligée erſchienen. Die ſchlechten Bücher, die er geſchrieben hat, ſind jetzt vergeſſen und viele Literarhiſtoriker ſprechen von ihm, ohne ſie geleſen zu haben. Nur ſeine berühmten deutſchen Volksmärchen kennt

Jedermann und nur nach ihnen pflegt er, viel zu günſtig, beurtheilt zu werden. Es iſt wahr, in dieſen Märchen fällt ſeine mediſante und ſalope Manier weniger unangenehm auf, als in ſeinen langen und langweiligen Romanen, weil dieſe Märchen überhaupt viel kürzer ſind und weil der ächten Volksſagen entnommene Stoff ſchon durch ſich ſelbſt intereſſirt.

Außer den Volksmärchen ſind das beſte, was Muſäus geſchrieben „Freund Heins Erſcheinungen in Holbeins Manier", ein moderner Todtentanz, dem berühmten Basler nachgebildet, aber mit modernen Motiven. So erſcheint der Tod als Vulkan, der die Liebenden im Netze fängt; als eine Buhlerin, die einen galanten Herrn beſchleicht; als Schulviſitator; als Werber ꝛc. Auch löst er als Reformator ein Kloſter auf, ſucht einen im Luftball hoch oben auf ꝛc.

Die moraliſche Kinderklapper des Muſäus (Erzählungen für Kinder) iſt dem Franzöſiſchen des Monget, die Oper „das Gärtnermädchen" einem franzöſiſchen Roman entnommen.

Der deutſche Grandiſon, Roman von Muſäus, iſt ein ſchlechtes Produkt, dem Müllerſchen Siegfried von Lindenberg einigermaßen ähnlich.

Ein bornirter Landedelmann will die wenigen Romane, die er lieſt, auch ſpielen. So ſpielt er anfangs den Robinſon und iſolirt ſich auf einer Inſel in einem Teiche. Später lieſt er den Grandiſon und will aus ſeinem Neffen einen zweiten Grandiſon machen. Derſelbe wird nach England geſchickt, wo er erſt entdeckt, daß Grandiſon nie wirklich exiſtirt hat. Seine Geſchichte bricht ab. Die des Onkels aber wird vollendet. Derſelbe will ſich mit einem jungen Fräulein verheirathen, die aber am Hochzeitstag mit einem jungen Offizier davonläuft. Matt erfunden und in einem widrig ſpöttiſchen Ton durchgeführt.

Die Straußfedern, ein Bändchen kleiner Erzählungen von Muſäus, zweite Auflage, Mannheim 1802 enthalten vier Geſchichten ohne Ueberſchrift.

Nur zwei ſind bemerkenswerth, die von einem Grafen, der ſich bei einem Maskenball in Wien durch eine gemeine Grabennymphe, die er für eine vornehme Dame hält, prellen läßt, und die eines gewiſſen Walther, der ſich dem Böſen ergibt, unter der Bedingung, nur dem Wein und der Liebe zu leben, und nachdem er eine anſtändige Heirath gemacht, vom Teufel gemahnt wird und mit Wahnſinn und Selbſtmord endet. Ein kleiner Anfang der ſpätern Gallot-Hoffmannſchen Manier.

Die physiognomischen Reisen von Musäus sind das unerträglichste Buch, das vielleicht je in Deutschland geschrieben wurde.

Zwei Bände hindurch wird man ununterbrochen mit einem Styl gemartert, der sich in vertraulichen Abkürzungen, kleinen Flüchen ꝛc. gefällt. Anfang: „Hätts weiß Gott! nimmer gedacht, daß es so kommen würde, wies nun kommen ist, daß ich in der Buchschnüzlergilde sollt' zünftig werden. Hab' die Buchmacher schier nicht anders gedacht, als die Hutmacher ꝛc." Das Ganze ist eine Satire auf Lavater, dessen physiognomisches System hier spottend widerlegt wird, indem durch alle drei Bände das Thema durchgeht, der Schein trügt.

Musäus war in Weimar der Lehrer des jungen Kotzebue. Leicht möglich, daß von diesem Lehrer die widerliche Spottlust, die plumpe Spaßmacherei und der familiäre Ton auf Kotzebue übergegangen ist.

Ein späterer Anhänger der englischen Schule war Ulrich Hegner, geboren 1759 zu Winterthur, Arzt und Senator daselbst, dessen Werke 1828 erschienen. Sie bestehen 1) in geschichtlichen Relationen, die mit malerischem Auge als Genrebilder aufgefaßt sind, und zwar: „auch ich war in Paris", die Schilderung seiner Reise dahin zur Zeit des Consulats 1801, und „Salys Revolutionstage", meisterhaft gemalte Idyllen aus der Zeit der Schweizer Revolution von 1798. 2) Eigentliche Romane, die Molkenkur 1812 und als Fortsetzung Suschens Hochzeit. 3) Ein Werk über die Kunst: Hans Holbein der Jüngere, 1827.

Die Molkenkur. Ein alter norddeutscher Oberst, der sich in Gais (im Appenzeller Lande durch eine Molkenkur vom Podagra heilen will, schreibt fleißig an seine Schwester daheim, deren blühende Tochter Chlotilde mit dem Kammermädchen Suschen ihn begleitet hat. In Gais findet er einen alten Professor aus Zürich, einen offenen, wahrheitsliebenden und vielerfahrenen Mann, den er bald lieb gewinnt und durch den er viel über die Schweiz erfährt. (Hegner spricht sich bei diesem Anlaß über manche Mängel der Schweiz aus, während er andererseits auch ihre Tugenden, sonderlich des Landvolks hervorhebt. Am meisten tadelt er die Koketterie mit Schweizernatur, Schweizertracht ꝛc., die nur eine Spekulation auf die Aldernheit von Fremden sey.) Eine vornehme Chaiseladie, deren junge Begleiterin, ein reiches Mädchen aus der Schweiz, Chlotildens poetische Freundin wird (indem beide dichten), faselt viel über die Erziehung des Menschengeschlechts, wird aber von einem alten Schulmeister beschämt. Eine feine Satire auf das Unwesen der Mustererziehungsanstalten in der Schweiz, welche Hegner, wie es scheint, auf eine direktere Weise doch nicht anzugreifen wagte. Ein junger Schweizer Pfarrer

verliebt sich in Suschen und auf ihrer Hochzeit wollen alle einander befreundet gewordene Gäste wieder zusammenkommen. — In Suschens Hochzeit (zwei Bändchen) wird die Geschichte fortgesetzt. Der alte Oberst fährt mit Suschen nach Schaffhausen, unterwegs stürzt der Wagen, der alte ehrliche Diener des Obersten wird verwundet und Suschen zerreißt sich ihr Kleid auf eine ärgerliche Weise. Aber der dadurch herbeigeführte Aufenthalt in Schaffhausen ist Ursache, daß Suschen mit Pfarrers Gustav zusammentrifft, dem Jugendgespielen Ghlotildens, Pfarrerssohn von ihrem Heimathsort. Er hat ausstudirt und soll in Welschland einige Zeit verweilen, um französisch zu lernen. Der Zufall führt ihn zu Suschen und mit ihr zurück zu Ghlotilden. Ein gewisser Sommerthal wird sein Nebenbuhler, aber Ghlotilde bleibt ihm treu. Der Oberst ist in großer Verlegenheit, er selbst würde am Ende das Adelsvorurtheil gegen den Pfarrerssohn ablehnen, aber seine Schwester, Ghlotildens gnädige Mama, wird die Tochter nie einem Bürgerlichen geben, der alte Professor und die Chanoinesse sind den jungen Liebenden günstig. Nach verschiedenen Zwischenfällen (Händel mit zwei Engländern, Stoß durch einen wilden Stier, ein Sturz in den Rhein, eine mißlungene Alpenreise, eine Feuersbrunst ꝛc.) langt die Nachricht an, Ghlotildens Mutter sey todt. Nun ist sie frei und Ghlotilde wird Braut, wie Suschen. Eine der hübschesten Partien des letzten Bandes ist die mißlungene Alpenreise. Die Gesellschaft will den Sonnenaufgang sehen, wird aber durch das Klagegeschrei einer armen Wöchnerin in einer Hütte aufgehalten, indem die Damen Hülfe leisten.

Heinrich Hirzel gab in „Eugenias Briefen", zweite Auflage 1811, Gemälde der Alpennatur, des Familienlebens, der Freundschaft, mit viel eingestreuten Bemerkungen über Welt und Leben, worin er ein vortreffliches Herz, doch weniger Geist als Ulrich Hegner verrieth. Derselben Classe gehören auch noch die beliebten Genfer Novellen von Rudolf Töpffer (gesammelt 1837) an, in denen die Alpenwelt den Hintergrund bildet und deren kleine Lebens- und Familienbilder von klarem Verstande und äußerst feinem Gefühl zeugen.

3.

Wiedergeburt der deutschen Schaubühne.

Der lange Kampf zwischen dem Renaissancetheater und dem deutschen Fastnachtspiel hatte, wie wir oben sahen, mit einem Siege des französischen Rococogeschmacks geendet. Wie aber dieser letztere überall durch die

mit starren Blicken ganz in sein Gesicht versunken; ist er aber in eigentlichen Verkehr mit dem Geist gekommen, so scheint er häufig während der Anwesenheit desselben vielmehr unwillkührlich die Augen zu schließen. Beim hochschottischen zweiten Gesicht dagegen sollen die Augenlieder krampfhaft auseinandergerissen seyn. Bei der eigentlichen religiösen Vision ist das Auge entweder starr nach oben, oder, wie wir gesehen haben, auf einen Körpertheil, wie der Nabel oder die Herzgrube, gerichtet. Es ist wohl immer schwer auszumitteln, wie weit bei diesen Formen während der Dauer des Gesichts doch auch das Bewußtseyn alterirt ist; aber soviel scheint gewiß, daß sie ohne deutlichen Abschnitt in die entschieden traumähnlichen Visionen mit gebundenen äußern Sinnen und mit krampfhafter Erstarrung des Körpers überlaufen.

Ein sehr interessantes Beispiel dieses Uebergangs an Einem Individuum gibt Schwedenborg mit seinem berühmten Geisterumgang an die Hand. Schwedenborg war eine mit somnambülem Stoff überladene Persönlichkeit. Mag nun bei ihm die somnambüle Anlage den Hang zur Schwärmerei determinirt, oder die letztere die erstere so ungemein gesteigert haben, gleichviel, seine Geschichte zeigt recht auffallend, wie die Gesichte, so zu sagen, immer nach der Competenz des Menschen sich richten, der sie hat, das eingerechnet, daß fast in allen somnambülen Zuständen die Seelenkräfte, von den untersten bis zu den höchsten, auf eigenthümliche Weise gesteigert erscheinen. Bei diesem theosophischen Naturforscher einer in dogmatische Grübeleien versenkten Zeit entlud sich das somnambüle Element dreißig Jahre lang fast immer bei hellem Bewußtseyn, ganz ruhig und, wenn man die Vordersätze zugab, vernünftig und consequent, in Disputationen mit Aposteln und Reformatoren, in Controversen mit Engeln, mit Astral- und Planetargeistern über die Natur der Weltkörper, über moralische und physische Probleme, wobei er bald von den Geistern Belehrung empfing, bald seinerseits sie hofmeisterte. Einigemal aber schwand ihm doch das Bewußtseyn und er verfiel in eine Entzückung, in der er das eigenthümliche Gefühl von Weggeführtwerden aus dem Körper, von Fliegen empfand, das für die Visien mit gefesselten Sinnen, für die kataleptische Ekstase und den Hexentraum ganz charakteristisch ist.

Anglomanie und Natürlichkeitssucht wieder verdrängt wurde, so geschah das auch auf dem Theater.

Das Theater kam aber überhaupt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in eine nie vorher gekannte Aufnahme. Es begann, wenigstens bei den Gebildeten, die immer mehr gering geachtete Kirche zu ersetzen. Man fing an, für das Theater, als für eine Schule der Humanität, zu schwärmen. Sein größter Förderer war Lessing.

Gotthold Ephraim **Lessing**, geboren 1729 zu Kamenz in der Lausitz, wo sein Vater Prediger war, sollte Theologie studiren, hatte aber keine Lust, sondern schloß sich zu Leipzig an Weiße an und begann Schauspiele zu dichten. 1760 wurde er Sekretär des General Tauenzien in Breslau, machte sich aber schon 1765 wieder frei und ging nach Hamburg, wo er die berühmte Dramaturgie schrieb; 1769 wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, wo er 1781 starb. Seine sämmtlichen Werke erschienen in 30 Bänden zuerst 1771—1794.

Lessing gehörte zu den ersten Geistern des Jahrhunderts. Als Dichter ist er von höchster Bedeutung für das Schauspiel, weil er zuerst eine durchaus natürliche, tiefe und feine Charakteristik der Personen einführte und damit die herkömmlichen theils vom französischen Theater, theils noch aus dem deutschen Possenspiel entlehnten Schablonen durchbrach. Er that das auf eine einfache, ihm eigenthümliche Weise, er verließ die Gallomanie, ohne in die Anglomanie zu fallen. Er blieb von jedem fremden Einfluß frei, macht daher einen überaus erquicklichen und erfrischenden Eindruck. Es thut wohl, den deutschen Geist in dieser jugendlichen Kraft aus den zerfallenen Gräbern aller alten Moden emporsteigen zu sehen.

Lessings jugendliche Lustspiele sind unbedeutend und verrathen selbst in den Namen noch die Nachahmung des Plautus und Molière.

Zuerst charakterisirt er 1747 „den jungen Gelehrten" als einen capriciösen Narren. Sodann im „Misogyn" einen aus schlimmer Erfahrung eingefleischten Weiberhasser. Im „Schatz" bearbeitet er, wetteifernd mit Destouches, den Trinmus des Plautus. Eigenthümlicher sind „der Freigeist" und „die Juden" von 1749. Hier offenbart Lessing zum erstenmal, wie sehr er das Christenthum unterschätzte. Sein Freigeist ist so sehr gegen die gesammte Geistlichkeit eingenommen, daß er sich wundert, einmal einen tugendhaften zu finden, und sein Jude wird als Erretter eines Baron dargestellt, der ihm zum

Dank ſeine Tochter anbietet, bis er erfährt, jener ſey ein Jude, und nun aus dem Dank nichts mehr werden kann.

Eine neue Bahn ſchlug Leſſing mit dem in Proſa geſchriebenen Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon“ ein, 1755, wobei ihm jedoch die engliſchen Muſter gekränkter Tugend von Richardſon vorſchwebten.

Der lüderliche Melleſont verliebt ſich in die tugendhafte Sara und entführt ſie, was ſie jedoch nur unter der Bedingung zugibt, daß er ſie ſofort heirathe. Dieſe Heirath aber verzögert er jetzt; ſeine frühere Geliebte Marwood, von der er ſchon ein Kind hat, ſucht ihn abzuhalten, und da ſie ihre Abſicht vereitelt glaubt, gibt ſie der armen Sara Gift. Zur Sühne erſticht ſich Melleſont. — Zwar verleugnet Leſſing auch hier ſeinen ſcharfen Geiſt nicht, die Charaktere ſind trefflich gezeichnet, aber das Ganze iſt unerquicklich. Die Marter eines edeln Mädchens unter ſo niederträchtiger Umgebung erſcheint empörend.

Seltſam iſt das kleine Trauerſpiel Leſſings „Philotas“ von 1759, nur in einem Act.

Philotas, der junge Sohn des Königs von Macedonien, iſt in der Schlacht verwundet und gefangen worden. Der Sohn des Siegers aber, des Königs Aridäus, iſt von den Macedoniern gefangen worden. Nun ſollen beide Knaben gegeneinander ausgelöst werden, aber Philotas überlegt, wenn er ſich umbringe, ſo müſſe Aridäus ſeinen Sohn unter den für Macedonien günſtigſten Bedingungen löſen. Alſo erſticht er ſich. — Man hat dieſes kleine feurig geſchriebene Stück ſehr geprieſen, allein ich finde die dem Knaben in den Mund gelegte Reflexion durchaus unerträglich und das Ganze hochgeſchraubt.

Leſſings Genie für das Drama emancipirte ſich erſt in ſeiner lieblichen „Minna von Barnhelm“ von 1763.

Minna, eine reiche Erbin in Sachſen, hat im ſiebenj. Kriege den preußiſchen Major Tellheim kennen und lieben gelernt. Sie haben Ringe mit einander gewechſelt. Aber als er nach beendigtem Kriege zurückgeſetzt wird und zu mittellos geworden iſt, um ſeinem Stande gemäß als Bräutigam aufzutreten, läßt er nichts mehr von ſich hören und lebt mit ſeinem Bedienten Juſt in einem Wirthshaus in Berlin höchſt kümmerlich, als abgedankter auf halben Sold geſetzter Officier. Sein vormaliger Wachtmeiſter Werner hat ein kleines Gut und bringt ihm den Ertrag deſſelben, den er aber nicht annehmen will. Die Wittwe eines Officiers, dem er Geld geliehen, will es ihm wiederbringen, aber er verleugnet die Schuld und läßt ihr das Geld. Der ſchurkiſche Wirth gibt ihm keinen Credit mehr, und er muß — Minnas Ring ihm verſetzen. Eben aber iſt Minna in demſelben Gaſthof abgeſtiegen, denn ſie iſt gekommen,

um Tellheim zu ſuchen. Der Wirth zeigt ihr den Ring, den ſie ſogleich an ſich nimmt. Mit Hülfe ihres luſtigen Kammermädchens Franciska iſt ſie nun bemüht, den ſtolzen Geliebten zu kirren, was ihr aber nicht eher gelingt, als bis die Kränkung und Zurückſetzung, die ihn betroffen hat, durch den König ſelbſt gehoben und wieder gut gemacht wird. Denn ſo zart er ihre hingebende Liebe aufnimmt, ſo geht ihm doch die Ehre über alles, und er will nicht von den Wohlthaten einer reichen Frau leben. Minnas Onkel kommt dazu, das Glück aller iſt vollſtändig, der wackere Werner heirathet Franciska.

In dieſem Stück ſpiegelt ſich der Geiſt des preußiſchen Heeres auf die glänzendſte Weiſe. Das zugeknöpfte Weſen des preußiſchen Officiers, in deſſen harter Schale der edelſte Diamant der Ehre ſich birgt, kann nicht wahrer, nicht liebenswürdiger dargeſtellt werden. Das iſt Mannheit ohne alle Prätenſion. Und dieſem ſtrengen und ſchweigſamen Mann gegenüber die Fülle weiblicher Liebe, Anmuth und Geſchwätzigkeit in der reizenden Minna! *) Hier iſt alles Seele, warmes Leben.

Der Minna, dieſem makelloſen Spiel der Grazien mit Ehre und Liebe, ließ Leſſing 1772 das vielbewunderte, aber auch oft getadelte Trauerſpiel „Emilia Galotti“ folgen, eine Uebertragung der römiſchen Virginia auf moderne Verhältniſſe.

Emilia, Braut des Grafen Appiani, ſtürzt am Hochzeitsmorgen entſetzt in das elterliche Haus, indem ihr in der Kirche der regierende Fürſt von Maſſa Carrara ſeine Liebe erklärt hat. Auch der Bräutigam erſcheint heute trübſinnig. Da kommt der raffinirte Marinelli, der geheimſte Rathgeber des Fürſten, um Appiani zum Geſandten zu ernennen und ſchleunigſt zu entfernen. Appiani merkt die Falle und lehnt den Antrag ab. Aber als er noch an demſelben Tage mit der Braut aufs Land reiſt, wird er unterwegs von dazu beſtellten Banditen erſchoſſen und die Braut von dazu beſtellten fürſtlichen Dienern in das Luſtſchloß des Fürſten geretiet. Vater und Mutter kommen an, aber auf Marinellis Rath erklärt ihnen der Fürſt, wegen Unterſuchung des Mordes müſſe die Tochter von ihnen getrennt bleiben. Die abgedankte Maitreſſe des Fürſten, Gräfin Orſina, die vor Eiferſucht vergeht, gibt dem alten Odoardo Galotti ihren mitgebrachten Dolch und mit dieſem erſticht der alte Vater ſeine Tochter Emilia, um ſie vor der Schande zu retten. — Alle Charaktere in dieſem Stück ſind mit Meiſterhand gezeichnet. Aber man tadelt die faſt epigrammatiſche Kürze im Dialog.

*) Ein Luſtſpiel „der Jungfernſteg“, gedruckt zu Hamburg 1768 zeigt uns die Lehrzeit der Minna von Barnhelm.

Ein reicher Hamburger Kaufmann hat einen Herrn gebeten, an den sechzehn (preußischen) Gerichtstagen, wo sich seine Tochter vor einem solchen gehen, Sie verbindet sich ein gemeines Ehrenbrevier, das sie so wie zum Beispiel gedruckten Ostern, wenn eben, ehe es zum Hand kommt, durch den Schreiber und Wirthen corrigirt.

A. W. Schlegel über dramatische Kunst III. 391 sagt, Lessing habe um den deklamatorischen Schwulst zu vermeiden, die kalte und lauschende Beobachtung des Komikers ins Trauerspiel eingeführt, und die Leidenschaften in Emilia Galotti seyen mehr scharfsinnig und witzig charakterisirt, als beredt ausgedrückt. Daran ist wohl etwas Wahres, aber es hindert nicht, daß Lessings Trauerspiel einen tiefen und ergreifenden Eindruck macht.

Dieses schöne Trauerspiel ist vorzüglich merkwürdig als die erste öffentliche Regung sittlicher Opposition gegen die damalige Lüderlichkeit der Höfe, als die erste Mahnung des Liberalismus an die Throne.

Eben so geistvoll, wie Lessings Schauspiele, sind seine kleinen Liedchen, Epigramme, Fabeln. Den größten Ruhm aber und die umfassendste Macht über die Geister in Deutschland erwarb er sich als Kritiker. Obgleich er anfangs seinen Wein in das Wasser Nicolais goß und diesem faden Berliner die Literaturbriefe schreiben half, und auch später sich noch oft mit unbedeutenden Kleinigkeiten abgab und seinen Scharfsinn an deren Betrachtung verschwendete, kann man doch keine Seite von ihm lesen, ohne durch die Classicität und Klarheit seiner Sprache entzückt zu werden. Unter seinen kritischen Leistungen sind am berühmtesten seine hamburgische Dramaturgie und seine durch Winkelmanns Begeisterung für die Antike veranlaßte Schrift über Laokoon. Wo Lessing es nur mit der Kunst zu thun hatte, war er so unbefangen als möglich und trug mehr als jeder andere zur Verbreitung eines guten Geschmacks bei.

Neben Lessing schrieb auch Karl Franz Romanus in Dresden 1761 Lustspiele im Style des Terenz und Plautus (die Brüder, Crispin, der Vormund ꝛc.) und Joachim Wilhelm Brawe einige leidenschaftliche Trauerspiele. Brawe starb schon im 20. Jahre als Student (1758), aber seine Stücke hatten ihn schon berühmt gemacht.

Der Freigeist. Henley verführt seinen frommen und tugendhaften Nebenbuhler Cleondon aus Eifersucht mit teuflischer Arglist, bis sie alle dabei zu Grunde gehen. Brutus, der Mörder Cäsars, wird von den Triumvirn verfolgt und von einem gewissen Marcus, seinem eigenen Sohn, der ihn nicht kennt, getödtet. Dieses in Jamben geschriebene Stück ist voll von jugendlichem Feuer.

Eben so ganz in Lessings Manier geschrieben erschien „Amalia", Trauerspiel. Frankfurt und Leipzig 1766.

Amalie ist mit Charles heimlich vermählt, dessen Vertrauter Sanville ihn

aber betrügt, indem er Amalie für ſich behalten will und deßhalb Charles Vater gegen die Liebenden aufhetzt. Zwar erkennt der Vater ſein Unrecht, aber zu ſpät, Amalie wird das Opfer der ausgeſtandenen Angſt und ſtirbt. Sanville fleht die Sterbende noch um Verzeihung.

Eben ſo „Lucie Woodvill“ von Johann Gebhard Pfeil (1760), „der Freiherr von Bardenfels“ von Major von Trautzſchen (1772), die Schau- und Trauerſpiele von Anton v. Klein ſeit 1769.

Johann Chriſtoph Unzer aus Wernigerode, Profeſſor in Altona, ſchrieb 1775 ein merkwürdiges Trauerſpiel „Diego und Leonore“.

Diego iſt ein deutſcher Proteſtant, der in Liſſabon lebt, und in den ſich die katholiſche Portugieſin Leonore zum Sterben verliebt. Ein ruchloſer Mönch, der ſelbſt nach ihren Reizen gelüſtet, ſtürzt ſie ins Verderben. Diego fällt in die Hände der Inquiſition und nichts kann ihn retten. Da entſchließen ſich die Liebenden, durch Gift ihr Leben zu enden. Die ſterbende Leonore aber fleht ihren Geliebten an, damit er mit ihr ſelig werden könne, ihren Glauben anzunehmen, und jetzt erſt bricht dem bisher Standhaften das Herz, und er, der allen Schrecken der Inquiſition getrotzt, wird ihr zu Liebe noch unmittelbar vor dem Tode katholiſch. Eine originelle Wendung, verſtößt aber gegen das erſte äſthetiſche Geſetz, nach welchem, wenn Glauben und Liebe kämpfen, der erſte ſiegen muß. Die Liebe ſteht über allem, nur nicht über der Religion, nur nicht über der Vaterlandsliebe, nur nicht über der Ehre und nur nicht über der Mutterliebe. Außerdem über allem.

Deſſelben Dichters „neue Emma“ wiederholt die bekannte Liebesgeſchichte Eginhards und Emmas. Seine „Droſſel“ iſt nach Boccaccio bearbeitet. Auch ſchrieb er einen tragiſchen Roman „die Geſchichte der Brüder des grünen Bundes“, worin der Günſtling eines Fürſten als unglückliches Opfer ſchlechter Menſchen elend zu Grunde geht.

Helfrich Peter Sturz aus Darmſtadt, in däniſchen Dienſten, beſchrieb ſeine Reiſen ꝛc., hinterließ aber auch ein Trauerſpiel „Julie“, abgedruckt in ſeinen Schriften, 1779.

Dieſe Julie liebt den armen Belmont und ſoll den reichen Woldemar heirathen. Ihr Vater ſtellt ihr vor, wie unbeſonnen und vergänglich in der Regel die erſte Liebe ſey, wie man die Vernunft fragen müſſe ꝛc. Sie läßt ſich durch nichts von ihrem Belmont abbringen. Ein roher Oheim verſucht es mit Härte, Einſperren und Mißhandeln; es gelingt ihm eben ſo wenig, ſie umzuſtimmen. Woldemar richtet die zärtlichſten Bitten an ſie, allein ſie gibt ihm ſo rührende Beweiſe von der Tiefe ihrer Liebe zu Belmont, daß er ſelbſt ſich zum Vertheidiger dieſer Liebe umwandelt, ihr freiwillig entſagt und ſie

ſogar aus dem Hauſe entführt, um ſie vor ferneren Mißhandlungen zu ſchützen. Nun kommt aber Belmont verkleidet zurück, ſieht in dieſer Entführung ein innigeres Einverſtändniß, überfällt den vermeintlichen Nebenbuhler und wird von ihm im Zweikampf erſtochen. Julie ſinkt um, man weiß nicht, iſt ſie todt, oder wird ſie zum Wahnſinn erwachen. — Die Motivirung der Kataſtrophe iſt ſchlecht. Die Entführung war nicht mehr nöthig, ſobald Woldemar ſich dem Vater erklärt; auch Belmonts Mißverſtändniß war mit zwei Worten zu löſen. Trotz dieſer zwei Fehler (die auch in Schillers Kabale und Liebe vorkommen) hat das Stück etwas Rührendes, was beſonders im Charakter und Benehmen der zärtlichen Julie liegt. In ihrer Ueberreizung hat ſie viel Aehnliches mit Leſſings Emilia, ſo wie Sturz auch in der Gemeſſenheit der Sprache ſich Leſſing zum Muſter genommen zu haben ſcheint.

Neben Leſſing war für Hebung des deutſchen Theaters am thätigſten der aus Mecklenburg gebürtige Friedrich Ludwig Schröder, Theaterdirector in Hamburg, einige Zeit auch in Wien. Der größte deutſche Schauſpieler ſeiner Zeit, wirkte er zugleich als dramatiſcher Dichter auf den Geſchmack wohlthätig ein, indem er, wie Leſſing, der Natur und den Engländern huldigte. Nebenbei war er ein Reformator des Freimaurerordens, den er von ſeinen franzöſiſchen Verirrungen zur engliſchen Einfachheit zurückführte. Sein Leben iſt ausführlich beſchrieben von Meyer, Hamburg 1819. Seine Schauſpiele herausgegeben von E. von Bülow, Berlin 1831 in 4 Bänden, mit einer Vorrede von Tieck. — Als Schauſpieldichter hat zwar Schröder wenig Originelles geſchaffen und meiſt nur mehr oder weniger frei überſetzt, aber er hat den deutſchen Bühnen ein vortreffliches Repertoir gegeben, indem er hauptſächlich engliſche und von den franzöſiſchen Stücken nur die beſſern, feinern und witzigen wählte. Naturwahrheit galt ihm vor allem, doch wollte er ihr die Poeſie nicht opfern; in ſeinen Familiengemälden iſt daher weit mehr Leidenſchaft, Verwicklung, Ueberraſchung und poetiſches Wunder, als in den ſpätern von Iffland, Kotzebue ꝛc. Unter ſeinen geiſtreichen Bearbeitungen ausländiſcher Originale zeichnen ſich beſonders aus: der Ring, ſtille Waſſer ſind tief, die heimliche Heirath, die Wankelmüthige, der vernünftige Narr. „Der Fähndrich“, von ſeiner eigenen Erfindung, zeichnet ſich durch die Wärme der Charakteriſtik aus.

Ein alter reicher Offizier, Baron Harrwitz, verbirgt unter dem alten Polterer ein ungemein gutes Herz, ſtürmt die Leute öffentlich an und thut ihnen heimlich wohl, iſt dabei äußerſt zerſtreut und ein heimlicher Kum-

mer nagt an ihm. Niemand weiß ihn zu behandeln, als sein Arzt, der auch das Werkzeug seiner Wohlthaten ist. Er hat eine Tochter Sophie, um die sich ein Hauptmann bewirbt, die aber einen armen Fähnrich lieber hat. Dieser wohnt im Hause zur Miethe und ist in seiner Armuth stolz und etwas störrisch, zufahrend rasch, und doch von großer Herzensgüte, gerade so, wie der alte Baron. Dieser Alte steckt einmal bei Tisch einen silbernen Löffel in Gedanken in die Tasche und nun wird der arme Fähnrich beschuldigt, ihn entwendet zu haben. Als der Irrthum entdeckt ist, beeifert sich der Baron, den Jüngling noch zärtlicher zu behandeln, als zuvor, da er ihm schon durch den Bedienten heimlich Geld hat zufließen lassen. Der Alte selbst ist es, der, nachdem er die heimliche Liebe Sophiens zum Fähnrich bemerkt, ihre Hände in einander legt. Nur ein Hinderniß gibt es noch. Der Fähnrich hat eine heimliche Bekanntschaft. Da entdeckt es sich, es sey nicht eine Geliebte, sondern seine arme alte Mutter, für die er alles gethan. Diese Mutter aber ist die vom alten Baron Verlassene, um die er sich so schwere Gewissensbisse gemacht, und der Fähnrich ist sein Sohn. Zum Glück aber erklärt sich nun auch, daß Sophie nur seine angenommene Tochter ist, und so werden sie denn noch ein Paar.

Von ähnlicher Charakteristik und meist von spannenden Scenen ist Schröders „Vetter aus Lissabon".

Wagner, ein Kaufmann, hat sich durch seine zweite Frau (nachdem er ihre Hand durch Vorspiegelung, er sey reicher als er wirklich war, erschlichen hatte) beherrschen und sein Vermögen vergeuden lassen. Aus Scham und angeborner Schwäche wagt er keinen Widerstand. Zugleich wird seine Tochter erster Ehe, Sophie, als Aschenbrödel mißhandelt. Das Geld ist zu Ende, der Vater muß ins Gefängniß, die ungerathenen Kinder zweiter Ehe, Charlotte und Wilhelm, gehen mit einem Abentheurer durch. Ein reicher Kanzleirath, der um Sophie geworben, läßt sie sitzen, weil sie heimlich verheirathet gewesen und ein Kind hat. Die Hoffnung auf einen reichen Vetter aus Lissabon scheitert auch, da ihm ein Brief meldet, er sey plötzlich um all sein Vermögen gekommen. — In dieser äußersten Noth tritt ein Herr Sievers, der im Hause wohnt und bisher über die üble Wirthschaft strengen Tadel ausgesprochen und sich deßwegen den Haß der Hausfrau zugezogen hat, als Retter auf. Er selbst nämlich ist der Vetter aus Lissabon, der unter fremdem Namen seine Verwandten eine zeitlang beobachtet und geprüft hat. Er heirathet Sophie, verzeiht der Hausfrau, nachdem sie Besserung versprochen, und läßt die Geflüchteten arretiren und bessern.

Ein recht guter Schauspieler und Schauspieldichter war Heinrich Beck, welcher seit 1788 einige beliebte Stücke im Geschmack Schröders und der Engländer schrieb: das Herz behält sein Recht — alles aus

Eigennutz — Verirrung ohne Laster — die Quälgeister — die Schachmaschine. Der „Bettelstudent“ von Paul Weidmann (1775) machte durch seine gute Laune Glück auf der Bühne.

Zwei Brüder aus Breslau, Christoph Gottlob und Gottlieb Stephanie, wurden Lustspieldichter, aber nur der jüngere erlangte einigen Ruhm. Derselbe diente im siebenjährigen Kriege als preußischer Husar, wurde von den Oesterreichern gefangen, nahm bei ihnen Dienste, stieg zum Offizier, wurde aber plötzlich Schauspieler und Schauspieldichter und half das Nationaltheater in Wien in Aufnahme bringen. Seine Schauspiele erschienen zuerst 1771, vollständig 1789.

Es sind großentheils Soldatenstücke, voll Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg, aber nicht so geistvoll wie Lessings Minna. Mehrere Stücke, worin die Werber und ihre Listen eine Rolle spielen, der berühmt gewordene „Deserteur aus Kindesliebe“, die „Kriegsgefangenen“, die „Wölfe in der Heerde“, ein Stück, worin soldatische Brutalität auf dem Lande in ihre Schranken zurückgewiesen wird, der „Oberamtmann und die Soldaten“, worin ein braver General den Retter spielt, die „abgedankten Offiziere“, die sich laut und bitter über ihr Schicksal beklagen, aber durch einen großmüthigen Minister befriedigt und beschämt werden. Dazu noch ein Rührstück „die Liebe für den König“, die Flucht und Rettung Karls II. in England darstellend (später von Kotzebue benützt); ein gutes Lustspiel „der Spleen“, worin zwei Engländer, die eben ins Wasser springen wollen, zusammentreffen und den Selbstmord verschieben, bis einer des andern Tochter heirathet. Als Vorbilder Kotzebues kann man „das Mädchen in der Irre“ und „den Ostindienfahrer“ ansehen. Das erstere schadet durch Leichtsinn ihrem guten Ruf, wird deßhalb von ihrem Bräutigam verlassen, aus Mitleid und Rührung aber nachher doch noch von ihm angenommen. Der Ostindienfahrer, eine offene und derbe Natur und sehr reich, freit ein armes Mädchen in Holland. Die übrigen Stücke übergehe ich. Am längsten erhielt sich auf der Bühne seine komische Oper „Doctor und Apotheker“.

Auch Friedrich Aloysius, Graf von Brühl, polnischer Kronfeldzeugmeister und Sohn des berühmten Ministers, schrieb 1785 theatralische Belustigungen, worin noch die Erinnerung des siebenjährigen Krieges lebt.

Die Brandschatzung, bezüglich auf die Großmuth des preußischen Offiziers, welcher auf Friedrichs des Großen Befehl die Güter des Grafen plündern sollte, sie aber großmüthig schonte. — Die Rache. Ein alter Soldat, dem ein feindlicher Offizier muthwillig als schon Gefangener die Hand abgehauen, reißt eben diesen Offizier edelmüthig aus dem tiefsten Elend. — Ein Jeder

reitet sein Steckenpferd. Zwei Offiziere entlarven einen Betrüger, der schon im Begriff ist, die Hand eines edeln Mädchens zu erschleichen. — Der „Bürgermeister", abermals ein edler Retter. — „Edelmuth stärker als Liebe". Major Tiefenau ist verabschiedet und vernachlässigt, wie Lessings Tellheim. Sein treuer Reitknecht Herold liebt die Tochter seiner Wirthin, läßt sich aber dennoch abermals bei den Soldaten anwerben, um mit dem Angeld seines Majors Schulden zu bezahlen. Inzwischen wird der Major vom König wieder anerkannt und hochgestellt und Herold wieder frei.

Der Roman „Henriette oder der Husarenraub", von Beuvius (1779) versetzt uns lebhaft in den siebenjährigen Krieg, ist aber trotz des Interesses, welches man von dem verlornen und wiedergefundenen Mädchen nimmt, im Ganzen langweilig, hauptsächlich wegen der Briefform. Ein Pendant dazu ist Sattlers „Friederike oder die Husarenbraut".

Hatte man, seit der englische Geschmack aufkam, der französischen Tragödie und den Alexandrinern entsagt, so fühlte man sich doch immer noch angezogen vom französischen Lustspiel. Das heitere und geistreiche Paris schuf deren immerwährend und ist heute noch unerschöpflich in dieser Gattung von Erfindungen. Dem Geschmack der deutschen Höfe sagten die etwas frivolen Lustspiele der Franzosen eben so zu, wie die Gedichte Wielands. Unter den vielen Dichtern, welche französische Lustspiele und Operetten auf die deutsche Bühne brachten, war der Epigrammatist Johann André in Offenbach besonders thätig, seit 1772. Sam. Gottl. Bürde in Breslau, der Milton und Goldsmith übersetzte, bearbeitete auch Voltaires Alzire und schrieb einige dramatische Sachen ohne Bedeutung. Auch Joh. Chr. Bock in Dresden übersetzte viel für die Bühne.

Wie sich 1746 Gottsched seine deutsche Schaubühne, eine Sammlung der seiner Schule angehörigen Stücke (meist nach französischen Mustern) herausgegeben hatte, so erschienen jetzt neue Sammlungen von Stücken des veränderten Geschmacks: ein Theater der Deutschen seit 1776 in 16 Bänden, eine deutsche Schaubühne seit 1789 in 72 Bänden, gesammelte Schauspiele in 13, Lustspiele in 16 Bänden.

Im bürgerlichen Schau- und Lustspiel ging man aus der Moral und Humanität je mehr und mehr zur Philisterei und Empfindsamkeit über.

Hin und wieder kam eine kräftige Charakteristik in den deutschen Stücken vor.

So Hilaria in dem Lustspiel „Triumph der guten Frauen" (Theater der

Deutſchen, Berlin und Leipzig 1767. V.), die verlaſſene Frau des treuloſen Nikander verkleidet ſich als Mann, geht ihrem Gatten nach, ſtört ſeine neuen Liebeshändel und bringt ihn endlich zur Reue. Ein lebendiges Bild, aber voll Thorheiten. Nikander ladet ſeine Frau, die er für einen Mann hält, „auf ein hübſches Mädchen" ein.

4.

Die Gräkomanie.

Bodmer war der erſte, der die antiken Dichter rein von allem Schnörkel der Renaiſſance aufzufaſſen und wiederzugeben verſuchte. Mit wenig Talent freilich, aber mit richtigerem Blick als ſelbſt der viel geiſtreichere Wieland, der die griechiſche Anmuth noch viel zu ſehr mit franzöſiſcher Ueppigkeit würzen zu müſſen glaubte. Aber der erſte Anſtoß war gegeben und man fuhr fort, die klaſſiſchen Dichter des Alterthums in ihrer reinen Eigenthümlichkeit zu erkennen, zu überſetzen, nachzuahmen. Samuel Gotthold Lange, Paſtor in der Nähe von Halle, ahmte 1746 in den „horaziſchen Oden" horaziſche Versmaaße nach, wenn auch ohne Geiſt, weshalb ihn Leſſing mißhandelte. Mehr noch als die römiſchen, zogen die griechiſchen Dichter an. Es war ein natürliches Bedürfniß des guten Geſchmacks, dem Perücken und Reifröcke immer wunderlicher wurden und den es unwiderſtehlich hinzog zur ſchönen Naturwahrheit der Hellenen. Allein es war doch nicht möglich, die deutſche Natur in die griechiſche umzuſetzen und je echter man Grieche ſeyn wollte, um ſo mehr fiel die Unechtheit auf. Die Natürlichkeit, die man ſuchte, war gerade die größte Unnatur. Denjenigen, der die ioniſchen Formen am ſtrengſten durchführen wollte (Voß), hatte die Natur zu einem mehr als böotiſchen Bauern geſtempelt. Das rauhe Klima des Nordens ſo wenig wie der keuſche Sinn des Volkes paßt zur griechiſchen Nacktheit. Selbſt der weiße Marmor verwittert im Eiswinde, der von der Oſtſee herweht.

Der Uebergang vom falſchen Claſſicismus der Renaiſſance und Rococozeit zur echten und treuen Auffaſſung des Antiken wird bezeichnet durch die Verdrängung des Alexandriners und das Aufkommen des Hexameters, hauptſächlich ſeit Klopſtock. Das iſt in der That ein äußeres Kennzeichen. Indeß war Klopſtock viel zu ſehr Schwärmer für das Ehrl-

Fiſcher in ſeiner Schrift über Somnambulismus[1] bezeichnet nach unſerer Anſicht die Viſion mit gebundenen Sinnen, die Schlafviſion, wie er es nennt, ſehr richtig, wenn er ſagt: „Die Schlafviſion ſteht auf der Stufenleiter der ſomnambülen Zuſtände um eine Stufe tiefer und vom tagwachen Zuſtand entfernter, als die Tagviſion. Dennoch iſt ſie auf der andern Seite meiſt kein ſo abnormer und krankhafter Zuſtand als jene, da der geſunde Zuſtand im Schlaf und Traum, worin ſie vorgeht, ihr ungleich näher ſteht.“ — Mit dieſer Form des Somnambulismus thut ſich nun in der Geſchichte der Schwärmerei und der ſogenannten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes ein Gebiet auf, das zum Theil weit ſchauerlicher und auch unheilvoller iſt, als die bisher beſprochenen Erſcheinungen. Das Bezeichnende des Zuſtandes iſt die Bewußtloſigkeit, der tiefe Schlaf, aus dem der Menſch nur mit Mühe, in den höhern Graden gar nicht mehr zu erwecken iſt; dies ſteigert ſich bis zur Katalepſie, zur völligen krampfhaften Erſtarrung des Körpers, und am Ende zum Scheintod, wobei ſich das Leben aus der Peripherie des Nervenſyſtems und des Körpers überhaupt ſcheinbar völlig zurückgezogen hat. In dieſem Zuſtand entwickeln ſich nun viſionäre Träume, deren Lebhaftigkeit, deren himmliſcher Schwung oder dämoniſche Scheußlichkeit mit dem Grade der äußern Erſtarrung im Verhältniß zu ſtehen ſcheint. Der Umſtand, daß es hier ein, nur weit über die natürlichen Proportionen geſteigerter eigentlicher, kein ſogenannter wacher Traum iſt, nicht, wie bei der Hallucination, ein aus der wachen Seele entbundenes und vor ſie ſich hinſtellendes Bild, begründet ganz natürlich den charakteriſtiſchen formellen Unterſchied zwiſchen der kataleptiſchen Viſion und der bei wachem Hirn. Wenn bei letzterer die Engel, Seelen und Heiligen, die Dämonen und Ungeheuer ſich zum Seher her verfügen, ſo wird er im Gegentheil in der Ekſtaſe meiſt an den Ort, wo ihm himmliſche oder dämoniſche Offenbarungen zu Theil werden, hinverſetzt, was ſchon der Ausdruck „Verzückung“ bezeichnet. — Das Schweben und Fliegen iſt ſchon ein gelegentliches Ingrediens des gewöhnlichen Traums. Man kann nun überhaupt die Bemerkung machen, daß es wohl ſchwerlich eine Form von ſomnambüler

[1] Erſter Theil. Baſel 1830.

ſtenthum und Deutſchthum, als daß ſeine claſſiſchen Formen mehr als eben nur Formen hätten ſeyn können. Auch ſein niederſächſiſcher Landsmann und Nachahmer Johann Heinrich Voß, der es übernahm, die Herrſchaft dieſer Formen in der deutſchen Dichtung durchzuführen, blieb beim Formellen ſtehen, denn man müßte vor Homer und Plato erröthen, wollte man behaupten, Voß ſey auch in den Geiſt der alten Griechen eingedrungen. Selbſt ſein Fanatismus gegen das chriſtliche Mittelalter war nur mit einem dürren Rationalismus gepaart und ging keineswegs etwa aus einer Fülle heidniſchen Schönheitsgefühles hervor. Es iſt charakteriſtiſch, daß er ſchon die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland mit dieſem Haſſe begrüßt. Der heidniſche Wodan ſey ein viel reinerer, vernünftigerer, humanerer Begriff geweſen, als der chriſtliche Jehovah. Von Karl dem Großen ſagt Voß in der Ode „Deutſchland", die er Stolberg zueignet (III. 29):

Die Sklavenfeſſel klirrt in das Eigenlob,
Die uns der Frank' einſt (wecke den Mönch, der ihn
Als Großen pries) um Hals und Knöchel
Schlang, da mit triefendem Stahl der Herrſchſucht,
Für Gott, der Heuchler, mordet' ein fromm Geſchlecht,
Die Prieſter austilgt', und dir, o Wittekind,
Statt Wodans unſichtbarer Gottheit
Wurmige Götzen gebot zu feyern.

In einem „Geſang an die Deutſchen" beginnt Voß mit einer gräßlichen Schilderung der mittelalterlichen Finſterniß:

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd auf Deutſchlands dumpfen Gauen ꝛc.

In dem „Penſeroſo" ſagt Voß:

Und bet', o heilige Natur!
Dich an mit Zeno, Epicur,
Pythagoras und Sokrates
Und Plato und Diogenes:
Dich, Weltgeiſt, hehr und unbekannt,
Den Weiſen minder nur, genannt
Jehovah, Jupiter und Thot,
Zeus, Oromazes, Tien und Gott.

Fünf Fabeln widmet Voß „den Lichtſcheuen", worin der Papſt als Oberuhu auftritt. Doch einen Cultus erkennt der Deiſt an, den der Frei-

maurer. Ihm widmet er mehrere Festlieder. Politik treibt Voß nicht; nur verstohlen verknüpft er ein paarmal die politische Freiheit mit der Glaubensfreiheit, während er mit großer Ostentation seine Loyalität kund gibt, den Kaiser Alexander anposaunt und die schöne Marseillaise der Franzosen in einem eckelhaft servilen deutschen Philisterliede parodirt. In einem Liede, „die Anschwärzer", schwärzt er selbst die Gläubigen an, als seyen sie allein die Revolutionäre, die Freigeister aber alle loyal:

Bekämpft sey, was ihr trachtet,
Papstthum und Barbarei.
Kein Volk, wo Dummheit nachtet,
Bleibt Gott und Fürsten treu!

In der „Warnung an Stolberg" wird die christliche Kirche von der Bekehrung an bis auf Luther als ein Reich der Dummheit, des Truges und der Bosheit, als „grauser Hildebrand unmenschliche Frohn" aufgefaßt, von der erst Luther „zum Licht zwangloser Vernunft" und die classischen Studien durch den „Anhauch griechischer Luft" befreit hätten. Die langen Jahrhunderte unserer nationalen Größe und Herrlichkeit warf dieser pedantische Schulmeister als nichtswürdig weg.

Nichts geht über seine Anmaßung in dem die Homerübersetzung einleitenden Gedicht an Stolberg. Hier erscheint ihm der alte Homer selbst und weiht ihn ein, für Deutschland zu werden, was er für Hellas gewesen. Und das dedicirt Voß boshaft an Stolberg, der vor ihm eine Uebersetzung desselben Homer gewagt hatte, die nun durch die Voßische vernichtet werden sollte. Voß hat den Homer, Hesiod, Orpheus, Theokrit, Bion, Moschus, Aristophanes, Aratus, Virgil, Horaz, Tibull und Lygdamus (in Verbindung mit seinen Söhnen auch den Aeschylos und Shakespeare) übersetzt. Insbesondere sein Homer erlangte ungeheuern Ruhm, weil er wirklich möglichst treu übersetzt und zugleich gut skandirt ist. Allein dieser Correctheit der Verse opferte Voß jede Grazie der Natürlichkeit und des Wohllauts auf. Unter dem Hammerschlag seiner Hexameter wird das zarteste Gefühl zerknickt. Man vergleiche zum Beispiel die liebliche Anrede der Gäste: „woher kommt ihr? und welcher Leute Kind seyd ihr?", die bei Homer so einfach, landüblich und gemüthlich klingt, mit der Uebersetzung von Voß:

Woher der Männer und wer die Erzeuger?

Kann man pedantiſcher, thorſchreibermäßiger, inquiſitoriſcher fragen? — Eben ſo verſchwindet bei Voß jede virgiliſche Anmuth. Statt Mutter ſagt er Gebärerin, ſtatt Amme Säugerin. Zum verkünſtelten Horaz paßt er etwas beſſer, aber der romantiſche Shakeſpeare iſt in dieſer Voßiſchen Radebrechung ganz ungenießbar. Ueberhaupt iſt es bezeichnend für die Voßiſchen Ueberſetzungen, daß alle Dichter, die er überträgt, mögen ſie noch ſo verſchieden ſeyn, alle zu kleinen Voßen werden, alle wie er reden müſſen und ihre Eigenthümlichkeit ganz verlieren.

Karl Wilhelm Ramler, Profeſſor in Berlin († 1787) überſetzte den Horaz, Catull, Martial, Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften und gab Sammlungen von Sinngedichten und Fabeln heraus, auch eine lyriſche Blumenleſe. In ſeinen eigenen Gedichten ahmt er hauptſächlich den Odenton des Horaz nach.

Auf dem Titelkupfer der Ausgabe von 1800 ſitzt er mit einem merkwürdigen, halbängſtlichen, halbpedantiſchen deutſchen Philiſtergeſicht vor einer Lyra da, die ihm eine recht niedliche, etwas ſoubrettenartige Muſe hält. Wie groß aber immer der Contraſt zwiſchen den Zeiten ſeyn mag, ſo hatte doch das 18. Jahrhundert mit ſeinen abſoluten Fürſten und ihren poetiſchen Lobrednern in vieler Beziehung etwas mit dem auguſteiſchen Zeitalter gemein, und was Horaz für den Auguſtus war, konnte Boileau für Ludwig, Ramler für Friedrich ſeyn. Boileau war es aber mehr im franzöſiſchen Geſchmack, Ramler dagegen ſchreibt ſclaviſch den Formen des Horaz nach, Klopſtock folgend, ſucht er nicht nur die antiken Versmaße, ſondern auch die Conſtruktion, den ganzen Gedankengang und die Bilderſprache der Römer nachzuahmen, unter Beiziehung des mythiſchen Apparates und der antiken Namen. Singt er von Liebe, ſo iſt es in alcäiſchen, ſapphiſchen, choriambiſchen Verſen und ſeine Damen heißen wie bei Horaz Chloe, Lalage, Delia ꝛc. In der achten Ode beſingt er den Tod einer Wachtel, ganz ſo wie Catull den des Sperlings. Doch iſt die Zärtlichkeit bei ihm nicht die Hauptſache, er iſt dazu viel zu ernſt. Seine meiſten Oden ſind Gelegenheitsgedichte auf das königliche Haus und auf vornehme Gönner, ganz wie bei Horaz. Andere enthalten allgemeine Betrachtungen und Lehren, ebenfalls wie bei Horaz. Dazu eine Menge ernſter Cantaten.

Die 39. Ode von Venus Urania, bezeichnet den horaziſchen Ton des Ganzen und zeigt zugleich, wie der Dichter im franzöſiſchen Allegoriengeſchmack ausſchweift.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unſers Cineas Sohn, ſeinen vollendeten

Tempel: zeuch in dein Haus, Venus Urania.
Erstgeborne des Himmels ein!

Freude hüpfe voran, Unschuld begleite dich
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm,
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach. ꝛc.

Die Klopstockische Eitelkeit schlug auch bei Ramler stark vor. Eine Cantate, Dankopfer für Friedrich Wilhelm II., beginnt er mit den Worten:

Mein Geist beginnt erhabene Gesänge.
Monarch, dir ist mein Lied geweiht,
Dir meine Zunge, dir mein Meistergriffel.

Die sehr zahlreichen Oden Ramlers auf Friedrich II., bei den verschiedensten Gelegenheiten, sind von schönem Enthusiasmus durchglüht, wenn gleich die antike Sprache ganz und gar nicht dazu paßt.

In der 15. Ode wird Friedrich mit Herkules und seinen zwölf Arbeiten verglichen. Leider verdirbt Ramler den guten Eindruck gerechten Lobes durch unvernünftiges Schmeicheln. So sagt er in der 31. Ode, die zum Triumpheinzug des Königs in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege gedichtet war: „Schäme dich, Camillus, schäme dich, Cäsar, daß ihr triumphirtet. Hier ist ein weit größerer Held ꝛc.“ Bekanntlich wollte aber Friedrich der Große selbst damals von einem Triumph nichts wissen und zog bei Nacht in einem schlichten Wagen ein.

Unter den Cantaten sind einige rein antik mythologisch, z. B. Ino, Pygmalion, Cephalus und Prokris, immer mit viel Exclamation. Einige allegorisch z. B. das Opfer der Nymphen Spree, Pregolla, Wiadrina, Wissula, (der huldigenden preußischen Flüsse). In einem Singspiel „Cyrus und Cassandane“ soll der reisende Cyrus den reisenden Großfürsten von Rußland (Paul I.) bedeuten. — Einige Cantaten sind christlich, z. B. der durch Grauns schöne Composition berühmt gewordene Tod Jesu.

Christ. Aug. Clodius, Professor in Leipzig, dessen vermischte Schriften 1780 erschienen, wurde schon von Göthe verspottet wegen des hohlen Pathos seiner Oden und seiner geschraubten Prosa. Er hat nichts Großes geschrieben, nur lauter kleine Dialoge, Erzählungen, Gedichte, Briefe, Fabeln geringen Werthes. — Mehr reines und edles Gefühl verrieth der im Odenton mit Ramler wetteifernde Jesuit Karl Mastalier in Wien (Gedichte und Oden 1785).

Wenn Gleim der deutsche Anakreon, Ramler der deutsche Horaz, Voß der deutsche Homer, Wieland der deutsche Lukian seyn sollte ꝛc., so

ſtellte in dieſer Reihe der Gräkomanen Joh. Gottl. Willamow den deutſchen Pindar vor. Seine Dithyramben erſchienen 1766, dialogiſche Fabeln 1791. Er liefert übrigens den Beweis, wie ſchlecht es mit ſolchen ſpätern Copien alter Originale beſtellt iſt, da er in den Tönen und mit dem Schwunge des helleniſchen Sängers nichts zu beſingen wußte, als die allerhöchſten Geburtstage, großfürſtliche Geneſungen von den Pocken und Siege ruſſiſcher Generale.

Nur eine Ode auf Friedrich den Großen und eine auf Johann Sobiesky machen hievon eine Ausnahme. Dieſen Fürſten zu beſingen, war wohl eines Pindars werth. Mitten unter den pindariſchen Erinnerungen, antiken Göttern ꝛc. fällt es Willamow zuweilen ein, ſich einen Sohn Teuts und Barden zu nennen, wie es in der Klopſtock'ſchen Schule Sitte war. Aber das macht die Schmeicheleien, die er den Ruſſen widmet, noch widriger.

O daß der Barde, der entzückt
Sein Saitenſpiel dir weiht,
Held Romanzov ꝛc.

Wenn deutſche Barden ruſſiſchen Epaulettes nachſchleichen, ſo iſt das ekelhaft. Doch faßt Willamow die ruſſiſche Natur großartig auf. Der ganze Druck der ruſſiſchen Winteratmoſphäre verräth ſich in der ſchönen Ode an das Schickſal.

Im furchtbaren Gewand heiliger Dunkelheit,
Wie vom ſtürmenden Pol ſich eine Mitternacht
Dick um Eisberge lagert,
Sitzt das Schickſal, ein mächtiger Gott.

Hoch vom ehernen Thron hängt von der ſchweren Hand
Stets die Wage des Glücks; um ihn herum entſtehn
Künftige Tage der Menſchen
Und erwarten gebückt ihr Loos.

Hingeraffet vom Weſt wölkt ſich ein lautes Heer
Eitler Wünſche zum Thron unbewußt ihrer ſelbſt.
Doch die mächtige Wage
Gibt den Ausſchlag und ſie ſind hin.

Willamow hat ſich auch an rein antike Stoffe gemacht, namentlich an bacchiſche Scenen. So beſingt er auch das Erwachen Ariadnens in des Bacchus Armen. Ferner ein Wunder des Gottes, wie er das öde Burgund in ein fruchtbares Weinland umſchafft. In den „Himmelsſtürmen" ſchildert er den Titanenſturz, nur mit zu viel Exclamationen.

Alle dieſe Dichter kokettirten und prahlten nur mit der angeblich

echten Classicität. Die wirklich echte fand erst der große Johann Joachim **Winkelmann**. Sohn eines armen Schusters in Stendal wurde er Sekretair des sächsischen Ministers von Bünau, lernte in Dresden die vom König August von Polen gesammelten Antiken kennen und studirte mit dem regsten Eifer die alten Classiker. Ihm nun ging das erste reine Verständniß der plastischen Ideale der Alten auf und wie keiner vor ihm erklärte er der überraschten Welt schon in seiner ersten Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" 1755 den Zauber des menschlich Schönen in jenen Idealen. Im Zeitalter der häßlichsten Moden war dieser Zug zum Schönen instinctartig. Winkelmann, ein echter Norddeutscher, männlich schön, selber von dem edeln „Gewächs", das er an den Hellenen pries, konnte die Verzerrung der Menschen nicht länger ertragen. Es wäre freilich noch besser gewesen, wenn er das männliche Ideal in Thaten gesucht hätte, aber als Mann der Schule in dem Zeitalter bloß geistigen Lebens suchte er es nur in den Marmorresten der griechischen Sculptur, nur in der schönen Form. Der Einblick in den verlornen Himmel der griechischen Götter sollte hinreichen, uns über die Gegenwart zu trösten.

Durch Winkelmann wurden vornehmlich Lessing, Göthe und Herder begeistert, die Männer, die damals in Deutschland das feinste Schönheitsgefühl besaßen. Was Klopstock durch sein prahlerisches Pathos, was Wieland durch seine frivole Auffassung des Alterthums nimmer erreichen konnte, das erreichte Winkelmann durch seine einfache, aber tiefe Ergründung des griechischen Schönheitsideals. Er weckte eine allgemeine Begeisterung. Um aber in Italien unter den Antiken leben, um mit ihnen ganz Grieche, also Heide werden zu können, wurde Winkelmann katholisch und ließ sich in Rom von Cardinal Albani anstellen. Auch eine von den vielen Unnaturen der Zeit. Er zog aber das für Schönheit schwärmende Deutschland hinter sich her. Es wurde Mode, nach Italien zu reisen, um dort die noch erhaltenen antiken Kunstwerke zu studiren. Tausende sind bis auf den heutigen Tag nach Rom gewallfahrtet, um im Vatican nicht den Oberhirten der abendländischen Kirche, sondern die marmornen „Götter Griechenlands" zu suchen.

Inzwischen darf man nicht außer Acht lassen, daß auch durch große musikalische Componisten der Sinn für antike Schönheit lebhaft geweckt

wurde. Neben den bibliſchen Stoffen der Oratorien hatten ſchon längſt claſſiſche Opernterte geglänzt. In dem Maaß aber, wie die geiſtliche Muſik durch Bach und Händel ſich veredelte, nahm auch die Compoſition zu antiken Stoffen einen ungleich tieferen Ernſt und reichere Fülle des Ausdrucks an. Die Opern Glucks (Iphigenia, Alceſte, Helena, Orpheus) hatten eine nicht minder große Wirkung, wie die Schriften Winkelmanns. Auch die Opern von Benda (Ariadne auf Naxos, Text von Brandes; Medea, Text von Gotter, 1775). Seitdem mehrten ſich die deutſchen Tragödien nach antiken Muſtern: Polyxena von Bertuch 1775, Kephalus und Prokris von Ramler, Achilles Schatten von Berger 1777, Elektra von Dalberg 1780, Andromeda und Perſeus von Braun 1780, Orpheus und Euridice von Riehl, 1787.

Leſſing, von Winkelmann mächtig angeregt, drückte nach ſeiner kritiſchen Weiſe ſeine Begeiſterung für die Antike nur in einem ſcharfſinnigen und gelehrten Werke „Laokoon" aus, der viel phantaſiereichere und productivere Göthe aber, der ſicher zugleich von Gluck und Benda angeregt war, dachte ſogleich daran, mit den claſſiſchen Dichtern der Alten ſelbſt in Darſtellungen zu wetteifern. Uebrigens verband auch er mit der Liebe zu den alten Heiden den Haß gegen die Kirche des Mittelalters, wie Voß, blieb aber nicht ſo ganz in ſeichtem Nationalismus befangen, ſondern griff aus dem Alterthum den Prometheustrotz gegen die Götter auf, um ihn anzuwenden auf das ſtolze Ich gegenüber den chriſtlichen Autoritäten und Geboten.

Ich dich ehren? wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal?
Hier ſitz ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey.
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

Dieſelbe Grundidee hat Göthe ſpäter im Fauſt durchgeführt, die Un-

antaſtbarkeit des Menſchlichen durch das vermeinte Göttliche. — Davon abgeſehen vertiefte ſich Göthes Schönheitsſinn in die antike Tragödie, wie Winkelmann in die antike Plaſtik. Beiden ſtrahlte ein wunderbar reiner Glanz entgegen, von dem jedes angeborne barbariſche Gefühl in äſthetiſcher Andacht ſich gefangen gab. Was Winkelmann verſagt war, was lange nach ihm erſt Canova und Thorwaldſen verſuchten, mit feſter Hand die antiken Götterideale ſelber in Marmor nachzubilden, das wagte Göthes nie verſagende Kraft in Nachahmung der großen Tragiker der Alten. Jedoch nur einmal (1787) in ſeiner Iphigenia. Darin eint ſich ſophokleiſche Reinheit und Klarheit allerdings ſchon mit etwas wärmerer Färbung, jedoch ohne die euripideiſche Unreinheit. Mit Recht hat zwar ſchon Julian Schmidt bemerkt, wie ſehr Göthe in ſeiner Iphigenia auch die reine griechiſche Form erſtrebt hat, „würden die Alten dieſen Inhalt: das in ſich reflectirte Herz, das ſeines Widerſpruchs mit ſich und der Allgemeinheit bewußt iſt, nicht verſtanden haben und die Löſung des ſittlichen Conflictes widerſpricht ſeiner Vorausſetzung.“ Allein der moderne Leſer unterſcheidet nicht ſo genau und wird in Göthes Iphigenia immer einen ſo hohen ſittlichen Adel und eine ſo vornehme Simplicität bewundern, wie bei Sophokles ſelbſt. Aber je weniger Göthe ein Sophokles war, je gewiſſer er ſich hier nur künſtleriſch auf einen ganz fremden Boden verſetzt hat, um ſo mehr muß die Virtuoſität ſeines ſchönen Talentes überraſchen. Die Behauptung, er habe nach Ueberwindung des innern Kampfes oder des prometheiſchen Standpunktes in der Iphigenia die wiedergefundene Harmonie und den heiligen Frieden ſeines Innern abgeſpiegelt, iſt abſurd. Göthe hat erſt nach der Iphigenia den zweiten Theil des Fauſt und manches andere noch ſehr Unruhige geſchrieben. Es war ihm überhaupt nie um Beruhigung, ſondern nur um geiſtiges Schaffen zu thun, und der Dämon in ihm legte, wie er ſelber ſagt, in ſeinen Werken nur eine Schlangenhaut nach der andern ab. Die Iphigenia zu ſchreiben trieb ihn lediglich nichts, als das Bewußtſeyn und der Stolz ſeiner ſchaffenden Dichterkraft in einer Zeit, in welcher alles für die Antike begeiſtert war. Er wollte das Größte in dieſem Gebiete durch die Iphigenia leiſten, wie er das Größte auf dem empfindſamen Gebiet durch den Werther und auf dem Gebiet der philiſtröſen Poeſie durch die Dorothea leiſtete.

Amalie v. Imhoff ſuchte in dem Epos „die Schweſtern von Lesbos“ (1801) der Götheſchen Iphigenia nahe zu kommen, weshalb man auch eine Zeitlang Göthe ſelbſt für den Verfaſſer hielt. Ideale Weiblichkeit in der Entſagung und Hochſtellung über die Leidenſchaft darzuſtellen, iſt ihr auch wohlgelungen.

Kleinere Schöpfungen Göthes im griechiſchen Style waren die beiden von äſchyleiſchem Geiſt eingegebenen Dramen von Prometheus und Pandora, die heitere freie Bearbeitung der Vögel des Ariſtophanes, das etwas langweilige Erwachen des Epimenides, wodurch er das Erwachen des deutſchen Volks im Jahr 1813 feiern ſollte; aber gerade, weil man ihn dazu aufforderte und er es nicht gern that, fiel das Werk ſo kühl und nüchtern aus. Im Elpenor, welcher unvollendet blieb, wollte Göthe eine ächt antike Tragödie vom Vatermord und Blutrache des Sohnes ausführen. Auch begann Göthe ein homeriſches Epos „Achilleis“ und beabſichtigte eine „Nauſikaa“ zu ſchreiben. Seit Göthe in Süditalien geweilt und die weiche Luft Großgriechenlands geathmet, ſchrieb er reizende Elegien ganz im Geiſt der Anthologie. Hier unterhält ſich Pauſias mit ſeinem Blumenmädchen. Hier erblickt der Dichter (in der Elegie Euphroſyne) die antiken Heroen und Heroinen und rühmt ſich der Poeſie, welche eben ſo ewige Geſtalten dem ewigen Ruhm liefere, wie die wirkliche Geſchichte. In den römiſchen Elegien, wozu noch die reizende Idylle „Alexis und Dora“ gehört, ahmt Göthe freilich mehr dem Tibull und Properz nach, indem er ſeine in Rom verlebten kleinen Liebesabentheuer in antiken Formen ſchildert. Seit 1795 ließ Schiller die „Horen“ erſcheinen, 1797 erließen Goethe und Schiller gemeinſam die „Xenien“, Blitze des joviſchen Doppeladlers, der im Reich der Geiſter zu herrſchen begann. Das alles hatte antiken Zuſchnitt. Göthe ſchwärmte für die Alten nicht ohne feindſeligen Hinblick auf die damals aufſproſſenden erſten Keime der romantiſchen, d. h. chriſtlichen Poeſie.

Auch der geſchmackvolle Herder, den wir erſt ſpäter nach dem ganzen Umfang ſeiner Leiſtungen werden kennen lernen, war groß im Claſſiſchen. Er überſetzte viel aus Horaz, Perſius, Pindar, der Anthologie ꝛc. und dichtete ſelbſt viele Oden und Elegien im antiken Versmaaß, meiſt lehrhaften Inhalts. Am zarteſten ſind ſeine Auffaſſungen von Amor und Pſyche, Amphion und die Paramythien. Die letztern ſind eigentlich Fa-

beln, in denen aber ſtatt der Thiere Götter handeln, liebliche kleine (erſt von Herder erfundene) Mythen von der Aurora, Sphinx, Flora, vom Tode (an Leſſings Grab), vom Feſt der Grazien, von der Minerva als Schutzgöttin der Frauen, von Kalligeneia als Mutter der Schönheit. Dazu kleine dramatiſche Fragmente, charakteriſtiſche Scenen aus der Mythe der Alkeſtis, Ariadne, des Philoktet ꝛc. Bezeichnend iſt ſein entfeſſelter Prometheus, worin er nicht, wie Göthe, einen Gott trotzenden Titanen, ſondern den mit Gott verſöhnten Förderer der Humanität erkennt. Hieher gehört auch die ſeltſame Scene vom Tode des Brutus. In ihm ſieht Caſſius den letzten Römer und mit ihm die Freiheit ſterben. So dichtete derſelbe Herder, der in hohem Odenton die ruſſiſche Katharina beſang.

Eine ganz eigenthümliche Abzweigung der claſſiſchen Dichtung bildeten die antiken Stoffe in moderner Balladen- oder Romanzenform. Sie gefielen außerordentlich und gelten heute noch in der Schule vorzugsweiſe als die beſten Memorirſtoffe. Der Beifall, den ſie fanden, erklärt ſich aber durch die Verwandtſchaft ſo vieler antiker Sagen mit den heimathlichen Sagen, welche den Stoff der beliebteſten Volkslieder bilden. In der That eignet ſich der griechiſche Stoff, den Göthe ſo meiſterhaft in der „Braut aus Korinth“ bearbeitete, ganz eben ſo zur Ballade, wie der deutſche Stoff zu Bürgers Lenore. In antiken Balladen errang Friedrich Schiller, von dem wir ſpäter erſt ausführlicher reden, eine hohe Meiſterſchaft. Urſprünglich ein wildes Genie und durchaus naturaliſtiſch, wandte ſich Schiller unter Göthes Einfluß in Weimar dem antiken Geſchmack zu, wobei er theils die antik. Schickſalsidee feſthielt, z. B. im Ring des Polykrates, in der Zerſtörung von Troja (der ſchönen Ueberſetzung des zweiten Buchs der Aeneide), der Caſſandra, der Klage der Ceres, der Kraniche des Ibykus, theils den herrlichen Mannesmuth pries, wie in der Bürgſchaft, theils ſich hingeriſſen zeigt für die Schönheit der griechiſchen Form und des Idealen im griechiſchen Leben. Im „eleuſiſchen Feſt“ erhebt ſich die ganze althelleniſche Bildung wie eine aufgehende Sonne aus der alten Nacht der aſiatiſchen Barbarei, und in den „Göttern Griechenlands“ wagt es Schiller ſogar, dieſelbe Bildung als eine untergehende Sonne wieder verſchlungen zu denken von der neuen Nacht der (chriſtlichen) Barbarei im Mittelalter. Dieſes ſchöne melancholiſche Gedicht, welches den Untergang der heiteren griechiſchen Götterwelt beklagt,

Erregung gibt, welche nicht im lebendigen Traum des gesunden Menschen als Anmahnung, gleichsam als flüchtige Skizze und Schattenriß aufträte, ein Beweis, daß allen Gestaltungen der Vision auf der mit magischen Charakteren beschriebenen Tafel der Seele gewisse Typen entsprechen, die fest und beweglich zugleich sind.

Wir schalten hier eine Bemerkung ein, zu der sich sonst vielleicht keine Gelegenheit fände. Wenn in der Ekstase, wie sie im kataleptischen Zustand entbunden wird, das Gefühl des Fliegens recht eigentlich im Gegensatz zu der Erstarrung des Körpers auftritt, so gibt es dagegen andere Formen von Somnambulismus, wo nicht die Seele, sondern der Körper fliegt, oder doch mit so unbegreiflicher Gewandtheit und Sicherheit bewegt wird, daß er fast wie von den Gesetzen der Schwere entbunden scheint. Die halsbrecherischen Spaziergänge der Schlafwandler und die unfaßlichen equilibristischen Kunststücke der am Veitstanz Leidenden sind bekannt genug. Der Körper wird bei letzteren mit Blitzesschnelle in unmöglich scheinende Stellungen geworfen und oft frei weit vom Boden aufgeschnellt. Beim Veitstanz, der heutzutage meist eine Entwicklungskrankheit ist, zeigt sich sehr oft keine Spur von religiöser oder dämonischer Gefühlsaufregung; es ist nun aber sehr interessant, daß bei manchen schwärmerischen Ekstasen diese Schnellkraft des Körpers, dieser Trieb vom Boden weg wieder auftritt. Man denke zunächst an jene epidemische ekstatische Tanzwuth im Mittelalter, welche eben unserem Veitstanz den Namen gegeben. Dieses Symptom kommt aber in der Schwärmergeschichte auch vereinzelt vor, und die Berichterstatter bezeichnen es meist als einen wirklichen Ansatz zum Fliegen. Wir lesen dies schon von neupythagoräischen und neuplatonischen Enthusiasten, wie Apollonius von Tyana, Jamblichus u. A.; es wiederholt sich aber durch das Mittelalter bis in die neueste Zeit. Man liest immer, die Entzückten seyen ellenhoch aufgehoben worden und haben müssen gewaltsam zurückgehalten werden. Die Augenzeugen verwechselten freilich den schnellenden Sprung des Veitstänzers mit einem wirklichen Zug aufwärts, der Schwere entgegen; aber man sieht deutlich, wie diese vermeintliche Erfahrung, combinirt mit dem Gefühl des Fliegens in der kataleptischen Vision, den Glauben an das Reiten der Hexen durch die Luft befestigen, ja im Geiste einer frühern Zeit fast rechtfertigen konnte.

iſt mit Recht vielfach angefochten worden. Es war des großen Schiller nicht würdig, ſich ſo zärtlich in das griechiſche Heidenthum zu verlieben, und ſich von dem unendlich höhern Ideal der chriſtlichen Weltanſchauung wie ſcheu ai zuwenden. Als Graf Stolberg das Gedicht Schillers tadelte, antwortete dieſer mit einer feierlichen Ausſtoßung Stolbergs vom Parnaß. Ohne Zweifel übte dabei Göthe großen Einfluß auf Schiller, gerade in der Zeit, in welcher Göthe den antiken Geſchmack auf alle Weiſe hob, um den romantiſchen nicht aufkommen zu laſſen.

Ganz in dieſen Ton ging auch Auguſt Wilhelm Schlegel ein, in den ſchönen Balladen von Arion, Pygmalion, Ariadne. In ſeinem Prometheus vermiſſen wir die einfache Größe des kleinen Götheſchen Gedichts. In der „Erfindung des Küſſens“ ſteigt Schlegel zu Wieland hinab. In der „Kunſt der Griechen“, ein Lehrgedicht in Diſtichen, ſchließt er ſich ganz der Anſicht Göthes an, dem er auch dieſes Gedicht gewidmet hat. In der großen Elegie „Rom“ miſcht er die Erinnerungen ſeines Aufenthalts in Italien mit der Bewunderung der antiken Denkmäler. Schlegel verſuchte ſogar ſeine Tragödie „Jon“ der Götheſchen Iphigenia an die Seite zu ſtellen, 1803. Göthe ſelbſt protegirte dieſen Jon, weil er ſeiner Iphigenia zur Folie dienen mußte. Obgleich von ſchöner Sprache getragen, iſt Jon doch ein ſchwächliches Produkt.

> Jon, der zarte Jüngling, wächst unter der Hut der Pythia im delphiſchen Tempel auf, bis zwei Mütter ſich ſtreiten, welche ihn geboren habe. Apoll entſcheidet für den Kreuſa, indem er ſie an die ſüße Schäferſtunde erinnert. Das iſt der ganze Inhalt, von einem ſchweren Unglück, von einer höheren ſittlichen Kraft iſt hier nirgends die Rede.

Die Tragödien, welche hiſtoriſche Stoffe aus dem claſſiſchen Alterthum entlehnten, führen aus der Steifigkeit der Schule Gottſcheds allmählig zur politiſchen Schwärmerei der Sturm- und Drangperiode hinüber. So Graf Stolbergs Timoleon und Dyks Coriolan, beide von 1785, die vielen Stücke von Collin, Cramers Themiſtokles, Seumes Miltiades, beide von 1805 ꝛc.

Nach Göthes Iphigenia wuchs die Zahl der antikiſirenden Tragödien immer mehr an. Ihre Strömung theilt ſich in zwei Arme. Die Einen hielten ſich an mythiſche Stoffe, die Andern an geſchichtliche. Von der erſtern Art waren: Menöceus von Bouterwek 1788, Theſeus

von Rambach 1791, Pygmalion von Herklot 1794, Iphigenia in Aulis von Lewezow 1805, Niobe von W. v. Schütz 1807, Achill auf Skyros von Zimmermann 1808, Ino von Pfeiffer 1809.

Einige Dichter faßten am Alterthum vorzugsweise das furchtbar Erhabene, das unbarmherzige Schicksal, die colossale Leidenschaft und den heroischen Untergang der Helden auf, aber mit romantischer Gluth, ja fast Ueberschwänglichkeit. Unter ihnen steht der geniale Maler Müller von Kreuznach, mit seiner schon 1778 erschienenen „Niobe" voran. Ich kann von ihnen erst später handeln.

Johann Apel, Senator in Leipzig, wollte Göthen noch übertreffen und in drei Tragödien je den Aeschylos, Sophokles und Euripides wiedergeben, zu welcher Trilogie noch ein Satyrspiel kommen sollte. Er wurde aber nur mit dem ersten und dritten Stück fertig. Im ersten „Polybos" von 1805

wird der Sohn P., nachdem ihm das Orakel verheißen, er werde als König begraben werden, fälschlich eines Mordes beschuldigt und wirklich mit königlichen Ehren, aber — lebendig begraben. Zum Beweise, wie das schreckliche Schicksal mit dem Menschen spiele.

In den „Aitoliern" wird Meleagers tragischer Tod behandelt. Apel hielt es aber bei der strengeren antiken Manier nicht aus, sondern fiel ins Sentimentale und Weinerliche. Seine „Kallirhoe"

soll dem Dionysos geopfert werden, weil sie dessen Priester nicht lieben will, der zärtliche Priester tödtet sich an ihrer Statt, nun will sie sich aber an Großmuth nicht übertreffen lassen und tödtet auch sich selbst.

Von gleicher Art ist sein balladenähnliches Gedicht Olenos und Lethäa.

Das Volk opfert der Venus, König Olenos aber sagt: was nützt es todten Göttern zu opfern, ich opfere meiner lebendigen Lethäa, dem schönsten Wesen der Natur. Da erzürnt die Göttin und verwandelt seine Königsburg in einen Tempel und Lethäa versteinert zum Götterbilde, als dessen Priester nun Olenos ihr sein Leben lang opfert.

Vorzugsweise sentimental war „Kyllenion oder ein Jahr in Arkadien" von Herzog August von Gotha 1805 verfaßt. Karl Philipp Conz, Professor in Tübingen, der den Tyrtäus, Aeschylos ꝛc. übersetzte und ein Trauerspiel Conradin schrieb, hat auch recht gute lyrische Ge-

dichte geſchrieben (erſte Ausg. 1792), worin das „Maigewitter“ und „die ſilberne Hochzeit“ das beſte, desgleichen viele Romanzen, worin alte deutſche Sagen behandelt ſind. Auch den guten Schwank:

> Hermotimus, ein Magier, pflegte des Nachts ſeinen Körper zu verlaſſen und als Geiſt in der Welt herumzuſchwärmen, bis ſein Weib einmal, ärgerlich darüber, daß er ihr nicht Geſellſchaft leiſte, ſeinen Körper verbrannte. Als er nun nach Hauſe kam, fand er den Leib nicht mehr und tobte wüthend im Hauſe und in der ganzen Stadt umher. Aber ſein Weib kümmerte ſich nicht um ihn und heirathete einen Anderen, der die ganze Nacht hübſch bei ihr blieb. Die Bürger der Stadt beſchloſſen, den Poltergeiſt zu ſühnen und errichteten ihm einen Altar mit Kultus und Opfern, ſeine Frau aber lachte dazu.

Am unpaſſendſten waren die empfindſamen Verarbeitungen antiker Stoffe in den Romanen von Meißner, Feßler, Lafontaine, Bouterwek, Rambach (Cicero und ſeine Familie) der Frau Naubert, der Frau Karol. Pichler ꝛc. Indeß hatten ſchon die Franzoſen Fenelon, Marmontel, Florian ꝛc. das Beiſpiel dazu gegeben. Dazu geſellten ſich die ſentimentalen Romane, in welchen die Neugriechen, wie die Italiener, als romantiſche Helden auftreten, ſeit dem Vorgang von Lindau in ſeiner Hellodora, oder die Lautenſpielerin in Griechenland (1799).

Friedrich Matthiſon, aus dem Magdeburgiſchen, Lektor und Reiſegefährte der Fürſtin von Deſſau, ſpäter in württemb. Dienſten, ſtellte eine Miſchung aus Salis und Ramler dar. Eigenthümlich iſt dieſem Dichter die Landſchaftsmalerei. Er verſtand ſehr gut in wenig Worten die italieniſchen und Schweizerlandſchaften hinzumalen, die er geſehen. Aber er ſtört den einfachen Eindruck ſolcher Landſchaftsbilder durch das fatale Einmiſchen antiker Götter, und noch mehr durch die erkünſtelte Empfindſamkeit. Hierin erreicht er faſt den unerträglichen Salomon Geßner. Außerdem folgt er in der Neigung zu Nebelgeſtalten dem Jacobi. Am meiſten indignirt an ihm die Eitelkeit, mit der er ſich ſelbſt die himmliſche Seligkeit und unſterblichen Ruhm zuerkennt, und die innerliche Verlogenheit ſeiner Poeſie, indem er, wie ihm ſchon Gleim vorwarf, von der ſanften Melancholie, mit der er vor der Welt kokettirt, gar nicht beſchwert wurde, ſondern es ſich allezeit wohl ſeyn ließ. Er zerfloß in Thränen, wie ein Schooßhund, wenn er ſich zu dick gefreſſen hat.

Bezeichnend iſt die Anekdote von König Friedrich von Württemberg, der

ihm einmal, als er ihn nach einem großen Diner im Garten beläſtigte, um ihn los zu werden, befiehlt, an einem gewiſſen Platz in der Mittagshitze ſtehen zu bleiben, bis er ein Mondſcheingedicht vollendet haben würde. Als derſelbe König das große Jagdfeſt zu Bebenhauſen abhielt, bei dem die Bauern, die treiben mußten, kaum weniger geplagt waren, als die Hirſche, gab Matthiſon als Hofdichter eine pomphafte Beſchreibung des Feſtes heraus, worin er den dicken Herrn mit dem fernhintreffenden Apollo verglich, ein non plus ultra von poetiſcher Schweifwedelei.

Nun iſt nicht zu verkennen, daß gerade die Sentimentalität den reinſten und edelſten Charakter vorausſetzt, wenn ſie nicht anwidern ſoll. Bei Hölty iſt ſie rührend, aber bei Matthiſon und Kotzebue iſt ſie eckelhaft. — Auch die „Erinnerungen“ des Dichters, ein Werk in Proſa, das manche ſchätzbare Nachrichten über ſeine Zeit und Zeitgenoſſen enthält, ſtecken voll von perſönlichen Rückſichten und Eitelkeiten. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu Zürich 1826 in 8 Theilen.

Unter ſeinen berühmten Gedichten ſtehen die Landſchaftsbilder oben an, zuerſt „der Genfer See“, worin aber die Landſchaft gar nicht gemalt wird, ſondern der Dichter ſich von der ſokratiſch milden Freude bekränzen läßt und an Platos und Xenophons Hand einhergeht, um ſich im Geiſt mit Rouſſeau, Bonnet ꝛc. zu unterhalten. Um den See und ſeine Umgebung zu ſchildern, weiß er nichts beſſeres, als zu ſagen, die Ausſicht vom Aetna und Stromboli ſey weniger ſchön, und wenn er zugleich ein Weiſer, wie Haller, ein Seher, wie Geßner, ein Held, wie Anſon, ein Maler, wie Claude Lorraine wäre, ſo würde er an nichts denken, als immer nur wieder an den Genfer See. Endlich wünſcht er ſich ein Grab an dieſem See, umſchattet von Trauerweiden und Roſen, ohne ein Marmordenkmal, „da ihn der eitlen Größe Schimmer nie geblendet.“

Die berühmte „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben,“

Schweigend in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt ꝛc.

iſt frei von den antiken Reminiscenzen, die Seufzer über die Vergänglichkeit der Dinge ſind aber affectirt, wie ſchon aus der Widmung des ganzen Liedes erhellt.

Hier ꝛc., wo der Vorwelt Schauer mich umwehn,
Sey dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht.

Der Dichter ſoll uns wehmüthig ſtimmen, aber nicht von der Wehmuth reden. Der „Herbſtabend“ iſt wieder viel zu claſſiſch:

Hespers bleiche Trauerkerze
Lodert an des Tages Gruft ꝛc.

Am besten gelingen dem Dichter die etwas nebelhaften Abendbilder aus der norddeutschen Landschaft, z. B. „das Kloster“.

Der Westgewölke Purpursaum ergraut
Aus Eichendunkel steigt der Mond empor,
Die Winde seufzen bang im Haidekraut,
Der Elfen Tanz weht leis am Weidenmoor ꝛc.

Aber lächerlicherweise „lehnt hier die Melancholie an Grabestrümmern“. Aehnlich die Landschaftsbilder im „Todtenopfer“:

Die Berge stehn so düster
Von Nebelduft umflort,
Durch banges Rohrgeflüster
Rauscht schwach das Bächlein fort ꝛc.

Das „Mondscheingemälde“:

Der Vollmond schwebt im Osten
Am alten Geisterthurm ꝛc.

Auch hier wieder ein Mühlenbach und Binsen an seinen Ufern. In einem andern Landschaftsgemälde „Melancholie“ wiederholt sich das oben schon gebrauchte Bild vom Abendstern, der als Grablampe leuchtet:

Der Abendstern blickt auf die Veilchenmatten
Blaß wie der Schmerz auf Sarkophage schaut.

In den Erinnerungen an Italien schlägt auf eine widrige Weise das Kokettiren mit den Dichtern und Philosophen des Alterthums vor, die Matthisson als seinesgleichen ansieht, und deren Namen er in alle Verse einwebt. Daneben giftiger Haß gegen die Kirche. Nur als Staffagen in seinen Mondscheingemälden mag er Kirchen und Kapellen leiden; den Gottesdienst in der Kirche aber haßt er, der nur die Götter Griechenlands und den eingebildeten eigenen Genius anbetet. So verhöhnt er im campo vaccino den frommen Kapuziner, der hier auf den Trümmern des classischen Alterthums predigt, als eine lächerliche Carikatur Ciceros. In demselben Geist ist seine „Nonne“ gedichtet, der er affectirte Thränen nachweint, weil sie das Recht der Natur nicht befriedigt und keinen Mann gehabt habe. Dahin gehört auch die abgeschmackte Vergötterung des elenden Rousseau. Doch wagt Matthisson nur ein einzigesmal dem antiken Satyr zu opfern in einem üppigen „Faunenliede“. Im Uebrigen ist er mehr prüde als lascív. Der classische Zopf hängt durch die ganze Sammlung hindurch. Von Friederike Brun sagt Matthisson:

Du rührst im Grazienschleyer
Die lesbische Leyer.

Indem er ſich Agathon zu ſeyn wünſcht, preiſt er, wie dieſer im Myrthenhain, wo Pſyche und Amor ſich umarmen, von Hebes Blumen umduftet, den Grazien opfert.

In einer ſapphiſchen Ode an die Nachtigall, die ein Muſter von Schwulſt iſt, (z. B. heißt es da:

elyſiſch
Hallten, gleich Harmonikatönen, ihre
Silberakkorde) S. 51.

muß Diana den Wagen lenken, reicht der Sohn Cytherens dem Vogel Götterſpeiſe und Nektar. In dem Gedicht aus Tibur S. 55 weiht der Dichter dem venuſiſchen Schwan das dunkelglänzende Haar der keuſchen Daphne und ſprenkt opfernd milden Albanerwein.

In einem fürſtlichen Geburtstagsfeſtgedicht S. 188 läßt er Parzen, Muſen, Horen und Dryaden um Franzens Altar den Kreis ſchließen. Unter ſeinen claſſiſchen Gedichten iſt nur eins wirklich ſchön, Elyſium S. 38, in welchem die Pſyche, in Elyſium angelangt, Vergeſſenheit trinkt. Ganz hübſch iſt auch „das Lied aus der Ferne" S. 175, worin der Geiſt eines verſtorbenen Freundes den Freunden vorübergeht. Gar nicht übel iſt ferner die Charakteriſtik der Elementargeiſter S. 124.

Das berühmte Gedicht an Adelaide S. 53 iſt ſo gekünſtelt und affectirt als möglich, von jeder wahren Empfindung baar. Ein gewiſſer Wohllaut erſetzt bei ihm, wie das Prunken mit claſſiſchen Namen, den Geiſt.

Eine wahrhaft eckelhafte Eitelkeit ſpricht aus den Gedichten Wunſch S. 115 und die Vollendung S. 159. In dem einen ſchwebt er als unſterblicher Geiſt und Seliger empor zu Xenophons und Platons Weisheit und zu Anakreons Myrthenlaube, im andern gelangt er zu „göttlicher Vollendung".

Karl Victor von Bonſtetten, ein Berner Patrizier, nahm als Matthiſons Freund Theil an deſſen Ruhm, obgleich er außer einigen philoſophiſchen und ethnographiſchen Studien nur einen Verſuch in der Idyllenmanier Geßners geſchrieben hat. Einen ebenſo unverdienten Ruf genoß Matthiſons Freundin Friederike Brun, Schweſter des gelehrten Biſchof Münter, ein ſentimentaler und eitler Blauſtrumpf, unnatürlich in die Höhe geſchraubt durch eben ſo eitle Männer, insbeſondere durch Matthiſon, lächerlich verliebt in ihre Tochter Ida, die ſie ſelbſt in ihren Schriften zu einem Weltwunder erzogen zu haben ſich rühmte. Man hat von ihr viele ſchwache empfindſame lyriſche Gedichte und proſaiſche Schilderungen ihres Aufenthalts in Italien. Ohne allen Werth, empfindſame Phraſen und alberne Wichtigthuerei.

Auch der preußiſche Geſandte in Neapel, von Ramdohr, ſchrieb

ſeit 1787 außer über das Schöne in Natur und Kunſt, moraliſche Erzählungen, eine etwas ſchwärmeriſche Venus Urania und „die vier weiblichen Syſteme der Glückſeligkeit“ (1807).

5.

Die philiſterhafte Natürlichkeit.

Das philiſterhafte Behagen fand ſeinen bequemen Ausdruck in der Poeſie bereits in den Gelegenheitsgedichten der Pegnitzer, der Schleſier und der Leipziger. Doch ſtellte man damals die gemeine Wirklichkeit der Familie und Häuslichkeit noch tief unter die eigentliche Poeſie, die man ſich noch von Göttern und Heroen nicht getrennt denken konnte. Erſt die neue Begeiſterung für Natur und Natürlichkeit machte den Philiſtern Muth, ſich ſelbſt und ihre nächſte Umgebung mit dem poetiſchen Object zu identificiren. Der poetiſche Zauber, den zuerſt Thomſon, Haller, Brockes, Kleiſt in Wald und Wieſe und im Garten kennen gelernt, zog nunmehr durch alle Thüren und Fenſter in die Wohn-, Studier- und Kinderſtube ein. Das Haus mit Haushund und Hauskatze, der Schlafrock und die Schlafmütze, die gemüthliche Pfeife und Tabaksdoſe, alles wurde auf einmal poetiſch. Es bedurfte nicht einmal mehr intereſſanter Unglücksfälle oder wunderbarer Fügungen, um einen Familienroman, ein Familiendrama, eine Familienidylle poetiſch zu machen, das Familienhafte, Alltägliche, Gemeine ſchon an ſich galt als Poeſie. Der Hauspapa im Kreiſe der Seinen oder unter den übrigen Philiſtern ſitzend, mit allen ſeinen kleinen Schwachheiten, wurde das Ideal der in Rede ſtehenden Poeſie.

Gleim, den wir ſchon kennen, darf als der poetiſche Urphiliſter betrachtet werden. Er nennt ſein gaſtliches Haus immer nur ſein „Hüttchen“. Das Wohlwollen, das er zahlreichen Freunden und namentlich jüngeren Dichtern bewies, wurde von allen Seiten erwiedert und er wurde als „Vater Gleim“ der Großpapa der damaligen deutſchen Dichterwelt. Aus ſeinem weiten Freundeskreiſe aber, der noch ganz formlos war, ging allmählig ein engerer förmlicher Freundesbund hervor, der berühmte Göttinger Hainbund, deſſen Mitglieder zwar in ihren Richtungen mannigfach divergirten, die jedoch im philiſterhaften Freundſchaftsenthuſiasmus lange harmonirten.

In Paris erschien 1765 der erste Almanac des Muses. Nach diesem Vorbilde gab Boie in Göttingen, in Verbindung mit Gleim, Klopstock, Gotter ꝛc. 1770 den ersten deutschen Musenalmanach heraus. Indem sich aber mehrere junge Dichter damals in Göttingen zusammenfanden, stifteten sie daselbst einen Dichterbund, 1772, der, von den Grundsätzen Bodmers und Klopstocks ausgehend, nach Natürlichkeit und Wahrheit strebte, zum Theil sogar mit patriotischer Gesinnung der deutschen Vorwelt gedachte, vorzugsweise aber die alten Classiker zum Muster nahm und in Gleims Weise auf eine übertriebene und affectirte Weise für Freundschaft schwärmte, daher auch im wechselseitigen Loben und Bewundern der Mitglieder das Unglaubliche leistete.

Die Seele des Bundes war der Mecklenburger Bauernsohn, Johann Heinrich Voß, der sich durch Fleiß aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hatte. Er studirte zu Göttingen, wurde Rector in Eutin, zuletzt Professor in Heidelberg. Eine gewisse Steifigkeit, Zähigkeit und Grobheit der Bauernnatur, die er sein Lebenlang nicht ablegte, wäre ihm nicht übel angestanden, wenn er nicht die Marotte gehabt hätte, theils es den Hellenen an Feinheit nachzuthun, theils als zärtlicher Familienpapa empfindsam zu schwärmen. Als einen echten nordischen Barbaren ergriff ihn die Schönheit der griechischen Sprache und Poesie mit einer unwiderstehlichen Zaubergewalt, aber gleichsam wider seinen Willen, und riß ihn in lächerlichen Zuckungen umher, ohne daß er je im Stande gewesen wäre, seine angeborne Bärenhaut fallen zu lassen und plötzlich in voller hellenischer Anmuth dazustehen. Von seinen berühmten Uebersetzungen des Homer ꝛc. wie überhaupt von der Gräkomanie war schon oben die Rede. Hier haben wir es nur mit Voß, dem deutschen Philister, zu thun.

In seinen Oden, Liedern, Elegien folgt Voß ganz dem Muster Klopstocks, wählt antike Versmaaße und überschwillt von Begeisterungen. Ueberall aber schlägt der harte Tact vor. Auch wo Voß anmuthig zu hüpfen versucht, wird es nur steifes Getrampel. Was den Inhalt betrifft, so ist die Hauptsache eitle Selbstbespiegelung und manierirtes Lob Anderer, um wieder von ihnen gelobt zu werden. „Sie glauben gar nicht," schrieb Gleim einmal an Vossens Frau, „wie wir einander gelobt haben" (Briefe von Voß II. 370). Sodann Lob der Dichtkunst überhaupt, Anrufungen der Muse, des Genius, Oden an die Laute ꝛc., jenes unglück-

selige Besingen des Singens, worin sich immer nur mittelmäßige oder eitle Dichter gefallen. Auch in seinen zahlreichen Rundgesängen und Trinkliedern setzt er sich immer die Sporen an: singt, wir wollen singen, laßt uns singen ꝛc. Nichts kann pedantesker klingen. Ein paar Proben:

Traulich auf ein schmal Gericht
Seyd ihr eingeladen,
Auf ein friedlich Angesicht
Und auf diesen Fladen.
Hält man nur den Fladen feucht,
Dann verdaut und schläft man leicht.

* * *

Ausgeleert des Weines Gläser,
Den der Wirth erlas!
Edleres Getränks Erleser,
Schafft er reines Glas.
Fröhlich nun des stillen Wunsches
Schlürfen wir gestählten Punsches
Volles Maaß! volles Maaß!

Noch pedantischer sind die Arbeitsgesänge, z. B. ein Gesang der Milchmädchen.

Mädchen, nehmt die Eimer schnell,
Habt ihr ausgemolken ꝛc.

Lieg' und wiederkäu' in Ruh
Dein gesegnet Futter:
Alles, gute fromme Kuh,
Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter.

Ein Lied beim Flachsbrechen.

Plauderinnen, regt euch stracks,
Brecht den Flachs,
Daß die Schebe springe
Und der Brechen Wechselklang
Mit Gesang
Fern das Dorf durchdringe! ꝛc.

Ein Lied beim Spinnen zu singen.

Schnurre, Mädchen, mit Gesang
Sorg und Schlaf hinunter.

Trägheit macht den Abend lang,
Arbeit hält uns munter.
Was im Kopf uns heimlich murrt,
Wird abgeschnurrt. ꝛc.

Endlich das berüchtigte Kartoffellied.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang! ꝛc.

Voß hat auch eine ziemliche Anzahl Liebeslieder gedichtet. In diesen spielt er gern den Schalkhaften, was ihm überaus posserlich ansteht. Man höre das Minnelied:

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing ich fröhlichen
Minnesang!
Denn die Meine,
Die ich meine,
Winkt mir lieblichen Habedank. ꝛc.

Der Frauentanz.

O herum mit Gesang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freiern Tanze!
Wann die Haube uns geziemt,
Sey das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Dann so friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberschritt!
Nach der Weise
Tanzet leise
Auch das fromme Männchen mit!

Daß auch Ehestands- und Kinderstubenlieder nicht fehlen, versteht sich.

Ein Wiegenlied V. 286 ist höchst wunderlich, weil seine Naivetät qualvoll erkünstelt ist. Auch in dem Gedicht „die säugende Mutter" VI. 50 waltet zu sehr dieses Bewußtseyn und das Beschreiben der eignen Empfindung vor. Dagegen ist ein Gedicht auf den Geburtstag seiner Frau V. 208 ein ansprechendes Genrebildchen. Auch das kleine Wintergemälde III. 182 ist gut. Das beste Gedicht unter allen ist die Spinnerin IV. 184.

Was man im engern Sinn Ekſtaſe, Entzückung nennt, wobei die Seele des Schwärmers bei ſtarrem Körper in den dritten Himmel getragen wird, iſt eine wohlbekannte hiſtoriſche Erſcheinung. Sehr oft kam es vor, daß die Märtyrer unter den Händen ihrer Henker in Starrſucht verfielen, und je grauſer Feuer, Schwert und Marterwerkzeuge an ihrer fühlloſen Körperhülle wütheten, deſto höher, mit immer ſeligeren Empfindungen wurde der Blutzeuge durch die Himmel getragen. Hier rief bei vorgängiger Anlage gleichſam die furchtbare magnetiſche Manipulation der Folter die Katalepſie hervor und entband die Viſionen. In vielen Fällen tritt aber dieſe Form freiwillig ein, und ſie verläuft in eine gewiſſe, noch unvollſtändig beobachtete Art des Scheintods, wobei die Wiedererwachten, auch ſolche, bei denen der Anfall rein körperlicher Natur und keine Schwärmerei im Spiel war, ihre Gefühle in der Erſtarrung als die ſeligſten, überirdiſchſten beſchreiben.

Die Ekſtaſe tritt aber auch, ſogut als die Viſion bei wachem Hirn, in der Geſchichte als Kontagium auf. Man denke nur an eines der bekannteſten Beiſpiele, an die ſogenannten Konvulſionärs auf dem Grabe des h. Paris. Wir halten uns hiebei nicht länger auf; auch iſt unſers Wiſſens von keinem der modernen Theoſophen behauptet worden, daß die Seelen der Entzückten wirklich in den Himmel getragen würden. Ganz anders iſt es mit dem irdiſchen Fluge der Hexen, deſſen Realität Eſchenmaier leider aus theoretiſchen Gründen beweiſt.

Wenn je einmal die Wiſſenſchaft tiefer als jetzt in das Weſen des Somnambulismus eindringt, ſo wird in der Philoſophie der Geſchichte das Kapitel von den geiſtigen Miasmen eine jetzt kaum geahnte Rolle ſpielen. Schon jetzt erſcheinen uns viele hiſtoriſchen Phänomene, klein und groß, als pſychiſche Seuchen mit einem Verlauf, der mit dem Auftreten, der Verbreitung und dem Wiederausſterben körperlicher Anſteckungen die größte Aehnlichkeit hat. Aber die Natur von beiderlei Kontagien iſt bis jetzt faſt noch in daſſelbe tiefe Dunkel gehüllt. Wohl eine der furchtbarſten, in ihren bald lächerlichen, bald gräßlichen Symptomen räthſelhafteſten pſychiſchen Seuchen iſt die, welche Jahrhunderte lang, bis in die zweite Hälfte des vorigen, Europa, ganz beſonders aber Deutſchland, durchzog und durch das Luftreinigungsmittel unzähliger

Die Oden und Lieder enthalten auch mancherlei Polemik. Voß war ein Rationalist, Todfeind nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der lutherischen Rechtgläubigkeit. Dieses hing mit seiner Schwärmerei für die heidnischen Classiker zusammen. Es gehörte aber auch gewissermaßen zu seiner amtlichen Stellung. Denn er wurde vom Großherzog von Baden nur deßhalb nach Heidelberg berufen, um der Rheinbundspolitik zu dienen, von welcher bekanntlich der kirchliche Geist systematisch unterdrückt und unter der deutschen Bevölkerung, um sie mit Napoleons Tyrannei auszusöhnen, ein bornirtes und behagliches Philisterthum nach Möglichkeit gepflegt wurde.

Bedeutender als die Oden und Lieder sind die Idyllen von Voß:

1) Der Frühlingsmorgen. Eine Braut geht früh in den Garten, um mitten unter den Blumen des Lenzes an einem Geschenk für den Geliebten zu sticken. Da fallen ihr Tropfen vom Baum auf ihren Stickrahmen, weil es noch zu früh ist, und sie flieht, bis die Sonne den Thau ausgesogen haben wird. Ein recht ansprechendes Genrebild. 2) Das erste Gefühl. Schilderung einer Wochenstube. Die Mutter hat geboren, das junge Kind wird beguckt von den anderen Kindern, die alle das neue Schwesterchen sehn wollen. Man mahnt zur Stille. Da hört man den leisen Gesang zweier Schutzengel, die das Kind umschweben. 3) Die Leibeigenen. Zwei Leibeigene unterhalten sich von der Rohheit des Junkers und von ihren Leiden, der eine mit mehr Gelassenheit, der andere mit tiefster Erbitterung. 4) Das Gegenbild. Ein braves, adeliges Ehepaar freut sich, die schweren Lasten der Bauern erleichtert zu haben. 5) Ein ähnliches Gemälde. Ein Freigelassener freut sich mit seiner Braut der neuen Freiheit. 6) Die Bleicherin. Anna wird, indem sie ihre Aussteuer bleicht, von Freundinnen besucht und mit dem Bräutigam geneckt, gekitzelt und mit Wasser begossen. 7) De Windrawend (Winterabend), in plattdeutschen Hexametern, höchst unnatürliche Sprachspielerei. Wie kommt der niedersächsische Bauer zum Hexameter? 8) Das Ständchen. Ein häßlicher Edelmann wimmert vor dem Fenster einer schönen Försterstochter, die das Nachtgeschirr über ihn ausschüttet. Schlechtes Machwerk, worin nicht reiner Humor, sondern Adelshaß das Motiv ist. 9) Der Bettler, unbedeutend. 10) De Geldhapers, handelt von der Lotterie, wieder plattdeutsch. 11) Der Riesenhügel. Ein Krämer läßt sich von einem Schäfer vom Hünengrab erzählen und von einer Beschwörung des Geistes und Schatzes daselbst. Voß hat hier den Fehler gemacht, antike Beschwörungsformeln in den deutschen Aberglauben einzumischen. 12) Die büßenden Jungfrauen, erscheinen geisterhaft an einem Teich einem Jüngling, ihn zu ermahnen, daß er heirathe, indem sie es im Leichtsinn versäumt. 13) Der Abendschmaus. Ironische Beschrei-

bung eines Festmahls in Hamburg, an dem zwölf dickbauchige Herren und zwölf breithüftige Damen Theil genommen 14) Die Kirschenpflückerin. Ein Mädchen ist auf den Baum gestiegen und pflückt schwarze Kirschen, ein anderes steigt über den Zaun zu ihr, so daß jene sie warnt, die Nesseln würden sie in's Kinn stechen. Dann plaudern sie vom Geliebten der erstern. Würde zuletzt nicht ein abgeschmacktes Lied gesungen, so wäre dieses Genrebild artig. 15) Der Teufel Lucian findet den Teufel Pur mit eingeklemmtem Schwanze. Gaßner hat ihn da hingebannt. Er erzählt nun von Gaßner, bis Lucian ihn frei macht. Sehr albern. 16) Der siebzigste Geburtstag, mit Recht die berühmteste Idylle von Voß. Ein alter Schulmeister, der an seinem siebzigsten Geburtstag seinen zum Pfarrer ernannten Sohn an einem schneereichen Wintertage besucht, gewährt ein sehr anmuthiges Genrebild. Die junge Frau des Pfarrers weckt den im Sorgenstuhl entschlafenen Alten mit einem Kuß. 17) Die Heuerndte. Bartel und Lene begrüßen sich beim Heumähen und er muß ihr ein Heulied singen, ein ganz abgeschmacktes Lied, worin eben blos das Heumähen beschrieben wird. 18) Philemon und Baucis, die bekannte antike Mythe.

Louise, ein ländliches Gedicht (1783) ist Voßens berühmteste Dichtung. Der Pfarrer von Grünau feiert den Geburtstag seiner Tochter Louise, wobei auch der Hofmeister der adeligen Gutsherrschaft, Louisens Liebhaber „der edle bescheidene Walter", zugegen ist. Das ländliche, aber reiche Mahl wird in den schönsten Hexametern beschrieben. Beim Kaffee orakelt der Pfarrer und kramt Voßens Lieblingstheorie aus. Laßt uns freuen

mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, den liebenden, und Zoroaster
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn ꝛc.

Walter erzählt eine Legende, wie einst ein Katholik habe in die Himmelsthür eindringen wollen, Petrus ihn aber auf die Bank vor der Thür gewiesen habe. Darauf sey ein Reformirter und ein Lutheraner gekommen und auch sie hätten auf die Bank müssen, bis sie dem Tanz der Gestirne und Engel zuschauend erkannt hätten, es gebe nur Einen Gott und die Unterschiede, die sie auf Erden gemacht hätten, seyen Thorheit. Nach dieser Herzenserleichterung wird wieder getafelt. Walter faßt den Kelch oben an, daß es schlecht klingt. Der Papa zankt ihn deshalb aus. Er entschuldigt sich, er sey durch einen Blick Louisens verwirrt worden. Sie erröthet, stellt sich aber unbefangen und schnellt nach Karl einen Kirschkern ꝛc. — Walter ist bereits Pfarrer und Louisens erklärter Bräutigam. Er kommt an einem kalten Wintermorgen und umarmt die noch schlaftrunkene Braut. Endlich die Hochzeit, wobei die Gutsherrschaft. Beim Abendschmause witzelt der Alte, als ob er schon ein wenig benebelt wäre, über die Bibelstelle „ein Bischof sey eines Weibes Mann" und

ſchenkt dabei Biſchof ein. Dann wird ein Hochzeitlied geſungen vom Liebchen, das warm im Bette liegt beim Männchen, dann ſchwanger wird und ſich ſchwer ſchleppen muß, bis es ſich endlich hinlegt und das Kindlein ſäugt und Vater ehrbar ſitzt und wiegt.

Schade für die wohllautenden Verſe, in denen dieſe trivialen Dinge vorgetragen werden.

Unter den vielen Dichtungen, welche erſt durch die Louiſe hervorgerufen wurden, ſteht Göthes Hermann und Dorothea oben an. Ohne dem, was in Göthes Geiſt einheitlich iſt, irgend Abbruch thun zu wollen, glaube ich doch die Materien und Manieren, mit denen er ſo oft gewechſelt hat, ſondern zu müſſen, hebe alſo hier wieder nur, was hieher gehört, ſeine Dorothea heraus. Er ſchrieb dieſe Idylle in Hexametern lediglich in Rückſicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für ſeine Louiſe eingeerntet hatte. Es kitzelte Göthe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philiſter zu wetteifern und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch beſſer machen könne. Dorothea erſchien 1798.

Dorothea kommt mit Auswanderern, welche den Schrecken der franzöſiſchen Revolution entfliehend den Rhein überſchreiten, in die Nähe eines kleinen deutſchen Städtchens, erregt die Aufmerkſamkeit eines braven Jünglings, dem ſie an einem Brunnen Waſſer reicht, und gewinnt ſeine Liebe. Er iſt der Sohn eines reichen Wirths, der mit ſeinen Freunden, einem Pfarrer und Apotheker, zu Rathe geht. Am Ende aber, da ſie des fremden Mädchens Rechtſchaffenheit erkennen, willigen die Eltern ein, daß ihr Sohn ſie freie.

Das alles iſt viel ſchlichter, einfacher und natürlicher gehalten, als in der Louiſe von Voß. Das Mädchen aus der Fremde, der bewegte politiſche Hintergrund, die faſt bibliſche Brunnenſcene bringen einen romantiſchen Zug in die im Uebrigen ganz philiſterhafte Idylle. Man muß dieſe Dichtung loben, aber für ſie zu ſchwärmen und was weiß ich für erhabene Geſinnungen herausleſen zu wollen, iſt lächerlich. Am Schluſſe meint zwar der Bräutigam, wenn alle ſo dächten, wie er, ſo würden die Deutſchen aufſtehen und die Franzoſen bändigen. Aber ſo etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohlwiſſend, daß doch Niemand aufſtehen wird, iſt keine Probe eines feurigen Patriotismus. Nebendem hat Göthe noch 1813, wie E. M. Arndt berichtet, der deutſchen Begeiſterung geſpottet: „Ihr Guten, ſchüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet ſie nicht los, der Mann (Napoleon) iſt euch zu groß.“

Jens Baggesen, Professor in Kopenhagen, schrieb geläufig deutsch, wie dänisch, und war hauptsächlich ein Nachahmer und Parteigänger von Voß. In seinen lyrischen Gedichten affectirt er in horazischen Versmaaßen die krampfhafte Dichtart seines Meisters. Z. B. in der Ode an Klopstock S. 163.

Tag des Ruhms, Lichtgefild der Heroen, Emintheus
Zauberkreis, der, Horen umtanzt, von Aufgang
Durch die Luft weitstrahlend hinab ins Weltmeer
Helios wandelt ꝛc.

Am meisten gefällt er sich in dithyrambischen Krämpfen, in einer wahrhaft unausstehlichen, weil nur erkünstelten Trunkenheit der Worte. In der Ode „an die Dichter" lermt er alle Dichter der Welt, die lebenden wie die todten, aus ihren Gräbern zusammen, um — den großen Napoleon zu besingen, und hat die Schamlosigkeit, die Göttin Teutonia als das personificirte Deutschland den Reigen führen zu lassen. In dem längern Gedicht „Napoleon" an Voß gerichtet I. 167 f. wagt es Baggesen, als Affe des großen Dante sich den Virgilius erscheinen und sich von demselben zum Sänger weihen zu lassen, um Napoleon zu besingen.

Nenn' ich den heiligen Namen? verkünd' ihn Zunge, mit Ehrfurcht,
Einst den gekanntesten weit: Napoleon Buonaparte!
Sing ihn du der bewundernden Welt und der staunenden Nachwelt!

Das einzige Gedicht Baggesens, was einigen Ruhm erlangt hat, ist das heitere Trinklied

„Als Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut ꝛc.,

eine Satire auf die Fichte'sche Philosophie. Merkwürdig ist auch das Gedicht auf Göthe:

Der Schalk spielt Blindekuh mit allen Pierinnen,
Mit allen Charitin versteckt,
Kaum steht er sternbekränzt auf Säulen oder Zinnen,
Husch, liegt er irgendwo mit Eicheln zugedeckt ꝛc.

In dem „Karfunkel oder Klinklingel-Almanach" 1802 trachtete Baggesen in Sonetten die romantischen Dichter in Heidelberg zu verspotten, die damals seinen Freund Voß plagten. Es ist darin wenig Witz, weil Baggesen den Werth und das Verdienst von Schlegel, Tieck ꝛc. gänzlich

verkannte. In dem ſ. g. „vollendeten Fauſt“ parodirt Baggeſen Göthe's Fauſt mit einer Menge von Anſpielungen auf die Dichter im Beginn des 19. Jahrhunderts.

Baggeſens humoriſtiſches Epos „Adam und Eva“ 1826 iſt in der leichten Manier Wielands in freien Jamben gedichtet und etwas breit.

Doch ſind einige witzige Parthien darin. Das erſte Schmollen Evas iſt ſehr artig geſchildert. Auch der Gedanke, daß die verführeriſche Schlange franzöſiſch ſpricht und des Weibes Herz mit Eitelkeit erfüllt, iſt glücklich. Die Neugierde der guten Eva, zu wiſſen, was Kinder ſeyen, iſt höchſt naiv und liebenswürdig, aber zu weit ausgeſponnen.

In einem höchſt abgeſchmackten Singſpiel „die Zauberharfe“ von Baggeſen

beſitzt der Sänger Terpander eine Zauberharfe, verliebt ſich in die Prinzeſſin Dione, muß ſich gleich den übrigen Freiern derſelben der harten Probe unterwerfen, wer ſeiner Liebe das größte Opfer bringen könne? und beſteht die Probe, indem er der zur See verunglückten und im Froſt verſchmachtenden Prinzeſſin ein Feuer aus — ſeiner Harfe macht.

In „Parthenais oder die Alpenreiſe“ ahmte Baggeſen die Voſſiſche Louiſe nach, aber nach Art der ältern komiſchen Heldengedichte mit Herbeiziehung des antiken Olymp. Parthenais heißt das Gedicht zu Ehren der drei Jungfrauen, deren graziöſenhafte Gruppe den Mittelpunkt deſſelben bildet.

Drei junge Schweizerinnen, Cynthia, Daſne und Myris haben Luſt, eine Parthie auf die Jungfrau im Berner Oberlande zu machen und laſſen ſich, mit Erlaubniß ihrer Eltern, von dem jungen Dichter Nordfrank begleiten. Dieſer ſieht, wie ſie ein Fußbad nehmen, dann im Mondſchein als Grazien tanzen ꝛc. Da wird Gott Hermes, der die ſchönen Mädchen ſelber führen wollte, eiferſüchtig auf Nordfrank und verſchwört ſich mit dem kleinen Eros, der auf das Finſteraarhorn hinaufſtiegt, wo Zeus thront und denſelben gegen Nordfrank einzunehmen ſucht. Aber Apollo, als Gott der Dichtkunſt, beſchützt den Nordfrank und lenkt den tödtlichen Blitzſtrahl von ihm ab. Eros überfällt in der Nacht den jungen Dichter und verwundet ihn mit ſeinem Pfeile, woraus das große Unglück entſteht, daß Nordfrank ſich von nun an allein in die jüngſte der Heldinnen Myris verliebt. Die kleine Geſellſchaft fährt über den Thunerſee, erlebt einen kleinen Sturm, wird naß. Kaum haben die Mädchen ſich getrocknet, ſo läuft Myris ſchon wieder einem Schmetterling nach und verirrt ſich. Der Dichter folgt ihr und findet ſie in der Beatushöhle, aus der er ſie zurückführt, ohne auch nur einen Kuß zu wagen. Dabei auch eine gute

Beſchreibung des Staubbachs. Die drei Mädchen kommen an einen Bergſpalt. Nordfrank muß eine nach der andern hinübertragen; als er Myrtis trägt, zittert ſein Herz, er ſchwindelt und fällt. Dieſe einfache und hübſche Scene wird unerträglich verunziert, indem Baggeſen alles durch ſeine Götter motivirt. Eros hat den Dämon des Schwindels heraufbeſchworen, der den Nordfrank angrinſen und erſchrecken muß. Aber indem er fällt, rettet Apollo wieder ſeinen Schützling und veranlaßt den Helios eine Bergwand einſtürzen zu laſſen und den Abgrund in aller Geſchwindigkeit auszufüllen. Die kleine Reiſegeſellſchaft kommt nun glücklich auf die Wengernalp und genießt die entzückende Ausſicht auf die Jungfrau, verdirbt dieſelbe aber unnöthig durch die ſadeſten Anrufungen der Muſe und durch bombaſtiſche Entzückungsphraſen. Endlich wagt es Nordfrank, ſein Herz der Myrtis zu entdecken und ſie verloben ſich. Die Eltern kommen und ſtimmen zu.

Der Prediger Fr. Wilh. Aug. Schmidt zu Werneuchen in der Mark gab 1797 Gedichte heraus, die Göthe in ſeinem Gedicht „Muſen und Grazien in der Mark“ verſpottete. In ihnen gipfelt die Gemeinheit des Natürlichen.

Rümpft ihr Modegecken nur die Naſen,
Wenn den einzgen Rock ich, ungeputzt,
Trage ſchier bis auf den letzten Faſen
Und mein Weib mir die Perücke ſtutzt.

Das Stillleben mit ſeinem Weibchen ſchildert der gute Paſtor, wie wenn von Vögelchen im Neſt die Rede wäre. Aus dieſer Beſcheidenheit aber poltert er immer wieder derb heraus, wie Voß, und gefällt ſich in Pfützen, Ententeich, Miſt und Vieh.

Ludwig Theobul Koſegarten, Probſt zu Altenkirchen auf Rügen, ließ ſich zur Zeit der franzöſiſchen Occupation 1808 zum Profeſſor in Greifswald machen. Nachdem er (weil Rügen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zu Schweden gehörte) in ſervilen Lobgedichten auf den ſchwediſchen König Gott gedankt, daß der Deutſche in Pommern und auf Rügen mit den Finnen und Lappländern vereinigt für das Wohl gedachten Königs bete (Dichtungen X. 228), huldigte Koſegarten mit eben ſo ſerviler Hingebung ſeit 1808 den Franzoſen und hielt eine berüchtigte Rede am Napoleonstage in Greifswald 1809, worin er dem Unterdrücker Deutſchlands aufs niederträchtigſte ſchmeichelte. Kaum aber hatte Napoleon Unglück und erhob ſich Deutſchland im Jahr 1813, ſo beeilte ſich Koſegarten auch ſchon wieder, Friedrich Wilhelm III. und die Koſacken zu beſingen. Dies

genügt zur Charakteristik des Dichters. Er war ein unausstehlicher, aufdringlicher Poet ohne alle Originalität und Wahrheit, nur mit fremden Begeisterungsphrasen und fremden Empfindsamkeiten sich schmückend, ein Nachäffer von Voß. Kaum ist es zu verantworten, daß Literarhistoriker und Musterfammler diese Lakaienseele immer noch unter die deutschen Klassiker einschreiben.

Kosegarten schrieb auch nach dem Muster der Vossischen Louise zwei Idyllen. „Die Inselfahrt" 1808.

An sich hätte die Fahrt eines Jünglings mit zwei Mädchen, worunter eine seine Geliebte (Aloysius und Agnes) am romantischen Ufer der Insel Rügen auf einem Kahn an einem schönen Sommertage, den ein schreckliches Gewitter und ein kleiner Schiffbruch endet, aus dem jedoch die Liebenden gerettet werden, viel Anziehendes. Aber Kosegarten hat weder Naturgefühl noch Phantasie. Sein Gedicht ist eine fade Nachahmung der Parthenais von Baggesen und der Louise.

Gleichsam um an Voß wieder gut zu machen, daß er aus dem Baggesen'schen Abwasser und nicht unmittelbar aus Voß geschöpft hatte, schrieb Kosegarten 1808 die „Jucunde", eine sklavische Nachahmung der Louise.

Denn auch hier ist es ein langweiliger orakelnder Pfarrer, ein edler bescheidener Freier, eine empfindsame Pfarrerstochter und eine Freundin, um die alles sich dreht. Nur daß die Scene aus dem Binnenlande ans rügenische Ufer verlegt ist. Sonst ist der Hexameter, das Ausmalen des Haushalts, die Salbaderei und Familienpimpelei ganz die nämliche, nur daß der Vossische Hexameter viel reiner und metallischer, und die sentimentale Pedanterie wenigstens ursprünglicher ist.

Die Insel Rügen fand noch später ihre Sänger; Arkona wurde episch 1828 von Furchau, 1835 von Christen, 1840 dramatisch von C. A. Menzel, die Stubenkammer noch 1843 von Boltze besungen. Karl Lappe in Stralsund schrieb seit 1801 ein historisches Gedicht „Minona" und andre, worin er gleichfalls vorpommerisches Landleben pries.

Zu den schwachen Nachahmungen gehören Fischers „die Letten zu Buchen", Halle 1804.

Lettische Bauern empören sich. Einem deutschen Gutsherrn wird mit dem Tode gedroht, aber das Zeugniß seiner Leibeigenen, daß er ein braver Herr sey, rettet ihn. Alles in Hexametern, phrasenreich und empfindsam.

Friedrich von Oertel († 1807), der viele englische Romane übersetzte,

ſchrieb ein Gedicht Dietheim, eine empfindſame Nachäffung von Hermann und Dorothea und Louiſe. Sklaviſche Nachahmungen der Louiſe waren noch 1816 Holzapfels Wilhelm und Emma, Heinels Pfingſtfeſt 1833, die Verlobung von Gruſius und der Feierabend eines Greiſes von Kirſch, beide von 1844. Noch ſpät klingt Hermann und Dorothea nach in den patriotiſchen Idyllen „Richard“ von V. v. Strauß (1841) und „Irmgard“ von Tellkampf (1850).

Johann Martin Uſteri, Rathsherr in Zürich, ſchrieb „vermiſchte Gedichte“, voran der berühmt gewordene Rundgeſang „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ ꝛc. Die übrigen Gedichte ſind ſehr mittelmäßig, ſchwächliche Ermunterungen zur Freude, didaktiſche Betrachtungen, Gelegenheitsgedichte, auch viele Künſtlerlieder. Beſſer ſind einige Balladen wenigſtens durch ihren Inhalt, ſo Ida von Toggenburg und andre Sagen und geſchichtliche Erinnerungen aus der Schweizer Vorzeit. Auch ſchrieb er Dichtungen in Züricher Mundart. Abgeſehen von dem rein ſprachlichen Intereſſe kann ich dieſe Arbeiten Uſteri's nur für verfehlt halten, weil ſie uns lediglich in die Kinderſtube und in die Familienpimpelei des Schweizer Philiſterthums einführen und nie und nirgends das Heroiſche der Schweizernatur zu erkennen geben. Es iſt ſeltſam, daß dem kräftigen nordalbingiſchen Volksſtamm mit den Idyllen des Johann Heinrich Voß das nämliche begegnen mußte. Die wahre Schweizer Idylle iſt weder bei Geßner, noch bei Uſteri zu finden. Außer Kinderliedern hat Uſteri in Züricher Mundart drei alterthümlich gehaltene geſchichtliche Erzählungen in Proſa „Zeit bringt Roſen“, „Gott beſcheert über Nacht“ und „der Erggel im Steinhuus“ und zwei große moderne Idyllen in Hexametern geſchrieben „de Vikari“ und „de Herr Heiri“. In dieſen waltet eine unleidliche Gemüthlichkeitsaffectation und ein Kokettiren mit dem Alltäglichen vor, welches die wahre Natürlichkeit doch ausſchließt, weil ſich immer erkünſtelte Sentimentalität einmiſcht.

Ludwig Neuffer, Stadtpfarrer in Ulm, ahmte ebenfalls Voß in Idyllen nach, der Herbſttag (1802), ein Tag auf dem Lande, Hilkar ꝛc. Er war eine patriarchaliſche Natur, von viel mehr Wohlwollen als Voß, aber ſchwächer an Geiſt.

Von dieſen Idyllendichtern, die wir zuſammenfaſſen mußten, gehen

wir zur Betrachtung der Schauspieldichter über, die ihnen am nächsten verwandt waren.

Otto Heinrich, Freiherr von Gemmingen bearbeitete zuerst Diderots père de famille unter dem Titel „der deutsche Hausvater" (1783) und machte dadurch die Philisterei auf der deutschen Bühne heimisch. Denn der Franzosen empfindsame und zugleich praktische Familienliebe nahm in Deutschland den nationalen Beigeschmack an, den man vorzugsweise als den philiströsen bezeichnet.

Der Hausvater Gemmingens ist ein Graf, der mit seinen beiden Söhnen seine liebe Noth hat. Der eine ist Offizier und macht Schulden (Ferdinand), da er sich aber in einer Ehrensache cavaliersmäßig benimmt, so vergibt ihm der gute Papa und bezahlt ihm die Schulden. Der andere Sohn, Karl, soll standesmäßig eine Gräfin Amaldi heirathen, die ihn liebt, liebt selbst aber Lottchen, eine arme bürgerliche Malerstochter. Dieses Lottchen ist naiv genug, zur Gräfin hinzugehen und sie zu bitten, sie möge ihr doch ihren Karl lassen, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß sie sich bereits von Karl in guter Hoffnung befindet. Das bestimmt die Gräfin, Karln wirklich aufzugeben. Auch den alten Hausvater weiß Lottchen durch ihre naiven Lamentationen zu rühren und er entsagt allem Adelsvorurtheil, nicht auf Geburt, nur auf Tugend komme es an ꝛc. Der gute Hauspapa hat auch eine Tochter, Sophie, die an einen Weltmann, Herrn von Monheim, verheirathet und im Begriff ist, sich von ihm scheiden zu lassen. Beim Abschied wird ihr einziges Kind gebracht, das aber beide bei den Kleidern zerrt und keines von beiden fortlassen will und dadurch wird Herr von Monheim so gerührt, daß er die Scheidung aufgibt und Sophie behält. Am Schluß ruft der Hausvater pathetisch aus: Meine Belohnung? Daß ihr mich liebt, und dann, wenn ich einst todt bin, daß ein deutscher Biedermann an mein (sic) Grab vorbeigehe und sage: er war werth, Vater zu seyn!

In diesem merkwürdigen Hausvater liegen schon alle Elemente der Iffland-Kotzebueschen Poesie, das biedermännische Gepolter wie das lüderliche Sündigen und Verzeihen. Julius Graf von Soden stellte ihm 1797 ein Schauspiel „die deutsche Hausmutter" an die Seite.

Hier hat die Mutter ihre liebe Noth mit einem verdorbenen Sohn, einer wahnsinnigen Tochter und einer Schwiegertochter, welche die Kasse bestiehlt, sie verliert aber nie den Muth als gute Christin.

August Wilhelm Iffland aus Hannover, ein berühmter Schauspieler, der die höchste Meisterschaft in ein natürliches und wahres Spiel im Gegensatz gegen die Verrenkerei und das manierirte Pathos setzte,

aber auch seinerseits in der studirten Effectmacherei des natürlichen Spiels zu weit ging, schrieb auch viele Familienschauspiele, rührende Scenen aus dem bürgerlichen Leben. Nur sehr selten ging er in die ältere Periode zurück, wie z. B. mit seinem schlechten Stück Kaiser Friederich III., den er, um den Kaiser Leopold II. 1791 zu loben, aus einem Faulthier zu einem sittlichen Ideal erhebt. Trotz dieser Hofschmeichelei war Iffland in vieler Beziehung liberal und sogar ein Oppositionsmann. Wenn auch noch so ergeben der unverletzlichen Majestät, bringt er doch in seinen Stücken furchtlos alle Mißgriffe und Willkührlichkeiten der Beamtenwelt seiner Zeit zur Sprache. Ja die Corruption, der Nepotismus, der Kastengeist ꝛc. der höheren und auch niederen Beamten bildet ein Hauptmotiv der tragischen Begebenheiten, die er auf die Bühne bringt. In andern Stücken contrastirt er die Unnatur der höheren Stände mit der schönen Einfalt des ländlichen Daseyns. Nicht selten aber fällt er in den Fehler, die menschliche Schwäche allzu nachsichtig zu entschuldigen, der lieben Natur gar zu sehr den Lauf zu lassen. — Er hat seine „Theatralische Laufbahn" selbst beschrieben, aber mit zu viel Selbstgefälligkeit. Ich gebe hier nur eine charakteristische Auswahl aus seinen vielen Bühnenstücken.

Ifflands erstes unbedeutendes Stück war „Albert von Thurneisen", 1781. Erst das zweite machte bedeutenderes Glück „Verbrechen aus Ehrsucht" ꝛc. 1784.

Der junge Ruhberg liebt eine vornehme Dame, die ihn zu großen Ausgaben veranlaßt. Um ihre Hand zu erlangen, setzt er alles aufs Spiel und bestiehlt zuletzt die Kasse des Vaters. Das Verbrechen wird entdeckt, anfangs der Vater beschuldigt, aber durch des Sohnes Geständniß gerechtfertigt. Der Sohn flieht, nachdem er dem Vater gelobt, sich kein Leids anzuthun. Es fällt auf, daß Iffland den elenden Buben von Sohn mit so vieler Vorliebe und Schonung zeichnet. Aber das war es, was man damals verlangte. Strenge hätte man ihm mehr verübelt. Daher konnte Iffland es wagen, noch zwei Fortsetzungen dieses beliebten Stücks zu schreiben: „Bewußtseyn" und „Reue versühnt", worin der junge Ruhberg als völlig gebessert und purificirt wieder in den Schooß der Familie zurückkehrt.

Im „Mündel" (1785) tritt zum erstenmal ein böser Kanzler auf, der einen ehrlichen Mann ins Unglück stürzen möchte, aber entlarvt wird.

Der ehrliche Mann ist Vormund eines leichtsinnigen Jünglings, den der

Scheiterhaufen nur zu neuer Wuth gereizt wurde. Die Hexerei ſtand, als die Menſchheit endlich dieſen wüſten Traum abgeſchüttelt hatte, wie eine ſcheußliche Hieroglyphe vor ihren Blicken. Die Aufklärungsperiode mußte ſie in ihrer ganzen Starrheit ſtehen laſſen oder ignoriren; denn aus dem bloßen finſtern Wahn im Gehirn der Hexen- und Ketzerrichter und aus der Macht der Folter, den Menſchen ausſagen zu laſſen, was man ihm vorſagt, waren Erſcheinungen und Zeugniſſe nimmermehr zu erklären. Erſt der gewonnene Begriff des Somnambulismus und thieriſchen Magnetismus gab einen Schlüſſel an die Hand, gewiſſermaßen ähnlich dem Geſetze Cuviers, nach welchem im thieriſchen Bau alle Organe einander bedingen und vorausſetzen. Wie man nach dieſem Begriffe aus den zerſtreuten Knochen vorweltlicher Geſchöpfe ihre Skelette zuſammenbaut, ſo kann eine Zeit, welche jene wunderbaren Kräfte der Seele in ihrer Naturgeſetzlichkeit beſſer gefaßt haben mag als wir, aus den entſcheidenden Winken der Urkunden das geſpenſtiſche Ungeheuer der Hexerei nach ſeinem pſychologiſchen Bau konſtruiren. Wäre dieſes Ungeheuer doch auch foſſil, auf ewig begraben wie die Mammuths und Lindwürmer der Vorwelt! Aber es ſcheint im Menſchengeſchlechte ein unzerſtörlicher Typus: es kauert ganze Zeiträume ſtill in der Tiefe und zeigt nur in unbeachteten Zuckungen ein Horn oder eine Klaue an der Oberfläche. Auf einmal aber, wie eben gegenwärtig, taucht es, gleich der räthſelhaften Rieſenſchlange, mit ſeinem häßlichen Rücken auf, zum Entſetzen der Seefahrer.

Die Verſuche, das Zauber- und Hexenweſen nach unſeren jetzigen Kenntniſſen zu erklären, können nur mangelhaft ausfallen; doch ſcheint uns Fiſchers Konſtruktion nach dem jetzigen Stand der Wiſſenſchaft ſehr befriedigend, und wir verweiſen daher auf ſein oben angeführtes gutes Buch. — Es bleibt unentſchieden, wie weit bei den mannigfachen, aber im Ganzen den verwandtſchaftlichen Charakter des Traditionellen tragenden Erſcheinungen der Hexerei ſomnambüle Einflüſſe im Spiel waren; namentlich iſt nicht zu faſſen, wie viel zu all den Phänomenen des Hexendienſtes wirkliche Viſionen mit wachem Hirn, wie viel nur die Anſteckung der gemeinen Einbildungskraft unddes Aberglaubens beitrug. Aber ſoviel iſt gewiß: wahre kataleptiſche Anfälle mit entbundenen Traumviſionen ſpielen dabei eine Hauptrolle. Die Diſpoſition

Kanzler verführt, wird der Vermögensveruntreuung angeklagt, aber glänzend gerechtfertigt.

Alle bisherigen Stücke Ifflands übertrafen „die Jäger“ 1785, die bis auf diesen Tag als sein Bestes gelten.

Der alte biedere aber jähzornige Oberförster Warberger läßt seine Nichte Friederike, die früher bei ihm lebte, in der Stadt erziehen. Sie kommt einmal zum Entzücken seines eben so ungestümen Sohnes Anton, der sie längst liebt. Die Mutter jedoch, die gutmüthige aber schwache Oberförsterin, hat im Sinn, ihren Anton mit dem Fräulein von Zeck, Tochter des reichen aber bösen Amtmanns, zu verheirathen. Ihre Bedenken machen den Oberförster zornig und in diesem Zorn fährt er Anton rauh an, der nun gleich toll wird und fortläuft, um sich zum Soldaten anwerben zu lassen, was natürlich niemand ahnt. Während die Familien beim Fest zusammensitzen, bekommt Anton draußen unterwegs Streit mit Mathes, dem Diener des Amtmanns, und als man bald darauf denselben Mathes verwundet findet, so wird Anton als Mörder verhaftet. Aber die Angst der Familie dauert nicht lange, denn ein älterer Diener, den Mathes mit List um's Brod gebracht, war der Thäter und entdeckt sich, um Anton zu retten. Der Amtmann zieht mit Fräulein Tochter ab und Anton bekommt seine Friederike.

Der Reiz dieses Stücks liegt in der unübertrefflichen Wahrheit der Charakterzeichnung. Auch dieses Stück wurde, seiner ungeheuren Beliebtheit wegen, von Iffland fortgesetzt in „der Hand des Rächers“, worin der Amtmann, als der den Staat betrogen ꝛc., entlarvt und unter dem Fluch seiner eigenen Kinder zur Strafe abgeführt wird.

Der „Frauenstand“ 1792

schildert eine Frau, die Hofräthin Testenfeld, deren Gatte sich im häuslichen Kreise zu enge fühlt, falschen Freunden folgt und sich vollends gegen die treffliche Gattin einnehmen läßt. Es kommt so weit, daß er sich einbildet, das Geld, das sie zur Bezahlung seiner Schulden angewendet, könne sie nur von einem Liebhaber erhalten haben. Sein Verdacht wird durch die Delikatesse ihres Stillschweigens genährt, bis sie ihm endlich alle Beweise liefert und er reuig zu ihren Füßen zurückkehrt.

Noch mehr auf Schrauben gestellt ist „Elise von Vallberg“, 1792

ein 16jähriges Fräulein vom Lande, in das sich der Fürst verliebt, auf welches die Fürstin eifersüchtig wird, das aber durch seine Unschuld, Offenheit und Moralpredigen ihn bessert, sie vollständig befriedigt. Alles sehr unwahrscheinlich.

Die „Hagestolzen“ (1793) wurden am beliebtesten nächst den Jägern.

Ein schon 40jähriger, durch die vornehme Welt geeckelter Hofrath Rein-

hold läßt ſich von ſeinem ehrlichen Pächter bereden, einmal zu ihm aufs Land hinaus zu kommen und ſich zu erholen. Da findet er in des Pächters Schwägerin Margarethe ein Naturkind von eben ſo großer Schönheit, als Herzensgüte, und beſchließt, ſeiner liſtigen Schweſter zum Trotz, dieſes Dorfmädchen zu heirathen. Die Schweſter ſammt einigen älteren Bekannten kommen nun auch aufs Land hinaus, um den Flüchtling wieder zu holen, aber er bleibt ſtandhaft und heirathet ſein Mädchen, deren Naivetät zwar übertrieben, aber rein und fern von aller Kotzebue'ſchen Schlüpfrigkeit iſt.

Eines der beſten Stücke Iffands iſt ferner: „Dienſtpflicht" von 1795.

Der ehrliche alte Kriegsrath Dallner hat eine ſchändliche Betrügerei beim Lieferungsweſen entdeckt und die Schuldigen angeklagt. Es ſind aber einflußreiche Perſonen, ſogar ein unmittelbarer Vorgeſetzter von ihm dabei betheiligt und durch falſche Anklage bringt man es beim Fürſten dahin, daß er durch Penſionirung beſeitigt wird. Zugleich hat ſein Sohn, ein Sekretär, von einer koketten Wittwe verführt, Schulden gemacht und ein Kapital ſeines Schwagers unterſchlagen. Die Lieferanten kommen dahinter und drohen nun dem alten Dallner, den Sohn zu verderben, wenn er nicht in Bezug auf die Lieferung ein Auge zudrücke. Aber er bleibt ſeiner Pflicht treu und opfert den Sohn, der zwar Gelegenheit zur Flucht hat, aber die Schande nicht überleben will. Der ſchon entlaſſene Dallner will um jeden Preis den Fürſten ſprechen. Die Hofſchranzen verſperren ihm lange den Weg, endlich gelingt es ihm. Der Fürſt hört ihn und der ehrliche Jude Baruch bringt den Beweis herbei, wie ſchändlich Fürſt und Armee durch die Lieferanten betrogen werden. Da drängt ſich ein kleiner Knabe mit dem Bildniß des Fürſten herein, das Original ſuchend, und fleht ihn um Hülfe an, ſein Onkel habe ſich eben durch den Kopf geſchoſſen und ſeine Mutter weine ſo ſehr. Es iſt des alten Dallners Enkel, Sohn ſeiner verwittweten Tochter. Der Fürſt tröſtet den Alten über den Verluſt ſeines Sohnes, ſtellt ſeine Ehre her und gelobt, den Mißbräuchen ein Ende zu machen.

„Der Vormund", Schauſpiel von Iffland, 1795.

Rothenburg, der 50jährige Vormund der ſchönen und wohlhabenden Louiſe, hat ſich dieſes Mädchen durch ſeine treue Sorge und Liebe ſo zur Dankbarkeit verpflichtet, daß ſie ihn und keinen andern heirathen will. Allein wie ſehr er ſie auch liebt, ſo ſorgt er doch dafür, daß ſie einen jungen ausgezeichneten Offizier zum Mann bekommt, der ſie innig liebt, und erträgt geduldig die Verleumdungen, als ſpeculire er auf das Vermögen der Mündel. Zuletzt ſteht er gereinigt da, als Märtyrer der Uneigennützigkeit.

Das weibliche Seitenſtück dazu zeichnete Iffland in dem Schauſpiel „Selbſtbeherrſchung".

Die verwittwete Baronin von Rosenstein liebt ihren Sekretär, den jungen Willnang, und ist im Begriff, ihm ihre Hand anzubieten, als sie merkt, er liebe ihre Gesellschafterin, die junge Louise. Großmüthig entsagt sie nun und macht die armen Liebenden glücklich.

Der „Spieler" Ifflands wurde sehr beliebt.

Der junge Baron Wallenfeld ist von seinem reichen Oheim schlecht erzogen und, weil er ein armes bürgerliches Mädchen heirathete, enterbt worden. Aus Noth spielt er, verliert alles und muß Croupier des v. Posert werden, des Spielers, der ihn um alles gebracht hat. Seine Gattin duldet treu. Endlich wird Posert wegen falschen Spiels verhaftet und ein alter General übernimmt es, den Mitschuldigen Wallenfeld zu bessern und zu retten. Er veranstaltet eine Bank in seinem Hause, Posert muß Bankier, Wallenfeld Croupier seyn. Weib und Kind von Wallenfeld setzen ihr letztes auf die Karte und verlieren. Da setzt der General den Knaben Wallenfelds selbst auf die Karte. Der erschütterte Vater reißt das Kind weg und erhält — Verzeihung.

„Die Advokaten", 1796.

Einige unmündige Waisen sollen um ihr Erbe gebracht werden. Niemand nimmt sich ihrer an, als der alte chiragrische Advokat Wellenberger, der das Verbrechen ausspürt und dem vornehmen Bösewicht die Stirne bietet. Dieser will ihn bei einer Unterredung unter vier Augen vergiften, was aber mißlingt, und er wird entlarvt. Der Charakter des alten Advokaten ist meisterhaft gezeichnet und wurde eben so meisterhaft von Seydelmann gespielt.

In den „Höhen" zeichnet Iffland

einen schändlich verleumdeten Präsidenten von Lerchenfeld, der endlich gerechtfertigt wird, aber es in der vornehmen Welt nicht mehr aushält und sich in ländliche Einsamkeit zurückzieht.

Dies mag genügen, Ifflands Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Auf seine vielen anderen unbedeutenderen Stücke will ich nicht eingehen.

Am nächsten steht ihm Joh. Christian Brandes, der zwar schon früher zu dichten anfing, als Iffland, aber von Lessings Manier später zu der Ifflands überging. Brandes war in Stettin geboren, brachte seine Jugend in großer Noth zu als Krämer, Bedienter ꝛc., bis er Schauspieler wurde. Zuerst schrieb er Trauerspiele.

Seine „Olivia" (1774) ist ein Greuelstück. Eine böse Stiefmutter vergiftet den Gatten und will auch dessen Tochter erster Ehe vergiften, bekommt aber das Gift selbst. — Eben so „Ottilie" (1780). Eine edle Maitresse opfert alles für ihren Geliebten, bis das Uebermaß seiner Treulosigkeit sie

dahin bringt, ihn und sich selbst zu erdolchen. — In den „Mediceern" bringt er die bekannte Verschwörung der Pazzi auf die Bühne. — Mehrere seiner Stücke sind nur Nachahmungen, z. B. Rahel, die schöne Jüdin, nach dem Spanier Huerta; der Gasthof, eine Scene aus Fieldings Amalia; das Trauerspiel Alderson, nach einer Erzählung der Frau von Riccoboni; der liebreiche Ehemann nach Marmontel; der Schiffbruch nach Prevots Manon Lescaut.

Besser sind die bürgerlichen Schau- und Lustspiele, in denen Brandes Iffland nahe kommt, z. B. „der Bürgermeister".

In einer entfernten Provinz regiert Graf Sellenthal als Statthalter, ergibt sich Maitressen und Schmeichlern, läßt die Provinz aussaugen, das Recht verkaufen, Unterschleif üben ꝛc. Wer Geld bringt, bekommt Recht; wer nichts bringt, wird brutal abgewiesen. Eine Maitresse tyrannisirt das ganze Haus, schon aber schleicht eine Kupplerin umher, die dem Statthalter die wunderschöne Louise, Tochter des verabschiedeten und blutarmen Hauptmann v. Weghorst zukuppeln soll. Der Hauptmann ist ausgepfändet und lebt in den ärmlichsten Umständen, aber Sekretär Wiederau, der die Tochter liebt, nimmt sich seiner an. Ein anderer Sekretär, Springel, führt eine verrätherische Correspondenz mit einem auswärtigen Minister, die durch Zufall in Wiederaus Hände kommt, aber Springel ist so frech, sie aus Wiederaus erbrochenem Schreibtisch zu stehlen, sie an Wiederau selbst zu adressiren und ihn dann als Verräther zu denunciren. — Inzwischen ist im Wirthshaus, wo Weghorst sich aufhält, ein fremder Baron angelangt, in dem wir alsbald den König erkennen. Incognito untersucht er das Benehmen seiner Beamten und wird nun hier bald der Retter und Rächer. Springel wird zum Tode verurtheilt, Sellenthal abgesetzt, Wiederau wird an seiner Stelle Statthalter.

„Die Schwiegermutter".

Das eheliche Glück des Baron Reichenau wird durch die beiderseitigen Schwiegermütter, eine Generalin und eine Landräthin, gestört. Insbesondere die erstere, seine Mutter, tritt aufs feindseligste gegen seine Frau auf, indem sie dieselbe in den Verdacht bringt, ein fremdes, von ihr angenommenes Kind sey ihr eigenes, vor der Ehe geboren. Zu ihrer Beschämung zeigt es sich aber, daß es ein uneheliches Kind des Barons ist, welches die Baronesse großmüthig angenommen hat.

Am originellsten ist „Hans von Zanow oder der Landjunker" (1785).

Ein echter Pommerscher Junker kommt in die feine Residenz und ergötzt durch seine Grobheit und Gutherzigkeit. Er spricht echt plattdeutsch. Seine schöne, feine, schalkhafte und hochgebildete Tochter Wilhelmine, die am Schluß eine glückliche Braut wird, contrastirt sehr gut mit ihm.

Franz Kratter in Lemberg schrieb seit 1782 Stücke in Ifflands Manier, voll Edelmuth und Empfindsamkeit, ließ sie aber meist an Höfen spielen, so daß die höchsten Personen ganz bürgerlich fühlen und reden.

So faßt er im „Mädchen von Marienburg" Katharina I. auf. Desgleichen Menzikoff und Natalie, Eginhard und Emma. Im „Vicekanzler" geht der Liebende in seiner weinerlichen Großmuth so weit, seine Geliebte selber zu überreden, daß sie sich einem verhaßten Feinde hingebe, um den Vater zu retten.

Aehnlich Isenburg von Buri, welcher viele Anecdoten von Friederich II. und Joseph II. herausgab und 1787 Schauspiele schrieb, in denen in Ifflandscher Art Großmuth geübt wird.

„Das Intelligenzblatt". Der junge Durbach erfährt, sein reiches Erbe gehöre rechtmäßig einem armen Mädchen, sucht dieses auf und findet in ihr seine Geliebte. „Die Matrosen". Ein alter Schiffscapitän hilft einem liebenden Mädchen aus der Noth und entdeckt in dem Mädchen seine verlorene Tochter.

Haß und Liebe, Schauspiel von Chr. Fr. von Bonin (Deutsche Schaubühne VII. 1).

Geheimerath von Steinau hegt eine Affenliebe zu seinem ruchlosen Sohn Ferdinand und einen tödtlichen Haß gegen seinen braven Sohn Karl, weil seine schöne Frau an der Geburt des letztern gestorben ist. Ferdinand bestiehlt des Vaters Kasse und stürzt ihn in eine Anklage, während er zugleich seinem Bruder Karl nicht nur die Geliebte zu rauben sucht, sondern ihn auch durch einen falschen Brief bis nahe an die Todesstrafe bringt; doch der Fürst entdeckt alles und Karl wird mit der Hand der Geliebten und der Versöhnung des Vaters belohnt.

In den Schauspielen des schon unter Klopstocks Nachahmern erwähnten Kretschmann kommt vor:

Die Familie Eichenkron. Ein unschuldiges Mädchen wird vor den Nachstellungen eines Prinzen geschützt. — Die Hauskabale. Eine adelige Schwiegermutter plagt die bürgerliche Schwiegertochter, bis der letzteren Vater ihr beisteht. — Die Belagerung. Ein Oberst läßt sich durch nichts irre machen in Vertheidigung einer Festung und wird durch glückliche Liebe belohnt. — In der Erzählung „Hoheit und Stolz" kehrt der Kampf zwischen Patrizier und Plebejer wieder.

Gust. Fr. Wilh. Großmann, ein geborener Berliner, Schauspieldirector zuletzt in Hannover, schrieb mehrere dramatische Werke und Uebersetzungen, ohne Werth. Nur das Stück „Nicht mehr als sechs Schüsseln" erlangte bedeutenderen Ruf,

weil darin ein zäher deutscher Hausvater geschildert ist, der bei seinen 6 Schüsseln bleibt, wie sehr auch seine adeligen Verwandten ihn bestürmen, wenigstens 18 Schüsseln auf den Tisch zu stellen und ein großes Haus zu machen.

Johann Jakob Engel, Professor und Prinzenlehrer, später Theaterdirektor in Berlin, dessen Werke 1801—1806 in 11 Bänden erschienen, war Mitglied der Akademie und wurde ungeheuer gepriesen, weit über seinen Werth. Auch er war ein Erzvater deutschen Philisterthums. Sein Hauptwerk ist der Roman „Lorenz Stark" von 1801.

Ein echt deutscher Hausvater mit allen seinen Tugenden und Schwächen, ehrlich, fleißig, dadurch reich geworden, aber ein wenig kleinlich, händelsüchtig, argwöhnisch gegen seinen eigenen Sohn, dessen Verdienst er mißkennt. Dazu die Hausfrau, eben so bieder und gegen den Sohn viel mütterlicher. Einige andere Verwandte, Hausfreunde und Diener von guter und schlimmer Art, ganz aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts gegriffen. — Stark, der Sohn, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes Lyck, dessen Wittwe ihm dabei ein zärtliches Interesse einflößt. Stark, der Vater, hält den Sohn mit Unrecht für einen Spieler und Verschwender und kränkt ihn durch seinen Tadel aufs bitterste. Die Wittwe ist genöthigt, um Gläubiger befriedigen zu können, sich an die Großmuth des Alten selbst zu wenden. Eine meisterhafte Scene, das beste, was Engel je geschrieben. Er meint es gut, hat aber rauhe Formen und hört schlecht. Sie spricht in der Angst leise und wird mißverstanden. Als sie ihre Absicht so verfehlt sieht, fällt sie in Ohnmacht. Starks Tochter aber klärt seinen Irrthum auf und nun hilft er der Wittwe. Am Ende, überzeugt von dem Werth dieser Wittwe, versöhnt er sich mit seinem Sohne und erlaubt ihm, sie zu heirathen.

Neben Lorenz Stark figurirt in Engels Werken Tobias Witt, die Hauptfigur in seinem „Philosophen für die Welt".

Derselbe hat gewisse praktische Maximen, die er in Beispielen deutlich macht. Es ist ein Bauwesen, Einer blickt immer tiefsinnig vor sich hin, sieht den vorstehenden Balken nicht und stößt sich an den Kopf; ein Anderer hat die Nase immer hoch, sieht die Steine unten nicht, fällt und bricht ein Bein. Einer spricht immer von 50 Thälerchen als einer Kleinigkeit und wird bankerott; ein Anderer spricht von derselben Summe immer als von etwas Großem und Ehrwürdigem und wird reich.

Unter den Schauspielen Engels erlangte unverdienten Ruf „der Edelknabe" von 1772.

Der Edelknabe schläft, der Fürst findet neben ihm einen angefangenen Brief an seine Mutter, wird dadurch gerührt und sorgt fortan für Mutter und Sohn.

Noch unbedeutender sind: Eid und Pflicht, der dankbare Sohn, der Diamant, Titus, Stratonice. Desgleichen die lehrhaften Schriften, der Fürstenspiegel und die „Ideen zur Mimik“, aus denen man seiner Zeit viel zu viel machte.

6.

Die Herrschaft der Empfindsamkeit.

Das empfindsame Wesen hatte schon mit der Schäferpoesie angefangen, und war eine natürliche Reaction gegen die Barbarei der Religionskriege. Es wurde genährt durch die Verweichlichung, in welche das Rococozeitalter verfiel, und durch die falschen Humanitätsideale, die seit Rousseau aufkamen. Man bildete sich ein, die ganze Menschheit sey gleich einem vornehmen Kinde, welches seinen Eltern, seinem natürlichen Beruf entrissen, unter unnatürlichem Zwange und allen Arten Mißhandlungen geseufzt habe und das man nun erlösen, dem man für so viel Noth nun wieder schmeicheln und liebkosen müsse. Das menschliche Herz sey rein und gut, und alles Schlimme liege nur in der Verhältnissen, welche dieses arme Herz kränken. Daher bei den Dichtern ein Wetteifer, das Herz zu rühren, zu pflegen und zu verhätscheln, und der Ausdruck eines Weltschmerzes, der das leidende Herz beklagt. Es lag wohl etwas Wahres in dieser Auffassung, aber man übertrieb, indem man das Herz überschätzte, die Erbsünde ganz und gar vergaß und aus purer Eitelkeit sich in sich selbst verliebte. Nur einige anspruchslose Dichter faßten das Wahre an der Sache auf, indem sie Worte liehen dem stummen Schmerz, der durch einen großen Theil des Volkes ging. Wir haben diese Berechtigung zur Wehmuth schon an dem wundervollen Roman von Hippel erkannt. Ein großer Theil des Volkes litt unter der Tyrannei eines halbbarbarischen Adels, einer durch alte kirchliche Sympathien und gutes altes Herkommen unbarmherzig durchfahrenden Bureaukratie, an der Ertödtung jeder nationalen Begeisterung, unter Nahrungssorgen, in trivialer Lebensgewohnheit und hatte nicht einmal mehr den rechten Trost der Religion denn die Seelsorger waren fast durchgängig schale Rationalisten. Das deutsche Volk war nie vorher in einem so verkommenen Zustande gewesen, so ganz ohne Nationalgefühl, ohne Bewußtseyn der Kraft und Größe,

verstückelt, zerklüftet, kunstreich klein gemacht, gehudelt, gepudelt, verachtet, und zur Selbstverachtung officiell verpflichtet. Da konnte ein tiefer Schmerz, wenn man sich seiner auch aus Unterthantreue nicht einmal recht bewußt zu werden wagte, doch nicht ganz, nicht immer unterdrückt werden und machte sich irgend einmal im süßen Klageton eines Volksliedes laut oder stimmte die melancholische Harfe eines gebildeten Jünglings, dessen krankes Herz die Krankheit der Zeit mitfühlte, dessen Todesahnung in der eigenen geknickten Lilie das Sinnbild eines nationalen Hinsterbens sah.

Das Volkslied, seiner natürlichen Anspruchslosigkeit gemäß, kokettirt mit keiner Thräne, drückt aber nur um so wahrer den tiefempfundenen Schmerz aus. Welches Klagelied der Kunstdichter gleicht desfalls an zarter Innigkeit dem Heimwehlied des Schweizers, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den gemeinen Soldaten entstanden ist:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an.

Der Schweizer Söldner stand Schildwacht, da hörte er von ferne ein Alphorn klingen, oder glaubte es nur zu hören, sprang hinter und fort, wurde aber als Deserteur ergriffen und sang das rührende Lied auf seinem letzten Gange.

Diesen edelsten und bescheidensten Ausdruck des Schmerzes kannten nur wenige Kunstdichter, die immer zu viel winselten. Ludwig Heinrich Christian Hölty aus Marienſee bei Hannover, studirte in Göttingen, wurde dort ein ausgezeichnetes Mitglied des Dichterbundes, starb aber bald, noch als Candidat, an der Schwindsucht, 1776. Seine Gedichte sind einfach, zart, der treue Ausdruck einer reinen unentweihten Jünglingsseele, durchdrungen von einem süßen Wehe, durchzittert von einer Thräne. Der tiefe Eindruck, den sie auf die Nation gemacht haben, der Ruhm, den Hölty heute noch mit Recht genießt, beruhte auf dieser rührenden Charakterschönheit mehr noch, als auf dem reizenden Wohllaut und der edeln Simplicität seiner Sprache.

Unter seinen heitern Liedern ist am berühmtesten:

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?

Doch am meisten spricht sich sein Wesen in den mehr ernsten und wehmüthigen Liedern aus, z. B. an den Mond (der ein geliebtes Grab bescheint), an ein Veilchen, in das seine Seele übergehen und das am Busen der Ge-

liebten ſterben ſoll. Elegie auf ein Landmädchen und der arme Wilhelm (beide auf den Tod eines jungen Mädchens).

Viele Seufzer im Mondſcheln und ſüße Liebesthränen kommen auch in Johann Martin Millers, des Ulmers, im Uebrigen ziemlich geringen Gedichten von 1783 vor. Am berühmteſten wurde deſſen Lied:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?

Neben Hölty zeichnete ſich der Graubündtner v. Salis durch edle Einfachheit und eine gewiſſe natürliche Wehmuth aus.

Er hat nur wenig gedichtet, aber mehrere ſeiner Lieder fanden unter den gebildeten Claſſen in Deutſchland die weiteſte Verbreitung. So das berühmte:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen ſtill und ländlich
Und ein kleiner eigner Heerd ꝛc.

Und das Frühlingslied:

Unſre Wieſen grünen wieder,
Blumen duften überall
Fröhlich tönen Finkenlieder
Zärtlich ſchlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern, grünen,
Liebe girrt und lockt darin.
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin ꝛc.

Wie auch das berühmte Grablied:

Das Grab iſt tief und ſtille
Und ſchauderhaft ſein Rand,
Es deckt mit ſeiner Hülle
Ein unbekanntes Land ꝛc.

Ein Lied, welches dem Rationalismus der Zeit beſonders zuſagen mußte, da keine Spur von chriſtlicher Gefühlsweiſe darin iſt. Nur dieſe einfach gehaltenen Lieder begründeten Salis Ruhm. In den meiſten übrigen findet man claſſiſche Affectation; z. B. in dem Gedicht „Berenice“:

Lauſcht, Nymphen, lauſcht, Dryaden liſpelt leiſer!

Und in der Abendwehmuth:

Ueber den Kiefern blickte Heſpers Lampe.

Vorbilder für Matthiſſon ſind ſeine Landſchaftsbilder:

Abendglockenhalle zittern
Dumpf durch Moorgedüfte hin ꝛc.

oder:

Der Mond, umwallt von Wolken, ſchwimmt
Im feuchten Blau der Luft,
Der Forſtteich matt verſilbert glimmt
Durch zarten Nebelduft.

Merkwürdig ſind die Lehrgedichte „das Mitleid" und „die Wehmuth", weil ſie ganz im Versmaaß und allegoriſchen Bilderſchwulſt gefaßt ſind, wie Schillers Lied an die Freude.

Chriſtoph Auguſt Tiedge, geboren zu Gardelegen bei Magdeburg, durch Gleim begünſtigt, begleitete nachher die Frau von der Recke auf ihren Reiſen und lebte bei ihr bis ins hohe Alter in Dresden († 1841). Von einer Frau lebend, war Tiedge weniger ein Mann, als ein gutes Kind, allgemein geſchätzt wegen ſeiner Seelengüte und Beſcheidenheit, gewiß nächſt Hölty unſer ſanfteſter Dichter. Er dichtete ſeit 1796, ſeine ſämmtlichen Werke wurden 1823 geſammelt und ſeitdem wieder aufgelegt. Seine Gedichte ſind meiſt elegiſch und man bemerkt in ihnen den Einfluß engliſcher Dichter, der Nachtgedanken Youngs und der Oſſian'ſchen Nebelgebilde. Die Hauptſache iſt bei ihm immer die mit überſchwenglicher Empfindſamkeit hervortretende Subjectivität, in deren Gefühlsfluidum Stoff, Gedanken und Bilder verſchwimmen. Sodann wählt er vorzugsweiſe gern Bilder, die nichts Feſtes und Beſtimmtes darbieten, ſondern ſchon zerfließen, ehe man ſie recht anſchauen kann. Die meiſten Bilder ſtehen nicht, ſondern ſie wehen, ſind nicht von ruhenden Gegenſtänden, ſondern von vorübergehenden Bewegungen hergenommen, und ſind oft nur das nämliche, wie das, dem ſie zum Gleichniß dienen ſollen.

In der „Morgenfeier" heißt es:

Lebensathemzüge wehen
Und ein großes Auferſtehen
Rauſcht vom Traum der Nacht empor.
Zarte Blüthen taumeln nieder,
Ueber die der Geiſt der Lieder
Wie ein lindes Säuſeln fuhr:
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

dazu ſcheint ſich in jenen Jahrhunderten beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht und den Kindern epidemiſch entwickelt zu haben, wobei denn die traditionell fortgepflanzte Mythe vom Bund mit dem Teufel und der Adoration deſſelben, vom Verläugnen Gottes, von der Zuſammenkunft auf dem hölliſchen Sabbath, von der Unzucht mit dem Teufel und den daraus entſtehenden Wechſelbälgen u. ſ. w. den Viſionen die feſte, übereinſtimmende Geſtaltung und Färbung gab. — Es iſt ſehr begreiflich, wie ein ſolcher allgemeiner Glaube vielfältig ſchon den geſunden Traum vergiften und ſeinen Geſtalten den unheimlichen Anſtrich teufliſcher Anfechtung und Verſuchung geben mußte; namentlich waren wohl bei Weibern die Träume gefährlich, in denen der Geſchlechtstrieb agirt. — Die Geſchichte vom Vogel und der Klapperſchlange iſt ein Symbol gar vieler pſychiſchen Phänomene, die wie Bezauberung ausſehen, und ſo fühlt man leicht, wie beim umgehenden und nach Seelen angelnden Geſpenſte des Teufels, das ſchuldloſeſte Weib, von einem verdächtigen Traum erſchreckt, ſich bereits in der Schlinge des Verſuchers ſah, und wie ihre bebende Seele immer tiefer und immer unwillkürlicher in die dämoniſche Tiefe geriſſen wurde. Andernſeits war der kitzelnde Verwitz, die übermächtige Luſt am Geheimniß und dem Verbotenen und Verpönten ein eben ſo mächtiger Trieb, der um ſo eher Befriedigung fand, als es wirklich Mittel gab, ſomnambüle Zuſtände künſtlich hervorzurufen.

Das eigentliche pathognomoniſche Zeichen der Hexerei war Allem nach eine natürliche oder durch narkotiſche Mittel hervorgerufene Starrſucht, in welcher die Seele den dämoniſchen Traum der Zeit nachträumte. Das dieſen Zuſtand, wie wir geſehen haben, charakteriſirende Gefühl des Fliegens hatte einen weſentlichen Punkt der Teufelsmythe motivirt, und ſo fühlte ſich die Hexe, welche, den Beſen zwiſchen den Beinen, in kataleptiſchen Schlaf verfiel, mit unfehlbarer Sicherheit, in den ſkandinaviſchen Ländern nach Blocula, in Deutſchland auf den Blocksberg getragen und eben ſo leicht wieder zurückgeführt, nachdem das hölliſche Drama mit allen ſeinen ſtereotypen Incidenzpunkten ſich kritiſch abgeſpielt. — Der kataleptiſche Zuſtand war ſicher häufig nicht erzwungen; nach den Prozeſſen erfolgte das Ausfahren oft ohne Trank und Salbe, und kataleptiſche Anfälle ſind überhaupt ſo bezeichnend für das ganze Hexenweſen und mußten ſo häufig ſeyn, daß z. B. das

Einmal beſingt Tiedge das abſtrakte Weſen „Wiederſehen“, beſchreibt aber dabei nur ſeine eigene Ungewißheit, wie er es beſingen ſoll? man kann die Entfernung des Gefühls von der Wirklichkeit eines poetiſchen Gegenſtandes in das leere Nichts der Reflexion nicht weiter treiben.

Wiederſehn!
Endlich tönt dir mein Willkommen,
Meine höchſten Huldigungen,
Sollen dir entgegenwehn!
Endlich hab ich dich errungen,
Hell wie Frühlingsauferſtehn,
Leuchteſt du, o Wiederſehn! ꝛc.

In einem Liede auf Laura's Tod ſagt Tiedge:

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodiſch, wie die Harfenſeele,
Liſple dort die Abgeſchiedenheit.

Tiedge's Empfindſamkeit culminirt in dem poetiſchen Briefwechſel zwiſchen Abälard und Heloiſen und in dem Gedicht „Vergiß mein nicht“. — Obgleich es dem Dichter immer gut ging und ſeine Seelenruhe nie getrübt erſcheint, iſt er doch aus angeborenem Temperament melancholiſch. Er liebt nur bange Dämmerungen, mondbeglänzte Ruinen in ſtiller Nacht, die Freundin trauernd an der Urne ꝛc.

Der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.

Wie dieſes Landſchaftsbild, ſo iſt ſeine ganze Poeſie. Nirgends aber tritt bei ihm der Ernſt eines tiefen Schmerzes in erſchütternder Wahrheit hervor. Der Tod iſt ihm nur Ruhe, Schlummer. — Nichts charakteriſirt das melancholiſche Temperament des Dichters beſſer, als ſein „Geſellſchaftslied“, das zur Freude ſtimmen ſoll, aber ganz wehmüthig und weinerlich iſt.

In der „Geburt der Freude“ feiern Amor und Pſyche ihre Hochzeit in einer Palmenlaube (die hochſtämmigen Palmen eignen ſich nicht zu Lauben). Indem ſie im höchſten Entzücken liegt, tropft es von den Palmen auf Pſyche herab und der Tropfen wird zur Thräne, d. h. Freudenthräne. Aus Amors und Pſyches Umarmung aber wird ſofort die Freude geboren, „Theogone“ genannt. Muſen, Grazien und die Weisheit pflegen ſie. Sie reift ſodann durch

die Welt, bleibt aber immer die kühle moraliſche Freude, die Schülerin der Weisheit.

Abgeſehen von dieſen Schwächen des Dichters erfreut ſeine Milde und Zartheit.

Seine berühmte Elegie auf dem Schlachtfeld von Kunnersdorf iſt nicht empfindſamer, als es eine ſo traurige Gelegenheit verlangt; aber die Idee iſt aus dem Engliſchen des Gray (Elegie auf einen Dorfkirchhof) geſchöpft. Sehr ſchön iſt ſein Gedicht „auf dem Komoor", worin er Betrachtungen über die rings um ihn herum ausgebreitete Alpenwelt anſtellt. Unter ſeinen Romanzen iſt am bekannteſten „die Blume der Lauenburg". Die Nonne Bertha wird aus dem Kloſter entführt, ſtirbt aber unterwegs, ehe der wilde Ritter ihrer habhaft wird und ſeitdem geht ihr Geiſt auf ſeiner Burg um. Die Romanze „Robert und Klärchen" erinnert an Hölty's ländliche Romanzen. Robert bleibt zu lange aus, Klärchen ſtirbt vor Gram. Als er wiederkehrt, ſtirbt er ihr nach. „Im Echo oder Alexis und Ida", läßt der Liebende Ida's Namen vom Echo wiederhallen. Alle kleine Reize der Annäherung, des Fliehens und Wiederkehrens ſind hier anmuthig aufgefaßt. Berühmt iſt das Lied mit der Roſe „an Alexis ſend ich dich."

Tiedge's größtes Werk iſt die berühmte, ſehr oft gedruckte Urania, zuerſt 1801 erſchienen.

Sie handelt von der Unſterblichkeit und beantwortet theils die Zweifel daran, theils die hoffnungsloſe Sehnſucht darnach. Tiedge malt die Fülle der Natur und des Lebens, den unermeßlichen Reichthum der Schöpfung aus und ſtellt ihnen dann den herben Gedanken der Vergänglichkeit gegenüber. Seine Philoſophie iſt weſentlich Kantianismus, er greift nur nach ſogenannten Forderungen der Vernunft und übergeht die Verheißung, die chriſtliche Offenbarung gänzlich. Seine Hauptargumente ſind: 1) der Menſchengeiſt iſt Licht, zum Licht geboren; ſein Wiſſensdrang kann nur im höchſten Wiſſen ſein Ziel finden. 2) Die Tugend kann nicht untergehen; der moraliſche Werth iſt die ſicherſte Bürgſchaft der Fortdauer. Der letzte Gedanke iſt der Schlußgedanke und allerdings poetiſcher, als das übrige. Dieſes rein philoſophiſche Gedicht ſucht die Trockenheit der Gedankenfolge überall durch weiche Rührungen und ſchwärmeriſche Begeiſterung zu verbeſſern.

Auch in einigen ſeiner kleineren Gedichte huldigte Tiedge dem Rationalismus der Zeit. In einer dramatiſirten Cantate „die Apoſtel am Pfingſttage" läßt er jeden Apoſtel eine der verſchiedenen Confeſſionen und religiöſen Meinungen bedeuten und ſagt, in ihnen allen ſey doch nur ein Geiſt. — In einer Betrachtung der Ruinen Roms bejammert er, daß

ruchlose Pfaffen die Erben des antiken Heldenthums hätten werden müssen, und in dem Gedicht „Duldung" sagt er von einem großen Geiste, es sey ihm erlaubt, nicht an Gott zu glauben, weil er, indem er selbst ein Gott sey, beweise, was er leugne.

Den geringsten Werth haben die rein didaktischen Gedichte Tiedge's, die Episteln, der Frauenspiegel, die Wanderungen durch den Markt des Lebens. Alles Betrachtungen über Welt und Menschen in Jamben, mild und freundlich, nur sehr selten witzig oder einigermaßen geistreich.

Es hält schwer, alle empfindsamen Dichter der Zeit herauszufinden, da ihrer so viele waren. In den Göttinger Musenalmanach schrieben unter andern v. Stamford 1777 das berühmte Lied „Wenn die Nacht mit süßer Ruh" und ein sächsischer Pastor Senf daselbst 1782 das Lied „Auf des Mondes sanftem Strale", Keltzen 1788 das Lied „Im Arm der Liebe ruht sichs wohl" ꝛc. Christ. Adolf Overbeck gab 1786 „Lieder für empfindsame Herzen" heraus. Von ihm das berühmte Lied „Blühe, liebes Veilchen". — Der Schwede v. Brinkmann gab unter dem Namen Selmar 1789 deutsche Gedichte heraus, in antiken Versmaaßen, empfindsam und schwärmend für Einsamkeit, Freundschaft, meist Episteln an Freunde und Freundinnen. Ohne Originalität, in Matthissons Ton. — Isenburg von Buri ist in seinen Gedichten (Basel 1784) schwermüthig, wie Hölty und Tiedge, klagt um Laura und läßt sie aus dem Grabe antworten. — Mnioch in seinen Gedichten (1796) preist in empfindsamen Tönen eine „Wallina und Minona".

Der Dichter liebt zwei Mädchen, Wallina und Minona zugleich, und weint und jammert nun, daß es nicht blos eine ist, und daß er, weil er nicht blos eine liebt, von beiden verschmäht wird. Eine solche Situation sentimental aufzufassen, ist höchst ungeschickt und schwächlich. Ein rechter Mann ist entweder tugendhaft und dann liebt er nur eine, oder er ist es nicht und dann liebt er alle beide, aber lustig und frivol. Die sentimentale Donjuanerie, die in Lenau ihren Gipfelpunkt fand, ist hier in ihrem Beginne angedeutet.

Indem wir zu den empfindsamen Romanen übergehen, ist voraus zu bemerken, daß Rousseau's neue Heloise den Ton angab, in dem alle späteren fortklangen. In diesem weltberühmten Roman verliebt sich der Held schwärmerisch in eine schon verheirathete Frau, und alles läuft darauf hinaus, das Recht des Herzens gegenüber der Pflicht der Ehe in

Schutz zu nehmen. Das alte Thema, welches schon Gottfried von Straßburg im Tristan behandelte.! Unter den deutschen Dichtern, die nach Rousseau auf dieses Thema zurückkamen, steht wieder Göthe oben an mit seinem berühmten Roman „Leiden des jungen Werther", den er schon 1774 geschrieben hat. Außer Rousseau's Heloise schwebte ihm Ossian vor. Der Engländer Macpherson hatte kurz vorher (1760) die angeblichen Dichtungen eines altschottischen Sängers Ossian herausgegeben, die sich durch ihre moderne Sentimentalität als verfälscht erwiesen, an deren Echtheit man aber damals glaubte und die durch ihre Weinerlichkeit alles mitweinen machten. Göthe flocht nun eine Uebersetzung aus dem falschen Ossian seinem Roman ein und taufte ihn reichlich mit Thränen.

Werther ist ein edler und sehr gebildeter Jüngling, aber bürgerlich, wird einmal in einer adeligen Gesellschaft schlecht behandelt und fortgewiesen und ist darüber untröstlich. Schon an Selbstmord denkend verläßt er Amt und Eltern, wird aber an einem dritten Ort durch die schöne Lotte gefesselt, die Verlobte und nachher Gattin Alberts. Ihre Liebe bleibt eine platonische, aber da er sie mehr zu verdienen, ihrer würdiger zu seyn glaubt, als der geistig ihm weit untergeordnete Albert, so verbittert ihm dies Verhältniß vollends das Leben und er schießt sich wirklich todt. Der Dichter hat den Schwächling nicht nur idealisirt, sondern gibt auch nirgends zu erkennen, daß er den feigen Selbstmord mißbillige. Auch die sonst praktische Lotte thut nicht, was jede tüchtige und fromme deutsche Frau thun würde, um einem solchen sentimentalen Hämling den Kopf zurecht zu setzen.

Vergebens erklärte sich Lessing gegen dieses „kleingroße, verächtlich schätzbare Original", vergebens spottete der praktisch fromme Claudius und der nüchterne Nicolai, v. Göchhausen (Wertherfieber) ꝛc., die große Mehrheit des gebildeten Publikums begann dennoch für Werther zu schwärmen, ja es entstand ein sog. „Wertherfieber", das lange in Deutschland grassirte. Das Jünglingsideal der deutschen Dichtung, einst der tapfere, treue, anspruchslose, arbeit- und thatenreiche Sifrit, wurde jetzt der schmachtende, weinerliche, faule, feige und doch anspruchsvolle und im Egoismus erstickende Werther. Indem sich die gebildete Welt für diesen erbärmlichen Gesellen interessirte, verrieth sich ihre ganze sittliche Fäulniß und Charakterschwäche.

Unter den Nachahmungen, die alsbald den Büchermarkt überschwemmten, erlangte nur des Ulmer Professors Joh. Martin Miller thränen-

reicher „Sigwart, eine Klostergeschichte“ vom Jahr 1776 fast gleichen Ruhm wie Werther.

Xaver Sigwart, der Sohn eines Amtmanns an der Donau in Schwaben, kommt einmal als Knabe in ein Kapuzinerkloster und wird durch den ehrwürdigen Pater Anton und durch die fremdartige Heiligkeit, die ihn hier umgibt, bewogen, sich selbst für das Kloster zu bestimmen. Auf der Vorbereitungsschule lernt er einen jungen Herrn von Kronhelm kennen, mit dem er aufs Land zu dessen Vater reist, wo das roheste Junkerthum, Saufen, Lüderlichkeit und Bauernschinderei herrscht. Andererseits besucht Kronhelm mit Sigwart auch dessen Familie und verliebt sich in dessen Schwester Therese. Dieses aufgeweckte Mädchen hat protestantische und moderne Bildung verschmeckt, weiht ihren Bruder in die Poesie Gellerts, Klopstocks ꝛc. ein und macht selbst Verse, worin ihr der Bruder bald nachahmt. Eine gewisse Sophie verliebt sich zum Sterben in ihn und wir bekommen ihr sapphisches Schmachten zu lesen. Aber er liebt sie nicht wieder und so resignirt sie sich, in ihm einen reinen ihr ewig unerreichbaren Heiligen und Engel Gottes anzubeten. — Inzwischen verliebt sich Sigwart als Student in Ingolstadt in die schöne Marianne, Tochter des Hofraths Fischer, und bald liebt sie ihn wieder und sie verhimmeln zusammen. Da Kronhelm, trotz des väterlichen Zornes, durch Vermittlung eines guten Oheims in den Stand gesetzt wird, Theresen, als ein bürgerliches Mädchen, heirathen zu können, will auch Sigwart das Klosterleben aufgeben und Marianne heirathen, aber ihre Eltern wollen sie einem Andern geben und sperren sie, da sie sich sträubt, in ein Kloster. Aus diesem ist Sigwart eben im Begriff, sie heimlich zu befreien, als sie plötzlich, die schon lange vor Gram kränkelte, das Leben aushaucht. Aus Verzweiflung geht er ins Kloster. Nach einiger Zeit kommt er als Beichtvater zu einer sterbenden Nonne, es ist Marianne, die jetzt erst wirklich stirbt. Nun kann auch er es im Leben nicht mehr aushalten. Er wird vermißt und auf ihrem Grabe gefunden.

Auch noch sehr sentimental ist Millers „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“, ein Roman in Briefen.

Er handelt von der Liebe des Herrn von Burgheim zu Emilien, die den Herrn von Alten liebt. Karl tritt diesem auf's großmüthigste Emilien ab, als aber Alten kränkelt und stirbt, überläßt er seine Wittwe wieder ihrem ersten Liebhaber und Emilie hält es für ihre Schuldigkeit, ihn nunmehr glücklich zu machen. Der Verfasser hat sich gar zu selbstgefällig gehen lassen, auch seine eigene Person, als Freund der adeligen Familien, von denen er schreibt, mit eingeflochten.

Zu den Nachahmungen des Sigwart gehörten: Hartmann, eine württembergische Klostergeschichte von David Christoph Seybold, 1779;

Pater Hyacinth, 1782; Verfolgungen des Pater Hartung von Winkopp, 1782; die Wanderungen des Pater Abilgard, 1797.

Der Pater entflieht dem Kloster und wird von einer Dame unterstützt, bei der er die Klostersitten ablegt und die Weltsitten annimmt. Seine Schüchternheit und das klösterliche Befremden, womit er in die Welt tritt, sind nicht ohne Reiz geschildert.

„Das Paradies der Liebe", ein Klosterroman von Schad (1804). Hieher gehören noch: „Sophie Berg, ein Beitrag zur geheimen Geschichte des Klosterlebens" von Albrecht (1781) und „die Widerwärtigkeiten der jungen Emilie" zum Unterricht tugendhafter und empfindsamer Seelen. Leipzig 1778.

Emilie ist ins Kloster gebracht worden, ihr Geliebter küßt eben durchs Gitter ihre schöne Hand, als sein Nebenbuhler dazu kommt. Es gibt ein blutiges Duell. Nach allerlei Nöthen aber heirathen sich die Liebenden. Im Kloster lernt Emilie eine andere Nonne kennen, die von einem Liebhaber geschwängert und von dem uneigennützigen andern in diesem Zustand gepflegt worden war.

Eine der besseren Wertherladen war der 1782 anonym erschienene Roman „Gustav Wolart".

Gustav ist schwärmerisch in Julie verliebt. Sie wird endlich gezwungen, einen gewissen Süßkind zu heirathen. Gustav grämt sich zu Tode, in seiner Sterbestunde aber erscheint Julie, sinkt in seine Arme und stirbt mit ihm.

Werthes († 1817 in Stuttgart) schrieb die „Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien". Sie knüpfen sich an Rousseau's neue Heloise an. (Altenburg 1782.)

Bomston verliebt sich in die schöne Laura, die einem wollüstigen Cardinal zum Opfer gebracht, in diesem Verhältniß dennoch die Unschuld ihrer Seele bewahrt hat und als sie endlich ihre Schande inne wird, in Verzweiflung geräth. Weiter verliebt er sich in eine schöne Gräfin, deren Gatte auch so gefällig ist, zu sterben. Da aber die Gräfin nicht so viel Seelenadel besitzt, wie Laura, kehrt Bomston zu dieser zurück und will sie heirathen, als sie freiwillig ins Kloster geht. So von zwei Frauen geliebt, bekommt er gar keine.

Werthes übersetzte den Ariost zum erstenmal in achtzeiligen Stanzen, auch Gozzi, und schrieb noch Hirten- und Mädchenlieder, einige vergessene

Schauspiele und Opern. — Karolinens Tagebuch von Maria Anna Sagar (1772) konnte ich nicht einsehen.

Die moralischen Romane tränkten sich immer mehr mit Empfindsamkeit. Was sonst nur als „Begebenheit" eines zärtlichen Paares oder einer Familie hatte interessiren sollen, mußte jetzt schon mehr zum Gefühl sprechen. Die Zahl dieser Romane aus den achtziger Jahren ist sehr groß, sie wurden schon fabrikmäßig bearbeitet, um dem Publikum als Modelecture feil geboten zu werden. (Emilie Sommer von Thilo, 1780. Eleonore, wahre Geschichte in Briefen von Friedel, 1780. Emilie Goldbach v. Trützschler, 1783 ꝛc.) Es fehlte jedoch auch nicht an Opposition. Nicolai verhöhnte den empfindsamen Werther und den Dichter Jacobi (im Nothanker). Timme schrieb 1781 einen empfindsamen Maurus Pancratius Ziprianus Kurt als Satire.

Deutschland hatte damals auch einen empfindsamen Philosophen. Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf, Kaufmann, Hofkammerrath und endlich Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, war ein Philosoph, den seine Schmeichler den deutschen Plato nannten, während ihn Schelling wie einen dummen Jungen behandelte (beides übertrieben) und zugleich Dichter, als solcher nicht weniger mittelmäßig. Tiefe, einschneidende Wahrheit oder herzgewinnenden Zauber des Poetischen findet man nirgends bei ihm, wohl aber eine edle, jedoch ein wenig eitle Gefühlsschwärmerei. Für das, was er glauben macht, daß er sey, ist er in der Wirklichkeit immer zu wenig. Offenbar hat Jacobi im Privatleben durch seine Tugenden sich einen großen Freundeskreis gebildet, aber die Achtung, die dem Menschen gezollt wurde, auf den Philosophen und Dichter, der sie weniger verdiente, übergetragen. Dieses entschuldigt die stillschweigende Voraussetzung, daß seine Helden, d. h. er selbst in ihnen, von höchster Vortrefflichkeit seyen.

Seine Romane sind: „Woldemar" von 1779.

Der reiche, stolze, eigensinnige Kaufmann Hornich hat drei Töchter, aber keinen Sohn. Die älteste Tochter heirathet einen reichen jungen Kaufmann von Bildung; die jüngste einen jungen Gelehrten, der, um ihre Hand bekommen zu können, Kaufmann werden muß. Die mittlere Tochter, Henriette, ist überaus geistreich und seelenvoll; ihres jüngeren Schwagers jüngerer Bruder, Woldemar, der alles weiß, aber noch viel mehr fühlt, tritt mit ihr in Rapport, flieht aber vor ihrer Ueberlegenheit und heirathet gleichsam aus

Trotz eine andere. Nachher erkennt er seinen Fehler und schämt sich bis zum Wahnsinn, aber Henriette heilt ihn. Vor der Reinheit ihrer Liebe muß jeder Schmutz, jedes Dunkel weichen. Ihr Triumph ist, daß Woldemar seine Alwine wieder liebt, ja mehr als zuvor, und daß sie beiden Freundin bleibt. — Der Roman verkehrt die Geschlechter. Henriette hat männliche Festigkeit, Woldemar ist ein eitles und schwaches Weib.

Eduard Allwills Briefsammlung von 1792.

Amalie Clerdon und Sylli Clerdon, die Frauen zweier Brüder, und ihre Cousinen Lenore und Clärchen von Wallberg unterhalten sich in Briefen von einem gewissen Eduard Allwill, einem jungen kräftigen und etwas eigensinnigen Mann, der viel in Amaliens von ehelichem Glück und Kindern gesegnetes Haus kommt, allen Mädchen die Köpfe verrückt, als großer Mann behandelt wird und zwar nichts thut, aber desto mehr Philosophie auskramt. In dem höchst sententiösen, aber ganz inhaltlosen Geschwätz tauchen nur wenige halbwegs charakteristische Züge auf. So erfahren wir von Allwill, er habe sich als Kind eingebildet, sein hölzernes Pferd müsse lebendig werden, wenn er eine lebendige Fliege hineinbringen könne, was er denn standhaft zu bewerkstelligen versuchte. Ein andermal habe er seinen Bruder in Gegenwart des Vaters geschlagen, als er von diesem selbst Strafe zu erwarten hatte. Wieder einmal setzt er sich, ehe Amalie aufgestanden, in deren Sessel und trinkt ihren Kaffee aus. Als sie zum Frühstück kommt, entschuldigt er sich, der Kaffee sey schon zu kalt für sie gewesen und servirt ihr galant eine Chokolade. Kurz er soll einen genialen Sonderling vorstellen, in dem eine tiefe philosophische Weisheit steckt. Eine gewisse Lucie hat sich in ihn verliebt, die er aber sitzen läßt. Er ist so unverschämt, ihr zu schreiben, sie könne eben so gut die Sonne am Himmel fixiren, als ihn. Darauf antwortet sie indeß in einem Brief mit überlegener Vernunft und weiblicher Würde. Damit bricht der unerträgliche Roman glücklich ab.

Zu den empfindsamsten Schwärmern der Zeit gehörte der Züricher Pfarrer Johann Caspar Lavater. Die beste Schilderung von ihm gaben Ulrich Hegners Beiträge zur Kenntniß Lavaters, Leipzig 1836. Lavater war groß und schlank gewachsen, leichten und vornehmen Ganges, gleichsam ätherisch schwebend, sein Gesicht edel, fein und weiß. Er hatte als tapferer Schweizer mehr als andre den Muth, sich in einer entchristlichten Gesellschaft als Christ zu gebaren. Aber sein Muth wurde Prahlerei und Affectation. Er war nicht nur ein Christ, sondern spielte auch einen Heiligen. Unter allen christlichen Tugenden war ihm die Demuth am fremdesten. Er reiste, von einem Nimbus umgeben und von salbungsreicher Rede überfließend, durch ganz Deutschland (ein kleines Gegenbild

Großmuth entdeckt. — Die Matrone, wie es deren wenige gibt. Eine reiche Wittwe bei Jahren heirathete einen jungen Mann, der ihr wohlgefiel, trat ihm ihr ganzes Vermögen ab und ließ sich freiwillig wieder von ihm scheiden, indem sie selbst ihn nöthigte, ein junges Mädchen, das er liebte, zu heirathen. — Charlotte Ormond. Eine reich gewordene Maitresse liebt einen Jüngling, der sie wieder liebt, und heirathet ihn, legt ihm aber in dem ersten Halbjahr der Ehe das strengste Cölibat auf, um ihn dadurch zu überzeugen, daß sie alle Schwächen des Fleisches abgelegt und nur in seine schöne Seele verliebt ist. — In der Sentimentalität ist jedoch bei Meißner die echte Kotzebue'sche Frivolität nicht ausgeschlossen. Was er, ein Prediger und Consistorialrath, dem Publikum damaliger Zeit bieten durfte, erhellt am besten aus der Skizze I. 20 in welcher auf's Rührendste die glückliche Erkennungsscene zwischen einem jungen Manne und seinem Vater, einem Pastor Primarius, geschildert wird, der ihn einst im Ehebruch gezeugt hat. Meißner nimmt daran nicht den mindesten Anstoß, als ob sich solche kleine Verirrungen von selbst verständen und nur das Rührende und „Reinmenschliche" dabei in's Auge zu fassen wäre. Echt Kotzebuisch sind auch folgende Gedanken: Blutschänder, Mordbrenner und Mörder zugleich den Gesetzen nach und doch ein Jüngling von edler Seele.

Gern schmückt sich Meißner mit fremden Federn. Die schöne patriotische Anekdote, die er von Herzog Alexander von Württemberg erzählt, ist einer lateinischen Comödie des Frischlin entlehnt, ohne daß Meißner diesen nennt. Die frivole Erzählung von Hammelfell hat er wie Langbein, von den Franzosen entlehnt.

Die größeren Romane Meißners sind alle abgeschmackt.

Alcibiades ist fast durchaus in Dialogen fortlaufend, mit philosophirender Affectation geschrieben, aber nur Gemeinplätze enthaltend. Das Plastischschöne der antiken Gestalt wird in einer durchaus ungriechischen Gefühlsschwärmerei, die noch dazu aus Phrasen aufgedunsen ist, verschäumt. Der geniale Leichtsinn echt hellenischer Wollust wird höchst pedantisch in ein Paar moralische Hosen versteckt und noch am Schluß faselt des Alcibiades letzte Buhlerin von seinem (sittlichen) Manneswerthe.

Ganz ohne Geist sind die Romane: Julius Cäsar, Epaminondas, Spartacus, Masaniello ꝛc. Mehr Interesse gewährt „Bianca Capello", das Leben einer italienischen Buhlerin (nach Sanseverino). M. schrieb auch ein Paar ganz unbedeutende Schauspiele und übersetzte viel, unter andern Humes Geschichte von England.

August Lafontaine, Canonicus in Halle, schrieb Romane in ungeheurer Anzahl, alle voll von schwärmerischer Zärtlichkeit. Keiner

Einſchlafen der Hexen auf der Folter" für eines der ſicherſten Zeichen der Hexerei galt. Der Glaube an das Ausfahren der Hexen zog in dieſem ſchauerlichen Gewebe von Superſtitionen den Glauben nach ſich, daß die Hexen ſpezifiſch leichter ſeyen als andere Menſchen; daher die allgemein verbreitete Waſſerprobe und die ſeltnere Hexenwage.

Die Viſion mit gebundenen Sinnen und erſtarrtem Körper unterſcheidet ſich nun von den noch ausgebildeteren Formen des Somnambulismus weſentlich dadurch, daß der Menſch die Erinnerung an die gehabten Geſichte, wie an einen lebhaften Traum, in das wache Bewußtſeyn mit herüber nimmt, wogegen bekanntlich in den eigentlichen ſchlafwachen Zuſtänden in einer unbekannten Region ein ganz eigenthümliches neues Bewußtſeyn aufgeht, das ſich in ſich ſelbſt ab, und vom gemeinen Bewußtſeyn, zu dem der Menſch nach dem Paroxysmus erwacht, vollkommen ausſchließt. Dieſe Doppelexiſtenz, wobei das wieder erwachte Gehirn von den Senſationen und Gefühlen jenes zweiten, in der Tiefe der Seele aufgegangenen Bewußtſeyns gar nichts weiß, charakteriſirt entſcheidend alle jene Formen des Somnambulismus, welche von noch nicht ganz beſtimmt aufgefaßten Mittelzuſtänden an ſich bis zum eigentlichen ſogenannten Hellſehen ſteigern. Schon in den bisher ſkizzirten Graden treten, wie jeder in dieſem Punkt einigermaßen Neugierige weiß, Fern- und Vorgeſichte aller Arten auf; aber erſt mit jenem Doppelbewußtſeyn beginnt das Gebiet des eigentlichen Fernſehens oder eigentlich Fernfühlens, der Divination, des Orakels. Während auf den geringern Stufen die inſtinktive Seele nur einzelne Traumbilder in das Bewußtſeyn hinüberwarf und gelegentlich dazu ſtammelte, zieht ſie jetzt periodiſch das Bewußtſeyn ganz zu ſich herab, faßt ihre Ahnungen, nach dem nothwendigen Geſetz unſerer Natur, in Bild und Wort, und ſchließt ſich einen ganz eigenen Kreis des Lebens und Denkens ab.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir die Haupterſcheinungen des eigentlich ſchlafwachen Zuſtandes auch nur kurz bezeichnen wollten; es wäre auch für den Zweck dieſer Skizze überflüſſig, zumal dieſelben in jedem Sinn ſo häufig beſprochen worden ſind. Nur Eine Form des tiefern magnetiſchen Schlafs mit doppeltem Bewußtſeyn iſt hier noch zu charakteriſiren, da ſie,

hat die Sentimentalität so sehr übertrieben und keiner sie so populär gemacht, als Lafontaine. Gewiß hat er nicht wenig dazu beigetragen, die Deutschen zu verweichlichen und sie über ihr nationales Unglück mit den süßlichen Schwächlichkeiten des Herzens wie Kinder mit Zuckerbrod zu täuschen. Seine Sentimentalität wird nicht selten ehrlos, wie die Kotzebue'sche, und wie die Sentimentalität überhaupt nie verfehlt, irgendwo mit der Ehre in Conflict zu kommen, weil sie immer darauf ausgeht, Schwächen zu entschuldigen. Nie aber fällt Lafontaine ins Frivole, wie Kotzebue. Nie wird er ein lachender Faun, immer, auch wenn er verführt, thut er es seufzend und weinend. Seine größte Verirrung ist, daß er die Liebe schon in Knaben und kaum erwachsenen Mädchen sich zur vollen Reife entfalten läßt. — Ich zeichne nur die am meisten charakteristischen seiner Werke aus. Im Anfang schrieb er Revolutionsromane. Zuerst Clara du Plessis und Clairant (1794).

Clara, die schöne Tochter eines Vicomte, liebt Clairant, den Sohn eines Pächters, erweckt aber dadurch den wildesten Zorn ihres adelstolzen Vaters. Da bricht die Revolution aus. Clairant rettet ihren Vater vor der Volkswuth. Sie muß mit ihrem Vater flüchten. Clairant folgt ihr nach, läßt sich heimlich in Deutschland mit ihr trauen und lebt mit ihr einsam im Walde in idyllischer Wonne, als plötzlich der böse alte Vater ihr Glück zerstört und Clairant mit Gewalt fortschleppen läßt. Sie stirbt aus Gram, von ihm ist jede Spur verschwunden.

Das Gegenstück dazu war der Roman: Liebe und Dankbarkeit.

Graf d'Ormeston will den armen Pächter Salier vertreiben. Er wird vorgebeten, er darf bleiben, der junge Salier wird Bedienter im Hause des Grafen. Die Revolution bricht aus. Der alte Salier gibt sein Leben hin für Rettung des Grafen und der junge beschützt ihn in einer Höhle, bis er ihn in Sicherheit bringen kann. Mehr als einmal wagt er sein Leben. Dadurch wird des Grafen Tochter Julie, die den jungen Salier von Jugend auf gern gesehen, so gerührt, daß sie ihn, als sie wieder in glückliche Umstände gekommen, trotz aller Standesvorurtheile heirathet.

Auch der Roman „St. Julien" spielt mitten in der Schreckenszeit der Revolution, ist aber viel verworrener.

Rudolf von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens.

Graf Rudolph ist der bekannte historische Held, der sich im Appenzellerkriege zum Landvolk schlug, als Bauer kämpfte und lebte und Appenzell die Freiheit

erringen half. Hier aber erscheint er verweichlicht, wie in einer Geßnerschen Idylle.

Dann fiel Lafontaine ein wenig in die Manier des Müller von Itzehoe. Sein Quinctius Heymeran von Flaming (1795) erinnert sehr an den Siegfried von Lindenberg.

Der edle Freiherr rühmt sich, von römischem Blut zu seyn, und daß das flaminische Gesetz „keiner von Adel darf Handel treiben" von seinen Vorfahren stamme. Zudem hat er sich ein Völkersystem gemacht, wornach nur die keltische Race den wahren Adel darstellt. Aber seine Theorien scheitern an der Erfahrung. Ueberall täuscht er sich und wird betrogen, bis er dahin gelangt, die Negerin Iglou zu heirathen, die durch ihre Tugend und treue Hingebung allen weißen Frauen, die er je geliebt, weit den Rang abläuft.

„Die Familie von Halden" von 1797, gleichfalls die Geschichte eines sonderbaren adeligen Hauses, ist viel verwickelter und geistloser. Dieselbe Manier herrscht noch in „Wenzelfalk".

Sofort legte sich Lafontaine auf das Naive und ahmte Kotzebue's Gurli nach in der „Tochter der Natur", einem Drama in Prosa von 1799, und in „Engelmanns Tagebuch" von 1800.

Hier wird ein holdes Suschen in aller Unschuld schwanger, ein Thema, was Lafontaine später noch oft variirt hat. Die liebe Natur thut, was sie nicht lassen kann, und ahnt dabei nichts von Sünde, noch auch nur von Unanständigkeit.

Von dieser Art war auch „der Naturmensch" und „Hermann Lange", worin wieder eine unschuldige Pfarrerstochter außerehelich schwanger wird. Rührend ist Fedor und Marie oder Treue bis zum Tode, 1802.

Fedor Dolgoruki trifft unterwegs mit drei Damen zusammen. Ein überschwemmter Fluß nöthigt sie, einen Tag lang sich in einer schlechten Hütte zu behelfen. Die Mutter will ihm wohl, noch mehr aber ihre schöne Tochter. In Petersburg angekommen, wird er von der Kaiserin, seiner Siege in Persien wegen, sehr ausgezeichnet und erkennt in der Dame, die er unterwegs lieb gewonnen, Marie Menzikoff, die Tochter seines Todfeindes, des Ministers. Die Kaiserin selbst aber führt sie ihm zu und er muß mit ihr tanzen. Sie hat noch von der Reise, denn die Kaiserin ließ sie sogleich eintreten, den grünen Schleier auf, Fedor steckt ihn in die Tasche und behält ihn als ewiges Andenken. Marie soll dem Kaiser vermählt werden, bleibt aber ihrem Fedor treu. Menzikoff wird plötzlich gestürzt und mit der ganzen Familie nach Sibirien geschickt. Fedor, unter dem Vorwand einer Reise nach Frankreich, folgt ihnen nach. Die Mutter erblindet, der alte Menzikoff stirbt, Marie

ſelbſt wird ſiech, Fedor aber iſt immer an ihrer Seite. Rührend iſt die Schilderung, wie die Liebenden einmal auf einer Erdſcholle vom Orkan weggeſchwemmt, doch glücklich gerettet werden. — Unterdeß hat Dolgoruki, der alte, die Allgewalt in Rußland erlangt und will ſeine Tochter mit dem Kaiſer vermählen, allein der Kaiſer ſtirbt, die Dolgoruki werden verbannt und kommen in Sibirien an, eben als Marie ſtirbt. Fedor weint ihr nach, ſitzt, den grünen Schleier in der Hand, troſtlos da, bis auch er ſtirbt.

Einer der beſten Romane von Lafontaine iſt das „Leben eines armen Landpredigers“ (1801).

Der arme Pfarrer Bebenroth, der immer bebt und leicht erröthet, wie die furchtſamen Jünglinge bei Jean Paul, lebt mit ſeiner braven Frau gar ruhig auf dem Lande, nur gehaßt vom Amtmann, der früher Livrée getragen und dem die Pfarrerin, weil er ſie hatte verführen wollen, die Livrée vorgeworfen hatte. Ihre älteſte Tochter Eliſabeth heirathet einen armen Edelmann, von Pahlen. Deſſen Oheim ſpielt unter dem Namen Friedleben eine humoriſtiſche Rolle, neckt die Familie, reißt ſie aber auch wieder, denn er iſt ungeheuer reich, aus aller Noth. In einer Geſellſchaft trägt Eliſabeths Schweſter Auguſte Perlen, die ihr der alte Oheim geſchenkt hat, und ſtaunend erkennt die Amtmännin, daß es echte Perlen ſind. Bebenroths älteſter Sohn Karl wird auf des böſen Amtmanns Betrieb entfernt und als Rekrut über See geſchickt. Auguſte verliert ihren Geliebten. Der junge Pahlen wird hart bedrängt durch einen andern Oheim. Aber Friedleben hilft überall und verzeiht ſogar dem heruntergekommenen und reuigen Amtmann, deſſen Tochter den glücklich heimkehrenden Karl heirathet. — Trotz mancher Unnoth in dieſem Roman, macht die reine Gutmüthigkeit und Unſchuld der armen Pfarrersfamilie einen rührenden Eindruck.

Wie weit derſelbe Lafontaine verirren konnte, beweiſt ſein Roman „die beiden Bräute“.

Hier heirathet Amalie einen Andern bloß aus Liebe zu Norden, damit dieſer Roſetten heirathen könne, nicht etwa als ob Norden Roſetten mehr liebte, als Amalie, ſondern nur, weil er zwiſchen beiden ſchwankt und Amalie ihren Ruhm darin ſucht, die Großmüthige zu ſpielen.

Faſt alle andern Romane Lafontaine's ſind Fabrikarbeit, in denen immer die gleichen Charaktere und Situationen in derſelben widrig empfindſamen Sprache wiederholt werden.

Sehr ähnlich ſind die Romane von Schmiedtgen im Saatfeld, ſeit 1796 (Anna, Dämmerungen, der hohe Windbruch, die ſtille Ecke am Rohrteiche, die Liebe am See, Clementine oder mein Wonneleben, Adonide ꝛc.).

An Lafontaine lehnte ſich auch Sophie Brentano, geb. Schubert, an, die mit ihm gemeinſchaftlich 1799 eine kleine Romanbibliothek herausgab. Unter ihren lyriſchen Gedichten iſt „die Schwärmerei der Liebe“ am bekannteſten geworden. Schiller ſelbſt nahm einige Gedichte von ihr in die Horen auf. Sodann ſchrieb ſie „das Blüthenalter der Empfindung“ (1794), die Margarethenhöhle, Amanda und Eduard und überſetzte viele ausländiſche Romane und Novellen. — Die Weimar'ſche Oberhofmeiſterin, Frau von Wolzogen, ſchrieb 1797 einen Roman, der ſehr beliebt wurde, „Agnes von Lilien“.

Ein Miniſter ſtört als obligater Böſewicht das Glück der Liebenden, die Heldin muß entſagen, aber lauter vortreffliche Menſchen nehmen ſich ihrer an und führen ſie in die Arme ihres geliebten Nordheim. Die Sprache iſt ein Strom von Empfindſamkeit.

Friedrich Jacobs, der berühmte Philolog in Gotha, der 1807 nach München berufen wurde, um Baiern aufklären zu helfen, überſetzte mit Geſchmack die griechiſche Anthologie, gab ſich aber übrigens ganz weibiſchen Gefühlen hin und ſchrieb für Weiber wie ein Weib: Roſaliens Nachlaß, Renate an ihre Tochter, Schule der Frauen ꝛc. Ein merkwürdiger Gegenſatz zu denjenigen Philologen, die durch die Alten zur griechiſchen Liebe verführt wurden und nichts mehr als Männliches liebten. — Eben ſo gut gemeint und ſchwach ſind die Seelengemälde, die ländlichen Studien aus Agathens Leben, Euphranor ꝛc. von Ehrenberg ſeit 1805, und Familienromane von Fr. Rochlitz in Leipzig, ſeit 1794, und die des Halleſchen Buchhändlers Chriſt. Eberhard ſeit 1798. Des letztern Idylle „Hannchen und die Küchlein“ erlangte einigen Ruhm als Seitenſtück zur Louiſe von Voß; daneben ſein „Ferdinand Werner“, der arme Flötenſpieler.

Koſegarten, den wir ſchon als Voßens Nachahmer in Idyllen kennen, ſchrieb auch empfindſame Proſaromane. In „Ida von Pleſſen“ (1800)

ſchildert ein Engländer in Briefen an ſeine eigene Geliebte die Liebe eines andern Engländers zu der ſchönen Ida. Da wird auf der Inſel Rügen am Meeresufer geſeufzt, geacht und geoht, geküßt und verhimmelt, dann wieder getrennt und geweint.

Beſſer iſt ſeine „Adele Cameron“ von 1803, wieder in Briefen:

Der Hauptbriefſteller iſt ein Miſſionsgeiſtlicher, der auf die äußerſte Nord-

küste Schottlands und die benachbarten Inseln geschickt wurde, deren wildschöne Natur und weltfremde Menschen er seiner geliebten Eweline schildert. Dabei fließen viele empfindsame Erinnerungen an Ossian ein und sogenannte Volkslieder, die aber den echten Ton schottischer Nationallieder entbehren und zugleich kosegartenisiren, so namentlich im Eingang ein angebliches Schwanenlied. — Die Heldin des Romans ist Adele, eine reiche Erbin, eine der vornehmsten Töchter des Landes, die aus der Hauptstadt Briefe schreibt. Hier contrastirt das glänzende Hofleben mit dem einfachen, aber unendlich anmuthenderen Gebirgsleben der Heimath. Man stellt ihr nach, sie wird auf der Heimkehr zweimal entführt und zweimal gerettet. Der Entführer ist der Seeräuber Roß, der letzte glückliche Erretter, der ihr Gatte wird, Angus of Errol, ihr ritterlicher Landsmann. — Obgleich etwas breit, hat doch dieser Roman manche schöne Züge und ist besser als alles, was Kosegarten in Versen geschrieben hat.

Er schrieb noch einige empfindsame Romane: Ewalds Rosenmonde 1790, Halnings Briefe, Bianca del Giglio.

Einer der weichlichsten Romanschreiber war der Wallenstedtische Oberhofprediger Gotthelf Wilhelm Christoph Starke. Seine Gedichte und Predigten sind vergessen. Nur seine „Gemälde aus dem häuslichen Leben", Berlin 1793—98, erlangten Ruf, weil sie der damaligen Mode, die Häuslichkeit über alles zu preisen, entsprachen. Starke ist ein süßlicher Autor, der auf die Dauer zu lesen fast unerträglich wird, indem er nicht etwa häusliche Scenen in anspruchsloser Natürlichkeit und mit homerischer Einfalt malt, sondern eine predigende Lobpreisung derselben auskramt und immerwährend mit seiner Reflexion darüber steht.

So beginnt er z. B. die Erzählung „Mutterliebe": „Einfach und herzlich sey meine Rede von Clementinens Mutterliebe. Für wen bedürfte Mutterliebe großen Preises, damit er gerührt werde? Wen hat sie nicht im Leben willkommen geheißen? wen nicht ꝛc.? über wessen Wiege ꝛc.? wessen Schlummer ꝛc.? an wessen Krankenlager ꝛc.? wem nicht ꝛc.? wen hat ꝛc.? wer hat ꝛc.?" In diesem Salbaderton geht es fort. Worin besteht aber diese erstaunlich bevorwortete Mutterliebe? Eine Schlange hat Clementinens Töchterchen gestochen und sie ringt die Hände und schreit, bis der Vater dazukommt und merkt, daß es eine unschädliche, gar nicht giftige Schlange gewesen ist. — In „dem Blumenfreund in Tonstädt" ist ein herzguter Landpastor geschildert, der über seinem Nelkenflor alles, sogar auch seinen Anzug vergißt, während das Töchterchen sich mit Brautgedanken erquickt. Das wäre nun alles recht natürlich, wenn es nicht so breit gedehnt wäre. — In der dritten Erzählung „Emilie Normann" wird eine alte Jungfer, die sich um ihre Nebenmenschen

redlich verdient macht, mit folgender süßlichen Sauce übergossen: „O gute, gute Emilie Normann, frommes graues Mädchen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an dich denke und mein Herz schlägt höher und ich werde befestigt in meinem Glauben an Menschenwürde, und nenne dich einen Engel mit einer Inbrunst, mit welcher gewiß nur selten eine zwanzigjährige Schöne so genannt wird. Gute Emilie Normann, ist dein Kuß auch nicht so süß, als die Umarmung der blühenden Huldin, so ꝛc.“

Sehr süßlich war auch Herm. Christ. Gottfr. Demme, der seit 1792 unter dem Namen Karl Stille „Erzählungen, Abendstunden, aus Burgfelds Leben, Pächter Martin und sein Vater“ schrieb.

Die Schwärmerei für Liebe und Ehe, welche die Deutschen verweichlichte, ganz ins Privatleben sich vertiefen und von den großen Interessen des Vaterlandes absehen ließ, culminirte in dem Berliner Legationsrath Franz von Kleist († 1797). Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahr, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem alles, was deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint. Zamori ist in schönen welchen achtzeiligen Stanzen geschrieben.

Zamori, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Mannes, liebt Mindora, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Weibes, und vereinigen sich beide „in der Religion der Liebe“, die zugleich Naturcultus ist. Da Liebe aber nicht allein das Herz des Mannes ausfüllen kann, so muß Zamori auch noch in Achmed das Ideal eines zur Freundschaft geschaffenen Mannes finden, nach dessen „Kuß“ er sich nicht minder sehnt, wie nach dem Mindora's. So nun von Liebe und Freundschaft umschlungen, findet Zamori schon hier auf Erden die höchste Seligkeit.

Die damals die ganze Modewelt beherrschende Schwärmerei für Liebe ist in keinem deutschen Gedichte einfacher und in reinerer Harmonie ausgedrückt, wie hier. Der Dichter schwimmt in Wonne und kommt nicht einen Augenblick aus der Sicherheit und Klarheit ihres Genusses heraus. — Derselbe Dichter hat noch mehrere Dichtungen in gleichem Geist und Ton geschrieben; Hohe Ansichten der Liebe an Minona, das Glück der Liebe, das Glück der Ehe, Sappho ꝛc. — Aeußerst sentimental ist auch „Siama und Galmory“, ein Epos in Hexametern von Siegfried, ein 1801 erschienenes Prachtwerk mit Kupfern von Schnorr.

Siama, indianischer Prinz von Panama, und Galmory, Prinzessin von

Peru, werden mit Willen ihrer Eltern unter den glücklichsten Umständen vermählt und führen ein paradiesisches Leben, als die Spanier hereinbrechen und ihr Glück ins tiefste Elend verwandeln. Der Contrast der noch wilden Unschuld mit einer schon wieder verwilderten Civilisation ist an sich poetisch, hier aber zu sehr in Empfindsamkeit verschwommen.

In diese Epoche gehört auch Aloys Schreiber, welcher 1802 „Gemälde der Kindheit und des häuslichen Glückes" schrieb, und Klinkicht mit den „vier Stufen des weiblichen Alters", 1804. Auch die Kinderschriften, die mit Rochows und Weiße's Kinderfreund (1776) und Schummels Kinderspielen, Pfeffels dramatischen Kinderspielen noch praktisch und lehrhaft, wenn auch schon widrig schwatzhaft begonnen hatten, wurden immer empfindsamer. So das beliebte Kinderbuch „Gumal und Lina" von Lossius (1795) und die Familiengemälde für die Jugend von Glatz seit 1799. Die Bearbeitung des Robinson Crusoe für Kinder von Campe in Hamburg schreibt sich von 1779 her. Sie wurde nicht wegen der lehrhaften Zusätze, sondern wegen des romantischen Inhalts unermeßlich populär.

7.

Die lüderliche Natürlichkeit.

Nachdem Wieland, wenn auch immer mit feinem Geist und ästhetischem Vorbehalt, doch das Recht der Sinnlichkeit über die sittliche Pflicht hatte triumphiren lassen, und Göthe der Herzenslüderlichkeit im Werther, in der Stella, den Geschwistern ꝛc. offen das Wort geredet, genirten sich auch Dichter niedern Ranges nicht mehr, und das Hohnlachen einer leichtfertigen Moral über die alte deutsche Familientugend wurde Mode. Diese Mode aber paßte für die deutsche Nation nicht und stand ihr schlecht. Sie verträgt sich mit französischer Pikanterie, sie steht einem chevalereskeu Polen an, sie kann in einem spanischen Don Juan, einem italienischen Casanova zu einer interessanten Natürlichkeit werden, aber dem Deutschen bleibt sie immer unnatürlich. Das ursprünglich kräftige, ernste und unschuldige Naturell des Deutschen kann durch sie nur entstellt werden. Wenn man gefunden hat, daß unter dem lüderlichen Gesindel in Nordamerika die Deutschen am gemeinsten, eckelhaftesten und verächtlichsten

seyen, so macht diese Wahrnehmung unserer Nation keine Schande. Nur wer hoch stand, kann so tief sinken.

Schwerlich würde die Frivolität sich so rasch eingebürgert haben, wenn sie nicht an der Hand der Sentimentalität gekommen wäre. Das Herz diente zum Vorwande. Was der fein egoistische Göthe desfalls begonnen, setzte hauptsächlich Kotzebue fort zur gänzlichen Demoralisirung der gebildeten Classen.

Wir werden den großen Göthe auf andern, höhern Gebieten wiederfinden. Hier müssen wir ihn als den Protector der lüderlichen Moral betrachten. Schon die im Werther war nicht weit her. In der Weinerlichkeit verbarg sich das verbotene Gelüsten. Noch ungezwungener äußert sich Göthe in dem 1776 erschienenen Schauspiel „Stella", worin er die Bigamie eben so sentimental beschönigt, wie im Werther die Gier nach des Nächsten Weibe.

Fernando hat die Cäcilie geheirathet und eine Tochter mit ihr gezeugt, da verliebt er sich in die junge Stella, bringt sie auf ein abgelegenes Gut und lebt mit ihr in wilder Ehe. Aber sein Blut läßt ihn nicht ruhen, er geht in den Krieg für eine schlechte Sache (die Unterdrückung der Corsen) und kommt unbefriedigt zu Stella zurück. Unterdeß ist die verlassene Cäcilie mit ihrer Tochter verarmt und von Stella, ohne das Verhältniß zu Fernando zu kennen, liebreich aufgenommen worden. Als Fernando sich zwischen beiden Frauen sieht, geräth er in Verzweiflung. Cäcilie aber hilft ihm aus der Noth, indem sie ihm den Vorschlag macht, er solle, wie der Graf von Gleichen, mit beiden Frauen zugleich leben. Damit schloß Göthe das Schauspiel in seiner ersten Auflage. Später sah er ein, daß die Welt daran Anstoß nehmen könne und änderte den Schluß: Fernando und Stella tödten sich selbst.

In den „Geschwistern" gefällt sich Göthe, die Linie der Schwesterliebe mit dem feinsten sinnlichen Raffinement zu überschreiten. Ein wollüstiges Spiel der Phantasie, sich die eigene Schwester als Braut zu denken. Diese Geschwisterliebe kommt bei Göthe noch einmal vor. In W. Meisters Lehrjahren wird Augustin wahnsinnig, weil er gegen seine Schwester in unerlaubter Liebe entbrannt ist.

Sentimentalität und Frivolität reichen sich die Hand in Göthe's „Claudine von Villa Bella" 1776.

Claudine, als Geliebte zwischen einen sentimentalen Liebhaber, Don Pedro, der sie zuletzt bekommt, und einen frivolen gestellt, Don Carlos, genannt Augustino, der sie mit List und Gewalt verfolgt und durchaus gern zu Fall

bringen möchte, aber nicht reussirt. Gleichwohl hat Göthe diesem Carlos zuletzt als einem liebenswürdigen Wildfang volle Verzeihung angedeihen lassen. Eine äußerst schwache Produktion.

Die Frivolität feiert sofort ihren glänzendsten Triumph in Göthe's „Mitschuldigen".

Hier läßt sich die Frau von einem Liebhaber verführen und der Mann weiß sich dafür zu rächen und zu trösten, indem er dem Liebhaber sein Geld stiehlt.

Man kann die Gemeinheit nicht weiter treiben. Selbst Kotzebue hat sie nicht weiter getrieben. — Unter den späteren Dichtungen Göthe's gehören der hier in Rede stehenden Richtung hauptsächlich noch die „Wahlverwandtschaften" an.

Der Held dieses Romans, ein reicher, junger, phantasievoller Edelmann, Eduard genannt, heirathet die mehr verständige Charlotte, die sein Herz nicht befriedigt. Er wendet die ganze Gluth desselben der jungen, lieblichen, neben ihm aufsprossenden Ottilie zu, während Charlotte sich an den Hausfreund, einen echt männlichen, klaren und ruhigen Hauptmann attachirt. Nun könnten alle glücklich seyn, wenn die fatale Ehe nicht wäre, oder wenn sie Muth genug hätten, diese Ehe aufzulösen. Aber Eduard ist zu schwach dazu, Charlotte fürchtet zu sehr das Gerede der bösen Welt; der Hauptmann ist zu stolz und Ottilie zu unschuldig, um die Initiative zu ergreifen. So bleiben sie denn in der peinlichsten Spannung, bis die Unnatur ein tragisches Ende herbeiführt. Das feinste und boshafteste Raffinement hat Göthe in die Scene gelegt, in welcher Eduard als rechtmäßiger Gatte seine Frau umarmt und doch, weil er sie nicht liebt, weil er dabei an eine Andre denkt, in Wahrheit im eigenen Ehebette ein Ehebrecher ist. Das aus jener Umarmung hervorgegangene Kind ist nun begreiflicherweise ein Unglückskind, Ottilie muß das unschuldige Werkzeug seines Todes werden und stirbt selbst aus Schmerz darüber. Der schwache Eduard stirbt wieder aus Schmerz um sie und Charlotte und der Hauptmann, welche übrig bleiben, fühlen sich nun doch durch jene Gräber von einander getrennt. Es würde Aufsehen erregen, wenn sie nach solchen Vorgängen sich heirathen wollten. Also müssen sie, getrennt bleibend, den Fluch der Unnatur forttragen.

Diese nichtswürdige Verhöhnung des heiligen Ehestandes bot der große Göthe dem gebildeten deutschen Publikum gerade zu der Zeit dar, als die tapfern Tiroler ihr Blut für alte deutsche Treue vergossen, im Jahr 1809. Mit solchem elenden Zeuge beschäftigten sich die höheren Classen in Deutschland, während allein der gemeine Mann im Volk des hohen Ruhmes der Ahnen würdig blieb.

Aber wenigſtens bis in die Mittelklaſſen, die Handwerker und den Stadtpöbel hinab ſollte die lüderliche Poeſie eindringen. Dafür ſorgten Dichter, welche viel geringeren Ranges als Wieland und Göthe, doch ungleich größere Verbreitung und Popularität fanden mittelſt der Leihbibliotheken und der immer zahlreicher in allen deutſchen Städten auftauchenden Theater. Hier entſtand ein Publikum, welches ſich an Bildung bereits hoch über das einfache Landvolk erhoben fühlte und doch immer noch ſehr tief unter der Geſchmacksbildung der höheren Claſſen zurückblieb. Kotzebue namentlich, von dem wir ſogleich mehr handeln müſſen, fand den ungetheilteſten Beifall in dieſen mittleren Regionen und wurde unermeßlich populär, weit mehr als Göthe, den doch nur die feineren Geiſter recht goutirten.

Ein guter Humor waltete noch in dem 1764 erſchienenen Roman „die Braut bis ins Alter".

Die Heldin macht eine Hochzeit nach der andern, wird immer dabei geſtört und verliert den Bräutigam, ſo daß ſie ihr lebenlang Braut bleibt.

Aber in „Lottchens Reiſe ins Zuchthaus" von Kirſten (1778) iſt die Moral ſchon ſehr zweideutig, indem die kleinen Schwächen und Sünden, die ins Zuchthaus führen, nicht um der Abſchreckung, ſondern des Anreizes willen beſchrieben ſind.

Als ein Vorläufer Kotzebue's iſt der Wiener Theaterdichter, Freiherr von Gebler anzuſehen, deſſen Werke 1772 erſchienen. Er bearbeitete franzöſiſche Comödien und gab auch Originale, in denen Frivolität und Rührung um den Rang ſtreiten.

Maßgebend iſt deßfalls beſonders ſein „Leichtſinn und gutes Herz," worin um des letztern willen das erſte verziehen wird. Auch das Geld ſpielt hier bereits eine große Rolle. In der „Verſühnung" kommt eine Heirath zwiſchen edeln Weſen nur durch Zufall zu Stande, ſofern dem Wucherer, der den Liebhaber ſeines Vermögens beraubt hat, das Geld wieder abgenommen wird. In dem ſentimentalen in Aegypten ſpielenden „Thamos" kommen ſchon verliebte Sonnenjungfrauen vor, kurz, überall guckt, wie ein neckiſcher Kobold, der künftige Kotzebue hinter Geblers Theatervorhang heraus.

Zu Kotzebue's Vorläufern gehört ferner noch Chriſtoph Bretzner, ein beliebter Schauſpieler, der ſelber viele Stücke ſchrieb, z. B. den Text zu Mozarts „Belmont und Conſtanze". Am längſten erhielt ſich auf der Bühne ſein „Räuſchchen", worin echt kotzebue'ſch ein gutmüthiger Papa be-

neben der Geiſtererſcheinung, unſern Theoſophen ihre Hauptwaffen liefert, das ſogenannte Beſeſſenſeyn.

Auch hiebei zeigt ſich wieder, wie in ſchnell vorübergehenden Verſtimmungen, welche den Menſchen im gewöhnlichen Lebensgange anwandeln können, der Keim der ſeltſamſten, furchtbarſten Paroxysmen vorgebildet iſt. Es iſt ſchon ein Zug der gemeinen Traumſymbolik, daß ſich die Seele mit einer fremden Perſönlichkeit bekleidet. Daſſelbe kommt vor bei der eigenthümlichen Berauſchung durch Opium und den Rhachich der Araber, aber auch ſchon im abendländiſchen Rauſche erlebt man, daß dem Trunkenen ſeine Perſönlichkeit abhanden kommt, daß er ſich als ein Anderer denkt und als ſolcher fühlt und handelt. Die Annalen der Wiſſenſchaft haben nun aber zahlreiche Fälle aufzuweiſen, wo ſich der Menſch krankhaft als eine fremde Perſönlichkeit dachte und ſich als ſolche geberdete. Es iſt dies oft ein Symptom des beginnenden Wahnſinns, oft aber ſtellt ſich das natürliche Gleichgewicht wieder her. Es ſind dies gleichſam oberflächliche Hallucinationen des Gemeingefühls, oft ohne Spur des Unheimlichen, das ſich bei tieferer ſomnambüler Aufregung in der Regel ſogleich beimiſcht. Entſcheidend iſt nun aber, daß dennoch ſolche Verſetzungen in eine fremde Perſönlichkeit, ſolche „Beſitzungen" vorkommen, die offenbar den Charakter eines ſogar ſehr geſteigerten Somnambulismus tragen, ohne daß dabei etwas Uebernatürliches oder dämoniſch Unnatürliches vorkäme. Gmelin[1] erzählt einen ſolchen Fall. Ein deutſches Mädchen wurde, ſtreng abwechſelnd, den einen Tag in ein Wahnleben entrückt, und am andern wieder in ihren gewöhnlichen Zuſtand verſetzt. In jenem kannte ſie ihr ganzes früheres Leben und Seyn gar nicht mehr; ſie war eine unglückliche emigrirte Franzöſin, auf der langes perſönliches Unglück und der Jammer eines ganzen Volkes laſtete; ſie ſprach geläufiger als im Wachen franzöſiſch und gebrochen deutſch. Ihre Angehörigen waren dann gute Menſchen, die ſich der Verlaſſenen angenommen, aber ihr ganz fremd. Tags darauf erwachte wieder die eigene Perſönlichkeit, welche von Allem, was die Franzöſin gethan und geſprochen, nichts wußte, ſondern mit klarer Erinnerung in die Reihe der von Kindheit auf fortgeſponnenen Lebensereigniſſe trat. Die

[1] Materialien zur Anthropologie I.

trunken gemacht wird, damit die Mädchen ihm seine Einwilligung zu ihren Verliebungen ablocken können. Verühmt wurde auch sein „Leben eines Lüderlichen“.

Karl Wild verführt Sophie, sie stirbt vor Gram, ihr Vater wird wahnsinnig, ihren Bruder tödtet er im Duell. In tiefste Lüderlichkeit versunken, nachdem er all sein Geld verspielt, schießt er sich todt und wird noch als Leiche von einem andern Mädchen, das er verführt hatte, gepflegt und geliebkost.

Felix und Hannchen.

Felix und Hannchen, zwei bildhübsche Naturkinder vom Lande, kommen in die Stadt. Da verlieben sich alle Damen in ihn, alle Herren in sie. Aber die Naturkinder haben Mutterwitz und sind schlauer als die Städter, foppen sie daher und bleiben einander treu.

Die ganze Frivolität der Zeit spiegelt sich in Bretzners Lustspiel „Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator“.

Lizentiat Storr hält ein Heirathsbureau und verkuppelt für Geld Alle, die sich bei ihm melden. Da meldet sich eine lustige Hofräthin aus Dresden und ihre jungfräuliche Tante Olympia, auf der andern Seite ein Hauptmann Wild und ein Doctor Linde; während Julie, des Lizentiaten Mündel, eine Liebschaft mit einem jungen Menschen Namens Esch hat, der sich für einen Baron ausgibt und auch nur nach Berlin gekommen ist, um eine reiche Frau zu fischen. Kaum hat Wild die Hofräthin geangelt und sie sich willig erklärt, so kommt deren Mann, der Hofrath, an, wird aber als Bildernarr durch ein kostbares Bild bewogen, seine Frau dem Hauptmann abzutreten. Linde, der die Hofräthin ebenfalls hat heirathen wollen, wird, ohne es zu wissen, mit der Tante Olympia getraut, die in der Hofräthin Kleidern und verschleiert für sie eintrat, und muß sie behalten. Der junge Esch wird durch die Ankunft seines Vaters entlarvt, erhält aber Verzeihung und Juliens Hand.

Noch frivoler ist „die verstorbene Ehefrau“, worin selbst mit dem Ernst des Todes Hohn und Spott getrieben wird.

Frau Arnold ist gestorben, Bediente und Mägde tanzen im Hause herum, weil sie nun den tyrannischen Hausdrachen los sind. Ihr Wittwer selbst ist äußerst froh und denkt sogleich auf eine neue Heirath mit der sanften Juliane. Dasselbe Mädchen will aber auch sein Schwager, ein alter Offizier, und sein Sohn heirathen. Sie begünstigt den Sohn und entflieht mit ihm. Indem sie über den Kirchhof retiriren, wird dort der Sarg der Mutter von spitzbübischen Bedienten, die ihr den Schmuck abnehmen wollen, geöffnet. Die Scheintodte erwacht, gibt den Liebenden ihren Segen und kehrt ins Haus zurück, um Mann und Bruder zu strafen.

Die „Erbschaft aus Ostindien", ein Lustspiel Bretzners, ist merkwürdig, sofern es den Dorfschulmeister Rabe, der durch seinen aus Ostindien reich heimkehrenden Bruder geprüft wird, als Vorbild der demokratischen Schulmeister unserer Tage auffaßt. Rabe ist ein Philosoph, schwärmt für die Ehre, ein Mensch zu seyn, und spottet des Edelmanns, der sich für besser hatte, als andere Menschen.

An Geist ihm ziemlich nahe verwandt war Joh. Fr. Jünger, geboren in Leipzig, Hoftheaterdichter in Wien, aber 1794 entlassen und bald darauf im Elend gestorben. Er schrieb viele Lustspiele, deren erste Sammlung 1785 erschien, dazu auch Romane. In seinen Stücken werden, wie bei Kotzebue, die Alten durch die Jungen betrogen, leichtsinnige Treulosigkeiten gesühnt, und entsteht besonders viel Spaß durch komische Verwechslungen. Ich zeichne nur ein Paar seiner Stücke aus.

Im „Strich durch die Rechnung" werden bei einer Entführung die Personen verwechselt, was zu sehr lustigen Verwicklungen führt. In „Maske für Maske" geben sich Herr und Dame, die einander heirathen sollen, ohne sich zu kennen, für Bedienten und Kammermädchen aus, indem jedes das andre unter dieser Maske prüfen will. Aehnlich „Freundschaft und Argwohn".

In mehreren Stücken spiegelt Jünger das liederliche Leben der vornehmen Wiener. So in „Verstand und Leichtsinn".

Die Baronesse Olbau durchschwärmt die Nächte auf Bällen, fährt mit windigen Cavaliers herum, verliert viel Geld im Spiel und hört nicht auf die sanften Warnungen ihres Gatten, bis sich ein gewisser Stornbach, ein Krösus, im Hause einnistet, ihr tüchtig den Kopf zurechtlegt und den Baron dahin bringt, es bis zur Scheidung zu treiben. Indem sie aber die schändlichen Anträge eines ihrer Gesellschafter stolz abweist, wird ihre Tugend erprobt und ihr Gatte versteht, der alte Stornbach aber gibt sich als Onkel und Gouverneur zu erkennen.

Die „Unvermuthete Wendung", gleichfalls aus dem Wiener Leben.

Graf Mittelburg ist verschuldet und verlangt von seinem Sohn, einem Hauptmann, er soll die reiche Wittwe Palmer heirathen. Er will auch das Opfer bringen, obgleich er nicht die Wittwe, sondern deren jüngere arme Schwester Fanny liebt. Aber die Wittwe ist so großmüthig, ihn mit Fanny zu vereinigen. Daneben läuft noch eine andere Intrigue. Der alte Graf sucht die junge Baronesse Flottenbach zu verführen, die mit ihrem eben so jungen Männchen immer im Zank lebt, die Baronin wird aber durch seine besonnene Gemahlin, die Gräfin, gewarnt. Dieser Graf Mittelburg ist ohne Zweifel ein aus dem Leben gegriffener Charakter, in dem die ganze innere

Nichtswürdigkeit des verdorbenen Wiener Adels mit aller äußern Feinheit und Glätte aufgefaßt iſt. Ein Pendant zu Kotzebue's Klingsbergen.

Aehnlich das Wiener Luſtſpiel „Der Ton unſerer Zeiten". Gleiche Frivolität waltet in Jüngers Romanen vor.

Sein komiſcher Roman „Frip" von 1796 hat einen ganz ordinären Jungen zum Helden, der nach allerlei leichtfertigen Abenteuern in den Hafen der Ehe gelangt. — „Wilhelmine". Die klöſterlich Erzogene liebt einen vielverſprechenden Jüngling, aber erſt in der Ehe mit ihm merkt ſie, wie ſehr ſich ihre Unerfahrenheit vom äußern Schein hat täuſchen laſſen und daß er ihrer nicht würdig iſt. — „Eheſtandsgemälde". Eine gewiſſe Antoinette, ein von Jugend auf verzärteltes Fräulein, macht ihren Mann unglücklich und läßt ſich von einem Grafen verführen. — Ein gewiſſer Ferdinand macht auf ähnliche Art ſeine Frau unglücklich und lebt mit einer Gräfin. — „Prinz Amaranth mit der großen Naſe" iſt in Wielands Manier geſchrieben.

Auguſt Kotzebue aus W-'mar, wo ſein Vater Legationsrath war, lebte bei der guten, nur zu nachgiebigen Mutter, ſpottete ſeiner Hofmeiſter und zeigte ſchon ſehr frühe Neigung zu Lügen und Bubenſtreichen, ſpäter zu ſinnlichen Ausſchweifungen. Schon in Weimar hatte ihn das Theater über die Maßen angeſprochen. Als Student in Jena begründete er ein Liebhabertheater, ſeine erſten Stücke gefielen aber nicht, bis er „die Weiber nach der Mode" ſchrieb und darin einige Damen aus Jena an den Pranger ſtellte. Dieſes hämiſche Stück machte Glück und ſo erkannte er, wie Medisance und Bosheit die beſten Hülfsmittel ſeyen, um in der Welt ſein Glück zu machen. Als er aber 1781 in Weimar Pasquille auf dortige Damen machte, erregte er ſolche Indignation, daß er flüchten mußte. Durch Empfehlungen kam er als Sekretair des Generals Bawr nach Petersburg, ſchrieb auch dort für das Theater (einen Demetrius), erwarb die Gunſt der Kaiſerin Katharina II. und wurde Präſident des Oberappellationstribunals in Reval, wo er ein Liebhabertheater errichtete und das reiche Fräulein von Eſſen heirathete, 1784. Hier ſchrieb er Adelheid von Wulfingen, das erſte Stück, das in weiterem Kreiſe Aufmerkſamkeit erregte, dann 1786 ſein weltberühmtes Stück „Menſchenhaß und Reue." Hiemit betrat er die Bahn der alle Moral erſchlaffenden weichlichen Rührung, der ſyſtematiſchen Vertheidigung jeder Sünde, Schwäche und Gemeinheit im Namen des guten Herzens. Menſchenhaß und Reue iſt wie Göthe's Werther und Wahlverwandtſchaften eine ſentimentale Entſchuldigung des Ehebruchs.

Eulalie läuft mit einem Offizier davon und läßt nicht nur ihren tugendhaften Gemahl, Herrn von Mainau, sondern auch zwei Kinder zurück. Ihrerseits wieder von ihrem Buhlen verlassen, bereut sie und dient in einem fremden Hause als Wirthschafterin unter dem Namen Madame Müller. Zufällig kommt Mainau, als Menschenhasser, in dieselbe Gegend und lebt einsam in einem Häuschen, von wo aus er in Erfahrung bringt, wie tugendhaft, wie wohlthätig ꝛc. seine ihm noch unbekannte Nachbarin, die Madame Müller sey. Da erblickt er sie endlich, erkennt sein treuloses Weib und verzeiht noch nicht, bis die von beiden Eltern im Stich gelassenen Kinderchen kommen. Da schließt das Stück mit allgemeiner Umarmung und Vergebung.

Hauptsächlich in Bezug auf dieses Stück sagte Schiller: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ Um dieses ekelhafte Tugendmahl noch mehr zu würzen, schrieb Kotzebue eine Fortsetzung*) „Die edle Lüge“.

Nachdem Mainau die reuige Eulalie wieder zu sich genommen, will er sie ganz in ihrem Gewissen beruhigen und erkauft ein von einem Bauerburschen geschwängertes Mädchen, um auszusagen, er habe sie geschwängert. So stellt er sich freiwillig in der Schuld mit Eulalie gleich, um ihr dadurch die ihrige zu erleichtern. Das ist womöglich noch ärger, als Menschenhaß und Reue.

Dies charakterisirt den Dichter völlig. Ehebruch entschuldbar, Lüge sogar edel. Bald darauf brachte Kotzebue die geschwängerte Unschuld, mit welcher Lafontaine so viel Glück machte, schamlos auf die Bühne in der „Sonnenjungfrau“.

Rolla, Feldherr des Inka von Peru, liebt die schöne Sonnenjungfrau Kora, muß ihr aber entsagen, da diese Jungfrauen als Vestalinnen keinen Mann lieben dürfen. Der Oberpriester weist ihn mit Strenge in die Schranken, bekennt ihm aber am Ende, daß er selbst eine Sonnenjungfrau geliebt habe, daß sie wegen Verletzung ihrer Keuschheit eines grausamen Todes habe sterben müssen und daß — Rolla selbst ihr Sohn sey. Inzwischen hat sich der Spanier Alonso ebenfalls in Kora verliebt und sie sich in ihn. Auf das unbefangenste gesteht sie ihm, daß sie guter Hoffnung sey, und freut sich unmäßig auf das kleine Kind. Alonso aber weiß besser, was dieß zu bedeuten hat und ist äußerst erschrocken. In der That wird Kora angeklagt, ihr Gelübde gebrochen zu haben und soll geopfert werden. Mit ihr soll der Verführer Alonso

*) Nach Ziegler schrieb eine Fortsetzung: „Eulalie Mainau“, worin er von der Unnatur zur Natur zurückführen wollte. Mainau und Eulalie leben nach ihrer Versöhnung nicht glücklich, die Untreue der Gattin und Mutter läßt sich nicht aufsöhnen. Der Officier, der Eulalien verführt, wird von Mainau erschossen. Dieser flieht nach Amerika und Eulalie bleibt einsam büßend zurück.

sterben. Rolla rettet sie großmüthig und der Inka erscheint, um das harte Gesetz überhaupt aufzuheben und den Sonnenjungfrauen zu erlauben, künftig guter Hoffnung zu werden, von wem sie wollen; wozu auch zwei unter ihnen, Coral Gefangenen, große Lust tragen. Kotzebue hat in dieser Kora Marmontels Coralp kopirt.

Als Fortsetzung schrieb Kotzebue: „die Spanier in Peru oder Rolla's Tod."

Abermalige ungeheure Großmuth Rolla's. Kora hat ihr Kind verloren, Spanier haben es gefunden und der grausame Pizarro behält es als Geißel, aber Rolla entreißt es ihm, wird dabei verwundet und bringt es, selbst sterbend, gesund der Mutter zurück.

Auf die naive Kora, die ungeheures Glück machte, ließ Kotzebue die noch naivere Gurli folgen in dem Stück „die Indianer in England".

Kaberdar, der vertriebene Nabob von Mysore, sein Sohn Jazir und seine Tochter Gurli leben in England bei einem reichen Kaufmann Smith, der auch einen Sohn und eine Tochter hat, Robert und Lizzy, welche beide Pärchen am Ende unter einander heirathen. Der ganze Witz besteht darin, daß Gurli, als ein Naturkind, ganz und gar keinen Begriff von den europäischen oder von menschlichen Sitten überhaupt hat und in aller Unschuld die verfänglichsten Dinge sagt. Als sie schon Roberts Braut ist, will sie aus Mitleid dessen Bruder heirathen ꝛc. Lizzy ihrerseits sollte anfangs den alten Kaberdar heirathen, wurde aber mit dem Sohn beglückt. Gurli mit ihren affektirten Natürlichkeiten, die lediglich Plattituden und flavirte Schlüpfrigkeit sind, machte beim deutschen Publikum unermeßliches Glück und war lange Zeit die dankbarste Rolle für die Schauspielerinnen. Aber sie ist gar nicht einmal von Kotzebue's Erfindung, sondern von Chamfords jeune Indienne entlehnt.

Zu diesen Naivetäten gehört auch das Schauspiel „Bruder Moritz".

Moritz ist versessen darauf, ein gefallenes Mädchen zu heirathen, die ihm ihren Unfall gesteht. Gerade dem Vorurtheil der Welt zu trotzen, gefällt ihm, und ihr kleines Versehen verzeiht er ihr leicht, denn „alles liebt sich ja, alles baut sich Nester." Dieses Stück ist in einer Spazierlaune geschrieben.

Die Moral solcher Stücke fand unermeßlichen Beifall in der von aller Religion und Vaterlandsliebe immer mehr entleerten Zeit. Die Kotzebue'sche Sittenlehre, vom Theater herab verkündet, drängte immer mehr die christliche von der Kanzel herab verkündete Sittenlehre in den Hintergrund.

Klein und schwächlich von Natur, frühe ausschweifend und rastlos mit der Feder beschäftigt erkrankte Kotzebue in Reval und nahm Urlaub

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21393 / 069

zu einer Erholungsreise. Sein Arzt war der berühmte Zimmermann, der damals eine literarische Fehde mit Bahrdt hatte. Nun schrieb Kotzebue, angeblich für Zimmermann, aber wesentlich aus eigener Malice und um sich einmal so recht behaglich im eigenen Koth zu wälzen, die Brochure „Bahrdt mit der eisernen Stirne", das schmutzigste, ekelhafteste Pasquill, das je geschrieben worden, wobei er als Verfasser Knigge auf dem Titel nannte, und außer Bahrdt auch den genialen Lichtenberg und andre mit Unflath überschüttete. Als man ihm, als dem muthmaßlichen Verfasser, auf die Spur kam, versicherte er seiner Mutter in einem Briefe heilig und theuer, er sey es nicht, und bestach einen jungen Mann, sich als Verfasser zu nennen. Aber alle diese Ränke halfen nichts. Es wurde ihm bewiesen, daß er allein der Verfasser sey und er mußte abermals aus Deutschland flüchten. Aber in Rußland wurde ihm von der Kaiserin Katharina II. leicht verziehen, weil er vorgab, alles für Zimmermann, den sie sehr schätzte, gethan zu haben, und weil er sie durch ein Buch über den Adel bestochen hatte, 1790. In demselben Jahre starb seine Frau, die er auf dem Krankenbett verließ, ehe sie noch gestorben war, um nach Paris zu eilen und sich schon unterwegs, wie er selber in seiner „Flucht nach Paris" naiv bekennt, bei hübschen Mädchen erholte. Nachdem er Paris genossen, blieb er eine Zeitlang in Mainz und schrieb Schauspiele, 1795 kehrte er nach Rußland zurück und heirathete ein Fräulein von Krusenstern. 1797 ging er nach Wien, von wo man ihn angeblich durch Intriguen wieder vertrieb. Er wollte sich nun in Weimar niederlassen, aber Göthe goutirte ihn nicht und die Schlegel fingen an, ihn kritisch zu geißeln. Da schrieb er gegen diese die Satire „der hyperboreische Esel" und machte sich davon. Aber in Rußland war unterdeß Paul I. zur Regierung gekommen, der den Rückkehrenden für einen geheimen Agenten des Auslands nahm und sogleich nach Sibirien transportiren ließ, 1800. In Tobolsk angekommen, wurde er noch in demselben Jahre zurückgerufen, nachdem er den Kaiser durch das in Petersburg aufgeführte servile Lustspiel „der alte Leibkutscher Peters III." versöhnt hatte.

Nach Pauls Ermordung begab sich Kotzebue nach Berlin, nachdem er erfahren hatte, welchen ungeheuren Beifall gerade dort seine Stücke bei Hofe wie beim Publikum gefunden hatten. In der That herrschte

zwiſchen der damaligen Berliner Frivolität und Sentimentalität und der Kotzebue'ſchen eine Wahlverwandtſchaft. Kotzebue wurde wie der größte geiſtige Heros in Berlin empfangen und vom König zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, von der Königin zum Vorleſer ernannt. 1804 nach dem Tode ſeiner zweiten Frau heirathete er die dritte, eine Verwandte der letzteren. Als Napoleon Preußen überwältigte, floh Kotzebue wieder nach Rußland.

Von Rußland aus begann nun Kotzebue eine politiſche Polemik gegen Napoleon in der nordiſchen „Biene", wie er denn 1813 dem ruſſiſchen Hauptquartier nach Deutſchland folgte. Nach Beendigung der Kriege blieb er im Solde des Kaiſers Alexander in Deutſchland, um demſelben in „literariſchen Bulletins" Bericht zu erſtatten über die Zuſtände der deutſchen Preſſe und Univerſitäten. Da er dieſes Vertrauen des Kaiſers benutzte, um ſeine perſönlichen Gegner zu verdächtigen, und überhaupt die damaligen deutſchen Patrioten denuncirte, ſo wurde der Haß in der deutſchen Jugend gegen ihn allgemein und am 23. März 1819 ſtach ihn Ludwig Sand aus Wunſiedel, Student der Theologie aus Jena, in Mannheim mit einem Dolche nieder.

Kotzebue hat unzählbare Schauſpiele, auch viele Romane und Erzählungen geſchrieben. Ich gruppire ſie nach dem Inhalt. Zu der oben charakteriſirten ſentimental-lüderlichen Gruppe geſellt ſich eine von reinſter Frivolität, deren Mittelpunkt „die beiden Klingsberge" bilden, ein Luſtſpiel von 1805. v. Hormayr ſagt in ſeiner letzten Schrift „Kaiſer Franz und Metternich" S. 30, unter Klingsberg ſey Fürſt Metternich gemeint und das Ganze beruhe auf einer wahren Geſchichte.

Graf Klingsberg, der Vater, iſt ein ewig heiterer gutmüthiger Lebemann, aber ein alter Geck, der noch jeder Schürze nachläuft. Sein Sohn iſt ein vollkommener Roué, wie der Vater in ſeiner Jugend, beide im Punkt der Weiber einer ſo verdorben wie der andere. Adolph, ſo heißt der Sohn, ſchleicht einem ſchönen Frauenzimmer in der Nähe Wiens auf einem Dorfe nach. Auf dieſelbe hat auch der Vater ſein Auge geworfen. Sie treffen unvermuthet zuſammen. Der Sohn erzählt dem Vater einen Spaß, wie er geſtern bei einer ſchönen Italienerin geweſen und von dem alten Herrn, der ſie unterhalten, beinahe ertappt worden wäre. Der alte Herr aber iſt der Vater ſelbſt. Aergerlich, daß ihm der Sohn überall ins Gehege geht, hat der Papa doch eine Freude daran, daß ihm der Sohn ſo ganz nachſchlägt. Der Sohn küßt das Kammermädchen, der Vater auch. Der letztere will ihr

einen Shawl ſchenken, aber ſeine alte Schweſter kommt dazu und er muß nun die Miene annehmen, als ſey der Shawl ihr beſtimmt geweſen. Der Alte hat die Schöne vom Lande liſtig in die Stadt gelockt und macht ihr ſeine Anträge, der Sohn kommt wieder dazu und thut desgleichen, beide aber werden abgewieſen und überliſtet, denn Amalie, ſo heißt die Schöne, iſt bereits mit einem Offizier, von Stahl, verheirathet, der jedoch in armen Umſtänden lebt. Zufällig hat dieſer Offizier eine hübſche Schweſter, Henriette, welche Adolph ausſpürt und der er gleich Anträge macht. Sie weiſt ihn ab, da wirft er das Geld zum Fenſter hinaus. Die Straßenbuben ſchlagen ſich drum, es gibt einen Auflauf. Stahl kommt dazu und ſtellt den leichtſinnigen Grafen zur Rede. Sie ſchlagen ſich. Adolph bereut ſeinen Leichtſinn, und da er erfährt, Stahl ſey von gutem Adel, ſo entſchließt er ſich, die Ehre der Schweſter durch eine Heirath herzuſtellen. Ohne davon zu wiſſen, kommt nun auch der alte Graf zu Henrietten und macht ihr Anträge. Als er nun alles erfährt und ihm Henriette durch ſeinen Sohn, Amalie durch Stahl entführt iſt, tröſtet er ſich damit, ſein liederlicher Sohn werde in vier Wochen an ſeiner Frau genug haben und dann ſey noch immer Zeit, wieder bei ihr anzuklopfen.

Ein anderes eben ſo frivoles Stück von Kotzebue iſt der „Rehbock“.

Auf des Grafen Gut hat Pächter Grauſchimmel einen Rehbock geſchoſſen und ſoll vom Gute gejagt werden. Die Baroneſſe Freyling, eine junge Wittwe, Schweſter des Grafen, die ihn ſeit früher Jugend nicht geſehen und eben ankommt, trifft mit den weinenden Pächtersleuten zuſammen und erbietet ſich, in den Kleidern ſeiner jungen Frau zum Grafen zu gehen und fürzubitten. Gleich iſt nicht nur der Graf, ſondern auch ſein Stallmeiſter in ſie verliebt. Dieſer Stallmeiſter iſt ein Baron, Bruder der Gräfin, aber eben ſo wenig von ihr erkannt, wie die Baroneſſe von ihrem Bruder, dem Grafen, und hat daher auch bereits als Liebhaber Glück bei ſeiner Schweſter gemacht. Der Baron kauft dem Pächter ſeine vermeinte Frau um Geld ab, dieſer will ihm aber ehrlich ſeine wirkliche Frau abtreten. Als endlich alles ſich aufklärt, bleibt keiner übrig, der nicht die Treue gebrochen hätte, da auch die Pächterin ſich in der Baronin als Jüngling verkleidetes Kammermädchen verliebt hatte.

In den „Pagenſtreichen“ wird mit dem ehrwürdigen Alter der frivolſte Spott getrieben. In den „Stricknadeln“ wird einer galanten Dame, die ſich Liebhabern und hohem Spiel ergibt, von dem treuen Ehemann aus der Noth geholfen und verziehen. Ein ſeltenes Rührei von Empfindſamkeit und Unzucht iſt Kotzebue's Roman „Leontine“.

Leontine von Blondheim heirathet ihren Couſin Arlhofen, nachdem ſie dem Rittmeiſter Wallerſtein, der bei ihr verleumdet worden, als habe er eine Maitreſſe gehalten, den Korb gegeben. Nachher findet ſich, er ſey ganz unſchuldig

und ein edler Mann, Arlhofen dagegen der Wüstling. Jetzt erst liebt sie Wallerstein, bleibt aber keusch, versagt sich seinen Begierden und treibt ihn von sich in den Krieg. Als Arlhofen ein Kammermädchen schwängert, stellt sich Leontine schwanger und übernimmt das Kind. Arlhofen kommt in einem Duell um. Der Rittmeister hat sich im Kriege ausgezeichnet und will eine gewisse Louise heirathen, aber gute Freunde schieben ihm Leontine unter und es gibt ein glückliches Paar.

Aus der Masse lüderlicher Sachen, welche Kotzebue geschrieben, unterscheidet sich ein Jugendroman „die Leiden der Ortenbergischen Familie" als rührend ohne falsche Empfindelei, und das berühmte Lustspiel „die deutschen Kleinstädter".

Sabine, die Bürgermeisterstochter von Krähwinkel, war eine Zeitlang in der Residenz, hat dort den jungen, liebeswürdigen und reichen Olmers kennen gelernt, der ihr die Cour gemacht, glaubt sich aber von ihm vergessen, da sie, in ihr Vaterstädtchen zurückgekehrt, nichts mehr von ihm hört. Auf einmal kommt er selbst mit einem Empfehlungsbriefe seines Freundes, des Ministers, an ihren Vater. Zufällig hat ihre Großmutter sie ertappt, wie sie das Portrait von Olmers betrachtet, und Sabine hat es in der Verlegenheit für das Bildniß des Königs ausgegeben. Nun wird Olmers für den König gehalten und von der Familie und ihrer redseligen Frau Muhme auf lächerliche Art venerirt. Nachdem der Irrthum erkannt ist, stimmt die Familie ihre Meinung von Olmers um so mehr herab, als er es vornehm versäumt, sich in die kleinstädtischen Sitten zu fügen, jedem und jeder den gebührenden Titel zu geben ꝛc. Als er nun förmlich um Sabine anhält, beschließt der Familienrath, sie ihm nicht zu geben, sondern den bisherigen Bräutigam, Bau-, Berg- und Weginspectorssubstitut Sperling beizubehalten. Aber Olmers und Sabine verabreden in dessen Gegenwart in äquivoken Reden, die er nicht versteht, ein Rendezvous auf den Abend. Bei diesem werden sie ertappt, Sabinens Ruf ist dadurch compromittirt und es wird Olmers nun um so leichter, ihre Hand zu erhalten, als er jetzt mit einem Titel herausrückt, die Gunst, die er beim Minister genießt, gehörig geltend macht, dadurch den Bürgermeister aus einer Verlegenheit, in die er durch die Flucht einer Delinquentin gekommen ist, zu reißen verspricht und endlich der alten Großmutter, dem Vater und Onkel, sowie allen Frau Muhmen ihren Titel gibt und Jedem den altherkömmlichen Respect erweist.

Das Stück wurde ungeheuer beliebt, ohne daß es irgend Geist verriethe. Es faßt nur eine, und noch dazu ziemlich unschuldige Lächerlichkeit an der Kleinstädterei auf, die Titelsucht und Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten.

Im Allgemeinen ist an Kotzebue's Lustspielen der leichte Dialog,

Wahngestalt aber, wenn sie am dritten Tage wieder erstand, knüpfte ihre Erinnerung da wieder an, wo sie dieselbe vorgestern abgebrochen. — Dies ist nun ganz der Typus des Besessenseyns im Alterthum, durch die ganze Mittelzeit herauf bis zu den von Kerner und Eschenmaier beobachteten und kommentirten Teufeleien, nur daß hier meistens das Ergriffenseyn ein noch tieferes ist als bei jenem Mädchen, so daß einerseits im Anfall furchtbare Krämpfe eintreten, andernseits die fremde Persönlichkeit in der Regel ein unheimliches, dämonisches Gewand anzieht. Es ist dabei nicht auszuscheiden, wie viel bei dieser Dämonisirung auf Rechnung der psychischen Gewalt eines jeweiligen Aberglaubens kommt, und welchen Antheil der Umstand daran hat, daß offenbar alle diese heftigeren Seelenstürme naturgesetzlich übersinnliche Vorstellungen entbinden. So viel ist sichtbar: das Wesen und die Gestaltung der besitzenden Dämonen richtet sich nach den Vorstellungen der Zeit und des Individuums. Die Besessenen bei den alten Juden sind die Beute wahrer Teufel; Kerners Besessene werden von den irren, unseligen Geistern Gestorbener gequält, von Kapuzinern, Müllern, spitzbübischen Beamten, deren unmittelbare, miasmatische Abkunft von den Geistern der Seherin von Prevorst so evident ist, als auf diesem sonderbaren Gebiete nur immer etwas seyn kann.

Ein guter Geist, als sogenannter Führer oder Führerin, geht als stehende Gestalt fast durch allen tiefern Somnambulismus mit himmlisch erregten Gefühlen hindurch; wie aber Alles, in der Natur wie in der Seele, sich in Gegensätze spaltet, so kann auch im Somnambulismus das Seraphische mit dem Dämonischen schwankend wechseln oder selbst völlig ins Teuflische umschlagen. Dann wird jener Führer zum Teufel in der Hexenvision und im Besessenseyn zum tobenden unseligen Geist, der aufs Furchtbarste Gott lästert, flucht und tobt, und die arme Körperhülle der delogirten Seele aufs Gräßlichste in Krämpfen hin- und herwirft. In der Regel werden die übersinnlichen Naturen in der somnambülen Phantasie als etwas zu der eigenen Persönlichkeit Hinzutretendes, mit ihr Verkehrendes angeschaut; verdrängt nun aber der Dämon die Persönlichkeit völlig, so konstituirt dies eben die eigene Form des sogenannten Besessenseyns. Die mit allen diesen Zuständen vergesellschaftete Steigerung der Seelenkräfte gibt sich auch hier kund, und was wir bisher als dramatisches Element dieser

mancher gute Witz, eine meist natürliche Auffassung der Charaktere zu loben. Aber der Leichtsinn, mit dem er alles Ernste, Würdige und Heilige behandelt, kann nur Ekel erwecken. Und doch wagte er sich ins tragische Gebiet und wollte mit Schiller wetteifern. Aber seine ernsten Dramen: Octavia, Rudolf von Habsburg, Belg's Flucht, Bajard, Eduard in Schottland, Graf Benjowski ꝛc. ertränken den oft guten Stoff in empfindsamen Effekten und hochtrabenden Phrasen, hinter denen immer die Kotzebue'sche Gemeinheit hervorblickt. Wie er sich zur Romantik verstieg, davon noch später.

Burchard, Rechtsgelehrter in Rostock († 1787) schrieb unter dem Namen Roller zwei Schauspiele, die in Effekten mit Kotzebue's Stücken wetteifern.

Im Grafen von Santa Vecchia (1792) stellt er den zu jener Zeit berüchtigten Cagliostro und alle verwandten Mysterien und Charlatanerien an den Pranger und läßt den gesunden Menschenverstand und die Aufklärung einen glänzenden Sieg feiern. In der „Dichterfamilie" weiß er die Zuhörer durch das Elend eines verarmten Poeten fürchterlich zu rühren.

Joh. Ludwig Huber, Oberamtmann in Tübingen († 1800), gab schon 1751 Oden und Lieder, 1787 affectirte Reden mit Gott heraus, und schrieb 1791 das lüderliche Trauerspiel Zamira.

Eine Pest verheert Golkonda. Der König will seine einzige Tochter Zamira den Göttern zur Sühne opfern. Ihr Geliebter Mora raubt ihr nun eilig noch vor dem Opfermorgen die Eigenschaft der Jungfräulichkeit, als die unerläßliche Bedingung des Opfers, und rettet dadurch zwar sie, verfällt aber selbst der Todesstrafe. Zamira aber stirbt mit ihm.

Nächst Kotzebue wirkte hauptsächlich der pensionirte preußische Lieutenant Julius von Voß durch seine in allen Leihbibliotheken weitverbreiteten Schriften auf das Berliner und norddeutsche halbgebildete Publikum ein. Er schreibt zum Theil grob, unzüchtig und höchst gemein, aber seine längst verworfenen und vergessenen Romane sind der treueste Sittenspiegel seiner Zeit, zunächst der preußischen Corruption vor der Schlacht von Jena. Die zuerst von ihm geschriebenen „Begebenheiten eines schönen Offiziers, der wie Alcibiades lebte und wie Cato starb" (Berlin 1817), erschienen anonym, weil das Buch ein nur zu treues Bild des Berliner Offizierslebens vor der Schlacht von Jena enthielt und der Autor sich keinen Vorwürfen persönlich aussetzen wollte.

Der Held des Romans iſt der junge Herr von Sall, ein Standartenjunker von der Garde comme il faut, als Ideal einer ganzen in Berlin wohlbekannten Gattung von jungen lüderlichen Edelleuten in maleriſcher Uniform. Die Lieblinge des Hofes, ſpielten ſie die erſte Rolle bei allen Bällen, wurden von den vornehmſten Damen protegirt und zu Rathe gezogen, verführten junge Mädchen, feierten Orgien, verſchwendeten ungeheure Summen, machten eine Studienreiſe nach Paris, um das Schwelgen aus dem Grunde kennen zu lernen, und gaben öffentlichen Skandal durch Bubereien aller Art. — Der noch blutjunge Sall verführt, wie Faublas, ein junges Fräulein, indem er ſich, der noch Bartloſe, in Mädchenkleidern zu ihr ſtiehlt. Er verführt noch viele und läßt ſich verführen. Er übertrifft alle Nebenbuhler an Keckheit. Einmal wettet er, ohne Hoſen an Damen vorüberzureiten und thut es; wegen ſeinen hohen Stiefeln und des Küraſſierrocks ſieht man nur einen Streifen ſeiner Beine und merkt nicht, daß man bloß die Haut ſieht. Ein ganzes Heer von Mädchen und Frauen zieht an ſeinem Triumphwagen. Wie dem Don Juan ſind ihm alle recht, Groß und Klein, Prinzeſſin und Kammermädchen. Dafür bekommt er frühzeitig die Gicht. Der lange Frieden erlaubt kein Avancement. Als endlich der Krieg ausbricht, wird er gleich anfangs gefangen. Dieſe Demüthigung und das frühzeitige Schwinden ſeiner Kräfte machen ihn ſchwermüthig und er ſchießt ſich eine Kugel vor den Kopf.

Wie Voß hier die Offiziers- und Adelswelt, eben ſo meiſterhaft, wenn auch mit ariſtophaniſcher Freiheit, ſchildert er die tiefere Schicht in den „Begebenheiten einer Marketenderin mit ihren kritiſchen Anſichten der Feldzüge von 1806 und 1807“. (Berlin 1809.)

Die Heldin Veronica iſt Tochter einer Kupplerin in Weimar, im Bordell geboren und erzogen, aber angeflogen von der Geiſtigkeit der Stadt und ihrer poetiſchen Koryphäen. Ihre Mutter kommt ins Zuchthaus und zuletzt an den Galgen. Sie ſelbſt wird Magd und verliebt ſich in den Schuſterlehrling Samuel, dem ſie (immer auf dem Abtritt) äſthetiſche und philoſophiſche Bildung beizubringen ſucht. Ein alter Vormund, der ſich in ſie verliebt hat, wird von Samuel durchgeprügelt, weßhalb dieſer letztere fliehen muß. Er wird Soldat. Seine äſthetiſche Bildung zieht ihm Spießruthen zu. Veronica folgt ihm und will ihn heirathen, aber ihre Trauung wird ſtets geſtört. Sein Oberſt ſtellt ihr nach, aber ſie rettet ſich vor ihm, indem ſie ihn bittet, erſt ſeine Stiefel auszuziehen, und ihn dann mit den Beinen und den halb ausgezogenen Stiefeln zappeln läßt und davonläuft. In der Schlacht bei Jena kommt ihr Samuel um. — Ein Wundarzt Wolf nimmt ſich ihrer an und heirathet ſie. Auf der Flucht bekommt ſie einen Schuß in den Theil, der ſie der Venus Kallipygos ähnlich macht, und wird von ihrem kundigen Gatten geheilt, verliert ihn aber durch den Tod. Ein Kanonier ſchützt ſie vor der Brutalität anderer Soldaten und wird ihr dritter Mann, fällt aber auch.

Ein italienischer Offizier, in dessen Gewalt sie geräth, macht ihr die zarteste Liebeserklärung, stößt sie aber kalt wieder von sich, als er entdeckt, sie sey ein Weib und kein — Jüngling. Ein Herrnhuter hilft ihr, heirathet sie, berührt sie aber nicht und geht in einem Schiffbruch unter. Nach der blutigen Schlacht bei Eilau wird sie von einem Kosaken ausgeplündert und mit Gewalt geheirathet. Er frißt sich aber beim Hochzeitsschmause zu Tode und sie flieht. Der junge schöne Pole Boleslaw verliebt sich in sie und heirathet sie, gibt sich aber im Brautbett als — Weib zu erkennen. Beide werden arretirt und sollen sterben, als Samuel wieder erscheint und sie rettet. Sie wird nun für immer seine Gattin und ihre übrigen Männer, die sich alle ebenfalls wieder einfinden, werden auf andere Art abgefunden.

In dieser plebejischen Manier, die alles sagt und das Gemeinste und Widrigste der Wirklichkeit wie in einem holländischen Schmutzgemälde ohne Scheu ausmalt, schrieb J. v. Voß auch sein Schauspiel „die Liebe im Zuchthause", worin aller Gemeinheit ungeachtet mehr Menschenkenntniß und Witz vorkommt, als in mancher kostbaren Jambentragödie.

Voß schrieb, weil seine ersten Romane Glück machten, noch mehrere dergleichen, die Geschichte eines österreichischen Partheigängers, eines Husarenoffiziers, einer Uhlanenbraut, einer französischen Marketenderin, alle aber minder originell. Dagegen ist seine kleine Erzählung von Herrn von Schiewelbein vortrefflich.

Dieser Schiewelbein ist ein dummer Junge, aber von Adel und wird protegirt, so daß er mit all seiner Dummheit von Stufe zu Stufe immer höher steigt bis zum General und Gesandten. Auch ein nur zu wahres Spiegelbild der Zeit, wie die Commandanten der preußischen Festungen in den Jahren 1806 und 1807 bewiesen haben.

In dem Roman „die Flitterwochen" (1818) behandelt Voß nicht ohne Geist den Leichtsinn der damaligen Berliner in Bezug auf Ehe und Ehescheidungen.

Herr von Edenthal, ein sentimentaler Bräutigam, feiert mit seiner ebenso sentimentalen Braut Julie eine ganz eigenthümliche Hochzeitsfeier und nachher höchst romantische Flitterwochen, indem er mit ihr auf einer einsamen Insel halb nackt im reinsten Unschuldsstande zubringt. Aber diese Phantasterei nimmt ein übles Ende. Das zärtliche Paar findet sich nach und nach langweilig, entdeckt hinter dem theatralischen Schein eine gemeine Wirklichkeit, ekelt sich, erzürnt sich und scheidet sich.

Die Unnatur des Comödianten- und Literatenthums, seine innere Lüge, die Frechheit, mit der es auf das Publikum speculirt, auch diese

Corruption wurde von J. v. Voß meisterhaft dargestellt in seinem Lustspiel „Künstlers Erdenwallen".

Ein Paar junge Leute vom Lande hoffen in der Stadt hohe Kunstgenüsse und halten jeden Dichter und Künstler für ein Menschheitsideal. Da geräth der junge Mann an eine in allen Intriguen abgehetzte Sängerin, das junge Mädchen an einen abgeseimten Tagesschriftsteller, werden von denselben ausgebeutet und merken endlich ihre Täuschung.

Die übrigen zahlreichen Romane und Erzählungen dieses Autors enthalten viel Frivoles, aber auch Pikantes.

In seiner „Tausend und einen Nacht" kommt eine Erzählung vom Pfeile vor, deren geniale Obscönität nur von Rabelais und Aristophanes übertroffen wird. In dem Roman „die Flöte" bekennen Bräutigam und Braut höchst schüchtern jedes, schon ein uneheliches Kind zu haben, als sie die überraschende Entdeckung machen, es sey nur ein einziges, dasselbe, und zwar ihr beiderseitiges Kind. Im „Don Vigo und Donna Cajetania" machen Bräutigam und Braut eine noch seltsamere Entdeckung, nämlich, daß er ein Mädchen und sie ein Jüngling ist. Im „verwünschten Prinzen" wird ein etwas übermüthiger Prinz durch weise Verkehr gebessert, indem man ihn in eine Verschwörung verwickelt, einkerkern, entfliehen, in der Noth Rekrut werden läßt und in harte Zucht nimmt, bis er reif genug ist, um die Wahrheit zu erfahren und von seiner Pein erlöst zu werden.

Einem guten Theil dessen, was Julius v. Voß geschrieben hat, wird im nächsten Jahrhundert dieselbe Ehre widerfahren, die dem Simplicissimus in unserem widerfuhr, und er verdient es. — Sein sehr schwacher Nachahmer in Bayern war Adolf v. Schaden, der mit seinen Blumen- und Fischermädchen, seiner Leipziger Jungemagd, seinem deutschen Don Juan ꝛc. kein Glück machte, obgleich ihn Voß bevorwortete.

Einer der gelesensten Romanschreiber war damals auch Gustav Schilling, dessen erster vierbändiger Roman „Guido von Sohnsdorn" 1791 erschien.

Guido ist ein sächsischer Cavalier und Offizier, ein Alcibiades, in den alle Damen sich verlieben, der wüthend eifersüchtig wird, als er erfährt, seine Geliebte Julie sey Maitresse des Fürsten, alsbald einen Mord begeht, ins Gefängniß kommt, bald aber selbst deren Beispiel nachahmt und das Leben genießt ohne alle Rücksicht auf Moral. Als er endlich die schöne Emilie heirathet, langweilt ihn diese bald und er stürzt sich in neue Abentheuer ꝛc. Das Ganze ist eine rohe Kette von Schäferstunden, Mord und Kerkerscenen. Die Damen reden und handeln alle wie in einem Bordell.

Derſelbe Verfaſſer hat noch eine große Menge Romane verwandten Geiſtes geſchrieben, die in den Geſammtausgaben von 1810 und 1828 ſich auf 50 Bände beliefen. Er war ſächſiſcher Offizier und ſpiegelt neben dem Preußen Julius von Voß am beſten die damalige Lüderlichkeit des Offizierslebens. Inzwiſchen ſteht er tief unter Voß.

Der thüringiſche Forſtrath Karl Gottlob Cramer, von deſſen politiſchen und Ritterromanen wir ſpäter handeln werden, ſchrieb auch viele Romane von der lüderlichen Art. Seine Schriften waren ſehr beliebt und durch die Leſebibliotheken verbreitet. Beſondern Ruf erlangte ſein deutſcher Alcibiades (1802).

Albert, ein junger Graf, wird von allen Mädchen und Frauen geliebt und liebt immer ein Paar zu gleicher Zeit. Dabei renommirt er entſetzlich mit Thatendrang und Tugend und will ein großer Mann werden. Das wird er auch, Feldherr und Fürſt, derweil er immerfort zugleich liebt. Faſt immer hat er zwei um ſich. Seine Gemahlin Riſa und ſeine Geliebte Julie theilen ſich in ihn. Eine dritte, die ihn mit tödtlicher Eiferſucht verfolgt, Gräfin Thereſe, verwundet ihn durch einen Piſtolenſchuß, wird aber von einem ſeiner Jäger mit dem Hirſchfänger „wie eine Sau“ abgefangen und muß ſterbend ſehen, wie er vor ihren Augen ſeine Riſa küßt und ihrer ſpottet. Alle Teufel, Donnerwetter und die gemeinſten Schimpfwörter aller Art erfüllen den Roman.

Als Anhang dazu ſchrieb Cramer den Hermann von Nordenſchild. Nicht beſſer iſt ſein Roman „der Glückspilz“.

Ein gewiſſer Fritz, junger Gehülfe eines alten Verwalters, wird von deſſen junger Frau Dorchen verführt; der Alte ertappt ſie einmal im Ehebruch, läßt ſich aber nichts merken und ſchickt einfach den jungen Menſchen fort. Fritz hat noch eine zweite Liebſchaft mit Lottchen, einem hübſchen Mädchen in der Nähe, und kommt nach einiger Zeit glücklich zurück und heirathet ſie, während Dorchen, die mit ſeinem Nachfolger ebenfalls gebuhlt hat, von demſelben ſchändlich beſtohlen wird. Die lockerſten und ſchlechteſten Sitten werden in dieſem Roman als etwas, was ſich von ſelbſt verſtehe, vorausgeſetzt. Doch iſt der Charakter des üppigen Weibes kräftig und ſehr wahr gezeichnet.

Aehnlich iſt Cramers „Freiherr von Rubin“.

Adolph iſt der Sohn eines Marſchalls, der im Kriege großen Ruhm erwirbt. Adolph ſelbſt aber dient nicht als Soldat, ſondern iſt nur ein im Irrgarten der Liebe herumtaumelnder Cavalier, ermordet den Bruder ſeiner geliebten Louiſe und indirekt auch ihren Vater, weil dieſer aus Schrecken an einem Schlage ſtirbt. Das hindert Louiſen nicht, ihn aufs zärtlichſte, ja luſtigſte zu lieben. Als ſie aber ſeine Frau iſt, buhlt ſie gleich wieder mit einem

Baron, den er ebenfalls niederschießt. Sie stirbt aus Gram, er heirathet eine andere und wird glücklich. Sein Freund Albrecht, an den er alles schreibt, was ihm widerfährt, erschießt seinerseits die ihm untreu gewordene Henriette. Toller Roman in der gemeinsten Sprache. Die vornehmsten Leute reden beständig per Kerl und fluchen und schimpfen.

Die größten Frivolitäten findet man in Cramers Raserein der Liebe (1801), lauter kleine verbuhlte Erzählungen.

Julius, Graf von Soden, preuß. Gesandter beim fränkischen Kreise in Nürnberg, schrieb viele Schauspiele. Eines seiner frühesten und das am meisten phantastische ist seine Aurora von 1790.

Als die natürliche Tochter eines Königs ist Aurora ein Kind der Liebe und will ihr ganzes Daseyn nur der Liebe weihen. Zu dem Behuf sucht sie sich einen gewissen Antonio, einen schönen, aber etwas einfältigen und wundersüchtigen Offizier aus, erscheint ihm bei einer Geisterbeschwörung als Satan verkleidet und bietet ihm alle möglichen Wege zum Glück an, die er alle ausschlägt, endlich die Liebe, die reinste, idealste, beseligendste Liebe. Diese wählt er. Da verschwindet Satan und unter seiner schwarzen Hülle erscheint die himmlisch schöne Aurora, die sich nun für ein bloß geistiges Wesen, für das Geschöpf seines bloßen Wunsches ausgibt und diese phantastische Rolle mit vieler Anmuth durchspielt, bis er endlich merkt, daß sie von Fleisch und Bein und eine Prinzessin ist.

In der „Macht der Wallungen" 1791 ist es eine Lina, die den in sie verliebten Prinzen durch Moralpredigten zur Tugend zurückführt. Im „neuen Timon" bleibt eine Leonore, obgleich ein Fürst sie liebt, ihrem von Allen verlassenen Geliebten treu. „Laura" wird in dem Augenblick von einem Prinzen entführt, in dem sie Nonne werden soll. „Schah Sadi" ersticht sich aus purer Großmuth, um die schöne Alma sammt dem Reiche ihrem Geliebten Almansor zu überlassen. „Franz von Sickingen" vermählt aus Empfindsamkeit und Liberalismus seine einzige Tochter einem armen Hirten. Dergleichen überspannte Großmuth kehrt noch öfter in Sodens Stücken wieder. Er wagte sich auch in Trauerspielen an Medea, Kleopatra, Virginia, Heinrich IV., Inez de Castro, Anna Boley, Pizarro ꝛc., bleibt aber überall zu empfindsam. Die ganze Kotzebue'sche Lüderlichkeit kehrt wieder in Sodens „Emmi oder die zerbrochenen Eier", einer Idylle in Hexametern wie Göthe's Dorothea, Voſſens Louise ꝛc.

Emmi ist ein naives Schweizermädchen. Im Jahr 1814 kommen Kosaken ins Quartier. Edmund, ein schöner Kosakenoffizier, verliebt sich in Emmi;

und als ſie einmal mit einem Korb Eier zu Markte geht, kommen ſie in einen zärtlichen Conflikt, daß die Eier zerbrechen. Der Koſak muß weiter ziehen und vergißt das kleine Abentheuer. Emmi aber wird guter Hoffnung. Ihr Vater, anſtatt böſe zu werden, tröſtet ſie (S. 109):

Emmi, verloren iſt deine jungfräuliche Ehre,
Doch nicht die Unſchuld, ich fühl' es, Er raubte dir jene,
Dieſe konnt' er nicht rauben.

Zufällig kommt Kathinka, Edmunds Braut, die ihm nachreiſt, in dieſelbe Gegend, erfährt was vorgegangen und beſchließt, Edmund zu Gunſten Emmi's zu entſagen. In Straßburg, wo Kathinka ihren Bräutigam wiederſehen ſoll, ſetzt ſie ihm am Oſterfeſt ein großes Oſterei vor, und als er es neugierig öffnet, findet er darin ſein und Emmi's Kind. — Ganz gegen das in ihr liegende frivole Motiv iſt dieſe Idylle nicht im ſatiresken Styl mit humoriſtiſcher Laune geſchrieben, ſondern im empfindſamſten Ernſt.

August Friedrich Ernſt Langbein, ein geborner Sachſe, aber als Cenſor in Berlin angeſtellt, war lange Zeit beliebt durch ſeine zahlreichen Schwänke und komiſchen Erzählungen, in denen er, noch in Gellerts und Wielands Manier, altdeutſche, italieniſche und franzöſiſche Stoffe behandelte. Er ſchrieb dieſe kleinen Sachen abwechſelnd in Verſen und Proſa. In einem größern Roman „Thomas Kellerwurm" von 1806 wetteifert er mit Julius von Voß.

Der Held iſt ein Major von Pampel, ein dicker Falſtaff, zubenannt der Kellerwurm, weil er ſchrecklich viel trinkt. Wie ſehr er bramarbaſirt, iſt er doch feig und während er bei einer nächtlichen Affaire ſich ins Heu verkriecht, zieht ſeine zärtliche Freundin, die Marketenderin Gertrud Schnick, ſeine Kleider an und ſiegt für ihn, fällt aber, als ſie dieſen Kleidertauſch zum zweitenmal unternimmt, und ſeine Schande kommt an den Tag.

Die kleineren Erzählungen und erzählenden Gedichte erſcheinen unter vielen Titeln als: Schwänke, neue Schwänke, komiſche Erzählungen, Märchen, Jocus, Novellen, Herbſtroſen, Talisman gegen die Langeweile, Zeitſchwingen, Feierabende, kleine Romane, Gedichte. Sie ſind zuweilen arg frivol, im Ganzen aber iſt darin viel Geiſt und echter Witz, weil ſie faſt alle älteren guten Quellen entnommen ſind. Was Langbein ſelbſt erfunden hat, iſt durchgängig ſchwächer, doch zuweilen recht heiter, wie er denn auch beliebte Geſellſchaftslieder dichtete, z. B. „Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen". — „Magiſter Zimpels Poſt- und

Brautfahrt", die beste und auch berühmteste Erzählung von Langbein, erschien im Becker'schen Taschenbuch auf 1813.

Der Magister erzählt selbst, wie er in Gimpelwalde als dritter Lehrer angestellt, durch ungeschickte Höflichkeit beim Jubelfest des Superintendenten Allen zum Spott geworden sey. Indem er nämlich den Superintendenten beglückwünscht, stieß er mit dem Allerwerthesten den Bürgermeister auf den Bauch, und indem er sich wieder umwandte, trat er den Justizamtmann auf den gichtischen Fuß. Dann bei Tafel stieß er eine Baumtorte um ꝛc. Da er nun von allen Damen des Orts verhöhnt wurde, wollte er sich eine Braut in der Residenz suchen und setzte sich auf die Post, fand aber die Zukünftige schon im Postwagen, nämlich eine junge hübsche Wittwe. Bei einem Sturz aus dem Wagen zersprengte er sich die Beinkleider und verwundete sich leicht an der Stirne. Die Wittwe verband ihn mit einem Tuch. Der Hosen wegen mußte er auf der Station zurückbleiben. Dann traf er mit einem Heer von Studenten zusammen, die ihn foppten. Einer derselben kleidete sich als Mädchen und lockte ihm eine Menge lächerlicher Höflichkeiten ab, zog aber nachher eine Tabackspfeife hervor und demaskirte sich. Kaum diesem Hohngelächter entgangen, traf Zimpel auf der Weiterreise mit einem grimmigen Förster zusammen, der die Wittwe auch liebte und ihr nachreiste. Dieser erkannte das Tuch, nahm es dem armen Zimpel ab und ließ ihn arretiren, als wisse er von der Vermißten oder habe sie wohl gar ermordet (weil Blut an dem Tuche war). Da erschien die Wittwe selbst wieder, auf der Rückreise, befreite ihn und wurde seine Braut. — Der Ton dieser Erzählung ist sehr launig, und Zimpel bleibt trotz aller Lächerlichkeit liebenswürdig.

Im Style der Langbein'schen Schwänke, aber ungleich frivoler schrieb unter dem Namen Althing Professor Christ. Aug. Fischer in Mainz im Anfang unseres Jahrhunderts viele erotische Erzählungen (Dosenstücke, der Hahn mit neun Hühnern, Hannchens Hin- und Herzüge, Geschichte der sieben Säcke ꝛc.). Dieser Classe gehörten auch schon die „Natürlichkeiten" des Freiherrn von Goltz (1798) an, und dessen „Gedichte in Grecourts Geschmack" (1771). Mit welcher Speise man das Publikum damals labte, mag aus folgenden Titeln von aus den Leihbibliotheken ausgelesenen Romanen hervorgehen: Christinchen in tausend Gefahren oder Mutter und Tochter im Kindbett (1806), Cölestinens Strumpfbänder (1805), Röschens Verlegenheiten, Gustchens Geschichte oder so mußte es kommen, um Jungfer zu bleiben (1805), Mariannens Schäferstunden (1801), Nonne und Aebtissin im Wochenbett (1797), das wunderthätige Unterröckchen (1800), das Unterröckchen, wie es seyn soll;

Felix mit der Liebesgeige, Julchens Schwachheiten, Guſtavs Verirrungen, die Honigmonate, acht Probenächte ꝛc.

Anton Wall (der eigentlich Chriſtian Lebrecht Heyne hieß und zu Hirſchberg im Vogtlande privatiſirte) ſchrieb neben jetzt vergeſſenen Kriegsliedern dramatiſche Kleinigkeiten und einige Romane, die bekannter gewordenen „Baggatellen“, die einige Luſtſpiele, Erzählungen und Anecdoten enthalten, doch auch nur von geringem Werth.

Die Findung eines Strumpfbandes iſt artig erzählt. Witzig auch das Gaſtmahl eines toleranten Oberprieſters, der ſechzig Prieſter von eben ſo viel verſchiedenen Sekten bei ſich tafeln läßt im „herzlichen Einverſtändniß“. Sentimental iſt die Geſchichte einer Dame, welche, zur Heirath gezwungen, ihren Mann haßt und flieht, bis ſie ſich beim Anblick ſeines Portraits und indem ſie hört, auf welche ihm zur Ehre gereichende Weiſe er ein Auge verloren habe, ſich plötzlich in ihn verliebt.

Albrecht, Arzt in Altona, ſchrieb 1789 den Roman „Lauretta Piſana“, der dreimal aufgelegt wurde,

die Geſchichte einer eiteln Buhlerin, welche durch Pfaffen verführt, immer tiefer ſinkt, bis ein edler Engländer ihr ſittliches Gefühl wieder erweckt, worauf ſie in ein Kloſter geht.

Sehr viele Romane hatten berühmte Buhldirnen und fürſtliche Maitreſſen zum Gegenſtande. Eigenthümlich war dabei das Idealiſiren der Buhlerinnen. Schiller in ſeiner bürgerfreundlichen Lady Milford hatte den Ton angeſchlagen. Maitreſſen, die ihre Fürſten zum Guten lenkten, und aus dem Laſter eine Tugend machten, wurden in Romanen und Schauſpielen beliebt. Auch glaubte man in dem Vagabundenleben von Buhlerinnen niedrigſter Extraction das Romantiſche ganz nahe in der eignen Heimath zu beſitzen und gleichſam neu zu entdecken. Daher nicht nur fürſtliche Maitreſſen und Schauſpielerinnen, ſondern auch gemeine Bettlerinnen zu Romanheldinnen erhoben wurden. Alle fürſtlichen Celebritäten dieſer Art aus älterer und neuerer Zeit kamen in deutſche Romane. Eben ſo Italienerinnen, Lauretta Piſana, Bianca Capello ꝛc. Selbſt noch lebende deutſche Maitreſſen, wie die Gräfin Lichtenau, Diana, Berlins erſtes öffentliches Mädchen (1794), Jettchen Schönthal, die ſchönſte Buhlerin ihrer Zeit, Galanterien von Wien, Berlin ꝛc., Adelma, die Fürſtenbuhlerin (1805), Eliſe, die Buhlerin (1804). Amalie, die ſchöne Solotänzerin. Eliſe oder Bekenntniſſe einer Buhlerin. Die dreifache

Friederike, glückliche Schauspielerin ꝛc. Goldchen, das Zigeunermädchen. Hannchen, die schöne Schinderstochter. Rosa, das Bettlermädchen. Das Schleifermädchen. Selma, das Mädchen vom Hundsrück.

Clauren (eigentlich Karl Gottlieb Samuel Heun), geheimer Hofrath in der preußischen Staatskanzlei, später beim Postwesen, kam Kotzebue am nächsten. Er schrieb eine ungeheure Menge Novellen und Romane, auch einige Schauspiele, die vom Berliner Publikum eben so verschlungen wurden, wie früher die Sachen Kotzebue's und aus demselben Grunde, weil sie zugleich frivol und sentimental waren, und sich gerne zum Gemeinen hinabließen. Er löste Kotzebue nur ab. Seine Epoche fällt in die Jahre 1815—1825.

Die Hauptsache bei Clauren ist das Kokettiren mit Unschuld und Naivetät, zu keinem andern Zweck, als um lüstern zu machen. Sein Meisterstück in dieser Art ist die Erzählung „Mimili".

Ein preußischer Offizier macht nach der Einnahme von Paris eine Erholungsreise in die Schweiz, bewundert die Schönheiten des Lauterbrunnerthals und findet auf einer Alpe ein Wundermädchen, die schöne Mimili, die mit der vollen Naivetät des Bauernmädchens eine hohe Bildung, Bücherkenntniß, Clavierspiel ꝛc. verbindet. Ihre Alpenhütte ist voll von Kupferstichen und Prachtbänden und sie macht ihrem Gast eine Limonade von Ananasscheiben. Kurz Dame und Alpenmädchen sind hier eins. Natürlich ist der Ritter gleich bis über die Ohren verliebt und Mimili läßt ihn gewähren, bietet ihm die volle Brust, damit er von einem daran steckenden Erdbeerstrauch die Beeren mit den Lippen abpflücke, setzt sich auf seinen Schoß, läßt ihn sogar bei Nacht zu sich. Das Ende ist dann eine glückliche Heirath. — Wer die Alpenwelt kennt, weiß, daß es keine Mimili gibt, oder daß die geputzten Dirnen, die auf den Alpen Fremde à la Mimili locken, nur Hetären sind. Clauren aber erreichte seinen Zweck, indem er den verdorbenen Berlinern den wollüstigsten Reiz vorspiegelt, den das Comfortable einer Residenzdame mit dem Unschuldsreiz und der Naturfülle der Alpen vereinigt darbieten können.

Daneben viel Rührung. Clauren kokettirt auch gern mit der Armuth, wie Kotzebue. In dieser Art ist sein Hauptwerk ein Lustspiel „der Bräutigam aus Mexiko".

Don Alonso Montequilla, Erbe von vielen Millionen, kommt aus Mexiko um sich in Deutschland eine brave Frau zu suchen. An eine gräfliche Familie auf dem Lande gewiesen, findet er in derselben zwei durchaus verzogene und verbildete Comtessen Töchter, in der Nähe aber ein liebes unschuldiges schönes Kind, das arme Suschen, das ihre Mutter mit ihrer Händearbeit ernährt.

Erſcheinungen bezeichnet haben, tritt hier in merkwürdiger Prägnanz auch plaſtiſch auf. Aus dem Menſchen ſpricht jetzt eine ganz fremde Perſon, der Dämon, und zwar mit überraſchender Poeſie. Die Seele iſt gleichſam ganz Mime geworden, der ſeine ſelbſt komponirte Rolle mit furchtbar wahrem Ton und ſchauderhaft ſicherer Geberdung, dem angenommenen Charakter gemäß, abſpielt. Wenn es kein Luftſpringer auch nur entfernt dem Veitstänzer nachthut, ſo vermag kein Schauſpieler den zähneknirſchenden Grimm der Gotteslästerung, den ſchneidenden Hohn des hartgeſottenen Sünders, das teufliſche Lachen der unmächtigen Wuth mit ſo ergreifender Wahrheit zu geben, als die arme Seele eines unwiſſenden Weibes, das außer dem Leben und den Thaten Hanswurſts nie eine dramatiſche Vorſtellung geſehen und von der ungemeinen Kraft unſerer Heldenſpieler auf Hoftheatern gar keine Vorſtellung hat. — Auch dieſe merkwürdigen Aeußerungen der inſtinktiv künſtleriſchen Seele laden zum ernſten Nachdenken über Weſen und Grund aller Kunſt ein; aber diejenigen verläumden geradezu die menſchliche Natur, welche des ſchwachmüthigen Glaubens ſind, daß bei dieſen ſchauderhaften Dramen ein objektiver Dämon der Einbläſer ſeyn müſſe. — Was wir oben bei der Geiſtererſcheinung von der ſeltſamen Form geſagt haben, in welche die nach Heilmitteln ſuchende Seele den Heilungsprozeß einkleidet, findet auch hier ſeine Anwendung; nur iſt die Transpoſition noch baroker, indem der Dämon das geiſtliche Beruhigungsmittel perhorreſcirt und doch immer wieder die Adminiſtration deſſelben herausfordert.

Man kann es ausſprechen: Alles Geiſter-, Zauber- und Hexenweſen aller Zeiten beruht auf der natürlichen Anlage der Seele, in die bisher geſchilderten Zuſtände verſetzt zu werden, und auf den künſtlichen Mitteln, dieſelben hervorzurufen oder zu ſteigern. Von dieſen Mitteln haben wir jetzt etwas zu ſagen, und es werden ſich Bemerkungen zu einiger Vervollſtändigung der bisher ſkizzirten Bilder einflechten laſſen.

Manchen narkotiſchen Subſtanzen kommt die Eigenſchaft zu, daß ſie, innerlich oder in Räucherungen angewendet, nicht nur das Hirn überreizen, und vor der Betäubung, welche beim übermäßigen Gebrauch des Mittels eintritt, die wildeſten Phantaſieen entbinden, ſondern auch wirkliche Hallucinationen und Viſionen

Nachdem er seinen Hofmeister für sich selbst, sich aber nur für einen Diener ausgegeben, und in dieser Verkleidung die Herzen geprüft hat, entscheidet er sich, das arme Suschen zu heirathen, und die ihn kurz vorher noch mit schlichten Kartoffeln im Pelz traktirt, wird eine Millionärin. Die Wonne dieses Glückswechsels ist bis zum Ekel ausgebeutet und Plutus ist hier Stellvertreter des Amor, wie aller Musen und Grazien.

Wer die übrigen süßen Lieschen, Liesli und Elsi, Molly, das Christpüppchen, das Dijonröschen, das Mädchen aus der Fliedermühle, die unterirdische Liebe, die Rutschpartie ꝛc. genauer kennen lernen will, wird sie noch in allen Leihbibliotheken finden.

Einer der fruchtbarsten Romanschreiber war Fr. Aug. Schulze in Dresden, der unter dem Namen Laun seit 1790 eine Menge Romane und Erzählungen herausgab. Er neigte zum Romantischen und gab mit Apel das reichhaltige Gespenster- und Wunderbuch heraus. Seine meisten Romane bewegen sich aber im modernen Leben und sind harmlose, unbedeutende Familien- und Liebesgeschichten: „Heirathshistorien, die Gevatterschaft, Kleinstädtereien, Brautproben, der große Mann in Liebesnöthen, Verlegenheiten, die Stiefmutter, die Handschuhe ꝛc.“

Karl Ludwig Woltmann, Professor in Jena, dann Geschäftsträger des Kurerzkanzlers in Berlin und in den Adelstand erhoben, schrieb Geschichtsbücher, nicht ohne Geist, aber flüchtig, und einen diplomatischen Roman „Memoiren des Freiherrn von S—a“ (1815), woran seine Frau Karoline mitgearbeitet haben soll. Man erkennt hieraus den parvenue, den bürgerlichen Diplomaten, der um jeden Preis den Adeligen spielt und selbst das Frivolste nur affectirt. Aber der Roman enthält gute Schilderungen aus der Zeit.

Der Verfasser kommt nach Berlin, im Anfang des Jahrhunderts. Die damaligen Diplomaten werden charakterisirt, Haugwitz, Hardenberg, Johannes Müller, Woltmann selbst. Sehr gut wird die damalige Confusion vor und nach der Schlacht bei Jena geschildert. Der Verfasser hat sich inzwischen in die schöne, geistreiche Gräfin Rosamunde verliebt, der er bei der Flucht aus Berlin den Koffer packen hilft. Er findet sie in Prag wieder. — Im zweiten Theil erzählt ein italienischer Marchese seine diplomatischen Abentheuer, und schildert mit südlicher Sonnengluth seine geheime Liebe zu der Gräfin Agnes, die an einen alten Geizhals vermählt gewesen, als Wittwe von dem Fürsten geliebt wird, an dessen Hofe er beglaubigt ist, die aber nur ihn, den Marquis liebt. Er belauscht sie, wie sie sich auskleidet, bei Nacht am Fenster.

Er wird endlich von ihr aufgenommen und staunt, daß sie noch eine Jungfrau ist. Gut ist die Schilderung der geheimen Liebe während einer großen Hoftrauer. Die Liebenden werden getrennt, der Marquis muß schnell verreisen. — Im dritten Theil findet der Marquis Agnes auf ihrem schönen Landgut wieder, auf dem sich auch der Fürst einfindet, aber durch seine gleichfalls angelangte Gemahlin neutralisirt wird. — Der Verfasser ist wieder in Berlin, schildert abermal den Hof, Blücher, Scharnhorst, die Leichenfeier der Königin Louise. Er ist mit Rosamunde vereinigt und verläßt die diplomatische Laufbahn, um einzig dem Glück seiner Liebe zu leben. Agnes kommt nach Berlin und ihr Marquis schreibt; auch er entsagt dem Dienst, auch dieses zweite Pärchen will ungestört sein Glück für sich genießen.

Hieher gehören auch die französisch geschriebenen Memoiren des Grafen Alexander v. Tilly, der alle Weiber verführte, ein Don Juan und Casanova zugleich. Vgl. über ihn das Ausland 1828 Nr. 264.

Christian Ernst, Graf von Benzel-Sternau, in der Rheinbundzeit Minister des Fürsten Primas, schrieb eine große Menge von Romanen, worin die Schwärmerei des Herzens, unmittelbar in die Blasirtheit des Weltmanns übergehend, dem Leser nur Aufregung und ein schmerzliches Unbehagen zurückläßt. In seinen spätern Erzeugnissen tritt die Empfindsamkeit zurück und eine mehr heitere Ironie und Satire wird vorherrschend. Am berühmtesten ist sein vierbändiger Roman „das goldene Kalb“ von 1802.

Onkel Klarenfeld erschließt seinem Neffen Alfred die Geheimnisse seines Pultes, vier weibliche Porträts von großer Schönheit und eine Anzahl alter Papiere unter einem kleinen Bilde des goldenen Kalbes. Die Papiere enthalten des Onkels unglückliche Liebesgeschichten. Das erste Porträt ist das Purpurinens, die er als ihr Bräutigam mit einem Andern im Bade überrascht. Das zweite gehört der geheimnißvollen Bella William an, einer Engländerin, die als sein Schutzgeist in männlicher Tracht nur unter der Bedingung mit ihm reist, daß er sie nie an ihr Geschlecht erinnere. Unter ihren Augen verliebt er sich in die reizende Zoë (das dritte Porträt), aber auch sie findet er untreu. Vergebens bestürmt er Bella um ihre Liebe, sie trennt sich von ihm für immer. Aber in der feenhaften Hulda, die eine Insel der Glückseligkeit bewohnt, wohin jeder Arme und Bedrängte flüchtet, findet er reichen Ersatz. Schon ist sie seine Braut, da wird sie ihm entführt und er findet nur spät ihr Grab wieder. Der Sinn ist: die Welt wird vom Eigennutz regiert, alles betet das goldene Kalb an, zarte Jünglinge und Mädchen allein erheben sich über diese Gemeinheit, deren Opfer sie zuletzt werden müssen. — Das Ganze

wäre nicht übel erdacht und insbesondere die Zwittererscheinung Bella's reizend, wenn nicht der Verfaſſer ſo gar breit und geiſtlos ſchriebe.

Benzel-Sternau ließ dem goldenen Kalbe nun noch mehrere Werke nachfolgen „aus dem Klarfeldſchen Archive", worin er ſeine Lebensweisheit weiter entwickelt. Darunter iſt „Proteus oder das Reich der Bilder" 1806 das beſte, „Morpheus" das ärmlichſte.

Proteus zeugt mit der Wahrheit eine Menge Kinder, Fabeln, Allegorien, Parabeln ꝛc. Solche nun enthält das Buch. Einige Fabeln ſind gut erdacht, ſinnig und fein, z. B. S. 37. Einige Trauerweiden werden beim Geſang der Nachtigall tief gerührt, indem ſie dabei an die Heimath ihrer Vorfahren, Babylon denken, der ſie für immer entriſſen ſind. Die Nachtigall aber ſpottet ihrer, daß ſie im Genuß der ſchönen Wirklichkeit und im heitern Lenz ſich ſo unnütze Sorgen machen. S. 65 Zeus ſchuf die Sonne und als ſie aufging, fiel ein Wiederſchein ins Meer und in den Orkus. Da wurde Neptun neidiſch, wollte auch ſo etwas Schönes ſchaffen und ſchuf die Fata Morgana, und auch Pluto wurde neidiſch und ſchuf das Mondlicht. S. 123. Die Elſter ſtiftete allerlei Uebel, wobei ſie die ſchwarzen Federn herauskehrte; wurde dann geklagt, ſo ſagt ſie, der Rabe habe es gethan; geſchah aber durch den Schwan etwas Gutes, ſo kehrte die Elſter ihre weißen Federn vor und ſagte, ſie habe es gethan. S. 155. Die Gans producirte ſich im Gehen, Fliegen und Schwimmen und ſang dazu, hielt ſich daher für eine große Virtuoſin.

„Der ſteinerne Gaſt" (1808) iſt ohne Zweifel die mit dem meiſten Geiſtesaufwand hervorgebrachte Schrift des Grafen, aber eben deshalb auch ſeine unausſtehlichſte. Denn mit allen Fehlern ſeiner früheren Schriften, den kurzen, unklaren, abgeriſſenen Sätzen und der künſtlichen Verwirrung in der Erfindung, verbindet er hier noch eine krampfhafte Nachahmung des Jean Paul'ſchen Styles. Da ſeinem Genius keine ſo langen Schwingen gewachſen ſind, wie dem Jean Pauls, ſo kann man ſich denken, wie ungeſchickt er mit den kurzen Stummeln flattert. Unter den dramatiſchen Arbeiten des Grafen iſt „Weiß und Schwarz" (1826) die beſte.

Ein Graf und Diplomat ſpielt bei ſehr beſchränktem Verſtande den tiefſinnigen Staatsmann, ſeine bürgerlich geborene Gemahlin hat bei ſonſtigen Vorzügen doch die Schwachheit, auf ihren Adel eitel zu ſeyn. Auch die Nebenfiguren ſind aus dem Leben gegriffen.

Zehntes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode.

Ich behalte dieſen Namen bei, weil er ſchon herkömmlich iſt und auch den Charakter der betreffenden Periode nicht übel bezeichnet. Es war allerdings ein Stürmen und Drängen der geſunden Natur aus dem Zwange der Unnatur heraus. Die Natürlichkeit, zu welcher die deutſchen Dichter nach dem Vorgange der Engländer zurückgekehrt waren, genügte nicht. Sie war Landſchaftsmalerei, Genremalerei, eine Art Quietismus des Stilllebens. Man brauchte aber wieder Kraft, Leidenſchaft, Begeiſterung. Auf die Gefahr hin, wieder nur, wie in der zweiten ſchleſiſchen Schule, in Schwulſt und Uebertreibung zu fallen, mußte man doch aus der Philiſterei und ſchwächlichen Empfindſamkeit ſich herausreißen. Die deutſche Dichtung kam in die Lage eines lebensluſtigen Jünglings, der es in der Philiſterei des elterlichen Hauſes abſolut nicht länger aushalten kann und nach allen Seiten wild ausſchlägt, wenn auch renommiſtiſch, doch berechtigt.

Es war damals noch nicht möglich, daß die Gebildeten der Nation ſich wieder hätten zurechtfinden können im reinen einfachen Nationalgefühl Schon zu ſehr verbildet und an fremde Muſter oder an philoſophiſche Abſtraktionen gewöhnt, ſchufen ſie ſich Utopien, unerreichbare Ideale und begeiſterten ſich für Dinge, welche mit der wahren Natur und dem eigentlichen Bedürfniß der Nation geradezu im Widerſpruch ſtanden. Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das Volk ältere Rechte und die Volksthümlichkeit eine unvertilgbare und nie verjährende Macht beſitzt, verlang-

ten ſie, durch Preſſe und Schule ſolle ſich das geſammte Volk plötzlich umgeſtalten und wie aus einer neuen Form gießen laſſen nach einem Modell, wie es gerade das Vorurtheil und die Mode der Zeit mit ſich brachten. Man hatte den guten Willen, das deutſche Volk und alle Völker glücklich zu machen. Man ſchwärmte für die Menſchheit. Man würde es für kleinlich gehalten haben, ſich als Deutſcher zu fühlen, man glaubte ſich als Menſch, als Weltbürger (Kosmopolit) fühlen zu müſſen. In der allgemeinen brüderlichen Menſchenliebe, die ihren ſymboliſchen Ausdruck vorzüglich im Maurerbunde fand, glaubte man den Talisman gefunden zu haben, durch den die Welt gebeſſert, alle Menſchen gebildet und glücklich werden könnten.

Negativ war alſo der Sturm und Drang gerichtet gegen alles bisher Beſtehende. Er verachtete und haßte die Kirche, ſah in ihr nur eine Zwangs- und Verdummungsanſtalt und ließ am Chriſtenthum ſelbſt nur die moraliſche Seite, eine Art von Sokratismus, gelten. Zerſtörung aller alten Kirchen und Alleinherrſchaft der Loge war das Feldgeſchrei. Nicht minder war der Sturm und Drang dem Staate gegenüber revolutionär, denn wenn er auch in milderer Form die Fürſten zur freiwilligen Anerkennung der Menſchenrechte und zur offiziellen Menſchenbeglückung aufforderte, ſo ließ er doch merken, daß, wenn die Fürſten nicht nachgeben würden, die Revolution unvermeidlich ſey. Der Sturm und Drang focht auch mit aller Macht jegliche Ariſtokratie an. Alle Menſchen ſollten Brüder ſeyn, frei und gleich. Dieſe Mißkennung aller natürlichen Unterſchiede der Racen, Stände, Geſchlechter und Alter veranlaßte eine Menge poetiſcher Ungeheuerlichkeiten. Man legte es darauf an, alles, was bisher als heilig und erhaben galt, herunterzuwürdigen und alles Niedere zu erhöhen. Wie Leſſing den bisher verachteten Juden als Idealmenſchen bezeichnet, ſo wurden von andern Dichtern ſofort edle Neger, edle wilde Indianer, edle Räuber, edle Galeerenſträflinge, edle Maitreſſen ꝛc. auf die Höhe der Menſchheit geſtellt und zur Bewunderung und Nachahmung empfohlen, indeß alle Prieſter, alle Könige, aller Adel als verdorben, ruchlos, niederträchtig dem Haß und der Verachtung bloßgeſtellt wurden.

Unvermerkt aber ſchlich ſich in den Sturm und Drang, der nur das allgemeine Beſte zu wollen ſchien, der raffinirteſte Egoismus ein. Einige

beſonders begabte und kühne Dichter glaubten den Umſturz alles Beſtehenden nur für ſich ausbeuten zu dürfen. Glaubt, dachte ein ſolcher Dichter, das Volk nicht mehr an Gott, wohlan, ſo ſoll es an mich glauben. Gehorcht es keinem Geſetz und keiner Sitte mehr, wohlan, ſo ſoll es meiner Sophiſtik, meiner Verführung gehorchen. Gelten die zehn Gebote nicht mehr, deſto beſſer, ſo will ich mich der ſüßen Wolluſt, ſie übertreten zu haben, noch rühmen.

Wir beginnen mit der antichriſtlichen Richtung der Poeſie, welche, obgleich äußerſt leer und nüchtern und von den eigentlichen Philiſtern ausgehend, doch die Revolution vorbereitete, wie wer Wind ſäet, Sturm erndtet.

1.

Die freigeiſtigen Poeten.

Das deutſche Volk innerhalb beider großen Religionsparteien hatte ſich einen guten Glauben bewahrt und hing um ſo treuer daran, als es im dreißigjährigen Kriege und unter dem nachfolgenden harten Fürſten- und Adelsdruck beten gelernt hatte. Aber die Höfe und Univerſitäten, der Adel und höhere Bürgerſtand fielen in immer tieferen Unglauben. In Frankreich verſpottete Voltaire und ſeine allmächtige Schule alle Religion, in England begannen die Deiſten die chriſtliche Geſchichte zu einem kahlen Gottesbegriff zu deſtilliren. In Deutſchland wurde das gleich nachgeahmt und die proteſtantiſchen Theologen fingen an, die h. Schrift zu kritiſiren, und das, was ſie mit ihrer ſ. g. Vernunft nicht vereinigen konnten, zu beſtreiten, oder aber, was buchſtäblich als Wunder verkündet war, durch die Auslegung natürlich zu erklären. Dieſe Neologen, ſpäter Rationaliſten genannt, ſollten das ganze proteſtantiſche Deutſchland erobern und die alte lutheriſche Rechtgläubigkeit verdrängen.

Auch unſere Dichtung nahm an dieſer Umwandlung weſentlichen und thätigen Antheil. Allen andern Dichtern aber, die gegen das Chriſtenthum zu Felde zogen, geht der berühmte Leſſing voran. Dieſer behielt ſich das Recht eines freien Geiſtes vor, keine Autorität zu glauben, ſondern ſich ſeine Ueberzeugungen erſt ſelbſt, ſey es aus Erfahrung, ſey

es durch Schlüsse zu bilden. Er sagte: wenn man ihm mit einer Hand die Wahrheit, mit der andern den Irrthum böte, würde er nach dem Irrthum greifen, nur um die Wahrheit suchen zu müssen. In diesem stolschen Stolze gefiel er sich, ohne zu ahnen, daß dem Geschöpf denn doch so viel Stolz dem Schöpfer gegenüber nicht gebührt und daß es einem Lessing keine Schande gemacht hätte, wenn er sich auch vor Christo gebeugt haben würde. Er trotzte seinem Heiland und trug mehr als jeder Andere zu dem beklagenswerthen Abfall vom Christenthum bei, der seitdem die protestantische Gesellschaft charakterisirt hat. Das Manifest, welches er gegen das Christenthum schleuderte, waren die „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten", im Jahr 1777.

Diese berühmten Fragmente rührten von dem Hamburger Professor Reimarus her, wurden aber von Lessing herausgegeben und vertheidigt. Ihr Zweck ist, die christliche Offenbarung als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Als der Hamburger Hauptpastor Götze in frommem Eifer das wirklich höchst schädliche Buch verdammte, fiel Lessing mit einem Witz und Spott über ihn her, dem die ganze damalige gebildete Welt Beifall zujauchzte.

Ein Freund und Anbeter des großen Lessing, der Berliner Jude Mendelssohn, griff gleichzeitig in seinem „Jerusalem" unter der Maske einer unpartheiischen Forschung über den Talmud das Christenthum mit dem giftigsten Hasse an. Das wollte der edle Hamann in Königsberg nicht leiden und deckte des Juden hämische Bosheit auf in der Schrift „Golgatha und Scheblimini". Aber die Aufgeklärten achteten nicht auf die christliche Stimme und Lessing ging in seiner Verirrung so weit, um seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hinzustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel „Nathan" mit der bestimmten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen.

Nathan der Weise ist der Form nach eines der besten Schauspiele Lessings, meisterhaft charakterisirt und in schönen Jamben geschrieben. Aber der Grundgedanke ist scandalös. Ein Jude nämlich wird hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Muhamedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester. Und um noch deutlicher zu machen, was er will, flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten, worauf jeder den seinen für echt hielt. Das heißt, keine Religion ist die wahre. Das Frevelhafte des Stückes liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm

als Meſſias verworfenen Chriſtus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in ſeinem preciös friſirten Nathan entgegenſetzt.

In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Mendelsſohn nannte Leſſing das Chriſtenthum „das abſcheulichſte Gebäude des Unſinns, deſſen Umſturz der Chriſt nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne," und pries den Juden glücklich, der dieſe Rückſicht nicht zu nehmen brauche. Dieſe Marotte Leſſings privilegirte die modernen Literaturjuden, ſyſtematiſch unſere Religion zu verhöhnen und ihren Koth auf Alles fallen zu laſſen, was dem Deutſchen heilig iſt. So verblendet war damals das gebildete Deutſchland, daß es dem Nathan zujauchzte und daß es Niemand wagte, das Chriſtenthum gegen ihn zu vertheidigen, außer der Hofprediger in Meiningen, Joh. Georg Pfranger in ſeinem „Mönch vom Libanon" von 1782, welcher dreimal aufgelegt wurde.

Pfranger ſetzt Leſſings Gedicht einfach fort. Saladin erkrankt ſchwer, die Nathan'ſche ſich ſelbſt erlöſende Menſchenvernunft kann ihn nicht heilen. Ein Mönch vom Libanon aber heilt ihn geiſtig und leiblich und zeigt das Chriſtenthum in einem Lichte, vor welchem das Nathan'ſche Reformjudenthum in's Nichts zurückſinkt. Schön iſt beſonders ein Geſpräch des Mönchs mit Recha, worin er ihr von den Apoſteln, Martyrern und Heiligen ſpricht:

Wenn Betrug
Sie zu Bekennern Chriſti machte? nein,
So konnten ſie nicht denken, ſo nicht dulden,
Nicht ſchreiben, wie ſie ſchrieben. Recha, lies,
Und fühle nur, es braucht da nicht viel Wiſſens,
Nichts als ein redlich unbefangnes Herz.

Pfranger brauchte kein großer Dichter zu ſeyn, um durch bloße Hinweiſung auf die welthiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums die modernen Juden und Judengenoſſen ad absurdum zu führen. Aber freilich damals betete das ganze gebildete Publikum der noch ſ. g. Proteſtanten weit mehr Leſſings Nathan an als das Evangelium. — Der größte Förderer des Leſſing'ſchen Ruhmes und Einfluſſes war ein Berliner Buchhändler. Ueberhaupt verlegte damals die kahle Verſtandesdürre, wie ſie in der Wolfiſchen Philoſophie und Gottſched'ſchen Poeſie vorgewaltet hatte, ihre Reſidenz aus Sachſen nach Berlin. Chriſtoph Friedrich Nicolai, in ſeiner Art ein großer Mann, begann hier als Buchhändler, Kritiker, Philoſoph und Dichter und als Chef einer mächtigen literariſchen Partei

eine Rolle zu spielen, in der er Gottsched zwar nicht an leerem Ruhm, aber an vollgehaltiger Wirksamkeit weit übertraf. Der Geschmack war ihm nämlich nur noch Nebensache, Hauptsache dagegen der Kampf gegen das Christenthum. Das gab seinem höchst nüchternen Raisonnement eine pikante Würze und machte ihn seinen gleichgesinnten Zeitgenossen überaus lieb und theuer. Sein reicher Verlag in Berlin war das Bollwerk der antichristlichen Partei unter dem Schutz des Philosophen von Sanssouci, der jedoch in keiner Weise sich mit den Nicolaiten gemein machte, sondern sie immer nur tief unter sich sah. Wie Gottsched warf sich Nicolai zu einem Tyrannen der Literatur auf zuerst seit 1754 durch die Literaturbriefe, dann durch die Allg. deutsche Bibliothek, große Rezensionsanstalten, denen er die eigene Feder lieh. Eine Zeitlang schrieb sogar Lessing in die Literaturbriefe. Nicolai's Hauptmitarbeiter war der schon genannte Jude Mendelssohn und der Wolfianer Abbt, das prosaischste Wesen, das je in Deutschland eine Feder führte, von instinktartigem Hasse gegen Phantasie oder Geschichte erfüllt und für nichts empfänglich, als dürre Verständigkeit.

Als er vom König von Preußen im siebenjährigen Kriege als Professor zu Frankfurt an der Oder angestellt worden war und dicht vor den Thoren dieser Stadt der Dichter Kleist in der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf fiel und der neue Professor veranlaßt wurde, etwas über den Tod für das Vaterland zu schreiben, um Muth und Ehrgefühl aufrecht zu erhalten, glaubte er sein Thun philosophisch construiren zu müssen: „Um den Tod für das Vaterland als eine Pflicht darzustellen, mußte nothwendig vorher die Verbindlichkeit zur Liebe für das Vaterland dargethan werden" ꝛc.

Ganz so dürr ist Abbts Schrift „vom Verdienste", der Nicolai einen ungeheuren Ruhm verschaffte. Nur der Haß gegen das Christenthum machte ihn einmal witzig; als Secundant Lessings contra Götze schrieb er nämlich eine „erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte." Wogegen Michaelis in seiner oriental. Bibliothek X. 3. mit mehr Recht sagte, die Allg. deutsche Bibliothek sey eine „Inquisition der Aufklärung" und ihre Kritiken seyen „Autodafé's der Toleranz."

Nicolai besaß die echte Berliner Arroganz, eine unzerstörliche Selbstwerthschätzung und entsprach darin auf wunderbare Weise seinem Antipoden, dem in seiner Weise eben so stolz dahinfahrenden Lavater. Davon

zeugt unter anderm auch seine Reise durch Deutschland und die Schweiz in 12 Bänden. Hier verhöhnt er Alles, was in seinen Berliner Kram nicht paßt, mit beleidigender Geringschätzung. Todfeind war er vor Allem der katholischen Kirche, dem Mittelalter, der Romantik, so wie allem Gemüthlichen und Gefühlvollen. Nur der praktische Verstand galt bei ihm, verbunden mit der nüchternsten Moral. Daß er von diesem Standpunkt aus die entgegengesetzte Einseitigkeit der Gefühlsschwärmerei und Sentimentalität bekämpfte, war natürlich. So verspottete er Göthe's Werther gleich nach seinem Erscheinen durch die „Freuden des jungen Werthers". Aber auch, als von der Schweiz aus Sinn für die altdeutsche Poesie und die Volkslieder geweckt worden war, gab Nicolai 1777 seinen „kleinen feinen Almanach", heraus, worin er echte Volkslieder geschmacklos verhunzt hatte, um die Freunde der altdeutschen Dichtkunst zu persifliren. Geistlos sind auch seine dem Swift nachgebildeten „Meditationen eines alten Kautz über Besenstiele, Stiefelknechte, Schuhbürsten" ꝛc. und die Geschichte der Perücken. Lobenswerth dagegen die Anecdoten von Friedrich dem Großen. Nicolai's beste Werke sind:

Leben und Meinungen des H. Magister Sebaldus Nothanker 1773.

In einem kleinen deutschen Fürstenthum hat der Magister Sebaldus Nothanker die aus Thümmels Gedicht berühmte Wilhelmine geheirathet. Verführt von einem vornehmen Herrn, bei dem sie Kammermädchen war, mußte sie an den Mann gebracht werden und der gute Landpastor merkte nichts. Ihr erster Sohn kam etwas zu früh auf die Welt. Der siebenjährige Krieg begann. Nothanker ließ sich durch seine dem Erhabenen zuneigende Frau überreden, in einer Predigt den Tod fürs Vaterland zu rühmen, was einige junge Bauern reizte, unter den Preußen Dienste zu nehmen. Das Consistorium nahm das sehr übel und da ohnedies das Factotum darin, Dr. Stauzius ihm spinnenfeind war, weil Nothanker nicht an die ewigen Höllenstrafen glaubte, und weil die Frau Stauzius früher gern den Nothanker geheirathet hätte aber von ihm übergangen worden war. Der Abgesetzte ging ins Elend, Wilhelmine starb. Der Sohn und die Tochter mußten in der Fremde ihr Brod suchen. Nothanker kam nach Leipzig, wo er zufällig einen Sohn seines Feindes Stauzius aus den Händen preußischer Werber rettete, indem ein alter preußischer Major sein Freund geworden war. Der alte Stauzius versprach, aus Angst vor den Preußen, die auch sein kleines Fürstenthum besetzt hatten, den Nothanker wieder anzustellen, hielt ihn aber hin und wies ihn, sobald die Preußen entfernt waren, höhnisch ab. Nothanker gerieth nach Berlin unter Pietisten und Frei-

erzeugen, die nach den oben gegebenen Andeutungen ſich weſentlich von bloßem Phantaſieſpiel und gemeinen Sinnestäuſchungen unterſcheiden. Schon dem Weingeiſt kommt etwas von dieſer Kraft zu. Wir halten uns nicht dabei auf, daß ſchon im Rauſche, wie im Traum, Erſcheinungen vorkommen, welche gleichſam Prototypen eigentlicher ſomnambüler Viſionen ſind, wie ächte Hallucinationen, das Verſetzen in eine fremde Perſönlichkeit u. m. dgl. Aber nach langem Mißbrauch des Weingeiſts, im ſogenannten Säuferwahnſinn, treten Hallucinationen auch im nüchternen Zuſtande auf, beſonders wenn die Gewohnheit des Trinkens raſch abgebrochen wird. Die Viſionen ſind dabei meiſt ganz gemeiner, proſaiſcher Art, gleichgültige Menſchen, Naturprodukte, aber von der höchſten ſubjektiven Wirklichkeit. Weit ſtärker wirken das Opium und der aus Hanf bereitete Rhachich der Araber. Der durch Opium gewaltſam herbeigeführte tiefe Schlaf, aus dem man ſich nichts erinnert, ſcheint ſchon ganz ſomnambüler Natur zu ſeyn; aber unter den von den Opiumeſſern als ſo entzückend geſchilderten Senſationen, welche der Betäubung, oder wo es nicht zu dieſer kommt, der furchtbaren Abſpannung vorausgehen, zeigen ſich verſchiedene, die wir als viſionäre Symptome kennen gelernt haben, namentlich das Gefühl des Fliegens. Noch ſonderbare Phänomene erzeugt der Genuß des Rhachich: Hallucinationen der verſchiedenſten Arten, wobei die Geſtalten ſprechen und handeln, ferner Verluſt des richtigen Gefühls für Raum und Zeit: Menſchen, die neben einem ſtehen, werden in ungeheurer Entfernung erblickt, die Worte, die man ſpricht, ſcheinen durch ewig lange Pauſen getrennt u. ſ. w.; auch hier wieder das eigenthümliche Gefühl der Leichtigkeit des Körpers, dem ſich aber nun ein wirklicher Drang und Verſuche zum Fliegen beigeſellen. Ein andermal löst ſich dem Menſchen nur der Kopf vom Rumpf und fliegt durch den Raum, oder die Augen ſpringen ihm aus dem Kopf und tanzen umher. Am intereſſanteſten iſt dabei der Trieb, wenn auch nicht das Vermögen zum Fernſehen: die Trunkenen behaupten zuweilen, durch Mauern blicken, entfernte Menſchen ſehen, und ſprechen hören zu können. — Aehnliche Wirkungen bringen andere narkotiſche Mittel hervor, namentlich der Stechapfel und das Bilſenkraut.

Das ganze Alterthum, ſelbſt die vermeintlich ſo heitere Welt der Griechen, iſt voll von Zauber- und Orakelweſen. Nur der

geiſter. Hier fiel ſein Freund, der Major, in einem Duell durch Hinterliſt. Nothanker verſuchte ſein Glück in Holſtein, wo er mitten in das ärgerlichſte Gezänk orthodoxer Prediger gerieth; dann in Holland, wo ihn ein Seelenverkäufer kaperte. Ein edler Prediger rettete ihn, aber ein Buchhändler betrog ihn durch eine erdichtete Verfolgung. Er floh und erkrankte. Nach langer Zeit wieder geneſen erblicken wir ihn als Bettler, wie er von einem mitleidigen jungen Herrn Almoſen empfängt, von einem zweiten aber verhöhnt wird. Der erſte iſt Säugling, der Liebhaber ſeiner Tochter Marianne, der zweite Rambold, ſein mißrathener Sohn. Sie kennen einander nicht. Der junge Säugling nimmt ſich aber des alten Nothanker an und bringt ihn in das Haus ſeines Vaters. Da findet er ſeine Tochter wieder, weil aber der alte Säugling nicht in die Heirath mit einem ſo armen Mädchen willigen mag, räth Nothanker den jungen Leuten ſelbſt ab. Nun gewinnt er aber mit einem Lotterieloose, das ihm geſchenkt worden war, und iſt auf einmal reich. Die jungen Leute dürfen ſich heirathen und der mißrathene Sohn gibt ſich reuig zu erkennen.

Das iſt der Faden der Geſchichte, an welchen Nicolai aber eine Menge Betrachtungen über die proteſtantiſche Kirche Norddeutſchlands anreiht, wie ſie damals war. Als flacher Rationaliſt ſchreibt er das ganze Buch nur, um den alten Glauben im Volk untergraben zu helfen; indem er von der Aufklärung nur die ſchöne, vom alten Glauben nur die häßliche Seite hervorkehrt. Seine Aufgeklärten ſind nämlich durchweg die edelſten und gefühlvollſten Menſchen, ſeine Gläubigen aber Dummköpfe, Pedanten und Böſewichte. Trotz dieſer Parteilichkeit iſt das Buch leſenswerth, weil es ins innere Getriebe der kirchlichen Parteien ein helles Schlaglicht wirft. In Säugling hat Nicolai den Dichter Jacobi, in Rambold den elenden Riedel perſiflirt.

In dem Roman „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutſchen Philoſophen“ ſpottet Nicolai über das gänzlich Unpraktiſche der gelehrten Speculation in Deutſchland, mit beſonderem Hinblick auf die Kantiſche Philoſophie.

Herzog Friedrich von Württemberg mußte ſich, als er den Hoſenbandorden bekommen, in London in eine Zunft aufnehmen laſſen und wählte die Weberzunft. Aus dieſem Anlaß wollte er ſelbſt etwas für Weberei thun, pflanzte öde Stellen bei Urach mit Flachs an und gründete ſo die großen Webereien daſelbſt. Gundibert, ein Weberſohn in Urach, ſtudirte Philoſophie und wurde in das a priori ſo vernarrt, daß er, wie Don Quixote, mit der Theorie überall an die derbe Praxis anſtieß. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen und während er über die Theorie der Straßen philoſophirte, half ein Praktikus den Wagen aufrichten. Er erklärte einer Dame, die er heirathen wollte, das Weſen der Liebe; ſie aber ging mit einem Praktikus durch. Er disputirte mit einem über die Wahrheit, ſagte ihm, wo das Geld ſeines reichen Reiſegefährten liege, und dieſer Praktikus ſtahl es ꝛc. Nach den bitterſten Er-

fahrungen ſolcher Art ſah er den Unſinn der Philoſophie ein, ging heim und wurde ein Weber, überzeugt, daß das Weben mit Flachsfäden ſolider ſey als alle Geſpinnſte der Philoſophie.

In der „Geſchichte des dicken Mannes“ 1794 perſiflirt N. die Eitelkeit und Schwärmerei der Pädagogen. — Das Buch „Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebſt dem Leben verſchiedener merkwürdiger Frauenzimmer, aus dem Engländiſchen 1778“, wird gewöhnlich dem Nicolai zugeſchrieben, iſt jedoch von einem Andern, wenn auch ganz in ſeiner Richtung verfaßt; eine in Romanform gebrachte Apologie des Deismus.

Der junge Bunkel ſchwärmt für die Religion der Vernunft und kommt insbeſondere immer mit gleich ſchwärmeriſchen Frauenzimmern in Berührung, mit denen er ſich weniger von Liebe, als von theologiſchen Gegenſtänden unterhält. Auf der einen Seite wird die geoffenbarte Religion beſtritten und verdammt, auf der andern wird für die Vernunftreligion auf eine Weiſe gefaſelt, daß man Muſteranſtalten für ſie in proteſtantiſchen Mönchs- und Nonnenklöſtern und eine Idealkirche auf glückſeligen Inſeln ſtiftet. Bei alledem ſpielt der Eheſtand und das Erzeugen von künftigen Himmelsbürgern ſo ſehr die Hauptrolle, daß Bunkel nach einander neunmal entweder wirklich heirathet oder ſich wenigſtens verlobt, indem er das Unglück hat, daß ihm ſeine Bräute immer ſchon vor der Hochzeit und die jungen Frauen bald nach der Hochzeit wieder abſterben. Bei jeder neuen Wahl verwahrt er ſich gegen die Meinung, als treibe ihn Liebe zu der neuen Ehe; durchaus nicht, nur die Pflicht, Kinder zu zeugen.

Ein ſchwacher Nachahmer Nicolai's war Kindleben, der als Prediger in Berlin wegen Lüderlichkeit entlaſſen werden mußte. Er ſchrieb 1779 ein „Leben des Schluterius“ als Pendant zum Nothanker, einen Emanuel Hartenſtein, das Leben eines verunglückten Philoſophen und Studentenlieder, welche verboten wurden.

Chriſtian Friedrich Sintenis, Conſiſtorialrath in Zerbſt, ſchrieb ſeit 1776 eine Menge moraliſche Romane, Bücher über Menſchenwürde, für Familien, Predigten ꝛc., empfindſam und langweilig, aber mit einer merkwürdigen liberalen Tendenz. Er droht der Monarchie mit Revolution, wenn ſie ſich nicht zu liberalen Reformen im Sinn der humanen Aufklärung bequeme. In „Hallo's glücklichem Abend“ 1783 zeichnet er ein politiſches Utopien.

Hallo magneliſirt den ſchwachen Fürſten Guſtav mit liberalen Ideen, daß

er, um die Menschen vollkommen glücklich zu machen, die alten Gesetze und Sitten abschafft und einen neuen Staat nach dem schulmeisterlichen Recept des Rationalismus construirt. Alles wird auf der Goldwage der Humanität gewogen. Unter andern wird die Todesstrafe abgeschafft, weil auch der Sünder ein Mensch und als solcher nur schwach sey, seine Schwäche aber nicht in der Erbsünde, sondern nur in der Erziehung und im Beispiel ihren Grund habe, ein Regent also niemals befugt sey, Menschen, die er nicht besser erzogen hat, mit dem Tode zu bestrafen (Th. I., S. 190). Das ganze Buch schwimmt in Thränen der Rührung, mit denen sich Gustav und Hallo gegenseitig einweichen.

In „Flemmings Geschichte" von 1789

ist es ein gewisser Flemming, der als Minister seinen schwachen Fürsten eben so am liberalen Gängelbande führt und ihm schließlich beweist, nur wenn er so regiere, habe man die eben in Frankreich ausgebrochene Revolution nicht zu fürchten. Nebenbei auch etwas von Liebe. Die Heldin des Romans wird aus einem Nonnenkloster gerettet, um zu heirathen. Die alte Kirche wird mit noch verhaßtern Farben geschildert, wie die Revolution. Der moderne Liberalismus soll, so lehrt Sintenis, jene verschönern, um diese zu vermeiden.

Ein merkwürdiges Aufsehen erregte der österr. Major Wilhelm Friedrich von Meyern, gebürtig aus Ansbach, im Jahr 1787 mit seinem dicken Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer", angeblich aus dem Sanskrit übersetzt.

Dya ist ein edler Schwärmer für die Menschheit. Durch einen geheimnißvollen Bund mit maureriſchen Formen empfängt er die höhere Weihe. Die Zeit ist jedoch noch nicht reif für die Ausführung des großen Planes „Erlösung der Menschen durch sich selbst". Dya und seine Freunde werden verbannt, kehren aber zurück, bilden ein Freiheitsheer, und kämpfen. Dya siegt und fällt. Aber mit ihm ist der Geist entwichen. Die Seinen vermögen das Errungene nicht zu behaupten. — Nebenbei wird viel Theophilanthropie getrieben, die ganze Natur ist ein Tempel, der Maurer der allein berechtigte Priester ꝛc.

Der Roman wurde bald zum zweitenmal aufgelegt, so entzückte er das josephinische Zeitalter. Ein norddeutscher Gelehrter ging so weit, zu sagen, Dyanasore werde ein ewiges Buch bleiben, wie die Bibel und Homer. Der tragische Ausgang, eine sanfte Schwermuth, der halb Ossianische oder Wertherton, die ganze sentimentale Behandlung der Politik, das Ahnungsvolle des Buchs, sofern es zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution erschien, trugen zur Empfehlung desselben gewiß noch

mehr bei, als der Gebrauch der maurerischen Modeformeln und der Reiz des Geheimnißvollen. Hinter allen optischen Täuschungen des Mysteriösen und Sentimentalen findet man aber zuletzt nur ein kahles und mageres Denksystem.

Das Zauberwesen hatte sich auf der Wiener Bühne von Stranitzky an erhalten, der es mit dem italienischen Carnevalshumor mitgebracht, und war auch in den kleinen Puppentheatern, die überall in Deutschland aufgeschlagen wurden, nicht erstorben. Die neue Mode frischte es nur wieder auf und brachte neue Elemente hinein. So entstand eine der merkwürdigsten Opern, die je über die Bühne gegangen, die Zauberflöte. Der Wiener Theaterdirector Schikaneder wußte sein Publikum nicht mehr zu befriedigen, sein Haus nicht mehr zu füllen und ersann ein Stück, das alle möglichen Effekte vereinigen und zugleich eine Huldigung für die große Mode der Zeit, die Maurerei, seyn sollte. Der große Componist Mozart aber schrieb ihm aus Mitleid die Musik dazu und umkleidete allen Unsinn Schikaneders mit dem Zauber der Grazie. Die Oper entstand 1792.

Prinz Tamino flieht vor einer Schlange, und wird von den Dienerinnen der Königin der Nacht gerettet, die in ihrem Sternenschleier erscheint und ihn auffordert, ihre Tochter Pamina, deren Bildniß ihm gezeigt wird, aus der Gewalt des bösen Saraſtro zu befreien, der sie gefangen hält. Zu diesem Behufe bekommt er eine Zauberflöte, deren Töne unwiderstehlich zum Tanzen reizen, und einen Diener an dem Vogelfänger Papageno, der ganz in bunte Federn gekleidet ist. Sie langen beim Saraſtro an, welcher ein König, Priester und Zauberer zugleich ist, umgeben mit Pyramiden und ägyptischem Priesterthum und Zauberanstalten aller Art, in welchem aber Tamino nach kurzem Zweifeln den Repräsentanten des guten Princips erkennt, der die schöne Pamina ihrer Mutter nur geraubt hat, um sie zu retten, weil die Königin der Nacht das böse Princip ist. Seinerseits erkennt auch Saraſtro in Tamino, obgleich er als blindes Werkzeug der nächtlichen Königin aufgetreten, die innere Vortrefflichkeit und bestimmt ihm die geliebte Pamina zur Braut, wenn er erst mit ihr die verschiedenen Tugendproben, schließlich die Muthprobe im Durchgehen durch Feuer und Wasser bestanden hat. Diese Proben besteht er, während Papageno in lächerlicher Furcht denselben erliegt. — Der Grundgedanke ist eine Apotheose der Freimaurerei, der Sieg der Tugend über Meineid und Verrath, des Lichts über die Finsterniß, der Weisheit über die Dummheit, aber durch Mittel, welche der Dummheit noch reichliche Rechnung tragen, in-

dem Saraſtro noch den Zauberer ſpielen und allerlei Künſte anwenden muß, um die Uneingeweihten zu blenden.

Schikaneders theatraliſche Werke erſchienen 1792 und enthielten noch andre Opern (der Spiegel von Arkadien, das luſtige Elend ꝛc.), einige Poſſen und ſogar ein Paar Trauerſpiele.

Ein großer Agitator unter den Aufgeklärten und Freimaurern war der Freiherr von Knigge aus dem Hannöver'ſchen, deſſen Vater ſchon ein berüchtigter Schuldenmacher geweſen war, und der ſich ſelbſt durch Windbeutelei forthelfen mußte, ein adeliger Proletarier, wie weiland Ulrich von Hutten. Er verleitete den Landgrafen von Caſſel zur Errichtung einer großen Meerſchaumköpfefabrik und zum Bau von Cichorien in großem Maßſtab, machte ſich durch jugendlichen Uebermuth Feinde und wurde entlaſſen. Nun warf er ſich auf die Freimaurerei, wurde am Hofe des heſſiſchen Erbprinzen Wilhelm in Hanau aufgenommen, wo er zugleich ein Theater gründete, mußte ſich aber auch von hier wieder wegen Unvorſichtigkeiten entfernen. Es iſt charakteriſtiſch, wie dieſer Höfling, Projectmacher und Schauſpielarrangeur auf die erhabene Idee eines Menſchheitspriſterthums fallen konnte, dem er ſofort mit allem Eifer nachtrachtete. Durch die Maurerei ſollte die Menſchheit ſocialiſtiſch umgeſchaffen werden in eine aufgeklärte, weiſe, friedliche Brüdergemeinde, unter der Leitung von Obern mit prieſterlicher Weihe. Es war ihm damit voller Ernſt. Damals hatte Weishaupt in Bayern den Illuminatenorden geſtiftet mit dem ausgeſprochenen Zweck, das katholiſche Deutſchland für die Aufklärung zu erobern, aber auch mit revolutionärer Tendenz gegen das Beſtehende. Knigge wurde von den Illuminaten gebraucht, nachher wieder zurückgeſtoßen. In Hannover ließ er ſich noch einmal auf eine neue maureriſche Sekte, die ſog. Union des Dr. Bahrdt ein, weshalb Kotzebue „Bahrdt mit der eiſernen Stirne" unter Knigge's Namen herausgab. Dieſer ſtarb 1796. Gödeke hat ihn in ſeiner Schrift „Knigge's Leben und Schriften" 1844 möglichſt in Schutz genommen, als habe er wenigſtens redlich geſtrebt, ſich über die eigene Schwäche, wie über die Mißgunſt des äußeren Schickſals durch Selbſtkritik und freien Geiſt emporzuarbeiten.

Das berühmteſte ſeiner Werke iſt das „über den Umgang mit Menſchen", worin er 1788 das Reſultat aller ſeiner Lebenserfahrung niederlegt.

Es ist verunglimpft worden als eine Lehre, sich eben blos mit List und Verstellung durchs Leben zu helfen. Allein so unsittlich ist das Buch nicht. Es geht vielmehr von der Erfahrung aus, daß wer immer nur das Rechte thun und behaupten will, bei den Menschen anstößt und seinen Zweck verfehlt; er empfiehlt also eine Accommodationsmethode, ohne darum das Rechte zu verleugnen.

Der „Roman meines Lebens" von 1781 enthält Wahrheit und Dichtung in zu bunter Unordnung gemischt, ist planlos und konnte daher bei weitem nicht den Eindruck machen, wie der Umgang. — In drei merkwürdigen Romanen hat Knigge noch weiter seine Ansichten vom Menschenleben entwickelt. Einzeln erscheinen diese Romane ziemlich werthlos, es kommen gemeine Scenen darin vor und die Sprache ist vernachläßigt. Aber in ihrem Ineinandergreifen zeugen sie, wie Knigge seine Werke fein durchdachte.

Die „Geschichte Peter Clausens" 1783

zeigt uns einen jungen Menschen von gemeiner Geburt, gemeinen Sitten, gemeinem Charakter, schmählichem Leichtsinn, entehrenden Handlungen und Erfahrungen, der endlich durch Erfahrung nicht nur klug, sondern auch weise und tugendhaft wird. Es ist der Sohn eines Schusters, der in seiner Jugend Bedienter ist, sich von einer nicht mehr jungen und zahnlückigen Kammerfrau verführen läßt, Soldat, Deserteur, Schauspieler, Schriftsteller, Virtuose, Gesandtschaftssekretär, Günstling eines Fürsten und am Ende noch Minister wird.

Die „Verirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg" 1787.

zeigen einen Charakter von ganz entgegengesetzter Art, einen systematischen Mann, der immer nur nach Grundsätzen handelt, aber damit eben so übel fährt, als Clausen mit seinem Leichtsinn. Denn unbewußt folgt Seelberg doch immer nur inneren Trieben und Leidenschaften, deren Zweckmäßigkeit er sich in einem System zurechtlegt, so daß er die Systeme nicht selten wechselt und durch keines befriedigt wird, bis eine brave und kluge Frau ihn heilt.

Die „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" 1789

zeigt uns einen Mann, der allein auf Rechtschaffenheit sieht und immer und unter allen Umständen edel handelt, aber eben deßhalb seinen Zweck nie erreicht, überall anstößt und oft statt des Guten, das er im Sinn hat, einen Schaden stiftet. Am Ende muß er erkennen, daß es nicht bloß die Dummheit und Bosheit der Menschen ist, die sein besseres Wollen vereitelt, sondern seine eigene Unvorsichtigkeit. Hätte er sich, mit denselben sittlichen Grundsätzen,

ein wenig mehr nach den Menschen accommodirt, so hätte er mehr ausgerichtet.

Man sieht deutlich, daß Knigge in diesen drei Romanen nur drei Seiten seines eigenen Naturells und seiner eigenen Erfahrungen aufgefaßt hat. Wie ernst es ihm war, ersieht man auch daraus, daß er auch „Predigten" schrieb, welche Beifall fanden.

Merkwürdig ist „die Geschichte des Amtmann Gutmann" 1794,

eines Mannes, der durch Unglück viel heimgesucht wird, sich aber in Alles findet und Alles zur Ausbildung seines Ich und zur Befestigung seines innern Friedens benützt.

Charakteristisch für die Neigung Knigge's zum maurerischen Geheimthun ist der Roman „das Zauberschloß oder Geschichte des Grafen Tunger" 1791.

Graf Tunger läßt sich ein kunstreiches Schloß bauen, in welchem er vermittelst geheimer Thüren Alles beobachten und überall als deus ex machina erscheinen und das strafende und lohnende Schicksal spielen kann.

In „Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien" 1791 hat Knigge den Rousseau'schen Staat nach der Idee des contrat social als verwirklicht darzustellen gesucht, ein höchst langweiliges Utopien seiner maurerischen und illuminatistischen Schwärmerei, wenn es eine Schwärmerei und nicht vielmehr Berechnung war. — Besser ist „des abyssinischen Erministers Wurmbrand politisches Glaubensbekenntniß" 1792, worin er die französische Revolution erklärt und rechtfertigt.

Am besten sind Knigge's witzige Schriften und vorzugsweise sein komischer Roman: „die Reise nach Braunschweig".

Amtmann Waumann liest in der Zeitung, der berühmte Luftschiffer Blanchard wolle zu Braunschweig aufsteigen und ladet seine Freunde und Nachbarn, den Pastor Ehrn Schottenius und Förster Dornbusch ein, dahin zu reisen und das nie gesehene Schauspiel zu sehen. Auch nimmt er seinen großen verwahrlosten Sohn Valentin mit. Unterwegs finden sie im Wirthshaus eine Schauspielertruppe, die gerade bei einer Probe der „Agnes Bernauerin" beschäftigt ist. Als die arme Agnes eben abgeführt werden soll, springt Förster Dornbusch hinzu, zieht den Hirschfänger und rettet sie. In der Nacht darauf hat Valentinchen ein Bedürfniß, verfehlt bei der Rückkehr das Zimmer und legt sich zu der alten Schauspieldirectrice, deren Mann den Eifersüchtigen spielt. Am Morgen haben Buben des Pastors Manuscript von Predigten, die er in Braunschweig drucken lassen wollte, aus dem Wagen gerissen und Papierdrachen

davon zu machen angefangen. Der Förſter begegnet ganz unerwartet ſeiner Tochter, die er in Braunſchweig in Penſion gethan, auf der Flucht mit einem jungen Offizier. Er eilt ihnen nach. Den Amtmann und ſeinen Sohn nimmt ein fremder Reiſegefährte in Beſchlag, der ſehr vornehm thut, als ſie aber in Braunſchweig angekommen ſind, Valentinchen auf dem Abtritt einſperrt und den Koffer des Amtmanns leert, während dieſer ſelbſt mit dem Paſtor vorausgegangen iſt, in der Meinung, ſie werden nachkommen. Auf der Wieſe angelangt, wo Blanchard aufſteigen ſoll, iſt es ſehr heiß. Die beiden alten Herren ſetzen ſich in eine Bierhalle und gerathen in ein tiefſinniges Geſpräch mit dem Poeten Klingelzieher, worüber ſie den Luftballon vergeſſen. Als ſie nachſehen, iſt der Ballon eben wieder zur Erde gekommen. Valentinchen hat natürlich eben ſo wenig etwas vom Luftballon ſehen können, da er in dem einſamen Hauſe eingeſperrt zurückblieb. Er wird nun befreit. Der Amtmann findet Troſt bei alten Bekannten und bleibt bis zu einem Maskenball. Auf demſelben findet ſich auch der Förſter, ſeine wiedergefundene Tochter und ihr jetzt anerkannter Liebhaber ein, und ſie erkennen den Amtmann bald, da ein Schelm ihm hinten einen Zettel aufgeklebt hat mit den Worten „guten Abend, Herr Amtmann Waumann“. Alle Gäſte leſen den Zettel laut und der Amtmann kann ſich nicht genug bücken, alle dieſe Grüße zu erwiedern, und iſt ganz ſelig über die Ehre. Darauf kehren ſie alle glücklich wieder heim.

In den „Briefen auf einer Reiſe aus Lothringen nach Niederſachſen“ (1793) läßt ſich Knigge behaglich gehen in kleinen Abentheuern und Geſprächen, ohne daß ein geſchichtlicher Faden durchliefe. Die „Reiſe nach Fritzlar vom Kammerjäger und Titularrattenfänger Spiesglas“ (1794) iſt eine Parodie der pretiöſen Reiſebeſchreibung Lavaters, aber nicht ſo geiſtreich, als Weber (Demokritos XI. 120) behauptet, vielmehr ziemlich platt.*) Witziger iſt Knigge's Parodie auf Zimmermanns Geſpräch mit Friedrich II.: „Meywerk des kurhannover'ſchen Hoſenmachers Unterredung mit Friedrich Wilhelm dem Liebreichen“ 1788. Der große König läßt ſich von einem Schneider Hoſen anmeſſen, findet Genie in ihm und traktirt mit ihm von Staatsſachen. — Knigge's „hinterlaſſene Papiere des Etatsrath von Schafskopf“ 1792 enthalten die ſatiriſche Selbſtbiographie eines hochadeligen und frömmelnden Schafskopfs, welcher die Grundſätze des Pinſelordens entwickelt, der ſich zur Aufgabe geſetzt hat, der Aufklärung entgegenzuwirken. Ganz im Geiſt der Zeit, aber ohne Witz.

*) Gödeke ſagt in ſeinem Leben Knigge's (S. 181), er habe die Reiſe nach Fritzlar nicht auftreiben können. Sie iſt aber noch im Buchhandel und zwar ganz in ſeiner Nähe zu haben bei Vieweg in Braunſchweig, von wo ich ſie noch ungebunden bekommen habe.

Knigge war klein, ſchwächlich, unſchön, und auffallend durch ſein überaus langes Kinn.

Wilhelm Ludwig Weckherlin, aus der Familie des älteren berühmten ſchwäbiſchen Dichters, ſchrieb ſeit 1777 eine Menge politiſch-ſatiriſche Schriften, unter denen Anſelmus Rabiosus, die hyperboreiſchen Briefe, das graue Ungeheuer (1784) am meiſten Ruhm erlangten. Er war ein frivoler Freigeiſt, Mädchenjäger, Trinker und rückſichtsloſer Spötter, daher überall gemieden und zurückgeſtoßen.

Die „Raritäten“ des Rummelburger Küſter Valdrian Schwarzbuckel von 1778 ſind ein jämmerliches Machwerk, eine ganz geiſtloſe Buchhändlerſpeculation auf das lachluſtige Publikum. Eben ſo geiſtlos iſt „der Teufel auf Reiſen“ von 1789.

Eine der frechſten Aufklärungsſchriften aus Nicolai's oder der Berliner Schule war Steinsbergs „zweiundvierzigjähriger Affe von 1784.“

Der vielgereiſte Affe erzählt, wie es bei den Menſchen, im Staat, den Höfen, bei der Kleriſei ꝛc. zugehe. Ein Gemälde ſchaudervoller Corruption und Unvernunft, in welchem vorzugsweiſe aller Haß auf die alte Kirche, ihre Klöſter, Beichte ꝛc. abgeladen wird. Alles, was mit der Kirche zuſammenhängt, iſt hier ſchwarz, und nur die Freigeiſterei gilt als Tugend.

Damals ſchon drängten ſich die Proletarier der Preſſe, mißrathene Candidaten oder abgeſetzte Beamte, zur Demagogie. Im Allgemeinen Literatur-Anzeiger von 1799 Nr. 48 leſen wir:

„Es erwachſen aus der zahlloſen Menge von Magiſtern und Studenten die Schmeichler, die Mode-Autoren, die Lohnſchriftſteller. Sie ſchreiben, wenn ſie nicht bald befördert werden, gegen die Religion und gegen den Staat; wenn ſie Aufſehen erregen können, ſo ſind ſie nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Die verfluchteſten Schriften kamen ſeit den letzten 35 Jahren zum Vorſchein, und über 7000 Romane und Liebeshiſtörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutſchen Töchter und Weiber ſchrecklich verdorben haben. So wie dieſe den Müßiggang beförderten, die Ehen zerrütteten und die Sitten allgemein verſchlimmerten, ſo arbeiteten ſie zugleich dem Deſpotismus in die Hand, denn ſie machten die Nation eitel, weichlich, kleinſinnig.“

Im Jahr 1800 erſchien anonym (verfaßt von Venturini) eine „natürliche Geſchichte des großen Propheten“, worin das Evangelium zu einem gemeinen Roman verarbeitet iſt.

Chriſtus iſt ein wohlwollender und mit vielen Kenntniſſen ausgerüſteter

Menſch, der ſeine Kenntniſſe der Natur und Heilkunſt benutzt, um durch frommen Betrug die Menſchen zu veredeln, indem er für göttliches Wunder ausgibt, was ganz natürlich zugeht. Nebenbei ſpielt er einen ganz zärtlichen Roman mit der ſchönen Magdalene.

Auch das Leben der h. Jungfrau Maria wurde von Jakob Friedrich Schmidt (1765) als Roman behandelt, was dem Verfaſſer die ſchwere Ungnade der Kaiſerin Maria Thereſia zuzog.

Der Zweibrückiſche Präſident v. Rebmann (der ſich auch Janus Eremita nannte) ſchrieb außer unbedeutenden Romanen und ein Paar politiſchen Sachen eine empfindſame Reiſe nach Schilda (1793), einen jüngeren Münchhauſen, einen Obſcurantenalmanach (1798), der ihm Verdruß zuzog ꝛc. Eine Nachahmung des Sebaldus Nothanker war Rebmanns „Hans Kick in die Welt“ 1795.

Paſtor Bieder wird wegen Heteroborie vom Amte gejagt und muß faſt durch alle Welttheile wandern, um überall gleiche Intoleranz zu finden, bei Calviniſten und Katholiken, wie bei den Lutheranern und überall. In die Schilderung des aſiatiſchen Bonzenthums und der „drei Pantoffelſyſteme“ wird alles das hineingelegt, was der Verfaſſer eigentlich von ſeiner eigenen Heimath ſagen will. Nur bei den Türken findet Bieder Duldſamkeit und in dem neuen Freiſtaat Nordamerika.

Alles ziemlich geiſtloſe Klopffechtereien der damaligen Aufklärung. — Von ähnlichem Schlage waren die von dem Berliner Auguſt Wilhelm Cranz anonym edirten Bücher: Galerie der Teufel (1776), Kraut und Rüben, Berliner Chronik, Silen, Charlatanerien, Bockiaden ꝛc.

Der Freiherr von Göchhauſen aus Weimar trieb wie Knigge hauptſächlich Maurerei und diente dem Zweck derſelben mit vielen Schriften (Syſtem der Weltbürgerrepublik 1786, Geſchichte der Meinungen eines Menſchenſohns, Geſchichte des Sokratismus, Antoinette, ein Mädchen aus der andern Welt). Gegen Göthe's Einfluß ſchrieb er 1776 „das Wertherfieber“.

Die Freigeiſter, die ſich ihres feinen Verſtandes und Geſchmacks rühmten, mußten Einen unter ſich leiden, in dem die ganze Gemüthsverwilderung und Sittenrohheit des Unglaubens als in einem Vorbild des Sansculottismus hervortrat. Das war der Sachſe Karl Friedrich Bahrdt, der in ſeiner Lebensbeſchreiburg (Frankfurt 1790) von ſich ſelbſt erzählt,

Begriff des Somnambulismus gibt der hiſtoriſchen Kritik den Schlüſſel zu den unglaublichſten Erſcheinungen, und wenn im Einzelnen unſer Urtheil auch noch ſo ſehr in der Schwebe erhalten wird, ſo ſehen wir uns doch dadurch, daß die Wiſſenſchaft einen phyſiologiſchen und pathologiſchen Kern aller jener Wunder erkennen muß, bedeutend gefördert. So iſt kein Zweifel, daß die orakelnden Weiber bei den Griechen, daß namentlich die delphiſche Pythia, wenigſtens häufig während ihrer Weiſſagungen ſich wirklich in einer ſomnambülen Kriſe befand. Ihre Fernblicke in Raum und Zeit fallen nach allen Umſtänden mit den Ausſagen unſerer Hellſeherinnen zuſammen. Was beim ganzen antiken Orakel- und Prophetenweſen abſichtlicher Trug und Selbſttäuſchung der Seherinnen und der Prieſter dazuthaten, wie viel zu den Divinationen namentlich das entſcheidende Moment beitrug, daß der ſomnambülen Seele Allem nach in gewiſſem Grade die Kraft zukommt, in der Seele des mit ihr in Rapport geſetzten fragenden und wiſſenden Individuums zu leſen — wie wäre dies zu entſcheiden, da ganz ähnliche Erſcheinungen, die vor unſern Augen vorgehen, noch unaufgelöste Probleme ſind? — Die Griechen legten aber ihre Orakel vorzugsweiſe in und über Grotten an, deren eigenthümliche Ausdünſtungen erfahrungsmäßig wenigſtens Hülfsmittel zur Hervorbringung des Zauberſchlafs waren. Allem nach wurden dieſe telluriſchen Emanationen gelegentlich durch andere Mittel unterſtützt; es iſt uns aber nicht bekannt, ob ſich irgend eine Stelle der Alten dahin deuten ließe, daß das wirkſamſte aller Mittel, die Manipulation, angewendet worden.

Narkotiſche Räucherungen ſcheinen meiſtens ähnlich zu wirken wie der innerliche Gebrauch der Mittel. Sie waren deshalb von jeher ein Hauptkunſtgriff der Geiſterbeſchwörer. Wir haben geſehen, daß manchen, in gehöriger Doſis genommenen narkotiſchen Subſtanzen die Eigenſchaft zukommt, Hallucinationen zu entbinden: die eigenthümliche Aufregung durch die Ceremonien des Geiſterbeſchwörens, die Richtung der Phantaſie auf beſtimmte Perſonen reichen nun dabei hin, die von der Seele nach außen geſpiegelten Geſichte zu fixiren, ihnen Geſtalt und Geberdung zu geben. Wir könnten auch hier, wenn es der Raum geſtattete, zahlreiche, ſehr belehrende Beiſpiele anführen, verweiſen aber den Liebhaber vorzüglich auf Horſts Zauberbibliothek. — Die Alten aus der

wie er Theologie ſtudirt, jedoch gleich in ſeinem erſten Amte die Frau eines älteren Geiſtlichen verführt habe. Später als Prediger in Leipzig, wurde er von einer gemeinen Buhldirne als Vater ihres Kindes angeklagt und fortgejagt. Bei dieſem Anlaß ſagt er: von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa ſey keiner beſſer, als er. S. 382 folgt eine förmliche Apologie des Ehebruchs, eine Vertheidigung der Natur gegen die Convention. Von der Kirche verfolgt, wurde Bahrdt als Märtyrer der Aufklärung ſchnell ein berühmter und gefeierter Mann. Die Aufgeklärten, die damals ſchon viele Anhänger unter Fürſten und Miniſtern zählten, verſchafften ihm eine Anſtellung auf der Univerſität Erfurt, wo er als Theologe und unter der Maske, chriſtliche Dogmatik und Moral zu lehren, das Gift eines unglaublich ſeichten Deismus und Naturalismus verbreitete. Das böſe Gewiſſen trieb ihn insbeſondere an, gegen die Erbſünde anzukämpfen und alle Laſter und Schwächen des Menſchen als liebe Natürlichkeit zu entſchuldigen. Damals ſuchte er auch eine Frau, nur um des Geldes wegen, wie er geſteht, und fand eine, die er, nachdem er ihr Geld verbraucht hatte, ſtündlich mißhandelte und elend machte, wie er alles naiv ſelbſt erzählt. Um dieſe Frau zu bekommen, beging er, wie er ſelbſt berichtet, eine niederträchtige Täuſchung, um die fromme Schwiegermutter glauben zu machen, er ſey kein Freigeiſt, ſondern gleichfalls fromm. Kaum war er verheirathet, ſo ging er alle Tage ins Theater, das ihn mehr intereſſirte, als die Kirche. Nachdem ſich Bahrdt durch ſeine Frechheit in Erfurt Feinde gemacht und die Behörden ſelbſt gegen ſich aufgebracht hatte, zogen ihn ſeine atheiſtiſchen Freunde und Gönner nach Gießen, wo er dieſelbe Rolle aufs neue ſpielte, unter der Maske eines gelehrten Theologen die baare Irreligioſität und Immoralität durch Lehre und Beiſpiel zugleich zu predigen. Da ihm nach jeder Schandthat und nach jeder Ausweiſung an andern Orten nur immer größere Ehre erwieſen wurde, legte er bald die letzte Scheu ab und trat immer offener als direkter Bekämpfer des Chriſtenthums auf. Damals gab er auch ſeine „neueſten Offenbarungen Gottes“ heraus, eine vorgebliche Unterſuchung des neuen Teſtamentes, aber nichts als ein Syſtem von Blasphemien gegen das Chriſtenthum. In Folge deſſen war ſeines Bleibens nicht länger in Gießen. Begierig nahm er einen Antrag des Herrn von Salis in Graubündten an, dort ein Philanthropin zu gründen. Der liederliche Atheiſt wagte es, eine Muſteranſtalt für Menſchenbildung leiten zu wollen; Lavater fühlte ihm aber auf die Zähne, Salis überließ ihm die oberſte Leitung nicht, und Bahrdt machte, daß er wieder davon kam, um ſein Philanthropin in der Pfalz mit beſſerem Erfolg zu gründen. Hier wurde er nun ganz zum gemeinen Speculanten und prellte die vornehmen Eltern, die ihm ihre Söhne anvertrauten, um ihr Geld. Da er zugleich mit ſeiner atheiſtiſchen Schriftſtellerei fortfuhr, wurde er 1778 durch Reichstagsbeſchluß aller Aemter und Würden unfähig erklärt und aus dem Reiche verbannt.

Alsbald aber nahm man sich seiner in Preußen an und er wurde mit offenen Armen in Halle aufgenommen, wo er Vorlesungen hielt, bis er es auch hier zu arg trieb und man ihm das Lesen untersagte. Nun verlor er seine brave Frau, die er bis aufs Blut gemartert hatte, und hielt mit einer Magd, seiner Concubine, eine Kaffeewirthschaft in einem Garten bei Halle, wo er endlich 1792 starb.

Außer seiner Lebensgeschichte, seinen faden Lehrbüchern und Streitschriften schrieb Bahrdt auch Satiren, eine Standrede an Götzens Grabe (des Hamburger Hauptpastor, den Lessing verspottet), das Religionsedict (ein Lustspiel), einen Kirchen- und Ketzeralmanach und Romane, worin er die Orthodoxie verspottet und seinen Deismus lehrt: Zamor oder der Mann aus dem Monde, Ala Lama oder der König unter den Schäfern. Von ihm soll auch „die Reise des Prinzen Vhakanpol" vom Jahr 1790 geschrieben seyn. Vgl. Allg. deutsche Bibliothek 110 S. 121. In Form einer Reisebeschreibung derbe Satire gegen alle Kirchen.

Verwandt ist: „der Gevatter Matthies oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes." Berlin 1790, 2. Aufl.

Der Gevatter, ein junger Franzose, macht Reisen durch Europa und findet überall den Unsinn walten, was ihn zur Menschenverachtung bringt, bis er auf dem Todbette noch Mönchen in die Hände fällt. Die einzelnen Begebenheiten, so wie die Erzählungen der Freunde und Nebenpersonen sind vom Autor darauf berechnet, das positive Christenthum als Unsinn darzustellen und im Leser den Eindruck eines edlen Zorns über so vielen Unsinn zurückzulassen. Uebrigens ist die Schrift nichts weniger als witzig oder scharfsinnig, sondern anmaßend und langweilig.

Der anonym 1797 zu Riga erschienene Roman „der Wi[illegible]" hat denselben Zweck, das Christenthum verhaßt zu machen.

Der Peruaner Azeb, der als Heide in Einfalt und Unschuld mit seiner geliebten Gattin Luna in einer abgelegenen Gegend unter dem tropischen Himmel im schönsten Garten der Erde wie im Paradiese lebt, wird plötzlich ins tiefste Elend gestürzt durch die Ankunft der Christen, die ihm den christlichen Glauben aufzwingen, ihm sein schönes Weib zu schnöder Lust rauben, ihn in den Kerker werfen und der heiligen Inquisition überlassen.

Die Presse wurde überschwemmt mit Schriften, die das Christenthum offen verhöhnten. In diesem Sinne schrieb Paalzow seine Geschichte des Aberglaubens, Geschichte der religiösen Grausamkeit, seinen Hierokles und Porphyrius, Wünsch einen Horus (1783) ꝛc. An die Stelle des

Chriſtenthums ſollte eine Religion der ſich ſelbſt anbetenden Menſchheit mit maureriſchem Ceremoniel treten.

Ignaz Aurelius Feßler entfloh als Kapuziner aus Bamberg, wurde in Preußen Proteſtant und Freimaurer und kam 1809 nach Rußland als Präſident des Conſiſtoriums zu Saratow. Seine freimaureriſchen Schriften und ſeine Geſchichte von Ungarn haben mehr zu ſeinem Ruhm beigetragen, als ſeine Dichtungen. Dieſe nämlich ſind hauptſächlich hiſtoriſche Romane, in denen antike Helden auf die langweiligſte Weiſe zu ſentimentalen Schwärmern und Weichlingen modernisirt werden. In der bekannten Weiſe des Franzoſen Marmontel. So weichte Feßler den Mark Aurel 1790, Ariſtides und Themiſtokles, Alexander, Attila, Matthias Corvinus auf. Seine Hauptabſicht war aber, in ſeinen Romanen die Vernunftreligion zu predigen, die er, wie alle damaligen Aufklärer, an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen wollte.

In „Bonaventura's myſtiſchen Nächten“ 1807 ſuchte ſich Feßler ſelber zu idealiſiren.

Bonaventura iſt dem Kloſter beſtimmt und wird von Jeſuiten erzogen, wird aber durch die Bewunderung der Kunſt zur Philoſophie hingezogen, ſtudirt Plato, gibt das Kloſterleben auf, wird eng verbunden mit Paoli auf Corſika, ſchwärmt für die Freiheit, für „die Ideen der Allgemeinheit“, für Menſchenrechte, heirathet, wird Vater, ſieht mit Freuden den Jeſuitenorden untergehen, muß zwar ſelbſt, nach Paoli's Niederlage, von Corſika flüchten, erlebt aber noch eine Art Verklärung in der kleinen Republik San Marino, wo er, „nachdem die drei Steine ſeines Weſens zu einem einzigen diamantenen Spiegel von unwandelbarer Klarheit zuſammengeſchmolzen waren, und die Offenbarung der Macht und Heiligkeit des Idealen im Menſchen in ſeinem Daſeyn erreicht war“, als für die Erde ſchon zu vollkommen geworden, derſelben in unmittelbarer Vergötterung entſchwindet.

Die eitelſte Selbſttäuſchung eines Freimaurers, die in der deutſchen Literatur vorgekommen iſt.

Auch im „Nachtwächter Benedict“, Berlin 1809, huldigt der entſprungene Mönch, nachdem er ſeiner Kirche für ewig abgeſchworen, dem modernen Cultus des Genius.

Der verkappte Nachtwächter iſt ein Philoſoph, wird Orakel von Miniſter und Fürſt und endet als Geheimerath und Gemahl einer edeln Dame. In ſeinen Vorleſungen verräth ſich der im Irrgarten der modernen Claſſiker herumirrende Kapuziner. Unter anderem ſchildert er das Elyſium der Dichter.

In der Mitte eine Tafel, an welcher Dante, Camoens, Cervantes und Shakespeare ſichs ſchmecken laſſen; daneben macht Ariſtophanes dem Moliere und Gozzi „die Honneurs“, umarmt Homer den Arioſt, wallen Leſſing, Swift und Pope Arm in Arm, empfangen Prometheus (sic), Milton, Young den Klopſtock, gehen Pindar und Euripides dem Schiller entgegen ꝛc.

Eulogius Schneider, Franziscanermönch in Bamberg, gehörte wie Bronner, Feßler, Schad, zu den Emancipirten. Schon als Mönch ſchrieb er Gedichte, die nichts als Wolluſt athmen. Sie erſchienen jedoch gedruckt erſt 1790. Unter anderem ſingt er:

Einſam ſchmacht ich hier im Bette,
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Vielleicht, fährt er fort, wird Kaiſer Joſeph mich retten, aber zu ſpät.

Wenn dein Jüngling einſt als Greiſe
Zittert und am Stabe keucht,
Lina, dann geſchiehts vielleicht.

Eine andere ſeiner Mönchsliebſchaften nennt er Babette. Eine dritte Minette. Als er dieſe küßte, ſah es ihre Schweſter und verrieth ihn. Darüber dichtet er ein artiges, für einen Mönch freilich höchſt frivoles Liedchen mit dem Schluß: was? beim Ofen ſeys geweſen? nicht doch, es war beim Kleiderſchrank.

S. 215 ſingt er:

Oft, wenn ich in der finſtern Zelle
Auf hartem Strohe lag,
Da malte mir der Gott des Traumes
Mein künftig Mädchen vor ꝛc.

Sinnenluſt, welche die Kette ſprengen will, athmet aus allen dieſen Kloſterliedern heraus. Eine Toleranzpredigt von ihm machte großes Aufſehen und bewog den Herzog Karl, ihn an ſeinen Hof zu berufen. Bald darauf berief ihn der aufgeklärte Kurfürſt von Köln nach Bonn. Hier als Profeſſor an der katholiſchen Univerſität ſang Schneider S. 177:

Lebewohl, Theologie!
Lange haſt du mich gequält,
Wintermärchen mir erzählt
Und gedacht, ich glaubte ſie ꝛc.

Und S. 223:

So kamen einſt bepurperte Spionen
Und hochgeweihte Straßenräuber,
Thuiskons Erbe auszuplündern,
Vom Vatikan geſandt.

Da ſogen ſie das deutſche Mark
Und gaben Ablaß ihm dafür
Und Aeſer, die man faſſen ſollte
Mit Perlen und Rubinen.

Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ging Schneider nach Straßburg, wurde Jakobiner und Terroriſt, ließ köpfen und wurde 1793 ſelbſt geköpft. Er war ein eitler Tropf, der um jeden Preis eine große Rolle ſpielen wollte, wie ſpäter Johannes Ronge.

Friedrich Juſt Riedel, Profeſſor in Erfurt, ein höchſt gemeiner und flacher Geiſt, brachte es durch ſeine Vergötterung Wielands, Nicolai's, Mendelsſohns ꝛc. dahin, daß er als Aufklärungsmiſſionär einen Ruf als k. k. Rath in Wien erhielt und auch dann noch, als er wegen Atheismus abgeſetzt wurde, vom allmächtigen Miniſter Kaunitz als Vorleſer beibehalten wurde. Er ſtarb in Wahnſinn 1785. Eitelkeit ſcheint ihn zu der Rolle getrieben zu haben, der er nicht gewachſen war. Seine geſammelten Werke erſchienen 1778 in Wien in fünf Bänden. Alles ſeyn ſollende Satiren, aber unendlich platt und fade.

Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere, die ſich über die Menſchen beklagen oder ihrer ſpotten. Ohne Witz. Das Märchen von einem Zauberhut, der die Gabe hat, dem, der ihn aufſetzt, Charakter, Stand und Amt zu verleihen. Gut ausgedacht, aber ohne Geiſt durchgeführt. Neues Lehrgebäude der Seelenwanderung, von elender Plattheit. Skribleriana gegen ſchlechte Skribler, zu denen der Autor ſelbſt gehört. Der Trappenſchütz, komiſches Epos in Proſa, ein ſchwacher Spaß, indem ſtatt eines Trappen ein Eſel geſchoſſen wird. Der Reſt, den ich nicht aufzählen will, iſt noch viel geringer. Einen großen Raum nehmen die Briefe an die damaligen Größen der Aufklärung und Riedels Gönner ein.

Welch eine Zeit, in der ein ſo ſeichter Geiſt vom römiſchen Kaiſer nach der Hauptſtadt des katholiſchen Deutſchland berufen werden konnte, um dort Licht zu verbreiten! In demſelben Wien ſchrieb Hofrath Ignaz v. Born eine lateiniſche Monachologia, worin er die Mönche nach dem Linnéſchen Syſtem als Thiergattungen claſſificirte. Im gleichen Sinn ſchrieb

Heinrich Gottfr. v. Bretschneider einen „Almanach der Heiligen", worin er den katholischen Glauben aufs frechste verhöhnt. Bretschneider war ein Sachse, ging im siebenjährigen Kriege zu den Oesterreichern über, half ihnen bei Collin siegen, ging dann wieder zu den Preußen über, abentheuerte durch die Welt und endete doch noch als österreichischer Hofrath. Er schrieb auch Wiener Sittenschilderungen in zwei Romanen „Abentheuer des Junker Ferdinand von Thon" und „Wallers Leben". Hieher gehört auch des Bistorius „Kronik der Heiligen" mit Kupfern, Wittenberg 1787, eine Parodie der echten Legenden in Blumauers Manier, voll Spott über den katholischen Glauben. Alle Heiligen werden hier ungefähr wie Antonius der Große von den Teufeln, die ihn unter allen möglichen Gestalten zu necken und zu verführen trachteten, von den Witzeleien des Dichters umdrängt. — Noch gemeiner ist die „neue Legende der Heiligen", Salzburg 1784, worin die schändlichsten und albernsten Dinge von Heiligen erzählt werden (in Prosa).

Den meisten Ruhm unter allen Aufklärern Wiens erlangte Aloys Blumauer. Bei ihm verband sich der seichteste Rationalismus und Humanismus mit der alten Genußsucht der Wiener zu der frivolen Spötterei, die sich, weil sie selbst nichts Originales schaffen konnten, am bequemsten im Travestiren dessen bewegten, was Andern groß, erhaben oder fein und edel erschien. Der halbgebildete Pöbel hat Blumauer vergöttert, weil er alle seine Neigungen in ihm wiederfand.

Blumauer gab zuerst 1780 ein langweiliges und geistloses Ritterspiel „Erwine von Steinheim", dann 1782 Gedichte heraus. Unter diesen nehmen die burlesken den ersten Rang ein. Nur sie waren es, die ein Publikum und zwar ein großes fanden und heute noch finden. Die possenhafte und zum Theil lascive Art, wie er das Lob der Gans, des Flohes, des Ochsen, des Esels, des Schweins und des Nachtstuhls in Knittelversen sang, erregte wiederndes Gelächter. Auch ein Lob des Tabaks oder Schmauchlied sang er. Am merkwürdigsten ist das Gedicht „der evangelische Bauernjunge in der katholischen Kirche". Hier läßt er einen Bauernjungen erzählen, was derselbe alles in der katholischen Kirche, in der er zum erstenmal war, gesehen hat, lauter Dummheit und krassen Unsinn. Er schließt:

„Laß sie Hocus Pocus treiben
Und die Narren Narren bleiben."

So durfte Blumauer über die Landeskirche schreiben. Dennoch gerieth er

in eine literariſche Fehde mit dem Berliner Nicolai, der doch ganz und gar ſo dachte, wie Blumauer, nur weil der Wiener anderweitige Scherze des Berliners über die Wiener auf Ambition nehmen zu müſſen glaubte.

An die Stelle der Kirche trat bei Blumauer die Loge. Eine Menge ſeiner Gedichte ſind Freimaurerlieder. Er pries Joſeph II. als den großen Gönner und Förderer der Logen im Gegenſatz gegen die Kirche. Er ſah im Geiſt ſchon die Kirche vernichtet und die Loge als Tempel der Humanität auf ihren Trümmern erbaut. Unter anderm beſang er die Aufnahme Voltaires unter die Maurer (im Jahr 1778), wobei er denſelben den „liebſten Sohn der gütigen Natur“ nennt. Bei jeder Gelegenheit brachte er in der Loge Geſundheiten in Verſen aus, ſo auch alljährlich in den Schweſterlogen. Man macht ſich einen Begriff von der Höhe, bis zu welcher Humanität und Natürlichkeit damals in Wien getrieben wurden, wenn man lieſt, was Blumauer den Schweſtern in offener chriſtlicher Verſammlung Alles ſagen durfte. Da leſen wir bei der Feier des Johannisfeſtes 1782:

Wenn eine Schweſter ſeitwärts ſchielt ꝛc., ihr Ehemänner, da nehmt geſchwind die Binde um die Augen als blinde Brüder. Seht nichts, das iſt das beſte, was ihr thun könnt. Wenn eine Schweſter zankt, daß ſie keine Kinder hat, ihr guten Ehemänner, ſo

Beruhigt ſie für dieſen Fall
Und machet für ein andermal
Die Ehſtandsarbeit beſſer.

Im folgenden Jahre 1783 wieder bei der Johannisfeier ruft Blumauer den Schweſtern die frivolſten Aequivoken zu, indem er ihnen die Sinnbilder der Maurerei erklärt, und ſchließt:

Für euch nun endlich feuern wir
Aus den Kanonen, welche hier
In voller Ladung ſtehen.
Drum laßt die Arbeit uns, und ſeyd
Zufrieden, wenn ihr jederzeit
Da erntet, wo wir ſäen.

Beim Namensfeſte der maureriſchen Schweſter Thereſia von S. verhöhnt er die h. Thereſe. Die trage zwar einen lichten Schein um das Haupt, aber das Licht im Kopfe habe die Maurerei ꝛc.

Blumauers Hauptwerk iſt die „Aeneis“, eine Traveſtie der virgiliſchen, in Knittelverſen.

Es war einmal ein großer Held,
Der ſich Aeneas nannte,
Aus Troja nahm ers Ferſengeld,
Als man die Stadt verbrannte.

Juno bittet den Gott der Winde, dem Fliehenden auf dem Meere einen Sturm zu senden. Er thut es, klagt aber (S. 6):

Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am besten brauchen könnten,
Ist athemlos — ich lieh ihn den
Berliner Rezensenten.
Die machten ihn zum Hekticus,
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eselsmilch kuriren.

Die Winde toben. Neptun aber spricht sein Quos ego und droht den Winden „das Maul zu vernähen". Venus bittet um Schutz für ihren Sohn Aeneas, und Jupiter, der eben auf dem Nachtstuhl sitzt, gewährt ihn gnädig. Aeneas kommt glücklich nach Karthago und geht in ein Kaffeehaus, wo er den Reichspostreiter liest. Dido läßt ihn kommen und erzählen: Infantin, laßt das Ding mir nach, es kostet mich nur Thränen. (Infandum, regina, jubes, renovare dolorem.) Doch erzählt er vom Untergang Troja's (S. 43):

Wie Ihro Majestät gesehn,
Wenn Sie oft Flöhe fingen,
Daß ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte springen,
Und ängstlich hüpfen hin und her
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Aeneas erzählt seine Flucht. Das Ungeheuer der Scylla wird S. 79 als eine kokette Tänzerin geschildert, die mit dem kurzen Röckchen zu sehr gewirbelt und dadurch die Männer verführt habe, wofür sie zur Strafe an den Fels gebannt worden sey, bellende Hunde am untern Theil um sich habe und beständig im Strudel das Meer und die Schiffe um sich bewegen lassen müsse. Polyphem wird als ein Großinquisitor aufgefaßt. — Als Aeneas seine Beichte geendigt, wird Dido immer verliebter. Sie wendet sich an ihren Beichtvater, einen Jesuitenpater, der da meint, weil Aeneas Prinz heiße, so dürfe sie es mit ihm wagen, und sey im Voraus absolvirt. Nun das Gewitter und die (ganz decent gehaltene) Höhlenscene. Als Aeneas fort muß, überhäuft ihn Dido mit den pöbelhaftesten Schimpfreden (S. 113). Dann geräth sie in Verzweiflung. Als er fort ist, klagt sie:

Du süßes ewig theures Band,
Das ich, o sel'ge Stunden,
Aeneen oft mit eigner Hand
Um seinen Kopf gewunden ꝛc.

Es mag genug ſeyn, um die Gattung zu charakteriſiren. Die drei letzten Geſänge der Aeneis, die bei Blumauer fehlen, ergänzte Schaller 1794. Bald erſchien auch eine traveſtirte Ilias, ein traveſtirter Ovid. Der letztere in vielen Bänden.

Unter Blumauers Nachahmern ſteht Schaller, der Straßburger, oben an, deſſen Stutzlade oder der Perückenkrieg (1802) ganz im Ton und Versmaße Blumauers geſchrieben, aber in der Erfindung originell iſt.

Die olympiſchen Götter ſind im Begriff, ſich zu moderniſiren und haben ſich eben die neueſten Moden von Paris kommen laſſen. Apoll erſcheint in Pantalons, Mars als Incroyable, Juno trägt eine cul de Paris ꝛc. Da bringt Merkur die erſten Damenperücken, welche allgemeines Staunen erregen. Venus aber ärgert ſich darüber und wirft ſie zum Himmel hinaus. Sie fallen auf das Eiland der Circe, welche ſich gleichfalls über die ſeltſamen Geſchöpfe wundert und ſie aus Mitleid lebendig macht. Es iſt eine rothe und eine ſchwarze Perücke. Kaum können ſie ſich ſelbſtſtändig bewegen, ſo fallen ſie über einander her und zerzauſen ſich. Die Olympier bemerken es und kommen, nachdem ihr einziges Opernglas, weil es Jeder haben will, zerbrochen iſt, ſelber herunter, dem Perückenkrieg zuzuſehen, der ſie ſo lachen macht, daß Aeolus zerplatzt und eine furchtbare Exploſion hervorbringt. Indeſſen währt der Krieg nicht nur fort, ſondern rüſten ſich auch alle Perücken auf Erden, Partei zu ergreifen, und im Olymp ſelbſt ſtellt ſich Venus auf Seite der rothen, Juno auf die der ſchwarzen Perücken. Beide Göttinnen gerathen in höchſt unerbaulichen Hader. Der Krieg der Perücken beginnt nun im großen Style (mit vielen Anſpielungen auf Mack, Suwarof, Napoleon und die wirklichen Kriege der Zeit). Junone führt die ſchwarze, Cyprine die rothen Perücken an, Judaſine verräth die letztern an jene. Unterdeß hat Jupiter eine Anwandlung von Aufklärung und läßt die Verbannten aus der Unterwelt wieder frei, da aber der unverſchämte Irion ihn gleich wieder zum Hahnrei machen will ꝛc. und Momus, als olympiſcher Hofrath, kräftig Einſprache thut, proklamirt Jupiter, die böſe Welt ſey für die Aufklärung noch nicht reif und ſperrt die Emancipirten wieder in die Hölle ein, in der wir auch Robespierre, Carriere und die übrigen Ungeheuer der Revolution büßen ſehen. — Die Göttinnen nehmen fortwährend Theil am Perückenkrieg. Indem Juno zur Erde niederſchwebt und ihr Kleid ihr majeſtätiſch nachwallt, wird dieſe ſchöne Situation das Motiv zur Erfindung der Schleppe. Indem Venus auf die Inſel der Circe kommt und mit dieſer bald in Streit geräth, wird ſie von der boshaften Zauberin ſelber in eine Perücke verwandelt, kämpft heldenmüthig in Cypricens Heer, wird aber arg zerzauſt und flieht weinend zum Vater Jupiter. Dieſer ſchleudert endlich einen Blitz auf die Inſel und die glücklich davon entzündeten Perücken lodern in Rauch auf.

Dieſer ſehr ſchalkhaften und geiſtreichen Dichtung fehlt nichts, als die Kürze, ſie iſt in drei Bänden zu lang ausgeſponnen.

Ratſchky in Wien, ein Freund Blumauers, verſpottete die franzöſiſche Revolution 1793 in einem komiſchen Heldengedicht „Melchior Striegel“ in der Manier des engliſchen Hudibras.

Der Held ſtiftet einen Clubb, der Gaſthof zur Krone wird in den zur Jakobinermütze umgetauft. Die große Frage iſt, ob der Kegelkönig noch den Vorrang behalten ſolle ꝛc.

Joſeph Richters „Briefe des Eipeldauer über die Wienſtadt“, ſeit 1774 geſchrieben, geben in burlesker Bauernſprache eine juvenaliſche Schilderung der Wiener Lüderlichkeit.

Man hat den Eipeldauer in Wien gut angeſtellt, indem man ihm die Maitreſſe eines vornehmen Herrn als Frau anhängt. Dieſe hält ihn nun unter dem Pantoffel und macht das luſtige Wiener Phäakenleben, Schlemmerei, Schleckerei, Ehebruch, Galanterien jeder Art, Bälle, Theater, Prater, neue Moden, Lotterie, Schulden ꝛc. mit. Selbſt in den Kirchen läßt uns der Eipeldauer nur Unzucht ſehen. Die Kirchen dienen nur zur Schauſtellung der tollſten neuen Moden und zu Rendezvous, oder um eine Meſſe ſingen zu hören von einer Sängerin, die geſtern Nacht noch als Bachantin raſte. Um den Narrenthurm aber ſtehen die Wiener den ganzen Tag und hänſeln die Narren, damit ſie noch närriſcher werden. Allen Ständen wird, immer mit gutmüthigem Humor, der beſchämende Spiegel vorgehalten.

Dieſes zu ſeiner Zeit oft (1796 ſchon zum viertenmal) aufgelegte, heute vergeſſene Werk iſt der beſte Sittenſpiegel Wiens, wie die Romane des Julius von Voß der Berlins.

Ich muß hier noch eine Anzahl wohlmeinende, zum Theil edle Schwärmer anſchließen, welche die Welt mit ihrer neuen Aufklärung beglücken wollten.

Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Rouſſeau in Genf eine Revolution der ganzen Erziehung vorgeſchlagen, um ein neues philoſophiſch gebildetes Geſchlecht aufzuziehen, dem alle Erinnerung an die bisherigen aus dem Mittelalter noch ererbten chriſtlich-ſocialen Zuſtände verſchwunden ſeyn ſollten. Dieſen Gedanken faßte nun der Hamburger Baſedow auf, um ihn zu verwirklichen, indem er 1774 zu Deſſau ein ſ. g. Philanthropin als Muſterſchule der künftigen Erziehung des Menſchengeſchlechts gründete. Hier ſollten die Kinder alles ſpielend ler-

Hexenperiode thun dar, daß sich die Hexen, um sich in ihren Paroxysmus zu versetzen, häufig, vielleicht meistens, eines Gebräudes und einer Salbe bedienten. Es waren dies wohl alte, sich traditionell fortpflanzende Rezepte. Jung Stilling erzählt in seiner Theorie[1] ein aus einem alten Hexenprozeß gezogenes Faktum, das wirklich als typisch erscheint. — Eine Hexe gab auf der Folter an, ihre Nachbarin sey in der letzten Walpurgisnacht mit ihr auf dem Brocken gewesen. Letztere sagte hierauf vor Gericht aus: sie habe am Abend vor Walpurgisnacht die Gefangene mit Kochen eines Tranks beschäftigt gefunden, und sey von ihr geheimnißvoll befragt worden, ob sie mit auf den Brocken wolle. Aus Neugierde habe sie eingewilligt; die Hexe habe sofort vom Trank getrunken und den Rest ihr geboten, mit den Worten: da, trink rechtschaffen, damit du durch die Luft fortkannst. Sie habe sich gestellt, als trinke sie, aber nichts gekostet. Drauf sey die Hexe auf den Herd gestiegen und bald, mit der Ofengabel zwischen den Beinen, in tiefen Schlaf gefallen. Am andern Morgen sey die Hexe zu ihr gekommen und habe sie gefragt, wie es ihr auf dem Brocken gefallen? Auf ihre lachende Aeußerung, wie sie gar nicht getrunken und nicht auf dem Brocken gewesen, sey die Hexe böse geworden und habe gesagt, sie habe sie ja, die Nachbarin, mit essen, tanzen und den Bock küssen sehen.

Ganz besonders interessant sind die Berichte glaubwürdiger Reisenden über das Zauber- und Geisterwesen unter Völkern, welche nicht unserer Race angehören, und zu denen das Christenthum nicht gedrungen ist. Die Zauberer der verschiedensten rohen Völker verfallen in Ekstasen, deren Gesichte sie im Wesentlichen ganz so beschrieben, wie unsere Visionäre und Somnambülen; sie werfen in ihren Paroxysmen dieselben überraschenden Fernblicke in Zeit und Raum, sie gerathen mit ihren guten und bösen Geistern ganz in denselben unheimlichen, und doch so ächt menschlichen Verkehr, wie die christlichen Seher, wobei oft sogar scheinbar unbedeutende Nebenumstände mit den Aussagen unserer Visionäre und Besessenen übereinstimmen. Man kann es als ein psychologisches Faktum aussprechen: der Himmel und die Hölle im Fetischismus, im Buddhaglauben, in den Superstitionen der Völker am Nordrand

[1] Nürnberg, 1809. Pag. 195 ff.

nen, nie bestraft werden ꝛc. Er machte aber bald Bankerott und wurde ausgelacht. Viel nüchterner und praktischer fing sein Schüler Salzmann die Sache an, indem er zu Schnepfenthal bei Gotha eine noch jetzt blühende Erziehungsanstalt gründete und hier zunächst nur die Unnatur der damaligen Mode, Puder, Zöpfe, Perücken, Reifröcke, Schnürbrüste ꝛc. abschaffte und bereits lange vor Jahn das Turnen einführte, um die Knaben zu kräftigen. Er hat auch viel geschrieben, 1781 sein berühmtes Krebsbüchlein, worin er lehrt, wie man die Kinder nicht erziehen soll, und 1783 den großen Sittenroman „Karl von Karlsberg" in sechs Bänden.

Darin verbreitet sich Salzmann über alle Verkehrtheiten der Mode und socialen Mißbräuche seiner Zeit. Scharf tadelt er, daß man in den Schulen griechisch und lateinisch lehre und die Knaben doch nicht zu kräftigen Bürgern erziehe, sondern philisterhaft vertrocknen lasse. Die Verweichlichung der Sitten, die häßlichen und ungesunden Moden, die gesellschaftlichen Lügen sind es vorzüglich, die seinen Unwillen erregen. In Bezug auf die politischen Gebrechen äußert er sich vorsichtiger und was die Kirche betrifft, so bleibt ihm dieselbe fremd und er hofft alles nur von der Aufklärung.

Dem gleichen Zwecke dienten Salzmanns übrige Volksschriften in „Constants sonderbaren Fatalitäten (1791), wie Haberfeld aus einem Bauer ein Freiherr wurde, und Sebastian Kluge", sämmtlich Anweisungen für das Volk im Sinn des aide toi et le ciel t'aidera.

Johann Heinrich Merk, den man als Göthefreund belorbeert mit herumzuschleppen pflegt, stand seiner Tendenz nach Salzmann nahe. Er wollte Natur, Wahrheit, Einfachheit, gab sich aber, anstatt sich an das Altvolksthümliche und an die Kirche zu halten, einem falschen Idealisiren und Experimentiren hin und ging darüber zu Grunde, denn wegen schlechter Speculationen schoß er sich 1791 todt. Er war [illegible] Kunst- und Petrefactenliebhaber. Unter den vielen kleinen Aufsätzen, die er geschrieben, zeichnen sich zwei Erzählungen in Wielands Merkur (von 1778 und 1781) aus.

Die Geschichte des Herrn Oheims, eines [illegible] gebildeten Gesellschaft freiwillig entfliehenden Genies, welches sich der Landwirthschaft widmet und ein idealer, alles rationell behandelnder Bauer wird, ein natürlicher Mustermensch nach Merks Herzensmeinung. — Lindor, die Geschichte eines von Kindheit auf durch seinen Scharfsinn ausgezeichneten Jünglings, welcher hernach emporkommt und Günstling eines Ministers wird, jetzt aber erst mit tiefer Beschä-

mann erkennt, daß ihn alle Welt nur ausbeuten und benutzen will, ohne Achtung für ihn, ja ohne Verständniß seines Werthes. So der Minister, die eigene Frau ꝛc. Ein Gemälde von hoher psychologischer Wahrheit.

Ausgewählte Schriften von Merk edirte Stahr, 1840.

Einen ähnlichen Weg wandelte seit 1781 der Züricher Pestalozzi, der in seiner Musterschule eine neue Methode durch Ausbildung des Anschauungsvermögens, des Formen-, Zahlen- und Sprachsinns anwandte, und eine solche Hoffahrt unter die Schulmeister brachte, daß dieselben seitdem den Pfarrern aufsätzig wurden, und in den nach Pestalozzi's Grundsätzen allmählig in ganz Deutschland gegründeten Schullehrerseminarien die Ueberzeugung genährt wurde, es sey für die aufgeklärte Menschheit an der Schule genug und die Kirche müsse ganz verschwinden. Pestalozzi selbst dachte freilich nicht, daß es so weit kommen würde, noch wollte er es. Seine Fabeln, die zuerst unter dem Titel „Figuren zu seinem ABCbuch" 1797 erschienen, enthalten viel Schönes z. B.

Einer hält ein Thal für gesegnet, weil es so viel Quellen habe, aber ein Bewohner des Thales sagt: es sind der Quellen zu viel, sie machen die Ebene zum Sumpf. Das paßt ganz auf die deutsche Poesie, in der nur zu viel gemacht wird. — Der Fels frägt die Statue, was sie sich brüste, sie sey nichts mehr, als er. Die Statue aber antwortet: ich brüstete mich nicht, so lange ich zu dir gehörte, ich thue es erst, seit ich von dir los bin. — Ein König wünscht, seine Unterthanen möchten so an ihm hängen, wie die Blätter an der Linde. Die Linde aber sagt: ich nähre sie mit Saft, du aber willst den Saft aus ihnen ziehen. — Einer schalt, es sey zu wenig Gemeingeist im Volke. Ein Bauer aber antwortete, ich fordere von meinem Reich nur Gemeinkraft.

Eben so edel ist sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud" von 1781.

Didaktische Romane zur Belehrung des Volks: der philosophische Bauer von Hirzel 1774 (dem noch ein philosophischer Kaufmann folgte), Gottfried Walther, der Tischler von J. M. Miller 1786, die gute Christine, eine Geschichte für Dienstboten, von Essich 1793. Das Noth- und Hilfsbüchlein von Rudolph Zacharias Becker (Hofrath in Gotha) 1788 nebst einem Liederbuch ꝛc. der Mildheim'schen Mustergemeinde.

Sehr rührig in der deutschen Literatur war damals Heinrich Zschokke, ein Magdeburger, der, nachdem er Ritterromane, (Kurd von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehm-

gerichte), ein Räuberschauspiel (den großen Abällino) ꝛc., geschrieben hatte und nachdem er in der Schweiz Erzieher gewesen war, sich der Revolution in die Arme warf, 1798 helvetischer Commissär wurde, und später für die göttliche Mission Napoleons und für den Rheinbund gegen die Spanier, Tiroler und Preußen schrieb. Eine mit seinem Namen verbreitete Flugschrift von 1807 kündigte Deutschland die glücklichste Zukunft an, seitdem sich Napoleon und der russische Alexander desselben erbarmt hätten. Dabei war Zschokke ein eifriger Maurer, verbreitete Aufklärung und machte eine glänzende Speculation mit seinen rationalistischen „Stunden der Andacht". Diesem Standpunkt gehört auch schon sein Roman von 1802 „Alamontade" an.

Alamontade liebt eine verheirathete Frau, von der er sich aus Tugend wieder trennt, um abermals eine gewisse Clementine zu lieben, von der ihn das Schicksal trennt, indem er im Cevennenkriege als Reformirter gefangen und auf die Galeere geschleppt wird. Hier bringt er fast dreißig Jahre in nicht christlicher, sondern philosophischer Gelassenheit und Geduld zu, bis der Tod ihn erlöst.

Ein anderer Roman Zschokke's, „das Goldmacherdorf", machte noch weit mehr Glück, indem er darin der modernen Schulmeisterei schmeichelte und das Ideal einer Dorfgemeinde schilderte, in der „Bildung und Wohlstand für Alle" durch den jungen Schulmeister Oswald erreicht wird.

3.

Die Kraftgenies.

Im instinktartigen Gefühl, daß man bisher immer zu schwach, zu weichlich, zahm und nachgiebig gegen das Herkommen oder die Mode gewesen sey, begannen viele Dichter, mit groben Worten um sich zu schlagen und mit ihrer wirklichen oder nur eingebildeten Kraft zu renommiren. Es war nicht immer die kochende und brausende Jugend, die sich so geberdete, es schlich sich bald auch Affectation ein, da der neue Ton imponirte und Mode wurde. Ein ähnliches Gefühl hatte schon früher die Kraftausdrücke und den Schwulst der zweiten schlesischen Schule sowie der

Klopſtockiſchen Bardiete motivirt, und auch jetzt ſchöpfte man wieder einen Theil der neuen Kraft aus dem Stolz auf die deutſchen Ahnen, auf das alte Heldenthum der Nation.

Hier trug Graf Stolberg die Fahne voran. Seinen patriotiſchen Romanzen aber gingen ſchon ältere vorher. Als die erſte Romanze der Neuzeit gilt „Hermin und Gunilde“ von Raſpe, vom Jahr 1766, obgleich ſie nach des Verfaſſers eigenem Bekenntniß mehr dem Arioſt, als dem deutſchen Volksliede nachgebildet iſt. Eben ſo unbedeutend ſcheinen 1768 Schiebelers Romanzen, ſowie die von Geißler 1773, Grahl 1776, Keſtinger 1779 geweſen zu ſeyn, da ſie unbeachtet verſchwunden ſind.

In dem jungen Dichterbunde in Göttingen, der ſeine Weihe hauptſächlich von Klopſtock empfing, nahm Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, mit ſeinem Bruder Chriſtian, einen hervorragenden Rang ein. Einem der älteſten Adelsgeſchlechter am Harz entſtammt, von echtem deutſchem Kern, faßte Friedrich Leopold die Grundgedanken Klopſtocks „Religion und Vaterland“ viel tiefer, als Klopſtock ſelbſt. Seine Religioſität blieb nicht der willkührliche, von aller Tradition emancipirte, empfindſame Christianismus vagus, ſondern führte ihn zur wirklichen alten Kirche zurück, und ſeine Vaterlandsliebe blieb auch nicht im affectirten Bardiet ſtecken, ſondern ſuchte das wirkliche alte deutſche Reich, Adel und Volk. Ein tiefer magnetiſcher Zug, ein unwillkührlicher naturnothwendiger Trieb, wie er im Wurzelſaft eines oben abgehauenen Baumes ſich regt, um neue Aeſte zu treiben, führte den poetiſchen Grafen mitten durch alle Täuſchungen und Schmeicheleien, wie ſpäter durch alle Anfechtungen einer Zeitbildung hindurch, die von der Naturwahrheit abgewichen war. Es dauerte lange, bis er ſelbſt ſich faßte und begriff. Er ſchwankte in Sympathien und Manieren umher, bis gleichſam gegen ſeinen Willen, wenigſtens gegen alle Erwartung, immer die ſichre Natur in ihm den rechten Weg fand.

In ſeinen Gedichten ſchwärmt er anfangs wie Voß, Cramer ꝛc., für Klopſtock und ergießt ſich im hohen Odenton in Begeiſterungen für die Freunde, für den Geſang ꝛc. Bald aber ſehn wir ihn aus den antiken Versmaßen heraus zum deutſchen Reim, zum Ton des Volksliedes ſich durchringen. Er vergleicht die gute alte Zeit deutſcher Kraft und Herr-

lichkeit mit den verkommenen Zuſtänden der Gegenwart und mahnt, die alte Kraft zu verjüngen in dem Liede vom deutſchen Knaben:

Mein Arm iſt ſtark und groß mein Muth ꝛc.

Im Liede des alten ſchwäbiſchen Ritters.

Sohn, da haſt du meinen Speer,
Meinem Arm wird er zu ſchwer ꝛc.

Im Liede auf das Rüſthaus zu Bern:

Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüſtung ſeh ꝛc.

In einigen Balladen, unter denen „die Büßende“ am berühmteſten wurde, ſuchte Stolberg gleichfalls den Sinn für die alte Zeit, Zucht, Sitte und Gemüthlichkeit zu wecken. Auch ſein Bruder Chriſtian ſchrieb dergleichen, doch ſind deſſen Gedichte nur ein ſchwächerer Abglanz der brüderlichen.

Das Griechenthum, für welches in Göttingen alles ſchwärmte, machte auch unſerem deutſchen Grafen viel zu ſchaffen. Nachdem er ſich einmal damit eingelaſſen, verräth es ſeinen großartigen Sinn, daß er gleich (1776) die Ilias überſetzte (ſowie ſein Bruder den Sophokles). Aber das war nicht ſein Beruf, ſeine Ueberſetzung wurde bald durch die von Voß verdrängt. Sodann ſchrieb er einige Schauſpiele in antiken Formen, und auch hier bezeugte ſich wieder ſein höher ſtrebender Geiſt, ſofern er in dieſen Werken Ideen der Freiheit zur Geltung bringen wollte. Damals gab es viele ausgezeichnete Edelleute, welche im Sinne des däniſchen Miniſters Bernſtorff, für Humanität begeiſtert, die Bauern emancipiren und zu edler Freiheit heranziehen wollten. Es war die Zeit, in welcher die vereinigten Staaten ſich vom engliſchen Mutterlande losriſſen und in ihrer Republik ein Ideal von Humanität, Freiheit, Geſittung, Wohlſtand und allen Bürgertugenden darzuſtellen und Rouſſeau's Ideal zu verwirklichen ſchienen. Im Gefühl, der Feudaladel habe ſich am Landvolk bisher verſündigt, nahm ſich ein franzöſiſcher Edelmann, Lafayette, mit leidenſchaftlicher Wärme des Volkes an, und regte ſich daſſelbe Gefühl auch in einem Theil des norddeutſchen Adels. So erklärt ſich die Freiheitsgluth in Stolbergs gräciſirenden Dramen.

Im „Thäseus“ wird dieſer Held Befreier der Athenienſer und Gründer ihrer bürgerlichen Freiheit. „Timoleon“ erobert die Freiheit wieder.

Chriſtian ſchrieb zwei ähnliche Stücke:

„Belſazer“ wird in der Fülle ſeiner Sünden von den Perſern überfallen und unter obligaten Freiheitsrufen auf ſeinem eigenen Thron ermordet, in der That eine Art Viſion in Bezug auf das Schickſal der tiefverſchuldeten Dynaſtie in Frankreich. „Otanes“ muß zuſehen, wie der ſchlaue Darius ſich durch unwürdige Liſt der Herrſchaft in Perſien bemeiſtert, rettet aber ſich und die Seinen in ein Aſyl edler Freiheit.

Merkwürdig iſt Leopolds Roman „die Inſel“, in Proſa, 1788.

Der durch Unglück geprüfte Sophron unterrichtet auf einer ſchwäbiſchen Donauinſel einige Jünglinge und malt ihnen die beſte Republik aus, die faſt ganz ſocialiſtiſch iſt: Gleichheit des Standes und Beſitzes, das Geſetz faſt ganz entbehrlich durch die Sitte, Unſchuld und Sittenreinheit die Grundlage, der Erfolg: das Paradies auf Erden.

Ganz verſchieden von dieſen Dichtungen iſt Leopolds „Säugling“, nach Stoff und Form völlig claſſiſch, ein allegoriſcher Mythus.

Die ſchöne Kritäis wird am Ufer durch wunderbare Töne, Düfte ꝛc. in ſüßen Schlummer gewiegt, als ſie aber wieder erwacht, liegt ihr abgelöster Gürtel neben ihr und eine Stimme verkündet ihr, daß ihr ein Gott beigewohnt habe. Der Gott war Apollo, das Kind, das ſie ihm gebiert, iſt Homer. Auf Befehl des Gottes wird das Kind ihr geraubt, um auf dem Helikon von den Muſen gepflegt zu werden. Da klagt die Mutter in den rührendſten Tönen, bis Apoll ihr das Kind wieder ſendet, um endlich beide, Mutter und Kind, zu ſich zu nehmen.

Das iſt Stolbergs ſchönſte und vollendetſte Dichtung, und obgleich in ſtreng claſſiſcher Form, doch von beinah indiſchem Charakter. Die Klage der Kritäis kann mit nichts verglichen werden als mit der Klage der Sakuntala, Draupadi, Savitri und der Verlaſſenen von Maghabuta.

Stolbergs „Jamben“ von 1784 ſind poetiſche Epiſteln und Lehrgedichte, die ſeine edle Geſinnung und ſein richtiges Gefühl bekunden.

In dem „Rath“ räth er ironiſch, die Franzoſen nachzuahmen, jede Modethorheit zu pflegen, die alte Treue und Sitte zu verlachen, Religion und Prieſter zu haſſen ꝛc. In den „Schafpelzen“ aber ſtraft er die falſchen Pfaffen, Heuchler und Miethlinge. Unter dem „Kleinod“ verſteht er die Ehre des Mannes und die Keuſchheit des Weibes, dieſes Kleinod ſoll ewig bei uns gewahrt werden.

Als Schiller die „Götter Griechenlands“ gepriesen und eine poetische Wehmuth darüber ausgedrückt hatte, daß eine schöne heitere Götterwelt durch das finstere häßliche Christenthum verdrängt worden sey, nahm sich Stolberg des letzteren an, wurde dafür aber auch gleich in den Bann gethan, denn welcher deutsche Dichter damals nicht dem Christenthum seine Mißachtung bezeugte, durfte unter den Classikern der Nation nicht mehr geduldet werden. Schiller und Göthe schrieben eine Xenie, worin sie Stolberg feierlich vom Parnaß herunterwarfen, damit er, wie sie spöttisch hinzufügten, in seinen Himmel eingehen könne. Stolberg aber duldete dieses erste Martyrium als Christ, trat 1800 zur römischen Kirche über und begann eine langathmende Kirchengeschichte zu schreiben. In hohem Alter fiel noch sein Jugendfreund Voß über ihn her, um ihn als Finsterling und Römling dem Haß und der Verachtung der gebildeten Welt preiszugeben. Stolberg antwortete mit Würde und verschied in Frieden 1819.

Gottfried August Bürger aus dem Halberstädtischen, schloß sich an den Göttinger Dichterbund an und gab 1778 daselbst den Musenalmanach heraus, blieb aber bei den vornehmen Professoren verachtet, weil er ein etwas roher Polterer war und Unglück in der Ehe hatte. Zwei Frauen starben ihm, die dritte, die sich ihm aus Anlaß seines Lieds von der Weibertreue als biederes Schwabenmädchen selber angeboten und an den Hals geworfen hatte, quälte ihn mit ihren schlechten Sitten zu Tode (1794) und langweilte die Welt noch lange als herumziehende Declamatorin und mit geistlosen Schriften, in denen sie sich Theodora oder die „Pilgerin zum Heimathlande“ nannte. Bürgers Werke erschienen 1835 gesammelt. Schiller griff ihn ungerecht an, A. W. Schlegel vertheidigte ihn. Sein Verdienst ist, daß er sich zum Ton und Geist des Volksliedes hingedrängt fühlte und eine Menge alte Sagenstoffe in Romanzen verarbeitete. Allein er trug noch zu sehr den Zopf der Zeit, um nicht, wie Stolberg, in ein rohes Poltern zu fallen. Die heilige Zartheit des echten Volksliedes hat er nie erreicht. Er lernt, prahlt zu viel und wird burlesk, wenn er populär seyn möchte. Er wird gemein, indem er sich zum Volk herabzulassen vermeint, ohne zu merken, daß das alte Volkslied voll Adel ist. In diesen Fehler waren auch schon Claudius und Löwen gefallen. Auf Bürger wirkten auch die altenglischen Balladen ein,

die damals gesammelt worden waren. Aus ihnen entlehnte er hauptsächlich die Geisterschauer, z. B. seiner Lenore:

Zu Lenoren kommt bei Nacht plötzlich ihr Liebhaber, ein in der Schlacht (im siebenjährigen Kriege) gefallener Reiter als Gespenst, holt sie ab, setzt sie hinter sich aufs Roß und reitet mit ihr in die Hölle. Vgl. die kleine Abhandlung über sie von Wackernagel in Haupts altdeutschen Blättern I. 174 f. August Wilhelm Schlegel hat diese Ballade so sehr gepriesen, daß er sagt: um ihretwillen allein würde Bürger unsterblich seyn. Gleichwohl vermag ich in der Form der Bürgerschen Ballade den echten volksthümlichen Ton nicht zu erkennen. Es ist ein Poltern, ein Aufsetzens, ein Wichtigthun darin, die der edeln Einfachheit des echten Volksliedes geradezu widersprechen. Doch kann das dem poetischen Inhalt keinen Abbruch thun. Dieser gehört nicht Bürger, sondern der deutschen Sage an. Vgl. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig, Holstein Nr. 224.

In Lenore und in „des Pfarrers Tochter von Taubenheim" sind Treue und Untreue schön und in ihrer ganzen leidenschaftlichen Tiefe contrastirt. Der wilde Jäger macht mehr nur Lermen. Weniger volksthümlich erscheint Lenardo und Blandine. Etwas zu gedehnt ist das einem reizenden alten Fablian entlehnte „Lied von der Treue". Viel Lerm um nichts macht das lange Gedicht „die Entführung". Gut ist der altdeutsche Schwank vom Abt und Schäfer. Viel zu prahlend das berühmte Lied vom „braven Manne". Eins der bekanntesten Gedichte Bürgers ist sein Zechlied:

Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben!

Es ist gleichfalls verschroben. Halb hat es die herrlichste Trinkerlaune, halb ist es wieder gemein und niedrig.

Schubarts und Schillers Kraftgefühl und Oppositionsgeist regt sich in folgenden Liedern: Männerkenschheit.

Wer nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß ꝛc.

und:

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Am merkwürdigsten ist aber in einigen Liedern Bürgers der erhabene Schiller'sche Schwung. In der Nachtfeier der Venus glaubt man schon die Klage der Ceres von Schiller zu hören. So erinnert „Adeline" an Schillers begeistertes Lied auf Laura.

Es war jedenfalls ein richtiges Gefühl, was Bürgern aus der Classicität heraus riß zum deutschen Volksgeist und Ton; wenn er auch vor-

erſt nur das Draſtiſche daran vorzog. Es bedurfte erſt ſtarker Nervenſchläge, ehe die feinern Nerven leichtere Berührungen ertrugen.

Einige Lieder Bürgers verrathen noch ganz die Gleim'ſche Schule anakreontiſch-catulliſcher Tändelei, z. B.:

Freund Amor, kannſt du machen
Für einen hübſchen Kuß,
Daß mein Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß? ꝛc.

Ein paar Lieder ſind ganz Voßiſch, ſo beſonders das Spinnlied:

Surre, ſurre, ſurre,
Schnurre, Mädchen, ſchnurre ꝛc.

Vgl. S. 21. Andere ganz nach Claudius Weiſe, z. B. an den Mond:

Ei ſchönen guten Abend dort am Himmel,
Man freuet ſich, Ihn noch ſein wohl zu ſehn ꝛc.

und:

Herr Bacchus iſt ein braver Mann,
Das kann ich euch verſichern,
Mehr als Apoll, der Leyermann
Mit ſeinen Notenbüchern ꝛc.

Echt bürgeriſch ſind vorzüglich die Lieder, worin der nachläſſigſte Ton der Vertraulichkeit angeſtimmt wird:

Mein Trautel hält mich für und für
In feſten Liebesbanden ꝛc.

oder:

Mädel, ſchau mir ins Geſicht ꝛc.

Im Löwen- und Blumauerſchen Styl burlesker Traveſtie der claſſiſchen Mythendichter iſt beſonders die Menagerie der Götter gedichtet. Desgleichen die Traveſtie der Europamythe, das Lied von der Frau Schnips, die auch noch im Himmel ihre Galle ausläßt und alle Heiligen ausſchimpft.

Friederich Müller, gewöhnlich der Maler Müller genannt, weil er zugleich malte und dichtete, geboren 1750 in Kreuznach, lebte ſeit 1776 in Rom, wo er 1825 ſtarb. Sturm und Drang des Gemüths raubten ihm die Klarheit und Ruhe. Er hat im Scherz wie im Erhabenen etwas Wildes und dieſe Wildheit iſt gerade das Schönſte an ihm. Man glaubt zu bemerken, wie er, von den Manieren anderer Dichter überwältigt, ſich mit ſeiner eigenſten Natur durchſchlagen will.

Zuerſt ſtand er unter dem Einfluß Miltons, Klopſtocks und Geß-

ners, daher ſeine bibliſchen Idyllen in poetiſcher Proſa, „Adams erſtes Erwachen und erſte ſelige Nächte“ und „der erſchlagene Abel“.

Im Allgemeinen erwehrt ſich Müller mit Glück der unleidlichen Ach's und O's, und hält mehr den ernſten und feierlichen Ton Miltons und Klopſtocks ein. Doch einigemal ſinkt er tief unter ſein eigenes Genie herab, indem er dem guten Adam die trivialſten modernen Phraſen in den Mund legt, z. B. (Müllers Werke, Heidelberg 1811. I. 96): „Adam ſpricht leiſe nun zu Eva: Höre, ſchöne Mutter, laß uns forteilen an den Ort der Ruhe, ſtark ſehnt ſich wieder einmal mein Herz nach dem Genuſſe deiner Liebe. Theure, laß mich nicht länger ſchmachten. Schmachten verzehrt das Leben, meine Liebe“ ꝛc. Zuweilen bricht auch mitten durch den heiligen und feierlichen Ernſt der paradieſiſchen Idylle die derbe Pfälzernatur hindurch und Kain, eiferſüchtig auf das Lob, das dem Adam geſpendet wird, ergeht ſich S. 71 in gemeinen Schimpfwörtern. — Adams erſtes Erwachen ſchließt mit einer Verſöhnung, indem der trotzige Kain durch Liebe gezähmt wird und ſeine „braune“ Schweſter Melboe heirathet, durch welches glückliche Familienereigniß der alte Adam eben zu ſeiner ſchmachtenden Schwärmerei für die alte Eva angereizt wird. Das zweite Gedicht, Abels Tod, ſchildert Kains Rückfall und iſt nur kurz und unbedeutend.

Auf andere proſaiſche Idyllen Müllers hat Wieland und haben die Franzoſen eingewirkt, die Faune und Satyrn erſcheinen mehr in ihrer derben Natürlichkeit als bei Geßner.

Man ſieht, wie die gute Natur Müllers mit dem verderbten Modegeſchmack ſeiner Zeit kämpft, am beſten in der Idylle „der Faun“. Obgleich hier noch ganz in Geßners Manier ein Faun um den Tod ſeiner geliebten Gattin klagt (was ungefähr ſo viel bedeutet, als wenn der deutſche Hanswurſt im Ernſt um den Tod der ſeinigen klagen ſollte), ſo iſt doch in der komiſchen Auffaſſung der weinenden kleinen Faunkinder dem Humor die gebührende Rückſicht geworden. — In fataler Mittelmäßigkeit hält ſich die längere Idylle „der Satyr Mopſus“. Dieſer beſoffene Satyr wird nackt und übel verkratzt in Dornen gefunden, in die ihn eine ſchalkhafte Nymphe gelockt hat. Er ſingt nun den Hirten, die ihn befreien, die Geſchichte ſeiner Liebe. Die mitleidigen Hirten fangen die Nymphe und binden ſie an einen Baum, in welcher Situation ſie auch ein langes Lied ſingen muß, eine Recapitulation antiker Mythen. Dafür wird ſie dann losgelaſſen und muß verſprechen — übermorgen den Mopſus zu heirathen. Das iſt für den Scherz viel zu zurückhaltend und für den Ernſt zu frivol. — Auch die Idylle „Bacchidon und Ailon“ macht keinen angenehmen Eindruck, indem es ſich hier bloß darum handelt, daß ein ſchalkhafter Hirt durch ſeine üppigen Schilderungen die Sinnlichkeit eines ſchon total beſoffenen Satyrs noch mehr anfacht.

der alten Welt, und ſo fort rings um die Erde, ragt in denſelben, für jenes innere Organ des Menſchen charakteriſtiſchen Formen in die Seele des ſomnambül entrückten Nationalen herein, wie das ganze chriſtliche Jenſeits in die Seele des Sehers, der Mitglied einer Kirche iſt, in deren Schooße ſelbſt wieder kontraſtirende Vorſtellungen von einer andern Welt neben einander ſich geltend machen. — Bei vielen Völkern beſtehen nun die Mittel, wodurch ſich ihre Prieſter und Zauberer in Ekſtaſe verſetzen, in raſchen, mehr oder minder gewaltſamen, lange fortgeſetzten Körperbewegungen und im unaufhörlichen Ausſtoßen der Zauberformeln. Wir ſehen dieß bei den Jongleurs in Indien, bei den Fetiſchern unter den Negervölkern, bei den Derwiſchen der Moslems, bei den Zauberern der Lappen und Samojeden, bei den Schamanen der ſibiriſchen Völker. Man wählt natürlich überall Individuen, welche die angeborene Anlage beſonders dazu befähigt. Aber manche Völker in hohen Breiten, wie namentlich Lappen und Samojeden, ſind ſo reizbar, daß jedes unvorhergeſehene Ereigniß, jeder kleine Schreck, wie z. B. das Losſpringen eines Funkens vom Feuerbrand, ſie außer ſich verſetzt. Bei dieſer Dispoſition iſt es kein Wunder, wenn das einfache Rühren der Zaubertrommel hinreicht, ihre Zauberer in Ekſtaſe zu verſetzen, ſo daß ſie in Starrſucht verfallen, und in dieſer die unglaublichſten Dinge, ganz im Styl unſerer Somnambülen, vorbringen. — Weit gewaltſamer gehen die ſibiriſchen Schamanen zu Werk: hier ſind es die heftigſten, dem Zuſchauer Schwindel erregenden Kreisbewegungen, neben dem Genuß von Tabak und Branntwein, wodurch der Anfall erzwungen wird.

Die Ekſtaſen der Schamanen haben, nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen der Reiſenden, die größte Aehnlichkeit bald mit den Paroxysmen der Beſeſſenen, bald mit den Kriſen des wirklichen Hellſehens. Es kommt vor, daß ſich aus dem Schamanen, zum Entſetzen der Zuhörer, zwei verſchiedene Stimmen hören laſſen, als ob der Geiſt und der Schamane ſich wirklich unterredeten. Im Dach der Hütte, in welcher ſie ihre Geſichte haben, wird oft von allen Anweſenden ein eigenthümliches Sauſen und Brauſen vernommen. Wer denkt dabei nicht gleich an das Gefängniß zu Weinsberg? Eine der intereſſanteſten Mittheilungen über den Schamanismus ſind die Briefe v. Matuſchkias, eines Reiſegefährten Wrangels auf der Nordpolerpedition. „Der Schaman,“

Diese Geßner-Wielandiſche Manier läßt Müller auf einmal fallen und ſchreibt (1775) in der „Schafſchur“ und dem „Nußkernen“, zwei „pfälziſchen Idyllen“, ohne allen Ueberreſt der Schäferpoeſie und der Renaiſſance, nur auf modernem Boden gewachſene Dichtungen, Schilderungen einer ländlichen Schafſchur in der Pfalz und eines geſelligen Kernens oder Nüſſeknackens.

Die betheiligten Perſonen ſind hier ein Schulmeiſter, dort ein Schultheiß, ein junger von der Univerſität kommender Sohn des Schulzen, ein Paar hübſche Mädchen, obligate Bauern ꝛc. Man ſcherzt ſehr frei, man iſt luſtig, man zankt, man ſingt Volkslieder, man erzählt alte Geſchichten, man lieſt endlich eine Comödie vor. Die Laune, der etwas ſehr aufdringliche Converſationston, die Abweſenheit der Pruderie ſind echt pfälzeriſch, allein man würde dieſer Idylle doch zu viel Ehre anthun, wenn man ſie für eine volksthümliche halten wollte. Die Vorleſereien beurkunden hinlänglich, daß ſie das nicht ſind.

Unter dem Titel „Kreuznach“ hat Müller eine ſeltſame Rhapſodie in poetiſcher Proſa geſchrieben, an das Lob ſeiner Vaterſtadt anknüpfend die Schilderung einer alten Fehde derſelben aus dem Mittelalter. Hier erkennt man den affectirten Volks- und Biedermannsſtyl aus Göthens Götz wieder. Ebenſo in dem Schauſpiel „Genovefa“. Müller hat dieſen Stoff zweimal behandelt.

Zuerſt in einem idyllenartigen Gedicht „Ulrich von Goßheim“. Ritter Ulrich kehrt bei einem Schäfer ein, der ihm die Geſchichte der Genovefa in ein Paar dramatiſirten Scenen vorträgt. Dabei verliebt ſich Ulrich in des Schäfers ſchöne Tochter und nimmt ſie, allem adeligen Vorurtheil trotzend, zur Frau. In dieſem ſehr unpaſſenden idylliſchen Rahmen ſind nun die Scenen aus Genovefa eingeſchloſſen, die zum Theil ſehr ſchön, voll Leidenſchaft und Naturwahrheit ſind. Als Golo der Pfalzgräfin den ſchändlichen Antrag macht, ergreift ſie ein Schwert:

Sieh her, her, hab ein Schwert,
Ha, meines Siegfrieds Schwert,
Will tief ins Herz mirs drücken,
Anlachen dich.
Ich, ich?
Lieber den Teufel als dich!
Entweich, Scheuſal, tödteſt mich.
Hölle ſind mir deine Blicke,
Verrätheriſcher, elender Mann,
Lächleſt du mich noch einmal an,
So ſtoß ich zu, ſo iſt's gethan.

Aber Golo droht ihr, ihren Knaben an der Mauer zu zerſchellen, und aus Mutterangſt gibt ſie einen Augenblick nach, doch ermannt ſie ſich wieder.

Golo, zurück, ich hab gelogen!
Lieber erwürgt ich gleich
Dieſen mit eignen Armen,
Schling dieſe Locke um ſeinen Hals,
Erdroſſelt ihn ohn' Erbarmen,
Als daß ich durch Schand und Schmach
Ihn wollt' verfluchen.

Später arbeitete Müller ein größeres Drama „Golo und Genovefa" aus, worin jene älteren Scenen durch viel ſchwächere erſetzt ſind.

Müllers nur fragmentariſcher „Fauſt (aus den Jahren 1776 und 1778) iſt ein nur ſchwaches Produkt.

Die Teufel ſammeln ſich in den Trümmern der Kirche und klagen (wahrhaft genial) über die gemein und trivial gewordene Welt, in der es nichts Großes mehr gebe, weder ein großes Laſter, noch eine große Tugend, ſondern alles im Kleinlichen und Unbedeutenden verkomme. Nun tritt Fauſt auf, der (was nun nicht mehr genial iſt) ganz eben ſo über die Welt klagt, wie die Teufel, es kaum aushalten kann, um ſich zu zerſtreuen, lüderlich wird, und dann, als ihn die Folgen treffen, über Gott und Welt losdonnert. Da er nun ein großes Genie iſt, dem nur die Anerkennung fehlt, und die Teufel ein Genie ſuchen, um das matte Flämmchen der Ruchloſigkeit auf Erden wieder anzufachen, ſo finden ſich beide leicht zuſammen. Allein das Große, was man nun erwartet, geſchieht nicht; vielmehr macht ſich auf einmal wieder die philiſterhafte Moral breit. Fauſt wird durch ſeinen frommen Vater erſchüttert. Damit endet das erſte Fragment. Im zweiten will Fauſt erſt anfangen, ſich in eine Königin zu verlieben, als der Pakt ſchon abgelaufen iſt.

Müller hat nur eine geringe Zahl kleinerer lyriſcher Gedichte hinterlaſſen. Darunter einige erotiſch-anakreontiſche, z. B. ein recht zart und lieblich gehaltenes Geſpräch des Eros mit ſeinem Täubchen, das allerliebſt mit ihm kokettirt, und eine wunderliche, antik-romantiſche Uebertragung des ſchlafenden Amor in die Feenwelt Titanias, wo die zarten Elfen des Nordens den kleinen Gott des Südens einwiegen. Dazu „Amor und Bachus", jener mit einer Schaar von Mädchen, dieſer mit ſeinen trunkenen Faunen ꝛc., die ſich begegnen und in die Arme ſinken, als die unzertrennlich verbunden ſeyn ſollen. Seltſam ſticht dagegen „das Lied eines bluttrunkenen Wodanadlers" ab.

1825 erſchien von Maler Müller noch: Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie, mit einem ſehr originellen Motive.

Der todte Adonis iſt in der Unterwelt, Venus auf der Oberwelt untröſtlich um ihn. Da will der kleine Amor ihr helfen, geht zur Unterwelt hinab und ſchießt einen Pfeil in Proſerpina's Herz, die nun für Adonis entbrennt, aber auch den Amor zurückbehält und der bittenden Venus einen zurückgeben will, entweder den Geliebten, oder den Sohn. Sie wählt — als Mutter und fordert Amor zurück. Damit aber hat ſie die Probe beſtanden und bekommt nun den Geliebten noch dazu.

Müllers genialſtes Werk iſt die „Niobe".

Dem kalten antiken Marmor iſt hier das wildeſte Feuer der Leidenſchaft eingehaucht. Niobe, von allen ihren Söhnen und Töchtern begleitet, geht in den Tempel, um ſich ſelbſt als Göttin anbeten zu laſſen, da ſie ſich mehr zu ſeyn dünkt, als Latona. Da kracht die Decke des Tempels, furchtbarer Donner rollt und Flammen zucken umher, Diana und Apollo, Latonens Söhne kommen, die verſchmähte Mutter zu rächen und

Sie nickten fürchterlich, anſpannend
Die ſchwarzen Bogen, ſchreiend:
Niobe, wir kommen nun herab,
Opfer dir zu bringen.

Die eigenen Kinder Niobe's ſind die Opfer, die an ihrem Altar von dem Pfeil der zürnenden Götter hingeſtreckt werden. Ehe Niobe ſich dem Schmerz hingibt, tobt ſie erſt alle Wuth aus mit der Grazie des Gräßlichen, echt antik. Endlich bricht ihr das Herz, ſie hat nur noch eine einzige Tochter übrig und jammernd wirft ſie ſich zu Dianens Füßen, wenigſtens das Leben dieſer letzten zu erflehen, aber unbarmherzig ſtreckt Dianens Pfeil das Lieblingskind nieder:

Zu ſpät deine Reue!
Ha an meiner Säule
Sollt ich nicht rächen den Frevel?
Verzweifelnd lerne Götter ehren!

Da wird Niobe im Schmerz verſteinert.

Großen Einfluß, wie auf faſt alle Dichtergruppen im damaligen Deutſchland, ſo auch auf die Kraftgenies übte ſeit 1773 Göthe durch ſein berühmtes Ritterſchauſpiel „Götz von Berlichingen". Von dieſem ſchwäbiſchen Ritter war aus der Reformationszeit eine Selbſtbiographie erhalten und auch gedruckt worden. Angereizt durch ihren naiven Ton brachte nun Göthe dieſen Götz auf die Bühne. Obgleich er den Haupt-

charakter verfehlte und aus dem naturwüchsigen, rohen, eigennützigen und verschmitzten Raubritter, der von sich selbst ohne Arg Gemeinheiten erzählt, einen sentimentalen deutschen Hausvater machte, ja das Hauptinteresse fast mehr auf den jungen Ritter Weißlingen lenkte, in den sich die Damen verlieben, so übte doch, indem man zum erstenmal wieder mittelalterliches Ritterwesen auf der Bühne sah, dieser Reiz der Neuheit und zudem die derbe und treuherzige Sprache des Ritters, welche Göthe beibehielt, einen Zauber aus und plötzlich begann ein Schwärmen für das Ritterthum und die Sprache des Götz. Natürlich, kurz angebunden, vertraulich, zutäppisch, grob seyn wurde Modeton.

Es ist erstaunlich, wie viele Trauerspiele alsbald in diesem Ton geschrieben wurden. Zuerst folgte Sprickmann seit 1774 (Eulalia, die natürliche Tochter, der Schmuck), dann Möller seit 1775. Leopold Wagner (den Göthe im Faust verewigt hat) schrieb für Göthe gegen Nicolai, als dieser den Werther verspottet hatte, ein Spottgedicht „Prometheus, Deucalion und seine Rezensenten", und ein gräßliches Trauerspiel „die Kindsmörderin" (1776).

Auffallend erscheint ein bayrischer Kammerherr, Freiherr v. Nesselrode, der schon 1774 einen „adeligen Tagelöhner" und „die Ahnenstolzen auf dem Lande" auf die Bühne brachte mit der ausgesprochenen Tendenz, der Convenienz die Natur entgegenzusetzen.

Johann Anton Leisewitz, Präsident in Braunschweig, schrieb 1776 das seiner Zeit berühmte Trauerspiel „Julius von Tarent", dessen Feuer auf Schiller Einfluß geübt zu haben scheint. Dieses Werk und einige kleine Sachen, namentlich Dialoge, erschienen unter dem Titel „sämmtliche Werke von Leisewitz, Braunschweig 1838".

Julius, Erbprinz von Tarent, liebt eine Nonne, und ist (wie Shakespeare's Romeo) ganz aufgelöst in Liebe. Eben deßhalb hält ihn sein kriegerischer Bruder Guido für weichlich und feig und macht ihm in einer Anwandlung von Uebermuth die Geliebte streitig. Julius soll eine Andere heirathen; da bleibt ihm nichts übrig, als die Nonne zu entführen, aber Guido überrascht und tödtet ihn. Die sanftere, aber reine, treue, dauerhafte und unüberwindliche Liebe des einen, die wilde, rasche, eitle und flüchtige des andern Bruders contrastiren auf eine sehr poetische Weise. Beide sind gleich leidenschaftlich, doch jeder auf so ganz andere Art, daß sie sich wechselseitig zur Folie dienen. Eine schöne Wärme belebt das Gedicht.

Sehr hochgeschraubt und überspannt war Bergers Trauerspiel „Galora von Venedig“, 1778.

Jakob Michael Reinhold Lenz, Pfarrerssohn aus Livland, lernte in Straßburg Göthe kennen und wurde 1777, als Frau Schlosser, Göthe's Schwester, starb, wahnsinnig, aber so weit geheilt, daß er, ziemlich blöde geworden, das Schusterhandwerk lernte. Endlich wurde er völlig gesund, kehrte nach Rußland zurück und starb 1780 in Moskau. Seine Werke gab Ludwig Tieck 1828 in drei Bänden heraus. In Lenz pulsirt dieselbe Fieberhitze der Sturm- und Drangperiode wie in Maler Müller, Leisewitz, Klinger, Schiller ꝛc., aber maßlos. Heiße Vollblütigkeit wird toll und sucht, wenn auch unter Späßen, die tödtliche Wunde, die dem Blut Abfluß, der brennenden Gluth Abkühlung gewähren soll. Aber von Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, keuscher Zucht, den mannhaften Mitteln, das heiße Blut zu beherrschen, ist bei Lenz nicht die Rede. Er ist Egoist und erlaubt sich alles, wie Göthe, nur daß er kein so glückliches Temperament hat und nicht so klug berechnet.

Seine Schauspiele sind:

1) Der Hofmeister. Läufer, ein junger Hofmeister, verliebt sich in das Fräulein des Hauses. Sie wird schwanger, beide fliehen und werden getrennt. Der beleidigte Vater findet später den Verführer und verwundet ihn. Läufer sieht ein, wie ihn sein Blut in üble Versuchung geführt und ihm und andern nur Verderben gebracht habe, und — entmannt sich. Gleichwohl will eine hübsche Schulmeisterstochter, in dessen Hause er aufgenommen worden, ihn absolut heirathen und er läßt es sich auch gefallen. Das verführte Fräulein mit ihrem Kinde wird wieder aufgefunden und ein adeliger junger Herr ist so großmüthig, sie zu heirathen und das Kind zu adoptiren. Bei diesem wunderlichen Kampf zwischen den Standesvorurtheilen der Zeit auf einer, der Natur und Poesie auf der andern Seite kommen hier die letztern doch ziemlich zu kurz, und das Schauspiel ist, wenn auch gewiß originell, doch bizarr und unnatürlich.

2) Der neue Mendoza. Eine spanische Dame, Donna Diana, die immer mit dem Dolch bei der Hand ist, stört durch ihre furchtbare Eifersucht das Glück zweier Liebenden, des Prinzen Tandi und Wilhelminens, die als Bruder und Schwester ewig getrennt werden sollen, als entdeckt wird, Tandi sey nicht Minens, sondern Diana's Bruder.

3) Das leidende Weib. Eine Gesandtin liebt den von Brand, ein Graf Louis kommt dahinter und beutet das Geheimniß ihrer Liebe für sich aus, indem er die schöne Gesandtin überfällt. Aber Brand kommt dazu und erschießt

ihn. Durch dieſen Mord wird ihr Verhältniß ruchbar und ſie ſtirbt vor Scham, ihr Gatte findet ſie als Leiche. Das iſt ohne Zweifel das einfachſte, durchdachteſte, durchfühlteſte, in ſich vollendetſte und beſte der Lenz'ſchen Stücke. Nach Tiecks Vorrede S. CXXII erſchien das Stück anonym und man hat es Klinger oder einem unbekannten Nachahmer des Lenz zuſchreiben wollen. Tieck aber hat Recht, wenn er das Stück nach ſeinem ganzen Ton lieber dem Lenz, als einem andern vindicirt.

4) Die Freunde machen den Philoſophen. Im Geſchmack der Götheſchen Stella, Mitſchuldigen und Wahlverwandtſchaften, eine ſentimental-frivole Verhöhnung der Ehe. Der liebenswürdige junge Philoſoph Strephon liebt Seraphine, die Braut des Prado, und Prado iſt ſo gefällig, zwar Seraphinen auf ſeinen Namen zu heirathen, alle Eherechte aber an Strephon abzutreten.

5) Die Soldaten. Marie, die Tochter des Kaufmann Weſener in Lille, wird von einem jungen Offizier, der im Hauſe einquartiert iſt, ver- und entführt. Ihr Vater ſucht ſie lange vergebens, endlich zupft ihn einmal in der Dämmerung eine feile Schöne an. Es iſt ſeine Tochter, ſie erkennt ihn, beide ſinken zu Boden. Ein treues Bild aus dem wirklichen Leben, widrig, aber tief ergreifend.

6) Der Engländer. Der junge Robert Hot verliebt ſich in Italien in die ſchöne Prinzeſſin von Carignan, ohne ſie beſitzen zu können. Sein beſorgter Vater kommt an, ihn zur Vernunft zu bringen, aber als Robert hört, ſeine Geliebte gehe eine vornehme Vermählung ein, wird er raſend. Man ſchickt ihm eine ſchöne Buhlerin zu, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er entreißt derſelben eine Scheere und erſticht ſich. Vielleicht das heiß- und vollblütigſte, was Lenz geſchrieben.

7) Die beiden Alten. Ein Sohn läßt den Vater umbringen, der Mörder läßt ihn leben, ſperrt ihn ein und beköſtigt ihn. Durch Zufall entdeckt ihn ein alter Freund und rettet ihn. Dieſes kleine Schauſpiel iſt vom Jahr 1776 und mag auf Schillers Räuber Einfluß geübt haben, obgleich ſich das Intereſſe nur um den Alten dreht; der Sohn bereut und bittet am Schluß um Vergebung, ganz wie in einem Kotzebue'ſchen Stücke.

8) Pandaemonium germanicum, eine dramatiſche Skizze, worin Göthe vor allen, dann Leſſing, Klopſtock und Herder als die großen Genien deutſcher Nation geprieſen und den verſpotteten Nachahmern des franzöſiſchen Geſchmacks, Wieland, Jacobi, Hagedorn, Weiße, Rabener ꝛc. entgegengeſetzt werden. In der Art, wie früher Ariſtophanes und ſpäter Ludwig Tieck (im Prinzen Zerbino) die Dichter ſeiner Zeit durchnahm, doch an Witz weit unter beiden. Göthe ſteigt einen Berg hinauf, ſeine Nachahmer kommen ihm nicht nach. Rabener kommt: „Platz, Platz für meinen Bauch!“ Wieland langweilt die Damen mit Vorleſungen, bis eine beſſere Unterhaltung beginnt, indem „die Herrchen ungezogen zu werden anfangen.“ Göthe aber ſtürzt herein und ſtört ſie, indem er ihnen ihr undeutſches Treiben vorwirft und ihnen einen Knochen

als Reliquie ihrer Vorfahren vorhält. Am Schluß wird Göthe von Leſſing, Klopſtock und Herder geſegnet, und Lenz hinwiederum von Göthe als Bruder umarmt.

Außerdem hat Lenz mehrere Luſtſpiele des Plautus moderniſirt (das Väterchen, die Ausſteuer, die Entführungen, die Buhlſchweſter, die Zuckerſklavin) und Shakeſpeare's Love's labours lost überſetzt. — Das Fragment einer Farce „der Höllenrichter" läßt Bacchus den Dr. Fauſt aus der Hölle, in der er ſich verzweifelt langweilt, heraufholen.

Kein Drama mehr, ſondern nur eine Reihe philoſophirender Dialoge zwiſchen dem aus Swift bekannten Gulliver und gewiſſen Luftgeiſtern ſind die Geſpräche „über Delikateſſe der Empfindung". Eine Betrachtung über die Fliege (III. 325) iſt vielleicht das beſte in dieſer ſonſt ſehr unzuſammenhängenden Gedankenſammlung.

Man hat von Lenz auch einige Erzählungen in Proſa: 1) Der Landprediger (1777). Weit entfernt, einer ländlichen Idylle zum Mittelpunkt zu dienen, wie der engliſche vicar of Wakefield, verſteigt ſich dieſer Lenziſche Landprediger vielmehr in die höhere Sphäre ſtädtiſcher Bildung, als aber auch ſeine liebe Frau Albertine davon angeſteckt wird, Verſe macht und die Sappho ſpielt, beſinnt er ſich und hilft ſich und ihr, indem er ſie an einen Abgrund trägt und verlangt, wenn ſie wie Sappho ſchreibe, ſolle ſie auch wie Sappho handeln. Sie zieht es vor, keine Verſe mehr zu machen.

2) Zerbin oder die neue Philoſophie (1776). Ein junger Berliner Philoſoph mit „kühner glühender Einbildungskraft" verführt ein Mädchen. Sie ſetzt das Kind aus und wird als Kindsmörderin hingerichtet, er ſtürzt ſich ins Waſſer. Die philoſophiſchen Gründe, aus denen er die Verführung für erlaubt hielt, hätten noch ſtärker dürfen hervorgehoben werden.

3) Die Geſchichte des Felſen Hygillus iſt leider nur eine Skizze, enthält aber ein reiches poetiſches Motiv, das der Dichter wohl hätte ausbeuten können. Hygillus iſt Bruder des Aesculap und kann ſich in jede Form verwandeln, wie er will. Er erzählt der ſchönen Königin Thaumaſia, in welchen Geſtalten er ſchon die ſeltſamſten Abentheuer beſtanden habe. Einmal hatte ſich König Admet bei ſchwelgeriſcher Tafel durch Apollos Zaubertöne in immer ſüßere Wolluſt einwiegen laſſen und wollte noch mehr hören, da nahm Hygillus des Apollo Geſtalt an und ſang ihm in plärrendem Schulmeiſterton ein moraliſches Lied zum Preiſe der Keuſchheit und Mäßigkeit. Ein andermal verwandelte er ſich in die Taube vor dem Wagen der Venus und ärgerte ſie, indem er plötzlich zu Minervens Eule wurde. Noch einmal verwandelte er ſich in eine Hindin Dianens und wurde, als ſie entſchlummert, plötzlich ihr Endymion. Die Königin Thaumaſia heißt ihn, als er dieß erzählt, ſogleich für immer ſchweigen und verurtheilt ihn, auf ewig ein Fels zu werden.

In ſeiner Jugend dichtete Lenz auch einige lyriſche und didaktiſche Stücke, Oden an Katharina II., ein Lehrgedicht „die Landplagen", worin er in Hora-

metern den Krieg, die Hungersnoth, die Peſt, die Feuersnoth, Waſſersnoth und das Erdbeben beſchreibt. Ganz im Geſchmack des Milton und Thomſon und ihrer deutſchen Nachahmer, nicht ohne manchen glücklichen Zug, im Ganzen aber von langweiliger Empfindſamkeit. — In dieſe erſte Jugendzeit gehört auch das Fragment eines Gedichts auf das Begräbniß Chriſti, klopſtockiſirend. — Ein Gedicht ſchildert die zärtlichen Leiden des Petrarca, in einem fingirten poetiſchen Briefe Tancreds an Reinald ſchildert der erſtere ſeine Liebe zu Chlorinden.

Ludwig Philipp Hahn, ein Pfälzer, ſchrieb 1776 den „Aufruhr in Piſa", ferner den „Grafen Karl von Adelsberg", worin eine verbuhlte Gräfin ihren alten Gatten ermorden läßt, und 1778 „Robert von Hoheneck", alle im Styl des Götz und mit Echauffement geſchrieben, aber ohne höheren Werth. — Tieferen Eindruck machte der bayriſche Graf Törring-Seefeld, deſſen Trauerſpiel „Agnes Bernauer" in etwas roher, aber natürlicher und ergreifender Proſa geſchrieben, unzählige Thränen hervorlockte. Sein „Kaſpar der Thorringer" iſt weniger rührend. Nächſt ihm machte ein anderer Bayer, Franz Marius v. Babo, mit ähnlichen Kraftſtücken ſein Glück.

Sein berühmteſtes Trauerſpiel (von 1782) iſt „Otto von Wittelsbach", in Proſa, im Styl des Götz, die Geſchichte der Ermordung Kaiſer Philipps behandelnd, aber voll von falſcher Sentimentalität. Der Mörder wird keineswegs als roher rückſichtsloſer Hitzkopf aufgefaßt, ſondern als ein überaus edler und gefühlvoller Menſch, der ſo wenig an ſich ſelbſt denkt, daß er ohne Neid das Glück ſeiner regierenden Vettern in Bayern mit anſieht, und der ein ſo guter Reichsunterthan iſt, daß er noch ſterbend ſeinen Kindern Treue gegen das Reich empfiehlt. Wie ein ſo lieber guter Mann dazu kommen kann, dennoch aus Eigennutz und Trotz den beſten aller Kaiſer zu ermorden, fragt der Leſer vergeblich. Der Schlüſſel zu dieſem Widerſpruche liegt aber darin, daß Babo dem Hauſe Wittelsbach nicht weh thun wollte. — Ziemlich feurig iſt Babo's „Arno", worin nur von Ehre, nicht von Liebe gehandelt wird. Die übrigen Schauſpiele Babo's ſind nicht viel werth. In „den Römern in Deutſchland" erſticht ſich Mathilde, um der römiſchen Gefangenſchaft zu entgehen. „Dagobert", König der Franken, wird auf ſeinen Thron zurückgeführt. In „Greuel und Rache" behauptet die weiſe Königin von Cypern den Thron gegen ihren eignen übelgerathenen Sohn. In den „Streliţen" ſpielt Czar Peter den Großmüthigen. „Bürgerglück" und „die Maler" ſind ſehr unbedeutende Rührſtücke. Das Beſte von Babo iſt das Luſtſpiel „der Puls". Ein kluger Arzt erkennt am Pulſe eines jungen Grafen, derſelbe liebe ſeines Vaters Braut, und am Pulſe dieſer Braut, daß auch ſie ihn liebe. Nun ſagt er dem

Vater, der Sohn liebe ſeine (des Arztes) Braut, und der Vater gibt ſich alle Mühe, den Arzt zur Abtretung ſeiner Braut für den Sohn zu bereden, um dieſes geliebten Sohnes Leben zu erhalten. Er, der Arzt, ſey ja ſchon ein zu alter Mann ꝛc., da ſagt der Arzt: das iſt Ihr eigner Fall, ſo treten Sie denn ſelbſt Ihrem Sohn Ihre Braut ab, denn ſie iſt es, die er liebt. Der überraſchte Vater muß ſich fügen.

Vaterländiſche Schau- und Trauerſpiele im Style des Götz, der Agnes Bernauer ꝛc. erſchienen nun eine Menge. Von Werthes ſeit 1775 Rudolf von Habsburg und Conradin; von Blum das befreite Rothenau 1775; von Julius Graf v. Soden Heinrich IV., Sickingen, Anna Boley, der Graf v. Gleichen ꝛc.; von d'Arien der Seeräuber Stortebeker; von Hagemeiſter Johann von Procida, die Jeſuiten, Waldemar, Pauſanias, Guſtav Waſa; von Hagemann Ludwig der Springer, Otto der Schütz, Friederich von Oldenburg; von Kalchberg die deutſchen Ritter vor Accon; von Brömel die Adjutanten, Gerechtigkeit und Rache; von Conz Conradin von Schwaben; von Längenfeld Ludwig der Bayer; von Ramdohr Otto III.; von Destouches in München Arnulf, Graf Arco, die Rache Albrechts III.; von Reinhard Heinrich der Löwe; von Koller Konrad von Zähringen; von Caſpar Max I. von Bayern; von Cremeri der Bauernaufſtand ob der Enz; von Kayſer Arnold von Winkelried.

Leſſings Nachfolger als Hamburger Dramaturg, Johann Friedrich Schink, ſchrieb ſehr viel durcheinander, ohne feſten Charakter und ohne Geiſt, immer nur ſich forcirend.

In Gianetta Montaldi (Trauerſpiel von 1795), Lina und Walter, Adelſtan und Röschen, affectirte er die Sprache des Werther und Götz. Im Theater von Abdera, dem traveſtirten Hamlet ꝛc. haſchte er nach fadem Witz.

Ein ſehr ſchwacher Geiſt war Heribert von Dalberg, der als Theaterintendant in Mannheim Schiller vornehm im Stich ließ, und als badiſcher Miniſter (1806) ſtarb. Er ſchrieb mehrfach für die Bühne, eine Electra, Kora, Montesquieu (ſchwache Anecdoten), Orinooko (ein edler Negerſklave, der ſeine Geliebte tödtet, um ſie der Verführung durch Weiße zu entreißen). Merkwürdig iſt nur ſein „Mönch von Carmel“ (1787) als ein Vorbild der Müllner'ſchen Schuld.

Ritter Hildebrand hat den Grafen Wallori ermordet. Die Wittwe Ma-

thilde wird wahnſinnig, ihre Vernunft kehrt aber zurück und ſie erzieht ihren Sohn unter dem Namen Montgomery als einen Fremden, um ihn vor Hildebrands Nachſtellungen zu ſichern. Als er herangewachſen zum Jüngling, ſtrandet ein Schiff am Felſen vor Mathildens Schloß. Die einzigen Geretteten ſind der Mönch von Carmel und der durch den Schiffbruch ſchwer verwundete Hildebrand, den Niemand kennt. Mathilde geſteht dem wilden Montgomery, daß ſie ſeine Mutter ſey und fordert ihn auf, ſich an Hildebrand zu rächen und ihn deßhalb aufzuſuchen. Aber ehe er geht, tritt ihm der Mönch in den Weg. Dieſer nämlich iſt der todt geglaubte alte Wallori, der den Jüngling nicht für den Sohn, ſondern für den Buhler der Wittwe hält und ihn verwundet. Erſt indem er ſich zu erkennen gibt, erfährt er auch den Irrthum. Zum Glück iſt Montgomery nicht gefährlich verletzt. Mittlerweile ſtirbt auch Hildebrand und bekennt vorher reuig ſeine Schuld. Der Anfang iſt ſpannend, die rauhe Küſte, das geheimnißvolle Schloß ꝛc., aber die Entwickelung befriedigt nicht.

Friedrich Wilhelm Ziegler aus Braunſchweig, auch Schauſpieler, ſchrieb viele Stücke, welche zu Wien 1791 erſchienen. Obgleich er nur zu den Dichtern zweiten Ranges zu zählen iſt, unterſcheidet er ſich doch zu ſeinem Vortheil durch eine edle Wärme für das Natürliche und für die Tugend. Er macht den Uebergang von Iffland zu Schiller. Sein beſtes Stück iſt die Mohrin.

Georg Fleetwell, Sohn eines Lords, gilt als ertrunken und wird von ſeinem Vater und von ſeiner Braut Aurelie tief betrauert. Er iſt aber aus dem Schiffbruch gerettet worden durch die treue Negerin Joni, die er einſt gekauft hatte, um ſie vor Mißhandlungen zu retten, und durch ihren Bruder Zangi. Dieſelbe Joni iſt ihm, obgleich er ihr einen Freibrief ausgeſtellt und ſie fortgejagt hat, doch überall nachgefolgt, ſeinem Wagen nachgeſprungen, hat ihn nie und nirgends verlaſſen und ihm noch öfter das Leben gerettet, ſo daß er feſt entſchloſſen iſt, ihre Treue durch ſeine Hand zu belohnen. Als er aber zu ſeinem Vater zurückkehrt und ſeiner Braut auf die ſchonendſte Weiſe die Veränderung ſeiner Geſinnungen ankündigt, tritt ſeine Tante Lucie wüthend dazwiſchen und will durchaus nicht zugeben, daß ein Lord ſich mit einer Schwarzen verheirathe. Joni beruhigt ſie, da ſie entſchloſſen iſt, Georg zu entſagen, und will ſchleunigſt entfliehen. Nur nimmt ſie von Aurelien Georgs Bildniß an, wofür ſie ihr das Original zurückläßt. Aber Tante Lucie will ihr nicht einmal das Bild laſſen, nimmt es ihr ab und verſchließt es in ihrem Schreibtiſch. Empört über ſo viel Niederträchtigkeit ſchlägt die ſtarke Mohrin das Pult auf und nimmt in der Haſt eine der ihrigen ähnliche Brieftaſche, worin ſie das Bild wähnt, und flieht. Die Tante aber läßt ihr nachſetzen und klagt

sagt Maluschkin unter Anderm, „beantwortete meine Fragen über den Erfolg unserer Expedition, von der keiner der versammelten Eingebornen auch nur den entferntesten Begriff hatte, mit einer gewissen Sicherheit, nach welcher man hätte schließen sollen, er sey ganz vertraut mit dem Hauptzweck, so wie mit den Nebenumständen meiner Reise.“ Nach dem Erwachen wußte der Schaman von allem, was er im Anfall vorgebracht, gar nichts mehr. Dieses sehr belehrende, für die vergleichende Dämonologie wichtige Aktenstück ist in Horsts Deuteroscopie (I. 319) und im Morgenblatt (1829, Nr. 294), woraus es jener abdrucken lassen, nachzulesen.

Das wirksamste, erst in der neuern Zeit gefundene, früher aber vielleicht nur in Ceremonien verhüllte Mittel zur Erzeugung magnetischer Schlafzustände ist nun aber die Manipulation, wodurch der bekannte Rapport zwischen der Magnetisirten und dem Magnetiseur und andern Personen eingeleitet wird. — Der Gedanke drängt sich von selbst auf, daß dies ein Prozeß seyn möchte, der mit der künstlichen Vertheilung und Anhäufung, Wiederentladung und Ausstrahlung der bekannten unwägbaren Naturstoffe oder Kräfte, der Elektricität, des Magnetismus, der Wärme, des Lichts, gewissermaßen übereinkomme. Und so scheint es auch wirklich. Durch die Manipulation des Magnetiseurs wird in dem dazu befähigten, erregbaren Individuum die Lebenskraft, oder wie man das im Nervensystem Wirksame sonst nennt, in gewissen Nervenmittelpunkten koncentrirt, und dadurch das Bewußtseyn in eine Sphäre herabgezogen, in die es im gesunden Zustande nicht reicht, in die Sphäre der instinktiven Regungen. Dabei findet, beiden Theilen fühlbar, ein Ueberströmen der Lebenskraft vom Magnetiseur in die Magnetisirte statt. — Ferner ist es allgemein bekannt, daß nach hergestelltem Rapport die Seele und Lebenskraft des Magnetiseurs, auch ohne körperliche Berührung, in bedeutender Entfernung auf die Magnetisirte einwirkt.

Das Faktum eines solchen zwischen zwei Individuen zu vermittelnden Wechselverkehrs, und überhaupt alle bekannten und beglaubigten Erscheinungen des thierischen Magnetismus weisen unmittelbar darauf hin, daß Seele und Lebenskraft unter Umständen sich gleichsam atmosphärisch über den Körper hinaus erstrecken und wirken können. Es läßt sich aber von vorne herein

ſie als Diebin an, weil in der Brieftaſche 500 Pfund geweſen ſeyen. Joni wird arretirt, es gibt eine wilde Scene, Georg iſt außer ſich. In der Brieftaſche fehlen die 500 Pfund; aber Aurelie beweist, daß ſie gar nicht darin geweſen ſeyen, indem ſie ſelbſt ſie früher herausgenommen hat. Der alte Lord hatte ſie ſeinem Neger geſchenkt, die geizige Tante ſie zurückgehalten, Aurelie ſie aber dem Neger heimlich wiedergegeben. Der Neger ſelbſt kommt und zeigt ſie vor. So iſt Joni's Unſchuld erwieſen und die ganze Familie beeilt ſich, das Unrecht wieder gut zu machen. Joni wird Georgs Gattin. — Ziegler hat ſie als eine einfache und kräftige Seele geſchildert, ohne irgend eine Affectation. Sie erinnert vielfach an das Käthchen von Heilbronn.

Am beliebteſten wurde Zieglers politiſches Schauſpiel „Parteienwuth".

Im engliſchen Bürgerkriege hat Lady Johanna Laud ihren Vetter Heinrich, Oberſten der geſchlagenen königlichen Armee, bei ſich verſteckt. Der Oberrichter Gottlieb Kocke nimmt Quartier in demſelben Hauſe und Heinrich rettet ſich, indem er ſeine Wirthin verräth (kraft des Parlamentsbeſchluſſes, der Jedem Gnade ſichert, der ſeinen Wirth angibt). Er handelt dabei aus Eiferſucht, weil er Johanna liebt, die aber den Sherif Sir Hamilton vorzieht. Kocke verurtheilt die Lady zum Tode, unmittelbar vor der Hinrichtung aber wird er von dem wieder reuig gewordenen Heinrich erſchoſſen, die Soldaten durch Hamiltons Getreue entwaffnet und alle Betheiligten entfliehen zu Schiff nach Holland. — Ein ſehr lebendig anregendes Schauſpiel, worin leider der Hauptcharakter Kocke karikirt iſt. Er ſpielt den abgeriſſenen Bettler, den alten kranken und ſchwachen Mann, den Demüthigen und Gutmüthigen gar zu abſichtlich und ohne Noth.

Sehr beliebt war auch Zieglers Stück „Thekla die Wienerin", voll von Wiener Patriotismus. Minderen Werth haben die Stücke „Rache für Weiberraub" aus der Ritterzeit, „der Brudermörder wider Willen" aus Attila's Zeit, „Fürſtengröße" aus der Zeit Ludwigs des Bayern. Unter Zieglers Luſtſpielen macht ſich „der Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon" bemerklich.

Graf Liebenau liebt die ſchöne Marie, Tochter eines ſtolzen Schmiedes in einer Reichsſtadt, kann als Ritter nur verſtohlen zu ihr gelangen und nie darauf Rechnung machen, ihre Hand zu erhalten, verkleidet ſich daher als Schmiedgeſellen Konrad und dient dem Schmiede unerkannt. Das Mädchen ſelbſt kennt ihn nicht und ſchwankt zwiſchen der Liebe zum Grafen und zum Schmiedeknecht, bis der letztere entſchieden den Vorzug erhält. Nun macht der Graf öffentlich ſolche Anſtalten, als wolle er Marien mit Gewalt entführen, daß der alte Schmied Stadinger es vorzieht, ſie ſchnell mit dem Geſellen Konrad zu verheirathen, um ſie dem Grafen zu entziehen. Aber wie ſtaunt er,

als nach der Trauung der Geſell und der Graf als eine und dieſelbe Perſon erkannt werden!

Im „Incognito“ ſtiftet ein Fürſt unerkannt Gutes. „Die Schöne und Häßliche“ iſt bizarr, ſofern hier ein Lord ein Ideal der Häßlichkeit ſucht und untröſtlich wird, es nicht zu finden. „Weltton und Herzensgüte“ beweiſt, bis zu welcher Verſchrobenheit man damals ſchon gelangt war.

Präſident von Berg vernachläſſigt ſeine edle Frau Amalie, hält Maitreſſen, macht ungeheure Schulden. Sein Bruder Fritz kommt vom Lande, ein reiner kräftiger Naturmenſch und reich, auf den daher ſogleich Bergs kokette Schwägerin, eine Wittwe, Jagd macht. Aber Fritz liebt ſchon das Kammermädchen, Antonie, eine edle arme Waiſe, der ſein Bruder im eignen Hauſe nachſtellt. Ja Berg geht ſo weit, Fritz zu belügen, Antonie ſey eine Buhlerin, nur um ſie für ſich ſelbſt behalten zu können. Amalie bittet ihren Mann, ihr ſein Herz wieder zu ſchenken, er ſchenkt ihr aber eine Pomeranze. Ein Sohn Bergs liegt krank auf dem Lande, Berg kümmert ſich nicht darum, bis das Kind ſtirbt. Kurz er iſt nicht nur leichtſinnig, ſondern handelt in jeder Weiſe niederträchtig. — Unterdeß hat ein Juſtizrath aus altem Haß den Sekretär Bergs beſtochen, deſſen Handſchrift nachzuahmen und ihm ſtaatsverbrecheriſche Papiere unterzuſchieben. Berg wird verhaftet, der Sekretär brennt mit einer Summe Geldes durch, gibt aber zuvor noch ein Packet an Fritz ab, was die Beweiſe von Bergs Unſchuld und des Juſtizraths Verrath enthält. Dadurch wird Berg gerettet und gelobt, fortan der Tugend zu leben.

Stark kotzebueſirt. Das Stärkſte iſt, daß Amalie im Grimm gegen den unwürdigen Gatten ſich ſelbſt einem Major anträgt, der ſie liebt, ihr aber erwiedert, er liebe nur die Tugend in ihr, nicht das Laſter. Dadurch wird ſie denn bewogen, ſich wieder an den Hals ihres elenden Gatten zu hängen.

Johann Gottfried Dyck, ein Leipziger Buchhändler, überſetzte viele franzöſiſche Stücke und ſchrieb ein paar eigene Trauerſpiele: „Thomas Moore, Heinrich IV., Eſſex, Coriolan“ in ziemlich feuriger Proſa, aber mit zu viel Tugendpathos.

Friedrich Eberhard Rambach, ruſſiſcher Staatsrath in Dorpat, ſchrieb ſeit 1791 mittelmäßige Schau- und Trauerſpiele „Theſeus, Hiero, Otto mit dem Pfeil, Friedrich von Zollern, der große Kurfürſt zu Rathenau, die eiſerne Maske“ ꝛc.

Der Schauſpieler Johann David Beil ſchrieb ſelbſt Schauſpiele und ſteht Iffland nahe, doch ſchon mit Sturm und Drang. Unter ſeinen leidenſchaftlichen Stücken (Dietrich von Ruben, Armuth und Hoffarth,

Curt von Spartan, die Familie Spaden) sind besonders „die Spieler“ merkwürdig, weil er sich darin die schrecklichen Folgen des Spiels, dem er selbst ergeben war, vor Augen stellte. Er hörte auf zu spielen, starb aber gramvoll und erschöpft im besten Alter (1794). Isenburg v. Buri, hessischer Offizier, brachte seit 1791 die Zerstörung der Bastille, so wie den Tod des Königs und der Königin von Frankreich auf die Bühne und schrieb auch einige Lustspiele.

Friedrich Maximilian Klinger, geboren zu Frankfurt a. M., studierte Theologie, wurde Sekretair einer Schauspielergesellschaft, österreichischer Offizier, dann russischer Vorleser Pauls I. als Prinz, General und Direktor des Kadettenkorps, Curator der Universität Dorpat. Ein Schwärmer für die Freiheit endete er als recht eigentlicher Despotendiener. — Klinger blickte in seiner Jugend tief und ernst in die Schlechtigkeit und Dummheit der Menschenwelt hinein. Der Trost der Religion war ihm versagt, ja er erblickte in der Kirche selbst nur eine Corruptionsanstalt. Er schildert nun in fast allen seinen Dichtungen, wie edle und gute Menschen, ja Engel selbst vergebens die Menschen zu bessern suchen und wie starke Menschen im furchtbaren Kampf gegen das Böse erliegen. Nur die helle Schönheit der Charaktere, die auf diese Weise vom immer dunkler werdenden Abgrunde verschlungen werden, entschädigt für das schmerzliche Gefühl, das seine Dichtungen zurücklassen. In der Auffassung und Sprache Klingers herrscht anfangs noch etwas Wildes, ja fast Rohes, aber sie verfeinert sich von Jahr zu Jahr.

Klinger begann mit Trauerspielen voll Leidenschaft. Von seinem Stück „Sturm und Drang“, das von einem blutigen Familienkampf in Schottland handelt, erhielt die ganze Periode krampfhaft hitziger Dichtung den Namen. In den „Zwillingen“ (1774)

haßt der feurige Guido seinen sanften Zwillingsbruder von Jugend auf und mordet ihn um der schönen Kamilla willen, die den milden Bruder dem wilden vorzieht, bietet sich aber nachher standhaft zur Sühne dar und läßt sich von seinem eigenen Vater erdolchen.

In den „falschen Spielern“ von 1780 hat Klinger einigermaßen den ein Jahr später erschienenen Räubern von Schiller vorgearbeitet.

Franz von Stahl wird von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und in Noth gestürzt, daß er sich dem Spiel ergibt. Zuletzt aber erkennen die Ver-

wandten und die Geliebte (Juliette), daß er auch im Verderben noch edler geblieben iſt, als der Schleicher Karl, deſſen Treuloſigkeit beſtraft wird.

Beſſer iſt das Trauerſpiel „Elfride“ von 1782.

Elfride, ein Fräulein, die der engliſche König Edgar liebt, um die ihn aber ſein Günſtling, Ethelwald, betrügt, indem er ſie ſelbſt heirathet und durch Argliſt von ihm fern hält. Aber die Liebe findet dennoch ihren Weg, der König entdeckt, wie ſchändlich er betrogen wurde, und tödtet den falſchen Günſtling, um ſeiner Wittwe die Krone aufzuſetzen. Derſelbe Gegenſtand iſt als Roman behandelt von einer pſeudonymen Maria, 1824. Der Stoff hat etwas mit dem alten Romane von Bertha mit dem großen Fuß Verwandtes.

Sehr merkwürdig iſt Klingers Luſtſpiel von 1783 „der Schwur gegen die Ehe“.

Graf von Blumin, ein Weiberhaſſer, läßt ſeinen Sohn ſchwören, daß er nie ein Weib heirathen, aber ſo viel Weiber als möglich verführen ſolle. Der junge Graf hält den Schwur, gerieth aber endlich an eine junge ſo reizende und liebreiche Wittwe, daß er bei ihr den Schwur gern vergeſſen möchte. Sie reizt ihn noch mehr dadurch, daß ſie ihm ſagt, ſie habe ihrer Mutter ganz den nämlichen Schwur ſchwören müſſen, alle Männer zu verführen. Der alte Graf erfährt, daß ſein Sohn im Begriff iſt, den Schwur zu brechen und weiß kein anderes Mittel, es zu verhindern, als daß er ſelbſt der ſchönen Wittwe ſeine Hand anbietet, die ſie auch annimmt, aber nur unter der Bedingung, einen jungen Liebhaber im Hauſe zu halten. Am Schluß werden Vater und Sohn von der Wittwe überliſtet, indem ſie keinen von beiden nimmt, beide beſchämt und ihre Hand dem Baron Fabris reicht.

Man traut kaum ſeinen Augen, wenn man in der Vorrede lieſt, Klinger habe „deutſche Sitten“ ſchildern wollen.

Klingers Trauerſpiel „Konradin“ von 1784 iſt beſſer, als die vielen Duzend Stücke, die denſelben Gegenſtand behandeln. Vor allem iſt zu rühmen, daß Klinger ſeinem Helden keine Geliebte gibt und das Intereſſe für ſein kaiſerliches Streben nicht abſchwächt in einer ſentimentalen Liebelei.

Conradin erſcheint hier als ein feuriger, tapferer, dem Tode ſtolz entgegengehender Jüngling und dennoch zart und weich, ein echter Hohenſtaufe. Auch ſeine Freunde ſind edel und natürlich gehalten. Seine Mutter Eliſabeth befreit zuletzt ſeine Leiche, um ſie, mit der Friedrichs, am Strande des Oceans zu begraben.

Im „Günſtling“, einem Trauerſpiel von 1785, verläßt Klinger ſeine Härte, um faſt Kotzebue'ſch weich zu werden.

Brankas, der Günſtling des Königs Fernandez, ermordet ſeine Gattin, als er erfährt, ſie buhle mit dem König, rettet aber dennoch denſelben König großmüthig vor ſeinen Feinden.

Von da an bildete Klinger ſich ein eigenes Syſtem von Menſchenverachtung aus, wie es ſchwarzgalligter in keines Volkes Poeſie je gefunden wurde. Ganz im Contraſt mit Göthe, der aus allem, was in jenem erbärmlichen Jahrhundert vorging, doch nur ſüßen Honig für ſich ſelbſt ſog.

„Sohir oder der goldene Hahn“ von 1784 iſt ein ſehr mittelmäßiges Märchen.

In den goldenen Hahn verzaubert iſt Sohir, Eva's Erſtgeborener, der einem unſchuldigen Paare zum Schutzgeiſt dient gegen ihren ruchloſen Verfolger.

Weit beſſer iſt das damit zuſammenhängende Bruchſtück „das zu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit“.

Der Genius der Menſchheit wird von Paris angerufen und kommt, hofft endlich das ganze Menſchengeſchlecht beglücken zu können (nachdem er vorher nur auf einer fernen Inſel bei einem Unſchuldsvölkchen ein Unterkommen gefunden), ſieht ſich aber furchtbar getäuſcht. Hinter dieſer Pariſer Menſchheit grinſt die ganze Hölle. Schaudernd flieht der Genius aus der Stätte des Wahnſinnes und Mordes und frägt, vor Gottes Thron knieend, ein jammerndes Warum? aber ihm antwortet nur ein ſchaudervolles, zermalmendes Schweigen.

Darauf ließ Klinger vier antikiſirende Tragödien folgen, die „Medea in Korinth“ und „Medea auf dem Kaukaſus“ voll heißer Leidenſchaft, den „Ariſtodemos“ voll patriotiſcher Begeiſterung, und „Damokles“, worin Klinger den Culminationspunkt poetiſcher Schwärmerei erreicht, indem Damokles den Tyrannen zwar erdolchen könnte, aber den Dolch fallen läßt, weil der Tyrann nicht würdig ſey, von ſo edler Hand zu fallen. — Eine der feurigſten Dichtungen iſt „Medea in Korinth“ von 1786.

Das Schickſal tritt auf und verkündet die Strafe der Schuld. Jaſon verläßt Medea und heirathet Kreuſa. Medea fleht ihn umſonſt an, dann übt ſie die ſchreckliche Rache, ermordet die unſchuldigen Kinder, fährt auf dem Drachen

davon und übergibt Jason den in Person auftretenden Furien. Klinger faßt sie erhaben und echt antik auf, nur läßt er Medea etwas zu viel von ihrer eigenen „furchtbaren Größe“ reden. — Medea auf dem Kaukasus, 1790, Schluß des vorigen. Medea lebt auf dem Kaukasus, hier soll eben die Jungfrau Roxane vom Oberdruiden den Göttern geopfert werden, zum Jammer ihres Geliebten, Sophar. Da tritt Medea rettend dazwischen und zerstört mittelst ihrer Zauberkünste durch Blitze den Opferaltar und verscheucht die Priester. Aber die, die zum Bösen jede Macht besaß, verliert alle ihre Zauberkräfte, nachdem sie einmal sie zum Guten angewendet. Die Druiden erkennen den Verlust ihrer Zaubermacht und suchen Rache an ihr, der sie zuvorkommt, indem sie sich ersticht.

Ein Prosatrauerspiel ist auch „Aristodemos“ 1787.

Aristodemos hat seine Tochter Hermione dem Kleonnys verlobt, als das Unglück des Vaterlandes eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Herakliden zum Opfer heischt. Dieses Opfer muß Hermione werden und sie opfert sich willig. Aus Verzweiflung behauptet Kleonnys, sie sey schwanger von ihm, um sie zu retten. Hermione birgt vor Scham ihr Gesicht an des Vaters Brust, der sie ersticht. Matronen erkennen ihre reine Jungfräulichkeit. Kleonnys stürzt sich in den Kampf, dem nun die Götter Sieg verleihen. Die Charaktere des Vaters und der Tochter sind höchst edel gehalten.

Und „Damokles“ 1788.

Damokles hat der Insel Rhodos Gesetze gegeben, selbst die Krone ausgeschlagen und sie dem Attalos gelassen. Während Damokles abwesend im Kriege ist, unterjocht Attalos das Volk und bindet des Damokles Sohn Kallias an sein Interesse, indem er ihm seine Tochter Antioche verlobt. Das Volk fleht Damokles an, ihm die Freiheit zurückzugeben, läßt ihn aber im Stich. Er wird gefangen und im Kerker vergiftet. Antioche klagt sich bei dieser Nachricht selbst als seine Mörderin an, da sie es gewesen, die seinen Sohn Kallias zum Verrath am Vater verführt hat. Kallias ersticht sie und stürzt sich in's Meer. Eine bittere Satire auf das Volk.

„Fausts Thaten und Höllenfahrt“, ein dialogisirter Roman von 1791, läßt uns in die ganze Tiefe der Klinger'schen Melancholie blicken.

Faust ist hier der Erfinder des Bücherdrucks, den er aber nur durch magische Kunst erlernte. Man begreift nicht, welcher Magie es zu dieser einfachen Sache bedurft habe? Es geht ihm schlecht, man will ihm seine gedruckten Sachen nicht abkaufen und er kommt in große Noth. Wiederum höchst unwahrscheinlich. Da nimmt er seine Zuflucht zur Hölle und Leviathan wird sein Diener und Gefährte. Zuerst muß dieser ihm eines Bürgermeisters schöne

Frau zukuppeln, obgleich Faust selber schon verheirathet ist. Das wird durch einen sentimentalen Abschied Fausts von seiner Frau gleichsam ausgeglichen. Nun geht die Reise durch die lastervolle Welt lustig fort, und Faust findet überall nur Bosheit, Heuchelei, Schwäche, die sich bereitwillig dem Teufel in die Arme wirft. Diese fragzenhaften Schilderungen sollen die Menschenverachtung Fausts rechtfertigen. Wie verzerrt nun dieses Weltbild auch seyn mag, so ist es doch consequent durchgeführt, indem es in der Hoffnung des scheußlichen und in allen Wollüsten ersoffenen Papst Alexander VI. seinen Mittelpunkt findet. Hier tritt der Mensch noch greulicher hervor, als der Teufel selbst. Der Papst macht dem Leviathan, den er nicht kennt, einen schändlichen Antrag und drängt ihn so, daß dieser sich endlich durch Enthüllung seiner Diabolität — retten muß. Durch den Anblick so entsetzlicher Greuel wird Faust im höchsten Grade mißgestimmt und kein Genuß mehr kann ihn erheitern. Nun fängt der Teufel an, mit raffinirtester Grausamkeit ihn eben so von Qual zu Qual zu führen, wie vorher von Lust zu Lust. Er zeigt ihm seinen ältesten Sohn am Galgen, sein verlassenes Weib in Lumpen und im tiefsten Elende, in das sie seine Flucht versetzt hatte. Dann ruft er ihm alle Sünden ins Gedächtniß, die er begangen, führt ihn in die Luft empor und reißt ihn in tausend Stücke.

Verwandten Geistes ist Klingers „Geschichte Raphaels de Aquilas", ein Schreckensgemälde, unter den ersten Eindrücken der französischen Revolution entstanden, vom furchtbarsten Haß gegen Priesterthum und Königthum durchzuckt.

Der junge Raphael wächst in den Gebirgen von Valencia auf dem einsamen Schloß seines blinden Vaters auf. Dieser ist im Kerker der Inquisition grausam geblendet worden auf Befehl König Philipps II., weil Raphaels Mutter sich den Lüsten dieses Königs widersetzt hat. Nach des Vaters Tode geht Raphael nach Madrid, um ihn zu rächen, verliebt sich aber hier und schwängert die Donna Seraphine, die Tochter Don Antonio's, des königlichen Kupplers, und als er erfährt nicht nur, daß Seraphine mit dem König buhlt, sondern daß Antonio auch am Unglück seines Vaters Schuld ist, stößt er ihm den Degen durch den Leib und flieht in seine Gebirge. Hier findet er die Moriskos, seine Vasallen, und in ihres Häuptlings Suleimas schöner Tochter Almerine Ersatz und heirathet sie nach maurischer Sitte. Seraphine schreibt ihm, sie habe einen Sohn, sie sey unschuldig, der König habe sie nicht berührt und steht ihn an, sich mit ihr zu versöhnen. Aber er will nicht. Mittlerweile kommt der Befehl, sämmtliche Moriskos sollen nach Afrika übergeschifft werden. Raphael begleitet den traurigen Zug. Unterwegs auf dem Schiffe übt Perez, der Capitän, die rohesten Grausamkeiten an den Moriskos aus. Die schwangere Almerine kann sich nur vor ihm retten, indem sie in's Meer

springt und ertrinkt. Raphael und Suleima springen ihr nach und kommen wieder am spanischen Ufer an, kämpfen im Gebirge verzweiflungsvoll und unterliegen; Raphael wird verwundet und gefangen nach Madrid gebracht. Der König verzeiht ihm und läßt ihn frei. Als er aber auf seinem Schloß ankommt, findet er die unterirdische Moscher von fanatischen Priestern erbrochen und Suleima auf den entweihten Gräbern ermordet. Nun stillt er seine Rache, indem er alle christlichen Priester niederhaut, und flieht aus Spanien. In Neapel will er sich nach dem Orient einschiffen, um ein Muhamedaner zu werden, wird aber ergriffen und nach Spanien zurückgeschleppt, wo er in den Kerkern der Inquisition unter den gräßlichsten Qualen der Folter stirbt.

Dieselbe Bitterkeit geht durch Klingers „Geschichte Giafars des Barmeciden", 1791.

Giafar, der berühmte Vezir des Chalifen Harun Alraschid, will das Menschengeschlecht beglücken. Das will der Teufel nicht leiden und versucht ihn in der Gestalt des weisen Achmet, der ihm die Menschheit darstellt, wie sie ist, nämlich als nicht werth, daß man sich für sie opfere. Giafar widersteht ihm, weil aber seine heimliche Geliebte Abassa, des Chalifen Schwester, ihm ein Kind geboren, werden Mutter und Kind gemordet und er selbst an eine Säule geleitet. Da erscheint ihm Achmet abermals, enthüllt ihm Vergangenheit und Zukunft und beweist ihm, daß er mit all seinem hohen Glauben doch immer nur ein Spielball des Schicksals gewesen und daß sein Wirken der Menschheit nichts genutzt habe. Doch auch jetzt bleibt Giafar standhaft und hüllt sich in den Mantel seiner Tugend. Der Teufel muß beschämt abziehen, Giafar wird hingerichtet, aber der Chalife bereut den Frevel und schenkt einem Greise, der es zum Erstenmale wagt, ihn an Giafars Verdienst zu mahnen, eine Schüssel von Gold. Da ruft der Greis: seht da noch eine Wohlthat des Barmeciden! ein Ausruf, der nachher im ganzen Morgenlande sprichwörtlich geworden ist.

Dieselbe Menschenverachtung kehrt wieder in Klingers „Reisen vor der Sündfluth", 1794.

Mahal lebt mit den übrigen Sethiten im Gebirge in der alten Unschuld. Da überkommt ihn der böse Geist des Forschens. Er will wissen, wie es in der übrigen Welt bestellt ist und macht mit seiner schönen Tochter Milka einen Ausflug in die Ebene. Da kommen Räuber vom Stamme Kains und entreißen ihm die Tochter, die erste Strafe für seinen Forschungstrieb. Gott befiehlt ihm, noch einmal in die Welt zu gehen und zu erfahren, was aus den Menschen wird, wenn sie sich mit der Unschuld nicht mehr genügen lassen. Mahal findet eine reizende weibliche Gestalt, entsetzt sich aber, denn sie ist kalt und todt, nämlich eine Statue der Liebesgöttin. Schöne Kainitinnen kommen, ihr zu opfern. Er empört sich über den Götzendienst und wird ins Gefängniß

geweſen, aber bald wieder befreit, da der Sultan des Landes erfährt, es ſey der Vater der ſchönen Milka, die er zu ſeiner Lieblingsgemahlin erhoben hat. Aber er findet ſeine Tochter ſelbſt ſchon ganz verderben und flieht. Er kommt in ein anderes Land, wo das Gold als Götze angebetet wird. Milka's Gemahl fordert ſeine Auslieferung, der Sultan des Goldlandes aber beſiegt ihn und nimmt die Milka ſelbſt. Mahal, der das Gold nicht anbeten will, flieht wieder und kommt in ein Reich, wo die Ariſtokratie unter dem Namen von Göttern über das in tiefer Dummheit erhaltene Volk herrſcht. Hier hat er gute Tage bei einer üppigen Dame, bis er deren früheren Liebhaber, einen Schwächling, nicht für einen Gott anerkennen will und dadurch die ganze Ariſtokratie beleidigt. Er bekommt einen Dolchſtich, wird jedoch geheilt und flieht in ein viertes Reich, wo die Schriftſteller herrſchen. Alle wohnen in Laternen, weil alle gleichſam Lichter ſind. Auch hier mokirt ſich Mahal, wird daher wieder vertrieben. In einem fünften Reiche waren nur Atheiſten, die ihn, weil er einen Gott predigt, abermals verjagen. Er kehrt nun ins Gebirge zurück und findet Gott, der ihm ſagt, er habe nun ſeine Neugier befriedigt, weil ſie aber ſündhaft geweſen, ſo müſſe er nun auch in der Sündfluth mit all den Böſewichtern und Narren ſterben, welche kennen zu lernen er allzu begierig geweſen ſey.

„Der Fauſt der Morgenländer“ iſt ein Anhang zu den Reiſen vor der Sündfluth.

Abdallah iſt der edelſte und gerechteſte unter den Menſchen, den der Sultan deßhalb auch hoch achtet, vor dem er aber immer eine geheime Scheu behält, weil Fürſten die Tugend auch in ihrem eigenen Intereſſe nicht lange ertragen können. Abdallah gewinnt durch einen Zauberer einen dienſtbaren Geiſt, der ihn immer warnt, wenn er aus reiner Güte eine unweiſe Handlung begehen will. Nachdem dies oft geſchehen iſt, will der Sultan hinter das Geheimniß kommen und Abdallah iſt ſo ſchwach, es ihm zu verrathen. Da verbannt ihn der Sultan. In der Wüſte wird er geplündert, aber von einem Hirten aufgenommen. Als ihn einmal der Anblick des jungen Hirtenweibes und ihres Säuglings innig erfreut, erſcheint ihm der Geiſt wieder und ſagt ihm, dieſes unſchuldige Weib werde die Ehe brechen, den Tod ihres Gatten verſchulden und ihren Säugling einer Schlange opfern. Da ekelt Abdallah das Leben an und er ſtürzt ſich ins Meer. Aber Fiſcher retten ihn und er findet das Leben bei ihnen ſo idylliſch, daß er ſich mit einer Fiſchertochter verlobt und hier ſeine Tage beſchließen will. Zufällig geräth er einmal in die Nähe von Verſchwörern und erfundet, daß des Sultans eigener Sohn den Vater vom Throne ſtürzen will. Er eilt zum Sultan, ihn zu warnen, und kehrt dann wieder zu den Fiſchern zurück, um Hochzeit zu feiern. Da verläßt ihn der Geiſt für immer, indem er ſagt: du folgſt doch immer nur deinem Hange und bedarfſt alſo meiner nicht mehr.

Die spätesten Werke Klingers sind: „der Dichter und der Weltmann“, 1797, ein Dialog, worin zwei Charaktere mit großer Feinheit und Wahrheit durchgeführt werden. Der Dichter, heißt es am Schlusse, kann nur glücklich seyn in der abgeschlossenen Welt seiner Illusionen, die er sich möglichst ungestört erhalten muß. Der Weltmann kann nur glücklich seyn im Rückblick auf das, was er Gutes zu thun Gelegenheit hatte, mag er auch mit noch so viel Verderbniß und Thorheit zu kämpfen gehabt haben. Die „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur“ 1802 in drei Bänden enthalten einen Schatz von Menschenkenntniß und Welt- und Büchererfahrung, in bunten Aphorismen niedergelegt. Hier scheint der Sturm in der Seele des alten Dichters völlig beruhigt, aber in seinem letzten Werk „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit“ von 1810 bricht der ganze alte Unmuth, die ganze alte Menschenverachtung noch einmal aus dem glühenden Greise, wie Feuer aus dem schneebedeckten Vulkane hervor.

Ernst von Falkenburg ist in der Gunst eines Fürsten hoch gestiegen und hat dadurch die Eifersucht seines eigenen Oheims, des bisher allmächtigen Präsidenten erregt. Die Feindschaft des Oheims gegen den Neffen wird noch bitterer, als Ernst die schöne Amalie, Tochter des neuen Ministers, eines armen Fremden, heirathet, der den Einheimischen von altem Adel tödtlich verhaßt ist. Die französische Revolution bricht aus. Ernst macht Vorschläge, durch weise Reformen in Deutschland eine so blutige Katastrophe zu vermeiden. Da wird er von der Parthei der Alten selbst als Revolutionär bezeichnet und muß flüchten. Zugleich wird ihm Amalie untreu und buhlt mit dem schönen Ferdinand, einem Freunde, dem Ernst sie anvertraut hatte. Sie hören, Ernst sey in Paris, wohin er geflüchtet, als auswärtiger Edelmann guillotinirt worden, was Amalie so erschüttert, daß sie Ferdinand entsagt, der ihr aber antwortet, sie sey und bleibe durch die Sünde an ihn gekettet. Inzwischen ist Ernst frei gelassen worden und zieht zu seinen Gesinnungsgenossen nach Amerika, um das Ideal der Menschheit, für das er umsonst in Deutschland geglüht, unter den Wilden am Ohio zu finden.

Forstrath Cramer zu Dreißigacker bei Meiningen, der seit 1782 eine große Menge Romane, weit mehr als je ein Deutscher vor ihm, schrieb und den wir oben schon unter den Lüderlichen kennen lernten, gesellte sich auch zu den Kraftgenies und hatte seiner plebejischen Sprache wegen auf die Massen mehr Einfluß als vornehmere Dichter. Seine Bücher füllten die Leihbibliotheken und wurden von den halbgebildeten Classen

annehmen, daß damit keineswegs ein neues Element ins Leben gerufen, ſondern daß dabei nur die allgemeine Lebenskraft eigenthümlich modifizirt und angehäuft wird, und die Erfahrung ſpricht auch deutlich hiefür. Die ganze Naturgeſchichte des Menſchen zeigt, daß dieſelbe Elementarkraft, welche in ihrer Steigerung oder Concentration, als thieriſcher Magnetismus, in ſo erſtaunlichen Phänomenen ſich äußert, alle Individuen beſtändig in einem großen allgemeinen Rapport verknüpft, und, wenn auch gewöhnlich latent, ſich nach beſtimmten Geſetzen zwiſchen Menſch und Menſch entladet und gegenſeitige Seelenſtimmungen bedingt, die weniger oder mehr zum Bewußtſeyn kommen.

Die wache geiſtige Thätigkeit, welche dem Menſchen das Bewußtſeyn ſeiner Individualität, ſeiner Perſönlichkeit gibt, das ihn der Natur gegenüber ſtellt und auf einen gewiſſen Grad von ihr emanzipirt, ruht in jedem Menſchen auf einem Grund inſtinktiver Gefühle, welche mit den Kräften der Welt in ſympathetiſchen und antipathiſchen Verhältniſſen ſtehen. Die nach oben gerichtete, ihre Blätter dem Licht öffnende Blume des Geiſtes wächst über einer Wurzel, deren Sproſſen in die ganze Natur ausſtrahlen und nach jener allgemeinen Wahlverwandtſchaft, bei der eine ſcheinbare Freiheit das tiefere nothwendige Geſetz nicht erkennen läßt, von den allgemeinen Kräften angezogen und abgeſtoßen werden. Wenn aber das, was man als die vegetative Seite des beſeelten Weſens bezeichnen kann, auf dieſe Weiſe von allem, was in der Natur lebt und webt, Eindrücke erhält, ſo wird es mit der homogenen Kraft in andern gleichartigen Individuen vollends im lebendigſten Wechſelverkehr ſtehen. Dieſer bewußtloſe Grund der Seele verknüpft auch wirklich die Menſchheit zu einem großen Ganzen, und die tägliche Erfahrung, wie ſeltenere Vorkommniſſe lehren, daß die Abgrenzung durch die äußere Haut beim Menſchen keineswegs der Wirkſamkeit der Lebenskräfte ein Ziel ſetzt, daß ſie vielmehr zwiſchen Menſch und Menſch vielfach hin und herſpielen, und gleich den unwägbaren Stoffen der Natur ſich gegenſeitig ſpannen und entladen, ziehen und abſtoßen. Ein Korallenbaum, wo die veräſtete Kalkmaſſe das gemeinſame Subſtrat bildet, in welches Tauſende ſich bewegender und empfindender Individuen verſenkt ſind, iſt ein materielles Gleichniß der Menſchheit, ein grobſinnliches Bild für ein ganz unſinnliches Verhältniß.

verſchlungen. Schon deßhalb darf der Geſchichtſchreiber der Poeſie an ihm nicht verächtlich vorbeigehen wollen. Cramer verdient aber auch noch um ſeiner beſondern Gaben willen Auszeichnung. Wie roh und gemein er auch ſchrieb, ſo war doch eine friſche und geſunde Kraft in ihm und ſeine Oppoſition gegen die falſche Empfindſamkeit und Vornehmthuerei war eine echt volksthümliche. Das Erfreuliche an ihm iſt die derbe, kerngeſunde Jägernatur, die den Waldgeruch auch ins Boudoir mitbringt, ſich nichts verſagt und noch mitten im Exceß eine gewiſſe Liebenswürdigkeit bewahrt. Das Unerfreulichſte dagegen ſind bei ihm die Myſtificationen mit Weltverbeſſerungsplänen. Sein beſter Roman iſt das „Jägermädchen“ (von 1798).

Curt, ein junger Offizier, und Auguſte, ein junges Fräulein, verirren ſich und die Folge iſt die Geburt eines jungen Mädchens, welches ausgeſetzt und von einem ehrlichen Förſter gefunden und unter den Augen der Gutsherrin, einer Gräfin, erzogen wird. Henriette wächst in herrlicher Blüthe heran und vereint mit der Derbheit des Jägermädchens einen Anflug höherer Bildung aus dem gräflichen Hauſe. In dieſem Hauſe lernt ſie Auguſte kennen, ohne daß beide ahnen, wie nahe ſie einander verwandt ſind. Ein armer Dichter, Namens Durſt, ſchmachtet um Henriette, die ihn mit zartem Mitleid behandelt. Vornehme Herren ſuchen ſie zu verführen, aber vergebens, das kräftige, keuſche Mädchen ſpielt mit der Gefahr. Endlich kommt ein junger Jägerburſch, nimmt beim Förſter Dienſte und gewinnt ihre Liebe. Die Gräfin erwartet ihren lange abweſenden Sohn und befiehlt, bis zu ſeiner Rückkehr das Wild zu ſchonen, damit er eine gute Jagd machen könne. Aber Walter, der junge Jägerburſch, ſchießt einen Edelhirſch. Als er dafür beſtraft werden ſoll, ſagt er trotzig: ich habe ihn auf meinem eigenen Grund und Boden geſchoſſen! und gibt ſich als der Gräfin Sohn zu erkennen. Wie ſoll nun aber die arme Jägerstochter hoffen, ſeine Hand zu erlangen? Der alte Curt erſcheint, heirathet Auguſte, und Henriette wird als ihre verlorene Tochter und Erbin wiedererkannt, ſo daß ihrem Bunde mit dem Grafen nichts mehr im Wege ſteht. — Das Jägermädchen iſt vortrefflich gezeichnet, zwar viel zu derb für den verzärtelten Geſchmack, aber um ſo natürlicher. Allerliebſt iſt die Art, wie ſie einmal einen vornehmen Herrn abfertigt, der ihr ſeine goldene Uhr von 100 Dukaten Werth für einen Kuß anbietet. Sie nimmt die Uhr und gibt ihm den Kuß, bietet ihm aber ſogleich wieder dieſelbe Uhr um einen Kuß von ihm an. Alle Anweſenden lachen den Herrn aus, welcher erröthend dem Mädchen den verlangten Kuß gibt, die Uhr wieder nimmt und, um ſeine Ehre zu retten, 100 Dukaten ins Armenhaus ſchickt. Nicht minder reizend iſt die Verwirrung des Mädchens geſchildert, als ſie erfährt, ſie werde von einem Herrn geliebt,

den ſie für Auguſtens Liebhaber hält. Sie, voll Zärtlichkeit für Auguſten, auch ehe ſie noch weiß, daß es ihre Mutter iſt, und voll Unſchuld, glaubt nun dadurch, daß ein Anderer, auch ohne ihr Wiſſen und Willen, ſie liebt, eine Sünde, einen Raub an Auguſte begangen zu haben. In ſolchen Zügen liegt ein hoher Zauber des Natürlichen, um welchen mancher viel höher geſtellte Dichter den verachteten Cramer hätte beneiden dürfen.

Viel unbedeutender ſind das „Harfenmädchen“ (voll unſinniger Abentheuer) und das „Hirtenmädchen“, welche Cramer nachfolgen ließ. Er ſchrieb noch eine Menge Romane dieſer Art, alles mehr oder weniger wilde Liebesgeſchichten, der braune Robert, das blonde Nantchen, Nettchens Hochzeit ꝛc.

Große Theilnahme fanden zu ihrer Zeit beſonders die politiſchen Romane Cramers. Der erſte war „Leben und Meinungen des Erasmus Schleicher“ von 1789.

Erasmus Schleicher begegnet in der Rolle eines reiſenden Mechanikus dem alten General Grafen Jericho und intereſſirt ihn, noch mehr aber deſſen ſchöne Tochter Aurore. Sie macht ihn zu ihrem Vertrauten, aber nicht zum Liebhaber, denn das iſt ſchon ein gewiſſer Coralli, Diener ihres Vaters. Dagegen verhimmelt Schleicher mit einer gewiſſen Louiſe, obgleich ſie ihn einmal „aufs Maul ſchlägt“ und „Affe“ nennt. Als er zum Erſtenmale in ihren Armen geſchwelgt, will er „die Welt gegen den Mond ſprengen“, ſo übermüthig iſt er geworden. Aber ſie läßt ihn wieder fahren und er tröſtet ſich bei einer gewiſſen Antonie, obgleich ſie ihn „Schurke“ nennt. Aber auch Antonie gibt ihn auf und er genießt das ſchöne Schauſpiel, ſie mit einem Andern aufs Sopha fallen zu ſehen. Zum Ueberfluß erzählt er Auroren noch von einer älteren Liebſchaft zu einer gewiſſen Bianka, die auch nicht glücklich ausfiel. Endlich kommt Schleicher mit dem Fürſten in Berührung, iſt ſo frei, ihn auf allerlei in ſeiner Nähe waltende Ungerechtigkeiten aufmerkſam, findet aber für nöthig, ſich eben deshalb bald aus dem Staube zu machen. Unterwegs begegnet ihm der vacirende Hofnarr Yſop, ſein Seelenbruder. Sie reiſen zuſammen. Schleicher bekommt eine neue Liebſchaft in Seraphine. Nachher finden ſie den einſamen alten Piſo, der ein verbannter Fürſt und Coralli's Vater iſt. — Seraphine iſt in Mannskleidern entflohen, kommt mit Antonie zuſammen, wird von ihr für einen Jüngling gehalten und mit Liebe bedrängt, gibt ſich ihr daher zu erkennen. Nun wendet ſich die treuloſe Antonie wieder zu ihrem Ritter Harras. — Schleicher ſchlägt einen Mönch, wird in den Kerker der Kirche gebracht, aber vom alten Yſop, der zum Spaß unter die Räuber gegangen, befreit. Sie nehmen den alten Piſo mit, der ſeinen Sohn wieder findet. Der alte Jericho willigt in Aurorens Verbindung mit Coralli, ſobald in dem letzten ein Fürſtenſohn erkannt iſt. Die edle Seraphine tritt

ihren Schleicher einer gewiſſen Auguſte ab, die aufs heftigſte in ihn verliebt iſt, die Tochter des Miniſters von Hammer. Hammer ſelbſt gibt ihm ſeine Tochter, wie er ſagt, „als Biergeld“ und ſorgt dafür, daß Schleicher Landrath wird und alle Gelegenheit bekommt, der Menſchheit im Staat durch nützliche Reformen zu dienen. Seraphine wird durch Karl, einen Neffen Jericho's, entſchädigt. Alle ſind glücklich. Der Staat Sommerſett iſt von dieſem trefflichen Menſchen trefflich regiert. — Aurore und Coralli wohnen mit Piſo und Yſop bei dem alten Jericho auf dem Lande. Als ſie in die Reſidenz Palmira ziehen wollen, warnt ſie der alte Yſop vergebens. Die Folge iſt, daß der junge Prinz Hanno in der heftigſten Leidenſchaft für Aurore entbrennt. Der alte Yſop tritt öfter warnend und hindernd dazwiſchen, unter anderem reißt er einmal den Ofen in dem Zimmer ein, in dem ſie allein ſind. Endlich aber wird ſie doch von Hanno entehrt. Als es Coralli erfährt, ſchießt er auf den Prinzen, verwundet ihn aber nur in den Arm und muß flüchten. Aurore ſtirbt aus Gram. Schleicher wird wie alle Redlichen gezwungen abzudanken und wandert mit ſeiner geliebten Auguſte und dem alten Yſop aus. Harras folgt Coralli in den Krieg. Der alte Jericho iſt vor Gram geſtorben, eben ſo Piſo. Eine gewiſſe Henriette, welche Hanno ferner entehrt, vergiftet ſich. Als er nun auch von Aurorens Tod erfährt, geht der Prinz in ſich, ſtößt ſeinen Günſtling und Verführer Adelſon mit Fußtritten von ſich und zieht in den Krieg. Auf dem Felde der Ehre verſöhnt er ſich wieder mit Coralli. Schleicher aber kommt zu dem edeln Grafen von Trakinor und hilft ihm die Menſchen weiſe regieren und glücklich machen. Der alte Yſop ſtirbt bei ihm.

Im Jahr 1793 ſchrieb Cramer auch „Leben und Meinungen des Paul Yſop“ und 1794 die des „lahmen Wachtelpeters“, beide voll lüderlicher Geſchichten. Wieder etwas mehr politiſchen Charakter haben die „Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley“ (von 1797).

Wie Schleicher, ſo iſt auch der reiſende Baumeiſter Luley ein vacirendes Genie und Tugendprahler. Er kommt an den Hof, ſagt überall die Wahrheit, nennt Statuen und Bilder, die für Originale gelten, Copien, macht den Fürſten auf die Nachläſſigkeiten und Schlechtigkeiten im Staatsdienſt aufmerkſam ꝛc. und bekommt unzählige Feinde. Eben dadurch gewinnt er aber auch, wie Schleicher, die Herzen der Damen. Eine gewiſſe Bertha, der er bei der erſten Begegnung eine Raupe, die ihr den Buſen hinab unter das Kleid gekrochen iſt, herausſuchen hilft, wird ſeine Seelenfreundin, ſo wie ihr rauher, grimmiger, aber grundehrlicher Vater, der alte Oberſt Hartwig mit dem hölzernen Bein, ſein Seelenfreund. Sofort dreht ſich das Hauptintereſſe des Romans darum, daß die Hofſchranzen den Wahrheitsfreund nicht zum König laſſen wollen und alles Mögliche thun, ihm den Zutritt zu verſperren. Bald muß der König krank werden; bald bricht in dem Augenblick, in dem Luley bei

ihm eintritt, eine künſtlich zu dieſem Zweck angelegte Feuersbrunſt aus; bald läßt man den König verreiſen. Bald wird Luley ſelbſt heimlich aufgehoben und in eine Feſtung geſteckt, ohne daß es der König weiß, aber von Bertha und dem Oberſten wieder befreit. Bald wird ihm ein reizendes Mädchen zugeſchickt, die ihn verführen ſoll, was aber eben ſo wenig gelingt. Endlich wird die ſchöne Eliſe, die junge Gattin ſeines Freundes Walter, der bisher zurückgeſetzt in bitterer Armuth ſchmachtete, durch das Verſprechen ſeiner Erhebung beſtochen, den Luley auszuhorchen, ihn auf eine feine Weiſe durch Seelenliebe zur ſinnlichen hinüberzuführen und dann ſeine Geheimniſſe zu errathen, aus denen die Hofſchranzen eine Anklage herausſpinnen wollen. Aber Luley merkt es, läßt Eliſen bis zum Aeußerſten kommen und ſagt ihr dann ruhig: nun geh und verrathe mich! Das erſchüttert ſie aufs tiefſte. Luley triumphirt über alle ſeine Feinde durch — ein Gartenhaus, das er für einen Freund gebaut hat und das dem König überaus gefällt. Nun ladet ihn der König ſelber zu ſich, läßt ihn bauen und gibt ihm Gehör, ſo viel er will. — Inzwiſchen iſt eine gewiſſe Lindore mit einem Kinde von ihrem Liebhaber, Herrn von Engern, verlaſſen worden und Luley erfährt, dieſe Lindore ſey ſeine Schweſter, er ſelbſt ein geborener Freiherr von Sturm. Der alte Oberſt (warum nicht Luley?) fordert Engern, dieſer aber ſchießt mit der Piſtole in die Luft, bittet um Verzeihung und heirathet Lindoren. Luley heirathet Bertha, die Königin wird aber von den Hofſchranzen abgehalten, der Hochzeit, wie ſie wollte, beizuwohnen. Luley ſieht die höchſten Ehrenſtellen offen, glaubt aber die Welt doch nicht beſſern zu können und zieht ſich auf's Land zurück.

Cramer ſchrieb auch noch „Leben und Meinungen des Baron Hirkus“, eine nicht üble politiſche Satire.

Hirkus iſt ein dummer und fader Edelmann, den ſeine Tante in der Jugend allerlei Vogelſtimmen hat nachahmen lehren, wodurch er in vornehmen Geſellſchaften amuſirt, der in Hofämtern aufſteigt und, nur um Andern, die angeſtellt ſeyn wollen, Platz zu machen, immer höher geſchoben und am Ende ſogar Miniſter wird. Nachdem er penſionirt iſt, unterhält er ſich mit einem reducirten Hofſchneider, der kein Blatt vor den Mund nimmt, über ſeine intereſſante Laufbahn.

Chriſtian Heinrich Spieß, ein Wirthſchaftsbeamter in Böhmen, ahmte Cramer nach.

Sein Mäuſefallen- und Hechelkrämer (von 1792) iſt ein in Deutſchland mit Mäuſefallen herumziehender Savoyarde, aber in ſeinem ärmlichen Kleide ein Genie, kommt mit vornehmen Leuten in Verbindung und macht eine glückliche Heirath. In dieſem Buche kommen einige erheiternde idylliſche Bilder vor. Die erſte Begegnung des im Walde verirrten Savoyarden mit Emilien,

die ſich in einer Bauernhütte die ſchönen Haare kämmt und ſpäter die zärtliche Verfolgung des Fliehenden durch eben dieſe Emilie, iſt ein friſches Naturbild.

In ſeinen „Deutſchherren"

iſt die Heldin Hannchen eine Schinderknechtstochter, die ihres Standes wegen durch Verachtung bis zum Tode gequält wird, weil ſie ſelbſt das Geheimniß ihrer unehelichen Geburt aus vornehmem Stande aus Edelſinn verſchweigt.

Ganz grell ſind ſeine Biographien der „Selbſtmörder", dito der „Wahnſinnigen" und „ſeine Reiſen durch die Höhlen des Unglücks" (gräßliche Criminalgeſchichten).

„Cecilie oder die gottloſe Tochter", ein zu Leipzig 1763 gedruckter Roman, iſt merkwürdig als Vorbild der modernen franzöſiſchen Schule.

Die Heldin iſt ein emancipirtes Weib, welches, erſt 18 Jahre alt, Verbrechen über Verbrechen häuft, in allen Laſtern ausſchweifend, ihren Gatten, ihre Eltern, alle Umgebungen ruinirt und zuletzt in Nordamerika unter die Cannibalen geräth, die ihrer vertrauteſten Freundin und Mitſchuldigen die Brüſte abſchneiden und freſſen, ſie ſelbſt aber nur verſchonen, weil ſie, indem ſie nackt und zitternd unter den keulenſchwingenden Wilden ſteht, den Leib voll Spuren einer ekelhaften Krankheit zeigt. Ihr Fleiſch iſt zu unrein, um verzehrt werden zu können. Das rettet ihr das Leben, aber ſie ſtirbt bald darauf im äußerſten Elend.

Nicht minder merkwürdig iſt „Aurelie von Waldenborn", ein anonymer Roman von 1797.

Aurelie, die Maitreſſe eines Fürſten, gibt ſich ihm blos deßhalb hin, um ihn im Sinne und aus Auftrag eines geheimen Tugendbundes zu leiten, daß er das Land gut regiere und die Unterthanen beglücke.

3.

Die Poeſie des Egoismus.

Sowohl die Natürlichkeitsſchwärmerei, als der Sturm und Drang mußten eine egoiſtiſche Richtung der Dichter fördern.

Die beſcheidenen Dichter, die zuerſt die Natürlichkeit empfahlen, Haller, Brockes, Kleiſt, hielten ſich nur an die äußere Natur und verloren ſich in ihrer Bewunderung. Nach und nach aber machten die

Dichter auch ihre innere Natur geltend und ſetzten ſich über alles Herkommen und Geſetz hinweg, um die angeblich wahre, bisher nur unterdrückte Natur zum Durchbruch kommen zu laſſen. Das hing genau mit dem Sturm und Drang zuſammen. Man wollte ſich über das Gemeine erheben, ein Genie ſeyn und ſchlug nach allen Seiten aus. Es gab auch unter dieſen Grobianen noch beſcheidene Geiſter, die für etwas Allgemeines ſchwärmten, für die Menſchheit, für die Freiheit, für die Wahrheit, für die Kunſt ꝛc., aber auch Selbſtlinge, welche die Mode der Zeit keck ausbeuteten, nur um von ſich reden zu machen, nur um ſich bewundern zu laſſen und ſo viel Lebensgenuß als immer möglich daraus zu ſchöpfen. Im Grunde waren alle dieſe neuen Genies nur Epikuräer gleich Wieland, aber ſie waren noch eitler, ſie verlangten nicht blos Sinnengenuß, ſondern auch Vergötterung. Die Religion war abgeſchwächt, in den gebildeten Ständen faſt vergeſſen, der Nationalgeiſt in allen politiſchen Aeußerungen gelähmt, gebunden oder tief eingeſchlummert, es war alſo damals möglich, das öffentliche Intereſſe geiſtreichen Egoiſten zuzuwenden und ſie als Schooßkinder der Zeit zu liebkoſen. Dichter dieſer Art genoſſen das Vorrecht von ſchönen Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, für die man ſich lebhaft intereſſirt, wenn man Muße dazu hat und nicht von wichtigeren und höheren Dingen in Anſpruch genommen iſt.

Die Poeſie des Egoismus war zunächſt eine wenn auch unwillkührliche, doch aufs künſtlichſte ausgebildete Koketterie mit dem Publikum. Sie ging darauf aus, nicht für irgend welchen Gegenſtand der Dichtung, ſondern ausſchließlich für den Dichter einzunehmen, ſo wie eine Schauſpielerin nicht will, daß das Publikum ſich für das Stück intereſſire, ſondern daß es ſich in ihre Perſon verliebe. Der Dichter ſtellte ſich auf den Standpunkt des Virtuoſen, er wollte nicht mehr durch den Inhalt ſeiner Werke erſchüttern, rühren oder erheitern, ſondern nur durch ſein perſönliches Talent bezaubern. Cultus des Genius war hier die Loſung.

So weit es möglich war, wurde dieſer Cultus auch der ſterblichen Hülle des Dichters, ſeiner perſönlichen Schönheit und ſo recht eigentlich ſeinem Fleiſche dargebracht. Da dies jedoch nur im engeren Kreiſe geſchehen konnte, mußte das Herz dem Fleiſche zu Hülfe kommen. Daher das charakteriſtiſche Kennzeichen dieſer ganzen neuen Gattung von Poeſie die „ſentimentale Donjuanerie“. Die erkünſtelte Sentimentalität, die Affec-

tation von Seelenrührung und Seelenschmerz, unterscheidet die neue Schule von der älteren französischen, oder mit zwei Worten Göthe von Wieland.

Ich sage Affectation, weil Göthe nicht wirklich empfindsam war, sondern immer nur mit seinen Lesern kokettirte. Es gab eine Herzkrankheit der Zeit, eine Herzenserweiterung, durch welche die unglücklichen Dichter dahin gebracht wurden, sich einzubilden, ihr Herz sey zu groß für die Welt, die Welt zu klein für ihr Herz. Es ging ein bis heute noch forthallender Klageton s. g. Dichterschmerzen durchs deutsche Land, denn je höher sich die Dichter schraubten, desto weniger paßten sie zur Wirklichkeit und hielten sich dann für verkannt. Es gab auch einen Herzensdurchfall, eine Prostitution des Herzens in Kotzebue'schen Stücken und Lafontaine'schen Romanen. Aber das alles paßt auf Göthe nicht. Dieser vornehme Geist war zu gemüthlos, um Schmerzen zu fühlen, deren Schilderung ihm nur Behagen gewährte und Ehre brachte, und zu klug und geschmackvoll, um sich zu prostituiren. Er putzte sich so schön als möglich heraus. Ihn in der günstigsten Beleuchtung zu zeigen, war das Geheimniß seiner Poesie wie seines Empfangzimmers. Aber er war doch kein Gott, sondern nur ein eitler Selbstling.

Göthe nahm bekanntlich am Unglück der deutschen Nation zur Zeit Napoleons nicht den mindesten Antheil. Während die Tiroler bluteten, schrieb er seine Wahlverwandtschaften. Im Jahr 1811 besang er lobpreisend Napoleon und hielt sich noch von der Begeisterung des Jahrs 1813 fern, ohne sie mit einem einzigen Liede, ja nur mit einem Worte gut zu heißen. Erst nach der Einnahme von Paris ließ er sich bewegen, des „Epimenides Erwachen", eine kühle Allegorie, zu schreiben, um sich dem patriotischen Ton, den damals selbst die Höfe angenommen hatten, anzubequemen. Was, schien er zu denken, braucht Deutschland Freiheit oder Einheit! es hat ja mich. Aber das Ideal, was Göthe in seinem Spiegelbilde dem deutschen Volke aufstellte, war des alten großen Volkes nicht würdig.

War einst der treue und bescheidene, aber starke und herrliche Held, Jüngling oder Mann, jedenfalls in „grozer Arebeit" bewährt, kraft seines tapfern Armes und Gemüthes durch große Gefahr sich durchkämpfend, das Ideal der deutschen Poesie gewesen, so trat ihm jetzt sein Gegenbild gegenüber in einem weichlichen Wollüstling, der an nichts dachte, als an Leib und Seele

behaglich zu genießen, in einem sentimentalen Don Juan, den hauptsächlich Göthe zum eigentlichen Helden der modernen Poesie stempelte. Nur in der tiefen Erniedrigung deutscher Nation unter fremde Herrschaft, unter den Einfluß fremder Bildung, fremder Sitte, bei gänzlicher Vaterlandsvergessenheit und Entsittlichung war es möglich, den Egoismus, die gemeinste Eitelkeit und Sinnlichkeit zum männlichen Ideal der Poesie zu erheben. Hinter allen Helden der Göthe'schen Dichtung, Werther, Wilhelm Meister, Faust, Egmont, Weißlingen, Ferdinand in der Stella, Clavigo, Tasso ꝛc. steckt nichts anderes als ein ganz gemeiner, nur sentimentaler Don Juan, der in unerlaubter Weiberliebe den Kitzel nicht nur des Fleisches, sondern insbesondere der Eitelkeit zu befriedigen sucht und dabei den Leidenden, von Gott und der Welt Unbefriedigten spielt und sich für etwas so Kostbares gehalten wissen will, daß die Welt eigentlich seiner nicht werth sey. Alle diese Helden sind Schwächlinge, die nur groß thun, und ihre Einführung in die Poesie war nur in Deutschlands niederträchtigster Zeit möglich.

Wir sind dem aus einer reichen Bürgerfamilie in Frankfurt am Main herstammenden, später geadelten Weimar'schen Geheimenrath Johann Wolfgang von Göthe schon öfter begegnet, da er vielseitiger als irgend ein anderer deutscher Dichter sich in den verschiedensten Manieren als Meister zu zeigen liebte. Wir kennen ihn als Dichter der meisterhaftesten aller den Griechen nachgebildeten Tragödien, Iphigenia (S. 70), als Dichter der berühmten Idylle Dorothea (S. 85), des berühmtesten aller empfindsamen Romane, Werther (S. 107) und einiger lüderlicher Stücke, Stella, die Mitschuldigen ꝛc. (S. 121). Jetzt müssen wir in die geheimste Werkstätte seines Geistes eindringen, um ihn als Maler seiner selbst, als den modernen Sejanus kennen zu lernen, der seine eigene Statue auf den Altar stellte, um ihr zu räuchern und zu opfern.

Ehe sich Göthe zu diesem Cultus der Eitelkeit entschloß, fühlte er eine gewisse Scham, die er erst überwinden mußte. Er überwand sie aber, indem er sich ihrer im „Clavigo" entledigte. In diesem merkwürdigen Trauerspiel, welches er 1774 in Prosa und noch ganz im Ton der nur zwei Jahr früher erschienenen Emilia Galotti von Lessing schrieb, stellt er zum erstenmal sein eigenes Spiegelbild, den eiteln genußsüchtigen Dichter, den sentimentalen Don Juan auf die Bühne, aber mit gewissen-

haften Scheu. Noch fällt es ihm nicht ein, ihn zu hätscheln und zu schützen und (wie später im Faust) trotz aller seiner Sünden und Erbärmlichkeiten in den Himmel zu erheben; es ist ihm aus seiner Kinderzeit noch erinnerlich, daß es einen Gott gibt, der die Sünde verbietet und bestraft.

Clavigo hat sich in der Zeit, in der er noch unbedeutend im Leben dastand, in die schöne Marie, Schwester des berühmten Dichter Beaumarchais, verliebt, sie aber nachher im Glück verleugnet und verlassen. Der Gram zieht ihr die Schwindsucht zu. Ihr bekümmerter Bruder kommt nach Madrid, erfährt alles und schreckt den poetischen Schwächling so, daß derselbe sich erbietet, Marie zu heirathen. Aber ein Freund ermuthigt ihn, dieser Schwäche wieder zu entsagen und sein Ansehen bei Hofe zu benützen, den lästigen Schwager zu entfernen. Darüber bricht Marien das Herz, aber an ihrem Sarge, bei dem der Zufall den treulosen Clavigo mit Beaumarchais zusammenführt, kommt es zwischen beiden zum Kampf und Clavigo fällt.

Allmählig aber geht dieser Rechtssinn bei Göthe verloren. In seinem Trauerspiel „Egmont" von 1788 geht der sentimentale Don Juan, denn Graf Egmont ist hier wieder nichts anderes, zwar noch zu Grunde, aber nicht ohne eine Apotheose.

Graf Egmont, ein großer niederländischer Herr, mit dem Prinzen von Oranien und Grafen Horn Haupt der Patrioten, die sich der spanischen Tyrannei widersetzen, dazu verheirathet, denkt doch an weiter nichts, als seine heimliche Maitresse, das schöne Clärchen, und sie, dem Volk angehörig, welches damals in den Niederlanden eine so große und furchtbare Rolle spielte, denkt auch an weiter nichts als an ihren lieben Grafen und spielte mit seiner Ordenskette, in kindischer Eitelkeit seine eigene nährend. Endlich kommt der grausame Alba und Egmont läßt sich, nur so nebenbei, als liege ihm gar nichts dran, abfangen, einkerkern und hinrichten, denn er denkt doch nur an sein Clärchen und dieselbe erscheint am Schluß als Genius, um ihn als Volksheiland und politischen Welterlöser zu krönen.

Man kann kaum etwas, was alberner wäre, ersinnen. Aus dieser Auffassung des Volks und der Verfechter seiner Freiheit erkennt man den tiefen Gegensatz Göthe's gegen Schiller, der niemals ein so vornehmes Spiel mit dem Volke spielen zu wollen seinem Gewissen abgewonnen hätte.

Schon in seiner Jugend hatte Göthe zwei kleine Stücke „Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose" geschrieben, worin alles Interesse sich um die Noth, das Verdienst, den Lohn und Ruhm des Künstlers dreht. In dem durch seine herrliche Sprache, gleich der in der Iphigenia,

mit Recht gepriesenen Schauspiel „Tasso“ von 1790 faßt Göthe den Künstler von seiner anspruchsvollsten Seite auf, als den eine Prinzessin liebenden italienischen Sänger Tasso, den die Prinzessin wieder liebt. Muß er auch hier dem Weltlauf nachgeben und den Tasso trostlos sterben lassen, so läßt er es doch auch bei ihm an der Apotheose nicht fehlen. Das ganze Stück ist darauf berechnet, allen Prinzessinnen in der Welt nahe zu legen, daß sie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollen.

Das Stück ist bewundernswürdig schön geschrieben, aber alles ist nur Gespräch, Act ohne Handlung. Der unglückliche Tasso liebt vergebens und wird vergebens geliebt, die Staatsraison steht unerbittlich zwischen ihnen. Ihm bleibt nur der Trost, Schonung zu finden auch bei denen, die ihn verdammen, und das Bewußtseyn, der schönen Fürstin Eleonore nicht gleichgültig geblieben zu seyn.

Wie zart diese Liebe hier aufgefaßt ist, so guckt doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus.

Die Liebe des Dichters zur Prinzessin verwandelt sich einige Jahre später (1794) in dem berühmten Roman Göthe's „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ in die Liebe eines bürgerlichen jungen Kaufmanns zu einer Gräfin, nimmt den Charakter vollkommener Ruhe und Behaglichkeit an und endet nicht nur mit der Befriedigung seiner Wünsche, sondern zeigt uns auch ein wahres Jagen, Rennen und Turnieren der Damen, vornehm und gering, alt und jung, um den allgeliebten sentimentalen Don Juan — Wilhelm, während sich dieser selbst nicht die geringste Mühe zu geben braucht. Eine solche Umkehr der altdeutschen Ritterſitte, ein solches Buhlen der Weiber um den Mann war in der Poesie vorher noch nicht vorgekommen und charakterisirt vollkommen die Verkehrtheit des Standpunkts, auf welchen Dichtereitelkeit stellt.

Wilhelm Meister, ein junger Kaufmann, hält erst mit einer jungen Schauspielerin zu, will sich dann selbst dem Theater widmen und gesellt sich einstweilen zu einer wandernden Truppe, bei der er wegen seiner Wohlhabenheit und Schönheit wohlgelitten ist. Besonders buhlen die Frauenzimmer um ihn, unter denen sich die lustige Philine durch ihre liebenswürdige, obgleich etwas unreinliche Natürlichkeit und das Kind Mignon durch den zauberhaften Reiz des Unnatürlichen auszeichnen. Mignon ist die Frucht eines Inceſtes zwischen Bruder und Schwester, geräth schon als Kind unter Seiltänzer, kommt mit ihnen aus Italien und bewahrt in ihrem Elend eine höchst poetische

Diese magische Verknüpfung des Menschengeschlechts durch instinktive Regungen manifestirt sich schon im täglichen Leben durch die unerklärliche Sympathie und Antipathie, welche Menschen anzieht und abstößt, durch die gemeinsame Seelenstimmung, sey es Angst und panischer Schreck, oder Muth und Begeisterung, welche oft plötzlich ganze Menschenmassen ergreift, ohne daß die Vermittlung durch Wort und Geberde zur Erklärung ausreichte. Ja in der Geschichte kommt es einem oft vor, als ob dieser geheime, von der gewöhnlichen sinnlichen Mittheilung unabhängige Rapport bald in der Natur der Wärme aufträte, jetzt die Massen sanft durchdringend und flüssig machend, jetzt wieder entweichend und Erstarrung hinter sich lassend; als ob er ein andermal, dem Magnet gleich, alle Gemüther polarisirte und in zwei entgegengesetzte Richtungen theilte; oft ist es aber wieder, als ob er, wie der elektrische Schlag, den ganzen großen Organismus durchschütterte und zu Zuckungen reizte. Für diese Sensationen eines innern Sinns hat das, von den Sensationen der äußern Sinne ausgefüllte Bewußtseyn keinen Maßstab. Sie werden im gewöhnlichen Zustande von der selbstbewußten Thätigkeit des Gehirns überstrahlt, und diese Einflüsse eines gemeinsamen Organs sind, selbst wenn man das Nachdenken darauf richtet, desto weniger zu fassen, da ja auch der Phantasie eine ansteckende Kraft zukommt, wodurch z. B. die zahlreichen gemeinschaftlichen Sinnestäuschungen mehrerer und vieler Menschen vermittelt werden.

Ein tiefer Eindruck auf die Einbildungskraft und die ausgesprochene Wahrnehmung eines Einzigen reicht oft hin, um einer ganzen Volksmenge Dinge vorzuspiegeln, denen in der Wirklichkeit etwas ganz anderes entspricht. — Dergleichen Sinnestäuschungen durch erregte Einbildungskraft sind gemeine Wahrnehmungen, von den täglichen Fällen an, wo, namentlich in den Affekten der Furcht und des Schrecks, oder in gespannter Erwartung, der eine irgend etwas zu sehen und zu hören glaubt, was der andere gesehen und gehört haben will, bis zu Gesichten, wo eine ganze Bevölkerung z. B. ein Kreuz oder andere heilige Symbole in den Wolken erblickt, Meteore oder Kometen in blutige Häupter, in Schwerter u. dgl. verkehrt. Dergleichen Gesichte nehmen aber doch manchmal einen sehr großartigen, wunderbaren Charakter an, und sie beweisen dann wieder, daß hiebei, wie bei allen Phasen der

Sehnſucht nach der ſchönen Heimath ihrer Kindheit. Aber weder Philine noch Mignon können Wilhelm feſſeln, den einige hochgräfliche Damen von hoher Schönheit und hoher Bildung viel mächtiger anziehen, bis er eine derſelben zu heirathen ſo glücklich wird. Mignon ſtirbt an früh gebrochenem Herzen, Philine wird außerehelich ſchwanger und iſt ganz luſtig dabei. In einer großen Menge Nebenperſonen entwickelt Göthe ſein darſtellendes Talent und ſeine Menſchenkenntniß. Das Myſtiſche in den ſogenannten Lehrjahren ſeines Helden iſt durchaus nur gemacht und hat kein inneres Motiv weder in ſeinem Charakter, noch in ſeiner Lage. Der Dichter braucht dieſen Nothbehelf mit einigem freimaureriſchem Apparat nur, um die Mißheirath Nataliens mit ihm weniger grell erſcheinen zu laſſen. Er iſt unausſtehlich kokett und läßt ſich immer nur das Liebkoſen der Weiber um ihn gefallen, ohne irgend thätig einzugreifen oder nur ein lebhaftes Intereſſe zu zeigen. Das beſte am ganzen Roman iſt das trefflich gezeichnete Leben der herumziehenden Truppe. Doch iſt dieſe Schilderung Skarrons komiſchem Roman mehr oder weniger nachgebildet.

Später hat Göthe noch „W. Meiſters Wanderjahre“ geſchrieben, worin der arme Wilhelm immer mehr zum Philiſter hinabſinkt, indem ihn wegen ſeines bisherigen genußreichen Müßiggangs das Gewiſſen zu rühren ſcheint und er „nützlich“ werden möchte. Dabei entwickelt er wahrhaft alberne Erziehungspläne mit einem durch Philoſophie und Humanitätsempfindſamkeit zuſammengebackenen Polytheismus, in welchem Apollo neben Abraham verehrt, die chriſtliche Religion aber „als Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten und Fliehenswerthen“ nur geduldet werden ſoll, wie etwa Henkerbilder und Karikaturen in einer Gallerie neben den ſchönen und anziehenden Bildern. Die dem W. Meiſter angefügten „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ ſind in ihrem pietiſtiſchen Charakter begreiflicherweiſe eine Affectation Göthe's, oder ein Verſuch, im Ton Lavaters und Jung-Stillings zu ſchreiben, eine eigentlich nur ironiſch gemeinte Stylübung.

In Göthe's „natürlicher Tochter“ hat man die allerdings darin liegende politiſche Idee zu wichtig genommen. Der Uebergang der Heldin zum bürgerlichen Leben iſt doch vom Dichter nur als pſychologiſches Problem gelöst worden und die darin liegen ſollende Allegorie auf die franzöſiſche Revolution allzu verſteckt. Das Hauptintereſſe lag hier für den eiteln Dichter wieder nur in der behaglichen Vorſtellung einer zum Bürgersſohn herabſteigenden Prinzeſſin.

Göthe's poetiſcher Egoismus gipfelte im Fauſt. Das iſt ſeine

letzte große Dichtung, an der er die beste Zeit seines Lebens fortgearbeitet hat, denn das erste Fragment erschien 1786, die Fortsetzung 1808, der zweite Theil erst 1831. Da die großartige Legende von Dr. Faust (vgl. Theil II. S. 191) schon vor dreihundert Jahren in sich abgeschlossen und vollendet war, würde es als eine grobe Anmaßung Göthe's, wie der zwei Duzend andern modernen Faustdichter erscheinen, sich an denselben Stoff gewagt zu haben, wenn sie nicht der Zeitgeist dazu gewissermaßen berechtigt, ja sogar aufgefordert hätte. Denn in einer Zeit, in welcher man Gott selbst leugnete, um nur das eigne Ich anzubeten, und die Offenbarung selbst von einer spöttischen und wahnsinnigen Kritik verfälscht und zum Nutzen des eitein Ich mißdeutet wurde, konnte auch die tiefsinnige Faustsage der Verfälschung und Mißdeutung zu gleichem Zwecke nicht entgehen. Und zwar um so weniger, als die Legende im Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der Kirche führte, personificirt hatte. Im Boden dieser Kirche wurzelnd hatte die Legende den Fall des Faust mit dem Falle des Lucifer verglichen und das eritis sicut deus auf ihn angewendet. Vom Gesichtspunkt der modernen Aufklärung aus mußte nun begreiflicherweise versucht werden, diese Schmach von Faust hinwegzunehmen und ihn als straflos, ja als triumphirend aufzufassen. Man dachte sich ja das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt, die Kirche als niedergeworfen und besiegt, den Geist kirchenfeindlicher Wissenschaft und Bildung aber, den Faust schon nach der Legende vertrat, als den nicht überwundenen, sondern als den für jetzt und alle Zukunft zur Herrschaft berufenen. Das erklärt hinlänglich die Wendung, welche Göthe seinem Gedicht gegeben hat und mit dem auch die meisten andern neueren Faustdichter übereingestimmt haben und übereinstimmen mußten.

Obgleich der erste Theil insofern noch der ursprünglichen Sage treu bleibt, daß er noch die Macht des Teufels und die Verdammniß des Faust voraussetzt, ist er doch schon bedeutend von wesentlichem Inhalt und Geist der alten Sage abgewichen, indem er von dem unersättlichen Wissensdurste des Faust absieht und gleich einen Don Juan aus ihm macht. Man sollte meinen, von dem Augenblick an, in welchem Faust sich alle Zauberkräfte der Hölle unterworfen hat, in welchem es ihm frei steht, die weitesten Räume blitzschnell zu durchreisen ꝛc., würde er nun dieser Gaben sich bedienen, um seinen Wissens- oder vielleicht auch Thatendrang zu stillen. Allein das thut er nicht. Er thut vielmehr nur Dinge, zu denen es gar keiner höllischen Zauberkräfte, keiner

Luftflüge und desgleichen bedarf. Er verführt ein unschuldiges Mädchen. Das ist alles. Dabei fällt er von der Höhe seines Geistes in die gewöhnlichste Sentimentalität und verliebte Weinerlichkeit, wozu es durchaus nicht der außerordentlichen Erscheinung eines Fausts bedarf. Für diese Schwäche und Weichlichkeit des Hauptcharakters kann alles Geistreiche in den Nebenpartien und auch der trefflich gezeichnete Mephistopheles nicht entschädigen.

Göthe hat so lange an seinem Faust gearbeitet, weil er darin seinen eigenen Egoismus immer fortgesponnen und sich zum Bewußtseyn gebracht hat. Daher die mancherlei Phasen und auch Widersprüche in Fausts innerer Entwicklung und das kokette Ende mit komödienhaften Selbsttäuschungen. Hier in gedrängter Skizze der Inhalt des zweiten Theils:

Faust schläft. Geister umtanzen ihn. Er erwacht gestärkt. Er blickt mit neuem Muth ins Leben, dessen Sturm ein Etwas in ihm niemals überwältigen kann.

Mit dieser festen Ueberzeugung, daß nichts, selbst nicht die Hölle ihn zu überwältigen vermöge, stürzt er sich aufs neue in den Strom des Lebens. Er kommt, begleitet von Mephistopheles, an den Kaiserhof. Zahlreiche Anspielungen auf die moderne Politik. Die Erschaffung des Papiergelds als ein Zauberstückchen Mephistos ꝛc. Der durch alle diese Zauberei geblendete und unersättliche Kaiser verlangt, daß Faust die schöne Helena aus der Unterwelt heraufbeschwöre. Es geschieht, aber Faust wird von ihrer Schönheit so ergriffen, daß er auf das Zauberbild zustürzt. Es entweicht und er stürzt sinnlos zu Boden. — Wir finden ihn wieder in seiner alten Wohnung, noch erstarrt. Mephistopheles schnüffelt umher.

So wie Mephistopheles sich wieder in den Professorsornat geworfen hat, erscheint auch jener alte Schüler aus dem ersten Theil des Faust wieder, er ist aber inzwischen Baccalaurens und wie ein Hegelianer allwissend geworden, brusklirt den Teufel und geht stolz ab.

Auch Wagner tritt wieder auf. Er ist eben beschäftigt, durch chemische Künste einen Menschen zu destilliren, und der Homunculus kommt wirklich zum Vorschein. Der Kleine geberdet sich, seiner Entstehungsart würdig, als ein durchaus fertiges, selbstständiges, frei waltendes Wesen, lacht den Vater Wagner aus, rümpft selbst über den Teufel die Nase und arrangirt allein, was jetzt mit Faust angefangen werden soll. Was ist dieser Homunculus in den Augen des Dichters? Das Geschöpf der Einbildungskraft, der Geist des Traums, der seinen Urheber selbst überwältigt und willenlos mit sich fortreißt; Mephistopheles sagt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Zunächst ist in dem Homunculus die durch das Bild der schönen Helena

ins Claſſiſche fixirte Imagination Fauſts repräſentirt oder perſonificirt. Daher ſagt auch der Kleine, indem er den Teufel bei Seite ſtößt und ſich zu Fauſts Führer aufdrängt:

Du (Teufel) aus Norden,
Im Nebelalter grau geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!*

Kurz der Homunculus führt Fauſt in die griechiſche Mythenwelt, deren antike Geſtaltenfülle die claſſiſche Walpurgisnacht aus dem goldnen und elfenbeinenen Traumthor zugleich hervordrängt. Die Wahrheit dieſer antiken Welt iſt immer nur die Wahrheit eines Traums, den Fauſt träumt, Fauſt, der ſchon lange vor ſeinem Bündniß mit dem Teufel für griechiſche Trauerſpiele ſchwärmte und jetzt für Helena, das ſchönſte Weib der Erde, entzündet iſt. So kann, ſo muß Fauſt träumen. Die ganze claſſiſche Walpurgisnacht erklärt ſich nur aus der unwillkürlichen Erinnerung an die romantiſche Walpurgisnacht, die ſich in den Traum beſtändig einmiſcht. Auch die phantaſtiſche Erzeugung eines Sohnes mit der ſchönen Helena trägt durchaus den Traumcharakter. Endlich erſcheint der Teufel ſelbſt ſo fremd in dieſer griechiſchen Welt, daß man nicht ihn ſelbſt, ſondern nur ſein Bild in Fauſts claſſiſchem Traum erblickt.

So phantaſtiſch dieſer Traum begonnen, endet er auch, zerplatzt gleichſam und wir finden Fauſt von einer Wolke getragen auf einem hohen Berge wieder. Die Wolke (der Traum) verſchwindet, und auf dem Gipfel des Gebirgs erhebt ſich Fauſt zu edlen, hohen, reinen Entſchließungen. Alle ſeine Erinnerungen, Helena-Gretchen, fließen zuſammen, ſtimmen ihn wehmüthig und ſtärken ihn doch in ſeiner jetzt viel beſonneneren, nur auf Edles gerichteten Willenskraft.

Mephiſtopheles kommt. Fauſt läßt ſich durch ihn nicht irren, ſondern fordert von ihm zum Erſtenmal zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, etwas *Nützliches* zu thun.

Der Kaiſer erſcheint wieder, in Krieg begriffen. Fauſt verſchafft ihm durch Zauberkünſte den Sieg und erhält dafür zum Lohn den Theil des Meeres, dem er durch Austrocknung und Dünen feſtes Land abgewinnen will. Dieſes Werk wird vollbracht, aber nun bekommt Fauſt aufs neue Langeweile und üble Laune und die Fliege an der Wand ärgert ihn. Die alte Hütte und das Gärtchen, worin Philemon und Baucis wohnen, ſtören ſeine neuen Anlagen, ſtehen ihm im Wege. Erſt will er ſchonend gegen ſie verfahren, dann aber fällt er in die alte Deſpotenlaune und Mephiſtopheles verdirbt ſie. Da ſtellt ſich zum erſtenmal ſtatt des unruhigen Dranges, der ihn bisher vorwärts getrieben, die ſtill daheim ſitzende Sorge bei ihm ein. Um ſich von ihr zu befreien, ſich Zerſtreuung zu verſchaffen, läßt er einen ungeheuern Palaſt erbauen und das Land ringsum in ein Paradies für ein thätiges und freies Volk umſchaffen.

Aber dieser Augenblick ist sein letzter. Der Augenblick, in dem er durch seinen Egoismus Andern dient, gibt ihm den Tod. Und dadurch wird zugleich die Rettung motivirt. Meyhistopheles sammelt die höllischen Schaaren um sich, um sich der Seele des Faust zu bemächtigen, sobald sie dem Körper entschweben wird. Aber da kommen die Engel vom Himmel herab und streuen Rosen auf das Grab.

Meyhistopheles stutzt, mißgeberdet sich, aber der Engel Gegenwart bezaubert ihn, macht ihn ohnmächtig und verführt ihn. Das Gefühl, das sie in ihm bewirken, wird vermöge seiner schmutzigen Natur sogleich thierische Wollust, und durch das Mittel, durch das er Faust betrog, wird er nun selbst betrogen. Während er wie ein Satyr auf die schönen Engel gafft, entführen sie ihm die Seele Fausts.

Den Schluß macht die Apotheose mit Chören von Heiligen und Engeln im theatralischen Brillantfeuer. Ohne Reue und Buße fährt Faust gen Himmel, wo er übrigens weder Gott den Vater, noch Sohn, noch Geist, sondern nur Maria findet, mit den Schlußworten:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Man ist so einfältig gewesen, in diesem Schluß eine Huldigung für den katholischen Glauben sehen zu wollen. Aber Maria ist hier nur auf unwürdige Art herbeigezogen und mißbraucht zu einer Huldigung, welche der eitle Dichter lediglich sich selber bringt.

Der Grundgedanke ist: Faust verfällt dem Teufel nicht, weil es gar keinen Teufel gibt, weil der Teufel nur ein Spiel der Einbildungskraft ist. Auch bedarf er, um in den Himmel zu kommen, keiner Reue und keiner Buße, weil auch die Hölle, weil die himmlischen Heerschaaren selbst nur ein Spiel der Einbildungskraft sind. Das menschliche Ich, welches sich mit diesen Einbildungen beschäftigt, steht über beiden. Im Menschengeist allein liegt das Stätige, Ewige, Unüberwindliche. Das Höllische, wie das Himmlische in Göthe's Faust, beides ist nur allegorisch zu verstehen. Der Teufel und Maria bilden nur die Schildhalter seines kostbaren Ich. Eigentlich sollte nicht Maria, sondern Gott selbst den Gegensatz zum Teufel bilden, aber er ist am Schluß des Göthe'schen Gedichts abwesend, gar nicht vorhanden. Das darf man sich nun nicht etwa erklären als eine letzte Scham und Scheu Göthe's vor Gott, sondern es versteht sich von selbst, wenn man erwägt, daß Göthe in seinem „das ewig Weibliche zieht uns hinan" seinen Glau-

ben an ein nicht männliches, ſondern weibliches Princip des Guten und Schönen beurkundet hat. Dieſes weibliche Princip iſt aber nicht Gott. Gott iſt überhaupt niemand als Fauſt ſelbſt, Göthe ſelbſt, das menſchliche Ich ſelbſt, welches ſeiner mephiſtophelliſchen Seite ſich entzieht, um ſich in der marianiſchen wohl ſeyn zu laſſen. Das ganze Gedicht iſt eine reine Allegorie, die Apotheoſe des Ich.

v. Eichendorff (deutſcher Roman S. 210) und Doſterzee in einer eignen Schrift über Göthe (1858) haben bereits nachgewieſen, wie Göthe ſelbſt ſich einen „decidirten Nichtchriſten“ nannte, wie er das Chriſtenthum zu den ihm widerwärtigſten Dingen, wie Tabak, Knoblauch und Hundegebell zählte, wie er das Chriſtenthum für einen „Raub“ an der Menſchheit erklärte, ſofern man „allem Geflügel die Federn ausrupfte, um allein den Paradiesvogel (d. h. Chriſtus) damit zu ſchmücken,“ das „Einreich Chriſti“ ſey ein Irrthum, es gebe nur eine „von Gott eingeſetzte Ariſtokratie“, und zu dieſen Geiſterfürſten, in denen ſich Gott ſelbſt offenbart, gehöre natürlich er, Göthe, vor allen. Einer Notiz von Arndt (Meine Wanderungen mit Freiherrn von Stein 1858 S. 232) zufolge erzählte der Großherzog von Weimar einmal öffentlich, der „weichſchaalige“ Göthe habe ſich eingebildet, ſeine eigene Perſönlichkeit werde nach dem Tode „durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen.“ Das ſtimmt ganz mit dem „Ewig Weiblichen“ am Schluſſe ſeines Fauſt. Es iſt die Religion des wollüſtigſten Egoismus.

Jetzt erſt ſcheint es mir paſſend, alle andern modernen Fauſtdichtungen vergleichend an die Göthe'ſche anzureihen. Unter allen Neuern hat es Leſſing zuerſt unternommen, die Fauſtſage in einem Drama umzuarbeiten, allein er führte ſeinen Vorſatz nicht aus und ſchrieb nur zwei Scenen, aus denen hervorgeht, daß jedenfalls der Teufel zu kurz kommen ſoll.

In der erſten Scene, die uns nur von Engel in einem Briefe von Leſſings Bruder aufbewahrt iſt, verſammeln ſich die Teufel in den Trümmern einer Kirche (ſehr gut!) und berathſchlagen, wie dem durch und durch feſten und mannhaften Fauſt beizukommen ſey? Die Entſcheidung fällt dahin aus, daß nur ſein ungemeſſener Wiſſensdurſt eine Blöße darbiete. Dabei wollen ſie ihn packen. Aber ein Engel ſchwebt vorüber und verkündet voraus, daß ihnen der Sieg nicht gelingen werde. Wenn das Leſſing wirklich ſo gedacht hat, und wir dürfen an Engels treuer Auffaſſung nicht zweifeln, ſo ſchwebte ihm wohl

etwas vor, wie es später Göthe ausgeführt hat. Der Berichterstatter fährt fort, Lessing habe beabsichtigt, den Faust durch seinen Schutzengel in Schlaf versenken und den Teufeln, die ihn versuchen wollen, ein Scheinbild des Faust Preis geben zu wollen. Das würde noch deutlicher beweisen, daß Lessing, so gut wie Göthe, seinen Faust auf alle Art in Schutz zu nehmen bereit gewesen ist. Die einzige noch ausgearbeitete Scene des Lessing'schen Fragments ist dem Puppenspiel entnommen, nämlich der Musterung der Teufel nach dem Grade ihrer Schnelligkeit.

Im deutschen Museum 1777 S. 254 steht ein kurzes Fragment von Lenz. Faust ist hier schon in der Hölle und wimmert kläglich über seine Verlassenheit, da kommt Bacchus und holt ihn zur Oberwelt zurück. Wozu, weiß ich nicht. — Ein allegorisches Drama von Faust, gedruckt zu München 1775, habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. Auch nicht den Soden'schen Faust von 1797. Der Faust des Maler Müller von 1776 (vgl. S. 183) und der 1791 gedruckte von Klinger (vgl. S. 196) beide halten ausnahmsweise die Verdammniß des Faust fest. Dagegen endet Faust in A. W. Schreibers „Scenen aus Fausts Leben" 1792 wieder modern sentimental, indem er nicht in die Hölle kommt, sondern Schutzgeist seines Sohnes wird. Auch von Chamisso liegt ein Fragment „Faust" vor, ähnlich wie das von Lessing, aus dem Jahre 1801 (Werke IV. 186).

Faust ist hier zwischen seinen guten und bösen Genius gestellt, keiner genügt ihm. Den Qualen der Ungewißheit und des diesseits unlösbaren Zweifels zu entgehen, ersticht er sich, um nach dem Tode sey es Verdammniß, sey es Vernichtung, vielleicht Erkenntniß, nothwendig aber Gewißheit zu finden.

In der „Jubelfeier der Hölle" von Benkowitz (1801) wird Faust der Jüngere wieder ausnahmsweise vom Teufel geholt, wie bei Klinger. Vulpius, Göthe's Schwager, schrieb 1803 einen Roman „der Zwerg", nach dem ersten, aber vor dem zweiten Theil des Götheschen.

Adelbert ergibt sich hier dem Teufel, der in Gestalt eines Zwerges erscheint. Merkwürdig ist, daß später Göthe im zweiten Theil seines Faust dem Ideengange seines Schwagers wesentlich gefolgt ist, denn Vulpius läßt seinen Adelbert zuletzt gerechtfertigt in den Himmel eingehen, wie später Göthe den Faust.

In dem Faust von Joh. Fr. Schink, Berlin 1804

treten die Fakultäten sowohl, als die Tugenden in Personifikationen auf. Von komischem Effekt ist die Theologie, eine Kugelgestalt mit mönchischen Attri-

buten. Heutzutage müßte sie freilich ganz andere haben. Die richtigste Allegorie ist eine ihm vorgespiegelte Personifikation der Liebe, für welche Faust in der heftigsten Leidenschaft entbrennt und deren Original er in Italien finden soll. Das ist das Meisterstück des Mephistopheles. Denn Faust hat sich diesem auf zwölf Jahre verschrieben, wenn er durch ihn zu einem Laster verleitet werden könne, hat aber bisher jeder auch noch so listig eingeleiteten Versuchung widerstanden; wobei ihm eine gewisse Mathilde, die ihn unerkannt in männlicher Tracht als sein Schutzgeist begleitet, beisteht. Erst der Anblick jener allegorischen „Liebe" bringt Faust dahin, wo Mephistopheles ihn haben will. Das Urbild der Schönen wird in der Herzogin von Montalto gefunden, und Mephistopheles kartet alles ab, daß sie hinter dem Rücken ihres Gemahls dem Faust überantwortet werden soll. Aber im Himmel ist's anders beschlossen. Das Rendezvous wird unterbrochen, der Engel Ithuriel bemüht sich eigens vom Himmel herab, den Teufel zu verjagen, Faust zu retten und Mathilden zu belohnen, denn Faust, dem nun erst die Augen aufgehen, beeilt sich, ihr Herz und Hand anzutragen.

Ganz armselig ist „Faust, eine romantische Tragödie von Karl Schön, 1807".

Hier ergibt sich Faust dem Teufel bloß aus Noth und Hunger, wird von ihm an den Hof Kaiser Friedrichs III. gebracht, spielt hier ganz zwecklos den Reformator, kommt deßhalb ins Gefängniß und wird vom Teufel befreit, d. h. geholt.

Im Jahr 1815 erschien Klingemanns Faust.

Derselbe muß, gemäß einer älteren Vorstellung, die in einem von Zoller mitgetheilten Zigeunerdrama enthalten ist, gewisse Todsünden verrichten: die Vergiftung seiner schwangern Gattin um der schönen Helena willen und die Ermordung seines blinden alten Vaters. Allein der Dichter macht nichts aus ihm, als einen herabgekommenen, an der Menschheit verzweifelnden Handwerker, der sich aus Noth und Groll gegen die Menschen dem Teufel ergibt. Von höherem Streben ist bei ihm nicht die Rede.

Die Oper Faust von Bernard, Musik von Spohr 1814 und die Wiener Zauberposse „Fausts Mantel" von Bäuerle, 1819, so wie die Oper Fausto von Bertin, Paris 1831, und eine andere von Berlioz, das. 1846, brauchen wohl nur erwähnt zu werden. Faust Lehrling, eine kleine Erzählung von Gerle in dessen Schattenrissen, Leipzig 1824, kenne ich nicht. Eben so wenig den umgekehrten Faust von Seybold, Heidelberg, 1816. Der durch seine frivolen Schriften berüchtigte Julius von Voß schrieb 1823 einen Faust (Trauerspiel mit Gesang und Tanz)

und ging darin von dem sehr richtigen Gedanken aus, in Faust den Vertreter der modernen Revolution zu sehen. Er identificirt ihn mit dem Buchdrucker Fust und zeigt die dämonischen Wirkungen der neuen Erfindung in der allen Glauben und alle Autorität zerstörenden Wirkung der Presse. Allein die Idee wird nicht großartig durchgeführt, nur eben angedeutet und in den Hauptsituationen ist Faust auch hier wieder nur Don Juan, immer mit Weibern beschäftigt, und bei seinen neuen Liebschaften durch eine verlassene Geliebte (die Nonne Seraphina) wie Don Juan durch die Elvira gestört. Originell ist unter diesen Scenen nur die eine, wo Faust sich einer Heiligenstatue substituirt und das ihn anbetende Mädchen in dieser Situation verführen will. Am Schlusse holt ihn der Teufel.

1823 schrieb ein gewisser Schöne eine Fortsetzung des Göthe'schen Faust.

Hier tröstet sich Faust über Gretchens Verlust durch Befriedigung der gröbsten Sinnlichkeit bei andern Weibern, Winzerinnen, Nonnen ꝛc. ganz als Don Juan. In Venedig verführt er eine edle Dogentochter, fängt aber an, sich für Kunst zu begeistern und wird durch diese in die Kirche und zum Glauben geführt. Er kommt dann, man weiß nicht warum, nach Paris, um die Bluthochzeit mit zu erleben, sieht dann auf der Heimkehr Gretchens bleiche Gebeine auf dem Rabenstein, eckelt sich an der Welt und will sterben. Da holt ihn der Teufel; aber in einem Nachspiel im Himmel zwingt Gott den Teufel, den „gläubigen" Faust wieder herauszugeben und nimmt ihn zu Gnaden an.

Don Juan und Faust, Tragödie von Grabbe, 1829.

Der geniale, aber verrückte Grabbe hatte den wunderlichen Einfall, Faust und Don Juan in einem und demselben Stück zu contrastiren, allein er war weit davon entfernt, die Tiefe ihres Gegensatzes, nämlich der geistigen und leiblichen Unersättlichkeit aufzufassen. Sein Faust ist nur ein zweiter Don Juan.

Beide streiten um Donna Anna. Jeder von beiden will sie an ihrem Hochzeittage, indem sie mit Octavio vermählt wird, entführen. Don Juan tödtet den Bräutigam und den Vater, Faust aber bringt unterdeß durch seine Zauberkunst die Braut auf ein Schloß, das er auf dem Gipfel des Montblanc erbaut. Don Juan folgt ihm nach, wird aber von Faust durch die Luft auf den Kirchhof zurückversetzt, wo er die Statue des ermordeten Don Gusman (Anna's Vater) findet. Nun begibt sich alles wie in Mozarts Don Juan, das Gastmahl, die Erscheinung des steinernen Gastes, die Höllenfahrt Don

Juans. Was Fauſt anlangt, ſo gibt ſich dieſer vergebens alle Mühe, Anna's Liebe zu gewinnen. Sie verſchmäht, ſie haßt ihn. Da tödtet er ſie mit einem Wort und beſchließt, da er ohne ſie nicht mehr leben kann, ſich ſelbſt ebenfalls zu tödten.

Im Jahre 1831 erſchienen zugleich: Fauſt, der wunderthätige Magus des Nordens, von Holtei; Fauſt im Gewande der Zeit von Harro Harring; Mantelkragen des verlornen Fauſt von demſelben; Roſenkranz, geiſtig Nachſpiel zu Göthe's Fauſt; Guſtav Pfizer, Fauſtiſche Scenen (im Morgenblatt 1831).

Guſtav Pfizer gibt nur wenige Schlußſcenen zum erſten Theil des Götheſchen Fauſt, worin der Gedanke ausgeſprochen iſt, eine Thräne Gretchens löſche das Blut aus, mit dem Fauſt der Hölle ſich verſchrieben. Doch ſagt Mephiſtopheles am Schluß, die Sache ſey noch nicht entſchieden und Fauſt wird neuen Verlockungen ausgeſetzt.

Der erſte Theil von Göthe's Fauſt wurde 1833 durch einen gewiſſen J. D. Hoffmann fortgeſetzt, in der Grundidee ganz ſo wie ihn Göthe ſelbſt vollendete.

Fauſt nämlich wird trotz ſeines Blutbundes mit dem Teufel am Ende ſelig, weil das ihm inwohnende Göttliche von ſelbſt über alles Gemeine, Sündhafte und Teufliſche ſiegen muß.

Bechſtein hat 1833 ein epiſches Gedicht „Fauſtus“ in Nibelungenverſen herausgegeben. Er hält ſich an das Volksbuch, aber auch an Göthe.

Nachdem Fauſt weder durch Ruhm, noch durch Wiſſen, noch durch Schwelgen in allen möglichen Genüſſen der Sinne (auch mit Helena) das Glück und die Befriedigung gefunden, die er ſucht und um derentwillen er ſeine Seligkeit im Voraus verkauft hat, wendet Satan das letzte Mittel an und gewährt ihm eine reine Liebe, aber nur, um ihm die Nähe des Verderbens und die Schadenfreude der auf ihn lauernden Hölle deſto entſetzlicher zu machen.

Im Fauſt des Braun von Braunthal, Leipzig 1835

finden ſich manche originelle Gedanken, z. B. das Geſpräch Fauſts mit ſeinem eigenen Schatten, der ſich ſofort in den Teufel verwandelt. Doch herrſcht in der Hauptſache die Göthesche Reminiscenz vor, ſo in der Liebſchaft des Fauſt zu einer gewiſſen Bianca, die nur ein etwas umgeformtes Gretchen iſt. In Bezug auf den Schluß ſcheint der Verfaſſer mit ſich ſelbſt nicht recht einig geweſen zu ſeyn, denn er endet mit einer Verſöhnung und hintendrein doch noch mit Wahnſinn und Selbſtmord.

Geiſtesthätigkeit, alles in einander fließt, und daß bei ſolchen Mittheilungen von Senſationen die gewiß oft mitwirkende pſychiſche Anſteckung durch unmittelbaren phyſiſchen Uebergang vom bloßen Spiel der Einbildungskraft nicht auszuſcheiden iſt. — Zu den merkwürdigſten dieſer Erſcheinungen gehören die Schlachtengeſichte in den Wolken oder auf der Erde. Man lieſt von dergleichen aus allen Zeiten; in Skandinavien ſcheinen ſie aber früher eigentlich endemiſch geweſen zu ſeyn, und einen Theil der Volksmythe gebildet zu haben. Doch kommen ſie noch im 16ten und 17ten Jahrhundert, und auch wieder beſonders in Schweden, Norwegen und Dänemark vor. Hunderte ſahen dabei mit vollkommener Deutlichkeit entweder bloß den Zug eines Heeres zu Fuß und zu Roß, bald in ganz natürlicher Geſtalt, bald doch auch mit unheimlichen Beiwerken; oder aber das förmliche Zuſammentreffen und Ringen zweier Heere, mit allen Wechſelfällen einer Schlacht, doch ohne Lärm. Einer ſcheint dabei immer durch ſeinen Ausruf und ſeine Andeutung den Anſtoß gegeben und die Andern hingeriſſen zu haben. Ob dabei etwa jedesmal Luftſpiegelungen den erſten Anlaß gegeben, iſt aus den Berichten nicht zu ermitteln. Dieſe Viſionen galten für teufliſche Faſcinationen, und ſie ſelbſt, ſo wie der Glaube an dieſen ihren Urſprung, kommen außer Skandinavien auch ſonſt in Europa vor. Dies beweiſt unter andern ein Fall, der das Volk, welches gegenwärtig der Welt ein ſo klägliches Schauſpiel gibt, zu ſehr charakteriſirt, als daß wir ihn nicht berühren ſollten. Im Jahr 1707 belagerten die Franzoſen unter dem Herzog von Orleans Saragoſſa; aber der Herzog von Puebla, unterſtützt von der Prieſterſchaft, verſicherte die Bürger, das Lager, das ſie vor der Stadt ſehen, ſey kein wirkliches, ſondern ein zauberiſches Blendwerk, weßhalb auch der Klerus eine Prozeſſion auf den Wällen veranſtaltete. Den Bürgern gingen erſt die Augen auf, als ein ausgeſandtes Reitergeſchwader mit blutigen Köpfen zurückkam.

Bedeutendes Licht wirft die Geſchichte mancher Nervenkrankheiten auf das räthſelhafte Kapitel von der pſychiſchen Anſteckung. Freilich iſt man über das Weſen jener Krankheiten ſelbſt noch ſehr im Dunkeln; aber was dabei vorgeht, iſt doch allgemein als phyſiologiſche und pathologiſche Naturerſcheinung anerkannt, und dient als feſter Anhaltspunkt, um manches Phänomen,

Der Fauſt von Lenau, 1836

iſt in der Sprache auffallend Göthiſch, macht auch aus Fauſt nur einen Don Juan, läßt ihn aber wenigſtens nicht verhimmeln, ſondern noch, wie es ſich gebührt, vom Teufel holen. Fauſt iſt eben mit ſeinem Famulus beim Anatomiren eines Leichnams beſchäftigt, da kommt zum erſtenmal Mephiſtopheles als fahrender Schuler zu ihm, um ihn zu belehren, daß man vom menſchlichen Leibe ganz andere Genüſſe haben könne, als durch Seciren. Fauſt ergibt ſich ihm, verbrennt die Bibel und macht nun alle Wolluſte mit Weibern durch. Aber ſo ſehr ſein Leib dadurch befriedigt wird, ſo wenig ſeine Seele. Er ſehnt ſich mit ſeiner verderbten Phantaſie nach Unſchuld, mit ſeiner Sünde nach reinen Frauen. Er findet eine ſolche im häuslichen Kreiſe, aber ſie ſtößt ihn zurück. Nun wendet er ſich in die heiligen Kloſterräume, um eine Nonne zu verführen, alles aus Sehnſucht nach dem Reinen. Endlich findet er eine Prinzeſſin, das Bild der höchſten Reinheit und adeligſten Unſchuld, und da er ſie nicht gewinnen kann, tödtet er wenigſtens ihren Bräutigam, worauf ſie aus Gram nachſtirbt. Nun verzweifelt Fauſt, geht in die Einſamkeit und philoſophirt. An Buße iſt bei ihm nicht zu denken. Sein Egoismus ſucht, da ihm das Erſehnte verloren ging, einen Troſt nur in dem Gedanken, daß doch alles nichtig ſey. Er will vernichtet ſeyn und erſticht ſich. Ueber ſeiner Leiche ſteht Mephiſto, ihn verhöhnend, er werde auch das Licht nicht finden, ſondern das, was ſeine Schuld verdient habe.

Fauſt, dramatiſches Gedicht von F. Marlow, 1839 (nicht zu verwechſeln mit dem älteren engliſchen von Marlowe).

Fauſt iſt mit ſich und der Welt zerfallen, ein Zerriſſener. Da benutzt der Teufel ſeine leiblichen Gelüſte, um ſeine Seele zu verderben, aber der abſolute Geiſt, die unzerſtörbare, über Gutes und Böſes erhabene Denkkraft, die das Ewige im Menſchen iſt, erſcheint ihm als Schutzengel und rettet ihn aus allen Wirrſalen und befreit ihn von aller Sündenſtrafe.

Fauſt, ein Gedicht von Woldemar Nürnberger, 1842.

Epiſch, hin und wieder dialogiſirt, in wohlklingenden Jamben. Der Dichter läßt den Fauſt nicht verhimmeln, ſondern im Elend enden, doch ohne ihn dem Teufel zu übergeben. Als Greis verliert Fauſt im Schnee ſeine Krücken und ruft zum letztenmal den Teufel als ſeinen Diener herbei, ihm die Krücken zu holen.

Fauſt, dramatiſches Gedicht von Chilsky, Halle, 1843.

Hier iſt Fauſt ganz Don Juan, den Mephiſtopheles mit Mädchenbildern umgaukelt und der nicht minder in der derben Wirklichkeit genießt. Am Ende muß ihm aber der Teufel die Bluthandſchrift wieder herausgeben, ja es zeigt ſich, daß der Teufel eigentlich gar nicht exiſtirt, ſondern nur Trug und Maske

ſey. Ein Geiſterchor am Schluß verkündet die Göttlichkeit des Menſchen und den ewigen Genuß.

Amadäus, dramatiſches Märchen von Wilhelm Gärtner, 1845,

iſt wieder ein Fauſt, welcher wie der Götheſche durch das Ewigweibliche hinangezogen, nämlich zuletzt durch eine fingirte Weltmutter Hilga gerettet wird.

Der „Fauſt“ von Friedrich Reinhard, 1848.

läßt ſich am Schluß ganz gemüthlich von einem frommen Mönche bekehren und betet das Kreuz als das Zeichen allgemeiner Weltverſöhnung an. Der Dichter erklärt, nur die Liebe daure ewig, der Haß und der Tod müßten vergehen vor ihr.

So weit die moderne Fauſtliteratur. Ich gehe nun wieder zu den andern ältern Dichtern neben Göthe über.

Als poetiſcher Egoiſt ſtand Wilhelm Heinſe zwiſchen Wieland und Göthe. Aus Thüringen gebürtig kam er in Dienſt des aufgeklärten Kurfürſten in Mainz und durfte unter den Augen dieſes geiſtlichen Herrn alle ſeine obſcönen Bücher ſchreiben und ſie ihm vorleſen. Das war Geiſt der Zeit und an geiſtlichen Höfen nicht mehr auffallend. Mit der ſatiresken Manier Wielands verband Heinſe eine feurige Begeiſterung für das Kunſtſchöne, nur daß ſie lange nicht ſo rein iſt, wie die Winkelmanns. Immer will er die ſüßen Töne der Nachtigall nicht nur hören, ſondern gelüſtet auch wie eine Katze nach ihrem ſüßen Fleiſche. Sein Egoismus iſt ganz göthiſch, vornehm, wähleriſch, ſentimentale Donjuanerie, Genialitätsſucht, Selbſtbekomplimentirung und Schönſeelennarrheit.

Heinſe gab zuerſt 1771 Sinngedichte heraus, nach einem älteren Geſchmack contra Bav und Mav, aber auch ſchon ſchlüpfrig, z. B.

Chloes glücklicher Spatz wird vom Dichter beneidet, weil er ſie im Bade ſehen darf, aber der Spatz ſeufzt dem Dichter nach, weil er nicht Ledas Schwan iſt.

Unter dem Namen Laidion ſchrieb Heinſe 1774 noch ganz in Wielands Manier ein berühmtes Buch, welches die Schickſale der griechiſchen Hetäre Lais nach ihrem Tode erzählt.

Das geiſtreichſte darin iſt Kapitel 9 des erſten Buchs der Abſchied ihres ſchönen Seelchens von ihrem noch ſchöneren Körper, in dem ſie ſo zahlloſe Wonnen auf Erden genoſſen. Inzwiſchen bleibt ihr verklärter Leib auch im Elyſium noch jedes Genuſſes fähig. Sie ſchweift nach dem Tode unter den

Sternen unstät umher, bis sie auf dem Abendstern einen reizenden Jüngling findet, der sich ihr als der verklärte Anakreon zu erkennen gibt, grau auf Erden, aber im Himmel wieder braun. Er bedeutet sie, daß sie nun erst vor ein Todtengericht gestellt werden müsse, das aber nicht aus den finstern drei Höllenrichtern, sondern aus einer Commission seliger Geister zusammengesetzt sey, aus Orpheus nämlich, Solon und Aspasia. Vor ihnen erzählt nun Lais ihre Lebensgeschichte und rühmt sich, den Himmel wohl verdient zu haben, da sie als öffentliche Hetäre theils durch ihre Küsse die Jugend des Vaterlandes zu Heldenmuth begeistert, theils auch die Alten beglückt und von dem, was sie den Reichen für ihre Gunst abgewonnen, wieder die Armen entschädigt habe. Mit einem Wort, sie habe die Wage der Gerechtigkeit unter dem Hemde getragen (wie Schillers Karl Moor als Räuber ebenfalls den Reichen nimmt, um den Armen zu geben). Vermöge dieser hohen Moralität hat sie die elysischen Wonnen verdient, die ihr noch dadurch erhöht werden, daß sie in Aspasien ihre Mutter und in Orpheus ihren Vater wiedererkennt. Denn wenn auch Orpheus viel früher gelebt hat, so hat sie selbst schon mehr als ein Leben auf Erden mittelst der Seelenwanderung durchgemacht. Eine vollständigere Apotheose der Hurerei ist kaum in einer andern Literatur zu finden, wie überhaupt die deutschen Dichter sich nicht zu ihrem Vortheil dadurch bemerklich gemacht haben, daß sie die Wollust so gern sentimental machen, während sie von den Dichtern anderer Nationen schicklicher nur satiresk und humoristisch aufgefaßt wurde.

Im Anhang zu Laidion findet man ein in der heißesten, aber auch süßesten Gluth der Wollust geschriebenes Gedicht vom Bade, in welchem die schöne Almina überfallen wird.

In demselben Geist waren auch Heinse's Erzählungen für junge Damen (1775) geschrieben, und die Kirschen (1773) nach dem Französischen.

Ein unschuldiges Bauernmädchen bringt dem alten Edelmann ein Körbchen frische Kirschen auf das Schloß, als er gerade mit andern alten Herren geistlichen und weltlichen Standes Tafel hält. Die Schönheit der Kleinen wird bewundert und der Gutsherr befiehlt ihr, wie sehr sie auch jammert, sich auszukleiden und nackt die aus dem Körbchen auf den Boden geschütteten Kirschen einzeln wieder ins Körbchen zu sammeln. Nach dieser Augenweide für die alten Herren nimmt der Wirth aber den Hut und sammelt von den Gästen die Trinkgelder ein, die so reichlich ausfallen, daß das arme Mädchen dadurch ein schönes Heirathsgut gewinnt.

In diese Classe der Arbeiten Heinse's gehört auch seine Uebersetzung des Petronius. Später nahm er einen Aufschwung, vom Sturm und

Drang der Zeit ergriffen, und ſo entſtand 1787 ſein merkwürdiger Maler-roman „Ardinghello“.

Ardinghello, Baſtard eines Prinzen und Maler, ein Don Juan unter den Weibern und Philoſoph unter den Männern, raiſonnirt den ganzen Roman hindurch über die bildenden Künſte und ihre Werke, namentlich in Italien, und ſagt darüber hin und wieder etwas ſehr Schönes und Paſſendes, entbehrt aber alles ſittlichen Haltes. Erſt verliebt er ſich in eine gewiſſe Cäcilie, ſchwängert ſie und erſticht ihren Bräutigam am Hochzeittage. Dann flieht er, findet eine gewiſſe Lucinde und trachtet ſie zu verführen. Eine Freundin derſelben, Fulvia, weiß ſich unvermerkt unter dem Namen Lucindens zu ihm zu ſtehlen und beglückt ihn ſtatt ihrer keuſcheren Freundin. Zur Entſchädigung für den ihm geſpielten Betrug verſpricht ſie ihm nun aber, ihm Lucinden in die Arme zu liefern. Dieſe widerſteht jedoch, weil ſie ſchon einen Bräutigam hat, der aber bei den Sarazenen gefangen iſt. Da ihr jedoch Ardinghello keineswegs mißfällt, ſo hat ſie eine ſonderbare Grille, ihm ein ſchriftliches Verſprechen zu geben, daß ſie ihm den Vorgenuß ihrer Reize gewähren wolle, wenn er ihren Bräutigam befreie. Als der Bräutigam nun wirklich frei wird, iſt Ardinghello ſo großmüthig, ihr die Verſchreibung zurückzuſtellen, und nun wird ſie darüber wahnſinnig. Ardinghello entfernt ſich aus dieſem Kreiſe, in welchem er Fulvien ſchwanger zurückläßt und geht nach Rom, wo er ſich neuen Liebſchaften überläßt und mit andern Künſtlern Orgien feiert, in denen antike Bacchanalien nachgeahmt werden. Dann macht er Bekanntſchaft mit einer ſtolzen Römerin Fiordimona, die als femme libre leben, und ſtatt einem Ehemann unterworfen zu ſeyn, ſich jedem frei überlaſſen will, der ihr und ſo lange er ihr gefällt. Ardinghello wird ihr Liebhaber, ohne auf ſeine Mitbuhler eiferſüchtig zu werden. Auf dem Gipfel eines Berges im Angeſicht der Sterne umarmt er ſie das erſtemal. Dann reist er mit ihr und ſie verkleidet ſich als Mann, um Scherz auf Scherz zu häufen. Alsbald entbrennt ein ſchönes Mädchen, Cimbra, in ſie, während eine andere, Candida, ſich in Ardinghello verliebt. In einer Nacht will Candida zu Ardinghello ſchleichen und findet ihn in Fiordimonens Armen. Dieſe letztere kommt am Ende mit Zwillingen nieder und heirathet den Ardinghello, damit ihre Kinder auch einen Vater haben. Sie willigt aber ein, daß Ardinghello mit ein Paar Freunden ſich auf den griechiſchen Inſeln anſiedelt, und daſelbſt alle ſeine früheren Geliebten mit ihren unterdeß geborenen Kindlein in einem philoſophiſchen Harem verſammelt. Nur Fulvia verunglückt unterwegs.

Im Jahr 1795 ſchrieb Heinſe einen muſikaliſchen Roman „Hildegard von Hohenthal“.

Die Heldin iſt eine amazonenhafte Sängerin, in die ſich Beckmann, der Kapellmeiſter, verliebt, und mit der er drei Bände durch über die aufgeführten

Opern und Symphonieen geiſtreiche Kritiken durchſpricht. In den Pauſen macht er eine Menge Angriffe auf ihre Keuſchheit, wozu ſie ihm Veranlaſſung gibt, die ſie aber mit überlegener Kraft zurückweist. Sie ſpielt mit ihm wie eine große engliſche Dogge mit einem kleinen Pudel. Endlich heirathet ſie zu ſeinem großen Verdruß einen Lord.

Zuletzt ſchrieb Heinſe 1803 einen Roman „Anaſtaſia", der ausſchließlich von den Reizen und Geheimniſſen des Schachſpiels handelt, wobei aber nebenbei wieder geliebt wird. — Unter Heinſe's Namen erſchien ein Roman „Fiormona", angeblich verfaßt von Meyer, ſehr ſchwach und nur in den ſchlüpfrigen Scenen einigermaßen an das Original erinnernd.

Athenor, ein Epos, welches 1807 zum drittenmal aufgelegt wurde ſchildert in achtzeiligen Stanzen einen Helden des Egoismus von der weichlichen Götheſchen Art.

Athenor liebt Belinden, verläßt ſie aber, um der Theadene, als dem höchſten weiblichen Ideale, nachzujagen. Dieſe aber wird ihm durch der Fürſten Huon (den der Dichter mit Wielands Huon identificirt) entriſſen und er ſelbſt durch die treue Belinde, die ihn mit allerlei Zauber täuſcht, zu ſeiner urſprünglichen Liebe zurückgeführt. Die Treue des Weibs iſt der ſchönſte und reinſte Zug in dieſem Gedicht, der Held aber ein eitler und widriger Schwächling.

Ernſt Wagner in Meiningen, ein gemüthreicher Dichter, war weit reiner als Göthe, konnte aber doch von den Gelüſten nicht laſſen, in ſeinem Helden den Dichter ſelbſt abzuſpiegeln, daher auch hier alles auf ſentimentale Donjuanerie hinauslauft. Sein erſter Roman (von 1806) war ein verliebter Künſtlerroman: die reiſenden Maler.

Am Dreiherrenſtein, wo dreier Herren Gebiete zuſammengränzen, finden wir unter einer Zigeunerbande, die bald wieder abzieht und nur die romantiſche Pforte des Buchs mit ihren Arabesken verziert, drei intereſſante Maler, welche hier der Naturſchönheit wegen länger verweilen. Zu ihnen geſellt ſich Herr von Steinbach, der kleinſte unter den Grundherren, deren Gebiet hier angränzt, und der in ihnen alte Bekannte wiederfindet. Der zweite Grundherr iſt ein reicher alter Miniſter, deſſen ſchöne, wilde und ſcheue Tochter Louiſe von Steinbach heimlich geliebt wird. Der dritte iſt ein Fürſt, der von einem der reiſenden Maler, Schweizer, aus dem Waſſer gezogen wird und deſſen Tochter Franziska eine gewiſſe Gräfin Ida zur Buſenfreundin hat, in die ſich eben jener Schweizer verliebt. Beide Liebſchaften ſcheinen traurig ausgehen zu ſollen, denn Steinbach iſt, durch die Schuld ſeines verſtorbenen Vaters, arm und zu ſtolz, um einem reichen Mädchen nachzugehen. Louiſe

aber iſt reizbar, heftig und von unnahbarer jungfräulicher Scheu. Endlich ſiegt dennoch die Liebe. Die Scenen, in welcher ſie ſich beleidigt, aufgeregt, verſchloſſen vom Geliebten abwendet und dann wieder in hinſchmelzender Liebe ihre Natur überwindet, ſind das Schönſte in dieſem anziehenden Roman. — Ordinärer iſt die zweite Liebſchaft. Schweizer bringt es ſo weit, daß Ida ihm ihre Liebe geſteht, und dann erſt, als ſie in ihm den bürgerlichen Künſtler liebt, offenbart er ihr, daß er ihr ebenbürtig und ein reicher deutſcher Reichsgraf ſey, der ſie nur habe prüfen wollen und nur aus Laune den bürgerlichen Rock angezogen habe. — Unter den Nebenperſonen ragt der zweite Maler, Fink, hervor, der den Humoriſten ſpielt, aber ohne wahre poetiſche Genialität.

In „Willibalds Anſichten des Lebens", die Wagner in demſelben Jahr herausgab, wird der Held von allen Weibern geliebt, wie Göthe's Meiſter.

Willibald iſt der Sohn eines reichen Bankiers. Sein älterer Bruder Albert wird Bräutigam der ſchönen Marianne, eines adeligen Fräuleins, die aber, als ſie den größern, ſchönern und geiſtreichern Willibald kennen lernt, eine tiefere Liebe zu dieſem faßt, als zu Albert. Wie ſich dieſe geheime Liebe verräth, wird vom Dichter mit ſeiner in dieſer pſychologiſchen Feinheit ſtets bewährten Meiſterſchaft geſchildert. Außer der ſtillen Marianne faßt auch noch eine benachbarte feurige und an Geiſt überſprudelnde Gräfin die lebhafteſte Neigung für Willibald. Dieſer aber entzieht ſich den ihm von der Liebe gelegten gefährlichen Schlingen dadurch, daß er aufs Land geht und bei einem franzöſiſchen Schweizer, der eine rationelle Wirthſchaft treibt, die Oekonomie lernt. Indem er ſelbſt mit pflügt und mäht ꝛc., kommt er in anmuthige Berührung mit der Tochter ſeines ökonomiſchen Lehrers, der reizenden, ſcheuen, feſten Mathilde, einem Racemädchen, die bald ſein ganzes Herz gewinnt. Beſonders lebendig iſt die Scene, in der ſie ihren verloren gegangenen kleinen Bruder ſucht und er ihr beiſteht. Die beiden andern Damen aber kommen wieder in Beziehung zu ihm. Die Gräfin benützt eine warme Sommernacht, ihn zu überfallen und ihm im Taumel der Sinne Mathilden auf einen Augenblick vergeſſen zu machen. Er weiß nicht, wer ſein nächtlicher Beſuch geweſen iſt. Erſt ſpäter geſteht es ihm die Gräfin, wobei ſie ihm erklärt, ſie ſey durch ſeine und Mathildens Reinheit nun ſelbſt gebeſſert, und bittet ihn um einen Kuß, in dem ſie auf ewig von der Sünde Abſchied nehmen will (eine nicht ſehr gelungene Scene). Marianne iſt bereits verheirathet und guter Hoffnung, fällt aber von dem Augenblick an, in welchem Willibalds Liebe zu Mathilde offenkundig iſt, in tiefe Schwermuth und ſtillen Wahnſinn, ſo daß ſie ſich für die geiſterhaft umwandelnde Bertha hält. Sie ſtirbt, noch ehe ſie geboren. Ihr folgt im Tode der im geheimnißvollen Rapport mit ihr geſtandene italieniſche Kapellmeiſter Minelli. Willibald aber führt ſeine Mathilde heim. — Das ſind die Lebensanſichten Willibalds. Die Lebensanſichten, von

denen im Titel die Rede iſt, ſpielen aber keine große Rolle. Er lernt mehr, als er beſtimmte Anſichten aufſtellt. Doch knüpft Wagner hier, wie überall, in den Geſprächen, die ſeine Romanhelden führen, allgemeine Lebensanſichten, Betrachtungen über die Menſchen, die Kunſt ꝛc. an.

Wagners „Reiſen aus der Fremde in die Heimath“ von 1808 ſchildern die Liebe des Reiſenden zu zwei Mädchen, von denen eine einen Andern heirathet, die zweite als Nonne ihm unerreichbar bleibt. Das Schönſte in dieſem Roman aber ſind die Erinnerungen des Reiſenden an ſeine Jugend. Nichts kann wahrer und ſchöner erzählt werden, als der Zank zwiſchen dem Knaben und Mädchen, der Trotz beider Geſchlechter gegen einander in den Jahren kurz vor der Entwicklung. — Wagners Roman „Iſidora“ von 1812 iſt unbedeutend.

Ein Graf verliebt ſich in Iſidora, ſie ſich in ihn, ſie muß aber einen Prinzen heirathen, und als derſelbe ankommt, erkennt ſie in ihm — ihren Grafen.

Wagners Roman „Thalheim“ iſt eine Robinſonade.

Candidat Thalheim, auf eine wüſte Inſel verſchlagen, wird durch die Ankunft vieler ſchöner Mädchen ergötzt, die von einem Seeräuber aus einer Penſion entführt worden, aber geſcheitert waren. Darunter befindet ſich eine deutſche Prinzeſſin, die er heirathet.

Das hiſtoriſche ABC eines vierzigjährigen Fibelſchützen von Wagner enthält nur Aphorismen.

Friedrich Heinrich Bothe, Privatgelehrter in Mannheim, gab 1803 „ſatiriſche Schriften“ heraus, die einen männlichen Geiſt verkünden.

Bothe verhöhnt die modernen Schöngeiſter, die einander immerwährend loben, an einander alles intereſſant finden und in lächerlicher Eitelkeit und Selbſtbewunderung verſunken, durch den Einfluß der Lectüre und des Theaters das deutſche Volk vollends entnerven.

O wenn ein Tropfen in uns von der Ahnherrn Blute noch ſtrömte,
Duldeten wir die Schmach? Weich tönt, den Zähnen entlispelt,
Jegliches Blatt; matt ſummt, dem Geſumm der Mücke vergleichbar,
Scherz auf der Bühn' und Spott und der Stachel verletzet die Haut kaum.
So entſchlummert die Kraft in uns; ungeſpannt zu Thaten
Hängt an der Wand der Bogen und harrt auf ſeinen Odyſſeus.

Das war der allein richtige Geſichtspunkt, aus welchem Göthe und ſein Jahrhundert gewürdigt werden mußte. Ebendeshalb wollte Niemand

auf Bothe hören. — Eben so trefflich sind dessen Satiren auf die einzelnen Modethorheiten der Theaterwuth, des Kunstvirtuosenthums, der Kinderzucht ꝛc. Das Schrecklichste, was er geschrieben, ist die Satire „Tonkunst", in welcher Priapus als Apollo erscheint. Nur zu wahr, denn das Herz nannte, und den Priap meinte man damals. — Bothe ist so verschollen, daß ich leider seine Schauspiele und seine „Rosaura" nicht mehr habe auftreiben können.

Der Egoismus schuf nach Göthe's Tasso eine eigene zahlreich vertretene Gattung von Künstlerschauspielen und Künstlerromanen. Künstler, Dichter, Schauspieler traten an die Stelle der Helden. Der Dichter vor dem eignen Spiegel war sich selber Held genug, er wurde ein Narcissus. Auch Tieck wurde von seiner wahren Richtung hauptsächlich dadurch abgeführt, daß er nicht immer blos auf das Werk, sondern nur zu viel auch auf das Machen und den Macher sah. In Sternbalds Wanderungen liebäugelt er mitten in der Andacht für die heilige Kunst doch zu viel mit dem eitlen Künstler. In Shakespeare's Leben überträgt er in merkwürdiger Verblendung was von Göthe gilt, auf Shakespeare und reißt unser Interesse von der herrlichen Dichtung los, um es ausschließlich dem Dichter und noch dazu seinem ganz falsch aufgefaßten Bilde zuzuwenden.

Großen Beifall fand 1816 Oehlenschlägers „Correggio" und ging sehr oft über die deutsche Bühne.

> Der italienische Maler Correggio wird verkannt. Für ein herrliches Bild bietet ihm ein Reicher nur eine geringe Summe und zahlt sie ihm noch höhnisch in Kupfer aus. Der schon lange kranke Dichter erliegt nun unter der ungewohnten Last und stirbt.

Hier wird tiefes Mitleid rege und die Künstlereitelkeit verstummt. Andre Dichter haben aber desto mehr wieder der letzteren gefröhnt. Kind brachte „Van Dyks Landleben" (1818), Döring den „Cervantes", Braun den „Raphael" und „Quintin Messis" (1819), Brummer den „Tasso", Smets „Tasso's Tod", Holtei und Braun von Braunthal den „Shakespeare", Schler den „Palestrina" und „Mengs", v. Schenk, Uffo Horn, Halm und Chezy den „Camoens", Büssel „Winkelmanns Tod", Halirsch, Immermann und Christine Westphalen den „Petrarca", die Birch-Pfeiffer den „Rubens" und „Guttenberg", Döring den „Gellert", Wiese

den „Beethoven“, Halirsch den „Hans Sachs“, Kollmann den „Dante“, Oehlenschläger „des Schauspieler Schröder Jugendzeit“ auf die Bühne.

Karl Förster handelte von Raphael in einem großen Cyclus von Gedichten, 1827.

In dem Roman „die Dichter“ 1817 schildert Franz Horn

das Leben eines gewissen Heinrich, eines sentimentalen Don Juan, der von Frauen und Freunden geliebt, sich im Bewußtseyn seiner Genialität Ausschweifungen ergibt, zuletzt im Feldzug gegen Napoleon Besinnung, Ehrgefühl und das eiserne Kreuz gewinnt, reuig zu seiner verlassenen Geliebten zurückkehrt, aber nur, um zu sterben.

„Guiscardo der Dichter oder das Ideal“ von demselben Verfasser habe ich nicht mehr aufgetrieben. Horn schrieb noch sehr viel, alles süß und schwach. Seine Werke über deutsche Poesie entbehren sehr eines scharfen und gesunden Urtheils.

Deinhardstein, unter Metternich lange Censor in Wien, schrieb lyrische Gedichte, eine dem Herrscherhause dargebrachte Huldigung „Maximilians Brautzug“ und eine Anzahl sentimentaler „Künstlerdramen“ in Jamben.

Die Helden aller dieser Schauspiele sind Dichter oder Künstler, Pigault Lebrun, Boccaccio, Salvator Rosa, Hans Sachs, Garrik in Bristol. Den Inhalt bilden kleine Anecdoten aus ihrem Leben, welche Deinhardstein mit möglichster Auskramung von Künstlereitelkeit ausgeputzt hat.

4.

Poetischer Universalismus.

Wie der Drang der jungen Kraft sich einerseits in dem Egoismus der poetischen Donjuanerie concentrirte, so dehnte er sich andrerseits in die Breite aus, um gleichsam alles zu erobern, was poetisch sey.

Die deutsche Dichtung hatte in der Aneignung fremder Geschmäcke und Manieren schon oft genug gewechselt. Als nun vollends vom Deutschen verlangt wurde, er solle nichts als reiner Mensch seyn, wurde ihm auch zur Pflicht gemacht, sich alles menschlich Schöne aller Zeiten und Völker anzueignen, das Bild der ganzen Menschheit in seiner Liebe abzuspiegeln. Der Kosmopolitismus, der die Philosophie, die maurerische

Begeiſterung, die der Revolution vorhergehende edle Schwärmerei für das allgemein Menſchliche an die Stelle des Chriſtenthums und Deutſchthums geſetzt hatte, mußte nothwendig zu einer ſyſtematiſchen Allbuhlerei mit der Poeſie aller Zonen und Jahrhunderte führen. Daß dies die Aufgabe für den gebildeten Deutſchen ſey, ſprach zuerſt Herder aus. Noch kühner aber fühlte ſich Göthe, indem er unternahm, nicht blos wie Herder empfangend, ſondern ſelbſtzeugend in den Geſchmäcken und Stylen der verſchiedenſten Art zu dichten. Und ſeitdem wird in allen Manieren fortgedichtet und das Aufgehen der deutſchen Literatur in die Weltliteratur immer noch gepredigt. Schwärmt man auch nicht mehr für die allgemeine Menſchheit, ſo wird doch die Eitelkeit der Dichter befriedigt, indem ſie, wie ein Virtuoſe auf mehreren Inſtrumenten zugleich, ihre Kunſtfertigkeit bewähren und durch Abwechslungen der Mode die Langeweile betrügen.

Der hochgebildete Deutſche ſoll wohl alles kennen lernen, von allem das Beſte für ſich benutzen, aber nicht alles nachahmen, nicht ſeine eigne Nationalität aufgeben oder in eine fremde verſtellen.

Johann Gottfried Herder (ſpäter geadelt wie Göthe und Schiller), geboren 1744 zu Morungen in Preußen, Rector zu Riga, zuletzt Oberhofprediger in Weimar, wo er 1803 ſtarb, hatte das große Verdienſt, von der einſeitigen Gallo-, Anglo- und Gräkomanie zu einer allſeitigen Anerkennung der Poeſie aller Zeiten und Völker hinüberzuführen und insbeſondere auf die von keiner weltlichen Kunſtpoeſie jemals zu erreichende Schönheit der bibliſchen und der echten Volkspoeſie aufmerkſam zu machen. Trotz ſeiner Weltbürgerei hat er alſo doch der damals ſo tief verkannten chriſtlich-deutſchen Idee gedient. Er ſelbſt glaubte nur der Menſchheit zu dienen. In ſeinen berühmten „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ lehrte er, wie ſich aus der Weltgeſchichte allmählig die Humanität entfalte. Auch als Theologe ſah er im Chriſtenthum nur das Mittel, die Humanitätsidee zu verwirklichen. Deshalb fiel es ihm auch leicht, chriſtliche und antikheidniſche Ideale zu verſöhnen, anſtatt eines durch das andre auszuſchließen, wie Schiller in den „Göttern Griechenlands“. Während er der Begeiſterung für antike Schönheit völlig zuſtimmte, war er es doch, welcher zuerſt wieder auf die unnachahmliche Schönheit des hohen Liedes, der Pſalmen ꝛc. aufmerkſam machte und von

welches die Schwärmerei als übernatürlich oder unnatürlich in Anſpruch nimmt, im unmittelbaren Naturzuſammenhang zu begreifen. — Der Krampf, ein pathologiſcher Proteus, ſpielt eine Hauptrolle bei allen krankhaften Zuſtänden des Nervenſyſtems, bei den eigentlichen körperlichen Nervenleiden, wie bei jenen ſpezifiſchen Verſtimmungen in allen Arten des Somnambulismus, und bei den flüchtigſten Anwandlungen deſſelben ſo gut, wie bei den höchſten Graden des Hellſehens. Im geſunden Zuſtand wirken in der Nervenatmoſphäre, die man ſich den Rapport zwiſchen Menſch und Menſch vermittelnd denkt, die Kräfte unbemerkt, latent, einander ausgleichend oder perturbirend, hin und her. Aber bei allen jenen Verſtimmungen ſcheint in dieſer Atmoſphäre ein Prozeß vorzugehen, den man den elektriſchen Entladungen in der Luft vergleichen könnte: es fährt dann leicht vom Menſchen, in dem ſich jenes Element, das wir das ſomnambüle genannt haben, krankhaft gehäuft, ein dem elektriſchen Funken gleichender Schlag auf einen andern Menſchen über und wirkt in ihm gleiche oder ähnliche pſychiſche Phänomene, ſowie in der körperlichen Sphäre dieſelben krankhaften Symptome, namentlich des Krampfes. — Es iſt eine anerkannte Thatſache, daß ſich manche krampfhaften Nervenleiden auf eine Weiſe fortpflanzen, die man oft nur als pſychiſch-phyſiſche Anſteckung begreifen kann, weil der Einfluß der Imagination zur Erklärung häufig nicht ausreicht. Man kennt z. B. die Geſchichte vom Veitstanz im Mittelalter, wobei ſich die krampfhafte Tanzwuth epidemiſch über ganze Landſtriche verbreitete. Die Geſchichte der Medizin iſt reich an den ſonderbarſten Fällen dieſer Art. So ſteckte einmal eine hyſteriſche Nonne, welche in ihren Anfällen miaute, wie eine Katze, ihre Schweſtern mit dieſem ſonderbaren Raptus an, und von Stunde an verbreitete ſich die Sucht zu miauen, wie die Grippe, von Kloſter zu Kloſter über einen großen Theil der Niederlande. Hier war allerdings der ſonderbare kitzelnde Nachahmungstrieb, der überhaupt im Menſchen liegt, noch ein Hauptmoment; aber dieſe Erſcheinungen von pſychiſcher Mittheilung bilden nun deutlich eine aufſteigende Reihe, wo am Ende an den Einfluß der Einbildungskraft, an Vermittlung durch Wort, Blick und Geberde nicht mehr zu denken iſt, und ſich eine wirkliche unmittelbare phyſiſche Uebertragung der pſychiſchen Stimmung manifeſtirt.

den Trübungen und Willkührlichkeiten Miltons und Klopstocks zur reinen Quelle biblischer Poesie zurückführte, ja es sogar wagen durfte, auch die lange schon in Staub und Moder begrabene, tief verhaßte und verachtete katholische Legende in ihrer zarten Heiligkeit (wie viel später Boisserée die altdeutschen Gemälde) wieder hervorzuziehen und der staunenden und beschämten Gesellschaft zur Bewunderung anzuempfehlen. Auch war es Herder, der den seit einem Jahrhundert schon vergessenen Jesuiten Balde wieder zu Ehren brachte und eine gute Anzahl seiner schönen Gedichte übersetzte.*) Von größter Bedeutung waren ferner die von Herder 1778 herausgegebenen „Stimmen der Völker", eine Sammlung echter und überaus schöner Volkslieder der verschiedensten Nationen, worunter auch viele deutsche, die man bisher nicht beachtet hatte und auf deren Werth zum erstenmal die höher gebildete Gesellschaft aufmerksam gemacht wurde. Da erkannte man, wie unendlich viel schöner das einfachste deutsche Volkslied sey, als die vornehmste Klopstock'sche oder Ramler'sche Ode. Und das machte sich vor allen Göthe zu nutze, indem er sich nicht entblödete, wirkliche alte Volkslieder mit kleinen Abänderungen als sein eigenes Erzeugniß drucken zu lassen, z. B. Röslein roth, dort droben auf jenem Berge ꝛc. — Inzwischen wurde damals die christliche und deutsch nationale Richtung bei Herder noch nicht so beachtet, wie seine kosmopolitische. Seine Stimmen der Völker eröffneten uns zum erstenmal die altromanische, vorzugsweise spanische Poesie. Herder übersetzte den schönen Romanzencyclus des Cid. Ebenso eröffnete er zuerst die Poesie des slavischen Osten, und wies zuerst auf die verborgenen Paradiese der muhamedanischen und indischen Poesie hin. Ja bis zu den Wilden Afrika's und Amerika's und zu den Völkern des Nordpols tasteten Herders Nerven nach dem Schönen. Das Wenige, was er hier fand, diente doch, den Wahn zu nähren, den sentimentale englische Weltumsegler aufgebracht, bei den Wilden, sonderlich auf den glücklichen Inseln der Südsee, sey noch der erste Unschuldszustand der Menschheit zu finden. Die Empfindsamkeit des Zeitalters vermischte nun diese wilden Kinder mit den Humanitätsidealen.

Herders lyrische Gedichte zeichnen sich durch den sanften Grundton

*) Bei diesem Balde blieb es aber stehen. Die übrigen zahlreichen und zum Theil ausgezeichneten lateinischen Dichter des 17. Jahrhunderts waren vergessen und blieb es mir übrig, sie zum erstenmal wieder in die Erinnerung der Deutschen einzuführen.

einer ſchönen Seele aus. Bei ihm iſt alles Ruhe, Güte, Liebe, die Einförmigkeit dieſes Tones aber weiß er aufzufriſchen durch ſinnige Bilder und Parabeln.

„Das Kind der Sorge“. Die Sorge macht aus Lehm den Menſchen; die Erde, von der er genommen iſt, ſpricht das Kind als das Ihrige an und muß es behalten. — Wie der farbige Regenbogen, ſo verſchwinden die Hoffnungen der Jugend. — Aus dem Leibe wird die Seele frei, wie aus der häßlichen Raupe der ſchöne Schmetterling. — Ein Regentropfen fällt ins Meer und ſcheint verloren, aber die Muſchel fängt ihn auf und er wird zur Perle. — Der Greis ruft den Tod, als aber der Tod kommt, bittet ihn der Greis, er ſolle ihm nur helfen, ſeine ſchwere Bürde wieder aufladen.

Herder malt auch treffliche Naturbilder, z. B.

Flattre, flattr' um dieſe Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeſchwingt.
Flieg auf deinen hellen Flügeln
Auf der Sonne blauen Spiegeln ꝛc.

So die Lieder von den Erdbeeren, vom Storch, vom Elstanz ꝛc. Einige patriotiſche Gedichte haben noch Klopſtocks Odenton. In „Deutſchlands Ehre“ preist Herder die größten deutſchen Helden, entlehnt aber die Leier dazu vom altgriechiſchen Orpheus. Auch „Gott“ beſingt er in dieſem hohen Ton:

Wie nenn ich dich, du Unnennbarer, du?

Herders geiſtliche Lieder ſind von dieſem Ton nicht frei und heben immer nur die Liebe (Humanität) und nicht den Glauben hervor. Chriſtus iſt darin mehr Lehrer und liebreicher Erzieher, als Richter und Erlöſer.

Was Herder im Claſſiſchen geleiſtet, iſt ſchon oben berichtet.

Herder überſetzte auch viele jüdiſche und muhamedaniſche Mythen und Märchen, vieles aus Saadis perſiſchem Roſengarten, auch aus dem Indiſchen und ſogar Chineſiſchen. Er empfahl zuerſt die indiſche Sakontala ꝛc. und ſtand zum erſtenmal auf der Berghöhe, von wo der Dichter des alten Fauſtbuchs ahnungsvoll ſeinen Fauſt in die von der Morgenſonne wunderbar beglänzte Ferne Indiens ſehen ließ.

Eigentlich vollendete Herder nur, was der vielſeitige Bodmer angefangen, denn ſchon Bodmers Seele wandte ſich bald der Bibel, bald

den Alten, bald der vaterländischen Vorzeit zu, mehr empfangend als zeugend.

Seit Herder hat es sich der deutsche Wissenstrieb zur Aufgabe gestellt, das Schöne und Interessante aller Zeiten und Völker zu erforschen und sind nach einander auf den Universitäten Lehrstühle für die orientalischen, altdeutschen, altromanischen ꝛc. Studien gestiftet worden. Auch hat man fleißig aus den fremden Sprachen übersetzt. Der hochgebildete Deutsche darf sich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gedichtet worden, um sich versammelt zu haben. Indessen hat dieses Ueberwiegen des weiblichen Dranges nach fremder Empfängniß doch in vielen Geistern die Nationalkraft geschwächt und zu unzähligen höchst widrigen Mißgeburten geführt. Nicht nur die schwachen Geister wurden zu blinder Nachahmung geführt, auch stärkere Geister erlagen der allzu mächtigen magnetischen Anziehung durch das Fremde. Daher seit dieser Zeit so viele deutsche Dichter nicht recht wußten, wohin sie sich wenden, was alles sie dichten sollten, und die ungeheure Versuchsliteratur in allerlei fremden Manieren, die einem einzigen colossalen Abortus gleich kommt.

Herder verführte dazu, Göthe aber gab das Beispiel, wie man es machen müsse, um den geilen Trieb nach fremden Weibern und Götzen gleichsam in ununterbrochenen salomonischen Nächten zu befriedigen. Ihm verstattete sein Talent in allerlei fremden Manieren ansprechend zu dichten und seine Eitelkeit gefiel sich darin, wie die eines Virtuosen, beständig von einer Tonart, ja von einem Instrument ins andere überzuspringen. Indem er gewissermaßen den Fußtapfen Herders folgte, um überall, wo dieser nur vom fremden Geist empfangen, keck mit demselben zu zeugen, sprang er von der sentimental englisch-ossianischen Manier in Werther zu der altdeutschen im Götz, von der antiken Manier in der Iphigenie zu der romantischen im Meister, von der französischen im Mahomet zu der orientalischen im Diwan ꝛc. über, um am Ende im Faust alle Geschmäcke wie in einem allerfeinsten Ragout zu concentriren. Da ich Göthe's Hauptdichtungen an diejenigen Gruppen der deutschen Dichtung überhaupt vertheilt habe, denen sie dem Inhalte und Charakter nach gehören, will ich hier alle seine übrigen Dichtungen zusammenfassen.

Am liebenswürdigsten und achtbarsten erscheint Göthe als Lyriker. Sein feiner Geschmack erkannte bald, daß im naiv rührenden Tone des

Volksliedes ein Zauber liege, den alle bisherigen Kunstdichtungen nicht erreicht hatten. Er stimmte daher viele seiner Lieder auf diesen Ton, ja er war so frei, sich einige alte Volkslieder anzueignen, als ob er selber sie gemacht hätte, wie oben schon gesagt ist. Auch das süße Nachtlied „O gib vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör" ist wörtlich aus dem Italienischen übertragen. Meist jedoch schlug Göthe den Ton des Volksliedes nur spielend an, etwa wie eine Prinzessin sich als Schäferin gerirt. So in den Liedern: „An dem reinsten Frühlingsmorgen. — Ein Veilchen auf der Wiese stand. — Da droben auf jenem Berge. — Ich kenn' ein Blümlein wunderschön. — Wenn ich doch so schön wär ꝛc." Am wahrsten und wärmsten sind einige Lieder der Liebe, z. B.: „Im Walde schleich ich still und wild. — Wie kommts, daß du so traurig bist?" ꝛc. Von hoher Schönheit einige Naturbilder, z. B.: „Hoch auf dem alten Thurme steht des Helden edler Geist" ꝛc. und das Mondlied: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz". Manches beim ersten Hören durch seinen wunderbaren Ton bezaubernde Lied Göthe's gewährt bei näherer Betrachtung doch ein unerquickliches Gefühl. So das berühmte Sehnsuchtslied Mignons: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" Die Sehnsucht nach der schönen Heimath im Süden ist an sich natürlich und rührend, aber der Vortrag im Munde des armen Kindes viel zu kokett. Auch im „König von Thule" und im „Erlkönig" liegt der Reiz nur in dem geheimnißvollen Ton. Daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich lediglich nichts Rührendes und einen Erlkönig kennt der Volksglaube gar nicht. Göthe hat hier das alte Volkslied von König Olaf vor Augen gehabt, aber nicht verbessert. Der Fischerknabe ist dagegen die glücklichste Anwendung einer alten Nixensage, die wir kennen, und eine der schönsten Romanzen der Neuzeit überhaupt: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran" ꝛc. Gleich bewunderungswürdig ist „die Braut von Korinth" einer altgriechischen Erzählung entnommen, und „Gott und die Bajadere", obgleich die Worte „Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor" in Göthe's Munde leicht zweideutig erscheinen. Den „Zauberlehrling" entlehnte Göthe aus dem Lucian, die Erfindung ist nicht sein eigen. — In den geselligen Liedern Göthe's zeigt sich häufig ein kleiner Zwang, besonders wo er maurerischen Ernst zur Schau tragen

mußte, und ein Sichforciren zur Luſtigkeit, wahrſcheinlich der zu vornehmen und ſteifen Geſellſchaft wegen. Nur die Lieder „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ und „Ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt“ ſind wirklich luſtig und frei.

Wie Göthe in allen dieſen Liedern ſich mehr oder weniger dem deutſchen Volksliede näherte, nahm er in andern lieder den elegiſchen Ton der Alten an und ahmte insbeſondere die erotiſchen Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters in den anmuthigſten Verſen nach. Von dieſer Art ſind ſeine „römiſchen Elegien“ dem Properz nachgebildet, reizende, wenn auch etwas freie Schilderungen der verliebten Abentheuer, mit denen ſich der Dichter in Rom ergötzt hat.

Der Zahl nach übertreffen die Gelegenheits- und Lehrgedichte, Epigramme, wilde und zahme Xenien alle andern Gedichte Göthes. Sie verrathen einen feinen Geſchmack, ein gewähltes Urtheil, aber auch viel Selbſtgefälligkeit. Sonderlich in ſeinen ſpätern Jahren hat Göthe gar gewöhnliche Gedanken mit einer Prätenſion vorgetragen, als ob es Orakelſprüche wären.

Die Xenien gab Göthe mit Schiller gemeinſchaftlich heraus, im Jahr 1797. Göthe zog ſich damals den genialen Schiller zurecht. Es iſt hier der ſchickliche Ort, über das Beiſammenſeyn unſerer großen Dichterheroen in Weimar zu reden.

Die Vereinigung von Wieland, Göthe, Schiller und Herder in Weimar war kein Zufall. Die Herzogin Amalie, welche ſie dahin berief, war der perſonificirte Genius der Zeit, ihre Huld die des Jahrhunderts. In jenen vier Dichtern culminirten die Hauptrichtungen deutſcher Dichtung. In Wieland die noch vom franzöſiſchen Geſchmack beherrſchte Schule, in Göthe die Natürlichkeit, in Schiller der Sturm und Drang, in Herder der poetiſche Univerſalismus. Nur die eigentliche, echte, d. h. zur Vorzeit der Nation zurückgreifende und chriſtliche Romantik war in Weimar nicht vertreten, den herrſchenden Geiſtern fremd, allen bisherigen Geſchmacksrichtungen zugleich entgegengeſetzt. In Weimar feierte die dem heidniſchen Geiſt, der chriſtusfeindlichen Philoſophie, dem vaterlandsloſen Kosmopolitismus, der rationaliſtiſchen Schwärmerei für das allgemein Menſchliche und der Buhlerei mit den Genien aller Zeiten und Völker verfallene Poeſie ihren höchſten, aber auch letzten Thriumph. Die kleine

weiße Hand der Herzogin Amalie lenkte die Quadriga des vierfachen Pegasus, als ob sie geahnt hätte, nur ein Weib könne ein Jahrhundert geistig beherrschen, in welchem die deutsche Nation den Nerv ihrer Mannheit verloren hatte. — Wenn aber auch in einem Sinn einverstanden, waren doch die vier großen Dichter einander zu scharf entgegengesetzt, als daß sie sich persönlich hätten eng aneinander schließen können. Nur den jüngeren und leicht zu enthusiasmirenden Schiller fand Göthe gefügig und zugleich seiner großen Popularität wegen wichtig genug, um mit ihm ein Duumvirat zur Beherrschung des deutschen Parnasses zu stiften. Die Xenien waren eine Revue der damaligen Modeliteratur und geißelten jeden schlechten Dichter mit einem kleinen Distichon, immer witzig, fast immer gerecht.

Für die Unterhaltungen des Weimarschen Hofes schrieb Göthe in seiner ersten Glanzzeit daselbst kleinere heitere Stücke und Scherze der Liebe und Eifersucht: Laune des Verliebten, Jery und Bätely, die Fischerin, Scherz, List und Rache, die ungleichen Hausgenossen. Erwin und Elmire ist nach einer englischen Romanze in Goldsmiths Vicar bearbeitet. In Claudine von Villa Bella klingt ein Ton an, wie in Shakespeare's Lustspielen, aber alles ist geringerer Art, man glaubt den Shakespeare von Metastasio bearbeitet. Lila ist eine sehr schwache Nachahmung.

Lila, die nervenschwache Gemahlin des Baron von Sternthal, wird nach seiner Abreise schwermüthig, bildet sich ein, er sey todt und wird ein wenig verrückt, so daß sie ihn, obgleich er wiederkommt, gar nicht mehr erkennt und in den Wald flüchtet. Da verabreden die Verwandten eine Comödie, umgeben sie mit Masken von Feen, Zauberern und dergl. und heilen sie, indem sie in ihren Wahnsinn eingehen, nur so erkennt sie in ihrem Irrsinn den Gatten wieder und erst durch dieses Wiedererkennen wird sie vom Irrsinn geheilt. Das poetische Motiv, das Nichtwiedererkennen des wirklichen Geliebten im Schmerz um den eingebildeten ist aus dem arabischen Roman Medschnun und Leïla entlehnt (daher auch Göthe schon den Namen beibehalten und nur die Geschlechter gewechselt hat). Da das arabische Original von Dschami so schön ist, hätte Göthe diese Nachahmung unterlassen können.

In kleinen Stücken spottete Göthe mehrmals über Wieland. So in „Götter, Helden und Wieland", worin er mit Recht die tiefe Kluft zeigte, die zwischen der Wieland'schen Auffassung der Antike und den wirklichen Alten bestehe, und in „Orpheus und Euridice", einer Parodie von Wie-

lands Alceste. Die Cyniker der Natürlichkeit verhöhnte Göthe im „Satyros“, der die Philister erst zur freien Natur hinauslockt, sie dann aber durch seine Bocksnatur erschreckt und ärgert. Der Pietisten lachte Göthe im „Vater Brey“, einem Nachbild des Tartuffe und echtem Mucker; aber auch der seichten Rationalisten im „Doctor Bahrdt“. Im „Groß-Cophtha“ spiegelt er die Charlatanerie des Cagliostro ab, von der sich damals die Höfe berücken ließen. Im „Bürgergeneral“ und in „den Aufgeregten“ macht er die deutschen Schwärmer für die erste französische Revolution lächerlich. Im „Triumph der Empfindsamkeit“ spottet er über seinen eigenen Werther. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweiler führt uns ins lebendige Gewühl eines kleinstädtischen Marktes mit obligatem Theater, auf dem eine Haupt- und Staatsaction aufgeführt wird. Fast alle diese launigen Stücke erinnern in der Kürze wie in den Knittelversen an Hans Sachs, dem Göthe den Reiz des naiven Humors glücklich abgelauscht hat.

Unter den kleinen Gemälden, welche Göthe in Prosa entwarf, steht sein römischer Carneval und sein St. Rochusfest zu Bingen oben an. Gar viel Schönes oder wenigstens zart von Poesie Angehauchtes findet sich auch in seinen Schriften über Kunst und Alterthum, über die Farbenlehre, über die Metamorphose der Pflanzen, in den Wanderjahren, in Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben ꝛc. Aber alle seine spätern Prosaschriften sind pretiös geschrieben, als nahte Herr von Göthe selbst immer nur in Ehrfurcht und gleichsam zitternd seiner eigenen Gottheit.

In seiner letzten Zeit wandte sich Göthe auch noch der orientalischen Poesie zu und schrieb den „westöstlichen Diwan“, 1819, kokette Nachahmungen der Liebes- und Weinlieder von Hafis, der arabisch-persischen Liebesgeschichten von Jussuf und Suleicha und der orientalischen Spruchdichtung, hauptsächlich angeregt durch v. Hammers Uebersetzungen. Im Grunde nur eine ältliche Wollüstelei. Der alte Herr wollte noch Haremsluft athmen und unter Wohlgerüchen sterben.

August Wilhelm Schlegel (später geadelt), der mit seinem Bruder Friedrich gewöhnlich zum Haupt der Romantiker gemacht wird, hängt mit der wahren Romantik nur locker zusammen und war vielmehr der Großceremonienmeister des poetischen Universalismus, wie er von Herder in der Theorie festgestellt, von Göthe praktisch ausgeführt wurde. Schle-

gel huldigte den Griechen, Shakespeare und Calderon zugleich, machte sich zum Sklaven einer Französin (Frau von Staël), schrieb in ihrem Dienst französisch und vertiefte sich zuletzt ausschließlich in indischen Studien. Er dichtete wenig Eigenes, ahmte mehr nach und errang sein großes Ansehen nur durch seine zahlreichen Kritiken, seine Geschichte der dramatischen Kunst, seine treffliche Shakespeareübersetzung. Von seinem antikisirenden Schauspiel „Jon" und seinen griechischen Balladen war oben schon die Rede. Daneben schrieb er auch zärtliche Gedichte, viele Ansprachen an Freunde und Gönner, eine Menge Sonette auf die berühmtesten Dichter und Künstler, sogar ein Freiheitslied auf Tells Capelle. Den Romantikern näherte er sich durch seine Gedichte „der Bund der Kirche mit den Künsten, der Glaube, die geistlichen Gemälde." In den letztern drückt er in Form von Sonetten den Inhalt und Charakter der schönsten Kirchenbilder aus. Auch gesellte er sich zu den Romantikern in ihrem satirischen Kampf gegen die Zopfpoeten. Er schrieb eigens eine „Ehrenpforte für Kotzebue" (wogegen Kotzebue den „hyperboreischen Esel" schrieb). und ein ausgezeichnetes Gedicht, worin er die Manieren von Voß, Matthisson und Feldprediger Schmidt parodirte. Deßhalb griff ihn auch Voß wüthend an als einen Kryptokatholiken, aber Schlegel erklärte öffentlich, er habe die katholischen Sympathien seines Bruders Friedrich nie getheilt, und sey und bleibe ein Protestant. In ihren letzten Jahren arbeiteten beide Brüder noch sehr viel für das Studium des Sanskrit und die Einführung der indischen Poesie in den Kreis unserer Betrachtung.

Friedrich Bouterweck, Professor in Göttingen († 1828), bekannt durch eine Geschichte der Poesie und Beredsamkeit in 12 Bänden, war selbst Dichter.

Bouterweck ahmte in lyrischen Gedichten hauptsächlich Klopstock nach, z. B. in seinem Kirchhof, auch ein wenig Matthisson und Schlegel in antikisirenden Sachen, z. B. die Vergötterung des Herkules. Unter anderem besang er die Gefühle eines otaheitischen Mädchens am Grabe ihres Geliebten. So weit holte er die Gelegenheit her, sich und Andere zu rühren. Das ist die Unnatur des poetischen Universalismus. „Mahomeds Himmel" faßte er sentimental auf. In den „Halbbrüdern im Geisterreich" contrastirt er die wahre Religion mit ihrem Zerrbilde, dem Fanatismus, d. h. die Aufklärerei mit der Kirche. In einer düstern No-

velle „der Schwur der Liebe“ läßt er eine Braut durch ihren ersten Liebhaber, dem sie die Treue gebrochen, am Hochzeittage erschießen. Alle diese Sachen stehen in seinen Miscellaneen, Berlin 1792, 2 Bände. Er schrieb auch einige philosophische Romane „Paulus Septimius, oder das letzte Geheimniß des Eleusinischen Priesters“ (1795) und „Gustav und sein Bruder“ (1796); mehr Reflexion als Poesie. Nur der Roman „Graf Donamar“ (1790) erregte Aufsehen, obgleich er ohne alle poetische Oekonomie und Klarheit die romantischen Effecte durcheinanderwirft

Graf Donamar wird kurz vor dem siebenjährigen Kriege preußischer Rittmeister. Unterwegs findet er einen umgestürzten Wagen und steht einer Dame von hoher Schönheit bei, die eine Französin ist. Bald darauf kommt er im Lager mit St. Julien, einem geheimnißvollen, überaus schönen und männlichen preußischen Husarenoffizier zusammen, schlägt sich mit ihm und versöhnt sich. Als gleichgesinnte Seelen werden sie die innigsten Freunde. In einem Auftrage des Königs nach Berlin geschickt, wird er dort von einer reizenden Wittwe Laurette von Wallenstädt umstrickt. Schon ganz von ihr verführt, entdeckt er, daß sie noch Andere liebt und flieht sie. Noch einmal begegnet ihm auf dem Wege die unbekannte französische Schöne. — Im zweiten Theil erzählt St. Julien seine Geschichte. Er ist in Spanien geboren, war einmal in Tunis gefangen und Sklave, kehrte zurück, entführte eine Nonne und fiel der Inquisition anheim, aus deren Kerkern er mit genauer Noth entrann. Donamar findet in Berlin in einer glänzenden Gesellschaft die schöne Reisende mit den herrlichen Augen wieder, es ist ein Fräulein d'Aubrecourt, aber bald erkennt er in ihr eine verloren gegangene Gespielin seiner Kindheit, Francisca von Sternach, wieder. Ihr Begleiter, der Marquis von Cressi, an den sie durch einen Eid gebunden ist, lockt Donamar in einen Hinterhalt, aber Donamar sticht ihn nieder und schlägt alle seine Begleiter glücklich ab, muß aber fliehen vor den Gerichten. Der verwundete Marquis geht in sich und gibt Francisca ein von ihm verborgenes Kästchen mit Kleinoden und läßt sie frei. Auf einmal ergibt sich, daß Francisca dieselbe Nonne Gabriele ist, die St. Julien einst geliebt hat, und um deren Besitz ihn der schlaue Marquis betrogen, der jedoch nur Franciscas Schutz, nicht aber ihre Liebe begehrt. Francisca erklärt dem Donamar, sie könne nie die Seine werden, da sie ihrem Pedro (St. Julien) nicht untreu werden wolle, obgleich sie ihn für todt hält. — Im dritten Theil kommt Donamar an einen kleinen Hof, wo Laurette, die ihn immer noch liebt, aus Eifersucht und Rache ihm Fallen stellt und ihn in einen Hochverrathsprozeß verwickelt. Als die Hinrichtung unvermeidlich geworden, will sie ihm wenigstens den öffentlichen Tod ersparen und gibt ihm Gift. An seinem Sterbebette erscheint Francisca wieder, erblickt St. Julien, der sich auch eingefunden, und stirbt vor Alteration. Sie wird mit Donamar begraben.

Gerh. Anton v. Halem, Regierungsdirector in Oldenburg, ſchrieb ſeit 1780 und ſchwankte beſtändig zwiſchen dem claſſiſchen und romantiſchen, abend- und morgenländiſchen Geſchmack. Er ſchrieb Idyllen von Amor, Pan, Echo, das Orakel zu Pharä, die Schlange Python, Porcia, Arria ꝛc. Dann behandelte er wieder altfranzöſiſche und ſpaniſche Stoffe aus den Zeiten der Troubadours. Drittens ſchrieb er ein Epos von Guſtav Adolf und eine Tragödie von Wallenſtein, ſogar ein Epos „Jeſus“ und nicht minder kleine Geſchichten von Indianern und Negern. Alles bunt durch einander, aber ohne originellen Geiſt.

Guſtav Fülleborn, Profeſſor in Breslau, überſetzte den Perſius und gab mehrere kleine Sammlungen zur Unterhaltung heraus (Papiere aus Heno's Nachlaß 1792, bunte Blätter, kleine Schriften und den Breslauer Erzähler), meiſt Bearbeitungen, aber voll Geiſt und Heiterkeit.

Johann Daniel Falk aus Danzig, lebte in Weimar anfangs als ein ſatiriſcher Schriftſteller ohne Genie und Erfolg, bekehrte ſich dann plötzlich, gründete 1813 eine große Anſtalt für verwahrloſte Kinder und endete 1826 als ein frommer allgemein verehrter Mann. Seine wenig erheblichen Schriften ſind:

Die heiligen Gräber zu Rom, 1796, Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire 1793—1803, worin das Beſte aus fremden Originalen entlehnt iſt. Satiren 1800 und 1804. Prometheus 1803. Amphiſtruo 1804. Irrfahrten des Johann von der Oſtſee, 1805. Elyſium und Tartarus 1806. Sämmtliche Werke, 7 Bände 1817; auserleſene Werke, 3 Bände 1819. Bußſpiegel 1826.

In ſeinen Satiren ſchwankt er beſtändig zwiſchen Antik und Romantiſch, Superfein und Poſſenhaft, Reim und Proſa herum und kann zu keiner Eigenthümlichkeit gelangen. Auch ſind alle ſeine Sachen klein und kurz. Am ausgearbeitetſten iſt ſein Prometheus, dramatiſches Gedicht.

Prometheus lebt in einer Höhle auf einer Inſel unter den letzten Kindern, die er belebt hat, denen aber Merkur noch drei hinzugepfuſcht hat, die als Philoſophen, indem ſie zur urſprünglichſten Natur zurückkehren wollen, auf allen Vieren gehen. Da landet ein engliſches Schiff, deſſen Capitän ſich in eine ſchöne Prometheustochter verliebt. Die Philoſophen aber gehen in die Werkſtätte des Prometheus und beleben vorwitzig einige angefangene Statuen. Unter anderen einen Cerberus, deſſen drei Köpfe als Dogmatismus, Idealismus und Spinocismus gegen einander reden, und eine Urania, zu welcher ſich der eine Philoſoph wie Pygmalion verhält. Lauter Anklänge von Ideen, ohne

Daß der Geſpenſterſchauer, jenes tief erſchütternde Gefühl, wobei die Seele in Zuckungen bebt und das Haar ſich ſträubt, „wie ein ſchlafend Heer beim Waffenlärm," in hohem Grade anſteckend iſt, bedarf keines Beweiſes. Von den Fällen, wo ein Wink, ein Fingerzeig, ein Angſtſchrei in einer Zahl von Nervenſyſtemen blitzſchnell eine Batterie ladet und entladet, iſt gar nicht zu reden. Es kommt aber häufig vor, daß eine Anzahl Menſchen, ohne daß ein Blick oder ein Wort gewechſelt worden wäre, und ohne daß die Gedanken der meiſten ſich irgend mit etwas Unheimlichem beſchäftigt hätten, zumal von dem ſpezifiſchen Schauer durchbebt werden, im Moment, wo bei Einem das Herz in Geſpenſterfurcht zu klopfen beginnt. Dieſer Schauer theilt ſich ſelbſt ganz kleinen Kindern mit, welche von der Bedeutung des Gefühls noch gar keinen Begriff haben, ja ſogar Hausthieren, namentlich den Pferden, unter Umſtänden wo man einen wirklich phyſiſchen Uebergang der Stimmung, einen wahren Rapport annehmen muß. Das Pferd des Geiſterſehers ſtarrt, ſchnaubt, bäumt ſich und iſt nicht von der Stelle zu bringen, ohne daß etwa die unregelmäßigen Bewegungen des Reiters u. dgl. den Fall erklärten. — Wie wir oben geſehen, werden häufig durch den Geſpenſterſchauer Hallucinationen entbunden; aber wohl eben ſo oft iſt die Sache umgekehrt: eine Hallucination, die vielleicht am Beſonnenen vorübergegangen wäre „wie Sommerwolken," erſchüttert eine ſchwächere Seele in ihrer Tiefe und erzeugt den ſpezifiſchen Schauer, der elektriſch auf Andere überſchlägt. Das Sonderbarſte iſt nun aber, daß oft die Hallucination ſelbſt überzugehen ſcheint, ſo daß die Ergriffenen zugleich ein Geſicht haben, das ſich in ihren Berichten als identiſch herausſtellt. Man ſieht freilich leicht, welch großen Spielraum hiebei die hinterher vermittelnde und ausgleichende Einbildungskraft hat, und in den meiſten Fällen mag Alles auf den Spruch des weiſen Theſeus hinauslaufen:

— In der Nacht, wenn uns ein Grau'n befällt,
Wie leicht, daß man den Buſch für einen Bären hält!

Aber ganz ſcheint es dennoch keineswegs zu läugnen, daß in mehreren Seelen durch Rapport nicht nur ein übereinſtimmendes Gefühl, ſondern ſogar das gleiche viſionäre Bild erzeugt werden kann. Will man auch aus begreiflichen Gründen auf die immerhin ſehr merkwürdigen Phänomene in der Geſchichte mancher

daß irgend eine Grundidee hier energiſch hervorträte, und einige pikante Situationen, die aber abgeriſſen und ohne Zweck daſtehen.

Friedrich Rochlitz ſammelte in ſeiner Glycine (1805) verſchiedene Dichtungen.

Glycine iſt der Name einer „irregulären Schmetterlingsblume". Das Beſte in der Sammlung iſt ein Schauſpiel „die Zwillinge", verfolgte Königskinder, die durch einen Genius geſchützt werden, nachdem die Schweſter dieſen Genius aus einer Quelle, in die er gebannt war, erlöst hat. Des Schah Kosru Zorn und Mißverſtändniß werden überwunden, der königliche Vater verſöhnt. Ueber den ſich Wiederfindenden ſchwebt der Genius empor. Ein zwar ſeltſamer Verſuch, Romantik auf den Orient überzutragen, doch mit viel Wärme geſchrieben. „Eduards Papiere" in Proſa ſind viel pretiöſer. Reinhold, Graf zu Dona, noch unbedeutender.

Karl Streckfuß, ein höherer Beamter in Berlin, machte ſich als Ueberſetzer des Arioſt, Taſſo und Dante berühmt. Seine eigenen Gedichte (von 1811) ſind vergeſſen: wohlklingende, aber ſtoffloſe Sonette, einige ſchwache Romanzen. Sein Beſtes ſind die Elegien in weichen Diſtichen, den Götheſchen nachgebildet, worin das Entſtehen und Wachſen eines zärtlichen Verhältniſſes nicht ohne Anmuth geſchildert wird. Seine erſte größere Dichtung war Ruth 1805, dann Altimor und Zemire, beide voll Zärtlichkeit, das Trauerſpiel Maria Belmonte (1807), Klementine Wollmer und mehrere Bändchen voll Erzählungen. Sein Roman „Julie von Lindau" (1811) iſt ſehr ſchwach und faſt kotzebue'ſch.

Julie bricht die Ehe, bereut gleich nach der That, rennt wie raſend ihrem Buhler davon, daß ihr der Athem vergeht und fällt, indem ſie einen Blutſturz bekommt, ihrem Gatten zu Füßen. Der Buhler kommt ihr nach. Sterbend geſteht ſie ihre Schuld und der Gatte — verzeiht beiden mit zarter Rührung.

Dem poetiſchen Univerſalismus wurde nach Herders Vorgang hauptſächlich durch Ueberſetzungen geholfen. Ich kann mich hier jedoch nicht auf alle dieſe Arbeiten einlaſſen, ſofern ſie durch folgende immer beſſere wieder verdrängt wurden. Man fuhr fort, die griechiſchen und römiſchen Dichter zu übertragen. Voß und ſeine zwei Söhne trieben das Geſchäft fabrikmäßig, wurden aber im gegenwärtigen Jahrhundert von vielen andern, beſonders von dem fleißigen und gewandten Donner erſetzt. Inzwiſchen blieben bis auf dieſen Tag doch noch viele Griechen unüberſetzt, z. B. Nonnus. Auch die franzöſiſchen und engliſchen Dichterwerke zu

überſetzen wurde in Deutſchland raſtlos fortgefahren. Aus der italieniſchen Literatur begann man vorzugsweiſe die über der Schäferpoeſie vergeſſenen älteren Dichtungen zu übertragen, den Dante, Arioſt, Taſſo, Petrarka, Boccaccio, Gozzi ꝛc. Aus Spanien hatte man früher nur die Amadis- und Schelmenromane entlehnt, und nur einige deutſche Jeſuiten den Calderon benutzt. Jetzt wurden nach Herders Cid Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Camoens ꝛc. überſetzt. Damals ſchon durfte ein gewiſſer Karl Große auf die Fremdſucht der deutſchen Leſewelt ſpeculiren, indem er 1794 unter dem falſchen Namen eines Grafen von Vargas „ſpaniſche Novellen“ herausgab, die man mit der größten Begierde las, als ſeyen ſie Erzeugniß der ſpaniſchen Poeſie. Als aber der Betrug entdeckt wurde, ward der Dichter bald verachtet und vergeſſen. Sein Talent war ſehr mittelmäßig. — Reichardts Romanenbibliothek gab in mehr als zwanzig Bänden Auszüge aus altromaniſchen Dichtungen.

Joſeph von Hammer in Wien öffnete den muhamedaniſchen Orient durch ſeine trefflichen Werke über die arabiſche, perſiſche und türkiſche Poeſie, durch ausgezeichnete Ueberſetzungen (insbeſondere der perſiſchen Schirin 1809) ꝛc., ſchrieb aber auch eigne Gedichte, z. B. „Italia“, 101 Städtchen (1830). Seine erſte vergeſſene Dichtung war „Die Befreiung von Akri“ mit Noten. Spät ſchrieb er noch die romanhafte Geſchichte eines großen Hexenprozeſſes „Die Gallerin auf der Riegersburg“ 1845. Neben Hammer wirkte Hartmann vorzüglich für Uebertragung morgenländiſcher Dichtungen und Habicht gab zum erſtenmal die ganze 1001 Nacht heraus. Die mongoliſche Mythologie und Märchenwelt enthüllten zuerſt Pallas, J. J. Schmidt, Bergmann. Slaviſche Volkslieder und Märchen, auch ungariſche, finniſche ꝛc., endlich Lieder und Märchen ſogar der Wilden wurden als etwas Neues und Seltſames verbreitet.

Die reichſte Ausbeute für die Poeſie, wie für die Philoſophie fand man bei den Indern. Das Studium des Indiſchen war von den Engländern begonnen worden, fand aber bald ſeine fleißigſten Förderer in Deutſchland, wo jetzt faſt jede Univerſität einen Lehrſtuhl des Indiſchen aufzählt. Außer den Schlegeln erwarben ſich hier das größte Verdienſt Bopp, Laſſen, Brockhaus, Holtzmann, Höfer ꝛc. Das altperſiſche Heldenbuch von Iran übertrugen Görres und v. Schack.

Der einfache Humanismus verhielt ſich zum poetiſchen Univerſalis-

mus wie das Licht zum Regenbogen. Der Mensch an sich war doch gar zu abstrakt, das Bedürfniß trieb dazu, ihn in allen Specialitäten der Race, der climatischen Bedingung und der historischen Entwicklung aufzufassen und wo möglich in allen diesen Situationen zu lieben. Das war aber nicht die Menschenliebe, welche das christliche Gebot verlangt, sondern im Gegentheil der Rückfall aus dem Christenthum in die heidnische Anschauung, denn weit entfernt, die Race von ihrem niedern Standpunkt auf einen höheren zu heben, sie zu bekehren und zu heiligen suchte man eben nur ihre specifische Unart festzuhalten. Am Ende schwand auch das humanistische Interesse. Man suchte nicht mehr das Reinmenschliche bei allen Racen und Völkern, sondern gerade das Verschiedenartige in der Physiognomie, im Charakter und Costume. Es entstand ein Wetteifer, wie bei einem römischen Carneval, durch neue und immer wechselnde Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich zu locken. Was Göthe aus Virtuoseneitelkeit gethan, um sein Talent gleichsam auf allen Instrumenten spielen und glänzen zu lassen, das wiederholte nachher die literarische Industrie und lieferte fabrikmäßig antike und romantische, philisterhafte und idealistische, französische, englische, italienische, spanische, nordische, slavische, muhamedanische, indische, chinesische, amerikanische Poesie wie in einem wohlassortirten Waarenlager.

Nach Lessings widrigem Vorgange, als der zuerst einen Juden zum Ideal der Humanität erhoben (im Nathan), wurden bald alle möglichen Heiden, Türken, Mohren, Mulatten, Wilde, Räuber ꝛc. gleichfalls dazu erhoben. Die edle weiße und christliche Race war freilich entartet genug, allein es ziemte sich doch nicht, daß sie sich an die Farbigen wegwarf. In Gellerts Inkle und Yariko war die niedere Race doch nur als das unschuldige Opfer der höheren Race (der Engländer verkauft nämlich hier eine Wilde, seine Lebensretterin, als Sklavin) bezeichnet worden. Aber der oben schon genannte v. Nesselrode, der 1778 sein Rührspiel „Zamor und Zoralde" vor dem Herzog Karl von Württemberg aufführen ließ, schildert die Neger als so vortreffliche und an Tugend den Weißen überlegene Menschen, daß er mit der Phrase schließt, „die Neger hätten weiße, die Europäer schwarze Seelen." Die Geßnerschen Unschuldsideale wurden jetzt auf Wilde übertragen, auf Kotzebue's Gurlis und Koras. Mit den Ständen verhielt es sich eben so. Während

Könige, Prieſter, Adel und ſelbſt der Bürgerſtand mit gehäſſigen Farben geſchildert oder lächerlich gemacht wurden, erhob man dagegen Räuber, Hechelkrämer ꝛc. zu Idealen.

5.

Die ſittliche Erſtarkung.

Unter allen ſeit der Herrſchaft der Renaiſſance und des franzöſiſchen Geſchmacks verlorenen Gütern der Nation war keines in der deutſchen Dichtung ſo lange vermißt worden, wie der ſittliche Adel, das ritterliche Ehrgefühl. Man war zur Natürlichkeit zurückgekehrt, man hatte ſich auch im Geiſt gekräftigt, aber viel länger ließen das ſittliche Erzürnen, das Erröthen der wiedergebornen Unſchuld, die Donnerſtimme des erwachten Gewiſſens, die volle Ermannung der Nation in ihren edelſten Vertretern auf ſich warten.

Juſtus Möſer in Osnabrück war einer der erſten, welcher, ruhig aber feſt, die verderbte Neuzeit zum erſtenmal wieder mit den geſunden Augen eines alten Cheruskers anſah und in ſeinen unſterblichen „patriotiſchen Phantaſien“ das lebende Geſchlecht mahnte, möglichſt zur guten alten Natur, Sitte und Praxis zurückzukehren. Auch in einem Trauerſpiel „Arminius“ von 1749 friſchte er die Vaterlandsliebe wieder auf, von der einſt Lohenſtein beſeelt geweſen war.

Dieſes Stück enthält trotz der langweiligen Alexandriner, in denen es noch geſchrieben iſt, viel Schönes und beſonders iſt der Charakter des böſen Segeſt gut durchgeführt.

Ohne dieſes jetzt vergeſſene Stück würde Klopſtock ſchwerlich ſeine Hermannſchlacht (1769) geſchrieben haben.

Nicht lange nach Möſer erhob ſich auch eine vaterländiſche Stimme in Schwaben. Unter allen deutſchen Stämmen hat der ſchwäbiſche in ſeinem öffentlichen Leben am meiſten von dem alten Rechtsſinn und von verfaſſungsmäßiger Redefreiheit bewahrt, denn die württembergiſche Verfaſſung iſt vierhundert Jahre alt. Hier hatte ſchon Friſchlin in lateiniſcher Sprache für Bürger und Bauern gegen den Adel geeifert. Von hier aus erhoben ſich auch im 18. Jahrhundert beredte Stimmen gegen den fürſt-

lichen Despotismus. Friedrich Karl v. Moſer (nicht zu verwechſeln mit ſeinem Vater Jakob, dem wackern Vertheidiger der ſtändiſchen Rechte in Württemberg, der dafür in den Kerker kam und eine Menge frommer Lieder dichtete), ſtand in darmſtädtiſchem Staatsdienſt, aus dem er ſpäter in Ungnade entlaſſen wurde, gewann aber zuletzt ſeinen Prozeß mit dem Fürſten vor dem Reichskammergericht. Von ihm ſind erhalten „Der Herr und Diener“ von 1763, ein politiſcher Roman, worin er das Ideal eines guten Fürſten aufſtellt, und „Doctor Leidemit“, fragmentariſche und aphoriſtiſche Betrachtungen über Welt und Menſchen, nicht ohne Geiſt. Auch ſeine „politiſchen Fabeln“ ſind nicht ſo ſchlecht, wie Gervinus glaubt. Etwas ſeltſam iſt ſein „Daniel in der Löwengrube“, ein Heldengedicht in poetiſcher Proſa. Der herrliche allbekannte Stoff hat durch das ſentimentale Pathos des Gedichts nichts gewonnen. — Noch viel intereſſanter und berühmter war Schubart.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, unter dem kunſtliebenden Herzog Karl von Württemberg Muſikdirector, machte ſich durch ſeine Freimüthigkeit und bittere Kritik Feinde und verfiel im Umgang mit den welſchen Sängern des Herzogs in koloſſale Lüderlichkeit und Freigeiſterei. Die Lüderlichkeit brachte ihn ins Gefängniß. Kaum wieder frei, mußte er wegen eines Spottgedichts flüchten, 1772. Er irrte nun lange umher, da ſeine ſchlimmen Sitten und ſein übler Ruf ihn überall wieder vertrieben, von Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, München. In Augsburg fand er endlich einen Platz als Zeitungsſchreiber und gab die „Deutſche Chronik“ heraus (1774—1777, fortgeſetzt erſt 1787—1791). Dieſes merkwürdige Blatt iſt der Prototyp aller ſpäteren deutſchen Oppoſitionsblätter. Es war politiſch liberal, vertheidigte das Reinmenſchliche gegenüber dem Beſtehenden, verlangte Abſchaffung der Prügelſtrafe ꝛc. Endlich war er für alle leidenden Völker intereſſirt, in welchem Sinn die Deutſche Chronik ſogar wagte, die Polen bei der erſten Theilung ihres Reichs zu beklagen und in Schutz zu nehmen. Neben ſo edeln, ja erhabenen Stellen bietet die Chronik aber auch viel ſeichte Aufklärerei. — Von Augsburg vertrieben floh er nach Ulm, wäre unterwegs aber beinah von den katholiſchen Bauern todt geſchlagen worden, da er die katholiſche Geiſtlichkeit durch ſeine Angriffe gereizt hatte. Aber auch in Ulm blieb er nicht lange. Herzog Karl ließ ihn aus der Stadt locken, feſt nehmen

und auf den Asperg führen, 1777. Man glaubte, ein berüchtigtes Epigramm sey die Veranlassung gewesen. Als nämlich der Herzog 1770 die hohe Karsschule in Stuttgart stiftete, schrieb Schubart:

Als Dionys aufhörte ein Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Allein der Herzog, der gegen Schubarts treue und edle Gattin gnädig war und später auch ihn selbst wieder zu Gnaden annahm, hat ihn nur bessern wollen. Schubart blieb ein Jahr in einem sehr dunkeln und rauhen Kerker und durfte sich mit nichts beschäftigen als mit geistlichen Dingen. Dann erst brachte man ihn in ein lichteres Zimmer und unter die andern Gefangenen, deren Elend ihn vollends zerknirschen sollte. Das gelang denn auch so weit, daß er von dem Consistorium, welches ihn früher seiner Gotteslengnerei wegen excommunicirt hatte, die Gnade erflehte, wieder zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden. Auch machte er viele geistliche Gedichte. Im Jahr 1785 ließ man auch Frau und Kinder zu ihm, um den durch Religion Gezähmten nun durch die Familiengefühle zu fesseln und als der Herzog glaubte, sein pädagogisches Meisterstück an ihm gemacht zu haben, ließ er ihn 1787 nicht nur wieder heraus, sondern kündigte ihm auch seine Befreiung selber an. Der Gebesserte wurde nun Theaterdirector in Stuttgart und gab auch die Chronik wieder heraus, natürlich nicht mehr im alten Geist, starb aber schon 1791.

Es war wohl ein gewaltig brausender Geist in diesem unreinen Gefäß, und da alles zusammenwirkte, um ihn zu schwächen und zu ermatten, so muß man sich nur wundern, wenigstens in einzelnen Strahlen ihn noch in so feuriger Reinheit zu finden. Seine gesammelten Gedichte bilden ein wunderliches Durcheinander von frommen geistlichen und von wilden kecken Trotz- und Freiheitsliedern und von Gelegenheitsgedichten, die er als Hofpoet zu machen hatte.

Unter den Gedichten, in denen er ganz seine Eigenheit aussprach, sind am merkwürdigsten die berühmte „Fürstengruft“:

Da liegen sie die stolzen Fürstentrümmer ꝛc.

Noch besser „Deutsche Freiheit“:

Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arm ꝛc.

Die Erinnerung an seinen Leidensbruder Frischlin:

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

Dann das berühmte Abschiedslied der vom Herzog Karl an die Holländer verkauften Soldaten oder das „Kaplied“:

Auf, auf ihr Brüder und seyd stark.

Der wilde Naturschrei in seinen Liedern muß uns mit der moralischen Versunkenheit versöhnen, in die er hineingerieth, ein trauriges Opfer seiner Zeit, in der sich die bessere Natur wenigstens wehrte. Er hat den größten Einfluß auf Schiller geübt.

Der blinde, aber als Lehrer zu Colmar im Elsaß unermüdlich bis ins hohe Alter thätige Gottlieb Conrad Pfeffel († 1809) steht seit 1761 als Dichter zwischen Gellert und Schubart. Seine Fabeln und Erzählungen, womit er 10 Bände gefüllt, sind alle in der Form den Gellert'schen ähnlich, doch in der politischen Freimüthigkeit reicht er nahe an Schubart. Von Gleim, Claudius ꝛc. entlehnte er den scherzhaften Modeton, wonach damals vor die antiken Götter englische Titulaturen gesetzt wurden, Miß Hebe ꝛc.

Rührend ist sein Minnelied zweier Blindgeborner „wir altern nie, weil wir uns nicht sehen können.“ Berühmt ist sein Lied von der Tabakspfeife des alten Invaliden. Das Lied „der freie Mann“ ist, obwohl pedantisch, doch ein Vorbild unzähliger Freiheitslieder geworden.

Wer ist ein freier Mann?
Der, dem nur eigner Wille
Und keines Zwingherrn Grille
Gesetze geben kann;
Der ist ein freier Mann ꝛc.

Das „Lied eines Negersklaven“ ist ein Hohn über die deutschen Fürsten, die ihre Unterthanen nach Amerika verkauften, einem Neger in den Mund gelegt, der sich über die „weißen“ Sklaven freut. Von so vielen Fabeln hier nur einige politische. Apis, ein Ochse in Aegypten als Gott verehrt. Nicht zu verwundern, solche Ochsen werden heute noch vergöttert, auf Thronen. — Das Goldstück. Ein Knabe findet ein Goldstück, ein alter Jude erklärt es aus Neid für falsch und der Knabe wirft es weg. Eine treffliche, gegen Lessing gerichtete Fabel.

Ihr raubt den Christen
Ein Gut, das euch nicht nutzen kann.
Gelehrte Herrn Fragmentenschreiber,
O werdet lieber Straßenräuber!

Der Elephant pflegt in der Gefangenschaft nie der Liebe, weil er keine Sklaven zeugen will. — Der Stier macht noch unmittelbar in dem Schlachthause seinen Rang vor dem Schöps geltend. — Eine Kreatur erhält von Jupiter die Gabe, ganz Mensch oder ganz Pferd zu werden. Nachdem er einige Zeit Mensch gewesen, wird er lieber Pferd, denn als Pferd wird er doch nur von Einem, als Mensch von Jedermann geritten. — Ignorantia wird schwanger und gebärt ein Wunderkind, die „Meinung", das aber in der Taufe den Namen „Wahrheit" empfängt.

Auch ein gewisser Fischer gab 1796 zu Königsberg politische Fabeln heraus von ziemlich ähnlicher Art.

Seit Haller die Schweizer gepriesen und Klopstock an die Hermannschlacht erinnert, hatten die Dichter öfter den Nationalstolz wiederaufzurufen angefangen, was aber nicht recht Feuer fangen wollte, da der deutsche Michel zu tief schlief oder sich in der classischen und französischen Mode zu wohl gefiel. Die Schweizer rührten sich am meisten. Zwei Luzerner, Ignaz Zimmermann und der Exjesuit Grauer schrieben patriotische Schauspiele, der erste seit 1777 einen Tell und eine Schlacht bei Sempach, der andere seit 1778 einen Berthold von Zähringen, Kaiser Albrechts Tod und einen Oberst Pfeyffer, dazu schrieb Ambühl von Wattwil 1779 einen Schweizerbund und 1782 noch einen Tell, Müller Friedberg von Stäfels 1781 eine Schlacht bei Morgarten. Alles vergessene Gedichte, die aber das Vaterlandsgefühl genährt haben.

Friedrich Schiller, 1759 zu Marbach geboren, bildete sich auf der hohen Karlsschule in Stuttgart zum Regimentsarzt aus, durchbrach aber schon als Schüler die doppelten Schranken, welche ihn einengten. Je tyrannischer sein Herzog Karl regierte, um so mächtiger empörte sich in dem jungen Genius das Freiheitsgefühl, und je verdorbener die Sitten des Hofes und der Schule selbst waren, um so unwiderstehlicher trieb es ihn aus diesem Schmutz zum sittlichen Ideal hin. Zum erstenmal regte sich ihm unbewußt die uralte Sigfridsnatur. Hohe Gestalten reiner edler Heldenjünglinge schwebten ihm vor. Er konnte sie aber nur in grellem Gegensatz gegen die Wirklichkeit des modernen Lebens auffassen. So entstanden seine ersten Trauerspiele, die noch in Prosa geschrieben sind.

In den „Räubern", gedruckt 1781, die er noch als Karlsschüler schrieb, ist Karl Moor ein unbewußter Sigfrid, das nie verjährende Ideal eines deutschen Heldenjünglings, strotzend von Kraft, „als fühle

er eine Armee in seiner Faust", und unschuldig, unbefangen, treuherzig, hingebend. Darin, daß Schiller ihn durch die Verhältnisse dahin gebracht werden läßt, ein Räuber zu werden, liegt eine tiefe Symbolik. Der Sinn ist, die Nation ist physisch und moralisch so verkommen, daß ihr bester Sohn keinen Platz mehr in ihr findet oder die schlechteste Rolle in ihr übernehmen muß. Das begriff auch die Jugend der Nation mit wunderbarer Schnelligkeit und was man auch über die Verwilderung und Karikirung in diesem ersten Werke Schillers mit Recht sagen mochte, es wurde mit rauschender Begeisterung begrüßt.

In „Kabale und Liebe" (1784) hatte der junge Held sich überraschend schnell verfeinert, ohne von seiner Kraft nachzulassen. Hochgebildet und hochgeehrt, Günstling des Fürsten und Sohn des allvermögenden Ministers, war doch Ferdinand von Walter wieder nur jene uralte und ewig junge Sigfridsnatur, indem er der Personificirung aller der Nation angekünstelten Schande zurief: ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling! Schiller aber fühlte auch hier wieder, wie fremd dieser uralte sittliche Adel der Zeit geworden war und so mußte sein Held und dessen lilienreine Geliebte tragisch untergehen. Dieses tief rührende Trauerspiel hat nicht mehr den phantastischen Anstrich der Räuber. Er schildert die Menschen und die Verhältnisse ganz so, wie sie zu jener Zeit waren, wirft aber ein Schlaglicht von brennendem Glanze hinein, wie einen Strahl aus der reinen Region ewiger Unschuld.

„Fiesco" (schon von 1783) ist mit jenen ersten großen Dichtungen nicht mehr zu vergleichen. Der Held ist nicht rein, nicht deutsch genug. Aber es liegt etwas Prophetisches in seinem Schicksal. Die Auffassung ist welthistorisch. Das Genie, will der Dichter sagen, vermag mit all seiner Cäsargröße oder Alcibiadesliebenswürdigkeit doch nichts gegen das ewige Recht der Völker.

Seine späteren Trauerspiele schrieb Schiller in Jamben, und in diesen, wie in seinen lyrischen Dichtungen tritt eine ganz neue glänzende Seite des Dichters hervor, nämlich seine hinreißende, pindarische Beredsamkeit im musikalischen Rhythmus, ein Schwung der Begeisterung, wie ihn vor ihm noch kein deutscher Dichter besaß. Auf der Woge des Wohllauts scheint sich unserem Ohr ein Schwan zu wiegen und plötzlich verwandelt er sich vor unserem Geist in einen blitztragenden Adler, denn

die Gedanken sind hier noch mächtiger, als das Wort. Aber wir verlieren in diesem prächtigen Strom von Klang und Geist das ursprüngliche Bild des jungen Dichters. Man hat diese seine Wandlung so bezeichnen zu müssen geglaubt, als sey (namentlich unter dem Einfluß Göthe's in Weimar, wohin Schiller berufen wurde) die in ihm „gesättigte Kraft zur Anmuth zurückgekehrt". Aber das ist kein Lob. An Anmuth hat es schon vor Schiller der deutschen Dichtung nicht gefehlt, wohl aber sehr an Kraft. Es läßt sich nicht leugnen, sein Wohlgefallen an der poetischen Beredsamkeit als solcher, besonders an den sogenannten schönen Stellen, an majestätischen Sentenzen, am Doctrinären, an der philosophischen Betrachtungsweise hat seiner Erfindungskraft Eintrag gethan. Die ursprüngliche Kraft ist in den Charakteren seiner spätern Trauerspiele nicht mehr so naturwahr zusammengedrängt, wie in den ältern, sie löst sich zu sehr in der schönen Rede auf. Unverbrüchlich treu aber bleibt der Dichter seinem sittlichen Ideale, und das erhebt ihn über alle Dichter seiner Zeit. Die deutsche Jugend hat von Schiller edel fühlen und denken gelernt, die Nation hat an ihm nur Ehre erlebt, ihre eigne uralte Ehre in ihm wieder gefunden.

Im „Don Carlos", dem berühmten Trauerspiel, welches Schiller zuerst in Prosa, dann in Jamben schrieb, handelt es sich, wie im Fiesco um das ewige Recht der Völker gegenüber den Herrschern.

König Philipp II. von Spanien hat Elisabeth, die frühere Geliebte seines Sohnes Don Carlos, geheirathet, und ist deßhalb eifersüchtig auf diesen seinen Sohn, weil derselbe für die empörten Niederländer Sympathien hegt. Ein Maltheserritter, Marquis Posa, des Don Carlos Freund, wagt es, dem König selbst die gerechte Sache der Völker ans Herz zu legen, Philipp aber läßt den Marquis erschießen und Don Carlos heimlich hinrichten. Als Episode ist eingeflochten die schwärmerische Liebe der Prinzessin Eboli zu Don Carlos, während sie zugleich des Königs Maitresse ist.

Posa ist das Urbild des modernen Liberalismus, der auch aus seinen Reden eine Menge Sentenzen geschöpft hat, durchaus ehrlich und edel, aber unpraktisch, schwärmerisch und ein wenig schwatzhaft und eitel.

„Wallenstein", eine Trilogie von einem comischen Vorspiel und zwei Trauerspielen, ist reich an Schönheiten der Charaktere, wie der Gedanken und Sprache, aber der Hauptcharakter verfehlt.

Das Vorspiel „Wallensteins Lager" ist ein höchst lebendiges und treues

Schwärmerſekten kein Gewicht legen, ſo verdienen deſto größere Aufmerkſamkeit die nicht ſo gar ſeltenen Fälle, wo mehrere Menſchen, ohne Geſpenſterſchauer, überhaupt ohne alle Aufregung, an nichts denkend, wie man ſich ausdrückt, zumal daſſelbe Geſicht haben, das ganz den Charakter einer Hallucination trägt, ohne daß im Moment ein Wort oder ein Blick zwiſchen ihnen gewechſelt werden wäre, eben weil die Erſcheinung eine ganz proſaiſche, gleichgültige war. Entſcheidend ſcheint aber für dieſen Punkt beſonders das Faktum, daß Hallucinationen der Mutter auf den Säugling übergehen können, der freilich noch im engſten natürlichen Rapport mit ihr ſteht: es gibt beglaubigte Fälle, wo das ganz unmündige Kind auf dem Schooße der Mutter durch unzweideutige Zeichen zu erkennen gab, daß es die Senſationen der hallucinirenden Mutter theile, und zwar auch dann, wenn der Geſpenſterſchauer bei letzterer nicht bedeutend war, oder ſie ſich an die Erſcheinung gewöhnt hatte. — Dieſer unmittelbare pſychiſch-phyſiſche Uebergang kommt, wenigſtens als Behauptung, auch beim ſchottiſchen second sight vor. Wenn ein damit Behafteter, der eben ein Geſicht hat, einen andern damit Behafteten berührt, ſo ſoll letzterer oft daſſelbe oder doch ein ganz ähnliches Geſicht haben. Der Uebergang dieſer ſomnambülen Regung auf Kinder und ſelbſt auf Thiere wird dort ebenfalls behauptet.

Daß in den höhern Graden von viſionärem Somnambulismus, wobei irgend ein ſchwärmeriſcher Mythus, ſey er engliſcher oder teufliſcher Natur, das punctum saliens bildet, disponirte Seelen magiſch in den Kreis der Aufregung hineingeriſſen werden, beweist die Geſchichte aller Völker auf jeder Seite. Bei den gemeinſchaftlichen Ekſtaſen der Schwärmer aller Art mag, nach dem eben Geſagten, allerdings oft ein pſychiſcher und phyſiſcher Rapport ſtattfinden. Aber dieſe mächtigen, als Miasmen auftretenden ſomnambülen Entladungen ſind meiſt in ihren Aeußerungen ſo toll und nur in Feſthaltung des jedesmaligen Mythus konſequent, daß ſich die Ueberzeugung von ihrem rein menſchlich pathologiſchen Charakter von ſelbſt aufdrängt, trotz der überraſchenden Fernblicke in Zeit und Raum, an denen es dabei doch auch nicht fehlt. Gerade durch ihre Ungeheuerlichkeit erſcheinen ſolche Kollektivviſionen weniger ſchauerlich und verführen weniger, dabei an etwas objektiv Unheimliches zu denken, als die ſporadiſchen Fälle, wo

Bild. In den folgenden ernſten Stücken ſehen wir den großen Feldherrn kurz vor ſeinem Ende im Zweifel, welchen Weg er einſchlagen ſoll? Der Bedächtige läßt ſich von ſeiner feurigen Schweſter, der Gräfin Terzky, hinreißen und fällt dem Verrathe zum Opfer. Des Hauptverräthers Oktavio Piccolomini Sohn Max liebt Wallenſteins Tochter Thekla und fällt in der Schlacht.

Der wahre Wallenſtein war ein verſchloſſener Charakter, ſprach ſehr wenig, vertraute ſich niemand. Schiller läßt ihn geſchwätzig und ſogar gemüthlich ſeyn. Die äußere Pracht der Scenerie und Sprache deckt dieſe Hauptſchwäche des Stücks nicht zu.

Die „Jungfrau von Orleans“ iſt Schillers brillanteſte Dichtung.

Jeanne d'Arc, unterm Zauberbaum dazu begeiſtert, wagt ſich als arme Schäferin ins Lager der von den Engländern beſiegten Franzoſen, führt die letzteren raſch wieder zum Siege und ſetzt den rechtmäßigen König Karl VII. auf den Thron ſeiner Väter. Als ſie ſich aber in den ſchönen Engländer Lionel in dem Augenblick verliebt, in dem ſie ihn tödten will, verliert ſie das Vertrauen zu ſich ſelbſt, wird von ihrem Vater als Hexe angeklagt und folgt einem Hirten, den ſie einſt geliebt, in die Verbannung. Als ſie aber von den Engländern gefangen wird und Lionel ſie um Liebe beſchwört, erfaßt ſie der göttliche Geiſt von neuem, ſie zerreißt ihre Ketten und fällt im Kampf. Der ſiegende König der Franzoſen läßt ihre Leiche mit allen Fahnen ſeines Heeres bedecken.

Die heilige Begeiſterung für das Vaterland, die ſchöne Amazone, die hinreißende Gewalt in Schillers Verſen, alles vereinigte ſich, um dieſem Trauerſpiel den glänzendſten Erfolg zu ſichern. Man rühmte Deutſchland, daß hier jene herrliche Jungfrau, die in Frankreich durch Voltaire's Pucelle in den tiefſten Staub und Schmutz begraben worden, wieder verherrlicht worden ſey. Und doch war es ein Fehler Schillers, der Jungfrau die Schwäche anzudichten, von welcher die Geſchichte nichts weiß. Es bleibt gewiß merkwürdig, daß ſelbſt Schiller die Strenge und Conſequenz glaubensſtarker Charaktere des Mittelalters nicht zu faſſen vermochte und ihnen kleine Menſchlichkeiten zutrauen mußte.

„Maria Stuart“ iſt von Schiller als leidende und mitleidswerthe Gefangene aufgefaßt worden und ihre früheren Sünden hat er verſchleiert, um ſie zu einem ſo reinen Opfer als möglich zu machen. Da ohnehin nicht viel Handlung in dem Stück ſeyn konnte, herrſcht der elegiſche Klageton vor.

„Wilhelm Tell“ ergreift wieder weit mehr und erhebt ſich auf die

Höhe der Jungfrau von Orleans. Auch hier handelt es ſich darum, das Vaterland von fremder Tyrannei zu befreien. Im Allgemeinen folgt Schiller der Chronik von Tſchudi und ſchildert die Alpen und die Männer der Urcantone mit bewundernswürdiger Friſche und Lebendigkeit. Seine Sprache iſt hinreißend wie immer. Die Reden, aus denen der Liberalismus ſeine Tendenzen ſchöpft, fließen hier wieder reichlich. Aber Tell ſelbſt iſt nicht der naive Sohn der Berge, der er ſeyn ſollte, ſondern reflectirt viel zu viel und iſt inſofern verfehlt, wie Wallenſtein.

Die „Braut von Meſſina“ iſt Schillers ſprachlich vollendetſtes Werk, ein bloßes Kunſtſtück, ein mißrathener Verſuch, die deutſche Bühne zur altgriechiſchen umzuwandeln und die antiken Chöre wiederherzuſtellen. Dazu iſt der Inhalt abſchreckend widrig. Zwei Brüder bekämpfen ſich auf Tod und Leben um den Beſitz des Mädchens, das ſie zuletzt als ihre eigene Schweſter erkennen. Trotz alledem aber iſt dieſes Stück ein einziger langer Strom von muſikaliſcher Rede, von ſchönen Stellen, herrlicher Lyrik und Gnomik, in der That wetteifernd mit den Chören der alten Tragiker oder mit den Oden des Pindar.

Schillers Ueberſetzungen des Macbeth (nach Shakeſpeare) und der Turandot (nach Gozzi), der Phädra (nach Racine), des Paraſiten und Neffen als Onkel (nach dem Franzöſiſchen) will ich nur eben erwähnen. Vier Stücke hat er angelegt, ohne ſie auszuführen, den falſchen Demetrius (aus der ruſſiſchen), Warbeck (aus der engliſchen Geſchichte), die Maltheſer (aus der Geſchichte des Ordens), die Kinder des Hauſes (ein altfranzöſiſcher Criminalprozeß). Sie würden, wären ſie auch vollendet, ſchwerlich einen Fortſchritt des Dichters bezeichnen, der ſchon viel Größeres geſchaffen hatte.

Schillers lyriſche Gedichte und Balladen halten den ernſten Grundton ſeiner Trauerſpiele ein und wetteifern mit den „ſchönen Stellen“ derſelben im Feuer der Begeiſterung und im Wohllaut. Die Natur tritt hier zurück oder bildet nur den landſchaftlichen Hintergrund. Der Menſch mit ſeinen Idealen, oder wenigſtens mit ſeinen feurigen Leidenſchaften ſteht immer im Vordergrunde. Schillers Liebeslieder, die berühmten Lieder an Laura, von Amalia „ſchön wie Engel voll Walhallas Wonne“, der Triumph der Liebe, „Selig durch die Liebe, Götter, durch die Liebe“, Hektors berühmter Abſchied ꝛc. gemahnen uns alle wie ſeine „Semele“,

denn immer ist es ein Gott, der den geliebten Gegenstand mit seinem Blitz umhüllt und in Flammen verzehren will. — In den geselligen Liedern strebt Schiller die Flamme seines Busens über die ganze Tafelrunde auszubreiten, aber in diesen poetischen Toasten steigert er sich selbst zu sehr. Die Beredsamkeit wird schwülstig. So in dem berühmten Liede an die Freude, dessen Ueberschwenglichkeiten von Jean Paul mit feiner Ironie erörtert worden sind.

Zu den herrlichsten Schöpfungen Schillers gehören seine zahlreichen Balladen. Leider sind nur wenige darunter der vaterländischen Vorzeit entnommen, wie Eberhard der Greiner, der Graf von Habsburg; oder dem ritterlichen und romantischen Kreise, wie der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh, Ritter Toggenburg; einige auch dem modernen Leben, wie die Kindesmörderin und die wundervolle Mädchenklage „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn", mit einem starken Anklang an die altenglische Ballade. Die meisten und schönsten Dichtungen dieser Art widmete Schiller antiken Stoffen, die wir oben schon kennen lernten.

Schiller hatte immer etwas Pathetisches, daher seine vielen Lehrgedichte und philosophirenden Prosaschriften. Am meisten echte Poesie liegt in seinen kleinen Lehrgedichten, welche Fabeln und Parabeln gleichen, z. B. die Theilung der Erde, das Mädchen aus der Fremde, das verschleierte Bild zu Sais. Dagegen macht sich die Lehrhaftigkeit als solche zu breit in den größeren Dichtungen: die Ideale, das Ideal und das Leben, die Künstler, der Spaziergang, Würde der Frauen, das Lied von der Glocke. Die Sprache in allen diesen Gedichten ist prachtvoll, der Gedanke glänzend, der Sinn nicht selten tief, aber es ist doch nur Lehre und Beredsamkeit in poetischem Gewande, es ist nicht Poesie selbst und allein. Diese Bemerkung hält uns jedoch nicht ab, in der Glocke das größte bekannte Meisterwerk der sogenannten didaktischen Poesie zu erkennen.

Unter Schillers prosaischen Dichtungen ist der Geisterseher die bedeutendste. Es erschien davon nur der erste Band, 1789.

Ein Graf von O. lernt in Venedig einen deutschen Prinzen kennen. Zur Carnevalszeit sitzen sie einmal beisammen, als die Maske eines Armeniers sich ihnen gegenübersetzt und die Uhr ziehend ausruft: „Wünschen Sie sich Glück,

Prinz, um 9 Uhr ist er gestorben." Nach einiger Zeit erfährt der Prinz durch einen Trauerbrief, der Erbprinz seines Landes sey gestorben, genau um 9 Uhr an jenem Tage. Nun ist nur noch ein Thronerbe vor ihm übrig. Der Prinz wird von einem Sicilianer, einem Gaukler, ins Netz gezogen, der ihm den Geist eines Freundes erscheinen läßt, um von ihm ein Geheimniß zu erfahren. Kaum aber ist der falsche Geist aufgetreten, als er durch den wahren verdrängt wird, so wie der Betrüger selbst durch den Armenier, der aber den wirklichen Geist beschworen hat. Dadurch wird nun der Prinz immer mehr von der geheimnißvollen Macht des Armeniers überzeugt. Bald darauf wird er rasend verliebt in eine wunderschöne Griechin, die für ein Kind der Liebe eines Fürsten ausgegeben wird, kommt dadurch in Gefahr, wird zugleich von seiner Schwester daheim, die ihn bisher mit Geld unterstützt, verlassen und ist in größter Noth, als ihn der Armenier abermals rettet, um einen Preis, der am Schlusse nur kurz erwähnt ist. Der Prinz ist nämlich katholisch geworden. Die ganze Intrigue hatte keinen andern Zweck.

In den folgenden Theilen sollte wahrscheinlich der Prinz einen kleinen deutschen Thron besteigen. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß Schiller an den Herzog Karl Alexander von Württemberg gedacht hat, der in Venedig katholisch wurde und im Anfang des vorigen Jahrhunderts das protestantische Land erbte. Nur daß Schiller die Geschichte mehr modernisirt hat. Der Roman wurde alsbald von mehreren Andern fortgesetzt, ohne Geist. Schiller selbst hat mit Recht die undankbare Arbeit, mit der er in einem Augenblick der Noth dem Modegeschmack schmeichelte, fallen lassen. Auch seine kleinen Erzählungen „der Verbrecher aus verlorner Ehre" und „Spiel des Schicksals" hätte ein Geringerer schreiben können.

Schiller schrieb auch größere Geschichtswerke, eine Darstellung des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs, beide Meisterwerke in Styl und Behandlung, aber aus unzulänglichen, zum Theil trüben Quellen geschöpft, daher dem Sachinhalt nach gar nicht zu brauchen. Die zahlreichen Abhandlungen sodann, in welchen Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, über naive und sentimentale Dichtung, über das Erhabene, über ästhetische Sitte, über den Gebrauch schöner Formen ꝛc. seine Begeisterung ergossen hat, spiegeln uns überall das liebenswürdige Bild des großherzigen Dichters wieder, erklären uns auch zur Genüge, warum sein Schönheitsgefühl aus der Zopfzeit heraus

zum antiken Ideale zurückstrebte, haben aber weder einen christlichen noch volksthümlichen Boden.

Neben Schillers leichtem lebensfrischem Heldengeiste erblicken wir die düstere Gestalt eines Landsmanns, der edel, wie er, doch dem Schicksal nicht zu trotzen vermochte. Friedrich Hölderlin von Lauffen versank, nachdem er Herrliches gedichtet, schon als Jüngling in einen Wahnsinn, der ihn vierzig Jahre lang, bis an seinen Tod (in Tübingen) nicht mehr verließ. Das Ideal, wonach er strebte, blieb ihm unerreichbar; der Weltschmerz, Mensch bleiben zu müssen, wo man Gott seyn möchte, verzehrte ihn. Er war aber kein eitler Egoist, sondern der Schmerz Anderer lag auf seiner Brust. Er trauerte tief um das Vaterland.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
Alduldend gleich der schweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes holen.

Er trug, was er fürs eigne Vaterland empfand, auf Griechenland über und dichtete den 1798 im Druck erschienenen Roman „Hyperion" dessen Held für alles Hohe und Schöne, für Vaterland, Freiheit und Tugend und dabei auch für eine schöne Diotima (Hölderlins eigne, aber verbotene, unerreichbare, weil schon verheirathete Geliebte) schwärmt. Später schrieb er den „Empedokles", worin er schon aller Hoffnung entsagt. Der Held kann der Gemeinheit, welche die ganze Welt beherrscht, nicht dienen und muß daher in erhabner Einsamkeit untergehn. Zuweilen hält Hölderlin warm am Leben. Er malt seine schwäbische Heimath im hellsten Sonnenschein, ein liebliches Bild:

Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Noch schöner ist das bewundernswürdige Rheinlied, gewiß das schönste

unter allen den unzähligen, in denen der Vater Rhein zum Sinnbild des deutſchen Volks ſelbſt gewählt worden:

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den ſilbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder ſchauernd zu ihm
Und der Felſen Häupter über einander
Hinabſchaun, taglang, dort
Im kälteſten Abgrund hört'
Ich um Erlöſung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Feſſeln ſich wälzte,
Das Raſen des Halbgotts.

Die Stimme ward des edelſten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Teſſin und dem Rhodanus,
Er ſchied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Aſia trieb die königliche Seele.
Doch unverſtändig iſt
Das Wünſchen vor dem Schickſal.
Die Blindeſten aber
Sind Götterſöhne, denn es kennet der Menſch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen ſolle, doch jenen iſt
Der Fehl, daß ſie nicht wiſſen, wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthſel iſt Reineutſprungenes. Auch
Der Geſang kann darf es enthüllen ꝛc.

Tiefrührend ſind die Geſänge Hölderlins, in denen ihn die Ahnung ſeines künftigen Unglücks ergreift. Seine ſämmtlichen Werke ſammelte Chriſtoph Schwab 1846.

Man wird es mir vielleicht verdenken, daß ich hier ſchon von Jean Paul rede und dieſen empfindſamen und humoriſtiſchen Dichter an Schiller

anreihe. Allein ich thue es mit Ueberzeugung, weil das Hauptsächliche an Jean Paul weder seine Thränenseligkeit, noch sein brillanter Witz, sondern sein edler Charakter, seine Seelenhoheit, Seelenschönheit, Seelenunschuld ist. Friedrich Richter (geboren 1763 zu Wunsiedel, gestorben als Titularlegationsrath in Bayreuth 1825), nannte sich als Autor nur Jean Paul. In armen Verhältnissen aufgewachsen und lange mit Noth kämpfend, war er einer der reichsten und liebenswürdigsten Geister auf deutscher Erde. In ihm vollendete sich, was Hippel angedeutet, der Humor, der mit einem Gesichte lacht und mit dem andern weint. In dem Engländer Sterne und noch früher in Shakespeare sind die ersten Muster dieses echt germanischen Humors zu suchen, dessen die Romanen so wenig fähig sind, als es die Griechen und Römer waren. Es gehört germanisches Gemüth dazu.

Jean Paul hat seiner Zeit das Publikum hingerissen und wurde schwärmerisch geliebt. Lichtenberg sagt (vermischte Schriften II. 309), an Jean Paul interessire nur der Autor selbst, seine Manier, nicht der Gegenstand seiner Werke. Doch ist das nicht richtig. Er bringt, wenn auch nur in grellem Contraste, doch das Innerste der deutschen Volksnatur zur Erscheinung, so objectiv wie irgend ein anderer. Ueberall kehren in seinen Werken folgende Grundgestalten wieder.

Vor allem der „hohe Mensch", ein an Leib und Seele gesunder reiner, keuscher, vornehmer Jüngling, in dessen idealer Schilderung etwas an Sifrit gemahnt, trotz aller modernen Civilisation. Jean Paul gefällt sich besonders darin, diese so hochadelige Persönlichkeit in jugendlicher Unschuld und Blödigkeit zu schildern, die dennoch den kühnsten Heroismus nicht ausschließt. Darin spiegelt sich wahrhaft das Schönste in der deutschen Jünglingsnatur ab, und diese interessante Gestalt verschwimmt nicht in phantastischen Bildern oder empfindsamen Thränen.

Diesem Jüngling entspricht ein eben so reines, vornehmes Mädchen fast mehr amazonen- als madonnenhaft, von fast männlicher Festigkeit, ein Ideal, vor dem der Dichter aus innerer Andacht in der Ausführung des Gemäldes zuweilen stockt und gleichsam vor seiner eignen Schöpfung blöde wird.

Der dritte überaus reizende Gegenstand der Dichtungen Jean Pauls, mit jenen beiden ersten contrastirend, ist die Demuth, Bescheidenheit und

das ſtille Glück der genügſamen Armuth, der unverſiegbare Frohſinn in äußerer Dürftigkeit.

Die vierte Figur iſt der kapriziöſe Freund des hohen Menſchen, der deſſen Ernſt und Würde in der tollſten Poſſenhaftigkeit parodirt, hinter ſeiner Satyrsmaske aber alle Grazien verbirgt, um, wo es darauf ankommt, mit ſarkaſtiſcher Miene und unter Hohn und Spott das ſchwerſte Opfer für den Freund zu bringen.

Als fünfte und ſechste Hauptfigur kehren ein ſchwindſüchtiges Mädchen von edelſter, durchſcheinendſter Zartheit, und ein blinder gleichfalls an der Schwindſucht ſterbender Jüngling öfters in Jean Pauls Romanen wieder. Jene iſt gewöhnlich die erſte Liebe des hohen Menſchen und welkt vor ſeinen Augen wie eine Lilie. Der andre iſt der Freund des hohen Menſchen, in unendlicher Liebe und Treue an ihm hängend und gleichſam ſein muſikaliſches Echo, ſein Gefühl in Flötentöne überſetzend und ihn damit umſpielend. An dieſes empfindſame Paar, das aber nie ein Paar wird, hängt Jean Paul alles an, was ſeine ſchöne Seele an weichſten und zarteſten Gefühlen ausſtrömt und was für feſtere Geſtalten nicht paſſen würde. Es iſt darin etwas von Engelsreinheit und elfenartiger Feinheit, aber auch etwas Krankhaftes, was den Leſer um ſo unangenehmer berührt, als Jean Paul es ſich angelegen ſeyn läßt, um den Reiz des Contraſtes zu erhöhen, die Schmerzen jener zarten wunden Seelen und hektiſchen Brüſte mit dem Anatomiemeſſer des lachenden Humors zu ſeciren.

Die ſiebente Hauptfigur iſt im Contraſt zu jenen beiden überzarten Weſen ein cyniſcher Arzt, der gleichſam von Amtswegen unzart iſt und den Jean Paul zum Träger aller der Witze braucht, die ſelbſt für die vierte Figur zu derb wären.

An dieſe Hauptfiguren reihen ſich nun noch Geſtalten aus dem Hofleben eines Duodezfürſten, die jedoch nur den Hintergrund bilden. Der Fürſt wird gewöhnlich als ausgelebt mit Ironie, die Fürſtin als zurückgeſetzt mit zartem Mitleid behandelt, die unſchuldige Prinzeſſin mit einer jugendlichen Andacht angebetet. Unter den Hofleuten findet ſich ein ſarkaſtiſcher Junker als obligater Böſewicht.

Der Duodezſtaat Flachſenfingen oder Scheerau wird vom Dichter

ſtets mit überlegenem Humor verſpottet und darin auch manche geſunde politiſche Satire auf größere Staaten angebracht.

Dem kleinen Hofe und ſeinen Cabalen gegenüber liegt gewöhnlich in Jean Pauls Romanen der ſtille Frieden eines ländlichen Thales und Dörfchens in paradieſiſcher Maienluft.

Obgleich Jean Paul durch und durch deutſch iſt, Deutſchland nie verließ, auch alle ſeine Stoffe und Gefühle Deutſchland entlehnt, hat er doch die Schwäche, ſeinen Romanhelden gern fremde Namen und wenigſtens den Schein eines fremden Urſprungs anzudichten; ſo wie er denn auch ſeinen eigenen deutſchen Namen franzöſirt in Jean Paul.

Die eigentliche Geſchichte iſt in Jean Pauls Romanen ſtets eingetaucht in ein unendliches humoriſtiſches Raiſonnement. Jeden Augenblick ſpringt der Dichter von ſeinem Gegenſtande ab, um in eine perſönliche und höchſt bequeme Converſation mit dem Leſer einzutreten und Nebengedanken auszuſpinnen. Hierin hat er Sterne's Licenz oft bis zum Unleidlichen mißbraucht. Dazu ein Cumulus von Anhängſeln aller Art, Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Einſchiebſeln, Ausſchweifungen, Zugaben, Aphorismen ꝛc. Uebrigens iſt alles an Jean Paul geiſtreich. Daher ich ſchon vor dreißig Jahren von ihm ſagte, er gleiche einem Prisma, das alles und jedes, und wäre es auch nur eine Dachrinne, im poetiſchen Farbenglanze des Regenbogens ſieht.

Sein erſtes Werk waren 1783 die „Grönländiſchen Prozeſſe", noch kein Roman, ſondern nur

> ſatiriſche Excurſe über Schriftſteller, Ahnenſtolz, Weiber, Stutzer, Lob der Narrheit, Verhältniß zwiſchen Genie und Regel, Bittſchrift der Satiriker und Epigramme in Proſa (was Jean Paul ſpäter Streckverſe nennt) ꝛc. Seine ganze Manier iſt hier ſchon fertig, nur die ſentimentale Seite tritt noch nicht in vollem Glanz hervor, ſondern birgt ſich noch in herber Knospe.

Ein ganz ähnliches Quodlibet war auch noch die „Auswahl aus des Teufels Papieren" von 1789. Dann erſt ging Jean Paul zum Roman über. Sein erſter iſt „die unſichtbare Loge" von 1793.

> Rittmeiſter von Falkenberg hat den ſeltſamen Einfall, ſeinen Sohn Guſtav durch einen Herrnhuter unter der Erde ohne Sonnenlicht erziehen zu laſſen und erſt als er zum Knaben heranreift, ihm zum erſtenmal die Oberwelt zu zeigen, als ob es ein Himmel ſey. In der neuen Welt findet Guſtav einen jungen Seelenfreund an dem ſchönen blinden Bettelknaben Amandus, den

der Rittmeiſter gerettet hat, der aber ſchmachtend dahinſtirbt. In der Stadt tritt ein Dr. Frank als die humoriſtiſche Perſon auf und Beate als die hohe Jungfrau, die den auf Amandus Grabe entſchlummerten Guſtav findet, eine ſehr empfindſame Mondſcheinſcene. Ein andermal ſind ſie in großer Geſellſchaft und können ſich nur durch den Spiegel ihre Empfindungen ausdrücken. Ihre glücklichſten Momente erleben ſie in dem paradieſiſchen Orte Lilienbad. Lieblich iſt die Schilderung eines Gewitters, das die Liebenden nöthigt, unter einem Baum unterzuſtehen. Aber der Roman bricht ab. Wir erfahren nur noch eben, daß Guſtav eine geheime Geſellſchaft „die unſichtbare Loge" geſtiftet hat. Aber was weiter mit ihm geworden, bleibt unbekannt. Dieſe wenigen Begebenheiten des Romans ſind eingehüllt in ungeheure Efulgurationen des redſeligen Witzes. Im Anhang gibt Jean Paul die liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeiſterlein Maria Wuz in Auenthal", ein Muſter von liebenswürdiger Reſignation und Frohſinn im Elend.

Dann folgte ein noch weit ausgebildeterer Roman „Heſperus oder die 45 Hundspoſttage" 1795. Jean Paul läßt ſich die Nachrichten von den im Roman auftretenden Perſonen durch einen Hund überbringen, daher der Titel. Heſperus iſt ein ziemlich willkührlich gewählter Name. Jean Paul wünſcht, das Buch möge abgeblühten Leſern zum Abend-, aufblühenden zum Morgenſtern werden.

Im Baddorfe St. Lune erwartet der Prediger Emmann mit ſeiner Familie ſeinen Pflegeſohn Victor und deſſen Vater, Lord Horion. Der Lord iſt blind, der Sohn deßhalb ein Augenarzt geworden und das Pfarrhaus wird auserſehen zur Kur, die vollkommen gelingt. Der Lord iſt Freund und Günſtling des deutſchen Duodez-Fürſten Jenner von Flachſenfingen, bei dem nun Victor Leibarzt wird. Am Hofe verliebt ſich Victor in die hohe Klotilde, die im Fräuleinſtift zu Maienthal von dem blinden Lehrer Emanuel zu einem Ideal gebildet worden, obgleich ſie die Tochter eines raffinirten Hofmanns, Lebant, iſt. In daſſelbe hohe Weſen iſt aber auch Matthieu, Sohn des Miniſters, der obligate Böſewicht des Romans, ein über alles ſpottender Geiſt, und zugleich der Regierungsrath Flamin, Emmanns vermeinter Sohn, verliebt. Dieſer Flamin iſt aber eigentlich Jenners unehelicher Sohn und Klotildens Bruder. Die Liebe Victors zu Klotilden entwickelt ſich langſam und überaus zart. Ihre Geſichter begegnen ſich in einer Orangerie, indem ſie an demſelben duftenden Geſträuch riechen. Agnola, eine italieniſche Prinzeſſin, langt an als Jenners Braut. Emanuel weiht in der Johannisnacht ſeinen Schüler Victor zur Tugend ein. Dieſer wird ein wenig auf die Probe geſtellt durch Jakobine, Matthieu's ſchöne Schweſter, und durch Agnola ſelbſt, der er einſt in einer Augenkrankheit beiſtehen muß. Es kommt ſo weit, daß er, indem die Fürſtin ihre Augenbinde löst und ſein Geſicht dicht über dem ihrigen hängt,

im gemeinen, proſaiſchen Lauf des Lebens eine Schauergeſtalt aus der Seele des Menſchen heraus vor ſein Auge tritt und etwa ſogar in andern Menſchen analoge Geſichte hervorruft. — Wir glauben aber im Bisherigen genugſam angedeutet zu haben, wie die Aeußerungen der eigenthümlichen Seelenverſtimmung, welche man als Somnambulismus bezeichnet, auf ihren verſchiedenen Stufen einander gegenſeitig phyſiologiſch begreiflich machen, womit freilich für die Löſung der Hauptfrage nach dem Weſen der Seele ſelbſt nichts gethan iſt.

Dies wäre eine, freilich ſehr flüchtige und unvollſtändige Skizze der Phänomene aus der Naturgeſchichte des Menſchen, welche von jeher ſeinen Glauben an Sendlinge aller Art aus einer andern Welt, an wahrhafte Ahnungen und Prophezeiungen und an die Möglichkeit ſeiner Herrſchaft über gewiſſe Kräfte der Natur begründet haben. Wir mußten dabei Vieles des Wunderbaren übergehen, aber auch zahlreiche Züge, welche entweder den unmittelbaren Urſprung dieſer Erſcheinungen aus körperlichen Quellen beweiſen, oder im ganzen Charakter und Verlauf dieſer Seelenverſtimmungen augenfällige Analogien mit den Erſcheinungen der kranken Lebenskraft in rein körperlichen Uebeln darthun. — Den meiſten wunderbaren pſychologiſchen Erſcheinungen, von denen eine frühere Geſchichte erzählt, geht vor der wiſſenſchaftlichen Kritik alle Beweiskraft ab: iſt doch der Menſch dem vielfachſten Irrthum unterworfen, wenn es ſich davon handelt, unmittelbar ſinnliche, leidenſchaftslos gemachte Wahrnehmungen wiederzugeben; in welch unentwirrbare Täuſchungen muß er geſtürzt werden, erzählt er Wunderdinge aus einem Gebiete, auf dem einmal ein tief in der Seele aufflammendes Licht die Verwirrung des obern bewußten Geiſtes, den frommen Betrug und die eigenſüchtige Lüge ſo nothwendig zu poſtuliren ſcheint, wie das phyſiſche Licht den Schatten. Aber die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus weiſen in der ganzen dämonologiſchen Geſchichte aller Völker auf einen gemeinſamen phyſiologiſchen Kern hin, der jedoch nach dem Stande unſeres jetzigen Wiſſens noch eine völlig unbekannte Größe iſt! Wohl drängt uns die Vernunft die Ueberzeugung auf, daß aus der Geſichte ſchauenden und orakelnden Seele nichts kommt, was nicht vorher in ihr war, ſey es als ihr älteres Eigenthum, oder eben erſt durch Rapport mit einer andern Menſchenſeele transfundirt.

in einen Kuß mit ihr zuſammenfällt. Allein das iſt, wie der erſte, ſo auch der letzte. Die Fürſtin verzeiht ihm und er wendet ſich ausſchließlich Klotilden zu. Einſt erblickt er ſie, wie ſie ihn von fern für ſein Wachsbild hält und lange weinend anblickt, während er, um ihr die Täuſchung nicht zu nehmen, ſteif ſtehen bleibt. Ein andermal ſchmelzen ihre Seelen zuſammen beim Anhören einer Harmonika. Einmal gehen ſie unter ihrem ſchmalen Sonnenſchirmchen zuſammen im Regen. Endlich erklärt er ihr ſeine Liebe. In Maienthal ſegnet der blinde Emanuel den Bund ihrer Herzen ein. „Zum Mitleiden genügt ein Menſch, zur Mitfreude gehört ein Engel“. — Aber Flamin, der noch nicht weiß, daß Klotilde ſeine Schweſter iſt, überraſcht ſie, wie Victor ſie küßt, und ſtürzt wüthend auf ſie los, von Matthieu aufgereizt. Es gibt eine wilde Scene. Inzwiſchen wird alles wieder ruhig. Victor wirbt um Klotilden und nimmt rührenden Abſchied von dem ſterbenden Emanuel, eine übertrieben empfindſame Scene, wozu ein gleichfalls blinder Zögling Emanuels, Julius, die Flöte ſpielt. Hier berauſcht ſich Jean Paul in der weichſten und wollüſtigſten Empfindſamkeit und läßt den Schwindſüchtigen im Blumenduft und an der Süßigkeit der Töne ſterben. Flamin iſt ſo toll, ſich mit dem alten Lebaut zu duelliren und ihn zu erſchießen. Warum ſagte dieſer nicht vorher, daß jener Klotildens Bruder ſey? Nun kommt wieder eine Neuigkeit, Victor ſey nicht des Lords Sohn, ſondern einfach Eymanns Sohn, der blinde Julius aber ſey des Lords Sohn und Klotilde des Lords Tochter. Flamin wird frei und Victor mit Klotilden glücklich verbunden.

Die ſatiriſchen Intermezzos ſind in dieſem Roman nicht häufig. Am artigſten iſt der Hofapotheker Zeuſel gezeichnet, bei dem Victor in der Stadt wohnt. Dieſer Zeuſel iſt ungeheuer eitel und dabei ſehr klein. Wie er für Victor, den neuen Leibarzt, mit dem alten in Ungnade gefallenen groben Doctor Kuhlpepper zankt und wie er ſeinen als Kellner dienenden Zwillingsbruder vornehm verleugnet, ſind ſehr ergötzliche Scenen.

„Des Rektor Florian Fälbels und ſeiner Primaner Reiſe nach dem Fichtelberg,“ 1795.

Der Rektor unternimmt ſeine Ferienreiſe mit 12 Schülern, die zu Fuß gehen, und ſeiner Tochter Cordula, die auf einem Cabriolet mitfährt und Proviant mit ſich führt. Der Zweck der Reiſe iſt, Erholung mit Belehrung zu verbinden. Jeder Tag hat ſeinen beſtimmten Unterricht. Einmal wird Feld gemeſſen und Mathematik getrieben, ein andermal natürliche Theologie und Gott in der ſchönen Natur bewundert (wozu natürlich Regenwetter und allerlei üble Umſtände kommen). In jedem Wirthshaus bekommt der geizige Rektor Händel, weil er aus eigenen Vorräthen zehrt und zu wenig zahlt. Einmal bekommt er Prügel, weil er bei einer Meſſung der Naſe eines ſchlafenden Fleiſchers zu nahe kommt. Einmal erregt er Mißfallen, indem er ſeine Schüler im Fluchen, jedoch nur lateiniſch, wetteifern läßt. An einem armen ungari-

ſchen Soldaten, der unterwegs erſchoſſen wird, tadelt er das ſchlechte Latein der letzten Rede vor dem Tode. Einem Wirth demonſtrirt er die Conſtruktion eines kleinen Rades vor, welches er am großen Spinnrade anbringen ſoll, um daran die Umſchwünge des großen zu meſſen und ſich zu verſichern, ob die Tochter fleißig geweſen. Die Tochter aber meint: das ſieht er ja am Garne. Auf den Berg kommen die Reiſenden nicht, weil ihnen Jean Paul mit der Nachricht entgegenkommt, das Wetter beſſere ſich nicht. — Nur eine Stelle in dieſer humoriſtiſchen Reiſebeſchreibung iſt ſentimental, betreffend den ſtillen Kummer der zurückgeſetzten und mißhandelten Cordula.

„Biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin", 1796. Unter der Rieſin iſt die Jungfrau Europa zu verſtehen. Man ſollte bei dieſem Titel wieder nichts als humoriſtiſche Excurſe erwarten, aber man wird durch einen förmlichen Roman überraſcht.

Die Italienerin Adolina folgt vom Grabe ihrer Eltern einer Freundin nach Schottland, wo der edle Lismore, der ſie ſchon in Italien geliebt hat, ſie wiederfindet und ſich unter höchſt empfindſamen Thränen mit ihr verlobt. Hier nehmen Jean Pauls hohe Menſchen aufs beſtimmteſte den Charakter der beiden Nationalitäten an, welche die meiſte romantiſche Anziehungskraft auf Jean Paul übten, auf Koſten ſeiner vaterländiſchen Gefühle.

„Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", 1796.

Der Armenadvokat Firmian Leibgeber hat ſeinen Namen mit ſeinem Buſenfreund und Ebenbild Siebenkäs getauſcht. Er lebt im Reichsmarktflecken Kuhſchnappel, den Armen dienend, deßhalb ſelber arm. Der Heimlicher St. Blaiſe, ein alter Verwandter, vorenthält ihm eine Erbſchaft. Sein ſarkaſtiſcher Freund Leibgeber aber zwingt den alten Geizhals durch ſeinen großen Hund, angſtvoll auf dem Stuhl ſitzen zu bleiben und ſilhouettirt ihn unter unaufhörlichen ſatiriſchen Injurien. Das iſt die einzige Rache, die ſie nehmen. Der Armenadvokat hat eben die hübſche Linette geheirathet, ein armes ungebildetes Mädchen, welches die geiſtige Unruhe ihres Mannes nicht begreift. Anfangs geht es ganz gut, bald aber wird Siebenkäs durch die Wirthſchaftlichkeit ſeiner Linette, durch das ewige Kehren mit dem Vorſtbeſen ꝛc. geſtört. Sie aber wird durch ihn tief gekränkt, da er anfängt, aus Noth die Möbeln zu verkaufen. Was er ganz leicht nimmt, iſt für ſie das Drückendſte. Was ſie ganz unbefangen thut, macht ihn toll. Linette weiſt zwar die Huldigungen eines parfumirten ſüßen Patriciers, Roſa von Meyern, ab, wird aber deſto unbewußter von dem Schulrath Stiefel bezaubert, dem Hausfreund, deſſen gemeſſenes und proſaiſches, langweilig ehrwürdiges Weſen zu dem ihrigen paßt. Dieſe Verhältniſſe ſind mit trefflichem Humor geſchildert, am ergötzlichſten die Noth und das Glück bei einer Kirmes, indem der bereits von Allem

entblößte Armenadvokat bei einem Vogelſchießen die erſten Gewinne trifft, während Linette ſich von dem ehrbaren Schulrath tröſten läßt. — Als Epiſoden werden hier zwei Traumbilder eingeſchoben: Rede des todten Chriſtus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott ſey, eine Ausgeburt humoriſtiſcher Verzweiflung, die ein ſentimentales Gewand annimmt; und: ein Traum im Traum, eine ſentimentale Apotheoſe der Mutterliebe. — Siebenkäs reißt ſich endlich einmal von der Trübſal ſeiner Häuslichkeit los, beſucht ſeinen Leibgeber und macht die Bekanntſchaft der geiſtreichen und hochgebildeten Engländerin Natalie. Da gibt ihm Leibgeber den Rath, den er befolgt. Er kehrt heim, ſtellt ſich, als rühre ihn der Schlag, ſtirbt zum Schein und läßt einen leeren Sarg begraben, während er ſelbſt Leibgebers Stelle als Inſpector in Vaduz annimmt und Natalien, die über ſeinen Tod getrauert, plötzlich überraſcht und heirathet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unterdeß auch Stiefel die verwittwete Linette geehelicht hat und ſehr glücklich mit ihr lebt. Das iſt der einzige Roman Jean Pauls, gegen deſſen Sittlichkeit viel einzuwenden wäre.

„Leben des Quintus Firlein", 1796. Ein etwas potenzirtes Schulmeiſterlein Wuz, aber eben ſo meiſterhaft geſchildert.

Firlein iſt Quintus einer Stadtſchule und wird zu einer Landpfarrei befördert, wodurch es ihm möglich iſt, ein blutarmes adeliges Fräulein, die beſcheidene Thienette, zu heirathen. Es iſt eine köſtliche Figur dieſer gute, immer fröhliche, fleißige Menſch. Wie er die Ferien benützt, um zu ſeiner armen alten Mutter aufs Land zu reiſen, und wie er in deren ärmlichen aber ſaubern Häuslichkeit das Fräulein ſieht, ihr ſeine Liebeserklärung macht ꝛc. und endlich mit ihr auf der Pfarrei aufzieht, gehört zu dem Anmuthigſten, was Jean Paul je gedichtet hat.

Als Anhängſel des Quintus Firlein drei merkwürdige poetiſche Traumgeſichte.

Die Mondfinſterniß. Auf dem dunkeln Monde zittern die noch ungebornen Seelen, die zur Erde kommen ſollen, vor einer Rieſenſchlange, die ſich von der Erde gegen ſie aufbäumt, ſie werden aber durch einen ſchönen Jüngling, den Genius der Religion, geſchützt. Ein Bild von ſehr ſchwacher Erfindung, aber vortrefflich ausgeführt. — Der Tod eines Engels. Ein Extrem von Zartheit, wie ſterbender Flötenton und verzitterndes Mondlicht. — Der Mond. Die Seelen kehren von der Erde wieder zum Monde zurück. Ein Kind iſt den Eltern vorangegangen, der Vater Eugenius folgt ihm nach und winkt nun der ſterbenden Mutter, das Kind an der Hand, aus dem Monde zu.

„Das Kampaner Thal oder über die Unſterblichkeit der Seele", 1797.

In dem bekannten reizenden Pyrenäenthale kommen befreundete Menſchen

zuſammen, unter andern Victor aus dem Heſperus, und unterhalten ſich inmitten dieſes irdiſchen Paradieſes über die Fortdauer der Seele. Einer bezweifelt ſie, gibt aber am Ende nicht den Verſtandes-, ſondern Gefühlsgründen der andern nach. Hier überläßt ſich Jean Paul allen Wonnen ſeiner ſanfteſten Gefühle, ſo daß er ſogar den Blumen eine Seele und Seelenfortdauer zuſchreibt und ein künftiges ungeſtörtes Paradies. Uebrigens durchzieht das Ganze ein hoher ſittlicher Ernſt. Der Hauptbeweis für die Unſterblichkeit liegt dem Dichter in dem Daſeyn der Tugend, Wahrheit und Schönheit. Dieſer auf Erden ſo deutlich vernehmliche Dreiklang ſetzt nothwendig die Muſik höherer Sphären voraus, aus denen ſie zu uns geflogen. — Als humoriſtiſcher Anhang die Erklärung der Holzſchnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. — Unter dem Titel Selina erſchien eine unvollendete, aber in zahlreichen Bruchſtücken erhaltene Fortſetzung des Kampanerthals, worin abermals alle Fragen über Unſterblichkeit durchgeſprochen werden. Sie enthält ſehr ſchöne Gedanken, aber zu ſehr mit Bekanntem gemiſcht. Hier hätte Jean Paul nicht philoſophiren, ſondern einzig Dichter ſeyn und nur Neues geben ſollen.

„Der Jubelſenior", von 1797. Eine Idylle,

die Jubelfeier eines Schulſeniors und ſeiner alten treuen Ehehälfte ſchildernd; aber ſo überladen mit humoriſtiſchen Ausſchweifungen, daß ſich die eigentliche Erzählung darunter faſt ganz verliert.

Palingeneſien, 1798. Auch unter dem Titel Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg.

Nichts als humoriſtiſche Digreſſionen, unter denen der dünne hiſtoriſche Faden, durch den ſie zuſammenhängen, kaum mehr bemerkt wird.

Jean Pauls Briefe und bevorſtehender Lebenslauf, 1799. Desgleichen Jean Pauls Freiheitsbüchlein oder deſſen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha, deſſen Briefwechſel mit ihm und die Abhandlung über die Preßfreiheit.

Aus Anlaß eines Verbotes, das von der Cenſur der Univerſität Jena ausgegangen war, weil ihr die Dedication nicht discret und conventionell genug vorkam. Viel Lärm um nichts.

Der „Titan" von 1800 iſt Jean Pauls Meiſterwerk. Hier hat er den „hohen Menſchen" vollendet. Es iſt wieder der Victor des Heſperus, aber um Vieles erhabener.

Albano, der junge ſpaniſche Graf von Cesara, in Deutſchland auf dem Lande erzogen, fährt mit ſeinem humoriſtiſchen Geſellſchafter, dem Bibliothekar Schoppe, und mit dem griechiſchen Baumeiſter Dian über den Lago maggiore

nach der zauberiſchen Inſel Isola bella, um daſelbſt zum erſtenmal ſeinen Vater, Don Gaſpard, Ritter des goldenen Vließes, wiederzuſehen. Um die volle Wonne der ſchönen Ausſicht zu genießen, verbindet er ſich die Augen und macht die Binde nicht eher los, als bis er auf der hohen Terraſſe der Inſel ſteht. Die Naturſchilderung iſt um ſo bewundernswürdiger, als Jean Paul nie in Italien war. Der feurige Sohn findet einen kalten, wenn auch ſorglichen Vater, der ihm einen neuen Hofmeiſter, den Lector Auguſti, einen glatten und kühlen Weltmann zuführt, mit welchem er die Univerſität und den kleinen Hof in Peſtiz beziehen ſoll. Das iſt die Hauptſtadt des kleinen Fürſtenthums Hohenflies, in welchem Albano bisher auf dem Lande zu Blumenbühl bei dem Landſchaftsdirector von Wehrfritz erzogen worden iſt, deſſen treffliche Gattin Albine und deſſen gutmüthige Tochter Rabette Mutter- und Schweſterſtelle bei ihm vertreten hatten. Es war ihm nie erlaubt, zur Stadt zu kommen. Aber er hatte oft von der lieblichen Liane, Tochter des Miniſters von Froulay, und ihrem genialen Bruder Roquayrol reden hören. Als er nun endlich in die Reſidenz kommt, wo er bei dem arroganten Leibarzt Dr. Spher ein Quartier nimmt, was zu ſehr komiſchen Nebenpartien Anlaß gibt, hört er mehr von der ſchönen Liane. Eben iſt der alte gute Fürſt, der einmal den Knaben Albano im Walde geſegnet hatte, geſtorben und Dr. Spher hat ihn ſecirt und ſein Herz nach fürſtlicher Sitte in eine beſondere Kapſel gethan. Als Roquayrol über die Bruſt ohne Herz ſarkaſtiſche Bemerkungen macht, entſetzt ſich die ſanfte Liane ſo ſehr, daß ſie, da ohnehin eine heftige Migraine bei ihr im Beginn iſt, plötzlich erblindet. Um ihre Augen zu heilen, verordnet der Doctor Waſſerſtaubbäder. Sie ſtellt ſich alſo in einem Waſſerhäuschen dem feinen Geſtäube der Springbrunnen blos, und Albano ſchleicht ſich in den Garten, um ſie zum erſtenmal näher ſehen zu können. Ihre Engelsſchönheit im Mondlicht übertrifft alle ſeine Erwartungen. Sie gewinnt die Sehkraft wieder. Beide lernen ſich lieben, aber ſie trägt den Todeskeim im zarten Buſen, und verlangt von ihm, er ſolle nach ihrem Tode die wunderſchöne Gräfin Linda de Rameiro, ſeine ſpaniſche Landsmännin lieben und heirathen, dieſelbe, die ihm ſchon auf Iſola bella durch einen taſchenſpieleriſchen Geiſterſpuck als die ihm beſtimmte Braut verheißen war. Albano wird noch einmal durch Geiſterſpuck an Linda erinnert, in welche zugleich Roquayrol und Schoppe verliebt ſind. Linda war in ihrer Jugend einmal in Peſtiz. Roquayrol liebte ſie ſchon als Kind. Albano geſteht dieſem, daß er deſſen Schweſter Liane liebe, und tritt ihm ſogleich gerne die unbekannte Linda ab. Da wird Roquayrols Freundſchaft noch feuriger und er hilft ihm nach Kräften, macht ſich daneben aber das Vergnügen, die unſchuldige Rabette ein wenig zu verführen. Inzwiſchen wird das geheime Treiben der Liebenden verrathen und der Miniſter ſpeit Feuer und Flammen. Liane bleibt ſtandhaft, bis ſie zu dem „guten Vater“, dem frommen Bußprediger Spener, geſchickt wird. Dieſer ehrwürdige Greis beweiſt ihr, ſie dürfe Albano nicht heirathen und müſſe ihm entſagen, und ſie

muß einen heiligen Eid ſchwören, es nie zu verrathen. Dieſen Eid hält ſie, nimmt noch einen rührenden Abſchied von Albano und — ſtirbt. Albano fällt aus Gram in ein Fieber, dem er hätte unterliegen müſſen, wenn nicht die Prinzeſſin Idoine, die viel Aehnlichkeit mit Liane hatte, ihn durch ihr Erſcheinen getröſtet hätte. Dieſe Idoine war eine Tochter des benachbarten Fürſten von Haarhaar und bewohnte ein idylliſches Dorf, wo ſie ein Ideal von Menſchenglück verwirklichte. — Ihre Schweſter Iſabelle muß inzwiſchen den jungen Erbfürſten von Hohenflies, Luigi, heirathen, einen entnervten, dem Tode entgegenſiechenden Menſchen. Daher Iſabelle ſich nicht befriedigt fühlt und ihre Augen auf den ſchönen, wiedergeneſenden Albano wirft. Sie reiſen zuſammen mit Don Gaſpard nach Italien. In ſeiner Unſchuld verſteht er Iſabelle nicht und verletzt ihren Stolz aufs höchſte, ſo daß er ſich von ihr trennen muß. Er muß nach Neapel. Auf der Inſel Iſchia trifft er zum erſtenmal mit Linda, der ſo oft ihm Verheißenen, zuſammen, und findet ſie wirklich ſo amazonenhaft ſchön und geiſtreich, daß er Lianens letzten Willen erfüllen und Linda lieben zu müſſen glaubt. — Sie kommen nach Peſtiz zurück. Hier findet Albano ſeinen geliebten Schoppe im Narrenhauſe und muß ihn endlich ſterben ſehen. Hier iſt das Tragiſche des Humors auf eine ſolche Höhe getrieben, daß man erſtaunt, ihn gleich darauf auf eine noch höhere getrieben zu ſehen in Roquayrols Trauerſpiel. Roquayrol nämlich liebt Linda noch immer zum Sterben und muß ſie in Albano's Armen ſehen. Da treibt ihn Iſabelle, die ihn zum Buhler angenommen, aus Rache an, die Aehnlichkeit, welche ſeine Stimme mit Albano's Stimme hat, und Linda's abendliche Blindheit zu benutzen, um ſie, als ſey es Albano, im Garten zu verführen. Linda, voll Hingebung gegen Albano, glaubt ihn zu umfaſſen und wird von Roquayrol entehrt. Der Böſewicht führt aber gleich darauf das lange ſchon von ihm angekündigte Trauerſpiel auf, in welchem er in der Rolle des Selbſtmörders ſich wirklich todt ſchießt.

Linda muß, als ſie die Verwechslung entdeckt, auf ewig fliehen. So hart wird ihre frühere Männerverachtung und der Ehrgeiz ihres Vaters beſtraft. Denn nun erſt erfahren wir, ſie iſt Don Gaſpards Tochter und von ihm ſind die geiſterhaften Gaukeleien ausgegangen, durch die Albano dahin gebracht werden ſollte, ſie zu heirathen. Albano ſelbſt aber iſt der Bruder Luigis, der rechtmäßige Thronerbe von Hohenflies. Sein ehrwürdiger alter Vater, der verſtorbene Fürſt und deſſen Gemahlin hatten ihn abſichtlich entfernt und ländlich erziehen laſſen, um ihm die Kräfte und Tugenden zu retten, welche Luigi ſchon frühzeitig durch die gewöhnliche Prinzenerziehung und durch die Argliſt des Haarhaar'ſchen Hofes, der den Hohenflieſiſchen beerben wollte, eingeleitet hatte. Nun geſtaltet es ſich ſo, daß der Erbprinz von Haarhaar ebenfalls entnervt war und ſtarb und daß auch ſein Erbe mit der Hand der edlen Idoine unſerem glücklichen Albano, ſo wie das Erbe von Hohenflies zufallen mußte.

Die komiſchen Anhänge zum Titan enthalten 1) Das Peſtizer Realblatt voll unabhängiger humoriſtiſcher Digreſſionen.

2) Die clavis Fichtiana, Excurſe über die Fichte'ſche Philoſophie.

3) Giannozzo's Seebuch.

Giannozzo iſt der Seelenbruder Schoppe's, voll von Sarkasmen über die Gemeinheit, Dummheit und Schwäche der Menſchen faſt mehr noch als über ihre Laſter. Ueber die Laſter kann man ſich wenigſtens erzürnen, über jene nur ärgern. Dieſem bittern Aerger überläßt ſich Giannozzo ſo recht con amore, indem er auf ſeinem Luftſchiff über die Millionen Philiſter und Schwachköpfe hinüberfährt. Reflexionen dieſer Art nehmen den größten Theil ſeines Tagebuches ein. Dazwiſchen aber finden ſich auch artige Abentheuer. So landet Giannozzo im kleinen Fürſtenthum Vierreuter und läßt an der Hoftafel des Abends heimlich ein Paar lebendige Fledermäuſe los, die er mitgebracht hat. Dann beſchreibt er den Tumult, das Geſchrei der Damen, die Tapferkeit der Hofleute und Ritter, die mit gezogenem Degen die Fledermäuſe verfolgen, unter welchem Spektakel er ſelbſt unvermerkt wieder in die Luft aufſteigt. Ein andermal läßt er ſich in Mülanz nieder, um den Cenſor Fahland, den er im Mondſchein mit einer Dame verdächtige Wege gehen ſieht, in einer Rotunde zu erſchrecken. Sein Schiff bleibt aber oben in der Oeffnung ſtecken und er muß ſich begnügen, dem fliehenden Paare ſeine Sarkasmen nachzuſchleudern. Sehr witzig iſt Giannozzo's „flüchtiger Plan zu einem Jubiläum des Nürnberger Galgens", desgleichen bei einer Leſung des Blorberges die „Vorrede des Teufels zum Brockenbuche". Einmal wird Giannozzo ſehr gerührt, als er nämlich über Italien fliegt und einer reizenden Dame Liebesbote wird. Einmal wird er gefangen, entflieht aber während eines Ungewitters. Ueber der kleinen Feſtung Blaſenſtein ſchwebend fordert er ſie ſpöttiſch zur Uebergabe auf. Endlich fährt er einer Gewitterwolke entgegen, ſchildert noch den wilden Reiz des Schrecklichen, das ihn umgibt, und wird vom Blitz erſchlagen. Die herabgeſtürzte Leiche findet ſein Freund Leibgeber.

„Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer", 1801.

Der Conſiſtorialrath Pereſtr hat eine gewiſſe Minette verführt und ſitzen laſſen. Sie weiß ſich zu helfen, neckt einen Berggeſchworenen, den kurzſtämmigen Herrn Tortupal, ſie werde ihn in den April ſchicken und bekommt ihn richtig zum Manne. Unter ſeiner Firma nun wird ſie Mutter einer gewiſſen Kora, deren wahren Vater, den Conſiſtorialrath ſie nun dadurch quält, daß ſie der Tochter eine ihm im höchſten Grade widerwärtige Erziehung gibt. Der Conſiſtorialrath bekommt in rechtmäßiger Ehe einen Sohn, Wolfgang, der im Kriege einen Arm verliert und nach ſeiner Heimkehr ſich innig in Kora verliebt. Da muß endlich der Conſiſtorialrath, ſo ſchwer es ihm wird, dem Sohn ſeine Jugendſunde eingeſtehen, um zu verhindern, daß der Bruder nicht die

Schweſter heirathe. Ein aus dem Leben gegriffener Stoff. Die Qualen des ſündigen Vaters ſind ſehr gut beſchrieben.

„Die wunderbare Geſellſchaft in der Neujahrsnacht.“ Im 39. Theil der geſammten Werke dem heimlichen Klagelied angehängt.

Eine Viſion in der Neujahrsnacht des neuen Jahrhunderts, 1800. Das Pikanteſte darin iſt die Vorahnung des letzten Menſchen, der einſt allein am Ende aller Jahrhunderte noch übrig ſeyn wird.

Die „Flegeljahre“ von 1804 ſind wieder eines von Jean Pauls Meiſterwerken.

In der kleinen Reſidenz Haslau wird das Teſtament des kinderlos verſtorbenen Herrn van der Kabel eröffnet. Sieben weitläufige Verwandte ſind geladen. Derjenige unter ihnen ſoll ſein Haus in der Stadt erben, der binnen einer halben Stunde die erſten Thränen über ihn weinen könne. Köſtliche Schilderung der Erben, wie ſie ſich abquälen, bis endlich der arme Frühprediger Flachs, der es wirklich am Nöthigſten hatte, die nöthigen Waſſertropfen im Augenwinkel auftreibt. Weiterhin ſetzt das Teſtament den Gottwalt Harniſch zum Univerſalerben ein, einen unbedeutenden Jüngling vom Lande, den er zufällig kennen gelernt als das offenſte, liebenswürdigſte Gemüth. Aber das Teſtament ſchreibt ihm komiſche Klauſeln vor, die den Zweck haben, den jungen Menſchen mehr ans praktiſche Leben zu gewöhnen. Eine Klauſel verlangt, es ſoll ein Schriftſteller geſucht werden, der das Benehmen der Erben niederzuſchreiben habe und dem für jedes Capitel eine Nummer aus van der Kabels Naturalienkabinet verabfolgt werden ſoll. Der Schriftſteller iſt nun Jean Paul und jedes Capitel hat die Ueberſchrift einer Naturalie. Die letzte Klauſel verlangt, Walt ſoll Pfarrer werden, wo möglich in Schweden. Dabei eine Beſchreibung der Glückſeligkeit eines ſchwediſchen Pfarrers an einem der längſten Tage, an dem die Sonne kaum untergeht.

Der glückliche Erbe weiß noch nichts, aber ſein Zwillingsbruder Walt (quod deus vult), der ſchon ſeit Jahren davongelaufen und ein berühmter Flötenſpieler geworden iſt, hat es in der Stadt erfahren, iſt der Nachricht vorausgeeilt und ſieht in ſpäter Dämmerung von einem Baume herab, von wo aus er ins nahe Fenſter ſehen kann, dem Abendgeſpräche der geliebten Familie und dem neidiſchen Hofſiscal Knoll (einem der zurückgeſetzten Miterben) zu, der gekommen iſt, den jungen Walt als künftigen Notar zu examiniren und zu legitimiren und erſt hintendrein wie beiläufig des Teſtaments erwähnt. — Walt begibt ſich nach Haslau, um hier als Notar zu prakticiren und die verſchiedenen kleinen Proben des Teſtaments zu beſtehen. Im Nankinkleide auf einem alten ſteifen Schimmel reitend ſpielt er eine tragikomiſche Figur, wobei ſein Bruder Walt, der ihm unerkannt nachfolgt, ihn bald auslacht, bald ihm hilft. Walt hat durch ſeine Liebenswürdigkeit auch auf den welterfahrenen

Bruder denſelben Zauber geübt, wie auf den alten Kabel. Vult beſchließt daher, ſich des Bruders anzunehmen, um ihm durch die Fußangeln der Teſtamentsklauſeln möglichſt durchzuhelfen. Er gibt ſich ihm zu erkennen, worüber Walt ganz ſelig iſt. Doch wird er von des Bruders Schärfe und humoriſtiſcher Härte hin und wieder abgeſtoßen.

Die größte Albernheit, die dem armen Walt paſſirt, iſt ſeine poetiſche Liebe zu dem ſtolzen Grafen Clotar. In dieſem glaubt er das Ideal aller männlichen Hoheit zu erblicken und ſucht ihm nahe zu kommen, findet aber, wie ihm Vult vorausgeſagt, einen kalten Egoiſten. Als ihm Walt einmal in der Seligkeit der unerwiederten Freundſchaft im Garten nachläuft, geht der Graf in eine Pyramide, die ein maskirter Abtritt iſt. Faſt noch derber iſt die Entzauberung, als Walt ſich als Edelmann verkleidet, durch ſeinen Bruder beim Grafen einführen läßt, ihn ſehr artig findet, ſich ihm daher entdeckt und nun plötzlich von ihm per Er angeredet und auf's gröbſte behandelt wird. Minder gewaltſam ſtößt der gute Walt überall gegen das praktiſche Leben an. Aber er begeht nichts Lächerliches, was nicht zugleich das Liebevolle und Poetiſche ſeines Weſens darlegte. Deßhalb iſt er auch in der Liebe glücklich. Als Kind an den Blattern ſchwer erkrankt und vorübergehend erblindet, war er durch die kleine Tochter des Gutsherrn General von Zabloki getröſtet worden, die ihn an einem Aurikelſtrauße hatte riechen laſſen. Dieſer Duft blieb ihm ſeitdem unvergeßlich. Er hatte die Generalstochter, Wina heißt ſie, ſeitdem nicht wieder geſehen. Jetzt erfährt er, ſie ſey die Braut Clotars. Er iſt ſo uneigennützig, daß er's tief bedauert, als die Heirath rückgängig wird. Er ſieht Wina zum erſtenmal in einem himmelblauen Kleide, Perlen im dunkeln Haar bei ſeines Bruders Flötenconcert (humoriſtiſche Epiſode beim Concert: die Schlacht unter den Inſtrumentiſten) und wird von tiefſter Liebe ergriffen. Er hat das Glück, ſie öfter zu ſehen, indem ihr Vater ſich von ihm franzöſiſche Briefe erotiſchen Inhalts abſchreiben läßt. Wina ſieht einmal Vult, hält ihn wirklich für blind und führt ihn. Nun wird auch er ſterblich in ſie verliebt. Walt hört Wina das Lied von Salis „nur ein Hüttchen ſtill und ländlich" ſingen, ein Beweis, daß ſie nicht hoch ſtrebt. General und Tochter reiſen ins Bad. Walt reist — auch, trifft mit ihnen zuſammen, wird über Erwarten gut aufgenommen und empfängt unter einem Waſſerfall den erſten Blick der Liebe von Wina. Seine Liebenswürdigkeit rührt ſie, ſeine Dichtergabe flößt ihr Achtung für ihn ein. Noch iſt er ſo unſchuldig, daß er nicht mehr wagt als poetiſch zu träumen, was er glaubt, das Wina träumen könne. Dieſer Traum von Wina's Traum iſt nicht ſehr zart. Sie bittet ihn, ihrer Freundin Raphaele Neupeter eine kleine Freude zu machen an ihrem Geburtstag. Walt dichtet den Wunſch, Wina ſingt, Vult ſpielt die Flöte dazu. In der heitern Mondnacht fahren ſie auf dem Eiſe Schlittſchuh. Endlich wird Vult überzeugt, Wina liebe nicht ihn, ſondern Walt, wird ein wenig kalt und geht in die weite Welt. Hier bricht der Roman ab.

Der Hauptreiz der Flegeljahre iſt die unübertreffliche Schilderung einer unverdorbenen deutſchen Jünglingsnatur.

Das deutſche Seitenſtück zu Rouſſeau's Emil iſt die Levana von 1807, eben ſo rein menſchlich, empfindſam und freiſinnig, aber weit tiefer in die Seelenſphäre der Kinder eindringend. An dieſem Meiſterwerk iſt nur eins auszuſetzen, daß es nämlich ganz unmöglich iſt, den gemeinen Vätern und Schulmeiſtern die Feinheit der Empfindung und geiſtige Capacität beizubringen, welche dazu gehört, um Jean Pauls Winke zu verſtehen und ſeinen Vorſchriften nachleben zu können.

Nun folgen einige mehr wiſſenſchaftliche Arbeiten, die „Vorſchule der Aeſthetik", 1804. Ein Buch voll der feinſten und wahrſten Bemerkungen, voll genialer und witziger Gedanken, worin aber doch das richtige Gefühl und der Mutterwitz mehr walten, als irgend welches Syſtem. Unter allen Schriften Jean Pauls, die keine Romane ſind, iſt dieſe eben ſo vorzugsweiſe die reichſte und beſte, wie unter den Romanen der Titan. — Daran reiht ſich die „kleine Bücherſchau", 1825, geſammelte Vorreden und Rezenſionen, z. B. über Hoffmanns Phantaſieſtücke, über Deutſchland und die Corinna von Frau von Staël (echt deutſch und männlich der Franzöſin und dem Weibe gegenüber).

Ein ganzes Buch ſchrieb Jean Paul „über die deutſchen Doppelwörter" 1820, worin er mit unendlicher Zähigkeit und Weitſchweifigkeit das Weglaſſen des s in Doppelwörtern verficht. Seitdem ſchrieb er ſich auch nicht mehr Legationsrath, ſondern Legationrath, und feierte keinen Geburtstag mehr, ſondern nur noch einen Geburttag. Durch dieſe Bizarrerie ſind alle ſpätern Auflagen ſeiner Werke entſtellt.

„Des Feldprediger Schmelzle Reiſe nach Flötz" von 1807 iſt wieder eine anmuthige Idylle.

In dieſer humoriſtiſchen Reiſebeſchreibung charakteriſirt ſich Schmelzle als ein ausgemachter Haſenfuß, ſucht es aber durch ſeine Selbſttäuſchung zu bemänteln. Am ergötzlichſten iſt ſein Paratonnerre, ein auf einem Regenſchirm angebrachter Blitzableiter; ſeine Angſt vor einer Hure, die ihn fälſchlich als Vater eines Kindes angeben könne; ſeine Noth, als er eine Tafel vor ſich ſieht, auf der vor umhergelegten Selbſtſchüſſen gewarnt wird; ſeine Furcht, der Barbier könne toll ſeyn ꝛc. Er ſucht bei einem General um eine beſſere Anſtellung an, dieſer aber weiſt ihn ab, weil er einmal aus einer Schlacht davon gelaufen ſey. Vergebens beweiſt Schmelzle, daß er aus Furcht gar nicht einmal bei der Schlacht anweſend geweſen ſey, alſo auch nicht aus ihr

Aber das ist eben die Frage: was in der instinktiven Seele ist? ob und wie sie, unabhängig von den nothwendigen Anschauungsformen des Geistes in Raum und Zeit, mit den Qualitäten der Dinge an sich in Rapport steht, und welche absolute Bedeutung zu Grunde liegt, wenn sie, krankhaft aufgeregt, in das Bewußtseyn heraufreicht oder dieses zu sich hinabzieht, und ihre mehr oder weniger deutlichen unsinnlichen Wahrnehmungen einmal nach den nothwendigen Gesetzen des in die Sinnlichkeit getauchten Geistes überhaupt, und dann nach den Begriffen und der ganzen Konstitution des individuellen Geistes, in zweideutige Bilder und stammelnde Worte faßt?

Man übersieht ungefähr auf Einen Blick, wie die ursprünglichen instinktiven Regungen der Seele, herüberspielend in den so oder anders konstituirten Geist der Völker, die jedesmaligen Begriffe vom Uebersinnlichen bestimmen, und wie umgekehrt diese Begriffe, einmal fixirt, den unwillkührlichen oder erzwungenen Visionen die Gestalt und ihren Aussprüchen den Styl leihen. Man begreift im Großen, wie diese Wechselwirkung die Religionen auf der Erde von jeher zu so seltsam verworrenen, dramatischen Zauberstücken machen mußte. Wenn man aber jetzt der Wissenschaft die Aufgabe stellt, jenen, allen Erscheinungen zu Grunde liegenden [illegible]siologischen Kern zu fassen, so ergibt sich noch eine ganz andere Schwierigkeit, als gewöhnlich, durch welche das bisherige Schicksal des thierischen Magnetismus in der Wissenschaft sehr begreiflich wird. Das eigentliche Organ für Wahrnehmungen in dieser räthselhaften Sphäre scheint sich nämlich nur in dem Beobachter zu entwickeln, der sich vom Zug zum Uebersinnlichen, welcher der gemeinschaftliche Charakter dieser Verrückungen der Seele ist, sympathetisch ergreifen läßt. Solche Männer werden in ihren Behauptungen und Theorien nur zu leicht selbst pathologische Erscheinungen, und statt Richter im großen Prozeß nur Urkunden in demselben. Die Skepsis dagegen, welche dem Trug, der willkührlichen und unwillkührlichen Täuschung ein viel zu großes Feld einräumt, entfernt sich ebensoweit vom physiologischen Mittelpunkt der Erscheinungen, auf den Alles ankommt; und derjenige, der den Mittelweg einschlagen möchte, kommt nicht von der Stelle, eben weil es vielleicht nach der Verfassung des menschlichen Geistes keinen Mittelweg gibt.

hätte können weglaufen. Ueber Nacht im Wirthshaus wird ihm die Bettdecke weggezogen und er badet im Angstschweiß, bis seine ihm nachgereiste lustige Gattin und ihr Schwager, ein derber Dragoner, der sich einen Spaß mit ihm gemacht, ihn aus seinem Irrthum reißen. — Die angehängte Beichte des Teufels bei einem großen Staatsbeamten ist forcirt. Auch in Schmelzle selbst ist manches zu sehr studirt und erkünstelt.

Doch ist es sehr merkwürdig, daß den Dichter gerade in den Unglücksjahren der französischen Ueberwältigung die Laune beschlich, die Feigheit zu persifliren, besonders in Bezug auf das nachfolgende Buch, „Dämmerungen für Deutschland" von 1809, worin ein patriotisches Herz schlägt.

In demselben Jahre erschien: „Dr. Katzenbergers Badereise". Unter den Dichtungen Jean Pauls, worin Witz und Humor über der Empfindsamkeit vorherrschen, die klassischste. Hier ist alles gesund gefühlt und wahr.

Dr. Katzenberger ist ein grober Arzt, der sich nicht nur vor keiner Gemeinheit scheut, sondern sie geflissentlich begeht und sich vor Niemand genirt, aus einem gewissen Zunftcynismus. Er schwärmt hauptsächlich für Mißgeburten und ist ihm nie wohler, als wenn er in ekelhaften medicinischen Materien wühlen kann. Er sucht, in der Hoffnung, ihm die Reisekosten aufzuladen, einen Mitreisenden nach dem Bade Maulbronn, wo er seinen Rezensenten durchprügeln will. Da meldet sich ein Herr von Nieß, der unter dem Namen Theudobach rührende Theaterstücke geschrieben und damit unbekannter Weise Katzenbergers feurige Tochter Theoda bezaubert hatte. Nieß gibt sich nun für einen Freund des berühmten Theudobach aus, aber je mehr sie diesen bewundert, desto weniger macht sie aus dem anwesenden Nieß. Katzenberger läßt das mitreisende junge Pärchen machen und ärgert alle Welt unterwegs durch seinen Cynismus. So verschlingt er Maikäfer und Spinnen, theilt einen Pfefferkuchen, den er der Gesundheit wegen auf bloßem Leibe getragen, Kindern aus, übersetzt jede Regung der Seele in eine des Körpers ꝛc. In einem kleinen Städtchen wird ihm die Mißgeburt eines achtfüßigen Hasen zum Kauf angeboten. Er gibt ein zu leicht wiegendes Goldstück dafür, läßt es deßhalb auf eine kleine Prügelei (im Apothekerladen) ankommen und zieht mit seiner Beute triumphirend ab, da er die Gegner durch einen in seinem Spazierstock verborgnen Giftpfeil schreckt. — Unter den Abentheuern unterwegs ist auch gut erzählt, wie ein Schwimmer, der öffentlich seine Kunst sehen lassen, von einem zufällig anwesenden Halloren, der ihm ins Wasser nachspringt, aus Kunstneid durchgeprügelt wird. — Am meisten Humor herrscht jedoch in Katzenbergers Tischreden vor, die darauf berechnet sind, den Mitessenden Ekel zu erregen und

doch ſo fein gewendet, daß der Leſer nur lachen kann. In dieſen Tiſchreden fließt denn auch der verbiſſene Grimm gegen den Rezenſenten ein. Dieſer, der Brunnenarzt Dr. Strykius, iſt zugegen und hört alles mit an, wird aber von dem abgeſeimten Katzenberger lange in Ungewißheit zappeln gelaſſen, und überbietet ſich in Artigkeit gegen ihn. — Rieß gibt ein Declamatorium und berauſcht ſich in der Befriedigung ſeiner Eitelkeit. Am Schluß bekennt er, daß er ſelbſt der berühmte Theudobach ſey, deſſen Verſe er ſo eben vorgetragen. Nun iſt aber eben ein wirklicher und leibhaftiger Hauptmann von Theudobach zufällig in den Saal getreten, bildet ſich ein, jener poetiſche Schwächling bediene ſich ſeines Namens und ſagt ihm ganz trocken, er ſey der wahre Theudobach. Rieß vertheidigt ſeinen Autornamen, aber Theoda drängt ſich dazwiſchen mit Entrüſtung und behauptet, nur der Hauptmann könne der wahre Theudobach ſeyn, nur er entſpreche dem Ideal, das ſie ſich von ihm gemacht habe. Als ſie nachher ihren Irrthum erkennt, iſt ſie ſehr beſchämt, aber den Hauptmann intereſſirt das ſchöne Mädchen und ihre Herzen finden ſich. — Katzenberger beißt durch cyniſche Reden die letzten beiden Fräulein von der Abendgeſellſchaft hinweg und ſetzt ſich dann mit Strykius zum Trinken hin, indem er vorgibt ſich betrunken machen zu wollen, um an ſeinem eigenen Zuſtand mediciniſche Beobachtungen anzuſtellen. Er macht Strykius ganz ſicher, der ihn am Ende mit nach Hauſe nimmt. Hier aber, in tiefer Nacht, zieht Katzenberger plötzlich ein Piſtol hervor und zwingt ſeinen Gegner, eine in der Zeitung abzudruckende ſchmähliche Abbitte nicht nur zu unterzeichnen, ſondern auch auswendig zu lernen. Dann will er ihm ein Glied zerbrechen, läßt es ſich aber ablaufen durch das Skelett einer Hand mit ſechs Fingern, und begnügt ſich, den Rezenſenten blos derb auf die Hand zu ſchlagen. Dann reist er entzückt mit ſeinen zwei Trophäen, dem Haſen und der Hand, heim und findet am Bett einer befreundeten Wöchnerin ſeine Tochter und den Hauptmann, den er als Eidam annimmt, als er erfährt, derſelbe ſey reich und habe auf ſeinen Gütern eine Höhle voll urweltlicher Knochen.

In den Anhängen: eine Empfehlung von Hebels alemanniſchen Gedichten, Dr. Fenks Leichenrede auf den Magen eines Fürſten, über den Tod nach dem Tode (höchſt ſentimental, der Tod im Himmel oder Paradieſe, der Tod am Ende des zweiten Lebens). Die Kunſt einzuſchlafen; das Glück, auf dem linken Ohr taub zu ſeyn; die Vernichtung, eine Viſion (apokalyptiſch, aber nicht ſo einfach ſchauerlich wie Byrons Nacht). Ein warmes Andenken an die edle Charlotte Corday und mehrere Digreſſionen und Aphorismen.

„Leben Fibels", des Verfaſſers der Bienrodiſchen Fibel, 1812. Eine Idylle wie die von Firlein und Wutz.

Gotthelf Fibel iſt der Sohn eines armen Vogelſtellers und wächst in wilder Unſchuld auf. Da empfängt einmal der Pfarrer einen Beſuch von ſeinem Bruder, dem Rector, und Gotthelf muß ihm einen redenden Staar überbrin-

gen, bei welchem Anlaß er die gelehrten Herren von dem Bedürfnisse eines beſſeren ABCbuchs reden hört. Der pedantiſche Rector holt von Gotthelfs Kopf eine Laus und zeigt ſie unter dem Mikroskop, um an ihr die Größe Gottes in der Natur bewundern zu laſſen. Zum Spaß ſchenkt der Rector ihm auch eine Matrikel, in die der junge Fibel auch ſeinen Namen eintragen darf; der Rector ſelbſt unterſchreibt aber nicht. Seitdem heißt Fibel nur der Student und iſt mit dieſem Titel überglücklich. Drolla, die hübſche Förſterstochter, die er liebt, ermahnt ihn zur Geduld. Sein alter Vater ſtirbt, hinterläßt aber einen kleinen Schatz in Gold. Ueberdies erfindet er das nach ihm benannte berühmte ſächſiſche ABCbuch. Ein verderbener Magiſter Pelz gibt ihm den Rath, ſein Büchlein zu drucken und dem Markgrafen zu überreichen. Fibel thut das, hält aber in der Reſidenz jeden galonnirten Bedienten für den Markgrafen und fällt ihm zu Füßen, bis er den Markgrafen ſelbſt, welcher ſchläft, für einen Bedienten hält und weckt. Der Markgraf donnerwettert ein wenig, muß aber über den armen Schelm lachen, und verſpricht ihm Einführung ſeines Büchleins in den Schulen. Auch darf Fibel jetzt ſeine Drolla heirathen und ſchwimmt in Seligkeit. Sämmtliche Intereſſenten ſterben, nur Fibel nicht, den der Verfaſſer noch in ſeinem 128. Jahre beſucht und ihn noch immer beſeligt findet von ſeinem Verdienſt und Ruhm.

„Mars und Phöbus Thronwechſel", 1814.

Der Dichter hebt darin das Lügenſyſtem Napoleons auf die ſchärfſte Weiſe hervor und bewährt den Adel deutſchen Gefühls gegenüber dieſer welſchen Lüge in der feinſten Auseinanderſetzung der verſchiedenen Gattungen von offizieller beſonders lachender und auslachender Lüge. Die Pointe iſt aus Stellers Reiſe nach Kamtſchatka, das Beiſpiel des Bären, der erlegt und gebraten auf dem Tiſch ſo angeredet wird, als ob er, ſtatt verſpeiſt zu werden, ſelber der Mitſpeiſende und Ehrengaſt wäre.

„Friedenspredigt für Deutſchland", 1818.

Wieder politiſche Digreſſionen, ſogenannte Nachdämmerungen für Deutſchland. Dabei eine rein humoriſtiſche Schilderung des Krieges zwiſchen zwei Duodezfürſten, Maria und Tiberius.

„Der Komet" oder „Nikolaus Marggraf", 1820. Jean Pauls letzter größerer Roman, unvollendet geblieben.

Henoch Elias Marggraf, Apotheker im Städtchen Rom in der Markgrafſchaft Hohengais, heirathet eine italieniſche Sängerin, die ihm (etwas zu früh) einen Sohn Nicolaus und dann noch drei Töchter gebiert. Hierauf ſtirbt ſie, bekennt aber vorher in der Beichte, daß Nicolaus nicht Henochs, ſondern eines deutſchen Fürſten Sohn iſt, dem er auch ſehr ähnlich ſehe. Die Aehnlichkeit beſteht hauptſächlich in zwölf angeborenen kleinen Pockennarben auf der Naſe

und in der Phosphorescenz des Haars, in der der kleine Nicolaus zuweilen wie in einem Nimbus strahlt. Henoch hat die Beichte belauscht und ist nichts weniger als zornig, sondern schätzt sich die hohe Verwandtschaft zur Ehre und spekulirt darauf, vom unbekannten Fürstenvater einmal für die Erziehung des Pflegesohnes reichlich belohnt zu werden. Nicolaus ist voll Liebe und Güte gegen Jedermann, schon als Kind, hat aber eine große Einbildung von sich theils wegen seines Heiligenscheins, theils wegen der fürstlichen Geburt, die ihm Henoch verrathen. Als dieser aber stirbt und Nicolaus von dessen letztem Erbe studirt, ohne seinen fürstlichen Vater auffinden zu können, muß er heim und die Apotheke übernehmen. Es geht ihm schlecht, er wird bitter arm und verfällt auf allerlei Projecte, reich zu werden. Erst will er die Goldtinktur erfinden, dann versucht er, Diamanten künstlich zu erzeugen. Dabei vertraut er seinem dummen aber treuen Stößer Stoß alle seine Hoffnungen, wie er durch Reichthum seine fürstliche Geburt geltend machen und dann die wunderholde Prinzessin Amanda heimführen werde. Diese nämlich hat er einst als Knabe gesehen und geliebt, einen Orangenzweig, den sie fallen gelassen, als Heiligthum aufbewahrt und sogar ihre Wachsbüste nächtlicher Weile vom Brett, auf dem sie ausgestellt gewesen, gestohlen und in einem leeren Uhrgehäuse aufbewahrt wie ein Madonnenbild, zu dem er täglich betet. Inzwischen mißräth der Diamant, auf den er so sicher gerechnet, daß er Gäste eingeladen hat. Nun hat er keinen Heller Geld, und morgen soll er wegen Schulden gefangen gesetzt werden. Zu allem kommt noch der ihm feindselige Doctor, um die Apotheke zu visitiren, und findet alles schlecht. Aber ihn unterbricht des Stößers Ruf, es strahle im Ofen mit unbeschreiblichem Glanze. Man untersucht und siehe — der zweite Diamant ist makellos und die große Erfindung gelungen. Ein Jude bezahlt gleich 5000 Thaler dafür, weit unter dem Werthe. Nicolaus bewirthet gleich fürstlich jeden, der kommt, und will auch Feinden Gutes thun. Er nimmt also eine Geldrolle und steigt Nachts auf einer Leiter in das Fenster des verarmten Unteraufschläger Schleifenheimer, um demselben die Geldrolle heimlich einzulegen, gerade weil derselbe ihn einmal als Kind mißhandelt hat. Aber Nicolaus wird auf der Leiter erblickt und für einen Dieb gehalten, was zu einer kleinen Straßenschlacht führt. Sie endet damit, daß alle Kämpfer sich auf die Geldstücke wälzen, die der Rolle entrollen, indem Nicolaus sie im Handgemenge zerschlägt. — Durch diesen Vorfall wird Nicolaus Widerwille gegen das kleinstädtische Nom, in dem es ihm bisher so übel ergangen, noch gesteigert und er beschließt, als Fürst incognito auf Reisen zu gehen, um seinen Herrn Vater und die Prinzessin zu suchen. Seine wenigen bisherigen Freunde nimmt er mit, lauter humoristische Figuren, die allerlei Hoschargen übernehmen müssen. Gleich auf der ersten Station findet er Jean Paul selber als Wetterpropheten und nimmt ihn auch mit. In der ersten Stadt, in der sie anlangen, hält Nicolaus alle Maler, die sich bei ihm melden, für die längst verstorbenen Meister, deren Bilder sie nur copiren, und

verſchwendet ſein Geld an ſie, indem er ſich von allen malen läßt. In der Bildergallerie findet er auch eine der kleinen Prinzeſſinnen, die ſeine Amanda begleitet hatten, jetzt erwachſen wieder, und redet Unſinn an ſie hin.

Hier hört der Roman auf, ohne daß Nicolaus den Vater oder die Geliebte gefunden hätte, oder daß wir vorauswiſſen könnten, ob ſein Wahnſinn geheilt werden oder tragiſch enden wird.

Außer den aphoriſtiſchen Anhängen zum Kometen enthält derſelbe zwei der geiſtvollſten Epiſoden.

1) Das große magnetiſche Gaſtmahl des Reiſemarſchalls Warbel (ſchon im Anfang des erſten Theils eingeſchoben), eine treffliche Satire auf den Wiener Congreß. Nur Einer ißt, die übrigen Gäſte glauben nur zu eſſen, indem durch Magnetismus ihre Eßwerkzeuge und Sinne in täuſchende Bewegung geſetzt werden.

2) Die Traumgeberei. Fünf Studenten verſchwören ſich, dem Polizeidirector Saalvater und andern würdigen Perſonen ängſtigende, beſchämende und höchſt ärgerliche Träume einzugeben, welche dieſelben, durch Sympathie gezwungen, nothwendig träumen müſſen. Die Studenten werden deßhalb als Demagogen verfolgt. Meiſterhafte Satire auf die Mainzer Centraluntersuchungscommiſſion.

Kleinere Aufſätze Jean Pauls wurden geſammelt in ſeiner „Herbſtblumine“ von 1810. Darunter der „Traum einer Wahnſinnigen“, ein „Traum von einem Schlachtfelde“. Ferner ein „Muſeum“ von 1814. Darunter das Frappanteſte: „des Geburtshelfer Walter Viermeiſſel Nachtgedanken über ſeine verlornen Fötus-Ideale“, indem er nichts geworden als ein Menſch. Weitere Aufſätze aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften, Briefe ꝛc. enthalten die fünf Schlußbände der Geſammtausgabe, und Ernſt Förſter, Jean Pauls Schwiegerſohn, Spazier, Jean Pauls Neffe, haben noch ganze Bände von Material, Bruchſtücken, Aphorismen und Briefen nachgeliefert.

Eilftes Buch.

Romantik.

1.

Die falſche Romantik.

Man pflegte alles romantiſch zu nennen, was weder antik noch auch philiſterhaft modern war, ſondern worin Geſtalten und Scenen des ritterlichen Mittelalters vorkamen, oder, wenn es die Jetztzeit galt, wenigſtens Bilder aus fremden oder eingebildeten Ländern. Unter dem Romantiſchen wurde eigentlich das Anfremdende gemeint, was jene Geſtalten und Scenen für die gebildete Leſewelt hatten, die bisher in der Schule nur an das Antike, zu Hauſe nur an das Philiſterthum gewöhnt worden war.

Begreiflicherweiſe wurde das Ritterlich-Mittelalterliche wie das Ausländiſche nicht nach ſeiner Art, ſondern nach claſſiſchen Schulbegriffen und philiſterhaft aufgefaßt, weshalb dieſe ganze Richtung nur eine falſche Romantik war. Die Philiſter fühlten ſich wunderbar angezogen von den ritterlichen Heldengeſtalten, minniglichen Jungfrauen, alten Burgen und Harſthörnern, von der heiligen Veme, von Klöſtern im Mondſchein, von Geiſtern u. dgl., aber ſie verſtanden das Mittelalter nicht mehr und trugen ihre modernen Begriffe hinein.

Die Ritterromane, ſcheinbar zurückführend in das Mittelalter und deſſen Geiſt, waren gerade die wildeſte Ausgeburt der Aufklärung in ihrem Haß gegen das katholiſche Mittelalter. Durchgängig ergreifen ſie

Partei für den modernen Staat gegen die alte Kirche und verlegen in den angeblichen Ritterbünden die moderne Maurerei in jene fernen Jahrhunderte zurück.

Leonhard Wächter († 1822 in Hamburg) schrieb unter dem Namen Veit Weber „Sagen der Vorzeit" in sieben Bänden 1787, worin durchaus diese Tendenz vorherrscht. Von echten Volkssagen finden sich hier nur schwache und entstellte Spuren. Alles ist moderne Erfindung. Bischöfe, Aebte, Mönche sind die obligaten Bösewichter, die alle erdenklichen Greuel begehen und dafür von dem „Ritterbund für Recht und Freiheit" gezüchtigt werden. Daneben kommen auch wilde Ritter vor, die das Faustrecht missbrauchen, Räuberei treiben, Weiber schänden, bis zuletzt ein volksfreundlicher Fürst ihrem Unfug ein Ende macht und die Segnungen des modernen Staates in Aussicht stellt. Fast unerträglich ist die Affectation des mittelalterlichen Styles in mehreren dieser Sagen. Nur eine einzige, im dritten Theil, „Tugendspiegel", ist als Composition aus echten Sagen nicht übel durchgeführt.

Floribelle, die schöne Königin von Dänemark, kommt in Mannskleidern an den Hof der Königin Genovefa von Frankreich, um zu erfahren, ob sie wirklich so sehr schön und schöner noch als sie selbst sey? Hier kommt sie als Jüngling in Verdacht, mit der Königin zu buhlen, und muß sich vor dem König durch Entblößung ihres Busens rechtfertigen. Der Dänenkönig, ein Graf Adolph von Dachsburg, Floribellens Gemahl, thut aber, wessen sie fälschlich beschuldigt war, und buhlt mit Genovefen. Eine gewisse Wulfhilde, die ebenfalls mit ihm buhlen möchte, wird von Golo betrogen, der sie verkleidet und mit verstellter Stimme, als ob er Adolph wäre, umarmt. Dieser Golo vollbringt noch allerlei Missethaten, bis er entlarvt und durch die zornmüthige Wulfhilde erstochen wird.

In den „Holzschnitten" Veit Webers wird ein Bruder Gramsalbus als Vorbild aller mittelalterlichen Pfaffen verhöhnt, z. B. neben eine junge Schöne ins Bett gelegt, aber, so wie er sie berührt, jedesmal schmerzlich gezwickt, in einer Mummerei, als wäre er in der Hölle, entsetzlich geängstigt, zuletzt aber noch bei lebendigem Leibe zum Heiligen ernannt und der Schwank schließt damit, daß er vor seinem eigenen Altar sich selbst bittet: „Bitte für mich".

Den wüthendsten Haß gegen die Kirche trug der Hofgerichtsrath

Maier in seinem Ritterschauspiel „Fust von Stromberg“ zur Schau, aufgeführt zu Mannheim 1782.

Fust von Stromberg ist der Sohn eines Ritters mit der Leibeigenen eines Klosters. Auf diesen Umstand gründet die ruchlose Pfaffheit den Plan, die Güter des Ritters an sich zu reißen. Aber sein Heldenmuth und der treue Beistand des Adels vereitelt den Plan. In einer großen Menge von Nachträgen häuft der Dichter alle erdenklichen Verbrechen auf die Pfaffen.

Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vemgerichte. Zwei Theile. Frankfurt und Leipzig, 1789.

Kaiser Wenzel feiert die Hochzeit zu Prag mit Sophie von Bayern. Reizende Mädchen umringen die junge Kaiserin mit Blumen. Die reizendste von allen, Ida, Tochter eines Bildhauers, gefällt der Kaiserin so sehr, daß sie deren Liebling wird. Der Liebling des Kaisers aber, Hermann von Unna, verliebt sich in Ida. Nur der Stand trennt sie. Ida wird aber von Neidern als Hexe angeklagt, weil Schönheit alle Welt behext, und vor das Vemgericht gezogen. Ihre lichte Unschuldsgestalt vor den schwarzen Richtern im Verborgenen ist der Glanzpunkt des ganzen romantischen Gemäldes. Ihre Unschuld wird beschützt durch den Grafen Eberhard von Württemberg, den wir plötzlich als ihren wahren Vater auftreten sehen. Der Bildhauer hatte das junge Mädchen dem Vater nur entführt, um es vor einer bösen Stiefmutter zu schützen. Unterdeß wird Hermann ebenfalls falsch angeklagt, als hätte er mit König Sigmunds Weibe Barbara gebuhlt. Nach allerlei Gefahren und Abentheuern aber kommt auch er gerechtfertigt zurück und wird mit seiner Ida vermählt.

In seinen Ritterromanen ahmt der oben schon charakterisirte Forstrath Cramer die naive Sprache des Götz, zugleich die Kraftausdrücke der Schillerschen Räuber und den glühenden Pfaffenhaß Klingers nach. Die Tendenz ist: tapfere Ritter und gute Fürsten schützen das Volk vor der Ungebühr der Pfaffen. Alles erdenkliche Böse wird den Pfaffen zugeschrieben. Man begreift den Pfaffenhaß der Freigeister, aber es war doch eine grobe Verirrung, wenn die Dichter sich ins Mittelalter zurückversetzten, um ritterliches Faustrecht und dynastische Usurpation zu preisen und dagegen die Kirche zu beschimpfen. Cramer hat seine Romane dramatisirt.

Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel. — Hier ahmt Cramer den biderben Styl der Ritterstücke von Törring nach und schmückt seine Reden nicht nur mit den bei ihm herkömmlichen Flüchen, sondern auch mit vielen: traun, schier, unwirsch und ähnlichen kokett angebrachten alten Redensarten. Der

Raugraf iſt im Kampf mit den Pfaffen, denen alle möglichen Laſter angedichtet werden. Als guter Regent beſchützt er das Volk gegen die Tyrannei, Räuberei und Hurerei der Pfaffen. Einmal läßt er die Mönche in einem Kloſter lebendig verbrennen und freut ſich, wie die Mäuſe pfeifen. Ein geiler Propſt raubt ihm ſeine Geliebte Adelheid. Er rettet ſie, aber ſie iſt ſchon von Kummer ſo herabgekommen, daß ſie in ſeinen Armen ſtirbt. Der Propſt wird ermordet und furchtbare Rache genommen. Dann zieht ſich Adolph von der böſen Welt zurück, die keinen Reiz mehr für ihn hat.

Haſpar a Spada. Auch hier kämpft der biederherzige Held wider die Argliſt des Biſchof von Würzburg und eines buhleriſchen Abts. Haſpars Mutter iſt von einem Pfaffen verführt worden und mit dem Gerippe deſſelben im ſchauerlichen Kerker eingeſperrt; Haſpars Gattin wird ihm von Pfaffen geraubt, doch wieder frei durch einen Freund, der, um nur ihr Verſteck zu erfahren, mit des Biſchofs Maitreſſe buhlen muß. Dieſe Maitreſſe liebt neben vielen andern auch einen jungen Pagen, den ſie auf alle Art mißbraucht, bis er ſie und ſich zugleich vergiftet. Am Schluß tritt der Herzog von Braunſchweig, den Haſpar kennt, als volksfreundlicher Retter auf. In dieſem Romane kokettirt Cramer am meiſten mit dem Schauerlichen, Kerkernacht, Gewitterſchwüle, grauenvoller Stille, Wildniß, Gift und Dolch, Schlacht und Brand ꝛc.

Spieß, Cramers Nachahmer, deſſen auch ſchon oben gedacht iſt, ſchrieb 1790 das Spektakelſtück „Klara von Hohenelchen".

Klara liebt den Ritter von Adelungen, dem ſie Landgraf Heinrich von Thüringen zu entreißen ſucht. Adelungen wird gefangen, aber von Klara befreit. Klara iſt in Heinrichs Gewalt, wird aber von Adelungen wieder befreit und Heinrich, beſiegt und gefangen, entſagt verzweiflungsvoll und geht in ein Kloſter.

„Die Löwenritter"

bilden einen Bund zur Aufrechterhaltung des Rechts in Deutſchland. Die Geſchichte beginnt mit dem Tode Heinrichs VI. und endet mit der Thronbeſteigung Friedrichs II. Der Bund prüft dieſen letzten jugendlichen Hohenſtaufen und unterſtützt ihn, als er ihn bewährt gefunden, und hilft ihm auf den kaiſerlichen Thron, indem er die Ritter des „ſchwarzen Bundes" beſiegt. Alles übrige dreht ſich um eine italieniſche Gräfin Adelgunde und ihre Abentheuer im Abend- und Morgenlande. Geiſtlos, lang, breit, eine Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei ganz im Style des damaligen Maurerthums und der Theaterhelden mit Rüſtungen von Pappendeckel.

Spieß ſchrieb auch eine „Maria Stuart", welche viel beſſer iſt.

Eliſabeth ſpricht zu viel von ihrem guten Herzen und von ihrem weichen Mitleid, indem ſie doch hart handelt. Nicht übel iſt der Herzog von Norfolk

in die Mitte zwiſchen beide Königinnen geſtellt. Er liebt Marien und wird von Eliſabeth geliebt. Er hat ſich tief in die Verſchwörung gegen Eliſabeth eingelaſſen. Sie verzeiht ihm. Er glaubt, ſie habe auch Marien verziehen, als er aber, ſchrecklich getäuſcht, erkennt, daß die Verzeihung nur ihm gelte und daß Mariens Todesurtheil ſchon unterzeichnet ſey, überläßt er ſich vor Eliſabeth ſeiner Verzweiflung. Wüthend will ſie ihn nun verhaften laſſen, aber er erſticht ſich vor ihren Augen.

Im „Petermännchen" von Spieß

wird Ritter Rudolph von Weſterburg (wie Fauſt) vom Teufel durch alle Stufen des Laſters durchgeführt.

Merkwürdig ſind die Geiſterromane von Spieß, weil ſie ſich an die altdeutſchen Elbenſagen anknüpfen.

Im „Hans Heiling" kommt ein reicher Bauer in das Geiſterreich im Innern eines Berges, wird mittelſt eines Zauberringes ſelber Geiſterkönig, verliert aber ſeine Macht durch Unklugheit und Verführung böſer Geiſter. Hier ſchweift der Roman weit ab, läßt den Helden in eine Tochter des Inka von Peru verliebt werden ꝛc. — In „den Berggeiſtern" iſt es Hannchen, ein reiches Bauermädchen, die nicht wirklich ins Geiſterreich kommt, ſondern nur unter phantaſtiſchen Vorſpiegelungen einem ſchlauen Liebhaber in die Arme geführt wird.

Verwandt mit den Sagen von Ahaßver iſt der Roman von Spieß „der alte Ueberall und Nirgends", der 1792 zuerſt in Prag erſchien.

Dieſer alte Ueberall iſt nämlich Ritter Georg von Hohenſtaufen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte und ſeine Ritterpflichten ſo ſtreng übte, daß er überall die Unſchuld und das Recht ſchirmte, ſelbſt im Widerſpruch mit dem höchſten Staatswillen. Natürlich verfiel er dem Geſetz und Karl der Große ließ ihn wegen ſeiner ungeſetzlichen Tugendſchwärmerei enthaupten. Allein weit entfernt, nun im Himmel den Lohn ſeiner Tugend zu erndten, ward ihm geboten, ſo lange, und zwar in beliebigen Geſtalten, auf Erden umzuwandeln, bis er wenigſtens fünf Handlungen verrichtet haben würde, die wirklich groß und gut zu nennen wären. Er ſetzt nun in allerlei Geſtalten ſeine Tugendübungen fort, allein mit Schrecken wird er inne, wie ſchwer die ihm geſtellte Aufgabe ſey, denn faſt alle ſeine Handlungen ſind entweder bloß einfache Pflichterfüllungen, die nicht beſonders belohnt und verehrt werden können, oder es ſind wohl gar Anmaßungen und Täuſchungen, die anſtatt eines guten Erfolges einen böſen herbeiführen. Was immer Spieß für abgeſchmacktes Zeug geſchrieben hat, die Idee dieſes Romans macht ihm Ehre.

Eine Kaufmannsfrau in Leipzig, Frau Benedikte Naubert, Tochter des Profeſſor Hebenſtreit, wetteiferte mit Veit Weber und Muſäus

Bei den Völkern, deren Geiſt auf die Kultur des chriſtlichen Abendlands den unmittelbarſten Einfluß geübt hat, herrſchte im Schooß einer ſinnlichen Religion der Wunderglaube in den mannigfaltigſten Verzweigungen. Die griechiſche und römiſche Geſchichte wimmelt von Anfang an von Wundern aller Art. Von den alten Orakeln und ihrem offenbar ſomnambülen Urſprung haben wir ſchon oben geſprochen, wozu als verwandte Erſcheinung noch der ſogenannte heilende Tempelſchlaf kommt. Das antike Gewebe von prophetiſchen Träumen und Ahnungen, von Ferngeſichten, Vorbedeutungen und Zaubereien kennt ungefähr Jeder, der durch eine höhere Schule gelaufen. Zahlloſe Geiſter Verſtorbener erſcheinen bald im Traum, bald in wachen Geſichten unter denſelben Umſtänden wie jetzt, warnend, Liebesdienſte fordernd, eine ungebüßte Schuld bekennend und gerade diejenige Kunde aus dem Jenſeits mitbringend, die ſie mit hinüber genommen. Wer Luſt hat, die antiken Geſpenſter mit den modern-chriſtlichen zu vergleichen, findet ſie vollſtändig zuſammengeſtellt beim Aufklärer Hennings,[1] der ſich unglaubliche Mühe gibt, den Geiſterſehern noch nach 2000 und 3000 Jahren auszureden, was nach ihm lauter Einbildung iſt.

Aber gerade in den Jahrhunderten vor und nach Beginn unſerer Zeitrechnung, im Deklinium des alten Götterglaubens und beim beginnenden Verfall des römiſchen Reichs, ſcheint ſich das ſomnambüle Element unter den Völkern in ganz ungewöhnlichem Maße entbunden zu haben, ſo daß es in den ungeheuerſten Fulgurationen aufflammte und die ganze römiſche Welt in die unglaublichſten Schwärmereien hinriß.

Wir begegnen um dieſe Zeit einem Zauber- und Herenglauben, der nicht nur im allgemeinen Umriß, ſondern oft in den einzelnſten Zügen die größte Aehnlichkeit mit der ſpätern chriſtlichen Zauberei und Hexerei hat. Alles findet ſich wieder oder vielmehr vorgebildet: die Verwandlung der Menſchen in Thiere — nur daß ſtatt der Katze im Alterthum die Hyäne die Hauptrolle ſpielt — die zauberiſchen Luftfahrten, das Wettermachen — nur konnten die alten Heren ſelbſt den Mond vom Himmel ziehen und die Sterne auslöſchen u. ſ. w. — die magiſchen Beſchädigungen von Menſchen und Vieh, die Geiſter- und Todtenbeſchwörungen, die Zauberſprüche,

[1] Von Geiſtern und Geiſterſehern. Leipzig 1780.

in der Wiedererweckung altdeutſcher Sage. Ihre 1789 erſchienenen „neue Volksmärchen der Deutſchen" ſind weit beſſer als Webers Sagen der Vorzeit und enthalten echten Sagenſtoff von Rübezahl, den Kindern von Hameln, Roßtrapp, der weißen Frau ꝛc., ſie muthen aber nicht ſo an, wie des Muſäus Märchen, weil ſie in einem zu empfindſamen Romanton geſchrieben ſind. — Zwiſchen 1785 und 1818 ſchrieb die Naubert 50—60 hiſtoriſche Romane. Man thut ihr zu viel Ehre an, wenn man ſie die Schöpferin dieſer Gattung nennt, da ſchon die Staats- und Liebesgeſchichten hiſtoriſche Romane waren. Sie behielt auch von dieſen noch die abentheuerlichen Verwicklungen und zum Theil ſogar noch die galante Briefſtellerei bei. Aber ſie trug viel mehr Empfindſamkeit hinein und bewährte eine warme Liebe zum romantiſch Ritterlichen, ſo daß ſie ungefähr wieder zum Standpunkt der Amadisromane zurückkehrte oder zu der Grenze, wo Renaiſſance und Mittelalter ſich berührt hatten.

Die Geſchichte Emmas und Eginhards (von 1785) iſt ziemlich ergötzlich wegen des gänzlich moderniſirten Coſtüms. Ritter, gnädige Frauen und Hoffräuleins wie in der galanteſten Zeit, und ſentimentale Briefwechſel mit den ſchönſten Romansfloskeln. Dazu viele Nebenperſonen und kleine Verwicklungen, wie immer bei der Naubert. Das Hauptintereſſe dreht ſich indeß um die Liebe des Geheimſchreibers zu der ſchönen Tochter Karls des Großen, die (eine nicht unglückliche Erfindung) dem Sachſenhelden Wittekind zur Beſieglung des Friedens verlobt werden ſoll. Am Schluß die bekannte Entdeckungsſcene im Schnee.

Alf von Dülmen, ein Roman der Naubert von 1791, läßt den Helden als Freund des Otto von Wittelsbach mit ihm gegen das Leben des Kaiſer Philipp verſchworen, mit ihm verbannt und verfolgt, gefangen, gefoltert und in den Kerker geworfen werden, aus dem ihn endlich zwar ein Freund rettet, aber nur um den ganz Entkräfteten zu begraben. Dieſer tragiſche Roman iſt voller Abentheuer, Vemgerichte, mittelalterlicher Rohheit und moderner Sentimentalität in buntem Gemiſch, nicht ohne Lebendigkeit, aber unnatürlich und unhiſtoriſch, da der gute Kaiſer in die moraliſche Schattenſeite und der barbariſche Otto in die Lichtſeite geſtellt wird.

Im Conradin von Schwaben lenkt Frau Naubert das Hauptintereſſe auf eine kleine Liebſchaft dieſes Prinzen, und ſelbſt im Walther von Montbarry, dem Hochmeiſter des Templerordens, beſchäftigt ſie das große Schickſal des Ordens und des Mannes nicht, ſondern wieder nur eine Liebſchaft, die ſie ihm andichtet. Auch dem Hatto, Biſchof von Mainz, legt ſie eine Maitreſſe bei, der ſie alles aufbürdet, was die Volksſage dem Biſchof ſelbſt zuſchreibt. Die Thekla von Thurn, Tochter des berühmten böhmiſchen Rebellen, läßt Frau

Raubert doch gar zu wunderliche Abentheuer beſtehen. Die Barbara Blomberg, Mutter des Juan d'Auſtria, macht ſie nur zu einer Scheinmutter ꝛc.

Nur wenige und meiſt ſchwächere Romane der Raubert gehen vom hiſtoriſchen zum Familienromane über. So die Zwillingsſchweſtern von 1791. Eine Gräfin Mutter hat die Freude, „den Zwillingscherub" ihrer Töchter nach vielen Sorgen und Gefahren, die beſonders eine Tochter veranlaßt, glücklich verheirathet zu ſehen. Nebenperſonen ſpielen, wie überall bei der Raubert, eine große Rolle. Das beſte in dieſem Roman iſt die ſchlichte und ſehr lebendige Schilderung eines Bootsmanns, wie er im Schiffbruch ein kleines Mädchen gerettet habe. In dem Roman „die Irrungen" von 1808 wird eine gewiſſe Viole ihrem Geliebten durch Verleumdungen entriſſen, heirathet ſeinen Vater und findet ſich nun darein, des Geliebten Mutter zu ſeyn. Eine recht greiſenhafte Erfindung der alten Frau.

Ein Nachahmer der Raubert war der Vielſchreiber Gottlieb Heinrich Heinſe mit ſeinen Romanen: Margarethe Maultaſch, Turnier zu Prag, Ludwig der Springer, Ludwig der Eiſerne, Dietrich der Bedrängte, Kanut der Heilige ꝛc.

Lindau, deſſen „Heliodora oder die Lautenſpielerin aus Griechenland" von 1802 einen gewiſſen Ruf erlangte, ſchrieb noch unzählige Ritterromane, eine Erminia oder Einſiedlerin unter Roms Ruinen ꝛc.

Friedrich Schlenkert († als Profeſſor der Forſtacademie in Tharand) ſchrieb von 1780 an dialogiſirte Ritterromane von äußerſter Langweiligkeit und Rohheit, ſofern er ohne eigene Erfindung nur bekannte geſchichtliche Stoffe über ſeinen Leiſten ſchlägt. So Friedrich der Gebiſſene, Kaiſer Heinrich IV., Wiprecht von Groitſch, Moritz von Sachſen, Rudolph von Habsburg, Bernhard von Weimar, Theudelinde ꝛc. Er ſteht tief unter der Raubert und Cramer.

Ferdinand Ludwig Huber gab 1795 zu Berlin Schauſpiele heraus, erſtens das heimliche Gericht.

Ritter Sontheim hat einen andern Ritter erſchlagen, um ſein Weib zu freien. Es wird entdeckt und er wird vor die heimliche Veme geladen. Ein Freund rettet ihn, indem er ſich ſelbſt opfert, Sontheim aber kehrt zurück, wirft ſich über ſeine Leiche und während die Vemrichter mit gezogenen Dolchen um ihn ſtehen — fällt der Vorhang.

Breit und geiſtlos behandelt, die Sprache in Göthe's Götz nachäffend. Im zweiten Stück, in deſſen Vorrede Huber ſich „eines gewiſſen höheren Coſtumes des Converſationstons", wie Göthe in ſeinem Taſſo, rühmt,

opfert ſich die ſchöne und geiſtreiche Juliane durch freiwillige Flucht auf, damit ihr Geliebter, ein Graf, auch wieder zu ſeiner Gattin zurückkehren könne. „Die Wehmuth, die ich ihm in meinem Andenken hinterlaſſe, ſoll das Band zwiſchen ihm und mir heiligen.“

Man ſollte faſt glauben, ſeine Frau, Thereſe Huber, die ſo viel Entſagungsromane ſchrieb, habe dieſes Stück für ihren Mann geſchrieben.

Auch Kotzebue pfuſchte in die Ritterſchauſpiele. Wie er ſich zur Romantik verhielt, erhellt am beſten aus ſeiner „Johanna von Montfaucon“.

Johanna iſt die Gemahlin Adalberts, deſſen Vater einſt den Grafen von Granſon aus ſeinem Erbe vertrieben. Adalbert macht ſich über den unrechtmäßigen Beſitz Gewiſſensbiſſe, kann aber keine Nachkommen des alten Grafen mehr finden. Inzwiſchen bemächtigt ſich ein böſer Nachbar, Ritter Lafarra, mit Liſt und Gewalt des Schloſſes Granſons und Johannens, die er längſt heimlich liebt. Adalbert entkommt mit Noth. Lafarra gibt ſich nun alle Mühe, Johannen zu gewinnen, und droht ihr endlich mit der Hinrichtung ihres einzigen geliebten Sohnes. Schon ſteht der Henker mit dem breiten Beile bereit, da bricht ihr Herz und ſie bewilligt alles; mittlerweile aber hat Philipp, ein junger treuer Diener Adalberts, dieſen gerettet und die Hirten auf den Alpen zu Hülfe gerufen. Sie kommen zu rechter Zeit, um Granſon zu überfallen und die Hochzeit zu hindern. Während gekämpft wird, zieht Johanna ſchnell eine Rüſtung an, waffnet ſich, ſtürzt ſich ins Gefecht und erſchlägt Lafarra ſelbſt in dem Augenblick, in welchem er Adalbert ſchon beſiegt und niedergeworfen hat. Johanna iſt frei, aber gleichzeitig hat man entdeckt, daß der alte Eremit, bei dem Adalbert auf ſeiner Flucht Schutz gefunden, der alte Graf von Granſon, und die niedliche Hildegard, die als Tochter eines Meiers gegolten und Philipps Geliebte iſt, des Grafen Tochter und Erbin iſt.

In den „Kreuzfahrern“ ſcheint er an Leſſings Nathan gedacht zu haben, indem er alles Gehäſſige auf chriſtlicher, alles Noble auf muhamedaniſcher Seite geſchehen läßt.

Baldwin von Eichenhorſt rettet die gefangene Emirstochter Fatime aus der Gewalt der Chriſten und gibt ſie ihrem Vater zurück. Verwundet kommt er in ein Nonnenkloſter, wo eine junge Nonne ihn pflegen ſoll, die er als ſeine alte Geliebte erkennt, Emma von Falkenſtein, die ihm aus Deutſchland gefolgt und, weil ſie ihn todt geglaubt, ins Kloſter gegangen war. Sie fliehen, werden entdeckt. Schon ſoll Emma eingemauert werden, als der Emir ſie rettet. Der Biſchof Ademar kommt dazu und löst großmüthig der Nonne Gelübde, ſo daß ſie den Ritter heirathen kann.

Im „Eremiten von Formentera“ müſſen ſich alle Confeſſionen den maureriſchen Bruderkuß geben.

Beſagter Eremit lebt einſam, als der Zufall ſeinen eigenen, anfangs unerkannten Sohn Pedro mit der Türkin Selima, die derſelbe entführt hat, auf die Inſel führt. Durch einen noch größeren Zufall kommt auch Selimas Vater Haſſan auf die Inſel und man verſöhnt ſich. Pedro darf Selimen heirathen, ſie darf aber eine Türkin bleiben, denn, ſo ſchließt das leichtfertige Opus: unſer Glauben iſt verſchieden, doch die Herzen ſind ſich gleich.

Ritterſchauſpiele und Ritterromane entſtanden, weil ſie ſo ſehr beliebt wurden, zu hunderten und tauſenden und bilden jetzt noch eine ſtehende Rubrik in den Leihbibliotheken. Hier nur einige Titel.

Kuno von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerſtörer des heimlichen Vemgerichts. Kuno von Schreckenſtein oder die weisſagende Traumgeſtalt. Wolfgang von Teufelſtein oder die goldene Roſe. Urach der Wilde. Kurt von der Wetterburg. Der Todtenritter. Adolph von Bomſen oder Ritterkraft und Mönchsliſt. Das Burgverließ oder die blutrothe Todtenfackel. Die Verſchleierten im ſchwarzen Schloß. Buſſo von Falkenſtein oder die Geheimniſſe der Todtengruft ꝛc.

Neben den Ritterromanen entſtanden unzählbare Räuberromane. und Räuberſchauſpiele. Hierin ging Schiller, von dem wir erſt nachher ausführlich reden, voran. Die modernen Räuber galten als Vertreter des Rechts, wie die oben genannten Ritterbünde. Die gebildete Welt ſtand auf dem Kopfe, indem ſie ihre eigne philiſterhafte Einrichtung zu verachten und zu haſſen und für die Feinde der bürgerlichen Ordnung, die Räuber, zu ſchwärmen begann. Sie trug ſchon revolutionären Geiſt in ſich, indem ſie den Wahn ausheckte, alles Verderben gehe von den Prieſtern und Beamten aus und edle Räuber ſeyen berufen, das gekränkte Recht zu rächen, das Beſtehende umzuändern.

Am weiteſten ging Cramer in ſeinem Domſchützen und Zſchokke in ſeinem Abällino.

Der Domſchütz, ein Wilderer und Räuberhauptmann, ſpielt mit ſeiner Bande die Rolle des Vemgerichts, ſtraft die Böſen der höhern Stände und belohnet die Guten und Armen. Als Verbrecher ſteht nicht der Räuber vor dem Richter, ſondern der Richter und Beamte vor dem Räuber. Zuletzt ſtellt ſich der Räuber vor den Fürſten, wie Marquis Poſa vor Philipp II., belehrt, erſchüttert ihn aber nicht nur durch Reden, ſondern enthüllt ihm, daß faſt alle ſeine Beamten Böſewichter und Hochverräther ſeyen, er, der Räuber und ſeine

Bande allein seyen loyale Unterthanen und am Schluß des tollen Werkes steht der Fürst mitten unter den Räubern, während die Beamten in Ketten abgeführt werden.

Zschokke's Abällino spielt die Doppelrolle eines Prinzen und Räubers. In der letzten Rolle übt auch er ein Vemgericht über alles Böse im Staat und wird ungeheuer gefürchtet, bis er sich als vornehmer Herr zu erkennen gibt.

Der vertriebene neapolitanische Graf Olizzo liebt die schöne Rosamunde, Tochter des Dogen von Venedig, und erwirbt ihre Hand durch kühne und listige Ueberwältigung der in der Republik übel hausenden Banditen, indem er sich unter dem Namen Abällino in einer Verkleidung selbst an ihre Spitze stellt und sie so lange täuscht, bis er sie völlig in seiner Gewalt hat und dem Gerichte überliefern kann. Mit der Rolle des fürchterlichen Abällino abwechselnd, spielt er die eines gewissen Flodoardo, eines höchst feinen Florentiners, der unter den venetianischen Nobili sich eben so viel Ansehen erwirbt, wie Abällino unter den Banditen und der scheinbar an der Spitze der Sbirren gegen eben diesen Abällino zu Felde zieht. — Das Ganze ist die anmaßendste Koketterie, die sich denken läßt, dazu gemein geschrieben.

Christian August Vulpius, dessen schöne und üppig gebaute Schwester die Haushälterin und Maitresse Göthe's wurde (und die Göthe 1806 nach der Schlacht von Jena im Lerm der Zeit unbemerkt heirathete), war Sekretair des Grafen Soden in Nürnberg, dann Theaterdichter und endlich Bibliothekar in Weimar. Er erwarb sich 1798 einen großen Ruhm durch seinen „Rinaldo Rinaldini", der unter allen Räuberromanen der Zeit der beliebteste wurde. Vulpius mischte hier den Charakter Karl Moors von Schiller, des edeln Räubers, mit dem des Don Juan, des Lieblings aller Weiber. Auf den zahlreichen Kupferstichen, die dem Roman beigegeben wurden, erscheint Rinaldo stets mit einer großen weit vorstehenden Adlernase. Ein solcher Held war ganz geeignet, das damalige frivol sentimentale Publikum, sonderlich die Weiberchen, zu entzücken. Zum Ueberfluß mischte Vulpius noch Mysterien hinein, die dem freimaurerischen Geschmack der Zeit zusagten. So abgeschmackt nun auch ein solcher Held ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß, wenn man sich einmal in die Illusion seiner Zeit versetzt, er eine Menge Leser in hohem Grade anziehen und befriedigen mußte. Durch die ungeheure Donjuanerie und immerwährend abwechselnde Schäferscenen kitzelt er die Sinne des Lesers; durch die Räuberrenommisterei von Geistesgegenwart, Tapferkeit ꝛc.

ſchmeichelte er dem ſoldatiſchen Geſchmack der Zeit, zugleich war das an ſich verwerfliche Räuberleben bei ihm durch die großmüthige Art, in der er es wie Karl Moor trieb, und noch mehr dadurch entſchuldigt, daß er ein Werkzeug geheimer Oberen eines hohen Menſchheitsbundes ſeyn ſollte. Endlich umſchwebte ihn immer eine ſüße Melancholie, mitten in der Ausübung ſultaniſcher Zeugungsluſt ſeufzt er immer als unglücklich Liebender. So war denn alles in ihm vereinigt, lüſternen und zugleich empfindſamen Leſerinnen den Kopf zu verrücken.

Rinaldo liegt im Walde bei ſeinem Freund Altaverde. Liebeskummer quält ihn, er hat Aurelien geſehen und weiß noch nicht, wer ſie iſt. Bei dem Einſiedler Donato findet er ihre Spur und entdeckt, ſie ſey die Tochter des Prinzen Della Roccella. Aber ſie wird ihm heimlich entführt und muß einen Andern heirathen. Rinaldo wird von ſeinen Leuten aufgefordert, nicht müßig der Liebe nachzuhängen, ſondern etwas zu thun. Er überraſcht eine reiſende Herrſchaft, erzählt ihr, als ob er ein Förſter wäre, eine kecke That Rinaldo's und vollbringt ſie in demſelben Augenblick, indem er ihnen all ihr Geld abnimmt und ihnen ſagt, er ſelbſt ſey der Gefürchtete. Aber er wird von Soldaten überfallen und ſchlägt ſich mit Mühe durch. Nachdem er ſich etwas erholt, ſtößt er auf Zigeuner und kauft ihnen ein ſchönes Mädchen ab, Roſalie, die ſeine Beiſchläferin wird. In den Ruinen einer Burg tödtet er einen andern gefürchteten Räuber, ſeinen Nebenbuhler, und ſammelt ſich hier eine neue Schaar. Auf einem ſeiner Streifzüge findet er Aurelien wieder, unglücklich verheirathet an einen Baron, der ſie mißhandelt. Rinaldo ſtraft ihn und ſeine ſchlechten Geſellen und Buhlerinnen und bringt Aurelien in ein Kloſter. Weiter ziehend tröſtet er ſich abermals in den Armen zweier Judenmädchen. Als er zu hart verfolgt wird, zieht er ſich incognito nach Neapel zurück. Hier kommt ihm, durch Ludovico, einen früheren Räuber, der unter ihm diente, belehrt, ein Abentheurer auf die Spur, ein corſiſcher Hauptmann, der ihm Geld abzupreſſen ſucht und ihn wirklich in Gefahr bringt; aber die reizende Dame Olympia, eine Buhlerin erſten Ranges, die ſich in ihn verliebt hat, rettet ihn. Die erſte Schäferſtunde mit Olympien hat etwas Pikantes, indem ſie ſich vorher nicht hat ſehen laſſen, jetzt aber, indem er gerade in ihren Armen ſchwelgt, plötzlich alles Licht auf das Bett fallen läßt und ihm ihre ganze Schönheit enthüllt. Aber der Capitain denuncirt ihn und er wird gefangen. Olympia befreit ihn aus dem Kerker und gibt ihm Briefe nach Meſſina. Hier verliebt er ſich in die ſchöne Laura, vergißt ſie aber bald über der weichen liebreichen Gräfin Dianora, in deren Armen er das höchſte Glück ſeines Lebens genießt, bis ſie entdeckt, wer er iſt, und ihn flieht. Auch hier verfolgt ihn der Capitain und eine Geſellſchaft von ſchwarzen Verborgnen. Aber der vom Capitain abgefallene und wieder zu Rinaldo übergegangene

Ludovico und der Räuberhauptmann Luigino ſchützen ihn, Olympia befreit ihn zum zweitenmale; endlich tritt ihm der Alte von Fronteja als ſein lebendiger Schutzgeiſt entgegen, der wie Saraſtro oder der Alte vom Berge zugleich Zauberer und Meiſter vom Stuhl einer geheimen Loge iſt, in der ſehr ſchöne Schweſtern neben den Brüdern dienen und geheime Naturweisheit neben Menſchenbeglückung getrieben wird. Bei einem Beſuch bei Laura finden ſich Räuber ein, die Rinaldo durch Nennung ſeines Namens zurückſchreckt. Statt eines Lohnes erbittet er ſich von Laura's Vater nur, daß er ſie ihrem Geliebten, einem armen Schreiber, vermähle. Dafür tröſtet ihn die wiedergefundene Roſalie, die ihm ein Kind bringt, aber bald ſtirbt. Nochmals gefangen, wird er aber vom Alten von Fronteja gerettet. Der Capitain wird endlich getödtet, aber andere Feinde verfolgen Rinaldo. Er wird in einer Villa verborgen, wo er Serenen, das ſchöne Gärtnermädchen, ſchwängert. Dann verbirgt man ihn auf der Inſel Pantaleria, wo er Dianora wiederfindet, die ebenfalls ein Kind von ihm hat. Hier erfahren wir die erſte Nachricht von Rinaldo's Jugend. Er iſt als Hirtenknabe aufgewachſen, von einem Klausner gebildet, dann Soldat und wegen Subordinationsvergehen geflüchtet endlich Räuber geworden. Rinaldo wird auch hier entdeckt und von Soldaten überfallen. Da, um ihn zu retten, ſtößt ihm der Alte von Fronteja den Dolch in die Bruſt.

Rinaldo lebt aber als Ferrandino wieder auf auf der Inſel Lampidoſa. Dann kommt er nach Cagliari in Sardinien und gewinnt die Liebe der ſchönen Fortunata. Der Alte weiſt ihn nach Ragusa, wo er eben ſo die Liebe der ſchönen Seraſina gewinnt und auf einem einſamen Schloß die der Marvaliſa. Zu dieſen neuen Liebſchaften geſellen ſich die alten, denn ſowohl Olympia, die im Dienſt des Alten ſteht, als Serene und Dianora folgen ihm in den Orient. Eine Zeit lang ſcheint es, als ſollte Rinaldo Corſika's Freiheit erkämpfen, dann die der Heiducken, allein er kommt nicht dahin, ſondern nach Cypern. Hier nämlich iſt der Alte von Fronteja — Paſcha und gibt ſich als Rinaldo's Vater zu erkennen. Auf Cypern hat nun Rinaldo eine gute Zahl ſeiner Liebſchaften im Harem um ſich, verliebt ſich aber wieder extra in Jemunde, eine ſchöne Cyprietin. Als Türke wird er gefangen und nach Malta gebracht, aber auch hier wieder frei und durch die Liebe der ſchönen Milita getröſtet. In ſeinen Harem nach Cypern zurückgekehrt, wird er von ſeinem Vater zum türkiſchen Heer geſchickt, um gegen die Ruſſen zu fechten, wird aber beſiegt. Als ſpäter Cypern ſich weigert, dem Sultan neue Truppen zu ſtellen, und die Türken die Inſel angreifen, kommt Rinaldo um.

Vulpius ſchrieb noch „romantiſche Geſchichten der Vorzeit", eine „Saalnixe", mehrere Schauſpiele, aber ohne Geiſt und mit nachläſſiger Breite. Auch ſeine Sammelwerke „Curioſitäten" und „die Vorzeit" ſind ſehr oberflächlich.

Noch andre Räuberromane waren

Adorni, der Räuber, ein Retter der unterdrückten Menschheit. Alessandrini oder die Räuberrepublik in Italien. Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin. Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ortellino, Italiens Furcht und Schrecken. Rolando Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst. Glorioso, der große Teufel. Rollino, der furchtbare Räuberhauptmann in den apenninischen Felsenklüften. Josephine, die Banditenbraut im Nonnenkloster. Moraldini, der edle Banditensohn. Romalino, der furchtbare Mädchenräuber. Coronato, der Schreckliche. Salardo, der Schreckliche. Sebastiano, der Verkannte ꝛc.

Die Freimaurerei spielte in der Unterhaltungsliteratur eine große Rolle, theils durch den Zauber des Geheimnisses, der sie umgab, theils durch das günstige Vorurtheil, das sich an sie knüpfte, sie sey die geheime Wohlthäterin und Erlöserin der duldenden Menschheit. In den hieher gehörigen Romanen ist es in der Regel ein geheimnißvoller Greis, wie der Alte von Fronteja im Rinaldo Rinaldini, oder wie der Groß-Cophtha Göthe's, der Armenier in Schillers Geisterseher, der die unsichtbaren Fäden des Geschickes lenkt.

Solche Romane waren z. B.: Alinou, der Greis in vielerlei Gestalten oder die Geheimnisse der Felsengruft. Roderigo Anderugo oder die Unbekannten in den Klüften von Piombino. Die Brüder des Bundes für Menschenglück. Euphemion, der Unerforschliche. Mirakuloso, der Schreckensbund der Illuminaten. Die Nachtwandlerin oder die schreckliche Bundesgenossin der Finsterniß. Die Gerichte des furchtbaren Bundes. Sionio, der Greis des Gebirges. Die furchtbaren Unbekannten oder die Ritter für Tugend und Recht. Die Verborgenen aus Griechenland.

Das Geisterwesen spielte dabei eine große Rolle. Hier einige Büchertitel, aus denen man die ganze Gattung erkennt.

Schauervolle Abentheuer im Todtengewölbe zu Bentheim. Golisano, der rettende Dämon. Evestona, die Braut von Marmor. Der Geisterliebling oder die Entschleierung im Grabe. Gelaor, der Geist. Die Geisterzwillinge. Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe. Die Geister der Schauerhöhle. Die Mitternachtglocke. Der steinerne Sarg im Ulmenthale. Der Schreckensthurm am See oder die mitternächtliche Todtenglocke. Theobul, der Geisterkönig.

Auch in die erotische Erzählung kam mehr Romantik. Das französische Boudoir wurde ein orientalischer Harem, oder in venetianische und andalusische Nächte, oder nach den Südseeinseln verlegt. Die Leihbibliotheken füllten sich mit Büchern wie:

Abduls Liebesnächte in Stambul. Heliodora, die Lautenſpielerin aus Griechenland (von Lindau). Marhanna oder die Liebe auf Otahaiti. Mathildens Carriere durch Inquiſition und Serail. Thirza, die Seherin aus Griechenland. Janequeo, das Heldenmädchen aus Chili. Pauliska, das Koſakenmädchen. Albina, das Blumenmädchen. Reiſe einer Negerin.

Das Romanſchreiben wurde Lebensberuf für Leute, die zu beſſerer Thätigkeit verdorben waren, und erzeugte ein literariſches Proletariat. Ein merkwürdiges Exempel dieſer Art war der erſte adelige Proletarier von Baczko, ein oſtpreußiſcher Edelmann, der 1775 ſeinen erſten (die academiſchen Freunde) und 1822 ſeinen letzten Roman (Bodo und Laura) ſchrieb, ſein Leben lang mit Nahrungsſorgen kämpfte und erſt in hohem Alter mit einer Profeſſur begnadigt wurde. Baczko gefiel ſich am beſten in hiſtoriſchen Romanen, ſchrieb aber auch Familiengemälde und Operetten, alles für die Vergeſſenheit. Und wie viele folgten ſeinem kläglichen Beiſpiele! Der literariſche Markt wurde und wird heute noch überſchwemmt mit Producten der literariſchen Hungerleiderei, die ſich für Poeſie oder wenigſtens Unterhaltungslecture ausgeben. Einer der erſten unter dieſen völlig überflüſſigen Vielſchreibern war Karl Friedrich Benkowitz, der ſeit 1797 Reiſen, Zaubergeſchichten, Robinſonaden, einen Fauſt den jüngern, die Geſchichte eines Affen, einen ſentimentalen Abadonna, einen luſtigen Hilarion ꝛc. ſchrieb, alles forcirt und ohne Beruf.

2.

Die echte Romantik.

Unter Romantik iſt nichts anderes zu verſtehen, als die Wiedererweckung des chriſtlich-deutſchen Geſchmacks, wie er im ganzen Mittelalter geherrſcht hatte, im Gegenſatz gegen die Renaiſſance, als die Wiedererweckung des antikheidniſchen Geſchmacks der vorchriſtlichen Zeit. Romantik iſt ein unpaſſender Ausdruck. Die ſ. g. romantiſche Schule ſetzte die deutſche Nationalität zum erſtenmal wieder dem Kosmopolitismus, dem allgemeinen Humanitätsideale entgegen, und das kirchliche, mittelalterliche Chriſtenthum der Aufklärung. Sie griff um drei, vier Jahrhunderte zurück. Das war nun nach ſo viel Verirrungen und Ausſchweifungen ein ganz natürlicher Act des wieder zu ſich ſelbſt kommenden National-

geistes, allein er fand in der gründlich verderbten Zeit keinen Glauben, ja die meisten Romantiker ließen sich einschüchtern, verloren selbst den Glauben an ihre Mission und capitulirten mit den Mächten, die sie überwinden zu können verzweifelten.

Die Romantik ging von norddeutschen Protestanten aus. Das ist sehr merkwürdig. Die Katholiken verhielten sich dabei passiv. Weder gegen die protestantische Aufklärerei, noch gegen den seichten Josephinismus in Oesterreich und Illuminatismus in Bayern erhob sich ein katholischer Dichter. Die ganze tiefe Ideenfülle des Katholicismus schien todt und begraben. Der mächtige Jesuitenorden fand selbst in seiner schrecklichen Katastrophe nicht einen Dichter, der seinen Untergang beklagt hätte. Dem diabolischen Muthwillen der Freigeister wurde keinerlei Erinnerung an die Herrlichkeit des Evangeliums, an die großen Heiligen, Helden, Denker und Dichter der alten Kirche entgegengesetzt. Ueberall nur dumpfes, dumpfes Schweigen. Wer in der katholischen Welt irgend als Dichter auftrat, stand auf Seite der Freigeister. Die romantische Reaction ging von Protestanten aus und wurde gerade von den Katholiken am wenigsten begriffen und unterstützt.

Die Romantiker selbst waren sich noch nicht klar. Sie verwechselten in der ersten Begeisterung, was der Nation, was der Kirche und was der Poesie gebührte und nicht gebührte. Im Grunde ging auch die ungeheuerste Schwärmerei des Novalis und einiger späteren Romantiker, sofern sie die ganze Welt in Poesie eintauchen, gleichsam vernichten und poetisch wiedergebären wollten, aus einem nur mißverstandenen Katholicismus hervor, indem sie der Poesie eine Mission der Verklärung zudachte, die nur der Kirche zukommt. Die bezeichnete Schwärmerei kannte eigentlich nur ein Sakrament, die Transsubstantiation aller Prosa in Poesie. Dieses Eintauchen der ganzen Welt in Poesie war aber eine Uebertreibung, eine Unnatur, die sich bald rächen mußte. Die poetischen Enthusiasten flohen, haßten, beschimpften die Wirklichkeit der Dinge und fielen in bodenlose Phantasterei.

Die Katholiken machen das den Romantikern zum Vorwurf, die Protestanten sind umgekehrt schon über die bloße Tendenz der Romantiker zum Katholicismus unzufrieden. In dieser Zwitterstellung konnten sie nicht festen Fuß, nicht dauernde Achtung und überlegene Macht gewinnen. Ihre

Amulette, Liebestränke, bis auf den Glauben an die magiſche Kraft von Galgenholz und Eiſen. Es kommen dabei Wunder vor, gegen welche die Kunſtſtücke der chriſtlichen Hexen nur Spielereien ſind. Wir bedauern, daß ſich dieſes Alles hier nicht weiter ausführen läßt; der Neugierige findet das ganze alte Zauberweſen in Horſt's Dämonomagie (Frankfurt 1818) gut zuſammengeſtellt.

Beſonders charakteriſtiſch ſprach ſich der Geiſt der Zeit im Verfall des römiſchen Reichs in den auf pythagoräiſche und platoniſche Lehren gegründeten Afterphiloſophien der Neupythagoräer und Neuplatoniker aus. In dieſem ſublimirten philoſophiſchen Aberglauben, in dieſer abenteuerlichen Hyperphyſik war alles, auch das Unſinnigſte möglich; denn die Natur der Seele wurde nicht als etwas Gegebenes betrachtet, man ging nicht darauf aus, die Erſcheinungen des innern Sinnes aus natürlichen, wenn auch unerforſchten phyſiologiſch-pneumatiſchen Prinzipien zu erklären; man leitete vielmehr umgekehrt die Erfahrungswelt aus dem Ueberſinnlichen ab und ſetzte die Uebernatur und Unnatur an die Stelle der Natur. Dieſe transſcendente Theorie von Göttern, Dämonen und übermenſchlichen Naturen ergriff aber ihre Jünger auch gemüthlich, und ſie wurden hundertfältig ekſtatiſch in die von der Theurgie geſchaffenen Welten verſetzt. Der Neupythagoräer Apollonius von Tyana mit ſeinen zahlloſen Göttergeſichten, mit der Kunſt, ſich unſichtbar zu machen und alle Sprachen der Völker, ja ſogar die der Thiere zu verſtehen, war im erſten Jahrhundert der Vorläufer der Neuplatoniker, unter denen ein Ammonius, Plotinus, Porphyrus, Proclus, Jamblichus Dinge ſchauten und verrichteten, gegen welche alle Wunder und Viſionen in der chriſtlichen Heiligengeſchichte unbedeutend erſcheinen. Es iſt nun aber äußerſt intereſſant, zu ſehen, wie alle die Geſichte von Geiſtern und Dämonen, alle Wunderheilungen, überhaupt alle Einwirkungen auf Naturkörper und Naturentwickelungen gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge in dieſem Zeitalter ganz denſelben Charakter tragen, ob ſie einerſeits unter Anrufung der heidniſchen Götter, oder andernſeits im Namen des alleinigen Gottes zu Stande kamen; daß die ganze Verſchiedenheit eine blos formelle war, wie ſie naturgemäß aus der Verſchiedenheit der Prinzipien floß.

Der Neuplatonismus war eine theoretiſche, philoſophiſch-poetiſche Begründung des Heidenthums mit einem Rückfall in die

Poeſie ſtieg am einfärbigen norddeutſchen Himmel wie ein in den prächtigſten Farben des Südens brennendes Meteor auf, nur um bald wieder zu erlöſchen. Aber in ihrer Fata Morgana ſpiegelte ſie die Poeſie des Mittelalters in die der Zukunft hinein. Die Romantik glich einer Viſion der ſchlafenden Nation. Es war etwas Geiſterhaftes und Prophetiſches darin. Auf geheimnißvolle Weiſe und unvermerkt wurden viele Seelen umgeſtimmt. Der Zuſammenhang der tiefgeſunkenen und durch fremde Bildung verdorbenen Nation mit ihrer ſchöneren und edleren Vergangenheit machte ſich geltend. Die Romantik war ein Heimweh der Nation. Wie glänzend auch ihre dichteriſchen Verſuche ausfielen und die Welt durch eine Fülle der Phantaſie und Geiſt überraſchten, ſo war doch noch wichtiger und tiefgreifender, was, angeregt durch jene romantiſchen Dichter, für Wiederanerkennung der alten Kirche und der herrlichen, bisher ganz vergeſſenen Dichtungen unſeres Mittelalters, ſo wie für die Aufſammlung aller alten, von der gebildeten Welt bisher verachteten Poeſie im Volk geſchah.

Der eigentliche Begründer der modernen Romantik in dem bezeichneten Sinne war Novalis.

Friedrich von Hardenberg, geboren 1772 in Wiederſtadt im Mansfeldiſchen, ſtudierte in Jena mit Friedrich Schlegel, dann zu Freiburg das Bergfach, wurde Salineninſpector in Weißenfels und ſtarb ſchon 1801. Er wurde berühmt unter ſeinem Schriftſtellernamen Novalis, der aber keineswegs etwas Neues oder Außerordentliches ausdrücken ſollte, ſondern nur entlehnt war von einem Gute dieſes Namens, nach welchem ſich die ältere Linie des Hauſes Hardenberg unterſchied, wie die jüngere ſich nach dem Gute Roſtorf nannte (Tiecks geſammelte Novellen, Breslau 1838 S. 60). Seine Werke wurden geſammelt von Tieck und Schlegel und beſtehen, einige Lieder ausgenommen, faſt nur aus Fragmenten, aus denen aber ein wunderbares Licht in den köſtlichſten Farben ſtrahlt.

In dem unvollendet gebliebenen Roman „Heinrich von Oſterdingen“, welcher 1802 zum erſtenmal erſchien,

ſtellte Novalis dieſen aus der Minneſängerzeit ſo berühmten Heinrich in den Mittelpunkt der ganzen Welt als dasjenige Subject, welches alles Object der Welt, des Himmels und der Erde durchdringen und ſich gleichſam aneignen ſollte durch die geheimnißvolle Formel der Poeſie. Denn eine andere Einheit

gab es für Novalis nicht, als die poetiſche, wie er überhaupt die Welt nur als ein mißkanntes Gedicht anſah, bei dem es nur darauf ankomme, ſeine ewige und vollendete Poeſie zu begreifen. Seine poetiſche Alleinslehre ließe ſich auf indiſchen Pantheismus zurückführen, wenn ſie ſich nicht zu einem gothiſchen Dome wölbte. Das geheimſte Räthſel der Poeſie ſelbſt kann nur durch den chriſtlichen Glauben gelöst werden und die Welt mit all ihrer Sinnlichkeit und Materie wird in höherem Sinne doch ganz zur Kirche, und zwar zur katholiſchen, denn Novalis konnte dem Proteſtantismus nur ein Oppoſitions-, nicht das urſprüngliche kirchliche Beſitzrecht zugeſtehen. Ihm ſchwebte die Einheit des Reichs mit der Kirche vor, wie ſie in der beſten Zeit des Mittelalters beſtanden hatte. Ein ſo doppelter und wieder vielgegliederter und doch einiger Organismus ſollte die ganze Welt werden, nach Raum und Zeit, Natur und Geſchichte. Der unvollendete Roman ſollte, wie Tieck bemerkt, mit einer Verſöhnung des Chriſtenthums und Heidenthums ſchließen durch Vermittlung der Maria. Das iſt wohl nur ſo zu verſtehn, daß das Heidenthum alle ſeine poetiſchen Schätze der Madonna zu Füßen legen ſollte, wie die heil. drei Könige gethan.

Sey dem, wie ihm wolle, ſo erſcheint allerdings des Novalis poetiſcher Pantheismus nur als der concentrirteſte Herder'ſche Univerſalismus; allein die Tendenz zum deutſchen Mittelalter und Katholicismus ſchlägt bei ihm doch in der Art vor, daß er mit Recht den Romantikern zum Führer gegeben wird. Er dichtete die ſchönſten Marienlieder, die von moderner Lippe floſſen, aber er wurde nicht katholiſch. Freiherr von Eichendorff ſagt, die innere Rückkehr in ihn ſelbſt ſey noch nicht vollbracht geweſen und habe alſo auch in ſeinen Dichtungen noch nicht zum vollen Ausbruch kommen können. Daſſelbe zeigt ſich bei Ludwig Tieck und den meiſten übrigen Romantikern. Alle trieb es zur alten Kirche hin, aber ſie blieben vor der Kirchenthüre ſtehen, eine magnetiſche Gegenſtrömung ſtieß ſie zurück.

Myſtiſch, märchenhaft ſind auch des Novalis Hymnen an die Nacht. In der Form vollendet ſind nur ſeine wenigen lyriſchen Gedichte, die geiſtlichen:

Fern im Oſten wird es helle ꝛc.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt ꝛc.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu ꝛc.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt ꝛc.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt ꝛc.

Dazu die ſchönen weltlichen Lieder, das Bergmannslied:

Das iſt der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt ꝛc.

Und das Weinlied:

Auf grünen Bergen ward geboren ꝛc.

Im Anhang zu den Schriften von Novalis häuft ſich eine ungeheure Menge tiefſinniger Aphorismen wie ein Schutt von Perlen und Juwelen auf. Sie alle ſollten noch in den kaiſerlichen Schmuck des Heinrich von Oſterdingen eingeſtickt werden.

Ganz entſchieden ſprach das katholiſche Princip der proteſtantiſche Berliner Wilhelm Heinrich Wackenroder aus, indem er (1797) „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ ſchrieb, das Programm der neuen chriſtlichen Kunſt und ein mächtiger Impuls für die romantiſche Richtung in der Poeſie. Tieck, dem Wackenroder befreundet wurde, veränderte darnach ſeine ganze Richtung.

Der erſte Romantiker, der von überaus reichem Geiſt und produktiv zugleich der Form Meiſter war und der neuen Richtung eine breite Bahn brach, war Ludwig Tieck, Sohn eines Sellers in Berlin. Es wird immer wunderbar bleiben, daß der romantiſche Geiſt gerade in einem Berliner Gamin erwachen mußte, der mitten in der Windigkeit und Lüderlichkeit Berlins unter der Herrſchaft Kotzebue's aufwuchs. Aber es erklärt ſich aus der Geſundheit der deutſchen Natur, die endlich anfängt ſich zu ekeln, wenn man ſie allzu gemein behandelt, und die dann das Edle aus ſich ſelbſt herſtellt. Tiecks bedeutungsvolle Werke überraſchen um ſo mehr, als man einen ſtarken Charakter bei ihm immer vermißte und ſeine Flexibilität erſtaunlich iſt. In ſeinen älteſten Erzählungen jagen ſich lichte und ſchwarze Wolken der Leidenſchaft in einem noch ganz unſtäten Gemüthe.

Almanſor, eine Idylle von 1790, zeigt uns einen von ſeiner Geliebten betrogenen Jüngling, den ein Greis tröſtet. Auch im „grünen Band“ wird Treue gebrochen. In den „Brüdern“ bewährt dagegen ein Bruder dem anderen ſeltene Treue. Im „Fremden“ erſchrickt ein Bräutigam vor dem unerwarteten Anblick ſeines bleichen Nebenbuhlers ſo, daß er die Treppe hinunterſtürzt und

ſtirbt. In „Siegmunds Leben“ bewirbt ſich ein würdiger Candidat lange vergebens um ein Amt, bis er es durch ein Freudenmädchen erhält. Der „Geniale“ liebt drei zugleich und heirathet eine, während die zweite von ihm ſchwanger iſt und die dritte abgefunden wird. „Die männliche Mutter“ bringt ihre geſchwängerte Tochter dadurch zu Ehren, daß ſie ſelbſt als Mann verkleidet ſich mit ihr trauen läßt. Die lüderlichſte unter dieſen Erzählungen iſt das „Schickſal“ von 1795. Hier wird der ſchüchterne Anton allmählig durch muthwillige Mädchen kühn genug gemacht, um in einem Nonnenkloſter den Faublas zu ſpielen, als Lakai verkleidet ſeine Herrin zu liebkoſen ꝛc., bis er verdiente Peitſchenhiebe bekommt.

In dieſer lüderlichen Manier culminirte Tiecks Roman „William Lovell“ von 1795.

William iſt ein junger Lovelace und Don Juan zugleich, der allen Schönen die Köpfe verrückt, allen mit ſentimentaler Schwärmerei naht und alle wieder mit herzloſer Kälte verläßt. Sohn eines vornehmen Engländers verhimmelt er zuerſt in Liebe mit Amalie Wilmont. Wie ſie einander ihre Liebe zum erſtenmal geſtehen und einander in die Arme ſinken, iſt mit dem ſüßeſten Feuer der Poeſie, faſt mit der Gluth wie in Shakeſpeare's Romeo und Julie geſchildert. Aber der junge Herr läßt ſeine zärtliche Herzensdame bald ſitzen, reiſt nach Paris, amuſirt ſich dort und verliebt ſich in die muntere und nichts weniger als ſpröde Louiſe Gräfin Blainville. Nachdem er in ihren Armen geſchwelgt, läßt er auch ſie ſitzen und reiſt nach Rom. Hier feſſelt ihn die liebliche Roſalie, deren Bräutigam er wie zum Spaß erdolcht und die er dann wieder ſitzen läßt. Sie ſtürzt ſich in die Tiber. Eine gewiſſe Bianca übernimmt ihre Stelle und wird ſeine Geliebte, aber gleichfalls von ihm verlaſſen. — Amalie, der er förmlich abgeſagt, hat einen gewiſſen Mortimer geheirathet. Lovell's Vater iſt geſtorben, er kehrt nach England zurück und findet die Gräfin Louiſe, nachdem ſie entführt und von Blattern entſtellt verlaſſen worden, als Aufſeherin in Mortimers Hauſe. Schnell mit ihr einverſtanden verabreden ſie einen Streich gegen Amalie. Louiſe erregt in Mortimers Abweſenheit eine kleine unſchuldige Feuersbrunſt, Lovell iſt bei der Hand und rettet die ohnmächtige Amalie, wobei er ſie küßt und umarmt, ohne daß ſie es merkt. Das Feuer aber hat ſich weiter verbreitet, als er gewollt, das ganze Haus liegt in Aſche. Noch ärger handelt er an Emilie Burton, der Schweſter eines ſeiner älteſten Freunde. Er entführt ſie, nachdem er ihren Bruder vergeblich zu vergiften getrachtet hat, und läßt ſie ſitzen, ſie ſtirbt vor Gram. Aber Karl Wilmont, Amaliens Bruder, der Emilien geliebt hatte, ſchwört ihm Rache. Amalie bekommt einen Sohn, man kann nicht errathen, ob eine Frucht jener Nacht, da Mortimer kein Bedenken trägt, ihn als den ſeinigen anzuerkennen. — Lovell flieht aus England, wird Spieler von Profeſſion, betrügt und ſinkt endlich ſo tief, daß er ſich aus Verzweiflung in toller Laune zu einer Räuber-

bande in Italien gesellt. Karl Wilmont ist ihm nachgereist, findet ihn unter den Räubern, beide aber kommen dießmal noch unverletzt auseinander. Lovell kehrt nach Rom zurück, wo Bianca eben stirbt. Auch sein alter Freund, der Maler Andrea stirbt, erklärt sich noch vor dem Tode als seinen Landsmann Waterloo und beweist ihm, wie er ihn bisher am Gängelbande geführt und zu seinen Liebschaften listig angeleitet habe, wie auch die mißlungene Vergiftung Burtons nur seinen Zwecken hätte dienen sollen, da er dessen Verwalter sey und ihn zu beerben gehofft habe ꝛc. Noch ganz verblüfft von diesen Enthüllungen wird Lovell endlich von Karl erreicht und im Duell erschossen.

Man hat in Lovell ein Vorbild Byrons und den ersten Repräsentanten der modernen Zerrissenheit sehen wollen. Allein zu Tiecks Ehre müssen wir protestiren. Lovell wird nirgends von seinem Verfasser als eine edle Prometheusnatur, sondern immer nur als ein egoistischer Bösewicht aufgefaßt. — In den übrigen Jugendprodukten Tiecks macht sich ein Zug zum Phantastischen und zum Humor bemerklich.

Abdallah (in einer Erzählung von 1792) folgt der Lehre Omars, daß Gutes und Böses einerlei sey und der Geist über beiden stehe. Das treibt ihn bis zum Vatermorde. Dann aber erwachen in ihm alle Furien, wie im Orest, und er schleppt ein halbwahnsinniges Daseyn fort. — In „den Freunden" geräth einer der Freunde, indem er für den andern Heilung sucht, ins Elbenreich. — Im „Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli" faßt dieser nach allerlei glücklichen und unglücklichen Abentheuern den Entschluß, um ein ruhiges Brod zu finden, nicht die bisherigen mühseligen Wege einzuschlagen, sondern lieber gleich Kaiser zu werden, was ihm denn auch mit einiger dämonischer Hülfe und etwas Goldmacherei schnell gelingt. Der trockene Ton mit vielen Abkürzungen, in dem der Kaiser alles erzählt, was ihm begegnet, und das Wunderbarste ganz ordinär nimmt, ist höchst ergötzlich. — Im „Peter Lebrecht" spricht sich Tieck humoristisch im Ton Sterne's und Hippels über Menschen und Dinge aus. Zwei kleine Schauspiele oder eigentlich nur Dialoge, „ein Prolog" 1796 und „der Autor" 1800, enthalten Satiren auf den schlechten Bühnengeschmack. Zwei größere dramatische Werke Tiecks sind nur dem Johnson nachgebildet, der Herr von Fuchs dem Volpone und Epicöne oder das stille Frauenzimmer. Das älteste Drama Tiecks von 1790 „Alla-Moddin" nach einer Erzählung im deutschen Merkur, ist nicht der Rede werth.

Größere Bedeutung sprach erst 1795 das Trauerspiel „Karl von Bernek" an, ein romantischer Orestes.

Walther von Bernek kehrt aus den Kreuzzügen nach langer Gefangenschaft zurück und findet bei seinem Weib einen Buhler, der ihn umbringt. Sein Sohn Karl aber rächt ihn, stößt den Buhler nieder und tödtet in der Wuth

auch seine Mutter, büßt dann seine Schuld, von Furien verfolgt, bis ihn auf seine dringende Bitte zur Sühne sein eigener Bruder erstticht.

Die „Theegesellschaft", Lustspiel von Tieck in Prosa, 1796, ist eines seiner witzigsten Werke.

Er schildert eine gemeine Berliner Theegesellschaft mit allen ihren conventionellen Redensarten, Höflichkeiten und Fadheiten! Man spricht vom Kartenschlagen und Wahrsagen. Ein gewisser Werner, der Demokrit in diesem großstädtischen Abdera, wird beschuldigt, sich von einem alten Weibe haben wahrsagen zu lassen, über welche abergläubige Schwäche sich alle im Gefühl ihres aufgeklärten Verstandes empören. Allein gerade der alte Herr, der sich am heftigsten darüber erklärt hat, sucht noch am nämlichen Abend selber das alte Weib auf, und die ganze Theegesellschaft thut desgleichen, nur aus Langeweile und des Spasses wegen. Wie erstaunen sie nun, als sie sich bei dem alten Weibe alle beisammen finden, und noch weit mehr, als ihnen die Alte in der That allen die Wahrheit sagt, die manchem centnerschwer aufs Herz fällt. Zuletzt sagt sie dem Fräulein Julie, ihr Bräutigam liebe sie nicht, liebe nur ihr Geld und sey gar kein Baron, sondern ein Aventurier und falscher Spieler. Der Baron braust auf, da läßt das alte Weib die Kleider fallen und steht als — Werner da, der heute erst die Beweise für seine Aussage erhalten hat und nach Entfernung des Betrügers selber Juliens Hand erhält.

Die „sieben Weiber des Blaubart", Erzählung von Tieck, 1797. Neben seinem Drama, welches viel besser ist, schrieb Tieck auch diese Erzählung in der Manier wie den Peter Lebrecht, ein wenig an Sterne, Hippel und Jean Pauls Humor streifend, eine Manier, die er aber bald wieder, als ihm nicht ganz natürlich, verlassen hat, und mit Recht.

Blaubart empfängt hier von einer Fee einen bleiernen Kopf, der ihm wahrsagt und in allen Dingen Rath ertheilt. Diesen Kopf hält er geheim, weckt aber dadurch die Neugier seiner Weiber und bestraft jede mit dem Tode. Die Pointe der Erzählung liegt nun in der Contrastirung der sieben Weiber, von denen die eine ernst, die andere lustig, die eine vornehm, die andere ländlich naiv ist ꝛc., die aber alle in der Neugier einander gleich sind.

Das „Ungeheuer" und der „verzauberte Wald", musikalisches Märchen von Tieck, 1798.

Prinz Aldrovan, dessen älterer Bruder durch eine böse Stiefmutter mit Hülfe einer bösen Fee in ein Ungeheuer verwandelt worden, wird angereizt, gegen dasselbe zu kämpfen, damit wo möglich beide umkommen. Allein dadurch wird gerade des Bruders Entzauberung bewirkt, und in gleicher Weise schlägt der bösen Weiber Arglist fehl in Bezug auf Aldrovans Geliebte, An-

gelica, welche sie wahnsinnig gemacht haben. Ein guter Genius sichert das Glück der Liebenden. Die Erfindung ist schwach, aber die Ausführung desto geistreicher. Ergötzlich ist besonders die Rolle eines aufgeklärten Ministers, der mitten unter märchenhaften Wundern doch an dieselben nicht glauben will, und die großartigen Wahnsinnsscenen am Schluß, indem der Wahnsinn den ganzen Hof ansteckt und alle in ihrer Tollheit ein Ballet tanzen.

Die „verkehrte Welt", ein historisches Schauspiel von Tieck, 1798, auch im Phantasus.

Die Idee dazu entlehnte Tieck aus Christian Weise's Zittauischem Theater. Das poetische Motiv ist die humoristische Umkehr aller Verhältnisse. Der historische Faden, an den sich alles reiht, die Einsetzung des Skaramuz auf den Thron des Parnasses, als Herrscher im Gebiet der Kunst, statt des verbannten Apollo. Im Uebrigen wird der Zusammenhang jeden Augenblick durch Autor, Leser, Maschinist ꝛc. unterbrochen. Die tollste Willkühr wie im besoffensten Moment eines Carnevals herrscht durchs ganze Stück. In diesem Wirrwarr geht dann der Haupteffekt des witzigen Contrastes zu Grunde, die Vorstellung schlechter Poesie und Kunst verschwindet als solche in dem allgemeinen Taumel.

Erst jetzt bemerken wir bei Tieck den Einfluß seines Umgangs mit Wackenroder. Plötzlich begeistert er sich in seinem Sternbald für das Altdeutsche und Katholische. Franz Sternbalds Wanderungen, „eine altdeutsche Geschichte" (1798) war ein Kunst- und Künstlerroman, wie sie Heinse schon früher geschrieben, aber nicht mehr huldigend der Wollust, sondern dem Ernst der Kirchenmalerei, nicht mehr der Antike, sondern der Gothik. Zum erstenmal wurde hier nicht blos der Künstlereitelkeit gehuldigt, sondern dem Inhalt der Kunst, dem Geist des christlich-deutschen Mittelalters.

Franz Sternbald lernt die Malerei bei Albrecht Dürer in Nürnberg und kehrt heim nach Franken. Unterwegs lernt er Pirckheimer kennen und den Schmied Quintin Messys. Eine kunstliebende Dame von hoher Schönheit hat er kaum erblickt, als ein Wagen sie ihm entführt. Sie bleibt sein Ideal. Er besucht die Niederlande, lernt dort die großen Maler kennen und tritt die ihm bestimmte Braut ihrem Geliebten, dem jungen Schmiede ab, der ein großer Maler geworden ist. Auf der Reise geräth er im Wald in eine von der Jagd ausruhende heitere Gesellschaft und lernt eine schöne Gräfin kennen, durch die er nach Italien gewiesen wird, wo er Michel Angelo und andere große Künstler kennen lernt und endlich sein Ideal findet, dessen Besitz sein edles Streben nach dem Schönen lohnt. — Durch das ganze Buch zieht sich eine sanfte

Schwärmerei für die altdeutsche Kunst und Kirchenmalerei. Zum erstenmal wird hier Th. II, S. 248 im Namen des Schönen gegen den Protestantismus protestirt, der das Schöne aus den Kirchen verbannt habe.

Bald darauf folgte das katholische Programm der Romantik in Tiecks Trauerspiel: „Leben und Tod der heiligen Genovefa" (1799). Nach dem bekannten Volksbuch, aber mit Shakespeare'schem Geiste durchgeführt, Tiecks bestes dramatisches Werk. Es ist besonders dadurch wichtig, daß es zum erstenmal wieder seit den Dichtungen des Mittelalters die „Glorie der katholischen Religion" am Horizont heraufführte. Der Grundgedanke ist, daß alle Leidenschaften der Menschen ihre endliche Beruhigung und Versöhnung in der Kirche finden.

Im Prolog tritt der h. Bonifacius auf, mit mächtigen Worten Deutschland für die alte Kirche reclamirend. Dieses Werk unterscheidet sich auffallend von den unkirchlichen Produktionen der modernen Poesie und doch hängt es mit ihnen wieder nahe zusammen durch eine einzige Schwäche. Tieck konnte nämlich nicht unterlassen, den Bösewicht Golo sentimental zu behandeln, ihm eine schwärmerische Liebe für Genovefa anzudichten, ihn als edel und unglücklich zu bezeichnen, mit einem Wort ihn zu entschuldigen. Das gestattet aber der Stoff und Geist der alten Legende nicht, und verbietet sich von selbst, einen Mann, der an einem Weibe so grausam handeln kann, der so heimtückisch seinen Herrn verrathen und einen unschuldigen Diener opfern kann, empfindsam aufzufassen.

Hieher gehört Tiecks dramatisirter „Kaiser Octavianus" nach dem bekannten Volksbuch, wieder eine der bedeutendsten Dichtungen Tiecks.

Es ist ein in vielen Variationen sich wiederholender Text, die Trennung einer Familie theils durch Leidenschaft und Unglauben, theils durch äußere Zufälle und ihre Wiedervereinigung durch den Glauben. Die ganze Geschichte des Christenthums ist in dieser Legende vorgebildet, die Trennung der heidnischen Völker und ihre Vereinigung zu einer einigen Gemeinde durch die Kirche. Dieses einigende Princip ist hauptsächlich in der frommen duldenden Mutter, Kaiserin Felicitas, dem personificirten Glauben dargestellt. Unter den beiden verlorenen Söhnen ist Florens, der bei einem Spießbürger in Paris erzogen wird, dessen Heldenkraft aber bald zum Durchbruch kommt, der liebenswürdigste Repräsentant des weltlichen Ritterthums im Mittelalter, während sein Bruder Leo mehr die ideale Seite des Ritterthums darstellt. Doch verlieben sich beide und heirathen, Florens die muntere Rose, Leo die stille Lilie. In der sentimentalen Allegorisirung dieser beiden Blumen herrscht außerordentlich viel Wohllaut, doch kommt uns diese Parthie kühl vor oder läßt uns wenigstens kühl. Hier folgt Tieck auf einmal dem Calderon und fällt somit

aus der Illusion des Volksbuches heraus. Wollte er Calderon folgen, so hätte er es in der Manier des Autors thun sollen und die kirchlichen Grundideen des kirchlichen Gedichts, nicht aber den Gegensatz zweier Seiten der weltlichen Liebe auffassen sollen.

Diese Dichtung bildet den Uebergang zu den Bearbeitungen der mehr heidnischen Volksbücher. Unter diesen ist der „Fortunat" Tiecks schönste dramatische Dichtung.

Der Reiz liegt hier in der Furchtbarkeit und Grausamkeit des Glückes, das seine giftige Tücke unter der üppigsten Fülle von Lust und Witz verbirgt. Auch fehlt hier die schwärmerische Parthie romantischer Sentimentalität, die im Octavianus und in der Genovefa zu viel Anspruch an uns machen. Alles ist natürlicher, shakespearischer.

Eben so geistreich und durchaus heiter ist das dramatische Märchen vom „kleinen Däumling".

An den Oger, der den kleinen Däumling und seine Brüder fressen will, knüpft Tieck eine Reihe Satiren auf die moderne Bildung an. Statt der großmüthigen Riesen der echten Sage nämlich gibt er ihm einen modernen Blaustrumpf, eine gewisse Malwina, zur Gattin, ein zartes Wesen, welches er geraubt hat und nun unbarmherzig zu seinen häuslichen Diensten zwingt. Daneben hält er sich einen gleichfalls geraubten Hofrath Semmelziege, blos zu dem Zweck, ihn täglich auf einem Brett in die Höhe zu prellen und sich an seinen Luftsprüngen zu erlustigen. Dieser Hofrath vertraut Malwina sein früheres unglückliches Schicksal. Er hatte nämlich eine gewisse Ida zur Frau und beide Eheleute konnten sich einen Fehler nicht verzeihen. Semmelziege nämlich hatte unaufhörlich das garstige Wort im Munde, das volksthümlich in einer Sylbe den Theil des Körpers bezeichnet, mit dem er jetzt durch das Prellen am meisten bestraft war. Die Frau aber pflegte immerfort zu stricken und selbst während der zartesten Mysterien des Ehestandes kratzten ihn ihre Stricknadeln auf dem Rücken. — Nachdem der Riese und Menschenfresser durch Däumlings List umgekommen, versöhnt sich der Hofrath mit seiner Frau, und einer seiner Freunde heirathet die vielgeprüfte Malwina.

Im „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" hat Tieck das bekannte Volksmärchen in seiner liebenswürdigen Manier behandelt, ohne Einmischung moderner Satire.

Der „Blaubart", dramatisirt, in Prosa. Die bekannte Volkssage, aufs anmuthigste frei bearbeitet. Um die beiden Säulen der Dichtung, den harten Mann und die neue Eva, rankt sich köstlicher Humor. Die Feinde des Blaubart, abgeschmackte Ritter mit ihrem muntern Narren

und langweiligen Rathgeber ſind vortreffliche Zugaben. Auf der anderen Seite iſt auch der tieferen Empfindung Rechnung getragen. Simon, der Bruder der Agnes, die in Blaubarts Gewalt die furchtbare Strafe für ihre Neugier erwartet, ahnt auf wunderbare Weiſe in ſeiner träumeriſchen Natur das Unheil und es treibt ihn zur Rettung.

In Proſa hat Tieck ſehr anmuthig folgende altdeutſche Volksbücher überarbeitet: Magelone, Meluſine, die Haimonskinder. In Verſen ein Fragment aus König Rother. Vom Donauweibchen ſchrieb Tieck nur den erſten Act. Das alte Schildbürgerbuch hat Tieck gleichfalls artig behandelt, nur paſſen die Anſpielungen auf die Revolution und auf das moderne Schulweſen nicht hinein, das ſtört die alterthümliche Illuſion.

Das dramatiſirte Märchen vom geſtiefelten Kater iſt mit dem köſtlichſten Humor geſchrieben, aber faſt ganz moderne Satire, wie ſeine Fortſetzung im „Prinz Zerbino“. Dieſe Dichtungen haben, wie es heißt Tieck viel geſchadet, weil der darin vorkommende gutmüthig pedantiſche König Gottlieb dem König Friedrich Wilhelm III. durch Kotzebue als eine Stichelei auf ihn, den König, denuncirt worden ſeyn ſoll. Tieck mußte als Privatmann leben und ſpäter als ſächſiſcher Hofrath in Dresden, und erſt als Friedrich Wilhelm IV. den Thron beſtieg (1840), wurde Tieck ehrenvoll nach Berlin berufen.

Im „geſtiefelten Kater“ bezeichnet der König das alte Regime vor der Revolution, der Popanz die kurze Herrſchaft des Volks, Gottlieb die moderne aufgeklärte Regierungsweiſe und der Kater den Genius des Fortſchritts.

In Zerbino iſt Gottlieb König geworden, der alte König hat als ſchwachſinnig abgedankt. Der Kater iſt Miniſter. Gottliebs Sohn, Prinz Zerbino ſucht den guten Geſchmack; überall, wohin er kommt, verſichert man ihn, hier ſey der gute Geſchmack, aber überall findet er Abwechslungen der nämlichen armſeligen Narrheit des Modegeſchmacks, bis er endlich durch Zauberei in den wahren Garten der Poeſie gelangt, wo die Bäume und Blumen ſingen und die Geiſter der größten Dichter umherwandeln. Aber dieſe poetiſche Erfahrung hilft ihm nichts, denn ſein eigener Hund, Stallmeiſter, der ihm entſprungen und heimgekehrt iſt, hat das Miniſterium des Unterrichts übernommen, reformirt das ganze Land, rottet allen alten romantiſchen Aberglauben, auch den an die Poeſie, aus und erzieht die Menſchen nach einer neuen rein rationaliſtiſchen und moraliſchen Methode. Als nun der Prinz zurückkommt, wird er für verrückt erklärt und ſo lange eingeſperrt, bis er aller Poeſie abſchwört

alte theoſophiſche Schwärmerei des Orients. Als ſich das Heidenthum und Chriſtenthum zum entſcheidenden Kampf ringend umfaßten, beſchworen ſie beiderſeitig ihre Geiſter, ſichtbares Zeugniß von der Wahrheit abzulegen, und die Geiſter gehorchten. Die Prieſter beider Partheien verrichteten um die Wette Wunder auf Wunder, und die chriſtlichen waren weit entfernt, die Realität der heidniſchen Wunder zu läugnen; nein, ſie acceptirten dieſelben utiliter in ihrem Syſtem als Werke des Teufels, der ſich gegen das Reich Gottes empöre. Aber das Chriſtenthum ſollte nur durch Transaction mit dem alten Glauben durchdringen, und ſo kam es, daß es im Moment, wo es zur Weltherrſchaft gelangte, einen ſehr bedeutenden Theil der heidniſchen Weltanſchauung materiell in ſich aufgenommen und nur formell umgebildet hatte. Während die erſten Kirchenväter am Grundſatz feſthielten, daß Chriſtus gekommen ſey, die Werke der Dämonen auf ewig zu zerſtören, bildete ſich bald der Glaube an das Daſeyn höherer böſer Naturen ſo aus, daß unvermerkt aus den frühern heidniſchen Götzen und Dämonen die Teufel oder böſen Engel, und aus den ehemals unfreiwillig Beſeſſenen und Geplagten freiwillige Teufelsverbündete geworden waren. Und hiemit waren die Keime zu aller chriſtlichen Zauberei und Hexerei und der ſchlimmſten Art von Ketzerei gelegt, welche ſpäter in ſo ſchauerlichen Saaten aufgingen.

Durch das ganze Mittelalter hatte das Geiſter-, Zauber- und Hexenweſen noch ſehr viel vom heidniſchen Charakter: es war naiv und der Glaube daran etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes. In der abenteuerlichen Anſchauung dieſer Zeiten ragten die Uebernatur und die Unnatur von allen Seiten ſo ſehr in die Wirklichkeit herein, daß dieſe faſt ganz darin aufging. So entſetzte man ſich vor den auf Erden umgehenden Geiſtern und Dämonen, aber ungefähr in der Weiſe, in der jetzt furchtbare Naturerſcheinungen Schrecken einflößen; ſo fürchtete man die Hexen, aber ihre verderbliche Kenntniß, wodurch ſie mit den Weiſen aller Klaſſen, mit dem Arzt, dem Aſtrologen, dem Geiſterbeſchwörer, dem Nativitätsſteller, in eine große Brüderſchaft verſchmolzen, gebot vielmehr Scheu als Verachtung. Schon dies erklärt es, daß bis in das 15te Jahrhundert herauf im Verhältniß zur ſpätern Periode die Verfolgung der Zauberei weniger eifrig, blutig und ſyſtematiſch betrieben wurde. — Bekanntlich datirt ſich die eigentliche

und ſich vor Stallmeiſter demüthigt. — Durch die Satire zieht ſich eine romantiſche Idylle voll ſchwärmeriſcher Liebe hindurch, die einen Gegenſatz gegen die derbe ariſtophaniſche Proſa bilden ſoll, doch aber hieher nicht paßt. Schon am Dichtergarten war es ja des Contraſtes genug. — Auch in den komiſchen Perſonen ſcheint uns zu große Vervielfältigung. Ariſtophanes und Shakeſpeare würden hier weniger Figuren und vielleicht mit mehr Erfolg gebraucht haben. Die beiden Alten, Hinze und der alte König aus dem geſtiefelten Kater, ſind unübertrefflich. Eben ſo Stallmeiſter und Neſtor, aber die beiden letzten haben ſchon zu viel Verwandtes. Polykomicus bleibt im Ganzen unverſtändlich. Die Richtung, die er bezeichnet, iſt auch ſchon durch andere Partien des Gedichts bloßgeſtellt.

„Das jüngſte Gericht", eine Viſion von Tieck, 1800.

Eine humoriſtiſche Schilderung des jüngſten Tages, nicht durchgeführt, nur ſkizzenhaft, aber mit einigen guten Schilderungen. Das beſte iſt das Vertreten der Prüden, die ſich nackend allen vordrängen, um zu zeigen, wie ſchamhaft ſie wären ꝛc., ſehr frivol, à la Wieland, aber voll Witz. Zuletzt wird der Autor ſelbſt vorgenommen und zur Rechenſchaft gezogen, weil er in ſeinem Zerbino ehrenwerthe Schulmänner ꝛc. verſpottet habe.

Im „Phantaſus" (von 1812) ſammelte Tieck Erzählungen und Märchen, als würden ſie vorgetragen in einem Kreiſe edler Herren und Damen nach dem Vorbild des Decameron. In den Geſprächen dieſer Geſellſchaft findet ſich viel Treffliches und Feines über die deutſchen Dichter geſagt, wird aber an Göthe viel zu viel Weihrauch verſchwendet. Ueberhaupt gibt Tieck hier zu erkennen, wie weit er ſich von dem eigentlichen Ziel der Romantik ſchon entfernt hatte. Von Nation und Kirche iſt nicht mehr die Rede, alles läuft auf guten Geſchmack und „glückliche Behandlung" hinaus. Das Schöne, hatte Göthe geſagt, iſt das Reſultat einer glücklichen Behandlung. Doch enthält der Phantaſus treffliche Erzählungen.

Der blonde Eckbert. Eckbert, ein Ritter, heirathete die ſchöne Bertha, eines Hirten Tochter, die, ihrem ſtrengen Vater entflohen, zu einer Fee oder Hexe gekommen war, der ſie wiederum mit einer Menge Perlen und Edelſteinen entflohen war. Das Ehepaar lebte ganz einſam auf ſeiner Burg, wo niemand hinkam, als zuweilen Ritter Walther. Da ſaßen ſie einmal vertraulich beiſammen und Eckbert bat Bertha, dem Gaſtfreund die Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen. Walther hörte ruhig zu und ließ nachher wie zufällig den Namen des Hundes fallen, den Bertha bei der Fee gekannt hatte, auf den ſie ſich aber ſeitdem nie wieder hatte beſinnen können. Walther mußte alſo mehr wiſſen, als nöthig war.

Dieß versetzte sie in grausame Beängstigung. Eckbert aber war so erbost, diesem Walther vertraut zu haben, daß er ihm auflauerte und ihn mit der Armbrust erschoß. Aber Bertha starb aus Kummer. Da fand sich ein gewisser junger Hugo bei dem trostlosen Wittwer ein, dem dieser auch eine Zeit lang vertraute, bis die alte Hexe zu ihm kam und ihm plötzlich eröffnete, sie sey sowohl Hugo als Walther, und habe diese Verkleidungen nur angenommen, um sich an Bertha zu rächen, welche seine eigene Schwester und dem Hirten nur von seinem Vater anvertraut gewesen sey. Da wurde Eckbert wahnsinnig. Von tief romantischem Anklang, aber nicht gut durchgeführt.

Der treue Eckart und der Tannhäuser. Nach der bekannten Sage, sehr schön ausgeführt. Dem treuen Eckart läßt sein grausamer Lehnsherr, der Herzog von Burgund, nach einander alle seine Söhne hinrichten und verbannt ihn selbst. Einst aber, als der Herzog auf der Jagd verirrt ist und verschmachten will, hilft ihm der treue Eckart und der reuige Herzog setzt ihn sterbend zum Vormund seiner eigenen Söhne ein. Diese aber werden von einem zauberischen Spielmann in den Venusberg gelockt; da dringt Eckart in den Berg ein und kämpft mit der Zwerge ungeheuern Schaaren, bis er ihnen die Söhne seines Herrn wieder abgewonnen. Er selbst aber stirbt an seinen Wunden und hält seitdem als Warner vor dem Venusberg Wache. Lange nachher kommt einmal der Ritter Tannhäuser zu seinem alten Freunde, Friedrich von Wolfsburg, und erzählt ihm seine traurigen Schicksale. Er habe wegen einer Geliebten, die ihm untreu geworden, deren Bräutigam ermordet, sie aber sey aus Gram gestorben. Dann habe er in wilder Verzweiflung den Bösen angerufen und habe von ihm ein Zauberlied gelernt, das ihn in den Venusberg geführt habe. Dort habe er gelebt, bis ihn die Sehnsucht nach der Heimath wieder herausgeführt. — Der Freund suchte ihn zu trösten, aber in der Nacht entfloh der Tannhäuser, nachdem er Wolfsburgs Gattin ermordet hatte, denn sie eben war seine alte Geliebte. Wolfsburg selber aber mußte, weil er von Tannhäuser einen Kuß empfangen hatte, vom Zauber fortgerissen, in den Venusberg folgen.

So vortrefflich der erste Theil der Erzählung vom treuen Eckart ist, so wenig genügt der letzte Theil vom Tannhäuser. Man muß sich wundern, warum Tieck sich nicht streng an die echte Volkssage gehalten hat, die viel schöner ist.

Der Runenberg. Der junge Jäger Christian wird von einem Fremden auf den gespenstischen Berg verlockt, wo er ein wunderschönes Weib erblickt, die sich vor ihm bis aufs Hemd auskleidet, sich nackt in der vollen Majestät ihrer Schönheit zu ihm wendet und ihm ein goldenes Täfelchen reicht. Plötzlich ist alles wie ein Traum verschwunden. Er kehrt um, heirathet und tritt in die Pacht seines Schwiegervaters als Landmann. Nach langer Zeit kommt einmal ein häßliches altes Weib auf ihn zu, redet ihn als bekannt an und — verwandelt sich, indem sie abgeht, in die Schöne der Runenburg. Zugleich

erblickt er etwas Glänzendes im Graſe und findet die goldene Tafel wieder. Von Stund an vom Zauber ergriffen, eilt er zum Runenberg und kehrt nicht wieder. Sein Weib Eliſabeth heirathet einen Andern. Da kommt Chriſtian endlich noch einmal wieder, aber nur, um ſeine Kinder zu ſehen und eilt gleich wieder zum Berge. — In dieſem Roman hat Tieck das Weſen der ſogenannten Waldminnen glücklich erfaßt.

Liebeszauber. Emil, ein reicher Fremder in Rom, hatte ſich in ein reizendes Mädchen, das ihm gegenüber wohnte, verliebt, als er durch den Fenſterritz ſehen mußte, wie ſie in Gemeinſchaft mit einer häßlichen Alten ein ſiebenjähriges Mädchen abſchlachtete und ihm das Blut abzapfte. Ohnmächtig zurückfallend, verlor er die Erinnerung, nicht ahnend, daß jenes unſchuldige Blut zu einem Liebeszauber benützt wurde, der ihn ſelbſt umſtrickte. Denn bald darauf war er Bräutigam jenes ſchönen Mädchens. Beim Hochzeitsfeſt aber ſah er im maskirten Gefolge ſeiner Braut die Alte wieder und einen türkiſchen Dolch, den er damals getragen, und der ihn an die Schauderſcene plötzlich erinnerte, und nun durchbohrte er mit demſelben Dolche die Braut. Höchſt ergreifende Schilderungen, nur im Eingang fehlend, ſofern gegen einen ſchon Verliebten eigentlich kein beſonderer Liebeszauber angewendet zu werden braucht.

Die fünfte Erzählung des Phantaſus iſt die Lebensgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter von Provence, von 1796, eine höchſt liebliche Bearbeitung des bekannten Volksbuchs.

Die Elfen. Die kleine Marie geräth einmal in ein Tannenwäldchen, worin die Elfen wohnen. Zerina, eine junge Elfe, wird hier ihre Geſpielin, lehrt ſie aus Goldſand plötzlich Blumen hervorſchießen laſſen, ſich auf Bäumen wiegen und fliegen ꝛc., zeigt ihr die liebreiche Elfenkönigin und den halb ſchlafenden gnomenhaften Metallkönig und macht eine kleine Reiſe durch die Elementarreiche der Luft, Erde, Waſſer und Feuer. Auch lernt ſie den Vogel Phönix kennen, deſſen Ankunft das ganze Elfenreich in Bewegung ſetzt. Mit einem Ringe beſchenkt wird ſie wieder entlaſſen, unter der Bedingung, nie etwas von dem, was ſie geſehen zu verrathen, indem ihr geſagt wird, die Elfen, die der ganzen Gegend Glück bringen, würden augenblicklich verſchwinden und mit ihnen das Glück, wenn ſie verrathen würden. Marie ſchweigt, wächst heran, heirathet und wird eine glückliche Mutter. In all dieſer Zeit iſt die Gegend voll Segen. Ihr Kind Elfriede aber erhält die kleine Zerina zur Geſpielin, gerade ſo wie ſie einſt ihre Geſpielin geweſen war. Erſt als einmal Zigeuner ausgewieſen werden ſollen, die in jenem Tannenwäldchen hauſend von den Elfen in Schutz genommen ſind, und Mariens Gatte heftig auf ſie ſchilt, verräth Marie in edlem Unmuth ihr Geheimniß und ſagt, daß von dem Frieden jenes Tannenwäldchens der Segen der Gegend abhänge. Da nimmt Zerina Abſchied, ſchon am andern Tage erfährt man, ein Fährmann habe die Elfen über den Fluß führen müſſen, die ganze Nacht hindurch, und von Stund an herrſcht Unglück in der Gegend und in Mariens Hauſe, alle

ſterben im Elend. — Schöne Auffaſſung der echten deutſchen Sage, nur der Phönix paßt nicht dazu.

Der Pokal. Ferdinand erblickt in der Tiefe eines goldenen Pokals durch Zauber eine nackte weibliche Geſtalt von verführeriſchen Reizen, will ſie küſſen und macht dadurch den Zauber verſchwinden. Nach vielen Jahren kommt er wieder einmal in dieſelbe Stadt, iſt bei einem Kaufmann zu Tiſch und erblickt ein Mädchen, das auffallend jener Schönen im Becher gleicht. Zu ſeinem Entſetzen kommt auch der nämliche Becher auf den Tiſch und geht um. Aber am Ende erfährt er, das ſchöne Mädchen bei Tiſch ſey die Tochter der älteren Dame, die ſich ihm als die Schöne des Bechers zu erkennen gibt. Eine ziemlich ſchwache Erfindung.

Ich ſchließe hier noch den „Pietro von Abano“ an, obgleich dieſe Novelle erſt ſpäter erſchien.

Petrus Apone, ein berühmter italieniſcher Arzt, verliebt ſich in die Leiche der reizenden Crescentia, weckt ſie durch ſeine Zauberkunſt wieder auf und lebt mit ihr, bis ſie einmal zu Oſtern dem Hochamt beiwohnt, die Nähe des Heiligen den Zauber löſt und ſie endlich wirklich ſterben kann. Wie ſie in ihrem lebend todten Zuſtand ihren Geliebten, Antonio, wiederſieht und ihm den von ihr begangenen Frevel geſteht, iſt eine erſchütternde Scene; abgeſchmackt dagegen, daß Antonio ſpäter durch Crescentia's ihr täuſchend ähnliche Zwillingsſchweſter entſchädigt wird.

Die lyriſchen Gedichte Tiecks ſind ſehr ſchön. Er gab eine Auswahl altſchwäbiſcher Minneſänger heraus und ahmte ſelbſt deren Form nach, nur daß er den grünen Wald mit noch viel jubelnderer Luſt befang. Seine Waldlieder ſind das Schönſte, was wir in dieſer Art beſitzen. Keiner vertiefte ſich ſo innig in die deutſche Waldeinſamkeit, bald in kühner Jagdluſt mit weithallendem Waldhornklang, bald in trüber Melancholie, bald in ſüßer Liebesſehnſucht. Seine Liebeslieder haben die Einfachheit und Gewandtheit des echten Volksliedes, aber ſchon eine etwas ſüdliche romaniſche Gluth.

Geliebte, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnſucht und Kuß.

* * *

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Aufs glücklichſte drückt er den Zauber des Märchens aus, der ſeine beſten Dichtungen adelt.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Aber indem er Sterne, Wolken, Bäume, Blumen Wettgeſänge halten läßt, fällt er aus dem echten Volkston ſchon wieder zu ſehr in das Allegorienſpiel der Renaiſſance zurück. Oft tändelt er zu viel mit dem Wohllaut.

Warum Echmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen,
Ach, ſie trachten
Weit noch ferne,
Wo ſie wähnen
Schönre Sterne.

Dazu ſchlägt ſeine Liebe in Sonetten, wie in einem Blätterwalde aus. Seine italieniſche Reiſe beſingt er auf allen Stationen und beſondere Ehre in Lobliedern erweiſt er den Meiſtern der altitalieniſchen Muſik. Einiges Lehrhafte mahnt an Göthe.

Mag Tugend ſich und Laſter gatten,
Sie ſind nur Dunſt und Nebelſchatten!
Das Licht aus mir fällt in die finſtre Nacht,
Die Tugend iſt nur, weil ich ſie gedacht.

Auch andere „Zweifellieder" beweiſen, wie in Tieck der poetiſche Egoismus, den er Göthe abgelernt, mit der Demuth der echten Romantik kämpfte. Erfreulich unter ſo vielen Liedern, worin ſich die ſubjektive Schwäche ausſpricht, erſcheint eine Erinnerung aus der Durchreiſe durch Tirol.

Wer da will Männer ſehn,
Geh' ins Tirolerland.

In Romanzen leiſtete Tieck nicht viel. Sein Arion iſt ſchwächer als der von Schlegel, ſein Sifrit und Weland in kurzen Verſen zu knapp behandelt. Nur der treue Eckart befriedigt durch die faſt bänkelſängeriſch einfache und doch edle Art des Vortrags.

In ſeinen letzten Jahren ſchrieb Tieck nur noch Novellen und einige

Romane, in denen ſeine Romantik ausgeglüht hat und er ſich höchſtens noch auf den Standpunkt der alles belächelnden Ironie ſtellt.

Der Waſſermenſch, eine äſthetiſche Converſation, worin Schillers Taucher dem Göthe'ſchen Fiſcher hintenangeſetzt wird. Der Mondſüchtige, worin alles abermals auf eine Huldigung Göthe's wegen ſeines Mondliedes hinausläuft. — Die Sommerreiſe, aus Tiecks Jugendzeit, friſch erzählt, aber wieder voll Göthomanie. — Auch in vielen andern Novellen Tiecks wird über Literatur und Poeſie converſirt, immer leicht und ironiſch. Das Beſte dieſer Art iſt „die Vogelſcheuche". Einer hat einen ledernen Automaten, eine Vogelſcheuche, mit vieler Kunſt gefertigt, derſelbe wird ihm geſtohlen, er glaubt ihn aber in einem Herrn von Lebebrinna wiederzuerkennen, der eine lederne Akademie geſtiftet hat (Theodor Hell) und verlangt vor Gericht ſeine Auslieferung. Der Lederne wird jedoch frei geſprochen und behauptet das Feld gegen die Phantaſten. In dieſer Novelle, die vortrefflich geſchrieben, aber etwas zu lang gedehnt iſt, kommt unter anderem eine Vertheidigung der Schminke vor, die an die beſten Excurſe Jean Pauls mahnt. — Auch im jungen Tiſchlermeiſter ergeht ſich Tieck in literariſchen Bemerkungen, namentlich in einem breiten Lobe des Göthe'ſchen Götz. Im übrigen handelt es ſich um die in ſpäteren Jahren fortgeſetzte Jugendfreundſchaft zwiſchen einem Edelmann und einem ehrbaren Tiſchler. — Das alte Buch oder die Reiſe ins Blaue macht Athelſtan zu einer neuen Verkörperung des Oberon und zugleich Perſonification der poetiſchen Kraft. Als Ergänzung und Befriedigung dieſer Kraft iſt ihm Gloriana, eine neue Verkörperung der Titania, zugeſellt. Sie verkehren mit den größten Dichtern aller Zeiten und beherrſchen frei das ſelige Reich der Poeſie. Athelſtan kommt inzwiſchen in Conflict mit der modernen Muſe, die ſich für Poeſie ausgibt und das Gegentheil davon iſt.

Verführt von Göthe ließ es ſich Tieck auch angelegen ſeyn, Poeten zu Helden zu machen. In ſeinem „Dichterleben" von 1826 und im „Dichter und ſein Freund" ſchildert er des großen Shakeſpeare's Jugend, aber Shakeſpeare gleicht hier nicht ſowohl ſich ſelbſt, als dem pretiös ſich herablaſſenden Göthe. Im „Tode des Dichters" langweilt ſich Tieck an den Qualen des armen Camoens.

In andern Novellen treten ſeltſame Charaktere und Sonderlinge auf oder werden Thorheiten der Zeit verſpottet. So in den Wunderſüchtigen die maureriſche Geheimnißkrämerei, in den Wunderlichkeiten die Kunſtliebhaberei. In der Geſellſchaft auf dem Lande wird der Uebergang von der alten zur neuen Mode und das Abſchneiden des Zopfes ſehr anmuthig geſchildert. Im Zauberſchloß iſt nur die Epiſode von der wilden Eng-

länderin von Intereſſe. Dieſe ſchöne, aber prude Amazone weiſt alle Männer ab, bis ſie einmal beim Abſteigen vom Pferde ausgleitet, ſo daß ihr Liebhaber ſie völlig entblößt ſieht. Da befiehlt ſie ſelbſt dem doppelt überraſchten Liebhaber, ſie auf der Stelle zu heirathen, denn nur ihr Gatte dürfe geſehen haben, was er ſah. Minder heiter iſt „Eigenſinn und Laune“, weil hier ein ähnlicher weiblicher Sonderling die Folgen ihrer Wunderlichkeiten ſchwer tragen muß. Sie wollte nämlich zwanglos ohne Ehe lieben und wurde entehrt. Im Geheimnißvollen ſchildert Tieck einen jungen Mann, der die unwiderſtehliche Neigung hat, zu lügen und ſich für etwas Anderes auszugeben, als er iſt. In den muſikaliſchen Leiden und Freuden ſpricht Tieck ſehr ſchön über Muſik.

Eine der anmuthigſten Novellen Tiecks ſind „die Reiſenden“.

Ein junger Edelmann wird auf einige Zeit zu ſeiner Beſſerung in ein Irrenhaus gebracht und läßt ſich aus Langeweile und durch die unwiderſtehliche Macht des Beiſpiels von einem Irren überreden, es liege ein Schatz im Keller verborgen, den er zu heben eifrig mithilft. Endlich wird auch der Director der Anſtalt angeſteckt, hält ſich allein für verrückt und alle ſeine Irren für geſcheidt und entläßt ſie freiwillig.

Mehrere Novellen Tiecks handeln von glücklicher Liebe. Der „Gelehrte“, ein Bücherwurm, macht endlich ein armes im Hauſe zurückgeſetztes Mädchen glücklich. Eine junge Gräfin, die ihrem bürgerlichen Geliebten entſagen muß, wird zufällig durch deſſen Mutter aus großer Gefahr gerettet und darf ihn nun heirathen. In den „Abendgeſprächen“ gibt ſich eine lange geſuchte Cäcilie endlich dem ſie Suchenden als Jokei zu erkennen, der mit ihm ſelbſt gereist iſt. Im „Alten vom Berge“ werden die Liebenden verbunden, nachdem ein Böſewicht von Nebenbuhler entlarvt iſt. Hieher gehören noch „Liebeswerben“ und „Waldeinſamkeit“. Rührend iſt „der Weihnachtsabend“, in welchem eine arme Wittwe ihren verloren geglaubten Sohn in Glück und Wohlſtand wiederkehren ſieht Aehnlich „des Lebens Ueberfluß“.

Ins romantiſche Gebiet der Wunder reichen noch einige Novellen hinein. Im „Schutzgeiſt“ rettet eine Gräfin, von ihrem Schutzgeiſt geleitet, ihrem Sohn das Leben. In der „Klauſenburg“ wird der umirrende Geiſt einer Ahnfrau dadurch erlöst, daß ihr Nachkomme einmal eine Bürgerliche heirathet zur Sühne eines von der Ahnfrau an einem armen Weibe begangenen Verbrechens.

Ein Paar Novellen Tiecks ſind hiſtoriſch: „die Glocke von Aragon“, ein Bild aus der ſpaniſchen Geſchichte; „der griechiſche Kaiſer“, die tragiſche Geſchichte Balduins von Flandern, der einige Jahre lang lateiniſcher Kaiſer in Konſtantinopel war.

In der größern, aber unvollendet gebliebenen Novelle „der Aufruhr in den Cevennen“ (1826) machte ſich Tieck an eine Aufgabe, welcher er nicht mehr gewachſen war.

Edmund, ein junger Cavalier und eifriger Royaliſt, zieht mit gegen die Camiſarden zu Felde, wohnt aber einmal zufällig einer Andacht derſelben bei, bekehrt ſich und tritt auf ihre Seite. Mit ſeinem raſchen Feuer contraſtirt die Ruhe eines katholiſchen Geiſtlichen, mit dem er ſich in ein Religionsgeſpräch einläßt. Der Schluß fehlt, Tieck hätte auch keinen befriedigenden zu Stande gebracht, da Gegenſtände ſo ernſter Art nicht mit Ironie abgefertigt werden können.

Eine große Verirrung Tiecks war 1840 ſein Roman „Vittoria Accorombona“.

Die Geſchichte einer italieniſchen Dame, die von ihrem Gemahle an einen Cardinal verkuppelt werden ſoll, ſelber aber die Ehe ſchon geiſtig mit einem Herzog bricht, den ſie liebt. Der Herzog vernichtet den Plan des Cardinals, der dafür den ehrloſen Kuppler und Gemahl erdolchen läßt. Als Wittwe kann ſich V. nun ganz dem Herzog hingeben und lebt mit ihm in paradieſiſcher Wonne, bis auch ihn das Gift der Rache hinrafft.

Eine ganz wüſte Geſchichte und von ſehr zweifelhafter Moral.

Tiecks Schwager, Auguſt Ferdinand Bernhardi, gab 1797 „Bambocciaden“ heraus, eine Sammlung gemiſchter Erzählungen und Luſtſpiele, auf die ohne Zweifel Tieck Einfluß übte, die aber nicht Gehalt und Bedeutung genug hatten, um nicht vergeſſen zu werden; derſelbe Bernhardi ſtand Tieck und Schlegel bei im Kampfe wider Kotzebue, der die Romantiker mit wüthendem Haſſe verfolgte.

Tiecks Schweſter, Sophie Bernhardi, in zweiter Ehe v. Knorring, gab zu Berlin 1804 „dramatiſche Phantaſien“ heraus, in recht ſchönen Verſen, aber nur ein ſehr blaſſes Abbild der Romantik ihres Bruders, gleichſam in einem etwas bewegten Waſſerſpiegel, in dem Farben und Formen in einander rinnen.

Es ſind drei phantaſtiſche Dramen, in denen je am Schluß ein alter König aus dem Schlaf oder aus einer Einſiedelei durch ſeine glücklichen Kinder

geweckt wird. Das iſt im letzten Stücke „Frühlingszauber", eine Allegorie des Naturlebens ſelbſt.

Ihr Epos „Flore und Blanchefleur" von 1822, in achtzeiligen Stanzen, führt den bekannten Stoff (vgl. Theil I. S. 4) etwas breit aus. Zuletzt erſchien noch 1836 ein von ihr hinterlaſſener Roman „Evremont".

Ein lebendiges Gemälde aus Preußens Unglückszeit von 1806—1813. Der Held, ein verlorener Sohn erſter Ehe, wird in einem ſchwerverwundeten jungen franzöſiſchen Offizier wiedererkannt, den man auf das Schloß ſeiner Gräfin Mutter bringt. Deren zweiter Gemahl, des Jünglings Stiefvater, bewährt unter mancherlei Aufregung einen klaren, ruhigen, edeln Charakter. Auch alle Nebenfiguren ſind meiſterhaft gezeichnet.

Friedrich Schlegel, der Bruder Auguſt Wilhelms, mit Tieck befreundet, ſchritt geradeaus dem Ziele der Romantik zu, von dem ſich Tieck ſo weit entfernte. In Tieck glauben wir eine halbſlaviſche, leichtblütige, kobold- und elbenartige, mehr der heidniſchen Märchenwelt als der mittelalterlichen Kirchenpoeſie zugeneigte Natur zu erkennen, während Schlegel mehr die deutſche, niederſächſiſche Feſtigkeit offenbart. Auch er fiel in Verlockung, aber er riß ſich mannhaft los. Gerade je weiter er in ſeiner berüchtigten Lucinde verirrte, um ſo mehr Energie und Dauer gewann ſeine Bekehrung. Man hat es den Romantikern zum ſchwerſten Vorwurf gemacht, daß ſie in den neunziger Jahren in eine Art von Wolluſtraſerei verfielen, und doch war ihre kurze Tollheit eher zu entſchuldigen, als die langſame, ein halbes Jahrhundert fortgeſetzte Unterwühlung jeder ſittlichen Autorität und Pflicht in den Schriften von Wieland, Göthe, Kotzebue. Friedrich Schlegels Roman „Lucinde" von 1799 erinnert an Wieland und Heinſe.

Julius liebt erſt unerfahrene Jungfrauen und allzuerfahrene Hetären bis er die Lucinde, eine moderne Aſpaſia findet, die mit dem raffinirteſten Körpergenuß zugleich den geiſtigen zu verbinden weiß. Das ganze Buch iſt angefüllt mit Reflexionen über dieſe Vereinbarung ſinnlicher und geiſtiger Wolluſt als das Höchſte auf Erden. Zugleich iſt das Buch eine Entſagung des männlichen Geſchlechts zu Gunſten des weiblichen. Der Dichter behauptet S. 197, die Weiber allein ſeyen mitten in der Corruption der Bildung reinere Naturmenſchen geblieben, und während der Mann immer zu heiß oder zu kalt ſey, wohne nur den Weibern dauernd die Wärme bei, in der das ſchönſte Maaß wie das ſüßeſte Glück liege. Mit dieſer weiblichen wollüſtigen Wärme

ſucht er nun ſein ganzes Buch zu durchdringen, in dem die verführeriſcheſten Scenen der Luſt mit geiſtvollen Reflexionen abwechſeln.

Dieſe ſ. g. Religion der Wolluſt gefiel damals. Selbſt der berühmte Theologe Schleiermacher ſchrieb beifällige Briefe über die Lucinde. In dem Roman „Florentin", der Schlegels Gattin zugeſchrieben worden iſt (1801)

iſt der Held als Maler ein etwas zahmerer Ardinghello, ſchwängert ſein weibliches Modell und geräth nachher in Raſerei, weil ſie das Kind abtreibt. Dann ein das poetiſche Recht herſtellender ſchöner Traum von Kindern.

Das Trauerſpiel „Alarcos" war ein Einfall Friedrich Schlegels und ſteht mit ſeinen großartigeren Werken nicht im Einklang.

Graf Alarcos hat um die Hand der Infantin geworben, nachher aber eine Dame geringen Standes geheirathet, Clara. Der König macht ihm ſchwere Vorwürfe, Clara aber iſt ſo großmüthig, ſich ſelbſt umzubringen, damit er die Infantin heirathen kann. Er will ſich aber an Großmuth nicht übertreffen laſſen und tödtet ſich gleichfalls.

Das Schönſte unter den wenigen Poeſien Friedrich Schlegels ſind ſeine lyriſchen Gedichte. Obgleich auch er, wie ſein Bruder, claſſiſche Formen nicht verſchmähte und ein Lehrgedicht „Herkules Muſagetes" in Hexametern ſchrieb und in ſeiner „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) altindiſche Dichtungen übertrug, dazu Altſpaniſches von legendenhaftem Inhalt ꝛc., blieb ſein Herz doch dem Vaterlande in ſteter Treue zugewendet. Zu Anfang des Jahrs 1800 ſchrieb er eine ſehr patriotiſche Mahnung „an die Deutſchen".

Vergeßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!

Vom echteſten Heimathsgefühl zeugen ferner Friedrich Schlegels wunderbar ſchöne Gedichte „vom verlornen Schloß":

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See ꝛc.

und „vom Speßhart".

Jahrtauſende wohl ſtandſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn
Und webteſt fort dein Grün.

offizielle Einleitung des Hexenprozesses und die allgemeine Entflammung der Scheiterhaufen erst von der Bulle Innocens VIII. im Jahre 1484, die vorzüglich gegen die Zauberei- und Ketzerei in Deutschland gerichtet war, und von der Erscheinung des Hexenhammers, worin aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und der ganzen Theosophie der Zeit der Begriff der Hexerei theoretisch festgestellt und der Hexenprozeß, als eine hochwichtige Angelegenheit Gottes, der Christenheit und der Menschheit, förmlich instruirt wurde.

Und dies geschah, als das dicke Gewölk des Aberglaubens, das über Europa hing, bereits an zahlreichen Flecken zu zerreißen begann. — Eben war die Buchdruckerkunst ihrer Wiege entsprungen, eben hatte das durch die Eroberung von Konstantinopel in das Abendland geworfene Ferment antiker Kunst und Wissenschaft seine Gährung eingeleitet; bereits hatte hier und dort die Ketzerei drohend ihr Haupt erhoben, und es waren prophetische Stimmen laut geworden, welche das heilige Kollegium zum erstenmal ernstlich aus seiner Ruhe aufscheuchten. Und erst dann, als sich der Zeitgeist offenbar von einem alles umfangenden und verwirrenden Spiritualismus der realen Welt wieder zukehrte, und seiner Zug abwärts vom Göttlichen und Dämonischen begann, der erst im Deismus des vorigen Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hat, erst dann wurden überall die Scheiterhaufen entzündet, und sie sollten, Millionen austilgend, drei Jahrhunderte fortbrennen, gerade bis zu der Zeit, wo der Mensch allen vermeintlichen spiritualistischen Wahn abgeschüttelt hatte und nüchtern in der wirklichen sinnlichen Welt erwachte.

Dieser scheinbare Widerspruch hat Parallelen genug in der Geschichte, und wir könnten, ein gleichzeitiges Beispiel herausgreifend, sagen, die Bulle Innocens VIII. verhalte sich zum Zauberwesen des Mittelalters, wie das Turnierbuch Kaisers Max zum Ritterwesen: wenn die Poesie der Erscheinung dahin ist, schreibt der Verstand das Gesetzbuch derselben. Fischer bezeichnet in seiner erwähnten Schrift das Verhältniß richtig, wenn er die schauerliche Exacerbation der Hexerei mit dem fünfzehnten Jahrhundert gerade von der damals beginnenden Nüchternheit der europäischen Menschheit ableitet. Die mittelalterliche Poesie, in welcher aller Geister- und Teufelsspuk im Kompler einer

Der Romantik leiſtete Friedrich Schlegel Vorſchub durch ſeine Bearbeitungen des Roland, Merlin, Lother und Maller, durch verſchiedene kritiſche Schriften über Kunſt und Literatur, am meiſten aber durch ſeine philoſophiſchen Arbeiten und durch ſeine Vorleſungen über Geſchichte. Hier nämlich trat er zuerſt mit großer Geiſtesüberlegenheit dem Vorurtheil entgegen, welches das vorige Jahrhundert beherrſcht hatte, nämlich der Ueberſchätzung der alten und der modernen Welt auf Koſten des Mittelalters. Er zuerſt lehrte wieder, in die Nacht des Heidenthums habe das Licht des Evangeliums geſtrahlt, und aus der tiefen Corruption des Alterthums habe nur das ſittliche Princip des Chriſtenthums zu retten vermocht, und auch das moderne Heidenthum und die moderne Corruption könne auf keine andre Weiſe überwunden werden, als durch die alte, ewig die eine und gleiche Kirche. Gegen dieſe Lehre empörte ſich begreiflicherweiſe die ganze gebildete Welt, der Voß längſt eingeſchärft hatte: Im Anfang gingen die Menſchen auf allen Vieren, bis griechiſchem Geiſt das erſte Licht der Civiliſation entſtrömte. Herrlich glänzte das claſſiſche Alterthum in dieſem Licht, da brach die Finſterniß des Mittelalters herein, rabenſchwarze Nacht des Pfaffenthums. In dieſe brachte wieder Luther das erſte, noch ſchwache, der Humanismus aber, die Renaiſſance und die moderne Claſſicität und Philoſophie das volle Licht.

Joſeph Görres, Profeſſor in Coblenz, geborner Katholik, erfaßte, obgleich kein Dichter, doch die Romantik am tiefſten und bewies, daß ihre Anſprüche nicht auf das formelle Dichten ſich beſchränken. Indem er im Anfang des Jahrhunderts einige Jahre in Heidelberg zubrachte, wirkte er auf den dort verſammelten Kreis genialer Dichter eben ſo principiell ein, wie früher Novalis auf Tieck und Schlegel, denn er beſaß unter allen den tiefſten, klarſten und umfaſſendſten Geiſt. Ihm erſchien die ganze moderne Bildung ſeit der Reformation und Renaiſſance als eine Krankheit, an welcher das deutſche Volk zehre, oder als ein ſchwerer Alp, der auf ihm laſte, und er ſah das Heil nur in der Wiederfindung der eigenen deutſchen Urnatur, des alten Reichs und der alten Kirche.

Die nächſten Beſtrebungen dieſes Heidelberger Kreiſes gingen dahin, die alten Volkslieder, Volksbücher, Volksſagen, die altdeutſchen Dichtungen, die altkatholiſche Legende wieder zu Ehren zu bringen. v. Arnim und Brentano ſammelten ſeit 1806 in „des Knaben Wunderhorn“ die

alten Volkslieder, Görres 1807 die „Volksbücher". Alle drei gemeinsam gaben 1808 die „Einsiedlerzeitung" heraus, worin sie theils alte deutsche und romantische Dichtungen sammelten, theils die classischen Philister, besonders den alten Voß verspotteten. Die noch sehr jungen Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in Cassel sammelten seit 1812 Volksmärchen, ebenso Büsching in Breslau 1807 Volkslieder und 1812 Volkssagen. Von der Hagen gab 1807 das Nibelungenlied heraus, das jetzt zum erstenmal wieder einen weiten Leserkreis fand. Gräter in Ulm, der schon 1789 mit nordischer Literatur beschäftigt war und die skandinavischen Dichtungen durch Uebersetzungen verbreitete, kann doch kaum zu den Romantikern gerechnet werden, weil er noch Klopstocks classischen Bardenton festhielt. Das waren die ersten Anfänge eines Studiums, welches seither ununterbrochen alle Schätze altdeutscher Dichtung wieder zu Tage gefördert und das vergessene und verachtete Mittelalter unserer Nation in einem neuen Glanze gezeigt hat.

Natürlicherweise war das die stärkste Reaction der deutschen Natur gegen die classische seit drei Jahrhunderten herrschende Unnatur. Aber so sehr war der größte Theil der gebildeten Welt schon von der classischen Schule verzogen, daß er die neue Erscheinung nur mit Staunen, Mißtrauen und Widerwillen aufnahm. Am meisten tobte dagegen Napoleons damaliger Lobhudler Baggesen und in Heidelberg selbst der vom badischen Großherzog dahin berufene Voß im Geist und Interesse der damaligen Rheinbundpolitik.

Aber auch der alte Göthe erklärte sich entschieden gegen die Romantiker. Sein plötzlich erwachter Eifer für das Classische, sogar für die Renaissance erklärt sich aus seinem Widerwillen gegen Novalis, Tieck, Wackenroder und die durch sie zunächst bei den Malern erweckte Begeisterung für altchristliche, mittelalterliche, altdeutsche Kunst. Die Nazarener, wie man diese romantischen Maler nannte, welche größtentheils katholisch wurden und unter denen Overbeck den größten Ruhm erlangte, waren ein Greuel für Göthe, der unter den Malern einzig die mattherzigen Tischbein und Hackert pries. Er entzündete in Weimar eine künstliche Begeisterung für das Classische, ließ Plautus und Terenz, Corneille und Racine aufführen, übersetzte selbst Voltaire's Mahomed und Tancred und bewog Schiller, die Phädra von Racine zu übersetzen.

Unter den Satiren gegen die Romantiker finden wir aus dem Jahr 1808 eine anonyme Comoedia divina,

die aus drei Vorreden, einigen Scenen und einer Blumenlese aus den Schriften von Novalis, Görres, Fr. Schlegel ꝛc. besteht. Sie deckt die schwachen und bedenklichen Seiten der Romantik, insbesondere die Frechheit der Lucinde auf, erklärt aber auch manche Aussprüche der Romantiker für Unsinn, wo sie es keineswegs sind. Wie gemein die Auffassung ist, mag daraus erhellen, daß hier Novalis in eine Gans verwandelt und von einem in einen Fuchs verwandelten Buchhändler gefressen wird.

Dagegen kam der Schmerz der Zeit und das allmählig immer stärker erwachende Nationalgefühl unter dem Druck Napoleons der Romantik zu Statten. Die gebildete Jugend fand da keinen Trost mehr bei den Klassikern, sondern versenkte sich viel lieber in die Erinnerung der deutschen Vorzeit, jener herrlichen Kaiserzeit, in welcher die deutsche Nation die herrschende in Europa gewesen war. Die Stimmung bis zum Jahr 1813 wurde immer romantischer und von allen Seiten standen Dichter auf, die theils mit schmetternden Trompetenklängen zum Kampfe riefen, theils die Heldenbilder der Vorzeit in die Gegenwart hineinmalten.

Göthe ließ diesen romantischen Sturm vorüberbrausen, fing aber 1817 in seinem „Kunst und Alterthum“ schon wieder an, „gegen die neudeutsche religiös-politische Kunst“ mit verbissenem Hasse zu eifern.

3.

Patriotische Dichtung.

Unter den romantischen Dichtern faßte keiner die Bedeutung der Schmach und Erhebung Deutschlands zur Napoleonischen Zeit so tief auf, wie Max v. Schenkendorf, welcher aus Tilsit gebürtig als Regierungsrath in Coblenz 1817 gestorben ist. Er nämlich erkannte, daß es sich um eine Wiedergeburt der Nation und Kirche handle, daß das Unglück Deutschlands nicht von Napoleon, sondern von viel früher herrühre, von der traurigen Zeit an, in welcher man den alten Glauben, die alte Sitte aufgegeben. Deshalb geht durch die Gedichte Schenkendorfs (1814 und 1815, später noch in einer Gesammtausgabe erschienen 1837) ein nicht blos ritterlicher, sondern auch frommer Ton. Deshalb

ruft er nicht blos die deutsche Jugend zum Streit in den schönen Liedern „erhebt euch von der Erde", „Freiheit, die ich meine", im „Landsturmliede" ꝛc., und ehrt das Andenken unlängst für das Vaterland gefallener Helden, wie in dem lieblichen Liede auf Andreas Hofer, sondern er mahnt auch an die Vorzeit, an die Ehren, die verloren gingen und wieder errungen werden müssen, in den schönen Liedern vom Straßburger Münster, vom Dom zu Speyer, vom Rhein („Es klingt ein hoher Klang" ꝛc.), vom 1000jährigen Todestage Karls des Großen (28. Januar 1814), in der Mahnung an den Kaiser ꝛc. Ueberall erinnert er an die Kaiserzeit, das Mittelalter und wünscht im neuen Frühling der Nation nur den alten wiederzufinden. Seine wärmste Liebe hat er in den Frühlingsgruß an das Vaterland gehaucht: „Wie mir deine Freuden winken".

Als Sänger der Freiheit und Frömmigkeit zugleich stand ihm Ludwig Giesebrecht am nächsten, ohne seinen poetischen Werth zu erreichen.

Poetischer als alle andern, wenn auch nur in Prosa, faßte Görres in seinem Rheinischen Merkur die romantische Wendung im Jahr 1813 auf. Keiner wie er sprach in so flammenden Worten die Wahrheit aus, daß wenn wir nicht zur Einheit der Kirche und des Reichs zurückkehren, alle unsere Siege vergebens erfochten sind.

Nur augenblickliche Kampflust und Siegestrunkenheit charakterisirt andre Dichter des Befreiungskampfes.

Ernst Moriz Arndt, geboren auf der Insel Rügen, machte am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Reisen in Süd und Nord, entwich als Professor zu Greifswald vor Napoleon 1808 und schürte den deutschen Patriotismus durch feurige Reden und Lieder, die ihm besonders in den Jahren 1813—1815 seine Unsterblichkeit sicherten. Mit Stein nach Deutschland zurückkehrend als dessen Sekretair, wurde er Professor in Bonn und baute sein Haus am Rhein, wurde jedoch nach den Karsbader Beschlüssen lange suspendirt, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn herstellte. Eine kräftige, derbe Persönlichkeit, grundehrliches norddeutsches Wesen, ein zarter Sinn für das Häusliche, die Kinder und ihre wunderbare Märchenwelt, Lust an geselliger Freude, männlicher kriegerischer Ernst, Zorn gegen alles Undeutsche haben ihn bei Jung und Alt und selbst bei den Gegnern populär gemacht.

Er ſchrieb zuerſt eine „Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Italien“ 1800, „durch Schweden“ 1806. Seine Gedichte von 1803 enthalten Oden, Dithyramben und viele lange poetiſche Epiſteln an Freunde, worin noch ſehr der claſſiſche Geſchmack vorherrſcht, Bacchus und Amor und die horaziſche Lebensweisheit geprieſen werden, daneben aber auch ſchon echt deutſche Lieder. Ganz Klopſtockiſch iſt „Hermanns Siegeslied“ von 1787.

Wodan! Donnerer, ſie ſanken
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch den ſchlanken
Teutſchen Todesſpeer.

An Herder und Schiller zugleich mahnt das ſchöne Lehrgedicht:

Heilig ſind die Schlüſſel der Herzen
Bei Göttern und Menſchen.

Die ganze männliche Freiheitsluſt Arndts beſeelt das Gedicht „Natur“, worin er ausruft:

O ſo nehmt, ihr hochfliegenden
Vögel! nehmt mich mit, o Falken!
Tragt mich, tragt, wo der Punkt wird
Die Erde, die Sonne funkelt dem Blick
Ein ſtrahlendes Feuergebirg!

Das iſt der Schwung Hölderlins, aber mit ungebrochenen, nie zu brechenden Flügeln. In ſeinen ſpäteren Gedichten ſchlägt das kriegeriſche Feuer vor. Ein guter Theil der Arndt'ſchen Lieder ſind wahre Volkslieder geworden und werden hunderttauſendſtimmig, ſo weit es Deutſche gibt, geſungen. Vor allem das Lied „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ In allen Liederbüchern finden wir wieder: „Sind wir vereint zur guten Stunde“, „Wer iſt ein Mann? wer beten kann“, „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte“ ꝛc. Welcher unter unſern ältern Leſern erinnert ſich nicht noch, mit welcher jubelnden Luſt vor vierzig Jahren das Blücherlied von Arndt erklang „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus“ ꝛc., und mit welcher Wehmuth die Lieder auf Schill „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“ ꝛc. und auf Scharnhorſt „Wem ſoll der höchſte Preis ſeyn?“ Und wer kennt endlich nicht die frohen Trinklieder unſres Arndt „Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen, drum

ſchenkt mir ſüßes Feuer ein“ ꝛc., und „Bringt mir Blut der edlen Reben, bringt mir Wein!“

Arndt dichtete auch Romanzen und wählte dazu manchen ſchönen Stoff, z. B.

Rudolph von Burgund wird von einem Mädchen geliebt, die ihm unerkannt als Page dient und als er ſchwer verwundet daliegt, ſich das Hemd abreißt, um ihn zu verbinden. Als der König ihr Geſchlecht erkennt, erhebt er ſie zum Lohn ihrer Treue zu ſeiner Gemahlin.

Ein Luſtſpiel Arndts „der Schah und ſeine Familie“ verſpottet (1804) einige damalige Philoſophen und Pädagogen.

Arndts „Märchen“ von 1818 enthalten ſehr treue Züge aus echten Volksmärchen Norddeutſchlands, aber auch viel Willkührliches und ſind etwas zu breit erzählt.

Das Märchen von den ſieben Mäuſen iſt volksthümlich, auch das vom ſtarken Klas Avenſtacken Grad Durch, vom Wehrwolf, vom Johann Dietrich und den Elfen.

Aber das Märchen von einem in ein Schneeflöckchen verwandelten Mädchen, das vom Erdwürmchen, vom Rattenkönig Virlibi ꝛc. ſind Spielereien einer ſchon ganz modernen Einbildungskraft. Die Märchen vom Zaunkönig und Wiedehopf ſind eben ſo modern und willkührlich und paſſen um ſo weniger, als man echte deutſche Volksmärchen vor ihnen hat, die viel ſchöner ſind. Daß die Geſchichte der Prinzeſſin Anemone, die geſtorben iſt, weil ſie die Seufzer erlöſen wollte, kein echtes Volksmärchen enthält, verſteht ſich gleichfalls von ſelbſt. So im erſten Theil. Der zweite iſt noch weniger befriedigend.

Die politiſch-philoſophiſchen Jugendaufſätze Arndts ſind vergeſſen, nur ſeine feurigen Flugſchriften aus den Befreiungsjahren noch im geehrten Andenken, beſonders „Der Rhein, Deutſchlands Fluß, nicht Deutſchlands Grenze.“ Im Alter ſchrieb Arndt in mehreren Werken die Erinnerungen ſeines Lebens nieder, ein wenig redſelig, aber immer noch feurig und friſch.

Ein ehrendes Andenken verdient Karl Chriſtian Wolfart aus Hanau, welcher unter dem Druck Napoleons in ernſten und würdevollen Trauerſpielen an Gott und Vaterland appellirte. Seine „Katakomben“ von 1809 zeigen uns die erſten Chriſten ſtandhaft unter Nero's blutiger Tyrannei, ſein „Hermann“ malt den Sieg der Deutſchen über die Römer.

Hieher gehört auch ein früh verſtorbener Ehrenmann. Johann Gottfried Seume aus der Gegend von Weißenfels ſtudirte in Leipzig,

wurde aber auf einer Reise nach Paris von hessischen Werbern ergriffen und nach Amerika verkauft, wo er den Engländern als gemeiner Soldat im Kampfe gegen die Volksfreiheit dienen mußte. Die gemeinste Rohheit, in welcher der Kamaschengeist des alten Europa und der Geist amerikanischer Sklavenhändler sich wechselseitig überboten, umgrinsten den edeln Mann Tag und Nacht, wie Frazzen der Hölle. Dann kam er nach Rußland und Polen, wo die Knute nicht lieblichere Melodien sauste, als in Virginien. Dann fand er sein theures Vaterland in der tiefsten Schmach und Entehrung unter Napoleons eiserner Ruthe. Seine Freiheit und Patriotismus athmenden Schriften sind voll von Ingrimm über die damaligen Zustände, über den Geist, wie er war vor der Schlacht bei Jena. Aber einsam mit seinem gekränkten Herzen und knirschenden Unmuth mußte er umherirren im Vaterlande. Er konnte es nicht aushalten. Da machte er einen Spaziergang nach Syrakus, um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Alterthum zu träumen. Bald aber schlief er zu einem schönern Traum ein und starb, um die Deutschen ewig daran zu erinnern, wie unglücklich man trotz allem Geist als eine Deutscher seyn kann, und um wie viel unglücklicher, je mehr man Deutschland liebt. Seine Lebensbeschreibung, sein Spaziergang nach Syrakus, sein Sommer 1805, seine Aufsätze und Aphorismen, worin sich sein männlicher Charakter treu abspiegelt, sind interessanter als seine Dichtungen, welche hinter der Büste des ernsten Mannes zu sehr den classischen Zopf herabhängen lassen. Er ist etwas pathetisch wie Klopstock und Schiller (seine Minna an der Harfe copirt nur Schillers Laura am Clavier) und tobt gegen Pfaffen und Bonzenthum wie Voß, als ob die arme Kirche, die damals so schwer mit unserem Vaterlande litt, an den Leiden schuld gewesen wäre. Er flüchtet in die antike Welt, um alte Römertugend und Griechenfreiheit aufzusuchen. In einem Trauerspiel in Jamben verherrlicht er den Miltiades. Er flüchtet auch ein paarmal, um sich zu zerstreuen, in die Idylle (das polnische Mädchen und die Weinlese). Besser als alle seine andern Sachen aber sind die kräftigen, muthigen Lieder, worin er mitten in der Franzosenzeit dem deutschen Hermann sein feuriges Opfer bringt, mitten in der Schande an die Ehre mahnt und furchtbare Anklagen erhebt.

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit fliehn wir, wie die Pest.
Eh man öffentlich, was recht ist, ehrt,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheert,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten
Stolz auf Knechtschaft, hin ins fremde Land,
Kriechen dort in der Clienten Heere ꝛc.

Neben Seume muß sein Freund Heyno, Freiherr v. Münchhausen genannt werden, der schon 1791 ein Schauspiel „Sympathie der Seelen" und 1797 mit Seume „Rückerinnerungen" herausgab und 1801 „Versuche". Seine Gedichte sind von gleicher Freiheits- und Vaterlandsbegeisterung durchdrungen.

In Oesterreich trauerte Mathias Schleifer über die Schmach des Vaterlandes. Seine Gedichte wurden erst 1847 wieder gesammelt und gehen bis auf 1797 zurück. Sie feiern den Erzherzog Karl und klagen tief über den greulichen Verfall der Sitten in der Franzosenzeit.

Heinrich Joseph von Collin, k. k. Hofrath in Wien (wo er 1811 starb), ahmte Schiller nach, wie früher Denis den Klopstock, nämlich mit übertriebenem Pathos und Schwulst. Jedoch zeichnet ihn eine warme Vaterlandsliebe aus. Als Oesterreich dem gewaltigen Napoleon unterlag, hörte Collin nicht auf, sein Volk zu ermuthigen, namentlich in seinen Wehrmannsliedern. Auch in seinen Trauerspielen erfreut zuweilen das edle Feuer der Freiheitsliebe und des Patriotismus, im Uebrigen sind sie Epigonenarbeit voll hohler Phrasen, hochtrabender Rede und falscher Empfindsamkeit.

1) Regulus. Für die patriotische Aufopferung des römischen Helden, die eines Jeden hohe Bewunderung erwecken muß, kann nur dann das Herz abgekühlt werden, wenn sie, wie hier, zur phrasenreichsten Tugendprahlerei breit geschlagen wird. Attilia, des Regulus Gattin, kommt ihm, um ihn zum Bruch seines Eides zu bewegen, ganz kotzebue'sch mit Thränen und obligaten Kindern. 2) Coriolan. Auch hier langweilige Phrasen. 3) Polyxena. Einige Abwechslung von den Schiller'schen Jamben gewähren hier die eingestreuten kurzen Versmaße; aber sie nehmen sich im Munde der ernsten Cassandra unwürdig und possirlich hürfend aus. Am Ende aber fällt Polyxena, indem sie geopfert

werden soll, wieder in die allertrivialsten Phrasenmacherei und denkt in einer langen Rede vor ihrem Sterben an nichts, als wie sie durch ihren Tod wenigstens der Mutter und Schwester die Freiheit erkauft habe (was nicht einmal wahr ist). Man kann einen Stoff von furchtbarer tragischer Größe nicht kleinlicher auffassen. 4) Die Horatier und Curiatier. Hier wird in breitem pathetischem Schwulst besonders der Streit zwischen dem römischen Bürgersinn und dem Naturgefühl durchgeführt, sofern Horatius, der seine Schwester mordet, das eine, der tiefgekränkte Schwiegervater der Ermordeten, der alte Curiatius, aber jenes vertritt. Der Schluß eine kotzebue'sche Verzeihungsscene. 5) Mäon. Dieser Neffe des Odenat liebt dessen Gemahlin Zenobia nur platonisch. Odenat wird eifersüchtig und fällt im Zweikampf von Mäons Hand. Das Volk steht auf und mordet Mäon, der zuvor noch Zeit hat, rührend von Zenobia Abschied zu nehmen und ihr zu empfehlen, doch ja an den Werken Odenats fortzubauen und Palmyra's Größe zu gründen. Abgeschmackter Platonismus. 6) Balboa. Der tapfere Balboa heirathet Marien, Tochter des stolzen Pedraria, spanischen Statthalters in Darien, der ihn tödtlich haßt und als Hochverräther unschuldig hinrichten läßt, obgleich Balboa großmüthig die Freunde, die ihn retten wollen, fortschickt. Maria stirbt aus Gram und nun jammert der alte Vater wie ein kotzebue'scher Papa. 7) Bianca della Porta. Die bekannte Heldin von Bassano, die, von dem Tyrannen Ezzelino verfolgt, sich am Grabe ihres hingemordeten Gatten ersticht, um der Schande zu entgehen. 8) Bradamante. Nach Arioste. Roger entgeht den Nachstellungen der Fee Alcina und damit ja Kotzebue und die Rührung nicht fehle, wird Alcina selbst am Schluß reuig, gebessert und von der Strafe befreit. 9) Julie von Billenau. Julie wird von ihrem Gatten mit furchtbarer Eifersucht geplagt, und schon glaubt man an den blutigen Ausgang eines Trauerspiels, als sich entdeckt, das geheim gehaltene Kind, das für Juliens gehalten wurde, sey von einer Verstorbenen und Julien habe nur ein Eid gebunden, es nicht zu verrathen. Noch dazu aber sey Vater des Kindes gerade der ruchlose Verleumder, der Billenau's Ehe nur trennen wollte, um sich das Erbe desselben anzueignen. 10) Kindespflicht und Liebe, unbedeutend.

Collins jüngerer Bruder, Mathäus, schrieb auch einiges für die Bühne, eine Oper in Ossianischem Style („Calthon und Colmal") und ein Trauerspiel „Bela's Krieg mit dem Vater" aus der ungarischen Geschichte.

Unter Schillers Epigonen wurde Theodor Körner der beliebteste. In Dresden gebürtig, Sohn eines alten Freundes von Schiller, von Jugend auf für diesen begeistert, studirte er zuerst die Bergwerkskunde, wurde nachher aber Theaterdichter in Wien, ging 1813 unter das Freikorps von Lützow, schrieb begeisterte Vaterlandslieder und fiel im

Treffen bei Gadebusch. — Im Schwunge der Begeisterung wie der Verse steht er Schiller sehr nahe; doch fehlt ihm dessen sententiöser Ernst wie dessen sarkastische Kraft. Er ist in jeder Beziehung jugendlicher und freundlicher, daher auch heiterer Lustspieldichter.

Die Vaterlandsgesänge und feurigen Kriegslieder, die er 1813 in seinem kleinen Buche „Leyer und Schwert" veröffentlichte, sind die Blüthe seines Geistes. Viele davon wurden damals allgemein gesungen und hatten eine tyrtäische Wirkung. Schon vorher dachten seine Lieder des Andreas Hofer, der Schlacht bei Aspern ꝛc. Ein reizendes Sonett besang den Todesschlaf der preußischen Königin Louise. Unter den Kampfliedern von 1813 sind die berühmtesten:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.

Das schöne Lied beim Rückzug nach der Schlacht bei Groß-Görschen:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?

Das Sonett, das er als Verwundeter sang:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.

Das wilde Lied von Lützows Freischaar:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Das kräftige Lied „Männer und Buben":

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.

Zu pathetisch ist das Bundeslied während der Schlacht:

Ahnungsgrauend, todesmuthig ꝛc.

Desgleichen das Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!

Die Vergleichung des Schwertes mit der Braut:

Du Schwert an meiner Linken ꝛc.

ist zu sehr gemacht, zu wenig unmittelbar empfunden. Ganz mißrathen ist das Lied „Trost", das mit folgendem selbstgefälligen Geschwätz anfängt:

Wie wir so treu beisammen stehn
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feierstunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.

hyperphysischen Naturordnung erschien, hatte sich schnell zurückgezogen, aber die Vernunft in bedeutender Schwäche zurückgelassen. Das neben noch festem Wunderglauben aufdämmernde Bewußtseyn des Unsinnigen desselben äußerte sich vorerst nur als heftiger Abscheu vor dem Unnatürlichen und als fanatische Verfolgungssucht gegen alles, was eigenmächtig in den doch schon geahnten Naturzusammenhang eingriff.

Jeder weiß, wie das Wüthen gegen die Verbündeten des Satans, die sich großentheils selbst dafür hielten, erst in der zweiten Hälfte des schmählichen 17ten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte, obgleich die Kenntniß der wirklichen Welt sehr bedeutende Fortschritte gemacht hatte, und sich die Begriffe vom Verhältniß der Erde zum Universum, vom Verhältniß des Menschen zu seinen Mitgeschöpfen, vom Naturzusammenhang überhaupt schnell zu berichtigen begannen. Die Scheiterhaufen fingen an allmälig zu erlöschen; aber nur langsam ebbte die ungeheure Ekstase des Mittelalters, und je mehr man sich der Beschäftigung mit dem Teufelsmythus entwöhnte, je weniger selbst durch die schauerliche Manipulation der Tortur der Hexensemnambulismus, gegen dessen Phantasmen man wüthete, immer von Neuem entbunden wurde, desto mehr treten in den Annalen wieder die leichteren Anwandlungen jenes Elements hervor, als Ahnungen, als Sichselbstsehen, als Geistererscheinungen und gemein bürgerlicher Verkehr mit solchen Revenants. Und zwar gilt dies ganz besonders von Deutschland, wo auch der Hexenprozeß bei weitem am furchtbarsten geschaltet hatte. Der dem Deutschen vor andern Völkern eigene Hang zum Versenken ins Naturgeheimniß, zum Mystizismus, machte, daß er sich in der dämonischen Besessenheit der Zauberperiode am grimmigsten geberdete, und daß auch beim hereinbrechenden Naturalismus sein angeborner Spiritualismus in mannigfachen Phänomenen aufflackerte.

Vielleicht waren überhaupt nie irgendwo so viele Geister erschienen, als in Deutschland und den stammverwandten Ländern, wo jene Flammen des Gemüths, um die sich die irren Seelen so sehnsüchtig sammeln, wie die Fliegen um das Licht, am dichtesten und freudigsten lodern. Aber als die eigentliche Periode für die dramatische Geistererscheinung mit dem gemein prosaischen Charakter erscheint die Zeit von der Rekonvalescenz Deutschlands nach dem

Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort —
Was gilts, ich sprech es aus.

Das ewige Sichselbstrühmen ist überhaupt der Fehler der meisten neuen Freiheits- und Muthlieder.

Im Trauerspiel eiferte Körner dem Schiller'schen Schwunge am meisten nach. So im „Zriny" 1812.

Die berühmte Geschichte der Eroberung von Sigeth in Ungarn durch Sultan Soliman II., gegen dessen ungeheure Uebermacht sich Graf Niclas Zriny aufs heldenmüthigste wehrte, zuletzt sich hinausstürzte unter die Türken, während seine tapfere Gemahlin sich mit der Burg in die Luft sprengte. Körner contrastirt den sterbenden Greis Soliman, in dem die letzte Wuth des Tyrannen aufblitzt, sehr gut mit dem festen Zriny. Daneben läßt er noch Zriny's Tochter eine zarte Liebe pflegen mit dem jungen Helden Juranitsch, dem treuen Todesgefährten Zriny's (wie Schillers Max und Thekla). Als alles verloren ist, tödtet der Jüngling die Geliebte durch einen Dolchstich, ehe er sich selbst unter die Feinde stürzt. — In diesem Stück herrscht das ganze kriegerische Feuer Schillers und man merkt ihm die seit der Schlacht bei Aspern in Oesterreich gewachsene Begeisterung und den tiefen Haß gegen die Uebermacht Napoleons an.

Gewöhnlicher Art ist das Trauerspiel „Rosamunde".

Die bekannte Geliebte Heinrichs II. von England, die von seiner eifersüchtigen Gemahlin vergiftet wird.

Einen neuen und eigenthümlichen Reiz gab Körner dagegen seiner „Hedwig", obgleich er den Stoff nur alter Volkssage entlehnte. Vgl. Theil II. S. 69.

Räuberhauptmann Rudolfo ist aus Italien geflohen und dient als Förster unerkannt beim Grafen Felseck, wo er sich in das dort dienende Mädchen Hedwig verliebt und sie zur Frau begehrt. Aber schon vor ihm hat der junge Graf sich in sie verliebt und erklärt sich heftig gegen diese Verbindung. Hedwig, obgleich sie den finstern Förster nicht liebt, sondern ein Grauen vor ihm hat, gelobt ihm dennoch ihre Hand, um dem jungen Grafen die Mesalliance zu ersparen und den alten Eltern desselben keinen Kummer zu machen. Aber Rudolfo merkt wohl, daß Hedwig ihn nicht liebt, und das Leben verleidet ihm; er will sich im Walde erschießen. Da plötzlich steht seine alte Räuberbande um ihn her und alsbald faßt er einen andern Entschluß, nämlich in Abwesenheit des alten und jungen Grafen die alte Gräfin im Schloß zu überfallen, das Schloß auszuplündern und Hedwig zu rauben. Im Beginn der Nacht

geht Rudolfo zu den geängſtigten Frauen, pfeift durchs Fenſter und läßt die Bande ein. Aber indem ſie im Keller nach den Schätzen wühlen, ſchließt die ihnen leuchtende Hedwig ſchnell beſonnen die Kellerthür zu und zündet einen Stall an, um durch das Feuer die Bauern des nächſten Dorfes herbeizulocken. Sie hat nicht bemerkt, daß Rudolfo nicht mit im Keller iſt. Er kommt, entreißt ihr die Schlüſſel und will eben den Keller wieder aufſchließen, als ſie ein Gewehr ergreift und ihn niederſchießt. Nun kommt Hülfe und der zurückkehrende Graf lohnt ihr mit der Hand ſeines Sohnes.

Ziemlich ähnlich iſt „Toni“, ein Schauſpiel, welches Körner nach der Erzählung Kleiſts bearbeitete. Im „Heldenreich“ verbirgt ein treuer Corporal, nachdem er ſeinen Hauptmann gerettet hat, auch noch ſeine eigne ſchwere Wunde, damit jener zuerſt verbunden werde. „Die Söhne“ ſind ein wüſtes Stück nach einer franzöſiſchen Criminalgeſchichte.

Ein Bruder heirathet das Weib des andern, indem er ihn todt glaubt. Jener kommt zurück und alles endet mit Mord.

Körners Luſtſpiele unterſcheiden ſich kaum von den gewöhnlichen.

1) Die Braut. In Alexandrinern. Graf Holm, Vater und Sohn, ſind die allein auftretenden Perſonen, Nebenbuhler um dieſelbe Dame, die ſich natürlich dem Sohn zuwendet und den Vater beſchämt. Ein ſehr unbedeutender Scherz. 2) Der grüne Domino. In Alexandrinern. Hier treten nur zwei Mädchen auf, Pauline und Marie, die ſich um einen Herrn im grünen Domino ein wenig quälen, bis man entdeckt, er ſey Paulinens Bruder und Mariens Geliebter. 3) Der Nachtwächter. In Jamben. Zwei Studenten betrügen den Nachtwächter Schwalbe, indem ſie ihn verlocken, auf das Dach ſeines Hauſes zu ſteigen, dann die Leiter wegziehen und ihm ſeine hübſche Muhme Röschen entführen. 4) Der Vetter aus Bremen. In Jamben. Pächter Veit erwartet einen Vetter aus Bremen, um ihm ſeine Tochter Gretchen zu verheirathen. Ihr Liebhaber Franz, ein junger Bauer, verkleidet ſich und ſpielt dieſen Vetter. Das ſchalkhafte Gretchen verkleidet ſich aber gleichfalls in den Vetter und jagt dem erſten falſchen Vetter nicht wenig Schrecken ein, bis beide ſich entdecken und der Vater ihre Liebe billigt. Körners beſtes Luſtſpiel. 5) Die Gouvernante. In Alexandrinern. Zwei junge Mädchen betrügen eine Gouvernante, indem eine ſich in einen jungen Herrn verkleidet. Der Zweck iſt, ihr ein paar Briefe herauszulocken, in denen ihrer beider künftiges Schickſal enthalten iſt.

Aehnlich die Opern von Körner.

1) Das Fiſchermädchen. Schwache Nachahmung von Shakeſpeare's Sturm. 2) Der vierjährige Poſten. Duval, ein franzöſiſcher Soldat, iſt auf dem Vorpoſten vergeſſen worden, bleibt im Lande und heirathet. Nach vier Jahren

kommt ſein Regiment wieder an denſelben Ort. Da holt er ſeine Uniform und Waffen hervor, ſtellt ſich auf denſelben Poſten und ſagt, er habe vier Jahre hier geſtanden. Der General lacht und erlaubt ihm, bei ſeiner Frau zu bleiben. 3) Die Bergknappen. Röschen wird von einem Berggeiſt Runal entführt, aber von ihrem Geliebten wieder glücklich herausgebracht. 4) Alfred der Große. Harald hat eine Braut geraubt, wird aber beſiegt und erſticht ſich. 5) „Der Kampf mit dem Drachen“. Der Drachenbeſieger erwirbt die Hand eines ſchönen Fräuleins.

Körners proſaiſche Erzählungen.

1) Hans Heilings Felſen. Heiling macht einen Bund mit dem Teufel, um die ſchöne Elsbeth zu gewinnen, aber ſie liebt den abweſenden Arnold, der endlich zurückkehrt. Da am Hochzeitstage beider bewirkt Hans durch Teufelskunſt, daß das Brautpaar und alle Gäſte verſteinern. 2) Waldemar. Dieſer Jüngling iſt Officier, verliebt ſich in eine ſchöne Italienerin, hat aber das Unglück, in einer Schlacht unwiſſend unter den Feinden ihren Bruder zu tödten, worauf ſie vor Gram ſtirbt. Er ſtürzt ſich in die Schlacht und kommt ebenfalls um.

Unter unſern patriotiſchen Romantikern nimmt der edle Freiherr Friedrich de la Motte-Fouqué eine bedeutende Stelle eine. Obgleich einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie entſtammt, wollte er doch vor allem altfränkiſcher Ritter ſeyn und ſah in dem kriegeriſchen Aufſchwunge Preußens im Jahr 1813 das echte germaniſche Ritterthum wiedererſtehen, um, wie St. Georg mit dem Kreuz bezeichnet, den Drachen der welſchen Revolution und des welſchen Imperialismus zu überwinden. Als Reiteroffizier verſtand er überdies, wie kein Anderer, den Zauber des mittelalterlichen Ritterthums in das moderne Soldatenweſen überzuführen, und in jedem Lieutenant und Cornet auf ſeinem „Lichtbraunen“ das wahre Ritterthum wiedergeboren zu ſehen. Seine Romane wurden daher auch mit großer Begierde geleſen und feuerten die kriegeriſche Luſt der preußiſchen Jugend nicht wenig an. Allein er gefiel ſich in einer affectirten Kindlichthuerei, tändelte mit den Begriffen von Loyalität, Ehre, Ritterthum und Frommheit wie mit Puppen, und prahlte andererſeits zu viel. Wie glücklich hatte Leſſing im Major Tellheim einen Tapfern des ſiebenjährigen Kriegs gezeichnet, beſcheiden, ſchweigſam, zugeknöpft bis unter das Kinn, wogegen Fouqué ſeine Helden mit dem Roß courbettiren, traverſiren, mit dem blanken Harniſch und bunten Helmbuſch kokettiren und überall ſich in die Bruſt werfen und renommiren ließ.

Eigentliche Kriegslieder hat Fouqué nicht geſungen, oder nur ſehr ſchwache. Seine lyriſchen Gedichte (1816) enthalten aber viel Schönes. Das tiefſte Gefühl für deutſche Treue und Ritterehre ſpricht ſich aus in dem Gedicht „Liebesprobe“. Auch ſeine zahlreichen Romanzen, welche meiſt deutſche und nordiſche Sagen behandeln, haben viel Anziehendes.

Mitten im Kriegslerm von 1813 ſchrieb Fouqué das Heldengedicht „Corona“, daher auch im Anfang des Geſanges die gleichzeitigen Kriegsereigniſſe erwähnt und die Siege der Deutſchen gefeiert werden. Das Gedicht ſelbſt iſt eine Allegorie des Kampfes der Zeit.

Der tapfere Ritter Romuald, der ſeiner frommen Gattin Blanka treu bleibt und ſich durch alle Zaubergewalt der ſchönen Corona nicht überwältigen noch berücken läßt, bedeutet das treue und fromme deutſche Volk, das ſeine angeſtammten Fürſten nicht verräth. Corona ſelbſt bedeutet die poetiſche Bezauberung der Welt durch die Revolution und Napoleon. Dieſe Corona wird zuletzt von Romuald beſiegt, ſchwer verwundet und läßt ſich ſterbend von ihm taufen, wie Chlorinde bei Taſſo. Eine geraume Zeit hindurch laſtet auf Romuald der Fluch, obgleich er von allen der Tapferſte iſt, dennoch immer ſiegslos zu bleiben.

Fouqué hatte aber auch ſchon 1804 „dramatiſche Spiele“ herausgegeben, worin er mit vielem Feuer „den Helden des Nordens“ d. h. den Sigurd (Sifrit) feierte, als leuchtendes Vorbild für alle deutſchen Helden. In der Zeit, in welcher die deutſchen Mächte nichts als Niederlagen erfuhren, war das eine löbliche Mahnung des Dichters an die Heldenkraft der Ahnen. Die übrigen Stücke: Alboin, Eginhard und Emma, Thaſſilo, Hieronymus von Stauf (ein Opfer ſeiner eigenen Intriguen am bayriſchen Hofe) bedeuten weniger. Fouqué gefiel ſich am beſten unter den Nordlandsrecken. Großen Beifall fand ſein Roman „Sintram und ſeine Gefährten“.

Der wilde Ritter Björn Gluthauge zu Drontheim in Norwegen thut einmal in der Junlnacht, obgleich Chriſt, das heilige Gelübde auf den Eber, jeden Hanſekaufmann zu tödten, der ihm in die Hände fallen würde. Da klopft es ans Thor und ein alter Hanſeate und ſein Sohn bitten um gaſtlichen Einlaß. Die Reiſigen wollen der Gäſte ſchonen und Verena, die Hausfrau, bittet für ſie; aber Björn ſetzt ſeinen einzigen Sohn Sintram aufs Spiel und ruft Tod und Teufel herbei, wenn er nicht ſein Gelübde halte. Dennoch geſchieht durch Verena's Gebet ein Wunder, die Knechte hauen fehl und der Sturm

reißt das verſchloſſene Thor auf, durch das die Kaufleute entkommen. Von der Zeit aber iſt der junge Sintram durch die geſpenſtiſche Erſcheinung zweier furchtbarer Gefährten geplagt, des klapperdürren langen Todes und des kurzen dicken und koboldartigen Teufels. Wild, wie ſein Vater, überfällt er einſt räuberiſch die mit einem fremden Schiff gelandete Geſellſchaft, wird aber von dem Schiffsherrn, Ritter Folco von Montfaucon, einem edeln Normannen, niedergeworfen und dann ritterlich geſchont und als Verwandter erkannt. Nun lockt ihn der Teufel, ſich der himmliſch ſchönen Gemahlin Folco's zu bemächtigen, der edeln Gabriele; aber ſein beſſeres Selbſt ſiegt ob. Er wird des Teufels los und ein ſo wackerer Ritter, daß ihm Folco ſelbſt ſeinen Sohn zuſchickt, um ihn zu erziehen. — Fouqué hat Sintrams beide Gefährten einem berühmten Kupferſtich des Albrecht Dürer entlehnt, aber nicht gut angewendet. Bei Dürer begleiten ſie einen ernſt vor ſich hinreitenden Ritter, der durch das Grauſenhafte ihrer Nähe und durch ihr Hohnnecken ſich nicht irre machen läßt und in dem auch mit andern Schreckniſſen, phantaſtiſchen Felſen und Baumwurzeln, Schlangen und Pilzen angefüllten Thale feſt und mannhaft vorwärts bringt. Irrthümlich hat man den Ritter für Franz von Sickingen gehalten. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß ſich Dürer unter ihm einfach das chriſtliche Ritterthum und die deutſche Mannhaftigkeit überhaupt gedacht hat.

Denſelben Contraſt zwiſchen Nord und Süd faßte Fouqué in dem Roman „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers“ auf.

Pietro von Caſtelfranco, ein toscaniſcher Ritter, hat die ſchöne Margherita, Tochter eines ſtolzen provenzaliſchen Freiherrn, entführen müſſen, weil er ſeine ältere Tochter Iſolde zuerſt verheirathen wollte, dieſe aber alle Männer abwies. Durch Sturm werden ſie nach Island verſchlagen und begegnen dem rieſenhaften Jüngling Thiodolf, der ſie in ſeines Oheims Gehöft in Sicherheit bringt und, obgleich Heide, ihnen einen Chriſtenprieſter mit Gewalt herbeiholt, um ſie zu trauen. In Thiodolf ſchlägt bei großer Treuherzigkeit und Heldenart doch die heidniſche Wildheit vor. Schade, daß ihn der Dichter gar zu alberne Streiche machen läßt, z. B. wie er als Elfenkönig vermummt die zarte Margherita ſchreckt. Ein ſchönes Naturgemälde gewährt der feuerſpeiende Hekla. Das neugetraute Paar wird auf einem isländiſchen Schiffe, von Thiodolf geführt, in die Heimath gebracht. In der Provence recognoscirt Thiodolf das Schloß des ſtolzen Freiherrn und begegnet Iſolden, deren Schönheit und hohe Würde ihn entzücken, aber nicht abhalten, ſie auf den Arm zu nehmen und zu entführen. Es wird jedoch vereitelt. Thiodolf hört ſpäter, Iſolde ſey entführt, er ſucht ſie unter allerlei Heldenabentheuern vergebens, findet endlich in Conſtantinopel den greiſen Nordlandshelden Helmfried als Heerführer der Wäringer, dient unter ihm und wird Chriſt. Hier begegnet ihm wiederholt die ſogenannte heimliche Helferin, ein myſtiſches verſchleiertes Weſen, das bei allen Gefahren in der Stadt rettend dazwiſchen tritt. Die Bulgaren

ſtürmen in ungeheuern Schwärmen heran, Helmfried fällt, Thiodolf wird Heerführer und ſiegt. Eine Kaiſerstochter wird ihm angetragen, aber er ſchlägt ſie aus. Da, bei einem Schauſpiel, welches Sigmunds Drachenkampf darſtellt, ergreift ihn der Zorn und er ſpringt auf die Bühne und haut den Drachen von einander. Da iſt unter ihm ein Mann verborgen, den er verwundet hat. Das Volk dringt auf Thiodolf ein, aber die Helferin ſchützt ihn. Es iſt Iſolde. Auch ihr Vater, der alte Freiherr kommt und ſagt: „nun ſey der Fluch geſühnt, einer alten Prophezeihung ſeines Ahnherrn zufolge.“ Iſolde aber wird Thiodolfs Weib.

Dieſelben Gegenſätze, nur noch reicher entwickelt, liegen in Fouqué's größtem und berühmteſtem Roman „Der Zauberring“ von 1812.

Der junge Otto von Trautwangen ergötzt ſich auf einer Wieſe an der oberen Donau mit Pfeilſchießen, die hübſche Bertha von Lichtenried leiſtet ihm Geſellſchaft. Da nahen ſich Ritter und Damen und ſchlagen ein Zelt auf. Es iſt die ſchöne Gabriele von Portamour und ihr Ritter Graf Archimbald von Walbeck. Bereitwillig erzählt ſie unſeren jungen Leuten, ſie ziehe aus, den Ritter Folco von Montfaucon zu ſuchen, deſſen Schweſter Blancheflour ihr einen koſtbaren Erbring vorenthalte. Zufällig kommt Folco ſelbſt und der Zweikampf um den Erbring beginnt auf der Stelle. Archimbald unterliegt, Otto aber will an ſeine Stelle treten und fordert Folco heraus, der ihn aber abweiſt, weil er noch nicht Ritter ſey. Alsbald bittet Otto ſeinen greiſen Vater, Herrn Hugh, um den Ritterſchlag, der ihm auch zu Theil wird. Bei der nächtlichen Waffenwacht hat er geſpenſtiſche Schrecken zu beſtehen und haut gewaltig unter die alten Harniſche hinein gegen einen dämoniſch auf ihn herabblickenden Helm mit Geierflügeln. Darauf nimmt er Abſchied von Vater und Geliebten und zieht aus, um mit Folco um Gabrielens Ring zu kämpfen. Zu ihm geſellt ſich Tebaldo, ein junger Kaufmann aus Italien, der die Liebesgeſchichte eines tapferen Ritters Uguccione und der ſchönen Mailänderin Lisberta (ſeiner eigenen Mutter) erzählt. Lisberta ſtarb, von Uguccione verlaſſen, aus Gram. Als Otto ſeine eigene kleine Liebesgeſchichte erzählt, fährt ein junger Ritter, den ſie unterwegs fanden, wild auf. Es iſt Heerdegen, Bertha's Bruder. Er bekämpft Otto, wird aber von dieſem im Zweikampf hart verwundet. Otto aber ſieht ſeinen Harniſch nicht gerne vom Blute ſeines künftigen Schwagers gefärbt und tauſcht ihn aus gegen den Harniſch Archimbalds, mit dem er wieder zuſammengetroffen. Heerdegen wird nach Trautwangen gebracht und von Bertha gepflegt. Bertha ſelbſt muß nachher zu ihrer Muhme, Frau Minnetroſt, die wie Mondſchein in den Roman hineinſtrahlt. Hier findet ſie einen Zauberſpiegel, in dem ſie ihr eigenes Bild blutend erblickt. Auch zeigt ſich ihr in dem Spiegel ein ſeltſamer Thurm in einer nordiſchen Gegend. Mit Heerdegen einmal am Meer luſtwandelnd ſtößt ſie auf eine wunderbar fremdartige Geſtalt, eine normanniſche Heidin,

Gerda, die hier Kräuter ſammelt, und bald darauf werden ſie von einer Menge normanniſcher Seeräuber umringt und in den hohen Norden über See entführt.

Unterdeß macht Otto Bekanntſchaft mit dem Meiſter Blondel, der dem König Richard zum heiligen Grabe folgt, und gelangt endlich zur Burg Folco's, wo die ſchöne Gabriele, ſeit jenem Zweikampf ausgeſöhnt bei Blancheflour verweilt. Ein ganzer Hof von Rittern iſt zugegen. Da gibt ſich Otto zu erkennen und Folco muß ihn im Kampf beſtehen. Bei dieſem Anlaß erfahren wir, der Erbring ſtamme von dem tapferen Ritter Huguenin, der Blancheflours und Folco's Vater geweſen, aber die Mutter wieder verlaſſen habe, die nachher der Ritter Portamour geheirathet und ihm Gabrielen geboren habe. Der Zweikampf iſt heiß und dauert lange, endlich ſiegt Otto und überreicht knieend den Ring Gabrielen, die ihn auf die Stirne küßt und im Begriff iſt, ſich als ſeine Braut zu erklären. Da öffnet ſich die Thür und der normanniſche Seekönig Arinbiörn tritt mit Bertha und Heerdegen, herein, auf dem Kopfe einen Helm mit Geierflügeln, gleich dem, vor dem Otto ſich einſt entſetzt hatte. Dieſe dämoniſche Erinnerung und Bertha's plötzliches Erſcheinen wirken ſo mächtig auf Otto, daß er in die Berſerkerwuth fällt, um ſich haut und Bertha an der Hand verwundet, bis er von Arinbiörns furchtbarem Arthieb niedergeworfen wird.

Als Otto wieder geneſen, folgt er Arinbiörn in den hohen Norden, um gegen die heidniſchen Finnen mitkämpfen zu helfen. Hier erfährt er, Arinbiörns Vater habe mit dem Ritter Hugur um die ſchöne Aſtrid geſtritten, der dieſelbe aber unglücklicherweiſe getödtet habe, als er ihr begegnete, wie ſie den Geierhelm vor ſich hertrug und er ſie für ſeinen Feind anſah.

Die Damen Gabriele, Blancheflour und Bertha werden inzwiſchen in der Provence, in Folco's Abweſenheit, von dem Sarazenen Muza, der als Gaſt bei ihnen iſt, aber das Gaſtrecht bricht, nach Spanien entführt, jedoch ſo ſittlich behandelt, daß ihre Tugend keine Gefahr läuft. Folco aber und Tebaldo reiſen ihnen in Verkleidungen nach und Tebaldo rettet ſie mit Hilfe von Gabrielens Erbring, in dem Zauberkräfte ſtecken. Muza fällt im Kampf, auch Folco, den aber Tebaldo in der Gruft wieder zum Leben ruft. Aber der Emir Nureddin, der Bertha gefangen, glüht in Liebe zu ihr und läßt ſie zum zweitenmal entführen. Da erfährt ſie, er ſey der Sohn des tapferen Ritters Hygins, einſt in Damascus gezeugt mit einer ſchönen Sarazenin. Bertha bewegt ihn, unter dem Namen Chriſtopherus Chriſt zu werden.

Otto kämpft mit den heidniſchen Finnen fort und kommt auf den geheimnißvollen Thurm, den einſt Bertha im Zauberſpiegel geſehen. Hier findet er die Frau Minnetroſt als ſeine Mutter wieder. Sie heißt Hilldiridur und iſt eine Schweſter Aſtrids, die demſelben Hugur (ſeinem Vater Hugh von Trautwangen) einen andern Sohn, Lothur, geboren hat. Dieſer Lothur ſieht ihm völlig gleich, und als ſich beide zum erſtenmal begegnen, entſetzen ſie ſich.

werden dann aber die beſten Freunde. Otto iſt nicht zufrieden mit den Zauberkünſten ſeiner Mutter, zerſchlägt ihren magiſchen Spiegel und bewegt auch Lothur, ein Chriſt zu werden. Darauf ziehen alle heim nach Deutſchland. Im Harz finden ſie unvermuthet die Zauberin Gerda wieder, die hier von dem noch heidniſchen Bergvolk als Göttin Freja verehrt wird. Die jungen Helden werden von ihr bezaubert, liegen Wochenlang in tiefem Schlafe, müſſen ſich das Blut abzapfen laſſen ꝛc., bis Archimbald kommt, ſie weckt und rettet. Lothur wird Mönch unter dem Namen Zelotes und begrüßt ſeinen Vater auf Trautwangen, um ihn wegen ſeines ſündhaften Lebens ins Gebet zu nehmen und ſeine Seele zu retten. Die übrigen kommen nach. Hilldiridur iſt die einzige noch übrige von Hughs zahlreichen Frauen und Geliebten, deſto mehr aber ſind Söhne und Töchter vorhanden, die alle nach und nach anlangen. Am ſchlimmſten geberdet ſich Tebaldo, der mit dem Zauberring Unfug treibt und alle ſchreckt und gegen einander hetzt, bis Bertha erſcheint und ihn durch einen bloßen Blick zwingt, den Ring herauszugeben. Nun vertheilen ſich die Paare ſo: Otto heirathet die Bertha, Folco die Gabriele, Arinbiörn die Blancheflour, Archimbald die bekehrte Gerda. Heerdegen iſt im Harz todt geblieben, Tebaldo geht ins heilige Land, Chriſtophorus aber iſt noch ſo ſehr Türke, daß er meint, ein einzelnes Weiberherz genüge ihm nicht. Zum Schluß kommt noch Meiſter Blondel wieder, nachdem er ſeinen Herrn gerettet hat.

Die Donjuanerie des Herrn Hugh, welcher Huguenin, Uguccione, Hygins und Hugur zugleich iſt, widerſpricht zwar ſehr der deutſchen Treue, Ehrbarkeit und Ritterpflicht, iſt inzwiſchen vom Dichter nicht böſe gemeint, denn ſie ſoll ihm blos zu dem allegoriſchen Zwecke ſeines Werkes dienen. Unter Hugh verſteht er das deutſche Volk, das in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen ſeinen Einfluß nach allen Richtungen ausgebreitet, ſich mit allen Völkern vermiſcht hat.

In dem Roman „Sängerliebe“ zeichnet Fouqué die uneigennützige Treue eines provenzaliſchen Sängers.

Arnold liebt eine verheirathete Dame, widerſteht jeder fremden Lockung, rettet das Kind ſeiner Dame und ſtirbt mit dem einzigen Troſt, ſie habe ihn ihren Sänger genannt.

Noch viel Liebreiz hat ein ſpäterer Roman Fouqué's „Der Verfolgte“.

Der junge Sachſe Engelſchall bringt ein ſechsjähriges Mädchen, die luſtige kleine Siegaminne, weit aus Sachſen her nach ihrer Heimath am Neckar zurück. Sie war von hier geraubt worden, und ſollte auf dem Harz eben von einer heidniſchen Prieſterin geopfert werden, als der junge Engelſchall ſie durch

den Mord der Prieſterin rettete, denn er war ein Chriſt. Die kleine befehlshaberiſche Perſon reiſt voll Anmuth durch die grünen Thäler des Neckars und erkennt an einer Kapelle auf dem Berge die Heimath wieder. Ihr verwittweter Vater Eberhard, der in tiefe Schwermuth verſunken war, iſt überglücklich durch ihre Heimkehr. So beginnt der Roman auf eine höchſt anziehende Weiſe. Bald aber wird er langweiliger. Engelſchall beſteht abentheuerliche Kämpfe in der Lombardei, lebt als Wächter auf dem St. Bernhardsberge, zieht ſpäter gegen die Türken aus, entreißt ihnen die entführte Siegaminne und heirathet ſie nach ſeiner Heimkehr in Sachſen, wo ſich Herzog Wittekind unterdeß bekehrt hat.

Die übrigen Romane Fouqué's, „die vier Brüder von der Weſerburg, Riedmar und Diona, Eldoue, der Refugié" ꝛc. ſind viel matter. Dagegen haben wir von ihm noch eine gute Zahl von reizenden kleinen Erzählungen. Unter ihnen iſt die „Undine" am berühmteſten geworden (von 1811).

Jenſeits eines geſpenſtiſchen Waldes wohnt ein frommes altes Fiſcherpaar. Zu dieſem kommt einſt Ritter Huldbrand von Ringſtetten, dem Fräulein Bertalda ihren Handſchuh verſprochen hat, wenn er Muth habe, den ungeheuerlichen Wald zu durchreiten, der ſich aber verirrt hat. Der Fiſcher nimmt ihn gaſtlich auf, aber als er bei Tiſch ſitzt, ſpritzt es gegen das Fenſter, und bald tritt die blonde, reizende, lachende und neckiſche Undine herein, die Pflegetochter des alten Fiſcherpaars. Traulich ſetzt ſie ſich zu des Ritters Füßen und liebkoſt ihn, der Alte verweiſt es ihr. Da wird ſie wild und zornig und läuft davon. Ueber Nacht ergießt ſich ein Waldbach ſo ſtürmiſch, daß die Landzunge, auf der die Fiſcherhütte ſteht, vom Walde losgeriſſen wird und eine Inſel bildet. Der Ritter kann nun nicht mehr zurück. Undine aber macht ihm die Gefangenſchaft durch ihre Liebe bald ſehr behaglich. Nur als er von Bertalda erzählt, beißt ihn Undine wie aus kindiſchem Scherz in den Finger. Als des Fiſchers kleiner Weinvorrath ausgeht, ſchwimmt ein volles Faß ans Ufer. Der Ritter wird immer verliebter in Undinen. Da wird ein verirrter Prieſter mit ſeinem Kahn ans Ufer verſchlagen und angegangen, das junge Paar zu trauen. Er erkennt die Undinennatur, iſt aber bereit, das ſchöne Mädchen dem Ritter zu vermählen, um dadurch dem Himmel eine Seele zu gewinnen, denn nach uralter Sage ſoll die ſeelenlos geborene Nixe eine Seele bekommen, ſobald ſie ſich mit einem Menſchen vermählt. Die Hochzeit wird gefeiert und das wilde, ungezogene Wellenmädchen wird von Stund an, nachdem ihr eine Seele geworden, ſanft und mild und recht fraulich. Nun wird auch der Landweg wieder geöffnet und das ſchöne junge Paar begibt ſich auf den Rückweg durch den Wald. Hier erlebt der Ritter wieder den nämlichen Spuck, wie auf dem Herritt; denn Undinens Onkel, Kühleborn,

ein Waldbach, umgaukelt ihn in allerlei phantaſtiſchen Geſtalten, ſchreckt ihn und macht ihn naß. — Nachdem ſie in der Stadt angelangt ſind, entdeckt es ſich, daß Bertalda die einſt ins Waſſer gefallene und wunderbar errettete Tochter der armen Fiſchersleute iſt, die von einem Herzog auferzogen worden. Bertalda folgt dem Ritter und Undinen auf des Ritters Burg und lebt hier mit ihnen, um ihren Frieden zu ſtören. Zwar läßt Undine den Schloßbrunnen mit einem Stein zudecken, damit Kühleborn nie wieder mit ihr in Berührung kommen könne und meidet auf jede Art die Nähe des Waſſers. Aber immer noch wird Huldbrand zuweilen durch das elementariſche Weſen ſeiner Gattin geſchreckt und es zieht ihn inſtinktartig zu dem ihm verwandten menſchlichen Weſen Bertalda's hin. Einmal unternehmen ſie eine Luſtfahrt auf der Donau nach Wien, da iſt Kühleborn wieder da, raubt neckiſch Bertalda einen koſtbaren Goldſchmuck, Undine holt ihn wieder, aber Huldbrand macht ihr, daß ſie immer noch mit ihrem alten Verwandten in Verbindung ſey, zum ſchwerſten Vorwurf und ſchilt ſie. Da nimmt ſie mit Thränen Abſchied und verſchwindet im Fluß. Er kehrt mit Bertalda auf die Burg zurück und heirathet ſie. Als aber die Braut am Hochzeitstage, um ein Paar Sommerſproſſen in ihrem Geſichte zu vertilgen, den ſchweren Stein vom Schloßbrunnen heben läßt, deſſen Waſſer ihr früher dagegen geholfen hat, taucht Undine in tiefſtem Schleier daraus hervor und tödtet den Ritter mit einem Kuſſe.

Die Erzählung iſt voll Anmuth, der Stoff echt ſagenhaft, die liebliche und wilde Eigenſchaft des Elementes meiſterhaft aufgefaßt im Charakter der Undine. Daher die Gunſt, welche dieſe Erzählung erlangte. Undine wurde gemalt von Steinbrück, desgleichen ihre Trauung von Schnorr. Die berühmte Tänzerin Fanny Gerito führte in dem Ballet „Undine“ in London als Undine einen Tanz im Mondſchein aus, indem ſie, aus dem Waſſer tauchend, am Ufer mit ihrem eigenen Schatten ſpielend immer vor ihm tanzt. (Illuſtrirte Zeitung 1843, Nr. 26.)

Dem Waſſergeiſt ließ Fouqué ſpäter noch Luft-, Erd- und Feuergeiſter nachfolgen. Sehr artig iſt ſeine „Sophie Ariele“ von 1825.

Zu Marſeille ſteht Doctor Matthieu, ein gelehrter Arzt, mit Swedenborg in Verbindung durch eine Taubenpoſt. Da wird ihm ein Kranker angekündigt Oberſt Guſtav Gyllenſtield. Er leidet an furchtbaren Träumen, in denen ihm insbeſondere oft ein mit einer Krone geſchmückter blutiger Ritter erſcheint. Während er dem Doctor erzählt, tritt deſſen Gattin, die liebliche Sophie Ariele herein, ein weißes Täubchen auf der Schulter. Zart und leicht, kindlich fröhlich birgt ſie tiefes Wiſſen und eine magiſche Gewalt über die Natur in ihrem einfachen Weſen. Sie ſtammt von fürſtlichen Eltern, die ſie nach einer harten Schlacht in früher Kindheit verloren. Sie iſt auf einem Thurm hoch in den Apenninen erzogen, wo der Doctor ſie auf einer botaniſchen Reiſe gefunden. Sie kennt wunderbare Heilkräfte, und gern folgt ihr der Gatte.

dreißigjährigen Krieg bis weit herauf im vorigen Jahrhundert. Es iſt unſerer Zeit gegenüber ſehr charakteriſtiſch, daß damals ſelbſt zahlreiche fürſtliche Geſpenſter ihre ſpäten Nachkommen im Fleiſch mit Erlöſungs- und Verſöhnungszumuthungen angingen. So iſt in der pneumatiſchen Literatur unter andern die Erſcheinung berühmt, welche Chriſtian Herzog von Sachſen-Eiſenberg im Jahr 1705 hatte. Es erſchien ihm ein ſchon hundert Jahre verſtorbenes Ehepaar aus ſeiner Aſcendenz und machte ihn zum Schiedsrichter in Ehedifſidien, über welchen ſie geſtorben waren und welche ſie an der Seligkeit hinderten. Der Herzog kam in den charakteriſtiſchen periodiſchen Verkehr mit den Geiſtern, bis es ihm nach mehreren Wochen, unter Beirath des Hofpredigers, gelang, den männlichen Theil von ſeinem Unrecht zu überzeugen und das Paar zu verſöhnen. Wenn die Fürſten jetzt noch kurioſe wache Träume und Hallucinationen haben, ſo werden ſich die Geſtalten vielmehr auf die irdiſche als auf die himmliſche Zukunft, mehr auf das Schickſal der Deſcendenz als der Aſcendenz beziehen, keinesfalls aber wird der Hofprediger mit der Traumdeutung behelligt werden. Jung-Stilling,[1] der dieſe Geſchichte kommentirt, macht über den Standesſtolz jener fürſtlichen Geſpenſter, welche lieber hundert Jahre in der Oede und dem Froſt des Mittelreichs zugebracht, als daß ſie ſich einem Roturier mit entwickeltem Ahnungsvermögen anvertraut hätten, Bemerkungen, die äußerſt vernünftig ſind, ſobald man ihm ſeine Prämiſſen zugibt.

Die Maſſe von proſaiſchen Geſichten in der genannten Periode, die vielen Geſchichten von Poltergeiſtern in Häuſern mit und ohne Apparitionen u. dergl. bezeichnen ganz die immer nüchterner werdende, der völligen Aufklärung immer mehr entgegeneilende Zeit. Dieſelbe viſionäre Anlage, welche ſich früher in den überſchwenglichſten Gefühlen und Geſichten entladen, den ganzen chriſtlichen Olymp zum Seher herabgezogen oder ihn geradezu hinaufgeführt hatte, beſchwor jetzt, da dem Hippogryphen des Aberglaubens die Schwingen gebrochen waren, die Geiſter von Wucherern, Mördern, Pfarrern, Kapuzinern, und die Chöre der Seraphim oder das Brüllen der Ungeheuer der Tiefe, löſten ſich in Legenden aus dem

[1] Theorie der Geiſterkunde; pag. 317, §. 225 ꝛc.

Auch dießmal zerreißt ſie, was der Doctor über des Gaſtes Krankheit niedergeſchrieben und verſpricht, ihn ſelbſt zu heilen. Sie gibt ihm ihr Täubchen mit, das zu ſeinem Haupte ſchläft, und deſſen Macht wirklich die Träume bändigt: Der Grundton ſeiner Träume iſt „Leben iſt Sterben". Die fröhliche Sophie lehrt ihn „Leben iſt Leben". Eine Brieftaube kommt von Swedenborg, er tödtet einen Geier, der ſie verfolgte. Dann rettet er Ariele, als ſie von mauriſchen Seeräubern entführt werden ſoll. Er wird dabei verwundet und ſtillt das Blut mit ihrem Schleier. Da lehrt ſie ihn: „Sterben iſt Leben". Er geneſt aber von ſeiner Wunde wie von ſeinen Träumen und kehrt in den Norden zurück. Nach vielen Jahren findet er zur See den Sohn Matthieus und Arielens auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe, behält ihn auf ſein Bitten bei ſich und fällt in einer Seeſchlacht, mit den Worten „Sterben iſt Leben".

Der Ausgang dieſer Erzählung iſt, wie ſo oft bei Fouqué, matt und unbefriedigend und entſpricht dem reizenden Anfang nicht. Allein darauf kommt es hier weniger an, als auf die Charakteriſtik und man muß geſtehen, die Sylphennatur in Arielen zu zeichnen, iſt Fouqué eben ſo gut gelungen als die Undinennatur in ſeiner Undine. Ariele iſt der weibliche Ariel Shakeſpeare's, der Luftgeiſt, das perſonificirte Element, jedoch nur in ſeiner Reinheit und ſonnigen Heiterkeit.

„Erdmann und Fiammetta" von 1826.

Erdmann iſt der Sohn eines verſchütteten Bergmanns in Goslar, widmet ſich frühe der Malerkunſt, obgleich er nur bei einem Maler lernen kann, deſſen Bilder den Schützen zur Scheibe dienen, und lebt ſtill bei ſeiner Mutter Erdmuthe, als einmal der welſche Marcheſe di Roſſo Gallo in die Gegend kommt, auf ſeine Leiſtungen aufmerkſam wird, ihn ermuntert und nach Italien einladet. Bald darauf findet er zufällig bei ſeinem Meiſter das Bildniß eines reizenden Mädchens, aus deſſen Beiſchrift er erkennt, es ſey Fiammetta, die Tochter eben jenes Roſſo. Nun ruht er nicht mehr, ſondern eilt nach Italien. Unterwegs, bei Nürnberg, trifft er mit einem Welſchen im Walde zuſammen, zeigt ihm arglos das ſchöne Bild und wird deſſen beraubt, denn der Fremde behauptet, das Bild ſey ſein. Erdmann ſchlägt ihn zu Boden und nimmt ihm das Bild wieder ab. Der Fremde flieht. Da kommen Nürnberger Kriegsſchaaren, an der Spitze Albrecht Dürer, die welſchen Räuber, von denen ſie geneckt worden, zu vertreiben. Erdmann lernt nun Dürer näher kennen, zieht aber weiter. — In Sicilien findet er am Aetna die Villa Roſſo's, ähnlich einer Blumenvaſe, oben ganz bedeckt mit herrlichen Pflanzen, darunter Fiammetta im feuerrothen Kleide. Er wird von dem Vater und ihr gut aufgenommen und zum Dank für das zurückgebrachte Bild, ſtreut ſie die Feuerlilien, mit denen ihr ſchönes Haupt bekränzt war, über ihn aus. Er erfährt jetzt, jenes Bildniß ſey von ihrem unbändigen Liebhaber Ardente gemalt wor-

den, der es habe in das Eis des Nordpols mitnehmen wollen, um dort einen Zauber mit ihr zu treiben, durch welchen sie, die Tochter des Aetna's, gezwungen werden sollte, ihn zu lieben. Erdmann weilt in der Villa und lernt die Meisterwerke Rosso's kennen, deren Schlüssel ist das Mysterium des Abyssus. Auch Ardente kommt zurück und wird gastlich geduldet. Die beiden Liebhaber bekommen oft Streit, immer aber bleibt Erdmann Meister. Fiammetta schwankt zwischen beiden, bald dem natürlichen wilden Feuer, wenn sie mit Ardente sympathisirt, sich überlassend, bald unwiderstehlich hingezogen zu dem milden, aber kräftigen Deutschen. Inzwischen will der Vater das Mysterium des Abyssus enträthseln und den durch Jupiter in den Aetna verbannten Giganten, deren Sturz er gemalt hat, ein Bild des Jupiter zum feierlichen Opfer bringen. Erdmann will sich zu so heidnischen Dingen nicht hergeben, geht aber doch auf den Berg, um im Nothfall Fiammetta beizustehen, und hat das Glück, sie wirklich aus den Flammen des Aetna zu retten. Weil aber die Geliebte sich doch nicht losreißen kann von dem dämonischen Zauber des südlichen Feuers, verläßt er sie und kehrt heim. Aber bei einem Besuch in Nürnberg kommen Rosso und Fiammetta als Pilger, reuig, bekehrt. Ardente ist im Aetna verglüht, Fiammetta wird Erdmanns Weib und Rosso erkennt, das Mysterium sey nicht im Abyssus, sondern nur in der Liebe zu finden. — Hier ist wieder recht sinnig das Element des Feuers in der Südländerin, und das Element der Erde in dem ruhigen Deutschen personificirt.

Interessant sind noch folgende Erzählungen: „Das Galgenmännlein".

Reichard, ein junger Deutscher, lebt ziemlich lüderlich in Venedig und verliert dabei sein Geld; aber ein Hauptmann verkauft ihm ein Galgenmännlein, d. h. einen Teufel im Glase, der alle Wünsche gewähren und Geld in Fülle bringen muß, wofür er des Inhabers Seele bekommt, wenn dieser ihn nicht zuvor um eine geringere Summe wieder verkauft, als um die er ihn gekauft hat. Reichard bedient sich des Teufels, bis ihm Angst wird, da verkauft er ihn. Durch Zufall aber bekommt er ihn immer wieder und kann ihn endlich gar nicht mehr los werden, da er ihn schon für die kleinste Münze, einen Heller, wiederbekommen hat. Nun sucht er in der ganzen Welt einen halben Heller und wird für wahnsinnig gehalten und der „Halbheller" genannt, bis er das Glück hat, im Wald einem Fürsten auf der Jagd das Leben zu retten. Aus Dankbarkeit schlägt ihm nun der Fürst Halbheller, so viel er will und so wird er den Teufel endlich los.

„Mandragora", Novelle von 1827.

Capitain St. Edmé will seinen Freund, den Grafen Armand, und Paris verlassen, weil er Armands Gattin Victoire liebt. Aber Armand selbst ladet ihn ein, zu bleiben, da der lilienreinen Frau Umgang so reinigend auf seine Leidenschaft wirken werde, daß er nirgends besser Heilung finden könne. Diese ungeheure Ironie findet er auch bestätigt, indem er bleibt. Eines Abends ist

in der Gesellschaft die Rede von der Wurzel Mandragora. Da erinnert sich die Gräfin, sie selbst habe in ihrem kleinen Naturalienkabinet ein solches ungeheuerliches Ding. Sie nimmt das Licht, es den Herren zu zeigen, als aber die scheußliche menschenähnliche Wurzel sich zu bewegen scheint, den ihr eigenthümlichen Leichengeruch verbreitet und sogar einen Weheton vernehmen läßt, entsinkt ihr der Leuchter. Edmé verspricht, sie von dem unheimlichen Schatze zu befreien, steckt die ekelhafte Wurzel in die Tasche und will sie vergraben. Ehe er aber dazu kommt, geräth er an eine Pharaobank und gewinnt eine ungeheure Summe Geldes. Der Bankier sagt ihm auf den Kopf zu, er habe eine Mandragora bei sich, sonst lasse sich das Glück nicht erklären. Nun will Edmé die Wurzel vergraben, wird aber gestört und schnell abberufen. Von dem Augenblick an, in welchem die Wurzel nicht mehr in Armands Hause ist, hat Armand Unglück, kommt um Geld, geräth in böse Händel ꝛc. Edmé hilft und gewinnt hohe Gunst beim Minister, so wie ihn dieser zum erstenmal sieht, und wird gleich zum Obersten befördert. Er gräbt die Wurzel nun wirklich ein, Graf und Gräfin verschwinden aus dem Lande, Edmé geht in den Krieg, wird verwundet und von einer schönen Albaneserin gepflegt, die er anfangs für die Tochter des Bankiers hält, dem er das Geld abgewonnen und der nachher in einem Duell erstochen worden, und von der er glaubt, sie heiße Mandragora, vor der er daher eine arge Scheu hat, bis sie sich als eine gewisse ganz unschuldige Aurora zu erkennen gibt, deren edler Vater nur von jenem Bankier betrogen worden. Er heirathet sie und kehrt mit ihr zu Armand und Victoire zurück, so daß sie hinfort in Frieden leben. — Fouqué schwankt hier auf widrige Weise zwischen dem romantischen Wunder und dem Rationalismus.

„Fata Morgana", Novelle von 1830.

Der junge Doctor Färber reist nach Sicilien, um die Fata Morgana zu holen und dieses Phänomen naturwissenschaftlich zu studiren, an Ort und Stelle aber wird er von dem Fischer Guglielmo, der fest an die Wirklichkeit der Feenpaläste und Gärten glaubt, mit dem gleichen Wahnsinn angesteckt, bis ihm die Besinnung zurückkehrt und er heimreist zu seiner treuen Geliebten. — Eine poetische Spielerei, an die Fata Morgana angeknüpft, wie eine ähnliche an die Mandragora, ohne tiefere Poesie, das schöne Wunder immer wieder durch die Wirklichkeit zerstörend, ohne damit einen Humor zu verbinden. Der sentimentale Dichter muß im Glauben an seine Wunder verharren, zerstört er es, so muß er nothwendig Humorist werden.

Adam Oehlenschläger, ein Däne, schrieb zugleich deutsch und dänisch, hatte sich aber ganz nach deutschen Mustern gebildet, seit 1808. Zwar hoffte er sich eine gewisse Originalität zu sichern, indem er vorzugsweise altnordische Stoffe auf die Bühne brachte, aber die Riesen und

Recken der Edda ſind zu gewaltig, als daß ſie auf die Bühne paßten. Sie wurden vom Dichter abgeſchwächt, ihr Metall auf dem wäſſerigen Wege zerſetzt. Fouqué wußte ſie mit weit mehr Kraft und Feuer aufzufaſſen, als Oehlenſchläger. Die Stücke des letzteren: Baldurs Tod, Vaulundur, Hagbarth und Signe, Starkather, dazu die mehr hiſtoriſchen: die Wäringer, Palnatoke, Erich und Abel, Axel und Walburg kamen gar nicht auf die deutſche Bühne oder konnten ſich nicht halten. Nur ein empfindſames Künſtlerdrama von Oehlenſchläger war einige Zeit beliebt, „Correggio" 1816.

Der berühmte italieniſche Maler Correggio lebt im tiefſten Elend. Schwindſüchtig trägt er einen ſchweren Beutel mit Kupfergeld, den ihm der Käufer ſeines Bildes zum Hohne aufgeladen, nach Hauſe und ſtirbt an Erſchöpfung. Zu ſpät wird ſein hoher Werth erkannt, der Lorbeer kann ihm nur noch die entſeelte Stirne küſſen.

Oehlenſchläger bearbeitete auch einige Märchen der 1001 Nacht, dramatiſch, ferner des Sokrates Tod.

Hier macht Sokrates den Ariſtophanes, der ihn öffentlich verhöhnt, gleichwohl zu ſeinem Schwiegerſohn.

In der „Ludlams Höhle"

wird ein böſer in der Höhle hauſender Geiſt dadurch erlöst, daß eine Mutter lieber ihren Mann als ihr Kind opfern will.

Im „Hirtenknaben"

geht ein Knabe verloren und wird als Leiche wiedergefunden; bald aber zeigt es ſich, die wunderbar erhaltene Leiche ſey des Knaben im Gebirg einſt verunglückter Großoheim, während der Knabe ſelbſt lebend und munter zurückkehrt.

Im „Hugo von Rheinberg"

begeht Hugo ſcheußliche Verbrechen und kokettirt am Schluß noch mit der Vorſtellung, wie er als irrender Geiſt umgehen und die Leute erſchrecken werde.

In Proſa bearbeitete Oehlenſchläger die Inſel Felſenburg unter dem Titel „die Inſeln im Südmeer" ſehr glücklich, mit Zuſätzen und ohne Zweifel ſein beſtes Werk. Ferner eine nordiſche Sage von Hroar, und mehrere Novellen.

In den „Mönchbrüdern" verirrt ſich die falſche Empfindſamkeit des Dichters ſo weit, daß er den Papſt einem verliebten Mönch auf Raphaels Für-

bitte Dispens zum Heirathen ertheilen läßt. — Echter Humor herrscht dagegen in der „Strafe nach dem Tode". Ein Wucherer stirbt am Schlage. Ein armer Barbier, den er um alles gebracht hat, will ihm in derselben Nacht ein geschlachtetes Schwein stehlen, hebt statt dessen im Dunkeln die Leiche auf, erkennt sie und hängt sie an einen Baum. Zigeuner hängen sie an den Galgen. Da kommt des Morgens ein Jude, des Wucherers Mitschuldiger bei vielen Verbrechen, des Weges daher, sieht seinen Freund am Galgen, glaubt, alles sey entdeckt, und hängt sich ihm freiwillig gegenüber.

Um wieder auf die Kriegs- und Freiheitslieder von 1813 zurückzukommen, so schrieb deren unter andern auch F. G. Wetzel (dessen Gedichte 1838 wieder gesammelt wurden), ziemlich trivial und noch in der Gleim'schen Grenadierweise.

So recht, Herr König, wirf ihm keck
Den Fehdehandschuh hin!

Derselbe Dichter schrieb auch Romanzen, ein Paar schwache Trauerspiele (darunter eine Jeanne d'Arc, viel schwächer als Schillers Jungfrau), und ein Paar harmlose Humoresken (Rhinozeros als Anhang zu Tiedge's Urania, und ein Prolog zum großen Magen).

Die „Kriegsgesänge" des Staatsrath von Stägemann (1814) sind dagegen des Tyrtäus würdig, voll preußischen Stolzes und hohen Schwunges, aber zuweilen zu steif und nicht einfach genug gehalten, als daß sie volksthümlich hätten werden können. — Mindern Anklang fanden Julius August von der Heydens „Katzbachhymnus" (1814), „Lied an sein Schwert" und „Liederkränze aus der Zeit der Schmach und Erhebung". Desgleichen die „Kampflieder" von Karl Lappe (1814), der auch einige nordische und norddeutsche Sagen in Romanzen brachte und ein romantisches Epos „Miranda" schrieb.

Die patriotische Begeisterung der Kriegsjahre wirkte nach in vielen epischen Dichtungen, worin unsre geschichtlichen Helden gepriesen werden. So in Brauns Hermann (1819), in des Schweizers Henne Divico (1826), in Klemms Herfest (Arioviſt), Sutners Karl dem Großen, Becks Otto dem Großen, Kunze's Heinrich dem Löwen ꝛc. Auch die alten Apostel der Deutschen und Glaubenshelden wurden episch gefeiert. So der Apostel Pommerns, Otto vom Bamberg, durch Meinhold, das Kreuz in der Mark (die Bekehrung der Mark) durch Seidel, Adalbert von Preußen durch Furchau.

Ludwig Follenius aus Heſſen übertraf in ſchmetternden Trompetentönen alle andern Freiheitsſänger der Zeit. Man glaubt, das wilde Heer komme, wenn er beginnt:

An der Katzbach, an der Katzbach
Heiſa gabs ein luſtig Tanzen,
Wilde wüſte Wirbelwalzer
Rißt ihr dort, ihr ſchnöden Franzen!

Aber er fiel in Bombaſt z. B. in dem vielgeſungenen Liede „Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen“ mit dem ſelbſtgefälligen Schluß:

Nordlands brauſender Orgelklang,
Sturmgeſang,
Stolz lockender Klang.

Das Renommiren wurde der Hauptfehler dieſes Dichters, der als Student die deutſche Kaiſerkrone vor dem Spiegel probirte, nachher aber als politiſcher Flüchtling in der Schweiz eine reiche Müllerstochter heirathete, zuletzt Schweinzüchter wurde und nur noch vegetirte. Seine „freien Stimmen friſcher Jugend“ erſchienen 1819, ſeine „Harfengrüße aus der Schweiz“ 1822. Er überſetzte auch einige lateiniſche Kirchenlieder und verſuchte ſich in Romanzen.

Joh. F. Schick ſchrieb ein Drama „Satans Baſtard“, worin Napoleon als Sohn des Teufels auftritt.

Friedrich Rückert in Coburg begann ſeine poetiſche Laufbahn unter dem Namen Freimund Raimar mit „geharniſchten Sonetten“ (1814) voll patriotiſcher Zornflammen, Trompetenklänge der Schlacht, die ihm großen Ruhm erwarben, obgleich auch ſchon in ihnen eine kleine Neigung zu Wortſpielereien hervortritt. Damals ſchrieb Rückert auch zwei politiſche Comödien.

1) „Napoleon und der Drache“. Der galliſche Hahn brütet ein Ei, aus dem der Drache kommt, dem man das Futter mit der Guillotine zuſchneidet, deſſen Bette aus den Lilien der Bourbons und aus den dem Hahne ſelbſt ausgerupften Federn beſteht und der, immer größer wachſend, ganz Frankreich aufzufreſſen droht. Endlich kommt Napoleon, macht den Drachen durch Zauberei ganz klein und verſchlingt ihn. Von da an aber ſpeit Napoleon Feuer. 2) „Napoleon und ſeine Fortuna“. Napoleon verläßt die Fortuna und hätſchelt nur ſein Kind zweiter Ehe, den Ruhm, der von ihm den Storch vom Thurm in Moskau verlangt. Napoleon will den Storch holen, erfriert aber

faſt in Rußland und kehrt plötzlich zurück, um ſich am warmen Hintern ſeines ſchlafenden Söhnleins wieder ein wenig zu wärmen. Rückert wollte noch ein drittes Stück ſchreiben, that es aber nicht.

Den merkwürdigen Uebergang von den Sängern der Freiheitskriege zu den ſpäteren conſtitutionellen und demokratiſchen Freiheitsſängern macht Ludwig Uhland in Tübingen. Seine politiſchen Lieder kämpften 1815 zunächſt nur für das alte gute Volksrecht, gegen Napoleoniſchen Deſpotismus und Miniſterialwillkühr in Württemberg, liehen aber dem damaligen Streben der geſammten deutſchen Nation nach verfaſſungsmäßigem Recht einen klaren, beſtimmten und edlen Ausdruck. Sein Lied „am 18. Oktober 1819“ ſprach den ganzen Schmerz und Zorn des deutſchen Patrioten aus. Im „Nothruf“ hebt er ſtolz hervor, daß es in Deutſchland ſeit uralteſter Zeit kein anderes Recht gibt, als Vertragsrecht, gegründet auf gegenſeitige Treue, im Gegenſatz gegen alle modernen Staatskünſteleien. Auch in ſeinen beiden Schauſpielen „Herzog Ernſt“ und „Ludwig der Bayer“ verherrlicht Uhland nur die alte deutſche Treue, wie ſie wahren Männern ziemt. Im erſteren bleibt der Freund dem Freunde treu bis zum Tode; im zweiten brechen ſich die verſöhnten Fürſten die Treue nicht, trotz aller gegenſtrebenden Intereſſen. So geht auch durch die übrigen lyriſchen Dichtungen Uhlands ein Zug von hohem ſittlichem Adel, z. B. in dem „Geſang der Jünglinge“. Die ganze Friſche deutſcher Jugend aber athmet in dem Liede „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“. Und die echte Anſpruchsloſigkeit des gemeinen deutſchen Mannes, wie rührend iſt ſie ausgedrückt in dem „guten Kameraden“! Ueberhaupt zog es Uhland aus der empfindſamen und reflectirenden Kunſtdichtung immer zur Einfachheit des Volksliedes hin, daher ſprechen ſeine Romanzen ſo freundlich an, z. B. „des Goldſchmieds Töchterlein“.

Der Ritter ſieht des Goldſchmieds ſchöne Tochter, beſtellt ſich bei ihrem Vater einen Brautring und ſchmückt ſie ſelbſt damit.

So die reizende Romanze von Graf Eberſtein (vgl. Theil II. S. 59), die hübſchen Lieder von Graf Eberhard dem Greiner. In andern Romanzen ahmte Uhland theils altnordiſche, theils ſüdromaniſche Formen nach. Von höchſter Schönheit iſt, was er in der letzteren leiſtete; „der Caſtellan von Coucy“ (deutſch die Sage vom Brennberger, vgl. Theil I. S. 388), „Don Maſſias“.

Dieſer edle Sänger liebt eine Dame, deren eiferſüchtiger Gatte ihn gefangen ſetzen und umbringen läßt, aber überall tönen ihm die Lieder des Verhaßten entgegen. Den Sänger rächt ſein Ruhm.

Und „Dante's Jugendliebe". Zum Schönſten, das Uhland gedichtet, gehört ferner „König Karls Meerfahrt".

Karl fährt mit zwölf Gefährten über Meer, ein Sturm droht ſie zu verſchlingen, da reden die zwölf nacheinander, jeder wünſcht oder gelobt etwas, Karl aber, ſtatt ein Wort zu reden, handelt und ſteuert das Schiff glücklich durch die Wellen.

Echt romantiſch iſt Uhlands „verlorene Kirche". Man hört im fernen Walde läuten und Kirchengeſang, aber niemand kann dahin gelangen. Das iſt das beſte Sinnbild für die Verblendung der Romantiker, welche zwar immer die Kirche geſucht, aber nicht gefunden haben.

4.

Phantaſtiſche Ueberreizungen.

Diejenigen Dichter, welche nicht tief oder nicht lange genug die nationale und katholiſche Bedeutung der Romantik erkannten und feſthielten, fielen in der Regel in eine phantaſtiſche Spielerei, welche alsdann von den Gegnern dem romantiſchen Princip ſelbſt zur Laſt gelegt wurde. Schon Tieck war auf dieſen phantaſtiſchen Irrweg gerathen. Die argloſen und ſtolzen Dichter glaubten, es ſey genug, ſich vom claſſiſchen Zopfe frei zu wiſſen, ohne zu ahnen, was der Ernſt der Romantik ihnen für poſitive Pflichten auferlegte. Mehrere von ihnen ließen ſich durch die Göthe'ſche Form beſtechen und ſahen nicht ſo klar, wie Novalis, eine Schlange der Lüge und Verführung unter den Blumen.

Einer der liebenswürdigſten Romantiker war Ludwig Achim von Arnim, aus einer altbekannten preußiſchen Adelsfamilie, der ſich mit der geiſtreichen Bettina, Schweſter des Clemens Brentano, aus einem reichen Frankfurter Hauſe vermählte, eine Zeitlang in Heidelberg lebte, ſpäter aber auf ſeinem Gute Dahme privatiſirte († 1831). Er begann wie Tieck mit heißen wilden Sachen, zuerſt 1802 mit „Hollins Liebeleben".

Hollin verliebt ſich wie raſend in Marien, folgt ihr nach, trifft auf dem Brocken ihr Zimmer eben von der Abgereiſten verlaſſen, ihr Bett noch warm und wälzt ſich in deſſen Wolluſt. Als er angeſtellt iſt, ſchreibt er ihr und bittet um ihre Hand; reiſt aber dem Briefe gleich nach. Durch Zufall und Nachläſſigkeit des Beſtellers iſt der Brief nicht abgegeben worden. Hollin findet alle ganz unbefangen und glaubt ſich verrathen. An demſelben Abend ſoll auf dem Liebhabertheater Schillers Maria Stuart aufgeführt werden. Hollin übernimmt die Rolle des Mortimer und erſticht ſich auf der Bühne. Erſt ſterbend erkennt er ſeinen Irrthum.

In „Ariels Offenbarungen“ von 1804 zeigt ſich eine ſtarke Neigung zum rein Phantaſtiſchen, dem aller natürliche Boden fehlt. Der Dichter ſpielt mit Geſtalten des nordiſchen Mythus ohne Sinn und Verſtand.

Durch eine blutſchänderiſche Verbindung der Freyja mit ihrem Bruder ſoll ein auf Hermanns und Thusneldens Enkeln ruhender Fluch geſühnt werden. Angehängt ſind Sonette auf Bilder berühmter Maler, nach dem Beiſpiel A. W. Schlegels.

Nachdem Arnim zu Heidelberg unter edeln Freunden gelebt und in Verbindung mit Brentano das „Wunderhorn“ herausgegeben und kleinere Sachen in „Tröſteinſamkeit“ und dem „Wintergarten“ geſammelt hatte, ſchrieb er 1810 ſeinen größten und beſten Roman: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“.

Der italieniſche Palaſt des verſtorbenen Grafen P. ſteht gänzlich leer und der herrliche Garten verwildert. In den weiten Räumen wohnt Niemand mehr als ein alter Bedienter und die beiden bis zur Bettlerarmuth herabgekommenen Töchter des Grafen, zwei eben aufblühende Mädchen. Die ältere iſt die ernſte und ſtrenge Klelia, die jüngere die immer luſtige und leichtfertige Dolores. Das Leben dieſer verlaſſenen Geſchöpfe in dem öden Palaſt wird mit höchſter Anmuth geſchildert. Da kommt einmal ein junger Graf Karl als Student vorüber, ſieht die reizenden Mädchen ihr bischen Wäſche trocknen und verliebt ſich in Dolores, die gegen den Willen ihrer Schweſter ihn auf's freundlichſte empfängt, nachdem ſie alles was beide Schweſtern etwa noch Kleidſames beſitzen, allein angezogen und ſich damit herausgeputzt hat. Die heiterſte Jugendluſt lacht uns aus dieſen Schilderungen entgegen. Aber Karl muß zu ſeinen Studien zurück, Klelia geht als Geſellſchafterin einer Verwandten, der Frau eines Schweizer Oberſten, nach Sicilien. Dolores bleibt allein, kann jetzt aber nicht mehr einſam leben, miſcht ſich daher in die Geſellſchaften der kleinen Stadt und wird, als Karl ſie das erſtemal wieder beſucht, von ihm auf einer Wieſe gefunden, wie ſie eben als Blindekuh einen jungen Herrn

erhaſcht. Das gefällt ihm gar nicht, allein er verſöhnt ſich bald wieder mit dem ſchönen Mädchen und ſie heirathen und ziehen auf des Grafen Landgut. Hier folgt Dolores ungenirt ihren Launen, oft zum Aerger Karls, den ſie aber durch ihre liebenswürdige Fröhlichkeit immer wieder bezaubert. So verkehrt ſie mit einem bizarren, halbverrückten Mädchen, der tollen Ilſe, die ihm ein Greuel iſt. So läßt ſie ſich mit einem pockennarbigen Nachbarn, einem äußerſt rohen Landjunker, in Spottgefechte ein und wird von ihm tief beleidigt, ſo daß ſie weinend beim Manne Hülfe ſucht. Dieſer fordert den Baron, der ihn aber auslacht und ſich ſogleich zur feierlichen Abbitte bereit erklärt. Er leiſtet ſie wirklich vor dem Fenſter der Gräfin und zwar in früheſter Morgenſtunde, wobei ſie wieder in der beſten Laune und im bloßen Hemde zum Fenſter hinausſieht.

Hier werden mehrere Epiſoden eingeſchoben, meiſt phantaſtiſch oder frivol, z. B. die Geſchichte des Prediger Frank, welcher behauptet, durch bloßen Blick die Frauen fruchtbar machen zu können. Die Erzählung dreier ſitzen gebliebener Fräulein. Eine Stiftsdame erzählt die Geſchichte des Mohrenjungen. Eine Aebtiſſin glaubt im Dunkeln den Baum zu umarmen, den ſie ihrem Geliebten geweiht hat, umarmt aber einen Mann, der unter dem Baum ſteht und wird ſchwanger. Ihre kinderloſe Schweſter, eine Herzogin, ſtellt ſich nun ebenfalls ſchwanger und trifft alle Vorbereitungen, um der Aebtiſſin Kind als das ihrige zu empfangen. Aber als die Stunde kommt und Gäſte geladen ſind, das erſehnte Kind zu bewundern, wird es als ein kleiner Mulatte erfunden, denn der Mann unter dem Baum iſt ein Mohr geweſen. — Dann fährt die Geſchichte der Gräfin Dolores fort, nachdem ſich auf ihrem Gut ein bürgerlicher Dichter Waller eingefunden und Frau und Kind verloren, mit der Ilſe eine Liebſchaft angefangen hat ꝛc., alles Nebenſachen, ohne Bedeutung für das Ganze. — Im zweiten Bande ſehen wir das gräfliche Paar in die Reſidenz verſetzt, wo Dolores Mutter eines geſunden Knaben wird. Zugleich erhält ſie Nachricht aus Sicilien, wo ſich Klelia mit einem Herzog von A. vermählt hat. Da wird Dolores neidiſch, weil ſie nur eine Gräfin, die Schweſter aber eine Herzogin iſt. Ein Vetter dieſes Herzogs, der Marcheſe D. wird nun der Gräfin Dolores doppelt intereſſant und es gelingt ihm, ſie zu verführen, während ihr Karl auf das Land zurückkehrt, um für ſeine Güter zu ſorgen. Bald aber wendet ſich Dolores mit Abſcheu von dem Marcheſe ab, weil er ihre hingebende Liebe mit kaltem Hohn belohnt. Der Graf Karl wird unterdeß auf der Reiſe zu ihr durch allerlei nicht hiehergehörige Gaukelei, einen Wunderdoctor, ein unſichtbares Mädchen und einen Flötenſpieler, aufgehalten. Als er zu Dolores kommt, martert ſie ſeine unſchuldige Zärtlichkeit mehr als alles. Er wünſcht, daß das Kind, weil ſie abermals ſchwanger geht, nach dem Marcheſe Johannes getauft werden möge, ohne zu ahnen, daß es des Marcheſe Kind ſey. Aber als er ſie im Schlafe reden hört, erfährt er ſeine Schande. Er nimmt ſich aber zuſammen und verräth nichts.

Mittelreich, in zweckloſes Gepolter und in unſichtbares, ſauſendes Werfen mit Sand und Kalk auf.

Man weiß, wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Seculums die ſogenannte Aufklärung im Deismus und im Begriff von der mechaniſchen Weltordnung ihre Spitze erreichte, wie ſchnell ſich damals die Welt, nach Voltaires Ausdruck „deniaiſirte". Von Gott hieß es jetzt: il regne, mais il ne gouverne pas; denn er hatte ja mit der Schöpfung eine das Kleinſte wie das Größte umfaſſende Konſtitution mit ſtreng abgewogenen Gewalten auf ewige Zeiten erlaſſen. Nichts war wirklich, wofür die Sinne nicht unmittelbares Zeugniß ablegten; der ganze Glaube und Aberglaube der Völker ſank, wie Nebel am Sommertag, von der Sonne der Vernunft niedergedrückt; der ungeheure ſupernaturaliſtiſche Traum der Menſchheit war eine ungeheure Chimäre, und nach vollſtändiger Entgeiſterung der Natur glaubte man das tauſendjährige Reich der Vernunft eingeleitet zu haben.

Die eigentliche Periode der Aufklärung begann in Deutſchland mit dem großen Gallomanen von Sansſouci, und die Propaganda der Aufklärung hatte eines ihrer kräftigſten Organe an der deutſchen Bibliothek, deren Herausgeber Nicolai, wie wir geſehen haben, an ſich ſelbſt bewies, daß Geiſter durch Blutegel vertrieben werden können. Es zeigte ſich dabei aber doch ein großer Unterſchied zwiſchen Deutſchland und dem größten Theil des übrigen Europa. Die Volksmaſſen blieben überall, wie in Deutſchland, dem alten Geiſter- und Zauberglauben mehr oder weniger getreu, nur daß die Praxis nicht mehr ins Große getrieben wird, ſondern im Finſtern fortſchleicht. Der Hexenglaube iſt noch immer gemeineuropäiſch, nur trägt er in den verſchiedenen Ländern ein abweichendes Gepräge. In manchen ſlaviſchen Ländern tritt er in der furchtbaren Geſtalt des Vampyrismus auf, in Italien hat er viel vom alten heidniſchen Charakter behalten, in Deutſchland aber führt er noch immer den mittelalterlichen ſulphuriſchen Höllengeruch mit ſich. Die Macht des böſen Blicks, der in ſüdlichen Ländern eine ſo große Rolle ſpielt, tritt in Deutſchland ziemlich zurück, und das ſymboliſche zweite Geſicht hat ſich auch unter uns immer ſeltener gemacht. Dagegen iſt Deutſchland, trotz aller Aufklärung und alles Vernunftglaubens, das eigentliche Rendezvous der Revenans geblieben. In keinem Lande der Welt

Am andern Tage ist ein Königschießen, dem er mit seiner Gemahlin anwohnt. Sie will mitschießen und hat das Ungeschick, ihren Gatten zu treffen. An seinem Krankenbette zeigt sich nun Dolores' aufrichtige Buße. Dafür wird ihr der Trost, daß sie einen Knaben gebärt, der nicht dem Marchese, sondern dem Grafen sprechend ähnlich ist. Er wird aber Johannes getauft. Sie widmet sich nun ganz der Häuslichkeit und den Kindern.

Abermals wird eine Episode eingeschoben, von der Päpstin Johanna, die Arnim später in einem größeren Werke ausführlicher behandelt hat.

Inzwischen ist der längst todtgeglaubte Vater Dolores', der alte Graf P. mit einer Ostindierin unermeßlich reich zurückgekehrt und hat den verwahrlosten Palast hergestellt. Und auch der Fürst des Landes, dessen Minister er früher gewesen, ist zurückgekehrt. Die Fürstin reist nach Italien, begleitet vom Grafen Karl und Dolores, die ihre Schwester Klelia aufsuchen wollen, deren Gatte, der Herzog, gestorben ist. Die Fürstin besteigt mit Karl den Aetna, ist in ihn verliebt und glaubt ihn des Nachts in den Armen zu haben, es ist aber ihr junger, längst in sie verliebter Schreiber. Mittlerweile wird des Fürsten Sohn, der lange verlorene Erbprinz, als gemeiner Hu'sar wiedergefunden. Die Fürstin, als sie des Schreibers Frevel inne geworden, tödtet sich und ihn mit Gift. Karl, den Dolores für schuldig gehalten, ist vollkommen gerechtfertigt. Da stirbt Dolores, an demselben Tage und in derselben Stunde, in der sie einst ihrem Karl die Treue gebrochen, unter dem geistlichen Trost ihres Priester gewordenen Sohnes Johannes.

Sehr interessant, aber ohne Schluß ist der noch weit phantastischer ausschweifende Roman „die Kronenwächter" von 1817.

Berthold wird als neugebornes Kind mit dem Todtenkopf seines ermordeten Vaters dem Mörder desselben, einem alten Thurmwächter, in Waiblingen übergeben, wächst hier in Armuth auf, verliebt sich in die schöne Apollonia, des Bürgermeisters Tochter, und schwärmt in einem (in den sonst Jedermann unzugänglichen Ruinen eines Palastes des Barbarossa) verborgenen Garten, wo er erfährt, daß er selbst ein Hohenstaufe sey. Die verlorne Krone seiner Väter werde von einem geheimnißvollen Bunde bewacht. Sein Vater habe sie einst geraubt, als ihm rechtmäßig gebührend, aber dafür den Tod erlitten. Berthold findet auch seine Mutter wieder, verliert aber die Geliebte, denn der Bürgermeister muß wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt mit seiner Tochter fliehen. Berthold wird an seiner Statt Bürgermeister und altert. Da kommt der Wunderdoctor Faust und macht ihn wieder jung, indem er ihn sein Blut mit dem des Knaben Anton tauschen läßt. Der verjüngte Bürgermeister reist nach Augsburg, um den Kaiser Maximilian I. empfangen zu helfen. Es regnet heftig. Er begegnet der bildschönen Anna, die ihre Festkleider beschmutzt hat und steht ihr bei. Beide gefallen sich und er heirathet sie, als er entdeckt, daß sie Apolloniens Tochter ist. Er lebt lange glücklich mit ihr, aber

ein geheimnißvolles Band knüpft ſich nun zwiſchen Anna und Anton an, weil es doch eigentlich Antons Blut iſt, das in ihres Gatten Adern fließt. Die Geſchichte nimmt aber keine frivole Wendung, ſondern endet tragiſch, indem Anton bei einem Aufruhr ſchwer verwundet wird und in Anna's Armen ſtirbt, Berthold aber, der Blutſympathie wegen abweſend, gleichfalls in demſelben Augenblick ſterben muß.

Man ſieht, dieſer Roman iſt in der Erfindung unglücklich. Wie zwei quer durcheinandergewachſene Kryſtalle ſtehen ſich hier die eine Geſchichte, deren Mittelpunkt die Krone der Hohenſtaufen iſt, und die andere, deren Mittelpunkt der Bluttauſch iſt, wechſelſeitig im Wege, ohne zu einem organiſchen Ganzen verſchmelzen zu können. Die große Erwartung, die uns die geheimnißvoll bewahrte Krone erweckt, wird am Ende durch nichts befriedigt. Aber alles Einzelne in dieſem Roman iſt meiſterhaft; das Stillleben des Knaben auf dem Wachtthurm und in den Trümmern des Hohenſtaufenſchloſſes iſt eben ſo lieblich, wie das der jungen Dolores im öden Palaſt und Garten ihrer Ahnen. Man kann ſich vom Reiz dieſer Gemälde kaum losreißen und vergißt ſie nie.

Arnims Wittwe hat noch ſpät eine Fortſetzung herausgegeben voll reicher Phantaſie. Sehr ähnlich iſt ſeine gleichfalls unvollendet gebliebene Novelle „Martin Martir“,

worin er die Schickſale der Marille, einer verloren gegangenen Kaiſerstochter, unter niedern Ständen und Verhältniſſen mit eben ſo phantaſtiſchem Humor zu ſchildern angefangen hatte.

Unter Arnims kürzeren Erzählungen und Novellen ſteht „Iſabella von Aegypten“ obenan.

Das Zigeunermädchen, in das ſich Kaiſer Karl V. in ſeiner erſten Jugend verliebt, mit hohem poetiſchem Reize durchgeführt, ſchwankend zwiſchen dem ſüßeſten Liebesglück und dem Glanz der Krone hier, und dem gemeinen, tollen, wilden und dämoniſchen Zigeunervolke dort.

Im Wintergarten (1809) hat Arnim viele alte Geſchichten des 15. und 17. Jahrhunderts überarbeitet.

1) Euryalus und Lucrezia des Aeneas Sylvius, 2) die Inſel Felſenburg. 3) Arbogaſt von Andelon nach Lyrers Chronik, 4) das Soldatenleben nach Philander von Sittewald, 5) die Geſchichte der Miſtreß Lee, die ſich entführen läßt und nachher ihren Entführer heimlich anklagt, als ihr zufällig ihr Mann begegnet, 6) die Geſchichte Cliſſons aus Froiſſarts Chronik, 7) die drei Erznarren nach Chriſtian Weiße und Erinnerungen an Schelmuffski und Jakob Böhme, 8) Poliphil und Polia, aus dem Italieniſchen nach der phantaſtiſchen Dichtung des Mönchs Colonna, 9) Abentheuer des Prinzen Karl Eduard Stuart. Dazu noch eine Phantaſie in Verſen, Nelſon und Meduſa.

In den eigenen Novellen herrscht bei Arnim immer das phantastisch Barocke vor.

Seine „Melük Maria Blainville“ ist eine Muhamedanerin, welche erst eine fromme Nonne und dann eine kokette französische Schauspielerin wird. In den „drei liebreichen Schwestern“ läßt die Madonna Sterne vom Himmel als Goldstücke niederfallen, um die Armuth zu beglücken. „Cosmus,“ einer Gräfin verlorener Sohn muß Seiltänzer werden. In der „Eheschmiede“ zu Gretnagreen führt der Dichter eine Menge ehelustiger Paare zusammen. „Frau von Saverne“ wird von einem Intriguanten für verrückt ausgegeben und nur gegen das Versprechen, ihn zu heirathen, wieder frei, entkommt ihm aber und läßt ihn in einer Tretmühle ängstigen, bis er alles, was zu ihrer Ehrenrettung nöthig, zusagt. „Fürst Ganzgott“ läßt eine Zeitlang den ihm sehr ähnlichen „Sänger Halbgott“ seine Stelle bei seiner Gemahlin vertreten, welche äußerst zärtlich wird und den Sänger in die größte Verlegenheit versetzt. In der „zerbrochenen Postkutsche“ treten Werther und Lotte, in der „Weihnachtsausstellung“ Siegfried von Lindenberg auf. Im „Pfalzgrafen“ wird dieser junge hübsche Graf an die Stelle der Leiche Philipps des Schönen in den Sarg gelegt, um die wahnsinnige Königin Juana zu heilen, und kommt derselbe Pfalzgraf später einmal zu einer andern Geliebten so brennenden Herzens, daß er nicht merkt, daß seine Kleider brennen. In der „Kirchenordnung“ verschwindet ein Pfarrer während einer Sonnenfinsterniß und findet sich nach vielen Jahren wieder. Im „Raphael“ schildert Arnim den Tod dieses großen Malers. In den „Metamorphosen der Gesellschaft“ ergeht sich der Dichter in Betrachtungen der Gesellschaft, Literatur ꝛc.

Ich übergehe die übrigen Novellen. Unter den dramatischen Dichtungen Arnims ist „Cardenio und Celinde“ am ausgezeichnetsten, eine freie Bearbeitung des schönen Trauerspiels von A. Gryphius (Theil II. S. 405).

Die Liebe siegt hier gegen alle Convenienzen der Welt und selbst über die Macht der Hölle. Nie, außer in Shakespeares Romeo und Julie, ist die erste Jugendliebe süßer und feuriger geschildert worden. Zwar hat Arnims Humor alle möglichen fremden Dinge, die Halloren, den ewigen Juden, Napoleon, Sir Sidney Smith ꝛc. hineingezogen und eine Fülle lyrischer Ergüsse und doch ist das Schauspiel nicht überladen und wie viel Blumen auch der Dichter in das Feuer seiner Dichtung wirft, als wollte er sie ersticken, die Gluth bringt doch durch alles hindurch mit ihrem schönen Purpur, ohne eine Blüthe zu verletzen.

Ungleich unpassender sind die willkührlichen Zusätze zu der „Päpstin

Johanna". Ueber die ältere Dichtung vgl. Theil II. S. 101. In Arnims Schauspiel

ist Johanna die Unschuld selbst. Sie wächst als Knabe, als Jüngling auf, bildet sich ein, als solcher in die schöne Stephana verliebt zu seyn, wird ohne Zuthun und ohne Arg Papst und verliebt sich jetzt erst als Mädchen in den schönen Pfalzgrafen, dem sie am Ende auch unter Zustimmung des neuen Papstes vermählt wird.

Wir sehen hier, wie Arnim den höchsten romantischen Reiz in einer willkührlichen Zerstörung aller mittelalterlichen Denkart suchte. Mit ähnlicher Willkühr behandelt er in den „Gleichen" die alte Sage vom Grafen mit seinen zwei Frauen. Vgl. Theil II. S. 61.

Während der Graf mit der schönen Amra aus der Gefangenschaft zurückkehrt, zieht ihm seine daheim zurückgebliebene Gemahlin mit ihrem platonischen Liebhaber Plesse entgegen. In Venedig treffen sie sich. Die Gräfin aber, die sich in Mannskleidern nur für ihren Bruder ausgibt, macht nun Amra heftig in sich verliebt. Auf dem Schlosse des Grafen leben sie dann keineswegs, wie die alte Sage will, in Frieden, sondern Plesse wird erschossen durch den Hofmeister Hartmann, aus dem der Geist Hugo's, des Ahnherrn der Gleichen redet. Zugleich wird Joseph, der lebendig begrabene Bruder der Alt-Gleichen, entdeckt und gerettet. Die Alt- und Neugleichen kämpfen und fallen, bis auf Joseph, der bestimmt ist das Geschlecht allein fortzupflanzen. Der Graf geht ins Kloster, die Gräfin ditto, nachdem sie sich noch dem sterbenden Plesse vermählt hat. Amra heirathet den wirklichen Bruder der Gräfin. Eine wirklich sinnlose Verdrehung des einfachen alten Stoffes.

Die historischen Stücke Arnims aus der brandenburgischen Geschichte sind ziemlich langweilig: Markgraf Karl Philipp, der echte und falsche Waldemar, der Bürgermeister Glinde, der Stralauer Fischzug, die Vertreibung der Spanier von Wesel. „Die Appelmänner" enthalten einen guten Stoff.

Der Bürgermeister A. von Stargard läßt als Pommerischer Brutus seinen schuldigen Sohn enthaupten. Arnim aber erbietet sich, den Todten durch ein Zauberstäbchen wieder lebendig zu machen und mit Wiedersehen und Versöhnung echt kotzebue'sch zu schließen.

Auch im „Auerhahn" hat Arnim zu willkührlich die schöne Sage von Otto dem Schützen (Theil II. S. 64) verändert. Eine Anzahl kleiner Possen- und Puppenspiele hat Arnim älteren deutschen Schwänken entlehnt,

z. B. das Loch im Thurm, ein Hahnreiſpiel, Jemand und Niemand, der wunderthätige Stein ꝛc.

Bei Arnims Schwager, Clemens Brentano, tritt das Phantaſtiſche noch viel zügelloſer hervor. Sein erſter Roman: „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter," iſt ſo verwildert, wie Tiecks Lovell und Schlegels Lucinde.

Violette, deren Mutter ſchon eine femme libre war, lebt ganz nur der Wolluſt. Die Jungfräulichkeit will ſich ihr gar nicht anpaſſen und ſie ſucht ſie ſobald als möglich los zu werden. Der ihr vom Schooße abgelöste Gürtel wird ihr um die Augen gebunden und macht ſie blind für alles, daß ſie nur allein die Luſt genießt. In dieſer raſt ſie nun durch den Roman mit der wilden Grazie einer Mänade. Dabei entwickelt ſie ſchon vollſtändig alle Regeln der Weiberemancipation. Sie haßt die Ehe wegen ihrer unendlichen Flachheit als eine ewige Proteſtation gegen das freie Streben zur Höhe. Sie haßt die Tugend, denn ſie ſey ein Zwang, und ſich zur Tugend zwingen, ſey eben das wahre Laſter. Die Religion läßt ſie gelten, aber nur als Sinnlichkeit. Religion ſey nichts als unbeſtimmte Sinnlichkeit, ſagt ſie II. 361. Andächtig ſeyn könne man nicht als Menſch, ſondern nur als Mann oder Weib. Sie geſteht, daß ſie eine Heidin ſey und daß ſie alle Männer für Götter halte wegen des Männlichen. Die chriſtliche Religion ſey zu geiſtreich, deßwegen werde ſie untergehen und das Heidenthum beſtehen bleiben ꝛc.

Aber Brentano läuterte ſich, wurde überaus fromm und blieb es. Im Uebergange ſchrieb er viele Humoresken, Märchen und kleine Erzählungen. Am bekannteſten iſt ſein „Gockel, Hinkel und Gackeleia".

Der Graf Gockel von Hanau und ſeine Gemahlin Frau Hinkel von Henneberg ſind arm geworden und bewohnen eine elende Hütte in den Ruinen ihrer Stammburg. Das einzige Beſitzthum des Grafen iſt ein Hahn und eine Henne, die er, als ſeine Wappenthiere, unter allen Umſtänden behalten will. Einmal kommen drei Juden und bieten ihm eine große Summe für den Hahn, der auf ſeiner Schulter ſitzt, aber er gibt ihn nicht her. Frau Hinkel indeß und ihre Tochter Gackeleia können den Hahn nicht leiden, weil er ſie immer zu früh durch ſein Krähen aufweckt, und ſtecken ihn in einen Sack, wo er von Tag und Nacht nichts mehr weiß und nicht mehr kräht. Unterdeß wird auch die Henne mit ihren Küchlein durch Gackeleia's Unvorſichtigkeit von einer Katze gefreſſen. Als der Graf den Hahn endlich befreit, verlangt das halbverhungerte und über den Tod der Henne tiefbetrübte Thier ſelber, er ſolle ihn tödten. Wenn er es mit ſeinem gräflichen Schwerte thue, ſo ſey das ein ehrenvoller Tod, und überdieß werde er in ſeinem Kopfe einen Zauberſtein finden, der ihm alle Wünſche gewähren werde. So war es auch. Der Graf

enthauptete den Hahn, fand den Stein, wünschte ſich und ſeiner alten Frau Jugend und Schönheit, ein ſchönes Schloß in der Reſidenz und Gut die Hülle und Fülle. Der König borgte von ihm, behandelte ihn als ſeinen beſten Freund, und wollte ſeinen Sohn mit Gackeleia vermählen. Aber Gackeleia hatte, obgleich der ſterbende Hahn ausdrücklich verlangt, ſie ſolle nie mit einer Puppe ſpielen, weil ihr Glück daran hänge, ſich von einem Juden eine ſchöne Puppe aufſchwatzen laſſen und ihm dafür, wie er verlangt, den Zauberſtein des Vaters gegeben. Der Graf konnte nun nicht mehr zaubern und der boshafte Jude machte, daß das ſchöne Schloß verſank, der Graf und die Gräfin wieder alt wurden und ſammt der Tochter als Bettler fortgejagt wurden. Gackeleia nahm die Puppe mit. Sobald der Graf dieſe erblickte, ahnte er, was an ſeinem Unglück ſchuld ſey und wollte Gackeleia ſtrafen. Dieſe lief davon und kam nicht wieder. Allein in ihrer Puppe ſteckte ein weißes Mäuschen, das der Jude hineingethan, um der Puppe lebendige Bewegungen zu geben, und das Mäuschen war einſt vom Grafen aus den Zähnen einer Katze befreit worden. Aus Dankbarkeit gab es jetzt der betrübten Gackeleia das Rettungsmittel an, ſchlich ſich in der drei Juden Haus, ſtahl ihnen, die ſich unterdeß moderniſirt, baroniſirt, beordensbandet ꝛc. hatten, bei Nacht den Zauberſtein, verwandelte ſie in Eſel und gab dem Grafen all ſein voriges Glück zurück, der Königsſohn aber heirathete die Tochter.

Wie hier dem romantiſchen Ritter das moderne Judenthum, ſo ſteht im „Märchen vom Rhein“ der in den Rhein gefallenen und vom jungen Müller geretteten romantiſchen Prinzeſſin die moderne Schulweisheit in Herrn Ciſio Janus gegenüber. Im Märchen „vom Murmelthier“ wiederholt ſich das alte vom Aſchenbrödel. In andern variirt Brentano nur die alten Märchen von den ſtarken Geſellen, vom Tiſchlein deck dich; vom Siebentod auf einen Schlag, und viele Märchen des Neapolitaners Baſile, alle mit ſehr phantaſtiſchen Auswüchſen. — Meiſterhaft iſt die Satire „der Philiſter“, worin Brentano den deutſchen Spießbürger in der Napoleoniſchen Zeit ſchildert. Ein bloßer Scherz ſind „die mehreren Wehmüller“, voll komiſcher Verwechslungen aus Anlaß eines ſtrengen Peſtcordons an der Grenze.

Ernſt und tragiſch iſt zuerſt die merkwürdige „Geſchichte des braven Kaſperl und des ſchönen Annerl“, in welcher die liebliche Naivetät der Idylle mit allem Gräßlichen eines Criminalprozeſſes gepaart erſcheint. Annerl wird als Kindsmörderin hingerichtet. Im älteren ehrbaren Chronikenſtyl ſchrieb Brentano die Begebenheiten des Schüler Johannes und

das Tagebuch einer Ahnfrau. In den „drei Nüssen“ gehen Omina dem Morde vorher.

Brentano schrieb auch mehrere Schauspiele. Am meisten wird sein „Vonce de Leon“ geschätzt (schon von 1801), der auch in der That öfter Shakespeare'schen Geist verräth, aber das Interesse weniger in Charaktere, als in tolle Verwicklungen und Verkleidungen legt und überhaupt an zu viele Personen vertheilt. „Die lustigen Musikanten“ und „Viktoria und ihre Geschwister“ sind Singspiele für die Siegesfeste von 1813, aber in humoristischem Ton geschrieben, das letztere erinnernd an Wallensteins Lager von Schiller. Demselben patriotischen Zwecke dient das längere episch-dramatische Gedicht „die Gründung Prags“, höchst wunderlich und bizarr die alte mythische Geschichte Böhmens mischend mit der Verehrung für das sächsische Königspaar, welches damals in Prag in unfreiwilliger Verbannung zubrachte.

Besser als alle diese allzu ausschweifenden Sachen sind die lyrischen Ergüsse Brentano's. Seine weltlichen Gedichte sind voll Zartheit und süßer Gluth. So das schöne Lied an den Mond, das Heimwehlied, die Blumenklage, die Romanze von der Lorelei. Die Romanzen vom Rosenkranz sind allegorisch zu verstehen und enthalten zum Theil nur persönliche Beziehungen und Erinnerungen. Aufs würdigste aber schließt Brentano mit den geistlichen Gedichten ab, die uns die heiligsten Bilder im reichsten Blumenkranze zeigen.

Oft vertieft er sich in reiner Blumenlust in dem immer höher ihn überrankenden, immer üppiger ihn umdrängenden Blumenflor und unter dem immer düsteschwerer auf ihn niederschattenden Blüthenüberhang, während kaum noch ein sonnenbeglänzter grauer Schein durch die bunte Farbenfülle blickt und an die Nähe der Kirche mahnt. Oft fällt er unwillkührlich in den Ton, der in den Liedern des h. Franziscus von Assisi überall wiederklingt, preisend die Natur als Gottes Schöpfung und verweilend beim geringsten der Geschöpfe als einem gottgeschaffenen Wesen, z. B. S. 455. Am schönsten in dieser Art ist das Frühmorgenlied vom Kirschenblüthenstrauß, S. 484. Zuweilen tritt die Persönlichkeit gar zu kindisch naiv hervor, z. B in dem Liede vom Aderlassen vor dem Abendmahl, wo die Beziehung des Blutens auf den Tod am Kreuz nicht ziemlich erscheint. Allein man kann das kindliche Gefühl nicht wahrer ausdrücken und es gefällt uns besser, daß der Dichter sich ihm überläßt, als wenn er sich genirt und vor dem strengen Publikum mit allerlei vornehmer Zurückhaltung Position genommen hätte.

Die reiche Phantaſie Brentano's kehrt wieder bei ſeiner Schweſter Bettina v. Arnim, aber noch minder geregelt und noch willkührlicher. Daß ſie ſich (in Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde) in eine Liebe zu dem viel älteren Göthe hineinträumen konnte, war ein Verrath an der echten Romantik.

Ebenfalls dem Heidelberger Kreiſe befreundet und gleichfalls einer angeſehenen Frankfurter Familie angehörig, leuchtete Karoline v. Günderode früh in poetiſchem Feuerwerk auf, um ſchnell zu erlöſchen. Sie liebte im Anfang des Jahrhunderts den berühmten Heidelberger Philologen und Symboliker Creuzer (einen Freund von Görres) und gab ſich ſelbſt den Tod. Bettina ſchrieb über ſie ein Buch und 1857 gab Götz ihre ſämmtlichen Dichtungen heraus. Von dem Schmerz, der die Günderode zum Selbſtmorde trieb, zeugen faſt alle ihre lyriſchen Gedichte.

Ein Schwanken, eine ängſtliche Verwirrung, ob ſie vergeſſen ſoll, ohne zu ſterben, oder ſterben, um zu vergeſſen, durchzittert das wunderbare Lied „Lethe". In einem andern Liede „die Bande der Liebe" gibt ſie zu verſtehen, die Erinnerung und der Tod ſey für ſie daſſelbe, ſie müſſe an der Erinnerung ſterben. Wieder in einem andern Liede „der Adept" ſchildert ſie die Unerträglichkeit der Zeit, die ewig daſſelbe wieder bringt. In tödtlich ermattender Ungenüge ſchwankt ſie zwiſchen Lebens- und Todesluſt. Eines der ſchönſten Lieder, in das ſie die ganze Poeſie ihres Schmerzes gehaucht hat, iſt das „Stumm und Leer".

Kann Lieb ſo unlieb ſeyn,
Von mir ſo fern, was mein? —
Kann Luſt ſo ſchmerzlich ſeyn,
Untreu ſo herzlich ſeyn? —
O Wonn', o Pein!

Immer beſtimmter neigt das ſchöne ſchwere Haupt dem Abgrund zu. Sie will ſterben.

Auf Naxos Felſen weint verlaſſen Minos Tochter.
Der Schönheit heißes Flehn erreicht der Götter Ohr.
Von ſeinem Thron herab ſenkt Kronds Sohn die Blitze.
Sie zur Unſterblichkeit in Wettern aufzuziehn.

Man wird nicht leicht rührendere Klagen in ſo ſchöner Sprache geleſen haben. Die Günderode ſteht, was ihre Sprache anlangt, in der erſten Reihe unſrer romantiſchen Dichter.

Ihre dramatiſchen Dichtungen ſind weniger vollendet.

Auffallend klingt durch dieſelben des falſchen Oſſian Harfe durch. Das kleine Stück „Mora“ iſt ganz oſſianiſch. Es iſt gewiß merkwürdig, wie ſich von dieſem Pſeudobarden (dem in Sentimentalität ſpeculirenden Macpherſon) gleichzeitig der harte Napoleon und die zarte Günderode haben verführen laſſen. In dem kleinen Stück „Immortalita“, einem lucianiſchen Geſpräch ähnlich, gelangt Erodion über den Styx und wird durch Immortalita (d. h. die Liebe durch die Unſterblichkeit) nach Elyſium geführt. Das kleine Drama Hildgund ſchildert die Vorbereitung zu Attila's Mord durch dieſes Mädchen. Udohlah iſt das ſchwächſte Stück, in der Sprache auffallend an Leſſings Nathan erinnernd. Ein Sultan entſagt ſeiner Geliebten, weil entdeckt wird, er habe den Mord ihres Vaters verſchuldet. „Magie und Schickſal“ iſt dem antiken Oedipus nachgebildet. Eine Mutter entbrennt für den eignen Sohn, den ſie in der Jugend hülflos verlaſſen hatte, ſpäter in unreiner Liebe, ohne zu wiſſen, wer er iſt. Merkwürdig ſticht gegen dieſes düſtere Schauſpiel „Muhamed“, ab, der unter allen Umſtänden, in Gefahren, in Trauerfällen, bei Gelegenheiten, wo er ſich rächen könnte ꝛc., die vollkommenſte Ruhe, Milde und Großmuth bewahrt. Hätte die Dichterin ſelbſt dieſe ideale Ruhe beſeſſen, ſo würden wir ihren frühen Tod nicht beklagen müſſen.

In Heinrich v. Kleiſt erkennen wir einen der liebenswürdigſten, aber auch der unglücklichſten Romantiker. Sohn eines preußiſchen Offiziers irrte er, ohne eine rechte Beſtimmung zu wählen, unſtät umher, hatte das Unglück, obgleich er ſelbſt gar nicht Soldat war, 1806 für einen Offizier gehalten und als Gefangener nach Frankreich geſchleppt zu werden, verliebte ſich nachher in Adolphine Vogel, geb. Keber, und erſchoß ſich mit ihr gemeinſchaftlich 1811. Durch das zerriſſene Gewölk ſeiner Seele blicken wir in klare ſchöne Landſchaften von wunderbarem Reize. Daß die Liebe ein Zauber ſey, dieſe Wahrheit hat kein Dichter tiefer erkannt, als Heinrich v. Kleiſt. Aber er verſenkte ſich zu tief in dieſen Zauber. Wer die ganze Süßigkeit der Sympathie ausdenken will, muß mit dem Leben zerfallen. In ſeinem erſten Trauerſpiel „die Familie Schroffenſtein“ ſchwebte ihm Romeo und Julie vor.

Rupert, das Haupt des einen Zweiges der Familie, glaubt, Sylveſter, das Haupt des andern Zweiges, trachte ihn um des Erbes willen zu verderben. Da Ruperts jüngſter Sohn zufällig verunglückt, heißt es, Sylveſter habe ihn ermorden laſſen und Rupert beginnt die blutige Fehde wider den ganz unſchuldigen Sylveſter. Insgeheim aber kommt Ruperts Sohn Ottokar mit Sylveſters Tochter Agnes im Walde zuſammen, denn beide lieben ſich. Als Rupert es erfährt, überfällt er ſie. Ottokar hat aber noch Zeit, ſeine Kleider mit denen ſeiner Geliebten zu vertauſchen. Eine Scene voll Reiz, indem er

dem keine Gefahr ahnenden Mädchen die Wonne der Brautnacht vorspiegelt, indem er sie entkleidet. Darauf kommt Rupert und ersticht seinen eigenen Sohn Ottokar, indem er ihn für Agnes hält. Agnes entkommt, wird aber nun von ihrem Vater, der sie für Ottokar hält, getödtet. Ueber ihren Leichen versöhnen sich die ihres Irrthums inne werdenden Väter.

Die tiefste Bezauberung durch die Liebe, wie sie je ein Dichter auffaßte, liegt in Kleists „Käthchen von Heilbronn" vom Jahr 1810.

Das Käthchen ist die vermeinte Tochter eines Waffenschmiedes in Heilbronn. Ritter Wetter vom Strahl besucht die Schmiede seiner Rüstung wegen, das Mädchen sieht ihn, wird sogleich magnetisch mit ihm verbunden und stürzt ihm in somnambulem Zustande aus dem Fenster nach aufs harte Pflaster. Der Schmied klagt den Ritter bei der Veme auf Zauberei an. (Kannte wohl Kleist die ältere, schönere Erzählung, die ich Th. II. S. 432 mitgetheilt habe?) Der Ritter ist unschuldig. Er treibt das wieder geheilte Mädchen, das ihm wie ein Hund folgt, mit der Peitsche fort. Sie ist aber durch den unauflöslichen Zauber der Sympathie an ihn gebunden und kann ihn nicht lassen. Sie leistet ihm die wichtigsten Dienste, als Feinde ihn verfolgen. Dankbarkeit, Mitleid erweichen sein Herz. Er findet sie schlafwachend unter einem Fliederbaum und beginnt ein Gespräch mit ihr, die immer fortschläft und doch spricht. Sie stürzt sich für ihn ins Feuer der brennenden Burg. Aber erst als sie als eine verloren gegangene Tochter des Kaisers wiedererkannt wird, kann er sie heirathen.

In diesem rührenden Schauspiel, das sehr großen Beifall fand, ist die blinde Liebe und Hingebung des Weibes in unnachahmlich reizenden Zügen geschildert. Viel schöner als in der Griseldis. Sehr schön ist Kleists „Prinz Friedrich von Homburg".

Der Prinz, ein junger ritterlicher Held, dient unter dem großen Kurfürsten und liebt dessen Nichte Natalie. Als Nachtwandler begegnet er ihm zufällig und verräth in diesem bewußtlosen Zustande seine Liebe. In der Schlacht bei Fehrbellin erringt seine unwiderstehliche Tapferkeit den Sieg, aber gegen Befehl, und wegen Ueberschreitung seiner Ordre wird er verhaftet. Auch in der Haft verläßt ihn seine edle Schwärmerei keinen Augenblick und bald entläßt ihn der Kurfürst mit hoher Auszeichnung und gibt ihm Natalien. Eine sehr originelle und reizende Mischung von junger Kriegerehre und fast mädchenhaftem Somnambulismus. Der männliche Pendant zum Käthchen desselben Dichters.

In „der Hermannsschlacht" legte Kleist den ganzen Schmerz seines patriotischen Herzens nieder. Er sah Deutschland innerlich zerrissen, von Napoleons Heeren rettungslos überschwemmt. Da ballte sich seine

ist der Paß aus dem Mittelreich in unsere Sinnlichkeit schlechter verwahrt, in keinem gibt es mehr alte Häuser, Schlösser, Klöster, in denen die Geister ehemaliger Bewohner ihr Unwesen treiben. Es ist höchst bezeichnend für die Deutschen, daß sie in der Person der weißen Frau ihren Fürstenhäusern ein eigenes Haus-, Hof- und Staatsgespenst zugeeignet haben. Fehlt es auch in andern Ländern keineswegs an Gespenstern, so ist dieser Glaube doch nirgends so systematisch ausgebildet, und davon, daß sich eine andere, als etwa die rein ascetische Literatur ernsthaft mit ihnen beschäftigte, ist vollends nicht die Rede.

Bei unserer eigenthümlichen Geistesrichtung haben sich auch in der Periode der rohesten Aufklärung der Unglaube und der Aberglaube, der Materialismus und der Spiritualismus bei weitem nicht so rein ausgeschieden als anderswo, namentlich in romanischen Ländern. Dort brachen Alle, welche vom Hauch der Aufklärung ergriffen werden konnten, völlig mit der gläubigen Vergangenheit und stellten sich in cisterischer Selbstklugheit dem von unheimlichen Gedanken geplagten Volke gegenüber; die Phantome des Aberglaubens, wie sie sich in den Nationalmythen gebildet, wurden von der emanzipirten Vernunft tief in den Seelenhintergrund geschoben, wo sie freilich nach den Gesetzen der menschlichen Natur nicht beständig zu bannen waren, sondern in schwachen Momenten wieder auftauchten, aber nur stoßweise und ohne tiefern Einfluß auf die Gemüthsstimmung. In Deutschland und seinen Tochterländern dagegen war die Grenze zwischen den geistig Emanzipirten und den unfrei Gebliebenen, wenn auch im Grunde entschiedener, doch äußerlich weniger auffallend; denn das Christenthum hatte sich hier auch in den höhern Ständen weder aus so vielen Gemüthern zurückgezogen, noch, wenn auch, sie so öde und entleert zurückgelassen. Der Deutsche treibt immer in seinem innern Leben, und häufig ganz unabhängig vom Dogma, irgend eine spiritualistische Liebhaberei, die ihn vor der Trostlosigkeit materialistischer Weltanschauung bewahrt. — Es ist höchst bezeichnend für die wunderbare Duplicität der Menschennatur und für die Quelle aller wahren Erkenntniß, daß seit dem Wiederaufschwung der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert schwerlich ein Volk so viel auch für Ersorschung der äußern Naturverhältnisse geleistet hat, als gerade dasjenige, dem der Glaube an den magischen Zusammenhang

Faust und er träumte sich zurück in die Zeit des Arminius. Aber er spiegelte in diesem Heldenbilde zugleich den ganzen Verrath der Gegenwart, die Zwietracht, Schwäche und Erbärmlichkeit deutscher Fürsten ab. — Eben so genial sind die griechischen Dramen Kleists.

Penthesilea's Geschichte ist noch von keinem Dichter genialer aufgefaßt worden als von ihm in dem gleichnamigen Trauerspiel. Schade nur, daß er den Stoff ganz willkührlich behandelt hat.

Penthesilea nämlich bildet sich ein, den Achilleus besiegt zu haben und hingerissen von seiner Schönheit, behandelt sie ihn mit einer Großmuth, die rasch in die innigste Hingebung der Liebe übergeht. Auch er kann diesem holden Liebreiz der gewaltigen Amazone nicht widerstehen und gibt sich ihr ganz hin. Nun entsteht aber ein kleiner Zank zwischen ihnen. Da er nämlich der Sieger ist, will er sie mitnehmen, während sie sich einbildet, ihn in ihr Reich mitnehmen zu können. Sobald sie ihren Irrthum inne wird, fällt sie in Raserei. Alle ihre weibliche Hingebung war motivirt durch die Großmuth, die sie als Siegerin äußern konnte. Unter dem Gesichtspunkt einer Besiegten mußte sie dagegen unziemlich und verächtlich erscheinen. Daher die Wuth, in welche Penthesilea ausbricht und die so weit geht, daß sie den nämlichen Achill, den sie eben noch so heiß geliebt, tödtet und wie eine Bachantin in Stücke reißt.

Nicht minder keck weicht Heinrich v. Kleist auch in einem Lustspiel von der alten Tradition ab, im „Amphitruo".

Hier entfernt sich Jupiter nicht, sondern bleibt auf dem Platze als Amphitruo und stellt sich dem wahren Amphitruo entgegen. Alkmene soll entscheiden und hält den falschen Amphitruo für den wahren. Nun kann man sich denken, in welche Verlegenheit dieser letztere geräth, bis Jupiter dem Schmerz ein Ende macht, sich als Gott zu erkennen gibt und den armen Hahnreih fühlen läßt, daß er es noch als eine Gnade anzusehen habe, einen solchen hohen Gast im Bette seiner Frau gehabt zu haben.

Kleists Trauerspiel „Robert Guiscard" blieb Fragment. Sein Lustspiel „der zerbrochene Krug" ist unbedeutend. Unter seinen kleineren Erzählungen

ist die erste „Michael Kohlhaas" einer wahren Begebenheit der brandenburgischen Geschichte nacherzählt. In der zweiten Erzählung läßt „die Marquise von O." in die Zeitungen einrücken, sie sey ohne ihr Wissen schwanger geworden und fordere den unbekannten Vater ihres Kindes auf, sich zu melden. Ein Graf meldet sich, sie heirathet ihn aber erst, nachdem er sich demüthig um ihre Liebe hat bewerben müssen. — „Das Erdbeben in Chili." Josephe,

eine junge Dame zu St. Jago in Chile mußte wider Willen Nonne werden, ihr Geliebter, Don Aſteron, ſchlich ſich aber heimlich zu ihr, ſie wurde ſchwanger und gebar ein Kind unterwegs während einer Prozeſſion. Wegen dieſes Skandals ſollte ſie eben enthauptet werden und Aſteron wollte ſich gleichzeitig umbringen, als ein ungeheures Erdbeben ſie unterbrach. Sie kamen glücklich mit dem Leben davon, fanden ſich in der allgemeinen Zerſtörung wieder und lebten noch kurze Zeit glücklich, bis das Volk ſie erkannte und ermordete. — „Die Verlobung in St. Domingo.“ Toni, eine junge Meſtize auf Hayti, im Hauſe eines der wildeſten und unbarmherzigſten Negerhäuptlinge, verbirgt Guſtav, einen jungen franzöſiſchen Offizier, während des großen Negeraufſtandes, indem ihr wildes Herz von der heftigſten Liebe zu ihm ergriffen wird. Auch ihn feſſelt an ſie nicht nur Dankbarkeit, ſondern auch der Umſtand, daß ſie ſeiner ermordeten Geliebten ähnlich iſt. Der Neger überraſcht ſie, da ſchnell entſchloſſen bindet ſie dem Jüngling mit wilder Geberde die Hände, als hätte ſie ihn eben gefangen genommen und rettet ihn ſo wenigſtens vor augenblicklicher Ermordung. Dann in der Nacht ſucht ſie mit größter Anſtrengung Weiße auf, die ihn befreien; aber kaum hat er die Hände frei, ſo ſchießt er die arme Toni nieder, indem er nicht weiß, was ſie für ihn gethan hat. — „Das Bettelweib von Locarno.“ Ein Marcheſe jagt eine Bettlerin aus dem Winkel, wo ſie ruht, ſie ſteht auf und bricht todt zuſammen, ihr Geiſt aber verfolgt den Marcheſe, bis er das Schloß und ſich ſelbſt mit verbrennt. — „Der Findling.“ Piachi, ein Kaufmann in Rom, erbarmte ſich in Ragnſa auf einer Reiſe eines verwaiſten peſtkranken Knaben Nicolo, durch den aber ſein eigener geliebter Sohn angeſteckt wurde und ſtarb. Trotzdem fuhr er fort, Nicolo zu pflegen und behielt ihn an Sohnesſtatt. Als er aber erwachſen war, entehrte Nicolo mit Gewalt ſeine Pflegemutter, Piachi's Gattin, daß ſie vor Entſetzen ſtarb. Piachi ermordete dafür den ſchändlichen Pflegeſohn, der ſo viel Unglück über ihn gebracht, und wollte, als er ſelber hingerichtet wurde, keine Buße thun, noch Abſolution annehmen, um gewiß in die Hölle zu kommen und dort ſeine Rache an Nicolo zu vollenden. — „Der Zweikampf.“ Littegarde, die edle Wittwe des Ritter von Auerſtein, wurde vom Grafen Jakob dem Rothbart geliebt, den ſie aber verſchmähte. Jakob brachte ſeinen Bruder, den Herzog von Breiſach, um und rächte ſich zugleich an Littegarde, indem er ihr ſchamlos erklärte, in der Nacht des Mordes bei ihr geſchlafen zu haben. Die ſcheinbaren Gründe für dieſes Alibi genügten. Littegarde wurde von ihren Brüdern ins Elend geſtoßen. Ritter Friedrich von Trota nahm ſich ihrer an, rief das Gottesurtheil im Zweikampf an, unterlag aber und nun ſollten beide als Frevler gegen das Gottesgericht, das ſie ſchuldbewußt angerufen hatten, ſterben, als der ſchwer erkrankte Rothbart ſein Verbrechen und jener beiden Unſchuld erklärte.

Der Maler Philipp Otto Runge aus Wolgaſt, deſſen Werke nach

seinem Tode 1840 erschienen, schrieb zuerst die berühmt gewordenen Märchen vom Machandelbaum und vom Fischer und seiner Frau nieder und componirte selbst mit dem Pinsel wie mit der Feder Märchen, in denen die Blumen eine große Rolle spielen.

Die Blumen dienen ihm zum allegorischen Ausdruck. So malt er in der Geschichte einer weißen Lilie den Wechsel der Tageszeiten, von ihrem Erwachen bis zu ihrem Hinabsinken. Alles von dieser Art kann eigentlich nur als Randzeichnung gelten, aber kein Maler war je so reich in den Arabesken, als Runge.

Der schlesische Dichter, Joseph Freiherr v. Eichendorff, welcher zuerst 1815 auftrat, hat in seinen lyrischen Gedichten, wenn dieselben Waldeinsamkeit, Morgen- und Reiselust oder stille Liebe schildern, viel von Novalis und Tieck angenommen, in den Capriccios aber von Chamisso. Seine Novellenprosa erinnert am meisten an Arnim, gelegentlich auch an Sternbalds Wanderungen. Im Drama ist er warm, wie Heinrich von Kleist. Ueberall wiederholen sich bei ihm die zartesten Bilder und Töne unserer besten romantischen Dichter, aber Eichendorff selbst tritt uns nicht in festumrissener Originalität entgegen.

Sein erster Roman „Ahnung und Gegenwart" wurde 1815 durch Fouqué eingeführt.

Der junge Graf Friedrich fährt von lustigen Studenten begleitet die Donau herab. Da fesselt ihn ein fremdes schönes Mädchen, Rosa. Er folgt ihren Spuren, geräth in eine Räuberherberge, wo ein schönes junges halbnacktes Mädchen ihn warnt und ihm im Kampf gegen die Räuber beisteht. Obgleich Sieger, wird er verwundet und erwacht, nach langer Ohnmacht, auf Rosa's Schloß, neben sich den Knaben Erwin, der ihn im Walde gefunden haben will. Es ist das als Knabe verkleidete Mädchen aus der Räuberschenke, die ihm fortan unerkannt dient, ohne daß er sie wiedererkennt oder ihr Geschlecht erräth. Er genest und findet die beste Gesellschaft im Schloß. Mit einem hier gewonnenen Freund Leontin besucht er ein anderes Schloß, wo Julie, Leontins Geliebte, wohnt, und endlich das Schloß der geistreichen Gräfin Romana, die sich mit aller Gluth einer Italienerin in ihn verliebt. Er kommt in die Residenz, wo Rosa von einem Prinzen umgarnt ist. Er kämpft für das Vaterland in einem Gebirgskriege mit (dem Tirolerkriege), weßhalb er geächtet und seine Güter confiscirt werden. Er kommt wieder zur Gräfin Romana, die sich, da sie ihn nicht gewinnen kann, wie Dido-Armida benimmt, nämlich sich erschießt und zugleich ihr Schloß in Brand steckt. Er findet Erwin wieder, der bei seinem Anblick todt auf die zerbrochene Laute

stürzt, die er eben gespielt hat. Jetzt erst erkennt man in ihm das Mädchen Leontin heirathet Julien, Friedrich aber geht in ein Kloster.

Es sind da überall hübsche romantische Anklänge und Anfänge, aber nichts ist durchgeführt. Der Knabe ist eine schwache Erinnerung an Mignon, sein Charakter wird eigentlich nie entwickelt. Friedrich erhebt sich aus der romantischen Liebelei, kämpft für das Vaterland und weiht sich der Kirche; aber das ist alles nicht gehörig in seiner Charakteristik motivirt und erscheint wie zufällig.

„Krieg den Philistern". Dramatisches Märchen von Eichendorff (1824) ist eine Nachahmung und ärgste Uebertreibung der von Tieck im Zerbino und in der verkehrten Welt beliebten Manier.

Das Heer der Poetischen bricht feindlich in das Land der Philister ein, auf Schiffen, die über Land fahren. Sie landen an verschiedenen Punkten und unter verschiedenen Klassen der Philister. Sodann reisen Narr, Kritikus ꝛc. rückwärts in die Vergangenheit, in die Perücken- und Reifrockzeit, in die alte Ritterzeit ꝛc. Endlich spricht nicht nur der Autor des Stückes selber mit, sondern auch der Rezensent und wird die Illusion in jedem Augenblick zerstört. Es fehlt in diesem Stück durchaus nicht an feinen Anspielungen und guten Witzen, die sich auf den verkehrten Geschmack des Publikums, die Anmaßung der Dichter, die Einseitigkeit der Schulen und Lächerlichkeit der Moden beziehen; aber die Scenen wechseln gar zu bunt mit den Personen selbst; es hätte doch mehr Einheit wenigstens durch die Hauptpersonen in das Stück gebracht werden sollen. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird zu sehr zerstreut.

Eben so phantastisch ist die Novelle „Viel Lärm um nichts", in welcher die Poetischen, Prinz Romano und Gräfin Aurora, in das Besitzthum des Herrn Publikum gerathen. Die poetische Gräfin kehrt sehr oft bei Eichendorff wieder. So in der Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts".

Der Taugenichts ist ein armer Junge, der mit einer Geige singend in die Welt hinausgeht und von zwei Damen hinten auf dem Wagen mitgenommen wird, weil sein Gesang und Spiel sie ergötzt. Er wird in ihrem Schloß aufgenommen und Gärtner. Die junge schöne der beiden Damen, Gräfin und Gemahlin des Schloßherrn, interessirt sich sehr für den Taugenichts, er singt und spielt oft heimlich vor ihrem Fenster. Plötzlich wird er einmal im Walde von Räubern entführt, die sich aber nachher als Maler kund geben und mit denen er nach Italien geht. Die Maler bewundern seine Schönheit, auch eine unbekannte Gräfin, die er für die seine hält, in der er aber eine fremde erkennt und gegen die er sich so ungeschickt benimmt, daß sie ihn fahren läßt.

Endlich kommt er zurück und findet seine Gräfin wieder, aber jetzt erst entdeckt er, daß es gar keine Gräfin, sondern die Nichte des Portiers und nur im Schloß erzogen ist. Nun bekommt er sie zur Frau. Das Ganze läuft also auf eine romantische Mystification hinaus, die gar anmuthig durchgeführt ist. Der Styl mahnt an Arnims Kronenwächter. Aber die durchdachten Lieder passen nicht für einen so jungen unerfahrenen Taugenichts. Auch ist der Dichter etwas nachlässig gewesen, indem beim Abschied des Taugenichts noch Schnee vom Dache schmilzt und er an demselben Tage noch durch wogende Kornfelder wandert.

Aehnlich die Novelle „das Marmorbild".

Ein gewisser Florio wird ganz eben so mystificirt durch eine junge Dame, die ihm in mannigfaltiger Gestalt erscheint, bis er sie in Knabentracht wiederfindet und sie seine Braut wird. Der Dichter führt uns durch italienische Paläste und Gärten voll reizender, nur zu flüchtiger Erscheinungen. Alles ist zu nebulos und traumhaft, die Auflösung der Räthsel, wie in der früheren Novelle, zu nüchtern.

Die Novelle „Dichter und ihre Gesellen" (1834) verdient am meisten den Vorwurf, eines jener unglücklichen Produkte der Romantik zu seyn, in denen die Dichter nicht die Welt, sondern nur sich und ihre Lieblingslecture und Kunstgenüsse bespiegeln. Nicht geschöpft aus der Tiefe der Natur- und Lebensanschauung, sondern aus Göthe's Wilhelm Meister und Tiecks Sternbald.

Baron Fortunat, halb Student, halb Jäger, reist lustig durch die Welt, findet in einem kleinen Städtchen seinen Universitätsfreund Walter und macht mit ihm einen poetischen Lustritt zu dem nicht fern wohnenden Dichter Grafen Victor. Unterwegs in einem Amtmannshause lernt er die reizende Florentine, Walters Geliebte, kennen, und beneidet ihn. Victor ist nicht zu Hause. Indem Fortunat seinen Weg weiter nimmt, begegnen ihm während eines Ungewitters vornehme Damen zu Pferde, im nassesten Zustand, die schwarzen Locken an dem schönen Gesicht der Einen, die später als Gräfin Juana erkannt wird, herunterhängend und triefend. Dazu kommt noch eine total verregnete Schauspielerbande, wodurch wir plötzlich in Göthe's Meister versetzt werden. Die Gräfin Juana ist im Gefolge einer Fürstin, deren Gemahl die Schauspieler bestellt hat. Auch Fortunat besucht ihren Hof, an dem der ritterliche Literat Lothario und ein phantastisch humoristisch ausschweifender Poet Dryander, den die Fürstin liebt, der Maler Albert ꝛc. die ästhetischen Genüsse leiten. Auch ein englischer Lord ist da, der „die Geschichte der wilden Spanierin" erzählt, einer Gräfin, die aus Patriotismus unter den Franzosen grenzlich gemordet, aber einen französischen Offizier, nachdem sie ihn verwundet,

gänzlich zu ihrem Sklaven und Mitkämpfer gegen sein eigenes Volk gemacht hat. Man ahnt, daß das eben die Gräfin Juana sey, die ein italienischer Marchese heirathen soll, vom Fürsten geliebt, von Lotharío entführt wird, sich aber unterwegs ins Wasser stürzt. Fortunat sieht ihr Leichenbegängniß und flieht ins Land der Kunst, nach Italien. Hier verliebt er sich in die schöne Fiammetta, findet alte Bekannte, Maler und Dichter, wieder. Jetzt erst erfahren wir, daß Lotharío der Dichtergraf Victor ist. Die Fürstin täuscht in der angenommenen Kleidung Juana's. Er endet als katholischer Geistlicher. Fortunat verliert Fiammetten, aber nur, um sie in Deutschland wiederzufinden und zu heirathen.

Eichendorff schrieb auch zwei contrastirende Trauerspiele von schöner Anlage, den „Ezzelino von Romano" 1828.

Ezzelin als echter Sohn seiner wilden Zeit aufgefaßt, der noch wilder als sie, mit ihrer Wildheit spielt und das ghibellinische Ideal eines blühenden weltlichen Reichs im Auge, doch zugleich weiß, daß es nur hinter Strömen von Blut zu erreichen ist, in denen er untergehen muß, in die er sich aber wie in ein erfrischendes Bad stürzt.

Dagegen ist Heinrich Reuß von Plauen im „letzten Ritter von Marienburg" (1830)

ein Ideal von christlicher Ritterpflicht und unerschütterlicher Festigkeit im Dienste des höchsten Herrn, muthig in der höchsten Noth, würdevoll im Unglück, ganz ohne Egoismus.

Schade, daß Eichendorff, anstatt so viel zu wilhelmmeistern und zu sternbalden, nicht mehr darauf Bedacht nahm, starke männliche Charaktere zu zeichnen. Er hat auch ein Lustspiel geschrieben, welches den besten spanischen Stücken an Feinheit gleichkommt, „die Freier" (1833). Im Grunde nur eine Wiederholung von Jüngers „Maske für Maske", aber viel geistvoller.

Ein junger Graf Bernard will seine Zukünftige, die er noch nicht kennt, die schöne Gräfin Adele, prüfen und kommt als lustiger Schauspieler auf ihr Schloß. Sie selbst aber hat sich bereits in ihr Kammermädchen verkleidet und in diesen Masken verlieben sich beide in einander. Anders aber hat Eichendorff das Kammermädchen behandelt, die hier (Flora) wenigstens eben so geistreich ist als ihre Herrin und durch ihre Munterkeit als angebliche Gräfin den Reiz des Ganzen erhöht.

Der Jugend- und Liebesmuth des Grafen, der Adele, und des Jägers Victor, der Floren erobert, ist mit hoher Genialität aufgefaßt und mahnt an Shakespeare's beste Lustspiele.

In ſeinen ſpäteren Jahren ſchrieb Eichendorff mehrere Werke über die neuere, vorzugsweiſe die romantiſche Poeſie, worin er ſie vollkommen richtig beurtheilte, das Herrliche an ihr hervorhob und gegen Verunglimpfung ſchützte, aber auch ihre Mängel nicht mißkannte.

5.

Rückfall der Romantik in den Dämonismus.

Da die meiſten Romantiker Proteſtanten und Kinder ihrer Zeit waren, wurden ſie von der alten Kirche, zu welcher doch der Weg aller Romantik führte, nicht mächtig genug angezogen, ja viele wichen ſcheu vor ihr zurück. Weil ſie aber die Lichtſeite flohen, geriethen ſie in die Nachtſeite und ihre Phantaſie, dem Mittelalter entrinnend, fand keinen andern Ausweg als den in die Dämonomanie des Reformationszeitalters. So reproducirte ſich das „Hereinragen der Hölle in die deutſche Dichtung“ wie vor dreihundert Jahren jetzt wieder in der von ihrem Ziel rückwärts entweichenden, herabſinkenden Romantik.

Schon in den Ritterromanen, dieſen Ausgeburten der falſchen Romantik, hatten Geiſter geſpuckt. Im Jahr 1808 erſchien Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde, worin gelehrt wurde, daß die Geiſter der Verſtorbenen wirklich erſcheinen könnten, während die Rationaliſten eine Menge Bücher verbreiteten, worin umgekehrt der Geiſterglauben als Wahn und Obſcurantismus verſchrieen wurde. In den Jahren 1810—1816 gaben Johann Auguſt Apel, Senator in Leipzig, und Friedrich Auguſt Schulze (genannt Laun) in Dresden ein Geſpenſterbuch heraus, welches echt poetiſche Stoffe dieſes Gebiets verarbeitete. Am berühmteſten wurde Apels Erzählung „der Freiſchütz“. Vgl. Theil II. S. 163. „Die Bräutigamsvorſchau“ iſt derſelbe Stoff, den Tieck im „Dolch“ behandelte. Vgl. Theil I. S. 142. Schön iſt „das ſtille Kind“ und ſehr eigenthümlich „die Todtenbraut“.

Hildegarde, die verſtorbene Zwillingsſchweſter Libuſſa's, von ihr nur durch ein kleines Maal am Nacken unterſchieden, geht als Geiſt um, wird mit ihr verwechſelt und ſtört das Glück ihrer Liebe. Am Ende aber entdeckt ſich, daß es nicht die Todte ſelbſt iſt, die etwa wie die Braut von Korinth umgeht,

ſondern eine andere längſt geſtorbene Perſon, die verdammt iſt, ſo lange auf Erden umzugehen, bis ſie ein liebendes Paar findet, deren Glück ſie nicht zerſtören kann. Dieſe nun bedient ſich der ſchönſten Leichen jüngſt verſtorbener Mädchen zu ihrem Zweck und ſo auch Hildegardens.

Unter allen romantiſchen Dichtern, welche ſich dieſer Vorliebe für das Dämoniſche hingaben, erlangte den höchſten Ruhm der ſ. g. Callot-Hoffmann. So pflegt man zum Unterſchied von ſo vielen andern Hoffmannen den aus Königsberg gebürtigen Bamberger Muſikdirector, ſpäteren Berliner Kammergerichtsrath Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann zu nennen, weil er ſeine erſten poetiſchen Gemälde „in Callots Manier“ herausgab. Der Lothringer Callot, aus der Zeit Ludwigs XIV., malte höchſt phantaſtiſche und groteske Bilder. Hoffmann war ein nervöſer, überreizter Menſch, habitueller Trinker und etwas unheimlich in ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften. Er wußte nicht wie Jean Paul und Tieck die rege Einbildungskraft mit der Wirklichkeit auszuſöhnen. Das eigentlich Poetiſche und weſentlich Eigenthümliche bei Callot-Hoffmann iſt, wie er ſelbſt es in den Serapionsbrüdern I. S. 11 gut bezeichnet, „das Entſetzen an dem tief geſpenſtiſchen Philiſtrismus“. Was wir jetzt Natur und Alltäglichkeit nennen, iſt ſo unnatürlich und fremdartig, daß die Bewohner anderer Himmelskörper und unbefangene Geiſter ſich daran als an etwas Dämoniſchem entſetzen müßten. Daher faßt Hoffmann nicht immer das gemeine Leben als das Gewiſſe und die phantaſtiſchen Träumereien ſeiner verliebten Jünglinge und Enthuſiaſten als Wahn auf, ſondern öfter kehrt ſich bei ihm das Verhältniß um, die zarte Elbenwelt, die Wunderweſen des Traums werden zum Natürlichen und Wahren und die Hofräthe und Kammerſekretaire und Profeſſoren ꝛc. werden zu Geſpenſtern und ungeheuerlichen Weſen. Hier iſt der eigentlich romantiſche Standpunkt, der die Seelenruhe des Glaubens mit der nationalen Heldenkraft verbindet, ſchon wieder verloren gegangen, und man ſieht deutlich, wie das poetiſche Vermögen der Neuzeit die Heiligkeit und Mannhaftigkeit des Mittelalters nicht vertragen kann und ſich unvermerkt von der Ritterzeit wieder in die Perückenzeit zurückzieht. Callot-Hoffmann wird daher nur noch uneigentlich zu den Romantikern gezählt. In ihm reproducirte ſich vielmehr der Dämonismus des 17. Jahrhunderts in ſeiner höchſten poetiſchen Blüthe. Das Geheimniß ſeiner Poeſie liegt in dem

ſüßen Grauen zauberiſcher Verlockung, in der ſchönen Angſt der Unſchuld vor dem Böſen und in den Capriccios der Diablerien, und indem er desfalls in die Gefühlsweiſe einer früheren Zeit über hundert Jahre zurückgehen mußte, war auch ſeine Affectation eines altfränkiſchen Coſtumes ganz angemeſſen. Er ſtellt in dem pſychologiſchen Entwicklungsgange der modernen Poeſie ein höchſt intereſſantes Moment dar, aber man begreift, daß er weder recht populär werden, noch in ſich ſelbſt befriedigt werden konnte, weil er der Gegenwart ſcheu und in fieberhafter Angſt entfliehend doch die alte Heimath der Nation nicht hat wiederfinden können. Die ganze Diſſonanz der deutſchen Nation concentrirt ſich in Hoffmann. Daß in ſeinen Erzählungen die Muſik eine ſo gewaltige Rolle ſpielt, iſt gewiß eine Nothwendigkeit. Alvina weint in der Gewalt des Winterrieſen. Dieſe uralte Wehklage tönt durch alle Werke des unglücklichen Amadeus.

Zuerſt erſchienen von ihm: „Fantaſieſtücke in Callots Manier, Blätter aus dem Tagebuch eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit Vorrede von Jean Paul, Bamberg 1814.“

I. 1) Jacques Callot, eine Betrachtung über dieſen kecken Maler. 2) Ritter Gluck. Der Enthuſiaſt trifft im Berliner Thiergarten mit einem alten Herrn zuſammen, und ſpricht mit ihm über Muſik, trifft ihn wieder im Theater bei der ſchlechten Aufführung der Gluck'ſchen Armide und wird von ihm in ſein Haus mitgenommen. Hier ſpielt derſelbe die Armide ſelbſt aufs genialſte dem Enthuſiaſten vor und gibt ſich ihm dann als der Autor Ritter Gluck zu erkennen. 3) Kreisleriana. Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler ergeht ſich ſarkaſtiſch über den elenden Muſikunterricht, über den Mißbrauch der Muſik als bloßes Unterhaltungsmittel, über die Charakterloſigkeit und Eitelkeit in den Concerten. Höchſt ergötzlich iſt die ausführliche Beſchreibung eines Berliner Thee mit obligater Cloviermuſik der Fräulein Töchter. Dazu eine Charakteriſtik der genialen Muſik des verkannten Beethoven, mit der Hoffmann in den wilden Contraſten und Capriccios harmonirt. — 4) Don Juan. Der Enthuſiaſt hört in einer fremden Stadt dieſe Oper und iſt entzückt beſonders von der Donna Anna. Da im Zwiſchenact ſteht dieſelbe hinter ihm in der Loge und läßt ihn in die Tiefe ihrer muſikaliſchen Seele blicken. In derſelben Nacht ſtirbt ſie. Doch iſt das bei Hoffmann öfter vorkommende Verklingen des Lebens und der Stimme hier nicht die Hauptſache, ſondern ein neuer Schlüſſel zum Verſtändniß der Mozart'ſchen Oper. Donna Anna, ſetzt Hoffmann voraus, habe den ſchönen heldenmäßigen Don Juan ihrem ſchneidermäßigen Bräutigam vorgezogen, Don Juan ſey wirklich glücklich bei ihr geweſen, und aus

Donna Anna's Tönen rede nicht der Schmerz über den Verluſt des Vaters, ſondern die Verzweiflung der Liebe. Ich bin überzeugt, daß Mozart, auf den es allein hier ankommt, der Meinung Hoffmanns nicht geweſen iſt. — 5) Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza. Nachahmung der bekannten Hundenovelle des Cervantes, mit Beibehaltung deſſelben Hundes, der ſich höchſt vernünftig über die unvernünftigen Menſchen beklagt und zwar hauptſächlich wieder, wie Kreisler, den ſchlechten Geſchmack und die Eitelkeit geiſtloſer Menſchen, die ſich für Kunſt als Modeſache enthuſiasmiren, geißelt. Einmal wird er, als eine große mimiſche Künſtlerin (die Hendel-Schütz) eine Sphinx darſtellt, derſelben gegenübergelegt, um ſie zu perſifliren, eine ſehr gelungene Satire. Zuletzt rächt er die beleidigte Unſchuld und Schönheit, eine gewiſſe Cäcilie, an ihrem rohen Bräutigam, indem er in der Hochzeitsnacht über ihn herfällt und ihn halbtodt beißt.

II. 1) Der Magnetiſeur. Die junge Baroneſſe Marie, Geliebte des Hippolyt, wird durch einen gewiſſen Alban, den dämoniſchen Magnetiſeur, der gleich einem Vampyr vor dem Tode das Leben des edlen Mädchens langſam ausſaugt, ihren Verwandten und ihrem Geliebten unvermerkt entriſſen. — 2) Der goldene Vogel, ein Märchen. Der Student Anſelmus, ein ſchwärmeriſcher Jüngling, führt ein Doppelleben in der gemeinen Welt, und in der Wunderwelt, in der ihn eine reizende Elfin als goldgrüne Schlange Serpentine verführt. Wie in allen Märchen Hoffmanns iſt auch in dieſem der Contraſt zwiſchen der Proſa unſeres bürgerlichen Beamten- und Honoratorenlebens und der poetiſchen Traumwelt mit trefflichem Humor durchgeführt. — 3) Die Abentheuer der Sylveſternacht. Der Enthuſiaſt ſieht ſeine Jugendgeliebte wieder, wird von neuem raſend in ſie verliebt, findet auch ſie ihm zärtlich geneigt, wird aber aus allen ſeinen Himmeln geriſſen durch die Ankunft ihres — Mannes, eines häßlichen widrigen Geſellen, da er gar nicht einmal gewußt hat, daß ſie verheirathet ſey. Er trinkt ſich Muth in einem Weinhauſe und geräth hier mit Erasmus Spikher zuſammen, der ſein Spiegelbild an den Teufel verloren hat, wie Peter Schlehmil ſeinen Schatten. Schwache Nachahmung Chamiſſo's. — 4) Kreisleriana. Wieder muſikaliſche Klagen und Satiren.

Hierauf folgten „Nachtſtücke" 1816.

I. 1) Der Sandmann. Ein Geſpenſt der Kindermärchen, das den Kindern Sand in die Augen ſtreuen und ihnen dann die Augen ausreißen ſoll, um ſeine Kinder damit zu füttern. Der Knabe Nathanael wird durch die Erſcheinung dieſes Sandmanns, der oft zu ſeinem Vater kommt, um mit ihm geheim Chemie zu treiben, geängſtigt. Sein Vater kommt bei dieſen Verſuchen um. Der Sandmann, bisher unter dem Namen Coppelius erſchienen, tritt erſt viel ſpäter wieder auf als italieniſcher Wetterglashändler Coppola, der dem Profeſſor Spalanzani die Augen für ſein Automat, die wunderſchöne

zwiſchen Geiſt und Natur, und damit als Kehrſeite der Hang zu grundloſer Schwärmerei eingeprägt iſt.

Es iſt merkwürdig, wie viel härter als anderswo die Aufklärer in Deutſchland zu kämpfen hatten, um ſelbſt in den Höhen gewiſſe Nebel zu zerſtreuen, welche in andern Ländern ſich von den Summitäten der Geſellſchaft wie von ſelbſt maſſenhaft herabrollten; beſonders charakteriſtiſch für jenen Zeitraum iſt aber die große Maſſe der gegen den Geiſter- und Geſpenſterglauben gerichteten Literatur in Deutſchland. Es iſt ſpaßhaft, wie die rationellen Exorciſten die anachroniſtiſchen Viſionen aus den Köpfen der guten Deutſchen zu fegen ſuchten, aber oft über dieſer Bemühung eine Hinterthür aufſtießen, durch die das ganze luſtige Geſindel wieder hereinkam. Indeſſen wirkte der erkältende Hauch der Zeit auch in Deutſchland, was er nur immer konnte. In den Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne herrſchte auch bei uns die materialiſtiſche Anſchauung, der Senſualismus, die reine Empirie. Dieſer Geiſt durchdrang alle Wiſſenſchaft und alle Anſichten der Zeitgenoſſen. Der dem Spiritualismus entgegengeſetzte Zug hatte ſeinen Kulminationspunkt erreicht; aber am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts trat die Reaktion ein, welche nothwendig war, wenn ſich nicht die Menſchheit ſelbſt verlieren ſollte, und ſie ging naturgemäß von Deutſchland aus.

Die deutſche Idealphiloſophie war es, welche dieſe entſcheidende Umkehr einleitete, und ihre Tochter, die deutſche Naturphiloſophie, erkannte es als ihre Aufgabe, nach dem wiedergewonnenen Begriff von der Autonomie des Geiſtes, das grenzenloſe, durch die Empirie aufgehäufte Wiſſensmaterial zu begeiſten. In ihr lebten die alten pythagoräiſchen und platoniſchen Ideen vom Mikrokosmus im Makrokosmus, von den der Seele eingepflanzten, den Naturqualitäten entſprechenden Bildern wiederum in der Geſchichte des Menſchengeiſtes auf. Nach dieſem Begriff war die Welt kein Mechanismus mehr mit ineinandergreifenden, über- und nebeneinander geſetzten, ungleichartigen Rädern; ſie war ein großer Organismus, deſſen einzelne Glieder und Sphären auf verſchiedenen Stufen nach demſelben lebendigen Schema, nach derſelben Idee des göttlichen Geiſtes gebildet ſind. — Dieſe Weltanſchauung, welche in den deutſchen Gemüthern bald Boden gewann, vertrieb den Materialismus aus der ganzen Naturbetrachtung; ſie äußerte

und geſangreiche Donna Olimpia, liefert. In dieſe Olimpia verliebt ſich Nathanael und fällt nun ganz den dunkeln Mächten anheim, denen er als Knabe kaum entronnen war. Zwar ſcheint er von ſeinem Wahne geheilt und iſt bereits Bräutigam ſeiner Jugendfreundin Clara, als er von einem Thurm herab den Sandmann wieder erblickt und plötzlich in den Wahnſinn zurückfallend erſt die Braut hinunterſtürzen will und da ihm dies nicht gelingt, ſich ſelbſt zu Tode fällt. — Dummheiten, die aber den Wahnſinn der Angſt ſehr gut bezeichnen. — 2) Ignaz Denner. Andreas, ein armer deutſcher Jäger, heirathet eine Italienerin Giorgine, mit der, wie unſchuldig ſie ſelbſt auch iſt, doch der Fluch in ſein Haus zieht, denn ihr Vater iſt der ſchreckliche Räuberhauptmann Ignaz Denner und ihr Großvater war ein Hexenmeiſter, die nun den guten deutſchen Forſtmann mit ihrem Höllentrug umſpinnen, denen er aber doch zuletzt mit ſeiner Ehrlichkeit entrinnt, indem er den ruchloſen Schwiegervater todtſchießt. — 3) Die Jeſuitenkirch ein G. Berthold, der Maler, erſtrebt mit aller Gluth der Seele den Beſitz der ſchönen Angeola; kaum aber beſitzt er ſie, ſo wird ſie ihm eben ſo verhaßt, als er ſie vorher liebte; er ſtößt ſie mit Füßen von ſich und ſtirbt im Wahnſinn. — 4) Das Sanktus. Der kranken Bettina hat der Arzt das Singen verboten, aber ſie bricht das Verbot und ſingt ein Sanktus, deſſen heilige Wirkung ſie völlig geſund wieder herſtellt.

II. 1) Das öde Haus. Theodor ſitzt in einer Allee, als er in einem Hauſe der Vorſtadt ein Fenſter ſich öffnen ſieht, aus dem ein wunderſchöner Arm hervortaucht. Bald darauf hört er eine entzückende Singſtimme und wird wunderbar von der unbekannten Schönen angezogen, zumal, als er erfährt, das Haus ſey gänzlich unbewohnt. Als er endlich in das Geheimniß deſſelben eindringt, findet er ein altes wahnſinniges Weib darin. — 2) Das Majorat. Der Diener Daniel ſtürzt den Majoratsherrn Wolfgang in einen Abgrund, worauf deſſen jüngerer Bruder Hubert erbt. Der alte Böſewicht Daniel wird aber von Gewiſſensbiſſen geplagt, geht mondſüchtig um und erſcheint auch noch als Geſpenſt. Widerliche Greuelgeſchichte, die Vogel ſogar auf die Bühne brachte. — 3) Das Gelübde. Hermenegilde glaubt in einer Nacht von ihrem geliebten Stanislaus beſucht zu werden und wird Mutter. Später erfährt ſie, Stanislaus ſey in derſelben Nacht weit von ihr entfernt im Kriege gefallen. Der ſeine Rolle geſpielt, war ein Graf Xaver, welcher ſich nunmehr einbildet, die Hand der Schönen gewonnen zu haben. Aber ſie weiſt ihn mit Abſcheu von ſich und geht in ein Kloſter. — 4) Das ſteinerne Herz. Ein alter Hofrath glaubt ſich ſelbſt als Jüngling geſpenſterhaft zu erblicken, es iſt aber ſein früher von ihm verſtoßener Neffe, mit dem er ſich nun verſöhnt.

Hierauf erſchienen die „Elixire des Teufels", 1816.

Der Mönch Medardus trinkt alten köſtlichen Wein aus einer verborgenen

Flasche, die sich unter den Reliquien seines Klosters befindet und angeblich ein Elixir des Teufels enthält. Diese Meinung scheint sich zu bestätigen, indem er von nun an tief in Sünden hineingelockt wird. Er entflieht aus dem Kloster, trifft einen gewissen Victorin, Offizier, am Rand eines Abgrundes, weckt ihn, sieht ihn hinabstürzen, beraubt den Leichnam seiner Uniform und läßt ihm seine Mönchskutte zurück. Der Zufall will, daß er dem Offizier sprechend ähnlich ist und von dem Bedienten desselben immer noch als der alte Herr anerkannt wird (überaus unwahrscheinlich). Nun lebt er als großer Herr, verführt Aurelien, Victorins Geliebte, und ermordet ihren Bruder. — Abermals auf der Flucht, wird er am Hofe eines kleinen Fürsten auf's freundlichste aufgenommen. Zugleich entdeckt er, sein Doppelgänger Victorin lebe noch, jetzt in seinen Mönchskleidern, indem er seit seinem Sturz wahnsinnig geworden und nachdem er die Kutte, die Medardus weggeworfen, angezogen hatte, sich einbildet, ein Mönch zu seyn. Zwar wird Medardus verdächtig, aber desto glänzender gerechtfertigt, als sein Doppelgänger allein alle Sünden auf sich nehmen muß. Als Victorin als vermeinter Mörder zum Tode geführt wird, erblickt ihn der wirkliche Mörder Medardus vom Fenster aus und wird von dem Anblick selber so wahnsinnig, daß er Aurelien den Dolch in die Brust stößt. — Von seinem Wahnsinn geheilt, findet er sich in einem Kloster in Italien wieder, thut Buße und kehrt in sein deutsches Kloster zurück. Aurelie war nicht todt; er findet sie als Nonne wieder. Sie wird aber zu guter letzt doch noch von dem wahnsinnigen Victorin erdolcht und bleibt diesmal wirklich. Victorin und Medardus sind Brüder, heimlich von demselben Vater gezeugt, daher ihre Aehnlichkeit. Das Elixir ist nichts Teuflisches, sondern einfacher Wein, aber in der Verlockung zur Sünde liegt das Teuflische.

„Seltsame Leiden eines Theaterdirektors", 1818.

Im Schloßhofe einer Residenz treffen zwei wunderliche Gäste zusammen, die sich beide als Schauspieldirektoren zu erkennen geben und einander ihre Leiden klagen. Der eine gehört zu den Geduldigen und Raffinirten, der andere zu den zornigen Enthusiasten und Idealisten. Alles, was sie sagen, ist voll Wahrheit und charakterisirt die Verdorbenheit der Theater vortrefflich.

„Die Serapionsbrüder", gesammelte Erzählungen und Märchen, 1819. — Mehrere Berliner Freunde bilden eine s. g. Serapionsbrüderschaft zu Ehren eines zum Einsiedler gewordenen wahnsinnigen Grafen Serapion. Sie theilen einander ihre Erzählungen und Märchen mit und unterreden sich in der Zwischenzeit von allerlei, was den Verfasser besonders interessirt, namentlich von Musik, Somnambulismus, Theater ꝛc.

Die erste noch in den Text verflochtene Erzählung handelt von einer Sängerin Antonie, deren Seele mit einer Geige dergestalt sympathisirt, daß sie

ganz von derſelben abhängt. Antonie kann nicht mehr ſingen, man ſtimmt die Geige an und ſie ſingt wieder. Endlich ſtirbt ſie im ſüßeſten Tone. — Die Erzählungen mit Ueberſchriften ſind: I. 1) die Fermate und 2) der Dichter und der Componiſt, beide enthuſiaſtiſch für Muſik. — 3) Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Im Berliner Thiergarten kommen drei Freunde zuſammen, erblicken ein allerliebſtes Mädchen und verlieben ſich. Zwei von ihnen tappen in Einbildungen von ihr herum, nur der dritte, Alexander, findet und heirathet ſie und überraſcht ſeine beiden Freunde zwei Jahre ſpäter an dem nämlichen Platze im Thiergarten mit ſeiner hübſchen Frau. Das Anziehendſte in dieſer Erzählung iſt die Beſitznahme des Erbes einer alten Jungfrau durch ihren jungen Neffen, wie er zum erſtenmal in das Heiligthum ihrer Wohnung tritt und in derſelben durch geſpenſtiſchen Spuck geſtört wird. — 4) Der Artushof, eine der anziehendſten Erzählungen. In dem berühmten Artushofe zu Danzig zieht den jungen Kaufmann Traugott das Bild eines Jünglings neben einem Alten in dem großen Wandgemälde auf's wunderbarſte an. Er copirt es, alle Geſchäfte darüber vergeſſend, und ſiehe da, plötzlich ſtehen die Originale des Jünglings und des Alten lebendig vor ihm. Es iſt ein italieniſcher Maler und ſein Sohn, der ſich aber, als Traugott in ſeine Wohnung eingelaſſen wird, in eine Tochter verwandelt. Seitdem taumelt Traugott in verliebter Phantaſterei umher, wird Maler und ſucht ſeine Geliebte in Italien. Endlich erfährt er, ſie habe Danzig gar nicht verlaſſen und dort geheirathet. Da heirathet auch er eine Andere. Matter Schluß eines ſehr ſpannenden Anfanges. — 5) Nußknacker und Mäuſekönig. Die Kinder Fritz und Marie warten im Dunkeln auf das Oeffnen der lichthellen Zimmer mit den Weihnachtsgeſchenken. Unter dieſen findet Marie einen hübſchen Nußknacker, in den ſie ſich verliebt. Sie kann nicht ſchlafen, Mäuſe ſchrecken ſie bei Nacht. Daraus entſpinnt ſich ihr ein fieberhafter Traum von einer Schlacht des Nußknackers, der Puppen und Tragantfiguren mit den Mäuſen, und ein Märchen, in welchem der idealiſirte Nußknacker als ein Neffe des Pathen Droſſelmeyer auftritt. Als das Mädchen von ihren Fieberträumen geneſt, iſt ein leibhaftiger Neffe angelangt, der Mariens Bräutigam wird.

II. 1) Der Kampf der Sänger, die berühmte Sage vom Sängerkrieg auf Wartburg und von der Todesgefahr Heinrichs von Oſterdingen und vom Zauberer Klingſor. Sehr gut vorgetragen. — 2) Die Automaten. Eine nächtliche Erzählung wie der Sandmann, nicht ganz vollendet. Ein Profeſſor hat ein ganzes Concert aus Automaten fabrizirt und es handelt ſich um das Schauerliche, das darin liegt, wenn die lebendige Menſchenſtimme durch todten Mechanismus nachgeahmt wird. — 3) Doge und Dogareſſa. Der greiſe Doge von Venedig, Marino Falieri, erhebt die arme aber ſchöne Annunziata zu ſeiner Gemahlin. Aber ſie liebt heimlich den jungen Antonio. Die Hauptſcene iſt die, in welcher Antonio in der Tracht eines Gondeliers bei dem

großen Feſt vom Markusthurme an einem Seile herabgelaſſen an der ſchönen Dogareſſa vorbeiſchwebt und ihr nach der Volksſitte im Namen der Gondelierzunft einen Blumenſtrauß überreicht. Später wird der greiſe Doge, weil er die Ariſtokratie ſtürzen wollte, hingerichtet, Annunziata flieht mit ihrem Antonio, beide kommen aber im Meer um. Die alterthümliche Pracht Venedigs und ſeiner Feſte und die Sehnſucht der Liebenden iſt gleich gut aufgefaßt. — 5) Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen. Der reiche, ſtolze, ehrliche Meiſter Martin hat eine wunderſchöne Tochter Roſa, aus Liebe zu welcher der Ritter Conrad, der Patrizier Reinhold und der Silberarbeiter Friedrich als Geſellen in die Lehre gehen, weil er die Tochter nur einem Küfer geben will. Aber nur Friedrich hält aus, gewinnt des Mädchens Liebe und wird, weil er wenigſtens ein bürgerlicher Gewerbsmann bleibt, ihr Gatte. — 5) Das fromme Kind. Felix und Chriſtlieb, die Kinder des auf einem einſamen Landgute lebenden Herrn von Brackel, finden im Walde ein Elfenkind, mit dem ſie in innigſter Gemeinſchaft und in einer Wunderwelt leben, aus der ſie durch einen aus der Stadt verſchriebenen Hofmeiſter, Magiſter Tinte, geriſſen werden, der eben ſo der Vertreter aller ſtädtiſchen Unnatur und Proſa iſt, wie das Elfenkind Vertreter der Natur und Poeſie. Am Ende gibt ſich der Magiſter Tinte als eine große Brummfliege zu erkennen und wird vom Hofe gejagt, indem der alte Herr von Brackel ihm mit der Fliegenklatſche nachläuft. Aus der Wunderwelt aber erfährt man, er ſey der böſe Genius Pepſer und der Sieg über ihn durch eine Fee bewirkt worden. Eine der beſten, wo nicht die beſte Erzählung Hoffmanns; ſowohl der Gegenſatz von Schule und Natur, als die kindlichen Gefühle überhaupt ſind hier höchſt reizend ausgedrückt.

III. 1) Die Brautwahl. Albertine Voßwinkel erſcheint hier als die traveſtirte Portia. Bildſchön und reich wird ſie von drei Freiern begehrt, einem gelehrten Pedanten, Geheimen Canzleiſekretär Tusmann, einem jüdiſchen Baron Dümmel und einem jungen Maler, Edmund Lehfen, den ſie liebt. Der Vater läßt drei Käſtchen hinſtellen und die Freier wählen; wer das wählt, worin Albertinens Bildniß iſt, der ſoll ſie haben. Auf dem goldenen Käſtchen ſteht: wer mich wählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art. Der Baron wählt es und findet eine Feile, welche die Eigenſchaft hat, daß die damit abgefeilten Dukaten immer vollwichtig bleiben. Auf dem ſilbernen Käſtchen ſteht: wer mich erwählt, bekommt viel mehr, als er gehofft. Der Pedant wählt es und findet ein Zauberbuch, welches die Eigenſchaft hat, ſich in ſeiner Taſche in jedes beliebige Buch, das er wünſcht, zu verwandeln, wodurch er in den Beſitz der reichſten Bibliothek kommt. In dem elfenbeinernen Käſtchen ſteht: wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit. Der Maler wählt es und findet darin das Bild. Alle ſind zufrieden. Der Schwank iſt köſtlich erzählt. — 2) Der unheimliche Gaſt. Angelika, die Somnambule, ein edles Fräulein, die einen Offizier liebt, aber durch einen italieniſchen Grafen S., der ſie als

Magnetiſeur durch die magiſche Gewalt ſeiner Blicke berückt, eine Zeitlang wie bezaubert und dem Geliebten Moritz entfremdet wird, bis der Magnetiſeur ſelber ſtirbt, worauf etwas in ihr wie ein Cryſtall zerſpringt, der böſe Zauber gelöſt iſt und ſie ihrem Geliebten wiedergegeben wird. — 2) Das Fräulein von Scuderi. Das als Romanſchreiberin berühmte Fräulein empfängt in Paris unter Ludwig XIV. auf geheimnißvolle Art einen koſtbaren Juwelenſchmuck. Seit einiger Zeit waren die Beſitzer neuer Schmuckſachen in den Straßen erdolcht worden und kein Liebhaber getraute ſich mehr, ſeiner Geliebten einen Schmuck zu bringen. Das Fräulein hatte bei Hofe etwas ſpöttiſch bemerkt: ein Liebhaber, der ſich vor Dieben fürchtet, iſt keiner Liebe werth. Das kam den unbekannten Räubern zu Statten und zum Lohne ſchickten ſie dem Fräulein jenen Schmuck. Bald darauf aber wird ſie heimlich gewarnt, ſie möge doch ja den Schmuck dem Juwelier, der ihn verfertigt, René Cordillac, zurückſchicken und in der nächſten Nacht wird derſelbe Cordillac in ihrer Straße ermordet gefunden. Als ſein Mörder wird ſein Geſelle Olivier angeklagt, der ſeine Tochter Madelon hatte heirathen ſollen. Aber er, wie Madelon, behaupten ſtandhaft ſeine Unſchuld. Endlich enthüllt Olivier dem Fräulein in einem geheimen Geſpräch die ganze Sache. Cordillac war ſo wahnſinnig in ſeine Arbeiten verliebt, daß er ſie Niemand laſſen konnte und Jeden, der einen bei ihm beſtellt hatte, ermordete, um ihm den Schmuck wieder abzunehmen. So hatte er dem Fräulein den Schmuck zwar geſchenkt, konnte ſich aber nicht überwinden, ihn ihr zu laſſen und wollte ſie umbringen. Olivier ſtellte ſich des Nachts an ihre Thüre, ſie zu retten, Cordillac wurde aber von einem Anderen erſtochen. Dieſer Andere, ein Edelmann, meldet ſich und ſomit wird Oliviers Unſchuld klar und er wird noch Madelons glücklicher Gatte. — 4) Spielerglück. Der junge Sigfried iſt reich und denkt nicht an die Luſt des Spieles, als ein Zufall ihn zu der Entdeckung führt, das Glück ſey ihm gewogen und verlaſſe ihn nie. Er gewinnt für einen Andern im Spiel eine ungeheure Summe und wird nun erſt ſelbſt Spieler. Aber ein alter Spieler ſtellt ſich ihm warnend entgegen und erzählt ihm ſeine Geſchichte. Es iſt der Chevalier Menars, der unter ganz ähnlichen Umſtänden, vom Glück verführt, Spieler von Profeſſion wurde, dann auf einmal Unglück hatte und in der Wuth des Spieles ſein letztes, ſein treues und geliebtes Weib Angela, auf die Karte ſetzte. Er verlor und führte den Gewinner zu ſeiner Angela, damit er ſie habe, aber — ſie war todt. Er hatte ſie umgebracht.

IV. 1) Signor Formica. Der berühmte Maler Salvator Roſa iſt ſchwer erkrankt. Der kunſtliebende Doctor Accoramboni hat ihn halbtodt curirt, wie er alle Maler behandelt, um ihnen durch die Kurkoſten Bilder abzupreſſen. Der junge Maler Antonio Scacciati, der früher Wundarzt geweſen, rettet ihn. Dafür ſteht ihm Roſa bei, den alten geizigen und verliebten Capuzzi zu übertölpeln, deſſen ſchöne Nichte Marianna Antonio liebt. Dies gelingt ihm hauptſächlich mit Hülfe des Signor Formica, eines berühmten geiſtreichen

Schauſpielers. Das Luſtigſte iſt, daß der Alte ſeine Nichte mit Antonio auf dem Theater auftreten ſehen muß. Er will aus dem Parterre hinaus auf die Bühne, aber man hält ihn zurück und die Liebenden entfliehen. Später werden ſie durch Roſa noch mit dem Alten wieder verſöhnt.. — 2) Erſcheinungen, eine Erinnerung aus dem Jahre 1813, von einem Ausfall der Franzoſen und von einem wahnſinnigen Bettler handelnd. — 3) Der Zuſammenhang der Dinge. Edgars Abentheuer in Spanien unter dem Guerillaführer Empecinado, ſeine glückliche Liebe und Vermählung mit Donna Emanuela,, werden von Edgar ſelbſt in Deutſchland erzählt. Unter den Zuhörenden glaubt Ludwig, die ſchöne Victorine liebe Edgar,, während nur er ſelbſt es iſt, der von ihr geliebt wird. — 4) Die Königsbraut, Anna von Zabelthau, ein gutes ehrliches Landfräulein, liebt nichts mehr als ihren Krautgarten, wird von dem die Gemüſewelt beherrſchenden Elfenkönig Daucus Carota mit phantaſtiſchen Zaubereien umgeben und zur Braut erwählt; aber der Zauber wird bald wieder luſtig gelöst, ſie fällt in die ganze Proſa des Landlebens zurück und heirathet einen irdiſchen Liebhaber.

„Klein-Zaches, genannt Zinnober", ein Märchen, 1819.

Ein altes Weib beklagt ſich über ihr Wechſelbälgchen, einen kleinen überaus häßlichen Knaben. Aber eine Fee kommt, kämmt das Kind und beſchenkt es mit der Gabe, daß alles Gute und Schöne was Andere thun, von ihm geglaubt werden ſoll. Der kleine Zaches kommt nun unter dem Namen Zinnober auf die Univerſität. Fabian, ein mitleidiger Student, hilft dem Knirps auf ein Pferd und belacht ſeine Ungeſchicklichkeit und Zwergbaftigkeit, nachher aber hört er, daß Jedermann dieſen Zwerg für den beſten Reiter in der Stadt hält. Balthaſar, ein anderer Student, zum Sterben verliebt in die Profeſſorstochter Candida, lieſt dieſer und dem Geſellſchaftskreiſe ihres Vaters ſein neueſtes Gedicht vor, und alles wird bezaubert und bricht in Bewunderung Zinnobers aus, denn jeder bildet ſich ein, Zinnober ſey der Dichter. Candida küßt ihn ſogar, und Balthaſar ſtürzt in Verzweiflung hinaus. Ein fremder Virtuoſe geigt und alles jauchzt Zinnobern Beifall zu. Ein Miniſter lieſt dem Fürſten ein Promemoria vor und der Fürſt dankt dem Zinnober und ſchenkt ihm den großen Orden. Unter dieſen Umſtänden wird Zinnober ſelbſt Miniſter und Bräutigam der ſchönen Candida. Dem unglücklichen Balthaſar aber ſteht der Doctor Proſper Alpinus bei, der das Fräulein von Roſenſchön (die Fee Roſabelverde) durch Gegenzauber überwältigt und zwingt, den häßlichen Zinnober nicht mehr zu beſchützen. Nun werden dieſem, gerade als er Hochzeit feiern will, durch Balthaſar die drei rothen Haare ausgeriſſen, durch welche die Verblendung der Menſchen bewirkt worden war, und plötzlich wird er von Jedermann als das häßliche Alräunchen erkannt, das er iſt. Alles verabſcheut ihn, er muß flüchten und endet ſein Leben in einem Nachtgeſchirr. Balthaſar und Candida heirathen einander.

„Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern", 1820. In der äußern Form Jean Paul'sche Bizarrerie. Der Kater erzählt seine Geschichte in abgerissenen Handschriftsblättern und zwischen jedem Fetzen ist ein Makulaturblatt eingeschoben aus einer Biographie des J. Kreisler, so daß beide Geschichten in einander verflochten sind.

Der Kater erinnert an einigen Stellen an Tiecks gestiefelten Kater, indem Hoffmann das Katzennaturell humoristisch auffaßt und in seinen Feinheiten lebendig darzustellen bemüht ist. Er schildert seine Jugend von der ersten Blindheit an, seine zärtliche Mutter, einen gutherzigen Pudel, der mit ihm in demselben Hause lebte und bald sein Freund wurde, seine erste Liebe zu einem niedlichen Kätzchen, die ihm aber durch einen stärkern Nebenbuhler abspenstig gemacht wird, seine Bekanntschaft mit dem glücklichen Nebenbuhler und Aufnahme durch denselben in ein Burschencorps von jungen Katern, wobei die Studentengebräuche persiflirt werden, ein Duell auf den Biß, das Wiederfinden seiner Tochter Mina am Grabe des Nebenbuhlers, und eine neue poetische Liebschaft mit der sentimentalen Katze Minona. Dann erfahren wir nur noch, der Kater sey gestorben. Das Ganze ist in der glücklichsten Laune geschrieben, doch die Erfindung oft zu willkührlich und die Ausführung zu breit. — Eine der hübschesten Episoden ist die Geschichte des Hundes, der seinem Herrn, dem Professor, als derselbe eben mit seiner schönen Gemahlin Lätitia in der größten Zärtlichkeit begriffen ist, einen Handschuh apportirt, den ein Baron unter dem Sopha der Frau Professorin hat liegen lassen. Der Professor wird wüthend eifersüchtig, aber die Dame weiß ihn zu beschwichtigen und niemand wird bestraft, als der arme Pudel, den nun Herr und Frau wetteifernd mißhandeln. — Johannes Kreisler lebt als genialer reisender Kapellmeister eine Zeitlang am Hofe des kleinen Fürsten Irenäus und bezaubert durch seine musikalische Wundergabe und interessante Persönlichkeit nicht nur das Hoffräulein Julie von Benzon, sondern auch die Prinzessin Hedwiga. Aber der italienische Prinz Hektor wird Bräutigam der letztern und stellt zugleich der erstern nach. Kreisler schreckt ihn durch eine Erinnerung an Italien, wird aber dafür im Walde banditenmäßig überfallen und durch einen Schuß für todt hingestreckt. Er erholt sich wieder und hält sich in einem Kloster auf, wo er wieder musicirt. Der Prinz flieht anfangs, kehrt aber heimlich zurück und erhält wirklich die Hand Hedwiga's. Die letztere wird von ihrem Starrkrampf geheilt, von dem sie seit Kreislers vermeintlichem Tode ergriffen war. Julie soll den blödsinnigen Bruder Hedwiga's heirathen und dadurch um so sicherer eine Beute ihres künftigen Schwagers werden. So wird es Kreislern geschrieben. Hier bricht die Geschichte ab und wir erfahren nicht, was Kreisler etwa dagegen zu wirken vermocht hat. — Kreislers Freund und Correspondent, der

Meiſter Abraham iſt mit ſeiner mignonartigen Pflegetochter Chiara, die er in einem engen Kaſten eingeſchloſſen als „unſichtbares Mädchen“ herumführt und orakeln läßt, der Held einer Epiſode. Daran ſchließt ſich die Erzählung eines von dem Prinzen Hektor in Italien begangenen Mordes. Confuſes und unerquickliches Zeug.

„Prinzeſſin Brambilla“, 1821. Ein Capriccio.

Giacinta, die hübſche römiſche Putzmacherin, probirt das Prachtkleid an, das ſie gefertigt, und gleicht einer Prinzeſſin. Ihr Liebhaber, der arme Comödiant Giglio Fava erblickt beim Carneval den phantaſtiſchen Zug der Prinzeſſin Brambilla, in die er ſich ſofort ſterblich verliebt, wobei er ſich ſelbſt für einen Prinzen der Märchenwelt hält. Ein alter Herr begünſtigt die poetiſche Illuſion, aus der ſie zwar geriſſen werden, die ſie aber mit Bewußtſeyn fortſetzen, indem beide Liebende, Giacinta und Giglio, als Colombine und Arlekino in der comedia del' arte freiwillig und mit dem köſtlichſten Humor die Märchenrolle fortſpielen. — Einige phantaſtiſche Skizzen von Callot haben bei Hoffmann dieſes geiſtvolle Capriccio hervorgerufen. Es iſt unverantwortlich, daß in der Reimer'ſchen Ausgabe die Kupfer fehlen.

„Meiſter Floh“, ein Märchen 1822.

Der Floh verliebt ſich in Alinen, die auch als Dörtchen Everding in Holland und als Prinzeſſin Gamaſch auftritt, ihn aber grauſam einem Mechanicus ausliefert, der ihn in goldne Kettchen legt und an ein Wägelchen geſpannt dem Publikum vorweiſt. Herr Peregrinus Tyß wird ſein Retter und dieſem erzählt er ſeine tragikomiſchen Begebenheiten. — Dieſes Märchen befriedigt nicht. Wenn ein Floh redet, ſo iſt das märchenhaft genug, des Geiſter- und Prinzeſſinnenweſens bedarf es da nicht mehr. Wo ein Floh die Hauptperſon iſt, muß nicht das phantaſtiſch Romantiſche, ſondern der cyniſche Humor vorwalten. — Eine hübſche kleine Epiſode iſt die Erzählung vom Schneider, dem ein Apothekerburſche anſtatt Schnaps brennbare Luft eingab, wovon er hoch in die Luft hinaufgetrieben wurde, oben verbrannte und als Meteorſtein wieder herabfiel.

Die letzten Erzählungen Hoffmanns ſind im 11. und 12. Bande ſeiner ſämmtlichen Werke, Berlin 1825 als Supplemente erſchienen. Sie ſind ſehr ſchwach.

1) Der Doppeltgänger. Zwei, die ſich ſehr gleich ſehen, lieben Eine, die aber keinen nimmt, ſondern ins Kloſter geht. 2) Die Räuber. Zwei Reiſende gerathen unter die Schiller'ſchen Räuber. 3) Die Irrungen. Ein Berliner Junker verliebt ſich in eine angebliche Fürſtin aus Griechenland, es iſt aber nur ein — Schickſelchen. 4) Der Elementargeiſt. Eine rothhaarige, dicke ſtrumpfſtrickende Baroneſſe erſcheint als Elfe. 5) Datura fastuosa. Die Ver-

lobung eines deutſchen Studenten durch eine jeſuitiſche Propaganda. 6) Johannes Wacht, ſchwacher Pendant zum Meiſter Martin.

Ein jämmerlicher Nachahmer Callot-Hoffmanns war **Weisflog**, der eine Menge Leſefutter in die Leihbibliotheken geliefert hat, aber ganz ohne eignen Geiſt ſein triviales Geſchwätz nur mit einigem von Hoffmann geſtohlenen Wunderlichkeiten würzte.

Ein ſehr merkwürdiger Dichter war dagegen Adalbert von **Chamiſſo**, nicht blos wie Fouqué franzöſiſchen Urſprungs, ſondern in Frankreich ſelbſt geboren. Als Knabe ſchon während der Revolution emigrirt, wurde er in Berlin ganz zum Deutſchen, ſo daß er ſogar als deutſcher Liederdichter einen hohen Rang einnahm. In mehreren ſeiner Dichtungen theilt er den patriotiſchen Schmerz der Deutſchen. Doch vermied er, gegen ſein Vaterland zu fechten, als die Deutſchen ſich gegen Napoleon erhuben, und brachte dieſe Zeit über auf einer Weltumſeglung (auf dem ruſſiſchen Schiff Otto's von Kotzebue) zu, die er ſchön beſchrieben hat und in deren Folge er als Naturforſcher die übrigen Jahre ſeines Lebens im botaniſchen Garten in Berlin unter den Erinnerungen der fremden Welttheile wohnen konnte. — In ſeinen Dichtungen contraſtirt eine milde Zartheit des Gefühls mit grellen Aeußerungen des Sarkasmus, ja oft mit einem Wohlgefallen am Schmerz, am Gräßlichen und Tollen. In der letzten Beziehung ſcheint ſein Landsmann Beranger Einfluß auf ihn gehabt zu haben. Aber auch Lord Byron.

Chamiſſo's Invalid im Irrenhauſe, ſein Bettler, der ſich aus Elend umbringt und um den Niemand trauert, als ſein Hund ꝛc., erinnern ganz an Beranger. Aber Chamiſſo hat tieferen Ernſt und klagt wie Byron über den Völkermord, die Völkernothzucht. Alle unterdrückten Völker, von den Indianern und Negern an bis zu den Polen und den Franzoſen der Reſtaurationszeit wecken ſein tiefes Mitgefühl. Mit herzzerreißenden Romanzen voll der düſterſten Gemälde läßt er ſodann Satiren wechſeln, unter denen das Lied vom Zopf faſt zum Volksliede wurde.

'S war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing.
Der Zopf, der hängt ihm hinten ꝛc.

Große Beliebtheit erlangte das moderne Märchen Chamiſſo's „Peter Schlemihl".

Peter iſt arm, der Teufel kauft ihm um große Glücksgüter ſeinen Schatten

ab, aber Peter erkennt jetzt erſt, was für eine unentbehrliche Sache der Schatten ſey, denn er darf ſich im Lichte gar nicht mehr blicken laſſen, ohne wegen ſeines Schattenmangels verhöhnt, wo nicht als verflucht gemieden zu werden. Endlich kommt er in eine wahnſinnige Angſt und will um jeden Preis ſeinen Schatten wieder haben, den ihm der Teufel höhniſch vorzeigt, aber nicht erreichen läßt. Endlich wird er durch den Gewinn von Siebenmeilenſtiefeln getröſtet, mit denen angethan er ſich die Welt beſieht. — Chamiſſo hätte dieſen Stoff im Geiſt der alten Teufelsſagen durchführen und nicht in ſo phantaſtiſcher Willkühr enden ſollen.*)

Lauritz Kruſe ſchrieb ſeit 1822 eine Unzahl gräßlicher Criminalgeſchichten, denen er aber den Reiz des Geheimnißvollen und Dämoniſchen zu geben ſuchte, im Uebrigen ohne Geiſt.

Das ſchwarze Herz, die Kloſterruine in Norwegen, ſchweres Mitwiſſen, die Rache, der Verſchollene, das Judasbild, das geheimnißvolle Haus ꝛc.

Ein noch roherer Fabrikant von Criminal- und Geſpenſtergeſchichten war Tarnowski ſeit 1840.

Eine eigenthümliche Stellung nahm Juſtinus Kerner, Arzt in Weinsberg, ein. In ſeiner Jugend ſchon dem romantiſchen Kreiſe in Heidelberg befreundet, kämpfte er als trefflicher Humoriſt mit gegen die Philiſter, ſchwärmte aber zugleich für Magnetismus, Geiſter- und Dämonenweſen und wurde weltberühmt durch ſein Buch über die „Seherin von Prevorſt“, eine arme Frau aus dem Württembergiſchen, deren Viſionen ꝛc. im ſomnambulen Zuſtande er niederſchrieb. In ſeinen ſchönen lyriſchen Gedichten bemerkt man aber weder von jener Satyrmaske, noch von dieſer Schwärmerei etwas, ſie ſind vielmehr von einer anſpruchsloſen ſüßen Zärtlichkeit erfüllt für alles, was er liebt, oder von Wehmuth über die Flucht der Zeit, über die Menſchen und Dinge. Am rührendſten ſind die Lieder, die er ſeiner mit ihm alternden treuen und vortrefflichen Frau gewidmet hat, dann die auf die Leiden ſeines Standes Bezug haben „der Arzt und ſein Hündchen“ und „Arzt und Pferd“. Auch

*) Denſelben Stoff behandelte ſpäter der Däne Anderſen auf andere Art. Er ſchildert einen hypochondriſchen däniſchen Gelehrten, dem ſein Schatten davonläuft und Glück in der Welt macht, während das Original unglücklich wird. Eine ganz vom geſunden Boden der Sage ſich entfernende Phantaſterei. Brunold in ſeinen Märchen (Berlin 1845) wendet den Stoff wieder anders um und läßt dem Teufel den Leib eines ihm Verfallenen, während die Seele deſſelben im Schatten ſich rettet und körperlos umherirrt.

den bedeutendſten Einfluß auf alle Wiſſenſchaft überhaupt und [illegible] auch in andere Völker über. — Man kann ſagen: die Skepſis kehrte ſich damit um. Wenn in der ſenſualiſtiſchen Anſicht des vorigen Jahrhunderts nichts Glauben fand, was nicht ſinnlich zu erkennen, zu wiegen, zu berechnen, zu erſchließen war, wenn man in der Natur keine Kräfte anerkannte als die der ſichtbaren Materie inwohnenden, ſo konnte jetzt gar Vieles wieder in unſerer kleinen, wie in der großen Welt vorgehen, wovon ſich unſer Verſtand nichts träumen ließ; ganze Komplexe von Kräften konnten zwiſchen den verſchiedenen Naturkörpern unſeres Planeten hin und her weben, konnten aus dem Himmelsraum herüber unſere Erde und uns ſelbſt erregen, ohne daß von der Exiſtenz derſelben, und noch weniger vom Grade ihres Einfluſſes etwas unmittelbar zu unſerer Wahrnehmung kam. Es war wieder ſo ziemlich Alles möglich geworden, was nicht mit den eingebornen Geſetzen unſeres Geiſtes unverträglich war, welche dem Weſen der Dinge an ſich, wenn uns daſſelbe auch entgeht, doch nicht widerſprechen können. So hatte ſich z. B. aus der Aſtrologie des ſupernaturaliſtiſchen Mittelalters langſam der Rationalismus der Aſtronomie herausgebildet. Man ermittelte nach und nach das wahre Verhältniß der Planeten zu einander im Raum, man lernte ihre Maſſen, die Zeiten ihrer Umdrehungen um ſich und den Centralkörper ſicher berechnen; im ſelben Maaße ſchwanden die Vorſtellungen von geheimen magiſchen Beziehungen zwiſchen den Weltkörpern; man glaubte endlich mit den Begriffen der Anziehung und Schwere und der Kraft des Lichts die ganze Dynamik des Himmels erſchöpft zu haben und ſah eine mögliche weitere Erkenntniß nur in der Verbeſſerung des Kalkuls und der optiſchen Hülfsmittel. Aber mit der naturphiloſophiſchen Auffaſſung war nun gleich die Möglichkeit einer auf den Schultern der poſitiven Aſtronomie ſich erhebenden neuen Aſtrologie in höherer Potenz gegeben: ſo waren z. B. vielleicht mit den relativen Stellungen der Geſtirne Modifikationen im Zuge der zwiſchen ihnen wirkenden unbekannten Kräfte gegeben, und Konjunktion, Oppoſition, Kulmination u. ſ. w. entſprachen gewiſſen gegenſeitigen Einflüſſen der Planeten auf die organiſche Welt an ihren Oberflächen. Ungefähr daſſelbe Verhältniß beſteht zwiſchen Alchymie und Chemie. Dieſe Neigung zur Antiſkepſis, wenn man ſo ſagen

dichtete Kerner einige ſchöne Romanzen, z. B. der Geiger von Gmünd (die Sage von der h. Kümmerniß vgl. Theil I. S. 296), und St. Alban.

Als dieſer Heilige ins Land kam war alles Wildniß, ſobald er aber des Satans Bild auf dem Felſen mit ſeinem Hammer zerſchlagen und das Kreuz an ſeine Stelle geſetzt, verwandelte ſich die Wildniß in ein lachendes fruchtbares Land.

Darin liegt die Ahnung, daß die Macht des Kreuzes auch einmal die heidniſche Wildniß unſrer Dichtung reinigen werde. — Kerner ſchrieb auch in Proſa Humoresken, die hin und wieder an Jean Paul und Callot-Hoffmann erinnern, doch aber ſehr eigenthümlich ſind. In den „Reiſeſchatten“ (von 1811) ſchildert er eine phantaſtiſche Reiſe, worin alle Arten von gelehrten und ungelehrten Philiſtern höchſt ergötzlich verſpottet werden.

Conducteur des Poſtwagens iſt der Verleger mit den gefrorenen Augenbrauen (der ſelige Cotta). Wie viele wirkliche Perſonen der Dichter in dieſen Schatten noch vorführte, iſt den ſpäteren Generationen nicht mehr erkennbar. Die Reiſe nimmt einen tollen Verlauf. Chineſiſche Schattenſpiele werden aufgeführt, worin die Perſonen beliebig in eine zuſammenſchmelzen und wieder in viele auseinandergehen ꝛc. Die Sonnenjungfrau von Kotzebue ſoll aufgeführt werden, voll tiefſter Erwartung ſitzen die Philiſter da, aber ein Corps Studenten hat die Ausgänge beſetzt und erzwingt die Aufführung eines anderen Stückes, zur Verzweiflung der Philiſter, welche zuſehen müſſen. Das Stück heißt: der Todtengräber von Feldberg. Beſagter Todtengräber kann der Gräber wegen die Erde nicht mehr ausſtehen und will durchaus fliegen. Endlich bringt er aus Wuth Weib und Tochter um, wird gehenkt und lernt nun am Galgen fliegen. Seine Tochter hatte einen Poeten zum Liebhaber, den ihr der Gärtner in einem Blumenſcherben brachte. Aus den Gräbern ſteigen zwei Todtengerippe, vormals Liebende, die ſich immer noch liebkoſen ꝛc. Nachher lernen wir den Chemicus Staudenmeier kennen, der ſich ein Haus aus lauter Surrogaten baut, in welchem, zum Ruhm der menſchlichen Intelligenz, die es ſo weit gebracht hat, daß nichts Natur, ſondern alles falſch iſt, kein wahrer Stein, kein wahres Holz, kein wahrer Kalk, kein wahres Eiſen ꝛc. Später finden wir einen Pfarrer und einen Brunnenmacher in einem Gaſthof belagert, weil die Leute glauben, ſie ſeyen von einem tollen Hunde gebiſſen worden. Wüthend ſchreien ſie nach Eſſen und Trinken ꝛc. Noch wahnſinniger wird der Spuck, als nächtlicherweile die Wirthshausſchilder ſich von ihren Häuſern losmachen und einen grimmigen Kampf beginnen, das Lamm vom Bären zerſetzt, dieſer vom Löwen angegriffen, alle aber vom Elephanten umſchlungen werden, indeß der goldene Eſel den grünen Rezenſenten frißt ꝛc.

Die „Heimathloſen“ enthält die Geſchichte des Serpentin und der Sililie, eine Phantaſie in Callot-Hoffmanns Style. — „Ein ärztliches Spiel.“ Der Kranke ſtirbt, während der ſeelenloſe Arzt nur von ſeiner Kunſt fortplappert. — „Der Bärenhäuter im Salzbade.“ Eine dramatiſche Poſſe. Ein Schneider wird vom Teufel zum Bärenhäuter gemacht und bringt in einem Badort alles durcheinander, bis ihn der Teufel wieder als armſeligen Schneider demaskirt, in einen Bock verwandelt und auf ihm durch alle Lüfte davonreitet.

3.

Schickſalstragödien und romantiſcher Modekram.

Die letzten Verirrungen der Romantik waren gleichzeitig in den zwanziger Jahren die Schickſalstragödien, in denen die vor dem Kreuze fliehende Romantik, nachdem ſie durch die neue Geſpenſterangſt gegangen war, ſich dem antiken Fatum ergab, und die Zurechtſchneidung romantiſcher Stoffe für das große Publikum als kurze Nürnberger Waare und Kinderſpielzeug mit Goldflitter in den Taſchenbüchern.

Die Schickſalstragödien gingen von Zacharias Werner aus, einem Königsberger, der 1810 katholiſch wurde und 1823 als Redemptoriſt ſtarb, aber auch nach ſeiner Bekehrung, wie vorher, bis zum Unſinn überſpannt war. Zeitgenoſſen rühmten ſeine geiſtreichen Predigten, aber was er uns in Verſen hinterlaſſen hat, iſt Geheimnißkrämerei und Wunderſucht, indem alle ſeine Helden und Heldinnen willenlos als bloße Puppen von Schickſalsmächten regiert werden. Sein erſtes großes Trauerſpiel erſchien ſchon 1803 und war eine Verherrlichung der Maurerei: „Die Söhne des Thals“ in zwei Theilen.

I. Die Templer auf Cypern. Schon ſind die Tempelherren aus dem h. Lande vertrieben und hauſen auf Cypern, ſchon iſt der Orden innerlich entartet, ſchon lauert Philipp von Frankreich im Einverſtändniß mit dem Papſt, den Orden anzuklagen, zu vernichten und ſeine Schätze zu rauben, als noch der Großmeiſter Jakob von Molay mit wenigen treuen Freunden das Ideal des Ordens, den Aufbau eines großen Tempels der Menſchheit, feſthält. Ueber den Wiſſenden des Tempelordens ſtehen aber noch die „Söhne des Thals“, ein uralter Orden, der die älteſte ägyptiſche Weisheit noch im Chriſtenthum fortcultivirt, ſofern Iſis nur die Madonna, ihr Sohn Horus nur Chriſtum vorbedeutet. Den Söhnen des Thals iſt die Herrſchaft über die

Natur verliehen, weil ihnen das Geheimniß klar geworden, daß die ewige Liebe mit der Mutter Natur und der ewige Geist mit der Sonne identisch ist. Molay kennt selber die Geheimnisse des Thales nicht, wird aber von der unsichtbaren Macht des Thales umschwebt und zu seinem Martyrertode eingeweiht. Aus den Flammen seines Scheiterhaufens soll der Orden gereinigt wieder auferstehen. Ein junger schottischer Ritter, Robert d'Heredon, ist berufen, das Geheimniß aus dem Scheiterhaufen zu retten und nach Schottland zu verpflanzen, wo es im Freimaurerorden forteultivirt werden soll. Deßhalb steht dieser Robert unter dem besonderen Schutz des Thales und ist ihm ein vierzehnjähriges Mädchen, Astralis, eine angebliche ägyptische Anachoretin, als Schutzgeist beigegeben. Dieses mystische Kind faselt pantheistischen Unsinn aus den angeblich ägyptischen Mysterien, wie sie denn auch sehr pretiös sagt: gelobt sey Horus, statt gelobt sey Jesus Christus ꝛc., und hängt mit schwärmerischer Liebe an dem schönen schottischen Ritter, indem sie zugleich als Hohepriesterin vor ihm orakelt. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß Werner, als er dieses Wunderkind schuf, der ein uralter mit der Harfe umwandelnder Greis zur Seite steht, dabei Göthe's Mignon vorgeschwebt hat, die ebenfalls ein alter Harfner begleitet. Nebenpersonen sind der Freund Molay's, Herzog Philipp von Anjou und sein verloren geglaubter Sohn Adalbert, der in den Orden eingeweiht wird. Der alte lahme mürrische, aber kreuzbrave Comthur, der immer sagt: Gott besserʼs! Ein junger etwas stutzerhafter Ritter, Franz von Brienne. Endlich die obligaten Bösewichter, Noffodei und ein Prior, die wegen Verraths im Kerker liegen, sich aber befreien und in Frankreich zum Verderben des Ordens beitragen. II. Die Kreuzesbrüder. Der Prozeß des Ordens in Frankreich. Am Schluß wird Molay befreit, die Templer und ihre Freunde haben den König in der Hand, aber die Thalbrüder verlangen das Opfer zur Läuterung des Ordens, ein Blitz entzündet den Scheiterhaufen und Molay stürzt sich freiwillig hinein. So wird der Held zur Puppe der Schicksalsmächte.

Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" erschien 1807.

Luther ist im Allgemeinen als geschichtlicher Held aufgefaßt, aber Katharina von Bora wird zu einem Engel, der den Helden umschwebt. Luthern zur Seite steht ein Famulus Theobald, der, erst 15 Jahr alt, bereits Thereſen liebt, die erst neunjährige Gesellschafterin Katharina's. Diese Therese ist die wieder aufgelegte Astralis, und der personificirte Engel der Liebe, Theobald aber der Engel der Kunst. Ihr Attribut ist die Hyacinthe, das seinige die Flöte. Diese mysteriöse Einmischung der Allegorie in das sonst geschichtlich nüchterne Drama macht einen sehr fatalen Eindruck.

„Das Kreuz an der Ostsee".

Aus der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden. Warmio, ein

heidniſcher Preuße, wird durch ſeine Geliebte, die polniſche Malgona, bekehrt und ſtirbt mit ihr den Martyrertod in den Flammen, als Gefangene der wüthenden Heiden. Ueber ihrer Liebe ſchwebt ſegnend der Geiſt des h. Adalbert, der in Geſtalt eines Spielmannes durch das Stück ſpuckt, wie der Harfner in den Söhnen des Thales.

„Wanda, Königin der Sarmaten".

Die bekannte Sage von der Wanda, Königin der Polen, die freiwillig in die Weichſel ſpringt, um unvermählt zu bleiben. Werner faßt die Sache ganz anders auf, Wanda und Rüdiger lieben ſich, ſinken einander, nachdem ſie mit einander gekämpft, auf's zärtlichſte in die Arme, können aber ihre Liebe nicht genießen, weil Rüdiger, deſſen Heer geflohen iſt, die Schande nicht überleben will. Wanda erzeigt ihm den Liebesdienſt, ihm ſelbſt das Schwert ins Herz zu ſtoßen und ſtürzt ſich dann ins Waſſer. Wieder im höchſten Grade unnatürlich.

Eben ſo überſpannt iſt „Attila". Als Werner katholiſch geworden, warf man ihm ſeinen Luther vor. Daher beeilte er ſich, 1814 in einem Gedicht „die Weihe der Unkraft" ſeine frühere Begeiſterung für Luther als eine Verirrung zu bezeichnen. Argen Spott ergoß über ihn Caſpar in der „Karfunkelweihe" 1817. Als Katholik ſchrieb übrigens Werner nichts, was eine genialе Auffaſſung katholiſcher Ideen verkündet hätte. Seine 1818 erſchienene „Cunegunde, die Heilige" iſt faſt läppiſch.

Die bekannte Legende von ihrer Reinigung durch die Feuerprobe. Heinrich II., ihr Gemahl, lebt mit ihr in jungfräulicher Ehe, glaubt, ſie vergehe ſich mit dem ſechszehnjährigen Floreſtan und klagt ſie an, aber der junge Floreſtan rechtfertigt ſie und ſich durch den Zweikampf mit dem Ankläger, den er beſiegt und ſelber ſtirbt. Dann geht ſie ins Kloſter, erſcheint aber am Schluß wieder, um zu prophezeihen von der Größe des Hauſes Habsburg und von der Leipziger Schlacht.

Auch „die Mutter der Maccabäer" iſt in der Ausmalung des Gräßlichen wie des Heroiſchen überſpannt.

Sein kleines nur einaktiges Trauerſpiel „der 24. Februar", in welchem der Menſch als Spielball des einfachen antiken Schickſals, nämlich des grauſamen Zufalls, aufgefaßt wird, erſchien 1815, alſo drei Jahre ſpäter, als Müllners 29. Februar, iſt alſo nur als eine Nachahmung deſſelben anzuſehen, aber charakteriſtiſch, weil er beweiſt, wie weit Werner von der echten Romantik abzuirren geneigt war.

Kunz Kuruth, Wirth zu Schwarzbach am Gemmi, einem einſamen Wirths-

haus am Daubensee zwischen Kandersteg und Leuk, hat eine arme Pfarrerstochter, Trude, geheirathet, womit sein Vater unzufrieden war. Die Mißhandlungen und Beschimpfungen des Vaters reizen den Sohn einmal am 24. Februar so zum Zorn, daß er das Messer nach dem Vater wirft. Dieser gibt ihm seinen Fluch und stirbt. Nach einigen Jahren hat sein ältestes Bübchen Kurt dasselbe Messer, will mit seinem kleinen Schwesterchen Hühner schlachten spielen und schneidet ihr in aller Unschuld den Hals ab. Kunz will ihn nicht mehr sehen, er geht in die weite Welt und kommt nach langer Zeit wieder, reich, unerkannt, wieder an einem 24. Februar, in der Nacht. Am darauf folgenden Tage soll Kunz wegen Schulden aus dem Hause getrieben werden. In der Noth ermordet er den fremden Gast, um ihm sein vieles Geld zu nehmen, und entdeckt zu spät, daß es sein Sohn ist. *)

Adolf Müllner, Advokat in Weißenfels, schrieb 1812 den „29. Februar".

Am 29. Februar, der nur alle 4 Jahre wiederkehrt, zeugt Horst außerehelich ein Kind, ein Mädchen, das heimlich auferzogen wird, und ohne es zu wissen, wieder am 29. Februar ihren einzigen Bruder Walter heirathet. Sie haben beide schon einen Knaben, da kommt ihres Vaters Bruder aus fernen Landen zurück und trennt ihre blutschänderische Ehe, wieder am 29. Februar. Walter ermordet die Frucht derselben, den unschuldigen Knaben Emil, und überliefert sich den Gerichten, um auf dem Schaffot zu sterben. Seine Gattin-Schwester verspricht ihm zuzusehen, damit der Traum erfüllt werde, in welchem sie sein blutiges Haupt zu ihren Füßen habe rollen sehen. Lauter krampfhafte Unnatur! — Später hat Müllner den Schluß abgeändert. Es wird nämlich entdeckt, daß die Frau nicht die Schwester des Mannes ist und so bleiben alle gesund. Noch jämmerlicher!

Sodann schrieb Müllner „Die Schuld" (1816) in spanischen Trochäen, wie die Stücke Calderons.

Donna Elvira, die spanische Gemahlin des nordischen Grafen Hugo von Derindur, sitzt an einem düstern Herbstabend bei der Laute. Sie entfällt ihr und eine Saite reißt mit einem Klagelaut, was ihre bange Seele Unglück ahnen läßt. Jerta, Hugo's Schwester, die feste, stolze nordische Jungfrau kommt dazu. Im Gespräch contrastiren beide Damen des Südens Gluth und des Nordens Frost, mit viel zu viel naturphilosophischem Bewußtseyn. Hugo kommt spät von der Jagd zurück. Elvira plagt ihn mit Eifersucht. Er er-

*) In Engelhardts Naturschilderungen aus den Alpen (1840 S. 82) ist nachgewiesen, daß in gedachtem einsamen Alpenwirthshause die Wirthsleute selbst von zwei italienischen Räubern ermordet worden seyen, was Werner zu seiner Tragedie veranlaßt habe, wobei er aber die unschuldigen Opfer in die Mörder selbst ungerechterweise verwandelt habe.

innert ſie, wie innig er ſie geliebt habe, als ihr erſter Gatte, Carlos, noch gelebt. Dann fällt er in düſtere Phantaſien und meint, wie? wenn jetzt in dieſer finſtern Stunde Carlos aus dem Grabe ſtiege und zwiſchen ſie träte. Da geht die Thür auf und zwar nicht Carlos, aber deſſen alter Vater, Don Valeros, tritt ein, eben angekommen aus Spanien, und macht der erſchrocknen Familie ſogleich bekannt, es triebe ihn durch die ganze Welt umher, um den Mörder ſeines Carlos zu finden. Hugo wird ohnmächtig, Valeros ſpricht mit ſeinem Enkel Otto, Carlos Sohn, Hugo's Stiefſohn, wobei Otto von einer That Hugo's bei einem ſpaniſchen Thiergefecht erzählt (faſt wörtliche Nachäffung des Handſchuh's von Schiller). Dann ſpricht Valeros mit Jerta und erzählt, wie einſt in den Pyrenäenbädern ſeine ſchwangere Gemahlin eine Bettlerin beleidigt habe, die ihr darauf den Fluch gegeben, der Sohn, den ſie unterm Herzen trage, ſolle ſeinen älteren Bruder umbringen. Wegen dieſes Fluchs habe die Mutter ihren Sohn vor ihm verheimlicht und eine nordiſche Gräfin habe ihn mitgenommen und als ihren Sohn erzogen. Alsbald ergibt ſich, daß Hugo dieſer Sohn und des ermordeten Carlos Bruder iſt. Daher in ihm „der Zwieſpalt der Natur", die Extreme des Südens und Nordens vereint. Erſchüttert von dieſer Entdeckung bekennt Hugo, was man ſchon lange vorausgeahnt hat, daß er ſelbſt Carlos Mörder iſt, und zwar daß er ihn heimlich auf der Jagd, tückiſch hinter einem Baum lauernd, erſchoſſen habe, um deſſen Gattin Elvira heirathen zu können. Das alles erzählt er, ohne die Niederträchtigkeit ſeiner That zu fühlen, blos wieder den wunderbaren Zwieſpalt ſeiner Natur zur Schau darlegend, wie wunderbar es ſey, daß er, der ritterliche Held, in einem fieberhaften Augenblick den Hahn an der Flinte mit unbewußt zuckendem Finger abgedrückt habe. Anſtatt nun ferner Buße zu thun, ſchwärmt er für die Idee, ſich öffentlich hinrichten zu laſſen und malt ſich ſehr lebhaft die Effectſcene auf dem Schaffot aus. Elvira aber bringt ihn davon ab, indem ſie ſich den Dolch in die Bruſt ſtößt, welchem Beiſpiel er nun nachahmt.

Abgeſehen davon, daß die Menſchen hier wieder nur Puppen des Schickſals ſind und das Verbrechen begehen müſſen, weil es ihnen prophezeiht war, iſt das Großthun, die heroiſche Prahlerei und die Gefühlsaffectation des feigen Meuchelmörders unerträglich. Gleichwohl war ſeiner Zeit alles in dieſes elende Drama vernarrt und es erlebte in wenigen Jahren drei Auflagen und drei Nachdrucke.

Ein Jahr ſpäter ſchrieb Müllner den „König Yngurd", eine ſchlechte Nachahmung von Shakeſpeare's König Johann.

Was bei Shakeſpeare Johann iſt hier Yngurd, der Uſurpator, was bei Shakeſpeare der unglückliche, dem Tyrannen geopferte legitime Knabe Arthur, iſt hier Prinz Oscar. Aber unfähig, Shakeſpeare in der rührenden Anmuth

und Unſchuld des Knaben zu erreichen, macht Müllner den Oscar etwas älter, gibt ihm eine Geliebte und eine wahnſinnige Mutter, die mit karikirten Verſen mehr orakelt, als jammert, eine der unausſtehlichſten Mißgeburten, welche die moderne Effectjägerei auf der deutſchen Bühne hervorgebracht hat. Wie weit die Frechheit Müllners ging, erhellt aus dem Geſpräch zwiſchen Ingurds Gemahlin Irma und ihrer Tochter Asla, Oscars Geliebten. Dieſe erzählt der Mutter, wie ſie in der vorigen Nacht aus einem Kinde ein Mädchen geworden ſey, und beſchreibt ihre erſte Menſtruation in Verſen von Göthe'ſcher Meiſterſchaft.

„Die Albaneſerin", Trauerſpiel von 1820.

Albana heirathet als vermeinte Wittwe des Fernando deſſen Bruder Enrico. Der Todtgeglaubte kehrt zurück und Enrico entbrennt in wüthender Eiferſucht. Albana iſt in Verzweiflung, Fernando aber thut ihnen den Gefallen, ſich zu vergiften, damit ſie fortan ungeſtört ihr Glück genießen können.

Beſſer ſind Müllners Luſtſpiele, obgleich durch zu viele Reflexionen und Hervorblicken der Abſichtlichkeit die heitere Laune geſtört wird.

1) Die Vertrauten. Fräulein Sophie v. Kraft wird von zwei Offizieren geliebt, die, ohne einander zu kennen, beide auf den Einfall gerathen, der eine als Gärtner, der andere als Reitknecht, ſich im Hauſe der Geliebten einzuniſten. Der Major, Reitknecht Chriſtian, verräth ſich dem Kammermädchen und unglücklicherweiſe auch Heinrich dem Gärtner, der ein Hauptmann und ſein unbekannter Nebenbuhler iſt. Natürlich benutzt nun dieſer das Vertrauen, das ihm der Major als ſeinem angeblichen Helfershelfer ſchenkt, um ihn aus dem Sattel zu heben. Ein ſehr luſtiges Stück, gut erfunden, aber mit zu viel Prätenſion durchgeführt und in Alexandrinern geſchrieben.

2) Der angoliſche Kater oder die Königin von Golconda. Gedachte Königin aus der bekannten Oper heißt Aline, eben ſo eine Katze, die drei Junge wirft. Durch Mißverſtand hat der Herr des Hauſes, Franz, ſeine unverheirathete Schwägerin Lucinde im Verdacht, ſie ſey in andern Umſtänden.

3) Die Zurückkunft aus Surinam, nach Voltaire's comme qui a raison. Der reiche Kaufmann Schmalt kommt verkleidet und unerkannt aus Surinam zurück und findet ſein ehemals beſcheidenes Bürgerhaus in vornehmem Glanze, ſeine Tochter mit einem Edelmann, ſeinen Sohn mit einem Fräulein vermählt, alles ohne ſein Wiſſen und Willen, verzeiht aber, als er erfährt, das Geld für den neuen Aufwand komme aus den Zinſen eines unterdeß von ſeiner Frau ergiebig umgetriebenen Kapitals.

4) Der Blitz. Fritz ſoll eine gewiſſe Roſalie heirathen, beide treffen in einem Gaſthof zuſammen, ohne einander zu kennen und ſtreiten ſich um den Beſitz des beſten Zimmers, als er ſie noch nicht geſehen. Als er ſie ſieht, iſt ihm, als hätte ihn der Blitz getroffen. Er bietet ihr das Zimmer an, geht

ſie um Vergebung ꝛc. Nun iſt ſie aber böſe und läßt ihn abfahren, bis ſie allmählig beide merken, wer ſie ſind, und ſich fröhlich verſöhnen. Iſt recht artig.

5) Die Onkelei. Freiherr v. Hagenbuch will ſeinen Neffen verheirathen, er iſt aber ſchon mit einem armen Mädchen heimlich verheirathet und die ihm zugedachte Dame hat auch ſchon einen Freier. Sie ſpielen nun alle zuſammen dem alten Onkel eine Comödie, bis es zur Entdeckung kommt und er das allgemeine Schickſal der Onkels leiden, nämlich verzeihen muß.

6) Die Zweiflerin. Gräfin Adelheid mißtraut der Liebe des Baron Halt, bis ſie ihn geprüft hat. Daß er ſich für ſie ſchlagen will, reicht noch nicht aus; daß er ihr aber entſagt, weil er ſie nicht mehr achten zu können glaubt, entſcheidet bei ihr. Sie bietet ihm nämlich zum Scheine an, ſie wolle einen Andern heirathen, dann aber doch ſeine Geliebte werden. Man muß geſtehen, dieſe Art, den Geliebten zu prüfen, iſt von Seiten der Dame wenig zart.

7) Die großen Kinder. Ein noch junger Vater, Graf Albert, hat ſchon große Kinder, deren junge Gouvernante ſeine eigene Geliebte iſt, während ſein Sohn Fritz das Kammermädchen Lenore (eine geſchickte Malerin) und ſeine Tochter Lina den Bedienten (einen verkleideten Offizier) liebt. Daß unter dieſen Umſtänden der Vater vergebens Reſpect von den Kindern gegen die Gouvernante und von den Dienſtboten gegen die Herrſchaft verlangt, iſt der Witz von der Sache.

Den übelſten Ruf erwarb ſich Müllner als Kritiker, indem er die Frechheit hatte, gleich einem Gottſched die Tyrannis in der Literatur anzuſtreben, ohne auch nur durch eine Idee und durch große Kenntniſſe unterſtützt zu ſeyn, wie Gottſched. Müllner folgte in ſeinen Kritiken immer nur der Laune und perſönlichen Rückſicht.

Auf Müllner folgte Franz Grillparzer in Wien 1817 mit ſeinem Trauerſpiel „die Ahnfrau“, gleich der Schuld ein Schickſalsſtück in Trochäen.

Im Geſchlecht Berotin muß die Ahnfrau, weil ſie das Geſchlecht im Ehebruche fortgepflanzt hat, ſo lange als Geiſt umgehen, bis der ganze Baſtardſtamm untergegangen iſt. Das geſchieht, indem der letzte Sprößling, Jaromir, als Räuberhauptmann und in einer unglücklichen Liebe zu ſeiner eignen Schweſter Bertha endet.

Grillparzer wagte ſich an antike Stoffe, Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geiſt mit ſentimentaler Phraſeologie, wie auch ſeine Oper „Meluſine“. Auch ſein „Ottokar“ iſt nur eine Ovation für die habsburgiſche Dynaſtie, ſein „der Traum im Leben“ nur Nachahmung eines franzöſiſchen Stückes.

Ruſtan ſieht im Traum, was ihm alles geſchehen würde, wenn er ſeiner Leidenſchaft gefolgt wäre, ein Leben voll Verbrechen mit ſchrecklichem Ende. Zum Glück erwacht er und beſſert ſich.

„Der treue Diener ſeines Herrn“ von Grillparzer iſt die Mißhandlung eines edlen hiſtoriſchen Stoffs.

Benedict Banchanus, Erban unter König Andreas II. von Ungarn, hatte eine ſchöne Gemahlin, welcher der Bruder der Königin, Ekbert von Meran, vertriebener Biſchof von Bamberg, nachſtellte. Die Königin Gertrud begünſtigte ſo ſehr die Lüſte ihres abſcheulichen Bruders, daß ſie ſelbſt die unglückliche ſchöne Frau ihm in die Arme lieferte. Die Geſchändete benahm ſich nun zwar nicht wie Lucretia, aber ihr Gemahl Benedict trat mit dem Schwert in der Hand ins Gemach der Königin, die eben mit ihren zwei Kindern daſaß, entfernte die unſchuldigen Kinder von ihr und ſchlug dann mit ſolcher Furie auf die Königin hinein, daß er ſie buchſtäblich in Stücke hieb. Der König ließ ihn und ſein ganzes Geſchlecht hinrichten (1213). So berichtet die Geſchichte. Grillparzer aber hat ſich nicht geſchämt, aus dem Manne, der die Ehre ſeines Weibes ſo ſchrecklich rächte, ein ſerviles Ideal zu machen, einen Hahnreih, der es ſich zur Ehre ſchätzte, für ſeinen König Schmach zu leiden, und der den Schänder ſeines Weibes ſelbſt gegen das Volk, das ihn zerreißen will, in Schutz nimmt, weil es der Schwager Sr. Majeſtät iſt. Grillparzer ſchrieb dieſes Stück, womit er ſeine Muſe entweiht hat, in der Zeit, in welcher das Princip der Legitimität auf den europäiſchen Congreſſen in ſchroffeſter Einſeitigkeit geltend gemacht wurde.

Beſſer iſt Grillparzers Luſtſpiel „Weh dem, der lügt“.

Ein kecker Küchenjunge in eines Biſchofs Dienſt befreit den Neffen des Biſchofs aus der Gefangenſchaft eines Grafen und nimmt auch noch die ſchöne Tochter des Grafen mit. Die Charaktere ſind trefflich gezeichnet, die Behandlung nur etwas breit.

Es folgten noch viele Schickſalstragödien. Thereſe v. Artner ſchrieb zu Müllners Schuld eine „That“, worin ſie die Vorgeſchichte Hugo's und Elvirens in Spanien darſtellte. Theodor Mörtl ſchrieb 1828 den „Vierzehnender“.

Einen Vierzehnender ſchießen bedeutet dem Jäger Unglück. Robert ſchießt einen, da graut ihm und er erzählt, wie er einſt ſeine eigne Mutter ins Waſſer geſtürzt habe. Damit das Verbrechen nicht entdeckt werde, will er den, der ihn verrathen könnte, vergiften, trinkt aber ſelbſt das Gift. Das Pathos ſteigert ſich in dieſem Drama bis zum Lächerlichen.

G. A. Freiherr v. Maltitz schrieb 1825 einen Schicksalsroman „Der Klosterkirchhof".

Ein edles Geschlecht, in dem eine unheilbare Krankheit forterbt, soll durch Uebereinkunft der drei letzten Glieder desselben aussterben. Aber einer der Brüder bricht das Gelübde und wird durch eine Nonne Vater eines Sohnes und einer Tochter, welche aufwachsen, ohne einander zu kennen, sich in einander verlieben und zu spät das schreckliche Geheimniß erfahren; sie befindet sich bereits guter Hoffnung, da tödtet er sich und sie.

Das schwächste aller Schicksalsstücke ist Otto Ludwigs „Erbförster".

Der Vater will den Liebhaber seiner Tochter erschießen, trifft aber die Tochter selbst, alles in Folge von Träumen der Tochter und Mißverständnissen des Vaters.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald in der Lausitz, schrieb 1821 auch ein Schicksalsstück, „Der Leuchtthurm", in Trochäen.

Graf v. Holm hat die schöne Mathilde über Meer entführt und auch ihren kleinen Sohn Walther mitgenommen. Ihr rechtmäßiger Gatte, Ulrich, harrt als wahnsinniger Harfner viele Jahre lang am Ufer, bis sie zurückkommen soll, und hat deshalb mit seinem Bruder die Pflege des Leuchtthurms übernommen. Da strandet einmal sein Sohn Walther, ohne daß er ihn kennt, und verliebt sich in seine Nichte Dorothee. Als das junge Paar einmal mit einander plaudert, löscht Ulrich die Lichter im Leuchtthurm aus und veranlaßt dadurch (höherer Macht folgend, wie er selbst versichert) das Scheitern des Schiffes, auf dem sich Holm und Mathilde befinden. Mathilde ertrinkt, Ulrich findet ihre Leiche und stürzt sich mit ihr ins Meer, nachdem er über ihre Leiche herüber dem Grafen den Friedenszweig gereicht hat.

In „der Heimkehr" ist ein heimkehrender Gatte, indem er sein Weib mit einem Andern glücklich findet, so großmüthig, um ihr Glück nicht zu stören, sich zu vergiften. In Houwalds „vermischten Schriften" läßt sich ein Hofnarr eben so großmüthig anstatt des Vaters seiner Geliebten hinrichten. Man findet bei Houwald fast nichts Einfaches und Natürliches.

Ein ziemlich schwacher Nachzügler der Romantik war Graf von Löben, welcher sich Isidorus Orientalis nannte und seit 1808 einen Guido, das Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers, Arkadien, Ritter- und Minnedienst, Klotars Irrsale, Lotosblätter ꝛc. schrieb, confuse Sachen voll Gefühlsschwärmerei ohne festen Inhalt.

Wilhelm v. Schütz, einer der verachtetsten romantischen Trauer-

darf, zeigt ſich auch in der Medizin: von Seiten der Pathologie in der Umkehr von vielen materialiſtiſchen Vorſtellungen, von Seiten der Therapie namentlich, und ſehr charakteriſtiſch in der früher unerhörten Nachſicht der Aerzte gegen ſympathetiſche Mittel. Auch die Homöopathie mit ihren unendlich kleinen Gaben erinnert, trotz der formellen Nüchternheit ihrer Theorie, an die alten Vorſtellungen von magiſcher Einwirkung der Naturkörper auf die Lebenskraft.

Man ſieht, in der Naturphiloſophie liegt, ſelbſt ganz abgeſehen von allen auf irgend ein religiöſes Dogma bezüglichen Vorſtellungen, der fruchtbare Keim zu einer neuen ſuperſtitioſen Hyperphyſik. Man kennt auch die ſchwindelnden, rein wiſſenſchaftlichen Konſtruktionen der Welt, welche die eigentliche naturphiloſophiſche Schule, ohne Rückſicht auf die chriſtlichen Myſterien, verſucht hat. Vorerſt aber wirkte die Naturphiloſophie nur zweierlei: einmal befruchteten ihre kühnen Syntheſen die Wiſſenſchaft, ſtatt ſie zu fixiren; Jeder nahm von den neuen Ideen in ſeinen Kreis, was ihm taugte, probirte es, bildete es weiter aus; zweitens aber wirkte die naturphiloſophiſche Bewegung auf die Minderzahl deutſcher Naturforſcher mit religiös myſtiſcher und theoſophiſcher Gemüthsſtimmung eigentlich magnetiſirend: man kann ſagen, ſie entwickelte in ihnen das viſionäre Element in den verſchiedenſten Graden bis zu einer Art von dämoniſchem Beſeſſenſeyn.

Es liegt ganz im deutſchen Charakter, daß die in der Wiſſenſchaft ſteigende Erkältung gegen das Chriſtenthum von jeher eine entſprechende wiſſenſchaftliche Reaktion rege erhielt. Aber auf dem Gebiet der Naturforſchung des vorigen Säkulums konnte für die Rettung des Chriſtenthums ſo gut wie nichts geſchehen, weil ſeine Lehren dem herrſchenden Materialismus und Senſualismus geradezu widerſprachen; daher denn auch die chriſtliche Metaphyſik und die Phyſik im weiteſten Sinne als Kreiſe betrachtet wurden, die außer einander liegen bleiben müßten, wenn ſie ſich nicht perturbiren ſollten. Ganz anders wurde es mit dem wiſſenſchaftlichen Spiritualismus der Naturphiloſophie. Damit bekamen die Frommen unter den Naturforſchern, wie Schubert, Steffens, Eſchenmaier in ſeiner früheren Periode, u. A., ein geiſtiges Material, um die Welt nach dem Schema des Chriſtenthums und ſeiner Wurzel, der heiligen Bücher der Juden, ſymboliſch zu konſtruiren, und ſie wurden die freilich oft wunderlichen Bundesgenoſſen der

ſpieldichter, iſt keineswegs ſo gering, als man ihn gemacht hat. In ſeinem verrufenen „Lacrimas“ (1802) ſpricht ſich ein rührender Zug zur Kirche aus, auch in ſeinen „Gleichen“ wird Gott die Ehre gegeben. Im „Graf Schwarzenberg“ zeigt er die übeln Folgen, wenn Princip und Natur nicht zuſammenpaſſen. Auch „Karl der Kühne“ iſt eine ſtolze und mächtige Geſtalt. Bei alledem wird Schütz widerwärtig durch die überall in ſeinen Dichtungen vorblickende Abſichtlichkeit und durch die harte Sprache.

Zu den Nachzüglern der Romantik gehörten auch die beiden ſchleſiſchen Brüder Conteſſa (Chriſtian Gottlieb und Karl Wilhelm), Freunde Fouqué's, Houwalds und Callot-Hoffmanns. Sie ſchrieben nur unbedeutende und längſt vergeſſene Schauſpiele und einige Erzählungen, mit mehr Gefühl als Geiſt.

Das ältere Gedicht „der Schiffbrand“ ſchildert mit ſchrecklicher Wahrheit, was ſich noch unlängſt im Brande der Auſtria verwirklicht hat.

Ernſt Schulze, Privatdocent in Göttingen, ſtarb aus Kummer über den Tod ſeiner Braut, 1817. Seine Werke gab Bouterwek in vier Bänden heraus, 1818. Wegen ſeiner rührenden Treue, ſeines frühen Todes und des zauberiſchen Wohllauts ſeiner Verſe iſt er ſeiner Zeit ungeheuer hoch geſtellt worden, aber er verdient dieſen Ruf nicht. Seine ganze Poeſie iſt krankhaft, ſeine berühmte Roſe nur eine Röthe der Schwindſucht. Sein Wohllaut ſelbſt thut weh durch ſeine weichliche Süßigkeit, wie Harmonikaglöckchen. Man wird bei ihm zuweilen an Tiedge, deſſen verſchwebende und verduftende Verſe er häufig nachahmt, erinnert. Dieſes Schwimmen im Wohllaut der Worte, die aber nur unbeſtimmte Gegenſtände bezeichnen und unaufhörlich fort das Nämliche nur wenig variiren, macht das Leſen der Ernſt Schulze'ſchen Gedichte zu einer wahren Pein. Der Gegenſtand, von dem er wiederholt in allen Geſängen ſpricht, iſt weniger Cäcilie, als er ſelbſt, und weniger er ſelbſt, als ſein Lied. Hundertmal und tauſendmal beſingt er ſein eigenes Singen und ſagt uns im Grunde nichts, als daß er ſinge, daß er die Blumen ſeines Schmerzes in Kränze flechte für Cäcilie; daß ihn Töne des Schmerzes umwehen, die er harmoniſch einige im Geſang; daß ihn Quellen tiefer Gefühle umrauſchen, auf deren Wellen er im Liede dahinſchwebe, oder in deren Schaum jedes Bläschen ihm die Himmliſche male ꝛc. Die

Ausdrücke „Schmerzen, Bilder, Träume, Blüthen, Kränze, Quellen, Sterne, Düfte, Töne“ spielen hier wie in einem Kaleidoskop auf die mannigfachste Weise durcheinander, immer anders gruppirt und doch immer dieselben.

Sein bestes Gedicht ist die schon 1807 begonnene „Psyche“, die bekannte Liebe zwischen Amor und Psyche nach Apulejus. Dagegen ist die berühmte „bezauberte Rose“ eine widerlich schwülstige Dichtung.

Alpino, ein schmachtender Sänger, aus Seufzern, Mondschein und ein Paar Harfenſaitenklängen zusammengesetzt, erblickt die schöne Prinzessin Klotilde, die eine Rose ins Waſſer wirft, damit sie zu ihm schwimme. Mit der Rose fabelt er nun in der Welt umher, bis er Klotilden wiederfindet, die nun selber in eine Rosenknospe verwandelt ist und nur für den ihrer würdigen Gatten entwandelt werden soll. Drei Kaiser bewerben sich um sie, die Rose bleibt verschlossen. Alpino singt zur Harfe und — die Rose thut sich auf. — Bis zum Ekel weichliche Dichtung in schönen kunstgerechten Versen.

Das Epos „Cäcilie“ bezieht sich speziell auf des Dichters Geliebte.

Es besingt die Eroberung des heidnischen Lethra (der alten Hauptstadt Dänemarks) durch die christlichen Deutschen unter Kaiser Otto I. Indessen fehlt den Kampfbildern der kräftige Ausdruck. Der ganzen Intonation fehlen die Durtöne, alles ist im Mollton gesungen, in den weichsten, fließendsten Versen, wie unter beständigen Thränen. Nur eine kräftige Gestalt geht durch das Lied, aber auch nur wie ein dunkler Schatten, die Amazone Thorilde, der Chlorinde Tasso's nachgebildet. Im Vordergrunde aber erblicken wir immer nur die zarte, bleiche, sterbsüchtige Cäcilie und ihren eben so zartschmachtenden Sänger Reinald. Am Schlusse nimmt sie zwar eine ganz heroische Haltung an und zieht, gleich der Jungfrau von Orleans, mit der Kreuzesfahne den Christen voran; aber ihr sanftes Schwert verwundet Niemanden, nur ihre heilige Erscheinung verblendet die Heiden; und nachdem Lethra erobert ist, alle Götzenbilder gestürzt sind und in der großen Domhalle der christliche Gottesdienst gefeiert wird, und Cäcilie als liebliche Braut eben mit ihrem Sänger durch Priesterhand verbunden werden soll, hat sie das Höchste erreicht, was sie auf Erden wünschen und verdienen konnte und ein längeres Leben würde ihren Glanz nur matt werden, ihre Blüthen nur welken lassen. Darum öffnet sich ihrem verklärten Blicke der Himmel und Engel steigen nieder, ihre reine Seele emporzutragen. Der Sänger aber bleibt bei der schönen Leiche zurück, um sie im Liede zu beklagen.

Im Jahre 1855 gab Hermann Marggraff ein Leben Schulze's heraus, worin des letzteren Briefe beweisen, daß seine Liebe zu Cäcilien nur Dichtereitelkeit war, daß er daneben große Ausschweifungen beging, ja

am Krankenbette Cäciliens mit deren Schweſter liebäugelte. So ſchwindet der letzte Nimbus von dem Dichter.

Eliſe Ehrhardt ſchrieb 1820 „Die Wunderblume“, eine Nachahmung der bezauberten Roſe, eben ſo verſchwommen.

Indem ſich die Romantik auch nach dem durch und durch rationaliſtiſchen Sachſen verirrte, mußte jene gutmüthige Baſtardpoeſie entſtehen, die hauptſächlich durch Friedrich Kind in Dresden vertreten iſt, alte Natürlichkeit, Familienhätſchelei, auch noch ein wenig Wielandiſche Schalkhaftigkeit mit einem romantiſchen Anflug. Rambergs Kupferſtiche zeigen uns daſſelbe im Bilde, Sentimentalität und Frivolität in romantiſchen Formen. Kinds berühmteſte Dichtung iſt ſein von Weber wundervoll in Muſik geſetzter „Freiſchütz“, eine Volksſage, die er mit ſeiner Empfindſamkeit total zu Schanden gemacht hat (vgl. Theil II. S. 163).

Noch ein zweites Stück Kinds, „Van Dyks Landleben“, war wenigſtens eine Zeitlang beliebt, eine gleichfalls empfindſame Maleranecdote. Kinds Romane und Novellen ſind ſchwach und vergeſſen. Eben ſo ſeine Schauſpiele, unter denen ſich nur „Das Nachtlager von Granada“ durch anecdotenartigen Reiz auszeichnet. (Der junge Kaiſer Max II. geräth in Spanien einmal unter Räuber). Kind hat auch viele Romanzen geſchrieben, die immerhin zu den beſſern gehören, Bearbeitungen alter Sagen und Legenden, auch antike Stoffe (Bacchus auf dem Seeräuberſchiffe, Pygmalion). Seine längſte Romanze ſchildert eine altruſſiſche Liebesgeſchichte vom Kloſter Otrotſch (der Einſiedler an der Iwerza).

Ein ähnlicher Autor war Gerle, der 1819 „Volksmärchen aus Böhmen“, ſpäter „Artus und die Tafelrunde“, „den kleinen Phantaſus“ und „die Liebesharfe“ ſchrieb.

Viel tiefer als alle dieſe ſtand Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden, deſſen „Abendzeitung“ die Romantik in das Theewaſſer einer geiſtloſen Klatſchgeſellſchaft auflöste, und der überdies „des Maurers Leben“ in neun Geſängen feierte. Hell bezeichnet den tiefſten Stand der Poeſie zur Zeit der Reſtauration.

Dem Dresdener Kreiſe gehörten damals noch einige beſſere Dichter an, Karl Förſter, Ueberſetzer des Dante, Petrarca, und der auch ſelbſt einige hübſche (von Tieck herausgegebene) lyriſche Gedichte und Romanzen ſchrieb; ſodann Arthur vom Nordſtern (Miniſter v. Noſtiz),

„der ſchon 1802 „geſellige Geſänge“ und 1819 ein Friedensepos „Irene“, „Sinnbilder für Chriſten“, „Anregungen fürs Herz“ ꝛc. ſchrieb; **Hohlfeld**, Armenadvokat in Dresden, der 1810 eine „jüngere Urania“ nach der Tiedge'ſchen „zur Befeſtigung des Glaubens“, „Harfenklänge“, „neue Horen“ ꝛc., alles wohlwollende, aber ſchwache Sagen ſchrieb.

Zu den Spielereien, womit man ſich in der langweiligen Reſtaurationszeit die Langeweile vertrieb, gehörten die poetiſchen **Taſchenbücher** in kleinem Format und elegantem Goldſchnitt. Dem erſten Muſenalmanach Bole's nachgebildet, begann zuerſt **Beckers** Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen den lyriſchen Gedichten Proſaerzählungen beizumiſchen. Seitdem erſchienen jährlich als Weihnachtsgaben eine Menge, zuletzt bis zu 20—30 auf einmal.

Aglaja, Alpenroſen, Aurora, Concordia, Cornelia, Eidora, Flora, Fortuna, Frauentaſchenbuch, Gedenke mein, Helena, Huldigung der Frauen, Immergrün, Iris, Lies mich, Minerva, Orphea, Penelope, Philomele, Polyhymnia, Thalia, Urania, Vergißmeinnicht, Veſta, Vielliebchen, Wintergrün ꝛc.

Dazu Almanache aller Art, bis zum Jahr 1837 gab es ſchon nicht weniger als 43 verſchiedene Muſenalmanache. Später wechſelten damit die Album ab. Daneben noch unzählige Sammlungen von Erzählungen und Gedichten mit Blumennamen: Akazienblüthen (von Sydow), Cactusblüthen (von A. Schreiber), Camelien, Cyanen, Herbſtroſen, Hortenſien, Lilien, Malven, Roſen, Tulpen, Vergißmeinnicht ꝛc.

Ein literariſcher Hauptfabrikant war ſeit 1789 Karl **Müchler** in Berlin, der in einer Menge von Taſchenbüchern und Sammelwerken Erzählungen, Anecdoten, Parodien, Räthſel, Epigramme ꝛc. zuſammentrug, auch Gedichte, Luſtſpiele ꝛc. verfertigte.

Anecdotenalmanach, Taſchenbücher: Aurora, Eugenia, Euphroſine, Gedenke mein, Klio, Momus, Taſchenbuch für Kinder Israel, Taſchenbuch zur geſelligen Unterhaltung, Taſchenbuch der Liebe und des Frohſinns, Berliner Taſchenbuch, Vergißmeinnicht ꝛc.

Zu den halbromantiſchen Vielſchreibern gehörten auch Aloys **Schreiber** in Baden ſeit 1791 (Erzählungen, Gemälde, Herbſtroſen, Gedichte, Damenbibliothek), Guſtav **Linden** (eigentlich Stein) ſeit 1805 mit zahlreichen Romanen, auch Dramen, **Blumenhagen** desgleichen, **Streckfuß**, der den Dante, Taſſo und Arioſt überſetzte, ſämmtlich ſeit 1805.

August Mahlmann in Leipzig, Redakteur der eleganten Zeitung daſelbſt, ſchrieb ſeit 1802 theils lyriſche Gedichte, unter denen ſein Lied des Frohſinns „Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt" am berühmteſten wurde, theils romantiſche, etwas empfindſame Romane und Erzählungen. Von dieſer Art war ſein erſter Roman „Albano, der Lautenſpieler", desgleichen ſeine Erzählungen.

1) „Bruno" will fort, hört Thirza um ihn klagen, fällt ihr um den Hals und — bleibt. 2) Die Urne. Sie wird verlaſſen und ſtirbt, der Verräther weint bitterlich um ſie. 3) Eduards Bekehrung zum Eheſtande. Die Bekehrerin iſt eine gewiſſe Lidby, in deren Armen er zuletzt Freudenthränen weint. 4) Biographie eines Engels. Der Autor findet einen intereſſanten alten bärtigen Armenier, der ihm naiv ſagt: „ich bin ein Engel" und ihm erzählt, wie er wirklich unter den Engeln gelebt und, um die Menſchen kennen zu lernen, unter ihnen geboren worden ſey. Schwacher Anklang an die altorientaliſche Erzählung von Harut und Marut ohne die tiefſinnige Motivirung. — Und ſo noch Anderes von minderem Belange.

Endlich ſchrieb Mahlmann eine Traveſtie der Huſſiten vor Naumburg von Kotzebue „Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeiſter",

worin Herodes die bethlehemitiſchen Kinder nicht umbringen, ſondern mit Nüſſen und Kuchen beſchenken läßt. Die Parodie iſt gut, aber Mahlmann war doch nicht berufen, über Kotzebue zu ſpotten, da er ſelbſt von Rührung überzufließen pflegte.

Und einige Marionettenpoſſen.

„Der bezauberte Prinz" handelt von dem in einen Zeiſig verwandelten, von ſeiner Geliebten gepflegten und dann wieder zum Jüngling gewordenen Prinzen Lelio. Eine andere: König Violon, er und ſein Sohn ſind beide in dieſelbe Dame verliebt und bringen ſich alle freiwillig um, eine Satire auf die Schickſalstragödien, aber zu leicht ſkizzirt.

Damals wurden manche romantiſche Sagenſtoffe auf die deutſche Bühne gebracht. So von Holbein „Fridolin" (nach Schillers Gang zum Eiſenhammer). So von Holtei „Lenore" (nach Bürgers Ballade) und „Robert der Teufel", von dem Schauſpieler Pius Alexander Wolff „die Preziosa" (des Cervantes), welche durch Maria v. Webers Muſik ſehr populär wurde.

7.

Die Nachromantiker.

Die Romantik wirkte noch lange nach und mitten in die jüngste Zeit hinein, wie viel ihr auch widerſtrebte. Wenn ſie auch nicht mehr viel Originelles zeugte, ſo entfaltete ſie dafür deſto glänzender ihren alten Reichthum. Denn durch eine Menge der ausgezeichnetſten altdeutſchen Sprachforſcher (die Brüder Grimm, von der Hagen, Karajan, v. Laßberg, Lachmann, Schmeller, Hoffmann von Fallersleben, Leo, Wackernagel, Maßmann, Haupt, Pfeiffer, Chmel, Diemer, Müllenhoff, Hahn, Ettmüller ꝛc.) wurden hunderte von bisher ungedruckten altdeutſchen Dichtungen zum erſtenmal gedruckt und der Jetztzeit zugänglich gemacht. Zugleich wurden auch viele Schätze der altfranzöſiſchen, altſpaniſchen und altitalieniſchen Poeſie, alle der Romantik des Mittelalters angehörig, eröffnet (durch Uhland, Diez, Ferdinand Wolff, v. Keller, Holland, v. Kausler). Eben ſo rührig waren die Kunſthiſtoriker in Entdeckung, Sammlung und Erklärung unzähliger Denkmäler der mittelalterlichen, ſonderlich kirchlichen Künſte. Die Meiſterwerke der gothiſchen Baukunſt wurden nicht nur prachtvoll illuſtrirt, ſondern zum Theil auch weiter ausgebaut, vor allem der Kölner Dom. Die politiſche und Kirchengeſchichte ſelbſt erlitt einen Umſchwung, indem durch gründliche Studien (die zunächſt wie die neue Romantik von Proteſtanten ausgingen, von E. A. Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer, Hurter) die mannigfachen Verleumdungen des Mittelalters und der alten Kirche widerlegt wurden. Was endlich für die Sammlung und Erhaltung der alten deutſchen Volksſage und Legende in den letzten vier Jahrzehnten Großes geſchehen iſt, haben wir im zweiten Buche dieſes Werks ſchon ausführlich kennen gelernt.

Im Vergleich mit dieſen alten Funden iſt die Productivität der jüngſten Romantiker allerdings nur von geringerem Belange. Ich will hier ihr Namhafteſtes zur Ueberſicht bringen. Noch in die erſte durch von der Hagen und Fouqué angeregte Begeiſterungszeit gehören die romantiſchen Tragödien Armida von Gieſebrecht (1809), Fr. R. Hermanns Nibelungen (1819), Johann Wilh. Müllers Chrimhildenrache, Kuffners

Minneſänger (1825), Zarncke's Tod Sifrits (1826), welchen Dörings treuer Eckhardt (1833), Bürk's König Arthur (1834), v. Nordſterns Chlorinde ꝛc. folgten.

Der Wiener Dichter Joſeph Chriſtian Freiherr v. Zedlitz gehört zu den beſten der Zeit. Seine Todtenkränze von 1827 ſind Elegien in klangvollen Verſen, ſchwermüthige, aber zugleich hochherzige Betrachtungen über die gefallenen Größen der Jahrhunderte, über die längſt vom Grabe zugedeckten Dichterherzen, die einſt ſo feurig ſchlugen, wie das Herz Taſſo's, Petrarka's. Man merkt, daß Zedlitz ein wenig von der Schwermuth Lord Byrons angeſteckt war, deſſen Childe Harold er meiſterhaft überſetzte. In ſeinen andern lyriſchen Gedichten zeigt Zedlitz dieſelbe düſtere Melancholie.

Am berühmteſten wurde ſeine „nächtliche Heerſchau". Ein geſpenſtiſcher Tambour weckt die Todten der großen Armee, die ſich als Gerippe zuſammenſchaaren, um von „dem Mann im kleinen Hütchen" gemuſtert zu werden. Dazu „das Lied eines Wahnſinnigen", „der blinde Geiger", „das Weib des Räubers", „das Geiſterſchiff", „das Auge der Schlange", wobei wir bald an die melancholiſchen engliſchen Dichter, bald auch an den Franzoſen Beranger denken müſſen, deſſen Gedichte wohl auf Zedlitz viel Einfluß übten. Allein es finden ſich auch heitere Gedichte bei ihm, die uns den Wiener Lebemann nicht ganz verkennen laſſen. — In den Schauſpielen, die er ſeit 1821 ſchrieb, verräth er die ſpaniſche Schule.

Sein „Stern von Sevilla" iſt aus dem Lope de Vega übertragen. Ein äußerſt düſteres Gemälde enthüllen uns „die beiden Nächte von Valladolid". Während Munnez, Bruder des Garcia, deſſen Gattin Eſtrela mit Liebe verfolgt, flüchtet Zugaze, der zum Tode verurtheilt iſt, in ihr Haus und ſtirbt in ſeinem Verſteck. Munnez, der einzige Vertraute des Geheimniſſes, benutzt es, Eſtrela zur Liebe zu zwingen und da ſie ſtandhaft bleibt, ſich an ihr zu rächen, indem er Garcia's Eiferſucht beim Anblick des Todten, den er bei Eſtrela als Liebhaber gefunden und erdolcht zu haben vorgibt, ſo anfacht, daß er ſeine unſchuldige Gattin erſticht. Daß ſich die Leiche einen Act hindurch auf der Bühne herumſchleppt, iſt mit Recht ſtark getadelt worden. — Im „Herrn und Sklaven" hat Zedlitz die gräßliche Rache eines Sklaven geſchildert, der ſeines Herrn Weib und Kind ermordet, ein alter ſchon in Hayppels rel. cur. aufgenommener Stoff. — In „der liebe Kram" zeichnet Zedlitz einen Dichterhelden, Namens Alonzo. Derſelbe liebt die Königin von Granada, bringt

in ihren Harem ein, um jedoch nur ein keuſches ſchmerzlichſüßes Geſpräch über ihre Trennung zu halten, und kommt am Ende des Stückes noch einmal zum Vorſchein, um die verleumdete Ehre der Königin durch einen Zweikampf mit dem Ankläger zu vertheidigen, in welchem Kampf er aber fällt. — In „Kerker und Krone“ ſoll Taſſo, kaum dem Kerker entriſſen, öffentlich mit dem Lorbeer als Dichter gekrönt werden und — winſelt vor Vergnügen über dieſe Ehre, die „ein holder Traum“ ihm früher ſchon vorgeſchwebt, und iſt ſo beglückt dadurch, daß er vor Freude ſtirbt und der Lorbeer erſt ſeiner Leiche aufgedrückt werden kann. — „Turturell“, die Tochter des verbannten König Bramor, liebt den auf der Jagd zu ihr verirrten König Gavin, der ſich für einen gemeinen Ritter ausgibt. Denſelben liebt aber auch die Königin Gylſe, Gemahlin des Sinewald, der den Bramor vertrieben. Gylſe will ihren Gatten verſtoßen oder umbringen und Gavin auf den Thron erheben, erfährt von ſeiner Liebe zu Turturell und läßt dieſe erſäufen. Ihre Leiche findet der alte Bramor, als Harfner verkleidet und bringt ſie der Königin.

Zedlitz hat auch ein Paar Luſtſpiele geſchrieben, „Liebe findet ihre Wege“ in ſpaniſchen Trochäen und ganz im Ton Lope de Vega's, und „Cabinets-Intriguen“, die übrigens nicht in einem königlichen Cabinet ſpielen, ſondern in dem eines liſtigen Kammermädchens.

Später (1844) ſchrieb Zedlitz ein Märchen „Das Waldfräulein“.

Das Waldfräulein, eine Frucht der Liebe, wird im Walde gefunden und von einer guten Fee erzogen. Dieſe merkt, das ſchöne Kind habe ein leicht entzündbares Herz, warnt ſie daher vor der Liebe und ſchärft ihr insbeſondere ein, den koſtbaren Pantoffel, das einzige Andenken ihrer Mutter, als einen Talisman nicht von ſich zu laſſen. Aber da kommt einmal ein ſchöner junger Ritter durch den Wald daher, Herr Aechter von Möſpelbrunn, und augenblicklich iſt der Rath der Fee vergeſſen. Sich ſehen und lieben und in die Arme ſinken und die höchſte Staffel auf der Himmelsleiter des Liebesglücks erſteigen, war eins; wobei man den Dichter fragen könnte, warum er der Scham nicht wenigſtens fünf Minuten Zeit gelaſſen habe? Doch es handelt ſich von einem Märchen und in Märchen liebt man die raſchen Effekte. Die Scham ſtellt ſich erſt nachher ein, motivirt die raſche Flucht des ſchönen Waldfräuleins und das Vergeſſen ihres Pantoffels. Der bleibt dem glücklichen Ritter als theures Angedenken. — Nun fällt aber das Fräulein zur Strafe ihrer Schuld in die Gewalt eines böſen alten Weibes, bei der ſie ſpinnen und als Magd dienen muß. Dieſe glückliche Wendung der Dichtung erinnert an das ſchöne Märchen von Amor und Pſyche. Auch Pſyche muß für ihre Schuld durch harten Magddienſt büßen. Inzwiſchen wird das Waldfräulein endlich, als ſie den häßlichen Sohn des alten Weibes heirathen ſoll, durch einen Einſiedler gerettet und entkommt. Herr Aechter hat ſich unterdeß mit dem Bilde des Fräuleins unausgeſetzt beſchäftigt und ſie vergebens geſucht. Auf einer Fahrt nach

Köln verlockt ihn die Nixe des Lurley, der ganze Liebreiz der Undinen breitet ſich vor ihm aus, doch bleibt er ſeiner Sylve treu, indem ihn ein Paar Schwalben aus ſeinem Liebesrauſche wecken und an das Waldfräulein erinnern. Dieſes findet er nun am Hofe ihres Großvaters wieder, wohin ſie auf ihrer Flucht gelangt iſt. An dem Pantoffel wird ihre hohe Geburt erkannt und ſie wird des Ritters glückliche Gattin. Die Schwalben, die ihn am Rhein gewarnt, kommen wieder und bauen ihr Neſt an ſeiner Burg.

Unmittelbar nach den glänzenden Siegen Radetzki's in Italien ſchrieb Zedlitz ſein „Soldatenbüchlein", worin er in ſchönen, zum Theil freilich etwas ſchnell entworfenen Liedern die kaiſerlichen Truppen und ihren großen Feldherrn preiſt.

Am beſten iſt das Lied von Curtatone, in welchem die Verdunkelung der Sonne durch Wolken, die ſie endlich doch durchbricht, ſehr glücklich auf die anfängliche Verdunkelung und den nachherigen Siegesglanz der kaiſerlichen Waffen angewendet wird.

Einer der ſpäteſten, aber intereſſanteſten Romantiker war Julius Moſen, deſſen 1831 erſchienener „Ritter Wahn", ein Epos aus dem Italieniſchen, eine der ſchönſten altdeutſchen Sagen (vgl. Theil I. 65. 187. 307) wiederholt. In demſelben Jahr gab Moſen den Roman „Georg Venlot" heraus, welcher gleichſam den Bankerot der Romantik proklamirt.

Der Held iſt ein poetiſcher Enthuſiaſt, der ſich in die Wirklichkeit nicht zu finden weiß, von dem Contraſt der gemeinen Welt mit dem poetiſchen Zauber zerriſſen wird und in Wahnſinn endet. In der Manier des Callot-Hoffmann und zum Theil des Tieck'ſchen Zerbino.

Dieſer merkwürdige Roman, der nicht ſo ſchnell hätte vergeſſen werden ſollen, erklärt am deutlichſten, warum bald nachher die realiſtiſche, an die Wirklichkeit ſich haltende Dichtung emporkam. Moſen ſelbſt trat, im Widerſpruch mit ſeinem eigentlichen Beruf, als Theaterdirektor in Oldenburg, zu den Epigonen der Jambentragödie über.

Ludwig Bechſtein in Meiningen reiht ſich auch noch an die Romantiker in ſeiner epiſchen Bearbeitung der Haimonskinder und des Fauſt, in ſeinen Romanzen, ſeinen Sagenſammlungen aus Thüringen, Franken und Oeſterreich, ſeiner Ausgabe des Todtentanzes. Seine Verſe ſind ſchöner als ſeine Proſa, überall aber zeigt er warmen Sinn für den poetiſchen Zauber der Vorzeit und ihre Sagen. In ſeinen Arabesken

(1832) hat er ſchöne Hymnen an die Natur gedichtet. Sein Epos „Luther“ (1834) hat prächtige Verſe, paßt aber nicht recht zur Romantik.

Herr v. Keudell in Dresden begann 1847 mit einer eigenthümlichen Gattung vornehmer Romane „Außerhalb der Geſellſchaft“ und „Bergan“.

Im erſten Roman hat ein Malergraf eine ſchöne Tochter, die von Rudolf ein uneheliches Kind bekommt. Rudolf aber wird von der Gräfin Mathilde geliebt, die vor Neugier brennt, ſein ſchönes Kind von der Nebenbuhlerin zu ſehen, ohne alle Eiferſucht wie in Göthe's Stella. — Im zweiten Roman geräth ein Enthuſiaſt wie Callot-Hoffmanns Kreisler in Wuth über das Alltägliche und Gemeine. Höchſt phantaſtiſch iſt die Ueberſetzung einer Beethoven'ſchen Symphonie in Worte, wunderſchön iſt eine Beſchreibung der Meduſa und dann wieder ſeltſam ſentimental das ſchöne Harfenmädchen, das ihrem Geliebten, einem Verbrecher, unverbrüchliche Treue bewahrt.

Man erkennt, daß v. Keudell wie Immermann in der Welt Göthe's und der Romantiker fortlebte und aus dieſer Wolkenregion nicht mehr zum Boden der Wirklichkeit herabkonnte. Auch in ſeinem Roman „die Politiker“ von 1849 ſchüttet er nur den ariſtokratiſchen Ekel über den Revolutionspöbel aus.

Eduard v. Bülow bearbeitete italieniſche und altfranzöſiſche Novellen und ſchrieb ſelbſt einige (1846) ſchwache Nachahmungen Tiecks, meiſt bizarr.

Selbſttäuſchungen und Launen blaſirter Perſonen, durch die ſie ihr Liebesglück verſcherzen. Widerliche Situationen charakterloſer Perſonen in unpaſſender Ehe. Verbrechen eines buhleriſchen Mönchs. Sehr überflüſſige Nachahmung des Dolches von Tieck, des Falkner Bergmanns von Callot-Hoffmann ꝛc.

Ziemlich viel wurde immer noch bis auf die neueſte Zeit für das Märchen geleiſtet. Der geiſtreichſte Märchendichter aber war Alexander v. Sternberg aus Reval, der in Berlin eine große Menge von Romanen und Novellen geſchrieben hat. Er zeichnet ſich durch ſchönen Styl und vornehme Eleganz aus, doch iſt er in ſeinen Salongemälden und geſchichtlichen Romanen kühler und nur im frivolen phantaſtiſchen Märchen wird er genial und feurig. Aber er ſchweift ſehr in die frivole Manier der altfranzöſiſchen contes hinüber und wir glauben Wieland vor uns zu haben. Sein ausgeführteſtes Feenmärchen iſt „Fortunat“ von 1838.

Supernaturaliſten in der Theologie. Als aber der Rationalismus immer kecker ſeine Art gegen den Baum des Chriſtenthums ſchwang, da exaſperirte ſich auch die Myſtik am andern Pol, und es konnte nicht überraſchen, wenn jetzt, nach dem Geſetze des Widerſpruchs, Theoſophen aufſtanden, welche nicht mehr ſinnreich, wie die eben genannten Symboliker, das Gewand des Chriſtenthums um die großen Glieder der Natur ſchmiegten, ſondern geradezu die Worte der h. Schrift neuen und alten Teſtaments als Formel nahmen, in welche ſich die ganze Natur hineinfügen mußte.

Seit die wiſſenſchaftliche Weltanſchauung unter uns aus einer materialiſtiſchen ſich wieder in eine ſpiritualiſtiſche verkehrt hatte, ſeitdem mußte der chriſtliche Myſticismus den gewonnenen Begriff erfaſſen, und es verſuchen, das Dogma naturwiſſenſchaftlich zu begründen. So kam es, daß auch wieder in der Gilde der Aerzte Propheten aufſtanden und der alte Bund zwiſchen Heilkunde und Vaticinium am Bette orakelnder Weiber wieder geſchloſſen wurde. Dieſe Beſtrebungen, die Lehren des Chriſtenthums in ihrer geſchriebenen Starrheit theoretiſch zu begründen und ſie mit den höchſten Begriffen der Wiſſenſchaft dadurch zu verſöhnen, daß man der Natur eine Uebernatur und eine Unnatur anheftet, erinnert nun aber auf den erſten Blick an die ſehr verwandte Erſcheinung des Neuplatonismus im Verfall des römiſchen Reichs. Der alte poetiſche Glaube an die Götterwelt war in den Gemüthern tief erſchüttert, und eine neue, einfachere, geiſtigere Weltanſchauung drohte ihn vollends zu überwältigen. Da erwachte in den Anhängern des alten Glaubens das Bedürfniß nach den Waffen der Wiſſenſchaft; ſie ergriffen das in der Zeit ſchon vorgebildete Syſtem einer Hyperphyſik und errichteten als Bollwerk gegen die junge Kirche, auf den Grundlagen derſelben antiken pythagoräiſchen und platoniſchen Ideen, welche wieder als Subſtruktionen der deutſchen Naturphiloſophie gedient haben, ein wiſſenſchaftliches Gebäude des Heidenthums, das alle Legionen ſeiner Dämonen herbergte.

Der Vergleich mit der Gegenwart gibt ſich von ſelbſt; aber ein charakteriſtiſcher, gemeinſamer Zug iſt noch der, daß die Neuplatoniker den Glauben an ihre Götterwelt durch unbegreifliche Thaten und Wunder gerade ſo erzwingen wollten, wie jetzt unſere Myſtiker den Glauben an die Objektivität der

Fortunat iſt der bekannte Held des Volksbuchs, das Tieck in einem ſeiner ſchönſten Gedichte dramatiſirt hat. Er tritt hier als ein junger Page auf, der mit drei andern Pagen vom Hofe zu Cypern verbannt wird, weil er in einem kleinen Streithandel dem König Recht gegeben und nicht der allgebietenden Maitreſſe deſſelben. Die vier Jünglinge müſſen auswandern, erhalten aber von der abſcheulich häßlichen Fee Kakombre mit dem großen Zahn, die ſie zuvor im Bade bedienen müſſen, vier Geſchenke. Fortunat den unerſchöpflichen Geldſäckel, Ganelon eine Flaſche mit Verjüngungswaſſer, Tulipan eine Brille, die durch alles hindurchſieht, und Roger den Hut, welcher unſichtbar macht. Sie ſollen ſich nun an den Hof der Prinzeſſin Kalypſo in der Provence begeben und aus den verführeriſchen Netzen derſelben den Genius Tuberoſe befreien helfen, der um ihretwillen die junge Fee Jonquille verlaſſen hat. Unterwegs auf dem Schiffe macht ſich Tulipan vermittelſt des Hutes unſichtbar und liebkoſt die junge Frau des alten Schiffsherrn, der endlich dahinter kommt und ſich toll geberdet, aber durch einen Schluck aus der Verjüngungsflaſche reichlich entſchädigt wird. In der Provence angekommen, begegnet Fortunat der ſchönen Kalypſo zuerſt bei einem Mückenzuge, verfolgt ſie und ereilt ſie endlich, indem ſie mit ihrem Eſel zuſammenſtürzt und in einer ſehr unſittſamen Attitude daliegt. Fortunat wird, da er ziemlich abgeſchabt ausſieht, in den Kerker geworfen; hier aber vertreibt er ſich die Langeweile, indem er aus ſeinem Säckel Goldſtücke holt und die Enten im Burggraben damit wirft. Sobald das Geheimniß ſeines Reichthums entdeckt iſt, wird er frei und erſter Liebhaber der Prinzeſſin. Dieſe benutzt eine Schäferſtunde, ihm den Säckel wegzunehmen, hat die Frechheit, in ſeiner Gegenwart (während er ſchläft) einen Beſuch des Genius Tuberoſe anzunehmen ꝛc. Der ſkandalöſe Auftritt, der nun folgt, übertrifft die bereits erwähnten an Unanſtändigkeit, iſt aber noch nicht das Indezenteſte, was dieſes Märchen enthält. Die drei Gefährten Fortunats werden auf ähnliche Weiſe durch treuloſe Hofdamen um ihre Talismane betrogen. Fortunat wird durch den Genius Tomogiſton gerettet, in welchem er ſeinen Vater erkennt. Er belauſcht dann die ſchöne Magelone im Bade. Sie wird von einer großen Spinne überfallen und fortgetragen. Fortunat rettet ſie, und ſie wird ſeine Geliebte. Vermittelſt eines gewiſſen Mooſes, auf das er ſich ſetzt, wird er in ein Mädchen verwandelt, und vermittelſt eines Apfels, den er ißt, wieder in einen Mann. Er nimmt nun dieſe beiden Zaubermittel zu ſich, um ſich an der falſchen Kalypſo zu rächen. Magelone begleitet ihn, was wieder zu einer der indezenteſten Scenen führt. Am Hofe der Kalypſo angelangt, läßt er das Bett derſelben mit ſeinem Mooſe polſtern und ſie bekommt einen fürchterlichen Bart. Mittlerweile iſt Magelone von einem Zudringlichen überfallen worden, Fortunat hält ſie für untreu und verſtößt ſie. Sie wandert allein durch die Welt, findet einen männlichen Anzug, glaubt darin ſicher zu ſeyn, vermißt aber die inexpressibles, kauft ein Paar und entdeckt darin eine verzauberte Dame, die wegen ihrer Prüderie in

dieſes Kleidungsſtück verwandelt worden. Inzwiſchen ſind die drei Hofdamen, welche Fortunats Gefährten ihre Talismane geraubt, übel damit gefahren. Die eine hat zu viel von dem Verjüngungswaſſer getrunken und iſt ein kleines Kind geworden; die andere hat zwar die Zauberbrille auf der Naſe, iſt aber blind; die dritte bleibt beſtändig unſichtbar, um ihren Liebhaber zu bewachen und regalirt ihn bei jeder Gelegenheit mit Ohrfeigen. Die ganze Geſellſchaft fährt durch die Luft nach den Maulwurfsinſeln, wo ihnen Entzauberung verheißen iſt. Unterwegs läßt Magelone das Bündel mit den Kleidern fallen, Fortunat, einem Schiffbruch entronnen, findet es und zieht — die prude Prinzeſſin an. Endlich kommt alles auf den Maulwurfsinſeln zuſammen, wo die Fee Jonquille, vom Zauberſchlaf erwacht, ihren Tuberoſe wiederfindet und auch die Sterblichen ſich durch die Bank heirathen.

„Palmyra", die Geſchichte eines Papagays, der nach einander in die Hände vieler Damen kommt, und „Tutu" (von 1848), der als gefallener Engel auf unſern Planeten und in unſere vornehme Geſellſchaften kommt, ſind nur im Rahmen märchenhaft, den weſentlichen Inhalt bildet eine ironiſche Schilderung moderner Sittenverderbniß. Sternberg hat auch kleinere Märchen geſchrieben. So ein „Buch von den drei Schweſtern" (1847). Das Märchen vom rothen Zwerge.

Leon, ein junger Mann, macht mit einem rothen Zwerge einen Pakt wie Fauſt mit dem Teufel, übernimmt aber nur die Verpflichtung, dem Zwerge bisweilen ſeinen Leib zu leihen. Komiſch iſt die Angſt, mit welcher Leon nun alle Bewegungen, Anſtrengungen und Genüſſe verfolgt, die der Zwerg aus ſeinem Leibe gewinnt.

In den „Schifferſagen" von 1837 kommt neben gewöhnlichen Nixen- und Perlenmärchen auch ein Auſtermärchen vor. Ein Auſtermännchen verliebt ſich in eine ſchöne Sterbliche und zwingt ſie zu ſeinem Dienſt. Sternbergs „Erzählungen und Novellen" von 1844 ſchildern in Callot-Hoffmanns Manier den phantaſtiſchen Wahnſinn des Maler Koek, eine andere die unglückliche Miß Pamela, die mit ihrem verſtorbenen Geliebten in Rapport ſteht ꝛc. Voll düſterer geſpenſtiſcher Phantaſie iſt auch die Sammlung, welche Sternberg 1854 unter dem Namen „Nachtlampe" herausgab.

Unter den größeren hiſtoriſchen Romanen Sternbergs ſteht „die gelbe Gräfin" von 1848 oben an. Hier nur eine Scene daraus.

Zenzi, ein ſchönes junges Mädchen, wird vom Grafen Orlof für die natürliche Tochter der Kaiſerin Eliſabeth gehalten, die er im Intereſſe der Kai-

ſerin Katharina II. verderben will, und nachdem ſie gebadet, in dem Badezimmer nackt eingeſchloſſen. Dieſes Zimmer, das rothe Kabinet, iſt mit Kupferblech tapezirt, das von außen nach und nach glühend gemacht wird, ſo daß das ſchöne nackte Mädchen darin halb verbrennen, halb erſticken muß. Im Wahnſinn der Angſt träumt ſie, in einem Walde verirrt zu ſeyn und ſieht in den Brandblattern, die ſich überall auf ihrem zarten Leibe bilden, bunte Schmetterlinge, die ſich auf ſie ſetzen.

In den Romanen „Suſanne“ und „Diana“ ſind die Heldinnen gleichfalls unſchuldige, durch ruchloſe Menſchen grauſam verfolgte und unglücklich gemachte Mädchen. In „Paul“ ſchildert Sternberg den etwas verwilderten Sprößling eines adeligen Hauſes. Verfehlt iſt ſein „Miſſionär“, ſofern derſelbe Herrnhuter und ein Freimaurer höheren Grades ſeyn ſoll.

Viel Eigenthümliches hat C. M. Winterling, der 1829 mit Sonetten begann, 1834 „Graziani's Eroberung von Granada“, 1836 „Apulejus“ und „Longos“ bearbeitete, 1842 „ein launiges Märchen“ dramatiſirte.

Aby wird zur Strafe für ein Vergehen, an dem er ſchuldlos iſt, in einen Greis verwandelt und ſoll nicht eher entzaubert werden, bis ein Mädchen ihn von freien Stücken liebt. Alle Verſuche ſchlagen fehl, bis er in das Land kommt, wo nur das Alter für ſchön gilt und hier gleich zwei Prinzeſſinnen ſich in ihn verlieben. Sobald er aber wieder Jüngling iſt, fliehen ſie ihn und er kann nun der Neigung ſeines Herzens folgen.

Winterling ſchrieb ferner Epigramme (1847).

Dieſe ſind nicht, wie gewöhnlich, kurz, ſondern weiter ausgeführt in der Form der griechiſchen Anthologie und enthalten viel Geiſtreiches, auch einige politiſche Witze.

Winterling ſchrieb auch zwei unerhebliche Schauſpiele (darunter eine Griſeldis) und ein Luſtſpiel „die Colonie“.

Auf einer Inſel ſoll die Gleichheit erzielt werden dadurch, daß die ſchönen Mädchen an die reichen Männer verſteigert werden. Ein armer Liebheber verliert ſo ſeine ſchöne Geliebte, die einen reichen Bauern (der immer in ſeiner Mundart ſpricht) heirathen ſoll. Ein als Mädchen verkleideter Bedienter des Liebhabers lockt aber den Bauern ab.

Eduard Mörike in Stuttgart hat außer ſchönen lyriſchen Gedichten vorzugsweiſe Idyllenartiges geſchrieben. In ſeinem erſten Roman „Maler Nolten“ von 1832, der gern geleſen wurde,

verläßt ein junger Maler seine ländliche Braut, tritt in die große Welt und wird der Geliebte einer kunstliebenden Gräfin. Ein humoristischer Freund aber schreibt in seinem Namen der Verstoßenen immer noch zärtliche Briefe, als kämen sie von Nolten. Da findet die Gräfin einmal die zärtlichen Antworten der Braut, wird wüthend und verfolgt Nolten bis in den Kerker. Dieser erkennt sein Unrecht und kehrt reuig zur ersten Geliebten zurück, bei der er alles unverändert findet und deren Bild vom Dichter reizend ausgemalt ist.

Im Jahrbuch schwäbischer Dichter von 1835 steht ein Märchen von Mörike „der Schatz",

worin die Abentheuer eines jungen Goldarbeiters gar anmuthig in der Art Callot-Hoffmanns geschildert sind. Am hübschesten ist die Angstscene auf der öden Heide, wo der gespenstische Wegweiser sich umdreht.

Die „Idylle vom Bodensee" schrieb Mörike 1846 in Hexametern.

Der Fischer Martin rächt sich humoristisch an einem Brautpaare, dem er bei Nacht die ganze Aussteuer in den Wald fährt und mit lustigen Kameraden hier die Hochzeit feiert, wobei zwei Puppen als Brautpaar figuriren. Ein sehr einfacher Schwank, der aber Reiz gewinnt durch den ironischen Ernst der Sprache.

Im Stuttgarter Hutzelmännlein von 1853 hat Mörike einige alte schwäbische Volkssagen in Märchenform verschmolzen und mit bestem Humor behandelt. Solche Humoresken von kleinem Umfang enthalten auch seine Gedichte, z. B. „das Märchen vom siechen Mann", worin die tollsten und komischesten Dinge mit ernsthafter Würde voller Schalkheit vorgetragen werden, und die „häuslichen Scenen", das köstliche Gespräch des Präceptor Ziborius mit seiner Gattin vor dem Einschlafen.

Chamisso's Manier nahm der sonst sanfte und heitere J. G. Seidl an, einer von Oesterreichs besseren Lyrikern. Seine „Dichtungen" und „Bifolien" von 1836 (Liedertafel von 1840) sind zarte, zum Theil scherzhafte Liebeslieder und Genrebilder, wie seine niederösterreichischen Flinserln, aber seine Romane enthalten schauerliche Verzweiflungsbilder, wie die von Chamisso. Eben so seine Novelletten von 1839.

1) Das Herz eines Weibes bricht mit einer Kadenz Beethovens. 2) Eine Stelle in einem alten Buch wird prophetisch für ein liebendes Paar. 4) Ein Kind wird wüthend auf die Leiche seines Vaters geschleudert, damit er es mitnehme. 7) Tanzende Holzgruppen in einem Guckkasten scheinen einem fieberhaften Träumer lebendig zu werden. 10) Ein Verzweifelter, der sich ermorden will, versucht noch einmal, ein menschliches Herz zu finden, stellt sich als einen

Bettler an und bittet einen jungen Herrn um eine Gabe, dieser aber — ist zu faul, den Rock aufzuknöpfen. 12) Todtengräber. Verführung. Mord. 13) Widrige Mißhandlung des Weibes durch den Mann. 14) Eine unglücklich Verheirathete stirbt in dem Augenblick, in welchem ihr Ehering, den sie einem Bräutigam geliehen hat, an den Finger einer andern Glücklicheren gesteckt wird. 16) Ein Ehemann stürzt den Verführer seiner Frau heimlich in einen Abgrund und sagt öffentlich, er habe seine Frau treu gefunden. Die übrigen Erzählungen sind von mehr heiterem Charakter.

Ein anonymer Roman von 1837 „die Höllenbraut" ist sehr phantastisch.

Ein Primaner lebt in der wirklichen und zugleich in einer Feenwelt und liebt hier wie dort eine gewisse Adelheid, die ihn auf die wunderlichste Weise neckt und bald beglückt, bald in Verzweiflung stürzt. Am Ende löst sich das poetische Märchen in Prosa auf. Der schöne unschuldige Jüngling hat einer genialen Prinzessin gefallen, die mit Hülfe einer ihr ganz ähnlichen Zwillingsschwester ihm den Spuck gespielt, ihn in ihre Gärten hat entführen lassen ꝛc.

In dem Roman „die Reise des letzten Menschen" von Kuffner, Wien 1837, ist der Gedanke durchgeführt, daß der Mensch ohne seinesgleichen nicht existiren kann. Alle Menschen sind gestorben, nur einer ist übrig, und obgleich ihm die Elementargeister zu Dienste stehen, sehnt er sich doch dergestalt nach Menschen, daß er sogar lieber Puppen dafür nimmt, als Geister.

Anmuthig und phantasiereich ist „der Diamant" von C. Terpen (1840), halb Prosa, halb Verse.

Die schöne Herzogin Alix in Paris liebt heimlich einen armen Grafen. Ein Oheim Vormund will sie weit höher hinauf vermählen und aus Rücksicht auf die Welt gibt sie nach. Aber plötzlich ändert sich alles durch ein Wunder. In der That ein Wunder. Die Dichter thun ganz wohl, das Wunderbare wieder in die Alltäglichkeit einzuführen. Die schöne Alix wird durch einen Geist überrascht, der in einen von ihrer Mutter geerbten Diamanten gebannt ist. Dieser Geist fängt zu reden an und redet fort und fort und wir vergessen Paris und die schöne Herzogin und ihre Liebhaber und versenken uns in die indische Natur und Mythe. Die Prosa verschwindet, der Brahmine spricht in lauter Versen. Erst wenige Seiten vor dem Schlusse des ganzen Buches enden diese Phantasien, in denen die Liebe der schönen Menaka und Urwasi mit halb idealen, halb indischen Lokalfarben ausgemalt wird. Wir erfahren plötzlich, daß alle diese schönen Dinge der Herzogin Alix — nur geträumt haben, wir finden sie von einer neuntägigen Fiebergluth sich erholend. Aber jene Visionen haben ihr ganzes Herz umgewandelt. Sie vergißt alle occidentalen Rücksichten

und folgt allein der Natur und der Liebe, die ſie in den ſchönen orientaliſchen Bildern kennen gelernt. Der Graf wird zurückgerufen. Er iſt ſchon da, er hat ſich als Bedienter verkleidet und ſinkt in die Arme der Herrin.

Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg in Wien wagte 1841 in ſeiner „Ironie des Lebens“ und in „humoriſtiſchen Novellen“ den vornehmen Humor der Romantiker gegen das Alltagsleben aufzufriſchen, und wieder 1846 durch den „modernen Eulenſpiegel“.

Am beſten iſt unter den Novellen die erſte Fahrt eines altmodiſchen Onkels auf der Eiſenbahn, eine meiſterhafte Perſiflage der äſthetiſchen Modenarrheiten, der Paganiniwuth, des Saphir in Wiener Cirkeln ꝛc. und der moderne Mythus von Midas, weniger ſpricht Eulenſpiegel an, weil er ohne eigentliche Handlung nur kritiſirend mit Künſtlern und Schauſpielern umgeht.

„König Rübezahl“ von Heinrich Schwarzſchild (1842) iſt ein romantiſches Epos in Wielands Manier.

Es enthält die aus Muſäus bekannte Geſchichte vom Berggeiſt, der für die ſchöne Emma, während ſie ihm entfloh, Rüben zählen mußte, miſchte aber eine Menge launiger Raiſonnements über die Gegenwart und ihre Thorheiten ein.

Die „Haus-, Wald- und Feldmärchen“ der Adele Schopenhauer (einer Tochter der Frau Johanna) von 1844 enthalten hübſche Märchen von guten Hausgeiſtern, zärtlichen Elfen ꝛc. Am launigſten ſind die „Abentheuer eines Irlichts“, das unter Menſchen geräth, aber unter den Pariſer Literaten und Karlsbader Badegäſten doch zu viel von ſeinem urſprünglichen Charakter verliert.

Göthe's gleichnamiger Enkel, Wolfgang v. Göthe, gab 1845 eine wunderliche Sammlung von Proſa und Verſen heraus, worin das dramatiſche Gedicht von Erlinden vorwiegt.

Erlinde, die Nixe der Ilm, verlockt den Grafen Berka, ſich ihr hinzugeben, muß ihn aber wieder losgeben und ſterben laſſen, weil er nicht fähig iſt, den in ihr repräſentirten Naturgeiſt zu begreifen. Sinnige, doch etwas zu verwickelte Dichtung. Vgl. meine Kritik im Literaturbl. 1845, Nr. 65 u. 66.

Das „Märchen“ des Ritter v. Levitſchnigg (1847) iſt wild und ſippig.

Ein moderner Don Juan tanzt ſeine Geliebten zu Tode, das iſt ſein höchſter Genuß. Er will alles niedertanzen, und fordert auch eine Todte auf, aus

dem Grabe zu ſteigen und mit ihm zu tanzen. Da erſcheint ſeine erſte Geliebte als weiblicher Vampyr und reißt ihn fort zum Tanze mit ihren blutlechzenden Gefährtinnen, aber das Krähen des Hahnes rettet ihn aus der dämoniſchen Gewalt, und er endet als glücklicher Gatte, was zum Charakter des Märchens gar nicht paßt.

Die See- und Waldmärchen von F. Brunold (1845)

handeln von Meerfrauen, Waldfrauen, Moorfrauen, die im Waldnebel und Wellenſchaum auftauchen, auch von Einem, dem der Teufel den Leib entführt und der fortan nur im Schatten fortlebt, von Einem, der dem Morgenroth nachläuft, bis er ſtirbt ꝛc.

Bertha Werders „Traumfahrt in das Land des Aufgangs" von 1851 enthält geiſtvolle, zarte, aber auch überzarte Märchen.

Ein Engel ſchwebt zu den Menſchen nieder, wird aber in ſeinen liebevollen Erwartungen durch ihre Rohheit arg getäuſcht. Ein Mondſtrahl läßt ſich in eine höchſt empfindſame Liebe zu einer Palme ein. Eine Gazelle ſtirbt am Heimweh, eine Mimosa pudica an der erſten Berührung. Die Thräne einer Mutter wächst ſo groß, daß ſie den Durſt ihres verſchmachtenden Kindes ſtillt ꝛc. Beſſer als dieſe Weichlichkeiten iſt das phantaſtiſche Märchen vom Haar der Sklavin. Effica, eine Tſcherkeſſin, wird geraubt und kommt als Sklavin zu dem kunſtreichen Weber Haſſan in Stambul und ſtirbt. Dieſer kann ſich nicht enthalten, das wundervolle blonde Haar ſeiner Sklavin ihr noch im Grabe abzuſchneiden und als Goldfäden einem ſeiner ſchönſten Teppiche einzuweben, webt aber unbewußt Effica's traurige Geſchichte ein, denn ihr Geiſt umſchwebt ihn. Den Teppich erblickt ein Tſcherkeſſenfürſt, der Effica einſt geliebt, kauft ihn für ſchweres Geld und bringt ihn in die Heimath. Als Effica's Eltern ihn ſehn, reißt ſich die Geſtalt des Mädchens aus dem Teppich los und wird lebendig, aber nur auf einen Augenblick, um ſie zu grüßen und auf immer Abſchied zu nehmen. Und mit ihr iſt auch das goldene Haar aus dem Teppich verſchwunden.

Von ähnlicher Zartheit waren auch die „Parabeln" von Agnes Franz (1841).

Kleine Märchen zur Erklärung von der Entſtehung der Blumen. Z. B. der Eiſenhut wuchs da, wo der Venus Tauben im Helm des Adonis geniſtet. Der Mond entſtand aus der Thräne eines Engels ꝛc.

In Berlin erſchienen 1853 „drei Märchen" anonym, das erſte iſt ſehr reizend.

Prinz Ohneſündchen findet im Walde ein reizendes Kind. Das ſagt ihm: ich bin das Heimelchen und habe keinen Heller Geld. Hierauf entſpinnt ſich

eine zarte Liebe. Aber die Hanebüchne Kälte, eine garſtige Fee, ſtört das Glück der Liebenden und ſtellt dem jungen Prinzen nach, um ihn mit ihrer Tochter, dem Haidegeldche, zu vermählen. Dieſes Töchterchen iſt ungeheuer reich. „Von vorn, da ſchauts gar niedlich drein mit ſeinem Röckchen von Treſorſcheinen mit Falbelas von Eiſenbahnaktien, das Schürzchen von Metalliques; das goldgeſtickte Mieder mit Brüßler Rentenſpitz und Schleifen und fliegende Bänder von allerlei Coupons, und die Perlenſchnur um den Hals und der fliegende Federſtrauß im goldigen Haar.“ Der arme Prinz wird weggelockt. Heimelchen ſtirbt aus Gram und wird begraben. Ohneſündchen kommt in gute Geſellſchaft und wird Sündchen. Aber Heimelchens Herz lebt noch im Grabe und ſie ſteht mit dem Frühling wieder auf. Die Hanebüchne Kälte verliert ihre Macht, die Liebenden finden ſich wieder. Es iſt ein echtes Wintermärchen, verwandt dem Schneewitchen und Dornröschen.

Auch die beiden andern Märchen ſind anziehend, die Spatzenmemoiren mehr ſatiriſch, des Mondkönigs Tochter wieder recht empfindſam. Ein armer Bauernknabe wird hier vom Mondſchein geliebt und aus der böſen Welt hinauf gehoben in des Mondes Reich.

Den Sieg der Lebensproſa über den Märchenzauber feiert Waldmüller in ſeinen Irrfahrten (1853).

Eine Elfe beſchenkt den Jäger mit einem Zauberhorn. Er ſchweift durch alle Länder, verführt alle Weiber, iſt aber endlich ſatt, wirft den Talisman weg und heirathet als Philiſter.

Artig iſt „das Roſenmärchen“ von Pauline Schanz (1854).

Der Roſenkönig und ſeine wunderſchöne Tochter Roſenblüth, die ein unſichtbares Feenreich beherrſchen, feiern ihr Maifeſt und belohnen bei dieſer Gelegenheit die fromme Pflege, die eine junge Mutter bisher den Roſen im Garten angedeihen ließ, durch das Geſchenk einer nie verblühenden Roſe, die mit dem zarten Töchterlein jener Mutter aufwächſt und ihr Glück bringt. Das iſt der einfache Inhalt des Gedichts, dem echt weibliche Zartheit und der Liebreiz romantiſcher Roſendämmerungen in ſüßduftender Mainacht nicht abzuſprechen ſind.

Eine erfreuliche Erſcheinung war 1854 „der Trompeter von Säkkingen“, eine jugendfriſche Dichtung Joſeph Victor Scheffels.

Werner, ein junger Student, muſikaliſch, in der Wonnegährung des Alters, welches die roſige Wange bräunt, bringt einer Pfalzgräfin unbefugtermaßen eine Serenade und empfängt dafür die Relegation. Luſtig in die Welt hinaus abentheuernd gelangt er zum alten Herrn von Säkkingen und wird — deſſen Burgtrompeter. Da kommen Feinde, er hilft die Burg wacker vertheidigen und wird verwundet. Des Burgherrn ſchöne Tochter Margarethe pflegt ihn.

Beide lieben ſich, der alte Herr aber fährt dazwiſchen, denn dieſer Eidam iſt ihm zu gering. Werner abentheuert weiter, immer friſch auf, kommt nach dem ſchönen Italien, nach der heiligen Roma und wird hier — Kapellmeiſter des Papſtes. Ebendahin kommt die ſchwäbiſche Margaretha als Begleiterin einer Aebtiſſin. Die Liebenden ſind ſich treu geblieben und der wohlwollende Papſt fügt ihre Hände zuſammen. Dies der Faden der Ereigniſſe, in den aber eine Menge kleinerer Blumen der Erzählung und auch lyriſche Gedichte und Gnomen eingeflochten ſind. Desgleichen Wunderbares, aber im humoriſtiſchen Geiſt des Ganzen gehalten und wegen der kritiſchen Tendenz an das dramatiſche Märchen Tiecks mahnend. Insbeſondere ſpielt der Hauskater der Säflinger Burg, Hiddigeigei, als spiritus familiaris die Rolle des kritiſchen Geiſtes.

Später ſchrieb Scheffel einen Roman „Ekkehard", der weniger anſprach.

Ekkehard iſt der geiſtreiche Mönch, welcher der ſchwäbiſchen Herzogin Hedwig auf Hohentwiel vorzuleſen pflegt, ſich in ſie verliebt und fliehen muß. Ein ſchwäbiſcher Hirtenknabe wird von den Ungarn weggeſchleppt, entkommt ihnen aber und raubt ihnen ſogar ihren großen Schatz ꝛc. Ein Herzog, Graf, überhaupt ein rechter Mann wird in dieſem Roman vermißt, Mönche, Weiber und Knaben herrſchen zu ſehr darin vor.

Joſeph Pape ſchrieb 1856 ein Epos im Nibelungenversmaaße „Schneewitchen vom Graal" voll reicher romantiſcher Anklänge.

Aber das Schneewitchen wird hier aus dem ihm heimathlichen Kreiſe des heidniſchen Märchens herausgezogen und als Kaiſerbraut in den Kölner Dom geführt, unter dem Einfluß des Albertus Magnus, vor deſſen chriſtlicher Myſtik jene Märchenwelt ganz in den Hintergrund tritt.

Wir müſſen noch der Balladen- und Romanzendichter gedenken, die in ſo großer Menge auftauchten, daß Hub mit nur einer Auswahl ihrer Romanzen einen dicken Muſterband anfüllen konnte. Sie nahmen in neuerer Zeit hauptſächlich deshalb zu, weil zugleich ſo viele echte Volksſagen aus dem Volksmunde geſammelt wurden. Das gab reichen Stoff, den die Dichter ſofort in Verſen verarbeiteten, leider oft handwerksmäßig genug.

Einer der beſten und berühmteſten war Guſtav Schwab, Uhlands Freund. Unter den vielen gemüthlichen Liedern dieſes ſchwäbiſchen Dichters erlangte das Studentenlied „Bemooster Burſche zieh ich aus" die weiteſte Verbreitung. In vielen ſchönen Romanzen (ſeit 1819) verarbei-

tete er die Volkssagen der rauhen Alb, des Schwarzwalds, des Bodensee's, auch einige Schweizersagen, und in größeren Cyclen das Jugendleben Herzog Christophs, den Möringer, die schwäbischen Kammerboten, den Appenzellerkrieg, Walther und Hiltgund, Robert den Teufel, die schöne Legende von den heiligen drei Königen.

Gustav Pfizer in Stuttgart steht unter den jüngern schwäbischen Dichtern im sittlichen Ernst und auch in der Neigung, in poetischer Form zu philosophiren, Schiller am nächsten. Seine Gedichte erschienen zuerst 1831 (neue dazu 1835 und 1840).

Von der epischen Gattung sind die Tatarenschlacht, Ezzelino, Salomo's Nächte. In diesem letzteren Gedicht wird besonders des Königs Liebe zur schönen Königin von Saba reizend aufgefaßt, doch waltet im König selbst nicht die salomonische Ruhe und Weisheit, sondern ein unendlicher Sehnsuchtsdrang. Am tiefsinnigsten ist „Magie und Liebe", worin gezeigt wird, welche reinigende und heiligende Kraft in der Liebe selbst liege, auch dann, wenn sie aus unreiner Quelle kam. Pfizer war in Italien und brachte von dort viele poetische Erinnerungen mit, darunter die schönste an Pompeji, voll heiligen Ernstes. Unter den Zeitgedichten ist „der Tod Ferdinands VII." besonders kräftig mahnend.

Es war kein Wunder, daß sich Göthe über diesen reinen und edlen Sänger ärgerte, aber Göthe's ungerechter Ausspruch über Pfizer war für diesen doch eine gerechte Strafe, weil er Göthe einmal „den Fürsten der Wahrheit" genannt hatte. — Friedrich Julius Krais, ein Schüler Uhlands, schrieb auch einige schöne Romanzen (1839), desgleichen Ludwig Seeger (1843).

Johann Rudolph Wyß in Bern, gab 1818 „Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz" heraus, dann „eine Reise ins Berner Oberland", die auch voll von Volkssagen ist, und Schweizer Kuhreihen und Volkslieder mit Melodien. Alles höchst dankenswerthe Leistungen, obgleich das echt Volksthümliche nicht streng genug geschieden ist von der Zuthat des Bearbeiters. Ihm trat Franz Kuenlin würdig zur Seite, der besonders in dem Taschenbuch „die Alpenrosen" viele schöne Sagen aus der Schweiz bearbeitete, obgleich in zu empfindsam romantischem Conversationston. Seine besten Sachen erschienen 1840 gesammelt. Viele schöne Schweizersagen brachte Otte (Zetter in Mühlhausen) seit 1840, insbesondere

Geiſtererſcheinungen und Teufelsbeſitzungen. — Dabei fehlt es freilich auch nicht an Unterſchieden. Namentlich wird ſich unſere Zeit mit jener in andern Punkten nicht vergleichen laſſen wollen; ſodann halten die objektiven Zeugniſſe unſerer Exorciſten mit den Wundern der Neuplatoniker gar keinen Vergleich aus: mit aufgefundenen Aktenſtücken und verbrannten Schnupftüchern fing man in jener gewaltigen Kriſis der Menſchheit gar nicht an; ferner fanden die heidniſchen Wunder in der chriſtlichen Anſicht als Werke des Teufels eine höchſt befriedigende Erklärung; die modernen Wunder werden von der großen Mehrzahl ebenſo kurz abgefertigt, doch mit einem zwar nicht ſo ſchauerlichen, aber noch beleidigenderen Ausdruck. Endlich, und dies iſt die Hauptſache, drängt ſich die Frage auf: Entſpricht denn etwas in unſerer Zeit jenem jungen Geiſte, der die alte Weltanſicht verſchlang und darüber ſo manches aus ihr in ſich aufnahm? Wenn Plotinus, Porphyrus u. ſ. w. und die Kirchenväter einerſeits, Kerner, Eſchenmaier und die modernen Heiden andernſeits parallele Reihen bilden, wird ſich die Parallele im Geſchick unſerer Zeit fortſetzen oder nicht? — Der Verfaſſer dieſer Zeilen kann dieſe Frage nicht einmal beſprechen; wer mag ſie beantworten?

Jedermann weiß, daß es ganz beſonders die von J. Kerner an Somnambülen und Beſeſſenen beobachteten Erſcheinungen ſind, welche das Subſtrat zu Wiederaufnahme des ausſchweifendſten Aberglaubens geliefert haben. Dieſe ſogenannten Thatſachen, von der baaren Objektivität der Geiſtererſcheinungen bis zum Faktum, daß die durch die Luft fahrenden ſchmuggelnden Hexen die Wachſamkeit der Zollbehörden rein illuſoriſch machen, hat nun namentlich Eſchenmaier mit dem Buchſtaben der Schrift und mit dem wunderlichen Koder der Theoſophie in Konkordanz gebracht. — Eine Kritik dieſer finſtern Lehren, ſelbſt wenn etwas dabei herauskäme, läge ganz außer der Kompetenz des Verfaſſers. — Eine Kritik der Kerner'ſchen Beobachtungen, wenn ſie nicht oberflächlich und nichtsſagend ſeyn ſollte, müßte ſich auf die bis jetzt konſtatirten Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus gründen, und dann ganz beſonders noch auf die Kenntniß von Kerners Perſönlichkeit, jenes Koder, den die Seherin von Prevorſt ſo gewandt exerzirte. Aber aufs Strengſte genommen, können beim jetzigen Stand unſerer Erkenntniß und Antiſkepſis, wie wir es oben genannt

Volksſagen aus Graubündten Alfons von Flugi 1843 und Tiroler Sagen Johann Zingerle in Romanzenform.

Ehrenfried Stöber in Straßburg lehnte ſich an ſeinen Landsmann Pfeffel an, ſchrieb patriotiſche Lieder als Franzoſe in deutſcher Sprache, was ſich nicht ſchickte. Seine lyriſchen Gedichte (1811) enthalten viele zarte Züge, auch brachte er manche hübſche Sage des Elſaſſes in Romanzenform. In letzterer Beziehung übertraf ihn noch ſein Sohn Auguſt Stöber, deſſen Alſatia (ſeit 1842), Elſäßiſches Sagenbuch, oberrheiniſche Sagen ꝛc. den reichſten Stoff mittheilen und deſſen ſchöne Gedichte den Straßburger Münſter zum Zeichen nehmen, daß drüben über dem Rhein auch noch deutſches Land ſey.

Geib brachte 1828 die Volksſagen vom Rhein in Romanzen, Adelheid von Stolterfoth ahmte ihn nach, Simrock in Bonn aber übertraf ihn. Der letztere war zugleich der fleißigſte Ueberſetzer altdeutſcher Dichtungen ins verſtändlichere Neudeutſch und erwarb ſich durch die weitere Verbreitung ſolcher Dichtungen ein großes Verdienſt. Schnezler brachte viele oberrheiniſche Sagen in Romanzenform, Fried in ſeinen Epheuranken Pfälzerſagen, Wolfgang Müller mehr niederrheiniſche, aber auch viele andere, Bechſtein, Adolf Bube (1825) und Welcker (1831) die Sagen Thüringens.

Eine Menge Romanzen gemiſchten Inhalts dichtete Krug von Nidda, der auch Erzählungen ſchrieb, die zu den beſſeren gehören (1821), ferner Samuel Chriſtoph Pape (1821) noch in Fouqué's empfindſamem Tone, Auguſt Nodnagel (1836), Fr. Förſter (1838), Louiſe v. Plönnies (1844), Alvin Reinbold (1846). Eine ungeheure Menge Romanzen, bändeweiſe, ſchrieb Nepomuk Vogl in Wien ſeit 1830. v. Gaal behandelte 1822 ungariſche Sagen in deutſchen Romanzen. Der Schotte Sinclair brachte 1812 altnordiſche Stoffe in deutſche Romanzen und behandelte den Cevennenkrieg in einer dramatiſchen Trilogie.

Zwölftes Buch.

Die jüngste Dichtung.

Aeußerlich fällt an der deutschen Dichtung, wie sie sich in den letzten vierzig Jahren seit dem Verfall der Romantik ausgebildet hat, nichts so sehr auf, als die ungeheuerliche Menge der Dichtungen. Kein Jahr vergeht, in welchem die Meßcataloge nicht hundert neue lyrische Werke, eben so viel oder noch mehr Romane und wenigstens halb so viel Schauspiele verzeichnen. Die Zahl unserer lebenden Dichter ist eine Myriade, und nicht einmal zu viel für die mehr als tausend jetzt in Deutschland bestehenden Buchhandlungen. Die Poesie, ehemals monarchisch, priesterlich oder wenigstens aristokratisch, ist demokratisirt worden, und nicht nur glaubt sich jeder, sobald es ihm nur einfällt, berechtigt, zu schreiben und drucken zu lassen, sondern eine zahlreiche Classe von Proletariern der Presse wird von den Verlegern zur poetischen Fabrikarbeit förmlich gedungen. Ein Kriterium des guten Geschmacks gibt es nicht mehr. Reiche Verleger und Lobassecuranzgesellschaften unter den Literaten selbst, oder das politische und kirchliche Parteiinteresse diktiren das öffentliche Urtheil. Nie zuvor ist daher so viel Schlechtes angepriesen und verbreitet, so viel Gutes verachtet und unterdrückt worden. Eine so monströse, unnatürliche und werthlose Production aber bei einer so charakterlosen Kritik steht zum wahren Bedürfniß und Recht der Nation in verkehrtem Verhältniß und kann nicht von Dauer seyn.

Als durchgreifende Tendenz im Chaos dieser poetischen Superfötation war zunächst eine gewaltige und unwiderstehliche Reaction gegen die Ro-

mantik wahrzunehmen. Je weniger die romantischen Dichter ihrer großen Mission, zur Nationalität und Kirche zurückzuführen, genügt hatten, um so schadenfroher und übermüthiger erhoben sich von allen Seiten die Anhänger des classischen Alterthums, der Renaissance, des poetischen Universalismus und Kosmopolitismus, des vornehmen Egoismus, des seichten Rationalismus, verbunden mit den jungen Schwärmern für den französischen Liberalismus und Socialismus, die neuen Propheten der Liederlichkeit, die Fleischesrehabilitatoren und die Todfeinde des Christenthums, die Juden. Darin gab sich nun nicht weniger Unnatur zu erkennen, wie in der äußern Demokratisirung und im Industrialismus der poetischen Presse.

Die Mehrheit theilte sich in eine Rechte und Linke. Die aristokratische Rechte füllte sich mit Epigonen, welche den Ruhm der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts sich als rechtmäßige Erben aneignen zu können glaubten, wenn sie nur in ihrer Manier fortdichteten, die demokratische Linke aber mit Anarchisten, welche die Poesie nur wie Schießbaumwolle präparirten, um damit alles Bestehende auseinander zu sprengen. Die Epigonen behaupteten das Uebergewicht, so lange die Restauration dauerte. Die Anarchisten erhielten es, als von Frankreich her die Revolution Fortschritte machte.

Erst nachher gelang es unter dem Schutt des gestürzten Epigonenthums und der mißrathenen Revolutionspoesie einigen jungen Keimen einer bessern Zukunft durchzudringen. Allerdings noch schwache Keime, die aber bedeutungsvoll sind, weil ihnen naturnothwendig noch viele von mehr Lebenskraft nachtreiben müssen. Keime nämlich einer wieder christlichen und wieder volksthümlichen Dichtung, derjenigen, zu der wir von allen Verirrungen, wie bisher, so künftig, immer und immer wieder zurückkehren müssen.

1.

Die Epigonen.

Es ist nicht ganz leicht, diese Herren zu rubriciren, eben weil es Epigonen sind. Sehr viele unter ihnen, und gerade die vornehmsten,

haben Göthe's Beiſpiel nachgeahmt und ihre Virtuoſität in gar vielen Manieren zu zeigen geſucht. Das formelle Talent, ſchöne Verſe, auch eine ſchöne Proſa, zeichnet die meiſten aus, während ihre Erfindungen ſchwach ſind. Man ſieht, daß ſie nicht mit friſchem, eigenem, unverfälſchtem Geiſte einen neuen Gegenſtand oder auch einen alten in ganz neuer Weiſe ergriffen, ſondern daß die Gedanken, Bilder, Gefühle und Verſe großer Meiſter, in die ſie ſich ganz hineingelebt hatten, in ihnen nachklangen, ſich unwillkührlich in ihnen reproducirten und die Originalität in ihnen, wenn auch eine Anlage dazu da war, nicht mehr aufkommen ließen.

Den echteſten Epigonencharakter trug Karl Lebrecht Immermann aus Magdeburg, Landesgerichtsrath in Düſſeldorf. Nie aus Leben und Natur ſchöpfend, ſondern ſich immer nur an fremder Dichtung begeiſternd, ahmte er Shakeſpeare, Göthe, Tieck ꝛc. nach, ohne je ſelber original zu werden. Und doch ſcheint er ſich eingebildet zu haben, ſo groß zu ſeyn, wie ſeine Vorbilder, denn er hielt und ſprach viel von ſich.

Schon in ſeinen lyriſchen Gedichten (1822 und 1830) ſieht er ſich ſelbſt als Endymion in ſüßem Schlummer von ſeiner Göttin geküßt und kramt, gleich dem alten Göthe, die Eitelkeiten ſeiner perſönlichen Sympathien und Antipathien aus, als ob es der Welt ungeheuer intereſſant ſeyn müßte, dergleichen zu erfahren.*) Dabei macht ſich ſchon in der erſten Jugendblüthe bei ihm ein Gelangweiltſeyn, jene Blaſirtheit und Europamüdigkeit bemerklich, mit der nachher ſo viele junge Dichter förmlich kokettirten, ohne zu ahnen, wie verächtlich ſie ſich ſelbſt dadurch machten. Immermann ſingt einmal:

Du endlich, lieber Gott, gehörſt
Zu denen auch, die mich verletzet.
Haſt, ohn einmal zu fragen erſt,
Mich auf den Sündenball geſetzet,
Doch, wie du dich an mir vermeſſen,
Es ſey vergeben und vergeſſen.

*) Zur Sittengeſchichte gehört, was wir dem Buch der Ludom. Aſſing über „Eliſe von Ahlefeld, Freundin Immermanns“ (1857) entnehmen. Eliſe, die Gattin des Major Lützow, der 1813 das berühmte Freicorps führte, fand ihren Mann zu proſaiſch, ſchied ſich von ihm und lebte mit Immermann, bis dieſer eine jüngere heirathete, die ihm aber auch wieder nicht genug poetiſch war. Lützow heirathete auch eine andere, ließ ſich aber nochmals ſcheiden. Eliſens und Immermanns Freundin Johanna Motherby lief ihrem Mann und zwei Kindern davon, einem jungen Manne nach, der ſie wieder ſitzen ließ, dann dem Shakeſpeare-Ueberſetzer Kaufmann, der mit Selbſtmord endete. Alles aus Schöngeiſterei.

Man merkt hier den verderblichen Einfluß, den der Jude Heine auf Immermann geübt hat. — Mit den Gedichten zugleich erſchienen 1822 „die Papierfenſter eines Eremiten“, Briefe, Fragmente und Aphorismen in Wertherſcher Proſa mit einem kleinen romantiſchen Schauſpiel als Anhang „die Verſchollene“, deren Stoff aus den von uns Theil I. S. 243 erzählten Legenden entlehnt iſt. — Sodann gab Immermann eine Menge Trauerſpiele heraus, mit denen er jedoch kein Glück machte, da er in der Regel gute Stoffe nur verzerrte und verdarb.

König Periander und ſein Haus, 1822. Periander, Tyrann von Korinth, entriß dem Volk ſeine Freiheit und beging die ſchändlichſten Grauſamkeiten. Unter andrem trieb er Blutſchande mit der Mutter und trat ſeine ſchwangere Gattin mit Füßen todt. Seinen Sohn Lykophron, der darüber weinte, verbannte er ꝛc. Dieſen häßlichen Tyrannen nun macht Immermann zum Helden ſeines Trauerſpiels und putzt ihn mit Empfindſamkeit auf. Der gute Vater kann es nicht übers Herz bringen, daß ihn ſeine Kinder nicht lieben. Neben dem Lykophron hat er noch den Thraſyll und die Meliſſa, die ſich eben ſo kalt gegen ihn benehmen. Das macht ihn ganz troſtlos. Lykophron fällt in der Verbannung in Wahnſinn und tobt, halb wie Hamlet, halb wie Lear, bis ihn die Korkyräer erſchlagen. Der Vater ſtirbt nicht, ſondern geht am Schluß nur mit verhülltem Haupte ins Elend, freiwillig ſich verbannend.

Das Thal von Ronceval, die bekannte Sage von Rolands Tod. Hier wird von Immermann in hergebrachten Schiller'ſchen Jambenphraſen geprahlt, getrotzt und gejammert. Nichts iſt dabei neu, als die obligate Liebe Rolands zu der Mohrenprinzeſſin Zoraide, die ſich Maria taufen läßt und noch den Schwerverwundeten tröſtet. Wie ungeheuer trivial im Vergleich zum Tode Rolands im alten Ruolantes Liede!

Edwin, rechtmäßiger Erbe des engliſchen Thrones, wird durch Rebellen, die ihn erkennen, auf den Thron erhoben. Immermann affectirt hier die Sprache Shakeſpeare's, ſeine Dichtung bleibt aber höchſt mager.

Petrarca. Während Petrarca ſich um Laura bemüht, mit ihrem Manne vor ihrem Fenſter ſich herumſchlägt und endlich von ihr für immer abgewieſen wird, bringt ſich Jeanneton, des Wirths in Avignon Tochter, die aus Liebe zu Petrarca, den ſie für den heiligen Sebaſtian hält, närriſch geworden iſt, ums Leben. Die unpaſſendſte Auffaſſung der zarten Sängerliebe Petrarca's.

Cardenio und Celinde, eine mittelmäßige und kahle Bearbeitung der ſchönen Dichtung des Andreas Gryphius. Vgl. Theil II. S. 405.

Ghismonda, eine eben ſo ſchwache Bearbeitung der altitalieniſchen Novelle. Neu iſt nur der Umſtand, daß der Liebende, weil ihm von ſeiner Geliebten Stillſchweigen auferlegt worden iſt, ſich von ihrem Vater ganz ruhig und ſtillſchweigend erdolchen läßt.

Das Trauerspiel in Tirol (1828), die bekannte Geschichte des Andreas Hofer, aber widrig entstellt dadurch, daß das Weib eines treuen Tirolers mit einem französischen Offiziere buhlt und Hofer selbst nur ein matter Abklatsch des Marquis Posa ist, indem er dem Vicekönig von Italien liberale Vorlesungen hält, wie Posa dem spanischen Philipp.

Kaiser Friedrich II. In diesem Trauerspiel charakterisirt Immermann nicht etwa den großen Kampf zwischen Staat und Kirche, sondern lenkt das Interesse allein auf die schöne Sarazenin Norelane, in welche sich beide Söhne des Kaisers, Enzius und Manfred, verlieben, bis sie entdecken, sie sey des Kaisers natürliche Tochter und ihre eigene Schwester. Sie aber, den gefangenen Geliebten und den kranken Vater nicht achtend, nimmt Gift. Der Dichter kann eine große Zeit und große Männer nicht jämmerlicher mißbrauchen.

Alexis (1830), die klägliche Geschichte des russischen Thronfolgers, welchen sein eigener Vater, Peter der Große, hinrichten ließ. Sehr breit ausgesponnen und ohne daß der Dichter die wahre Geschichte und das eigentliche Motiv des Mordes gekannt hätte.

Etwas besser ist Immermanns Lustspiel „das Auge der Liebe".

Amanda, eine Prinzessin, Liebling der Elfenkönigin Titania, wurde von dem erzürnten Gemahl derselben, Oberon, um die Titania zu kränken, entehrt und häßlich gemacht und sollte nicht eher wieder schön werden, als bis sie auch in dieser widerlichen Gestalt geliebt würde. Ein Prinz, ihr früherer Geliebter, findet sie und das Auge der Liebe erkennt auch in der äußersten Entstellung die Geliebte wieder, wodurch der Zauber gelöst wird.

Ziemlich unbedeutend ist das kleine Rührstück „die Nachbarn".
Abgeschmackt dagegen ist „die Schule der Frommen" (1829).

Ein Herr von Kamäleon spielt den Pietisten, schleicht sich bei einer hübschen jungen Wittwe ein, thut ehrbar und mäßig, hat aber heimlich Liebschaften und frißt Leberpasteten ꝛc. bis er ertappt wird; als er aber hört, es sey ein Regierungswechsel eingetreten und die Pietisten gelten nichts mehr, wirft er die Maske ab und wird überaus lustig und frivol. Unwahr und karikirt. Kein wahrer Tartuffe benimmt sich so.

In dem „Prinzen von Syracus", in der „Verkleidung", im „Magenschmerz", im „Merlin" arbeitet sich Immermann in Witz ab, worin er dem Shakespeare, Calderon und Tieck gleichkommen möchte, aber die Absichtlichkeit zerstört den Eindruck, man ist wie auf Schrauben gestellt.

Unglaublich fade ist „der neue Pygmalion", eine Erzählung Immermanns von 1830.

Ein reicher Baron liebt ein armes Mädchen und wird von ihr geliebt.

Aus zarter Scham verſchweigen ſie ihre Neigung, bis das Mädchen einmal einem Maler als Statue des Pygmalion zum Modell dient und den Baron im Zimmer daneben um ſie ſeufzen hört. Da ſpringt ſie vom Poſtament herab und zur Thüre hinaus in ſeine Arme.

Immermann ſchrieb nur zwei größere Romane in Proſa; in dem einen ahmt er Göthe's Meiſter, in dem andern Tiecks Novellen nach.

„Die Epigonen" ſind das am beſten ſtyliſirte Buch Immermanns. Die Sprache kommt an Schönheit der des Göthe'ſchen Wilhelm Meiſter auffallend nahe. Wenn nur auch der Inhalt dem jenes Meiſters nicht auch ſo gar nahe käme. Wir haben eine ganz epigonenmäßige Nachahmung vor uns; ein Schüler macht es hier dem Meiſter nach „wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt." — Hier eine Skizze des Inhalts.

Hermann, der Sohn eines Lübecker Senators, iſt auf einer Reiſe und trifft zufällig im Walde die junge wilde Fiametta (Flämmchen), Tochter eines in der Schlacht gefallenen polniſchen Offiziers und einer Spanierin, die von einem herumziehenden Komödianten erzogen worden iſt und jetzt einem alten Johanniterritter übergeben werden ſoll. Hermann glaubt zu ſchändlichen Zwecken, wirft ſich zum Ritter des unglücklichen Kindes auf, beleidigt den Ritter und wird von ihm im Zweikampfe ſchwer verwundet, aber im Walde von dem lieblichen Flämmchen gepflegt, die, in wunderlichem Aberglauben aufgewachſen, ſich feſt einbildet, Hermann ſey ein Prinz und ihr zum Gemahl beſtimmt. Als Knabe gekleidet folgt ihm Flämmchen in das Schloß eines Herzogs, wo er langſam geneſt und die intereſſanteſten Bekanntſchaften macht. Der Herzog iſt kinderlos und beerbt eine ausgeſtorbene ſehr reiche Linie, deren Beſitzungen aber dem Oheim Hermanns verpfändet ſind. Als Hermann wieder hergeſtellt iſt, ſorgt er für Flämmchens Ausbildung und verlobt ſich ſelbſt mit ſeiner Couſine Cornelie, Tochter des reichen Onkels; verliebt ſich aber in die ſchöne Johanna, eine uneheliche Schweſter des Herzogs, und glaubt in ihren Armen zu ruhen, aber Flämmchen hat die täuſchende Nacht benützt, ohne daß er es weiß. Zu ſeinem Glück, denn ſpäter wird entdeckt, Johanna ſey ſeine Schweſter, er ſelbſt ein Bruder des Herzogs. Flämmchen gebiert ein todtes Kind und ſtirbt ſelbſt, ſchickt aber noch vor ihrem Ende den Ring, den ſie in der geheimnißvollen Nacht Hermann entriſſen, dieſem zurück. Nun erſt erkennt er ſeinen Irrthum; und Johanna, die vollkommen rein vor ihm als Schweſter ſteht, führt ihm lächelnd die ſchöne und reiche Braut Cornelie zu, auf deren bedeutende Güter er nun ein doppeltes Recht hat als Bräutigam und als Erbe des herzoglichen Hauſes.

Abgeſehen von den vielen eingeſtreuten Geſprächen über allgemein intereſſante Gegenſtände, Dichtkunſt, Erziehung, Adel ꝛc., auf die ich keinen großen Werth legen möchte und die immer die Handlung eines Romans ſtören und uns „Iatt

des Gedichts zu ſehr den Verfaſſer zeigen, iſt der Roman vom Verfaſſer mit ſeltener Wärme und Liebe ausgearbeitet, die Malerei durchſichtig klar, die Sprache claſſiſch. Vorzüge, die auf jeder Seite an das große Vorbild, Göthe's Wilhelm Meiſter erinnern. Aber gerade dieſe Erinnerung ſtört den behaglichen Eindruck; zumal da es nicht bloß die Sprache, ſondern auch der Inhalt iſt, den Immermann von Göthe geborgt hat. Hermann, der Kaufmannsſohn, iſt ganz der nämliche, wie Wilhelm, der Kaufmannsſohn; reich, jung, ſchön, empfänglich für alle Reize, beſonders der Vornehmigkeit, überläßt er ſich der Woge des Zufalls, die ihn immer ſicher zu ſeinem Glücke trägt, und läßt ſich von den Frauen ſtill und laut anbeten, ſich überwiegend paſſiv zu ihnen verhaltend, und den männlichen Pol umdrehend in den weiblichen. — Eben ſo iſt Flämmchen eine Wiederholung der Mignon Göthe's, ſie lebt, ſie liebt, ſie ſtirbt wie Mignon; nur daß ſie ungleich munterer und wilder, ich möchte ſagen, zigeunermäßiger aufgefaßt iſt, wobei dem Dichter andere Vorbilder aus Arnim und namentlich aus Eichendorffs Ahnung und Gegenwart vorſchweben mochten. Das herzogliche Haus erinnert vielfach an das gräfliche in Meiſter, auch die erfahrenen, klugen, aber ſonderbarlichen Nebenperſonen.

Immermann hat den Roman „die Epigonen“ genannt, theils weil er einen Induſtrieritter zum Erben eines alten Fürſten macht, theils weil er unſere ganze Generation mit Epigonen vergleicht, die nur noch vom geiſtigen Erbe des vorigen Jahrhunderts, ſonderlich von Göthe, zehren. Aber dieſes Epigonengefühl Immermanns iſt ein krankhaftes und irrthümliches. Unſere Zeit iſt gar nicht ſo arm an eigenem Geiſt, wie Immermann ſich einbildet. Dieſer Geiſt iſt ſogar viel gewaltiger und tiefer, als der des vorigen Jahrhunderts. Die neue Zeit ſchmiedet Schwerter und Harniſche genug, es iſt gar nicht nöthig, ſich in Göthe's Schlafrock hinzuſetzen und ins vorige Jahrhundert hineinzuträumen. Die Arbeit des laufenden Jahrhunderts iſt großartiger und vielverſprechender als die des vorigen. Die deutſche Nation war im philoſophiſchen Jahrhundert unter der Herrſchaft des klaſſiſchen Geſchmacks ſich ſelbſt entfremdet worden. Jetzt erſt beginnt ſie die Wiedergeburt. Alle jüngeren Geiſter ſind berufen, aus dieſem friſchen klaren Born des neuen Lebens zu ſchöpfen, und nicht mehr aus dem ſtehenden faulen Abwaſſer des vorigen Jahrhunderts, deſſen theatraliſche Eitelkeit und poetiſche Schminke doch nur eine ſumpfige Tiefe vergoldete. Statt der gekrönten Poeten und äſthetiſchen Hofräthe haben wir doch jetzt etwas, was einigermaßen mit einem

Nationalgefühl verglichen werden kann, und ſtatt des Theaters haben wir wieder eine Kirche. Wer jetzt noch kein anderes Allerheiligſtes deutſcher Nation anerkennen will, als das Göthehaus in Weimar, den ſchleudert das Rad der Zeit weit hinter ſich zurück.

Der zweite große Roman Immermanns iſt „Münchhauſen“ (1838).

Ein Enkel des großen Lügners, Münchhauſen, hält vor einem einfältigen Edelmann, ſeiner ſchmachtenden Tochter und einem Schulmeiſter, der obgleich halb verrückt, noch den meiſten Verſtand hat, eine unendlich lange ironiſche Rede, worin er aus dem Hunderſten ins Tauſendſte kommt, vorzugsweiſe über die damals neuſte deutſche Literatur und kühlt ſein Müthchen an ſeinen Gegnern eklig, grämlich, verbittert, ohne Witz und ohne geſundes Urtheil. Hier nur eine Probe, die Schilderung einer Bücherſchlacht. Er hat Görres' Myſtik zuerſt mit Strauß Leben Jeſu, dann mit Voltaire's Pucelle zuſammengeſtellt. Im erſten Fall ſchlagen ſich die Bücherdeckel grimmig, im zweiten läßt ſich die Pucelle durch den heiligen Nachbar bekehren und der Druck verſchwindet von dem wieder weiß werdenden Papier. — Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das vorausſetzen! Wie weit entfernt iſt er von Tiecks heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünſteln ſtrebt.

Die hübſcheſte Dichtung Immermanns iſt das „Tulifäntchen“, ein komiſches Epos in hochtrabenden Eldverſen.

Prinz Tulifäntchen, ein Däumling, über deſſen Kleinheit ſich ſeine königlichen Eltern ſehr betrüben, beſchließt, durch die Größe ſeiner Thaten zu erſetzen, was ihm fehlt. Er ſetzt ſich zu Pferde, aber nur ins Ohr des Pferdes, weil er zu klein iſt, ihm auf den Rücken zu ſitzen. Er kommt ins Land der Amazonen, erlegt ſiegreich eine große Brummfliege, welche die ſchlafende Königin beläſtigt und erfährt von dieſer, ihre Tochter ſey in der Gewalt eines Rieſen. Indem er auszieht, um ſie zu befreien, gibt ihm eine liebreiche Fee das Mittel an. Er darf nur einen kleinen Stift ausziehen, der die ganze Mauer des Rieſenſchloſſes zuſammenhält, ſo muß ſie zuſammenfallen und den Rieſen erſchlagen. Er thut es, befreit die Prinzeſſin und wird ihr Gemahl, aber die ſtolze Prinzeſſin findet ihn viel zu klein, ſperrt ihn in einen Vogelbauer und hängt ihn ans Fenſter. Dieſe Schmach kann er nicht überleben und ſtürzt ſich aus dem Käfig hinab auf die Straße; aber die Fee fängt ihn in ihren weichen Armen auf und trägt ihn in ihr Wunderland.

Immerhin ein artiger, wenn auch unbedeutender Scherz, und mit beſter Laune in heroiſch komiſchem Style vorgetragen.

Einen ebenſo echten Epigonencharakter, wie Immermann, trug auch der Bayer Auguſt Graf v. Platen an ſich, und eben deshalb haßten

ſich beide tödtlich und verbitterten ſich das Leben. Jeder von beiden nämlich wollte nach Göthe als der erſte deutſche Dichter gelten. Schadenfroh ſchürte der kleine Jude Heine das Feuer dieſes Neides. Platen hatte von Heine, als dem Freunde Immermanns, geſagt, ſeine Küſſe dufteten nach Knoblauch. Dafür rächte ſich Heine in ſeiner ſchamloſen und heimtückiſchen Art, indem er aus ſeinem ſicheren Pariſer Verſteck heraus den unſchuldigen Grafen des griechiſchen Laſters zieh. Platen aber ſetzte ſich aufs hohe Roß und hoffte mit majeſtätiſchen Parabaſen den einen wie den andern ſeiner Gegner niederzuſtampfen.*)

Platen verſtand meiſterhaft, klangvolle Verſe zu machen, bildete ſich aber auf die Muſik ſeiner Sprache zu viel ein, da ihr der Inhalt an Werth und Anziehungskraft nicht immer gleich kam. Auch ſchwankte er zu unentſchieden zwiſchen entgegengeſetzten Manieren umher, zwiſchen Claſſicität und Romantik, Occident und Orient. Noch als Jüngling gab er 1821 die „Gaſelen“ heraus und weihte ſie Göthe.

Gaſelen, morgenländiſche Gefühle und Gedanken in morgenländiſchem Versmaß, nach Hafis und Vakis, blumenreich, weinſelig, noch mehr liebetrunken, behaglich, weichlich, zuweilen gnomiſch, immer aber wohlklingend.

Es folgten noch „ein Spiegel des Hafis“ und „neue Gaſelen“ in demſelben Ton und Geiſt, dann „lyriſche Blätter“ und „vermiſchte Schriften“ mit vielen Liedern und Romanzen und den erſten Verſuchen in claſſiſchen Oden, Elegien, Eklogen, worin der Dichter Meiſter werden ſollte. Eben ſo cultivirte Platen die romaniſche Form des Sonetts, überall kunſtgerecht, ſprachgewandt, wohllautend, geiſt- und phantaſiereich, aber nicht genug feſſelnd durch den Inhalt ſeiner überall nur kleinen und aufs mannigfachſte wechſelnden und ſpielenden Gedichte. Die Kraft des Dichters war nicht concentrirt und nicht auf einen großen Gegenſtand gerichtet. Er ſchien das zu fühlen und begann 1823 dramatiſche Arbeiten, aber zum Tragiſchen fehlte ihm die Tiefe.

Sein Tod Marats war nur ſkizzirt. Sein gläſerner Pantoffel miſcht zu willkührlich zwei deutſche Märchen in einander, Aſchenbrödel und Dornröschen. Noch weniger konnte er aus dem Schatz des Ramyſinit machen, den Jeder

*) Platen ſpottete in ſeinen „neuen Propheten“ 1817 über die Frommen mit eben ſo frechem Witz, wie Heine, hatte alſo kein Recht, ſich über ihn zu beklagen. In jenem Gedicht läßt er den h. Auguſtin das système de la nature und den h. Ignatius die pucelle ſtudiren.

haben, die Behauptungen und Annahmen unserer christlichen Dämonologen geradezu nur in so weit widerlegt werden, als man ihnen logische Widersprüche nachweisen kann. Da aber diese Männer die Aussprüche der maßgebenden Vernunft nicht anerkennen — missi abibunt.

Der Glaube an die Fortdauer der Seele oder des Geistes nach dem Tode ist dem Menschen tief eingeprägt, er ist eine durchgängige anthropologische Thatsache. Aber eben so entschieden ist in der allgemeinen Natur die unsrige so geordnet, daß die Sehnsucht, der Glaube nie zur materiellen Gewißheit werden kann. Der Begriff eines Hades, eines Mittelreichs zwischen Erde und Himmel, als Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, ist in den Religionen fast aller Völker mit ihren übrigen übersinnlichen Vorstellungen in anthropomorphistischen Zusammenhang gebracht. Ebenso allgemein ist der Glaube an die Macht der irren Geister, unter Umständen in diese irdische Welt hereinzuragen, den Lebenden sich sichtbar zu machen und sich ihnen mitzutheilen. Ueberall treten die Geister naturgemäß meist in der Gestalt und Tracht auf, wie sie leibten und lebten, mit ihren Waffen und Werkzeugen, und typisch ist in dieser Beziehung Scarrons gespenstischer Stallknecht, der

Avecque l'ombre d'une brosse
Nettoyait l'ombre d'un carrosse.

Der Geist Samuels, den die Hexe von Endor beschwor, und die sporenklirrenden Geister und Kapuziner zu Weinsberg sind in der Zeit die Endpunkte einer unendlichen Reihe von Wiedergekommenen; aber diese Unzahl von Gesichten war nicht im Stande, in der Geschichte den kleinsten Kern für das zu bilden, was man eine Erfahrung nennt. Die Geister bestätigen sehr natürlich immer nur die Dogmen des Volks, unter dem sie gelebt, und schwatzen vom Jenseits immer nur das aus, was man hinieden in ihrer alten Heimath von selbst voraussetzte. Erhebt sich eine Zeit oder ein Volk zu umfassenden spiritualistischen Ideen, so muß diese Zeit und dieses Volk den in den Annalen andersgläubiger Völker aufgeführten Gesichten, gerade wegen der Aussagen der Geister, die Objektivität abstreiten. In den Himmel und in die Hölle nebst etwaigem Zwischengebiet, woran der civilisirtere Mensch auf Erden glaubt, versetzt er logisch die gesammte Menschheit; dem Gott,

aus Herodot kennt. In Berengar iſt auch nur ein alter bekannter Märchenſtoff vom falſchen Bräutigam, den der rechte endlich vertreibt, wiedergegeben. Im Thurm mit ſieben Pforten desgleichen. Erſt „Treue um Treue“ erſcheint mehr ausgeführt und durch den Inhalt rührend. Es handelt ſich darin um die gegenſeitige Treue des jungen Grafen Aucaſſin und der ſchönen Nicolette, die um ſeinetwillen einen mächtigen und liebenswürdigen Herrſcher ausſchlägt; aber der Stoff iſt aus dem Franzöſiſchen entlehnt. Die Liga von Cambray feiert einen Sieg der Venetianer über die Deutſchen, ein für den deutſchen Dichter unpaſſender Stoff.

Alle dieſe Sachen ſind ſchwach und eines großen Dichters Ruf zu begründen unvermögend. Viel mehr Geiſt enthalten Platens ariſtophaniſche Luſtſpiele, wovon das eine gegen Müllner und die Schickſalstragiker, das andere gegen Immermann und die romantiſchen Epigonen gerichtet iſt.

Die verhängnißvolle Gabel, 1826. Eine allerdings nur arme Erfindung von einer Schickſalsgabel, die von einer Ahnfrau herſtammt, deren Geiſt nicht eher erlöst werden kann, bis der letzte des Stammes von der Gabel durchbohrt iſt „gleich einer gebratenen Gansbruſt“. An dieſem ſimpeln Gerüſt aber rankt ſich eine reiche Fülle von Witz empor, der in den prachtvollen Parabaſen juvenaliſch wird. Doch muß man auch wieder fragen, ob ſo viel Geiſteskraft auf den Tadel ſo kleiner Dinge und Perſonen verwendet, der Mühe werth war? Man braucht keine Blitze, um Käfer zu erſchlagen.

Der romantiſche Oedipus von 1829, gegen Immermann gerichtet, dem Platen wie einem Eſel die Löwenhaut umhängt, um ihn noch lächerlicher zu machen, als er ohnehin iſt. Der Held des Stücks „Nimmermann“ genießt unter den Heidſchnucken auf der Lüneburger Heide göttliche Verehrung und führt hier den ins Romantiſche überſetzten Oedipus des Sophokles auf, eine Quinteſſenz aller Unnatur und Unvernunft des modernen Theaters.

Bei alledem vergaß Platen, daß er ſelbſt nur ein Epigone war und daß ihn ſeine eigene Originalität nicht berechtigte, ſo gar tief auf Immermann herunterzuſehen. Beide haben ſich einander zu Tode geärgert. Platen lebte und ſchrieb in Italien. Er geſtand offen, er wolle nicht mehr nach Deutſchland heimkehren, bis ihm die höchſte Dichterehre erwieſen würde. Er wollte einfach und bequem auf Göthe's verlaſſenem Throne niederſitzen. Aber dieſe Hoffahrt, dieſes ſtete Verkünden von ſich ſelbſt, er werde noch Ungeheures leiſten, haben ihm in der öffentlichen Meinung geſchadet und der Tod erſparte ihm die Probe, das zu leiſten, was er verſprochen hatte.

Unter ſeinen kleinen Arbeiten iſt noch auszuzeichnen ein hübſches

Märchen „Roſenſohn“. Das epiſche Gedicht von den Abaſſiden zieht weniger an. Dagegen iſt die Romanze von Zobir ſchön.

Platens Gabel wurde im „König Kodrus“ von Karl Stahl 1839 nachgeahmt.

Auch hier wird der Modeliteratur und der Stutzerbärmlichkeit der jungen Poeten in klangvollen Verſen gezürnt, ſonderlich dem äſthetiſchen Theegeklatſch in Berlin und der Weiberemancipation ꝛc.

Die deutſche Dichtung fuhr fort, ſich auch viel mit Italien zu beſchäftigen. Jahr aus Jahr ein weideten deutſche Schafe drüben über den Alpen alles ab, was von Poeſie etwa noch nicht abgenagt war. Durch Kunſtreiſen nach Italien, durch einen Aufenthalt in Rom, Florenz, Neapel oder Venedig glaubte ſich der deutſche Dichtergeiſt immer noch zu adeln. Aber man ſuchte doch nicht die Kirche, ſondern das Heidenthum, den Sinnenreiz. Schöne Italienerinnen mit tiefſchwarzen Augen und Haaren und durch fremdartigen Wohlklang imponirende Namen wurden immer noch maſſenhaft für die deutſchen Trauerſpiele und Romane requirirt. Unter den deutſchen Dichtern, die ihre zweite Heimath in Italien fanden, ſteht (abgeſehen von Graf Platen) Herr von Rumohr oben an, ein wohlhabender Edelmann und Kunſtkenner, der in Berlin eine geehrte Stellung einnahm, lange in Italien lebte und viel über die Kunſt, auch über den Landbau in Oberitalien, eine Schule der Höflichkeit, ein Buch über Kochkunſt ſchrieb, alles behaglich, vornehm, voll Verſtand und feiner Ironie. In den „Denkwürdigkeiten aus alten Papieren“ 1832 ſchildert er die Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege. In ſeinen Novellen iſt, was er aus Italien erzählt, beſſer, als ſeine Verſuche in deutſchen Dorfgeſchichten. Erfindungsgabe ging ihm ab, auch fällt er immer in den redſeligen Belehrungston. Am witzigſten iſt ſein „Hundefuchſenſtreit“ (von 1835) in Knittelverſen.

Der Pfarrer iſt in der Kirche, die Magd daheim eingeſchlafen. Da plündern die magern Hunde die Küche und Speiſekammer aus und tragen ihre Beute in den Wald. Der heimgekehrte Pfarrer glaubt, als die Hunde heimkommen, ſie hätten die Diebe verfolgt. Nun ſpekulirt aber der Fuchs auf den Hühnerſtall und beſticht die Katze, ihn einzulaſſen. Unterwegs hört der Fuchs ein Geſpräch mit dem Löwen einer Menagerie. Der Einbruch in den Hühnerſtall erfolgt, die Hunde aber ſind wachſam und fangen die Katze, der Fuchs

entſpringt, aber auch er wird im Freien noch ereilt. Die Natur der Thiere iſt von Rumohr ſehr treu und mit gutem Humor aufgefaßt.

Wilhelm Waiblinger, ein früh überreiftes Genie aus Reutlingen, ſtarb in Folge ſeiner Lüderlichkeit jung an Jahren in Rom, nachdem er ſchon viel hatte drucken laſſen. Er nahm ſich Hölderlin zum Muſter, ohne deſſen tiefes Gefühl zu beſitzen, und ſchrieb 1823 Lieder der Griechen (zum Beſten der eben damals gegen die Türken aufgeſtandenen Neugriechen), dann einen philoſophiſchen Roman Phaëton voll von jugendlichem Schwulſt. Später in Italien verweilend ſchilderte er das dortige Leben in Gedichten und Novellen.

Auch der Schleſier Auguſt Kopiſch, der als Dichter und Maler gleich ausgezeichnet in Berlin ſtarb, lebte viele Jahre in Italien, überſetzte den Dante und lieferte einen reichen Commentar dazu, übertrug auch unter dem Titel Agrumi die ſchönſten italieniſchen Volkslieder ins Deutſche und gab eigene Gedichte unter dem Titel „allerlei Geiſter“ heraus (1848), worin beſonders viele zarte Elben-, Nixenſagen und Märchenhaftes vorkommt. Sein Lied vom Meeresleuchten, worin er das flammende Meer mit der Liebe vergleicht, in der er unterzugehen zittert, gehört zu den ſchönſten Bildern ſeiner italieniſchen Erinnerungen. Ueberhaupt iſt ihm das glückliche Auffinden geheimnißvoller Naturreize des Südens eigen, wie auch ihm zuerſt, dem kühnen Schwimmer, beſchieden war, die wundervolle blaue Grotte tief unter dem Felſen von Capri zu entdecken.

Ein großer Enthuſiaſt für Italien war auch ſein Landsmann, Franz Freiherr v. Gaudy, preußiſcher Offizier. Aus Armuth gezwungen, ſeiner Geliebten zu entſagen, beſang er ſie in zarten Elegien unter dem Titel Erato 1829. Nachher ſchrieb er noch zahlloſe Gedichte und Novellen und bereiſte Italien, ſtarb aber plötzlich, erſt 39 Jahre alt. Er beſaß viel Talent, ſchrieb aber zu flüchtig, zu viel und zu heterogen.

Bald ahmt er Jean Paul nach (in den Papieren des Candidaten Ballhorn, dem Sonntag eines Schulmanns, den elenden Bemerkungen über Orden, Reden bei der Taufe einer Mißgeburt ꝛc.), bald Cervantes und Callot-Hoffmann (im Hund Berganza). Bald ſchreibt er Kaiſerlieder zu Ehren Napoleons, bald Schildſagen zu Ehren des deutſchen Adels und ſeiner Wappen. Bald iſt er humoriſtiſch und witzig, bald tief tragiſch. In dem Gedicht „Paulina“ muß eine edle Polin ihren Geliebten, der die Nacht bei ihr zugebracht, am Morgen

vor ihrem Fenſter als Opfer der Rache hängen ſehen. In dem Gedicht „Ludwiga“ entſagt die Dame ihrem Treugeliebten aus bloßer Rückſicht für ihren verſtorbenen Vater. Ungleich beſſer iſt die naive „Schülerliebe“, eine Novelle. Italien hat ihn am meiſten beſchäftigt. Er ſchildert ſeine Reiſen dort und ſchreibt eine Menge venetianiſcher, römiſcher und anderer Novellen, meiſt ernſten und düſteren Inhaltes. Weit beſſer als alle das iſt ſein „Tagebuch eines Schneidergeſellen auf einer Reiſe nach Italien“, die Parodie der jämmerlichen Reiſe Nicolai's, der damals die Welt mit abgeſchmackten Klagen über die Reiſenoth, die er in Italien ausgeſtanden hatte, erfüllte. Unter den vielen Romanzen Gaudy's kommen auch ruſſiſche Märchen vor, unter dem Namen „Copien eines Laien“ beſchrieb er berühmte Bilder. Viele höchſt zärtliche Lieder zeugen von ſeinem warmen Herzen. Aber es fehlt bei ihm auch nicht an guten Spottliedern auf die wiederkehrende Rococomode, auf die Stutzer, auf Thorheiten und Schwächen der Zeit aller Art.

Der 1840 in Breslau anonym erſchienene Roman „Edward in Rom“ (von Meyer).

ſternbaldiſirt inſofern, als er einen jungen Enthuſiaſten die Kunſtſchätze Roms in Geſellſchaft hochadeliger Perſonen genießen läßt. Damit aber der derben Proſa und dem ſchrecklichen Realismus der Zeit ihr Recht werde, geſteht die hochgebildete polniſche Gräfin ihrem jungen Liebhaber Edward ganz naiv, ſie habe ihren Mann umgebracht, worauf ſich auch Edward verzweifelnd in's Waſſer ſtürzt.

Auch die Romane von Levin Schücking ſternbaldiſiren ein wenig, ſofern Adel und Künſtler darin die Brennpunkte ſind und es ſeine geiſtreichen Nordländer immer nach Italien hinzieht.

Aus dem „Schloß am Meere“ (Roman von 1843), wo der Gutsherr durch falſche Leuchtſignale die Schiffe ſtranden macht und ausraubt, flieht die edle Tochter mit der zufällig hier geſtrandeten Gräfin Albany und deren geliebtem Dichter Alfieri nach Italien und findet hier einen edeln deutſchen Gatten.

Unter den Deutſchen, die ſich für Italien poetiſch intereſſirt haben, macht ſich Eduard Vogs bemerklich durch ſeine liebliche Idylle „Pepita“ von 1844.

Der Deutſche verliebt ſich in Pepita, das reizendſte Bauernmädchen von Sorrent. Ihr Liebhaber Cecco iſt zu feig, es mit dem Deutſchen aufzunehmen. Dieſer reiſt nach Neapel, bleibt aber mit Pepita in Verbindung durch die Taubenpoſt, kehrt noch einmal zurück, iſt noch einmal bei ihr glücklich und ſieht ſie dann nie wieder.

Ganz im Ton des Properz und Göthe. Die italieniſche „Reiſe des

Kriegscommiſſär Pipitz" von 1841, ein Proſaroman von demſelben Verfaſſer, iſt viel ſchwächer. — Im „Romancero" der Betty Paoli (1845) kommt vor:

Der empfindſame Tod des Componiſten des stabat mater; die rührende Klage der Maria Pellico um ihren gefangenen Bruder Sylvio, den berühmten Dichter; ein Todtenopfer für zwei politiſche Verbrecher, „die Beichte des Mönchs," der ſich in eine ſchöne Leiche verliebt, die durch Teufelskunſt wieder lebendig wurde, um ihn zu verführen; Fiamma, die am Hochzeitstage im Becher Blut ſtatt Wein findet, dadurch erinnert wird, daß ſie in früher Jugend dem Heiland, der am Kreuze ſtirbt, verlobt worden, und plötzlich ſtirbt, um den irdiſchen Bräutigam mit dem himmliſchen zu vertauſchen.

Wir müſſen hieher auch den Dichter Ferdinand Gregorovius zählen. In ſeinem „Werdomar und Wladislaw", einem Roman (1845),

loderte ſeine erſte romantiſche Gluth auf, ein wenig wild. Schwärmeriſche Liebe, Tummeln in der großen Welt, Badeleben, Spielhölle, Selbſtmord enden als rauſchendes allegro im ſentimentalen adagio der Heimath und des Stilllebens.

In vollendeter Reife erſcheint dagegen der Dichter in dem lieblichen Epos „Euphorion" von 1858, worin er mit dem Engländer Bulwer wetteifert, die Zerſtörung Pompeji's auf das rührendſte auszumalen.

Euphorion, ein aus Griechenland geraubter Künſtler, muß Sklave werden in der Werkſtatt des Arrius, eines reichen römiſchen Künſtlers zu Pompeji, und verfertigt für ihn die künſtlichſten Arbeiten, ſonderlich einen (noch unter den Alterthümern von Pompeji erhaltenen) Kandelaber. Er hat manche Noth auszuſtehen von unwiſſenden Tadlern, macht aber, obgleich Sklave, das Königthum des Genies geltend. Nachdem ihm ſein ſchönſtes Kunſtwerk gelungen, bekränzen ihn die Mädchen. — Menandros iſt ſein Tadler und Nebenbuhler. Des Arrius ſchöne Tochter Jone hat aber ſchon ihr Herz dem Künſtler zugewendet. Euphorion vollbringt ein herrliches Kunſtwerk, wofür er die Freiheit erhält. Da tobt der Veſuv, Pompeji geht unter und nur auf wunderbare Weiſe rettet Euphorion die Jone und ihren Bruder und ein griechiſcher Schiffer bringt ſie in Euphorions ſchöne Heimath.

Das Gedicht iſt in den ſchönſten Hexametern geſchrieben.

Das alte Griechenland begeiſterte die deutſchen Dichter immer noch. Friedrich Adolf Kuhn in ſeinen Gedichten (1820) ahmte Schillers und Göthe's antike Balladen nach. (Sophokles, Anakreon, der ſchöne Greis, zu dem alle Götter niederſteigen.) Eben ſo Gries, der Ueberſetzer des

Taſſo, Arioſt, Bojardo, Calderon ꝛc. (Phaeton, die Danaiden). Bacchus, Epos von Karl Baron von Nordek, 1827, in achtzeiligen Stanzen,

ſchildert die Liebe des Zeus zur Semele, die Geburt des Bacchus, ſein Heergefolge, ſeinen Zug nach Platäa, ſeine Beſtrafung des König Agaſtos, mit eingeflochtenen Epiſoden von Perſeus, Kephalos und Prokris ꝛc. Dieſe Auffaſſung bleibt weit hinter dem geiſtvollen Gedicht des Nonnus zurück.

Ein gar wunderliches Gedicht war 1817 die „Tantalis" des Herrn von Kurowsky-Elchen.

Tantalis, eine gewaltige Stadt an der Oſtſee, wird gegründet von Tantalus, dem Empörer gegen die Götter, dem böſen Princip, mit Hülfe der Furie Alecto und der Here, die immer das Böſe will. Aber Zeus ſteht unter der Leitung der Rhea, des guten Princips, alſo daß Tantalis zerſtört wird.

Eben ſo wunderlich iſt W. Heidelbergs Epos „Orpheus und Euridice" von 1829.

Orpheus geht in die Unterwelt, um ſeine geliebte Euridice zurückzuholen, findet aber nicht blos die alten, ſondern auch die neuen Bewohner der Hölle. Der proteſtantiſche Dichter läßt den thrakiſchen Sänger ſich weiden an den Höllenqualen des ſiebenten Gregor und der Marquiſe de Pompadour. Nachher ſchickt er ihn auch nach Elyſium, wo ſich die klaſſiſchen Dichter beiſammen finden und Göthe ſich bereits als Seliger oder Allerhöchſtſeliger präſentirt, obgleich er damals noch in Weimar lebte. Erbärmlicher Unſinn.

Groſchvetter beſang 1836 den Phaeton. Das ſchöne Märchen des Apulejus von Amor und Pſyche wurde 1836 von Ado Schütt in achtzeiligen Stanzen behandelt, und 1838 von H. A. Clodius ſeltſam umgeſtaltet.

Eros ſtellt hier, ganz unpaſſenderweiſe, die chriſtliche Liebe, das Chriſtenthum überhaupt vor. Pſyche ſoll an den unſichtbaren Gott glauben, ſehen wollen iſt ſchon Unglaube, ſie frevelt mit ihrer Neugier und findet zwar nach langer Prüfung den Eros wieder und wird mit ihm in Gegenwart der alten Götter vermählt, aber an der Hochzeit wird die ganze Götterwelt verſteinert, während Eros ſich wieder unſichtbar macht. Nun entſteigt zwar Pſyche als Seele dem kalten Stein, kann jedoch ihren Geliebten nicht wiederfinden und irrt ruhelos umher, wie der ewige Jude.

Antike Tragödien wurden häufig nachgeahmt. Eine der beſten war der Laokoon von G. Chr. Braun (1824), weil hier durchgeführt iſt, wie der edle Seher, der allein die Wahrheit weiß, eben deshalb Opfer der Lüge wird. Um ſchöne Verſe und Sentenzen gaben ſich alle Dichter

Mühe, aber den alten antiken Styl erreichten ſie doch nicht, weil ihnen die Schiller'ſche Declamation und die Empfindſamkeit immer in die Quere kam. Die Zahl der antikiſirenden Tragödien ſeit vierzig Jahren iſt groß. Die Niobe allein wurde dreimal (von Wilhelm Schütz, Weichſelbaumer und Julius Körner), die Dido gleichfalls dreimal (von Gehe, Weichſelbaumer und Schöll), auch Sappho dreimal (von Kleiſt, Gubitz und Grillparzer), Achill auf Skyros zweimal (von Zimmermann und Klauſen) behandelt, Polykrates von Schnitter, Aëdon von Sondershauſen ꝛc. Vorzugsweiſe ſentimental 1805 faßte auch Weichſelbaumer die antike Tragödie auf. In ſeinem Menökeus (1821) rettet dieſer durch Selbſtaufopferung das ſchwerbelagerte Theben. In ſeiner Oenone ſtirbt Paris in den Armen dieſer ſeiner früher verſchmähten Schönen. Eine faſt Kotzebue'ſche Verſöhnung nach der unbarmherzigſten Beleidigung. Eben ſo weichlich hat er „Dido“ und „Niobe“ behandelt.

Unter den neueſten zeichnet ſich Ariadne von Oſann aus. Meleager von Heyſe iſt nicht mehr die antike Geſtalt, ſondern romantiſch und ſentimental geworden. In Telephos hat noch zuletzt (1858) Friedrich Beck eine trefflich ſtiliſirte, aber kalte Muſtertragödie aufgeſtellt, die uns mahnt wie ein Vaſenbild.

Noch ungleich häufiger, als mythiſche, wurden geſchichtliche Stoffe aus dem klaſſiſchen Alterthum in Jambentragödien behandelt. Kaum iſt ein griechiſcher oder römiſcher Held, König, Weiſer übrig, von dem man nicht ein, bisweilen ein halbes Duzend deutſche Trauerſpiele aufzuweiſen hat. Cholevius hat in ſeinem Werk vier ganze Seiten mit Namen derſelben angefüllt und bei weitem noch nicht alle verzeichnet. Ich glaube ſie übergehen zu ſollen.

Die Verſuche, altnordiſches Heldenthum in modernen romantiſchen Verarbeitungen epiſch oder gar für die Bühne darzuſtellen, ſind, meiner Meinung nach, alle mißlungen. Das Titanenhafte der nordiſchen Geſtalten paßt nun einmal nicht in die romantiſche Kleinmeiſterei und noch viel weniger auf die Bühne. Wie Elephanten zerreißen ſie die Guirlanden zarter Verſe, mit denen man ſie halten, und zertreten die Bretter, auf denen man ſie ſpielen laſſen will. Zu den beſſern Verſuchen gehört des Herrn von Querfurth (Curt Oswald) „Harald Sängerkönig“, 1856. Hier iſt in würdiger Weiſe der tiefe Ernſt der nordiſchen Sage

eingehalten und ſpielt die nordiſche Götterwelt lebendig in die Handlung hinein. Aber für die moderne Welt iſt das Gedicht zu fremd und für die Zeit, die es ſchildert, doch viel zu modern. Der ſanfte Geibel hätte ſich nie an die gewaltige Brynhilldur wagen ſollen, ebenſo wenig Hebbel an die Nibelungen.

Der Poeſie des Orients wandte ſich, wie wir oben ſchon bemerkt, vorzugsweiſe Rückert zu. Der Bilder des Orients von H. Stieglitz (1833) iſt nur zu erwähnen als eines Extrems von poetiſcher Impotenz bei krankhaftem Productionsdrange. Stieglitz malt nach orientaliſchen Dichtern und Reiſebeſchreibungen matte Bilder mit empfindſamer Zuthat. In jüngſter Zeit hat Bodenſtedt mit viel Feuer und Phantaſie morgenländiſche Scenen behandelt, in ſeinem 1001 Tag (Reiſeſchilderungen und Gedichte vermiſcht mit Erzählungen) 1850, in ſeinen Schilderungen der Tſcherkeſſen, ſeinem Gedicht „Aba, die Lesghierin“,

ein hübſches Bild aus dem Kaukaſus, in welchem ein Todfeind, indem er des Hauſes Gaſtlichkeit genießt, zum Freunde wird und die Tochter des Hauſes liebt, auch Schamyl auftritt ꝛc.

In den „Liedern des Mirza-Schaffy“ hat Bodenſtedt die ganze Ueppigkeit des Hafis und Bakis nachgeahmt und uns das orientaliſche Leben von ſeiner verführeriſcheſten Seite gezeigt.

Wir müſſen noch einige epiſche Dichtungen gemiſchten Stoffs durchmuſtern. Ladislaw Pyrker, Erzbiſchof von Erlau in Ungarn, gab 1819 ein Epos „Tuniſias“ und 1824 ein zweites „Rudolfias“ heraus.

Das erſte handelt von Kaiſer Karls V. Zug wider Tunis, das zweite von Rudolf von Habsburg, beide zeichnen ſich durch wohlklingende Hexameter und lebendige Schilderungen von Kriegsſcenen, Land und Meer aus.

Er ſchrieb auch eine verſificirte „Legende der Heiligen“ und „Perlen der heiligen Vorzeit“, Scenen aus dem alten Teſtamente. Noch Klopſtocks Schule angehörend iſt er kein ſchlechter Dichter, verdient aber nicht, unter die erſten Claſſiker der Nation geſtellt zu werden, wie geſchehen iſt.

Peter Friedrich Kannegießer, nicht zu verwechſeln mit Karl Ludwig Kannegießer, dem Ueberſetzer des Dante, ſchrieb 1811 ein Heldengedicht in Hexametern: „Tataris oder das befreite Schleſien“, voll lebendiger Kampfbilder und warmer Vaterlandsliebe. Krug von Nidda be-

ſang in einem Epos den Skanderbeg. Lindenhahn ſchrieb 1829 „das gerettete Malta“ in prächtigen Hexametern

mit echt homeriſchen Beſchreibungen der Schiffsrüſtung, der Schlacht, der Inſeln, des Samum, eines edeln Roſſes ꝛc. Aber der Dichter übertreibt und ſucht unmögliche Effecte, z. B. in einer förmlichen Schlacht von Tauchern unter dem Meere.

In demſelben Jahr gab Egon Ebert in Prag ſein Epos „Wlaſta“ heraus, welches den Krieg der böhmiſchen Amazonen ein wenig zu empfindſam auffaßt. In derſelben empfindſamen Manier iſt ſein „Kloſter“ gedichtet.

Ein junger Müller will eben ins Kloſter gehen, als er ſeine Geliebte wiederfindet und von dem menſchenfreundlichen Prior mit ihr verbunden wird.

Unter den zahlreichen epiſchen Dichtungen der letzten Jahrzehnte bemerken wir noch: Wolfarts Rheinfahrt (1815), Hagens Ottfried und Liſena (1820), Stubenrauchs Euſebia (1824), Eberhards Schöpfung (1828), Schölls Paulus und Graf Blankenſee's Wanderer, ein Lehrgedicht (1830), Graf Auerſpergs letzter Ritter (Max I.), dem Duller die Wittelsbacher und Frankl das Habsburglied (1832) folgen ließ, der Adelheid von Stolterfoth Alfred und Waſſerburgs Sündfluth (1834), Otto's Columbus und Toblers Enkel Winkelried's (1837), O. L. B. Wolffs Abälard und Heloiſe (1838), Becks Otto der Große (1839), Schramms Paulus und Hermann (1842), Simons Guſtav Adolph, Stamms Heſperus und Theodor Apels Meluſine (1844), Söltls Conradin (1844).

Eigenthümlichkeit beanſprucht Moritz Hartmanns Epos in Hexametern „Adam und Eva“, iſt aber voll Unnatur.

Aus Furcht vor den Ruſſen wird die junge Eva im Walde verſteckt, mit ihr der junge Adam. Da leben ſie wie im Paradieſe, aber ein Ruſſenfeind und Demokrat, der in der Kutte privatiſirt, weiht ihn in die Revolution ein, zu deren künftigem Heros er heroiſch heranwächst.

Seit der Revolution von 1848 kam eine neue epiſch-lyriſche Manier auf, welcher viele Dichter ſich zuwandten. Es war eigentlich ein Zuſammenſchmelzen der ehemaligen Romanzencyclen in ein Ganzes in kurzen Verſen mit lyriſchen Ausſchweifungen. In dieſer Manier war ſchon 1847 Heſſemanns Juſſuf und Naſiſſe geſchrieben.

Eine freie Umſchreibung der berühmten morgenländiſchen Dichtung von

Juſſuf und Suleicha. Juſſuf dient als wunderſchöner Jüngling am Hofe eines Sultans, widerſteht allen Verfolgungen und erhält zuletzt die Hand der geliebten Prinzeſſin.

Größere Verbreitung fand die bezeichnete Manier, ſeit Oskar von Redwitz ſeinen berühmten Amaranth in dieſer lyriſch-epiſchen Form ſchrieb. Von ihm rede ich ſpäter, der Tendenz wegen unter den religiösen Dichtungen.

Otto Roquette nahm die lyriſch-epiſche Form und von Bogumil Golz die Vertiefung in den Naturzauber an. So entſtand ihm „Waldmeiſters Brautfahrt", ein Gedicht in kurzen Verſen, welches ſehr viel Beifall fand.

Waldmeiſter liebt die Prinzeſſin Rebenblüthe und trotz des zornigen Königs Gundermann und ſeines ſtachlichten Haushofmeiſters Wachholder gelangt er zum Ziel. Eine Allegorie des beliebten Maitranks.

Deſſelben Dichters „Tag von St. Jakob" (1852)

ſchildert den heroiſchen Tod einer Schweizer Jungfrau (Verena), die mit der Leiche ihres Geliebten, der bei St. Jakob fiel, in der Kapelle verbrennt, nachdem ſie mit dem Morgenſtern in kräftiger Fauſt ihren Bedränger niedergeſchlagen.

Im „Herrn Heinrich" beſingt Roquette die Wahl Heinrichs des Vogelers zum deutſchen König. „Hans Heidekukuk" iſt eine Nürnberger Idylle.

Hans, ein Schreinerjunge, ſpielt mit in Faſtnachtsſpielen des Hans Sachs und liebt die Tochter eines vornehmen Rathsherrn, wird aber auf der Bühne ausgelacht und vom ſtrengen Rathsherrn, der ihn bei ſeiner Tochter überraſcht, ſchimpflich fortgejagt. Das Unglück aber gibt ihm Kraft. Er wird Soldat, zeichnet ſich aus, kommt als Sieger zurück und empfängt den Lorbeerkranz aus der Hand ſeiner Geliebten, und bald darauf dieſe ſelbſt.

Roquette hat auch viel Lyriſches geſchrieben, mit leichter Anmuth, meiſt von Natur und Liebe handelnd. Seine Romane „Orion" und „Jucunde" ſind ſchwach, ſeine Helden haben „etwas vom Studenten und etwas vom Künſtler".

Adolf Böttger ſchrieb in demſelben Styl 1850 „Dämon und Engel",

die Liebe Roberts des Normannen zur ſchönen Kaiſertochter. Robert erſcheint erſt als Dämon, zuletzt als Engel zu ihrem Schutz.

den er anbetet, und ſeinen Heiligen unterwirft er jenſeits das ganze Geſchlecht, das ſich auf Erden ſeinen Geboten geſträubt oder auch nie etwas davon vernommen; nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß in dem Reiche, wo ſein Gott allein regiert, lohnt und ſtraft, ſeinen Glaubensgenoſſen ein mehr oder minder bedeutender Voraus geſichert iſt. Im Jenſeits des Moslems ſitzen Juden und Chriſten ſämmtlich geradezu in der Hölle, und unſere heutigen proteſtantiſchen Myſtiker huldigen nur dem Genius einer Zeit, welche ſich der Todesſtrafe ſträubt und Geſetze gegen die Thierquäler vorbereitet, wenn ſie jenſeits neben den ſchlechten Chriſten alle Juden, Moslems und Heiden von erleuchteten Geiſtern katechiſiren laſſen und das Miſſionswerk verewigen, das dieſſeits ſo problematiſche Früchte trägt. Unter dieſen Umſtänden kann keine Erſcheinung eines Geiſtes, der von jener Welt im Namen des einen Propheten Zeugniß ablegt, für den gläubigen Verehrer des andern die mindeſte Beweiskraft haben; und dazu kommt noch, daß die Schismen im Schooße deſſelben Bekenntniſſes auch Himmel und Hölle verſchieden organiſiren. Ein katholiſches Geſpenſt kann Dinge ausſagen, die es dem Proteſtanten zur Nothwendigkeit machen, dem Geiſterſeher unbedingt die Wirklichkeit ſeiner Viſion abzuſtreiten, und die Kirche, welche hier ſchon die Seelen „hereinkommen" heißt, damit ſie nicht dort ewig verloren ſeyen, kann unmöglich zugeben, daß etwa der Geiſt eines proteſtantiſchen Pfarrers, ſchwarz, wie er Anfangs iſt, unter den Gebeten einer Somnambülen immer lichter werde und am Ende mit dem Patent der Seligkeit abziehe.

Es gibt eine in der Dämonologie berühmte Geſchichte, welche für den Sinn des Gehörs gerade ſo typiſch iſt wie Scarrons Geſpenſt für das Geſicht. Der Florentiner Marſilius Ficinus (geb. 1433) hatte mit ſeinem Freunde Mercato verabredet, welcher von ihnen zuerſt ſterbe, ſolle dem andern wo möglich erſcheinen und Nachricht vom Jenſeits bringen. Mercato ſchreibt eines Morgens, da hört er auf einmal einen Reiter vorbeiſprengen und unter ſeinem Fenſter mit Ficin's bekannter Stimme rufen: O Michael, vera sunt illa! Mercato eilt ans Fenſter und ſieht eben noch ſeinen Freund, weiß gekleidet, auf einem fahlen Pferde um die Ecke biegen. Ficin war um dieſelbe Stunde geſtorben. — Dieſes vera sunt illa iſt der kurzgefaßte Inhalt aller Geiſterausſagen.

Drei Jahre ſpäter gab Böttger die „Habana“ heraus, in derſelben Form.

Habana iſt ein ſchönes Indianermädchen, in welches ſich ein Spanier verliebt und welches deshalb das Opfer ſchrecklicher Rache wird. Nach ihrem Namen nennt der Spanier die erſte Niederlaſſung auf Cuba.

Wolfgang Müller von Königswinter gab 1852 ſeine „Malkönigin“ heraus, eine hübſche ländliche Idylle. Auch einige heroiſche Geſchichtsſpiegel erſchienen in dieſer Form. Scherenberg ſchrieb ein Epos „Waterloo“ und Franz Löher 1854 einen „General Yorck“.

Yorck, eines Bauern Sohn, wird von ſeiner geliebten Grete abgewieſen, geht in den Krieg und ſteigt zum General auf. Als er die Grete wiederſieht, ruft er ihr zu: „Gretchen, wers gethan hätte!“ Sie aber antwortet: „Johannchen, wers gewußt hätte!“ Im Uebrigen beſchreibt das Gedicht die bunten Kreuz- und Querzüge und Heldenthaten des berühmten Generals.

In demſelben Styl ſchrieb Hocker 1855 „Engelhart und Engeltrut“, eine moderne Umgeſtaltung der ſchönen Sage, die wir Theil I. S. 391 kennen gelernt haben. Und Max Waldau (Spiller v. Hauenſchild) ſeine „Cordula“, eine Sage aus Graubündten.

2.

Die Jambentragödien.

In ſeinen ſentenziöſen Jambentragödien hatte Schiller ein Paradepferd geſattelt, auf dem in den letzten fünfzig Jahren jeder Stümper reiten wollte. Dieſe Jambentragödien ſind eine wahre Calamität der deutſchen Literatur. In ihnen bewährt ſich das Epigonenthum am zäheſten in Anmaßung ohne Verdienſt, im Erhaltungstrieb ohne Potenz. Die Mittelmäßigkeit wird nicht müde, auf den Stelzen dieſer hochtrabenden Jamben zu gehen und hohle, hundertmal gehörte Phraſen zu drechſeln. Das falſche Pathos iſt ihr Grundzug. Man wird an den Lumpenkönig in Hamlet erinnert. Und dieſe Tragödien ſehen ſich alle einander ähnlich, wie ruſſiſche Soldaten. Von Schillers leidenſchaftlichem Feuer, von ſeiner hinreißenden Beredſamkeit, von Shakeſpeare's feinem Geiſt und überreicher Phantaſie, von Leſſings milder Ruhe und Beredſamkeit iſt ſelten

eine Spur zu finden, faſt immer nur hohle Phraſe, Großthuerei und nichts dahinter. Indem die Dichter nur einen gegebenen geſchichtlichen Stoff bearbeiten, erſparen ſie ſich die eigene Erfindung oder wenden die letztere leider gar häufig nur zur Verunſtaltung des gegebenen Stoffes an, indem ſie die wahre Geſchichte verfälſchen, alten Helden und Naturmenſchen moderne Parteidoctrinen in den Mund legen oder ihnen dumme Liebſchaften andichten. Die Zahl dieſer Stücke belauft ſich ſchon auf mehr als tauſend und da noch immer neue hinzukommen, wäre es nicht der Mühe werth, weder ſie nach den Namen der Verfaſſer, von denen die größte Mehrheit der Vergeſſenheit werth iſt, noch nach den geſchichtlichen Stoffen zu rubricieren. Kaum iſt ein Held und eine wichtige Begebenheit der Weltgeſchichte übrig, aus denen nicht eine Tragödie gemacht worden wäre. Ein an ſich löblicher Patriotismus zog immer zwar deutſche Stoffe vor, aber die Impotenz des Epigonenthums ſtellte ſich nur um ſo auffallender blos. Wie viele Dichter wagten ſich an die Hohenſtaufen und immer unglücklich! Conradin allein wurde der Held von wenigſtens 20 Trauerſpielen und gerieth nirgends.

Ernſt Auguſt Friedrich Klingemann, Theaterdirector in Braunſchweig, ſchrieb 1795 ein paar Ritterromane, dann aber viele Trauerſpiele für die Bühne, als Epigone Schillers ohne deſſen Geiſt. Er glaubte alles verarbeiten und bühnengerecht machen zu können, ſo das ganze Leben Moſis, ſo einen modernen Oedipus. In der „deutſchen Treue“ (Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer) ahmte er Wallenſtein, im „Wolfenſchieß“ Tell, im „Cromwell“ die Maria Stuart nach. Er ſchrieb auch einen Columbus, Alfonſo den Großen, Schill. Er wagte ſogar, einen Fauſt, Ahasver und Don Quixote zu ſchreiben. Wenn er nicht ſchon gegebene Stoffe geiſtlos verarbeitete, ſondern ſelbſt erfand, war er unerträglich. In ſeinem Originaltrauerſpiele „das Vemgericht“

hat Adelheid von Schwarzenberg ihren erſten Gatten Hohenau vergiftet, um den ſchönen Hugo von Schwarzenberg heirathen zu können, und bekennt dem letzteren, der nichts davon gewußt hat, in einer zärtlichen Stunde die Unthat, die ſie um ſeinetwillen begangen. Schwarzenberg iſt aber Freigraf bei der Vem und hat als ſolcher einen hohen Eid ſchwören müſſen, jeden zu ſeiner Kunde kommenden Frevel dem Gerichte anzuzeigen. Er muß alſo nun ſeine eigene Gattin anklagen und ſie wird als Giftmiſcherin auch wirklich hingerichtet. Ihr Geiſt aber erſcheint dem trauernden Gatten in lichtem Gewande

und aufschwebend zum Himmel, zum Beweise, daß Gott ihr verziehen habe. Ein merkwürdiger Beleg, zu welcher Unnatur die tragische Muse in Deutschland entarten konnte. Der Mann konnte das verbrecherische Weib erwerben, aber nie durfte er sie denunciren. Das Weib konnte aus Liebe ein Verbrechen begehen, aber nie durfte sie dafür gen Himmel fahren.

Ernst Raupach, ein Schlesier, der als russischer Hofrath in Berlin lebte, schrieb eine große Menge Jambentragödien, aber auch Lustspiele. Wie Körner, ist er einer der ersten Epigonen Schillers gewesen und wohnt ihm noch einige Wärme inne, die sich bei den spätern Epigonen immer mehr abkühlt bis zu eiskalter Langweiligkeit. Raupach begann 1818 mit dem Trauerspiel „die Fürsten Chawanski".

Jury Chawanski, junger russischer Bojar, Freund des Czar Feodor, dessen Schwester Maria ihm zur Braut bestimmt wird, kämpft gegen die äußeren Feinde des Reichs, während der Czar stirbt und dessen andere Schwester Sophia durch eine Revolution auf den Thron gesetzt wird. Er kommt zurück. Sophia verliebt sich in ihn und will ihn auf den Thron erheben. Maria aber, von Eifersucht entbrannt, verdächtigt ihn und macht Sophia glauben, er liebe diese nicht, sondern wolle sie nur als Werkzeug seiner Erhebung benutzen. Sophia, sich getäuscht glaubend, läßt im ersten Zorn Jury's unglücklichen Vater hinrichten. Zu spät entdeckt sie, daß Maria sie verrathen hat, daß Jury wirklich sie und nicht Maria liebt. Er hat sich schon, aus Gram über des Vaters Tod, den Feinden freiwillig überliefert und wird hingerichtet.

Noch mehr Interesse erregte 1826 Raupachs „Isidor und Olga".

Isidor, der uneheliche Sohn eines russischen Fürsten, von einer Leibeigenen geboren, daher selbst leibeigen, wird im Ausland erzogen und ein ausgezeichneter Maler. Sein Vater stirbt aber, ohne ihm einen Freibrief gegeben zu haben. Er wird daher Leibeigener seines rechtmäßigen jüngeren Bruders Wolodimir, der dies Verhältniß benutzt, um, indem sich beide in die schöne Gräfin Olga verlieben, seinen brüderlichen Nebenbuhler zu beseitigen. Er zwingt den Bruder, als Bedienter gekleidet ihm aufzuwarten, während Olga einen Besuch bei ihm macht, und droht ihm, da er sich gegen die Mißhandlung empört, mit der entehrenden Strafe, die Leibeigene trifft, wenn sie sich gegen ihren Herrn erheben. Olga muß sich aus Liebe zu Isidor endlich entschließen, um ihn zu retten, den bösen Bruder zu heirathen. Ihre Hand ist der einzige Preis, um den Wolodimir dem Isidor den Freibrief schreiben will. Kaum hat aber Isidor den Brief, so begibt er sich zu seinem Bruder als freier Mann, fordert ihn auf Pistolen und beide bleiben im Duell. Ein leibeigener Hofnarr, der, um sich an seinem Herrn zu rächen, die Brüder verhetzen hilft, macht

das Stück ohne Noth noch greller und zieht die Aufmerkſamkeit unpaſſend von Iſider und Olga auf ſich ab.

Dieſe ruſſiſchen Stücke ſind beſſer als Raupachs Trilogie Cromwell und als ſein Hohenſtaufencyclus in 7 Bänden, worin er dem unerreichbaren Shakeſpeare nachhinkte. Eben ſo ſchwächlich ahmte er Göthe nach in Taſſo's Tod. „Der Prinz und die Bäuerin" hat etwas Rührendes, ſofern hier des Prinzen ländliche Geliebte als armes Opfer durch Gift hinweggerafft wird. Aehnlich „der Müller und ſein Kind". Das Abſterben des kranken Mädchens iſt aber gar zu weinerlich. Am widrigſten erſcheint Raupach, wo er die äußerſten Schrecken der Erinnyen ausdrücken will, ohne die wahre Dichtergabe dazu. So in der „Erdennacht", wo der ruchloſe Sohn in endloſem Monologe mit ſeiner Eigenſchaft als Vatermörder gleichſam ſelbſtgefällig kokettirt. Auch in der „Corona von Saluzzo" werden Schmerz und Verzweiflung auf die äußerſten Schrauben geſtellt, indem Corona ſich heroiſch opfert, um die Rache eines Vaters zu ſühnen, deſſen verloren geglaubter Sohn auf einmal wiederkommt. In „den Freunden" läßt Fergoſo ſeinen beſten Freund aus Patriotismus, um der Ruhe Genua's willen, durch einen Banditen erdolchen. Bis zu welcher Unnatur Raupach gedieh, zeigt „Lorenzo und Cecilie".

Cecilie, eine ſchöne, aber arme Dame, in die ſich der Prinz Lorenzo verliebt, geht freiwillig ins Kloſter, damit er eine ſtandesmäßige Heirath treffe und ſie vergeſſe. Er entführt ſie und vermählt ſich mit Gewalt mit ihr. Da vergiftet ſie ſich, um ihn zu ſeiner fürſtlichen Pflicht zurückzuführen, die ſie ihm ſterbend den ganzen fünften Act hindurch vorjammert.

Eben ſo widrig iſt „Raphaele".

Der Held dieſes Stücks iſt ein türkiſcher Kaufmann, Abdallah, der für das Glück ſeiner Kinder zu ſorgen gedenkt, indem er ſeine Tochter Ykelula mit einem mächtigen Paſcha, ſeinen Sohn Osmin aber mit der Griechin Raphaele, die ſeine Mündel iſt, vermählen will. Es findet ſich aber, daß Raphaele ſich ſchon mit einem andern Liebhaber, dem Griechen Heliodor, verſehen hat, und in dem Augenblick, da dieſer mit ſeinem Nebenbuhler Osmin zuſammentrifft, erdolcht er denſelben ohne weiteres und wird von einem Freund deſſelben wieder erdolcht. Raphaele erfährt nichts davon und wartet bei Nacht im Garten auf Heliodor, während ihre Freundin Ykelula an ihrer Stelle in ihrem Bette ſchläft. Abdallah ſieht die Leiche ſeines Sohns, will ihn durch Raphaelens Tod rächen, und — ſpeculirt dabei auf die Schätze Raphaelens, die er bisher nur verwaltet hat und die er nun nach ihrem Tode zur Aus-

steuer seiner Tochter verwenden will. Er eilt in Raphaelens Schlafzimmer und erdolcht im Finstern Mkelula. Sobald er seinen Irrthum erkannt, wird er wahnsinnig, und Raphaele geht ins Kloster.

Dasselbe Motiv kehrt wieder in „Themisto", die ihren Stiefsohn morden will, im Dunkeln aber ihren eigenen trifft. In diesem Stück glaubte Raupach den Sophokles nachahmen zu müssen. Gering ist auch „Timoleon". Die „Semiramis" faßte er in der Manier Calderons auf, aber ohne dessen Geist mit einem affectirten Pathos, das an Zacharias Werner und Müllner erinnert. Des Romantischen war er überhaupt nicht mächtig, weil er ohne Gefühlstiefe nur immer bühnengerechte Effecte berechnete. Seine „Genovefa" blieb daher tief unter Tieck, auch sein „Robert der Teufel" nur ein Fabrikat. Im „Nibelungenhort" blieb er eben so hinter Fouqué zurück. In der „Schule des Lebens" behandelte er die alte Sage von den Prüfungen einer Frau mit der ihm eignen Lust am Peinlichen. Das „Märchen ein Traum" ist besser, obgleich nur eine Nachahmung des Calderon.

Die Herzogin Laura liebt den Ritter Leonardo und erbittet sich ihn von ihrem Gemahl Uberto zum Begleiter auf einer Reise. Im Traum aber sieht sie, wie weit ihre sündhafte Liebe sie hinreißt, bis zum Morde ihres Gemahls und einem Ende voll Verzweiflung. Da erwacht sie und wendet sich augenblicklich schaudernd von Leonardo ab.

Ganz albern ist „Mirabeau". Hier streitet sich am Schluß Mirabeau und sein Beichtvater, ob alles Große, was Mirabeau vollbracht, durch ihn selbst oder von Gott nur durch ihn vollbracht worden sey?

Raupach, als tragischer Dichter sehr schwach, hat einige gute Lustspiele geschrieben und würde noch bessere zu Stande gebracht haben, wenn er einfacher geblieben wäre und nicht immer hätte geistreich seyn wollen. Sein Versuch, den Till Eulenspiegel als humoristischen Diener und Rathgeber ins moderne Lustspiel einzuführen, und seine neue Schöpfung eines obligaten Barbierer Schelle mißlang, weil er diesen Figuren Shakespeare-Witz anquälte, anstatt sie natürlich reden zu lassen, wie den deutschen Hanswurst. Doch hat er hübsche Motive.

Sein „geraubter Kuß" und auch sein „versiegelter Bürgermeister" sind sehr heiter. In dem Stück „laßt die Todten ruhen" veranlaßt das Auftreten eines Fremden, der dem verstorbenen früheren Geliebten einer Dame ähnlich ist, und den der eifersüchtige Gemahl der letzteren arretiren läßt, sehr komische Scenen.

Im „Zeitgeiſt“, den die Bauern im Walde einfangen, iſt die Komik zu ſehr bei den Haaren herbeigezogen. Noch mehr in der Poſſe „Schelle im Monde“, einer ſehr ſchwachen Nachahmung der Vögel von Ariſtophanes. Auch im „Denk an Cäſar“ und in allen andern Luſtſpielen, wo Schelle oder Till mitſpielen, ſteht der natürliche Scherz. In den „feindlichen Brüdern“ wird der Streit zwiſchen Homöo- und Allopathen, in „Kritik und Antikritik“ das Treiben der Literaten und Blauſtrümpfe auf die Bühne gebracht.

Friedrich v. Uechtritz, preußiſcher Beamter in Berlin, ſpäter in Düſſeldorf, ſchrieb ſeit 1823 mehrere Trauerſpiele (Chryſoſtomus, Otto IV. Spartacus). Am meiſten Ruhm erlangte ſein Alexander und Darius.

Darin iſt beſonders von vortrefflicher Wirkung die Scene, in welcher Statira für ihren geliebten Darius, während er in der Schlacht iſt, im bräutlichen Schmucke betet und von Ormuzd erfleht, er ſolle ihr den Todesengel ſenden, wenn Darius falle. Nachdem ſie ihr glühendes Gebet geendet, tritt Alexander als Sieger ein und Statira ſinkt todt zu ſeinen Füßen.

Eigenthümlich phantaſtiſch ſind deſſelben Dichters „die Babylonier in Jeruſalem“ (1836).

Zedekiah hält ſich für den von den Propheten verheißenen Meſſias, bis ihn ſeine Niederlage und das Bekenntniß der ſchönen Mirjane aus ſeiner Täuſchung reißen. Dieſe nämlich, die er leidenſchaftlich liebte, hatte als falſche Prophetin ihn für den Meſſias ausgegeben, bekannte aber nachher, daß ſie gelogen und daß ihr eine ganz andere Prophezeihung geworden, die auf Jeſum Chriſtum hindeute, der in Knechtsgeſtalt die Welt erlöſen werde. Als aber Nebucadnezar dem unglücklichen Zedekiah die Augen ausſtechen ließ, wurde derſelbe wahnſinnig und in ſeinem Irrſeyn kehrte ihm die Vorſtellung wieder, er ſey der wahre Meſſias. So ſah der trauernde Jeremias ihn in die babyloniſche Gefangenſchaft ſingend und jauchzend wegführen.

Einer der ſchwächſten Epigonen war Eduard v. Schenk, Miniſter unter König Ludwig von Bayern. Seine Schauſpiele (1829) ſind voll von falſchem Pathos und abſichtsvoller Rührung.

Nur Beliſar hat auf der Bühne Glück gemacht, weil er in hochtrabenden Trochäen, wie Müllners Schuld, geſchrieben und der übertriebenſte Ausdruck der damals herrſchenden Loyalität war. Der blinde Feldherr Beliſar vergilt des Kaiſers Undank mit beiſpielloſer Treue, indem er den rettet, an dem er ſich rächen könnte. Ganz unhiſtoriſch und ein Mißbrauch der Poeſie zu Gunſten des Serviliſmus. — „Henriette von England“ iſt eben ſo widerwärtig. Ihr Gemahl vergiftet ſie und kniet dann reuig und winſelnd vor der Sterbenden. — Die „Krone von Cypern“ zeigt uns zwar die rührende Geſtalt einer Fürſtin, die als Sklavin dient, bis ihr Sohn herangewachſen iſt, den

verlornen Thron wieder zu erobern, iſt aber ohne Shakeſpeare's Geiſt in gemeinen Theaterphraſen behandelt. — Die übrigen Stücke ſind Künſtlerdramen zu Ehren des Nürnberger Peter Viſcher und Dürer, oder Feſtſpiele bei Hofe.

Michael Beer, ein Berliner Jude, ſchrieb Trauerſpiele, die zu den beſſern der Epigonenzeit gehören. Seine Werke erſchienen geſammelt 1835.

Klytemneſtra, von ihrem Sohn Oreſt gemordet. — Die Bräute von Aragonien, worin eine Schweſter auf Antrieb der andern ins Meer geſtürzt wird, aber als Rachegeiſt wiedererſcheint; die Mörderin und ihr Geliebter, um deſſentwillen ſie das Verbrechen beging, müſſen untergehen. — Der Paria. Ein indiſcher Paria hat eine Brahminentochter geheirathet, weil das aber gegen das Geſetz iſt, wird ſie ihm grauſam entriſſen. Sie aber verzehrt mit ihm eine giftige Frucht und ſie ſterben als Treuliebende. — Struenſee, die ſchreckliche Kataſtrophe des däniſchen Miniſters, dem die Königin ihr Herz zugewendet hatte. — Schwert und Hand. Eleonore, die Gattin eines Generals, ſieht ihren früheren, todtgeglaubten Geliebten wieder, und wird in ſeinen Armen vom General überraſcht. Der General bleibt ruhig, läßt ihr aber ſeinen Degen zurück und ſie — richtet ſich ſelbſt, er findet ſie todt.

Ein wahrhaft tragiſcher Ernſt, würdevolle Sprache und große pſychologiſche Wahrheit ſind die Vorzüge dieſer Dichtungen.

Auch Friedrich Rückert, der originelle Lyriker, ſchrieb Jambentragödien, welche weit unter ſeinen kleinern Gedichten ſtehen, ohne Handlung und kühl, einen langweiligen Columbus, einen Kaiſer Heinrich IV. nach der vulgären Auffaſſung, dazu bibliſche Stücke: Saul und David. Herodes.

Leider finden wir nun auch den geiſtreichen Julius Moſen unter den Schiller'ſchen Epigonen. Er ſchrieb ſeit 1836

Heinrich der Finkler, Kaiſer Otto III., Cola Rienzi, die Bräute von Florenz. Das letztere iſt eine wahre Haupt- und Staatsaction voll Mord und übertriebenem, zähneknirſchendem Pathos. In dem Proſaſtück „Wendelin und Helene" ſpürt man etwas von Egmont und vom Käthchen von Heilbronn heraus. Ein Graf liebt ein Bürgermädchen und wird ihr untreu. Sie ſtirbt aus Gram, aber der Graf, von tiefer Reue ergriffen, erdolcht ſich an ihrem Grabe. — Später ſchrieb Moſen noch einen „Bernhard von Weimar".

Joſeph Freiherr v. Auffenberg, Theaterintendant in Karlsruhe, ſchrieb 21 Bände voll Trauerſpiele (geſammelt 1834), alle in Jamben, alle voll Pathos, eins immer länger wie das andere, indem die lyriſche Strömung unaufhaltſam und unaufhörlich den Damm des Dialogs durch-

bricht. In ſeiner „Alhambra“ kommt ein Monolog von mehr als 100 und noch einer von faſt 400 Seiten Länge vor. Man ſagte ihm nach, er habe jede Rolle in dem Coſtüm, welches dazu gehört, vor dem Spiegel geſchrieben, und dann habe ihn die Begeiſterung fortgeriſſen und er habe nicht aufhören können, dieſelbe Perſon fortreden zu laſſen. Er ſucht Schillers und Calderons Schwung zu vereinigen, da er aber immer in Extaſe bleibt und die Kraft bei ihm zum Krampfe wird, widert er bald an. In der Alhambra, einem Trauerſpiel, welches allein drei dicke Bände füllt, ſchildert er den Untergang des mauriſchen Reichs in Granada. Die Helden ſeiner andern Stücke ſind Pizarro, Savonarola, Pugatſchef, Skanderbeg, Erich von Schweden, Themiſtokles ꝛc.

An den Hohenſtauffen zerarbeitete ſich außer Immermann und Raupach auch noch Nienſtädt, der 1826 einen ganzen Hohenſtauffencyclus in 7 Bänden herausgab, eine ſehr ſchwache Nachahmung der Kämpfe der beiden Roſen von Shakeſpeare. Auch Friedrich von der Heyden, Rogge, Blech, Becker, v. Dyrhn, v. Lindner, Schleiß, Rueß ꝛc. brachten einzelne Staufen auf die Bühne. Ebenſo häufig kam Heinrich IV. und Gregor in Canoſſa vor (von Rückert, Köſter, Schlephake ꝛc.). Alle alten Helden des Volkes polterten mit Schiller'ſchen Phraſen über die Bühne, Hermann immer wieder, Alboin mit ſeiner Roſamunde, mehrmals die Brunhild, faſt alle Kaiſer, alle irgend erheblichen Fürſten aus den großen Dynaſtien. Oft waren es nur hiſtoriſche Anecdoten, welche der Provinzialpatriotismus bei feſtlichen Gelegenheiten zu Ehren der regierenden Häupter in die Scene ſetzte. Alle Rührſtoffe wurden immer aufs neue bearbeitet, am häufigſten Conradins Ende, dann die Agnes Bernauerin, Anna Boley ꝛc. Oefters wurde verſucht, Schillers unvollendeten Demetrius fortzuſetzen ꝛc. Kirchliche und politiſche Tendenzen miſchten ſich ein. Unter den Helden der Reformation wurden Sickingen, Guſtav Adolf, Bernhard von Weimar am häufigſten gefeiert. Unter den Helden der Revolution Maſaniello, Cromwell, Spartacus, Sertorius, Andreas Hofer (dieſer allein von Immermann, Auerbach, Gärtner, Stebling). Der Schweizer Ludwig Chriſt ſchrieb 1821 ein Trauerſpiel „Arnold von Winkelried“.

Deshalb merkwürdig, weil ſich vor der Schlacht Arnold und der öſterreichiſche Herzog lange und äußerſt eifrig über die Hegel'ſche Philoſophie unterhalten.

Wilhelm von Normann brachte 1817 den „deutſchen Bauernkrieg“ in einem Trauerſpiel, in welchem ein gewiſſer Wertheim den Poſa ſpielt, auf die Bühne.

Das Trauerſpiel „Don Juan“ von Wieſe (1841) häuft Greuel über Greuel und erſtickt alle Luſtigkeit in Blut und Mord.

Mathilde (Donna Anna) erſticht ſich, deren Kammermädchen (Zerline) ſtürzt ſich in den Brunnen, die wahnſinnige Alexandra (Elvire) vergiftet den Don Juan, ſeine Braut und ſich ſelbſt an deſſen Hochzeittage.

Originell iſt ein Trauerſpiel „Maria“ von Wilhelm Schnitter, 1842.

Maria, die fromme Nonne, wird aus dem Kloſter wider ihren Willen von einem Ritter und dieſem wieder von einem König entführt, deſſen Mutter aber durchſetzt, daß ſie als Hexe verbrannt werden ſoll. Ein Pilger rettet ſie vom Scheiterhaufen, das Volk aber will ihren Tod nochmals und obgleich ins Kloſter zurückgebracht, ſtirbt ſie vor Schrecken. Der Gedanke, ein ſo ganz unſchuldiges Weſen wie eine verfolgte Taube umherflattern und ganz unbewußt und willenlos ſo viel Unheil unter der Männerwelt anrichten zu laſſen, iſt nicht unglücklich.

Die Schauſpiele von Köſter (ſeit 1842) ſind ungewöhnlich ſchwunghaft. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, ſtatt der Schiller'ſchen Maria Stuart eine jüngere, nicht ſchon im Kerker ſchmachtende, ſondern noch in Luſt und Leichtſinn dahinſchaukelnde zu malen. Auch ſein „Conradin“ iſt beſſer gelungen, ſofern er nicht albern liebelt, wie die meiſten Conradine anderer Dichter, ſondern der großen Miſſion ſeines Geſchlechts lebt. „Luiſa Amidei“ zieht weniger an, weil die italieniſchen Parteikämpfe, denen ſie zum Opfer fällt, ſchon zu oft poetiſch bearbeitet worden ſind. Eben ſo „Paolo und Franzeska“. Im Heinrich IV. nimmt der Dichter zu ſehr Partei für den Kaiſer und häuft alle erdenklichen Verbrechen und Argliſte auf den Pabſt. Eben ſo fanatiſch feiert er „Luther“ und „Ulrich von Hutten“. Der confeſſionelle Eifer aber kann der poetiſchen Wahrheit nur Eintrag thun.

Die Trauerſpiele von Karl Gutzkow geben ſich alle als „gemacht“ zu erkennen. Es iſt etwas Hölzernes und Seelenloſes darin. Man wird an Meißner in Tiecks Zerbino erinnert, wie er bekannte Helden der Geſchichte in ſeiner Mühle ſchrotet.

So hier Mullenweber, Patkul, Pugatſchew. „Richard Savage“ iſt ſchon dem Stoff nach widrig. In „Otfried und Werner“ hat Gutzkow die Iffland'ſche Manier verſucht, aber ſteif und ungelenk, „Uriel Acoſta“ iſt „voller Juden und doch ohne Handlung“. Im „Urbild des Tartuffe“ und im „Königslieutenant“ deckt er eigne Blößen mit den Portraits von Molière und Göthe. In „Zopf und Schwert“ macht er aus dem ernſten und ſtrengen König Friedrich Wilhelm I. einen alten Narren. Das „weiße Blatt“ iſt eine langweilige Entſagungsgeſchichte. Am verfehlteſten aber iſt das ſ. g. Volkstrauerſpiel „Liesli“, in Erfindung und Behandlung gleich matt.

Heinrich Laube, der ſeine Stücke öfters mit einem langen und breiten von Anmaßung ſtrotzenden Commentar empfahl, leiſtete doch nichts, was dieſer Ausposaunerei irgend entſprochen hätte.

Sein Struenſee ſteht tief unter dem von Beer. Sein Monaldeschi iſt ein jedes Charakteradels entbehrendes Stück. Wer „Gottſched und Gellert“ auf die Bühne bringen konnte, ſtellte ſeiner Erfindungskraft ein Armuthszeugniß aus. Die „Karlsſchüler“ ſind gar nur einem Kurziſchen Romane nachgepfuſcht, ſo wie die „Bernſteinhexe“ dem Meinholdiſchen. Im „Prinz Friedrich“ iſt die Kataſtrophe Katte's, die Jedermann kennt, ermüdend in die Länge gezogen.

Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghauſen) in Wien, deſſen Werke 1856 geſammelt erſchienen, ſchrieb außer lyriſchen Gedichten eine gute Zahl Schau- und Trauerſpiele in Jamben, unerquicklichen Inhalts.

„Griſeldis“ wird von ihrem rohen Gatten Parcival, einer bloßen Wette des König Artus wegen, auf die grauſamſte Probe geſtellt, nachdem ſie dieſelbe aber mit der edelſten Aufopferung beſtanden, verachtet ſie den Gatten und verläßt ihn für immer. Eine ſehr willkührliche Entſtellung der alten ſchönen Griſeldisſage. — „Der Adept“ vergiftet ſich, um ſeinem Verfolger ſein Geheimniß nicht zu verrathen. — „Camoens“ ſtirbt im Elend, wird aber von einem Genius mit dem Lorbeer gekrönt. — „Imelda Lambertazzi“ iſt eine ſehr ſchwache Nachahmung der Julie Shakeſpeare's, das Opfer des Zwiſts zweier feindlichen Familien. — Im „milden Urtheil“ opfert ſich Edith, das treue Weib, trotz der ſchwerſten Verleumdung, welche ſie getroffen, der Rettung ihres Gatten auf und erſt im Tode wird ihr Edelmuth erkannt. Ein ſchöner Charakter, nur vom Dichter zu ſtark geſchraubt. — „Der Sohn der Wildniß“. Parthenia, Tochter Myrons, des Schmieds von Maſſilien, wagt ſich mitten unter die wilden Tektoſagen, die ihren Vater geraubt, bietet ſich ſtatt ſeiner zur Sklavin an, wird angenommen, bewegt aber den Fürſten der Barbaren, Ingomar, die Wildniß zu verlaſſen, mit ihr nach Marſeille zu gehen und als Schwiegerſohn und Geſelle in der Werkſtatt ihres

Jene Dinge sind wahr, aber es ist zu jeder Zeit und unter jedem Volk wieder etwas wesentlich Anderes wahr; was ist also an sich wahr? Die Visionen im weitesten Sinne erscheinen, was der schwärmerischste Naturforscher zugeben muß, als Arten einer großen Familie eigenthümlicher physiologischer und pathologischer Erscheinungen in der Menschennatur. Die Vernunft spricht es gebieterisch aus, daß allen diesen, aus Freiwerden und Gebundenseyn seltsam gemischten Seelenzuständen dieselbe gemein menschliche Disposition der Seele oder des Nervensystems zu Grunde liegt, und daß, wenn dabei ein äußerer übersinnlicher Anstoß stattfindet, dieser nur von einer und derselben Naturkraft und ihren Modifikationen herrühren kann. Vor der Vernunft sind die Geistererscheinungen aller Zeiten und Völker und deren Aussagen gleich wahr und gleich unwahr. Was ist dagegen zu sagen, wenn dem schwarzen Fetischdiener, in chromatischem Gegensatze mit der Skale des weißen Geistersehers, gerade die dunkelsten Geister die lichtesten sind? Wenn vier, fünf gebildete Beobachter in einem Gefängniß beisammen sitzen und ihre Sensationen an übernatürlichen Tönen, Gesichten, Gerüchen zu Protokoll bringen, so mag dabei ein außer- und übersinnliches Agens herüberwittern oder nicht: jedenfalls wird es dem Wesen nach dasselbe seyn, wie wenn in der Hütte, wo der Schamane in Ekstase liegt, grauenhaft verschiedene Stimmen erschallen und seltsame Töne durch das Dach rauschen. Der Geist des Muselmanns, der des Buddhisten, der des sibirischen oder amerikanischen Heiden, alle sagen: vera sunt illa; aber ihre Artikulation, was wahr sey, kann nicht wahr seyn; denn sie widerspricht dem ausdrücklichen Zeugniß christlicher Geister, nach welchen alle Menschenseelen im christlichen Mittelreiche vereinigt sind, u. s. w. — — —

Wer, wenn er auch durch seine Studien dazu befähigt wäre, möchte sich auf die Exceptionen einlassen, welche der christliche Mysticismus, wie jeder andere, gegen solche Schlüsse in Bereitschaft hat? Nur sey es dem Verfasser erlaubt, bescheiden die Ueberzeugung auszusprechen, daß bei der gegenwärtigen faktischen Weltlage dem Christenthum von denen, welche seine Wahrheiten geradezu materiell erhärten wollen, noch ungleich schlimmer gedient wird, als von jenen, welche es in der Retorte des kritischen Verstandes verdampfen. Ja, das Gelüste, den Glauben an diese

Vaters einzutreten. Das heißt den stolzen deutschen Fürsten doch eine gar zu große Unwahrscheinlichkeit zumuthen. — „Sampiero", der edle Corse, mordet sein eigenes geliebtes Weib, um zu beweisen, daß er durch sie nicht für Genua's Politik bestochen worden sey. — „Eine Königin", Donna Maria, Regentin von Castilien, beschämt und schützt ihren schwachen Sohn gegen die Rebellen und macht, daß alle vor ihr knien. Die Glorificirung der weiblichen Macht ist überhaupt die Force dieses Dichters. Sie tritt auch im „Fechter von Ravenna" (Thumelicus, Sohn des Arminius, den seine eigene Mutter Thusnelda, um seiner Schande ein Ende zu machen, umbringt) so auffallend hervor, daß Jedermann dieses Stück für ein echt Halmisches erachtet haben würde, wenn der bayrische Schulmeister Bacherl nicht das Prosastück hätte drucken lassen, aus welchem Stoff und Hauptmotive entlehnt sind.

Ein forcirter Trauerspieldichter voll von Unwahrscheinlichkeiten und Ueberspanntheiten ist Friedrich Hebbel. Seine lyrischen Gedichte haben schöne weiche Verse und manches liebliche Bild, widern aber durch die Dreistigkeit an, mit welcher der Dichter bald sein Mädchen, bald sein eignes Ich zur wirklichen, wahren und alleinigen Gottheit erhebt. Seine Trauerspiele sind voll Unnatur.

In der „Genovefa" faßt er den Golo als eine eigentlich edle und geniale Natur auf, etwa wie Göthe den Faust, daher er ihn auch nicht bestraft werden, sondern sich nur freiwillig den Tod geben läßt. Ueberhaupt tritt in diesem Stück Genovefa ganz in den Hintergrund und die Entwicklung der sentimentalen Donjuansnatur in Golo ist die Hauptsache.

In der Tragödie „Judith", welche 1840 in Berlin aufgeführt wurde, ist auf die kläglichste Weise die Schwäche der Jungfrau von Orleans gegen Lionel nachgeahmt. Judith ist in Holofernes verliebt und dieser selbst renommirt auf eine kaum glaubliche Weise von seiner Kraft, und je mehr er ihr davon vorschwatzt, je kirrer und verliebter wird sie. Deshalb ist sie auch nach vollbrachtem Morde höchst unglücklich und möchte sich vor der ganzen Welt verbergen und klagt sich vor ihrer Magd an. Als sie endlich unter ihr Volk tritt, weiß sie auch nichts Besseres zu thun, als die Juden zu beschwören, sie sollen sie sogleich umbringen, wenn sie etwa von Holofernes schwanger wäre. Die unwürdigste Behandlung eines biblischen Stoffs. — In der „Julia" tritt ein unvermöglicher deutscher Graf auf, der ein von ihrem Geliebten verlassenes italienisches Mädchen auf der Stelle heirathet, einzig um sie ihrem aufzusuchenden Geliebten zu erhalten, und der nachher sogar freiwillig sterben will, um dem aufgefundenen nicht im Wege zu stehen. — Ganz verfehlt ist auch „Agnes Bernauer" und bei weitem nicht so ergreifend und rührend wie das ältere Stück vom Grafen Thorring. Agnes soll entweder dem Albrecht entsagen oder ins Kloster gehen. Das erstere scheint ihr gegen die Ehre zu

ſeyn und darum läßt Albrechts Vater ſie erſäufen. Hätte ſie das Kloſter gewählt, ſo wäre ihr gar nichts geſchehen. Zuletzt tritt der Vater dem erzürnten Sohn auf ein Jahr die Regierung ab, damit er ſelber ſehe, was Regentenpflichten ſeyen. Alles unhiſtoriſch und eben ſo unpoetiſch, Sophismen, die nur die Wirkung haben, das Mitleid zu ſchwächen. — Im „Michel Angelo“ wird dieſer große Maler mit Raphael durch den Papſt ſelbſt verſöhnt zum Beſten moderner Künſtlereitelkeit. In „Gyges Ring“ tödtet die ſtolze Rhodope ihren Gemahl, weil er ſeinem Liebling Gyges ihre Schönheit gezeigt, heirathet dann den Gyges zur Sühne ihrer gekränkten Ehre, erſticht ſich aber unmittelbar darauf. Auch das iſt gegen den Geiſt der Alten und übertrieben. — Das „Trauerſpiel in Sicilien“ iſt eine gemeine Mordgeſchichte. Der „Rubin“, in den eine Prinzeſſin verzaubert iſt, hätte ungleich zarter im echten Geiſt des Märchens behandelt ſeyn ſollen. Nicht minder geſchraubt iſt „Herodes und Marianne“. Die letztere läßt ſich zum Tode verdammen, obgleich ſie leicht ihre Unſchuld hätte beweiſen können, aus reiner Renommiſterei, um den Herodes zu beſchämen. — In dem bürgerlichen Trauerſpiel „Maria Magdalene“ von 1844 hat Hebbel den Ton von Kabale und Liebe nachgeahmt. Klara, die Tochter eines Tiſchlers, wird von einem jungen Beamten verführt und geſchwängert, nachher aber von ihm verlaſſen, indem er um eine reichere freit. Klara's früherer Liebhaber, ein edler Sekretair, tödtet den Verführer im Duell und wird ſchwer verwundet. Klara aber ſtürzt ſich in einen Brunnen. Der alte Vater Tiſchler iſt entſetzt und begreift von allem nichts. Eine gräßliche Criminalgeſchichte, aber ohne Poeſie. Der Tiſchler, den die Tochter immer Er anredet, hat etwas von dem polternden Geiger in Kabale und Liebe, aber Klara iſt keine Louiſe, und auch Walter, überhaupt die „hohen Menſchen“ fehlen hier ganz. Die Kindsmörderin nun gar zur Maria Magdalene machen wollen, iſt unwürdig.

Hebbel ſchrieb auch Novellen (1855), worin er humoriſtiſche Charaktere ſkizzirt, etwa in Jean Pauls und Hofmanns Manier. So den Aſoten Haldvogel, den furchtſamen Paul ꝛc. Indeß ſind es nur ſchwache Nachbilder.

Agnes Bernauer wurde 1845 von Adolf Böttger dramatiſch eben ſo unglücklich, wie von Hebbel, behandelt.

Alle Schuld wird hier auf einen Kanzler geworfen, deſſen Liebe Agnes verſchmäht hat.

Wir wollen nun das Drama verlaſſen und die Epigonen der Romantik durchmuſtern.

3.

Moderomane.

Der Roman wurde immer mehr nur Modeartikel und massenhaft für eine rasch vorübergehende Neugier und Liebhaberei producirt, wie jede andere Modewaare.

In den Leihbibliotheken erhielten sich für die Lectüre der Wachtstuben, Bedientenzimmer ꝛc. die Ritter- und Räuberromane und wurden immer noch neu und massenhaft fabricirt. Für die Mittelclasse arbeiteten nach den großen Kriegen noch eine Menge halbromantische Romanschreiber nach den Schablonen von Fr. Kind ꝛc., allmählig jedoch übergehend in den historischen Roman in Walter Scotts Manier. So Georg Döring seit 1819, Blumenhagen, Gleich, Adrian, Lotz, Starkloff, Theodor von Haupt, Theodor von Kobbe, Penseroso. Halbromantische Damen, die noch romantische Gestalten in ihren Romanen anbrachten, waren Fouqué's Frau Caroline, desgleichen Caroline von Woltmann, Amalie von Hellwig, Helmine von Chezy, Julie von Richthofen, Caroline Lessing, Friederike Lohmann, Wilhelmine Lorenz, Elise von Hohenhausen ꝛc.

Seit der Restauration regierten in Frankreich die alten Weiber und kam eine eigenthümliche Aeltlichkeit auf, die auch auf die deutsche Damenwelt überging. Frau Johanna Schopenhauer, eine reiche Dame aus Danzig, zog nach Weimar, um in der Nähe der dortigen Dichterheroen zu leben, beschrieb ihr Jugendleben, ihre Reisen, charakterisirte die Bilder der Eyck und ahmte in ihren Romanen seit 1819 ein wenig die Staël nach, jedoch ohne ihren Geist.

„Die Tante" opfert sich großherzig für das Glück der Ihrigen. Eben so entsagt „Natalie" ihrem geliebten Fürsten, damit er standesmäßig heirathen kann. „Gabriele" stirbt aus Liebe zu Hippolyt, nachdem sie schon einen andern geheirathet hatte. „Sidonie" kann gleichfalls ihren Robert nicht haben und endet entsagend. Dieser Robert kniet einmal vor ihr und ruft: Sidonie! Angebetete! Du Sonne meines Daseyns, dich haben die Götter ꝛc. Du bist ein höheres Wesen. Sidonie, ich krümme in Todesangst wie ein Wurm mich zu deinen Füßen ꝛc. Endlich fällt der Weichling in Ohnmacht und sie muß ihn nach Hause fahren lassen.

Thereſe Huber, Tochter des großen Philologen Heyne, Gattin erſt des Weltumſeglers Georg Forſter, dann des Publiciſten Huber, fiel auf die ſeltſame Idee, in ihren Romanen die Ehe zu tadeln, nicht wie die Jungdeutſchen, die das Fleiſch emancipiren wollten, ſondern aus Prüderie, aus einer ſäuerlichen Geringſchätzung des männlichen Princips.

In dem Roman „die Eheloſen" von 1829 verlangt ſie förmlich eine Erziehung der Mädchen zur Eheloſigkeit und ſagt II. 88: „für das ſittlich ausgebildete Mädchen iſt nur der geiſtige Inhalt der Mutterſchaft Bedürfniß geblieben." Ihre Heldin Eliſabeth iſt zu zart für die rohen Männer und bleibt ledig, nur um die Kinder Anderer zu erziehen, nicht etwa aus weinerlicher Entſagung, ſondern abſichtlich und mit ſtolzer Verachtung der Männer.

Die übrigen Romane der Verfaſſerin ſind weniger pikant (Ellen Percy, Hannah die Herrnhuterin ꝛc.).

Fanny Tarnow in Dresden ſchrieb ſeit 1812 eine große Menge Romane, worin unglückliche Liebe und Entſagung die Hauptrolle ſpielen (Mädchenherz und Mädchenglück, Sidonie's Wittwenjahre, Margarethens Prüfungen ꝛc.). Sie hatte warmes Gefühl, mußte aber in ſpätern Jahren ums Brod ſchreiben und der Mode, nach dem Willen der Buchhändler folgen. Sehr empfindſam ſind auch die Romane der Agnes Franz, ſeit 1824 (Angela, Glycerion, Stundenblumen ꝛc.).

Die Familienromane der Henriette Hanke (ſeit 1821) ſind wegen ihrer Einfachheit und Beſcheidenheit zu loben.

Sie ſtellen in der Regel eine tugendhafte Jungfrau, Frau oder Wittwe in den Vordergrund und entwickeln deren edeln Charakter unter allerlei Widerwärtigkeiten und Nöthen. Das, womit die Geplagte zuletzt ſiegt, iſt immer ihre echt weibliche Demuth und Güte So die Romane: die Pflegetöchter, Wittwen, Freundinnen, Schwägerinnen, Schweſtern, die Schwiegermutter, der Schmuck, die Perlen ꝛc.

Von ähnlicher Art waren die Romane der Regina Frobberg, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette von Biſſing.

Der letztern Roman „Victorine" zeigt uns dieſes beſcheidene Mädchen, wie ſie als Gaſt zu einer Hochzeit geladen und durch die Nachricht überraſcht wird, ſie ſelbſt ſey die Braut.

Frau von Paalzow, eine preußiſche Dame, ſchrieb ſeit 1839 Romane, welche ſchnell beliebt wurden, jetzt aber ſchon wieder vergeſſen ſind. Sie enthalten durchgängig Bilder aus dem engliſchen und franzöſi-

ſchen Hofleben der Renaiſſancezeit (Godwie-Caſtle, St. Roche, Thomas Thyrnau), voll von Prätenſion, als ob dieſe Salonwelt, ihre Etikette und Mode das Wichtigſte in der Welt wäre.

Selbſt das tragiſche Intereſſe großen Heldenmuthes und großer Gefahr unterdrückt bei dieſer Dame niemals die vorherrſchende Rückſicht auf Coſtüm und Etikette, und daß z. B. in Godwie-Caſtle die Heldin des Romans nach unendlicher Noth zum ſchönen Ziel des Brautſtandes gelangt, gilt faſt für minder wichtig, als daß ſie bei Hofe des Tabourets gewürdigt wird.

Caroline Pichler, geborne von Greiner, eine ſehr geachtete Frau in Wien, ſchrieb ſeit 1804 viele hiſtoriſche Romane, zunächſt nach dem Vorbild der Naubert, aber mit viel mehr Gefühlsausdruck und auch mit reicherer Ausmalung, z. B. der Coſtüme, worin ſie ſchon an Walter Scott mahnt. Am berühmteſten wurde ihr „Agathokles" von 1808, der allerdings ernſter und edler als Wielands, und wärmer als Feßlers und Meißners griechiſche Romane geſchrieben iſt, aber die weiche Frauenhand doch allzuſehr verräth. Dieſe weiche Hand paßt dann auch nicht ganz zu den kriegeriſchen Romanen aus der öſterreichiſchen Geſchichte (Friedrich der Streitbare, Ferdinand II., die Belagerung Wiens ꝛc.), wie auch nicht zu den Trauerſpielen (Germanicus, Heinrich von Hohenſtaufen, Rudolf von Habsburg ꝛc.). Ihr mehr gemäß, wenn auch dem Inhalt nach minder intereſſant ſind die Romane aus der Geſellſchaft (Leonore, Frauenwürde ꝛc.).

Die hiſtoriſchen Romane kamen erſt in die Mode und wurden in ungeheurer Menge geſchrieben, als Walter Scott in England ſie in eigenthümlicher Weiſe mit größter Ausführlichkeit des Coſtüms wie niederländiſche Gemälde zu entwerfen begonnen hatte. Obgleich nun in dieſer Manier völlig fabrikmäßig geſchrieben wurde, ſo hielten ſich die Dichter doch meiſt an die Geſchichte und brachten wieder Vorſtellungen von kräftigern und heldenmäßigen Zeiten auf, was nach der Abſchwächung durch die Damenromane erquicklich war.

Van der Velde in Breslau ſchrieb ſeit 1820 eine Menge hiſtoriſche Romane, wetteifernd mit Walter Scott, welcher gleichzeitig aufkam und ohne deſſen Nachahmer zu ſeyn. Er erinnert vielmehr noch einigermaßen in der warmen Färbung des Ritterthums und der Vorzeit an Fouqué.

Am berühmteſten wurde ſein böhmiſcher Mägdekrieg; daran reihen ſich die

Lichtenſteiner, die Eroberung von Mexiko, der Maltheſer, die Wiedertäufer, Chriſtine und ihr Hof ꝛc.

Ihm folgte ſeit 1823 unter dem Namen Aromlitz Oberſt von Witzleben in Dresden mit vielen hiſtoriſchen Romanen, unter denen Sickingen, Heinrich IV. von Frankreich, die Pappenheimer, der Page des Herzogs von Friedland als lebendige Darſtellungen aus der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege am meiſten gefielen.

Karl Spindler aus Straßburg, der anfangs mit einer armen Schauſpielertruppe herumzog, begann 1824 Romane in der Manier Walter Scotts zu ſchreiben, machte jedoch erſt 1825 mit ſeinem „Baſtard“ Glück, dem bald immer größere und immer mehr mit Beifall aufgenommene Romane folgten. Spindler zeichnete ſich durch eine ſehr reiche Phantaſie aus, und hatte ſich auf ſeinen frühern Irrfahrten gewöhnt, alten Städten das romantiſche Intereſſe abzugewinnen und ſich in ihre Vorzeit hineinzuträumen. Am beſten gelangen ihm Darſtellungen aus der wirklichen Geſchichte, aus dem wirklichen Leben der Vorzeit, weniger die idealiſirten Situationen, das Märchenhafte, Orientaliſche und wieder Scenen aus der Neuzeit beſſer, wenn ſie der ländlichen, als wenn ſie der vornehmen Welt angehörten. Denn er ſtand mit ſeiner ganzen Natur und Erfahrung den niedern Sphären der Geſellſchaft näher als den höhern, und darin lag eben der Hauptreiz ſeiner Dichtungen, daß ihn die Welt mit allen ihren bunten Erſcheinungen, gleichſam wie einem wandernden Handwerksburſchen wunderbar anfremdete und er dieſen erſten friſchen romantiſchen Eindruck naiv wiedergab.

Der Baſtard iſt Archimbald, ein von ſeinem älteren Bruder und vom Schickſal ſchwer verfolgter Knabe und Jüngling, der aber am Ende durch innere Tüchtigkeit und gutes Glück triumphirt. Den reichen Hintergrund ſeiner Geſchichte bildet die Zeit Kaiſer Rudolfs II. kurz vor dem dreißigjährigen Kriege. Ein noch etwas rohes, aber höchſt phantaſiereiches Produkt aus Spindlers Jugendzeit, mit unzähligen Figuren in noch verworrenen Gruppen. — Klarer ſcheiden ſich die Gruppen im „Juden“. Hier ſteht einer reichen altbürgerlichen Chriſtenfamilie zu Frankfurt am Main eine Judenfamilie gegenüber und beiden draußen die wilde Ritterſchaft. Der Roman ſpielt zur Zeit des Conſtanzer Concils. Die Heldin iſt die idealiſirte Eſther, mit der theils ein energiſches, aber böſes Ritterfräulein, theils der in allen Bosheiten geübte Jude Zodik contraſtirt. — „Die Nonne von Gnadenzell.“ Die Heldin des Romans iſt Giſela, vertraulich Geißlin genannt, die ſchöne Tochter des durch Lüderlichkeit

gänzlich herabgekommenen Ritter Götz, der, um sein Leben zu fristen, in Baden Badeknecht geworden ist. Der schöne und reiche Junker Heerdegen von Sperbereck lernt ihn im Bade kennen und verliebt sich in Gisela; sie wird ihm durch einen andern Bewerber entrissen, entkommt aber aus allen, sehr anziehend geschilderten Gefahren, und wird zuletzt in einem Kloster aufgenommen. Die Sittenverderbniß der Nonnen ist mit lebhaften Farben gemalt, ein blödsinniger Bube, die Frucht verbotner Liebe, bildet einen guten Contrast dazu, doch ist etwas zu viel Geheimnißkrämerei à la Walter Scott dabei. Dagegen ist das Geheimniß, das um den Grafen von Württemberg schwebt, mit seinen Decorationen von Wald- und Räuberleben desto ansprechender, und die geheime Liebe Gisela's zu diesem fürstlichen Helden kann nicht zarter behandelt werden.

Spindlers bester Roman war „der Vogelhändler von Imbst (1842). Seraphin Plaschur, ein armer Tiroler Waisenknabe, leidet mit seinem Schwesterchen große Noth. Einmal verweilt eine reiche Familie, deren Reisewagen zerbrochen ist, in der Gegend; dabei ist ein kleines Mädchen, die schöne Martina, und zwischen ihr und Seraphin knüpft sich auf die unschuldigste Weise ein geheimes Band der Seelen an. Die Erzählung, wie er ihr einen Vogel, den er singen gelehrt hat, und ein gemaltes Herz schenkt, ist entzückend und erinnert an das beste, was Jean Paul in dieser Art geschrieben hat. Diesem ersten Freudenblick des Schicksals folgen trübe Tage. Mitten im rauhesten Winter wird Seraphin von seiner grausamen Pflegemutter über Land geschickt. Ein alter böser Jäger, der Geld, das ihm anvertraut worden, bei ihm gesehen, will ihm auflauern und ihn umbringen, sinkt aber bei dem schrecklichen Winterfrost und Schneewetter in Betäubung und ist im Begriff, zu erfrieren, als der Knabe Seraphin ihn findet und rettet.

Die ganze Scene verändert sich durch die Erscheinung eines seltsamen Mannes, Egidi des Vogelhändlers, eines Engadiners, der nur gebrochen deutsch, mit Ladinischem (Romanischem) untermischt, redet. Mit den Eltern Seraphins bekannt, und innig an seinem Schicksal Theil nehmend, erkennt er sogleich, daß der Knabe hier nicht an seinem rechten Platze ist, und beschließt, für ihn zu sorgen. Sein Patron, der reiche Vogelhändler Tammerl zu Imbst im Oberinnthal, für den er im Auslande Geschäfte besorgt, hat eben seinen alten Vogelwärter verloren. Dieser Tammerl ist derselbe fremde Herr, dessen schöne Tochter Martina Seraphin auf der Reise kennen gelernt und der er einen von ihm selbst abgerichteten Vogel geschenkt hat. Indem nun der alte Herr von Egidi erfährt, daß der Knabe, den ihm dieser empfiehlt, derselbe sey, der jenen Vogel so gut abgerichtet, ist er sogleich bereit, ihm die Stelle des Vogelwärters anzuvertrauen und Seraphin wird, um alles Einreden abzuschneiden, von Egidi mit Gewalt entführt und nach Imbst gebracht. Wie erstaunt er, als er in der Tochter seines künftigen Herrn die hübsche Martina wiedererkennt. Er tritt nun wohlgemuth seinen neuen Dienst im abgelegenen

Bergwald an. Seraphin erhält in ſeiner Einſamkeit, die nur ein ehrlicher alter Schuhknecht mit ihm theilt, von der Familie Tammerl Beſuch und darf ſie wieder beſuchen. Die Entwicklung der Liebesgeſchichte zwiſchen ihm und Martina iſt meiſterhaft und echt volksthümlich. Im Hauſe des Herrn Tammerl herrſchen drei Frauen zugleich, die alte Mutter, die Hausfrau und deren Schweſter, eine vortrefflich gezeichnete halbvornehme und halbalte Jungfer, Magdalene, die wegen einer unglücklichen Liebe unverehelicht geblieben, aber reich und der gute Genius der Familie iſt. Eben ſo glücklich ſind die Hausfreunde, das redſelige Veverl (Genoveva), Martina's Buſenfreundin, und das ganze Treiben des Gebirgsmarkts Imbſt geſchildert. Alles ſcheint nun im gewöhnlichem Geleiſe auf eine Hochzeit hinauslaufen zu wollen. Allein Seraphin muß, ehe er ſeine Geliebte heirathen darf, noch auf Reiſen gehen, wird in Holland zum Soldaten gepreßt und nach Indien verſchlagen, kommt aber endlich glücklich heim.

Schwächer iſt Spindlers Roman „Fridolin Schwertberger", die Geſchichte eines kleinbürgerlichen Schreiners, der harte Verfolgungen erleidet, aber zuletzt noch glücklich wird. Am wenigſten genügt „der König von Zion", weil Spindler in dieſem Roman den berüchtigten Wiedertäuferkönig Johann von Leiden nicht als Schwärmer, der er war, ſondern als einen abgeſeimten Schurken auffaßt.

Im „Jeſuiten" ſtellt Spindler den Orden in dem verhaßten Lichte dar, wie es die Mode des Zeitalters verlangte. Im „Invaliden" zeichnete er Charaktere und Situationen aus der franzöſiſchen Revolution und der Napoleoniſchen Zeit mit gewohntem Talent.

Sein ſchlechteſter Roman dagegen iſt „Boa Conſtrictor", worin ein gewiſſer Georg teufliſche Ränke erſinnt, um ſich an einer befreundeten Familie zu rächen und alle ihre Glieder in Schande und Unglück ſtürzt. Seine Bosheit iſt durchaus nicht ausreichend motivirt und die Greuel ſind allzu grell und widrig.

Dagegen findet ſich wieder in den kleineren Erzählungen und Novellen Spindlers viel Schönes, z. B. „der große Antlas" (das Frohnleichnamsfeſt in München). Toni, der Tiroler Schütze, ſoll ſeiner ſtolzen Geliebten Theres den beſten Schützenpreis von München bringen und geht dahin, verliebt ſich aber dort in die Afra, eine Tirolerin, die als Magd in München dient und wegen ihrer Schönheit ausgewählt wird, bei der Prozeſſion die Madonna vorzuſtellen. Er gewinnt den Preis und bringt ihn der Theres, wie er verſprochen, heirathet aber zum großen Verdruß der Stolzen die beſcheidene Afra. Das Volksfeſt iſt trefflich geſchildert. — Zu den ſehr intereſſanten Erzählungen Spindlers gehört auch „die Ulme des Baurn".

Ludwig Storch, ein Thüringer, ergoß ſich ſeit 1827 in einer ungeheuern Fülle von hiſtoriſchen Romanen, in denen er ſich an Spindlers Manier hielt, und mit weniger Geiſt und Erfindungsgabe doch immerhin

reiche Gemälde, besonders des bürgerlichen Lebens der Vorzeit, aufstellte, z. B. der Glockengießer, der Freiknecht, der Leineweber ꝛc. Einer der gemeinsten Romanfudler war Velani (Häberlin, der seinen Roman aus dem Zuchthause schrieb), desgleichen Bruckbräu.

Nächst Spindler war der beste Nachahmer Walter Scotts der in Berlin privatisirende Schlesier Wilhelm Hering, der sich Willibald Alexis nannte.

Er begann 1820 mit einem harmlosen komischen Heldengedicht „die Treibjagd", wählte schon 1822 eine vaterländische Erinnerung zum Gegenstand seiner Dichtung aus „die Schlacht bei Torgau", vertiefte sich dann ganz in das Studium Walter Scotts, mystificirte 1825 das Publikum mit dem Roman „Walladmor", den man aus Scotts Feder geflossen wähnte, und fügte noch einen ähnlichen Roman „Schloß Avalon" hinzu.

Dann aber concentrirte er sich mehr in der Darstellung geschichtlicher Bilder aus der preußischen und zunächst brandenburgischen und Berliner Vorzeit, Bilder, die ihm sehr wohl gelungen sind und die seinem guten patriotischen Herzen Ehre machen.

Romane aus der älteren Zeit: Der Roland von Berlin, ein Gemälde des Berliner Bürgerthums, wie es vor der Reformation war. Der falsche Waldemar und die Hosen des Herrn von Bredow, Gemälde aus der Ritterzeit Brandenburgs. Cabanis, eine Scene aus dem Hofleben Friedrichs des Großen. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, aus dem Unglücksjahr 1806. Isegrimm, aus dem Heldenjahr 1813 ꝛc.

Recht hübsche Bilder aus dem alten Nürnberger Bürgerleben schrieb 1826 August Hagen (Norika 1820).

Rellstab in Berlin begann 1822 mit Griechenliedern und schrieb die geistvolle Novelle „Henriette",

in der er die berühmte Sängerin Sonntag abspiegelte, wie sich ein Schwarm von adeligen Müßiggängern, Theaterfreunden, Dichtern und Rezensenten gleich Mücken in ihre Flamme stürzen, während ihre Nebenbuhlerinnen alle Kunst der Verführung und Intrigue gegen sie in Bewegung setzen, bis ein edler Graf sie allen Gefahren entführt und heirathet. Ein treues Bild des damaligen Berlin.

Rellstab schrieb überaus viel: Erzählungen, Kritiken, empfindsame Reisen, Kunstnovellen, Sagen ꝛc. Am besten ist sein Roman „1812" vom Jahr 1834, ein höchst lebendiges Bild des russischen Winterfeldzugs.

Ein junger Sachſe begegnet in Oberitalien einer wunderſchönen Reiſenden, findet aber ihre Spur nicht eher wieder, als im ruſſiſchen Feldzug, indem er in der polniſchen Armee gefangen und von der Schönen, welche die Tochter eines ruſſiſchen Grafen iſt, gerettet wird. Um einer verhaßten Heirath zu entgehen, flieht ſie mit ihm und ſie kommen unter allen Schrecken und Gefahren des Berezina-Ueberganges ꝛc. glücklich nach Dresden und heirathen ſich.

Viel geringer waren die Romane von Ferd. Stolle (1813, Napoleon, Elba und Waterloo). Einer der geiſtreichern Romanſchreiber, Profeſſor O. L. B. Wolff, als Improviſator berühmt, ſchrieb einige freie Sachen, ein Seitenſtück zur Flormona, einem dem Wilhelm Heinſe untergeſchobenen Roman, die Irrwiſche des Tags, die Liebesgeſchichte des Grafen Mirabeau ꝛc. Zu den begabteren gehörte ferner Guſtav von Heeringen, der ſeit 1834 viel hiſtoriſche Romane ſchrieb.

Adalbert Stifter in Wien trat 1844 mit „Studien“ auf, die großes Glück machten. Es ſind Erzählungen in Proſa.

„Der Condor“. Eine Lady, die alles wagt, fährt auch einmal mit einem Luftſchiff empor, aber „die Weiber können den Himmel nicht ertragen“, ſagt der alte Luftſchiffer, als ſie ohnmächtig wird, und läßt ſie herab. „Feldblumen.“ Zwei Freunde erblicken zwei wunderſchöne Damen und einer iſt ſo keck, bei der Wirthin nach drei Jahren ein Gaſtmahl zu beſtellen, da er und ſein Freund jene beide Damen als Bräute mitbringen würden. Und ſo geſchah es. „Der Haidebewohner“, eine liebliche Idylle aus der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges. Eben ſo die letzte Erzählung vom armen Heinrich, der plötzlich reich geworden, doch nicht ſtolz wird, ſondern ſeine ländliche Geliebte heirathet. Die ſpäteren Sachen Stifters ſind weniger anſprechend.

Heinrich Zſchokke, deſſen Abällino und Alamontade wir ſchon kennen, ſchrieb auch einen hiſtoriſchen Roman „die Prinzeſſin von Wolfenbüttel“.

Dieſe Prinzeſſin ſoll wegen Mißhandlungen, welche ſie von ihrem rohen Gemahl, dem ruſſiſchen Prinzen Alexis (Sohn Peters I.) erlitt, ſich todt geſtellt haben und während ſie ſcheinbar begraben wurde, nach Amerika entflohen ſeyn, wo ſie einen franzöſiſchen Offizier heirathete.

Später ſchrieb Zſchokke hiſtoriſche Romane in Scotts Manier: den Freihof von Aarau, Adderich im Moos ꝛc., geringen Werthes. In ſeinen Erheiterungen gab er unter vielen flachen Erzählungen doch auch einige gute, z. B. „der todte Gaſt“.

In einem Städtchen geht die Sage, alle 100 Jahre am erſten Advents-

und jene Lehren einer Religion, und zwar nicht nur an die natürlich darin enthaltenen, ſondern auch an viele hinein interpretirten Lehren, den Forderungen der Vernunft zuwider, objektiv erzwingen zu wollen, iſt eine ebenſo ſchlimme Störung des intellektuellen Gleichgewichts auf der einen Seite als irgend eine rohe Entartung des ſinnlichen Triebs auf der andern. Beides iſt ein maßloſes Beſtürmen und Ueberſpringen der einmal dem Menſchen als eigenthümlichem Naturweſen gezogenen Grenzen.

Noch gibt es einen Ausweg, die Objektivität der Geiſter vor der Vernunft zu retten. Die Beſchreibungen, welche die Geiſterſeher von ihren Senſationen machen, weiſen deutlich auf die formelle Subjektivität des Geſehenen und Gehörten hin. Beſonders belehrend ſind in dieſer Beziehung die Selbſtbekenntniſſe Schwedenborgs. Wir verweiſen der Kürze wegen auf die gut zuſammengeſtellten Citate aus Schwedenborgs Schriften bei Fiſcher pag. 261 ꝛc. Die Selbſtbeobachtungen dieſes Viſionärs laufen darauf hinaus, daß der Geiſt formell und materiell mit dem Geiſterſeher nur das ſprechen kann, wozu er vorgebildeten Stoff in der Seele des letzteren findet, ſo daß die Gedanken des Geiſtes immer nur als unwillkührliche Gedanken des Viſionärs ſelbſt erſcheinen. Ganz daſſelbe gilt natürlich von den Senſationen des Geſichts, und ſelbſt die Seherin von Prevorſt vermuthet ſtark, kein Seher könne behaupten, es ſehe ein Geiſt in der Wirklichkeit ſo aus, wie er ihn ſieht (II. 30.). Wir ſetzen nun voraus, die Seelen der Verſtorbenen umſchweben wirklich in irgend welchem Zuſtande die Lebendigen, und beſitzen das Vermögen, ſich unter unbekannten Umſtänden mit den Seelen beſonders disponirter Lebendigen in Rapport zu ſetzen, ihre Gefühle ihnen mitzutheilen. Wir denken uns die Seele als ein Saitenſpiel, das von den Kräften der Natur überhaupt, und nun auch von der unbegreiflichen Kraft rein geiſtiger oder mit irgend einem unfaßlichen Stoff bekleideter Perſönlichkeiten gerührt wird. Der abgeſchiedene Geiſt, indem er mit Hand oder Hauch die Saiten einer noch in die Leiblichkeit verſenkten Seele rührt, will ihr allerdings etwas Abſolutes mittheilen, er will ihr etwa zu erkennen geben, was das gemeinſame Loos aller Menſchenſeelen nach dem Tode des Leibes, und was in dieſem gemeinſamen Looſe ſein individuelles, hienieden verwirktes Schickſal iſt. Aber die Schwingungen der das

sonntage komme „der todte Gast" und hole drei Bräute, indem er ihnen das Blut aus der Kehle sauge. Nun erscheint der einem Mädchen der Stadt bestimmte Bräutigam, ein so blasser, langer und unheimlicher Herr, daß er für den todten Gast gehalten wird, bis alles sich fröhlich löst. Mit trefflichem Humor durchgeführt.

Wilhelm Meinhold, Pfarrer auf der Insel Usedom, der schon einige Gedichte geschrieben hatte, mystificirte 1842 das Publikum mit der angeblichen Relation eines Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert über den Hexenprozeß seiner Tochter „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe".

Der Vater erzählt, wie seine brave, schöne und hochgebildete Tochter auf Antrieb eines Beamten, von dem sie sich nicht hatte verführen lassen wollen, schändlich verleumdet worden sey als Hexe, wie man sie im Prozeß gequält und wie sie endlich nur durch die Dazwischenkunft eines braven Junkers gerettet und dessen Gattin wird.

Alles sehr unwahrscheinlich. In jener Zeit hätte kein Junker ungestraft dem Volksaberglauben getrotzt. Auch ist die alterthümliche Sprache des Buchs affectirt und spricht uns keineswegs an. Meinhold schrieb nachher noch eine zweite Hexengeschichte, die der Sidonia von Bork, treu nach der wirklichen Geschichte.

Sidonia, die Geliebte eines pommerschen Fürsten, wurde beschuldigt, durch Hexerei den Kindersegen der rechtmäßigen Gemahlin vereitelt zu haben, und unschuldig verbrannt.

Meinhold erregte noch größeres Aufsehen, als er, ein lutherischer Pastor, plötzlich katholisch wurde.

Hermann Kurz in Stuttgart schrieb außer einigen lyrischen Dichtungen und einer vortrefflichen Uebertragung der altdeutschen Tristan, einige schwäbische Romane: „Schillers Heimathjahre", ein treues Bild aus der Zeit des Herzogs Karl, und „den Sonnenwirth", die ausführliche und wahre Geschichte, welche Schiller in seinem „Verbrecher aus verlorner Ehre" nur skizzirt hatte. Auch „Genzianen" (1837), kleine schwäbische Novellen mit guter Lokalfärbung.

Der Romantiker Ludwig Bechstein wandte sich auch dem historischen Roman zu. Sein erster Roman, „die Weissagung der Libussa" von 1829,

faßte aus der Chronik des Hageck die höchst interessante und phantastische

Geſchichte der Wrſſowezen auf, eines den böhmiſchen Königen feindlichen Geſchlechts.

Recht lebendig ſchilderte Bechſtein auch „das tolle Jahr", die Revolution in Erfurt zur Reformationszeit. Minder intereſſant war die Prozeßgeſchichte Grumbachs, die Stiftung von Grimmenthal, der Fürſtentag. Sehr anziehend aber Elſters von Bechſtein herausgegebene Fahrten eines Muſikanten. Viel geringer waren die böhmiſchen Romane von Wangenheim (Ziska, der dreißigjährige Krieg ꝛc.) und auch die von Herloßſohn ſeit 1827

Die 500 vom Berge Blanik, die Huſſiten, der letzte Taborit, die Rosenberger, Wallenſteins erſte Liebe, der Ungar, der Freiſchütz vom Rieſengebirge ꝛc.

Bronikowski ſeit 1825 aus der polniſchen Vorzeit (Baratinski, Sobieski, Maina, Olgierd und Olga ꝛc.), Harro Harring aus der neuern Zeit Polens mit beſonderer Hervorhebung der ruſſiſchen Tyrannei; Maria Norden Patkuls Tod, den Brand von Para ꝛc. Niedmann und Gehe ſchrieben jeder einen falſchen Demetrius; Albin von Seebach 1837 ruſſiſche Novellen, der Deutſchruſſe Gretſch zu derſelben Zeit den Roman „die ſchwarze Frau", Abentheuer eines ruſſiſchen Officiers mit obligaten Geiſtergeſchichten.

Unter die Nachahmer Walter Scotts ſtellte ſich auffallender Weiſe auch der berühmte Naturphiloſoph Henrik Steffens, ein Norweger, aber als Univerſitätslehrer in Breslau und Berlin und als Mitkämpfer im Jahr 1813 ganz Preuße geworden. Mit reicher Phantaſie begabt und immer aus der Wiſſenſchaft hinaus ins bunte Leben blickend ſuchte er alle poetiſchen Eindrücke ſeiner Erinnerungen und Forſchungen in einem großen Bilde zu concentriren in dem 1827 erſchienenen Roman Walſeth und Leith.

Walſeth, ein junger geiſtreicher Norweger, geräth im vorigen Jahrhundert in die mannigfachſten Conflicte, kämpft mit in Corſika, ſieht die franzöſiſche Revolution ꝛc., während Leith, von norwegiſcher Mutter Sohn eines ſächſiſchen Grafen, uns an dem ſächſiſchen Hof, unter die Herrnhuter und in den ſiebenjährigen Krieg führt. Endlich kommen ſie in der nordiſchen Heimath zuſammen und freuen ſich der reichen Beute von Erfahrungen, gleichſam als geiſtige Seeräuber, die das große Feſtland im Süden ausgeplündert. Als Philoſoph, Aeſthetiker, Politiker ſticht Steffens allerlei Bemerkungen über Wiſſenſchaft

und Literatur der Zeit ein. Vorherrschend bleibt aber immer sein Stolz als Normann. Zu den Haupteffecten des Romans gehört die Schilderung des großen Schloßbrandes in Kopenhagen.

Der Roman erntete Beifall. Da schickte ihm Steffens 1828 „die vier Norweger" nach.

Diesmal sind es nicht blos zwei, sondern vier Norweger, die auf dieselbe Weise im Süden herumfahren, um alles zu sehen und zu erfahren, was nach der französischen Revolution sich begeben. Da nehmen sie Theil an der großen Erhebung des Jahrs 1813, an der deutschen Wissenschaft, Poesie, Kunst ꝛc. Kurz Steffens selbst vervierfacht sich hier, um überall auszukramen, was er selbst erlebt, gedacht, geträumt hat.

Die Form des historischen Romans hatte Steffens bisher nur gedient, seine eigenen Meinungen in bunter Mischung vorzutragen. Aber er schwankt mit seiner Meinung zwischen Götbecultus, Herrnhuterei, preußischem Heroismus, Schelling'scher Naturphilosophie, Werner-Humboldt'scher Geologie ꝛc. herum und ist nur ein geistreicher Epigone, ohne irgend eine eigene Idee umzusetzen. Hierin gleicht er Oehlenschläger, welcher gleichfalls mit lächerlichem Normannenstolz doch nur ein schwächlicher Epigone der deutschen Romantik war. Steffens ließ sich verführen, 1831 seinem nur vermeintlichen historischen Romanen einmal einen echten nachfolgen zu lassen, „Malkolm", der aber völlig mißlang.

Malkolm steht auf der Höhe der Bildung und wird von Steffens absichtlich mit allen Tugenden besonnener Mäßigung und Göthe'scher Ruhe ausstaffirt, läßt sich aber nachher doch darauf ein, den seinem Geschlecht von den Urahnen her eingebornen Fluch zu erfüllen und stellt sich an die Spitze eines gemeinen Banditen- und Rebellenhaufens, was ihn zum Schaffot führt. Ein schlecht durchgeführter Charakter, dazu noch, wie in allen Romanen dieses flüchtigen Autors, eine Anhäufung von Nebenscenen und große Verwirrung in den Gruppen.

Noch schwächer fiel Steffens letzter Roman aus, „die Revolution", von 1837.

Louvet, das gute, und Adrian, das böse Princip, bekämpfen sich in der französischen Revolution. Edward, ein Enkel des ersteren, wird von einem gewissen Theodor in die geheimen Umtriebe und Verschwörungen in Deutschland eingeweiht, was dem loyalen Dichter Anlaß gibt, geistreich über Liberalismus und Conservatismus zu raisonniren.

Auch die Gebirgssagen von Steffens (1837) sind unbedeutend.

Unter dem halben Dutzend kleiner Rübezahlſagen zeichnen ſich nur zwei aus, die eine von Herrn von Emmerling, der im ſiegreichen Bewußtſeyn der Aufklärung den ganzen ihn umgebenden Zauber für bloße Einbildung hält, bis die ſcharfſinnigen Bemerkungen, die er immerfort macht, ſich in ein Gemecker auflöſen und er ſich in einen Bock verwandelt ſieht. Die andere von einem Schatzſucher, dem die zerbrochene Thür zur Höhle einmal vom Berggeiſt da gezeigt worden, wo zwei Thürme in einer beſtimmten Stellung zu einander ſichtbar waren, welche Stellung er nun aber, trotz täglichen wahnſinnigen Suchens, nie wieder finden kann. Dieſe Rübezahliana umfaſſen nur 75 Seiten. Den größten Raum des Buchs nimmt ſodann die Novelle „die ſchlafende Braut" ein; die Schlafende iſt eine ſomnambule Seherin, der Schauplatz das Pyrenäenthal, die Zeit die der Hugenottenkriege, den Inhalt bildet die Geſchichte der adeligen Hugenottenfamilie von Briſſon unter den grauſamen Verfolgungen der Katholiken. Zum Schluß eine nordiſche Novelle: „die Trauung". Ein alter Pfarrer traut ein geheimnißvolles vornehmes Paar und ſieht nachher, wie die Braut vom Bräutigam erſchoſſen wird.

Der romantiſche Reiz, den dieſe Erzählungen haben könnten, wird gänzlich verſchlungen von dem widrigen Eindruck, den die vorherrſchende Reflexion und die Eitelkeit ſeines Vortrags machen.

Theodor Mügge in Berlin ſchrieb viele Erzählungen und Romane, die ſich als Landſchafts- und Coſtümbilder auszeichneten, ſo früher den Chevalier (1835) und Touſſaint (1840), beides höchſt lebendige Gemälde aus der Negerrevolution auf Hayti, ſpäter ſeine Skizzen aus dem Norden, reizende Reiſebilder aus Norwegen ꝛc. Biernazki's Romane ſeit 1835 enthalten reiche Nordſeebilder aus Holſtein und Schleswig, die von Heinrich Schmidt Seebilder von Hamburg.

Großen Ruf erlangten ſeit 1835 die anonymen Romane, als deren Verfaſſer ſpäter Sealsfield genannt wurde. Sie ſind gut geſchrieben, handeln aber nur von Amerika, wie die von Cooper und Waſhington Irving. (Lebensbilder aus beiden Hemiſphären, der Virey, Land- und Seebilder ꝛc.). Wachsmanns Romane ſeit 1830 ſpielten in Spanien und Südamerika, die von Gerſtäcker in der Südſee und den fernen Welttheilen. Robert Heller verſuchte in ſeinen Novellen aus dem Süden (1842) eine romantiſche Durchkreuzung der Racen, als dem modernen Weltverkehr entſprechend.

Ein edler Franke heirathet eine arme Sklavin, der Schwede verbindet ſich

mit der Italienerin, der Araber der Wüſte mit einer üppigen Stadtdame, der griechiſche Matroſe mit einer edlen Britin ꝛc.

Guſtav Bernhard gab in ſeiner Fata Morgana von 1843 eine echte Kaufmannspoeſie Preis, die auf dem Wege des großen Handelsverkehrs aus aller Welt Enden Blumen mitbringt.

Der Handelsgott, Columbus, Venedig, die Meſſe zu Hurdwar (in Indien), London, Gold und Eiſen ꝛc.

Seit der Naubert und Caroline Pichler fuhren auch die Damen fleißig fort in hiſtoriſchen Romanen: Satori (Johanna Neumann), Franziska von Stengel.

Eine der gewandteſten Romanfabrikantinnen iſt Louiſe Mühlbach, Gattin des Theodor Mundt. Am beſten ſind ihr die memoirenartigen Schilderungen der Höfe aus der Rococozeit gelungen: Friedrich der Große und ſein Hof, 1855, Joſeph II. und ſein Hof, Hortenſe (ein napoleoniſches Lebensbild). „Ein Roman in Berlin“ von derſelben (1846) ſchildert die verderbten Sitten dieſer Stadt, aber ohne den feinen Geiſt, mit dem G. Sand Pariſer Sitten darſtellte.

Ueber alle ſchreibenden Damen erhob ſich Ida, Gräfin Hahn-Hahn, aus Mecklenburg. Unglücklich vermählt, voll Geiſt und Seele, ſtürzte ſie ſich, eine Magdalena, in den Strudel der Welt. Aber Reichthum und Genuß befriedigten ſie nicht. Es trieb ſie, durch fremde Länder zu reiſen, und in das Land der Phantaſie. Sie ſchrieb, was ſie auf Reiſen geſehn, und was ſie innerlich erlebt und erſehnt, in Proſa und Verſen nieder. Immer in ſchöner Sprache, voll Wärme und Innigkeit, in kurzen raſchen Sätzen, wie man ſpricht, überall natürlich und freimüthig. Dieſer liebenswürdigſte Zug an ihr wurde von geiſtloſer Prüderie mißkannt und man fing bald an, ſich über die gar zu aufrichtige Dame zu mokiren. Ihre lyriſchen Gedichte (1835), denen ſie neue und einen Band „venetianiſche Nächte“ (1836) beifügte, verrathen ein feuriges zärtliches Herz und einen offenen Sinn für alles Schöne. Die Mehrzahl ſind Reiſeerinnerungen und Romanzen. Sie ſelbſt vergleicht ſich hier einmal mit der Roſane, einem wilden Bergfluß in Tirol, der ſich ſchäumend von den Felſen ſtürzt.

Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
Nimmer kehr' ich heimathwärts.
Glücklichen mögt ihr gebieten,
Frei geht durch die Welt der Schmerz.

Dieſer innerſte Schmerz kehrt in den Romanen der Gräfin immer wieder. Sie ſucht und findet nicht, oder täuſcht ſich, wenn ſie zu finden geglaubt hat. Der geheimſte Grund dieſes Schmerzes iſt ihr unverſöhnlicher Haß gegen die Ehe, ohne die es doch kein wahres und berechtigtes Liebesglück auf Erden für ſie geben kann. Ihr erſter Roman „Aus der Geſellſchaft" 1838 malt eine emancipirte Dame, die mit dem Herzen eines ſchönen jungen Bildhauers ſpielt, aber in Verzweiflung geräth, als ſie es verloren hat und nicht wiedergewinnen kann. In dem Roman „der Rechte" von 1839

triumphirt ſchon die äußerſte Blaſirtheit, und zwar nicht etwa bei erſchöpften Lebemenſchen, ſondern bei einer Dame und einem Herrn, welche von Geburt und Geiſt gleich vornehm eigentlich den geſunden Kern des Adels darſtellen ſollen. Der geiſtreichen Katharina iſt keiner, dem geiſtreichen Ohlen keine recht, ſie bleiben unvermählt, weil die Ehe den poetiſchen Duft ihrer Freundſchaft abſtreifen würde.

In dem Roman „Ulrich" von 1841

heirathen die Liebenden nicht ſich, ſondern jedes eine andre Perſon. Der Heldin Unica aber wird ihr Gatte untreu und der Kummer tödtet ſie.

So abgewandt von der Ehe, die für die Gräfin nur Ekel und Schrecken hatte, ahnte ſie damals ſchon, daß ihr nichts werde übrig bleiben, als die himmliſche Liebe, gleich der büßenden Magdalena. Dies zeigt ihr Roman noch von demſelben Jahre, „Fauſtine".

Fauſtine, eine junge, geiſtſprühende, lebensluſtige und eben ſo launiſche Gräfin, die als ein weiblicher Fauſt-Don-Juan die Männer nur probirt, genießt und wieder wegwirft, weil keiner ihr ganz genügt. Dieſe unglücklichen Männer aber ſind ſo bezaubert von ihr, daß ſie in der Regel ihre Verabſchiedung nicht überleben, ſondern hinſterben wie die Mücken, die ſich am Feuer verbrannt haben. Sie ſelbſt vergleicht ſich mit dem Jupiter in dem Moment, in welchem er Semele naht. So verderblich ſey auch ihre Nähe jedem, der ſie lieben wolle. Endlich entſchließt ſie ſich, ins Kloſter zu gehen und will Gott ſelbſt zu lieben verſuchen, nachdem ſie lange genug ſeine Geſchöpfe geliebt hat.

Im „Sigismund Forſter" 1843

wird wieder ſehr viel durch einander geliebt, bis die ſchöne Tosca ihren geliebten Sigismund zu einem Duell begleitet und fallen ſieht. Sie beerdigt ihn, geht aber nicht ins Kloſter, ſondern in die weite Welt.

Im „Cecil“ von 1844 entſagt ein liebenswürdiger junger Diplomat ſeiner Geliebten aus einem Uebermaß von Delikateſſe. In „den beiden Frauen“ von 1845 ſiegt der vornehme Stolz über die Liebe.

Die Geliebte wird Fürſtin, der Geliebte, ein berühmter, aber bürgerlicher Publiciſt, heirathet eine dumme Frau.

Die „Sibylle“ von 1846

iſt eine überbildete Gräfin, die zuerſt „ihre Sehnſucht nach Liebe für Liebe hält“ und zuletzt damit endet, daß der Verlobte ihrer Tochter, weil er ſich in ſie ſelbſt, die Mutter, verliebt hat, eilends entflieht.

Eine zärtliche Laune gab 1846 die Gräfin dem Roman „Clella Conti“ ein.

Clelia, im Kloſter erzogen, wird eine hochgefeierte Schauſpielerin, liebt aber nur einen armen Jüngling, dem ſie alle Schätze weiht, die ſie erwirbt. In dieſem Roman iſt nichts natürlich, als der heiße ungeſtüme Drang eines großmüthigen Herzens.

In dem Roman „Diogena“ von 1847, der unter ihrem Namen erſchien, wird die Gräfin nur arg perſiflirt.

Diogena, ſchön und reich, trennt ſich von ihrem Gatten, genießt das Leben, findet aber nirgends Raſt und Ruhe, durchreiſt die halbe Welt und endet im Irrenhauſe.

Düſter iſt der Gräfin echter Roman „Levin“ von 1848.

Levin iſt ein geiſtreicher Dichter, der ſein treues Weib verläßt, eine Andre liebt, um dieſer willen im Duelle verwundet und geiſtesſchwach wird. Die Treue der Frau, die ihn pflegt, iſt das einzig Erquickliche in dieſem widrigen Gemälde geiſtreicher Corruption.

Größern Beifall als ihre Romane fanden die geiſtvollen Reiſebeſchreibungen der Gräfin: „Jenſeits der Berge“ (italieniſche Reiſe 1840), „Reiſebriefe“ (ſpaniſche Reiſe, 1841), denen noch eine ſchwediſche und orientaliſche Reiſe nachfolgten. In der letzten giebt ſich ſchon eine große Ermüdung zu erkennen. Die Gräfin lernte endlich, daß einer ſo glühenden Sehnſucht, wie der ihrigen, Erfüllung nicht dieſſeits gefunden werden könne. Sie bekehrte ſich, wurde katholiſch, ſchrieb 1851 das Buch

„von Babylon nach Jerusalem“ und widmete sich seitdem zu Mainz in klösterlicher Strenge dem Studium der Heiligen.

Ida von Düringsfeld aus Schlesien hat sich ein vorzügliches Verdienst erworben durch treffliche Uebersetzungen von böhmischen, italienischen, dalmatischen Volksliedern, und durch interessante Reiseberichte (welche die gelehrten Anmerkungen ihres Gatten noch werthvoller machen). Ihre Romane spielen in der „Gesellschaft“ und handeln von bald glücklicher, bald durch Eigensinn und Mißverständniß verfehlter Liebe. Am besten ist „Hugo“, 1845.

Hugo wendet sich von einer früheren Liebe einer gewissen Lea zu, die, obwohl von reichen Eltern, doch ohne Unterricht aufgewachsen ist und mit den Ansprüchen der höheren Stände etwas Wildschönes, halb Barbarisches vereinigt.

„Schloß Goczyn“, der Roman, der ihren ersten Ruf begründet, (1841) ist blasirt.

Drei Brüder buhlen nach einander um die schöne Mathilde. Der älteste heirathet sie, um sie zu vernachlässigen, macht Schulden und bringt sich selbst ums Leben. Den zweiten liebt sie, heirathet ihn aber nicht aus Delicatesse. Vom dritten wird sie aufs feurigste geliebt, weist ihn ebenfalls ab und stirbt, um sich ihr Grab vom zweiten Bruder und dessen junger Gattin unter empfindsamen Thränen bekränzen zu lassen. Der jüngste Bruder schwärmt dabei für die Kunst in Italien.

Der Roman „Soll und Haben“ von Georg Freitag (1854) erlangte rasch ungeheuern Ruhm und wiederholte Auflagen, nicht wegen seines poetischen Werthes, sondern weil er im Sinne moderner Lebenspraxis der Poesie Hohn sprach.

Ein romantisch schwärmender junger Kaufmann Anton und die ihn zärtlich liebende Lenore, ein adeliges Fräulein, lösen ihr Liebesverhältniß freiwillig auf, um anderwärts eine reiche Parthie zu suchen.

Einer der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller wurde in der letzten Zeit Hackländer in Stuttgart. Diese wohlverdiente Gunst des Publikums verdankt er einer liebenswürdigen Harmlosigkeit und anspruchslosen Auffassung des Lebens und der Menschen, wie sie sind. Am besten sind ihm seine Scenen aus dem Soldatenleben, Wachtstubenabentheuer ꝛc. und anderseits seine Schilderungen aus dem Schauspielerleben gelungen.

Sein bester Roman „Europäisches Sklavenleben“ von 1854 erzählt das

Leben der Tänzerin Clara und stellt das Daseyn der Choristinnen als wahres Sklavenleben dar. Eine solche Existenz, hinter deren äußerem Flitter sich Elend und Schande verbergen, und die so vieler „verschämter Hausarmen" aus dem Honoratiorenstande berechtigt den Dichter, mitten in unsrer Civilisation und constitutionellen Freiheit von einem europäischen Sklavenleben zu sprechen, welches drückender ist, als das afrikanische. — In dem Roman „Eugen Stillfried" hat der Verfasser die wahre Geschichte der Rosine Klöble benutzt, die durch Vorspiegelung eines unsichtbaren Freiers um ihr ganzes Vermögen betrogen wurde.

Hackländer schrieb auch ein paar heitere Lustspiele, „magnetische Curen", worin ein Liebhaber als Magnetiseur ins Haus kommt, und „der geheime Agent".

Ein junger Herzog, unter Vormundschaft einer strengen Mutter, emancipirt sich von dieser, gelangt zur Regierung und gewinnt zugleich die Hand seiner ihm vorher versagten Geliebten lediglich durch Vorspiegelung eines geheimen Agenten, der gar nicht existirt, unter dessen Maske der junge Herr aber immer selbst handelt.

4.

Revolutionäre Dichtung.

Durch die Karlsbader Beschlüsse 1819 wurde die von 1813 her nachglühende Begeisterung für verbrecherisch erklärt, die patriotische Presse und die „christlich-deutsche" Burschenschaft auf den Universitäten, die Turngemeinden ꝛc. unterdrückt. Die deutschen Ständeversammlungen und die wenigen nach und nach wieder entstehenden unabhängigen politischen Blätter sahen sich unvermerkt in die Lage gebracht, ihren Rückhalt in der französischen Deputirtenkammer zu suchen und ihre Hoffnungen mit denen der französischen Liberalen zu identificiren. Sogar der kaum erst vom deutschen Boden vertriebene, tiefverhaßte Napoleon wurde wieder mit einem Heiligenschein umgeben und man erfreute sich an der Erinnerung seiner genialen Größe, weil man mit seinem Bilde die deutschen Fürsten und Minister, wenn nicht mehr schrecken, doch noch necken konnte. Alles, was aus Paris kam, wurde wieder begierig in Deutschland gelesen und übersetzt. Der deutsche Liberalismus begann sogar der patriotischen Begeisterung von 1813 zu spotten, weil die Völker sich damals für die

Fürſten geopfert hatten, ohne einen Dank zu erhalten, ja nur zu fordern. Der Nationalſtolz habe ſich, meinten ſie, als unfähig erwieſen, man müſſe davon abgehen und ſich mit den Franzoſen einfach für die Freiheit verbinden. Durch die Freiheit allein könne beiden geholfen werden. Sofern nun die franzöſiſche Poeſie ſeit der Reſtauration von den Leidenſchaften der unterdrückten Parteien fieberhaft durchglüht war und ſich hier alles vereinigte, eine neue Revolution vorzubereiten, wurde auch die deutſche Poeſie von dieſer dämoniſchen Gier nach dem Umſturz alles Beſtehenden mit ergriffen. Die franzöſiſchen Dichterwerke, die am meiſten gegen jede kirchliche und ſtaatliche Ordnung, gegen Sitte, Ehe, ſogar gegen das Eigenthum wütheten, wurden in Deutſchland wie in Frankreich ſelbſt verſchlungen. Von Eugen Sue's ruchloſeſten Romanen (den Geheimniſſen von Paris und dem ewigen Juden) erſchienen 1843 und 1844 je zehn deutſche Ueberſetzungen zugleich.

Dieſe allgemeine Sachlage muß ich voraus bezeichnen, damit man verſtehe, wie es kommen konnte, daß die deutſche Dichtung ſeit der Reſtauration eine ſo auffallend undeutſche und unchriſtliche, vorzugsweiſe franzöſiſche und jüdiſche Färbung annahm. Die antinationale und antichriſtliche Oppoſition würde nicht ſo bald und nicht ſo viel Erfolg gehabt haben, wenn ihr nicht edler patriotiſcher und ſelbſt frommer Männer bittre Unzufriedenheit mit der Lage des Vaterlandes vorausgegangen wäre. Es gab eine Zeit, in welcher der feurig katholiſche und patriotiſche Görres und der Jude Börne Aufſätze in daſſelbe Blatt (die Waage) ſchrieben. In des edeln Chamiſſo Gedichten finden wir manches, was denen des Juden Heine nicht ganz unähnlich ſieht. Der Tadel, der von Wohlgeſinnten ausging, fand ſo viele Anerkennung und Achtung, daß auch der Tadel der Uebelgeſinnten dadurch eine Zeitlang, ehe man den Unterſchied in den Motiven wahrnahm, privilegirt erſchien.

Man fühlt ſich verſucht, Joſeph Görres von Coblenz nicht nur unter die politiſchen Dichter zu zählen, ſondern ihm ſogar den erſten Rang unter ihnen anzuweiſen, denn obgleich er nur politiſche Flugſchriften ſchrieb, iſt nicht nur ſeine Sprache dithyrambiſch, glühender Erzguß der erhabenſten Beredtſamkeit und voll der genialſten Bilder, ſondern auch ſeine ganze Auffaſſungsweiſe der deutſchen Dinge iſt poetiſch, weil er die großen Ideen des Kaiſerthums und der Kirche feſthält.

Unsinnliche dunkel empfindenden Seele, was sie auch an sich seyn mögen, müssen sich in die Sphäre des Vorstellens und Denkens fortsetzen, wenn der Mensch überhaupt Kunde von ihnen erhalten soll, und dort werden sie nothwendig nach den nothwendigen Formen der sinnlichen Vorstellung in Bilder gefaßt. Für jenes Absolute hat die vorstellende und denkende Seele, wenn auch ein Gefühl, doch kein Organ des unmittelbaren Erkennens. Die Regung des mit ihr in Rapport tretenden abgeschiedenen Geistes wirkt in ihr nur Klangfiguren und Töne, wie sie nach der faktischen, nationellen und individuellen Geistesverfassung und Ideenassociation des mit dem Geist verkehrenden Menschen entstehen müssen. Jener Geisterhauch des Absoluten, wenn man so sagen darf, bildet somit auf dem einen Seelenspiegel warnende Gestalten aus dem Mittelreich, auf dem andern Bilder aus Mahomets Paradies, auf dem dritten Scenen der himmlischen Wildbahn, wo die Seele beim großen Geiste ewiges Jagdvergnügen genießt u. s. w. Der Geist haucht: vera sunt — und das illa gestaltet sich dann in der Seele des Geistersehers von selbst. Auf diese Weise wäre die Existenz der Geister und zugleich die Legitimität der unbedingten Glaubens- und Gewissensfreiheit gerettet. Diese Schlüsse beweisen aber für die Wissenschaft und für den Fanatismus zu wenig und zu viel, und es gibt Leute, welche die Geister gerne aufgäben, wenn sie mit ihnen die genannte Freiheit zugeben müßten.

Wie schon oben angedeutet, steht das magische Schattenspiel des Somnambulismus in ganz eigenem Verhältniß zur Wissenschaft. Der Naturforscher, der bei der Entrée nicht mit dem Glauben bezahlt, sieht nichts, wie bei Philadelphias Vorstellungen in Göttingen, oder sieht doch rein nichts Uebernatürliches; der dagegen, welcher den Heckpfenning des Glaubens mitbringt, läßt das eigentliche Auge des Beobachters vor der Thüre, was ihn freilich nicht verhindert, statt weniger, gerade mehr zu sehen. In den modernen Berichten über die erstaunlichsten Visionen und Teufeleien äußert sich in der Regel keine Spur jener Eigenschaften, welche man von jedem Gerichtsarzt fordert, der einen Seelenthatbestand zu erheben hat. Und dies kann, wie gesagt, vielleicht nicht anders seyn. Doch dann möchte man allerdings die Geduld verlieren, wenn der Beobachter bei den entscheidendsten Punkten den nabeliegenden natürlichen Zusammenhang eigensinnig

Nur ſchwach erſcheint neben ihm der Advokat Jaſſoix in Frankfurt am Main, deſſen „Welt und Zeit“ (1816) jedoch voll Witz und derber Wahrheit iſt, die er muthig in die Zeit hineinſchleuderte.

Friedrich Seybold, der in den zwanziger Jahren die liberale Neckarzeitung nicht ohne Geiſt redigirte, ſchrieb auch mehrere politiſche Romane.

Am merkwürdigſten war ſein „Caſpar Hauſer“ (1834), worin er die Geſchichte des unglücklichen Jünglings nach der Hypotheſe ausſpann, nach welcher er der Erbprinz von B. geweſen ſeyn ſollte. Im „Camiſarden“ pries Seybold die Helden der Cevennen. Aber auch dem reactionären Helden der Basken, Zumalacarregui, ließ er in einem Trauerſpiel Gerechtigkeit widerfahren, das ſey doch in ſo elender Zeit einmal ein Held geweſen, gleichviel von welcher Partei.

Freiherr Gotthold Auguſt von Maltitz ſchrieb ſeit 1823 politiſche Satiren, worin er allerlei Unzufriedenheit mit den Reſtaurationszuſtänden in derber Weiſe, meiſt epigrammatiſch, ausſprach. So im Gelaſius, dem grauen Wanderer, in den Pfefferkörnern, humoriſtiſchen Rauxen. Daneben ſchrieb er ein paar Revolutionsſtücke: Cromwell und Kohlhas, ein komiſches Heldengedicht „Kix Reiſe im Pomeranzenland“, eine Scene „Joko am Styx“ ꝛc., alles etwas herb, ohne Frohſinn.

Die Poeſie des politiſchen Haſſes voll Giftblumen, Dornen und Diſteln wuchs zuerſt auf jüdiſchem Boden. Der Jude Baruch in Frankfurt am Main, der ſich Börne nannte, trat anfangs als politiſcher Journaliſt auf mit den Zeitſchwingen (1818) und der Waage (1820), in denen noch der Geiſt der Freiheitskriege nachwirkte, ſowie mit Kritiken und dramaturgiſchen Blättern. Allein er gab der patriotiſchen Entrüſtung die er mit Arndt, Görres ꝛc. getheilt hatte, bald den Abſchied, um hämiſch wie Shylock ſeine ganze Judennatur hervorzukehren und nicht mehr blos die Reſtaurationspolitik, durch welche Deutſchland geknechtet war, ſondern die deutſche Nation ſelbſt zu läſtern, was er ungeſtraft thun konnte, da er ſich nach Paris zurückzog, von wo aus er eine Reihe von Bänden ſarkaſtiſcher Briefe ausgehen ließ. Er ſchrieb immer nur in Proſa, Briefe, kleine Aufſätze, nie ein größeres zuſammenhängendes Werk, überall aber zeigt er glänzenden Witz. Er ſagt auch ſehr viel Wahres über die ſchlechten Zuſtände Deutſchlands in jener Zeit, aber er freut ſich derſelben, wie Jonas, als er auf Ninive herabblickte, wie Shylock, als er das Meſſer

an Antonio's Bruſt ſetzte, und hat für das deutſche Volk kein anderes Gefühl, als echten Judenhaß. Sein ſchwächlicherer Nachahmer war der Jude Kaliſch (Mainzer Narhalla 1843, Schlagſchatten, Buch der Narrheit, loſe Hefte ꝛc.), der auch 1848 einen „Demokraten“ redigirte. Viel mehr Feuer des Haſſes glüht wieder aus des Juden Karl Beck Nächten oder gepanzerten Liedern, ſtillen Liedern ꝛc. (ſeit 1837) hervor. Derſelbe erfrechte ſich auch, eine „neue Bibel“ zu ſchreiben. Auch der Jude Creizenach, den Herwegh als Bote eines neuen Himmels und einer neuen Erde begrüßte, machte den hölliſchen Sabbath, den damals die Juden zu Deutſchlands Schmach auf deutſchem Boden aufführten, luſtig mit und ſchrieb unter anderem einen „Don Juan“ und einen „Sohn der Zeit“. An lyriſchem Talent aber übertraf alle dieſe jüdiſchen Schreier Moritz Hartmann (Kelch und Schwert, 1844, ꝛc.) aus Leitmeritz in Böhmen. Mit der Wiener Judenpreſſe des Jahres 1848 habe ich mich nicht näher bekannt gemacht. Nach den Proben zu urtheilen, muß hier der Literaturjude an Frechheit alles überboten haben, was davon ſonſt in Deutſchland vorgekommen iſt.

Alfred Meißner trat in ſeinen Gedichten 1845 als Nachahmer Eugen Sue's und Georg Sands auf, indem er mit gräßlichen Schilderungen des Volkselends kokettirte und zur Revolution aufrief, als dem einzigen Mittel, das Volk ſeinem Elend zu entreißen. Da aber die Männer zu feig ſeyen, ſich zu erheben, ſollten es die Weiber thun. Dieſen Unſinn ſchöpfte Meißner aus ſeiner Vergötterung der G. Sand, an der ſich, wie er ſelbſt ſagte, „ſein Geiſt hinaufranke“. In ſeinem „Ziska“ von 1848 tobt er die ganze Revolutionshitze vollends aus, verzerrt aber das Bild der wilden und frommen Huſſiten gänzlich, indem er ihnen die moderne Selbſtvergötterungslehre andichtet. Er ſchrieb auch Schauſpiele:

Im „Weibe des Urias“ thut David wegen ſeines Ehebruchs nicht etwa Buße, ſondern läßt ſeine ganze Wuth an den Leviten aus. Im „Reginald“ verläßt der Held ſeine Clariſſe, um eine Reiche zu heirathen, die er aber, obgleich ſie viel edler und tugendhafter iſt, als die kokette Clariſſe, ſogleich vernachläßigt, ſobald er ihr Geld hat. Die Liebe zu Clariſſen erwacht wieder und er ſchießt am Ende den Rathgeber, den er gehört, und ſich ſelber todt. Darin ſoll „der Fluch des Geldes“ anſchaulich gemacht werden.

Die Gedichte von Eduard Mautner von 1847 enthalten ſchwin-

delnden Jünglingsunsinn, aber mit der Routine des sittenlosen Wieners gepaart.

Der Dichter schwärmt für ungarische, polnische, deutsche Freiheit, zugleich aber auch für Wiens Hetären, und seine Phantasie schwelgt in wollustigen Wirbeltänzen mit gürtellosen Schönen. Den im Prater spazieren fahrenden Damen sagt er ins Gesicht: was hilft es auch, wenn man einen Triumph über euch feiert, den ja — der Lakai theilt. Und dieser luderliche Poet stellte sich entrüstet darüber, daß man Schiller, den Sänger der Freiheit, in einer Fürstengruft beerdigt habe.

Ein politischer Romantiker war Harro Harring (ein Friese), der seit 1822, angeregt durch die griechische und italienische Revolution eine Menge demagogische Romane, Dramen und Erzählungen schrieb, die Mainotten, den Polen, den Carbonaro, den Corsaren, den Wildschützen, die Schwarzen von Gießen ꝛc. nicht ohne Frische des Gefühls, aber ohne Geist. Zu den politischen Romantikern gesellte sich auch Wilhelm Müller mit seiner lyrischen Schwärmerei für die Neugriechen und Julius Mosen mit seinen schönen Polenliedern, worunter „die letzten Zehn vom vierten Regiment" am berühmtesten wurde.

Graf Auersperg aus Krain schrieb unter dem Namen Anastasius Grün 1830 lyrische „Blätter der Liebe" und ein Epos „der letzte Ritter" zur Verherrlichung des Kaisers Max, gleichsam einen modernen Theuerdank. Aber schon im folgenden Jahre gab er „Spaziergänge eines Wiener Poeten" heraus, in denen der Grundgedanke lag: das schöne, sonnenhelle, reiche, fröhliche Oesterreich liegt unter dem Bann einer häßlichen, finstern, kalten Politik (unter Metternich seit der Restauration). In der Wärme dieser neuen Lieder spürte man den Einfluß der „Julisonne" in Paris. Aehnliche Oppositionslieder enthielt das Buch „Schutt" von 1835, denen noch „die Nibelungen im Frack" (gegen seine Verleumder) und eine neue Sammlung „Gedichte" folgten. Der Dichter wurde bald sehr beliebt, nicht bloß wegen seiner leichten und schönen Verse und wegen der jugendlichen Frische seines Sanges, sondern auch und zwar hauptsächlich, weil er im Sinne des damaligen Liberalismus schrieb und zwar als Oesterreicher und als Graf, was man ihm hoch anrechnete.

Die Dichtungen von Friedrich Ernst (1837) haben etwas von Chamisso's Gluth.

Der Dichter schwärmt für die Freiheitskämpfer in Griechenland, Polen,

Spanien, Amerika, gedenkt der edelſten Kämpfer in der erſten franzöſiſchen Revolution und kommt zuletzt an die Deutſchen, um einen Invaliden von 1813 über den Undank des Vaterlands bitter klagen zu laſſen.

Der unglückliche Meſſenhauſer ſchrieb 1841 ein Trauerſpiel „Demoſthenes".

Hier ſteht Demoſthenes in der von Philipp belagerten Stadt Athen den Zeus an: „gewähre gnädig der Freiheit den Sieg, ſo unwürdig wir uns derſelben auch erwieſen."

Ganz in derſelben Lage befand ſich der Dichter ſelber nach ſieben Jahren in dem belagerten Wien. Als Commandant des Aufruhrs fand er den verdienten Tod, aber die Wahrheit jener Worte muß uns rühren.

Büchner kokettirt in ſeinem Trauerſpiel, Dantons Tod (1835), mit der philoſophiſchen Weltverachtung, welche in der Welt nichs anders ſieht, als das Chaos, aus welchem das Nichts geboren werden ſoll. Dadurch wird der demokratiſche Unſinn, der hier ſeine Schlagwörter auswirft, ziemlich wieder neutraliſirt. Gripenkerl hat „die Girondiſten" etwas nobler behandelt, aber auch ſie taumeln in den Abgrund, ohne eine Ahnung ihrer eigenen Schuld, ganz trunken von Selbſtüberſchätzung.

Heinrich König ſchrieb ſeit 1826 viele hiſtoriſche Romane mit etwas revolutionärem Anſtrich.

Die Waldenſer, die Mainzer Klubiſten ꝛc. Am meiſten Ruf erlangte „die hohe Braut". Der bürgerliche Giuſeppe wird als Revolutionär eingekerkert. Es gelingt ihm, an dem Tage frei zu werden, an welchem ſeine vornehme Geliebte, die adelige Blanca, d. i. die hohe Braut, einem Grafen vermählt werden ſoll. Er eilt in die Kirche und ſticht den Bräutigam todt. Später bricht die große Revolution aus, die Mächtigen werden niedergeworfen und die hohe Braut kommt in Giuſeppe's Arme.

Seit 1837 ſchrieb ein Anonymus derbe Satiren auf den deutſchen Adel (Cavalier-Perſpective, Cancan eines deutſchen Edelmanns).

Hoffmann von Fallersleben kam nach und nach in Breslau, wo er nur die Stelle eines dritten Bibliothekars bekleidete, in ſolche Mißſtimmung, daß er die Reihe ſeiner verdienſtvollen Herausgaben altdeutſcher Dichterwerke und ſeiner harmloſen lyriſchen Gedichte plötzlich mit politiſchen, zum großen Theil ſehr witzigen Satiren unterbrach („unpolitiſche Lieder" von 1840) und nach ſeiner Entlaſſung in Deutſchland umherirrend ein Liebling der Demokraten wurde, bis er nach der Revolution

von 1848 wieder Ruhe fand und in seiner gelehrten Thätigkeit fortfuhr. Außer den unpolitischen Liedern schrieb er auch noch „Gassenlieder, politische Gedichte, Lieder aus der Schweiz, deutsche Salonlieder ꝛc."

Einer der ärgsten Schreier der Revolution, Karl Heinzen, fing 1841 mit Gedichten an, die noch ziemlich harmlos waren. Später überbot er sich in radikalen Zornausbrüchen.

Unter den Revolutionspoeten machte sich keiner unnützer, als Herwegh von Stuttgart, dessen „Gedichte eines Lebendigen" 1841 (den Briefen eines Verstorbenen vom Fürsten Pückler-Muskau entgegengesetzt) mit knabenhafter Renommisterei die ganze Welt umzukehren drohten.

Reißt die Kreuze aus der Erden.
Alle sollen Schwerter werden.

* * *

Die Liebe kann uns helfen nicht.
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.

* * *

Laßt endlich das Geleier seyn,
Und rührt die Trommeln nur.

Nachdem man ihn auf die übertriebenste Art (sogar in Berlin) gefeiert hatte, stellte er sich 1848 an die Spitze einer Freischaar, welche aus Paris ausmarschirte, um Deutschland zu erobern, als er aber kaum über den Rhein gezogen war, ließ er sich, obgleich 800—1000 Mann stark, von einer halben Compagnie Württemberger in die Flucht schlagen, und versteckte sich unter dem Spritzleder des Wagens, den seine muthigere Frau kutschirte. Ungleich weniger renommistisch und viel mehr von innerem Feuer glühend waren Ludwig Seegers demokratische Lieder im „Sohn der Zeit" von 1843.

Die Gedichte Gottfried Kinkels paßten für einen Demokraten und Freischaarenführer nicht. Sein „Otto der Schütz", ein 1846 erschienenes kleines Epos, worin er die von uns Theil II. S. 64 mitgetheilte Volkssage behandelt, ist ganz royalistisch. Seine vielen lyrischen Gedichte handeln von Liebe, vom eiteln Ich, von einer italienischen Reise, Klagen um Immermanns Tod, greifen empfindsam in Sappho's Lyra, wiegen sich in muhamedanischen Gaselen, und machen dann nebenbei in deutschem Va-

triotismus und Revolution. Ein abgeſchmacktes Lied richtet er gegen die „Todesſtrafe“ und wollte doch ſelber ein Mann des Schwertes ſeyn. Seine Jambentragödie „Nimrod“ von 1857 läßt den Tyrannen durch ein Weib umkommen, welches ſich nachher ſelbſt umbringt, die ſchwachen Männer verhöhnend, die nicht ſo viel Muth haben, wie ein Weib.

Einer der feurigſten Freiheitsdichter von 1848 war Ferdinand Freiligrath, ein junger Kaufmann von ſanfter Gemüthsart, welcher durch ſeine reiche Phantaſie und durch den Beifall, mit dem man ihm ſchmeichelte, zum demokratiſchen Extreme fortgeriſſen wurde. Seine erſten Gedichte von 1838 enthalten faſt durchgängig Bilder des Meeres und ferner Länder, mit dem lebendigſten Pinſel ausgemalt, und von wunderbarer Sehnſucht romantiſch angehaucht, denn der Dichter nimmt vom kleinſten Begegniß in der Heimath Anlaß, ſeine Sehnſucht zur Ferne auszudrücken, und ſich dieſe Ferne auszumalen. Indem er für ſeine kranke Bruſt isländiſches Moos trinkt, dichtet er vom fernen Island und ſeinen herrlichen Vulcanen. Die Schwalbe im Frühling mahnt ihn an den ſchönen Süden, aus dem ſie kommt. Im Eilwagen erinnern ihn die vorgeſpannten Pferde an die türkiſchen Roßſchweife. Ein ſchlittſchuhlaufender Neger verſetzt ſeine Phantaſie nach Afrika. Jedes Schiff im Hafen der Stadt, in der er als junger Kaufmann dient, führt ihn in andre fremde Welten, nach den Urwäldern Südamerika's, unter die Gräber Aegyptens ꝛc. Hier finden wir auch ſein erſtes politiſches Lied „der Scheik am Sinai“.

Der Scheik hört, die dreifarbige Fahne wehe auf den Mauern von Algier, und glaubt, Napoleon ſey wiedergekommen. Als man ihm aber eine neue franzöſiſche Münze mit dem Kopf Ludwig Philipps zeigt, ſagt der Scheik verächtlich, das iſt er nicht, das iſt eine Birne.

Alle Gedichte Freiligraths zeichnen ſich nicht nur durch lebendige Färbung, ſondern auch durch Friſche und Wohlklang der Sprache aus. Schön ſind auch ſeine metriſchen Ueberſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Lyriker. Sein „Glaubensbekenntniß“, ſeine „Zeitgedichte“, das „ça ira“ und die „neuen politiſchen und ſocialen Gedichte“ fallen in die demokratiſchen Delirien der vierziger Jahre. Man merkt aber wohl, daß der ſanfte Dichter dieſe Wildheit nur erkünſtelt, ſie iſt ihm nicht Natur. Auch ſchlägt das Milde immer wieder vor.

Hermann Rollet ſtimmt in ſeinen „friſchen Liedern“ 1848 den

Lerchenſchlag an, der den Völkerfrühling verkünden ſolle, und klagt Oeſterreich an „Oeſterreich du ſchlafſt gar lang“. Doch handeln ſeine meiſten Lieder harmlos von Natur und Liebe.

Arnold Ruge, der in der vormärzlichen Zeit in ſeinen Halle'ſchen Jahrbüchern in frechſter Weiſe den Umſturz des Chriſtenthums verkündet und betrieben hatte, dann einer der wüthendſten Demokraten wurde, ſchrieb 1850 „Revolutionsnovellen“

voll revolutionärer, communiſtiſcher und antichriſtlicher Doctrinen, voll Hohn über Preußen, voll Lob des Schweizer Radikalismus, ſchließend mit der Auswanderung der politiſchen Flüchtlinge nach Amerika unter der Drohung, von dort her wiederzukommen und Deutſchland für die Republik wieder zu erobern. Ein abgeſchmacktes Ragout aus demokratiſchen Blättern.

Charakterlos erſcheint Dingelſtedt, welcher als Nachäffer Hoffmanns von Fallersleben, Freiligraths ꝛc. mit radicalen Nachtwächterliedern begann, dann Höfling wurde und Hauffs Lichtenſtein in die Scene ſetzte. Er ſchrieb auch (ſehr unbedeutende) Erzählungen und einen ſchwachen Roman aus der vornehmen Welt „Unter der Erde“ (1840).

Die hiſtoriſchen Stücke von Robert Prutz ſind verfehlt. Er macht nicht nur „Moritz von Sachſen“ zu einem edeln Schwärmer für die Freiheit, ſondern ſtellt ſogar den „Karl von Bourbon“ ins reinſte Licht. In dem bluttriefenden und wahnſinnigen „Bauernkönig Erich“ ſucht er einen Vertreter des modernen Liberalismus und läßt ihn nur zum Beſten des Volks unter der Ariſtokratie aufräumen. Der Verſuch in dem Stück „Nach Leiden Luſt“ Shakeſpeare'ſchen Witz ſpielen zu laſſen, iſt gänzlich mißlungen, des Pauſias Geſchwätz unerlaubt langweilig. In einem ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die politiſche Wohnſtube“, dem geiſtreichſten, was er überhaupt geſchrieben hat,

faßte Prutz die arme Germania als eine Proſtituirte, das Volk als einen Sklaven auf und goß eine bittere, nicht immer reine Lauge zunächſt über preußiſche Perſonen und Zuſtände aus.

Ferner ſchrieb Prutz 1851 einen ſocialiſtiſchen Roman „das Engelchen“ für die armen Weiber gegen den unſittlichen Fabrikherrn mit einer obligaten Liebesgeſchichte, in den Charakteren übertrieben und in der Schreibart zu gedehnt. In ſeinem zweiten Roman „Felix“ macht der Held in Umſturzpolitik, kehrt aber, da es ihm nicht gelingt, zur Poeſie

zurück. Gleichfalls ſchwach. — Eine Louiſe Otto ſchrieb 1846 einen Roman „Schloß und Fabrik“, worin die Arbeiter ſich gegen den herzloſen Fabrikherrn empören und einer von ihnen, der des Herrn Tochter liebt, mit ihr im Kugelregen fällt.

Eine der tollſten Tragödien ſchrieb 1850 J. L. Klein „Cavalier und Arbeiter“.

Ein Erbſchleicher verfolgt die rechtmäßige Erbin mit unbarmherziger Grauſamkeit, ſo daß ſie noch viel mehr Gefahren ausſteht wie Oliver Twiſt von Dickens. Obgleich ein Prinz ſie heirathet, weiß der Erbſchleicher noch einen Aufſtand der Arbeiter zu erregen und das unglückliche Opfer durch Mord hinzuraffen, um aber ſeiner Ruchloſigkeit die Krone aufzuſetzen, läßt er dieſelben Arbeiter zuletzt durch fremde Truppen zuſammenſchießen.

Gottſchall brachte 1850 die Amazone der erſten franzöſiſchen Revolution, Lambertine von Mericourt, auf die Bühne und badet in der Wolluſt revolutionärer Reden, wobei auch das Chriſtenthum verhöhnt und nur die heidniſche Hoffnung einer Unſterblichkeit des Ruhms feſtgehalten wird. Gottſchall ſchrieb auch 1848 Barrikadenlieder.

Daß unſere demokratiſchen Dichter die Helden der erſten franzöſiſchen Revolution feiern würden, ließ ſich erwarten. Heinemann brachte den Robespierre als hohen Tugendhelden auf die deutſche Bühne, E. Raupach (1850) den Mirabeau als politiſchen Leimſieder, der in ſeinen ſelbſtgefälligen Reden alles zuſammenleimt.

In den „Polizeigeſchichten“ von Ernſt Dronke 1846 wird in dem Elend gewühlt, welches die Armen durch die Reichen leiden.

Ein armer Handwerker wird von einem Ariſtokraten überfahren und zum Krüppel gemacht. Ein armer Literat wird von einem Lieutenant verwundet und ſtirbt, Weib und Kind im Elend zurücklaſſend. Ein von einem Vornehmen verführtes Mädchen geht im Elend unter. Ein Polizeidiener übt grauſame Rache an einem Paar armer Brüder. Ein Verfolgter übt eine ſolche an den Kindern ſeines ungerechten Richters.

Deſſelben Verfaſſers „Maikönigin“ 1846 iſt eben ſo düſter.

Anna, die Maikönigin, wird grenzenlos unglücklich und verbrennt, indem ſie ihr Fräulein rettet, im adeligen Schloſſe, das ihr blödſinniger Vater aus Rache angezündet hat.

Deſſen „Buch aus dem Volk“ gleichfalls von 1846

enthält Geſchichten von verführten Mädchen, von Verbrechern, von elend im Spital Sterbenden, an deren Unglück überall nur die Armuth Schuld war.

An die Volksromane, die ſchon bei Vitzius einen politiſchen Anſtrich haben, lehnten ſich rein revolutionäre und ſocialiſtiſche an, in denen die Arbeiter auf Koſten aller höhern Stände gefeiert werden. Dieſe Mode kam von Frankreich her, wo Eugen Sue ihr größter Meiſter war. Hieher gehören „die Schickſale eines Proletariers“ von Eichholz, 1846.

Ein armer Weber erhebt ſich aus bitterſtem Elend durch ſeinen Fleiß zum Bürgermeiſter, verachtet als ſolcher Adel und Orden und opfert ſich ganz dem Wohl der arbeitenden Claſſen.

„Fürſt und Proletarier“ von Oelckers (1846).

Ein Prinz erkennt die Noth des Volkes und tritt in einen Geheimbund ein, der dem Volk helfen ſoll, wird aber entdeckt und ſeine Freunde müſſen fliehen.

Ernſt Willkomms „Europamüden“ von 1838 muß man unter die Judenromane zählen.

Der Jude Mardochai perſonificirt den Weltſchmerz, wie Nathan in Angſt und Nöthen, der ſterbend noch Legate vermacht „an Chriſten, die Judas Schmerz mitfühlen“, als ob von der Emancipation der Juden das Heil der Welt abhinge.

Deſſelben Verfaſſers Roman „Weiße Sclaven oder die Leiden des Volks“ von 1845 verſetzt die Cramer-Spießiſchen Romane ins Revolutionszeitalter.

Demokratiſche Novellen „Aus drei Jahrhunderten“ ſchrieb 1851 Uffo Horn, prahleriſch und ohne Geiſt.

Als Mahner der Böſen, Retter und Rächer der Unſchuld figurirt hier ein genial ſeyn ſollender Maulwurfsſänger. Das böſe Princip iſt ein Graf Boberſtein, Perſonification des Reichthums, der Bildung und Macht; das gute Princip iſt deſſen natürlicher Bruder Martell, der ins Proletariat verſtoßen als armer Spinner in der Fabrik des tyranniſchen Bruders dienen muß. Brüder ſind beide, um anzudeuten, daß Reiche und Arme, Regierende und Regierte urſprünglich gleich ſind. Der Graf ſtellt unſchuldigen Mädchen nach, mißhandelt ſeine Unterthanen und Arbeiter wie weiße Sklaven, wird aber zuletzt von ſeinen eigenen Arbeitern unter Leitung Martells gezwungen, zwölf Stunden hintereinander in der Fabrik zu ſpinnen, bis er ſich aus Verzweiflung in die Maſchine ſtürzt und zermalmt wird.

Alexander, Graf von Württemberg, gab 1837 Gedichte

heraus, voll Walduft, Jägerluſt, heiterem Sinn, aber auch zum Theil ſehr ernſten Inhalts.

Herrlich iſt das Lied, worin er beſchreibt, wie Andreas Hofers Leiche von Mantua in ſein heimathliches Tirol zurückgetragen wurde. Reizend die Beſchreibung der Iburg und der Tannenwälder im Schwarzwald. Eine Tanne pflanzte er ſelbſt auf das Grab ſeines treuen Negers im Bade Teinach und prophezeihte dem Baum, er werde einſt nach Jahren als Schiffsmaſt das Weltmeer ſehen, von wo der arme Schwarze gekommen iſt. Nach einer lieblichen Volksſage verlor der erlauchte Dichter im Wildbad einen koſtbaren Ring und ſagte ſcherzend, die Nixe der Quelle habe ihn genommen, um ihn an ſich zu binden. Bald darauf aber ſtarb der Dichter in demſelben Wildbad. — Zu ſeinen ſchönſten Schwarzwaldliedern gehört „der letzte Hirſch", denn er ſieht voraus, wenn die Welt ſo fortfährt, wird bald der letzte Hirſch mit dem letzten Edelmann verſchwinden. Auch aus Ungarn, wo der Dichter eine Zeitlang lebte, gibt er ſchöne Bilder z. B. vom Ritter Ferko, den ein prächtiger Schimmel verlockt, daß er denſelben um jeden Preis fangen wollte, aber in einer öden Haide von ihm in einen Abgrund fortgeriſſen wurde.

Die „Lieder des Sturms", die Alexander 1838 folgen ließ, ſind wirklich wie vom Sturm durchtobt.

Der Sturm ſelbſt wird beſungen, als echter Sohn des Nordens, wie er über das Eismeer brauſt und durch die brennende Wüſte ꝛc. Dann wird als ſein Sinnbild ein Pferd in ſeinem Sturmlauf herrlich geſchildert. Endlich wird der Sturm perſonificirt in einem franzöſiſchen Caperkapitän mit ſeinem ſturmſchnellen Schiffe.

Endlich ſchrieb Alexander 1843 Lieder „Gegen den Strom", worin er ſeinen ritterlichen Zorn über die entnationaliſirte und entchriſtlichte Dichtung der Zeit, über das junge Deutſchland, die Hegelianer, Juden und Judengenoſſen ausläßt, aber dieſe Jämmerlichkeiten ſehr richtig aus der Schwäche und falſchen Stellung Deutſchlands überhaupt erklärt. Der Sinn iſt: wären wir noch eine große Nation, in Einem Reiche vereinigt, ſo würde auch unſere Poeſie geſund ſeyn. Da wir aber verfaulen, leget ſich Ungeziefer aller Art in unſere Wunden.

Kein Wunder, daß die Juden ſtolzer werden,
Da wir ja ſelbſt mit frevelnden Geberden
Die alten Kreuze reißen aus der Erden.

Denſelben ritterlichen Geiſt athmen die Gedichte des Grafen Strachwitz von 1848. Der Dichter iſt jung geſtorben. Kühn trat er gegen

gar nicht ſehen will. Hieher gehören namentlich die Fälle, wo der Inſtinkt den Geiſterſeher oder die Somnambüle treibt, den Glauben an die Realität ihrer Viſionen durch das Aufweiſen objektiver, ſinnlicher, wie durch die hereingreifende Geiſterhand ſelbſt aufgedrückter Merkmale und Wahrzeichen von den Augenzeugen zu erzwingen. Dies gilt z. B. vom Gipfelpunkt in den ſtupenden Phänomenen der Orlacher Geſchichte, vom verbrannten Schnupftuch. Das vornehmſte Stück in der Reihe beglaubigter Geiſtererſcheinungen, welche Jung Stilling aufführt, dasjenige, dem er die größte Beweiskraft beilegt, hat ganz dieſelbe Kataſtrophe. Man vergleiche beide Fälle (J. Stilling, Theorie der Geiſterkunde, §. 182 ꝛc. und Kerner, Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit pag. 20—59, auch Fiſcher im erwähnten Werke pag. 229) und die Geneſis jener objektiven Geiſtermarken wird ſich Jedem, von jenem geiſtigen Miasma nicht ſelbſt Ergriffenen als moraliſche Ueberzeugung aufdrängen.

Noch erwähnen wir kurz eines Punkts, der deutlich zeigt, wie überhaupt in dieſer dämoniſchen Sphäre beobachtet wird. Kerner hat vom Rapport zwiſchen der Magnetiſirten und dem Magnetiſeur die höchſten Begriffe. Die Seelentypen der mannigfaltigſten Art, welche den ſogenannten Sonnenkreis und Lebenskreis der Seherin von Prevorſt bilden, würden mehr Licht über das Weſen unſerer Seele verbreiten, als irgend ein pſychiſches Phänomen aller Zeiten, wenn ſich ausmachen ließe, ob und inwieweit dieſe Anſchauungen reine Produkte der Seele jener Frau waren. Bei dem im hellſehenden Zuſtand ſo mächtigen Rapport mit andern Individuen und namentlich mit dem Magnetiſeur mag dies allerdings ſchwer oder unmöglich ſeyn; wie iſt es aber möglich, daß Kerner bei der Frage, ob und inwieweit die Frau jene pythagoräiſchen und platoniſchen Ideen etwa ihm aus der Seele geleſen, gar nicht ernſtlich verweilt und das Gegentheil gerade vorausſetzt?

Perſönlichkeiten wie unſere wiſſenſchaftlichen Reſtauratoren des Volksaberglaubens ſind als Hyperdeutſche aufzufaſſen, und man könnte ihnen erläuternd die Hyperfranzoſen gegenüberſtellen. In der geſunden, normalen Menſchennatur oscillirt die Geiſtesthätigkeit in beſtändigen Schwankungen zwiſchen der Sinnlichkeit und ihren Trieben einerſeits, und den überſinnlichen Gefühlen und ihren Poſtulaten andernſeits. Der Hauptunterſchied zwiſchen Menſch

die Corruption der Zeit auf, hoffte aber, es werde wieder eine beſſere Zeit kommen.

Es wird eine Zeit der Helden ſeyn
Nach der Zeit der Schreier und der Schreiber.

Gleich feurig, ernſt und würdig ſind die Zeitgedichte Wilhelm Wackernagels von Baſel (1843). Nachdem derſelbe Gelehrte und Dichter ſchon 1828 und 1832 lyriſche Gedichte voll männlicher Friſche und zärtlicher Milde zugleich herausgegeben hatte, ſchrieb er dieſe Zeitgedichte in edlem Zorn über den radikalen Unfug der Zeit, über die brutalen Umtriebe für Dr. Strauß, über die künſtliche Entchriſtlichung und Entdeutſchung des Volks ꝛc.

Mir ſchwillt das Herz von Trauer und von Zorn,
Gewahr ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig ſich erladen ꝛc.

Einen guten Eindruck machte 1840 das patriotiſche Lied „Sie ſollen ihn nicht haben", welches ein namloſer Dichter am Rhein, Nicolaus Becker, damals anſtimmte, als Frankreich uns mit Krieg bedrohte. „Sie ſollen ihn nicht haben"! nämlich den Rhein, wiederhallte es von allen Enden Deutſchlands. Und doch wurde der arme Dichter von der jungdeutſchen und Judenpreſſe aufs frechſte verhöhnt.

Abraham Emanuel Fröhlich, Pfarrer in Aarau, ſchrieb 1825 vortreffliche politiſche Fabeln, mit noch mehr Geiſt, als früher Pfeffel, geißelnd die geiſtloſe Erbärmlichkeit jener Reſtaurationsperiode. Faſt zwanzig Jahre ſpäter geißelte er eben ſo ſcharf in zahlreichen Epigrammen „den jungen Deutſch-Michel" (1843), nämlich die Thorheiten und Verbrechen des damaligen deutſchen und Schweizer Radikalismus, der Straußianer, Chriſtusfreſſer, Fleiſchesemancipatoren ꝛc. Er ſelbſt hatte unter dem Radikalismus viel zu leiden, daher ſeine 1851 erſchienenen ſchönen und frommen „Troſtlieder". Außerdem umſchrieb er das Evangelium Johannis in Liedern und pries Zwingli und Ulrich von Hutten in epiſchen Dichtungen, ohne zu merken, daß Hutten ſelbſt der ärgſte Radikale geweſen war. — Ein ſchwächerer Nachahmer Fröhlichs in politiſchen Fabeln war der Züricher Bandlin (1845).

Otto Gruppe verſpottete 1831 die Hegel'ſche Schule in einem ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die Winde".

Oberon, der Elfenkönig, hat die Zauberformel verloren, durch die er die Welt beherrſcht, und ſeine Geiſter fliegen aus, ſie zu ſuchen. Nokturn, der Nachtwind, geräth in das Studierzimmer des Herrn Hegel. Der große Philoſoph ſitzt vor ſeinen Büchern und „fördert das Denken des Weltgeiſts", der ohne ihn nicht weiter denken könnte. Wenn Hegel nicht dächte, wäre es aus mit der ganzen Welt, denn er allein hat den Begriff und der Begriff iſt das Weſen ſelbſt. Und dieſen Begriff entführt ihm der Nachtwind, in der Meinung, Oberons Zauberformel zu erbeuten. Der Philoſoph jammert ariſtophaniſch. Der Nachtwind iſt unterdeß mit dem Papier davongeflogen und verſucht darin zu buchſtabieren. Er findet das Kapitel von der Luft, die er ſelber iſt, und lieſt beim Mondſchein: „Das Element der unterſchiedloſen Einfachheit iſt nicht mehr die poſitive Identität mit ſich, die Selbſtmanifeſtation, welche das Licht als ſolches iſt, ſondern iſt nur negative Allgemeinheit, als zum ſelbſtloſen Moment eines Andern herabgeſetzt" ꝛc. ꝛc. Der arme Nachtwind, es wird ihm ſo duſſelich dabei. Der Philoſoph, der überhaupt in ſtarker Wahlverwandtſchaft mit der Behörde ſteht, zeigt den Diebſtahl ſogleich bei der Polizei an und macht auf das ungeheure Unglück aufmerkſam, das daraus entſtehen würde, wenn die Weltgeſchichte ſtill ſtehen müßte, weil der Weltgeiſt nicht weiter denken könne. Zum Glück kommen Hegels Schüler, Henning (der Hahn) und Gans, der letztere aber ahmt die Gänſe nach, die durch ihr Geſchnatter das Kapitol retteten.

Heinrich Hoffmann, Herausgeber des Struwwelpeter, eines ſehr beliebt gewordenen Kinderbuchs,

worin die demokratiſche Verwilderung und ihr Gegenſatz, der ruſſiſche Abſolutismus, unter dem Bilde eines ſtruppigen böſen Buben und des ihn züchtigenden Nicolas aufgefaßt wird,

ſchrieb auch noch humoriſtiſche Studien, wie der Teufel den Schwanz verlor, über den h. Rock ꝛc. und ein Handbüchlein für Töchter (1848), zur Verſpottung der damaligen Demokraten.

Die lyriſchen Gedichte des Emanuel Geibel erfreuten ſich ſeit den vierziger Jahren eines großen Beifalls. Im Gegenſatz gegen die wilden politiſchen Lieder jener Zeit waren ſie ſanft, heiter, zart in der Auffaſſung der Natur und Liebe, edel und patriotiſch in der Geſinnung. Geibel ſchrieb 1845 „einen Ruf von der Trave" für das Recht der Deutſchen gegen Dänemark, und mahnte in den „Junusliedern" 1848 zur Mäßigung und Einheit. Für das Epiſche und Dramatiſche eignete ſich ſeine dichteriſche Gabe weniger, obgleich er ſich in einem Epos in Nibelungenverſen „Sigurds Brautfahrt" und im Trauerſpiele „Roderich" (der Ausgang des

letzten Weſtgothenkönigs) und „Brunhilde“ verſuchte. Wie ſchon Oehlenſchläger und Fouqué, bewies auch Geibel, daß die Rieſengeſtalten der nordiſchen Sage nicht für die moderne Bühne taugen. Geibels Luſtſpiel „Meiſter Andrea“ weiß gar verſchiedene Künſtlercharaktere fein zu ſchattiren, hat aber zu wenig Handlung. Die „Lieder aus der Gegenwart“ von Franz Jahn (1850) treten im Geiſt Geibels und Wackernagels den Wühlern entgegen.

Einer der eifrigſten Kämpfer gegen die deſtruktiven Tendenzen unſerer Zeit iſt der Wiener Humoriſt Samuel Brunner, deſſen „Nibelungenlied“ von 1845 die damaligen ſogenannten Sänger des Völkerfrühlings, die Herwegh ꝛc. in ihrer ganzen Bubenhaftigkeit zeichnete, und deſſen „Prinzenſchule zu Mörſelglück“ 1848 ganz eben ſo die Eitelkeit des welterlöſenden deutſchen Profeſſorenthums lächerlich machte. Er ſchrieb ferner „die Welt“, ein Epos; Johannes Ronge; das deutſche Reichsvieh; des Genie's Malheur und Glück; Keilſchriften ꝛc.

Theodor Meyer-Merian von Baſel ſchrieb 1856 eine Satire „die Lichtfreunde“.

> Eine Lerche ſoll unter die Lichtfreunde, d. h. Eulen aufgenommen werden, der Sonne abſchwören und einem Stück faulen Holzes huldigen, als der wahren Lichtquelle, die Licht in die Nacht ergießt. Zugleich iſt eine gelehrte Eule beſchäftigt, die mechaniſche Urquelle zu erzeugen, aus der ſie nachher nach Belieben Geſchäfte, welche ſie will, zu machen hofft. Wie es aber Morgen wird, erliſcht das faule Holz und die Lerche flieht zur Sonne.

5.

Die tiefſte Corruption der deutſchen Dichtung.

Die katholiſche Kirche hatte ſich von den furchtbaren Zerrüttungen des Joſephinismus und Napoleonismus noch nicht erholt und befand ſich unter dem Druck der Staatsgewalt, welche lange dafür ſorgte, daß kein Geiſt in ihr aufkam. Die proteſtantiſche Kirche war im Rationalismus und offenen Unglauben beinah aufgelöst. Hegel verkündete der preußiſchen Jugend, der Menſch ſelbſt ſey Gott. Aus der Gottesfurcht konnte man keinen ſittlichen Halt mehr ſchöpfen. Auch der Patriotismus, der Trä-

ger ſittlichen Adels, war officiell verboten. Daher in der Preſſe eine Entſittlichung und Niedertracht aufkam, wie nie vorher.

Daß bei dieſer allgemeinen Vernachläſſigung und Verachtung der Kirche die älteſten Feinde Chriſti, die Juden, eine ihnen ſo günſtige Zeit benutzten, war nicht zu verwundern. Aus allen dunkeln Ecken kamen ſie hervor, um mit affenartigem Zähneblecken, Grinſen und Zungenherausſtrecken, was bisher dem Chriſten heilig war, zu verhöhnen, hölliſche Kerkopen, die Jahrhunderte lang unter dem ſchweren Gebälk der gothiſchen Kirche halberdrückt und ins Finſtre verkrochen, nur ſcheu hervorgelugt, jetzt aber mit frechem Salto Mortale mitten in die verwilderte Gemeinde hinüberſprangen und ſie zur Anbetung des goldenen Kalbes und Vergötterung der Fleiſchesluſt verführten.

Heinrich Heine, aus Düſſeldorf, unterſtützt von einem reichen Onkel aus Hamburg, begann 1822 mit noch harmloſen lyriſchen Gedichten und 1823 mit ein paar ganz unbedeutenden Tragödien (William Ratcliffe und Almanſor), ſtimmte aber 1826 in ſeinen „Reiſebildern“ und 1827 im „Buch der Lieder“ einen ganz neuen Ton an. Von kleinem ſchwachem Körper und ungewöhnlicher Häßlichkeit wollte er doch immer den Don Juan ſpielen, und mußte daher die Folgen in einer Rückenmarksdarre auf dem Schmerzenslager Jahrzehnte lang bis an ſeinen Tod erdulden. Da es ihm mißlang, den romantiſchen Ritter zu ſpielen, wornach ihn früher gar ſehr jückte, fand er in ſeiner Bosheit ausreichende Mittel, um ſich an der Natur und Geſellſchaft zu rächen und dieſe giftige Stimmung wuchs natürlich mit ſeinen Körperleiden. Sein Geiſt und Witz, an ſich ſchätzenswerthe und eines beſſern Gebrauchs würdige Dinge, mußten ihm nur dienen, alles Heilige und Hohe, Edle und Unſchuldige in der Welt zu läſtern. Seine Feder wurde buchſtäblich eine Kothſchleuder. Im Buch der Lieder ſtimmt er noch zuweilen einen romantiſchen Minneton an, aber im Bewußtſeyn, daß es ihm nicht ſtehe, zerreißt er gewöhnlich die Saite mit einem grellen Mißton. Schon vor ihm hatte Chamiſſo die unglückliche Manier der ſarkaſtiſchen Romanze aufgebracht, welche rührend und tragiſch beginnt, um mit einem Hohnlachen zu endigen. Das war nun ganz der Heine'ſchen Natur gemäß. Auch in den Reiſebildern ſucht er den Hauptreiz im Herabziehen des Heiligen und Ernſten ins Gemeine. Wir ſehen da den Judenjungen mit

der Hand in den Hosen frech vor den italienischen Madonnenbildern stehen. Zugleich spottete er mit vielem Witz über die politischen und socialen Zustände, was den liberalen Philistern überaus wohlgefiel. Nun ging er in seiner Frechheit noch weiter, schrieb eine Schandschrift zur Verhöhnung der romantischen Poesie und wagte in seinem „Salon" und in seinen „neuen Gedichten" geradezu das Christenthum als ein der Menschheit nicht mehr würdiges Institut zu verwerfen und die „Rehabilitation des Fleisches" in seine alten, durch das Christenthum ihm entrissenen Rechte zu verlangen.

> Die künftige Menschheit, sagt er im Salon, wird den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen Leib und Seele erregt hat, kaum begreifen können. Das Christenthum galt ihm lediglich als eine Störung der ursprünglichen Harmonie zwischen Leib und Seele, welche nach glücklicher Ueberwindung des Christenthums sofort zurückkehren werde. Christus erscheint ihm also als der Störefried, der böse Feind.

Heine durfte um so kecker auftreten, als er von König Ludwig Philipp einen ansehnlichen Jahrgehalt empfing, um von dem sichern Paris aus unaufhörlich die Mißstimmung in Deutschland zu nähren. Durch seine Krankheit vollends verbittert, schrieb er nun immer tollere und rücksichtslosere Sachen, unter denen Atta Troll, Deutschland ein Wintermärchen, Dr. Faust und der Romanzero nur literarischen Abtritten gleichen. Es kam Heine gar nicht darauf an, bekannte Ehrenmänner in Deutschland öffentlich als Päderasten zu bezeichnen, und um seinen Haß gegen sie auszulassen, schöne und starke Männer, bloß weil er so verkommen war, zu häßlichen Karikaturen auszumalen ꝛc. Wie ein wüthender Affe den eignen Koth als Wurfgeschoß braucht, das ist die beste Vignette zu Heine's spätern Gedichten. Sogar mit Börne überwarf er sich, dem er doch so viel verdankte, weil die Achtung, welche Börne genoß, ihm als dem stets mit ihm Genannten zu Gute kam. Schließlich gestand Heine selbst, seine ganze Poesie sey vergiftet, und wie eine verbissene Natter schlug er den letzten abgebrochnen Zahn in den eignen Leib.

Trotz seiner augenfälligen, absichtlich zur Schau getragenen Nichtswürdigkeit wurde Heine in Deutschland fast vergöttert und sammelte sich unter seiner schmutzigen Fahne eine ganze Schaar von Nachahmern. Diese Leute nannten sich „das junge Deutschland". Denkt man zurück an das

Urbild deutſcher Jugend, wie wir es im Siſrit erkannt, ſo hat man hier das ekelerregende Gegenbild. Die Phyſiognomie des jungen Deutſchland war die eines aus Paris kommenden, nach der neuſten Mode gekleideten aber gänzlich blaſirten, durch Lüderlichkeit entnervten Judenjünglings mit ſpecifiſchem Moſchus- und Knoblauchgeruch. Die Hauptlehre der Jungdeutſchen war „Rehabilitation des Fleiſches". Dafür ſchrieb zunächſt Karl Gutzkow aus Berlin (1835) den Roman „Wally, die Zweiflerin".

Darin wird nicht nur Unzucht gelehrt, geübt und geprieſen, ſondern auch Chriſtus mit affectirter Geringſchätzung „ein junger Mann, unehelichen Urſprungs, Stiefſohn eines braven Zimmermanns" genannt, der durch eine bedenkliche Verwirrung ſeiner Ideen auf den Glauben kam, er müſſe ein Befreier der Nation werden.

Mehr Geiſt hatten ſeine Jugendarbeiten „Briefe eines Narren an eine Närrin" und „Mahaguru", eine tibetaniſche Geſchichte. Im „Blaſedow und ſeine Söhne" zeichnete Gutzkow das Unglück eines Mannes, der (in ſeiner Einbildung) über dem Jahrhundert ſteht und doch in und mit ihm leben muß. Die „Seraphine" war ein kläglicher Verſuch des Dichters, weibliche Seelenſchönheit zeichnen zu wollen, von der er nie eine Ahnung hatte. In ſeinem Buch „aus der Knabenzeit" (1852) ahmte er das Buch der Kindheit von Goltz nach, aber ſchlecht. Im folgenden Jahr begann er einen neunbändigen Roman „die Ritter vom Geiſte", womit er gleichſam Sturm lief auf das Publikum.

Das Buch iſt noch langweiliger als lang. Die ſ. g. Ritter vom Geiſte bilden einen Orden, um, unabhängig von Religion, Sitte, Staat, das, was ſie Geiſt nennen, in der Menſchheit fortzupflanzen. Alſo der längſt abgeſchmackte Illuminatismus. Die Ritter thun überdies nichts, ſondern ſchwatzen blos, eſſen und trinken, lieben und verheirathen ſich, wie andre gemeine Leute.

Das Lebensbild „die Diakoniſſin" (1855)

beſchreibt, wie eine gewiſſe Conſtanze Diakoniſſin wird, ſich aber in dieſem Dienſte immer beſchämt und genirt fühlt und am Ende Gott dankt, einen Mann zu bekommen, der ſie von der leidigen Pietiſterei befreit.

Man kann den Dienſt der frommen Schweſtern nicht unwürdiger, unpoetiſcher und philiſterhafter auffaſſen. — Charakteriſtiſch erſcheint, daß Gutzkow noch ſo ſpät die Windigkeit, Charakterloſigkeit und Lüderlichkeit des Kotzebue'ſchen Berlin an Ludwig Tieck rächte. Ein Berliner, wie Tieck ſelbſt, ſuchte er aus Leibeskräften die Poeſie aus Tiecks romanti-

ſcher Höhe wieder herunterzureißen in die alte Gemeinheit. Indem Gutzkow Schlegels Lucinde neu herausgab, ſuchte er die Meinung zu verbreiten, die Romantiker ſeyen eben ſo unſittlich geweſen, wie das junge Deutſchland.

Heinrich Laube, ſpäter Vorſtand des Wiener Burgtheaters, wetteiferte mit Gutzkow in Anmaßung und war eben ſo arm an Geiſt und Erfindungsgabe. Seine Reiſenovellen, eine matte Nachahmung der Heine'ſchen Reiſebilder, (ſeit 1834), ſein „junges Europa" ſtrotzten von Inſolenz. Auch gab er die obſcönen Schriften Heinſe's neu heraus. Sein Roman „die Schauſpielerin" von 1836 und „das Glück" von 1837 ſind ſchwache Gemälde aus der modernen Geſellſchaft, charakterlos, nichtsſagend. Etwas mehr Farbe haben ſeine Darſtellungen altfranzöſiſcher Lüderlichkeit, ein Element, in dem er ſich behaglich fühlte. So in ſeinem Roman „die Gräfin Chateaubriand" von 1843.

Der König buhlt mit ihr; als die Kataſtrophe ihrer Treuloſigkeit herannaht und ſie nach bretoniſchem Recht als Ehebrecherin ſterben ſoll, tritt der König unter den bretagne'ſchen Adel und hält ihm eine Vorleſung über die nothwendige Emancipation des Weibes, das Recht der Unzucht, das Unrecht der Ehe. Inzwiſchen emancipirt ſich die Gräfin mit Gift. Man weiß nicht, ob hier die Frechheit oder die Abgeſchmacktheit größer iſt.

In dieſem Geiſt ſchrieb Laube auch die „franzöſiſchen Luſtſchlöſſer". Nicht viel beſſer iſt „der belgiſche Graf", eine Pariſer Criminalgeſchichte aus der ſchlechteſten Zeit des Regenten. In dem Luſtſpiel „Rococo" verſpottet Laube „die alten Herren" und läßt einen Alten am Schluſſe ſagen: „wenn uns die Jugend vergiebt, ſo ſind wir begnadet, denn der Jugend gehört die Zukunft". Das iſt ganz kotzebue'ſch. Aber die bubenhaften Spötter werden ſelber zu wackligen Greiſen.

Ein eifriger Parteigenoſſe des jungen Deutſchland war ferner Ludolf Wienbarg, weniger produktiv, aber geiſtreicher als die andern, wie ſeine ſatiriſchen „Wanderungen durch den Thierkreis" darthun. Auch ſeine Schilderung Hollands hat viel Anziehendes. Seine äſthetiſchen Feldzüge und was er „zur neuſten Literatur" ſchrieb, war wohl nur Verirrung des Augenblicks und mißverſtandene Kameraderei.

Auch Theodor Mundt ſchloß ſich dem jungen Deutſchland an und ſchrieb Romane und Erzählungen in demſelben arroganten und leichtfer-

tigen Ton, wie die andern. In ſeiner „Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen“ von 1835

macht er dieſelbe Affengeberde vor dem Bilde der allerſeligſten Jungfrau wie Heine. Indem er die Rehabilitation des Fleiſches den ſchönen Mädchen Prags verkündet, reizt ihn das ſpecifiſch Katholiſche derſelben nur zu thieriſcher Wolluſt, deren er ſich mit blaſirter Vornehmthuerei rühmt.

In „Mutter und Tochter“ triumphirt gleichfalls das emancipirte Weib. Mundt ſchrieb auch ein Buch über Charlotte Stieglitz.

Dieſe war die Gattin ſeines Freundes, des höchſt mittelmäßigen, aber eiteln Berliner Dichters Stieglitz. Weil Stieglitz ihr immer vorlamentirte, die Heirath mit ihr hindere ihn an einem großartigen Emporkommen, gab ſie ſich freiwillig den Tod, und Stieglitz war ſo ſeelenlos, mit dem Dolche, mit der ſie ſich erſtochen, hinterdrein zu kokettiren und in einem lebenden Tableau zu München öffentlich damit aufzutreten. Mundt aber machte ein Buch daraus.

Das Talent dieſer Jungdeutſchen würde ſammt der Lobaſſekuranz, welche ſie unter einander etablirt hatten, nicht ausgereicht haben, ihnen einigen Ruhm zu erwerben, wenn nicht die Zeitſtimmung und Mode für ſie geweſen wäre. Der deutſche Büchermarkt wurde damals überſchwemmt mit Ueberſetzungen der deſtructivſten, irreligiöſeſten und unſittlichſten Werke der franzöſiſchen Dichter (Victor Hugo, Georg Sand, Eugen Sue, Balzak, Paul de Kock ꝛc.). Zugleich gingen die Saaten auf, welche die alten Rationaliſten und die neuen Hegelianer auf den Univerſitäten geſäet hatten. Der Unglaube warf alle Scham von ſich. Im Jahr 1835 erſchien das berüchtigte „Leben Jeſu“ von David Strauß, der die Evangelien für Mythen und Fiſcheranecdoten erklärte. Bald darauf thaten ſich die Lichtfreunde in Sachſen, die Deutſchkatholiken in Schleſien auf unter faſt allgemeinem Zujauchzen der deutſchen Preſſe, und in der Schweiz erhob der Communismus ſein Haupt und warf ſeine Brandſchriften nach Deutſchland hinüber. Im Grunde ging dieſe ganze fieberhafte Wuth, womit man die Religion und Sitte verfolgte, von Frankreich aus, welches in der Periode zwiſchen der Juli- und Februarrevolution vor Ungeduld und Gier nach einer neuen Revolution ſich bis zum Wahnſinn echauffirte. Deutſchland ließ ſich nur anſtecken.

Wir müſſen die Reihe der charakteriſtiſchen Zeiterſcheinungen fortſetzen. Guſtav Kühne überwarf ſich zwar mit den Jungdeutſchen, ſeine „Quarantaine im Irrenhauſe“ verräth aber, daß er an der Unruhe der

Zeit selbst betheiligt war. In den „Klosternovellen" schildert er die traurigen Folgen der Ascese, als ob Entsagung den Menschen unmöglich wäre. Auch schrieb er ein unnützes Buch über die Rahel und Bettina.

Rahel war eine durch ihren Geist berühmte Jüdin in Berlin, Gattin des Biographen Varnhagen von Ense, der ein Buch über sie schrieb. Sie wurde hauptsächlich nur deshalb vergöttert, weil auch sie zu den von aller Religion Emancipirten gehörte.

Der Jude Berthold Auerbach machte damals (1837) den Spinoza zum Helden eines Romans.

Durch seine kühne Philosophie zerreißt er die Fesseln des Judenthums, die ihn bisher umstrickt. Aber dafür stößt sein Volk ihn aus. Er will sich mit einer schönen Katholikin trösten, findet aber, daß sie ihn um eines reicheren Liebhabers willen verrathen hat. Ganz allein und verlassen hat er nun nichts mehr, als sich selbst und seinen Geist. Da erscheint ihm tröstend Ahasver, der ewige Jude und preist ihn als den wahren Messias der Juden, der sie jetzt erst erlöst habe von ihren alten Glaubensbanden durch den freien Geist.

Auerbach vergötterte in einem andern Roman „Dichter und Kaufmann" den Juden Mendelssohn, den schon Lessing so lächerlich zum Ideal hinaufgeschraubt hatte. Die wirklichen Juden der Neuzeit sind von solchen Idealen himmelweit entfernt geblieben und haben sich nur auf Kosten der Christen ungeheuer bereichert oder, wenn sie in Wissenschaft, Kunst und Literatur machten, den guten Geschmack verdorben (mit durchgängig sehr geringen Ausnahmen) und einen Gifthauch von Irreligiosität und Entsittlichung um sich verbreitet. Den besten Judenroman schrieb W. von Chezy 1845 unter dem Titel „der fromme Jude".

Nach einer Seite hin verfolgt er das Judenthum in den gemeinsten Schacher, in die Gaunerei und ins Zuchthaus; nach der andern Seite hin in die Comptoirs, in die Salons und Boudoirs. Hier wird ein Judenkind hinter dem Zaun geboren, hier werden Dietriche gebraucht, hier in der jüdischen Gaunersprache Verbrechen verabredet, — dort heirathet die Tochter des geadelten Banquiers einen Grafen, kauft man große Herrschaften und spielt den Pair ꝛc. Am frappantesten sind die Scenen, in welchen Verwandte zusammenkommen, die beiden Richtungen angehören. Der eine Bruder oder Vetter hat sein Glück gemacht, der andere ist im Elend geblieben. Die reiche Judentochter am Arm eines Grafen, eine Anzahl armer Verwandter von sehr zweideutiger Lebensstellung musternd (Theil IV, S. 192 f.), ist ein ungemein gelungenes Bild.

Stolz und Verlegenheit, Trotz und Aerger auf beiden Seiten machen endlich wie auf einen Zauberſchlag dem alles überwältigenden Gefühl der Verwandtſchaft und des gemeinſamen Intereſſes Platz. Theil IV. S. 85 heißt es hier, daß ein zu edleren Geſinnungen berufener Jude kein Jude bleiben könne, ohne auf eine oder die andere Weiſe zu verderben. Henoch, der hier dieſe Richtung vertritt, wird das Opfer ſeiner Treue.

Auch die Jüdinnen drängten ſich herbei. Fanny Lewald ſchrieb 1849 einen Roman „Prinz Louis Ferdinand".

Sie ſtellt dieſen tapfern Prinzen dar, wie er drei Geliebten mit obligaten Kindern ſchwärmeriſch liebt und ſich von der Jüdin Rahel geiſtig beherrſchen und langweilig hofmeiſtern läßt.

Zeitgemäßer Triumph des Judenthums über das Preußenthum! ihr Roman „auf rother Erde" (1850)

ſchildert die Revolution in Iſerlohn, kokettirt mit Calabreſer und Schleppſäbel und endet mit der Flucht der Demokraten nach Amerika.

In den „Hausgenoſſen" von 1856

läßt die Lewald einen jungen Arbeiter und ſein Mädchen 2—3 Jahre lang in wilder Ehe leben und Kinder zeugen und findet das ganz ſchön und natürlich, erklärt es dagegen für ein Verbrechen an der Menſchheit, daß die Polizei dem Skandal zuletzt ein Ende macht.

Auch in der „Lebensfrage" triumphirt die Liebe über die Pflicht. In „Jenny" ſteht eine Jüdin als Lichtgeſtalt unter chriſtlichen Geiſtlichen als Ungeheuern ꝛc.

Aber auch chriſtliche Frauen und Männer überboten ſich in unſittlichen Romanen. Amalie Schoppe ſchrieb ſeit 1824 überaus viele Romane, anfangs noch ſentimentale Entſagungsromane, dann hiſtoriſche, endlich ſociale à la Georg Sand, z. B. „Aus Haß Liebe" (1842).

Gräfin Heloiſe, anſtatt ihren kranken Mann zu pflegen, lieſt bis Mitternacht unzüchtige Romane, da wird ſie von einem jungen Herrn beſucht und nimmt ihn, „indem ſich Traum und Wirklichkeit bei ihr vermiſchen", in ihren Armen auf. Aber dieſer Liebhaber befriedigt ſie ſo wenig, als ihr Mann, auch ſterben beide und erſt ein Dritter befriedigt ſie ganz, ſo daß „jetzt erſt bei ihr die Knospe ihre bis dahin verſchloſſene Hülle ſprengt". So wird mit Jungfräulichkeit kokettirt, nachdem man ſchon tief in der Schande gebadet. Der neue Liebhaber traut auch nicht. Man trennt ſich, verſöhnt ſich aber zuletzt wieder wie in Menſchenhaß und Reue, wobei ein kleiner Bankert, die Frucht jener magiſchen Wirkung der G. Sand'ſchen Poeſie, die Hauptrolle ſpielt.

und Menſch gründet ſich darauf, daß der eine von Natur im einen, der andere im andern Gebiet lieber und länger verweilt, und der Charakter der Nationen unterſcheidet ſich eben vorzüglich dadurch, ob der ganze Zug ihres Weſens vorherrſchend mehr nach der einen oder mehr nach der andern Seite gerichtet iſt. Der Deutſche neigt ſich weſentlich zum Spirituellen und Supernaturaliſtiſchen, der Franzoſe zum Senſuellen, Materiellen. Alles, was die beiden Völker groß und ſchwach, was ſie einander achtungswürdig und lächerlich macht, hat hierin ſeine Quelle. Sobald nun aber der eine oder der andere Trieb zu ſehr, anhaltend, und ohne Rückſchwankung in die andere Sphäre des Geiſtes, überwiegt, ſo wird erfahrungsmäßig die Vernunft getrübt und der innere Sinn für das eigentlich Menſchliche abgeſtumpft.

In der ſinnlichen Sphäre erzeugt dieſe Ausartung das freche Läugnen alles Göttlichen in der Natur und im Menſchen; in der überſinnlichen die Schwärmerei, der die Natur faſt ganz in einer Uebernatur aufgeht. Der eine Uebertrieb predigt die Emancipation des Fleiſches und die „ſinnliche ſchöne That;“ der andere predigt ſchon hienieden die Losreißung der Seele von der Feſſel des Leibes und den Opferdienſt der Buße. Der eine höhnt die Feſſel der beſtehenden bürgerlichen Ordnung in Melodramen voll roh ſinnlicher Greuel und in Romanen voll ſüß lächelnder Schurkerei und rationellen Ehebruchs; der andere exemplificirt die ewigen Folgen bürgerlicher und moraliſcher Auflöſung am Jammergeſchick eines ſündigen, nach Gebet und Buße hungrigen Geiſtes, oder proteſtirt das Mimodrama, das ein Gaſtſpieler aus der Hölle mit gräßlichem Geberdenſpiel improviſirt, nachdem er den legitimen Rollenträger, die Seele, von der Bühne ihres Leibes geſtoßen. Der eine ſchafft ſich entzückende materielle Engel in Gaze und Seide, bubleriſche Automaten, ganz Körper, eben nur ſoviel Seele, daß ſie nicht in Verweſung zerfallen; der andere bevölkert die Oede des Raums mit rührenden, ſehnſüchtigen Geſtalten, ätheriſch mit Nervengeiſt drapirt, faſt ganz Seele, nur ſoviel Körper, daß ſie für den Schöpfer ſelbſt nicht gerade gar nichts ſind. Der eine läßt ſeine parfümirten Figuren in Glacéhandſchuhen den ſinnbetäubenden Galleh und den ſchamloſen Chahut tanzen; der andere organiſirt wieder die luſtige Orgie, wo ſich Junker Satan bei Schmaus und Tanz mit ſeinem eigenen Geſindel

Herr von Rehfues, ein Württemberger in preußischem Staatsdienst, schrieb 1832 den berühmt gewordenen Roman „Scipio Cicala".

Scipio ist einer der vielen Don Juans, deren Kraft darzustellen sich die Unkraft der modernen Poesie abmüht. Schön, heldenkräftig, eine in jeder Beziehung reiche Natur, in ein eben so reiches Leben hingestellt (in die Mitte zwischen die christliche und muhamedanische Welt und in die Zeit der sicilianischen Vesper), wird er gleichsam von allen Mächten des Himmels und der Hölle umbuhlt; wie es seit Göthe's Faust Mode geworden ist, sich den sterblichen Menschen als einen für die Unsterblichen überschwenglich interessanten Gegenstand zu denken, dem sie, ohne irgend eigne Selbstständigkeit, nur zu hofiren hätten. Doch hat Rehfues die poetische Gerechtigkeit walten und den Helden in seiner tief unsittlichen Richtung untergehen lassen.

Rehfues ließ „das Castell von Gozzo" nachfolgen.

Der Maler Camillo flüchtet mit seiner schönen Frau vom Lande in das Castell der Insel Malta, weil Türken landen. Die verschmähten Liebhaber der schönen Frau wollen aus Rache das Castell den Türken überliefern, aber Camillo kommt ihnen zuvor, indem er Weib und Kind vergiftet und selbst im Kampfe fällt. Die Verhöhnung eines Mönchs bildet eine lustige Episode in der tragischen Geschichte.

Und eine „neue Medea" (1836).

Eine Greuelgeschichte. Die neue Medea wird, wie die alte, von ihrem Jason betrogen und wirft ihm in wüthender Rache noch im Tode sein (und ihr) Kind nach.

Unter dem Namen Emerentius Scävola schrieb seit 1832 ein Herr von der Heyden (nicht zu verwechseln mit Friedrich van der Heyden) skandalöse Sachen, die alles übertreffen, was bisher der Roman in Sittenlosigkeit geleistet hatte. Sein erstes Product „die Genossen der Mitternacht" kamen mir nicht zu Gesicht; 1836 erschien sein „Adolar, der Weiberverächter".

Adolar verführt alle Weiber, bis ihn einmal Eine um beide Augen bringt. Blind und ohne Mittel setzt er dennoch seine Lüderlichkeit fort, indem er sich, immer noch ein schöner Mann und wegen seiner Blindheit um so gewisser diskret, an vornehme Frauen verkauft und nunmehr Geld für das einnimmt, wofür er es sonst ausgab. Eine Hetäre männlichen Geschlechts.

Im Roman „Leonide"

bricht die Heldin als Nonne ihr Gelübde, um zwei Männer zu heirathen, denen sie sich abwechselnd hingibt.

Die Heldin des Romans „Learoſa“

iſt ein unſchuldiges Mädchen, fällt in die Arme mehrerer Verführer, bleibt aber unſchuldig, heirathet einen Greis und bleibt unſchuldig, bis ein Traum zum erſtenmal ſie darüber belehrt, wo die Unſchuld aufhört. Nun glüht ſie, den Traum zu verwirklichen, verliebt ſich, geräth aber im Dunkeln in die Arme eines Scheuſals. Außer ſich vor Aerger will ſie ſich auf andre Art entſchädigen, wird aber nochmals im Dunkeln betrogen durch — ihren eigenen Bedienten. Das Ende iſt im Bordell.

Genug, die Analyſe der noch übrigen Romane dieſes Scävola wollen wir uns erſparen.

Ein Wilhelm Müller, nicht zu verwechſeln mit dem ſanften Philhellenen, gab ſeit 1835 Greuelgemälde im Geſchmack der neufranzöſiſchen Romantik heraus.

Zuerſt ein Taſchenbuch „des Bettlers Gabe“, darin gräßliche Scenen aus Rußland, Erfrierungen im Winter 1812, Knutungen, daß man das Fleiſch davonfliegen und das Blut rauchen ſieht ꝛc. „Die Verworfenen“, ein Roman. Hier tritt der Held in ein Bordell ein, wo ihm alles geſtohlen wird und geht ab auf einem Karren mit Choleraleichen, um lebendig begraben zu werden. Zwiſchen dieſen beiden Greuelſcenen liegen noch unzählige andere, worin die unmenſchlichſte Grauſamkeit und Verruchtheit, bald im Verbrechen, bald in deſſen Beſtrafung ihre Triumphe feiern. Ein Paria wird verurtheilt, ſein eigenes Kind einem Tiger vorzuwerfen und ſieht es vor ſeinen Augen zerfleiſchen, wird dann wahnſinnig und verbindet ſich mit einem Juden und einem Neger, die auf ähnliche Weiſe mißhandelt worden ſind, um an der ganzen Menſchheit Rache zu nehmen. Sie gehen ins Giftthal und holen die Cholera heraus. — Bettlers Gabe wurde noch 1845 fortgeſetzt mit ähnlichen Greuelgeſchichten. Die rührendſte ſoll einer Volksſage entnommen ſeyn. Ein ruſſiſcher Page wurde mit ſeiner Braut und ihrem Vater von den Tataren geraubt, die der unglücklichen Braut einen von beiden, den Vater oder Bräutigam, beim Leben erhalten wollten, wenn ſie bei der Hinrichtung des Andern ſänge. Sie wählte den Vater und ſang bei der Hinrichtung des Bräutigams, aber ihr Geſang war ſo ſchauerlich, dämoniſch und mächtig, daß der Tataren großes Götzenbild zuſammenſtürzte und ſie und ihren Vater erſchlug. Seitdem hört man dort eine geiſterhafte Nachtigall ſingen.

Im „König Og und ſeinen Nachkommen“, einem anonymen Roman von 1839

radotirt ein gewiſſer Hilar gegen alle Religion und Ehe, will die Weiber und ſogar die Kinder emancipiren und endet damit, daß er ſeinem eignen Kinde den Kopf einſtößt und ſeine Geliebte wahnſinnig wird.

Im „Freigeiſt“ von Oelckers (1840)

figurirt wieder eine emancipirte Wally und ein Ritter vom Geiſte, der die Religion „einen Augenſchirm für Blödſichtige nennt, die den vollen Strom des Lichts noch nicht vertragen können,“ und nachher langweilig die jung-hegelſche Lehre vom „Inſichſelbſtkommen Gottes im Menſchen“ auskramt.

Die „Söhne und Töchter der Zeit“ von Wilhelm Elias (1840)

ſind deſſelben Geiſtes oder vielmehr Fleiſches, da hier aller Geiſt ins Fleiſch geſetzt wird. Sonderlich die Töchter der Zeit baden ſich in der Luft dieſes emancipirten Fleiſches mit philoſophiſchem Stolze. Die Eine, die ein uneheliches Kind bekommen hat, worüber ſich ihr früherer, jetzt wieder zu ihr zurückkehrender Liebhaber beklagt, ſagt zu dieſem, indem ſie das „incroyable Dogma“ verhöhnt: ich bin die Jungfrau Mutter, du ein heiliger Geiſt, und jener, von dem ich das Kind habe, mag den Joſeph vorſtellen.

Dagegen ſchrieb Egert Winnſteen 1843 eine Novelle „Antonia“, worin er beweiſt, daß die chriſtliche Ehe dem weiblichen Geſchlecht viel mehr zum Vortheil gereiche, als die Emancipation.

Antonia will durchaus emancipirt ſeyn, ſich keinem Ehezwang unterwerfen, aber doch Männer lieben. Sie ſelbſt trägt ſich einem Manne zur ehrloſen Buhlerin an, wird aber bald von ihm, der ſich an ihrer Unzartheit ärgert, verlaſſen und muß nun als Mutter eines unehelichen Kindes alle Schmach erleben.

In der Tragödie „Liebe“ von Held (1841) wird die Tugend mit dem Laſter in unglaublicher Unnatur vermiſcht und verwechſelt.

Die junge Gräfin Johanna liebt ihren Lehrer Eduard und wird geliebt vom Grafen Adlerhorſt. Da ſie den bürgerlichen Eduard nicht heirathen kann, iſt der Graf ſo gefällig, ſie zu heirathen, aber nur um ſie Eduard abzutreten, mit dem ſie nun in einem ſicheren Aſyl als Gattin lebt, bis ſie ſich in den großmüthigen Grafen ſelbſt verliebt und nun einmal in Eduards Armen dieſem geſteht: Eduard, ich liebe — meinen — Gatt — (die Stimme verſagt ihr, ſie ſinkt um). Eduard iſt wie vom Donner getroffen, ſpielt aber nun ſeinerſeits den Großmüthigen und vergiftet ſich.

„Die Seherin“ in einem dramatiſchen Gedicht von Emil Mecklenburg (1845)

ſucht als Maitreſſe eines Königs dieſen für die Hegel'ſche Philoſophie und für den Communismus zu gewinnen, deren Lehren ein gewiſſer Frei als radikaler Marquis Poſa des breiteren auskramt. Es gibt keinen Gott, verkündet er, wir Menſchen allein ſind Gott, jeder dem anderen gleich, jeder frei ꝛc. Der König will aber nichts davon hören und der Schwätzer endet im Kerker.

Ernſt Wilhelm Ackermann, ein Königsberger, der als Hofmeiſter einer ruſſiſchen Familie frühe ſtarb, deſſen poetiſchen Nachlaß aber Raupach 1848 herausgab, ſchwelgt in Wolluſt und verhöhnt das Chriſtenthum.

In einem Gedicht ſagt er einer ſchönen Jüdin: du mußt erſt den wahren Glauben haben, d. h. glauben, daß ich dir treu bin, wenn du mich auch eine andere küſſen ſiehſt. Du mußt an die Dreieinigkeit glauben, d. h. ich bin das Seyn, du biſt mein Entfalten und unſere Vereinigung iſt der Kuß ꝛc. Im „Don Juan und Maria“ ſpottet Don Juan in der Hölle über den „armen Gott“, der nichts ſo Schönes zu ſchaffen wiſſe, als Er Don Juan in ſeiner üppigen Phantaſie. Zum Lohn kommt Maria zu ihm in die Hölle, um ihn eigenhändig von da in den Himmel hinaufzuführen. Das iſt noch ärger als am Schluß des Göthe'ſchen Fauſt.

Lenau (Niembſch, Edler von Strehlenau), der abwechſelnd in Wien und Stuttgart lebte, begann 1832 mit lyriſchen Gedichten, welche großen Beifall fanden und oft wieder aufgelegt und vermehrt wurden. Allein ich wies damals ſchon (in meinem Literaturblatt von 1835 Nr. 73 und 1839 Nr. 42) auf den kranken Punkt in Lenau's Seele hin.

Er beſang ein Dutzend verſchiedene Mädchen zugleich, von denen er jede einzelne bis zum Sterben zu lieben verſicherte, und ſtreckt dann noch jammernd die Arme nach einer aus, die einzig beſtimmt ſey, ihn zu beglücken, aber erſt nach tauſend Jahren geboren werden würde ꝛc. Das war nun nicht Affectation, ſondern ganz ernſthaftes, aber krankhaftes Gefühl.

Sein Herzweh beſtand in einer nicht zu befriedigenden, wenn auch nur ſentimentalen Donjuanerie. Gewaltſam wollte er ſich aus dieſem innern Elend herausreißen und ſuchte inſtinktartig das geſunde praktiſche Leben in Nordamerika, aber die Proſa dort riß nur neue Wunden in ſein zartes Herz und er kehrte zurück, um aufs neue ſeinen Schmerz in Liedern auszuſtrömen.

In einem morſchen, lebensarmen, hohlen Baum, in welchem Bienen ſüßen Honig bereiten, ſah er ſein eigenes Bild. Er nannte die ihm angetraute Braut „die Qual“. Er ſah „den Geiſt unglücklicher Liebe, der über die Erde zieht“.

Kurz überall nur ſchwarze Melancholie, aber ſein Schmerz fand oft den rührendſten Ausdruck, weil er ein wirklich empfundener war. Aber überall vermißt man die männliche Erhebung, Selbſtbeherrſchung und Zucht ſeiner ſelbſt. Der Dichter jammert immer über vorenthaltenes Recht und

denkt an keine Pflicht. In seinem Drama „Faust“ identificirt er sich selbst mit Faust.

Der durch Wollust mit Weibern erschöpft, einer Unschuld nachtrachtet, die er nicht mehr finden kann und sich endlich selber umbringt, mit dem einzigen Wunsche, nicht mehr aufzuleben.

Lenau fühlte, er müsse aus diesem subjectiven Jammer heraus und sich erhabenen Gegenständen zuwenden. Da feierte er 1837 in dem epischen Gedicht „Savonarola“ diesen florentinischen Reformator und entwarf ein abschreckendes Bild von der römischen Kirche. Dem ließ er noch 1842 „die Albigenser“ nachfolgen mit derselben Tendenz des Hasses gegen Rom, aber auch mit Verachtung des reformirten Bibelchristenthums. Denn er läßt den Meister Theodor, nachdem er den Albigensern die Bibel erklärt hat, das h. Buch selber ins Feuer werfen und schließt mit einer Vergötterung des „Gedankens“, der trotz römischem Purpur und Kutten fortwirken werde zur Befreiung der Völker.

Nach Huß und Zieka kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter.

Lenau stellte sich also ganz in die Reihe der revolutionären Dichter, wofür ihm die Partei, welche damals die Presse beherrschte, reiche Lorbeerkränze zuwarf. Aber seine aristokratischen Gewöhnungen und Bedürfnisse und seine Sehnsucht nach idyllischer Häuslichkeit paßte nicht zu der Rolle eines Zeitgeistrenommisten. Im Conflict zwischen einer älteren und einer jungen reinen Liebe, welche letztere durch die Ehe geheiligt werden sollte, fiel er in Wahnsinn und endete im Irrenhause.

Eine lächerliche Parodie des tragischen Lenau bot E. Bleffig in seinen Gedichten von 1839 dar.

Ganze Bündel von zärtlichen Gedichten an nicht weniger als 26 verschiedene Schönen, in welche der Dichter immer gleich feurig verliebt, bei denen er aber nicht immer gleich glücklich ist, so daß wir ihn bald vor Vergnügen, bald vor Furcht und Aerger zappeln sehen.

Eduard Duller, ein Oesterreicher, der aber in Darmstadt lebte war anfangs ein harmloser Nachläufer der Romantiker und schrieb ein Epos „die Wittelsbacher“ zu Ehren des bayrischen Königshauses, bis er sich in die antikirchliche Bewegung warf und eine Rolle unter den Deutsch-

katholiken spielte. Obgleich er die Worte gut zu setzen und blendende Farben aufzutragen verstand, sind seine Dichtungen doch nur hohl und aufgeblasen. Sein Roman „Loyola“ von 1836 mag ihn charakterisiren.

Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu, handelt nicht aus tiefster Bußempfindung heraus, sondern aus Ehrgeiz, will keineswegs dem Herrn der Kirche dienen, sondern hegt von Anfang an die Absicht, den Papst zu seinem Diener und Werkzeug zu machen, und endet nicht wie ein Heiliger oder auch nur Fanatiker, sondern wie ein Kotzebue'scher Familienvater, indem er Gott und Kirche vergißt und nur, seinen leiblichen Sohn in den Armen, an dessen Mutter und die mit ihr genossene Wollust denkt.

Solche Pfuschereien in den tiefen Ernst der Geschichte hinein fanden damals Beifall. Im Jahr 1842 schrieb Duller ein Epos „der Fürst der Liebe“,

worin Gott als Fürst der Liebe einen Engel in die Welt schickt, der dieselbe voller Sünder findet. Gott aber theilt den Menschen seinen Geist mit und hofft, nunmehr werden sie sich selbst erlösen. Den Sohn desavouirt er ausdrücklich:

Kein Bild am Kreuz! o nicht des Bildes
Bedarf es, da mit euch der Geist.

Duller schrieb noch einen Antichrist, Franz von Sickingen, Kaiser und Pabst ꝛc. Er wurde Vorstand einer deutschkatholischen Gemeinde. Eben so Heribert Rau, ein gewesener Commis, der in unzählbaren elenden Romanen Propaganda machte. Auch der Vielschreiber v. Alvensleben schrieb 1835 einen Roman „Betbruder und Betschwester“. Gegen die Jesuiten wurde ungeheuer viel geschrieben, theils in historischen Excursen, theils in Romanen. Das war das Paradepferd für den rationalistischen Pöbel, sonderlich in Sachsen. Indem man aber übertrieb und alle Jesuiten ohne Ausnahme zu Teufeln machte, verfehlte man das Ziel. So Ellendorf mit seinen wüthenden Pamphleten. So Hesekiel mit seinem Roman „Schwaning“ von 1845,

worin eine adelige Familie durch die Jesuiten arglistig ruinirt wird.

Unter den vielen Streitschriften, welche die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich (1839) hervorrief, findet sich auch eine „Straußiade“ in Versen nach Blumauers Weise, gemein und geistlos der frommen Volkspartei spottend.

Leopold Schefer, Inspector zu Muskau, dem Sitz des als Autor

gleichfalls berühmten Fürsten Pückler, schrieb seit 1826 eine Menge Novellen, grell gefärbte Liebes- und Mordgeschichten, in dem Greuelgeschmack, der damals in Frankreich Mode war. Hier einige Motive.

Bianka di Sipolcro, Tochter einer Nonne und selbst Nonne, soll von einem Maler aus dem Kloster entführt werden. Statt ihrer wird ihre eben begrabene Mutter, die der Maler wieder ausgräbt, in ihr Bette gelegt, sie wird aber bei dem Anblick wahnsinnig und der Maler ersticht sich. Klingemann hat diesen greulichen Unsinn sogar auf die Bühne gebracht. — Genevion von Toulouse wird von ihrem Liebhaber aus dem Grabe ausgegraben und durch eine wüthende Umarmung wiederbelebt. Eine Mutter legt die Leiche ihres Töchterchens in Genevions leeres Grab, der Gatte der letzteren kommt dazu und bildet sich ein, das blumengeschmückte Kind sey Genevion selbst, nur durch den Tod zusammengeschrumpft. Als er sie aber groß und lebendig wiedersieht und reclamirt, nimmt sie Gift. — Zwei fangen sich an zu lieben, nachdem und weil sie den boshaftesten Verrath an einander geübt. — Ein Vater verfolgt seinen eigenen Sohn mit wüthender Mordlust. — Ein anderer verführt seine eigene Tochter. — Am gemeinsten sind in seinen zahlreichen Novellen italienische und orientalische Greuel.

Merkwürdig ist die Novelle, in welcher Schefer die h. Magdalena mißbraucht, um den angeblichen Beweis zu führen, daß der Mensch sich in jeder Liebe selbst betrüge.

Ein Jüngling betet ein wunderschönes Magdalenenbild an, zu dem es ihn unwiderstehlich hinzieht. Da kommt eine Pilgerin, die dem Bild sprechend ähnlich sieht und sogleich verläßt er das Bild, kehrt sich zu dem lebendigen Mädchen, will es verführen, braucht endlich sogar Gewalt und — hat eine Todte in den Armen. Nun kann er sich wieder von der Leiche nicht trennen und beweint sie, bis es sich zeigt, daß Kranke von ihrer Berührung gesund werden, und einmal ein blindes Mädchen kommt, das sich durch ihre Berührung heilen will. Das Mädchen aber ist wieder der Todten sprechendes Ebenbild. Sie wird sehend, richtet ihre Augen auf den Jüngling und dieser hat augenblicklich auch die Todte wieder vergessen und will um jeden Preis die schöne Lebende heirathen. Sie willigt ein, wenn er ihr den Ring gebe, den die Todte von ihm hat. Rasch will er nun der todten Hand den Ring entreißen. Es geht nicht. Er braucht ein Messer. Wie er aber den Finger abschneiden will, richtet die Leiche sich auf und blickt ihn so schrecklich an, daß er auf der Stelle des Todes ist.

Schefer ist ein fanatischer Feind der Kirche.

Im „Weihnachtsfest zu Rom" schildert er den Jammer eines Bischofs, der

unter Gregor VII. ſeinem geliebten Weibe und ſeinen Kindern entſagen muß. Mutter und Kinder ſtürzen ſich zuletzt von einem Thurme hinab.

Seinen Kirchenhaß äußerte Scheſer meiſt in Verſen, in mehreren cycliſchen Lehrgedichten. Dieſelben erſcheinen ganz harmlos und ſentimental, ſie verbergen aber eine zitternde Wuth. Seine Poeſie gleicht einer ſanften, das Auge anlockenden Blume, deren unheimlicher Geruch aber bald ein tödtliches Gift verräth. So hat er in ſeinem Laienbrevier, indem er ſcheinbar nur die Natur und das menſchliche Herz liebkoſte, unter den ſüßeſten Redensarten von der Welt das Chriſtenthum als das heilloſeſte Uebel bezeichnet, das je die Welt verpeſtet, und ſeine Mitmenſchen gleichſam mit dem innigſten Mitleid gebeten, doch ja von dieſem Uebel abzulaſſen. Es liegt etwas Diaboliſches in dieſer Manier. Der Teufel kommt à la Kotzebue mit dem Thränentuch vor den Augen und klagt Gott als einen grauſamen Tyrannen an. Lange habe er dem Greuel zugeſehen, aber nun zwinge ihn die reinſte Menſchenliebe, den bethörten unglücklichen Menſchen zu rathen, endlich dieſem fürchterlichen Gotte zu entſagen. Wie Scheſer im Laienbrevier lehrt, der Menſch ſolle nur die Natur und ſich ſelbſt anbeten, ſo ſollen ſeine „Vigilien“ heilige Morgengeſänge der neuen freien Kirche, d. h. der Gottgewordenen Menſchheit ſeyn, Auferſtehungslieder des freien Geiſtes.

O Menſch, Naturgeiſt ſollſt du ſeyn und wiſſen,
Daß du es biſt. So biſt du Herr, biſt Menſch,
Der freie, liebevolle Geiſt des Alls.
Gott lebt im Menſchen
Und Gottes Geiſt iſt Menſchengeiſt.
Du ſollſt dich als den Göttergeiſt empfinden,
Den Allgemeinen, der das All erfüllt ꝛc.

Dieſelbe Lehre wiederholt Scheſer in ſeinem „Weltprieſter“ und noch 1855 in den „Hausreden“. Hier macht er geradezu den Naturtrieb zur Religion.

Der reifen Jungfrau iſt Religion
Sich einen Mann zu nehmen.
Das Menſchenhaus mit Weib und Kindern drin,
Das iſt der einzig wahre Tempel.

In ſeinen lyriſchen Gedichten preiſt Scheſer die Aſpaſia als die Seligſte der Weiber, weil ſie „ſo Viele beglückt habe“, ſie höhniſch gleich

ſam der Madonna gegenüberſtellend. In einem Gedicht „der Tod Gottes“ wird auseinandergeſetzt, Gott habe eigentlich nie exiſtirt, ſondern ſich an die Menſchengeiſter vertheilt. In einer Novelle ſtellt Scheſer den Giordano Bruno als Märtyrer der Menſchheit und der allein wahren Religion der katholiſchen Kirche entgegen.

Alles Chriſtliche iſt in dieſer Novelle unkoſcher und nur die Juden und Heiden werden geprieſen. Der einzige Kultus, auf den es der Dichter abſieht, iſt der Naturkultus. Von einem Mädchen, die durch einen Mönch zu Falle gekommen, heißt es S. 53 ausdrücklich, ſie habe Recht gehabt und der Mönch auch; was ihnen die Kirche verboten, das habe ihnen die Natur befohlen, ſie hätten alſo nur das Gebot Gottes erfüllt ꝛc. Zum Ueberfluß wird am Schluß die Hinrichtung Bruno's zu einem Afterbilde des Todes Jeſu am Kreuze gemacht. Wie dort die Madonna und Magdalena, ſo wohnen hier eine Mutter und Geliebte der Schreckensſcene bei und Bruno ſtrahlt einen Nimbus, der ſelbſt das Feuer überglänzt.

Friedrich von Sallet, ein unzufriedener Officier in Breslau, ſchrieb 1838 einige tolle Märchen: die wahnſinnige Flaſche,

worin ein habitueller Trinker mit der Flaſche ſelbſt identificirt wird und ſich mit allen Arten von Wein ꝛc. anfüllt, bis er im Rum untergeht.

Und „Schön Irla“,

worin eine Fliege aus dem Süden einer in der Wiege liegenden Lappländerin liebliche Träume vorgaukelt, während ein altes Weib die Wiege ſchaukelt und häßliche Dinge ſieht, und zwar tauſend Jahre lang. Das Kind ſoll die europäiſche Menſchheit, das alte Weib die chriſtliche Kirche, die Fliege den Freiheitsruf bedeuten.

Sallet bekämpfte ſodann in ſeinen lyriſchen Gedichten alles Beſtehende mit dem tiefſten Haſſe. Sein „Laien-Evangelium“ von 1842 verhöhnte die Bibel und lehrte, Gott exiſtire nur im Menſchen, jeder Menſch müſſe ſich ſelbſt erlöſen, der Chriſtenglaube ſey Verdummung, die Revolution allein die wahre Religion. Auch die Weiber wollte er emancipiren.

Eins iſt Noth. Nicht waſchen, nähen, ſtricken ꝛc.
Wollts (ihr Weiber) uns ebenbürtig Menſchen heißen,
Müßt, Geiſter ihr, mit uns im Geiſte leben.

In ſeinen geſammelten Gedichten von 1843 wiederholt ſich dieſelbe Emancipationswuth.

In der Schrift „die Atheiſten und Gottloſen“ verkündet Sallet

nur Selbſtvergötterung ſey der wahre Gottesdienſt; Atheiſten und Gottloſe ſeyen nur die Könige und Pfaffen, welche das Chriſtenthum erfunden haben, um die Völker damit in ewiger Dummheit und Knechtſchaft zu halten. S. 128 ſagen die Pfaffen zu den Königen: „warum ſeyd ihr ſo thöricht uns zu chikaniren? Wir ſind Spitzbuben ſo gut wie ihr. Wir müſſen uns die Hand reichen und verſtändigen.“

Dem Beiſpiel Sallets und Herweghs folgten eine Menge anderer junger Dichter. Johann Scherr (laute und leiſe Lieder, 1842), Stolle (Nachtigalllieder, 1842), Sievers (Kinder der Zeit, 1843) ꝛc. Alles Verkünder des „Völkerfrühlings“, kleine Berangers „vor“ der Revolution.

Auch ein Jude, Joſeph Mendelsſohn, rief 1843 in ſeinen „wilden Blumen“ ſeinen Glaubens- und Stammgenoſſen zu, ſie ſollten das alte Teſtament und den Talmud ins Feuer werfen, und dem Meſſias entgegengehen, der mit dem Schwert und in Flammen daherkomme (die Revolution).

Im „Proteus“ eines Franz Trautmann (München 1843)

erklärt Gott am Weltende, das Weltgericht ſey überflüſſig, es brauche ſich Niemand davor zu fürchten, das Böſe ſey nur Er, Gott ſelbſt geweſen, ſofern er ſich nämlich entäußert habe, und wieder zurückkehrend in ſich hebe er auch das Böſe wieder auf. Alles ſey nur ein Vorgang in Gottes eigener Einbildungskraft geweſen. Eine ſehr unſchickliche Anwendung des indiſchen Brahma auf den Gott der Chriſten.

Der Frechſten einer war Titus Ulrich, der in ſeinem „Hohen Liede“ (Berlin 1845) das ganze Verhältniß des Menſchen zu Gott umkehrte.

Der Menſch hat Gott geſchaffen, d. h. die abſolute ewige dem Menſchen allein zukommende Intelligenz hat ſich entäußert an Gott, um durch ihn den Menſchen zu dienen, aber Gott hat das ihm angewieſene Amt mißbraucht, die Menſchheit verrathen, und nicht der Menſch hat geſündigt an Gott, ſondern Gott am Menſchen. Darum ſey es Pflicht aller Menſchen, ſich gegen dieſen Gott zu empören und die Natur aus den Sklavenketten, in denen er ſie halte, zu erlöſen durch den „Gedanken“.

Schwächer iſt deſſelben Dichters „Victor“ von 1848,

nämlich ein radikaler Renommiſt, der als Flüchtling in der Schweiz mit einem Polen zuſammentrifft und nun für allgemeine Freiheit und Republik in hohlen Phraſen poltert.

Wie die alte Legende von Dr. Fauſt durch die antichriſtliche Poeſie

leht, u. ſ. f. ad libitum. — All dies iſt nun, diesſeits wie jenſeits, gleich menſchlich und gleich unmenſchlich, und hat, als Poeſie betrachtet, denſelben Werth. Poeten in gewiſſem Sinne ſind ſie freilich Alle, die im Fleiſche, wie im Geiſte. Aber bei dieſen Verirrungen laſſen ſich deutlich noch Grade unterſcheiden. Manche der Propheten des Fleiſches in Frankreich und ihrer unnatürlichen Nachahmer in Deutſchland ſind nicht ſo tief in die Materialität verſunken, daß ſie nicht zuweilen, wie durch ein Heimweh, unwillkührlich in die verläugnete überſinnliche Sphäre der Seele herübergezogen würden, und in dieſem Schwanken, dem eigentlichen Element der Poeſie, finden ſie oft noch wahre, d. h. wirklich poetiſche Klänge. Gerade ſo haben wir unter unſern Myſtikern welche, die nicht fortdauernd in der ſchwärmeriſchen Tiefe verweilen, ſondern zeitenweiſe in der ſinnlichen Welt wieder erwachen und ſich die Augen reiben. Wie jene rohen Senſualiſten Anfälle von Gewiſſen haben, ſo bekommen die letztern Anwandlungen von Unglauben, Glasgedanken, um Kerners Bild zu gebrauchen. Aber eben dieſer ſchnelle Wechſel der Temperatur und Stimmung der Seele erzeugt in beiden Fällen die Zuckungen der Ironie und jenen Krampf, den man den poetiſchen Schmerz nennt. So ſcheint es ſich namentlich mit Kerner zu verhalten. Wenn er früher in den träumeriſchen Wogen nur badete und neckend ihren Schaum verſpritzte, oder wohl auch als Taucher ſich niederließ, um irgend ein ſeltſames Wunder aus der blinden Tiefe heraufzuholen, ſo hat er ſeitdem freilich unten verweilen gelernt; aber es leidet ihn doch nicht beſtändig unten, er muß aus der beängſtigenden Nähe der Nebelgeſtalten, die durch die Einöde ſchwimmen, immer wieder herauf an die Luft der Wirklichkeit, um ſich mit ſinnlichem Stoff zu laden: er bleibt ein Amphibium, das heißt ein Menſch, und ein guter Menſch, und ein Dichter, der nur der potenzirte Menſch iſt. Geſchieht es aber, was oft genug vorkommt, daß einer unwiederbringlich in die Sinnlichkeit oder in die Ueberſinnlichkeit verſenkt bleibt, ſo iſt der eine Aſt der poetiſchen Doppelader unterbunden, und es entſteht der verſunkene, ſchmerzloſe Zuſtand der fixen Idee, die immer nur Einen Ton ſpielt, der nie zur Melodie werden kann.

Apulejus und Lucian haben die Tollheiten der Neuplatoniker in den ergötzlichſten Parodien lächerlich gemacht. Sind auch ſolche

entſtellt worden iſt, haben wir oben ſchon (S. 218 ff.) erkannt. Der Legende vom ewigen Juden iſt es eben ſo ergangen. Während nämlich das fromme Mittelalter im Ahasver das Judenthum, im Fauſt das Heidenthum als zwei dem Chriſtenthum feindſelige, bösartige, zum Glück unſchädliche Mächte auffaßte, hat die unfromme Neuzeit, dem Chriſtenthum ſelbſt entfremdet, ſowohl im Ahasver als Fauſt nur befreundete, dem Geiſt der Neuzeit innig verwandte Weſen erkannt und gegen das verhaßte oder verachtete Chriſtenthum in Schutz genommen. Was Ahasver betrifft, ſo laſſen ſich alle modernen Auffaſſungen deſſelben in zwei Rubriken bringen. Entweder Ahasver iſt ein ſtarker Geiſt, der eine ungerechte Mißhandlung mit edlem Stolz erträgt und ſich nicht beugen läßt; ein Prometheus, der Gott verachtet und die Menſchen bemitleidet, die einem ſolchen Gotte dienen; ein Vertreter des ſogenannten ewigen Menſchenrechts, welches die Diener des Altars und des Throns den Menſchen vorenthalten; eine Perſonification der ſocialen Republik, zu der es die Götter der Zeit nicht kommen laſſen wollen, für die er daher nur als Prediger in der Wüſte auftreten kann. Oder aber Ahasver erſcheint als eine ſchöne Seele, als ein weiches zartfühlendes Weſen, das in ſeinem Schmerze den geſammten Weltſchmerz der modernen Literatur concentrirt. In den Dichtungen dieſer weichlichen und weinerlichen Gattung tritt der ewige Jude immer als ein gemüthreicher Menſch auf, verrichtet gute Werke, hilft und tröſtet, verliebt ſich, heirathet ſogar, lebt als guter Familienvater und Mitbürger. Oder die Dichter nehmen einen höhern philoſophiſchen Schwung und beweiſen, aus Hegels Syſtem, der ewige Jude ſey erhaben über den ſittlichen Gegenſatz, aus dem ſeine Legende hervorgewachſen; es wird ihm demnach bequem gemacht, ſich zu emancipiren und zu der Höhe vergötterter Menſchheit zu erheben, von welcher man verächtlich auf den alten Chriſtengott herunterſieht. Hin und wieder kamen auch Dichter vor, die aus purer Gutmüthigkeit den ewigen Juden ſelig ſterben laſſen, z. B. Schubart, A. Schreiber, Theodor von Haupt. Kurz unter zwanzig bis dreißig Dichtern, die den Stoff behandelt haben, iſt auch nicht ein Einziger der chriſtlichen Grundidee der Legende treu geblieben. Ich hebe aus der von mir geſammelten Ahasverus-Literatur nur einige der bedeutſamern Erſcheinungen hervor.

Ganz abgeſchmackt iſt Klingemanns Drama (1827), worin Ahasver

während des dreißigjährigen Kriegs als deus ex machina rettet und hilft. Eben ſo der ewige Jude des Wilhelm Jemand von 1830, der ſich hier in mittelalterliche Ritter- und Vemgerichtsſcenen einmiſcht. Luſtig iſt nur, daß der gefeierte Jude einmal ruhig ſtehen bleibt, während Ritter und Knechte aus Leibeskräften, aber immer vergeblich, auf ihn hauen und ſtechen.

Einer der ſchwächſten Ahasvere iſt Eduard Dullers „Antichriſt“ von 1833.

Zwar verſchwendet der Dichter alle erdenkliche Greuel, um Effect zu machen, ſinkt aber immer wieder in weichliche Empfindſamkeit zurück. Zuletzt eine völkerwürgende Peſt, ein vor Angſt, angeſteckt zu werden, faſt wahnſinniger König, der ewige Jude als ſchadenfroher Zuſchauer, der Angſt und Verzweiflung noch anſchürt. Der König läßt ein Kind ſeines eigenen Blutes ſchlachten, um durch Trinken dieſes Blutes vor der Peſt ſicher zu ſeyn, aber vergebens. Des Kindes Mutter trauert, verliert aber mitten unter allen Schrecken nicht Glauben, noch Hoffnung. Sie pflegt eine Lilie, als ſey es ihr Kind. Da findet ſie die Lilie einmal abgeriſſen. Aber der Gärtner (Chriſtus) kommt ihr entgegen, die Lilie in der Hand und führt ſie in den Himmel, wo ſie ihr Kind findet. Dem allen ſieht der Jude grinſend und endlich verzweiflungsvoll zu. Da wendet ſich der Gärtner nach ihm um und ruft ihm tröſtend zu: „hoffe.“

Julius Moſen faßte den Ahasver in einer epiſchen Dichtung (Ahasver, 1838) titanenhaft auf

und war verſtändig genug, ihn nicht aus ſeinem melancholiſchen Charakter fallen zu laſſen, glaubt ihn aber immer noch als Prometheus, als Vertreter des gekränkten Menſchenrechts gelten laſſen zu müſſen und legt am Schluſſe Chriſto ſelber die unverſtändigen Worte in den Mund: „zwiſchen uns beiden wird einſt das allerletzte Weltgericht entſcheiden.“ Als ob der von der ganzen Chriſtenheit anerkannte ewige Richter ſelbſt an ein noch höheres Gericht appelliren könnte und als ob hier überhaupt noch ein Zweifel bleiben könnte.

In Auerbachs „Spinoza“

erſcheint der ewige Jude dieſem Philoſophen in dem Augenblick, in welchem ihn die Juden, ſeine alten Glaubensgenoſſen, ausgeſtoßen haben und auch die Geliebte ihn verrathen hat. Tröſtend verkündet ihm Ahasver, er habe die alten Glaubensbande ſeines Volkes geſprengt und ſey der wahre jüdiſche Meſſias.

Noch unſinniger iſt die tiefſinnige alte Sage mißdeutet in „dem neuen Ahasver“ von Ludwig Köhler, 1841.

Hier heißt es, Ahasver soll nicht eher sterben, bis die Freiheit auf Erden herrschen werde. Nun herrscht aber leider das Christenthum, bei dem keine Freiheit möglich ist, und der wahre jüdische Messias, Börne, „der Heiland der Freiheit" mußte sterben. Auf seinem Grabe in Paris jammert der ewige Jude, der nicht sterben kann, daß jener sterben mußte und daß die Unfreiheit ihn überlebt. Wüthender Christenhaß gluht durch das ganze Gedicht, das zu den kläglichsten Mißgeburten des franzosentollen und judelnden Jungdeutschland gehört.

Auf eine ganz eigenthümlich geistreiche Weise hat Theremin in seinen Abendstunden die Legende aufgefaßt.

Bei ihm ist Ahasver ein Philosoph, ein anticipirter Hegelianer und Aristipp zugleich, er glaubt nämlich nicht an das Jenseits und wünscht, das Diesseits so lange und vollkommen als möglich zu genießen. Indem er mit dem Heiland nun disputirt, denselben einen Schwärmer nennt und seinerseits allein vernünftig zu denken sich einbildet, wird ihm die Verheißung, er solle, weil er doch das Leben so sehr liebe, fortleben, bis Christus werde wiederkommen. Ahasver läßt sich das gern gefallen, genießt das Leben wirklich, aber ohne Mißbrauch, cultivirt seine Vernunft immer mehr, ist ein überaus braver Mann, fährt fort, das Jenseits für einen lächerlichen Wahn zu halten und gegen diesen Wahn zu kämpfen, nimmt an allem Theil, was dienen kann, das auf jenen Wahn gebaute Christenthum zu stürzen, kann deßhalb aber erst in der neueren Zeit recht froh werden, indem er in jedem Rationalisten ein Bruderherz findet und hofft, nun werde endlich die Vernunft und Wirklichkeit jenen Wahn vom Jenseits gänzlich überwinden. Eine der pikantesten Scenen in dieser Legende ist das Gespräch des Ahasverus mit dem Teufel, welch letzterem sonnenklar bewiesen wird, daß er gar nicht existire.

6.

Die unabhängige Lyrik.

Die lyrische Poesie, welche die Urgefühle der Jugend, die erste Liebe und die erste Freude an der Natur ausdrückt, wird mit jeder Generation neu geboren und bleibt sich im Wesentlichen gleich. In unsern Tagen ist sie nur, wie die Schriftstellerei überhaupt, zu sehr in die Breite gegangen. Es haben sich zu Viele damit befaßt und ohne Originalität und Geist nur die bekannten Redensarten und Bilder nachgelelert, die ihnen längst vorgelelert waren.

Wenn es erfreut, im friſchen grünen Wald auf allen Zweigen der Vögel Geſang zu hören, und wenn wir Deutſche ſtolz darauf ſeyn dürfen, daß der Fremde die bei uns zu Stadt und Land von muntrer Jugend geſungenen volksthümlichen Lieder und der Stimmen Zauber bewundert, ſo folgt daraus nicht, daß wir auch die centnerweiſe gedruckte Lyrik unſerer literariſchen Stubenhocker zu reſpectiren haben. Nur von jenen lebendigen Stimmen darf gelten, was Uhland ſang: „ſinge, wem Geſang gegeben!“ nicht von den Verſemachern. Ein geiſtreicher Mann hat jenen berühmten Vers Uhlands, den hundert ſchlechte Lyriker als Motto ihren gedruckten Gedichten vorangeſchickt haben, „die Marſeillaiſe der Maikäfer“ genannt. Dazu iſt er allerdings mißbraucht worden. Auf dieſen Vers eines großen Dichters hin haben die ſchlechten getroſt ſündigen zu dürfen geglaubt.

Außerdem iſt unſere Lyrik immer noch zu voll von Eitelkeit und Wehleidigkeit. Der Subjectivismus, der in allem vorherrſcht, hat wie die Köpfe, ſo auch die Herzen verwöhnt und verhätſchelt. Unſtreitig hat das Herz ſeine Rechte. Auch der kräftigſte Jüngling hat einmal eine weiche Stimmung. Aber dieſe männliche Erweichung will von der Poeſie zart gefaßt, nur ſo objectiv als möglich in wenigen naiven Zügen ausgedrückt und muß auch beſtimmt motivirt ſeyn. Aber die unermeßliche Lamentation unſerer modernen Lyrik, das elende Liebesgewinſel von tauſend und aber tauſend Schwächlingen, die ihr Herz wie ein Schooßkind herumtragen und mit ihren Thränen begießen, iſt eine Krankheit, gleichſam eine naſſe Flechte am geſunden Leibe der Nation.

Doch erhält ſich das gute deutſche Gemüth in der alten Vorliebe der jungen Dichter für die Natur. Nie, ſo lange es Deutſche gibt, wird unſer grüner Frühling unbeſungen bleiben. Der Zug zur Natur, den weder die Alten kannten, noch den man bei den Romanen und Slaven findet, iſt den Deutſchen von der älteſten Heldenzeit an treu geblieben. Man bemerkt eben jetzt in der Lyrik einen Wetteifer mit der Landſchaftsmalerei, die Natur in ihren mannigfachſten Erhabenheiten, Schreckniſſen, Schönheiten und Lieblichkeiten aufzufaſſen.

Man ſtellt gewöhnlich, und mit Recht, Uhland, den wir oben ſchon kennen lernten, an die Spitze der modernen Lyriker. Neben ihm Guſtav Schwab, deſſen oben ſchon unter den Romanzendichtern gedacht iſt. Eine ganz eigenthümliche und vorragende Stellung unter den neuern

Lyrikern nimmt Friedrich Rückert ein, den wir schon als politischen Dichter kennen. Derselbe breitete in seinen sechs dicken Bänden lyrischer Gedichte einen weiten Blumenteppich aus, reicher als irgend ein deutscher Lyriker vor ihm: die lieblichsten Auffassungen der Natur, Landschaftsbilder, Blumenstücke, Ausdruck der Stimmung zu allen Jahreszeiten, die zartesten Liebeslieder, Wallungen des jungen Herzens, Lieder der Freundschaft, der Ehre, gesellige Lieder, eine Fülle von Bildern, Gefühlen, Gedanken, Tönen, alle den Meister beurkundend. Rückert erfreute sich einer fast ununterbrochenen Schöpfungslust, und nicht wie der ängstliche Künstler, der da Maß hält und viel abzirkelt, sondern wie der Schöpfer der Natur, der im wildschönen Urwald alles durcheinander wachsen läßt. In seinem „Dichterselbstlieb" sagt er daher:

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen.
Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen.
Kaiserkron und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich ihren Oberherrn, zu grüßen.
Um die dunkeln Locken farbige Wolkenbogen
Sind, ein buntgesticktes Diadem, gezogen.

Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ewigen Liebesklagen,
Alle Brunnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen ꝛc.

Rückert fällt aber, weil er der Sprache in seltenem Maße Meister ist, in den Fehler, ohne Noth Sprachschwierigkeiten aufzusuchen, um sie in kühner Verskünstelei zu lösen. Daraus entsteht eine rein willkührliche Schwerreimerei, worin der sonst so durch und durch romantische Rückert dem Johann Heinrich Voß ähnlich wird. Wo Rückert sich solcher Reime und künstlicher Härten bedient, fährt man in seinen Gedichten wie auf einem polnischen Knüppeldamme durch ein tropisches Paradies. Als die erste einigermaßen größere Dichtung schrieb Rückert 1825 die Idylle „Amaryllis".

Der Dichter hat sich auf's Zärtlichste in eine ländliche Schöne verliebt, die ihn aber immer spröde und übermüthig abweist. In der übelsten Laune klagt er nun sein Leid und nie war die Bitterkeit verschmähter Liebe mit so viel Süßigkeit echt poetischer Empfindung gepaart.

Bedeutend leistete Rückert auch in der Uebertragung und Nachahmung

indiſcher und muhamedaniſcher Poeſien (Nal und Damajanti, Amrilkais, die Verwandlungen des Abu Seid, Hamâſa, Roſtem und Suhrab, morgenländiſche Sagen). Sein letztes Meiſterwerk war „die Weisheit des Brahmanen", voll von Sentenzen, aus denen uns das liebenswürdigſte Gemüth und eine reiche Lebenserfahrung anſprechen.

Doch paßt der Titel nicht, denn überall verräth ſich darin der Deutſche, der eine ganz andere Grundanſchauung der Dinge hat, wie der Inder, und der z. B. ſeine Familie innig liebt, und ſich für immer mit den Seinigen identificirt, während bekanntlich der Brahmane mittelſt der Seelenwanderung durch eine Menge Körper hindurchzugehen glaubt, die ihn im Verlauf der Zeit mit einer Menge von Familien in Verbindung bringen, ſo daß er eine über der andern vergeſſen muß.

Ein hübſches und leichtes Talent beſaß Wilhelm Müller, Bibliothekar zu Deſſau, der (erſt 32 Jahre alt) 1827 ſtarb und deſſen Werke Guſtav Schwab herausgab. Am meiſten gefielen ſeine Griechenlieder, in denen er kurz nach der Erhebung der Neugriechen deren Helden und Heldenthaten ſchilderte. Außerdem ſchrieb er muntere Müller-, Jäger-, Reiſe- und Tafellieder, einige recht nette Liebeslieder und erotiſche Scherze, Reiſeerinnerungen aus Italien, Epigramme ꝛc. Weniger Werth haben ſeine Proſaerzählungen.

1) Der Dreizehnte. Dreizehn Perſonen ſitzen zuſammen an der Tafel. Nach dem bekannten Aberglauben ſoll binnen Jahresfriſt der Dreizehnte ſterben. Die Freunde behandeln die Sache mit Ironie, aber der Scherz wird trauriger Ernſt. — 2) Debora, eine ſchöne Jüdin, in die ſich ein edler Spanier, Don Alonzo, verliebt. Schöne Jüdinnen, in die ſich chriſtliche Ritter, ſogar Tempelritter verlieben, waren damals Mode, eine ekelhafte Ausartung der Romantik. Eine Nebenperſon der Erzählung, ein Marquis, trägt Jahre lang einen Kirſchkern, den einmal die Dame ſeines Herzens auf ihn geſchnellt, im Munde, durch ein goldenes Kettchen an einem Zahne befeſtigt. Das iſt weniger rührend, als ekelhaft.

Bei den Epigonen herrſchte der poetiſche Univerſalismus vor. Sie wurden mehr von fremder Schönheit angezogen, als daß ſie die des eignen Volks erkannt hätten, und kokettirten gern mit fremden Formen. Es waren meiſt paſſive, nicht aktive Geiſter, vollkommen angemeſſen dem tiefen Stand der religiöſen und patriotiſchen Geſinnung.

Nach Wilhelm Müller beſchäftigten ſich vorzüglich Iken, Theod. Kind

und v. Schmidt-Phiſeldek mit der Ueberſetzung von neugriechiſchen Volks- und Freiheitsliedern, alle 1827.

Zu den beſſern Lyrikern der Zeit gehörte Schmidt aus Lübek, deſſen Gedichte 1821 erſchienen; darunter das ſehr verbreitete Lied: „Fröhlich und wohlgemuth hüpfet das junge Blut“. Auch mehrere ſinnige Romanzen. Ein ſehr gewandter Lyriker war Wilh. Gerhard (1826), der nicht nur die ſerbiſchen Volkslieder, ſondern auch viel aus dem Griechiſchen, Engliſchen meiſterhaft übertrug, in den eignen Liedern aber zu viel tändelte und kindſchte. Die intereſſanteſte Dichterin jener Periode war die 1825 in St. Petersburg geſtorbene, erſt 17 Jahr alte Eliſabeth Kulmann, deren liebliche Gedichte 1846 in vierter Auflage erſchienen ſind. Das geiſtvolle Mädchen machte ſchon im 11. Jahre allerliebſte, gedankenreiche und wohllautende Verſe und verbreitete ſich, faſt wie Hans Sachs über alle Zonen und Zeiten, um überall Poeſie zu ſuchen. Obgleich ſie nun alles mit Geiſt auffaßt, und nichts, was ſie beſingt, verdirbt, ſo ſind doch immer ihre Naturſchilderungen am lieblichſten. So die Lieder vom Sonnenuntergang, das herrliche Bild vom Sonnenlauf die Lieder vom Hagel, vom Blitz, vom Rauch, von der Heideblume, die Klage der Schwalbe ꝛc. Im Geiſt ihr nahe verwandt iſt Minna von Mädler, geborne Witte, deren Gedichte (von 1848) ebenfalls Naturſchilderungen, z. B. ein ſehr ſchönes von den nordiſchen Tannen, und kleine nordiſche, auch indiſche Mythen in Romanzenform enthalten.

Im Jahr 1829 erſchienen die Gedichte des damals noch regierenden Königs Ludwig von Bayern, welche von der revolutionsſchwangern Zeit mißgünſtig aufgenommen wurden, die aber, trotz einiger ſprachlichen Härten und Sonderbarkeiten, ſehr viel Schönes enthalten. Vor allem iſt ſein deutſcher Patriotismus zu preiſen. Er ſingt:

Trauriges Bild des Reichs der Deutſchen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe beſtehn, ach da gebricht es am Kopf.

Mit Arndt wetteifernd, ſang der Prinz (1807):

Auf ihr Deutſchen, auf, und ſprengt die Ketten,
Die ein Corſe euch hat angelegt ꝛc.

Sodann zeichnen dieſe Lieder, wie die Friedrichs des Großen, königliche Gedanken aus, die ihm Niemand, der nicht König iſt, vordenken würde. Und was die Nachwelt mehr als die neidige Mitwelt ſchätzen

wird, ein großer Freimuth, der eigne Schwächen nicht verhehlt. Wo alle Wünsche sich erfüllen, tritt erst die rechte Armuth ein, diesen echt königlichen Gedanken drückt sein Lied „Sehnsucht nach Sehnsucht“ aus. Im Uebrigen hat der König-Dichter die meiste Poesie in das gelegt, was er von Italien, von den schönen Italienerinnen, von Kunst und Alterthum im schönen Welschland und ferner von Griechenland, seiner herrlichen Natur, seinen Ruinen und seinen jungen Freiheitshoffnungen singt.

Die Gedichte des Freiherrn von Feuchtersleben (1836) haben einen lehrhaften Charakter, empfehlen Besonnenheit und Praxis und enthalten auch hübsche Naturschilderungen, z. B. vom Morgen und Abend, einem ausgehauenen Forste ꝛc.

Eckermann, Göthe's dienstbarer Geist, ahmte in seinen Gedichten (1838) Göthe nach, freilich sehr schwach. Mit ungleich mehr Feuer schloß sich Matzerath an Schiller an. Seine Gedichte (1838) enthalten antikisirende Romanzen (der sterbende Ajax, die Apotheose des Herkules, die Tochter von Tarent ꝛc.), auch nordische und deutsche Volkssagen und Romanzen, endlich Naturbilder, am eigenthümlichsten in dithyrambischer Form, so besonders ein sehr schönes Lied an die Wolke. Endlich Elegieen und Idyllen in Hexametern. Ueberall hören wir bei diesem Dichter Schillers Rhythmus und hohen Schwung. Eben so in den Gedichten von J. G. Fischer (Stuttgart 1854). Die Gedichte des Straßburger Drechslermeisters Hirtz sind interessant als Beweis, wie im Bürger dieser Stadt noch ganz deutsches Gemüth gefunden wird. Weiter abwärts am Rhein begann 1841 Wolfgang Müller gar frische Lieder zu singen, theils zärtlichen Inhalts, theils schöne und treue Landschaftsmalereien. In demselben Jahr sang Rathusius ein schönes Weinlied, eine schöne Elegie vom Schwan in antikem und Balladen in romantischem Styl. Die Gedichte des Freiherrn von Pechlin tragen einen frommen Charakter, besingen dann Holstein und seine Natur, das Meer, die Jagd und schließen mit einer Bearbeitung der Psyche des Apulejus.

Otto von Deppen entrüstet sich in seinen Gedichten (1842) gegen die Holländer, stellte damals schon für Preußen das Gotha'sche Programm auf, es solle sich nicht an Rußland, sondern an das westliche und südliche Deutschland halten, gibt sich übrigens als einen heitern Lebemann und lustigen Tänzer zu erkennen.

Wir heben aus der Unzahl von lyrischen Dichtern einige hervor, die sich vorzugsweise als Dichter der Liebe ausgezeichnet haben. Es gibt wohl keinen, der nicht von Liebe gesungen hätte, es ist das Recht und bisweilen auch der Fehler der Jugend. Unter den Dichterinnen jener Periode steht Louise Brachmann in Weißenfels als echte deutsche Sappho obenan. Die Tochter eines niederen Beamten, arm und nicht schön, in früher Jugend durch den Umgang mit Novalis und dadurch, daß Schiller ihre Erstlingsgedichte in die Horen aufnahm, gesteigert, machte sie zu hohe Ansprüche an die Männerwelt, von der sie gemieden wurde. Ihr feuriges Herz täuschte sie noch im 43. Lebensjahr, als sie aber erkannte, sie könne nicht mehr oder habe nie so geliebt werden können, wie sie verlangte, gab sie sich selber den Tod durch einen Sturz in die Saale, 1822. In ihren lyrischen Gedichten hat sie den tiefen Liebesschmerz ausgetönt, trotz der griechischen Sappho. Hier nur eine sie ganz charakterisirende Stelle:

Tausendmal wünscht' ich schon, ihn nimmer gesehen zu haben.
Wünschte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor.
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergessen, mein Herz wählte sein Bild und den Tod.

Um das Unglück ihres Lebens voll zu machen, mußte sie aus Armuth für die Buchhändler arbeiten, Erzählungen schreiben, was sie mit formellem Talente that, aber ohne Erfindungsgabe. So schrieb sie auch ein schwaches Rittergedicht „das Gottesurtheil". Vergessen wir diese bleichen Kerkerblumen und schmücken ihr Grab mit der unvergänglichen Blume des Ruhmes, die ihre sapphischen Thränen bethaut haben!

Die Empfindsamkeit herrscht noch bei den ältern Dichtern vor. Ein Karl Borromäus Freiherr von Miltitz (Amida's Thränen, Orangeblüthen ꝛc.) seit 1819 konnte noch singen:

O Thränen, Thränen, fließet fort,
Daß draus ein Strom entsteh,
Auf dem ich schwimme zu dem Ort,
Wo ich dich wiedersehe.

Zarte Liebesgedichte von ganz eigenthümlicher Süßigkeit des Tons enthalten des Schweizer Rudolf Tanner „heimathliche Bilder und Lieder" (1829). Sehr zärtliche Liebeslieder mit Gaselen verbunden dichtete

Hermann von Hermannsthal (1830). Verliebte Trunkenheit in der luſtigſten Bräutigamslaune charakteriſiren die Gedichte von Heinrich Wenzel (1836). Den römiſchen Elegien Göthe's ſehr ähnlich ſind die in antiker Form behandelten Geſänge der Liebe von Peters (1840). Ein gewiſſer Eginhard gab 1840 einen „Marienkranz" heraus, den er ſeiner geliebten Maria aus zahlreichen Romanzen gewunden hat, die von der h. Maria, Maria von Burgund, Maria Stuart ꝛc. und vielen andern in Geſchichte und Sage berühmten Marien handeln. Eine eigenthümlich glühende Zärtlichkeit liegt auch in den „Cypreſſen" von Foglar (Wien 1841), Gedichte, in denen tiefe Schatten, dunkle Umriſſe, traumhafte Geſtalten, bei zweifelhafter aber glühender Beleuchtung uns fremdartig anſprechen, wie eine Landſchaft in tiefſter Abenddämmerung. Die Gedichte des Fürſten von Lynar (1843) enthalten reizende Genrebilder von glücklicher Liebe. Etwas frivol wird hier die Liebe aufgefaßt in dem Gedicht „Amors Münze".

Amor frägt, ob es nicht räthlicher ſey, anſtatt einer einzigen ſchweren Goldmünze (dem Eheſtande) lieber tauſend kleine Stückchen Scheidemünze (die freie Liebe) zu wählen.

Derſelbe Fürſt ſchrieb ein Trauerſpiel „der Ritter von Rhodus", ein Ideal der Treue, der Herz, Freiheit und Leben opferte für ſein Wort und die Ehre.

Zärtlich, ſchwärmeriſch, ein wenig zu weltſchmerzlich ohne Noth und in orientaliſchen Bilderſchwulſt eingehüllt geben ſich die Gedichte des Ritter von Levitſchnigg (1846), die er ſelbſt „weſtöſtlich" nennt, als bunte Saiſenblaſen vornehmer Launen und Erinnerungen zu erkennen. Nur deutſch, aber glühend von reiner und hoher Freude ſind die Liebeslieder des Sigismund von Riesberch (1848) in ſehr wohllautenden Verſen. Die tiefſte und zarteſte Empfindung aber, gepaart mit einer ſanften Melancholie findet man in Feodor Löwe's Gedichten (1854).

Wir gehen nun noch eine Reihe von Lyrikern durch, welche vorzugsweiſe die Natur feiern.

Karl Mayer in Tübingen, ein Freund von Uhland, gab 1833 Lieder heraus, die in meiſt nur engern Rahmen eine ganze reiche Galerie der lieblichſten und treuſten Landſchaftsbilder enthalten. Zuweilen ſind es nur vier Zeilen, in denen er uns eine ganze Gegend, einen Wald im

Geiſter unter uns, ſo iſt es doch begreiflich, warum das jetzige analoge Wiederaufleben des ausſchweifendſten Aberglaubens in quaſiwiſſenſchaftlicher Form ſie nicht ernſtlich in die Waffen ruft. Denkt man ſich, wie Erſcheinungen, gleich unſern neuen Theoſophen, in ſinnlicheren Ländern, wenn ſie je dort möglich wären, aufgenommen würden, und vergleicht man damit die verhältnißmäßige Milde des deutſchen Urtheils über ſie, ſo zeigt ſich klar, daß wir ihre unbegreiflichſten Theoreme unwillkührlich als Ausflüſſe der eigenthümlichen deutſchen Weltanſchauung anerkennen. Es ſind, allerdings wunderliche, Spiegelungen deſſelben Geiſtes, der in Keppler, Leibnitz, Kant, Schelling ſo Großes und Entſcheidendes in der Geſchichte gewirkt hat. — Jene Männer bleiben uns liebe Blutsverwandte, mit denen man nicht gleich bricht, wenn ſie im Hauſe ein bischen wunderliche Einrichtungen eigenſinnig durchſetzen möchten, deren man nicht mit Bitterkeit ſpottet, wenn ſie einem beharrlich Dinge weiß machen wollen, die ſie zu Zeiten ſelbſt nicht glauben.

Und ſie ſind ja auch weder im Raum noch in der Zeit ſo vereinzelte Erſcheinungen, als einer meinen könnte, der ſich nicht gleich die ganze deutſche Kulturgeſchichte vergegenwärtigte. Die Dynaſtie der Schwärmer iſt weit älter als die älteſte in Deutſchland; ſie durfte nie wegen des Ausſterbens beſorgt ſeyn, und auch gegenwärtig blüht das Geſchlecht in zahlreichen Linien und Afterlinien, deren Glieder, ſtandesgemäß, die mannigfachſten Liebhabereien treiben, ganze Kabinette voll der kurioſeſten Ideen anlegen und mit fürſtlichem Aufwand Luftſchlöſſer bauen. Unſere **Resurrections-men** des Aberglaubens ſind gleichſam nur die Alterthümler unter ihren Vettern: während dieſe meiſtens ganz neue fabelhafte Bauſtyle erfinden, bauen jene rein gothiſch und füllen Hallen, Kreuzgänge und Kapellen mit allerlei mittelalterlichem Kram. Das Licht fällt in magiſchem Schein durch gemalte Scheiben, in der Thurmlücke ſeufzt ſchwermüthig eine Aeolsharfe, und im Verließ iſt die Ueberraſchung zubereitet, daß vor dem Eintretenden ein automatiſcher Ritter oder Kapuziner vom Humpen oder vom Brevier aufſteht.

Wenn das deutſche Volk noch eine lange geiſtige Laufbahn hofft und wünſcht, ſo muß es ſich auch Rechnung darauf machen, daß das bunte Geſchlecht ſeiner Schwärmer fortwährend den Zug

Sonnenſchein, eine alte Burgruine im Regen, eine reizende Blumengruppe ꝛc. malt. Ueberall aber liegt in dieſen Bildern zugleich der Reiz der reinen und edlen Empfindung deſſen, der ſie gemalt hat. Der Pfälzer K. J. Schuler kam auf Ewald von Kleiſt zurück und ergänzte deſſen Frühling durch einen Sommer (1833), Herbſt und Winter, die ſehr reiche und zarte Naturſchilderungen enthalten. In den Gedichten von Fr. W. Rogge (1839) glauben wir zu ſehen, wie der buhleriſche Frühlingswind in den Blumen wühlt.

Hübſche Naturbilder enthalten auch die Gedichte von Eduard Vogt (1839), noch reizender dadurch, daß ein frommer Ton durchklingt, wie die Glocke des „Waldkirchleins", dem eines der ſchönſten Lieder gewidmet iſt In den „Wellenſchlägen" von Georg Schirges (1840) hören wir das Meer rauſchen und ſeine bunten Muſcheln auswerfen, aber wir ſehen es auch überzogen von ſchwarzen Wolken und darin düſtere blutige Bilder, die von des Dichters Trübſinn zeugen. Die Naturgemälde in den Gedichten Rudolph Kulmanns (1841) ſind reich, aber nach orientaliſcher Art zu ſchwülſtig mit Metaphern überladen. Aus Tirol erhielten wir eine Reihe von ſchönen Alpenbildern, zuerſt in den Gedichten von Beda Weber (1842), ein Bild des Ortler, des Alpengebirges, ein Blick am Strom hinab, Erinnerungen an die Heldenkämpfe des Bergvolkes. Dann in den „Leierklängen" des A. G. von Lindenberg (1843) Frühlingsbilder, eine Mondlandſchaft, Herbſtbilder ꝛc. aus der Alpenwelt. In den Gedichten von Ignaz Zingerle (des Tiroler Sagenſammlers) ſchöne Landſchafts- und Genrebilder (1853) aus dem Volksleben; in denen von Adolph Pichler und Johann Pfeiffer gleichfalls treue Tiroler Natur- und Volksgemälde. Aehnliche Bilder aus den Schweizergebirgen enthalten die Gedichte von Reithard (1842) und von Gottfried Keller (1846), die letzteren jedoch gemiſcht mit politiſchen Excurſen. Hübſche Waldbilder ſind in den Gedichten von Theobald Kerner (dem Sohn des berühmten Juſtinus) von 1845 das Anziehendſte. Sehr eigenthümlich ſind die Gedichte von Adolph Schirmer (1846), ſofern der Dichter die Landſchaft gewöhnlich auf eine geiſtreiche Weiſe perſonificirt, z. B. die Nacht als Mohrenkönigin, den Felſen als Rieſen ꝛc. Die Gedichte von L. v. Morajn (1848) enthalten düſtere Nachtbilder, ſodann Romanzen und Liebeslieder. Die von Albert Werfer (1851) hübſche Frühlings-,

Herbſt- und Wanderlieder; die von Storm (1852) norddeutſche Heide- und Meerſturmbilder, ein ſchönes Oſterlied ꝛc. Sehr ſchön ſind die Gedichte von Hermann Lingg (1853), voll Malerei der Natur und Geſchichte, großartig und von leidenſchaftlicher Gluth.

Einige Dichter waren insbeſondere Blumenmaler, verbanden aber mit der Charakteriſtik der Blumen etwas Sinnbildliches. So ein Dichter aus dem Anfang des Jahrhunderts, deſſen Gedichte aber erſt 1848 vollſtändig erſchienen, Bernhard Trinius; ferner Karl Schimper, in deſſen Gedichten (1840) auffallend die Rückert'ſche Schwerreimerei nachgeahmt wird; und Pauline Klein, deren Parabeln (1841) überall nur ſinnige Deutungen der Blumen geben.

Was die Volkslieder betrifft, ſo wurden nach Arnims und Brentano's Vorgang die älteren vorhandenen in immer reicherer Fülle geſammelt, die des Kuhländchens von Meinert 1817, die ſchleſiſchen von Hofmann von Fallersleben 1842 mit Melodien und Varianten, die öſterreichiſchen von Tſchiſchka und Schottky 1844, die ſchwäbiſchen von Eduard Meier. Die am meiſten kritiſche Sammlung deutſcher Volkslieder gab Uhland, die umfaſſendſte v. Erlach heraus, mit den Volksliedern anderer Völker verbunden auch Talvj (Thereſe A. L. geborne Jacob, verheirathete Robinſon).

Auch entſtanden immer noch neue Volkslieder unmittelbar im Volke, die aber in den Sammlungen (von Schröter 1833, von Erk 1841) in den zahlreichen Liederbüchern für Singvereine ꝛc. meiſt ſehr vermiſcht ſind mit nur ſogenannten Volksliedern, welche durch die Geſangvereine dem Volk octroyirt wurden, oder beliebte Opernarien ꝛc. Ferner ſind auch die echten neuern Volkslieder häufig ſchon dem Zeitgeiſt verfallen, indem allerlei Wiſſen und Meinen der Halbgebildeten darin anklingt. Sie haben daher viel von der frühern Naivetät verloren. Einige ſind zu empfindſam, wie das:

Herz, mein Herz, warum ſo traurig?

Andere wieder zu kokett, z. B.:

Mädele, ruck, ruck, ruck!

Am liebenswürdigſten ſind wohl die Handwerksburſchen- und Soldatenlieder, in denen ſich die beſcheidene Reſignation des Standes, eine natürliche Rührung in trockenem Ausdruck ohne empfindſame Thränen,

und ein eben so bescheidener Frohsinn der Armuth ausdrückt. Am unliebenswürdigsten dagegen die Tugend- und Freundschaftsprahlereien der Philister, Freimaurer, Studenten, Turner ꝛc. und das ewige Besingen des Gesanges in den Sängervereinen. Hier fehlt überall die anspruchslose Naivetät und tritt eine Wichtigthuerei hervor, welche nur lächerlich ist.

7.

Der unabhängige Humor.

Wie die lyrische Poesie, aus ewig junger Quelle des Gemüthes fließend, sich frei erhielt von den Parteiungen der Zeit, so auch der gesunde Humor.

Der beliebteste Epigrammatist Deutschlands war seit 1791 Hofrath Haug in Stuttgart, dessen 100 Hyperbeln auf Wahls große Nase (1804) ein Meisterstück im grotesken Humor à la Rabelais sind.*) Er schrieb unzählige Epigramme auf alles Mögliche, er soll ihrer täglich zu Dutzenden verfertigt haben, die in vielen Sammlungen, am meisten aber zerstreut in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen. Eine Auswahl kam 1840 nach seinem Tode heraus, aber mit Weglassung gerade des Pikantesten, aus Anstand castrirt. — Von minderem Belange waren die Sinngedichte Weisbuns (1790) und Kyaws (1809), die „Nachtgedanken Spiritus Asyers über das ABC“ von Hempel (1808), desgleichen Weisers satirische Werke (gesammelt 1818), der in scherzhaftem Ton meist nur unbedeutende, einem vorübergehenden Tagesinteresse angehörende Dinge leicht, aber zu weitläuftig behandelte.

Karl Weitzmann († 1828) erlangte als burlesker Dichter, hauptsächlich in schwäbischer Mundart einigen Ruf, aber auch durch seine Unflätereien, z. B. seines Sch—ßliedes. Er ähnelt am meisten Blumauer und Sebastian Sailer. Das Komische erzielt er oft durch Einmischung der griechischen Götter in unser gemeinstes Spießbürger- und Bauernleben.

Der pfiffige Michel soll Pfeffer und Ingwer holen, dreht den Teller um, um nachdem er den Pfeffer hat, den Ingwer auf die andere Seite zu legen.

*) Ein gutes „Buch von der Nase“ erschien noch anonym 1843 voll Witz.

Als er heimkommt, wird er gefragt, wo denn der Pfeffer ſey? Da, ſagt er, und dreht den Teller wieder um. — Schneider Windſpiels verſificirter Liebesſeufzer, voll Humor. — Die Drechſelbank im Olymp, ein längeres Gedicht in Blumauers Ton. Um beſſere Menſchen zu machen, wird eine Drechſelbank im Himmel angelegt. Auf derſelben ſchnitzelt Zeus zuerſt einen Bauer, dann einen Bürger (einen Schneider), da dieſe aber gleich Händel bekommen, um ihre Händel zu ſchlichten, einen Advokaten. Das iſt nun die ganze verbeſſerte Menſchheit. — Das Weltgericht oder der ſchwäbiſche Jupiter in ſeinem Grimme, eine Bauernrache in ſchwäbiſcher Mundart, in der Manier Sebaſtian Sailers. Eine Menge Sünder müſſen zuletzt in die Hölle hinab kutſchiren in Galawagen, Chaiſen, Bauernwägelchen ꝛc.

Carl Julius Weber in Langenburg, als Sekretär des Grafen von Erbach auf dem Raſtadter Congreß, dann Hofrath des Fürſten von Yſenburg, mit dem er zerfiel, worauf er privatiſirte, ſtarb 1832 unverheirathet, als ein Sonderling im Beſitz einer ſehr großen und ausgewählten Bibliothek, durch die er zum Schriftſteller wurde, denn alle ſeine Werke ſind Collectaneen, mehr oder weniger geiſtreich verarbeitet. Das Cäment aber iſt ein trefflicher Humor. Er ſchrieb erſt, als er ſchon über fünfzig Jahre alt war. Sein erſtes Werk war 1819 die „Möncherei“, eine im Allgemeinen hiſtoriſche, aber ganz von Satiren durchdrungene Schilderung des Mönchsweſens, wimmelnd von pikanten Anecdoten, die von einer unermeßlichen Beleſenheit des Verfaſſers zeugen, die Auffaſſung iſt durchgängig die Voltaire-Wieland'ſche, mit bedeutendem Wohlgefallen am Schlüpfrigen. — Dieſem erſten Werke Webers folgte ein zweites über das „Ritterweſen“ nach demſelben Plan, aber weniger pikant durchgeführt, Dann ſein berühmteſtes Werk „Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen“ 1826 in 4 Bänden, überaus reich an örtlichen Notizen, kleinen Sittenſchilderungen, pikanten geſchichtlichen Erinnerungen und Anecdoten, aus denen in der That die Eigenthümlichkeit der Stämme und Städte Deutſchlands ſehr lebendig hervortritt. Weber war ſelbſt ſehr viel in Deutſchland gereist und hatte immer ſcharf betrachtet und fleißig geſammelt.

Erſt nach ſeinem Tod erſchien ſein „Pabſtthum“, das Seitenſtück der Möncherei, und ſein vielbändiger „Demokritos, oder hinterlaſſene Papiere eines lachenden Philoſophen“, worin der Verfaſſer unter allgemeinen Rubriken über alle möglichen Seiten des Lebens ſeine Menſchenkenntniß, ſeine

Beleſenheit und ſeinen Humor ergießt, aber auch cyniſcher iſt, als in allen ſeinen älteren Schriften.

Der badiſche Staatsrath W. Reinhard gab noch im Alter (1838) „Ernſt und Laune“ und „Bekenntniſſe“ (1840) heraus, eine Sammlung von Erinnerungen aus ſeinem Leben, worin ſich viel Intereſſantes und Witziges, aber auch gar Frivoles findet.

Z. B. ein katholiſcher Geiſtlicher verführt eine Proteſtantin und entſchuldigt ſich nachher, er habe es aus Religionshaß gethan, um die Ketzer zu beſchimpfen. Arg iſt des Verfaſſers „Lenchen im Zuchthauſe“, worin über die körperliche Züchtigung geklagt wird, aber um dieſelbe mit ſauniſcher Lüſternheit zu beſchreiben.

Karl Heinrich, Ritter von Lang, bayriſcher Regierungsdirector in Anſpach, war ein tüchtiger fränkiſcher und bayriſcher Geſchichtsforſcher, aber auch ein bitterböſer Satiriker. Harmlos iſt ſeine „Hammelburger Reiſe“, die ſeit 1817 in vielen Fortſetzungen erſchien und von überaus geiſtreichen und ergötzlichen Anſpielungen auf die politiſche und andere Philiſterei im deutſchen Vaterlande wimmelt. Dagegen ſind ſeine erſt 1842 erſchienenen „Memoiren“ zwar voll Salz, aber auch voll Gift des perſönlichen Haſſes und der Verleumdungsſucht.

Nur kurze Zeit erregte Theodor Heinrich Friedrich (ein preußiſcher Beamter) ſeit 1814 durch ſeine „ſatyriſchen Feldzüge“ einem „Almanach luſtiger Schwänke“ und „Sardellen“ ꝛc. Aufſehen. Sein Witz iſt ſehr ordinär und würde weniger angezogen haben, wenn er nicht Berliner Perſönlichkeiten darin porträtirt und ſogar illuſtrirt hätte. Das machte ihm Feinde, weshalb er nach Hamburg zog, wo er 1819 ſtarb.

Einer unſerer gemüthlichſten Dichter war Kanzleirath Friedrich Ludwig Bührlen in Stuttgart. Seine Wanderungen durch den Schwarzwald, ſeine kleinen Erzählungen enthalten viele der Natur abgelauſchte Reize. Am liebenswürdigſten iſt ſeine humoriſtiſche Auffaſſung der Armuth. Er ſelbſt war arm und brachte ſeine brave Familie nur mit Entbehrungen durch. Er mahnt daher oft an Jean Pauls Quintus Fixlein und Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke. Ein meiſterhaftes Idyll iſt ſein „Enthuſiaſt“ von 1832, worin ſich Bührlen ſelbſt ſchildert.

Blank, der Archivar, ein braver, gemüthlicher Familienvater, aber trotz ſeiner Armuth ein Bildernarr, der mit der glühendſten Leidenſchaft nach dem

Beſitz koſtbarer und berühmter Bilder ſtrebt. Die Tantalusqualen des Armen, der einem unerreichbaren Schatze gegenüberſteht, die mannigfaltigen Täuſchungen der Phantaſie, die ihn verführen, in etwas Geringem etwas Vortreffliches zu ſehen; die komiſche Haſt und Neugier nach Bildern, endlich der Kampf in ſeiner Seele zwiſchen der Luſt, Bilder zu kaufen, und der Angſt, dadurch ſeiner Familie ihre Nahrung noch zu ſchmälern, ſind mit unübertrefflichem Humor geſchildert. Am anziehendſten iſt die Kataſtrophe. Blank will in einer Auction ein Bild von Huyſum erſtehen, die Angſt aber verblendet ihn ſo, daß er die Nummer überſieht und auf ein anderes ſchlechtes und noch dazu nicht ganz züchtiges Bild eine enorme Summe bietet. Man denke ſich ſein Entſetzen, als ihm das ekelhafte Bild zugeſchlagen wird, während der erſehnte Schatz bereits, ohne daß er es bemerkt hat, um ein geringes Geld in eine andere Hand übergegangen iſt. Doch der Käufer des Huyſum tröſtet ihn, ſchenkt ihm das Bild und vermählt ſeinen Sohn mit Blanks ſchöner Tochter. Dieſer liebenswürdige Roman, einer der beſten, den die deutſche Literatur beſitzt, iſt zu ſeiner Zeit wenig beachtet worden, wird aber dennoch fortleben.

Miſes (eigentlich Guſtav Theodor Fechner), Profeſſor der Phyſik in Leipzig, ſchrieb ſeit 1822 eine Anzahl geiſtreiche Humoresken im Ton von Katzenbergers Badereiſe und Kerners Reiſeſchatten, voll Satire auf die Aerzte, aber auch mit einem zarten Anflug Jean Paul'ſcher Empfindſamkeit.

Er begann 1822 mit einem ironiſchen Panegyricus auf die jetzige Medizin. Seine Stapelia mirta von 1824 enthält ſodann zerſtreute Excurſe voll guten Humors, eine Fabel vom Merkur, der dem Apollo die Leier wieder geſtohlen hat (Satire auf den Materialismus der Zeit und auf die Abhängigkeit der Poeſie von buchhändleriſcher Induſtrie und Mode); eine Vergleichung der Cultur mit dem Magen, der nie zufrieden iſt mit dem Guten, was er ſchon hat, ſondern es verächtlich fahren läßt, um immer etwas Neues und ſey es auch das Schlechteſte, zu verſchlingen. Ein Beweis, daß die Weiber eigentlich nur die Kleider, und daß die in den Kleidern ſteckenden Perſonen Nebenſachen ſind ꝛc. Die 1825 edirte „Anatomie der Engel" taugt weniger, weil ſie aus den Engeln erſt lebendige Planeten, dann Augen, dann gar nur ſonnenklare Blaſen machte. Dieſe ganze Witzelei widerſpricht der edlen Vorſtellungsweiſe, die man von Engeln haben muß. Ungleich beſſer waren wieder die kleinen Schriftchen „Beweis, daß der Mond aus Jodine beſteht" und „Schutzmittel für die Cholera", köſtliche Satiren auf die Geſchmackloſigkeit naturforſchender Charlatanerie und auf die innere Rathloſigkeit der äußerlich ſo laut demonſtrirenden und durch einander ſchreienden Aerzte. Die Gedichte von Miſes (1841) ahmten den capriciöſen Ton Chamiſſo's nach. Sehr witzig waren wieder 1846 die „vier Paradoxen", worin er bewies, der Schatten ſey etwas

Lebendiges, es gebe noch Heren und die Welt ſey nicht vom ſchaffenden, ſondern vom zerſtörenden Princip ausgegangen (eine vortreffliche Satire auf die Sophiſtik und das negative Ergebniß der Hegel'ſchen Philoſophie). In der „Nanna" (1849) wollte Miſes halb ſcherzhaft, halb ernſthaft beweiſen, daß die Pflanzen eine Seele hätten.

In den „Memoiren eines Schornſteinfegers" (1830) verſuchte Louis Lar ein wenig zu jeanpauliſiren, aber mit wenig Glück.

Ein gewiſſer Prätzel ſchrieb ſeit 1815 viele Erzählungen heiterer, zuweilen auch humoriſtiſcher Art, in die Taſchenbücher, auch Gedichte (beſonders mauriſche), alles harmlos, aber ſchwach.

In der „Kynomachie", einem humoriſtiſchen Heldengedicht von Brauns, Caſſel 1824,

kämpfen die Hunde unter einander aus Eiferſucht, indem ein alter Spitz einen jungen Pudel bei ſeiner Geliebten auszuſtechen bemüht iſt. Sie bekommen alle Prügel, der ſentimentale Pudel wird krank und clyſtirt. Die Liebe triumphirt inzwiſchen über die Intrigue und der weggebiſſene und weggeprügelte alte Spitz geräth zuletzt in Verzweiflung und erhenkt ſich. Das Gedicht iſt in Hexametern geſchrieben und das ſentimentale Pathos nimmt ſich, auf die Hundeliebe angewandt, oft ſehr comiſch aus. Doch ſind die Hunde als ſolche nicht charakteriſtiſch genug durchgeführt, indem ſie ganz wie Menſchen handeln. Insbeſondere liegt in der Art des Selbſtmords am Schluß durchaus nichts Hündiſches.

Geiſtreich iſt „der Ameiſen-Immenkrieg von Bereslas (1841) in Hexametern.

Der junge Bienenprinz und ſein Hofmeiſter kommen zum wimmelnden Volk der Ameiſen, deren Stadt dem hundertthorigen Theben verglichen wird. Der Ameiſenkönig nimmt ſie freundlich auf und bewirthet ſie; aber ſein Sohn, der Ameiſenprinz, der früher einmal von Bienen beleidigt worden, tödtet den Gaſt. Die Bienenkönigin beſchließt den Rachekrieg. Im Olymp ſelbſt wird darüber berathſchlagt. Die Götter ſtreiten ſich, welche Partei Jupiter ergreifen ſolle. Minerva beklagt ſich über die Ameiſen, von denen ſie einſt im Schlaf überfallen und kläglich geſtochen worden ſey. Merkur beſchwert ſich dagegen über die Bienen, von denen überhaupt hier mancher liebliche Mythenſcherz erzählt wird. Inzwiſchen entſcheidet ſich Zeus noch nicht. Der Krieg beginnt. Die Ameiſen waffnen ſich mit Haferlanzen, Tannennadelſchwertern, Gerſtenhülſenpanzern, Glimmerſchildern und Mohnkornhelmen; aber die Bienen ſiegen. Die Bienenkönigin rächt ihren Sohn, tödtet den Ameiſenprinzen und trägt ſein Haupt als Siegeszeichen davon. Da ruft Jupiter einen behaglichen Sperling

herbei, der nicht vor dem Gott, aber vor dem Adler jämmerlich erſchrickt, da ihm aber der Gott Muth zuſpricht, alsbald auf deſſen Befehl zum Schlachtfeld der Ameiſen und Immen hinunterſtiegt und unter beiden Parteien aufräumt.

Wilhelm Hauff in Stuttgart, der ſehr jung ſtarb, trat 1825 mit einer launigen Perſiflage gegen den ſentimental-frivolen Clauren auf, „dem Mann im Monde“, dem „Memoiren des Satan“ folgten, die eben ſo leicht und heiter (für den Satan etwas zu ſchwach) gehalten waren. Ein freundliches Bild gewährten ſodann noch ſeine „Phantaſien im Bremer Rathskeller“. Auch ſchrieb er hübſche Märchen für die Jugend. Dagegen verdiente ſein hiſtoriſcher Roman „Lichtenſtein“ den großen Ruf, den er erlangt hat, weniger, weil das Charakterbild des Herzog Ulrich darin viel zu ſehr verſchönert und alles Böſe deſſelben einem Kanzler aufgebürdet wird.

Im Jahr der Julisſonne (1830) ging auch der deutſchen Literatur ein ſtrahlender Stern auf in dem Fürſten Hermann von Pückler-Muskau. Er begann mit „Briefen eines Verſtorbenen“, worin er der plebejiſchen Welt alle geheime Schwächen, Sünden und Thorheiten der vornehmen Welt, zunächſt der engliſchen Geſellſchaft, mit einer geiſtreichen Mediſance enthüllte, wie ſie früher nur am Hofe Ludwigs XV. vorgekommen war. Obgleich ſelber ein Ariſtokrat von Geburt und überdies ein vornehmer Geiſt ſchmeichelte er doch dem Liberalismus der Zeit außerordentlich mit der Verhöhnung ſeiner Standesgenoſſen und ſeine witzigen Bücher hatten mithin nicht blos eine literargeſchichtliche Bedeutung. In „Tutti Frutti“ ging er ſodann mit gleicher Schadenfreude an die Enthüllung deutſcher Schwächen. Später reiste er im Orient und ſchrieb über denſelben wohl zu viel, denn trotz ſeiner muntern Suade wurde er doch zuletzt ein wenig langweilig.

Eine der beſten Satiren auf das Unweſen der Kunſtakademien enthält die „Moderne Kunſtchronik“ des berühmten Maler Koch in Rom (1834).

Er ſtellt die freie Begeiſterung und das angeborene Genie der ſich ſpreizenden Mittelmäßigkeit und ſeelenloſen Schulmanier gegenüber und verſpottet die Schmarotzer, die um jeden Preis nach Hofgunſt buhlen. Am witzigſten iſt „die Tiberfiſcherei“. Die Akademie von S. Luca in Rom hat einen kürzlich auf einem Berge gefundenen Stein mit römiſcher Inſchrift in den Tiber geworfen, um ihn in Gegenwart des Kaiſers von Oeſterreich herauszufiſchen,

als ob der Kaiser der glückliche Entdecker wäre. Der Stein wird ausgefischt, als der Kaiser aber nach der mit Schlamm bedeckten Inschrift fragt, zieht ein Spottvogel eine Abschrift derselben heraus und liest sie ihm vor.

In der „Ostsee", einem Gedicht von Gustav Gardthausen von 1847, wird eine Fahrt auf der Ostsee, die Seekrankheit, dann die Kleinstädterei an einem deutschen Ufer recht anmuthig geschildert.

Einer der geistvollsten Humoristen der jüngsten Zeit ist der Advokat Detmold in Hannover, der 1849 Reichsminister in Frankfurt wurde. Seine „Randzeichnungen" sind das Beste, was je über die deutsche Philisterei während der Restaurationsperiode geschrieben wurde.

In der Erzählung „die schwierige Aufgabe" handelt es sich in einem Club um die Reinigung der Gypsstatue einer mediceischen Venus, die vom vielen Streicheln der aus- und eingehenden Clubmitglieder nach und nach an einem gewissen Theile stark angeschwärzt worden ist. In den ernsthaften Vorschlägen zu einer zweckmäßigen Reinigungsmethode und den erschöpfenden Hin- und Wiederreden, endlich im Schlußvotum sind die Debatten deutscher Kammern, Gemeinderäthe und Comite's aller Art meisterlich persiflirt.

Dieselbe Ironie waltet auch in seiner „Anleitung zur Kunstkennerschaft (1845).

Hier mag noch der witzigen Satiren aus dem Frankfurter Parlament von 1848 gedacht werden, die geistreich in der Karikaturmanier des Genfer Töpffer illustrirten Abentheuer des Parlamentsmitgliedes Pleymaier.

Auch die „humoristischen Studien" von Karl Alt (1844) sind voll Witz.

Eine launige Zusammenstellung von Windbeuteleien der modernen Industrie, Neujahrsgedanken eines Zahnarztes. Humoristische Betrachtungen über den Neid. Eine artige Satire auf Wittwer und Wittwen. Die kleinen Leiden, z. B. eine sehr gute Schilderung des Gestörtwerdens im Schlaf durch nachbarliches Schnarchen. Endlich eine hübsche Naturgeschichte des Spiegels.

Friedrich Hebbel, der Tragiker, schrieb 1850 eine Humoreske in Prosa, „Schnock".

Schnock ist ein Schreiner von riesenhaftem Wuchs, aber mit einem kleinen kindischen Kopfe, der anfangs als Held auftritt, indem er einen Verbrecher einfängt, bald aber nur als deutscher Michel erscheint, sofern er sich aus Dummheit und Gutherzigkeit von Allen alles gefallen läßt und sich bei jeder Beleidigung, die er empfängt, so benimmt, als habe er selbst deßhalb um Verzeihung zu bitten. Der Charakter ist sehr gut angelegt, aber die Durchführung läßt merken, daß die Komik nicht des Dichters eigentliches Fach ist.

Das deutſche Luſtſpiel blieb auch in der jüngſten Zeit im Allgemeinen dem Charakter treu, den es von Schröder und Kotzebue empfangen hatte, d. h. es bewegte ſich vorzugsweiſe in der Sphäre des Adels und der bürgerlichen Beamten und handelte von Liebesintriguen, wobei irgend eine mehr oder weniger originelle Charakterfigur, die ein guter Schauſpieler durchzuführen hatte, das Hauptintereſſe einflößte. Die Empfindſamkeit nahm immer mehr ab, das Verſtändigſeynwollen, die glatte, aber dürre Converſation immer mehr zu. Die Erfindung war im Ganzen ſo arm, daß die deutſche Bühne mehr als je vorher von der franzöſiſchen borgte, denn nur in Paris ſprudelte die Komik aus unerſchöpflicher Quelle.

In und nach den Freiheitskriegen ſah man patriotiſche Luſtſpiele aufführen, die aber mehr guten Willen als poetiſche Gabe verriethen. Es waren dramatiſirte Anecdoten von Blücher, Wellington, dem alten Fritz, ein paar Karikaturen auf Napoleon, Koſackennaivetäten ꝛc. Den alten Fritz feierte beſonders Carl Töpffer und St. Schütz. — Im gewöhnlichen Gleiſe Schröders und Kotzebue's blieben Heinrich Beck (die Quälgeiſter, Alles aus Eigennutz), Coſtenoble (Almanach dramatiſcher Spiele), Kurländer (dramatiſcher Almanach), Karl Schall (der Kuß und die Ohrfeige, die unterbrochene Whiſtpartie), Lebrun (deſſen beſtes Luſtſpiel Nr. 777 und die Fortſetzung dazu „die Verſtorbene“).

Franz Ignaz von Holbein, Theaterdirektor in Wien, ſchrieb viele Bühnenſtücke, eine Bearbeitung z. B. von Schillers Fridolin, ein ſchwaches Trauerſpiel „Leonidas“, mehrere Luſtſpiele. Sein beſtes ſind „die beiden Blinden“: zwei die ſich lieben und deren Blindheit glücklich geheilt wird, ſo daß ſie endlich ſich ſehen.

Eine ſehr fruchtbare Schauſpieldichterin in Wien war Frau Johanna Franul von Weiſſenthurn. Sie ſchrieb außer ein paar ſchwachen Ritterſtücken meiſt bürgerliche Schau- und Luſtſpiele, recht gut angelegt, aber ohne Tiefe der Charaktere und ohne Feuer der Handlung. Eines ihrer beſten Rührſpiele iſt „die Fremde“.

Marie, die Tochter eines als Rebell hingerichteten polniſchen Grafen lebt mit ihrer Mutter unter bürgerlichem Namen im tiefſten Elend. Die Mutter ſtirbt. Marie wird von einem ehrlichen Schuſter ins Haus genommen. Vor dem Hauſe ſtürzt ein junger Graf vom Pferde. Marie verbindet ſeine Wunde

ſeiner Geiſter durchtanzt, bald erheiternd, bald ärgernd, hier Unheil ſtiftend und da Segen bringend, wo man es am wenigſten erwartet. Möge es in der Curioſitätenkammer, wo Deutſchland die Bildniſſe ſeiner Schwärmer aufhängt, noch lange, lange nicht ſeyn, wie im Kaiſerſaale im Römer zu Frankfurt, wo ſich das Bild des guten Franz eben noch an die letzte Stelle ſchmiegte!

Der Menſch ſteht in der Mitte zwiſchen dem Thiere, das er nicht begreift, und einer höhern Perſönlichkeit, die er ſich nur denkt und Engel nennt. Nach Allem, was ihm über ſeine eigene Naturgeſchichte klar geworden, gehört es zu ſeiner Eigenthümlichkeit als Naturweſen, daß er den Tod fürchtet, der ihm gewiß iſt, und daß er eine Fortdauer ſeines Weſens nach dem Tode wünſcht, ahnt, daran glaubt und ſich je nach der Erziehung ſeines Geiſtes Vorſtellungen davon macht. Es lebt in ihm das innigſte Gefühl, daß dieſes Ahnen und Glauben kein vergebliches ſeyn kann, aber zum Wiſſen wird es nie. Gerade dieſes nur Ahnen und Glauben und nicht Wiſſen ſcheint den Menſchen zum Menſchen zu machen. Er hat in ſeiner ganzen Geſchichte nur die Erfahrung gemacht, daß ſich über dieſen wichtigſten Punkt ſeiner Sorge keine Erfahrung machen läßt, und dieſes Forſchen und nicht Erfahren iſt in ſeinem Geſchlecht eine Haupttriebfeder derjenigen eigenthümlichen Entwicklung, welche zwiſchen ihm und ſeinen irdiſchen Mitgeſchöpfen eine ſo tiefe Kluft befeſtigt und ihn andernſeits von höhern Naturen unterſcheiden mag. Die älteſte Menſchheit war ſo reich an Hoffnungen und Verheißungen auf eine Fortdauer der Seele, als irgend ſpäter; ſie war von jeher reich an Geſichten aller Art, welche jene Hoffnungen und Verheißungen beſtätigten. Aber dieſe Geſichte widerſprachen einander und ihre Zeugniſſe hoben einander vor der Vernunft auf. So weiß man von der abſoluten Bedeutung derſelben heute ſo viel und ſo wenig als von jeher, und was auch nach aller Beweisführung unſerer neueſten Theoſophen ſo ſtarr und ungelöst als je ſtehen bleibt, das iſt die Frage Hamlets, die ewige Frage der Menſchheit:

Was bedeutet's, daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns ſchütteln mit Gedanken,
Die unſre Seele nicht erreichen kann?

mit einem Schnupftuch, in welchem noch eine Grafenkrone eingestickt ist. Obgleich schon Bräutigam, verliebt er sich in Marien. Seine strenge Mutter untersucht die Sache und Marie macht sie zur Vertrauten ihres Unglücks. Da nun des Grafen Braut ebenfalls einen Andern liebt, hat der Wechsel keine Schwierigkeit und das arme Schustermädchen wird des Grafen Gemahlin.

Eines ihrer besten Lustspiele ist „der Brautschleier".

Caroline will den Hochzeitstag verschieben, weil ihr Brautschleier noch nicht fertig ist. Eduard, ihr Bräutigam, erkennt darin herzlose Eitelkeit und ist schon im Begriff, die ganze Verbindung aufzugeben, als Caroline den kostbaren Schleier erhält, aber Hingebung und Muth genug hat, ihn auf der Stelle zu zerreißen und ohne Schleier dem Bräutigam zum Altare zu folgen.

Recht anmuthige Lustspiele schrieb Amalie Heiter (Prinzessin Amalie von Sachsen, Schwester des König Johann), aus der bürgerlichen Sphäre (der Landwirth, Oheim, Verlobungsring, die Fürstenbraut).

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer schrieb sehr viele Bühnenstücke, meist Bearbeitungen nach fremden Dichtern, nur einiges Originelle.

Unter Anderem stellte sie Kotzebue's beiden Klingsbergen, in welchem Vater und Sohn dieselbe Liebschaft haben, das Schauspiel „Mutter und Tochter" gegenüber, in welchem die Mutter Ottilie und die Tochter Helene denselben Artur lieben. Aus dem Leben der vornehmen Wiener Welt, wie die Klingsberge, aber noch widriger, wenn auch mit aller möglichen Delikatesse behandelt.

Doch hat sich Frau Birch-Pfeiffer, vielfachen Anfechtungen trotzend, das Verdienst erworben, den Sinn für das Gemüthliche und Rührende im Zeitalter herzloser Fadheit immer noch von der Bühne herab zu pflegen.

Ihr Pfefferröschen (nach Döring's Sonneberg), ihre Bearbeitung von Dorf und Stadt (nach Auerbach) und der Grille (nach G. Sand) werden immer dem unverdorbenen Publikum zusagen.

Der angesehenste Wiener Lustspieldichter wurde Bauernfeld, dessen Stücke sich jedoch nicht über das Niveau von Jünger und Kotzebue erhoben.

Das Königsstädter Theater in Berlin strebte Volkstheater zu werden, wurde es jedoch nicht ganz in der Ausdehnung, wie das Leopoldstädter in Wien, sondern behielt immer noch zu viel von Bildung und vornehmem Anspruch bei. Unter den Dichtern dieser Bühne zeichnete sich seit den zwanziger Jahren Louis Angely durch heitere Lustspiele aus.

Am beliebtesten wurden: Sieben Mädchen in Uniform, Schülerschwänke, das Fest der Handwerker, Schlafrock und Uniform, die Schneidermamselle.

Eben so Carl Blum.

Die beiden Brillen, die Brüder Philibert, der Sekretär und Koch, Mirandolina, die Märtel ꝛc.

Seffa, Arzt in Breslau, beobachtete dort die Juden und schrieb die berühmte Posse „unser Verkehr", die beste Satire, welche je auf Juden geschrieben worden ist. Sie wurde 1814 zum erstenmal in Breslau aufgeführt von den besten Schauspielern (Louis Devrient, Anschütz, dessen nachmaliger Frau geb. Boutenop, Schmelka ꝛc.) und alle Masken waren nach damals in Breslau lebenden Juden treu copirt. Das überfüllte Haus dröhnte vom Lachen und Jubel.

Jakob Hirsch wird von seinem Vater in die Welt hinausgeschickt mit der Lehre, „laß dich treten, laß dich anspucken, nur gewinne Geld!" Ein reicher Jude, dessen Tochter Lydia in der christlichen Kirche Arien singt und den Schöngeist spielt, nimmt ihn zum Bedienten, aber auch zum Schwiegersohn an, da Jakob das große Loos gewinnt ꝛc. Die Charakteristik aller Haupt- und Nebenfiguren in diesem Stück ist meisterhaft.

Dietrich Christian Grabbe aus Detmold kündigte sich 1827 mit „dramatischen Dichtungen" als ein verrücktes Genie an, immerhin aber als ein Genie. Vom tiefsten Ekel an dem damals in der Poesie sich mit seiner Vornehmthuerei breitmachenden Epigonenthum ergriffen, schlug er mit Sarkasmen um sich, wie Callot-Hoffmanns durch die Modemusik bis zur Verrücktheit geärgerter Kreisler, zuweilen aber auch mit eben so feiner Ironie wie Tieck im Zerbino. Unter dem unpassenden Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" schrieb er 1827 sein erstes vortreffliches Lustspiel.

Der Teufel sitzt in der Mittagshitze des August ganz in Pelz gehüllt da und erfriert. Naturforscher finden und untersuchen ihn. Es ist heller Tag. Sie zünden aber noch ein Licht an. Da erwacht der Teufel und steckt den Finger ins Licht, um sich ein wenig zu wärmen. Ein Baron nimmt ihn, der sich für einen Canonicus ausgibt, ins Haus. Des Barons schöne Tochter Liddy treibt Belletristik mit dem immer betrunkenen Schulmeister Loci, der ihr die neuesten Dichterwerke, als Makulatur um alte Heringe gewickelt, mittheilt. Unter andern Houwalds fade und süßliche Sachen, die erst durch die Umwicklung um den Häring Salz bekommen. Unter dieselbe scharfe Lauge wird viel Anderes genommen. Unter anderem durfte Grabbe damals schon

schreiben: „Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleischessen besteht, spreizen sich auf den kritischen Richterstühlen; Schauspieler, die so langweilig sind, daß alles vor Freude klatscht, wenn sie endlich abgehen, heißen denkende Künstler. Die Muse der Tragödie ist eine Gassenhure geworden, die jeder deutsche Schlingel nothzüchtigt und mit ihr fünfbeinige Mondkälber zeugt.“ Liddy hat einen Herrn von Wernthal zum Freier, der sie aber nur um des Geldes willen heirathen will und sich vom Teufel eine beträchtliche Summe zahlen läßt, wofür er sie dem Herrn von Mordax abtritt. Diesem soll sie durch den Poeten Rattengift in die Arme geliefert werden, mit dem der Teufel eine höchst erbauliche Unterredung über deutsche Poesie hält. Aber ein früherer Liebhaber Liddy's tritt rettend dazwischen und der Schulmeister fängt den Teufel in einem Käfig, in den er Casanova's Werke gelegt hatte, die ihn unwiderstehlich, wie der Speck die Maus, anziehen.

In dem dramatischen Märchen „Aschenbrödel“ behandelt Grabbe den bekannten alten Sagenstoff in seiner freien Weise.

Die beiden Schwestern der Aschenbrödel gehen auf den Königsball, finden aber statt des Königs nur dessen Narren, der seine Rolle spielt, indeß der König selbst sich dem von gutigen Feen geputzten und geschmeichelten Aschenbrödel zuwendet. Neben dem Narren spielt die komische Person noch einen Juden, dem der drei Schwestern Vater Geld schuldig ist. Als der Kutscher den Schuldschein von 80,000 verschlingt, will der Jude ihm den Bauch aufschneiden und kommt in Verzweiflung, als er es nicht durchsetzt.

Im Trauerspiel ist Grabbe zu grell, ja sein erstes Stück „Herzog Theodor von Finnland“ hat etwas bluttriefendes wie die alten Haupt- und Staatsactionen. Es handelt sich um den Untergang des Hauses Gothland durch zwei feindliche Brüder unter gräßlichen Mordthaten und noch gräßlicheren Redensarten. Gothland ruft z. B.:

Ein Palast der Stürme ist
Mein Haupt, wie 'n tollgewordner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne in
Die Tiefen meiner Seele, meine Gedanken
Würgen sich —

Ich bin ein Hause von zusammen
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen ꝛc.

Marius und Sulla von Grabbe blieb nur Fragment. Sein Hannibal dagegen ist zum großen Trauerspiel ausgeführt, aber mit viel zu viel Willkühr bis zur Frivolität mißbraucht.

Die Römer und Karthager, im furchtbarsten Kampfe um die Existenz ihrer Staaten und Nationalitäten begriffen, unterhalten sich hier viel zu lustig. Hannibal treibt beinahe Possen mit seiner Kriegslist und auch Scipio's Großmuth wird beinahe nur possenhaft aufgefaßt.

Grabbe schrieb auch zwei Hohenstaufenstücke, Friedrich Barbarossa und Heinrich VI., beide nach seiner Weise genial.

Im Barbarossa hebt er aber nicht den Gegensatz zwischen Papst und Kaiser, sondern vielmehr den zwischen den Völkerstämmen hervor, und zwar wie zwischen Deutschen und Italienern, so auch zwischen Süd- und Norddeutschen, wodurch insbesondere Heinrichs des Löwen Verrath am Kaiser entschuldigt wird. Auch im zweiten Trauerspiel tritt der Gegensatz der Normannen gegen die Schwaben hervor, der Italiener überhaupt gegen die deutschen Landsknechte und gegen die arabischen Söldner der Hohenstaufen, dann wieder der Gegensatz der östreichischen Philister, die den Richard Löwenherz gefangen nehmen, und der um ihren Heinrich den Löwen sich schaarenden Sachsen. Grabbe schildert alles mit größter Lebendigkeit, aber er fällt oft in Uebertreibungen.

Grabbe's kürzestes Trauerspiel „Nanette und Marie" ist sein bestes.

Graf Leonardo verliebt sich in die arme Nanette, die sich ihm mit naiver Unschuld und Liebenswürdigkeit hingibt. Obgleich er schon mit der stolzen Marie verlobt ist, macht ihm das keine Sorge, denn sie war immer spröde gegen ihn und nimmt seine Erklärung, er liebe eine Andere, scheinbar ganz leicht auf. Aber hinter dieser Maske verbirgt sie die glühendste Liebe für Leonardo. Ihr Bruder, der Marchese, kommt hinter das Geheimniß und läßt sich hinreißen, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Er tödtet die arme Nanette, aber der rasende Leonardo tödtet dafür Marien und zuletzt bringen sich Leonardo und der Marchese im Zweikampf gegenseitig um. Die Leidenschaft in diesem Stück und die so heterogenen Charaktere sind mit Meisterzügen geschildert. Das ganze Stück ist voll Gluth, noch concentrirter als im Julius von Tarent von Leisewitz. Es mahnt an Schillers Jugendarbeiten und an H. von Kleist.

Wahrhaft genial ist auch Grabbe's „Napoleon" von 1831.

Pariser Pöbel und Veteranen der großen Armee auf der Straße. Emigrantenadel wird verhöhnt. Obgleich Ludwig Philipp von Orleans populär erscheint und er „Einstkönig" genannt wird, sagt er doch hinzu, auch er werde nicht lange regieren. Der Hof Ludwigs XVIII. in Meisterzügen geschildert. Napoleon auf Elba, sein Gruß an das Meer, das ihn zum ersehnten Ufer Frankreichs tragen soll. In Paris langt die Nachricht seiner Landung an. Die Hofscene wieder meisterhaft, die Herzogin von Angouleme der einzige Mann in der Familie. Napoleons siegreiche Rückkehr. Dann die Schlacht

bei Waterloo. Die Scenen im preußiſchen Lager vortrefflich der Natur abgelauſcht. Wie in allen andern Trauerſpielen Grabbe's iſt auch hier der Nationalcharakter in den ſchärfſten Umriſſen ſkizzirt, das Ganze aber in großartiger, welthiſtoriſcher Weiſe aufgefaßt.

Grabbe's letztes Werk „die Hermannsſchlacht", ein Drama in Proſa, behandelt die Geſchichte des Auguſt, Varus, Arminius mit derſelben Genialität, wie die Napoleons, aber der moderne Ton paßt doch nicht recht zu dem alten Stoffe. Ungern hören wir den Arminius ſeine Thusnelda „Nelchen" anreden. — Der unglückliche Dichter ſtarb 1836.

Profeſſor Moritz Rapp in Tübingen ſchrieb 1828 „dramatiſche Studien", worin er die Prager Schlacht darſtellte und die Soldaten in ihren Mundarten reden ließ; ferner 1835 „Luſtſpiele von Jovialis" mit obligatem Eulenſpiegel, und 1836 „Atellanen", ariſtophaniſch, geiſtvoll, aber gar zu bunt.

Im „Wolkenzug" richtet ſich ſeine Satire auf gar zu ephemere Tageshelden der zwanziger Jahre; das Witzigſte darin iſt eine Mahlzeit im Himmel, bei der noch die Seligen ihre Rangſtreitigkeiten geltend machen. „Der Student von Coimbra" und eine Ueberſetzung der Acharner ſind ganz in ſchwäbiſcher Mundart geſchrieben. Im zweiten Theil: Guſtav Adolf, eine Zaubertragödie; des Kaiſers Zorn, ein Luſtſpiel (Anecdote aus dem Leben Karls V.) und eine Umarbeitung des Göthe'ſchen Egmont. Verfehlte Arbeiten, der Dichter hatte Geiſt genug, aber er wählte ſeine Stoffe nicht glücklich.

Genées „Königreich der Weiber" 1834 zeigt eine gänzliche Umkehr der Geſchlechter. Die Weiber herrſchen, die Männer verrichten Weibergeſchäfte, bis ein Paar Europäer ankommen, welche die Weiber dahin bringen, den Männern wenigſtens den Schein der Herrſchaft zu laſſen.

Einer der harmloſeſten Luſtſpieldichter iſt Roderich Benedix, deſſen dramatiſche Werke 1846 geſammelt erſchienen. Die kleinen Schwächen der Männer und Weiber werden darin recht fein charakteriſirt. Die handelnden Perſonen gehören meiſt der höheren Bürger- und Adelsſphäre an. Recht anmuthig war „das Recht der Liebe", Luſtſpiel von Robert Prölß (1847) in Jamben.

Das bekannte Thema „Maske für Maske". Der Herr gibt ſich für den Diener, die Dame für das Kammermädchen aus. Verwicklung und Löſung vom heiterſten Liebreiz.

Freitag, deſſen Roman allzuviel Ruhm erlangte, ſchrieb auch Schauſpiele.

Die Valentine. Ein kräftiger Mann will ſeine Geliebte erobern, ſie aber, eben ſo kräftig, will ſich nicht erobern laſſen, ſondern frei wählen. — Graf Waldemar, ein ausgelernter Roué, dem nichts mehr neu iſt oder Intereſſe einflößt, wird plötzlich kurirt und völlig verjüngt durch die Liebe. Er hatte bisher nur das Fleiſch gekannt, aber nicht das Herz.

Viele Luſtſpiele beſchäftigen ſich mit den neueſten Erfindungen und Gebräuchen. Halm ſchrieb eine „Zeitungsbraut", die man durch Annoncen geſucht hat; v. Breitſchwert ſchrieb „Eiſenbahn und Telegraph" voll Witz, desgleichen „Frack und Crinoline". Die literariſche Schwindelei, zuerſt in Jul. von Voß „Künſtlers Erdenwallen" trefflich gegeißelt, wurde noch oft auf die Bühne gebracht.

Schließlich betrachten wir noch die Lokalpoſſen.

Auf dem Wiener Volkstheater in der Leopoldſtadt erhielt ſich von Stranitzki's Zeiten her der Hanswurſt, wenn er auch als Kaſperle, Tiroler Waſtl, Staberle ꝛc. verſchiedene Moden durchmachte. Und mit ihm erhielt ſich auch der romantiſche Zug, den außerdem nur noch die Puppentheater beibehielten, die Einmiſchung der Feen- und Geiſterwelt. Am Ende des 18. Jahrhunderts ſchmückte Wenzel Müller die Wiener Volksſtücke mit lieblichen Melodien. Eins der beliebteſten Stücke wurde „das Donauweibchen", von Hensler, einer Volksſage entnommen, die wir ſchon Th. I, S. 93 kennen lernten, mit obligatem Kaſperl, tollem Spaß und reizender Muſik. Beliebt war auch deſſelben Henslers „Teufelsmühle am Wienerberg". Neben romantiſchen Stücken dieſer Art machte ſich natürlich auch der moderne Geſchmack geltend und auch Kotzebue's Manier wurde auf der Volksbühne ins Grob-Poſſenhafte hineingezogen. Von dieſer Art wurden beſonders des älteren Hafners „Schweſtern von Prag" beliebt.

In einer gewöhnlichen Liebesintrigue gegen einen alten Polterer gerichtet, wird den Liebhabern von einem Bedienten und Schmiedegeſellen geholfen, von denen jeder, ohne daß der andere es weiß, die Rolle einer aus Prag erwarteten Schweſter ſpielt, und dann jeder ſich einbildet, der andere ſey die echte.

Stegmeyer in Wien ſchrieb 1811 den „Rochus Pumpernickel", der an die alten Stranitzki'ſchen Poſſen mahnt. Man darf nicht außer Acht laſſen, daß die Wiener Poſſe von Anfang an in Wahlverwandt-

schaft stand mit der italienischen. Das Lustspiel geht hier in die tolle Lust und den mannigfachen Wechsel des Carnevals über. Die zahlreichen Stücke von Bäuerle (gesammelt 1822) stehen zwischen dieser Volkspoesse und dem etwas höheren bürgerlichen Lustspiel Kotzebue's in der Mitte, ohne Geist. Bäuerle hat zwar im Staberl eine neue Bühnenfigur geschaffen, dieser gutmüthige Wiener Philister ist aber geringer an Gehalt als der alte Kasperl. Meisl seit 1814 wurde der Vorläufer von Raymund, indem er Zauberpossen schrieb (der Männerfeind und die Männerfeindin, das Gespenst im Prater ꝛc.).

Unter den Dichtern der Wiener Volksbühne nahm Ferdinand Raymund den ersten Rang ein. Er war selbst Schauspieler und sehr beliebt, aber Hypochonder, so daß er sich 1836 im Wahn, er sey von einem tollen Hunde gebissen worden, erschoß. Seine Stücke sind moderne Märchen, worin die Wirklichkeit des Wiener Volkslebens mit der Feenwelt contrastirt. Ja Raymund wagte es, auch allegorische Personen, Tugenden und Laster, Jugend und Alter, die Jahreszeiten ꝛc. einzumischen, wie das in den älteren Jesuitenschauspielen in Wien üblich gewesen war. Die Charaktere, die er aus dem Volk aufgreift, sind, wenn auch ein wenig burlesk gehalten, doch immer treue Spiegel der Wiener, ihrer Fröhlichkeit, ihres Leichtsinns, ihrer Gutherzigkeit. Die Moral ist immer die, daß Unschuld, Ehrlichkeit, Treue zuletzt ihren Lohn finden. Wie es das Märchen erlaubt, dienen große Glückswechsel den Leidenden zum Ersatz, den Hoffärtigen zur Strafe. Raymunds Werke erschienen gesammelt 1837.

„Der Alpenkönig", nach einer alten Sage von Rubezahl. Der reiche Herr von Rappelkopf, ein Menschenfeind ohne Grund, plagt seine brave Frau, verweigert seiner Tochter die Hand ihres Geliebten, weil er nur ein armer Maler ist, zankt und rast beständig, daß Niemand mehr bei ihm aushalten kann. Da erscheint der Geist des Gebirges der klagenden Familie im Spiegel und sagt ihnen Hülfe zu. Dem Rappelkopf selbst aber hält der Geist einen andern Spiegel vor, indem er sich selbst in ihn verwandelt und nun vor seinen Augen in seiner alten Art schimpft und herumtobt, so daß es dem Rappelkopf zu viel wird und er selbst ihn zur Mäßigung ermahnt. Zudem von dienenden Geistern geneckt ist Rappelkopf endlich froh, seinen Leib wieder zu bekommen und von Stund an ist er ein sanfter Ehemann und zärtlicher Vater.

„Der Diamant des Geisterkönigs". Eduard, der Sohn eines verstorbenen Zauberers, gewinnt durch Treue, Muth und Ausdauer die Gunst des Geister-

königs und erhält zuletzt einen Diamant zum Lohn, der nichts anderes iſt als das ſchönſte und beſte Mädchen. Geringe Erfindung, aber das Stück iſt überaus luſtig, denn am Hofe des Geiſterkönigs redet und handelt alles burlesk, Eduards Diener, als komiſche Perſon, wird in einen Pudel verwandelt ꝛc.

Sinnreicher iſt „Moiſaſurs Zauberfluch“. Die Fee Alzinde, Königin des Diamantenreichs, wird durch den Fluch eines böſen Genius aus dem Himmel verbannt und in der Geſtalt eines alten Weibes auf die Erde geſetzt. Arme Leute nehmen ſich ihrer an. Sie weint vor Rührung und ihre Thränen ſind — Diamanten; das merkt ein habgieriger Nachbar, ſchleppt die arme Alzinde heimlich fort und will ſie zwingen, ihm Diamanten zu weinen. Aber ſie weint nicht mehr. Die Sache wird ruchbar, die Gerichte ſchreiten ein und Alzinde ſoll als Hexe verbrannt werden. Da erſcheint ihr Gemahl als Retter und ſie kehrt triumphirend in die Feenwelt zurück.

Eben ſo reizend iſt „der Bauer als Millionär, oder das Märchen aus der Feenwelt“. Die Fee Lacrimoſa iſt genöthigt, ihre Tochter Lottchen, bei einem Bauern zu verbergen. Ihre Feindin, eine böſe Fee, macht den Bauer zum Millionär, worauf er das arme Lottchen plagt und endlich verſtößt, weil es nicht nach ſeinem Willen heirathen mag. Der reiche Bauer lebt im Uebermuthe fort, bis einmal die Jugend in Perſon zu ihm kommt und mit der zärtlichſten Luſtigkeit von ihm Abſchied nimmt, worauf das Alter auftritt, ſich bei ihm häuslich niederläßt und ihn durch bloße Berührung zu einem zitternden Greiſe macht. Zudem verliert er auch ſeinen Reichthum und muß ſich als Aſchenmann vom Aufſammeln der Aſche in den Küchen nähren, bis ſeine Prüfungszeit vorüber iſt und die Fee, deren Lottchen überdieß einen treuen Liebhaber gefunden hat, ihn erlöst.

Der „Barometermacher auf der Zauberinſel“ iſt das bekannte Märchen von Fortunat (vgl. Th. I. S. 406), nur mit trefflicher Laune in den Wieneriſchen Volkston übertragen.

„Die gefeſſelte Phantaſie“ iſt etwas verkünſtelt. Die Königin Hermione will den heirathen, der das beſte Gedicht mache. Ihr geliebter Dichter Amphio wird aber gehindert, es zu machen, weil die Phantaſie in Feſſeln liegt. Ein elender Stümper iſt ſchon im Begriff, der Königin Hand durch ſein Gedudel zu erzwingen, als die Phantaſie endlich frei wird und Amphio zum ſchönſten Liede begeiſtert.

„Die unheilbringende Krone“, der alles ſich beugen muß, bringt zwar, auf das Haupt eines Rebellen geſetzt, den rechtmäßigen König um den Thron, dem Uſurpator zuletzt aber doch Unheil. Die komiſche Perſon in dieſem Stück iſt ein furchtſamer Schneider, welcher durch einen Zaubertrunk auf einmal Löwenmuth bekommt.

„Der Verſchwender“, ein gewiſſer Flottwell, welcher durch die Gunſt einer Fee überaus reich, dann zu ſeiner Prüfung auch wieder bettelarm gemacht wird, wobei ihm ſein Bedienter „Valentin“ Dankbarkeit und Treue bewahrt. Die

Fee ſtellt ſein Glück wieder her. Der gutmüthige Charakter Valentins, der auch ſeine etwas herbe Frau umſtimmt, iſt recht öſterreichiſch und war die letzte Rolle, in welcher Raymund die Wiener entzückte.

In dem Maße, wie man in Berlin eine der Wiener ähnliche Volksbühne mit ſtehenden Masken einzuführen bemüht war, nahm man auch in Wien unerwartet etwas Berliniſches an. In Berlin ſchuf Carl von Holtei den „Nante“, wie er ſelbſt triumphirend (in ſeinem Theater 1845, S. 325) ausruft. Dieſer Eckenſteher Nante ſollte für Berlin werden, was der philiſtröſe Staberl (den Bäuerle geſchaffen) in Wien. Aber dem Berliner Pöbel war die Bonhommie des Wiener doch nicht abzulocken, während die Wiener Lokalpoſſen mehr und mehr von ihrer bisherigen Unbefangenheit verloren und ſich in Bewußtſeyn, Suffiſance, Wortſpielerei ſtark verberlinerten. Sie ſpiegelten nicht mehr das heitere Volk der Phäaken, noch weniger bemühten ſie ſich, auf ſein gutes Herz einzuwirken; ſie ſchmeichelten nur noch den Claqueurs, Flaneurs und der Saphir'ſchen Spaßmacherei, die echt berliniſch und jüdiſch obendrein nicht das Mindeſte mehr gemein hatte mit dem geſunden Humor einer chriſtlichen Bevölkerung. Man darf in dieſer Beziehung Neſtroy nicht unter die Verbeſſerer der Bühne zählen.

Johann Neſtroy ſteht unter Raymund, dem er nur nachahmt, indem er die gemeine Wirklichkeit des Wiener Lebens mit dem Märchenzauber durchdringt. Am beliebteſten wurde ſeine Märchenpoſſe „der böſe Geiſt Lumpacivagabundus oder das lüderliche Kleeblatt“, 2. Aufl. 1838.

Die Feen wetten, ob es der Fortuna möglich ſeyn werde, dem Lumpacivagabundus (Genius der Lüderlichkeit) von drei lüderlichen zwei zu entreißen, wenn ſie ſie trotz allem Verſchleudern immer wieder reich macht und dadurch endlich zum Inſichgehen bringt. Es werden nun die drei lüderlichſten Handwerksburſchen auserleſen und beglückt, der Tiſchler Leim iſt noch der brärſte, viel ſchlimmer der Schneider Zwirn, der hartnäckigſte aber der Schuſter Knieriem, deſſen ewige Beſoffenheit gewiß von Raymund nicht auf die Bühne gebracht worden wäre. Die beiden letztern bewähren ſich als unverbeſſerlich und Fortuna hat ihre Wette verloren, aber Amorosa, die Fee der Liebe, rettet die ſchon Verdammten, indem ſie ihnen Liebe einflößt und ſie durch Häuslichkeit zur Ordnung zurückführt. Die Erfindung iſt nicht übel, auch die Charakteriſtik des lüderlichen Kleeblattes ſehr treu, nur iſt das Gemeine zu wenig vermieden.

Zu ebener Erde und erſter Stock, Lokalpoſſe von Neſtroy, 1838.

Der ſchöne Adolph, ein gemeiner Tagſchreiber und Pflegſohn des armen Tandlers Schlucker zur ebenen Erde, liebt die ſchöne Emilie, Tochter des Millionärs Goldfuchs im erſten Stock, und wird wieder geliebt. Natürlich darf er nicht daran denken, öffentlich um ſie zu werben und iſt in großer Noth. Da erhält er Nachricht, er ſey der Sohn eines unermeßlich reichen Kaufmanns in Indien, während Goldfuchs durch die Verſchwendungen ſeines Sohnes und allerlei Unglücksfälle ruinirt wird, und am Schluß des Luſtſpiels zieht der arme Tandler mit Familie triumphirend in den erſten Stock hinauf, der reiche Goldfuchs aber in das Parterre hinunter. Beide Etagen aber verſöhnen ſich durch die Heirath Adolphs und Emiliens.

Auch Carl Haffner, deſſen „öſterreichiſches Theater" 1846 erſchien, hat Raymund in poſſenhaften Geiſtermärchen nur nachgeahmt, ohne ſeine Zartheit und Gemüthlichkeit zu erreichen. Ein höchſt vorzügliches Stück von Haffner iſt dagegen ein Wiener Lebensbild, Thereſe Kronet, treu nach einer wirklichen Begebenheit.

Thereſe, eine ſchöne Schleſierin, wurde die beliebteſte Soubrette des Leopoldſtädter Theaters und zwar ein Original, freigebig mit ihren Reizen ohne Rückhalt, aber auch freigebig mit ihrem Gelde. Eine Menge Anekdoten ihrer ſeltenen Großmuth gingen um. Da kam ſie in ein Verhältniß mit einem polniſchen Grafen, der bei einem Gaſtmahl, das er ihr gab, plötzlich als Raubmörder verhaftet und bald darauf gehenkt wurde. Sie durfte nun lange nicht mehr vor dem Publikum erſcheinen, that es zwar noch einmal, ſtarb aber aus Kummer. Haffner hat das ſchöne, leichtſinnige, aber gutmüthige und geniale Mädchen auf die zarteſte Weiſe ins glänzendſte Licht der Liebenswürdigkeit geſetzt.

Die öſterreichiſchen Luſtſpiele neueſter Zeit von Feldmann, Kalſer, Baumann ſind alle nicht mehr recht volksthümlich, ſondern ſchon mehr im modernen Zeitgeſchmack. In Frankfurt a. M. tauchte 1834 Malß mit ſeiner Hauptfigur Hampelmann in mehreren Lokalpoſſen auf.

Abgeſehen von Luſtſpielen machte ſich der lokale Witz auch in anderen Formen Luft.

Ignaz Friedrich Caſtelli war einer der beliebteſten Humoriſten, der ſeit 1816 eine Menge witziger Kleinigkeiten, Sinngedichte, Anecdoten (Wiener Bären), geſellige Gedichte, Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart, dazu Operntexte (zur Schweizerfamilie), eine Satire auf die Schickſalstragödien (der Schickſalsſtrumpf) ꝛc. ſchrieb, ein überaus heiterer und harmloſer Spaßmacher, der aber zuweilen ſchon in die fade Wortſpielerei fiel, die bald darauf Saphir zu ſeiner Hauptaufgabe machte.

Die Schulen

der

deutschen Rechtsgelehrten.

Es sind bald fünf und zwanzig Jahre, seit die durch den berühmtesten Civilisten in Süddeutschland veranlaßte Streitfrage über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland eine Spaltung unter den deutschen Rechtslehrern erzeugte, in Folge der sich im Norden unseres Vaterlandes eine geschichtliche Schule konstituirte, und als solche den die Grundansichten derselben nicht theilenden Juristen als den Anhängern einer nicht geschichtlichen sich entgegensetzte. An der Spitze derselben stand v. Savigny mit seinen Freunden; als sein Hauptgegner galt Thibaut. Die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, K. F. Eichhorn und J. F. L. Goeschen, wurde jener Schule Organ: Hugo, Cramer, Haubold, Niebuhr, Unterholzner, Hasse, Breuer und andere waren thätige Mitarbeiter derselben. Die hierdurch entstandenen Gegensätze haben seitdem mit mehr oder weniger Schroffheit unter den deutschen Rechtslehrern fortbestanden und in der neuesten Zeit einige darauf sich beziehende Flugschriften[1] veranlaßt, weshalb eine Beleuchtung derselben den Lesern der deutschen Vierteljahrsschrift vielleicht nicht unwillkommen seyn dürfte.

[1] Die wichtigste ist die von Thibaut, über die sogenannte historische und nicht historische Rechtsschule. Heidelberg 1838, aus dem Archiv für Civil-Praxis B. XXI. S. 291 u. f. besonders abgedruckt. Von andern Gelegenheitsschriften unten.

Saphir, der Wiener Jude, der seit dem Jahr 1821 eine ungeheure Menge von angeblich humoristischen, in Wahrheit aber nur burlesken Sachen schrieb, war eine für die damalige Zeit höchst charakteristische Person, nämlich unter Metternichs langem geistlosem Regiment der privilegirte Spaßmacher, der den Leuten, wenn sie etwa heimlich zu murren Lust bekamen, die Zeit vertreiben und alles zum Lachen bringen mußte. Ein versteinertes Lachen, eine Maske des Momus der künftigen Revolution entgegengehalten, gleich den zungenausstreckenden Lallenkönigen an den Thoren der alten Schweizer Städte. Mehr unheimlich als wirklich lächerlich. Den armen Saphir charakterisirt der moderne Juden- oder Wortwitz, der sich durch seine Windigkeit von dem Kern- oder Sterlingswitz der alten Zeit so auffallend unterscheidet. Er spielt nämlich nur mit Namen- und Sylbenähnlichkeiten, ein Spiel des Zufalls, kindisch, nur möglich, wenn man die Langeweile tödten will, und doch selbst langweilig.

Nur einige Titel von Saphirs Werken: Dumme Briefe (ein Potpourri über Leben, Literatur, Theater). Conditorei des Jokus, humoristische Abende, humoristische Glasperlen ꝛc. Auch gab er mehrere humoristische Zeitschriften heraus, worin er sich zum Witz forcirte. Hier einige Proben. Zur Zeit der polnischen Revolution schrieb er „die Freiheit ist ein Magnet, der bei den Polen am schärfsten zieht". Zur Zeit der constitutionellen Kämpfe: „Die Arche Noä war die erste Pairskammer, denn jeder Verschlag faßte ein Paar." Diese Witze gehören noch zu seinen besten. Meist sind sie die werthloseste Spaßmacherei über Theater, Stadtneuigkeiten und Klatsch aller Art.

Die „wilden Rosen" Saphirs von 1838 sind lyrische Gedichte zärtlichen Inhaltes, die zwar auch viel Spielerei in Metaphern enthalten, im Ganzen aber ein feines und warmes Gefühl zeigen, das Beste, was Saphir je geschrieben.

Seit 1830 ahmte ihm ein anderer Jude Oettinger nicht ungeschickt nach in einem satirischen Taschenbuch „das schwarze Gespenst", ferner in „fashionablen Dummheiten, im confiscirten Eulenspiegel, Marabouts, Joujour, einem Narrenalmanach" ꝛc. Auch schrieb er kleine dramatische Desserts (Lustspiele), Liebesblicke (Gedichte) und einen größeren humoristischen Roman „Onkel Zebra", dessen Witz sehr forcirt, aber ganz harmlos ist. Im „Reich des Nostradamus" von 1845 wühlt Oettinger zu tief in den Erinnerungen der colossalen Sittenlosigkeit des altfranzö-

ſiſchen Hofes. — Hermann Marggrafs humoriſtiſcher Roman „Fritz Beutel“ (1856) iſt unerlaubt geiſtlos, indem er den ewig fliehenden Witz bei den Haaren zurückzerren möchte und nur Abgeſchmacktheiten enthält. Zur Probe:

> Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und ſtürmt Sebaſtopol, indem ihm Guitarria, Cichoria, Cigarretta zu Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaiſer Fritz Beutel mit ſeinem Marineminiſter über Eigenthumsrecht und den alten Adam, für Juriſten von größter Wichtigkeit ꝛc.

Glasbrenner, der ſich Brennglas nannte, ſchrieb ſeit 1834 eine große Menge witziger Humoresken aus Berlin und über Berlin.

> Berlin wie es ißt und — trinkt. Guckkaſtenbilder. Buſſey in der Kunſtausſtellung. Der politiſirende Eckenſteher. Antigone in Berlin ꝛc., alles treu nach dem Leben und oft ſehr witzig, ſo daß ſeit Julius von Voß keiner den Berliner Wind ſicherer aufzufangen wußte, wie Glasbrenner.

Glasbrenner begann mit etwas phantaſtiſchen Sachen: Aus den Papieren eines Hingerichteten und Leben eines Geſpenſtes. Später ſchrieb er eine Walpurgisnacht und einen modernen Reinecke Fuchs voll politiſcher Anſpielungen. Er fand bald Nachahmer in Berlin ſelbſt an Wehl (Berliner Stecknadeln, der Teufel in Berlin, 1844), in Leipzig an Senff (buntes Leipzig 1842), ſogar in Wien an J. C. Moſer (ſeit 1842).

Die ſeit 1846 in München von Braun und Schneider herausgegebenen „Fliegenden Blätter“ enthalten einen reichen Schatz von echt volksthümlichem Humor. Wenn auch untermiſcht mit großſtädtiſchen Witzeleien im gewöhnlichen Styl der Wiener und Berliner Witzblätter, beſteht doch der Inhalt der Fliegenden Blätter größtentheils aus guten Schwänken, Charakterzügen und Bonmots, die dem bürgerlichen und ländlichen Leben, dem eigentlichen Volk entnommen ſind und gegen alle Art von Ueberbildung und Modethorheit Oppoſition machen. Sie ſtehen hoch über allen andern illuſtrirten Witzblättern, die faſt in jeder größern Stadt aufgetaucht ſind.

8.

Neue Keime volksthümlicher Dichtung.

Hatte man ſich auch von der Romantik, wegen ihrer phantaſtiſchen Ausſchweifungen, abgewandt und war die politiſche Begeiſterung von 1813 erloſchen, ſo erhielt ſich doch ein nüchternes und behagliches Heimathsgefühl. Man hatte nun doch einmal ſich ſelber achten gelernt.

Zur volksthümlichen Reaction gegen die Ausländerei und Claſſicität gehörte zunächſt die Wiedererweckung der mundartlichen Dichtung. Kunſtdichter fingen an, ſich der Bauernſprache ihrer Heimath zu bedienen, um im Ton der Volkslieder oder in Idyllen, Volksmärchen und Schwänken das Volk in ſeiner ganzen Natürlichkeit bald mehr gemüthlich ernſt und empfindſam, bald mehr humoriſtiſch darzuſtellen. Dieſe Dichtungsart hatte aber häufig etwas Kokettes, Gemachtes und eben deßhalb nichts Natürliches, oder ſie faßte das Volk gar zu gemein auf. Schon Uſteri und Joh. Heinr. Voß hatten Idyllen, dieſer in Schweizer, jener in niederſächſiſcher Mundart geſchrieben, die jedoch zu ſehr claſſiſchen Muſtern nachſtreben, um natürlich und volksmäßig genannt werden zu können.

Joh. Peter Hebel von Laufen bei Schopfheim am Fuß des Schwarzwalds, Kirchenrath und Prälat in Karlsruhe, ſchrieb ſeine berühmten „Alemanniſchen Gedichte“ 1803 in der lieblichen Mundart des ſüdlichen Schwarzwaldes, und einen nicht minder berühmten und beliebten Volkskalender, den Rheiniſchen Hausfreund, deſſen beſte Schwänke nachher im „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreunds“ geſammelt wurden. Viele ſeiner Gedichte ſind von liebenswerther Naivetät und das Volksthümliche dringt darin mächtig zu Tage. Allein widerlich entſtellt ſind andere durch Einmiſchung moderner, ſentimentaler Gefühls- und Ausdrucksweiſen der gebildeten Welt, ja ſogar durch die Einmiſchung des loyalen Beamtengeiſtes. Eine Anzahl beſteht aus kleinen Idyllen in Hexametern, aber die bäuerliche Naivetät und Rohheit paßt nicht in die prachtvoll ſtrömenden Verſe Homers. Gleich auf der erſten Seite heißt es:

We mit liebligem Gſicht us tief verborgene Chlüfte
d' Wieſen luegt, und check go Todtenau aben ins Thal ſpringt,
ſchwebt mi muntere Blick, und ſchwebe mine Gedanke.

Wo wird es je einem wirklichen Schwarzwälder Bauern einfallen, in solchen gebildeten Phrasen und mit so viel Bewußtseyn von der Munterkeit seiner eigenen Blicke und seiner schwebenden Gedanken zu reden? Wir schlagen keine Seite bei Hebel auf, ohne daß uns diese unnatürliche Verbindung der Bildung höherer Stände mit der Sprache der niederen auffällt. Seine Muse ist eine Stadtdame im Costum einer Schwarzwälder Bäuerin. — Auch die Lieder Hebels, die nicht in Hexametern, sondern in der gewöhnlichen deutschen Liederweise gedichtet sind, entbehren meistens des echten Volkstons. In „den Irrlichtern" heißt es:

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
Wohl Engel um, mit Sterneblume bekrönt ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In „dem Morgenstern" heißt es:

Woher so früheih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und fuser gewäschen im Morge-Thau?

Das ist nicht volksthümlich.

In der „eine Frage" heißt es:

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
Was 's Wienechtechindli isch, und hesche bidenkt?
Denk wol i sag ders, und i frew mi druf.
O 's isch en Engel usem Paradies
Mit sanften Augen und mit zartem Herz ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In dem „Käfer" heißt es:

Der Käfer fliegt der Ilge zu,
es sitzt e schönen Engel dört,
er wirthet gwiß mit Blumesaft
und 's chostet nit viel, hani ghört ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In dem „Jenner" wird von Bauersleuten der Jenner als allegorische Person weitläuftig nach allen seinen Eigenschaften beschrieben, was ganz und gar gegen die Natur der Bauernembildungskraft geht. — Auch die

ländliche Liebe wird von Hebel mit einer Absichtlichkeit, mit einer über dem Gefühl schwebenden Reflexion und in Ausdrucksweisen behandelt, die jede Naivetät und volksthümliche Wahrheit ausschließen. Man lese z. B. „die Ueberraschung im Garten".

Nur in den wenigsten Liedern Hebels klingt der rechte Volkston an. Hin und wieder in den Idyllen, so daß man wohl sieht, der Dichter hätte das Lieblichste dichten können, wenn er nur die Affectation, in Hexametern zu schreiben, hätte lassen können. So der Scherz mit dem kleinen, sich versteckenden Mädchen. Auch in dem „Herlein", wo ein Bauer von einem hübschen Mädchen behext wird, sind volksmäßige Anklänge. In „der Mutter am Christabend" ist die Naivetät der häuslichen Scenen aufs widerlichste gestört durch die Reflexion. Anstatt daß der Dichter die Mutterliebe nur in ihren Aeußerungen hätte malen sollen, spricht er empbatisch über „den zarten Muttersinn", das „Mutterherz", die „Mutterliebe", was vollends im bäuerlichen Costüm unerträglich wird. — Am meisten dem echten Volkslied ähnlich sind „Hans und Verene" und „der Schwarzwälder im Breisgau", obgleich auch nicht ganz rein. Das einzige Gericht aber, das in jeder Beziehung vortrefflich ist und auch ganz gut unter die romanzenartigen echten Volkslieder eingereiht werden kann, ist „der Bettler", worin der Geliebte, als Bettler verkleidet, zur Geliebten zurückkehrt und sie überrascht. Hier ist alles natürlich und innig.

Höchst eigenthümlich und vom liebenswürdigsten Humor eingegeben sind die Schwänke des Hebel'schen Schatzkästleins, eines der besten Schwankbücher, die wir besitzen.

In der Schweiz schrieb Kuhn 1806 „Volkslieder im Schweizer Dialekt" und schon in Hebels reflectirender Manier. Viel gemeiner dagegen die Schweizer Volkslieder von Häffliger 1813. In der „Alemannia" gesammelten Liedern von Dorn, Schneider, Hagenbach und Eichin herrscht die Hebel'sche Art vor und findet sich auch manche Humoreske. Von den alemannischen Gedichten, welche E. von Bülow 1851 aus verschiedenen neueren Schweizerdichtern zusammentrug, gilt dasselbe. Hier ragt Minnich hervor, aber auch er reflectirt zu viel und übersetzt nur die Gedanken eines gebildeten und empfindsamen Herrn in die Bauernsprache.

Von derſelben Hebel'ſchen Art iſt auch Corrodi's „der Herr Profeſſer“ (1857) in vortrefflichen Hexametern.

Einzig in ihrer Art waren die Luſtſpiele des Schultheiß Wagner (ſeit 1823) in ſchwäbiſcher Mundart, durchaus realiſtiſch, die ganze Grobheit der Bauern zur Schau tragend, ohne alle empfindſame Beſchönigung, nur mit zu viel Verachtung des ungebildeten Standes, der nicht blos jene rauhen Seiten hat.

In der „Schulmeiſterswahl zu Blindheim“ mit einer Fortſetzung werden die Dorfintriguen mit trefflichem Humor geſchildert, die Schleichwege der Bewerbung, die Beſtechungsarten, die Politik der Mütter heirathsfähiger Töchter ꝛc. „Die Gemeindedeputirten zu Leer“ und „der Zinspacht“, ſo wie „die Repräſentantenwahl zu Dippelsburg“ legen die Verſtocktheit der Bauern gegenüber von weiſen Verfügungen, und die Dummheit der Bauern gegenüber von ſchlauen Intriganten und dadurch „die Unmündigkeit des Volks“ gegenüber den liberalen Anforderungen der Zeit dar. Das Meiſterſtück aber iſt „der Handſtreich bis auf Spitz und Knopf“ mit einer Fortſetzung, womit Wagner ſeine Leiſtungen ſchloß (1827). Der Bauer Strobel will ſeinen Sohn Friederle mit des Bauern Hansobbet Tochter Judith verheirathen und ſchon iſt die Verlobung faſt am Ende, als die beiden groben Väter wegen einer Ausſteuerkuh, die dem andern zu mager iſt, in Hitze gerathen und fluchend und tobend auseinandergehen. Das gereicht aber zum Vortheil des Friederle, der längſt eine andre liebt. Dieſe andre bekommt er auch, aber erſt, als ſie durch eine Erbſchaft plötzlich reich wird. Die Bauerncharaktere ſind mit Meiſterhand gezeichnet und ſelbſt von Bitzius nicht übertroffen.

In der Nürnberger Mundart gab ſchon 1798 Joh. Conr. Grübel Gedichte heraus, die aber mehr ſprachlich merkwürdig, als poetiſch ſind.

Er ſchildert zwar den Spießbürger in ſeiner Behaglichkeit, Gutmüthigkeit und Beſchränktheit recht treu, aber es fehlt ihm die eigentliche vis comica. Solche Selbſtbeſpiegelungen des deutſchen Philiſterthums bedürfen einer ſtarken Würze von genialem Humor, um nicht zu langweilen.

In der Auffaſſung eher Grübel, in der Mundart eher Hebel ähnlich ſchrieb Daniel Arnold 1816 „den Pfingſtmontag“, ein Drama im Straßburger Dialekt.

Unterdeß hatte auch im deutſchen Norden Bornemann 1810 plattdeutſche Gedichte herausgegeben, die 1854 in ſechſter Auflage erſchienen. Man hat ihn ſehr geprieſen, ich mag ihn aber nicht, denn er iſt ein Muſter unerträglicher Koketterie und Wichtigthuerei.

Grandeer (Grenadier) bin ick ut Poamerland
Soldoat in Luft und Fred.

Dieſes ewige Selbſtlob, welches Bornemann den Pommerſchen Bauern in den Mund legt, die ewige Selbſtausposaunung ihrer Biederkeit, Tapferkeit, Unſchuld und Naivetät iſt nur ekelhaft. Sehr gering ſind auch die Gedichte in oberſächſiſcher Bauernmundart von Döring (1821). Dagegen viel beſſer, geſünder, volksthümlicher die plattdeutſchen Gedichte des Claus Groth von 1823, die unter dem paſſenden Namen Quickborn (lebendiger Quell des Volksgefühls) erſchienen. Man findet hier den ganzen ſüßen Wohllaut, der die plattdeutſche Sprache auszeichnet, zum erſtenmal zu poetiſcher Geltung gebracht und auch den Inhalt der Dichtungen ungleich zarter und doch auch volksthümlicher behandelt, als bei Bornemann. Groth ſchließt ſich aufs genaueſte an das echte Volkslied an und bringt viel Volksſagen und Geſchichten. — Später erſchienen noch plattdeutſche Gedichte von Jung (1849), Gedichte in der Aachener Mundart von Joſ. Müller (1840), in der Luxemburger Mundart von A. Meyer. Im „Lappenkorb“ des Clement (1848) finden ſich allerlei Sprichwörter, Sagen, Genrebilder aus Friesland, desgleichen in Goldſchmidts kleinen Lebensbildern (1844) aus Oldenburg. Die reichſte Sammlung mundartlicher Lieder, Sagen ꝛc. aus allen Gauen Deutſchlands begann Firmenich in „Germaniens Völkerſtimmen“ zu ſammeln, theils echte alte Volkslieder, theils Neues.

Caſtelli gab 1828 Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart heraus, welche vielen Beifall fanden. Obgleich ſie nur auf die Unterhaltung der Wiener berechnet ſind, gibt ihnen Caſtelli's eigene Gutmüthigkeit und treffliche Laune doch einen gewiſſen Reiz des Natürlichen. Franz Stelzhamer ſchrieb 1837 Lieder in Obderenſiſcher Mundart (vermehrt in ſeinen Gedichten 1855), theils im Tone der von Tſchiſchka und Schotzky herausgegebenen öſterreichiſchen Volkslieder, theils empfindſam im Tone Hebels. Dazu kommt noch ein Element von Wieneriſcher Blaſirtheit und ſchlechtem Witz. Die Mundart iſt nur ein Mittel, um das Wiener Publikum zu amuſiren. Von einem wahren tiefen Volksgefühl und von dem heiligen Ernſt, mit welchem ein tüchtiges, ſchönes, frommes Bergvolk aufzufaſſen wäre, iſt da keine Spur. Beſſer ſind die 1838 von Seidl in Wien herausgegebenen „Flinſerln“, denen er 1844 noch Gedichte in

niederösterreichischer Mundart folgen ließ. Kartsch gab 1849 österreichische „Feldblameln“ heraus.

Unter allen Lyrikern, welche volksthümlich und mundartlich gedichtet haben, gebührt dem Münchener Franz von Kobell der erste Rang, denn keiner ließ so alle Affectation hinter sich und dachte und redete so ganz rein aus dem Volk heraus. Seine Gedichte in oberbayerischer und pfälzischer Mundart (mit einigen hochdeutschen verbunden) von 1839 zeigen uns die Oberbayern und Pfälzer im treuesten Spiegel. Ein Bild aus dem bayerischen Gebirge.

Es schlaft a Diendl untern Baam
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie schlaft so süeß, so guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
A alter finst'rer Mon,
Der schaugt dees Diendl in sein Schlaf
Grad in Vorbeigehn on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz steht er lang vor ihr,
Auf's Mieder schaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi Gschnür.

Er werd' ja do koa Räuber seyn
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjunges Diendl no
Und grau is scho der oan.

Na schau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat 'n was druckt,
Er hat si hinter'n Ohrna kratzt
Und 's Huetl hat er g'ruckt. —

Echte Waldluft athmet auch das Lied vom Auerhahn.

Der Jäger bedauert das dumme Thier, das, von Liebe verblendet, den Feind nicht kommen sieht, versinkt aber selbst dabei so in die Erinnerung seiner eigenen Liebe, daß er den Vogel vergißt, der sicher davonfliegt.

Ein Bild aus der Pfalz:

Lische, Lische,
Halt a bische,
G'schwind a Kißche! —

„Nee, wann's Jemand sehe thät" —
Gi wie so,
'S is Niemand do
Als der Bu, der mir versteht!

(Kuß.)

Und dem Kuß guckt eener zu,
Und des war a kleener Bu!

Auch unter den hochdeutschen Gedichten Kobells finden sich sehr schöne z. B. das herrliche Weinlied mit majestätischer Melodie: „Ein König ist der Wein!" — Minderen Werth haben Pangkofers Gedichte in altbayerischer Mundart (1842).

Hübsche ländliche Genrebilder enthält das Buch „unterem Schindelbach" von Waldmüller (1851).

Eine neue Seite gewann Bogumil Goltz in Thorn (seit 1849) dem Volksgeiste ab, indem er in seinem „Buch der Kindheit" den geheimnißvollen Rapport der Kinder mit der sie umgebenden Natur und überhaupt die ganze Romantik der Kinderwelt enthüllte. Dabei kam er auf die tiefste Grundlage des deutschen Nationalcharakters. Sein Buch wurde schnell berühmt, wird aber auch noch für die Nachwelt von Bedeutung bleiben. In der schönen Begeisterung für seinen Gegenstand, in der edeln und freien Auffassung steht Goltz dem Jean Paul am nächsten. Er schrieb nachher noch mehrere Werke, ein „Jugendleben", eine „Reise nach Aegypten" ꝛc., alle voll Geist. Weniger poetisch, durchaus nüchterner faßte gleichzeitig Professor Riehl in München das Volksleben, zunächst seiner hessischen Heimath auf, und schrieb im Sinne der patriotischen Phantasien des alten Justus Möser viele treffliche Bücher über die Grundlagen des deutschen Nationallebens und Nationalwohls, die Familie, den Bauernstand ꝛc.

Gustav von Putlitz machte mit einem kleinen Buch in poetischer Prosa „Was sich der Wald erzählt" großes Glück, indem es rasch hinter einander zwanzig Auflagen erlebte (bis 1857). Er hat offenbar dem Buch der Kindheit die Natursprache abgelauscht und mag dabei auch ein wenig an Tiecks Märchen gedacht haben.

Die Blumen im Walde reden mit einander und erzählen einander ihre Entstehung. Desgleichen der Waldbach, der seinen Ursprung aus empfindsamen

Thränen herleitet, der alte Tannenbaum, der vom Winter erzählt, der bemooste Stein ꝛc., alles ſehr pretiös.

Am meiſten Beifall und Verbreitung erlangten die ſogenannten Volksromane, Dorfgeſchichten ꝛc. Man kam endlich von den hiſtoriſchen Romanen, die ſich unter allen Zeiten und Völkern ihren Stoff geſucht, zu Romanen zurück, die ausſchließlich im deutſchen Volk zu Hauſe blieben, von den Damenromanen „aus der Geſellſchaft“ zu Schilderungen des Landvolks, und von den mehr oder weniger enthuſiaſtiſchen Tendenzromanen voll Illuſionen und Gedanken zu der gemeinen Wirklichkeit. Dieſe merkwürdige Wendung erfolgte im Culminationspunkt der antikirchlichen Schwärmerei, in der Mitte der dreißiger Jahre, als eben Strauß, Ruge, Feuerbach ꝛc. das Chriſtenthum zu ſtürzen wähnten, und zugleich im Culminationspunkt des literariſchen Judenthums, des Heine- und Börnecultus. Wie aber in den neuen Volksromanen und Dorfgeſchichten die Wirklichkeit des deutſchen Volks ſich gleichſam mit derben Ellbogenſtößen Platz machte, ſo erfolgte gleichzeitig auch die katholiſche Reaction in Köln. Der erſte Volksroman von Bitzius erſchien im Jahr der Kölner Wirren, 1837. Der große Durchbruch des neuen Geiſtes erfolgte in der nationalen wie kirchlichen Richtung.

Die Wendung wurde wie ein elektriſcher Schlag oder wie ein Erdbebenſtoß weithin gefühlt. In Frankreich ſelbſt, mit deſſen deſtructiver Poeſie wir damals überſchwemmt waren, blieb der mächtige Rückſchlag aus Deutſchland nicht lange ohne Folgen. Unter den geiſtreichſten Klerikern that ſich eine altfränkiſche oder gothiſche Schule auf, welche, zum Geiſt Montesquieu's zurückkehrend, den eigentlichen Kern, die Ehre und den Stolz der franzöſiſchen Nationalität nicht mehr im galliſch-römiſchen, ſondern im fränkiſch-burgundiſch-weſtgothiſchen Elemente fand, und die gothiſchen Formen des Mittelalters wieder hervorſuchte, weil ſie dieſelbe dem katholiſchen Weſen für angemeſſener hielt, als die Formen der Renaiſſance. Und die berüchtigte Madame Dudevant, das geiſtreichſte Weib in Frankreich, die unter dem Namen G. Sand bisher nur glauben- und ſittenzerſtörende Romane geſchrieben hatte, warf ſich, nach unſers deutſchen Bitzius Vorgang, auf einmal auf Dorfgeſchichten und ſchilderte in unübertrefflich reizenden Idyllen den alten frommen Glauben, die alten

Auf den erſten Anblick begreift man kaum, wie unter den Auslegern derſelben Quellen des poſitiven Rechts vom Unterſcheiden einer hiſtoriſchen und nicht hiſtoriſchen Schule die Rede ſeyn könne: das poſitive Recht iſt etwas Hiſtoriſches und nur durch die Geſchichte begreiflich; auch haben die ſ. g. nicht hiſtoriſchen Civiliſten, und namentlich Thibaut, die Rechtsgeſchichte ſtets gepflegt und deßhalb gegen die Benennung unhiſtoriſch auf das kräftigſte proteſtirt.[1] Worin beſteht nun der Gegenſatz beider? worauf bezieht er ſich? iſt er von praktiſcher Wichtigkeit? welchen Einfluß hat er auf die Behandlungsweiſe des Rechts und ſeiner Wiſſenſchaft?

Zur Beantwortung dieſer Fragen iſt es nöthig, einen Blick auf die Geſchichte der Rechtswiſſenſchaft Deutſchlands, beſonders ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu werfen.

Die Kunde des Rechtes unſeres Vaterlandes wird bekanntlich aus den verſchiedenſten Quellen geſchöpft und kann nur durch langjährige, höchſt ſchwierige Studien erworben werden. Unſer Recht iſt, wie unſere ganze Bildung, das Werk vieler Jahrhunderte und des Zuſammenwirkens ſehr verſchiedener Urſachen, ſeine Form die ſonderbarſte. Die Hauptgrundlagen deſſelben ſind germaniſche Sitte, römiſches und chriſtlich kirchliches Recht. Die aus dieſen Quellen fließenden Grundſätze ſind aber in jedem deutſchen Lande auf eine dieſem eigenthümliche Weiſe modifizirt und durch die philoſophiſchen Ideen der neueren Zeit, ſo wie durch die politiſche Umgeſtaltung Deutſchlands, vielfach geändert. Dieſer Rechtszuſtand muß auf jeden Fall ein ſehr verwickelter und künſtlicher genannt, und kann nur durch die Wiſſenſchaft aufgehellt werden. Seit Jahrhunderten ſchon iſt das Recht Europa's ein gelehrtes und ohne Gelehrſamkeit durchaus unverſtändlich. Die Maſſe des zu erforſchenden Stoffes iſt faſt erdrückend und deshalb der Wunſch unſrer Juriſten nach Vereinfachung des Rechts ein natürlicher. Die Rechtswiſſenſchaft kann jetzt einer Geheimwiſſenſchaft verglichen werden, welche nur dem Eingeweihten zugänglich iſt. Dabei hat der künftige Richter und Sachwalter ſo überaus viel zu erlernen, wovon er ſpäter keinen oder nur einen ſehr ſparſamen Gebrauch machen kann, während er dennoch nicht ſo gebildet von

[1] Vergleiche die Heidelberger Jahrbücher vom Jahr 1815, II. Band, S. 638 und die in der vorhergehenden Note angeführte Schrift.

guten Sitten, Treue und Unschuld des vom Pesthauch der Städte unberührt gebliebenen Landvolkes.

Gehen wir in unserer Literatur zurück, so finden wir, daß eigentlich der beliebteste Kinderschriftsteller, Domherr Christoph Schmid in Augsburg, die ländliche Idylle zuerst in der Einfachheit und Natürlichkeit in Prosa auffaßte, wie wir es in den späteren Dorfgeschichten finden, nur daß er für Kinder und nicht ohne religiöse Weihe schrieb. Seine berühmtesten Erzählungen sind „die Ostereier" (1816) und „Heinrich von Eichenfels". Die schönste seiner Idyllen ist aber seine Selbstbiographie, herausgegeben und vollendet von seinem Neffen Werfer. Hier athmen wir die reinste Bergluft des Allgau.

Die erste eigentliche Dorfgeschichte ist der Irwisch-Fritz, eine Novelle der Adelheid Reinbold, die unter dem Namen Franz Berthold schrieb und schon in früher Jugend starb. Ihre hinterlassenen Novellen, die sich durch frische Farben auszeichnen (russische Scenen, die Nebenbuhlerin ihrer selbst ꝛc.) und ihre größeren Romane, König Sebastian (in welchem eine Christin für den wahren, eine Muhamedanerin für den falschen Sebastian begeistert ist), gab Tieck heraus (1839). Der Irwisch-Fritz erschien zuerst in dem Taschenbuch Urania, später in den Novellen 1842.

Fritz, ein armer junger Bauernbursch, bekommt den Uebelnamen vom Irwisch, weil ihn seine Mutter unter freiem Himmel, vom Irwische verlockt und verirrt, in Todesangst geboren hat und darüber gestorben ist. Er wird aber der schönste Jüngling im Dorfe und gewinnt die Liebe eines reichen Mädchens, die er im Felde aufsucht. Eine überaus lieblich ausgemalte Idylle, deren einzelne Züge sich in der kleinen Fadette der G. Sand wiederspiegeln. Der reiche Vater will dem Burschen die Tochter nicht geben, ihre jüngere Schwester, ein verzogenes Kind, macht ihr noch mehr Plage durch Angeberei und Eifersucht. Sie soll endlich mit einem Andern getraut werden und auch Fritz eine Andre heirathen, aber durch Zufall wird die Trauung in der Kirche bis zur Dunkelheit verspätet und fehlen die Lichter. Da werden die Paare verwechselt; Fritz, einmal mit seinem Lieschen getraut, behält sie und alles endet im besten Humor.

Die Erfindung ist zwar arm und der Schluß unwahrscheinlich, aber die Charaktere und Situationen sind meisterhaft natürlich und mahnen schon ganz an Vitzius, durchaus verschieden von den koketten Mimilis einer erlogenen Ländlichkeit.

Eine ganz neue Gattung von eigentlichen Volksromanen gründete

Albert Bitzius, der ſich Jeremias Gotthelf nannte, reformirter Pfarrer im Canton Bern, indem er 1837 ſeine Schilderungen aus dem Berner Landleben begann. Er ſpiegelte einfach das Volk ab, wie es war, in Gemälden, die ſich durch ihre Naturtreue bald den allgemeinſten Beifall erwarben. Nur Poeſie vermißt man darin, weil der Dichter weniger im Sinne hatte, gebildete Leſer zu ergötzen, als das Volk ſelbſt zu beſſern. Er ſtellte ergreifende, oft ſchreckliche Beiſpiele des Verderbens auf, dem das Landvolk zum Opfer fällt, wenn es die angeborene Barbarei nicht mehr durch chriſtlichen Glauben und gute Sitte zügelt, ſondern ſich der berühmten Schweizerfreiheit und der modernen radikalen Errungenſchaften nur bedient, um der Genußſucht zu fröhnen, zu ſpekuliren und ſich zu ruiniren.

Sein erſter Roman „der Bauernſpiegel" von 1837 enthält die Geſchichte eines armen Bauernknaben, welcher, früh verwaiſt, die niedrigſten Knechtsdienſte thun muß, das Mädchen, welches er zärtlich liebt, nicht heirathen kann, franzöſiſchen Solddienſt nehmen muß und endlich heimkehrt, um Privatſchulmeiſter, Dorfrathgeber und vielleicht noch Gemeindeſchreiber zu werden. An dieſen einfachen Faden reihen ſich ſehr ernſte Betrachtungen über die Herzensverhärtung, Geldgier ꝛc. auf dem Lande.

„Uli, der Knecht" von 1842 iſt ein Seitenſtück dazu, nur daß hier der Knecht aus Charakterſchwäche ins Verderben rennt, bis ihn ſeine Geliebte, das treue und verſtändige Vrenele, wieder auf den rechten Weg bringt.

„Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet" von 1844 iſt eines der beſten Gemälde von Bitzius. In einer reichen Bauernfamilie regiert die Frau Anna Bäbi. Ihr ſanfter Sohn Jakobli verliebt ſich in Meyeli, eine blutarme Magd, die im härteſten Dienſt und in der roheſten Umgebung aufblüht wie eine Lilie im Sumpf. Er kennt die Geſinnung ſeiner Eltern und weiß, wie ungern ſie eine ſo arme Schwiegertochter im Haus aufnehmen würden, aber er kann es nicht über das Herz bringen, ihr zu entſagen. Indem er, in Träumen verloren, zu ihr gehen will, ſtößt er an einer Ecke mit ihr ſelbſt, die raſch daherkommt, ſo zuſammen, daß ihr der Korb voll Rüben vom Kopf fällt. Er aber reicht ihr die Hand und begehrt ſie zum Weibe. Sie wird durch ihn der Hölle, in der ſie bisher gelebt, entriſſen. Die Schwiegereltern und deren Geſinde nehmen ſie zwar nur hart und unfreundlich auf, aber „ihre innere Wärme trotzte" und beſiegte die Kälte ihrer Umgebung.

„Der Geldtag" von 1846 ſchildert einen jungen dürftigen Gaſtwirth, der eine reiche Frau nimmt, die ſtolze Eiſi, einen neuen Gaſthof errichtet, prahlt, trinkt, ſpielt, ſich als Freigeiſt geberdet, die radikale Mode der Zeit mitmacht ꝛc., bis er voller Schulden in Folge der Trunkſucht ſtirbt. Da wird

er vergantet und die stolze Gisi muß zuziehen, wie alle ihre Fahrhabe verauctionirt und ihr großer schöner Spiegel von einer frötzisch auf sie herabblickenden Nebenbuhlerin erstanden wird.

„Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz" von 1846 zeigen uns den Gesellen in Zürich, Bern, im Waadtlande ꝛc. unter den verschiedensten Einflussen des Radikalismus, Straußenthums, Communismus ꝛc. jener Zeit. Er wird auch bald verführt, macht aber sehr bittere Erfahrungen und ist von so guter Art, daß er umlenkt und als frommer und fleißiger Handwerker in die Heimath zurückkehrt.

„Geld und Geist". Ein junger Bauer liebt ein braves Mädchen, deren Vater aber einen zweiten, widerwärtigen Freier, blos weil derselbe noch reicher ist, begünstigt. Der junge Liebhaber kommt mit schmucken Rossen selber im besten Putz dahergefahren und das Herz des Mädchens pocht ihm liebevoll entgegen, aber der Vater empfängt ihn mit einer Miene voll Essig und Galle, nimmt an, er sey nur gekommen, eine Schuld einzukassiren, zahlt ihm das Geld in den kleinsten und schlechtesten Munzsorten auf den Tisch und heißt ihn gehen. Zum Vorwand der Abweisung muß auch der Umstand dienen, daß der junge Mann noch nicht selbstständig ist. Er soll erst Herr des väterlichen Gutes, Vater und Mutter ins Hinterstubchen verbannt seyn, worauf er aus kindlicher Pietät sich nicht einläßt. Auf solche Weise nun tritt das gemeinste Geldinteresse einer in jeder Beziehung passenden ehelichen Verbindung in den Weg, und die beiden jungen Leute werden selbst durch Mißverstand und vermeintliche Kränkung einander im Herzen entfremdet, bis günstigere Umstände eintreten, die dem Jüngling unter den Augen seiner guten sterbenden Mutter die Versöhnung mit seiner Geliebten und eine glückliche Heirath möglich machen.

„Zeitgeist und Berner Geist" von 1852. Hans, ein reicher Bauernsohn, wird durch die Radikalen aus der Stadt beschmeichelt, verführt und gänzlich ruinirt. Treues Spiegelbild des schändlichen Treibens der damaligen Berner Radikalen.

„Erlebnisse eines Schuldenbauers" von 1854. Hans Joggi übernimmt ein größeres Gut mit Schulden, wird selber nicht bezahlt und wird von arglistigen Menschen so lange ausgesaugt, bis er Haus und Hof verliert, tröstet sich aber in einem soliden Hausknechtsdienst, in dem er sorgloser lebt, als früher.

In kleineren Erzählungen versuchte Bitzius zuerst 1842 im „Sylvestertraum" Jean Paul'schen Schwung der Phantasie, dann 1843 in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz" romantische Volkssagen wiederzugeben, wovon er aber wieder abging. Die „Erzählungen aus dem Volksleben" von 1852 enthalten wieder nur ländliche Charakterbilder, z. B. das einer reichen Bäuerin, die einen jungen Freier ihrer Tochter aus der Stadt abfertigt, eines dörflichen Viepmeiers, der es mit allen Parteien hält, eines deutschen Flüchtlings, der Schweizergnadenbrod mit Thränen essen muß ꝛc.

„Die Frau Pfarrerin" iſt die letzte Erzählung von Bitzius (1855), eine Idylle von großem Reiz. Die Pfarrerin iſt eine einfache, beſcheidene, ſchüchterne Natur. Sie verliert Vater und Gatten und bleibt kinderlos, einſam, bis ſie eines Tages unvermuthet einſchläft und ſtirbt. Kein Verwandter trauert um ſie, nur ein kleiner Vogel, den ſie liebreich gepflegt, ſetzt ſich auf ihre Achſel, auf der er ſo oft geſeſſen, und ſtirbt mit ihr.

Wenn das Rauhe und Peinigende in der Schilderung des Wirklichen bei Bitzius viel mehr vorſchlägt, als eine der Einbildungskraft ſchmeichelnde Idealiſirung, ſo war es doch äußerſt nützlich und zeitgemäß, daß nach ſo viel magenverderbender Leckerei endlich wieder einmal derbe Hausmannskoſt auf den Tiſch kam.

Mehrere Schweizer ahmten Bitzius nach. A. Hartmann trat ihm mit ſeinen Klitabendgeſchichten (1853) offen als Concurrent entgegen, ohne alle Berechtigung, denn er behielt von Bitzius faſt nur deſſen Fehler bei. Beſcheidener, aber nicht gehaltreicher ſind Bitters Geſchichten aus dem Emmenthal (1857). Ungleich beſſer ſind die Erzählungen von Th. Meyer-Merian: „der verlorene Sohn", die Geſchichte eines in der vornehmen Welt ſich verirrenden, aber zur rechten Zeit in ſein natürliches Geleis zurücktretenden Handwerkers, und „Kienſeppli", die rührende Lebens- und Todesgeſchichte eines unglücklichen Auswürflings der Geſellſchaft, der ſich zuletzt aus Dankbarkeit für ſeinen Wohlthäter bei einer großen Ueberſchwemmung aufopfert (1853 und 1855).

Bitzius beſter Nachahmer wurde ein aus dem Schwarzwald gebürtiger Jude, Berthold Auerbach. Derſelbe ſchien anfangs dieſer ſinnigen Vertiefung im chriſtlich-deutſchen Bauernleben durchaus fremd zu ſeyn. Er begann mit zwei Romanen, „Spinoza" (1837) und „Dichter und Kaufmann" (1840), welche beide darauf berechnet ſind, den „freien Geiſt" des modernſten Judenthums im Gegenſatz gegen jeden poſitiven jüdiſchen, wie chriſtlichen Glauben, zu verherrlichen. Auf dieſer Bahn wäre Auerbach verſunken, wenn nicht die Romane von Bitzius heimathliche Jugendgefühle in ihm geweckt und ihn unwiderſtehlich zur Nachahmung getrieben hätten. In den „Schwarzwälder Dorfgeſchichten", deren erſte Bände Auerbach 1843 drucken ließ, verräth ſich überall die Bezauberung, in welcher derſelbe ſich befunden, ſeitdem er Bitzius geleſen. Noch führt der Schüler nicht mit voller Sicherheit den Pinſel des Meiſters, aber

überall blickt dessen Manier hervor. Der Schauplatz ist nur aus dem Canton Bern in den katholischen Schwarzwald verlegt. Die harten, groben Bauern, die Dorflöwen, die dummen Rüpel, die Mütter und die jungen zarten Dulderinnen im ländlichen Mieder sind dieselben, nur in sehr wenig verändertem Costüm. Das Rauhe herrscht, wie bei Bitzius, noch auffallend vor und das Zarte, Süße, Befriedigende der Idylle weicht scheu zurück wie des Acis und der Galathea Liebe vor dem gräßlichen Polyphem.

In den Dorfgeschichten tritt zuerst der Tolpatsch als der gehänselte, dumme, aber gutherzige deutsche Bauernjunge (der echte deutsche Michel) charakteristisch hervor. Dann der rauhborstige böse Schloßbauer, zu dessen Füßen seine schöne Tochter Vesele wie die Felsennelke aufblüht und verwelkt; der gottlose Frieder, der sich im Gefängniß henkt; der durch den modernen Schwindelgeist zu tollen Speculationen verführte Diethelm, der zuletzt böswillig sein versichertes Gehöfte anzündet und im Zuchthaus endet; der durch die Hoffarth verführte Dorflöwe Florian, der, nachdem er aus dem Strafhaus entlassen ist, als Scheerenschleifer umherziehen muß, aber durch die treue aufopfernde Liebe seiner Crescenz getröstet wird; der wilde Luzian, der sich an dem Pfarrer vergreift. Die beste unter diesen harten Dorfgeschichten ist „der Lehenhof". Hier sehen wir Vater und Sohn, Bruder und Bruder im furchtbaren, handgreiflichen Kampfe um Theilung des großen Bauernguts, und obgleich die Söhne zu Grunde gehen, tröstet sich der kinderlose Vater noch mit Stolz, daß er die Untheilbarkeit des Gutes doch erhalten habe. Das ist uralt alemannisches Gefühl. Das knüpft die jüngste Gegenwart an Eticho's Zeiten an. Eben so treu aus dem Leben gegriffen und rührend ist die „Erdmuthe", das arme Opfer einer Vergantung. Am ruhrendsten ist die Erzählung von dem armen „Tonele mit der gebissenen Wange". Das hübsche Bauernmädchen wird von ihrem Liebhaber in der verliebten Wuth wirklich angebissen, stößt ihn daher mit Abscheu von sich und nimmt die Liebe eines ehrlichen Jägers an, der aber im Zweikampf von dem tollen Nebenbuhler umgebracht wird. — Heiteren Charakter haben nur die Erzählungen von „Ivo, dem Hairle", das Stillleben eines jungen, nachher den Stand ändernden Vicars; „der Lauterbacher", das Stillleben eines Anfangs von den Bauern verachteten, aber durch ein braves Weib getrösteten und mit den Bauern versöhnten Schulmeisters; „Lorle", das Stillleben einer vom Land in die Stadt an einen Professor verheiratheten, aber geschieden zurückkehrenden Frau, und die Liebe des fleißigen und treuen Maurers Brosi.

Nach dem Beispiel von Hebel und Horn zerblätterte Auerbach seine Dorfgeschichten auch in Calenderweise, zuerst im „Gevattermann". Sein

Trauerſpiel in Proſa „Andreas Hofer“ fiel ſchwach aus. Dahin paßt er nicht. In ſeinem Roman „neues Leben“ von 1852 hat er keine Fortſchritte gemacht, ſondern ſchwankt noch. Inzwiſchen eignete ſich, nachdem 1847 das Buch der Kindheit von Bogumil Goltz erſchienen war, Auerbach deſſen warme Auffaſſung an und lernte von ihm, die Natur mit friſchen kindlichen Augen anſehen. Nicht nur in ſeinen „deutſchen Abenden“ plaudert des „Waldſchützen Sohn“ mit den Bäumen und Vögeln des Waldes, ſondern auch im „Schatzkäſtlein des Gevattermanns“ verräth ſich vielfach die Goltziſche Manier. Ungefähr gleichzeitig mit dem Buch der Kindheit erſchien la petite Fadette der Madame Dudevant (George Sand) in Paris,

die rührende Geſchichte eines armen zerlumpten Mädchens, ſchimpflich Grille genannt, die aber durch ihr gutes Herz und durch ihren glänzenden Verſtand die Liebe des ſchönſten und reichſten Bauernſohns gewinnt.

Nach dieſen Muſtern nun dichtete Auerbach 1856 ſeine liebliche Idylle „Barfüßele“, entſchieden ſein beſtes Werk.

Amrei (Anna Maria) und ihr Bruder Dami (Damian) verlieren ihre Eltern früh. Sie dürfen nicht einmal in das elterliche Haus zurück, an das ſie oft klopfen, um die, wie ſie glauben, noch lebenden Eltern zu rufen. Sie wachſen im Elend auf. Amrei muß immer barfuß gehen, daher man ſie nur das Barfüßele nennt. Sie muß die Gänſe hüten, der niedrigſte und verachtetſte aller Dienſte. Aber unter freiem Himmel verkehrt ſie ſinnig mit den Sternen, Wolken, Bäumen, Kräutern und Thieren und lauſcht der Natur ihre zarteſten Geheimniſſe ab. Die ſchwarze Marann, eine phantaſtiſche Wittwe, bei der ſie allein wohnt, beſtärkt ihren Hang zum Sinnen und Schwärmen. Endlich kommt Amrei als Magd auf eines reichen Bauern Hof. Hier wird ſie von Roſel, der hoffärthigen Schweſter des Bauern, viel geplagt. Einmal darf ſie mit auf eine Hochzeit in dem benachbarten Dorf Endringen. Da erregt ſie die Aufmerkſamkeit eines bildſchönen und wohlgekleideten fremden Bauernſohnes (Johannes); während ſie als arme Magd ohne Tänzer daſtehen und den reichen Burſchen und Mädchen ihres Dorfes die überflüſſigen Kleider, Tabakspfeifen ꝛc. halten muß, geht er auf ſie zu, fordert ſie zum Tanz auf, tanzt mit ihr zu Aller Bewunderung, denn ſie ſind das ſchönſte Paar zuſammen, verläßt ſie aber ſchnell, nachdem er erfahren hat, ſie ſey nur eine arme Dienſtmagd und nachdem er einen kurzen wehmüthigen Abſchied genommen hat. Sie ſieht ihn nicht wieder und weiß nicht, wer er iſt. Ihr Herz iſt ſchwer. Neuer Kummer kommt über ſie durch ihren Bruder, dem alles mißlingt und für den ſie immer von neuem ſorgen muß. Da meldet ſich ein Freier für die Roſel und mit Entſetzen und Wonne zugleich erkennt Amrei in ihm den Tänzer

von Gndringen. Ihr Herz recht zum Sterben. Sie kann nicht schlafen. Sie irrt in der Nacht im Felde und Walde und zieht sich dadurch einen dicken Backen zu. Dieser aber schützt sie nun, daß Johannes sie nicht erkennt. Er wendet sich an sie, als die Magd des Hauses, um über Rosels Charakter Erkundigungen einzuziehen. Ihre großmüthigen und verständigen Antworten erfreuen ihn, während ihn gar manches an Rosel selbst abstößt. Er ist nur auf Probe gekommen, seine Eltern haben ihm alle Freiheit gelassen, sich selbst eine Frau zu wählen, und er ist klug. Am Abend, als Rosels ganze Verwandtschaft eingeladen ist, erscheint Amrei, wie ihr die Bäurin geheißen, in ihrem Sonntagsstaat. Das will Rosel nicht leiden, ahnend, der Fremde könne jetzt erst ein Auge auf sie werfen. Amrei rechtfertigt sich, aber Rosel wirft sie zu Boden und schlägt sie ins Gesicht. Da plötzlich steht Johannes zwischen ihnen, deckt Amrei, die noch am Boden kniet, mit seiner Hand und — erklärt sie zu seiner Braut. Er begleitet sie in ihre enge Kammer und zur schwarzen Marann', die, indem sie in Johannes ihren verlorenen Sohn wiederzusehen glaubt, vor Freude stirbt. Nachdem Amrei für die Todte gesorgt, setzt sie sich hinter Johannes auf seinen Schimmel und sie reiten in die schöne Sommernacht hinaus, in heller Wonne, zunächst in den Wald zum höchlich überraschten Dami, der hier als Köhler lebt. Dann am Morgen reisen sie zu Wagen weiter nach des Johannes Heimath. Amrei geht allein voraus auf den Hof und gewinnt durch ihren überlegenen Geist und durch die edle Offenheit ihres Benehmens der reichen Eltern Gunst, so daß sie mit Freuden als Schwiegertochter anerkannt wird.

Ein zweiter Nachahmer des Bitzius, der Pfarrer Wilh. Oertel zu Horn im Hundsrück, der sich W. O. von Horn nannte, gab seit 1846 einen Volkskalender voll kleiner Dorfgeschichten unter dem Namen „Spinnstube" heraus, später „Rheinische Dorfgeschichten", „des alten Schmiedjakobs Geschichten" ꝛc. Er spiegelt das Bauernleben auf dem Hundsrück, an der Mosel, Ahr und im Nassauischen ab. Da das rheinländische Blut leichter fließt, begegnen wir bei ihm keinen so ungeschlacht groben Gestalten, wie im Oberlande; er zeichnet seine Leute sehr treu und weiß auch durch Geschichten armer Kinder das Herz zu rühren; im Allgemeinen aber süßelt er ein wenig zu viel in der Manier der Düsseldorfer Genremaler. — Aehnlich die „Geschichten und Erzählungen", „aus der Rockenstube," „aus dem Altmühlthal" ꝛc. von Karl Stöber (seit 1841).

Besonders lieblich sind darin die Schilderungen armer und frommer Kinder, welche Segen ins Haus bringen, und sehr treffend die komische Bestrafung

eines Juden, der zum erſtenmal in ein bis dahin von Luxus und Corruption jeder Art verſchontes Gebirgsdorf kommt.

In Belgien gab Hendrik Conſcience Dorfgeſchichten in vlämiſcher Sprache heraus, welche zuerſt der ehrwürdige Biſchof Dieyenbrock 1845 in's Deutſche überſetzte. Seitdem hat man alle ſeine übrigen Romane ebenfalls überſetzt.

Sie ſchildern das altvlämiſche Leben im Bürger- und Bauernſtande und zwar im Gegenſatz gegen die moderne Bildung, in den Kriſen der Revolution, in den Bedrängniſſen des „Geldteufels" ꝛc. und zeichnen ſich wie durch edle Einfalt, ſo durch tiefe katholiſche Frömmigkeit aus.

Von Joſef Rank in Wien erhielten wir 1843 Schilderungen „aus dem Böhmerwalde", worin Leben und Sitten eines wenig bekannten, aber kerndeutſchen Volkes trefflich charakteriſirt waren. Dagegen fielen die Dorfgeſchichten, welche Rank nachher von jenem Urſtoff abzog, zu breit und empfindſam aus. So die: Weißdornblüthen, Florian ꝛc.

Joſeph Friedrich Lentner, ein junger Bayer, der ſich meiſt in Tirol aufhielt, deſſen Berge ihm lieb geworden waren, ſtarb frühe an Schwindſucht und hinterließ „Geſchichten aus den Bergen", in denen ſeine Schwermuth ſich ſpiegelt. Die hier mitgetheilten kleinen Novellen ſind zum Theil ſehr rührenden Inhaltes. Ich hebe nur die am meiſten charakteriſtiſchen hervor:

Ein Zithermacher aus Tirol hört, ſeine Geliebte habe einen andern geheirathet, überfällt ſie im Wahnſinn und will ſie ermorden, wird aber noch verhindert. — Ein friſcher Tiroler, Florian, betrachtet vom Gletſcher herab das Dorf, in dem er bald ſeine Hochzeit feiern will, und läßt in ſeines Herzens Freude einen Juhſchrei laut durch die Berge hallen. Da von dem Schrei wird der Schnee erſchüttert und löst eine Lawine ſich ab, die ihn begräbt. — Die Mutter eines unehelichen Kindes, das ſie verloren, windet ihm immerfort Kränze. — Ein Schwärzer (Schmuggler) rettet ſeinen Todfeind, einen Zollbeamten, den er erſtarrt im Schnee findet. — Ein bayriſcher Aſſeſſor ſoll im Jahre 1809 eben von den Tiroler Bauern erſchoſſen werden, als ein Bauernmädchen auf ihn zuſtürzt und den andern zuruft, es ſey ihr Schatz. Da ſchonen ſie ihn, er will dem Mädchen danken, aber ſie verſchwindet. — Eine Mutter glaubt, ihr Kind habe ſich an einem Kraut vergiftet und ißt den Ueberreſt, um mit ihm zu ſterben, denn ſie hat ſonſt Niemand auf der Welt; aber das Kraut erweiſt ſich als unſchädlich.

Weniger anziehend ſind Lentners hiſtoriſche Dichtungen, „Ritter und

Bauer" aus dem 12. Jahrhundert und „der Tiroler Bauernſpiegel" vom Jahre 1809. Unbehaglich düſter das Novellenbuch (1848), voll Erinnerungen an die Zeit der politiſchen Verfolgungen, unter der auch er gelitten.

Unter andern muß hier Euphroſine, die Geliebte des verfolgten Clemens Müller, einen verhaßten Beamten heirathen. Ihr Geliebter wird vor ihren Augen von ihrem Manne mit Hülfe eines großen Hundes, der ihn niederreißt, verhaftet und in Ketten gelegt. Dann in langer Unterſuchung ergötzt ſich der Beamte, nicht nur den Gefangenen, ſondern auch ſeine eigne Gattin moraliſch zu martern. Am Ende aber ſtirbt er und der glücklich Befreite heirathet noch ſeine Wittwe. — In einer andern Novelle läßt ſich der treue Waſtel für den Bruder ſeiner Geliebten fünf Jahre lang als Wildſchütz ins Zuchthaus ſtecken, während ſie von einem ruchloſen Freier umſchlichen und bedrängt wird. Aber er wird noch frühe genug entlaſſen, um ſie zu retten und zu heirathen.

Der „Bauernſchinder" von H. C. Marcard (1844) iſt ein treues, ganz aus dem Leben gegriffenes, aber ſchauererregendes Bild der aus dem modernen „Fortſchritt" ausgeborenen Harpyen, die an Leib und Seele des Bauern nagen, der Wucherer, Güterſchacherer, treuloſen Creditgeber, Schuldſcheinmäkler, Verführer zu Luxus, Verſpotter der guten alten Sitten und Redlichkeit ꝛc.

Der Roman zeigt, wie durch ſolche hölliſche Künſte unter dem Schutz der Geſetze der ehrlichſte und bravſte Bauer um Haus und Hof, Ehre und Seligkeit gebracht werden kann.

Mit mehr religiöſem Auge und Troſt faßte Friedrich Ahlfeld und Glaubrecht (A. L. Oeſer) jener in fränkiſchen, dieſer in wetterauiſchen Dorfgeſchichten die Sünde und Corruption des Volkes auf. Die „norddeutſchen Bauerngeſchichten" von K. Ernſt (1850) ſind ſehr grell.

Da kommt ein „ganzes Dorf voll Schurken" vor, ein Sohn, der unwiſſend ſeinen Vater erſchießt; eine Hochzeit, auf welcher ſich die Braut als ſchon von einem Andern in guter Hoffnung erklärt ꝛc. Nichts als Criminal- und Polizeigeſchichten.

Hieher gehören noch die erzgebirgiſchen Dorfgeſchichten von Wilderhahn, eine niederſächſiſche von Schirges, die „aus dem Volksleben" von Fr. Friedrich ꝛc.

Im norddeutſchen Torfmoor wird ein junger Mann, der ſeinem Bruder

eben Geld bringen wollte, damit er heirathen könne, vom Vater der Braut ermordet und beraubt ꝛc.

Heinrich Pröhle, der die schönen alten Volkssagen des Harzes sammelte, schrieb 1851 die „Walddrossel".

Das ist eine schöne muntere Försterstochter, an deren einfache Liebesgeschichte sich die traurige Betrachtung der immer mehr durch Schulmeisterei und Einfluß des modernen Staats verschwindenden alten Volkssitte knüpft, mit der auch der tiefere innere Seelenfriede verschwindet.

Pröhle's Vater sammelte alle noch im Volk bis jetzt erhaltenen alterthümlichen Sitten und Gebräuche, um wenigstens, ehe sie vollends untergehen, ihr Andenken zu erhalten. Die Geschichten „aus dem Volk" von Edmund Hoefer (1852) suchen das Interesse mehr in der Wahrheit, als im romantischen Reiz.

Am einfachsten und rührendsten ist die Dorfgeschichte „verhandelte Treue" worin zwei Liebende getrennt und an Ungeliebte verheirathet werden. Das „Verlassene Haus" zeigt uns einen dörflichen Virginius, der seine Tochter erschießt, um sie vor der Verführung eines Grafen zu retten. Dazu Soldatengeschichten. Erzählungen eines alten Tambour.

Hoefer schrieb noch Geschichten aus alter und neuer Zeit, bewegtes Leben, Norien (Erinnerungen einer alten Frau), Schwanwiek (ein norddeutsches Natur- und Sittengemälde).

Vieler Beliebtheit erfreuen sich auch die schwäbischen Sittengemälde von Ottilie Wildermuth (1852), die sie seitdem nur zu fleißig fortgesetzt hat. Sie gehen weniger auf romantischen Reiz, als auf Naturwahrheit in Schilderungen des häuslichen Lebens aus. Am eigenthümlichsten sind ihre „schwäbischen Pfarrhäuser". Sie schließt den heitern Scherz nicht aus. Ernster, von tiefster Gemüthlichkeit und sehr fromm sind die Erzählungen der jung verstorbenen Frau Marie Nathusius, unter denen „das Tagebuch eines armen Fräuleins" von 1853 am beliebtesten wurde.

Das arme Fräulein wird aus großer Noth und Armuth durch einen wackern Edelmann gerettet, der sie heirathet. Voll Demuth und Anspruchslosigkeit weiß sie selber nicht, wie liebenswürdig sie ist und welchen Eindruck sie auf das Herz des Edelmanns gemacht hat. Das ist eines der reizendsten Charakterbilder unserer neueren Poesie.

Neben ihren übrigen Erzählungen zeichnen sich die „alte Jungfer"

der Schule für das Leben entlassen wird, daß er sogleich als Rechtsgelehrter aufzutreten im Stande wäre. Zwischen der Theorie und der Praxis liegt eine weite Kluft, über die er nach Jahren erst sich hinweg gesetzt sieht.

Man kann also einerseits die Klagen eines Staatsmannes oder praktischen Juristen über diese Zustände, zugleich aber die Nothwendigkeit eines mit einer Masse positiver Kenntnisse ausgerüsteten Rechtslehrerstandes sich leicht erklären. Der die Wissenschaft pflegende Rechtsgelehrte kann und muß dieselbe von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, und wird bei seinen Studien unter ihnen den ihn mehr ansprechenden vorzugsweise wählen. Es kann ihm entweder vorzüglich darum zu thun seyn, das wirklich geltende Recht genau zu kennen, um dasselbe mit Sicherheit anzuwenden; er wird Rechtsdogmatiker werden. Oder er wünscht den Ursprung und den Entwickelungsgang des Rechtes zu erforschen, um den Geist desselben und die es schaffenden Ursachen zu begreifen, und wird Rechtshistoriker. Oder er stellt sich auf einen höheren Standpunkt, untersucht nach philosophischen Prinzipien den Werth des geltenden Rechts, um zur Vervollkommnung desselben durch die Gesetzgebung mitzuwirken, und wird Rechtsphilosoph. — Der mit Geist sein Fach bearbeitende Rechtslehrer wird keinen der angegebenen Gesichtspunkte aus dem Auge verlieren, und das Studium des praktisch geltenden Rechts so lieben, daß er aus dessen Geschichte seinen wahren Charakter enthüllt, und zugleich dessen Werth kritisch untersucht, und seine Licht- und Schattenseite hervorhebt. Er wird nicht bloß zeigen, was Rechtens ist, sondern warum es Rechtens ist, und was nach der Kulturhöhe und den Bedürfnissen der Zeit Rechtens seyn sollte.

Die gleichmäßige Beachtung der drei Gesichtspunkte beim Rechtsstudium ist aber nicht jedem Rechtsgelehrten möglich. Er wird sich in der Regel mit Vorliebe einem zuwenden, und die andern als für ihn minder wichtig, nur soviel ihm durchaus nöthig ist, im Auge behalten. Ja ein fast ausschließliches Hingeben an den einen oder den andern ist nicht bloß bei dem einzelnen Rechtsgelehrten häufig, sondern hat zu verschiedenen Zeiten in der Behandlung der Rechtswissenschaft vorgeherrscht. Wie wir Praktiker haben, für welche es „nichts Höheres gibt, als seine

und „Eliſabeth“ am meiſten aus, treue Bilder des weiblichen Lebens außer und in der Ehe.

Eine hübſche Dorfgeſchichte „der Weihnachtsfund“ ſchrieb Hermann Kurz in Stuttgart 1856, nachdem er ſchon für eine gelungene Ueberſetzung des Triſtan und für ſeine Karlsſchüler (Scenen aus dem Jugendleben Schillers) Beifall geerndtet hatte.

Eine fromme und brave Bauernmagd, Juſtine, wird verführt und betrogen, muß deshalb ihrem eigentlichen Geliebten, einem wackern Handwerksgeſellen, entſagen, ohne daß er die Urſache ahnt, gebiert dann heimlich ein Kind und lebt in Ehrbarkeit fort, bis ihr Geliebter wiederkommt und ſie ihm nun erſt alles Vorgefallene geſteht. Er erkennt ihre Unſchuld, heirathet ſie und nimmt ſich väterlich ihres Kindes an.

In dem Roman „Hieronymus“ von Maler Lucian Reich (1853) wird das Leben, Sitten, Tracht ꝛc. des Hebel'ſchen Heimathlandes in der Baar und im Schwarzwald zugleich in Schrift und im Bilde dargeſtellt. Die Zeichnungen ſind ſehr lieblich und treu.

Hieronymus iſt ein armer Wäldler, an deſſen Abentheuer ſich die Schilderung des Landes und Volkes zwanglos anknüpft. Das Buch iſt nicht blos Dorfgeſchichte, ſondern auch eine Quelle für die Sittenkunde.

9.

Wiedererſtarkung der Religioſität.

Die unbedingte Herrſchaft der Aufklärung währte nur bis zu dem großen Kriege im Jahr 1813. Damals im Unglück lernten die Gebildeten in Deutſchland zum erſtenmal wieder beten. Auch die katholiſirende Romantik hing genau mit der patriotiſchen Reaction gegen Frankreich zuſammen. Während der Reſtauration wurde dagegen ſowohl in Oeſterreich unter Metternich, als in Preußen unter dem verhegelten Miniſterium Altenſtein die kirchenfeindliche Frivolität gehegt und gepflegt. Nun ließ ſich aber die einmal erwachte Sehnſucht edler Herzen nach der verlorenen Kirche nicht mehr unterdrücken und unter Proteſtanten, wie Katholiken, wurde der Drang zur Kirche immer mächtiger. Davon gaben die Altlutheraner in Schleſien 1825 und edle Kämpfer für den Glauben

wie Harms, Scheibel, Hengſtenberg ꝛc. und noch viel energiſcher ſeit 1837 der Erzbiſchof von Köln, Görres ꝛc. Zeugniß. Nach langen Kämpfen des Unglaubens mit dem Glauben führte das tolle Jahr 1848 einen nicht geahnten Triumph des letzteren herbei, denn aus Angſt vor der Anarchie fingen nun auch die Bureaukraten und Philiſter an, der Kirche wieder Achtung zu erweiſen.

In der Poeſie haben ſich dieſe Kämpfe nicht ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Tiefe nach abgeſpiegelt. Das Leben war hier (wie eigentlich immer) viel reicher als die Phantaſiewelt der Dichter. Auf dem proteſtantiſchen Gebiete ſchafften die rationaliſtiſchen Conſiſtorien am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des unſern die alten frommen Geſangbücher ab und führten neue ein, worin die Stichwörter der alten Gläubigkeit (Chriſtus, Herr) vermieden und moderne Surrogate (Vorſehung, Himmel, Weisheit) dafür geſetzt, auch die beſten alten Lieder weggelaſſen und durch lehrhafte Altklugheiten erſetzt wurden. In Wilh. Bauer's Kirchenlied (1852) iſt die ältere und neuere Methode in ihren Contraſten am beſten charakteriſirt. Die rationaliſtiſchen Kirchenlieder wurden zu Freimaurerliedern herabgewürdigt. Da ſang man z. B.:

Vernunft, du ſollſt mich immer mehr
Die wahre Weisheit lehren.

* * *

Er thut, was Wohlſtand ihm gebeut,
Doch trügend Spiel und Ueppigkeit
Heißt ihn die Klugheit meiden ꝛc.

Auch das Lied von Sails „das Grab iſt tief und ſtille und deckt ein unbekanntes Land" wurde in die Geſangbücher für die Kirche aufgenommen, der jenes Land nicht unbekannt ſeyn darf. Eine Menge literariſcher Spekulanten drängten ſich damals auf, um den Herren und Damen die nicht mehr genießbare Bibel und Orthodoxie mit einer glatten, niedlichen und biegſamen Toilettentheologie zu erſetzen, Witſchel ſeit 1798 mit ſeinen empfindſamen Morgen- und Abendopfern, Zſchokke mit ſeinen weit verbreiteten Stunden der Andacht, hundert Andere mit galanten Frömmeleien für gebildete Töchter ꝛc.

Nach den großen Kriegen bemühten ſich die wieder frommer und ernſter gewordenen Conſiſtorien, das Unkraut der Aufklärungszeit aus den

Gesangbüchern wieder auszutilgen und den alten Glauben im Kirchenliede herzustellen. Auch fanden sich viele neuere Sänger der Kirche. Ich werde sie hier nicht alle besprechen, so wenig wie alle älteren. Nur muß ich bemerken, daß bei den meisten die Frömmigkeit immer noch zu viel mit Selbstgefühl gepaart erscheint und daß in den neuen geistlichen Liedern das Wort Ich zu oft vorkommt. Auch haben die modernen Frommen mit den früheren Rationalisten in der Zurechtmachung der Tollettentheologie nur zu viel gewetteifert und in unzählbaren Communionbüchern, Hausandachten aller Art das Goldkorn des Wortes Gottes breit geschlagen zu Goldschaum und Modeflitter.

Einer der besten evangelischen Liederdichter ist Albert Knapp in Stuttgart, Sammler der alten Kirchenlieder (Liederschatz 1837). Seine eigenen geistlichen Lieder zeichnen sich durch die tiefste Frömmigkeit aus, werden aber oft zu wortreich. In seinen Hohenstaufenliedern (1839) besingt er den schönen Berg, auf dem einst die Burg unserer großen Kaiser stand, und knüpft daran stolze und wehmüthige Erinnerungen. — Sehr schön sind auch viele Lieder von Spitta: dessen „Psalter und Harfe", ein Buch, welches seit 1833 schon 22 mal aufgelegt und sehr verbreitet wurde. Sie sprechen durch tiefe Innigkeit des Gefühls und durch die Ruhe gläubiger Zuversicht an. — Aehnlich sind die schönen Lieder des Joh. Fr. von Meyer („Hesperiden") von 1836, voll hoher Andacht, Anbetung der Majestät Gottes, himmlischem Heimweh und Sehnsucht nach dem Frieden Gottes. Echt herrnhutische Lieder, nur etwas geschmackvoller, als die älteren, dichtete Karl Bernh. Garve.

Die Helden der Reformation wurden überaus oft gefeiert, besonders an der Jubelfeier von 1817 und 1830, aber meist prahlerisch, hochtrabend, geschmacklos. Keine Dichtung auf Luther erreichte an poetischem Werth das verrufene, aber am Ende doch geistreiche Schauspiel von Zach. Werner. Nur die epische Dichtung „Luther" von Bechstein (1834) nahm einen höheren und genialere[illegible]ng. Geringer waren die Schauspiele „Luther" von Klingemann, [illegible], Köster. Fröhlich feierte in epischen Dichtungen Zwingli und Hutten, Rellstab und Duller den Sickingen, in Schauspielen Schler den Huß; Schöne, Gehe, Fr. Förster den Tod Gustav Adolfs ꝛc.

Fr. Adolf Krummacher, ein angesehener Geistlicher Bremens,

hielt den Ton von Claudius und Herder ein. Seine „Parabeln“ von 1805 erlangten großen und verdienten Ruf durch ihre edle Einfachheit und Frömmigkeit. Aber der Dichter neigte etwas zu ſehr zur weichen, empfindſamen Familienſeligkeit hin.

Die Kinderwelt, 1806. Feſtbüchlein. Die Liebe, ein Hymnus. Apologien und Paramythien. Johannes, ein Drama. Bilder und Bildchen. Das Täubchen ꝛc.

Das Epos „Jeſus“ von G. A. von Halem (1810) iſt eine Ergänzung zu Klopſtocks Meſſias, indem es da aufhört, wo dieſer anfängt, ſentimental und langweilig.

Großen, nicht durchaus verdienten, Ruhm erlangten die Glockentöne von Friedrich Strauß, 1815. Derſelbe faßte im frommen Wuppertale die Eindrücke ſeiner nächſten Umgebung als Scenen aus dem Leben eines jungen Geiſtlichen zuſammen, in einem äußerſt ſalbungsvollen, kokett frömmelnden Tone, viel zu ſüßlich. Erſcheint auch das Beſtreben, die gebildete Welt wieder frömmer zu ſtimmen, an ſich löblich, ſo ſollte es ſich doch anderer Mittel bedienen, als dieſer eiteln Selbſtportraitirung. Die Liebe zu Gott darf nicht verſchwimmen mit der eigenen Beliebäugelung im Spiegel. Die Glockentöne verſchafften dem jungen Dichter eine Hofpredigerſtelle in Berlin. Er ſchrieb noch zwei geiſtliche Romane „Helons Wallfahrt nach Jeruſalem“ und die „Taufe im Jordan“, beides nur belehrende und zugleich etwas ſentimentale Sittengemälde aus der Anfangszeit des Chriſtenthums.

Sämundis Führungen, ein Roman von J. A. Kanne miſcht Chriſten- und Maurerthum.

Sämundis reißt ſich aus den heidniſchen Myſterien los, um ſich in die chriſtlichen einweihen zu laſſen. Die erſteren, ſowohl des Typhon als des Bacchus, ſind in ihrer wilden Sinnlichkeit wenigſtens kurzweiliger als die letzteren, in denen die Geheimbündlerei und maureriſche Phraſenmacherei und Moralitätsprahlerei ſehr langweilt. Faſt komiſch iſt die Zuziehung der Frauenzimmer. Es muß ſich in dieſem ſittlichen Roman alles paaren.

R. A. von Boguslawski ſchrieb ein Epos Diocles (Berlin, 2. Aufl. 1817) in Hexametern, zur Verherrlichung des Chriſtenthums, gut gemeint, aber zu empfindſam.

Diocles (Kaiſer Diocletian) hat Frau und Tochter verbannt, weil ſie ſich

zum Chriſtenthum neigen, entſagt ſpäter als Philoſoph der Regierung, verirrt einmal in der Einſamkeit des Gebirges, wird aus Lebensgefahr durch einen ehrwürdigen Greis gerettet und von demſelben in die Geheimniſſe des Chriſtenthums eingeweiht, erkennt deſſen Vortrefflichkeit an und findet nun auch Frau und Tochter wieder.

Beſſer waren Heſekiels Blüthen heiliger Dichtung und deſſen Bilder aus dem Leben eines Studirenden (1822), und Theremins Abendſtunden, Stimmen aus Gräbern, Adalberts Bekenntniſſe (1828).

Ein wenig ſeltſam war der Roman „Joſeph Sannazar“ von Theod. Melas (1837),

ſofern ſich hier zwei irdiſch Liebende bei jedem Händedruck und Kuſſe einbilden, Chriſtus müſſe zwiſchen ihnen ſtehen und jedes von beiden liebe und küſſe eben nur den Herrn. Das iſt gut gemeint, aber geſchmacklos und eine unſtatthafte Herbeiziehung des Heiligen.

Ein Extrem von Weichlichkeit ſtellten die übrigens recht frommen „Klänge aus der Welt des Gemüths“ von Wilhelm St. Paul (1839) dar.

Der Dichter verlangt, wir ſollen alle wieder Kinder werden, nur in der Kindheit allein könne der h. Geiſt wieder geboren werden.

Hieher gehören noch zwei fromme epiſche Dichtungen von D. Pape (die Sterne 1837 und Chriſtus 1840).

Eine merkwürdige Erſcheinung waren 1843 die Gedichte Friedrich Becks, weil ſie den damals die Literatur durchtobenden Heiden und Juden das Kreuz vorhielten und ſie mahnten, das Kreuz werde ſiegreich über dem Erdenrunde ſtehen bleiben. Auch neigte dieſer Dichter zur Form der alten Minneſänger hin.

Eine Roſe blühte, ſo lieb war keine mir;
Ich pflegte mit ſorglicher Hand ſie für und für,
Bald aber ſenkte das Haupt ſie welkend nieder,
Und mußte ſcheiden;
Meine Leiden
Sah ſie und ſprach: im Lenze kehr ich wieder.

Im Jahre 1841 hat Stebling ein „jüngſtes Gericht“ gedichtet,

worin die Welt nicht in der Fülle ihrer Kraft und Sünde durch Gottes Zorn zerſtört wird, ſondern gleichſam nur an Alter und Entnervung abſtirbt, wie eine alte Uhr ſtockt und ſtehen bleibt. Die Sonne läuft nicht mehr, das Meer

trocknet aus. Als letzter Menſch bleibt der ewige Jude übrig. Da brauſen Meteore hervor und ſtecken die Erde in Brand. Der Jude ſtürzt hinein. Die verbrannte Erde bleibt als Schlacke zurück, in der Satan nunmehr bequem ſeine Reſidenz aufſchlagen will. Da eröffnet Gott das Weltgericht, alle Todten ſtehen auf; der Tod ſelbſt, der entwichen war, kommt zurück, um — Satan zu tödten und ſtirbt dann ſelbſt. Zum Schluß allgemeine Amneſtie und Verſammlung der Menſchen in einer neuen Welt ohne Uebel. — Obgleich dieſe Dichtung in der That ſehr viel Schönes und Ergreifendes enthält, iſt ſie doch nicht kirchlich. — Derſelbe dichtete „Deutſchlands Freiheitskämpfe“ in einem langen Epos (1845).

In mehreren Tendenzromanen wurden die religiöſen Gegenſätze der Zeit geſpiegelt.

In dem Roman „Wahl und Führung“ von Heinr. Wilhelmi (1818) wird der gläubige Proteſtantismus gegenüber vom Katholicismus und Unglauben erhoben.

Der Katholik Leopold wird von dem Bewußtſeyn gequält, einen Meuchelmord veranlaßt zu haben. Die bekannten Heilmittel ſeiner Kirche gewähren ihm keinen Troſt. Erſt Theodorus, der ſanfte, allliebende, tolerante Proteſtant, gibt ihm die Seelenruhe zurück, hauptſächlich durch den Beweis, daß der ſcheinbar Gemordete noch lebe. Alle verſammeln und verſöhnen ſich dann am Grabe dieſes Theodorus, der ein wenig Leſſings Nathan nachſchlägt und eher ein Theophilanthropiſt, als ein Chriſt iſt.

Wilhelmi ſchrieb noch mehrere ähnliche Romane. Im „Cöleſtin“ ſtellt er dem Prieſter den Menſchen entgegen. Der berühmte Theologe de Wette ſchrieb 1821 den Roman „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ und 1829 „Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeiſt“. Beide lehrhaft.

Im erſteren beſchreibt er den Bildungsgang eines proteſtantiſchen Geiſtlichen unter Erwägung aller damals vorkommenden theologiſchen Richtungen, im zweiten den Bildungsgang eines Laien unter Erwägung der damals herrſchenden wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Anſichten. Ungefähr im Geiſt Herders gedacht, ein ſittlich-gemüthlicher Rationalismus unter ausdrücklicher Verwahrung gegen Pfaffenthum und Pietismus. Im Melchthal fällt widrig auf, daß es eine Dame iſt, von der alle theologiſche Weisheit ausgeht.

Merkwürdige Tendenzromane ſchrieb Profeſſor Succow in Breslau unter dem Namen Posgaru, 1829 die „Liebesgeſchichten“,

worin ein Graf einen fein epikuräiſchen in Göthe's Namen verſammelten kleinen Freundeskreis um ſich bildet, in welchen ein männlicher und ſittlich

reiner Baron als Gast eintritt, sich bald aber unwillig wieder entfernt. Plötzlich aber wird der Kreis zerrissen, indem der Bruder eines vom Grafen arglistig verführten Mädchens diesen ermordet.

Bald darauf fügte Succow den „Germanos" hinzu, eine Apotheose des Protestantismus oder vielmehr der Zukunftskirche.

Eine durch Zwietracht und Verbrechen zerrissene italienische Fürstenfamilie versöhnt sich in dem neuen Glauben (zur Zeit Karls V). Der alte Germanos erblickt in einer Vision eine allegorische Umdeutung der alten Schöpfungstage und zugleich der Apokalypse in die neue Schöpfungszeit der Reformation, worin die letztere 1) dem „Es werde Licht" und 2) sogar dem großen Auferstehungsmorgen gleich gesetzt wird.

Als die Kölner Wirren aus Anlaß der gemischten Ehen ausbrachen, (1837), schrieb Oberconsistorialrath Bretschneider in Gotha, ein fanatischer Rationalist, einen Tendenzroman „der Freiherr von Sandau".

Ein protestantischer Hauptmann liebt ein katholisches Mädchen, die Tochter des Freiherrn von Sandau. Ein katholischer Pater mißbilligt diese Verbindung und intriguirt dagegen, aber ein bejahrter katholischer Weltpriester findet sie entschuldbar und hilft sie dem Fräulein erleichtern. Alles in der Manier Kotzebue's. Liebe geht über Religion. „Sie (die katholischen Priester) lieben nicht, die süßesten Menschenfreuden sind ihnen verpönt; von Rom ist keine Barmherzigkeit zu hoffen."

Eben so ist ein Trauerspiel von Angelstern (1839) gedacht.

Angelica von Detmaringen, eine Protestantin, die glückliche Gattin des katholischen Grafen Sigismund, wird von dem katholischen Priester Molina verfolgt, und als sie nicht katholisch werden will, der Untreue verdächtigt. Ihr Mann, ganz in des Priesters Hand, hört auf sie zu lieben und bedrängt sie mit falschen Beschuldigungen. In der Angst sucht sie Rettung bei einem protestantischen Jugendfreunde Walther, der einst den Grafen vom Tode gerettet hat. Aber ihr Verhältniß bleibt nicht rein. Aus Verzweiflung vergiftet sie sich, Walther aber wird vom Grafen erschossen.

Eine antiprotestantische Tendenz hatte dagegen der Roman des zur katholischen Kirche übergetretenen W. Meinhold (der getreue Ritter oder Sigismund Hagen).

Unter den Romanen, die eine Vermittlung zwischen Katholicismus und Protestantismus anstrebten, steht Tiecks Aufruhr in den Cevennen (siehe oben S. 309) voran, blieb jedoch ohne Ausgang. Friedrich von Uechtritz schrieb 1853 den Roman „Albrecht Holm",

worin Agnes, eine ehemalige Nonne, als Gattin des einſeitig proteſtantiſchen Holm zwiſchen dieſem und ſeiner früheren Geliebten, der einſeitig katholiſchen Lucrezia, ſtehend, den Gegenſatz beider friedlich ausgleicht und den Beweis liefern ſoll, daß das Edelſte beider Glaubensformen wohl in einem Weſen könne verſchmolzen werden.

Gotthilf Heinrich von Schubert, Profeſſor in München, verband mit reichem naturwiſſenſchaftlichem Wiſſen eine tiefe und ſanfte Frömmigkeit. Alle ſeine gelehrten Werke ſind von der letztern durchdrungen, vorzugsweiſe die aſtronomiſchen und die pſychologiſchen.

Seine „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft“ von 1803, ſeine „Symbolik des Traums“ 1814, ſein großes Werk über „die Seele, die Seelenkrankheiten“ ꝛc. haben Epoche gemacht.

Er ſchrieb auch Erzählungen, worin eine Art pietiſtiſche Richtung doch keineswegs zu Kopfhängerei führt, ſondern der Jugend ſehr praktiſche Lehren ertheilt werden und unter anderm auch vor dem falſchen Pietismus gewarnt wird (in der Geſchichte des Jakob Werner). Auch ſeine Lebensgeſchichte, ſeine Reiſen ꝛc. zeigen dieſen frommen und zugleich verſtändigen Geiſt.

Einer der edelſten Dichter der frommen Richtung iſt Victor v. Strauß, fürſtlich Lippe'ſcher Geheimerath. Seine lyriſchen Gedichte gehören zu den ſchönſten der Neuzeit, z. B. das vom Kölner Dom, die Anrede an ſein Roß, die Dampffahrt ꝛc. Meiſter des Wohllauts iſt der Dichter auch geiſtreich, wie der ſchöne Mythus vom Dampf beweiſt.

Hephäſtos ſitzt, grollend über Aphroditens Untreue, am Meere. Da verwundet ihn Eros mit einem Pfeil und macht ihn in die ſchöne Galatea verliebt. Gierig ſtürzt nun der Feuergott in die kalte Fluth und zeugt mit Galatea (dem milchweißen Schaum) den Atmos (Dampf), welcher ſeines Vaters Liebling und von ihm in ſeiner Schmiede mit mächtigen Waffen ausgerüſtet wird (der Dampfmaſchine).

Im „Kirchenjahr im Hauſe“ von 1845 hat Strauß fromme Betrachtungen in Verſen an alle hervortretenden Tage des Kirchenjahrs angeknüpft; 1856 gab er noch weitere weltliche und geiſtliche Gedichte und ein Oſterſpiel „Judas Iſcharioth“ heraus.

In dem Schauſpiel „Gudrun“ machte Strauß den merkwürdigen Verſuch, einen altnordiſchen Stoff in der Sprache des Sophokles zu behandeln, und in der That paßt dieſe ernſte, würdevolle Sprache, in welcher

der sieben- mit dem fünffüßigen Jambus wechselt, sehr gut zu den hohen Charakteren des Gedichts. Diese Form sagt dem Stoff besser zu, als die, welche Fouqué und Oehlenschläger wählten. Dabei versuchte sich Strauß auch in einer classischen Tragödie „Polyxene", ein schönes, würdevoll ausgeführtes Charakterbild.

Die unglückliche Tochter des Priamus wird auf dem Grabe des Achilles, dem sie hätte vermählt werden sollen, geopfert.

In dem Trauerspiel „Katharina" (schon von 1828, seinem ersten) zeichnet Strauß mit Meisterschaft die geheime Liebe eines demüthigen und tugendhaften Mädchens, die an ihrem Schmerze stirbt, ohne ihn zu verrathen.

Das bedeutendste Werk des Dichters ist ein Epos „Robert der Teufel" von 1854.

Kinderlose Eltern wenden sich, um ein Kind zu bekommen, endlich an den Teufel und die Frau gebiert Robert, der von seinen schlimmen Eigenschaften der Teufel zubenannt wird. Nach ungeheuren Freveln bekehrt er sich und thut Buße. Nach altfranzösischer Sage. Strauß hat sowohl den verteufelten Sünder und Wütherich, als später den reuigen Büßer mit den lebendigsten Farben geschildert. Neben ihm nimmt seine Mutter mit ihrer Angst das Interesse am meisten in Anspruch. Die Reue in diesem Mutterherzen ist von ergreifender Wahrheit. Wie Robert Frevel auf Frevel häuft, wie seine Barone sich zusammenschaaren und ihn mit constitutionellen Vorstellungen zähmen zu können glauben, was ihnen kläglich mißlingt, das alles ist vom Dichter sehr gut gezeichnet. Die Bekehrung erfolgt endlich durch den Anblick der schönen Kaiserstochter Aweline, welche Robert unterwegs überfällt, um sie zu berauben, und deren ganzes Gefolge er erschlägt. Ihr Anblick bezaubert ihn, wie die Dämonen der Manichäer der eines Engels. Sein ganzes Wesen wird umgewandelt, nur einmal noch tobt er seine alte Wuth aus, aber nur an den Gefährten seiner Wildheit.

Von ganz anderer Art ist das schon 1841 erschienene Epos „Richard", indem es ganz den durchsichtig klaren Ton und die Ruhe, wie Göthe's Dorothea, einhält.

Richard, ein junger Liberaler, der eine Zeitlang sogar auf die Festung gesetzt wurde, ist gleichwohl so loyal, die empörten Bauern zu beruhigen, wird im tapfern Kampf für seinen Fürsten verwundet, gewinnt aber dadurch die Gunst dieses wohlwollenden Herrn und die Hand seiner Geliebten.

Strauß hat in seinem Roman „Theobald" (1839), welcher in der

bewegten Zeit der Freiheitskriege spielt, hauptsächlich das zarte Verhältniß zweier Geschwister zu einander geschildert.

Durch einen Ruchlosen sind die Geschwister Theobald und Marie ihren vornehmen Eltern und ihrem reichen Erbe entrissen und zugleich von einander getrennt worden. Sie finden sich wieder, ohne sich zu kennen, Marie als die angebliche Tochter des ruchlosen Räubers, der endlich entlarvt wird. Nicht minder zart wie zur Schwester ist Theobalds Stellung zu seiner Geliebten Hildegard und ihrer Schwester Clara.

Im „Erbe der Väter" 1850 schildert der Dichter die Verschuldung und Buße eines jungen Mannes im Revolutionsjahr 1848.

Die „Erzählungen" von Strauß (1846 und 1854) enthalten treffliche Gemälde nach dem Leben, z. B.

die rührende Geschichte eines verloren gegangenen Knaben, der sich unter den niedersten Volksklassen in größter Verwilderung umtreiben muß, aber durch eine Erinnerung an seine bessere erste Jugend und später durch Gottvertrauen und Frömmigkeit getragen, sich edler ausbildet, als er es vielleicht als reicher Jüngling vermocht hätte. — Der Contrast zwischen einem alten frommen Schulmeister und einem modernen, im Seminar hochgeschraubten Herrn Lehrer. — Die rührende Geschichte Sophiens, einer armen von ihrem Vater roh mißhandelten Tochter, welche durch himmlische Geduld, durch Wohlthaten, welche sie ihren Feinden erweist ꝛc., endlich des Vaters Herz bezwingt und ihn bekehrt. — Triumph des religiösen Pflichtgefühls in der Ehe über Neigungen des Herzens. — Die Bekehrung eines Communisten, nachdem er in die ganze Verwilderung seiner Anhänger hineingeblickt. — Die Bekehrung eines dem Pantheismus verfallenen Theologen ꝛc.

Ignaz Heinrich, Freiherr von Wessenberg, als Verweser des Bisthum Constanz vom Papst nicht bestätigt, Bruder des österreichischen Ministers, schrieb seit 1800 viele Gedichte, auch religiöse, sittliche, kunstgeschichtliche Schriften. Unter den Gedichten stehen die epischen voran.

„Julius oder die Pilgerfahrt eines Jünglings" zeigt uns Julius in Begleitung des älteren Eudor, ungefähr wie Seume, aus Schmerz um das damals unter Napoleon leidende deutsche Vaterland, nach Italien pilgernd, wo sie sich in den großen Erinnerungen der Vorzeit zerstreuen. Julius bewahrt in treuem Herzen seine Liebe zu einem deutschen Mädchen, findet sie aber nicht eher wieder, bis er noch in Spanien hat kämpfen müssen.

„Irene", die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums, ein sehr lebendiges Gemälde des römischen Reichs, Athens und Jerusalems, wo sich die letzten Blüthen des antiken mit den ersten des christlichen Geistes berühren. Die Tendenz des Dichters gibt sich als tolerant zu erkennen.

Entscheidungen interessanter Rechtsfragen, oder leidenschaftliche Freunde der Rechtsalterthümer, oder nur die Spekulation liebende Rechtsphilosophen, so finden wir, daß zu verschiedenen Zeiten die Rechtswissenschaft entweder bloß dogmatisch und praktisch war, wie z. B. vom Augenblicke der Wiedererweckung des römischen Rechts an bis in das sechzehnte Jahrhundert, oder philologisch-historisch, wie zur Zeit des Cujacius und seiner Zeitgenossen und zur Blüthezeit der holländischen Schulen. Die philosophische Richtung suchte zu verschiedenen Zeiten das positive Rechtsstudium zu überflügeln, was aber schon deshalb nicht gelang, weil das praktische Bedürfniß mit Nothwendigkeit zu diesem stets wieder zurückführte.

Der letzte Umstand erklärt uns auch, warum die Dogmatik des Rechts immer den Mittelpunkt der Rechtswissenschaften bildet und als der Hauptzweck der juristischen Studien gilt. Indessen lassen sich nach dem Vorherrschen der praktischen, historischen oder philosophischen Richtung in der Behandlungsweise der Rechtswissenschaft — Schulen der Rechtsgelehrten unterscheiden. Wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Realisten, als die praktischen Dogmatiker, den Humanisten, als den mehr der Rechtsgeschichte zugewandten Rechtslehrern, entgegen standen: so zeigten sich auch später Gegensätze, die mit den Fortschritten der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung Europa's sich vollkommen ausbilden und potenziren mußten. Und daß diese Potenzirung im neunzehnten Jahrhundert statt fand, und in Deutschland mehr als in andern Ländern hervortrat, begreift sich von selbst, wenn man den Genius der deutschen Wissenschaft nur einigermaßen kennt. Man könnte sich rein praktische, rein historische und rein philosophische Schulen der Rechtsgelehrten denken. Die ersten sind aber in unserer Zeit eine große Seltenheit, in Deutschland sogar unmöglich. Wenn es auch eine Menge praktischer Juristen gibt, die als Sachwalter oder als Beamte sich allein darauf verlegen, den Mechanismus des geltenden Rechts und die herrschende jurisprudence (wie sie in Frankreich heißt) zu kennen: so möchte jetzt wohl schwerlich ein deutscher Rechtslehrer gefunden werden, der nur für dieses Sinn hätte, und von allem Historischen oder Philosophischen absähe. Rein philosophische Juristen waren unsere Naturrechtslehrer, unter welchen

Sie, deren Ideal uns Chriſtus zeiget,
Hält alles Wahre, Gute, Schöne werth,
Das Kleinod auch, im Heidenſchacht erzeuget ꝛc.

„Franz und Paul oder die Wehen im Thal" iſt ein kleineres, minder bedeutendes Gedicht. Das Thal wird von einer großen Plage befreit, aber die Löſung iſt „der Freiheit Bahn ſey fortan Liebe".

„Padilla oder der letzte Freiheitskampf Caſtiliens" iſt eine Jambentragödie zur Verherrlichung der Maria Padilla, der ſpaniſchen Freiheitsheldin, die hier völlig wie ein weiblicher Marquis Poſa redet.

Herr von Weſſenberg ſchrieb auch ſehr viele lyriſche Gedichte, theils geiſtliche zur Ehre Gottes, theils Naturbilder, Reiſebilder, vornämlich aus Italien, Lieder der Freundſchaft, Lehrhaftes und Epigramme. Ueberall eifert er für edle Sitte, deutſche Tugend und Reinheit, Humanität und chriſtliche Liebe, Duldung und Verſöhnlichkeit. Der ſterbende Fechter, die weltberühmte Statue auf dem römiſchen Capitol, veranlaßt ihn zu einem ſeiner ſchönſten Gedichte.

Wer biſt du, Fechter! der ſo zierlich ſtirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um welcher Römer ſchnödes Lob noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben ſtrömt zur Erde?
Wie luſtberauſcht jetzt aller Augen blinken
Bei deines Haupts ſchön abgeſtuftem Sinken!

O Schmach der Knechtſchaft, zu der Menſchheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt ſterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der ſieben Hügel!
Seht, jetzt erblaßt er. Hört von allen Stufen
Unmenſchlich Jubeln laut der Rache rufen!

Weſſenberg ſteht den frommen Proteſtanten noch ziemlich nahe. Dagegen hat die ſtrengere Richtung des Katholicismus nicht minder ihre Vertreter in der Poeſie gefunden.

Des feurigen Görres milder Sohn Guido dichtete ſeit 1838 zarte Marienlieder, ein Weihnachtskripplein, ein Leben der h. Cäcilie in Geſängen und ein Paar hübſche Märchen (Schön Röslein und der Hörnene Sigfried). Der Zug zum kindlich Frommen charakteriſirt ihn. Es iſt etwas Morgendliches, friſch zum Leben Aufathmendes in ſeinen Dichtungen. Ihm zunächſt ſteht ſein Münchner Freund Graf Pocci, deſſen

Dichtungen 1843 gesammelt wurden (Romanzen, Legenden, Märchen, Kinderlieder), von zarter Gottesminne, warmer Vaterlandsliebe und einem edeln Sinne für das Einfache. Einen bedeutenden Ruf erwarb sich auch Wilhelm Smets 1840 mit seinen schönen Gedichten, die den gothischen Horizont heraufführen und die Glockentöne vom Kölner Dom her sinnig deuten. Doch ist auch vielerlei Weltliches in diesen Liedern, in denen noch besonders die Beziehungen auf seine Mutter, die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder, merkwürdig sind, sofern er erst im 20. Jahr erfuhr, daß sie seine Mutter sey.

Sehr interessant sind die frommen Lieder einiger jungen Kleriker. Michelis, der nicht unberühmte Caplan des Erzbischof von Köln, Droste zu Vischering, während der Kölner Wirren, saß lange in einer Festung gefangen und sang hier die zartesten Lieder, die erst nach seinem Tode 1857 gedruckt erschienen. Eines der lieblichsten ist ein Marienlied. Aber er vergißt über persönlichem Leid und Kummer der Gefangenschaft nie die Kirche, die er vertheidigt, und das Vaterland. Seine Gedanken gehen hoch. Er hört in seinem Kerker die feierlichen Töne der alten Glocke vom Magdeburger Dome und ruft:

Hoch auf der Thürme Wolkenthron
Prangt noch die alte Kaiserkron.
O schöne Zeit, wo noch im Bund
Das Reich mit Gottes Kirche stund.
Eh hier erlosch der heil'ge Glaube
Und dann das Reich zerfiel zu Staube.

Diesem edlen Sänger, der früh in's Grab sank, steht der Jesuit Georg, Fürst von Waldburg-Zeil, würdig zur Seite. Seine 1856 gedruckten Gedichte sind voll kindlicher Andacht.

Unter anderm singt er auch einmal von seinem berühmten Ahnherrn, dem Georg Truchseß, der im Bauernkriege die Bauern zu Tausenden niederhauen ließ, und fügt hinzu: auch er kämpfe wider die rebellischen Bauern (1849), und in denselben Gegenden, aber nicht mit dem Schwert, sondern als Missionär mit dem Worte Gottes. In einem andern Liede gedenkt er des wüthenden Hasses, der seinen Orden überall verfolge, und preist sich glücklich, die Schmach auf sich genommen zu haben, denn tapferer sey doch keine Schaar auf Erden, als zu deren Banner er geschworen.

Auch Pater Morel von Einsiedeln gab 1852 Gedichte heraus voll

Frömmigkeit und heiterer Sicherheit. Am anziehendsten sind seine Schilderungen des katholischen Alpenvolkes, das in alter Treue nie von den Altären gewichen sey.

Mitten im Sturmjahr 1849 tauchte ein junger Dichter auf, Oscar von Redwitz, dessen episch-lyrisches Gedicht „Amaranth" ungemeines Aufsehen erregte, so daß schnell ein dutzend Auflagen davon vergriffen waren. Besonders die durch die Revolution geängstigten adeligen Damen fanden einen Trost darin und verbreiteten es in ihren Kreisen.

Der edle Walther freit um die schöne Ghismonda. Sie aber ist das emancipirte Weib, der Freigeist, die Personification der gesammten modernen von Gott abgewandten Bildung, weshalb er sie verläßt, um seine Liebe der bescheidenen Amaranth zuzuwenden, welche tief im Schwarzwald am Spinnrocken sitzt und die alte gute fromme Zeit personifizirt. Der epische Faden des Gedichts verbindet aber nur einen Kranz von kleineren Gedichten, die bald romanzenartig erzählen, bald canzonenartig in Rede und Gegenrede wechseln, bald in Sonetten, Waldliedern ꝛc. rein lyrisch bleiben und in einem eigenen, gleichsam süß träumerischen Ton geschrieben sind, der zuweilen an Tiedge mahnt, und dessen musikalische Wellen uns manch reizendes Bild entgegentragen.

Dieses erste und beste Gedicht von Redwitz wurde zu sehr gelobt. Die katholische Presse glaubte in ihm eine Art von Messias der Poesie zu sehen, welcher die heidnisch gewordene wieder christlich machen werde. Zu einem so großen Werk war seine Kraft zu schwach und sein Talent zu spielend. Die lyrischen Gedichte, die er 1852 herausgab, waren gering. Er sprach darin mit unangenehm auffallender Eitelkeit mehr von sich, als von Gott. Gänzlich verfehlt aber war sein mit großer Ostentation angekündigtes Schauspiel „Sieglinde".

Sieglinde, die fromme Tochter des bösen Schenken von Limburg, der am Morde Kaiser Albrechts betheiligt ist, wird gezwungen, den noch bösern Wildgrafen von Stein zu heirathen und hat sich bereits entschlossen, das schwere Opfer zu bringen, als ein deus ex machina sie rettet. Man entdeckt nämlich, der Wildgraf sey schon verheirathet mit einer Person, die er unglücklich gemacht hat. Nun ist aber der Wildgraf im Besitz eines Briefes, der den Schenken compromittirt, bedient sich desselben und droht, die ganze Familie in Ketten und Banden zu bringen. Nur ein Mittel kann sie retten: Sieglinde soll sich dem Wildgrafen ergeben. Aber auch aus dieser Noth wird sie durch einen zweiten deus ex machina gerettet. Sie hat nämlich einen seufzenden Liebhaber, den jungen Arthur, der zufällig hört, die Kaiserin Wittwe

reiſe in der Nähe. Zugleich gibt ſich eben dieſer Arthur als Prinz von Frankreich zu erkennen und ſagt Sieglinden, ſeine Mutter willige ein, ſie als Schwiegertochter aufzunehmen. Nun ſcheint alles Leid überwunden zu ſeyn, aber Sieglinde beſteht darauf, nur von einem Knecht begleitet und zu Fuß zur Kaiſerin zu gehen, um ihren Eltern Gnade zu erbitten, ſelber aber zu ſterben. Der Prinz — läßt ſie wirklich gehen; nun läuft ſie, läuft, daß der Knecht kaum nachkommen kann, und holt ſich einzig durch dieſes unvernünftige und durchaus unnütze Laufen wirklich den erſehnten Tod. — Da iſt alles Unnatur. Die Kaiſerin hat nie einem Mörder ihres Gemahls verziehen. Ein franzöſiſcher Prinz hat nie eines in Ketten liegenden armen deutſchen Edelmanns Tochter gefreit, oder hätte er ſie gefreit, würde er ſie auch gerettet haben. Sieglinde ſelbſt mußte entweder beim Prinzen bleiben und ihn heirathen, oder, wenn ſie der Welt entſagen wollte, ruhig in ein Kloſter gehen. Ihre Einbildung, ſie müſſe ſterben, um das verſtockte Herz ihrer Eltern zu erſchüttern, iſt lächerlich, und eine ſolche Bizarrerie mit dem Opfertode des Heilands zu vergleichen, aus Sieglinde einen weiblichen Chriſtus zu machen, wie Redwitz z. B. S. 73 thut, iſt ein arger Mißbrauch.

Später ſchrieb Redwitz ein hiſtoriſches Drama „Thomas Morus", verſtändiger angelegt, aber ohne beſondere Vorzüge, und eine „Philippine Welſer", die ich noch nicht geſehen habe.

Paul Heyſe brachte 1858 die Legende von der h. Thekla in ein Epos in Hexametern,

welches viele Schönheiten enthält, aber in der Hauptſache verfehlt iſt, weil es an die Stelle der chriſtlichen Demuth die Hoffarth des Hegel'ſchen hommodieu ſetzt.

Eine nicht glückliche Nachahmung des Meſſias von Klopſtock war 1843 die Mariade von Ferdinand Wirth. Auch dieſer katholiſche Dichter weicht von der kirchlichen Tradition willkührlich ab.

Am Schluß fährt die Madonna auf, aber nicht zu einem gold- und roſenwolkigen Himmel, aus dem ſie Engel anlächeln oder der ewige Sohn oder der Vater, oder die Dreieinigkeit ihr die himmliſche Krone reicht, wie die Maler es darzuſtellen pflegen; ſondern ſie macht zuerſt eine Reiſe nach dem Monde, wo ſie von den ungetauften Kindern empfangen wird. Es iſt nun wohl eine ſchöne Sage, daß im Monde die ungetauften Kinder ſich bis zu ihrer Erlöſung aufhalten; doch entſprechen ihr keine andern Sagen von andern Planeten, wodurch die Himmelsreiſe der Madonna irgend motivirt werden könnte. Auf dem Planeten Veſta wird die „Virginität" repräſentirt, die „Generation" auf der Juno, die „Reproduktion" auf der Ceres, die „Zufriedenheit" auf der Pallas, die „Inſpiration" auf dem Jupiter, die „Attraktion"

auf dem Saturn, die „Geiſtesdisciplin“ auf dem Uranus. Das iſt alles überaus willkührlich und ein gewiß unnöthiger Aufenthalt der Madonna auf ihrer Himmelfahrt.

Viel beſſer iſt „der Chriſtbaum“ von P. B. Piringer (1848).

Ein lyriſches Lehrgedicht, welches an den Chriſtbaum, ſeine Lichter ꝛc. eine poetiſche Betrachtung der ganzen Welt anknüpft, wie in Schillers Glocke, voll ſchöner Schilderungen, nur daß alles von chriſtlichem Ernſt durchdrungen iſt.

Aehnlich „die Welt ein Epos“ von Sebaſtian Brunner (1844), den wir ſchon unter den Bekämpfern der revolutionären Dichtung kennen lernten.

Der Dichter ſieht in der ganzen Natur, in jedem kleinſten Dinge den Spiegel des Schöpfers und die Widerlegung der Zweifler. An dieſen Grundgedanken reiht er ſchöne Naturbilder.

Zum Humor geneigt, wie Brunner, hat Alban Stolz zu Freiburg im Breisgau doch hauptſächlich durch den tiefen chriſtlichen Ernſt ſeines „Calenders für Zeit und Ewigkeit“ Ruhm erworben. Sein Humor polemiſirt gegen Proteſtantismus und Aufklärung in ſeinen Streitſchriften gegen Schenkel und in ſeinem Reiſewerk „Spaniſches“.

Die katholiſche Kirche fand eine Sängerin erſten Ranges in Annette von Droſte-Hülshoff (1851).

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Aſche grau;
O ſchnöder Lebenskreis,
Wie biſt du ſchlau
Uns zu betrügen!
Mit Farben, hell und bunt,
Mit weiß und roth
Deckſt du des Moders Grund;
Dann kommt der Tod
Und ſtraft dich Lügen.

Dies ihre Weltanſchauung, dies ihre Sprache. Die Frühverſtorbene hinterließ in ihrem „geiſtlichen Kirchenjahr“ einen Schatz der ſchönſten und frömmſten Lieder. Am nächſten kam ihr Frau von des Bordes, geborne Brentano de la Roche in ihren geiſtlichen Liedern (1853), in denen der Ton inniger Liebe und Hingebung vorherrſcht.

Die jüngste Dichterin der Kirche ist Emilie Ringseis in München, deren beide kleine geistliche Schauspiele „Veronica“ und „die Sibylle von Tibur“ von einem so heiligen Ernst, von einer so altkirchlichen Strenge sind, daß sie von keinem Manne hierin übertroffen worden wäre.

Indem ich schließe, muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht alle neueren Dichter, die es verdient hätten, genannt habe. Auch beim besten Willen ist es nicht möglich, die ungeheure Menge der Dichter zu übersehen. Es liegen mir an zweitausend verschiedene Sammlungen lyrischer Gedichte, alle aus den letzten vier Jahrzehnten, vor und das sind noch lange nicht alle, es sind ihrer noch mehr gedruckt worden. Es muß daher entschuldbar erscheinen, wenn auch einmal ein besserer Dichter vergessen wird. Ich kann nur den Wunsch ausdrücken, Autoren oder Verleger oder überhaupt Freunde der Dichtkunst möchten mich durch ihre Bemerkungen oder Zusendungen von übergangenen irgend werthvollen Werken in den Stand setzen, in einer zweiten Auflage meines Buches das etwa Versäumte nachzuholen.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Abälard . .	104. 420
Abällino	286
Abdera, Theater von	190
Abduls Liebesnächte	290
Abel	181
Abendgespräche . .	308
Achill auf Skyros	74. 418
— Schatten . .	67
Achilleis	71
1812	440
Ada	419
Adam und Eva	87. 420
— erstes Erwachen	181
— Tod . . .	13
Adele Cameron .	116
Adelbert	336
Adelstan	190
Adept	431
Adjutanten . . .	190
Adolar	472
Adolf v. Bremen .	285
— der kühne .	279
Adonis	184
Advokaten . . .	95
Aeon	418
Aeone	17
Aeneis	168
Affe, der 42jährige	160
Agathe's Leben . .	116
Agathokles . . .	436
Agent, der geh. .	450

	Seite
Agnes Bernauer	189. 432.
	433
— von Lilien .	116
Agrumi	414
Ahasver	484
Ahnenstolzen . . .	185
Ahnfrau	379
Ahnung und Gegen-	
wart	354
Aitolier	74
Alamontade . . .	174
Alarcos	311
Albaneserin . . .	378
Albano	386
Albert v. Thurneisen	92
Albigenser . . .	476
Alboin	325
Albrecht I. . . .	249
— III. . . .	190
Alceste	69
Alcestis	72
Alcibiades .	112. 136
Alemannia . . .	516
Alem. Gedichte . .	514
Alexander . .	164. 427
Alexis . . .	71. 407
Alf von Dülmen .	282
Alfred . .	3. 324. 420
Alhambra . . .	429
Alles aus Eigennutz	501
Allo Lama . . .	163

	Seite
Allwill	110
Almanach d. Heiligen	167
— kleiner feiner	151
Alpen	3
Alpenkönig . . .	506
Alpenrosen . . .	401
Alte vom Berge .	308
Alten, die . . .	187
Altimor	242
Altmühl	528
Amadäus	223
Amalia	56
Amaranth .	125. 544
Ameisenkrieg . .	498
Amida's Thränen .	490
Amaryllis . . .	486
Amor und Psyche .	417
Amphitruo .	241. 352.
Amtmann Gutmann	158
Anastasia . . .	226
Anatomie der Engel	487
Andromeda . . .	69
Angela	435
Anglomanie . . .	4
Anleitung zur Kunst-	
kennerschaft . .	520
Anna Boley . .	137
Anne Bäbi . . .	523
Anselmus . . .	160
Antichrist	482
Antlas	439

	Seite
Antonia	474
Apollinarien	7
Apoſtel	104
Appelmänner	345
Arbinghello	225
Arend	33
Ariadne	69. 72. 418
Ariels Offenbarungen	340
Ariele	331
Arion	73
Ariſtides	164
Ariſtomenes	196
Arkona	89
Armida	387
Arminius	245
Arno	169
Arnold von Winkelried	190. 429
Arnulf	190
Arthur	388
Artus	384
Artushof	364
Aſchenbrödel	411. 504
Asmus	43
Atellanen	506
Atheiſten	480
Athenor	226
Atta Troll	466
Attila	164. 375
Auerhahn	345
Auf rother Erde	471
Aufgabe, die ſchwierige	500
Aufklärung Abyſſiniens	158
Aufruhr in den Cevennen	309
— in Piſa	189
Auge der Liebe	407
Aurelia	206
Aurora	137
Aus der Geſellſchaft	447
Aus Haß Liebe	471
Außerhalb der Geſellſchaft	331
Auswahl aus des Teufels Papieren	260
Automaten	364
Babylonier	427
Bachus	417
Bärenhäuter	373
Baggatellen	140
Bahrdt	128. 238
Bajard	132
Balboa	320
Bambocciaden	309
Barbara Blomberg	282
Barfüßele	527
Bardenfels	57
Barometermacher	509
Baron Hirkus	205
Barrikadenlieder	459
Baſtard	437
Bauer als Millionär	509
Bauernkrieg	430
Bauernſchinder	530
Bauernſpiegel	523
Beethoven	230
Befreiung von Afri	243
Begebenheiten eines Offiziers	132
— einer Marketenderin	133
Belagerung	97
Bela's Flucht	132
— Krieg	320
Belmont und Conſtanze	122
Belphegor	30
Belſazar	177
Benjowsky	132
Berengar	412
Berganza	361. 414.
Bergan	391
Berlin	43
Bernhard von Weimar	283. 428
Bernſteinhexe	442
Bettbruder	477
Bettelſtudent	60
Bettlermädchen	141
Bettlers Gabe	473
Betty	32
Bianca Capello	112
— della Porta	320
— di Sepolcro	478
Bibergailiade	8
Bifelieu	395
Bild der Reſtauration	25
Biographie eines Engels	386
Biographiſche Beluſtigungen	263
Blätter, fliegende	513
Blaſedow	467
Blaſius	19
Blaubart	297. 300
Blitz	378
Bluthenalter der Empfindung	116
Blumen, wilde	481
Blumen-, Frucht und Dornenſtücke	263
Boa Conſtrictor	439
Beckiaden	161
Böhmerwald, aus dem	529
Venaventura	164
Beruſſiade	21
Brambilla	369
Brandſchatzung	60
Bräute, die beiden	115
— von Aragonien	428
Bräutigam aus Mexiko	141
Braut, die	323
—, die hohe	455
— bis in's Alter	122
— von Meſſina	253
Brautproben	142
— ſchleier	502
— wahl	365
Briefe eines Deutſchen	495
— dumme	512
— hyperboreiſche	160
— eines Narren	467
— eines Verſtorbenen	499
Bruder Moritz	127
Brüder, die feindlichen	427
— von von der Vorſehung	330
Brudermörder	192
Brunhilde	464
Bruno, G.	480
Brutus	56. 72
Brynhildur	419
Buch, das alte	307
— der Kindheit	520
— der Lieder	465

	Seite
Buch von den drei Schweſtern	393
— aus dem Volk	459
Bürgergeneral	238
— glück	189
— meiſter	96
Buhlerinnen	140
Bund, der grüne	57
Bunkel	153
Burgfeld	108
Cabanis	440
Cäcilie	363. 542
Cäſar	112
Calender für Zeit und Ewigkeit	546
Calliope	6
Calthon	320
Camoens	229. 431
Cankan	455
Carbonaro	454
Cardenio	344. 406
Caſtell von Gozzo	472
Cavalier und Arbeiter	459
Cavalierperſpective	455
Cecil	488
Cecilie	206
Cervantes	229
Charlatanerie	161
Chateaubriand, Gräfin	468
Chavanski	424
Chevalier	445
Chrimhildenrache	387
Chriſtbaum	546
Chriſtinchen	139
Chriſtpüppchen	142
Chriſtus	536
Chryſäon	38
Cicero	75
Clara du Pleſſis	113
Claudine	120
Clauſen	157
Clavigo	219
Clelia Conti	448
Cölestin	547
Cöleſtine	139
Cola Rienzi	425
Colombona	6
Colonie	394
Columbus 420. 423.	428
Comoedia divina	314
Conditorei der Jocus	512
Conradin 7. 74. 145. 190. 195. 282. 420.	430
Conſtant	172
Cordula	422
Coriolan 73. 193.	318
Corona	325
— von Saluzzo	425
Correggio 229.	335
Corvinus	164
Cromwell 423.	450
Cunigunde	375
Curen	450
Curt von Spartau	194
Cypreſſen	491
Dämmerungen für Deutſchland	272
Dämon und Engel	421
Däumling	300
Dagobert	189
Damenromane	434
Damokles	196
Daniel	246
Dante	230
Dantons Tod	455
Datura	360
David	13
Delora	487
Demetrius 253.	443
Demokritos	495
Demoſthenes	455
Denk an Cäſar	427
Denner	362
Deſerteur	60
Deutſchherr	206
Deutſchmichel	462
Deus Risus	47
Diaconiſſin	467
Diamant 99.	396
— d. Geiſterkönigs	508
Diana	394
Dichter, die	230
— und ihre Geſellen	356
— und Kaufmann	470
— und Weltmann	201
— familie	132
— leben	307
Dido	418
Diego	57
Diener, der treue	380
Dienſtpflicht	94
Dietrich von Ruben	193
Dijonröschen	142
Dioclet	535
Diogena	448
Discurſe der Maler	5
Dithyramben	67
Divan, weſtöſtl.	238
Divico	336
Doctor Bahrdt	238
— Leidemit	246
— u. Apotheker	60
Doge und Dogareſſa	364
Dolores	340
Domino	323
Domſchütz	285
Donamar	240
Donatoa	22
Donauweibchen	507
Don Carlos	251
Don Juan 360. 430.	453
— , d. deutſche	135
— u. Fauſt	220
Don Vigo	135
Doppelgänger	369
Dorfgeſchichten	521
Dornröschen	411
Doſenſtücke	139
Dreizehnte	487
Droſſel	57
Dya-Na-Sore	154
Eckbert, der blonde	302
Ecke, die ſtille	115
Eckhart, der treue 303.	388
Edelknabe	98
Edelmuth	61
Eduard Bomſton	108
— von Schottland	132
— Papiere	242
Edward in Rom	415
Edwin	406
Eginhard und Emma	325
Egmont	210
Ehefrau	123
Eheloſen	435
Eheſtandsgemälde	125

freilich sehr oft rechtsunkundige Philosophen oder Politiker sich fanden. Aber gerade deßhalb bildeten sie eine eigene Klasse, die auch auf die Behandlung der Rechtswissenschaft im Ganzen sowohl, als auf einzelne Zweige derselben Einfluß hatte: wie auf das Staatsrecht, das Kriminal- und das Völkerrecht. Noch mächtiger wirkten ihre Theorien auf den Gang der Politik und der Gesetzgebung: die Philosophie wurde die Reformatorin des Jahrhunderts und leitet noch immer den Geist der Zeit.

Auch die rein historischen Rechtslehrer waren einst eine Seltenheit. Wer hätte früher das Recht bloß seiner Geschichte wegen studiert? Die Rechtsgeschichte war selbst einem Cujacius, so wie Noodt und Schulting nur eine Dienerin der Dogmatik, die ihnen freilich oft reizender erschien, als diese ihre legitime Gebieterin.

Bei weitem die meisten Rechtslehrer sind entweder *rechtshistorische* oder *rechtsphilosophische* Dogmatiker gewesen: je nachdem sie die Rechtsdogmatik mehr vom geschichtlichen oder mehr vom philosophischen Standpunkte aus beleuchteten und behandelten. Daß verschiedene Nüancirungen vorkommen, begreift sich leicht. So mußten die deutschen Rechtsdogmatiker in den Ländern des gemeinen Rechts eine historische Farbe haben, die französischen seit der Herrschaft der Code einen räsonirend-philosophischen Charakter. Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit verschiedener Schulen unter den Rechtsgelehrten darf nach dem Gesagten also nicht befremden; untersuchen wir nun, welche Schulen in Deutschland seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entstehen konnten und entstanden. —

Den Mittelpunkt der deutschen Rechtswissenschaft bildet seit bald vierhundert Jahren das *römisch-justinianeische* Recht. Die wichtigsten Rechtsbegriffe und die meisten juristischen Axiome werden aus demselben geschöpft, sowie die Grundlage der gesammten juristischen Bildung. Es ist nicht bloß das gemeine (d. h. das in der Regel geltende) Recht Deutschlands, sondern durchdringt auch alle Partikularrechte und beherrscht die ganze Praxis als das technische Element der ganzen Wissenschaft.

Diese Allmacht des römischen Rechts erklärt sich daraus, daß die Quellen desselben nicht bloß allgemeine Rechtsregeln und gesetzliche Verfügungen enthalten, sondern auch die ins Feinste ausgesponnene wissenschaftliche Verarbeitung und Anwendung

	Seite
Ehrenpforte für Kotzebue	239
Eichenkron	97
Eid und Pflicht	99
Eigensinn	308
Einsiedlerzeitung	313
Eipeldauer	171
Eisenbahn und Telegraph	507
Ekkehard	400
Elegien	76. 242
— römische	71. 236
Elektra	190
Elfen	304
Elfride	195
Elementargeister	369
Eleonore	109
Elidouc	320
Elisabeth	532
Elise von Valberg	93
Eliviere des Teufels	362
Ellen Percy	435
Elysener	71
Elysium	241
Emerich	27
Emilie Galotti	55
— Goldbach	109
— Sommer	109
— , die junge	108
Emma	282
— , die neue	57
Emmi	137
Empedokles	256
Engelchen	458
Engelhart	422
Engelmann	114
Engländer, die	187
Enthusiast	496
Epaminondas	112
Epigonen	408. 494
Epimenides	71. 208
Erasmus Schleicher	203
Erbe der Väter	541
Erbförster	381
Erbschaft aus Ostindien	124
Erdenmacht	425
Erdmann	232
Eremit von Formentera	285
Erich	429
Erlinde	397
Erminia	283
Ernst und Laune	496
Erwachen d. Genius der Menschheit	196
Erwin und Elmire	237
Erwin v. Steinheim	167
Esel, der blaue	49
— der hyperb.	239
Esser	193
Eugenia's Briefe	52
Eulenspiegel	397
Euphorion	416
Euphranor	116
Euphrosine	71
Europa, das junge	468
Europamüden	460
Eusebia	420
Ewald	117
Ewigkeit	3
Ezzeline	357. 401
Fabeln	246. 248
Fabius	3
Fäbel	262
Fähndrich	58
Fahlendorn	38
Familie v. Halden	114
— Syaden	194
Fata Morgana	334. 446
Faust	87. 183. 197. 213. 466
— der Morgenländer	200
Faustine	447
Februar, der 24.	375
— , der 29.	376
Fechter von Ravenna	432
Fedor und Marie	114
Feierabend	40
Feldblumeln	519
Felix	458
— und Hannchen	123
— mit der Liebesgeige	140
Feldzüge, satir.	496
Ferdinand	27
— von Thon	167
— Werner	116
Ferdiner	26
Fest der Handwerker	503
Fibel	273
Fiesco	250
Frauen aus dem NBG	173
Findling	353
Finnland, Herzog v.	504
Fiormona	226
Fischerin	237
Fischermädchen	135
Flasche, die wahnsinnige	480
Flegeljahre	269
Flemming	154
Flinserln	518
Flitterwochen	134
Flöte	135
Floh	49
Florentin	311
Florian	529
Formica	366
Forster	447
Fortunat	300. 392
Franz und Paul	542
Frau, die schwarze	443
Frauenspiegel	105
— stand	93
— würde	436
Freier, die	357
Freigeist	53. 56. 473
Freischütz	358
Fremde, die	501
Freuden des jungen Werther	151
Freund Hein	50
Freunde, die	425
— , die akad.	290
Fridolin	386
Friedrich Barbarossa	505
— der Große	446
— v. Hamburg	351
— II. Kaiser	407
Friederike	61
Fritz	125
— Beutel	513
Frühling	10
Frühlingzauber	310
Furst der Liebe	477
— u. Proletarier	460
Fürstenbraut	502
— größe	192
Fuß von Stromberg	279

Seite

Gabel, die verhängnißvolle . . . 452
Gabriele 434
Galanterien . . . 140
Galerie der Teufel 161
Galgenmännlein . 333
Gallerin auf der Riegersburg . . . 243
Galora 186
Gaſelen 411
Gaſſenlieder . . . 456
Gaſt, der ſteinerne 144
— , der todte . 441
— , d. unheimliche 365
Gebirgsſagen . . 445
Gedichte eines Lebendigen 456
Gegen den Strom . 461
Geheimnißvolle . . 308
Geiſterreich . . . 38
Geiſterromane . . 289
Geiſterſeher . . . 254
Gelaſius 452
Geld und Geiſt . 525
Geldstag 523
Gelehrte, der . . 308
— , der junge 53
Gellert 229
Gelübde 362
Gemälde d. Kindheit 119
— aus dem häuslichen Leben 117
Genevion 478
Genfer Novellen . 52
Genovefa 182. 299. 426. 432
Genzianen . . . 442
Georg Venlot . . 390
Germanicus . . . 436
Germanicus Völkerſtimmen . . . 518
Germanos . . . 538
Gericht, d. heimliche 283
— , das jüngſte 305. 536
Geſchichte aus den Bergen . 529
— eines Deutſchen 201
— des dicken Mannes 153

Seite

Geſchichte d. H. Oheim 172
— d. 7 Säcke 139
— a. d. Volk 531
Geſchwiſter . . . 120
Geſellſchaft, die wunderbare . . . 209
Geſpenſt im Prater 508
— , d. ſchwarze 512
Geſpenſterbuch . . 358
Geſundbrunnen . . 11
Gevatter Matthies 163
Ghismonda . . . 406
Giafar 199
Giannozzo . . . 268
Girondiſten . . . 455
Glasperlen . . . 512
Gleichen . . 190. 345
Glinde 345
Glocke von Aragon 309
Glockentöne . . . 335
Glückspilz . . . 136
Glycine 242
Gockel 346
Geczyn 449
Godwi 316
Godwie-Caſtle . . 436
Götter Griechenlands 72
— , Helden und Wieland . . . 237
Götz v. Berlichingen 184
Gottesurtheil . . 491
Gottfried Walther . 173
Gouvernante . . 323
Gräber, die h. . . 241
Graf, der belgiſche 468
— v. S. Vechia 132
Gräfin, die alte . 393
Grandiſon . . . 50
Griechenlieder . . 487
Griſeldis 431
Grönländ. Prozeſſe 260
Groß-Cophtha . . 238
Gudrun 539
Günſtling . . . 196
Guido 381
— v. Sohnsdorn 135
Guiscard . . 230 352
Gumal und Lina . 119
Gundibert . . . 152
Guſtav Adolf 241. 420
— u. ſ. Brüder 240

Seite

Guſtav Wolart . 108
Guſtavs Verirrungen 140
Guſtchens Geſchichte 139
Guttenberg . . . 229
Gyges Ring . . 433

Habana 422
Haberfeld . . . 172
Habsburglied . . 420
Hageſtolzen . . . 93
Hahn mit 9 Hühnern 139
Haidvogel . . . 433
Hallos Abend . . 153
Hamlet, d. traveſtirte 190
Hammelburger Reiſen 496
Hampelmann . . 511
Handſchuh . . . 517
Hannah 435
Hannchens Hin- und Herzüge . . . 139
Hannchen und die Küchlein . . . 116
Hans Heidekukuk . 421
— Heiling . . 281
— Kick in die Welt 161
— Sachs . . 230
— von Zanow . 96
Harald 418
Harfengrüße . . . 337
— mädchen . . 203
Hartenſtein . . . 153
Hartmann . . . 107
Harz 11
Haſpar a Spada . 280
Haß und Liebe . . 97
Hatto 282
Haus, das geheimnißvolle . . 271
— , das öde . 362
Hauſer, C. . . . 452
Hausfreund . . . 514
— genoſſen 217. 471
— fabale . . . 97
— mutter . . . 91
— vater . . . 91
Hedwig 322
Heimchen . . . 398
Heimkehr 380
Heimweh 37
Heinrich IV. 137. 193. 283. 428. 429. 430. 505

	Seite
Heinrich v. Eichenfels	522
— der Löwe 190.	336
— von Oſterdingen	292
Heirathsbiſtorien	142
Helden des Nordens	325
Heliodora	283
Henes Nachlaß	241
Henriette	440
— die Huſarenbraut	61
— von England	427
Herbſt	492
Herbſtblumine	276
Herbſttag	90
Herfeſt.	336
Herkules Muſagetes	311
Hermann 18. 21. 317. 336.	420
— und Dorothea	85
— Lange	114
— und Ulrike	32
— von Unna	279
Hermannſchlacht 351.	506
Hermin	175
Hermotimus	75
Hero und Leander	379
Herodes 428.	433
— v. Bethlehem	386
Herr und Diener	246
— Heinrich	421
— Heiri	90
— und Sklave	388
Herz, das dankbare	428
—, das ſchwarze	371
—, das ſteinerne	362
Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders	294
Herzog Ernſt	338
Heſperiden	534
Heſperus 261.	420
Hiero	193
Hieronymus	532
— v. Stauf	325
Hildegard v. Hohenthal	226
Hildgund	350
Hilfar	90
Himmel, d. geſtirnte	9
Hirtenknabe	335
Hochzeit, die ſilberne	71
Höhen, die	95
Höllenbraut	396
— richter	188
Hofer, A.	429
Hofmeiſter	186
Hoheit und Stolz	47
Hohelied	481
Hohenſtaufen 427. 429.	534
Hollin	310
Holzſchnitte	278
Honigmonate	140
Horatier	320
Horen	71
Hortenſe	446
Hugo	449
— von Rheinberg	335
Hundefuchienſtreit	413
Hunrosattler	111
Huſſiten	442
Hutten 430. 462.	534
Hutzelmännlein	395
Hyazillus	188
Hymnen an die Nacht	293
Hyperion	256
Jäger	93
Jägermädchen	202
Jahr, das tolle	442
Jahrmarkt v. Plunderswеiler.	238
Jakob	524
Jamben	177
Ida von Pleſſen	116
Idylle vom Bodenſee	395
Idyllen 83. 90. 181.	241
Jeanne d'Arc	336
Jenny	471
Jery und Bätely	237
Jeſuit	439
Jeſuiten	190
Jeſus 111.	535
Jetichen Schönthal	140
Ilias, die travestirte	170
Immortalita	359
Incognito	193
Indianer in England	127
Inez de Caſtro	137
Inkel und Mariko	6
Ino	74
Inſeln im Südmeer	335
Inſelfahrt	89
Intelligenzblatt	97
Invalide	439
Jobſiade	48
Jocus	138
Johann von Procida	190
Johanna von Montfaucon	284
Joko	452
Jon	239
Joſeph v. Arimathia	111
Joſeph II.	446
Iphigenia 69. 70	
Irene 385.	541
Irmgart	90
Ironie des Lebens	397
Irrfahrten 241.	399
Irrungen	283
Irwiſche	441
Irwiſch Fritz	522
Iſabella v. Aegypten	343
Iſidor und Olga	424
Iſidora	228
Iſis	241
Italia	242
Jubelfeier der Hölle	218
Jubelſenior	265
Jucunde 89.	421
Jude	437
—, der fromme	470
Juden, die	53
Judith	432
Judin	437
Jugendlieben	520
Julchen Grünthal	27
Julchens Schwachheiten	140
Julia	432
Julie	57
— von Villenau	320
— von Lindau	242
Julius	541
— von Tarent	185
Jungfer, die alte	531
Jungfernſieg	55
Jungfrau v. Orleans	252
Juniuslieder	463
Juſtus	420

	Seite
Kabale und Liebe	250
Käthchen von Heilbronn	351
Kaiser, der griechische	309
Kaiserlieder	414
Kalb, das goldene	143
Kalligeneia	72
Kallirhoe	74
Kampanerthal	264
Kampflieder	336
Karfunkelalmanach	86
— weihe	375
Karl	190
— von Adelsberg	189
— von Bourbon	458
— von Burgheim	107
— der Große	336
— von Karlsberg	172
— der Kühne	382
Karlsschüler	431
Karolinens Tagebuch	109
Kaspar d. Thoringer	189
Kasperle	507
Katakomben	317
Kater, der angolische	378
—, der gestiefelte	301
— Murr	368
Katharina	540
Katzbachhymnus	336
Katzenberger	272
Kelch und Schwert	453
Kerker und Krone	389
Kienseppli	525
Kind, das fromme	365
—, das stille	358
Kinder, die großen	379
— des Hauses	253
— der Zeit	481
Kinderlieder	542
— spiele	28
Kindsmörderin	185
— pflicht	329
Kirchenjahr	539, 546
— visitation	48
Kir Reise	452
Klaglied. d. heimliche	268
Klarfeld'sche Archiv	144
Klara v. Hoheneichen	260
Klausenburg	308
Klein Zaches	367
Kleinstädter	131
Kleopatra	137
Klingsberge	129
Kloster	420
Klosterkirchhof	181
— novellen	470
— romane	107
Klotars Insel	381
Klubisten	455
Kluge	172
Klytemnestra	428
Knaut	30
Kodrus	413
König Og	473
— von Zion	439
Königin, eine	432
Königreich d. Weiber	506
Königsbraut	367
Kohlhas	352, 452
Komet	274
Kreisler	360
Kreuz in der Mark	336
— an der Ostsee	374
— und Querzüge	42
Kreuzfahrer	284
Kreuznach	182
Krieg den Philistern	355
Kriegsgesänge	346
Krone von Cypern	427
—, die unheilbringende	509
Kronenwächter	342
Kronos	511
Krug, der zerbrochene	352
Künstlerdramen	230
Künstlers Erdenwallen	135, 210
Kuno v. Kiburg	285
Kunstchronik	499
Kurona	20
Kuß und die Ohrfeige	501
Kyllenion	74
Kynomachie	498
Lacrimas	382
Laidion	223
Laienbrevier	479
— evangelium	480
Lambertine	459
Landleben	10
Landlust	9
Landplagen	188
Landprediger	115, 188
Landwirth	502
Laokoon	417
Lappenkorb	538
Laßt d. Todten ruhen	426
Laune des Verliebten	237
Laura	137
Lauretta Pisana	140
Laus	49
Learosa	473
Leben ein. Gespenstes	513
— Lüderlichen	123
Lebensbilder	445
— läufe	39
Legende, neue	167
Lehrgedichte	7
Leibkutscher	128
Leichtsinn und gutes Herz	122
Leiden der Ortenberg'schen Familie	131
Leineweber	440
Leipzig, buntes	513
Leipziger Jungemagd	135
Lenore	179, 386
Leonidas	501
Leonide	472
Leontine	130
Lermen, der blinde	34
Lesbos, die Schwestern von	71
Letten	89
Leuchtthurm	381
Levana	271
Levin	448
Leyer und Schwert	321
Libussa	442
Lichtfreunde	464
Lichtenstein	499
Liebe u. Dankbarkeit	113
— findet ihre Wege	389
— nach der Mode	123
— am See	115
Liebesgeschichten	537
— harfe	384
— zauber	304
Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person	192
Lieder, gepanzerte	453
—, leise	481

	Seite
Lieder, stille	453
— , des Sturms	461
— , unpolitische	455
Liederschatz	534
Lienhard u. Gertrud	173
Lila	237
Lina	190
Lindor	172
Löwenritter	280
Loge, unsichtbare	260
Lorenzo	425
Lotosblätter	381
Lottchens Reise	122
Louis Ferdinand	471
Louise	84
Loyola	477
Lucifer	19
Lucinde	310
Lublaméhöhle	335
Ludwig d. Bayer 190.	338
— v. Seelberg	157
— d. Springer 190.	283
Ludwiga	415
Lüge, die edle	126
Luisa Amidei	430
Luley	204
Lumpacivagabundus	510
Luther 370. 374. 391.	430. 534
Lutheriade	19
Madonna	464
Mädchen in der Irre	60
— von Marienburg	97
— d. polnische	318
— 7 in Uniform	503
Mädchenscherz	435
Mägdekrieg	436
Männerfeind	508
Mäon	320
Märchen	397
— vom siechen Mann	395
— vom Rhein	349
— u. Träumen	426
Märtyrer, zwei lit.	25
Magdala	478
Magelone	304
Magie d. Schicksals	350
Magister Zimpel	138
Magnetiseur	361
Mahagurn	467
Maikönigin 422.	459
Mainotten	454
Majorat	362
Maitressenromane	140
Maler	189
— Nolten	394
— die reisenden	226
Malkolm	404
Malla	420
Maltheser	253
Mandragora	333
Mann, der braune	27
— graue	38
— der große	142
— im Monde	499
— nach d. Uhr	42
Marabouts	512
Marats Tod	411
Marc Aurel	164
Margarethe Maultasch	283
Margarethenhügel	116
Maria Belmonte	242
— v. Frankreich	142
— Magdalena	433
— Schweidler	442
— Stuart 252.	280
Mariade	545
Marienkranz	491
— lieder	542
Marke	32
Marmorbild	356
Mars und Phöbus	274
Martin Martir	343
Masaniello	112
Maske, eiserne	193
— für Maske	124
Matrosen	97
Maurus Pancratius	109
Mausfallenkrämer	205
Maximilians Brautzug	230
Medea 69. 137. 196.	379
— , die neue	472
Meditationen eines alten Kanz	151
Meister Andrea	464
— Floh	369
Meister Martin	365
— , Wilhelm	211
Melchior Strigel	171
Melchthal	537
Melusine 379.	420
Memoiren d. Satan	499
— eines Schornsteinfegers	498
Mendoza	186
Menöken 73.	418
Merlin	407
Messias 8. 11.	20
Mewerk	159
Michel Angelo	432
Mildenburg	157
Miltiades 73.	318
Mimili	141
Minna v. Barnhelm	54
Minona 20.	89
Mirza Schaffy	419
Mirabeau 426. 441.	459
Miranda	326
Misogyn	53
Mitschuldigen	121
Mönch von Carmel	190
— vom Libanon	149
Mohrin	191
Moisasur	509
Molkenkur	51
Monachologia	166
Monaldeschi	431
Mondsüchtige	307
Monima	6
Montaldi	190
Montesquieu	190
Moore	193
Mora	350
Morgarten	249
Morgen- und Abendopfer	533
Moritz v. Sachsen 283.	458
Morpheus	144
Morus	545
Moses	423
Muller und sein Kind	425
Mullerlieder	487
Munchhausen 48.	410
Mundel	92
Muhamed	350
Murmelthier	347
Musen und Grazien	

Seite

Musenalmanach . 80. 385
Musikanten . . . 348
Mutter d. Maccabäer 373
— und Tochter 139. 469. 502

Nach Leiden Lust . 458
Nacht, 1001 . . 135
Nachtigallenlieder . 481
Nachtlager von Granada . . 384
— lampe . . . 393
— stücke . . . 361
— wächter . . 323
Nachtwächter Benedict 164
Nachtwächterlieder . 458
Nächte, venetianische 446
—, zwei . . 388
Nanette 505
Nanna 498
Nante 510
Napoleon 148. 337. 505
Narrenalmanach . 512
Natalie 434
Nathan 148
Natürlichkeiten . . 139
Naturmensch . . 114
Nausikaa 71
Nebenbuhlerin ihrer selbst 522
Nettchens Hochzeit . 203
Nibelungen . . . 387
— im Frack 454
— hört . 426
Nimrod . . . 10. 456
Niobe . . 74. 184. 418
Noah 5
Nonne und Aebtissin 139
— v. Gnadenzell 438
Norweger . . . 444
Nothanker . . . 151
Nro. 777 . . . 501
Nürnberg . . . 440
Nußkernen . . . 182
— knacker . . . 364

Obscurantenalmanach 161
Octavia 132
Octavianus . . . 299
Oden . . . 14. 62. 65
Oedipus, d. romant. 412
Olenos 74
Olivia 95
Onkel Zebra . . 512
Onkelei 379
Orangenblüthen . 490
Orinooko 190
Orion 490
Orpheus . 69. 237. 417
Ostereier 522
Ostindienfahrer . . 60
Ostsee 500
Otanes 177
Ottilie 95
Otto von Bamberg 336
— III. . . . 428
— der Große 336. 420
— mit dem Pfeil 193
— der Schütz 190. 345. 456
— v. Wittelsbach 189
Ottokar 379
Ovid, der travestirte 170

Padilla 542
Pächter Martin . 118
Päpstin Johanna . 344
Pagenstreiche . . 130
Palingenesien . . 265
Palmyra 393
Pandämonium . . 187
Pandora 71
Pantoffel 411
Paolo und Francesca 430
Papierfenster . . 406
Parabeln . 398. 535
Paris 428
Parorismus d. Liebe 108
Parthenais . . . 87
Parteiwuth . . . 192
Pater Abilgard . . 108
— Brey . . . 238
— Hartung . . 198
— Hyacinth . 108
Patkul 443
Paul 391
— der furchtsame 433
— Pfop . . . 204
Paulina 414
Paulus 420
— Septimius 240
Pentheslea . . . 352
Pepita 415
Periander . . . 406
Perlen 435
— die heiligen 419
Perückenkrieg . . 170
Petermännchen . . 281
Petrarca . . 229. 406
Pfarrerin, die Frau 525
Pfarrhäuser . . . 531
Pfefferkörner . . 452
Pfefferröschen . . 502
Pfingstfest . . . 90
— montag . . 517
Phantasie, die gefesselte 509
Phantasien im Bremer Rathskeller . 499
Phantasiestücke . . 360
Phantasus . . . 302
—, der kleine 384
Phaeton . . 414. 417
Philister 347
Philotas 54
Pietro von Abano . 305
Pilatus 111
Pizarro . . 137. 429
Pokal 305
Polen 454
Politiker 391
Polizeigeschichten . 459
Polyidos 74
Polykratos . . . 418
Polyrene . 69. 318. 540
Ponce de Leon . . 348
Posten, d. vierjährige 323
Prags Gründung . 348
Preziosa 386
Prinz und Bäurin 425
—, d. bezauberte 386
— von Syrakus 407
—, d. verwünschte 136
Prinzenschule . . 464
Probenächte . . . 140
Professor . . . 517
Proletarier . . . 460
Prolog zum großen Magen . . . 336
Prometheus 69. 72. 241
Propheten, Geschichte des großen . . 181

	Seite
Proteus . . 144.	481
Pſalter und Harfe	534
Pugatſchef . 429.	431
Pulo	189
Pupille	26
Pygmalion . . . 5.	74
— , der neue	417
Quälgeiſter . . 60.	501
Quarantaine im Irrenhauſe . . .	469
Quickborn . . .	518
Quintin Meſſis .	229
Quintus Fixlein .	264
— Heimeran	114
Räuber	249
Räuberromane . .	288
Räuſchchen . . .	122
Randzeichnungen .	500
Raphael	229
— de Aquilas	198
Raphaele . . .	425
Raritäten . . .	160
Raſereien der Liebe	137
Rathenau . . .	190
Raupen	454
Recht der Liebe . .	506
Rechte, der . . .	447
Refugié	320
Rehbock	130
Regulus	318
Reinecke Fuchs . .	513
Repräſentantenwahl	517
Reiſe nach Braunſchweig .	158
— nach Fritzlar	159
— nach Schilda	161
Reiſebilder . . .	465
Reiſen, empfindſame	28
— a. d. Fremde	228
— des letzten Menſchen	396
— ein. Negerin	290
— vor d. Sündflut . .	199
— d. Mokanpel	163
Reiſenden, die . .	308
Reiſer	34
Reiſeſchatten . .	372
Revolution . . .	441
Revolution in Scheyrenſtedt . . .	29
Rhinozeros . . .	336
Richard . . . 90.	540
— Savage .	431
Riedmar	330
Rinaldo	287
Rindvigius . . .	48
Ringulf	21
Ritter und Bauer .	530
— vom Geiſte .	467
— der letzte .	454
— — von Marienburg .	357
— von Rhodus	491
— , der treue .	538
— Wahn . .	390
Robert, der braune	203
— v. Hohneck	189
— d. Teufel 426.	540
Robespierre . . .	459
Robinson . . .	119
Rochus Pumpernickel	507
Rockenſtube . . .	528
Rococo	468
Roderich	463
Römer	189
Röschen	139
Roland in Berlin .	440
Rom	73
Roman in Berlin .	446
Romancero . . .	416
Romanzen . . .	402
Romanzero . . .	466
Roſamunde . . .	322
Roſaura	229
Roſe, die bezauberte	382
Roſen, wilde . .	512
Roſenmärchen . .	399
— ſohn . . .	413
Rothkäppchen . .	300
Rubens	229
Rubin . . 138.	433
Rudolf v. Habsburg 132.	190 283. 419. 436
— v. Werdenberg	113
Runenburg . . .	303
Saalnixe . . .	288
Säumnis Führungen	535
Sängerliebe . . .	329
Säugling . . .	177
Sagen der Vorzeit	278
St. Julien . . .	113
Salome . . . 13.	401
Saly's Revolutionstage	51
Sampiero . . .	432
Santau	538
Sandmann . . .	361
Sannazar . . .	536
Sapphe 118. 379.	418
Sara Sampſon .	54
Sardellen . . .	496
Satyres	238
Saul	428
Savenarola . 429.	476
Scenen aus dem Geiſterreiche . . .	38
Schafſchur . . .	182
Schafskopf . . .	159
Schah, der . . .	317
— Sadi . .	137
Schauſpielerin . .	468
Schatz . . . 53.	395
Schatzkäſtlein . .	514
Schelle	426
Scherz, Liebe . .	237
Schickſalestrumpf .	511
Schiefelbein . .	134
Schifferſagen . .	393
Schildſagen . . .	414
Schill	423
Schindeldach . .	520
Schlemihl . . .	370
Schloß Avalon . .	490
— und Fabrik	459
— Gozyn . .	449
— am Meere .	415
Schluterius . . .	153
Schmelzle . . .	271
Schmidtjakob . .	528
Schmuck	435
Schneewittchen . .	400
Schnok	500
Schön Irla . . .	480
Schöne, die . .	193
Schöpfung . . .	420
Schoßhund . . .	26
Schreffenſtein . .	359
Schulerliebe . . .	415
Schüſſeln, ſechs .	97
Schuld	376

	Seite
Schuldbauer . . .	524
Schule der Frommen	407
— des Lebens .	426
Schulmeiſterwahl .	517
Schutt	454
Schutzgeiſt . . .	308
Schwänke . . .	138
Schwärmerei d. Liebe	116
Schwaning . . .	477
Schwarzen, die .	454
Schwarzenberg . .	382
Schweizerlieder . .	516
Schweizerfamilie .	511
Schwert und Hand	428
Schwertberger . .	429
Schweſtern von Prag	507
Schwiegermutter .	96
Schwur der Liebe .	195
Scipio Cicala . .	472
Scudery	366
Sebaldus Nothanker	151
Sebaſtian . . .	522
See- u. Waldmärchen	398
Seherin	474
Selbſtbeherrſchung .	94
Semiramis . . .	426
Sempach, Schlacht bei	249
Serapionsbruder .	363
Shakeſpeare . . .	229
Siama	118
Sibylle	448
— von Tibur	547
Sickingen 137. 477.	534
Sidonie	434
— von York .	442
Siegfried v. Lindenberg	28
Sieglinde . . .	544
Siegwart . . .	107
Sifrits Tod . . .	388
Sigurds Brautfahrt	463
Sinebs Lieder . .	21
Sinkram	325
Skalde	20
Skizzen	111
Sklavenleben, europ.	413
Söhne des Thals .	375
— und Töchter der Zeit . . .	474
Sohir	196
Sohn, der dankbare	99
—, der verlorne	525
Sohn der Wildniß	431
— der Zeit 453.	456
Sokrates Tod . .	334
Soldaten, die . .	187
— büchlein .	390
— lieder . .	456
Soll und Haben .	449
Sommer	492
Sommerreiſe . .	317
Sonette, geharniſchte	337
Sonnenjungfrau .	126
Sonnenwirth . .	442
Sophie Berg . .	108
Sophiens Reiſen .	24
Spanier in Peru .	127
Spaniſches . . .	546
Spartacus . . .	112
Spaziergänge . .	11
Spaziergang eines Wiener Poeten .	454
Spiegel des Hofes	411
Spiel des Schickſals	255
Spieler	95
—, die falſchen	194
— glück . . .	366
Spinoza . . 470.	482
Spitzbart . . .	29
Spork	422
Staberl	507
Stahremberg . .	22
Stapelia	497
Stark, Lorenz . .	98
Stecknadeln . . .	130
Stella	120
Stern von Sevilla	388
Sterne, die . . .	536
Sternbald . . .	298
v. Sternheim . .	25
Stimmen, freie .	337
Storchbeker . . .	190
Strafe nach d. Tode	336
Straußfedern . .	50
Straußiade . . .	477
Streligen . . .	189
Strich durch die Rechnung	121
Struenſee . 428.	431
Stubbenkammer .	89
Studien	441
—, humoriſt. .	500
Sturm und Drang	194
Sturmlieder . . .	461
Stutzperücke . . .	48
Sündfluth . . 5.	420
Suſanne	394
Suſchens Hochzeit	51
Sylveſternacht . .	361
— traum . .	524
Sympathie d. Seelen	319
Tag von St. Jacob	421
— auf dem Lande	90
Tagebuch eines armen Fräulein .	531
Taglöhner, d. adelige	195
Tantalus . . .	417
Tante	434
Taſchenbücher . .	365
Taſſo	211
Taſſo's Tod . . .	229
Tataris	419
Tatarenſchlacht . .	201
Taugenichts . . .	365
Telephos	418
Tell, W. . 249.	252
Templer auf Cypern	373
Teufel in Berlin .	513
— auf Reiſen .	160
Teufelsmühle . .	507
Teutomal . . .	20
Thaſnilde . . .	20
Thal von Ronceval	406
Thamos	122
Thaſſilo	525
That, die . . .	380
Theaterdirektor . .	383
Thekla	545
— von Thurn	282
—, d. Wienerin	192
Themiſto	426
Themiſtokles 73. 164.	429
Theobald	540
—, der Schwärmer . .	37
Theodor	28
Thereſe Krones . .	511
Theſeus . 73. 177.	193
Theudelinde . . .	283
Thiedolf	326
Thomas Kellerwurm	138
Triumph der Empfindſamkeit . .	238

	Seite
Triumph der guten Frauen	61
Timoleon . 73. 177.	426
Timon	137
Tiroler Wastl	507
Tischlermeister	307
Titan	265
Titus	99
Töchter edler Herkunft, für	24
Tochter der Natur	114
— d. naturliche	212
Tod des Dichters	307
Todtenbraut	358
— kränze	388
Ton unsrer Zeit	125
Toni	323. 353
Toppee	26
Torffaint	445
Trauerspiel in Sicilien	433
— in Tirol	407
Traum ein Leben	379
Traumfahrt	398
Treibjagd	440
Treue, deutsche	423
— um Treue	412
Trösteinsamkeit	340
Trompeter von Säkkingen	399
Trostlieder	462
Tulifäntchen	410
Tunisias	419
Turturell	389
Tutti Frutti	499
Tutu	393
Uebels, Ursprung des	3
Ueberall und Nirgends	281
Ugolino	20
Uli, der Knecht	523
Ulrich	447
Undine	330
Ungeheuer, d. graue	160
Unter der Erde	458
Unterröckchen	139
Urania	79. 104
Urtheil, das milde	431
Usong	3
Van Dyk	229
Valentine	507
Vemgericht	423
Verbrechen aus Ehrsucht	92
Verbrecher aus verlorner Ehre	255
Verfehlte, der	229
Vergnügen, irdisches, in Gott	8
Verkehr, unser	503
Verkleidung	407
Verlobung	90
Verlobungsring	502
Veronica	547
Verschollenen	406
Verschwender	509
Versöhnung	122
Verstand u. Leichtsinn	124
Vertrauten	378
Verworfenen	473
Vetter aus Bremen	323
— aus Lissabon	59
Vicekanzler	97
Victor	481
Victoria	348
Victorine	435
Viel Lermen um Nichts	355
Vierzehnender	380
Viglien	479
Virey	445
Virginia	137
Vittoria Accorombona	309
Vögel	71
Vogel, der goldene	361
Vogelhändler	438
— scheuche	307
Volkslieder	313. 493
— märchen	282. 313. 317. 384
— romane	521
Voltaire, der kleine	28
Vormund	94
Wachtelpeter	204
Wahl und Führung	537
Wahle große Nase	494
Wahlverwandtschaften	121
Walddrossel	520
Waldeinsamkeit	308
Waldemar, d. falsche	440
— Graf	507
Waldenser	435
Waldfräulein	389
v. Waldheim	27
Waldmeisters Brautfahrt	421
Walladmor	440
Wallenstein	251
Waller	167
Wallina	105
Wally	467
Walleth und Leith	443
Walther von Montbarry	282
Wanda	375
Wanderungen durch den Markt des Lebens	105
Wanderungen durch den Thierkreis	468
Wanderstecker Vetter	43
Wardeck	253
Wassermensch	307
Waterloo	441
Weh dem, der lügt	380
Wehmüller	347
Weib, das leidende	186
— des Urias	453
Weiber nach d. Mode	125
Weihe der Kraft	374
— der Unkraft	375
Weihnachtsabend	308
— fest	478
— freund	532
Weinlese	318
Weisheit des Braманen	487
Weiß und Schwarz	144
Weiße Sklaven	460
Weisthornblüthe	529
Wellenschläge	492
Welt, verkehrte	298
— und Zeit	452
Weltpriester	479
— ton	193
Wendelin	428
Wendung	124
Werdemar	416
Werther	106
Whistpartie	501
Wiener Bären	511
Witham	34

	Seite
Wilde, der	163
Wilhelmine	125
William Lovell	295
Willibald	227
Winde	462
Windbruch	45
Winkelried	420
Winter	492
Wintergarten	343
— märchen	466
Wipprecht v. Groitsch	283
Witt, Tob.	98
Wittelsbacher	476
Wlasta	420
Wochenstube, politische	458
Woldemar	109. 345
Wolfenbüttel, Prinzessin von	441
Wolfenschieß	423
Wolfgang von Tennstein	285
Wollmer	243
Woodvill	57
Wullenweber	431
Wunderblume	384
Wunderhorn	312
Wunterlichtigen	307
Wurmsamen	14
Xenien	71. 236
Ygnurd	377
Yulle	6
Zamira	32
Zamor	163. 244
Zamori	118
Zauberflöte	155
— harfe	57
Zauberring	327
— schloß	157
Zeitgedichte	462
— geist	427
— geist und Bernier Geist	524
— schwingen	138
Zeitungsbraut	507
Zerbin	188
Zerbino	301
Zilla	6
Zisla	442. 453
Zopf und Schwert	431
Zrinyi	322
Zu ebener Erde	510
Zweiflerin	379
Zweikampf	353
Zwillinge	194. 242
Zwillingsschwestern	263
Zwingli	462. 534

II.

Dichter.

	Seite
Abbt	150
Abrian	434
Adlfeld	530
Albrecht	108. 140
Alexander, Graf von Württemberg	460
Alexis, W.	440
Alt	500
Althing	139
Andahl	249
Andrä	61
Angely	502
Angestern	538
Arel	74. 358. 420
d'Arien	190
Arndt	315
v. Arnim	339
Arnold	517
v. Artner	380
Auerbach	483. 525
Auersperg, Graf	454
v. Auffenberg	428
August, Herzog von Gotha	74
v. Babo	189
Bacherl	432
v. Bacsko	290
Bäuerle	219. 508
Baggesen	86
Bahrdt	161
Bandin	462
Bauernfeld	502
Baumann	511
Bechstein	221. 390. 442. 534
Beck, Fr.	27. 418. 536
—, Heinr.	59. 501
—, Karl	457
Becker	385
Beer	428
Beil	186
Belani	440
Benedix	506
v. Benkowitz	218. 290
Benzel-Sternau, Graf	143
Berchlas	498
Bernhard	446
Bernhardi	309
Bettina	349
Betty Paoli	416
Beurins	61
Biernatzki	445
Birch-Pfeiffer	229. 502
v. Bissing	435
Bitterius	167
Bitter	525
Bizius	523
Blankensee	420
Blum, K.	503
—, J. Ch.	11
Blumauer	167
Blumenhagen	385
Boas	415
Bock	61
Borenstedt	419
Bodmer	4
Börne	452
Böttger	421. 433
v. Boguslawski	535
Bohn	8. 9
Boie	80

derſelben. Der edelſte Theil des römiſchen Rechts beſteht aus Fragmenten der Schriften der größten Rechtsgelehrten, welche je gelebt haben, und aus welchen, trotz ihrer Verſtümmelung, uns der ewig belebende und erfriſchende Geiſt des klaſſiſchen Alterthums anweht. Das Studium dieſes Rechts iſt ein Theil der klaſſiſchen Philologie, auf das innigſte mit dieſer verwebt und für den Eingeweihten nicht weniger anziehend, wie dieſe. Der Kunſtwerth des römiſchen Rechts erklärt uns daher nicht minder, als ſeine praktiſche Wichtigkeit, warum die ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten der neueren Völker ihm ihre Thätigkeit vor allem zuwandten. Es mußte der Gegenſtand einer eignen Wiſſenſchaft und dieſe eben ſo ſehr geſchichtlich als dogmatiſch bearbeitet werden. Lange Zeit wurde nur noch das kanoniſche Recht mit demſelben Eifer betrieben und ſpäter erſt das germaniſche.

Die Verbindung der einzelnen Zweige der Rechtskunde zur wiſſenſchaftlichen Einheit, ja die eigentliche Geſtaltung der Rechtswiſſenſchaft und ihre Gliederung nach leitenden Prinzipien war erſt das Werk der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts. Deutſchland ging ſeit Thomaſius den übrigen Ländern Europa's voran, und wenn auch eine geſchmackloſe pedantiſch-ſcholaſtiſche Methode in den juriſtiſchen Lehrbüchern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts herrſchend iſt, ſo läßt ſich den ausgezeichneten deutſchen Rechtsgelehrten vor 1789 doch der wiſſenſchaftliche Sinn nicht abſprechen. Auch ſind nicht alle jene Lehrbücher in einem barbariſirenden Latein geſchrieben: mit Vergnügen laſſen ſich die meiſten Kompendien unſeres Heineccius leſen, der deßhalb leicht eine europäiſche Autorität erhielt, zum Theil ſogar erſt im neunzehnten Jahrhundert, ſo in Frankreich, Italien, Portugal, ja in Südamerika, nachdem in ſeinem Vaterlande ihn jüngere Celebritäten ſchon längſt entthront hatten.

Durch Leibniz, Thomaſius und Wolff war in Deutſchland der oben angegebene dreifache Geſichtspunkt beim Rechtsſtudium geſchieden, neben der Dogmatik die Rechtsgeſchichte und das Naturrecht betrieben, auch die Rechtsquellen nach ihren Grundlagen geſondert bearbeitet worden. Jedoch der Mittelpunkt der Wiſſenſchaft war die jurisprudentia romano-germanica forensis, wie die großen deutſchen Praktiker Stryck, Struve, Lauterbach, Leyſer und der ältere Böhmer ſie behandelt hatten.

	Seite
v. Bonin	97
v. Bonstetten	78
v. Born	166
Bornemann	517
Bouterwek	73. 239
Brachmann	490
Brandes	95
Braun	417
— von Braunthal	221
Brauns	498
Brawe	56
Breitinger	7
Brentano, Cl.	346
—, Sophie	116
Bretschneider	538
v. Bretschneider	167
Breßner	122
v. Brinkmann	105
Brockes	8
Bronikowski	443
Bruckbräu	440
Brühl, Graf	60
Brummer	229
Brun	78
Brunner	464. 546
Brunold	371. 398
Bube	402
Büchner	455
Bührlen	496
v. Bülow	391
Bürde	61
Bürger	48. 178
Bürk	388
Büssel	229
Burchard	132
v. Buri	99. 105
Caspar	190
Casparson	20
Castelli	511. 518
v. Chamisso	218. 370
v. Chezy	434
Chiléty	222
Christ	429
Claudius	43
Clauren	141
Clement	518
Clodius, Ch. A.	67
—, H. A.	417
Collin, H. von	319
Collin, M. von	320
Corrodi	517
Conscience	529
Conteſſa	382
Conz	74. 190
Coſtenoble	501
Cramer, J. A.	19
—, K. G.	136. 202 271. 285
Cranz	161
Crauer	249
Creizenach	453
Cremeri	190
Cruſius	90
Cuno	9
Curtius	11
v. Dalberg	190
Dannenberg	11
Deinhardſtein	230
Demme	118
v. Deppen	489
v. Derſchau	18
Des Bordes	546
Deſtouches	190
Detmold	500
De Wette	537
Dingelſtedt	458
Döring	434. 518
Dorn	516
Dreis	21
Dronke	459
v. Droſte-Hülshoff	546
v. Düringsfeld	449
Duller	483
Duſch	25
Dyk	193
v. Dyhrn	429
Ebert	420
v. Echt	9
Eckermann	489
Eginhardt	491
Ehrhardt	384
v. Eichendorff	354
Eichholz	460
Eichin	516
Engel	98
Ernſt	454. 530
Falk	241
Fechner	497
Feldmann	511
Feßler	164
v. Feuchtersleben	489
Firmenich	518
Fiſcher	139. 489
v. Flugi	402
Förſter, F.	402
—, K.	384
Foglar	491
Follenius	337
Fouque, F. von	324
—, Carol. von	434
Frankl	420
Franz	398
Freiligrath	457
Freitag	449. 507
Friedrich, F.	531
—, H.	496
Fröhlich	462
Frohberg	435
Fülleborn	241
Furchau	89. 336
v. Gaal	402
Gärtner	223
Gardthauſen	500
Garve	534
v. Gaudy	414
v. Gebler	122
Gehr	418
Geib	402
Geibel	463
v. Gemmingen	10. 91
Gener	406
Georg v. Waldburg-Zeil	543
Gerhard	485
Gerlach	443
Gerle	219. 384
v. Gerdorf	435
Gerſtäcker	445
v. Gerſtenberg	20
Gieſebrecht	315. 387
Glasbrenner	513
Glaubrecht	531
Gleich	434
Gleim	80
v. Göchhauſen	161
Görres	312. 451
—, Guido	542
v. Göthe	69. 85. 106. 120 184. 208. 234

	Seite
v. Göthe, jun.	397
Göttinger Hainbund	79
Goldschmidt	518
Golz, von der	139
—, Aug.	520
Gottschalk	459
Grabbe	220. 503
Gregorovius	416
Gripenkerl	455
Gries	416
Grillparzer	378
Grob	1
Groschvetter	417
Große	243
Großmann	97
Groth	518
Grübel	517
Grün	454
Gruppe	462
v. Günderode	349
Gutzkow	430
Hackländer	449
Häfflinger	516
Hafner	507. 511
Hagemann	190
Hagemeister	190
Hagen	440
Hagen	51
Hagenbach	516
Hahn, F.	20
—, L. P.	189
Hahn-Hahn	446
v. Halem	241. 535
Halirsch	230
v. Haller	2
Halm	430. 507
Hamann	42
v. Hammer	243
Hanke	435
Harro Harring	221. 443. 454
Hartmann, A.	525
—, M.	420. 453
Hauff	499
Haug	494
v. Haupt	434
Hebbel	432. 500
Hebel	514
v. Heeringen	441
Heidelberg	417
Heinel	90
Heinemann	459
Heinse, W.	224
—, G. H.	283
Heinzen	456
Heiter	502
Hell	384
Heller	445
v. Hellwig	434
Hempel	494
Henne	336
Heusler	507
Herder	71. 231
Herklot	74
Herloßsohn	443
Hermann	389
v. Hermannsthal	491
Hermes	24
Herwegh	456
Hesekiel	536
Hessemann	420
v. Heß	8
Heyden, von der	336. 429
Heyse	545
v. Hippel	39
Hirschfeld	11
Hirzel	489
Hocker	52
Hoefer	422
Hölderlin	531
Hölty	256
Hoffmann, H.	100
—, J. D.	463
—, Th. Ad.	221
— v. Fallersleben	359
v. Hohenhausen	455
Hohlfeld	434
v. Holbein	385
Holtei	386. 501
Holzapfel	220. 229. 386. 510
v. Horn	90
Horn, F.	528
—, N.	230
v. Houwald	460
Huber, J. L.	381
—, F. L.	132
—, Th.	283
Hudemann	435
	19
Jacobi, F. H.	109
Jacobs	116
Jahn	464
Jaffoix	452
Jean Paul	258
Jemand	483
Jenisch	21
Iffland	91
Immermann	405
v. Imhof	71
Jünger	124
Jung	518
Kästner	45
Kaiser	511
v. Kalchberg	190
Kalisch	453
Kanne	535
Kannegießer	419
Kartsch	519
Kayser	190
Keller	492
Keltzen	105
Kerner, J.	371
—, Th.	492
v. Keudell	391
Kind	229. 384
Kindleben	153
Kinkel	456
Kirsch	90
Kirsten	122
Klausen	418
v. Klein	57
Klein, J. G.	459
—, P.	493
v. Kleist, E.	10
—, F.	118
—, H.	350
Klemm	336
Klingemann	219. 423. 483
Klinger	194
Klinkicht	129
Klopstock	11
Knapp	534
v. Knigge	156
v. Kobbe	434
v. Kobell	519
Koch	499
Köhler	483
König	455
Körner	320

	Seite
Köster	430
Keller	290
Kepisch	414
Kortüm	48
Kolegarten	88. 116
v. Kotzebue	125. 284
Krais	401
Kraftner	97
Kretschmann	21. 97
Krug v. Nidda	402. 419
Krummacher	534
Kruse	371
Kuenlin	401
Küttner	20
Kuffner	388. 396
Kuhn	416. 516
Kulmann, Ed.	488
—, M.	492
Kunze	336
Kurländer	501
v. Kurowski-Eichen	417
Kurz	442. 532
Kyaw	494
Länzenfeld	190
Laisentaine	112
v. Lang	496
Langhern	138
Lange, H.	7
—, E. G.	62
Lappe	89. 336
Larochе	25
Laube	430
Laun	358
Lavater	110
Lax	438
Lebrun	501
Leiferwitz	185
Lenau	222
Lentner	529
Lenz	186. 218
Leßing	53. 147. 217
—, Car.	434
v. Levitschnigg	397. 491
Lewezow	74
Lichtenberg	46
Lindau	283
Linden	385
v. Lindenberg	492
Lindenhahn	420
Lingg	493
Löben, Graf	381
Löber	422
Löwe	491
Lohmann	434
Lorenz	434
Lossius	119
Ludwig, König	488
—, Otto	381
Lynar, Fürst v.	491
Mähler	488
Mahlmann	386
Maier	279
Malß	511
v. Maltitz	381. 452
Marcard	530
Margaraf	513
Marlow	222
Mastalier	67
Matthisson	75
Mazerath	489
Mautner	453
Mayer	491
Meinhold	336. 442. 538
Meißner, A. G.	111
—, Wd.	453
Melas	536
Mendelssohn	481
Merk	172
Messenhauser	455
v. Meyer	534
Meyer, A.	518
Meyer-Merian	464. 525
v. Meyern	154
Michelis	543
Miller	101. 196
v. Militz	490
Minnich	516
Mises	497
Mnioch	105
Möller	185
Mörike	394
Mörtl	380
Moser	215
Moroyn	492
Morel	343
Moritz	34
Mosen	390. 428. 454. 483
v. Moser	246
Moser	513
Muchler	385
Müsäus	455
Mühlbach	446
Müller, J. W.	387
—, Jos.	518
—, Maler	180
—, Wilh.	454. 487
—, Wolfg.	480
—, Friedberg	249
von Itzehoe	26
Müllner	376
v. Münchhausen	319
Müsäus	49
Nathusius	489
—, Marie	531
Naubert	281
Naumann	10
v. Neffelrode	185. 244
Neffroy	510
Neubeck	11
Neuffer	90
Nicolai	149
Niedmann	441
Nitzschädt	428
Nebnagel	402
v. Nordeck	417
Norden	443
v. Nordstern	384. 388
v. Normann	430
Novalis	292
Nürnberger	223
Oehlenschläger	229. 334
Oelsers	460
v. Oertel	89
Oertel	528
Oettinger	512
Otte	401
Otto	459
Overbeck	105
v. Paalzow	435
Paalzow	163
v. Palthen	10
Pauljoser	520
Pape	400. 536
v. Pechlin	489
Penseroso	434
Pestalozzi	173
Peters	491
Pfeffel	248
Pfeiffer	442

	Seite
Pfeil	57
Pfizer	221. 401
Pfranger	149
Pichler, Car.	436
— , Ad.	492
Piringer	546
Platen, Graf	410
v. Plönnies	402
Pocci, Graf	542
Prägel	498
Pröhle	531
Prolß	506
Prutz	458
Pückler, Fürst	499
v. Putlitz	520
Pyrker	419
v. Querfurth	418
Rambach	77. 143
v. Rambohr	78. 190
Ramler	65
Rank	529
Rapp	506
Raspe	175
Ratschky	171
Raupach	459
Rammund	508
v. Reimann	161
v. Reinwitz	544
Reich	532
Reichel	9
Reinbold	402. 522
Reinhard, Fr.	223
— , W.	496
Reitbard	492
Reitstab	440
v. Richthofen	434
Riedel	166
v. Riedbrech	491
Ring	47
Ringeis	547
Rochlitz	242
Rösfig	11
Rogge	429. 492
Rollet	457
Romanus	58
Roquette	421
Rückert	337. 428. 486
Ruge	458
v. Rumohr	413
Runge	353
Sagar	109
St. Paul	536
v. Salis	101
Salzmann	172
Sauter	48
Saphir	512
Satori	446
Sattler	61
Schad	108
v. Schaden	135
Schall	501
Schaller	170
Scheffel	399
v. Schenk	427
v. Schenkendorf	314
Scherenberg	422
Scherr	481
Schick	337
Schier	229
Schikaneder	155
Schiller	72. 236. 249
Schilling	135
Schimper	483
Schink	190. 218
Schirach	492. 531
Schirmer	492
Schlegel, A. W.	73. 238
— , Fr.	310
— , J. A.	19
Schleifer	349
Schlenkert	283
Schliephake	429
Schmid, Ch.	522
Schmidt, C. A.	29
— , H.	445
— , J. F.	161
— , W. A.	88
— von Lübeck	488
Schmiedtgen	115
Schneider	165
— , C.	616
Schnezler	402
Schnitter	418. 420
Schöll	418. 420
Schön	219
Schöne	220
Schopenhauer, A.	397
— , J.	434
Schramm	420
Schreiber	119, 218. 385
Schröder	58
Schubart	246
Schubert	539
Schucking	415
Schütt	417
Schütze	501
Schuler	492
Schulze, G.	382
— , F. A.	142. 358
Schummel	28
Schwab	400
Schwarzschild	397
Sealsfield	445
v. Seebach	443
Seeger	401. 456
Seidel	395
Seidl	518
Senf	105
Senff	513
Sessa	503
Seume	317
Seybold	107. 219. 452
Siegfried	118
Sievers	481
Simon	420
Simrock	402
Sinclair	402
Sintenis	153
Smets	229. 543
Soden, Graf	91. 137. 190. 218
Sondershausen	418
v. Sonnenberg	23
Spieß	205. 280
Spindler	437
Spitta	534
Spruchmann	165
v. Stägemann	336
Stahl	413
v. Stamford	105
Stamm	420
Starke	117
Steffens	443
Stegmeyer	507
Stehling	536
Steinsberg	160
Stelzhammer	513
v. Stengel	446
Sterhanie	60
v. Sternberg	391
Stifter	441
Stieglitz	419

	Seite
Stilling	35
Stolle	441. 481
Storm	493
Stöber, A.	402
— , F.	528
— , G.	402
Stolberg, d. Grafen	175
Storch	439
v. Stolterfoth	402
Stolz	546
Strachwitz, Graf	461
Strauß, F.	535
— , D. von	539
Streckfuß	242. 385
Stubenrauch	420
Sturz	57
Succow	537
Tanner	490
Tarnow	435
Tarnowski	371
Terpen	396
Theremin	484. 536
Thienemann	8
Thilo	109
Tieck	294
Tiedge	102
Timme	109
Töpffer	52. 497. 501
Törring-Seefeld, Graf	189
Tralles	3
Trautmann	481
v. Trauttſchen	57
Triller	9. 14
Trinius	496
Tritſchler	109
Tromlitz	437
v. Tſchabuſchnigg	397
Tſcharner	11
v. Uechtritz	427. 538
Uhland	338
Ulrich	481
Unger,	27
Unzer	8. 57
Uſteri	90
Vargas	243
Van der Velde	436
Venturini	160
Vogel	402
Vogt	492
Voß, J. H.	63. 80
— , Jul. von	132. 219
Vulpius	218. 286
Wachsmann	445
Wackenroder	294
Wackernagel	462
Wagner, G.	226
— , L.	185
— , Schulth.	517
Waiblinger	414
Waldau	422
Waldmüller	399. 520
Wall	140
Wangenheim	443
Waſſerburg	420
Weber, W.	492
— , C. J.	495
— , Veit	278
Weckherlin	160
Wehl	513
Weichſelbaumer	418. 513
Weidmann	60
Weiſenhahn	11
Weiſer	494
Weiſflog	370
Weiſhun	494
v. Weiſſenthurn	501
Weitzmann	494
Welker	402
Wenzel	30. 491
Weyprn	48
Werder	398
Werſer	493. 522
Werner	373
Werthes	108. 190
v. Weſſenberg	541
Wetzel	336
Wieland	236
Wieſe	229. 430
Wildermuth	531
Wilhelmi	537
Willamow	87
Willkomm	460
Winkelmann	68
Winkopp	108
Winterling	394
Wirth	545
Withof	7
Wolf	388
Wolfart	317. 420
Wolff	441
v. Wolzogen	116
v. Woltmann	143
— , Carol.	143
	434
Wünſch	163
Wyß	401
Zarnek	388
v. Zedlitz	388
Zerniz	7
Ziegler	191
Zimmermann	249
Zingerle	402. 492
Zſchokke	173. 286. 441

Berichtigungen und Zusätze.

Band I. S. 254 ist durch einen Zufall das Blatt nicht abgedruckt worden, welches von Heinrich Suso, genannt Amandus, handelte. Dieser zu Constanz geborene, zu Ulm gestorbene Mönch des 14. Jahrhunderts schrieb mehrere mystische Werke (herausgegeben von Diepenbrock 1829), worin er seine Liebe zum Heiland als Roman seines Lebens mit seltener Kindlichkeit, Innigkeit und süßer Gluth schildert.

S. 433 ist nachzutragen: Strickers Märe von den Gäuhühnern (herausgegeben von Pfeiffer 1859). In diesem kurzen Gedicht spricht sich der ganze Trotz der niederösterreichischen Bauern (im 13. Jahrhundert) gegen den Adel aus.

Band II. S. 92 Zeile 3 von oben lies: Raffinement. Zu S. 502 ist zu bemerken, daß Stranitzki's Reise aus Salzburg, die ich nicht bekommen konnte, wahrscheinlich dasselbe Buch ist, was noch einmal von seinem Nachfolger, dem beliebten Wiener Hanswurst Prehauser, ohne Jahrzahl edirt wurde, mit einem Anhang „Hanswurstische Träume", ganz im ähnlichen Humor. Hier träumt der Hanswurst z. B., er werde in ein Kammermädchen verwandelt und müsse einer bösen Dame dienen. Doch sind alle diese Sachen schwächer als Stranitzki's olla-patrida (nicht olla potrida), die in der Gesprächsform an des Erasmus colloquia, in der Sprache an P. Abraham a St. Clara erinnert, aber in die schlechtesten Sitten der Zeit hineinblicken läßt. Am witzigsten ist S. 208 das Gespräch zweier Mägde.

Band III. Seite 1 Zeile 11 von unten lies Freienthal. S. 6 Z. 13 von oben l. des Koluthos. S. 42 Z. 7 v. o. l. Querzüge. S. 114 Z. 15 v. o. l. Wenzel Falk. S. 140 Z. 9. v. u. l. Buhlerinnen. S. 142 Z. 15 v. u. l. parvenu. S. 173 Z. 2 v. u. l. Kunz statt Kurt. S. 174 die Kapitelzahl 2 st. 3. S. 190 Z. 10 v. o. l. Nathenau. S. 241 Z. 17 v. u. l. Amphitruo. S. 243 Z. 17 v. u. l. Ständchen. S. 258 Z. 18 v. o. l. grellen Contrasten S. 343 Z. 11 v. u. l. 16 st. 15. S. 372 die Kapitelzahl 6 st. 3. S. 385 Z. 5 v. o. l. Sachen st. Sagen. S. 388 Z. 2 v. u. l. Krone st. Kram. S. 440 Z. 3 v. o. l. seine Romane. S. 458 Z. 10 v. u. l. Wochenstube. S. 472 Z. 13 v. u. l. von der Heyden.

Eine ausgebreitete Erudition und ein riesenmäßiger Fleiß zeichnete auch noch nach dem Jahre 1750 die deutschen Rechtslehrer aus; es gebrach ihnen jedoch an zwei Dingen: an Geschmack und kritischem Sinn. Deßhalb sprechen uns jetzt ihre Schriften so wenig an, und daß die deutsche Rechtswissenschaft von Heineccius und Böhmers Tod an im Rückgange begriffen war, wird Niemand wundern. Nur einige Wenige verfolgten eine solidere Richtung und knüpfen die Zeiten des Cujacius und Schulting an die kommende Zeit an, wie z. B. Pittmann und Seeger u. A. Sie nahmen an der Kompendisirung der einzelnen Zweige des Faches keinen Antheil. Viele Universitäten Deutschlands waren übrigens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr herunter gekommen; nur Leipzig, Halle und Göttingen standen im vorherrschenden Ansehen. Indessen besaß Giessen in Koch und Höpfner zwei Civilisten, welche den Ton angaben. Der erst beginnende Glück sollte noch im neunzehnten Jahrhundert den damals herrschenden juristischen Dogmatismus repräsentiren.

Es begann aber eine neue Bildungsperiode für Deutschland, in welcher auch die Rechtswissenschaft sich umgestaltete und einer neuen Blüthezeit entgegenging.

Nachdem die deutsche Sprache eine klassische geworden und eine deutsche Literatur geboren war, mußte ein Umschwung in den Wissenschaften erfolgen. Ein reines, für die Restauration aller höchst geeignetes Instrument des Gedankens wurde gewonnen, welches dem Genius unseres Volkes es möglich machte, das in den tiefsten Tiefen des Wissens Gefundene zu Tag zu fördern und auf den höchsten Höhen der Spekulation sich zu bewegen. Nachdem durch Lessing, Wieland, Johannes von Müller und Goethe die deutsche Prosa war gebildet worden, konnte auch der Rechtsgelehrte in ihr auf eine anziehende Weise über sein Fach schreiben. Das lateinische Idiom wurde bald verlassen und nur noch für akademische Gelegenheitsschriften oder aus besonderen Veranlassungen von den Juristen gebraucht. Auch auf den juristischen Lehrkanzeln erschienen beredte, durch ihren Vortrag beliebte Lehrer. Am mächtigsten aber wirkte das dem deutschen Charakter angeborne Streben nach Gründlichkeit und nach Befriedigung des ewig regen Durstes nach Gewißheit. Der kritische Sinn erwachte in der Philosophie und in der Philologie. Die in jener

von Kant, in dieser von Heine und Wolf bewirkten Revolutionen mußten auf die Rechtswissenschaft eine durchgreifende Rückwirkung äußern. Aus beiden erklärt sich einerseits die philosophische, andererseits die philologisch-historische Umgestaltung der Rechtswissenschaft und die Entstehung der Schulen unter den deutschen Rechtsgelehrten des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Freunde der kritischen Philosophie, theils Juristen, theils Philosophen von Profession, strebten, dem Rechte nicht bloß eine neue, unerschütterliche Grundlage zu geben, sondern suchten auch eine von allem Positiven unabhängige, a priori erkennbare Vernunftgesetzgebung auf, die zwar in der Erfahrung modifizirt erscheinen, aber, weil sie die unveräußerlichen und unverjährbaren Menschenrechte sanktionire, in ihren höchsten Prinzipien nicht angegriffen werden dürfe. Ihr Ziel fiel mit dem der französischen Revolution zusammen: es war die Freiheit, welche Allen zustand und nach einem allgemeinen Gesetze für Alle anerkannt werden sollte.

Man versprach sich von den Fortschritten dieser Ansichten eine goldene Zukunft, in welcher das Reich der Freiheit, auf unerschütterlichen Säulen gestützt, für das ganze menschliche Geschlecht gegründet werden sollte. Manche leidenschaftliche Anhänger des Vernunftrechts sahen mit Verachtung auf das historische Recht herab, das als die Ausgeburt der finstern Nacht des Mittelalters und der Barbarei des Feudalsystems, von der Sonne der neuen Aufklärung vernichtet werden müßte. Schon der Gedanke, daß jetzt ein durch den Geist der Zeit hervorgerufenes, der Höhe des Jahrhunderts ganz gemäßes einfaches Recht aus einem Gusse geschaffen und in Gesetzbüchern zur Kunde Aller auf das leichteste gebracht werden konnte, beglückte viele Staatsmänner und Juristen. Die in Frankreich seit 1804 ausgearbeiteten, zum Theil für unübertrefflich gehaltenen Codes waren Muster, die man um so bequemer nachahmen konnte, als sie in den, der französischen Herrschaft unmittelbar und mittelbar unterworfenen Theilen Deutschlands waren eingeführt worden. Man hegte auch in Deutschland von dem glücklichen Einflusse dieser Gesetzbücher dieselben Erwartungen, welche man in Frankreich hatte, und glaubte sich vom mühseligen Studium der vor mehr als einem Jahrtausend bei einem fremden Volke entstandenen Gesetze für immer befreit.

Es begann bald in Deutschland auch eine Literatur des Codo Napoleon, die freilich mit dem Sturze des Kaiserreichs zerfiel.

Der Einfluß der Philosophie aber war nicht bloß der, daß man alles Heil für die Verbesserung des Rechts in die Gesetzbücher setzte, sondern auch der, daß verschiedene Zweige der Rechtswissenschaft, wie namentlich das Staatsrecht und das Strafrecht, auf eine philosophische, sie gänzlich beherrschende Grundlage gestützt wurden, und daß andere, in welchen der historische Stoff vorherrschte, eine neue Form erhielten, indem sie in Systeme, wenn nicht nach philosophischen, doch nach logischen Gesichtspunkten eingekleidet wurden.

Es haben sich zwar die seit Anfang unseres Jahrhunderts mit philosophischem Geiste die Rechtswissenschaft pflegenden deutschen Rechtslehrer nicht selbst eine philosophische Schule genannt; allein die kommende Zeit wird ihnen diese Benennung nicht versagen. Wir rechnen zu ihr:

1) die Bearbeiter des Naturrechts Hufeland, Gros, Bauer und andere;
2) die Staatsrechtslehrer und Politiker K. S. Zachariä, Klüber, Behr;
3) die berühmten Kriminalisten v. Feuerbach, v. Grolmann v. Almendingen, v. Kleinschrodt;
4) die Civilisten A. D. Weber, Thibaut, Schömann, Seidenstücker;
5) die Prozessualisten Chr. Martin, v. Gönner, Gensler.

Daß bei allen die philosophischen Ideen nicht auf gleiche Weise vorherrschen, daß namentlich die Prinzipien des neueren Naturrechts in den civilistischen und prozessualischen Werken nicht ausgesprochen sind, erklärt sich einfach aus dem Umstand, daß der positive Inhalt des Civilrechts und des Prozesses dies nicht möglich machte; daß aber z. B. Thibaut und Martin stets eine philosophisch-praktische Richtung verfolgten, kann jedem schon ein Blick auf ihre Lehrbücher zeigen.

Am deutlichsten spricht sich diese aber in Thibaut's Auffassungs- und Behandlungsweise des römischen Rechts aus. Indem er dasselbe als das wirklich geltende gemeine Recht Deutschlands ansah, war es ihm nicht bloß darum zu thun, die praktische Gewißheit desselben zu fördern und deßhalb nach Kräften die von

der deutschen Praxis angenommenen Lösungen bestrittener Rechtsfragen (wo er sie für richtig hielt) zu vertheidigen, sondern auch den materiellen Werth des römischen Rechts zu prüfen und mit dem ihm eigenen Scharfsinn zu zeigen, wie wenig es geeignet sey, als allgemeine Gesetzgebung in Deutschland zu gelten, und wie beklagenswerth gerade deßhalb unser Vaterland genannt werden müsse. Kein Gelehrter vor Thibaut hat eine so durchdringende Materialkritik der Justinianeischen Gesetzgebung gegeben, wie er; selbst das künstlerische Talent der klassischen Rechtsgelehrten hat er mit kritischem Auge geprüft und sich deßhalb diesen gegenüber auf einen höheren, also auf einen philosophischen Standpunkt gestellt. Weit entfernt, in den justinianischen Rechtsbüchern die höchste, für alle Zeiten abgeschlossene Vollendung der Rechtswissenschaft zu finden, bringt er nach einem höher stehenden Ziele, nach einer schnellen, gänzlichen, sowohl materiellen als formellen Umgestaltung des bürgerlichen Rechts Deutschlands, d. h. nicht bloß des Privat-, sondern auch des Kriminalrechts und des Prozesses. Da dieselbe nur auf dem Wege der Gesetzgebung erreicht werden kann, so sprach er sich in jener denkwürdigen Zeit, als Deutschland nach seiner Befreiung vom fremden Joche seine politische Wiedergeburt feierte, für die Abfassung allgemeiner Gesetzbücher für die oben genannten Theile des Rechts mit solcher Begeisterung aus, daß von allen Gegenden Deutschlands her ihm Beifall zugerufen wurde. Die im Sommer 1814 erschienene Flugschrift Thibauts über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland,[1] kann als die vollkommenste Manifestation, als das wahre Programm des Hauptes der philosophisch-praktischen Juristenschule Deutschlands angesehen werden und wird als solches für alle künftigen Zeiten belehrend seyn. Daß ihr Verfasser darin seine unerschütterliche Ueberzeugung[2] ausgesprochen hatte, erhellte aus seiner 1838 erschienenen, bereits angeführten Erklärung über die

---

[1] Sie ist mit Verbesserungen wieder abgedruckt in des Verfassers civilistischen Abhandlungen. Heidelberg 1814. S. 404 ff.

[2] Mit großer Klarheit spricht er dieselbe auch aus in seiner Recension von Savigny's Buche vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und R. W. Heidelberger Jahrbücher von 1814. S. 989 ff.

sogenannte historische und nichthistorische Rechtsschule. Auch nach vierundzwanzig Jahren ist er derselben unverändert zugethan! —

Die von uns hier freilich nur in ganz allgemeinen Zügen charakterisirten Ansichten Thibauts waren so ziemlich die der Zeit. Schon seit Friedrich dem Großen erwartete man alles Heil für die Fortschritte des Rechts von den Gesetzgebungen; das preußische Landrecht war schon 1794 und nicht minder das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die österreichischen Staaten vom Jahre 1811 die Resultate dieser Richtung des Zeitgeistes und der natürlichen Entwickelung der socialen Verhältnisse Deutschlands. Thibaut sprach einen ächt deutschen Gedanken aus, indem er durch das von ihm gewünschte allgemeine bürgerliche Recht die Einheit Deutschlands auf eine schöne und dauernde Weise zu begründen wünschte. Untersuchen wir nun, warum er auf eine Opposition stoßen und welches der Charakter dieser Opposition seyn mußte. Wir kehren zu diesem Behufe zum Jahr 1789 zurück.

Wir haben schon oben (S. 198) den Verfall der Rechtswissenschaft auf den deutschen Universitäten in jener Zeit angedeutet. Er bestand, wie einer unsrer geistreichsten Rechtsgelehrten[1] kürzlich richtig ihn bezeichnet hat, darin: „daß man den positiven Stoff, ohne kritische Prüfung und Sonderung seiner Bestandtheile, zu einem scheinbaren Ganzen für praktische Zwecke verarbeitet hatte. Indem so das Ungleichartige und Unvereinbare zusammengefügt wurde, war es schwer zu sagen: ob der historischen Wahrheit oder den praktischen Zwecken des Lebens mehr Eintrag geschah. Dies alles aber war nicht etwa hervorgegangen aus einer irrigen Meinung, daß es so recht sey, sondern man hatte es aus Gedankenlosigkeit allmählich so werden lassen. Einer überlieferte dem Andern diese todte Masse, in jeder Hand wurden unvermerkt neue Irrthümer hinzugefügt, und selbst die Besseren vermochten es nicht, sich dem traditionellen Ansehen der falschen Methode zu entziehen."

Nur ein von den Vorurtheilen der Schule freier Reformator, der den Muth hatte, auch den gefeiertsten Autoritäten entgegen zu treten, konnte einen Umschwung der Studien herbeiführen und

[1] A. Savigny: der zehnte Mai 1798, auch in der Zeitschrift für gesch. R. W. B. IX. S. 423.

durch Anregung der jüngeren Generation diesem Zustande der Erschlaffung eine Ende machen. Ein solcher fand sich in Hugo. Wir wissen aus den eigenen Mittheilungen [1] dieses seitdem so berühmt gewordenen Gelehrten, dessen Doktorjubiläum am 10. Mai 1838 ein Fest war, an dessen Feier die meisten deutschen Civilisten Antheil nahmen,[2] daß ihn bloß das Zusammenwirken verschiedener glücklicher Umstände bestimmt hatte, die akademische Laufbahn zu beginnen. Der in seiner ersten Jugend mehr französisch als deutsch gebildete junge Mann hatte gerade deßhalb von dem herrschenden Tone der Schule sich freigehalten, weil die civilistischen Studien, für welche er so viel zu thun berufen war, ihn gar nicht ansprachen, während die historischen ihn fesselten und Männer wie Spittler und Pütter in der Empfänglichkeit seines Geistes für eine feinere Behandlungsweise der Rechtswissenschaft im voraus einen Lehrer erkannten, der Größeres zu leisten ihnen berufen schien. Als er im Wintersemester 1788 den ihm ertheilten Lehrstuhl bestieg, war es ihm sogleich darum zu thun, als *Neuerer* aufzutreten, mit der herrschenden Methode der Zeit in Kampf zu treten, und diese *polemische* Richtung verfolgte er die ganze Zeit seines wissenschaftlichen Lebens hindurch. So oft eine Zeit für Reformen reif ist, finden sich die Reformatoren von selbst. Ist dann das geeignete Talent an der rechten Stelle, so durchschaut es mit Klarheit die Zustände und findet die rechten Mittel zum Siege. *Göttingen* war die Universität, von der eine Reform des historischen Rechtsstudiums ausgehen konnte. *Heine* hatte bereits die neuere Philologie geschaffen, die reichste Bibliothek reizte von selbst zur historischen Forschung, die bekanntlich nirgends so gedieh, wie an diesem, dem gelehrten Stillleben so überaus günstigen Musensitze. Auch standen die *gelehrten Anzeigen* jeden Augenblick dem Kampflustigen zu Gebote, der sich berufen fühlte, ein Wort in den gelehrten Diskussionen Deutschlands mit zu sprechen.

Obgleich nicht Philolog, wurde *Hugo* aus Liebe zum Quellenstudium und zur historischen Wahrheit der Restaurator der

---

[1] In der Einleitung zu seinen Beiträgen zur civilistischen Bücherkenntniß. I. B. Berlin 1828.

[2] Es veranlaßte die oben angeführte Gelegenheitsschrift v. Savigny's.

geschichtlichen Rechtswissenschaft. Wenn er im Anfange sich nicht des Zieles klar bewußt war, nach dem er strebte, wenn er erst nach und nach die wahre Gestalt des klassischen Rechts der Römer erkannte und den jüngeren Gelehrten enthüllte, so war er doch schon im Beginne seiner Laufbahn von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Rechtswissenschaft eine andre werden müsse, als sie damals war. Als Lehrer und Schriftsteller griff er mächtig ein in den Gang der Zeit, und was er selbst nicht schuf, zu dessen Schöpfung gewann oder belebte er jedes ihn suchende Talent, und wurde so der Lehrer vieler Lehrer der Rechtswissenschaft, nicht bloß Deutschlands, sondern auch entfernter Lande, wie Hollands, Englands, der Schweiz u. s. w. Seinen Leistungen auf diesem Felde hat sein Freund v. Savigny ein würdiges Denkmal[1] gesetzt. Hugo war aber nicht bloß als Rechtshistoriker und civilistischer Dogmatiker der große Widersacher der Rechtsgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts und das kritische Argusauge für alle Flecken in den Werken seiner civilistischen Zeitgenossen: er trat auch, und zwar schon früh (1789), als Gegner der herrschenden Meinung der Zeit auf, das Recht könne nur durch Gesetzbücher verbessert werden, und erklärte sich mit Energie gegen die seit Thomasius herrschende Behandlungsweise des Naturrechts. Wenn er in letzter Hinsicht weniger glücklich im Erfolg war, als durch seine rechtsgeschichtlichen Reformen, (was sich theils aus seiner rein negativen Richtung, theils aus der Beschränktheit seines Fundamentalprinzips, am meisten aber daraus erklärt, daß man ihn nicht verstand), so darf er doch auch als Rechtsphilosoph nicht übergangen werden. Er bildete als solcher den direktesten Gegensatz zu den Rechtsgelehrten, welche wir oben (S. 200) als die Führer der philosophisch-praktischen Rechtsschulen Deutschlands bezeichnet haben, und kam deßhalb von selbst mit an die Spitze der, freilich erst 1815 vollends ausgebildeten, historischen Schule.

Wir haben bereits gesagt, daß Hugo sich des Zieles, nach dem er sich bewegte, Anfangs nicht klar bewußt war. Sein ganzes Streben war das eines Skeptikers: er verwarf mit eben so großer Freude eine von ihm für richtig gehaltene Meinung,

[1] In der oben angeführten Gelegenheitsschrift.

als er sie angenommen hatte, wenn sie ihm als falsch erschien; das Forschen und Prüfen war das Lebensprinzip seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit: immer auf Entdeckungen ausgehend, machte ihn nur das Neue glücklich; dieses rastlose Suchen charakterisirt seine Eigenthümlichkeit. Daher das an ihm eben so gelobte als von seinen Gegnern getadelte Eingehen auf die dem Scheine nach oft unbedeutendsten Einzelnheiten und der ihm so oft vorgeworfene Hang zur Mikrologie und dem Bizarren. Wenn er hierin manchmal zu weit ging, so führte er bloß seine Methode bis zu ihren letzten Konsequenzen durch, unbekümmert um die daraus sich ergebenden Resultate.

Man begreift aber, wie die Rechtsgelehrten, welche wir die philosophisch-praktische Schule genannt haben, hierin oft ein müssiges, nutzloses Spiel sahen, und deßhalb um so mehr als Gegner sich ihm gegenüber stellen konnten.

Als Verehrer des klassischen römischen Rechts und als Forscher, besonders der älteren Quellen desselben, schloß sich Hugo an die großen philologischen Juristen Frankreichs und der Niederlande, auch Deutschlands an, und fand deßhalb natürliche Alliirte in denjenigen seiner juristischen Zeitgenossen, welche jenen Meistern folgten; ihre Zahl war aber 1789 nicht groß. Zwei derselben, die sich einen großen Namen machten, wurden früh seine Freunde: W. Cramer in Kiel und Haubold in Leipzig. Dieselben bildeten jedoch zu den Gegnern Hugo's nicht den schroffen Gegensatz, wie er selbst, obgleich sie ihm näher standen als diesen.

Der kritische Sinn im Rechtsstudium erwachte indessen an allen deutschen Universitäten, überall traten gegen den Anfang des Jahrhunderts Lehrer und Schriftsteller auf, welche die hergebrachten Ansichten bekämpften. Am eifrigsten beschäftigte man sich mit dem römischen Recht, welches nach und nach einer gänzlichen Revision unterworfen wurde. Hufeland, Thibaut, Schömann und Andre waren nicht minder thätig als Hugo, Cramer und Haubold; bald traten jüngere, und zwar glänzende Talente hervor, die mit den schon berühmten wetteifernd, während der ersten fünfzehn Jahr unsres Jahrhunderts die Kunde des römischen Rechts mehr förderten, als sie in den letzten fünfzig Jahren gefördert worden war. Die Restauration mehrerer süddeutschen Universitäten trug zum Aufschwunge der juristischen

Studien nicht wenig bei. Unter den neu auftauchenden Celebritäten fand sich mancher Schüler der genannten älteren. Einer unter ihnen wurde für die historische Rechtswissenschaft vor allen andern wichtig, nämlich Friedrich Carl von Savigny. Daß derselbe bei seinem ersten Auftreten (im J. 1803) durch seine, 1837 zum sechsten Mal aufgelegte, bei allen Rechtsgelehrten selbst außer Europa[1] im höchsten Ansehen stehende Abhandlung über die Lehre des römischen Rechts vom Besitze, als ein Stern erster Größe von allen deutschen Juristen, von welcher Farbe sie auch waren, begrüßt wurde; daß er durch seine geschmackvolle Behandlungsweise des römischen Rechts dem historischen Studium desselben einen eigenen Reiz zu geben wußte, und in allem, was er auch über die trockensten Gegenstände schrieb, als klassisch gebildeter, mit künstlerischem Geiste begabter Schriftsteller sich zeigte, dürfen wir bei allen Lesern dieser Zeitschrift als bekannt voraussetzen. Sein Namen gehört zu den hochgefeiertesten des Vaterlandes und sein Einfluß auf die Fortschritte der deutschen Rechtswissenschaft wird nie vergessen werden. Für uns ist er hier besonders wichtig als Haupt der historischen Schule, welche durch ihn ihren bestimmten Charakter, und wir möchten beinahe sagen, die Formel ihres wahren Glaubensbekenntnisses erhielt.

Wir finden v. Savigny im Jahr 1805 als einen thätigen Mitarbeiter des von Hugo 1790 begonnenen civilistischen Magazins. Beide Männer schlossen sich eng an einander an, verfolgten das gleiche Ziel und traten am Ende des Jahres 1814 als entschiedene Gegner von Thibauts Vorschlag auf, die Rechtswissenschaft Deutschlands durch allgemeine Gesetzbücher zu restauriren.

In seinem berühmten Büchlein vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft beleuchtete v. Savigny mit bewunderungswürdiger Klarheit auf eine neue, zugleich aber höchst einschmeichelnde Weise, die historische Grundlage des Rechts und schrieb, wir dürfen es sagen, die erste Philosophie der Rechtsgeschichte. Obgleich er von einem bestimmten philosophischen Systeme nicht ausgeht, auch sich über

[1] Vgl. The American Jurist and Law Magazine Vol. 19 v. April bis Juli 1838. S. 13 u. 257.

die in der moralischen Natur des Menschen aufzusuchenden, letzten Gründe des Rechts nicht ausspricht, so leitet ihn dennoch bei seiner Entwickelungsgeschichte des Rechts ein philosophischer Geist, der freilich auf die Höhen der Spekulation sich nicht erhebt, sondern das Erscheinen des Rechts in der Erfahrung und seine allmählige Umgestaltung von einem natürlichen in ein technisches auf eine überzeugende Weise beschreibt und so die Wirklichkeit in ihrer reinsten Objektivität aufhellt. Das Verhältniß der Gesetzgebung zur Rechtswissenschaft wird von ihm auf eine vorher nicht versuchte Weise festgesetzt: so daß wir mit Bestimmtheit sagen können, was man von jener und dieser für die wirklichen Fortschritte des Rechts zu erwarten berechtigt ist. Mit besonderer Klarheit werden in dem Büchlein die juristischen Zustände Deutschlands geschildert, ihre Nothwendigkeit nachgewiesen, und die Schlußfolge gezogen, daß die Aufhebung des römischen Rechts in Deutschland und die Ersetzung desselben durch ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch, wenn auch die deutschen Juristen als befähigt gelten sollten, ein solches zu machen, für die deutsche Rechtswissenschaft nur unheilbringend seyn würde.

v. Savigny's Ansichten fanden bei den ihm gleichgesinnten Freunden nicht minder Beifall als Thibaut's Vorschlag unter dessen Anhängern gefunden hatte. Es erhoben sich Stimmen für und gegen die neuen Gesetzbücher:[1] der Bruch zwischen den entgegengesetzten gelehrten Parteien wurde vollkommen, und die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, als Organ der sich nun förmlich konstituirenden historischen Schule, mußte durch das dieselbe eröffnende Manifest v. Savigny's[2] denselben vollenden. Die Kodifikationsfrage (wie sie seit 1829 heißt) war zwar der wichtigste, aber nicht der einzige Gegenstand des gelehrten Streites, an dem die berühmtesten Juristen Deutschlands[3] Antheil nahmen. Es handelte sich vom höchsten Zwecke und der ganzen Behandlungsweise der Rechtswissenschaft und vorzüglich darum: ob die Rechtsgeschichte Haupt- oder Nebensache seyn müsse? Der historischen Schule war sie jenes, ihren

[1] Vergl. die zweite Aufl. des Buches v. Beruf u. s. w. S. 163. ff.
[2] Ueber den Zweck der Zeitschrift. S. 81.
[3] Auf Seiten Savigny's stand Hugo, für Thibaut's Grundansicht stritt Gönner, als Vermittler trat 1816 auf C. v. Schrader.

Gegnern dieses. Für jene war das geltende Recht bei weitem noch nicht gekannt: gerade, weil die Geschichte und Alterthümer desselben noch nicht genug erforscht seyen; diese hielten dessen Kunde für genügend, um die Vorzüge und die Mängel desselben zu erkennen und zu wissen, wo es Noth thue. Gerade der Umstand, daß es noch langjähriger Studien bedürfe, um die jetzt geltenden Quellen des gemeinen Civilrechts von Deutschland meist vollkommen zu erklären, wurde von den Freunden der Reform durch neue Gesetzbücher als ein entscheidender Bestimmungsgrund mit angeführt, diese Reform bald möglichst vorzunehmen, um der traurigen Lage der Rechtspraxis ein Ende zu machen.

Die Streitfrage über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches in Deutschland mußte aber bald in den Hintergrund treten, weil sich nirgendswo ein Zeichen kund that, es könne von der Abfassung desselben die Rede seyn. Sie wurde als eine unpraktische Frage verlassen; im Jahr 1819 schrieb Falck (in den Kieler Blättern) über sie die letzten Worte. Ja selbst der 1829 in England entstandene Kodifikationsstreit fachte bei uns die alte Discussion nicht wieder an, die vielleicht in günstigeren, nicht ganz fernen Zeiten [a] wieder aufgenommen werden dürfte.

Die historische Schule, welche durch Zöglinge ihrer Häupter sich bedeutend vermehrt hatte, verfolgte indessen mit dem größten Eifer ihr Ziel, und wurde durch die, freilich von ihren Freunden selbst veranlaßte, Entdeckung neuer Quellen des älteren römischen Rechts auf das erfreulichste begünstigt. Zwischen 1816 und 1824 wurden den Civilisten so wichtige Denkmale desselben zugänglich, daß für die juristische Philologie und Archäologie eine neue Periode begann, in der die Kunde des wahren römischen Rechts größere Fortschritte machte, als sie selbst im sechzehnten Jahrhundert gemacht hatte.

Die unläugbaren Verdienste der historischen Schule um die Förderung der Quellenkunde des römischen Rechts werden auch von ihren Gegnern allgemein anerkannt. Auch versäumten diese nicht, diese Quellen für die Aufklärung des praktisch geltenden Rechts nach Kräften zu benützen. Der historische Forschungsgeist

---

[a] Vergleiche die Flugschrift des Herrn Professor Mayer in Tübingen: Ueber römisches Recht und neue Gesetzgebung. Tüb. 1839.

beschränkte sich aber nicht auf die Explikation des römischen Rechts, auch die germanische Rechtsgeschichte wurde mit Eifer bearbeitet, das kanonische Recht geschichtlich erforscht, und die historische Methode nach und nach auf die Behandlung des Civilprozesses, des Kriminalrechts und selbst des neuern Staatsrechts übertragen. Der Charakter der deutschen Rechtswissenschaft, als einer auf Erudition und gründlicher historischer Gelehrsamkeit beruhenden, wurde durch die vereinten Bemühungen Aller erhalten und verstärkt.

Während dieses imposanten Aufschwunges der rechtshistorischen Studien, welchem auch das von Niebuhr in Bonn gestiftete rheinische Museum für Jurisprudenz sein Entstehen verdankt, wurden weder die praktischen Bedürfnisse der deutschen Rechtswissenschaft noch die Rechtsphilosophie vernachlässigt. Für jene wurden wichtig gewordene Zeitschriften gegründet, als 1818 das Archiv für civilistische Praxis,[1] 1828 gleichzeitig die in Gießen erscheinende Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß,[2] und die juristische Zeitung so wie die Themis von Prof. Elvers in Göttingen. An denselben nahmen nicht selten anerkannte Anhänger und Angehörige der historischen Schule Antheil, so daß die Schroffheit der Gegensätze sich großentheils verwischte.

Eine neue Gegnerin erhielt aber die historische Schule in der Hegelschen Philosophie, die in Gans ihr einen juristischen Vorkämpfer entgegenstellte. Eine neue philosophische Schule sollte gegründet werden, welche die nach Alleinherrschaft strebende historische zu vernichten bestimmt war. Die mit Geist geschriebene Vorrede zu Gans Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung v. J. 1824 enthält die Grundansichten[3] derselben und eine andere Auffassungsweise des geschichtlichen Studiums der Rechtswissenschaft. Der ganze Streit dreht sich um eine Prinzipienfrage, nämlich die: ob die philosophische Erforschung des

---

[1] Die Stifter desselben waren Gensler, Mittermaier und Schweitzer; jetzt redigiren es Franke, Linde, Mittermaier, v. Löhr, Mühlenbruch, Thibaut und Wächter.

[2] Gestiftet von Linde, Marezoll und v. Wening: an des Letztern Stelle trat Zimmern und diesen ersetzte v. Schröter.

[3] Der neueste Angriff gegen die historische Schule ist die Flugschrift: Ueber die Grundlage des Besitzes, eine Replik v. C. Gans. Berlin 1839.

Rechts die höchste Aufgabe seiner Wissenschaft sey oder die rein geschichtliche?

Die sowohl von Gans, als von andern Gegnern gegen die Tendenz der historischen Schule gerichteten Angriffe veranlaßten verschiedene Versuche einer auf philosophische Grundsätze gestützten Begründung ihrer Ansichten, welche jedoch bis jetzt zu einer befriedigenden Lösung der Prinzipienfrage noch nicht geführt haben.

Daß es einer solchen bedürfte, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, das über das geschichtliche Forschen des geltenden Rechts nicht hinausgeht, und selbst die vergleichende Rechtsgeschichte mit einer gewissen Geringschätzung behandelt, liegt am Tage. Diese geschichtliche Philosophie müßte auch Prinzipien aufstellen, wornach nicht bloß die Kodifikationsfrage zu entscheiden wäre, sondern die auch auf die historischen Arbeiten selbst einen maßgebenden Einfluß äußerte. Dies hat der ausgezeichnetste Schriftsteller[1] über die Rechtsphilosophie nach geschichtlicher Ansicht ganz richtig aufgefaßt, allein jene Prinzipien nicht mit der nöthigen Schärfe bestimmt und in ihrer Anwendung auf das Privatrecht nicht durchgeführt.

Auf keinen Fall dürfen die Akten des gelehrten Streites als geschlossen angesehen werden; trügen nicht die Zeichen der Zeit,[2] so wird die Polemik wieder aufgenommen und weiter fortgeführt. Damit überhaupt eine Lösung der aufs neue flagrant gewordenen Dissensionen herbeigeführt werden könne, ist es nöthig, daß man sich gegenseitig über das Verhältniß der Rechtsgeschichte zur Dogmatik einerseits, und zur Rechtsphilosophie andererseits verständige. Will jene alles absorbiren, so wird das Ziel der Rechtswissenschaft als einer praktischen verrückt und für eine höhere Auffassung derselben doch nichts gewonnen. Auch die lichtvollste Auseinandersetzung rechtshistorischer Thatsachen kann die Entwicklung der Rechtsbegriffe und der leitenden Grundsätze nicht ersetzen. Ein Historiker oder Philolog ist noch kein juristischer Geschäftsmann, und auch der scharfsinnigste Restaurator der XII Tafeln oder des prätorischen Edikts deshalb noch nicht geeignet, in unserer Zeit

---

[1] Stahl.

[2] Wir rechnen zu diesen die neuesten Gelegenheitsschriften von Thibaut, Gans, Mayer u. A.

Richter oder Sachwalter zu seyn. Die Uebertreibung der rechtshistorischen Forschung führt nothwendig zu einer für den wirklichen Fortschritt des praktischen Rechts schädlichen Einseitigkeit. Allein die Rechtsgeschichte kann auch die Rechtsphilosophie nicht ersetzen. Sie zeigt uns stets nur, was geschah, aber weder die in der moralischen Natur begründete, allem erscheinenden Rechte vorhergehende und dies erst erzeugende Ursache desselben, noch das letzte Ziel, worauf alle Rechtsregeln als von der menschlichen Vernunft ausgehende Normen sich beziehen oder beziehen sollen. Wie der bloße Physiolog oder der bloße Chemiker noch kein Arzt ist, so ist der bloße Rechtshistoriker noch kein Jurist, und ebensowenig Rechtsphilosoph, als der bloße Botaniker oder Zoolog ein Naturphilosoph ist.

Schon das praktische Bedürfniß zeigt, daß auch die geistreichste Kontemplation der Vergangenheit nicht hinreicht, den Anforderungen der Zeit zu genügen. Diese verlangt die Verbesserung des Rechtszustandes. Die Wissenschaft allein kann dieselbe nicht bewirken. Das Eingreifen des Gesetzgebers wird nöthig. Dieser kann nichts Erkleckliches thun, ohne die Kenntniß der durch die Geschichte begründeten Verhältnisse und die höherer Prinzipien, um diese richtig zu beurtheilen. War das bisherige Naturrecht nicht im Stande, diese zu geben, so muß ein anderer Weg zum vorgesteckten Ziele gesucht werden: mit der historischen Kunde des Bestehenden, wenn sie auch alles aufgeklärt haben sollte, kann die Rechtswissenschaft nicht als abgeschlossen gelten. Die von aller philosophischen Grundlage abstrahirende Rechtsgeschichte führt entweder zu einem historischen Fatalismus oder zu mystischen Schwärmereien, die sich am allerwenigsten mit der Rechtswissenschaft, welche, gleich der Mathematik, wesentlich Sache des Verstandes ist, vertragen kann.

Zwei Säulen tragen die Kuppel des Tempels der Themis: sie heißen Philosophie und Geschichte. Möge die eine über der andern nie vergessen werden, und alle Schulen der deutschen Rechtsgelehrten in einer sich auflösen — nämlich in der philosophisch-historisch-praktischen!

L. A. W.

Zur Orientirung

in den

geistigen Richtungen und Strebungen

in Deutschland.

Die äußere politische Einheit beinahe des gesammten deutsch redenden Deutschlands ist repräsentirt durch den, die Integrität des Gebiets garantirenden deutschen Bund; eine größere Einigkeit der materiellen Interessen ist in neueren Zeiten durch den großen Zollverein erzielt worden; Münzkongresse suchen, zum Theil mit Erfolg, die Mittel des Verkehrs, die Repräsentanten aller Werthe, das Geld, in den verschiedenen Staaten gleichförmig oder doch congruent zu machen; Vereine konstituiren sich für verschiedene Gebiete des Wissens und Forschens, unter welchen an imposanter Haltung und Bedeutung die jährlichen Naturforscherversammlungen mit glänzendem Beispiel vorleuchten, und literarische Institute aller Art bieten Mittel- und Sammelpunkte für die gleichstrebenden Geister und Kräfte. Trotz all diesem aber kann man behaupten: die geistige Einheit der Deutschen ist dermalen etwas Gefordertes und nirgends Gegebenes; es existirt kein allgemeingültiger Typus deutscher Geisteseigenthümlichkeit und geistigen Strebens; das Gemeinsame ist zerspalten und zersplittert, und droht immer mehr sich in eine Unendlichkeit von Individuen aufzulösen. Haben wir Grund, uns darüber zu betrüben oder uns dessen zu rühmen? Vielleicht beides, je nachdem man sich auf einen Standpunkt stellt. Die verschiedenen, sich spaltenden oder sich

widerſtrebenden geiſtigen Richtungen ins Auge zu faſſen, zu vergleichen und wo möglich zu erklären, iſt die Aufgabe der folgenden Blätter.

Man nennt häufig unſere Zeit eine Zeit der materiellen und induſtriellen Intereſſen, und das gewiß in manchem Betracht mit gutem Grund. Viele, die dies anerkennen, klagen darüber, weil ſie damit die Herrſchaft der Selbſtſucht begründet glauben; ſie überſehen aber ohne Zweifel das vielfache Gute, das auch aus dieſer Eigenthümlichkeit der Zeit entſpringt. Ohne daß den Perſonen ein Verdienſt zukäme, iſt doch dieſe Herrſchaft der materiellen Intereſſen der Humanität und dem Fortſchritt im Ganzen und Großen eher förderlich als nachtheilig. Man erwäge nur, welche Hemmungen dadurch den Leidenſchaften des kriegeriſchen Ehrgeizes und der wilden Revolutionsluſt angelegt werden, während die materiellen Intereſſen ſelbſt, gehörig erſtarkt, den geiſtigen Fortſchritt und die Reform unterſtützen. Niemand zwar wird behaupten wollen, daß die Geſinnungen eines großen Geldmäklers, der durch Verſagung von Gold das Schwert der Könige in der Scheide hält, an ſich nobler ſeyen, als die eines ſchlachtengierigen Eroberers, wohl aber ſind die Folgen für die Menſchheit erſprießlicher.

Andererſeits wird mit nicht minderer Zuverſicht behauptet: unſer Zeitalter (Deutſchland hauptſächlich ins Auge gefaßt) verdiene, wenn je eines, den Ehrennamen des philoſophiſchen, und zwar in weit höherem Sinn, als das ſonſt ſo genannte achtzehnte Jahrhundert, welches dieſen Namen größtentheils darum führt, weil Hochſtehende, Kaiſer, Kaiſerinnen und Könige, den Lehren der Aufklärung ihr Ohr liehen und mit Voltaire, d'Alembert, Rouſſeau und andern franzöſiſchen Philoſophen Briefe zu wechſeln ſich herabließen. Unſer Zeitalter, wird behauptet, ſey es, in dem alle Disciplinen und Wiſſenſchaften ſich gedrungen fühlen, zum vollkommenen Bewußtſeyn ihrer Bedeutung und Stellung im geſammten geiſtigen Organismus zu gelangen, ſich ſelbſt im Licht der reinen Vernünftigkeit klar zu werden; die Grundlagen der bloßen Empirie und Tradition als ungenügend zu verwerfen und ſich aus dem Geiſt, dem Begriff, der ihr innerſtes Weſen ausmacht, wieder zu gebären, oder zu rekonſtruiren. Mit den materiellen Intereſſen ſcheint nun dieſer philoſophiſche Drang der Zeit einigermaßen in Widerſpruch treten zu müſſen; bei näherer Prüfung

aber ergiebt sich, daß beide mehr nur gleichgültig, wohl gar vornehm-tolerant sich gegen einander verhalten, als daß sie sich feindlich entgegenständen. Die Anhänger der materiellen Interessen haben nichts dagegen, daß die Philosophie, — was sie als ihre Hauptaufgabe betrachten — die Geister beruhigt, gleichmäßig stimmt und die Leidenschaften zügelt, und die Jünger der Philosophie sehen es auch nicht ungern, wenn Industrie und Handel überall Oel ausgießen auf die stürmischen Wogen der Zeit, und Wohlstand, Behaglichkeit, Ruhe ihr einen empfänglichen Boden für ihren Samen bereiten. So vertragen sich die beiden Potenzen des Zeitalters, der Trieb zu erwerben und zu genießen, und der zu wissen und zu begreifen, ganz gut; die Spekulation im merkantilischen und im philosophischen Sinn bietet alle Kräfte des scharfsinnigen, erfinderischen Geistes auf, und es könnte scheinen, wir nähern uns einem wahrhaft goldenen Zeitalter, wenn die menschliche Natur damit zufrieden gestellt wäre.

Aber es klingt ein arger Mißton durch unsere Zeit, und die ihn überhören, weil sie in der Harmonie der Sphären schwelgen, oder ihnen, nach dem deutschen Sprüchwort, der Himmel voller Geigen hängt, sind, was auch sonst ihre Verdienste seyen, gewiß nicht eingedrungen in das Verständniß der Zeit. Erwerben, Genießen, und Wissen und Begreifen — das sind die Losungsworte des Tages, und darin wird auch in jedem Sinn Großes geleistet; aber es mangelt uns an wahrhaft produktiver Kraft auf den verschiedenen geistigen Gebieten, auf dem poetischen, dem sittlichen und religiösen, an Charakterstärke und Ernst der Gesinnung. Damit soll nicht gesagt seyn, daß unsere Zeit unmoralischer sey als eine andere, — eine oft angestimmte Threnodie; nicht den Einzelnen soll damit ein Vorwurf gemacht, sondern der Geist der Zeit im Ganzen charakterisirt werden, welcher freilich einerseits das Produkt aller Einzelnen ist, aber ebenso auch die Einzelnen a priori influenzirt. Unendlich groß ist die Anzahl derer, die leben „ohne Schande und ohne Lob", und man kann hinzusetzen: ohne Glauben und Unglauben, ohne Begeisterung, ohne Liebe und selbst ohne Haß. Phantasie, Wille und Gemüth verlangen so gut ihr Recht wie der Wissenstrieb und der Trieb nach Besitz und Genuß, kommen aber häufig in Collision mit und in Nachtheil gegen die oben genannten Tendenzen des Jahrzehnts. Und nicht

nur mit dieſen, ſondern auch unter ſich gerathen ſie häufig in Widerſtreit, und die Folgen hiervon ſind — eine Unzahl von Parteien, Tendenzen, Schulen, in welche das geiſtige Leben und Streben Deutſchlands zerfällt, und von welchen wir die wichtigſten zu charakteriſiren ſuchen.

Bevorworten müſſen wir, daß in den Kreis dieſer Ueberſicht diejenigen Schulen, Doktrinen und Richtungen nicht fallen, die es ganz oder vorzugsweiſe mit Erfahrungswiſſenſchaften zu thun haben, deren Gegenſtände ganz materieller Art ſind, wiewohl auch die Behandlung von ſolchen bis auf einen gewiſſen Grad von dem Einfluß anderweitiger Prinzipien beherrſcht werden kann; auch die Künſte ſind ausgeſchloſſen, bei welchen doch groſtentheils die Technik in Betracht kommt und die eine unabhängige Sphäre für ſich bilden. Wir haben es zu thun mit den reinen Intereſſen des Geiſtes, die allerdings auch wieder eine reale, gegebene Unterlage haben, wie die geſammte Natur des Menſchen, rechtliche, ſittliche, religiöſe Inſtitutionen, die Geſchichte, die aber dennoch auf ideellem Gebiet ſich halten, und Jedem, der auch kein Mann vom Fach, ſondern nur überhaupt gründlicher gebildet iſt, zugänglich ſind.

Die Eigenthümlichkeit Deutſchlands in dieſer Beziehung wird uns ſogleich klarer, wenn wir einen flüchtigen Blick auf den Zuſtand anderer, etwa auf gleicher Stufe der Kultur mit Deutſchland ſtehender Länder, Frankreich und England, werfen. Bei beiden Nationen finden wir Parteien, deren Gegenſatz ſich ſchärfer ausſpricht, als in Deutſchland möglich iſt. Politiſche Parteien ſtehen ſich dort mit gröſter Erbitterung gegenüber, im beſtändigen Kampfe, und dies hat zur Folge, daß ein großer Theil der geiſtigen Kraft, des geiſtigen Elements ſich auf die politiſchen Fragen wirft; das politiſche Glaubensbekenntniß ſteht in der erſten Linie und ordnet ſich die übrigen Anſichten und Intereſſen unter, ja verſchlingt ſie bis auf einen gewiſſen Grad. Die politiſchen Intereſſen ſind freilich nicht rein geiſtiger Art, doch ſpielt das Ideelle dabei immer eine wichtige Rolle, und eben weil dieſes ſich mit dem Praktiſchen durchdringt, reißen ſie weit gröſere Maſſen mit ſich fort. Dies Präponderiren der Politik hat ſeine Vortheile und Nachtheile, bei welchen wir nicht verweilen können; wir bemerken nur, daß es auch dort an produktiver, organiſirender Kraft fehlt; keine große, ſchöpferiſche Genien treten auf und

dringen durch; weder die Juliusrevolution noch die Reform vermag einen festen, gemessenen Schritt zu halten; in Frankreich klagt man über um sich greifende Korruption, während in England das materielle Bedürfniß und die Noth gegen den Besitz andrängen. In beiden Ländern aber kann man beobachten, wie aus dem Schooße der materiellen Interessen die politischen hervorgehen; die dermalen drohendsten Parteien in England und Frankreich, die der Arbeiter, sind durch die Industrie selbst erst in so bedeutender Anzahl hervorgerufen oder geschaffen; das unmittelbar empfundene Bedürfniß gestaltet sich, sobald sich Mittel zur Abhülfe und Befriedigung zeigen, zum System.

Die politischen Interessen haben sich auch nach Deutschland fortgesetzt, oder sie sind auch hier erwacht, und vergönnte man ihnen auch keine bedeutende, selbstständige Rolle zu spielen, wurden sie bald gedämpft, so konnte man doch nicht hindern, daß die Sprache, die Formeln, die Abzeichen und Parteinamen der Politik auf verschiedene Gebiete angewendet und mit dem Namen auch die Sache gewissermaßen antizipirt wurde. Gesetzte und höchst friedliebende Männer paralleliſirten in Büchern oder vom Katheder herab, unter dem staunenden Beifall der Jugend, die französische Revolution und die deutsche Philosophie, und verkündigten den deutschen Studenten, wie die deutschen Philosophen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, eine Umwälzung gemacht hätten, in welcher sie, die Studenten, jetzt eben mitten inne säßen, und man that sich nicht wenig darauf zu gut, daß hier Alles so ruhig und organisch ablief. Eine Menge Ausdrücke und Bezeichnungen, dem politischen Wörterbuch entlehnt, wurde in die deutsche Literatur aufgenommen, Bestrebungen und Richtungen damit charakterisirt und klassifizirt, und besonders wurde viel von Fortschritt und Bewegung, Stabilität und Reaktion die Rede. Könnte man nicht etwa, mit Anwendung dieser Terminologie, den sämmtlichen geistigen Strebungen und Richtungen in Deutschland, um die Eintheilung möglichst zu vereinfachen und auf ein recht einleuchtendes Prinzip zurückzuführen, den Einen Gegensatz der Bewegung und der Stabilität zu Grund legen und zwei Hauptlager unterscheiden, das der Konservativen oder des Widerstands, und das der Reform?

Wenn man größern Werth auf die Einfachheit und hübsche Abrundung der Schemata legt, als auf das genaue Sichanschließen

an die Natur der Dinge und Verhältniſſe, wenn man ſich nichts daraus macht, die Künſte einer rhetoriſchen Dialektik zu Hülfe zu nehmen, nebſt den Auskunftsmitteln der Uebertreibung und Verſchweigung, um die widerſtrebenden Fakta in den vorher gezimmerten Rahmen eines Schema's zu ſpannen und zu beugen, ſo darf man allerdings gar nicht daran verzweifeln, jene Eintheilung ſogar mit Glanz und unter dem Beifallſauchzen einer vom Worte leicht geblendeten Menge durchzuführen. Aber der Reichthum des vielfach verſchlungenen geiſtigen Lebens iſt nicht immer ſo gefällig, ſich einer willkührlich angewandten Formel zu unterwerfen, und wenn man dennoch durchgreifen will, ſetzt man ſich der Gefahr aus, daß Einem gerade das Weſentliche — das Leben ſelbſt, und damit die Realität entgeht und nur todte Abſtraktionen übrig bleiben. Man kann recht wohl zugeben, daß im geſammten geiſtigen Leben Deutſchlands, ein Prinzip des Konſervatismus, der Stabilität, des Widerſtandes, und ein Prinzip der Reform, der Bewegung, des Fortſchritts wirkſam ſind und einander bekämpfen, wie in allem Leben ein ſolcher Gegenſatz ſich beurkundet; aber ſo wenig ſich in der Kreisbewegung eines Planeten die Centrifugal- und Centripetalkraft jede für ſich und geſondert darſtellen, ſondern auf einer erklärenden Hypotheſe beruhen und ihr Reſultat, die Kreisbewegung, als Einheit erſcheint, ſo wenig laſſen ſich auch das Prinzip des Still- oder Widerſtands und das der Bewegung im geiſtigen Leben abſolut ſondern und fixiren, ſondern ſie ſind immer im Verhältniß zu einander, ſie ſind Korrelate, und dies wird in der Wirklichkeit daraus klar, daß ſich nach dieſem Prinzip die Sonderung und Klaſſifizirung nicht rein vollziehen läßt, daß eine Menge der in die beiden Heerlager zu vertheilenden Geiſter in der Mitte ſtehen, weniger neutral als mit beiden zugleich verbunden, und daß die Theilung, wenn ſie wirklich vollzogen wird, doch am Ende auf die willkührliche Geltendmachung eines einzelnen Moments, nicht auf eine innere Nothwendigkeit ſich gründet. Dies iſt leicht zu beweiſen. Der Gegenſatz der Prinzipien des Stillſtands oder der Reaktion, und des Fortſchrittes, der Reform, iſt logiſch betrachtet ein abſoluter, ein ſolcher, zwiſchen dem es keine Vermittelung gibt. Dieſem abſoluten Gegenſatz aber entſprechen nur die extremſten Anhänger des einen oder andern Prinzips, die Fanatiker des Rückſchritts und die Fanatiker der

Bewegung. Dieser Fanatiker aber — wenn wir politische Ausdrücke entlehnen wollen, können wir sagen: der geschwornen Revolutionäre und Kontrerevolutionäre — sind es anerkanntermaßen nur sehr Wenige, und die Hauptmassen derjenigen, welche den Konservatismus und die Reform vertreten, würden sich sehr dagegen sträuben, unter den Fahnen dieser extremen Fanatiker zu marschiren. Sobald man aber von den Extremen absieht, so wird aus dem absoluten Gegensatz ein Gradunterschied; Konservatismus und Reform sind, beide Worte vernünftig gefaßt und gedeutet, an sich durchaus keine ausschließende Gegensätze (wenn schon Parteinamen für feindliche und erbitterte Parteien); denn sowohl werden die Konservativen, in der Theorie, die Zweckmäßigkeit vernünftiger Reformen, als die Reformer die Beibehaltung des guten Alten anerkennen; aber in der Bezeichnung theils der Objekte, theils des Maßes der Aenderung weichen sie von einander ab, und diese Differenz gestaltet sich im wirklichen Leben zum erbittertsten Kampfe. Daraus ergibt sich, daß eine, alle geistigen Gebiete begreifende Linie der Scheidung sich nicht mit Sicherheit ziehen läßt, daß der Gegensatz ein relativer und subjektiv beweglicher bleibt. Die Nothwendigkeit der Bewegung, des Fortschritts auf allen Gebieten wird freilich von fast Allen anerkannt als die unerläßliche Bedingung des Lebens und der geistigen Gesundheit; aber dann verstehen sie darunter nicht ein ungeduldiges, nach Neuerung dürstendes Vorwärtsdrängen, wie es in der Art der nicht wahrhaft schöpferischen, tief gehaltvollen, sondern der innerlich leeren und vom krankhaften Heißhunger getriebenen Geister liegt, und wodurch nur glänzende Schaumblasen aufgewühlt werden, sondern eine Entfernung der hemmenden, die Entwicklung aufhaltenden Fesseln, ein von Mäßigung und Umsicht gezügeltes Gewährenlassen der Kräfte, ein ernstes Prüfen und Forschen, kein leichtsinniges Experimentiren, das auf Einen Wurf den Gewinn von Jahren setzt. Wenn hiernach fast alle Gebildete in gewisser Art Reformer sind, so sind sie ebensosehr auch in gewisser Art Konservative; nicht nur aber bestimmen Verschiedene dem einen und dem andern Prinzip ein verschiedenes Maß, sondern die Nämlichen räumen denselben auch auf verschiedenen Gebieten ungleiche Rechte ein. Und zwar ist dieß nicht die Folge der verschiedenen Stufen der Intelligenz. Wir wollen hier einen sehr wichtigen, oft übersehenen

Punkt kurz zur Sprache bringen. Man hat in der neuesten Zeit gar häufig den Geist, die Intelligenz (und deren Minus) fast zur ausschließlichen Potenz machen wollen, alles Gute auf Rechnung dieses Faktors und Bewegers der Welt geschrieben, und alles Böse daraus abgeleitet, daß die Geister noch nicht gehörig von diesem Licht erhellt seyen. Die Anerkennung der Macht des Geistes gereicht unserer Zeit zur Ehre; aber man hat darüber oft die Schätzung und Würdigung anderer Faktoren und bewegender Kräfte zu gering angeschlagen. Dem Menschen ist verheißen, daß ihn die Wahrheit frei machen werde; dies ist aber nur von der Wahrheit zu verstehen, welche sein innerstes Wesen, sein Gemüth und seinen Willen durchdrungen und getränkt hat, die ihm Kraft und Muth verleiht, nicht aber von der theoretischen Aneignung von Ansichten und Kenntnissen, die der Verstand, als widerspruchslos, annimmt. Die Intelligenz beleuchtet oft mit ihrem Licht ein fernes Ziel des Strebens und bringt es den Menschen zum Bewußtseyn, daß ihnen diese und jene Aufgabe gesteckt sey; aber erreicht wird das in der Ferne gezeigte und beleuchtete Ziel erst, wenn sie zum Bundesgenossen den Willen, sey es nun durch eigennützige oder durch reine Motive, gewonnen hat. Alle Gelehrsamkeit, Intelligenz und Beredsamkeit Luthers hätten die Reformation nicht bewirkt, wenn nicht sein Gemüth und sein Charakter dazu gekommen wäre, und nicht sowohl die theoretische Ueberzeugung von der theilweisen Falschheit der katholischen Lehre, als die moralische Entrüstung über die Ausartung der Kirche bereitete das Feld für seinen Samen; und ähnlich verhält es sich mit der, freilich ganz andere Interessen verfolgenden französischen Revolution. Nicht von der Intelligenz gehen die mächtigsten Impulse aus, und nicht von der Intelligenz werden sie aufgenommen, sondern von der Phantasie, dem Gemüth, den Leidenschaften und der Selbstsucht. Was im Großen und von weltbewegenden Ereignissen, gilt auch von den Einzelnen und im Kleinen; die wenigsten Menschen, und ganz rein wahrscheinlich keiner, stellen in sich eine, aus selbstständig gewonnenen, konsequent nach allen Richtungen ausgebildeten und verfolgten, allgemeine Anerkennung fordernden Grundsätzen abgeleitete, wissenschaftliche und praktische Ueberzeugung in ihrer lautern Nothwendigkeit dar, ohne Färbung durch die Individualität, durch die Eigenschaften des Temperaments und Charakters, durch äußere

Verhältnisse und fremde Einflüsse. So werden auch in Beziehung auf jenen Gegensatz die Wenigsten völlig konsequent seyn, und wir müssen, wenn wir die Wahrheit und nicht den Schein der Wahrheit suchen, jenes Eintheilungsprinzip als ein ungenügendes aufgeben, sofern es das oberste seyn will, obschon es als sekundäres oft seine Anwendung finden mag.

Die materiellen Interessen sind in Deutschland nicht eigentlich durch bedeutende Wortführer geistig vertreten, wie etwa in England durch einen Cobbett und Bentham, in Frankreich durch einen P. L. Courier und Michel Chevalier, welche zum Theil als Schriftsteller einen hohen Rang in der Literatur dieser Nationen einnehmen. Deswegen können sie auch hier nicht weiter besprochen werden. Man betrachtet und behandelt sie in Deutschland so ziemlich nur vom finanziellen, nationalökonomischen, höchstens etwa noch vom humanen Standpunkt; gegen die politischen und sittlichen Momente sind unsere Finanz- und Industrie-Männer gleichgültig und sorglos. Wenig Widerspruch dürfte finden, daß die Hebung und Förderung der materiellen Interessen, besonders der Industrie und des Handels, der Intelligenz des Volks im Ganzen förderlich, der Moralität aber zunächst eher nachtheilig ist. Sie trägt mancherlei Früchte der Civilisation, spannt die Betriebsamkeit und Erfindungskraft, gibt den mathematischen und physikalischen Wissenschaften einen Aufschwung, arbeitet der Pflege der Künste vor, und bei manchen, unausbleiblich damit verbundenen Uebeln zeigt sie selbst die Heilmittel an, und fordert sie, z. B. Unterrichts- und Armenanstalten; aber es wird dadurch der Gegensatz der Armen und Reichen noch schroffer, und es ist nicht zu läugnen, daß das plötzliche Sichwerfen auf diese Interessen auf die sittliche Energie und Spannkraft der Gemüther, auf ihre Begeisterungsfähigkeit lähmend wirkt. Das Korrelat davon ist die Genußsucht. Die Sucht und Gier zu haben und zu genießen theilt sich auch den Höherstehenden in der intellektuellen Gesellschaftshierarchie mit, und die objektive und subjektive Befähigung zum feinsten Genuß erscheint als Ehrentitel, ja Erforderniß ausgezeichneterer Geister. Das genio indulgere in gröbern und feinern Genüssen, selbst mit bedeutendem Ueberschreiten der Grenzlinie der Sitte und Sittlichkeit, gilt bei Vielen für genial, und eine unsere Zeit charakterisirende Erscheinung ist es, daß extravagante, dabei aber

geiſtreiche Genuß- und Lebemenſchen maßlos geprieſen werden, als Günſtlinge des Himmels und Zierden der Welt; Menſchen, deren Talente und Leiſtungen Anerkennung, ſelbſt Bewunderung verdienen mögen, von deren Geſammtcharakter aber ſich jeder geſunde Sinn abwendet. Häufig hängt dieß zuſammen mit einer äſthetiſchen Weltanſicht, von der noch weiter die Rede ſeyn wird. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die materiellen Intereſſen vorwärts drängen und, wenn auch mittelbar, die Bewegung, den Fortſchritt begünſtigen. —

Der Vorliebe unſers Zeitalters für die materiellen Intereſſen ſteht, wie ſchon erwähnt wurde, gegenüber die nicht minder unläugbare, vielfach gerühmte philoſophiſche Tendenz vieler Geiſter. Wühlt und ſchafft die große Maſſe, Ameiſen gleich, auf dem Boden des realen Lebens, ſo wiegen ſich dagegen die bevorzugten Geiſter als geflügelte Bienen im Aether der Idee, und begnügen ſich, wie die, „ohne Fleiſch und ohne Blut gebornen“ Cikaden, „faſt den Göttern zu vergleichen,“ mit der immateriellen Nahrung des Gedankens und Wiſſens. Nicht läugnen läßt es ſich, daß die Philoſophie eine Potenz des heutigen geiſtigen Lebens in Deutſchland iſt, daß ſie mit einem Eifer, wie vielleicht nur, oder kaum, zur Zeit von Kants Kritik der reinen Vernunft, betrieben wird, daß ſie unter ihren Meiſtern und Schülern eine große Anzahl der fähigſten Köpfe, der bedeutendſten Talente zählt, und in den angewandten oder abgeleiteten Disciplinen, in der Religionsphiloſophie, in der praktiſchen Philoſophie, in der Aeſthetik und Literatur einen gewaltigen Einfluß ausübt, und daß ſich dieſer Einfluß auch der Sprache mitgetheilt und dieſe vielfach gefärbt hat. Ebenſo gewiß iſt ferner, obgleich es von manchen Seiten beharrlich geläugnet wird, daß Eine philoſophiſche Schule ſeit einer Reihe von Jahren in Deutſchland offenbar prädominirt, das heißt, durch die Anzahl, durch den Eifer und die Kraftanſtrengungen des Stifters und der Schüler, ſo wie durch die Gunſt äußerer Umſtände es allen andern mehr vereinzelten philoſophiſchen Syſtemen zuvorthut und einen „furchtbaren Haufen“ ausmacht. Wir können der Anſicht nicht beiſtimmen, welche in dem Emporkommen dieſer Philoſophie nur das gewandte Operiren einer glücklichen und einſchmeichelnden Koterie, in dieſer Philoſophie ſelbſt nur ein leichtfertiges, ſcholaſtiſches Spiel mit Begriffen, nur eine

willkührlich verwirrende Täuschung erkennen will, und mit dem Aufhören der begünstigenden äußern Umstände auch das plötzliche Zerfallen derselben weissagt. Das Maaß des Einflusses von äußern Verhältnissen auszumitteln, versuchen wir nicht; wir erkennen ihn an, aber zugleich auch, daß das Umsichgreifen der Spekulation in der Natur der Sachen lag. Seit Kant war der Geist der philosophischen Forschung nicht mehr zur Ruhe gekommen in Deutschland; mit derselben Zuversicht, womit der Königsberger Philosoph sein negatives, für die Vernunft demüthigendes Resultat als unumstößlich geltend aussprach, behaupteten Fichte und Schelling, die von Kant dem Erkennen gesteckten Schranken durchbrechend, ihre positiven, dogmatischen Lehren. Jeder, die Blößen seines Vorgängers und frühern Meisters aufdeckend, behauptete das einzig mögliche System gefunden zu haben, und so trat, nachdem das Schelling'sche System eine Zeitlang die Geister elektrisirt und entzündet hatte, aber allmählig der Reiz und Taumel in vielen Köpfen verflogen war, Hegel auf, dessen System, die seiner sämmtlichen Vorgänger theilweise negirend, theilweise absorbirend, in gewisser Art einen Gegensatz gegen alle bildete: gegen Kants negatives Resultat von den engen Grenzen des Erkennens, die Allgenugsamkeit, Aseität und Allmacht des Denkens setzend; Fichte's trotzig kühnes, titanenhaftes Ich mit seiner sittlichen Energie, durch die Nothwendigkeit des dialektischen Prozesses neutralisirend, und Schellings verzückte intellektuelle Anschauung des Universums im Geist, und des Geists im Universum, durch seine methodische, formulirende Abstraktion und seine Begriffsskala ernüchternd.

Wir haben dies System kurz zu charakterisiren und es in seinem Verhältniß zum Geist der Zeit zu betrachten. Nach demselben besteht die charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschen, sein wahrhaftes Wesen im Denken; das menschliche Denken, das in seinem innern Wesen, in seiner Reinheit identisch ist mit dem absoluten, dem göttlichen Denken selbst, ist zuerst ein substantielles und objektives, sich selbst noch nicht bewußtes und durchsichtiges, und hat daher seinen Gegensatz an dem subjektiven Denken der Einzelnen; der Gedanke und das Ding, Seyn und Bewußtseyn liegen außer einander, und erst nach einer langen Reihe von Gegeneinandersetzungen von Seyn und Bewußtseyn,

von Subjekt und Objekt iſt, in der Fülle der Zeiten, im Syſtem Hegels erkannt und dargethan worden, daß Seyn und Denken ein und daſſelbe ſind, ſo jedoch, daß das Seyn nicht ein bloßer Schein iſt (ſubjektiver Idealismus), ſondern die Realität des Denkens, der Idee ſelbſt; daß es für den Gedanken, in ſeiner vollendeten Zurückbeziehung auf ſich ſelbſt als Bewußtſeyn und Wiſſenſchaft, keinen Unterſchied von Jenſeits und Dieſſeits gibt; daß der Gedanke in ſeiner nothwendigen Bewegung Keim der Welt, und in ſeinem Wiederbeiſichſeyn, als Wiſſenſchaft, Ziel der Welt iſt. Die Vergötterung des mit dem Wiſſen identiſchen, und Form und Inhalt zugleich ſchaffenden Denkens iſt der Hauptzug von Hegels Syſtem. Die geſammte Welt, die Natur, die Geſchichte, das Reich des Geiſtes, der Geiſt mit allen ſeinen Sphären wird durch den zerſetzenden und rekonſtruirenden Gedanken aus dem Zuſtand des Feſtſeyns ſo zu ſagen in Fluß gebracht; die zuvor als unauflöslich betrachteten Elemente werden von der Säure des dialektiſchen Denkens zerfreſſen und aufgelöst, und ſchießen dann am Faden des ſpekulativen Gedankens zu regelmäßigen und durchſichtigen Kryſtallen wieder an; in der ganzen Welt, der phyſiſchen und geiſtigen, bleibt nichts Dunkles, Undurchſichtiges, Unbegreifliches oder Unbegriffenes zurück, aller Dualismus iſt ausgelöſcht, das ſouveräne Denken iſt König der Welt. Das gerade Gegentheil des atheniſchen Weiſen, der [illegible] ſagen pflegte, er wiſſe nur, daß er Nichts wiſſe, iſt der Philoſoph von Berlin, welcher Alles begreift und weiß, und die Beſcheidenheit für das eigentliche Böſe erklärt. Es iſt jedenfalls intereſſant zu ſehen, wie ſich die Natur, die Geſchichte, geſellige und gemüthliche Verhältniſſe, der ganze Menſch, Kunſt, Poeſie, Religion, Sittlichkeit, auf lautre Gedanken zurückgeführt, in logiſche Formeln und Präpoſitionen analyſirt, ausnehmen, die Welt, ſo zu ſagen, in ein logiſches Skelett verwandelt zu ſehen, nur ſtatt der Knochen das durchſichtige Gl[illegible] des Denkens. Wir wollen die Frage: ob und in welchem Sinn dieſe Philoſophie denn eigentlich lehre, daß das Denken die weltſchöpferiſche Potenz ſey, ob im objektiven und realen, oder im idellen, dahin geſtellt ſeyn laſſen; das wenigſtens iſt unläugbar, daß ſie das Denken gleichbedeutend nimmt mit dem Erkennen, dem Wiſſen. Freilich verwahrt ſie ſich gegen die Unterlegung der abſurden Behauptung, daß nach ihr Alles,

was irgend Einer ſich vorſtelle oder einbilde, ein Erkennen und Wiſſen ſey, ſondern nur vom ſpekulativen, an dem Zügel der logiſchen Kategorien, der immanenten Dialektik fortſchreitenden Denken behauptet ſie dies; und allerdings hat ſie in Betreff der oft wiederholten Kant'ſchen „hundert Thaler" Recht, wenn ſie die Einbildung, man beſitze hundert Thaler, nicht für einen Gedanken gelten läßt, dem Realität zukomme; aber mit der Beſeitigung der Kant'ſchen Thaler iſt denn doch noch nicht der Sieg in dieſer Lebensfrage der Ontologie entſchieden. Wenn die formale Logik die Regeln aufſtellt: Was ohne Widerſpruch gedacht wird, das kann wahr ſeyn, und: was nicht ohne Widerſpruch nicht gedacht werden kann, muß wahr ſeyn, oder ſeyn, ſo fügte dieſen die ſpekulative Logik noch das Prinzip bei: der Satz, deſſen Subjekt und Prädikat nicht äquivalent ſind, iſt nicht abſolut wahr, und nur der abſolut wahre Satz genügt der Spekulation; und dieß iſt das Prinzip von Hegels logiſcher Methode, mittelſt deren er, angeblich ohne irgend eine vom ſonſtigen Erkennen und Wiſſen entlehnte Vorausſetzung, ſein Syſtem, und ſein Syſtem des Univerſums, des abſoluten Wiſſens, aufbaut; darin iſt enthalten das Prinzip der Negativität und ſomit des Fortſchreitens vom nur relativ Wahren, und daher ebenſo Unwahren zu einem abſolut Wahren und Widerſpruchsloſen, welches die ſich ihrer ſelbſt bewußte Idee, das abſolute Wiſſen iſt. Dagegen wird nun die Alternative geltend gemacht: entweder iſt das Denken reines Denken und dann leer, denn das reine Denken iſt nur die Analyſe eines gegebenen Inhalts und ſchreitet nur in tautologiſchen Sätzen fort; zumal alſo, wenn der Ausgangspunkt das Nichts iſt, ſo iſt das Reſultat des reinen Denkens auch ein Nichts; oder: es kann dies Denken nicht beſtehen und fortſchreiten, ohne vom Wiſſen, von anderweitig Erkanntem und Vorgeſtelltem zu entlehnen, und dann iſt es nicht reines, ſich und ſeinen Inhalt ſelbſt erzeugendes Denken; oder man verbindet auch beide Einwürfe, bezeichnet die Methode als eine fortwährende Erſchleichung, und das Reſultat dennoch als ein Nichts. Dagegen beſteht die Hegel'ſche Philoſophie darauf, daß das Denken, die eigentliche Thätigkeit des Geiſtes, das einzig Schöpferiſche ſey — die Grundvorausſetzung des Syſtems, die es aber gegen die entgegenſtehende Annahme, daß das Urſchöpferiſche nicht das Denken, ſondern der Wille, die

That ſey — (wie Fauſt den Λογος nicht mit Wort oder Gedanke, ſondern mit That überſetzen will!) zu beweiſen hätte; das reine Denken iſt ihr nicht etwas Formelles, ſondern das Allerrealſte, und die Aufnahme von zuvor ſchon ausgeprägten Vorſtellungen, Worten und Begriffen, ſelbſt ſchon Produkte eines nur nicht bewußten Denkens, rechtfertigt und erklärt ſie ſo: daß ſie dieſelben auf ſolche Weiſe prüfe, läutere, beſtätige, ſie in ihr Recht und in den ihnen gebührenden Ort im Gedankenſyſtem einſetze, theils auch ſie verdränge und das Gericht der Wiſſenſchaft an ihnen vollziehe.

Die Baſis alſo des Syſtems iſt: daß das Denken das Weſentliche der Welt und der weſentliche Charakter des Menſchen ſey, und zwar ſetzt es das Denken nicht als eine Eigenſchaft, als Accidenz des Menſchen, ſondern als ſeine Subſtanz, ſo daß man nicht bloß ſagen muß: der Menſch iſt ein denkendes Weſen, ſondern: das (abſolut) denkende Weſen iſt der (ſeiner Idee entſprechende) Menſch — der Philoſoph. Beiläufig bemerkt, folgt daraus, daß, wie der Menſch das abſolute Geſchöpf, oder richtiger: das abſolute Weſen, ſo iſt ſein Planet, die Erde, wenigſtens der geiſtige, ideelle Mittelpunkt des Univerſums — ein Satz, der allerdings nicht am Fehler der Beſcheidenheit leidet, auch keinen logiſchen Widerſpruch in ſich ſchließt, aber ſonſt auch gar nichts für ſich hat, und deſſen Stützen nur der Hochmuth des Denkens, und die Armuth unſrer Erkenntniß in Betreff des Univerſums ſind.

Was nun den Werth des Denkens anlangt, ſo iſt es dem Philoſophen, deſſen Beruf das Denken iſt, nicht zu verübeln, wenn er viel darauf hält. Das Denken iſt die kontinuirlichſte unter allen geiſtigen Thätigkeiten, denn jeder nicht ſtumpfe Menſch denkt unaufhörlich, wenn nicht philoſophiſch ſtreng und rein, ſo doch nach den Kategorien des täglichen Lebens und Bedürfniſſes, wie Moliere's bourgeois gentilhommo Proſa ſprach. Das Denken iſt das Vehikel und Medium alles menſchlichen Handelns und Lebens; es iſt das Subſtrat und der Träger aller geiſtigen Thätigkeit; aber wie keinem Vernünftigen einfallen wird, das abſtrakte Leben des Menſchen, als Vegetiren, für ein Gut zu halten, ſondern nur, ſofern es ein bewußtes, geiſtiges, gemüthliches oder zum mindeſten animaliſches Daſeyn iſt, es für den Lebenden ſelbſt, oder für Andre einen Werth hat: ſo iſt auch das

bloße Denken, ohne Accentuirung durch beſtimmte Intereſſen (und ſolche Intereſſen hat auch das philoſophiſche Denken), etwas Werthloſes und Gleichgültiges. Hievon kann man ſich klar überzeugen daraus, daß für jeden Menſchen die Momente des Handelns, Wollens, des Gefühls, der Affekte und Leidenſchaften die wichtigſten und merkwürdigſten in ſeinem Leben ſind und am meiſten in ſeiner Erinnerung haften, während diejenigen, wo ſich ſein inneres Leben nur an Gedanken fortſpann, ungefärbt von Gefühlen oder Willensaffektionen, größtentheils oder ganz aus ſeiner Erinnerung ſchwinden. Wahr iſt, die Leidenſchaften, die poetiſche oder religiöſe Begeiſterung, der ſittliche Entſchluß, die ſchmerzlichſten und ſüßeſten Gefühle gehen alsbald auch in Reflexionen und Gedanken über, und was in Worten ausgeſprochen wird, fällt auch in die Sphäre des Denkens, aber das Weſentliche davon iſt dann nicht der Träger, ſondern dasjenige, was dem empfänglichen Stoff Farbe und Gepräge verleiht. Beruft ſich die Philoſophie für die Würde des Denkens darauf, daß es über jene Zuſtände, wo der Menſch affizirt und paſſiv erſcheine, durch ſeine bewußte Aktivität ſich erhebe, ſo iſt darauf zu erwidern: daß die bewußte Aktivität ſelbſt ſchon ein Wollen, und nicht mehr reines Denken iſt, und ſomit das Denken auch wieder ſeine Wurzeln in einem andern hat. So wenig es in der Macht des Menſchen ſteht, bloß und rein zu leben, ohne Affektionen von Luſt und Unluſt, ſo wenig ſteht es bei ihm, rein intereſſelos zu denken, ein bloß denkender, gleichgültiger Zeuge ſeines eigenen Daſeyns zu ſeyn. Wenn dieſe Sätze trivial erſcheinen ſollten, ſo muß man nur bedauern, daß es nöthig iſt, ſie geltend zu machen. Aber das Beſtreben, an die Stelle der Geiſtigkeit der menſchlichen Natur das Denken zu ſetzen, und durch mannigfache Reflexionen und Krümmungen deſſelben den Komplex der geiſtigen Natur bilden, aus dem Einen Faden dies reiche und bunte Gewebe herauswirken zu wollen, muß aufs entſchiedenſte zurückgewieſen und in ſeiner Dürftigkeit enthüllt werden. Die dürre Linie des Denkens wird nie zum ſaftreichen Stamm des Lebens werden, der nackte Gedanke nie die Stelle des Geiſtes in ſeiner Totalität erſetzen. Der Philoſophie ſelbſt liegt ein über das Denken hinaus liegender geiſtiger Reiz zu Grunde, und die Zufriedenheit des Denkers mit ſeinen Reſultaten, welcher Art ſie auch ſeyen,

iſt etwas ganz anderes, als die intereſſeloſe Reſignation, wie ſie das reine Denken, das nur ſich ſelbſt vorwärts triebe, begleiten müßte. Fern ſey es, das Denken, in höchſter Potenz das Philoſophiren, in ſeiner Bedeutung irgend herabzuſetzen! nur ſeine naturgemäßen Grenzen ſollen ihm gezogen werden. Das Denken iſt das unentbehrliche Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit, ſo weit ſie uns immer erreichbar iſt; die Wahrheit aber iſt ein Intereſſe unſers geſammten geiſtigen Weſens, indem ſie uns unſere feſte und ſichere Stellung in und zu der Welt anweiſt, die Reſultate der Erfahrung nach allen Seiten ſichert und feſtſtellt, und uns einen Spiegel vorhält, worin wir uns ſelbſt und die Welt in friedlicher Klarheit anſchauen. Das Denken iſt, mit ſeinem Korrelat, der Sprache, das Bindemittel von Allem, was uns irgend wie affizirt, intereſſirt, ſchmerzt, erfreut, erhebt, bildet; alle Lebensverhältniſſe und Probleme ſollen und müſſen denkend, philoſophiſch betrachtet werden, und es bleibt der Philoſophie unverwehrt, ſich ſogar auf das Gebiet der Muſik zu wagen, die doch, in ihrer Abgezogenheit ſelbſt vom Wort, vom Träger des Gedankens, den Gegenpol zur Philoſophie zu bilden ſcheint; aber wie viel vom Weſen der Muſik wird ſelbſt die ſcharfſinnigſte Philoſophie erfaſſen? wie weit werden hier ihre Kategorien reichen? wie wird ſie mit ihren Denkgeſetzen die muſikaliſche Inſpiration des Komponiſten ergründen? Die angeblichen Konſtruktionen in gewiſſen Sphären, die nun einmal nicht philoſophiſch zu bewältigen ſind, haben daher etwas ebenſo Lächerliches, als widerlich Anmaßendes. Rechtliche und ſittliche Verhältniſſe laſſen ſich wohl noch in logiſche Formeln bringen; aber gemüthliche und religiöſe Empfindungen und Zuſtände entziehen ſich zum größten Theil dem Organon der Philoſophie, ohne daß darum das mit dem Gedanken und der Formel nicht zu Erreichende das Unvernünftige und Thieriſche wäre. Wie ſchlecht es dieſer Philoſophie im Gebiet des wahrhaft Konkreten mit ihren Definitionen und Konſtruktionen gelingt, wie ſehr ſie entweder den Begriff in ſeiner lebendigen Fülle ſchon vorausſetzt, oder ihn nur aufs allerdürftigſte zu ſkizziren und zu ſchattiren vermag, geht aus einigen Proben hervor: Liebe — iſt das Beiſichſeyn in einem Andern; Leben die erfüllte, weſentlich ſelbſtiſche und ſubjektive Einheit der zur Exiſtenz gekommenen Idee; Geiſt — der Begriff, der den Begriff

zu ſeinem Daſeyn hat. So lang die Konſtruktion und Definition ſich ſcharf auf die Mittel des reinen Denkens beſchränkt, bleibt ſie hohl und marklos, oft völlig unverſtändlich, und wird verſtändlich erſt, wenn ſie von dem erfahrungsmäßigen Wiſſen und Erkennen die bedeutendſten Merkmale entlehnt.

Aus der Anmaßung, womit das ſouveräne Denken ſich als herrſchendes und ausſchließlich herrſchendes Prinzip geltend machen will, und ſich ſelbſt als das abſolute Wiſſen apotheoſirt, entſpringt für dieſe Philoſophie eine falſche Stellung zu allen übrigen geiſtigen Gebieten. Die abſolute Wiſſenſchaft behauptet über Kunſt, Poeſie, Sittlichkeit, Religion, als unter ihr liegende und von ihr aufgehobene Geſtaltungen des geiſtigen Lebens erhaben zu ſeyn, dieſelben, in ihrer Unvollkommenheit und Einſeitigkeit, dabei aber auch in der relativen Nothwendigkeit ihrer Geneſis aus einander begriffen zu haben, wobei ſie ſie jedoch huldvoll fortbeſtehen läßt, gleichſam als Schrittſteine und Trophäen *ihres* Triumphs. Nicht die Feindin, ſondern die Protektorin aller jener Potenzen will ſie ſeyn, aber macht ihnen Bedingungen, bei welchen ſie ihre Selbſtſtändigkeit nicht behaupten können. Der *Gedanke*, in ſeiner Natürlichkeit als Individualität, Charakter, Talent, Genius gleichſam verhüllt und verkleidet, hat alle Monumente und Thaten, alle Myſterien, Kunſtwerke und Dichtungen geſchaffen, und die Aufgabe und der Stolz der Philoſophie iſt: dieſe Verhüllungen und Verkleidungen zu löſen, den reinen logiſchen Gehalt der Poeſie, Kunſt, Religion, Geſchichte, des Lebens überhaupt, aufzuweiſen. Die Kunſt und die Poeſie haben ſich nun zwar zu dieſer Deſtillirung in mancher Hinſicht nicht eben Glück zu wünſchen, indem das Ergebniß oft gar nicht glücklich ausfällt, und nicht ſelten ganz ſchiefe oder hohle Gedanken deſtillirt werden; indeſſen bleiben die Kunſt- und Dichtwerke, trotz alles-deſſen, was darüber paraphraſirt und heraus- oder hinein philoſophirt wird, am Ende doch, was ſie waren; anders iſt es ſchon im Reich der praktiſchen Thätigkeit, der Sittlichkeit und Geſchichte, wo, vermöge des bekannten Grundſatzes: Was wirklich iſt, iſt vernünftig, und was vernünftig iſt, iſt wirklich, die willkührlichſten Thaten und die prekärſten Ereigniſſe als Glieder in der Kette einer abſolut vernünftigen Nothwendigkeit gedeutet, und das Reſultat einer, wenn auch noch ſo ſcharfſinnigen und geiſtreichen, aber immerhin ſubjektiven Anſchauungsweiſe,

bei welcher beſonders die Lebendigkeit der Charaktere und die Kolliſionen der Leidenſchaften ganz in den Hintergrund gedrängt ſind, zur Philoſophie der Geſchichte geſtempelt wird. Das ſchlimmſte Loos aber iſt der Religion zugedacht; die Philoſophie erklärt den Inhalt derſelben für durchaus unreine und gefärbte Vorſtellungen; ſie ſubſtituirt denſelben, alle Farben der Religion, das Blau der Treue und des Glaubens, das Schwarz der Traurigkeit, das Grün der Hoffnung, und das Roth der Liebe ausbleichend, den reinen, farbloſen Begriff, den Satz: daß das Menſchliche an ſich das Göttliche ſey, und daß in der Einſicht in dieſe Identität des Göttlichen und Menſchlichen alles Heil liege, vernichtet die religiöſen Gefühle, ſofern ſie ihnen ihre Baſis entzieht, will aber doch den bisherigen Kultus und die Sprache der Vorſtellung beibehalten wiſſen, obgleich ſie, nach ihrer Deutung, keinen Sinn mehr haben. Dazu nehme man noch, wie von Hegels Philoſophie die Natur aufgefaßt wird — als die „Idee in der Form des Andersſeyns," — als der „Abfall der Idee von ſich ſelbſt" — in einem nichts weniger als asceticſchen Syſtem, als „der ungelöste Widerſpruch," und der Reichthum ihrer Gebilde als „ungebundene, zügelloſe Zufälligkeit," als Ohnmacht den Begriff zu erreichen und dergleichen! Von dieſer Geringſchätzung der Natur kann man ſich als Gründe denken, theils die abſtrakte Richtung Hegels überhaupt, theils die Oppoſition gegen die Naturphiloſophie, theils den Umſtand, daß die Natur mit ihrer, vom Begriff nicht ſo leicht zu bewältigenden Lebendigkeit die Schemata des Philoſophen überall verhöhnt und beſchämt. Es iſt wahr, diejenigen, die heutzutage den Philoſophennamen monopoliſiren möchten, ſind nicht mehr Idealiſten im Sinn Fichte's, der die ganze Welt für eine bloße Schranke und für und durch das Ich erzeugtes und modificirtes Nicht-Ich erklärte; ſie erkennen das Gegebene der Welt an, aber unter dem Namen, es mit dem Gedanken zu durchdringen, es geiſtig zu erheben und zu verklären, überſtreichen ſie es mit der Bleifarbe ihrer Negation, unter der es leichenhaft fortlebt, und der Geiſt, der ſich ſelbſt, und dem die Welt durchſichtig geworden, iſt ein unheimliches, fühlloſes Geſpenſt in einem gläſernen Univerſum.

Betrachten wir weiter Hegels Syſtem in ſeinem Verhältniß zum Geiſt der Zeit, ſo darf man wohl eine Wechſelwirkung

zwiſchen beiden behaupten; denn das Syſtem iſt nun ſchon ſo lange en haut, und hat ſeine Wurzeln in einem ſo günſtigen Boden und Mittelpunkt getrieben, daß es bereits einen bedeutenden Einfluß auf nicht wenige Geiſter üben konnte und wirklich geübt hat. Seine Anhänger werden dieſen Einfluß mit der ſiegenden Kraft der Wahrheit erklären; wir wollen dem Syſtem ſeine Plauſibilität und Ueberzeugungsfähigkeit, die es durch die Menge ſeiner Anhänger beweiſt, nicht beſtreiten, glauben aber auch noch andre, ſo zu ſagen in der geiſtigen Atmoſphäre liegende Gründe ſeiner Ausbreitung annehmen zu dürfen. Hegels Syſtem bekam durch das Verdienſt, die umfaſſende Gelehrſamkeit, den Scharfſinn und auch Tiefſinn des großen Denkers, ſodann aber auch theilweiſe durch eine Art von Mode, welche in der Schwierigkeit des Verſtändniſſes ſelbſt, und in dem Wetteifer, zu demſelben durchzudringen, einen lange dauernden Reiz hatte, eine Celebrität in Deutſchland zu einer Zeit, die lau und unerquicklich, ohne tiefer anregende Intereſſen im politiſchen oder religiöſen Leben, oder in der Literatur, ſich nach einem geiſtigen Intereſſe, einem ausgiebigen und nachhaltigen Gegenſtand irgend einer Art ſehnte, und die von einem ſo tüchtigen Kämpfer aufs neue erhobene, dem deutſchen Geiſte ſo theure und unvergeßliche Fahne des abſoluten Wiſſens mußte bald eine Schaar Jünger werben, aus welchen mit der Zeit, durch die Gunſt äußerer Umſtände, bald wieder Lehrer hervorgingen. Die Schwierigkeit des Verſtändniſſes des Syſtems war eher vortheilhaft; ſie zog zumal Köpfe, die ſich fühlten und ſich etwas zutrauten, an, ſie beſchäftigte ſie längere Zeit, und hielt ſie dann um ſo gewiſſer zurück, als die ausharrenden Jünger auch ſchon an der Glorie des Abſoluten Theil nehmen durften, in die das Syſtem ſich ſelbſt hüllte, ſo wie an der äußern Glorie, die mit der ſteigenden Celebrität über es kam. Die innere Unerquicklichkeit, Lebloſigkeit und Dürre des Syſtems wurde, was uns ſehr beachtenswerth ſcheint, vielfach verſchleiert und verſteckt durch die mit den abſtrakteſten Formeln und Terminologieen abwechſelnde, bilderreiche und metaphoriſche Sprache, welche nach Hegels Vorgang geiſtreiche Schüler in Schriften und im mündlichen Vortrag führten. Dies unweſentliche, ja den reinen Begriff nur fälſchende Beiwerk mochte Vielen als das mit zur Sache gehörige Weſentliche gelten, und ſie ließen ſich durch

den ſcheinbaren Reichthum, durch die Energie der Darſtellung über die Magerkeit des abſtrakten Reſultats und Gehalts täuſchen. Im Geſchmack der Zeit — einer Zeit, die, wie Gervinus ſagt, „in Eigenſtändigkeit, Sonderbarkeit und Originalität mehr Ruhm ſetzt, als in die Uebereinſtimmung mit dem, was rein und allgemein menſchlich iſt" — war dieſe Philoſophie theils durch ihren Wiſſenshochmuth, in welchem ſie aller Ungewißheit, aller Probleme Meiſterin zu werden ſich vermaß, daneben durch ihre bizarre Nüchternheit, welche der Kunſt, der Poeſie und jeder Art von Enthuſiasmus gleichſam die Schwungfedern ausriß, die glänzende Form abzog, und unbarmherzig nur auf Gedanken und Begriffe losging; durch ihre Weltlichkeit endlich, ſofern in ihr die Idee ganz zum irdiſchen Dieſſeits und zur gemeinen Wirklichkeit degradirt wurde, und die Kluft zwiſchen dem idealiſtiſchen Denker und dem praktiſchen Mann der Welt ſich füllte, und ſie kam auch entgegen dem Geiſt einer, von vorhergegangner religiöſer Aufregung, ja Begeiſterung, allmählig zurückkommenden Zeit, der ſie, ſtatt des gemüthlichen Glaubens und ſtatt des doch auch in Mißkredit gekommenen frivolen Skepticismus lauter Poſitives bot. So drang ſie mehr und mehr in die einzelnen Disciplinen, in die Literatur, in die Geſellſchaft und ins Leben ein, und in letzterer Beziehung ſtellt ſich uns die Frage: welcher Einfluß, welche Bedeutung kommt ihr zu, hinſichtlich der Sittlichkeit? Bekanntlich iſt ſie in dieſer Beziehung ſchon hart angegriffen, ja ihr geradezu Immoralität vorgeworfen worden. Dieſer Vorwurf wurde namentlich daraus deducirt, daß dieſe Philoſophie den Menſchen vergöttere, und ſomit all' ſein Handeln, als ein göttliches, ſanktionire. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieſer Konſequenz, welche dem Syſtem nicht ſchwer fallen dürfte, zu entkräften; wir anerkennen, daß das Syſtem durchaus keinen unmoraliſchen Charakter an ſich hat, daß es im Allgemeinen das, was ſonſt als ſittlich gut und recht gilt, anerkennt, empfiehlt und verlangt, und die Rechtsphiloſophie Hegels wird, was man auch von der Art der Deduktion, von der Anordnung des Ganzen, und von einzelnen Behauptungen urtheile, in ſittlicher Beziehung Niemand ein poſitives Aergerniß geben; aber der Geiſt des ganzen Syſtems ermangelt des ſittlichen, wie des religiöſen Enthuſiasmus, ſo wie des tiefern ſittlichen Ernſts und der Strenge, und dies wohl darum, weil es das Intellektuelle, das Wiſſen

ſo hoch ſtellt, das Gute nur im Denken und durch das Denken vorhanden ſeyn läßt, und das Gewiſſen in ſeiner Unmittelbarkeit ziemlich niedrig anſchlägt; es macht durch ſeine Dialektik, welche alles Feſte zu zernagen ſtrebt, die ſittlichen Begriffe ſchwankend; es ſchmeichelt durch ſeine kalte Weltlichkeit, durch ſeine ſcharfſinnige Verſtändigkeit ſich ein, und weiß nach Belieben die feinſten ſittlichen und gemüthlichen Empfindungen und Begriffe, wie Zartgefühl, Pietät, Ehre, zu eliminiren oder zu eludiren, als Schwächen oder Vorurtheile; es fällt ihm leicht, das Unſittliche und Böſe dadurch daß es in ſeinen Gründen und ſeiner Entſtehung begriffen wird, auch als halb gerechtfertigt, oder durch Genialität geadelt anzuſehen, ſo wie andrerſeits das Erkennen und Wiſſen des Guten ſchon für das Gute gilt. An die Stelle der Moralität tritt in dieſem Syſtem wieder die Legalität als das Höhere, allerdings mit der Anforderung des ſittlichen Wollens — in gewiſſem Grad eine nicht unbillige Reaktion gegen die Eitelkeit ſelbſtgefälliger ſchöner Seelen, aber dabei eine Verkennung der Rechte, ſo wie der edelſten Kräfte und Impulſe der Perſönlichkeit, des ſittlich freien Individuums. Ja, dieſe Philoſophie mit ihrer intellektuellen Idioſynkraſie iſt in der Kunſt gegen das Schöne, in der Religion gegen das Bewußtſeyn und das Gemüthliche, in der Geſchichte gegen das Sittliche, in der Natur gegen das Leben mehr oder weniger indifferent, weil ſie den Begriffsgehalt überall als das Weſentliche verfolgt. Daß ihre Anhänger in dieſen Sphären allen ſich auch anders verhalten können, ſoll nicht beſtritten werden, aber dann iſt es *trotz* des Syſtems, nicht *durch* das Syſtem. Wie wenig, mit der Eintheilung und Scheidung in eine Partei des Widerſtands und der Bewegung ausgerichtet würde, zeigt ſich deutlich, wenn man ſie auf dies Syſtem anwenden wollte, welchem einerſeits vorgeworfen wurde, daß es alles Beſtehende mit ſerviler Gefälligkeit rechtfertige und ſanktionire, mithin dem Stillſtand abſolut huldige, andernſeits aber, daß es auf Umſturz alles Beſtehenden und auf Anarchie hinarbeite. Sind nun dieſe beiden Anklagen übertrieben und extrem, ſo iſt doch das richtig, daß das Syſtem von Verſchiedenen in verſchiedenem Sinn gedeutet und angewendet worden iſt, von dem Einen mehr im Intereſſe des Stillſtands, von Andern in dem des Fortſchritts, und wohl auch, daß nach beiden Seiten hin, in einzelnen Punkten,

Fanatiker ſich haben vernehmen laſſen oder doch ein Gelüſten gezeigt haben; das philoſophiſche Syſtem im Ganzen indeß will gewiß als dem Fortſchritt, der Entwicklung des Geiſtes zugethan und förderlich betrachtet werden. Auf dieſen Punkt werden wir aber noch zurückkommen.

An Oppoſition gegen dieſe Philoſophie fehlte es in Deutſchland nicht, aber eine durch Talente, Zahl, Regſamkeit und äußere Stellung zugleich impoſante Schule iſt bis jetzt nicht gegen ſie aufgetreten. Es iſt mit Recht ſchon behauptet worden: geſtürzt könne Hegels Syſtem nur werden durch ein das ſeinige verdrängendes und überflügelndes ganzes Syſtem, dergleichen bis jetzt noch keins aufgetreten iſt. Wenn auch die Zahl der Gegner Hegels der ſeiner Anhänger gleich, ja ſogar vielfach überlegen wäre, ſo kann ſich doch das Syſtem das herrſchende in Deutſchland nennen, ſo lang ſich nicht eine bedeutende Anzahl von tüchtigen Gegnern auch äußerlich unter Einer Fahne verſammelt hat. Selbſt glückliche Angriffe im Einzelnen, und ſiegreiche Aufdeckung von Blößen deſſelben werden es nicht aus ſeiner Stellung als Geſammtheit verdrängen; dermalen aber iſt auch noch in dem Widerſtand und den Angriffen dagegen durchaus keine Einheit, und polemiſiren die von der einen Seite Anrückenden gegen die von der andern her Angreifenden; ja ſie ſchießen einander, wie der Baſtard in Shakeſpeare's König Johann ſagt, in den Mund.

Eines Syſtems gegen das Syſtem Hegels gewärtigt man ſich von ſeinem Vorgänger, Schelling, welcher, die Phaſe der Naturphiloſophie hinter ſich, eine Geiſtesphiloſophie, an die Offenbarung ſich anſchließend, verheißt und das Syſtem des — entweder von ihm abgefallenen, oder über ihn hinausgegangenen — Nachfolgers des Formalismus und der Unlebendigkeit zeiht. Verwandten Charakters ſind auch andre einzelne, in der Form ſelbſtſtändiger Syſteme erſchienene Oppoſitionen. Aus Hegels Schule ſelbſt ſind Einzelne ſchon gegen ihn, ſich emancipirend, aufgetreten, welche in ſeiner Methode das Höchſte anerkennend, den Gehalt, die Wahrheit, die Fülle und das Leben der Idee, darin vermißten, und dieſen Hauptmangel zu ergänzen ſuchten, welchen aber die Schule ſelbſt entgegen hält, daß ſie nur die durch die Dialektik verzehrten religiöſen und gemüthlichen Vorſtellungen, ganz unphiloſophiſch in das abgeklärte Syſtem wieder einſchieben wollen.

An diese, welche meist auf dem religiösen Boden überhaupt stehen, schließen sich an die auf dem Boden der geoffenbarten Religion, des positiven Christenthums stehenden Gegner; zuvor aber sind auch noch als wissenschaftliche Gegner die Reste der Schule Kants und Jakobis zu nennen, welche dem menschlichen Erkennen die Absolutheit absprechen. Die auf positiv-christlichem Boden Stehenden greifen vorzugsweise die Resultate an, wobei jedoch Einzelne auch tiefer eingehen; und hier sind die Phalangen der Orthodoxen und Pietisten aufgestellt, wo freilich, da die tiefsten Prinzipien verschieden sind und doch über Resultate zumeist gekämpft wird, nichts entschieden werden kann. Eine immer nur mehr auf einzelne Sätze bezügliche Polemik wird auf dem Gebiete verschiedener Disciplinen fortgeführt, wie in der Naturphilosophie, der Geschichte, der Politik, der Ethik und Aesthetik; aber die vereinzelten Stimmen verhallen meist gegen den Chorus der herrschenden Philosophie, welche sagt: die Zeit ist mein!

Von der Philosophie haben wir nunmehr zu ihrer Grenznachbarin, der Religion (und Theologie) überzugehen, zwischen welchen beiden jedoch eine noch immer nicht geschlichtete Grenzstreitigkeit besteht. Auf diesem Gebiet sind nun theils die theoretischen, theils auch die praktischen oder faktischen Differenzen und Parteien zu berücksichtigen. Und zwar könnte man erwarten, hier auch schon den konfessionellen Gegensatz, der sich in neuester Zeit mit überraschender Heftigkeit und Schärfe wieder hervorgethan und den von Manchen gehegten Gedanken an eine Union wieder weit hinausgerückt hat, besprochen zu sehen. Indeß gehört der Katholicismus, seinem strengen Prinzip nach, kaum mehr in die von uns anfänglich bezeichnete Sphäre, welche nur die Bewegungen des von außen ungefesselten, freien Geistes befassen soll; es ist aber der Katholizismus, wie sehr man in ihm das Produkt geistiger Kräfte anerkenne, und zugebe, daß er auch jetzt noch kräftige und lebendige Geister in sich befasse, doch eine so zu sagen erstarrte Idee, eine feststehende, unbewegliche Institution und der Spruch des strengen Katholiken: daß außer seiner Kirche keine Kirche und außer der Kirche kein Heil sey, schneidet im Grunde jede Diskussion über die Hauptfragen zwischen der Religion und der Philosophie, wie sie von den Protestanten verhandelt werden, ab; für den von jenem Satz überzeugten Katholiken haben alle andere

philoſophiſche und religiöſe Gegenſätze nur ein untergeordnetes Intereſſe, und er ſteht in jenem Betracht von dem orthodoxen oder myſtiſchen Proteſtanten ſo weit ab, wie von dem ſchwerglaubigſten Rationaliſten; denn dem ſtrengen Katholiken iſt das Aergſte die Ketzerei, und gegen dieſe ſind alle anderen Sünden und Irrthümer, wenn auch nicht vom ſittlichen und bürgerlichen, ſo doch vom religiös-kirchlichen Standpunkte aus, gering. Jener Satz iſt die Grundlage des obſchwebenden kirchlichen Streits, und auf dieſe Weltanſchauung wollen wir nicht eingehen; müßte man aber annehmen, daß er nicht in der tiefſten Ueberzeugung der dabei katholiſcher Seits hauptſächlich betheiligten Perſonen gegründet wäre, ſo wäre der Streit nicht ein religiöſer, ſondern ein hierarchiſcher, und hätten wir hiervon ohnehin keine Kunde zu nehmen. Die katholiſchen Philoſophen der neueſten Zeit haben ſich meiſt der neuſchellingiſchen Art zu philoſophiren, oder an F. Baader angeſchloſſen, bei welchem Philoſophie und Offenbarung in enger Verbindung ſtehen; der Unterſchied aber zwiſchen ihnen und den proteſtantiſchen Philoſophen iſt der, daß Jene durch das Prinzip ihrer Kirche gewiſſermaßen gezwungen thun, was Letztere freiwillig; die nicht ſtrengen Katholiken, d. h. diejenigen, welche jenen Wahlſpruch aufgeben, fallen hinſichtlich der geiſtigen Richtungen und Strebungen wohl im Ganzen mit den Proteſtanten zuſammen.

Aber ſchon wenn man die Proteſtanten für ſich betrachtet, ſo bietet die Menge von Parteien, Schulen und Sekten einen bunten Anblick dar. Welche vielgliedrige Kette vom ſtarrſten Orthodoxen bis zum ſkeptiſchſten Rationaliſten! vom inbrünſtig frommen Myſtiker bis zum ſpekulativen Mythiker; vom glänzenden, redefertigen Dialektiker, dem alle Dogmen in lichten, ſtoffloſen Begriffen und Ideen aufgehen, bis zum ſchwerblütig-ſentimentalen Herrnhuter, dem ſie alle in dunkelgefärbten, ſchwülſtigen Bildern untergehen! Wie ſich leicht begreift, bringen es manche dieſer Tendenzen mit ſich, daß ſie ausſchließlich nur als wiſſenſchaftliche Schule oder nur als Sekte exiſtiren, während andere von Theologen vom Fach und von Laien zugleich repräſentirt werden, aber auch letztere wieder mit dem Unterſchied, daß die Partei oder Sekte ſich ihre Theologen gleichſam ſelbſt erſt produzirt und erzieht, wie man dieß von manchen Sekten behaupten kann, oder daß Theologen und Prediger aus dem Publikum einen

beſtimmten, mehr oder minder gewählten Kreis von Anhängern an ſich ziehen, wie z. B. ein berühmter Theolog in Berlin, oder aber, daß Theologen und Laien gleicherweiſe einer in einem größeren Kreiſe (wenn auch untermiſcht mit andern) geltenden Glaubensweiſe angehören.

Wenn noch vor ſechzig oder gar vor hundert und zweihundert Jahren die Abweichung in einem einzigen Dogma, ja in Einem Wort, den Samen der Zwietracht zwiſchen zwei oder mehr Univerſitäten, und den ihnen angehörigen Provinzen in Deutſchland zu ſäen genügte, ſo iſt es jetzt dahin gekommen, daß man ſolche Abweichungen ſelbſt innerhalb der geſchloſſenſten Kreiſe mit großer Nachſicht behandelt, und Differenzen, die ſonſt in ganzen Diſtrikten und Provinzen Unruhen erregt hätten, kaum beachtet werden. Es iſt als hätte das Chriſtenthum ſeinen Kreislauf durchgemacht, und handelte es ſich jetzt wieder, wie in den Zeiten ſeines Beginns, um die Grundprinzipien, die vitalen Elemente deſſelben; nur daß im Anfang der Kampf der Apologeten gegen andere Religionen zu führen war, jetzt aber innerhalb der Grenzen ſeines Namens darüber geſtritten wird.

Es wäre ſchwer, jedenfalls für den Raum dieſer Blätter und für unſere Kräfte zu viel, ein irgend erſchöpfendes Gemälde von der Mannigfaltigkeit und der Stellung der religiöſen Richtungen und Schulen der Jetztzeit in Deutſchland zu entwerfen. Die Stellung derſelben gegen einander wechſelt überdies häufig, und eine Schilderung, welche vor ſechs Jahren richtig geweſen wäre, genügte jetzt kaum mehr. Will man, um von etwas Poſitivem auszugehen, den Glauben der Kirche zum Mittelpunkt machen, ſo läßt ſich mit einigem Recht dagegen einwenden: Wo denn dieſer lebendig und unverkürzt vorhanden ſey? Die Lehre der ſymboliſchen Bücher wird ſelbſt von den ſogenannten Orthodoxen und von den Pietiſten nicht leicht „in ihrer ganzen Strenge verfochten, wiewohl beide dieſelben anerkennen und geltend machen, doch ſo, daß die Pietiſten lieber auf die heilige Schrift ſelbſt zurückgreifen. Das Prinzip beider iſt die Offenbarung — bei den Orthodoxen, die etwa gleichgeltend genommen werden mögen mit den Supernaturaliſten, als *bewieſen* und beglaubigt durch wunderbare und übernatürliche Fakta, bei den Pietiſten hauptſächlich als zugleich innerlich in ihren Wirkungen *erfahrene*. Wenn der Grundſtein im Syſtem Jener die Inſpiration iſt, ſo ſind ſie

durch dieſen der ganzen Schrift gemeinſamen Charakter genöthigt, jeden Punkt der bibliſchen Lehre und Erzählung mit gleichem Eifer zu vertheidigen, während das pietiſtiſche Syſtem (das jedoch urſprünglich und hiſtoriſch nicht eigentlich Syſtem iſt oder war) vorzugsweiſe bei der chriſtlichen Anthropologie, der Lehre von der Sünde, Erlöſung und Bekehrung, Gnade und Gnadenwirkungen verweilt. Dieſe beiden Richtungen waren zur Zeit Speners, des Vaters des Pietismus, einander entgegengeſetzt, und die Pietiſten damals die mildere, gemüthlichere und werkthätigere, die freiſinnige und begeiſterte Partei; der Gegenſatz iſt aber durchaus kein nothwendiger und hat ſich in neueren Zeiten vielfach aufgehoben, ſo daß man nicht ſelten beide vereinigt trifft, indem dann nur der Pietismus dogmatiſcher und der Supernaturalismus eifriger wird. Der Pietismus in ſeiner urſprünglichen Reinheit iſt und war nicht Sache der Theologen, ſondern der Laien; in ſeiner reinſten Geſtalt kann er durchaus mild, harmlos, friedfertig und liebenswürdig ſeyn; denn da iſt er nichts anderes als die Gemüthsrichtung und Stimmung, welche in der Beſchäftigung mit religiöſen Empfindungen und Betrachtungen die höchſte Zufriedenheit, die Seligkeit findet; der Pietiſt erfreut ſich des innerlich erfahrenen Chriſtenthums als eines Guts, für das er dem Himmel nicht genug dankbar ſeyn kann und das er gern allen Menſchen gönnte. Wer hätte nicht auch in jetziger Zeit noch beſonders unter den Laien ſolche durchaus milde und fromme Naturen geſehen? Vielleicht paßte für ſolche eher noch der Name Myſtiker, welchen in manchen Gegenden Deutſchlands die Pietiſten überhaupt führen, denn der Name Myſtiker bezeichnet wohl mehr die kontemplativ-phantaſtiſche, ſich ſelbſt genießende Gemüthsrichtung, während dem heutigen Pietismus die mehr nach außen gehende praktiſch-polemiſche und zelotiſche Richtung eignet. Mit Recht iſt aber auch ſchon darauf hingewieſen worden, daß der mehr praktiſche Pietismus ein dem Proteſtantismus eigenthümliches Produkt ſey, welchem im Katholizismus die Myſtik, die man dann ihm ausſchließlich vindizirt, entſpreche. Im Weſen des regſameren Pietismus ſcheint es nun aber zu liegen, daß er ſich gerne mittheilt und Gemeinſchaft ſtiftet, wo denn die Erfahrungen ausgetauſcht und in ein Syſtem gebracht, die Empfindungen und Gefühle in Begriffen fixirt werden. Auch dies noch kann möglicherweiſe unſchädlich ſeyn und

seinen Charakter nicht gefährden; wahrscheinlich aber ist, daß damit schon der Stachel der Reflexion in den Frieden des Gemüths geworfen, auch wohl ein Wetteifer geweckt wird, und daß sich theils durch die Schuld der Geistlichgesinnten, theils durch die der Weltkinder, ein Sektengeist bildet, der in scharfe Opposition mit der Welt tritt, der ihre Güter und Genüsse nicht nur verschmäht, weil er bessere hat, sondern angreift und tadelt, der die Welt nicht etwa nur bemitleidet, sondern auch wohl, halb unbewußt, beneidet und offen verdammt, und die Frömmigkeit nicht mehr nur als ein Gut, sondern noch mehr als ein Verdienst betrachtet. Dahin kommt es jedoch eigentlich erst, wenn der Pietismus dogmatisch wird, aus der subjektiven Sphäre in die objektive tritt, und, häufig ohne gehörige Kenntniß, gelehrte Theologie treiben will, oder eine förmliche Allianz und Verschmelzung mit der Orthodoxie eingeht. Der orthodoxe Supernaturalist, dessen Hauptdogma die Rechtfertigung durch den Glauben ist, kann so überzeugt seyn von der Wahrheit seines Systems, als sich nur immer mit seiner Natur verträgt, aber dabei eiskalt und gleichgültig gegen alle religiösen Gefühle; und ein solcher kalter Orthodoxer ist dem Pietisten nicht minder zuwider, als dessen Antipode, der Rationalist, ja der Letztere kann ihn durch große Wärme des Gefühls bei großer Nüchternheit und Strenge des Verstandes einigermaßen mit sich aussöhnen. Der Rationalismus, welcher in der Terminologie der Philosophie dem Empirismus entgegensteht, fällt in der Theologie eigentlich mit dem Empirismus zusammen; denn sein Prinzip ist, Nichts anzuerkennen, was über die gewöhnliche Erscheinung hinausgeht — so muß man nemlich die sonst von ihm gegebene Definition interpretiren: daß er Nichts zugebe, was der Vernunft zuwiderlaufe. Sein eigentlicher Grund gegen die Wunder ist nicht ihre Unvernünftigkeit, denn was sollte daran Unvernünftiges seyn, wenn Kranke geheilt, oder mit wenig Nahrungsmitteln Viele gesättigt werden? auch nicht ihre Unbegreiflichkeit, denn unbegreiflich sind uns viele Phänomene der Natur, sondern ihre Erfahrungswidrigkeit oder ihre Einzigkeit in der Geschichte; das ἅπαξ λεγόμενον des Christenthums ist ihm ein Anstoß. Daher auch die Ungleichheit im Charakter und in den Annahmen des Rationalismus. Er kann tiefsinnig oder seicht, geistreich oder armselig seyn; häufig hat er sich, bei großem

Aufwand von Scharfſinn, in letzterer Geſtalt gezeigt, und auf das Religiöſe nur den Maßſtab der äußerlichen, gemeinen Erfahrung angewandt. Während ein ernſter, auf reichere und tiefere Erfahrung ſich gründender Rationalismus den andern religiöſen Richtungen ſich annähert und befreundet, führt der ſeichte Rationalismus leicht hinüber auf das Gebiet der Freigeiſterei und Frivolität. Endlich iſt noch zu nennen eine nicht ſowohl religiöſe als theologiſche Richtung, die ſpekulative, die den Titel des Rationalismus ablehnt, obgleich ſie die ſpekulative Vernunft zu ihrem Prinzip hat. Die äußere und die innere Erfahrung, ſowie die hiſtoriſche Autorität gelten dieſer Richtung an ſich nichts, ſondern nur weil und ſofern ſie durch das ſpekulative Denken ſanktionirt werden. Eine allerdings hiſtoriſch auf chriſtlichem Boden erwachſene Philoſophie iſt der zuvor bereite Rahmen, in welchen das Chriſtenthum geſpannt, die Form, in die ſein Gehalt gegoſſen wird, und erſt durch dieſe Wiedergeburt im ſpekulativen Gedanken, durch das Begriffenwerden, ſoll das Chriſtenthum wahrhaft vollendet ſeyn. Auch dieſe Richtung hat verſchiedene Stationen und Entwicklungspunkte. Es braucht wohl keiner Rechtfertigung mehr, wenn wir, trotz ſeiner eignen Proteſtationen, auch Schleiermacher hier nennen. Er macht zwar das mit den Erfahrungen des Chriſtenthums getränkte Bewußtſeyn zum Ausgangs- und Mittelpunkt ſeiner chriſtlichen Glaubenslehre; aber auch er hält die Formen ſeiner zwar nicht benannten, aber unverkennbaren, gemiſchten Philoſophie bereit, um die chriſtlichen Dogmen darnach zu geſtalten. Wenn er durch Zugrundelegung des chriſtlichen Gefühls an den Myſtizismus oder Pietismus ſtreift, ſo bietet ſeine Dialektik viele Berührungspunkte mit dem Rationalismus, und ſein Chriſtus iſt, wie man ihm mit Recht ſchon vorgeworfen hat, ein Doppelgänger — in der rationaliſtiſch-kritiſch betrachteten evangeliſchen Geſchichte findet und anerkennt er den *hiſtoriſchen* Chriſtus, den *Gegebenen*, aber ohne den göttlichen, urbildlichen Charakter; im Bewußtſeyn der Glaubigen iſt er der Urbildliche, der Göttliche, aber eigentlich nur als Idee, als der *Geforderte*; die Identität des hiſtoriſch-gegebenen und des geforderten idealen Chriſtus hat Schleiermacher vorausgeſetzt, aber nicht dargethan. Einen Schritt über ihn hinaus machte nun die Hegel'ſche Religionsphiloſophie oder Theologie, welche *entweder* jene bei Schleiermacher vermißte Identität

ſchlechthin fordert, aber nicht beweist, und ſich die Angriffe der ſchärfſten Kritik auf das Hiſtoriſche nicht anfechten läßt, weil die Spekulation jene Identität denke, mithin als wahr und wirklich wiſſe, oder aber nur die Idee behaupten und retten will, den hiſtoriſchen Chriſtus aber, als der Geſchichte anheimgefallen, in ſeiner göttlichen Dignität aufgibt, oder ihn in eine großentheils mythiſche Perſon auflöst. Während die erſtere Fraktion auf Orthodoxie Anſpruch macht, wiewohl ſie auf einem ganz anderen Wege als dem gewöhnlichen ſupernaturaliſtiſchen zu ihrem Reſultat gelangt, wird die letztere Anſicht, je nachdem ſie geſtellt und ausgeſprochen wird, von vielen Stimmen aus dem Gebiet der chriſtlichen Theologie in das der Philoſophie verwieſen, von der ſie abſtamme. Dieſe Anſicht, neueſtens durch ein Epoche machendes Werk aufgeſtellt, oder doch durchgeführt und vertreten, hat beinahe ſämmtlichen religiöſen und theologiſchen Parteien eine veränderte Stellung gegeben. Sie hat einen Theil der ſogenannten ſpekulativen Theologen auf ihre Seite gebracht, hat manche der auf halbem Wege ſtehenden Theologen aus Schleiermachers Schule bewogen, einen weiteren Schritt zu thun und den theilweiſen Beifall mancher Rationaliſten, wegen der unverkennbaren Verwandtſchaft vieler Elemente, gewonnen; dagegen aber iſt ſie wegen ihres ſpekulativ-idealiſtiſchen Elements andern Rationaliſten ein Anſtoß geweſen, hat die andere Fraktion der ſpekulativen Anſicht, von der ſie ſich getrennt, zu einer Rückbewegung gegen die Orthodoxie veranlaßt, und iſt aufs heftigſte bekämpft worden von ſupernaturaliſtiſcher und pietiſtiſcher Seite, welchen Parteien nunmehr, da ein extremeres Syſtem ſich gebildet, die vorher arg geſcholtenen Anſichten anderer Rationaliſten und Spekulativen in viel milderem Lichte erſchienen und als Mitſtreiter gegen den gemeinſamen Gegner willkommen waren. Vorher unüberſteiglich ſcheinende Differenzen verſchwanden beinahe in Nichts gegen die neueſte Differenz, die freilich nicht blos Ein Dogma, ſondern in ihrer Konſequenz die ganze religiöſe Weltanſchauung betraf. Wenn auch einige namhafte Gegner der neueſten Lehre ziemliche Zugeſtändniſſe machten, wurden ſie doch unter den obwaltenden Umſtänden von der Partei der Orthodoxen und Pietiſten als Verbündete begrüßt, und das Gemeinſame mit Vorliebe aufgeſucht und premirt. Bei dieſer Gelegenheit mußte ſich nun auch zeigen, wie

viel wiſſenſchaftliches Element den verſchiedenen theologiſchen und religiöſen Schulen und Parteien inwohne; und da ward klar, daß einerſeits die pietiſtiſch-orthodoxe Partei in der Perſon einiger Hauptvertreter die wiſſenſchaftliche Rüſtung und Waffen (neben anderartigen) dem Gegner abzuringen, und ſo weit ſie ihr brauchbar ſchienen, gegen ihn zu kehren ſich beſtrebte, mithin dem wiſſenſchaftlichen Fortſchritt an ſich nicht unzugänglich war, und andernſeits vermittelnde Theologen, die, ohne den hiſtoriſchen Boden preiszugeben, dabei aber von chriſtlichem Gefühl und philoſophiſchem Geiſt beſeelt, dem Gegner ihre poſitiv-chriſtliche Anſicht wiſſenſchaftlich entgegenhielten, ihm am meiſten Anerkennung und Boden abgewannen. Und wie ſind dieſe Theologen zu klaſſificiren? Sie fallen, dünkt uns, rückwärts von Schleiermacher, mit dem ſie zum Theil als ſeine Schüler zuſammentreffen in dem Satz, daß die Religion Sache des Bewußtſeyns, des Gefühls ſey, und deſſen Dialektik ſie theils überzeugt, theils zum Denken und Widerſtand angeregt haben mag; aber ſie haben mehr Poſitives, lehnen ſich mehr an das Hiſtoriſche an und nähern ſich ſo dem Supernaturalismus, geſtatten aber dabei der Vernunft ihre volle Wirkſamkeit und Rechte, wobei ſie nur Sorge tragen, daß ſich ihr nicht das Vorurtheil einer beſchränkten Erfahrung unterſchiebe. Dieſe Männer ſind ausgezeichnet durch Gelehrſamkeit, Billigkeit, allgemeine Bildung, namentlich auch durch einen geübten, feinen, hiſtoriſchen Sinn; aber dabei läßt ſich nicht verkennen, daß dieſe Theologen einen nicht ganz ſcharf beſtimmten Standpunkt einnehmen, daß ſie nicht von einem Mittelpunkt aus ihren Kreis ziehen, ſondern gleichſam in einer ſich verengenden Spirallinie ihre Anſicht umſchreiben. Die ganze Art dieſer Theologen, ihre Milde und Mäßigung, ihr Abwägen und Geltenlaſſen nach allen Seiten hin, bringt es mit ſich, daß ſie in einer Zeit, wo auf dem theologiſchen Gebiet gewaltige Gährung kocht, nicht eben viele Anhänger und Schüler gewinnen, da beſonders die Jugend lieber den Extremen anhängt; dagegen darf man wohl annehmen, daß ſie ausſprechen und vertreten, was eine große Menge der gebildeteren Laien mehr oder minder klar im Sinne hat, und für's praktiſche Leben dürfte dieſe verſöhnende und beſchwichtigende Anſicht leicht die heilſamſten Folgen haben. Es iſt hier der Ort, die religiöſen Richtungen auch unter

den Laien, unter dem Volke, kurz zu beſprechen. Wenn einerſeits viel über religiöſen Indifferentismus, Lauheit, ſelbſt Frivolität geklagt wird, ſo ſprechen andrerſeits viele Symptome, die jedoch jener Klage keineswegs widerſprechen, ſie vielleicht eher beſtätigen, für einen nicht geringen religiöſen Eifer, im Volke proteſtantiſcher Konfeſſion. Wir meinen damit das Anwachſen des Pietismus, deſſen Ausbreitung ſich unverkennbar ſchon durch die Menge der in dieſem Sinn geſchriebenen Bücher und deren Abſatz beurkundet. Vielfach wird bezeugt, daß die Anhänger deſſelben in den niedern Volksklaſſen meiſt den denkendſten, fleißigſten und ſittlichſten Theil der Gemeinden bilden,[1] was leicht begreiflich iſt, ſofern durch das religiöſe Intereſſe doch ein höheres Element in ein ſonſt gar oft zum Irdiſchen und Materiellen ganz hinabgedrücktes Leben geworfen wird. Nicht minder aber greift der Pietismus auch in den gebildeten, in den höheren und höchſten Kreiſen der Geſellſchaft da und dort um ſich, und während er von Manchen asceticſch und ſauer verſtanden und ausgeübt, und wie eine chineſiſche Mauer gegen alle weltliche Freude, Genuß, Kunſt, Intereſſen und Bildung aufgethürmt wird, führen Andere, einen geheimen Stachel im Herzen und Geiſt tragend, deſſen ſie nicht los werden können, einen unaufhörlichen Krieg gegen die Götzen der Welt, von welchen ſie ſich halb angezogen und dann doch wieder durch geheime Scheue und Angſt zurückgeſtoßen fühlen; noch Andere aber haben, dem Intereſſe der Weltbildung und der Frömmigkeit zugleich genügend, das Mittel gefunden, auch aus den giftigen Blumen der Welt nur den reinen Honig und die Milch zu ſaugen, und verſchmähen es nicht, achten es nicht für Raub am Ewigen, die flüchtigen Moden der Zeitlichkeit mitzumachen; doch bildet dieſe letztere Klaſſe nur eine geringe Minderzahl. Während der Pietismus beim Ungebildeteren meiſt als eine Expanſivkraft wirkt, wirkt er bei dem Gebildeteren, in ſeiner herberen Geſtalt, mehr verengend, ſeine Intereſſen beſchränkend und ſeine geſunden Kräfte lähmend; und die nicht gebrauchten, zurückgedrängten Kräfte erzeugen leicht allerlei geiſtige Krankheitsſtoffe. Daß die Pietiſten die Frömmigkeit, und gar oft die Seligkeit dazu, als ein Monopol betrachten,

[1] Von ſchwärmeriſchen Auswüchſen und Anomalien, wie die Mucker und ähnliche, wird hier, wie billig, ganz abgeſehen.

reizt und erbittert manche Andere zu einer gewiſſen Feindſeligkeit gegen die Frömmigkeit und Religion überhaupt, und die Ueberlegenheit derſelben in Sachen des Glaubens und religiöſen Wiſſens gibt Letzteren häufig ein Gefühl der Beſchämung und Unbehaglichkeit, das ſich durch Spott zu rächen ſucht. Indeſſen wäre es ganz falſch, zu behaupten: daß es nicht außer den Pietiſten noch viele religiöſe Laien und Leute vom Volk gebe; nur wiſſen ſolche meiſt weniger Beſcheid von dem Grund ihres Glaubens, haben weniger ein Syſtem, und ihre religiöſen Geſinnungen und Gefühle äußern ſich meiſt als Vertrauen zu Gottes Vorſehung, Weisheit und Liebe, in der Ergebung in ſeinen Willen, Erfüllung ſeiner Gebote, Glauben an die heilſame Wirkung der chriſtlichen Sakramente und die Heiligkeit des Eides. Als charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen den Pietiſten und anderen, im einfachen Sinne Frommen, läßt es ſich betrachten, daß Jene immer den Heiland im Munde führen, dieſe aber in der Regel von Gott ſchlechthin ſprechen; die Sprache Jener poſitiv und ſelbſt geſucht chriſtlich, die der Letzteren mehr philoſophiſch allgemein lautet, wiewohl oft ein Philoſoph mit den Aeußerungen von dieſen ſo wenig zufrieden ſeyn würde, als mit der oft ins Alberne fallenden Einmiſchung des Namens Jeſu in die trivialſten Dinge.

Wo es ſich von geiſtigen Richtungen handelt, kommen diejenigen nicht in Betracht, die in Folge von Verwahrloſung, Verwilderung, Brutalität und wüſtem Leben ohne alle Empfänglichkeit für das Geiſtige überhaupt, für alles Sittliche, Gemüthliche, Intellektuelle, Religiöſe und Schöne ſind; dieſe — und leider mag ihrer eine ziemliche Anzahl ſeyn — zählen in einer geiſtigen Statiſtik nicht mit. Nicht auf dieſe, ſondern auf die geiſtig Empfänglicheren und Vorangeſchritteneren richten auch diejenigen ihr Augenmerk, welche glauben und hoffen: es ſolle nunmehr bald mit der Religion ein Ende haben; die intellektuell unmündige Menſchheit müſſe aus dem Gängelband und den Vorurtheilen des Glaubens emancipirt, zur philoſophiſchen Freiheit und Autonomie angeleitet und erhoben werden. Dieſer Wunſch, dieſe Hoffnung iſt gegründet in der Vorausſetzung: daß die philoſophiſche Erkenntniß und Weltanſchauung die Religion in ſich aufhebe, und wenn man konſequent ſeyn will, entbehrlich mache. Manche Adepten des abſoluten Wiſſens mögen dieſen Wunſch nähren im Intereſſe der

reinen Spekulation, damit das ungefärbte Licht des Begriffs alle Nebel, Wolken, Fata Morgana der Vorstellung überwinde; damit aller Dualismus aus der Sittlichkeit und aus der ästhetischen Sphäre, dem Gebiet des Schönen und der Kunst schwinde; und mit ihnen treffen, jedoch aus anderen Gründen, diejenigen zusammen, welche in den religiösen Lehren, Institutionen und Traditionen ein Hemmniß für die Entwickelung der Menschheit besonders auf dem praktischen Gebiet erblicken.

Man glaubt einen Fortschritt der Intelligenz und der Freiheit zu bewirken, ja nur dann die Menschheit zur wahren Freiheit zu bringen, wenn die religiöse Weltanschauung zur philosophischen erhoben oder entwickelt werde. Letztere soll eigentlich mit der ersteren keineswegs im Widerspruch stehen, sondern nur ihre Einseitigkeit und Beschränktheit verneinen, sie ergänzen und reinigen. Dagegen ist aber Viel einzuwenden. Erstlich dies: die religiöse Weltanschauung und Gesinnung ist keineswegs, wie man voraussetzen möchte, ein geschlossenes, scharf ausgeprägtes, in gewissen Sätzen und Vorurtheilen festgeranntes System; sie ist, wenn schon gewisse Grundzüge und die auf Gesinnung und Gemüth gegründete Richtung ihr wesentlich eigen bleiben, unendlich verschiedner Modifikationen, und wie arger Beschränkung, so auch großer Ausdehnung und Erweiterung fähig; sie muß sich ganz verschieden gestalten in einem heißen und beschränkten Kopf, und in einem klaren, durchgebildeten, umfassenden und heitern Geist. Eine durchaus falsche und grundlose Annahme ist es, daß die philosophische Bildung wie eine unwiderstehliche Macht sich eines Jeden bemächtige, der gehörige Fassungskraft dafür habe, und sich mit Fleiß darauf lege; daß die Philosophie als Siegerin über alle andre Geistesgestaltungen in den Seelen einziehe und die religiöse Gesinnung und Weltanschauung sich ihr sofort unterwerfen oder ihr weichen müsse. Nichts hindert, daß der Religiöse die Philosophie gründlich studire, daß er die Forschungen und Resultate der größten philosophischen Denker durcharbeite, und seine eigene Denkkraft zu den höchsten Anstrengungen aufbiete, und dennoch die religiöse Gesinnung und Richtung in ihm unverkümmert bleibe, daß ihm die Philosophie ein Organen werde, mittelst dessen er sich Vieles zu größerer Klarheit erhebt, manche seiner Ansichten berichtigt und erweitert, Anderes schärfer faßt, aber ohne daß er

ſich bewogen findet, ſeine Grundanſicht von der Welt, von dem Menſchen und ſeiner Beſtimmung zu ändern. Mit Einem Wort: warum ſollte der Religiöſe, bei der gründlichſten, tiefſten philoſophiſchen Bildung nicht in ſeinem tiefſten Weſen und in ſeiner geſammten Weltanſchauung religiös bleiben können? Man kann dies nur für unmöglich erklären, wenn man Ein beſtimmtes Syſtem, welches jene Stufenfolge ſetzt, wornach die Religion von der Wiſſenſchaft aufgehoben wird, für die einzig wahre und letzte Philoſophie hält. Hoffentlich wird man dies nicht ſo verſtehen, als ſolle die Philoſophie zur Magd des Glaubens gemacht werden; wir behaupten ja nicht, daß es ſo ſeyn ſolle, ſondern nur: es ſey ganz gut denkbar, daß ein religiöſes Gemüth durch philoſophiſche Studien in ſeiner Weltanſchauung im Ganzen nur beſtärkt und bekräftigt werde und in der Philoſophie ſelbſt eine willkommne Stütze und Unterlage für ſeine Anſichten finde. Zwar wird eingewendet: die Philoſophie ſey nunmehr zu einer ſolchen Vollkommenheit und Gediegenheit in Form und Inhalt, in Methode und Reſultaten gediehen, daß, wer ſich einmal auf ſie einlaſſe, falls es ihm wirklich ernſt ſey, ihr Gefangner ſey mit Leib und Seele, und von der Nothwendigkeit ihrer kettenfeſten Schlüſſe unwiderſtehlich mit fortgeriſſen und über die Station der Religioſität hinausgetragen werde; aber an dieſer mathematiſchen Gewißheit und Sicherheit der Methode und der Reſultate wird zu zweifeln erlaubt ſeyn, wenn man weiß, daß die zu Einem Syſtem ſchwörenden Philoſophen des heutigen Tages eine ganz verſchiedenlautende Parole führen, daß ſie über die entſcheidendſten Punkte und Reſultate der abſoluten Philoſophie unter ſich im Widerſpruch ſind, und ſich gegenſeitig des Mißverſtändniſſes und der Inkonſequenz zeihen. Wahrlich, die philoſophiſchen Reſultate ſind noch weit entfernt von der unwiderſprechlichen Evidenz geometriſcher Sätze, und den Anſpruch darauf benimmt ihnen ſchon ihre in der Erfahrung vorliegende Vieldeutigkeit. Angenommen aber auch, was wir übrigens entſchieden beſtreiten, daß die Philoſophie den religiöſen Standpunkt der Weltanſchauung in ſich aufhöbe, ſo haben wir ferner noch dies ſehr wichtige Bedenken: das Ergebniß davon, daß die philoſophiſche Betrachtungsweiſe, d. h. die von einer beſtimmten Schule unſrer Zeit ausſchließlich ſo genannte, die religiöſe verdrängte, würde für die große Maſſe des Volks ſicherlich

kein Fortschritt in der gesammten geistigen Entwicklung, nicht einmal in der Intelligenz seyn, sondern statt der spiritualistischen Befreiung aus den Banden der engen Vorstellung, von welcher manche Wortführer des Tages so viel rühmen, würde unfehlbar das Herabsinken zu einem brutalen Materialismus eintreten. Die Sprache der Religion, des Christenthums behält auch für das stumpfste Ohr, und, möchten wir beinahe hinzusetzen, wenn sie nicht absichtlich verfälscht wird, im plumpsten Munde noch einen verständlichen, zum Herzen und zum Gewissen sprechenden Sinn; selbst die weder innerlich religiös Gesinnten, noch äußerlich den Kultus Mitmachenden leben und athmen in christlichen Ländern in einer gewissen religiösen Atmosphäre, es begleitet sie selbst unbewußt eine religiöse Tradition des Herzens, wodurch ihre Gesinnungen bis auf einen gewissen Grad beherrscht, ihre Handlungen und Leidenschaften gezügelt, ihr Gewissen angeregt, selbst ihre Sprache influencirt wird; aber man versuche es einmal, dem Volk, ohne alle Akkomodation, die Lehren der angeblich einzig wahren Philosophie zu predigen, in den ungefärbten, möglichst seinem Verständniß angenäherten Worten des Begriffs, und sehe dann zu, falls es daran Gefallen findet, wie der Saamen der Idee, des Begriffs, des souveränen Denkens u. s. w. in den Herzen der Menschen aufgehen, was er für Früchte bringen würde; wie die Sätze und Lehren der Spekulation, die man als die erhabensten und reinsten preist, bei Seite gelassen und überhört werden, wie die Massen, wenn sie einmal Gefallen daran fänden, nur die Verneinung und Läugnung überall heraushören und daraus die Aufforderung entnehmen würden: das bisher Heiliggeachtete zu verwerfen, und das bisher Versagte und Verbotene sich zu erlauben; wie die Hörsäle oder Tempel der Philosophen bald als Schulen der Freigeisterei, der Zügellosigkeit und der Blasphemie würden betrachtet, und wenn man dies nicht darin fände, selbst auch würden verachtet und verlassen werden, und ein Strom von Unsittlichkeit und fesselloser Leidenschaft über alle Institutionen und Sitte sich ergöße! Man wird entgegnen: was sollte dies beweisen gegen den Standpunkt der Philosophie, wenn der große Haufen sie mißverstände und mißbrauchte? ist nicht das Beste und Reinste, ist nicht eben die Religion, und die christliche selbst, vielfach mißbraucht worden zu Unthaten, zur Inquisition,

Ketzerkreuzzügen, Judenverfolgungen u. ſ. w.? Allerdings, iſt unſere Antwort, beweist die ſchlimme Folge des Mißbrauchs noch Nichts gegen die philoſophiſche Weltanſicht; was an ſich wahr und gut iſt, wird dadurch nicht verſchlechtert noch widerlegt, daß ſeine Einführung in einem weitern Kreiſe ſchädliche und verderbliche Kolliſionen oder Kataſtrophen bewirkt; aber man gebe uns an, wann und wodurch die ſchädlichen Wirkungen des Populärwerdens des philoſophiſchen Standpunkts ein Ziel finden, wann eine heilſame Reaktion eintreten, Wer oder Was die entfeſſelten Gemüther wieder zügeln, ſie wieder aus dem Rauſch und Taumel der Verneinung erwecken, ſie für etwas Poſitives begeiſtern wird? Ja! es würden, wie in der Zeit der Auflöſung des römiſchen Glaubens idealiſtiſche Philoſophen erſtehen, die im Reich der Idee und des Gedankens ihr Glück und ihre Befriedigung fänden; Stoiker, die im Kraftgefühl ihres Ichs, ihrer ſelbſtſtändigen Tugend, auf die äußere Welt verzichteten und im Sturz aller Inſtitutionen aufrecht ſtänden; Epikuräer, welche den Genuß in ein Syſtem brächten, und ſo äußerlich wieder eine Ordnung gründeten; aber die große Maſſe würde nirgends mehr einen Halt finden, immer tiefer in der Verneinung und Troſtloſigkeit forttaumeln. Wendet man dagegen wieder ein: jene Auflöſung des römiſchen Volksglaubens mußte eintreten, und war, wenn auch temporär ein Uebel und Unglück, doch im Ganzen und Großen betrachtet ein Schritt zum Beſſeren, ſo dient hierauf zur Erwiderung: Ja! weil der römiſche Volksglaube etwas ſeinem Weſen nach Unvollkommenes und Vergängliches war, weil er Platz machen mußte einer höhern Religion, dem Chriſtenthum! Nun aber iſt nach der Lehre der neueſten Philoſophen ſelbſt das Chriſtenthum die abſolute, mindeſtens die letzte Religion, und jedenfalls iſt die ſpekulative Interpretation derſelben die letzte und höchſte Offenbarung des abſoluten Geiſtes, ſo daß wir alſo keiner andern mehr zu warten haben, und diejenige Weltanſchauung und Geſinnung, die daraus entkeimen, bleiben müſſen; wenn ſomit die große Mehrzahl dadurch in das Elend der Verneinung, des dürftigen Unglaubens geſtürzt würde, ſo müßte es dabei ſein Verbleiben haben, wenn nicht noch eine Aera bevorſteht, wo der Geiſt der Spekulation ausgegoſſen wird über alles Fleiſch, Knechte und Mägde, Bauern, Handwerker u. ſ. w. Meint man wirklich, die Maſſe

würde, wenn man ihr den Glauben an die alle menſchlichen Dinge lenkende Vorſehung benähme, noch etwas anderes anerkennen als den blinden Zufall? ſie würde, wenn man den Glauben an einen bewußten, perſönlichen, heiligen Gott, ſyſtematiſch zerſetzte, einen Halt gewinnen an dem Poſtulat einer moraliſchen Weltordnung, einen Troſt an dem durch die Weltgeſchichte ſich durcharbeitenden Weltgeiſt? ſie würde, wenn man das Gewiſſen, von Gott emancipirt, auf ein Wiſſen reducirte, große Ehrfurcht haben vor den Geſetzen, welche die ſittliche Subſtanz repräſentiren ſollen? Wenn die Philoſophie ſich nicht getraut, alle dieſe Beſorgniſſe befriedigend zu löſen — und das dürfte ihr ſchwer werden, ſo ſollte ſie auch darauf verzichten, die religiöſe Weltanſchauung irgend wann verdrängen und ſich über jene ſtellen zu wollen.

Wir können uns nicht enthalten, das Geſagte durch eine Parallele zu erläutern. Man hat ſchon, wohl mehr im Spaß als im Ernſt, eine Umwälzung in Deutſchland prophezeit, welche an Wildheit und Gewaltſamkeit ſelbſt die franzöſiſche weit hinter ſich laſſen würde, und zwar würde dieſe deutſche Revolution, während die franzöſiſche hauptſächlich eine politiſche war, mehr den Charakter einer religiös-philoſophiſchen tragen. Wir laſſen die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Kataſtrophe ganz dahingeſtellt; aber allerdings wäre die Vermuthung jenen Fall als denkbar geſetzt, nicht unbegründet: daß in Deutſchland, je tiefer hier die religiöſen Intereſſen wurzeln, um ſo mehr auch auf ſie der Kampf ſich werfen und die Oppoſition dagegen noch heftiger werden dürfte, als ſelbſt in Frankreich, wo die ärgſte Erbitterung ſich nach der Seite der Politik hin entlud. Wie nun dort die urſprüngliche Begeiſterung aufgeklärter und zum Theil edelgeſinnter Theoretiker für Erkämpfung der bürgerlichen und menſchlichen Rechte bald die politiſchen und dann auch alle gemeinen Leidenſchaften entflammte, und die Revolution ihre reinſten und uneigennützigſten Urheber und Beförderer verſchlang, die Schreckensherrſchaft im Namen der Tugend Frankreich in eine Richtſtätte verwandelte, Freiheit und Gleichheit die Loſung von Räubern und Wüſtlingen ward, und die Realiſirung von theilweiſe wahren politiſchen Grundſätzen weit hinausgeſchoben wurde, — was Alles großentheils die Folge davon war, daß die Maſſen zum Mitſprechen und Entſcheiden aufgerufen wurden: ſo würde, glauben

wir, die Promulgation der Reſultate der Spekulation unter der Menge, die Populariſirung ihrer Lehren, mit Antiquirung der religiöſen Grundſätze, eine ähnliche Entfeſſelung der Leidenſchaften und Triebe, einen ähnlichen Sturm zur Folge haben, deſſen die Philoſophen ſelbſt nicht Meiſter bleiben, deſſen ſich die Cyniker bemächtigen und dem Jene ſelbſt unterliegen würden. Aus der Befreiung des Gedankens würde die Herrſchaft der Brutalität entſpringen, und ſtatt der gehofften Autonomie die wildeſte Anarchie einreißen. Die Philoſophen wollen die Religion ſublimiren; ſie entwickeln daraus den feinſten Aether und Geiſt, der ihnen genügt und ſie entzückt; aber wenn die Menge dazu geladen würde, ſo würde ſie, minder fein organiſirt, von dem Gas und Geiſt nichts ſpüren, ſondern nur das von Jenen verworfene Caput mortuum der Religion ſehen, und während Jene den Triumph des befreiten Geiſtes feierten, den vermeintlichen Leichnam verhöhnen!

Wir treten jetzt auf das Gebiet der Sittlichkeit, des Rechts, und der ſich hier kund gebenden Richtungen. Hier, wo es ſich um Praktiſches handelt, ſollte man glauben, daß der Gegenſatz der Anſichten nicht ſo groß und ſchroff ſeyn werde, als in den Sphären, wo Abſtraktes, Ideelles, Ueberſinnliches, Gegenſtand der Diskuſſion iſt. Ueber Vieles iſt man nun zwar im Materiellen, abgeſehen von der Deduktion in den Syſtemen, einig; der Inhalt der zehn Gebote z. B. wird im Allgemeinen ſo ziemlich anerkannt; nur macht es ſchon einen bedeutenden Unterſchied, ob die Moral als göttliches Gebot, im engſten Kompler mit religiöſen Doktrinen gelehrt und eingeſchärft, oder ob ſie aus der autonomen Vernunft geſchöpft, ob ſie als Pflichtenlehre, oder als Glückſeligkeitslehre gefaßt wird; und dieſe Unterſchiede beſtimmen ſowohl den Umfang und Inhalt der Sittlichkeit, als auch den Accent, der im Ganzen und Einzelnen auf das ſittliche Handeln gelegt wird. Bei der religiöſen Moral iſt das Prinzip des ſittlichen Handelns Liebe zu Gott, — und das Motiv wohl auch nicht ſelten die Furcht; bei dem Philoſophen die freie Erkenntniß des an ſich Guten und des im gegebenen Falle Sittlichen; bei dem Utilitarier oder Socialiſten (in Deutſchland ſelten!) die Rückſicht auf den aus dem ſittlichen Handeln für den Handelnden ſelbſt und für die Geſellſchaft erwachſenden Vortheil. Von den Letztern wird die Selbſtſtändigkeit und

der Selbstwerth der Sittlichkeit verkannt und sie ist der Gefahr großer Lahheit, jedenfalls aber der Gleichgültigkeit gegen die innere Gesinnung preisgegeben; die auf Religion gegründete Moral zeichnet sich durch Ernst und Strenge aus, kann aber darum angefochten werden, daß sie sich, in der Sphäre der praktischen Thätigkeit, eine Basis in etwas Jenseitigem suche, wodurch sie, bei den religiösen Differenzen, die Hoffnung auf einstimmige Anerkennung ihrer Gebote verringere; die auf die vernünftige Natur des Menschen sich stützende philosophische Moral hätte an sich den Vorzug der Reinheit der Motive und der freien Selbstständigkeit und Würde der Sittlichkeit, wenn sie nur selbst als Eine, übereinstimmende auftreten könnte. Aber die philosophisch Gesinnten selbst sind in der Moral entweder mehr sittlich rigoristisch, oder intellektualistisch kühl, oder ästhetisch-transscendent, und bringen es weder in Betreff des subjektiven sittlichen Handelns zu einer Einhelligkeit, noch auch in Betreff der objektiv sittlichen Institutionen, der Ehe, Geselligkeit, des Rechts und des Staats. Eine nicht unwichtige Differenz ist dadurch geweckt worden, daß man auf diesem Gebiete die Idee des Fortschritts in sehr seltsamer Weise proklamirte. Eine ästhetisch-sociale Richtung will, oder wollte, eine Art Reform in der bisher gültigen Sittlichkeit, die als eine zu negative und abstrakte gerügt und verhöhnt wird, eine Emancipation der ästhetischen und geistigen Persönlichkeit, eine Veränderung in dem bisherigen Verhältniß der Geschlechter namentlich, bewirken, das als Tyrannei einerseits, als Unterdrückung und Entwürdigung andererseits verdammt wird, und rühmt als höchste Aufgabe der Sittlichkeit: Darstellung des Menschheitstypus in möglichster, unbeschränkter Vielseitigkeit. In dieser Schule wird die Sittlichkeit von einer aristokratischen und egoistischen Färbung ergriffen und inficirt, das allgemeine Sittengesetz, das sonst vielleicht zu wenig Achtung und Schonung für die Individualität zeigte, wird durch Ausnahmen zu Gunsten von privilegirten und genialen Persönlichkeiten durchlöchert, und am Ende fällt die gerühmte großartige und liberale Moral der genialen Willkühr, und dem vornehmen Geschmack anheim, während für die Massen nur die verhöhnte „enge, bürgerliche Moral" übrig bleibt. Von diesem Prinzip gingen die Angriffe auf Institutionen aus, die in ihrer historischen Gestaltung und täglichen Erscheinung ohne Zweifel

viel Unvollkommnes und Tadelnswerthes darboten, am meiſten aber durch die Schuld und Unvollkommenheit der Perſonen der Idee nicht entſprachen, und an deren Stelle man nun als Panacee die Willkühr ſetzen, ſie dadurch reformiren wollte. War es eine hin und wieder vorkommende Verirrung der frühern Moral, die Aſceſe an ſich für etwas Sittliches zu halten, ſo glaubte die moderne äſthetiſche Theorie der Aſceſe den Genuß als ein Verdienſt, als einen Cult des Genius entgegen ſetzen zu müſſen — beides Verirrungen; letztere zwar natürlicher, indem der Genuß immerhin ein Gut, nur kein abſolut ſchätzbares iſt, aber dabei leicht verderblich, indem die Willenskraft geſchwächt oder verloren wird; jene abſtoßender für den unbefangenen Sinn, aber in ihren Folgen meiſt minder nachtheilig, ja wohl heilſam, indem der Wille dabei doch kräftig blieb. Die vermitteln ſollende Anforderung: daß man in und trotz dem Genuß die Willenskraft bewahre, wie ein Cäſar und Antonius, kann nicht als ſittliches Geſetz ausgeſprochen werden, da die gewöhnliche Erfahrung gegen jene Möglichkeit ſpricht, und jedenfalls dabei nicht klar iſt: was das Ziel ſeyn ſoll, ob der Genuß oder die Behauptung der ſittlichen Kraft. Da wir dieſe Tendenz der Zeit unten, wenn wir an die Literatur kommen, noch einmal zu berühren haben, wenden wir uns zu dem Gebiet der objektiven Sittlichkeit, den rechtlichen und ſtaatlichen Verhältniſſen und Inſtitutionen. Sofern hier perſönliche und Partei-Tendenzen, Leidenſchaften und äußere Intereſſen in Betracht kämen, fallen dieſe Fragen außerhalb der von uns im Auge gehaltenen Grenzen geiſtiger Richtungen, und wir unternehmen es nicht, all' die politiſchen Parteien und Schattirungen in Deutſchland zu analyſiren oder zu deduciren; nur einige allgemeine Züge wollen wir angeben zur Andeutung des Verhältniſſes, worin die Strebungen dieſer Art zu denen andrer Gebiete ſtehen. Alle hier ſtrittig werdenden Gegenſtände laſſen ſich kurz zuſammenfaſſen in dem Einen Wort: Recht. Was iſt das Recht — theils des Einzelnen gegenüber andern Einzelnen, theils gegenüber der Geſammtheit? Was das Recht der verſchiedenen Klaſſen gegenüber von einander? Was das Recht der Geſammtheit gegen die Individuen? —

Göttliches Recht, hiſtoriſches Recht, Natur- oder Vernunftrecht — das ſind die drei Fahnen, um welche ſich die ſtreitenden

Kämpfer ſchaaren; aber ſchon dieſe, der ſtrengen Logik zuwiderlaufende Dreitheilung, die nun aber faktiſch beſteht, veranlaßt und begünſtigt eine Verwirrung und Vermiſchung der Tendenzen, ſo daß ſich die Gegenſätze ſelten rein und ſcharf geſtalten. Das göttliche Recht, ehemals im ſtrengen und eigentlichen Sinn, und nicht bloß in dem Sinn, in welchem alles Recht heilig oder göttlich heißen mag, ziemlich allgemein geglaubt, wird auch wohl jetzt noch da und dort angerufen und geltend gemacht in Beziehung auf die erblichen Staatsoberhäupter, iſt aber nunmehr doch, nach ſo vielen, einer entgegengeſetzten Theorie gemachten Zugeſtändniſſen, durch alle möglichen Fiktionen ſo wenig mehr in der Theorie zu retten, als etwa die fortdauernd apoſtoliſche Beſtallung des Papſts; traditionell aber lebt allerdings das Syſtem in vielen, ſorgſam gewahrten Bräuchen und Ausdrücken fort, und meiſt nehmen die Anhänger und Verfechter des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts, die Konſervativen, das göttliche Recht ſubſidiär in ihr Syſtem auf, um es mit einem tüchtigen Grundſtein zu unterbauen, mit einer gewaltigen Säule zu ſtützen, und beſonders um mit ehrfurchtgebietenden und andächtigen Worten die Unantaſtbarkeit des hiſtoriſchen Rechts zu ſchützen und zu ſichern. Dieſe Vermengung aber iſt höchſt willkührlich und prinziplos; denn an welchem Merkmal will der Verfechter des göttlichen hiſtoriſchen Rechts den Thronräuber, der nach wenigen Jahren wieder geſtürzt und verjagt wird, unterſcheiden von demjenigen, den, obgleich er zuerſt als Uſurpator ſich darſtellt, doch Gott zum Stifter einer neuen, lange herrſchenden Dynaſtie erſehen hat? Aufs Höchſte ſteigt die Verwirrung, wenn man, wie v. Haller, auch noch eine Art von Naturrecht dazu nehmen will; denn dieſer Reſtaurator der Staatswiſſenſchaften rühmte, ein Gegner des vernünftigen Rechts, das natürliche Recht, worunter er freilich eigentlich das Recht des Stärkern verſtand. Betrachtet man das göttliche Recht als in der Theorie beſeitigt, wiewohl es im Vorurtheil immer noch ſich fortſpinnt, ſo bleiben noch das hiſtoriſche und das Vernunftrecht gegen einander im Streit. Der Gegenſatz dieſer beiden Syſteme kann ein ſehr harter und ſchroffer ſeyn; wo er indeſſen zur Diskuſſion und Aktualität kommt, da exiſtirt er faktiſch ſchon in etwas gemilderter Geſtalt. Nur Fanatiker und Narren könnten, bei der heutigen Bildung und Geſittung, das hiſtoriſche oder das

vernünftige Recht in dem Extrem behauptet oder realiſirt wiſſen wollen, daß ſie, die Einen keine Aufhebung, die Andern keine Verjährung gelten ließen, wenn das hiſtoriſche Recht eine unzweifelhafte Unſittlichkeit geſtattete — wie etwa das jus primae noctis, oder wenn die buchſtäbliche Ausführung des an ſich wahren Satzes des Vernunftrechts, daß alle Menſchen mit gleichen Rechten geboren werden, auf eine immer von Neuem zu beginnende gleiche Vertheilung der Güter angewendet werden ſollte. Die Anhänger des hiſtoriſchen Rechts beſtreiten weniger die abſtrakten Sätze der Gegner im Allgemeinen, wiewohl ſie häufig, und zwar oft mit Recht, wo es die Anwendung gilt, gerade das an ihnen rügen, daß ſie abſtrakt, ohne Berückſichtigung der Mannigfaltigkeit des Lebens in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung, ohne Kenntniß und Achtung individueller Sitten, Gewohnheiten, Neigungen, Kulturverhältniſſe aufgeſtellt ſeyen, als vielmehr die Möglichkeit ihrer Anwendung und Ausführung, ohne daß das Unrecht und der Widerſpruch begangen werde: neue Rechte durch Beeinträchtigung und Zerſtörung alter zu ſchaffen. Die Heiligkeit des Beſitzes iſt ihre Loſung und ihr oberſter Grundſatz. Die Gegner erkennen dies Prädikat, das ſie übrigens allzu emphatiſch finden, dem Beſitz nur zu, wenn er ſeine Rechtmäßigkeit bewieſen hat, wozu nicht nur die unanfechtbare Erwerbung oder Verjährung, ſondern auch die Verträglichkeit mit dem Sittengeſetz und mit dem allgemeinen Wohl erforderlich iſt. Die Anſprüche beider ſind natürlich leichter zu verſöhnen, wo es ſich um allgemeine Beſtimmungen hinſichtlich künftiger Möglichkeiten und Eventualitäten handelt, als bei der Vertheilung ſchon in Beſitz übergegangner Rechte; Gleichheit Aller vor dem Geſetz, Gleichheit in der Befähigung zu Ehrenſtellen und Staatsämtern — das ſind Siege des Prinzips des Vernunftrechts; aber gleiche Vertheilung der Laſten auf früher Eximirte, Aufhebung von einträglichen oder ſonſt werthgehaltenen Rechten Privilegirter u. dgl. ſind ſchwerer zu löſende Probleme, die jedoch auch ſchon da und dort wenigſtens annähernd erledigt wurden, theils durch Akte großherziger Verzichtleiſtung, theils durch halb freiwillige gütliche, und halb durch die öffentliche Meinung verlangte, und durch Entſchädigung vermittelte Nachgiebigkeit, in andern Fällen aber auch durch den Arm keck durchgreifender Machthaber, wie der gordiſche Knoten zerhauen wurden, ſomit das

historische Recht einen harten Stoß erlitt durch eine Gewalt, welche auf der gleichen Basis mit ihm, und noch dazu auf der des göttlichen Rechts beruhte. So scheint das Vernunftrecht, mit Schonung der historisch begründeten Verhältnisse, und Ehrung dessen, was, wenn auch nicht eben aus Vernunftsätzen deducirbar, sich in der Erfahrung als nicht unwohlthätig auswies, mehr und mehr in den Geistern Geltung, und in der auf die Länge nicht abzuweisenden öffentlichen Meinung eine Stütze zu gewinnen, während das historische Recht in seiner Strenge, ohne Unterschied des Inhalts, den es unter seine Fittige nimmt, hauptsächlich in der Macht und im wirklichen Besitz seine Stärke hat — und, wenn man will, in noch einem Element, das, obgleich es eigentlich einen Gegensatz gegen den Geist zu bilden scheint, von denen, die darauf Ansprüche gründen, als gewissermaßen identisch mit dem Geist, oder als Träger desselben betrachtet wird — im Blut. Die Tradition des Bluts, vom Verstand und Witz schon oft scharf und bitter angefochten, behauptet sich noch immer als ein persönliches, und darum mit großer Beharrlichkeit vertheidigtes Recht und als Grundlage mancher sachlichen Rechte, und trägt auch dazu bei, die Gegensätze und Schattirungen in der Sphäre des Rechts, so wie im Leben selbst, zu vervielfältigen und zu modificiren. Wie übrigens der Gegensatz von historischem Recht und Vernunftrecht zum fließenden werden kann, erkennt man daraus, daß die historisch so gewordne Verfassung von England auf andre europäische Länder, als eine dem Vernunftrecht gemäße, übertragen und verpflanzt wurde.

Das historische Recht, um diese Beziehung zu andern Sphären nicht zu übergehen, lehnt sich gern (bei dem göttlichen Recht versteht es sich von selbst) an die religiöse oder christliche Lehre an, mit welcher es das Element der Pietät gemein zu haben sich rühmt; es behauptet eine Tradition des Rechts, wie jene eine Tradition der Offenbarung. Das Vernunftrecht dagegen schließt sich eher an die philosophische oder spekulative Weltansicht, indem es aus der menschlichen Intelligenz, am Leitfaden der Erfahrung und Geschichte, aber mit Abweisung jeder zwingenden Autorität, die Rechtsgrundsätze schöpfen heißt. In seiner absoluten und abstraktesten Form verneint und verdammt es, wie die historisch gewordnen Rechtsverhältnisse, so auch die dafür angerufenen

religiöſen Autoritäten gänzlich; in milderer Geſtalt aber läßt es letztere in ihrer Würde gelten, ſucht aber den Beweis zu führen, daß es nicht im Widerſpruch mit ihnen ſtehe. Es kann aber hier das ſeltſame Phänomen eintreten, und tritt wirklich ein, daß Individuen vom frivolſten Weltſinn, von den laxeſten Sitten, vom ſeichteſten Gemüth und der inhumanſten Geſinnung ſich auf die religiöſen Autoritäten für ihre Doktrinen ſteifen, während warme, begeiſterte, religiöſe Gemüther von jenen Autoritäten, deren Sinn wenigſtens verſchieden interpretirt werden kann, abſtrahiren, den Schein und Namen der Irreligioſität auf ſich laden, oder auch wohl derſelben, im Verdruß über die Hypokriſie der Gegner, ſich wirklich nähern. Daraus ergeben ſich dann ſonderbare Bundesgenoſſenſchaften in Bezug auf einzelne Punkte, — zwiſchen den feinſten und frivolſten Weltmännern, und den beſchränkteſten frommen Zeloten einerſeits; andrerſeits zwiſchen den ernſteſten Menſchenfreunden und hingebungsvollſten Kämpfern für das Recht, und den leichtfertigſten, roheſten Gegnern und Verächtern des Beſtehenden in religiöſen und politiſchen Inſtitutionen; und die Möglichkeit ſolcher Bundesgenoſſenſchaften mag, wenn irgend etwas, bezeugen, daß der Zuſtand der Geiſter überhaupt kein wahrhaft geſunder iſt.

Der Gegenſatz einer hiſtoriſchen Rechtsſchule zu einer nichthiſtoriſchen oder philoſophiſchen fällt nicht mehr in die Sphäre der von uns betrachteten geiſtigen Richtungen überhaupt, ſondern innerhalb der Schule; der Streitpunkt iſt nicht: ob die rechtlichen Verhältniſſe und Zuſtände durch ihr Alter ſanktionirt ſeyen, oder ob ſie nach dem Vernunftrecht reformirt werden ſollen, ſondern: ob die Geſetze einer frühern Zeit — namentlich die römiſchen, oder auch die ältern germaniſchen — beizubehalten, nöthigenfalls ihrem Charakter gemäß weiter auszubilden, oder ob aus dem Geiſt, den Bedürfniſſen und Erfahrungen der Gegenwart neue Geſetze zu ſchöpfen ſeyen? Dieſer Streit, an ſich ein dem Fach angehöriger, dürfte wohl einer Vermittlung empfänglich ſeyn; doch aber liegt demſelben eine, für die Einſicht in die geiſtigen Richtungen unſerer Zeit ſehr wichtige verſchiedenartige Geſinnung und Anſchauung der Gegenwart zu Grund. Ein zuverſichtliches, keckes Vertrauen der „reifſten Söhne der Zeit“ zur Gegenwart und zu ihrer durch die ganze Errungenſchaft und Ernte der Geſchichte bereicherten

Intelligenz spricht sich in der Ansicht der Einen aus; in der der Andern ein tiefgehendes Mißtrauen, ja Verachtung gegen die Unsolidität eines zwischen Extremen und Theorien taumelnden Zeitalters, gegen eine zusammengestückelte, aufgepropfte, nicht aus gesunder Wurzel erwachsene Bildung, nur der Kritik, aber nicht der Schöpfung gewachsen, gegenüber den alten, gediegenen, in sich einigen Kernvölkern. In dieser Kontroverse resumirt sich eigentlich nur eine durch unsre Zeit überhaupt hindurchgehende Differenz in der Anschauung der gesammten Geschichte, mit eingeschlossen die Gegenwart, welche ihr Resultat und Wurzel der Zukunft ist. Erst etwa seit einem halben Jahrhundert, seit das Selbstbewußtseyn der Nation wieder lebendiger erwachte, nahm die Geschichte, welche von dem kleinen Kreise der Männer vom Fach mehr nur als ein gelehrtes Wissen, und von Andern als eine Sammlung lehrreicher moralischer und unmoralischer Beispiele behandelt worden war, wieder den Charakter eines tiefern geistigen Interesses an, und begann man in den gewaltigen Erschütterungen der Zeit zu fühlen, daß man mitten in der Geschichte stehe. J. v. Müller prophezeite ganz richtig im Jahr 1791: „die heutigen Revolutionen werden erstaunlich auf die Wissenschaften, z. B. die Geschichtschreibung wirken; denn man wird wissen, wozu und für Wen man schreibt; Alles wird praktischer werden." Eine lebendigere, von tiefern philosophischen und praktischen Ideen durchdrungene Geschichtschreibung begann, nach dem Vorgang von Engländern und Franzosen, in Deutschland aufzukommen durch Joh. v. Müller, Posselt, Woltmann, Schiller u. A. So rasch und erfolgreich wurde die annalistische und trocken pragmatische Geschichtschreibung, die nur von Regenten, Successionen, Höfen, Kriegen, Schlachten und Friedensschlüssen erzählte, durch eine in die Tiefe und Breite gehende lebensvolle Geschichtschreibung verdrängt, daß sich sogar, vielleicht nur zu frühe, von der Geschichte die Philosophie der Geschichte, als eine eigne Disciplin, loosschälte, welche den geistigen, zur Idee erhobenen Gehalt derselben, so zu sagen abgezogen und koncentrirt darbot. War bis auf die Zeit der großen Erschütterung Europa's die Behandlung der Geschichte mehr biographisch, oder gar nur nomenklatorisch und tabellarisch gewesen, so wuchs nun, bei einer fruchtbareren Ansicht und Behandlung, der Stoff dergestalt an, daß man allerdings

darauf denken mußte, ihn wieder zu bewältigen, ihn in der Masse zu reduciren, ohne ihn im Gehalt zu entkräften. Dies ist die Aufgabe der Philosophie der Geschichte. Will nun aber diese sich ans Werk machen, ohne des Stoffs recht Meisterin zu seyn, oder so, daß sie die Arbeit und das Werk des eigentlichen Historikers selbst, nachdem sie angeblich die Quintessenz herausgezogen, für eine entgeistete, todte Masse erklärt und schilt, so erbittert sie natürlich dadurch den Historiker, und flößt ihm leicht Vorurtheile gegen sie ein, die ihn zur Einseitigkeit und Ungerechtigkeit verleiten. Uebrigens ist auch der planste und unbefangenste Geschichtschreiber nicht ohne ein Analogon von Philosophie der Geschichte, da er in der Aufnahme und Verwerfung des historischen Stoffs immer nach einem bestimmten Prinzip verfahren muß.

Der mehr und mehr verschwindenden Ansicht von der Geschichte als einem Aggregat oder Konglomerat von Begebenheiten, Thaten und Charakteren, tritt siegreich diejenige entgegen, welche darin einen Organismus, ein System, erkennt; sie selbst aber zerfällt wieder in verschiedene Gestalten. Welcher Abstand und theilweiser Widerstreit zwischen Denen, die nur überhaupt den Zusammenhang in der ganzen Geschichte, das große, durchgreifende Gesetz der Kausalität und Wechselwirkung im Ganzen und Besondern, die Einflüsse von Religion, Sitten, Handel, Kultur, Literatur und einzelnen Charakteren auf den Verlauf der Geschichte anerkennen, aber keine Endresultate ziehen, und Solchen, welche den ganzen Gang und Plan der Geschichte zu begreifen, und auf untrügliche Formeln zu bringen sich getrauen! Die die Geschichte als System Fassenden zerfallen in die spekulative und in die religiöse Partei. Jene behauptet die Selbstständigkeit der Geschichte, oder des in ihr sich offenbarenden, ja eigentlich werdenden, namentlich in der Gegenwart zum Bewußtseyn seiner selbst kommenden Weltgeistes; „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ man muß, lehrt sie, über die Geschichte weder moralisiren, noch darüber klagen, sondern sie als vernünftig und nothwendig begreifen. Dieser Ansicht gilt die Gegenwart als der reichste Moment der Geschichte, und dabei als der bewußteste, daher ihr, trotz aller scheinbaren Mängel, vor jeder frühern Periode der Vorzug gebührt. Diese Theorie schmeichelt dem Selbstgefühl und Hochmuth der Zeit, dem Gelüsten nach dem Absoluten, dem Verlangen, mit

Allem fertig und im Reinen zu ſeyn. Die religiöſe Anſicht findet nicht das Weſen und Leben Gottes ſelbſt in der Geſchichte, als darin aufgegangen und mit ihr leidend, ſondern nur das Walten des ſich durch die Geſchichte Offenbarenden, — einen göttlichen Plan, aber nicht die göttliche Nothwendigkeit, und dieſen Plan behauptet ſie auch nicht im Einzelnen mit großer Schärfe zu erkennen und zu deuten. Verborgen iſt der Schluß der Geſchichte, der erſt über das Ganze Licht und Klarheit verbreiten, und das letzte Wort des ſich immer erneuenden Räthſels, deſſen Sinn der Menſch zwar ahnt, aber nicht ausſprechen kann, offenbaren wird. Die Weltgeſchichte läßt die göttliche Nemeſis in einzelnen Punkten ſchauen, ſie verräth und bezeugt die göttliche Gerechtigkeit, aber ſie läßt Viel zu vermiſſen, Viel zu erwarten übrig; ſie iſt ein theilweiſes, aber kein univerſelles Fortſchreiten; ſie belehrt, warnt, ermuthigt, erhebt, aber befriedigt nie. So ſteht die religiöſe Geſchichtsauffaſſung gegen die ſpekulative in mancher Hinſicht, an Vollſtändigkeit, Zuverſichtlichkeit, Abrundung und Geſchloſſenheit zurück, und zieht ſich von ihr den Vorwurf der Halbheit zu; aber darauf erwidert ſie: die Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit des Begreifens ſey menſchlich, und vielmehr ſey es Vermeſſenheit, die nicht abgeſchloſſene, nicht mathematiſch zu berechnende Geſchichte, als Syſtem begreifen zu wollen, und die Zuverſicht, die mit Allem im Reinen zu ſeyn wähne, die, dem ſittlichen Bewußtſeyn zuwider, Alles rechtfertige, und den Thaten der Freiheit und der Leidenſchaft den engen Stempel der Nothwendigkeit aufpräge, ſey das durch jene ganze Auffaſſung hindurchgehende, die Aufgabe zwar erleichternde, aber auch die Löſung fälſchende πρῶτον ψεῦδος; die ſcheinbare intellektuelle Befriedigung werde auf Koſten ſowohl des ſubjektiven, ſittlichen Gefühls, als auch der objektiven Wahrheit erkauft. In der religiöſen Geſchichtsanſchauung ſelbſt laſſen ſich wieder zwei Richtungen unterſcheiden: eine philanthropiſch-milde und freudige, und eine ſchwermüthig herbe und ſtrenge, von welchen jene, an den Fortſchritt der Menſchheit glaubend, viele Sätze der ſpekulativen theilen mag, nur daß ſie den Hauptaccent auf das ſittlich-religiöſe Fortſchreiten legt, nicht auf das intellektuelle, die letztere aber in der Geſchichte eine progreſſive Entartung der Menſchheit, einen überhandnehmenden Sieg des Böſen auf Erden, ein Entgegenreifen der Völker zum Strafgericht

erblickt. Die Geſchichtſchreiber ſelbſt indeſſen laſſen, mit ihrem Stoff hauptſächlich beſchäftigt, die Grundſätze, denen ſie zugethan ſind, weniger ſtark hervortreten, und es vermiſchen ſich ihnen auch wohl, halb unbewußt, unter dem Einfluß der Thatſachen und Ereigniſſe, die Prinzipien; bei einem Joh. v. Müller z. B. ſpürt man in ſeinen 24 Büchern allgemeiner Geſchichten nicht eben viel von religiöſem Geiſt, der dann auf einmal am Schluß als Prinzip der Geſchichte ſich geltend macht; und die Spezialgeſchichtſchreiber ohnehin laſſen die Theorien mit Recht hinter den Thatſachen zurücktreten. Und vielleicht ſind diejenigen Hiſtoriker die unbefangenſten und dankenswertheſten, die, wie ein berühmter deutſcher Geſchichtſchreiber, Schloſſer, ohne philoſophiſche und religiöſe Anſichten voranzuſtellen und durchſchimmern zu laſſen, mit einem gründlichen Pragmatismus eine klare Ueberſichtlichkeit nach allen Seiten hin verbinden. Wenn bei dieſem Hiſtoriker der Tadel, die Mißbilligung und der Unmuth etwas ſtark und häufig hervortreten, was ihm zum Vorwurf gemacht wird, ſo iſt dies wohl im Gegenſatz zu dem intellektuellen ſpekulativen Optimismus unſerer Tage, als Beweis von tiefer Humanität und moraliſcher Energie, die ſich auch der Tyrannei der Thatſachen gegenüber behauptet, nicht zu verwerfen; — Bearbeitungen und Darſtellungen der Geſchichte für einen beſtimmten Zweck, zur Weckung und Förderung irgend eines Intereſſes, wie z. B. des Sinnes für Recht und Freiheit, oder des Nationalgefühls, kommen hier, wie verdienſtlich ſie auch an ſich ſeyn mögen, nicht in Betracht.

Nachdem angedeutet worden, welche Richtungen in der Anſchauung des geiſtigen Univerſums, der Geſchichte, ſich dermalen kreuzen oder nebeneinander hergehen, könnte man vielleicht auch erwarten, angegeben zu finden, welche Prinzipien in der Anſchauung und Erforſchung des phyſiſchen Univerſums, der geſammten Natur, an der Tagesordnung und im Kampfe begriffen ſind. Da dieſe Aufgabe aber theils über unſere Kraft wäre, theils auch außerhalb des Zwecks dieſes Aufſatzes fällt, welcher über geiſtige Tendenzen und Intereſſen vom humanen und ſocialen Geſichtspunkt berichten will, werden wenige Andeutungen genügen. Ein hoher Flor der mathematiſch-phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ſcheint nicht ſelten Hand in Hand zu gehen mit einer mechaniſchen und materialiſtiſchen Anſicht und Tendenz, gleich als ob das Maß und die Zahl den

Geist aus der Welt exterminirten; durch den Kalkul und das Experiment glaubt man das Geheimniß der Schöpfung ergründen und lösen zu können, während dagegen andere Zweige der Naturwissenschaften, die es mit dem Lebendigen zu thun haben, wie Physiologie, Botanik, Psychologie, Naturlehre der Sprache u. s. w., eher die Anerkennung des geistigen Prinzips fördern. Einen gewaltigen Impuls zum Leben und zum Geistigen hin erhielten die Naturwissenschaften, als Schelling plötzlich den Thron und das Lager der Philosophie im Schooß der Natur aufschlug, alle ihre Glieder verlebendigte und durchgeistete, die mechanischen Gesetze zu organischen erhob oder zu erheben versprach, und alle Starrheit, allen Tod zu verbannen schien. Da war die Konstruktion, das aprioriſche Demonstriren, die Divination und die Polarisation in schönster Blüthe, und mancher kühne und glückliche Blick wurde von wirklich Berufenen ins Heiligthum geworfen. Bald aber stockte und erlosch die naturphilosophische Begeisterung; der Urheber selbst wandte sich von der Natur ab und mehr der Betrachtung des Geistes zu, seinen Schülern, die zum Theil daneben tüchtige Naturforscher und Empiriker waren, die Fortsetzung seines Werks überlassend. Der von ihm gegebene Impuls wirkte noch auf lange Zeit hinaus kräftig genug nach, um die Naturwissenschaften vor Erstarrung zu bewahren; sie waren mit Lebendigkeit hinlänglich gesättigt, und die, neue, sichere Data herbeischaffende Empirie trat willkommen wieder ein, nachdem die Konstruktion das Feld geräumt. Oken besonders war es, der auf die lebendige Schöpfung Schelling'sche Sätze mit originellem Geist und großem Scharfsinn anwandte, aber dabei den Geschöpfen eine Aseität beilegte, welche ein höheres geistiges Prinzip ausschloß, während andere Naturphilosophen sich einer religiösen Naturanschauung zuwandten, aber dann den Vermittlungspunkt zwischen dem religiösen Glauben und den naturphilosophischen Sätzen nicht recht zu finden wußten. In neuen Zeiten hat, wie bei den Naturforscherversammlungen offenbar wird, die Naturphilosophie fast ganz wieder der Naturforschung, die Konstruktion und Divination der Empirie Platz gemacht, und wird wieder die analytische Methode vorzugsweise verfolgt, wobei die Probleme, welche metaphysisch sind, oder so behandelt werden könnten, lieber abgelehnt und umgangen werden. Zu bemerken ist, daß in Deutschland die Naturwissenschaften, wie

z. B. die Geologie, an dogmatiſchen Sätzen nirgends Hinderniſſe finden, wie ſogar in England der Fall iſt. Wenn in neueſten Zeiten ausgezeichnete Naturforſcher die Reſultate ihrer Studien in populären Schriften einem größeren Publikum zugänglich gemacht haben, wie Oken, Littrow, Burdach: ſo war das Bedürfniß, dem dieſe Schriften entſprachen, das nach Kenntniſſen in den betreffenden Fächern überhaupt, und knüpfte ſich keine beſondere Tendenz und Nutzanwendung an ſolche Darſtellungen; die philoſophiſchen und religiöſen Prinzipien wurden nur leiſe oder auch gar nicht berührt. Wenn man den Aerzten häufig materialiſtiſche Anſichten zuſchreibt, ſo gilt dies, ſofern es begründet iſt, vorzugsweiſe nur von den einer höheren Bildung Ermangelnden, während unter den Philoſophiſchgebildeten ſich die ſchärfſten, tiefſinnigſten und ahnungsvollſten Forſcher und Denker finden.

Endlich haben wir noch die verſchiedenen Richtungen und Strebungen auf dem Gebiet der Literatur und Aeſthetik zu betrachten, was inſofern von nicht geringem Intereſſe iſt, als ſich in der Literatur die ſämmtlichen bisher erwogenen geiſtigen Richtungen abſpiegeln, die tiefer liegenden Differenzen jeder Art in ein helleres Licht treten und die mehr eſoteriſchen Doktrinen hier einem größern Kreis und in gefälligerer, leichterer Form ſich mittheilen. Sollen wir, ehe wir ans Sondern und Scheiden gehen, ein allgemeines Urtheil ausſprechen, ſo möchten wir von unſerer jetzigen Literatur, ſowie ſie von Jahr zu Jahr ſich neu erzeugt, ſagen, daß ſie zwar geiſtreich iſt, aber nicht produktiv, das Wort im höheren Sinn genommen. Dieſe beiden Prädikate bilden freilich keinen ſtrengen Gegenſatz, und man hört ſonſt wohl das, logiſch plauſiblere, Urtheil: ſie ſey mehr kritiſch als ſchöpferiſch. Es hat mit dieſem kritiſchen Charakter und Trieb ſeine volle Richtigkeit; aber dies Prädikat begreift viele beachtenswerthe Erſcheinungen und Eigenſchaften der Literatur nicht in ſich, und man thäte vielleicht am beſten, beides zu verbinden, und die jetzige Literaturperiode als eine kritiſch-geiſtreiche, im Gegenſatz zu einer organiſch-ſchöpferiſchen zu bezeichnen. Soll das Prädikat geiſtreich ein Lob oder ein Tadel ſeyn? wir antworten: beides! und ſind darüber eine Erklärung ſchuldig. An ſich wäre es ein hoher Lobſpruch, wenn es als krönendes Epitheton zu allen andern einem Buch oder Autor beigelegt würde — neben der Anerkennung der Wahrheit, Gelehrſamkeit, Einſicht, Klarheit

und Kunst der Darstellung. Wenn aber das Geistreichseyn, wie so häufig vorkommt, die mehr oder minder fehlenden übrigen Eigenschaften ersetzen soll, so ist dies zu beklagen, und man kommt in den Fall, den Autor zugleich wegen seines Talents anerkennen oder selbst bewundern, und wegen sonstiger Qualitäten tadeln oder verwerfen zu müssen. Der Aufschwung, den unsere Literatur seit Lessing in Gehalt wie an Umfang genommen, durch die bald zum Gemeingut gewordenen klassischen deutschen Dichter und Schriftsteller, sowie durch den unglaublich gestiegenen literarischen Verkehr; Männer wie Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Goethe, Schiller; dann die Romantiker mit ihrer Poesie, ihrer Kritik und Polemik und ihrem Aufschließen fremder Literaturen, die sich jetzt in Strömen über Deutschland ergießen; die Aufeinanderfolge der großen Denker und Philosophen mit ihren Systemen und Streitigkeiten; die phantasievolle Naturphilosophie; der neugeweckte politische und historische Sinn — dies Alles und manches Andere erweiterte den Horizont, bereicherte die Kenntnisse und Interessen des Einzelnen wie der gesammten Literatur unberechenbar. Die Atmosphäre ward, so zu sagen, mit geistigen Elementen geschwängert, und heutzutage ist das Geistreichseyn eine eben so unerläßliche als häufig sich findende Eigenschaft eines Autors in Deutschland; man erwirbt sie leichter als manche andere, denn es darf keck behauptet werden: daß Mancher erst durch Usbung und par force geistreich wird, es seyn lernt, während man es für etwas ganz Ursprüngliches halten sollte. Damit verhält es sich so: um ungesucht wirklich geistreich zu seyn, dazu gehört große Lebendigkeit und Energie des Geistes, ein Gebieten über eine Masse von dem Geist gegenwärtigen Einsichten und Kenntnissen, die Gabe treffender, schneller Kombination, Witz und glückliche glänzende Darstellung. Von in hohem Grad geistreichen Personen wird behauptet, daß ihr Gespräch unendlich geistreicher sey, als was sie schreiben, was auch ganz glaublich ist, da die natürliche Energie durch lebendige Einflüsse und Gegenwirkungen nur noch gesteigert werden muß. Wie ganz anders verhält es sich mit jener gemachten Geistreichigkeit, welche in Journalen und Feuilletons und in den Ephemeren der Literatur ihren Strom ausgießt, und ihre bunten Seifenblasen steigen läßt. Wie krankhaft und fieberisch ist diese Energie, wie seicht und lückenhaft die bei den

Haaren herbeigezogenen Notizen und Behauptungen, wie gezwungen, wie abſurd und oft gemein die Kombinationen und Bilder und Witze, wie buntſcheckig die Sprache! Und wenn nach und nach die anfängliche Schülerhaftigkeit zu einer relativen Virtuoſität ſich erhebt, welche die im Urtheil Schwachen beſticht und täuſcht, ſo bleibt immer noch ſehr häufig der Uebelſtand, daß die Form — (und wäre es nur eine ſchöne Form, ein wirklicher Styl!) als die Hauptſache betrachtet wird, der man den Inhalt beliebig opfert. Ja! viele geiſtreiche Aufſätze und ſelbſt ganze Bücher ſind eigentlich nichts als die Form, der Styl; und ſo angenehm der Leſer ſich von dem mouſſirenden, ſchillernden Styl gekitzelt fühlen mag, ſo wenig bleibt ihm nach der Lektüre an Gehalt zurück, was freilich Manchen auch gar nicht leid thut. Das Ziel des heutigen geiſtreichen Autors iſt: zu überraſchen, und dieſem Zweck zulieb wird kein Aufwand und Opfer geſcheut; die Wahrheit aber wird oft, wie jene Römerin unter dem Schmuck, ſo unter geiſtreichen Gedanken und Bildern erſtickt. Der Styl im höheren Sinn gewinnt dabei am wenigſten. Träte heute wieder Leſſing mit ſeinem ſcharfen und körnigten, aber prunkloſen und keuſchen Styl auf, in welchem die Sprache gelehrig und treu dem Gedanken ſich anſchmiegt, aber ihn nicht wie ein bauſchendes Prachtgewand umwallt: wir zweifeln ob er durchdränge und man Geſchmack an ihm fände. Die Ueberfülle von Geiſt, der nicht genug Stoff und Körper findet, um ſich in ſchönen, friſchen Lebensgeſtalten darzuſtellen, der in geſpenſtiſchen Maſſen und Schwaden umherzieht, iſt ſchon als eine wirkliche Landplage betrachtet worden, oder doch als Symptom einer Krankheit im geiſtigen Leben, deſſen Prozeß fieberhaft beſchleunigt erſcheint. Wird aber bei dieſem Ueberſchuß von Geiſt etwa das Leben ſelbſt vergeiſtigt, gehoben, potenzirt? werden die groben, unedeln Elemente zurückgedrängt und überwältigt? erſteigt die Menſchheit eine höhere Stufe der Würde und des Adels? Wer wird dieſe Fragen bejahen wollen?

Der oben genannte Name Leſſings führt uns zurück auf das andere unſerem Zeitalter gegebene Prädikat: daß es ein kritiſches ſey. Auch Leſſing war vorzugsweiſe Kritiker; aber wie verhält er ſich zur jetzigen Kritik? Seine Kritik war das Vorzeichen, die Morgenröthe des aufgehenden, glänzenden Tags der Literatur, während die jetzige von ſeinen Erinnerungen und Ueberbleibſeln

lebt. Sie war anregend, bahnbrechend, aufklärend, dabei aber, trotz aller Schärfe und Strenge, doch anspruchslos, in dem Sinn, daß sie sich nicht anmaßend an die Stelle dessen setzte, was zu beurtheilen war, sich keine Selbstständigkeit anmaßte, sondern sich den Gegenständen anschmiegte und unterordnete, während heutzutage die Kritik über ihrem Treiben und Schaffen nur gar zu oft den zu beurtheilenden Gegenstand fast vergißt, sich ungebührlich breit macht und sich in ihren Ansprüchen dergestalt überhebt, daß man Behauptungen zu hören bekommt, wie die: daß die Kritik z. B. eines Dichtwerks, dessen Reproduktion in höherer Weise sey. Auch abgesehen von eigentlich unbewußt ungerechter, leidenschaftlicher und hämischer Kritik, ist dies Gebiet der Schauplatz der bunteſten, lächerlichſten und verdrießlichſten Verwirrung der Sprache und Begriffe geworden, indem der Kritiker die maßgebenden, ästhetischen, philosophischen, religiösen, politischen Grundsätze als allgemein gültige Axiome voraussetzt und hiernach darauf los urtheilt, analysirt, konstruirt, idealisirt und verdammt. Weit entfernt, daß man sich bemühte, möglichst allgemein gültige Maßstäbe auszufinden, und besonders jede Produktion oder Persönlichkeit der Literatur zunächst nach ihren eigenen Gesetzen und Ansprüchen, und dann nach möglichst objektiven Regeln zu beurtheilen, stellt sich die Kritik meist auf die extremsten und willkührlichsten Standpunkte, gibt, statt aufzuklären und zu beweisen, diktatorische, oft dunkle, oft nur zu unverschleierte und derbe Orakelsprüche, und kennt, je nach Neigung oder Abneigung, kaum ein Maß der Lobpreisung oder der Verdammung. Daher kommt es, daß die Kritik, statt die Ansicht des Publikums zu leiten und zu beherrschen, selbst vielfach dem strengen Gericht stummer oder lauter Geringschätzung oder doch unbegrenzten und wohlverdienten Mißtrauens anheimgefallen ist. Nicht als ob nicht im Einzelnen, auch auf dem Gebiet der Literatur, so gründliche, treffende und tiefsinnige Kritiken geschrieben würden, wie von Lessing; er wird wohl auch in manchen Punkten übertroffen, wie dies zu erwarten ist, da die deutsche Literatur in 60—80 Jahren so unermeßlich sich bereichert hat; aber gewiß sind oft, ja meist, die philosophisch und vornehm sich spreizenden Kritiken in unsern Tagen nicht so treffend und bündig wie seine nur „verständigen" und kurzen Urtheile, und gewiß überschießen oft unsere lang zielenden und wägenden

literariſchen Richter das Ziel, wo er, mit raſchem Blick und Schuß, mitten ins Schwarze traf. Die gedehnte Weitläuftigkeit, das ſelbſtgefällige Präludiren mit eigenen geiſtreichen Einfällen und Theorien, die nichts zur Sache thun, als ſie verwirren, kannte Leſſing nicht; er wußte nichts von der raffinirten Grauſamkeit, die das Opfer der Kritik, ehe es den kritiſchen Gnadenſtoß erhält, mit ſelbſtgezogenen Blumen bekränzt, nichts von der perfiden Bosheit, die, wo ſie nicht unbedingt loben will und nicht zu ſchelten ſich getraut, in dem abgedrungenen Lorbeerkranz ſpitzige Dornen genug zu verſtecken weiß. Zu den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der neueſten Literatur gehört beſonders auch die Perſonalkritik. Will man ſich dieſe Neigung philoſophiſch erklären, ſo ſagt man: Jedes literariſche Produkt oder jede Reihe von ſolchen Produkten kann ganz verſtanden und gewürdigt werden nur durch das Verſtändniß der Individualität, aus der ſie hervorgegangen ſind; und ſo beurtheilt man ſtatt des Werks den Verfaſſer. Begnügt man ſich aber mit einer minder vornehm klingenden Erklärung, ſo findet man den Grund jener Tendenz in der natürlichen Neigung des Geſellſchaftsmenſchen zum Klatſchen, zum Mediſiren, zum Skandal. Wir haben eine ganz neue Gattung in der Literatur bekommen an jenen Charakteriſtiken und Perſonenſchilderungen, wo Kritik der literariſchen Leiſtungen und Schilderung des literariſchen, dann aber auch des perſönlichen Charakters, ja des Temperaments, gemiſcht ſind, und wo eine gewandte Feder ein unbegrenztes Feld für alle beliebigen Betrachtungen, Digreſſionen und Expektorationen findet. Dergleichen wäre an ſich, von wirklich Berufenen ausgeführt, immerhin ein Gewinn für die Literatur, und unſtreitig beſitzen einzelne ſolche Charakterbilder, mit Sachkenntniß und Diskretion gezeichnet, einen bedeutenden Werth. Aber dies iſt ein ſeltener Fall. Auch abgeſehen von dem Talent, der intellektuellen Befähigung, die in jedem Fall nicht gering ſeyn darf, um geſammte Individualitäten verſtehen und gar um ſie gleichſam reproduciren und konſtruiren zu können — eine Befähigung, welche häufig fehlt, und unreifen Jünglingen ganz abgeſprochen werden muß, welche ſich vermeſſen, gediegene und durchgebildete Charaktere nach ihrem literariſchen nicht nur, ſondern auch nach ihrem perſönlichen Werth abzuurtheilen, und das in um ſo frecherer und perfiderer Weiſe, als das Urtheil ſich

nicht in der Form einer subjektiven Ansicht gibt, sondern die den Unkundigen und Kurzsichtigen noch mehr täuschende Verlarvung einer angeblich ganz unbefangenen Portraitirung annimmt — abgesehen auch von jener Befähigung ist in der Regel von solchen, die innerste Persönlichkeit mit hineinziehenden Charakteristiken Mitlebender keine Treue und Unparteilichkeit zu erwarten, da die, welche im Stande sind, völlig treu und genau zu berichten und zu zeichnen, durch Diskretion und Delikatesse sich zurückgehalten fühlen müssen, Alles mit gleicher Genauigkeit mitzutheilen, sich auch wohl verpflichtet glauben, ungünstigere Züge durch um so stärker aufgetragenes Licht zu vergüten; derjenige aber, den keine solche Rücksichten der Delikatesse und Pietät binden — womit man es indeß heutzutage nicht mehr so genau nimmt! — selten im Stande ist, eine Persönlichkeit in ihrer lebendigen Wahrheit aufzufassen, ohne vom Eignen hineinzutragen und aufs Gerathewohl zu diviniren, wobei man sich bald von der Gunst und Sympathie, bald von der Bosheit und Abneigung inspiriren läßt. Die Einen aber wie die Andern arbeiten meist mit allen Kräften auf einen möglichst großen, künstlerischen Effekt, welchem, sowohl was Farbengebung als was Größenverhältnisse betrifft, fast kein Opfer der Wahrheit versagt wird. Wir haben es erlebt, daß man, um ein paar seltsam organisirte, verschrobene und verkehrte, dabei aber begabte Individualitäten in einer unverdienten Glorie schimmern zu lassen, alle Gesetze und Grundsätze der wahren Sittlichkeit und des socialen Anstands ignorirte, ja auf den Kopf stellte, und die Launen und Grillen innerlich verwüsteter und desperater Personen zu Angelpunkten der Weltanschauung, die grellen Schlaglichter ihrer ungesunden Ironie zum Licht der Wahrheit machen wollte. Ein Zeitalter, das einerseits der Persönlichkeit den erbittertsten metaphysischen Krieg macht, stürzt sich andererseits mit einer wahren Heißgier auf Persönlichkeiten, deren Eigenschaften und Züge mit dem anatomischen Messer zergliedert, deren geheimstes Leben angeblich belauscht, deren Untugenden beschönigt, und deren Schwächen und Idiosynkrasien vergöttert werden. So wird eine Anzahl von Charakteren, Männer und Weiber, dem Publikum vorgeführt und in einen Nimbus gehüllt, daß der Unkundige glauben müßte, es seyen lauter Halbgötter und Halbgöttinnen, wenn es auch in der That eine Sippschaft ist, mit der ein honetter

behandelt werden. Die ästhetischen Socialisten haben aber meist so wenig poetische Kunstwerke zu liefern vermocht, daß, wenn man aus der ästhetischen Qualität ihrer Leistungen auf die Güte ihrer socialen Reformen zu schließen berechtigt ist, man diesen wenig Dauer und Beifall prophezeien darf, und schon auf dem Gebiet der ästhetischen Kritik hätte man den Ausgeburten einer prahlhaften Eitelkeit und eines sich vornehm geberdenden Cynismus ihr Urtheil sprechen und sie zu nichte machen können; indessen ist nichts dagegen einzuwenden, wenn gegen solche Produktionen, sofern sie gegen Anstand und Sitte gröblich und mit selbstgefälligem Kitzel sich vergehen, ganz kurz und einfach die Stimme der Sittlichkeit und der Dezenz geltend gemacht, und das ästhetische Kleid, das sie zum Freibrief für alle Anstößigkeiten machen wollen und das sie verunehren, ihnen weggerissen und nicht beachtet wird. Als wesentliches Merkmal der philosophisch-literarischen oder doktrinären Erzeugnisse betrachten wir das, daß die Ansicht und Absicht des Verfassers selbst deutlich und unzweideutig hervortrete, daß er nicht etwa nur verschiedene Ansichten diskutire, sie gegen einander sich aussprechen lasse, sondern entschieden selbst eine verfechte. Die doktrinäre Literatur will überzeugen und wo möglich reformiren neben und mittelst der Unterhaltung. Die von uns als naiv bezeichneten Literaturprodukte wollen nur gefallen, belustigen oder rühren; der Autor producirt solche, wenn und weil er selbst lebendig angeregt ist, wenn Gemüth und Phantasie den Trieb zu schaffen in sich spüren, und die doktrinelle Wahrheit ist etwas ganz außer seinem Bereich und seiner Absicht liegendes, wenn gleich den Schöpfungen des ächten Dichters oder Novellisten die Wahrheit, sowohl die sittliche als die Natur-Wahrheit, nie fehlen wird. Bei dem Vorschlagen des philosophischen, reflektirenden, kritischen Elements in unserer Zeit darf man sich nicht wundern, daß die letztere Gattung, abgesehen von ganz trivialen und gehaltlosen Machwerken im Geschmack eines Spieß und der Löwenritter, gegen die erstere weit zurücksteht, da die Zahl der denkenden, reflektirenden Köpfe, mit einem mehr formellen Talent der Produktion begabt, die der wirklich schöpferischen und poetischen weit überwiegt. Nur etwa in der Lyrik zeigt sich eine größere Rührigkeit und eine Fruchtbarkeit, welche die Klage über die Unproduktivität unserer Zeit scheint zu Schanden machen zu

wollen. Sondert man aber auch hier ſtrenger aus, was Reflexion, was nachgemacht und gemacht, was nur verdichtete poetiſche Atmoſphäre ohne Kern iſt, ſo ſchwindet der Reichthum ſehr zuſammen, wobei jedoch immer zugegeben werden mag, daß die Produktivität unſerer Zeit in dieſer, extenſiv beſchränkteren, Form noch einen der feſteſten Anhaltspunkte beſitze.

Auf Spezielles kann hier nicht eingegangen werden, da dies zu weit führen würde; aber Einen Gegenſatz in der neueſten deutſchen Literatur können wir nicht unbeachtet laſſen, da er in ſeiner wahren Bedeutung tief eingreift: den Gegenſatz von Poeſie und Proſa, im eigentlichen Wortſinn, als gebundne und ungebundne Sprache. Die theoretiſchen und praktiſchen Anhänger der Proſa behaupten: die für naivere, ärmere Zeiten und Völker angemeſſene rhythmiſche und metriſche Form ſey der modernen Bildung, mit ihrem Reichthum, mit ihren fein nüancirten Gedanken und Empfindungen, mit ihren komplicirten, künſtlichen Verhältniſſen nicht mehr gemäß und genügend; dieſe beengende Feſſel müſſe geſprengt werden, wenn ſich der Gedanke und die Reflexion in aller Fülle und Feinheit darſtellen ſollen; die Technik, welche zur Ausarbeitung und Glättung des Verſes erforderlich ſey, müſſe der Kunſt der Kompoſition im Großen weichen und die Mannigfaltigkeit von Metrum und Reim ſich in die Einheit eines ſchönen Styls auflöſen. So gibt ſich die Proſa den Schein, als ob ſie auf der Seite des Fortſchritts, der Freiheit und der höchſten Bildung ſtände, und ſchiebt ſomit der Poeſie den Vorwurf der Unfreiheit und des Haftens an veralteter, unzeitgemäßer Manier und beſchränkter Bildung zu. Im Streiten ſind die Proſaiſten freilich im Vortheil, denn die Anhänger der Poeſie werden keine metriſche und gereimte Diatriben und Tiraden gegen die Proſa ſchleudern, und ſind überdies in der Regel des Diſputirens nicht ſo erfahren; aber wenn gleich den Proſaiſten das letzte Wort, ſo bleibt doch den Andern faktiſch der Sieg. Von jenen Behauptungen zu Gunſten der Proſa iſt ſo viel wahr, daß manche Gegenſtände ſich nicht für eine poetiſche Behandlung eignen, daß manche Romane, die man mit Leidweſen in der Literatur vermiſſen würde, nothwendig in Proſa geſchrieben werden mußten; das Meiſte aber iſt falſch oder ſchief. Wie? die poetiſche Form ſollte nicht mehr zeitgemäß ſeyn, da doch erſt in dieſem Jahrhundert die größten

Dichter, Schiller, Byron, Göthe starben? Haben etwa diese die Saiten der Zeit nicht getroffen? oder soll von Göthe nur der Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften und Werther, aber Herrmann und Dorothea, Iphigenie, Tasso, Faust und die Gedichte sollen nichts gelten? Metrum und Reim sind für den Berufenen keine Fesseln, sondern wohlthätige Schranken, sind Schwierigkeiten, an deren Ueberwindung sich die Kraft immer neu übt und erfrischt. Nicht dem Aussprechen der tiefsten Gedanken steht die poetische Form im Wege, wohl aber den konventionellen schwülstigen und unwahren Redensarten, die im Siebe der poetischen Sprache stecken bleiben müßten. Daß aber auch heute noch die Poesie eine größere Macht über die Gemüther ausübt, ist unverkennbar; man bedenke nur, wie ganz anders sie sich dem Gedächtniß eingeprägt und so in den Geistern fortlebt, während von der Prosa meist nur ein Schatten in der Erinnerung bleibt, und man sehe zu, ob nicht auch jetzt noch tüchtige und gesunde poetische Erzeugnisse länger nachwirken und in Geltung bleiben, als mit großem Applaus empfangene prosaische Schriften. Und wenn dermalen in Deutschland sowohl als in England und Frankreich mehr und bedeutendere prosaische als poetische literarische Werke erscheinen, so beweist dies nur eine Erschöpfung, ein Nachlassen des höhern, produktiven Talents.

Zwischen den doktrinellen und naiven Produktionen stehen in der Mitte die ironischen, humoristischen, komischen, die an beiden Theil haben und herüber und hinüber schweben. Als Repräsentant dieser Richtung kann Tieck, der Novellendichter, genannt werden, dem, bei einer staunenswerthen Fülle und Mannigfaltigkeit produktiven Talents, doch der Genius, der Erzeuger von Ideen („Seelen") zu großen begeisternden Schöpfungen zu fehlen scheint; bei dem die Phantasie zu reich und beweglich ist, um ihn eine Doktrine einseitig verfolgen zu lassen, und doch die Schöpfungskraft nicht, oder nicht leicht, kräftig genug, um ihn etwas Tiefursprüngliches erzeugen zu lassen. Nicht an philosophischem Geist fehlt es seinen Novellen, um philosophisch zu heißen; sie übertreffen hierin ohne Zweifel weit die meisten doktrinellen Produktionen, — sondern an der Entschiedenheit der Ansicht und der Resultate, während doch in vielen seiner Novellen philosophische, ästhetische und sociale Fragen so sehr in den Vorgrund treten,

daß auf ſie, und nicht auf die Handlung und das Poetiſche das größte Intereſſe ſich wirft. Die Tieck'ſche Dialektik kommt zu keinem, oder doch keinem völlig befriedigenden, Abſchluß, und man findet ſich oft wie myſtificirt durch den überraſchenden, willkührlichen Ausgang. Die Ironie und Komik ſind die Skepſis in der Literatur — über die Unbefangenheit hinaus, und doch noch nicht zu einer Gewißheit und Sicherheit durchgedrungen. Tiecks Novellen befriedigen weder ganz den Anhänger beſtimmter Doktrinen, wegen ihrer ſchwebenden Dialektik, noch auch ganz den nach äſthetiſchem Genuß Suchenden, weil darin ſtatt der in ſich geſchloſſenen poetiſchen Einheit der Dualismus der Reflexion waltet. — Auch im Komiſchen und Humoriſtiſchen ſind hin und wieder Anläufe und Verſuche gemacht worden, aber theils fanden ſich noch keine Talente, welche den Anforderungen und dem Standpunkt einer wahren Komik, eines ächten, unparteiiſchen, natürlichen und dabei philoſophiſchen Humors gewachſen wären, theils ſind auch die äußern Verhältniſſe, die Beſchränkung der Preſſe, der Zuſtand des Theaters, der Mangel an nationalem Leben in Deutſchland dieſer Gattung der Literatur keineswegs günſtig.

Wenn von den Richtungen und verſchiedenen Geſtaltungen des Geſchmacks in der Literatur die Rede iſt, müſſen außer den Leiſtungen der Producirenden auch die Neigungen und Abneigungen der Konſumenten, des Publikums, beachtet werden, da ſie ſich ja auch unter dem Geſichtspunkt von Kritikern betrachten laſſen, deren Urtheil, wenn gleich nicht gedruckt, von großer Bedeutung iſt. **Vox populi, vox Dei!** rufen hier die Einen, während die Andern Göthe's Wort von der Maſſe anführen: „Urtheilen gelingt ihnen miſerabel!" Wir wollen und können den für oder gegen gewiſſe Werke ſich ausſprechenden Geſchmack des Publikums nicht unbedingt zum Maßſtab für den Werth eines Buchs oder Autors machen, denn ſo viele zufällige Umſtände, Unterhaltungsſucht, Zeitintereſſe und Mode, die Perſönlichkeit des Autors und Anderes laſſen kein ſicheres Facit ziehen; aber wir wollen einiges Thatſächliche angeben, woraus Schlüſſe zu ziehen Jedem überlaſſen bleibt. Der verbreitetſte, geleſenſte und populärſte Autor Deutſchlands iſt ohne Zweifel Schiller; ſeine Gedichte leben im Gedächtniß von Hunderttauſenden, ſeine Dramen haben ſich auf den deutſchen Bühnen unter den beliebteſten erhalten; ſeine Sentenzen ſind in

die tägliche Sprache übergegangen, seine sämmtlichen Werke in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Immerhin mag man sich über diesen Sinn des Volks für wahrhaft Treffliches und Nationales freuen; dabei aber darf man nicht vergessen, daß eine vielleicht nicht viel geringere Verbreitung in Deutschland die Romane W. Scotts gefunden haben — eines Autors, dessen großem Verdienst man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, ohne doch zu verkennen, daß er nicht mit Schiller um den Beifall des deutschen Publikums sollte wetteifern dürfen; auch ist allerdings sein Stern in Deutschland ziemlich erbleicht. Nicht zu schämen aber haben wir uns, wenn die mehrfach übersetzten Werke Shakspeare's, des Dichters „für alle Zeiten," wie Jonson sagt, und man darf hinzusetzen: für alle Völker, in rasch sich folgenden Ausgaben eine immer steigende Verbreitung in Deutschland gewinnen; denn die Bekanntschaft mit dem größten Dichtergenius Englands und vielleicht der Welt, kann nur vortheilhaft auf die Gesundheit und Gediegenheit des Geschmacks und Urtheils wirken.

Ein auserlesenes, daher minder zahlreiches Publikum als Schiller, worunter aber viele sonst nüchterne und ekle Geister die Verehrung beinah bis zur Idolatrie steigern, hat Göthe, der selbst der Ansicht war, daß seine Werke nicht eigentlich populär werden könnten. Einen noch beschränkteren aber sichern Kreis von zum Theil noch exklusiveren und raffinirteren Anhängern und Bewunderern hat Tieck, während Uhland mehr und mehr in die Masse und den Kern des Volks einzudringen beginnt oder vielmehr fortfährt. Jean Paul hat keine große und keine sehr laute Gemeinde; Lessing, Klopstock, Herder, Wieland sind allgemein als Heroen der Literatur anerkannt, werden aber wenig mehr gelesen, denn man hat zu viel zu thun mit der ephemeren Literatur, mit den neuen deutschen, oder den von der Sturmfluth der Mode auf den deutschen Strand geworfenen socialen, antisocialen und fashionabeln Romanen Frankreichs und Englands. Wir wollen die Aufzählung von Autoren, welche Beifall finden, oder verdienten, und die ihn gewinnen ohne ihn zu verdienen, nicht ausdehnen, nichts sagen von den zahllosen Journalen, Taschenbüchern und den Autoren, die Jahr aus Jahr ein die Leihbibliotheken füllen helfen. Man muß gestehen: wenn man das Publikum wie Eine Person

betrachten dürfte, ſo hätte es einen wahren Straußenmagen, der Alles verträgt und verdaut, und einen Geſchmack, der ſich in ſeinen Gegenſätzen geradezu aufhöbe; aber das Publikum zerfällt in eine Menge von Klaſſen und Individuen mit beſondern Neigungen und Geſchmack in der Literatur; es gibt Solche, die wo möglich alles Neue, und daher faſt nur Neues leſen, und darunter theils Urtheilsfähige, theils nur Neugierige; es gibt Einzelne, die vom Neuen gar Nichts halten, und ſich auf die anerkannten Klaſſiker beſchränken; es gibt exkluſive und delikate Leſer, die nur neue Schriften von einzelnen Lieblingsautoren zu leſen würdigen, darunter Leute von ganz einſeitigem und beſchränktem Intereſſe, aber auch Welche vom feinſten Geſchmack, äſthetiſche Sybariten, die keine ungewohnte, derbere Koſt ertragen; es gibt Manche, die nur Schriften von einer beſtimmten Tendenz, oder nur von einer gewiſſen Gattung — nur Dramen oder Gedichte, oder hiſtoriſche Romane — leſen; und endlich Viele, die Alles durch einander leſen, was ihnen in die Hände fällt, aus bloßer Sucht nach Unterhaltung und Zeitvertreib. Gewiß iſt die Zahl der urtheils- und tendenzloſen Beſtandtheile des Publikums, die gar keinen Geſchmack, im objektiven Sinn des Worts, haben, welche Schriften der diſparateſten Art arglos nacheinander weglеſen, nach Schiller — Clauren, nach Göthe — Kotzebue und Matthiſon u. dergl. Legion! Daher kann man auch von einem noch ſo ſtark geleſenen Autor nicht behaupten, daß ſeine Tendenz, Grundſätze, Styl und Manier im Publikum überwiegenden Anhang, gegenüber von Andern, finden, ſondern nur, daß er gefalle, was aber gar nicht die Adoption ſeiner Geſinnungen und Tendenz in ſich ſchließt. Wenn Schiller der populärſte und verbreiteiſte Dichter in Deutſchland iſt, ſo iſt man daraus gar nicht zu ſchließen berechtigt, daß ſeine philoſophiſchen, moraliſchen, äſthetiſchen Anſichten und Grundſätze das Glaubensbekenntniß der Mehrzahl des deutſchen Publikums bilden, wie man dies etwa in Beziehung auf Voltaire, den kritiſchen, populären, witzigen Räſonneur, für Frankreich annehmen darf, oder zu einer gewiſſen Zeit durfte.

Und wie in Bezug auf die Literatur eine große Maſſe ſo zu ſagen neutral bleibt, ſo gibt es auch hinſichtlich der oben beſprochenen verſchiednen geiſtigen Richtungen und Gegenſätze unter dem intelligenteren, doch nicht eigentlich gebildeten Theil der Nation

Viele, welche in Anſehung eines Theils, oder auch wohl aller jener Gegenſätze ſich neutral verhalten, die mit ihrer Bildung nicht bis zum Niveau der Kontroverſe ſich erhoben haben. Von der Philoſophie und ſpekulativen Theologie verſtehen ſie nichts, pietiſtiſcher Trübſinn, orthodoxer Zelotismus ſtoßt ſie ab, ſie verwerfen den Unglauben und den Aberglauben, ſie verdammen die Tyrannei und ſcheuen die Anarchie; ſie lieben eine ſchöne unterhaltende Lektüre und einen heitern Genuß des Lebens, aber ſie rühmen auch und fordern Solidität und Rechtlichkeit. Es iſt unſer voller Ernſt, wenn wir behaupten, daß unter dieſer Klaſſe gewiß eine nicht kleine Anzahl tüchtiger und aufgeweckter Köpfe zu finden wäre, die es an geſundem Verſtand, kräftigem Gefühl, natürlichem Geſchmack, Urtheil und Mutterwitz mit Manchem aufnehmen könnten, der ſich eines Syſtems rühmt; Menſchen, die, nicht organiſirt und gebildet für ſyſtematiſche Konſequenz und fanatiſche Einſeitigkeit, nicht geübt, ſich von dem, was in ihnen und um ſie her vorgeht, in ſcharf ausgeprägten Begriffen Rechenſchaft zu geben, denn doch nicht gedanken- und grundſatzlos hinleben, aber mehr nur das Gemeingefühl, den Blick, den Geſchmack, den ſittlichen und religiöſen Sinn überhaupt im Leben üben und bilden, als daß ſie ſich feſte Normen entwärfen und ihr Bewußtſeyn und Wollen mit ſcharfen Linien abgrenzten. Solche Menſchen ſchließen ſich wohl an einzelne gegebene Haltpunkte, ſeyen es nun Inſtitutionen oder Perſönlichkeiten, an, ſie ſind Angehörige einer gewiſſen Konfeſſion, huldigen der Autorität gewiſſer großer Namen auf dem Gebiet der Geſchichte, der Sittlichkeit, der Literatur, halten feſt an gewiſſen Ueberlieferungen, oder erwärmen ſich auch für neue Ideen, aber ohne dies Alles in eine Einheit zu bringen, mehr inſtinktmäßig, oft auch nach den Inſpirationen des Augenblicks. Und dieſe ſind es großentheils, auf welchen die ſogenannte öffentliche Meinung als ihren Trägern beruht! Es iſt nun aber nicht zu verkennen, daß ſolche Menſchen, die im Allgemeinen für Wahrheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Religioſität, Freiheit, Recht und für das Schöne in Kunſt und Literatur geſtimmt ſind, im konkreten Fall mit ihren abſtrakten Maximen oft ſehr ins Gedränge kommen und ſich verwirren, daß ſie das Recht nicht mit der Freiheit, die Aufklärung nicht mit der Religion, und umgekehrt, ins Gleichgewicht zu ſetzen wiſſen, weil es ihnen an

ſtrengerer, begrenzender Auffaſſung jener Begriffe fehlt, ſo daß ſie, leicht getäuſcht und entzündet, im Namen der Freiheit ein ſchreiendes Unrecht gut heißen, im Aufklärungseifer Sittlichkeit und Religion gering achten, oder im Intereſſe ihres Rechts ſich Verletzungen der Sittlichkeit und Freiheit erlauben. Wenn es in Deutſchland üblich und möglich wäre, in Bezug auf die Entſcheidung wichtiger Fragen und Differenzen, wie die bisher beſprochenen, an die öffentliche Meinung zu appelliren, den intelligenteren Mittel- und Bürgerſtand darunter hauptſächlich mitbegriffen: ſo würde, abgeſehen von dem Einfluß der Intereſſen, der Sieg ſich wohl demjenigen zuneigen, der ſich irgend eines jener Begriffe oder Loſungsworte mit der größten Energie und Anſchaulichkeit zu bemächtigen, ihn zum leitenden und maßgebenden, mit Zurückdrängung der andern, zu erheben, und ihn entweder mit dem Gemüth und der Ehrliebe, oder auch mit der Eitelkeit und den Leidenſchaften der Menge in die engſte Verbindung zu bringen wüßte. Die öffentliche Meinung in Deutſchland würde ſich, ſo weit ſie Raum hat, auflehnen gegen den, der entſchieden jenen Maximen und Grundſätzen den Krieg erklärte, und zwar um ſo energiſcher und heftiger, je mehr das Verletzte oder Bedrohte mit den Lebensgewohnheiten, den mit der Muttermilch eingeſogenen Gefühlen und Sympathien verwachſen wäre; aber die Abgrenzung jener Ideen oder Potenzen gegen einander; die Einſchränkungen, welche ſich die eine von der andern gefallen laſſen muß, und welche im Grund ihnen gegenſeitig heilſam ſind, indem ohne Maß und Schranke jedes Prinzip zerfahren würde — dies iſt zu hoch und zu fein für die unwiſſenſchaftliche, nicht gründlich gebildete Menge, und hier iſt die öffentliche Meinung, wenn nicht ein glücklicher Inſtinkt ſie vor gröbern Verirrungen bewahrt, äußern Einflüſſen leicht preisgegeben und ſchwankt oft, wie ein Rohr im Winde.

Und darf man ſich darüber groß wundern und beklagen, wenn doch die Gebildeten und Wiſſenſchaftlichen ſelbſt einander mit aller Kunſt und Tiefe des Denkens ſo gar nicht zu überzeugen, ſich ſogar nicht zu vereinigen vermögen, wenn in den verſchiedenen geiſtigen Gebieten die Richtungen und Anſichten aufs Bunteſte ſich durchkreuzen und miſchen, und Wenige ſind, denen nicht von irgend einer Seite her der Vorwurf der Inkonſequenz

gemacht würde; wenn die anſcheinend ſchroffſten Gegenſätze häufig durch eine fortlaufende Kette von Mittelgliedern in einander übergehen, ſo daß Einem, der hauptſächlich dieſe Mittelglieder im Auge hätte, ſcheinen könnte, als ſeyen alle Parteien im Zuſtand der Auflöſung, im Prozeß der Verſchmelzung begriffen? Aber es beſtätigt ſich uns eben auch hier, daß nicht das Denken, deſſen Konſequenz doch ſo nothwendig ſcheint, ſondern daß das Ganze der Subjektivität, die Perſönlichkeit, es iſt, was jedem Einzelnen ſeinen Ort auf der Land- und Höhenkarte des geiſtigen Lebens anweiſt, daß unter dem modificirenden Einfluß der Individualität die unerwartetſten Verbindungen und Miſchungen ſich vollziehen, während andrerſeits die anſcheinend verwandteren und kongruenteren Richtungen ſich abſtoßen.

Sollten zu einem Kongreſſe der europäiſchen Nationalitäten und der verſchiednen geiſtigen Richtungen und Strebungen, Repräſentanten für Deutſchland ernannt werden: wie viel jetzt Lebende, oder kürzlich Verſtorbene, würden erforderlich ſeyn, damit ſich die verſchiedenen Parteien vertreten fänden? würden drei oder vier, oder zehn genügen, oder vielleicht kaum hundert? Die geiſtigen Tendenzen Frankreichs und Englands wären gewiß von einer weit geringern Zahl zu vertreten, und Deutſchland ſelbſt würde in jedem frühern Zeitpunkt durch einige wenige hervorragende Individuen ſich vollſtändiger repräſentirt geglaubt haben, als jetzt durch eine halbe Kohorte. Im Reformationszeitalter z. B. Luther, Erasmus, Hutten — wie Viel von den damaligen Beſtrebungen und Anſichten faßte ſich an dieſen drei Männern zuſammen! und noch im vorigen Jahrhundert — Nicolai, Gellert, Leſſing, Klopſtock, Herder — welch ein großer Theil des geiſtig regſamen Deutſchlands mußte ſeine Typen in dieſen Männern anerkennen! aber mit dem Beginn der Blüthe der Philoſophie und der Literatur und den großen politiſchen Bewegungen und Erſchütterungen ſpalteten ſich die Anſichten dergeſtalt, daß jetzt hundert und mehr Männer nicht ſo Viele, oder richtiger, keinen ſo großen Theil des geiſtig lebendigen und ſtrebſamen deutſchen Volkes vertreten würden, als damals jene fünf. Vermochten doch nicht einmal die von Schiller, im Verein mit den ausgezeichnetſten Männern herausgegebenen Horen ſich zu erhalten, und jetzt, nachdem ſo viele hervorragende literariſche Perſönlichkeiten durch den Tod weggerafft

worden ſind, jetzt bezeugt unter Anderem ſchon die Menge von politiſchen, kritiſchen, äſthetiſchen, religiöſen, philoſophiſchen und allgemein literariſchen Journalen und Zeitſchriften, welche Organe beſtimmter Anſichten ſeyn ſollen und wollen, nicht nur die literariſche Thätigkeit und Induſtrie unſerer Tage, ſondern auch die Getheiltheit und Divergenz der Richtungen, ſo wie auch der verhältnißmäßig große Beifall, den oft neutrale Organe finden, die Unentſchiedenheit eines großen Theils des Publikums.

Man kann ſchon vom nationalen Standpunkt aus, ohne daß man glaubt, über äſthetiſche, ſittliche, politiſche u. ſ. w. Irrlehren eifern oder ſich bekümmern zu müſſen, ſchon vom nationalen Standpunkt aus kann man dieſe Getheiltheit und Zerriſſenheit in den Anſichten und Stellungen bedauern und beklagen, welche gerade den gebildetſten, intellektuell am höchſten ſtehenden Theil der Nation nicht nur vielfach ſpaltet, ſondern auch mit Erbitterung, ſelbſt Haß erfüllt, und verhindert, daß der Einheit der Sprache nicht auch, was ſo wohlthätig wäre, eine Einheit des Geiſtes und der geiſtigen Intereſſen entſpricht. In dem Streit, ſagt man, werden die beſten Kräften vergeudet, die abgeſchloſſenen Stellungen werden immer mehr fixirt und als etwas Normales angeſehen; die Intereſſen und Sympathien der Parteien ſiegen über die natürlichen Verhältniſſe und Gefühle, über Familienpietät und Stammesanhänglichkeit, und mehr und mehr organiſirt ſich ein Krieg Aller gegen Alle. Während die Frucht der geiſtigen Bildung einer Nation der gemeinſame Fortſchritt ſeyn ſollte, ſät ſie in Deutſchland faſt überall den Samen hemmender und entzweiender Leidenſchaften, die einmal ein Feind Deutſchlands trefflich benützen kann.

Die theilweiſe Wahrheit all dieſer Klagen und Beſorgniſſen läßt ſich nicht verkennen; aber ganz ſo ſchlimm iſt es denn doch nicht, und man muß dieſe Dinge nicht durch eine ſo trübe Brille betrachten. Wenn der Kampf und Streit auf dem geiſtigen Gebiet Kräfte verzehrt, ſo erzeugt und wirkt er ebenſo neue, und einen Verluſt von Kräften wie im Materiellen und Phyſiſchen gibt es hier gar nicht. Die Parteien ſodann, die ihre Anhänger nicht an Einem Ort, ſondern oft ſporadiſch über ganz Deutſchland hin vertheilt haben, bewirken, wenn auch nicht eine Vereinigung der ganzen Nation, doch einen annähernden und bindenden Verkehr zwiſchen den dem Raum und dem Volksſtamm nach Getrennten.

Die Mannigfaltigkeit der Doktrinen ist eine Schutzwehr gegen geistige Centralisation, gegen monopolisirende Aristokratie, gegen erdrückende und überwältigende Autoritäten, indem keine Ansicht und Tendenz so mächtig wird, daß sie nicht auf kräftige Opposition stieße, und keine in der Sicherheit des Siegs sich einwiegen darf. Daß die Leidenschaften durch die vielen Konflikte aufgeregt werden, und die Kampfplätze der geistigen Fehden oft ein unerbauliches Schauspiel darbieten, ist ebenfalls nicht zu bestreiten; indeß haben die so komplicirten und gehäuften Gegensätze die Folge, daß bei jedem Zusammenstoß in der Regel auch immer viele Neutrale und Unparteiische da sind, welche den Leidenschaften eine gewisse Mäßigung auferlegen, während in den Ländern, wo sich das ganze Volk in zwei oder drei Parteien spaltet, beinah keine unbefangene Unparteilichkeit Raum findet. Nicht gering anzuschlagen ist ferner der aus den geistigen Divergenzen und Kämpfen unläugbar entspringende intellektuelle Fortschritt; denn wenn auch die Parteien einander nicht näher kommen, so rücken sie doch, oft unbewußt, mit einander fort und der Wahrheit näher. Und wie das Gedeihen der materiellen Interessen den intellektuellen Fortschritt nach sich zieht, so muß auch der intellektuelle Fortschritt seinerseits auf die Entwicklung der sittlichen Verhältnisse vortheilhaft einwirken, wenn auch nicht in der Art, daß er die Gemüther wirklich, subjektiv, sittlicher macht, so doch indem er die objektiven Institutionen, gemäß den Anforderungen des Verstandes und des allgemeinen Nutzens, fördert und bessert, wie Schul- und Erziehungsanstalten, Armenwesen, Gesetzgebung und Strafsysteme, und dadurch manche Quellen des Uebels verstopft oder für Abhülfe und Heilung Sorge trägt. Endlich hat auch die Individualität, die natürliche Anlage des Geistes und Gemüths, mehr Freiheit, ist weniger der Uebermacht weniger Autoritäten preisgegeben und kann sich ungestörter entwickeln, wo eine große Zahl von Parteien sich in die Geister theilen, und nicht die Wahl zwischen zwei Lagern unausweichbar geboten ist.

Hiemit glauben wir das Vortheilhafte und Tröstliche, das in der geistigen Getheiltheit Deutschlands liegt, unpartheiisch gewürdigt zu haben, können uns aber dagegen auch nicht enthalten, zum Schluß auf zwei Punkte ernstlich hinzuweisen. Das erste ist, daß wir denen Mäßigung und Bescheidenheit empfehlen möchten, die sich so gefallen in dem Dogma von der deutschen Geistesherrlichkeit,

von der Beſtimmung unſers Volks zur Entdeckung und Cultivirung der Wahrheit, der höchſten und heiligſten Intereſſen des Geiſtes; in dem, unſerm beſcheidenen Hochmuth ſo ſchmeichelnden Glauben, daß wir das erwählte Volk der Idee ſeyen. Wir ſind nicht ſo barbariſch geſinnt, daß wir die genannten Vorzüge der deutſchen Nation verkennen oder geringſchätzen ſollten, wenn man ſie nur nicht ſo oft als die Summe und den Schatz unſeres Nationalguts anriefe; aber wir geſtehen, daß das ewige Prahlen mit unſern Geiſtesſchätzen, unſerer Gedankentiefe, unſern poetiſchen Größen nachgerade faſt ein Gefühl der Scham in uns hervorruft, weil wir nicht ſo blind und nationaleigenliebig ſind, um uns nicht ſelbſt ſagen zu können, was andere Völker auf ſolche ruhmredige Prahlereien mit unſern ideellen Gütern uns mit Recht antworten können. Wir fürchten auch, man flöße damit unſerm Volke, unſerer Jugend einen höchſt widrigen und abgeſchmackten Dünkel auf Vorzüge ein, die, wenn auch einen ſehr hohen, doch vom nationalen Standpunkt betrachtet, keineswegs den höchſten Werth haben, auf Vorzüge, die ihrem Weſen nach nur der Beſitz verhältnißmäßig Weniger ſind, und nicht das eigentliche Gemeingut der Nation werden: man ſchmeichle damit einem faulen Hochmuth von Vielen, die auf den Lorbern Weniger behaglich ruhen wollen, und man mache am Ende die ideellen Vorzüge ſelbſt, deren Anerkennung von Fremden uns, und mit Recht, ſo wohl thut, dadurch daß wir ſelbſt ſie immer im Munde führen und in die Poſaune ſtoßen, lächerlich und verhaßt. Das Zweite iſt, daß wir daran erinnern, wie eine tüchtige, gediegene Geiſtesbildung und Culturhöhe nicht **behauptet** werden kann, ohne eine, in dem Kern der Nation wurzelnde und von ſeinen begabteſten Sprechern vertretene Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit der Geſinnung. Auf dem Boden der ſittlichen Achtung, des Vertrauens zu Charakter und Geſinnung läßt ſich auch am eheſten noch auf eine raſche und glückliche Herſtellung geiſtiger Einigkeit und Gemeinſchaft hoffen, wenn der Genius Deutſchlands eine ſolche geſtattet oder fordert.

Wir haben den Gegenſatz des Fortſchritts und des Widerſtands oben untauglich befunden zum Eintheilungs-Prinzip der ſämmtlichen geiſtigen Richtungen und Parteien; wohl aber können wir jetzt, um ein Geſammtreſultat zu ziehen, die Frage ſtellen und beantworten: **Ob Deutſchland überhaupt fortſchreite oder nicht?**

Bei dem Problem des Fortſchritts kommt dreierlei in Betracht: Ob man ihn wünſcht? Ob man ihn glaubt? Wie man ihn verſteht? Die letzte Frage ſollte eigentlich immer zur erſten gemacht werden; aber leider geſchieht ſtatt deſſen häufig, daß man ſich der Beantwortung, als ſich von ſelbſt verſtehend, ganz überhebt, weil man mit jenem Namen ſchon die Gemüther zu gewinnen hofft. Im Obigen ſind Belege vorgekommen, wie der Begriff des Fortſchritts in einem Sinn gefaßt werden kann, gegen den ſich Viele, die ſich auch Freunde des Fortſchritts nennen, verwahren müſſen. Die äſthetiſch-geniale Moral z. B. und die Emancipationstendenzen vermögen wir nicht als einen Fortſchritt anzuerkennen, ſo vornehm ſie ſich auch dieſen Ehrennamen beilegen. Beim Fortſchritt können drei Seiten unterſchieden werden: der Fortſchritt in der Intelligenz, in der Sittlichkeit, im Behagen oder Glück. Nur wo dies Alles zuſammenkommt, kann vom Fortſchritt einer Nation im abſoluten Sinn die Rede ſeyn, und auch nur unter der weitern Vorausſetzung, daß daran die Geſammtheit der Nation Theil nimmt, daß nicht durch den Fortſchritt der Einen die Andern tiefer ſinken, gleichſam die Opfer des Fortſchritts der Uebrigen werden. Der Fortſchritt einer kleinen Anzahl von Freien, geſtützt auf eine Unzahl von Sklaven, einer Hand voll Reicher, gegenüber einer unzähligen Maſſe Armer iſt, wenn ſchon vom Standpunkt einer Geiſtes- und Genuß-Ariſtokratie er dafür gilt, doch ſchwerlich ein ſolcher vom Geſichtspunkt der Humanität oder Nationalität, und in moraliſcher Beziehung wird bald das innere Gebrechen und die Fäulniß an den Tag kommen und die Verletzung der Sittlichkeit und Menſchlichkeit ſich rächen. In Deutſchland iſt allerdings ein ſolches Mißverhältniß nicht ſehr auffallend. Iſt der Fortſchritt in Intelligenz und Lebensgenuß auch ſehr ungleich vertheilt, ſo iſt doch keine Klaſſe ganz davon ausgeſchloſſen oder zurückgedrängt; ferner wünſcht und will jeder Vernünftige den Fortſchritt für Alle, d. h. die Vermehrung des Lebensgenuſſes, die Aufklärung Aller, hinſichtlich der Mittel, ſich denſelben zu verſchaffen und ein lebendiges Bewußtſeyn von der Pflicht, die Jeder in ſeinem Kreis zu erfüllen hat. Aber es fehlt nicht an Solchen, welche den Fortſchritt der Intelligenz bei den Maſſen über eine gewiſſe Linie hinaus ſcheuen, und ſie mit der materiellen Behaglichkeit zufrieden ſtellen wollen, und andererſeits

treten angebliche Apoſtel des Fortſchritts auf, welche im Gebiet der Sittlichkeit und Aeſthetik den Fortſchritt proklamiren, nicht dadurch, daß ſie die ſchöpferiſche Kraft zu größern Leiſtungen erwecken und befähigen, ſondern dadurch, daß ſie die Anforderungen lazer machen, der Willkühr und dem Gelüſten mehr Raum geſtatten, — was in Wahrheit ſo lächerlich iſt, als da von einem Fortſchritt der Gymnaſtik ſprechen, wo eine Barriere, die von Wenigen überſprungen wurde, niedriger gemacht und nun von Mehreren überſprungen wird. Aber durch die vorgetragene Fahne des Fortſchritts laſſen ſich doch viele Unkundige blenden, und ſchließen ſolchen markloſen Reformatoren, den Energumenen der Ohnmacht und Schlaffheit, ſich jauchzend an. Unterſtüzt werden die Anſprüche ſolcher Leute durch das ſtillſchweigend angenommene Dogma: daß im Reiche des Geiſtes *Alles* Fortſchritt ſey. Zwiſchen dieſem Satz aber, und dem: daß die Menſchheit *im Ganzen* fortſchreite, iſt ein himmelweiter Unterſchied. Wir wollen den leztern Satz nicht anfechten, aber ein entſezlicher Mißbrauch deſſelben iſt es, wenn ſofort jede Erſcheinung im geiſtigen und ſittlichen Leben darunter ſubſumirt, mit dieſem ſchüzenden, ſanktionirenden Schilde gedeckt werden ſoll. Der Fortſchritt *im Ganzen* ſchließt Verirrungen und Rückſchritte *im Einzelnen* nicht aus, und es iſt abgeſchmakt, jeder ephemeren Tendenz, jedem leichtſinnigen Einfall und Gelüſten ſofort eine organiſche Bedeutung nicht nur zuzuſchreiben, ſondern auch ein Moment des Fortſchritts mit hartnäkigem Eigen- und Scharfſinn darin nachweiſen zu wollen.

Jenen Satz zugegeben iſt doch noch nicht geſagt, daß auch jedes einzelne Volk fortſchreite. Es kann ja ſeine Rolle entweder ganz oder theilweiſe ausgeſpielt haben, wie Griechenland nach dem peloponneſiſchen Krieg im Ganzen nicht mehr fortſchritt, obgleich in einzelnen Richtungen; innerlich, politiſch und ſittlich gebrochen, trieb Athen noch herrliche Blüthen der Philoſophie, der Beredſamkeit, der Kunſt und Poeſie; man kann aber doch ſchwerlich ſagen, daß die ariſtophaniſche Komödie ein Fortſchritt gegen die Tragödie geweſen, wenn ſchon ſie leztere zu ihrer Baſis haben mochte, denn ſie nahm ſchon zu viele Elemente der ſittlichen Verderbniß in ſich auf, und die Beredſamkeit eines Demoſthenes läßt uns nur doppelt ſchmerzlich bedauern, daß ſie nicht mehr

den politiſch erſten Staat Griechenlands, und die Königin der Meere verherrlichte. Wir ſind weit entfernt, Deutſchland in dieſer Beziehung mit Griechenland zu vergleichen; wir glauben und hoffen, daß unſer Vaterland noch eine große und ſchöne Zukunft vor ſich hat, aber auch, daß es dieſer entgegengehe, darauf ſich vorbereiten könne, nicht durch Verfolgung und Vergötterung von Einſeitigkeiten, nicht durch ausſchließlich intellektuelle Strebungen, die zu einem unerträglichen, kalten Geiſteshochmuth führen; nicht durch ausſchließlich äſthetiſche Bildung, die in unnatürlicher Ueberfeinerung, in Weichlichkeit und Lüſtelei endigt, nicht durch ausſchließliche Förderung der materiellen Intereſſen, die meiſt von Gemeinheit der Geſinnung begleitet wird, ſondern nur dadurch, daß die in den geiſtigen Führern und Vertretern Deutſchlands waltende Idee deutſcher Nationalbildung den Zuſammenhang mit dem praktiſchen, gemüthlichen, ſittlichen, ſocialen Leben des Volks niemals verliert, und darin ein Korrektiv für Einſeitigkeiten findet, welche zwar nie fehlen, aber, unter dem Einfluß jener geſunden Idee, nie zu jenen krankhaften Afterbildungen ausarten werden. Ja, wir glauben und hoffen den Fortſchritt in Deutſchland, aber nicht einen ſolchen, den die Nothwendigkeit uns ſchenken, ſondern einen ſolchen, den die Kraft, die Tüchtigkeit und die Freiheit erringen muß!

G. P.

Das Verhältniß der Künſte

zu der

politiſchen Entwicklung der neueſten Zeit.

Der Künſtler ſteht in der Mitte zwiſchen den Handwerkern und Gelehrten, beiden die Hand reichend; nur je nach dem Zweige der Kunſt, den er ergriffen, mehr dem Gewerbe oder mehr der Wiſſenſchaft zugewendet. Mit dem eigentlichen politiſchen Leben ſteht die Kunſt in keiner direkten Beziehung, aber die Macht, welche die politiſchen Ideen auf die Wiſſenſchaft, die politiſchen Verhältniſſe auf die Gewerbe im weiteſten Sinne üben, gibt von zwei Seiten her die Kunſt, wenn auch nur mittelbar, dem Einfluſſe des politiſchen Charakters jeder Zeit preis. Umgekehrt iſt aber auch der Kunſt der Weg zur Einwirkung auf das ſtaatliche Leben nicht verſchloſſen. Denn die den Staat bauen, ſind Menſchen, ehe ſie Gewerbende, Gelehrte, Staatsdiener ſind, und in ſofern die Kunſt an den Menſchen ſich wendet, iſt ſie zwar ein neutrales Gebiet, auf dem jedoch Eindrücke geändert werden können, die ſich auf der Grenze, bei der Rückkehr in das praktiſch politiſche Leben nicht wie Staub von den Schuhen ſchütteln laſſen. Das Verhältniß der Kunſt zum Staate hat die Alten viel beſchäftigt; wir Modernen ſind kaum gewohnt, es zu beachten: und doch möchte es nicht ſchwer ſeyn, ſelbſt mit Beſchränkung auf bloße Andeutungen, zu zeigen, daß auch die neuere und neueſte Zeit den innigſten Zuſammenhang zwiſchen den Phaſen der politiſchen und der Kunſtentwicklung aufweiſen.

Wir erinnern zuerst an das Verhältniß der Hauptzweige der Kunst überhaupt zu einfacher Menschlichkeit, zu Gewerbe und Wissenschaft. Die bildende Kunst streift an die Stoffverarbeitung, indem sie dem Stoff, den sie veredeln will, Geist einzuhauchen bemüht ist. Zu allen Zeiten hat sie durch Verschönung der Gefäße und Gerätbschaften des menschlichen Lebens sich an die Erde und das sinnliche Bedürfniß geheftet, während sie auf der andern Seite im Dienste der Religion oder der Wissenschaft dem Himmel und dem Geiste sich anschloß.

So hat auch die Musik von jeher zum Tanze, wie zum Opfer gespielt; allein die Musik, die innerlichste als diejenige Kunst, deren Form der reinen gestaltlosen Empfindung am nächsten steht, hat sich an die Aeußerlichkeiten des Gewerbslebens nicht anknüpfen können. Denn die technische Vervollkommnung der Instrumente ist Nebensache neben dem ältesten und vollkommensten Erscheinungsmittel der Musik, der Stimme des Menschen. Obgleich sie mit dem Luxus, ja selbst der Luxurie insofern zusammenhängt, als sie die eigentliche Kunst des Genusses ist, so ist sie doch eine weit allgemeinere Kunst, als die bildende, schon deßwegen, weil der weitere Spielraum, den die Unbestimmtheit ihrer Form dem Gefühl und der Phantasie eines jeden freiläßt, sie der Masse der Menschen zugänglicher macht. Die übrigen Künste dagegen in ihrer bestimmteren Form verlangen, daß der Mensch die Idee in der gegebenen Gestalt zu erfassen verstehe. Bei der Musik denkt sich leicht ein Jeder, was ihm gerade das Herz bewegt, und je mehr die übrigen Künste diesen musikalischen, subjektiven Charakter annehmen, desto leichter finden sie allgemeine Anerkennung selbst bei denjenigen Menschen, die höher stehen als solche, welche die Kunsterzeugnisse bloß als Luxusgegenstände und Zeitvertreib oder als künstliche Naturnachahmung mit dem Maßstabe der Mode, der Unterhaltung oder der Naturtreue messen. Dies gilt von der lyrischen Poesie, wie von der lyrischen Malerei.

Allgemeiner zugänglich als die bildende Kunst und doch bestimmtere Eindrücke machend, als die Musik, ist die Poesie: zugleich ist sie weder an die Geräthe des irdischen Lebens, noch an die sinnliche Genußsucht gebunden, und indem das Medium der Erscheinung der Idee bei ihr die Sprache ist, indem sie eben damit an den Geist spricht, als dessen unmittelbare Aeußerung

die Sprache uns erſcheint, ſo ſteht ſie der Wiſſenſchaft näher als die beiden andern Künſte, von welcher die Muſik nur einen Theil ihrer Form entlehnt, ohne im Reſultate ihr etwas zurückgeben zu können. Von dieſen andern beiden Künſten iſt die bildende Kunſt inſofern in einem näheren Verhältniß zu der Wiſſenſchaft, als die Muſik, in wiefern ſie nicht nur durch eine beſtimmtere Form auch eine klarere Ausdrucksweiſe, ſondern auch, indem ſie ſelbſt einen klareren, bewußteren Inhalt hat. Allein die Poeſie, indem ſie Ideen in der Sprache gibt, iſt eine Schweſter, und nicht bloß Stiefſchweſter der Wiſſenſchaft.

Von den bildenden Künſten, um nun ins Einzelne zu gehen, ſteht die Architektur dem ökonomiſchen Kreiſe am nächſten. Indem ſie für die Wohnung des Menſchen ſorgt, hat ſie ihren Boden in den nothwendigſten Bedürfniſſen, und je nachdem der Geiſt eines Volkes nicht nur, ſondern auch deſſen klimatiſche Verhältniſſe verſchieden ſind, iſt die Architektur von verſchiedener Bedeutung für den Staat. Das Alterthum, im Süden ſeinen Sitz habend, und ohne den Geiſt der Familie, der ins Haus bannt, lebte viel auf der Straße, ein öffentliches Leben; Tempel, Fora, überhaupt öffentliche Gebäude waren es, woran die Architektur ihren Gegenſtand fand; die Wohnhäuſer waren eng und unbequem. Als die germaniſche Welt die Familie zu ihren Ehren brachte, als ſie hauptſächlich in nördlichen Klimaten ſich ausbildete, kam das Wohnhaus auch zu einer weit größeren Bedeutung. Die Architektur als Kunſt bemächtigte ſich der bürgerlichen Bauart, und auch die öffentlichen Gebäude, die Rathhäuſer, ſchloſſen ſich dieſer Bauart der Wohnhäuſer an, während ſie bei den Alten eine ganz verſchiedene Architektur gehabt hatten. Neben jener bürgerlichen, wohnhäuslichen Richtung, die deßwegen auch die öffentlichen Gebäude ergriff, weil in der Geſellenſchaft, in der Genoſſenſchaft, in der Gemeinde immer wieder der familiäre Grund des germaniſchen Weſens nachwirkte, nahm aber die Architektur im Mittelalter noch eine andere Hauptrichtung. Die chriſtliche Kirche, als herrſchende Macht, ſchuf ſich eine neue und eigene Baukunſt; ſie überwand die gedrückte byzantiniſche Baſilikenform, die aus der alten Tempelform hervorging, und erhob ſich zu der bezeichnenden Höhe des gothiſchen Baues.

Mit dem Beginn der neueren Zeit, als das Alterthum wieder aus dem Schutt gegraben wurde, den die früheren Jahrhunderte

des Mittelalters darauf gehäuft, die späteren ur- und fruchtbar gemacht hatten, kehrte man auch in der Architektur, besonders in Italien, zur Antike zurück. Die klimatischen Verhältnisse und der romanische Geist standen dort ohnehin der Antike näher, die nie ganz verlassen worden war. Im 16ten Jahrhundert entstanden mit Benützung der alten Formen herrliche Gebäude. Allein mit diesem Jahrhundert, das neben dem 15ten eines der schönsten in der Geschichte ist, durch den üppigen Reichthum neu vorbrechender und mit jugendlicher Kraft verwirklichter Ideen in Wissenschaft, Kunst, Staat und Leben überhaupt, schien der Sinn, welchen der edle, wiedergefundene Wein des Alterthums erregt hatte, verraucht.

Das 17te Jahrhundert verließ die Reinheit der überlieferten Formen und gefiel sich in vielfach unschöner und dem Wesen der Baukunst widersprechender Verschnörkelung. Allein diese Wendung, so sehr sie beklagt und verdammt worden, war nichts destoweniger nur ein Uebergang zum Besseren. In der Freude über die neu entdeckte Herrlichkeit des Antiken hatte in der Architektur (wie in andern Gebieten des Lebens und der Kunst) das 16te Jahrhundert zu heftig gegen das christliche Mittelalter reagirt. Das konnte nicht dauern, die antike Einfachheit war der neuen Zeit nicht mehr angemessen und lag zu fern. — Die reiche Mannigfaltigkeit der gothischen Architektur dagegen lag zu nahe, gehörte der Zeit an, aus welcher herausgeführt zu seyn man sich viel einbildete. Den rechten Mittelweg findet man nicht sogleich. Nicht minder als in der Form der Architektur zeigte sich die Richtung der Zeit nun auch in der Wahl der Zwecke. Mit dem 17ten Jahrhundert brachen mächtig die modernen politischen Interessen durch die mittelalterliche kirchliche Form. Der dreißigjährige Krieg, der Form nach ein Religionskrieg, dem Wesen und Ergebniß nach durchaus politisch, ist der volle Ausdruck dieser Wendung. Der politische Absolutismus entwickelte sich, und ihm gemäß heftete sich nun an Schlösser und Paläste der Typus der neuen öffentlichen Baukunst. Langsamer folgte die bürgerliche Baukunst nach, der eigenthümlichen Zuversicht gemäß, welche das Privatleben vor den Schwankungen des öffentlichen Lebens bewahrt. — Mit der französischen Revolution brach dann zum zweitenmal die Ueberschätzung des Alterthums in die Zeit ein, und die Architektur folgte dem Strome um so eher, als sie wirklich Ursache hatte, einzulenken. Allein weit

mehr noch als im jugendlichen 16ten Jahrhundert ließ man im alten, abſtrahirenden 18ten die Rückſicht auf Klima und Uebereinſtimmung mit dem modernen Leben, Zweckmäßigkeit überhaupt bei Seite. So entſtand jene griechiſch-römiſche Architektur der Franzoſen, die noch ſpuckt, und im Norden durch Hanſens Bauwerke repräſentirt wird.

Unſer 19tes Jahrhundert, in ſeinem Streben nach konkreterer Geſtaltung, hat auch in der Baukunſt ſich durch die Abſtraktion der Revolutionszeit von allem Inhalt und beſonderen Zweck loszumachen geſucht. Von Tag zu Tage gewinnt die Ueberzeugung unter den Architekten mehr Oberhand, daß die Façade der Ausdruck der innern Gliederung des Gebäudes ſeye, und eben weil dieſe durch den Zweck deſſelben bedingt wird, ohne Inſchrift die Beſtimmung des Baues andeuten müſſe. Inſofern aber dieſes Prinzip in der Anwendung die Verſchiedenheit des Styls nicht ſowohl ausſchließt, als modificirt, hat ſich das Schwanken zwiſchen byzantiniſchem, gothiſchem, antikem Styl noch nicht verloren: es iſt theils ein gewiſſer angelernter Formalismus, der die Geiſter noch bannt, theils wohl auch die Seltenheit des Zuſammentreffens eines praktiſchen Scharfsblicks mit einem hohen Schönheitsſinn, was die Architektur weniger als andere bildende Künſte zu einer Abrechnung mit der alten Zeit kommen, und eine dem Leben der Gegenwart und der außer der Zeit ſtehenden allgemeinen Bedingung des künſtleriſchen Schönen gleich entſprechende Geſtalt gewinnen läßt. Denn das iſt, glauben wir, nicht die Urſache der Haltloſigkeit unſerer Baukunſt, daß die Gegenwart kein öffentliches und kein religiöſes Leben habe. Wenn ihr keine Theater und Kirchen mehr zu bauen habt, und auch dazu fehlt es nicht an Gelegenheit, ſo baut Börſen, Fabrikgebäude, Kaufhallen und Aehnliches. Es fehlt einer Zeit, die ſo das materielle Intereſſe hochhält, und es mit ſo großem Maßſtab mißt, am wenigſten an Stoff für die Baukunſt; denn die Materie will einen Raum haben, in welchem ſie bearbeitet, geſammelt, gelagert, vertauſcht werde, und wo dies ins Große getrieben wird, ſo fehlen auch die Dimenſionen nicht, deren die höhere Architektur nicht entbehren kann.

An die Architektur ſchließt ſich die Skulptur an, wie jene aus dem vollen arbeitend, wie jene der Wohnung des Menſchen,

so diese, zum Theil wenigstens, den Geräthschaften zum Gebrauche des Lebens eine edlere Form gebend. In der Skulptur aber zeigt sich der Geist der Zeit, der Charakter unserer Gegenwart entschiedener als in der Architektur, der es, da sie gar zu sehr von der Nützlichkeit abhängt, schwerer werden muß, einen selbstständigen Charakter zu gewinnen. Die Architektur hat zum wesentlichen Zweck, Gebäude zum Gebrauche für irgend welche menschliche Thätigkeiten zu errichten (Privathäuser, öffentliche Gebäude, Kirchen); bloße Schaubauten, Triumphbögen u. dgl. sind Ausnahmen, und vielmehr als Verschmelzung der Skulptur und Architektur (mit gleichem Antheil beider) anzusehen, denn als Produkte der Baukunst. Die Skulptur dagegen hat zum Hauptzweck, das Schöne in der vollen greifbaren Form darzustellen; die, wenn auch noch so häufige Anwendung auf Geräthschaften ist bei ihr nur abgeleitet. Die Skulptur ist daher ungebundener in der Annahme eines bestimmten Charakters auch in einem sehr materiellen Zeitalter, und gerade in dieser Beziehung fassen wir sie ins Auge. Da ist nicht zu sprechen von all jenen unzähligen Nachbildungen der Antike, welche nur einen formell künstlerischen Genuß uns Modernen gewähren, daher für das Volk, für das gesellschaftliche Leben im Großen ohne Bedeutung sind, und wiederum von diesem nicht anders influencirt werden, als insofern der Geschmack und die Mode gesellige Erscheinungen sind. Charakteristisch ist vielmehr, daß jenes Gebiet der alten Welt nicht mehr als die einzige Bühne für die Bildhauerei angesehen wird. Wie bei der Architektur zwei Hauptrichtungen der Kunst im Leben sich unterscheiden, eine dem öffentlichen Leben, den allgemeinen Interessen der Zeit zugewandt, eine andere dem Privatleben angehörig, weil der Mensch überall und zu allen Zeiten zugleich für *sich* und für das *Menschengeschlecht* lebt, — so zeigt auch die Skulptur beide Richtungen auf.

Die Monumentistik ist derjenige Zweck der Plastik, der sie wieder dem öffentlichen Leben zurückzuführen die offenbare Bestimmung hat. Wenn das griechische Alterthum in der Freude über das gefundene Bewußtseyn der freien Individualität des Menschen alle Ideen des Geistes und alle Kräfte der Natur symbolisch in *Menschengestalt*, als Götter und Halbgötter, auf seine Marktplätze, in die Hallen und Gärten setzte, — wenn das

Mittelalter Chriſtus am Kreuze und die Scenen aus der Geſchichte Chriſti, die Heiligen und Apoſtel in den Kirchen und Klöſtern, an Landſtraßen und Paſſionsſtationen plaſtiſch darſtellte, ſo daß vor dieſen religiöſen Sculpturen die übrigen verſchwinden, ſo iſt es der neueren Zeit ganz angemeſſen, daß hiſtoriſche Perſonen der profanen Geſchichte als hauptſächliches Object der Sculptur erſcheinen. Das iſt der ganzen neueren Zeit gemeinſam. Allein eine dreifache Eigenthümlichkeit zeichnet dennoch die neueſte Zeit, unſere Gegenwart, von den vergangenen Jahrhunderten der neueren Zeit aus: eine den Gegenſtand, eine die Form, eine die Art der Errichtung betreffend. Früher ſind es meiſt nur Könige oder vornehme Kriegshelden im Dienſte der Könige, denen öffentliche Denkmale geſetzt wurden — jetzt werden Männer des Volks durch Monumente geehrt, vom Civilſtande: Juſtus Möſer, Armand Carrel, Winter, Watts, Coquerill. Und nicht minder als das politiſche und gewerbliche Verdienſt wird das kulturhiſtoriſche geehrt. Göthe, Schiller, Leſſing, Albrecht Dürer, Luther, Guttenberg nehmen Platz auf den Märkten der Städte. — Es iſt der demokratiſche Geiſt des 19ten Jahrhunderts, der hieran den ſichtbarſten Antheil hat; es iſt weiter die unſerer Zeit ſo ſehr zum Ruhme gereichende Schätzung der bürgerlichen Thätigkeit gegenüber von der Laune verfloſſener Jahrhunderte, welche, wenn ſie auch dieſe Thätigkeit nicht entbehren konnten, dennoch gewohnt waren, die Ehre und öffentliche Auszeichnung als Privilegien des Militärſtandes anzuſehen, — eine Reminiscenz der mittelalterlichen Identität des Ritter- und Kriegerſtandes, — welche auch bei dem Syſtem der ſtehenden Heere die Offiziersſtellen ausſchließlich dem Adel freihielt. Es iſt ferner darin nicht zu verkennen die allgemeinere Verbreitung des Verſtändniſſes der höchſten Wichtigkeit geiſtiger Bildung — die Anerkennung der Rechte des Dichters, neben dem König zu gehen. — Aufs Engſte hiemit zuſammen hängt die Art der Errichtung der Denkmale durch Subſcriptionen, Vereine. An die Stelle des Anſtoßes und der Beſtreitung der Koſten von den Höfen iſt auch hierin die Vielheit des Volkes getreten. — Was endlich noch die Form betrifft, ſo iſt das Verhältniß der neuen hiſtoriſchen Statuen zur antiken Bekleidung zu berückſichtigen. Weil die Sculptur ihre größten Werke dem Alterthum verdankte, ſo glaubte man im

Alterthum den einzigen Typus derselben zu finden; weil es aber keiner Zeit vergönnt ist, eine ältere, ihr fremde zu copiren, und am wenigsten solchen Zeiten, welchen die ächte allseitige Durchbildung fehlt, so zeigte sich hier ein ähnliches Phänomen, wie in der Architektur. Man fühlte die Unangemessenheit der reinen Antike für die moderne Zeit. Statt aber aus dem germanischen Geiste, aus der nationellen Richtung die neue Kunst auszubilden, glaubte man die höhere Stufe durch willkührliche Gespreiztheit mit Beibehaltung der antiken Grundlage zu erreichen. So kam die sogenannte Berninische Schule schon seit dem 16ten Jahrhundert auf, und hat im Wesentlichen bis zur Mitte des vorigen gedauert. So sehr sie zu tadeln ist, so ist doch das festzuhalten (was in der Regel nicht genug geschieht), wie ihr ein richtiges Gefühl zu Grunde lag, daß auch das Schöne und die Kunst kein Absolutes sey, sondern den Charakter im Wechsel der Zeit und Geschichte verändern müsse. Man sah ein, daß die ruhige, einsichtsvolle Klarheit der griechischen Sculptur die symbolische Variation der reinen Menschengestalt, das Bedürfniß der gespaltenen germanischen Welt mit ihren tausend Interessen nicht erfüllen, dem praktischen Geiste derselben nicht mehr genügen könne. Nur vergriff man sich in der Ausführung. Das Unwesentliche der Antike, die nackten Arme und Beine nahm man für das Wesen, und vom Modernen gab man, statt der speciellen Bedeutung, statt historischer Anhaltspunkte, nur die Affektation hinzu. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts trat hiegegen, wie in allen anderen Beziehungen des Lebens, revolutionär auf. Winckelmann, der ein Kunstgenie war, wie irgend eines, wenn er gleich weder Pinsel, noch Meisel, noch Richtmaß und Senkblei handhabte, führte zur Antike zurück. Canova, Thorwaldsen, Dannecker traten in dieser Richtung auf. Die französische Revolution, um die Bürgertugend zu ehren, fand die Plastik hiezu besonders geeignet, und ihrer antikisirenden Richtung gemäß wurden nun die Helden der Neuzeit so viel möglich antik gemodelt. Selbst Napoleon ward von Canova, der diese Richtung immer beibehalten, nackt dargestellt.

Neben jener Hinneigung zur Antike war übrigens in Europa die Anschließung an die mittelalterliche Sculptur nicht verloren gegangen. Diese hatte im entgegengesetzten Extrem alle Darstellung aller Zeiten je in das Gewand der Gegenwart gehüllt. Man

behielt nur da und dort die Koſtüme, dann die Rüſtungen des Mittelalters für die Sculptur bei, und das gab einen Uebergang, auch die eigenen Trachten der Gegenwart für dieſelbe zu benützen; übrigens geſchah es dann wieder ohne gehöriges Ausſcheiden des Unſchönen. Wir erinnern an die Statuen auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin. Dieſe Richtung mußte nun aber im 19ten Jahrhundert, nachdem die Antike den Geſchmack geläutert, und zugleich die Zurückbeziehung auf Nationellhergebrachtes und germaniſche Grundlage gegen die Abſtraktionen der Revolution überall reaktionär ſich äußerte, die eigentliche Richtung der öffentlichen Sculptur der Zeit werden, und ſo iſt es denn auch geworden. Napoleon ſteht auf dem Platz Vendome mit Hütchen und Ueberrock; — die drei Helden Bülow, Scharnhorſt und Blücher in ihren preußiſchen Uniformen vor der Hauptwache zu Berlin, — Schiller mit dem Hemdjabot geben keinen Anſtoß mehr, und Thorwaldſen ſelbſt, der große Meiſter, iſt in dieſe neue Richtung hineingeriſſen worden, ein gutes Zeugniß für dieſelbe von Seiten der Kunſt. — Dieſe Art der Darſtellung der Perſon, im gewohnten Kleide der Zeit des Individuums, iſt in noch viel höherem Grade jenem zweiten Zweige der Sculptur eigen, der als ein neuer, der Richtung unſerer Zeit aufs Engſte ſich anſchließender zu bezeichnen iſt. Früher ſah man in den Privathäuſern faſt nur Bruſtbilder berühmter Männer aus Gyps oder Marmor. Jetzt findet man häufig ihre ganzen Bildniſſe im Kleinen. Ich meine nicht Nachbildungen lebensgroßer Statuen, ſondern jene durch Rauchs kleine Götheſtatue hervorgerufenen ſchuhhohen Figuren, ihre Beſtimmung fürs Haus dadurch kundgebend, daß ſie die dargeſtellte Perſon ebenfalls, wie ſie im Hauſe ſich darſtellt, auffaſſen und wiedergeben: Drake's Standbild von Rauch, Alexander und Wilhelm von Humboldt, von Schinkel und ähnliche. Dieſe Richtung der Sculptur beruht auf dem nämlichen democratiſchen Elemente, auf der geſteigerten Bildung und Bedeutſamkeit des Mittelſtandes, welche auch nach Außen hin auf die Wahl des Gegenſtandes der größeren Monumente und die Art ihrer Errichtung einwirken ließ; nach innen äußert ſie ſich, in Verbindung mit der ebenfalls wieder geſtiegenen Anerkennung der Häuslichkeit, in der vielfachen Verbreitung jener häuslichen kleinen Monumente. Es ſind nicht mehr bloß Schlöſſer und Palläſte, welche als

Luxusgegenstände Werke der Plastik enthalten, andererseits sind es nicht blos Nachbildungen größerer, für das Haus der Bürger nicht bestimmter Werke, welche in dieses Einlaß finden; sondern das bürgerliche Haus selbst wird gewürdigt, den Maßstab für die Darstellungen der Kunst zu geben. Weniger ist der Charakter der Zeit bemerklich in der Anwendung der Plastik auf Geräthe, erstens wegen der größern Gebundenheit durch den Gegenstand, sodann namentlich weil die Form der Luxusgeräthe so sehr der subjectiven Laune der Mode unterworfen ist. Doch muß man im Allgemeinen in der Rückkehr des laufenden Jahrzehends zu Schnörkeln, zu dem Styl der Renaissance, dem Rococo, die Reaktion gegen die antikisirenden Formen und geraden Linien, welche die Revolution aufgebracht, anerkennen, wie sehr man auch der Mode gerade dieser besondern Geschmacklosigkeit entgegen seyn mag.

Noch viel mehr springt die Verallgemeinerung des Kunstgenusses bei den zeichnenden Künsten in die Augen, die theils ihres leichtern Verständnisses, theils ihrer größeren Wohlfeilheit wegen, sich weit mehr für eine Verbreitung unter das Volk eignen. Die Malerei bewegt sich nothwendig auch in zwei Richtungen. Auf ein Allgemeines, sey es um das öffentliche Leben oder die allgemeinen Interessen der Menschheit oder eines ganzen Volkes, Religion oder Schönheit im Allgemeinen beziehen sich die Historienmalerei (religiöse und profane) und die sogenannte historische Landschaft (Poussin); auf das Besondere des einzelnen Volkes und Landes, auf dessen Gegenwärtiges in Leben und Natur, endlich auf das Einzelnste der Persönlichkeit selbst: das Genre, die reine Landschaft und das Portrait. Die Historienmalerei (von der historischen Landschaft können wir schweigen), zunächst bei dem Beginn ihrer Blüthe zur Zeit des Ueberganges aus dem Mittelalter in die Neuzeit, ward von dem Princip des ersteren, der Kirche, noch festgehalten, und da die Religion nicht untergeht, sondern nur die kirchliche Ansicht zum Theil wechselte, so blieb auch die religiöse Historienmalerei bis auf den heutigen Tag ein bedeutender Zweig; ja sie hat mit der größern Christlichkeit des 19ten Jahrhunderts zugleich wieder einen höhern Schwung genommen; aber die Gattung der Zeit ist sie nicht. Die Reformation schon trat ihr durch die Ausscheidung der Kunst als eines Sinnlichen aus der Kirche besonders schroff im Calvinismus entgegen. Darauf irrte seit dem

17ten Jahrhundert die hiſtoriſche Malerei, wie faſt alle übrige Kunſt, im Trüben: mythologiſche Darſtellungen ohne Beziehung auf die Zeit, und hiſtoriſche, für Zeit und Volk intereſſante Gemälde ohne künſtleriſchen Werth ſtehen neben einander. Innere Leerheit wird verdeckt durch äußerliche Mittel, namentlich der Inhalt durch Umfang und Zahl der Figuren erſetzt. Schon mit Paul Veroneſe, mehr noch mit Tintoretto beginnend, hat im Dienſte der Pracht des abſoluten Hofes dieſe Art von Malerei, die kunſtloſe Bekleckſung ungeheurer Flächen, Wände und Plafonds in den Schlöſſern Ludwigs XIV. und ſeiner Nachahmer auf dem ganzen Continent graſſirt. Das wunderbare Vorbild, das man in Raphael auch bereits für die profane hiſtoriſche Malerei gehabt, die Verſchmelzung des Geiſtes der Antike mit concretem Inhalt der Zeit des Künſtlers, die in ihm und andern ſeiner großen Zeitgenoſſen ſichtbar iſt, war gänzlich vergeſſen. Der Styl der Malerei entſprach dem der Baukunſt und Plaſtik. Was am Ende des 18ten Jahrhunderts in ſtiller Wirkſamkeit zu Rom Karſtens, Eberhardt Wächter und Gleichgeſinnte erſtrebten, und zum Theil leiſteten, um die Kunſt aus ihrer Bedeutungsloſigkeit zu reißen, trug erſt ſo ſpät ſeine Früchte, daß dieſe Männer bis dahin faſt vergeſſen waren. Das iſt nun einmal das Loos des ſtillen Verdienſtes. Unterdeſſen kam mit der franzöſiſchen Revolution in Frankreich eine mehr glänzende (David's) Schule auf; ſie antikiſirte. An der Stelle der matten Süßlichkeit und markloſen Abgelebtheit der ältern Malerei trat eine kräftige Tendenz auf; allein dieſe Schule war ächt franzöſiſch revolutionär in Stoff wie Form. Die Gegenſtände waren römiſch, aus der Geſchichte der Republik, die Form pretentiös, mit theatraliſchem Uebermaß. Erſt den Deutſchen und der ruhiger gewordenen Zeit, dem Frieden, war es vergönnt, hier die rechte gemäßigte Bahn wieder zu finden. Als Vertreter auf dieſem Wege iſt Cornelius zu nennen, bei den Franzoſen Ingres; als Repräſentantin der modernen Richtung hinſichtlich der hiſtoriſchen Malerei: die Münchner Schule. Wenn aber der Münchner Schule das Verdienſt einer tieferen Auffaſſung des hiſtoriſchen Princips in der Malerei zukommt, ſo wird man den Neu-Franzoſen zugeſtehen müſſen, daß ſie mehr die Anwendung auf das Modernhiſtoriſche als Gegenſtand der Malerei zu machen verſtanden haben, während die

Münchner Schule in kirchlichen und mittelalterlichen Sujets sich noch mit allzugroßer Vorliebe zu bewegen scheint. Dieses Resultat wird Niemanden Wunder nehmen, der die Richtung des politischen und innern Lebens in Frankreich und Deutschland, namentlich Baiern, vergleicht.

Die andere Richtung der Malerei, die Malerei im Kleinen und für Kleine, die Auffassung des gewöhnlichen Lebens für das gewöhnliche Leben, nahm einen etwas andern Gang der Entwicklung. Als die Reformation die Malerei aus der Kirche vertrieb, rettete sie sich in den Niederlanden, wo die Wiege der alten Malerei war, insbesondere in dem protestantischen Holland, auf die Märkte hinaus, in das Leben des Bürgers und Bauers, und mit besonderer Vorliebe in die Wirths- und Schenkstuben. In diesen ward sie bald so heimisch, daß sie zum Theil wie Falstaff von sich sagen könnte: ich will ein Bauerpferd seyn, wenn ich noch weiß, wie das Innere einer Kirche aussieht. Lebendigkeit, Naturtreue, Verständniß des Volkslebens und der vaterländischen Scenerie, technische Vollendung zeichneten diese Schule aus, und thun es heute noch. Niemand malt gegenwärtig Meer und Vieh schöner als die beiden Schoteel und andere holländische Maler. Allein diese fast rein prosaische Richtung, welcher durch die ganze neuere Zeit herunter eben deßwegen schon ein reichlicher Anklang nicht fehlen konnte (ganz abgesehen von den obenerwähnten Vorzügen), genügte der auf die Italiener der blühenden Zeiten in diesem Jahrhunderte wieder zurückblickenden Kunst so wenig mehr, als dem Publikum, das in seiner eigenen bewegten Zeit, in seinem eigenen Leben Stoff genug für die Darstellung im Kleinen zu finden glaubte; und nicht minder machte schon der durch die allgemeine Theilnahme vergrößerte Kreis der Bilderlustigen eine Ausdehnung des Kreises der Darstellungen für die Malerei, die ihren Platz an den Wänden bürgerlicher Häuser suchte, nothwendig. Die Staffelei-Malerei ward mehr vorherrschend, je mehr nicht bloß die großen, sondern auch die kleineren Bemittelten Gemälde kauften, seitdem nicht mehr bloß Kirchen und Palläste auszumalen, sondern auch bürgerliche Wohnzimmer mit Bildern zu zieren waren. Auf der Staffelei schwand der historische Stoff ins Kleine, und die Dimensionen sind keineswegs gleichgültig für den Styl. Ich erinnere mich, von einem unserer größten Dichter

einmal in dieſer Hinſicht die Aeußerung vernommen zu haben: daß ihm ſcheine, als gehören zu einem hiſtoriſchen Bilde weſentlich ſolche Dimenſionen, daß man es erſt allmählig, ſeine einzelnen Theile nacheinander aufzufaſſen vermöge, daß es alſo auch eine gewiſſe hiſtoriſche Auffaſſung verlange. Auch die kirchliche Hoheit der religiöſen Darſtellung mußte ſich immer mehr der Empfindung der Andacht bequemen. Aus dem Gebiete des eigentlich gewöhnlichen Lebens aber, höherer und niederer Volksklaſſen, ward auch die ernſtere Seite und der Inhalt für das Gefühl — nicht bloß, wie von den Holländern, das Heitere und die rein äußere Naturerſcheinung — beſonders gepflegt, wobei allein dem Humor ſein volles Recht bleiben kann. Uebrigens iſt in dieſer Richtung der Malerei für das gewöhnliche Haus, den mehr ſubjectiven Genuß der Menge, die ich hier unter Genre begreife (mag nun der Gegenſtand aus dem Leben, oder der Geſchichte, oder der Bibel ſeyn), ſchon eine Spaltung nach der Individualität der beiden Nationen, die in neueſter Zeit die Malerei überhaupt am meiſten pflegen, der deutſchen und franzöſiſchen ausgebrochen. Als Hauptſitz der deutſchen Genremalerei in dem angegebenen Sinne iſt Düſſeldorf anzuſehen. Bei der Düſſeldorfer Schule iſt Alles vorherrſchend ſubjectiv, die Auffaſſung der Geſchichte, die Religion des Lebens iſt lyriſch. Nicht im Augenblicke des Handelns des Menſchen liebt ſie die Begebenheiten zu faſſen, ſondern am liebſten wählt ſie einen Moment, da der Hauptkampf, die entſcheidende Thätigkeit ſchon vorüber iſt, um in der Gruppirung, den Geſichtszügen und Stellungen die Stimmung ſprechen zu laſſen, welche das Ereigniß in den Handelnden hervorgerufen. Dieſer Art ſind mehrere der berühmteſten Bilder jener Schule: Bendemanns trauernde Juden, ſein Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, Leſſings Huſſiten und andere. Ferner zeigt ſich die lyriſche Richtung in dem beliebten Anſchluſſe an lyriſche Dichter, namentlich Uhland, deſſen Lieder ſie malen. Dagegen nun ſagen die Franzoſen und die übrigen Gegner der Düſſeldorfer: die Geſchichte iſt epiſch, objectiv, und daher muß auch die hiſtoriſche Malerei epiſch ſeyn, Handlungen, nicht Stimmungen darſtellen wollen; ſie muß ein beſtimmtes, für ſich beſtehendes Bild geben, keine unbeſtimmte lyriſche Erinnerungen an einſt geleſene und empfundene Lieder hervorrufen wollen. Auch

Leopold Roberts Bilder gehören den Dimensionen nach dem Privathause, dem Genre an; aber dennoch ist ein historischer Geist, eine objective Macht, eine für sich bestehende Wahrheit in seinen Schnittern in den pontinischen Sümpfen, seinen venetianischen Fischern. Das religiöse Element ist, wie sich denken läßt, in dieser Kleinmalerei bei den Franzosen noch mehr verbannt, als bei der eigentlich historischen Gattung; in den Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben sind sie frischer, lebensvoller. Dagegen trifft das französische Genre (wie dem Düsseldorfer eine zu sentimentale Tendenz vorgeworfen werden kann) seinerseits der Vorwurf, theils einer liederlichen Leichtfertigkeit, theils eines Ausschweifens ins Effekthaschende und Verzerrte. Die deutsche Innerlichkeit und gegenüber das französische Wesen haben sich, obgleich zusammentreffend in der modernen Hauptrichtung, auch hier nicht verläugnet. Vorzüglich sind es die Kunstvereine, welche in Deutschland diese Bemessung der künstlerischen Leistung nach dem Hausgebrauche und dem Bedürfnisse des gewöhnlichen Privatlebens unterstützen; denn da die angekauften Bilder verloost werden, so muß man bei dem Ankauf auf das Ansprechende des Gegenstandes und die passende Kleinheit Rücksicht nehmen. Auf solche Weise rücken also Kunstvereine noch in anderer Hinsicht, als in so fern sie durch die Mittel der Privatleute zu Stande gebracht werden, dem bürgerlichen Leben näher. So sehr es übrigens zu wünschen ist, daß die Kunst auch in dem Hause des Bürgers eine Stätte finde, und ihre veredelnde Wirkung überall hinausstrahle, so sehr ist anderseits zu bedauern, daß gerade dadurch, daß die Kunst wie eine andere Waare sich nach der Art des Begehrs zu richten genöthigt wird, die Kunst selbst in ihrem Inhalt und ihren Leistungen nach halbem Aufschwunge wieder sich senken zu müssen scheint; denn wenn irgendwo, so ist in der Kunst das Allgemeine nur das ganz Gemeine: zu dem letzteren muß man von künstlerischem Gesichtspunkte aus namentlich auch das vielverbreitete Albumwesen zählen.

Die mechanischen Mittel der Vervielfältigung zu Benützung der zeichnenden Künste sind in der Regel nicht selbstständig. Den Gegenstand und dessen Charakter empfangen sie von der Malerei, Sculptur oder Architektur. Bei ihnen liegt das für die Zeit Charakteristische in der Wahl der Mittel. Als Mittel zu ausgedehntester

Verbreitung traten in den letzten zwanzig Jahren, ſeit überhaupt die Kunſtgenüſſe ſo allgemein erſtrebt werden, der Steindruck, in den letzten zehn der Stahlſtich an die Stelle des Kupferſtichs; erſterer durch ſeine Wohlfeilheit beſonders dazu geeignet, letzterer die große Koſtbarkeit des Stichs durch die ungeheure Anzahl der Abdrücke, die er zu geben geſtattet, mehr als kompenſirend. Der Steindruck hat insbeſondere der Wiſſenſchaft viel genützt, und weſentlich zur Verbreitung eines größern Sinnes für Kunſt beigetragen. Doch hat der mehr ariſtokratiſche Kupferdruck immer noch ſeine zahlreichen Freunde, die ihm eigenthümliche Vorzüge zuſchreiben; und in der neueſten Zeit hat eine mit Unrecht vergeſſene Art des Kupferſtechens, die Radirung, wieder den Geſchmack des Publikums gewonnen.

Bei der Muſik kann von einer Abhängigkeit von politiſcher Zeitrichtung nicht in dem Grade die Rede ſeyn, wie bei den übrigen Künſten, weil ſie mehr das allgemein Menſchliche im Menſchen in Anſpruch nimmt, als dieſe, die durch ihren Gegenſtand auf eine beſtimmte Zeit hinzudeuten pflegen. So hat denn die Entwicklung der Muſik auch nicht gleichen Schritt gehalten mit der Entwicklung anderer Kunſtzweige. Graun, Händel, Haſſe, Sebaſtian Bach, Lotti und Andere fallen in die Zeit des gänzlichen Zerfalls oder der manirirten Geſchraubtheit der bildenden und redenden Künſte. Uebrigens iſt auch des Menſchen Herz nicht frei von den Einwirkungen der Zeit, und ſo ſind denn hauptſächlich drei Phänomene der Zeit hinſichtlich der Muſik zu erwähnen. Mit der ſteigenden Aufklärung iſt der kirchliche Sinn mehr und mehr gegen die neueſte Zeit hin verſchwunden; ſchon Mozarts (ſo groß er iſt) heilige Muſik iſt unheilig genug, in neueſter Zeit iſt die Kraft, ächte Kirchenmuſik zu ſchaffen, faſt gänzlich erloſchen. Dagegen hat ſich in der Opern- und Konzertmuſik eine Weiſe theis der frivolen Leichtigkeit für das Ohr, theils der geſteigerten Verkünſtelung der Technik für den Verſtand, theils endlich der Häufung von effekterregenden Mitteln für das abgeſtumpfte Gefühl gebildet, welche mit einer demokratiſcheren Richtung der Muſik zuſammenhängt. Was an Alle, Gebildete und Ungebildete, ſich zu wenden hat, was dem Künſtler Ruhm nicht nur, ſondern auch Geld (denn danach ſtrebt der moderne Künſtler) bringen ſoll, muß aller Welt zugänglich ſeyn, muß die große Maſſe derer, die in

der Musik bloß einen Ohrenkitzel suchen, angenehm berühren, muß die gänzlich Unmusikalischen durch die Fingerhererei verblüffen, und die schlaffen Nerven blasirter Herren und Damen durch Pauken und Trompeten momentan wieder anspannen. Dabei jedoch geht die Kunst zu Grunde. Wie die Musik aber auf der einen Seite ihren Inhalt durch die Verallgemeinerung zu verlieren droht, so hat sich von der andern Seite ein Uebel eingeschlichen, das durch eben diese Verallgemeinerung die Form der Kunst, trotz aller Schätzung des Inhalts, zu untergraben droht. Mit dem Wiedererwachen der Nationalität in dem zweiten Jahrzehend des Jahrhunderts ist die Freude an Volksliedern überall, namentlich in Deutschland lebhafter geworden; man erkannte darin den oft tiefen Sinn, man fühlte wieder die ganze Macht einer einfachen, aus dem Herzen gekommenen Melodie. Da war ein allgemeiner offener Kreis für alle Stände. Die geringe Fertigkeit, welche die Ausführung erforderte, ließ eine große Zahl überall zu diesen Kunstübungen zu. Der vierstimmige Satz ward auf diese und andere Lieder angewandt, um eine schöne Mannigfaltigkeit, die die Einfachheit doch nicht zerstöre, zu erlangen. Das war ein großer Schritt zu einer musikalischen Volksbildung; insofern aber die Werthschätzung des Volksgesangs zur Verliebtheit wurde, so daß man von aller höheren Musik nur mit Achselzucken sprach (wenn gleich oft wie der Fuchs von den Trauben, die er nicht erreichen konnte), hat die Verbreitung der Liedertafeln und Liederkränze in ähnlicher Weise herabstimmend auf die Ausbildung der Kunst der Musik gewirkt, wie der Kunstverein auf die Malerei. Denn zur Kunst gehört nicht nur der Inhalt, sondern auch die Vollendung der Form. Daß übrigens die Krisis in der Musik von beiden Seiten her, sowohl hinsichtlich der Ueberschätzung der Frivolität der Form und des Effektvollen, als hinsichtlich der zu geringen Werthhaltung der Form und Ueberschätzung des rein Lyrischen, ihrer Entscheidung sich nähert, dafür sind Anzeichen vorhanden. Unverkennbar ist seit zehen Jahren, neben dem steigenden Verdienst älterer Kunstwerke, der eigentliche Komponist des 19ten Jahrhunderts in immer höheres Ansehen gekommen, der mit Tiefe ohne Starrheit und mit Lieblichkeit ohne Mazerheit oder Frivolität eine humoristische Lebendigkeit und eine thätige Gluth verbindet, wie sie der vielfach erregte, ebensowenig sentimentale als frivole Geist

des 19ten Jahrhunderts verlangt. Ich meine Beethoven, der in Paris wie in Deutſchland den Kreis ſeiner Anhänger fortwährend erweitert.

Die Muſik geht in die Poeſie über in der Lyrik. Auch dieſe geht, wie jede Poeſie, aus einem nie verſiegenden allgemeinen menſchlichen Born hervor, und findet eben deßwegen zu allen Zeiten Anklang in vielen Gemüthern. Dennoch iſt die lyriſche Poeſie abhängiger von der allgemeinen Bildung und den ſocialen Tendenzen jeder Zeit, weil ihr Organ die Sprache iſt. Halten wir uns an die Lyrik der neueſten Zeit, ſo tritt uns eine auffallende Verſchiedenheit in der herrſchenden Lyrik der erſten Jahrzehnte des Jahrhunderts mit der darauf folgenden vor Augen. Deutſchland, England und Frankreich ſind dabei zu beachten, in der Reihefolge, wie ſie genannt worden. In Deutſchland faßte die neuere Lyrik, obgleich Göthe ſchon in ſeinen Jugendliedern ihren Ton rein und voll angeſchlagen, doch erſt mit dem Uebergange des achtzehnten in das neue Jahrhundert feſtere Wurzel, als Novalis, Tieck, die Gebrüder Schlegel ſie an die nationelle Grundlage der altgermaniſchen Lyrik, der mittelalterlichen Romantik anknüpften. Denn bedeutſam genug fällt in eben die Zeit, da in Frankreich die Oppoſition gegen die Reſte des Mittelalters im Staatsleben ſo heftig entbrannt war, und da die individuelle Vernunft, abgeſehen von allem Hiſtoriſchen, das Leben unter dem Namen der Freiheit tyranniſirte, — in eben dieſe Zeit des letzten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts fällt in Deutſchland und England die Anerkennung des poſitiven Gehaltes der mittelalterlichen germaniſchen Beſtrebungen in der Literatur. So begann damals Deutſchland und England das poſitive Heilmittel für die Uebertreibung der negativen Tendenzen Frankreichs (nämlich die Rückkehr auf den Boden der germaniſchen Nationalität) ſchon zu bereiten, als dieſe franzöſiſchen Tendenzen jene Länder noch nicht einmal praktiſch durchdrungen hatten. Frankreich ging ſeiner hiſtoriſchen Beſtimmung gemäß voran auf dem Wege der thätigen Zerſtörung überlebter Erſcheinungen im politiſchen Gebiete; Deutſchland ſeinem mehr beſchaulichen Weſen zu Folge, deſſen Wirkungskreis die Bücherwelt war, Deutſchland, mit ſeinem konſervativen Sinne, war bereits geſchäftig, der alle Eigenthümlichkeit wegſchwemmenden Fluth der revolutionären Ideen in Erweckung eines hiſtoriſch-

nationalen Sinnes von innen heraus einen Damm entgegen zu bauen. Anfänglich zwar mochte dieser in gar keiner Beziehung zu den praktischen Folgerungen der Revolutionstheorie zu stehen scheinen, denn über den erst werdenden Damm hinaus verbreitete der politische revolutionäre Strom seinen Wellenschlag auch nach Deutschland; allein allmählig wuchs auf der vaterländischen Erde der Damm so hoch, bis die Wellen der Revolution sich daran brachen. Ohne Bild gesprochen: obgleich Deutschland nicht frei bleiben konnte von der Einwirkung des wahrhaften welthistorischen Fortschritts, der in den politischen Tendenzen der französischen Revolution lag, so war es doch in seinem Wesen begründet, daß sich ein geheimer Widerstand gegen deren korrosives Umsichgreifen gerade in ihm ausbildete, und das geschah mittelbar durch die Rückkehr zu dem heimathlichen Boden der Bildung, den man im 17ten und 18ten Jahrhundert um der glänzenden Leerheit der französisch-klassischen Kultur willen verlassen hatte. England war hierin zwar nicht in der nämlichen Lage, wie Deutschland, aber doch in einer ähnlichen. Auch dort hatten in der Literatur Pope und andere, welche dem französischen Geschmack in der Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. huldigten, das Verständniß der einheimischen Volkspoesie zurückgedrängt, die Aufklärerei (ursprünglich in England entsprungen, und von Voltaire nach Frankreich übertragen) war auch dort in der Theorie in Saft und Blut gedrungen; griff sie weiter um sich, wurde sie praktisch, so war für England davon weit mehr zu fürchten als für Deutschland, denn England hatte in seinem Gewerbs- und Handelswesen ein Element der Beweglichkeit, der Hinneigung zur republikanischen Uebersteigerung des Werthes der individuellen Freiheit, was Deutschland abging. Es ist das Gefühl dieser Gefahr, welches gegenwärtig in England so viele hochverständige Männer den Fortschritten der Radikalen sich opponiren und in der Reform, wenn sie zu hastig durchgeführt werden wollte, den Keim des Unglücks für das brittische Reich erkennen läßt, und es ist nicht zu verwundern, wenn bei größerer politischer Gefahr der Verflachung dort auch, trotz des weit weniger als in Deutschland verlorenen praktischen Nationalgefühles, sich dieses Gefühl auch wieder in der Literatur festzusetzen, und hiemit sich mehr und mehr zu stärken suchte. Es war die Schule der Lakisten (Seeschule wegen der

Beſingung der Seen von Weſtmoreland, Lake-school) Wordsworth an der Spitze (Coleridge, Southey), welche in den neunziger Jahren dieſen Ton in England anſchlugen, zu gleicher Zeit mit den obengenannten deutſch-nationalen Romantikern, beide unabhängig von einander, aber doch im tiefſten Grunde veranlaßt durch den gleichen Trieb der germaniſchen Nationalität, ſich geltend zu machen gegenüber von der franzöſiſchen Richtung der letzten Jahrhunderte. Beide hatten wohl nur die Literatur mit Bewußtſeyn im Auge, aber die Geſchichte bediente ſich des Strebens derſelben (wie das ihre Art iſt), um der neufranzöſiſchen politiſchen Richtung dadurch gegenüber zu treten. Die einzelnen Menſchen knüpfen rückblickend an die Vergangenheit an, indem ſie handeln; Gott aber, indem er die Herzen der Menſchen lenkt, hat die Zukunft als Ziel dabei vor ſich. Daß ſich nun jene germaniſch-nationale Oppoſition, die ſcheinbar nur gegen Ludwig XIV. und ſeine Kultur, in Wirklichkeit aber zugleich gegen die Revolution und ihre Politik gerichtet war, zunächſt in der Lyrik ausſprach, wird Niemanden ſeltſam vorkommen, der ſich vergegenwärtigt, wie die lyriſche Poeſie aller Orten der unmittelbarſte Ausdruck der Nationalität iſt, wofür die Volkslieder aller Nationen Zeugniß ablegen. So finden wir alſo in der Lyrik die erſte Erſcheinung des wiedererwachenden germaniſchen Volksgeiſtes. Als ſpäter durch den Druck der napoleoniſchen Herrſchaft das erwachende Nationalgefühl des Volkes mächtig geſteigert wurde, hatte dies in dem poetiſchen, zum Dulden verdammten Deutſchland die beſondere Folge, daß jene hiſtoriſch-nationale Lyrik, als geheimnißvoller Ausdruck von Geſinnungen, die nicht laut werden durften, einen weitverzweigten Anklang fand: die Namen Brentano, Achim von Armin, Juſtinus Kerner, Uhland, Guſtav Schwab fallen in jene Zeit des Ueberganges des erſten in das zweite Jahrzehend — die Blüthezeit der Romantik. In Theodor Körner ſodann, in Rückert, Moriz Arndt, Max von Schenkendorf und Andern ſchloß ſie ſich in den Befreiungskämpfen Deutſchlands aufs Engſte an die politiſche Bewegung der Zeit an; in ihnen riß die Lyrik ſich los von der mittelalterlichen Grundlage, und fand ihr Feld in der Neuzeit ſelbſt, weil die Deutſchen wieder eine Nation geworden waren. Mit dem Frieden änderte ſich die Lage der Dinge. Die aufgeregte Nationalität hatte ihr

Werk gegen außen gethan; es mußte nun an ein Organisiren im Innern gehen, und das ist nicht das Feld der Begeisterung, sondern des Verstandes, nicht der Poesie, sondern der Politik. Die Lyrik zog sich von den öffentlichen allgemeinen Interessen der Nation wieder auf das Menschliche zurück. Allein innerhalb dieses Kreises entging sie nicht der Einwirkung der Zeit und wirkte wiederum auf diese. Der Kampf des alten und neuen politischen Prinzips, von welchem jedes sein gutes Recht des Antheils an der Lebensgestaltung des 19ten Jahrhunderts hatte, trat vom europäischen Kriegsschauplatze über in das innere Leben der einzelnen Staaten. Die Zwischenzeit des staatlichen Lebens that sich hier stärker, dort minder stark auf, und jetzt erst zeigte sich, was die Gräuel der Revolution und die langen Kriege in dem tiefsten Herzen der europäischen Menschheit zurückgelassen hatten, zunächst und am deutlichsten in dem leicht erregbaren, für jede Modifikation der Seelenstimmung empfänglichen Elemente der Lyrik. Die einfache Naivität, die man in der ersten Rückkehr zu der mittelalterlichen Form der Lyrik für die neue Poesie adoptirt hatte, genügte nicht mehr zum Ausdruck alles dessen, was das Herz, das vom Baume der Erkenntniß der neuesten Zeit gekostet hatte, in sich gähren fühlte. Es zeigte sich, daß auch die Poesie in der Reaktion gegen die Tendenzen des 17ten und 18ten Jahrhunderts zu weit gegangen war, wie das bei den bildenden Künsten ja auch der Fall gewesen. Die bildenden Künste hatten in ihrer gleichzeitigen Opposition zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu ausschließlich an das Alterthum appellirt, die Poesie zu ausschließlich an die Naivität des Mittelalters sich gehalten, d. h. eine jede dieser beiden Kunstgattungen an die vergangene höchste Blüthezeit je ihrer Kunst. Man sah nun ein, daß diese Naivität das moderne Gemüth nicht ausfülle, wie man zu ähnlicher Erkenntniß hinsichtlich der Einfachheit der bildenden griechischen Kunst gekommen war. Der Kampf des Gedankens, der die Zeit beherrscht, mit den Anforderungen des Gemüthes, der Kampf der Urrechte der Individualität mit den historischen Ansprüchen, der die Zeit im Großen, und eben damit die Einzelnen, welche die Zeit machen, erfüllte, suchte sich eine Form für seine innere Gebrochenheit, für das noch unaufgelöste Kriegsspiel dieser beiden Mächte in der innern Seele. Nun ist aber die poetische Erscheinung dieses innern

unentſchiedenen Streites zwiſchen Gedanke und Gefühl, zwiſchen dem Individuum und dem Univerſum nichts anderes als die Ironie, der Humor. In einzelnen großen Erſcheinungen höherer Gebiete der Poeſie hatte ſich längſt dieſes Produkt des modernen Zwieſpaltes der Gemüther ausgebildet — Shakeſpeare, Hippel, Jean Paul, — aber jetzt erſt zeigte er ſich als allgemein verbreitet, als bis in das unmittelbare Bewußtſeyn gedrungen, da er dem poetiſchen Ausdruck dieſes unmittelbaren Bewußtſeyns, der Lyrik, ſeinen Charakter gab. Lord Byron in England, Heinrich Heine in Deutſchland brachen die neue Bahn für eine zahlreiche Heerde von Nachtretern, die, wenn ſie großentheils auch kein ſelbſtſtändiges poetiſches Verdienſt haben, doch zeigen, daß jene eine weit verbreitete Stimmung der Völker ausgeſprochen haben. Im Grunde iſt Lenau und ſeine Nachahmer ebenfalls nur eine andere individuelle Erſcheinung jener Stimmung der Zeit, welche Byron und Heine hervortrieb. Dieſe Umbildung gehört den zwanziger Jahren an, obgleich ſie erſt in unſerem Jahrzehend ihr äußerſtes Extrem erreichte. Während ſie dieſem zueeilte, gab das Jahr 1830 mit ſeinen lebhaften Aufregungen und ſeiner politiſchen Revolution der Lyrik noch einmal einen auf das Politiſche gerichteten Aufſchwung. Anaſt. Grüns Spaziergänge eines Wiener Poeten, manche Gedichte von Guſtav Pfizer u. a. gehören hierher. Auch iſt ſeitdem die Beziehung auf ſociale Tendenzen nicht mehr ganz aus der lyriſchen Poeſie gewichen, zum deutlichſten Beweiſe, wie vorherrſchend politiſch die Zeit iſt. Dagegen läßt ſich als Beweis nicht anführen die ſteigende Anerkennung Uhlands und Rückerts, oder die fortdauernde große Produktivität der kleinen Buſch- und Mondſcheinſänger. Denn es iſt natürlich, daß in einer gährenden Zeit viele, welche in den Kampf des Lebens nicht eintreten mögen, und ſelbſt ſolche, die ſich mit ihm beſchäftigen, die rein menſchliche, zum Herzen ſprechende Poeſie aufzuſuchen das Bedürfniß fühlen, zur Erquickung und zum Halte für ihr eigenes Ich; es iſt ferner natürlich, daß in einer vielſeitigen, literariſch hochgebildeten, und nach Fülle der Lektüre hungrigen Zeit, ein in der Form ſo hochvollendetes und ſo ergiebiges Talent, wie Rückert, vielfachen Anklang findet; es folgt endlich aus eben dieſer geſtiegenen Bildung, daß es kaum einem jungen Mann von einigem Talent gegenwärtig ſchwer fallen kann, ſeine

jugendlichen Empfindungen in leidliche Verse zu bringen, woraus bei dem natürlichen Drange der Jugend nach poetischem Ruhme die große Zahl der Zeit fern stehender lyrischer Productionen vollkommen erklärlich wird.

Das Epos der Modernen ist der Roman. Zunächst schloß er auf der Scheide der mittleren und neueren Zeit an die Rittergedichte des Mittelalters sich an, welche wiederum ihrerseits an die alten Volkssagen sich angeknüpft und in der erzählenden Literatur bereits dem nationell poetischen Interesse ein allgemeineres stoffliches Interesse der bloßen Unterhaltung unterzuschieben begonnen hatten. In den Ritterromanen erscheint diese Wegführung der epischen Poesie von der volksthümlichen Grundlage nicht nur, sondern auch von der Poesie überhaupt vollendet. Obgleich dieselben aus der alten romanischen Sage das Gerüstwerk ihres Stoffes wählten, so war theils diese Sage selbst um jene Zeit, theils aber die Behandlung derselben so wenig volksthümlich, daß man den Grund dieser Anschließung an das Alte mehr durch einen auffallenden Mangel an Erfindungsgabe erklären muß; — in der Ausführung war jeder Funke von Poesie unter tödtender Weitschweifigkeit und unnatürlicher Emphase erloschen. Dieser Roman konnte noch nicht als ebenbürtiger Sohn des Epos betrachtet werden. Cervantes erschlug den Bastard und ward zugleich Vater eines würdigeren Nachfolgers. In seinem unsterblichen Don Quixote ist Leben der Zeit, ist spanisches Leben, ist Poesie die Fülle, und so viel Verstand und Humor, als die Neuzeit nur immer verlangen kann. Aber der Don Quixote blieb eine vereinzelte Erscheinung. Im ganzen 17ten Jahrhundert ist fast nur ein Roman zu nennen, der als ein Charakterbild der Zeit betrachtet werden, und von der Nachwelt noch geschätzt werden kann: Samuel Greifensons Simplicissimus, und auch dieser ist ein komischer Roman wie Don Quixote. Der ernste Roman blieb bis zum 18ten Jahrhundert in gänzliche Erbärmlichkeit überall versunken. Dann fand der Roman seine Ausbildung als Erfassung der Zeit in umfassenderer Weise zunächst in England wieder, (Richardsons Pamela, Clarissa, Grandison, Sterne, Fielding, Goldsmith); aber die Poesie fehlte fast gänzlich: für die sentimentale Richtung der Zeit war Göthes Werther ein Meisterstück. Auch in seinem Wilhelm Meister zeigte Göthe, wie er das wahre Feld

des neuen Romans, jenen Engländern gleich, in der Gegenwart finde. Als ſich aber in England an die Lakiſten und jene obenerwähnte Rettung der Literatur aus der Flachheit der Zeit in das Mittelalter Walter Scott anſchloß, und dieſen Rückblick auf die Vergangenheit, wie er dem frühern Roman ebenfalls eigen geweſen, in ſeinen hiſtoriſchen Romanen auch auf dieſem Felde der Literatur ins Leben ſetzte, da verſchwand eine Zeitlang vor der hiſtoriſchen Richtung (wie in der Lyrik vor der Nachahmung des mittelalterlichen Minnegeſangs) die Beachtung der Gegenwart überall. Im erſten Jahrzehend des Jahrhunderts erſchienen Walter Scotts ſchottiſche Romane in Verſen, und 1805 war ſchon der 1814 erſcheinende Waverley projectirt. Bis zu Ende der 20er Jahre hielt dieſer Geſchmack in ganz Europa an, was ſich daraus erklärt, daß Walter Scott immer mehr in die rein beſchreibende Manier verfiel, wodurch er noch proſaiſche Gemüther unterhielt, als längſt die Freude an ſeinem alterthümlichen Stoffe entſchwunden war. Frankreich hat unter der Revolution und Kaiſerzeit wenig eigenthümliche Literatur gehabt. Die Werke der Frau v. Staël, die auch zuerſt wieder auf die germaniſche Poeſie hindeuteten, und Chateaubriands begannen ſpät erſt die ſchon längſt in den andern Ländern durchgeführte Reaktion gegen die Klaſſiker. Frankreich, im Politiſchen beſchäftigt, konnte erſt unter der Reſtauration an Literaturumbildung denken, und erſt in der Periode des Friedens trat eine neue, mit der Zeit in Einklang ſtehende lebendige Literatur wieder auf. In den 20er Jahren erſchienen Victor Hugos erſte Dichtungen, und ſeit jener Zeit hat die franzöſiſche Literatur einen außerordentlichen und höchſt charakteriſtiſchen Aufſchwung genommen. Obgleich theilweiſe in die hiſtoriſche Richtung ſehr natürlich dadurch verſchlungen, daß der neue Geiſt, der ſich dem ancien régime entgegenſetzte, in Frankreich, wie in der Literatur von England und Deutſchland, kein anderer war, als der altgermaniſche, ward dennoch der Franzoſe ſehr bald durch ſeine ſtets in der Gegenwart lebende Natur darauf hingeführt, die Gegenwart zum Gegenſtand der neuen poetiſchen Richtung zu nehmen. Wiederum lag es im Weſen der franzöſiſchen Nation, daß die ſocialen Verhältniſſe der Gegenwart, der Mißton in dieſer zum vorwiegenden Stoffe der Dichtung werden mußte: ſo war keine Dichtungsform geeigneter für die

Franzosen, als der Roman; denn keine verträgt besser die Annahme der nächsten Gegenwart und ist geeigneter, einen großen Kreis des Lebens und der mannigfaltigsten Interessen zu fassen. Wie sehr die Franzosen übrigens bei dieser im Ganzen natürlichen und der Zeit angemessenen Richtung (welche Zeit einen socialen Roman als passendes Gefäß für ihr Bewußtseyn aufzufordern scheint) die Gränzen und warum sie dieselben überschritten, ist nicht schwer zu ergründen. Ueberall und in allen Dingen, welche von Menschen geschehen, ruft ein Uebermaß des Zwanges, wenn es plötzlich gebrochen wird, ein entgegengesetztes Uebermaß der Willkür hervor. So warf auch die französische Literatur, als sie die Fesseln der Klassicität gesprengt, sich der gänzlichsten Ungebundenheit der Romantik in die Arme. Die Restauration ist das Jahr 89 der französischen Aesthetik, und das Jahr 93 konnte nicht ausbleiben. Das ist die Erklärung des Ueberschreitens alles Maßes der Schönheit in so vielen neufranzösischen Productionen. Die sittliche Maßlosigkeit der neufranzösischen Romane findet auf einer andern Seite ihren Grund. Es ist der Fluch der Centralisation, dem Frankreich auch in diesem Gebiete unterlegen ist. Indem die französische Literatur als Literatur von Paris sich mit der ganzen Zügellosigkeit der Phantasie, welche die neue Freiheit gestattet, den Eindrücken des Pariser Lebens hingab, mußte sie nothwendig von dem verpesteten Hauche des neuen Babylon vergiftet werden. Wie einst die frivole Liederlichkeit des alten Hofes den Ton der erzählenden Literatur des absoluten Frankreichs sich verähnlichte, so herrscht nicht minder über das demokratische Frankreich (inkonsequent genug) die ernstere, aber im tiefsten Grunde unsittliche geistige Zerrissenheit und jene krampfhafte Verzerrung einer in früher Jugend schon überreizten Sinnlichkeit, welche in der jetzigen Gesellschaft von Paris für Philosophie und Moral gelten, und ihren Ausdruck vorzüglich in der Romanenliteratur finden.

Die Julirevolution hat in Frankreich in diese Literatur ein neues Leben gebracht, weil sie den Kampf der innern Verhältnisse wieder auffrischte, ohne ihn doch so zur Hauptsache zu machen, daß die Literatur darunter hätte leiden müssen. Die Julirevolution übernahm das Geschäft der Dido bei Aeneas, sie weckte der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl, und dieses Gefühl athmen

alle Schriften der franzöſiſchen Romantiker. Was in die lyriſche Poeſie davon übergegangen, iſt nur Nebenſache, daher ich bei den Franzoſen vorher die Lyrik nicht genannt: Lamartine, der geprieſenſte ihrer Lyriker, gehört über die Hälfte der alten Schule an. Jene Richtung nun aber, den Roman zum Ausdruck der ſocialen Verhältniſſe der Gegenwart zu machen, blieb nicht auf Frankreich beſchränkt. In Deutſchland namentlich drängte eine unruhige Jugend begierig nach dieſem Thore, welches dem Zwieſpalt ihres mit der Zeit nicht zufriedenen und über ihre Tendenzen im Unklaren befindlichen Geiſtes ſich öffnete. Das ſogenannte junge Deutſchland überſetzte jene von der Zeit hervorgerufene unſichere Doppeltheit der Seele, die Heine und Byron in der Lyrik ausgeſprochen, nun auch in Deutſchland in die Romanenform. Daran wäre an ſich nichts zu tadeln geweſen. Allein da ſie im Hinblick auf die Pariſer Geſtaltung jener an ſich zeitgemäßen Richtung der Literatur in frechem Uebermuth Sitte und Religion verhöhnten, erhob ſich die allgemeine Stimme gegen ſie, und es iſt ihre Schule in der Weiſe, wie ſie aufgetreten, mit Recht bereits der Vergeſſenheit verfallen. Dennoch kann nicht verſchwiegen werden, daß man das Kind mit dem Bade hat ausſchütten wollen. Ein unbefangener hiſtoriſcher Blick kann ſich nicht verhehlen, daß die Aeußerung des geſellſchaftlichen Zwieſpalts der alten und neuen Zeit mit all ſeiner Wirkung auf Menſchenherz und Geſinnung das eigentliche Feld des modernen Romans ſeyn muß, und ein ſolcher fehlt uns in Deutſchland. Spindlers Manier mit ihrem Vorbilde Walter Scott und die ganz hiſtoriſchen Romane ſtehen hinter uns. Ein einziger vaterländiſcher Roman fällt uns bei, welcher jenes Feld als das ſeiner Gattung zuſtehende nicht nur erkannt, ſondern auch mit mehr Glück als das junge Deutſchland in gedankenvoll ernſter, nur zu ſehr göthiſirender Weiſe bebaut hat: das ſind Immermanns Epigonen. England iſt reicher in dieſem Gebiete. An die Walter Scottſche Art im Aeußerlichen anknüpfend, hat der fruchtbare Bulwer jener Form einen andern Inhalt, die Gegenwart unterſchoben, und der komiſche Sittenroman iſt von Charles Dickens von Neuem, übrigens ebenfalls in einer ſchon dageweſenen Form in die engliſche Literatur eingeführt worden. Dieſer den ebengenannten Erſcheinungen aus der deutſchen und engliſchen Literatur gemeinſame Mangel einer dem neuen

Stoffe entsprechenden neuen Form steht charakteristisch jenem entgegengesetzten Fehler der französischen und jungdeutschen Romane entgegen, welche die alte Form sogleich von dem neuen Stoffe fortreißen ließen, und da dieser selbst noch keine organische Schale sich zu bilden vermochte, in die ihnen eigenthümliche unharmonische Formlosigkeit verfielen. Der Deutsche und Engländer liebt es, auf reformatorischem Wege das neue Wesen zunächst in der alten Form aufzunehmen, der Franzose und der Französirende aller Nationen zerschlägt revolutionär die Form, so lange das Erz noch glüht, und überläßt es der zerstörend ausströmenden Masse, sich in freier Luft im Erkalten von selbst zu formen, wobei denn die alte geregelte Form fehlt, ohne daß die Masse eine mehr als zufällige und willkührliche gewänne. Es ist die alte Geschichte von dem Hunde, der sein Fleisch fallen läßt, um nach dessen Spiegelbild im Bache zu schnappen.

Der Roman ist aber nicht die einzige Erscheinung der modernen Epik. Neben ihm steht die Novelle, wie in der Malerei das Genre neben der Historie. Sie ist in sofern noch charakteristischer für die Modernen denn der Roman, als ihr im Alterthum nichts entspricht. Eben deßwegen hat sie aber auch weit früher sich ausgebildet, wovon die sieben weisen Meister, die Gesta Romanorum, der Decameron Zeugniß geben. Der Roman mußte erst das Epos überwinden, um selbstständig zu werden; die Novelle erwuchs ohne Vormund aus der germanischen Anerkennung der vollen Bedeutsamkeit auch des inneren Seelenlebens und der nur das Haus und die Familie betreffenden Ereignisse. Zwar kann auch der Roman keineswegs dieser germanischen Richtung sich entziehen, allein sein Hauptstandpunkt ist ein ausgedehnterer. Der Novelle würden wir nicht nur die Schilderein einzelner Charaktere und Ereignisse, sondern vorzüglich alle die sogenannten Familienromane zuweisen; dem Roman gehören diejenigen Schilderungen an, welche an die Schicksale des Einzelnen einen weiteren Kreis des bürgerlichen Lebens anknüpfen. Nicht der Umfang der Erzählung ist es, welcher den Unterschied zwischen Roman und Novelle begründen kann; doch liegt es im Wesen jenes Inhalts, daß der Roman in der Regel einen größern Umfang haben muß, als die Novelle. Ein Rathhaus und ein Markt haben andere Dimensionen, als ein Privathaus und sein

Hof, und es iſt nicht mehr als billig, daß das Subjective ſich neben dem Objectiven beſchränke. Natürlich ſteht denn aber auch die Novelle als ſubjectives Miniatur-Epos dem großen Ganzen der politiſchen Entwicklungen ferner. Inſoweit freilich das Privatleben der Einzelnen in das geſellſchaftliche Leben der Zeit nothwendig verflochten iſt, wird auch die Novelle von den ſocialen Tendenzen bewegt werden; allein in je höherem Grade es geſchieht, deſto mehr wird ſie dem Roman ſich nähern. Darum würde man aber auch dem modernen Erzähler, der nur Novellen geben will, vorwerfen, daß er die großen Intereſſen der Zeit vernachläßige, und Göthes Novellen, die Novellen der Wanderjahre, ſo wie viele von Tiecks Novellen ſind deßwegen, weil ſie abſeits von der großen Straße gehen, nicht im Geringſten zu tadeln.

Mit dem Drama endlich können wir für unſeren Zweck in wenigen Zügen fertig werden, denn es iſt das Drama in einer ähnlichen Lage, wie die Architektur: es kämpft überall noch um feſte Form, die es nirgends gefunden. Theils entſpricht es keinem wahren Bedürfniß der Zeit im höheren Sinne, theils, wenn es dieß thut, weicht es von den Forderungen der Kunſt allzuſehr ab. Im Allgemeinen läßt ſich auch hier ſagen: In der Tragödie traten gegen die alte Leerheit der franzöſiſchen Nachäfferei zu gleicher Zeit, wie in den übrigen Künſten ebenfalls geſchah, Leſſing, Göthe, Schiller kräftig auf. Schiller insbeſondere ſchuf auf der Gränze des Jahrhunderts eine von den politiſchen Ideen der Revolution ſichtlich erfüllte neue Nationalbühne. Neben ihm hielt ſich in Ifflands und Kotzebues Richtung in Vielem noch die alte Miſère des vorigen Jahrhunderts. Dieſe war zwar ebenfalls ein Zeichen der Zeit, indem ſie der bürgerlichen Familie der Gegenwart die Ehre der Tragödie zu Theil werden ließ, welche früher nur Könige und Männer des Alterthums genoſſen hatten; allein der Kunſt entſprach ſie durchaus nicht. Byrons Trauerſpiele ſind nicht minder für unſere neueſte Zeit charakteriſtiſch, indem ſie jenen allgemein berührten Zwieſpalt ausſprechen; allein ſie ſind zu ſubjektiv und undramatiſch, um dem Theater zu genügen. Außerdem hat aber England in neueſter Zeit keine bedeutende dramatiſche Erſcheinung. Ob Bulwer dahin zu rechnen ſeyn wird, läßt ſich noch nicht entſcheiden, kaum hoffen. In Frankreich ſind Viktor Hugos Tragödien denen Byrons zu vergleichen,

in Deutschland die Grabbes; überall die Zeit und großes Talent, aber nirgends die dramatische Kunst. Raupachs zweiter Aufguß der Schiller'schen Lorbeerblätter ist zu wenig ursprünglich, um hier eine Stelle zu finden.

Die Komödie steht überall noch tiefer. In Frankreich ist sie in dem bestimmten Kreise des Intriguen- und Konversationsstückes, im nationellen Vaudeville lebendig, zeitgemäß, aber modisch und deßwegen vergänglich. In Deutschland ist an Kotzebue's Stelle, der durchaus nichts nationales hatte, mit besserem Glück als im tragischen Fache, Raupach getreten; meistens aber müssen uns die französischen Repertoires ihren Abhub abgeben. Grabbes Leistungen in diesem Fache sind eben so wenig für die Bühne geeignet, wie seine Tragödien. Neben ihm wird man zu den besten der nicht auf den Bühnen gegebenen, zum Theil auch nicht für sie passenden dramatischen Stücke einige von Moriz Rapp rechnen müssen. So ist zwar allerdings auch die Bühne nicht ganz von dem Hauche der Zeit unberührt geblieben, allein er hat die dramatische Kunst noch in keine neue Form geschmolzen, welche einen Fortschritt der Kunst enthielte. Denn es ist nur zu beklagen, weil sie, als vorzugsweise auf Jedermanns Unterhaltung berechnet, sich mehr, als es der Kunst ziemt, plebejisirt und mittelmäßig gemacht hat. Hievor hat die deutschen Bühnen nicht bewahren können, daß sie meistens Hofbühnen sind, während ihnen diese Eigenschaft auf der andern Seite einen großen Theil wichtiger Zeittendenzen verschließt. Diese Lage des modernen Theaters ist aber um so trauriger, je weiter verbreitet, je zugänglicher und je gewaltiger in ihren Wirkungen gerade diese Kunst ist. Doch das ist ein Kapitel, in welchem man nicht fortfahren darf, wenn man enden will.

Was wir bisher gesagt, mag genügen, die Wirkung der Zeit, namentlich auch der gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Kunst anzudeuten; welches ist denn aber die Wirkung der Kunst auf jene? Hier ist die Antwort ganz kurz. Die Kunst verhält sich in Beziehung auf die historische Entwicklung unserer Zeit rein passiv. Schon indem sie so viele Eindrücke von ihr annimmt, die zum Theil ihrem Wesen zuwider sind, zeigt sie das; mehr noch, indem ihre sichtbare Wirkung auf die Masse, und selbst auf die Leitung der Menge äußerst gering ist. Am meisten noch wirkt

der Roman, nicht als Kunſtwerk, ſondern ſeines Stoffes wegen, was die ſocialen oder hiſtoriſchen Verhältniſſe ſind, und weil ſeine Form eine auch für die Proſaiſchen verſtändliche iſt; ihm nahe ſteht das leichte Konverſationsſtück im Luſtſpiel. Im Ganzen ſucht man die Kunſt und unterſtützt ſie aus Langeweile, oder Luxus; und ſelbſt denen, die ſie wirklich lieben, iſt ſie mehr ein Vergnügen, als ein tiefgeiſtiges Bedürfniß, deſſen Befriedigung auf ihr Leben und Thun wirkt. Mit einem Worte: unſere Zeit iſt eine Zeit der Wiſſenſchaft und des ſtaatlichen Lebens, nicht aber der Kunſt.

B. B.

Ueber die Begründung

der

Sitten, Gebräuche und Manieren

der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion.

Ueber die Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken haben uns alte und neue Reisende so umständlich belehrt, daß kaum etwas Neues hierüber zu erwarten; die zwei jüngsten ausführlichsten und vortrefflichsten Werke hierüber sind die von Herklots und Lane, wovon jener die Sitten und Gebräuche der Mosulmanen in Indien, dieser die der Aegypter Moslimen zunächst im Auge hat; die Perser hat Morier in seinen Reisebeschreibungen und Romanen nach dem Leben dargestellt, und die Türken sind von Lady Montague von Anfang bis auf heute so vielfältig geschildert worden, daß wir dieselben bei sich zu Hause fast eben so gut kennen, als wie bei uns die Kammer- und Kümmeltürken, die Türken vor der Tabaksbude und dem Kaffeehaus. Wir sind also über die Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken selbst aus ihren eigenen ethischen und pädagogischen Werken wenig Neues zu Tage zu fördern im Stande; aber bemerkenswerth bleibt es immer, daß von den Karawanen europäischer Reisenden und europäischer Reisebeschreiber auch nicht einer sich bisher die Mühe gegeben hat, das Sittengemälde der Araber, Perser und Türken in ihren eigenen Werken zu studieren, und den Grundton desselben in den Geboten und Vorschriften des Islams aufzusuchen. Eben so wenig als die

Reiſebeſchreiber haben ſich bisher darum die Orientaliſten bekümmert. Manche der letzten ſind ſo wenig mit der Sache bekannt, daß ſie nicht einmal die Namen der philologiſchen und pädagogiſchen Disciplinen, der Ethik und der Aeſthetik gehörig zu unterſcheiden wiſſen und daher die Ilmol Edeb, d. i. die Humaniſtik und Philologie, mit der Ilmol Adab, d. i. mit der Lehre der guten Manier und Lebensart vermengt haben. In dem berühmten Werke Taavifat, d. i. den philoſophiſchen Definitionen Seid Dſchordſchani's, welches erſt im verfloſſenen Jahre zu Konſtantinopel im Druck erſchienen, wird Edeb im weiteſten Sinne als „die Kenntniß deſſen, was alle Arten von Fehlern vermeiden lehrt“ [1] definirt; in Hadſchi Chalfa's großem bibliographiſchem Wörterbuche, von welchem, Dank dem engliſchen Ueberſetzungsausſchuße und dem Fleiße des Herausgebers, bereits zwei Bände zu Tage gefördert ſind, wird die Definition von Edeb auf die Philologie beſchränkt: „als die Kenntniß deſſen, was alle Sprachfehler verhütet.“ Da dieſe beiden Werke alphabetiſch geordnet ſind, ſo folgt in jenem wie in dieſem auf Edeb, d. i. die Humaniſtik und Philologie, ſogleich Adab, d. i. die Manieren oder Lebensart. Die Imol-Adab, d. i. die Lehre der guten Manier und Lebensart, welche ein Zweig der Ilmol Achlak, d. i. der Ethik, zerfällt in verſchiedene Zweige, bald ſubjektiv, bald objektiv betrachtet; ſo iſt Ilm Adabol-moluk die Wiſſenſchaft der Manieren der Könige, theils ein Fürſtenſpiegel, theils ein Handbuch über die im Umgange mit Königen zu beobachtende Lebensart; Ilm Adabol-Wuſera, d. i. die Wiſſenſchaft der Manieren der Weſire, lehrt ſowohl, wie ſich die Weſire betragen ſollen, als wie man ſich gegen dieſelben betragen ſoll; daſſelbe gilt von dem Adabol-Kodhat, d. i. dem Betragen der Richter und dem gegen ſie, von dem Adabol-Ruesa, d. i. dem Betragen der Staatsſekretäre und dem gegen ſie; von dem Adabeß-Sſofi, d. i. von den Manieren des Sſofi. Ilm Adabil-Bahs, d. i. die Lehre von den Manieren der Diſputation, handelt von der in der Polemik zu beobachtenden guten Lebensart u. ſ. w. Die Werke alſo, welche meiſtens den Titel Adab führen, ſind die reichhaltigſten Quellen der Unterſuchung über den vorliegenden Gegenſtand,

[1] Maarifet ma jahteres bihi an dechemil euwaail-chatai. Pag. 7.

da jene, welche den Titel Edeb führen (ein Paar Ausnahmen abgerechnet), rein philologisch und die Achlak, d. i. Sitten betitelten, meistens rein moralisch sind. Von allen unter diesen drei Titeln uns bekannten und zugänglichen Werken gibt aber keines eine so reiche Ausbeute als das im Jahr 1832 zu Tehran gedruckte sittenbeschreibende Werk Hollijetolmottakin, d. i. der Schmuck der Gottesfürchtigen, verfaßt im Jahr 1801 der Hidschret (1670) als ein Seitenstück zu dem ethischen Werke Mekjarimol. Achlak, d. i. die Generositäten der Moral desselben Verfassers; dieses handelt von den Sitten, d. i. von den Tugenden und Lastern, und jenes von der Sitte, d. i. von den Gebräuchen und Manieren. Der fruchtbarste Schauplatz von Sitten und Gebräuchen der Völker sind ganz gewiß die Feste derselben, sowohl die positiven der Religion und des Staates, als die natürlichen der Jahreszeiten, des Jahreswechsels, des Neumondes, oder die der Geburt, der Hochzeit und des Begräbnisses. Da diese alle aber im weiten Gebiete des Islams zunächst der Religion als Gebote derselben anheimfallen, so ist von denselben in dem erwähnten persischen Werke gar nicht die Rede, sondern dasselbe beschäftigt sich nur mit den Gebräuchen und Manieren menschlichen Bedürfnisses, Genusses, Verkehrs und Geschäftes. Nach dieser viertheiligen Ansicht gehören unter die erste Rubrik die Manieren der Kleidung, der Reinigung und der Toilette, unter die zweite das Benehmen beim Essen, Trinken und Schlafen, unter die dritte die Lebensart des Umganges, des Grußes und des Besuches, unter die vierte die Art des Handels und Wandels, des Reisens, des Ackerbaues u. s. w. Wiewohl diese Eintheilung logischer ist, als die vom Verfasser des Schmuckes der Gottesfürchtigen in der Anordnung seiner 14 Hauptstücke beobachtete, so ziehen wir es doch vor, in diesem Umrisse moslimischen Sittengemäldes und der Begründung desselben aus dem Islam oder aus vorislamitischer Ueberlieferung die Folge der Hauptstücke des Schmuckes der Gottesfürchtigen unverändert beizubehalten.

I. Von der Kleidung. Es ist zur Genüge bekannt, daß die strengen Lehrer des Gesetzes unter den Moslimen mit Gold und Silber durchwirkte reiche Stoffe, und Einige sogar seidene als verboten erklären; eben so bekannt ist die Vorliebe der Araber, Perser und Türken für helle Farben, selbst bei den ältesten

Männern. Reinlichkeit und ſogar Schmuck der Kleidung iſt mehr dem Geiſte des Islams angemeſſen, als das Gegentheil, wenigſtens haben die Liebhaber von ſchönen Kleidern und Wohlgerüchen den dreiunddreißigſten Vers der ſiebenten Sura für ſich: „Sag, wer verbietet den Schmuck Gottes, den er ſeinen Dienern gewährt, und die guten Dinge der Nahrung?“ Immer bleibt für den Moslim der Prophet das höchſte Muſter ſeiner Handlungsweiſe, daher auch die Sitte deſſelben in Kleidung, Nahrung, Umgang, Reiſen u. ſ. w. Die Lebensbeſchreibungen deſſelben belehren uns, daß er meiſtens baumwollene, aber auch wollene feingewirkte Stoffe, und auch geſtreifte jemeniſche trug, daß ihm die liebſte Farbe die weiße, daß er aber auch die grüne liebte, daß er ganz rothe oder gelbe Kleider haßte, dieſe Farben nur in Streifen duldete, daß er einen weißen Kopfbund trug, deſſen Ende zwiſchen den Schultern niederhing, daß er ſeidene Kleider verabſcheute, daß ſein Oberkleid ſchwarz [1] u. ſ. w. Ungeachtet dieſer Ueberlieferungen der Sunna trug der Chalife Harun Raſchid an Tagen des Grimms rothes Oberkleid; die Hoffarbe der Chalifen aus dem Hauſe Abbas war die ſchwarze, die mit dem ſpäter hinzugekommenen Golde ſich bis auf den heutigen Tag in den ſchwarzen goldgeſtickten Mänteln arabiſcher Emire und in der Hoflivree des Kaiſers von Oeſtreich erhalten hat. Die Stufenleiter der beliebten Farben iſt die folgende: weiß, gelb, grün, als widrig gelten roth, blau, linſenfarb, beſonders ſollte ein Moslim, der betet, nie etwas Rothes auf ſich haben; daß auf dieſes Beiſpiel ſchon früher wenig geachtet ward, beweiſen die rothen Mützen der Boſtandſchi, die ſich ſchon aus der früheſten Zeit des osmaniſchen Reichs herſchreiben, und aus denen die heutige geſchmackloſe und unzweckmäßige Kopfbedeckung osmaniſcher Staatsdiener im Militär und Civil entſtanden. Die Osmanen kehren ſich in Betreff der rothen Farbe eben ſo wenig an die Sunna, als früher die Chalifen aus dem Hauſe Abbas in Betreff der ſchwarzen Farbe, welche der Prophet nur für Kopf- und Fußbedeckung und Oberkleid für erlaubt erklärte, während ſie ſich ganz ſchwarz trugen; eben ſo wenig wird heute das Verbot, die Kleider der Ungläubigen nachzuahmen, beobachtet, denn die

[1] Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslimiſcher Herrſcher. I. S. 223.

Mitglieder aller osmanischen Botschaften kleiden sich, die Mütze ausgenommen, fast ganz und gar fränkisch. Schleppkleider sind verboten, daß aber auch dieses Verbot wenig beachtet ward, beweiset die alte stehende Formel der Wesirstitel: „Du, der du das Kleid der Pracht und des Ansehens nachschleppest.“ Die schwarze Farbe der Fußbekleidung, welche die des Propheten, dann aber von den Persern für die grüne, von den Türken für die gelbe vertauscht ward, während die Juden blaue, die Armenier schwarze Pantoffeln und Stiefeln tragen mußten, kehrt heute wieder durch die fränkischen Schuhe und Stiefel in dem Geiste der Sunna zurück.

II. Von dem Putze der Männer und Weiber, der Augenschminke, den Ringen und Spiegeln. Der Prophet hieß seinen Eidam Ali einen Karniol als Ring an der rechten Hand tragen, als Vorzug derselben vor der linken, weil jene die reinigende und Almosen gebende. Ringe von allerlei Metall sind erlaubt, goldene ausgenommen; der Karniol hat Uebel abwendende Kraft; rothe, gelbe und weiße Karniole sind die geschätztesten, denn nach der Ueberlieferung gibt es im Paradiese drei Berge von Karniol, einen von rothem, zunächst dem Hause des Propheten, einen von gelbem am Hause Fatima's, und einen von weißem am Hause Ali's; die drei Berge lobsingen und preisen Gott, und aus jedem derselben strömt ein Fluß, kälter als Schnee, süßer als Honig und weißer als Milch. Ringe aus Rubin, Smaragd und Chrysolith sind erlaubt; Türkisringe verbürgen Fröhlichkeit und die aus jemenischem Onyx wehren böse Geister ab. Mohammed trug auf seinem Ringe die Inschrift: „Mohammed, der Gesandte Gottes;“ daher stechen Moslimen ihren Siegeln ihren Namen mit dem Zusatze: „sein Diener,“ das ist der Diener Gottes, und irgend einer Formel aus dem Koran ein, wie: ich vertraue auf Gott; ich baue auf Gott; ich stütze mich auf Gott; ich rechne auf Gott u. s. w. Solche Siegel werden insgemein in Europa mit den Talismanen verwechselt, von denen sie sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß auf den Siegeln der Name des Besitzers steht, und die Schrift verkehrt eingegraben, nur im Abdrucke, bei den Talismanen aber gerade und beim ersten Anblick zu lesen ist; das letzte ist eben eine Hauptbedingniß, weil der Blick des bösen Auges, welchen der

Talisman abzuwehren bestimmt ist, wenn er auf diesen fällt, sogleich durch den darauf zu lesenden Namen Gottes und die beigesetzte Formel des Vertrauens oder der Ergebung entkräftet werden soll. Dschaafer Sſadik (der sechste Iman) sagte: vier Dinge thun dem Auge gut, wenn es auf schönem Gesichte, fließendem Wasser, grüner Flur ruht und Nachts vor dem Schlafengehen mit Kohol (pulverisirtem Antimonium über das obere Augenlied gestrichen) geschminkt wird. Der Prophet selbst schaute in den Spiegel, wenn er sich den Bart kämmte. Es ist löbliche Sitte für Frauen, sich Hände und Füße mit Henna roth, für Männer, sich Haare und Bart schwarz zu färben; den Frauen sollen die roth gefärbten Nägel das Andenken des paradiesischen Flügelkleides zurückrufen, welches Even beim Austritte aus dem Paradiese Stück für Stück vom Leibe fiel, und wovon nur die Nägel an Händen und Füßen als Reste zurückblieben; dieses nagelneue Kleid vertrat die Stelle der Haut und schützte dieselbe wie bei den Thieren die Haare das Fell; dieses anerschaffene Kleid strahlte roth wie Henna.[1] Männern sollen schwarzgefärbtes Haar und schwarzgefärbter Bart als Glaubenskämpen in den Augen ihrer Feinde das Aussehen jugendlicher Kraft und Stärke verleihen.

III. Von den Manieren des Essens und Trinkens. Das bekannte Verbot Mohammeds, in goldenen und silbernen Geschirren zu essen, wird, wie so viele andere, heute von den Türken außer Augen gesetzt, indem osmanische Botschafter sich wie Andere silbernes Tafelgeschirr anschaffen. Der Prophet sagte: „Wer hier aus goldenen und silbernen Geschirren ißt und trinkt, wird deren im Paradiese beraubt seyn;" auch gilt heute das Verbot, nicht mit Ungläubigen zu essen, bei den Türken nicht mehr, wenigstens nicht für die Großen und Minister, die mit europäischen im Serail und bei ihnen speisen, und doch eiferte der Prophet dawider aus dem Grunde: weil der Moslim mit Einem Magen ißt, der Ungläubige aber aus sieben Mägen frißt. Eine der merkwürdigsten Ueberlieferungen, ganz im Geiste arabischer Unreinlichkeit, wird diese noch lange genug, wenigstens bei dem gemeinen Volke, erhalten: Mohammed nämlich leckte, wann er gegessen, die Schüssel

[1] Rosenöhl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes I. S. 25. nach Ibn Kesir.

rein und befahl seinen Jüngern, deßgleichen zu thun; „denn" sagte er, „das Verdienst dessen, der die Schüssel ausleckt, ist eben so groß, als das desjenigen, der den Rest der Speisen als Almosen weggibt, und die Engel segnen ihn." Eben so aß er mit allen Fingern, und leckte dieselben nach dem Essen rein, „weil" sagte er, „Gott der Herr den die Finger rein Leckenden segnet." Unerläßlich ist es, vor dem Essen Bismillah, d. i. im Namen Gottes, und nach dem Essen el-hamd-lillah, d. i. Lob sey Gott! zu sagen; beim Anfang und Ende des Essens wird Salz zu nehmen anbefohlen. Das Bismillah bleibt unerweitert, aber das el-hamd-lillah wird in mannigfaltigen Formeln als Dankgebet variirt, wie denn die Moslim überhaupt Alles im Namen Gottes beginnen, Nichts ohne Preis Gottes enden sollen. Der Prophet liebte vom Schafe besonders das Schulterblatt, und der bekannte Vergiftungsversuch der Juden nach der Eroberung ihrer acht Schlösser im Feldzuge von Chaiber geschah mit diesem seinem Lieblingsgerichte. Sieben Datteln Medina's, vor dem Schlafengehen gegessen, wehren allen Zauber und alle Teufeleien ab; Granatäpfel, welche Mohamed sehr liebte, und vermuthlich deßhalb immer allein aß, um sie mit keinem Gaste theilen zu dürfen, soll man nach dessen Beispiele immer allein essen; er sagte, daß sich in jedem Granatapfel ein Kern aus dem Paradiese befinde, welchen, wenn ein Ungläubiger zugegen, ein Engel wegnehme, damit er nicht von jenem gegessen werde; Aepfel zu essen wird als ein Gegenmittel wider Gift, Zauberei und die Pest empfohlen. Die Gastfreiheit ist durch drei Tage Pflicht, was darüber wird als Almosen angesehen; auf das Ausstochern der Zähne hielt Mohammed ungemein viel, doch überließ er es dem Gutdünken der Gläubigen, das Ausgestocherte auszuspeien oder hinabzuschlucken. Daß das Wasser das Beste, sagte nicht nur Pindar, sondern auch Mohammed, keines aber ist besser als das des Euphrats und des heiligen Brunnens Semsem zu Mekka, der unter den Füßen Hagars aufquoll, um ihren vor Durst verschmachteten Sohn zu retten.

IV. Vom Heirathen und der Behandlung der Frauen. Der Prophet sagte, daß der Glaube immer im Verhältniß mit der Liebe zu den Frauen stehe, so daß der Gläubigste auch der Verliebteste; er sagte, daß Gott seine Glückseligkeit in drei Dinge gesetzt: in die Frauen, in die Wohlgerüche und in

das Gebet, daß die beſten der Frauen die vielliebenden und die vielgebärenden, daß, wer ſich vermählt, die Hälfte ſeiner Religion gerettet hat, daß eine Frau wie ein Halsband, und daß alſo bei der Wahl derſelben wohl darauf zu ſehen, daß das Halsband nicht drücke, ſondern nur ſchmücke, und dergleichen bereits bekannte Worte mehr. Von allen aber die Frauen betreffenden Ueberlieferungen deſſelben gibt ihm wohl keine größeren Kredit als ächtem Frauenkenner, als die von der Behandlung der Frauen: „Bedenkt, ihr Männer, daß das Weib aus der Rippe des Mannes, d. i. aus einem krummen Beine erſchaffen worden. Wollt ihr ein krummes Bein gerad biegen, ſo bricht es; ihr Männer behandelt die Frauen mit Nachſicht!“ [1] Die beſte Zeit, Hochzeit zu machen, iſt, wenn der Mond im Scorpion; der Moslim, der ſich vier rechtmäßige Frauen beilegt, übernimmt auch die Pflicht, jede derſelben jede vierte Nacht zu beſuchen; aller Liebesgenuß geſchehe im Verborgenen. Der Prophet empfahl den Moslimen in drei Dingen die Krähe als Muſter, weil ſie ſich nur heimlich begattet, früh ausfliegt, um Nahrung zu ſuchen, und außerordentlich vorſichtig iſt. Verboten iſt die eheliche Beiwohnung in der Morgen- und Abenddämmerung, von dem Auftauchen der Morgenröthe bis zum Aufgange der Sonne, von dem Untergange derſelben bis zum Verſchwinden der Abendröthe, während des ſchwarzen, rothen oder gelben Windes, d. i. während eines Ungewitters, während des Samum, während eines Orkans und während eines Erdbebens. Die Formeln der Vermählungsgebete ſind mancherlei, ſo auch die der Gebetformeln um Kinder, namentlich um männliche. In Betreff des zurückwirkenden Verdienſtes der Kinder auf die Eltern, erzählt eine Legende vom Herrn Jeſus, daß er vor einem Graben vorbeigekommen, deſſen Bewohner von den Folterengeln gepeinigt ward; nach einiger Zeit kam er wieder vorbei, und fand Alles ruhig; es ward ihm vom Herrn geoffenbaret, daß Gott der Herr wegen des Verdienſtes des nun mannbar gewordenen, wohlerzogenen Sohnes die Sünden des Vaters verziehen habe. Die kürzeſte und wirkſamſte Gebetformel um Kinder iſt: „Ich flehe meinen Herrn um Verzeihung meiner Sünden an und

[1] Die 289ſte der ſiebenhundert im erſten Bande der Fundgruben des Orients gegebenen Ueberlieferungen.

wende mich zu demſelben, oder die 97te Sura ſiebenmal wiederholt. Am ſiebenten Tage nach der Geburt wird das Kind benennt, und ein Lamm geopfert; die beſten Namen ſind die des Propheten: Mohammed, Ahmed, Mahmud, Muſtafa und die der Propheten des alten Bundes. Der Prophet verbot die altarabiſchen Namen: Hakem, d. i. Befehl, Hekim, d. i. der Weiſe, Chalid, d. i. der Ewige, Malik, d. i. Beſitzer, weil ſie Namen Gottes, ſo auch die Vornamen: Ebul Hakem, Ebul Iſa, Ebul Malik, Ebul Kasim und den Namen Jasin, den er ſich ſelbſt aneignete. Die Beſchneidung von Knaben und Mädchen hat auch gewöhnlich am ſiebenten Tage Statt; das Mädchen darf nicht früher als mit neun Jahren vermählt werden, nach dem Beiſpiele des Propheten, welcher ſich zwar mit Aiſche, der jüngſten, geliebteſten, geiſtreichſten und treuloſeſten ſeiner Gemahlinnen, ſchon als ſiebenjährigem Mädchen verlobte, aber ſich mit ihr erſt zwei Jahre ſpäter vermählte, mit der Neunjährigen der Fünfzigjährige.

V. Von der Pflege der Haare, des Bartes, der Nägel und dergleichen. Zehn Vorſchriften der Toilette leiten ſich von dem Beiſpiele Abrahams her, wovon fünf den Kopf, fünf den Leib betreffen; die fünf erſten ſind das Ausſtochern der Zähne, das Stutzen des Knebelbarts, die Scheitelung des Haupthaares, die Ausſpülung des Mundes, das Einſchlürfen des Waſſers durch die Naſe; die fünf andern: die Beſchneidung, die Enthaarung des Unterleibs, dann unter den Achſeln, die Reinigung nach vollzogener Nothdurft und das Beſchneiden der Nägel. Dieſe Pflege des Kopfes und des Leibes wird in der Regel und am beſten am Freitage vorgenommen. Abraham dankte Gott dem Herrn für graues Haar, als ein Zeichen der Würde und des Anſehens, und deßhalb iſt es verboten, daſſelbe auszuraufen. Für das Nägelſchneiden gilt der Dienſtag oder Mittwoch als der beſte Tag, wiewohl der letzte der ſchlimmſte der Woche, weil an demſelben die Hölle erſchaffen worden. Die Ordnung, in welcher die Nägel der verſchiedenen Finger abgeſchnitten werden, iſt nicht gleichgültig; man fängt bei dem kleinen Finger der linken Hand an, und endet bei dem der rechten; der Abfall des Haares und der Nägel wird vergraben. Wer ſeinen Bart des Tags ſiebzigmal kämmt, dem naht der Teufel durch vierzig Tage nicht. Bei

allen dieſen Verrichtungen ſind beſondere Gebetformeln üblich, darunter die 97ſte Sura: Wir haben geſendet den Koran in der Nacht Kadr, und die Formel: im Namen Gottes, und nach dem Brauche Mohammeds und der Familie Mohammeds.

VI. Von dem Gebrauche der Wohlgerüche, der Durchdüftung und der Einſalbung des Leibes. Nach der Ueberlieferung haben alle Wohlgerüche auf Erden folgenden Urſprung. Als Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradieſe auf Merwe und Sfafa (die beiden Berge in der Nachbarſchaft Mekkas) ſich niederließen, ſagte Eva: ich hätte mich gar zu gerne noch im Paradieſe gekämmt, aber Gabriel war ſo zudringlich, daß er mir hiezu nicht Zeit ließ; ich will mir daher hier die Haare auskämmen. Als ſie das Haar auflöste, entfloſſen demſelben die Wohlgerüche des Paradieſes, von denen der Wind einige nach Weſten, die meiſten nach Oſten und beſonders nach Indien trug, welches ſeitdem das Vaterland der edelſten Wohlgerüche. Das Durchdüften des Bartes mit Wohlgerüchen, das Waſchen deſſelben nämlich mit Roſenwaſſer oder Durchdüften mit Aloerauch geſchieht zu Ehren der beiden Engel Hüter und Aufzeichner der Thaten des Menſchen, wovon der zur Rechten die guten und der zur Linken die böſen Thaten in Rollen aufzeichnet, welche alljährlich in der Nacht der Diplome, [1] das iſt in der des 15ten Schaaban, vor dem Throne Gottes gegen neue ausgewechſelt werden; dieſe beiden Engel Protokolliſten lieben außerordentlich die Wohlgerüche, die ihnen von beiden Seiten des Knebelbartes entgegenduften. Die beliebteſten Wohlgerüche ſind: Aloe, Ambra, Moſchus und Safran, Roſenwaſſer, Veilchen-, Lilien-, und Myrobolanöl. [2] Der Prophet empfahl die Kleider mit Wohlgerüchen zu durchdüften und den Leib mit wohlriechenden Oelen einzuſalben; vorzüglich liebte er Lilienöl und Roſenwaſſer. Vom Roſenöl kann noch keine Rede ſeyn, da daſſelbe, wie bekannt, eine weit ſpätere indiſche Erfindung. Nach der Ueberlieferung

[1] Leilelol-Berat (la nuit de brevets).

[2] Das Oel des Ban, welchen S. de Sacy als Weide überſetzt hat, wird hier als indiſche Piſtazie, das iſt Myrobolane, erklärt: Hindanki Ban Ruſtki hindiat.

datirt sich der Ursprung aller Rosen erst von der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten, auf welcher die weißen Rosen aus seinem Schweiße entstanden, die rothen aus dem Gabriels und die gelben aus dem des Borrak (seines himmlischen Lastthieres), welches der dem persischen Cherub) dem sogenannten Thiere von Persepolis) nachgeahmte mohammedanische Cherub.

VII. Von dem Bade. Es ist verboten, ohne Schürze ins Bad zu gehen; bei dem Herausgehen aus dem Bade ist eine besondere Begrüßungsformel üblich, wie in Europa beim Nießen das schon ziemlich aus der Mode gekommene: zur Gesundheit! Der Gläubige sagt zu dem aus dem Bade kommenden Gläubigen: wohl bekomme Dir das Bad und das heiße Wasser! und der andere antwortet: Gott thue Gutes Deinem Herzen! Im Bade sich zu kämmen oder die Zähne auszustochern, gilt als schädlich für das Haar und die Zähne; auch ist verboten, im Bade den Koran herzusagen. Den Kopf mit Eibisch und Blättern des Lotosbaumes (Sidr) zu waschen, wird nach dem Beispiele des Propheten für besonders heilsam angesehen; es ist besser, das Haar sich unter der Achsel zu scheeren, als dasselbe auszuraufen; beim Enthaaren sind wieder besondere Gebetformeln vorgeschrieben; nach der Enthaarung wird erst die rothe Farbe des Henna (lawsonia inermis), sey es auf die Nägel, sey es auf Haar und Bart als Grund der schwarzen Farbe aufgetragen. Die gänzliche Abwaschung des Körpers (Ghosl) ist als gesetzliche Reinigung in sechs Fällen vorgeschrieben;[1] außerdem ist dieselbe löblich alle Freitage und in den heiligen Nächten des Jahres, namentlich in denen des ersten, fünfzehnten und siebzehnten Ramasans, welcher letzte der Jahrestag der Eroberung Mekka's, in der Nacht des neunzehnten, an welchem die Verberbestimmungen für das ganze Jahr von der Tafel des Schicksals abgeschrieben werden, in der Nacht des ein und zwanzigsten, in welcher Moses starb, Jesus zum Himmel fuhr, und welche von vielen für die Nacht Kadr gehalten wird, in welcher der Koran vom Himmel gesendet ward, wiewohl Andere die drei und zwanzigste und Andere die sieben und zwanzigste Nacht desselben Monats

[1] Post concubitum, pollutionem, menstruationem, apparitionem sanguinis extra tempus menstruorum, puerperium et conductum cadaveris.

dafür halten; weiter an den beiden Feſten des Faſtenendes (der große Beiram) und des Opferfeſtes (der kleine Beiram), am achten Silhidſche, d. i. am Tage Terwijet, an welchem die Pilger auf dem Berge Aarafat bei Mekka ihre Andacht begehen; [1] in der Nacht des halben Redſcheb, welche die der nächtlichen Himmelfahrt, in der des acht und zwanzigſten deſſelben Monats, welche die der Sendung des Propheten, in der des halben Schaaban, in der des ſieben und zwanzigſten Schaaban, wo die Rollen der guten und böſen Thaten ausgewechſelt werden, am achtzehnten Silhidſche, an welchem Mohammed das Chalifat ſeinem Eidam Ali übertrug, am vier und zwanzigſten Silhidſche, an welchem das Feſt Mobahelet gefeiert wird. Dieſes Feſttages erwähnen weder Herklots noch Garcin de Taſſy, [2] und die Wörterbücher geben keinen Aufſchluß darüber; eine leiſe Andeutung davon findet ſich in Maraccis Commentar zum 60ſten Vers der dritten Sure, ſehr ausführliche Auskunft aber in dem zu Teheran gedruckten Sadol-maad, d. i. Mundvorrath der Rückkehr, welches ein vollkommener Kalender aller Moslimiſchen Feſte mit den für dieſelben vorgeſchriebenen oder üblichen Gebeten. Die Chriſten von Nedſcheran hatten Abgeordnete an Mohammed geſandt, die mit ihm diſputirten, aber unbekehrt nach Hauſe gingen; ihr Biſchof rieth ihnen, dem Propheten, der als ſolcher ſchon anerkannt ſey, nicht länger zu widerſtreben, ſie kamen wieder und erklärten ſich als Moslimen, da war Mohammed mit ſeiner Tochter Fatima, ſeinem Eidam Ali und ſeinen beiden Enkeln Haſan und Huſein hinausgegangen, um zu beten, und hatte ſeinen Mantel über ſie gedeckt, weßhalb dieſelben Ehlol-aba, d. i. die Bewohner des Mantels, oder Ehlol-kiſa, d. i. die Inhaber des Kleides genannt werden; dieſer Benennung erwähnen zwar S. de Sacy und Reinaud [3] nach Maraccius und Niebuhr, aber keine

[1] In dem von Langlès im Jahr 1810 zu Paris herausgegebene: rapport du calendrier Grégorien avec les calendriers réformé, Russe, Hebraique et Musulman ſteht dieſer Tag eben ſo falſch ausgeſprochen als überſetzt, als: Teroûyyéb. Le Prophète demande la vue de Dieu.

[2] In dem mémoire sur des particularités de la religion Musulmane. Paris 1831.

[3] Description des monumens Musulmans. II. 194.

dieſer vier Säulen arabiſcher Gelehrſamkeit hat den Urſprung der Benennung ſelbſt aufgefunden, welcher bei obiger Gelegenheit ſtattfand, ſo daß das Feſt Mobahelet, wiewohl das Wort eigentlich gegenſeitige Verfluchung bedeutet, doch das Familienfeſt des Propheten iſt, weil an dieſem Tage das Andenken der Ausbreitung des Mantels des Propheten über die vier nächſten Mitglieder ſeiner Familie, ſeine Tochter, ſeinen Eidam und ſeine beiden Enkel, gefeiert wird. Der Koransvers Mobahelet, nach welchem daſſelbe benannt wird, iſt der folgende: „Dem, der mit dir ſtreitet, nach dem, was du an Wiſſenſchaft ausgebeutet, ſage: kommt, wir wollen unſere Söhne und euere Söhne, unſere Weiber und euere Weiber, unſere Perſonen und euere Perſonen rufen, dann andächtig zu Gott unſer Gemüth erheben, und den Fluch Gottes den Lügnern geben.“ Ebenſowenig als dieſes Feſt Mobahelet waren bisher die drei folgenden ſchiitiſchen bekannt, an denen, wie bei den vorhergehenden, gänzliche Abwaſchung des Körpers empfohlen wird; das erſte am ſechs und zwanzigſten Silhidſche, dem Tag der Ermordung des Chaliſen Omar, der durch ſeine Nachfolge im Chalifate das Recht Ali's beeinträchtigte; das zweite am ſieben und zwanzigſten Silhidſche, an welchem nach der Lehre der Schii's Omars Söhne zur tiefſten Hölle fuhren;[1] das dritte am fünf und zwanzigſten Silkide, dem Tag Dahul-erdh, d. i. der Ausdehnung der Erde unter der Kaaba, welche an dieſem Tage von Adam aufgeſtellt ward, zugleich dem Geburtstag von Jeſus[2] und Abraham, und dem Tag der Erſcheinung, Mehdi's des zwölften Imam, als Vorläufer des jüngſten Gerichtes.

VIII. Von den Manieren des Schlafens und Wachens und auf die Seite gehens. Zwei Zeiten des Tages ſind für den Schlaf eben ſo günſtig als zwei andere ungünſtig; während der Morgen- und Abenddämmerung iſt eben ſo unrecht

[1] Sadol-maad. Blatt 106.

[2] Das Uebereintreffen des fünf und zwanzigſten Silkide mit dem 25. Dezember, welcher im altrömiſchen Kalender der Geburtstag des Mithras war, macht es wahrſcheinlich, daß die Ausbreitung der Erde unter der Kaaba einen mythiſchen Bezug auf die Vorſtellung des unter dem Dolche des Mithras erliegenden Stieres hat.

zu ſchlafen, als es unmittelbar vor oder nach dem Mittagsgebete heilſam. Zur Zeit der Morgendämmerung, das iſt von der erſten Morgenröthe bis zu Sonnenaufgang iſt der Schlaf verwerflich und tadelbar, weil zu dieſer Zeit die Nahrungsloose des Tages ausgetheilt werden, und wer dieſelben verſchläft, auch ſeinen Erwerb für dieſen Tag verſchläft; zu dieſer Zeit ward den Kindern Iſraels die Manna geſendet. Der Schlaf unmittelbar vor oder nach der Mittagszeit heißt Kailule, d. i. die Kühlung, und Mohammed ſagte hievon: ſchlafet den Schlaf der Kühlung, denn Satan ſchläft denſelben nicht! Dieſer Schlaf iſt aber der unmittelbar vor oder nach dem Mittagsgebete, welches nicht verſchlafen werden, aber auch nicht in dem Augenblicke, wo die Sonne durch den Meridian geht, verrichtet werden darf, ſondern immer einige Minuten hernach, weil Punkt Mittags der Satan täglich die Sonne als Krone ſich zwiſchen die Hörner ſetzt, und ſich ſelbſt als Weltherrſcher proklamirt; ſo ſonderbar dieſe Ueberlieferung, ſo merkwürdig iſt dieſelbe, weil ſie einerſeits in perſiſcher Sitte, andererſeits in hebräiſchen Religionsbegriffen wurzelt. Wir ſehen aus den Münzen der Sſaſaniden, ſo wie aus den Skulpturen von Nakſch Ruſtem bei Perſepolis, daß die altperſiſchen Könige den Sonnenball als Kopfſchmuck trugen, und in den Pſalmen heißt es: der Herr wird mich befreien vom Satan des Mittags.[1] Ueberall iſt zu ſchlafen erlaubt, nur nicht in der Moſchee; Ali ſagte: man ſchläft auf vielerlei Weiſe: die Propheten ſchlafen auf dem Rücken mit offenen Augen, weil ſie die Offenbarung Gottes erwarten, die Gläubigen auf der rechten Hand mit dem Geſichte gegen die Kibla (Mekka) gewendet, die Könige und ihre Söhne auf der linken Hand, um ſo leichter zu verdauen, der Satan aber und ſeine Brüder und Spießgeſellen mit dem Geſichte vorunter. Die Nachtgebete ſind vielerlei; von den kurzen Suren des Korans die hundert zwölfte: ſag: Gott iſt Einer; die hundert neunte: o ihr Ungläubigen; die Suren, welche mit dem Lobe Gottes beginnen, als: die 59ſte, 61ſte, 62ſte, 64ſte, welche das **Te Deum laudamus** des Korans; andere Gebete werden wider die Schlafloſigkeit empfohlen, andere beim Aufwachen. Der Imam Dſchaafer Sſadik, der ſechste der

[1] XC. 6. a daemonio meridiano.

Imame, erklärte den Unterschied wahrhafter und lügenhafter Träume aus dem Aufschwunge des Geistes, während des Schlafes: was derselbe in der höchsten Geisterwelt schaut, ist Wahrheit, was er während des Fluges im Himmel und auf Erden sieht, ist eitel Bildwerk und Phantasie; ein Dämon, Namens Hesaa, fliegt allnächtlich von Osten nach Westen, um die Menschen mit lügenhaften Träumen zu täuschen; vieler Schlaf ist schädlich. Die Manieren des auf die Seitegehens lassen wir bei Seite.

IX. Von den Krankheiten, ihren Arzneien, Heilungs- und Verwahrungsmitteln. Zum Schröpfen gilt, nach dem Beispiele mehrerer Imame, der Dienstag als der beste Tag, vermuthlich weil derselbe dem Blutvergießer Mars angehört, welcher selbst in der arabischen Planeten-Ikonologie mit blutigem Schwerte in der einen und einem abgehauenen Haupte in der andern Hand dargestellt wird; die Sunni lassen sich am liebsten am Sonntage, die Schii am Montage schröpfen. Der Imam Musa verordnete die Schröpfung am siebenten Julius, im Verhinderungsfalle am vierzehnten. Nach einer Ueberlieferung des Propheten besteht die Arzneikunde der Araber in sieben Dingen, nämlich: Schröpfen, Klystieren, Schnupfen (der Arznei durch die Nase), ins Bad gehen, Speien, Honig einnehmen und Brandmalen; alle diese sieben Arzneimittel sind durch vielfältige Stellen der Ueberlieferung unterstützt und anempfohlen. Bei den Fiebern fangen aber die Heilmittel der Gebete und Beschwörungsformeln an, welche entweder bloß gebetet, oder als Amulette auf dem Leib getragen oder auf Papier geschrieben in Wasser geweicht werden, und worauf das Wasser dem Kranken als Arznei eingegeben wird. Dieser Glauben an fiebervertreibende Amulette herrscht nicht nur im Morgenlande, sondern spukt selbst noch im Westen. Der als fruchtbarer medizinischer Schriftsteller hinlänglich bekannte Oberarzt und gelehrte Professor Plenk behandelte eine alte Frau im Fieber, welche ihn bat, ihr doch nebst den verordneten Arzneien auch ein Amulett zu geben, weil sie auf dieses mehr Vertrauen habe, als auf jene; er willfahrte ihr durch ein in Tuch genähtes Amulett, das sie auf dem Magen trug; als sie des Fiebers genesen, stach sie die Neugierde, nachzusehen, worin denn das Amulett bestehe, sie trennte es auf, und fand darin einen Zettel, worauf geschrieben: holt der Teufel

nicht das kalte, ſo holt er die Alte. Außer den mannigfaltigen Gebeten für die verſchiedenen Krankheiten und Uebel und dem Verſe: des Thrones Gottes (der zwei hundert ſechs und dreißigſte der II. Sura), gelten vorzüglich ſieben Suren des Korans als talismaniſche, nämlich: die erſte, die drei letzten, dann die hundert neunte: ſag: o ihr Ungläubigen; die hundert achte vom Kewſer, d. i. vom Quelle des Paradieſes, und die ſieben und neunzigſte: wir haben ihn geſendet (den Koran) in der Nacht Kadr. Einer der wirkſamſten Heilſprüche iſt der häufig auf den, pastilles do Serail genannten Moſchuszelten vorkommende Koranſtert: darinnen iſt Heilung für das, was in der Bruſt, oder die drei Formeln: Bismilah el Kjafi, d. i. im Namen Gottes des Genügenden; Bismillah eſch-Schafi, d. i. im Namen Gottes des Heilenden, und Bismillah el-Muafi, d. i. im Namen Gottes des Geneſung Ertheilenden. Ganz beſondere Heilkraft ſchreiben die Schii der Erde von dem Grabe Imam Huſein's zu, welche in weißen Paſtillen häufig durch ganz Perſien verführt wird. Nach einer Ueberlieferung ſoll jeder Gläubige fünf Dinge bei ſich führen: einen Zahnſtocher, einen Kamm, einen Rückenkratzer, einen Roſenkranz und eine Zelte von der Graberde Huſeins.

X. Von dem Umgange mit Verwandten und Bekannten, von den Pflichten gegen Sklaven und Sklavinnen und gegen Arme und Fremde. Eine der ſonderbarſten Proſopopeien der moslimiſchen Ueberlieferung iſt, daß am jüngſten Tage die Gebärmutter als die Repräſentantin aller Verwandtſchaft ſich an den Thron Gottes anklammern und ſagen wird: „o Allernährer, jedem, der in der Welt die Blutsverwandtſchaft geehrt, gewähre deine Barmherzigkeit, und verweigere ſie heute jedem, der mich in der Welt verläugnet hat.“ Das Seitenſtück zu dieſer ſonderbaren Proſopopeie iſt die des Korans, welcher am jüngſten Tage mitten am Himmel aufgehangen erſcheinen, und den Menſchen zu predigen anfangen, und Gott den Herrn anſprechen wird: o Herr! Niemand hat mich geleſen, und die mich geleſen haben, nicht nach meinen Vorſchriften gehandelt, ich bin von dir gekommen und kehre nun zu dir zurück.“ [1] Sklaven

[1] Im XVI. Hauptſtücke des Durri mekum Jaſidſchioghli's. S. Anzeigeblatt der Jahrb. der Literatur. Band XVI. S. 53. Nro. 159.

und Sklavinnen ſind mit nicht mehr als ſechs Geißelhieben zu züchtigen (was weit menſchlicher als die Jaſa Tſchengiſchan's, die von ſieben bis ſiebzig ſteigen.) Die Pflichten gegen die Nachbarn, Stammverwandten, Waiſen und Armen werden durch vielfältige Stellen der Ueberlieferung unterſtützt. Der Imam Dſchaafer Sſadik, um die Pflichten des Musulman's gegen den Musulman befragt, zählte die ſieben folgenden als unerläßliche auf: 1) Thue dem Musulman, was dir gefällig, und thue ihm Nichts an, was dir mißfallen würde; 2) ſuche dir ſeine Zufriedenheit zu erwerben; 3) diene ihm mit Zunge, Gut und Seele; 4) ſey ſein Wegweiſer und Spiegel; 5) iß und trink dich nicht ſatt, ſolange er hungrig und durſtig; 6) wenn du einen Diener haſt, und er keinen, ſey er von dir bedient; 7) nimm ſeine Einladung an, beſuche ihn, wenn er krank, und gehe, wenn er ſtirbt, mit ſeiner Leiche. Vorzügliche Pflicht des Moslims gegen den Moslimen iſt, allen Nothdurften deſſelben abzuhelfen, ihm in Allem an die Hand zu gehen und ſeine Geſchäfte zu beſorgen. Der Krankenbeſuch, das Speiſen der Hungrigen, das Tränken der Durſtigen ſind vorzügliche Pflichten des Moslims. Dieſe Pflichten erſtrecken ſich nicht bis auf Dränger und ungerechte Könige; der Prophet ſagte: „wer ſich immer aus Habſucht weltlicher Güter zur Schmeichelei eines Tyrannen erniedriget, wird in der Hölle dafür büßen; über den König oder Statthalter, welcher über ſeine Unterthanen oder Untergebene die Geißel ſchwingt, wird dieſelbe geſchwungen werden, ſie wird ſich in einen Drachen verwandeln, und die Flammen der Hölle, ſiebzig Ellen hoch, werden über ſeinem Kopfe zuſammenſchlagen." Es iſt dem Moslim verboten, mit dem Ungläubigen aus derſelben Schüſſel zu eſſen, oder mit ihm in einem Bette zu ſchlafen; der Prophet verbot den Moslimen, die Ungläubigen zuerſt zu grüßen, oder ihnen den Handſchlag zu geben, und erlaubte ihnen nur das Selam aleikům! d. i. Heil über euch! mit dem Worte: Aleikům! d. i. über euch! zu erwidern, worunter auch allenfalls das Wort: Fluch verſtanden werden kann.

XI. Von den Manieren des Grußes, des Handſchlages, der Umarmung, des Kußes, des Nießens, des Sitzens, des Aufſtehens, des Rathes und des Briefſchreibens. Sieben Dinge befahl der Prophet als auszeichnende Sitte des Moslims: der Beſuch der Kranken, die

Begleitung der Leichen, die Annahme beſchworenen Wortes, die Geſundheitsformel beim Nießen, das Beiſtehen in Bedrängniß, den Gruß und die Annahme der Einladung zum Eſſen. Der Gruß Selam und die Erwiderung deſſelben ſind Pflicht für den Moslim, nur dem Ungläubigen wird, wie ſchon oben geſagt worden, auf das Selam aleikûm nicht das Aleikûm Selam, ſondern bloß Aleikûm (über euch!) mit Verſchweigung des Wortes Selam zurückgegeben. In den Staatsſchreiben an nichtmoslimiſche Fürſten und Große iſt durch ein Jahrtauſend der Gruß durch die Formel: Heil dem, welcher der wahren Leitung folgt! umgangen worden; auch dieſer nichts weniger als kourtoiſen Kourtoiſie haben die jüngſten türkiſchen und perſiſchen Staatsſchreiben entſagt. einer Ueberlieferung ſagen die Engel im Himmel, ſo oft ein Moslim dem andern Gruß gibt: Heil über euch! und Gottes Barmherzigkeit und ſeine Segnungen. Dies iſt die Formel, womit beim feierlichen Eintritte des Großweſirs in den Empfangſaal der von ihm gegebene Gruß von ſeinem Hofſtaate mit lautem Zurufe erwidert ward, und der noch heute bei feierlicher Erſcheinung der Großen üblich. Nicht zu grüßen ſind: Juden, Chriſten, Gebrn, Gottesdiener, wer auf dem Abtritte, beim Weingelage, ein Poet, der ſittſame Weiber in böſen Ruf bringt, wer mit einem in Perſien und in der Türkei üblichen unanſtändigen Fluchworte den Namen der Mutter entweiht, wer Würfel oder Laute ſpielt, wer im Gebete oder Handelsgeſchäfte begriffen, der Einäde und der offenbare Wüſtling. Es grüßt zuerſt der Kleine den Großen, der Vorübergehende den Sitzenden, der Reiter den Fußgeher, der Reiter zu Pferd den Reiter zu Maul und dieſer den zu Eſel. Der Handſchlag iſt Zeichen der dem Moslim empfohlenen Verbrüderung; Umarmung bleibt inniger Freundſchaft, der Kuß der Liebe vorbehalten. Die Wahl guten Umgangs iſt Pflicht des Moslims, denn durch Schlechte wird der Gute ſchlecht, durch Gute der Schlechte gebeſſert; ſo ward nach der Legende der Hund der Siebenſchläfer, weil er ſo lange mit ihnen geweilt, ein Geſitteter, und ging deßhalb mit ihnen ins Paradies ein. Nach einem alten Weisheitsſpruche empfahl Ali den Beſuch von zehnerlei Häuſern: des Hauſes Gottes, um zu beten; des Palaſtes gottesfürchtiger Könige; des Hauſes von Geſetzgelehrten; des Hauſes von Geſchäftsleuten, wenn dieſelben gleich unverſtändig, weil ſie

nothwendig; des Hauſes von Großen, Ehrenhalber, des Hauſes von Erfahrenen, um ſich Rathes zu erholen; des Hauſes von rechtgläubigen Brüdern, um ſich ihres Umgangs zu erfreuen; des Hauſes von Feinden, wenn es nothwendig, ſich gegen ſie zu verſtellen; des Hauſes von Wohlgeſitteten, um durch deren Umgang gute Lebensart zu lernen. Der Nießende ſagt: Lob ſey Gott, dem Herrn der Welt! Dieſes, oder nach einer anderen Ueberlieferung: Allah ekber! d. i. Gott iſt groß! war das erſte Wort Adams, als der Lebensgeiſt, das Lehmgebilde durchwandernd, endlich im Gehirne ſeinen Sitz aufſchlug, worauf der Menſch die Augen öffnete, und Gott iſt groß! ſagte. Dem Nießenden antwortet man auf die erſten drei Nießer: Gott erbarme ſich deiner! wenn er das vierte Mal oder wenn ein Kranker nießet: Gott heile dich! einem Weibe: Gott halte dich rein! einem Knaben: Gott pflanze dich! einem Ungläubigen: Gott leite dich! einem Imam: Gott ſey dir gnädig! Das Rülpſen wird als eine Gnade Gottes angeſehen, und iſt daher nichts weniger als unmanierlich. Das Lachen iſt ſo viel als möglich zu vermeiden. Der Prophet nannte gegenwärtige Perſonen bei ihrem Vornamen, Abweſende bei ihrem Namen; die Perſer gebrauchen ſtatt beiden lieber den des Amtes oder der Würde, als: Achond, (türkiſch Efendi), Aka (Agha), Mirſa (Begſade), Newwab (das engliſche Nabob). In Geſellſchaften den Namen Gottes und den des Propheten zu nennen, iſt löbliche Sitte, ſo wie, an der Spitze aller Briefe den Namen Gottes zu ſchreiben; von außen wird auf den Umſchlag oft Beduh geſchrieben, was, ein Namen Gottes, der immer mit gleichem Schritte fortſchreitende heißt; da im arabiſchen, wie im griechiſchen Alphabete die Buchſtaben Zahlenwerth haben B = 2, D = 4, U = 6, H = 8, ſo werden ſtatt Beduh die Zahlen 2468 geſchrieben, welche aber nicht als Zweitauſend vier hundert acht und ſechzig zu leſen ſind, ſondern als Beduh und die arithmetiſche Propertion geben, deren Exponent zwei, ſchönes Symbol des gleichmäßigen Fortſchrittes.

XII. Von dem Hauſe, dem Ein- und Ausgange, den Geräthen und Thüren deſſelben. Ein offenes Haus iſt ein gaſtfreies und daher löblich. Der große Luxus iſt tadelhaft, beſonders in goldenen und ſilbernen Geſchirren und Gemälden von Menſchen; dieſe werden am Tage des Gerichts von den

Malern die Seele fordern, die ſie ihnen einzuhauchen nicht im Stande waren; eine große Lehre für ſchlechte Portrait- und Geſchichtsmaler; minder ſündhaft ſind die Gemälde ohne Schatten, weil durch die Schattenloſigkeit der Maler der Anmaßung entſagt, das Licht vom Himmel zu geben; noch ſicherer iſt's, wenn er an der menſchlichen Figur irgend ein Glied unvollendet läßt zur Bekenntniß ſeiner Ohnmacht in der Vollendung eines vollkommenen Menſchengebildes. Teppichen mögen Figuren eingeſtickt ſeyn, weil man ſie mit Füßen tritt. Der Prophet rieth, Tauben und Hahnen im Hauſe zu halten, damit ſich die Dämonen lieber mit ihnen als mit den Kindern beſchäftigen; die Hahnen rufen zum Frühgebet, die Taube war die Freundin Noe's und Mohammeds. Schafe und Milchlämmer im Hauſe zu halten, bringt Segen; von Hunden ſind nur die zur Jagd und zu Bewachung der Heerde nöthigen zu dulden. Wald- oder Ringeltauben ſollen im Hauſe nicht gehalten werden, weil ihr Gurren vom Propheten ſo ausgelegt ward, als hieße es: werdet zu Nichts! werdet zu Nichts! Sechs Thiere verbot der Prophet zu tödten, die Biene ihres Nutzens willen, die Ameiſe, weil ſie Salomon auf die Hand nahm, den Froſch, weil er im Feuerofen, worein Nimrod den Abraham geworfen, einen Theil der Gluth auslöſchte, den Widhopf, weil er der Wegweiſer Salomons zur Königin von Saba, die Elſter, welche Spatzen jagt und dem Adam von Ceylon nach Dſchidde den Weg wies, die Schwalbe, deren Kreiſen in der Luft als Trauer über den unglücklichen Tod der Enkel des Propheten angeſehen, und deren Zwitſchern als das letzte Wort der erſten Sura des Korans verſtanden wird; fünf Thiere befahl der Prophet zu tödten: den Raben, den wilden Eſel, die Schlange, den Skorpion und den wüthigen Hund. Es iſt verboten, Thiere Nachts zu ſchlachten; der Pfau gilt für Unglück vorbedeutend, wie die Eule; bei Tag Licht anzuzünden, iſt verboten; für den Eintritt ins Haus und den Austritt aus demſelben ſind beſondere Gebetformeln vorgeſchrieben.

XIII. Vom Reiten, zu Fußgehen, Handel und Ackerbau und der Behandlung der Thiere. Die beſten Pferde ſind die Fuchſen und Rappen mit einer Bläſſe auf der Stirne und einer ſolchen auf drei Füßen, den rechten Vorderfuß ausgenommen. Das Laſtthier, ſagte der Prophet, hat von ſeinem

Beſitzer ſechs Dinge zu fordern: Futter, Tränke, daß er demſelben Etwas zum Preiſe des Schöpfers an die Stirne heſte (ein Amulet mit den Namen Gottes, gewöhnlich aus Speckſtein), daß er es nur zum heiligen Kampfe reite, demſelben nicht zu viel auflade, und es nicht zu viel ermüde. Zaum und Zügel aus Gold und Silber ſind verboten; beim Aufſteigen ſage der Gläubige die erſte Sure des Korans oder andere Formeln zum Lobe und Preiſe Gottes, deren kürzeſte das dreimalige Subhanallah! (Preis ſey Gott!) El-hamd lillah! (Lob ſey Gott!) Allah ekber! (Gott iſt der Größte!) Beim Kaufe und Verkaufe der Thiere werden die drei letzten Suren, der Vers des Thrones Gottes u. ſ. w. hergeſagt. Der Geſang der Vögel iſt nur das Lob und der Preis Gottes in ihrer Sprache; ſo girrt die Turteltaube: Jahu, (Jehova) oder Jahaij! (o Allebendiger) oder Jakajjum! (o Allbeſtändiger!); die Schwalbe zwitſchert die erſte Sure des Korans u. ſ. w.; daſſelbe gilt von den vierfüßigen Thieren: das Schaf blökt: merg! merg! (Tod! Tod!) die Kuh brüllt: laß ab von der Sünde! u. ſ. w. Viele Thiere ſind nur verwandelte Menſchen, ſo war der Elephant vormals ein der Wolluſt ergebener König, der Bär ein Beduine, der Haſe ein treuloſes Weib, die Fledermaus eine Diebin, Affen und Schweine waren Juden, die den Sabbath entheiligten, die Eidechſe und der Blindſchleich Juden, welche an das Wunder des Herrn Jeſus mit den ſechs Broten nicht glaubten, die Mücken und Schnacken Spötter der Propheten u. ſ. w. Beim Kauf Verkauf ſind wieder beſondere Formeln üblich, ſo auch bei d[illegible]denen Verrichtungen des Feldbaues.

XIV. Von den [illegible]nieren des Reiſens. Eine Ueberlieferung ſagt: reiſet, um geſund, pilgert, um reich zu werden. Die zweite Hälfte dieſer Ueberlieferung zeigt am klarſten, daß die Wallfahrt nach der Kaaba, von der älteſten Zeit her, minder Sache der Andacht als des Handels war, indem ſich der Araber den Pilger nicht als einen armen Landſtreicher, ſondern als Handelsmann denkt; eine andere Ueberlieferung Mohammeds vom Reiſen lautet aber: die Beſchwerden des Reiſens ſind ein Stück der Höllenpeinen; als der beſte Tag zum Reiſen gilt der Montag, weil alle Propheten und groſſe Männer an einem Montage geboren und geſtorben, die zwei groſſen Reiſen in das Leben und aus dem Leben an dieſem Tage unternommen haben; doch beſtreiten die Schii,

daß der Geburtstag Mohammeds, wie ſein Sterbetag an einem Montag gefallen, und behaupten, daß er an einem Freitage geboren ſey; er ſelbſt unternahm ſeine Reiſen am Donnerſtage, weil, wie er ſagte, an dieſem Tage Gott und die Engel hold. Er ſagte: Gott hat den Donnerſtag und Sonnabend geſegnet; dieſe beiden Wochentage alſo ſind wie der Montag und Freitag beſtimmt glückliche, wie der Mittwoch ein beſtimmt unglücklicher. Der Moslim beginne jede Reiſe mit Almoſengeben und Gebet, mit der Herſagung der drei letzten Suren des Korans, der XCVIIten von der Sendung des Korans in der Nacht Kadr, des Endes der Sure Amran (der IIIten), des Verſes des Thrones Gottes u. ſ. w. Der Imam Muſa ſagte: ſieben Dinge ſind von unglücklicher Vorbedeutung für den Reiſenden: ein Rabe, der ihm von der rechten Seite entgegen krächzt, ein Hund mit geſtutztem Schweife, ein Wolf, der auf ſeinem Schweife ſitzt und ihm entgegen heult; ein Hirſch, der von der Rechten zur Linken den Weg kreuzt, eine Nachteule, welche ihm entgegen ſchreiet, ein altes Weib mit grauen Haaren und eine Stute mit aufgeſchlitztem Ohre. Der Prophet empfahl Jedem, der auf die Reiſe geht, einen Stab von bitterem Mandelbaum mitzunehmen; die zwei erſten Augenmerke eines Reiſenden ſeyen: hinlänglicher Mundvorrath und die Wahl eines guten Reiſegefährten. Nach der Ueberlieferung iſt die beſte Zahl der Gefährten vier, die geringſte drei, die größte ſieben, was darüber, iſt Haufe und Menge. Der Prophet ſagte: bindet eueren Gürtel feſt über den Bauch, damit euch das Gehen leicht werde, und brecht früh Morgens auf. Reiſegebete ſind vielerlei, andere für Reiſen zu Land, andere für Reiſen zur See. Der letzte Abſchnitt des letzten Hauptſtückes handelt von Pferderennen und von Pfeilſchießen, den beiden als Vorübung des Krieges vom Propheten anempfohlenen löblichen Uebungen mit den Kunſtnamen der zehn Renner und der ſechs Ziele. Die Schlußrede enthält zerſtreute nützliche Bemerkungen, wie z. B. die Einſchärfung, Nichts zu beginnen, ohne Inſchallah, d. i. ſo Gott will! zu ſagen; dieſe Sitte des Moslims, Nichts vorauszubeſtimmen, ohne: wills Gott, zu ſagen, iſt bekannt genug, aber nirgends iſt noch der Koransvers angegeben worden, auf welchen ſich dieſelbe ſtützt: [1] Sagt

[1] D. i. der 25ſte der XVIII. Sure.

von keinem Dinge, ich werde dies morgen thun, ohne hinzuzusetzen: wenn Gott will! und erwähne deines Herrn, wenn du Etwas vergessen, und sage: vielleicht leitet mich der Herr, daß ich der Wahrheit nahe komme. Gelegentlich dieses talismanischen Koransverses wider vermessene Vorherbestimmung künftiger Handlungen und wider Vergeßlichkeit, werden neun Dinge erwähnt, welche das Gedächtniß schwächen und drei, welche dasselbe stärken; die ersten sind: das Essen von sauern Aepfeln, Koriander, Käs, von Etwas, was eine Maus angefressen, das Abschlagen des Wassers in stehendes, das Lesen von Grabinschriften, das Gehen zwischen zwei Weibern, Läuse suchen, und das Schröpfen in der Grube des Rückgrads; hingegen vermehrt sich das Gedächtniß, wenn man die Zähne ausstochert, fastet und den Koran liest. Dies genüge von den allgemeinen Manieren der Moslimen und namentlich der Araber und Perser; ein künftiger Artikel (wills Gott!) wird von den Sitten des Hofes, und namentlich bei den Türken, nach den Quellen derselben handeln.

Hammer Purgstall.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

Berlin. Die k. Akademie der Wiſſenſchaften hat im verfloſſenen Jahre außer den ſchon früher aufgeführten nachfolgende Mitglieder durch den Tod verloren: den Baron Sylveſtre de Sacy zu Paris, auswärtiges ordentliches Mitglied der philologiſch-hiſtoriſchen Claſſe, den Grafen Caſpar von Sternberg zu Prag, Ehrenmitglied der Akademie, Accum zu Berlin, von Moll zu Dachau, Dulong zu Paris, Bowditch zu Boſton und Duges zu Montpellier, Correſpondenten der phyſikaliſch-mathematiſchen Claſſe, und von Köhler zu St. Petersburg, Correſpondenten der philologiſch-hiſtoriſchen Claſſe. Dagegen ſind in dem verfloſſenen Jahre gewählt worden: Preſl zu Prag, Rudberg zu Upſala und Lamé zu Paris zu Correſpondenten der phyſikaliſch-mathematiſchen Claſſe, und da Coſta de Macedo zu Liſſabon zum Correſpondenten der philoſoph.-hiſtoriſchen Claſſe. Der Conſiſtorialrath Prof. Dr. A. Neander wurde als ordentliches Mitglied der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe und der k. öſterreichiſche Geſandte zu Athen, Prokeſch von Oſten, als Ehrenmitglied beſtätigt. Der Aſtronom Sir John Herſchel iſt zum auswärtigen, Profeſſor Dr. Poggendorf zum ordentlichen Mitgliede der phyſikaliſch-mathematiſchen Claſſe ernannt worden.

Die Akademie hielt am 24. Jan. zur Feier des Geburtstags Friedrichs II eine öffentliche Sitzung, wo eine Rede des Geheimenraths Wilken vorgetragen wurde. Ein neues von einer Commiſſion entworfenes und von der Geſammtakademie geprüftes und gebilligtes Statut wurde von Sr. Majeſtät dem König beſtätigt und dient ſeit dem Oct. v. J. als Richtſchnur.

In der Plenarſitzung der k. Akademie der Künſte zu Berlin vom 9. März wurden folgende Künſtler zu einheimiſchen ordentlichen Mitgliedern der Akademie gewählt: Guſtav Lüderitz, Kupferſtecher in Berlin; Adolph Henning, Hiſtorienmaler in Berlin; Wilhelm Taubert, Componiſt in Berlin; Hubert Ries, Concertmeiſter in Berlin; Dr. d'Alton, ordentlicher Profeſſor der Anatomie zu Halle. Zu auswärtigen ordentlichen Mitgliedern: Horace Vernet, Geſchichts- und Genremaler in Paris; Eugène Le Poittevin, Marinemaler in Paris. Zu Ehrenmitgliedern: der großherzoglich heſſiſche Geheimerath v. Gottfried Weber zu Darmſtadt; der geheime Obertribunalrath H. von Winterfeld zu Berlin; der Marcheſe de' Durazzi beſtändiger Secretär der Akademie der Künſte zu Genua; der Marcheſe de Negri zu Genua.

München. Am 8. Januar ſtarb zu Augsburg Chr. Jac. Wagenſeil, k. b. quiesc. Regierungsrath, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, früher Kanzleidirector, Conſiſtorialrath und Scholarch, Archivar und Bibliothekar der Reichsſtadt Kaufbeuren, dann kurpfalzbaieriſcher Stadtcommiſſär zu Kempten, durch zahlreiche Schriften hiſtoriſchen, belletriſtiſchen und gemeinnützigen Inhalts bekannt, geboren zu Kaufbeuren am 28. Nov. 1756.

Die k. bayerische Akademie der Wissenschaften feierte am 27. März durch eine öffentliche Sitzung den achtzigsten Jahrestag ihrer Stiftung. Nach einem Vorwort des Vorstands v. Schelling las der Präsident des Oberconsistoriums, Staats- und Reichsrath v. Roth, eine Gedächtnißrede auf den verstorbenen Präsidenten, Ignaz v. Rudhart, und Professor Dr. Buchner eine Abhandlung über die Einwohner Deutschlands im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach Claudius Ptolemäus. Der geheime Rath v. Schelling wurde in der kurz zuvor stattgehabten allgemeinen Sitzung der Akademie neuerdings wieder zum Vorstande, dann, wie schon früher in einer Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, der geheime Rath v. Walther und Professor Zuccarini zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie erwählt.

Der geheime Obermedicinalrath Dr. Kopp zu Hanau, dessen Tod wir (S. VI, S. 303) irrthümlich angezeigt zu haben bedauern, ist unlängst von dem Vereine großherzogl. badischer Medicinalbeamten zur Förderung der Staatsarzneikunde zum Ehrenmitgliede erwählt worden.

Universitäten.

Berlin. Die Professoren Wegas und Rösel, der Professor der Medicin Dr. J. F. C. Hecker haben den rothen Adlerorden 4. Cl. erhalten. Professor Schönlein in Zürich ist nach Berlin berufen mit dem Titel eines geheimen Medicinalraths. Am 5. Mai starb der Professor des Rechts Dr. Eduard Gans, am 21. April Professor Dr. Friedrich Hufeland.

Bonn. Der außerordentliche Professor der Jurisprudenz, Dr. Ludwig Arndts, ist zum ordentlichen Professor derselben in Breslau, nachher zu der nämlichen Stelle in München ernannt worden. Das Rectorat führt der Professor der Anatomie und Physiologie Dr. Karl Mayer; die Decanate: in der evangelisch-theologischen Facultät Bleek, in der katholisch-theologischen Achterfeldt, in der juristischen Walter, in der medicinischen Mayer, in der philosophischen v. Schlegel. Der Professor der Theologie Braun ist als Privatdocent in der juristischen Facultät aufgetreten. Professor Redepenning hat einen Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor der theologischen Facultät angenommen, um daselbst Ewald und Pott, zugleich aber auch den ersten Universitätsprediger Ruperti zu ersetzen. Am 23. April starb Dr. Karl Hieronymus Windischmann, Medicinalrath und Professor der Medicin und Philosophie, 64 Jahre alt.

Breslau. Der Professor Dr. Elvenich, der als Director des katholischen Gymnasiums seine Entlassung nachgesucht und erhalten hat, ist zum ersten Bibliothekar der königlichen und Universitätsbibliothek ernannt worden. Am 13. März starb der ordentliche Professor der Staatswissenschaften, Dr. der Rechte und der Philosophie, Johann Schön, Redacteur der schlesischen Zeitung, 57 Jahre alt. Der ordentliche Professor der alten Literatur Dr. Ritschl ist in derselben Eigenschaft nach Bonn versetzt worden.

Freiburg. Der Professor und geistliche Rath Wert ist zum Prorector für das Studienjahr 1839—40 erwählt worden.

Gießen. Der Geheimerath Kühnöl trat im letzten Wintercurse zum 101sten Mal als akademischer Docent auf und wurde bei dieser Gelegenheit von dem Rector Dr. Credner in einem Programm beglückwünscht. Der Pfarrer Schmid in Großholbach ist zum ordentl. Professor der Dogmatik an der katholisch-theologischen Facultät ernannt worden.

Göttingen. Eine der erledigten sieben Professuren ist wieder besetzt, die von Wilhelm Weber. An die Stelle desselben ist der Dr. Listing aus Frankfurt a. M. als außerordentlicher Professor der Physik und Mathematik berufen, gegenwärtig Lehrer der Mathematik an der polytechnischen Schule zu Hannover. Der Consistorialrath ordentliche Professor Dr. Lücke ist zum wirklichen Mitglied des Consistoriums in Hannover ernannt worden, behält aber sein akademisches Lehramt bei. Der Hofrath Langenbeck ist in den Adelstand erhoben worden.

Greifswald. Der Professor der morgenländischen Sprachen Dr. J. Chr. L. Kosegarten hat den rothen Adlerorden 4. Cl. erhalten. Der Privatdocent Licentiat der Theologie Friedrich Hasse ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät ernannt worden.

Halle. Der geh. Medicinalrath Professor Dr. Kruckenberg hat den rothen Adlerorden 4. Cl. erhalten. Der außerordentl. Professor in der philosophischen Facultät Dr. Pott ist zum ordentlichen Professor ernannt.

Heidelberg. Professor Mittermaier ist von der badischen Abgeordneten-Kammer zum fünften Mal zum Präsidenten erwählt worden. Der Privatdocent Licentiat Dittenberger ward zum außerordentlichen Professor mit weiterer Anstellung an dem evangelischen Predigerseminarium ernannt. Bei der Universitätsbibliothek rückte der bisherige Collaborator Dr. Gustav Weil in die erledigte Stelle eines Bibliothekars ein, zum Bibliothekssecretär ward der Privatdocent Dr. Sachsse ernannt. Die Wahl des geheimen Hofraths Professor Dr. Muncke zum Prorector ist bestätigt worden. Der Senior der theologischen Facultät, geheime Kirchenrath ordentliche Professor Dr. H. E. G. Paulus feierte am 15. Apr. das Jubelfest seiner Anstellung als ordentlicher Professor der Theologie, da er an demselben Tage 1789 in Jena seine Stelle als Eichhorns Nachfolger angetreten hatte.

Jena. Der ordentliche Professor der Chemie, Pharmacie und Technologie, Hofrath Dr. Johann Wolfgang Döbereiner und der ordentliche Professor der Logik und Metaphysik Dr. Ernst Reinhold sind zu geheimen Hofräthen ernannt worden. Der Großherzog von Sachsen Weimar hat dem geh. Hofrath H. K. Abr. Eichstädt, Dr. der Theologie und Philosophie, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, zu seinem Magisterjubiläum eine goldene Dose mit dessen Namenszug und einem Handschreiben überreichen lassen. Der Director des landwirthschaftlichen Instituts zu Eldena, Dr. Fr. G. Schulze, ist zum ord. Professor mit dem Charakter als Hofrath ernannt worden.

Kiel. Der Physikus und Lehrer bei der Hebammenanstalt, Dr. G. A. Michaelis, ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät, der Professor Chalybäus in Dresden zum ordentlichen Professor der Philosophie, der außerordentliche Professor Mau an Kösters Stelle zum ordentlichen Professor, Dr. Lüdemann zum Vorstand des homiletischen Seminars mit dem Charakter eines außerordentlichen Professors ernannt worden.

Königsberg. Der außerordentliche Professor der philosophischen Facultät, Dr. Ludwig Moser, ist zur ordentlichen Professur befördert worden.

Leipzig. Der Privatdocent Dr. Karl Ernst Bock ist zum außerordentlichen Professor der Medicin ernannt worden. Am 5. Febr. ist der außerordentliche Professor der Medicin Dr. Karl Friedrich Kleinert, gestorben. Die philosophische Facultät hat dem Professor in Rennes Xavier Marmier die Doctorwürde ertheilt. Der Professor E. G. Riedner vertheidigte behufs seines Eintritts in die theologische Facultät eine Dissertation über den Hermesianismus. Der Oberbibliothekar Dr. C. G. Gersdorf erhielt den Charakter eines Hofraths. Dem außerordentlichen Professor der Rechte Dr. Robert Schneider ist die Stelle eines Substituten für zwei Professoren in der Juristenfacultät übertragen worden. Bei der am 19. Mai stattgehabten dritten Säcularfeier der Einführung der Reformation in Leipzig wurden zu Doctoren der Theologie ernannt: die Superintendenten Herwig zu Großenhayn und Heymann zu Dresden und der Professor Ullmann zu Berlin.

Marburg. Der Professor der griechischen und römischen Literatur Dr. Karl Franz Christian Wagner hat bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum den Charakter eines geheimen Hofraths erhalten. Dr. Ludwig Fick ist zum außerordentlichen Professor der Arzneiwissenschaften, der außerordentliche Professor Dr. Julius Müller zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät in Halle ernannt worden.

München. Der Privatdocent Dr. K. Fr. Dollmann wurde zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät ernannt. Der Director des städtischen allgemeinen Krankenhauses Professor der Universität Dr. Ph. Wilhelm seinem Ansuchen gemäß seiner Functionen beim Medicinalcollegium enthoben und hierzu Dr. Pfeufer berufen. Der Privatdocent Dr. Höfler ist zum außerordentlichen Professor unter der Verpflichtung zur Haltung von Vorträgen über Geschichte, der Professor der Theologie Dr. Joh. Ev. Stadler zum Domcapitular in Augsburg ernannt worden.

Münster. Im Januar ist der Orientalist Dr. Kalthoff gestorben.

Tübingen. Den hannöverischen Landesunterthanen ist durch königlichen Befehl vom 30. März der Besuch der Universität Tübingen bis auf weitere Verfügung untersagt. — Der

außerordentliche Professor der Theologie Dr. Isak A. Dorner hat einen Ruf als ordentlicher Professor der theologischen Facultät in Kiel angenommen.

Wien. Am 10. Jan. starb Dr. Christoph Weikida, k. k. Hofcaplan, gewesener Decan der philosophischen Facultät, 88 Jahre alt. Im Mai starb der Professor der Physiologie und Pharmacie Dr. Hermann.

Würzburg. Der k. Hofrath und Professor der Chirurgie Dr. Textor hat einen eben so ehrenvollen als vortheilhaften Ruf an die großherzogl. Universität Freiburg abgelehnt, und wurde auf Anzeige hiervon mit einem allergnädigsten Handbillet Sr. k. M. beehrt. Ein gleiches erhielt er von Sr. M. dem König von Preußen nebst dem rothen Adlerorden 3. Cl., von Kurhessen das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen. Der Universitätsbibliothekar Dr. Ludwig ist zum außerordentlichen Professor, der Professor Dr. Stahl zum Regens des geistlichen Seminars ernannt worden. Am 18. April starb Dr. Joseph Schön, früher Professor der Mathematik, geboren 1771 zu Neustadt an der Saale.

Kirche.

Der Dr. Nicolovius hat wegen zunehmender Kränklichkeit die Entlassung von seiner Stellung als Director der geistlichen und Unterrichtsabtheilung im preußischen Cultusministerium nachgesucht.

S. H. der Papst hat unter dem 15. Febr. durch den Cardinal-Staatssecretär Lambruschini in einem Schreiben an den Generalvicar der Erzdiöcese Köln Dr. Hüsgen erklärt, daß demselben die Befugniß zustehe, die heiligen Weihen ertheilen zu lassen, jedoch nur an solche, denen nicht etwa der Erzbischof schon dieselben verweigert und nur nach offener Beitrittserklärung der Candidaten zum Verdammungsurtheil des Hermesianismus.

Der Erzbischof von Gnesen und Posen von Dunin ist „wegen Ungehorsams und der eigenmächtigen in seiner Diöcese getroffenen und nicht widerrufenen Maßregeln“ zum Verluste seiner Würden, zu sechs Monat Festungsstrafe und zur Bezahlung sämmtlicher Gerichtskosten verurtheilt. Zugleich wird derselbe für unfähig erklärt, jemals im preußischen Staate wieder ein Amt zu bekleiden. Die Festungsstrafe ist von Sr. M. in einen Stadtarrest von gleicher Dauer, mit freier Wahl der Wohnung in einem Privathause, verwandelt worden.

Für das Bisthum Trier wurde von dem dortigen Capitel der Canonicus Arnoldi gewählt.

Der Bischof von Augsburg beabsichtigte die Errichtung eines Klosters des Ordens der Frauen vom guten Hirten, und hatte bereits die Genehmigung des Königs dazu erhalten. Die sämmtliche Geistlichkeit war zu Sammlung von Beiträgen aufgefordert, die Anmeldungen zum Eintritt in den Orden oder in die Freistätte für Frauen reiferen Alters wollten die Domcapitulare in Augsburg annehmen. Bald darauf aber wurden die Collecten eingestellt und man beabsichtigte, die eingelaufenen Beiträge einer Schulanstalt zuzuwenden.

Ueber das Terminiren der neuerrichteten Mendicantenklöster in Bayern ist allergnädigst angeordnet worden, daß dieselben, um ihnen eine ihrer Ordensverfassung entsprechende Unterhaltsquelle in entsprechender Weise zu eröffnen, nicht nur in den fränkischen, sondern auch in den altbayerischen Gebietstheilen durch eigene Collectoren wie ehemals milde Gaben sammeln dürfen.

Die feierliche Installirung des vom König von Bayern neu errichteten Collegiatstifts zur Theatinerhofkirche von St. Cajetan in München wurde durch den Erzbischof von München Freising nach Abhaltung des Hochamts und Verlesung der päpstlichen Bulle im Beisein des königlichen Commissärs Ceremonienmeisters Grafen v. Pocci vorgenommen.

Am 8. März starb zu Augsburg der Domcapitular August Sales Stark, Ehrenritter des k. bayerischen Ritterordens vom h. Michael, Commenthur des großherz. hessischen Haus- und Verdienstordens, 69 Jahre alt.

Zu außerordentlichen Mitgliedern des hannöverischen Staatsraths sind ernannt: der Bischof von Hildesheim und in dessen Verhinderung der Domdechant des hildesheimischen

Domcapitels, der Director des Conſiſtoriums in Hannover, der Director des katholiſchen Conſiſtoriums in Hildesheim; zum Aſſeſſor der Schatz- und Conſiſtorialrath Eichhorn.

Ein neulich ergangenes Reſcript des k. bayeriſchen proteſtantiſchen Oberconſiſtoriums erklärt nur ſolche Geiſtliche einer pfarramtlichen Anſtellung für fähig, welche ſich aus innerſter Ueberzeugung und vollſtändig ohne irgend eine Abweichung zu dem altlutheriſchen Lehrbegriff bekennen.

Der evangeliſche Biſchof und Generalſuperintendent Dr. Freymark zu Poſen hat am 20. Jan. den rothen Adlerorden 2. Cl. mit Eichenlaub erhalten.

Am 10. April ſtarb zu Stuttgart Dr. Johann Gottfried von Pahl, Prälat und Generalſuperintendenten von Hall, Ritter des Ordens der württembergiſchen Krone, Mitglied der Kammer der Abgeordneten, im 85ſten Jahre.

S. M. der König von Würtemberg hat dem Präſidenten des evangeliſchen Oberconſiſtoriums, Mitglied der Kammer der Standesherren, Staatsrath von Mohl aus Anlaß ſeines Dienſtjubiläums das Großkreuz des Ordens der württembergiſchen Krone verliehen.

Der Großherzog von Sachſen Weimar hat den Oberconſiſtorialrath Kirchenrath und Generalſuperintendenten Dr. Röhr in Weimar und den Dr. J. A. Rabe, Oberconſiſtorialrath zu Eiſenach, zu Vicepräſidenten des Oberconſiſtoriums ernannt.

Der Conſiſtorialrath Dr. Brandis iſt zum Generalſuperintendenten des Fürſtenthums Calenberg, der Conſiſtorialaſſeſſor Leopold zum Conſiſtorialrath und erſten Hof- und Schloßprediger, der Conſiſtorialaſſeſſor Niemann zum zweiten Hof- und Schloßprediger in Hannover ernannt worden.

Die geh. Kirchenräthe Dr. C. Gottfr. Adolph Böckel und Herold ſind zu Ehrenkleinkreuzen des großherzogl. oldenburgiſchen Haus- und Verdienſtordens des Herzogs Peter Friedrich Ludwig ernannt worden.

Der Stadtrath von Leipzig hat der dortigen jüdiſchen Gemeinde die unentgeltliche Ueberlaſſung von Grund und Boden zu Erbauung einer Synagoge bewilligt.

Schulweſen.

Die Provincialſtände der Provinz Preußen, aus Katholiken und Proteſtanten zuſammengeſetzt, haben bei ihrer letzten Zuſammenkunft die Beſorgniß geäußert, daß durch die in neuerer Zeit errichteten beſondern Confeſſionsſchulen die Eintracht der Angehörigen beider Kirchen geſtört werde und eine neue, jetzt durchaus nicht vorhandene Kluft im innern und äußern Leben zwiſchen den Anhängern der beiden Glaubensbekenntniſſe entſtehen möge. Sie haben darum um die Beibehaltung der frühern allen Kindern ohne Rückſicht auf ihre Religion zugänglichen Gemeindeſchulen und der Simultanſeminarien gebeten. Nach dem Landtagsabſchiede läßt es nun aber Se. M. der König bei der frühern Verfügung bewenden, nach welcher, wo möglich, beſondere Confeſſionsſchulen eingerichtet werden ſollen, weil in den Elementarſchulen der Religionsunterricht immer die Grundlage des ganzen Unterrichts ſeyn muß. Indeſſen ſoll die Einrichtung ſolcher beſondern Schulen nur da verlangt werden, wo die Confeſſionsgemeinen die Mittel zu deren auskreichender Dotation haben. Dagegen ſoll auch die Zuſammenziehung von Confeſſionsſchulen zu Simultanſchulen da geſtattet ſeyn, wo ſie das Werk freier Entſchließung der von ihren Seelſorgern berathenen Gemeinden ſind. Ebenſo wird die Beibehaltung beſonderer Confeſſionsſeminarien für nothwendig erklärt, jedoch ſoll in Ausnahmsfällen den Candidaten der einen Confeſſion der Beſuch des für die der andern beſtimmten Seminars nicht verſagt werden.

Am 4. Febr. feierte das Gymnaſium in Fulda das Andenken an den Schöpfer des deutſchen Schulweſens Hrabanus Maurus und die vor mehr als tauſend Jahren unter Karl dem Großen geſtiftete Schule zu Fulda.

Eine der berühmteſten und älteſten Bildungsanſtalten des preußiſchen Staates, das Joachimsthal'ſche Gymnaſium, das von dem Kurfürſten Johann Friedrich geſtiftet wurde, ſoll aufhören eine öffentliche Schule zu ſeyn, und ſich auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung

zurückziehen, eine Anzahl Penſionäre zu erziehen und dieſen gelehrte Bildung bis zur Univerſitätsreife zu geben.

Am 19. Apr. fand die Eröffnung der neubegründeten geographiſchen Kunſtſchule in Potsdam Statt. In der Rede, welche der Director Profeſſor Dr. Bergbaus bei dieſer Gelegenheit hielt, wurde der Standpunct feſtgeſtellt, den die geographiſche und topographiſche Kunſterſtecherei unter den freien Künſten einzunehmen habe. Aus drei Provinzen des preuſſiſchen Staats, aus Pommern, Brandenburg und Sachſen, haben ſich Schüler eingefunden, die einen zwar kleinen, aber allem Anſchein nach ſehr tüchtigen Stamm der neuen Anſtalt bilden.

Die Navigationsſchule in Pillau erfreut ſich ſeit ihrem Entſtehen durch den zunehmenden Schiffsbau in Preuſſen faſt in jedem Jahre einer größeren Schülerzahl und wird wohl auch im Zunehmen bleiben, zumal der Schulbeſuch in der Art geſtattet wird, daß die Schüler daſelbſt zu jeder Jahreszeit Aufnahme finden, und als Steuerleute und Schiffsführer tüchtig ausgebildet werden können. Die Schule iſt mit ausgezeichneten Inſtrumenten, einem Obſervatorium und allem Zubehör, was zur Schiffahrtskunde erforderlich, verſehen.

Seit einem halben Jahre beſteht in Sondershauſen, begründet von Baurath Scheppig, einem Schüler Schinkels, eine Sonntagsgewerbsſchule, mit erfreulichem Erfolg.

Nach einer Verfügung der k. bayeriſchen Regierung von Mittel-Franken iſt der Theaterbeſuch den Schülern an Gymnaſien und lateiniſchen Schulen nur mit beſonderer Erlaubnis des Claſſenlehrers geſtattet. An lateiniſchen Schulen darf die Erlaubnis nur in außerordentlichen Fällen, auf ausdrückliches Verlangen der Eltern, und auch den Gymnaſialſchülern nur in einzelnen Fällen erlaubt werden.

Der geiſtliche Inſpector an der Landesſchule zu Pforta H. Ed. Schmieder iſt zum zweiten Director des Predigerſeminars zu Wittenberg, der Dialonus Rieſe zu Torgau aber zum geiſtlichen Inſpector zu Pforta ernannt worden.

Stiftungen.

Nach dem von dem verewigten Baron Vellios gemachten Teſtament hat derſelbe 100000 Gulden für griechiſche Armen- und geiſtliche Anſtalten, und außerdem 20000 Gulden für Stipendien griechiſcher Jünglinge, welche in München ſtudiren ſollen, vermacht. Es ſind dabei die Armen und Kirchen in Wien, Bucharest und Athen vorzüglich bedacht.

Der Fonds der Mozartſtiftung beträgt nun 700 Gulden. Die Stiftung kann aber erſt ins Leben treten, wenn ſie 800 Gulden Zinſen einnimmt.

Unter dem Titel „das Haupt Ferdinands von Schill“ iſt in Braunſchweig ein Schriftchen mit Schills Bildniß erſchienen, deſſen Ertrag zum Beſten des zu Braunſchweig zu ſtiftenden ſchilliſchen Invalidenhauſes verwendet zu werden beſtimmt iſt.

Vereine.

In Bayern hat ſich mit allerhöchſter Genehmigung ein Verein zur Verbreitung des katholiſchen Glaubens in Nordamerika und entfernten Welttheilen gebildet, an deſſen Spitze der Erzbiſchof von München Freiſing ſteht.

In Nürnberg hat ſich ein Verein zur Unterſtützung der evangeliſchen Gemeinden in Altbayern behufs ihrer gottesdienſtlichen Einrichtungen gebildet. Zerſtreut unter die Gemeinden der römiſchen Kirche, haben viele von ihnen keinen Seelſorger, viele kein Gotteshaus. An den Orten, wo es je dazu gekommen iſt, nur einen Geiſtlichen in ihrer Mitte zu haben, ſind ſie genöthigt, die Feier des Gottesdienſtes in einem gewöhnlichen Zimmer zu begehen. Der bezeichnete Verein beabſichtigt, durch Sammlung freiwilliger Gaben dieſer Noth abzuhelfen. Nach den Statuten kann jedermann Mitglied dieſes apoſtoliſchen Vereins werden, der ſich auf ein Jahr verpflichtet, wöchentlich 1 Kreuzer beizuſteuern. Was jeder noch mehr geben will, wird mit Dank angenommen, ebenſo jeder andere freiwillige Beitrag. Iſt auf dieſe Weiſe im Verlauf der Zeit eine anſehnliche Summe zuſammengebracht, ſo wird ſie

jedes Mal der bedürftigsten Gemeinde zur Unterſtützung für einen Kirchenbau überſchickt werden.

Seit einigen Jahren hat ſich im Großherzogthum Baden ein Verein zu Rettung ſittlich verwahrloſter Kinder gebildet, der 1839 ſich definitiv conſtituirte und ſein Rettungshaus in Durlach eröffnete. Die Einrichtung geſtattet, 30 Kinder unterzubringen.

Die zu Braunſchweig zuſammengetretene Conferenz der weſtlichen Kunſtvereine hat den Abſchluß eines Vertrags zwiſchen den ſieben Vereinen von Kaſſel, Halle, Halberſtadt, Hannover, Münſter, Magdeburg und Braunſchweig zur Folge gehabt. Für 1840 verbanden ſich die ſieben Vereine zu einem Cyclus von Ausſtellungen, der im Febr. zu Hannover beginnt, ſich über Magdeburg, Halle, Halberſtadt, Braunſchweig, Kaſſel, fortſetzt und im November in Münſter ſchließt. Zum Generalgeſchäftsführer für die nächſten zwei Jahre wurde der Rendant Ribbeck in Magdeburg gewählt. Jeder Verein verpflichtet ſich, alle zwei Jahre ein Figurenbild von einem bedeutenden Künſtler zu erwerben, und ſolches nicht eher zu ſeiner letzten Beſtimmung gelangen zu laſſen, als bis es auf den Ausſtellungen ſämmtlicher zur Gegenſeitigkeit ſich verpflichtenden Vereine geweſen. Ueber die Koſtenvertheilung, über das Verfahren bei dem Empfang und der Verſendung der Bilder u. dgl. wurden Beſtimmungen getroffen, die Mittel zur Abwendung zu ſchlechter Bilder verabredet, und durch das Verſprechen, gegenſeitig bei einander Actien zu zeichnen, ein neues Band zwiſchen den einzelnen Vereinen geknüpft.

Der erſte Jahresbericht des Leipziger Kunſtvereins gewährt ein erfreuliches Bild des ſchnellen Gedeihens dieſes Unternehmens. Die ganze Einnahme beträgt nach dem vorjährigen Rechnungsabſchluſſe 7919 Thlr. 2 Gr., ſo daß der bei dem Zuſammentritt des Kunſtvereins beabſichtigte Zweck, die Einrichtung eines ſtädtiſchen Muſeums aus einem Drittheil der Nettoeinnahme ſchon jetzt vorbereitet werden kann. Hierzu ſind 25 Werke aus dem Beſtande der Ausſtellung angekauft worden, worunter das Oelgemälde von W. Heim aus Düſſeldorf.

Bei Gelegenheit ſeines Stiftungsfeſtes, das der wiſſenſchaftliche Kunſtverein in Berlin am 15. Oct. beging, lagen zur Anſicht ein Heft Ornamentenzeichnungen des Architekten und Lehrers bei der Akademie der Künſte, Böttticher, und einige Blätter in farbigem Steindruck des Ternite'ſchen Prachtwerkes über Pompeji und Herkulanum vor. Unter den letzten zeichnet ſich insbeſondere eine von Rémus gezeichnete, von Storch gedruckte ſitzende Muſe, ein pompejaniſches Wandgemälde, aus. Die Kunſt des farbigen Steindrucks iſt durch die genannten beiden Künſtler zu einer Vollendung gebracht worden, wie ſie durch die ſorgfältigſte Colorirung mit dem Pinſel nicht zu erreichen ſeyn würde.

Die Arbeiten der Geſellſchaft für Herausgabe der Quellen der deutſchen Geſchichte des Mittelalters nehmen in Hannover unter der Leitung des Archivraths Pertz einen guten und der Wichtigkeit des Unternehmens angemeſſenen raſchen Fortgang. Der fünfte Band des Hauptwerks, der monumenta Germaniae historica, der dritte der scriptores wird demnächſt erſcheinen. Er enthält die erſte Hälfte der Geſchichtſchreiber der ſächſiſchen Periode. Um auf jede Weiſe die unter den obwaltenden Verhältniſſen zur Bildung und Kräftigung der Zeitgenoſſen ſo nothwendige Kenntniß und Liebe der vaterländiſchen Geſchichte und die Bekanntſchaft mit ihren Quellen auch in weiteren Kreiſen möglichſt zu verbreiten, ſollen die wichtigſten und beſten Schriftſteller in beſonderen Ausgaben zum Handgebrauch erſcheinen. Von dem Archiv der Geſellſchaft, das beſtimmt iſt, eine Rechenſchaft über ihre Arbeiten dem Publikum vorzulegen und vorbereitende Unterſuchungen mitzutheilen, wird der ſiebente Band nächſtens ausgegeben werden. Er enthält den Bericht über alles, was in den letzten zehn Jahren für das ganze Werk geſchehen iſt, und liefert eine Reihe von Aufſätzen, welche für die Kritik unſerer hiſtoriſchen Literatur von nicht geringer Wichtigkeit ſind.

S. kaiſ. H. der Erzherzog Franz Karl hat das Protectorat des für Oberöſterreich und Salzburg in Linz beſtehenden vaterländiſchen Muſeums übernommen, das fortan den Namen Museum Francisco-Carolinum führen wird. Dieſer Verein für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung iſt ſeit dem Aufhören der öſterreichiſchen Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatenkunde und jener des öſterreichiſchen Geſchichtsforſchers, mit Ausnahme des in Oeſterreich beſtehenden ſehr achtungswerthen Dilettantismus der Geſchichtsforſchung zur Zeit in den deutſchen

Erblanden Oeſterreichs der einzige Pfleger dieſer Wiſſenſchaft, der zu Folge ſeiner Bekanntmachungen mit größeren Arbeiten ſich beſchäftigte.

In Hamburg iſt ein Verein für hamburgiſche Geſchichte zuſammengetreten. Der von demſelben erwählte Vorſtand beſteht aus dem erſten und zweiten Vorſteher, Archivar Dr. Lappenberg und Profeſſor Krabbe, einem Sekretär, Dr. Kirchenpauer, einem Archivar, Dr. G. Burk, und einem Kaſſenführer, O. E. Baedechens.

Der hiſtoriſche Verein für Oberbayern hat das erſte Heft von einem oberbayeriſchen Archiv für vaterländiſche Geſchichte herausgegeben.

Die geographiſche Geſellſchaft in Berlin iſt um Ertheilung von Korporationsrechten zur Ernennung auswärtiger Mitglieder u. ſ. f. beim Miniſterium eingekommen, und ihr bisheriges erſprießliches Wirken läßt keinen Augenblick zweifeln, daß ihr Geſuch Bewilligung finden werde.

Die naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt feierte im Monat Mai das jährliche Stiftungsfeſt des ſenkenbergiſchen Muſeums, das ſich fortwährend der regſten Theilnahme von Frankfurts Bürgern erfreut. So erfuhr man aus dem von Dr. Mappes erſtatteten Berichte, daß der Chef eines großen Handlungshauſes in Mailand, Molino, für die Beſoldung des Cuſtos des Muſeums, die von ihm ſeither mit 400 fl. beſtritten wurde, eine Kapitalfundirung von 10,000 fl. gemacht hat.

Die Thätigkeit des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Hamburg richtet ſich gegenwärtig auch auf die Erweiterung des neugegründeten naturhiſtoriſchen Muſeums, zu welchem Zweck eine eigene Muſeumskommiſſion gebildet iſt.

Durch k. Reſkription iſt in Innsbruck ein Verein in Wirkſamkeit getreten, welcher in der an zweckmäßigen Vereinen ſo reichen öſterreichiſchen Monarchie doch bisher der einzige einer Art iſt, der geognoſtiſch-montaniſtiſche Verein für Tirol und Vorarlberg. Dieſer Verein hat die Abſicht, den Bergbau, der ehemals eine ſo reiche Quelle des Wohlſtands dieſes Landes war, wieder zu heben. Sein Zweck iſt aber nicht, ſelbſt Bergbau zu treiben oder aufgelaſſene Bergwerke wieder in Aufnahme zu bringen, ſondern überall bauwürdige Objekte in Tirol und Vorarlberg aufzuſuchen und die aufgefundenen ſeinen Mitgliedern, aus denen ſich nach Luſt und Umſtänden eigene Geſellſchaften bilden können, oder andern zum Betriebe zu überlaſſen.

Die hufelandiſche mediciniſch-chirurgiſche Geſellſchaft zu Berlin erfreute ſich auch im Jahr 1839 einer ununterbrochenen Thätigkeit und erfolgreichen Wirkſamkeit vereinter Kräfte. Zu beklagen hatte ſie den ſchmerzlichen Verluſt drei hochgeachteter Mitglieder des Geh. Med. Rathes Bartels, Gen. Direktions-Arztes Schulz und des Dr. Kunde in Berlin. Gewählt und aufgenommen wurden im Jahr 1839 zu ordentlichen Mitgliedern 5: Oberſtaabs-Arzt Dr. Grimm, Dr. Mich. Ben. Leſſing, Dr. Benewitz, Dr. A. Bodm und Dr. A. Meier; zu auswärtigen korreſpondirenden Mitgliedern: 9. Hofrath Dr. F. Wirer, Ritter von Rottenbach, Reg. Rath und Protomedikus J. J. Knolz und Dr. J. Stern zu Wien, Profeſſor Pouros in Athen, Profeſſor Heim in Ludwigsburg, Profeſſor Nägele in Heidelberg, Dr. Droſte in Osnabrück, Dr. Löwenhardt in Preußlau und Dr. Richter in Wiesbaden. Durch die thätige Fürſorge des Dr. Bürger, Bibliothekars der Geſellſchaft hatte der bisher beſtandene Leſezirkel ſeinen gedeihlichen Fortgang, und die der Geſellſchaft zugehörige Bibliothek erfreute ſich eines reichen Zuwachſes von neuen Büchern. Die Zahl der im Leſezirkel umlaufenden Zeitſchriften betrug 30, der an die Geſellſchaft im Jahr 1839 eingeſandten Werke 50, mit Ausnahme der dem Leſezirkel zugeſandten Zeitſchriften. Den Statuten und der bisher beobachteten Ordnung gemäß, fanden in den regelmäßig alle vierzehn Tage gehaltenen, fleißig beſuchten Verſammlungen Verhandlungen Statt über die Krankheitskonſtitutionen und die hier herrſchenden Krankheiten, Mittheilungen und Erörterungen von intereſſanten Krankheitsfällen, eingeſandten Abhandlungen, literariſchen Notizen, die der Geſellſchaft zugeſchickten Bücher wurden vorgelegt, und von einzelnen Mitgliedern nach der von letzteren ſelbſt gewählten Ordnung eine Reihe von beſonderen Vorträgen gehalten.

Unter den zahlreichen Vereinen, welche die neuere Zeit hervorgerufen hat, verdient der ſeit beinahe 18 Jahren beſtehende Apothekerverein in Norddeutſchland, unter Protektion des Staatsminiſters von Altenſtein eine ehrenvolle Erwähnung, und es haben ſich die Gründer

und Direktoren dieſes Inſtituts, wie Dr. Brandes, du Menil, Overbeck, Wilken, Dr. Witting und viele andere Mitglieder, deren Geſammtzahl ſich jetzt auf 600 belaufen ſoll, gerechten Anſpruch auf dankbare Anerkennung erworben. Dem Verein haben ſich ſodann die ausgezeichnetſten Naturforſcher, Aerzte u. ſ. w. als Ehrenmitglieder angeſchloſſen, derſelbe unterhält eine Reihe von Leſecirkeln; unverſchuldet verarmten Berufsgenoſſen werden Penſionen ertheilt und die Zinſen von 1000 Thalern zu Preiſen jährlich für zu löſende Aufgaben ausgeſetzt.

In Wien ſoll ein Gewerbeverein entſtehen, deſſen Statuten bereits der kaiſerlichen Genehmigung unterlegt ſind. Der Verein wird hauptſächlich auf die arbeitenden Klaſſen zu wirken und in ihnen Liebe zur Arbeit zu erwecken ſuchen. Seine Thätigkeit erſtreckt ſich über das geſammte Gebiet der Gewerbsinduſtrie, und ſchließt daher auch die Wiſſenſchaft nicht aus, inſofern ſie jener zu Hülfe kommt. Zu dieſem Behufe wird der Verein eine Bibliothek und Leſekabinet errichten, wo die Mitglieder die vorzüglichſten auf Induſtrie und Technik bezüglichen Werke, Zeitſchriften, Modelle und bildliche Darſtellungen finden werden. Für neue Erfindungen, Verbeſſerungen und ſonſtige Fortſchritte auf dem Gebiete des Gewerbfleißes wird der Verein Preiſe ausſetzen, in Medaillen von Gold, Silber und Bronze beſtehend. Endlich wird er ſeine Verhandlungen und die Reſultate ſeiner Thätigkeit in zwanglosen Heften der Oeffentlichkeit übergeben. Der Verein ſteht unter einem Protektor, und unter einem Kurator; er beſteht aus ordentlichen, korreſpondirenden und Ehrenmitgliedern. Jedes ordentliche Mitglied erlegt bei ſeinem Eintritt einen zur Bildung des Stammkapitals beſtimmten Geldbeitrag und 15 fl. C. M. als jährlichen Beitrag. Dafür iſt ihm die Benützung der Bibliothek und des Leſekabinets frei, und werden ihm die Druckſchriften des Vereins gratis verabfolgt. Die Verſammlungen des Vereins theilen ſich in ordentliche und außerordentliche; die ordentlichen finden monatlich Statt, überdies werden noch zwei Generalverſammlungen im Jahre in den Monaten Mai und Dezember gehalten.

Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen feierte am 24. Januar zum 18ten Mal ſein Stiftungsfeſt. Derſelbe zählt jetzt 1008 Mitglieder mit einem Geſammtvermögen von 2000 Thalern. Aus der von ſeydlitziſchen Stiftung erhalten gegenwärtig 15 junge Leute aus den höhern Ständen, die ſich dem Gewerbsbetriebe widmen, jährlich ein Stipendium von 300 Thlr.

Der Induſtrieverein für das Königreich Sachſen iſt einer der älteſten Vereine in Sachſen, die ſich die Entwicklung der Induſtrie zur Aufgabe gemacht haben. Er beſteht ſeit zehn Jahren, von 1838 an unter dem Vorſitz des P. O. Claus in Chemnitz (Firma G. Pfnadeil und C., Landtagsabgeordneten, zu welcher Stellung das Vertrauen der Mitglieder des Induſtrievereins ihn ſtets aufs Neue mit Recht berief. Die Tendenz des Vereins iſt weniger eine rein techniſche, als eine kommerziell-gewerbpolitiſche. Seine Beſtrebungen gehen auf Befeſtigung der Gewerbinſtitution, Unterſtützung von gewerblichen Bildungsanſtalten, und Einwirkung zu nützlicher induſtrieller Entfaltung. Durch eine ruhige, würdige Haltung hat er ſich eine nicht unbedeutende Geltung als begutachtendes Organ der Staatsbehörden erworben, und ſeine Anſicht iſt bei manchen tief ins Gewerbsleben eingreifenden Fragen von Einfluß geweſen; ſo ſprach er ſich z. B. für den Anſchluß Sachſens an den Zollverein aus, für prompten Wechſelaccept, für die Errichtung von Gewerbsſchulen, Banken u. ſ. f. Seine eifrigſte Thätigkeit widmet er jetzt der Hebung der Brennmaterialnoth in Sachſen, der Erlaſſung einer allgemeinen Patentaelegebung für die deutſchen Zollvereine.

Am 16. Sept. 1838 wurde vom Kunſt- und Gewerbverein in Leipzig eine Verſammlung gehalten, welcher einige Mitglieder anderer Gewerbsvereine beiwohnten. Man beabſichtigt in derſelben den Leipziger Centralgewerbverein zu Stande bringen. Mehrere Vereine haben ſich beiſtimmend erklärt und Leipzig als Centralitz für die nächſten drei Jahre erwählt.

In Plauen hat ſich durch die verdienſtlichen Beſtrebungen des Mathematikers Kohl ein Gewerbeverein gebildet, der alle 14 Tage zuſammen kommt und am 29. Okt. 1838 ſeine zweite Verſammlung gehabt hat. Der Verein zählt bis jetzt 80 Mitglieder. Auch in Wolkenſtein hat ſich ein Gewerbverein gebildet.

Die Statuten des Vereins, welcher ſich unter dem Namen Leipziger Aſphalt-Kompagnie gebildet hat, ſind am 23. Auguſt v. J. im Miniſterium des Innern genehmigt worden.

Der vor wenigen Monaten begründete Gewerbeverein in Braunſchweig, dem von der Landesregierung ein Zuſchuß von 1000 Thalern bewilligt wurde, wird im nächſten Sommer

ſeine erſte öffentliche Ausſtellung von Produkten des Gewerbfleißes der Vereinsmitglieder bewerkſtelligen.

Die dritte Verſammlung der deutſchen Landwirthe ſoll in der Woche vom 20—23 Sept. in Potsdam Statt finden, und die erſte allgemeine Sitzung den 23. früh 9 Uhr beginnen. Die Morgenſtunden ſollen Vorträgen und Diskuſſionen im allgemeinen und in Sektionsſitzungen gewidmet werden. Für die Nachmittagsſtunden an den Verſammlungstagen werden folgende Unterhaltungen in Vorſchlag gebracht: eine vergleichende Prüfung aller neuen oder verbeſſerten Ackergeräthſchaften, zu welcher ein Feld in der Nähe angewieſen wird, eine Viehausſtellung, ein Pferderennen, eine Beſchätzung und Vergleichung einzuſendender Wollvließe, endlich eine Prüfung und Beurtheilung anderer Natur- und Gewerbserzeugniſſe, ſowie der Geräthe, Modelle und Zeichnungen, welche eingeſandt werden.

Die Centralſtelle des k. württembergiſchen landwirthſchaftlichen Vereins fordert zur Bildung landwirthſchaftlicher Bezirksvereine auf, wie ſolche bereits in verſchiedenen Gegenden des Königreichs beſtehen, und theilt in dem von derſelben herausgegebenen Korreſpondenzblatt Fundamentalpunkte zu Statuten der Bezirksvereine mit.

Die Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Wien, welche eine ebenſo einſichtsvolle als einflußreiche Wirkſamkeit auf das Gedeihen der Bodenkultur übt, hielt am 17. und 18. Dez. 1838 eine Hauptverſammlung in der k. Hofburg. Von den Verhandlungen, die gepflogen wurden, waren beſonders die über Seidenzucht und über die Thierſeuchen von allgemeinerem Intereſſe.

Preßangelegenheiten.

Zu Mitgliedern des k. preußiſchen Obercenſurkollegiums ſind ernannt worden: der Kammergerichtspräſident von Bülow, der geheime Oberjuſtizrath Dr. Göſchel, der Gymnaſialdirektor Dr. Ribbeck und der Hof- und Domprediger Sack.

Die Buchhändler und Buchdrucker in Leipzig leiden ſämmtlich unter den neuen Cenſurverordnungen, die immer neuere Zuſätze und ſtets Verſchärfungen erhalten.

Das im März erſchienene Adreßbuch für den deutſchen Buchhandel und verwandte Geſchäftszweige von O. A. Schulz, ſorgfältiger gearbeitet, als die bisherigen Verzeichniſſe und intereſſanter durch Notizen über die Gründung der zum Theil ſehr alten Handlungen, führt 1095 deutſche oder doch mit Deutſchland in regelmäßiger Verbindung ſtehende Buchhandlungen auf, von denen 617 Mitglieder des Börſenvereins in Leipzig ſind.

Literatur.

Auf dem Gebiete der älteren deutſchen Nationalliteratur ſind in der letzten Zeit wenig bedeutende Erſcheinungen hervorgetreten: manches Schöne iſt verſprochen. Maßmann hat ein gothiſches Wörterbuch bereit, Graffs althochdeutſcher Sprachſchatz iſt bis zum vierten Bande vorgerückt, Schmellers altſächſiſches Wörterbuch zum Heliand iſt nahezu im Druck vollendet, für das neuere Niederſächſiſch bereitet Koſegarten ein Werk vor, welches alles zuſammenfaſſen ſoll, was Richey, das bremiſch-niederſächſiſche Wörterbuch, Strodtmann, Schütze, Dähnert u. a. im Einzelnen geſammelt. Daneben iſt von Jakob Grimm eine völlig umgearbeitete Auflage des erſten Bandes der Grammatik verſprochen. Wackernagels altdeutſches Leſebuch iſt vermehrt neu erſchienen. Für Kunde des alten Rechts gibt J. Grimm deutſche Dorfweisthümer, die von A. Reyſcher und v. Laßberg ſelerate Ausgabe des Schwabenſpiegels wird nächſtens erſcheinen, Schmellers Sohn veranſtaltet eine Ausgabe eines Münchener Stadtrechts aus dem 14ten Jahrhundert. Der von Auffeß gegründete, neuerdings von Mone redigirte Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit wird eingehen, und verdankt ſein Fortbeſtehen für dieſes Jahr nur der Munificenz des Fürſten von Fürſtenberg. Von älterer Poeſie iſt neuerdings nichts hervorgetreten; Moritz Haupt hat in Wien zwei Handſchriften des guten Gerhard von Rudolph von Ems gefunden und verſpricht ihre Bekanntmachung. Das Streben, die alten Dichtungen durch Auffriſchung der Sprache von Neuem in die größere Leſewelt einzuführen, tritt mehrſeitig hervor. Von Simrocks Ueberſetzung des Nibelungenlieds ins Neuhochdeutſche iſt eine zweite Auflage nöthig geworden. Eine andere Umarbeitung ſoll als Denkmal der vierten Sekularfeier der

Buchdruckerkunſt in glänzender Ausſtattung, mit Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von Eduard Bendemann und Julius Hübner, von Oswald Marbach erſcheinen. Ebenſo zeigen ſich zu gleicher Zeit zwei Erneuungen des Gudrun. Die verunglückte Volksliedersammlung des k. preuß. geh. Kriegsraths Kretzſchmer in Anclam iſt durch den am 5. März erfolgten Tod des Verfaſſers ohne Zweifel und ohne Verluſt für die Literatur unterbrochen Neuere Schriftſteller von anerkannter Geltung treten beſonders in dem Format der zwölfbändigen Octavausgabe von Schillers Werken hervor; ſo Klopſtock, Thümmel, Gellert, Jeume, Schubart, Rotteck; an ſie reihen ſich, in gleichförmiger äußerer Erſcheinung, Verdeutſchungen von ausländiſchen Autoren verſchiedenen Rangs, von Cervantes, Shakeſpeare, Byron, Moore, Leſage und Lamartine. Leiſewitz's Werke ſind zum erſtenmal vollſtändig geſammelt erſchienen.

Der Direktor der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, Lichtenthaler, hat das Ritterkreuz des k. baieriſchen Civilverdienſtordens erhalten.

Der durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen bekannte Dr. Karl Reichenbach zu Blanske und Schloß Reifenberg in Mähren iſt von Sr. M. dem König von Würtemberg in den Freiherrenſtand erhoben worden.

Am 19. März ſtarb zu Weimar der als Dichter und Freund Göthe's bekannte Hofrath Dr. Stephan Schütze.

Am 6. Mai ſtarb in Hannover einer der beliebteſten Novellendichter Deutſchlands, Dr. Wilhelm Blumenhagen, 58 Jahre alt.

Am 14. Februar ſtarb zu Dresden die junge Dichterin, Fräulein Adelaide Reinhold aus Hannover, bekannt unter dem Namen Franz Berthold, von Ludwig Tieck in die Literatur eingeführt.

Kunſt.

Am 22. April wurde in München in Mitte ſeiner Thätigkeit dahingerafft Daniel Ohmüller, der erſte, der den deutſchen Dombau in ſeiner vollen Reinheit herzuſtellen verſuchte und in der nach ſeinem Plane ausgeführten Mariahilfkirche ein ſchönes Denkmal ſeiner Kunſt hinterläßt.

Dem als Arzt und Chemiker bekannten Dr. Peydolt in Dresden iſt es gelungen durch ſeiner Anſicht nach ziemlich mühſame Verſuche die Erfindung des Daguerreotyp zu ſeinem Eigenthum zu machen.

Die Herren Kobell und von Steinheil in München haben ein Verfahren erfunden, Zeichnungen durch das Sonnenlicht zu vervielfältigen, ähnlich der daguerrotiſchen Methode. Auf einer gewöhnlichen Glastafel wird ein dünner Aetzgrund von Asphalt warm aufgetragen, und über Licht etwas eingeſchwärzt; es iſt nicht nöthig ihn völlig undurchſichtig zu machen. Auf dieſen Grund wird die beabſichtigte Zeichnung radirt. Zum Schutze des Grundes wird ein ſehr dünnes Glimmerblatt aufgelegt; um dieſes feſt haften zu machen iſt ein Tropfen Waſſer hinreichend, der durch Andrücken hinausgetrieben wird, ſo daß das Glimmerblättchen durch Adhäſion feſt ſitzt. Nun wird das bereitete Papier naß auf das Glimmerblättchen ebenfalls durch Adhäſion feſtgedrückt, und dann dem Sonnenlichte ausgeſetzt. Nach wenigen Minuten hat ſich die Zeichnung in violettem Tone gebildet: ſie wird nun vorſichtig abgenommen, in kauſtiſches Ammoniak gelegt, bis der Ton der Zeichnung braun geworden, und hierauf in Waſſer abgeſpült und getrocknet.

Seit einer Reihe von Jahren hat der k. Generalpoſtdirektor von Nagler der Anlage einer Kupferſtichſammlung ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet. Dieſe Blätter ſollen in dem gegenwärtigen Bibliothekgebäude in Berlin untergebracht werden; ebenſo das jetzt im Palaſt Monbijou befindliche ägyptiſche Muſeum; für die Bibliothek dagegen ſoll ein neues Gebäude hinter der Univerſität auf dem Platz des ſogenannten kleinen botaniſchen Gartens entſtehen und in 6 Jahren vollendet ſeyn.

Der unter dem Protektorat des Fürſten von Metternich ſtehende Verein zur Beförderung der bildenden Künſte hat im April eine Kunſtausſtellung eröffnet. Seit 6 Jahren

beſtehend nimmt dieſer Verein bereits eine ehrenvolle Stelle in der Reihe ſeiner deutſchen Mitbrüder ein. Die Zahl ſeiner Mitglieder ſtieg im Jahr 1838, mit Einſchluß der 16 Mitglieder des Kaiſerhauſes, auf 2387, deren genommene 2409 Aktien dem Inſtitute die jährliche Einnahme von 14045 fl. C. M. verſchaffen.

Die Berliner Gemäldeausſtellung wurde am 13. Mai eröffnet.

Im Laufe dieſes Jahres findet die dritte Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins Statt und wird nach dem von den Abgeordneten der verbundenen Städte gefaßten Konferenzbeſchluß vom 16. Okt. v. J. nachſtehenden Curſus durchlaufen: im Monat Mai zu Karlsruhe, Juni zu Straßburg, Juli zu Mainz, Auguſt zu Darmſtadt, September zu Mannheim.

Die öffentliche Ausſtellung von Werken der bildenden Kunſt bei der k. ſächſiſchen Akademie der bildenden Künſte zu Dresden wird Sonntags den 14. Juli eröffnet und es iſt als letzter Zeitpunkt zur Einlieferung der auszuſtellenden Gegenſtände der 17. Juli feſtgeſetzt worden. Vom 9. Sept. an können die eingeſendeten Gegenſtände wieder zurückgenommen werden.

Das k. würtembergiſche Finanzminiſterium macht bekannt, daß nach der unter den Zollvereinsſtaaten getroffenen Verabredung die für Kunſtausſtellungen und für landesherrliche Kunſtinſtitute und Sammlungen vom Auslande eingehenden Kunſtſachen Zollfreiheit genießen.

Der würtembergiſche Kunſtverein in Stuttgart hebt ſich immer mehr; im Jahr 1836 zählte er nur 940 Mitglieder mit 1049 Aktien, jetzt 1387 mit 1402 Aktien.

Die alle drei Jahre wiederkehrende öffentliche Kunſt- und Induſtrieausſtellung in Stuttgart hat im Monat Mai Statt gefunden.

Die am 24. Februar in Hannover eröffnete Kunſtausſtellung zählte an 600 Nummern, zum größten Theil Genrebilder und Landſchaften. Den ſtärkſten Tribut haben die Schulen von München und Düſſeldorf geleiſtet.

Der erſt im vorigen Jahr zuſammengetretene Kunſtverein in Lübeck hielt im Monat Juni d. J. ſeine erſte Ausſtellung.

Dr. Joh. Konr. Steitwag in Frankfurt a. M. macht bekannt, daß er ein Lokal für Ausſtellung von Gemälden vom 1. Mai dieſes Jahrs an eröffne, eine Einrichtung, welche für lebende Künſtler, wie für Beſitzer von Oelgemälden älterer Meiſter von größtem Vortheil ſeyn dürfte.

Am 1. Januar ernannte aus der Hand Sr. M. des Königs von Bayern die Präſidentin der Akademie der bildenden Künſte Schnorr von Carolsfeld und Schwanthaler, der Inſpektor der k. Erzgießerei Stiegimair, der Mechaniker Ertl und der Hofmaler Theobald Böhm das Ritterkreuz des Michaelsordens.

Am 23. April ſtarb zu Mühlhauſen der um die Lithographie und namentlich den Farbendruck hochverdiente Künſtler und Lithograph Engelmann.

Meyerbeer hat die nachgelaſſene letzte Oper Karl Mariä von Weber beendigt. Die Partitur ſoll zugleich in Paris und in zweien der Hauptreſidenzſtädte Deutſchlands aufgeführt werden. Den ganzen Ertrag dieſer Oper hat Meyerbeer im Voraus zum alleinigen Vortheil der Familie ſeines Jugendfreundes und Studiengenoſſen Karl Mariä von Weber beſtimmt.

Am 19. Januar ſtarb in Berlin G. A. Schneider, penſion. k. Kapellmeiſter, Direktor der Militärmuſikchöre des Gardekorps und Mitglied des Senats der Akademie der Künſte, im 69ſten Lebensjahre.

Der k. würtembergiſche Hofkapellmeiſter Lindpaintner hat von Sr. M. dem Kaiſer von Oeſterreich für die Zueignung ſeiner am 30. Jan. in der kais. Hofburgkapelle in Wien aufgeführten neuen Meſſe eine geſchmackvoll verzierte goldene Tabatière erhalten.

In Berlin hat man den Plan zu Errichtung eines großen Marionettentheaters entworfen. Der dramatiſche Dichter A. Cosmar hat ſich dazu mit andern Litteraten vereinigt, die auf dieſe Weiſe die Kunſt an der alten, ſchon von den Schlegel und Tieck viel beſchäftigten

Puppenkomödie des Volkes wieder erwecken wollen. Man beabſichtigt, alte Volksſtücke, wie Fauſt, Genovefa, Melusine u. dgl. wieder hervorzuſuchen und mit neuen Epiſoden oder mit Nachſpielen auszuſtatten, die einen launigen Uebergang zu einer Darſtellung der Sitten und Gebrechen unſerer Zeit bilden ſollen.

Am 9. April feierte der Hofſchauſpieler Graff in Weimar ſein 50jähriges Dienſtjubiläum; er war eines der vorzüglichſten Mitglieder in der ſchönſten Periode der dramatiſchen Kunſt am Weimarer Theater, und ein Liebling Schillers, deſſen Wallenſtein er ausgezeichnet darſtellte.

Das Werdy'ſche Ehepaar feierte am 19. März ſein 30jähriges Schauſpielerjubiläum auf der Dresdener Bühne, wo beide Gatten während dieſes Zeitraums ſich ununterbrochen der Gunſt des Publikums erfreut haben.

Der Direktor des Kunſtinſtituts in Weimar, Hofrath Dr. Schorn iſt vom Großherzog von Sachſen mit ſeiner Deſcendenz in den Adelſtand erhoben worden.

Denkmäler.

Die am 8. Mai, dem Vorabend von Schillers Todestag, vorgenommene Enthüllung ſeines Denkmals in Stuttgart war ein Feſt von ganz Deutſchland; denn ganz Deutſchland in ſeinem Zuſammenwirken hatte die Möglichkeit dieſes Feſtes hervorgerufen. Für Würtemberg, die Wiege des großen Dichters, hatte daſſelbe noch eine ganz beſondere nationale Bedeutung. Das deutſche Ausland bethätigte ſeine Theilnahme durch herzugeſandte Deputationen, aus Weimar, Jena, München u. ſ. f. und durch gleichzeitige Mitfeier in der Ferne z. B. in Frankfurt, Augsburg, München, Freiburg, ja in dem ſtammverwandten Dänemark; aus Würtemberg ſelbſt kamen nicht weniger als 45 Liederkränze heran, darunter die Zunft der Ulmer Meiſterſänger, vielleicht der einzige Reſt dieſer Art aus jener ſinnigen Epoche der deutſchen Lyrik. Als Schillers Enkel die Hülle von dem Standbilde wegzog, ertönten alle Glocken der Stadt zum Andenken an den Sänger der Glocke. Nach den Geſängen der Liederkränze, einer Kantate von Eduard Mörike, komponirt von Lindpaintner, und einer Feſtrede von Guſtav Schwab übergab der aus dem Stuttgarter Liederkranz einſt auf Dr. Schotts Anregung hervorgegangene Schillerverein das Monument den Behörden der Stadt. An dem Feſtmahl, zu welchem die Familie Schiller, der Schillerverein, die höchſten Beamten des Staats und der Stadt Stuttgart, und die Ehrengäſte Theil nahmen, wurden rauſchende Toaſte dem König als dem Beförderer alles Guten und Schönen, den Manen Schillers, dem Vorſtand des Schillervereins, Hofrath von Reinbeck, allen denen, die in Deutſchland und außer ſeinen Grenzen mit Rath und That das Werk fördern halfen, endlich den drei würdigen Meiſtern, die das Werk ſchufen, Albert Thorwaldſen Baptiſt Stigmaier und Nikolas Thouret ausgebracht. Das Hoftheater gab an drei Tagen hintereinander die Trilogie Wallenſtein, voran als Prolog die Glocke.

Die Subſkriptionen für das Armindenkmal finden namentlich in Bayern die regſte Theilnahme. Der Profeſſor H. J. Maßmann in München gibt zwei Schriften bei dieſer Gelegenheit heraus, eine deutſche: Armin der Cheruskerfürſt und Befreier Deutſchlands, und eine lateiniſche: Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae. Die letztere iſt eine Art Cento oder Moſaik von ſämmtlichen über jene Ereigniſſe vorhandenen Stellen römiſcher und griechiſcher Autoren, chronologiſch geordnet. In Nürnberg iſt ferner eine kleine Schrift Armin erſchienen, ein Auszug aus Lommels alten Franken.

Bei Gelegenheit des bevorſtehenden Reformationsjubelfeſts hat ſich in Leipzig eine Kommiſſion gebildet, welche einen Aufruf, zunächſt an die Bewohner der Stadt, gerichtet, um Beiträge für ein Denkmal zu ſammeln, welches daſelbſt den Reformatoren geſetzt werden ſoll.

Das ſeit bereits zwei Jahren ins Leben getretene Comité für ein Denkmal Leſſings hat eine neue Aufforderung zu Beiträgen für daſſelbe erlaſſen. Da bei dem regen Eifer unſerer Zeitgenoſſen, der Nachwelt die großen Thaten der Vorzeit durch Denkmale zur Nacheiferung in das Gedächtniß zu rufen, die Freigebigkeit des Publikums zu großen Opfern in Anſpruch genommen war, ſo glaubte das Comité ſich lediglich auf Braunſchweigs Mittel beſchränken zu müſſen. Zur Ausführung des urſprünglichen Planes, einer zu

beſchaffenden Bäde, auf das Thätigſte unterſtützt, ſah ſich das Comité durch den wiederholt ausgeſprochenen Wunſch, das Denkmal für einen der ausgezeichnetſten Schriftſteller mindeſtens nicht unwürdiger ausfallen zu laſſen, als die Monumente, welche nicht verdienſtvollern Männern gewidmet wurden, veranlaßt, dieſer gerechten Anforderung zu entſprechen. Profeſſor Rauch hat ſich bereit finden laſſen, unter den gemäßigſten Bedingungen eine koloſſale Bronzeſtatue herzuſtellen. Mit dem erweiterten Plane aber ſteigern ſich auch die Anforderungen an die Theilnahme des Publikums, durch welche die Ausführung bedingt iſt. Vor allem, hofft das Comité, werden die deutſchen Bühnen, zu deren Begründung Leſſing das Weſentlichſte beitrug, die günſtige Gelegenheit nicht unbenützt laſſen, ihre Dankbarkeit gegen den Schöpfer des nationalen Drama's an den Tag zu legen.

S. M. der Kaiſer von Oeſterreich beabſichtigt, zwei Monumente zu erbauen, eines für die Kaiſerin Maria Thereſia, die Stammutter des gegenwärtigen Kaiſerhauſes Habsburg Lothringen, und das andere dem Kaiſer Franz. Beide Monumente ſollen auf den beiden Raſenplätzen vor der Burg einander gegenüber ſtehen.

Das dem Fürſten Schwarzenberg in der Nähe von Probitzeida Liebertwolkwitz errichtete Denkmal, da wo er den drei verbündeten Monarchen den Sieg nach der Schlacht bei Leipzig verkündete, wurde am 19. Oktober in der Frühe durch Privatperſonen bekränzt und eingeweiht.

Auf Veranlaſſung des Generallieutenants Grafen Kielmannsegge hat ſich ein Verein von Militärperſonen gebildet, um aus freiwilligen Beiträgen zum Andenken des Gefechts vom 16. Sept. 1813 bei der Göhrde und zur Erinnerung an ihre daſelbſt gefallenen Waffenbrüder ein Denkmal zu errichten auf der Stelle, wo im Freiheitskampfe, auf vaterländiſchem Boden, vieles für die verbündeten Waffen ſo rühmliche Gefecht Statt fand. Es ſollte dieſes Denkmal, ein großer Granitblock, in Grabhügelform gebauen, auf einer Unterlage von rohen Granitſtücken ruhend, noch im Frühling d. J. aufgeführt werden. Die Koſten, mit Ankauf des Platzes, des Hügels, an deſſen Fuße die franzöſiſchen Quarrés gebrochen wurden, ſind auf 400—500 Rthlr. veranſchlagt.

Der Jahrestag des Todes des am 17. Februar 1839 entſchlafenen Profeſſor Pölitz iſt auf dem Leipziger Gottesacker gefeiert worden. Die Dankbarkeit der dortigen Verwaltungsbehörde, welcher Pölitz den größten Theil ſeines erworbenen Vermögens zum öffentlichen Gebrauche hinterlaſſen hatte, ehrte ſein Andenken an dieſem und dem wiederkehrenden Begräbnißtage (2. März) durch Errichtung eines ſteinernen Obelisken und Segen einer Linde, die beide einfach aber bedeutungsvoll bekränzt wurden.

Handel.

Nach der zu Dresden abgeſchloſſenen Münzkonvention ſoll als Grundlage des geſammten Münzweſens in den zum deutſchen Zoll- und Handelsvereine verbundenen Staaten in allen Münzſtätten einerlei Münzwerk angenommen werden. Dieſen Gewicht mit dem Gewichte der in dem Königreich Preußen und den ſüddeutſchen Staaten des Zoll- und Handelsvereins bereits beſtehenden Mark übereinſtimmend auf 233,855 Gramme feſtgeſetzt wird. Nach dieſer gemeinſamen Grundlage ſoll das Münzweſen in den ſämmtlichen Landen der kontrahirenden Staaten geordnet werden, und zwar in der Art, daß, je nachdem die Thaler- und Groſchen-, oder die Gulden- und Kreuzerrechnung hergebracht, oder den Verhältniſſen entſprechend iſt, entweder der 14 Thalerfuß, bei welchen die Mark feinen Silbers zu 14 Thalern ausgebracht wird, mit dem Werthsverhältniſſe des Thalers zu 1¾ Gulden, oder der 24½ Guldenfuß, bei welchem aus der Mark feinen Silbers 24½ Gulden geprägt werden, mit dem Werthsverhältniſſe des Guldens zu ⅘ Thaler, als Landesmünze geſetzt wird. Die Zweithaler- oder 3½ Guldenſtücke, als die den 14 Thaler- und dem 24½ Guldenfuße entſprechende gemeinſchaftliche Hauptſilbermünze (Vereinsmünze), werden im Ringe, mit einem Durchmeſſer von 41 Millimetern und einem glatten, mit verſchiedener Schrift und nach Belieben mit Verzierung verſehenen Rande zu einem Siebentheile der Mark feinen Silbers ausgeprägt und auf dem Revers die Angabe des Theilverhältniſſes zur Mark feinen Silbers dann des Werthes in Thalern und Gulden und die ausdrückliche Bezeichnung „Vereinsmünze“ enthalten.

Zwiſchen dem deutſchen Zollverein und dem Königreich der Niederlande iſt ein Handelsvertrag abgeſchloſſen worden.

Eine k. Kabinetsordre vom 6. April enthält ein von Sr. Majeſtät beſtätigtes für die ganze preußiſche Monarchie gültiges Regulativ über die Beſchäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken. Nach demſelben darf vor zurückgelegtem neunten Lebensjahre Niemand in einer Fabrik oder bei Berg-, Hütten- und Pochwerken zu einer regelmäßigen Beſchäftigung angenommen werden, ja nicht vor zurückgelegtem ſechzehnten Jahre, wer noch nicht einen dreijährigen regelmäßigen Schulunterricht genoſſen hat, oder durch ein Zeugniß des Schulvorſtandes nachweiſt, daß er ſeine Muttersprache geläufig leſen kann, und einen Anfang im Schreiben gemacht hat. Junge Leute unter ſechzehn Jahren dürfen nicht über zehn Stunden täglich beſchäftigt werden. Auch iſt durch beſondere Beſtimmungen für die Einräumung von Freiſtunden, für die Vertheilung der Arbeit in die paſſenden Tagesſtunden, und für Freiheit der Arbeiter im Beſuch des Gottesdienſtes geſorgt.

In Wien iſt am 1. Mai die Aufſtellung der Induſtrieprodukte aller Provinzen des Kaiſerſtaats eröffnet worden.

Die HH. Leonard und Comp. in Köln zeigen an, daß ſie eine Preſſenmaſchine neuer Erfindung, welche bei einer Kraft von zehn Pferden täglich eine Million Weinſtaidenpfropfen oder vier Millionen kleine Apothekerpfropfen liefere, nebſt Uebertragung der Rechte auf die Erfindung abzugeben Willens ſind.

Die Inhaber der Maſchinenfabrik in Karlsruhe, Keßler und Martienſen haben aus Veranlaſſung der aus ihren Werkſtätten hervorgegangenen Kreisbiegmaſchine, die große goldene Preismedaille für Kunſt und Gewerbfleiß mit einem huldvollen Handſchreiben des Großherzogs erhalten.

Der Mechaniker und Phyſiker Leinberger in Nürnberg will durch langjährige Verſuche eine bedeutende Erſparung an Brennmaterial, eine Vorrichtung, welche jede Exploſion durchaus und immer verhütet, erfunden haben, und bietet dieſelbe den Staaten und Geſellſchaften gegen verhältnißmäßige, nach der Probe erſt zu bezahlende Remuneration an.

Als eine ausgezeichnete Erfindung zur Erſparung des Brennmaterials werden die Feueressenapparate des Lehrers an der Stuttgarter Thierarzneiſchule Groß gerühmt, bei welchen die erhitzte Luft in Verbindung mit Waſſerdämpfen zur Anwendung kommt. Dieſe Erfindung erhielt den techniſchen Preis und iſt bereits weit verbreitet.

Dem Fabrikanten Jean Beyſſier zu Berlin iſt unterm 10. März d. J. ein Patent auf acht Jahre auf ein von ihm beſchriebenes Verfahren, farbige Harzmaſſen zu muſiviſchen Arbeiten darzuſtellen, ertheilt worden.

Zu Neubrandenburg im Großherzogthum Mecklenburg Strelitz will der Wagenbauer und Sattlermeiſter Farwel einen Wagen erfunden haben, der nicht allein auf Kunſtſtraßen, ſondern auch auf Feldwegen und im Sande bergauf und bergab, nur von einem Führer gelenkt, ſich ſelbſtſtändig fortbewegen will.

Der gewandte Chemiker Dr. Struve d. j. in Dresden hat nach den unvollkommenen Angaben des Journals des Debats vollkommen glückliche Verſuche zu Gewinnung des neuen Sidertitgaſes, jener Verbindung von Hydrat mit Stickſtoffgas angeſtellt, deſſen ſegensreicher Anwendung auf das Leben und die Induſtrie vor der Hand nur ſeine unerſchwingliche Koſtbarkeit entgegenſteht.

Einem bei Köln lebenden geachteten Techniker iſt es gelungen, eine Achſendrehmaſchine zu erfinden, die auf wagerechter Eiſenbahn mit der Geſchwindigkeit von 9 Meilen in der Stunde 60 Tonnen oder 1000 Centner, und mit der Geſchwindigkeit von 3 Meilen in der Stunde 90 Tonnen oder 600 Centner Laſt durch mechaniſche Kraft mit Hülfe von ſechs Menſchen fortzubewegen im Stande iſt; mithin, die Laſt für einen Wagen zu fünf Tonnen gerechnet, im erſten Falle zehn, im zweiten ſechs Wagen.

Am 7. April wurde die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn eröffnet.

Die Hamburg-Bergedorfer Eiſenbahn iſt vom Senate der freien Stadt Hamburg konceſſionirt worden.

Das Kaſſeler Eiſenbahnkomité hat in Folge einer aus dem Miniſterium des Innern ihm zugegangenen Weiſung ſeine Thätigkeit eingeſtellt und wird ſich auflöſen.

Preisaufgaben.

Die fürſtlich jablonowskiſche Geſellſchaft legt folgende, theils wiederholte, theils neue Preisfragen vor:

I. Aus der Geſchichte: Für das Jahr 1841 wiederholt: Es ſoll unterſucht und beſchrieben werden, welches der politiſche Zuſtand der Städte in Polen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geweſen ſey, wobei insbeſondere die Beantwortung der Frage gewünſcht wird, ob und wie weit einige Städte, es ſey nun durch das Herkommen oder durch die Privilegien von den Reichsſtänden in den Genuß gleicher ſtaatsrechtlicher Freiheit mit aufgenommen worden ſind, und an den Berathungen auf den Reichstagen Antheil genommen haben.

Außerordentliche Preisfrage, für deren genügende Löſung ein doppelter Preis beſtimmt wird: Hiſtoriſch ſtatiſtiſche Erörterungen des Urſprungs, der Eigenthümlichkeiten und Sitten der nicht magyariſchen Stämme, welche in Ungarn wohnen.

24 Dukaten für die vorzüglichſte der auf Polen oder deſſen ſlaviſche Nachbarländer bezüglichen, in lateiniſcher, deutſcher oder franzöſiſcher Sprache verfaßten hiſtoriſchen Schriften, die vom Anfang des Jahrs 1839 bis zum November 1841 im Druck erſchienen und der Geſellſchaft vorgelegt ſeyn werden. Die Schriften ſind vor Ablauf November 1841 an den Sekretär der Geſellſchaft portofrei einzuſenden.

II. Aus der Phyſik: Für 1841: Es wird verlangt, die Größe des Leitungswiderſtandes, welchen der elektriſche Strom beim Durchgang durch Flüſſigkeiten, und beim Uebergang zwiſchen flüſſigen und feſten Leitern findet, durch genaues Maaß vergleichend, und ſo, daß beide genannte Theile des Widerſtandes dabei geſondert werden, für diejenigen Flüſſigkeiten und Metalle zu beſtimmen, welche zu galvaniſchen und elektrochemiſchen Verſuchen von hauptſächlichſter Anwendung ſind.

III. Aus der politiſchen Oekonomie in Bezug auf Sachſen: Für 1839 wiederholt: Da in neuerer Zeit die Preiſe des Zinns und des Bleis ſo gedrückt ſind, daß dadurch dem vaterländiſchen Bergbau und Hüttenweſen erheblicher Nachtheil und Hinderung erwachſen iſt, ſo ſtellt die Geſellſchaft folgende Frage auf: Durch welche neue und hinlänglich erwieſene Arten der Anwendung des Zinns und des Bleis läßt ſich der Verbrauch dieſer Metalle ſo ſteigern, daß dadurch eine erhöhte Nachfrage darnach erfolgen, und deßhalb der Preis derſelben ſo viel höher ſeyn müſſe, als nöthig iſt, um Gruben und Hüttenbetrieb lohnender als ſeither zu machen?

Für 1841: Wie kann der Anbau des Maulbeerbaumes und die Seidenwürmerzucht in Sachſen jetzt mit glücklicherem Erfolge, als ehemals befördert werden, ſowohl mittelſt neuer Vorſchläge, als auch mittelſt kluger Anwendung des im Ausland, vorzüglich in Frankreich, üblichen Verfahrens auf Sachſens eigenthümliche Zuſtände und Verhältniſſe?

Die Preisſchriften der erſten beiden Claſſen ſind ohne Ausnahme in lateiniſcher Sprache zu verfaſſen, zu denen der dritten Claſſe kann auch die franzöſiſche oder deutſche Sprache gebraucht werden. Insgeſammt aber müſſen die einzuſendenden Abhandlungen deutlich geſchrieben und paginirt ſeyner mit einem Motto und einem verſiegelten Zettel verſehen ſeyn, der auswendig daſſelbe Motto, inwendig den Namen und Wohnort des Verfaſſers enthält. Die Zeit der Einſendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adreſſe iſt an den jedesmaligen Sekretär der Geſellſchaft, für das Jahr 1839 an den ordentlichen Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Leipzig, Wilhelm Wachsmuth, zu richten. Der beſtimmte einfache Preis iſt eine Goldmünze, 24 Dukaten am Werth.

Die holländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem ſtellt folgende vor dem 1. Jan. 1840 einzuſendende Preisfragen:

I. Unter die folgenreichſten Entdeckungen, welche vorzüglich ein neues Licht auf die Erſcheinungen des lebenden Körpers zu werfen ſcheinen, gehört die einer neuen chemiſchen Wirkung, welche Berzelius Katalyſe genannt hat. Die Geſellſchaft verlangt, daß dieſe Wirkung in allen ihren Beziehungen ſtudirt werde, daß man die Subſtanzen, welche dieſelben zeigen, unter ſehr abgeänderten Umſtänden auf einander wirken laſſe, daß man die Katalyſe bei Körpern, an welchen ſie noch nicht beobachtet worden, zu entdecken ſuche; daß man unterſuche, ob ſie in dem organiſchen Gewebe der Pflanzen und Thiere vorkommt, und daß man endlich, wenn dieß der Fall ſeyn ſollte, unterſuche, welche Folgerungen daraus zur Erklärung der Erſcheinungen im lebenden Körper gezogen werden können.

2. Weßhalb iſt in den Hohöfen die Anwendung der erhitzten Luft bei ſehr hohen Temperaturen ſo vortheilhaft? Kann die erhitzte Luft mit Vortheil bei andern Operationen angewandt werden, deren man das Eiſen zu verſchiedenem Behufe unterwirft, außer denen, wo ſie ſchon im Gebrauch iſt? Kann endlich ihre Anwendung mit Vortheil, die der kalten Luft bei der Fabrikation anderer Subſtanzen außer dem Eiſen, wo ſie noch nicht angewendet worden iſt, erſetzen?

Die k. däniſche Geſellſchaft ſtellt folgende Aufgaben:

A. Mathematiſche Claſſe. Cum proprietates functionum transcendium, quae continentur in hac formula $\int \frac{P\,dx}{\sqrt{R}}$ ubi P est functio rationalis et R functio integra ipsius x, tantum quatenus $n = 2$, disquisitioni partim generaliori partim specialiori subjectae fuerint, cupit societas praemio suo tractationem generalem universae hujus functionum transcendentium classis provocare, theoremati a cl. Abel in litteris ad cl. Legendre indicato superstructam, et quidem ejus similem, quae jam in specie ea, ubi $n = 2$, instituta est.

B. Naturwiſſenſchaftliche Claſſe. Quum hoc proximo decennio anatomi praecipuam operam dederint structurae diversorum organorum animalium microscopii ope investigandae, quumque et ex studii in his investigationibus positi alacritate et ex magna, ad quam microscopium adductum est, perfectione et ex observatorum inventorumque, quae innotuerunt, copia magni momenti fructus exspectari posse videantur, societas regia scientarum recte et utiliter se hanc quaestionem proponere putat: Quid quantumque physiologiae effectum et stabilitum judicare liceat recentissimis explorationibus microscopicis systematis nervosi?

C. Hiſtoriſche Claſſe. Constat, quod abrogatum a Clemente V pontifice romano, instante Philippo IV Galliae rege, initio seculi decimi quarti templariorum ordinem cum domuntur hujus militiae fratribus in diversis regionibus diverse actum esse. Desideratur igitur, ut exponatur, quomodo et quas ob causas fratres militiae templi post abrogatum templariorum ordinem in diversis extra Galliam Europae civitatibus habiti et tractati sint, nec non exploretur, quatenus et quomodo abolitus ille ordo cum aliis societatibus coaluerit, aut per alias continuatus sit.

D. Philoſophiſche Claſſe. Quum magni nominis philosophi fuerint, qui non solum multa et praeclara in philosophia protulerint, sed etiam propria systemata conderent, neque tamen certorum quorundam vocabulorum in ordinem receptorum perpetuo usu (terminologiam appellant) se adstringerent, alii autem non minus praestantes philosophi omnem suam philosophandi rationem certo quodam hujusmodi vocabulorum complexu quasi terminavetint, alii denique mediam quandam in hoc genere viam tenuerint, societas commoda et incommoda talio proprii et perpetui vocabularum usus ita exquirenda et aestimanda proponit, ut et omnino illustrissima exempla adhibeantur et eorum philosophorum praecipua ratio habeatur, qui in propriet[illegible] vocibus unitatis vim a vulgari et communi diversam tribuerint, sive ampliorem, sive strictiorem, sive alio quo modo variatam.

Die Abhandlungen ſind lateiniſch, franzöſiſch, engliſch, deutſch, ſchwediſch oder däniſch einzureichen. Mitglieder der Akademie, welche in Dänemark wohnen, ſind vom Konkurs ausgeſchloſſen. Preis! je eine Goldmünze, 60 däniſche Dukaten werth. Die Abhandlungen ſind im Monat Auguſt 1840 an den Sekretär der Geſellſchaft Johann Chriſtian Oerſted zu ſenden.

Die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Turin, Claſſe der moraliſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften bringt folgende Aufgaben von Neuem zum Konkurs! die Akademie verlangt eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über die Municipalverfaſſungen in Italien von dem Fall des weſtrömiſchen Reichs bis zum Ende der Herrſchaft der hohenſtaufiſchen Kaiſer (476—1254). Die Akademie wünſcht vornehmlich, daß nach einem Ueberblick der letzten römiſchen Municipalinſtitutionen die Veränderungen hervorgehoben werden, welche damit in den verſchiedenen Staaten Italiens unter den Gothen, Griechen, Lombarden und Franken vorgegangen ſind, während der Zeit, wo ſich italieniſche, franzöſiſche und deutſche Völker um die Herrſchaft ſtritten, und endlich unter den Kaiſern und Königen des fränkiſchen und ſchwäbiſchen Hauſes. In Betreff der Frage über die mehr oder minder vollſtändige Zerſtörung der römiſchen Inſtitutionen wären die in dem einen oder dem andern Sinne von den Kritikern ausgeſprochenen Anſichten zu prüfen, namentlich die des Giannone, Sumagalli, Lupi, Sismondi, Muratori, Savigny, Leo und Pagnoncelli.

Die Untersuchungen wären so viel möglich auf Kaiserdiplome und andere Urkunden zu ſtützen, welche Konceſſionen zu Municipalrechten verleihen, oder wenigſtens den Beweis liefern, daß gewiſſe Städte ohne förmliche Konceſſion ſolcher Rechte genoſſen haben. Preis: eine goldene Medaille im Werth von 600 Lire. Die Denkſchriften, italieniſch, franzöſiſch oder lateiniſch, ſind vor Ablauf des Dezembers 1839 an die Akademie einzuſenden.

Nachdem 1837 bei der k. ſächſiſchen Akademie der bildenden Künſte in Dresden eine Preisbewerbung im Gebiete der Baukunſt, 1838 aber eine gleiche in der Malerei eröffnet worden war, ſoll nunmehr ſtatutenmäßig für das laufende Jahr eine ſolche Preisbewerbung im Fache der plaſtiſchen Kunſt Statt finden, und dem des Preiſes für würdig erachteten Künſtler ein dreijähriges Reiſeſtipendium von 400 Thalern jährlich zugeſichert werden. Es werden daher außer den jetzt eingeſchriebenen auch alle früheren Zöglinge der Kunſtakademie, welche nicht länger als 3 Jahre dieſelben verlaſſen haben, dazu aufgefordert. Als Gegenſtand iſt eine unbekleidete menſchliche Geſtalt im Runden nach eigener freier Wahl der Auffaſſung und Darſtellung beſtimmt worden. Alle Konkurrenten haben zuvörderſt bis zum 15. Auguſt d. J. eine Skizze in Gyps in Bezug auf die genannte Aufgabe von wenigſtens einem Fuß Höhe einzuſenden, um daraus über deren Beſähigung zu der Hauptarbeit zugelaſſen zu werden, unbedenklich zu können. Denjenigen, welche dazu für geeignet erkannt, wird ſolches bekannt gemacht werden, worauf denſelben die Fertigung der Preisbewerbungsarbeit nach der beſtehenden Eingabe in Gyps aufgeführt, und von mindeſtens 5 Fuß Größe obliegt, worüber die weitern Beſtimmungen ihnen dabei zugleich eröffnet werden ſollen. Alle zur Preisbewerbung eingeſendeten Arbeiten bleiben übrigens Eigenthum der Künſtler ſelbſt.

Der zu München am 22. März 1833 verſtorbene dramatiſche Schriftſteller Michael Beer aus Berlin hat durch teſtamentariſche Verfügung ein bedeutendes Kapital zu einer Stiftung ausgeſetzt, um unbemittelten Malern und Bildhauern jüdiſcher Religion den Aufenthalt in Italien zur Ausbildung in ihrer Kunſt durch Gewährung eines Stipendiums zu erleichtern, welches dem Sieger einer jährlichen Preisbewerbung zu Theil wird, mit deren Veranſtaltung die k. Akademie der Künſte nach dem Wunſche des Stifters allerhöchſten Orts beauftragt worden iſt. Demgemäß macht die Akademie bekannt, daß die diesjährige Konkurrenz um den beſtehenden Preis für Werke der Bildhauerei beſtimmt iſt, allein unabhängig bleibt von der anderweitig von der Akademie eröffneten Preisbewerbung. Die Wahl des darzuſtellenden Gegenſtandes überläßt die Akademie dem eigenen Ermeſſen der Konkurrenten, ſowie ſie es denſelben anheimſtellt, ob ſie eine Ausführung in Basrelief oder in runder Figur vorziehen; nur müſſen Basreliefs, um zuläſſig zu ſeyn, eine Höhe von circa 2½ Fuß zu einer Breite von circa 4 Fuß haben, und eine runde Figur muß wenigſtens 2 Fuß hoch ſeyn. Die Koſten der Abformung in Gyps, wofern dieſe nöthig iſt, werden auf Verlangen erſtattet. Der Termin für die Ablieferung der zu dieſer Konkurrenz beſtimmten Arbeiten an die Akademie iſt der 10. September d. J., und muß jede derſelben mit folgenden Atteſten verſehen ſeyn: a) daß der namentlich zu bezeichnende Konkurrent ſich zur jüdiſchen Religion bekennt, ein Alter von 22 Jahren erreicht hat, und Zögling einer deutſchen Kunſtakademie iſt. b) Daß die eingeſendete Arbeit von ihm ſelbſt erfunden und ohne fremde Beihilfe von ihm ausgeführt worden iſt. Die eingeſendeten und zur Konkurrenz zugelaſſenen Arbeiten werden in die diesjährige Kunſtausſtellung aufgenommen. Die Zuerkennung des Preiſes erfolgt vor Ende Septembers d. J. und beſteht derſelbe in einem Stipendium von 800 Thalern auf Ein Jahr zu einer Studienreiſe nach Italien.

Der Muſikverein in Mannheim hat einen Preis von 50 Dukaten auf Aufertigung eines Quartetts ausgeſetzt. Das Nähere im Wiener allgemeinen muſikaliſchen Anzeiger 1839 Nro. 42, und im Intelligenzblatt Nro. 16 zur Leipziger allgemeinen muſikaliſchen Zeitung von 1839.

Der Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeiſtes in Böhmen ſchreibt folgende Preisaufgaben aus, für welche das Vereinsmitglied Eduard Leitenberger auf Reichenau die Löſungsprämie aus eigenen Mitteln beſtreitet. Die Preisſchriften ſind unter den üblichen Förmlichkeiten an die Generaldirektion des gedachten Vereins einzuſenden.

1) 100 Dukaten in Gold für die Auffindung und Mittheilung eines ſolchen intenſiven Carmoiſin durch Auftrag und Färbung aus reinem Krapp auf Baumwollſtoffe zu erzeugen, das ſo feſt als Neugriechenpapier, und in Bezug der Schönheit dieſer Farbe an die Seite

geſtellt werden kann, in Rückſicht des Preiſes den das Neugrabianopel nicht mehr als ein halbmal überſteigt, und in welchem ſich ein reines Weiß darſtellen läßt. Ob übrigens das Weiß durch Ausſparung bei dem Auftrag des Mordant, durch Reſerven, Aetzen, oder durch Entfärbung mit Chromſäure oder Chlor u. ſ. w. erzielt wird, bleibt freigeſtellt. Ebenſo ob man dem gebleichten oder ungebleichten Baumwollenſtoffe anwendet. Bisher erzeugte man die Farbe auf Baumwollenſtoffe mittelſt Cochenille, Fernambuk, Rothholz oder Lackdye u. ſ. w. und kam in Rückſicht der Schönheit den Wünſchen ziemlich nahe, doch in der Solidität gegen Luft, Licht, Säuren und Seifenbäder ließ ſie ſehr vieles zu wünſchen übrig, obſchon man durch Zuſätze von Krapp hoffte, die Solidität zu erhöhen. Doch dies gelang bisher nicht, ohne daß die Schönheit der Farbe litt, und der Zweck dadurch erreicht worden wäre.

2) 100 Dukaten in Gold für die Auffindung und Mittheilung eines ſoliden intenſiven Gelb, das die Eigenſchaft hat, mit dem Mordant für Krapp zugleich, und auch mit ächt Indigoblau verbunden, aufgedruckt zu werden, ohne daß durch das Färben in Krapp den folgenden Seifen- und Bleichungspaſſagen die Schönheit der Farbe verdorben wird, ſo daß es als ein brauchbares reines Gelb nach dem Krapppfärben, und den folgenden Reinigungs- und Bleichungspaſſagen erſcheint, oder, was daſſelbe iſt, für die Auftragung eines Mordant, der für ſich, und mit ächt Indigoblau verbunden, mit dem Krapppfarbenmordant zugleich aufgedruckt werden kann, und die Eigenſchaft beſitzt, gegen das Krapppigment keine Affinität zu zeigen, ebenſo die Seifen- und Bleichungspaſſagen auszuhalten, um dann in einem dazu paſſenden gelbfärbenden Pigment, welches das Weiß nicht verderben darf, als ein brauchbares, ſchönes Gelb von Solidität ausgefärbt werden zu können. Die Erfindung, mit der Modeldruckmaſchine eine beliebige Anzahl Farben auf einmal auftragen zu können, bringt das Bedürfniß des in der Preisaufgabe ausgeſprochenen Gegenſtandes hervor, und Verſuche haben gezeigt, daß ſich dieſe Aufgabe auf mehrere Arten dürfte löſen laſſen. Die Gelbfarbenpigmente ſind nämlich viel zu wenig unterſucht, und es ſind alle drei Reiche der Natur ſehr vielfältig damit ausgeſtattet. Bisher begnügte man ſich, ſie entweder in Betreff der Schönheit, Solidität oder Wohlfeilheit zu berückſichtigen, die Eigenſchaften in Beziehung der Preisaufgabe blieben ſtets ungewürdigt. Man wird bei ſorgfältiger Forſchung ſolide, ſubſtantive, gelbfärbende Stoffe finden. Der Gummigutt, Safran, wettniſches Bitter, der Schwefel zeigen uns Farben, welche, wenn ſie ſolidere Farben lieferten, die Aufgabe löſten. Anderſeits gelbfärbende Mordants, mit Harzen und andern Schutzmitteln verbunden, aufgetragen, ertragen das Krapppfärben und die nachfolgenden Paſſagen, ohne daß das Krapppigment den Mordant anfärbt, und nachdem ſodann die ſchützenden Harze u. ſ. w. von dem gelben Mordant befreit werden, setzen ſie in den gelbfärbenden Pigmenten ſich gehörig an. Jedoch war das Verfahren bisher zu umſtändlich und zu unächer, um eine praktiſche Anwendung davon machen zu können. Die Löſung dieſer Preisaufgabe würde unberechenbaren Nutzen, und die größte Vervollkommnung im Kattundruck hervorbringen.

3) 100 Dukaten in Gold für die Erfindung und Mittheilung eines nicht zu koſtſpieligen, wenig Kraft erfordernden Waſchapparats zum Behuf der Kattunfabrikation, womit man große Quantitäten, mindeſtens von 100 Stück Ballots, zu 40 W. Ellen gerechnet, oder andere Gewebe, in verhältnißmäßigem Quantum, ſowohl zum Behufe der Bleiche, zum Reinigen der mit Mordant bedruckten oder zum gefärbten Stoffe, auf einmal beſſer als durch Waſchmühlen, Walken, oder andere, bisher übliche Waſch- oder Reinigungsmaſchinen, waſchen kann, Zeit und Arbeit erſpart, und die Waare vor jeder Beſchädigung ſchützt. Dieſe Aufgabe wäre gelöſt durch Anwendung des Extraktionsverfahrens, nach Art der ruſſiſchen und romeshauſiſchen Preſſen, indem man die Waaren in große Bottiche brächte, die gehörig verſchloſſen, und ſo durch den Druck einer Waſſerſäule, auf was immer für Art hervorgebracht, ausgewaſchen würden. In England hat man ſich beſonders zum Behufe der Bleiche eines ähnlichen Verfahrens bedient, indem man mittelſt Waſſerdampf luftverdünnte Räume unterhalb der zu reinigenden oder zu extrahirenden Waaren bildete, und kalte oder warme Flüſſigkeiten nach Bedarf durchſtrömen ließ, und ſo die Geſchwindigkeit der durchſtrömenden Flüſſigkeiten, um den luftverdünnten Raum zu erfüllen, zum Reinigen und Fortſchaffen der, die Gewebe verunreinigenden Subſtanzen benützte, um die Wirkung des Auszuziehenden zu erhöhen. Dieſe Verfahren haben ſich immer mangelhaft gezeigt, und zwar aus dem Grunde, weil bei dem Durchſtrömen der Flüſſigkeiten auch in der in Bottiche eingelegten Waare ſich Löcher oder vielmehr Kanäle bildeten, wodurch die Flüſſigkeiten raſch durchfloſſen, und viele Stellen, wo die Waare ſich übereinander lag, ungereinigt und unextrahirt ließen, wodurch

eine sehr unsichere Waschung entstand, und bei öfterer Umlegung der Waare und Wiederholung der Operationen, der Wunsch, Zeit und Kosten zu ersparen, nicht erfüllt wurde. Eine der gegebenen Preisaufgabe vollkommen entsprechende Verbesserung des bekannten erwähnten Extractionsverfahrens würde gleichfalls den Preis erringen.

Die Preisbewerbung ist In- und Ausländern gestattet, und die Dauer der Bewerbungsfrist auf ein Jahr vom Tage der Ausschreibung der Preise (26. Februar 1839) festgesetzt.

Bei der am 26. März in Prag stattgehabten Generalversammlung des böhmischen Gewerbvereins wurden 600 Ducaten zu einer Preisaufgabe votirt für die zwei besten Entwürfe einer Gewerb- und Fabrikspolizeiordnung, welche zu ihrer Zeit mit Gutachten des Vereins der Regierung zur Genehmigung vorgelegt werden solle.

Herr J. Meyer in Hildburghausen bietet einen Preis von 100 Ducaten für die Mittheilung eines bei der Anwendung im Großen Stich haltenden Verfahrens, unverkohlten Torf zur Nobelisenfabrikation anzuwenden.

Der Leinenhändler Heinrich Hoffmann in Carlsruhe hat einen Preis von 10 Ducaten ausgesetzt für Auffindung eines einfachen, untrüglichen, schnell anwendbaren Mittels zur Unterscheidung der Leinwand von der Baumwolle.

Schweiz.

Der große Rath des Kantons Zürich hat, den Antrag des Regierungsraths bestätigend, beschlossen, da nach den durch die Ernennung des Dr. D. F. Strauß zum ordentl. Prof. der Theologie an dortiger Hochschule hervorgerufenen mißbilligenden Aeußerungen des Volks eine nützliche Berufsthätigkeit des Dr. Strauß unmöglich erscheine, denselben mit 1000 Fr. in Ruhestand zu versetzen. Dr. Strauß hat diese Pension angenommen und vorläufig für die milden Stiftungen seiner Vaterstadt Ludwigsburg bestimmt, wodurch er das Andenken seiner kürzlich verstorbenen Mutter zu ehren gedenkt.

Die theologische Facultät zu Zürich hat dem Privatdocenten der philosophischen Facultät in Halle Dr. Tuch ob eximiam antiquitatis hebraicae literarumque sacrarum scientiam commentariis in librum geneseos editis luculenter comprobatam die Würde eines Licentiaten der Theologie honoris causa ertheilt.

Der Privatdocent an der Universität Zürich, Bibliothekar Oberlehrer Dr. Herm. Sauppe, ist zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie, bald darauf aber an die Stelle des Directors Bach zum Director des Gymnasiums in Schaffhausen ernannt worden.

Von dem Rathe des Kantons Schwyz wurde den Jesuiten ein Credit von 6000 Franken auf die Kantonscasse zum Bau eines neuen Collegiums eröffnet, sämmtliche Bezirke für Beiträge zu gleichem Zweck dringend eingeladen und der Begründungsgesellschaft zudem die Erlaubniß ertheilt, eine Collecte im ganzen Kanton zu machen.

Im Großrath des Kantons Waadt hielt Fürsprech Jaccard bei der Berathung der Frage über die Beibehaltung des helvetischen Glaubensbekenntnisses und die Constituirung der Kirche, als eine halb unabhängige Körperschaft, den Antrag, daß die in der Bibel enthaltenen Lehren als eine einzige Regel für den Glauben und die Lehre in unserer Kirche anerkannt würden, mithin auf die Abschaffung des helvetischen, sowie jedes andern Glaubensbekenntnisses. Diese Ansicht mit einem Amendement des Staatsraths Druey, das überdieß eine baldige Revision der Liturgie und des Katechismus anordnen wollte, erhielt endlich eine Mehrheit von 100, 67 gegen 57 Stimmen.

Der Diaconus Wilhelm Hoffmann in Pfäffikon hat den Ruf auf die durch Hinnards Tod erledigte Professorstelle an der Missionsanstalt zu Basel angenommen.

Niederlande.

Se. M. der König der Niederlande hat dem Dr. Otto in Erlangen für Ueberſendung ſeines Werks „die Geſammtlitteratur Niederlands“ eine goldene Verdienſtmedaille verliehen.

Die Regenz der Stadt Haag hat beſchloſſen, dieſes Jahr eine allgemeine Ausſtellung von Erzeugniſſen lebender Künſtler zu veranſtalten. Dieſe Ausſtellung von Kunſtwerken ſoll in dem dazu neu erbauten Local im Haag ſtattfinden. Dieſelbe ſoll den 23. September anfangen und bis 23. Oktober d. J. dauern. Alle Kunſtwerke ſind vom 2. bis ſpäteſtens 14. September d. J. franco, und die Gemälde, Zeichnungen und Graviren, gehörig eingerahmt, an das vorerwähnte Local unter der Adreſſe: „An die Verwaltungs-Commiſſion der Kunſtausſtellung“ (Commissie van beheer over de Tentoonstelling) einzuſchicken. Den Verfertigern der ausgezeichnetſten eingeſandten Kunſtwerke werden nach Beſchaffenheit goldene, ſilberne und bronzene Medaillen ausgetheilt.

Der Profeſſor der orientaliſchen Litteratur an der Univerſität Bonn, Dr. Freytag, hat den k. Löwenorden erhalten.

In Rotterdam iſt für das Monument Beethovens ein Concert gehalten worden.

Dänemark.

Thorwaldſens Ankunft in Kopenhagen, die Aufſtellung ſeiner herrlichen Johannesgruppe im Frontiſpice der Frauenkirche und ſeiner Apoſtel in der Kirche ſelbſt, ſeine reichen Donationen an die Stadt Kopenhagen und ſeine Aufnahme als Ehrenbürger derſelben haben dem Intereſſe für die Aufführung eines Muſeums zur Aufbewahrung ſeiner Werke einen neuen Schwung gegeben; der König hat ſich erboten, ein abgeſondertes Gebäude des Chriſtiansburger Schloſſes dem Muſeum zu ſchenken. Thorwaldſen beabſichtigt, die Büſte ſeines berühmten Landsmanns, des Dichters Holberg, nach einem noch vorhandenen Wachsbilde deſſelben auszuführen.

Der Dichter Oehlenſchläger iſt zum k. Etatsrath ernannt worden.

Schweden.

S. M. der König hat dem evangeliſch-lutheriſchen Sonntagsprediger zu St. Katharina in Frankfurt a. M., Dr. G. Friederich, die große goldene Verdienſtmedaille mit blauer Schleife, dem Hofrath von Martius in München den Nordſternorden ertheilt.

Am 24. März ſtarb in Stockholm der Oberſt Wahrendorff, Erfinder eines neuen Schießgewehrs, das wahrſcheinlich in Schweden eingeführt werden wird, und Verfaſſer einer vortrefflichen ſtatiſtiſchen Karte von Schweden.

England.

Die geographiſche Geſellſchaft hat dem Dr. C. Mayer wegen ſeiner Forſchungen im Innern von Afrika einen ihrer jährlichen Preiſe zuerkannt.

Der berühmte Phyſiker Sir David Brewſter iſt an die Stelle des abgetretenen Dr. Hunt einſtimmig zum Rektor der ſchottiſchen Univerſität St. Andrew's gewählt worden.

In Tuam ward kürzlich der hochkirchliche Erzbischof von Tuam die Le Poer Trench. Die erzbischöfliche Würde von Tuam erlischt mit ihm; sein Nachfolger wird Bischof von Tuam und Suffragan des Primaten, des Erzbischofs von Dublin.

In Manchester beabsichtigen die Katholiken den Bau einer prachtvollen Kirche, welche mit einigen der ältesten und schönsten Muster gothischer Baukunst im Königreiche den Vergleich soll aushalten können. Der Baumeister Pugin hat die Zeichnungen entworfen.

Am ersten Mai war in der Sitzung der Gemeinen die Bill des Sergeant Talfourd zum Schutze des schriftstellerischen Eigenthumsrechts an der Tagesordnung. Das Verlagsrecht wurde hier auf 60 Jahre festgesetzt und eine Bestimmung festgehalten, daß auch den Erben des Verfassers, selbst von Werken, die bereits seit einer bestimmten Zeit erschienen seyen, das Verlagsrecht auf eine gewisse Periode zustehe.

Am 15. Oct. 1839 starb plötzlich zu Cove Cook Castle die unter der Chiffre L. E. L. (d. i. Letitia Elisabeth Landon) rühmlich bekannte Schriftstellerin Mrs. Mac Lean.

Vom 1. Mai d. J. erscheint in London bei Asher ein neues Journal für ausländische Literatur, unter dem Titel: *Foreign monthly Review*, und wird monatlich die interessantesten Erscheinungen der Continental-Literatur ausführlich, weniger interessante in Kürze besprechen, Mittheilungen machen über Werke, die sich unter der Presse befinden, Nachrichten geben über alle Gegenstände der Künste und Wissenschaften, so wie biographische Notizen über Gelehrte und ein vollständiges Verzeichniß der literarischen Erscheinungen des verflossenen Monats.

Das Studium deutscher Sprache und Literatur ist in England in rascher Zunahme begriffen, und die bedeutendsten literarischen Erscheinungen in Deutschland werden durch Uebersetzungen auf englischen Boden verpflanzt. Unter dem neuesten Verlag von John Murray in London finden sich z. B. Uebersetzungen von Ranke's Geschichte der Päpste, von Göthe's Farbenlehre, viele von Charles Lee Lochale, der sich jedoch dagegen verwahrt, Göthe's Theorie in allen ihren Punkten vertheidigen zu wollen, ferner von dem erst 1839 erschienenen archäologischen Werke W. A. Becker's „Gallus, oder römische Scenen aus der Zeit Augusts.“ Auch sind in neuerer Zeit mehrere Werke über Deutschland erschienen, z. B. Deutschland, Böhmen und Ungarn von G. N. Gleig; Deutschland, der Geist seiner Geschichte, Literatur, socialen und staatswirthschaftlichen Lage von D. Hawkins, Bemerkungen über die Regierung und das Volk von Oesterreich von P. E. Turnbull Esq., Luther und seine Zeit von J. E. Riddle, Geschichte der Reformation in Deutschland, der Schweiz und Großbritannien von Th. Fox. James Morier, der Verfasser des Hadschi Baba, hat W. Hauff's Lichtenstein übersetzt und bezeichnet den Dichter als den glücklichsten Nachahmer Walter Scott's. Auch von einzelnen Werken Lessings sind neulich englische Uebersetzungen erschienen.

In London starb Lord St. Helens, einer der Vorsteher des britischen Museums und Mitglied der alterthumforschenden Gesellschaft, im 80sten Lebensjahre.

In London hat sich im vorigen Jahr unter Mitwirkung des Parlamentsagenten Norton ein Bureau gebildet, in welchem die Entwürfe, Grundrisse, Ansichten und Modelle von zur Ausführung bestimmten Gebäuden oder überhaupt in das Fach der Architektur einschlagenden Gegenständen, bevor sie dem Parlament vorgelegt werden, einer genauen Prüfung und Begutachtung von dazu geeigneten Männern unterworfen werden. Eben so sind dort auch neue Entwürfe jeder Art gemacht, und die von den Parlamentsmitgliedern für nothwendig gehaltenen Veränderungen oder Verbesserungen der ersten Entwürfe in letztere eingetragen. Eine ähnliche Anstalt ist das seit 1835 in Dresden bestehende Bauinstitut.

Der Architekt Hansch in Stuttgart ist vom Institut britischer Architecten in London zum Correspondenten erwählt worden.

Nach einem englischen Blatte hat man in Manchester die Probe mit einem neuerfundenen Cement gemacht, welches sich gegen die Gewalt des Feuers bewährte. Man hätte also bei Anwendung desselben von Feuersbrünsten wenig mehr zu befürchten und alle Feuerversicherungsgesellschaften würden unnöthig. Ein kleines Haus, welches man mit diesem Cement überzogen, wurde mit Holzspänen und andern brennbaren Stoffen erfüllt, und diese in Gegenwart vieler Personen, welche man zu diesem Versuch eingeladen hatte, angezündet.

Die Späne brannten, die Flamme schlug mit großer Heftigkeit heraus, aber das Haus blieb unversehrt; nur zwei oder drei Stellen, wo sich der Kitt losgelöst hatte, waren etwas beschädigt; im Ganzen jedoch kann man den Versuch gelungen nennen.

Man hat jetzt in Glasgow das zierliche Modell eines an der Seeküste zu erbauenden eisernen Hauses ausgestellt. Es hat 6 Zimmer, mit Küche und anderem Zubehör, und soll ausgeführt nicht mehr als 250 Pf. kosten. Ein doppelt so großes Haus von 14 Zimmern würde sich für 500 Pf. herstellen lassen.

Die schon früher erwähnte, von Gieaß erfundene neue Locomotive bedient sich des atmosphärischen Drucks vermittelst einer Röhre oder Luftpumpe. Dem ersten Versuche wohnten der Marquis von Landsdowne, Lord John Russel und andere ansehnliche Personen bei, die sich selbst in einen Wagen setzten, welcher außerdem mit 1500 Pfund Eisen beladen war und dennoch 150 Fuß in einer Secunde zurücklegte. Ein solcher Wagen würde daher 7 deutsche Meilen in einer Stunde laufen können und die Bewegung weder Rauch noch Staub erzeugen; auch würden die Meilekosten um mehr als die Hälfte vermindert werden. Giaggs System besteht darin, daß er feststehende Dampfmaschinen, welche von Strecke zu Strecke auf der Bahn angebracht sind, anwendet. Ihre Thätigkeit ist die, daß sie in einem Cylinder einen luftleeren Raum hervorbringen, dessen Stempel durch den atmosphärischen Druck in Bewegung gesetzt wird, und dieser Stempel ist es, welcher, mit einer passend gestellten Stange verbunden, den ganzen Wagenzug nach sich zieht.

Eine sinnreiche mechanische Erfindung des Herrn Newis wird, unter dem Namen Velloveted, gegenwärtig in London gezeigt. Es ist dies ein Kunstwerk, welches ohne Pferd oder Dampf allein durch das Gewicht des darin Sitzenden vorwärts getrieben wird. Es ist leicht und elegant gebaut, und kann durch eine Person auf gewöhnlichen Wegen 20—30 (engl.) Meilen in einer Stunde fortbewegt werden. Auf Eisenbahnen würde dies mit unglaublicher Geschwindigkeit geschehen können. Der Hauptzweck der Erfindung ist, daß solches zur Beförderung der Nebenposten gebraucht werde, wodurch nach dessen Berechnung der Postadministration ein großes Ersparniß erwachsen würde.

Frankreich.

Durch K. Ordonnanz ist die Zahl der einheimischen und auswärtigen correspondirenden Mitglieder der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften von 40 auf 50 erhöht worden.

Am 20. Nov. 1838 starb zu Paris Jean Baptiste Huzard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Medicin, der k. Centralagriculturgesellschaft, Ritter des St. Michaelordens und des Ehrenlegion, geb. d. Nov. 1755.

Der bekannte Agassiz in Neufchatel ist von der Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitgliede in der naturwissenschaftlichen Section erwählt worden. Er erhielt 31, sein Mitbewerber, der Prinz von Musignano, 23 Stimmen.

Der Historienmaler Gender ist an die Stelle des verewigten Langlois zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste erwählt worden.

Stanislas Julien, Mitglied des Instituts und Professor am Collège de France, ist zum Adjunct Conservator bei der k. Bibliothek für die Section der chinesischen Bücher und Manuskripte ernannt. Der Staatsrath Charles Du Rozoy, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, ist zum Generalsadministrator Jomard zum Ehrenpräsidenten des Conservatoriums derselben Bibliothek ernannt worden. Gleichzeitig wurden durch k. Ordonnanz in 66 Artikeln Anordnungen über die Verwaltung der königlichen Bibliotheken getroffen.

Der bekannte Gelehrte Paulin Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris, ist zum conservateur adjoint im Departement der Manuskripte in der königlichen Bibliothek ernannt worden.

Durch k. Ordonnanz vom 14. März iſt der Akademiker Gay-Luſſac zum Pair von Frankreich ernannt worden.

Der Componiſt Paer, Profeſſor am Conſervatorium in Paris, Mitglied des Inſtituts, ſtarb am 4. April. 69 Jahre alt.

Der Profeſſor der innern Heilkunde in der mediciniſchen Facultät zu Paris Dr. G. Andral hat die durch Broussais's Tod erledigte Profeſſur der allgemeinen Pathologie und Therapie in derſelben Facultät übernommen.

Die als Herausgeber altfranzöſiſcher Poeſien bekannten Gelehrten Francisque Michel und Achille Jubinal in Paris ſind zu Profeſſoren der ausländiſchen Literatur, der erſtere in der Facultät der Wiſſenſchaften zu Bordeaux, der letztere in derſelben Facultät zu Montpellier ernannt worden.

Der Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Mailand, Pompeo Marchesi, und der Profeſſor der ausländigen Literatur in Rennes, Jac. Marmier, haben den Orden der Ehrenlegion erhalten.

Der ſeither abgetretene Miniſter des öffentlichen Unterrichts v. Salvandy legte am 9. Januar in der Pairskammer einen Geſetzentwurf zur Sicherung des literariſchen Eigenthums vor. Die Grundſätze deſſelben ſind folgende: Der Verfaſſer hat während ſeines ganzen Lebens das ausſchließliche Recht, ſeine Werke herauszugeben. Daſſelbe Recht ſteht nach ſeinem Tode 30 Jahre lang ſeiner Wittwe, ſeinen Erben oder andern, die an ſeine Stelle treten, zu. Kein dramatiſches Werk kann anders, als mit Genehmigung des Verfaſſers, auf einem Theater aufgeführt werden. Nach deſſen Tode kann es ohne Genehmigung der Erben aufgeführt werden, ſo jedoch, daß an dieſe 30 Jahre lang das Honorar für die Aufführungen zu bezahlen iſt, wie es der Verfaſſer während ſeines Lebens bezogen hatte. Das Eigenthumsrecht auf dramatiſche Werke, die im Druck erſcheinen, fällt unter die Beſtimmung über ſonſtige Druckſchriften. Dieſelben Grundſätze finden auf die Erzeugniſſe der bildneriſchen Künſte Anwendung, in der Art jedoch, daß, im Fall ein Originalwerk verkauft worden iſt, der Käufer ausſchließlich berechtigt iſt, zur Copirung deſſelben, vermittelſt des Gypsabguſſes, des Stichs u. ſ. w. zu ermächtigen. Die Muſikwerke fallen in Betreff ihrer Herausgabe in die Kategorie der Druckſchriften, in Betreff der theatraliſchen Aufführung unter die der dramatiſchen Dichtungen. Wenn ein Verfaſſer ohne Erben ſtirbt, ſo beerbt ihn nicht, wie bei andern Hinterlaſſenſchaften, der Staat, ſondern das Publikum iſt der natürliche Erbe, wobei jedoch die Rechte der Gläubiger vorbehalten werden. Die Zahl der zu hinterlegenden Exemplare neuer Werke wird von 9 auf 5 erhöht. Zuwiderhandelnde werden im erſten Fall mit Geldbuße, im zweiten mit einer weitern Geldbuße und Gefängniß beſtraft.

Am 29. Dec. 1839 wurden die Ueberreſte La Harpe's, die ſeit 1805 in dem Kirchhof Vaugirard ruhten, mit großer Feierlichkeit nach dem Kirchhof Père La Chaiſe verſetzt.

Am 14. Januar ſtarb zu Paris Ehr. Graf von Nicolay, Pair von Frankreich, ein ſehr geachteter Staatsmann und Gelehrter.

Savigny's Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter iſt ins Franzöſiſche überſetzt worden.

Am 6. März ſtarb in Paris der Profeſſor der Harmonie am Pariſer Conſervatorium Ladurner aus Tirol, vor 45 Jahren einer der berühmteſten Clavierſpieler.

Der Decorationsmaler Ciceri in Paris hat ein ſehr einfaches Mittel erfunden, die Farbe in den Stein hineinzubringen, und darauf ein ganz neues Syſtem in der innern und äußern Verzierung der Häuſer und Gebäude gegründet. Die Farbe dringt in den Stein hinein, bedeckt denſelben nicht, wie bei dem gewöhnlichen Verfahren mit einer Kruſte, welche durch die Zeit und Witterung ſchnell verändert und zerſtört wird. Im Gegentheil, die Oberfläche wird, nachdem ſie die Farben angenommen hat, polirt und dadurch dem Marmor ähnlich, ſo daß der Stein einen Glanz und eine Halbdurchſichtigkeit erhält, wie ſie bisher die von der Natur gefärbten Steine beſaßen.

Ein Franzoſe, Derrian, hat eine wichtige und intereſſante Erfindung gemacht: die Mimographie oder mimiſche Noten, vermittelſt welcher ein Tänzer einen ihm unbekannten

Tanz mit allen Details auffaſſen und aufführen könnte, wie ein Muſiker eine nie gehörte Melodie vom Blatte lieſt.

Peter von Cornelius in München hat vom König der Franzoſen den k. Orden der Ehrenlegion erhalten.

Das Comité für Künſte und Monumente hat zu correſpondirenden Mitgliedern ernannt: Heideloff in Nürnberg, v. Klenze und Gärtner in München und den Architekten Knapp aus Würtemberg, derzeit in Rom.

Das Modell zu der in Straßburg aufzuſtellenden Statue Johann Guttenbergs iſt durch David von Angers, Mitglied des Inſtituts, beendigt und wird ſogleich in Paris in Erz gegoſſen. Es hat ſich in Paris ein Hilfscomité zur Annahme von Beiträgen für dieſes Denkmal unter dem Vorſitz Lamartine's gebildet.

Die Bretagner beabſichtigen dem um ihre Sprache und Literatur ſo hoch verdienten kürzlich verſtorbenen Gelehrten Le Gonidec in ſeiner Vaterſtadt Conquet ein Denkmal zu errichten.

Mit dem Conſervatorium der Künſte und Gewerbe in Paris ſoll eine umfaſſende Reorganiſation vorgehen. Die Sammlungen der Anſtalt ſollen in Verhältniß zu den neuern Fortſchritten in den Gewerben und der Mechanik gebracht, das Publikum ſoll zu denſelben und in die Bibliothek, ſo weit es mit ihrer Erhaltung vereinbar iſt, zugelaſſen, auch die Bibliothek Abends für Arbeiter geöffnet werden. Es wird eine öffentliche unentgeltliche Vorleſung über Maſchinenzeichnen ſtattfinden. Die in dem Amphitheater des Inſtituts zu haltenden Vorleſungen erſtrecken ſich über angewandte Geometrie, angewandte Mechanik, mechaniſche Technologie, beſchreibende Geometrie, angewandte unorganiſche und organiſche Chemie, angewandte Phyſik, Landwirthſchaft, gewerbliche Oekonomie, Gewerbegeſetzgebung. Mit dem Conſervatorium wird eine Vorbereitungsſchule für 400 Knaben von 10 bis 14 Jahren verbunden.

Der Kupferſtecher und Schriftgießer Collon in Grenoble will eine neue Maſſe für die Buchdruckerſchrift, ſtatt der bisherigen aus Spießglanz und Blei, entdeckt haben, die vorzüglich dem Druck der Journale durch mechaniſche Preſſen zu gut kommen würde. Er will den Käufern ſeiner weit härtern Schrift eine zehnjährige Dauer ohne Umgießung verſprechen, ohne den Preis der ältern Schriften zu überſchreiten.

Zu der im Frühling d. J. in Paris veranſtalteten Induſtrieausſtellung haben 76 von den 86 Departements Frankreichs Producte eingeſchickt. Die Zahl der Producenten, welche ihre Erzeugniſſe ausgeſtellt haben, beträgt 2348, wovon 1067 aus dem Seinedepartement.

Jakob Hartmann zu Münſter im Departement Oberrhein, einer der erſten Fabrikanten Frankreichs, Inhaber der berühmten Baumwollenſpinnerei, iſt am 24. März im Alter von 63 Jahren geſtorben.

Italien.

Die Akademie zu Turin hat die Profeſſoren Hofrath Dr. Guſtav Hänel in Leipzig und Dr. Karl Witte in Halle zu Correſpondenten ernannt.

Die Akademie der Tiberina hat in ihrer Sitzung vom 2. Febr. den Großfürſten Thronfolger von Rußland als Ehrenmitglied aufgenommen.

Die bisherigen Ehrenmitglieder der Akademie von San Luca, Profeſſor Conſtantin Thon in Petersburg und geh. Rath Generalintendant der Bauten Ritter Leo von Klenze in München ſind zu Verdienſt- und auswärtigen Mitgliedern ernannt.

S. H. der Papſt hat die Geſellſchaft dei Lincei in Rom zur Akademie erhoben und ihr den Namen päpſtliche Akademie der Wiſſenſchaften gegeben.

S. M. der König von Neapel hat die Academia Carolina in Messina zu einer Universität erhoben. Die theologische Facultät iſt nach der Reform von 1806 wieder hergeſtellt worden.

Die feierliche Verſammlung des archäologiſchen Inſtituts zur Feier des Winckelmannsfeſtes wurde bis zum 8. Januar verſchoben, wo der Großfürſt Thronfolger von Rußland derſelben beizuwohnen kannte. Tags darauf begann der gewöhnliche Wintercurs des Inſtituts. Ritter Canina lieſt über römiſche Topographie, Dr. Braun über römiſche Muſeographie, D. Abeken über die Geſchichte der Kunſt bei den Römern.

Der Großherzog von Toskana hat genehmigt, daß Piſa als Verſammlungsort der italieniſchen Gelehrten, ähnlich der jährlichen Verſammlung der deutſchen Naturforſcher, erwählt werde. Ein ähnliches Geſuch war von andern Staaten abgelehnt worden. Die Verſammlung ſoll nach dem Programm vom 1—15. Oktober dauern. Die Medicin und die Landkultur ſind unter die die Verſammlung betreffenden Wiſſenſchaften eingeſchloſſen. Es ſind nicht nur die einzelnen italieniſchen Akademien eingeladen, ſondern es ſollen auch die Vorſteher der berühmteſten auswärtigen Akademien davon in Kenntniß geſetzt werden. Ihre Mitglieder werden nach Vorzeigen ihres Diploms nach Gebühr aufgenommen. Dem Senior unter den jetzigen Profeſſoren in Piſa ſteht am 1. Oktober die Eröffnung der Verſammlung zu, welcher er während ihrer ganzen Dauer präſidirt. Die Generalverſammlung wird ſich am zweiten Tage in ſo viele Sektionen theilen, als die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zweige, welche die gegenwärtigen Mitglieder bearbeiten, es erheiſchen. Am ſiebenten Tag wird die Generalverſammlung beſtimmen, wo und wie man im nächſten Jahr zuſammenkommen wird. Zu Anfang des Auguſt ſollen neue Cirkularſchreiben erlaſſen werden, welche über die getroffenen Maßregeln, über Wohnung und über alles das Auskunft geben, was dazu beitragen kann, den Aufenthalt derer, welche die Verſammlung mit ihrer Gegenwart beehren, bequem, heiter und friedlich zu machen.

Der Papſt hat an die Stelle des abgetretenen Kardinals Odescalchi den Kardinal Staatsſekretär Lambruschini zum Großprior des Malteſerordens in Rom ernannt.

Am 13. Mai Morgens 5 Uhr ſtarb zu Rom der Kardinal Feſch, Erzbiſchof von Lyon, geboren zu Ajaccio am 3. Januar 1763.

J. M. die Königin Wittwe von England hat vor ihrer Abreiſe von Malta eine Summe von 6000 Pfund Sterling ausgeſetzt zur Erbauung einer proteſtantiſchen Kirche.

Im Königreich Neapel iſt am 9. März ein Geſetz über die Abſchaffung des Sklavenhandels veröffentlicht worden, welches kraft eines Vertrags zwiſchen Neapel einerſeits und England und Frankreich andererſeits erlaſſen werden mußte.

Für die klaſſiſche italieniſche Literatur wird vom Grafen Mariano Alberti ein Werk von hohem Intereſſe erwartet, eine Sammlung von bisher ungedruckten Briefen, Gedichten und andern Papieren Torquato Taſſo's, von Briefen des Herzogs Alphons von Ferrara, ſeiner Schweſter Eleonore, des Herzogs und der Herzogin von Mantua, J. B. Guarini's u. a.

In Rom war im letzten Winter eine nicht unbedeutende Anzahl deutſcher Gelehrten thätig. Das archäologiſche Inſtitut, obwohl durch den Abgang von Bunſen und Gerhard zweier ſeiner ausgezeichnetſten und thätigſten Mitglieder beraubt, ſchreitet ſtets rüſtig ſeine feſtbezeichnete Bahn fort. Der Sekretär deſſelben, Dr. Emil Braun, und der deutſche Vorſtand, Miniſterreſident von Keſtner, wetteifern in dem Beſtreben zur Aufrechthaltung und Förderung einer ſo wichtigen und bewährten Anſtalt. Gervinus arbeitet in tiefer Zurückgezogenheit an ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte. Dr. Schulz aus Dresden beſchäftigt ſich mit der Ordnung ſeines Materials zu einer Kunſtgeſchichte Süditaliens. Dr. Papencort aus Berlin arbeitet an der Geſchichte Roms im Mittelalter. Profeſſor Palacky aus Prag ſammelt für ſeine pragmatiſche Geſchichte Böhmens. Der öſterreichiſche Archäolog D. C. Mely iſt unabläſſig bemüht, Material zu einer Siegelkunde des Mittelalters zuſammenzubringen. Ein anderer Oeſterreicher, Fürſt Lichnowsky, benützt die reichen Quellen Roms zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte des Hauſes Habsburg.

Der k. preußiſche Generalmuſikdirektor Spontini in Berlin hat den päpſtlichen Civilritterorden des h. Gregorius erhalten.

Der Tenorist Adolph Nourrit, einst der Stolz der großen Oper in Paris, hat am 8. März in Neapel durch einen Sturz aus dem Fenster sein Leben freiwillig geendet.

Am Morgen des 9 Febr. verschied in Rom der rühmlichst bekannte Architekt, Professor Joseph Valadier, Vorsteher der öffentlichen Bauten und Ritter der Ehrenlegion. Er war daselbst den 27. März 1757 geboren. Unter den vielfachen Denkmalen, mit welchen er seine Vaterstadt schmückte, nehmen die Anlagen der Passeggiata auf dem Monte Pincio die erste Stelle ein.

Böhmen.

Die böhmischen Stände haben in ihrer Versammlung vom 13. April 1835 beschlossen, das Andenken an ihren unvergeßlichen König, weiland S. M. Kaiser Franz I., durch ein Monument zu verewigen. Unter den auf öffentliche Aufforderung eingegangenen Vorschlägen fand jener für die Errichtung eines Monuments auf einem durch seine Lage nothwendig vielbesuchten, allen Einwohnern und Fremden zugänglichen, durch seine Umgebung angenehmen Platze, mit welchem zugleich eine bleibende wichtige Verbesserung und Verschönerung für Böhmens Hauptstadt verbunden wird, die vorzüglichste Beachtung. Dieser Vorschlag, verbunden mit dem langgefühlten Bedürfnisse der bisher bestehenden unbequemen und höchst beschränkten, ja gefahrvollen Verbindung der Alt- und Neustadt Prag mit der Kleinseite durch enge, unfreundliche Gassen, abzuhelfen, war es, der die böhmischen Stände in der spätern Versammlung vom 28. März 1836 bestimmte, auf dem rechten Moldauufer, von den städtischen Mühlen bis zur Färberinsel, ein Quai zu erbauen. Dieser Quai, längs des Flusses, mit einem gefälligen Geländer versehen, mit schönen Häusern und bunten Kaufläden geziert, von Fahrenden und Fußgängern viel besucht, wird von der Brücke und Kleinseite aus den schönsten Anblick, und von der Quaistraße selbst eine herrliche Ansicht auf den Laurenziberg, auf den mit Palästen gekrönten Hradschin, auf den Fluß und seine freundlichen Inseln, so wie auf die ehrwürdige alte Brücke, und auf die gleichzeitig über die Moldau zu erbauende Kettenbrücke gewähren. Es werden nun Künstler und Sachverständige Deutschlands und der ganzen Monarchie aufgefordert, durch Vorlegung geeigneter Entwürfe und Ideen zu dem großen Zwecke mitzuwirken. Sowohl zu Prag im ständischen Landhause, als auch bei den Kunstakademien zu Wien, Mailand und Venedig, dann in den k. k. österreichischen Gesandtschaftskanzleien zu Berlin und München kann ein besonderer Situationsplan von jedermann eingesehen werden. Das Monument wird in der Mitte des 250 Ruthen langen und 15 Ruthen breiten Quais aufgestellt, und es sollen zur Verschönerung der Quaistraße, längs derselben, neue, dem Monumente und dessen Höhe angemessene, bürgerliche Wohnhäuser in einem gefälligen Styl erbaut werden. Zu diesem Behufe werden die durch Demolirung der bisher bestehenden alten Gebäude und Planirung der Straße entstehenden Baustellen den Meistbietenden mit der Verbindlichkeit verkauft werden, den Bau von außen nach den vorgezeichneten Façaden zu führen, wobei die Bestimmung der inneren Eintheilung dem Bauherrn selbst überlassen bleibt. Die einzubringenden Ideen und Entwürfe haben daher das Monument und diese neuen Häuser zu umfassen, von den letzteren genügt der bloße Entwurf oder die Zeichnung der Façaden, bei dem ersteren dagegen muß zugleich der Grundriß und der Maßstab beigefügt, und in der Zeichnung das Detail des Monuments, insbesondere bei der allenfallsigen Idee einer großen Säule mit dem Standbilde des Kaisers, zugleich die Inschriften und Basreliefs des Gestells, die Proportion der Statue, deren Stellung und Kostüm genau mit dargestellt werden. Für jenen Plan oder Entwurf, nach welchem die Ausführung erfolgt, wird ein Preis von 300 Dukaten in Gold festgesetzt und die Konkursfrist bis Ende des Jahrs 1839 mit dem Beisatze bestimmt, daß die Pläne und Entwürfe mit dem abgesonderten und versiegelt vorzulegenden Namen und Wohnorte der Verfasser an die k. k. Landespräsidialkanzlei zu Prag einzusenden sind.

Rußland.

Die K. Akademie zu St. Petersburg hat den an der Universität zu Dorpat angeſtellten, jedoch ſchon im zweiten Jahr in St. Petersburg anweſenden und mit elektromagnetiſchen Arbeiten beſchäftigten Profeſſor Jakobi, den Exarchen von Georgien, Erzbiſchof Eugen, den Dr. Dahl zu Orenburg, den Profeſſor Naumann in Königsberg, den Profeſſor Hartan in Newyork, Oppermeer Fiſcher in Batavia zu Korreſpondenten ernannt.

Am 30. Dezember 1838 ſtarb zu Helſingfors Profeſſor Bonsdorff, korreſpondierendes Mitglied der Akademie von St. Petersburg.

Am 5. Oktober 1839 fand zu Mitau eine Zuſammenkunft der lettiſchen Literaturgeſellſchaft Statt. Die Mitglieder legten viele merkwürdige und wichtige Schriften über die Geſchichte und Literatur dieſes Landes vor; ſo las Dr. Napierski Auszüge aus der Autobiographie von Heinrich Latyſch; Paſtor Wend theilte drei alte lettiſche Hochzeitgeſänge mit; Paſtor Katterfeld einen Plan zu einem Unterrichtsbuche für Soldaten lettiſcher Zunge; der Verſtand der Geſellſchaft Neander die Handſchrift einer lettiſchen Grammatik; Lieventhal eine lettiſch-ruſſiſche Grammatik, welche nach der ruſſiſchen Grammatik von Gretſch entworfen iſt. Die gelehrten Mitglieder arbeiten thätig für die Bildung ihres Vaterlands, und zeigen in ihren Schriften den Wunſch, Rußland mit der Sprache, den Sitten und der Geſchichte der lettiſchen Stämme bekannt zu machen.

Am 21. Dezember 1839 beging die Univerſität zu Dorpat das Feſt ihrer vor 25 Jahren erfolgten Stiftung. Bei dieſer Gelegenheit trug Profeſſor Runge, Dekan der Juriſtenfakultät, einen Bericht über den Zuſtand und die Wirkſamkeit der Univerſität im letztverfloſſenen akademiſchen Jahre vor; er knüpfte daran eine biographiſche Skizze und Charakteriſtik des im Februar 1839 zu Gießen verſtorbenen, um die Univerſität Dorpat ſehr verdienten Profeſſors von Eloſſius und veröffentlichte ſodann die Preiſe, welche mehreren Studierenden zuerkannt wurden. Nach Beendigung des feſtlichen Aktes verſammelten ſich die Profeſſoren und Studierenden der Rechtsfakultät im juriſtiſchen Hörſaale, wo die feierliche Aufſtellung eines Bruſtbildes des verſtorbenen Eloſſius Statt fand, das ſeine dankbaren Schüler vom Maler Hau hatten ausführen laſſen.

Nach einem K. Ukas vom 21. Februar ſind die Vorleſungen auf der Wladmir-Univerſität Kiew auf ein Jahr ſuſpendirt.

In Rußland bereitet ſich die definitive Rückkehr der griechiſch-unirten zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche vor, welche die Mehrheit des Klerus und des Volkes verlangt. Der Kaiſer hat genehmigt, daß die chriſtlichen Angelegenheiten der rechtgläubigen und der griechiſch-unirten Konfeſſion, die bisher von zwei verſchiedenen Abtheilungen des dirigirenden Synods geleitet wurden, nunmehr zu Einer Abtheilung deſſelben vereinigt werden. Zum oberſten Chef der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit in Rußland wurde der Präſident des römiſch-katholiſchen geiſtlichen Kollegiums, Biſchof Ignaz Paulowski, mit der Würde eines Erzbiſchofs von Mohilew und Metropolitan aller römiſch-katholiſchen Kirchen in Rußland ernannt. Die oberſte Aufſicht über das geiſtliche Lehrfach, welche bisher einer beſondern Kommiſſion der geiſtlichen Schulen anvertraut war, iſt jetzt auf kaiſerlichen Erlaß in dem heiligen Synod vereinigt. Demgemäß geht die Kommiſſion der geiſtlichen Schulen ganz ein, und die zum Geſchäftskreis derſelben gehörigen Gegenſtände des Lehrfachs und der Oekonomie ſind dem Synod übertragen worden.

Im Februar ſtarb zu St. Petersburg Graf Michael Speranſky, wirklicher Geheimerath und Präſident der Geſetzesabtheilung im Reichsrath. Er iſt Verfaſſer des Statuts für die Organiſation und Verwaltung Sibiriens, das am 3. Auguſt 1822 die höchſte Genehmigung erhielt, und noch jetzt als Richtſchnur der Verwaltung dient. Später entwarf er im Auftrag des Kaiſers aus den bisher ungeordneten Geſetzſammlungen ein ſyſtematiſch geordnetes Reichsgeſetzbuch, das, 1835 in 15 Bänden vollendet, nun die Grundlage der Gerichtspraxis bildet. Die letzten Jahre ſeines Lebens beſchäftigte ihn weſentlich die Redaktion der Partikulargeſetzbücher für diejenigen Provinzen des Kaiſerſtaats, welche nach beſondern Verfaſſungen verwaltet werden, wie die weißruſſiſchen und deutſchen Gouvernements, und auch dieſe Arbeit iſt faſt ganz vollendet.

Der k. Finanzminiſter und oberſte Chef der k. Bergingenieure Graf Cancrin hat auf Befehl S. M. des Kaiſers dem Oberbergrath Profeſſor Nöggerath in Bonn in Anerkennung von deſſen literariſchen Verdienſten die große goldene Medaille zugeſandt, mit der Inſchrift: Praemio digno viro eruditissimo J. Nöggerath, professori academico bonnensis.

Die Vormünder der Kinder des verſtorbenen Alexander Puſchkin, der Graf Stroganoff und der kaiſerliche Kammerherr Altuchoff, haben für Rechnung ihrer Mündel die Werke jenes großen Dichters in 8 Octavbänden mit ſeinem Bildniſſe nach dem Gemälde Utkins herausgegeben. Die zehntauſend Exemplare ſtarke Auflage war in ſechs Wochen gänzlich vergriffen, und die Herausgeber beabſichtigen, nun eine neue zu veröffentlichen, welcher einige noch nicht bekannte Gedichte und eine Biographie des Verfaſſers beigefügt werden ſollen.

Am 16. März ſtarb zu St. Petersburg im 35ſten Lebensjahre der Bildhauer Otto Sigismund Runge aus Hamburg.

Einer k. Verordnung zufolge werden alle Künſtler der k. Theater nach ihren Talenten und Anſtellungen in drei Klaſſen getheilt. Die Artiſten erſter Klaſſe, die das Theater verlaſſen, können, wenn ſie es wünſchen, nach zehnjähriger oder wenn ſie Zöglinge von Theaterſchulen waren, fünfzehnjähriger Dienſtzeit in allen Reſſorts in Civildienſte treten, mit den Rechten der Kanzleidiener dritter Klaſſe.

Polen.

Den jungen Polen ſoll künftig nicht mehr geſtattet werden, auswärtige Univerſitäten, ſelbſt nicht die zu Berlin, zu beſuchen.

In Polen ſollen alle Kinder aus gemiſchten Ehen ohne Unterſchied zur Annahme der griechiſchen Konfeſſion veranlaßt werden.

Griechenland.

Die ſtets im Fortſchreiten begriffene Univerſität Athen erhält Zuwachs für ihre Bibliothek durch Geſchenke von allen Welttheilen her. Durch deutſche Aerzte, vorzüglich durch die Leibärzte des Königs, iſt ein Hebammeninſtitut an der Univerſität gegründet.

Durch die Bemühungen des Archäologen Dr. Roß und des Direktor Dr. Anſelm ſoll eine neugriechiſche Literaturzeitung ins Leben treten, der ſich die bedeutendſten einheimiſchen und fremden Gelehrten Athens als Mitarbeiter angeſchloſſen haben.

In Athen ſtarb zu Anfang d. J. der ausgezeichnete junge Philolog Dr. Arthur Kochen aus Wilſter, der ſich ſeit anderthalb Jahren in Griechenland ſelbſt mit archäologiſchen Forſchungen beſchäftigte.

Der Bildhauer Siegel aus München befindet ſich in Athen, um die Ausführung des koloſſalen Löwen zu übernehmen, welchen König Ludwig von Bayern den in Griechenland verſtorbenen Bayern in Nauplia errichten läßt. Profeſſor Imhof, welchem dieſer ehrenvolle Auftrag zuerſt geworden war, verließ wegen der ſeiner Geſundheit nachtheiligen klimatiſchen Einflüſſe Griechenland.

Das Monument, welches die Freunde des Dr. Rothlauf demſelben auf Poros errichten ließen, iſt vollendet. Es beſteht aus einer Granitpyramide, auf welcher eine weiße Marmorplatte folgende Inſchrift trägt: dem bayeriſchen Arzt Rothlauf, der als Opfer ſeiner Philanthropie auf Poros im Jahre 1837 während der Peſt ſtarb, ſeine Freunde und Mitbrüder.

Türkei.

Am 17. Februar, einem von den Astrologen als glücklich bezeichneten Tage, erfolgte unter religiösen Feierlichkeiten die Uebersiedelung der 160 Zöglinge der Schule von Tep Kapu zu Konstantinopel in die zu Galata Serai errichtete medicinisch-chirurgische Akademie, nach dem Beinamen des Sultans Aktie genannt. Der k. k. Oberarzt Dr. Bernard ist mit Organisirung der neuen Anstalt beauftragt.

Algier.

Die Zahl der Deutschen in Algier mit Einschluß der Elsäßer beträgt etwa 2000. Die in der Stadt selbst ansässigen Deutschen bilden einen sehr achtbaren Theil der Bevölkerung; es sind die angesehensten und reichsten Kaufleute, die meist klein angefangen; einige junge Frankfurter Kaufleute machen die bedeutendsten Geldgeschäfte. Ein deutscher Leseverein, der seit Kurzem zu Stande gekommen, findet große Theilnahme.

Nordamerika.

Am 19. Januar 1839 wurde zwischen den Niederlanden und den vereinigten Staaten von Nordamerika ein Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen, wornach die auf Schiffen beider Nationen ein- oder ausgeführten Waaren in beiden Ländern gegenseitig nicht höheren Abgaben unterworfen seyn sollen, als die auf nationalen Schiffen ein- oder ausgeführten.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1839.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Seite

Das Salinenweſen in Deutſchland, vorzüglich in pyrotechniſcher Beziehung. Von Friedrich von Alberti 1

Zunftweſen und Gewerbefreiheit, mit Anſichten über Vermittelung, Uebergang und Reconſtruction 33

Ueber die Urſachen der Bewegung des Courſes der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derſelben, und die beſte Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Friedrich Schmidt 82

Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel 133

Beleuchtung des zwiſchen den deutſchen Vereinsſtaaten und den Niederlanden abgeſchloſſenen Handelsvertrags. Von H. F. Oſiander 166

Die Baukunſt in Deutſchland. Von H. E. 217

Zur Löſung der pädagogiſchen Aufgabe unſerer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich 240

Die gegenwärtige Kriſis der Rechtsphiloſophie in Deutſchland. Von L. A. W. 255

Proteſtantismus und Kunſt. Von G. 287

Aphorismen über engliſche, franzöſiſche und deutſche Nationalverſchiedenheiten. Von Grund 323

Kurze Notizen 347

Das Salinenwesen in Deutschland,

vorzüglich in pyrotechnischer Beziehung.

Kein Zweig der Technik hat in neuerer Zeit so wenig Bearbeiter gefunden, als die Salinenkunde, so einflußreich sie auch auf den Wohlstand mancher Staaten war. Außer wenigen Localbeschreibungen hat die neueste Literatur fast nichts von diesem Fache aufzuweisen. In der 1824 erschienenen Salzwerkskunde von C. Chr. v. Langsdorf ist eine Schilderung des Standes der Halurgie versucht worden; seit diesem dürftigen Versuche hat sich jedoch so vieles neu gestaltet, daß es am Platze seyn dürfte, etwas über den jetzigen Stand dieser Doctrin zu sagen. Ich will dieß in allgemeinen Zügen und vorzugsweise in pyrotechnischer Beziehung thun.

In Deutschland war vor dem Jahre 1816 nur in Oestreich und Bayern Steinsalz bekannt. Dieses, in Sinkwerken zu Soole aufgelöst, welche versotten wurde, versorgte den größten Theil von Süddeutschland und der Schweiz, während in Norddeutschland mehr oder weniger arme Soolquellen das Bedürfniß befriedigten.

Die Waldungen boten unerschöpflich scheinendes Material für die Cocturen, und die Nothwendigkeit, auf Brennstoff-Ersparniß zu sehen, war nicht gegeben. Zuerst wurde die Soole gesotten, wie sie aus der Erde emporstieg, erst in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde angefangen, nach der Angabe Meth's von Langensalza, die ärmern Soolen über Strehwände zu gießen und so anzureichern. Die Pfannen hatten meist offenes Feuer, waren nicht bedeckt, und die größtentheils zünftige Siederschaft, welcher auch die Werke gehörten, betrieb das Geschäft nach altem Herkommen.

Die zweckmäßigsten Einrichtungen waren ursprünglich gewiß in Oestreich, Bayern und Tyrol; das übrige Deutschland, dessen Salinen meist Privaten gehörten, hatten weit mangelhaftere Einrichtungen. Erst im 18ten Jahrhundert, veranlaßt durch die Kurfürstlich sächsische Regierung, erwachte auch hier für diesen technischen Zweig ein mehr wissenschaftlicher Geist, und es fingen an, sich 3 Hauptsysteme auszuscheiden:

das Oestreichische,

das Bayrisch-Tyrolsche und

das Sächsische. Hiezu kommt in neuester Zeit ein viertes, welches ich

das Würtembergische

nennen will.

Das Oestreichsche, Bayrisch-Tyrolsche und Würtembergische haben es mit reicher, das Sächsische mit armer Soole zu thun. Beim östreichschen und bayrisch-tyrolschen ist der Aufwand an Holz als Nebensache, das größere Ausbringen auf 1 Quadratschuh Pfannenfläche und die Ersparniß an Siedlöhnen als Hauptsache angesehen, während beim sächsischen und würtembergischen die Ersparniß an Brennstoff als Hauptmoment gilt.

Ein weiterer Grund für die Bildung dieser Systeme ist das Salzkorn. Während in Oestreich, Bayern, Tyrol und Sachsen ganz feines, wird in Schwaben mittleres, in Westphalen und am Rheine ganz grobes Korn verlangt.

Eigene Vorrichtungen erfordert auch die größere oder geringere Reinheit der Soole. So gibt z. B. die in Wilhelmshall bei Schwenningen bei gleicher Einrichtung und gleichem Reichthum durchschnittlich einige Centner Salz mit 1 Klafter Holz weniger, als die von Wilhelmshall bei Rottenmünster. Die Soolen in Sachsen setzen eine Masse Stein ab, andere keinen. Die von Aussee soll 25 — 50 Procent Glaubersalz enthalten, während die der Neckarsalinen nur Spuren davon haben.

Von diesen Gesichtspunkten muß bei Beurtheilung dieser Systeme ausgegangen werden; die Zweckmäßigkeit des einen gibt daher keinen ganz richtigen Maßstab für die übrigen, und es kann der Fall eintreten, daß die erprobten Einrichtungen eines Salzwerkes, auf ein anderes verpflanzt, wesentlich verschiedene Resultate geben.

I. Das Oeſtreich'ſche Syſtem

iſt offenbar das älteſte in Deutſchland. Wahrſcheinlich ſtammt es aus Hallein im Salzburg'ſchen, und wurde unter Maximilian und Ferdinand I. nach Hallſtadt und von da in die übrigen Theile des Salzkammerguts verpflanzt. Außerdem blüht es in Oberſteyermark und in Berchtesgaden in Bayern. Es zeichnet ſich aus durch große, bis 3500 □ Schuh * haltende Pfannen, welche vorne, wo das Salz ausgezogen wird, abgeſtutzt ſind und eine gerade Linie bilden. Hier haben ſie auch eine Vertiefung (den Bährſack), aus welcher das Salz ausgeſchlagen wird.

Sie ſind aus Eiſenblechen zuſammengeſetzt, welche in Hallein z. B. 2 Schuh lang, 1 Schuh breit, über dem Feuer 4fach, außer dieſem 2fach über einander genietet ſind.

Sie ſtehen auf 300 bis 400 Säulen von feuerfeſtem Thone und ſind über dem Roſte, weil hier die Unterſtützung fehlt, mit Hacken und Stangen an das Gebälke des Hauſes aufgehängt. Rings des Randes der Pfanne läuft eine etwa 6 Schuh hohe Mauer, welche das Feuer einſchließt.

Der Herd unter der Pfanne iſt offen, die Wucht der Flamme blos durch die Thonſäulen einigermaßen gehemmt. Der Roſt, 16 — 22 Schuh lang, vorne 9 — 10, hinten 5½ bis 6½ Schuh breit, iſt bis 7¼ Schuh von der Pfanne entfernt. Von ihm lauft die Herdſohle meiſt bis zu 3 Schuh an, ſo daß der Roſt keſſelförmig gebildet erſcheint. Dieſer beſteht aus quergelegten bis 3½ Zoll von einander entfernten Stäben von feuerfeſtem Thone, oder von Schmiedeiſen.

Die Luft tritt durch den unter dem Roſte befindlichen Aſchenfall unmittelbar unter den erſtern.

Unter der Pfanne auf dem Herde liegen in ſchlangenförmigen Windungen kupferne oder gußeiſerne Röhren, durch welche die Soole läuft, welche zur Speiſung der Pfannen dient und hier eine Temperatur bis 40° Reaum. erreicht.

---

* Alle Maße und Gewichte dieſer Abhandlung ſind die in Würtemberg geſetzlich beſtimmten.

Die Pfannen sind unbedeckt. Im Dachstuhle ist eine 40 bis 60 Schuh lange, einige Schuh hohe Oeffnung, der sogenannte Feuerhut, durch welchen der Dampf entweicht.

Meist wird die abziehende Hitze zu Erwärmung einer Nebenpfanne benutzt, in welcher die Soole, die, schon an 40° Reaum. erwärmt, in sie fließt, bis zu 70° Reaum. erhitzt wird.

Von hier aus zieht die Wärme durch mit Eisenblech bedeckte Kanäle in die Trockenkammern, welche neben und hinter der Pfanne, oder, wie in Aussee, in 2 Stockwerken über einander angebracht sind.

Die schönste Einrichtung nach diesem Systeme ist in Frauenreit bei Berchtesgaden, welche Saline 1821 abbrannte und seitdem neu gebaut wurde. Der Durchmesser der Pfanne beträgt 64 Schuh, die Höhe zwischen Rost und Pfannenboden 5 Schuh 7 Zoll. Der Herd läuft nach den Pfannenborden bis 3 Schuh 5 Zoll an. Eine gußeiserne Wärmpfanne von 49 Schuh Länge, 39 Schuh Breite, 17 Zoll Tiefe speist die Hauptpfanne.

Eine Verbesserung des östreichischen Systems sind die Plenzner'schen Doppelpfannen, wie sie in neuester Zeit in Ischl und Ebensee eingerichtet sind. Doppelpfannen heißen sie, weil je 2 durch die gleiche Mannschaft besorgt werden.

Jede der 4 Doppelpfannen in Ebensee ist vierkantig, 73 Schuh lang, 36 Schuh breit und wird 11 Zoll hoch angefüllt, enthält also 2890 Kubikschuh.

Sie bestehen aus starkem Bleche. Ueber dem Feuer sind die Stücke desselben klein, etwa 8 Zoll lang, 5 Zoll breit und so zusammengesetzt, daß sie über dem Feuer vierfach, nach hinten, wo die Riemen etwas größer gemacht werden, doppelt über einander kommen.

Ueber den Feuerrosten sind in der Pfanne, parallel den Roststäben, 1 Schuh von einander entfernt, um das Einbiegen des Pfannenbodens zu verhindern, Eisenstäbe angenietet, welche halbrund und etwa 2 Zoll breit sind.

Jede Pfanne hat ein Feuer, aber 2 quergelegte Röste von Schmiedeeisen, etwa 1 Schuh unter einander, so daß die kleinen Kohlen des obern auf den untern fallen. Die Entfernung des obern Rostes vom Pfannenboden beträgt 6⅔ Schuh, während der Herd von hier bis zu den Rändern der Pfanne bis 1 Schuh ansteigt. Der Rost ist 9 Schuh lang, 6½ Schuh breit.

Der Herd hat keine Circulationen, die Pfanne ist blos durch Pfeiler von feuerfestem Thone unterstützt und durch die Umfangsmauer geschlossen.

Die Röhrenstränge auf dem Feuerwerke zu Erwärmung der zufließenden Soole, deren oben erwähnt wurde, sind nicht angebracht, da, wie Versuche gezeigt haben, durch sie nichts bezweckt wird.

Die Luft strömt von hinten durch den Herd, und mittelst Kanälen durch die Aschenfälle dem Feuer zu.

Je 2 Pfannen sind durch einen ziemlich dicht schließenden Mantel mit Aufschlagläden bedeckt.

Von den Pfannen tritt die Wärme durch einen Kanal in die untere, von da in die obere Dörrstube und endlich in's Kamin, in welchem ein Schieber zur Wärmeregulirung befindlich ist.

Das Salz wird in die an einer der breiten Seiten der Pfanne angenietete 6 Zoll hohe Vertiefung angezogen und von dort ausgeschlagen.

In einem solchen Pfannenpaare werden täglich etwa 800 Centner Salz erzeugt.

Bei allen östreichischen Pfannen wird die Soole in der Pfanne auf gleicher Höhe erhalten, und stets so viel nachgefüllt, als verdampft.

Alle 2 Stunden wird Salz angezogen, und 12 mal in 24 Stunden; 13 Tage geben eine Siedwoche, 5 der letztern eine Pfannenbreite.

Das ausgezogene (ausgebährte) Salz wird in abgekürzte Kegel geformt, die abtraufende Soole fließt durch den Fudertrog, eine Vertiefung vor der Pfanne, in die Labstube, das Reservoir für die zum Versieden noch dienliche Lauge. Nach etwa 1 Stunde wird das Salz auf Drehscheiben ausgeleert, der Former nimmt mittelst eines beilartigen Instruments die äußere Hülle ab, und der feste Kern wird in die Dörrstuben gebracht.

Die Trockenräume, welche durch das abziehende Feuer bis 80° Reaum. erhitzt werden, reichen bei weitem nicht zu, und selbst bei der Plenzner'schen Verbesserung sind noch besondere Räume hiezu erforderlich. Bald werden diese durch Oefen geheizt, von welchen aus mittelst Kanälen der Raum gleichförmig erwärmt wird, bald wird das Salz in die sogenannten Pfiselstätten gebracht, in Gewölbe, welche einen oben offenen, von außen zu heizenden Ofen

haben, aus welchem die Flamme ausschlägt, den größten Theil der Pfiselstätte erfüllt und das Salz röstet. Die Hitze ist hier so groß, daß Blei und Eisen schmelzen.

Die kleinen kegelförmigen Salzmassen, welche ausschließlich auf den sogenannten Kanaldörren getrocknet werden und 18 bis 20 Pfund wiegen, heißen Fuderl, die großen, bis 144 Pfund schwer, welche vorzugsweise in die Pfisel gebracht (gepfiselt) werden, heißen Fuder oder Fuderstöcke.

Die Fuderstöcke kommen zum kleinsten Theil in den Handel, meist werden sie zerstoßen und, in Fässern verpackt, versendet.

Die Verbrennung unter den östreichischen Pfannen ist sehr vollkommen, so daß fast keine Spur von Rauch zu sehen ist. Die Glut ist so groß, daß es kaum möglich wird, sich den Schüröffnungen zu nahen. Jeder einzelne Theil der untern Pfannenfläche ist von der Flamme gleich bedeckt, so daß das Salzkorn vollkommen gleich wird. Die große Hitze hat den Vortheil, daß auf den Quadratschuh Pfannenfläche ein sehr großes Salzquantum erzeugt wird.

Wenn die von der Pfanne abziehende Hitze zweckmäßiger benutzt wäre, so würde das östreichische System namhafte Vortheile gewähren. Diesem steht die Fudertrocknung hemmend im Wege. Die festgestampften Salzmassen erfordern eine sehr große Hitze, wenn sie vollkommen getrocknet werden sollen. Diese Trocknung verzehrt etwa ⅓ des ganzen Brennmaterial-Bedürfnisses, steht allen pyrotechnischen Verbesserungen hemmend im Wege, und veranlaßt einen großen Salzabgang, weil wegen Rauch und Ruß in den Pfiselstuben die äußere Hülle der Fuder abgenommen und zum Abgang geworfen werden muß.

Wird auf diese Umstände Rücksicht genommen, und daß Plenzner an die Fuderbereitung gebunden ist, daher sein Bemühen um pyrotechnische Verbesserung in enge Grenzen eingeschlossen war, so kann seinen großartigen Anlagen das Walten eines tüchtigen Geistes nicht abgesprochen werden.

II. Das Bayrisch-Tyrol'sche System.

In Reichenhall in Bayern und in Hall in Tyrol wurde das östreichische System in den 60 und 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts, an ersterem Orte durch v. Claiß, an lezterem durch

v. Menz verdrängt. Beide Männer ſtanden in naher Berührung zu einander, daher ſind ſich die Einrichtungen in Bayern und Tyrol ſehr ähnlich; es gebührt ihnen wohl gemeinſchaftlich das Verdienſt, eine neue Bahn gebrochen zu haben.

In Bayern iſt dieſes Syſtem zweckmäßig durchgeführt, am beſten in Roſenheim durch v. Reichenbach.

Eine 500 bis 672 Quadratſchuh haltende Stöhrpfanne ſpeist eine 864 bis 1152 Quadratſchuh haltende Soggpfanne, von denen jede ein eigenes Feuer hat. Beide ſind durch Einen Mantel bedeckt. Die Conſtruction dieſer Pfannen war urſprünglich die von Claiß angegebene, welche darin beſteht, daß die einzelnen Bleche an ihren Rändern in Kaſtenform rechtwinklicht umgebogen und dieſe Ränder, welche nach unten ſehen, mittelſt Schrauben verbunden ſind. Dieſe Conſtruction, welche einen ſehr ebenen Pfannenboden gibt, wird neuerdings als zu koſtbar und zu ſchwierig beim Auswechſeln abgeſchafft, und durch einfach genietete Pfannen erſetzt; nur die Borden, da ſie eine größere Steifigkeit als genietete geben, werden beibehalten.

Auch Pfannen von Gußeiſen mit genieteten Feuerfächern ſind hier verſucht worden; ihre Unterhaltung ſoll ſich zu der der geſchmiedeten zwar wie 2 : 3, dagegen in Beziehung auf Holzverbrauch wie 5,18 : 4,97 verhalten. In Traunſtein ſind die Pfannenborden aus Gußeiſen. Da man dieſe Pfannen wegen ihrer Schwere nicht heben kann, ſo iſt rings des Bords derſelben ein Gang von 4 Schuh Höhe und 2 Schuh Breite zu Reparatur des letztern ausgemauert.

Der Roſt iſt mitten unter der Pfanne. Seine Fläche verhält ſich zu der des Pfannenbodens bei den Stöhrpfannen wie 1 : 25 bis 30, bei den Soggpfannen wie 1 : 23 bis 28. Die Entfernung vom Roſt bis zur Pfanne beträgt meiſt 3 Schuh. Der Herd ſteigt von erſterem ſo an, daß ſeine Entfernung von dem Pfannenborde noch 1 Schuh beträgt.

Die Pfannen ruhen auf eiſernen Trägern. Die Wärme zieht nach beiden Seiten derſelben, wird dort mehrere Schuh niedergedrückt, circulirt unter den Trockenböden, und entweicht endlich durch die Eſſe.

In der Stöhrpfanne wird kein Salz gewonnen, die pure Soole alle 6 Stunden in die Soggpfanne übergelaſſen und in

letzterer alle 3 Stunden Salz auf eine ſchiefe, an die Pfanne angenietete Fläche ausgezogen, von der die Mutterlauge zur Pfanne zurückfließt. Von da wird das Salz in die Abtraufkäſten und zuletzt auf die Trocknung gebracht.

Statt der Pfeiltrocknung in Berchtesgaden wird auf den übrigen bayriſchen Salinen das Salz auf Böden von Schmied- oder Gußeiſen mittelſt des abziehenden Rauches getrocknet. Da dieſer nicht zureicht, ſo wird zu allen Zeiten unter den Böden ein Hülfsfeuer unterhalten, welches etwa 4 Procent des geſammten Feuermaterials verzehrt.

In Roſenheim beträgt die Trockenfläche für 1 Pfannenpaar etwa 1000 □ Schuh.

In Hall in Tyrol betrug früher die Bodenfläche einer Pfanne 562 bis 822 □ Schuh, in der neueſten Zeit wurde eine größere von 1824 □ Schuh gebaut.

Jede Siedpfanne hat rechts und links eine Wärmpfanne; die neue große hat nur eine von 973 □ Schuh, und zwar nach hinten; zu den Seiten derſelben ſind die Abtraufkammern, unter dieſen die obern Trockenherde, unter den Wärmpfannen die untern.

Das Salz wird vorne an der Pfanne angezogen, der Dampf tritt auf der entgegengeſetzten Seite ins Kamin.

Das Feuer brennt mitten unter der Pfanne, die Wärme ſtrömt von da in Kanälen unter die Wärmpfanne, unter die eiſernen Trockenböden und tritt endlich ins Kamin.

Die Soole fließt beſtändig in die Wärmpfanne, wo ſie auf 68° Reaum. erwärmt wird. Alle 3 Stunden wird ausgebährt und Soole nachgeſchlagen. Das Salz bleibt 3 Stunden auf der Ausziehſtätte, kommt dann in die Traufkammern, und nach 24 Stunden auf die Dörrböden.

Eine Siedwoche dauert 14 Tage, dann wird die Lauge abgelaſſen und ſogleich wieder untergebrannt. Nach 3 Siedwochen werden die Eſſen gereinigt.

v. Lenoble gab ſich zu Ende des vorigen Jahrhunderts alle Mühe, dieſes Syſtem in Oeſtreich einzuführen. Er errichtete tyroler Pfannen in Ebenſee, Ischl und Auſſee, aber ſie fanden nicht die gehoffte Aufnahme, was auch gar nicht fehlen konnte, da die Fuderltrocknung denſelben nicht angepaßt werden kann; daher kommt

es auch, daß der Gewinn an Brennholz bei den Plenzner'ſchen Doppelpfannen gegen die Tyroler in Iſchl ⅙ beträgt.

Im Salzkammergut und in Oberſteyermark hat die Bodenfläche einer tyroler Pfanne 730 — 970 □ Schuh. Sie ſind bald bedeckt, bald ohne Mantel. Sie ruhen auf eiſernen Füßen. Der Roſt iſt in Iſchl 5½ Schuh lang, 3½ Schuh breit; die Entfernung deſſelben vom Pfannenboden beträgt 6⅞ Schuh. Die Herdſohle ſteigt gegen die Borden bis auf 2 Schuh an. Die Wärme verbreitet ſich ohne Circulation unter der Pfanne, wird hinter dieſer 8 bis 10 Schuh hinabgedrückt und ſteigt dann von da unter die Trockenböden, auf welchen, wie bei den öſtreichiſchen Pfannen, die Fuderl aufgeſetzt werden.

III. Das Sächſiſche Syſtem.

Der Schöpfer eines beſſern Syſtems im Norden von Deutſchland iſt Borlach, welcher von 1687 bis 1768 lebte, ein Mann von practiſchem Geiſte, ausgeſtattet mit tüchtigen Kenntniſſen in Mathematik, Maſchinenweſen und dem Bergbau. Er machte unter Friedrich Auguſt II. ſeine halurgiſche Schule in Polen, und kam auf den Gedanken:

„das Salzgebirge müſſe überall gleich, und wo Salzquellen „ſich finden, müſſe auch Steinſalz ſeyn."

Von dieſen Ideen ausgehend, unternahm er die Verſuche in Sachſen, bei Artern, Koeſen und Dürrenberg. An lezterem Orte ging er bis zu 860 Schuh Tiefe nieder und erhielt eine ſo mächtige, 9 Procent haltige Quelle, daß ſie in 2½ Stunden bis zu Tage heraufſtieg.

Es gehörte ein ſtarker Geiſt dazu, in jenen Zeiten der Unwiſſenheit und des Geldmangels ein ſolches Unternehmen zu beginnen, und wenn auch ſeine Annahme, daß das Salzgebirge überall gleich, das in den Karpathen z. B. wie das in Sachſen ſey, irrig war, wie ich weiter unten zeigen werde, Borlach alſo auf falſche Prämiſſen baute, ſo iſt er dadurch entſchuldigt, daß es damals in der Geognoſie kaum zu dämmern begann.

Borlach gründete mit Meiſterhand die Salinen Artern, Koeſen und Dürrenberg. Zu Vervollkommnung ſeiner Einrichtungen trug die vom Freiherrn v. Beurt um's Jahr 1730 erfundene Dorngradirung

bei; ihm gebührt dabei das Verdienſt der wiſſenſchaftlichen Ausbildung dieſer wichtigen Erfindung, welcher von C. Ch. v. Langsdorf durch ſeine Salzwerkskunde (1784 — 1792) wenig Weſentliches beigefügt wurde. Auch im Bergbau und Maſchinenweſen war Borlach weiter als Langsdorf, und an practiſchem Tacte übertraf er ihn weit.

Zugleich mit dieſen Männern wirkten Fr. L. v. Cancrin durch ſeine Salzwerkskunde (1788 — 1789) und die Freiherren von Beurt, Waiz von Eſchen, Wilhelm Langsdorf u. a. durch die Anlegung neuer Salzwerke.

Weit ſchwieriger als bei den reichen in Oeſtreich und Bayern war die Aufgabe bei den armen Soolen, da dieſe erſt veredelt werden mußten, ehe ſie verſotten werden konnten. Das Studium der Gradirung erforderte tiefe Kenntniſſe, und war der wichtigſte Zweig des ſaliniſtiſchen Wiſſens.

Man ſieht jezt auf den preußiſchen Salinen nur noch unbedachte Gradirhäuſer. Sehr zweckmäßige Conſtruction derſelben findet man in Dürrenberg, Elmen (Schönebeck), auch auf dem kurheſſiſchen Werke Soden. Allgemein iſt hier die von Borlach eingeführte cubiſche Gradirung, d. h. Bezweckung der größtmöglichſten Verbreitung der Soole in den Dornen. Zu dieſem Ende ſind in Dürrenberg, Elmen u. a. O. auf jeder Seite des obern Soolkaſtens 2 Reihen Rinnen gelegt, in Königsborn bei Unna ſogar, was jedoch zu viel ſeyn dürfte, 3 Reihen. Nach der Stärke des Windes werden 4, 3, 2 oder 1 Reihen Hahnen geöffnet, natürlich die mehr, welche dem Winde am nächſten liegen.

Der Effect der cubiſchen zur Flächengradirung, welch leztere nur das Aeußere der Wand betröpfelt, ſoll ſich = 3 : 2 verhalten.

Größere Verſchiedenheiten finden ſich im Geſiede. Hier ſtanden ſich die altpreußiſchen Salinen, an deren Spitze Schönebeck, und die ſächſiſchen, an deren Spitze Dürrenberg, entgegen.

Früher waren alle Pfannen klein, die Borlach'ſchen in Dürrenberg 280 Quadratſchuh; noch ſind hier 6, von denen jede nur 319 □ Schuh hat, in Schönebeck iſt die kleinſte 811 □ Schuh groß.

Nach und nach ſchritt man zu größern Dimenſionen und fand die von etwa 1200 □ Schuh als die vortheilhafteſten.

Die Sachſen zogen die Pfannen in die Länge, die Preußen machten ſie mehr gleichſeitig.

Ebenſowenig konnte man ſich über die Herdconſtruction vereinigen. Die Preußen hingen an den Circulirherden, während Biſchoff in Sachſen, ein ſehr fleißiger Saliniſt, durch ſeine Soolgehaltsbeſtimmungen und Beſchreibung der Saline Dürrenberg rühmlich bekannt, die Strahlenherde empfahl.

Die Circulirherde erhielten verſchiedene Formen, bald war die Circulation 1, 2, 3 oder 4fach, bald mit 1, mit 2, ſogar mit 3 Feuern; die beſten ſind wohl die mit 2 Feuern in Schönebeck.

Die Strahlenherde haben immer nur einen Roſt, und von dieſem aus ſtrahlenförmige Züge, an deren Enden unter den Pfannenborden Oeffnungen (Schlucklöcher) in die Rauchcanäle einmünden, und die Wärme den äußerſten Theilen der Pfanne mittheilen. Die Schlucklöcher füllen ſich bald mit Ruß, und noch zu Lebzeiten Biſchoffs wurden ſie theilweiſe weggeſchafft, und die Wärme ging gerade nach hinten zu den Trockenſtuben.

Verſuche nach Biſchoff's Tode ergaben, daß der Effect der beiden benannten Herdconſtructionen nicht merklich verſchieden ſey, daß die Circulirherde dagegen als einfacher und als gleichförmigere Vertheiler des Feuers vorzuziehen ſeyen.

Beipfannen ſind nur noch da angewendet, wo gelbes Salz bereitet wird, oder die Siedpfannen ſehr klein ſind.

Im Allgemeinen beſtehen hier, wie in Oeſtreich und Bayern, die Pfannen aus Eiſenblech und ſind durchaus zuſammengenietet. In Königsborn, Artern, Schönebeck wurden die Borden theilweiſe aus Gußeiſen gemacht; wegen der großen Schwierigkeit bei der Reparatur kommen ſie jedoch allmählig in Abgang.

Die Röſte ſind von verſchiedenen Dimenſionen, je nach der Pfannengröße; bei großen Pfannen mit Circulirfeuer wird $^1/_{10}$ der Pfannenfläche für vortheilhaft gehalten. In Beziehung auf Feuerhöhe herrſchen verſchiedene Meinungen. Bei Braunkohlen wechſelt ſie von $25^1/_2$ bis 30 Zoll, für Holz wird in Schönebeck die beſte Höhe zu $25^1/_2$, für Torf zu 19, für Steinkohlen in Königsborn $27^1/_2$ Zoll angenommen.

Die Bedeckung der Pfannen geſchieht faſt allgemein mit Mänteln, welche Läden zum Aufſchlagen haben; die letztern werden,

wenn angezogen iſt, aufgeklappt, und in den Winkel, welcher ſich zwiſchen Mantel und Laden bildet, wird das Salz zum Abtropfen aufgeſchüttet.

Ueber die Querſchnitte des Dampfabzugſchlauches ſind eine Menge Verſuche gemacht worden, aus denen ſich keine beſtimmten Reſultate ergaben.

In Artern, Kösen, Dürrenberg wird die heiße Braunkohlenaſche noch als Feuerungsmaterial in den ſogenannten Aſchenkothen mit Vortheil benutzt.

Allgemein iſt in Preußen die von Senf angegebene Hurdentrocknung. Außer der Wärme durch das abziehende Feuer wird den Trockenkammern noch durch eiſerne Röhren, welche durch die heiße Aſche unter dem Roſte ziehen, erwärmte Luft zugeführt. In Schönebeck hält die Trockenkammer bei den kleinern Pfannen 4111 □ Schuh Fläche, oder 33469 Kubikſchuh Raum, bei den größern Pfannen 4560 □ Schuh oder 38126 Kubikſchuh.

In Weſtphalen und noch auf vielen Salinen in Deutſchland wird in Körben (in geflochtenen kegelförmigen Gefäßen) getrocknet.

Eine beſondere Trockenweiſe hat Henſchel auf der Saline Soden bei Allendorf in Kurheſſen verſucht. Das Salz wird auf großen Hurden von Latten ausgebreitet, welche oben durch einen luftdicht verſchloſſenen hölzernen Deckel bedeckt ſind. In den leeren Raum zwiſchen dem Salze und dem Deckel wird erwärmte Luft geführt. Neben dem Roſte der Pfanne münden nämlich rechts und links zwei gußeiſerne, 11 Zoll weite Röhren, gehen unter der Pfanne weg, und münden hinter dieſer in einen verſchloſſenen Raum. Von hier aus gehen Röhren nach oben über das Salz. Unter den Hurden, auf denen das Salz liegt, befinden ſich andere Röhren, welche die erzeugte Luft durch das Salz durch, unter den Roſt, in den hermetiſch geſchloſſenen Aſchenraum führen, und dort den Verbrennungsproceß unterhalten ſollen.

Ein Werk heißt auf den preußiſchen Salinen das Auskochen einer gefüllten Pfanne in 2 oder 3 Auszügen. Wenn die Soole ſiedet, ſo wird dreimal nach einander angekrückt, um einen Theil der erdigen Theile, ehe ſie als Stein aufbrennen, zu entfernen. Bei den meiſten dieſer Salinen werden wöchentlich 5 Werke gemacht, dann wird geſteint.

Die Betriebszeit auf allen preußiſchen Salinen (Halle ausgenommen, welches das ganze Jahr fortſiedet) iſt 35 bis 38 Wochen; zur Winterszeit iſt Stillſtand.

Nach Borlach's Tod ruhten größere Arbeiten auf Soole; der Mangel an geognoſtiſchen Kenntniſſen trat hemmend entgegen. Mit J. C. Freiesleben's claſſiſchem Werke über das Mansfeld'ſche Kupferſchiefergebirge (1807 — 1815) beginnt eine neue Periode. Er behauptete zwar nach dem damaligen Standpunkte der Geognoſie irrigerweiſe, alles Steinſalz ſey der Zechſteinformation untergeordnet, er gab aber doch eine Baſis, welche der halurgiſchen Geognoſie ſehr förderlich war.

In dieſe Zeit (1812) fällt eine Anzeige C. Chr. v. Langsdorf's an König Friedrich von Würtemberg, nach welcher er im Keuper bei Neckarſulm einen Salzgehalt wollte entdeckt haben. Dieß veranlaßte einen Verſuch in d.rtiger Gegend, welcher jedoch nicht im Keuper, ſondern durch v. Bilfinger im Muſchelkalk bei Jagſtfeld angeſetzt wurde und 1816 zu Entdeckung eines mächtigen Steinſalzlagers und zu Entſtehung der reichen Neckarſa.inen führte.

Bald darauf (1821) wurde auf Veranlaſſung von Selb, doch ohne wiſſenſchaftliche Baſis, in Dürrheim, auf der Waſſerſcheide zwiſchen Neckar und Donau, Steinſalz erbohrt. Dieſe Entdeckung veranlaßte die gelungenen Verſuche bei Schwenningen, und wiſſenſchaftlichere Combinati.nen die Aufdeckung des Steinſalz'agers bei Rottenmünſter, welch beide Punkte die Gründung der großen Salinen Wilhelmsball veranlaßten.

Im Auguſt 1822 wurde 2 Stunden aufwärts von Hall am Kocher Steinſalz erbohrt, darauf ein Schacht abgeteuft, und das reiche St.inſalzwerk Wilhelmsglück gegründet.

Dieſe wichtigen Ereigniſſe gaben zu intereſſanten geognoſtiſchen Erörterungen Veranlaſſung. Aus den Unterſuchungen von Keferſtein, Hausmann, Merian, v. Oeynhauſen, v. Dechen und den meinigen ergab ſich mit Gewißheit, daß das ſchwäbiſche Steinſalz dem Muſchelkalk angehöre.

Dieſer Satz ſtand feſt, als in Lothringen ein auf Kohlen unternommener Verſuch zu Entdeckung eines mächtigen Steinſalzlagers in der untern Abtheilung des Keupers führte.

v. Glenk unternahm, nachdem er in Wimpfen, gegenüber von Jagstfeld, Steinsalz gefunden hatte, eine Menge Versuche in der Schweiz, im Königreiche Sachsen, in Thüringen, in Böhmen ꝛc., von denen zwei in Thüringen, einer bei Gera und einer bei Basel gelang.*

Der bei Gera war in der Zechsteinformation angesetzt, in der auch Steinsalz erfunken und damit die Vermuthung Werner's und Freiesleben's, daß diese Formation Steinsalz enthalte, bestätigt wurde.

Mit Gewißheit waren nun 3 Steinsalzformationen bestimmt:
in der Zechsteinformation,
im Muschelkalke und
im Keuper.

Diese sind wegen ihrer großen horizontalen Verbreitung, und wegen ihrer Lagerung zwischen bestimmten Formationsgliedern, als gleichzeitig mit der Formation, in welcher sie sich finden, anzusehen.

Ob die Soolen in Westphalen aus Steinsalz in der Kreide entspringen, ist bis jetzt noch nicht dargethan worden.

---

* Durch seinen Unternehmungsgeist sind 54 Bohrlöcher niedergeschlagen worden, und zwar

	Bohrlöcher	mit Schuh Tiefe
bei Weißbach und Niedernhall	6	„ 2548 „
bei Wimpfen	6	„ 3343 „
im K. Sachsen zu Grötsch, bei Pegau, Markranstadt, Quaitz, Oberwitz und Plauen	7	„ 6284 „
im Großh. Weimar bei Stotternheim	3	„ 2908 „
im Herzogth. Coburg bei Ketschen	2	„ 754 „
im Herzogth. Gotha bei Buffleben und Kleinschmalkalden	3	„ 1690 „
im Herzogth. Meiningen bei Sal. Lindenau . .	3	„ 1526 „
im Fürstenthum Reuß zu Heinrichshall bei Gera	8	„ 3421 „
in Oberhessen bei Büdingen in der Wetterau .	4	„ 2405 „
in der Schweiz, Canton Zürich bei Eglisau und am Lauerberg	4	„ 2652 „
Canton Schaffhausen bei Schleitheim	1	„ 560 „
Canton Wallis bei Bramois	1	„ 964 „
Canton Bern bei Biel und Cornol	2	„ 2086 „
Canton Basellandschaft bei Oberndorf u. Rothhaus	3	„ 1500 „
in Böhmen bei Jungbunzlau bis zum vor. Jahre	1	„ 1129 „
zusammen	54	Bel. m. 33760 S. T.

Das Steinſalz in den Alpen ließ ſich keiner der erwähnten Formationen anreihen. Nach den Unterſuchungen v. Lill's, Dous's, Murchiſon's u. a. in den Alpen, Puſch's in den Karpathen, fand ſich, daß dort das Steinſalz in der Kreide liege, in der es aber nicht in großer horizontaler Verbreitung, nicht an beſtimmte Formationsglieder gebunden, vielmehr in Gangform, ſtörend in den Schichtenbau eingreifend und unter Umſtänden vorkommt, welche es ſehr wahrſcheinlich machen, daß es mit dem daſſelbe begleitenden Anhydrit und Salzthon während der Tertiärepoche emporgeſtiegen ſey.

Die Geognoſie, welche mit mächtiger Hand ſich Bahn in der Halurgie brach, die kaum geahnete Schätze zu Tage förderte, brachte im Salinenweſen einen völligen Umſchwung hervor. Während neue bedeutende Werke emporblühten, erlagen eine große Anzahl armer Gradirſalinen, der Salzhandel nahm eine ſehr veränderte Richtung an, und die Technik machte bedeutende Fortſchritte.

In Beziehung auf Gewinnung der Soole ſtellten ſich die neuen Salinen näher dem öſterreichiſchen, als dem ſächſiſchen Syſteme; ſie haben es nicht mit Soolquellen zu thun; die Förderung aus Bohrlöchern ahmt den Auflöſungsproceß der Sinkwerke vollkommen nach.

Die Soole wird, wenn das Steinſalz mächtig iſt, und die Pumpen gut ſind, 26 bis 26½ Procent haltig zu Tage gehoben. Sie zeichnet ſich durch ſeltene Reinheit aus; von Gradirung kann keine Rede ſeyn. Die Verſuche, ſie durch Röhrapparate wie in Louiſenhall bei Erfurt zu reinigen, ſcheinen keinen Erfolg gehabt zu haben. Die koſtbaren Reinigungen durch ſalzſauern Baryt und durch Kalk haben eher ſchädlich als nützlich gewirkt.

Die erſte Saline, welche auf den Betrieb der Bohrlöcher baſirt wurde, war Friedrichshall. Es war dem damaligen Stande des Wiſſens angemeſſen, die Einrichtungen in Bayern zum Muſter zu nehmen; dieſe wurden hier in einem ſchönen Style zur Ausführung gebracht.

Die Saline bei Wimpfen neigte ſich mehr zum ſächſiſchen Syſteme, ebenſo Offenau; beide nahmen die Korbtrocknung an.

Während die in Baden neu entſtandenen Salinen Friedrichshall nachahmten, ſtatt der Trocknung auf Blechen aber die in Körben einführten, wurde in Wilhelmshall (1823 — 1825) ein anderer Weg eingeſchlagen. Statt der ſchönen Bauanlagen der übrigen neuen Werke wurden hier nur ſehr einfache Einrichtungen gemacht. In jeder Siedhütte wurde eine Pfanne 49 Schuh lang, 21 Schuh breit, alſo 1029 □ Schuh haltend, aufgeſetzt, welche aus einem gußeiſernen Verwärmkeſſel, 20 Schuh lang, 6 Schuh breit, 5 Schuh hoch und 600 Kubikſchuh haltend, geſpeiſt wurde. Der Rauch der Siedpfanne, welcher von einem 7½ Schuh breiten, 5 Schuh langen Roſt ausging, verbreitete ſich ohne Circulation durch die Pfeiler, welche ſie trugen, unter ihr, umkreiſte den Wärmkeſſel, ſtieg hinter dieſem 6½ Schuh hinab, verbreitete ſich dann unter 2 aus Eiſenblech conſtruirten Trockenböden, zuſammen 760 □ Schuh haltend, und heizte endlich in blechernen Röhren den obern Boden, wo noch in Körben getrocknet wurde.

Durch dieſes Geſied wurden gegen das bayriſche, in Friedrichshall eingeführte, etwa 4 Centner Salz mehr auf 1 Klafter Holz gewonnen, es hatte aber den Nachtheil, daß, weil der Rauch mehr benützt war, derſelbe zum Trocknen nicht vollkommen zureichte. Um dieß zu verbeſſern, wurden die Körbe durch Hurden, nach Senft'ſcher Manier, erſetzt, aber auch dadurch nur unvollkommen geholfen.

Die mächtigen Fortſchritte, welche die Benützung der Dämpfe in den verſchiedenſten Zweigen der Technik machte, führte auf die Idee, ob dieſe nicht auch bei den Salinen in Anwendung zu bringen ſeyen. v. Reichenbach war meines Wiſſens der Erſte in Deutſchland, welcher um's Jahr 1820 Verſuche darüber in Reichenhall anſtellte.

Die Pfanne wurde mit einem hölzernen Deckel verſchloſſen. In dieſem wurde zu Ableitung der Dämpfe eine Röhre mit einem □ Schuh Querſchnitt eingeſetzt, welche unter den niedern verſchloſſenen Raum unter der Soggpfanne einmündete. Um die Soole ſchon in erhöhter Temperatur in die Siedpfanne zu bringen und die Condenſation zu befördern, wurde erſtere vermittelſt eiſerner Röhren durch den mit Dampf angefüllten Raum unter der Soggpfanne durchgeführt.

Dieſer Verſuch ſoll an der Oxydation des Blechs der Soggpfanne und dem Umſtande, daß ſich die Soole in der Stöhrpfanne bei dem Proceſſe nicht gehörig reinige, geſcheitert ſeyn. Wahrſcheinlich iſt es, daß der Dampf durch die enge Oeffnung nicht abzog, weil der Pfannenmantel nicht luftdicht gemacht, alſo keine völlige Condenſation hergeſtellt werden konnte, und daß die Oxydation in Verbindung mit dem Auslaugen des Mantels und der Spannung der Dämpfe auf den Soolſpiegel dieſe Einrichtung unmöglich machten.

Eine ähnliche Einrichtung wurde von Köllreuter von 1826 — 1831 auf den badiſchen Salinen Rappenau und Dürrheim verſucht.

Es ſollten von der 550 □ Schuh Bodenfläche haltenden Stöhrpfanne, in welcher die Soole nur abgekocht wurde, und die mittelſt einer Ueberpfanne und einem Mantel bedeckt war, 2 Soggpfannen von 1100 und 1000 □ Schuh Bodenfläche geſpeist werden. Der Dampf ſollte von dem Stöhrpfannenmantel in 6½ zölligen, gußeiſernen Röhren durch die Soole in die übrigen Pfannen geleitet werden. Am Ende der zweiten Soggpfanne theilten ſich die Röhren in 2 Stränge, welche rechts und links noch unter je 2 kleinere Pfannen à 220 □ Schuh gingen. In dieſen 6 Pfannen ſollte der Dampf vollkommen condenſirt werden. Der Rauch von der Stöhrpfanne circulirte unter den 2 großen Soggpfannen, und mündete hinter dieſen in zwei Kamine aus. Dieſe koſtbare Einrichtung leiſtete gar nichts, weil die Röhren viel zu eng waren, und die Condenſation, da der Pfannenmantel nicht luftdicht, unmöglich war.

In Dieuze in Lothringen wurde von dem Engländer Fournival im Jahre 1826 ein Verſuch anderer Art gemacht.

Ein großer Wärmkeſſel mit Wänden von Blei und einem Boden von Kupferblech ſollte mittelſt eines luftdichten Verſchluſſes durch den Dampf von einer unter ihm ſtehenden Stöhrpfanne erwärmt werden, und die erhitzte Soole zur Speiſung eben dieſer Stöhrpfanne dienen. Der Rauch der letztern trat unter vier 40 Schuh lange, 11 Schuh breite eiſerne Pfannen, von denen je 2 und 2 hinter einander ſtanden. Der Dampf ſollte geſpannt werden und bei größerer Expanſion durch eine Klappe entrinnen, unter 2 andern Pfannen von Kupferblech, welche über den Soggpfannen ſtanden, und endlich noch unter 2 Pfannen über dieſen,

ebenfalls von Kupferblech, treten, so daß hier 3 Reihen Pfannen über einander erschienen. Den Dampf sollte zuletzt ein hohes Kamin abführen. Zwischen den Pfannen über einander waren Abzüge für das Condensations-Wasser und Einsatz-Läden, welche beim Salzanziehen herausgenommen wurden.

Dieß ist in gedrängter Kürze das Fournival'sche System. Es war unausführbar,

1) weil gespannte Dämpfe über der Stöhrpfanne den Crystallisations-Proceß vollkommen verhindern,

2) weil der lange Weg, den Rauch und Dampf nehmen, und die starke Abkühlung, welche sie erfuhren, die Oxydation, gegen die er kein Mittel wußte, im höchsten Grade erregen mußten; weshalb auch das erzeugte Salz in den Kupferpfannen grün wurde, und das Gesied aus gesundheits-polizeilicher Rücksicht abgebrochen werden mußte.

3) In den verschiedenen Pfannen mußte es ein so verschiedenes Salzkern geben, daß es nur abgesondert in den Handel gebracht werden konnte,

4) das Salzausziehen in den verschiedenen Etagen war höchst mühselig, und

5) die Baukosten für diese Einrichtung enorm.

Dieser Fournival hatte mit der würtembergischen Regierung, welche mit Eifer die angekündigten Verbesserungen anzunehmen trachtete, eine Uebereinkunft getroffen, wonach er in Wilhelmshall sein Gesied hätte ausführen sollen. Da er nicht erschien, weil sein Unternehmen indeß in Dieuze gescheitert war, so wurden, unabhänzig von ihm, zwei Versuche über Benuzung des Dampfes, einer in Friedrichshall, der andere in Wilhelmshall gemacht.

An ersterem Orte sollte der Dampf durch ein Saugwerk, an lezterem durch ein hohes Kamin abgeführt werden. Durch das Saugwerk wurde eine vollständige Condensation der Dämpfe beabsichtigt. In die Pfanne tauchte ein hölzerner Mantel ein, von dem aus der Dampf durch eine zweite Pfanne, endlich unter die Trechnung führte, von wo er durch das Saugwerk abgeführt werden sollte. Da der Dampf durch diese Vorrichtung gespannt wurde, so gab es in der Siedpfanne sehr wenig Salz; da die Dämpfe nicht hinreichend abzogen, so wurde die zweite Pfanne nur

wenig, die Trocknung faſt gar nicht erwärmt. Das Hauptübel wurde dadurch gehoben, daß das Saugwerk nicht weiter benutzt, ein Kamin dagegen zum Abzug des Dampfes hergestellt wurde.

In Wilhelmsball wurde bei gleichem Feuerwerke und gleicher Pfanneneinrichtung, wie sie oben bei dieser Saline beschrieben, ein hölzerner luftdichter, 3 Schuh hoher Kasten, welcher in die Pfanne paßte, und mittelst eines Krahnens ausgezogen werden konnte, in die Soole eingetaucht. In diesem Mantel wurden die sich entwickelnden Dämpfe aufgefangen und durch einen Schlauch über dem Wärmkessel weg und unter zwei Pfannen von dünnem Eisenbleche geleitet, welche zusammen eine Fläche von 880 □ Schuh einnahmen. Der abziehende Rauch wurde zur Hurdentrocknung verwendet.

Diese Gesiedseinrichtung hatte wesentliche Mängel:

1) der in die Soole eingetauchte hölzerne Mantel laugte sich so aus, daß er die Soole färbte und bald selbst verzehrt wurde;

2) wenn der Mantel aufgehoben wurde, um Salz auszuziehen, erfüllte sich das ganze Haus mit beinahe undurchdringlichem Dampfe;

3) der Abzugskanal war für die Dämpfe zu klein, so daß sich die letztern spannten und die Crystallisation hinderten;

4) die Dämpfe, welche unter die hintere Pfanne geführt wurden, oxydirten diese in hohem Grade, so daß alles Salz roth gefärbt wurde;

5) die Trocknung war noch weniger genügend als früher;

6) wenn das Viehsalz abgerechnet wurde, so war das Ausbringen auf 1 Klafter Holz nicht größer, dagegen das Ausbringen auf 1 □ Schuh Pfannenfläche weit geringer.

Längere Zeit war erforderlich, um allen diesen Mängeln zu steuern.

Zuerst ließ ich den Mantel so construiren, daß er auf dem Pfannenbord fest aufruhte, und ließ an den Seiten Läden zum Ausziehen machen. Die Soole wurde nicht mehr verunreinigt, der Mantel war gegen die Macht der Dämpfe mehr geschützt und aus den kleinen Oeffnungen entwich auch weniger Dampf.

Die Dimensionen der Abzugskanäle wurden durch Versuche bestimmt.

Gegen die Oxydation des Eisens in der vom Dampfe geheizten Pfanne wurden eine Menge Versuche angestellt. Einzelne

Ueberzüge ſchützten zeitweiſe, aber keiner lange, ſo daß ich mich überzeugte, daß auf dem betretenen Wege nicht zu helfen ſey.

Um der Mangelhaftigkeit des Trocknens zu begegnen, verſuchte ich einen kleinen Boden von lithographiſchen Steinen (einem in der Nähe befindlichen juraſſiſchen Gebilde) zuſammenſetzen zu laſſen, unter welche der Dampf geleitet wurde. Der Verſuch gelang ſo vollkommen, daß die Dampftrocknung bald die Hurdentrocknung verdrängte.

Dieſer Verſuch führte mich auf die Zuſammenſetzung für die Dampfſiederei beſtimmter Salzpfannen aus denſelben lithographiſchen Steinen. Nach vielen Verſuchen über die Haltbarkeit verſchiedener Kitte gelang auch dieſer.

Im Sommer 1829 wurde ein neues Siedhaus in Wilhelmshall bei Rottenmünſter gebaut; damit gewann ich Raum, die gemachten Erfahrungen zu benützen, und es entwickelte ſich daraus

IV. Das Würtembergiſche Syſtem.

Es wurde ſtatt der bis jetzt üblichen langen Pfannenform eine faſt gleichſeitige gewählt, weil darin das Salzkorn gleichförmiger wird; ſtatt einem wurden zwei Röſte, ſtatt dem offenen ein Circulirherd conſtruirt. Die Pfanne hatte etwa 1000 □ Schuh. Der Mantel, möglichſt luftdicht gemacht, kam feſt auf die Pfanne zu ſitzen und wurde nur vorne mit beweglichen Läden verſehen, um die Entwicklung des Dampfes beim Salzausziehen möglichſt zu hindern. Der gußeiſerne Vorwärmkeſſel, welcher ſehr wenig leiſtete, wurde weggelaſſen, und der Dampf durch zwei hölzerne Schläuche mit zuſammen 12 □ Schuh Querſchnitt unmittelbar vom Mantel unter 2 ſteinerne Pfannen geleitet, welche zuſammen ebenfalls 1000 □ Schuh Fläche darboten. Von da ſtieg der Dampf aufwärts unter's Dach und trat dort unter die aus lithographiſchen Platten conſtruirte Trocknung und endlich in's Kamin, vor welchem ein Regiſter befindlich iſt, um den Dampfabzug reguliren zu können.

Der von der Siedpfanne abziehende Rauch tritt unmittelbar hinter derſelben unter einen Trockenboden von 300 bis 400 □ Schuh Fläche, der aus Blech, Sandſtein, oder lithographiſchen Platten conſtruirt ſeyn kann, und mündet ſich dann in daſſelbe Camin, in welchem der Dampf austritt.

Die Steine der Dampfpfanne, welche ſchichtenweiſe gebauen ſind, ruhen auf Circulations-Mäuerchen, welche ein feſtes Fundament haben müſſen. Die Borden der Dampfpfanne ſind aus Holz, die Steinplatten in dieſe eingefalzt. Die Fugen der Platten mit einem aus Oel, Hanfwerg und Kalk geſchlagenen Kitte ausgeſtrichen, ſind ſo zuſammengefeilt, daß ſie vollkommen waſſerdicht werden. Die Dampfpfanne iſt mit einem leichten Mantel bedeckt.

Unter den Dampftrockenböden ſind Pritſchen von Holz angebracht, welche mittelſt Rinnen das ſich in großer Maſſe erzeugende Condenſationswaſſer abführen.

Die ganze Fläche der Dampftrocknung beträgt an 1200 □ Schuh.

Die ſenkrechte Höhe der Dampfcirculation beträgt 55, die Länge derſelben an 650 Schuh.

Das hier angewendete Brennmaterial iſt Tannenholz und Torf.

Wenn ſich beim Beginnen eines Werkes Dämpfe zu entwickeln und ſich die Platten der Dampfpfanne zu erwärmen anfangen, ſo wird in dieſe, 5 bis 6 Zoll hoch, Soole eingelaſſen.

Während des Stöhrens werden die Dampfregiſter geſchloſſen; es entſteht ein verdünnter Luftraum im Pfannenmantel, welcher nach Barometer-Verſuchen einer Luftſäule bis 275 Schuh Höhe und von 30,5° R. entſpricht, eine Verdünnung, welche bezweckt, daß geſättigte Soole, welche (bei einem Barometerſtande von 25 Zoll 11,4 Linien, und 15° R. am Therm. und bei 8° R. im Freien) bei 87,3° R. in's Sieden kommt, hier ſchon bei 85½° R. ſiedet. Sobald letzteres geſchieht, werden die erwähnten Regiſter geöffnet und zwar ſo viel, daß aus den Ritzen des Mantels nie eine Spur von Dampf ausgedrückt wird, der Zug alſo vollkommen gut iſt.

Die mittlere Temperatur des Dampfes im Mantel der Siedpfanne iſt . . . . . 60½° R.,
ſeine Temp., wo er unter der Dampfpfanne abzieht . 56° R.
bei ſeinem Abzuge von den Trockenböden . . . . . 48° R.

Es könnte ſcheinen, daß es zweckmäßiger wäre, den Rauch ſtatt des Dampfes weiter zu benützen, da erſterer 80, letzterer nur 48° R. warm abzieht. Außerdem, daß der Rauch einer höhern Temperatur zum Abzuge bedarf, iſt noch zu beachten, daß er in dieſer Temperatur Metall ſehr ſchnell oxydirt, alles mit Ruß

überzieht, und so in seiner Wirksamkeit weit hinter der des Dampfes zurücksteht.

Je nach dem Salzkorne, welches erzeugt werden soll, wird alle 8 bis 18 Stunden in der Sied-, alle 48 Stunden in der Dampfpfanne Salz ausgezogen.

Das Anziehen des Salzes geschieht nach vorne, mittelst Schwimmkrücken, deren Stangen die Länge der ganzen Pfanne haben. Von da wird dasselbe in Kästen geworfen, aus denen die abtraufende Soole in die Pfanne zurückläuft.

Nach jedem Auszuge wird in beide Pfannen mit kalter Soole nachgeschlagen.

Ist die Soole abgetraufst, so wird das Salz in andere Kästen und von da auf die Dampf- und Rauch-Trockenboden vertheilt.

Auf der Rauchtrocknung wird das Salz in 8, auf der Dampftrocknung in 12 Stunden vollkommen geröstet.

Ein Siedwerk dauert 30 Tage.

In einem solchen Siedhause, von denen in beiden Wilhelmshall 10 im Betriebe sind, werden bei 9stündigen Auszügen in 300 Tagen an 31,000 Centner Salz und zwar

in der Siedpfanne 27800
in der Dampfpfanne 3200 Ctr.

Kochsalz erzeugt; auf 1 □ Schuh der 1000 □ Schuh großen Siedpfanne kommen daher jährlich 27,8 Centner Kochsalz von mittlerem Korne. Von ganz feinem Salz, wie in Oestreich und Bayern, könnte noch ein ungleich größeres Quantum gewonnen werden.

Ein ähnliches Gesied richtete ich auf der kleinen Saline Sulz, die Trocknung auf lithographischen Platten mit Dampf 1832 auf der verpachteten Saline Clemenshall bei Offenau ein. Auch auf die königliche Saline Hall wurde das Dampfgesied verpflanzt und dort in Beziehung auf's Architectonische mit vieler Eleganz.

Auf der badischen Saline Dürrheim wurde durch den thätigen und einsichtsvollen Salinisten Baron Althaus die Benutzung der Dämpfe auf steinerne Pfannen in Anwendung gebracht, nicht aber die Dampftrocknung, welche hier durch die oben erwähnte Henschel'sche Lufttrocknung ersetzt ist. Während jedoch letztere zum Grundprincip hat, daß die erwärmte Luft durch das Salz geführt ist und mit den aus dem Trocknen erzeugten Wassertheilen wieder unter den Rost in den hermetisch geschlossenen Aschenraum zu

Beziehung des Feuers geleitet, also durch das Salz durchgesaugt wird, wird in Dürrheim warme Luft nur zur Trocknung des Salzes erzeugt, und geht nicht mehr zum Roste zurück.

Parallelisiren wir die verschiedenen Systeme, so finden wir:

beim östreichischen sehr große, meist runde Pfannen, den Herd ohne Circulation und die Fudertrocknung;

beim bayrisch-tyrolschen meist kleine, doch auch bis 1824 □ Schuh haltende Pfannen, eine Verbindung von Stöhr- und Soggpfannen, den Herd ohne Circulation. Die Wärme wird hinter den Pfannen hinabgedrückt, so daß eine Zurückspannung bezweckt wird. Trocknung auf eisernen Böden durch den Rauch.

Das sächsische System hat Pfannen bis zu 1200 □ Schuh, Circulir- oder Strahlenfeuer, Hurdentrocknung;

das würtembergische endlich hat eiserne Pfannen von 1000 □ Schuh, und Pfannen von Stein von eben dieser Größe, welche durch Dampf geheizt werden, Circulirherde, Dampftrocknung.

Wo es sich, wie in Oestreich, darum handelt, recht viel Salz auf 1 □ Schuh Pfannenfläche zu erzeugen, muß sich die Flamme ohne Zwang bewegen können; da ist eine Circulation des Feuers nicht immer anwendbar. In diesem Falle sind auch große Pfannen von Nutzen und leisten durchschnittlich mehr, als die bayrisch-tyrolschen, dagegen haben große Pfannen den Nachtheil, daß bei Reparaturen mehr Zeit verloren geht. Da, wo es sich mehr um Holzersparniß handelt, sind Circulirherde, überhaupt solche, welche die Wärme zurückspannen, vorzuziehen. In diesem Falle ist auch die Benutzung des Dampfes für die Coctur ein wesentlicher Fortschritt.

Ueber die Construction der Pfannen ist viel gestritten worden. Die Bayern erhoben die Claiß'schen, die Oestreicher die vierfach auf einander genieteten Täfelchen. Auf einigen Salzwerken wurden die Bleche doppelt, auf andern blos einfach genietet. In neuester Zeit scheint man darüber einig geworden zu seyn, daß die einfache Vernietung die zweckmäßigste sey; auch Plenzner beabsichtigt die Plättchen-Pfannen damit zu verdrängen. Wo Dampfgesied ist, werden die Borden durch das Kranzholz des Mantels sehr gerade gehalten.

Wenn unter den Siedpfannen die Wärme gehörig genützt wird, so leisten Wärmpfannen wenig oder gar nichts.

Die Dimensionen des Rosts und der Abstand desselben von dem Pfannenboden richten sich hauptsächlich nach dem größern oder kleinern Ausbringen an Salz, nach dem größern oder geringern Pfannensteinerzeugniß, nach der Art des Brennmaterials und der Construction des Feuerwerks; ihre vortheilhaftesten Verhältnisse sollten bei jedem Werke durch Versuche bestimmt werden, da jede Soole andere Erscheinungen im Gefolge hat.

Die Geschwindigkeit des Dampfs und Rauches hängt von der senkrechten Höhe, der Länge der Kanäle und ihrem Durchmesser ab. Um die Reibung der Gase zu verkleinern, müssen die Querschnitte der Züge eher zu weit als zu eng seyn, da durch zweckmäßige Register diese vollkommen regulirt werden können.

Zu keinen genügenden Resultaten hat es indessen geführt, ob es im Allgemeinen zweckmäßiger sey, die Pfannen immer voll Soole zu erhalten, oder nach jedem Anzuge neu zuzulassen, oder die Pfanne leer zu sieden. Wo die Soole sehr unrein ist, wird letzteres am angemessensten seyn.

Ein sehr wichtiges Moment für Brennstoffersparniß ist die Trocknung. Wo die Fudertrocknung herrscht, ist die Brennstoffverschwendung am größten; am schlechtesten stellen sich in diesem Falle die tyroler Pfannen, während diese, wenn, wie in Bayern und Hall in Tyrol, die Blechtrocknung damit verbunden ist, bessere Resultate geben. Bei der Reichhaltigkeit der Soole in Oestreich und zum Theil in Bayern würde die Hurdentrocknung nicht genügen, ungeheure Räume erfordern, und den Aufwand für Siedlöhne erhöhen. Die Hurdentrocknung ist den andern vorzuziehen auf allen Werken, wo nur im Sommer gesotten wird, und die Siedsoole nicht sehr reichhaltig ist, taugt aber für die nicht, welche auch im Winter arbeiten, weil zu dieser Jahreszeit das Salz nicht vollkommen trocken wird.

Diesen Fehler theilt die Korbtrocknung noch in viel größerem Maße.

Die Trocknung mit erwärmter Luft in Soden soll, wie mir ihr geistreicher Gründer selbst sagte, nach und nach abgeworfen werden, weil durch sie das Salz nur unvollkommen trockne, und ihr Effect von zu vielen Nebenumständen abhänge.

Wo im Sommer und Winter gesotten wird, ist die Trocknung auf eisernen Böden vorbenannten vorzuziehen, da das Salz, ohne

daß der Witterungseinfluß viel zu bedeuten hätte, auf ihnen vollkommen trocken wird. Sie hat den Nachtheil, daß beſonderes Feuerungsmaterial für ſie verwendet werden muß, und durch Aufbrennen auf die Böden ein nicht unbeträchtliches Salzquantum verloren geht, was bei der Hurdentrocknung weit weniger der Fall iſt, und daß durch die erſte Anlage ziemliche Koſten verurſacht worden.

Wohlfeil in der Anlage, da ſie überdieß kein beſonderes Feuerungsmaterial bedarf, und zu allen Jahreszeiten anwendbar, iſt die Trocknung durch Dampf auf Steinen. Zwar brennt auch Salz auf, dieſes iſt aber ſo rein, daß es ohne Anſtand wieder als Kochſalz verwerthet werden kann.

In wie weit dieſe von der von Althauß in Dürrheim eingerichteten erſetzt werden könne, wage ich nicht zu beſtimmen. Das hat leztere mit der Senft'ſchen Trocknung gemein, daß die eiſernen Röhren unter dem Roſte keine Riſſe bekommen dürfen, weil ſie ſonſt Feuerfunken in die Hurden führen und dieſe entzünden können, und daß ſie, wie dieſe, dem Herde Wärme entzieht.

Die öſtreichiſchen und bayriſchen Salinen zeichnen ſich durch Großartigkeit der Anlagen, durch die Sorgfalt, welche auf alles Aeußere gerichtet iſt, durch Reinlichkeit und muſterhafte Ordnung im Innern aus. An Schönheit und Großartigkeit der Anlage übertraf bis jezt Ebenſee im Salzkammergute alle übrigen Salinen. Zu den ſchönſten in Deutſchland gehören ferner Iſchl, Berchtesgaden, Roſenheim.

Seit Erbauung des lezterzenannten Werkes iſt in Bayern ein Stillſtand eingetreten, in Oeſtreich dagegen iſt ein Drang nach Verbeſſerungen ſichtbar, der ſich, eingezwängt in die Verhältniſſe, eigene Bahnen brechen muß.

Die preußiſchen Salinen nahmen bis in die neuere Zeit den erſten Rang unter den deutſchen Salinen ein. Während die öſtreichiſchen und bayriſchen ſich durch Eleganz und Solidität auszeichnen, gleichen die preußiſchen mehr anſpruchsloſen Fabriken, deren Haupttendenz Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung iſt. Sie ſind gut adminiſtrirt, es herrſcht Ordnungsliebe, ein durch die Regierung genährter wiſſenſchaftlicher Geiſt. Dem genialen Borlach folgten Senf, Biſchoff, Wille u. A., und noch jezt wirken dort ſehr tüchtige Beamte; aber es iſt ein völliger Stillſtand eingetreten, weil die vielen Verſuche über Pfannen- und Roſt-Größe,

über Feuerwerke, Querschnitte der Abzugs-Kanäle u. s. w. dargethan haben, daß auf dem betretenen Wege nicht weiter zu kommen sey.

Unstreitig am höchsten in pyrotechnischer Beziehung stehen die würtembergischen Salinen Hall, Wilhelmshall und Sulz. Mit vielem Eifer folgt diesen die badische Saline Dürrheim.

Auf ein gewisses Quantum Brennstoff und reducirt auf gleichen Gehalt der Soole, auch abgesehen davon, daß in Würtemberg im Winter kein Kaltlager, der Brennstoffaufwand daher hier größer ist, wird sich das Ausbringen der bayrischen (Reichenhall), östreichischen (Ebensee) und preußischen (Schönebeck) Salinen zu den würtembergischen = 0,6305, 0,7152, 0,7372 : 1,0000 verhalten.

Wenn ich bisher nur von Staatsanstalten sprach, und nicht auch von denen, welche sich in Händen von Privaten befinden, so geschah es, weil letztere im Allgemeinen zurück sind. Während sich alle andern technischen Zweige im Privatbesitze lebendig entwickeln, fand hier bis jetzt das Gegentheil statt. Wer sich hievon überzeugen will, sehe die alten Salinen in Westphalen, Frankenhausen u. v. a. Mit etwaiger Ausnahme der Neckarsalinen stehen auch die neu entstandenen Privatsalinen den von den Regierungen gebauten auffallend nach, und erheben sich durchaus nicht bis zum Niveau des jetzigen Standes der Halurgie.

Die Fortschritte der Physik und Chemie, und besonders eine bessere Theorie der Wärme und Abdampfung und ihre Anwendung auf die Gewerbe, worin sich Péclet und Prechte besonderes Verdienst erwarben, haben größere Sicherheit in das Siedwesen gebracht. Noch sind manche Versuche im Beginnen, welche mehr oder weniger auf das Gedeihen der Salinen wirken können.

Dahin gehört das Verbrennen des Rauchs unter der Pfanne oder die möglichste Entwicklung der Wärme für die Salzcoctur. Dieß suchte man theilweise dadurch zu erreichen, daß man hinter dem Roste eine sogenannte Feuerbrücke, eine Erhöhung anbrachte, wodurch der Rauch genöthigt war, durch eine so geringe Oeffnung durchzuströmen, daß eine Rückspannung und eine so große Erhitzung desselben statt fand, daß er wenigstens theilweise verbrennen mußte.

Plenzner ließ unter einer seiner Doppelpfannen 3 Feuer einrichten, von denen das eine im ekſten, die zwei andern im zweiten Drittel der Pfanne lagen, und dazu dienen sollten, den Rauch des erstern zu verzehren. Bei der großen Hitze, welche in Oestreich zur Coctur verwendet wird, verbrennt der Rauch ohnedieß größtentheils, die neue Verrichtung hatte deßhalb keinen besondern Erfolg.

v. Schenk ließ in Reichenhall eine Stöhrpfanne von 9 Schuh Länge, 11 Schuh Breite machen, welche eine Soggpfanne von 20 Schuh Länge, 12 Schuh Breite speist. Ein Rahmen ohne Rost vor der Soggpfanne nimmt die kleingesägten Scheite auf. Durch diese strömt die Luft mit Macht durch, die Flamme schlägt an ein Gewölbe an, so daß der Pfannenboden nicht unmittelbar von ihr berührt wird. Von da verbreitet sich die Wärme unter der Pfanne, steigt über eine Brücke, zwischen welcher und der Pfanne nur noch 4 Zoll Raum bleibt und tritt dann durch einen 3 Schuh niedergehenden Kanal unter die Stöhrpfanne. Dort wird der Rauch von der Soggpfanne durch die zwei entgegentretenden Flammen der beiden Feuer der Stöhrpfanne, welche wie das der Soggpfanne gebildet werden, verzehrt. Von hier muß die Wärme wieder über eine Brücke, und wird dann abermals 3 Schuh hinabgedrückt, ehe sie in das 40 Schuh hohe Kamin dringt.

Diese Feuerung ist ganz jener der Porzellan-Oefen entnommen. Der Rauch wird zwar so vollkommen verbrannt, daß nicht eine Spur der Esse entweicht, die Hitze aber, welche aus der letzteren tritt, ist auch so groß, daß man leicht Blei in ihr schmelzen kann.

Für Salzsiedereien wird Rauchverbrennung nie vortheilhaft seyn, weil dazu ein sehr intenses Feuer gehört, und der Zug außerordentlich stark seyn muß. Was durch die Rauchverbrennung gewonnen wird, geht durch die größere Hitze, welche durch die Esse entweicht, und durch das schnelle Verderben der Pfanne reichlich wieder verloren. Will man den Zug mäßigen, wie es beim Gesiede, namentlich, wenn man an ein gewisses Salzkorn gebunden, oder wenn die Soole nicht völlig rein ist, öfters der Fall seyn muß, so ist es mit der Rauchverbrennung alsbald am Ende; es haben auch alle bis jetzt angestellten Versuche mit Rauchverbrennung keine Ersparniß an Brennmaterial erzielen können.

Von mehr Einfluß auf das Gedeihen der Salinen kann die Anwendung erwärmter Luft für den Verbrennungsproceß werden. Der große Gewinn, welcher sich dabei für Hochöfen u. a. herausstellte, veranlaßte viele Versuche auf Salinen.

Auf letztern ist es viel schwieriger, die erwärmte Luft mit Nutzen anzuwenden, da es meist an Bewegungskräften fehlt, sie durch die Feuerräume und von da erwärmt unter den Rost zu drücken. Wo diese Kräfte fehlen, muß der Herd luftdicht verschlossen seyn, und es muß die zum Verbrennungsprocesse nöthige Luft von Ferne her durch die von der Wärme unter dem Rost hervorgebrachte Verdünnung angesaugt werden. Einen wesentlichen Nutzen leistet die warme Luft nur dann, wenn sie bezweckt, daß durch sie die Temperatur namhaft erhöht und zur Belebung des Brennmaterials weniger Luft erforderlich wird, als bei kaltem Windzutritt.

Schon bei der Henschel'schen Trocknung war eine warme Windleitung gegeben.

In Wilhelmshall machte ich eine Reihe von Versuchen, welche jedoch bis jetzt zu keinem Resultate führten. Plenzner hat in Ischl etwas Aehnliches versucht. Die Kohlen, welche noch durch die unter einander liegenden Röste fallen, gleiten auf schiefer Fläche nach beiden Seiten, in denen sich die Aschenräume befinden. Durch diese strömt in Kanälen die Luft, welche sich, da sie hinter der Pfanne einmündet, und durch den Herd geht, schon erwärmt hat, steigt hinten auf, und geht durch Röhren zwischen beide Röste und somit unter's Feuer. Der Effekt soll 0, 0521 reinen Gewinn gewähren. Bei der ungeheuern Hitze, welche sich hier aus dem Feuerwerke entwickelt, ist dieses Resultat wohl möglich.

Auch in Hall in Tyrol ist eine solche Windleitung im Kleinen versucht worden, mit einem System von Röhren, welche in ein cylindrisches Gefäß endigten, das durch kleine Oeffnungen die Luft unter den Rost blies.

In Hall in Schwaben tritt die kalte Luft an den Seiten des Feuerwerkes ein, und sammelt sich in einem Reservoir hinter der Pfanne. Von da aus münden Röhren aus Blech, von 3½ bis 4 Zoll Weite, welche theils im Herdgerolle eingemauert sind, theils auf den Circulirmauern liegen und bei einer Pfanne zusammen einen Querschnitt von 0, 770, bei einer andern von 1, 4526

□ Schuh haben, unter die Röste. Ob diese Einrichtung einen wirklichen Erfolg habe, ist zu bezweifeln, da sonst bei dem Reichthum und der Reinheit der Soole die Resultate gegenüber von Wilhelmshall gröser seyn müßten.

Wenn die Erfolge bis jetzt der Erwartung großentheils noch nicht entsprechen, so rührt dieß wohl daher, daß beim Gesiede selten intense Hitze angewendet, dagegen bei der Größe des Apparats ein bedeutendes Luftquantum erforderlich wird. Stellt man die Röhren in's Kamin, um die abgängige Wärme zu verwenden, so ist der Effect jedenfalls gering, da diese nur an 80° R. beträgt; legt man die Röhren in die Nähe des Feuers, so wird dem Feuerwerke Wärme entzogen, und auf der einen Seite gegeben, was auf der andern genommen ist.

Mehr als durch Rauchverbrennung und warme Windleitung wird durch eine zweckmäßige Benützung des Dampfes in Verbindung mit dem abziehenden Rauche erzielt werden. Das ist noch ein zu bearbeitendes weites Feld, welches reiche Früchte verspricht.

Von entschiedenem Werthe sind die Versuche, welche gegenwärtig Althauß zu Schützung des Eisenblechs mittelst Zinkstreifen anstellt. Es scheint, daß dieselben vollständig auf längere Zeit schützen. Hiemit erwachsen dem Dampfgesiede neue, sehr wesentliche Vortheile.

Aus vorstehenden Andeutungen ergibt sich der ungefähre Stand des Salinenwesens in Deutschland.

Die Wiedererbauung der vor einigen Jahren abgebrannten Saline Reichenhall gibt den bayrischen Salinisten ein weites Feld der Thätigkeit. Dem Vernehmen nach ist daselbst eine colossalische gothisch-byzantinische Bauanlage, ein wahres Baudenkmal, im Entstehen. Noch scheint man nicht einig zu seyn, welche Siedeinrichtungen dieselbe aufnehmen soll.

Etwas Tüchtiges wird Plenzner in Hallein leisten, welche Saline neu eingerichtet werden soll.

Auch in Friedrichshall werden bedeutende Verbesserungen vorgenommen und die Erfahrungen in Wilhelmshall benützt werden.

Eine interessante Erscheinung wird Artern in preußisch Sachsen darbieten, welches Werk durch Erbohren des Steinsalzes in der

Zechsteinformation künftig reiche Soole aus Bohrlöchern zu verarbeiten haben wird. Bei der großen Intelligenz in Preußen wird hier gewiß etwas Tüchtiges geleistet werden.

Bei dem Umstande, daß auf den deutschen Salinen das Aequivalent von mehr als 250,000 Klaftern Scheiterholz jährlich verbrannt, und der Brennstoff immer theurer und gesuchter wird, ist zu erwarten, daß Gesiedsverbesserungen schnell Eingang finden und somit das seit längerer Zeit vernachläßigte Salinenwesen neuen Aufschwung und dem Stande der Intelligenz angemessene Einrichtungen erhalte.

Die Werke in Deutschland, welche auf Quellen betrieben werden, müssen entweder Steinsalz finden oder im Verlaufe der Zeit erliegen. Auf Steinsalz bauen, wie schon gesagt, die Salzwerke in den Alpen; dasselbe ist hier aber nur in seltenen Fällen rein, meist mit Thon verunreinigt und letzterer großentheils vorherrschend (Haselgebirge). Das Salz wird in Sinkwerken aufgelöst und damit gesättigte Soole gewonnen. Weit reiner ist das in neuester Zeit in der Zechsteinformation und im Muschelkalke erbohrte Steinsalz. Dieses wird theils durch Bohrlöcher gewonnen, theils, und zwar nur in Wilhelmsglück in Würtemberg, abgebaut, in gemahlenem Zustande oder in Stücken in den Handel gebracht oder in Sinkwerken aufgelöst.

Die Gewinnung durch Bohrlöcher ist offenbar die wohlfeilste Weise, sich reiche Soole zu verschaffen. Jedes derselben eröffnet ein Sinkwerk im Steinsalze und kann bei der großen Reinheit des letztern viele Jahre Dienste thun. Allmählig wird das nächstgelegene Steinsalz aufgelöst oder mit Schlamm bedeckt, der Soolgehalt wird abnehmen, und es muß im Verlaufe der Zeit neues Feld aufgesucht werden. Je nach der Localität sind diese Felder in engere Grenzen eingeschlossen, und dann wird das auf diese angelegte Werk um so bälder zum Erliegen kommen.

Der Werth der auf Bohrlöcher basirten Salinen ist daher nach der Localität sehr verschieden, und wird es noch mehr, je nachdem dem Steinsalze mehr Anhydrit oder mehr Salzthon beigemengt ist. In letzterem Falle ist die Benützung des Steinsalzes zuweilen unmöglich, weil sich die Oberfläche desselben bald mit Thon, wie mit einem Damme überdeckt. In Wilhelmshall bei Schwenningen wurden durch diesen Umstand ein, in Wilhelmshall

bei Rottenmünſter 2 Bohrlöcher in ganz kurzer Zeit völlig unbrauchbar.

Auch andere Umſtände können eintreten, welche den Betrieb der Bohrlöcher ſtören. Im Jahre 1837 ſtürzte an einem Tage das Dach des Salzes in Wilhelmshall bei Schwenningen in einem, in Wilhelmshall bei Rottenmünſter in 2 Bohrlöchern, wahrſcheinlich in Folge einer Erderſchütterung ein, und ſchlug die Pumpen ab.

In der Natur der Sache liegt es, daß, je länger ein Bohrloch betrieben wird, deſto mehr Schlamm ſich anſetzt, und eine Reinigung, welche natürlich durch das enge Bohrloch ſehr unvollkommen möglich, immer dringender wird. Aus den nur 80 Schuh von einander ſtehenden Bohrlöchern Nro. 1 und 2 in Rottenmünſter z. B. ſind über 1½ Millionen Centner Salz ausgefördert. Dieſe Bohrlöcher liefern zwar noch gute Soole, die Schlammanhäufung wächst aber doch in beſorglichem Maße.

Da die Auflöſung des Steinſalzes durch Bohrlöcher großentheils nur am Dache und in Ramificationen ſtatt findet, ſo bleibt der größte Theil des Steinſalzes unbenützt liegen, und geht ſomit verloren, die Auflöſung durch Bohrlöcher iſt daher ein Raubbau, welcher von den ſpätern Generationen verwünſcht werden wird.

Sinkwerke ſind all' dieſen Nachtheilen nicht unterworfen. Durch ſie wird das Steinſalz beinahe vollkommen abgebaut; die Bedürfniſſe von Deutſchland können bei der weiten Verbreitung des Steinſalzes für Jahrtauſende befriedigt werden, und es kommen noch andere Momente in die Wagſchale, die wohl zu berückſichtigen ſind. Während die durch Bohrlöcher gewonnene Soole ſelten über 26 Procent ſteigt, kann die aus Sinkwerken völlig geſättigt hergeſtellt werden. Auch ſetzt dieſe geſättigte Soole keinen Stein ab, die Erſparniß in der Siederei, welche dadurch bezweckt wird, iſt daher, was bei der gegenwärtigen Holztheuerung wohl erwogen werden muß, namhaft. Mit der Reichhaltigkeit der Soole wächst auch das Ausbringen auf 1 □ Schuh Pfannenfläche, und es vermindern ſich die Unterhaltungskoſten und die Siedlöhne.

Alle dieſe Gründe haben die würtembergiſche Regierung, welche zuerſt die Benützung der Bohrlöcher in Anwendung brachte, welche in Wilhelmsglück zuerſt einen Schacht auf das Steinſalz des Muſchelkalkes niederſchlagen und Sinkwerke anlegen ließ, zu Unterſuchung des Steinſalzgebirges in der Nähe von Wilhelmshall,

bei dem Dorfe Laufen, veranlaßt. Der Erfolg hat vollkommen den Erwartungen entsprochen, und es wird beabsichtigt, auch hier einen Schacht abzuteufen und Sinkwerke zum Betriebe einzurichten. Die würtembergische Regierung, aufmerksam auf alles, was dem Wohle des Landes frommen könnte, wird sich dadurch den Dank der kommenden Geschlechter verdienen, und wenn längst die allein auf Bohrlöcher gegründeten Salinen kalt gelegt sind, werden die Steinsalzgruben von Wilhelmsglück und Wilhelmshall noch in vollem Gedeihen, reiche Fundgruben und Denkmale einer glorreichen Regierung sehn.

Wilhelmshall, im Mai 1839.

Friedrich von Alberti.

Zunftwesen und Gewerbefreiheit,

mit Ansichten

über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction.

Der Zweck dieser Ausarbeitung soll nur der seyn, zu beweisen, daß neben einer vollständigen Gewerbefreiheit doch eine Zunftordnung wohl bestehen könne, ja, zum Gedeihen des Ganzen und der Einzelnen bestehen müsse.

2) Nach einer kurzen Betrachtung über den Ursprung der Zünfte soll gezeigt werden, daß man bei Durchführung des Systems der Gewerbefreiheit wieder zu sehr in den entgegengesetzten Fehler, also in die Auflösung aller Ordnung verfallen sey.

3) Ohne die unendlichen Mißbräuche und Thorheiten aufzuführen, in welche die Zünfte versunken waren, sollen die guten Seiten derselben herausgehoben, und dargethan werden, daß diese sehr wohl neben der Gewerbefreiheit aufrecht erhalten werden können.

4) Dann werden die Ursachen aufgeführt, aus welchen besonders im preußischen Staat, welcher schon vor 50 Jahren so viel für eine freie Gewerbethätigkeit gethan hat, es doch nicht zu einer besseren Gestaltung der Zünfte gekommen ist, daß aber jetzt der Zeitpunkt dazu eingetreten seyn möchte, und

5) in welcher Art eine neue Ordnung derselben hervorgerufen werden müßte, ohne weder der Gewerbefreiheit noch den Vortheilen zu schaden, welche eine Zunftordnung hat.

Wie die Einrichtung in Fabriken zu treffen, gehört nicht zu diesen Erörterungen. Sind sie von irgend einem Umfange, so bilden sie schon gewissermaßen Corporationen in sich, haben wenigstens in der Regel mehrere Einrichtungen, welche denselben sehr

nahe kommen. Durch die neueste Gesetzgebung ist auch für den Elementarunterricht der Kinder gesorgt, und durch das Regulativ vom 9. März 1839 dafür, daß sie in den Fabriken nicht zu sehr angestrengt werden. An mehreren Orten sind besondere Fabrikgerichte, wenigstens besondere Gerichtshalter, es gibt Unterstützungskassen für die wegen Krankheit und Alter Bedürftigen, und so haben die in den Fabriken beschäftigten Personen viele Vorzüge vor den Leuten, welche als unzünftige Meister, Gesellen und Lehrlinge, ganz isolirt, ohne Verband sich befinden.

Was für Fabriken daher noch nöthig seyn möchte, müßte durch eine besondere Gesetzgebung festgestellt, und bei Gelegenheit einer neuen Zunftordnung nur bemerkt werden, daß es einem jeden Zunftgenossen frei stehen müsse, auch in Fabriken zu arbeiten, so wie es jedem Fabrikarbeiter unbenommen bliebe, bei einer Zunft einzutreten, wenn er, für seinen Standpunkt, den Erfordernissen derselben genügt.

Mit den Ideen einer größeren politischen Freiheit sind auch seit Jahren die Ansichten einer größeren gewerblichen Freiheit in's Leben getreten, und wurden nicht selten die Veranlassung, daß man sich auch diesen wieder zu sehr hingegeben, und daß man nicht dafür gesorgt hat, das Gute zu bewahren und zu pflegen, was die früheren Zeiten, selbst neben den vielen beengenden Verhältnissen, hervorbrachten. Es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß man das Gute, was man besitzt, nicht mehr sieht und erkennt, und daß nur das Unvollkommene und Nachtheilige, was auch damit verbunden ist, als drückend bemerklich wird. Statt nun in das Innere der Verhältnisse einzudringen, die guten Seiten der Zünfte aufzusuchen, den Quellen des Uebels nachzuspüren, um dieses zu beseitigen und sich jenes zu bewahren, glaubte man vielfältig, sich diese Mühe ersparen zu können, und mit dem, durch den Drang der Umstände auch wohl zu rechtfertigenden, rasch eingreifenden Geist der letzten 50 Jahre hielt man sich überzeugt, daß durch den vollständigen Umsturz des Alten am leichtesten ein besserer Zustand hervorzurufen sey. Auch ist es, nach dem Sprichwort, leichter tadeln, als besser machen, leichter einreißen, als aufbauen.

Zu welchen traurigen Verhältnissen dieß, in politischer Hinsicht, bei dem Umsturz der Verfassung ganzer Staaten geführt hat,

soll nicht erörtert werden, indem es nur darauf ankommt, zu zeigen, daß im Innern der Staaten aus Nichtachtung der guten Seiten der bestehenden Gewerksverfassungen, auch Zünfte und Innungen genannt, nicht geringe Nachtheile für die bürgerliche Gesellschaft hervorgehen, welche auch den ungünstigsten Einfluß auf das Wohl der Staaten selbst haben müssen.

Allerdings lagen in den Zunftverfassungen, so gut wie in den übrigen gewerblichen Einrichtungen der Staaten, die größten Bebinderungen einer freieren Entwickelung der Gewerbe, die nicht länger geduldet werden konnten. Deshalb war es aber nicht nöthig, die Auflösung oder das allmählige Absterben der Zunftverfassungen, welche neben der Gewerbefreiheit recht gut bestehen können, als eine unvermeidliche Bedingung derselben zu betrachten, und entweder direct oder indirect durch gänzliche Vernachläßigung derselben ihren Untergang zu befördern. Wenn man sich hätte die Mühe nehmen wollen, das Gute derselben kennen zu lernen und zu bewahren, so würde man wohlthätig gewirkt haben, sie zeitgemäß umzugestalten und zu veredlen. Daß man dieß nicht gethan, hat die wohlthätigen Folgen der Gewerbefreiheit selbst gehemmt, und hat in den Augen des größern, besonders des gewerbetreibenden Publikums, die Ansicht erzeugt, daß Gewerbefreiheit mit Auflösung der gewerblichen und bürgerlichen Ordnung gleichbedeutend sey. Letztere ist denn auch vielseitig eine betrübte Folge derselben geworden, und mehrere Staaten haben sich daher genöthigt gesehen, auf eine zeitgemäße Umgestaltung der Zünfte zurück zu kommen.

Bevor wir jedoch zu der Erörterung übergehen, in wiefern Gewerbefreiheit und Zunftvereine neben einander bestehen können und müssen, und wie zweckmäßig es ist, wenn sie beide Hand in Hand gehen, möchte es nöthig seyn, zuvörderst erst das Geschichtliche beider Verhältnisse kürzlich voranzuschicken, vorzüglich in Hinsicht der deutschen, und besonders der preußischen Staaten.

Im Mittelalter bildeten sich die Staaten von unten herauf. Die fehlende öffentliche Sicherheit nöthigte die Einwohner, sich in größeren oder kleineren Gemeinden zusammen zu thun. Diejenigen, welche durch ihre Lage, durch ihren Anschluß an weltliche oder geistliche Große des Landes die mehrste Sicherheit und die günstigste Lage für Handel und Gewerbe gewährten, bildeten sich zu

Städten aus, und die Geschichte der meisten Städte des Mittelalters gewährt zugleich die Geschichte der Entwickelung gewerblicher Corporationen. Diese gingen überhaupt aus dem Corporations-Geiste hervor, der das Mittelalter auszeichnet und sich in allen Ständen wiederfindet. Der Adel und die Geistlichkeit bildeten eben so gut Verbrüderungen, als die Gelehrten, Künstler, Bürger und Gewerbetreibenden aller Art. Unter den Städtebewohnern fand nur eine Verschiedenheit nach den Beschäftigungen Statt, denen sie sich widmeten, und durch welche sie sich ernährten. Die in dieser Hinsicht Gleichartigen schlossen sich des natürlichen Bedürfnisses, des gegenseitigen Schutzes und Beistandes wegen näher an einander, und diese Vereinigungen fanden wieder Nahrung in dem gemeinsamen Streben einer gleichartigen Thätigkeit und Vervollkommnung, sowie in den geselligen Freuden. So bildeten sich Corporationen, welche durch die nöthige Gliederung zugleich die Mittel gewährten, Ordnung in sich zu erhalten.

Es gab noch keinen besonderen Militair- und Beamtenstand. Die Bürger vertheidigten ihre Stadt selbst gegen feindliche Angriffe, und regierten sich auch selbst, entweder durch die Patricierfamilien, welche sich in ihnen gebildet hatten, durch Beschlüsse der Bürgerschaft, oder indem sie ihre obrigkeitlichen Personen, in der Regel nur auf sehr kurze Zeit, wählten, die in der Mehrzahl auch aus ihrer Mitte genommen wurden.

Bei der geringen Gewalt der Landesherren, in denen sich daher noch kein allgemeines Staatsinteresse concentriren und wirksam zeigen konnte, befand sich mithin die Gesetzgebung in Communal- und Gewerbeangelegenheiten mittelbar oder unmittelbar in der Gewalt der Bürger selbst. Diese sorgten daher auch nur für ihr eigenes Bestehen und für ihr Wohlergehen, da ihnen höhere Staatszwecke fremd waren, so wie es denn auch noch keine Staaten in dem Sinne der spätern Zeit gab. Ganze Provinzen und Länder waren nur ein ungegliedertes Convolut von Besitzungen der Fürsten, der weltlichen und geistlichen Großen des Landes, sowie der kleineren oder größeren städtischen und ländlichen Gemeinden, von denen Jeder sich selbst zu helfen und zu schützen suchte, und nur auf das eigene Interesse bedacht war. Diese Verhältnisse und die Selbstständigkeit der Städte führte auch in der gewerblichen Gesetzgebung von einem Schritt zum andern, zu den zahllosen

Mißgriffen und Mißbräuchen, die aus dem Mittelalter auf die neuere Zeit übergegangen sind, und durch diese Uebertreibungen des sonst so natürlichen Strebens, für sich und die Seinigen zu sorgen, brachten sich die Gewerksverfassungen in Verruf und beförderten ihren Untergang, da sie nur auf das eigene Interesse, sowie auf das gewerbliche Bestehen der einzelnen Mitglieder derselben bedacht waren, und alle Rücksichten gegen die andern Staatsbürger hintenan setzten. In ihrem Entstehen hatten die Corporationen ihren guten Grund, waren für die damalige Zeit nothwendig und passend, beförderten das Aufblühen der Gewerbe und die Bildung eines fähigen und kräftigen Bürgerstandes, indem sie von dem sehr natürlichen und verzeihlichen Gesichtspunkte ausgingen, daß es für die Wohlfahrt der Commune besser sey, die einmal vorhandenen Familien in ihrem Nahrungsstande zu erhalten, die heranwachsende Generation zwar zu tüchtigen Arbeitern heran zu bilden, aber durch sie die schon vorhandenen nicht aus der Nahrung verdrängen zu lassen. Es waltete die Ansicht und das Streben dabei vor, daß es ersprießlicher sey, lieber eine kleinere Zahl von Familien, aber in einem gewissen Wohlstand und in der Sicherheit desselben zu erhalten, als eine immer größere Zahl heranzuziehen und aufkommen zu lassen, unbekümmert, ob diese auch ihr Brod finden könnten, und was aus den schon vorhandenen werden würde, welche durch sie brodlos gemacht würden.

Wenn dieß natürliche und für die einzelnen Communen daher auch sehr verzeihliche Ansichten und Bestrebungen sind, so werden dadurch doch die allgemeinen Menschenrechte zu sehr eingeschränkt, und durch die Bequemlichkeit, in welcher der einmal im Besitz Befindliche sich seines Nahrungsstandes erfreut, wird aller Antrieb zu Anstrengungen verhindert, durch welche doch nur allein eine weitere Entwicklung möglich ist. Die Beschränkungen, welche für alle andern Staatsbürger daraus hervorgingen, konnten daher auf die Dauer nicht bestehen.

Als nun in der spätern Zeit die Staatsgewalten festern Fuß faßten, sich Staaten der jetzigen Art bildeten, Macht und Mittel gewannen, alle früher isolirten Bestandtheile zu einem Ganzen zu vereinigen, und im Stande waren, auch allgemeinen Staatszwecken Eingang zu verschaffen, so war die natürliche Folge davon, daß sie von den Einzelnen, sowie von Corporationen und

ganzen Städten Aufopferung vieler ihrer bisherigen Rechte verlangten.

Lange währte der Kampf zwischen den entgegenstehenden Interessen. Die Städtebewohner schlossen sich um so enger aneinander an, besonders machten die italienischen Städte den Kaisern viel zu schaffen.

Die deutschen Landesfürsten bedienten sich dagegen auch häufig der Städte, um den übermüthigen Adel zu bändigen, welcher von den Rechten, die er sich wieder seiner Seits zu seiner Aufrechthaltung angeeignet hatte, nichts nachgeben wollte, bis endlich auch die Reihe an die Städte kam, und sie gezwungen wurden, sich als Theile eines großen Ganzen zu betrachten, ihre Einseitigkeit aufzugeben, und von ihren Rechten Aufopferungen zu machen, wenn sie auch an den Vortheilen des Staatsverbandes Antheil nehmen wollten.

In den Reichsstädten erhielt sich aus mannigfaltigen Ursachen eine längere Selbstständigkeit, da sie unmittelbar unter dem Reichsoberhaupt standen.

Die Landstädte hatten aber ein entgegengesetztes Schicksal. Sowie das Ansehen derselben allmählig sank, deren Obrigkeiten von dem Landesherren gesetzt, und nicht mehr von den Bürgern oder den Gewerkscorporationen gewählt wurden, ihnen das Recht der Gesetzgebung in ihren städtischen und gewerblichen Angelegenheiten entzogen wurde, hörte ihre politische Bedeutsamkeit auf, und ihr Ansehen sank immer tiefer.

Es blieb ihnen nur ein Schatten der ehemaligen Wirksamkeit, und das fortwährende Streben, sich dieser Obergewalt zu entziehen, die frühere Selbstständigkeit wieder zu erlangen, ließ die Corporationen alle Mittel benutzen, welche die früheren Verbrüderungen der Zunftgenossen im deutschen Reiche ihnen gewährten.

Kaiser und Reich mußten sich gegen sie in Bewegung setzen, und insbesondere wurde das Reichspatent vom 16. August 1731 erlassen, um die Störung der öffentlichen Ruhe und der Rechte der übrigen Staatsbürger zu verhindern, und den Uebermuth der Zünfte in Schranken zu halten, die an einen so großen Einfluß und selbst an Obergewalt gewöhnt waren.

Der spätere Verfall des deutschen Reichs wirkte dadurch, daß er den einzelnen Staaten desselben mehr Selbstständigkeit verlieh,

zum weiteren Untergang der Zünfte, indem jeder Staat nun für sich, und also auf dem kürzesten Wege, Verordnungen zu Beschränkungen der Handwerksmißbräuche erlassen, und zur Ausführung bringen konnte; denn auf solche Mißbräuche beschränkte sich nur noch die öffentliche Wirksamkeit dieser sonst in militärischer und politischer Hinsicht so wichtigen Corporationen. Besonders gab Preußen, dessen Verhältnisse vorzüglich der Gegenstand der folgenden Erörterungen werden sollen, als der nächst Oesterreich mächtigste Staat in Deutschland von dem Jahre 1734 bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts die für die damalige Zeit sehr angemessenen Vorschriften, unter dem Namen der Gewerksprivilegien, für die einzelnen Gewerke der deutschen Provinzen, nämlich für Magdeburg, Halberstadt, Pommern und besonders für die Mark Brandenburg. Dadurch wurden ihnen zwar noch sehr bedeutende Vorrechte belassen, welche die neuere Zeit, nicht mit Unrecht, als die gewerbliche Betriebsamkeit störend, betrachtete, indessen war für die damalige Zeit doch schon sehr viel dadurch gewonnen, daß der Staat die ihm gebührende Stellung gegen die Zünfte einnahm.

Man war auch zur damaligen Zeit schon zufrieden, die Zünfte durch dergleichen Verordnungen überhaupt in Schranken zu halten, war von früherer Zeit her an Gewerksberechtigungen der Städte und ihrer Bewohner gewöhnt, man betrachtete sie sogar als eine nothwendige Maßregel, den Wohlstand der Städte und dadurch die Landeseinkünfte zu vermehren, indem das damalige System der indirekten Besteuerung besonders auf die Thoraccise der Städte beschränkt war.

Das im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts erschienene allgemeine Landrecht Preußens brach auch für den dazu gehörigen Theil Deutschlands eine noch freiere Bahn, indem es dem Staat nicht nur eine entschiedene Gewalt über die Zünfte, sondern demselben auch das Recht beilegte, sie ganz aufzuheben, nach Gefallen auch den nicht zu einer Zunft gehörigen Personen die Ausübung derjenigen Gewerbe zu verstatten, die bisher nur zünftig betrieben werden durften, und indem er die Handwerksmißbräuche immer mehr beschränkte.

Auch viele spätere Verordnungen wirkten in speciellen Gegenständen dahin, doch kam es auch im preußischen Staate weder zu einer gänzlichen Aufhebung der Bann- und Zwangrechte der Zünfte,

noch zu einer Umgeſtaltung derſelben, behufs einer freieren Bewegung der gewerblichen Betriebſamkeit.

Mit dem politiſchen Einfluß, den Frankreich über die deutſchen Staaten gewann, drangen ſpäter auch die Anſichten in dieſelben ein, welche ſich auf eine völlige Freiheit des gewerblichen Betriebs ſtützten, und nun war die letzte Stunde der gewerblichen Vereine gekommen.

Mehrere Staaten folgten dem Beiſpiele Frankreichs, hoben dieſelben ganz auf, oder ſtellten ſie wenigſtens in den Hintergrund, und betrachteten ſie nur noch als Inſtitutionen, die einmal vorhanden waren, deren Einrichtungen nicht beachtet zu werden brauchten, an denen man aber auch wohl nicht modeln wollte, um nicht den ſchlummernden Löwen zu wecken, der in den Jahren der Kraft ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte.

Wenn früher die Zünfte unmittelbar oder mittelbar durch die von ihnen, wohl ſelbſt aus ihrer Mitte gewählten Obrigkeiten der Städte, bei ihrer gewerblichen Geſetzgebung und Verwaltung nur ihr eigenes Intereſſe vor Augen gehabt hatten, ſo verfielen die neuern Staatsreformatoren nun in den entgegengeſetzten Fehler. Sie betrachteten die einzelnen Gewerbetreibenden und das Beſtehen der ſchon vorhandenen Familien für unwichtig, indem ſie behaupteten, daß der Staat bei ſeiner Geſetzgebung und bei den von ihm zu ergreifenden Maßregeln nur allgemeine Staatszwecke vor Augen haben könne. Jeder werde ſich ſelbſt ſchon ſeine Gehülfen ſuchen, jeder Lehrling ſchon einen Meiſter finden, bei dem er etwas lernen könne, und durch eine völlige Ungebundenheit der Gewerbetreibenden werde eine möglichſt freie Entwickelung der Gewerbe und die Wohlfahrt des Staats am beſten gefördert.

Wenn der Staat als ein aus gleichartigen Theilen zuſammengeſetzter Körper betrachtet werden könnte, ſo möchte dieß wahr ſeyn. Dem iſt aber nicht ſo. Der Staat beſteht aus den verſchiedenartigſten Elementen, aus den mannigfaltigſten Theilen und Gliedern, und wenn der Staatskörper nicht dafür ſorgt, daß alle ſeine Theile geſund ſind, wenn er nicht verhindert, daß Einzelne in ihrem Gedeihen und in ihrer Entwicklung zurück bleiben, ſo leidet das Ganze, und er wird früher oder ſpäter durch ein um ſich greifendes Siechthum die nachtheiligen Folgen empfinden, wo nicht gar ſelbſt zuſammenſtürzen. Es iſt alſo z. B. für den Staat ſelbſt, ganz beſonders aber für die Städte, aus denen der Staat doch

auch besteht, und die immer der Sitz der mehrsten Gewerbe bleiben werden, nicht gleichgültig, ob für die heranwachsende Jugend Sicherheit vorhanden ist, daß sie die zum künftigen gewerblichen Fortkommen nöthigen Kenntnisse erwerbe und in Gehorsam, Zucht und Sitte aufwachse. Wenn dieß nicht der Fall ist, so wird der durch sie dereinst begründete Hausstand eben so schnell wieder zusammensinken, als er unreif begonnen hat, die Zahl der Armen und Unglücklichen wird sich vermehren, und daher auch die Zahl der Unzufriedenen. Dieß ist für den Staat aber eben so bedenklich, als wenn gleichzeitig die städtischen Communen, durch die ihnen zur Last fallende Sorge für die sich mehrenden Armen, zu immer neuen Abgaben genöthigt werden, welches wiederum auch die Bemittelten unzufrieden macht.

Man braucht auch den gewerbetreibenden Theil des Staatskörpers nicht zu hoch anzuschlagen, man kann allen andern Gliedern des Staates volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und doch wohl mit Recht behaupten, daß der gewerbetreibende Stand im Staate das Fundament ist, auf welchem mit dem ackerbautreibenden seine ganze Wohlfahrt beruht. Nur durch beide können alle andern Verhältnisse den sichern Stützpunkt erhalten, der ihr Gedeihen möglich macht; Kunst und Wissenschaft sind nur die Blüthen derselben, so wie die Beamten aller Verhältnisse nur die Organe, deren sich der Staat bedient, um ihr Bestehen und ihr Gedeihen zu fördern. Wird in dem gewerbetreibenden Stande nicht Kenntniß, Zucht und Ehrgefühl erhalten und schon von früh an gefördert, so steht der Staat auf sehr schwachen Füßen, und alles Andere, was man das Höhere zu nennen pflegt, kann in ihm nicht auf die Dauer gedeihen.

Diese nothwendigen Bedingnisse des gewerbetreibenden Standes können aber durch zweckmäßige Gewerbeordnungen und Zunftverfassungen erreicht werden.

Denen, die gegen die Zunftverfassungen eifern, schwebt noch immer das Bild ihrer ehemaligen Existenz vor, mit Zwangs- und Bannmaßregeln aller Art verwebt, durch Thorheiten, blinden Eigennutz und selbst durch Schlechtigkeiten lächerlich und verächtlich gemacht, wozu die Beispiele allerdings nicht fehlen.

Ein solcher Zustand darf auch nicht wieder hervorgerufen werden; er war eine Folge der damaligen Verhältnisse, der daraus

hervorgegangenen Entartung, sowie der Vernachläßigung Seitens des Staats. Aber die Zünfte enthalten so manche bewährte Institutionen, können für menschliche und gewerbliche Interessen so nutzbar gemacht werden, daß sie wohl die Aufmerksamkeit der Staaten verdienen, die in ihnen Mittel finden werden, den gewerbtreibenden Stand wieder zu der Würde zu erheben, die ihn sonst so auszeichnete, sein moralisches und gewerbliches Aufblühen beförderte und einen tüchtigen Mittelstand bildete.

Man darf aber dabei allerdings nicht aus den Augen verlieren, zu welchen Mißbräuchen und Verirrungen die Zünfte Veranlassung gegeben haben, muß diese aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart entnehmen, und bei neuen Gestaltungen sich vorsehen, daß man nicht wieder zu neuen Einseitigkeiten und Thorheiten Veranlassung gebe. Man wird bei diesen Erörterungen aber auch das Gute kennen lernen, was sie bewirkten, und was mit ihnen unterzugehen droht, zum Theil schon untergegangen ist.

Es ist hier nicht der Ort, alle Mängel und Mißbräuche aufzuzählen, in welche die Zünfte versunken waren. Sie sind nur zu bekannt, aber durch Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte, so wie durch Einführung der Gewerbfreiheit auch meist beseitigt, wenigstens unschädlich gemacht. Es möchte aber nothwendig seyn, die guten Seiten der Zünfte hervorzuheben und zu zeigen, wie diese bei einer neuen Zunftordnung benutzt werden können, und wie sich etwas Aehnliches zum Theil in den Ländern von selbst, als aus der Natur der Sache hervorgehend, wieder gebildet hat, in welchen man die Zünfte auflöste, oder nicht mehr zur Bedingung des Gewerbebetriebs machte.

Bei diesen Erörterungen wird es auch um so eher einleuchten, daß es keinem Bedenken unterworfen seyn kann, dergleichen nützliche Institutionen, in geregelter Form, durch neue Gestaltung der Zünfte zu begründen, ohne der Gewerbefreiheit dadurch zu schaden.

1) Die ganze Abstufung der Gewerbsgenossen in Altmeister, Altgesellen, Gesellen und Lehrlinge, welche durch die Zunftverfassung begründet wird und sie überhaupt leichter regierbar macht, sichert auch viel mehr vor Unfug, als es bei einer ungegliederten Masse möglich ist, wenn nur der, von der Obrigkeit an die Spitze der Zünfte gestellte Gewerksassessor seine Schuldigkeit thut und fähig

dazu ist. Man thut Unrecht, wenn man den Unfug, den der Zunftverband allerdings häufig begünstigt hat, diesem Verband allein zuschreibt. Er hat noch einen andern tiefern Grund.

Das wegen seiner gewerblichen Freiheit von vielen so gerühmte Frankreich, das keine Zünfte mehr kennt, das alle maitrises, corporations et corps de métiers, abgeschafft hat, ist dadurch nicht vor dem Unfug gesichert, welchen die, ein gleichartiges Gewerbe Treibenden anrichten, wenn sie sich in ihrem Nahrungsstande bedroht sehen, wie die Zerstörungen der Buchdruckereien in Paris und die Tumulte der Seidenweber in Lyon ergeben.

Unzünftige Arbeiter suchen dort eben so gut durch Verabredungen und Tumulte sich höheren Lohn zu erzwingen, oder andere Absichten durchzusetzen. Solche Erscheinungen werden durch den Trieb der Selbsterhaltung oder der gewünschten Verbesserung der Lage hervorgerufen, sind aber nicht selten auch die Folge davon, wenn die Brodherren unter sich Verabredungen treffen, einen niedrigen Arbeitslohn zu erhalten, wenn sie zu ungünstigen Zeiten denselben zwar schmälern, aber bei günstigen ihre Arbeiter nicht an dem höheren Ertrag, durch Verbesserung des Lohns, wollen Antheil nehmen lassen, den sie dann für sich erwerben.

Wären in Frankreich Zünfte, so würde man solche Störungen der Ordnung, die oft auch nur als Nothwehr, als unerlaubte Selbsthülfe zu betrachten sind, als die Folgen der Zünfte ansehen, obgleich gerade in den Städten, in welchen dieselben bestehen, und bei Gewerben, die eine Zunftverfassung haben, dergleichen Excesse entweder gar nicht vorkommen oder unbedeutender vorüber gehen, weil eben durch die innere Organisation der Zünfte eine obrigkeitliche Einwirkung, so wie eine Verständigung, leichter möglich ist.

2) Bei Leistungen, die von Gewerbetreibenden, besonders zu Kriegszeiten, gefordert werden müssen, ist es ein Leichtes, diese durch die Zunftorganisation in kurzer Zeit zu erhalten, was bei der ungegliederten Masse der isolirten Gewerbetreibenden gar nicht zu leisten möglich ist.

Bei der Vertheilung der Gewerbesteuerabgaben hat der Staat, nachdem kein Zunftverband für alle Gewerbtreibende besteht, sich auch schon genöthigt gesehen, zu Vereinigungen von Gewerbegenossen anderer Art zu schreiten, um die Abgaben zu vertheilen und um die ungleiche Besteurung zu verhindern, die unvermeidlich dann

eintritt, wenn die Vertheilung derselben nur in die Hände der Steuerbeamten gegeben wird.

Auch zu einer solchen Steuervertheilung würden die Zünfte ebenso, wie die unterdessen neu gebildeten kaufmännischen Corporationen benutzt werden können, wenn man auch sie neu gestaltet hätte, um den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen.

3) Zu den zweckmäßigen Einrichtungen der Zünfte gehört ferner die Bestimmung, daß sie nicht gestatten, Lehrburschen anzunehmen, welche nicht die nöthigen Elementarkenntnisse erlangt und den vorgeschriebenen Religionsunterricht genossen haben. Dadurch wird schon der erste Grund zu einer Bildung des gewerbetreibenden Standes gelegt und verhindert, daß die Jugend nicht ganz roh in denselben eintreten kann, wie dieß z. B. in Frankreich und bei unzünftigen Gewerben der Fall ist. Die Zünfte controlliren auch nicht nur die Behörden, welche für den Schul- und Religionsunterricht zu sorgen haben, und bewegen sie dadurch, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, sondern sie sind dadurch auch die Veranlassung, daß die Eltern und Vormünder von selbst dafür sorgen, den Kindern den nöthigen Unterricht bei Zeiten ertheilen zu lassen, damit kein Meister behindert werde, sie in die Lehre zu nehmen, der dieß nur ungern thut, da er verpflichtet ist, den verwahrlosten Lehrling noch während der Lehrzeit zur Schule zu halten. Dieß ist für den Meister nachtheilig, für den Lehrling aber nicht minder, denn seine Lehrzeit wird dadurch verlängert. Durch diese Vorschriften der Zünfte wird also ein gemeinschaftliches Streben erzeugt, daß Kinder nicht ohne Elementarunterricht aufwachsen.

Nun kann man gegen diese, den Gewerken zur Ehre gereichenden Bestimmungen einwenden, daß das Landrecht den Meistern überhaupt diese Verpflichtungen später allgemein auferlegt habe. Mit einer gesetzlichen Vorschrift ist es aber nicht abgemacht, es muß auch darauf gehalten werden, daß sie in Erfüllung gehe, und wegen der unzünftigen Meister ist keine Einrichtung getroffen, dieß zu bewirken, auch würde eine solche Einrichtung mit vieler Schwierigkeit verbunden, ja ganz unmöglich seyn oder sehr kostbar werden, da besonders in den größeren Städten dieß, wegen der ganz isolirt, ohne Verbindung unter sich stehenden Meister, gar nicht zu controlliren wäre. Es würden wenigstens wieder besondere

Personen dazu vorhanden seyn und bezahlt werden müssen, da bei Unzünftigen Niemand davon Notiz erhält, ob und in welcher Art ein Lehrling angenommen wird.

Bei den Zünften aber wird der Lehrling den Altmeistern und dem Assessor vorgestellt, um als Lehrling förmlich eingeschrieben zu werden, dabei geprüft, ob er die erforderlichen Kenntnisse mitbringe, und wenn dieß nicht der Fall, so erhält einer der Altmeister den Auftrag, dafür zu sorgen, daß der Meister, der solchen Lehrling annimmt, ihn auch zur Schule anhalte, so wie es vorbehalten bleibt, daß der Gewerksassessor sich auch selbst von Zeit zu Zeit von den Fortschritten überzeuge, welche ein solcher Lehrling gemacht hat.

In Frankreich, wo alle Zünfte aufgehoben sind, bekümmert sich Niemand darum, ob ein Lehrling die nöthigen Elementarkenntnisse erlangt hat; er wird als solcher in die Polizeiregister eingetragen, weil man glaubt, das Verhältniß zwischen Meister und Lehrlingen dem freien Verkehr ganz überlassen zu müssen. Wenn man bloß auf die durch Gewerbe zu producirenden Gegenstände und nur auf den Vortheil der Meister Rücksicht nimmt, mag dieß ganz zulässig seyn, es kommt aber bei allen solchen Verhältnissen, bei denen das Schicksal der Jugend interessirt ist, auch noch auf den höheren Gesichtspunkt, auf die Ausbildung der künftigen Generation an.

Deutschland wird sich auch, was die Erziehung der Volksjugend betrifft, wohl nicht Frankreich zum Muster nehmen wollen, wo noch im Jahre 1836, nach offiziellen Nachrichten, von 309,516 zum Kriegsdienst durch Conscription, also auch aus allen gebildeten Klassen, ausgehobenen Leuten 136,294 weder lesen noch schreiben konnten, und von 7232 vor die Assisen gestellten Personen 4239 ebenfalls gar nicht, 2073 aber nur sehr nothdürftig in dem Elementarunterricht bewandert waren, während es im Preußischen zu den seltensten Erscheinungen gehört, wenn ein 14jähriger junger Mensch, der in die Lehre zu treten beabsichtigt, noch nicht den nöthigen Schulunterricht genossen hat. Diese Nichtachtung des Schicksals der Jugend in gewerblicher Hinsicht schreibt sich auch noch aus den ersten Zeiten der französischen Revolution her, in welcher sogar die Religion aufgehoben war, die Elementarschulen, so unvollkommen sie auch waren, ganz eingingen,

und wo man alſo noch weniger Gewicht auf die gewerbliche Erziehung legte.

Nun kann man zwar ſagen, die obigen aus der neueren Zeit genommenen Thatſachen bewieſen nur, daß der Volksunterricht in Frankreich auch jetzt noch höchſt vernachläßigt ſey, indeſſen zeigen ſie auch, daß es nicht minder an andern Einrichtungen mangle, welche die Erziehung der Jugend befördern könnten, namentlich alſo auch an ſolchen, durch welche darauf gehalten wird, daß wenigſtens dem zu Gewerben beſtimmten bedeutenden Theil der Jugend doch die nöthigen Elementarkenntniſſe geſichert werden.

Wenn ſolche Vorſchriften in Frankreich exiſtirten, wie ſie noch jetzt in Deutſchland bei dem vorhandenen Theil der Zünfte beſtehen, ſo würden die Schulbehörden dadurch wohl gezwungen werden, auch ihrer Seits für Elementarunterricht zu ſorgen.

4) In Frankreich bekümmert ſich der Staat auch nicht darum, ob ein Lehrling ſeine Lehrjahre nützlich verwendet, und der Lehrherr ſeine Verpflichtungen gegen denſelben erfüllt, ebenſo wie dieß auch im Preußiſchen bei allen denen der Fall iſt, die ein Gewerbe unzünftig lernen.

Die Zünfte dagegen verlangen von einem Lehrling, ehe er zum Geſellen geſprochen wird, den Nachweis, daß er ſich auch die dazu nöthigen Fähigkeiten erworben habe. Ihnen ſteht auch das Recht zu, während der Lehrzeit zu controlliren, daß Lehrherren und Lehrlinge ihren Verpflichtungen genügen, damit letztere auch zu tüchtigen Arbeitern herangebildet werden. Sie ſtrafen die Schuldigen und halten die zur Schadloshaltung an, die darin etwas verſäumt haben.

Dieß iſt eine ſehr vorzügliche Seite der Zünfte, durch welche nicht nur brauchbare Arbeiter herangezogen werden, ſondern wodurch auch dem Entſtehen einer tüchtigen Meiſterſchaft und eines ſoliden Mittelſtandes im Bürgerthum vorgearbeitet wird. Deshalb ſollte der Staat ſich nicht zu hoch dünken, durch dergleichen Einrichtung auch für die Ausbildung der Jugend in gewerblicher Hinſicht zu ſorgen. Weshalb daher die Zunftverfaſſungen nicht in dieſer Hinſicht geehrt, beibehalten und auch gepflegt werden ſollten, läßt ſich nicht abſehen.

Dieſe Anſichten der Nichtachtung ſolcher Verhältniſſe ſind nicht auf deutſchem und nicht auf preußiſchem Boden gewachſen, ſondern

sind eine traurige Uebertragung aus dem benachbarten Frankreich, das mit vielem Guten, welches aus seiner Revolution auch für Deutschland entsprang, auch seine Fehler auf dasselbe übergeben ließ. Daß diese aber in Deutschland Wurzel geschlagen haben und zu wuchern drohen, ist durch Uebertreibung theoretischer Ansichten erzeugt und durch eine Unkenntniß des praktischen Lebens.

Der deutsche Ernst, die väterliche Fürsorge der Fürsten und der Behörden müßten aber dieses Beispiel Frankreichs nicht nachahmen, sondern die Sorgfalt, welche dieselben auf die religiöse und elementare Erziehung der Jugend verwenden, auch auf die Bildung ausdehnen, durch welche der zukünftige Bürger dereinst sein Brod verdienen, dem Staat ein nützliches Mitglied werden und zu einem gesitteten, gehorsamen und ehrliebenden Menschen und Staatsbürger erzogen werden soll.

Man könnte gegen diesen Vorschlag einwenden, daß durch die Zünfte dieß nicht immer erreicht sey, und daß dagegen aus unzünftig Gewerbetreibenden tüchtige und redliche Leute hervorgegangen wären. Beides ist allerdings begründet; Ersteres besonders seit der Zeit, seit welcher man die Zünfte Seitens des Staats vernachläßigte, seitdem durch die veränderte Munizipalverfassung die Gewerksassessoren aus invaliden Militair- und andern dazu untüchtigen Personen genommen wurden, wie späterhin ausführlich erörtert werden wird, und auch seitdem sie alle politische Einwirkung verloren. Zur Zeit aber, als die Zünfte noch in voller Wirksamkeit waren und ihr Streben sich nicht auf Nebendinge und Handwerkspossen beschränkt sah, war es nicht der Fall, daß so viele Lehrlinge und Gesellen, auch aus den Zünften, unwissend und unsittlich herangewachsen, sich allem Unfug hingaben, wodurch die Zünfte in Mißcredit kamen. Es ist auch nicht zu läugnen, daß auch ohne Zunftverband tüchtige und redliche Gewerbtreibende sich ausbildeten, aber wer zählt die andern, die darum untergingen, weil man sie nicht in der Jugend beaufsichtigte und anhielt, sich zu brauchbaren Leuten auszubilden?

Statistische Uebersichten und Erfahrungen lassen sich natürlich darüber nicht beibringen, aber es wird wohl Niemand im Voraus bezweifeln, daß die Jugend besser gedeiht, wenn sie vom 14ten bis 18ten und 20sten Jahre, sowohl in Hinsicht des Lernens, als der Zucht und Sitte unter Aufsicht steht, als wenn sie nur dem

gewerblichen Intereſſe eines Brodherrn preisgegeben iſt, wie dieß in Frankreich und bei den Unzünftigen in Deutſchland der Fall iſt, und auch bei Gewerksmeiſtern eintreten würde, wenn dieſe nicht wieder in dieſer Hinſicht unter Aufſicht ihrer Altmeiſter, der Gewerksaſſeſſoren und der Obrigkeiten ſtänden.

Für den Lehrherrn iſt der Lehrling nur Maſchine und Hülfsmittel zum Erwerb, inſofern er nicht vielleicht ſelbſt die Gewiſſenspflicht fühlt, gleichzeitig auch für die Ausbildung deſſelben zu ſorgen. Daß der Staat ſich aber allein auf dieſe Gewiſſenspflicht verlaſſe, in den Verhältniſſen, welche die Ausbildung der Jugend betreffen, und die für das Gedeihen der künftigen Generation ſo wichtig ſind, iſt eine ſehr mißliche, daher nicht zu verantwortende Sache.

Der Handwerksſtand iſt auch beſonders der Stand der zahlreichen ſelbſtſtändigen Mittelklaſſen des Bürgerſtandes und verdient auch in dieſer Hinſicht eine beſondere Fürſorge, da er in menſchlicher und politiſcher Hinſicht ungleich wichtiger iſt, als der wohlhabende Fabrikherr mit ſeinen hunderten von armen, nur im Dienſtverhältniß, nicht in Selbſtſtändigkeit lebenden Arbeitern. Es würden auch gewiß noch nicht ſo viele Fabriken entſtanden und nöthig geworden ſeyn, wenn man auf Ausbildung des Handwerksſtandes in dem verfloſſenen Jahrhundert mehr Fleiß verwendet hätte, denn eine Theilung der Arbeit und dadurch beabſichtigte mehrere Tüchtigkeit und Fertigkeit läßt ſich auch bei dem Handwerksſtande bewirken.

Der Gewerksmeiſter iſt aber nicht bloß verpflichtet, den Lehrling in ſeinem Metier zu unterrichten, ſondern ihn auch zum fleißigen Beſuch des Gottesdienſtes, zu guten Sitten und überhaupt zur Ordnung und zum Gehorſam anzuhalten, und die Mittel ſind ihm gegeben, dieß zu bewirken. Zwar ſteht auch dem unzünftigen Lehrherrn eine Disciplinargewalt zu, wenn dieß aber nicht ausreicht, oder wenn der Gewerksmeiſter vielleicht auch die Gabe nicht hat, ſich Autorität zu verſchaffen, oder wenn er wegen der Angehörigen deſſelben den Schein von ſich abwenden will, als verfahre er zu hart gegen denſelben, dann kann er ihn zum Altmeiſter, ja ſelbſt zum Gewerksaſſeſſor führen. Dieſe haben das Recht und die Pflicht, durch Ermahnung und durch alle Grade der disciplinären Gewalt, ſogar durch Arreſt und Züchtigung in

feierlicher Versammlung bestrafen zu lassen, und dadurch alle Mittel anzuwenden, die Besserung des Lehrlings zu bewirken. Für die unzünftigen Meister gibt es unter solchen Umständen diese Hülfsmittel nicht, sie können sich nur an die gewöhnlichen Polizeibehörden wenden, und den Lehrling in deren Bureau bringen, wohin auch Gesindel aller Art kommt und gebracht wird. Dieß ist ein ganz unpassender Ort, um der Jugend eines ehrliebenden Handwerksstandes Ermahnungen, Zurechtweisungen und wohl gar Strafe ertheilen zu lassen, und es ist eine unverzeihliche Nichtachtung des Handwerksstandes, bei der er nie zu Ehren kommen kann, wenn man so wenig sein Ehrgefühl schont. Daß die Zünfte daher sowohl den Unterricht, als die Erziehung der Lehrlinge beaufsichtigen und bewirken, und die Art, wie sie es nach ihrer Verfassung thun, ist eine vorzügliche Seite der Zünfte und sollte nicht untergehen, weil man den Zünften, nicht mit Unrecht, vorwirft, anderweitig auf so große Abwege gerathen zu seyn.

Was die Gewerbefreiheit, so wie sie jetzt dasteht, den Unzünftigen dafür gegeben hat, ist die traurige Freiheit, die man der Jugend gewährte, ohne Unterricht für den zukünftigen Beruf aufzuwachsen, unreif und unfähig in eine Selbstständigkeit zu treten, ehe sie erzogen ist und gehorchen gelernt hat.

5. Zu den guten Einrichtungen der Zünfte gehört auch, daß die Meister für unverschuldet herunter gekommene Mitmeister, für ihre Wittwen und Waisen sorgen müssen, nach näherer Bestimmung der einzelnen Innungsartikel und natürlich auch nach der Eigenthümlichkeit eines jeden Gewerbes. Dieß geschah eben sowohl dadurch, daß Geld gegeben, als Material vorgeschossen, oder daß unter Aufsicht eines andern Gewerkmeisters der erkrankten Meisterwittwen und Waisen Gewerbe fortgeführt wurden, daß man denselben vorzugsweise Gesellen zuwies ꝛc., und dieß Alles, um Zeit zu gewähren, durch Wiedergenesung, Verheirathung der Wittwen, Etablirung eines Kindes sich anderweitig zu helfen. Wie edel und christlich eine solche Einrichtung ist, einen schuldlos nothleidenden Gefährten und die Seinigen zu unterstützen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Für die Commune und den Staat hat sie aber den großen Nutzen, daß solche Personen nicht unglücklich werden, wohl gar der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen, und daß in allen noch das Ehrgefühl rege erhalten wird, lieber

durch eigene Ersparnisse sich eine gegenseitige Unterstützung zu verschaffen, als Almosen von der Commune zu nehmen. Daß mithin das Bestehen solcher Kassen durch Gewerksartikel zur Pflicht gemacht wird, und daß daher auch solche Meister dazu angehalten werden können, welche das Ehrgefühl und die Nächstenliebe nicht antreibt, für sich und die Gewerbegenossen durch solche Beiträge zu sorgen, ist eine für das Wohl der Communen und der einzelnen Familien zweckmäßige Maßregel.

6. Aus den Gewerkskassen wurden aber auch theils regelmäßige, theils, nach dem Zustande derselben, außerordentliche Zahlungen an Kirchen und Schulen geleistet, theils aus der Pietät, welche den Zünften überhaupt ursprünglich eigen war, theils aus besonderer Rücksicht für den Unterricht, welcher Waisen der Gewerksgenossen ertheilt wurde, und dieß muß für eine nicht minder achtungswerthe Seite der Zünfte erkannt werden. Nur durch Vereinigung in Korporationen war es den Gewerbetreibenden möglich, gemeinschaftliche Anlagen und Einrichtungen zu Stande zu bringen, durch welche sie den besseren und zweckmäßigeren Gewerbebetrieb bewirken, und Fortschritte in demselben machen konnten. Sowie man die Korporationen gesprengt hat, ist dieß nur dem Einzelnen, dem Begüterten möglich, dem wohl gar vom Staat dabei Vorschub geleistet wird. Alle Andern bleiben dagegen zurück und erliegen dem Monopol, welches das Geld den Reichen gewährt. So ist also nur eine neue Art des Monopols an die Stelle desjenigen getreten, das die Zünfte sonst durch vereinigte Kräfte zu erlangen bemüht waren, welches so verschrieen ist, und welches gegen das Geldmonopol doch immer seine Vorzüge durch Aufrechthaltung des Mittelstandes, und neben der Gewerbefreiheit gar keine nachtheiligen Folgen mehr hatte, ja selbst eben dadurch aufhörte, ein Monopol zu seyn.

7. Für die Gesellen existirt nach der Zunftverfassung auch die Verpflichtung, für erkrankte, oder sonst in Noth befindliche Mitgesellen zu sorgen, und deshalb eine Unterstützungskasse durch Abzüge von ihrem Verdienst zu bilden. Dieß gewährt gleiche Vortheile für die Commune und für den Staat wie die Gewerks- und Meisterkasse, und weckt gleiches Ehr- und Pflichtgefühl auch in dieser Sphäre der Gewerbegenossen, und ein gleiches Recht ist vorhanden, die Unwillfährigen dazu anzuhalten, denen ihre innere

Stimme es nicht selbst vorschreibt, für die ihnen Zunächststehenden zu sorgen. Eine freudige Erscheinung ist es dabei aber noch, daß die Gesellen sich gewöhnlich nicht damit begnügen, durch Geldzahlungen ihre Kameraden zu unterstützen, sondern daß sie auch persönlich für sie sorgen. Dieß ist denselben um so nützlicher, da die Gesellen gewöhnlich fremd an dem Orte sind, wo sie sich aufhalten, daher keinen Familienanhang und keine Unterstützung haben, und sehr verlassen seyn würden, wenn sich die Gewerkskameraden nicht ihrer annähmen.

Einige Gewerke geben auch den wandernden Gesellen Geschenke bei ihrer Ankunft, auch wohl bei ihrer Abreise, wenn sie nicht Arbeit finden, und das war zu seiner Zeit auch in mancherlei Rücksicht gut angebracht, möchte es aber jetzt weniger seyn, da das Wandern wohl nicht mehr zur Pflicht zu machen seyn würde, wenigstens nicht mehr allgemein zur Ausbildung der Gesellen nöthig ist. Es könnte aber den Beschlüssen einzelner Orte vorbehalten bleiben, in denen den Meistern oft sehr darum zu thun ist, daß neue Gesellen zuwandern, damit sie mehr Wahl haben, und nicht von den einmal vorhandenen Gesellen abhängig werden.

Die unzünftigen Meister und Gesellen tragen zu keiner Unterstützungskasse bei, wenn sie sich nicht freiwillig einer anschließen, und in guten Tagen denken nur Wenige daran, für die übeln zu sorgen, die dereinst kommen könnten. Der Geselle, der überdieß gar keine Communalabgaben zu zahlen hat, verjubelt auch wohl noch in der jugendlichen Unbesonnenheit die wenigen Groschen, welche er zur Krankenkasse zu geben hätte, und tröstet sich mit dem Glauben, daß, wenn er ja krank werden sollte, die Commune doch für ihn sorgen müsse und dann andere die Kosten für ihn tragen. Es ist auch schon eine nicht ungewöhnliche Erscheinung neuerer Zeit, daß zünftige Gesellen dieses Schlages aus der Zunft ausscheiden, um sich diesen Beiträgen zu entziehen, durch welche eine solche gegenseitige Unterstützung allein möglich wird.

Die Gegner der Zünfte werden nun sagen, daß solche Kassen und die Beiträge derselben ja auch anderweitig ohne Zünfte vorgeschrieben und administrirt werden könnten. Das ist richtig, aber weshalb etwas Neues schaffen, wenn schon das Alte so nützlich besteht, weshalb die guten Seiten der Zünfte nicht dulden, oder sie vielmehr mit ihnen untergehen lassen, um dasselbe auf einem

andern Wege zu schaffen, während in dem Organismus der Zünfte schen die beste Veranstaltung liegt, es dem Zwecke gemäß auszuführen, wenn nur von oben herab die in den Zunftartikeln vorgeschriebene Aufsicht geführt wird, und nicht Unfähigkeit, Schwäche oder wohl gar Schlechtigkeit dieß verhindern.

Diese Nichtachtung des Interesses der Einzelnen und der Commune kommt auch von der unrichtigen Auffassung dessen her, was die neueren Staatskünstler Staatszwecke nennen, bei denen man nur das Allgemeine vor Augen zu haben, und obige Interessen der Familien und der Einzelnen nicht zu beachten brauche. Nach diesen Ansichten ist es gleichviel, ob Kranke und sonst Nothleidende durch gegenseitige Unterstützung selbst für sich sorgen, oder ob dieß aus der Communalkasse durch städtische, den übrigen Einwohnern aufzuerlegende Abgaben geschehe, was für die Wohlfahrt der Einzelnen sowie der Communen ein so großer Unterschied ist, und wodurch in allen großen Städten die Communal- und besonders die Armenkassen sich in so ungünstigen Verhältnissen befinden.

Die sonst so wohlthätige Städteordnung hat zu dieser mißverstandenen Ansicht auch nicht wenig beigetragen. Sie hat die Städte dem Staat gewissermaßen gegenüber gestellt, da der Staat sich, nach der Städteordnung, wenig um das Innere derselben zu bekümmern hat, und daher auch das Interesse für die innere Verwaltung verliert, sofern diese nur den Staatszwecken nicht entgegen ist. Daß nun überdieß in Preußen die höhere Staatsgewalt in Gewerbepolizeisachen nicht zum Ressort des Ministerium des Innern gehört, unter welchen doch die städtischen Verwaltungen und Interessen überhaupt stehen, sondern daß die Gewerbeangelegenheiten dem Finanzministerium zugetheilt sind, möchte auch wohl eine stark mitwirkende Ursache seyn, daß das Staats- mit dem Communalinteresse nicht so verschmolzen wird, wie es in dieser Hinsicht nöthig seyn würde, wenn es gleich den Vortheil haben kann, daß das Finanzministerium bei seinen Einrichtungen auch die gewerblichen Zwecke mehr zu kennen und zu berücksichtigen Gelegenheit hat.

8. Die Zunftverfassungen verlangen auch von Jedem, der selbstständig ein Gewerbe treiben will, daß er die gewerbliche Tüchtigkeit dazu erworben habe. Die Gewerbefreiheit, so wie sie jetzt besteht, spricht dagegen den Grundsatz aus, daß jeder, welcher

Gewerbeſteuer bezahlt, oder bei Gewerben von noch geringem Umfang ſich nur in die Liſten eintragen läßt, ein Gewerbe ſelbſtſtändig treiben, Lehrlinge annehmen und ſich Meiſter nennen dürfe, ohne daß er ſich auszuweiſen braucht, ob er zu einem oder dem andern die Fähigkeit habe.

Nur bei Gewerben, bei welchen gemeine Gefahr vorhanden, wie bei den Bauhandwerkern, iſt eine Prüfung von Staatswegen, wenn auch erſt lange Zeit nach Emanirung der Gewerbefreiheit eingeführt worden.

In Frankreich bekümmert ſich auch Niemand darum, ob der Vorſteher eines Gewerbes die Fähigkeit habe, daſſelbe zu betreiben. Hat er ſie nicht, ſo mag er untergehen, und wie oben bereits erwähnt, möchte dieß gleichgültig ſeyn, ſobald von unmittelbaren Staatszwecken die Rede iſt; denn es wird bei dieſer Beſtimmung wohl nie an hinreichender und guter Arbeit fehlen, obgleich in den Provinzen jenſeits des Rheins, in denen ſchon längſt eine Gewerbefreiheit dieſer Art beſteht, die Bemerkung gemacht ſeyn ſoll, daß es an geſchickten Arbeitern im Handwerksſtande mangele, ſo wie dieß auch ſchon in allen Provinzialſtädten viel mehr als ſonſt der Fall iſt. Wichtig iſt es aber beſonders für die Erziehung der zum Gewerbe beſtimmten Jugend, daß Niemand Lehrlinge annehmen dürfe, der nicht nachgewieſen hat, daß er ſelbſt das Gewerbe gründlich verſtehe, zu dem er Lehrlinge annehmen will, oder daß er dazu wenigſtens einen geeigneten Stellvertreter in ſeinem Geſchäft habe.

Läßt man doch in keinem Lande, ſelbſt in Frankreich, Niemand zum Unterricht der Jugend auch in den allergeringſten Elementarkenntniſſen zu, wenn er nicht dazu befähigt iſt. Warum ſollte eine ſolche Vorſchrift nicht auch in Hinſicht des nicht minder wichtigen Unterrichts beſtehen, durch welchen der Lehrling fähig gemacht werden ſoll, dereinſt den Unterhalt für ſich und ſeine Familie zu erwerben und ſich zu einem brauchbaren Mitgliede einer Commune und des Staats auszubilden? Daß dieß in Frankreich nicht ſo iſt, liegt in der Sorgloſigkeit, welche man dort, zum großen Unglück des Landes, für die Jugend überhaupt hat, ſo daß, wie oben bemerkt, etwa ⅔ derſelben ohne den erſten Elementarunterricht heranwächst. Dieß ſollten aber Deutſche den Franzoſen nicht nachmachen. Ohne einen Nachweis der Meiſterſchaft, welcher am

leichtesten durch die Zunftverfassung zu bewirken ist, kann der Zweck des gewerblichen Unterrichts der Jugend nicht mit Leichtigkeit und Ordnung erreicht werden, und deshalb sollte auch Niemanden die Annahme von Lehrlingen verstattet seyn, der nicht nachgewiesen hat, daß er das Gewerbe versteht und selbst ausüben kann, in welchem er sich zu unterrichten verpflichtet, und wodurch er das künftige Schicksal der Jugend von sich abhängig macht.

Geschieht dieß nicht, so wird unbedenklich ein großer Theil der Jugend für seinen zukünftigen Beruf nicht hinreichend ausgebildet. Der Trieb, sein eigener Herr zu seyn, sich also zu etabliren, sich zu verheirathen, verleitet junge Leute ohnehin schon früh genug, sich den untergeordneten Verhältnissen zu entziehen, unbekannt mit den Lasten und Sorgen, welche den Bürger und Familienvater drücken.

Nun kann der Staat allerdings nicht jedes erwachsenen Menschen Vormund seyn, kann nicht leicht ein Etabliren verhindern, doch soll er dasselbe auch nicht begünstigen, sondern es ziemt sich wohl für ihn, daß er durch seine Gesetzgebung und durch einzuführende Meisterprüfungen, wie die Zunftartikel sie vorschreiben, den jungen Leuten einen Anhaltpunkt hinstellt, über den sie nicht leichtsinnig fortkommen können, sondern den zu übersteigen es noch einer eigenen Prüfung der Schwächen, eines Nachholens des Versäumten und einer kräftigen Anstrengung bedarf, um nicht mit dem Wunsche der Selbstständigkeit zurückgewiesen zu werden, und sich noch obendrein bei ihren Genossen Schande zu machen.

Wie viel Unglück hat schon die Gewerbefreiheit für die Einzelnen dadurch bereitet, daß sie jedem, der in jugendlicher Unbesonnenheit Lust hatte, sich zu etabliren, das Recht dazu verkaufte, und der dieß zu spät bereute, wenn eine traurige Erfahrung ihm erst zeigte, daß er noch nicht dazu fähig war, und daß er sich deshalb mit der ihm unterdessen gewordenen Familie nicht zu ernähren vermochte. Zerstörtes häusliches Glück, das Unglück der unterdessen ihm geborenen Kinder und selbst Verzweiflung sind die traurigen Folgen davon.

Es ist auch für die Communen und mittelbar für den Staat selbst nicht gleichgültig, ob bestehende Familien herunterkommen oder zu Grunde gehen, nicht nur, weil die Zahl der Unglücklichen

und Unzufriedenen dadurch vermehrt wird, weil sie den Armenfonds zur Last fallen, auch wohl zu schlechten Streichen und Verbrechen hingerissen werden, um nur Frau und Kinder zu ernähren, sondern weil auch die Erziehung der letzteren darunter leidet. Besser wäre es, daß die Kinder gar nicht in die Welt gesetzt wären, als sie nun so ohne Mittel der Erziehung verkommen zu sehen. Nun soll zwar der Staat nicht in den Fehler der Zünfte verfallen, als sie sich noch selbst regierten, und Beschränkungen des freien Gewerbes einführen, um unfähige Meister im Brod zu erhalten, er soll aber auch nicht das leichtsinnige Etabliren unfähiger Leute befördern, nicht für empfangene Silberlinge den unerfahrenen und noch unfähigen Leuten die Erlaubniß dazu ertheilen, und sie dadurch in Versuchung führen, als selbstständige Gewerbetreibende aufzutreten, während sie noch nicht die Fähigkeit dazu erlangt haben, während sie auch vielleicht noch zu jung sind, um die Pflichten eines Hausvaters und eines selbstständigen Gewerbetreibenden zu kennen, sondern nur blindlings in die schweren und ungekannten Verhältnisse eintreten, um nur nicht mehr gehorchen zu müssen, um sich zu verheirathen und sich Meister nennen zu dürfen.

Auch sollte der Staat den Begriff der Meisterehre, so wie überhaupt den Nachweis, daß sich einer tüchtig und brauchbar in dem erwählten Fach zeigt und als solcher anerkannt wird, nicht gering achten. Es ist ja unter allen Verhältnissen die Ehre ein so mächtiger und edler Antrieb, daß der Staat sich gewiß glücklich preisen kann, wenn seine Bürger darauf einen Werth legen, und sich dieselbe auch zum Antrieb ihrer gewerblichen Auszeichnung dienen lassen. Um wie viel besser ist dieser Antrieb, als das bloße Streben nach Geld, das schon so viele reelle Vortheile gewährt und sich auch ohne Ehre, wohl gar mit Aufopferung derselben erringen läßt. Wenn also die Bürger nicht selbst wünschten, daß Institutionen gebildet würden, durch welche die Meisterehre nur mittelst Ablegung einer Prüfung und mittelst Nachweis eines redlichen Lebenswandels erlangt werden kann und muß, so sollten vom Staate selbst solche Anstalten eingerichtet werden, um dem gewerblichen Streben auch noch edlere Motive zu geben, als der Geldgewinn ist, welcher dem durch feste Besoldung gesicherten Beamten oft so unwürdig erscheint, dem die Ehre mit dem Amte

von selbst zufällt, und der darum wohl den Stand der Gewerbetreibenden nicht mit Achtung betrachtet, weil er nur auf Gelderwerb basirt ist.

Ist denn aber der Titel Rath und geheimer und wirklicher Rath nicht auch eine äußere Bezeichnung der durch nachgewiesene Tüchtigkeit erhaltenen ehrenvollen Stellung, selbst wenn Jemand überhaupt wirklich nichts zu rathen hätte, oder nichts Geheimes? Weshalb sollte man dem gewerbetreibenden Stande nicht auch eine ähnliche Auszeichnung gönnen?

Dem Bürger war sonst der nach wohl abgelegter Meisterprüfung beigelegte Titel „Meister" in seiner Sphäre eben das werth, was dem Studirten das Attest über seine beim Examen befundene Tüchtigkeit gilt, und der ihm dann beigelegte Amtstitel. Was würde der Beamte sagen, wenn solche Amtstitel für Geld von jedem schlechten unfähigen Subjekt erkauft werden könnten, und dadurch der rühmliche Amtstitel in nichts versänke und wohl gar der Verächtlichkeit nahe käme, wie dieß jetzt häufig mit dem Titel „Meister" der Fall ist, der jedem schlechten und unfähigen Menschen gegeben werden muß, wenn er nur Patentsteuer zahlt. Der dadurch veranlaßte, gar nicht unbegründete Volksunwille hat sich dabei schon dadurch ausgesprochen, daß er diejenigen mit dem Spottnamen Patenter belegt hat, welche ohne Nachweis der Befähigung ein Gewerbe treiben.

Die bürgerliche Meisterehre sollte eben so wenig von einem unwissenden, nichtsnutzigen Eckensteher durch die bezahlte Gewerbesteuer zu erkaufen seyn, als der Staat seine Amtstitel für Geld feil hat, der sie nur der befundenen Tüchtigkeit beilegt, das Amt zu verwalten, oder sie für darin erworbene Verdienste gewährt. Die Verkäuflichkeit des Meistertitels an Jedermann, der bezahlt, oder vielmehr das in den Kaufgeben dieses Titels an den, der ein Gewerbepatent löst oder auch nur anmeldet, ein Gewerbe selbstständig treiben zu wollen, enthält offenbar eine Nichtachtung der bürgerlichen und gewerblichen Ehre, die der Bürgerstand schmerzlich empfinden und wodurch die Gewerbefreiheit ihm schon gehässig werden muß, ob sie sich gleich damit in gar keiner nothwendigen Verbindung befindet, sondern sehr gut neben der Achtung für gewerbliche Meisterschaft bestehen kann.

Gegen die Ablegung einer Meisterprüfung haben die Widersacher der Zunftverfassung zwar eingewendet, daß aus einem angefertigten Meisterstücke und selbst aus einer damit verbundenen Prüfung sich immer noch nicht die Tüchtigkeit eines Gewerbetreibenden für den praktischen Broderwerb beurtheilen lasse.

Derselbe Einwand läßt sich aber auch gegen alle Examina des Beamtenstandes machen, in welchem sich auch durch die Erfahrung zeigt, daß Jemand, der sein Examen wohl bestanden hat, hernach ein sehr unpraktischer Beamte seyn kann, und daß es dagegen sehr tüchtige Arbeiter und Geschäftsführer gibt, die kein Examen bestanden haben, auch nicht würden bestehen können.

Deshalb soll man aber doch für beide Verhältnisse die Examina nicht abschaffen. Sie gewähren immer den großen Vortheil, daß jeder, der sie noch zu bestehen hat, sich doch eifrig mit den Gegenständen seines Fachs beschäftigen muß, daß der Trieb in ihm erregt wird, das Fehlende nachzuholen, und sich die Kenntnisse zu verschaffen, die ihm zu seinem künftigen Beruf nöthig sind.

Zwar kann man noch sagen, daß der Staat die Prüfungen bei seinen Beamten, eben so gut wie bei den Gewerbetreibenden, bei denen öffentliche Gefahr obwaltet, z. B. bei Baugewerken, deshalb vorgeschrieben habe, damit das von ihnen zu übernehmende Geschäft nicht in unfähige Hände falle, und für das Gemeinwohl keine Gefahr entstehe. Dies sey bei den mehrsten andern Gewerken nicht zu befürchten, und deshalb habe der Staat kein Interesse dabei, ihretwegen Prüfungen anzuordnen. Hiebei würde es daher wieder auf Beantwortung der Frage ankommen, wie weit der Staat auch für das Wohl der Einzelnen und also für das mittelbare Staatsinteresse zu sorgen habe, und ob es nicht auch für ihn nothwendig sey, das Gedeihen desselben zu befördern, da der Staat doch nur eine Vereinigung einzelner Personen ist.

Dieß muß wohl bejaht werden, sowie doch auch andere Einrichtungen, sogar auf Kosten des Staats bestehen, als Lehranstalten zur Ausbildung der Gewerbetreibenden, Stipendien für einzelne derselben, Unterstützung zur besondern Vervollkommnung oder Erweiterung ihres Gewerbes, bei denen doch auch nur ein sehr mittelbares Interesse des Staats vorhanden ist, und wodurch auch zunächst nur für Einzelne gesorgt wird.

Darin liegt aber eben das Verführeriſche, das zu dem Grundſatz verleitet, man brauche ſich um das Gedeihen der Maſſe nicht zu bekümmern, weil es natürlich viel intereſſanter und erfreulicher iſt, für einzelne talentvolle und ſonſt unter günſtigen Verhältniſſen lebende, junge Leute oder Männer zu ſorgen, als für die große, oft ſchwerfällige, unempfängliche und wohl gar undankbare Maſſe. Bei erſteren ſieht man gleich, was man ſchafft, man hat die Freude, ſie über das Gewöhnliche zu erheben, etwas Außerordentliches zu leiſten, und wohl ſelbſt damit ohne viel Mühe zu glänzen, während man von den andern bei vieler Mühe wenig Erfolg und Früchte für ſeine Dienſt- und Lebenszeit ſieht und wohl noch Verdruß und Undank erntet. Deshalb iſt aber die Fürſorge für ganze gegenwärtige und künftige Generationen nicht minder verdienſtlich, ja ſelbſt ungleich höher anzuſchlagen.

Iſt doch der gewiß höher zu achten, der Mühe und Geld auf die Anlage von Baumſchulen und Obſtbaumpflanzungen wendet, von denen erſt die folgende Generation die Früchte ernten kann, als der, welcher in Treibhäuſern ſchnell reifende Früchte zieht, zum eigenen Genuß und zur Gabe für andere, die mit ihm leben und ihn dafür preiſen.

Wenn der Staat übrigens Einzelnen Unterſtützung gibt, ſey es in Geld, oder durch Geſchenk oder Darleihung von Maſchinen, oder anderer Hülfsmittel, ſo begründet derſelbe doch immer ein Verhältniß, das dem Monopol und dem Schließen eines Gewerbes ſehr nahe kommt, ja es wohl noch übertrifft, denn die andern Gewerbetreibenden können dagegen nicht aufkommen, weil ſie dieſe Hülfsmittel nicht haben, und ein ſo Begünſtigter ſchließt eigentlich doch die andern von der Einträglichkeit des Gewerbes aus, und monopoliſirt in mehr oder minderem Grade.

Ob nun gleich dagegen nichts einzuwenden werden ſoll, daß ſolche Begünſtigungen Einzelner unter beſonderen Umſtänden von den Staatsbehörden erfolgen, ſo möge doch dieſe Bemerkung ein Fingerzeig ſeyn, daß dieß auch ſeine Schattenſeiten für die andern hat, welche gleiche Gewerbe treiben, beſonders wenn gleichzeitig deren Ausbildung vernachläßigt wird, was unvermeidlich ſogar ihr Rückſchreiten veranlaßt. Es kommt dieß Begünſtigen der Einzelnen dem monopoliſirenden Geiſt der Zünfte ſehr nahe, nur mit dem Unterſchied, zu Gunſten der letzteren, daß dieſe ſich deſſen

ſchuldig machten, um ſich und ihre Familien in Nahrungsſtand zu erhalten und vor Untergang zu ſchützen, die Staatsbehörden aber nur aus perſönlicher Luſt, irgend ein Gewerbe zu fördern, wohl auch nur aus dem Streben, Andern auf Staatskoſten zur Betreibung deſſelben und dadurch zur Erlangung eines Wohlſtandes förderlich zu ſeyn, und ſich ihre Dankbarkeit zu erwerben, nicht ſelten auch wohl unter Zutritt einer perſönlichen Eigenliebe und Selbſtgefälligkeit.

Wenn es aber den Staat nicht einmal etwas koſtet, auch das Wohl der großen Mehrheit zu begründen, ihr Unglück zu verhüten und einen tüchtigen Mittelſtand zu bilden, wenn der Staat, um dieß zu bewirken, nur nicht die Meiſter- und Handwerkslehre für Geld feil zu halten braucht, ſondern wenn es nur darauf ankommt, ſie durch den Nachweis der Tüchtigkeit erwerben zu laſſen, da ſollte derſelbe doch gewiß dergleichen Inſtitutionen ehren und die Hand zu ihrer Begründung und Befeſtigung bieten.

Dieß kann aber durch zweckmäßige Geſtaltung der Zünfte auf einem leichten Wege erreicht werden, wenn man nur ohne Vorurtheil an die Sache geht, Liebe zu derſelben hat, und nicht durch Einſeitigkeit darin gehindert wird.

9. Eine fernere, für den Handwerksſtand ſehr wohlthätige Einrichtung iſt die durch die Zunftverfaſſung begründete, ſehr leichte Art, entſtehende Differenzen zu beſeitigen, welche ſogar bei einer Umgeſtaltung derſelben noch weiter ausgedehnt werden müßte, als ſie jetzt ſchon begründet iſt, da die Geſetzgebung ſchon durch Einführung der Schiedsmänner den Wunſch ausgeſprochen hat, daß nicht alle ſtreitigen Verhältniſſe des Lebens an die Gerichtshöfe gelangen möchten.

Die Verhältniſſe der Meiſter zu den Geſellen und Lehrlingen und umgekehrt, ſowie dieſer drei verſchiedenen Stufen der gewerblichen Verhältniſſe unter einander bringen nämlich, wo auch keine Zünfte vorhanden ſind, fortwährend Uneinigkeiten hervor, die ausgeglichen werden müſſen, und zwar nothwendiger Weiſe auf dem kürzeſten Wege. Frankreich hat dafür ſeine juges de paix, tribunaux civils, tribunaux de simple police und tribunaux correctionnels; ſchon eine große Mannigfaltigkeit der Behörden nach den verſchiedenen Gegenſtänden und nach dem Werth derſelben, wobei die Friedensrichter, vor welche die meiſten ſolchen Sachen gehören, zugleich Lokalbehörden bilden.

Mit den deutſchen Gerichtshöfen hat dieß bei der jetzigen Verfaſſung der meiſten eine andere Bewandtniß. Der Geſelle, der abreiſen muß, aber noch mit ſeinem Meiſter wegen des verdienten Lohns in Uneinigkeit geräth, ſey es, daß er auf Lohn oder auf Stück gearbeitet hat, kann nicht acht bis vierzehn Tage arbeitslos liegen bleiben, um Vorladung, Inſtruktion, Herbeiſchaffung von Sachverſtändigen abzuwarten. Er muß in wenigen Tagen Entſcheidung erlangen können.

Haben die Angehörigen eines Lehrburſchen über die Behandlung Beſchwerde zu führen, die er vom Meiſter oder deſſen Geſellen erleidet, oder vermag der Meiſter nicht mit den ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln den Lehrling in Ordnung zu halten, haben die Geſellen Streitigkeiten unter einander oder mit dem Meiſter, oder die Meiſter gegenſeitig, z. B. über unerlaubtes Entziehen der Geſellen oder Lehrburſchen, ſo haben die meiſten deutſchen Staaten nur ihre Gerichtshöfe, um ſolche Streitigkeiten auszugleichen und zu entſcheiden, und ſo ſummariſch bei dieſen auch das Verfahren eingerichtet ſeyn mag, ſo wird es doch zu weitläufig, und iſt unvermeidlich immer mit Koſten verknüpft. Die nicht zu den Innungen gehörigen Perſonen ſind in vielen darauf Bezug habenden Angelegenheiten an die Polizeibeamten verwieſen, und bei dieſen noch übler berathen als bei den Gerichtshöfen, denn die Polizeibeamten haben mit den übrigen Zweigen ihrer Verwaltung ſo viel zu thun, ſtehen nicht in allen Städten auf der gehörigen Stufe der Bildung, haben nicht ſo das Vertrauen des Publikums, daß ſie ſich für alle Geſchäfte dieſer Art, beſonders in Hinſicht des höheren Handwerksſtandes und in groſſen Städten dazu eigneten, und haben zuviel mit der Hefe des Volkes zu thun, die ſie zur Ordnung anhalten müſſen, als daß es ihnen nicht ſchwer werden ſollte, ſich in ihren Worten und ihrem Benehmen gleich umzuſtimmen, wenn ſie mit andern Verhältniſſen ſich zu beſchäftigen genöthigt ſind, die höher ſtehen und höher ſtehen müſſen, wenn der Handwerksſtand nicht zur unterſten Hefe der Bewohner herabſinken ſoll, mit der er dadurch gleichgeſtellt wird.

Aber auch die am beſten organiſirten Gerichte und Polizeibehörden werden für dieſe Gewerbegegenſtände immer das nicht leiſten können, was gut, ja ſelbſt nur mittelmäßig ausgeſtattete Altmeiſter unter ihrem Gewerksaſſeſſor in der Zunftverfaſſung zu wirken vermögen.

Diese sind nämlich von dem Gewerke selbst gewählt, haben daher auch das Vertrauen, wenigstens der Mehrheit der Mitglieder, haben genaue Kenntniß der Personen, über welche sie zu entscheiden, oder welche sie zu vergleichen haben, und was die Hauptsache ist, sie sind zugleich Sachverständige in diesen Gegenständen. Ob z. B. ein Geselle eine Arbeit tüchtig gemacht, ob er also den besprochenen Lohn verdient hat, kann nur der entscheiden, welcher mit dem Technischen genau bekannt ist, worauf es bei der Beurtheilung ankommt. Jede Justiz- und Polizeiperson würde in solchen Fällen immer wieder auf Sachverständige recurriren müssen, dadurch Aufenthalt veranlassen, und die Entscheidung würde dann, der Sache nach, immer in die Hände dieser Personen fallen. Wer aber als Sachverständiger zugezogen werden solle, dieß müßte dann wieder für alle Gewerbe und in großen Städten für alle Reviere derselben festgestellt werden, und würde eine sehr umständliche Organisation erfordern, die in den Gewerken schon vorhanden ist.

Auch die Schiedsmänner würden nicht einmal geeignete Personen zu solchen Entscheidungen seyn, da sie nur selten zu den Sachverständigen gehören möchten; indessen müßte es den Zunftgenossen auch verstattet seyn, auf diese zu recurriren, wenn sie mehr Vertrauen zu ihnen hätten.

10. Der von der Obrigkeit den Gewerken zugeordnete Beisitzer, welcher in der Regel aus ihrer Mitte genommen wird, ist ferner bei den Gewerken eine überaus wichtige Person, er bildet die obere Spitze derselben, und ist das Band zwischen denselben und den Communal- und Staatsinteressen. Von ihm hängt die ganze Handhabung der inneren Ordnung ab, er hat auf die Erfüllung aller vorhandenen Vorschriften zu wachen, führt den Vorsitz in den Gewerksversammlungen der Meister, unter seiner Aufsicht werden die beim Gewerk eintretenden und die zu Gesellen zu machenden Lehrlinge geprüft, so wie diejenigen, welche Meister werden wollen. Er ist zugleich ihr Rechtsbeistand, ihr oberster Schiedsmann, er repräsentirt in jeder Hinsicht in ihrer Mitte die Obrigkeit, und ist für alle ungesetzlichen Schritte derselben verantwortlich.

Wenn daher ein Gewerk seine Grenzen überschritt, wenn im Innern Unregelmäßigkeiten eintraten, war es zunächst seine Schuld.

Ihm lag aber auch ganz besonders die Verpflichtung ob, die Gewerksgenossen mit den vorhandenen, nach und nach ergehenden gesetzlichen oder sonstigen höheren Bestimmungen, welche ihr Gewerbe betrafen, in den Gewerksversammlungen bekannt zu machen, und sie ihnen zu erläutern, auch jedem Einzelnen, der hierin seines Rathes bedurfte, denselben zu ertheilen. — Es ist leicht gesagt, wenn die Gegner der Zünfte behaupten, daß es Sache eines Jeden sey, der ein Gewerbe beginne oder treibe, sich auch mit den dasselbe betreffenden höheren Bestimmungen bekannt zu machen, aber für die Praxis ist dieß nicht hinreichend. Der Handwerker, der vom frühen Morgen bis späten Abend in seiner Werkstatt sein Brod verdienen muß, hat häufig nicht die Mittel, sich die Gesetzsammlung zu halten, oder nicht die Zeit, sie zu lesen. Es muß eine Mittelsperson geben, durch welche die Bestimmungen der Gesetze auch auf die Menge übertragen und erläutert werden, denn sie können nicht so ausführlich gefaßt seyn, um dem weniger Gebildeten auch verständlich zu werden, und noch weniger können sie immer die Gründe enthalten, aus welchen sie erlassen sind. Eine specielle Bekanntmachung und Erläuterung der Gesetze ist daher für den Handwerker sehr nützlich, macht es ihm allein möglich, sie zu kennen und zu befolgen, und macht ihn auch williger dazu, wenn er dadurch die Gründe und die wohlwollende Absicht derselben erkennt. — Gibt es eine solche Mittelsperson nicht, so fallen die Gewerbetreibenden nur zu leicht den Winkelconsulenten in die Hände, die ein Interesse dabei haben, die Gemüther nicht zu verständigen und zu beruhigen, sondern eher aufzureizen, um sich ihnen um so unentbehrlicher zu machen. Der Beisitzer eines Gewerks kann und soll auch die Mittelsperson seyn, um die Gewerbegenossen mit den Fortschritten und den Erfindungen bekannt zu machen, welche einen Einfluß auf die Betreibung ihres Gewerbes haben, da es den meisten nicht möglich ist, sich aus Büchern ꝛc., oder unmittelbar davon Kenntniß zu erwerben.

Dieß ist aber leider der Theil von den Geschäften der Gewerksassessoren, in welchem dieselben im vergangenen Jahrhundert des Verfalls der Zünfte am wenigsten geleistet haben, da es ihnen dazu meist selbst an Vorbildung fehlte, wie in dem folgenden Theil dieser Abhandlung näher gezeigt werden soll.

Deshalb schließt es aber nicht aus, daß bei der Umgestaltung der Gewerke auch dafür gesorgt werde, daß es möglich sey, Männer an die Spitze derselben zu bringen, welche in jeder Hinsicht die nöthigen Eigenschaften besitzen. Läßt man den Gewerben die freie Wahl ihrer dann nur von der Obrigkeit zu bestätigenden Assessoren, so wird es, besonders in großen Städten, nicht an Personen fehlen, die sich dazu vorzüglich eignen. — Hätten die Fabriken-Commissarien, welche unter dem Fabriken-Departement standen, die Stellung gehabt, sich auch so für das Gedeihen des Handwerksstandes zu bemühen, wie sie es für die Fabriken und Fabrikanten verpflichtet waren, so würde dieß dem Handwerksstand sehr nützlich gewesen und er in der Mehrheit nicht so zurückgeblieben seyn.

11. Nicht unwichtig war auch die Stellung der Gewerksältesten und Assessoren als Sachverständige und Schiedsrichter, wenn Jemand sich wegen schlechter Arbeit oder wegen Uebertheurung über einen Meister zu beklagen hatte. Es bedurfte keiner gerichtlichen Belangung, sondern es wurde als Ehrensache des Gewerks betrachtet, daß kein Meister sich dergleichen zu Schulden kommen lasse. Es wurden Contraventionen der Art gleichsam als Disciplinarsache von den Gewerksältesten abgemacht, und ein Gewerksmeister konnte schon ehrenhalber nicht umhin, sich dem Ausspruch der Aeltesten zu fügen. Kam die Sache dennoch zur Entscheidung des Richters, so holte derselbe das Gutachten des Gewerksvorstandes ein, und der Betheiligte war gewiß, daß nur diesem gemäß erkannt wurde, er fügte sich daher lieber ohne Klage der Entscheidung der Altmeister und des Assessors. Als in späteren Zeiten, mit dem Verfall der Gewerke, die Gerichtsbehörden sich verpflichtet hielten, auch die geringsten Kleinigkeiten vor ihr Forum zu ziehen, verlor sich diese dem Publikum so nützliche Einrichtung immer mehr, welche bei Reorganisation der Zünfte wohl wieder hergestellt zu werden verdiente, da der Staat sich schon durch Einführung der Schiedsmänner dahin ausgesprochen hat, daß es wünschenswerth sey, die Gerichtshöfe von solchen geringfügigen Sachen frei zu machen, und dem Publikum die daraus hervorgehenden Vortheile zu verschaffen.

12. Außer den hier aufgeführten Gegenständen gab es noch manche eigenthümliche Gebräuche der Gewerke, welche, ohne sanctionirt zu seyn, als Sittengesetz galten, ihren guten Grund und

ihren Nutzen hatten, obgleich sie von den späteren philanthropischen und Rechtsansichten als ungebührlich verschrieen sind, und auch oft in Plackereien ausarteten.

Dazu gehörte z. B., daß in Gewerken, bei denen es leicht zu erreichen und daher gewöhnlich war, daß die Gesellen mit der Zeit Meister wurden, mit welchem neuen Stande sie sich dann erst zu verheirathen pflegten, verheirathete Gesellen manche Zurücksetzungen von ihren Mitgesellen erlitten. Bei solchen Gewerken wurde es daher nicht für anständig gehalten, sich im Gesellenstand zu verheirathen. Anders war es bei Gewerken, bei denen die Eigenthümlichkeit des Gewerkes es mit sich brachte, daß Gesellen Zeit Lebens in diesem Stande verbleiben mußten, wie dieß bei Maurern und Zimmerleuten die Regel ist. Da zur Meisterschaft in diesen Gewerben eine höhere Ausbildung und auch Vermögen gehört, und diejenigen, welche diese Qualifikation besitzen, nur eine kurze Zeit im Gesellenstande verbleiben, während alle übrigen nie aus diesem Stande heraustreten, so war es ganz natürlich, daß sie sich auch als solche verheiratheten, und bei ihnen wurde dieß daher nicht als etwas Ungehöriges betrachtet.

Bei den Schneidern dagegen ist es die Tendenz eines jeden Gesellen, Meister zu werden, und dieß ist auch leicht erreichbar für jeden, der sich die nöthige Fertigkeit in der Arbeit erworben, sich das wenige Geld erspart hat, oder es sonst besitzt, was zum Meisterwerden und zum Etabliren erforderlich ist. Für die Gesellen dieses Gewerks war die Verheirathung daher ebenso unzeitig zu nennen, als wenn Studenten und Referendarien eine Frau nehmen. Es war den Meistern gewiß auch nicht gelegen, verheirathete Gesellen zu haben, weil diese nicht mit dem geringeren Lohn der Unverheiratheten bestehen konnten, wegen häuslicher Behinderungen auch wohl die Arbeit nicht so förderten.

Die Familiensorgen derselben mochten auch wohl den heiteren Sinn stören, durch den die Gesellen und besonders die Schneider sich die Arbeit erleichterten, und so machte sich daher ein verheiratheter Geselle dem Meister und den Gesellen unangenehm, und durfte vermöge Gewerksgebrauch mit den Unverheiratheten nicht an demselben Tisch arbeiten; eine an sich sehr unschuldige Zurücksetzung, die aber dahin wirkte, das leichtsinnige Verheirathen der Gesellen zu verhindern, auch den unerlaubten Umgang mit

Frauenzimmern zu vermeiden, welcher überhaupt, als die Gewerbe noch in vollen Ehren ſtanden, für etwas Schimpfliches gehalten wurde, und auch durch Gewerksgebrauch verpönt war. Schlechte Arbeit der Geſellen wurde ebenfalls bei vielen Gewerken durch die Geſellen ſelbſt controllirt und beſtraft. Wer darauf betroffen wurde, mußte Geld zur allgemeinen Ergötzlichkeit zahlen; die Meiſter ſahen dieß ſehr gern, da die Mitgeſellen in einer Werkſtatt oder bei einem Bau leichter die Fehlerhaftigkeit der Arbeit controlliren konnten, als die Meiſter. Zugleich war es ein mächtiger Antrieb, nicht ſchlecht zu arbeiten, um nicht die Mitgeſellen freihalten zu müſſen, und noch obenein ausgelacht zu werden.

Auch ſolche kleine Handwerksrügen ſind recht nützlich und ſind zu dulden, wenn ſie nur nicht in Plackereien ausarten. Weil aber auch die beſte Sache einem Mißbrauch unterworfen iſt, ſo ſollte man über dieſen und ähnlichen nützlichen Handwerksgebräuchen nicht den Stab brechen und die ganze Zunftverfaſſung verwerfen. Es würde nun zweckmäßig ſeyn, noch zu erörtern, weshalb bei ſo vielen guten Seiten der Zünfte und bei den mancherlei Fortſchritten, welche der preußiſche Staat ſchon zu einer freieren Entwicklung der gewerblichen Verhältniſſe, beſonders durch das Landrecht und durch die Geſetzgebung von 1807 bis 1810 gemacht hatte, doch bei Einführung der Gewerbefreiheit keine Umgeſtaltung der Zünfte eingetreten iſt, die ſo nothwendig war, und weshalb jetzt, freilich etwas ſpät, vielleicht aber deshalb um ſo viel reifer und beſſer, der Zeitpunkt gekommen ſeyn möchte, die Zünfte wieder zu Ehren zu bringen, ſie mit der Gewerbefreiheit zu verbinden und zu verſöhnen, dadurch aber zugleich den Handwerksſtand wieder zu heben und ſein Gedeihen zu befördern. Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß in Preußen bis zum Tilſiter Frieden kein Miniſterium des Innern vorhanden war, zu deſſen Reſſort es ſonſt gehört hätte, dergleichen gewerbpolizeiliche Einrichtungen für die ganze Monarchie ins Leben zu rufen. Jede Provinz hatte ihren eigenen Departementsminiſter, dem nur oblag, für den Umfang derſelben Angelegenheiten zu beſorgen, welche zum Geſchäftskreis eines Miniſteriums des Innern gehören. Zwar waren die ſämmtlichen Provinzialminiſter in dem Generaldirektorium vereinigt, um auf dieſe Art allgemeine, den ganzen Staat betreffende Einrichtungen zu Stande zu bringen, aber dazu gehörte auch die feſte Hand

eines ſelbſtſtändigen Regenten oder eines Premierminiſters, die fähig war, die vereinten Kräfte zu einem Ganzen zuſammen zu halten und zu leiten.

Dies war für die Dauer nicht zu erwarten, und ſo ſchön dieſe Einrichtung erdacht war, ſo ſchwierig ward es doch, bei der immer größer werdenden Monarchie den beabſichtigten Zweck dadurch zu erreichen. Schleſien ſtand ſogar nicht einmal unter dem Generaldirektorium, und jeder Provinzialminiſter ſorgte um ſo mehr nur allein für ſeine Provinz, als er den Conflict mit den andern Miniſtern gern vermied, da deren ſo viele waren, und es ſchwer hielt, ſie beſonders in einer Angelegenheit zu vereinigen, bei welcher noch die Verhältniſſe der einzelnen Provinzen berückſichtigt werden mußten, aus welchen der preußiſche Staat allmählig entſtanden war. Daher zeigt auch die Erfahrung, daß in einzelnen Provinzen, namentlich in der Kurmark, in gewerblicher Hinſicht bei weitem mehr geſchehen war, als in andern. Den Provinzialminiſtern gegenüber gab es dagegen ein beſonderes Fabrikendepartement des Generaldirectoriums, welches die ganze Monarchie umfaßte und deſſen Wirkſamkeit darin beſtand, dem beſonders unter Friedrich dem Großen begünſtigten Fabrikenſyſtem den größtmöglichſten Aufſchwung zu geben.

Dieſes Departement konnte man als den natürlichen Gegner aller Zunfteinrichtungen betrachten. Mit dem Innern derſelben nicht vertraut, da dieſes nicht zu ſeinem Reſſort, ſondern zu dem der Provinzialminiſter gehörte, lernte es die Zünfte nur von ihrer monopoliſirenden Seite, von ihrem ewigen Beſtreben kennen, dem Aufſchwung der Fabriken und der gewerblichen Thätigkeit unzünftiger Gewerbetreibenden entgegen zu treten, durch welche ihre Nahrung beeinträchtigt wurde.

So ſehr deſſen Klagen über die nachtheiligen Folgen der Zünfte und über die Fehlerhaftigkeit ihrer Stellung begründet waren, und ſo ſehr ſie dadurch immer mehr in Verruf gebracht wurden, ſo wirkte dieß doch nur dahin, daß die Zünfte in ihrer äußeren Wirkſamkeit beſchränkt, nicht aber daß ihr Inneres verbeſſert wurde.

Bei dieſer den Zünften ſo nachtheiligen Verfaſſung der oberſten Staatsbehörden hätte man glauben ſollen, daß wenigſtens von den Gewerken ſelbſt und von den ſtädtiſchen Communen, die

damals faſt im ausſchließlichen Beſitz der Gewerbe waren, etwas würde geſchehen ſeyn, um den gewerblichen Verfaſſungen eine zeitgemäße Einrichtung zu verſchaffen, und ſich dadurch vor Verfolgung zu ſichern. Hier traten aber wieder Schwierigkeiten anderer Art entgegen. Die Communalverwaltung hatte nämlich längſt aufgehört, ein Ausfluß der Bürgerſchaft zu ſeyn. Zwar beſetzten die Magiſtrate die meiſten in ihrer Mitte vakant werdenden Stellen, ſowie die der ſtädtiſchen Unterbeamten, nach eigener, aber nicht nach freier Wahl.

Es war beſonders für die mittleren und kleinen Städte vorgeſchrieben, zu dieſen Stellen, vorzüglich aber zu den Polizeibürgermeiſtern, Militärperſonen zu wählen, die ſchon eine lange Reihe von Jahren im Militär gedient hatten, oder die früher in demſelben zum Dienſt unbrauchbar geworden waren. Den Offizieren, welche damals meiſt nur aus dem Adel genommen wurden, und von denen, wenigſtens zum Theil, eine höhere Bildung erwartet werden konnte, waren die Communalſtellen gewöhnlich zu ſchlecht, wenigſtens boten ſich ihnen, in den Poſtmeiſtern und in andern Stellen, aber auch nicht zum Vortheil dieſer Verwaltung, beſſere Gelegenheiten zu ſogenannten Verſorgungen dar. Die Communalämter in den mittleren und kleineren Städten fielen daher gewöhnlich in die Hände der Feldwebel und Unteroffiziere.

Wer nun die damalige Art der Rekrutirung der Armee kennt, bei der alle, bedingt oder unbedingt, vom Militärdienſt frei waren, die eine beſſere Erziehung beſaßen, als der groſſe Haufe, wird überzeugt ſeyn, daß der in der Regel kein beſonderer Rathsherr und Polizeibürgermeiſter wurde, der ſich zum Feldwebel oder Unteroffizier emporgeſchwungen hatte. Die gewöhnlichen Elementarkenntniſſe, eine gewiſſe Gewandtheit und Fügſamkeit in den Willen der Oberen, Strenge und ſelbſt Härte gegen die Untergebenen reichten aus, ſich zu dieſen Militärwürden zu erheben, aus denen ſie alſo in Magiſtratscollegien, ſowie zu den höheren Unterbeamtenſtellen übergingen, und in welche ſie nur die militäriſchen Härten übertrugen.

Sie gelangten indeſſen gewöhnlich nur zu dieſen Stellen, wenn ſie im Militärdienſt ſtumpf geworden. Ihnen waren die bürgerlichen Verhältniſſe nie bekannt geweſen, oder in der langen Militärdienſtzeit fremd geworden; ſie betrachteten den Civildienſt nur als Verſorgung für ihre alten Tage, und von ſolchen Leuten war

daher weder ein Streben für Verbesserung der Communal- noch der gewerblichen Angelegenheiten, ja nicht einmal eine Fortführung des vorhandenen Guten zu erwarten. Auch sagte man den Feldwebeln und Unteroffizieren der damaligen Zeit nach, daß sie ihre Stellung zu den Soldaten fleißig dazu benutzten, sich Gaben aller Art von denselben zu erpressen. Diese Uebung brachten sie dann auch häufig bei den Communalstellen in Anwendung, die sie als Assessoren der Gewerke zu unerlaubten Geldbeziehungen zu benutzen sehr günstige Gelegenheit hatten. Für die meisten der Gewerksassessoren hatten die Quartalversammlungen der Gewerke, in welchen die Befähigten zu Lehrburschen, Gesellen und Meistern angenommen wurden, keine andere Bedeutung, als daß sie bei denselben ihre Dienstemolumente bezogen. Waren sie auch mit den erlaubten Einnahmen derselben zufrieden, so bekümmerten sie sich doch wenig darum, den ihnen dagegen obliegenden Verpflichtungen zu genügen, oder statt des Fehlerhaften etwas Besseres zu schaffen.

Die erste Justizperson in diesen Städten war, unter dem Namen Justizbürgermeister, die erste obrigkeitliche Person und der Dirigent der Magistrats. Ein solcher Mann hatte genug mit seinen Gerichtsangelegenheiten zu thun, hatte in der Regel auch nicht einmal Kenntnisse von der Verwaltung, und von einem so zusammengesetzten Magistratscollegium war daher auch im Ganzen ebenso wenig etwas für die Verbesserung des Gewerbewesens in den mittleren und kleinen Städten zu hoffen. Der Verfall der Provinzialstädte datirt sich vielmehr von dieser Zeit und von diesen Einrichtungen, wenigstens waren diese Verhältnisse eine dabei kräftig mitwirkende Ursache.

In den größeren Städten ging es nicht viel besser. In ihnen waren die Magistratspersonen schon höher besoldet, und zu den Polizeibürgermeistern und sonstigen höheren Stellen gelangten daher nicht mehr die Feldwebel, sondern meistens die Regimentsquartiermeister, welche für die damalige Militärverwaltung, sowie für die Geldangelegenheiten der Regimenter und Offiziere sehr wichtige Personen waren. Sie brauchten nicht studirt zu haben, und erhielten die Magistratsstellen auch nur als Versorgung im vorgerückten Alter, oder als Belohnung für längere Dienstzeit. Zwar fanden sich darunter oft sehr gescheidte und mit praktischer Gewandtheit ausgerüstete Leute, aber mit den bürgerlichen Verhältnissen nicht

vertraut und in der Militäradminiſtration gealtert, mit dem Werth des Geldes zu bekannt geworden, war auch von ihnen für die Verbeſſerung des Gewerbeweſens nichts zu erwarten.

Mitglieder der Magiſtrate in den großen Städten waren auch die jedesmaligen Stadtgerichtsdirectoren und einige andere Juſtizperſonen, aber von dieſen galt in Hinſicht der gewerblichen und bürgerlichen Verhältniſſe daſſelbe, was von ihnen in den mittleren und kleinen Städten geſagt iſt.

Zum ganz beſonderen Verderben gereichte es aber den Zünften, daß die übrigen Mitglieder der Magiſtrate in den großen Städten, die doch den Hauptſitz der Gewerbe und Gewerke bildeten, nämlich die Stadträthe, welche beſonders die Gewerksaſſeſſorate bei den Gewerken zu verwalten hatten, aus den Referendarien und Aſſeſſoren der Juſtizcollegien genommen wurden, weil dieſe der Communalverwaltung am nächſten ſtanden, indem zur damaligen Zeit die Gerichtsverwaltung in den Städten noch ſtädtiſchen Patronats war; dieſe gingen daher aus einem ſtädtiſchen Geſchäftszweige in den andern über. Die für die Verwaltung ausgebildeten Referendarien und Aſſeſſoren der ehemaligen Kriegs- und Domainenkammer (jetzigen Regierungen) waren von den Magiſtraten getrennt, wurden daher auch nicht zu Stadträthen gewählt, da ihrer überhaupt gegen die Juſtizreferendarien nur ſehr wenige waren, und ſie ſich nur in der einen Stadt der Provinz befanden, welche der Sitz der Regierung war. Die Vorbildung der Juſtizreferendarien war aber nur dazu geeignet, ſie zu dem einen Theil der Geſchäfte der Gewerksaſſeſſoren geſchickt zu machen, nämlich zur Entſcheidung der in Gewerken zwiſchen Meiſtern und Meiſtern, dieſen und den Geſellen ꝛc. entſtehenden Streitigkeiten. Aber auch dazu fehlte es ihnen wegen des jugendlichen Alters ebenſo an Autorität als an Kenntniß der gewerblichen und bürgerlichen Verhältniſſe. Zu beiden gelangten ſie, bei ſonſt gutem Willen, erſt nach einer langen Reihe von Dienſtjahren, in welchen ſie ſich dann aber oft ſehr gut für die Gewerke ausbildeten. Techniſche Kenntniſſe, durch welche ſie den Gewerken hätten nützlich ſeyn können, um ſie mit der Zeit fortſchreiten zu laſſen, fehlten ihnen aber ganz. Die von den Gewerken zu beziehenden Gebühren waren den Gewerksaſſeſſoren als ſelbſt einzuziehender pars salarii angewieſen, und es gab auch dem beſten Gewerksaſſeſſor eine unwürdige,

demüthigende Stellung, daß er Geld aus den Händen der Leute annehmen mußte, deren Vorgesetzter er war, denen er Recht sprechen mußte, gegen deren etwaige Anmaßungen er auftreten sollte. Diese Abhängigkeit artete nicht selten in Gemeinheit und Schlechtigkeit aus. In den Gewerksassessoren lag aber nach der Zünfteverfassung eine Hauptstütze der Ordnung und des Nutzens, den sie zu gewähren bestimmt war. So wie diese Stütze schwach, schlecht, oder selbst ganz verderbt wurde, sank auch das Gebäude immer tiefer. Die Assessoren, die als obrigkeitliche Personen an ihrer Spitze standen, sowohl ihr Bestes zu befördern, als auch um den Anmaßungen und Thorheiten der Zünfte entgegen zu wirken, wurden häufig nur die Vertheidiger dieser Richtung, oder connivirten sie doch, um sich bei den Gewerken in gutem Credit zu erhalten, von denen sie lebten. So ungünstig diese Verhältnisse in den untern Regionen der Entwickelung des Handwerksstandes waren, ebenso ungünstig standen dieselben auch in den mittleren Sphären. Die Kriegs- und Steuerräthe, welche als Deputirte der Provinzial-Regierungen in den Kreisen die unmittelbare Aufsicht über die Communen und Magistrate auch in gewerblichen Verhältnissen führten, wurden auch aus der Sphäre der ebengedachten Regimentsquartiermeister genommen, ja selbst die Directoren in den Provinzialcollegien, der damaligen Kriegs- und Domainenkammern, und die Departementsräthe, welche die Angelegenheiten der Städte in denselben bearbeiteten, gingen meist aus ihnen hervor.

So bestand also das ganze damalige Personal, welches zum Besten gewerblicher Verhältnisse zunächst hätte wirken können, aus Leuten, welche keine hinreichende Vorbildung, sondern nur eine militärisch-practische Routine hatten, durch welche wohl eine polizeiliche Zucht gehandhabt, aber nichts Neueres und Besseres geschaffen werden konnte. Wer aber nicht vorwärts geht, geht rückwärts, und so ging es denn auch mit den Zunftverfassungen.

Die in den Referendarien und Assessoren der Kammern, jetzigen Regierungen, heranwachsende neue Generation wurde aber auch zu wenig durch das Leben erzogen, und lernte die Verhältnisse der unteren Sphären nicht aus eigener Anschauung und Beschäftigung in denselben kennen.

Es ist hier gelegentlich zu bemerken, daß das für die jetzt heranwachsende Generation und für den Staat, dem sie dereinst in der

Verwaltung dienen soll, besser wäre, wenn die zu Räthen der Provinzialregierungen bestimmten jungen Leute ein Jahr lang bei einem Magistrat oder bei einem Landrath arbeiteten, als wenn sie ein Jahr lang als gemeine Soldaten exerciren und auf die Wache ziehen müssen, während die Fertigkeit die dadurch erlangt werden soll, sich auf einem kürzeren und wohlfeileren Wege erlangen ließe, ohne die Ausbildung für den eigentlichen Beruf zu stören. Eine solche nur in den höheren Stufen der Verwaltung erzogene Generation, nur in den Doctrinen der neueren Schule auf den Universitäten vorgebildet, konnte zwar sehr nützlich seyn, und wurde es auch nachher, um die höheren Grundsätze der Staatsverwaltung ins Leben zu rufen. Diese aber auch mit den Sphären des Lebens zu verschmelzen, dazu fehlte es ihr an Kenntniß desselben und an Erfahrung, und die Fehler, die begangen wurden, auch die Nichtachtung der Zunftverfassungen haben darin ihren Grund. Die Nachtheile, welche die Zünfte hatten, sprangen in die Augen, standen vielfach den Staatszwecken so wie einer höheren Entwickelung entgegen, die guten Seiten konnte aber nur der erkennen, welcher mit ihrem inneren Leben vertraut war, und unter den Schlacken den guten Kern zu finden verstand.

Von dem Fabrikendepartement, als seinen Absichten entgegenwirkend, verschrien und verfolgt, von allen Polizeibehörden ungern gesehen, und wohl gar wegen mancher, durch rohe und eingewanderte Gesellen des Auslandes herbeigeführte Handwerkstumulte gefürchtet, von ihren eigenen gewerblichen Oberbehörden meist nur als Mittel zum Gelderwerb benutzt, nicht geehrt und nicht zum Besseren geführt, so wie aller politischen Einwirkung beraubt, versanken die Zünfte immer mehr. Sie ergaben sich den Handwerksmißbräuchen, Ungezogenheiten und Gewerksthorheiten, worin sie noch die einzige ihnen verbliebene Wirksamkeit fanden, und wovon sogar mehrere ihrer Mitglieder lebten oder Gewinn zogen, die daher eifrig bemüht waren, dieselben nicht ablommen zu lassen.

So war die Lage der Sache bis zur Zeit der französischen Invasion, der die Idee einer politischen und gewerblichen Freiheit längst vorangegangen war. Sie brachte die kräftigsten Erschütterungen in dem preußischen Staate hervor und veranlaßte eine durchgreifende neue Gesetzgebung, durch welche fast in allen Verhältnissen eine zeitgemäße

Veränderung erfolgte, welche, wenn auch mitunter zu weit gehend, doch dem Staat ein ganz neues Leben verlieh. Auch unendlich viele Beſchränkungen der gewerblichen Thätigkeit wurden aufgehoben. Die Bürger erhielten durch die Städteordnung von 1808 wieder die Wahl ihrer obrigkeitlichen Perſonen, brauchten dieſe auch nicht mehr aus alten Militärs, Regimentsquartiermeiſtern und Feldwebeln zu nehmen, ja es war ſogar vorgeſchrieben, den größten Theil der Magiſtratsmitglieder aus den gewerbtreibenden Bürgern ſelbſt zu wählen. Dadurch gelangten in die obrigkeitlichen Collegien viele, durch das Leben gebildete und Kenntniß von den unteren Verhältniſſen habende Perſonen, die Gewerksaſſeſſorate übernehmen konnten, und als unbeſoldete Ehrenmitglieder auch keine Gebühren von den Gewerken bezogen. In vielen Städten wurden auch den beſoldeten Magiſtratsmitgliedern die Aſſeſſoratsgebühren nicht mehr als pars salarii überwieſen, ſondern zur Stadtkaſſe eingezogen, und ſie alſo aus der drückenden und der Sache nachtheiligen Stellung befreit, von ihren Untergebenen Geld nehmen zu müſſen. Durch die Städteordnung erlangten auch die Stadtverordneten, als die Repräſentanten der Commune, das Recht, durch die von ihnen gewählten Magiſtrate Maßregeln zum Beſten ihrer bürgerlichen Angelegenheiten in Vorſchlag zu bringen, da es ihnen vorher ganz an einem Organ fehlte, ihre Wünſche auf geſetzmäßigem Wege zur höheren Kenntniß zu bringen.

Es wurden durch die neue Organiſation des Staats auch an die Stelle der Provinzialminiſter und des Generaldirectoriums Miniſterien für jeden Hauptzweig der Staatsverwaltung, alſo auch ein Miniſterium des Innern für die ganze Monarchie beſtellt, um eine Centralbehörde zu haben und allgemeine, auch gewerb-polizeiliche Maßregeln für das ganze Land durchzuführen. Um das Gute zu bewahren, was die ehemaligen Provinzialminiſter gehabt, wurden Oberpräſidenten als Centralpunkte für die Intereſſen mehrerer Regierungsbezirke eingeſetzt und die Regimentsquartiermeiſter gingen ganz ein, ſo daß es keine mehr in der Civilverwaltung zu verſorgen gab. Endlich wurde auch, wie es in andern Ländern ſchon lange vorher geſchehen war, im Jahr 1810 eine allgemeine Gewerbefreiheit proclamirt. Leider geſchah dies aber beſonders nur aus finanziellen Antrieben. Die gewaltigen Ausgaben, welche die franzöſiſche Invaſion herbeigeführt hatte, machten

es zum ersten Bedürfniß, Geld zu beschaffen, und so wurde im Jahre 1810 durch das Gewerbesteueredict bestimmt, daß, im schroffsten Gegensatze zu den Zunftverfassungen, für einige, an die Staatskasse zu zahlende Thaler alles zu erlangen war, was sonst nur durch jahrelanges Streben, saure Arbeit, mancherlei Geldaufopferungen und Nachweis der Befähigung zu erlangen war, nämlich das Recht sich zu etabliren, selbstständig ein Gewerbe zu treiben, Lehrlinge anzunehmen und durch eine spätere Verordnung auch das Recht, sich den sonst so hoch geachteten Titel: Meister, beizulegen.

Es war nicht etwa allein ein Unwille gegen die Gewerke, durch welche diese in eine so ungünstige Lage gebracht wurden, sondern die gebieterische Nothwendigkeit, den französischen Anforderungen wegen der rückständigen Contribution zu genügen. Die französischen Autoritäten wiesen darauf hin, doch dieselben Maaßregeln zu ergreifen, deren man sich schon längst in Frankreich bedient hatte, und wozu unter andern auch die Einführung einer Patentsteuer gegen völlige Freigebung des Gewerbebetriebs gehörte. Den Feinden war es natürlich gleich, in welcher Art das Geld beschafft würde, ob dem Lande dadurch auch ein anderer Schaden geschehe oder nicht. Die Eile, mit welcher daher die Gewerbefreiheit proclamirt werden mußte, um Geld zu beschaffen, auch wohl die Besorgniß, daß sich eine Opposition gegen diese, im Ganzen so zweckmäßige Gesetzgebung erheben und ihr schaden möchte, verhinderte, daß sie nicht, in dem sonst gewöhnlichen Wege, einer mehrseitigen Berathung unterworfen wurde. Man wollte auch schnell und mit einem Schlage die Schlacken der verflossenen Jahrhunderte fortschaffen, um nach den eben vorübergegangenen Kriegsleiden der Gewerbthätigkeit einen neuen Schwung zu geben. Man sah und kannte auch wohl nicht den guten gediegenen Kern, der unter diesen Schlacken verborgen war, oder wollte ihn nicht sehen und aufsuchen, um nicht den günstigen Zeitpunkt zu den Hauptverbesserungen und zur Emanirung der Gewerbefreiheit zu versäumen. Man hat für die damalige Zeit auch vielleicht wohl daran gethan, sich nicht mit den Details aufzuhalten, indem man es der späteren Zeit vorbehielt, das Gute, was sich für den Augenblick nicht berücksichtigen ließ, wieder zusammen zu fassen und in eine neue Ordnung zu formen.

Wenn daher in der folgenden Reihe der Jahre dies ins Stocken gerieth, so ist dies eine zu bedauernde Erscheinung, welche nicht der damaligen Gesetzgebung zur Last gelegt werden kann; wenigstens erfolgte auch bald nach der Emanirung der Gewerbefreiheit, unter dem 7ten September 1811, eine Verordnung, wodurch die näheren Bestimmungen bekannt gemacht wurden, unter welchen die Gewerbefreiheit nur gehandhabt werden sollte. Obgleich aber diese viel zweckmäßige Bestimmungen enthielt, so war für eine Verbesserung der Zunftverfassung darin doch nichts gethan.

Im Gegentheil brachte es die Gewerbefreiheit mit sich, daß jeder ein Gewerbe treiben konnte, ohne der deshalb bestehenden Zunft beizutreten, und sich den bei derselben bestehenden Ordnungen zu unterziehen. Den Zünften wurde es möglichst leicht gemacht, und sogar darauf hingedeutet, sich aufzulösen, ohne daß doch eine andere Ordnung dagegen eingeführt wurde, durch welche wenigstens das Gute der Zünfte aufrecht erhalten worden wäre, wenn sie gleich als monopolisirend nicht mehr bestehen konnten.

Obgleich die Magistrate die Aufsicht über die Gewerke führten, und dadurch an der Spitze der dahin gehörigen Gewerbepolizei standen, so wurde ihnen doch die Aufsicht über dieselben Verhältnisse der unzünftigen Gewerbtreibenden nicht übertragen. Wahrscheinlich geschah dies, weil man aus den vergangenen Zeiten wohl die Mangelhaftigkeit der Magistrate und ihrer Gewerksassessoren kannte, und nicht bedachte, daß durch die Städteordnung von 1808, also 2 Jahr vorher, auch für diese eine ganz neue Reform eingetreten war. Man gab die Aufsicht auf die nicht zünftigen Handwerker, deren sich gleich viele etablirten, theils der Gewerbesteuerdirection, theils den nach der Städteordnung von den Magistraten ganz getrennten besonderen Polizeibehörden. Diesen fehlte es aber sowohl an den dazu nöthigen Vorschriften, als an der erforderlichen Organisation, und so wurde die rasch entstehende Menge der Unzünftigen bald eine hirtenlose Schaar.

In den seit der Zeit verflossenen Jahren ist nichts wesentlich neues erschienen, als daß für einzelne Gewerbe, bei deren Betrieb gemeine Gefahr obwaltet, Prüfungscommissionen errichtet wurden, wie z. B. für die Baugewerke, bei denen jeder eine Prüfung mußte bestanden haben, ehe er sich selbstständig etabliren durfte.

In einzelnen Provinzen, wie in dem ehemaligen ſchwediſchen Pommern und in dem Herzogthum Sachſen, herrſcht nun noch der kraſſeſte Zunftzwang, in andern ſind die Zünfte mit ihren guten und übeln Folgen ſchon längſt aufgehoben, in der Mehrzahl beſtehen ſie aber neben den ſogenannten Patentern, ohne daß die Zunftverfaſſungen, die ſich aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts herſchreiben, eine zeitgemäße Umgeſtaltung und Verbeſſerung erhalten hätten. Dennoch hat ſich ein großer Theil der neu entſtandenen Gewerbtreibenden den Zünften angeſchloſſen, wegen der Vortheile, die ſie bei allen ihren Unvollkommenheiten doch noch gewähren. Die Zünfte haben es denſelben auch ihrer Seits leicht gemacht, bei ihnen einzutreten, indem ſie freiwillig bei manchen unnütz läſtigen Bedingungen nachgegeben haben.

Die Concurrenz, daß niemand mehr gezwungen war, den Zünften beizutreten, hat daher wenigſtens mittelbar in etwas zu ihrer Verbeſſerung geführt, und ſo ſehr eine zeitgemäße Herſtellung der Zünfte zu wünſchen, muß daher auch der Grundſatz bei ihrer Reorganiſation feſtgehalten werden, daß kein Gewerbtreibender gezwungen werden könne, den neu zu bildenden Corporationen beizutreten. Schon dadurch iſt den Nachtheilen und Gefahren vorgebeugt, welche die Zünfte früher hatten.

Wie ſehr es übrigens in der Natur der Verhältniſſe liegt, daß Leute, die eine gleichartige Beſtimmung haben, zuſammenhalten, und wie ſehr ihnen dies ein Bedürfniß iſt, zeigt der Umſtand, daß ſogar in einigen Städten die unzünftigen Gewerbtreibenden derſelben Art darauf antrugen, ſich Altmeiſter wählen, zu gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen die nöthigen Inſtitutionen treffen, und die nöthigen Geldmittel dazu mitbringen zu dürfen. Sie baten um Zuordnung eines Aſſeſſors, der die Aufſicht über das Ganze führen, ihr Obmann bei entſtehenden Differenzen ſeyn könne; die Unzünftigen wollten daher wieder eine Zunft bilden. So groß war das Streben, wieder eine innere gewerbliche Ordnung in den gewerblichen Verhältniſſen der gleichartigen Gewerbtreibenden zu Stande zu bringen. Dieſem Wunſch konnte aber nicht genügt werden, weil es an höheren Vorſchriften mangelte, welche Organiſation den etwa neu zu bildenden Zünften gegeben werden müſſe, und ſo ſchloſſen ſich die meiſten Unzünftigen, wie obgedacht, den ſchon beſtehenden Zünften an, oder machten es ihnen wenigſtens

ſo gut wie möglich nach, um nicht ganz iſolirt zu ſtehen. Daſſelbe zeigt ſich auch in allen Ländern, in welchen die Zünfte geſetzlich nicht anerkannt ſind, wie in Frankreich, der Lombardei, der Schweiz, wo ſich in den weſentlichen Gewerben doch zunftähnliche Gewohnheiten und Herkommen erhalten haben. Darin zeigt ſich aber der richtige Takt der Geſetzgebung, daß, indem ſie die leitenden Grundſätze der Staatsverwaltung vor Augen behält, doch den Eigenthümlichkeiten, den Bedürfniſſen und den Gewohnheiten der Länder und der Menſchen ſich anſchließt, und das in geſetzliche Formen bringt, was den Bedürfniſſen und Wünſchen der Regierten gemäß iſt. Sie muß nicht ſtörriſch in der Form ſeyn, wenn nur in der Sache der richtige Geſichtspunkt aufrecht erhalten wird. Ja, man kann ſagen, daß die Nation ein Recht hat, vom Staat zu verlangen, ihr dabei zu Hülfe zu kommen, wenn ſie die Zwecke des Staats in ſolchen Formen erreicht zu ſehen wünſcht, die ihren Gewohnheiten und Bedürfniſſen zuſagen, die zugleich dem Beſten der Einzelnen erſprießlich, und wodurch weder der Staat noch die Mitbürger beeinträchtigt werden. Eine Reorganiſation der Zünfte wäre daher eine Verpflichtung des Staats geweſen, wie ſie es noch iſt. Dabei hätte es ja jedem überlaſſen bleiben können, ob er der vom Staat ausgeſprochenen, ſo nothwendigen Gewerbefreiheit in der Form und Ordnung der Zünfte, oder als ganz iſolirter Arbeiter folgen wollte. Was aber freilich die Erziehung der Jugend und deren Ausbildung auch in gewerblicher Hinſicht betrifft, das hätte, wie oben ausgeführt, der Staat nie aus den Augen verlieren, nie der Gewerbefreiheit aufopfern, nie dem Zufall Preis geben müſſen, da dieſer Punkt zu wichtig für das Wohl des Staats iſt.

Wollte man in Preußen den Zünften keine verbeſſerte Form geben, da dann alle Privilegien aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gar nicht mehr paßten, ſo möchte es für die Sache beſſer geweſen ſeyn, man hätte mit der Einführung der Gewerbefreiheit ſie lieber ganz aufgehoben. Dann würde ſich das Bedürfniß derſelben bald deutlicher ausgeſprochen und um ſo eher eine neue Geſtaltung herbeigeführt haben, wie dies in andern deutſchen Staaten geſchehen, die ſchon ſeit längerer oder kürzerer Zeit mehr oder minder zweckmäßige Zunftverfaſſungen bei ſich eingeführt haben.

Nachdem die preußiſchen Provinzialſtände im Jahre 1815 ins Leben getreten ſind, und den Provinzen dadurch Gelegenheit gegeben iſt, ihre Wünſche auszuſprechen, haben dieſelben wiederholt, ſo wie auch viele Städte, eine neue Gewerbe- und Zunftordnung in Antrag gebracht.

Es iſt denſelben auch der Entwurf zu einem deshalb zu erlaſſenden Geſetz vorgelegt, und nach dem, was darüber aus den Provinzen verlautet, ſind die Erklärungen der Stände zwar ſehr verſchiedenartig ausgefallen, kommen aber doch in der überwiegenden Mehrheit dahin überein, daß die Gewerbefreiheit in ihren vollen Würden beſtehen möge, daß ſie aber durch Gewerbeordnungen und Zunftverfaſſungen möge geregelt werden.

Freilich können die Wünſche der ſo weit aus einander gelegenen und in ſo verſchiedenen Stufen der gewerblichen Entwicklung ſtehenden Provinzen nicht in allen Stücken übereinſtimmen, und bei einem für das Ganze zu erlaſſenden Geſetz würde es daher nur darauf ankommen, möglichſt allgemeine Grundſätze feſtzuſtellen, der Eigenthümlichkeit der Provinzen und ſelbſt der Orte den nöthigen Spielraum zu geben, auch ſo wenig Zwang als möglich dabei eintreten zu laſſen; denn ſelbſt das Gute, was aufgedrungen wird, hat viel weniger Werth, als wenn es aus eigener Ueberzeugung gewählt wird. Es möchte auch nicht ſchwer ſeyn, die zu erlaſſenden Beſtimmungen, wenn nur erſt ein Entſchluß über die Grundſätze gefaßt iſt, in guter bündiger Geſetzesſprache zuſammen zu tragen.

Man dürfte ſich die betreffenden Paragraphen des Landrechts zum Muſter dienen laſſen, von welchen ſogar viele unverändert ſtehen bleiben könnten, wenn nur das Ganze den Grundſätzen der Gewerbefreiheit angepaßt würde. Durch die Geſetzgebung in Würtemberg iſt auch darin ſchon ſehr gut vorgearbeitet, und es würde dem preußiſchen Staat zur Ehre gereichen, das Gute zu benutzen, wo es ſich findet. Würtemberg hat dieſelbe Criſis beſtanden, wie der preußiſche Staat, und hat ſich daraus ſchon die Erfahrungen entnommen, die es in ſeiner desfallſigen Geſetzgebung ausſpricht.

Was aber den Inhalt der für Preußen zu erlaſſenden Zunftordnung betrifft, ſo dürfte dieſelbe der würtembergiſchen nicht in allen Stücken gleich ſeyn; ſie müßte nicht, wie die ehemaligen

Gewerksprivilegien, Gewerbeberechtigungen vorschreiben, da diese mit der Gewerbefreiheit in realer und persönlicher Hinsicht nicht bestehen können; es darf daher auch niemand in der Ausübung eines Gewerbes dadurch Beschränkungen erleiden, noch dürften Zwangs- oder Bannrechte dadurch wieder eingeführt werden.

Die neuen Zunftordnungen dürfen nur Bestimmungen enthalten:

1) über die socialen Verhältnisse der zu einer Zunft vereinigten Gewerbtreibenden;

2) über die Erziehung der zum Gewerbe bestimmten Jugend zu fähigen, redlichen und wohlgesitteten Bürgern;

3) über die Beförderung des Bildungsganges der Gewerbegenossen in sittlicher und gewerblicher Hinsicht zur Förderung tüchtiger Leistungen;

4) über Nachweis der Fähigkeit, das Gewerbe zu treiben, auf welches Jemand sich in einer Commune etabliren und Lehrlinge annehmen will;

5) über die Unterstützung eines Zunftgenossen, zu seinem Fortkommen in der Welt, bei Krankheiten und andern Unglücksfällen, und über die Unterstützung der Wittwen und Waisen;

6) über die Beseitigung der Streitigkeiten, welche zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen unter sich und gegen einander entstehen, auf dem einfachsten Wege durch die Gewerksassessoren und Altmeister;

7) über die Sicherung des Publikums gegen schlechte Arbeit, Uebertheurungen und schlechtes Betragen von Seiten der Zunftgenossen.

Aus diesen allgemeinen Andeutungen folgt schon, daß man die Idee aufgeben muß, Zünfte für den ganzen Umfang der Monarchie einzurichten, noch weniger für ganz Deutschland, wie sie ehemals bestanden, und zum Theil noch vegetiren. Dadurch werden auch alle nachtheiligen Folgen beseitigt, welche weit ausgedehnte Verbindungen haben können. In jeder Gemeinde oder Kreisbezirke muß es verstattet seyn, für sich bestehende Innungen einzurichten, welche nur die oben angezeigten Zwecke haben dürfen.

Sind derjenigen, welche selbstständig ein Gewerbe treiben, nicht genug von einer Art, so können auch Meister verschiedenartiger Gewerbe in eine Innung zusammentreten, oder sich zu der des benachbarten Orts halten.

Besonders darf aber kein Zwang, den neu zu bildenden Innungen beizutreten, vorhanden seyn. Diese müssen vielmehr so eingerichtet werden, daß es einem Jeden Ehre und Vortheil gewährt, darin aufgenommen zu werden, daß aber auch ein Jeder ungestört sein Gewerbe betreiben kann, wenn er es seiner Convenienz nicht gemäß findet, der Innung beizutreten oder aus derselben zu scheiden. Diese Freiheit ist auch schon die Grundbedingung bei den wahren kaufmännischen Corporationen, welche in der neuern Zeit sich im preußischen Staat gebildet haben, und die sich dabei ganz gut befinden. Aus dieser Freiheit eines Jeden, sich zu einer Zunft zu halten oder nicht, folgt aber auch, daß keine Zunft gezwungen werden könne, Personen aufzunehmen oder zu behalten, die sich der Achtung der Gewerbsgenossen unwürdig gemacht haben, ja es müßte sogar die Aufnahme derjenigen untersagt und deren Verbleiben bei der Zunft unzulässig seyn, welche durch ein richterliches Erkenntniß wegen Vergehen und Verbrechen verurtheilt sind, so daß nur auf den Antrag eines Gewerks von der Ortsobrigkeit eine Dispensation eintreten kann, welche nur in dem Falle zu ertheilen, wenn der Moralität eines dem Gesetz Verfallenen nichts entgegensteht. Eben so müssen Zünfte auch befugt und verpflichtet seyn, solche ihrer nicht würdige Personen aus ihrem Zunftverbande auszuschließen.

Schon allein durch die Bestimmung, daß weder Meister noch Gesellen und Lehrburschen gezwungen sind, sich bei dem Gewerk aufnehmen zu lassen oder darin zu bleiben, fallen die meisten Mißbräuche weg, welche sich bei den Gewerken eingeschlichen hatten. Ihnen konnte damals keiner der Gewerbtreibenden ihrer Art entgehen, sie hatten ihn in Händen, und gegen tägliche Verationen konnte die obrigkeitliche Hülfe durch die thätigsten Assessoren doch immer nicht nahe oder nicht eindringlich genug seyn.

Diese Freiheit, der Innung beizutreten oder nicht, wird den Mitgliedern derselben auch Antrieb seyn, sich so ehrenwerth und anständig zu betragen und Plackereien zu vermeiden, daß jeder anständige Mann oder Jüngling kein Bedenken tragen wird, sich derselben anzuschließen. Ein Hauptgrund, daß der Handwerksstand nicht so in Ehren war, wie er seyn sollte, daß viele Eltern es vorzogen, ihre Kinder lieber in das so abhängige und meist schlecht bezahlte Verhältniß eines Bureaudienstes zu geben, statt sie

Handwerk lernen zu laſſen, lag darin, daß ſie gezwungen waren, ſie dann auch der Innung beitreten zu laſſen, ohne welche weder das Erlernen, noch das Betreiben eines Gewerbes möglich war, und durch welche dieſelben dem ſchlechten Umgange, ja ſelbſt der Brutalität roher Geſellen ausgeſetzt waren.

So lange ein Zwang vorhanden iſt, muß nothwendig auch jeder Verbrecher, nach Abbüßung ſeiner Strafe, berechtigt ſeyn, der Zunft beizutreten oder wieder dahin zurückzukehren, weil man ihn ſonſt ganz vom Broderwerb ausſchließen müßte. So war denn auch früher eine Verordnung ergangen, daß junge Menſchen, wenn ſie auch Zuchthausſtrafe erlitten, doch bei der Zunft aufgenommen werden mußten.

Welche Freude und Ehre kann es aber ſeyn, zu einer Corporation zu gehören, zu welcher auch alle Verbrecher freien Zutritt haben, und mit welchen man daher mehr oder minder in Gemeinſchaft leben muß.

Es ſcheint, daß man noch im Preußiſchen von der Oeffentlichkeit zu wenig Gebrauch macht. Es würde ſicher der Autorität des Staats ganz unſchädlich ſeyn, wenn der Entwurf einer Zunftordnung, aus gegebenen Geſichtspunkten, zum Gegenſtand einer öffentlichen Preisbewerbung gemacht würde, und der Staat ſich dadurch vorarbeiten ließe. Es mag eine ſchwierige Aufgabe für einen Beamten ſeyn, vielleicht gar neben ſeinen currenten Geſchäften ſolche ſehr in die Details gehenden Verordnungen zu entwerfen, beſonders da ſo manche Erfahrungen aus den gewerblichen und in der höheren Sphäre weniger gekannten Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens dazu gehören, ohne welche ſich ein ſolcher Entwurf nicht genau demſelben anpaſſen läßt. Geſetze über Gerichtsordnungen und über das Civilrecht laſſen ſich viel leichter geben; denn alle die, welche damit beauftragt werden, ſind während ihrer ganzen Amtszeit damit vertraut geworden. Anders verhält ſich dies aber mit einer Zunftordnung; dieſe müßte recht eigentlich aus dem Volke hervorgehen und zuſammengeſtellt werden durch Männer, welche mit deſſen Bedürfniſſen vertraut ſind. Wie man ſagt, iſt im Preußiſchen kein einziger Magiſtrat über den Entwurf einer Gewerbeordnung gehört worden, noch ein ſolcher von ihm ausgegangen, und die Berathungen der Provinzialſtände, ſo wie des Staatsraths, reichen für eine zweckmäßige Faſſung nicht

aus, da wohl wenige Mitglieder darin seyn mögen, welche die Kenntnisse dazu haben.

Geschehen muß aber im Preußischen etwas, um in den Verhältnissen des Handwerksstandes das herzustellen, was zu seinem ruhigen und gedeihlichen Bestehen erforderlich ist und wodurch er sich früher so auszeichnete, daß der deutsche Handwerker in allen Theilen Europas, und selbst in der neuen Welt, immer als der brauchbarste und der gesetzlichste geachtet wurde, weil das deutsche Zunftwesen die tüchtigsten Arbeiter lieferte, und so den nützlichen Mittelstand bildete. Es möchte nicht rathsam seyn, diesen durch Nichtachtung seiner Erziehung und seiner Verhältnisse immer mehr zurückkommen zu lassen, und, wie Herr v. R. die Aeußerungen des erfahrenen Gubernialsekretairs in Mailand wiedergibt, nach Art der französischen Revolution, den Gewerbleuten als Sachkundigen das Gewerbe zu entreißen, um es dem Geldcapital mit seinen Vortheilen in die Hände zu spielen. Durch Nichtachtung und Vernachlässigung der Corporationsverhältnisse, durch Auflösung des geistigen Bandes und der Verknüpfungen, welche dieselben gewährten, kann auch ohne Pöbelbewegungen, ohne Mord und Verheerung, unter dem trügerischen Anschein eines ruhigen Fortschreitens zum Besseren, allmählig eine gleich verderbliche Auflösung des Ganzen herbeigeführt werden. Dies kann auch dadurch geschehen, daß man es dem Volke bequemer Weise überläßt, wie es sich selbst helfen und welche Einrichtungen es freiwillig treffen wolle, denn solche Selbsthülfen möchten leicht etwas unbequem werden und einer richtigen Staatspolitik nicht entsprechen.

Ueber die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere,

über

die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art, Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen.

Wenn in früheren Zeiten der Kredit der Staaten und Regierungen sehr gering war, wenn in England die Regierung im Jahre 1689 die größte Mühe hatte, eine gar nicht bedeutende Summe gegen 7—8 % Zinsen zu erborgen, und man in Frankreich um das Jahr 1716 ein Kapital von 32 Millionen Livres verschreiben mußte, um 8 Millionen wirklich zu erhalten, wenn man häufig zu Zwangsmaßregeln aller Art schreiten mußte, um in dringenden Fällen das zu Befriedigung außerordentlicher Staatsausgaben nöthige Geld herbeizuschaffen, so liegen die Ursachen dieser in unsern Zeiten sehr befremdlichen Verhältnisse ziemlich nahe und treten sofort zu Tage, wenn man die damaligen Grundsätze und die damalige Lage der Regierungen und Völker etwas genauer betrachtet.

Die ersteren waren theils noch nicht genug erstarkt und gekräftiget nach dem Kampfe mit übermüthigen Vasallen und empörten Parteien, theils waren ihre Ansichten und Grundsätze noch nicht genug erleuchtet, geläutert und gesichtet, um ihre wahren Interessen in dieser Beziehung aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten, und von allerhand directen und indirecten Gewaltstreichen gegen die Beutel ihrer Gläubiger und Unterthanen abzustehen. Nur zu häufig wurden Reduction der Schulden und Ausprägung geringhaltiger Münzen, die zu einem den innern Werth

derſelben weit überſteigenden Courſe ausgegeben wurden, als Mittel genutzt, um ſich drückender Verbindlichkeiten zu entledigen, oder in Nothfällen die erforderlichen Summen zu erlangen, ohne zu neuen Auflagen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Die Völker waren von innern und äußeren Kriegen, und den in deren Folge entſtandenen Verheerungen und rückſichts- und ſchonungslos aufgelegten Auflagen erſchöpft; Ackerbau und Induſtrie ſtanden noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, und die Anſammlung der Kapitalien wurde außerdem noch durch eine Menge fehlerhafter Verwaltungs- und Finanzmaßregeln, Verordnungen und Bedrückungen geſtört, ſo daß die Zahl der großen Kapitaliſten ſehr gering war.

Es fehlte alſo auf der einen Seite an Mitteln, große Summen zu beſchaffen, und auf der andern Seite war das ſeither beobachtete Verfahren derer, die ihrer bedurften, keineswegs geeignet, das Zutrauen derer zu erwecken, die über größere Kapitalien zu verfügen hatten. Die Erfahrungen der nächſten Vergangenheit noch vor Augen, mußten ſie jeden Augenblick die Erneuerung der früheren Staatsſtreiche befürchten, und es war ſomit ganz natürlich, daß ſie großes Bedenken tragen mußten, ihr Vermögen dem Staate anzuvertrauen, da ſie, unter den damaligen Umſtänden, nie wiſſen konnten, ob der Staat ſie überhaupt bezahlen werde, geſchweige denn, wie viel ſie von ihm erhalten würden, und wann die endliche Rückzahlung erfolgen werde.

In allen dieſen Umſtänden lag zugleich der Grund, warum der Umſatz der Staatspapiere mit großen Schwierigkeiten verbunden war, und warum man niemals ſicher darauf rechnen durfte, ſie, in dem Falle des eigenen Bedarfs, bald und ohne Verluſte verſilbern zu können. Sein Vermögen dem Staate anvertrauen, hieß alſo zu damaliger Zeit faſt ſo viel als: ſich aller weitern freien Dispoſition über daſſelbe begeben, ohne eine ſichere Garantie, je wieder zu derſelben gelangen zu können, oder ſie ohne große Verluſte wieder zu erlangen.

Solche Beſorgniſſe konnten natürlich nur durch die Ausſicht auf ſehr große Vortheile aufgewogen werden, die in der Regel in der Zuſicherung gewiſſer Monopole, Gerechtigkeiten oder Privilegien, oder in der Ueberlaſſung gewiſſer Einkünfte, oder in der Zuſage hoher Zinſen und in der Verſchreibung eines, das Erhaltene vielfach überſchreitenden Nominalkapitals beſtanden. Dies

alles geſchah, weil es den Privatleuten an hinlänglichen Kapitalien, den Regierungen aber an hinlänglichem Kredit fehlte, um die vorhandenen Kapitalien ohne die größten Opfer zu ihrer Verfügung geſtellt zu ſehen. Noch iſt wenig mehr als ein Jahrhundert ſeit jener Periode vergangen, und doch ſind in dieſer Hinſicht die größten Veränderungen eingetreten. Die Regierungen ſind conſolidirt und erſtarkt, und haben ſich zu den Grundſätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit gegen ihre Gläubiger bekannt, welche, wie ſie gegenwärtig ſehr wohl wiſſen, nur zu ſehr und zu innig mit ihren eigenen Intereſſen verbunden ſind, als daß man befürchten dürfte, ſie würden anders als in dem Falle der äußerſten Noth davon abweichen.

Beſſere Verwaltungs- und Finanzgrundſätze und Einrichtungen ſind an die Stelle der fehlerhafteren getreten. Der Handel und die Induſtrie haben in dieſem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume einen nie geahnten Aufſchwung genommen, und es hat ſich, beſonders durch den eigenen Gang der letzteren, die Anzahl der großen Kapitaliſten, wie die Anzahl der Kapitale gar ſehr vermehrt. Der öffentliche Kredit hat ſich gebildet und entfaltet und iſt mit den Kapitalen in eine Art der Wechſelwirkung getreten, welche früher ganz unmögliche und unerhörte Erſcheinungen hervorgebracht hat.

Er iſt es, der den Regierungen den Schlüſſel zu den Kaſſen der Kapitaliſten in die Hände gegeben hat, und dieſen hinwiederum fortwährend die Mittel zu Anhäufung neuer Kapitalien ohne Aufwand von Zeit und Arbeit in den, wenn auch gegen frühere Zeiten gar ſehr geminderten, aber immer noch bedeutenden und viel gewiſſeren und beſſer geſicherten Vortheilen verſchafft, die er ihnen, wenn ſie ſich ſeinem Dienſte widmen, darbietet.

Dieſe Wechſelwirkung hat den Regierungen das Schuldenmachen immer mehr erleichtert, und jede contrahirte Staatsſchuld hat den Staatsgläubigern immer wieder Mittel zu neuen künftigen Darleihen verſchafft. Auf ſolche Weiſe iſt denn nun das Staatsſchuldenweſen nach und nach auf dem Punkte angelangt, auf welchem es ſich gegenwärtig befindet.

Das meiſte hat dazu die Pünktlichkeit der Regierungen in der Erfüllung ihrer gegen die Staatsgläubiger übernommenen Verbindlichkeiten beigetragen, wodurch beſonders auch die Möglichkeit, die Staatspapiere in jedem beliebigen Augenblicke leicht und, bei

gewöhnlichen Umständen, ohne den geringsten Verlust umsetzen zu können, herbeigeführt worden ist, und daß dieser Umsatz viel leichter und mit viel geringeren Umständen als bei allen andern Privatschuldverschreibungen, mit Ausnahme der Wechsel, vor sich geht.

Jene Pünktlichkeit der Regierungen in Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten, besonders die prompte Zinszahlung, die Leichtigkeit des Umsatzes und, unter gewissen Umständen, die Aussicht, ganz ohne Agiotage, durch das Steigen der Course fast gewisse Gewinne machen, und die Möglichkeit, in jedem beliebigen Augenblicke das in Staatspapier angelegte Vermögen herausziehen und anderweitig darüber verfügen zu können, gibt ihnen einen entschiedenen Vorzug vor Privatanleihen, welcher die größere Möglichkeit, durch außerordentliche Umstände größere Verluste zu erleiden, überwiegt, den Besitz von Staatspapieren vorzüglich größeren Kapitalisten angenehm macht, und sie auch immer mehr in die Hände der kleineren Kapitalisten bringt. Indessen erfordert der Besitz von Staatspapieren immer eine gewisse Vorsicht, und es gehört eine gewisse Umsicht dazu, zu rechter Zeit und in der die günstigsten Fälle bietenden Art dergleichen Papiere zu kaufen, sie bei schwankendem Course nicht über den wirklichen Werth zu bezahlen, und zu rechter Zeit wieder zu verkaufen, wenn nicht zuweilen empfindliche Verluste eintreten sollen.

Wie in allen scheinbar auch noch so verworrenen Verhältnissen, so walten auch in dieser Beziehung gewisse Regeln ob, welche man kennen muß, um gegen Verluste von mancherlei Art gedeckt zu seyn. Diese sollen gegenwärtig aufgesucht werden. Ehe wir jedoch dazu vorschreiten, ist es nöthig, die verschiedenen Formen, unter denen Staatsanleihen gemacht werden, etwas näher zu beleuchten.

Der Staat kann, wie der Privatmann, nur dadurch die Kapitalisten zu Vorschüssen bewegen, daß er ihnen gewisse Vortheile dafür verspricht. Diese können in den Zinsen, in der Verschreibung eines, das erhaltene Kapital mehr oder weniger übersteigenden Nominalkapitals, oder in der Verschreibung zeitiger oder fortdauernder Renten, oder endlich in gewissen Wechselfällen des Glücks, oder in der Vereinigung mehrerer dieser Vortheile bestehen, die er seinen Gläubigern darbietet. Zugleich aber müssen auch die verschiedenen Bedingungen der Tilgung festgestellt werden.

Anleihen gegen Verzinſung und Kündigung und gegen Renten ſind die gewöhnlichſten Formen, unter denen Staatsſchulden gemacht werden.

Die Kündigung kann möglicher Weiſe beiden Theilen zu ſtehen, oder nur einem Theile vorbehalten bleiben; ſie kann entweder zu jeder beliebigen Zeit erfolgen, oder erſt nach einer gewiſſen Zeit eintreten dürfen, wie dies Alles bei Privatſchulden ebenfalls ausgemacht werden kann.

Schließt indeſſen auch die Natur der Staatsſchulden keine dieſer verſchiedenen Bedingungen aus, ſo wird doch in der Regel gegenwärtig den Staatsgläubigern das Aufkündigungsrecht nicht zugeſtanden, und zwar aus naheliegenden Gründen.

Stünde den Staatsgläubigern nämlich auch ihrerſeits das Kündigungsrecht zu, ſo wäre mit Grunde zu befürchten, daß das erſte längere Steigen des Zinsfußes im gewöhnlichen Verkehr von den Staatsgläubigern benutzt werden würde, um den Staat mittelſt allgemeiner Kündigung zu Gewährung höherer Zinſen zu nöthigen, ohne daß dieſer im Stande wäre, durch irgend eine Finanzoperation dieſem Zwange auszuweichen. Er müßte ſich alſo der Forderung fügen und könnte, wenn der Zinsfuß im Allgemeinen wieder ſänke, nur durch eine neue, immer mehr oder weniger koſtſpielige Finanzoperation eine Herabſetzung der Zinſen erlangen.

Bei drohendem Kriege oder bei inneren Unruhen würden ebenfalls ſofort allgemeine Kündigungen eintreten und die Staaten, die gerade zu ſolchen Zeiten die meiſten Geldmittel brauchen und den geringſten Kredit haben, würden wahrſcheinlich in die Lage verſetzt werden, ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können, und ſomit für den Augenblick allen Kredit verlieren.

Aus allen dieſen Gründen wird gegenwärtig den Staatsgläubigern die Kündigung nicht mehr zugeſtanden. Weniger nachtheilig wären die übrigen Arten der Kündigung, und ganz unſchädlich für den Staat wäre es, dieſem die willkürliche Kündigung vorzubehalten. Indeſſen iſt die neuere Staatspraxis, wenigſtens in größeren Staaten und bei größeren Schulden, auch davon abgegangen, und hat, in Bezug auf die wirkliche Tilgung der Staatsſchulden, es vorgezogen, dieſelbe an gewiſſe vorausbeſtimmte Zeitfriſten zu knüpfen, zu denen jedesmal ein gewiſſer Theil der Schuld abgezahlt wird.

In Deutſchland iſt dieſe Art der Staatsſchulden die gewöhnliche. In England beſtehen ſie noch häufig unter der Form von Renten oder Annuitäten. In dieſer Form werden den Staatsgläubigern für ihr Kapital gewiſſe jährliche und ſich gleichbleibende Raten ausgezahlt, die etwas mehr als der ſtipulirte Zinsfuß betragen. Dieſer Zuſchlag zu der Verzinſung wird als Abſchlagszahlung auf das Kapital betrachtet, und iſt größer oder geringer, je nachdem die Zahl der Jahre, binnen welchen die Rückzahlung erfolgen ſoll, geringer oder größer iſt.

Für den Staat hat dieſe Art der Anleihen keinerlei Nachtheil, ausgenommen etwa, daß ſie, wenn der gewöhnliche Zinsfuß ſinkt, die Benutzung der günſtigen Conjunctur ausſchließt, und der Staat es nicht in ſeiner Macht hat, die dabei ſtipulirten Zinſen herabzuſetzen. Für die Gläubiger aber wird ſie leicht nachtheilig.

Der Theil des Kapitals, der jährlich mit den Zinſen zugleich bezahlt wird und jährlich wächst, weil ſich der Zins mindert, iſt von den Zinſen, als dem Theile der Zahlung, welcher das reine Einkommen des Kapitaliſten bildet und allein von ihm ohne Nachtheil verzehrt werden kann, nicht geſchieden. Soll daher das Kapital nicht mitverzehrt werden, ſo muß jedes Jahr die auf das Kapital zu rechnende Abſchlagszahlung abgeſondert und aufbewahrt werden, was bei längeren Annuitäten und von ungeübten Perſonen nicht immer genug berückſichtigt wird. Aber auch diejenigen, die es erkennen, vermögen ſich nur dann vor Schaden zu bewahren, wenn ſie die geſonderten Abſchlagszahlungen gleich wieder werbend anlegen können, weil ſie ſonſt bis zu dieſer Zeit wenigſtens die Zinſen davon verlieren. Die Beſitzer einer größeren Menge von Annuitäten vermögen dies allerdings leicht; bei kleineren Summen wird es oft nicht gleich möglich, und deshalb entſtehen für die Beſitzer derſelben Verluſte.

Dieſe Nachtheile für die Gläubiger haben die zeitweiſen Annuitäten nach und nach unbeliebt gemacht, ſo daß ſie in neuerer Zeit auch in England nicht mehr vorkommen. In Deutſchland haben ſie ſich niemals eingebürgert; doch mußten ſie, der Vollſtändigkeit halber, hier berührt werden, weil es in England noch viele nicht abgelaufene Annuitäten gibt.

Eine Unterart dieſer Annuitäten bilden die Leibrenten, die für die Dauer des Lebens einer gewiſſen Perſon gegeben werden, von

denen im Ganzen das Nämliche gilt. Auch dieſe Art der Annuitäten iſt nicht mehr im Gebrauche.

Endlich gibt es noch immerwährende Renten (perpetual annuities, rentes perpetuelles), bei denen entweder, wie in Frankreich, gar kein Nominalkapital, ſondern bloß die Größe der jährlichen Rente beſtimmt, oder wenigſtens eine Aufkündigung von Seiten des Staats nicht ausdrücklich vorbehalten iſt, obwohl man annimmt, daß, wenn ein Nominalkapital in der Schuldverſchreibung aufgeführt iſt, dies ſtets mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalte geſchehe, daß der Staat durch Tilgung deſſelben die Rente ablöſen könne. Außerdem aber kann rechtlich eine Tilgung ſolcher Renten nur durch den Aufkauf derſelben nach dem Tagescourſe geſchehen.

Weiter gibt es Formen der Anleihen, welche den Staatsgläubigern, nach den Wechſelfällen des Glücks, mancherlei größere oder geringere Vortheile darbieten. Es ſind dies Anleihen durch Tontinen oder Lotterieanleihen.

Jene ſind gegenwärtig gänzlich außer Gebrauch und bedürfen daher hier keiner weiteren Beleuchtung. Lotterieanleihen kommen jedoch immer noch vor und ſind ſehr beliebt.

Lotterieanleihen, worin die Gläubiger im ſchlimmſten Falle immer etwas mehr als das Kapital zurückerhalten, im glücklichen Falle aber oft ſehr hohe Gewinne machen können, ſcheinen für den erſten Augenblick ſehr nachtheilig für den Staat und äußerſt vortheilhaft für die Intereſſenten. Indeſſen werden, wenn man die Sache genauer beachtet, die großen Gewinne der wenigen glücklichen Gläubiger nur auf Koſten der übrigen Gläubiger gemacht, denen die kleinen Gewinnſte zufallen, indem die ganze Operation weiter nichts iſt, als eine Berechnung der Zinſen, welche von dem in dieſer Form erhobenen Kapitale außerdem zu geben geweſen wären, und des Intereſſuriums, und eine ſolche Vertheilung derſelben, daß einige Glückliche viel mehr als den Betrag ihrer Zinſen erhalten, während die übrige Maſſe der Gläubiger nicht die vollen Zinſen erhält, ſondern in Gemeinſchaft ſoviel davon entbehren muß, als die großen Gewinne, nach Abrechnung der den Gewinnern zu gewährenden Zinſen, betragen. Daß außer dieſen Gewinnen auch Zinſen bezahlt werden, findet nur ausnahmsweiſe bei den öſterreichiſchen Partialen von 1821 ſtatt. Zur Zeit ſind folgende Lotterieanleihen im Gange:

1. Die Großherzoglich Badenſche Lotterieanleihe vom Jahre 1820 zu 50 Gulden das Loos. Sie ſoll 1843 getilgt ſeyn. Die Gewinne ſteigen von 74 Gulden bis auf 60,000 Gulden; die Auszahlung derſelben erfolgt 3 Monate nach der Ziehung.

2. Die Großherzoglich Heſſiſchen Lotterieloose zu 50 Gulden, vom Jahre 1827 an bis 1876 tilgbar. Die Gewinne werden entweder gleich nach der Ziehung mit 4 % Disconto, oder 6 Monate ſpäter voll ausgezahlt.

3. Die öſterreichiſchen Parish und Rothſchildſchen Looſe vom 4. April 1820 zu 100 Gulden $^{35}/_{20}$ Kr., rückzahlbar bis 1840.

4. Die öſterreichiſchen Partialenlooſe vom Jahre 1821 zu 250 Gulden $^{35}/_{20}$ mit 4 % Zinſen und Prämien.

5. Die Looſe der polniſchen Anleihe von 1829 bei Fränkel zu 300 polniſchen Gulden.

6. Die polniſchen 500 Guldenlooſe von 1835 mit Prämien von 750 poln. Gulden bis zu 1 M. polniſche Gulden.

7. Die Prämienſcheine der preußiſchen Seehandlungsgeſellſchaft von 50 Thlr. pr. Courant, innerhalb 25 Jahren zurückzahlbar.

8. Die naſſauiſchen 25 Guldenlooſe; und

9. Die öſterreichiſchen Anleiheloose von 1834 zu 500 Gulden $^{35}/_{20}$ Kr.

Alle andern Staatsſchulden in Deutſchland ſind in der Art, wie die Privatanleihen, gegen Verſchreibung eines gewiſſen Kapitals und Beſtimmung der davon zu gebenden jährlichen Zinſen gemacht. Nur ſteht den Gläubigern die Kündigung nicht zu, ſondern der Staat beſtimmt, wie viel davon jährlich getilgt werden ſoll, und die zu bezahlenden und einzulöſenden einzelnen Schuldverſchreibungen werden gewöhnlich durch das Loos bezeichnet.

Die in den Staatsſchuldſcheinen verſchriebene Summe, oder das Nominalkapital, iſt indeſſen faſt immer größer als die Summe, die der Staat wirklich empfängt, und muß höher ſeyn als dieſelbe, wenn nicht etwa der Staat die Koſten, die bei der Aufnahme der Anleihen entſtehen, noch beſonders deckt.

Allein dieſer Koſtenbetrag iſt bei weitem nicht immer der Maßſtab des Unterſchiedes zwiſchen dem verſchriebenen Nominalkapitale und der Summe, welche wirklich dafür bezahlt wird, ſondern es wirken manche andere Umſtände, als Mangel an

Staatskredit, große Dringlichkeit des Bedarfs, die Beſtimmung eines Zinsfußes, welcher geringer iſt als der landübliche u. ſ. w. darauf ein, welche dieſe Differenz, nach Verhältniß ihrer größeren oder geringeren Einwirkung, viel größer machen können, als ſie ſeyn würde, wenn nichts als die Koſten zu berückſichtigen wäre.

Nach dieſen Vorbemerkungen können wir nun zu den Urſachen der Bewegung des Courſes der Staatspapiere, welche ſich ſämmtlich aus dieſen Vorbemerkungen entwickeln und erklären laſſen, übergehen. Die Bewegungen in dem Courſe der Staatspapiere zerfallen, in Bezug auf die Veranlaſſung dazu, in gewöhnliche und ungewöhnliche, je nachdem ſie bei einem geregelten Gange der Dinge aus der inneren Natur der Staatsanleihen, oder aus äußeren, zufälligen und unerwarteten Ereigniſſen hervorgehen.

Unter die ungewöhnlichen und äußeren Ereigniſſe, welche einen entſchiedenen Einfluß auf die Bewegung der Staatspapiere haben, gehören beſonders: ein drohender oder wirklich ausbrechender Krieg, innere Unruhen, eine eintretende ſchlechte Finanzverwaltung, welche Stockungen in der Erfüllung der gegen die Staatsgläubiger übernommenen Verbindlichkeiten eintreten läßt, eine Veränderung des gewöhnlichen Zinsfußes, und eine Herabſetzung der verſprochenen Zinſen der Staatsſchuld.

Unter den Ereigniſſen, welche mächtig und plötzlich auf den Cours der Staatspapiere wirken, haben wir zuerſt den Krieg genannt. Kriegeriſche Zuſtände, ja ſchon die Ausſicht auf einen nahe bevorſtehenden Krieg, drücken den Cours der Staatspapiere aller der Völker herab, welche muthmaßlich in denſelben verwickelt werden können. Der wirkliche Ausbruch deſſelben, wenn er nicht gleich von ſehr großen und entſcheidenen Ereigniſſen begleitet iſt, bringt die Staatspapiere der daran theilnehmenden Völker immer mehr herunter, und entſchieden unglückliche Erfolge bringen gewöhnlich Unterbrechung der Zinszahlung und Tilgung mit ſich. Die Menge der kleineren Rentenbeſitzer, welche ihre Zinſen nicht lange entbehren kann, ſucht ſich durch Verkauf der Papiere theils Geld zu verſchaffen, theils noch größere Verluſte zu vermeiden, und ſo vermehrt ſich das Angebot immer mehr, während der Begehr zu kaufen ſich vermindert, und der Cours ſinkt immer tiefer, oder vielmehr, die Papiere des entſcheidend erliegenden Staates finden für den Augenblick gar keine Käufer, weil am

Ende Niemand weiß, ob nicht bei Beendigung des Krieges und einer neuen Ordnung der Finanzen eine Conſolidation ſtattfindet, wie man heut zu Tage den Staatsbankrut zu nennen beliebt. Gleich unglückliche Folgen haben innere Unruhen, welche in einem Staate entſtehen, ſobald ſie bedeutend und gegen die beſtehende Regierung gerichtet ſind, und nicht gleich unterdrückt werden. Zwiſchen den Wirkungen ſolcher Unruhen und denen eines Krieges iſt nur der Unterſchied, daß der Ausbruch oder unglückliche Ereigniſſe eines Krieges ein ſchnelles und ſtarkes Sinken der Staatspapiere nach ſich ziehen, innere Unruhen aber anfänglich mehr ein langſames Sinken veranlaſſen, welches aber, wenn ſie länger dauern und ein gefährlicheres Anſehen erhalten, in ein ſchnelles Fallen übergeht, welches um ſo ſtärker wird, je mehr ſich der Kampf dem Centralpunkte der beſtehenden Regierung nähert, je größer daher die Gefahr ihres Umſturzes wird.

Nach dem Frieden und nach der Entſcheidung conſolidiren ſich allerdings nach und nach die Verhältniſſe wieder, es tritt wieder eine geordnete Verwaltung ein, und der öffentliche Kredit hebt ſich wieder. In Folge dieſer Verhältniſſe heben ſich auch die Courſe der Staatspapiere wieder. Doch ſteigen ſie viel minder ſchnell, als ſie vorher gefallen ſind. Noch im Jahre 1823 ſtanden die preußiſchen Staatsſchuldſcheine auf 73, und erſt viele Jahre ſpäter erhoben ſie ſich wieder auf das Pari.

Weiter können mitten im Frieden mancherlei Umſtände eine plötzliche und ſtarke Einwirkung auf den Stand der Staatspapiere ausüben und ein ſtarkes Fallen des Courſes derſelben nach ſich ziehen, wie z. B. eine aus irgend einem Grunde eintretende ſchlechte Finanzverwaltung; eine Herabſetzung des Schrotes und Kornes der den Staatsgläubigern verſchriebenen Münzſorten, ohne Berückſichtigung und Entſchädigung derſelben; eine Verſchwendung der Staatseinkünfte, welche die Erfüllung der von dem Staate gegen ſeine Gläubiger übernommenen Verbindlichkeiten entweder verzögert oder theilweiſe oder ganz unmöglich macht, und Alles, was irgend dazu beiträgt, den Staatskredit, ohne gewaltſame Veranlaſſung durch äußere oder innere Feinde, zu erſchüttern.

Veränderungen in dem landüblichen Zinsfuße gehören nicht minder zu den Urſachen, welche auf den Stand des Courſes der

Staatspapiere einen Einfluß äußern, ſowie überhaupt auch alle andern großen Bewegungen auf dem Geld- und Kapitalmarkte einen außergewöhnlichen Einfluß auf denſelben haben.

Eine Veränderung des gewöhnlichen und landüblichen Zinsfußes muß nothwendig auf den Werth wie auf den Cours der Staatspapiere darum einen entſchiedenen Einfluß haben, weil der Zins der Staatspapiere derſelbe bleibt, während der Zins für alle übrigen Privatdarleiher ſich ändert. Mag er nun ſteigen oder fallen, ſo wird dadurch eine Veränderung in dem Werthe der Staatspapiere hervorgebracht, welcher zufolge ſich, wenn alles übrige gleich bleibt, auch der Cours ändern muß.

Der Zins der Staatsſchuldſcheine, wie er auch nominell geſtellt ſeyn mag, richtet ſich der That nach immer nach dem Betrage des landüblichen Zinsfußes, geſchehe dies nun, verſteht ſich in völlig geordneten Zeiten und Verhältniſſen, unmittelbar durch Beſtimmung eines dem landüblichen gleichkommenden Zinſes, oder, bei einem ſcheinbar niedrigeren Zinſe, durch Verſchreibung eines höheren Nominalkapitals, wodurch ſich der verſchriebene, ſcheinbar niedrigere Zinsfuß mit dem landüblichen ungefähr ausgleicht.

Aendert ſich nun der landübliche Zinsfuß auf die Dauer, ſo muß eine ſolche Aenderung nothwendig auf den Cours der Staatspapiere Einfluß gewinnen, ſo daß derſelbe ſteigt, wenn der landübliche Zinsfuß fällt, und ſinkt, wenn der landübliche Zinsfuß ſteigt.

In den Zollvereinſtaaten kann man gegenwärtig 3½ bis 4 % ungefähr als diejenige Rente annehmen, welche für die Benutzung eines Kapitals von 100, und zwar unter dem Namen Zins, gezahlt wird, obwohl ſtreng genommen nur 3% als Zins betrachtet werden können und das mehr die Aſſecuranz-Prämie bilden möchte*). Wir wollen indeſſen von dieſem wiſſenſchaftlichen Unterſchiede abſehen, und nach dem gewöhnlichen

*) Dies ſcheint theils daraus hervorzugehen, daß die Courſe der Staatspapiere, welche das höchſte Vertrauen genießen, z. B. der ſächſiſchen, trotz der 3 % Verzinſung das Pari erreicht haben, daß wohlhabende Städte ſehr leicht zu 3 % Anleihen machen können, daß ganz ſichere Pfandbriefe, wie z. B. die ſchleſiſchen, bei 4 % Zinſen 6 bis 8 % über dem Pari ſtehen, und daß in Bayern die 3½ % immer noch auf dem Pari ſtehen, wie die 4 % Schuldſcheine.

Sprachgebrauche alle 4 % als Zinſen betrachten, weil die gewöhnliche Anſicht dahin geht und für den gegebenen Fall nichts darauf ankommt, den wiſſenſchaftlichen Unterſchied feſtzuhalten.

Die 4 % Staatspapiere Deutſchlands ſtehen in allen größeren Staaten auf dem Pari. Die Rente, welche 100 in Staatspapieren gewähren, iſt alſo der Rente gleich, welche 100, an Privatleute verliehen, gewähren würden; man kauft mit 100 im Privatverkehre wie in Staatspapieren ein jährliches Einkommen von 4 %. Stiege nun der Zinsfuß im Privatverkehre auf 4½ %, ſo könnten die Gläubiger ihre Schuldner, mittelſt der ihnen zuſtehenden Aufkündigung, leicht nöthigen ihnen ſtatt der früher verſprochenen 4 % künftig 4½ % zu gewähren, und neue Darleihen würden gleich auf dieſen Zinsfuß geſtellt. Den Staatsgläubigern aber wird es, weil ihnen kein Aufkündigungsrecht zuſteht, unmöglich, den Staat zu Erhöhung der früher ſtipulirten Zinſen zu bewegen. Von dieſem Augenblicke an ſtellen ſich die Sachen nun ſo, daß, während man im Privatverkehre mit 100 ein jährliches Einkommen von 4½ erkaufen kann, in Staatspapieren, wenn ſie fortwährend ſich auf dem Pari erhalten, nur ein jährliches Einkommen von 4 % zu erlangen iſt.

Von dieſem Augenblicke an iſt natürlich Niemand mehr geneigt, für ein 4 % tragendes Staatspapier noch ferner 100 zu geben, weil man bloß 88⅞ braucht, um im gewöhnlichen Verkehr eine Rente von 4 % zu kaufen. Dies würde daher eigentlich der Punkt ſeyn, bis auf welchen in dem gegebenen Falle der Cours der 4 % Staatspapiere fallen ſollte, weil dieſer Betrag dann, gegen den Zins gerechnet, der wahre Werth derſelben ſeyn würde. Indeſſen gehen die Sachen nicht ſo weit, theils weil, abgeſehen von dem Betrage der Zinſen, die oben bereits bemerkten Vorzüge der Staatspapiere vor Privatſchuldverſchreibungen den Cours nicht ſo weit ſinken laſſen, theils weil, ſobald der wirkliche Cours beträchtlich und bis gegen dieſen Punkt unter den Nominalwerth, oder unter das verſchriebene Nominalkapital herabſinken wollte, ſich bei der künftigen Bezahlung des Nominalkapitals durch den Staat beträchtliche Gewinne ergeben würden, weil man z. B. nur 90 zahlte und bei der Einlöſung 100 zurückerhalten würde. Dies würde natürlich Käufer anlocken, je näher die endliche volle Tilgung wäre. Die Nachfrage würde ſich demnach wieder mehren

und den Cours in die Höhe treiben. Ein Sinken der Courſe würde daher für den erſten Augenblick allerdings eintreten, aber es würde nicht bis zu dem angegebenen Punkte geben, und um ſo geringer ſeyn, je näher der Zeitpunkt der völligen Tilgung der Anleihe durch den Staat herangerückt wäre.

Der umgekehrte Fall würde eintreten, wenn der gewöhnliche Zinsfuß im täglichen Verkehre auf die Dauer ſänke, und etwa auf 3½ % herabginge. Man würde dann 114⅔ brauchen, um im gewöhnlichen Verkehr eine Jahresrente von 4 % zu erlangen. Indeſſen würde der Cours der Staatspapiere, wenn er auch ſteigen müßte, ſich ſchwerlich bis zu dieſem Punkte heben, theils nicht, weil die neuen Käufer nicht geneigt ſeyn würden, dieſelben ſo hoch über dem Pari zu kaufen, weil ſie bei der Tilgung der Schuld durch den Staat dann bedeutende Verluſte erleiden würden, theils nicht, weil der Staat früher oder ſpäter Mittel und Wege finden würde, auch ſeinerſeits durch Kündigung und Converſion die Zinſen der Staatsſchuld ebenfalls auf den gewöhnlichen Zinsfuß herabzudrücken, woraus denn für diejenigen Käufer, die ſie ſo hoch gekauft hätten, ebenfalls wieder Verluſte entſtehen müßten.

Ganz ähnliche Wirkungen, wie diejenigen ſind, welche eintreten, wenn der gewöhnliche Zinsfuß ſteigt, während der Zinsfuß der Staatspapiere derſelbe bleibt, treten auch ein, wenn der Staat, bei übrigens wohlgeordneten Verhältniſſen, die Zinſen der Staatsſchuld mittelſt der für den Fall der Ablehnung angedrohten Kündigung unter den Stand der landüblichen Zinſen herabdrückt. Auch dann werden zwar die Courſe weichen, aber dieſelben Urſachen, die dort das Zurückgehen derſelben bis auf den Punkt, den es eigentlich erreichen ſollte, verhindern, werden auch hier wirkſam und verurſachen, daß das Sinken der Courſe lange nicht ſo bedeutend wird.

Auch größere Bewegungen auf dem großen Geldmarkte können vorübergehenden Einfluß auf die Courſe der Staatspapiere haben, und je nachdem ſie die Zahl der Käufer oder der Verkäufer, alſo das Angebot oder die Nachfrage, vermehren oder vermindern, die Courſe der Staatspapiere in die Höhe treiben, oder herabdrücken. Hiebei kommen vorzüglich Handelscriſen oder Conjuncturen, Uebermaß von Speculation und Eröffnung neuer Staatsanleihen zu vortheilhafteren Bedingungen, als die ſind,

welche die älteren gewähren, in Betracht. Doch ſind dieſe Bewegungen gewöhnlich nur von kürzerer Dauer, bringen daher, falls ſie herabdrückend wirken, mehr eine Flauheit in den Verkehr, und gehen in allen Fällen bald vorüber, womit der Cours wieder auf den richtigen Stand zurückkehrt.

Haben wir bisher von den allgemeinen, zufälligen und außergewöhnlichen Vorfällen geſprochen, welche größere und oft reißende Schwankungen in den Courſen der Staatspapiere hervorzubringen geeignet ſind, ſo müſſen wir uns nun mit den Urſachen bekannt machen, welche in gewöhnlichen ruhigen Zeitläufen und bei einem geregelten Laufe der Staatswirthſchaft, die Bewegung jeder einzelnen Art der Staatspapiere beſtimmen. Sie laſſen ſich aus der verſchiedenen Natur der inneren Organiſation jeder einzelnen Art der Staatspapiere entwickeln. Auch wir wollen ſie aus derſelben abzuleiten verſuchen, und dabei zunächſt auf die zahlreichſte Art der Staatsanleihen, nämlich auf Staatsanleihen mit verzinslichen Schuldſcheinen ohne Prämien, unſern Blick richten, und auf dieſe die Betrachtung der Lotterieanleihen folgen laſſen. Zuerſt alſo ſprechen wir von den Staatsſchuldſcheinen.

Außer dem allgemeinen Geſetze, welches dem Steigen und Fallen der Preiſe aller Güter zum Grunde liegt, d. h. außer dem Verhältniſſe des Angebotes zur Nachfrage im Allgemeinen, gibt es noch einige beſondere Urſachen, welche auf die Bewegungen der Courſe dieſer Staatspapiere einen Einfluß haben, der nach der verſchiedenen Art derſelben verſchiedene, d. h. ſtärkere oder ſchwächere Wirkungen hervorbringt. Sie ergeben ſich theils aus dem Verhältniſſe des wirklich eingezahlten Kapitals zu den dafür verſprochenen Zinſen, theils aus dem Verhältniſſe dieſer letzteren zu den landüblichen Zinſen, theils aus dem Verhältniſſe des wirklich eingezahlten Kapitals zu dem dafür verſchriebenen Kapital, welches der Staat bei der endlichen Tilgung zu bezahlen hat, theils endlich aus dem Verhältniſſe der verſchiedenen Anleihen eines und deſſelben Staates, wenn deren vorhanden ſind, zu einander ſelbſt.

Nehmen wir z. B. an, es habe ein beſtimmter Staat, bei einem zur Ordnung zurückgekehrten Finanzſyſteme, welches wir bei der ganzen nachfolgenden Unterſuchung vorausſetzen, drei verſchiedene Sorten von Anleihen gemacht zu 5 %, 4 % und 3 % jährlicher Zinſen. Wir unterſtellen weiter, daß der landübliche Zinsfuß

4 % betrage, daß der Staat die erſte Anleihe, wegen des hohen Zinſes zu 100, die zweite zu 90 und die dritte zu 70 abgeſchloſſen, aber auch in den beiden letzten Fällen bei der endlichen Tilgung für die empfangenen geringern Summen 100 zurückzubezahlen verſprochen habe.

Wollen wir nun zuvörderſt den wahren Werth eines Schuldſcheines dieſer drei verſchiedenen Anleihen ermitteln, wie er ſich bei der Entſtehung der Anleihe feſtſtellt, ſo müſſen wir vor allen Dingen fragen, welche Jahresrente der wirklich eingezahlte Betrag für einen Schuldſchein im täglichen Verkehr zu erkaufen vermöge. Thun wir dies, ſo ergibt ſich dabei, daß die zu 5 % wirklich dargeliehenen 100 im Privatverkehre nur eine Jahresrente von 4 ⅔ % die zu 4 % eingezahlten 90 nur eine Jahresrente von 3⅓ % und die für die dreiprozentigen Obligationen eingezahlten 70 nur eine Jahresrente von 2⅓ % erkaufen.

Vergleichen wir nun dieſe für die wirklich gezahlten Summen in dem Privatverkehre zu erhaltenden Zinſen mit den von dem Staate dafür zugeſagten, ſo zeigt ſich überall, daß der Staat den Gläubigern beſſere Bedingungen geſtellt hat, als ſie in dem Privatverkehre zu erlangen vermögen, in welchem erſt 75 eine dreiprozentige, 100 eine vierprozentige und 125 eine fünfprozentige Rente für das Jahr erkaufen würden.

Der wahre Werth der Schuldſcheine dieſer drei verſchiedenen Anleihen ſtellt ſich daher bei der Entſtehung der Anleihe zu 125 für die 5 % zu 100 für die 4 % und zu 75 für die 3 % welche mit 100, 90 und 70 erkauft worden ſind.

Es ſtellt ſich daher von dem Augenblicke an, wo dieſe Papiere auf den Markt kommen, ſehr bald eine Neigung zum Steigen ein, und muß ſich einſtellen, weil ſie, außer den gewöhnlichen Vorzügen der Staatspapiere vor Privatobligationen, unter ihrem wahren Werthe erkauft worden ſind. Dieſes Steigen tritt auch wirklich ein, aber mit ſehr verſchiedenem Erfolge.

Die 5 % ſollten eigentlich bis auf 125 ſteigen, denn ſie haben in dem Augenblicke, von welchem wir ſprechen, dieſen Werth. Aber dieſer Werth iſt nur ein vorübergehender, denn der Augenblick der Einlöſung kommt früher oder ſpäter, und der Staat zahlt dann nur die dafür verſchriebenen 100. Wer alſo wirklich 125 dafür gegeben hätte, der würde, ohne durch die 5 % Zinſen, die

bei einer Zahlung von 125 auf den landüblichen Zinsfuß herabsinken, irgend entschädigt zu werden, die über das verschriebene und von dem Staate bei der Tilgung allein zu gewährende Nominalkapital an 100 bezahlten 25 aus seinem Beutel verlieren. Dieser Verlust würde früher oder später um so gewisser eintreten, als, nach dem ganz natürlichen Lauf der Dinge, jeder Staat die nach dem höchsten Fuße zu verzinsenden Schulden am ehesten zu tilgen oder den Zinsfuß derselben herabzudrücken sucht.

Indessen bleibt die Neigung der 5 %, nach ihrem wahren Werthe hin zu steigen, nicht ohne Erfolg. Die Aussicht auf eine hohe, den gewöhnlichen Zinsfuß übersteigende Rente veranlaßt nämlich die Kapitalisten, die 5 % zwar nicht ihrem wahren Werthe nach, aber doch beträchtlich über das Pari hinaus immer noch zu kaufen. Sie rechnen dabei darauf, daß sie, bevor die Tilgung sie trifft oder die Zinsherabsetzung erfolgt, durch die höheren Zinsen, welche sie, wenn sie auch das Pari überschreiten, immer noch beziehen, für die etwaigen Verluste bei der endlichen Tilgung oder Herabsetzung der Zinsen im voraus und reichlich entschädigt werden, oder die Staatspapiere noch vor der Tilgung oder Herabsetzung ohne Verlust verkaufen können, in welchem Fall ihnen die erhobenen höheren Zinsen als reiner Gewinn zufallen.

Das Steigen der 5 % nach ihrem anfänglichen wirklichen Werthe zu wird daher begränzt durch die wahrscheinliche Dauer der Zeit, die von dem Einkaufe bis zu der Einlösung durch den Staat oder zu Herabsetzung der Zinsen verfließen könnte, zusammengehalten mit dem Ueberschusse über die landübliche Verzinsung, welche diese Staatspapiere während des angegebenen Zeitraums, wegen ihrer höheren Zinsen gewähren.

Gesetzt es zahle Jemand für einen Fünfprocent vom 100 Nominalkapital im Verkehre 110, so würde, nach dem gewöhnlichen Zinsfuße, mit der letzten Summe eine jährliche Rente von 4⅔ zu erkaufen seyn. Da nun aber der Staat 5 % Rente gibt, so gewinnt der Staatsgläubiger dabei alljährlich ⅓ %. Verkauft er nun den Staatsschuldschein wiederum vor der Tilgung oder Zinsherabsetzung zu gleichem Preise, so fallen ihm die während des Besitzes jährlich mehr bezogenen ⅓ % als reiner Gewinn zu. Würde das Kapital durch den Staat bezahlt oder der Zins auf 4 % herabgesetzt, so würde er verlieren, wenn beides

eher als 17 Jahre nach dem Ankaufe erfolgte, weil jene ⅗% Uebergewinn erſt in dieſem Zeitraume 10⅗% ausmachen, als wieviel er gewinnen muß, um die über das Pari bezahlten 10, die er dann verliert, decken zu können. Indeſſen können allerdings in einer Reihe von 17 Jahren gar mancherlei andere Vorfälle eintreten, und plötzlich einen nachtheiligen Einfluß auf den Cours dieſer Papiere äußern, ſo daß, wenn ſich ſonſt alles gleich bleibt, der Cours der 5 % wohl kaum ſehr weit über dieſen Punkt hinausſteigen möchte. Bis jetzt hat er ihn noch nirgends erreicht, denn am 24ſten Januar d. J. ſtanden die öſterreichiſchen 5 % Metalliques in Wien erſt 108⅛. Die franzöſiſchen 5 % Renten ſtanden zwar an dem nämlichen Tage zu Paris 110, 60; indeſſen werden in Frankreich die halbjährig, jedes Mal am 22ſten März und 22ſten September zahlbaren Renten bei dem Verkaufe nicht beſonders vergütet, ſondern in dem Tagescourſe mitbezahlt. Man muß daher bei dem Courſe von 110, 60 für den 24ſten Januar d. J. 1 Fr. 67 C. Zinſen ſeit dem 22ſten September 1838 davon abrechnen, weshalb ſich der eigentliche Cours auf 108, 93 ſtellt. So viel von den Fünfprocents.

Anders verhält es ſich mit den 4 % Staatspapieren oder überhaupt mit ſolchen Staatsſchuldſcheinen, welche nicht mehr als den landüblichen Zinsertrag gewähren. Iſt bei der Eröffnung einer ſolchen Anleihe dieſelbe z. B., wie wir angenommen haben, gegen wirkliche Einzahlung von 90 contrahirt worden, ſo ſteht der Neigung zu dem Steigen bis auf das Pari, welches bei ihnen mit dem wahren Werthe zuſammenfällt, kein Hinderniß entgegen, denn der Staat bezahlt das Pari bei der Tilgung wieder, und man kauft mit 100 auch im Privatverkehre nur eine Jahresrente von 4. Bis die 4 % dieſen Punkt erreicht haben, bezieht daher der Staatsgläubiger eine höhere Rente. Haben ſie ihn erreicht, ſo hört zwar dieſe Rente auf, er hat aber, außer dem Mehrbetrage der Zinſen, auch noch die Differenz zwiſchen ſeinem niedrigern Ankaufe und dem Pari, welches dieſe Papiere nunmehr erſtiegen haben, gewonnen.

Noch andere Wechſelfälle bieten die dreiprozentigen Staatspapiere dar. Steht der Zinsfuß im gewöhnlichen Verkehre, wie wir ihn angenommen haben, zu 4 %, ſo wird es den Regierungen größerer Reiche, auch bei dem beſten Willen und einem geordneten Zuſtande ihrer Finanzen, dennoch nicht möglich ſeyn, ein

dreiprocentiges Anleihen anders als gegen Verſchreibung eines höheren Nominalkapitales zu erlangen. Es werden gegen eine Schuldverſchreibung von 100 höchſtens 73 zu erlangen ſeyn, weil der wahre Werth eines dreiprocentigen Schuldſcheins von 100 nur gleich 75 iſt, womit man im gewöhnlichen Verkehre eine jährliche Zinsrente von 3 zu kaufen vermag und von dieſer Summe noch etwas für die Unkoſten abgerechnet werden muß. Iſt nun zwar hiemit der wahre Werth eines 3 % Staatspapieres im Augenblicke ſeiner Entſtehung auf 75 beſtimmt, ſo würde man ſich ſehr irren, wenn man auf daſſelbe und ſeine Bewegung die nämlichen Regeln anwenden wollte, welche wir eben für die Vierprocents aufgeſtellt haben, die, ſo lange der alltägliche Zinsfuß ſich auf 4 % erhält, niemals bedeutend über ihr Pari und über ihren anfänglichen wirklichen Werth hinausſteigen können. Steigen ſie wirklich darüber hinaus, ſo mag es vielleicht nur in den Staaten ſeyn, wo es keine andern Sorten von Staatspapieren gibt, wo die Leichtigkeit des Verkehrs mit Staatspapieren nur durch den Ankauf dieſer einzigen Sorte von Papieren ſteigt, und auf dieſe Weiſe ihr Werth in dieſer Beziehung erhöht wird. Uebrigens aber finden zwiſchen beiden Papieren große Verſchiedenheiten ſtatt.

Wenn bei einer 4 % Anleihe, die z. B. zu 90 abgeſchloſſen iſt, 100 Kapital für 90 Einzahlung verſchrieben wird, ſo iſt das verſchriebene Kapital zwar höher als das eingezahlte, und der wahre Werth des Schuldſcheins iſt 100, allein man kann, wenn der Staat das Kapital zurückgibt, dafür keine höhere Rente im Privatverkehre kaufen, als die iſt, die man bei Contrahirung der Anleihe von dem Staate für 90 erkaufte. Ganz anders dagegen ſtellen ſich die Verhältniſſe, wenn bei dreiprocentigen Anleihen 100 für 73 wirklicher Einzahlung verſchrieben werden. Der wahre Werth derſelben ſtellt ſich im erſten Augenblicke auf 75. In dieſem Falle nun ſind die für 75 verſchriebenen 100 nicht nur ein ſehr bedeutend höheres Nominalkapital, ſondern der Gläubiger kann auch, wenn der Staat das höhere verſchriebene Kapital ihm auszahlt, eine höhere jährliche Rente, nämlich eine Rente von 4 damit erkaufen, während er mit den wirklich eingezahlten 73 noch nicht eine volle 3 % Rente im gewöhnlichen Verkehre zu erhalten vermochte. Verhältnißmäßig bieten alſo die 3 % Anleihen den Staatsgläubigern die größten Vortheile dar, weil ſie bei der

dereinſtigen Auszahlung des Kapitals auf doppelte Weiſe gewinnen müſſen.

Dieſe Ausſicht iſt es, welche bei den dreiprozentigen Staatspapieren ein Steigen über den wahren anfänglichen Werth hinaus veranlaßt, welches größer oder geringer ſeyn, ſchneller oder langſamer erfolgen kann, je nachdem die Operationen der Tilgung dieſes Anleihens ſchneller oder langſamer vorrücken. Dieſe Ausſicht iſt es, welche ſie über ihren anfänglichen Werth nach und nach in dem Maße immer höher ſteigen läßt, in welchem ſich der Augenblick der definitiven Tilgung nähert, bis ſie zuletzt das Pari des verſchriebenen Nominalkapitals erreichen. Es geſchieht dies, weil der wahre Werth derſelben in gleichem Verhältniſſe mitſteigt, während er bei den 4 % ſtets derſelbe bleibt, und bei den 5 % ſich in der Maſſe mindert, in welchem ſich der Augenblick der Tilgung nähert.

Unter dieſen Umſtänden iſt, ſobald nicht eine der früher bereits erörterten Störungen eintritt, die Gewißheit des Steigens der zu 73 oder 75 ausgegebenen 3 % nicht zu bezweifeln. Weniger läßt ſich das Verhältniß des allmähligen Steigens der Courſe im voraus beſtimmen, da es in den einzelnen Fällen lediglich von der näheren oder entfernteren Epoche der endlichen Tilgung des in Frage befangenen Anleihens abhängt. Dagegen läßt ſich das Steigen des Werthes der einzelnen Staatsſchuldſcheine ziemlich genau ermitteln, ſobald alljährlich ein gewiſſer unveränderlicher Theil der Anleihe getilgt wird, weil ſich dann der Werth und das Steigen deſſelben durch die Zahl, die Friſten und die Raten dieſer Rückzahlungen beſtimmen läßt.

Wenn z. B. eine dreiprocentige Anleihe mit 75 ausgegeben und in 25 Jahren in 25 Theilen zurückgezahlt wird, ſo ſteigt der wahre Werth eines einzelnen Schuldſcheins jährlich um 1, weil mit jedem Jahre $\frac{1}{25}$ der Periode abläuft, an deren Ende ſtatt der gegebenen 75 der Gläubiger 100 empfängt, und damit eine vierprocentige Jahresrente im Privatverkehre kaufen kann. Je weiter der Zeitraum der endlichen Tilgung entfernt iſt, um deſto langſamer, aber immer nach derſelben allgemeinen Regel, ſteigt der Werth.

Trifft nun auch der Cours der Staatspapiere im Allgemeinen mit dem auf ſolche Weiſe zu beſtimmenden wahren Werthe

niemals ganz genau zuſammen, ſo folgt doch ganz natürlich, daß er bei gewöhnlichen Zeiten und Verhältniſſen ſtets nach demſelben hin gravitiren muß; ſo zwar, daß er bald über, bald unter demſelben ſtehen, ſich aber doch im Ganzen niemals weit von demſelben entfernen kann. Dies geht nothwendig aus der oben feſtgeſtellten Lage der Dinge hervor.

Wer z. B. einen dreiprocentigen Schuldſchein der eben bemerkten Anleihe, wenn er ihn auch gleich Anfangs zu 75 an ſich gebracht hätte, eine Reihe von Jahren, z. B. 15 Jahre hindurch beſitzt, weiß, daß er allerlängſtens in 10 Jahren 100 dafür erhält, und ſomit 25 gewinnt. Iſt es denn nun wohl wahrſcheinlich, daß, wenn Jemand ihn kaufen will, er denſelben noch um 75 ablaſſen und damit auf den neuen Gewinn verzichten und ihn dem Gegner überlaſſen werde? Gewiß nicht, denn er würde ſich offenbar Schaden zufügen, und dieſer Schaden muß mit jedem abgeſchloſſenen Jahre, um welches die Tilgungszeit näher rückt, wachſen; eben ſo gewiß als ein zweimonatlicher Wechſel mehr werth iſt und daher höher im Courſe ſteht, als ein dreimonatlicher gleich großer Wechſel, eben ſo gewiß müſſen auch 100 in 10 Jahren zahlbar mehr werth ſeyn und daher höher im Courſe ſtehen, als 100 erſt in 15 Jahren zahlbar, und es muß ihr Werth mit jedem Momente, um welchen ſich der Auszahlungstermin nähert, ſteigen. Beträgt nun die Differenz zwiſchen dem eingezahlten und dem zurückzuempfangenden Kapitale, wie hier, 25, und erfolgt die Rückzahlung nach 25 Jahren, ſo muß auch der Werth des eingezahlten Kapitales mit jedem Jahre um 1 ſteigen.

Je länger der Zeitraum der endlichen Tilgung über 25 Jahre hinausgeht, in deſto ſchwächerer Progreſſion nimmt der innere Werth zu, ſo daß er z. B. wenn die Rückzahlung in 50 Jahren erfolgte, jährlich nur um ½ pCt. ſteigen würde, u. ſ. w.

Die Zahlung in jährlichen Raten ändert nichts an der allgemeinen Regel, weil es in Bezug auf den einzelnen Schuldſchein als ein um ſo größerer Glücksfall angeſehen werden muß, je zeitiger er herauskommt. Aber eben weil, was geſchieht, bloßer Glücksfall iſt, kann es nicht in die gewöhnliche Berechnung des wahren Werthes aufgenommen werden, wenn auch im Allgemeinen im Anfange, und ſo lange noch bei der Tilgung mehr gewonnen wird, gegen die Zeit derſelben der Cours etwas in die Höhe gehen

mag, weil die Hoffnung, ausgelooſet zu werden, und ſomit einen verhältnißmäßigen Gewinn zu machen, den Begehr vermehren und ſomit den Tagescours etwas hinauftreiben kann. Anders ſtellt es ſich bei ganzen Parthieen ſolcher Schuldſcheine; doch kann davon erſt ſpäter die Rede ſeyn. Nicht ganz denſelben Geſetzen folgen die Looſe bei Staatslotteriean leihen. Dieſe haben, ſoweit ſie gegenwärtig im Gange ſind, ſämmtlich Folgendes mit einander gemein:

1. Daß überall das verſchriebene Kapital voll eingezahlt wird.

2. Daß, mit alleiniger Ausnahme der öſterreichiſchen Partialen,* keine jährliche Verzinſung Statt findet, ſondern die niedrigſten Gewinne mit jedem Jahre etwas höher ſteigen, und ſomit eine Vergütung für die entbehrten Zinſen gewähren.

3. Daß die Rückzahlung der Kapitale ſammt den darauf fallenden Prämien gewöhnlich in einem kürzern Zeitraume bewerkſtelligt und durch Verlooſung entſchieden wird; und

4. daß die geringſte Prämie, nach Abzug des Einlagekapitals, die Zinſen davon repräſentirt, daß alſo der geringſte Gewinn von Ziehung zu Ziehung ſteigt.

Um aber zu beurtheilen, welche Verzinſung eine Lotterieanleihe gewähre, zieht man in jeder Klaſſe den Betrag des eingezahlten Kapitals für ein Loos von der niedrigſten Prämie ab, multiplicirt, was übrig bleibt, mit der ganzen Zahl der in der Klaſſe, welche eben in Frage kommt, mitſpielenden Looſe, zieht dann, was durch dieſe Operation herausgekommen iſt, zuſammen, rechnet dann die Zahl der in jeder einzelnen Klaſſe mitſpielenden Looſe gleichfalls zuſammen, und dividirt mit letzterem in erſtere Summe, wo dann das Facit den Fuß der allgemeinen Verzinſung für die niedrigſten

* Dieſe Ausnahme wird durch die Geſchichte derſelben hinlänglich erklärbar. Oeſterreich contrahirte nämlich am 4. April 1820 bei Parish und Rothſchild zwei Anleihen von 20,800,000 Gulden und 37,500,000 Gulden Conventionsmünze; beide in Lotterieform. Von dieſen wurde jedoch nur das erſte ſogleich auf den Markt gebracht und fand, wegen der großen damit verbundenen Gewinne, ſchnellen Abſatz. Das zweite, viel ſtärkere, konnte man nun nicht ſo ſchnell und mit ſo gutem Erfolge auf den Markt bringen, wenn nicht beſondere Vortheile damit zu verbinden waren. Darum ſtellte man die Gewinne viel niedriger, ließ aber dagegen Verzinſung eintreten. Der Drang der Umſtände führte alſo dieſe Ausnahme herbei.

Gewinne nachweist. So wird die Rechnung für die Gläubiger seyn. Für den Staat stellt sie sich freilich anders, weil dieser auch die größeren Gewinne mit in Anschlag bringen und daher das ganze Anleihen nach einem höhern Zinsfuße, als der ist, den die Gläubiger thatsächlich erhalten, berechnen muß, dagegen freilich aber auch von den noch nicht gezogenen Loosen das Interusurium zieht. Doch kümmert uns diese Rechnung hier nicht, weil sie schon geendigt ist, ehe die Anleihe in das Leben tritt, und auf den nachherigen Cours keinerlei Einfluß hat.

Indessen wird eine solche Rechnung auch von Seiten der Gläubiger wohl nicht so oft angestellt, sondern es sind zunächst und hauptsächlich wohl die gebotenen größeren Glücksfälle und Gewinne, welche die reicheren Klassen und besonders die größeren Kapitalisten, welche nicht so ängstlich darauf sehen, ob einige Kapitale einige Jahre unzinslich angelegt werden oder nicht, besonders zu diesen Lotterieanleihen hinziehen. Auch sind in der Hauptsache eben diese größern Gewinne die Veranlassung, daß der Cours dieser Loose etwas andern Gesetzen folgt, als diejenigen sind, welche den Cours der gewöhnlichen Staatsschuldscheine reguliren. Zuerst ändert schon der Umstand etwas an jenen Regeln, daß im Großen vorzüglich die Reichen und großen Kapitalisten dazu hingezogen werden und darin betheiligt sind. Der Cours der Loose ist daher leichter einem starken und schnellen Steigen oder Fallen ausgesetzt, als der Cours anderer Staatspapiere. So z. B. stiegen im Jahre 1820 die österreichischen Rothschildschen Loose gleich nach ihrem Erscheinen bis auf 140, ungeachtet der wahre Werth derselben sich nach der Berechnung höchstens auf 116 herausstellte. Indessen erreichte dieses Steigen sehr bald seine Endschaft, um einem eben so schnellen Fallen Platz zu machen, wobei große Summen von Einzelnen verloren wurden.

Es ist weiter der Werth der Loose gewissermaßen regelmäßig ab- oder zunehmend, und der Cours schwankt daher öfter wegen der innern Einrichtung der Ziehungen. Am Anfange und Ende sind gewöhnlich die höchsten Gewinne geboten, welche von beiden Seiten gegen die Mitte hin allmählich abnehmen und in der Mitte am geringsten sind.

Der augenblickliche Werth der Loose ist daher gegen das Ende und gegen den Anfang hin größer, weil eintretende Glücksfälle, die

bei der Natur der Lotterieanleihen allerdings in Betracht gezogen werden müſſen, zu größeren Gewinnen führen können. In dieſer Beziehung kann man ſagen, der Werth eines ſolchen Lotterieloſes ſey am Anfange derſelben größer, ſinke gegen die Mitte hin und ſteige wiederum, wenn die Ziehungen zum Ende ſich neigen. Doch ſpricht ſich dieſe Veränderung des Werthes in dem Courſe für den flüchtigen Beobachter vielleicht gar nicht aus, weil die kleinſten Gewinne von der erſten Ziehung an regelmäßig ſteigen, und der Cours, wegen der Ausſicht auf die größeren Gewinne, ſich fortwährend etwas über dem Niveau der kleineren Gewinne bewegt. Aber bei genauerer Anſicht der Sache, und wenn man den Unterſchied, welcher zwiſchen dem kleinſten Gewinne und dem Stande des Courſes ſtattfindet, betrachtet, ſieht man bald, wie der Cours anfangs verhältnißmäßig höher ſteht, dann ſinkt, dann ſich wieder hebt, ſo daß der Unterſchied zwiſchen dem Courſe und dem kleinſten Gewinnſte anfänglich größer iſt, dann ſich mindert und ſpäter wieder ſteigt.

Ja, nicht bloß die beiden Endpunkte einer ſolchen Lotterie, ſondern ſogar die einzelnen Ziehungen derſelben wirken oft auf den ſehr empfindlichen Cours ſolcher Anleihenlooſe ein, und wir gewahren nicht ſelten, daß er, bei einer herannahenden Ziehung, etwas ſteigt und gleich nach Beendigung derſelben wiederum etwas herabgeht. Die Courſe der Lotterieanleihen ſind daher etwas ſchwankender und empfindlicher, als die Courſe der gewöhnlichen Staatsſchuldſcheine.

So viel über die gewöhnlichen Regeln der Bewegung der Courſe.

Haben wir nun bisher die Urſachen angeführt, welche außerordentliche Bewegungen in den Staatspapieren herbeiführen, und die Regeln aufgeſtellt, nach denen, bei gewöhnlichen Zeiten und geordneten Verhältniſſen, der Werth derſelben ſich ermitteln läßt und der Cours ſich zu bewegen pflegt, ſo werden ſich daraus hinwiederum die Regeln leichter entwickeln laſſen, welche bei dem geregelten, mit der Abſicht, ſein Vermögen oder einen Theil deſſelben dauernd in Staatspapieren anzulegen, verbundenen Ein- und Verkaufe der Staatspapiere, den wir allein hier im Auge haben, zu berückſichtigen ſind.

Daß in Staatspapieren angelegtes Vermögen Gewinne machen, aber auch, ſelbſt wenn es nur in der eben bemerkten Abſicht und

keineswegs um Stockjobberei zu treiben, darin angelegt wird, große Verluste erleiden könne, dafür bedarf es keines Beweises, da selbst in neuester Zeit noch zahlreiche und traurige Beispiele dafür Zeugniß geben. Diese Verluste lassen sich jedoch größtentheils entweder ganz vermeiden oder doch sehr verringern, wenn man die Ursachen der Bewegung des Courses der Staatspapiere genau kennt, den Gang der Dinge genau beobachtet und zu rechter Zeit ein- und verkauft. Ja, es lassen sich auch bei der Anlegung eines Kapitales in Staatspapieren und bei dessen ganz solider Benutzung manche mit ziemlicher Gewißheit vorherzubestimmende Vortheile und Gewinne erlangen, die Niemanden in Schaden bringen, welche daher auch der solideste Mann nicht zu verschmähen braucht. Es handelt sich dabei um die Erörterung und Beantwortung folgender vier Fragen.

Wo soll gekauft werden?
Wann soll gekauft werden?
Was soll gekauft werden? und
Wann ist der Zeitpunkt da, wo der Verkauf nützlich, räthlich oder nothwendig wird?

Aus der Beantwortung dieser vier Fragen lassen sich alle bei dem Einkaufe und Verkaufe der Staatspapiere zu beobachtenden Regeln entwickeln, weshalb wir dieselben gegenwärtig einer näheren Erörterung zu unterwerfen haben.

Fragen wir zuvörderst: wo soll gekauft werden? so ist allerdings an sich die zunächst liegende Antwort: da, wo die Finanzverwaltung die geordnetste und der Staatskredit der größte ist, weil da die Gefahr, Verluste zu erleiden, als am weitesten entfernt erscheinen muß. Indessen ist diese Regel viel zu allgemein, um nicht mancherlei Ausnahmen, besonders zu einer Zeit, wie die gegenwärtige ist, zu erleiden, in welcher die Finanzen der meisten europäischen Staaten sich in einem ganz geordneten Zustande finden, und der Staatskredit in allen diesen Staaten eine sehr hohe Stufe erreicht hat. Es sind daher mehr besondere, individuelle, örtliche und pecuniäre Rücksichten und Interessen, welche die endliche Auswahl, die gegenwärtig unter einer Menge von Papieren verschiedener Staaten frei steht, bestimmen.

Ehe wir jedoch zu den besondern Regeln übergehen, müssen wir als allgemeine Regel voranschicken:

daß es niemals gerathen ſeyn kann, ſein ganzes Vermögen in Staatspapieren anzulegen, und daß, ſelbſt wenn nur ein bedeutenderes Kapital darin angelegt wird, es der Vorſicht gemäß iſt, daſſelbe nicht in Papieren eines und deſſelben Staates anzulegen.

Die Urſachen dieſer allgemeinen Regeln liegen ziemlich nahe. Perſonen, die ihr ganzes Vermögen in Staatspapieren anlegen, können bei allgemeinen und plötzlichen Kriſen ſich ihnen ſelten ohne die größten Verluſte entziehen, und gerathen, wenn die Zinszahlungen ſtocken, in die größte Verlegenheit, eine Verlegenheit, welche auch die hart treffen kann, welche einen allzugroßen Theil ihres Vermögens einem Staate anvertrauen, weil ſie dann, falls in demſelben Störungen vorfallen, gleich mit dem ganzen Kapitale hineinverwickelt werden, und der größeren Anzahl von Papieren eines Staats, wenn Kriſen eintreten, ſich immer ſchwerer und mit größeren Verluſten entledigen können, als wenn ſie kleinere Parthieen von Papieren verſchiedener Staaten beſitzen und verkaufen wollen.

Fragen wir nun, unter ſteter Berückſichtigung der eben aufgeſtellten allgemeinen Regel: wo ſoll gekauft werden, ſo muß man zuerſt darauf antworten:

Es ſoll in der Regel in der nächſten Umgebung, für Deutſche alſo in Deutſchland, gekauft werden.

Auch davon liegen die Gründe ganz in der Nähe. Die Einziehung der Zinſen, wie die endliche Einziehung, oder auch die Veräußerung der Staatspapiere ſelbſt, iſt ſtets mit Koſten verbunden, welche ſich bei den Zinſen alljährlich wiederhohlen. Je weiter nun der Staat, alſo in der Regel auch der Ort iſt, von welchem dieſe Zinſen und Zahlungen zu beziehen ſind, deſto höher ſteigen die Koſten, deſto mehr werden die Zinſſen dadurch geſchmälert, je geringer die Entfernung iſt, deſto mehr verringern ſich dieſe Koſten. Schon hieraus rechtfertiget ſich daher die Anſicht, bei der Anlegung eines größeren Kapitals in Staatspapieren zunächſt das eigene Vaterland und die nächſten Umgebungen deſſelben zu berückſichtigen.

Ein anderer Vortheil entſpringt aus der erleichterten Möglichkeit, nachtheilige Veränderungen in der Verwaltung und andere örtliche ſtörende Ereigniſſe, welche auf den Cours der Staatspapiere

Einfluß haben können, zeitiger zu bemerken, genauer überſehen und etwaigen üblen Folgen ſchneller zuvorkommen zu können, als dies bei größeren Entfernungen möglich iſt. Dies gewährt den wohl nicht zu beſtreitenden Vortheil, bei etwa zu befürchtendem entſchiedenen Fallen der Staatspapiere ſich derſelben noch in Zeiten, und daher mit geringeren Verluſten entledigen zu können, als dies bei größeren Entfernungen möglich iſt, wo man nicht mit eigenen Augen ſehen kann, ſondern erſt Nachrichten erwarten muß, die theils nicht immer ganz zuverläſſig ſind, theils oft viel zu ſpät kommen, als daß man noch von ihnen Nutzen ziehen könnte.

Alle dieſe Umſtände in ihrem Zuſammentreffen machen es daher räthlich, die dazu beſtimmten Kapitale in Staatspapieren der nächſt gelegenen Staaten und des eigenen Vaterlandes vorzugsweiſe anzulegen, wenn nicht große und gewiſſe Vortheile eine Ausnahme rechtfertigen.

Eine zweite Hauptfrage iſt:

wann ſoll gekauft werden?

Dieſe Frage iſt nicht nur an ſich wichtig, ſondern es kann auch, unter gewiſſen Umſtänden, ihre Beantwortung auf die Löſung der Frage: wo ſoll gekauft werden, Einfluß erlangen, und ſie muß theils an ſich und im Allgemeinen, theils mit Rückſicht auf eintretende beſondere Fälle beantwortet werden.

Nach den Regeln, welche wir früher für die Bewegung der Courſe in gewöhnlichen Zeiten aufgeſtellt haben, läßt ſie ſich im Allgemeinen dahin beantworten:

> es ſoll zu einer Zeit gekauft werden, wo die Staatspapiere aus den dort angegebenen inneren Gründen eine Neigung zum Steigen haben, oder wenigſtens, wenn ſie ihren muthmaßlichen Culminationspunct erreicht haben, wenn keine Urſache einer dauernden rückgängigen Bewegung derſelben vorhanden iſt.

Worauf der wirkliche Werth der Staatspapiere beruhe und wie er zu berechnen ſey, haben wir früher geſehen. Gibt nun dieſe Berechnung zu erkennen, daß der Cours den wirklichen Werth der Staatspapiere noch nicht oder höchſtens nur um ſo viel, als etwa der leichtere Verkehr mit Staatspapieren rechtfertigen kann, d. h. etwa 1 bis 2% überſchritten hat, ſo iſt es, bei übrigens günſtigen Umſtänden, ganz unbedenklich zu kaufen. Iſt jedoch

dieſer Punkt zu weit überſchritten, ſo entſteht leicht Gefahr des Verluſtes, ſelbſt bei ganz ruhigen Zeiten.

Im Allgemeinen aber gibt es beſonders zwei Momente, welche zu Anlegung von Kapitalien in Staatspapieren höchſt günſtig ſind. Es iſt dies der Augenblick der Eröffnung neuer Anleihen, ſei es im Frieden, um die Zinſen der beſtehenden Staatsſchuld herab zu drücken, oder nach beendigtem Kriege, um die Finanzen wieder zu ordnen, und die Zeit nach wiederhergeſtellter Ruhe im Innern.

Nach Kriegen und inneren Unruhen iſt der öffentliche Credit tief erſchüttert, die ſchon vorhandenen Staatspapiere ſtehen ſehr niedrig und neue Anleihen ſind nun theils zu höheren Zinſen, theils gegen Verſchreibung eines größeren und das wirklich erhaltene überſteigenden Nominalkapitals möglich, und der Credit und der Cours ſteigen nur langſam.

Doch muß man wohl unterſcheiden, ob der Krieg lang und erſchöpfend geweſen iſt oder nicht. Im letzteren Falle mag es gerathen ſeyn, vorzüglich wenn keine Ausſicht da iſt, daß neue Anleihen eröffnet werden, bald möglichſt zu kaufen. Im erſteren Falle dagegen, und beſonders wenn eine völlige Finanzzerrüttung eingetreten iſt, ſind große und entſcheidende Finanzmaßregeln, um die nothwendige Ordnung wieder herzuſtellen, mit Gewißheit zu erwarten, und es iſt in keinem Falle rathſam, bis dahin ältere Papiere des in Frage befangenen Staats zu kaufen, weil damit, wie niedrig auch ihr Cours ſtehen mag, dennoch oft noch große Verluſte verbunden ſind, wie ſie in noch nicht längſt vergangener Zeit die Aroſirung der älteren öſtereichiſchen Staatsſchuld bei Gelegenheit der Creirung der 5% Metalliques herbeiführte *.

---

* Nachdem nemlich einige andere Verſuche, die Ordnung im Finanzhaushalte wiederherzuſtellen, geſcheitert waren, wurden unterm 29. Octbr. 1816 die Metalliques geſchaffen, und man erhielt gegen Einreichung einer alten Obligation über 100 Gulden und einen Zuſchuß von reſp. 80, 100, 110, 120 und 130 Gulden in Einlöſungs- oder Anticipationsſcheinen, je nachdem die alte Obligation 6%, 5, 4½, 4, 3½ oder 3% trug, eine Schuldverſchreibung von 100 Gulden Conventions-Münze und 5% jährlicher Zinſen. Der größte Theil der älteren Schulden kam aber gar nicht zu dieſer Begünſtigung, ſondern war ſchon früher auf die Hälfte der Zinſen geſetzt, welche nach und nach bezahlt werden ſollten. Es entſtanden damals ſehr große Verluſte.

Es iſt daher der Vorſicht gemäß, nicht nur den Zeitpunkt der eintretenden neuen Finanzmaßregeln, die in ſolchen Fällen nie ausbleiben, abzuwarten, ſondern auch nach deren Eintritte dem Laufe der Dinge noch eine Zeit zuzuſehen, und zu beobachten, ob ſich die Angelegenheiten der Staatsſchuld wiederum conſolidiren, und die ergriffenen Maßregeln auch ihren guten Fortgang haben. Dann kaufe man ältere oder neuere Papiere eines ſolchen Staats, je nachdem der Cours der einen oder der andern, mit dem wahren Werthe derſelben verglichen, größere Vortheile darbietet.

Da indeſſen zu allen Zeiten Leute vorhanden ſind, welche Kapitalien in Staatspapieren anzulegen wünſchen, die ebenerwähnten vorzüglich günſtigen Perioden aber vorübergehend ſind, ſo muß für die gewöhnlichen Zeitläufte Jedermann ſich zufrieden ſtellen, wenn er den Ankauf der Staatspapiere, ohne ſie eben über den wahren Werth bezahlen zu müſſen, bewerkſtelligen kann.

Für gewöhnliche Zeiten gelten daher in dieſer Beziehung mehr negative Regeln, d. h. Beſtimmung der Zeiten und Fälle, wenn es **nicht** rathſam iſt zu kaufen. Man ſoll nicht kaufen, wenn der Cours zu ſehr über dem wahren Werth ſteht, weil man überzeugt ſeyn kann, daß, wenn ſich ſonſt alles gleich bleibt und geblieben iſt, nur die Speculation ihn ſo hoch hinaufgetrieben hat, und ein baldiges Sinken deſſelben erfolgen muß. Es iſt ferner nicht rathſam zu kaufen, wenn außerordentliche Ereigniſſe zu fürchten ſind, deren Ausgang ſich nicht berechnen läßt, obwohl zu ſolchen Zeiten die Courſe gedrückt und unter den wahren Werth herabgegangen ſeyn mögen. Es iſt nicht rathſam zu kaufen, wenn der Zinsfuß in dem gewöhnlichen Verkehre dauernd zu ſteigen ſcheint, weil zu erwarten iſt, daß in deſſen Folge der Cours der Staatspapiere, wenn er ſich auch noch eine Zeitlang erhält, doch am Ende zum Sinken kommen muß, und ſomit bei dem Verkaufe Verluſt an Kapital eintreten dürfte.

Dagegen iſt eine gute Zeit zum Einkaufe, wenn der Zinsfuß im gewöhnlichen Leben fällt, weil damit, wie wir oben bemerkt haben, ſtets ein entſprechendes Steigen des Werthes der Staatspapiere verbunden iſt, welchem bald auch ein gewiſſes Steigen der Courſe derſelben folgt. Dieſes Steigen wird verſchieden ſeyn, je nachdem der Zinsfuß der Staatspapiere verſchieden iſt, und das verſchriebene Nominalkapital den Werth und den Cours der

Staatspapiere mehr oder weniger überſchreitet, oder von ihm überſchritten wird. Im letzten Falle wird es geringer und langſamer, im erſten ſtärker und ſchneller ſeyn, je nach der Größe der Differenz, welche zwiſchen beiden ſtattfindet.

Die Fünfprocents werden daher am langſamſten und am wenigſten ſteigen, weil ſie meiſtens überall das Pari ihres Nominalkapitals erreicht oder überſchritten haben, und, bei einem noch weiteren Sinken des ohnedies niedrigern landüblichen Zinsfuſſes, die Regierungen gewiß bald möglichſt darauf denken, ſich ihrer zu entledigen und ſie auf einen niedrigern Zinsfußes herabzubringen.

Die 4% Staatspapiere werden etwas ſchneller und etwas mehr, beſonders in den Staaten ſteigen, wo es noch 5% Staatspapiere gibt, weil man in dieſen vorausſetzen kann, daß, wenn eine Zinsreduction eintritt, ſie zunächſt die Fünfprocents, als die läſtigſten Papiere, treffen werde. Die Nachfrage nach 4% wird daher ſtärker ſeyn.

Am ſchnellſten und ſtärkſten wird das Steigen der Dreiprocents ſtattfinden, beſonders wenn der Cours derſelben den wahren Werth, der bei einem Fallen des Zinsfußes im gewöhnlichen Verkehre augenblicklich ſteigt, noch nicht erreicht hat.

Wenn der Zinsfuß im gewöhnlichen Leben auf 4% ſtehet, ſo iſt der wahre Werth einer Jahresrente von 3 auf 75 zu berechnen, weil ſo viel erforderlich iſt, um im gewöhnlichen Verkehr eine ſolche Rente zu erkaufen. Sinkt dieſer gewöhnliche Zinsfuß von 4 auf 3½ %, ſo ſteigt der wahre Werth einer 3procentigen Rente augenblicklich von 75 auf 85,⅞, weil nunmehr ſo viel erforderlich iſt, um im gewöhnlichen Leben eine Jahresrente von 3 zu erkaufen.

Hätten nun die Dreiprocents nach Cours dieſen Punkt noch nicht erreicht, wie z. B. die öſterreichiſchen, die am 24. Januar d. J. auf 80⅛, und die franzöſiſchen, die an dem gleichen Tage 78. 90, oder nach Abrechnung der Zinſen auf 77. 88, ſtanden, ſo würden ſie ſich daher ſchneller bis zu dieſem Punkte heben. Iſt aber dieſer Punkt überſchritten, ſo hört die wirkende Urſache des ſchnelleren Steigens auf, und dieſe Papiere folgen wiederum dem eigenthümlichen und gewöhnlichen Geſetze ihres allmähligen Steigens bis zu dem Pari des Nominalkapitals.

Hier iſt zugleich wieder ein Fall, in welchem die Frage: wann ſoll gekauft werden? Einfluß auf die Frage: wo ſoll gekauft werden? ausüben kann. Ein Ereigniß, wie das Fallen des Zinsfußes im gewöhnlichen Verkehre und auf die Dauer, wirkt auf die Staatspapiere aller Länder, in denen es ſtattfindet, gleichmäßig ein. Wer alſo eine ſolche Periode trifft, wenn er kauft, der kann auch aus den gegebenen Erläuterungen ſehen, wo es am vortheilhafteſten iſt. Er wird alſo, wenn es deren gibt, vorzugsweiſe 3 %, und zwar da, wo, bei übrigens geregelten und gleichen Verhältniſſen, ihr Cours am niedrigſten ſtehet, an ſich zu bringen ſuchen.

Da jedoch ein definitives Fallen des Zinsfußes im gewöhnlichen Verkehre auch für die Staaten die Eröffnung neuer Anleihen zu günſtigeren Bedingungen erleichtert, und die Zinſen der Staatsſchulden als eine um ſo drückendere Laſt erſcheinen, je mehr ſie das Maß der gewöhnlichen Zinſen überſchreiten, ſo finden die Regierungen in dieſem Umſtande nur einen Antrieb mehr, ſich dieſer Laſt durch Eröffnung neuer Anleihen zu günſtigeren Bedingungen, zu Abſtoßung der älteren läſtigeren Schulden, oder zur Converſion dieſer Papiere in Papiere, welche geringeren Zins tragen, zu entledigen. Unter ſolchen Umſtänden kann es niemals gerathen ſeyn, Staatspapiere anzukaufen, welche den höchſten Zins tragen, weil dieſe der Natur der Sache nach am theuerſten bezahlt werden, und der Reduction des Zinsfußes, bei welcher gewöhnlich Verluſte für die Intereſſenten nicht zu vermeiden ſind, am nächſten ſtehen. Vielmehr iſt den Inhabern dieſer Art von Staatspapieren in ſolchem Falle zu rathen, ſich derſelben gelegentlich zu entledigen, wobei ſie obenein noch den durch das Steigen der Courſe entſtehenden Gewinn beziehen können, während ſie im Gegentheile leicht Verluſte zu erleiden haben können.

Aus dem Ebengeſagten folgt zugleich die negative Regel, daß, wenn der gewöhnliche Zinsfuß dauernd ſteigt, der Zeitpunkt zum Einkaufe von Staatspapieren durchaus ungünſtig iſt, und es räthlich wird, zu warten, bis das dann unfehlbare Eintreten des Sinkens der Courſe der Staatspapiere ſeinen muthmaßlichen Endpunkt erreicht hat. Dies wird ungefähr dann anzunehmen ſeyn, wenn der Cours bis ſo weit geſunken iſt, daß er etwa noch einige Procente über dem wahren Werth, den die Staatspapiere nach jenem Steigen des allgemeinen Zinsfußes noch behalten, ſteht, weil er,

nach den bereits oben angegebenen Urſachen, in ſolchem Falle niemals ganz bis auf oder gar unter denſelben zurückgeht. Daraus folgt zugleich, daß jenes Sinken nur eintreten kann, wenn der Cours der Staatspapiere, zu der Zeit des eintretenden Sinkens des Zinsfußes, über dem wahren Werthe ſteht, den das Staatspapier nach dieſem Steigen des gewöhnlichen Zinsfußes noch behält. Stünde er unter demſelben, ſo würde das Ereigniß ohne merklichen und dauernden Einfluß auf den Cours bleiben. Indeſſen ſtehen die Papiere der europäiſchen Staaten, welche ihren Haushalt geordnet haben, ohne Ausnahme über dieſem Punkte, weshalb ein allgemeines Steigen des Zinsfußes ein allgemeines Sinken des Courſes der Staatspapiere veranlaſſen würde.

In ſolchen Perioden iſt es daher rathſam, nicht zu kaufen, bis der niedrigere Cours ſich wieder definitiv feſtgeſtellt hat; dagegen aber iſt es rathſam, ſobald das Sinken deſſelben beginnt, ſchleunigſt zu verkaufen, weil man zu ſolchen Zeiten, welche allemal auf eine geſteigerte und das gewöhnliche Angebot überſteigende Nachfrage nach Kapitalien in dem gewöhnlichen Verkehr hindeuten, ſicher ſeyn kann, ſein Kapital ohne Aufſchub und zu beſſeren Zinſen im Privatverkehre unterzubringen, wogegen, wenn der Cours ſchon zu ſehr gegen den wahren Werth, den die Staatspapiere unter ſolchen Umſtänden noch haben können, geſunken iſt, es gerathener bleibt, die Papiere zu behalten, und das dann wieder eintretende allmählige Steigen derſelben gegen das verſchriebene Nominalkapital ruhig abzuwarten.

Sobald der gewöhnliche Zinsfuß von 4 % z. B. auf 4½ % ſtiege, ſo würde in dieſem Augenblicke der Werth der Fünfprocents ſich auf 112½, der Werth der Vierprocents auf 88⅞, der der Dreiprocents auf 66⅔ herausſtellen. Jene würden demnach gar nicht merklich, die Vierprocents bis vielleicht 92 oder 93, die Dreiprocents bis vielleicht 69 oder 70 zurückgehen; die beiden letzteren aber würden von dieſen Punkten an allmählich wieder gegen das Nominalkapital zu ſteigen.

Iſt die Rede von dem Ankaufe von Staatspapieren des Auslandes und auf auswärtigen Plätzen, ſo kann auch der Wechſelcours zwiſchen dieſen Ländern und Plätzen einen Entſcheidungsgrund für das wann, und im letzteren Falle zugleich für das wo geben. Steht der Wechſelcours für das Land des Käufers günſtig, ſo iſt es vortheilhafter, zu dieſem Zeitpunkte zu kaufen, und da zu kaufen,

wo der Cours, bei der Auswahl mehrerer Plätze, unter übrigens gleichen Umſtänden den größten Vortheil gewährt.

Doch möchten wir, bei dem ſteten und häufigen Schwanken der Wechſelcourſe, für Käufer, die ihr Kapital dauernd in Staatspapieren anlegen wollen, wie wir ſie hier allein im Auge haben, wenig Gewicht auf dieſen Umſtand legen, weil ſie, indem ſie beſſere Courſe abwarten wollen und ihr Kapital bis dahin liegen laſſen, leicht eben ſo viel, wo nicht mehr an verloren gehenden Zinſen einbüßen können, als der an einem günſtigeren Wechſelcourſe zu machende Gewinn beträgt.

Iſt nun durch ſorgfältige Erwägung aller angegebenen Umſtände endlich ermittelt, wann und wo man kaufen will, ſo entſteht die dritte Frage:

Welche Papiere ſollen vorzugsweiſe gekauft werden?

Im Allgemeinen kann die Antwort auf dieſe Frage nur ſeyn:

Es müſſen diejenigen Papiere gekauft werden, welche, nach allen über die Urſachen der Bewegung der Courſe der Staatspapiere gegebenen Regeln der Wahrſcheinlichkeit, dem Käufer die größten Vortheile verſprechen.

Indeſſen iſt mit dieſer allgemeinen Antwort nichts gewonnen, weil ſie weder in ſubjectiver noch in objectiver Rückſicht auf die beſonderen Verhältniſſe eingeht, welche bei ſolchen Fällen allein entſcheiden können. Wir müſſen daher weiter in das Detail dieſer Frage eingehen.

Sobald Jemand den Entſchluß gefaßt hat, ein bedeutendes Kapital in Staatspapieren anzulegen, ſo iſt gegenwärtig, wo alle deutſchen Staatspapiere gut ſind, die erſte Frage, welche er ſich vorzulegen hat, wohl die: ob er ſich bei einem ſogenannten Lotteriean leihen intereſſiren oder gewöhnliche Staatspapiere ankaufen, oder ob er einen Theil ſeiner Gelder in jenen, den andern Theil in dieſen Papieren anlegen wolle? Hierüber können allein die individuellen Vermögensumſtände des Käufers entſcheiden. Die Lotterieanleihen werden, mit Ausnahme der öſterreichiſchen Partialen, nicht verzinst, ſondern Kapital und Entſchädigung für den Zins in den Prämien und Gewinnen mitbezahlt. Es können freilich hohe Gewinne gemacht werden. Indeſſen, wer ungefähr weiß, wie ſehr gering die Wahrſcheinlichkeit dazu iſt, der wird wohl darauf, ſobald die Rede von einem großen Kapitale iſt, welches angelegt werden ſoll, weniger achten, als auf den

Umſtand, daß mit der eben bemerkten Ausnahme er ſo lange keine Zinſen bezieht, bis einige von ſeinen Looſen bei den ſtattfindenden Verlooſungen gezogen werden.

Die wichtigſte Frage für ihn iſt alſo die: ob ſeine Vermögensumſtände es erlauben, auf eine unbeſtimmte Zeit hinaus die jährlichen Zinſen des darin anzulegenden Kapitals zu entbehren? Allerdings ſtellt ſich die Sache verſchieden, je nachdem die Rede von dem Ankaufe einiger wenigen Looſe iſt, oder eine größere Partie derſelben gekauft werden ſoll. In dieſem Falle iſt dem Glücke nicht Alles anheim gegeben, ſondern es tritt in Bezug auf das Herauskommen der Looſe eine Art von Regel ein. Wer nämlich eine größere Partie ſolcher Looſe hat, der kann mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit darauf rechnen, daß in jeder Ziehung eine verhältnißmäßige Anzahl derſelben herauskommen wird, welche ſich für jede Ziehung finden läßt, wenn man mit der Zahl der darin zu ziehenden Looſe die Geſammtzahl aller nachſpielenden Looſe, und mit der ſo gefundenen Zahl wiederum die Zahl der Looſe, welche Jemand in den Händen hat, dividirt. Trifft auch dieſe Berechnung nicht in jeder Ziehung genau zu, ſo wird doch eine Ziehung die andere ſo ziemlich ausgleichen, und die Rechnung wird ſich der Wirklichkeit um ſo mehr nähern, je größer die Anzahl der Looſe iſt, die Jemand beſitzt.

Schwieriger wird allerdings die Sache, wenn dieſe Anleihen ſo eingerichtet ſind, daß in einer beſondern Ziehung erſt die Serien ausgelooſet werden, welche bei der wirklichen Gewinnziehung allein mitſpielen. Indeſſen iſt auch dann eine approximative Berechnung möglich, ſobald die Vorſicht gebraucht wird, die zu kaufenden Looſe aus möglichſt verſchiedenen Serien zu wählen. Man hat dann das Verhältniß der jedesmal zu ziehenden Serien zu allen noch mitſpielenden Serien aufzuſuchen, und mit der ſo gefundenen Zahl die Zahl der verſchiedenen Serien, aus welcher die Looſe gewählt ſind, zu dividiren, um zu erfahren, wie viele der Serien, aus denen die Looſe gewählt ſind, wahrſcheinlich herauskommen werden. Iſt nun die Zahl der aus jeder Serie gewählten Looſe gleich, ſo kann man ſogleich auch die Anzahl der wahrſcheinlich in jeder Ziehung herauskommenden Looſe daraus erſehen. Iſt dieſe Zahl aber ſehr verſchieden, ſo hört dann die Wahrſcheinlichkeitsrechnung auf, und es muß alles dem Glücke anheimgeſtellt bleiben.

Aus dem Ebengeſagten erhellt, daß nur große Partieen von dergleichen Looſen, und auch dieſe nur bedingungsweiſe eine Art von Berechnung erlauben. Mag indeſſen auch eine ſolche Berechnung ſich der Wahrheit möglichſt nähern, ſo iſt der Ankauf großer Partieen ſolcher Looſe auf die Dauer immer nur groſſen Kapitaliſten zu rathen, die, ohne auf die Zinſen des darin angelegten Kapitals zu rechnen, ihren Haushalt bequem beſtreiten können. Denn werden auch von größeren Partieen ſolcher Looſe in jeder Ziehung einige herausgezogen, ſo werden doch für die rückbleibenden keine Zinſen bezahlt, und was der Beſitzer für die herausgezogenen Looſe erhält, iſt zum größeren, oder in den erſten Ziehungen weit zum größten Theile Kapital, welches er doch nicht verzehren kann, ohne Verluſt zu erleiden.

Damit iſt zugleich ausgeſprochen, daß, wenn der kleinere Kapitaliſt auch, um das natürliche Streben, ſein Glück möglichſt ſchnell zu machen, zu befriedigen, einige Looſe darin nehmen mag, es doch für ihn ſchwerlich gerathen ſeyn kann, einen größeren Theil ſeines Kapitals darin anzulegen.

Uebrigens hat aber auch für den großen Kapitaliſten die Anlegung eines größeren Kapitals in ſolchen Lotterieanleihen, wenn ſie nicht gleich bei der erſten Eröffnung geſchehen kann, manche Bedenklichkeiten. Die Ausſicht auf die großen Gewinne lockt ſehr bald die Speculation, und dieſe treibt den Cours in der Ausſicht auf große Glücksfälle bald ziemlich hoch über den wahren Werth der Looſe in die Höhe. Wer daher nicht vom Anfange an Theil nehmen kann, ſondern erſt ſpäter große Ankäufe machen will, der muß die zu erkaufenden Looſe gewöhnlich weit über den wirklichen Werth hinaus bezahlen, und hat daher, wenn er ſie durchſpielen will und nicht große Gewinne macht, wozu die Wahrſcheinlichkeit immer gering iſt,* am Ende nur Verluſte.

Die vorſtehenden Betrachtungen dürften hinreichen zu zeigen, daß es ſelbſt für den größeren Kapitaliſten, wenn er ſich nicht gleich anfangs dabei intereſſiren kann, nicht vortheilhaft iſt, ein großes Kapital in Lotterieanleihen auf die Dauer anzulegen. Er kann

* Man hat berechnet, daß, wer ein Frankfurter Loos fortwährend ſpielt, es immer noch für ein großes Glück achten müßte, wenn er im 5999ſten Jahre das große Loos gewönne.

dabei ſehr leicht am Kapital verlieren, und verliert gewiß dann auch an Zinſen, weil er viel mehr, als der anfängliche Betrag eines Looſes iſt, dafür bezahlen muß, ſobald die Anleihe einmal im Schwunge iſt, und er ſich daher von dieſer höheren Summe die Zinſen berechnen muß, während in den geringſten Prämien höchſtens nur der Zins von der Summe, auf welche die Looſe lauten, berechnet und vergütet wird, und das Interuſurium ganz verloren geht. Auch werden bei ungewöhnlichen Ereigniſſen wegen des höheren Courſes die Verluſte größer.

Größere Kapitalien werden daher auf die ſolideſte Weiſe gewiß beſſer in gewöhnlichen verzinslichen Staatsanleihen angelegt. Indeſſen gibt es auch deren ſo verſchiedene Arten, ſie haben ſo verſchiedenen Cours, ſo verſchiedenen Zinsfuß und ſo verſchiedene Form, daß es, wie ſich auch die Sachen auf den erſten Blick ſtellen mögen, nicht immer ſo gar leicht iſt, als es ſcheinen kann, die beſte Auswahl zu treffen und die Frage zu entſcheiden, was, oder welche Sorte der verſchiedenen Staatspapiere zu einem gegebenen Zeitpunkte die größten Vortheile gewähre, und daher vorzugsweiſe anzukaufen ſey.

Wenn wir z. B. ſehen, daß in Oeſterreich die Vierprocents auf 101 ſtehen, während die Fünfprocents um 108 zu haben ſind, ſo ſollte man meinen, die Wahl könne keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, und man müſſe ſich unbedingt für die Fünfprocents entſcheiden, weil man mit der geringen Zubuße von 7 oder 8 eine Jahresrente von 1 kaufen konnte, und der Werth der Fünfprocents nach dem Zinsfuße berechnet 125 iſt, während der Werth der Vierprocents nur 100 iſt.

Bedenkt man indeſſen, daß die Fünfprocents ſo gut wie die Vierprocents nur zu 100 eingelöſet werden, daß ein groſſer Theil derſelben ſchon eingelöſet wird, und bei der erſten günſtigen Gelegenheit eine Umwandlung derſelben wahrſcheinlich iſt, ſo gewinnt die Sache ein anderes Anſehen. Der Käufer verliert dann jene mehr bezahlten 7 und muß daher gewiß ſeyn, daß innerhalb 7 Jahren keine Reduction erfolgt, wenn er nicht Verluſt erleiden will. Er bezieht nämlich für die mehr bezahlten 7 alljährlich 1 an Zinſen mehr, als wenn er einen Vierprocent kauft. In 7 Jahren wäre er daher gegen die Converſion geſichert, wenn er dieſes 1 % aufbewahrte, und hätte dann Gewinn. Erfolgt aber die

Conversion eher, oder verzehrt er das jährlich mehr erhaltene Procent, so leidet er unvermeidlich Kapitalverlust. Erfolgte z. B. die Conversion auch erst in 5 Jahren, so würde er jedenfalls 2 Procent einbüßen. Mag nun auch dieser Verlust bei einem einzelnen Schuldscheine nicht so bedeutend erscheinen, so wird er doch in dem Maße bedeutender, in welchem die in den Fünfprocents angelegte Summe größer ist.*

Es kommt aber auch noch ein anderer Grund dazu, der zu großer Vorsicht bei dem Ankaufe einlösbarer Staatspapiere über den darin zugesicherten Nominalbetrag hinaus rathen muß, der, wie es scheint, zu wenig beachtet wird, und dennoch vorzüglich für kleinere Kapitalisten sehr zu berücksichtigen ist.

Wer eine Anzahl von Staatspapieren kauft, der verwendet dazu ein Kapital, welches er nicht mehr zu der Verzehrung, sondern zu dem Erwerbe bestimmt hat, und von welchem er sich ein dauerndes, wo möglich gleichbleibendes Einkommen verschaffen will. Nehmen wir nun an, er lege z. B. ein Kapital von 2200 in Fünfprocents zu dem Course von 110 an, so wird er dafür ein Nominalkapital von 2000 erhalten, welches ihm eine Jahresrente von 100 gewährt, während er in Vierprocents zu dem Course von 100 ein der Anlage gleichkommendes Nominalkapital von 2200 damit erkauft haben würde. Allerdings hat er für letzteres nur eine Jahresrente von 88 zu erwarten, und somit gewährt die Anlage in Fünfprocents allerdings augenblicklichen Vortheil. Tritt aber eine Einlösung durch den Staat ein, so erhält er für die eingezahlten 2200 bei den Fünfprocents nur 2000 zurück, womit er von diesem Augenblicke an nur eine Jahresrente von 80 erkaufen kann, während er bei Einlösung der Vierprocents das volle Anlagekapital zurückerhält und daher, nach wie vor, eine Jahresrente von 88, oder selbst in dem ungünstigsten Falle eine größere Jahresrente als mit jenen 2000 erkaufen kann. Er hat also 200 am

* Bei den französischen Renten stellt sich die Sache etwas anders, weil man dort kein Nominalkapital, sondern blos eine Jahresrente verschrieben hat, weßhalb die Regierung sie nur nach dem Tagescourse abkaufen kann, oder bei der Conversion den Gläubigern dagegen gewisse Vortheile gewähren muß, wenn sie ihren Zweck erreichen soll. Indessen sind die französischen Zustände nicht so einladend, daß es für den Ausländer gerathen wäre, sich dabei hoch zu interessiren.

Kapitale verloren. Allerdings kann er dieſem Verluſte oft vorbeugen, oder ihn, wenn die Einlöſung zu zeitig erfolgt, wenigſtens vermindern, wenn er das fünfte Procent Zinſen aufbewahrt; indeſſen mag dies nur zu oft nicht geſchehen, ſey es, weil man, da es ebenfalls unter dem Namen Zinſen gezahlt wird, ſich leicht gewöhnt, es als bloßes Einkommen zu betrachten und ſomit unbedenklich zu verzehren, ohne daran zu denken, daß man eigentlich davon erſt 10 zurücklegen müſſe, um bei der Einlöſung zu 100 nichts am Kapital zu verlieren, oder daß der kleine Kapitalbeſitzer es braucht, um, ebenfalls ohne an die Folgen zu denken, beſſer zu leben, oder auch ſich durch Verkauf nach dem Courſe ſchließlich gegen dieſen Verluſt zu ſichern denkt. Allein einmal ſchlägt dies ſchon in das Gebiet der eigentlichen Speculation ein, welches wir von unſerer Unterſuchung ausgeſchloſſen haben, ſodann aber wird dieſe Möglichkeit ſehr leicht vereitelt, wo die Nummern der jährlich einzulöſenden Schuldſcheine durch das Loos entſchieden werden, wie dies meiſt geſchieht. Dann iſt keinen Augenblick Sicherheit und nichts zeigt an, wann man verkaufen ſolle. Für den Kapitaliſten, der ſein Kapital dauernd und ſolide in Staatspapieren anlegen will, bleibt daher der Ankauf der Fünfprocents, wenn er zu hoch über das Nominalkapital erfolgen ſoll, immer eine bedenkliche Sache, die viel Vorſicht erfordert, wenn nicht Schaden entſtehen ſoll, und es iſt manchmal, bei aller Vorſicht und bei dem geordnetſten Gange der Dinge, dennoch nicht möglich, Schaden zu vermeiden. Der Ankauf derſelben möchte daher nur in dem Falle vorzüglich räthſam ſeyn, wenn es ſich darum handelt, im Verkehr eben nicht zu benützende Summen auf kurze Zeit darin anzulegen, um für dieſe, bis ſie wieder gebraucht werden, einen Ertrag überhaupt, und zwar vielleicht den eben höchſt möglichen zu erlangen.

Vorzüglich aber dürften zu dauernder Anlegung der Kapitale in Staatspapieren die dreiprocentigen Papiere ſich eignen, die ihren anfänglichen wahren Werth noch nicht zu ſehr überſchritten haben, wobei für Deutſchland vorzüglich die öſterreichiſchen Dreiprocents in Betracht kommen.

Sie haben mit allen übrigen deutſchen Vierprocents das gemein, daß das bei der Rückzahlung von dem Staate zu gewährende Kapital 100 beträgt, und ſtehen gegenwärtig auf etwa 80, während die Vierprocents überall das Pari erreicht oder überſchritten haben.

Wir haben oben geſehen, daß, wenn die Vierprocents mit dem verſprochenen Nominalkapitale gleich ſtehen, oder deſſen Pari erreicht haben, ſie dann nicht mehr ſehr weit darüber hinausſteigen können, ſo lange der gewöhnliche Zinsfuß nicht ſinkt. Sinkt dieſer aber auch wirklich und ſie haben eine Neigung, noch weiter hinaus zu ſteigen, ſo treten dann auch in Rückſicht ihrer alle die Bedenken ein, die wir in Bezug auf die Fünfprocents in Anregung gebracht haben. So lange aber der gewöhnliche Zinsfuß nicht fällt, ſo können ſie nicht wohl weit über den gegenwärtigen Punkt hinausſteigen, und es treten daher bei der Einlöſung nur Verluſte ein.

Ungleich vortheilhafter aber ſtellen ſich die Ausſichten in Bezug auf die Dreiprocents, wenn ſie ihren eigentlichen anfänglichen Werth, den wir oben auf 75 berechnet, noch nicht zu weit überſchritten haben, und, wie z. B. die öſterreichiſchen, etwa auf 80 ſtehen.

Wir haben ebenfalls oben geſehen, daß die Dreiprocents, ungeachtet ihres niedrigen Zinsfußes, dennoch eine entſchiedene Neigung haben, ſo lange ſie unter dem dafür verſchriebenen Nominalkapitale ſtehen, zwar langſam im Verhältniſſe zu der Zeit, binnen welcher die Tilgung erfolgen ſoll, aber ſicher bis gegen den Betrag des verſchriebenen Kapitals, alſo bis gegen 100 zu ſteigen. Je weiter ſich nun der Tagescours von dieſem Zielpunkte noch befindet, um deſto günſtiger ſind die Verhältniſſe zum Ankaufe, weil, wenn ſonſt alles ſich gleich bleibt, der Cours nach unveränderlichen Geſetzen nach und nach ſteigen muß, und daher der Käufer, wenn er ſie auch eher verkaufen müßte, als die Einlöſung erfolgt, die höchſte Wahrſcheinlichkeit dabei hat, einen ſichern Gewinn zu machen, deſſen Werth noch dadurch vermehrt wird, daß das Kapital von ſelbſt wächst, ohne daß er nöthig hat, von den Zinſen Erſparniſſe zu machen, oder daß, wenn er dennoch dies thut, ſeine Erſparniſſe durch das Wachſen des urſprünglich darin angelegten Kapitals noch vergrößert werden, und ihn ſo für die etwas verringerte Zinsrate doppelt entſchädigen.

Dieſes Wachſen des Kapitals, welches, wenn der Cours der Dreiprocents, wie bei den öſterreichiſchen, auf 80 ſteht, nach und nach 18 bis 19 betragen kann, iſt, beſonders für den kleinern Kapitaliſten, viel bedeutender, als man glaubt, weil es ſich gleichſam ohne Mühe von ſelbſt macht, während das Zurücklegen eines

Theils der Zinſen in kleinern Oekonomien mannichfachen Hinderniſſen ausgeſetzt iſt. Ein Ueberſchuß des Einkommens wird nun einmal leichter angegriffen, wenn dringende Fälle eintreten, als das Kapital, welches man, wenn man auch nur einen Theil deſſelben braucht, doch ganz aus den Händen geben muß. Ehe dies geſchieht, hilft man ſich lieber mit allerlei kleinen Erſparniſſen und Beſchränkungen, als wenn man das Einkommen zu ſeiner Dispoſition da liegen hat, und es iſt anzunehmen, daß man in dringenden Fällen dieſer Art gewiß viel häufiger das disponible Einkommen ohne eine zeitweiſe Beſchränkung anderer Ausgaben verzehrt, als im entgegengeſetzten Falle, und wenn kein Ueberſchuß des Einkommens zur Verfügung ſteht, das Kapital angegriffen wird, ohne daß erſt ein Verſuch gemacht worden wäre, das dringendere Bedürfniß durch Beſchränkung oder den Wegfall weniger dringender Ausgaben zu decken und das Kapital zu erhalten.

Um daher zu ſehen, welche Staatspapiere bei der verſchiedenen Verzinſung und dem verſchiedenen Courſe derſelben zu einem gegebenen Zeitpunkte vorzugsweiſe zu erkaufen ſind, muß man

1. den Cours derſelben, oder den Einkaufspreis, der zu zahlen iſt;
2. den Betrag des in den Staatsſchuldſcheinen verſchriebenen Nominalkapitals;
3. die jährliche Zinsrente;
4. den Zeitraum, binnen deſſen der Staat die Anleihe völlig tilgen wird, und
5. die Art und Weiſe, wie die Tilgung erfolgt,

ins Auge faſſen.

Wir können nämlich, bei der Verſchiedenheit des Zinsfußes und der Courſe, mit einer und derſelben Summe bald eine dem Nominalkapitale gleichkommende, bald eine über oder unter demſelben ſtehende Summe einkaufen. Wenn wir z. B. eine Summe von 12,000 in Staatspapieren anlegen wollen, und der Cours der Dreiprocents ſteht auf 80, der Cours der Vierprocents auf 100, der Cours der Fünfprocents auf 108, ſo werden wir in Dreiprocents 15,000, in Vierprocents 12,000, in Fünfprocents 11,110 in Staatspapieren dafür kaufen können. So ſcheint denn fürs erſte der Ankauf der Dreiprocents in Bezug auf das für dieſe umme zu erlangende Nominalkapital der vortheilhafteſte zu ſeyn.

Faſſen wir jedoch den jährlichen Zinsertrag ins Auge, ſo geben uns

11,110 in Fünfprocents jährlich 555'.
12,000 in Vierprocents jährlich 480.
15,000 in Dreiprocents jährlich 450.

Die Fünfprocents gewähren demnach jährlich 105' an Zinſen mehr, als dieſelbe Summe, in Dreiprocents angelegt, verſchafft.

Dieſer Mehrbetrag an Zinſen dürfte, wenn er aufbewahrt und nützlich angelegt würde, binnen einer gewiſſen Reihe von Jahren hinreichen, den Unterſchied zwiſchen den für die gleiche Summe erkauften Kapitalien, welcher zu Gunſten der Dreiprocents iſt, auszugleichen, und von dieſem Punkte aus würde dann ein großer Gewinn zu Gunſten der Fünfprocents eintreten. Deßhalb muß man aber beſonders auch noch den Zeitraum, binnen deſſen die Anleihe getilgt werden ſoll, beachten und in Erwägung ziehen, wie weit oder wie nahe man demſelben in dem Augenblicke des Einkaufes ſteht, weil ſich ſodann erſt beurtheilen läßt, ob bis dahin noch Zeit genug iſt, jene Operation zu unternehmen.

Wollte man indeſſen zu jener Operation des Sparens nicht ſchreiten, und dächte die ganzen Zinſe zu verzehren, ſo erfährt man den eigentlichen wahren Werth der Staatspapiere, wenn man die Summe des eingekauften Nominalkapitals und die davon bis zur Tilgung zu beziehenden Zinſen zuſammenrechnet, und die ſich ſo ergebenden Summen mit einander und mit dem Einkaufspreiſe vergleicht.

Am Schluſſe dieſer Abhandlung findet ſich unter A eine Tabelle, in welcher

1. der Werth der Fünfprocents zu dem Courſe von 101—110,
2. der Werth der Vierprocents zu dem Courſe von 91—103,
3. der Werth der Dreiprocents zu dem Courſe von 75—103,

zu fünf verſchiedenen Zeitperioden, nämlich unter der Annahme, daß die Tilgung der Anleihe 5, 10, 15, 20 oder 25 Jahre nach dem Einkaufe oder der Eröffnung erfolge, berechnet iſt. Nach der Analogie und den für die Werthberechnung bereits früher angegebenen Regeln, läßt ſich der Werth der Staatspapiere leicht für alle in der Mitte liegenden Jahre, ſo wie für jeden längeren oder kürzeren Zeitraum, und für jeden höheren oder niedrigeren Stand der Staatspapiere ermitteln.

Wir haben dabei 12,000 als die zur Anlage in Staatspapieren beſtimmte Summe zum Grunde gelegt und nehmen an, daß öſterreichiſche Fünfprocents zu 108, preußiſche Vierprocents zu 103, öſterreichiſche Vierprocents zu 100, ſächſiſche Dreiprocents zu 103 und öſterreichiſche Dreiprocents zu 80 zu haben ſind, wie in dieſem Augenblicke (Ende Januars) der wirkliche Cours ſteht.

Nach der Tabelle ergibt ſich, daß man für 12,000 nach dieſem Maßſtabe

1. in Fünfprocents 11,110 mit 555,5 an jährlichen Zinſen,
2. in preuß. Vierprocents 11,650 mit 466 an jährlichen Zinſen,
3. in öſterr. Vierprocents 12,000 mit 480 an jährlichen Zinſen,
4. in öſterr. Dreiprocents 15,000 mit 450 an jährlichen Zinſen,
5. in ſächſiſchen Dreiprocents 11,650 mit 349,5 an jährlichen Zinſen

einkaufen kann. Sieht man nun blos auf den Zinsgenuß eines einzelnen Jahres, ſo iſt augenfällig, daß die Fünfprocents den beſten Vortheil gewähren. Faßt man aber die Zukunft in die Augen und den Umſtand, daß bei der endlichen Tilgung bei den Fünfprocents nur das erkaufte Nominalkapital von 11,110, bei den Dreiprocents aber das erkaufte Nominalkapital von 15,000 zurückbezahlt wird, ſo ergibt ſich, daß, ſelbſt wenn auch die Tilgung erſt in 25 Jahren erfolgte, der Vortheil entſchieden auf Seiten der öſterreichiſchen Dreiprocents iſt. Es gewähren nämlich an Kapital und bezogenen Zinſen, wenn die Tilgung erfolgt in

	5 Jahren	10 Jahren	15 Jahren	20 Jahren	25 Jahren
a. die Fünfprocents	13,887,5	16,665	19,442,5	22,220	24,997,5
b. die Dreiprocents	17,250	19,500	21,750	24,000	26,250.

Erſt in 40 Jahren würden beide etwa gleichen Ertrag gewährt haben, denn es würden die Fünfprocents dann 33,330, die Dreiprocents aber nur 33,000 gewährt haben. Indeſſen auf ſo lange Zeit hinaus werden wohl Staatspapiere ſelten in einer Hand bleiben, weßhalb dieß kaum in Betracht kommen kann. Es darf aber auch darum nicht in Betracht kommen, weil es nur zu wahrſcheinlich iſt, daß, ſobald nicht in kurzer Zeit groſſe und auſſerordentliche Störungen eintreten, überall die Fünfprocents, als zu läſtige Papiere, getilgt oder convertirt werden, in welchen Fällen bei den Funfprocents Verluſte unvermeidlich ſind.

Verhältnißmäßig die ſchlechteſten Ausſichten gewähren die Vierprocents; ſie können um ſo weniger Gegenſtand des Ankaufes ſeyn,

je höher ihr Cours über das verschriebene Nominalkapital hinansteigt. Den Fünfprocents gegenüber würden sie nur dann Vortheil gewähren, wenn diese letzteren innerhalb 5 oder 10 Jahren eingelöset würden, weil bis dahin nach der Tabelle A

	in 5 Jahren	in 10 Jahren
1. der Werth der Vierprocents zu 100 = wäre	14,400	16,800
2. „ „ „ „ „ 103 = „	13,980	16,310

In österreichischen Vierprocents würde sich daher, nach jetzigem Course, das Gleichgewicht schon nach 10 Jahren, in preußischen Vierprocents schon nach 5 Jahren herstellen; die österreichischen Dreiprocents sind aber nach wenigen Jahren, und dann, wenn zu 80 angekauft, auf lange Zeit hinaus werthvoller.

In der vorstehenden Berechnung haben wir von Summen im Ganzen gesprochen, und dabei angenommen, daß die Anleihen in einer Zeit von längstens 25 Jahren, von dem Zeitpunkte des Ankaufes an gerechnet, zurückgezahlt würden. Dies ist in Bezug auf die Fünfprocents mehr als hinreichend, weil bis dahin entweder die Finanzverhältnisse sich ganz geändert haben, oder die Fünfprocents verschwunden seyn werden. Es würden daher für einen längeren Zeitraum nur die Vierprocents und Dreiprocents in Frage kommen.

Nun ist allerdings gewiß, daß sich die Dreiprocents weniger günstig stellen, wenn man eine längere Tilgungszeit annimmt, weil ihr Werth dann zwar eben so sicher, aber viel langsamer steigt. Man wird indessen auch für jeden beliebigen längeren Zeitraum den wirklichen Werth der Dreiprocents leicht ermitteln, wenn man den Satz festhält, daß sich der Werth derselben bei einer 25jährigen Tilgungszeit jährlich um 1 hebt, bis er am Schlusse derselben an das Pari des Nominalkapitals reicht, und daß 25 den Zähler des Bruchs bildet, dessen Nenner die Anzahl der Jahre ist, binnen welcher die Tilgung erfolgen soll.

Nehmen wir daher 75 als den anfänglichen Werth der Dreiprocents an — und dies müssen wir, so lange der gewöhnliche Zinsfuß auf 4 Procent stehen bleibt — so finden wir das Gesetz des alljährlichen Steigens der Dreiprocents durch Bildung des oben beschriebenen Bruches, und den wahren Werth, sobald wir denselben mit der Anzahl der von der Tilgungszeit bereits

abgelaufenen Jahre vermehren, und das Ergebniß zu dem Grundwerthe von 75 hinzuzählen. Wollen wir z. B. 10 Jahre nach der erſten Emiſſion der Dreiprocents die in 40 Jahren, vom Anfange an berechnet, völlig getilgt ſeyn ſollen, den wahren Werth eines dreiprocentigen Schuldſcheines wiſſen, ſo bilden wir erſt den Bruch $^{75}/_{100}$ Procent und ſehen daraus, um wie viel der Werth deſſelben alljährlich ſteigt, und vermehren dann dieſe $^{75}/_{100}$ oder $^{3}/_{4}$ mit der Zahl der bereits abgelaufenen Jahre, d. h. alſo mit 10. Das Ergebniß dieſer Vermehrung, $^{75}/_{10}$ oder $6^{1}/_{2}$, rechnen wir zu dem Grundwerthe von 75 hinzu, und erhalten ſomit $81^{1}/_{2}$ als den wahren Werth, den ein dreiprocentiger Schuldſchein zu der angegebenen Zeit hat.

Etwas anders aber, beſonders für die Beſitzer einer größeren Anzahl ſolcher Staatspapiere, ſtellt ſich die Sache dann, wenn, wie gewöhnlich der Fall iſt, die Tilgung in gewiſſen jährlichen Raten erfolgt, ſo daß jährlich eine beſtimmte Anzahl ſolcher Schuldſcheine herausgelooſet und getilgt wird. Kommt nämlich der einzelne Schuldſchein zeitiger heraus, ſo iſt der Gewinn größer, weil der Inhaber ſodann gleich 100 erhält, und viel eher eine Rente von 4 ankaufen kann, als es ihm möglich iſt, wenn er bis zu dem Abfluſſe der ganzen Tilgungsfriſt warten muß. Der Beſitzer einer größeren Parthie ſolcher Papiere hat aber den ſo gut wie gewiſſen Vortheil, daß bei jeder dieſer Ziehungen eine der Anzahl der Schuldſcheine, welche er beſitzt, entſprechende Zahl dieſer Schuldſcheine herausgezogen wird, wie wir dies ſowohl, als die Art, die wahrſcheinliche Zahl derſelben zu berechnen, bereits oben, bei Gelegenheit der Lotterieanleihen, dargeſtellt haben. Er kommt daher jedesmal mit einer beſtimmten Anzahl derſelben früher zu dem vollen Genuſſe des verſchriebenen höheren Nominalkapitals, und ſomit ſtellt ſich für ihn der wahre Werth dieſer Papiere etwas anders und höher heraus.

Soll nun dieſer Werth ermittelt werden, ſo müſſen wir, um wieder auf das Beiſpiel einer 40jährigen Anleihe zurückzukommen, zunächſt das Verhältniß des alljährlichen Steigens des Werthes ſolcher Schuldverſchreibungen ſuchen, welches eintreten würde, wenn die Anleihe im Ganzen erſt nach 40 Jahren getilgt würde, und welches, wie wir oben bereits geſehen haben, jährlich $^{75}/_{100}$ beträgt. Wenn wir nun dieſe jährliche Vermehrung des Werthes für jedes

Jahr zu dem urſprünglichen Werthe der 75 hinzurechnen, ſo haben wir den wahren Werth, den der Schuldſchein jedes Jahr hat gefunden, wenn die Anleihe erſt nach 40 Jahren bezahlt wird; wenn wir aber bei der Tilgung der Schuld in Friſten den Betrag, um welchen jährlich der Werth der Schuldverſchreibungen ſteigt, von dem Betrage des für die jedes Jahr wahrſcheinlich ſich herausloosende Zahl der Staatsſchuldſcheine zu zahlende volle Nominalkapital abziehen, ſo haben wir den wahrſcheinlichen Werth der einzelnen Parthien dieſer Schuldſcheine beſtimmt, und die Zuſammenrechnung des wahrſcheinlichen Werthes aller dieſer einzelnen Parthien zuſammen genommen, gibt dann den wahrſcheinlichen Werth ſämmtlicher Schuldſcheine an.

Nehmen wir z. B. ein Anleihen von 40,000,000, welches in 400,000 Schuldſcheine, jeden zu 100 gerechnet, eingetheilt iſt, und in 40 jährlichen Terminen, jeden zu 10,000 Schuldſcheinen oder 1,000,000 gerechnet, getilgt werden ſoll, und ſetzen voraus, es habe ſich Jemand dabei gleich vom Anfange mit 20,000 Nominalkapital, welches er zu 75 mit 15,000 wirklichem Kapitale angekauft hat, intereſſirt, ſo ſtellt ſich der wahre Werth dieſer Parthie Schuldſcheine von vorn herein nicht, wie bei dem einzelnen Schuldſcheine, auf 75, ſondern auf 87½, und der wahre Werth der ganzen Parthie gleich anfangs nicht auf 15,000, ſondern auf 17437½, wie ſich aus der nachfolgenden Darlegung ergibt. Der Inhaber einer ſolchen Parthie der Papiere des in Frage befangenen Anleihens kann darauf rechnen, daß wahrſcheinlich in jeder der 40 Ziehungen des Anleihens 5 ſeiner Schuldſcheine gezogen und bezahlt werden. Fünf ſeiner Schuldſcheine werden demnach ein Jahr nach der Eröffnung des Anleihens wahrſcheinlich gezogen und für voll mit 500 bezahlt. Innerhalb dieſes Jahres und bis zur Verloſung ſteigt aber auch der Werth jedes Schuldſcheins um $^{75}/_{100}$ ſelbſt für den Fall, daß er erſt nach 40 Jahren oder in der letzten Ziehung bezahlt würde; er iſt alſo ein Jahr vor der Ziehung $^{75}/_{100}$ weniger werth, als zu der Zeit der wirklich erfolgenden jährlichen Ziehung. Der Werth der nach Abfluß eines Jahres von Eröffnung der Anleihe an wahrſcheinlich zu tilgenden 5 Schuldſcheine beträgt daher im Augenblicke der Eröffnung $500 < {}^{75}/_{100}$ oder 496¼; der Werth der wahrſcheinlich in zwei Jahren zur Tilgung kommenden 5 Schuldſcheine beträgt daher zur Zeit der

Eröffnung $500 < {}^{250}/_{50}$ oder 493¾ und ſo fort, bis ſich der Werth der in der letzten Ziehung verbleibenden 5 Schuldſcheine mit $500 < {}^{5000}/_{50}$ oder 375 oder 75 für jeden im Augenblicke der Eröffnung herausſtellt, wie dies die unter B beigefügte Berechnung näher angibt.

Der Cours freilich kann Anfangs nie mit dieſem Werthe zuſammentreffen, ſondern muß ſich lange unter demſelben halten, weil er nur den Tagespreis des einzelnen Schuldſcheins beſtimmt, und die hier erwähnte Partie Schuldſcheine nur darum, weil ſie eine Partie in Einer Hand iſt, und nur ſo lange ſie vereint bleibt und für die Dauer des Anleihens angekauft iſt, einen ſo hohen urſprünglichen Werth hat. Indeſſen iſt das Tilgen der Schuld auch bei einem einzelnen Schuldſcheine nicht ohne allen Einfluß, zwar nicht auf den wahren Werth deſſelben, weil in Bezug auf einzelne Schuldſcheine keine Wahrſcheinlichkeitsberechnung in Bezug auf die Zeit ihres Herauskoſens möglich iſt, ſondern alles dem Zufalle überlaſſen bleibt, wohl aber auf den Cours, indem die Möglichkeit, zeitiger zur Tilgung und ſomit zu dem Genuſſe des verſchriebenen höheren Nominalkapitales zu gelangen, den Cours bis gegen das Ende hin ſtets etwas über dem wahren Werthe erhält.

Ganz auf gleiche Weiſe, wie beim Beginne einer Anleihe, läßt ſich auch bei dem Fortgange derſelben zu jedem beliebigen Zeitpunkte der wahrſcheinliche wahre Werth einer größeren Partie der dazu gehörigen Staatspapiere berechnen, um ihn gegen den wirklichen Tagescours zu halten und zu ſehen, wie und wo man am vortheilhafteſten kauft, und darnach zu beſtimmen, was man kaufen ſoll.

Aus dem bisher Geſagten laſſen ſich im Allgemeinen folgende Regeln für das wo, wenn und was bei dem Ankaufe von Staatspapieren aufſtellen:

Man ſoll kaufen nach entſtandenen Unordnungen und Störungen des Staatshaushaltes, aber nicht eher, als bis der Haushalt wieder völlig geregelt und geordnet iſt.

Man ſoll auch bei geregeltem Gange der Dinge ſich vorzüglich bei neu entſtehenden Anleihen intereſſiren, weil dieſe gewöhnlich größere Vortheile bieten.

Man ſoll vorzüglich Papiere, deren Cours unter dem verſchriebenen Nominalwerthe ſteht, kaufen, weil dann ein

gewiſſer Gewinn mit ziemlicher Sicherheit durch das allmählige und nothwendige Steigen der Papiere gegen ihren Nominalwerth hin zu erwarten iſt.

Man ſoll, wenn man in dieſem Falle die Wahl hat und es die Verhältniſſe erlauben, größere Partieen und in ſolchen Staatsanleihen, welche in jährlichen Friſten getilgt werden, aufkaufen, weil dieſe die Gewißheit der Gewinne und dieſe ſelbſt vergrößern.

Man ſoll endlich ſolche Papiere kaufen, welche, nach angeſtellter Werthberechnung, ſich als die werthvollſten darſtellen und um den verhältnißmäßig billigſten Preis zu erlangen ſind, und muß bei der Berechnung des Werthes niemals bloß den erſten Augenblick, ſondern ſtets einen längeren Zeitraum ins Auge faſſen.

Dies ſind etwa die Hauptregeln, die allgemeine Gültigkeit für den Ankauf von Staatspapieren haben. Die Regeln für beſondere und ungewöhnliche Fälle laſſen ſich, eben weil ſie ſich bloß auf Ungewohntes beziehen, nicht auf gewiſſe Grundſätze zurückführen, ſondern jeder muß nach den Umſtänden in ſolchen Fällen handeln. Nur ſo viel mag als allgemeine Regel gelten, daß man bei ungewöhnlichen Bewegungen des Courſes der Staatspapiere am vorſichtigſten handelt, wenn man während derſelben gar nicht kauft.

Sonach bleibt ſchließlich nur noch die Frage zu beantworten übrig:

wann ſoll man verkaufen?

Haben wir nämlich auch bei der ganzen vorſtehenden Unterſuchung vorausgeſetzt, daß von Speculation nicht die Rede ſeyn ſolle, und nur ſolche Käufe im Auge gehabt, welche in der Abſicht, Kapitale auf die Dauer in Staatspapieren anzulegen, unternommen werden, ſo können doch Verhältniſſe kommen, welche Verkäufe räthlich machen, ſey es, um drohende Verluſte zu vermeiden, ſey es, um die Kapitalien auf eine vortheilhaftere Weiſe anzulegen.

Zu den Ereigniſſen, welche eine Veräußerung räthlich machen, gehören zunächſt alle die außerordentlichen Ereigniſſe, welche ein ſchnelles und ſtarkes Sinken des Courſes der Staatspapiere veranlaſſen, wie Krieg, innere Unruhen, eine ſchlechte Finanzverwaltung u. ſ. w., wie wir dieſelben oben bereits bezeichnet haben. In allen ſolchen Fällen iſt es räthlich zu verkaufen. Dann aber

iſt ſchneller Entſchluß nöthig, obwohl er gewöhnlich ſchwer wird, weil es in ſolchen Fällen niemals ohne Verluſt abgeht, und Opfer gebracht werden müſſen, wenn man ſich zu ſolchen Zeiten der Staatspapiere entledigen will. Je zeitiger ſie indeſſen gebracht werden, um deſto geringer werden ſie ſeyn, und es iſt um ſo dringender, ſich in Zeiten zu ſolchen Opfern zu entſchließen, je mehr bei einem unglücklichen Ausgange auf dem Spiele ſteht, und je gewiſſer es iſt, daß Tilgung und Verzinſung leicht ganz unterbrochen werden können, und ſomit die Staatspapiere zeitweiſe gar kein Einkommen gewähren. Doch laſſen ſich gewiſſe Regeln für ſolche außerordentliche Fälle gar nicht geben; nur Umſicht, Klugheit und ſchneller Entſchluß können hier helfen.

Es kann ferner eine Herabſetzung des Zinſes der Staatsſchuldſcheine die Veräußerung derſelben beſonders dann räthlich machen, wenn ſie zu ſtark iſt, z. B. wenn ſie 1 % beträgt. Eine ſolche ſetzt den Werth der Schuldſcheine, die davon betroffen werden, ſehr herab, und kann daher auf den Cours derſelben nicht ohne Einfluß bleiben. Gewöhnlich wird eine ſolche Herabſetzung ſo bewirkt, daß man dem Gläubiger kündigt, und ihm die Wahl läßt, entweder das in dem Schuldſcheine verſchriebene Nominalkapital zu empfangen, oder ſtatt deſſen einen neuen Schuldſchein von gleichem Betrage, aber mit niedrigerer Verzinſung, anzunehmen. Iſt nun die Gelegenheit, die Staatspapiere noch in Zeiten ohne Verluſt zu veräußern, verſäumt worden, ſo treten zwei verſchiedene Verhältniſſe ein, je nachdem die Rede davon iſt, Zinſen einer Staatsſchuld, welche höher ſind, als der landübliche Zinsfuß, auf dieſen herabzuſetzen, oder es ſich um Herabſetzung der Zinſen einer Staatsſchuld unter den Betrag der landüblichen Zinſen handelt.

In jenem Falle kann es dem Inhaber ſolcher Staatspapiere, wenn er dieſelben nicht mehr zu einem höheren Courſe, als etwa zu 100 — 102 veräußern kann, nicht nur gleichgültig ſeyn, dem Staate ſeine Kapitalien künftig z. B. zu 4 %, zu überlaſſen, ſondern es iſt ſogar rathſam, dies zu thun, weil er wenigſtens keine, ſonſt faſt unvermeidliche Unterbrechung des Zinslaufes erleidet, und die Koſten der Einziehung und Wiederanlegung der Kapitale erſpart, ſondern auch weil er, mit dem vom Staate zu bezahlenden Nominalkapitale im gewöhnlichen Verkehre ſich eben auch keine größere Rente als 4 % für das Jahr verſchaffen kann. Dieſer

Fall wird faſt immer eintreten, wenn, wie kürzlich in Bayern, die Herabſetzung nur ½% beträgt und der Zinsfuß wenigſtens 4% war.

Iſt jedoch die Rede von einer Operation, wodurch der Zinsfuß der Staatspapiere unter den gewöhnlichen Stand des landüblichen Zinsfußes herabgeſetzt werden ſoll, ſo möchte die Annahme der Kündigung räthlich ſeyn, theils weil ſich damit im gewöhnlichen Leben nach wie vor die gewöhnliche, alſo eine höhere Zinsrente, als die der Staat künftig gewährt, erkaufen läßt, theils weil ſich faſt mit Gewißheit ein anfängliches Sinken des Courſes der zu dem niedrigeren Zinsfuße neu emittirten Papiere erwarten läßt, ſo daß man, ſelbſt mit Berückſichtigung der etwaigen Koſten, ſein Kapital immer noch mit größerem Vortheile zu dem Wiederankaufe der neu emittirten Papiere zu niedrigerem Courſe verwenden kann, als wenn man unmittelbar den Schuldſchein mit höherer Verzinſung gegen einen neuen Schuldſchein von niedrigerer Verzinſung austauſcht.

Außer dieſen ungewöhnlichen und äußeren Verhältniſſen, welche, wenn ſie eintreten, den Verkauf der Staatspapiere räthlich machen, darf aber auch eine vernünftige und ſolide Speculation um ſo weniger ganz davon ausgeſchloſſen werden, als man, wenn keine Gefahr dabei iſt, auch darauf denken muß, Gewinne über die Zinſen hinaus zu machen, um etwa eintretende und mögliche Verluſte beſſer überſehen zu können. Sind ſolche Ausſichten vorhanden, ſo mag daher auch der Kapitaliſt, den wir bei unſerer ganzen Unterſuchung vor Augen gehabt haben, einmal außer der Zeit die in ſeinem Beſitze befindlichen Staatspapiere bloß in der Abſicht verkaufen, um ſein Kapital in andern werthvolleren Anleihen anzulegen.

Vorzüglich tritt dieſer Fall ein, wenn irgendwo neue Staatsanleihen gemacht werden, die im Anfange gewöhnlich gewinnbringender ſind, als die älteren und bereits beſtehenden. Ergibt nun die Werthberechnung und Vergleichung mit dem Courſe ein günſtiges Reſultat, ſo mag auch unſer Staatsgläubiger einmal verkaufen, bloß um wieder einzukaufen, weil ſich eine ſolche Speculation ganz innerhalb der Gränzen einer vernünftigen Wahrſcheinlichkeit bewegt und daher keineswegs gemißbilligt werden kann.

Damit aber muß er ſich begnügen. Alle darüber hinausgehende Speculation gehört dem weiten Reiche des Zufalls und führt nur allzuleicht zu Verluſten und zu dem bürgerlichen Untergange.

Tab. A.

Wenn 12000 zu dem Ankaufe von Staatspapieren angelegt werden, ſo erhält man dafür:

I. in fünfprozentigen Staatspapieren

Jahres-Cours	An Kapital	An Jahreszinſen	An Kapital und Zinſen, wenn die Anlage erfolgt nach 5 Jahren	10 Jahren	15 Jahren	20 Jahren	25 Jahren
101	11880	594	14850	17820	20790	23760	26730
102	11764	588,2	14705	17646	20587	23528	26469
103	11650	582,5	14562,5	17475	20383,5	23300	26212,5
104	11538	576,9	14422,5	17307	20191,5	23076	25960,5
105	11428	571,4	14285	17142	19999	22856	25713
106	11320	566	14150	16980	19810	22640	25470
107	11214	560,7	14017,5	16821	19624,5	22428	25231
108	11110	555,5	13887,5	16665	19442,5	22220	24997,5
109	11008	550,4	13760	16512	19264	22016	24768
110	10908	545,4	13636	16316	19090	21817	24544

II. in vierprozentigen Staatspapieren.

91	13186	527,44	15823,20	18460,40	21097,60	23734,80	26372
92	13043	521,72	15651,60	18260,20	20868,80	23477,40	26086
93	12903	516,12	15483,12	18063,24	20644,36	23223,48	25803,60
94	12765	510,60	15318,60	17872,20	20425,80	22979,40	25533
95	12631	505,24	15157,24	17683,48	20209,72	22735,96	25262,20
96	12500	500	15000	17500	20000	22500	25000
97	12371	494,84	14845,20	17319,40	19793,60	22267,80	24742
98	12245	489,80	14694	17143	19592	22041	24490
99	12121	484,84	14545,20	16969,40	19393,60	21817,80	24242
100	12000	480	14400	16800	19200	21600	24000
101	11880	475,20	14256	16632	19008	21384	23760
102	11764	470,56	14116,80	16469,60	18822,40	21175,20	23528
103	11650	466	13980	16310	18640	20910	23300

III. in dreiprozentigen Staatspapieren

75	16000	480	18400	20800	23200	25600	28000
76	15789	473,4	18133	20478	22863	25278	27693
77	15584	467,52	17921,60	20259,20	22596,80	24934,40	27272
78	15384	461,52	17691,60	19999,20	22306,80	24614,40	26922
79	15189	455,67	17467,35	19745,70	22024,05	24302,40	26580,75
80	15000	450	17250	19500	21750	24000	26250
81	14814	444,42	17036,40	19258,20	21480,30	23772,40	25924,50
82	14636	439,02	16831,40	19026,20	21221,30	23416,40	25611,50
83	14457	433,71	16625,55	18794,10	20962,65	23171,20	25299,75
84	14285	428,55	16427,75	18570,50	20713,25	22850	24998,75
85	14117	423,52	16234,80	18352,20	20469,60	22587,40	24703
86	13953	418,59	16043,85	18138,90	20233,95	22194,80	24387,75
87	13793	413,79	15861,95	17930,90	19999,85	22068,80	24137,75
88	13640	409,20	15696	17732	19778	21824	23870
89	13483	404,49	15503,45	17517,90	19550,35	21572,80	23595,25
90	13333	400	15333	17333	19333	21333	23333
91	13186	395,58	15163,40	17141,80	19119,70	21097,60	23075,50
92	13043	391,29	14999,45	16953,90	18917,35	20868,80	22823,25
93	12903	387,09	14838,45	16773,90	18709,35	20644,80	22580,25

In dem Courſe von	Ein Kapital	Halbjährige Intereſſen beg.	Ein Kapital von Jahren, wenn die Tilgung erfolgt, nach				
			5 Jahren	10 Jahren	15 Jahren	20 Jahren	25 Jahren
94	12765	382,95	14679,75	16594,50	18509,25	20424	22338,75
95	12631	368,93	14525,65	15420,30	18314,95	20203,60	22101,25
96	12500	375	14375	16250	18125	20000	21875
97	12371	371,13	14226,65	16082,30	17937,95	19763,60	21649,25
98	12245	367,35	14085,75	15918,50	17745,25	19572	21409,75
99	12121	363,63	13939,15	15757,30	17575,45	19393,60	21211,75
100	12000	360	13800	15600	17400	19200	21000
101	11880	356,40	13662	15444	17226	19008	20790
102	11764	352,92	13528,60	15293,20	17057,80	18822,40	20587
103	11650	348,50	13397,50	15145	16892,50	18639	20387,50

Tab. B.

Berechnung des Werthes von 200 Schuldſcheinen à 100 zu 3 pCt. wenn die Anleihe in 400,000 Schuldſcheinen beſteht, von denen alljährlich bis zur Tilgung, 10,000 zur Auslooſung kommen und bezahlt werden, im Augenblicke der Eröffnung der Anleihe.

Verloosung.	Zahl der wahrſcheinl. erſparten Schuldſcheine.	Werth derſelben unter Abrechnung der Grundzinſe von dem Nominalkapitale.		Mittl. Werthe derſ. im Augenblicke der Eröffnung d. Anleihe.
1. Jahr	5	500 weniger $\frac{150}{10}$	oder	$496\frac{1}{2}$
2.	5	500 $\frac{150}{10}$		$493\frac{1}{2}$
3.	5	500 $\frac{151}{10}$		$490\frac{1}{2}$
4.	5	500 $\frac{152}{10}$		$487\frac{1}{2}$
5.	5	500 $\frac{153}{10}$		$484\frac{1}{2}$
6.	5	500 $\frac{154}{10}$		$481\frac{1}{2}$
7.	5	500 $\frac{155}{10}$		$478\frac{1}{2}$
8.	5	500 $\frac{156}{10}$		475
9.	5	500 $\frac{157}{10}$		$471\frac{1}{2}$
10.	5	500 $\frac{158}{10}$		$468\frac{1}{2}$
11.	5	500 $\frac{159}{10}$		$465\frac{1}{2}$
12.	5	500 $\frac{160}{10}$		$462\frac{1}{2}$
13.	5	500 $\frac{161}{10}$		$459\frac{1}{2}$
14.	5	500 $\frac{162}{10}$		$456\frac{1}{2}$
15.	5	500 $\frac{163}{10}$		$453\frac{1}{2}$
16.	5	500 $\frac{164}{10}$		450
17.	5	500 $\frac{165}{10}$		$446\frac{1}{2}$
18.	5	500 $\frac{166}{10}$		$443\frac{1}{2}$
19.	5	500 $\frac{167}{10}$		$440\frac{1}{2}$
20.	5	500 $\frac{168}{10}$		$437\frac{1}{2}$
21.	5	500 $\frac{169}{10}$		$434\frac{1}{2}$
22.	5	500 $\frac{170}{10}$		$431\frac{1}{2}$
23.	5	500 $\frac{171}{10}$		$428\frac{1}{2}$
24.	5	500 $\frac{172}{10}$		425
25.	5	500 $\frac{173}{10}$		$421\frac{1}{2}$
26.	5	500 $\frac{174}{10}$		$418\frac{1}{2}$
27.	5	500 $\frac{175}{10}$		$415\frac{1}{2}$

Verloſung.	Zahl der wahrſcheinlich gezogenen Schuldſcheine.	Werth derſelben unter Abrechnung der Disconterie von dem Nominalkapitale.	Mittl. Werth derſ. im Augenblicke der Eröffnung d. Anleihe.
28. Jahr	5	500 weniger $\frac{83}{10}$ oder	412 $\frac{1}{2}$
29.	5	500 $\frac{91\ 5}{10}$	409 $\frac{1}{2}$
30.	5	500 $\frac{97\ 50}{10}$	406 $\frac{1}{2}$
31.	5	500 $\frac{97\ 5}{10}$	403 $\frac{1}{2}$
32.	5	500 $\frac{100}{10}$	400
33.	5	500 $\frac{103\ 50}{10}$	396 $\frac{1}{2}$
34.	5	500 $\frac{106\ 50}{10}$	393 $\frac{1}{2}$
35.	5	500 $\frac{109\ 50}{10}$	390 $\frac{1}{2}$
36.	5	500 $\frac{112\ 50}{10}$	387 $\frac{1}{2}$
37.	5	500 $\frac{115\ 50}{10}$	384 $\frac{1}{2}$
38.	5	500 $\frac{118\ 50}{10}$	381 $\frac{1}{2}$
39.	5	500 $\frac{121\ 50}{10}$	378 $\frac{1}{2}$
40.	5	500 $\frac{125}{10}$	375
			17437 $\frac{1}{2}$

Dr. Friedrich Schmidt.

Nationalität und Kosmopolitismus.

Dem, was wir über einen neuerdings auf dem philosophischen und politischen Gebiet erhobenen Streit zu sagen haben, mag eine geschichtliche Skizze zur Einleitung dienen. Wie es scheint, hat die eilfertige Zeit manche lehrreiche Erinnerung früherer Tage vergessen, und sie zu wecken, dürfte den Umständen angemessen seyn.

Im vorigen Jahrhundert begann unter den sogenannten philosophischen Köpfen eine wunderbare Schwärmerei für die Menschheit, allein man verstand darunter ursprünglich nur das Volk. Man achtete auf den großen Unterschied und Gegensatz dieser beiden Begriffe noch nicht. Man wollte die Würde des Menschen herstellen, indem man die bisher unterdrückte Klasse, den tiers état, das eigentliche Volk emancipirte und die Vorrechte des Klerus und Adels abschaffte. Man ging von der innern Politik aus und blieb auch anfangs dabei stehen. Von den jungen Staatsverfassungen (in Frankreich, wie in Nordamerika) verlangte man, sie sollten zuerst die allgemeinen Menschenrechte und sodann erst die besondern bürgerlichen Rechte sanctioniren. Die Schwärmerei für die Menschheit galt also nur dem Volk und übte nur auf die innere Politik Einfluß. Die Menschheit wurde vorangestellt, damit die künftigen Regierungen der jungen Staaten stets der Achtung, welche sie den Menschen oder den Regierten schuldig seyen, eingedenk bleiben sollten. Auf das Völkerrecht, auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf das politische Verhältniß der einen Nation zur andern nahm man anfangs noch keine Rücksicht. Die Nationen, welche die allgemeinen Menschenrechte predigten

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21345 / 021

(die Amerikaner und die Franzosen) hatten zunächst mit sich allein genug zu schaffen, und wollten nur in ihrer innern Politik reformiren. Am wenigsten aber fiel ihnen ein, unter ihrer menschenliebenden Philosophie den Kosmopolitismus, die Verschmelzung aller Nationen, das Aufheben der Nationalitäten zu verstehen. Die Nordamerikaner waren so weit davon entfernt, daß sie in ihrer freien Republik, deren Verfassungsurkunde die Menschenrechte an der Spitze trug, gleichwohl die Sklaverei der schwarzen Race beibehielten. Die Wortführer in Frankreich, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, von denen jeder in anderer Weise die Geister bewegte und den großen Umsturz der Dinge vorbereiteten, waren feurige Advokaten der Menschheit, aber vor allen Dingen Franzosen und ihr nationaler Patriotismus ist nie in Zweifel gezogen worden.

Erst in Deutschland erhielt jene Schwärmerei für das allgemein Menschliche unter dem Namen des Kosmopolitismus (Weltbürgerthums) eine ganz neue Bedeutung, indem derselbe im Gegensatz gegen den Patriotismus geltend gemacht und das Verschwinden der einzelnen Nationen in der allgemeinen Menschheit gepredigt wurde. Eine bedeutende Partei in Deutschland dachte nicht nur auf die Emancipation der untern Klassen, auf den Umsturz der Hierarchie, Monarchie und Aristokratie, wie in Frankreich, sondern ging noch viel weiter, und träumte bereits von einer Verschmelzung aller Nationen und Menschenracen zur einen, freien, gleichen und untheilbaren Menschheit. Die Systemsucht der Deutschen führt gerne alle Ideen bis zur äußersten Consequenz durch, und die Zeitumstände waren dem Patriotismus in Deutschland damals so ungünstig, daß sich in jenen kosmopolitischen Sektirern keine Spur von Nationalgefühl vorfand und daß es ihnen nicht einmal einfiel, sich der Verläugnung alles des Stolzes zu schämen, den sie doch in so reichem Maße bei den Franzosen kennen lernten. In Frankreich war die Leidenschaft für die Freiheit innig gepaart mit dem Nationalstolz; in Deutschland begann sie mit einer Verachtung desselben. In Frankreich kämpfte sie unter der Aegide der Menschheit für das Interesse und den Ruhm der Nation; in Deutschland nahm sie ihren Standpunkt außerhalb der eigenen Nation und erklärte derselben sogar im Namen einer blos in der Idee existirenden allgemeinen Menschheit ausdrücklich den Krieg.

Dieſe Partei war conſtituirt im ſogenannten Illuminatenbunde, der zuerſt im katholiſchen Süddeutſchland von Bayern aus, wo ihn Weishaupt nach dem Muſter der Jeſuitengeſellſchaft geſtiftet hatte, um ſich griff, bald aber auch durch den berühmten Freiherrn v. Knigge unter den Proteſtanten in Norddeutſchland ausgebreitet wurde. Der bei weitem gröſte Theil atheiſtiſcher und unſittlicher Schriften, die ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland ausgeſtreut wurden, kamen aus der Fabrik der Illuminaten. Friedrichs des Großen und Joſephs II. Toleranz kam ihnen zu Statten, und ſie bedienten ſich mit groſſem Eifer der Literatur, um mehr oder weniger deutlich auszuſprechen, was ſie wollten, die Gemüther dafür zu ſtimmen, und eine groſe Umgeſtaltung der Welt vorzubereiten. Ihre Hauptwaffe war witzige Verſpottung der Religion und verführeriſche Schlüpfrigkeit, Aufregung der Sinne, Anpreiſung der ſogenannten freien Sitten. Außerdem arbeiteten ſie hauptſächlich dahin, Einfluß auf die Anſtellungen in Staat und Kirche und auf den Unterricht in Schulen und Hochſchulen zu gewinnen.

Dies gelang ihnen wirklich im Anfang der achtziger Jahre, als Kaiſer Joſeph II. mit dem Papſt in Streit gerieth. Der geheime Bund war äußerſt geſchäftig, dieſe Zerwürfniſſe zwiſchen Staat und Kirche zu benutzen. Seine Mitglieder drängten ſich überall herbei und wurden als Publiciſten gegen den römiſchen Stuhl in Sold genommen. Sie ließen Hunderte von Schriften ausgeben, die unter dem Vorwand, nur die Hierarchie anzupreiſen, dem Zweck des Bundes gemäß auf Zerſtörung des Chriſtenthums berechnet waren. Sie erſtarben in Loyalität, dieſe Illuminaten, indem ſie die kaiſerliche Majeſtät gegen die Anmaßung des Hohenprieſterthums in Schutz nahmen, dieſelben Illuminaten, die bald darauf die Kaiſerkrone, Scepter, Wappen und Farben des Reichs auf dem Scheiterhaufen verbrannten und mit franzöſiſchen Sansculotten auf deutſchem Boden um den Freiheitsbaum tanzten. Ihr Serviliſmus war Maske und weit entfernt, dem Kaiſer einen Dienſt zu leiſten, compromittirten ſie nur ſeine Sache und trugen nicht wenig dazu bei, daß damals nicht er, ſondern die päpſtliche Partei ſiegte.

Wenn dieſe deutſche Sekte viel von den Franzoſen borgte, und Deutſchland insbeſondere mit Ueberſetzungen der gott- und

sittenlosesten Bücher aus der Schule Voltaires überschwemmte, so übte sie doch auch ihrerseits Einfluß auf Frankreich. Baron Holbach, ein Pfälzer, gründete zu Paris eine große, gewöhnlich bei ihm sich versammelnde Gesellschaft französischer Philosophen und Dichter, denen er die deutsche Consequenz einimpfte und die bald neben der alten französischen Frivolität jenen neuen, erst von Deutschland entlehnten, systematischen Fanatismus blicken ließ, der später so mächtig in die französische Revolution eingriff. Diese Gesellschaft, der sogenannte Holbach'sche Klubb, machte sich die Verbreitung atheistischer und obscöner Schriften eben so zum Geschäft, wie der Illuminatenbund in Deutschland und Holbach verwendete auf diese Industrie bedeutende Summen. Das berüchtigte système de la nature, das von diesem Klubb ausging, kann zum Maßstabe dienen, wie weit die deutsche Systemsucht bereits den französischen Leichtsinn beherrscht hatte.

Es war natürlich, daß sich die beiden verwandten Parteien in Frankreich und Deutschland noch mehr nähern und eng verschmelzen mußten. Von Seiten der deutschen Illuminaten wurden die Franzosen durch keinerlei Nationalstolz zurückgestoßen, im Gegentheil gaben sich die deutschen Philosophen ihren französischen Brüdern im uneigennützigsten Kosmopolitismus hin und waren bereit, der sogenannten Sache der Menschheit ihr deutsches Vaterland aufzuopfern. Eine solche Stimmung der Nachbarn mußte die Franzosen natürlicherweise einladen, sich mit denselben in Vernehmen zu setzen, sich derselben als Mittel zu ihrem Zweck zu bedienen.

Der berühmte Graf Mirabeau, der nachher eine so große Rolle in der französischen Revolution spielte, befand sich einige Jahre vor derselben als geheimer Agent, oder, wenn man will, Spion, in Berlin und Braunschweig. An dem letzten Orte ward er durch Mauvillon ins System der Illuminaten eingeweiht, und auf der Stelle war sein Plan gefaßt. Durch die Illuminaten konnte die französische Bewegungspartei bedeutenden Einfluß in Deutschland erlangen, und durch eine geschickte Uebertragung der Illuminatenverfassung auf die französische Freimaurerei konnte der lockern Verbindung in Frankreich eine Festigkeit und Stärke gegeben werden, deren sie bisher entbehrt hatte. Die Illuminaten waren gerade damals in Deutschland aufgespürt und verfolgt worden, sahen also Frankreich als ihren Rückhalt an und warfen sich mit

Eifer den Franzoſen in die Arme. Sie waren auf doppelte Weiſe gedrängt worden. Kaiſer Joſeph II. ſchützte ſie nicht mehr. Die Maske war ihnen abgezogen. Man hatte ihren Bund in Bayern entdeckt, ſich ſogar in den Beſitz eines Theils ihrer geheimen Papiere geſetzt und dieſelben veröffentlicht. Alle Compromittirten mußten aus Bayern flüchten. Ueberdies hatte ſich auch in Norddeutſchland die Stimme der gemäßigten und conſervativen Freimaurer gegen ſie erhoben. Unwillig darüber, daß die Maurerei von den Illuminaten hatte mißbraucht werden ſollen, erklärte ſich der groſſe Congreß der deutſchen Freimaurer zu Wilhelmsbad ausdrücklich gegen ſie, und die Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin ſchloß Jeden aus ihrer Mitte aus, der dem Illuminatismus anhängen würde. Der berühmte Buchhändler Nikolai in Berlin, der ein ſehr eifriger Illuminat geweſen war, leugnete jetzt öffentlich, es geweſen zu ſeyn. Unter dieſen Umſtänden alſo kam den Illuminaten die neue Verbindung mit Frankreich ſehr gelegen.

Der dritte Großmeiſter des Illuminatenbundes, Bode von Weimar (Weishaupt und Knigge hatten ſich zurückgezogen) und ſein Pylades, der holländiſche Hauptmann von dem Buſche, begaben ſich als außerordentliche Bevollmächtigte der deutſchen Brüder nach Paris, um, wie man damals ſagte, Frankreich zu illuminiren. In einer der Centrallogen der franzöſiſchen Maurerei entwickelten ſie das Syſtem des deutſchen Illuminatismus (Abſchaffung des Chriſtenthums, Abſchaffung der Fürſten und des Adels, Herſtellung vollkommener Freiheit und Gleichheit in einer Univerſalrepublik, Stiftung einer neuen Religion, die keinen andern Gott anerkennen ſollte, als die menſchliche Vernunft, und keinen andern Cultus, als den Cultus der Natur im freieſten Genuß aller ihrer Güter). Ein ſo conſequentes Syſtem mußte die Leidenſchaften der Revolutionspartei in Frankreich, die damals noch in geheimen Geſellſchaften verſteckt und noch nicht zum Handeln gekommen war, entflammen und namentlich den untern Klaſſen ſchmeicheln, deren man ſich bedienen wollte. Ueberdieß war die Verfaſſung des Illuminatenbundes ſo bindend für die Mitglieder, ſo vorſichtig in Bezug auf die Nichtwiſſenden oder Neuaufgenommenen eingerichtet, daß ſie den ins Geheimniß gezogenen Franzoſen ſogleich imponiren mußte. Man impfte alſo den Illuminatismus alsbald der franzöſiſchen Maurerei auf, indem man ihn in der Form höherer

maurerischer Grade allen bekannt machte, deren man sicher zu seyn glaubte. Der damalige Großmeister der französischen Maurerei war der bekannte Herzog Philipp von Orleans (Egalité, Vater des jetzt regierenden Königs der Franzosen). Mit dem Hofe zerfallen, gab er sich ganz der Revolutionspartei hin und hoffte durch sie die Krone zu erlangen, während er nur das Werkzeug der Republikaner war. Durch ihn wurden nun Mirabeaus Pläne durchgesetzt und die „illuminirten" Franzosen traten bald unter dem Namen der Jakobiner als eine furchtbare Macht auf.

Es versteht sich von selbst, daß der Illuminatismus eine so wichtige Rolle nicht würde haben spielen können, wenn nicht schon aus ganz andern Ursachen eine große politische Revolution in Frankreich vorbereitet gewesen wäre. Diejenigen, welche die Ursache der Revolution in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts suchen wollten, haben Unrecht gehabt. Nicht durch Philosophie werden die Völker aufgeregt, sondern nur durch die Noth. Nicht durch Voltaire, Rousseau, Condorcet, Holbach ist die französische Revolution gemacht worden, sondern durch Ludwig XV., durch die Pompadour, durch die Barry, durch die schlechten Minister und durch die furchtbaren Verirrungen des Hofes und der Aristokratie, welche den Nationbankerot herbeiführten. Die Philosophie fand das Feuer schon vor und goß nur Oel hiezu. Sie ergriff mit Begierde die günstige Gelegenheit, in der allgemeinen Anarchie den Boden zu gewinnen, den sie der alten Weltordnung nicht hatte abgewinnen können. Sie wollte sich der Revolution zu ihrem Zweck bedienen und wurde doch selbst nur ein Mittel derselben.

Unter den vielen Deutschen, die nach Paris gingen und sich in den Strudel der Revolution stürzten, um mit Hülfe der französischen Jakobiner die Idee des Illuminatenbundes zu verwirklichen und die Universalrepublik über die ganze Erde auszubreiten, war keiner so thätig und consequent, wie der preußische Baron Cloots, der sogar in den Nationalconvent gewählt und die mächtigste Stütze der alten Illuminatenpartei wurde. Sobald die Revolution ausgebrochen war, konnte sich ihr nationaler Charakter nicht verleugnen. Das Interesse Frankreichs nahm so sehr alle Theilnahme in Anspruch, daß man kaum hin und wieder Zeit hatte, den Gedanken an eine allgemeine Emancipation der Menschheit damit zu verbinden. Indeß ließ man die deutschen Schwärmer,

die von Anfang an so treue Helfer gewesen waren, gewähren, und die Politik gebot, sobald sich alle Könige gegen die junge Republik erhoben, denselben mit einer Revolutionirung aller Völker zu drohen, und sich desfalls mit den Unzufriedenen in andern Ländern, insbesondere mit den deutschen Illuminaten, in gutem Vernehmen zu erhalten.

In Folge dieses freundschaftlichen Verkehrs leisteten die in Deutschland zurückgebliebenen Illuminaten der Revolutionspartei, als sich das erste französische Heer an den Rhein warf, die wichtigsten Dienste. Ein geheimes Umlaufschreiben verpflichtete den ganzen Orden in Deutschland, die Franzosen zu unterstützen, und es ist bekannt, wie eifrig die Illuminaten in Mainz dieser Aufforderung nachkamen. Sie lieferten Mainz, das wichtigste Bollwerk des Reichs, in wenigen Stunden den Franzosen aus. Es sind doch gute Brüder, dachte man in Paris, und der Nationalconvent schickte Ehrenbürgerrechtspatente Namens der französischen Republik an allerlei deutsche Notabilitäten, die man belohnen oder noch gewinnen wollte.

Allein dieses gute Vernehmen zwischen den deutschen Illuminaten und dem französischen Nationalconvent dauerte nicht lange. Die Deutschen wollten nicht zum Werkzeug der französischen Nationalpolitik dienen, sie wollten die ganze Menschheit befreien und innerhalb derselben sollten die Franzosen keineswegs vorherrschen dürfen. Ihre Philosophie verlangte den Kosmopolitismus, eine Universalrepublik, in der keine Nation mehr vorherrschen, ja nicht einmal mehr zu unterscheiden seyn sollte. Seit dem Mainzer Verrath hatte man ihre Wichtigkeit in noch höherem Grade anerkannt, ihr Einfluß in Paris war gestiegen. Göbel war der erste Geistliche der Hauptstadt und mithin des Landes geworden und hatte als solcher die christliche Religion feierlich abgeschafft, die der Illuminaten dagegen eingeführt. Cloots war Präsident des Jakobinerklubbs in Paris und mithin aller Klubbs in Frankreich geworden, und wollte die Einführung des Illuminatensystems ins Leben vollenden. Er schlug öffentlich vor, den Unterschied der Nationen aufzuheben. Es sollte keine Franzosen mehr, es sollte nur noch Menschen geben.

Cloots wollte nichts anderes, als was die Illuminaten immer gewollt hatten, und was man vor der Revolution und im Anfang

derſelben auch in Paris anerkannt hatte, die Gleichmachung aller Menſchen, die Aufhebung des Unterſchiedes zwiſchen den Nationen wie zwiſchen den Ständen. Es war ganz conſequent, was Cloots öffentlich vorſchlug, jedem Franzoſen zu verbieten, ſich künftig noch François zu nennen, und dagegen jedem Bürger der neuen Republik, die beſtimmt war, ſich nach allen Seiten hin auszubreiten und zuletzt die ganze Erde zu umfaſſen, den Namen Univerſel zu geben. Er hatte ohne Rückhalt ſein deutſches Vaterland, ſeinen deutſchen Namen aufgegeben. Die Philoſophie hatte dieſes Opfer von ihm verlangt. Dieſelbe Philoſophie herrſchte jetzt in Frankreich. Wie hätte er nicht von den Franzoſen verlangen ſollen, daß auch ſie dem engherzigen Nationalvorurtheil entſagen müßten. Er verlangte es, und — die Folge war, daß eine ſchreckliche Reaction des franzöſiſchen Nationalſtolzes und Nationalintereſſes den Einfluß des deutſchen Illuminatismus augenblicklich vernichtete und alle Deutſche, die dabei compromittirt waren, unter das Meſſer der Guillotine brachte.

Der arme Philoſoph, der ſo höchſt uneigennützig Alles einer Idee geopfert, der ſein Vaterland, ſeinen Stand, ſeine Geburt verleugnet, ſeine Reichthümer Preis gegeben, ſeinen vornehmen Gewöhnungen entſagt, mit ſchmutzigen, nacktarmigen Proletariern fraternisirt hatte, mußte den Undank erfahren, daß gerade die, für die er Alles gethan, ihn nicht nur abſchlachteten, ſondern auch ſein Andenken verleumdeten. Man köpfte ihn und ſeine deutſchen Freunde als verdächtige Ausländer, als Spione der deutſchen Mächte und der Engländer. Man warf ihnen vor, ſie hätten durch abſichtliche Uebertreibungen die Revolution entehren und der Sache aller guten Franzoſen ſchaden wollen.

Aber die Franzoſen ſind wegen dieſes phyſiſchen und moraliſchen Juſtizmords der philoſophiſchen Märtyrer, die ihnen Deutſchland zugeſendet, zu entſchuldigen. Sie waren ſo glücklich, noch in philoſophiſcher Unſchuld zu leben. Der Nationalſtolz und Patriotismus ſteckte ihnen noch ſo ſehr im Blute, daß ſie ſich derſelben nicht reflectirend entäußern konnten, wie die Deutſchen. Sie begriffen ſehr wohl den edlen Muth, der Alles für die eigene Nation aufopfert, die Hingebung der Deutſchen aber an eine fremde Nation konnten ſie nicht begreifen. Sie legten derſelben unedle Motive unter, weil ſie ſie gar nicht verſtanden.

Wer hatte nun Recht?

Die Ereigniſſe ſtürmten über dieſe nur einigen Philoſophen intereſſante Rechtsfrage hinweg. Die Naturkraft war mächtiger als die Philoſophie. Die Natur hat die Franzoſen zu Franzoſen gemacht und als ſolche zeigten ſie ſich jetzt, unbekümmert um die deutſchen Brüder, deren Hülfe ihnen nunmehr entbehrlich war. Sie ſchüttelten den ganzen Plunder von Illuminatismus ab, den ihnen die Deutſchen ſeit einigen Jahren aufgeſchwatzt hatten. Das atheiſtiſche Syſtem wurde verworfen, der abgeſetzte Gott wieder eingeſetzt. Das kosmopolitiſche Syſtem wurde verworfen, die allgemeine Menſchheit hintan und die Nation wieder vorangeſetzt.

Zum Schrecken und zur Verwunderung aller damaligen Weltbürger und Schwärmer für die Menſchheit kam in der Revolution, von der man den Sieg des kosmopolitiſchen Princips erwartet hatte, gerade das entgegengeſetzte Princip zur Herrſchaft. Bald hieß es nicht mehr: Alles für die Freiheit! ſondern nur noch: Alles für die Nation! Die Franzoſen gaben die kurz vorher mit ſo vielem Blut erkaufte Freiheit wieder hin für den Ruhm ihrer Nation. Weit entfernt, allen Völkern Freiheit und Gleichheit zu bringen, alle in der Univerſalrepublik zu verſchmelzen, ſtellte ſich das franzöſiſche Volk vielmehr im Bewußtſeyn ſeiner damaligen Ueberlegenheit als die große Nation ſo egoiſtiſch als möglich allen andern Nationen gegenüber.

Einer ſo ungeheuren Demüthigung konnte die Philoſophie nicht Stand halten. Der ad absurdum geführte Kosmopolitismus verſchwand, wie in Frankreich, ſo überall. Die Angriffe der Franzoſen auf Europa riefen überall eine Reaction deſſelben Princips hervor, das in ihnen thätig geworden war. Der franzöſiſchen Nationalität traten die Nationalitäten von ganz Europa, aus ihrem bisherigen Schlummer grauſam geweckt, erſchrocken, tiefgekränkt, wieder ermuthigt und endlich racheglühend gegenüber.

So verſchwand im Beginn des neuen Jahrhunderts der alte Illuminatismus und Kosmopolitismus vom Schauplatz der Weltgeſchichte. Die abgekühlten Illuminaten wurden größtentheils ſervile Diener des Napoleoniſchen Despotismus, wie es der Immoralität, die ſie immer gelehrt und geübt hatten, und ihrer antipatriotiſchen Verwöhnung angemeſſen war. Aber eine Begeiſterung ganz andrer Art bemächtigte ſich den Edlen bei allen Völkern und

Leipzig

der Jugend, die immer empfänglich ist. Ueber die wahren Interessen der Nation war man nicht überall, am wenigsten in Deutschland aufgeklärt, denn man war fremd im eigenen Vaterlande. Künstlich getheilte Interessen und eine fremde Bildung hatten diese fast kindische Unbekanntschaft mit dem eigenen Hausstand herbeigeführt. Allein die mangelnde Einsicht wurde durch das Gemüth, das Ehrgefühl ersetzt.

Die gesammte deutsche Literatur der napoleonischen Periode hat auch nicht eine einzige Schrift aufzuweisen, in der sich eine klare und vollständige Kenntniß der vaterländischen Interessen und eine mit durchdringender Einsicht gepaarte Nationalpolitik geltend gemacht hätte. Das südwestliche Deutschland gab sich dem französischen Bündniß hin, Oesterreich und Preußen verfolgten bis nahe ans Ende der Napoleonischen Herrschaft eine gesonderte Politik, die überdies nur selten an das Publikum appellirte. Die erfahrensten und kenntnißreichsten Staatsmänner waren keine Patrioten, die besten Patrioten keine Staatsmänner. Die napoleonische Censur that das Uebrige. Nur äußerst wenige Flugschriften stießen einen patriotischen Schrei aus, zum Beispiel die, welche den armen Palm zum Märtyrer machte. Wie wenig aber auch das deutsche Volk durch patriotische Staatsschriften über sein Interesse und über seine Nationalehre belehrt werden konnte, wurde das Gefühl der letztern dennoch mächtig angefacht. Man hatte den Feind, den fremden Unterdrücker im Lande. Man wurde von ihm beraubt, beschimpft, in allen öffentlichen und Privatinteressen gekränkt. Man hörte diesen Feind beständig seiner Nationalität sich rühmen. Das mußte endlich an die eigene erinnern.

Auch die Literatur feuerte wenigstens indirekt das Nationalgefühl an. Das deutsche Gemüth hatte sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Poesie vom Einfluß der bloß verständigen und angelernten französisch-classischen Geschmacksbildung glücklich emancipirt. Große Dichter waren aufgestanden, unter denen namentlich Schiller die deutsche Nation und Jugend begeisterte. Hingen diese ältern Dichter noch mehr oder weniger dem Kosmopolitismus an, so waren sie doch der Stolz ihrer Nation und erhöhten das Selbstgefühl der Deutschen gegenüber andern Nationen. Betrachtet man unsere großen Dichter aus diesem Standpunkt, so stößt man oft auf widersprechende Erscheinungen. Schiller schreibt an seinen

Freund Körner noch ganz illuminatiſtiſch und wörtlich ſo, wie die antipatrietiſche junge Schule in unſern Tagen ſich wieder hat vernehmen laſſen: „Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Gränze durchaus unerträglich, dieſe kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtillſtehen.“ Und doch war es derſelbe Schiller, der bekanntlich „jede Nation nichtswürdig nannte, die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.“ Und jener Körner, an den Schiller ſchrieb, war der Vater des berühmten Theodor Körner, der vorzüglich durch Schiller begeiſtert wurde, der Leyer und Schwert ergriff und als rühmlicher Sänger und Held den Tod fürs Vaterland ſtarb. So grell dieſe Widerſprüche ſind, wurden ſie doch damals noch nicht empfunden. Man ſieht aber aus dieſem Beiſpiel, wie gewagt es iſt, wenn ſich die Parteien auf Sentenzen der Dichter jener ältern Periode berufen. Die Streitfrage zwiſchen dem Kosmopolitismus und dem Patriotismus war dieſen großen Männern noch unklar. Klarer wurde ſie der Generation, die unmittelbar auf ſie folgte, der ſogenannten romantiſchen Schule. Das, was ſich in dieſer neuen Schule auf eine charakteriſtiſche Weiſe geltend machte, war nicht ſowohl das Romantiſche, Mittelalterliche, Sagenhafte, Ritterliche und Katholiſche, als vielmehr das Nationale, die Wiedererweckung aller großen hiſtoriſchen Erinnerungen unſeres Volks. Das letztere war es wenigſtens allein, wodurch ſie tief in ihre Zeit eingriffen. Sie ſprachen die Empfindungen im innerſten Gemüthe des Volkes aus. Sie gaben dem tiefbeleidigten Nationalſtolz Nahrung, indem ſie an die Größe, Macht und Herrlichkeit der Väter mahnten. Sie weckten den geſunkenen Muth durch Hinweiſung auf die alten Volkshelden und Befreiungskämpfe. Sie wirkten dem Umſichgreifen der franzöſiſchen Moden entgegen durch die Wiederbelebung altdeutſcher Sitte und Kunſt. Sie wirkten der Frivolität der Napoleoniſchen Zeit entgegen durch Empfehlung altdeutſcher Zucht und Tugend. Die Gelehrten unterſtützten die patriotiſchen Bemühungen der Dichter. Sie durchwühlten die Bibliotheken, zogen die alten Nationalgedichte aus dem Staube hervor, begeiſterten die ſtudirende Jugend für ſolche vaterländiſche Forſchungen und bereiteten im Stillen ſchon die Reaction vor, ehe noch irgend eine Hoffnung

verbanden war, daß ihr die äußeren politiſchen Verhältniſſe günſtig werden würden.

In dem Maaß, in welchem die preußiſche und öſterreichiſche Politik ſich wieder näherten und beide einſahen, daß ihre Rettung nur von einer allgemeinen Erhebung der deutſchen Nation abhinge, wurden dieſe vorbereitenden Bemühungen der Dichter und Gelehrten in Wien und Berlin begünſtigt. Auch die wohlthätigen Reformen im Innern des preußiſchen Staats hingen genau mit dieſer Tendenz zum Nationalen zuſammen und bewieſen, daß das Princip der Nationalität auch für Verbeſſerungen in der innern Politik fruchtbarer ſey, als das Princip des Kosmopolitismus, das ähnliche zeitgemäße Reformen zu bewirken nicht im Stande geweſen war. Auch fand der im Unglück erwachte Nationalpatriotismus in allen Klaſſen des Volks Anklang, während der alte Illuminatismus nur eine Sache der Gelehrten und Gebildeten geweſen, dem eigentlichen Volk in Deutſchland aber fremd geblieben war.

Die öſterreichiſchen Proklamationen des Jahres 1809, der Tyroler-Aufſtand, der Tugendbund und die Unternehmungen Schills und des Herzogs von Braunſchweig offenbarten noch deutlicher, was ſich in der deutſchen Nation vorbereitete. Napoleon, obgleich damals noch Sieger, glaubte keineswegs die drohende Bewegung für immer abgewendet zu haben. Er ſuchte daher einer neuen Exploſion des nationalen Zorns der Deutſchen, den er mehr als den ſpaniſchen fürchten mußte, zuvorzukommen, indem er ſich mit Oeſterreich nahe verſchwägerte und Preußen durch den ruſſiſchen Krieg gänzlich zu überflügeln, nöthigenfalls zu vernichten trachtete. Wenn er Herr von Rußland geworden wäre, ſo würde die Reaction in Deutſchland freilich auf lange niedergehalten worden ſeyn. Er unterlag und Deutſchland warf ſein Joch ab.

Die patriotiſche Begeiſterung war mit einer religiöſen Hand in Hand gegangen. Der deutſche Patriotismus hat, tief im Gemüth wurzelnd, wo er ſich äußert, immer etwas Religiöſes. Diesmal aber reagirte er noch überdies gegen die franzöſiſche Irreligiöſität, die nicht ſowohl ein Reſt der Revolutionszeit, als eine Folge des alles demoraliſirenden Napoleoniſchen Despotismus geweſen war. Auch war die Rettung Europa's von der Tyrannei des Welteroberers von ſo außerordentlichen Umſtänden begleitet, daß man ſie mit Recht nicht bloß den Waffen der Nation, ſondern

auch der göttlichen Vorsehung zuschrieb. So war also ein national-christliches Princip entschieden herrschend geworden, das reine Gegentheil des kosmopolitisch-atheistischen Princips der alten Illuminaten.

Es würde zu weit führen, wollten wir nunmehr die Hoffnungen, welche die Patrioten damals von der Wiedergeburt Deutschlands hegten, und das, was wirklich geschehen ist, gegen einander abwägen. Auch ist die Geschichte Deutschlands seit dem großen Kriege den Zeitgenossen zu bekannt, als daß wir ihnen in dieser Beziehung etwas ins Gedächtniß zurückzurufen hätten, wie wir in Bezug auf die frühere ziemlich vergessene Periode gethan haben.

Wenn nicht alle Erwartungen befriedigt worden sind, wenn namentlich Straßburg als französische Festung auf deutschem Grund und Boden mitten unter einer deutschen Bevölkerung eine offensive Stellung gegen Deutschland behielt, die Rheinschiffahrt nicht frei wurde, Deutschlands Handel und Industrie den Holländern und Engländern tributbar blieb, an eine deutsche Navigationsacte nicht entfernt gedacht werden durfte, auch die deutschen Staaten im Binnenlande sich selbst gegen einander absperrten, in Hessen und Braunschweig altmodische Willkühr wieder aufkam, Rußland einen unverhältnißmäßigen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten gewann ꝛc., so konnten diese Dinge doch weder die Thatsache der großen Vereinigung aller Deutschen im Jahr 1813 aus der Geschichte weglöschen, noch die Idee, für die man damals kämpfte, vernichten. Guter Wille war in so reichem Maße vorhanden, von oben wie von unten thätig gewesen. Es hatte nur noch an der gehörigen Erwägung aller Umstände, an der klugen Sicherstellung der Zukunft, an der umfassenden Einsicht gefehlt. Das corpus Germaniae war von jeher ein sehr zusammengesetzter Organismus. Nach einer so gewaltsamen Erschütterung konnte man nicht gleich die vollkommenste Reconstruction erwarten. Der Patriotismus durfte nicht hitzig und ungeberdig, er mußte geduldig und billig seyn. Allein er mußte, die Idee der Nationalität festhaltend, den langen und im Vergleich mit frühern Zeiten trotz mancher Unbequemlichkeit wahrhaft glücklichen und segensreichen Frieden benutzen, um in besonnener deutscher Weise die Lücken seiner Einsicht auszufüllen. Nachdem das Nationalgemüth so kräftig gewirkt in den Zeiten der Noth, mußte sich der Nationalverstand

in den Zeiten der Ruhe ausbilden. Wenn sich die Erfüllung manches billigen Wunsches verzögerte, so war diese Frist wieder nöthig, um auch manchen thörichten Wunsch vergessen zu machen, den Patriotismus über manche Täuschung aufzuklären. Seine Enthusiasten hatten sich offenbar durch die Hast compromittirt, mit der sie das vielgestaltige Deutschland planiren und uniformiren, und ohne Rücksicht auf Natur und Geschichte Einheitssysteme nach ihrer zuweilen sehr bornirten Einbildung durchsetzen wollten.

Die Deutschen waren um so mehr aufgefordert, sich in den Zeiten des Friedens über ihre Nationalinteressen, und hauptsächlich über die Wahrung derselben nach außen, zu verständigen, als alle andere Nationen in der Runde sehr eifrig auf die Wahrung der ihrigen bedacht waren. Das Princip der Nationalität hatte überall Wurzel geschlagen. Es lebte nicht nur in den Polen fort; es regte sich in den Italienern; es weckte eine schon seit Jahrhunderten politisch todte Nation, die Griechen, wieder auf; es machte sich bei den Ungarn bemerklich. Besonders aber glühten die Franzosen, ihre Nationalehre und die Achtung der dreifarbigen Fahne wiederherzustellen. Bei dieser Stimmung der Nachbarn waren die deutschen Nationalinteressen betheiligt, und eine Abkühlung der Deutschen für ihr Gesammtinteresse, eine Nichtachtung desselben von Seiten ihrer denkenden Köpfe mußte unpassend und unzeitgemäß erscheinen.

Gleichwohl fand diese Abkühlung und diese Nichtachtung Statt. Gerade in dem gebildetsten deutschen Staate und in dem, von dem hauptsächlich die große Erhebung im Jahr 1813 ausgegangen war, kam eine Philosophie auf, die den Patriotismus gleichsam magnetisch abstieß und den schon seit einem Menschenalter vergessenen Kosmopolitismus wieder ins Leben rief. Nachdem er sich unmerklich wieder eingeschlichen, folgten ihm alsbald auch alle übrigen Meinungen und Tendenzen der Illuminatenzeit, eine immer weiter um sich greifende Reaction. Wie der Patriotismus verdrängt wurde durch Kosmopolitismus, so die christliche Gesinnung durch eine wieder ganz entschieden antichristliche Richtung, und die gute Sitte durch eine neue Frivolität. Auf einmal, unversehens, wiederholt sich alles, was man schon einmal am Ende des vorigen Jahrhunderts erlebt hat, und die Uebereinstimmung der damaligen Tendenzen mit den heutigen ist in der That überraschend. Die linke Seite der

Hegel'schen Schule hat das ganze alte Illuminatensystem in die deutsche Literatur und in die Köpfe der studirenden Jugend wieder eingeführt. Sie hat aufs neue dem Christenthum den Krieg angekündigt, ja mit noch mehr Dreistigkeit und Hoffnung, als früher. Stolz hat sie ihren künftigen Sieg vorhergesagt, die christliche Aera für abgelaufen erklärt, und die vermeintliche Entdeckung des Dr. Strauß, die nicht einmal neu ist, der Entdeckung des Copernikus und Guttenberg an die Seite gesetzt, ja bereits sogar eine Staatsregierung (die von Zürich) in ihre Illusien hineingezogen. Diese Partei hat ganz, wie die früheren Illuminaten, den Gott außer und über uns geleugnet, eine absolute Freiheit des Menschen angenommen und ihn mit der Gottheit indentificirt. Die vergötterte Menschheit Hegels, die freie Gemeinde des Geistes ist nichts anderes, als was le peuple-Dieu des Baron Cloots war. Ganz auf die nämliche Weise wird mit dieser Menschheitsvergötterung auch wieder der Kosmopolitismus, im entschiedenen und schroffen Gegensatz gegen den Patriotismus gepredigt. Das Nationale wird als eine Beschränkung zurückgewiesen, der Patriotismus als eine niedere Leidenschaft, als ein thierischer Trieb des Blutes bezeichnet; eine Verschmelzung der Nationen wird in Aussicht gestellt und sogar die National-Literaturen sollen in einer Weltliteratur aufgehen.

Auch reibt sich wieder jetzt, wie zur alten Illuminatenzeit, an die irreligiöse Literatur, die ausdrücklich bestimmt ist, das Christenthum auszurotten, eine unmoralische Literatur, die durch wollüstige Darstellungen zu reizen sucht, und zügellosen Sinnengenuß predigt. Bekanntlich war dies einer der mächtigsten Hebel der Voltaire-Holbachschen Partei in Frankreich und der Illuminaten in Deutschland, und genau so wie damals unser Vaterland von den sittenlosen Schriften der classischen Schule Frankreichs überschwemmt wurde, so wird es jetzt wieder von denen der romantischen Schule überflutet. Die in den letzten Jahren so vielbesprochene Rehabilitation des Fleisches ist nichts Neues. Man hat sie schon in Hunderten von Schriften im vorigen Jahrhundert gepredigt.

Auf der andern Seite sind die jungen Radikalen, die das Frankfurter Attentat gemacht, und von Paris, Straßburg und der Schweiz aus unsinnige Flugschriften geschrieben haben, in alle die Illusionen zurückgefallen, die einst die Illuminaten in Mainz theilten.

Sie haben ein unbedingtes Anschließen an Frankreich verlangt. Der deutsche Patriotismus, sagten sie, sey nur ein Werkzeug des stabilen Princips. Man nähre künstlich die Nationaleifersucht, damit sich die Völker nicht zur gemeinschaftlichen Erkämpfung der Freiheit vereinigen. Unter allen Völkern seyen die Franzosen allein fähig, das Banner der europäischen Freiheit aufzupflanzen und unter ihm zu siegen. Mit ihnen also müsse man halten und nöthigenfalls mit französischen Kanonen das eigene Vaterland erobern. Diese Grundsätze des jungen Europa sind, wie man sieht, ganz die nämlichen, welche schon die alten Kosmopoliten geltend machten, und auf denen die oben erwähnte Verbindung der deutschen Illuminaten mit den französischen Jakobinern beruhte.

Die Wiederkehr aller dieser alten Dinge paßt nun, wir wiederholen es, sehr wenig zu den wahren Bedürfnissen unseres Vaterlandes in seiner dermaligen Lage. Es würde den deutschen Nationalinteressen angemessener seyn, wenn die deutsche Philosophie und Politik nicht mit diesen altmodischen Ideen behelligt worden wäre. Man kann sich Renaissance und Rokoko auf dem Caffeetisch wohl gefallen lassen, allein in die Philosophie und Politik eingeführt, haben sie etwas Bedenkliches. In einer Periode der Weltgeschichte, in der keine Nation so dringend aufgefordert ist, sich über ihr Nationalinteresse in den großen europäischen Conflicten zu verständigen, als die deutsche, erscheint es in hohem Grade verkehrt, daß mitten in Deutschland das Princip der Nationalität, von der Wissenschaft ignorirt oder gar bekämpft und das patriotische Gefühl verhöhnt wird.

Die neuen Illuminaten, die unbewußt mit so erstaunlicher Consequenz alle Wege der alten einschlagen, sind in der That eine Macht in unsrer Zeit geworden. Ihre Lehren herrschen auf den philosophischen Kathedern vor. Man wirbt für sie die ganze gebildete Jugend Deutschlands. Man will die neue Generation ausschließlich in dieser Lehre erziehen. Von der andern Seite aber werden fort und fort französische Sympathien genährt. Bleibt Frieden in Europa, so ist's denkbar und wahrscheinlich, daß der deutsche Körper den neuen Illuminatismus ohne Schwierigkeit wieder ausschwitzen werde. Würden aber Ereigniß eintreten, die auf das Wohl oder Wehe unsres Vaterlands Einfluß haben könnten, so wäre es gewiß nicht gleichgültig, wie Deutschlands Gebildete

und Gelehrte und zumal die junge Generation gestimmt wären, und eine dem Patriotismus so gänzlich abgeneigte Stimmung, wie die der alten Illuminatenzeit war, dürfte auch dem Vaterlande wieder eben so unheilvoll werden, wie es jene war.

Es ist mithin nicht überflüssig, die neuen Illuminaten daran zu erinnern, daß alles, was sie träumen, schon einmal vor ihnen geträumt worden ist, und daß die Ideen, denen sie wieder mit so viel Eifer anhängen, schon einmal einen schmählichen Bankerot gemacht haben.

Wir bemerkten bereits früher, daß der von den Franzosen zur Schau getragene Kosmopolitismus während ihrer großen Revolution nur eine Maske war, hinter welcher sie die Nationalpolitik versteckten. Dasselbe ist heute wieder der Fall. Jenes junge Europa, das sich in Paris etablirt hat und in allen europäischen Ländern Proselyten wirbt, ist nur ein Werkzeug des jungen Frankreich, und dieses junge Frankreich trachtet keineswegs nach einer Emancipation aller Völker oder der Menschheit, sondern brennt nur vor Begierde, seine Nationalmacht, seinen Nationalruhm auf die Höhe zurückzuführen, auf welcher sie unter Napoleon standen. Die jungen Deutschen, Italiener, Polen, die sich in diesem Netze fangen, was sind es doch für arme Mücken! Welche Verblendung, wenn namentlich Deutsche sich immer noch bethören lassen, jener fremden Nationalpolitik zu dienen und die eigene gänzlich zu vergessen.

Die treue Geschichte des Illuminatismus und seiner Verbindung mit dem französischen Jakobinismus, die wir unserer Betrachtung vorangestellt haben, überhebt uns der Mühe, die Nichtigkeit aller der Hoffnungen, die man neuerdings auf eine Verbindung der deutschen Licht- und Freiheitsfreunde mit den Franzosen gesetzt hat, nachzuweisen. Wenn die heutigen Franzosen sich die Zuneigung der deutschen Schwärmer gerne gefallen lassen, wenn sie dieselben sogar durch ihre Propaganda aufmuntern, so thun sie das, wie die früheren Franzosen, nur zu ihrem eigenen Vortheil, nur um ihre Hand wieder über Europa ausstrecken und im glücklichen Fall noch einmal das linke Rheinufer erobern zu können. Wenn man ihnen aber die geringste Zumuthung machte, nicht blos für ihr Nationalinteresse zu handeln, sondern auch für die Freiheit anderer Völker zu sorgen, so würden sie dies wieder eben so übel nehmen, wie

früher. Geſetzt, die Revolution von 1830 wäre ſo weit ausgedehnt worden, wie die von 1789, und Frankfurt wäre 1833 von deutſchen Verrätbern den Franzoſen in die Hände geſpielt worden, wie Mainz 1792, ſo würde der Dank dafür doch wieder nur die Guillotine geweſen ſeyn, wenn etwa ein deutſcher Flüchtling im Sinne des Dr. Wirth das deutſche Intereſſe neben dem franzöſiſchen hätte wahren wollen (wie er zu Hambach wirklich gethan hat) oder wie einſt Cloots den kosmopolitiſchen Zweck hätte voran und die franzöſiſche Nationalpolitik bei Seite ſtellen wollen. An der Geſchichte von 1793 mögen ſich die Gallomanen ſpiegeln!

Man hört zwar oft, die heutigen Franzoſen ſeyen nicht mehr die alten; ſie ſtrebten nach nichts anderem, als nach einer innigen Verbrüderung mit den Deutſchen, um, mit denſelben vereinigt, den großen nordiſchen Coloß zu beſiegen. Sie würden uns wie Brüder lieben und unſere Rechte reſpectiren. Und es gibt noch ſentimentale Licht- und Freiheitsfreunde in Deutſchland, die ſich von ſolchen Schmeichelworten rühren laſſen. Die Wahrheit iſt, daß Frankreich die Entwickelung der Keime, die in Deutſchland liegen, um jeden Preis zu verhindern ſuchen muß, daß es nie *für uns* ſeyn kann, daß ſeine eigene Größe von unſrer Schwäche und Trennung abhängt. Es trachtet nach dem linken Rheinufer. Es iſt allein nicht fähig, uns daſſelbe zu entreißen. Es kann es nur, wenn ſich einſt die Gelegenheit wieder zeigt, durch eine Erneuerung der Politik von Erfurt, der franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz von 1808. Man braucht kein Prophet zu ſeyn, man braucht nur die Geſchichte, die Völker und ihr nie verjährendes Intereſſe und Naturell zu kennen, um zu wiſſen, was im Schooße der Zukunft liegt und unabänderlich früher oder ſpäter eintreten muß. Und in einer ſolchen Lage träumen noch einige Deutſche von einer philogermaniſchen antiruſſiſchen Politik Frankreichs. Wahrlich, die Verblendung iſt groß.

Wenn die Deutſchen Urſache haben, irgend etwas Franzöſiſches anzunehmen oder nachzuahmen, ſo iſt es gewiß nichts andres, als der Patriotismus. Alle Franzoſen, wie ſie auch in Bezug auf ihre innere Politik in Parteien getheilt ſeyn mögen, ſind in Bezug auf ihre auswärtige Politik vollkommen einig. Sie wollen ihre Nationalunabhängigkeit bewahren, kein franzöſiſches Dorf in fremden Händen ſehen, ihre Nationalität vom Ausland geehrt wiſſen, ihren

Nationalruhm erhalten und vermehren. Dies sind nachahmungswürdige Eigenschaften unserer Nachbarn.

Mit gerechtem Stolze sieht Frankreich auf Alles zurück, was seit fünfzig Jahren geschehen ist, um seine Unabhängigkeit nach außen zu sichern. Mit unverwelklichen Lorbeern sind seine Patrioten geschmückt und fast alle seine Fürsten, Staatsmänner, Feldherren, Denker und Dichter, was man ihnen auch sonst mag vorzuwerfen habe, fast alle dienten mit ihren Talenten, und nicht blos mit ihren Tugenden, sondern sogar auch mit ihren Lastern dem Vaterlande, fast alle wetteiferten nur, ihre Nation groß und nach außen unabhängig zu machen. Mit Trauer aber sieht Frankreich auf die langen Verirrungen seiner innern Politik zurück. Die einsichtsvollsten Patrioten in Frankreich bedauern tief den Abfall von der Religion und die öffentliche Entsittlichung, die in allen Zweigen der Verwaltung und in das bürgerliche Leben selbst eine lange nachwirkende, ja noch immer unheilbar scheinende Zerrüttung gebracht hat. Und sie beneiden in dieser Beziehung die Engländer und die Deutschen, bei denen die Tugenden des Friedens nicht untergegangen sind.

Wenn nun Frankreich immer unser Vorbild seyn soll, was ist daran nachahmungswürdig? Gewiß nur jener großartige, alle Parteien umfassende, stets nach außen geharnischte Patriotismus, und gewiß nicht diese Demoralisation im Innern. Und dennoch will unser moderner Illuminatismus nicht jenen, sondern nur diese auf Deutschland übertragen. Weit entfernt, uns zu Patrioten zu machen, wie es die Franzosen sind, hat er dem Patriotismus tödtlichen Haß geschworen und bekriegt ihn mit einer beinahe wahnsinnigen Consequenz. Die inneren Uebel aber, an denen Frankreich leidet, und die von allen edeln Franzosen selbst bitter beklagt werden, den Unglauben und die Entsittlichung, den Haß des Christenthums und die Religion des Egoismus will er bei uns einführen.

Ist nun dieses Treiben nicht äußerst verkehrt?

Grade das, was man uns rauben will, ist von jeher die größte Ehre der Deutschen gewesen, die allen germanischen Stämmen eigenthümliche tiefe Religiosität und die gute Sittenzucht. Diese Tugenden waren es, durch die Europa, unter der Römerherrschaft verfaulend, wieder zu gesundem Leben gedieh. Diese Tugenden waren es, durch die das deutsche Volk sich selbst unter

allen Stürmen bis jetzt erhalten, und wenn es schon dem Verderben nahe schien, immer wieder verjüngt hat. Diese Tugenden sind es, um die uns die romanischen Nationen von jeher beneidet haben, von denen die heutigen Franzosen noch so achtungsvoll sprechen, wie einst die alten Gallier und Römer. Heißt es nun die Zwecke der allgemeinen Menschheit fördern, wenn man im Namen des Kosmopolitismus diese uralten Nationaltugenden der Germanen, in denen die europäische Civilisation und aller Adel der heutigen Menschheit wurzelt, ausrotten will?

Unsere gute Natur wird dieser neuen Anfechtung zwar trotzen, wie jeder früheren. Allein warum muß ihr diese neue Probe zugemuthet werden? Es ist eine böse Aussaat immerhin und gewiß keine zweckmäßige Vorbereitung der jüngern Generation zu dem, was ihr bevorsteht. Europa ist über die Zeit der Krisen und Erschütterungen noch nicht hinaus. Deutschland muß sich auf Neues gefaßt halten, es sollte desfalls vor allen Dingen seinen praktischen Verstand ausbilden, scharf umblicken in die Gegenwart, seine äußere Lage, seine Gefahren, seine Vortheile und seine Kräfte richtig beurtheilen lernen — und nicht in unpraktische Träumereien versinken. Es sollte seinen Nerv durch Patriotismus stählen, nicht durch charakterlose Geistesschwelgerei erschlaffen.

Zweierlei Klassen wohlgesinnter und redlicher Männer gibt es in Deutschland, die aus bloßem Mißverstand jene philosophischen Irrlehren gutheißen. Die Einen glauben, es werde dadurch doch eine wohlthätige Bewegung und eine Tendenz zur Freiheit unterhalten, der Stagnation vorgebeugt. Die Andern glauben, es werde dadurch das geistige Leben gefördert im Gegensatz gegen die Rohheit und Gemeinheit der materiellen Interessen. Beide irren sich.

Freiheit ohne Nationalunabhängigkeit ist ein Unding. Die Freiheit kleiner Staaten entbehrt mitten unter großen Staaten der Garantie. Die Freiheit des Kosmopoliten kann nur unter glücklichen Umständen eine individuelle, eine Ausnahme seyn, nämlich die des unstäten Wanderers oder die des philosophischen Einsiedlers. Wahre politische Freiheit kann nur eine Nation besitzen, die groß genug, mit sich selber einig und unabhängig nach außen ist. Eine Tendenz zur Freiheit nun, die von der Nationalität absieht, die den Patriotismus nicht kennt und kennen will, ihn sogar feindlich behandelt, ist ganz gewiß auf einem Abwege. Mag die

Begeiſterung für ein Princip an ſich noch ſo edel und uneigennützig ſeyn, ſie iſt ein Unglück, wenn ſie — ohne zu wiſſen, was ſie thut — mit den Feinden der Nation im Bunde, den Keim des Patriotismus, den allein fruchtbaren und hoffnungsvollen zertritt. Wer um der Freiheit willen das Vaterland verkaufen zu dürfen glaubt, gleicht jenem Spieler, der ſich kahl ſchor und ſein Haar verkaufte, um einen Kamm zu gewinnen.

Man pflegt auch wohl die Philoſophie, worunter man in jüngſter Zeit ausſchließlich die Hegelſche verſteht, aus dem Grunde zu preiſen, weil ſie die geiſtigen Intereſſen und die höhere wiſſenſchaftliche Bildung gegen die Barbarei ſchütze, die im Gefolge der materiellen Intereſſen hereinzubrechen drohe. Inzwiſchen iſt es auffallend, daß die jungen Poeten, welche ſich über die Tyrannei des geiſtigen Princips im Chriſtenthume beklagt und das Fleiſch aus ſeiner langen Gefangenſchaft haben befreien wollen, gerade von der jungen Hegelſchen Schule nicht bekämpft, nicht deſavouirt, ſondern im Gegentheil in Schutz genommen und als gute Alliirte anerkannt worden ſind. Gibt man aber auch zu, daß jene Philoſophie das geiſtige Princip des Lebens zum Siege führen wollte, ſo muß man fragen, wozu nützt denn das Eingehen in einen Geiſt, der ſich von allen Bedingungen der Natur und Geſchichte losſagt? Die neue Philoſophie hat ſich einen abſoluten Geiſt, eine logiſche Abſtraktion geſchaffen, der zunächſt außer aller Verbindung iſt mit dem Gemüth, das Gemüth todtſchlägt oder, um ein hier ſehr gut paſſendes artiſtiſches Bild zu brauchen, es als eine verlorne Form wegwirft; der ſich ferner losſagt vom Chriſtenthume, deſſen ganze welthiſtoriſche Entwicklung als abgethan, als aus und todt betrachtet; der endlich auch das natürliche Band, das die Genoſſen einer Nation verbindet, nicht mehr anerkennt, ſondern die Nationen verſchwinden laſſen und eine kosmopolitiſche Gemeinde des ſogenannten freien Geiſtes an ihre Stelle ſetzen will.

Kann nun wohl eine Philoſophie, die den Deutſchen ihr Gemüth abſpricht, die ihnen das Chriſtenthum, ihr theuerſtes geiſtiges Gut rauben und ſie noch überdies nicht einmal mehr als Nation anerkennen will, kann ihnen eine ſolche Philoſophie wohl irgend von einem praktiſchen Nutzen ſeyn? In der That, einer Philoſophie gegenüber, die auf ſolche Weiſe die geiſtigen Intereſſen verficht, daß ſie das Werthvollſte unſers geiſtigen Beſitzthums

negirt, einer ſolchen gegenüber iſt das gemeine Streben, die materiellen Intereſſen zu fördern, unendlich hoch zu ſchätzen; geſetzt auch, daß dieſes Streben von einiger Vernachläſſigung des Geiſtigen begleitet wäre. Wer den Wohlſtand, das phyſiſche und ökonomiſche Gedeihen der Nation fördert, thut wahrlich auch ohne Philoſophie etwas Beſſeres, als was jene Philoſophen thun.

Es iſt ſchlecht beſtellt um eine Philoſophie, aus der die Nation keinen Rath, keinen Troſt, keine Aufklärung über ihre Intereſſen, keine leitende Idee für ihr praktiſches Handeln ſchöpfen kann. Sie ſteht in der Luft da, eine todte Scholaſtik, losgetrennt vom Volksleben, fremd und feindſelig allen natürlichen Intereſſen unſres Volkes. Wenn ſie irgend auf das Volk einwirkt, ſo geſchieht es, um es ſich ſelbſt zu entfremden, ihm ſeine angebornen Neigungen und Tugenden zu rauben, ſeine Jugend zu vergiften und jener Politik des Auslandes zu dienen, die nie müde wird, von unſrer Selbſtvergeſſenheit Vortheil zu ziehn.

Der griechiſchen Philoſophie, der Mutter aller ſpätern, konnte man eine ſolche Feindſeligkeit gegen die Nationalintereſſen nicht vorwerfen. Sie war nur die höchſte Vergeiſtigung der Nationalität ſelbſt und hörte nie auf, die Nation über ſich ſelbſt zu belehren und für die Erhaltung und Vermehrung ihres ſchönen Erbes zu begeiſtern. Warum hat unſere Philoſophie die Bande zerriſſen, die ſie an die Nation feſſeln ſollten?

Eine einſeitig nationelle Philoſophie etwa in dem Sinn, wie der Moſaismus eine einſeitig nationelle Theologie war, wird in unſern Tagen kein vernünftiger Menſch verlangen; allein auch aus der allſeitigſten Philoſophie muß die Anerkennung wie aller Nationalitäten, ſo vor allen der eigenen folgen. Verſchafft die Philoſophie die klarſte und tiefſte Einſicht in alle irdiſchen Dinge und darf ſie der höchſten Geſetzgebung ſich anmaßen, ſo muß ſie auch die Bedeutung und den Werth der Nationalität erkennen und erkennen machen. Sie muß das natürlichſte, reinſte und edelſte Gefühl, das in den Völkern lebt und die That, in der es ſich ausſpricht, ſanctioniren.

Es würde einſeitig ſeyn, die Idee des Kosmopolitismus und die Geſinnung, in der ſie wurzelt, unbedingt zu verwerfen. Sie iſt nicht nur eine chriſtliche, indem uns die chriſtliche Lehre befiehlt, alle Menſchen als Kinder Gottes und als unſere Brüder

anzuſehen. Sie iſt auch in gewiſſem Sinn eine nationale, ſofern die Deutſchen von jeher geneigt waren, die Vorzüge anderer Völker anzuerkennen, und ſich deshalb durch ein angebornes Billigkeitsgefühl auszeichnen, das andern Nationen nur zu ſehr mangelt. Einen ſo ſchönen und großmüthigen Zug im deutſchen Charakter ausrotten zu wollen, wäre barbariſch und überdies unmöglich. Allein es iſt ebenſo einſeitig, das Phantom einer allgemeinen Menſchheit hinzuſtellen, und der Natur und Geſchichte zum Trotz die Nationalitäten ausrotten zu wollen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß wenn eine Nation großmüthig genug iſt, ſich für dieſes Phantom aufzuopfern, es immer nur einer andern nicht ſo großmüthigen, ſondern ganz egoiſtiſchen Nation zu Gute kommt, die davon zu ihrem eigenen Vortheil Gebrauch macht, nie aber der abſtrakten allgemeinen Menſchheit, die als ſolche nirgends exiſtirt und nie exiſtiren wird. Es kommt alſo darauf an, dem kosmopolitiſchen Streben ſeine natürlichen Grenzen und die Bahn anzuweiſen, auf der es ein der Menſchheit nützliches und würdiges Ziel verfolgen kann.

Dieſes Ziel iſt: wechſelſeitige Achtung der Völker, gegenſeitiger Beiſtand derſelben im Fortſchritt der materiellen und geiſtigen Kultur, eine wohlverſtandene Föderation der Völker, nicht aber eine Verſchmelzung derſelben zur allgemeinen Menſchheit und Vernichtung aller Beſonderheiten. Die Menſchen ſind nach ihrer Abſtammung, nach der Lage und dem Klima der Länder, welche ſie bewohnen, nach ihrer Sprache und geiſtigen Entwicklung in Nationen vertheilt, denen die Natur ſelbſt ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Jede trägt in ihrer Beſonderheit etwas zur Bildung des Ganzen bei, das keine andere hätte erzeugen können. Sie ergänzen einander. Und ſie wurzeln ſo feſt in Natur und Geſchichte, daß es ganz unmöglich wäre, ſie zu uniformiren. Wenn es geſchehen könnte, würde es nur in der Art geſchehen, daß eine Nationalität in ihrer Einſeitigkeit alle andern unterdrücken würde, wie dies die alten Römer und die Chineſen, obwohl vergeblich, verſucht haben. Dies wäre aber keineswegs ein Sieg des Kosmopolitismus, ſondern im Gegentheil wieder nur ein Sieg der Nationalität, nämlich der einen über alle andern.

Der wahre Kosmopolitismus, für den die reinſten und edelſten Geiſter geſchwärmt haben, kann weder durch ein Abſtrahiren

von aller Nationalität, noch durch die Dictatur einer einzigen Nation, sondern nur durch eine harmonische Zusammenstimmung der verschiedenen Nationalitäten, indem jede die andere gelten läßt und achtet, erreicht werden. Nur indem jede einzelne Nation für sich ihre natürliche Bestimmung erfüllt und an ihrem Theil eine Seite der Menschheit darstellt, zugleich aber auch die andern Völker in ihrer Entwicklung nicht hemmt, sondern brüderlich fördert, dient sie dem Zwecke des Ganzen.

Folgen nun hieraus Pflichten der Völker gegen einander, die gewiß von Seiten der Deutschen immer am gerechtesten anerkannt worden sind, so folgen daraus doch auch Pflichten der Völker gegen sich selbst, auf die wir den Accent legen müssen, da sie so oft und namentlich wieder in neuerer Zeit verkannt worden sind.

Soll die deutsche Nation der Menschheit Zinsen tragen, so muß sie vor allen Dingen ihr Kapital sichern. Die Geschichte lehrt, daß sie der Menschheit in dem Maße größere Dienste geleistet hat, in welchem sie selbst mächtiger war. Was hätte wohl aus der alten Welt werden sollen, wenn sie nicht durch germanisches Blut und germanische Tugenden regenerirt worden wäre? Wie segensreich hat der deutsche Einfluß von jeher in Europa gewirkt, wenn er mächtig genug war! Sogar in fremden Welttheilen wiederholt sich dieser Segen. Alle romanischen Colonien gehen zurück, die französischen sind regelmäßig zu Grunde gegangen, die spanischen und portugiesischen fristen sich in einer ewigen Abwechslung von Lethargie und anarchischen Zuckungen. Nur wo germanisches Blut vorherrscht, in Nordamerika, in Ostindien, am Kap und in Neuholland geht alles gedeihlich vorwärts. Wir selbst im alten Stammlande haben uns unter furchtbaren Vernichtungskämpfen, unter fremder Herrschaft, politisch und kirchlich zerrissen, doch eigenthümliche Vorzüge bewahrt und Keime des Segens gepflegt, wie kein anderes Volk, das ähnliche Stürme zu bestehn hatte. Deutschland hat seit der Reformation durch seine Theilungen, durch fremde Invasionen, durch oft wiederholte und lange Kriege mehr gelitten, als Italien, Spanien und Frankreich in derselben Zeit, und doch hat es sich durch den bürgerlichen Fleiß und durch die Sittlichkeit seiner Einwohner immer wieder erholt, und ist wieder in einen Flor gekommen, den man in den romanischen Ländern vergebens sucht. Man denke nur, was alles über

das kleine Sachſen gegangen iſt. Es würde längſt eine Wüſte ſeyn, wie Calabrien, wenn nicht die deutſche Unermüdlichkeit in den blutigen Furchen des Kriegs ſtets friſche junge Saat gezogen hätte. Was die Hierarchie, was die Deſpotie, was die verderblichſte Uneinigkeit im Innern, der Abfall großer Provinzen, die Herrſchaft fremder Fürſten und Völker auf deutſchem Boden, das Elend endloſer Kriege, Hemmung des Verkehrs, Stagnation aller Lebensſäfte vermögen, um ein Volk zu ruiniren, das alles iſt an uns verſucht worden, und wir ſind doch nicht zu Grunde gegangen, weil von unten, aus einem fleißigen und ſittlichen Familienleben heraus immer wieder friſche Kraft zugefloſſen iſt, die von oben abgewelkte zu erſetzen und an jedem möglichen Punkt wie junger Wald unter den abgehauenen Stämmen wieder üppig und geſund hervorzuſproſſen.

Bewährt nun ein Volk nach dreihundertjährigen Prüfungen der ſchwerſten Art noch ſolche Lebenskraft, ſo ſcheint es eine wichtige Stelle in der Völkerreihe einzunehmen und eine conſervative Bedeutung in der Geſchichte der Menſchheit zu haben. Was dieſes Volk ſeyn würde, wenn es drei Jahrhunderte des Glücks, ſtatt des Unglücks durchlebt hätte, läßt ſich errathen. Darüber aber kann kein Zweifel ſeyn, daß es ſein Unglück großentheils ſelbſt verſchuldet hat durch Mangel an Selbſterkenntniß, durch Mißkennung und Nichtachtung ſeiner wahren Intereſſen, mit einem Wort dadurch, daß es ſeine Nationalität Preis gab, ſich mit Fremden zur Zerfleiſchung des eigenen Vaterlandes verband. Hat nun das deutſche Volk bei der Verblendung ſeiner Parteiführer und jahrhundertlang alles Nationalverſtandes gänzlich beraubt, dennoch vermöge ſeiner angebornen guten Natur ſich erhalten können, wie es noch jetzt beſteht, ſo ſollte man doch endlich zur Erkenntniß kommen, den Werth und die tiefe Bedeutung dieſer Nationalität einſehen und ſie zu dem Selbſtbewußtſeyn bringen, das ihr ſo lange gemangelt hat, und aus dem, wenn es einmal entwickelt iſt, eben ſo viele Vortheile für uns hervorgehen müſſen, als ſeine Entbehrung in den letzten drei Jahrhunderten uns Nachtheile gebracht hat.

Es iſt wunderbar, daß die Anerkennung der eigenen Nationalität bei den Deutſchen ſo ſchwer hält, da ſie doch andere Nationen hauptſächlich um ihres Nationalſtolzes willen ehren.

Wenn die Franzoſen ihre Nationalität über jede andere ſtellen, ſo wird dies in Deutſchland als etwas ganz Natürliches angeſehen, gebilligt und bewundert. Die Franzoſen wiederholen bei jeder Gelegenheit, das linke Rheinufer müſſe ihnen gehören, der Rhein ſey Frankreichs natürliche Grenze. Das nimmt man in Deutſchland als etwas hin, das den Franzoſen ganz natürlich ſey. Wenn aber einmal in Deutſchland geſagt wird, das Elſaß ſey deutſch, die Vogeſen ſeyen die natürliche Grenze Deutſchlands, ſo wird das nicht etwa in Frankreich, ſondern in Deutſchland ſelbſt übel genommen. Und doch handelt es ſich hier nicht von wechſelſeitigen Unbegriffen, ſondern allein von einem franzöſiſchen. Die ausſchweifendſten Anmaßungen der Franzoſen und alle Launen ihrer Nationaleitelkeit werden von unzähligen deutſchen Schriftſtellern und Journaliſten gebilligt, alle ihre Phraſen desfalls in die deutſche Literatur übertragen und geprieſen. Wenn aber Jemand in Deutſchland nur auf die beſcheidenſte Weiſe ein Minimum der Rechte Deutſchlands vertheidigt, ſich nur ſchüchtern gegen fremde Unbill wehrt, ſo ſchreit gleich alles über den altmodiſchen Patriotismus, über die leidige Affectation, über bornirte Anſichten, die hinter der Zeit zurückgeblieben ſeyen. Wenn die Franzoſen ſich in ihrem Intereſſe für Belgien verwenden, ſo wird es in Deutſchland anerkannt, in hundert Zeitungen abgedruckt, und man reibt ſich vor Vergnügen die Hände dabei. Wenn aber Jemand in Deutſchland ſich im deutſchen Intereſſe für Belgien verwendet, ſo wird es böswillig ignorirt oder gar nicht einmal verſtanden; denn der deutſche Journalismus ſcheint vom franzöſiſchen die Parole empfangen zu haben, und aller Geſchichte und Natur zum Trotz nimmt man an, das altdeutſche Flandern ſey von jeher franzöſiſch geweſen und gehöre mittelbar oder unmittelbar nothwendig zu Frankreich. So hat man es ganz natürlich gefunden, daß die holländiſchen Publiciſten gegen Frankreich deklamirt haben; was aber deutſchgeſinnte Belgier und belgiſch geſinnte Deutſche vom Standpunkt deutſcher Nationalität aus gegen Frankreich geſchrieben, iſt verhallt. Wir heben dieſe Beiſpiele aus der Neuzeit heraus, weil ſie die ſchlagendſten ſind.

Eine ſolche Stimmung der deutſchen Preſſe läßt uns nun freilich wenig Hoffnung für die Realiſirung unſers oben ausgeſprochenen Wunſches übrig. Der deutſche Nationalverſtand ſcheint noch

auf eine gute Frist vertagt werden zu wollen. Allein wenn wir ihn nicht herbeizaubern können, so dürfen wir uns wenigstens über seine Abwesenheit beklagen und gelegentlich daran erinnern, wie sehr er uns fehlt.

Wir wollen uns nicht mit den Vortheilen beschäftigen, welche Deutschland erringen würde, wenn es seinen vollen Nationalverstand wiederfände, denn wir lieben nicht, die Ereignisse zu überspringen und uns mit Träumen über die Wirklichkeit zu trösten. Wir begnügen uns, die Nachtheile zu erwägen, die uns drohen, wenn wir immer tiefer in die alte unglückselige Politik des vorigen Jahrhunderts zurückversinken, in die Gesinnungen und Meinungen der oben geschilderten Illuminatenzeit. Unsere Presse wähnt zwar vorwärts zu schreiten, in der That aber ist alles ein Rückschritt in eine schon dagewesene Periode der Selbstvergessenheit.

Deutschlands Zukunft beruht vornehmlich auf dem Bande, das die drei politischen Systeme, die in ihm herrschen, das österreichische, preußische und constitutionelle, zusammenhält. Bleibt dies Band fest, so ist Deutschland im Stande, jedem künftigen europäischen Sturme zu trotzen, selbst wenn es, was früher oder später unabwendbar eintreten wird, im Westen und Osten zugleich zu kämpfen hätte. Wird aber das Band locker, so fällt der deutsche Körper auseinander und ein Theil davon wird aufs Neue die Beute der Nachbarn, der nämlichen, die uns schon so viel weggerissen haben. Worin besteht aber jenes Band? worin anders, als in der Nationalität und in dem Gesammtinteresse der vom Kreise dieser Nationalität umschriebenen Staaten? Wird dieses Gesammtinteresse aus den Augen gesetzt; treten zwei, tritt eins der drei Systeme aus der Verbindung heraus, um mit den Fremden verbündet gegen das dritte oder gegen die beiden andern zu kämpfen, so erleidet das Ganze des deutschen Körpers einen gefährlichen Stoß. Dies ist mechanisch nothwendig und geschichtlich erwiesen. So lange Deutschland zusammenhielt, war es unantastbar und eroberte sogar nach allen Richtungen hin. Als es sich gegen sich selbst bewaffnete, verlor es wieder nach allen Richtungen. Im Kampf der Waiblinger und Welfen verlor es das Arelat und Italien; im Kampf der Katholiken und Protestanten verlor es die Schweiz, Holland, Elsaß, Lothringen, Savoyen, Liefland. Als Oesterreich und das Reich im Baseler Frieden von Preußen

verlassen wurde, verlor es das ganze linke Rheinufer. Als Preußen 1806 von Oesterreich und dem Reiche nicht unterstützt wurde, als Oesterreich 1809 wieder von Preußen und dem Reiche nicht unterstützt wurde, nahmen die Verluste in ungeheurem Maße zu. Als aber 1813 die drei deutschen Faktoren zum erstenmal wieder einig waren, siegten sie augenblicklich und hätten, wenn sie noch ein wenig einiger gewesen wären, alles Verlorne wieder nehmen können. So gewiß nun bisher jede Trennung der drei Faktoren Verlust für Deutschland herbeigeführt hat, so gewiß würde dies auch künftig der Fall seyn, und deshalb ist es wichtig, jenes Band, das sie vereinigt, stets im Auge zu behalten und den Geist (dessen ja so überflüssig viel in Deutschland ist, daß ihn das endlose Papier kaum fassen kann) damit zu beschäftigen. Es gibt genug dabei zu denken. Unablässig intriguirt das Ausland, jenes Band aufzulockern. Mächtig wirkt noch altes Mißtrauen, altes Vorurtheil in Deutschland selbst. Persönlichkeiten und Zufälle sind nicht zu berechnen. Die Neigung, im Bunde mit dem Auslande einen besondern Zweck auf Kosten des gemeinsamen Vaterlandes zu erreichen, ist so wenig in der deutschen Natur ausgerottet, daß sie in einigen Jahren nach dem großen Befreiungskriege schon wieder die Presse regierte. Die Allianzen, die man kaum erst den Rheinbundfürsten hart vorgeworfen, wurden schon wieder von Demagogen vorgeschlagen, und Frankreich, eben erst in wüthendem Kampf zu Boden geworfen, beherrschte schon wieder das gutmüthige Deutschland durch seine Sprache, Mode, Literatur und durch dieselben frivolen Tendenzen, wie zur Zeit Voltaires und der Illuminaten. Bedenkt man nun dies alles, so scheint allerdings eine neue Desorganisation des deutschen Körpers im Reiche der Möglichkeiten zu liegen und die Aufmerksamkeit dürfte sich wohl auf diese Frage lenken.

Noch vor zwanzig Jahren schreckte der Patriotismus vor der Schwierigkeit zurück, das Interesse der deutschen Dynastien gründlich zu versöhnen und auszugleichen, und setzte große Hoffnung auf die Gewalt der öffentlichen Meinung, auf die Stimmung des Volkes. Jetzt, da die Fürsten so lange einig geblieben sind, ist der Patriotismus im Fall, der öffentlichen Meinung zu mißtrauen. Die Presse wenigstens ist ihm entschieden ungünstig.

Wir wollen nicht unbillig seyn. Die Gründung des deutschen Zollvereins ist ein Ereigniß, das die öffentliche Theilnahme in

hohen Grade auf ſich gezogen hat, und der Patriotismus, deſſen Mienen ſich dabei nicht aufheiterten, müßte ſehr mürriſch und ungläubig ſeyn. Indeſſen mangelt es der öffentlichen Theilnahme doch an Verſtändigung. Kaum denkt Jemand daran, wie wohlfeil man an die See hätte gelangen können, wenn der ſelige Hardenberg ſich Oſtfriesland nicht hätte abdiplomatiſiren laſſen. Noch weniger denkt man daran, wie wunderlich es überhaupt iſt, daß uns unſere eigene Küſte und die Mündung unſerer Flüſſe abhanden gekommen ſind. Der Totalblick fehlt, der mit einer ſchöpferiſchen Geiſteskraft zuſammenhängt, aus der auch die entſcheidenden Mittel, einen großen Zweck zu erreichen, hervorgehen müſſen. In Betreff der Mittel ſchwankt die Meinung, daß künftige Zeiten Mühe haben werden, ſich in die Illuſion die gegenwärtigen hineinzudenken. Jeder Mechaniker faßt den Hebel am äußerſten Ende. Belgien iſt das äußerſte Ende, aber das will man nicht begreifen. Belgien, Holland, die Hanſeſtädte und Dänemark ſind concurrirende Taſten, deren ſich die Zollvereinspolitik wie ein guter Orgelſpieler bedienen kann; aber das will man nicht begreifen. Der Conſument wird überall im zwanzigſten Jahrhundert der Produktion, der Induſtrie, dem Handel und dem Seerecht das Geſetz vorſchreiben, aber das will man im neunzehnten nicht begreifen. Deutſchland hat das Ei des Columbus in den Händen; aber erſt die Zukunft wird zeigen, wie leicht das Räthſel zu löſen war.

Man beſchäftigt ſich wohl mit dieſen Fragen, allein das Nachdenken übernimmt ſich nicht. Die bedeutungsvollſten Vorgänge werden kaum beachtet. Oder hat man wohl der ruſſiſchen Denkſchrift, die 1834 an den deutſchen Höfen (den öſterreichiſchen und preußiſchen ausgenommen) cirkulirte, irgend eine Aufmerkſamkeit geſchenkt, die der Sache und der deutſchen Nationalehre würdig geweſen wäre? Man hat ja wichtigere Dinge zu thun. Man muß ſich ins Mittelalter zurück verſetzen, und während kaum ein halbes Dutzend vernünftiger Brochuren über die Seefrage erſchienen ſind, beſitzen wir bereits ein halbes Tauſend Streitſchriften für oder wider den Papſt. Heißt das vorwärts, oder heißt es rückwärts ſehen? Der Kölner Handel iſt ein ſchlimmes Symptom; daß er nur möglich war, beweist, wie wenig Deutſchland ſeine Nationalkraft, ſeinen Nationalwillen, ſeinen Nationalverſtand beiſammen hat.

Daneben hat man noch viel mehr zu thun, man will in aller Geschwindigkeit das Christenthum ausrotten. Als ob es gar nichts Dringenderes für die Deutschen zu thun und zu denken gäbe, ist man auf diesen Wahnsinn der Illuminaten des vorigen Jahrhunderts zurückgekommen, wie auf ein zeitverkürzendes Amusement. Der Uebermuth gelehrter Müssiggänger und die Eitelkeit, sich um jeden Preis auszuzeichnen, ist in jeder länger dauernden Friedenszeit leicht begreiflich. Nur das erregt billig Erstaunen, daß die wieder aufgewärmte Thorheit so viel Anklang gefunden hat, so unzählige Federn beschäftigt.

Es gibt noch eine Menge praktischer Fragen, deren Beantwortung wünschenswerth wäre, z. B.: wie verhält sich Deutschland zur orientalischen Frage? was könnte für die deutschen Interessen gefördert werden auf der Donaustraße? was auf dem Wege der Colonisation? was im jungen Hellas? welche Garantien bedarf Deutschland gegen die seit einem Jahrhundert so colossal gewordene und immer noch im Wachsthum begriffene Macht? wie kann die fleißige Biene des deutschen Handels aus der verschlossenen Knospe Ungarns reichlichern Honig gewinnen? wie können die Handelssysteme des deutschen Nordens und Südens zum Vortheil beider versöhnt und verschmolzen werden? welchen Aufschwung würde der süddeutsche Handel, welchen großen und sichern Einfluß würde die deutsche Macht auf Italien gewinnen, wenn die Straßen nach den Freihäfen des adriatischen Meeres, vielleicht auch die nach dem Mittelmeere frei wären? welches ist die empfehlungswertheste Politik Deutschlands gegenüber der Schweiz? welchen Werth könnte die Gleichstellung und Freizügigkeit zwischen den deutschen Universitäten und Zürich haben, da Zürich mehr Einfluß zu empfangen als auszuüben hat? welche Vortheile bietet eine Annäherung zwischen der Eidgenossenschaft und dem Zollverein? was sollte geschehen, um das deutsche Element in Belgien zu beleben, die deutsche Majorität dem Joch, das ihr die französische Minderheit vorübergehend aufgelegt hat, zu entziehen? um wie viel wichtiger ist es, die Nordsee weiter westlich zu fassen, als östlich, da früher oder später doch alle östlichen Häfen zugänglich werden müssen? wie muß man Holland belehren, daß seine Existenz an das Wohl und die Macht Deutschlands geknüpft ist? wie viel Gewicht liegt in der Erinnerung, daß nur die wechselseitige Selbstvernichtung

der Belgier und Holländer, der Hanseaten und der Dänen die Seeherrschaft von der deutschen Nation an die englische gebracht hat? wie können die Hansestädte von der einseitigen kleinen rückwärts blickenden Politik, die sie mit den Holländern theilen, zur großen vorwärts blickenden hinüber gezogen werden? wie kann man ihnen beibringen, daß der Zollverein nicht einen kleinen, sondern einen großen Gedanken in sich trägt, daß er nicht bei der Halbheit einer binnenländischen Industriepolitik stehen bleiben kann, sondern mehr und gerade das will, was die deutschen Seestädte recht eigentlich bedürfen? daß er den ohnehin in Vergleich mit frühern Zeiten verarmten Ufern nicht noch etwas mehr nehmen, sondern ihnen vielmehr geben will, was ihnen fehlt? was ist zu thun, um den durch die östliche Sperre so undankbar und hart gedrückten preußischen Küsten Luft zu machen? wie soll man sich nicht nur mit Streckfuß der Garantien der preußischen Zustände freuen, sondern auch einige Versehen, die der selige Hardenberg begangen hat,* allmählig wieder gut machen? wie müssen zunächst die materiellen Interessen gefördert werden, um das Unbehagen aus Deutschland zu verbannen? was sollte geschehen, um Rechtswidrigkeiten, wie die in Hannover, zu verhüten, die an sich nichtig und tendenzlos die Bevölkerung beunruhigen und erbittern, ohne dem Throne und den Thronen auch nur das Geringste zu nützen? was sollte man thun, um die jährlichen großen Auswanderungen der Deutschen zu regeln, um diese Masse von Kräften nicht fremden Welttheilen als einen Tribut zu schicken, sondern für die deutschen Nationalinteressen einen Gewinn daraus zu ziehen?

Wir könnten dieses Fragenverzeichniß noch fortsetzen. Doch es ist genug angedeutet, um zu zeigen, daß die Beantwortung solcher

* Hätte Hardenberg das Eisen geschmiedet, weil es warm war, und nicht so spät ein so ungenügendes Quasiconcordat abgeschlossen, so wäre die Cölner Unbequemlichkeit *vermieden* worden. Hätte er das altpreußische Ostfriesland nicht an Hannover kommen lassen, so würde der Zollverein jetzt nicht so ängstlich die See *suchen* müssen. Und hätte er als Vertreter einer der ersten Kriegsmächte des deutschen Bundes die militärische Stellung des Bundes genauer ins Auge gefaßt und 1814 in Bezug auf die Straßburger Frage mehr Vorsicht gezeigt, so würde die Besorgniß vor Uebergriffen Frankreichs, die seither eine so große Rolle in der deutschen Politik gespielt hat, um vieles *entfernt* worden seyn.

Fragen praktiſcher und wichtiger wäre, als die Ausbreitung der Hegelſchen Philoſophie, mit der die junge Literatur jetzt vorzugsweiſe beſchäftigt iſt, und mit der ſie die Wiedergeburt der alten Gallomanie verbindet. Beides führt weit ab von allen vaterländiſchen Fragen.

Nur in eine vaterländiſche Frage hat ſich die neue Illuminatenpartei eingemiſcht. Nach dem Beiſpiel der alten. Das Kölner Ereigniß bot ihr dieſelbe Gelegenheit dar, die ihren Vorgängern einſt durch den Streit Joſephs **II.** mit dem Papſte dargeboten wurde. Iſt es aber wohl eine voreilige, ungerechte und gehäſſige Anklage, wenn man die Vermuthung ausſpricht, daß die Partei auch jetzt den Kampf gegen die Hierarchie nur als Maske benutzt, um dahinter mit deſto mehr Sicherheit das Chriſtenthum ſelbſt anzugreifen? Verhalten ſich die Anhänger der Straußiſchen und junghegelſchen Lehre wohl zu dem Prozeß Friedrich Wilhelms **III.** contra Gregor **XVI.** anders, als die Illuminaten zu dem Prozeß Joſephs **II.** contra Pius **VI.**? Und wird der Staat durch ſolche Advokaten jetzt mehr gewinnen, als damals? Wir fürchten, eine antinationale und antichriſtliche Advokatur wird weder dem preußiſchen Intereſſe insbeſondere, noch dem deutſchen im Allgemeinen ſehr erſprießlich ſeyn. Die Bibel iſt die Waffe der Proteſtanten und der Patriotismus die Waffe des Staatsbürgers; aber von der Bibel und von Patriotismus wollen jene nichts wiſſen. Sie verwerfen im Grunde ihres Herzens Luther und die preußiſche Agende ſo gut wie den Papſt, weil ſie Chriſtus verwerfen, und ſie können nicht vom Recht deutſcher Nation gegenüber dem ultramontanen Einfluß ſprechen, weil ſie Kosmopoliten von Profeſſion ſind, und dem Katheder Hegels dieſelbe univerſelle Weltherrſchaft vindiciren, welche die katholiſche Chriſtenheit ſeit vielen Jahrhunderten dem Stuhle Petri zuerkannt. Wir halten die Einwirkung dieſer Philoſophie in den Kölner Streit für ſtörend, unheimlich, verwirrend. Sie verrückt den Standpunkt, aus dem man ihn anſehen ſollte. Sie vertheidigt nicht, was vertheidigt werden ſollte, ſondern etwas ganz Anderes, ihre eigene ſchlechte Sache. Sie diskreditirt den Proteſtantismus, indem ſie ihn ſcheinbar in Schutz nimmt. Sie verſteht unter dem Princip des Proteſtantismus nicht, was Luther darein gelegt, das Wort Gottes und den Wandel im Glauben, in der Liebe und in der Zucht, ſondern die ſogenannte freie Forſchung und

unter der freien Forſchung die Vernichtung des Chriſtenthums. Darum ſchielen ihre vermeintliche Schutzſchriften des preußiſchen Staats überall in eine andere Ecke hinein und das Publikum wird dadurch in die Irre geführt; Görres aber hat vollkommen Recht, der Gegner zu ſpotten, die ſolche falſche Brüder in ihren Reihen zählen. Es iſt ſchon ein formeller Mißgriff, wenn man die Bibel hat, zur Hegelſchen Philoſophie die Zuflucht zu nehmen, um das proteſtantiſche Princip zu vertheidigen. Was ſoll der Bürger und Bauer davon denken? Was ſoll der pantheiiſche Wuſt?

Ueberdies kommt es ganz nicht darauf an, Oel ins Feuer zu gießen, ſondern vielmehr, dieſen unheilvollen Brand im Vaterlande zu löſchen. Den alten Krieg zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, der uns früher ſchon ſo ungeheure, noch nicht wieder erſetzte Opfer gekoſtet, zu erneuern, thut wahrlich nicht Noth. Noch viel unnützer aber iſt es, ihn durch atheiſtiſche Tendenzen zu vergiften und zu einem Kriege gegen das Chriſtenthum auszudehnen. Das Geſammtintereſſe der Deutſchen iſt, die alte ſo mühſam errungene Eintracht in religiöſen Angelegenheiten zu bewahren, und ſich nicht noch mehr verhetzen zu laſſen. Auf den nationalen Standpunkt muß man ſich ſtellen, um die Heilſamkeit, um die dringende Nothwendigkeit der Eintracht einzuſehen. Vom Kölner Handel kann man nur wünſchen, daß er ſo bald als möglich beſchwichtigt werden, daß bald gar nicht mehr die Rede davon ſeyn möge. Bei der Fortſetzung dieſes Streits iſt nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren.

Wir glauben nun dargethan zu haben, daß der unter neuem Namen wieder aufgewärmte Illuminatismus in allen Richtungen ſeiner Thätigkeit dem vaterländiſchen Intereſſe nicht nützlich, ſondern ſchädlich ſey, und daß es gut wäre, wenn man davon abſtünde, die Jugend in dieſem Syſteme zu erziehen. Oder ſoll die traurige Erfahrung, die wir ſchon einmal gemacht haben, nicht wenigſtens dazu dienen, uns neue ähnliche zu erſparen? Haben wir ſo viele Geſchichtsforſcher und wir ſollten nicht Lehren aus der Geſchichte ziehen?

Genug, wir glaubten dem vierten Jahrzehnd des neunzehnten Jahrhunderts einen Spiegel vorhalten zu müſſen.

W. Menzel.

Beleuchtung

des

zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags.

Je mehr sich Gewerbthätigkeit aller Art in einem Volke entwickelt, eine desto größere Aufforderung entsteht für dasselbe, seine Handelsverbindungen mit fremden Staaten strenge abzuwägen, und, wenn dieselben auf irgend eine Weise unnatürliche Hindernisse erfahren, dahin zu arbeiten, solche durch eine Verständigung über das gegenseitige wirkliche Interesse aus dem Weg zu räumen. Es ist nicht zu verneinen, daß in der letzten Zeit Manches zu dem Ende geschehen ist; aber nach unserer Ansicht bleibt noch weit mehr zur Erleichterung des Handelsverkehrs der Völker zu wünschen übrig.

Für ein Binnenland sind unstreitig seine Handelsverbindungen mit einem vor ihm liegenden Küstenlande die wichtigsten; denn letzteres hat nicht nur den überseeischen Absatz der überflüssigen Natur- um Industrieerzeugnisse des ersteren zu besorgen, sondern demselben auch eine Masse fremder Produkte zu liefern, deren die Einwohner bedürfen, und ist mithin im eigentlichen Sinne des Wortes sein natürlicher Handelsfactor. Durch diese günstigen Verhältnisse entwickelt sich, unter der Einwirkung weiser Gesetze, ein hoher Grad von Wohlstand in dem Küstenlande; und da demselben gewöhnlich von der Natur nur der Handel, und nicht zugleich auch die Manufacturindustrie, zugetheilt ist, so wird es in die Nothwendigkeit versetzt, dem Binnenlande einen großen Theil des Tributs, den es von demselben durch seine vermittelnden Dienste

im Handel zieht, durch den Ankauf von deſſen Natur- und Induſtrieprodukten zurückzugeben.

Beſitzen auch die Vereinsſtaaten einen nicht unbeträchtlichen Küſtenſtreifen an der Oſtſee, ſo iſt doch die Schifffahrt von dem weſtlichen Europa und den transatlantiſchen Ländern dahin zu weit und in der ſpäten Jahrszeit zu gefährlich, als daß ſich in ſeinen Seehäfen Centralpunkte des Handels bilden könnten, wo jener doppelte Zweck in allen Theilen vollkommen zu erreichen wäre. Aber auch abgeſehen von dieſem Nachtheile, liegen die preußiſchen Seehäfen dem bei weitem größten Theile des Vereinsgebietes ſo ferne, daß ſie nie ſeine Handelsfaktoren werden können. Es folgt hieraus, daß die Vereinsſtaaten in Beziehung auf den Austauſch (auf dieſem beruht aller Handel) mit überſeeiſchen Ländern, wenn auch nicht gänzlich, doch in hohem Grade, auf die vermittelnden Dienſte der Hanſeſtädte und Hollands angewieſen ſind.

Noch haben ſich keine Klagen verlauten laſſen, daß erſtere nicht Alles leiſten, was in dieſer Hinſicht billiger Weiſe zu erwarten iſt. Der Handel daſelbſt iſt äußerſt geringen, kaum nennenswerthen Zollſätzen unterworfen, von allen läſtigen fiscaliſchen Formalitäten befreit, und genießt folglich die gröſtmöglichſte Freiheit. Nur unter der Einwirkung dieſer Freiheit vermochte der überſeeiſche Verkehr von Hamburg und Bremen, mancher ungünſtiger, aus dem Zollſyſteme verſchiedener Staaten hervorgegangener Verhältniſſe ungeachtet, in der letzten Zeit einen fortſchreitenden Aufſchwung zu nehmen. Es ſind dieſe zwei Schweſterſtädte, welche bei weitem den größten Theil der Ausfuhr von deutſchen Induſtrieprodukten nach den andern Welttheilen beſorgen.

Nicht ebenſo verhält es ſich mit Holland. Unter der frühern Republik galt Handelsfreiheit für die Lebensquelle des Staates, und ſeine Zölle waren daher, mit wenigen Ausnahmen, ſehr mäßig. Im Beſitze des Welthandels ſuchte es allerdings nach den damals obwaltenden Grundſätzen (wie uns däucht, gegen ſein eigenes Intereſſe) in ſeinem Tranſitſyſteme eine gewiſſe Suprematie gegen das hinter ihm gelegene Binnenland auszuüben, doch ward dieſes Uebel durch die Geringfügigkeit ſeiner Ein- und Ausfuhrzölle größten Theils vergütet. Deutſchland fand daher im Ganzen an Holland einen natürlichen Handelsfactor, der ſeine Bedürfniſſe rückſichtlich des Austauſches gehörig befriedigte. — Verhältniſſe ſehr

entgegengesetzter Art stellten sich jedoch mit wiederhergestelltem Frieden ein. Mit Belgien vereinigt, entstand sehr bald in den niederländischen Kammern eine starke Partei, welche mit dem größten Ungestüm auf die Nachahmung des englischen und französischen Schutzsystemes andrang. Heftig war der dadurch herbeigeführte Kampf zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen, da in letztern das Prinzip der frühern Handelsfreiheit keineswegs verschwunden war. Die Regierung schwankte und neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, da nicht immer Männer von ausgezeichneten Talenten und von Festigkeit des Charakters an der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige standen. Wie es häufig in solchen Fällen geht, suchte man einen Mittelweg zu finden und beide Parteien in der obschwebenden Streitfrage so viel als möglich zu befriedigen. In diesem Geiste ward ein neuer Tarif entworfen, welcher verschiedenen Industriezweigen den belgischer Seits verlangten Schutz gewährte, während verschiedene Hauptartikel des Handels geringen Zollsätzen unterworfen wurden. Nach sehr lebhaften Debatten ging dieser Gesetzvorschlag durch.

Es dauerte indessen nicht allzu lange, und die natürliche schädliche Wirkung dieses Hülfsmittels stellte sich in dem hellsten Lichte dar. In Folge der durch die hohen Zollsätze und der lästigen fiskalischen Formalitäten herbeigeführten Hindernisse sank der früher so blühende Zwischenhandel in den holländischen Seehäfen immer tiefer, während auf der andern Seite die Industrie keineswegs die Vortheile fand, die sie von dem neuen Tarif erwartet hatte. Und wie hätte dieses letzte auch stattfinden können, da, wie im Laufe der Kammerdebatten unwidersprechlich dargethan worden, in Folge der Beschaffenheit der Gränzen und des Geistes der Einwohner, die meisten Waaren von nicht ganz ordinairer Art gegen eine Prämie von ungefähr 6 % eingeschwärzt wurden, wodurch die Staatskasse einen sehr empfindlichen Verlust in ihren Einnahmen erlitt? Höchst empfindlich wurden diese ungünstigen Umstände, besonders in den nördlichen Provinzen, gefühlt, und es brachen so laute Klagen darüber aus, daß die Regierung gegen dieselben nicht gleichgültig bleiben konnte, um so mehr, da sich zugleich ein jährliches Defizit von ungefähr 8 Millionen Gulden im Staatshaushalte herausstellte, zu dessen Bemäntelung und Verbergung damals noch keine geheime Kassen bestanden.

Groß war die Verlegenheit, worin die Regierung ſich befand, und ſie ſah ſich genöthigt, eine Commiſſion zu reiferer Prüfung der Handelsintereſſen des Landes niederzuſetzen. Ein neuer Tarif ging aus deren Arbeit im Jahre 1821 hervor, welcher ungleich liberalere Grundſätze in Beziehung auf den Handel, als der bisherige, enthielt. Da derſelbe mehreren Fabrikzweigen der ſüdlichen Provinzen noch immer eine nicht unbeträchtliche Begünſtigung darbot, während die für Handelsfreiheit ſtreitende Majorität der Abgeordneten der nördlichen Provinzen darin ihrem Prinzip gehuldigt glaubte und die Andeutung einer beſſern Zukunft erblickte, ſo ward ihm allgemeiner Beifall zu Theil.

Dieſe Erwartungen wurden aber gar ſehr getäuſcht. Stufenweiſe und im Anfange mit einiger Aengſtlichkeit entfernte ſich die Regierung von dem angenommenen liberaleren Handelsſyſteme, um die aufs neue ausgebrochenen Klagen der ſüdlichen Provinzen über die drückende Lage ihrer Induſtrie zu beſchwichtigen. Ein Fehltritt führt gewöhnlich zu einem andern, und ſo ging es auch hier. Immer hatte die Regierung ſich geſträubt, dem Verlangen der ſüdlichen Provinzen nach einer Beſchränkung des Getreidehandels zu entſprechen, da von jeher in den nördlichen deſſen Freiheit als eine Lebensfrage für das Gemeinwohl betrachtet wurde. Mit dem anhaltenden Sinken der Getreidepreiſe nach dem Jahre 1820, welches die Niederlande mit dem übrigen Europa theilten, wurden aber die Klagen der Landeigenthümer immer lauter und heftiger, und da deren Intereſſe in den Kammern ſo ſtark vertreten war, ſo glaubten die Räthe der Krone, denſelben auf irgend eine Weiſe abhelfen zu müſſen. Es erſchien zu dem Ende im Jahre 1824 ein neues Getreidegeſetz mit bedeutend erhöheten Einfuhrzöllen, welches in ſeiner Wirkung nicht verfehlte, dieſem — zwar ſehr herabgeſunkenen — aber doch noch immer wichtigen Handelszweige Hollands einen höchſt empfindlichen Stoß beizubringen. Nachdem dieſer große Schritt geſchehen war, ging es auf dem Wege der Handelsbeſchränkungen raſcher. Es erfolgte, trotz des heftigſten Widerſtandes von Seiten patriotiſcher Abgeordneten der nördlichen Provinzen, im Jahre 1826 ein neues Zollgeſetz, welches ſich über alle in einem Lande, wo der Zwiſchenhandel eine Hauptquelle der öffentlichen Wohlfahrt bildet, gebotenen Rückſichten hinwegſetzt. Verſchiedene Fabrikate von allgemeinem Gebrauche wurden mit

Abgaben belegt, welche Verbote gewesen wären, wenn der Schleichhandel, von der Beschaffenheit der Gränzen so sehr begünstigt, nicht diesen Zweck vereitelt hätte.

So hatte sich die Lage der Dinge gestaltet, als im Jahre 1830 die belgische Revolution ausbrach, welche die unnatürlichen Bande zerriß, wodurch man auf dem Wiener Congresse dieses Land mit Holland vereinigt hatte.

In Folge dieses Ereignisses erwachte in letzterm sofort wieder das Verlangen nach Herstellung der frühern Handelsfreiheit, und einer der ersten Acte der Regierung war, den Einfuhrzoll von Getreide auf die früheren niedrigen Sätze zurückzuführen. Auch von einigen andern Artikeln wurden die Eingangsabgaben ermäßigt; doch sträubte sich die Regierung immer, dem sowohl in den Generalstaaten als von dem aufgeklärteren Theile des Publikums laut ausgesprochenen Verlangen nach einer gänzlichen Revision des Zolltarifs in einem liberalen, den Bedürfnissen des Landes angemessenen Geiste zu willfahren. Im Gegentheile hat sie, anstatt auf dem betretenen Wege zu Besserungen fortzuschreiten, in der neuern Zeit erhebliche Rückschritte auf demselben gemacht. Unwidersprechlich zeugt hievon das, in Nachahmung Englands und Frankreichs, gegen Ende von 1835 erlassene höchst unpopuläre Getreidegesetz mit Gradationszöllen, wodurch der Getreidehandel aufs Neue an Fesseln gelegt worden, die er nicht ertragen kann.

Wir glaubten uns der vorangegangenen Betrachtungen nicht enthalten zu können, da, nach allen öffentlichen Blättern zu urtheilen, die Meinung so vorherschend ist, daß Holland durch sein angenommenes Zollsystem, welches für den fremden Handel in manchen Theilen drückend ist, sein eigenes Interesse sehr gut verstanden habe. Die öffentliche Stimme im Lande selbst spricht sich aufs Lauteste dagegen aus. Dies behaupten wir mit der größten Zuversicht.

Nichts ist natürlicher, als daß ein Binnenland, wenn es von seinem natürlichen Handelsfactor auf eine mehr oder weniger feindselige Weise behandelt wird, das ihm zugefügte Unrecht sehr empfindlich fühlt. Dieses blieb auch in dem vorliegenden Falle nicht aus. Die in Holland während seiner Vereinigung mit Belgien auf die Einfuhr von fremden Fabrikaten gelegten hohen Zölle riefen in denjenigen Gegenden Deutschlands, welche dadurch hauptsächlich getroffen worden, laute Klagen hervor; ja es verbreitete

ſich eine gewiſſe Erbitterung durch ganz Deutſchland, wovon der Geiſt, welchen die öffentlichen Blätter athmeten, die unwiderſprechlichſten Beweiſe liefert. Folgen wir genau dem Gange der Begebenheiten, ſo werden wir zu der Anſicht geführt, daß die Klagen der Fabrikanten in den Rheinprovinzen über die ihnen ſo ſchädlichen Zollverordnungen der Niederlande nicht wenig zum Entſtehen des gegenwärtigen preußiſchen Zolltarifs beigetragen haben. Denn ſind wir nicht unrichtig unterrichtet, ſo war Preußen in den erſten Jahren nach wiederhergeſtelltem Frieden ſehr geneigt, einen auf liberalen Grundſätzen beruhenden Handelsvertrag mit den Niederlanden abzuſchließen, um den Handelsverbindungen ſeiner Rheinprovinzen mit denſelben die nöthige Erleichterung zu verſchaffen; aber ſeine zu dem Ende gemachten Eröffnungen wurden von dem Nachbarſtaate mit einer Gleichgültigkeit zurückgewieſen, die in hohem Grade von einer Verkennung des eigenen Intereſſes zeugt.

Schroff ſtanden auf dieſe Weiſe beide Theile in ihrer Handelspolitik einander gegenüber. In der Länge der Zeit mußten die nachtheiligen Folgen davon ſich in dem Grade entwickeln, daß ſie die ernſtliche Aufmerkſamkeit der beiderſeitigen Regierungen auf ſich zogen. Es geſchahen daher Schritte zur gegenſeitigen Verſtändigung, woraus unterm 3. Juni 1837 ein Schifffahrtsvertrag zwiſchen Preußen und den Niederlanden hervorging. Dieſem folgte ein unterm 21. Januar 1839 zwiſchen den Vereinsſtaaten und den Niederlanden in Berlin abgeſchloſſener Handelsvertrag.

Dieſer letzte Vertrag hat, weit entfernt, die in Deutſchland über die holländiſche Handelspolitik herrſchende Unzufriedenheit zu beſchwichtigen, ſolcher im Gegentheil neue Nahrung gegeben. Nicht nur ward derſelbe in den öffentlichen Blättern ein Gegenſtand ſcharfer Polemik, ſondern auch in den geſetzgebenden Körpern der conſtitutionellen Staaten hatte er gar vielfache — zum Theil heftige Angriffe zu beſtehen. So wenig uns auch manche der dabei vorgebrachten Gründe befriedigen, ſo ſcheint uns die Art und Weiſe, wie man denſelben in verſchiedenen Zeitungsartikeln zu vertheidigen verſucht hat, noch weit ſchwächer zu ſeyn. Unter dieſen Umſtänden halten wir, ſo viel auch der Gegenſtand von beiden Seiten beſprochen worden ſeyn mag, eine unbefangene gründliche Beleuchtung deſſelben für keine unwürdige Aufgabe.

Wir durchgehen zuvörderſt den gedachten Vertrag in ſeinen einzelnen Beſtandtheilen.

§. A verfügt, daß bei der Einfuhr über die niederländiſch-preußiſche Grenze ſowohl zu Lande als ſtromwärts unter den gegenſeitigen Flaggen folgende Gegenſtände, ohne Unterſchied des Urſprungs, in den Niederlanden zugelaſſen werden, als:

1) Wein in Fäſſern, zu zehn Centen Niederländiſch das Faß (Hectoliter); desgleichen in Bouteillen, deren 116 oder mehr auf ein Faß gehen, zu fünf Gulden von 100 Bouteillen;

2) Getreide aller Art mit einer Ermäßigung der allgemeinen Eingangsabgaben um zehn Procent;

3) Steine verſchiedener Art zu dem Satze von drei Procent vom Werth.

Was den Wein betrifft, ſo unterlag früher deſſen Einfuhr zu Lande und auf dem Rhein einer beſondern Abgabe von 2 fl. per Faß. Dieſes war in der That eine höchſt ſonderbare Maßregel, welche ſchwerlich mit einem einleuchtenden Grunde zu vertheidigen ſeyn möchte. Vergebens hat man das Intereſſe der Nationalſchifffahrt vorgeſchützt. Als ein Land, deſſen Wohlfahrt großen Theils auf dem Zwiſchenhandel beruht, mußte Holland immer darauf bedacht ſeyn, die größt mögliche Maſſe Waaren aller Art auf ſeinen Märkten zu erhalten, und um dieſen Zweck zu erreichen, durfte es in ſeiner Geſetzgebung keine Differenzzölle für die Einfuhr mit fremden Schiffen beſtimmen, wie in verſchiedenen Ländern, z. B. in England und Frankreich, geſchehen iſt. Eine natürliche Folge davon war, daß kein geringer Theil des Weins in fremden Schiffen zugeführt wurde. Mit dem Aufblühen der Schifffahrt anderer Nationen mußte Holland den ſtufenweiſen Verfall ſeiner eigenen empfindlich fühlen; aber Mittel, dem Uebel abzuhelfen, waren nicht vorhanden, ohne das überwiegende Intereſſe des Zwiſchenhandels aufzuopfern.* In dieſer Verlegenheit fiel

---

* In der neuern Zeit ſuchte die niederländiſche Regierung ein Auskunftsmittel, und erließ auf den mit Nationalſchiffen eingeführten Waaren 10 Procent vom Zolle; außerdem wurde die Abgabe von dem mit fremden Schiffen eingeführten Zucker und Salz bedeutend erhöht. Der Zweck, dadurch die Nationalſchifffahrt zu befördern, ward aber verfehlt, weil andere Staaten, beſonders England, Repreſſalien nahmen.

vielleicht der Geſetzgeber in eine Art von Myſticismus, und glaubte ſich an dem damals ſchwächeren Binnenlande rächen zu können; aber hiedurch gerieth er mit ſeinem rückſichtlich des Zwiſchenhandels angenommenen Prinzip in den größten Widerſpruch. Außerdem war es eine ſchreiende Ungerechtigkeit von Holland, gerade das Produkt des Landes, wo es die größtmöglichen Erleichterungen für ſeinen Handel genoß, höher zu beſteuern, als das Produkt anderer Länder, wo ſein Handel zum Theil gewaltſame Hinderniſſe erfährt, wie unter Anderm in Frankreich durch das daſelbſt beſtehende Zollſyſtem. Hätte man in Holland richtigen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen gehuldigt, ſo wäre jene höhere Abgabe von dem auf dem Rhein eingeführten Wein ſchon längſt abgeſchafft worden, ohne daß es dazu einer beſonderen Convention bedurft hätte; denn mit welchem rationellen Grunde ſollte ein ſolches Verfahren zu vertheidigen ſeyn. In dieſem Punkte hat Holland den Vereinsſtaaten keine Conceſſion gemacht, ſondern nur einer grellen Ungerechtigkeit entſagt, wofür es keine Erwiederung zu fordern hatte.

Auf den erſten Blick wird es wohl ſcheinen, daß die Ermäßigung der Eingangsabgabe auf 10 Centen per Hectoliter eine ſehr liberale Maßangabe iſt. Man hat aber zu erwägen, daß in Holland, außer dem Einfuhrzolle, eine ſtarke Acciſe von Wein erhoben wird, welche, mit den Zuſatzcentimen für das Octroi, in Städten von Bedeutung bis auf ungefähr 16 Kreuzer per Bouteille ſteigt. Bei den in Holland obwaltenden, mehr als dringenden Finanzbedürfniſſen läßt ſich durchaus nicht erwarten, daß eine Herunterſetzung dieſer letzten Abgabe erfolgen werde.

Es iſt aber nicht die hohe Beſteuerung, ſondern es walten andere Umſtände ob, welche einer Ausdehnung des Abſatzes von deutſchem Wein in Holland im Wege ſtehen. Man iſt nämlich daſelbſt an Bordeaux-Wein (gegenwärtig meiſtens ſtark mit Wein von dem ſüdlichen Frankreich verſchnitten) gewohnt, und dieſe Gewohnheit wird ſich, da ſie durch das Klima geboten iſt, nicht verlieren. Nie werden die leichteren deutſchen Weine in Holland Eingang finden, da ſie daſelbſt der Geſundheit ſchädlich

---

Es war in Folge dieſer Repreſſalien, daß Holland nach langem Sträuben ſich gezwungen ſah, Verträge über Reciprocität in den Schifffahrtsabgaben abzuſchließen.

ſind. Ueberdies iſt der Weinbau in der Umgebung von Bordeaux natürlich, und der Bordeauxer Wein kann daher weit billiger geliefert werden, als das Produkt anderer Länder, welche dieſen Vortheil entbehren. Unter dieſen Umſtänden wird Deutſchland nach wie vor Holland nur beſſere Sorten von Rheinwein und etwas Moſelwein zu liefern im Stande ſeyn, und wir erwarten von der erwähnten Ermäßigung der Eingangsabgabe nicht die mindeſte Wirkung. Solche kommt auch nicht den deutſchen Producenten oder Weinhändlern, ſondern den holländiſchen Conſumenten zu gut, da der deutſche Wein von den Holländern größten Theils für eigene Rechnung bezogen wird.

Wir können nicht umhin zu bemerken, daß in einem von Berlin datirten Artikel der Leipziger Allgemeinen Zeitung, vom 2. Mai d. J., welcher — wir wiſſen nicht mit welchem Grunde — eine Art von ſemieffiziellem Charakter annimmt, ganz andere Erwartungen von der Ermäßigung des Einfuhrzolles auf deutſchem Wein in Holland ausgeſprochen werden. Nach demſelben ſteht es dahin, welchen Gebrauch der niederländiſche Weinhändler von den wohlfeileren vereinsländiſchen Gewächſen, z. B. von Bleicherarten des Niederrheins, machen wird, wenn er ſie ſich zu einem verhältnißmäßig bedeutend geringern Preiſe verſchaffen kann. Dieſes verräth offenbar einen gänzlichen Mangel an Sachkenntniß, denn in den an die Niederlande gränzenden preußiſchen Provinzen, z. B. Münſter, iſt es nur der gegenwärtige ſehr hohe Einfuhrzoll, welcher den Bordeaux-Wein von allgemeinem Conſumo ausſchließt. Selbſt in der Gegend von Köln würden die Bleicherarten vom Rheinwein, die nur in ganz guten Jahren gut gerathen, ohne jenen Zoll die Concurrenz des Bordeaux-Weines mit Mühe beſtehen.

Die Ermäßigung der allgemeinen Abgabe von Getreide um 10 % bei der Einfuhr zu Lande oder ſtromwärts gibt zu verſchiedenen Betrachtungen Veranlaſſung.

Derjenige Theil des Vereinsgebietes, welcher ſein Getreide zu Land oder ſtromwärts nach Holland verführen kann, iſt bei weitem der kleinere. Es ſind die preußiſchen Oſtſeeprovinzen, welche von den Vereinsſtaaten das meiſte Getreide nach Holland verſchiffen. Da nun in Folge des Schifffahrtsvertrags die preußiſchen Schiffe in den holländiſchen Häfen rückſichtlich der Abgaben mit den einheimiſchen auf gleichen Fuß geſtellt ſind, und dem zu

Folge an der Zollermäßigung von 10 % Theil nehmen, welche die mit Nationalschiffen eingeführten Waaren im Allgemeinen genießen, so wird den erwähnten Ostseeprovinzen von selbst der nämliche Vortheil, welchen die neue Bestimmung dem ersteren Theile der Vereinsstaaten zusichert. Anders verhält es sich aber mit den Gegenden, welchen von der Natur die Elbe oder die Weser als Wasserstraße zur Ausfuhr ihrer Produkte angewiesen ist. Diese sind offenbar von der Theilnahme an jenem Vortheile ausgeschlossen. Und liegt hierin nicht eine große Ungerechtigkeit gegen verschiedene Gegenden des Vereinsgebietes, die früher oder später Klagen hervorzurufen droht, welchen man keinen einleuchtenden Grund entgegen zu setzen vermag? Sollen die Regierungen solcher Gegenden, z. B. die von Churhessen, nicht auf dieses Gebrechen aufmerksam werden, und auf Abhülfe dringen? Diese ist aber nicht zu bewerkstelligen, da Hamburg und Bremen auch Getreide von andern Ländern erhalten, und Getreide kein Artikel ist, der mit Ursprungscertificaten begleitet werden kann.

Auch abgesehen von diesem schweren Uebelstande, ist die von Holland zugestandene Ermäßigung seines Einfuhrzolles von Getreide so gering, daß sie nach unserer Ansicht keinen wesentlichen Einfluß auf den Absatz des Produktes der Vereinsstaaten äußern kann.

Durch das am Ende des Jahres 1835 erschienene Getreidegesetz sind die holländischen Einfuhrzölle nach folgender Skala festgesetzt, als:

für Weizen,

wann der Durchschnittspreis des inländischen Produktes ist,

über	9	fl.	per	Malter	auf	—	fl.	25	Cent.,
9 fl. und	„	8	„	„	„	„	—	„	50	„
8 „	„	7	„	„	„	„	1	„	—	„
7 „	„	6	„	„	„	„	1	„	50	„
6 „	„	5½	„	„	„	„	2	„	—	„
5½ „	„	5	„	„	„	„	2	„	—	„
5 „	u. darunter	—	„	„	„	„	3	„	—	„

für Rocken und Buchweizen,

wann der Durchschnittspreis des inländischen Produktes ist,

über	6	fl.	per	Malter	auf	—	fl.	15	Cent.,
6 fl. und	„	5½	„	„	„	„	—	„	30	„
5½ „	„	5	„	„	„	„	—	„	50	„
5 „	„	4½	„	„	„	„	—	„	75	„

4½ fl. und über 4 fl. per Malter auf 1 fl. — Cent.,
4 „ „ „ 3½ „ „ „ „ 1 „ 50 „
3½ „ u. darunter — „ „ „ „ 2 „ — „

Das neue niederländische Malter ist dem französischen Hectoliter ganz gleich.

Man sieht aus dieser Scala, daß die Eingangszölle von Getreide in Holland sehr mäßig sind, wann die Preise hoch stehen, und dagegen nach Maßgabe einer eintretenden Preisermedrigung steigen, so daß sie in ihren letzten Stufen eine sehr beträchtliche Höhe erreichen.

In dem gegenwärtigen Augenblicke findet Ersteres statt, und der Zoll von Weizen ist 25 Cents. Nun ist eine Ermäßigung von 2½ Cents per Hectoliter, oder von ⅘ fl. per Last von 30 Hectoliters, eine zu geringfügige Kleinigkeit, als daß sie in einige Betrachtung kommen könnte. Anders verhält es sich, dem Anschein nach, wenn in Folge mehrerer ergiebigen Ernten die Getreidepreise auf einen sehr niedrigen Stand sinken, und die Zölle die mit diesem übereinstimmende Erhöhung erfahren. Erreicht diese ihre letzte Stufe von 3 fl., so beträgt die Ermäßigung des Zolles 30 Cents per Hectoliter, oder 9 fl. per Last von 30 Hectoliter, was man allerdings als eine Begünstigung betrachten kann. Es ist aber zu berücksichtigen, daß alsdann der Einfuhrzoll auf 81 fl. per Last bleibt, und daß ein solcher Zoll dem Handel die stärksten Fesseln anlegt, da derselbe, verbunden mit den bedeutenden Versendungskosten, einen zu großen Theil des Verkaufsertrages wegnimmt, als daß beträchtliche Getreideversendungen nach Holland zu machen wären. Auf diese Weise sehen wir nicht ein, wie die in Rede stehende Begünstigung den Vereinsstaaten einen erheblichen Vortheil gewähren könnte.

So weit wir zu urtheilen vermögen, wird durch den vorliegenden Artikel im Wesentlichen nichts Anderes erzielt, als daß Getreide, welches auf dem Rhein, es sey mit holländischen Schiffen oder mit Schiffen der Vereinsstaaten, in Holland eingeführt wird, ebenfalls die 10 % Ermäßigung des Zolles genießt, welche bei der Einfuhr zur See mit Nationalschiffen oder mit Schiffen solcher Staaten, die mit Holland Verträge über Gleichstellung der gegenseitigen Schifffahrt abgeschlossen haben, stattfindet. Und dieses ist nichts mehr als ein Akt von Gerechtigkeit, den unseres Erachtens Holland sich nicht hätte sollen abzwingen lassen.

Höchſt ſonderbar behandelt der erwähnte Artikel der Leipziger Allgemeinen Zeitung die vorliegende Frage. Es heißt darin: „größere Begünſtigungen zu fordern, fand man ſich bei der „jetzigen Getreideconjunctur nicht veranlaßt; während die Bevor„rechtung der Districte zunächſt der niederländiſchen Lande und „Stromgränze von denjenigen Vereinsſtaaten ungern geſehen wor„den wäre, die ſich der Elbe und Weſer zu ihrer Ausfuhr bedie„nen müſſen."

Bei der Leſung dieſes Satzes hatten wir wahrlich Mühe, unſeren Augen zu trauen. Denn läßt ſich wohl etwas Ungereimteres denken, als die Lehre, der Staatsmann habe nur das Bedürfniß des Augenblicks abzuwägen und nicht zugleich auch ſeinen Blick auf die Zukunft zu werfen? Eine ſolche Verblendung können wir unmöglich den preußiſchen Commiſſären, welche die Unterhandlungen geleitet, zutrauen. — Der andere Theil jenes Satzes iſt uns in der That unverſtändlich.

In ſo fern ſolche ungereimte Artikel, mit der Schminke von etwas Semioffiziellem ausgeſtattet, nur geeignet ſind, die Würde der Regierungen zu compromittiren, glauben wir, daß ſie die ſchärfſte Rüge von Seiten der Regierungsorgane verdienten.

Die Begünſtigung, *welche in der Zulaſſung der Steine verſchiedener Art zu dem Zollſatze von 3 % vom Werth liegt*, möchten wir nichts weniger als hoch anſchlagen. Da Holland keinen einzigen Steinbruch auf ſeinem Gebiete beſitzt, ſo bedarf es der fremden Steine dringend, und würde daher, wenn es deren Einfuhr hohen Abgaben unterwärfe, den Einwohnern eine unnatürliche Beſteuerung auflegen. Wir zweifeln ſehr, ob jene neue Beſtimmung einigen Einfluß auf den Abſatz deutſcher Steine in Holland äußern werde.

Nach §. B wird in den Niederlanden bei der Einfuhr über die niederländiſch-preußiſche Gränze ſtromwärts, unter der Flagge eines Vereinsſtaates,

Nutz- und Bauholz in ungebrochenen Ladungen oder in Flößen zu fünfundzwanzig Centen per Tonne,

zugelaſſen.

Hiedurch wird dieſe Einfuhr nur mit der Einfuhr zur See gleichgeſtellt, und folglich den Vereinsſtaaten keine Begünſtigung vor anderen Ländern eingeräumt. Wie war daher Holland

berechtigt, für einen bloßen Akt der Gerechtigkeit von den Vereinsstaaten etwas als Wiedervergeltung zu verlangen? Schwerlich möchte es mit einem einleuchtenden Grunde zu entschuldigen seyn, daß Holland bis jetzt von dem auf dem Rhein zugeführten Holze einen höhern Zollsatz erhoben hat. In einem Küstenlande das Produkt des hinter ihm gelegenen Binnenlandes höher zu besteuern, als das Produkt anderer Länder, verstößt offenbar gegen alle geläuterten staatswirthschaftlichen Grundsätze, da vermöge der zwischen beiden bestehenden engen Handelsverbindungen die Wohlfahrt des letzteren auf die Wohlfahrt des ersteren zurückwirken muß. Was wir übrigens wegen des vorgeschützten Interesses der Nationalschifffahrt in Beziehung auf Wein bemerkt haben, findet von selbst auch auf den vorliegenden Gegenstand seine Anwendung. Nicht allzu groß ist die Masse Holz, welche Holland gegenwärtig von den Ostseehäfen bezieht. Bei weitem das meiste des daselbst seewärts eingeführten Holzes kommt von Norwegen, und wird größten Theils mit norwegischen Schiffen zugeführt.

Durch §. C von Art. 1 findet für verschiedene Fabrikate der Vereinsstaaten, sowohl bei der Einfuhr zur See, als zu Land und stromwärts unter Beobachtung der gehörigen Formalitäten zur Constatirung des Ursprunges, folgende Ermäßigung des Zolles in Holland statt, als:

1) von Zeugen, Geweben und Bändern aus Seide auf zwei Gulden per Kilogr.;

2) von Strümpfen und Strumpfwirkerwaaren, Spitzen und Tüll auf fünf Procent vom Werth;

3) von Messerwaaren und sogenannten kurzen Waaren (nach der Spezification des gegenwärtigen niederländischen Zolltarifs) auf drei Procent vom Werth.

Vorerst ist zu erwägen, daß die Vereinsstaaten keineswegs diese Begünstigung allein genießen; denn Holland hat sich in seinem letzten Handelstractat mit England verpflichtet, dieses letzte Land an allen Handelsbegünstigungen Theil nehmen zu lassen, welche es in Zukunft gegen einer andern Nation einräumen möchte. Nur in Seidenwaaren und Strümpfen mag die deutsche Industrie etwas vor der englischen voraus haben, und dadurch in den erwähnten Zollsätzen einigen Vortheil finden. In den andern der bezeichneten Gegenständen besitzt aber die englische Industrie

ein Uebergewicht. Und wenn dem ſo iſt, wer vermag dann zu verneinen, daß der Hauptvortheil, welchen jene Zollermäßigung gewährt, England werden muß. Uebrigens ſteht es, unſeres Erachtens, ſehr dahin, ob der für Spitzen und Tüll auf 5 % beſtimmte Zollſatz in einem Lande, deſſen Gränzen ſo ſchwer zu bewachen ſind, nicht höher iſt, als die Prämie, wozu ſolche Artikel eingeſchwärzt werden können. Das Ganze ſcheint uns mehr eine finanzielle Maßregel, welche dem Schleichhandel zu wehren beabſichtigt, als eine eigentliche Begünſtigung der Vereinsſtaaten zu ſeyn.

Durch Art. 2 verpflichtet ſich Holland:

> ohne anderweitige Gegenleiſtung die Erzeugniſſe des Bodens und des Gewerbfleißes der Vereinsſtaaten bei ihrer Einfuhr in ſeine Kolonien alle Vortheile und Begünſtigungen genießen zu laſſen, welche bis jetzt den Erzeugniſſen des Bodens oder des Gewerbfleißes irgend der begünſtigſten europäiſchen Nation zugeſtanden ſind, oder in Zukunft zugeſtanden werden möchten.

Dieſes ſind ſehr ſchöne freundſchaftliche Zuſicherungen; aber welche Vortheile haben die Vereinsſtaaten davon zu erwarten?

Was die holländiſch-weſtindiſchen Kolonien betrifft, ſo kann nur Surinam in einige Betrachtung kommen. Nun hat aber das Mutterland den Handel dahin dem ſtrengſten Monopol unterworfen, in deſſen Folge die europäiſchen Natur- und Induſtrieprodukte, welche dieſe Kolonie bedarf, in Holland eingeführt, verzollt und dann in Nationalſchiffen derſelben zugeführt werden müſſen. Wie läßt ſich unter ſolchen Umſtänden eine Begünſtigung denken, wenn die Zollgeſetzgebung des Mutterlandes keinen Unterſchied zwiſchen den Produkten der verſchiedenen Nationen macht? Die in dieſer Hinſicht durch §. C von Art. 1 den Vereinsſtaaten dargebotene Erleichterung iſt von wenig Erheblichkeit. Uebrigens iſt das Bedürfniß Surinams wegen ſeiner geringen Bevölkerung zu unbedeutend, als daß eine Begünſtigung in dem Handel dahin, wenn ſie wirklich ſtatt fände, große Vortheile gewähren könnte.

Andere Verhältniſſe walten rückſichtlich der holländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen ob. Die vorzüglichſte derſelben iſt Java, — eine Inſel von der außerordentlichſten Fruchtbarkeit und mit einer Bevölkerung von mehr als 5 Millionen Seelen, welche verhältnißmäßig eine größere Menge von Handelsartikeln ausführt, als irgend ein

anderes Land in Ostindien. Der Handel daselbst unterliegt nicht ganz den nämlichen Fesseln, wie in Surinam, sondern es werden auch fremde Flaggen zugelassen; doch genießt er dessen ungeachtet nichts weniger als eine vollkommene Freiheit. Die Einfuhr fremder Erzeugnisse mit fremden Schiffen unterliegt einer beträchtlichen Erhöhung der Zölle, und auch die Ausfuhr der Landesprodukte mit fremden Schiffen wird nicht nach den liberalen Grundsätzen, die England in seinen ostindischen Besitzungen angenommen hat, behandelt, sondern es lassen auf derselben ebenfalls erschwerende Differenzzölle. Durch diese Maßregeln, welche sich offenbar nicht allzuweit von dem Monopolsysteme entfernen, wird bei Weitem der größte Theil des Handels gewaltsam an das Mutterland gefesselt. Dieses ist aber nicht genug. Die wichtigsten Handelsartikel, unter Anderem Kaffee, sind ein Monopol der Regierung, und die Culturen werden zum Theil für ihre Rechnung betrieben. Um das Uebel noch zu erhöhen, läßt die Regierung zur Veräußerung der monipolisirten Handelsartikel die freie Concurrenz nicht zu, sondern begünstigt die große niederländische Handelsgesellschaft auf eine Weise, daß daraus selbst ein Monopol in der Productenausfuhr nach dem Mutterland entsteht. Unter solchen Umständen muß die Wolfahrt Java's, trotz seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit und seiner ungeheuren Production, auf einer sehr niedrigen Stufe bleiben, was auch in den General-Staaten von Gegentheil behauptet werden seyn mag. Und die Wohlfahrt eines Landes ist die Hauptgrundlage für den Absatz fremder Erzeugnisse in demselben.

Aber auch abgesehen von den hieraus entspringenden Nachtheilen, hat die erwähnte Handelsgesellschaft, durch besondere Regierungsmaßregeln begünstigt, sich ein Monopol in der Versorgung Java's mit den wichtigsten europäischen Industrieproducten verschafft, wovon ihre großen Versendungen dahin genugsam zeugen. Es ist in Folge dieses Umstandes, daß fremde Nationen rücksichtlich des Vertriebes ihrer Fabrikate nach den holländisch-ostindischen Besitzungen in hohem Grade von der Willkühr einer Handelscompagnie abhängig sind, die nichts weniger als vollkommene Sachkenntniß zur Erfüllung ihres Berufes besitzt. Daß diese Handelsgesellschaft des schädlichen Monopols sobald werde beraubt werden, halten wir für sehr unwahrscheinlich; denn ihre ganze Existenz hängt von demselben ab, da ihren früheren

Unternehmungen nach fremden transatlantiſchen Märkten bewieſen haben, wie wenig ſie mit dem Handel der Privaten in Concurrenz zu treten vermag. Andere Staaten haben die großen Handelscompagnien, als dem Handel und Gemeinwohl ſchädlich, abgeſchafft; Holland hat dagegen, nachdem ſeine alte eines natürlichen Todes geſtorben war, eine neue ins Leben gerufen. Verräth dieſes nicht einen auffallenden Rückſchritt?

Wir wollen indeſſen den Fall ſetzen, daß die niederländiſche Regierung früher oder ſpäter zu geſunde ſtaatswirthſchaftlichere Grundſätzen zurückkehren und den Handel Java's von den Feſſeln befreien werde, die er gegenwärtig auf ſo mannigfältige Weiſe trägt, was würde alsdann die Folge davon ſeyn? Englands Induſtrie iſt in den Hauptzweigen überlegen; ſie iſt durch lange Handelsverbindungen mit den Bedürfniſſen der oſtindiſchen Länder vertraut, und, von den ihr zur Gebote ſtehenden Kapitalien und dem thätigen Handelsgeiſt des Volkes unterſtützt, würde ſie nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht verfehlen, nur eine ſehr beſchränkte Concurrenz der Induſtrie anderer Nationen auf den Märkten der holländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen aufkommen zu laſſen. Die Sache alſo aus dem günſtigſten Geſichtspunkte betrachtet, können die Vereinsſtaaten nie von Art. 2 große Vortheile erwarten.

Art. 3 dehnt die Beſtimmungen von Litr. B Nr. 1 und 2 des Art. 7, des unterm 3. Juni 1837 zwiſchen Preußen und den Niederlanden abgeſchloſſenen Schifffahrtsvertrages

> auf diejenigen Waaren, welche direkt von der See, oder umgekehrt tranſitiren,

aus.

Hiemit möchten die Niederlande ſchwerlich ein großes Opfer bringen, da nach der Natur der Sache nicht viele Waaren durch ihr Gebiet tranſitiren können, ohne umgeladen zu werden. Wie jedem Sachverſtändigen bekannt iſt, erfordert die Fahrt auf der See ſtark gebaute Schiffe, welche dem Toben der Elemente zu widerſtehen vermögen, aber eben wegen dieſer Bauart zu tief gehen, als daß ſie die Sandbänke, die jeder Fluß hat, paſſiren könnten. Machen kleinere, zur Küſtenfahrt gebrauchte Fahrzeuge hierin ein Ausnahme, ſo laden ſie dagegen zu wenig, um mit Vortheil auf Flüſſen fahren zu können. Die Verführung von Waaren auf Flüſſen erfordert daher durchaus beſondere, leichter

gebaute Schiffe, die viel laden, ohne zu tief im Wasser zu gehen, aber sich nicht in die See wagen dürfen. Hieraus entsteht die unumgängliche Nothwendigkeit des Umladens in den Seehäfen, und dieser Vortheil kann unseres Erachtens Holland nie entzogen werden.

Wichtiger achten wir einen Separatartikel des Vertrags, wonach die Niederlande auf die Verationen verzichten, die sie bisher gegen den Transithandel von und nach Deutschland durch die Unkosten der Declaration, Besichtigung, Ausfertigung des Begleitscheines, Begleitung, Oeffnung und Verschließung ꝛc. der transitirenden Waaren ausgeübt hatten. Man ist den Vereinsregierungen für diese Fürsorge vielen Dank schuldig. Jene Concession von Seiten Hollands kann indessen nur als ein Akt der Gerechtigkeit betrachtet werden.

Die bis jetzt erörterten Begünstigungen erwiedern die Vereinsstaaten, kraft Art. 4 des Vertrages, gegen die Niederlande durch die folgenden.

1) Wird durch A verfügt,

daß bei der Einfuhr über die preußisch-niederländische Gränze, sowohl zu Lande als stromwärts, Butter, Käse, Ochsen und Stiere, Kühe, Jungvieh, niederländischen Ursprunges, nur die Hälfte der Eingangsabgaben zu entrichten haben, welche in dem gegenwärtigen Tarif festgesetzt sind, oder in der Folge festgesetzt werden möchten.

Diese Zollermäßigung von Gegenständen, welche zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse dienen, kann im Interesse der Gesammtmasse der Consumenten nicht anders als sehr erwünscht seyn. Die Besteuerung der Butter und des Käses mit 6 fl. 15 kr. pr. Centner hat uns immer zu hoch geschienen. Was bietet aber Holland gegen die ihm eingeräumten Begünstigungen dar? Die Verminderung des Einfuhrzolles von Getreide um 10 % ist offenbar so geringfügig, daß sie in keine Betrachtung kommen kann. Und wenn dem so ist, muß dann nicht die vorstehende Concession einseitig erscheinen? Ist auch Holland ein Land, welches im Wesentlichen nur Produkte der Viehzucht ausführt, so kann doch im Gränzverkehr dann und wann Veranlassung zum gegenseitigen Austausche von Vieh vorkommen, und dieser Austaasch müßte von beiden Theilen die gleiche Begünstigung genießen. Auch hätte man

unſeres Erachtens darauf beſtehen können, daß Holland, als Erwiederung der ihm in dieſem Punkte gemachten Zugeſtändniſſe, den Einfuhrzoll von Schweinen und von Schinken auf die Hälfte heruntersetze. Letztere ſind in Holland ein Einfuhrgegenſtand, und unterliegen der hohen Beſteuerung von fl. 12 pr. 100 Kil.

2) Werden nach Litr. B bei der Einfuhr ſowohl zur See als zu Lande und ſtromwärts in den Vereinsſtaaten zugelaſſen:

1) niederländiſcher Lumpenzucker, zum Gebrauche der Raffinerien, zur Hälfte der gegenwärtigen Eingangsabgabe, oder zu 5½ Thaler pr. Centner;
2) niederländiſcher raffinirter Zucker zu dem Zollſatze von 10 Thalern pr. Centner von 50 Kil.
3) niederländiſcher Reis zu dem Zollſatze von 2 Thalern pr. Centner von 50 Kil.

Es iſt die erſte dieſer Beſtimmungen, nämlich die beträchtliche Herunterſetzung des Einfuhrzolles von Lumpenzucker, welche am meiſten angegriffen worden, indem man ziemlich allgemein dadurch die Niederlande in hohem Grade begünſtigt hält. Der Gegenſtand bietet verſchiedene Seiten zur Betrachtung dar.

Durch die Feſtſetzung des Einfuhrzolles von Lumpenzucker auf 5½ Thlr. pr. Centner glaubte man ein richtiges Verhältniß deſſelben zu rohem Zucker, welcher einem Einfuhrzoll von 5 Thlr. unterliegt, gefunden zu haben, da man annahm, daß im Durchſchnitt erſterer beim Raffiniren 10% und letzterer 20% Abgang gebe. Offenbar beruht dieſe Berechnung auf dem Reſultat der Erkundigungen, welche die Regierungen von Sachverſtändigen eingezogen haben; doch dürfte ein ganz untrüglicher Maßſtab in dieſer Hinſicht nicht zu ermitteln ſeyn, da der Abgang von feinem Lumpenzucker keine 10% beträgt, während er von ordinairen Sorten rohen Zuckers auf reichlich 25% ſteigt. Immerhin mag aber das angenommene Verhältniß das richtigſte ſeyn, welches ſich unter den obwaltenden Umſtänden finden läßt. Indeſſen iſt zu erwägen, daß der holländiſche Raffinadeur, durch eine ſehr hohe Ausfuhrprämie begünſtigt, im Stande iſt, den Lumpenzucker zu Preiſen liefern, welche merklich unter jenem Verhältniſſe ſind, ſo daß die vereinsländiſchen Siedereien eine beſſere Rechnung finden, denſelben zu verarbeiten, und nicht den rohen Zucker. Es kann daher nicht ausbleiben, daß in Folge der gedachten Zollermäßigung die niederländiſchen

Raffinerien minder einen sehr bedeutenden Absatz für ihr Fabrikat in den Vereinsstaaten finden werden; denn wird auch nach den von den respectiven Regierungen derselben publicirten Verordnungen der Lumpenzucker ohne Unterschied des Ursprunges zum erniedrigten Zoll (in dem westlichen Theile jedoch nur bei der Einfuhr an der niederländischen Gränze) zugelassen, so ist dagegen nicht außer Acht zu lassen, daß gegenwärtig keine Regierung, mit Ausnahme der belgischen, eine so hohe Ausfuhrprämie für raffinirten Zucker bezahlt, wie die niederländische, wodurch die Raffinerien dieses Landes nothwendig eine Art von Monopol in der Einfuhr des erwähnten Artikels erhalten. Dieser Vortheil kann ihnen aber nur auf Kosten der Staatskasse ihres Landes werden, welcher, vermöge der unverhältnißmäßigen Ausfuhrprämie, ein immer größerer Verlust nach Maßgabe der Zunahme der Ausfuhr von Lumpenzucker erwächst. Sollte man eine Nation, die sich durch solche schwere Opfer Handelsvortheile zu verschaffen sucht, sehr zu beneiden haben?

Wir geben zu, daß es keineswegs gegen gesunde staatswirthschaftliche Grundsätze verstößt, ein Geschenk, welches eine fremde Nation auf diese Art in ihren Handelsverbindungen darbringt, anzunehmen; denn das Interesse der Gesammtmasse von Consumenten kann dadurch nur gewinnen. Ist es auch möglich, daß dabei die Zollkasse einigen Verlust erleide, wenn nämlich feiner Lumpenzucker, der beim Raffiniren oder Umschmelzen weniger als 10% Abgang gibt, in großen Quantitäten eingeführt wird, so möchten wir doch diesen Verlust nicht all zu hoch anschlagen, besonders da der verminderte Preis, wozu der fremde Raffinadeur in Folge der Ausfuhrprämie, die er in seinem Lande genießt, sein Produkt zu liefern im Stande ist, gewöhnlich nicht ohne Einfluß auf den Consumo und dadurch auf die Zolleinnahme bleibt. Auf der anderen Seite ist indessen auch zu berücksichtigen, daß, in Folge der früheren Gleichstellung des Zolles von Lumpenzucker mit dem von anderem raffinirten Zucker, die größeren inländischen Raffinerien veranlaßt worden sind, neue kostbare Einrichtungen in ihren Fabriken zu machen, um vermittelst Anwendung des Dampfes rohen Zucker mit Vortheil zu verarbeiten, und diese Einrichtungen werden nun durch die Begünstigung der Einfuhr von Lumpenzucker unnütz, wodurch ein Verlust von nicht unbedeutenden Kapitalien entsteht. Es ist aus diesem Grunde, daß

die neue Maßregel von den Raffinadeurs auf eine ſehr verſchiedene Weiſe beurtheilt wird: den kleineren kann ſie nur erwünſcht ſeyn, wogegen die größeren laute Klagen darüber führen, daß ſie unter dem Schutze, den ihnen die Geſetzgebung oder der Staat verſprochen, jene koſtbaren Einrichtungen gemacht haben, und daß ſie durch die Entziehung dieſes kurz genoſſenen Schutzes in einen empfindlichen Verluſt verſetzt werden. Dieſen Klagen kann allerdings entgegnet werden, daß der Staat, indem er eine Zollverfügung trifft, niemals deren beſtändige Fortdauer verbürgt, und daß Jedermann die Folgen einer freiwilligen Handlung ſelbſt zu tragen hat; indeſſen ſcheint uns ein häufiges Schwanken in dem Zollſyſteme einer kräftigen Entwickelung der Induſtrie und des Handels ſehr entgegen zu wirken. Nach der von den engliſchen Miniſtern im Parlament gemachten Erklärung hat England hauptſächlich der Feſtigkeit in den angenommenen Grundſätzen, und nicht der Weisheit der getroffenen Maßregeln, den hohen Flor ſeines Handels zu verdanken: eine Lehre, die gewiß die höchſte Berückſichtigung im Staatshaushalte verdient.

Die zweite der erwähnten Beſtimmungen, wodurch der Einfuhrzoll von anderem niederländiſchem raffinirtem Zucker auf 10 Thaler pr. Centner von 50 Kil. heruntergeſetzt wird, erzeugt, wie zu erwarten war, ebenfalls viele Klagen von Seiten der inländiſchen Raffinadeurs.

Die Sache für ſich allein betrachtet, können dieſe Klagen nichts weniger als gegründet erſcheinen, da roher Zucker nur einem Einfuhrzoll von 5 Thlr. unterliegt, und die Koſten des Raffinirens, in Folge der eingeführten Verbeſſerungen, ſchwerlich auf 5 Gulden ſteigen werden, woraus ſich offenbar ein mehr als genügender Schutz der inländiſchen Induſtrie ergibt. Wie wir aber bemerkt, genießen die holländiſchen Raffinerien eine ganz unnatürliche Ausfuhrprämie, im Verhältniſſe zu welcher dieſer Schutz vermindert wird. Derſelbe ſcheint uns indeſſen noch immer der Art zu ſeyn, daß nur dann und wann eine mäßige Concurrenz von holländiſchem Zucker ſtattfinden kann, und hierin möchte man kein großes Uebel zu erblicken berechtigt ſeyn.

Es iſt übrigens noch zu erwarten, ob die Ermäßigung des Einfuhrzolles von raffinirtem Zucker an dem dafür feſtgeſetzten Zeitpunkte, nämlich am 1. Januar 1840, wie bei Lumpenzucker

geſehen iſt, allgemein, ohne Unterſchied des Urſprunges, erfolgen werde. Ohne den Einſichten der Regierungen in dieſer Hinſicht vorgreifen zu wollen, können wir nicht umhin zu bemerken, daß, wenn das Fabrikat der Hanſeſtädte von dieſer Begünſtigung ausgeſchloſſen werden ſollte, wir große Mühe haben würden, es mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit und einer weiſen Handelspolitik in Uebereinſtimmung zu bringen; denn die Schweſterſtädte bieten ja dem deutſchen Handel ganz andere Erleichterungen dar, als Holland bei ſeiner gegenwärtigen Zollgeſetzgebung.

Die Herunterſetzung des Einfuhrzolles von Reis auf 2 Thlr. per Centner iſt offenbar im Intereſſe der Conſumenten; ja wir glauben, daß man noch weiter hätte gehen und den Zoll auf 1 Thaler ermäßigen können. Bekanntlich erzeugen die Niederlande ſelbſt keinen Reis, und es fragt ſich daher, was unter niederländiſchem Reis verſtanden wird. Die Auslegung kann auf zweierlei Weiſe geſchehen: man kann nämlich annehmen Reis von den niederländiſchen Kolonien, oder Reis aller Art, der von Holland eingeführt wird. Durch erſtere Auslegung dürften die Zollbeamten der Vereinsſtaaten häufig in Verlegenheit kommen, da ſie Mühe haben würden, das Produkt der holländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen von dem Produkte anderer oſtindiſchen Länder, welches ebenfalls in großen Maſſen in den Handel kommt, gehörig zu unterſcheiden, und wir halten es daher für ſehr wahrſcheinlich, daß man den Ausdruck im zweiten Sinne verſtanden habe. In dem einen wie in dem andern Falle erheben ſich gegen die ſtrenge Vollziehung des in Rede ſtehenden Artikels große Schwierigkeiten. Kann man nämlich den Bewohnern der Elbe- und Weſergegenden den Zwang auflegen, den Reis, welchen ſie conſumiren, von Holland, mit Certificaten der Verſendung verſehen, kommen zu laſſen, anſtatt denſelben von Hamburg und Bremen zu beziehen, mit welchen Handelsſtädten ſie in genaueren Geſchäftsverbindungen ſtehen, als mit den holländiſchen Seehäfen? Schwerlich kann dieſes die Abſicht des Geſetzgebers ſeyn, daher ohne Zweifel die Einfuhr von Hamburg und Bremen unbedingt zu dem ermäßigten Zolle wird freigegeben werden. Die preußiſche Regierung wird ſich alsdann auch veranlaßt finden, ihren Oſtſeeprovinzen die nämliche Begünſtigung einzuräumen. Und wenn die Sachen ſich ſo geſtalten, wäre es dann nicht höchſt ungerecht, dem ſüdlichen Theile

der Vereinsſtaaten zu verbieten, den ihm nöthigen Reis auf den nämlichen Fuß von Italien einzuführen?

Die drei zuletzt erörterten Beſtimmungen erhielten im Vertrage noch folgende zwei Zuſätze?

Die Vereinsſtaaten verpflichten ſich nämlich:

1) den niederländiſchen Lumpenzucker in keinem Falle künftig einer Eingangsabgabe zu unterwerfen, welche diejenige Abgabe, womit die zum Gebrauche der Siedereien beſtimmten rohen Zucker belegt werden, um mehr als 10 Procent überſteigt;

2) in dem Falle, daß die Abgabe, welche durch den gegenwärtigen Tarif auf den zu vorgedachtem Gebrauche beſtimmten rohen Zucker gelegt iſt, vermindert wird, gleichzeitig und in demſelben Verhältniſſe auch die von niederländiſchem raffinirtem Zucker in ſo weit zu ermäßigen, daß letztere Abgabe niemals das Doppelte der Abgabe von rohem Zucker überſteigt.

Dieſe zwei Zuſätze liegen ganz in der Natur der Sache; denn ohne dieſelben könnten die Beſtimmungen rückſichtlich der Einfuhr von Lumpen- und anderem raffinirtem Zucker ſehr leicht paraliſirt werden. Was wir in Beziehung auf dieſe letzten angeführt, findet daher von ſelbſt ſeine Anwendung auf die Zuſätze.

Durch Artikel 5 verbinden ſich die Vereinsſtaaten:

> Die durch den gegenwärtigen Tarif feſtgeſetzten Abgaben von Kaffee, rohem und fabricirtem Tabak, Gewürzen, Thee, Häringen, Saatöl und Branntwein aller Gattung für die Einfuhr aus den Niederlanden, ſowohl zur See, als auch zu Lande und ſtromwärts, nicht zu erhöhen.

Inſofern eine Erhöhung der Zollſätze von den verzeichneten Artikeln nichts weniger als in dem Wunſche der meiſten der Vereinsſtaaten liegt, kann dieſe Zuſicherung ziemlich gleichgültig erſcheinen. Sehr befremdend wird es aber wohl befunden werden, daß Holland gar nichts dagegen in die Wagſchale legt. Unſers Erachtens hätte man darauf beſtehen ſollen, daß Holland die nämliche Verpflichtung hinſichtlich der Einfuhr der Natur- und Induſtrieprodukte aus den Vereinsſtaaten eingehe. Sollten Diejenigen, welche die Unterhandlungen über den Handelsvertrag geleitet, durch dieſe Unterlaſſung nicht etwas dem Intereſſe und der Würde des Vereines vergeben haben?

Durch Artikel 6 iſt feſtgeſetzt:

daß, wenn die gegenwärtig in den Staaten des Zoll- und Handelsvereines zu Gunſten des Großhandels mit Wein beſtehende Rabatbewilligung auf den Eingangsabgaben von den unmittelbar aus den Ländern der Erzeugung eingeführten Weinen noch über den 1. Januar 1840 hinaus fortgeſetzt, oder wenn andere Begünſtigungen dieſem Handel zugeſtanden werden ſollten, von dem gedachten Zeitpunkte an dieſe Begünſtigungen gleichmäßig auch auf die aus den Niederlanden eingeführten Weine anzuwenden ſind.

Hierin finden wir das Intereſſe der Vereinsſtaaten keineswegs verletzt. Es iſt eine Regel im gewöhnlichen Leben, daß man da kaufen muß, wo eine Waare am wohlfeilſten iſt, und dieſe Regel findet auch auf die Handelsverbindungen einer Nation ihre Anwendung. Nicht ſelten ereignet es ſich, daß eine Waare auf einem Zwiſchenplatze in Folge daſelbſt angekommener großer Zufuhren billiger zu erhalten iſt, als am Orte des Urſprunges, wenn man die höheren Koſten der Beziehung von letzterem in Anſchlag bringt. Und mit welchem Grunde läßt es ſich rechtfertigen, den Einwohnern durch geſetzliche Verfügungen, nämlich durch erhöhte Zollſätze, den Zwang aufzulegen, ihre Bedürfniſſe auf dem theureren Markte zu befriedigen?

Uebrigens halten wir es für nicht unwahrſcheinlich, daß, wenn die erwähnte Maßregel, in Folge der fortdauernden Begünſtigung des Großhandels in Wein, mit dem 1. Jan. 1840 in Anwendung kommen ſollte, es nicht ausſchließlich für Holland, ſondern im Allgemeinen, geſchehen werde; denn wäre es nicht ſehr ungerecht, den Elbe- und Weſergegenden zu unterſagen, die nämlichen Vortheile bei ihren natürlichen Handelsfactoren, Hamburg und Bremen, zu ſuchen, welche die Rheingegenden auf den holländiſchen Seeplätzen benutzen dürfen.

In Artikel 7 verſpricht die preußiſche Regierung:

daß, wenn eine Geſellſchaft von Actionairs die Conceſſion zur Anlegung und Benutzung einer Eiſenbahn, welche zur Verlängerung der gegenwärtig auf dem niederländiſchen Gebiete im Baue begriffenen dient, nachſuchen ſollte, dieſelbe unter den Bedingungen zu ertheilen, welche in Preußen für dieſe Art von Unternehmungen gegenwärtig allgemein beſtehen, oder fürderhin allgemein angenommen werden möchten.

Es bedarf keiner Erörterung, daß dieſe Uebereinkunft beiden Theilen gleiche Vortheile verſpricht, und daß nichts mehr zu wünſchen iſt, als ſobald als möglich das leichtere Communicationsmittel, welches daraus für den gegenſeitigen Verkehr entſtehen ſoll, verwirklicht zu ſehen.

Durch Artikel 8 verpflichten ſich gegenſeitig die hohen contrahirenden Theile:

a. keine Einfuhr- oder Ausfuhrverbote anzuordnen, welche die Staaten des andern Theils treffen würden, während dritte Länder bei Gegenſtänden derſelben Gattung davon unberührt blieben;

b. die gegenſeitigen Ein- oder Ausfuhren, ohne Unterſchied des Landes, woher ſie kommen, oder wohin ſie beſtimmt ſind, weder zu Gunſten der Regierungen noch der Communen, mit anderen oder höheren Zöllen, Abgaben oder Laſten irgend einer Art zu belegen, als mit denjenigen, welche in ihren in Kraft ſtehenden Tarifen und Geſetzen allgemein feſtgeſetzt ſind;

c. ihre Unterthanen und Erzeugniſſe an allen Prämien, Zollvergütungen und andern Vortheilen dieſer Art Theil nehmen zu laſſen, welche in ihren Staaten für gewiſſe Gegenſtände der Ein- oder Ausfuhr allgemein, gleichfalls ohne Unterſchied der Herkunft oder der Beſtimmung, bewilligt werden könnten.

Dieſe Beſtimmungen liegen offenbar gleich ſtark in dem gegenſeitigen Intereſſe der beiden Theile. Ueberall werden Produkte von irgend einer Art nur von ſolchen Märkten eingeführt, wo ſie am wohlfeilſten zu haben ſind, daher kein Staat Einfuhrverbote oder erhöhte Zollſätze gegen die Einfuhr von einem gewiſſen Lande verhängen kann, ohne daß dadurch manche Gegenſtände, welche den Einwohnern nöthig ſind, vertheuert werden. Und entſteht hieraus nicht eine eigentliche Beſteuerung des Volkes, für die ſich kein rationeller Zweck denken läßt, und die daher gegen alle geſunde ſtaatswirthſchaftliche Grundſätze verſtößt? Nur als Repreſſalie gegen ein Land, das in der Einfuhr oder Ausfuhr die Einheimiſchen mit Gewalt mehr als die Fremden begünſtigen will, möchten ſolche Ausnahmemaßregeln zu rechtfertigen ſeyn, wenn Grund vorhanden iſt, zu erwarten, daß daſſelbe durch ſeinen eigenen Schaden zu geläuterteren Grundſätzen zurückzuführen ſeyn werde.

Was spezielle Ausfuhrverbote betrifft, so beraubt dadurch ein Land sich der besten Gelegenheit zum Absatze seiner Produkte, wodurch die Einwohner nothwendig am meisten beeinträchtigt werden.

Glücklicher Weise waren solche unnatürliche Feindseligkeiten bis jetzt der Zollgesetzgebung beider Theile fremd, daher durch die erwähnten Bestimmungen keine wesentliche Veränderung in den obwaltenden gegenseitigen Handelsverhältnissen entstehen kann.

Nur die in Lit. C enthaltene Bestimmung scheint uns etwas nicht ganz klar zu enthalten. Macht ein Staat Handelsbegünstigungen irgend einer Art allgemein, so folgt daraus, daß die Unterthanen keiner Regierung, noch deren Erzeugnisse, davon ausgeschlossen werden können. So wie die Uebereinkunft vorliegt, bleibt es jedem Theile unbenommen, seine Unterthanen durch Zollvergütigungen, Prämien ꝛc. zu begünstigen, ohne sie allgemein zu machen, und in dessen Folge die Unterthanen des andern daran Theil nehmen zu lassen; und sollte dieses die Absicht der beiden Contrahenten gewesen seyn? Am besten möchte es wohl gewesen seyn, wenn die erwähnte Bestimmung ganz unterblieben wäre, denn keine Regierung kann auf das Recht verzichten, gewisse inländische Erwerbszweige durch Prämien irgend einer Art aufzumuntern, wenn sie es im Interesse des Landes angemessen findet. In eine Erörterung solcher Maßregeln, welche heutzutage vielfach bestritten werden, zu treten, dazu ist hier nicht der geeignete Ort.

Artikel 9 enthält im Wesentlichen:

> daß die hohen contrahirenden Theile sich vorbehalten, dieselben Vortheile, welche sie sich gegenseitig durch den Vertrag eingeräumt haben, auch anderen Staaten, mit oder ohne Gegenleistungen, zu bewilligen, oder auch sogar deren Anwendung allgemein eintreten zu lassen.

Wir haben bereits bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, wie schwer es fallen würde, die Bestimmungen des Vertrages in ihrem ganzen Umfange nur auf die Handelsverbindungen mit Holland in Anwendung zu bringen, ohne dadurch das Interesse einiger Theile des Vereinsgebietes zu beeinträchtigen, und die Grundsätze der Gerechtigkeit wesentlich zu verletzen. Dieses läßt sich aber keineswegs von der Weisheit der respektiven Regierungen und ihrer hohen Sorge für die materiellen Interessen des Volkes erwarten, daher wohl nicht zu bezweifeln ist, daß die meisten

Erleichterungen, welche aus dem Vertrage für den Handel hervorgehen, in den Vereinsstaaten allgemein werden eingeführt werden, wie es bereits rücksichtlich des verminderten Zolles von Lumpenzucker geschehen ist.

Durch Artikel 10 ist bestimmt:

> daß, wenn einer der contrahirenden Theile in der Folge irgend einem andern Staate andere oder größere Begünstigungen zugestehen sollte, als die durch den gegenwärtigen Vertrag bewilligten, diese Begünstigungen auch dem andern Theile zu gut kommen, welcher dieselben, wenn sie ohne Vergeltung zugestanden werden, ebenfalls ohne eine solche, wenn daran aber die Bedingung einer Gegenleistung geknüpft ist, gegen Bewilligung einer Vergeltung genießen wird, welche den Gegenstand einer besondern Uebereinkunft zwischen den contrahirenden Theilen ausmachen wird.

In dieser Bestimmung wird für beide Theile nichts Schädliches zu finden seyn, nur scheint uns dieselbe einen gewissen Geist zu athmen, der sich alle Erleichterungen des Handels abzwingen läßt, anstatt mit demselben von selbst entgegen zu kommen, welches letzte man doch von einem Staate erwarten sollte, dessen Wohlfahrt immer hauptsächlich auf den Zwischenhandel gegründet ward.

Faßt man aber die bis jetzt angestellten Betrachtungen zusammen, so wird sich als Resultat ergeben, daß die vorzüglichsten Begünstigungen (die bloße Gleichstellung mit andern Nationen in der Einfuhr von Wein und Holz kann für keine solche gelten), welche die Niederlande den Vereinsstaaten darbieten, in den folgenden bestehen, als:

1) der Ermäßigung des Zolles von dem zu Lande oder stromaufwärts eingeführten Getreide um 10 Procent.

2) einer Ermäßigung des Zolles von Seidenwaaren, Strümpfen und Strumpfwirkerwaaren, sowie von sogenannten kurzen Waaren.

Nun ist erstere eigentlich nichts Anderes, als eine Gleichstellung mit der Einfuhr zur See mit Nationalschiffen oder mit Schiffen solcher Staaten, welche mit Holland Traktate über Reciprocität in den Schifffahrtsabgaben abgeschlossen haben, und überdieß ist solche von zu wenig Bedeutung, als daß sie einen wesentlichen Einfluß auf den Absatz des Getreides der Vereinsstaaten haben könnte. — Was die Begünstigung einiger Manufacturwaaren betrifft, so müssen

wir wiederholen, daß wir, mit Ausnahme der sogenannten kurzen Waaren, darin bei strenger Untersuchung blos die Herunterſetzung des Zolles auf einen Punkt entdecken, der ungefähr mit der Prämie übereinſtimmt, zu welcher die Contrebande getrieben werden kann. Und wenn dem ſo iſt, ſo hat die deutſche Induſtrie keine weſentliche Vortheile von der erwähnten Zollermäßigung zu erwarten, ſondern Holland befriedigt durch dieſe Maßregel nur ein Intereſſe des Fiskus.

Von den Zugeſtändniſſen, welche die Vereinsſtaaten als Gegenvergeltung den Niederlanden gemacht haben, erſcheinen uns am wichtigſten die folgenden, als:

1) die in Artikel 4, Lit. A beſtimmte Erniedrigung des Zolles von den Produkten der Viezucht auf die Hälfte des gegenwärtigen Satzes;

2) die Ermäßigung des Einfuhrzolles von Lumpenzucker auf die Hälfte, oder auf 5½ Thaler per 50 Kil.;

3) die Zulaſſung des andern raffinirten Zuckers zum Zollſatze von 10 Thalern per 50 Kil.;

4) die eingegangene Verpflichtung, die gegenwärtigen Zollſätze von den vorzüglichſten Handelsartikeln, welche Holland nach Deutſchland verſendet, nicht zu erhöhen.

Offenbar ſind dieſes ganz andere Zugeſtändniſſe als diejenigen, zu deren Erwiederung ſie dienen ſollten.

In Betreff der Produkte der Viehzucht kann Holland die Begünſtigung ſeiner Butter in den Vereinsſtaaten ziemlich gleichgültig ſeyn, da ihm der Abſatz dieſes Produktes nach wie vor in England nicht fehlen wird. Dagegen verſpricht ihm die Ermäßigung des Zolles von ſeinem Käſe einen weſentlichen Vortheil, da der bisherige hohe Zoll in den Vereinsſtaaten nicht ohne Einfluß auf die Einfuhr dieſes Artikels bleiben konnte. Auch möchte die Zollerniedrigung den Abſatz ſeines Schlachtviehes nach den preußiſchen Rheinprovinzen befördern, denn Holland hat einen weit größern Reichthum an vorzüglichen Weiden als Deutſchland.

Noch weit erſprießlicher für Holland iſt die Zulaſſung des Lumpenzuckers zu einem Zolle, welcher den von rohem Zucker erhobenen nur um einen halben Thaler per Centner überſteigt; denn in Folge der bereits gedachten außerordentlich hohen Ausfuhrprämie werden die niederländiſchen Raffinerien im Stande ſeyn, ihr Fabrikat von Lumpenzucker ſo billig zu liefern, daß deſſen

Verwendung von den Siedereien der Vereinsstaaten dem Gebrauche von rohem Zucker vorgezogen wird, wie es früher der Fall war, so daß Holland zu erwarten hat, in Zukunft den Vereinsstaaten den größten Theil ihres Bedarfes von Zucker liefern zu können. Beschäftigt auch das Raffiniren von Zucker allein nirgends allzu viele Menschen, so reihen sich doch, besonders auf Seeplätzen, bedeutende Nebenvortheile daran an. Die Herbeiführung des rohen Stoffes erfordert nämlich eine große Anzahl von Schiffen, die, da Holland gegenwärtig von seinen Colonien so reichlich mit diesem Produkte versorgt wird, größtentheils im Lande selbst gebaut und ausgerüstet werden, woraus sich sehr wichtige Erwerbszweige bilden, und sodann entsteht durch die Ausladung aus den Schiffen, die Verführung nach den Packhäusern und Ablieferung des rohen Zuckers, sowie durch die Wiederversendung im verarbeiteten Zustande, verbunden mit dem Handel, eine große Masse von Auskommen im Volke. Es sind diese Nebenvortheile, welche, die Sache aus einem staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, am meisten zu berücksichtigen sind. Groß sind freilich die Opfer, die Holland bringt, um diese Vortheile zu erhöhen, indem es für die Ausfuhr von Lumpenzucker eine so übermäßige Prämie bezahlt, die in seine Finanzen tief eingreift.

Wenn, wie zu erwarten steht, die Zulassung des andern raffinirten Zuckers zum Zollsatze von zehn Thalern dann und wann einige Concurrenz in den Vereinsstaaten möglich macht, so erwächst auch daraus einiger Vortheil für Holland.

Indem die Vereinsstaaten sich verpflichten die vorzüglichsten Handelsartikel, welche Holland im Verkehr anzubieten hat, keiner Zollerhöhung zu unterwerfen, letzteres dagegen nicht das Mindeste von einer ähnlichen Verpflichtung in die Wagschale legt, möchte man wohl versucht seyn, etwas von einem Löwenvertrage zu erblicken, welchen einzugehen, unsers Erachtens erstere keine dringende Veranlassung haben konnten.

Nach allem Angeführten wird man sich nicht zu verwundern haben, wenn sich eine so große Unzufriedenheit über den mit Holland abgeschlossenen Handelsvertrag, der bis zum Ende des Jahres 1841 in Kraft bleibt, ausspricht.

Wir gehören nicht zu denjenigen, welche die dadurch entstandene Aufregung der Gemüther theilen, sondern wünschen nichts

mehr, als daß es ſpäter den reſpektiven Regierungen gelingen möge, ſich über das beiderſeitige wirkliche Handelsintereſſe näher zu verſtändigen. Dies führt uns zu einigen weiteren Betrachtungen über den vorliegenden Gegenſtand.

Unſtreitig würden im Privatleben Unterhandlungen ſelten zu dem beabſichtigten Ziele führen, wenn die eine Partei ſich begnügen wollte, nur ihre eigenen Intereſſen abzuwägen, ohne auf die der andern einige Rückſicht zu nehmen; und dieſer Satz ſcheint uns in noch höherem Grade ſeine Anwendung auf Unterhandlungen zwiſchen zwei Regierungen zu finden, da jeder derſelben obliegt, nicht nur gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen die andern eine gewiſſe Würde zu beobachten. Nun bedarf es keiner Erörterung, daß die Intereſſen der Staaten in Beziehung auf ihre Zollgeſetzgebung, welche den Gegenſtand der Unterhandlungen über einen Handelsvertrag bildet, ſehr verſchieden ſind. Sie ſind nach unſrer Anſicht in drei Kathegorien einzutheilen.

Zur erſten gehören die großen Staaten, welche im Stande ſind, ihre Zolladminiſtration auf einen ſolchen Fuß einzurichten, daß der Schleichhandel innerhalb mehr oder weniger enger Gränzen gehalten wird. In allen Staaten dieſer Art werden zu einem fiskaliſchen Zwecke ziemlich ſtarke Eingangszölle erhoben, da die daraus fließende Einnahme nicht leicht durch andere Steuern zu erſetzen iſt, durch welche die Einwohner nicht mehr würden gedrückt werden. Das eigene Intereſſe ſolcher Staaten erheiſcht indeſſen, die Zollſätze nicht ſo hoch zu ſtellen, daß ſie den auswärtigen Verkehr gewaltſam beſchränken, da die verminderte Einfuhr fremder Gegenſtände nothwendig einen nachtheiligen Einfluß auf die Zolleinnahme äußert.

Die zweite Kathegorie begreift in ſich die Staaten mittlerer Größe. Finanzielle Rückſichten erlauben demſelben nicht, die nämlichen ſtrengen Schutzmaßregeln an ihren Gränzen zu treffen, wodurch der Schleichhandel daſelbſt immer zu einer mäßigen Prämie getrieben werden kann. Nun gebietet die Klugheit, dieſen verderblichen Handel nicht auf Koſten der Staatskaſſe ins Leben zu rufen, was nur durch mäßige Zollſätze zu erreichen iſt.

In die dritte Kathegorie fallen die Staaten von noch geringerer Größe. In dieſen würde eine ſtrenge Bewachung der Gränzen einen zu großen Koſtenaufwand verurſachen, als daß ſie von hohen

Einfuhrzöllen einen großen reinen Ertrag zu erwarten hätten. Gesellt ſich dazu noch der Umſtand, daß ein ſolcher Staat hauptſächlich durch den Zwiſchenhandel blüht, ſo werden um ſo mehr äußerſt mäßige Zollſätze geboten, da dieſer Handel, wie die Erfahrung genugſam gezeigt hat, von zu zarter Natur iſt, als daß er die fiskaliſchen Formalitäten, welche ſich an die Erhebung hoher Zollſätze unvermeidlich anreihen, ertragen könnte.

Es iſt unwiderſprechlich, daß in den Unterhandlungen zwiſchen den Vereinsſtaaten und den Niederlanden ein Staat der erſten Cathegorie einem Staate der dritten gegenüber ſteht. Die Tarife der beiden contrahirenden Theile können daher nicht mit einander verglichen werden, um zu beurtheilen, welcher derſelben ein liberaleres Handelsſyſtem gegen den andern befolge. Sollte dieſer Punkt bei den letzten Unterhandlungen nicht etwas zu leicht aufgefaßt worden ſeyn?

Da Holland, mit ſehr wenigen Ausnahmen, keine Produkte der eigentlichen Manufacturinduſtrie auszuführen hat, ſo können ihm die zum Theil ſehr hohen Zollſätze, welche der Vereinstarif nicht nur in einem fiskaliſchen Intereſſe, ſondern auch zum Schutze des inländiſchen Gewerbfleißes, gegen ſolche Gegenſtände verhängt, ziemlich gleichgültig ſeyn. Sein Hauptaugenmerk muß dahin gehen, daß die Produkte ſeiner Colonien, ſowie diejenigen, welche ihm der Zwiſchenhandel liefert, in dem fremden Binnenlande nicht ſo hoch beſteuert ſeyen, daß dadurch eine Beſchränkung des Conſums, und in deſſen Folge eine Verminderung ſeines Abſatzes von denſelben entſtehe. Nun unterliegen alle Gegenſtände, deren die Fabriken zur Verarbeitung bedürfen, in den Vereinsſtaaten nur ſehr geringen Abgaben, ſo daß in dieſem wichtigen Punkte Holland gewiß ſich keine weitere Erleichterung ſeines Handels wünſchen kann. Andere Handelsartikel, welche die Macht der Gewohnheit dem Menſchen zu Lebensbedürfniſſen gemacht hat, wie z. B. Kaffee und Zucker, ſind in den Vereinsſtaaten allerdings weit höher beſteuert; doch ſind die Zollſätze davon größtentheils etwas niedriger, als die der meiſten andern großen Staaten. Holland kann alſo auch in dieſer Hinſicht keine gegründete Urſache zu Klagen über Beeinträchtigung ſeines Handelsintereſſe haben.

Von dieſen letzten Artikeln führt Holland einige, z. B. Zucker und Tabak, auch in einem verarbeiteten Zuſtande aus, und in

Betreff derſelben walten andere Umſtände ob. Die Abgaben von ſolchen Fabrikaten ſind im Vereinstarife ſo hoch beſtimmt, daß, wenn dadurch auch keine gänzliche Ausſchließung vom inländiſchen Conſumo bewirkt wird, die Einfuhr davon ſich doch auf Kleinigkeiten beſchränkt. Beſonders hart wurden die niederländiſchen Raffinerien durch ſolche Verhältniſſe getroffen, und es war offenbar hauptſächlich, um deren Klagen zu beſchwichtigen, daß die niederländiſche Regierung ſich ſo geneigt zu dem Abſchluſſe des erörterten Handelsvertrages zeigte.

Sichtbar iſt durch die Herunterſetzung des Einfuhrzolles von Lumpenzucker auf 5½ Thaler per Centner ein bedeutender Schritt zur Wegräumung der ſo eben erwähnten Handelsbeſchränkungen geſchehen, da Alles erwarten läßt, daß die niederländiſchen Raffinerien dadurch wieder ihren vorigen bedeutenden Abſatz in den Vereinsſtaaten erlangen werden. Die Sache aber genau abgewogen, fragt es ſich, ob dieſe Beſtimmung des Vertrages den gedachten Raffinerien diejenigen Vortheile gewähre, die in der Natur eines möglichſt freien Handelsverkehrs liegen, und ob dieſelbe mit dem wirklichen Staatsintereſſe der Niederlande übereinſtimme. Unbefangenheit iſt die erſte Pflicht bei der Abhandlung eines jeden Gegenſtandes, und es liegt uns daher ob, die Intereſſen der beiden Theile gleich ſtrenge abzuwägen, und in ein möglichſt helles Licht zu ſetzen.

In Betreff des erſten jener zwei Punkte iſt zu erwägen, daß die Zollermäßigung nach dem Buchſtaben des Vertrages nur den Vereinsſiedereien zu gut kommt. Wird nun in dem zu erwartenden neuen Tarif der gegenwärtige Zollſatz von zehn Thalern für den zu einem andern Gebrauche eingeführten Lumpenzucker beibehalten, ſo iſt es unausbleiblich, daß der Abſatz dieſer Waare auf das Bedürfniß der Siedereien beſchränkt wird, und daß dieſe nach wie vor im Beſitze des Monopols des ausſchließlichen Zuckerverkaufes bleiben, da die Unkoſten des Raffinirens bei weitem nicht jenen Unterſchied des Zolles betragen. Indem nun die Conſumenten den eingeführten Lumpenzucker nur in einem verwandelten Zuſtande aus den Händen von Monopoliſten kaufen dürfen, entſteht nothwendig eine beträchtliche Preiserhöhung, welche bei wenigen Artikeln einen größern Einfluß auf den Conſumo äußert, als bei Zucker. Auf dieſe Weiſe wird der Vortheil, welchen die Zollermäßigung

den holländiſchen Raffinadeurs verſpricht, nicht unbedeutend geſchmälert, und auf der andern Seite leidet in den Vereinsſtaaten nicht nur das Intereſſe der Conſumenten, ſondern auch das Intereſſe des Fiskus: ein Umſtand, der bei Zollverordnungen gewiß alle Berückſichtigung verdient.

Was den zweiten Punkt betrifft, nämlich ob die gedachte Beſtimmung des Vertrages dem wirklichen Staatsintereſſe der Niederlande günſtig ſey, ſo bedarf es wohl keiner Erörterung, daß der niederländiſche Lumpenzucker von den Siedereien der Vereinsſtaaten nur deswegen gebraucht wird, weil er beim Umſchmelzen weniger Abfall liefert, als der rohe. Die Darſtellung des erſteren aus letzterem in den Seeſtädten geht aber mit einem beträchtlichen Koſtenaufwande gepaart, welcher den Vortheil des geringeren Abfalles unendlich aufwägt. Um nun deſſen ungeachtet im Stande zu ſeyn, den Lumpenzucker zu Preiſen zu liefern, daß die Siedereien des Binnenlandes bei deſſen Verarbeitung ihren Vortheil finden, ſind den Raffinerien der Seeſtädte ſehr bedeutende Ausfuhrprämien unumgänglich nöthig, welche der Staatskaſſe ſehr ſchwere Opfer koſten. Ueber deren Betrag wird in den Niederlanden ein gewiſſer Schleier gezogen, doch nimmt man ziemlich allgemein an, daß derſelbe die Einnahme von dem Conſumezolle, welchem der im Lande verbrauchte Zucker unterliegt, wegnehme. Die folgende Berechnung wird vielleicht die Sache etwas erläutern.

Die niederländiſche Regierung bezahlt von 100 Kilogrammen ausgeführtem raffinirtem Zucker 33 fl. 40 C. Rückzoll, während der Conſumezoll von 100 Kil. rohem Zucker nur 20 fl. 50 C. beträgt. * Nun wird angenommen, daß geringe Sorten vom Zucker beim Raffiniren 25 Procent Syrup liefern, ſo daß der holländiſche Raffinadeur, wenn er ſolche Sorten verarbeitet,

---

* Der primitive Satz des Conſumezolles oder der Acciſe von Zucker iſt in Holland eigentlich nur . . . . . 13 fl. 50 C.
es kommen aber dazu 38 Centime Erhöhung, macht . 5 „ 13 „
18 „ 63 „
und dieſem Betrage ſind noch beizufügen 10 pCt. Erhöhung für Stempel zur Quittung . . . . . 1 „ 86 „
iſt zuſammen 20 fl. 49 C.

von 400 Kil. zu 20½ fl. . . . . 82 fl.
zu bezahlen hat, und dagegen für die nach Abzug von ¼ für Syrup daraus gezogenen
300 Kil. raffinirtem Zucker zu 33 fl. 49 C. . 100 fl.
zurückerhält, woraus sich ein Vortheil von . . 18 fl. ergibt.

Bessere Sorten von Zucker geben aber nur ungefähr 20 Procent Syrup, daher der Raffinadeur, wenn er diese verarbeitet, von
500 Kil. zu 20½ fl. . . . . 102 fl. 50 C.
zu bezahlen hat, und dagegen für die daraus gezogenen
400 Kil. raffinirten Zucker zu 33 fl. 40 C. . . 133 fl. 60 C.
zurückerhält, folglich dabei . . . . . 31 fl. 10 C. Gewinn macht.

Der beste weiße Javazucker soll selbst nur ungefähr 10 Procent Syrup liefern, daher sich der Gewinn des Raffinadeurs sich bei dessen Verarbeitung verhältnißmäßig steigert.

Nach aller Wahrscheinlichkeit ist dieses aber nicht das ganze Opfer, welches der Staat für die Ausfuhr von raffinirtem Zucker zu bringen hat, sondern es werden wohl auch erhebliche Unterschleife bei der Verzollung des rohen Zuckers und bei der Ausfuhr des raffinirten stattfinden.

Der amsterdamer Raffinadeur, Herr P. G. L. Wythof, welcher bekanntlich durch seine rastlosen, ohne Zweifel durch das so mächtige eigene Interesse hervorgerufenen Bemühungen keinen geringen Impuls zu dem Abschlusse des Handelsvertrages gegeben hat, behauptet in einem Memoire, daß der Gewinn, welchen die holländischen Raffinerien von der Ausfuhrprämie ziehen, vier Thaler

---

Ebenso verhält es sich mit dem Rückzoll, dessen primitiver Satz nur . . . . . 22 fl. — C.
beträgt; wozu aber beigefügt werden für 38 pCt. Erhöhung . . . . . 8 „ 36 „
30 „ 36 „
und weiter für Stempel 10 pCt. . . . . 3 „ 4 „
ist zusammen 33 fl. 40 C.

per Centner betrage. Dieſes iſt allerdings etwas ſtark; aber um dieſe Raffinerien in den Stand zu ſetzen, in den Vereinsſtaaten mit einem Produkte zu concurriren, welches noch einmal verarbeitet werden muß, werden ſie, wenn man ihre bedeutenden Fabrikationskoſten in Betrachtung zieht, immer einer Ausfuhrprämie von wenigſtens 5 fl. per Centner bedürfen. Es iſt demnach klar, daß, wenn Holland in Folge der Zollermäßigung ſich wieder einen Abſatz von ungefähr 400,000 Centner Lumpenzucker in den Vereinsſtaaten verſchafft, die Staatskaſſe des erſteren Landes ein jährliches Opfer von wenigſtens zwei Millionen Gulden zu bringen hat. Einen Handelsvertrag, der eine ſolche Wirkung hat, abzuſchließen, dürfte ſchwerlich als ein Akt hoher Staatsklugheit zu betrachten ſeyn; im Gegentheile däucht uns, daß ein Staat, der nur eine Bevölkerung von ungefähr 2½ Millionen Seelen hat, durch ein ſolches jährliches Opfer zur Belebung eines Induſtriezweiges, welcher nicht allzu viele Menſchen beſchäftigt, an ſeinem eigenen Ruin arbeite.

Sowohl England als Frankreich hat das Schädliche der übermäßigen Ausfuhrprämien von raffinirtem Zucker eingeſehen, und in der letzten Zeit dieſelben merklich heruntergeſetzt. Nach unſerer Anſicht es ſehr im Intereſſe Hollands möchte liegen, mit dieſen beiden Ländern und mit Belgien Unterhandlungen zur Verſtändigung über einen gemeinſchaftlichen Fuß in Betreff der Ausfuhrprämien von dieſem Gegenſtande anzuknüpfen. Es bedarf wohl keiner Erörterung, daß keine Finanzen weniger, als die holländiſchen, das ſchwere Opfer ertragen, welches die Staatskaſſe jährlich für den erwähnten Ausfuhrzweig zu bringen hat. Wir haben dieſe ſchwache Seite Hollands bei früheren Gelegenheiten beleuchtet.

Früher oder ſpäter werden bei einer richtigern Ordnung des Staatshaushaltes, wofür ſich ſchon lange nicht nur in den Generalſtaaten, ſondern auch von Seiten der öffentlichen Preſſe, eine ſo laute Stimme erhob, dieſe ungünſtigen Verhältniſſe ſich in den Niederlanden empfindlich fühlen laſſen, und die Regierung wird alsdann genöthigt ſeyn, auf Mittel zu denken, welche demſelben abzuhelfen geeignet ſind.

Iſt nun auch nach der vorſtehenden Erörterung die Art und Weiſe, wie Holland ſich Abſatz für ſeinen Lumpenzucker in den Vereinsſtaaten verſchafft, für erſteres im höchſten Grade ſchädlich,

so benachtheiligen sich letztere ebenfalls in keinem geringen Grade durch die gesetzlichen Verfügungen, welche gegenwärtig für die Einfuhr dieses Artikels bestehen. Indem diese durch die natürliche Wirkung des Gesetzes auf den Gebrauch der Siedereien beschränkt wird, sind die Consumenten genöthigt, ein noch einmal verarbeitetes Produkt aus den Händen von Monopolisten zu kaufen, wodurch ihnen die Befriedigung ihres Bedürfnisses namhaft vertheuert wird. Dieses äußert, wie die Erfahrung lehrt, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Consumo im Ganzen, und in dem nämlichen Maße, wie dieser eine Beschränkung erfährt, muß die Zollkasse der Vereinsstaaten einen Verlust in ihren Einnahmen erleiden. Dieses letzte ist ein Punkt, der von manchen deutschen Finanzmännern wahrscheinlich zu wenig in Betrachtung gezogen worden ist.

Offenbar haben die erwähnten Bestimmungen rücksichtlich der Einfuhr von Lumpenzucker die Wirkung, daß eine bereits verarbeitete Waare, welche sehr gut unmittelbar in den Consumo übergehen kann, noch einmal verarbeitet werden muß; und es fragt sich daher, wie dieses mit geläuterten staatswirthschaftlichen Grundsätzen in Uebereinstimmung zu bringen sey. Wird dadurch nicht eine ganz nutzlose Arbeit im Volke hervorgerufen? Und ist es nicht Pflicht des Gesetzgebers, der Entwickelung einer solchen Arbeit eher entgegen zu arbeiten, als sie zu befördern?

Diesem wird allerdings das Interesse der inländischen Zuckersiedereien entgegengesetzt. Wie aber allgemein bekannt ist, beschäftigt dieser Industriezweig der Menschen nicht allzu viele, daher die öffentliche Meinung in dem größten Theile der Vereinsstaaten die außerordentliche Begünstigung desselben nichts weniger als aus einem günstigen Gesichtspunkte betrachtet. Auch haben die Raffinerien des Vereinsgebietes ihren Sitz nur in einigen wenigen Gegenden aufgeschlagen, welche vermöge ihrer topographischen Lage in der Beziehung des rohen Produktes und in den Preisen des zu dessen Verarbeitung nöthigen Brennstoffes begünstigt sind, und solche Verhältnisse erzeugen in einem Vereine verschiedener Staaten sehr leicht Unzufriedenheit von Seiten derjenigen, welchen die Natur diese Vortheile versagt hat. Ueberdieß hat noch keine Regierung bei Erlassung von Einfuhrverboten oder bei Festsetzung von Zollsätzen, durch die ein fremder Artikel vom inländischen

Consumo ausgeschlossen wird, sich zu einem andern Zwecke bekannt, als dadurch eine Industrie ins Leben zu rufen, die, einmal zu einer gewissen Reife gelangt, im Laufe der Zeit sich durch ihre eigenen Kräfte zu behaupten vermag. Nun hat gewiß ein großer Theil der preußischen Raffinerien lange genug bestanden, um nach der Lehre der Erfahrung beurtheilen zu können, ob dieser Zweck rücksichtlich der Zuckerfabrikation in den Vereinsstaaten zu erreichen ist oder nicht. Diese Raffinerien befinden sich aber eben so wohl, wie die in der späteren Zeit entstandenen, in einer Lage, daß sie, wie ihre lauten Klagen genugsam zeigen, bei der geringsten Modifikation der Zollgesetzgebung zittern und ihre Existenz gefährdet glauben. Ist dieses nicht ein klarer Beweis, daß für die gedachten Fabriken die nöthigen natürlichen Elemente, ohne die kein Industriezweig feste Wurzeln zu fassen vermag, im Lande nicht vorhanden sind? Es ist wahr, die übermäßige Ausfuhrprämie von raffinirtem Zucker in fremden Ländern, namentlich in Holland, trägt nicht wenig dazu bei, die Existenz der inländischen Raffinerien so precair zu machen, wofern ihnen nicht ein außerordentlicher Schutz von der Zollgesetzgebung wird; es walten aber noch andere natürliche Umstände ob, vermöge deren sie immer gegen die Raffinerien, welche ihren Sitz in den großen Seestädten haben, in wesentlichem Nachtheile stehen müssen. Diese letzten sind nämlich im Stande, an Ort und Stelle ihre Einkäufe des rohen Produktes selbst zu machen, dabei die nöthige Auswahl der ihnen am besten dienlichen Sorten zu treffen, und — was ein wichtiger Vortheil für den Raffinadeur ist — solche bei der Fabrikation mit einander zu melieren, während erstere genöthigt sind, ihre Einkäufe auf fremden Plätzen durch Commissionairs machen zu lassen, welche sich in der Ausführung ihrer Aufträge großen Theils auf fremde Menschen, nämlich die Mäkler, verlassen müssen. Nicht weniger begünstigt sind die Zuckersiedereien in den großen Seestädten dadurch, daß sie immer Vorräthe des rohen Materials auf dem Platze finden, und dadurch die Einkäufe von demselben nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse machen können, wogegen die Siedereien des Binnenlandes sich in der Nothwendigkeit befinden, im Spätjahre ihren ganzen Winterbedarf sich anzuschaffen, wodurch ihnen ein namhafter Zinsenverlust entgeht, den erstere nicht haben. Auch finden diese vermittelst der Verbindung zur See einen leichteren

Absatz für ihren Syrup. Daß die erörterten Vortheile in hohem Grade überwiegend sind, erhellt genügsam daraus, daß die Zuckersiedereien ihren Hauptsitz in den großen Seestädten aufzuschlagen vermochten, wo bekanntlich das hohe Arbeitslohn nichts weniger als das Gedeihen der Fabriken begünstigt. Bei Betrachtung dieser offenkundigen Thatsachen wird es nicht befremden, wenn sich dem praktischen Mann Bedenklichkeiten aufdrangen, als die preußische Regierung, noch ehe der gegenwärtige deutsche Zoll- und Handelsverein sich gebildet hatte, in ihrem Tarife mit Gewalt darauf hinarbeitete, das fremde Fabrikat vom Consumo auszuschließen, und dadurch den inländischen Zuckerraffinerien ein Monopol zu verschaffen. Denn ließ sich nicht mit Grund erwarten, daß dieses im Laufe der Zeit von der einen oder andern fremden Nation, deren Interesse dadurch verletzt worden, würde geahndet werden, und daß alsdann dem Staate keine andere Wahl übrig bleibe, als einen durch künstliche Maßregeln ins Leben gerufenen Erwerbszweig höheren Rücksichten des Handels und der Industrie aufzuopfern? Wer vermag in Abrede zu stellen, daß dieses letzte nicht die wesentliche Frage ist, wovon es sich beim Abschlusse eines Handelsvertrags zwischen den Vereinsstaaten und den Niederlanden handelt, welcher die gegenseitigen wirklichen Interessen nach rationellen Grundsätzen befriedigt? Auch bei einem etwaigen Handelsvertrage mit England dürfte sich die nämliche Frage erheben.

Sollen wir dem scharfsinnigen Verfasser des mehr erwähnten Aufsatzes in der Leipziger Allgemeinen Zeitung glauben, so verdanken die inländischen Zuckersiedereien den Vorzug, den sie genießen, nicht lediglich der hohen Meinung, welche die Staatsverwaltung von ihrer industriellen Wichtigkeit hat, sondern vielmehr der Rücksicht, daß durch den Steuernachlaß von den Zuckern, die zur Versiedung bestimmt sind, der Schleichhandel von dieser hoch besteuerten Waare abgehalten wird, und das Aerar seine Einnahme aus sicherer Hand beziehen kann. Etwas Schwächeres, als diese Vertheidigung der gegenwärtig in Beziehung auf die Zuckereinfuhr bestehenden Verfügungen läßt sich nach unserer Ansicht schwerlich denken. Denn vermittelst des den Siedereien ausschließlich bewilligten Steuernachlasses sind diese im Besitze des ausschließlichen Zuckerverkaufes, da ihre Fabrikationskosten merklich

geringer ſind, als der Unterſchied des Zolles, zu welchem der Handelsſtand rohen Zucker einführen kann. Hiedurch entſteht natürlich eine Vertheuerung der Waare im Lande, wodurch der Reiz zum Schleichhandel nur erhöhet wird. Zugleich hat dieſe Vertheuerung eine Verminderung des Conſumo zur Folge, ſo daß die Staatskaſſe, anſtatt von der Begünſtigung der Zuckerſiedereien einigen Vortheil zu ziehen, dadurch auf doppelte Weiſe einen empfindlichen Verluſt erleiden muß. Daß das Aerar unter der Einwirkung des gegenwärtigen Geſetzes ſeine Einnahme aus ſicherer Hand beziehe, iſt eben ſo unhaltbar; denn gerade dadurch, daß der Staat den Zoll von einer beſchränkten Anzahl von Fabrikanten, welche namhafte Erleichterungen in den Zahlungsterminen genießen, erhebt, kann die Gefahr eines Verluſtes nicht anders als vergrößert werden, wie ſich vielleicht durch Beiſpiele darthun ließe. Wir geben zu, daß es den Behörden weniger Mühe koſtet, den wichtigen Zuckerzoll von einer beſchränkten Anzahl von Raffinadeurs zu erheben, als wenn der Handelsſtand die Erlaubniß hätte, dieſen Artikel gegen die nämliche Abgabe einzuführen. Noch hat aber Niemand die Lehre aufgeſtellt, daß man der Leichtigkeit der Erhebung alle andern Rückſichten, welche ſowohl das finanzielle Intereſſe als die Pflichten der Gerechtigkeit gegen die Geſammtmaſſe von Conſumenten gebieten, aufzuopfern habe.

So ſehr es auch einleuchten mag, daß, um mit Holland zu einer Verſtändigung zu gelangen, welche die obwaltenden gegenſeitigen Handelsintereſſen befriedigt, die gegenwärtige Zollgeſetzgebung der Vereinsſtaaten in Betreff der Zuckereinfuhr nicht wohl beibehalten werden kann; ſo wird auf der andern Seite von einer weiſen und gerechten Regierung auch nicht unberückſichtigt gelaſſen werden, daß es allein der durch dieſe Zollgeſetzgebung dargebotene Schutz iſt, wodurch die Zuckerraffinerien ins Leben gerufen werden, und daß, wenn ſie den meiſten andern inländiſchen Induſtriezweigen einen reichlichen Schutz ertheilt, die Zuckerfabrikation gegründete Anſprüche auf eine gleiche Begünſtigung hat. Schwierig wird unter ſolchen Umſtänden die Aufgabe des Geſetzgebers. Es iſt, wie wir bereits an einer anderen Stelle bemerkt, allerdings nicht zu beſtreiten, daß die Regierungen bei Ertheilung jenes Schutzes ſich zu keiner feſten Fortdauer deſſelben verpflichtet haben, und daß daher diejenigen, welche ſich in koſtbare precaire

Unternehmungen eingelaſſen haben, die Folgen ihrer freiwilligen Handlung ſelbſt zu tragen haben. Dieſer an und für ſich unbeſtreitbare Satz möchte indeſſen wohl für einige Modification empfänglich ſeyn, wenn die Regierung mit aller Gewißheit vorausſehen konnte, daß ein durch ihre Maßregeln ins Leben gerufener Induſtriezweig mit Widerrufung derſelben ſein Todesurtheil erhält. Iſt bei einer Verſtändigung mit einem fremden Staate über die gegenſeitigen Handelsintereſſen die Aufopferung eines ſolchen Induſtriezweiges durch höhere Rückſichten im Staatshaushalte dringend geboten, ſo ſcheint es uns nicht gegen die Gerechtigkeit zu verſtoßen, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen und den Betheiligten für eine gewiſſe Zeit auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen. Es handelt ſich in dem gegebenen Falle davon, die Pflichten der Gerechtigkeit mit den Bedürfniſſen der Geſammtmaſſe der Einwohner ſo viel als möglich in Uebereinſtimmung zu bringen. Ueber das zu beobachtende Verfahren zu Erreichung dieſes doppelten Zweckes in eine Erörterung zu treten, würde wohl etwas verfrüht ſeyn, doch glauben wir bemerken zu können, daß die Mittel zu einer rationellen Entſchädigung der Betheiligten ſehr leicht in der vermehrten Zolleinnahme, welche eine erleichterte Einfuhr ſowohl von rohem als raffinirtem Zucker verſpricht, zu finden ſeyn würden.

Manche Stimmen haben ſich auch im Publikum erhoben, daß bei Regulierung der auswärtigen Handelsverhältniſſe die unter dem Schutze der gegenwärtigen Geſetzgebung entſtandene einheimiſche Fabrikation von Runkelrübenzucker nicht ohne Fürſorge zu laſſen ſey. Offenbar ſind die Regierungen der Vereinsſtaaten auch in dieſem Punkt in eine nicht geringe Verlegenheit verſetzt, worauf wir glaubten, ſie bei einer früheren Gelegenheit ernſtlich aufmerkſam machen zu müſſen. * Als Induſtriezweig ſteht dieſe Fabrikation mit dem Raffiniren des fremden Zuckers ziemlich gleich, daher dasjenige, was wir in Beziehung auf letzteres bemerkt, von ſelbſt ſeine Anwendung auf dieſelbe findet. Die Verehrer des neu entſtandenen Induſtriezweiges vertheidigen denſelben aber auch auf

* In unſerer Schrift: Betrachtungen über den preußiſchen Zolltarif und deutſche Handelsintereſſen.

Grund des landwirthschaftlichen Interesse, indem derselbe ein Naturprodukt verarbeitet, das im Lande selbst gewonnen wird. Dieses hat allerdings auf den ersten Blick viel Verführerisches, aber im Laufe der darüber im englischen Parlamente gepflogenen Verhandlungen ward aufs Klarste dargethan, daß der Anbau von Runkelrüben der Landwirthschaft keineswegs die beinahe wunderbaren Vortheile gewähre, die ihm vielseitig, besonders in Frankreich, zugeschrieben worden. Beruhete die Erzeugung von Runkelräben zum Behufe der Zuckerfabrikation auf einer natürlichen Grundlage, so würde sie auch ohne schützende Maßregeln bestehen können. Dieses wird aber schwerlich je eintreten, da der Zuckerstoff in allen Pflanzen durch die Sonnenhitze erzeugt wird, welche die tropischen Länder in ungleich höherem Grade genießen, als die europäischen. Auch ist zu berücksichtigen, daß die Beziehung des tropischen Zuckers auf Austausch gegen europäische Industrie- und Naturerzeugnisse, beruht, und daß die Unterbrechung dieses Austausches auf die europäische Landwirthschaft einen Einfluß äußern dürfte, welcher den aus der Produktion von Runkelrüben entstehenden Gewinn vielleicht aufwiegt. Die Frage ist übrigens auch von ihrer finanziellen Seite höchst wichtig, da keiner der großen europäischen Staaten die aus dem Einfuhrzoll von Zucker fließende Einnahme entbehren kann. Es däucht uns daher mit Grund zu erwarten zu seyn, daß die meisten Staaten von der übermäßigen Begünstigung der Fabrikation von Runkelrübenzucker zurückkommen und dieselbe auf einen Fuß behandeln werden, welcher mehr oder weniger mit dem in England und Frankreich angenommenen Verfahren übereinstimmt. Bereits sollen hierüber Unterhandlungen zwischen den verschiedenen Staaten des deutschen Zollvereins gepflogen worden seyn, deren Resultat nach aller Wahrscheinlichkeit dem Publicum nicht allzulange verborgen bleiben wird.

Nach den bis jetzt angestellten Betrachtungen wird man wohl zur Ansicht gelangen, daß für die Vereinsstaaten nichts weniger als unübersteigliche Hindernisse obwalten, in Betreff der Zuckereinfuhr Holland Vortheile darzubieten, die seinen Finanzen ein jährliches Opfer von mehr als 2 Millionen Gulden ersparen. Eine solche Concession kann aber nach den Regeln der Staatsklugheit nicht einseitig seyn. Es fragt sich daher, was von Holland als Gegensatz dafür zu verlangen ist. Nichts Anderes, als eine

gänzliche Reform seiner Zollgesetzgebung, und zwar auf eine Weise, wie es selbst sein eigenes Interesse gebietet.

Die Sache blos oberflächlich betrachtet, kann ein solches Verlangen als kühn und gegen die Würde eines unabhängigen Staates verstoßend betrachtet werden; denn es ist ein durch das Völkerrecht sanctionirter Grundsatz, daß kein Staat sich in die innern Angelegenheiten eines andern (wozu unstreitig auch die Zollgesetzgebung gehört) zu mengen habe. Um aber zu einer Verständigung über gegenseitige Handelsinteressen zu gelangen, ist eine gründliche Erörterung derselben unvermeidlich, und da muß der Staatsmann nothwendig zu einem Verlangen der besagten Art geführt werden. Für ein Binnenland mit einem großen Strome, der in einem fremden Küstenlande ausmündet, genügt auch der freieste Transit durch letzteres nicht. Ein noch dringenderes Bedürfniß für dasselbe sind Märkte an der Mündung seines Stromes, wo es für seine Produkte aller Art Käufer aus allen Weltgegenden, es sey unmittelbar oder mittelbar, findet, und wo es sich in der Zurückerlangung des Gegenwerthes auf die billigste Weise mit den ihm nöthigen Handelsartikeln versorgen kann. Auf die Bildung solcher Märkte wirkt aber die gegenwärtige Zollgesetzgebung Hollands sehr störend ein. Allerdings sind seine Zölle von manchen Gegenständen weit mäßiger, als die der Vereinsstaaten, was bei Unterhandlungen den fremden Staatsmann leicht von dem wahren Gesichtspunkte der Sache abbringen kann. Diese Zölle sind aber weit entfernt, den Bedürfnissen des Zwischenhandels zu entsprechen, der von jeher in Holland für die Lebensnerve des Staates galt, und wohl mit Recht. Schon die erwähnte Ermäßigung derselben auf 5 % von einigen Artikeln, welche in dem abgeschlossenen Vertrage bestimmt werden, kann keinen Zweifel hierüber übrig lassen; denn wie sollte ein Gegenstand, von dem eine solche Abgabe entrichtet werden, wieder an Fremde verkauft werden können? Verschiedene Fabrikate unterliegen selbst noch höheren Zollsätzen; unter Anderm steigen die Zölle von Tuch, das einen so wichtigen Einfuhrgegenstand in Holland bildet, wohl auf 8 %. Mit dem industriellen Interesse des Handels sind diese Zollsätze keineswegs zu vertheidigen; denn auf den ganzen Küstenstreifen des europäischen Continents, besonders aber in dem Theile desselben, welcher sich von der Scheide bis Rußland hinzieht, vermochte sich bis jetzt, mit

Ausnahme weniger Zweige, deren Gedeihen hauptſächlich von der Wohlfeilheit des Urſtoffes abhängt, keine eigentliche Manufacturinduſtrie zu entwickeln, und die Natur hat demſelben, ſtatt der Fabrikation, den Handel und die Schifffahrt zugetheilt. Seit dem Abfalle Belgiens ſind in den Niederlanden allerdings verſchiedene Fabriken durch künſtliche Mittel, beſonders durch Einkäufe, welche die große niederländiſche Handelsgeſellſchaft zur Verſorgung Java's macht, ins Leben gerufen worden, doch betrachtet man dieſe Maßregel im Lande nichts weniger als aus einem günſtigen Geſichtspunkte.

Vergebens ſucht die niederländiſche Regierung dem Gebrechen der gegenwärtigen Zollgeſetzgebung durch das Entrepotſyſtem abzuhelfen. Dieſes iſt nichts anderes als eine unglückliche Nachahmung Englands. Die Hauptgrundlage des Handels von letzterem beruht bekanntlich auf der ungeheuren Ausfuhr ſeiner eigenen Fabrikate, und die Seehändler, welche dieſelbe nach fremden transatlantiſchen Ländern betreiben, werden daſelbſt auch mit fremden Gegenſtänden bekannt, welche die Einwohner verlangen. Da nun ein gehöriges Aſſortiment ſehr viel zu dem Gelingen der Unternehmungen nach den entfernten transatlantiſchen Märkten beiträgt, ſo ſind diejenigen, welche ſolche machen, um ſo geneigter, den einheimiſchen Erzeugniſſen auch etwas von fremden beizufügen. Es iſt auf dieſe Weiſe, daß ſich in England ein nicht unbeträchtlicher Zwiſchenhandel gebildet hat. Holland befindet ſich aber in ganz andern Verhältniſſen. Es iſt genöthigt, ſeinen Handel hauptſächlich mit fremden Produkten zu beleben, und es liegt daher in ſeinem Intereſſe, Märkte von denſelben in ſeinen Seehäfen zu haben, um jede Nachfrage ſofort befriedigen zu können. Die Bildung ſolcher Märkte wird aber durch das Entrepotſyſtem, bei welchem die Waaren in öffentlichen Packhäuſern niedergelegt werden, um dieſelben nach Maßgabe des einheimiſchen Bedürfniſſes zu verzollen und in Conſumo zu bringen, oder auf irgend eine Weiſe an Fremde zu verkaufen, nicht befördert, ſondern vielmehr gehemmt. Ein Haupterforderniß des Handels iſt, dem Käufer unverzüglich den Gegenſtand ſeiner Kauflust zeigen zu können, und dieſes iſt in vielen Fällen bei Waaren, die unter Aufſicht der Behörden in öffentlichen Packhäuſern liegen, unmöglich. Welchen Einfluß das gegenwärtige Entrepotſyſtem auf den Handel Hollands äußert, muß

sich besonders in einem unzweideutigen Lichte darstellen, wenn man seine Handelsverbindungen mit den fremden transatlantischen Märkten, z. B. Cuba und Brasilien, gegen diejenigen abwägt, welche Hamburg und Bremen mit denselben unterhalten. Es bedarf nur eines Blickes auf die Karte, um sich zu überzeugen, daß die geographische Lage Hollands für diesen Handel vollkommen eben so günstig ist, als die der besagten zwei Hansestädte; und wie geringfügig sind nicht die Unternehmungen des erstern in Vergleichung mit den der letztern? Allerdings hat der Handel Hollands seit dem Abfalle Belgiens einen bedeutenden Aufschwung genommen, aber hauptsächlich nur dadurch, daß seine Seehäfen die Zufuhren der Produkte von Java nicht mehr mit Antwerpen theilen, sondern allein erhalten, und daß die Culturen dieser großen — von der Natur so sehr gesegneten Insel in der letzten Zeit eine bewundernswürdige Zunahme erfahren haben. Dieses letzte möchte indessen nicht ganz auf einer natürlichen Entwickelung der Dinge beruhen, denn um die Zustimmung der Generalstaaten zu den Anleihen, welche in den letzten Jahren auf die Firma der geheimen Colonialkasse gemacht worden, zu erhalten, war die Regierung genöthigt, eine große Masse von Produkten nach dem Mutterlande zu bringen, und zu dem Ende viele Culturen für ihre Rechnung betreiben zu lassen, unbekümmert, ob dieselben einen wirklichen Vortheil abwerfen oder nicht. Ob dieses als ein Akt hoher Regierungsweisheit zu betrachten sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Gewiß ist aber, daß auf Java laute Klagen gegen das unterdrückende Regierungssystem geführt werden.

Wir glauben nun zur Genüge gezeigt zu haben, daß die gegenwärtige Zollgesetzgebung Hollands eben so sehr gegen sein eigenes Interesse verstößt, als gegen das Interesse des hinter ihm gelegenen Binnenlandes. Die großen Gebrechen derselben werden im Lande selbst sehr empfindlich gefühlt, und besonders erzeugen die vielen von der französischen Administration beibehaltenen Weitläufigkeiten und Formalitäten einen großen Unwillen. Nach den Beobachtungen, die wir im Lande zu machen Gelegenheit hatten, spricht sich die öffentliche Meinung dahin aus, daß bei Vereinfachung der gegenwärtigen sehr kostbaren Administration ermäßigte Zollsätze einen größeren reinen Ertrag der Staatskasse liefern würden, als die gegenwärtigen. Das Verharren in einem solchen

Syſteme kann daher nicht wohl anders als dem nämlichen Geiſte zugeſchrieben werden, von dem der berüchtigte fünfzehnjährige Streit über die Frage: „jusqu'à la mer ou dans la mer“ und die neunjährige Beibehaltung des status quo ausgegangen ſind. Nach unſerer Anſicht hatte der deutſche Staatsmann bei Unterhandlungen über einen Handelsvertrag dieſen unverkennbaren Geiſt der Gegenpartei ſcharf aufzufaſſen, und demſelben eine würdevolle unbeugſame Haltung entgegen zu ſetzen. Ob die preußiſchen Commiſſäre, welche die Unterhandlungen geleitet, die Lage der Dinge aus dieſem Geſichtspunkte aufgefaßt haben, möchte einigermaßen zu bezweifeln ſeyn.

Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man den Staatsmännern, welchen in der letzten Zeit die Leitung der Handelsintereſſen der Niederlande oblag, tiefe praktiſche Kenntniſſe der Bedürfniſſe ihres Vaterlandes zuſchreiben wollte; und doch herrſchen hierüber noch ſehr irrige Meinungen. So weit wir beobachten konnten, zeigten dieſelben im Gegentheile gar häufig ein Schwanken im Guten und ein hartnäckiges Feſthalten in Grundſätzen, die als ſchädlich für das Gemeinwohl betrachtet werden, und die ſich auch durch die Erfahrung als ſolche bewährt haben.

Sollen wir unſere Anſichten über den mit Holland abgeſchloſſenen Handelsvertrag kurz zuſammenfaſſen, ſo däucht uns, man hätte vor Allem auf gänzliche Aufhebung ſeines höchſt unpopulairen neuen Getreidegeſetzes andringen und unwiderruflich darauf beſtehen ſollen. Iſt auch dieſes Geſetz in Zeiten, wo hohe Getreidepreiſe ſtattfinden, für den Verkehr mit Holland eigentlich unſchädlich, ſo verhält es ſich ganz anders bei einem niedrigen Stande dieſes Artikels; und der Staatsmann darf ſich in ſeinen Verfügungen nicht blos von den Bedürfniſſen des Augenblicks leiten laſſen, ſondern hat auch die Zukunft abzuwägen. Die Natur läßt zum Beſten der Menſchheit ergiebige Ernten weit häufiger eintreten, als ſchlechte; und folgen mehrere der erſtern auf einander, ſo bleibt es nicht aus, daß die Getreidepreiſe auf einen ſehr niedrigen Standpunkt ſinken, der eine wahre Calamität für den Landmann mit ſich führt. Nach der neuern Geſtaltung des Getreidehandels waren in ſolchen ungünſtigen Epochen die Verſendungen nach den holländiſchen Märkten, verbunden mit einigen Ankäufen, welche von engliſchen Spekulanten gemacht wurden, um einen

günstigern Augenblick für den Verkauf abzuwarten, der Hauptausweg, welchen das nördliche Europa für seinen Getreideüberschuß fand. Und der wichtigste Theil dieses Ausweges muß durch die neuen holländischen Gradationszölle gerade in Zeiten, wo der Landmann denselben am meisten bedarf, nothwendig eine gewaltsame Beschränkung erfahren. War dieses nicht ein Punkt, der in den Unterhandlungen über den in Rede stehenden Handelsvertrag die höchste Aufmerksamkeit verdiente?

Sodann war von Holland eine gänzliche Revision seines Zolltarifs auf einen Fuß, wie solchen das gegenseitige Interesse erfordert, zu verlangen. Sind auch seine Zollsätze von den meisten Artikeln ungleich mäßiger, als die der Vereinsstaaten, so entsprechen sie doch, wie wir bereits angeführt, durchaus nicht den Bedürfnissen des Zwischenhandels, bei dem das hinter ihm gelegene Binnenland in so hohem Grade interessirt ist, da der Flor dieses Handels keinen geringen Einfluß auf den Absatz seiner Produkte — besonders die der Industrie — äußert. In frühern Zeiten begünstigte Holland den erwähnten Handel durch sehr niedrige Zollsätze, bei denen sich Waaren aller Art in solchem Ueberflusse auf seinen Märkten sammelten, daß Fremde gar häufig Veranlassung fanden, sich daselbst zu versorgen, anstatt die Befriedigung ihrer Bedürfnisse an der Quelle zu suchen. Den Verlust solcher Märkte kann derjenige Theil der Vereinsstaaten, welchem der Rhein als natürliche Wasserstraße dient, nicht anders als sehr empfindlich fühlen. Die meisten Fabrikanten würden gewiß weit lieber ihre Fabrikate auf nahen Märkten mit einem mäßigen Gewinn verkaufen, als damit einen precären Absatz in entfernten transatlantischen Ländern suchen. So viel auch über die Handelsverhältnisse mit Holland geschrieben worden, so ward doch immer dieser Hauptpunkt einer Verständigung über die gegenseitigen Interessen übersehen; selbst die deutschen Staatsmänner scheinen von seiner Wichtigkeit nicht genug durchdrungen zu seyn.

Bei der so sehr gestiegenen Concurrenz fragt es sich, ob selbst die Wiederherstellung der früheren niedrigen Zollsätze die Bedürfnisse Hollands in Beziehung auf den Zwischenhandel ganz befriedigen würde. Hamburg und Bremen haben ihm in vielen Zweigen den Vorrang abgelaufen, und um mit diesen Seeplätzen zu concurriren, muß seine Zollgesetzgebung nothwendig dem Handel

die nämlichen Vortheile gewähren, wie die der letztern. Dieſes wird aber, wenn man auch den angedeuteten Gebrechen ernſtlich abzuhelfen beabſichtigt, aus finanziellen Rückſichten in einem Lande, wie Holland, nie ganz auszuführen ſeyn. Das einzige Mittel, welches ſich zur Erreichung dieſes hohen Zweckes denken läßt, beſteht unſeres Erachtens in der Errichtung von ein Paar Freihäfen. * Ueber die Wahl der Städte, welchen dieſes Vorrecht zu ertheilen wäre, ohne dadurch eine Ungerechtigkeit gegen den übrigen Theil des Landes zu begehen, könnte die holländiſche Regierung nicht wohl in Verlegenheit kommen, da der Handel überall ſeine Centralpunkte hat, und nach der Natur der Sache nur dieſe von Freihäfen erhebliche Vortheile ziehen. — Die Idee von der Errichtung von Freihäfen iſt in Holland keineswegs neu. Sie ward ſchon unter der Republik in der Periode aufgefaßt, wo Hollands Welthandel die ſteigende Concurrenz anderer Nationen zu empfinden anfing und mit einer ſichtbaren Gefahr bedroht war. Wahrſcheinlich waren es Beſorgniſſe, die Verbindungen zwiſchen den großen Seeſtädten und dem übrigen Theile des Landes erſchwert zu ſehen, welche die damalige Regierung bewogen, auf dieſes Mittel zu verzichten, und dagegen ſehr niedrige Zollſätze einzuführen, welche dem Handel alle mögliche Erleichterung gewährten. — Wir geben zu, daß bei Errichtung von Freihäfen die Eingangsabgaben etwas höher ſeyn können, als die durch das berühmte Plakat von 1725 feſtgeſetzten. Es iſt aber zu berückſichtigen, daß Holland ein Land iſt, wo der Schleichhandel von Waaren, deren Werth nicht ſehr gering iſt, zu der mäßigen Prämie von 5 bis 6 % getrieben wird, und daß der größere Theil des Volks die gegenwärtige koſtbare Zolladminiſtration nichts weniger als aus einem günſtigen Geſichtspunkte betrachtet. In einem ſolchen

* Unter Freihäfen verſtehen wir nicht bloße freie Niederlagen in einem abgeſchloſſenen Raume, wie die in einigen Städten am Rhein beſtehenden. Dieſe ſind nichts Anderes, als was die Entrepots in Frankreich und die Docks in England ſind. Ein wirklicher Freihafen muß von allen Zollanſtalten befreit ſeyn, damit der Handel ſich ganz frei bewegen kann, wie z. B. in Trieſt. Dieſer Platz hat das ſchwunghafte Aufblühen ſeines Handels gewiß in keinem geringen Grade einer ſolchen Freiheit zu verdanken.

Lande, däucht uns, sollten die Zölle merklich unter Prämie der Contrebande bestimmt werden, und etwa nur die Hälfte derselben betragen.

Im Wesentlichen handelt es sich davon, daß der westliche Theil der Vereinsstaaten an den Seeplätzen des vor ihm gelegenen Küstenlandes einen Handelsfactor finde, der ihm die nämlichen Vortheile für den Absatz seiner Natur- und Industrieprodukte gewähre, wie Hamburg und Bremen den an der Elbe und Weser gelegenen Gegenden. Offenbar muß eine Verständigung über gegenseitige Handelsinteressen mit Holland hauptsächlich dieses zum Ziele haben. Wie aber durch den abgeschlossenen Vertrag ein wichtiger Schritt zu einer solchen Verständigung geschehen seyn soll, sehen wir nicht ein, was auch in den öffentlichen Blättern, besonders durch Berliner Artikel, darüber gesagt werden. Sollen wir unsere Meinung frei aussprechen, so können wir nicht umhin zu bemerken, daß es uns im Gegentheil scheint, man habe sich durch den abgeschlossenen Vertrag eher von dem beabsichtigten Ziele entfernt, als demselben genähert.

Durch die Gleichstellung des Zolles von Lumpenzucker mit dem von anderem raffinirtem Zucker in den Vereinsstaaten war den holländischen Raffinadeurs ihr Hauptabsatz entzogen. Ihre Klagen hierüber ließen sich sehr laut vernehmen, und waren unstreitig für die holländische Regierung die Haupttriebfeder, zu Unterhandlungen uber einen Handelsvertrag die Hand zu bieten. Nachdem nun diese mächtige Stimulanz verschwunden ist, liegt es offenbar nicht in der Natur der Sache, daß fernere Unterhandlungen zur Verständigung über die wirklich obwaltenden Interessen auf einen Fuß, wie wir angedeutet, weit schwieriger seyn werden, als wenn noch nichts geschehen wäre. So wie die Sachen standen, glauben wir, daß es höchst zweckmäßig gewesen wäre, zuerst einen Vertrag mit Hamburg und Bremen abzuschließen, und denselben in Erwiederung ihres freisinnigen Handelssystemes einige Erleichterungen in ihrem Verkehre einzuräumen, ungefähr in demselben Geiste, wie von Bayern, Württemberg und Baden gegen die Schweiz geschehen ist — ein Verfahren, worin nichts Anderes als Reciprocität gelegen wäre, zu der sich heut zu Tage alle aufgeklärten Regierungen in Handelsgegenständen laut bekennen. Wäre z. B. der Eingangszoll des raffinirten Zuckers jener

Hanseſtädte um 1 Thlr. pr. Cent. ermäßigt worden, ſo hätte ſich die laute Unzufriedenheit der holländiſchen Raffinadeurs noch vergrößert, und die Regierung wäre genöthigt geweſen, noch ernſtlicher auf die Abhülfe ihrer Klagen bedacht zu ſeyn. In den zu dem Ende gepflogenen Unterhandlungen hätte man ruhig den holländiſchen Commiſſairen entgegenhalten können, daß, wenn ſie dem Handel der Vereinsſtaaten die nämlichen Erleichterungen gewährten, welche derſelbe in den Hanseſtädten findet, die dieſen eingeräumten Vortheile ſofort auf Holland übergehen ſollten. Was hätten ſie hierauf, ſo wie auf die Bemerkung, daß die gegenwärtige holländiſche Zollgeſetzgebung im Lande ſelbſt von dem aufgeklärteren Theil des Publicums als ein Zwitterding betrachtet werde, erwiedern können?

Nach den öffentlichen Blättern ſollen gegenwärtig Unterhandlungen mit Hamburg und Bremen über einen Handelsvertrag im Gange ſeyn. — Nach demjenigen, was wir bereits von dem Handelsſyſteme dieſer beiden Freiſtädte angeführt, wird es ſehr ſchwer ſeyn, ſich zu überzeugen, daß große Schwierigkeiten dem Abſchluſſe des Vertrages im Wege ſtehen. Würde es nicht die höchſte Ungerechtigkeit ſeyn, den freundlichen deutſchen Schweſterſtädten dasjenige zu verſagen, was einem nichts weniger als freundlichen fremden Nachbarſtaate eingeräumt worden? England hat in der neueren Zeit auf den Abſchluß von Verträgen mit ſolchen kleinen Freiſtaaten, welche Centralpunkte für den Handel ſind, einen großen Werth gelegt, wovon die von den Miniſtern im Parlamente gemachten Erklärungen zeugen. Jene Hanseſtädte ihre Schwäche fühlen zu laſſen, um ſie, wenn das Vereinsgebiet ſich im Laufe der Zeit bis an die Ufer der Nordſee ausdehnen ſollte, zum Beitreibe zur Union geneigter zu machen, wäre nach unſerer Anſicht nicht allein unedel, ſondern ſelbſt gegen die Regeln der Staatsklugheit verſtoßend, indem, wenn der gedachte, eben nicht ſehr wahrſcheinliche Fall einträte, es im Intereſſe des Vereines liegen würde, ſolche Centralpunkte des Handels in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen zu laſſen.

Auch von Unterhandlungen mit Belgien über einen Handelsvertrag wird geſprochen. So weit wir zu urtheilen vermögen, wird der Verkehr Deutſchlands mit dieſem Staate nie ſo lebhaft werden, als der mit Holland. Wie Individuen, kaufen auch die

Nationen nur dasjenige von Fremden, was sie nicht in sich selbst besitzen. Nun ist bekanntlich Belgiens Ackerbau, so wie seine Industrie, sehr blühend, und seine Bedürfnisse fremder Gegenstände müssen daher weit geringer seyn, als die Bedürfnisse Hollands. In einem Lande dieser Art hat auch der Gesetzgeber mehr Rücksichten des Ackerbaues und der Industrie zu beobachten, als in Holland, daher Belgiens Zollgesetzgebung in manchen Artikeln höhere Sätze beibehalten wird, als die holländische. Dessen ungeachtet verdient die Erleichterung des Verkehres mit einem so wohlhabenden benachbarten Lande alle Aufmerksamkeit. Sind die Belgien durchziehenden Eisenbahnen bis an die Gränze, wo sie mit der von Cöln ausgehenden in Verbindung kommen, vollendet, so entsteht für die beiderseitigen Regierungen eine doppelte Aufforderung, auf diesen Zweck hinzuarbeiten. Nach Vollendung dieser neuen Communicationsmittel wird Antwerpen im Stande seyn, als ein stärkerer Rival in der Versorgung Deutschlands mit überseeischen Erzeugnissen, so wie in der Versendung deutscher Industrieproducte nach andern Welttheilen, gegen Holland aufzutreten, und für ein Binnenland ist Rivalität seiner Handelsfacteren immer von Wichtigkeit. Solange aber Holland im Besitze des reichen Java's bleibt, wird es in ersterem Punkte ein großes Uebergewicht gegen Belgien behaupten.

Selten hat ein Regierungsakt die öffentliche Meinung weniger befriedigt, als der mit Holland abgeschlossene Handelsvertrag. Es ist keine außerordentliche Erscheinung, daß der Mensch in seinem Urtheile mehr durch ein gewisses dumpfes Gefühl geleitet wird, als durch eine richtige gründliche Kenntniß des Gegenstandes, und dieses scheint uns auch in dem vorliegenden Falle in keinem geringen Grade stattgefunden zu haben. Waren gar viele der, von den Gegnern des Vertrages vorgebrachten Gründe der Art, daß solche als Waffen gegen sie selbst gebraucht werden können, so erscheinen uns doch — wir wiederholen es — die Gründe, womit derselbe in verschiedenen öffentlichen Blättern vertheidigt werden, noch ungleich schwächer, ja einige derselben möchten an Mangel an Sachkentniß, und selbst an Ungereimtheit schwerlich zu übertreffen seyn. Bekanntlich war der Vertrag in mehreren constitutionellen Staaten des Vereins ein Gegenstand lebhafter Kammerdebatten, und seine Annahme erfolgte hauptsächlich nur auf

den Grund, daß durch denſelben den Conſumenten, und folglich der Geſammtmaſſe der Einwohner, keine größere Bürde, als die bisher getragene, auferlegt wird, weil bloß geringere Zollſätze, und keine höhere eingeführt werden. Wahrſcheinlich wurden die meiſten Regierungen der Vereinsſtaaten durch die nämlichen Beweggründe zur Ratification des Vertrages beſtimmt; denn trügen nicht alle Gerüchte, ſo fand die von Preußen abgeſchloſſene Uebereinkunft nichts weniger als ungetheilten Beifall unter den nach Berlin abgeordneten Commiſſairen. Aehnliches ſoll auch unter den preußiſchen Finanzmännern der Fall geweſen ſeyn; ja, ſind wir nicht unrichtig unterrichtet, ſo ging in Berlin ſelbſt eine Sage, der Vertrag ſey nicht das Werk des Handelsminiſteriums, ſondern dieſem durch einen Akt der Machtvollkommenheit vom Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zur Unterzeichnung zugeſandt worden. Wir ſind weit entfernt, dieſem einigen Glauben zu ſchenken, da ein ſolches Verfahren allzuſehr gegen die ſonſtige Weisheit der preußiſchen Regierung ſtreiten würde; indeſſen däucht es uns nicht gegen die Klugheit zu verſtoßen, ſolche ungereimte Behauptungen durch die Regierungsorgane ſcharf rügen zu laſſen, da ein Stillſchweigen darüber gar geeignet iſt, denſelben bei dem Publikum, welches das Grelle ſo gern auffaßt, Eingang zu verſchaffen, was bei ſpäteren Verhandlungen über ähnliche Fragen in den Kammern der conſtitutionellen Staaten ſehr leicht von nachtheiligen Folgen ſeyn könnte.

Im Publikum erhebt ſich auch eine gewiſſe Stimme gegen die Suprematie, welche einer der Vereinsſtaaten in der Regulirung der gemeinſchaftlichen Handelsintereſſen über die andern ausüben ſoll. Wir vermögen nicht zu beurtheilen, in wie fern dieſe Behauptung gegründet iſt; inzwiſchen glauben wir nicht unbemerkt laſſen zu dürfen, daß in einem Staatenvereine, welcher bloß die Verſchmelzung gemeinſchaftlicher Handelsintereſſen zum Zweck hat, die in einem politiſchen Bündniſſe obwaltenden Rückſichten gegen die Macht des Stärkern, welche den Schwächeren zu ſchützen hat, wegfallen, und daß in einem Vereine der erſteren Art bloß der Sachkenntniß und Intelligenz eine Suprematie gebührt. Vielleicht waltet in dieſer Hinſicht unter den kleineren Staaten der Union noch ein gewiſſer Mangel an Selbſtvertrauen ob, da ihnen die Berathung von Handelsintereſſen, wie ſie die

gegenwärtige Lage der Dinge erfordert, nicht anders als neu ſeyn kann.

Hat der abgeſchloſſene Handelsvertrag die in Deutſchland gehegten Wünſche nichts weniger als befriedigt, ſo ward ihm auch in den Niederlanden kein ungetheilter Beifall zu Theil. Die öffentliche Preſſe daſelbſt hat ſich dahin ausgeſprochen, der Vertrag enthalte zu wenig liberale Grundſätze, und man ſolle ſich die Conceſſionen nicht abzwingen laſſen, ſondern vielmehr mit denſelben entgegenkommen, wenn ſie im Intereſſe des Landes liegen.

H. F. Oſiander.

Die Baukunst in Deutschland.

Wer Mängel rügen will, wer ein günstiges Urtheil über öffentliche Werke zu begründen und seinem Tadel Vorschläge möglicher Verbesserungen beizugeben hat, der thut immer am Besten, wenn er damit beginnt, die Grundsätze voranzustellen, von welchen er ausgeht. Es wird dadurch viel unnützes Gerede und Streit vermieden, und der Leser, welcher der entgegengesetzten Meinung ist, hat wenigstens den Vortheil, gleich im Beginnen ehrhafte Ursachen zum Ueberschlagen des ganzen Artikels zu finden.

So möge denn das Glaubensbekenntniß voran geschickt werden, daß der Verfasser in den schönen Künsten und auch in der, aus einer schönen und einer nützlichen gemischten Baukunst keinen anderen obersten Grundsatz erkenne, als das Wahre. Je genauer ein Bauwerk die Erfüllung des wohlüberdachten Zwecks seiner Einrichtung ausdrückt, je zweckmäßiger es sich an Oertlichkeit und Nachbarschaft anschließt, je tüchtiger der vorhandene Stoff bearbeitet und benützt ist, desto vollkommener erscheint es ihm, und er muß daher einem oberbayerschen Bauerhaus als Bauwerk unbedingt den Vorzug vor der Börse und der Magdalenenkirche zu Paris, vor den in Scheinpaläste gruppirten Bürgershäusern um den Regents-Park in London geben. Er glaubt den Styl durch die Umgebungen, durch klimatische Verhältnisse, durch den Stoff, mit welchem man bauen muß, bedingt, erklärt sich also für einen Gegner des vermeintlich objectiv Schönen, und nimmt das Nützliche, Zweckgemäße für die Hauptsache, die Zierden aber für eine wünschenswerthe Beigabe.

Auf dieſes Credo könnte ein ſehr langes Confiteor folgen. Wir finden im deutſchen Vaterlande nur die Sitze der geiſtlichen Fürſten und die Oertlichkeiten zu Klöſtern ſinnig und weiſe gewählt. Die weltlichen Reſidenzen entſtanden meiſt eben ſo zufällig als die Fürſtenthümer ſelbſt, und man ſagt beſtimmt nicht zu viel, wenn man jene Spiegel der leidensvollen deutſchen Geſchichte im Allgemeinen, und der Landesgeſchichte im Beſondern nennt. Unter den neu errichteten haben zwar Mannheim und Raſtatt eine für den Verkehr günſtige, aber für einen Fürſtenſitz gewiß paſſendere Lage als Heidelberg und Baden; Ludwigsburg und Carlsruhe werden ewig wieder für ihr Daſeyn um Verzeihung bitten müſſen. Es iſt nach Kräften daran gearbeitet worden, die alten Reichsſtädte herunter zu bringen, und dieſe gerade blühen nun vor Allen bei den erſten günſtigen Umſtänden wieder fröhlich auf, während die Reſidenzen nur durch Hof, Kanzlei, Beſatzung in ſehr untergeordneter gewerblicher Thätigkeit und ſehr mäßigem Wohlſtande ſich zu erhalten vermögen. Während in den alten gewerbereichen Städten die Wohnungen ſich in den möglichſt engen Raum zuſammendrängen, und alle öffentlichen Gebäude von wohl überdachter Anwendung großer Geldmittel zeugen, haben die neuen Anlagen aller deutſcher Reſidenzſtädte — Wien allein ausgenommen — etwas Geſpreiztes, in die Länge Gezogenes, und man bemerkt in ihnen mit Schmerzen den Kampf der Anſprüche mit den vorhandenen Geldmitteln, die Verſchwendung des Raums und die Aermlichkeit der ſtädtiſchen Anſtalten. Selten verleihen ihnen Waſſer Kräfte oder natürliche Straßenzüge jenes eigenthümliche, durch alle Stufen der Geſellſchaft vertheilte Leben, welches den Gewerbeſtädten einen ſo beſonderen Reiz verleiht, und man kann ſich eines bänglichen Vorgefühls nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß andere Zeiten nicht nur auf das Mehr und Minder des Wohlſtands, ſondern auf die ganze gewerbliche Grundlage dieſer Städte zerſtörend wirken können. Zudem ſind in Plan und Ausführung der Schlöſſer und Regierungsgebäude nicht nur der manierirte Styl der Zeit von 1660 — 1740, ſondern auch die individuellen Launen des Bauherrn nur zu ſichtbar, überall iſt ein Verſailles ohne die Geldmittel eines Ludwigs XIV. zu ſchauen. Oft vollendet nachläſſige Unterhaltung ein begraster Hof, ein verwilderter Schloßgarten, ein nachläſſig gekleideter Schloßwart

das unliebliche Bild, wenn die Residenz verlassen ist, und beinahe überall wähnt man eher in der Vorstadt einer großen Stadt zu seyn (wie im neuen Quartier jenseits Regentspark in London) als in der Residenz selbst.

Seit der Wiederherstellung des Friedens ist in Deutschland unglaublich gebaut worden, und im Ganzen tüchtiger, wöhnlicher und vernünftiger als in früheren Zeiten. Der eigentlichen Luxusgebäude sind wenige, der nützlichen unglaublich viele entstanden. Doch ist überall Vorherrschen des Styls der örtlichen Schulen, Tasten und Versuchen, Haschen nach Effect bemerkbar. Was einen Palast ziere, etwa einem Bürgerhause nicht anstehe, will noch eben so wenig begriffen werden, als was im gesellschaftlichen Leben den verschiedenen Stufen der bürgerlichen Gesellschaft als Grundbedingung anhänge. Der baare gesunde Menschenverstand, welcher das Zweckmäßigste durch die einfachsten Mittel erreicht, hat die neuern Baukünstler noch nicht gehörig durchdrungen, sie spielen mit den Formen und Zuthaten der alten Welt, ohne diese in sich wieder zu gebähren, und manche deutsche Stadt wird noch Jahrhunderte lang sich über die tollen Launen eines längst verstorbenen Baumeisters eben so zu ärgern haben, wie Paris über seine Barrierengebäude von Le Deur.

Die katholischen Städte zeichneten sich in mehrfacher Beziehung vor den protestantischen aus. Sie waren dem Hergebrachten treuer geblieben, der Kunstfleiß hatte auf Mauer und Thorthurm noch nicht zerstörend gewirkt, auf dem schönsten Punkte vor der Stadt war ein Kapuzinerkloster mit Garten und Wäldchen, ein Kalvarienberg oder ein Landhaus für die Väter der Gesellschaft Jesu, wie eine Art vorgeschobener Posten, zu sehen. Im Innern schatteten sich sorgfältig unterhaltene (nur zu sehr modernisirte) Kirchen, Gebäude für die Geistlichkeit, Klöster und Wohnungen des Adels charakteristisch von einander ab. Alles war tüchtig und solid, zuweilen für die Zeit der Entstehung wirklich schön, und mit sichtlicher Benutzung italienischer Kunstansicht und Kunstübung gebaut. Die Frescobilder an den Stirnseiten der Häuser, wie im Innern der Kirchen, geben, mit der bunteren Bekleidung der Weiber, ein südliches Ansehen, und wenn die Nepomuke auf den Brücken und die Ignaziusse über den Kirchthüren auch nicht gerade Meisterwerke waren, so zeigten sie doch wenigstens den

Drang zu Verschönerung des täglichen Lebens, die Anerkennung des Werthes der Kunst.

Da die Reichsstädte Kraft und Macht besaßen, als die Reformation begann, und überall in deutschen Landen den lautesten Anklag fand, so wurden sie alle, so weit man sie von Außen nicht behinderte, protestantisch, und bilden daher den grellsten Gegensatz in der ganzen Gestaltung des Lebens und der äußern Erscheinung mit den katholischen Residenzen, besonders den geistlichen. Nürnberg und Lübeck können als Urform für das mittlere und nördliche Deutschland gelten, wie Prag und München für die katholischer Residenzen, und die halbfreien Erfurt und Breslau für die Mischung, nebst der Reichsstadt Augsburg und der Residenzstadt Mannheim. Köln a/R. und Aachen blieben die einzigen rein katholischen Reichsstädte von Bedeutung, und bildeten sich in finsterer Abgeschiedenheit in jeder Beziehung eigenthümlich aus. Als Repräsentant der protestantischen Modernität muß zuerst Berlin genannt werden. Dresden hatte durch seinen streng katholischen Hof schon eine fremdartige Zugabe, und diese ist in den Bauten sichtbar, welche der Zerstörung im siebenjährigen Kriege folgten. Wien ist auch in dieser Hinsicht eigenthümlich und durch Einflüsse nicht deutscher Staaten gestaltet, welche von dort aus beherrscht werden. Aber Eins hat es mit den protestantischen sowohl als katholischen Residenzstädten gemein, und dieses ist die stoßweise Gestaltung. Alle seine neueren Bauten sind aus der Epoche von 1720 — 40, oder der von 1816 bis jetzt, und so ist es beinahe überall, wo nicht aller Reichthum, bleibende Vortheile für Handel und Gewerbe, und Unabhängigkeit der Stadtbehörden eine organische Ausbildung herbeigeführt, erhalten und eigenthümlich gestaltet haben.

Die protestantischen Residenzen zeigen auch in ihrem Aeußern den Sieg der Staatsgewalt über die privilegirten Stände, das Uebergewicht der Beamten, des beweglichen Kapitals, des Vorschritts mit der Zeit. Eine Gleichheit, welche oft sich des niederländischen nähert, drückt auf ihre Häuser. Schulen, Fabriken und Kasernen sind ohnehin unmalerischer als Klöster, Domherrnhäuser und Brüderschaftskapellen. Ueberdies wurde für aufgenommene Hugenotten, und von diesen eilig und daher oft ärmlich gebaut, und gerade in der Zeit des tiefsten Verfalls des guten Geschmacks

(wie zu Berlin, Kassel, Hanau und Erlang). Die neu entstandenen Vorstädte bewirkten das Einreißen der alten Ringmauern und Thorthürme, wodurch die Physiognomie der Städte unwiederbringlichen Verlust erlitt, und wozu der Befehl des tonangebenden Ludwigs XIV., alle Städte des Elsasses offen zu machen, welche nicht Festungen seyen, — das Signal gegeben zu haben scheint. Wir wollen bei dieser Veranlassung gestehen, daß hier gerade das Schöne und das Nützliche und Wünschenswerthe in einen harten, schwer zu vermittelnden Konflikt kommen. Für Beibehaltung sprechen historische Erinnerung, bestimmter Umriß, Schutz gegen herumziehendes Gesindel in »Friedens« wie in Kriegszeiten. Die Wegschaffung dagegen wird durch die Höhe der Frachtwagen, die Gefährlichkeit der Engsale, die Möglichkeit bevorwortet, daß ein kurzer, zu Deckung eines Rückzugs nothwendiger Widerstand die Stadt allen Gräueln des Kriegs aussetzen könne, wozu noch auf der Wasserseite die schwierigere Benutzung des Flusses bei Feuersnoth, die allgemeine Rücksicht für Gesundheit und Unbequemlichkeit der Einwohner und die Ersparung der Erhaltungskosten kommen. Somit scheint es, daß das Opfer zwar schmerzlich aber nothwendig seye, wenn man nicht die Thürme monumental stehen lassen und umgehen kann, wie die 3 Thürme an den alten Umfassungen der Südseite zu Bern, das Isarthor zu München und das Eschenheimer Thor zu Frankfurt a/M. Jedenfalls sollte man von den Stadtmauern nicht mehr einreißen, als der Verkehr mit den Vorstädten und der Luftzug der Straßen der inneren Stadt erfordern, die Graben zwar trocken legen und auf möglichst geringe Breite ausfüllen, aber nicht gänzlich abschaffen, und die Thürme, wo nur immer thunlich, erhalten.

Wenn die protestantischen Städte durch ihr Verhängniß unmalerischer geworden sind, als die katholischen, so haben sie dennoch Einen Vorzug vor diesen, sie haben den altdeutschen Baustyl an Kirchen und öffentlichen Gebäuden rein erhalten, oft vernachlässigt, aber nicht zerstört und durch falsche Beigabe des Jesuitenstyls verunstaltet.

Die Anerkennung der Vortrefflichkeit des altdeutschen, fälschlich sogenannten gothischen Baustyls mag hier, als an der passendsten Stelle, ihre Erwähnung finden.

Wie in so vielem Andern, auch in der Wiederweckung des Volkslieds, ging England allen Völkern deutschen Stammes voran.

Es war in ihm das Selbstbewußtseyn, und die Anerkennung seiner geschichtlichen Grundlagen nie so verkümmert und gestört worden, wie den festländischen Schwestervölkern. Zuerst in England dachte man an Wiederherstellung im Style der gothischen Gebäude, obgleich die störenden neueren Zuthaten beinahe überall mit zu großer Schonung beibehalten werden. Erbauung neuer Kirchen, Rathhäuser ꝛc. im gothischen Style wurden zuerst dort mit großem Erfolge versucht, und diese Anerkennung des Alten ging sogar theilweise nach dem sonst so ganz modernen Nordamerika hinüber. Ob schon der genehmigte Plan zum neuen Parlamentshause im s. g. flourish d gothic keineswegs befriedigt, und der auf einen Hospital wie der von Christ-church rathen läßt, als auf den Sitz zweier Kammern, so ist er dennoch gewiß für diesen Zweck, diese Nachbarschaft, allem falsch griechischen unbedingt vorzuziehen, und die kleine englische Kirche zu Paris, Rue Daguesseau, würde schwerlich von einem andern als einem englischen Baumeister so einfach, zweckgemäß und charakteristisch zugleich vor und in ein ehemaliges Wagenmagazin gebaut werden seyn.

Die Wieder-zu-Ehrenbringung des altdeutschen Baustyls verdanken wir Deutschen vorzüglich Göthe, und seinem Aufenthalte in einer Stadt, wo die Grundbedingungen des deutschen Lebens gerade durch den Gegensatz des französischen Regiertwerdens mit erfreulicher Stärke und rührender Standhaftigkeit noch immer hervortreten. Mit seinen Strebungen fallen Herder's Bearbeitungen des Volkslieds zusammen. Später, während der Gräuel der französischen Zwingherrschaft gab Meller das Werk über den Kölner Dom heraus, sammelte Boisserée in gleichem Sinne die Gemälde der niederdeutschen Schule, arbeiteten viele ehrenwerthe Forscher, vereint mit englischen, an der Geschichte der alten Baubrüderschaften und Grußmaurerhütten, und so zeigte sich das erwachte Selbstbewußtseyn des deutschen Volks in einer allgemeinen, oft zärtlichen Liebe für eine tüchtige, eigenthümlich ausgebildete Vorzeit. Es kommt überhaupt im Leben eines Volks nie eine Erscheinung vereinzelt. Wenn ein neuer Quersaden das endlose Gewebe verlängern soll, so heben sich alle Längensaden zugleich, und fallen auch zugleich eingreifend wieder herab, um den neuen Ankömmling in sich aufzunehmen.

So ist auch bei dem, sich nach allen Seiten bewegenden Kunstleben Münchens der altdeutsche Baustyl bedacht, und mit der

schönen Mariahilfkirche in der Vorstadt Au das erste Beispiel für Deutschland gegeben worden, wie man in diesem Style Neues und Vortreffliches noch jetzt auszudenken und auszuführen vermöge. Nur ist zu bedauern, daß die Ebene und nicht der dahinter sich hinziehende Bergrücken zur Oertlichkeit erwählt worden ist. Denn es liegt im Geiste der Deutschen des Mittelalters, so wie in dem der alten Griechen, daß sie die Tempel auf die überragende Anhöhe setzten, zugleich als Mittelpunkt der Befestigung und als Haupt oder Krone der Häusergruppe.

Wenn die von Schinkel erbauten Werder'sche Kirche in Berlin auch in keiner Beziehung sich mit jener messen kann, so ist sie dennoch als Gegenstück zu vielen architektonischen Gräueln zu loben, welche die Jahre vor ihrer Wiederherstellung in ihre Nähe gepflanzt hatten.

An diese gothischen Neubauten reihen sich zahlreiche Wiederherstellungen und Enthäßlichungen. Preußen ging hierin mit dem Hochmeister — Palaste zu Marienburg voran. Die schöne Kirche Marie zur Stiegen in Wien kann als Anfang einer neuen Aera daselbst angesehen werden, von welcher St. Stephan seine Reinigung und Entlastung von modernen Zuthaten, die Sicherung der aus dem Lothe gewichenen Thurmspitze, ja vielleicht den Ausbau des südlichen Thurms erwartet. Auch St. Michael, die Augustinerkirche und die alte Kapelle in der Burg daselbst dürfen mit Recht auf Erneuerung von der Hand einer Regierung hoffen, welche die geschichtliche Grundlage mehr als jede andere ehrt, und dieses um so zuversichtlicher, als die Modernität der seit der letzten Türkennoth wieder aufgebauten Vorstädte einen Gegensatz im Baustyle der Altstadt hervorruft.

Bayern's berühmteste Dome, zu Speyer, Bamberg und Regensburg, sind möglichst schonend im Ungedanken des Gebäudes und mit Benutzung der wiedererweckten Glasmalerei hergestellt worden. Vorzüglich aber hat das so charakteristisch-gleichartige Nürnberg für die Ueberwachung zu danken, mit welcher die Regierung die fernere Zerstörung alterthümlicher Häuser hindert, die Wiederherstellung im Geiste des Ganzen, die Wegschaffung störender Zugaben verfügt und gegen manche Einsprüche durchgesetzt hat. Der Director der Nürnberger Gewerbeschule Heideloff hat auch bereits die Genugthuung seine vielseitige Thätigkeit nicht nur

von den Nürnbergern ſelbſt anerkannt zu ſehen, ſondern auch von dem übrigen Deutſchland und dem Auslande, und eine eigene Schule von Arbeitern aller Art anhaltend beſchäftigen zu können, wie ſie die Wiederherſtellung des zu lange vernachläßigten Alten, in Holz, Steine, Thon, gefärbten Glas und Eiſen erheiſcht. Seine Wiederherſtellung der Frauenkirche, zum Behufe des katholiſchen Gottesdienſtes, möchte wohl als einzig und muſterhaft genannt werden, und die des Münſters zu Freiburg im Breisgau ihr am Nächſten kommen.

Wir wollen den herkömmlichen Styl, welcher ſich an die ältere italieniſche Baukunſt, mit Nachahmung antiker Formen und Einhaltung eines hergebrachten Kanon's anlehnt, zu beſſerer Verſtändigung den academiſchen nennen. In dieſem academiſchen Style nun iſt, ſeit Wiederherſtellung des Friedens, unglaublich viel in Deutſchland gebaut worden, im Verhältniß zu dem bereits Vorhandenen am meiſten in München, Darmſtadt, Karlsruhe, Stuttgart und Berlin, in Chemnitz, Leipzig, Zürich desgleichen, weniger in Wien. Kaum wird eine denkbare architektoniſche Aufgabe, vom Palaſte bis zur Markthalle, von der caſemattiſchen Kaſerne bis zum Bahnhofe, ungelöst geblieben ſeyn.

Wir wollen verſuchen, die Grundideen dieſer Strebungen den Leſern ſo deutlich zu machen, als dieſes ohne eigene Anſchauung möglich iſt, denn ſelbſt genaue Zeichnungen geben kein vollſtändiges Bild des Bauwerks, wie es ſich in der Wirklichkeit darſtellt, denn hier wirken Himmel, Hintergrund, Nachbarſchaft, ja es wirkt die Staffage günſtig oder ungünſtig auf ſie ein.

München ſucht den Grundſatz zu bewahrheiten, daß in allen Stylen ſchön und effektvoll gebaut, und daß ohne Schaden für das Ganze eine Sammlung nachahmender Gebäude neben einander in Einer Stadt ſtehen können, wie in einem architektoniſchen Album. Bis jetzt hat man dieſe Nebeneinanderſtellung nur in Städten ſchön gefunden, welche eine lange und wechſelnde Geſchichte hierin darſtellen, oder an Gebäudegruppen, wie die Paläſte des Vatikans und zu Fontainebleau es ſind. Wir müſſen es alſo der Nachwelt überlaſſen, ob ſie auch hier die Vielfältigkeit in der Einheit für Schönheit nehmen, und die klimatiſchen und materiellen Bedingungen nicht hie und da vernachläſſigt finden wird. Auffallen wird es ihr, daß in friedlicher Zeit und in treu ergebener Stadt der

florentinische Styl bei einem neu erbauten Flügel der Hofburg statt des so ornirten, so friedlich einladenden venetianischen gewählt wurde. Denn der florentinische Styl wurde durch die Straßenemeuten der Fabrikarbeiter aufgedrungen, während der venetianische durch die Abwesenheit der Durchfarthen allein einigermaßen bedingt, und schon in Palladio's Bauten in Vicenza diesem Bedürfnisse angepaßt ist. Der niedliche kleine Hof in italienischem Style, welcher sich ganz nahe am Königsbau befindet, würde sich dem Palladiesken Styl freundlicher angereiht haben, als er dem altflorentinischen sich anzureihen vermag. Ferner wollen wir nicht verschweigen, daß wir die Allerheiligen-Kirche umgedreht, und die Thüren mit Löwe und Greif componirt wünschten, welche letztere dem hier beliebten Style nirgends fehlen. Dagegen ist das neue Gebäude für Bibliothek und Archiv wirklich für den gegebenen Zweck gedacht, durch seine Einfachheit imponirend, die Frohnfeste desgleichen. Die Ludwigskirche sowohl als die Basilica dürften, wenn sie vollendet seyn werden, die bezweckte Wirkung schwerlich hervorbringen und an den Privatbauten der prächtigen Ludwigsstraße ermüden die zu ausschließlich angebrachte Bogenfenster.

Der vorherrschende Charakter der Neubauten in den übrigen bedeutenden Städten Deutschlands und der deutschredenden Schweiz ist Modernität, und diese stört weniger im Verhältnisse, in welchem das Alte, Ursprüngliche der Städte unbedeutend, geschmacklos und unzweckmäßig ist, wie in Berlin, Stuttgart, Leipzig und Darmstadt, oder wo es ganz fehlt, wie in Carlsruhe. Zuweilen vermittelt der Genius das Alte gar anmuthig mit dem Neuen, wie bei der Gewerbeschule zu Berlin, dem Casino auf der Pfalz zu Basel ꝛc. Doch ist die Oertlichkeit, das Klima, das Material nicht überall berücksichtigt, wie bei dem sonst effectmachenden Berliner Museum, welches Schinkel, dem königlichen Schlosse gegenüber, erbaut hat, wie bei dem Burgthore und Theseustempel zu Wien, wo die alte Zeit gegen die neue Sturm zu laufen und hiezu die keckſten Gesellen vorangesendet zu haben scheint, während die schönen Neubauten der Münze und des Kriminalgerichts an der Stirnseite der modernen Vorstädte ganz an ihrem Platze sind.

Wir haben, besonders bei den bürgerlichen Neubauten der aufblühenden Handels- und Fabrikstädte zugleich Mäßigung in den Verzierungen, tüchtige Technik und innere Bequemlichkeit zu

leben, und hierin dürften die deutschen Residenzen zurückstehen, denn die Ansprüche im gesellschaftlichen Leben tragen sich hier stets auf die Baustyle über, jedes Haus soll, als kleiner Palast, die Thüre in der Mitte haben.

Hiezu kommt noch, daß in den nun vergrößerten Hauptstädten die Straßen desto enger und unscheinbarer, die Häuser deste ärmlicher werden, je mehr man gegen die Mitte der Stadt vordringt, während in den Gewerbestädten Magazine, übelriechende Gewerke und unscheinbare Tagelöhner-Wohnungen die Peripherie und Ausstrahlungen längs den Landstraßen bezeichnen, und das Leben, der Wohlstand, das Ansehnliche der Straßen, Plätze und einzelnen Gebäude stufenweise, bis zu Rathhaus und Hauptkirche, steigt.

Von dieser beinahe allgemeinen Gestaltung machen zwei Städte erwähnungswerthe Ausnahmen: die Kaiserstadt Wien, wo das aristokratische Princip sich räumlich in der Stadt von dem demokratischen in den Vorstädten aussondert, und auf der Seite der Gewerbestädte, Zürich, wo die Abtragung der Festungswerke, und die dadurch gegebene Gelegenheit überschießen Kapitalien in Neubauten anzulegen, einen Kranz von Häusern um die alte Stadt gewunden hat, welche an Solidität, Wohnlichkeit und Styl einen etwas schneidenden Contrast gegen die Altstadt so lange bilden werden, als der sich mindernde Preis der alten Häuser es nicht möglich und räthlich machen wird, auch diese durch Neubauten zu ersetzen. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl möchte Zürich nebst Baden im Schwarzwald und Chemnitz den Vorschritt der neuen Zeit gegen die alte schärfer ausdrücken, als jede andere deutsche Stadt. Zu bedauern ist, daß weder die Neu-Münsterkirche noch der Hospital Zürichs ihrer dominirender Lage durch dem Styl entsprechen, in welchem sie erbaut sind.

Betrachten wir hierauf die ländlichen Wohnungen, so ist zwar überall größere Sorge für Gesundheit und Bequemlichkeit, wachsender Wohlstand und einige Zier nicht zu verkennen, aber, wie in den Städten, zu bedauern, daß örtliche Gewohnheiten und Bedürfnisse nicht gehörig berücksichtigt worden sind, daß der Landmann aufs Neue in einem Scheiterhaufen wohnt und schläft, nachdem zahlreiche (hie und da sogar rücksichtlich der Assecuranz-Entschädigung nicht unwillkommene) Feuersbrünste Gelegenheit gegeben hatten, den schreiendsten Uebelständen abzuhelfen.

Das deutsche Dorf soll seinem Wesen nach von der Stadt verschieden, ja der Gegensatz dieser seyn, sich in abgesonderte Gehöfte theilen, zwischen Gemüse- und Baumgärten. Räumliche Entfernung soll die Gefahr vermindern, welche den Holzgebäuden bei geringen Hülfsmitteln der Löschanstalten, der Aufbewahrung von Holz-, Heu- und Strohvorräthen droht. Weil unsere alten Dörfer nach diesem vernünftigen Grundsatze gebaut sind, ja in vielen Gegenden nur um die Kirche eine kleine Häusergruppe, sonst aber dieselbe Vereinzelung der Höfe zeigen, wie Tacitus sie beschreibt — darum ist das Land so schön, schöner als Frankreich und selbst ein großer Theil Italiens, wo schlechte Luft und Furcht vor Räubern die Einwohner auf Bergspitzen zusammentreiben, und jede Ortschaft in manchen Provinzen deßhalb amtlich Castello genannt wird.

Die nach Feuersbrünsten wieder erbauten Dörfer haben nun in Deutschland zwar eine regelmäßige Anlage, aber weder erforderliche Sicherung gegen Feuersgefahr durch solide Scheidungsmauern, noch die gehörige charakteristische Durchführung des landesüblichen Styls für Bauernhäuser erhalten, welcher überall sich dem Klima, dem Wirthschaftsbetrieb und dem ganzen Leben des Landvolks enger anschließt, als die Baubehörden zu wissen scheinen. Daß diese vermeidlichen Uebelständen abwehren, die Geldmittel der Bauenden möglichst schonen, und auf Einhaltung der Bau-Polizei-Gesetze dringen, ist recht und billig, aber nicht unvereinbar mit Isolirung, mit Befriedigung des Schönheitssinns, mit Schonung alter Gewohnheiten.

Am Uebelsten fahren die armen Dorfkirchen, deren Umbau oder Erweiterung gegenwärtig so häufig durch die wachsende Bevölkerung nothwendig gemacht wird. Wie vieles kräftige und lobenswerthe Alte ist nur darum zerstört worden, weil der Baumeister begreiflich lieber neubauen als Altes erneuern wollte. Oft auch mögen noch tadelnswerthere Beweggründe den Abbruch herbeigeführt haben; auf jeden Fall aber ermangeln die neuen Kirchen sehr häufig jedes Styls, jeder an die Umgebung sich anschmiegenden Grazie. Mit denselben Kosten hätte Schöneres gebaut, vielleicht mit geringeren das Alte den gegenwärtigen Bedürfnissen angepaßt werden können. Wenn die begangenen Fehler bemerkt werden, ist es bereits zu spät, als daß sie noch verbessert werden

könnten. Auch die Pfarrhöfe, Schulhäuser, und was sonst noch außer dem Betriebe der Landwirthschaft sich in Dörfern findet, wird gewöhnlich mit viel zu viel städtischer Physiognomie begabt, und oft beleidigt das Mißverhältniß der Ansprüche und der Ausführung mehr als selbst in Städten, besonders weil die ungeübten Handwerker der übersendeten Zeichnung nur stümperhafte Ausführung verleihen können.

Viele auf dem Lande zerstreute ansehnliche Schlösser, Landhäuser und Klöster haben ihre Bestimmung gewechselt, oft dergestalt, daß der Styl und das was nun im Hause getrieben wird, einen schneidenden Contrast bilden, denn je genauer ein Gebäude sich Einem Berufe anschließt, desto weniger paßt es für einen andern. Daher sind die Klöster die widerspenstigsten Gebäude für Fabriken.

Wir wollen nicht darüber klagen, daß so viele Erzeugnisse eines übel verstandenen Luxus nützlicheren Zwecken gewidmet, daß so viele Klöster geschlossen worden sind. Wären diese gewesen, was sie hätten seyn können und seyn sollen, Niemand hätte wagen dürfen, die Hände nach ihnen auszustrecken! Aber daß so manche herrliche Klosterkirche ohne Noth in Holzstall oder Magazin verwandelt worden, daß, bei dem Verkaufe — oft bei dem Verschleudern — keine Bedingung zu Erhaltung dessen beigefügt worden ist, was der Erhaltung werth war, das schmerzt uns, und die Nachwelt möge die Namen mit Abscheu nennen, an welche sich nur das Andenken der Zerstörung und Verachtung des Altväterlichen knüpft!

Es wäre demnach in der heutigen deutschen Baukunst dieselbe Anarchie zu rügen, welche in anderen schönen Künsten, in den Wissenschaften und dem geselligen Leben bemerkt und beklagt wird, derselbe Mangel an festen Grundsätzen, an klaren Ausgangspunkten, an Wahrhaftigkeit und Mäßigung.

Es hat Jemand die Baukunst eine gefrorne Musik genannt. Er hätte sie eben so richtig versteinernde Geschichte oder eine monumentale Kritik der Zeiten nennen können.

Wie aber nun im öffentlichen und Privatleben der gesunde Menschenverstand schneller und kräftiger durchzudringen und rücksichtsloser einzuschreiten pflegt, als früher, so ist auch bei Errichtung, Erhaltung und Wiederherstellung der Bauwerke sein mächtiger

Einfluß bereits hie und da unverkennbar, und es wird Jedem, welcher berufen ist hier mit zu reden, heilige Pflicht, nach Kräften zu seinem möglichen Siege beizutragen, denn wer baut, muß für Jahrhunderte dem Urtheile aller Vorübergehenden Rede stehen, und das verkehrte Zeug, welches er aussinnt, ärgert und betrübt desto mehr und desto länger, je fester es errichtet worden war.

Wenn aber auch in Festigkeit und reinlicher Ausführung, in Wohnlichkeit und Einfachheit der Vortschritt bemerkbar wird, so ist dennoch die Baukunst in Deutschland noch weit von dem wünschenswerthen Ziele fester und naturnothwendiger Grundsätze, und ihre Jünger verstehen noch nicht, diese mit der genialen Einfachheit anzuwenden auf die einzelnen gegebenen Fälle. Man kann uns glückliche, an epigrammatische Schärfe gränzende Anwendungen entgegenhalten, diese aber bilden leider die Minderzahl, und zwar in einer Zeit, welche nicht nur für sich, sondern auch für die gedrückte, kraftlose, nächste Vergangenheit zu bauen hat, und doch auch für die Zukunft etwas Erkleckliches thun möchte.

Es wurde in unseren Tagen vielfach von reichen, kunstsinnigen Besitzern an Wiederherstellung alter, schöngelegener Burgen gedacht. Auch diese Richtung des Geschmacks findet in Literatur und Leben vielfache Paralellen. Unsres Wissens war der Rheinstein das erste, in diesem Sinne, wiederhergestellte und harmonisch ausgestattete Bauwerk. Ihm folgte Hohenschwangau und diesem die Wartburg, Henneberg und Lichtenstein (der Schauplatz des Romans W. Hauff's), welche alle die nächsten Jahre vollendet sehen werden. Bei Rheinstein und Hohenschwangau wurden, der lieben Symmetrie zu Gefallen — über welcher die neuere Baukunst kein Gesetz anerkennen will — die Fenster gleichförmig angebracht, und dadurch dem Ganzen der Charakter des *Gemachten halb Nachgeahmten* aufgedrückt. Dieser Fehler wird bei der Wartburg und Henneberg wahrscheinlich, bei Lichtenstein gewiß vermieden werden. Er ist um so unverzeiblicher, je mehr malerische Ruinen uns überall zurufen, daß sie beinahe für jedes Gemach, je nach Bedürfniß des Lichtes, der Vertheidigung, der Aussicht, Fenster von verschiedener Gestalt und Größe hatten, daß sie sich nicht schämten, eine allmählige Entstehung, eine spätere theilweise Wiederherstellung und Verbesserung zu bekennen, kurz,

daß sie mehr malerisch gewesen seyen, als regelmäßig und kunstgerecht, im neueren Sinne des Worts.

Vielfach wurde auch der altdeutsche Kirchenstyl unrichtig angewendet, wo es sich nur um weltliche Zwecke handelte. Die Burgen wurden im Mittelalter nur zum Bedürfnisse der Vertheidigung, die Rathhäuser zu Vertheidigung, Versammlung der Bürger und Festen zugleich, die einzeln stehenden Klöster gewöhnlich so gebaut, daß sie wenigstens vor dem ersten Anrann gesichert waren. Die bürgerlichen Gebäude waren bequem, aber unscheinbar, außer wo der Adel, nach dem Vorbilde des italienischen, in Stadtburgen wohnte. Das Mittelalter mit den unendlichen Abschattungen seines Lebens liegt uns eben so ferne, als die meisterhafte Technik seiner Bauhütten. Wenn wir also nachahmen, oder in seinem Geiste anfügen, erneuern, vollenden wollen, so gehört, neben sehr bedeutenden Geldkräften auch ein Eindringen in den Geist hiezu, welcher jede Aufgabe abgesondert zu erfassen vermochte, an hergebrachten Formen festhielt, aber jedesmal Oertlichkeit, Material, Zweck und Kräfte sorgfältig zu berechnen verstand. Wenn z. B. in ebenen Gegenden die Thürme sich keck, oft mit spargelähnlicher Schlankheit erheben, so sind sie da, wo nahe Berge eine Aussicht von gleicher Höhe oder von oben gestatten, massenhafter und mit besonderer Rücksicht auf die Thurmspitze componirt, wie zu Wien, Freiburg im Breisgau, Thann, Eßlingen. Die preußischen Kirchen sind zu Vertheidigung gegen aufrührerische Neubekehrte, die Dorfkirchen in ganz Deutschland mit ihren einfachen Thürmen zum letzten Rückzuge in den befestigten Friedhof gesetzt. Dieses nur als Beispiel, wie Manches zu bedenken seye, wenn man die Formen der altdeutschen Baukunst nicht nur nachahmen will, sondern wirklich wiedergeben, so daß der Beschauer sich denken kann, das Bauwerk seye wirklich alt, oder die Alten werden es so gebaut haben, und nicht anders. Wir haben zwar seit Erbauung der Löwenburg bei Kassel große Vorschritte im Studium des Altdeutschen gemacht, aber zu viele traurige Erfahrungen zwingen uns dennoch, Verstehendes recht sehr der Beherzigung der Bauherrn und Baukünstler zu empfehlen.

Zwar weniger als die altdeutsche Bauart, deren Verwandtschaft mit dem deutschen Gemüthe sie stets allen Völkern germanischen Stamms vorzüglich werth erhalten wird, ist die byzantinische

und die aus verkommenen altdeutschen und falsch verstandenen Antiken gemischte (renaissance) in neuerer Zeit nachgeahmt werden. Jene mag für Kirchen wohlfeiler und schneller auszuführen seyn, weil sie massenhaft ist, und der kostspieligen, in unseren Zeiten schwer ausführbaren Ornamente entbehrt. In Städten, welche den Charakter hohen Alterthums tragen, scheint sie immerhin, aber nur mit Beschränkung auf Kirchen zulässig zu seyn, wiewohl auch hier das erforderliche Licht schwer aus der reinen Durchführung dieses Styls möchte gewonnen werden können. Für seine Anwendung auf Schul- und Kanzleigebäude können wir uns aus dem angeführten Grunde nicht erklären.

Der sogenannte Renaissance-Styl, in welchem wir vielfache Vorbilder zum Theil schon von Albr. Dürer haben, kann sich an die Bedürfnisse des jetzigen Lebens bequem anschließen, gibt mit seinen breiten doppelten Fenstern eine große Masse Lichts, und paßt häufig am besten zu den halb alten, halb neuen Umgebungen als eine Art Transaction und Ausfüllung der Lücken, welche der dreißigjährige Krieg in den Bauwerken der deutschen Städte gelassen hat, während die niederländischen gerade aus diesem Zeitraume das Meiste aufzuweisen haben.

Die Gartenkunst, in so weit sie hieher gehört, ist dem erforderlichen Style am Meisten untreu geworden. Sie ist berufen, bei Palästen, Landhäusern, Klöstern ꝛc., die Baukunst freundlich zu begleiten, sie gewissermaßen zu motiviren, einzurahmen und zu erklären. Ihre wahren Grundsätze verstanden am Sinnigsten die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts, und verstehen jetzt die Engländer in Anlegung ihrer großartigen Parke, mit welchen unsere sogenannten englischen Anlagen beinahe nichts gemein haben. Es streitet doch wohl wider allen gesunden Menschenverstand, wenn eine künstliche Wildniß bis an die Fenster eines Palastes verdringt — romantisch und feucht, wie Göthe sagt. — Zu allen vor Ludwig XIV. gebauten Palästen wird nichts besser passen, als ein Lustgarten, wie wir ihn leider nur noch in alten Kupferstichen sehen, zum Perückenstyl-Buchswand und Baumwege, welche sorgfältig unter der Scheere gehalten werden, Tulpenbeete und Fußwege mit buntem Sande belegt. Dieses gilt für die nächste Umgebung. In weiterer Entfernung mag man immerhin sich mit mehr Freiheit ergehen, wenn sie nur nicht in Kleinlichkeit und

Zusammenhäufung verschiedener ungleichartiger und erzwungener Motive ausartet. Wir wünschten aus der Feder des geistvollen Fürsten Pückler-Muskau eine vollständige Entwicklung der hier angedeuteten Grundsätze zu erhalten, welchen freilich eine motivirte Rüge des vorhandenen Geschmacklosen zu besserer Verständniß angefügt werden müßte. Anerkenntniß jedes bereits Bestehenden und Anwendung derselben bei Erweiterungen, Wiederherstellungen und Zuthaten, vollkommenste Kenntniß des Styls, in welchem man nachahmen will, das scheinen die wesentlichen unabweisbaren Erfordernisse bei den architektonischen Hervorbringungen, von welchen hier die Rede ist.

Nachdem durch Vorstehendes versucht worden ist, den Leser durch eine Art architektonischer Statistik unseres Vaterlandes mit dem Stande der Aufgabe bekannt zu machen, kann er mit Recht verlangen, daß ihm Vorschläge unterbreitet werden, wie Besseres und Zweckmäßigeres gebaut werden könne, als seither der Fall war.

Von Anlagen ganz neuer Städte wird wohl jetzt, wo der Boden überall vertheilt ist, kaum mehr in Deutschland die Rede seyn, und hier kann auf jeden Fall das Vorbild der alten Römer als unerreicht hingestellt werden, sowohl was die Auswahl des Platzes, als was die Stellung und Gruppirung der öffentlichen Gebäude betrifft. Die vielen, in allen Theilen Deutschlands abgebrannten Städte sind aber in der plattesten Modernität oft so feuergefährlich als vorher, und ohne Entfernung dessen, was sich besser *vor* der Stadt als *in* derselben befindet (Hospitale, lärmende und übelriechende Gewerbe, Scheunen ꝛc.) wieder aufgebaut worden. Diesen Uebelständen kann und sollte abgeholfen werden, und die Folgezeit wird dem, welcher hier scharf durchgreift, gewiß mehr Dank wissen als dem, welcher sich durch kleinliche Rücksichten bewegen läßt, wider besser Wissen und Gewissen individuellen Interessen nachzugeben. Bei manchen Städten können Befestigungswerke mit derlei einzeln stehenden Gebäuden verbunden, dagegen auch den Festungswerken und Glacis Seiten abgewonnen werden, welche den Bewohner durch mancherlei Annehmlichkeit mit der Unwohnlichkeit einer Festung einigermaßen aussöhnen können.

Jedenfalls sind Baulinien und zwar nach einem wohl überdachten unveränderlichen Plane für Städte und Dörfer ein Bedürfniß, welches täglich dringender wird, indem Wohlstand und

Bevölkerung überall ſteigen, folglich überall neue Bauten hervorwachſen. Sie ſollten durch Steindrücke zur Kenntniß der Einwohner gebracht werden.

Mit geringen Opfern kann ſodann der Schönheitsſinn einigermaßen befriedigt werden, durch Ruhepunkte für das Auge am Ende der Straße, wie in der Durchſicht durch Hausflur und Höfchen, durch Vermeidung einer ordonnanzmäßigen Gleichförmigkeit der Wohngebäude. Zwar iſt die luftige Höhe, der einladende Balkon des Südens im kalten Norden nicht gut angebracht, aber bei aller Befriedigung des örtlichen Bedürfniſſes kann dennoch mit Geſchmack, Abwechslung und Zweckmäßigkeit eben ſo wohlfeil gebaut werden, als ohne dieſelben. So wenig als alle Menſchen ſich ähnlich ſehen können, ſollen die Wohnhäuſer ſich gleichen, und wie bei den Menſchen, ſo drückt auch bei den Gebäuden die Verſchiedenheit und ſcharfe Ausprägung der Eigenthümlichkeiten einen höheren Grad der Geſittung aus.

Wir wünſchen und hoffen, daß die Dorn'ſchen Bedachungen ſich bewähren, und einen Hauptgräuel der deutſchen Baukunſt die ſchwerlaſtenden Giebeldächer nach und nach tilgen werden.

Hier, ehe wir ins Einzelne gehen, fühlen wir uns auch verpflichtet, dem königl. bayriſchen Baurath v. Vorherr für ſeine anhaltenden Bemühungen für Landesverſchönerung zu danken. Er hat beſonders den Sonnenbau angeregt, und ſeine Lehren werden zuverläßig, wenn auch ſpät, die allgemeine Anerkennung finden, welche ſie verdienen, denn die ſteigenden Preiſe des Brennmaterials werden die neuerbauten Bauernhäuſer der Sonne zuwenden, ſowie ſie dieſelben in Stein werden errichten machen.

Reines, kühles und reichliches Trinkwaſſer aus Brunnen, wie ſie die Umgebung zieren können, iſt ebenfalls ein allgemeines Bedürfniß, welches bei den Türken beſſer gefühlt und ſchöner durch Vermächtniſſe befriedigt wird, als bei den Chriſten, Italien ausgenommen. Hier iſt ebenfalls noch ein weites Feld für den Schönheits-, Nützlichkeits- und Wohlthätigkeitsſinn der Deutſchen in Stadt und Land.

Die Erbauung neuer Gotteshäuſer wird nicht nur durch die ſteigende Bevölkerung und das nothwendige Nachholen deſſen bedingt, was das verfloſſene Jahrhundert in dieſer Beziehung verſäumt hatte, ſie wird auch nothwendig durch Einwanderung

einer Religionspartei in Städte der andern, wie sie der Glaubensfreiheit der praktischen Duldung und dem vermehrten Verkehr zu folgen pflegen. Hier sieht man mit Bedauern, daß die Grundverschiedenheit der beiden Kulte von den Entwerfern der Plane beinahe nirgends aufgefaßt worden ist. Der katholische, welcher sich vorzüglich auf den Hauptaltar und die Seitenaltare bezieht, erheischt die Kreuzesform, Langhaus mit Chor, der protestantische dagegen eine Rotunde, Ellypse oder Vieleck, um möglichst viele Zuhörer in den Stand zu setzen, den Prediger zu sehen und zu hören. Wenn für beide der an seiner Steinarbeit so reiche altdeutsche Styl häufig zu kostbar seyn dürfte, so könnte er am füglichsten durch den vorgothisch, byzantinisch, rundbogig oder **Saxon** genannten ersetzt, und es könnten namentlich die Baptisterien aus diesem Style als schöne Vorbilder für evangelische Kirchen benützt werden, an welchen der nun einmal für eine deutsche Pfarrkirche erforderte Thurm abgesondert stehen könnte. Die Vervollkommnung der Ziegelbrennerei wird übrigens gewiß bald gothische Ornamente von Dauer und scharfer Modellirung liefern können, welche es möglich machen werden, mit geringeren Kosten und besonders in kürzerer Zeit als unsere Voreltern Kirchen in altdeutschem Style zu bauen. Denn wir haben nicht die Geduld, nach demselben Plane durch Jahrhunderte langsam fortzumeißeln, und überdieß das Warnungszeichen der meisten großen Dome vor Augen, welche unvollendet dasteben, gleichsam als Symbole des religiösen und politischen Zustandes unsers Vaterlandes. —

Jedenfalls gibt die alte **Basilica** ein schöneres Vorbild für Kirchen, als die antiken Tempel. Die Verzierung der Giebelfelder mit Statuen oder halberhabener Arbeit wird nur mittelst Anwendung der Polychromie Wirkung hervorbringen.

Paläste hat unsere Zeit wenig erbauen, aber viele zu andern Zwecken einrichten sehen. Des neuen Flügels der Hofburg zu München ist bereits Erwähnung geschehen. Was dort gegen den Hofgarten gebaut wird, ist noch nicht vollendet, dürfte aber an Pracht der inneren Ausstattung Alles übertreffen, was seit Jahrhunderten in diesem Fache gebaut worden ist.

Rathhäusern und Gerichtssälen wünschen wir in allen nicht ganz modernen Städten unbedingt den Charakter des

Mittelalters, als der Blüthezeit der ſtädtiſchen Gemeinweſen. Flandern und Norddeutſchland haben hierin ſchönere Vorbilder, als das ſüdliche, wo namentlich die reichen Ariſtokratien von Nürnberg und Augsburg ſich nach dem Vorbilde Venedigs durch Erbauung großartiger öffentlicher Gebäude über den Anfang eines lange dauernden Verfalls zu täuſchen und zu tröſten ſuchten.

Nur erſt in neuerer Zeit denkt man an zweckmäßigere Einrichtung der Gefängniſſe und Arbeitshäuſer, und ſucht Sicherung und Rückſicht der Geſundheit mit einander zu verbinden. Hier ſcheint der florentiniſche Styl recht eigentlich am Platze, aber auch ohne ſeine Anwendung macht das panoptiſche Zuchthaus von Milbank (London) einen höchſt charakteriſtiſchen reſpektabeln Eindruck. Ernſt, Einfachheit und Verſchloſſenheit ſpricht gleichfalls aus dem Aufbewahrungshauſe zu Paris **Rue de la roquette**, einem Werke unſers Gau, und aus dem Beſſerungshauſe in St. Gallen.

Kaſernen werden nur alsdann einen angenehmen Eindruck machen, wenn ſie [illegible]leich zu Befeſtigungszwecken gebaut ſind. Sonſt macht ihre Ausdehnung in gleichförmiger Unbedeutendheit ſie gewöhnlich zu unlieblichen Bauwerken. Indeſſen kann auch hier durch Offizierswohnungen, Waffen- und Vorrathsſäle, Küchen ꝛc. Abwechslung in die endloſe Fenſterreihe gebracht werden, wenn man die Ausgaben zu ſcheuen hat, je für einzelne Compagnien oder Schwadronen abgeſonderte Gebäude aufzuführen, und dieſe zweckmäßig zu gruppiren. Uebrigens ſcheinen Kaſernen ſo gut wie Arbeitshäuſer und Hoſpitale am Zweckmäßigſten ohne luftverderbende Flügelvorſprünge in Einer Flucht und an die Umgrenzung der Städte geſetzt zu werden, wo die langen Gebäude eine Stadtmauer erſetzen und gewiſſermaßen repräſentiren können.

Eine neue und nach engliſchen Vorbildern oft glücklich gelöste Aufgabe der deutſchen Baukunſt ſind ferner die Bahnhöfe. Hier iſt die Eiſenconſtruction recht eigentlich am Platze, wie auch bei den Parckhöfen, deren wir viele, den Verkaufshallen, deren wir leider erſt wenige haben errichten ſehen.

Eine nicht immer glücklich gelöste Aufgabe der neueren Baukunſt ſind die Schauſpielhäuſer. Freilich iſt die Forderung nicht klein, allen Haupt- und Nebenbedürfniſſen zugleich zu

genügen, und dennoch etwas äußerlich wenigstens Erträgliches hinzustellen. Sie werden am Zweckmäßigsten wie in Paris, München und Nürnberg, in Stadtgräben gebaut, damit das Parterre nicht über einer hohen Treppe gesucht werden muß, und die endlose Grabarbeit großentheils erspart wird. Die akustische Wirkung scheint bis jetzt noch dem Zufalle anheimgegeben zu seyn, denn man hat von allen Varietäten der Formen und Constructionen je treffliche und wiederhallende. An Sicherung des Publikums und der Nachbarschaft gegen die Gefahr der Feuerbrünste, welche mit den Spektakelstücken und unnatürlichen Reizmitteln stets drohender werden, an bequemen Logen rings umher, um Luft zu schöpfen, und den vorfahrenden Wagen im Weggehen ausweichen zu können, ist noch nicht überall gehörig gedacht.

Hier sey uns gestattet, Einiges über öffentliche Denkmale verehrter Fürsten, großer Feldherren oder verdienter Mitbürger beizufügen. Unsere Zeit hat sich in diesen besonders ausgezeichnet, und mit sichtlichem Streben nach Besserem. Nicht immer war man inzwischen glücklich in der Wahl des Platzes. So sind Blüchers Bronzestatuen unglücklich hingepflanzt, zu Breslau auf den großen Salzring, welcher sie unscheinbar macht, zu Berlin ins Grüne, von welchem die bereits grün anlaufende Figur sich nicht gehörig absetzt. Die Denkmale Guttenbergs, Schillers und A. Dürers, ja das Luthers, gegen welches sich sonst vieles einwenden ließe, sind hierin glücklicher, am glücklichsten ist Joseph II. zu Wien. Wir fügen den Wunsch bei, Goethe möchte sitzend dargestellt, und in eine Loggie, etwa wie die de' Lanzi zu Florenz gesetzt werden. Wer durch Wohlthun sich auszeichnet, verdient auf Brunnen, der Gelehrte vor Schulen, der Geistliche in der Kirche verewigt zu werden. Es gibt übrigens auch Größen, welche Denkmalen entwachsen, so z. B. Friedrich der Große. Wenn je ein Denkmal auf würdige Weise seine Gestalt auf die Nachwelt bringen sollte, so müßte es auf den jetzt sogenannten Alexandersplatz zu Berlin gesetzt werden, Er zu Pferde, umgeben von seinen berühmtesten Generalen zu Fuß, wie er ihnen den Befehl zum Aufbruche nach Schlesien ertheilt. Nur müßten die Gestalten sehr kolossal seyn im Verhältniß zum Platze.

Die Walhalla bei Donaustauf steht durch sinnige Auswahl der Oertlichkeit, durch technische Vollendung und dem Reichthum

der Ornamente eben so einzig da, als durch die Grundidee, welche sie ins Leben rief. Sie wird eben so vereinzelt und unerreicht im Raume stehen, als die großen Männer in ihren Zeiten standen, deren Bildnisse sie enthalten wird.

Oertlichen Verdiensten und der Erhaltung des Andenkens bedeutender Männer, welche eine Stadt hervorgebracht hat, wünschten wir Denkmale in alten, jetzt geschlossenen oder verbauten Kapellen, welche beinahe keiner bedeutenden alten Stadt fehlen. Auch Geschichtstafeln würden an diesen am Zweckmäßigsten angebracht.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der Baukunst überhaupt und der bürgerlichen insbesondere eine tüchtigere, wahrhaftigere und einfachere Zukunft voraussagen, als ihre Vergangenheit war, und ihre Gegenwart noch ist. Sie wird durch die allgemeine vorherrschende Richtung nach dem Reellen aufhören müssen, anspruchsvoll, straßendekorirend dazustehen. Sie wird vorzugsweise wohlhabende Bürgerlichkeit zu berücksichtigen haben, innere Wohnlichkeit, Abgeschlossenheit gegen Hausgenossen und Nachbar, kleine, wohlvertheilte Räume geben müssen, während Feste und große Versammlungen, wie einst in Rathhäusern, so jetzt in Clubbgebäuden werden abgethan werden. Sie wird die innere Eintheilung in der Außenseite bescheiden andeuten, durch mäßige Polychromie die Einfachheit verschönern, die Monotonie brechen, aber nur da ihr in Rom und Agrigent gefülltes Portefeuille zu Anwendung des Studirten öffnen, wo diese wirklich am Platze ist, was selten vorkommen dürfte, aber alsdann tüchtig und im Vereine mit den übrigen schönen Künsten. Sie wird besonders den so oft getriebenen argen Mißbrauch ablegen, die Anschläge zu überschreiten, und wir wünschen, daß auf dem Wege der Gesetzgebung die Einhaltung derselben verfügt werde, denn die Uebergriffe gränzen nur zu oft an Gewissenlosigkeit.

Alsdann werden auch die Klagen verstummen, welche über Schneedruck gehört werden, weil man mit Dachgeschossen malerische Wirkung hervorbringen wollte, über zu kurze Wände, weil die Thüren in der Mitte angebracht waren, über Kälte und Zugluft, weil der Künstler italienische Formen bei uns einbürgern wollte. Den Küchen wird die unliebliche Nachbarschaft abgenommen werden, welche noch jetzt zu häufig nach dem Grundsatze der

doppelten Buchhaltung neben ihnen angebracht ist, und die Wohnung wird so eingerichtet werden, daß gebildete Menschen ungestört und heimlich darin weilen können. Namentlich wünschen und hoffen wir, daß steinerne Treppen wie in Wien den Gefahren bei Feuersbrünsten und Bemalung der Wände mit beißen Wachsfarben dem Luftzuge und der Feuchtigkeit entgegentreten werden.

Ebenso werden die ländlichen Wohnungen ihre Ansprüche auf städtische Eleganz aufgeben, und zwischen Garten und Hofraum neben Scheune und Stallung sich der ländlichen Umgebung in einfacher Reinlichkeit anzuschmiegen suchen. Es möge hier dem Wunsche Raum gegeben werden, die offenen Vorhallen, wie man sie in einem Theile Böhmens findet, in ganz Deutschland eingeführt zu sehen. Sie können während des kurzen Sommers zum Aufenthalt von Alt und Jung im Freien, im Winter zum Schutze der Ackergeräthe dienen. Die Backöfen an den Wohngebäuden, architektonisch ebenso garstig, als den Regeln einer guten Feuerpolizei entgegen, werden verschwinden, und durch Gemeindebacköfen ersetzt werden, mit welchen füglich Wasch-, Brenn- und Dörrvorrichtungen verbunden werden könnten. In Anlegung der Düngerstätten und Vorräthe von Brennmaterial wird hoffentlich Flandern mehr nachgeahmt werden, als seither der Fall war.

Wenn Regierungen und Korporationen Neubauten von Bedeutung vorhaben, so ist stets das Ausschreiben eines Konkurses und Berathung mehrerer unparteiischen Sachverständigen der beste Weg, Tüchtiges, Ehrebringendes zu erhalten. Es ist begreiflich, daß die Baumeister sehr wider diese Weise sind, denn keiner will einen guten Gedanken veröffentlichen, ehe er gewiß ist, mit der Ausführung beauftragt zu werden. Aber zu viele, zu arge Verstöße wider den gesunden Menschenverstand, folglich den wahren Schönheitssinn, dringen diesen Rath auf.

Die zahlreichen Feuerversicherungsgesellschaften sollten die Ausgabe einer Prämie nicht scheuen, um da, wo noch aus Holz gebaut wird, Scheidewände von Stein, oder auch nur von Lehmpatzen errichten zu machen, und die Erbauung eines hölzernen Hauses auf neuen Grund sollte nur in einer angemessenen Entfernung von anderen Gebäuden gestattet werden.

Einzelne Bauherren aber werden stets am Sicherſten geben, wenn ſie dem Künſtler nicht gänzlich ſeinen Willen laſſen, ſondern feſt auf bequemer Eintheilung ihrer zu errichtenden Wohnungen beſtehen. Wir ſehen an Erneuerung alter Gebäude von unregelmäßigen Formen, daß dieſer bequem bauen kann, wenn er ſeinen Lieblingsformen und Ideen entſagen muß.

H. E.

Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit.

Unter dieser allgemeinen Ueberschrift soll eine Reihe von Abhandlungen folgen, nicht gerade in systematischem Zusammenhange, wohl aber von einem sich selbst getreuen Geiste durchdrungen. Dieser Geist will auf dem Gebiete der Pädagogik das seyn, was auf dem politischen der eines wahren, aufrichtigen Constitutionalismus ist. Er will nicht Extreme vermitteln, was eine Unmöglichkeit ist; vielmehr will er die Extreme bekämpfen, indem er die Gegensätze, welche seyn und bleiben werden, so lange das Leben ein menschliches ist, so weit sie eine Berechtigung haben, in dieser anerkennt und sie unter einer höheren, organischen Einheit bindet. Es ist genug im Unterrichts-, Erziehungs- und Schulwesen revolutionirt und contrerevolutionirt worden; es ist Zeit, dasselbe so zu constituiren und zu organisiren, daß alles Nothwendige gewährt, gesichert und durch seinen Gegensatz in Frieden bedingt, ermäßigt, und in heilsamer Wirksamkeit erhalten werde. Hiezu gehört z. B., daß man aus dem Streit der Methoden den Gewinn ziehe, nicht alles Heil von einer Methode zu erwarten, aber auch nicht jede zu verwerfen, sondern das Bewährte da anzuwenden, wohin und wann es paßt. So hatte die einseitig auf Gedächtnißübung hinzielende Methode der einseitigen Verstandesbildungsmethode weichen müssen. Wir werden Gedächtniß- und Verstandesbildung auf allen Stufen des Unterrichts vereinigen, nur mit dem Unterschiede, daß wir anfangs der Gedächtnißübung, später der Verstandesübung ein Uebergewicht einräumen, anfangs Anschauungs-, Vorstellungs- und reproductive Einbildungskraft, später Begriff-, Urtheil- und productive Einbildungskraft verwalten lassen. Dieses Beispiel wird genügen,

um vorläufig zu zeigen, wie wir verſtanden zu werden wünſchen. Noch deutlicher wird dies aus den einzelnen Abhandlungen hervorgehen, von denen hier die erſte folgen möge.

1. Ueber Gliederung der Schulen.

Es iſt mit dem Schulweſen gegangen, wie es mit allen menſchlichen Veranſtaltungen geht. Anfangs machte ſich das Bedürfniß beſonderer Bildung für einen beſondern Beruf geltend, und für dieſes wurden Anſtalten getroffen, wie ſie gerade gewiſſen Zeiten und Orten angemeſſen waren. Ich erinnere an die Prophetenſchulen der Hebräer, an die Kloſterſchulen des Mittelalters, ja ſelbſt an das Entſtehen der Univerſitäten. Je weiter das Leben ſich entwickelte, in je weiterem Kreiſe auf verſchiedenen Punkten neue oder höhere Bildungsbedürfniſſe entſtanden, deſto zahlreichere und mannichfaltigere Bildungsanſtalten entſtanden auch. Man denke in dieſer Beziehung an die Gymnaſien und zahlreichen Trivialſchulen, welche das Reformationszeitalter hervorgerufen hat, und an die zahlloſen Schulen, die aus dem Bedürfniß der Gegenwart, der Jugend für die mannichfaltigen Zweige des praktiſchen Lebens eine angemeſſene Schulbildung zu geben, hervorgegangen ſind. — Es ließe ſich, wenn es auf eine philoſophiſche Conſtruction ankäme, und wenn man es nicht gar zu genau mit der wirklichen Entſtehungsgeſchichte nehmen wollte, eine recht artige Darſtellung des nothwendigen Entwicklungsganges, z. B. unſeres deutſchen Schulweſens liefern: wie daſſelbe etwa mit Bildung des Hauptes, der Univerſitäten, begonnen, ſich in ſeine Gegenſätze dirimirt und dann wieder in der Idee eines allgemeinen Nationalſchulweſens zuſammengenommen habe, oder zuſammenzunehmen eben im Begriff ſtehe. Allein laſſen wir das; thun wir der Geſchichte, in welcher nun einmal neben dem Geſetz der Nothwendigkeit auch das der Freiheit waltet, keine Gewalt an. Es genügt, eine gewiſſe, durch Freiheit und ſelbſt durch Willkühr auch auf dieſem Gebiete bedingte Geſetzlichkeit und das Streben anzuerkennen, in das Zerſtreute Zuſammenhang, in das Getrennte Einheit zu bringen. — In der That iſt nicht eher der Gedanke eines wohlgegliederten Schulweſens an's Licht getreten, als bis er möglich war, bis nämlich alle Glieder dieſes Ganzen mit Entſchiedenheit und bedeutend genug ſich entwickelt hatten. Zuerſt war letzteres mit

den Univerſitäten, dann mit den Gymnaſien, dann erſt mit den eigentlichen Volksſchulen geſchehen, nach denen zuletzt erſt Real-, Gewerb-, techniſche und Berufsſchulen aller Art zu der Bedeutung ſich aufgeſchwungen haben, in welcher ſie jetzt vor uns ſtehen. Lange Zeit herrſchten die Univerſitäten allein, dann nahmen die Gymnaſien, als Vorſchulen jener, an deren Herrſchaft Theil; nun haben ſich jene Real- und Gewerbsbildungsanſtalten nicht bloß neben den Gymnaſien aufgeſtellt, ſondern ſie reichen in polytechniſchen Anſtalten und techniſchen Hochſchulen bis zu den Univerſitäten hinan und hinein. Das iſt ein unbeſtreitbares Factum. Wer es bezweifeln wollte, der könnte ſein inne werden, wenn er nur auf die Klagen achten möchte, die von Seiten der Vertreter gelehrter und gelehrtwiſſenſchaftlicher Bildung immer auf's Neue laut werden. Nichts iſt wohl verkehrter, als das Beſtreben Einiger von dieſen, das ganze Real- und Gewerbbildungsweſen wieder verdrängen und den Gelehrtenſchulen wieder das Privilegium alleiniger höherer Schulbildung zuwenden zu wollen. Gerecht war der Kampf für gelehrtwiſſenſchaftliche Bildung nur ſo lange, als etwa die gewerb- und realwiſſenſchaftliche Bildung jene verdrängen und erſetzen zu wollen Miene machte. Allein von dieſem Extrem ſind alle beſonnenen, gewiß die Mehrzahl bildenden Freunde der letzteren längſt zurückgekommen, und daſſelbe konnte auch nur ſo lange als gerechtfertigt erſcheinen, ſo lange man die Berechtigung eines wohlbemeſſenen Real- und Gewerbſchulweſens von der entgegengeſetzten Seite nicht anerkennen wollte. Die unglücklichſten Verſuche, das eine oder das andere überflüſſig zu machen, waren jene Gymnaſien, die zugleich Realſchulen, und die Realſchulen, die zugleich Gymnaſien ſeyn wollten. Gleichwohl ſcheint immer noch nicht die Aufgabe der verſchiedenen Anſtalten in gehöriger Klarheit erfaßt zu ſeyn. Während man auf der einen Seite die gelehrtwiſſenſchaftliche Bildung wieder zu ſehr zu iſoliren trachtet, läuft man auf der gewerbwiſſenſchaftlichen Seite die doppelte Gefahr, entweder die gewerbwiſſenſchaftliche Bildung der Jugend gar zu ſehr zu theoretiſiren, oder gar zu ſehr auf bloße praktiſche Brauchbarkeit zuzuſtutzen, und dem, was im Leben und in eigentlicher Lehre erſt geübt und gelernt werden kann, ſchon in den Schulen vorzugreifen. Es wiederholt ſich hier auf gewerbwiſſenſchaftlicher Seite derſelbe Fehler, der früher auf gelehrtwiſſenſchaftlicher Seite

begangen werden, indem man nicht etwa bloß Philoſophie in Verbindung mit einer Encyclopädie des akademiſchen Studiums, ſondern förmlich Lektionen über Inſtitutionen und über Dogmatik oder eine Theologie in nuce in den Lehrplan der Gymnaſien aufgenommen hatte. Die Ueberſteigung des wiſſenſchaftlichen Unterrichts in techniſchen Lehranſtalten rührt aber zum bedeutenden Theil daher, daß man der anmaßenden Behauptung der Freunde der Gelehrtenſchulen, als gewährten dieſe noch immer einzig und allein eine wiſſenſchaftliche Bildung, durch rein wiſſenſchaftliche Leiſtungen entgegenzutreten ſucht. Man vergißt hiebei, daß zum Theil an dieſem Streben die ehemaligen Realinſtitute Bayerns zu Grunde gegangen ſind, und daß es keiner eigentlichen Schule Aufgabe ſeyn darf, rein wiſſenſchaftlichen Unterricht zu gewähren. Doch dies zu erörtern, liegt dieſes Mal nicht in meiner Abſicht. Es kam mir bloß darauf an, beiſpielsweiſe zu zeigen, daß die verſchiedenen, beſonderes höheren Schulbildungsanſtalten ſich noch keineswegs in der Stellung begriffen haben, die ſie im geſammten Jugendbildungsweſen einnehmen ſollten.

Außer andern Gründen, welche zu ſo mangelhafter Auffaſſung zuſammengewirkt haben, verdient gewiß auch der als ein bedeutender berückſichtigt zu werden, daß das Schulweſen noch nirgends als ein wohlgegliedertes Ganze geordnet iſt, daß die Stellung der verſchiedenen Schularten gegen und neben, über und unter einander noch keineswegs ſo entſchieden beſtimmt iſt, als zu wünſchen wäre. Der Mangel einer ſolchen Zuſammenordnung aller Schulen zu einem wohlgegliederten Ganzen, mit einem Wort, der Gliederung der Schulen tritt im Leben noch fühlbarer hervor, als in jener nicht ſelten verkehrten Auffaſſung ihrer beſonderen Aufgabe, wiewohl dieſe auch wieder als mitwirkender Grund der mangelnden Gliederung betrachtet werden kann. Am fühlbarſten wird dies aber, ſo oft es ſich darum handelt, daß ein Schüler aus einer Anſtalt, welche einer gewiſſen Gattung angehört, in die einer andern Gattung übertreten ſoll. Mag ein Schüler aus einer Realſchule in eine Lateinſchule, aus dieſer in jene, mag er aus einer deutſchen Bürger- oder Volksſchule in dieſe oder in jene übertreten ſollen, ſo paßt er nirgends recht hin. Jede Schule ſtellt ihre Anforderungen nach ihrem Lehrplan, und mit Recht; aber leider ſind die Lehrpläne, ſelbſt für die unteren

Klaſſen aller betreffenden Schulen oft ohne die mindeſte Rückſicht auf die parallelen Klaſſen der andern entworfen. Ein Gymnaſium verlangt von einem zwölfjährigen Knaben eine Kenntniß des Lateiniſchen, die mindeſtens einen zweijährigen, oft einen drei-, ja mancher Orten ſogar einen vier- und fünfjährigen Unterricht vorausſetzt. Eine Real- oder Gewerbſchule fordert dagegen oft von einem Knaben deſſelben Alters eine Kenntniß und Fertigkeit im Rechnen, manchmal auch im Franzöſiſchen, die kein Schüler in den unteren Klaſſen einer Gelehrtenſchule ſich aneignen kann. Gleichwohl ſoll z. B. in Bayern die Abſolvirung einer obern Lateinſchule, was nach norddeutſchem Schulſprachgebrauch Oberquarta oder Untertertia iſt, zum Eintritt in die Unterklaſſe einer eigentlichen Gewerbſchule (etwa Tertia eines Realgymnaſiums nach anderer Bezeichnungsweiſe) befähigen. Entweder muß nun, trotz dem, daß es ſich im Alter von 12 — 14 Jahren in der Regel nicht mit Gewißheit entſcheidet, ob ein Knabe dem gelehrtwiſſenſchaftlichen oder einem gewerbwiſſenſchaftlichen Studium zuzuweiſen iſt, ein ſolcher ganz darauf verzichten, die nun erſt gewählte Bildungsbahn zu betreten, oder er hat mindeſtens zwei Jahre verloren, wenn er die eine oder die andere bis zu ihrem Ziele verfolgen will. Letzteres werden die gelehrten Schulmänner nicht zugeben, welche mit einer Art von Aberglauben die unbedingte, zu allen Dingen fördernde Kraft der lateiniſchen Grundbildung behaupten. Leider widerlegt dieſen Aberglauben die ſehr häufige Erfahrung, daß durchs Lateinlernen, je einſeitiger und früher es betrieben worden, der Sinn für Mathematik und Realkenntniſſe oft bis auf Null reducirt wird, und daß diejenigen, welche im Lateiniſchen geringe Fortſchritte gemacht haben, ohne für Rechnen, Geographie und Naturkunde einigermaßen geweckt worden zu ſeyn, auch nicht mehr viel in dieſen Gegenſtänden proſperiren. Dagegen ſoll aber auch die entgegengeſetzte Erfahrung nicht verſchwiegen werden, daß Knaben, welche vor dem zwölften Jahre, vielleicht ſchon vom achten Jahre an, wie das an vielen Orten auch der Fall iſt, mit dem Allerlei realiſtiſcher Bildung überfüttert, im Rechnen, wohl gar ſchon in der Elementarmathematik vorangetrieben, und dazu auch mit etwas Latein und Franzöſiſch oberflächlich ſind bekannt gemacht worden, gewöhnlich weder in Gymnaſien, noch in höheren Real- und Gewerbſchulen etwas Erhebliches

leiſten. Ganz anders verhält es ſich inzwiſchen mit ſolchen, die bis zum zwölften Jahre nichts weiter, als eine tüchtige Elementarſchulbildung, die nicht über ihre Gränzen hinausgegriffen hat, genoſſen haben, und ſonſt geſund, kräftig und zu ernſter Thätigkeit aufgelegt ſind. Solche machen oft in kurzer Zeit die überraſchendſten Fortſchritte, mögen ſie nun in Real- und Gewerbsſchulen, oder in Gymnaſien eintreten, nachdem ſie privatim ſo weit vorbereitet worden, als je nach dem Penſum der untern oder mittleren Klaſſen der betreffenden Lehranſtalten erforderlich ſcheint.

Dieſe dreifache Erfahrung, welche gewiß jeder aufmerkſame Schulmann, welcher Gattung von Schulen er angehören mag, als eine bewährte anerkennen wird, weiſet zugleich auf ein Mittel hin, dem erwähnten fühlbaren Mangel in gehöriger Stellung der verſchiedenen Gattungen von Schulanſtalten gegen und zu einander abzuhelfen, und eben dadurch zur eigentlichen Gliederung der Schulen einen bedeutenden Schritt vorwärts zu thun. Nichts wäre zugleich einfacher und ausführbarer. Man gebe der geſammten Jugend (ich habe hier immer nur die männliche im Auge) bis zum zwölften Jahre hin eine im Weſentlichen durchaus gleiche Bildung, und ſtelle ſie dann erſt entweder auf die Bahn gelehrt- oder gewerbwiſſenſchaftlicher Bildung. Dieſer Vorſchlag iſt keineswegs neu. Niethammer hat einen ganz ähnlichen ſchon in ſeinem „Streit des Humanismus und Philanthropinismus“ vor dreißig Jahren gemacht; nur daß er der Trennung der Wege zur gewerbwiſſenſchaftlichen oder gelehrtwiſſenſchaftlichen Bildung das Latein, als allgemeines Bildungsmittel, ſchon mehrere Jahre vorausgehen laſſen wollte. Seitdem haben mehrere Männer, die entweder für Elementarbildung oder für Realbildung beſonders ſich intereſſiren, ſelbſt manche philologiſche Schulmänner dieſer Trennung gar kein Lateinlernen, ſondern nur eine deutſche tüchtige Elementarbildung vorausgehen laſſen wollen. Dieſen Männern hat ſich der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſeit den zehn Jahren, daß er als pädagogiſcher Schriftſteller hie und da das Wort genommen, unbedenklich zugeſellt. Neuerdings hat ſich für dieſelbe nun das königlich preußiſche Miniſterum des Unterrichts in jener merkwürdigen Miniſterialverfügung ausgeſprochen, die es auf die Bedenklichkeiten erlaſſen hat, welche der Lorinſer'ſche Aufſatz: „zum Schutz der Geſundheit in Schulen,“ erregt hatte.

Nach dieſer Verfügung ſoll nämlich zum gelehrtwiſſenſchaftlichen Unterricht Niemand vor zurückgelegtem zehnten Lebensjahre zugelaſſen werden. Möge nur ſtreng auf Befolgung dieſer Beſtimmung gehalten werden; denn obwohl auch in andern deutſchen Staaten eine ähnliche Verordnung beſteht, ſo wird dieſe doch keineswegs ſtreng genug befolgt, indem acht- und ſelbſt ſiebenjährige Knaben hie und da ſchon zum Lateinlernen nicht blos zugelaſſen, ſondern ſogar angehalten werden. Will in ſolche Anſtalten ein Knabe eintreten, der bis zum zwölften Jahre Latein noch nicht hat lernen können oder dürfen, ſo kann man ihn freilich nirgends brauchen. Hätte man erſt nach vollendetem zehnten Jahre mit dem Latein begonnen, ſo wäre der Abſtand zwiſchen dem Zwölfjährigen und den Anfängern nicht ſo bedeutend.

Es ſcheint mir überhaupt, daß mit jenen Verordnungen, welche das zehnte Jahr feſtſetzen, noch nicht der rechte Zeitpunkt für die Trennung der Bildungswege getroffen ſey. Gehen wir auf die Gründe zurück, welche das preußiſche Cultusminiſterium beſtimmt haben, ſo finden wir, daß es zu der neuen Vorſchrift durch die Rückſicht bewogen worden iſt, es müſſe das Zuſammentreffen eigentlicher Elementarſchulbildung mit den Anfängen der gelehrtwiſſenſchaftlichen vermieden werden, damit nicht in dem früheſten Knabenalter jene Ueberbürdung mit Lehrſtunden und Lehrgegenſtänden eintrete, welche in jeder Beziehung nachtheilige Folgen mit ſich bringt. Gewiß iſt dieſe Rückſicht eine ſehr weiſe; ſie beruht aber auf der weitern, wohlerwogenen Anſicht, daß dem Zögling gelehrtwiſſenſchaftlicher Bildung die Elementarfertigkeiten des Leſens, Schreibens, Rechnens und die vulgären Realkenntniſſe nebſt der in deutſcher Sprache nicht fehlen dürfen, welche jede wohleingerichtete Volksſchule, deutſche Schule, niedere Bürgerſchule ꝛc. darbietet, daß vielmehr all' dieſe Trivialkenntniſſe feſtbegründet ſeyn, und nicht ganz beſeitigt werden ſollen, wenn die gelehrtwiſſenſchaftliche Bildung beginnt. Namentlich verlangt man, und mit Recht, feſte Aneignung der grammatiſchen Grundbegriffe und Grundregeln der deutſchen Sprache. Aber dieſe Aneignung wird bei den wenigſten vor dem zwölften Jahre zu erzielen ſeyn, weil man mit den wenigſten vor dem zehnten Jahre einen eigentlich grammatiſchen Unterricht wird beginnen können. Früher zur Reflection über die Sprache den jugendlichen Geiſt aufzufordern, als bis eine gewiſſe

Fertigkeit, über angeſchaute Gegenſtände und über, mit Phantaſie und Gedächtniß aufgefaßte Begebniſſe deutlich zu reden und ſelbſt etwas niederzuſchreiben, erworben iſt, möchte durchaus unrathſam ſeyn. Ja, dies iſt es ſo ſehr, daß ſelbſt die Entwickelung der grammatiſchen Grundbegriffe und Grundregeln, welche allen Sprachen eigen ſind, auch im Mutterſprachunterricht nur durch Anſchauen und Nachbilden vorgelegter, zahlreicher Beiſpiele zu erzielen iſt. Ein Grundfehler der modernen Pädagogik, an welchem alle Arten von Schulen kranken, iſt, wie oben ſchon bemerkt worden, zu frühes Hervorlocken der abſtracten Verſtandesthätigkeit in der logiſch-ausgebildeten Form von Begriff, Urtheil und Schluß. Der jugendliche Geiſt ſoll aber zum Begreifen, Urtheilen und Schließen nur practiſch durch Vorführung concreter, ſinnlich oder geiſtig anſchaubarer Dinge, Zuſtände, Beziehungen ꝛc. angeleitet werden. Man ſoll ihn z. B. die Begriffe der Ueber-, Unter-, Neben- und Beiordnung ſich bei Betrachtung von Sachen und Worten abſehen laſſen, ohne ſein Auge zu früh durch die ſcharfgeſchliffene Begriffsbrille zu überreizen und eben dadurch zu ſchwächen. Hiemit berühren wir aber zugleich eine Frage nach den Lehrgegenſtänden, mit welchen die lange Schulzeit bis zum zwölften Jahre auszufüllen ſey, eine Frage, die gewöhnlich von philologiſchen Pädagogen aufgeworfen wird, welche gar keine Vorſtellung davon haben, was, wenn Leſen und Schreiben und etwa das Einmaleins nothdürftig gelernt ſind, mit der Jugend anderes anzufangen wäre, als Decliniren, Conjugiren und Memoriren von Vocabeln. Wir müſſen zunächſt darauf antworten, daß wir mit kümmerlichem Leſen, Schreiben und Rechnen keineswegs die Jugend abgeſpeiſt wiſſen wollen, ſondern daß wir ein fertiges, gutes und einſichtiges verlangen, welches ſchon mehr Zeit koſtet. Dann verlangen wir ja auch noch einen zweckmäßigen Unterricht in der Mutterſprache, der kein todtes, abſtractes Regelwerk, ſondern lebendige Uebung des Geſetz- und Regelmäßigen in Rechtſprechen und Rechtſchreiben, in mündlicher und ſchriftlicher Darſtellung des Angeſchauten, Betrachteten, Vorgeſtellten, Kennengelernten, Empfundenen und Kindlichgedachten ſeyn ſoll. Um dies ſeyn zu können, bedarf aber der Mutterſprachunterricht einer realen Unterlage. Es werden daher von Anfang an der Anſchauung und Auffaſſung des jugendlichen Geiſtes geeignete Gegenſtände vorgeführt. Dieſe Gegenſtände

ſeyen aber Gegenſtände theils der äußern, theils der innern Anſchauung; jene bietet die Natur und Kunſt, dieſe das Menſchenleben, die Geſchichte, vor allem das Chriſtenthum, ſofern es geſchichtlich iſt, in ſo großer Menge, daß hier nur die weiſeſte Auswahl zu treffen, und eher über die große Mannichfaltigkeit und die zu kurze Zeit, als über das Gegentheil zu klagen ſeyn möchte. Bis zum achten oder neunten Jahr werden zweckmäßig alle jene Gebiete abwechſelnd zu Anſchauungs-, Sprach- und mündlichen Darſtellungsübungen, mit welchen förmliche Gedächtnißübungen da, wo der Stoff geſchichtlich oder auch religiös iſt, zu verbinden ſind, ihren Beitrag liefern; ſpäter, vom neunten bis zum zwölften Jahre, entwickeln ſich immer ſelbſtſtändiger, aber doch in ſteter Beziehung auf praktiſche Sprachübung, zu welcher ſie den Stoff zu liefern haben, die verſchiedenen Zweige der Weltkunde, als Natur-, Erd- und Geſchichtskunde. Wir haben gegenwärtig für alle drei Zweige ſo vortreffliche Anleitungen zu zweckmäßiger, unterrichtlicher Behandlung derſelben, daß nur der Unkundige in Verlegenheit kommen kann. Ganz natürlich ſchließt ſich dieſen Realien einerſeits das Zeichnen, andererſeits die geometriſche Formenlehre an. Das Zeichnen, das freie Handzeichnen, wie das, welches nothwendig mit der geometriſchen Formenlehre verbunden iſt, ſoll aber, ſo wenig, wie ein anderer Gegenſtand auf dieſer Schul- und Unterrichtsſtufe, über die Gränzen der Elementarbildung hinausgehen. Es ſollen weder Botaniker, noch Zoologen, noch Mineralogen, weder Geographen noch Hiſtoriker, weder Grammatiker noch Theologen in der allgemeinen Grundſchule gebildet, es ſoll die Jugend nur nach allen Hauptrichtungen ſo in Anſpruch genommen werden, daß man erkenne, wofür denn eigentlich Talent, innerer Beruf und Neigung vorhanden ſind. Der ſprachlich-hiſtoriſche, der naturkundlich-mathematiſche Kopf, wie Hand und Auge für techniſches Geſchick werden bei ſo eingerichtetem Unterricht ſich offenbaren. Letzteres abzuwarten bei der Jugend, ſcheint ſo ſehr pädagogiſche Pflicht zu ſeyn, daß es unbegreiflich wäre, ſie ſo ſelten ſogar von Schulmännern, ich will nicht ſagen geübt, ſondern nur anerkannt zu ſehen, wenn man nicht wüßte, daß eingelebte Vorurtheile und eine, freilich natürliche Vorliebe für die eigenen Studien die beſſere Einſicht entweder gar nicht aufkommen laſſen oder mit Gewalt zurückzudrängen pflegen.

Vielleicht iſt aber die Anerkennung dieſer pädagogiſchen Pflicht ſchon weit verbreiteter, als man weiß; und angenommen, es ſey ſo, ſo ſieht man doch gewiß noch nicht überall die erwünſchte Wirkung, welche ja wohl am unzweideutigſten in einem friedlicheren und hülfreicheren Verkehre der gelehrt- und gewerbwiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten an den Tag treten würde. Woher, fragt ſich nun, eine ſolche Wirkungsloſigkeit der beſſeren Einſicht? Wir antworten: Man iſt wohl in der Sache, aber nicht in den Mitteln einig. Theils die Beſorgniß, es möchte nicht genug Lateiniſch und Griechiſch mehr gelernt werden, wenn man mit dem zehnten oder gar zwölften Jahre erſt anfinge, theils die mehr aus dieſer Beſorgniß, als aus pſychologiſcher Kenntniß der Entwickelung des jugendlichen Geiſtes hervorgegangene Anſicht, gerade das frühe Knabenalter ſey von Natur geneigter und fähiger, die Elemente einer fremden Sprache zu lernen, und das Erlernen dieſer Elemente ſey auch eine dieſem Alter vollkommen angemeſſene, ja weit angemeſſenere, weit natürlicher bildende Geiſtesbeſchäftigung, — jene Beſorgniß, wie dieſe Anſicht macht, daß die philologiſchen Schulmänner jedes Jahr für verloren erachten, welches nach dem achten Jahr nicht dem Lateinlernen gewidmet wird. Daher denn auch die begeiſtertſten unter ihnen alle Knaben, ſelbſt des Mittelſtandes, mit dem Latein, ja ſelbſt, wie mein leider zu früh verſtorbener, hochgeehrter Lehrer und Freund, Franz Paſſow, einmal meinte, mit dem Griechiſchen vertraut machen möchten. — Gegen ſolche Wünſche und Anſichten ſey Friedrich Auguſt Wolfs, eines gewiß competenten Richters, Ausſpruch angeführt: „Man fange mit dem Latein nicht vor dem zehnten und nicht nach dem fünfzehnten Jahre an.“ Niemand glaube, daß dies eine willkürliche Beſtimmung ſey; ſie iſt eine auf die unumſtößlichſten Thatſachen der unbefangenen, pädagogiſchen Erfahrung, wie der gründlichſten anthropologiſchen Forſchung beruhende. Früher haben Kinder weder Neigung, noch Kraft, noch andauernden Fleiß genug, ohne welchen ſie mehr ſchadet als nützt, ſich der Sprachenlernung mehrere Stunden täglich hinzugeben; ſpäter ſind die Knaben ſchon zu nahe dem Jünglingsalter und nicht mehr receptiv genug. Jenes wie dieſes beweiſen die verhältnißmäßig geringen Fortſchritte, die vor jener und nach dieſer Zeit gemacht werden. Dort iſt der Verſtand noch nicht thätig genug, hier mag das Gedächtniß nicht

mehr die erforderlichen Dienste leisten, wenn es nämlich überhaupt nicht gehörig geübt worden. Eher läßt sich, bei sonst tüchtiger Organisation, nach dem fünfzehnten das Versäumte noch nachholen, als umgekehrt etwas Beträchtliches erreichen. Hat ein Knabe mit dem siebenten oder achten Jahre Latein angefangen, so kann er's nach vierjährigem Studium noch nicht. Denn das kümmerliche Uebersetzen aus Cornelius Nepos und Julius Cäsar und das Specimenschreiben, bei welchem immer noch Genus-, Conjugations- und Declinationsfehler, die syntaktischen Gräuel ungerechnet, vorkommen, wird man doch nicht Lateinkönnen heißen? Die sehr natürliche Folge dieser großen Wirkung von zehn bis zwölf wöchentlichen Lehr- und mindestens eben so vielen Arbeitsstunden ist, daß den meisten Schülern das Latein in dem Augenblick verleidet, zum Ekel ist, wo sie es mit ganzer Lust zu betreiben erst recht fähig wären. Eine wahre Erlösung ist es, wenn dann das Griechische als etwas Neues eintritt, in welchem es nicht ganz verwahrloste Knaben in der Hälfte der Wochenstunden und in zwei Jahren (neben dem fortzutreibenden Latein) so weit bringen, wie in doppelter, eigentlich vierfacher Zeit in dem zu früh begonnenen Latein. Denn daß der zu frühe Anfang, nicht die größere Schwierigkeit der Sprache die Schuld trägt, wird doch wohl Niemand leugnen wollen. — Abgesehen von diesen, schwerlich mit Grund abzustreitenden Thatsachen, zeigt die Anthropologie, sofern sie uns die Genesis, die Metamorphose der Menschenpflanze uns verführt, daß vor dem zurückgelegten zehnten Jahre, vor welchem das zweite Zahnen* und die mit ihm parallellaufende Gehirnentwickelung noch nicht beendigt ist, dem Geiste, welchem nun einmal das Gehirn als Organ seiner irdischen Bethätigung angewiesen ist, angestrengtes, auf einzelne Gegenstände einseitig gerichtetes Lernen noch nicht zugemuthet werden darf. Es ist also ein richtiger Instinct des früheren Knabenalters, sich unermüdlich zu zeigen, wenn ihm abwechselnde Geistesbeschäftigung geboten wird, alsbald aber zu erschlaffen, verdrossen zu werden, wenn es zu lange und über Kraft bei einem und demselben Gegenstande festgehalten werden muß. Denn wie dunkel auch die Art und Weise seyn mag, wie das Seelenorgan bei der Geistesthätigkeit in Anspruch

* Es dauert aber bis in's zwölfte Jahr.

genommen und bewegt wird, ſo iſt doch gewiß, daß es geſchieht, und eben ſo gewiß iſt, daß einſeitige Geiſtesbeſchäftigung im frühen Alter Einſeitigkeit* und nicht ſelten Krankhaftigkeit des Geiſtes und ſeines Organes zur Folge hat. So wahr es daher auch iſt, daß man nur in gewiſſen Kreiſen der Geiſtesthätigkeit, innerhalb beſtimmter Schranken, auf einzelnen und verwandten Gebieten etwas Ausgezeichnetes leiſten kann, ſo gilt dies doch erſt für's vorgerücktere Jünglingsalter, ja ganz eigentlich erſt für's Mannesalter. Für das Knabenalter vor dem zehnten bis zwölften Jahre iſt jene Behauptung ganz und gar falſch. Später freilich muß die Geiſteskraft immer mehr, aber auch nach und nach auf weniger Gegenſtände concentrirt werden; aber auch dieſe müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie in ſich eine gewiſſe Mannichfaltigkeit noch repräſentiren, welche die Hauptrichtungen menſchlicher Seelenthätigkeit gehörig in Anſpruch nehmen. Hiefür ſoll nun dem Studium der claſſiſchen Sprachen und Literaturen ſein ganz beſonderer Werth nicht einen Augenblick ſtreitig gemacht werden, wenn daſſelbe nämlich nicht in grammatiſchen und lexikologiſchen Mikrologien untergeht. Doch genug hievon. Die von uns geforderte allgemeine Grundbildung ſcheint durch alle bisherigen Erörterungen gerechtfertigt. Warum wir ſie bis zum zwölften Jahr ausgedehnt wiſſen wollen, hat ſeinen Grund endlich noch darin, daß das angegebene zehnte Lebensjahr nur ein Normaljahr iſt und mit dieſem nicht auf einmal der Knabe ein durchaus anderer wird. Als Vorbereitung und Uebergang zum eigentlichen Sprachſtudium ſollen daher zwiſchen dem zehnten und zwölften Jahr deutſche grammatiſche Uebungen eintreten, und nebenbei allenfalls zur Erprobung der Neigung und Anlage für Erlernung fremder Sprachen, vier, höchſtens ſechs Stunden wöchentlich gegeben werden. Ob das eine alte oder eine neue Sprache ſeyn ſoll, iſt für dieſen Zweck und auf dieſer Stufe gleichgültig. Man könnte ſich mit Herder für die franzöſiſche entſcheiden, eben weil ſie für den Anfang leichter, und aller Anfang ohnehin ſchwer iſt. Auch verdient Berückſichtigung, daß die Organe für die franzöſiſche Ausſprache, je ſpäter ſie angefangen wird, immer ungeeigneter

* Daher zeigt ſich die völlige Unfähigkeit früh für beſondere Wiſſenſchaften und Berufsarten gebildeter Leute, den Werth anderer Kenntnißgebiete und Berufskreiſe anzuerkennen, oder gar, im Fall es nöthig wäre, ſich mit denſelben vertraut zu machen.

werden.* Aber eine Vorbereitung auf die ſpätere Realbildung ſollte auf dieſer Uebergangsſtufe von 10 — 12 Jahren auch getroffen werden durch eine Vorſchule der Geometrie, die von Körperanſchauungen ausgehend, ſich nicht über den pythagoräiſchen Lehrſatz hinaus zu erſtrecken brauchte, dann aber auch mit möglichſt vielem wirklichen Meſſen und mit geometriſchem Zeichnen verbunden ſeyn müßte.

Wir haben uns bei der Grundbildung vorzugsweiſe aufgehalten, weil, wenn ſie gegeben iſt und die Anſtalten für ſie als diejenigen anerkannt ſind, welche allen übrigen zur Grundlage dienen, die Gliederung der Schulen ſich in der Hauptſache von ſelber macht. Aus den Grundſchulen, welche Wurzel und Stamm des geſammten Schulweſens bilden, tritt ein Theil in die Gelehrtenſchulen, ein Theil in die Gewerb- oder (höhern) Bürgerſchulen, in die Lingual-, oder in die Realgymnaſien ein, je nachdem ein gelehrtwiſſenſchaftlicher oder gewerbwiſſenſchaftlicher Beruf gewählt wird. In letztere Anſtalten gehören nicht künftige Schneider, Schuſter, Bäcker und Metzger, nicht künftige Zimmerleute, Maurer und Bauhandwerker, ſondern ſolche, welche höheren gewerblichen Berufsarten beſtimmt ſind: Architekten, Berg- und Forſtmänner, Oekonomen, Fabrikanten im größern Style, künftige Verwaltungsbeamte mittleren Ranges bei der Poſt, beim Kameral- und Finanzweſen ꝛc. Der eigentliche Handwerker, wenn ſein Handwerk auch aus gewerbwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen Nutzen zieht, muß früher die nöthige Handgeſchicklichkeit erwerben, als er könnte, wenn er zuvor eine gewerbwiſſenſchaftliche Anſtalt beſuchte. Auch würde ein ſolcher Beſuch ihm zu ſehr eine theoretiſche Richtung geben, und er würde kein geſchickterer Schreiner, Zimmermann, Maurer, ſondern ein überweiſer Stümper ſeines Fachs. Will man für den eigentlichen Handwerker ſorgen, ſo errichte man Anſtalten, die von Geſellen und Meiſtern beſucht werden, und in denen für die ſämmtlichen Bauhandwerker, für die auf Chemie gegründeter Gewerbe ꝛc. wiſſenſchaftliche Mittheilungen mit beſtimmter Beziehung auf Anwendung gemacht werden. Solche Anſtalten würden freilich nur von den ſtrebſameren Individuen beſucht, aber nur um ſo fruchtbarer werden.

* Was Herr Director Biſchof unlängſt in einer eigenen Broſchüre dargethan hat.

Aber es ſcheint noch ein Glied im Organismus der Schulen zu geben, welches noch nicht gehörig gewürdigt worden, weil es ein Uebergangsglied iſt: wir meinen Lyceen als Anſtalten zwiſchen Gymnaſium und Univerſität. Gerade wenn man die Univerſitäten nicht zu Schulen degradiren will, müſſen ſolche Lyceen errichtet werden, welche, was Lehrgegenſtände, ihre Behandlung und Disciplin der Jugend betrifft, den Uebergang von der Strenge der eigentlichen Schule zur Freiheit der Academie bilden müſſen. Je ſchroffer der Gegenſatz in Unterricht und Leben zwiſchen Gymnaſien und Univerſitäten, deſto mächtiger die Folgen. Der ſtrengſten Schuldisciplin folgt academiſche Ausgelaſſenheit, dem ſtrengſten Lernzwang ein Studiren oder Nichtſtudiren nach Belieben. Die allgemein wiſſenſchaftlichen Lehrvorträge, Logik und Pſychologie, Univerſalhiſtorie, Mathematik, Phyſik, Naturgeſchichte, Encyclopädie und Methodologie des akademiſchen Studiums werden höchſtens angehört, von ſehr Wenigen verarbeitet. Darauf zu halten, kann nur auf Lyceen bewirkt werden. Höhere philoſophiſche, naturwiſſenſchaftliche, mathematiſche Studien können dann der Univerſität überlaſſen bleiben; und die Facultätswiſſenſchaften werden bei tüchtigerer allgemeinwiſſenſchaftlicher Grundlage mit allgemeinerem Erfolg ſtudirt werden, ohne daß man durch Semeſtralprüfungen in vorgeſchriebenen Lehrgegenſtänden einen gewiſſen Studienzwang auf die Univerſitäten überzutragen brauchte. Auch würde die akademiſche Disciplin eine möglichſt freie bleiben können, wenn zur Ertragung derſelben die Jugend auf Lyceen vorbereitet werden. — So hätten wir dann folgende Schulengliederung.

Allgemeine Grundſchulen zu Stadt und Land.

Gelehrtenſchulen:
a) Gymnaſien,
b) Lyceen.

(Höhere) Bürgerſchulen:
a) Realgymnaſien,
b) Polytechniſche Schulen.

Handwerkerſchulen.

Die Univerſitäten würden dann aus Lyceen und polytechniſchen Schulen, ſofern dieſe nur techniſch-wiſſenſchaftliche Bildungsſchulen ſind, bevölkert werden, und eben ſo die Specialinſtitute: Forſt-, Berg- und Bauacademien, ökonomiſche Inſtitute, nur mit dem Unterſchiede, daß in dieſe vorzüglich die Zöglinge der Realgymnaſien und polytechniſchen Schulen, in jene vorzugsweiſe die

der Gymnaſien und Lyceen einträten. In die Lehrerſeminare für Volks- und Bürgerſchulen ſollten nur ſolche eintreten, die wenigſtens ein Realgymnaſium abſolvirt hätten, während die freilich noch zu den piis desideriis gehörenden Lehrerſeminare für Gelehrtenſchulen nur ſolche aufnehmen dürften, welche ihre Univerſitätsſtudien vollendet hätten. Aber auf jenen, wie auf dieſen Anſtalten wäre alsdann nichts Theoretiſches mehr zu treiben, als Pädagogik ſelbſt; übrigens müßte practiſche Anleitung zur Praxis, zum Lehren und Erziehen, vorherrſchende Aufgabe derſelben, und ſie ſelbſt müßten werden, was die Kliniken für den Mediziner ſind. Doch hierüber bei anderer Gelegenheit ein Näheres.

Dr. W. B. Mönnich.

Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland.

Alle Wissenschaften haben ihre Perioden des Aufschwungs, der Blüthe, des Stillstands und des Verfalls. Dieselben sind durch die Kulturhöhe und die socialen Bedürfnisse der Völker bedingt. Viele Wissenschaften sind spät entstanden. Jahrtausende mußten vergehen, bevor der Gedanke der politischen Oekonomie gefaßt werden konnte. Andere, die Jahrhunderte lang die denkendsten Köpfe beschäftigten, vernichtete das hellere Licht der fortschreitenden Kultur, wie z. B. die einst so beliebte Geheimwissenschaft der Astrologie. Und wie oft haben einzelne Zweige des menschlichen Wissens ganz und gar ihren Charakter geändert! Für alle gibt es kritische und organische (oder dogmatische) Perioden: in letztere beherrscht sie ein für allgemein gültig anerkanntes, sie dirigirendes Princip; jene sind Zeiten einer erst sich gestaltenden Formation der Wissenschaft oder Epochen des Uebergangs. Beide stehen gleichfalls unter dem Einflusse des allgemeinen Kulturganges und der zeitigen Bedürfnisse der Völker.

Diese Bemerkungen lassen sich auf eine Wissenschaft anwenden, welche gegenwärtig im Zustande einer Krisis sich befindet, in der das Seyn oder Nichtseyn derselben in Frage steht. Diese Wissenschaft ist das sogenannte Naturrecht, welches in unserem Jahrhundert den passenden Namen der Rechtsphilosophie erhalten hat. Vielleicht macht schon die Erwähnung dieser Doctrin eine Klasse unserer Leser verstimmt. Die Staatsmänner und praktischen Rechtsgelehrten unter ihnen werden vielleicht mit Unmuth an die

hierüber gehörten Collegien zurückdenken, von welchen sie im Verlauf ihres Lebens Gebrauch zu machen, so selten Gelegenheit gehabt haben. Sie möchten vielleicht glauben, wir hätten Lust, bekannte Streitfragen und Deductionen, z. B. über die angebornen Rechte, die Verbindlichkeit der Verträge oder dergleichen, hier wieder aufzufrischen, oder gar ein System des Naturrechtes aufzustellen. Das ist nicht unsere Absicht. Wir wollen blos eine Thatsache constatiren und ihre Ursachen erforschen, um das Schicksal einer Wissenschaft zu beleuchten, die, man mag dieß nun bedauern oder gutfinden, seit einem Jahrhundert sichtbar ihrem Verfalle entgegen geht.

Die Geschichte der naturrechtlichen Theorien kann uns allein das ihr eigene Phänomen erklären: wie das Zusammenwirken der verschiedensten Klassen von Gelehrten, als da sind, Theologen, Juristen, Politiker, Diplomaten, besonders aber die Philosophen, statt das Naturrecht nach zweihundert Jahren seiner wissenschaftlichen Vollendung zuzuführen, die Folge gehabt hat, daß man über dessen Grundsätze weniger einig ist als je, und daß man den Nutzen und selbst die Existenz dieser Wissenschaft leugnet. Wie sonderbar diese Resultate nun sind, so interessant ist der Entwicklungsgang der hier zu besprechenden Doctrinen, und dies bestimmt uns, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf die Geschichte und den gegenwärtigen kritischen Zustand des Naturrechts zu lenken.

Wir setzen als bekannt voraus, daß die eigentliche Wissenschaft des Naturrechts erst im siebzehnten Jahrhundert entstanden ist. Hugo Grotius legte 1625 in seinem so berühmt gewordenen Werke de jure belli et pacis dazu den Grund, Pufendorf brachte sie 1660 zuerst (und zwar in Heidelberg) auf den akademischen Lehrstuhl, und gab ihr die systematische, oder wenn man es lieber so nennen will, die scholastische Form. Von nun an wurde sie ein Lieblingskind der deutschen Juristen und Philosophen und hatte in Deutschland den größten Einfluß auf das Studium der gesammten Rechtswissenschaft, während sie im Ausland nur wenig gepflegt, nirgend wo heimisch oder zünftig wurde, obgleich die in England und Frankreich herrschenden philosophischen und politischen Theorien in einem engen Zusammenhange mit unserem Naturrecht stehen, und für dessen Grundsätze selbst bei uns maßgebend geworden sind.

Das Recht in ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung bildet die Grundlage der geſelligen Verhältniſſe der Menſchen. Es fixirt die ſociale Stellung eines Jeden, beſtimmt einerſeits den Inbegriff und den Umfang ſeiner Befugniſſe, alſo die Sphäre ſeiner Freiheit; es autoriſirt aber anderſeits die Anwendung des Zwanges und iſt deshalb mit Recht der Organismus der Freiheit in der Form der Nothwendigkeit genannt worden. Geſichert durch den Schutz der öffentlichen Gewalt, iſt es die Grundbedingung des menſchlichen Wohlſeyns, weil es Jeden in die Möglichkeit ſetzt, mit Ruhe und Vertrauen der Zukunft entgegen zu gehen und ſeine Vermögensverhältniſſe zu überſehen, zu ordnen, und ſeine Intereſſen zu wahren.

Wir finden demnach einen innern Zuſammenhang zwiſchen den Begriffen von Recht, Freiheit, Pflicht, Zwang, Geſelligkeit, Vermögen und Intereſſen, und können uns leicht erklären, warum dieſelben bei den Bearbeitern der Rechtsphiloſophie eine ſo große Rolle ſpielen und dazu benützt wurden, um die Natur des Rechtes zu erklären, oder höchſte Rechtsprincipien daraus abzuleiten.

Das Recht ſteht außerdem noch in einer andern Beziehung zum Menſchen. Es iſt eng verwebt mit ſeinen moraliſchen Gefühlen, Anſichten und Ueberzeugungen. Jeder Menſch unterſcheidet Recht und Unrecht, und pflegt die eigenen und fremden Handlungen darnach zu beurtheilen. Er wird hierin von einem ſicheren Gefühl geleitet, und es hängt blos vom Grade der Geiſtesbildung eines Jeden ab, ob er das wahre Gerechte zu erkennen weiß. Der Gelehrte wird nicht ſelten ſeine Anſichten und Ueberzeugung zu einem philoſophiſch durchdachten und wiſſenſchaftlich geordneten Syſtem verarbeiten, und ſelbſt die Grundſätze des geltenden Rechts für richtig wahr oder gerecht halten, wenn ſie mit ſeinen individuellen Anſichten übereinſtimmen. Wundern wir uns alſo nicht, daß alle Menſchen über Recht und Unrecht nach ihrer Weiſe räſonniren; es wurzeln dieſe Ideen auf dem Boden der moraliſchen Natur, und die Individualität eines Jeden erzeugt den ihm eigenen Maßſtab für ſeine Auffaſſung des Gerechten. Wenn Jahrhunderte vergingen, ehe der Gedanke gefaßt wurde, ein von allem Poſitiven unabhängiges Syſtem von Rechtsgrundſätzen aufzuſtellen, welche den Grund ihrer innern Wahrheit und Gültigkeit in ſich ſelbſt tragen, ſo hat dies ſeine Urſache darin, daß man mit blinder

Ehrfurcht an dem Positiven hing und bei dessen moralischer Würdigung sich an die Vorschriften des Christenthums hielt.

Erst als die Zeit des Glaubens in philosophischen Dingen vorüber war, und der Drang des Wissens die Forscher beherrschte, begann auch die philosophische Wissenschaft des Rechts, welche aus leicht zu erklärenden Ursachen den Namen des Naturrechts erhielt.

Was die Natur schafft und gebietet, bedarf nicht erst menschlicher Bestätigung, um anerkannt und als geltend befolgt zu werden. Die Gesetze derselben beherrschen mit unabänderlicher Nothwendigkeit das Universum. Sie sind, wie dieses, göttlichen Ursprungs und die Träger der ewigen Ordnung der Welt. Auch die Menschen sind ein Theil der Natur, auch in ihnen muß etwas natürliches Gesetz seyn, und zwar nicht blos für das Thierische, sondern auch für das Geistige. Die Gesetze der geistigen Natur des Menschen müssen in der höchsten Potenz derselben, in der Vernunft, sich wieder finden und zugleich von dieser erkannt werden. Die Gottheit hat sie ihr eingeboren, und so sind sie zugleich Gottes Wille und Gebot. Das Recht der Natur oder der Vernunft konnte also als das Werk der Gottheit selbst aufgesucht und erforscht werden. Die Rechtsgelehrten und Philosophen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, welche in den Büchern des römischen Rechts bei den Glossatoren und den Kirchenvätern das jus naturale erwähnt fanden, suchten mit diesen Worten einen bestimmten Begriff zu verbinden, der als Gegensatz des durch die Menschen festgesetzten positiven Rechts kein anderer seyn konnte, als der eines von der Natur, oder vielmehr von Gott geschaffenen, unabänderlich von selbst geltenden Rechts. Diese Ideen finden wir bei den Scholastikern, und manche derselben, wie z. B. der heilige Thomas von Aquino, bedienen sich aller Waffen ihrer spitzfindigen Dialektik, um diese Begriffe zu rechtfertigen, zu zergliedern und zur Grundlage einer Theorie zu machen. Allein dieselbe ist ein Kapitel der christlichen Moral und blieb es bis nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. Dieser ist die Hauptveranlassung, daß dieselbe von der Moral getrennt und zu einer eigenen Wissenschaft erhoben wurde.

Die Zeit war gekommen, in welcher eine solche Wissenschaft konnte geboren werden; ein dringendes Bedürfniß der europäischen Menschheit erzeugte sie. Die Reformation hatte die Einheit des

christlichen Europas für immer zerstört. Die sich für die einzig wahr und unfehlbar proklamirende katholische Kirche konnte die neuen Confessionen auch nach einem Jahrhundert noch nicht für rechtmäßig anerkennen. Die für sie begeisterten gekrönten Häupter ergriffen jede Gelegenheit, die von ihnen noch als Insurgirte behandelten protestantischen Völker mit Waffengewalt dem römischen Stuhl zu unterwerfen. Diese hielten ihren Glauben für ihr Höchstes und kämpften für ihn als für ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Der dreißigjährige Krieg begann als Principienkrieg: von beiden Seiten focht man für Recht und Wahrheit. Der Gegensatz des Alten und Neuen war so schroff, daß nur eine vermittelnde Rechtsansicht ihn ausgleichen konnte. Von Seiten der katholischen Mächte galt jeder Friedensschluß blos als Waffenstillstand; ihre Gegner, obgleich nur noch auf die Defensive beschränkt, konnten ihre Unabhängigkeit allein durch die Unterwerfung des größten Theils von Europa sichern.

Indessen kämpften Christen mit Christen, von beiden Seiten rief man die nur Menschenliebe gebietende christliche Moral an, es mußte eine Versöhnung der Parteien möglich seyn; dazu bedurfte es nur eines von beiden anerkannten Princips, worauf die Rechte der Völker sich stützten. Das Bedürfniß der Zeit führte zu diesem Princip. Jenes Bedürfniß war der Friede: das Princip das der Geselligkeit. Sobald der Beweis geliefert war, daß die Geselligkeit ein Gesetz der vernünftigen Natur des Menschen sey, war eine Annäherung der kriegführenden Mächte möglich, und durch den Abschluß eines geselligen Vereins zwischen allen europäischen Staaten das Ziel des Friedens erreicht.

Um jenes Princip zu erweisen, mußte eine von allem Positiven unabhängige Basis gesucht werden. Diese war die menschliche Natur selbst, und außerdem der in den heiligen Büchern aller Christen ausgesprochene Wille Gottes. Weder das römische, noch das kanonische, und noch weniger das germanische Recht konnten hier die Grundlage bilden; es war ein Recht für das ganze menschliche Geschlecht zu suchen.

Grotius machte sich dies zur Aufgabe, die er löste, wie sie 1625 gelöst werden konnte und mußte. Er bedurfte nur eines dirigirenden Grundsatzes zur Begründung des Friedens. Allein die Beweismittel, die damals die Gemüther überzeugen konnten,

waren nicht die philosophische Speculation, sondern die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, die Maxime der christlichen Moral und die übereinstimmende Meinung der großen Männer des Alterthums und der neueren Zeit. So erklärt sich der Charakter des Grotiusschen Werkes, in welchem die Erudition das Raisonnement überflügelt.

Europa bedurfte eines Völkerrechts, Grotius schuf dafür eine Grundlage, der westphälische Friede baute auf dieselbe das europäische Staatensystem. Das Princip der Geselligkeit war hinreichend, um als höchster Grundsatz des Naturrechts zu dienen. Da ohne Festsetzung rechtlicher Verhältnisse kein geselliger Verein möglich ist, so konnte auch aus der Geselligkeit das Recht deducirt werden. Obgleich diese Deduction zu strengen Begriffsbestimmungen nicht führte, auch nicht zur Ziehung genauer Gränzen zwischen Recht und Moral, so bemächtigte dennoch die Schule sich derselben, und ein Jahrhundert lang beherrschte die durch Pufendorf ins Detail verarbeitete socialistische Theorie die Lehrkanzeln des Naturrechts.

Die reine Lehre des Grotius hatte indessen durch den Einfluß der Ansichten des Engländers Hobbes eine wichtige Modification erhalten, welche hier nicht übergangen werden darf. Das Naturgesetz der Geselligkeit ist in den Augen des Grotius ein uninteressirter Trieb, und hat deshalb einen moralischen Charakter. Ob aber der menschliche Wille überhaupt durch interessirte Triebe bestimmt werden könne, war schon eine unter den Philosophen des Alterthums viel bestrittene Frage, welche bei dem Erwachen der neueren Philosophie wieder auflebte. Die sensualistischen Philosophenschulen Englands und Frankreichs theilten hierüber sich bald in zwei Parteien; die einen, nach dem Materialismus sich hinneigenden, leugneten die Realität uneigennütziger Triebe, ihre Gegner, besonders die schottischen Moralistenschulen, suchten dieselben auf die verschiedensten Weisen zur Evidenz zu erheben. Hobbes war der Vorläufer der vielen englischen und französischen Philosophen, welche nur ein Grundgesetz des Willens annehmen — nämlich den des Egoismus. Pufendorf wollte Grotius und Hobbes Ansichten vermitteln und sah den Geselligkeitstrieb als einen Ausfluß des reinen Wohlwollens und der Eigenliebe zugleich an. Dies hatte auf seine Naturrechtslehre den Einfluß, daß sie

neben den moraliſchen Principien eine Menge Klugheitsregeln aufnahm, den Begriff des Gerechten mit dem des Nützlichen vermengte und den ihr eigenen unbeſtimmten Charakter erhielt, der die Haupturſache iſt, daß man bald nach andern Principien für dieſe Wiſſenſchaft ſich umſah.

Die reine Lehre des Hobbes, der als einer der geiſtreichſten und ſcharfſinnigſten Vertheidiger des Deſpotismus bekannt iſt, war nicht minder das Produkt der Zeit, als die Geſellſchaftstheorie des Grotius. Er ſah während der Bürgerkriege ſeines Vaterlandes nur einen Kampf des grauſamſten Egoismus und eine Auflöſung der ſocialen Verhältniſſe, die nur durch die von ihm für richtig anerkannten Mittel gehoben werden konnte. Die damals ſeine Landesgenoſſen beherrſchenden Triebe und Anſichten hielt er für die einzigen, deren die Menſchen fähig ſeyen. Daß er ſich geirrt hatte, bewies Englands zweite Revolution, und der Sieg der Anſichten, welche Locke zur wiſſenſchaftlichen Evidenz erhob. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bedurften die politiſchen Zuſtände Europas keiner philoſophiſchen Theorie. Es handelte ſich blos darum, das 1648 gegründete europäiſche Staatenſyſtem zu conſolidiren und gegen die Uebermacht der daſſelbe bedrohenden Fürſten zu vertheidigen. Die Gefahr kam gewöhnlich von Frankreich, und ſo wurde die europäiſche Politik bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ein von allen Seiten auf Schlauheit geſtütztes Spiel ſtets wechſelnder Combinationen, deren Zweck nicht die Erhaltung des Länderbeſitzes allein, ſondern ſehr häufig Eroberung war.

Erſt am Ende des Jahrhunderts, als in Folge der politiſchen Bildung Frankreichs andere politiſche Anſichten die Völker beherrſchten, nahm auch die Wiſſenſchaft des Naturrechts eine andere Richtung. Verſchiedene Theorien folgten auf einander und blieben nicht ohne Einfluß auf die Ordnung der geſelligen Verhältniſſe und die Umgeſtaltung des geltenden Rechts.

Man hat mit Recht das achtzehnte Jahrhundert das philoſophiſche genannt. Die menſchliche Vernunft trat als mündig auf, und ſtrebte nach der Erkenntniß des Wahren in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens. Alle Räthſel ſollten gelöst, die letzten Gründe aller Dinge gefunden werden. Die empiriſchen und die ſpeculativen Wiſſenſchaften ſchritten mit gleicher Eile voran, aber nach der Verſchiedenheit ihrer Nationalität pflegten die verſchiedenen

Völker Europas verschiedene Zweige derselben mit besonderer Vorliebe oder mit größerem Erfolg. Auch faßte jedes Volk oft dieselben von einem andern Standpunkte auf, und behandelten sie dem gemäß auf eine ihm eigenthümliche Weise.

Was die Rechtsphilosophie betrifft, so wurde sie nur in Deutschland als Naturrecht mit einem stets sich verjüngenden Eifer gepflegt. In England blieb sie ein Kapitel der Moralphilosophie, in Frankreich wurde sie wichtig als Theorie der Politik.

Lange hatten in unserem Vaterlande die auf diesen Gegenstand sich beziehenden Werke einen rein wissenschaftlichen Charakter. Man wollte nur die Natur des Rechts kennen und seine höchsten Principien. Man schrieb mehr für die Schule als für das Leben. Es war nicht darauf abgesehen, die bestehende Ordnung der Staaten zu ändern oder gar gewaltsam umzustürzen. Als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Philosophen die geselligen Verhältnisse durch Reformen der Gesetzgebung verbessern wollten, waren sie so wie die ihnen huldigenden Fürsten von den edelsten Motiven beseelt. Es handelte sich vom Fortschritte der ganzen Menschheit, welche durch die siegende Aufklärung und die Herrschaft der Vernunft bewirkt werden sollte.

Die Gesichtspunkte, von welchen aus die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts das Recht beleuchtete oder untersuchte, waren verschieden.

Man wollte die Natur der Idee des Rechts oder doch des Gerechten, und den moralischen Ursprung desselben oder das Gegentheil davon constatiren. Der Streit hierüber ist der über die Wirklichkeit der moralischen Ideen überhaupt. Wenn Mandeville, Hartley, Priestley und andere in England, Helvetius, Holbach, Saint Lambert und andere in Frankreich den Egoismus als die einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen ansehen, so verwerfen sie auch den Begriff des Gerechten, und das über den Menschen wirklich geltende Recht war ihnen entweder das Werk des sich verständigenden Egoismus aller, also das von ihnen anerkannte Nützliche, oder der die Schwächern beherrschende Wille der Mächtigen.

Zur praktischen Wissenschaft ausgebildet, wurde die Rechtsphilosophie entweder ein mehr oder weniger humanisirender Materialismus, oder eine eudämonistische, auf die geselligen Verhältnisse

bezogene Moral, welche Helvetius dadurch zu veredeln ſuchte, daß er an die Spitze derſelben das Axiom ſtellte: das Glück jedes Einzelnen könne nur erreicht werden durch die Förderung des Wohlſeyns Aller.

Aus dieſer ganzen materialiſtiſchen Anſicht vom Sittlichen iſt als Endreſultat die auf dieſelbe ſich ſtützende Lehre Benthams hervorgegangen.

Die Gegner dieſer Theorie bemühten ſich, auf dem Wege der empiriſchen Philoſophie zu zeigen: daß das Moraliſche nicht der Ausfluß der Selbſtſucht, ſondern derer höheren und unintereſſirten Natur ſey. Sie ſuchten dafür die Criterien zu conſtatiren und auf philoſophiſche Thatſachen ihre Anſichten zu ſtützen. Die berühmte ſchottiſche Moraliſtenſchule von Cudworth, Hutcheſon bis Dav. Hume, Ad. Smith und Dugald Stewart, (der letzte Lehrer dieſer Schule, Sir Th. Makintoſh, hat die Geſchichte derſelben ſehr geiſtreich geſchrieben in der **Encyclopaedia Britannica**, woraus Prof. Poret in Paris ſie überſetzte) hat an dieſer Aufgabe über anderthalb Jahrhunderte gearbeitet und dieſen Abſchnitt der Pſychologie ſehr gefördert, wenn gleich ihm nicht die nöthige wiſſenſchaftliche Form gegeben.

Die ausgezeichneten Schriftſteller, die dieſer Schule angehören, haben mit beſonderer Aufmerkſamkeit auch die Natur des Gerechten zu erforſchen geſucht, um zu zeigen, daß die Ideen der Gerechtigkeit nicht aus dem Egoismus abgeleitet werden dürfen, daß alſo die Begriffe des Gerechten und des Nützlichen nicht identiſch ſind. Beſonders lehrreich ſind die Anſichten und Bemerkungen von Ad. Smith und Dugald Stewart: ſie verdienten nicht mit Stillſchweigen übergangen zu werden. Hat der letzte auch den wichtigen Gegenſtand nicht erſchöpft, ja nicht einmal genau beſtimmt, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, den richtigen Weg eingeſchlagen zu haben.

Während die obengenannten Philoſophen über den Urſprung der *Ideen* des Gerechten ſtritten, ſuchten andere *das Recht in ſeiner hiſtoriſchen* Erſcheinung mit philoſophiſchem Geiſte zu beleuchten. Montesquieu hat hier ſo viel geleiſtet, daß kein anderer im vorigen Jahrhundert ihm an die Seite geſtellt werden kann. Voltaire und Mably kommen ihm nicht gleich. In Deutſchland können nur Moeſer und Michaelis genannt werden.

Montesquieu's Werk de l'esprit des loix wurde indessen Hauptveranlassung der bald mit Vorliebe gepflegten praktischen Politik, die bald den Namen: der Gesetzgebungswissenschaft annahm und viele meistens schnell wieder der Vergessenheit überantwortete Traités de legislation zu Tag förderte. Filangieri allein machte sich durch seine Scienzà della legislatione unsterblich.

An diese Werke schließt sich Rousseau's berühmtes Buch du contrat social an, obgleich es eine ganz andere Hauptfrage lösen soll, als die über die beste Gesetzgebung.

Recht und Staat konnten noch von einem andern als den bisher bezeichneten Standpunkten aus erforscht werden. Man konnte die Rechtmäßigkeit der geltenden Rechtsgrundsätze und der bestehenden Staatseinrichtungen in Zweifel stellen, und überhaupt die Cardinalfrage aufwerfen: unter welchen Bedingungen das Recht überhaupt die Menschen als vernünftige und schon in Folge ihres bloßen Daseyns zur Freiheit berufene Wesen binden könne? wann einer Gewalt gehorcht werden müsse? u. d. g. mehr.

Rousseau stellte und löste diese Frage, zwar nicht als der erste, denn Locke und andere waren ihm vorhergegangen, aber auf eine so hinreißende, dem eben sich bildenden Zeitgeiste so sehr entsprechende Weise, daß seine Lehre vom Staatsvertrage die Grundlage eines neuen Staatsrechts wurde, welches, kaum dreißig Jahre nach dem Erscheinen des Buches, ganz Europa erschütterte und auf die Umgestaltung von Staat und Recht den entschiedensten Einfluß äußerte.

Während diese Bestrebungen des Auslands sich entfalteten, fuhr man in Deutschland fort, für Schule und Katheder die Wissenschaft des Naturrechts als eigene Doctrin weiter zu bilden, ihre Begriffe näher zu bestimmen, sie deshalb auch von der Moral einerseits und der politischen Klugheitslehre andernseits zu trennen, auf ein eigenes Fundamentalprincip zu stützen und systematisch in größeren oder kleineren Compendien zu verarbeiten. Wolff trug die mathematische Methode auf dieselbe über, und bald glaubte man an die apodiktische Wahrheit der streng deducirten naturrechtlichen Axieme und Theoreme, wodurch diese Wissenschaft vollendet und eine wahrhaft philosophische Doctrin geworden zu seyn schien.

Die durch Thomaſius eingeführte Auffaſſung des Naturrechts als die Lehre von der Zwangspflicht fand ſo allgemeinen Beifall, daß ſie bis jetzt die herrſchende iſt und alle deutſchen Philoſophen es für nöthig hielten, die Möglichkeit des Zwanges aus den höchſten Grundſätzen ihrer Syſteme zu deduciren.

Der neue deutſche Rationalismus bemächtigte ſich bald ganz dieſes nun ganz abſtract gewordenen Naturrechts, und gab ihm als dem erſten Theile der praktiſchen Philoſophie ſeinen Inhalt und ſeine Form. Die Sätze deſſelben galten für die abſolute Wahrheit und als die einzige orthodoxe philoſophiſche Rechtslehre.

Dreimal hat indeſſen das jetzt ganz deutſch gewordene Naturrecht ſeit Puffendorf ſein Grundprincip gewechſelt. An die Stelle der Geſelligkeit trat bei Thomaſius die Glückſeligkeit, bei Wolff die Pflicht zur Vervollkommnung, und ſeit Kant die Freiheit.

Thomaſius behandelte alle Zweige der praktiſchen Philoſophie als Mittellehre zur Erreichung des höchſten Gutes, d. h. eines größtmöglich langen und glücklichen Lebens. Die Tugendlehre als doctrina honesti, die Rechtslehre als doctrina justi und die Klugheitslehre als doctrina decori ſollten zeigen, wie der Menſch die verſchiedenen Stufen der Glückſeligkeit durch Beobachtung der praecepta justi, honesti et decori erreichen könnte. Allen lag ein gemeinſames Princip, als Regulativ für den einzelnen Menſchen, zu Grunde, das ihm ſagt: in allen ſeinen Handlungen ſich ſo zu benehmen, wie er wünſche, daß andere ſich benehmen ſollten.

Auf eine ähnliche Weiſe hat der ſchottiſche Philoſoph Ad. Smith das Criterium des Moraliſchen beſtimmt, und Kants höchſtes, nur formelles Moralprincip: Handle ſo, daß die Maxime deines Geſetzes ſich zu einem allgemeinen Geſetze für alle Menſchen eignet, iſt, wie man auch ſchon lange bemerkt hat, nur eine andere, allgemeinere Faſſung der Thomaſiſchen Principien. Das Naturrecht iſt nach dieſen die Lehre der negativen Pflichten gegen andere, und nur eine Durchführung des chriſtlichen Grundſatzes: quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. Auf dieſe Pflichten beſchränkt ſich nach ihm und ſeiner Schule die Möglichkeit des Zwangs. Da auch die negativen Verbindlichkeiten moraliſche Verpflichtungen ſind, ſo hat

Hugo das Kapitel von den Zwangspflichten mit dem etwas derben Namen der Todschlagsmoral bezeichnet.

Wolff, der das Recht aus der eigenen Pflicht sich zu vervollkommnen ableitet und alle Handlungen für erlaubt hielt, ohne welche wir die moralische Verbindlichkeit uns zu vervollkommnen nicht erfüllen können, hat kein so genaues Princip, woraus er die Möglichkeit des Zwangs deducirt: seine Anhänger beschränken ihn nicht selten auf die Pflicht der Selbsterhaltung. Diese Unbestimmtheit machte es ihm möglich, in sein neun Quartbände füllendes System des Naturrechts alle menschlichen Handlungen aufzunehmen und dadurch die gesammte Rechtsphilosophie zu verflachen und in eine bloße Classification alles dessen, was überhaupt geschehen kann, zu verwandeln.

Sein höchstes Moralprincip allein ist fruchtbringend geworden. Angewandt auf das wirkliche Recht und die Staatseinrichtungen, erzeugte es den seitdem in ganz Europa herrschend gewordenen Grundsatz des socialen Fortschrittes. Bis zum Ausbruche der französischen Revolution erzeugte diese Wolff'sche Philosophie, jedoch unter Mitwirkung französischer Ideen, wohlthätige Reformen in der Staatsverwaltung, in der Criminal-, ja selbst zum Theil in der bürgerlichen Gesetzgebung, und in den katholischen Ländern hatte sie die Aufhebung des Mönchwesens und die Läuterung des religiösen Glaubens (oft auch dessen Untergrabung) zur Folge.

Als gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts die philosophischen Doctrinen Englands und Frankreichs auf Deutschland zurückwirkten und den der Leibniz-Wolff'schen Philosophie aufgepfropften Eclecticismus erzeugten, wurde auch das Naturrecht davon inficirt und verlor die von der Thomasischen Schule erstrebte Bestimmtheit. Feder, der sich an die schottische Schule anlehnt, hatte auf die letzte Formation der kantischen Naturrechtssysteme einen bedeutenden Einfluß, wie unter anderm das sechsmal aufgelegte Lehrbuch Hegsaers und die erste Auflage des Naturrechts von Hufeland zeigen. Die bisherige Behandlungsweise hatte ihre Periode durchlaufen und sich selbst erschöpft. Sie wurde von dem in der Kantischen Philosophie wie durch die französische Revolution siegenden Freiheitsprincip mit einem Schlage vernichtet.

Die bisherigen Naturrechtslehrer hatten zwar die Freiheit nie vergeſſen, ſie wurde zu den angebornen Rechten der Menſchen gezählt; aber erſt Rouſſeau wählte ſie zum Ausgangspunkte ſeiner Lehre vom Contrat social. Sie wurde das Feldgeſchrei des in Frankreich ſich ſelbſt emancipirenden dritten Stands und der erſte Artikel des unter dem Namen der Erklärung der Menſchenrechte bekannten politiſchen Glaubensbekenntniſſes der Assemblée constituante, der Convention u. ſ. w. Im Namen der Freiheit wurde die Baſtille genommen, das Recht der alten Monarchie gewaltſam geſtürzt, dann das Königthum, dann die revolutionaire Verfaſſung ſelbſt, die den nachrückenden Colonnen ihrer Verfechter dem erhabenen Princip nicht für genügend galt, bis endlich das Comité du salut public durch die permanent gewordene Guillotine den Satz zu verwirklichen ſuchte: il faut faire triompher la liberté par le despotisme.

Neben ihr flog noch ein zweites Loſungswort von Mund zu Mund, das der Gleichheit. Sie war das Produkt des generaliſirten Freiheitsprincips. Merkwürdig iſt es indeſſen, daß mitten in den Kämpfen für die Freiheit, d. h. um die bürgerliche politiſche Freiheit, die franzöſiſchen Philoſophen die moraliſche Freiheit und die unintereſſirte Tugend leugneten. In Saint Lamberts Catechisme du citoyen français wird die Moral als eine materialiſtiſche Klugheitslehre behandelt.

Da nahm ſich Kant der moraliſchen Freiheit an, deducirte ihre Wirklichkeit aus dem Begriffe der Sittlichkeit und dem Gebote der Vernunft, moraliſch zu handeln, vermittelſt eines Poſtulates, und verlangte nun für den moraliſch freien Menſchen auch ein Gebiet äußerer Freiheit, welches ſeine Rechtsſphäre wurde und ihn zur Perſon machte. Das Recht wurde dadurch der Inbegriff der Bedingungen, unter welchen die Freiheit aller nach einem allgemeinen Geſetz beſtehen konnte.

Aus dem Urrechte der Freiheit (nach Kant dem einzigen) wurden alle andern abgeleitet, ſelbſt das Eigenthum und die Verträge: auf dieſe ſtützte man die Rechtmäßigkeit der Ehe, des Staatsverbandes und ſelbſt das allgemeine Kirchenrecht. Die vielen Bücher, in welchen dieſe Anſicht des Naturrechts zu Syſtemen verarbeitet iſt, kennt Jeder: die kürzeſten und klarſten erlangten das größte

Ansehen, z. B. die Schmalzschen Lehrbücher des Naturrechts und vor Allen das 1829 zum fünften Mal aufgelegte Lehrbuch von C. H. (von) Gros. Die in denselben entwickelten Grundsätze verhielten sich zum wirklich geltenden Rechte, wie die der reinen Mathematik zu bestimmten Anwendungen derselben: sie sollten das Regulativ und der Maaßstab des positiven Rechts werden. Nur eine Frage wurde in ihnen nicht durchgreifend gelöst: nämlich die, ob das durch die Philosophie gefundene Recht unmittelbare praktische Gültigkeit habe? Die absolute Bejahung derselben mußte, consequent durchgeführt, zu dem Satze führen, daß das mit dem Naturrecht streitende positive Recht absolutes Unrecht sey, und dies legitimirte dann jede Revolution. Man umging also die Frage, sprach den philosophischen Principien alle praktische Gültigkeit ab oder ließ ihnen höchstens eine subsidiäre. Vorsichtige Rechtsgelehrte suchen im Naturrecht nur das höchste, von der menschlichen Vernunft ausgehende Ideal des Rechts, welches die menschliche Gesetzgebung zu verwirklichen berufen sey. Aber als Leitstern der Gesetzgebung sind die Naturrechts-Compendien zu arm: sie enthalten nur die allerallgemeinsten Grundsätze, schweben in der reinen Vernunftsphäre über der Wirklichkeit und geben dem zum Gesetzgeber berufenen Staatsmann keine Anleitung, die philosophischen Principien unmittelbar in's Leben einzuführen.

Das abstracte Naturrecht blieb auch nach dem Siege der Kantischen Philosophie in dem Rahmen des Wolff'schen Schematismus und eine pure Ausgeburt des speculirenden Verstandes, eine meistens nur logische Zergliederungslehre von zum Theil willkürlich angenommenen Begriffen, eine rein theoretische Doctrin. Man legte den größten Werth darauf, ein Trennungsprincip zwischen Naturrecht und Moral zu finden; die verschiedensten Versuche wurden gemacht, allein man bemerkte nicht, daß man in jenem nicht lehrte, was wirklich Rechtens ist, sondern nur, was Rechtens seyn sollte, in Folge des höchsten Rechtsprincipes; und doch hätte schon die Fassung der Kantischen Formel: handle so, daß die Freiheit deiner Willkür mit der Freiheit Aller nach einem allgemeinen Gesetze bestehen kann, jeden überzeugen können, daß dies ein Pflichtgebot enthalte, also ein Moralprincip aufstelle, nach welchem das Benehmen der Menschen in ihrem geselligen Verhältniß eingerichtet werden sollte.

Viel klarer ſah Fichte, der ein wirkliches Recht aus ſolch einem Grundſatze nicht ableitet, ſondern blos die jedem obliegende Verpflichtung, durch Uebereinkunft gegenſeitige Freiheitsſphären zu beſtimmen, d. h. das wahre Recht erſt zu ſchaffen.

Die deutſchen Philoſophen und Rechtsgelehrten (wenige ausgenommen) waren indeſſen an die herrſchende Behandlungsweiſe ſo gewöhnt, daß erſt nach dreißig Jahren (von Link im Jahr 1829 und von Stahl 1830) eine dieſelbe erſchütternde Kritik des abſtrakten Naturrechts deſſen Unfehlbarkeit ein Ende machte. Lange zwar hatten die dem poſitiven Recht zugewandten Juriſten gefühlt, wie gering der Gewinn für die Wiſſenſchaft deſſelben ſey; aber man zog vor, das Naturrecht ſich ſelbſt zu überlaſſen, und ſo verlor es allmählig bei ihnen ſeinen alten Credit. Es hat indeſſen während unſers Jahrhunderts vielfach gewirkt. Es wurde die Grundlage des ſ. g. allgemeinen Staatsrechtes, zum Theil des Strafrechtes, indem, wie von Link, Abegg, Hepp und andern nachgewieſen worden iſt, die verſchiedenen in Deutſchland verſuchten Begründungstheorien des Strafrechts im engen Zuſammenhange mit den naturrechtlichen Doctrinen ſtehen. Die nach rationellen Principien gemachten Syſtematiſirungen des römiſchen Rechts ſind weniger eine Wirkung derſelben als der deutſchen Philoſophie überhaupt.

Auf die Sitte und die Denkungsweiſe des deutſchen Volkes hatte indeſſen die Verbreitung der in jenen Büchern entwickelten philoſophiſchen Anſichten den Einfluß, daß die Würde des Menſchen in der allgemeinen Achtung ſtieg und durch ſie die Rechtsfähigkeit Aller bewirkt wurde. Die Rechtsgleichheit wurde gefördert und die Ueberzeugung des deutſchen Volkes allgemein befeſtigt: daß arbiträre Gewalt mit dem Rechte ewig unverträglich ſey. Es war deshalb auch das auf das Freiheitsprincip geſtützte Naturrecht der natürliche Alliirte der conſtitutionellen Verfaſſungen, die ſich aus philoſophiſchen Grundſätzen deduciren ließen.

Als Schultheorie war das Naturrecht indeſſen längſt vollendet. Nach Schmalz, Groß, Krug, Bauer und Andern war wenig Neues mehr zu ſagen, und wie ſehr einige ſpätere ſtrebten, original zu ſeyn, ſo wenig gelang dies: ihre Darſtellungsweiſe iſt nur manierirter; ſie bewegen ſich in dem durch die Natur der

Sache vorgezeichneten beſchränkten Kreiſe. Dieſes thun auch die die Naturrechtsſyſteme populariſirenden Schriftſteller, wie z. B. Rotteck in ſeinem Vernunftrecht.

Allein der den Deutſchen angeborne wiſſenſchaftliche Sinn ließ keinen Stillſtand zu. Einerſeits war man durch die gewonnenen Reſultate der Kantiſchen Naturrechtstheorie nicht befriedigt. Die Zeit war fortgerückt; was vor 1800 als ein genialer Gedanke galt, war 1830 ein trivialer Gemeinplatz. Andererſeits wollten auch andere philoſophiſche Syſteme nach ihren Fundamentalgrundſätzen dieſe Wiſſenſchaft umgeſtalten. Es mußten auch Schelling'ſche und Hegel'ſche Naturrechtstheorien entſtehen, und ſo verließ die jüngere Generation die breite Straße der Kantianer und gerieth in die verſchiedenſten Neben- und Abwege.

Das Neue mußte als Gegenſatz des Alten hervortreten, dies Alte war aber ein abſtracter ſubjectiver Rationalismus.

Ihm konnte gegenübertreten:

1) Ein objectiver abſtrakter Rationalismus.

2) Eine rein hiſtoriſche Auffaſſungsweiſe des Rechts, in verſchiedenen Richtungen ſich bewegend.

3) Ein juriſtiſcher Skepticismus.

4) Eine religiös-myſtiſche Deduction des Rechts aus der Offenbarung.

5) Endlich ein neuer, alle bisherigen Standpunkte verbindender Eclecticismus.

Alle dieſe Gegenſätze zeigen ſich wirklich; einige waren ſchon lange vorbereitet. Hegel bildete den erſten Gegenſatz, den zweiten von Haller, die deutſche hiſtoriſche Schule mit von Savigny an der Spitze und zum Theile Schelling; naturrechtliche Skeptiker ſind Hugo und der den Begriff des Gerechten leugnende Bentham; theologiſirende Naturrechtsſyſteme ſtellten mehrere auf, neueſtens Stahl und Göſchel; eclectiſche Theorien des Naturrechts ſind noch zu erwarten, jedoch in manchen Syſtemen der Staatswiſſenſchaft enthalten. Berühmte, hier zu erwähnende Eclectiker ſind Ancillon und von Raumer.

Die Hegelſche Schule mußte auch für das Recht eine abſolute werden und nach der ihr eigenthümlichen Methode des Philoſophirens die Deduction objectiv wahrer Rechtsgrundſätze verſuchen. Aber nur eine genaue Kunde des Hiſtoriſchgeltenden hätte das

Haupt dieſer Schule in den Stand geſetzt, ein auf alles Poſitive begründetes und es zugleich erklärendes rechtsphiloſophiſches Syſtem zu geben. Es hätte ſogar ein dem Wolff'ſchen ähnliches Naturrecht aus einer ſolchen Bearbeitung unſerer Wiſſenſchaft hervorgehen können. Allein der auf den höchſten Höhen der Abſtraktion ſtehende Denker hielt ſich zunächſt an die, durch die Kantiſche Schule feſtgeſetzten Begriffe, die er nach ſeiner Weiſe deducirte, und in ſeine nur den Eingeweihten ganz verſtändliche Sprache überſetzte. Hegels höchſtes Princip: ſey Perſon und reſpectire die Andern als Perſonen, iſt das Kantiſche. * Die wichtigſte Eigenthümlichkeit der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie iſt die den Profanen nicht gut erklärliche Verſchmelzung des Naturrechts mit der Moral, wodurch dieſe wenigſtens zum Theil ein Kapitel des erſten wird.

In dem ganzen Syſteme erſcheint das Abſtracte in ſeiner gröſten Nacktheit, und da es dennoch das wirkliche, d. h. das geltende Recht nicht erklärt, d. h. ſeine letzten Gründe, und das philoſophiſche Element im hiſtoriſchen Entwickelungsprozeſſe nicht nachweist, ſo hat das Hegel'ſche Naturrecht die Rechtsgelehrten (eine ganz kleine Zahl abgerechnet) nicht befriedigt. Ein genügendes objectiv-rationaliſtiſches, abſtractes Syſtem des Naturrechts kann daher immer noch verſucht werden.

Je weniger die Reſultate der geſammten ſpeculativen Rechtstheorien den Erwartungen eigentlichen Juriſten entſprachen, um ſo mehr mußten dieſe der rein hiſtoriſchen Erforſchung des Rechts ihre Kräfte zuwenden. Durch die Geſchichte allein erkannten ſie das wirkliche, das wahrhaft geltende Recht, ſeine Urſprünge, ſeinen Entwickelungsgang und ſeine durch die Natur der Sache vorgezeichneten Perioden. Es konnte auf die vergleichende Rechtsgeſchichte eine Art hiſtoriſcher Rechtsphiloſophie geſtützt werden und die Anhänger derſelben ſich die hiſtoriſche Schule nennen. Ihre Philoſophie iſt zunächſt eine empiriſche, hätte jedoch auch eine ſpeculative ſeyn, oder doch einen ſpeculativen Charakter annehmen können.

Obgleich in Deutſchland nur eine Schule ſich die hiſtoriſche genannt hat, ſo laſſen ſich doch mehrere unterſcheiden. Denn

* S. Hegels Naturrecht §. 36.

1) iſt auch die Rechtsphiloſophie v. Hallers und ſeiner Anhänger eine hiſtoriſche. Sie hat zunächſt der Staatswiſſenſchaft und dem Staatsrecht eine neue, und zwar ganz geſchichtliche Grundlage zu geben verſucht. Allein es laſſen ſich ihre Grundſätze auf alle andern Theile der Rechtswiſſenſchaft übertragen. Daß dieſelben mit den Theorien der hiſtoriſchen Schule eine innere Verwandtſchaft haben, geht daraus hervor, daß nicht blos Hugo, ſondern auch Rohberg, und zwar ſchon vor 1815 v. Haller (obgleich nicht in Allem) das Wort redete.

Man könnte

2) dagegen das Epithet „philoſophiſch" der rein hiſtoriſchen Auffaſſungsweiſe des Rechts ganz und gar abzuſprechen geneigt ſeyn; allein es liegt ihr eine philoſophiſche Anſicht zum Grunde, wenn gleich dieſelbe entweder gar nicht, oder doch nur auf eine nicht genügende Weiſe deducirt erſcheint.

3) Zu einer hiſtoriſchen Rechtsphiloſophie konnte die Philoſophie Schellings führen, wie dies der Meiſter 1803 ſelbſt angedeutet hat, in ſeinen Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums: denn es iſt ihm die Rechtsphiloſophie nur eine Anwendung der Philoſophie der Geſchichte. Erſt ſpät führte einer ſeiner jüngſten Schüler dieſe Anſicht, jedoch auf eine ihm ſelbſt eigenthümliche Weiſe durch: nämlich Stahl in der Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht. Dieſer Schriftſteller verwandelt unſere Wiſſenſchaft in ein chriſtliches Naturrecht, in welchem er indeſſen die Dogmen keiner der beſtehenden chriſtlichen Confeſſionen zum Grunde legt. Nur der chriſtliche theologiſirende Charakter herrſcht in derſelben vor, weshalb Stahls Rechtsphiloſophie an die übrigen theologiſirenden und zum Theil myſtiſchen Doctrinen Ad. Müllers, Fr. v. Schlegels und mehrerer Franzoſen anzureihen iſt, von welchen er aber dadurch ſich entfernt, daß er die Orthodoxie in der katholiſchen Kirche nicht anerkennt. Näher ſteht er Goeſchel, welcher auf den Stamm des Hegelianismus eine Glaubensphiloſophie zu pfropfen verſucht.

Alle die ſo eben genannten Schulen können nicht wieder ein poſitives Rechtsſyſtem aufſtellen, wie die rationaliſtiſche, und bilden dadurch einen ſcharfen Gegenſatz zu den Rechtsphiloſophen, welche alle poſitiven Grundſätze leugnen und die Behauptung vertheidigen, es könne Alles Rechtens ſeyn, jedoch nur, wenn es von

einer Staatsgewalt ſanctionirt würde. Wir können dieſe Schriftſteller *rechtsphiloſophiſche Skeptiker* nennen.

Bereits Hobbes iſt unter ihnen aufzuführen, ferner Bentham, vorzüglich aber Hugo. Wenn Bentham noch auf das Princip der *Nützlichkeit* alle Geſetzgebung geſtützt wiſſen will, ſo findet Hugo in Allem Rechte eine Licht- und Schattenſeite, hebt die Nachtheile der Inſtitutionen heraus, welche die Naturrechtslehrer gewöhnlich als die einzig möglichen vertheidigen, wie die des Privatrechts, der Monogamie u. ſ. w., nimmt dagegen andere, von ihnen verworfene, als mögliche und nicht geradezu verwerfliche Einrichtungen in Schutz, z. B. die Servitus, die Polygamie, die Univerſalmonarchie u. ſ. w.

Wer möchte nun nicht verzweifeln am Fortſchritte einer Wiſſenſchaft, welche, ſtatt im Laufe der Jahrhunderte zur Einheit und zur Gewißheit zu gelangen, ſich in eine Menge einander bekämpfender Theorien zerſplitterte! Und doch kann der Rechtsgelehrte nicht darauf verzichten, eine philoſophiſche Baſis für ſeine Wiſſenſchaft zu ſuchen. Sie iſt ein Bedürfniß, das um ſo dringender wird, je mehr die Verſuche, es zu befriedigen, fehlſchlagen.

Welcher Weg möchte jetzt zum erſehnten Ziele führen?

Es widerſtreitet dem Begriffe des Rechts, es für das Werk der Willkür oder des Zufalls anzuſehen. Wir ſind gedrungen, daſſelbe für etwas Nothwendiges und Vernunftgemäßes zu halten. Es kann nicht das Inſtrument der Unterjochung des Schwächern durch den Stärkern ſeyn, da es auch den Schwächſten gegen den Mächtigſten zu ſchützen beſtimmt iſt. Alle Völker verehren Recht und Geſetze als etwas Moraliſches: die Gerechtigkeit iſt ihnen heilig und nichts mehr von ihnen verabſcheut, als willkürliche Gewalt. Hat das Recht auf dieſe Weiſe einen moraliſchen Charakter, ſo muß auch ſeine Grundlage und ſein höchſtes Ziel ein ſittliches ſeyn! Das moraliſche iſt das Wahre, folglich das Nothwendige, das allgemein Gültige, und jede rechtsphiloſophiſche Unterſuchung muß das Auffinden dieſes Wahren und Allgemeingültigen ſich zur Aufgabe machen. Dieſe Aufgabe wird aber eine doppelte ſeyn: eine *theoretiſche* und eine *practiſche*, indem einerſeits gezeigt werden ſoll, welches die letzten Gründe und die aus ihnen erkannte Natur des Rechtes ſey, andrerſeits, welches das Ziel ſey, nach dem das Recht zu ſtreben habe, um ſich einer Vollendung zu nähern?

In den Theorien des abstracten Naturrechts sollten beide Fragen durch die Deduction eines durch sich selbst geltenden Vernunftrechts gelöst werden, was aber deshalb mißlang, weil dieselben nicht in eine verschmolzen werden können. Wußten ja die meisten Vertheidiger jener Theorie sich nicht klar zu machen, ob die von ihnen aufgestellten Grundsätze die eines Rechts seyen, das wirklich gelte, oder eines, das seiner innern Vortrefflichkeit wegen gelten sollte. Hält man jene Fragen von einander getrennt, so kommt man zu einer klaren Auffassung der philosophischen Rechtswissenschaft. Man kann auf dem Wege der Analyse auch leichter die Geschichte derselben und die Aufeinanderfolge der verschiedenen Systeme begreifen, jedem seine Stelle anweisen, und das Wahre und Falsche in ihren Grundprincipien erkennen.

Es ist nöthig, hier von der concreten Wirklichkeit, also von der Erfahrungswelt auszugehen.

Die das gesellige Leben der Völker als Recht beherrschenden und ordnenden Normen oder Regeln erscheinen uns als das Produkt der Gesammtüberzeugung der Völker über Recht und Unrecht, d. i. über das, was sie für gerecht und den geselligen Verhältnissen für angemessen halten. Das Daseyn dieser Gesammtüberzeugung ist eine geschichtliche Thatsache, die auch nur durch die Geschichte erkannt werden kann. Alles wirkliche Recht ist demnach zunächst etwas historisches, hat also eine historische Grundlage.

Der Inhalt der Ueberzeugung ist aber etwas Moralisches, wie die Idee des Gerechten selbst, weshalb die Gerechtigkeit auch von Menschen, die auf der niedersten Bildungsstufe stehen, für eine heilige Pflicht gehalten wird. Das Recht hat demnach auch eine moralische Grundlage, die wir auch eine rationelle nennen können, weil alles Moralische als etwas durch die Vernunft Gegebenes und von ihr zu Erkennendes anzusehen ist.

Es ist aber von Recht und Unrecht nur unter den Menschen die Rede, welche mit einander im Wechselverhältnisse stehen, und deren Interessen sich berühren, so daß es für Jeden Bedürfniß ist, zu wissen, welche Befugnisse er dem Andern gegenüber habe, und in welchen Verpflichtungen er zu ihm stehe. Ohne die Voraussetzung solcher Verhältnisse ist keine Rechtsfrage möglich. Dieselben sind natürliche Resultate des Zusammenlebens der Menschen, und können füglich die materielle Grundlage des Rechts genannt werden.

Alles wirkliche Recht hat alſo eine dreifache Baſis: eine materielle, eine rationelle und eine geſchichtliche.

Dieſe Wahrheit muß vor Allem feſtgehalten werden, um jede rechtsphiloſophiſche Theorie vor Einſeitigkeit zu bewahren. Das Ueberſehen derſelben hat die nachtheiligſten Folgen in der Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft gehabt, und (nach unſerer Ueberzeugung) das Mißlingen aller bisherigen Syſteme veranlaßt. Die meiſten ſtützen ſich nur auf eine der drei Grundlagen, die ſie oft nicht einmal in ihrem Weſen begreifen. Während ſie einige Phänomene richtig würdigten, überſahen ſie andere entweder ganz und gar, oder erklärten ſie von ihrem ausſchließlichen Standpunkte aus falſch und gezwungen. Daher die großen Gegenſätze unter den Rechtsphiloſophen, wie z. B. zwiſchen Kant, Bentham und v. Savigny.

Der erſte berückſichtigte nur das rationelle Element des Rechts, Bentham ſah nur auf die materielle Grundlage deſſelben, die er nach den Rückſichten der Nützlichkeit unterſuchte, und v. Savigny beſchrieb blos den natürlichen Entwicklungsgang des Rechts als einer hiſtoriſchen Erſcheinung.

Die ausſchließliche Berückſichtigung nur einer der drei Grundlagen erklärt uns indeſſen manche im Allgemeinen ſehr wahre Sätze, die auf den erſten Anblick mit einander unverträglich erſcheinen. Portalis hielt das Recht für fondé sur la raison des choses; eine Wahrheit, auf die ſchon Sam. Clarke eine ganze Theorie gebaut hatte, und welcher der praktiſche Juriſt täglich huldigt, wenn er das Recht aus der Natur der Sache abzuleiten verſucht. Andererſeits ſollten die Rechtsregeln Ausſprüche der Vernunft und die höchſten Principien deſſelben philoſophiſcher Natur ſeyn. Das wirkliche Recht iſt aber ſtets nur, wie Bentham richtig ſagt: l'oeuvre de la loi, und letzteres etwas Poſitives, alſo Geſchichtliches.

Alle dieſe Gegenſätze löſen ſich, wenn man als die erſte Wahrheit jeder Rechtsphiloſophie feſthält: alles Recht beruhe nothwendig auf einem dreifachen Fundamente.

Dadurch wird für die Weiterführung der Wiſſenſchaft ein feſter Boden gewonnen: jedes der drei Elemente kann beſonders geprüft und einer weitern Analyſe unterworfen werden.

I. Die geſelligen Verhältniſſe, welche die factiſche Unterlage alles Rechts bilden, ſind die tauſendfach verſchieden ſich

gestaltenden Formen der menschlichen Coëxistenz. Sind schon auf den vierundsechzig Feldern des Schachbretes unter den zweiunddreißig Figuren Millionen verschiedener Combinationen möglich, um wie viel mehr unter Millionen Menschen! Jeder Tag erzeugt eine unzählige Menge Verbindungen unter ihnen. Es lassen sich jedoch dieselben auf Gattungen und Arten zurückführen, und alle Lebensverhältnisse gruppiren. Eine Summe von Hauptfacta, die, jedoch auf das mannigfachste modificirt, wiederkehren, läßt sich feststellen und nach allgemeinen Gesichtspunkten ordnen. Sie sind das Produkt der verschiedenen, den Menschen angebornen Bedürfnisse und der möglichen Weisen, dieselben zu befriedigen.

Alle Triebe des Menschen sind demnach von der Rechtsphilosophie zu beachten und die Verhältnisse, welche durch die zu ihrer Befriedigung angewandten Mittel erzeugt werden, zu constatiren. Das Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode bildet eine Menge für das Recht wichtiger Momente; die Familie ist die Grundlage eines eigen rechtlichen Verbandes; die Geschäfte des täglichen Verkehrs erzeugen andere, nicht minder wichtige, ebenso der politische Verband im Staate, ferner die Coëxistenz mehrerer, sich in ihrem Interesse gegenseitig berührender Völker.

Bei der Beschauung aller dieser Verhältnisse dürfen aber die Menschen nicht, wie in dem Kantischen Naturrecht geschieht, als abstracte Vernunftwesen angesehen werden, sondern als wirkliche concrete Wesen, die zu einer der bekannten Menschenracen gehören, ihre Nationalität haben und unter einer bestimmten Himmelszone an einer besondern Oertlichkeit leben und auf einer bestimmten Kulturstufe sich befinden.

Die Beachtung aller dieser Verhältnisse wird zu dem belehrendsten Ergebnisse für die philosophische Erfahrung des Rechtes führen und wichtige rechtsgeschichtliche Phänomene erklären. Seit Montesquieu ist freilich auf diesem Felde wenig geschehen, und doch besitzen wir jezt mehr Mittel, hierin den Kreis unserer Erfahrungen zu erweitern. Obgleich durch die vergleichende Rechtsgeschichte nur Einzelnthatsachen, wir könnten sagen nur Beispiele, gesammelt werden, so sind dennoch diese ethnographischen Notizen ungemein lehrreich und geeignet, den sonst nur inhaltslosen Schematismus der nach Hauptgesichtspunkten gruppirten verschiedenen geselligen Verhältnisse zu beleuchten und zu beleben.

II. Für alle, in der Erfahrung verſchiedenen Verhältniſſe mit einander lebender Menſchen ſollen nun Regeln des Gerechten gegeben werden, die beſtimmen, was einer von dem andern fordern dürfe und leiſten müſſe. Nach dieſen Regeln ſollen ſtreitige Fragen über collidirende Anſprüche entſchieden, folglich auch die ſociale Stellung eines jeden genau beſtimmt werden. Der Inbegriff dieſer Regeln iſt das Recht, deſſen Natur die Rechtsphiloſophie zu erforſchen hat. Dieſe kann nun aber fragen:

a. Von wem müſſen dieſe Regeln ausgehen?
b. Laſſen ſich dieſelben aus einem höchſten Princip ableiten?
c. Welches muß ihr weſentlicher Inhalt ſeyn?

Aus der verſchiedenen Beantwortung dieſer Fragen, beſonders der beiden erſten, laſſen ſich alle Syſteme des Naturrechts und rechtsphiloſophiſchen Theorien erklären.

Die erſte Frage iſt von den Naturrechtslehrern ſelten ex profesſo behandelt und oft mit der nach der Erkenntnißquelle der natürlichen Principien verwechſelt worden. Indeſſen können folgende Hauptanſichten unterſchieden werden.

1) Die Regeln des von ſelbſt geltenden Rechts ſind die Gebote des göttlichen Willens und deshalb beſonders in der Offenbarung zu ſuchen. In ein Syſtem gefaßt, führen ſie zur theologiſirenden Rechtsphiloſophie. Dieſelbe ſtützt ſich aber gewöhnlich nicht ausſchließlich auf die Offenbarung der heiligen Bücher, ſondern auch auf die der Natur oder der Vernunft. Dies lehrten ſchon die Scholaſtiker des dreizehnten Jahrhunderts und alle Schriftſteller bis Grotius und dieſer ſelbſt. Als jetzt aber nach ihm dieſe Anſicht zum Theil ſchon von Puffendorf verlaſſen wurde, entſtand eine über hundert Jahre währende Polemik hierüber. Leibnitz und der ältere Cocceji vertheidigten dieſelbe. Daß ſie in unſerer Zeit eine große Menge Anhänger zählt, iſt ſchon geſagt worden. Neuſtens hat Göſchel (in den zerſtreuten Blättern, Thl. III. Abth. I. 1836) ſich für eine ſolche Rechtsphiloſophie nicht blos kräftig ausgeſprochen, ſondern auch intereſſante Notizen über deren Geſchichte zuſammengeſtellt.

2) Ganz entgegengeſetzt iſt die Anſicht der Philoſophen, welche die Vernunft für die Geſetzgeberin der höchſten Rechtsgrundſätze proclamiren. Dieſe iſt ihnen zugleich auch die Erkenntnißquelle des urſprünglichen, allgemein gültigen, ewig unabänderlichen Rechts.

Das Naturrecht iſt Vernunftrecht. Wir haben dieſe Schule in ihren verſchiedenen Verzweigungen charakteriſirt.

3) Von ihr und den theologiſirenden Anſichten ganz verſchieden ſind zwei ſich verwandte Theorien, deren eine lehrt:

a. das Recht ſey oder müſſe ſeyn der Ausdruck des Volkswillens, während

b. die andere nur das für Recht hält, was der jedesmalige Geſetzgeber feſtſetzt.

Beide Anſichten zählen unter ihren Vertheidigern berühmte Namen, die erſte Locke, Rouſſeau und die zahlreichen Anhänger des Dogmas der Volksſouveränität; die letzte Hobbes, Bentham und ihre Anhänger. Nach beiden Theorien iſt das Recht das Werk der Willkür, und nur dann vernünftig, wenn es in concreto zweckmäßig iſt. Die philoſophiſche Rechtslehre fällt nach dieſer Anſicht mit der Politik zuſammen. Bentham hat ſich auf ein höchſtes Princip, auf das der Nützlichkeit zu ſtützen geſucht. So ſehr übrigens Hobbes und er den Anſichten Rouſſeaus feindlich gegenüber ſtehen, ſo ſind ſie, was die Geneſis des Rechtes betrifft, ſich dennoch verwandt. Daß die Conſequenzen des Contrat social mit denen der Lehre von Hobbes zuſammenfallen, iſt längſt anerkannt; hätte Rouſſeau den praktiſchen Theil ſeiner Theorien nach einem höchſten Princip ausgeführt, ſo würde er auf ein ähnliches Princip wie Bentham gekommen ſeyn, wenn er es vielleicht auch als ein philanthropiſches, wie Helvetius, (daß Bentham aus Helvetius Schriften ſchöpfte, hat er ſelbſt geſagt) proclamirt hätte.

B. Wie verſchiedentlich die zweite Frage, alſo die vom höchſten Rechtsprincip, aufgefaßt wurde, haben wir ausführlich gezeigt, zugleich auch, daß dieſelbe durch keine Naturrechtstheorie gelöst wurde. Während eine Klaſſe von Schriftſtellern aus einem ſolchen Princip wirklich geltende Rechtsgrundſätze ableiten wollte, ſuchten andere blos einen leitenden Grundſatz für jede Geſetzgebung, alſo ein Erkenntnißprincip deſſen, was Rechtens ſeyn ſollte. Viele, z. B. Grotius, Puffendorf und mehrere neuere, z. B. ſelbſt v. Rotteck, vermengten beide Auflöſungsweiſen mit einander. Das jus strictum des Grotius, die Zwangsrechte der Thomaſiſchen Schule ſollten jedoch wirkliche, von ſelbſt geltende Rechte ſeyn. Es iſt aber kein Verſuch, alle Rechtsgrundſätze aus einem oberſten

Princip herzuleiten, als gelungen anzuſehen. Das Princip iſt jedesmal ſo allgemein und vag, daß, wenn es auch ſich in den einzelnen Rechtsinſtitutionen wieder findet, dieſe doch nicht ihrem Weſen nach aus demſelben erklärt werden können. Aus der Idee der Geſelligkeit läßt ſich nicht einmal der Rechtsbegriff ableiten, obgleich geſellige Verhältniſſe eine Rechtsordnung erzeugen und ohne ſie nicht beſtehen können. Wie wenig Reſultate der blos negative Satz des Thomaſius: was du nicht willſt, daß man dir thue, thue auch andern nicht, oder Wolffs Deduction des Rechts aus der Pflicht zur Vervollkommnung ergeben, iſt längſt anerkannt, weshalb man ſich Glück wünſchte, als man endlich das Recht auf die Freiheit als ein angebornes Urrecht ſtützen zu können glaubte. Allein daß damit ebenfalls wenig gewonnen war, beweist die neueſte Geſchichte des Naturrechts. Im Grunde iſt in dieſer Theorie nichts geſagt; denn, daß ohne Freiheit kein Recht denkbar iſt, ergibt ſich ſchon aus der Analyſe des poſitiven Rechtsbegriffes. Man verwechſelte offenbar die Wirkung mit der Urſache: denn wirklich frei iſt nur der Rechtsfähige, alſo der für rechtsfähig oder als Perſon anerkannte Menſch. Der berühmte Satz: handle ſo, daß deine Freiheit mit der Freiheit aller nach einem allgemeinen Princip beſtehen kann, iſt alſo nichts anderes, als das moraliſche Axiom: geſtehe allen Menſchen, weil ſie Menſchen ſind, Recht zu. Wie viel aber und welche Rechte zugeſtanden werden ſollen, iſt in jenem Satze nicht ausgedrückt. Es iſt indeſſen das Aufſtellen dieſes Grundſatzes als ein Fortſchritt der menſchlichen Kultur zu betrachten, denn die Lehre: alle Menſchen ſeyen würdig, Recht zu haben, obgleich ſie ſchon Jahrtauſende alt iſt, kommt doch erſt jetzt zu einer mehr allgemeinen Anerkennung. Als leitende Principien für den Geſetzgeber ſind die angeführten höchſten Grundſätze alle empfehlenswerth: denn je mehr das Recht der Geſelligkeit den moraliſchen Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechtes und die Freiheit Aller fördert, um ſo vortrefflicher wird es ſelbſt ſeyn. Das gleiche gilt von den einzelnen rechtlichen Inſtitutionen.

Aber nicht minder kann, richtig verſtanden und den genannten Grundſätzen ſubordinirt, das Princip der Nützlichkeit als leitende Norm der Geſetzgebung geprieſen werden. Das alte Sprüchwort: Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria, muß hier ins Gedächtniß gerufen werden. Da aber der Begriff des Nützlichen

ein relativer ist, so würden zuerst die Zwecke zu bestimmen seyn, welche das Recht zu realisiren berufen ist.

Die Lösung der so eben entwickelten beiden ersten Fragen kann nur auf einem Wege erreicht werden, auf dem der psychologischen Forschung.

Der nach dem Gerechten strebende Wille wird offenbar durch ein der moralischen Natur des Menschen angeborenes Gesetz bestimmt, dessen Existenz nachzuweisen und dessen eigenthümlichen Charakter zu erforschen, des Rechtsphilosophen erste Pflicht ist. Was will der Mensch, der gerecht zu seyn wünscht? welche Idee leitet ihn, wenn er Recht und Unrecht zu unterscheiden pflegt? Um hierauf zu antworten, muß das ganze Begehrungsvermögen untersucht, müssen alle den Willen determinirenden Triebe genau bestimmt, und auf Arten und Gattungen zurückgeführt werden. Es ist hier nach dem Muster der schottischen Philosophen zu verfahren, jedoch weiter zu gehen als Ad. Smith und Dugald Stewart gegangen sind. Es muß eine vollständige Psychologie des Willens gegeben, und die höchsten Willensgesetze müssen aufgesucht und ihr Wesen erforscht werden.

Diese Untersuchung wird uns in den Stand setzen, den moralischen Trieb der Gerechtigkeit einerseits von den egoistischen, anderseits von den philanthropischen Trieben zu unterscheiden, und so das Verhältniß der drei Gesetze von drei praktischen Principien, nämlich des Princips der Nützlichkeit, der Gerechtigkeit und der Philanthropie, festzusetzen. Sie bilden die Grundlage und das letzte Ziel von drei Functionen der praktischen Vernunft und sind die einzigen Factoren aller Producte des menschlichen Handelns, folglich auch die erzeugenden Ursachen der Sitten und der Gesetze. Alle Grundsätze einer Gesetzgebung können nur die der Nützlichkeit, der Gerechtigkeit oder philanthropische seyn.

Unter diesen Gesetzen ist nun das der Gerechtigkeit näher zu untersuchen und der Charakter dieses besondern Grundzuges der moralischen Natur des Menschen aufzusuchen. Es zeigt sich, daß der das Gerechte wollende Mensch es zuerst zu erkennen strebt, und hierin durch das Gefühl sowohl als den reflectirenden Verstand geleitet wird. Dieser sucht in den socialen Verhältnissen selbst das Gerechte, als das ihnen anhängende Wahre auf,

deducirt es mit Genauigkeit, ſo daß das juriſtiſche Räſonniren dieſelbe Beſtimmtheit zu haben pflegt, wie das der Mathematiker. Denn nur das durch die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Menſchen, alſo von außen *nothwendig Gegebene* iſt das Gerechte, und das suum cuique tribuere der Gerechtigkeit ausſchließliches Ziel. Daher der ſtrenge Charakter derſelben; deßhalb auch die Verpflichtung des Richters, bei Entſcheidungen über Recht und Unrecht die Rückſichten des Nutzens und der Philanthropie zur Seite liegen zu laſſen. Daher endlich die Möglichkeit, aus einem aufgeſtellten Rechtsprincip mit logiſcher Conſequenz eine Menge Regeln zu deduciren, und durch die Combinationsmethode aus allen ein vollſtändig durchgeführtes Rechtsſyſtem aufzubauen. Das höchſte, alles Recht begründende Geſetz iſt daher nicht irgend ein als Axiom zu faſſendes Moralprincip, ſondern ein unwiderſtehlicher Drang der Vernunft, in den Verhältniſſen des Menſchen das *Wahre* aufzuſuchen, und wenn es *gefunden* iſt, es practiſch zu achten und aufrecht zu halten.

Der Ungebildete verfährt hier auf dieſelbe Weiſe wie der Gebildete, und wenn die Anſichten des letzten *geläuterter* und *richtiger* ſind, als die des erſten, ſo iſt des letzten Ueberzeugung vom Gerechten nicht minder Recht als das des erſten. Die Vervollkommnung alles Rechts iſt daher durch die Fortſchritte der Kultur bedingt, und deshalb das Recht hochciviliſirter Völker dem höchſten Ideale näher, als das der auf einer niedern Stufe ſtehenden. — Es werden aber über die wichtigſten Lebensverhältniſſe bei allen zu Grundprincipien geeignete Anſichten ſich ausbilden, und erſt, wenn ſolche feſtgeſetzt ſind, ein Rechtsſyſtem möglich ſeyn.

C. Dies führt uns von ſelbſt zur Beantwortung der dritten Frage: über den Inhalt des *rationellen* Elements im Rechte.

Derſelbe wird zunächſt darin beſtehen, daß über jedes der das geſellige Leben bedingenden Verhältniſſe ein *organiſches* Princip aufgeſtellt werde. Dieſes wird aber nicht ſtets ein *reines Gerechtigkeitsprincip*, ſondern nicht ſelten durch Rückſichten des Gemeinwohls modificirt ſeyn. Auch wird, weil dieſe Principien auf das Factiſche der Verhältniſſe ſelbſt ſich beziehen müſſen, ihr Zurückführen auf ein *einziges* höchſtes Princip, wie

die Naturrechtslehrer bisher versucht haben, nicht möglich seyn, man wolle sich denn, wie Kant that, mit einem Formalprincip begnügen.

In privatrechtlichen Verhältnissen haben z. B. diese Principien zu bestimmen:

1) die juristische Persönlichkeit, d. h. die Rechtsfähigkeit der Einzelnen, wem sie zusteht, ihren Umfang, die in ihr enthaltenen Rechte.

2) Die Form und den Charakter der Ehe. Aus ihr leitet sich das gesammte Familienrecht ab.

3) Das System des Eigenthumes.

4) Die Verbindlichkeit der Verträge.

5) Die möglichen Garantien der anerkannten Rechte.

Aus den bei einem Volke angenommenen dirigirenden Principien über diese Hauptmomente alles Rechts folgen als logische Consequenzen eine Menge anderer Rechtsregeln. Sie bestimmen den Charakter und Geist jedes geltenden Rechtssystemes, das jedesmalige jus commune eines Volkes. Diese werden aber in der Detail-Anwendung gewöhnlich einer näheren Bestimmung bedürfen, weil dieselbe auf verschiedene Weise bewerkstelligt werden kann. Es können indessen auch hier durch ein dialektisches Verfahren die möglichen Weisen im Voraus gefunden werden, und diejenige, welche in einem positiven Rechtssysteme angenommen wird, bildet dann die Grundlage des in diesen speciellen Verhältnissen geltenden jus commune. Ein Beispiel mag das hier im Allgemeinen Gesagte aufklären. Setzt das organische Princip der Ehe die Monogamie fest, so bedarf es auch einer der Natur dieser Form der Ehe gemäße Norm über das Güterrecht der Ehegatten; dieses kann z. B. Dotalrecht oder eheliche Gütergemeinschaft seyn, die letzte aber wieder sehr verschieden.

So würden in allen privatrechtlichen Verhältnissen genau detaillirte Rechtsregeln in großer Anzahl aus dem höchsten organischen Princip hergeleitet werden müssen. Bei deren Concretisirung aber werden nicht blos die logisch folgerechten Deductionen, sondern wieder viele Nebenrücksichten des Gemeinwohls, lokale Bedürfnisse und nationelle Ansichten als maßgebend erscheinen. Die Regeln des Gerechten werden (wie überhaupt im Leben geschieht) sich

modificiren durch die des Nützlichen und der Philanthropie, und das jus commune wird beſchränkt durch viele ſinguläre Beſtimmungen.

Eben ſo bedarf es ein organiſches Fundamentalprincip für jedes Staatsrecht; es iſt das über die Bildung der ſouverainen Gewalt des Staats, alſo das ſeiner Verfaſſung. Endlich ruht auch alles Völkerrecht auf einem ſolchen, nämlich auf dem der gegenſeitigen Anerkennung der juriſtiſchen Völkerperſönlichkeit. Auch aus dieſen Principien laſſen ſich durch ein logiſches Verfahren andere herleiten, und durch die Combinationsmethode verſchiedener, aus dem Privatrechte auf jene Verhältniſſe übertragenen Grundſätze eine ſtaatsrechtliche und eine völkerrechtliche Theorie conſtruiren. — Alle Rechtsgrundſätze werden deſhalb entweder ſynthetiſche oder analytiſche Sätze ſeyn. Die Zahl jener indeß iſt geringer als die der letztern, aber in jeder Geſetzgebung ſind beide Arten von Grundſätzen leicht zu unterſcheiden.

Es wird einer ausdrücklichen Sanction der letzten nicht bedürfen, wenn ſie ſich ſo ſehr von ſelbſt verſtehen, daß jeder Richter ſie finden kann; der erſten aber nur da, wo die bereits feſtgeſetzten nicht mehr ausreichen.

Dieſe Betrachtungen über den weſentlichen Inhalt der Rechtsgrundſätze, welche auszudehnen uns zu weit führen würde, werden jeden leicht zu der Ueberzeugung bringen, daß das Naturrecht der Kantiſchen Schule keine genügende Rechtsphiloſophie genannt werden kann, indem die aus dem Freiheitsprincip hergeleiteten Conſequenzen nur wenige und ganz abſtracte Regeln angeben, die nicht einmal die Beſtimmtheit irgend eines der für jedes Rechtsſyſtem unentbehrlichen organiſchen, höchſten Principien haben.

Die Behandlungsweiſe der Rechtsphiloſophie wird alſo eine andere ſeyn müſſen, als die dieſer Schule; ſie wird auch, was den Inhalt der philoſophiſchen Rechtsgrundſätze betrifft, zur vergleichenden Rechtsgeſchichte ihre Zuflucht zu nehmen haben, und nach dem Muſter Montesquieu's und Hugo's (nur dürfte ein anderer als Hugo's kritiſcher Standpunkt zu wählen ſeyn), Ancillons und einiger andern politiſchen Schriftſteller zu verfahren haben.

Wir wollen die hier angedeuteten Ideen* über die Natur des Gerechten und die rationelle Grundlage des Rechts nicht ausführlicher entwickeln, sondern

III. mit einem Blicke über die historische Grundlage desselben diese Betrachtungen schließen.

Die Ansichten und Ueberzeugungen vom Gerechten sind entweder die einzelner Menschen oder die ganzer Völker, und jene wieder Sache des Gefühls und Gewissens oder wissenschaftlich ausgebildete Theorien.

Eine Volksüberzeugung ist aber nur denkbar, wenn die von einem oder einigen ausgegangene, also objectiv erkennbar gewordene Ansicht vom Gerechten durch die Anerkennung die gemeinsame Ueberzeugung Aller geworden ist. Alles Recht beruht nothwendig auf dieser Anerkennung; ohne sie sind nur individuelle Ansichten oder Privatmeinungen (von Gelehrten oder Ungelehrten) vorhanden.

Diese Anerkennung ist stets eine geschichtliche Thatsache und kann nur auf eine dreifache Weise erfolgen: entweder stillschweigend durch eine unmittelbare Befolgung desselben Princips, oder ausdrücklich durch feierliche Festsetzung einer Rechtsregel, oder endlich dadurch, daß über Recht streitende das für Recht halten, was besonders gelehrte Männer für gerecht erklären. Daher die von mehreren juristischen Schriftstellern Deutschlands angenommene Herleitung des Rechts aus drei Quellen, oder die Eintheilung in Gewohnheitsrecht, Gesetzesrecht und Juristenrecht. Wie immer bei einem Volke die Rechtsquellen heißen mögen, sie werden sich stets auf jene drei Hauptquellen zurückführen lassen.

Die geschichtliche Aufeinanderfolge dieser Rechtsquellen ist aus dem Entwicklungsgange des Rechts bei jedem Volke erkennbar und in der Regel dieselbe. Zuerst entwickelt man überall Gewohnheitsrecht, welches sich auf den religiösen Glauben der Völker stützt; das Recht ist heilig, wie die Religion, und hat seine Symbolik, wie diese. Rechtssprichwörter sind die Anfänge der

---

* Sie sind in's Einzelne durchgeführt in einem so eben (März 1839) erschienenen Buche: die Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts. Freiburg bei Wagner.

Rechtswiſſenſchaft. Die älteſten Geſetze ſind aufgezeichnete Rechtsgewohnheiten; politiſche Entzweiungen veranlaſſen geſetzliche Entſcheidungen. Bei ſteigender Cultur tritt der Stand des Juriſten hervor, und von nun an ſtrebt jedes Recht nach wiſſenſchaftlicher Einheit und ſyſtematiſcher Ordnung. Die eigentliche Wiſſenſchaft des Rechts wird geboren und beherrſcht alles. Die genaue Beſtimmung der juriſtiſchen Begriffe, das Sub- und Coordiniren der Rechtsregeln iſt nur ihr Werk. Sie gibt dem geltenden Rechte ſeine Form, und ſtrebt nach ſteigender Verfeinerung ſeines Gehalts. Es entſteht das techniſche Element des Rechts, von deſſen Herrſchaft jeder Fortſchritt deſſelben abhängt. Allein die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung wird nicht ſelten der Rechtsgewißheit gefährlich werden, und dadurch das Bedürfniß einer ſtärkeren Befeſtigung der Rechtsgrundſätze hervorrufen. Die Befeſtigung deſſelben wird erzielt durch die Codification. Das Geſetzbuch iſt die letzte Form des Rechts. In ihm ſind alle Quellen zur unabänderlichen Einheit verſchmolzen, laſſen ſich aber in den einzelnen Beſtimmungen deſſelben wieder erkennen, und dieſe ſich aus jenen nur begreifen und erklären. Der Charakter der Geſetzbücher iſt nach der Kulturſtufe der Völker ſehr verſchieden. Die zwölf Tafeln der Römer, die Statuten der Städte im Mittelalter ſind rohe Anfänge der Codification, die ſimologirten Coutumen und von Gelehrten abgefaßten Land- und Stadtrechte des fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts ein ſchon ziemlich weit gediehener Fortſchritt derſelben; die unter dem Einfluß philoſophiſcher Anſichten der neuern Zeit und freilich wohl nicht immer nach einer ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Methode abgefaßten Geſetzbücher des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bilden den bis jetzt erreichten Culminationspunkt der Codification.

Welche Meinung man haben mag über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit allgemeiner Geſetzbücher, ſo wird man die allmählige Codification des Rechts bei den neuern Völkern nicht verhindern können. Dieſelbe wird nicht blos durch den ſiegenden Einfluß der Wiſſenſchaft auf die Geſetzgebung herbeigeführt, ſondern auch durch den täglich mehr ſteigenden Verkehr und den Geiſt der Völker, welcher Gewißheit und die größtmögliche Homogeneität der Rechtsgrundſätze des gebildeten Europas

wünscht.* Deßhalb hat auch die Rechtsphiloſophie eine practiſch wichtige Bedeutung, indem ſie auch die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung werden, und den Weg zur Realiſirung des höchſten Zieles des Rechtes auf Erden zeigen ſoll.

* Die deutſche Codificationsfrage wird vom Verf. dieſer Betrachtungen in einem eigenen Aufſatze dieſer Zeitſchrift behandelt werden.

L. A. W.

Protestantismus und Kunst.

Kunstsinnige Freunde wie Gegner der Reformation sind einstimmig gewohnt, die unläugbar nachtheiligen Zustände, in welche die Kunst, vornämlich die bildende, im Verlaufe des sechszehnten Jahrhunderts hineingerathen ist, mit jenem welthistorischen Ereigniß in abhängige Verbindung zu bringen, welches von den Einen Wiederherstellung und Verbesserung, von den Andern eine theilweise Zerstörung des christlichen Glaubens und kirchlichen Lebens genannt wird. Bei einem auch nur flüchtigen Blick auf diejenigen deutschen Landschaften, deren Einwohner sich vordem zum evangelischen Bekenntniß gewendet und dasselbe in drei Jahrhunderten festgehalten haben, ist allerdings für Jeden, der die Welt und das menschliche Wirken nicht mit den Augen eines Tertullian betrachtet, die schmerzliche Wahrnehmung vorhanden, daß von dem Reichthum an Kunstwerken, welchen unsere christliche Vorzeit besaß, verhältnißmäßig nur wenige Reste in Kirchen und Kapellen, auf Brunnen und Brücken, an Rathhäusern, Thürmen und Privatgebäuden vorkommen. Nur die Hallen öffentlicher Sammlungen, nur die Säle des Kunstfreundes bieten neben den Leistungen der neuern Kunst auch Denkmale des christlichen Alterthums dar; und auch unter diesen sind es wenige, welche mit besonderer Liebe die Beischaffung und Aufbewahrung ältester deutscher und ausländischer Werke sich zur Aufgabe machen. Dies Alles aber, wie viel oder wenig es im Einzelnen und im Ganzen seyn mag, erweckt nur die Erinnerung an einen herrlichen Zustand religiöser Kunstblüthe, welcher vorübergegangen ist.

Dabei ist nicht in Abrede zu ziehen, daß von den Beförderern und Anhängern derjenigen christlichen Ueberzeugung, welche, nach

den Ausſprüchen der heiligen Schrift, in Glauben und gutes Gewiſſen den Werth des Chriſtenthums und das Weſen eines wahren Gottesdienſtes ſezten und jede andere äußerliche Verehrung des höchſten Weſens, außer Gebet und Sakrament, verwarfen, — daß von dieſen die eine Partei gegen Bilder in Stein, Holz und Erz, gegen Altäre und Orgeln zerſtörend zu Felde zog und allen Beiſtand der ſchönen Künſte — außer dem einfachen Volksgeſange — ſich in geiſtlichen und kirchlichen Dingen verſagte; die andere Partei wenigſtens die Verehrung der Heiligen und den Dienſt vor den Bildern abſchaffte, und ſo die Kunſt eines reichhaltigen Stoffes und willkommenen Mittels ihrer Uebung beraubte. Während die Guiſen in Frankreich überall nach Exemplaren der Bibel ſpürten, um ſie zu verbrennen, brachen die ebenſo erbitterten Hugenotten in die Kirchen und in die Klöſter, um die Altäre des Götzendienſtes, wie ſie den Bilder- und Heiligendienſt nannten, abzubrechen, und die Statuen und Gemälde, die des göttlichen Verbotes, das Moſes gegeben hat, ſpotteten, auszutilgen. In Flandern und Brabant ſind, nach dem gleichlautenden Bericht katholiſcher und proteſtantiſcher Schriftſteller, mehr denn vierhundert Gotteshäuſer in drei Tagen geleert oder zerſtört worden; und mit derſelben eilfertigen Wuth verbreitete ſich der Bilderhaß über ganz Belgien. Die Verwüſtungen, welche in dieſer Richtung der Eifer der ſchweizeriſchen Reformirten anrichtete, haben Mehrere, und ich ſelbſt noch kürzlich in der Einleitung zu dem Leben und den Werken des Niklaus Manuel von Bern, ausführlich beſchrieben. Auch in demjenigen Theile von Deutſchland, deſſen Proteſtanten ſich an Zwingli und Calvin angeſchloſſen hatten, in Schottland, in England, und ſpäter, als Friedrich V. von der Pfalz in der königlichen Kapelle zu Prag den reformirten Cultus einzuführen begann, auch in Böhmen, machten ſich dieſelben bilderfeindlichen Grundſätze geltend. So geſchah es namentlich, daß in Württemberg das Land ob der Steig durch Ambroſius Blaarer von Conſtanz im ſchweizeriſchen Sinne, das Land unter der Steig von Erhard Schnepf, einem Schüler Luthers, in ſächſiſcher Weiſe reformirt und ſo auch in Hinſicht der Bilder eine Abweichung der Praxis beobachtet wurde, die erſt ſpäter in durchgängige Behandlung nach Blaarers Anſicht überging. Unter den Lutheranern nämlich war das urſprünglich zweite moſaiſche Gebot: „Du ſollſt dir kein Bildniß machen u. ſ. w.“

das bekanntlich in den Zeiten des Mittelalters bei dem Ueberhandnehmen des Bilderdienſtes in der katholiſchen Kirche für den öffentlichen Schul-, Kirchen- und Volksgebrauch ausgefallen, von den Reformirten in der Schweiz aber alles Ernſtes und Eifers reſtituirt worden war, als minder weſentlich zur Reform der Kirche bei Seite gelaſſen worden; auch hatte man die Bilder und Gemälde, wo ſie nicht ſchon von einem voreiligen Glaubensdrang abgeriſſen waren, für unſchädlich erklärt, wenn nur kein Glaube und Vertrauen in Beziehung auf ſie ſtattfinde; aber es war daneben weder ein beſonderes Bedürfniß, die Kirchen mit neuen Bildwerken zu ſchmücken, noch ein wirkliches Intereſſe, die vorhandenen unverſehrt zu erhalten.

Dieß Alles iſt unbeſtritten wahr. Gleichwohl aber iſt ebenſo wahr, daß, wo im ſechszehnten Jahrhunderte die Herrlichkeit der Kunſt abgenommen hat, dieß vorzugsweiſe aus ganz andern Urſachen geſchehen ſey; daß ſpäterhin die Kunſt, ſo weit ſie ſich überhaupt erhalten und in neuen Richtungen bewährt hat, dieß ebenſo unter den Proteſtanten wie unter den Katholiken gethan und ſich bei jenen zudem noch in ganz eigenthümlicher Weiſe entwickelt habe; daß ſowohl das reine Weſen des Proteſtantismus als die perſönliche Denkart und Empfindungsweiſe der ſämmtlichen Reformatoren von einer wirklichen Verachtung der Künſte und von Unempfänglichkeit für das Schöne, was in denſelben zum Vorſchein kommt, weit entfernt ſey; daß etliche der ausgezeichnetſten Künſtler gerade des ſechszehnten Jahrhunderts, in ſeiner kurzen künſtleriſchen Blüthezeit, das Evangelium, nachdem es unter dem Scheffel hervorgezogen und dem Volke dargeboten worden war, willkommen geheißen und für ſeine Verbreitung thätigſt mitgewirkt haben; daß endlich der Sinn für religiöſe, wie weltliche Kunſt in der lutheriſchen und ſelbſt in der reformirten Kirche in unverkennbarem Wachsthum begriffen, und daß hiervon im Dienſt und zum Segen des evangeliſchen Chriſtenthums Manches eben jetzt zu hoffen ſey.

Die Wahrheit dieſer Sätze zu erörtern, iſt ſchon an ſich ein anziehender Vorwurf; zumal aber dient es auch zur Widerlegung ſo mancher einſeitigen und oberflächlichen Einwendungen und Beſchuldigungen, welche in der neuern Zeit noch immer gang und gäbe, und unter welchen diejenigen, die Chateaubriand in ſeinen „Etudes ou discours historiques sur la chûte de l'empire romain, la naissance et les progrès du Christianisme et l'invasion des

„barbares,“ mit dem ihm eigenen redneriſchen Prunke vorgetragen hat, das gewöhnliche Urtheil wiederholend und ſteigernd, doch mehr wohlklingend als begründet, mehr ſcheinbar als wahr ſind. Der nachſtehende Aufſatz, der ſich die Aufmerkſamkeit eines weiteren Kreiſes von Leſern erbittet, welchen die vorbezeichnete Frage nicht gleichgültig iſt, war urſprünglich in lateiniſcher Sprache abgefaßt und unter der Aufſchrift: „**De Protestantismo artibus haud infesto (Stuttgartiae et Tubingae, typis et sumtibus J. C. Cottae. 1839. 4°)**, der theologiſchen Fakultät in Leipzig, aus Veranlaſſung des an Pfingſten 1839 begangenen Jubelfeſtes der Einführung der Reformation in den Albertiniſchen Landen von Sachſen, gewidmet worden. Die freie Uebertragung in's Deutſche, womit zugleich einzelne Berichtigungen und nähere Begründung verbunden ſind, geſchah auf mehrfachen, auch öffentlich ausgeſprochenen Wunſch.

1. Verfall der Kunſt in ſich ſelbſt.

Daß nach Abfluß der erſten Jahrzehnde des ſechszehnten Jahrhunderts der Abſatz der Kunſtwerke und die Anzahl bedeutender Künſtler, ja die Kunſt ſelbſt in jeder Hinſicht abgenommen habe, iſt oben bereits zugeſtanden worden. Aber die vornehmſte Urſache davon liegt ſo wenig in den religiöſen und kirchlichen als in den politiſchen Zuſtänden und Veränderungen der damaligen Zeit, ſondern vielmehr in den Künſten und in den Künſtlern ſelbſt. Die Trefflichkeit, zu welcher die großen Meiſter des Jahrhunderts ſich erhoben hatten, iſt bereits unter ihren Schülern mehr oder minder zurückgetreten. Die reine, tiefe, innige Auffaſſung der Natur und des geiſtigen Lebens iſt bald einem unwahren Idealismus gewichen, bald von einem groben Realismus verdrängt worden. Die römiſche Schule, die in Raphael ihren Meiſter ehrt, war im Streben nach Schönheit und Anmuth der Form mehr und mehr um den Ausdruck des Unendlichen gekommen, der bei Raphael die ſchöne Form durchdringt und die Anmuth der Bewegung und den Reiz des Antlitzes vergeiſtigt, ohne daß darum das Bild aufhörte, die Natur im edelſten Sinne wiederzugeben. Nachdem Michael Angelo Buonaroti mit der Kraft des heiligen Erzengels, deſſen Namen er trug, aus dem Marmor die Todten erweckte und an der ſixtiniſchen Wand den großen Tag der zukünftigen Welt heraufbeſchworen hatte; nahmen ſeine Nachfolger die einſeitige Richtung

auf Kraft und Fülle der Formen und überschritten auf immer ärgerlichere Weise die Regeln des Maßes und eben damit eines der Grundgesetze der wahren Schönheit. Die Venezianer, unter welchen die Meisterschaft Tizians jeden andern Namen überstrahlt, suchten auf dem von ihren Vorgängern betretenen Wege vornämlich die Wahrheit des Lebens in frischester Carnation vorzutragen, verließen aber die ursprüngliche Keuschheit der nackten Gestalt, dienten durch die Wahl sinnlicher Motive einem unsittlichen Prinzip und verloren, durch ihr Streben nach Reiz und Täuschung der Sinne, die Wahrheit wie die Würde der Kunst. Dieses Alles aber trug sich in durchaus katholischen und von dem Zuge der Reformation unberührten Ländern zu.

Im Norden, an dem untern Rhein, in Deutschland und in der Schweiz, wo die Maler- und Bildschnitzerkunst, besonders in Ulm und Colmar von Martin Schön, in Nürnberg von Wohlgemuth und Dürer, in Augsburg und Basel vom Vater und den Söhnen Holbein, wie früher von den großen flandrischen Meistern in eigenthümlich hoher und inniger Weise und mit einer bewundernswürdigen technischen Vollendung geübt worden war, begann mit dem Wandern der Kunstjünger eine Annäherung an italienische Zeichnung und Färbung, wodurch zwar anfänglich die nordischen Formen mehr Rundung, Weichheit und Anmuth gewannen, aber die beginnende Verschlimmerung der südlichen Schulen auch auf den Norden nur verderblich wirkte. Die Anfänge dieses nachtheiligen Einflusses gehen über das Geburtsjahr der deutschen Reformation zurück.

Es war ein Arbeiten eingerissen, das mehr dem Schein als der Wahrheit, mehr der Lüsternheit als der Würde diente, mehr auf raschen Absatz als fleißige Ausführung ging, mehr einem heuchlerischen Prinzip als der reinen und aufrichtigen Liebe zur Sache folgte, und Gewinnsucht oder Ehrgeiz und Eifersucht zu Triebfedern hatte. Aus dem Schooße der Brüderschaften und Zünfte, worin zuerst in italienischen und deutschen Städten ein freieres und edleres Kunststreben sich entfaltet hatte, stieg auch das Unheil auf, weil im Laufe der Zeit jene Genossenschaften ihren religiösen Kern und sittlichen Halt verloren hatten. Dazu kommt, daß überhaupt die höchsten Entwickelungen des geistigen Lebens nur wie hohe Berggipfel über die Geschichte hervorragen, und daß die schönsten Blüthen eine kurze Zeit ihrer Dauer haben. Die großen Meister

ließen den Jüngern ihre Werke, ihre Grundsätze und Lehren, aber nicht immer eben auch ihren Geist und ihr schöpferisches Talent zurück. So hatte denn die Kunst im sechszehnten Jahrhunderte zu zerfallen angefangen, da sie noch von der katholischen Kirche ganz umgeben und getragen ward. Dies bezeugen nicht nur protestantische Forscher, wie z. B. Kugler in seiner Geschichte der Malerei, sondern es wird auch von Katholiken bestätigt, von welchen nur der Freiherr von Rumohr, als der berühmteste unter den neuern, genannt zu werden braucht.

2. Frühere Spuren dieses Verfalls.

Die Behauptung, daß erst der Protestantismus die christliche Kunst entweiht oder benachtheiligt habe, ist so unbegründet, daß vielmehr nachgewiesen werden kann, wie längst zuvor ein dem religiösen und sittlichen Geiste des Christenthums feindseliges Element mitten in die Kunst der katholischen Welt theilweise hereingebrochen sey. Läßt sich nämlich auch in Zweifel ziehen, was Rio, ein nur zu strenger katholischer Kunsthistoriker der jüngsten Zeit, über die frühe Abweichung der toscanischen Kunst zum Paganismus klagend vorträgt; so ist um so weniger gegen Rumohr vorzubringen, wenn dieser nachweist, wie der Florentiner Giotto im vierzehnten Jahrhundert das christliche Gefühl verletzt habe. Noch entschiedener tritt eine unsittliche Richtung in den späteren Malern hervor, welche dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, und namentlich soll Filippo Lippi, der florentinische Camaldulenser, ein Zeitgenosse des gottinnigen Fra Giovanni Angelico da Fiesole, profane Heilige gemalt, leichtfertige Mädchen als Madonnen hingestellt und sie mit dem göttlichen Nimbus umgeben haben. Daher sagt Rio (De la poësie chrétienne dans son principe, dans sa matière et dans ses formes. II. p. 90. ff.): „Le type de ses madones et de ses saints est tellement vulgaire, et présente un contraste si frappant avec la sévérité imposante qui caractérise les ouvrages du même genre dans la période précédente, l'oubli du but, auquel l'art chrétien doit tendre, est porté si loin, qu'il est impossible de lui pardonner ses profanations.“ Auch Correggio, der berühmte Maler der heiligen Nacht, erlaubte sich von der strengen Haltung und dem ernsten Ausdrucke der Heiligen, wie die ältere Kunst sie geübt und

gefordert hatte, abzuweichen, und malte um dieselbe Zeit, in welcher Luther in Sachsen als Reformator auftrat, den Schwestern des heiligen Paulus zu Piacenza in das Refectorium ihres Klosters die bachischen und andere Mythen auf eine so auffallend leichtfertige Weise, daß nur die damals entsittlichte Welt sich nicht davor entsetzen mochte, wie solches in dem Gemach von Klosterfrauen geschah. Das Ausgelassenste, was eine sonst durchaus edle Kunst in dieser Richtung hervorgebracht hat, ist in den Malereien des Giulio Romano im Palazzo del T zu Mantua vereinigt.

Dasselbe gilt von Deutschland und der Schweiz. Ulrich Zwingli schrieb an Valentin Compar (Werke, von Schuler und Schultheß II. S. 56.): „Und wenn die Götzen gleich kein Gottes Verbot hätten, dennoch so haben sie so ein ungestalten Mißbruch, daß man sie nit dulden sollt. Hie staht ein Magdalena so hürisch gemalet, daß auch alle Pfaffen je und je gesprochen haben: Wie könnte Einer je andächtig syn, Meß zu haben? Ja die ewig rein unversehrt Magd und Mutter Christi, die muß ihre Brüst herfürzogen haben. Dort staht ein Sebastian, Mauricius und der fromme Johannes Evangelist, so jünckerisch, kriegisch, kupplig, daß die Wyber davon haben zu bychten gehabt. Und das ist Alles ein Schimpf." — Calvin, im ersten Buch seiner Institution, nennt die Statuen und Gemälde, die man den Heiligen weiht, „Musterbilder der verderblichsten Ueppigkeit und Unanständigkeit, wornach sich bilden zu wollen, die härteste Strafe verdiene; denn die Dirnen, die man in Schenken und Herbergen finde, seyen züchtiger und bescheidener gebildet, als die vorgeblichen heiligen Frauen in christlichen Tempeln; auch die Märtyrer stelle man in keiner schicklicheren Haltung dar; sie sollten aber doch ihre Götzenbilder auch nur etwas schamhafter machen, damit die Lüge weniger schamlos laute, als hätte man es hier gleichsam mit Vorschriften eines heiligen Wesens und Lebens zu thun." — So ist denn offenbar auch nach diesen Zeugnissen die Entsittlichung der Kunst und ihr Gegensatz mit den heiligen Regeln, Lehren und Vorbildern des Christenthums schon vor der Reformation dagewesen.

3. Spätere Pflege des christlichen Kunstalterthums.

Mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte ferner die Geschmacklosigkeit, zumal in dem katholischen Theile der Christenheit,

ſo ſehr überhand genommen, daß ſie für die Erhaltung des vorhandenen Schönen auf dem chriſtlichen Kunſtgebiete höchſt verderblich wirkte. Man liebte es, die Kirchen und den Gottesdienſt durch Werke der Bildhauerkunſt und der Malerei zu verherrlichen und auch die Architektur mit Aufrichtung neuer — oder Ausbeſſerung älterer Kirchenbauten zu beſchäftigen. Man folgte aber darin einem verkehrten Sinn, und bei dem Zudrang neuer Werke einer verbildeten Zeit und eines verzerrten Geſchmacks wurden ältere Kirchen, ältere Standbilder, ältere Altargemälde zum Opfer gebracht und entweder in ungehöriger Weiſe verändert oder ganz auf die Seite geſchafft und vernichtet. Welchen Kundigen beleidigt nicht das moderne Portal des im reinſten gothiſchen Styl erbauten Domes zu Mailand? Wen nicht die Façade ſo mancher aus derſelben Periode ſtammenden deutſchen und faſt aller italieniſchen Kirchen? Wen nicht der Zuſammenfluß unnützen und überladenen Zierwerks an Pfeilern, die um die alten Säulen errichtet, an Altären, die an die Stelle der früheren geſetzt worden ſind? So ſind im Laufe der letzten drei Jahrhunderte unzählige der herrlichſten Bauwerke und Bilder von den Bilderfreunden ſelbſt zu Grunde gerichtet, und gegen Unbedeutendes und Unwürdiges hingegeben worden. In den evangeliſchen Ländern hingegen, wo man die Kunſt von Seiten der Kirche nicht mehr zu begünſtigen pflegte, iſt wenigſtens das Alte, welches einmal den Bilderſturm überdauert hatte, viel häufiger in ſeiner ſchönen und edeln Urſprünglichkeit bewahrt geblieben. Man vergleiche die geſchmackloſe Ueberladung mit Altären in dem Wiener, und die einfache Würde in dem Ulmer und Berner Münſter; man ſtelle den innerlich verunſtalteten Domen von Würzburg und Aachen die treugepflegten Nürnberger und Rothenburger Kirchen gegenüber. Da iſt gewiß, was man proteſtantiſche Barbarei nennen hört, in ſeiner Wirkung erquicklicher und lebenswerther als der Ungeſchmack und das Uebermaß der Gönner.

3. Eigenthümliche Kunſtentwicklung im Proteſtantismus.

Der erwähnte negative Vorzug des Proteſtantismus wird von einer poſitiven Eigenthümlichkeit begleitet, welche zum genügenden Beweiſe dienen mag, daß die gegen den Bilderdienſt erlaſſenen ſtrengen Geſetze der Reformirten nicht eben von einem der

Kunstübung widerwärtigen Sinn ausgegangen, noch von einem nachtheiligen Einfluß auf die Empfindungsweise des Volks begleitet gewesen seyen. Die Holländer waren es, welche auf der einen Seite die kirchlichen Zierwerke und Heiligenbilder zerstörten, auf der andern Seite ein neues Gebiet der Kunst in staunenswürdiger Vollendung bearbeiteten. Heilige Geschichten und Personen bildlich darzustellen, war ihnen durch die Strenge ihres Symbols untersagt; aber sie wendeten sich dem gewöhnlichen Leben und Verkehr der Menschen und allen denjenigen Gegenständen zu, welche man noch jetzt unter dem Namen „Genre" zusammenzufassen pflegt. Sie gefielen sich in der Nachbildung stiller und friedlicher Scenen des häuslichen und gewerblichen Lebens; sie erfreuten sich an frohen Gelagen und ländlichen Scherzen, an der Neigung und Sitte der Kriegsleute, der Jäger, der Schiffer, der Handelsleute und Andrer; sie achteten das Stillleben hoch, ergötzten sich an dem schönen Verhältniß der Blumen, nach Gestalt und Farbe, an lebendem und erlegtem Thier u. s. w. Was die Alten Rhyparographie genannt, aber erst spät und meistens nur in Bemalung der Wände zur Anwendung gebracht hatten, wovon auch bei den ältern christlichen Malern nur zufällig und zum Schmuck der Darstellung anderer Gegenstände Gebrauch gemacht worden war, ist von den Holländern zu einem eigenen Kunstfache ausgebildet und in der höchsten Vollkommenheit des Ausdrucks, der Gestalt und des Beiwerks, mit der zartesten Behandlung und kräftigsten Wirkung der Farbe ausgebildet worden. Dergleichen Gegenstände für unangemessen zu erklären, kann nur demjenigen beikommen, der nicht weiß, was der Kunst zusteht. Ihre Sache ist es, nicht diesen oder jenen Theil der Erscheinungen, sondern die ganze Natur in aller ihrer Mannichfaltigkeit als eine eben so reiche Zeugin und Botin der schöpferischen Macht, Weisheit und Güte aufzufassen und so in einem zusammengesetzten Chore Gott zu verherrlichen. Diese Vollkommenheit einer ganz eigenthümlichen Kunstdarstellung bestand in den reformirten Niederlanden, während die Caracci zu Bologna und die spanischen Meister nur einen schwachen Nachsommer des ersten Drittheils vom sechszehnten Jahrhundert heraufführten, und auch Peter Paul Rubens in dem katholischen Belgien, kraftvoll und großartig in Gedanken und Naturnachahmung, aber ohne Anmuth der Form, und ohne Innigkeit

der Auffaſſung malte. Dieſe holländiſche Malerei hängt zwar nicht unmittelbar von dem reformirten Bekenntniß ab; ſie konnte jedoch wohl nur unter den dort vorhandenen kirchlichen Bedingungen und bei abſichtlicher Umgebung religiöſer Gegenſtände und Zwecke geweckt und vervollkommnet werden. Mit Recht ſchreibt Schnaaſe in ſeinen geiſtreichen Niederländiſchen Briefen (S. 148): „Durch dieſen ſcheinbaren Bruch war der erſte Schritt gethan, die Kunſt wieder in ihre Rechte einzuſetzen, ihr die Stellung wieder zu verſchaffen, welche ſie in der alten Welt hatte, das Leben mit allen ſeinen Potenzen zu berühren. Freilich war dieſe Gattung eine proteſtantiſche; ſie erhielt ſich nur durch den Gegenſatz. Obgleich nicht durch den äußern Einfluß der Reformation entſtanden, war ſie doch nicht außer Verbindung mit ihr; derſelbe Geiſt, der dieſe erzeugte, rief in andrer Sphäre ſie hervor. Deßhalb hatte ſie denn auch, obgleich völlig ſelbſtſtändig, ihre höchſte Blüthe nur in proteſtantiſchen Ländern, weil nur hier der Geiſt, dem ſie angehörte, ſich ruhig und unangefochten entfalten konnte. Während Callot wie Cervantes in katholiſchen Ländern einzeln ſich ausbildeten, und die Schärfe des Gegenſatzes noch in ihren eigenen Werken empfinden laſſen, entwickelte ſich die gutmüthige Heiterkeit der niederländiſchen Malerei in ähnlicher Parallele mit jenem brittiſchen Humor, der in Shakeſpeare ſeine höchſte Steigerung hat.“

5. Kirchlicher Standpunkt des Proteſtantismus.

Unter ſolchen Vergängen und Umſtänden kann die proteſtantiſche Verfolgung der Kirchenzierden nicht aus rohem und unedlem Sinne entſprungen ſeyn. Der Wille Gottes, wie er ſich in ſeinem geſchriebenen Wort ausſpricht, iſt für die evangeliſche Kirche das oberſte Geſetz. Ein göttlicher Wille aber wars, den Moſes verkündigte, als er die Anfertigung von Gleichniſſen und Bildern verbot. (2. Buch XX., 4. 5.) So entſtand nun das unbedingte Bilderverbot der meiſten reformirten Symbole, wie davon erſt vor Kurzem Geffken in ſeiner gehaltreichen Schrift über den Decalogus nähern Beſcheid gethan hat. Aus der Erfahrung der Verführbarkeit des Menſchen zum Bilderdienſt ergab ſich ihnen die Nothwendigkeit einer völligen Reinigung der Kirchengebäude von aller bildlichen Darſtellung und Zierde. So rief der Mißbrauch den ebenſo harten Gegenſatz der Vertilgung hervor. Das Uebermaß

der Katholiken im Bilderdienste sollte durch das protestantische Uebermaß im Widerspruch gezügelt werden. Die schweizerischen, holländischen, schottischen Reformatoren, an einer sicherern und besserern Art, den falschen Cultus zu verdrängen, verzweifelnd, stritten gegen allerlei christliches Bildwerk in Predigten, Büchern, Religionsgesprächen. Doch darf man ihnen selbst darum die Zerstörung so vieler Tempel, die Umkehrung der Altäre, die Niederreißung und Verbrennung der Bildertafeln nicht zur Schuld rechnen. Sie tadelten den Auflauf, konnten ihn aber nicht hemmen. Die schweizerischen Obrigkeiten sorgten, soviel an ihnen war, dafür, daß die Bilder in Ordnung und Schicklichkeit herabgenommen, und Jedem die von seinen Vorfahren oder ihm selbst gestifteten Heiligthümer zurückgegeben wurden, das Uebrige in Haufen gelegt und öffentlich verbrannt wurde. Etliche suchten auch hin und wieder die Kunstwerke zu retten, wie dies von Manuel mit dem aargauischen Kloster Wettingen gerühmt wird. Der Jesuite Strada gesteht selbst ein, nur Leute vom gemeinsten Pöbel hätten sich zu jenen Greuelthaten in den Niederlanden hinreissen lassen; und van Kampen betheuert, kein rechtlicher Protestant habe Theil genommen an dem Vandalismus. Dasselbe versichert M'Crie im Leben des John Knox aus Anlaß des furchtbaren Getümmels, das in Edinburg ausgebrochen war: „Weder die Vorstellungen der Prediger, noch das Ansehen der obrigkeitlichen Personen, die sogleich auf die Nachricht von dem Auflauf herbeigeeilt waren, konnten dem rasenden Pöbel Einhalt thun. Von den rechtlichen Mitgliedern der Gemeinde und von den angeseheneren Bürgern der Stadt nahm jedoch Niemand an dem ganz unversehens entstandenen Tumult Antheil, sondern es waren bloß die niedrigen Volksklassen, oder wie Knox selbst sagte, der verworfenste Pöbel, der allein dabei handelte.“ Allerdings erkannten Viele, namentlich im Anfang bei dem Vorfall mit dem Schuster Hottinger von Zürich auch Zwingli, ein himmlisches Gericht, das über den Götzendienst hereinbreche, und die Thäter als, wiewohl rasende, doch unbewußt dienende Werkzeuge der ihr entweihtes Heiligthum rächenden Gottheit.

6. Protestantismus der Kunst.

Sieht man indessen die Sache näher auf ihren Grund an, so wird sich ohne Mühe ergeben, ob nicht in dem Wesen der

Kunſt einerſeits eine urſprüngliche Beziehung und eine von den merkwürdigſten Thatſachen der Geſchichte beglaubigte Hinneigung zu dem, was ächter Proteſtantismus iſt, liege, und wiefern andrerſeits die großartige Erſcheinung des Proteſtantismus auf kirchlichem Gebiete in der Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts ſich in ein ſehr inniges und zunehmendes Verhältniß mit künſtleriſchen Kräften und Mitteln geſetzt habe.

Kunſt als das Vermögen und Gebiet freier Empfindungen und Gebilde des menſchlichen Geiſtes in Ton und Wort, Stoff und Farbe, hat den Fortſchritt zum Vollkommnen zu ihrem Geſetz und die fortwährende Verneinung aller Feſſeln zum Bedürfniß. Mögen dieſe Feſſeln und Schranken durch ein hergebrachtes oder plötzliches Vorurtheil innerhalb ihres eigenen Bereiches unter ihren Jüngern und Genoſſen ihr angelegt, oder mögen ſie von außen, im ſocialen, politiſchen, kirchlichen Leben und in Folge verkehrter wiſſenſchaftlicher Grundſätze und Reſultate herbeigebracht ſeyn; die Kunſt muß ihnen vom innerſten Trieb und Weſen aus, wenn ſie anders ſich ihrer ſelbſt bewußt und mächtig iſt, widerſtehen und widerſprechen, und ſie nimmt darin dieſelben Rechte in Anſpruch, welche auf anderem Gebiet der Wiſſenſchaft, als der Forſcherin und Pflegerin der Wahrheit, und der Sittlichkeit zukommen, in welcher letztern zumal jene beiden, Kunſt und Wiſſenſchaft, als in der urſprünglichſten Tiefe des Daſeyns ihre Wurzeln, und als in der reinſten Höhe der Entwickelung ihren gemeinſchaftlichen Endzweck haben. Ja, es läßt ſich im Voraus denken, daß nicht nur jede dieſer Offenbarungen und Strebungen des menſchlichen Geiſtes für ſich, an ihrem Ort und in ihrem eigenen Intereſſe, das Ungehörige verſchmähen und dem Feindſeligen entgegenwirken, ſondern daß Geſittung, Wiſſenſchaft und Kunſt in ſolche Wechſelbeziehungen mit einander treten werden, worin ein wirklicher Fortſchritt der einen auch die andere wahrhaft zum Beſſern zieht und jede den übrigen, wo es gilt, auch in ihrem Theil zu Hülfe kommt.

Das proteſtantiſche Princip der Kunſt zeigt ſich nun auf ihrem eigenen Bezirke von den älteſten Zeiten herab im Kampfe für die edlere Durchbildung der Form, am deutlichſten da, wo die griechiſche Schönheit ſich aus den ſteifen Regeln ägyptiſcher Vorbilder und aus den ſtarren Feſſeln hierarchiſcher Satzung befreite, und zu dem harmoniſch edeln und heitern Ideale der Menſchheit

erhob. Derſelbe Proteſtantismus der Kunſt begegnet uns, als nach langem Schlummer in den Mumienkäſten byzantiniſcher Schule zuerſt in Deutſchland an den Höfen der Ottone und Heinriche, dann in Italien in den großen und freiſinnigen Städten der Lombardei und Umbriens die Form Bewegung, die Farbe Leben, das Bild Wahrheit erlangte, die Kunſt von Stufe zu Stufe des Wachsthums und bei unmittelbarer Auffaſſung des Antiken zu immer ſchönerer, freierer, vollkommnerer Entwicklung und Reife fortging. In weiterer Richtung war es ein Proteſtantismus der Kunſt, dem Julius II. und Leo X. ſelbſt huldigten, da ſie die Gränzen der Darſtellung über das ganze große Gebiet der Geſchichte, der Sage und ſelbſt der dichtenden Laune ausdehnten, und ſie aus dem engen Geſichtskreis herausführten, welchen ihr die kirchliche Sitte und mönchiſche Satzung bisher vorgezeichnet hatten. Wiederum ein Proteſtantismus war's, als Winkelmann und Carſtens im vorigen Jahrhunderte die bildenden Künſte zur Quelle des griechiſchen Alterthums und eben damit zur Wahrheit des Schönen und zu den Idealen der Natur zurückführten, und ſie zugleich von einem haltloſen Idealismus und von unwahren academiſchen Manieren erlöſten; ein Proteſtantismus endlich, als Overbeck und Cornelius der wiedergewonnenen ſchöneren Form der klaſſiſchen Vorwelt nun auch den noch verkannten, tieferen Gedanken und das innige Gefühl chriſtlicher Myſtik zuerſt einſeitig entgegenſetzten, dann liebevoll verbanden.

Zu dieſem Proteſtantismus auf eigenem Gebiete, den aber die Fortſchritte helleniſcher und chriſtlicher Geſittung und Wiſſenſchaft unleugbar unterſtützten, kommt ſofort der erwiedernde Antheil, welchen die Kunſt an den Entwicklungen und Zuſtänden anderer Gebiete des geiſtigen Lebens genommen hat. Zunächſt iſt dies allerdings gemeiniglich mehr Sache der Poeſie, unter deren Flügeln Ariſtophanes und Dante einen politiſchen, Juvenal und Fiſchart einen moraliſchen Proteſtantismus gefördert haben. Auch auf dem dogmatiſchen und kirchlichen Felde ſind die Hymnen des Bardeſanes und Ephräm, die Waldenſer Evangelienreime, und die mittelalterlichen Pfaffenſchwänke und Fabeln mehr oder minder in dieſe Reihe zu ſtellen. So mögen denn auch aus dem Schatze der bildenden Kunſt nicht nur die Gemmen der Gnoſtiker und die Tafeln des Mani eine zweideutige Erwähnung finden.

Die Laienbibel, wie schon von den Kirchenvätern die christlichen Bilder in den orthodoxen Gemeinden genannt wurden, und der Dienst, welchen der Legende nach die bulgarischen Apostel und andere Missionäre des christlichen Alterthums der Malerei verdankten, könnten uns den gewünschten bessern Beweis führen. Aber noch näher. Es muß wohl, wie die Kunst ihrem Wesen nach etwas Protestantisches an sich trägt, auch der kirchliche Protestantismus, in derjenigen Gestalt vornämlich, die er sich im sechszehnten Jahrhundert gegeben hat, in ein innigeres Verhältniß mit der Kunst getreten seyn. Da nämlich die kirchliche Reformation einen wissenschaftlichen und sittlichen Protestantismus einschließt, so kann der Umstand, daß sie anfänglich gegen die Kunst aufgetreten war, nicht aus ihrer wahren innersten Natur hervorgegangen seyn; sondern sie muß auch mit den Künsten und mit einer reformirenden Tendenz derselben in Verwandtschaft stehen und muß diese Verwandtschaft, wenn auch im Bildungsgang der Verhältnisse erst später, zur Erscheinung und Geltung bringen.

7. Kunst des Protestantismus.

Die wesentliche Aufgabe des kirchlichen Protestantismus war nicht bloß, daß die ächte Religion des Christenthums in ihre ursprüngliche Beschaffenheit und Würde wieder hergestellt, sondern auch, daß sie mit Fleiß fortentwickelt, in allen Richtungen ausgebildet und vollendet werde. Nun war im Mittelalter die äußere Gestalt der Kirche zur Hauptsache geworden und zur Entfaltung und Verherrlichung des Priesterordens und der Hierarchie sollten alle Erscheinungen und Bestrebungen der kirchlichen Gesellschaft dienen: kein Wunder, daß bei seinem Erwachen der Protestantismus nach der inwendigen Gestalt des Reiches Christi und nach den verborgenen Zuständen und Bedürfnissen des menschlichen Gemüthes fragte und die Wahrheit aus der schriftlichen Quelle der biblischen Offenbarung zu schöpfen suchte. Ferner hatte die katholische Kirche sich mit einer Menge und großen Pracht der Ceremonien umgeben, und hatte im Hange darnach auch Jüdisches und Heidnisches in den Kreis des Christlichen wieder aufgenommen, und hatte zum Bedeutsamen und Angemessenen manches Ungereimte hinzugethan, was, vom Aberglauben erfunden, den Aberglauben und die Unsittlichkeit nährte: da mußte sich der Protestantismus

vorzugsweiſe zu dem Glauben wenden, der unter den Bräuchen und Feſtlichkeiten der Kirche und bei der Verdienſtlichkeit, welche man dieſen und andern ſogenannten guten Werken zuzuſchreiben pflegte, faſt ganz verloren und verſchollen war. Der mannigfaltige Cultus der katholiſchen Kirche, wie auch die damit verbundenen Dogmen vom Verdienſte der Heiligen und vom Werthe der geweihten Oerter, der Reliquien und der Bilder, führten die Kunſt in ihrem Gefolge mit, die, von dem Geiſte der damaligen Geſinnung beſeelt, nach dem Urtheile des Erasmus nicht nur das Maaß, ſondern auch Schicklichkeit und Würde verläugnete; da kam es denn durch den natürlichen Gegenſatz, daß die bildenden Künſte, welche die Dienerinnen der Idololatrie geweſen waren, von dem Proteſtantismus verlaſſen wurden, und daß ihm die Erforſchung der Wahrheit in der Schrift und die Verkündigung derſelben in der Volksgemeinde zumeiſt oder allein am Herzen lag. Es mußten demnach die hiſtoriſchen Anfänge des evangeliſchen Chriſtenthums im ſechszehnten Jahrhunderte den Künſten, welche bis daher ſo allgemein und ſo herrlich geblühet hatten, überaus ungünſtig ſeyn.

In dieſer Ungunſt der Zeit und in den nächſten Veranlaſſungen des Kampfes, der ſich damals über die höchſten Intereſſen der Menſchheit entſponnen hatte, nicht aber in dem Weſen des evangeliſchen Bekenntniſſes iſt demnach die Urſache davon zu ſuchen, daß die Anhänger der Reformation ſich von der Kunſt abgewendet und ihre Werke in einem weiten Umfange verfolgt und zertrümmert haben; während, nach Hinwegräumung abergläubiſcher Meinungen und Sitten, in den evangeliſchen Gotteshäuſern würdige Bildwerke aufgeſtellt werden durften, nur aber alles Ungehörige und Störende beſeitigt werden ſollte. So läßt ſich denn auch einer Religion, die nur eben den Glauben retten und bewahren wollte, die Fähigkeit und das Intereſſe gewiß nicht abſprechen, dem frommen Gefühl der Liebe Gottes und des Glaubens an den Erlöſer, der Vorſtellung reiner, gottgefälliger Tugenden, dem Gedächtniß heiliger Geſchichten und gottſeliger Menſchen, die uns in der h. Schrift oder ſonſt in den Annalen der Kirche vorgeführt werden, einen würdigen künſtleriſchen Ausdruck für Auge und Ohr zu verleihen.

Aber eben hier ſcheiden ſich, nach ihren verſchiedenen dogmatiſchen und kirchlichen Principien, die eigenthümlicheren Gebiete

der katholiſchen und der proteſtantiſchen Kunſtdarſtellung. Jene, die katholiſche, wird ſich vorzugsweiſe dem Dienſt der in mannichfaltigen Ordnungen und Bräuchen durchgebildeten ſichtbaren Geſtalt der Kirche widmen und ihre Werke vor das Auge des Beſchauers rücken; dieſe, die proteſtantiſche, wird das innere Glaubensleben offenbaren und durch dieſe Offenbarung hinwiederum wecken und nähren. Demnach ſcheint die Kunſt des Katholicismus zunächſt plaſtiſch, die des Proteſtantismus zunächſt muſikaliſch ſeyn zu müſſen. Auch hat jener die Architektur, Bildnerei und Malerkunſt, welche man unter dem Namen der plaſtiſchen oder bildenden Künſte begreift, mit glücklichſtem Erfolge gepflegt und ausgebildet: ſeine Muſik aber in ihren trefflichſten Erzeugniſſen hat mehr ein kunſtreiches Studium entfaltet, als die einfachen Regungen frommer Gemüther; ſeine Dichtkunſt, wo ſie am meiſten zur chriſtlichen Religion ins Verhältniß tritt, wie in dem unſterblichen Geſang Dante's, der aber deßhalb von dem Clerus verfolgt und vom Papſte verdammt worden iſt, hat eine ganz architektoniſche Anordnung; ſeine Wiſſenſchaft ſogar erhebt ſich gleich den gothiſchen Domen auf dem von den ſcholaſtiſchen Meiſtern gelegten Grunde, wie ein großartiges, reichausgebildetes Bauwerk bis in den Thurm und auf die Spitze mit wunderſamer Kunſt. Der Proteſtantismus hingegen, der als Lehre und Wiſſenſchaft eine tiefere Erforſchung der Wahrheit, theils in dem Schooß des menſchlichen Gemüthes, theils auf den weiten Feldern der Geſchichte und Sprachkunde begonnen hat, ſollte er nicht mit gleichem Erfolge das unausſprechliche Gefühl der Gottſeligkeit in aller Kraft und Zartheit andeuten und andeutend offenbaren können, ſo daß auch auf dieſem Weg in geheimnißvoller Weiſe der Glaube das Vertrauen und die Liebe von einer Bruſt in die andere zieht? Dabei wird freilich die unmittelbare Kundgebung des Inwendigen ſich zumeiſt derjenigen Kunſt bedienen, welche dem innern Leben und der unſichtbaren Welt gleichſam am nächſten verwandt, die Erlebniſſe und Erfahrungen, die Wünſche und Ahnungen der Seele durch Ton und Stimme vorträgt; dann der Dichtung, welche das heilige Gefühl, in die Vorſtellung aufgenommen und ins edle Wort gekleidet, zum Lobe Gottes und des Erlöſers in Liedern ergießt; der Rede endlich, welche den Unterricht von göttlichen Dingen und heiligen Zwecken für die Faſſungskraft der Gemeinde

zurichtet und so die Herzen emporzuleiten, die Geister mit christlicher Erkenntniß zu bereichern, die Sitten den evangelischen Vorschriften und Beispielen gemäß zu bessern versteht. Diese dreifache Kunst entspricht zunächst dem Geist und Wesen der evangelischen Lehre, und fürwahr, wenn sie sich der Reformation nicht zur Begleiterin angeboten hätte, wie schwerlich wäre es mit derselben zu einem rüstigen Fortgang und frohen Siege gekommen.

Von dieser Seite darf auch am wenigsten der Vorwurf der Kunstarmuth gegen den Protestantismus vorgebracht werden, wenn man dessen gedenkt, was er für Musik, Dichtung und Rede gethan hat. Im Gebiete der Musik ist der Choral, als mehrstimmiger Volksgesang, recht eigentlich seine Schöpfung zu nennen. Auf der andern Seite sind zum Besten des evangelischen Gottesdienstes eigenthümliche Chorgesänge, Motetten u. dgl. als figurirter Gesang in Gebrauch gekommen und befinden sich darunter von den berühmtesten Namen unsterbliche Werke. Nicht minder ist die geistliche Redekunst in derjenigen Kirche, die vor Allem will, daß man ihr das Wort stehen lasse, wenn auch minder prunkvoll, wie unter den Katholiken, doch um desto lehrhafter für den Verstand, um desto inniger für das Gemüth, um desto anregender für Willen und Wandel, um desto segensreicher für Verständniß und Anwendung der Bibel unter dem Volke ausgebildet worden. Nicht zu erwähnen der Pflege, die alle Wissenschaften der Speculation und des Lebens, des Geistes und der Natur zu ungehemmter Entfaltung im Schooße des Protestantismus gefunden haben. Nicht zu gedenken auch der profanen Künste, die, ohne kirchliche Schranken, sich zumal in evangelischen Städten und an protestantischen Höfen, Akademien und Schulen einer ausnehmenden Wärtung zu erfreuen haben. Nicht zu gedenken, was namentlich in England unmittelbar nach Einführung der Reformation zum herrlichsten Aufschwung der dramatischen Kunst und ihrer Genien geschah. Wo nun in denjenigen Künsten, die dem Wesen des Protestantismus theils unmittelbar befreundet sind, theils mehr oder minder fern liegen, solches Gedeihen und Wachsthum sich erweiset, sollten da die bildenden, obwohl anfänglich unter der eigenthümlichen Bedingung der Zeitumstände gehemmt, auch fernerhin in der Kirche stummgeblieben seyn? Sollte sich für sie kein wirklicher Sinn, kein lebendiges Interesse geregt haben? Die Reformatoren selbst sollen reden.

8. Zwingli.

Ulrich Zwingli liebte und übte vornämlich die Muſik. Seine Freunde loben, ſeine Widerſacher tadeln an ihm, daß er verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente mit Gewandtheit und Anmuth geſpielt habe. Sein Zeitgenoſſe Bullinger ſagt: „Er lernet allerlei Instrumenta musica, inſonders Luthen ſchlachen, deren er ein verrümpter Meiſter was. Die Musicam übt er unterwylen mit Gſang und Saitenſpiel, auch Pfyfen, doch mit Beſcheidenheit; Das ward ihm aber von den Misgünſtigen des Evangelii übel usgelegt, ward deßhalb der Luthenſchlacher und evangeliſch Pfyfer genannt, das er aber Alles nit achtet.“ — Auch Salat, ein Luzerner, von der katholiſchen Partei, ſchrieb in ſeiner Chronik: „Er was fertig in aller Büberey und Lichtfertigkeiten, lert auch Trommſchlagen, Pfyfen, Harpfen, und ward ein ganzer Muſicus.“ Die Tonkunſt diente ihm zur Aufheiterung des bekümmerten und von Sorge beſchwerten Gemüthes. „Denn,“ heißt es bei Bullinger, „er was nit ſchwermüthig, ſondern eines freien frölichen Gemüths, daß er ſin groſze vielfältige Arbeit inſonders durch Gottes Gnad und Hilf wohl hat mögen erlyden, zudem er die Musicam gebrucht hat zu Erlabung und Ergötzung des ſchweren Gemüths.“ Er ſelbſt, in dem ſcherzhaften Briefe, den er an den Generalvicar des Biſchofs von Conſtanz, Johannes Faber, richtet, der ihm ſeine Freude an der Muſik vorgeworfen hatte, vertheidigt dieſe Neigung mit allerlei Gründen und ſagt: „Du halſt mir für, lieber Faber, Hofluthen, Gygen und Pfyfen, ſagen ich, daß ich nit uf Hofluthen, Gygen und Pfyfen kann: du biſt ohne Zwifel baß berichtet, weiß nit was es für ein Muſik iſt. Aber uf der Luthen und Gygen, auch andern Inſtrumenten lernet ich etwan, das kommt mir jetzt wohl, die Kinder darmit zu geſchweigen; aber du biſt den Schimpfen und Dingen zu heilig; darum wiß, daß David gar ein guter Harpfer geweſen, der dem Saul die Tüfelſucht geſtündet hat; alſo du, verſtündeſt du dich der Luthen des himmliſchen Hofs, würde dich die Sucht der Ehren, ja des Gelds und Bluts vergahn; warum ſchilſt du, das du weißt in den ſyben freien Künſten, deren du ein Magiſter biſt, Ehr und Namen haben, auch von allen Frommen nie geſcholten ſyn: Socrates der alt hub erſt an jungen, do er im Alter lernet harpfen.

Nun hat auch die Kilch nit allein die Muſic, ſondern auch Glockenlüthen für ein Gottesdienſt; ich ärgere mit miner Luthen Niemand; Gott geb, was dir dine verdorbene Kunden unterſchieben." Bei ſolcher Liebe zur Muſik und ſolcher Fertigkeit auf ihren Werkzeugen, war es ihm die angenehmſte Gewohnheit, im befreundeten Kreiſe ein von ihm erfundenes Tonwerk vorzutragen oder den Vortrag Anderer zu leiten, wie dies von ſeinen Biographen gemeldet wird. Derſelbe kunſtſinnige Mann bezeugt ferner, Bilder und Gemälde, wo man ihnen keine Verehrung erweiſt, mögen unangetaſtet bleiben; nur, was mit dieſer Gefahr verbunden ſey, namentlich wenn man es in menſchlicher Geſtalt in Kirchen und auf Altäre ſtelle, weil es die Andacht ſtören oder den Glauben ärgern möchte, müſſe hinweggethan werden; wo aber keine Anbetung ſtattfinde, wie bei den Glasgemälden in den Fenſtern, wenn anders keine Unſchicklichkeit auf dieſen Darſtellungen vorkomme, da ſey es unnöthig, die Bilder wegzuſchaffen. Er rede gewiß nicht in der Leidenſchaft, ſonſt wohl bewundere Niemand mehr Gemälde, Statuen und Bildniſſe als er; aber das Aergerliche und Anſtößige dürfe nicht geduldet, müſſe unter obrigkeitlichem Geheiß und Anſehen hinweggebracht werden. Eben ſo ſchreibt er an einem andern Ort: „Wo ſie in Geſchichtwys Jemand hätte ohne Anleitung der Ehrentbietung uſſerhalb der Tempel, möchte geduldet werden. Sofern aber man ſich anhübe davor zu bücken und Ehr entbieten, ſind ſie nienen uf dem Erdrych zu dulden: denn ſie kürzlich ein Hilf der Abgöttery ſind oder die Abgöttery gar." Eben ſo in ſeinem Schreiben an Valentin Compar: „Verſtehſt du aber Bilder, allerlei Handgemäld, Glychnüſſe, bei deren bedeuteten Dingen man nüts ſucht, denen man auch keine Ehr beweiſt, ſo iſt der Krieg ſchon gericht: denn wir fragen denſelben nit nach, wir nöth a ſie auch nit dannen zu thun, Urſach, wenn das gehalten wird, woruf das erſt Gebot dringt. Denn wo die Gefahr der Abgöttery nit iſt, da darf man ſich um die Bilder nit bekümmern; aber Gözen ſollen in aller Welt nit ſyn. Ich will dir ein Byſpiel geben. Wir haben zu Zurich die Tempel all geräumt von den Gözen, noch ſind viel Bilder in den Fenſtern; fuhren auch Etlich uf dem Land zu und zerwurfen die Fenſter, wie ich nit mee denn an einem Ort Solchs fürgenommen ſyn vernommen hab. Alſo fuhr die Obrigkeit zu und hieß dieſelben ſtill

ſtohn, Urſach, ſie führten in kein Abgöttery, und achtete man ihro zu keinem Anbeten, Ehren oder Dienen ꝛc. Ein Anders. Wir haben zween groß Karolos gehabt; einen im großen Münſter, den hat man wie ander Götzen verehret, und darum hat man den dannen thun; den andern in dem kleinen Kirchthurm, den ehret Niemand, den hat man laſſen ſtehn, und bringt ganz und gar kein Aergerniß Werk, aber, ſobald man ſich auch an dem vergehn würde durch Abgöttery, ſo würd man ihn auch dannen thun." Nicht anders ſchrieb er an die zum Badener Religionsgeſpräch Verſammelten: „Wo ſie nit verehret werden, iſt Niemand wider Bilder und Gemälde," und bei der Disputation von Bern, welcher Zwingli perſönlich beiwohnte, ſprach er in gleichem Sinne: „Wir wohl wiſſen, wohin die Bilder gehören; an keinen Ort, da ſie der Verehrung halb einigen Anzug geben."

9. Calvin.

Johann Calvin, ſtrenger in Lehre und Sitte als der ältere Zwingli, war ihm doch in Hinſicht der bildenden Künſte gleichgeſtimmt. Wie konnte es auch ſeyn, daß er bei dem Aufenthalt in einer Landſchaft, über welche die Natur alle Hoheit und jeden Reiz der Erſcheinung ausgegoſſen hatte, mitten unter dem erhabenſten Kunſtwerke ſeines Schöpfers unempfänglich für die Welt der Schönheit bliebe? Darum bekannte Calvin nicht blos vom Geſange, womit ſich einander die Gläubigen wechſelsweiſe erbaueten, daß er in gehörigem Maß eine überaus heilige und höchſt wohlthätige Anſtalt ſey. Auch wegen der Bilder rühmt er ſich, nicht alſo befangen zu ſeyn, daß er ſie ſammt und ſonders verkannt wiſſen wollte. Bildhauerei und Malerei ſeyen Gaben Gottes; eben deßhalb aber müſſen beide in reinem und rechtmäßigem Gebrauche ſtehen: damit nicht, was uns Gott zu ſeiner Ehre und unſerem Beſten verliehen hat, durch Mißbrauch nicht blos befleckt, ſondern ſogar zu unſerm Verderben gewendet werde. Demzufolge ſolle nur ſolches gemalt und bildlich geformt werden, was in dem Bereich des Geſichtſinnes falle: Gottes Majeſtät, die jenſeits aller Anſchauung der Sinne liege, dürfe nicht durch unziemliche Darſtellungen entweiht werden. Zum gehörigen ſeyen theils Geſchichten und Thatſachen, theils Bildniſſe und Körperformen, ohne geſchichtliche Bedeutung, zu rechnen. Die erſteren

haben einigen Nutzen zur Lehre und Ermahnung, wozu aber die anderen außer dem Vergnügen dienen mögen, sehe er nicht. Und doch sey bekannt, daß fast alle Bilder, welche bisher in den Tempeln aufgestellt waren, solcher Art gewesen seyen. Daraus möge man urtheilen, sie wären nicht aus Einsicht und Auswahl, sondern aus einer thörigten und unbedachten Lust errichtet worden. Zu geschweigen, wie verkehrt und unanständig sie grostentheils ausgeführt seyen, wie muthwillig ausgelassen sich die Maler und Bildhauer dabei gezeigt haben: er meine nur, daß, wenn sie auch nichts wirklich Schlechtes enthalten, sie doch auch ohne Werth für die Lehre seyen. In solchen und ähnlichen Aeusserungen bewährt Calvin allerdings auch seine strengeren Grundsätze neben Zwingli, ist aber doch lange nicht so herb und schroff, wie es bisweilen nicht nur von Feinden der Reformation, sondern von ihren Gönnern ihm zur Last gelegt worden war.

10. Luther.

Ein zweiter Assaph als Dichter und Tonkünstler, hat er gleich im Beginne seiner reformatorischen Thätigkeit die Einführung des evangelischen Volksgesangs gefördert und begründet. Es war sein frommes und deutsches Gemüth, was ihm den Gesang werth machte; es war sein klarer Verstand und richtiger Blick, was ihn zu der Ueberzeugung führte, auf den Flügeln des Chorals werde sich die Reformation am Schnellsten und am Sichersten unter dem Volke verbreiten. An den Abenden seines mühevollen Tagewerks versammelte er die Freunde und Hausgenossen um sich und schlug selbst die kleine Orgel zu ihrem Chorgesange. Gestand er doch, daß nächst der Theologie die Musik den ersten Rang in seinem Herzen habe. Darum schrieb er: „Auch bin ich gar nicht der Meinung, daß durchs Evangelium alle Künste sollen zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gerne sehen im Dienste deß, der sie geben und geschaffen hat." Auf der Wartburg vernahm er von dem Bilderssturme, den Carlstadt und die von Zwickau gen Wittenberg gekommenen Propheten erhoben hatten; ungern ließ er sich durch das Verbot des Kurfürsten zurückhalten, reiste jedoch zuletzt heimlich in die von Aufruhr bewegte Stadt und hielt dann hier jene

berühmten Predigten wider die Schwarmgeiſter, Tag für Tag die Gegner widerlegend und den Sturm beſchwichtigend. Da heißt es mit: „Wenn denn der böſe Geiſt ſo ſteif in ſeinem (Carlſtadt's) Sinn iſt, will ich nur zu Trotz und Leid nun weniger weichen, denn ich vor gethan habe. Und will erſtlich von den Bildern reden nach der Weiſe des Geſetzes Moſe, darnach auf evangeliſche Weiſe. Und ſage zuerſt, daß nach dem Geſetz Moſe kein ander Bild verboten iſt, denn Gottesbild, das man anbetet. Ein Crucifix aber oder ſonſt eines Heiligen Bild iſt nicht verboten zu haben. Kann man Altäre und ſonderliche Steine machen und aufrichten, daß Gottes Gebot dennoch bleibe, weil das Anbeten nachbleibet, ſo werden mir auch meine Bildſtürmer ein Crucifix oder ein Marienbild laſſen müſſen, ja auch eines Abgotts Bild, auch nach dem allergeſtrengſten Geſetz Moſis, daß ichs trage oder anſehe: ſeferne ichs nicht anbete, ſondern ein Gedächtniß habe. — Die Gedenkbilder oder Zeugenbilder, wie die Crucifixe und Heiligenbilder ſind, iſt droben auch aus Moſe bewährt, daß ſie wohl zu dulden ſind, auch im Geſetze: und nicht allein zu dulden, ſondern weil das Gedächtniß und Zeugen dran währet, auch löblich und ehrlich ſind, wie der Mahlſtein Joſua XXIV, 27. und Samuel 1 Sam. VII, 12. — Nun begehren wir doch nicht mehr, denn daß man uns ein Crucifix oder ein Heiligenbild laſſe zum Anſehen, zum Zeugniß, zum Gedächtniß, zum Zeichen, wie deſſelbigen Kayſers Bilde war; ſollte es uns nicht ſoviel ohne Sünde ſeyn, ein Crucifix oder Marienbild zu haben, als es den Juden und Chriſto ſelbſt war, des Heyden und todten Kayſers, des Teufels Glieds, Bilde zu haben? Auch habe ich die Bilderſtürmer ſelbſt ſehen und hören leſen aus meiner verdeutſchten Bibel. So weiß ich auch, daß ſie dieſelbige haben, leſen draus, wie man wol ſpühret an den Worten die ſie führen. Nun ſind gar vil Bilder in denſelbigen Büchern, beyde, Gottes, der Engel, Menſchen und Thiere, ſonderlich in der Offenbarung Johannes und in Moſe und Joſua. So bitten wir ſie nun gar freundlich, ſie wollten uns doch auch gönnen zu thun das ſie ſelber thun, daß wir auch ſolche Bilder mögen an die Wände mahlen um Gedächtniß und beſſern Verſtandes willen. Sintemal ſie an den Wänden ja ſo wenig ſchaden wie in den Büchern. Es iſt beſſer, man mahle an die Wand wie Gott die Welt ſchuf, wie Noah die Arca bauet

und was mehr guter Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschämt Ding mahlet: ja wollte Gott, ich könnte die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern vor Jedermanns Augen mahlen ließen, das wäre ein Christlich Werk. So weiß ich auch gewiß daß Gott will haben, man solle sein Werk hören oder gedenken, so ist mirs unmöglich, daß ich nicht in meinem Herzen sollte Bilder davon machen. Denn ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Creuze hänget, gleich als sich mein Antlitz natürlich entwirft ins Wasser, wenn ich drein sehe. Ists nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christus Bilde im Herzen habe; warum solls Sünde seyn, wenn ichs in Augen habe? Sintemal das Herz mehr gilt, denn die Augen, und weniger soll mit Sünden befleckt seyn, denn die Augen, als das da ist der rechte Sitz und Wohnung Gottes." Dieselben Ansichten und Grundsätze trägt Luther auch in seinen Briefen, wie an den Grafen Ludwig von Stolberg, an die Wittenberger, an Spalatin, Nicol. Hausmann, die Christen zu Straßburg, vor, und äußert gegen Hausmann auch sein Wohlgefallen an den dramatischen Darstellungen der Jugend, lateinisch oder deutsch, wie man sie damals liebte, wenn sie nur wohlverfaßt wären und zur Erweckung einer richtigen Denk- und Empfindungsweise dienten.

11. Beza.

In Zürich und Poissy fanden in den Jahren 1523 und 1562 Religionsgespräche zwischen Reformirten und Katholiken statt, welche sich unter Andern auch auf die Kirchenbilder bezogen. In Deutschland waren es besonders die Fürsten von Württemberg, welche diesen Streitpunkt ihren Theologen vorlegten. Herzog Ulrich hielt in Urach im Jahr 1537 den sogenannten Götzentag, auf welchem sich Ambrosius Blaarer als Gegner, und Erhard Schnepf als Beschützer der Bilder einander gegenüberstanden. Im Jahr 1586 berief Graf Georg nach Mömpelgart die streitenden Parteien, darunter Theodor Beza, den Freund Calvins, und Jacob Andreä, den Vertheidiger der Lutherischen Lehre. Doch hat damals auch Beza, der berühmte Dichter jener Zeit, obwohl ein Gegner der Kirchenbilder, folgenden

merkwürdigen Ausſpruch gethan: „Wir erkennen an, daß Malerei und Bildhauerkunſt in bürgerlichen Dingen in groſſem Gebrauch ſtehen; davon aber handelt ſich's hier nicht. Daß jedoch ihr Gebrauch in Darſtellung heiliger Geſchichten, obwohl an ſich gleichgültig (ἀδιάφορος), doch wegen der Neigung des menſchlichen Herzens zum Götzendienſte mehr Schaden als Nutzen ſtifte, wenn man dergleichen an heiligen Orten aufſtellt, hat die Erfahrung ſelbſt bezeugt. — Wir haben nicht bloß Gemälde, ſondern auch Bildhauerwerke nie verworfen; ſie werden mannigfach gebraucht nicht nur um heilige Geſchichten darzuſtellen, ſondern auch in weltlichen Sachen; zumeiſt in Zeichnung und Abbildung von Pflanzen. Ebendeßhalb tadeln wir denn auch jene Künſte nicht, ſondern empfehlen ſie und bezeugen, daß man ſie als dem gemeinen Weſen nützlich ausüben müſſe. Was aber gemalte oder gehauene Bildniſſe betrifft, ſo verwerfen wir zwar den Gebrauch derjenigen nicht, wodurch heilige Geſchichten vorgeſtellt werden; aber wir laſſen ſie nicht leicht an heiligen Oertern zu. Auch erklären wir es nicht für ſicher, daß ſie, zumal von Bildhauern gefertigte, in den Kirchen aufgeſtellt werden, nicht als hielten wir ſie an ſich für gottlos oder unerlaubt, ſondern wegen des traurigen Zuſtandes der Gemeinden, den wir bei den Päpſtiſchen wahrnehmen und der von dem kirchlichen Gebrauch der Bilder und Gemälde ausgegangen iſt.“ Die ſtrengen kirchlichen Grundſätze ſolcher, ſonſt ſo billig, ſo mild und freigeſinnten Männer, ſtützten ſich vornehmlich auf die von ihnen dem zweiten Gebot Moſis zuerkannte Geltung, wie davon bereits Erwähnung geſchehen iſt.

12. Die Künſtler.

Die bildende Kunſt wurde jedoch von der proteſtantiſchen Kirche nicht bloß anerkannt und theilweiſe geduldet, ſondern in einer gewiſſen Richtung ſogar mit Vorliebe aufgenommen und gepflegt. Nicht erſt unter dem Kampfe mit den Zwickauern nahm ſich Luther der Malerei an; dieſe ſelbſt hatte ja längſt dem evangeliſchen Glauben eine Bahn gebrochen und ſich ihr dafür zum Danke verpflichtet. Im fünfzehnten Jahrhundert bezeugen unzählbare Dichtungen und Bildwerke den herabgekommenen Zuſtand der chriſtlichen Kirche. Steinmetzen, Baumeiſter, Bildſchnitzer und Maler geben auf mannigfaltige Weiſe das Amt und den Unterricht der

Priester, das Leben und den Wandel der Mönche, die Lehren und Sitten der Religion dem öffentlichen Spotte preis. In den Darstellungen der Hölle trifft man schon aus jener früheren Zeit allerwärts Päpste, Bischöfe, Geistliche überhaupt und Mönche in Fesseln und unter Martern an. Spinello von Arezzo malte den Teufel, wie er die Klosterleute neckt und in ihren Andachten stört. Schweine, Esel, Wölfe in geistlichem Gewand oder mönchischer Kapuze scherzen und küssen sich mit Nonnen und andern Frauen; der obscönern Darstellungen nicht zu gedenken. In dem Kloster Embrach im Kanton Zürich ließen die Mönche sich selbst an der Mauer im trinkenden und trunkenen Zustande malen und den bildlichen Schimpf durch beigesetzte Verse erklären und erhöhen. Im Straßburger Münster waren Esel, Schwein und Fuchs ausgehauen, wie sie Messe lesen und Exequien halten. Auf einer Stickerei der Johanna d'Albret, Heinrichs IV. Mutter, war dasselbe ausgedrückt. Der Stuhl, auf welchem sich der Propst in Pforzheim niederließ, stellte die Predigt des Wolfs unter Gänsen dar. In den Chorfenstern des Berner Münsters, auf dem Altarbilde der Dobberaner Kirche ist das Dogma von der Transsubstantiation unter dem Gleichniß einer Mühle verspottet, wo man statt des Mehls die Evangelisten hineinschüttet und unten kommt der Fronleichnam in der Hostie zum Vorschein. An den Chorherrnstühlen, an den Pfeilerecken und anderwärts sieht man gräuliche Fratzen, mitunter in Anspielung auf den geistlichen Stand und die kirchliche Sitte. Unzähliges dergleichen begegnet namentlich in den sogenannten Todtentänzen. Auch der Holzschnitt diente, solche Darstellungen wie im Strome unter dem Volke auszugießen, und in den Gemüthern ein polemisches Verhältniß gegen die Kirche vorzubereiten. Der Humor, der so tief im Wesen, zumal der deutschen Gemüthlichkeit, wie mehr oder minder jedes Volkscharakters liegt, und der in den kirchlichen Institutionen, in den Narrenfesten, Ostergelächter u. s. w. so reiche Nahrung gefunden hatte, ward nur gereizt, in vollem, bitterm Ernst über das Verderben der Wirklichkeit loszubrechen. Die Reformation kam, und nun geschah, daß die edelsten Künstler bald in satirischer Weise, bald in positiver Richtung in ihre Dienste traten. Niclaus Manuel von Bern, der die Andern alle an Witz und Munterkeit der Verse und Bilder übertraf, ließ von der Jugend seiner Vaterstadt Schauspiele

aufführen, dichtete Lieder und Gespräche, zeichnete Holzschnitte und malte Bilder, worin er das Elend der Christenheit, die Laster und die Unwissenheit der Geistlichen und das gemeinsame tiefe Bedürfniß einer Aenderung vor Augen stellte. Lucas Cranach zu Wittenberg schnitt jene berühmten Blätter in Holz, die von dem Gegensatze Christi und Antichristi handeln, unter welchem er den römischen Papst in seiner Pracht, Herrlichkeit und Hoffahrt dem einfachen, armen und demüthigen Jesus entgegenstellte, worüber Doctor Luther eine kräftige Erläuterung in Worten beifügte. Urs Graf, ein Basler, stellte den Satan in Bocksgestalt dar, wie er mit dem Crucifix einen Mönch von dannen jagt. So nahm die Kunst an dem Kampfe für den Protestantismus Antheil. Aber sie that noch mehr. Denn wohl einzig in der Erfahrung war das Beispiel des um jene Zeit namhaften Malers Johannes Herbst von Straßburg, der, von Zwingli und Capito für das evangelische Bekenntniß gewonnen, und über die wahre Anbetung Gottes, worin sie bestehe und wovor sie sich hüten müsse, ins Klare gesetzt, mit Bedauern und Vorwurf den Pinsel aus der Hand legte, mit welchem er nach seiner jetzigen Vorstellung bisher den Götzendienst unterstützt habe, und im zurückgezogenen Privatstande zu Basel mit seinen Töchtern fortan lebte. Andere Künstler traten sogar für die Sache des Evangeliums in den öffentlichen Dienst, wie Manuel, der im Rathe zu Bern saß und bis zum Venneramte aufstieg; oder sie widmeten sich unmittelbar der Verkündigung des göttlichen Wortes, wie Joseph von Lierre, ein belgischer Maler, der zu den eifrigsten und tüchtigsten Predigern der calvinischen Lehre gehört haben soll. Wieder Andere, unter diesen auch Manuel selbst, verherrlichten die Reformation durch Werke ihrer Hand. Albrecht Dürer, den man wohl mit Recht den größten deutschen Maler des Alterthums nennt, war von Herzen dem durch die Reformation herbeigeführten Umschwung der christlichen Zustände zugethan. Als er auf seiner Reise in Holland im Jahre 1521 die Nachricht erhielt, Luther solle gestorben seyn, brach er in seinem Tagebuch, das uns aufbehalten und mehrfach abgedruckt ist, in bittere Klagen und ängstliche Besorgnisse aus, und rief alle Wohlgesinnten, die am Leben wären, zur Fürbitte auf, daß Gott der Allmächtige doch andere gute und kräftige Männer zum Streit für seine wahre Kirche senden wolle. Da heißt es unter vielem Andern: „O Gott, ist

Luther todt, wer wird uns hinfort das heilig Evangelium ſo klar fürtragen. Ach Gott, was hätt' er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren ſchreiben mögen. O ihr alle fromme Chriſtenmenſchen, helft mir fleißig beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen!" Er ſtand mit den Reformatoren ſelbſt und ihren Genoſſen in naher Befreundung, ſtach Melanchthons Bildniß in Kupfer und ſtellte auch andere Gönner der Reformation durch Pinſel und Grabſtichel dar. Mag er ſpäterhin, bei dem Ausbruch ärgerlicher Zwietracht unter den Proteſtanten ſelbſt, in ſeiner Freude an dem begonnenen Werke ſehr betrübt und mag ſein Unwille darüber durch Wilibald Pirkheimer, der dem Proteſtantismus niemals hold werden wollte, vermehrt worden ſeyn; ſo zeugt doch eben ſein herrliches Doppelgemälde, welches jetzt in der königlich bayeriſchen Pinakothek zu München hängt, und wovon Kugler ſagt, daß es das vollendetſte Kunſtwerk ſey, welches der Proteſtantismus hervorgebracht habe, von ſeiner treuen Liebe wie gegen die Vaterſtadt, welcher er das Bild verehrte, ſo gegen den evangeliſchen Glauben, welchem er die Darſtellung entnommen hatte. Es ſind die ſogenannten vier Temperamente, wie man ſeit lange das Bild bezeichnet, das auf zwei hohen Tafeln die überlebensgroßen Geſtalten von je zwei neuteſtamentlichen Schriftſtellern mit untergeſetzten bedeutungsvollen Bibelſprüchen vorführt: Johannes und Petrus auf dem einen, Marcus und Paulus auf dem andern Blatte; ein tiefer Ernſt und inniger Glaubensmuth in den vier Geſtalten und auf den vier Antlitzen, deren doch jedes eine eigenthümliche Gemüthsart und beſondere Empfindungsweiſe darſtellt, recht ein Bild der Freiheit im gemeinſamen Bedürfniß, der Mannigfaltigkeit in der Einheit und der Einheit im vielfach Beſondern, ein Bild geiſtiger Gemeinſchaft ſittlicher Naturen, ein Sichtbarwerden der unſichtbaren Kirche, deren Dogma, im Gegenſatz mit den Unlauterkeiten und Aeußerlichkeiten der beſtehenden ſichtbaren Kirche, der Grundſtein im Bekenntniß der Reformatoren und auch noch jetzt die Baſis eines freien, tiefen, klaren evangeliſchen Glaubens und Unterrichtes iſt. So hatte der Proteſtantismus gleich vom Beginne ſeines Daſeyns das vollkommenſte Verſtändniß und den lebendigſten Ausdruck in der Kunſt gefunden, die zugleich ihre höchſte techniſche Reife in dem erwähnten Werk niederlegte. Lucas Cranach, der Nachbar, Freund und Gevattersmann Luthers, in näherem

Verhältniß auch mit den übrigen ſächſiſchen Reformatoren und ſelbſt mit den fürſtlichen Gönnern des Proteſtantismus ſtehend, leiſtete dem neuen Glauben als Bürgermeiſter von Wittenberg weſentliche Dienſte, noch weſentlichere und allgemeinere durch ſeine vielen Gemälde und Holzſchnitte, wodurch er theils die Bildniſſe ſeiner Herren und Freunde verbreitete, theils heilige Geſchichten, zugleich von ikoniſchem Werthe, ausführte, ſofern er die Apoſtel und andere Figuren mit den Geſichtszügen und der Form und Kleidung der Reformatoren verſah. Auch wählte er zu Altarbildern die bedeutſamern Geſchichten unſers Heils aus der bibliſchen Offenbarung und ſtellte ſo dem Volke das Eine was Noth thut ebenſo vor die Augen, wie es aus dem Munde der Prediger zu deſſen Ohren einging. Manuel, zwar durch ſein obrigkeitliches Amt und durch die vielen diplomatiſchen Aufträge, die ihm in den kirchlichen Zerwürfniſſen der Schweiz oblagen, von künſtleriſcher Thätigkeit beinahe ganz abgezogen, und obwohl die Werke der Kunſt in ſeinem Vaterlande von dem Gebiete des Kirchlichen und Gottesdienſtlichen ausgeſchloſſen waren, konnte es doch nicht laſſen, geiſtreiche Entwürfe dieſer Art, wie es ſcheint für Glasgemälde, in Mußeſtunden zu zeichnen, worunter namentlich die Austreibung des Götzendienſtes unter dem König Hiskias, und eine Compoſition der Auferſtehung Chriſti gehört, worin die Hüter des Grabes, Papſt und Biſchof, Mönch und Nonne, von paniſchem Schrecken über der wiedererſchienenen Herrlichkeit des Gekreuzigten und Begrabenen ergriffen, von dannen rennen oder übereinander zu Boden ſtürzen. Dazu kommt, daß in Nürnberg um Dürer, in Wittenberg um die beiden Cranache, Vater und Sohn, eine Schule ſich gebildet hatte, welche in den Fußſtapfen der Meiſter wo nicht gleich treffliche, doch dem Gegenſtande nach verwandte Bildwerke und unzählige Copien von Gemälden der Meiſter, die man heutzutage noch immer gern für Originalien ausbietet, zu fertigen pflegte. Daſſelbe gilt von den Bildnern, beſonders der Familie Viſcher in Nürnberg, die auch für evangeliſche Kirchen und Grüfte mit großartigen Monumenten beſchäftigt waren.

13. Thatbeſtand.

In der Schweiz, in Holland, in Schottland und im obern Deutſchland iſt im Bildſturm Unzähliges zu Grunde gegangen, und

wie manche leere oder übertünchte Kirchenwände gähnen den Besucher an; wie manche ihres Bildwerks beraubte Consolen treten in ihrer oft reizenden Steinarbeit wie mit sehnsüchtiger Klage aus den Pfeilern, an den Mauern hervor. Doch ist vorzugsweise die Zerstörung nur auf das Inwendige der Kirchen gerichtet worden. Die schönen Portale in Bern, Basel, Ulm, Stuttgart, Eßlingen, die herrlichen Glasmalereien im Chore zu Bern, Ulm, Tübingen sind unversehrt geblieben, und stehen noch immer zur Freude und Bewunderung da; Manches ist erst spätester unter den Unbilden der Witterung zerstört worden, wie z. B. der große St. Martinus in dem hohen westlichen Fenster des Ulmer Münsters, oder unter dem bedauerlichen Unverstande des falschen Geschmacks, wie das Frescogemälde des jüngsten Gerichts über der Porta triumphalis derselben Kirche. Anders und viel erfreulicher war es in den Lutherischen Landen und Kirchen. Nürnberg ist ein sprechender Beweis mit seinen Denkmälern, Lübeck desgleichen, daß, wo weder die Bilderverfolgung der Reformirten noch die Neuerungssucht der Katholiken Eingang gefunden hatte, das Alterthum in reinster Bewahrung blieb und die Kunst mit Religion und Kirche sich in einem Zusammenhang erhielt. Der Tübinger Canzler Jacob Andreä erzählt im Religionsgespräch von Mömpelgart (1586), er habe ganz Sachsen durchwandert und darin ausgezeichnete und sehr viele Kirchen gesehen, aus welchen man nur wenige oder keine Bilder und Gemälde hinweggethan habe; es seyen darin nicht nur die Darstellung des Gekreuzigten, sondern auch andre Malereien und Sculpturen zu treffen. Kein Wunder, daß in der Lutherischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts die Kunst bald in Ehren stand, da evangelische Fürsten und Städte in Kunstliebe und Beschäftigung der Künstler mit einander wetteiferten. Die Kurfürsten von Sachsen schmückten die Kirchen zu Wittenberg, Weimar und andern Orten mit den Gemälden der Cranache, mit den Gußwerken der Vischer, die Herzoge von Württemberg, Ulrich, Christoph und Ludwig, ließen ihre Schlösser und Lusthäuser in Urach, Tübingen und Stuttgart nach dem edelsten Geschmacke jener Zeit erbauen und verzieren, auch die Kirchen mit großartigen Denkmälern verschönern. Markgraf Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des Deutschen Ordens, und hernach erster Herzog von Preußen, berief die tüchtigsten

Schüler Albrecht Dürers, welche sich durch italienische Reisen und Studien weiter ausgebildet hatten, zu sich nach Königsberg, schickte häufig Zöglinge dem Cranach gen Wittenberg in der Lehre, ließ sich eine Reihe von Bildnissen der berühmtesten Fürsten und Gelehrten seiner Zeit auf zierlichen Blättern malen, sein Schloß mit größeren Werken auszieren und in der Domkirche umfangreiche und schöngedachte Monumente zur Ausführung bringen. Die schweizerischen und deutschen Reichs- und Hansestädte, Basel, Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Ulm, Nördlingen, Rothenburg an der Tauber, Hall am Kocher, ließen es auch später nicht in Ausführung öffentlicher Gebäude, in Anordnung von Plätzen, Einfassung von Brunnen u. dgl. an dem Bestreben mangeln, Gemälde von historischer Beziehung, Bildnisse von berühmten Männern, zumal Mitbürgern, aufzustellen, und nach dem freilich gesunkenen Kunstgeschmacke der Zeit das Möglich-Beste zu thun.

14. Gegenstände und Fächer der Kunst.

Die Reformirten ließen zunächst nur häuslichen und politischen Gebrauch der Kunst, die Lutheraner auch einen kirchlichen zu. Zur Aufrichtung von Denkmälern und Ausschmückung der Grabstätten war Beiden Sculptur und Malerei, zum Beistand der religiösen Ascese der Kupferstich und Holzschnitt willkommen.

In der Schweiz entwickelte sich besonders die Pflege des Porträts und der Glasmalerei. In den Fußstapfen seines Lehrers Holbein trat Hans Asper in Zürich auf, dem wir die Bildnisse Ulrich Zwingli's und Herzog Christoph's von Württemberg verdanken. Ihm schliessen sich Andre zu Zürich, Basel, Schafhausen, Bern, in treuer Naturauffassung an. Unter den Glasmalern wird vornämlich Josias Maurer von Zürich gepriesen, dem seine Söhne folgen, auch Abel Stimmer von Schafhausen, Jodocus Amman von Zürich, Michael Müller von Zug, Dietrich Mayer von Eglisau und viele Andre.

Es dauerte in der Schweiz und in Deutschland ferner die Bemalung der Wohnungen und öffentlichen Gebäude, von innen und außen, fort; Tobias Stimmer von Schafhausen, Hans Scheufelin von Nördlingen, Hans Bock von Basel, wurden darin berühmt, und noch stehen Denkmale dieser Kunst auch in

andern Städten, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Straßburg. In Holland wurde mit einziger Vollendung des Genre in stillgemüthlicher oder launigter Richtung, sammt dem Stillleben und Blumenwerk, ausgebildet. Zu heiligen Darstellungen, in seiner Art, sehen wir daselbst den Rembrandt sich erheben.

Allgemein aber wurde unter den Protestanten der Kupferstich und Holzschnitt geliebt. Georg Wicel, ein erbitterter und muthwilliger Gegner Luthers, bezeugt dies in den Worten: „Weil sie dennoch nicht ohne Bildwerk leben möchten, was thaten sie? Da malten sie uns für der heiligen Bilder ihre eigenen Bilder, für die alten Evangelisten die neuen, für die ersten Christen jetzige Ketzer, daß, wo man in ihre Häuser kömmt, siehet man kein Bildniß, das jemand zur Gottseligkeit bewegen möcht, sondern eitel türkische Fürsten, Sultanen, Reussen, Solymanen und andere Eisenfresser. Da sieht man an allen Thüren und Wenden dieser Sect Kriegsknechte, Tänze, Spielleut, Bauerkerle, Nasenbrüder, Kolbhansen, Banket u. s. w. und ander weltlich Ding —; was leichtfertig und närrisch ist, wird gemalet, gekauft und überall öffentlich angeheftt. Mit solchem Unflat schmücken sie jetzt ihre Wohnungen." — Die Sculptur ward gleichfalls nicht vernachläßigt; sie diente zur Ausführung fürstlicher und anderer öffentlichen Monumente, zugleich durch zierliche Reliefdarstellungen, dergleichen in der Stiftskirche zu Oehringen Vortreffliches zu sehen ist. Besonders blühte dieser Kunstzweig in Antwerpen in der Werkstätte früher der Floris und später der Quelline, welche durch Handel und Schifffahrt damals ihre Arbeiten von profaner und religiöser Vorstellung über die ganze lutherische Welt, zumal des nördlichen Deutschlands, zu verbreiten wußten.

Bei der näheren Frage jedoch nach den religiösen Gegenständen der Kunstdarstellung unter den Protestanten der verflossenen Jahrhunderte ist Folgendes besonders zu beachten. Auf dem Altar ist gemeiniglich das heilige Mahl des Herrn abgebildet. An den Brüstungen der Emporkirchen sind häufig die Geschichten des Lebens und Leidens Christi, des alten Testaments und der Apostel dargestellt. Seltener, wie z. B. in der merkwürdigen Kirche zu Weilheim unter Teck im Württembergischen, ist ringsum an allen Wänden das Haus mit biblischen Bildern und Scenen bemalt. An Grabmonumenten findet sich gewöhnlich entweder die Kreuzigung

oder die Auferstehung des Herrn, oder beides zusammen; nicht selten auch das jüngste Gericht nebst der allgemeinen Auferweckung; bisweilen die Geschichte des Lazarus, den Jesus aus dem Grabe ruft. Auch die Trinität, nach der altgebräuchlichen Darstellungsweise, wird hin und wieder auf Denkmälern angetroffen. Allgemein sind zugleich die Bildnisse der theuern Verstorbenen, bei größeren Kunstwerken von den allegorischen Figuren der Frömmigkeit, des Ruhms und Verdienstes umgeben. An vielen Orten sind es die Predigerbildnisse, die, an den Pfeilern aufgehängt, die Kirche nahebei zu einer geistlichen Porträtgalerie verwandeln, so daß diese und andere monumentale Gemälde oder Bildwerke schon entfernt werden mußten, um dem kirchlichen Gebäude seine heitere Einfachheit und heilige Würde zurückzugeben. So war auch in der lutherischen Confession sogar ein Ueberfluß an kirchlichen Werken der bildenden Kunst entstanden.

15. Gegenwart und Zukunft.

Dreihundert Jahre sind seit dem Aufgange der Reformation hingeflossen. Wie kurz ist dieser Zeitraum im Vergleich mit jenem, an dessen Schlusse zuerst ein eigenthümlicher Charakter und wahrhaftiges Leben der Kunst in der christlichen Welt sich Bahn zu machen begonnen hatte. Und doch, auch jetzt, in dieser kurzen Frist des Daseyns der protestantischen Kirche, haben bereits die Reformirten den bloßen Psalmengesang allmählig aufgegeben, Orgeln wiederum aufgerichtet, und auf einem größeren Gebiete des christlichen Kirchenliedes sich geübt. Am untern Rhein, in Bremen und Lübeck und anderwärts durch die deutschen Lande hin, in den meisten reformirten Cantonen der Schweiz sind nach dem Vorgange der lutherischen Kirche Gesangbücher eingeführt, worin mit den Dichtungen lutherischer Meister auch solche von Reformirten, Lavater, Neander, Campe u. s. w., sich verbinden. Umgekehrt im lutherischen Deutschland hat das Beispiel von Zürich und Bern Nachahmung gefunden, und wird zumal in Schwaben, auf Kochers Anregen unter Leitung der württembergischen Kirchenbehörden ein vierstimmiger Gemeindegesang in den Schulen vorgeübt, in die Kirchen eingeführt. Von der Musik im höheren Style genügt es, den Paulus von Mendelsohn als Beispiel eines tiefern Eindringens in den Geist christlicher Kunst und in die Fußstapfen der großen Meister verflossener Jahrhunderte

anzuführen, und an dem allgemeinen Beifall, womit dieses Werk aufgenommen ist und ausgeführt wird, als einer guten Bürgschaft für den reiner werdenden Sinn und Geschmack im christlichen Volke sich zu erfreuen.

Die schöne christliche Kirchenbaukunst darf man in den jüngsten Jahrhunderten nicht in den katholischen Ländern, wo sich vom fünfzehnten Jahrhundert abwärts eine Mischung von Modernem und Antikem verbreitet hat, sondern muß dieselbe vorzugsweise in England suchen, das dem alten Style christlicher Architectur am getreuesten geblieben ist. Der Engländer hat darin eine eigenthümliche Lebendigkeit und productive Frische entfaltet, während er in dem Gebiete der andern Künste, für die ihm weniger actives Talent gegeben scheint, durch fleißige Sammlung und kostspielige Aufbewahrung der Werke des antiken und christlichen Alterthums Sinn und Liebe bestätigt. In Deutschland ist gleichfalls unter den Protestanten das früheste Streben, zum Alten zurückzukehren, erwacht. Marienburg ist durch den König von Preußen hergestellt. Nürnberg verdankt seine Umbildung des Ungehörigen in die reinere Bauform dem ebenso begeisterten als gründlich gebildeten Director seiner Kunstschule, Heideloff. Auch andrerorten sind diese guten Beispiele nachgeahmt worden. Am Rheine belebt sich die Vorwelt wieder in ihren Burgen. Der Dom von Königsberg, die Schloßkirche zu Pforzheim, Schloß und Kapelle der Wartburg haben die ursprüngliche Würde wieder gewonnen. Die kleine Stadt Reutlingen hat nicht nur die Bildsäule Maximilians II. auf ihrem Marktbrunnen in polychromer Pracht wiederhergestellt, sondern läßt auch ihre herrliche Stadtkirche im ächten Style ausbessern. Die Michaeliskirche zu Schwäbisch-hall, eine der erhabensten Kirchenbauten im byzantinisch-gothischen Style, hat eine, wenn nicht durchaus lobenswerthe, doch größtentheils anständige Ausbesserung und eine treffliche Orgel, die zugleich eine architektonische Zierde im Charakter der Kirche ist, erhalten. Dasselbe wird in der Stiftskirche von Stuttgart jetzt vorbereitet, und ein wohlgesinnter Rath der Stadt Ulm, woselbst der wundervolle Altar Martin Schaffners aus der eingegangenen Barfüßerkirche ins Chor des großen Frauenmünsters verpflanzt worden ist, hat für die Beschirmung der uralten Portalsculpturen gesorgt und eine kunstmäßige Ausbesserung der unübertroffenen Chorstühle von Jörg Sürlen angeordnet.

Doch dies Alles würde nicht gerade von einem feſten Sinn und lebendiger Einſicht, ſondern eher nur von zufälliger Laune zeugen, wenn nicht auch Neubauten im Geiſte der Reſtauration des Alterthums erſtünden. In dieſer Hinſicht iſt unter Vergleichung deſſen, was eine nicht zu ferne Vergangenheit geleiſtet hatte, der neuere Kirchenbau in den evangeliſchen Gemeinden von Preußen, Baden und Darmſtadt wohl zu beachten, und dürften davon auch andere Länder eine gute Anregung nehmen.

Daſſelbe gilt von den übrigen bildenden Künſten. Die Lübecker haben das große Gemälde ihres Landsmannes Overbeck, Chriſti Einzug in Jeruſalem, in ihrer Marienkirche aufgeſtellt. Dannecker hat ſein Chriſtusbild in die Hoſpitalkirche ſeiner Vaterſtadt Stuttgart geſtiftet. Die Gemälde von Wach und Begas in den Kirchen von Berlin, von Herrmann in der proteſtantiſchen zu München, von Fedor in der Hauptkirche zu Carlsruhe, von Oesterley in der Heſſapelle zu Hannover, u. A. m. ſind nicht minder beredte Zeugen des Fortſchrittes. Einzig aber in ihrer Art iſt die Frauenkirche zu Kopenhagen, mit den Meiſterwerken des größten Bildhauers, den ſeit Phidias und Polyklet die Erde getragen hat, am Giebel, im Portal, an den Wandniſchen, auf und vor dem Altare geſchmückt, und deren gottesdienſtlichen Gebrauch an den verwichenen Oſtern der Meiſter ſelbſt mit eingeweihet hat, indem er den Sohn ſeines berühmten Schülers Freund über die Taufe hielt. Ueberhaupt iſt gerade von der neueſten Sculptur zu bekennen, daß ſie vorzugsweiſe von Proteſtanten ausgebildet worden iſt, während allerdings der jüngere Schwanthaler in München bereits mit den älteren Namen Schadow, Dannecker, Tieck und Rauch um den Vorrang ſtreitet.

Die Neigung der Neuzeit, gleich dem Alterthum Monumente großer und verdienter Menſchen aufzurichten, iſt vornämlich in proteſtantiſchen Ländern unter dem Vortritt Englands und Preußens zur That geworden. Auch in kirchlicher Richtung iſt dieſer Vorliebe ein Genüge geſchehen: Luthers Standbild iſt auf dem Wittenberger Markte, die Statue Johann Tauſans, des däniſchen Reformators, im Städtchen Wiborg, das Bildniß Speners in der Nikolaikirche zu Berlin, die Bildſäule Auguſt Hermann Franke's im Hof des halliſchen Waiſenhauſes, die Büſte Emmerichs, über deſſen Monument in der Thomaskirche zu

Strasburg, Bild und Denkmal Zimmermanns auf dem Friedhofe zu Darmstadt, Schleiermachers Medaillonporträt auf dem Gottesacker am Halleschen Thor zu Berlin aufgerichtet, und des letztgenannten Büste in unzähligen Abdrücken in Deutschland und jenseits desselben verbreitet.

Der Druck der Bibel in den Volkssprachen, mit deren Verbreitung es doch im Grunde nur der evangelischen Kirche ein rechter und bleibender Ernst ist, wird durch die Stahlstiche und Holzschnitte der neueren Zeit unterstützt, und so sehr es zu wünschen ist, daß die bisherige Behandlung der Sache von einem durchgehends gründlicheren Werke übertroffen werde, so ist doch ein reger Anfang gemacht, und die begleitenden Bildwerke haben nicht blos in Taubstummenanstalten, sondern allerwärts in Häusern und Schulen viel Anregung gebracht und manchmal das Verständniß erleichtert, öfter die Aufmerksamkeit festgehalten, den Eindruck tiefer begründet.

Bei allem Aufwande, den katholische Fürsten unserer Zeit, wie der kunsteifrige König Ludwig von Bayern, in Bauwerken und Anderem machen, ist doch nicht zu verkennen, daß unter den Völkern der Gegenwart zunächst nur die protestantischen, als die reicheren, im Besitze der hinreichenden Mittel sind, um die Kunst dauernd zu unterstützen und zu fördern, während der verarmte Katholicismus Aehnliches mit nachhaltigem Erfolge nicht zu leisten vermag. So hat denn auch die Zukunft von jener Seite ihre zuverlässigere Hebung zu erwarten, und der Aufschwung, den auf den großherzigen Gedanken, der zuerst in der Seele eines protestantischen Fürsten lebendig geworden war, ein offener Verkehr und entfesseltes Gewerbe in den deutschen Zollvereinsstaaten zu gewinnen verspricht, ist eine solche Reformation der bisherigen Zustände, die nur in der Durchdringung aller Erzeugnisse und Tausche mit schöner Form ihre Vollendung finden kann.

Es hat sich in der neuesten Zeit auch bei den Schweizern, namentlich auf der Züricher Synode, nach der Belebung des Gottesdienstes durch Musik und bildende Kunst gefragt, und erfreuliche Schriften sind in dieser Richtung bejahend von Geistlichen und Laien ausgegangen. In Deutschland ist der Antheil nicht zu übersehen, welchen jetzt auch die Theologen mehr und mehr einem ihnen bis daher zu ihrem eigenen größten Schaden fremdgebliebenen

Gebiete widmen, indem nicht blos der kirchliche Geſang und das geiſtliche Lied mit Liebe gepflegt wird und an allen Enden neue Sammlungen nach wohlbedachten Regeln erſcheinen, ſondern auch die bibliſchen Alterthümer von dieſer Seite an de Wette, Bellermann, Auguſti, Züllig, von Meyer, Böttcher u. A., die bildende chriſtliche Kunſt an Preuß (über evangeliſchen Kirchenbau, 1837), Brauer (von Bildern Gottes, in Illgen's Zeitſchrift), Geffcken (über die verſchiedene Eintheilung des Dekalogus und den Einfluß deſſelben auf den Cultus, 1838) fleißige Forſcher und kräftige Fürſprecher gefunden haben.

Eine eigenthümliche Aufgabe kommt aber auch in dieſer Richtung den Kunſtvereinen zu, die freilich großentheils in einem hausbackenen Geiſt geſtiftet und verwaltet werden, und leicht dazu dienen, die Kunſt eher zu verwäſſern als zu vergeiſtigen, die Künſtler eher zu verderben als zu erheben. Mögen die andern das Beiſpiel ihres rheiniſchen Bruders in Düſſeldorf nachahmen und dahin wirken, daß an öffentlichen Orten, für bürgerliche und kirchliche Zwecke, Kunſtwerke von edler Beziehung, tüchtiger Erfindung, preiswürdiger Ausführung aufgeſtellt werden. Dann wird die Kunſt in's Leben dringen und wie ſie das Leben verſchönt, wird ſie ſelbſt belebt werden und das Wort des Apoſtels (1. Brief an die Corinth. III., 22. 23.) auch hier ſeine Bewährung finden: „daß im wahren Sinn Alles unſer ſey, wenn wir des Herrn ſind."

G.

Aphorismen

über engliſche, franzöſiſche und deutſche

Nationalverſchiedenheiten.

51.

Man hat der Politik in neueſter Zeit viel Böſes nachgeſagt, und es gibt Gelehrte, die ſie gar nicht unter die Wiſſenſchaften gezählt wiſſen wollen. Wirklich unterſcheiden die Engländer zwiſchen „Politics“ (Politik) und „Policy“ (ungefähr ſo viel als Klugheit). Erſtere bezieht ſich faſt immer auf die Stellung der Machthabenden zu den Regierten oder der Parteien zu einander, letztere hat es hauptſächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun. In der That kann jeder Staat nur in ſeinem Innern ſchulgerecht (logiſch) handeln, und es laſſen ſich immer gewiſſe ſeiner Geſchichte entnommene Grundſätze aufſtellen, aus welchen ſich die für ihn geſchickteſte Regierungstheorie mit ziemlicher Klarheit deduciren läßt. In Bezug auf fremde Nationen kann ein Staat nur klug oder vorſichtig ſeyn, obgleich er mit aller Klugheit und Beſonnenheit dem ihm ſchon durch die erſten Bedingungen ſeines Daſeyns bereiteten Schickſal nicht entgehen kann.

52.

Da die Politik (ich ſpreche hier nicht von dem, was man in Deutſchland unter Staatsweisheit verſteht) hauptſächlich in Klugheit beſteht, ſo iſt begreiflich, daß der Politiker geboren ſeyn

muß, obſchon er in jedem Lande beſonderer Gaben bedarf. Je größer die Anſprüche ſind, die man an ihn macht, deſto ſchlimmer ſteht es um den Staat. — England muß noch hundertmal tiefer ſinken als es in den lezten zwanzig Jahren geſunken, ehe es einen Machiavelli zeugen kann oder ihn nöthig hat.

53.

Manchmal dringen die Umſtände einem Staat die für ihn tauchlichſte Politik auf, oder es wird ihm durch einen großen Führer eine Richtung gegeben, welche er unwillkührlich (auch unter nachfolgenden, minder talentvollen Anführeren) verfolgen muß. So war die Politik des römiſchen Stuhls unter den verſchiedenartigſten Verhältniſſen der Kirche Jahrhunderte lang dieſelbe geblieben; ſo führten die Umſtände jedes engliſche Miniſterium, wenn es auch aus den liberalſten Mitgliedern der Oppoſition gewählt war, nothwendigerweiſe zum Torysmus, und es blieb am Ende For, Canning, Grey ꝛc. nichts anders übrig, als zu erklären, oder doch wenigſtens zu fühlen und nach dieſem Gefühl zu handeln, daß Pitt und Wellington Recht hatten.

54.

In der Politik gilt kein anderes Prinzip als das intérêt bien entendu. Die darüber hinaus nur das Gerechte wollen, ſind keine Staatsweiſen; ſondern Schwärmer. Wie im Staate ſelbſt jedes Glied gewiſſe ihm von der Natur zuſtehende Rechte aufgibt, um dagegen den Beſitz anderer ſich zu ſichern, ſo müſſen auch Staaten, welche unter ſich in Frieden leben wollen, einander gewiſſe Conceſſionen machen, dagegen aber, wo es ihre individuelle Exiſtenz gilt, jene Vorzüge hervorzuheben und klug zu benutzen wiſſen, welche ſie vor ihren Nachbaren auszeichnen. Die Uebermacht eines Staates kleinern Staaten gegenüber nicht benutzen oder geltend machen zu wollen, iſt eben ſo gerecht und weiſe, als ſein Talent und ſeine Fähigkeiten brach liegen zu laſſen, damit weniger begabte oder faule Menſchen dadurch nicht in Nachtheil gerathen.

55.

Die ſchlechteſte Politik in der Welt iſt der Kosmopolitismus. Jeder geſcheite Staatsmann (ich ſpreche hier von wirklichen fungirenden Miniſtern und Regenten, nicht von Staatsgelehrten) iſt davon

in kurzer Zeit geheilt werden, wie denn auch der edle, poetiſche Canning zuletzt erklären mußte, daß er keine andern als brittiſche Intereſſen im Auge hatte.

56.

Die Diplomatie verhält ſich zur Politik, wie Methode zum Stoff, oder auch — und dies dürfte vielleicht der beſſere Vergleich ſeyn — wie ein glattes, intriguirendes Weib zum ungeſtümen begehrenden Mann. Eine gerade, offene, wenn auch grauſame und ungerechte Politik gegen fremde Nationen ſtützt ſich weniger auf Diplomatie, denn es iſt dieſe die Zuflucht der ſchwachen, nicht der ſtärkeren Staaten; wie etwa ein Weib durch Liſt das zu erringen ſucht, was ſie aus Mangel an Kraft nie durch andere Mittel zu erreichen vermag. Darum hat England im Verhältniß zu andern Ländern weniger eigentliche Diplomaten hervorgebracht und die italieniſchen Staaten die meiſten. Wenn ein großer, mächtiger Staat zur Diplomatie ſeine Zuflucht nimmt, ſo kann man immer mit Sicherheit annehmen, daß das Ziel, welches er ſich vorſteckt, dennoch ſeine jetzigen Kräfte überſteigt, daß er daher für ſeine Plane noch immer zu klein iſt. Wer zur Erreichung ſeines Ziels hinlängliche Kraft in ſich fühlt, ſchlägt lieber drein, als daß er unterhandelt. Dies gilt namentlich von jungen, aufblühenden Republiken; darum wirft man ihnen auch, und dies gewiß nicht ohne Grund, Eroberungsſucht vor.

57.

Im Verhältniß als das innere Leben eines Staates geſteigert wird, tritt der Einfluß der auswärtigen Politik in den Hintergrund. In England gibt die innere Politik dem Staate ſeine Richtung nach außen; daher denn auch die ruhige, bis auf die neueſte Zeit aus ſeiner eigenen Geſchichte hervorgegangene Entwickelung ſeiner Kraft.

58.

In allen Ländern, die kein inneres, kräftig angeregtes Leben, oder nicht hinlängliche Macht beſitzen, gegen die Anſprüche fremder Staaten aus eigenen Mitteln ſich zu vertheidigen, iſt der Poſten des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten der wichtigſte im Staate, und die Ernennung des Miniſters ein mit dem Wohl und Weh des Volkes innig zuſammenhängendes Ereigniß. — Auch

traut man in der Regel dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten mehr Verstand und Klugheit zu als seinen Herrn Collegen, denn er hat das Wichtigste — die äußeren Verhältnisse des Staates — zu ordnen. In England spielt derselbe nur eine untergeordnete Rolle gegen den Präsidenten des Conseils, und das Volk behält oft kaum seinen Namen. In den vereinigten Staaten gibt es nicht einmal einen dergleichen Posten, und es ist der Staatssekretair, der sowohl mit den innern als äußern Angelegenheiten (den Verhältnissen der einzelnen Staaten unter sich, wie mit ihrer Stellung zum Ausland) beauftragt ist, nichts als der treue Executor des Willens des Congresses, eine Art Geheimschreiber des verantwortlichen Präsidenten. Doch läßt sich aus den meisten Begebenheiten schließen, daß auch dort die Diplomatie bald zu Ehren kommen wird.

59.

Je politisch freier ein Volk ist, desto mehr ist es fähig, jede andere Art von Tyrannei zu ertragen, und umgekehrt. — Die Engländer und Amerikaner finden im Regiertwerden von ihren Weibern und Priestern eine Erholung von den Anstrengungen der Wahlen, Geschwornengerichte, Volksversammlungen, öffentlichen Reden und Gastmählern ꝛc. Es ist für sie eine wahre Wohlthat, in ihrem Hause und in den Himmel sich gehen lassen zu können, während die Deutschen nicht um Alles in der Welt sich ihres Hausrechts begäben.

60.

Von der Politik kleiner Staaten in Bezug auf große, mächtige Reiche zu sprechen, ist baarer Unsinn. Es zieht zwar nach den Gesetzen der allgemeinen Schwere die Erde auch die Sonne an, ist aber dennoch gezwungen, um die letztere ihre Bahn zu beschreiben. Es gibt keine Politik ohne Macht, wie in der sittlichen Welt keine Moral ohne Freiheit.

61.

Wer im Allgemeinen von den Vorzügen dieser oder jener Regierungsform spricht, und noch überdies das, was er sagt, glaubt, der taugt, wenn er mehr als zwanzig Jahre alt ist, höchstens zu einem Abschreiber. Jede der drei Hauptregierungsformen, die monarchische, aristokratische und demokratische, hat ihre besondern Vorzüge, und ist so lange die einzig passende für ein Volk,

als ſie den Bedingungen entſpricht, welche ſie zuerſt ins Leben riefen. Die Monarchie war zur Zeit Julius Cäſars eine eben ſo unwiderſtehliche, geſchichtliche Nothwendigkeit als der amerikaniſche Freiſtaat im Jahr 1776.

62.

In Bezug auf die Definition von Monarchie und Ariſtokratie ſind die meiſten Nationen ſo ziemlich unter ſich einig, aber was Demokratie iſt, verſtehen nur die germaniſchen Völker. Weder die griechiſchen noch römiſchen Republiken kannten ſie, während das monarchiſche Deutſchland ſchon im Mittelalter und noch früher durch die Demokratie regiert wurde. Es beſteht nämlich dieſe Regierungsform nicht in der Volks- oder Pöbelherrſchaft, ſondern in der Selbſtregierung — Selfgovernment, wie die Engländer ſie heißen — und dieſe verträgt ſich recht gut mit Unterordnung der verſchiedenen Stände und dem Gehorſam gegen den Fürſten. Man verhüte das Uebergreifen des einen Standes in die Rechte des andern, errege in jedem die größtmöglichſte ſelbſtſtändige Thätigkeit, und überlaſſe der oberſten Staatsgewalt, dieſe anſcheinend heterogenen Elemente zu einem Ganzen zu verbinden, und man hat einen Staat wie England, in welchem mehr poſitive Freiheit herrſcht als in allen Republiken der Vorzeit und des Mittelalters. Selbſt die Monarchie iſt durch die Demokratie bedingt, denn nur ſie vermag das Gleichgewicht der durch die Geſchichte gegebenen verſchiedenen Stände aufrecht zu erhalten, und die Schwächeren gegen die Stärkeren in Schutz zu nehmen. Was die Franzoſen unter einer demokratiſchen Regierungsform verſtehen, iſt ein purer Syllogismus oder beſſer eine contradictio in adjecto.

63.

Voltaire ſagt in ſeinem Karl XII., daß Schlachten nicht ſowohl durch den Verluſt von Soldaten, als durch den Eindruck, den derſelbe auf die Uebrigbleibenden macht, verloren gehen. So geht auch die politiſche Macht eines Volkes nicht ſo ſehr durch die Schläge, die es von Außen erleidet, als durch die Erinnerung an dieſelben zu Grunde. Man laſſe die Deutſchen gegen irgend eine fremde Macht einen ſiegreichen Krieg führen, und ſogleich wird ihre Politik auch eine feſte Haltung bekommen, und die Einigkeit ſich von ſelbſt verſtehen.

64.

Bei den Franzoſen hat die Nationalität Wunder gethan; die Deutſchen wurden durch ihre Sittlichkeit vom Verderben gerettet; die Engländer verbinden beide Tugenden; und dies iſt der vorzüglichſte Grund der ihnen innewohnenden Kraft. Die Eroberung Englands durch die Normänner und die Beſiegung dieſer durch das germaniſche Princip der Angelſachſen waren die beiden unerläßlichen Bedingungen ihrer Größe; vielleicht läßt uns dieſes Beiſpiel Manches für die Zukunft von Deutſchland hoffen.

65.

Es gibt Menſchen, welche an eine Auferſtehung der Völker glauben wie an die der Todten; und dennoch hat die Geſchichte dieſen Glauben noch immer nicht gerechtfertigt. Wenn ein Volk, nachdem es ſcheinbar untergegangen, wieder zu Ehren kommt, ſo beweiſt dies nur, daß es noch nicht geſtorben war.

66.

Die Franzoſen verachten die Deutſchen mehr wie die Engländer. Letztere achten wenigſtens die deutſche Sittlichkeit; erſtere haben davon gar keinen Begriff. Es wird aber eine Zeit kommen, wo dieſe beiden Ariſtokraten über den deutſchen Parvenu erſtaunen werden.

67.

Es gibt Politiker, welche glauben, die Deutſchen ſeyen, wie einſt die Griechen, hauptſächlich dazu da, nachkommenden Völkern als Lehrmeiſter zu dienen; wenn dies wirklich unſere Beſtimmung iſt, ſo müſſen wir vorher noch einen Alexander haben.

68.

Es iſt etwas Eigenes um den Charakter der Deutſchen. „Die Deutſchen," ſagt Hippel in ſeinem Buche über die Ehe, „haben Alle etwas von mathematiſcher Methode, und von einer Weitläufigkeit, die doch auch ihr Gutes hat. Sie ſchlagen alle zur Ordnung ein, und in ihren Originalwerken ſind Schiebladen; ſie haben ein ſyſtematiſches Genie, und wenn die Engländer hartes und kleines Geld in Einen Beutel legen, ſo verfahren wir genauer, und bringen jede Münzſorte zu der andern." Dies iſt freilich wahr; aber in der zu großen Abſonderung und Eintheilung der Münzen zeigt ſich doch auch der Kleingeiſt des Krämers, ſo daß

uns ein wenig von dem Genie des engliſchen Großhändlers recht gut zu ſtatten kommen könnte.

69.

Gewöhnlich wird der Werth eines Menſchen nach der Achtung bemeſſen, die er vor ſich ſelbſt hat. Wer nichts auf ſich hält, von dem halten auch Andere nichts. Daſſelbe gilt von Nationen. Wenn die Deutſchen einmal anfangen werden, ihren eigenen Kräften zu vertrauen, ſtatt Alles vom Amerikaner bis zum Italiener bewunderungswürdig zu finden, dann werden auch andere Völker und namentlich die Engländer und Franzoſen ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen.

70.

Einzelne Menſchen mögen es gut finden, allgemein beliebt zu ſeyn. Von einer Nation iſt dies ein ſehr ſchlimmes Zeichen. — Der ſeit Jahrhunderten beſtandene Haß der Engländer und Franzoſen iſt die größte Achtung, die ſie ſich gegenſeitig zollen konnten.

71.

Ein Franzoſe erträgt eine Unartigkeit nicht ſo leicht als ein Unrecht, bei dem Engländer iſt das Verhältniß umgekehrt, und wir ſind leider an Beides gewöhnt. Gewiß behandelt man in keinem Lande die Fremden mit ſolcher Auszeichnung, als in Deutſchland. In Frankreich und Italien findet man ſolche Höflichkeit nur unter den Wirthen, und in England gar nicht — „A poor stranger“ (ein armer Fremder) iſt der Ausdruck der größten Commiſeration!

72.

Buckland ſagt in ſeinem Bridgewater-treatise der Geologie, daß die Fleiſchfreſſer eine Wohlthat für die kleineren Thieren ſeyen, welche ihnen zur Nahrung dienen. Letztere würden, meint er, in ihrem Alter, wo ſie unfähig werden, ihre Nahrung aufzuſuchen, elendiglich Hungers ſterben, und mit ihrem Aas die Luft vergiften. So gibt es auch unter den Staaten wahre Carnivora, denen man es ſchon bei ihrer Geburt, oder ſpäter bei der Dentition anmerkt, was aus ihnen werden ſoll, und man würde, wenn es eine vergleichende Politik gäbe, wie es eine vergleichende Anatomie gibt, aus einem einzigen Schneide- oder Stockzahn die ganze Beſtimmung des Raubthiers deduciren können. Doch ereignet es ſich manchmal, daß ein ſolches Ungethüm einen mir nichts dir nichts

verschluckten Staat, wie das Seeungeheuer den armen Jonas, unverdaut wieder von sich geben muß.

73.

Man wirft den Engländern und ihren unnatürlichen Kindern, den Amerikanern, mit Recht vor, daß sie die Freiheit nie höher als zum Tageskurs bezahlten, das heißt, daß sie nie mehr dafür gaben, als sie im Augenblicke, wo der Handel abgeschlossen ward, werth war, und auch nie mehr davon nahmen, als sie gerade zum Behuf ihrer Haushaltungen und Geschäfte brauchten. Hat man aber auch überlegt, wie viel sie durch diese Nüchternheit und Sparsamkeit gewannen? Wer keine größeren Kapitalien angehäuft hat, als er verzinsen kann, hält besser damit Haus, als wer davon einen solchen Ueberfluß hat, daß er den Ueberschuß an Fremde zu verleihen gezwungen ist. — Vielleicht war dies eine Hauptursache des schnellen Untergangs der französischen Republik.

74.

Es gibt in der neuesten Politik eine Proselytenmacherei, welche viel gefährlicher ist, als jede religiöse. Die ihr ergebenen Jünger könnte man füglich politische Israeliten heißen; denn auch sie hoffen auf einen weltlichen Messias, und würden, wenn ein wahrer Prophet unter ihnen aufstände, denselben des Hochverraths anklagen und ihn kreuzigen.

75.

Ein Deputirter der französischen Kammer definirte den Handel als „la science qui enseigne d'acheter à trois sous ce qui vaut six, et de vendre à six sous ce qui vaut trois.“ Dies beweist aber nur, daß er keinen Begriff vom Handel hatte. Eine handeltreibende Nation muß nicht nur vortheilhaft einzukaufen und zu verkaufen wissen, sondern auch den Markt kennen, der sich am besten hiezu eignet, und wenn es an solchen Märkten gebricht, diese durch Gründung von Colonien oder unabhängigen Staaten, oder durch eine kluge Politik gegen junge aufstrebende Völker, sich zu schaffen verstehen. Hierin hat namentlich England allen andern handeltreibenden Nationen den Rang abgelaufen, wie es sich denn auch durch die Beherrschung des nord- und südamerikanischen Handels für den theilweisen Verlust seiner europäischen Interessen zu entschädigen wußte. — Ein Krieg mit den Vereinigten Staaten

wäre ihm von dieſer Seite aus empfindlicher als eine allgemeine Continentalſperre.

76.

Die Engländer beſitzen einen ſolchen Handelsgeiſt, daß man jedem ihrer Ritter, wenn er auch vom Fuß bis zum Kopf geharniſcht wäre, noch immer den Kaufmann anſehen würde, gerade ſo, als ob er ein Echantillon im Schilde führte. — Ein deutſcher Witzling meint ſogar, es ſeyen die guten Ritter von der Tafelrunde mit ſammt ihrem wackern Eduard nur **Commis voyageurs** geweſen; allein es iſt noch immer beſſer, irgend etwas ganz zu ſeyn, als ein ſogenanntes Univerſalgenie zu beſitzen, und von allem etwas ſeyn zu wollen. „**In omnibus etc.** —“

77.

Das traurigſte Genie eines Volkes iſt das militäriſche, denn es übt ſich meiſtens nur in Ungerechtigkeit gegen fremde Nationen, und vermehrt hierdurch nothwendigerweiſe die Zahl ſeiner Feinde, welche endlich ſeinen Untergang herbeiführen müſſen. Zu einem Vertheidigungskrieg gegen die ungerechten Anſprüche eines Eroberers braucht kein Volk ein beſonderes militäriſches Talent. „**Thrice is he armed who has his quarrel just**“ ſagt Shakespeare, und die Geſchichte aller Zeiten hat dieſen Ausſpruch des Dichters gerechtfertigt.

78.

Schon dadurch, daß ein kriegeriſches Volk, wenn ſeine Thatkraft nicht einſchlummern ſoll, ſich außerhalb ſeines Landes einen Wirkungskreis ſuchen muß, wird es zu einer eigenen politiſchen Entwicklung unfähig, und zuletzt der Sklave der von ihm unterjochten Völker. Die Politik eines handeltreibenden Volkes hat wenigſtens das Gute, daß ſie darauf abzielen muß, Länder, mit welchem es in Verkehr ſteht, nicht völlig zu Grunde gehen zu laſſen, um ſich dadurch nicht den Markt zu ſchließen.

79.

Wenn das Verderben in einem conſtitutionellen Staat einreißt, ſo richtet es weit größere Zerſtörungen an, als in Monarchien; es gibt nichts Elenderes auf der Welt, als eine Republik ohne Tugend; zum Glück kommen dann immer die fleiſchfreſſenden Deſpotien und ſpeiſen ſie auf.

80.

Wenn das Volk das Joch eines Deſpoten abſchütteln ſoll, ſo braucht es zu dieſem Zwecke faſt immer des Beiſtandes der

Aristokratie. Daher übernehmen auch in monarchischen Staaten die Könige mit vieler Klugheit das Protectorat der niederen Klassen. Waren etwa die Könige von England nicht gezwungen, den Beistand der Gemeinen gegen die Ansprüche des Adels anzurufen?

80.

Von den Staaten gilt, was von einzelnen Individuen: wer nicht vorwärts kommt, der geht rückwärts; es gibt aber auch für sie ein Mannesalter, in welchem sie lange auf ein und demselben Punkte stehen bleiben können, ehe sie anfangen zu altern. Diesen Punkt scheint jetzt England erreicht zu haben. Indessen sterben viele Völker als Kinder, oder gehen wie z. B. die Franzosen von der Kindheit ins Greisenalter über.

81.

Die Franzosen der niedern Klassen bestreben sich, die höheren Klassen zu sich herabzuziehen; die Engländer suchen sich zu den letzteren hinaufzuarbeiten. Es gibt weder in der französischen noch deutschen Sprache ein Wort für das englische „Toadeater" oder „Toady"; denn es gibt weder in Frankreich noch in Deutschland Personen, welche den höheren Ständen nur darum den Hof machen und jede Art von Zurücksetzung von ihnen willig hinnehmen, um mit ihnen beim Thee oder am Spieltischen einem fashionablen Salon zusammenzutreffen. Wirklich hält sich der „Commoner," welcher heute bei einem Lord gespeist, für besser als sein College, welcher sein Beef und seinen Budding zu Hause gegessen, und es fällt einem bei solchen Gelegenheiten immer Lessings Fabel ein, in welcher ein Esel den andern „unverschämt" heißt, weil sich dieser unterstieht, ihm, der in der Gesellschaft des Löwen ist, einen guten Morgen zu wünschen. Diesen Charakter bringen die Engländer auch auf den Continent mit. Um jeden Fürsten, jeden Grafen und jede bedeutende Person drängen sie sich bis zur ekelhaftesten Speichelleckerei, und hat einer von ihnen das Glück, vor dem andern ausgezeichnet zu werden, so sind seine weniger begünstigten Landsleute sicher, von ihm nicht weiter gekannt zu seyn. Dies gibt oft zu sehr komischen Scenen Anlaß. Denn nicht selten sind die auf diese Weise bevorzugten Engländer gerade die, welche zu Hause mit einem Platz hinter ihren zurückgesetzten Landsleuten zufrieden seyn müssen.

82.

So oft ein emporkommender Engländer ſeine Wohnung ändert, ſo oft ändert er auch ſeine Freunde. Selbſt die Kinder neugemachter Lords gefallen ſich nicht in Geſellſchaft ihrer Eltern, die ſie immer nur als Parvenus betrachten. Sie haben vor ihnen den Vorzug einer Generation.

83.

Der engliſche Adel iſt bei vielen Gelegenheiten außerordentlich herablaſſend gegen Perſonen niederer Stände, beſonders gegen Notabilitäten aller Art. Indeſſen würde man doch ſehr unrecht thun, wenn man dieſe Herablaſſung als wirkliche Liberalität gelten laſſen wollte. Es iſt ſchon ein uraltes engliſches Sprichwort: „man kann mit ihnen (den Adeligen) ſeyn, aber keiner von ihnen.“ (One can be with them, but not one of them).

84.

In keinem Lande der Welt werden die Primogeniturgeſetze ſo ſtreng gehandhabt als in England. Kaum iſt der Vater todt, ſo verläßt die hinterlaſſene Wittwe das Haus, um ihrem Erſtgebornen Platz zu machen. Daſſelbe gilt von den übrigen hinterlaſſenen Kindern. Man muß, wie ein Engländer, das Geſetz als die einzige Quelle alles Rechts betrachten, um dieſes Verfahren menſchlich zu finden.

85.

Talent und Genie werden an und für ſich ſelbſt in keinem Lande ſo hoch geachtet als in Frankreich; nur ſieht man dabei weniger auf den Charakter. Man zollt überhaupt den Fähigkeiten größere Achtung, als den wirklichen Leiſtungen. Bei den Engländern, und noch mehr bei den Deutſchen ſteht der Charakter höher als das Talent.

86.

Ganze Völker wie einzelne Menſchen kommen gewöhnlich durch den geſunden Menſchenverſtand weiter als durch das Genie; nur iſt es nöthig, daß ſie dabei etwas Erreichbares im Auge haben. In dieſem Sinne haben die Franzoſen Recht, wenn ſie ſagen: „le sens commun est le génie de l'humanité.“

87.

Damit ein Staat oder überhaupt irgend eine menſchliche Geſellſchaft zu einem beſtimmten Zwecke das Meiſte leiſte, iſt es

vielleicht nothwendig, daß der bei weitem größte Theil aller Mitglieder die phyſiſche, der kleinere Theil aber die geiſtige Arbeit auf ſich nehme. Dieſe Aufgabe iſt bei der vollkommenſten individuellen Freiheit der phyſiſch arbeitenden Klaſſen noch nirgends ſo gut gelöst werden als in England.

88.

Bei einer vollkommenen Gleichſtellung aller Klaſſen iſt keine andere Regierungsform möglich als ein Deſpotismus, und der republikaniſche iſt vielleicht der fürchterlichſte unter allen. Ein einzelner Menſch ſucht immer eine gewiſſe Verantwortlichkeit für ſeine Handlungen, dieſe fällt bei der Herrſchaft der Maſſen gänzlich weg.

89.

So ſehr die Franzoſen — wenigſtens einer gewiſſen Partei — die Engländer haſſen, ſo imponirt ihnen dennoch die engliſche **Brusquerie**. Die franzöſiſche, wenn auch affectirte **Bonhomie** hingegen ſchadet ihnen ſehr in der Meinung der Engländer. Cooper ſagt in einem ſeiner unlängſt herausgegebenen Werke: er hätte nur Einmal in ſeinem Leben die Achtung eines Engländers verſcherzt, und dies dadurch, daß er ihm ein vor ihm ſtehendes Salzfäßchen präſentirte, um welches der andere den Kellner angeſprochen. — In Deutſchland kann man, Gott ſey Dank, noch artig ſeyn, ohne die Achtung ſeiner Nebenmenſchen zu verlieren.

90.

Das einzige wahrhaft conſervative Element im Staate iſt die Klaſſe der Beſitzenden. In einem Lande ohne einflußreichen Adel, wie z. B. in Frankreich, kann die Regierung keine beſſere Politik verfolgen, als dieſe Klaſſe ſo zahlreich als möglich zu machen, obgleich das Beſitzthum einzelner Individuen hiedurch geſchmälert wird. In England führte eine ähnliche Vertheilung des Eigenthums nothwendigerweiſe zur Revolution, und hiezu kommt noch der Umſtand, daß in einem Fabrik- und Handelsſtaate große und gewinnreiche Unternehmungen nur durch eine concentrirte Geldmacht möglich werden. Schon hieraus geht die Unmöglichkeit hervor, England nach dem Muſter Frankreichs zu revolutioniren.

91.

Die Franzoſen haben mehr Bedürfniſſe als die Engländer und die Deutſchen, denn es iſt ihnen das Vergnügen zum Bedürfniſſe geworden. Dies iſt ein ſchlimmer Umſtand; denn es iſt ein Volk,

wie ſchon ein deutſcher Schriftſteller *) vortrefflich bemerkt, gerade in dem Grade der Freiheit fähig, als ſeine ganze Thätigkeit von den nothwendigſten Bedingungen ſeines phyſiſchen Lebens in Anſpruch genommen wird.

92.

Es gibt auf dem ganzen Erdboden keine zwei Völker von gleichem politiſchem Charakter, und auf welche dieſelben Staatsgrundſätze paßten. Gäbe es dergleichen, ſo müßten ſie in unmittelbarer Berührung mit einander nothwendigerweiſe in Eins zuſammenſchmelzen oder zerſtörend auf einander wirken, wie vor Zeiten die verſchiedenen Staaten Deutſchlands und in neueſter Zeit die Republiken von Südamerika. Politiſche Homogenität zweier Nachbarſtaaten iſt nur dann eine Garantie des Friedens, wenn ein dritter mächtiger Staat ihre wechſelſeitige Exiſtenz bedroht.

93.

Es gibt für jeden Staat nur Eine vernünftige Regierungsform: die aus ſeiner Geſchichte hervorgegangene, ſey ſie nun demokratiſch, ariſtokratiſch oder monarchiſch; und es iſt jede dieſer drei Formen gerade ſo lange die beſte, als ſie die Bedingungen erfüllt, welche ſie zuerſt ins Leben riefen.

94.

Ein großer Vorzug der engliſchen Regierung vor der franzöſiſchen beſteht darin, daß bei aller Strenge des Geſetzes die executive Gewalt überall nachſichtig und milde ſeyn darf, und daß ſie dieſes ſeyn kann, ohne das Geſetz ſelbſt in der Achtung des Volkes herabzuſetzen. Es iſt aber dieſes Verfahren überhaupt nur auf die germaniſchen Völker anwendbar.

95.

Wenn den engliſchen Richtern nicht das Minimum und Maximum der Strafen vorgeſchrieben, das Quantum ſelbſt aber ihrem Gutachten überlaſſen wäre, ſo gäbe es keine ungleichere und fürchterlichere Juſtiz als die engliſche. — Man denke nur an den Umſtand, daß alle Vergehen — inſofern ſie nicht den Grad der Felonie erreichen — cautionable (bailable) ſind; daß daher die vermöglichen Bürger bis auf dieſen Punkt durch Geld der

*) Kölle, über Diplomatie.

Gerechtigkeit ſich entziehen können, die Aermeren aber die geringſte Polizeiübertretung mit dem Verluſte ihrer perſönlichen Freiheit büßen.

96.

Die engliſche Geſetzgebung iſt keine philoſophiſche, ſondern eine aus den Umſtänden hervorgegangene, und es iſt jede richterliche Entſcheidung darin eine hiſtoriſche feſte Stelle, welche die executive Gewalt innerhalb gewiſſer Gränzen erhält. Deswegen haben zwar die Engländer in ihrer Juſtizverwaltung viel altes Hausgeräthe; es iſt aber daſſelbe für den Dienſt dennoch bequemer, als die nackten Wände der franzöſiſchen Geſetzgebung.

97.

Wenn de Tocqueville in ſeinem Werke: de la Démocratie aux Etats-Unis ſagt, die geſchwornen Gerichte leiſten der Juſtizverwaltung keine beſonderen Dienſte, ſeyen aber ein Mittel, die mittleren und unteren Volksklaſſen politiſch heranzubilden, ſo beweiſt die Erfahrung, daß er Recht hat. In zehn Criminal- und Civilfällen entſcheidet die Jury in Frankreich, wie in England, neunmal genau nach der Inſtruction des Richters. Dagegen werden die niederen Volksklaſſen nur durch das öffentliche Verfahren und die Geſchwornengerichte mit dem Texte und der Auslegung des Geſetzes bekannt.

98.

Einer der fürchterlichſten Mißbräuche in der engliſchen Juſtizverwaltung iſt dieſer, daß die Richter der erſten Inſtanz auch in den Appellationsgerichten und ſelbſt im oberſten Gerichtshofe Sitz und Stimme haben, und daß daher der Verurtheilte in einer Inſtanz an denſelben Richter in der zweiten Inſtanz appellirt. Die amerikaniſchen Freiſtaaten haben England überall ſo getreu copirt, daß auch dieſer Mißbrauch von ihnen aufgenommen und bleibend feſtgeſtellt worden iſt.

99.

Die Gerichtspflege in Frankreich iſt feierlicher und, in Folge des franzöſiſchen Nationalgeſchmacks, dramatiſcher als in England. Nicht die Perrücken und die Richterbank, ſondern Rang und Titel imponiren den Geſchwornen der engliſchen Gerichtshöfe. — Ueberhaupt kann der Richter mit den Geſchwornen ſo ziemlich machen, was er will. So z. B. führte das Quarterly Review erſt

unlängſt noch ruhmredig den Fall an, in welchem zwei Richter,* bei Gelegenheit des jährlichen Sheriffs-Eſſens, die Geſchwornen dadurch zum ſchnellen, gemeinſchaftlichen Ausſpruch des „Schuldig" brachten, daß ſie ihnen drohten, ſie über den Sonntag ohne

* Die zwei Richter — da ſie doch das Quarterly-Review mit Namen nennt — waren Herr Park und Herr Baron Garrow. Der Fall ſelbſt wird in dem eben angeführten Journal bei Gelegenheit einer gaſtronomiſchen Abhandlung auf folgende komiſche Weiſe erzählt:

„— — — We allude to the dinners given by the Sheriffs during the old Bailey sittings to the judges and aldermen in attendance, the recorder, common-sergeant, city pleaders and occasionally a few members of the bar. — — — — The custom was to serve two dinners (exact duplicates) a day, the first at three, the second at five. As the judges relieved each other, it was impracticable for them to partake of both, but the Aldermen often did so, and the chaplain whose duty it was to preside at the lower end of the table was never absent from his post. — — — — The occasion to which we allude was so remarkable for other reasons, that we have the most distinct recollection of the circumstances. It was the first trial of the late St. John Long for rubbing a young lady into her grave. The presiding judges were Mr. Justice Park et Mr. Baron Garrow, who retired to dinner about five, having first desired the jury, amongst whom there was a difference of opinion, to be locked up. The dinner proceeded merrily, the beefsteaks were renewed over and over again, and received solema sanction of judicial approbation repeatedly. Mr. Adolphus told some of his best stories, and the Chaplain was on the point of being challenged for a song, when the court keeper appeared with a face of consternation to announce that the jury, after being very noisy for an hour or so, had sunk into a dull dead lull, which, to the experienced in such matters, augurs the longest period of deliberation which the heads, or rather stomachs, of the jury can endure. The trial had unfortunately taken place upon a saturday, and it became a serious question, in what manner the refractory jurymen were to be dealt with. Mr. Baron Garrow proposed waiting till within a few minutes of twelve and then discharging them. Mr. Justice Park, the senior judge, and a warm admirer of the times when refractory juries were sent round the country in a cart, would hear of no expedient of the kind. He said a judge was not bound to wait beyond a reasonable hour at night, nor to attend before a reasonable hour in the morning; that Sunday was a dies non in law, and that a verdict must be delivered in the presence of the judge. He consequently declared his intention of waiting till what he deemed a reasonable hour,

Licht und Feuer einzuſperren; und erſt vor Kurzem rief Lord D..., welcher mehrere Perſonen zu Tiſch geladen hatte, einen Advokaten, der die Vertheidigung eines jungen Mädchens und ihres Liebhabers (beide des Raubes und des Diebſtahls angeklagt) übernommen hatte, zu ſich, und verſprach ihm, die H—e laufen zu laſſen, den Burſchen aber den Geſchwornen galgenfeſt anzuempfehlen, wenn er ihm durch keine lange Einreden beſchwerlich fallen wolle.*

100.

Ein Ueberblick über die Statiſtik der Verbrechen in England und Frankreich führt zur Ueberzeugung, daß die Mehrzahl derſelben in England aus Armuth, in Frankreich aus Leidenſchaft entſpringen. In Deutſchland ſind die Verbrechen beiderlei Urſprungs verhältnißmäßig ſelten.

101.

Viele Engländer ſind der Anſicht, daß ein hoher Grad von Kultur nothwendigerweiſe die Zahl der Verbrechen vermehren müſſe. So rief ein ſchiffbrüchiger Matroſe, welcher einem unbekannten Ufer zuſchwamm, auf welchem er mehrere Galgen erblickte, freudig aus: „Herr, ich danke dir, daß du mich an die Küſte eines civiliſirten Landes führteſt.“

102.

Die niederen Klaſſen Englands haben die unbegränzteſte Verehrung für ihre ſelbſtgewählten Magiſtratsperſonen, und es iſt ſchon von mehreren Richtern und Advokaten der Grundſatz aufgeſtellt worden: daß ein Stadtlehrjunge, welcher den Lordmayor von London nicht für den größten Mann der Erde hält, ſicher ſein Leben am Galgen endet. Uebrigens hat Lichtenberg in ſeiner Erklärung von Hogarth's Kupferſtichen: „the idle and industrious

namely about ten, and then informing the jury that, if they were not agreed, they must be locked up without fire or candle until a rea-onable hour (about nine) on the Monday, by which time he trusted they would be unanimous. The effect of such an intimation was not put to the test; for Mr. St. John Long was found guilty about nine.“

* „If you promise me not to make a strong defence, I will let the h—re go, but charge the follow most gallowsly,“ waren die Worte des Richters, die, des neugeſchaffenen Wortes „gallowsly“ wegen, als ein guter Witz in den Salons der Hauptſtadt cirkulirten.

apprentice," die Ehre des Bürgermeiſters doch zu hoch angeſchlagen. Sein Reich erſtreckt ſich nicht über Temple-Bar hinaus, und wenn man in den Cirkeln von Weſt-End von den ſtädtiſchen Beamten ſpricht, ſo bezeichnet man ſie nur wegwerfend mit dem Namen von „Stadtvolk" (city folks).

103.

In Frankreich haben die ſtädtiſchen Beamten einen kleineren Wirkungskreis und ſind auch weniger geachtet als in England oder ſelbſt in Deutſchland. Ueberhaupt iſt die ſtädtiſche Verfaſſung Frankreichs äußerſt verkümmert. Auch repräſentirt der Bürgermeiſter nicht, wie in England, die Majorität der ſtädtiſchen Bevölkerung. „C'est le Roi qui donne le Maire."

104.

Die mittelalterlichen Ueberreſte der engliſchen Städteverfaſſung wirken äußerſt conſervativ auf das Volk. Dennoch haben die meiſten engliſchen Städte keinen eigentlichen hiſtoriſchen Charakter, wie etwa die deutſchen, ſpaniſchen, italieniſchen u. ſ. w. — Auch die Bauart iſt mehr oder weniger frivol. London dürfte nur fünfzig Jahre unbewohnt ſeyn, und man würde davon ſchwerlich mehr als die Paulskirche und einige Reſte der großen ſteinernen Brücken über die Themſe erblicken.

105.

Die Wirkung der engliſchen Publiciſten auf das Publikum iſt langſamer, aber ſicherer, als die der franzöſiſchen. Inzwiſchen beherrſcht in England das Publikum die Preſſe, in Frankreich mehr oder weniger die Preſſe das Publikum.

106.

Charles Bulwer geſteht der franzöſiſchen Preſſe mehr Talent zu als der engliſchen. Auch iſt es in Frankreich — eben wegen der Macht und des Einfluſſes der Preſſe — eine Ehre, Publiciſt zu ſeyn; in England hingegen ſcheuen ſich Perſonen von Stand und Anſehen, an dem Zeitungskrieg Antheil zu nehmen; und dies um ſo mehr, da man gewohnt iſt, die Journaliſten und überhaupt das ganze Zeitungsperſonal unter die arbeitenden Klaſſen zu zählen. Auch gilt von manchen unter ihnen das alte engliſche Sprüchwort: „Schmutzige Arbeit bringt blankes Geld." (Dirty work makes clean money.)

107.

Die französischen Oppositionsjournale besitzen deßwegen wenig Macht, weil sie sich über keinen bestimmten Zweck vereinigen können. Jedes sucht unbedingt sein Publikum zu beherrschen, statt dasselbe, wie die meisten englischen Blätter, zu repräsentiren. Die Stimmung des Volkes läßt sich aus der französischen Journalistik durchaus nicht kennen lernen; denn sie eilt ihr entweder voran oder folgt ihr erst spät nach. Sodann fehlt es den französischen Publicisten durchaus an einem klaren Ueberblick über die Angelegenheiten des Auslandes.

108.

Von politischer Ehrlichkeit ist bei den englischen Publicisten eben so wenig die Rede als bei den französischen. Am Ende streben die englischen Journalisten doch nur nach Geld und Reichthum, die französischen nach Macht und Ansehen. Von den englischen Zeitungen gibt es nur einen Uebergang zum „independent gentleman," von dem französischen führt der Weg oft in's Ministerium.

109.

Aus den deutschen Zeitungen, obwohl die meisten unter ihnen, mit Ausnahme einiger wenigen officiellen Blätter, ohne alle politische Farbe sind, kann man die eigentliche Sachlage der europäischen und selbst transatlantischen Angelegenheiten am Ende doch noch besser kennen lernen, als aus den hochcolorirten französischen und englischen. Engländer und Franzosen sind noch in der Erzählung von Thatsachen Parteigänger; inzwischen halten sich die Engländer im Ganzen doch noch mehr an die Wahrheit.

110.

Die Wahrheitsliebe der Deutschen und überhaupt ihre unbestechliche Rechtlichkeit machen, daß sie so wenig zur Politik taugen. Alles schieben sie sogleich in ihr Gewissen, und wenn irgend ein vorgesteckes Ziel nicht auf geradem Wege und noch dazu bald zu erreichen ist, so vereinigen sie sich nicht so leicht zu einer planmäßigen Opposition; am allerwenigsten aber besitzen sie, bei ihrer sonstigen beispiellosen Ausdauer, die Geduld, jahrelang auf einen günstigen Augenblick zu lauern, der ihnen Gelegenheit gibt, ihrem Ziel, sey es auch nur um einen Schritt, näher zu rücken. Diesen

zur conſtitutionellen Bildung eines Volkes nothwendigen Charakter beſitzen überhaupt nur die Engländer.

111.

Den Deutſchen hat die Nachahmung Frankreichs mehr geſchadet, als allen übrigen Völkern, weil ihrer politiſchen Geſtaltung ein von dem franzöſiſchen durchaus verſchiedenes hiſtoriſches Element zum Grunde liegt. Nichts verdirbt den Nationalcharakter eines gelaſſenen, von der Natur zum ruhigen, bedachtſamen Fortſchreiten beſtimmten Volkes ſo ſehr, als die gewaltſamen Erſchütterungen, die es durch den Andrang von Außen erleidet. Alles, was ein Volk geiſtig und moraliſch bilden ſoll, muß aus ſeinem Inneren hervorgehen, nicht aber ihm von fremden Nationen aufgedrückt werden. Ohne einen eigenen, beſtimmten Nationalcharakter gibt es auch kein politiſches Leben unter den Völkern.

112.

Wenn die Einwohner der ſüddeutſchen conſtitutionellen Staaten glauben, ſie hätten ſo viel von den Franzoſen zu lernen, ſo frage man doch die Bewohner der Städte, Marktflecken und Dörfer, ob ſie willig ſind, von ihren Gerechtſamen dasjenige an die Centralverwaltung abtreten, was eine Regierung, wie die franzöſiſche, von ihnen fordern würde, und welchen Zweck eine Centralregierung, wie die franzöſiſche, überhaupt in Deutſchland haben könnte, und wo ſie ihren Sitz haben müßte?

113.

Weder in Frankreich noch in Deutſchland hat die Oppoſition noch je etwas Anderes gewollt, als der Regierung, auf die ſie eiferſüchtig iſt, die Gewalt aus den Händen reißen, oder dieſe doch ſo viel als möglich lähmen. Ein beſtimmter Regierungszweck, eine populäre Maßregel, oder auch nur die Abänderung eines beſtimmten Geſetzes zu Gunſten ihrer Partei war nur höchſt ſelten das Ziel ihrer Beſtrebungen, daher hat ſie auch ſo wenig ausgerichtet. Eben in der Allgemeinheit ihres Widerſtandes iſt ihre politiſche Ohnmacht begründet; wie denn überhaupt jede Kraft in einer beſtimmten Richtung wirken muß, wenn ihre Wirkung fühlbar ſeyn ſoll.

114.

Dadurch, daß die franzöſiſche Oppoſition nichts Anderes will, als einen völligen Umſturz aller beſtehenden Regierungsprincipien,

kann auch die Regierung nie mit ihr Friede machen, oder überhaupt irgend eine ihrer Maximen bleibend adoptiren. Der Kampf zwiſchen der Regierung und der Oppoſitionspartei iſt immer einer auf Leben und Tod, in welchem ein Theil oder der andere untergeht, ſtatt, wie dies z. B. in England der Fall iſt, ſich wechſelſeitig zu ſtimuliren.

115.

In England kann die Regierung der Oppoſition die Hälfte ihrer Principien aufopfern, ohne den Staat oder die Verfaſſung in Gefahr zu bringen; ja die Regierung kann ſogar von einer politiſchen Partei auf die andere übergehen, ohne daß dabei ein einziger großer Staatsgrundſatz aufgeopfert wird. Wo dies unmöglich iſt, da iſt die Conſtitution ſelbſt das größte Uebel im Staate.

116.

In Frankreich kann die Regierung der Oppoſition deswegen nicht ſo leicht ein Opfer bringen, weil jedes ſolche Opfer als ein Zeichen ihrer Ohnmacht gilt, und zwar nicht bloß einer relativen Ohnmacht (in Bezug auf die Oppoſition), ſondern einer abſoluten, die ihre ganze Exiſtenz bedroht.

117.

Eine Oppoſition nach dem Muſter der franzöſiſchen hat in Deutſchland gar keinen oder doch nur einen anti-nationalen Sinn. Sie iſt ſogar phyſiſch unmöglich, und es kämpft mancher ehrliche deutſche Don Quixote dabei nur gegen Windmühlen. Man könnte fragen, wo denn eigentlich die Centralregierung iſt, gegen welche die deutſchen Liberalen ihre Kraft zerſplittern?

118.

Den ſchlimmſten Zuſtand hat eine Regierung wohl dann erreicht, wenn ſie hauptſächlich nur als Mittler zwiſchen zwei mächtigen Parteien daſteht, wie z. B. das gegenwärtige Miniſterium in England. Die neueſte Coalition in Frankreich bezweckt etwas Aehnliches, um bei weitem mehr zu erreichen.

119.

Das conſtitutionelle Leben in Deutſchland iſt nur ein ſchwacher Wiederſchein des franzöſiſchen (nicht des engliſchen). Daß es nicht

aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen, und daher, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, kein normaler Zuſtand iſt, beweist der Umſtand, daß es mit dem franzöſiſchen ſteigt und ſinkt. — Was auf ſolche Art hervorgerufen iſt, hat noch nirgends Früchte getragen.

120.

In Württemberg hat die Oppoſition en masse reſignirt. Kann das etwas Anderes bedeuten, als daß ſie etwas Unerreichbares wollte? und daß ſie überhaupt nur etwas Allgemeines, vielleicht Ideales, nicht einzelne beſtimmte, wenn auch untergeordnete Staatszwecke verfolgte? In England war die Oppoſition mit wenig Ausnahmen dreißig Jahre lang in der unbedeutendſten Minorität, wirkte aber doch während dieſer ganzen Zeit mehr oder weniger modificirend — nicht feindlich — auf die Regierung, und als ſie endlich ſelbſt an die Spitze derſelben trat, fühlte ſie noch immer das Bedürfniß, ſich mit ihren Gegnern in Rapport zu ſetzen. So weit das Beiſpiel Englands.

121.

Keine Regierungsmaßregel iſt an und für ſich ſelbſt ſo unbedeutend, daß ſie nicht den verſchiedenen Parteien Gelegenheit gäbe, ſie mehr oder weniger zu ihrem Vortheile zu benutzen. Gerade hierin beurkundet ſich ihr Takt. Die Oppoſition, welche in conſtitutionellen Staaten von ſolchen Dingen keinen Vortheil zu ziehen weiß, oder überhaupt nur ihr Augenmerk auf höhere Staatszwecke richtet, beurkundet hiedurch ihr politiſches Unvermögen; denn ein conſtitutionell ausgebildetes Volk fängt nie Reform von oben an.

122.

In England fing der Kampf gegen die hiſtoriſchen Vorrechte des Adels damit an, daß die Bürger mittelſt Körperſchaften ähnliche hiſtoriſche Vorrechte erwarben. Dies war ein großer Vortheil für die Nation; denn damit kamen die untern Klaſſen vorwärts, ohne auf die höheren zerſtörend zu wirken. Die Franzoſen wollten jedes hiſtoriſche Princip verbannen und erhielten mit jeder Reſtauration ein neues zurück. Gegenwärtig haben ſie wirklich ein vierfaches hiſtoriſches Bewußtſeyn. An welches ſollen die Parteien jetzt appelliren?

123.

Es iſt merkwürdig, daß die Deutſchen, die den Franzoſen ſo Vieles nachgemacht, daß Einzige, was die letzteren wirklich gründlich verſtehen — die Nationalität — ihnen nicht abgelernt. Man frage doch bei den verſchiedenen Parteien Frankreichs an, um welchen Preis ſie aufhören wollen Franzoſen zu ſeyn?

124.

Bei den Deutſchen iſt das Familienleben ausgebildeter und geregelter, als bei allen übrigen Völkern, und hierauf beruht die Unzerſtörbarkeit des germaniſchen Princips. Bei allen Veränderungen in der Staatsform ſind die Deutſchen im Elſaß dennoch Deutſche geblieben, Deutſche in Sprache, Sitten und Gewohnheiten. In England hat das ſächſiſche Princip, trotz der harten Bedrückungen ſeit der Eroberung der Normannen, dennoch die Oberhand erhalten; und eine ähnliche Erſcheinung erblicken wir bei den deutſchen Auswanderern, wohin ſie auch ihre Sitten und Gebräuche verpflanzen. Selbſt in dem Falle (den Gott verhüten wolle), daß Deutſchland von fremden Mächten erobert würde, würde das germaniſche Princip nicht untergehen, wohl aber die Civiliſation künftiger Jahrhunderte eine deutſche werden, wie die der verfloſſenen eine griechiſche war.

125.

Die deutſchen Colonien, worunter man füglich die engliſchen und holländiſchen rechnen darf, ſind überall die reichſten und blühendſten geworden. Die romaniſchen Völker haben nur Colonien erobert, nie aber deren gepflanzt. Der franzöſiſche oder ſpaniſche Geiſt findet ſich nur in Frankreich oder Spanien, der brittiſche auf allen Beſitzungen des engliſchen Reichs; daher enthält auch jede der letzteren ſchon den Keim der Unabhängigkeit; es ſind lauter ſelbſt-athmende Kinder einer kerngeſunden Mutter.

126.

Den Engländern, wie ihre ganze frühere Geſchichte beweiſt, iſt die Nationalität bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert fremd geweſen. Auf die Franzoſen waren die Engländer blos eiferſüchtig; erſt auf dem Meere, im Kampfe der Unabhängigkeit, iſt der Engländer Britte geworden. Hierin liegt noch ein großer Troſt für Deutſchland.

127.

Es gibt keine Amelioration des Schickſals der niederen Stände, als eine *faktiſche* durch die Möglichkeit des Erwerbs, oder überhaupt durch Vermögen. Eine gewiſſe Macht, gleichviel ob durch das Geſetz oder durch Umſtände beſtimmt, iſt überall an das Vermögen geknüpft; der Verſuch, die arbeitenden Klaſſen durch Verleihung von abſtrakt *politiſcher* Macht den höheren Ständen gleichzuſtellen, heißt ſo viel, als Kinder mit Arzneimitteln, ſtatt mit Nahrung groß ziehen zu wollen.

128.

Für die Förderung der materiellen Intereſſen iſt in Deutſchland in dem letzten Jahrzehend, namentlich durch den preußiſchen Zollverein, mehr geſchehen, als in irgend einem Lande Europa's. — Wer hätte im Jahre 1815 vorausgeſagt, daß die Deutſchen in zwanzig Jahren Wollwaaren zur Ausfuhr nach China *nach engliſchen Märkten* wohlfeiler und beſſer liefern würden, als die Engländer ſelbſt? Wer hätte damals daran gedacht, daß die deutſchen Tücher und ſelbſt baumwollene Zeuge den engliſchen und franzöſiſchen in den amerikaniſchen Märkten den Rang ablaufen würden? Deutſchland thut in dieſem Augenblick mehr, die Macht und den Einfluß Englands nach Weſten hinüber zu drängen, als die Diplomatie größerer Reiche.

129.

Bei allen Völkern iſt das Beſitzthum der Kultur vorangegangen. In Deutſchland wird die vorausgegangene Kultur erſt durch den Vorſchub der materiellen Intereſſen eine feſte Baſis gewinnen, wenigſtens wird der zunehmende Wohlſtand die Kultur *verbreiten* helfen. In dieſem Sinne hat Deutſchland bereits eine größere Revolution durchgemacht, als England oder Frankreich, denn am Ende beſteht ſelbſt das radikalſte demokratiſche Princip in dem Beſtreben, die größte Zahl an den geiſtigen und phyſiſchen Genüſſen des Lebens Antheil nehmen zu laſſen.

130.

Wie in England, ſo iſt auch in Deutſchland für das Emporkommen der niederen Stände das Meiſte von den Fürſten geſchehen. Was haben ſie nicht ſchon für die Verbreitung der Wiſſenſchaften durch die Stiftung ſo vieler Univerſitäten gethan! Selbſt der allgemein verbreitete Wohlſtand Deutſchlands ſchreibt ſich

zum Theil von ſeiner — man darf jetzt wohl ſagen nominalen — Zerſtückelung her. Es tragen die vielen Fürſtenhäuſer mehr zur Vertheilung des Vermögens bei, als vielleicht auf irgend einem anderen Wege erreichbar wäre; und in der Vertheilung des Eigenthums liegt eigentlich jener Grad von faktiſcher Freiheit und Unabhängigkeit, nach welchem die arbeitenden Klaſſen Englands bereits ſeit zwei Jahrhunderten vergebens ringen.

F. J. G.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

Die königlich preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin hat vor Kurzem neue Statuten erhalten. Die gegenwärtigen Sekretäre derſelben ſind: aus der phyſikaliſch mathematiſchen Claſſe: Erdman und Encke; aus der hiſtoriſch philologiſchen: Böckh und Wilken. Auguſt Neander wurde als neuerwähltes Mitglied eingeführt, und hielt ſeine Antrittsrede, in welcher er ſich zuerſt darüber verbreitete, in wiefern er als Theolog dieſer Geſellſchaft angehören könne, ſofern nämlich die Theologie auch eine hiſtoriſche Seite habe, ſodann über das Verhältniß der Theologie zur Wiſſenſchaft überhaupt. Die Rede war vortrefflich und wurde durch eine gleich ausgezeichnete von Böckh beantwortet.

Profeſſor Horace Hayman Wilſon in Oxford iſt von der philoſophiſch hiſtoriſchen Klaſſe der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zum auswärtigen Mitgliede gewählt worden.

Dr. Fedor Poſſart wurde von der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu München zu ihrem korreſpondirenden Mitgliede gewählt, und Seine Majeſtät der König von Bayern haben dieſe Wahl zu beſtätigen geruht.

Univerſitäten.

Berlin. Der praktiſche Arzt, Operateur und Privatdocent an der Univerſität, Dr. Ludwig Thd. Em. Iſenſee, hat das Prädicat Hofrath von dem regierenden Herzoge von Braunſchweig erhalten. Der wirkliche Oberconſiſtorialrath und Hof- und Dompredigter Dr. Theremin iſt zum außerordentlichen Profeſſor der theologiſchen Facultät, der außerordentliche Profeſſor Dr. Froriep zum Mitglied der wiſſenſchaftlichen Deputation für das Medicinalweſen ernannt worden. Der Profeſſor Dr. Dieffenbach hat den rothen Adlerorden 3. Cl. mit der Schleife erhalten. Der außerordentliche Profeſſor Dr. Guſtav Roſe iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät, der Privatdocent Dr. Otto Göſchen zum außerordentlichen Profeſſor in der juriſtiſchen Facultät ernannt worden. Der Oberconſiſtorialrath, Hofprediger, Profeſſor Dr. F. Strauß hat den rothen Adlerorden 2. Cl. mit Eichenlaub erhalten. Der außerordentliche Profeſſor Dr. Guſtav Lejeune Dirichlet iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

Bonn. Der bekannte Orientaliſt, Profeſſor Dr. Freitag, hat von S. M. dem Kaiſer von Rußland eine werthvolle goldene Medaille mit dem Bruſtbilde des Kaiſers und der Inſchrift praemio digno erhalten. Der Profeſſor der Theologie Klee hat den Ruf nach München angenommen.

Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Vogelsang wurde zum ordentlichen Professor in der katholisch theologischen Facultät ernannt.

Breslau. Der Pfarrer Dr. Movers in Werkum bei Bonn ist zum ordentlichen Professor der biblischen Exegese an der katholisch theologischen Facultät, der Privatdocent Dr. Bruno Hildebrand zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät und der außerordentliche Professor Dr. J. A. Ambrosch zum ordentlichen Professor in derselben Facultät und zum Mitdirector des philologischen Seminars, Professor Dr. Böhmer zum Consistorialrath ernannt worden.

Erlangen. In Folge der Versetzung des Hofraths und Professors v. Linck nach Würzburg ist das erledigte Fach des Staatsrechts vorläufig dem Professor Dr. Schmidtlein übertragen worden. Der zeitlich quiescierte außerordentliche Professor der Philosophie Dr. Ed. Kapp ist seinem Ansuchen gemäß aus dem Staatsdienste entlassen worden.

Freiburg. Der Hofrath und ordentliche Professor Dr. Warnkönig ist zum geheimen Hofrath, die ordentlichen Professoren Dr. Fritz, Dr. Fromherz, Dr. Buchegger und Dr. Perlet zu Hofräthen, der außerordentliche Professor Dr. Schleyer zum ordentlichen Professor, der Privatdocent Dr. Hecker zum Assistenten der chirurgischen Klinik und außerordentlichem Professor ernannt worden. Das Domcapitel hat den Professor Dr. v. Hirscher zum Mitglied erwählt.

Göttingen. Der Privatdocent Dr. Treffurt ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden, der Professor Dr. Mühlenbruch hat am Geburtsfeste Sr. Majestät den Guelfenorden erhalten.

Greifswald. Der Professor Dr. Riemayer ist zum Director, die Professoren Dr Schirmer, Geheime Justizrath Dr. Barkow und Dr. Vogt sind zu Räthen beim Consistorium ernannt worden.

Halle. Der Privatdocent Dr. Friedrich Tuch ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden. Am 13. Jul. hat der geheime Justizrath Pernice das Prorectorat der Universität angetreten.

Der außerordentliche Professor Dr. Erdmann in Halle ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Heidelberg. Der Dr. K. A. Freiherr von Reichlin-Meldegg ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden.

Jena. Der bisherige Director der staats- und landwirthschaftlichen Akademie Eldena bei Greifswald, Dr. Friedrich Schulze, tritt als ordentlicher Professor der Staats- und Cameralwissenschaften an die Universität Jena zurück und wird das dort früher von ihm geleitete landwirthschaftliche Institut wieder herstellen, welches in die engste Verbindung mit der Universität tritt.

Innsbruck. Dr. Joseph Jäger ist zum Professor der Philosophie ernannt worden.

Kiel. Der außerordentliche Professor der Rechte Kierulff ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Königsberg. Der Professor und Dr. der Theologie Friedr. Ludw. Steffens ist zum dritten Hofprediger der Burgkirche ernannt worden.

Leipzig. Der Lector der englischen Sprache Dr. Joh. Gfr. Flügel ist von der Regierung der nordamerikanischen Freistaaten zum Handelsconsul für Leipzig ernannt, und in dieser Eigenschaft anerkannt worden.

Marburg. Dem Dr der Medizin Ludwig Fick ist eine außerordentliche Professur der Arzneiwissenschaften übertragen. Professor Dr. Wenderoth ist zum geheimen Medicinalrath ernannt worden. Die Universität hat den Professor der neuen Sprachen und Literatur Dr. Huber zum Abgeordneten zur Ständeversammlung erwählt.

München. Der Privatdocent Dr. Dollmann ist zum außerordentlichen Professor in der juridischen Facultät, der außerordentliche Professor der Theologie Dr. Friedrich

Windiſchmann zur erledigten zehnten Kanonikatſtelle im erzbiſchöflichen Kapitel in München ernannt worden.

Tübingen. Der ordentliche Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft Dr. Scheurlen, Abgeordneter der Stadt Tübingen bei der Ständeverſammlung, iſt zum Rath bei dem k. Obertribunal in Stuttgart ernannt worden. Der ordentliche Profeſſor der Staatswiſſenſchaften Dr. Robert von Mohl iſt von der Ständeverſammlung zum ſtellvertretenden Mitgliede des Staatsgerichtshofs erwählt worden. Der ordentliche Profeſſor der Rechte Dr. Adolf Michaelis hat von Sr. Maj. dem Könige der Belgier den belgiſchen Leopoldsorden erhalten. Am 8. Sept. iſt der Privatdocent der Medicin Dr. Albert Schill geſtorben.

Wien. Am 4. Jun. ſtarb der Dr. Anton Braun, Mitglied der mediciniſchen Facultät, 64 Jahre alt.

Würzburg. Der Profeſſor Dr. Stahl iſt zum Domcapitular, der Privatdocent Dr. Conzen zum außerordentlichen Profeſſor der Encyklopädie und Literärgeſchichte ernannt worden.

Kirche.

Die Ciſtercienſerabtei Zwettel im Viertel Obermannhardsberge am Kampfluſſe beging am Feſt ihres Ordensvaters Bernhard das ſiebente Jahrhundert ihrer Stiftung.

In Aſchaffenburg wird mit Anfang des Studienjahrs 1839/40 ein Knabenſeminar als Vorbildungsanſtalt für den katholiſchen Clerus der Diöceſe Würzburg errichtet. Es iſt auf 19 Stiftungszöglinge und 19 Convictoren berechnet. Dagegen wird gleichzeitig die theologiſche Section des dortigen Lyceums aufgehoben; die Profeſſoren werden im Lehramt oder Kirchendienſt anderwärts verwendet, die Candidaten der Theologie haben die Aufnahme in das Clericalſeminar zu Würzburg nachzuſuchen.

Am 25. Aug., dem Geburts- und Namenstag Sr. Maj. des Königs von Bayern, wurde in der Münchener Vorſtadt Au die neue Mariahilfkirche durch den Erzbiſchof eingeweiht.

In einer zu Kaſſel am 14. Aug. gehaltenen Verſammlung von Geiſtlichen und Laien iſt die Eingabe einer unmittelbar an den Kurprinzen Regenten zu richtenden Denkſchrift beſchloſſen worden, worin S. H. gebeten werden ſoll, mittelſt einer zuſammen zu berufenden Synode gemäß der Verfaſſungsurkunde feſtzuſtellen, daß in Zukunft die proteſtantiſchen Geiſtlichen bloß auf die heilige Schrift und nicht mehr auf die ſymboliſchen Bücher verpflichtet werden ſollen.

Die proteſtantiſche Kirche in Aſchaffenburg, zu welcher S. K. H. der Kronprinz von Bayern ſelbſt den Grundſtein gelegt hatte, wurde am 14. April feierlich eingeweiht.

Am 6. Aug. fand in Kaſſel die feierliche Einweihung der von der dortigen iſraelitiſchen Gemeinde erbauten neuen großen Synagoge Statt.

Der Regierungspräſident von Ladenberg in Trier iſt an Nicolovius Stelle zum Director in dem Miniſterium für die geiſtlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten und zugleich zum wirklichen geheimen Oberregierungsrath ernannt worden.

Am 25. Mai ſtarb zu Paſſau der Biſchof von Paſſau, Karl Joſeph von Riccabona auf Reichenfels.

Der Dr. der Rechte und Canonicus des Erzſtifts München Heinrich Hofſtetter iſt an der Stelle des verſtorbenen v. Riccabona zum Biſchof in Paſſau ernannt worden.

Am 5. März ſtarb in Breslau Joh. Schöpe, Dr. der Theologie, Domdechant, infulirter Prälat, Senior des Domcapitels, und fürſtbiſchöflicher Generalvicar. Ritter des R. A. O. 72 Jahre alt.

Der herzoglich Anhalt-Deſſauiſche Geheimerath Dr. v. Morgenſtern, und der Erzdechant der Grafſchaft Glatz Prälat Dr. Knauer haben den Kronen ihrer Orden vier Klaſſe erhalten.

Am 14. März ſtarb zu Stade Dr. Geo. Alex Ruperti, Generalſuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden.

Der Prälat, Superintendent der Provinz Starkenburg und erſter Ob. Conſiſtorialrath Dr. Köhler wurde zum Oberpfarrer in Darmſtadt befördert.

Der Decan Faber in Reutlingen iſt zum Prälaten und Generalſuperintendenten von Hall an Pahls Stelle ernannt worden.

Schule.

In Donauwörth werden mit dem Eintritt des nächſten Schuljahrs die Knaben- und Mädchenſchulen gänzlich von einander getrennt, und die letztere weiblichen Lehrerinnen übergeben werden. In dieſem Behufe werden die Dominikanerinnen von St. Urſula in Augsburg mit königlicher Genehmigung eine Expoſitur daſelbſt errichten und dieſelbe mit der erforderlichen Anzahl prüfungsmäßig geprüfter Lehrerinnen verſehen.

Bei der Aufmunterung, welche den Naturwiſſenſchaften jetzt zu Theil wird, iſt es nöthig geworden, die Prüfungskommiſſionen in Preußen mit einer ſechſten Stelle für dieſe Fächer zu vermehren. Auf Antrag des Miniſteriums hat Se. Maj. dieſe Einrichtung beſtätigt.

Das Forſtinſtitut in Tharandt hat einer ſeiner würdigſten Lehrer und Naturforſcher Profeſſor Dr. Johann Adam Reum am 26. Juli durch den Tod verloren.

Am 21. Mai ſtarb zu Ibenhain bei Schnepfenthal der fürſtlich meiningiſche Hofrath Johann Chriſtian Gutsmuths, bekannt durch ſeine Bemühungen im Fache der Gymnaſtik und der Pädagogik überhaupt.

Stiftungen.

Der Dr. Karl Freiherr von Reichenbach in Wien hat die Katharinenſchule und die Paulinenpflege in Stuttgart mit einer Schenkung bedacht. Erſtere erhielt ein Capital von 4000 fl., letztere von 6000 fl. als unwiderrufliche Schenkung in der Art, daß das Capital von 10000 fl. denſelben nach ſeinem Abſterben zufallen ſoll, er aber für die Dauer ſeines Lebens die jährlichen Zinſen mit 5 Prozent zuſichert.

Der zu Bläſiberg verſtorbene Hof- und Juſtizrath von Hochſtetter hat dem Katharinenhoſpital in Stuttgart 11,387 fl., der verſtorbene Kreishauptmann von Schönfeld der Conſtantiniſchen Stiftung 9000 fl., und der Gemmingen-Gutenbergerſchen Blindenſtiftung [illegible] fl. vermacht.

Der geiſtliche Rath, Dekan und Stadtpfarrer Herz in Sigmaringen hat am 20 April, (Geburtstag des zweitgeborenen Prinzen Karl) Sr. Durchl. des Erbprinzen unter dem Namen Karlsſtiftung eine Stiftung von 4000 fl. für tadelloſe Jünglinge zur Erlernung von Handwerken und für arme tugendhafte Jungfrauen zur Ausſteuer gemacht.

Der am 5. Novbr. 1813 zu Baireuth verſtorbene königl. preußiſche penſionirte Major Johann Chriſtian von Schütz hat der Univerſität Berlin teſtamentlich ein Capital von 6100 Reichsthalern vermacht, das ſich auf 7350 Rthlr., vermehrt hat, und jetzt, nach dem Ableben der bisherigen Nutznießer, zur Gründung von 8 Freitiſchen der Univerſität überwieſen werden ſoll. Das Vermächtniß wird den Namen Schützſche Stiftung führen.

Der verſtorbene frei reſignirte Pfarrer Simon Leiß zu Waldmünchen hat die Armen der Pfarrei Waldmünchen und jener Dörfer der Pfarrei Ast, welche früher zur Pfarrei Waldmünchen gehörten, zu Univerſalerben ſeines 37,950 fl. 90 kr. betragenden Vermögens unter der Beſtimmung eingeſetzt, daß hiermit ein Schulbeneficium und eine Pfründner- und Krankenanſtalt zu Waldmünchen begründet werde.

Vereine.

Die naturforschende Geſellſchaft feierte in Halle am 3. Juli den zum ſechzigſten Male wiederkehrenden Tag ihrer Stiftung mit einer feſtlichen Sitzung in dem Saale des ständischen naturalogischen Museums.

Die geographiſche Geſellſchaft, an deren Spitze jetzt der berühmte Karl Ritter ſteht, gibt ſeit kurzem über ihre Verhandlungen einen gedruckten Monatsbericht heraus. Der Prinz Adalbert von Preußen, Neffe Sr. Maj., der die Sitzungen des Vereins häufig beſucht, iſt ebenſo wie ſein Bruder, der Prinz Waldemar, Ehrenmitglied der Geſellſchaft geworden.

Mit künftigem Jahr ſoll in Berlin ein deutſcher Centralverein für Statiſtik in das Leben treten. Die Zweckmäßigkeit und praktiſche Wichtigkeit eines derartigen, durch ganz Deutſchland vergweigten Vereins iſt einleuchtend; die engliſchen ſtatiſtiſchen Vereine, welche, merkwürdig genug, ſelbſt vom Ausland die ſpeziellſten Materialien, die ſonſt ungekannt in den Staatsarchiven bleiben, ohne Mühe erlangen, können als Muſter dienen.

Den 20. Auguſt hat in Leipzig die Verſammlung des Centralvereins homöopathiſcher Aerzte ſtattgefunden.

Am 9. Septbr. war in Stuttgart der Verein für ſpecifiſche Heilkunſt verſammelt. Als nächſter Verſammlungsort wurde Heidelberg beſtimmt.

Der deutſche Nationalverein für Muſik und ihre Wiſſenſchaft hat einen Preis von 20 Dukaten auf die beſte Compoſition des 130 Pſalms nach der lutheriſchen Bibelüberſetzung ausgeſetzt. Einzuſenden vor dem 1. Dezbr. d. J. an den beſtändigen Sekretär des Vereins Hofrath Dr. Schilling in Stuttgart.

Der Kunſtverein in Regensburg beabſichtigt wie im verfloſſenen Jahre ſo auch im heurigen, und zwar Mitte Oktober d. J. eine größere Kunſtausſtellung zu veranſtalten, und erläßt deßhalb an auswärtige Künſtler hiemit die Einladung ihre Gemälde zu derſelben recht zeitig einzuſenden, wobei bemerkt wird, daß im vorigen Jahr 16 der ausgeſtellten Gemälde angekauft wurden, und die Mittel des Vereins für das heurige Jahr noch bedeutendere Einkäufe möglich machen, ferner daß die Transportkoſten aus einem Rayon von 20 Stunden bis Regensburg aus Vereinsmitteln beſtritten werden.

Die diesjährige Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner wird in Folge des in vorigem Jahre gefaßten Beſchluſſes zu Mannheim gehalten werden und Montag den 20. Sept. beginnen. Der für die nächſte Zuſammenkunft beſtimmte Geſchäftsführer iſt der großherzoglich badiſche Miniſterialrath Dr. K. Zell.

Das k. bayeriſche Landkommiſſariat Homburg in der Pfalz hat eine Aufforderung an ſämmtliche Ortsvorſtände ſeines Amtsbezirks erlaſſen, einen, die 29 Gemeinden jenes Amtsbezirks umfaſſenden Verein zur Deckung des Verluſts, welcher durch verheerende Rindviehſeuchen entſteht, zu gründen. Es wird hiebei darauf hingewieſen, daß Rindviehſeuchen dadurch ſo ſehr verbreitet werden, daß der einzelne, deſſen Thier zu erkranken beginnt, ehe noch ein dritter dieſes Erkranken bemerken kann, daſſelbe zu verkaufen ſucht, wodurch dann das Uebel immer weiter ausgedehnt werden muß. Dieſer Mißſtand würde größtentheils aufhören, falls der Viehbeſitzer gewiß iſt, entſchädigt zu werden, wenn ihn ein ſolcher Unfall trifft.

Der zu Regensburg beſtehende Aktienverein zur Beförderung der Seidenzucht zählte ſchon zu Ende 1856 266 Mitglieder. Derſelbe beſitzt ein Grundvermögen von 25 Tagwerk Ackerfeld, mit 50,000 Maulbeerbäumen und Hecken in vortrefflichem Zuſtande. Die Geſellſchaft unterſtützt zugleich andere Seidenbaue.

In Baden hat ſich ein forſtlicher Verein gebildet, deſſen Statuten von der Regierung des Oberrheinkreiſes genehmigt wurden. Die Direction des landwirthſchaftlichen Vereins übergiebt dieſe Statuten dem Druck und wünſcht ſehr, daß die Zwecke des forſtlichen Vereins durch alle Kräften des landwirthſchaftlichen Vereins nach Möglichkeit gefördert werden, in dem ſolches im wechſelſeitigen Intereſſe liege.

In Halle hat ſich am 22. Febr. eine polytechniſche Geſellſchaft gebildet.

Vor einigen Monaten hat ſich in Darmſtadt auf Anregung des Kupferdruckers H. Felſing ein Gewerbeverein gebildet, welcher alle Wochen einmal in einem Wirthſchaftsgartenlocale eine Art öffentlicher Sitzung mit Vorträgen über gewerbliche Gegenſtände hält und ſich auf das Erwünſchteſte entwickelt.

Der Gewerbeverein zu Frankfurt a. M. macht den Antrag, es ſoll der Bundestag gebeten werden, ſeine Beſtimmungen vom 9. Nov. 1837, den Nachdruck betreffend, auch auf alle techniſchen Erfindungen auszudehnen. Da aber ein ſolcher Antrag an den Bundestag nothwendig ein ganz beſtimmter ſeyn müßte, ſo erklärt ſich der Verein gleich zum Voraus gegen die Patente oder Privilegien. Er ſtellt das Verfahren der société industrielle von Mülhauſen als Muſter und Norm auf, wobei für beſtimmte poſtulierte Erfindungen Preiſe ausgeſetzt und die Preisſummen der Geſellſchaft durch Subſcriptionen zugeſichert werden. Endlich ſtellt der Verein noch den Gedanken auf, daß ſich alle Vereine von ganz Deutſchland vereinigen ſollten, die Anträge der Erfinder anzunehmen und den betreffenden Gewerbtreibenden zur Abnahme anzubieten, und eben ſo die Poſtulate der Gewerbtreibenden anzunehmen um die poſtulierte Erfindung hervorzurufen.

In Venedig ſoll eine Handelsgeſellſchaft unter dem Namen Venediger Handelsgeſellſchaft gegründet werden, und zwar mit einem Capital von fünf Millionen Gulden Conv. Münze, in 10,000 Actien getheilt, zu 500 fl. jede, mit jährlicher 4 procentiger Verzinſung. Die Dauer derſelben iſt auf dreißig Jahre feſtgeſetzt, doch kann die Geſellſchaft auch früher aufgelöst werden, im Falle aus einer Bilanz der Verluſt von 15 Prozent hervorgehen ſollte.

In dem Marktflecken Schwenningen in Württemberg hat ſich ein Mäßigkeitsverein gebildet, an deſſen Spitze Dr. Röſch ſteht.

In einer in Berlin ſtattgefundenen Zuſammenkunft mehrerer Rittergut- und Muſikalienbeſitzer iſt die Errichtung eines Vereins zur Belohnung ländlicher Dienſtboten, welche durch eine Reihe von Jahren bei einer und derſelben Herrſchaft treu gedient haben, beſchloſſen worden.

Wie ſchon vorlängſt an mehreren Orten in Württemberg hat ſich nun auch in Dresden auf Antrieb des Advokaten von Ehrenſtein ein Verein gegen Thierquälerei gebildet. Das Unternehmen hat viel Anklang gefunden, ſo daß die Anzahl der Mitglieder ſchon jetzt ſehr bedeutend iſt.

Preßangelegenheiten.

Im nächſten Jahre, und zwar den 24., 25. und 26. Juni wird in Leipzig das Säkularfeſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt gefeiert werden und zu dem Ende ſchon jetzt die nähere Einladung deßhalb öffentlich gethan. Nach letzterer ſoll am erſten Tage eine öffentliche Feierlichkeit abgehalten, am zweiten aber eine gemeinſame Beſprechung unter den Theilnehmern am Feſte vorgenommen werden. Da hiemit eine Ausſtellung auf Typographie bezüglicher Gegenſtände verbunden iſt, ſo ſollen Erfindungen und Zuſendungen „an das Comité zur Feier der Erfindung der Buchdruckerkunſt zu Leipzig“ erfolgen.

Der Geheime Regierungsrath Schaarſchmidt hat in Leipzig Konferenzen mit dem Obercenſur-Collegium und dazu eingeladenen Buchhändlern und Buchdruckern, wegen des Preßgeſetzentwurfs gehabt, welcher verfaſſungsmäßigen dem bevorſtehenden Landtage vorgelegt werden ſoll. So viel davon verlautet, ſcheint es damit weſentlich auf Abſtellung der Klagen der Buchhändler und Buchdrucker über die beſchwerlichen, in neuerer Zeit noch drückender gewordenen Formen abzuzielen, unter welcher die Beaufſichtigung der Preſſe und des Buchhandels ſtattfindet. So wird von der Regierung beabſichtigt die Entſchädigung der Cenſoren ganz auf das Budget zu bringen, und die in andern Bundesſtaaten unter Beobachtung der beſtehenden Geſetze mit einer Leipziger Firma gedruckten Schriften, keiner dortigen Cenſur mehr zu unterwerfen. Die bundesgeſetzliche Befreiung von dieſer für Werke über 20 Bogen ſoll für naturwiſſenſchaftliche, mediciniſche, philoſophiſche und juriſtiſche Schriften mit Ausnahme des Staatsrechts, ſo wie für neue Auflagen und Ausgaben der Claſſiker, bei dieſen ſelbſt dann Gültigkeit erhalten, wenn ihr Umfang keine 20 Bogen beträgt; auch iſt den Bilderbogen und andern Kleinigkeiten die bisher entbehrte Emancipation von der Cenſur

zugedacht. Die ſchöne Literatur, Geſchichte, Politik, Theologie, Staatswiſſenſchaften, ſollen von dem Genuſſe der bundesgeſetzlichen Beſtimmung wegen der Schriften über 20 Bogen noch ausgeſchloſſen bleiben, und mit den Zeitſchriften muß es ſchon bei dem Alten ſein Bewenden haben.

Am 6. Mai iſt eine ergänzende Inſtruction für Cenſoren im Königreich Sachſen in Beziehung auf kirchlichreligiöſe Gegenſtände erlaſſen worden.

Vor dem Schluß der württembergiſchen Ständeverſammlung wurde von dem Miniſterium des Innern als Gegenſtand der Berathung für den nächſten Landtag unter anderem ein definitives Geſetz über Büchernachdruck genannt.

Literatur und Schriftſteller.

Seine Majeſtät der König von Sachſen haben dem Geheimenhofrath Dr. E. Münch in Stuttgart durch ihren Geſchäftsträger am königlich württemb. Hofe die größere goldene Verdienſtmedaille huldreichſt zuſtellen laſſen.

Freiherr Joſ. von Auffenberg iſt zum großherzoglichen Hofmarſchall in Carlsruhe ernannt worden.

Ein Mann, deſſen Name in der Romanenwelt ſeit dreißig Jahren bekannt war, iſt zu Ende Juli's in Dresden im 73ſten Jahre geſtorben, Guſtav Schilling nämlich. Er war früher Hauptmann in königlich ſächſiſchen Dienſten, und hinterläßt eine Romanenreihe, welche eine kleine Bibliothek bildet. Seine Verwandten dürfen nach ſeinem hinterlaſſenen Willen öffentlich nicht um ihn trauern.

Am 5. Juni iſt zu Dresden der, unter dem Namen v. Tromlitz in der Schriftſtellerwelt bekannte Oberſt v. Wißleben geſtorben. Er war 1773 auf ſeinem väterlichen Gute Tromlitz bei Weimar geboren, dem er ſpäter ſeinen Dichternamen entlehnte. Er ſtand früher in preußiſchen Dienſten, war 1811 Commandant eines bergiſchen Lancier-Regiments in Spanien, nahm 1813 ruſſiſche Dienſte an, und kommandirte die hanſeatiſche Legion. Nach dem Pariſer Frieden verließ er die militäriſche Laufbahn, und lebte auf ſeinem Gute bei Halle, dann in Berlin, und zuletzt in Dresden. Seit 10 Jahren gab er das Taſchenbuch Vielliebchen heraus. Seine Novellen, Romane und Erzählungen ſind in der Arnoldiſchen Buchhandlung in mehr als 60 Bänden erſchienen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Jun. ſtarb in Dresden der berühmte praktiſche Arzt und k. ſächſiſche Leibarzt, Hof- und Medicinalrath Dr. Friedr. Ludwig Kreyßig, bekannt in der Literatur der Medicin und Botanik.

Kunſt und Künſtler.

Die Abgüſſe der Bildwerke vom Parthenon oder der ſogenannten Elgin Marbles ſind jetzt in Dresden dem Publicum zur Anſicht aufgeſtellt. Sie haben auf dem Transport von England nur wenig gelitten und man hofft ſie noch von den Flecken zu reinigen, die das in die Kiſten eingedrungene Seewaſſer verurſacht hat.

Der Geheime Legationsrath Dr. v. Olfers iſt zum Generaldirector der k. preußiſchen Muſeen ernannt worden.

Der Hiſtorienmaler Overbeck in Rom hat von Sr. Maj. dem König von Bayern das Ritterkreuz des Verdienſtordens vom heil. Michael erhalten.

Der Fürſt von Hohenzollern Hechingen hat den Dr. G. Schilling in Stuttgart zum Hofrath ernannt.

Der junge Componiſt Commer aus Köln, der ſich ſchon vielfach im Gebiete der ernſten Kirchenmuſik hervorgethan, hat von Sr. Maj. dem Könige von Preußen für die Ueberreichung ſeines neueſten großen Werks „Sammlungen der beſten Meiſterwerke aus dem 17. und 18. Jahrhundert für die Orgel“ die große goldene Medaille erhalten. Das Cultusminiſterium hat allein auf 100 Exemplare ſubſcribirt.

In München ſtarb im Juli der einſt bewunderte Schauſpieler Caro, einer der letzten Heroen der einſt ſo berühmten Mannheimer Schule, 86 Jahre alt. Er gehörte die längſte Zeit der Münchener Bühne an.

Denkmäler.

Die Arbeiten an dem Arminidenkmal auf der Grotenburg werden raſch gefördert, ſo daß man die Vollendung im Herbſte 1869 hoffen kann. Nachdem die Fundamente hergeſtellt ſind, wurde vor Kurzem der erſte Stein zu dem im gothiſchen Style entworfenen Unterbau gelegt. Die gigantiſche Bildſäule ſelbſt wird zu Lemgo („wo Meiſter Trebbe den Hermann ſchlägt") aus großen Kupferplatten getrieben. An Beiträgen aus allen Gegenden des Vaterlands ſind bis jetzt ſchon 20,000 Thaler eingegangen und ſelbſt durch den Conſul Mägen in Havannah 300 Thaler überſandt. So hat denn das Unternehmen ſeine feſte Garantie und wird jedenfalls den ſchönen Zweck erreichen, ein großartiges Denkmal den Kunſtbeſtrebungen des neunzehnten Jahrhunderts ins Leben zu rufen, und bei der Enthüllung zugleich Anlaß zu einem nicht minder großartigen Volksfeſte für Weſtphalen und Niederſachſen zu geben.

Die ſchleſiſchen Zeitungen enthalten einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen nach hundertjähriger Dauer der Vereinigung Schleſiens mit dem preußiſchen Staate. In Breslau, als der Hauptſtadt der Provinz ſoll die Bildſäule, eine Reiterſtatue des Königs in Bronce, auf ſchleſiſchen Granit geſtellt, aufgerichtet werden, und zwar auf dem Königsplatze vor der Königsbrücke am Nicolaithor, wo Friedrich am 1. Jan. 1741 ſeine V Bataillone erblickt.

Schon vor mehreren Jahren hatten ſich in Kolberg die Verehrer Ramlers dahin vereinigt, das Haus ſeiner Geburt, jetzt Eigenthum des Kaufmanns Fränkel, mit einer Tafel zu verſehen, die davon Kunde gäbe; dieſe wurde nun am 30. Mai feierlich enthüllt. Sie beſteht aus einer großen Platte von Gußeiſen, und trägt die Inſchrift: Karl Wilhelm Ramler wurde in dieſem Hauſe am 25. Febr. 1725 geboren. Gleichzeitig iſt von den Verehrern des Dichters feſtgeſetzt worden, daß alljährlich ein Schüler der hieſigen Schulanſtalt an Ramlers Geburtstage eine ſeiner Oden vortragen, und als Belohnung ſeiner ſittlichen Führung und ſeines Fleißes Ramlers Werke erhalten, und daß von dem Ueberſchuſſe des Kapitals ein Ramlerſches Stipendium gebildet werden ſoll.

Thorwaldſen hat dem Comite für Göthe's Denkmal in Frankfurt in einem freundlichen Schreiben die Zuſage ertheilt, das Modell ſo raſch wie möglich zu vollenden. Es ſind für das Denkmal bereits 24,000 fl. unterzeichnet, und mit 30,000 hofft man die Koſten zu decken.

Der Erzherzog Karl von Oeſterreich hat ſein Bildniß als Geſchenk nach Braunſchweig geſendet, zur Zierde für die dem Andenken Schills und ſeiner Waffengefährten zu weihende kleine Kapelle, in der Nähe des Trauerdenkmals, welches das Opfer der im Jahr 1809 bei jener Stätte erſchoſſenen Schillſchen Krieger ehrend beurkundet. S. Maj. der König von Bayern hat dazu eine Büſte Schills von Stiglmair geſtiftet. S. Maj. der König von Preußen läßt die wüſte Umgegend in anmuthige Gartenanlagen umwandeln. Die Kurfürſtin von Heſſen ſtiftete zu dem Denkmal eine Glocke, welche alljährlich von der kleinen Kapelle herab die ſchreckenvollen Tage des Jahrs 1809, am 16., 20. und 21. Juli, deßgleichen am 16. Sept. d. J. vor Braunſchweig und Weſel jene 25 Krieger ſchmachvoll dahinſanken, zurückrufen ſoll.

Das für S. M. den Kaiſer Franz von Oeſterreich zu errichtende Denkmal wird in einer ſeltſamen Weiſe nun wieder angeregt, indem der Arzt Dr. Ries in Wien eine merkwürdige Erfindung mit dieſem Nationalunternehmen in Verbindung ſetzen und damit eine Art Pantheon für verdiente Staatsmänner begründen will. Es iſt demſelben nämlich gelungen, menſchliche Leichen der Verweſung zu entziehen, ſo zwar, daß Biegſamkeit, Farbe, ja ſogar die Geſichtsröthe für längere Zeit fortbehalten werden, dann aber der Körper in eine Art Verſteinerung übergeht, und ſo Jahrhunderte lang aufbewahrt werden kann. Dr. Ries macht einen Aufruf und glaubt eine Art Mauſoleum in Geſtalt einer Pyramide auf einem erhabenen Punkte erbauen zu können, welche, dem Andenken des Kaiſers geweiht, zugleich in ihren Zellen alle jene großen Männer umfaſſen ſoll, welche die Pfeiler der Monarchie, wie ſie Franz I. aus den Stürmen der Zeit gerettet hat, bilden.

Zur Gründung eines Denkmals für den Staatsminiſter Winter in Carlsruhe ſind nach einem öffentlichen Berichte 11,806 fl. 24 kr. eingelaufen. Das Comitécomité will aus dieſen Beiträgen die Gründung einer gemeinnützigen Stiftung, und zwar einer jährlichen Unterſtützung für einen unbemittelten Schüler der polytechniſchen Schule in Carlsruhe beilegen.

Induſtrie und Handel.

In Grünberg in Schleſien geſchieht außerordentlich viel für die Seidenzucht durch Maulbeerpflanzungen. Im verfloſſenen Jahre ſind allein gegen 90,000 Stück Maulbeerpflanzen aus Samen erzogen worden; ſo daß im laufenden 12,000 Stück verpflanzt werden konnten.

Aus den Reſultaten der erſten Verſuchsfahrt des Dampfbootes Ludwig von Regensburg nach Ulm hat ſich fürs Erſte die Möglichkeit erwieſen, wenn auch nicht demnächſt ſchon, ſo doch in ſehr naher Zukunft die Verbindung zwiſchen Regensburg und Ulm durch eine geregelte Dampfſchifffahrt herzuſtellen; denn die getroffenen Hinderniſſe und Anſtände ſind alle der Art, daß ſie ſelbſt ohne übergroße Opfer von Seiten der Staatsregierung entfernt werden können.

Das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt iſt dem unter den ſüddeutſchen Staaten geſchloſſenen Münzverein beigetreten. Die Regierung macht ſich verbindlich, eine nach Maßgabe der Bevölkerung treffende Summe von 36,000 fl. und zwar davon 24,000 in ganzen und 12,000 in halben Guldenſtücken bei einer zum ſüddeutſchen Münzverein gehörigen Münzſtätte ausprägen und in Umlauf ſetzen zu laſſen.

Die k. preußiſche Regierung hat zur Correction des Moſelbettes die Summe von beiläufig 80,000 Rthlrn angewieſen.

Am 25. Aug., dem Geburts- und Namensfeſte Sr. Maj. des Königs von Bayern, fand die erſte Probefahrt auf der Eiſenbahnſtrecke von München bis Lochhauſen mit dem Dampfwagen Statt.

Am 30. Juli wurde auf der Taunuseiſenbahn die erſte Probefahrt mit der zweiten Locomotive vorgenommen.

Wie man hört, iſt bei dem Vorſtande der Berliner Kaufmannſchaft der Antrag gemacht worden, im Verein der übrigen kaufmänniſchen Korporationen der Monarchie, höchſten Orts um die Einleitung und Annahme einer Briefpoſtreform in Preußen zu bitten, in der Art, wie ſie zum Beſten des Handels und aller geſellſchaftlichen Zuſtände in Amerika, England, Frankreich und Belgien beabſichtigt wird.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie zu Berlin wünſcht daß durch Verſuche ermittelt werde, wenn auch nur bei Einer Pflanze, worin die Wirkung der mineraliſchen Beſtandtheile und der Salze, welche ſie aus dem Boden aufnimmt, was die chemiſchen und phyſikaliſchen Prozeſſe bei ihrer Entwicklung betrifft, beſtehe, mit beſonderer Rückſicht auf die Subſtanzen, welche ſowohl durch Zerſetzung abgeſtorbener Theile der Pflanze ſich bilden, als von der Wurzel derſelben ausgeſondert werden können, inſofern dadurch Thon, Gyps und andere Beſtandtheile des Bodens zerſetzt werden können. Preis: 300 Thaler. Termin: 1841, 31. März.

Die Geſellſchaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen in Baſel ſchreibt folgende Preisfrage aus: Auf welche Weiſe ließe ſich auf Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Claſſen hinwirken? Als Erläuterung dieſer Hauptfrage werden noch folgende Fragen und Bemerkungen beigefügt: Worin beſteht die Erholung derjenigen, die ſich von ihrer Hände Arbeit ernähren, und zwar namentlich der Handwerks-

geſellen, Fabrikarbeiter, Taglöhner u. ſ. w.? Was zeigen ſich dabei für Uebelſtände und Mißbräuche? Was könnte Beſſeres und Edleres an die beſtehenden Vergnügungen angeknüpft, oder was könnte Neues dargeboten werden? Wie ſollte zu dem Ende die Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen oder ein ähnlicher Verein verfahren? Wie könnte auch von Seiten der Behörden zur Steuerung von Mißbräuchen und Uebelſtänden gewirkt werden? Bei Bearbeitung dieſes Gegenſtandes ſind die Verhältniſſe Baſels und ähnlicher Schweizerſtädte ganz beſonders zu berückſichtigen, und es wird namentlich gewünſcht, daß bei den zu machenden Vorſchlägen auf bereits beſtehende Einrichtungen und Beſtrebungen hingewieſen werde. Die Arbeiten ſind bis Ende Febr. 1840 an das Sekretariat der gemeinnützigen Geſellſchaft in Baſel einzuliefern. Erſter Preis 300 Schweizerfranken, zweiter 150. Die Geſellſchaft behält ſich vor, über die gekrönten Arbeiten als über ihr Eigenthum frei zu verfügen und dieſelben nach Gutbefinden dem Druck zu übergeben.

Die k. böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften wünſcht eine Geſchichte des böhmiſchen Handels von den älteſten Zeiten bis zum Schluſſe des Jahrs 1830. Man erwartet, daß die Concurrenten mit den älteſten Spuren des böhmiſchen Activ- und Paſſivhandels beginnen und die Geſchichte deſſelben durch jeden Zeitabſchnitt durchführen werden. Es wird ihnen überlaſſen, in welche Perioden ſie die Geſchichte abtheilen, doch wird verlangt daß in jeder gezeigt werde, mit welchen Producten, mit welchen Ländern Böhmen in Activ- oder Paſſivhandelsverhältniſſen ſtand, und daß ſelbſt dem Zwiſchenhandel in jeder Periode die verdiente Aufmerkſamkeit geſchenkt werde; daß ferner in jeder Periode die öffentlichen und Privatmaßregeln des Inn- und Auslandes gezeigt werden, welche auf den böhmiſchen Handel günſtig oder ungünſtig eingewirkt haben, und daß die Wendepunkte, welche der Handel in verſchiedenen Zeiten erfahren hat, mit den einwirkenden Urſachen klar gemacht werden. Die Geſellſchaft wünſcht die ſorgfältigſte und getreue Nachweiſung der unmittelbaren Quellen, aus welchen bei der Bearbeitung der Preisaufgabe die hiſtoriſchen Thatſachen geſchöpft wurden. Preis: 50 kaiſ. öſterreichiſche Dukaten in Gold. Wenn die Geſellſchaft die Drucklegung dieſer Bearbeitung beſchließt, ſo erhält der Verfaſſer 250 Exemplare derſelben gratis, indem die Geſellſchaft von der Auflage für ihre Actenbände blos 150 Exemplare behält. Auch wird dem Verfaſſer das Recht einer größeren, oder wenn ſeine 250 Exemplare vergriffen würden, einer neuen Auflage auf ſeine Koſten eingeräumt. Von der Concurrenz um dieſe Preisaufgabe ſind blos Mitglieder der hiſtoriſchen Klaſſe der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Die Aufſätze müſſen in deutſcher oder lateiniſcher Sprache verfaßt, von einer fremden Hand leſerlich geſchrieben, mit einem Motto, dann mit einem daſſelbe Motto führenden, den Namen und Wohnort des Verf. enthaltenen verſiegelten Zettel bis Ende Dezember 1840 an den Sekretär der Geſellſchaft: Dr. Matth. Ritter Kalina v. Jäthenſtein portofrei eingeſendet werden.

Die Société des orienres morales, des lettres et des arts de Seine et Oise in Verſailles ſtellt folgende Aufgabe: Rechercher quelle fût, dans les temps antérieurs à l'abbé de l'Epée la condition sociale des sourds muets, et quels furent les moyens proposés pour leur éducation. Déduire de ces deux séries de recherches une juste appréciation du mérite de cet homme célèbre, en le considérant sous le double rapport de bienfaiteur de l'humanité et de fondateur d'une institution nouvelle. Die Arbeiten ſind vor dem 31. Dec. 1839 an den beſtändigen Sekretär der Geſellſchaft B. von Balzac in Verſailles zuſenden. Preis eine Münze, Werth 200 Fr.

Schweiz.

Die allgemeine ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft war im Auguſt zum 24ten Male ſeit ihrer Stiftung in Bern verſammelt. Die Zahl der anweſenden Mitglieder betrug 108.

Niederlande.

Das k. Institut der Wissenschaften in Amsterdam hat den geh. Hofrath Prof. Dr. F. Creuzer in Heidelberg zum ordentlichen Mitglied ernannt.

Am 14. März starb zu Amsterdam P. H. van Kampen, Professor, einer der gesch[illegible]testen und verdientesten Gelehrten der Niederlande, als Schriftsteller durch mehrere historische Werke, in Deutschland besonders durch seine Geschichte der Niederlande rühmlichst bekannt.

Am 28. Juli starb in Genf Phil. Wilh. von Heusde, Professor der alten Literatur und Philosophie zu Utrecht.

S. M. der König der Niederlande hat dem Bibliothekar Hofrath Falkenstein in Dresden eine goldne Medaille für Uebersendung seines Bibliothekkatalogs verliehen.

Belgien.

Die Väter der Gesellschaft Jesu beabsichtigen das seit 1793 unterbrochene Werk der Bollandisten Acta sanctorum wieder aufzunehmen und haben sich daher in einem Prospectus an alle Gelehrte gewendet, um die nothwendigen Beiträge zu erhalten und bei dem Zwecke die verschiedenen Heiligen namhaft gemacht, deren Lebensgeschichte noch zu bearbeiten ist. Das dem Prospectus beigedruckte Verzeichniß besteht, füllt etwa 40 Seiten Octavo in engem und kleinem Druck aus.

Der Hofrath Dr. Thiersch hat vom König der Belgier das Ritterkreuz des Leopoldordens erhalten.

Dänemark.

In Kopenhagen hat sich ein Verein zur Erhaltung und Verbreitung der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig gebildet.

Die naturhistorische Gesellschaft, welche sich im Juli in Gothenburg versammelt hat, besteht aus 93 Personen, nämlich 41 Dänen, 1 Preußen, 10 Norwegern und 41 Schweden. Es ist bestimmt worden, daß diese Versammlung im Juliud 1860 in Kopenhagen, später aber nur jedes zweite Jahr gehalten werden soll.

Die k. Akademie der Künste in Kopenhagen hat den Professor Dr. Heß in München zum Ehrenmitglied ernannt.

Prof. Dr. Reinhardt, Geh. Archivar Finn Magnussen und Prof. Rasen sind zu wirklichen Etatsräthen ernannt worden.

S. M. der König hat dem Grafen Wackerbarth in Dresden die große goldene Verdienstmedaille, von Hinrichs gearbeitet, überreichen lassen.

Schweden.

Zur Aufnahme verwahrloseter Kinder wird jetzt in Stockholm eine Anstalt errichtet, und zwar nach dem Muster einer ähnlichen in Hamburg.

Der Erzbischof von Schweden Dr. Johann Olof Wallin, ist am 30. Juni in Upsala mit Tod abgegangen, 89 Jahre und 9 Monate alt. Es ist dies ein Verlust, der von allen

Schweden, von dem höchſten bis zu den Geringſten, tief beklagt wird. Er war als der berühmteſte Prediger im Lande, als einer der größten Dichter, als ein ausgezeichneter Denker und Philoſoph verehrt.

Se. Maj. der König von Schweden und Norwegen haben den Geheimerathsrath Dr. C. Münch in Stuttgart in Anerkennung ſeiner Verdienſte als Hiſtoriker und als Publiciſt im Gebiete des Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte eine große goldene Medaille mit höchſt Ihrem Bruſtbild allergnädigſt zu verleihen geruht.

Norwegen.

Das Odelsthing hat nach einer intereſſanten Berathung mit Stimmenmehrheit die Aufhebung des Verbots außerkirchlicher gottesdienſtlicher Verſammlungen vom Jahre 1741 beſchloſſen.

England.

Nach dem von dem engliſchen Miniſterium dem Parlamente vorgelegten Plan für die Volkserziehung in England ſollte ein Schullehrerſeminar (normal school) errichtet werden, in welchem Schulamtskandidaten für den Unterricht der ärmeren Klaſſen die nöthigen Kenntniſſe für ihren Beruf erlangen, und die bewährteſten Methoden religiös-ſittlicher Erziehung praktiſch kennen lernen ſollen. Daneben hat eine Muſterſchule (model school) zu beſtehen, die eine Kleinkinderſchule (infant school) für Kinder vom dritten bis zum ſiebenten Lebensjahre, und eine Unterrichtsanſtalt für größere, acht- bis fünfzehnjährige, umfaſſen. Der Religionsunterricht zerfällt in den allgemeinen und beſondern. Die Religion iſt mit dem ganzen Unterrichtsweſen zu verbinden, und hat das ganze Syſtem der Kinderzucht zu regeln; für den beſondern konfeſſionellen Glaubensunterricht aber ſind beſtimmte Stunden feſtzuſetzen. Zur Leitung des Religionsunterrichts für jene Kinder, deren Eltern oder Vormünder der Staatskirche angehören, wird ein Kaplan angeſtellt. Die Kinder irgend einer andern Glaubensgemeinde dürfen ſich in den ſpeziellen Religionsſtunden von autoriſirten Geiſtlichen ihres eigenen Bekenntniſſes unterrichten laſſen, und wo eine hinreichende Zahl Kinder einer von der Staatskirche diſſentirenden Körperſchaft vorhanden iſt, ſoll von Seiten des Comité's ihnen ein eigener Geiſtlicher angeſtellt werden. Alle Tage wird eine gewiſſe Zeit auf gemeinſame Leſung der Schrift unter der Oberaufſicht des Rektors verwendet. Katholiſche Kinder mögen, wenn ihre Eltern oder Vormünder es verlangen, eine von ihrer Kirche genehmigte Bibelüberſetzung entweder in derſelben Stunde, wo die allgemeine Bibelleſung ſtattfindet, oder in den Stunden des beſondern Religionsunterrichts leſen. Der Unterricht in weltlichen Dingen iſt zunächſt auf den Stand künftiger Arbeiter und Dienſtboten zu berechnen, und daher bildet die Induſtrie in ihren verſchiedenen Zweigen einen Hauptgegenſtand deſſelben. In den Erholungsſtunden finden körperliche Uebungen ſtatt. Die Muſterſchule ſoll wenigſtens 450 Kinder umfaſſen, die darin ihre Wohnung haben, und in Abtheilungen von 40 bis 50, je nach ihrem Alter und ihren Fortſchritten zerfallen. — Die Regierung ſah ſich jedoch durch die vielfachen Entſtellungen, welchen dieſer Plan zur Nationalerziehung namentlich von religiöſer Seite her ausgeſetzt war, genöthigt die weitere Berathung deſſelben einzuſtellen.

Sir James Graham hat dem Parlament eine Bittſchrift der Studenten von Glasgow um Aufſtellung eines Lehrers der gälliſchen Sprache an dieſer Univerſität vorgelegt.

In der Sitzung der Gemeinen vom 23. Aug. legte Hume eine Bittſchrift von einem Mitgliede des Senats der Univerſität Cambridge vor, des Inhalts, daß das Haus Newtons in einigen Jahren einſtürzen müſſe, wenn es nicht ausgebeſſert werde. Der Bittſteller trägt darauf an, der Staat ſolle daſſelbe ankaufen und auf dem Obſervatorium eine marmorne Statue des berühmten Gelehrten aufſtellen.

Am 15. August wurde zu Stirling ein Denkmal zu Ehren Sir Walter Scotts, beſtehend in einer Statue des Dichters, errichtet. Sir Walter Scott war 40 Jahre lang Sheriff dieſer ſchottiſchen Grafſchaft.

Die hochfürſtlich leuchtenbergiſche Oberlichtdirection hat auf die originelle Anwendung des Dampfes zur Pflügung des Ackers einen Preis von 600 Fl. geſetzt.

Die Ingenieure in Chatham haben ein Verfahren gefunden, Schießpulver vermittelſt der galvaniſchen Säule auch unter dem Waſſer zu entzünden. Das Reſultat dieſer Experimente dürfte für den defenſiven Krieg nicht unwichtig ſeyn, indem die voltaiſche Batterie es möglich macht, mehrere Minen nicht blos augenblicklich, ſondern auch zu gleicher Zeit ſpringen zu laſſen.

Josef Dedek hat eine ſinnreiche Vorrichtung erfunden, Holz in verſchiedenen krummen Linien zu ſägen, was bisher durch Maſchinen nicht bewirkt werden konnte. Nachdem ein Modell der Curve, die geſchnitten werden ſoll, auf eine Tafel befeſtigt worden iſt, welche ſich durchaus bewegt, giebt man den Sägen eine mit dem Modell parallel laufende Richtung, und die Curve mag verlangt werden, wie ſie will, ſie wird ſo genau und ſchnell geſchnitten, wie eine gerade Linie von derſelben Ausdehnung. Das Princip dieſer Maſchine iſt dem des Stroßſchneidens ähnlich, und ſie wird in vielen Theilen der Gewerbe von großem Vortheil ſeyn.

Henry Lytton Bulwer iſt zum 1. Legationsſecretär am Hofe von St. Petersburg ernannt worden.

Von der Univerſität Oxford iſt die Würde eines Doctor juris civilis unter andern ertheilt worden an den Aſtronomen Sir John Herſchel, den Dichter William Wordsworth, und den Geheime-Legationsrath Ritter Bunſen.

Am 29. April ſtarb in London der Dichter und Dramatiker Robert Millhouſe, geboren 1796.

Frankreich.

Der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris iſt geſtattet, von der Commiſſion der Unterzeichner zu einer Statue Cuviers eine Summe von 7000 Fr. anzunehmen, welche zu der Stiftung eines geologiſchen und mineralogiſchen Preiſes, der Cuviers Namen tragen ſoll, beſtimmt iſt.

Am 29. Juli ſtarb zu Paris de Prony, Mitglied des Inſtituts und Pair von Frankreich, berühmt durch ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Mechanik, 84 Jahre alt.

Die Akademie der moraliſchen und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris hat zu Correſpondenten ernannt: Ideler in Berlin und Welcker in Bonn.

Raoul-Rochette wurde zum lebenslänglichen Secretär der Akademie der ſchönen Künſte gewählt. Quatremere de Quincy, bisheriger Secretär, hatte ſeine Dienſte gekündigt.

Die Akademie der ſchönen Künſte hat an Paers Stelle den Tondichter Spontini zum Mitglied ernannt.

Ein heftiger und ein ſchwindlichter Anfall haben von dem Miniſter des Innern die Nothwendigkeit zu Errichtung einer Miniſterialcaſſe beſtehen.

Der Akademiker Letronne iſt zum Director und Vorſteher des Conſervatoriums der Bibliothek des Königs zu Paris ernannt worden.

Der Baron v. Walkenaer und Raynouard wurden zu Ehrenmitgliedern der königl. Bibliothek in Paris beſtellt.

Die Akademie zu Toulouse hat dem Mäcen und Dichter Rebout in Rheims die ihr eigenthümliche Würde eines maître-ès-jeux floreaux ertheilt, ein aus den Sängerwettkämpfen des Mittelalters hergeleiteter Titel, den auch Victor Hugo führt.

Im Juni ſtarb zu Paris im 78. Jahre der Ritter Alexander Lenoir, Mitglied der Ehrenlegion, Präſident der vierten Klaſſe des hiſtoriſchen Inſtituts, Gründer eines Muſeums franzöſiſcher Monumente. Er beſchäftigte ſich viel mit Aufſuchung alter durch die Revolution zerſtörter und profanirter Grabmäler, und rettete die Aſche Lafontaines und Molières, Montfaucons und Volcans, und vieler anderer vor weiterer Profanation.

Der großherzoglich badiſche Hofmaler Winterhalter hat das Ritterkreuz des k. franzöſiſchen Ehrenlegionsordens erhalten.

Der Tonkeper Auber iſt an des verſtorbenen Paer Stelle zum Vorſtand der Privatkapelle des Königs ernannt worden.

In Paris macht ein Deutſcher, Bauerkeller, aus dem Großherzogthum Baden mit ſeinen Reliefkarten von Paris und deſſen Umgegend Aufſehen. Mittelſt Erhöhungen und Vertiefungen, die auf dieſen Karten angebracht ſind, treten die Berge, Thäler und Flüſſe, und überhaupt alle Eigenthümlichkeiten des Erdreichs ſehr anſchaulich vor die Augen. Merkwürdig iſt, daß der Druck dieſer alſo beſchaffenen Karten auf der gewöhnlichen Druckerpreſſe geſchieht.

Am 24. Jun. wurde in Straßburg das vierte Secularfeſt der Vollendung des Münſterbaues gefeiert.

Nachdem Daguerre durch ein beſonderes Geſetz eine lebenslängliche theilweiſe auf ſeine Erben übergehende Penſion zugeſichert war, wurde am 19. Aug. in der Akademie der Wiſſenſchaften ſeine Erfindung durch den Bericht des beſtändigen Secretärs Arago veröffentlicht. Durch den Vertrag, kraft deſſen Daguerre in Betreff der ihm bewilligten Penſion tritt, verpflichtet er ſich, nicht nur die Entſtehungsgeſchichte, und eine genaue Beſchreibung ſeines Verfahrens zu Fixirung des Bildes der Camera obscura, ſondern auch die von ihm bei den Darſtellungen ſeines Dioramas angewendeten Vorrichtungen, ſo wie jede ſpätere Vervollkommnung bei den Erfindungen zu veröffentlichen.

Die auffallendſte Unvollkommenheit des daguerriſchen Verfahrens war die Schwierigkeit, die Bilder aufzubewahren, da ſie ſich ſo leicht verwiſchen, daß ſie nur durch eine Glasrahme geſchützt werden konnten. Der Akademiker Dumas hat nun ein Waſſer entdeckt, in welchem die farbigen Platten gewaſchen werden, und welches das Bild ſo fixirt, daß es zwiſchen Papierblättern aufbewahrt und kalkirt werden kann. Man hofft, daß eine ſo bereitete Platte noch einen Firniß ertrage, in welchem Fall natürlich ihre Aufbewahrung vollkommen leicht ſeyn wird.

Colas hat ein Mittel erfunden, die Entdeckung Daguerres auch auf die Bildhauerkunſt anzuwenden. Durch dieſen faſt magiſchen Proceß wird z. B. die Venus von Milo auf das Genauſte in allen ihren Verhältniſſen, von der natürlichen Größe der Statue von 5 Fuß Höhe, je zu Figürchen von 2 Zoll, 1 Zoll, ſelbſt nur 10 Linien, wiedergegeben. Das Verfahren iſt auf die härteſten wie die weichſten Körper anwendbar, auf Marmor, Stahl, Holz, Stein, Alabaſter, Naat, Porphyr u. ſ. w.; die Copien der Statuen und Reliefs ſind ſo vollkommen, daß die unmerklichſten Beſchädigungen, die die Zeit an dem Marmor hervorgebracht hat, getreu wiedergegeben ſind.

Graf Aug. v. Baſtard iſt mit der Herausgabe eines Werkes über die Miniaturmalerei beſchäftigt, in welchem er die Reſultate vieljähriger Forſchungen und der mühevollſten Anſtrengungen niederlegt, um für die Geſchichte der Malerei in allen Ländern Europas, und für die verſchiedenen Perioden ihrer Entwicklung feſte Grundlagen zu gewinnen und neue Anſichten zu öffnen. Vierzig Lieferungen werden allein die Miniaturmalereien Frankreichs umfaſſen. Der Verfaſſer hat ſich ſchon durch einen mit tiefer Einſicht und Sachkenntniß chronologiſch geordneten Catalog über Manuſcripte und Miniaturen der Pariſer Bibliothek bis zum Schluſſe des 15. Jahrhunderts ein Verdienſt erworben.

Der Gemeinderath von Paris hat für ein Denkmal Molières 20,000 Fr. verwilligt.

Dem ersten Grenadier von Frankreich Coret de Latour d'Auberge soll in seiner Geburtsstadt Quimper, Depart. du Finistère, ein Denkmal errichtet werden. Das Generalconseil dieses Departements hat 1500 Fr. angewiesen; unter den Pairs ist eine Subscription eröffnet, der Kriegsminister hat für sein Departement 2000 Fr. beigesteuert.

Der neu erfundene Apparat, durch welchen mit 10 Litres Kohlen 100 Litres Seewasser in einer Stunde trinkbar gemacht werden können, soll an Bord mehrerer französischer Kriegsschiffe versuchsweise in Anwendung gebracht werden.

Die französischen Journale sprechen mit großem Interesse von einer Erfindung der Gebrüder Dupont, die für alte und kostbare Urkunden besonders wichtig wäre: mittelst eines chemischen Präparats wird der Druck sowohl als die Zeichnungen eines Buches auf Stein übertragen, und von diesem Stein werden sodann in der ganz gewöhnlichen Weise des Steindrucks eine sehr beträchtliche Anzahl Abdrücke gewonnen. Merkwürdig wäre dabei, daß das Original auf keine Weise beschädigt wird, und die Blätter sowohl im verso als im recto übergetragen, und nachher gleichwohl wieder in ihren vorigen Zustand eines Buchs gebracht werden können.

In der letzten Industrieausstellung in Paris fanden sich Sprachröhren aus Kautschuk, die man im Wagen anbringen kann, so daß der Kutscher in aller Stille, selbst ohne daß die übrigen im Wagen sitzenden Personen es merken, den Befehl über den einzuschlagenden Weg erhält. Dasselbe Mittel hat man jetzt auch bei Taucherglocken angewendet.

Italien.

Der Freiherr von Salvagna wurde zum Präsidenten der Academie der Künste in Venedig ernannt.

Die Academia Tiberina hat zu ihren Ehrenmitgliedern ernannt: den Kronprinzen von Bayern, den Prinzen Peter von Oldenburg, den Prinzen von Sachsen-Coburg, den bayerischen Minister Grafen von Spaur und den russischen Minister Geheimerath von Potemkin.

Die mit dem Anfange dieses Jahres wiederhergestellte Universität auf Malta erfreut sich des besten Gedeihens. Ihre Statuten sind vom 15. Dec. vorigen Jahrs. Die Regierung überwies dadurch zugleich dieser ganz in Verfall gerathenen Anstalt die ehemalige Ordensbibliothek, und den botanischen Garten, sowie das noch vorhandene anatomische Theater. Es sind vier Facultäten gehörig bestellt worden, die der Philosophie und der Künste, der Medicin, der Rechte und der Gottesgelahrtheit. Jede Facultät besteht aus den Professoren derselben, dem Rector der Universität und zwei von dem Gouvernement ernannten Mitgliedern, die nicht Professoren sind, welche zusammen das Spezialconseil bilden. In den Sitzungen dieser vier Conseils führt der Universitätssecretär das Protokoll. Die Professoren werden von der Regierung ernannt, welche gewöhnlich eine Concurrenz eröffnet. Der erste Cursus muß nach einem gedruckten Lehrbuche, die folgenden können nach einem aufgearbeiteten, von dem Conseil genehmigten Hefte gehalten werden.

Am 26. Mai wurde die Heiligsprechung der früher benannten fünf Seligen von S. H. dem Papst vollzogen.

S. H. der Papst hat vier Cardinäle ernannt: Monsign. Ferretti, Erzbischof von Fermo, de Angelis, Bischof von Montefiascone, den Pater Bianchi, einfachen Camaldulenser Mönch und Beichtvater Sr. H. und den Erzbischof von Palermo Pignatelli.

Am 22. Mai starb zu Rom Monsignor Bellenghi, Erzbischof von Nicosia, Präsident des philosophischen Collegiums der römischen Universität, im 68sten Jahre.

Die Congregation der Academie der Maestri e Professori di Musica in Rom hat unterm 11. Juli unter andern folgende Ernennungen publicirt: zu Ehrenmitgliedern: Angelica

Catalani, Giuditta und Giulia Grisi von Mailand. Zu auswärtigen Ehrenmitgliedern: Prof Wilhelm von Redern von Berlin, Ludwig Spor, Karl Adam Bader von Bamberg. Als Maestri compositori onorarii, Kaſpar Aiblinger von Waſſerburg, Ritter Sigismund Neukomm von Salzburg. Als Inſtrumentalkomponiſten und Meiſter des Pianoforte: Karl Czerny von Wien, Johann Peter Pixis von Prag, Theodor Labarre, Sigismund Thalberg, Franz Liſzt. Als Professori strumentisti onorarij: Joſeph Menſeder von Wien.

Rußland.

Der Kaiſer hat das ruſſiſche Reichsgeſetz über die gemiſchten Ehen auch auf die Oſtſeeprovinzen anzuwenden befohlen, obwohl hier die augsburgiſche Confeſſion die herrſchende iſt. Es iſt den nichtgriechiſchen Geiſtlichen bei Amtsentſetzung befohlen, kein Kind zu taufen, deſſen Vater oder deſſen Mutter griechiſch iſt, kein Kind der Art zur Confirmation anzunehmen, ſelbſt dann nicht, wenn ſowohl das Kind als auch beide Eltern es dringend wünſchen ſollten, und ebenſowenig irgend jemand das Abendmahl zu reichen, der es je einmal nach griechiſchem Ritus genommen.

Die Regierung hat befohlen, dem berühmten Hiſtoriographen Karamſin in ſeiner Vaterſtadt Simbirſk ein Denkmal zu errichten.

An die Stelle des an der Centralſternwarte in St. Petersburg berufenen Akademikers Struve iſt Profeſſor Hanſen, Director an der Sternwarte bei Gotha zum Amt eines ordentlichen Profeſſors der Aſtronomie und eines Directors der Sternwarte an der Univerſität Dorpat berufen worden.

In St. Petersburg hat ſich eine neue Geſellſchaft für Geſchichts- und Alterthumsforſchung der neurußiſchen Provinzen in Odeſſa begründet, die ihre Nachſuchungen nicht ſowohl in den ſchon ausgebeuteten Kranen, als weiter im Norden, in den ausgedehnteren Steppen der neurußiſchen Provinzen anſtellen wird.

Am 16. März ſtarb zu St. Petersburg Otto Sigismund Runge, ein ſehr talentvoller Bildhauer, Schüler Tiecks und Thorwaldſens, im 34. Lebensjahre.

Der durch ſeine ausgezeichneten Compoſitionen bekannte A. Henſelt aus Schwabach iſt zum Pianiſten J. M. der Kaiſerin von Rußland ernannt worden.

Im Mai ſtarb in Petersburg der Bildhauer Hollberg im 51. Lebensjahre.

Polen.

Der Kaiſer hat viele Güter im Königreich, die vermittelſt polniſchen Großen angeſtellten, an ruſſiſche Generale als Gnadengeſchenk verliehen, mit der Bedingung, daß ihre Kinder in der griechiſchen Confeſſion erzogen werden.

Griechenland.

Am 14. Juli wurde in Athen die Grundſteinlegung zur Univerſität feierlich begangen.

Der Kabinetsrath Dr. Brandis hat im Juli den griechiſchen Staat und Dienſt verlaſſen.

Türkei.

In Herzegowina haben ſeit dem Tode Sultan Mahmuds Chriſtenverfolgungen begonnen, die einen ernſten Charakter anzunehmen drohen; von Seiten des Paſchas zeigt ſich wenig Eifer denſelben zu begegnen.

Der ehmalige Großherrliche Leibarzt Dr. Neuner erhielt als Merkmal der Achtung, welche ſein Benehmen der Regierung einflößte, und in Anerkennung der von ihm, während ſeiner Anweſenheit in dieſer Hauptſtadt geleiſteten Dienſte die Dekorationen des Nischani Iftihar.

Am 17. Auguſt ſind in London die Ratificationen eines Freundſchafts-Handels- und Schiffahrtsvertrags zwiſchen den freien und Hanſeſtädten Lübeck, Bremen und Hamburg und der hohen Pforte unter den Bevollmächtigten der Contrahenten ausgewechſelt worden.

Palästina.

Die in Baiern veranſtalteten Sammlungen für die Wächter des heiligen Grabes fielen außerordentlich reichlich aus. Außer der königlichen Gabe eines Capitals von 10,000 fl. gingen von der Erzdiöceſe München Freiſing aus Privatbeiträgen über 15,000 fl. ein.

Algier.

Die von Paris aus nach Nordafrika beſtimmte wiſſenſchaftliche Commiſſion iſt jetzt vollſtändig. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt 21. An ihrer Spitze ſteht Baron de St. Vincent, Oberſt im Generalſtab und Mitglied des Inſtituts.

Guiana.

Es verbreitet ſich ſeit einiger Zeit der Glaube, daß die Fieberrinde künftig, wo nicht ganz, doch in den meiſten Fällen, durch eine andere ſüdamerikaniſche Pflanze werde erſetzt werden, welche Dr. Warburg, ein deutſcher Arzt, in Demerara entdeckt hat, und wovon er ſeit 5 bis 6 Jahren eine Arznei unter dem Namen Fiebertropfen bereitete, von deren Wirkſamkeit in Fällen, wo Fieberrinde in jeder Form keine Wirkung hervorbrachte, man Wunder erzählt.

Nordamerika.

J. Thorton, Profeſſor der Chemie an der Univerſität zu Philadelphia, hat eine Erfindung gemacht, die ohne Zweifel eine große Revolution in der Spiegelfabrikation hervorbringen wird. Es iſt ihm gelungen, eine verglasbare metalliſche Compoſition zu Stande zu bringen, die, auf einer mit Spiegelfolie belegten Fläche ausgebreitet, beim Erkalten dieſelben Eigenſchaften gewinnt, wie Kryſtallſpiegel, mit denen ſie die größte Aehnlichkeit hat. Man kann daraus Spiegel von jeder Größe machen. Thorton hat mit dieſer Subſtanz die Mauern in den Plafonds eines der Säle ſeines Hauſes belegen laſſen, und man verſichert, daß, wenn die Kronleuchter angezündet ſind, der Reflex einen wahrhaft magiſchen Effect macht.

Der von den nach St. Louis ausgewanderten Altlutheranern zum Bischof erhobene Pastor Stephan wurde bald darauf von denselben als Heuchler und geheimer Sünder überwiesen abgesetzt und aus der Colonie entfernt.

Brasilien.

In Rio de Janeiro hat sich im August v. J. eine gelehrte Gesellschaft nach dem Muster des historischen Instituts in Paris gebildet. Es führt den Namen: historisches und geographisches Institut von Brasilien, und an der Spitze desselben steht der Marschall Raimond Joseph da Cunha Mattos und der Kanonikus Januario da Cunha Barbosa.

Nach englischen Berichten sollen im Jahr 1831 nicht weniger als 30,000 Neger in Brasilien eingeführt worden seyn.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Erstes Heft.

1840.

Journal Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Das deutsche Zeitungswesen	1
Gedanken über deutsche Dramatik, mit besonderer Rücksicht auf das Lustspiel	67
Ueber das Wesen und den Werth einer nationalen Gewerbsproduktivkraft	142
Der Haar- oder Haideraueh, auch Moorrauch und Höherauch	191
Geistiger Erwerb durch Reisen	218
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Theologie, mit Beziehung auf Strauß	235
Ueber die Wirkungen des großen deutschen Zollvereins und die Entwickelung seiner Gesetzgebung	255
Ueber die Vertheidigung des südwestlichen Deutschland in einem Kriege des deutschen Bundes mit Frankreich	315
Ueber die Einführung eines gemeinschaftlichen Münzsystems in den Zollvereinsstaaten	327
Postreform	366
Kurze Notizen	383

Bibliothek
der Universität
Leipzig

Das deutſche Zeitungsweſen.*

A l'entendre parler, il sait les secrets des cabinets mieux que ceux qui les font. La politique de l'état lui laisse voir tous ses desseins, et elle ne fait pas un pas, dont il ne pénètre les intentions. Il nous apprend les ressorts cachés de tout ce qui se fait, nous découvre les vues de la prudence de nos voisins, et remue à sa fantaisie toutes les affaires de l'Europe. Ses intelligences même s'étendent jusqu'en Afrique et en Asie, et il est informé de tout ce qui s'agite dans le conseil d'en-haut du Frère-Jean et du Grand-Mogol.

Molière. (La Comtesse d'Escarbagnas.)

Der Journalismus, ſo wie er ſich heute geſtaltet, iſt ein Bedürfniß der denkenden, der ſtrebenden, der neugierigen, der handelnden und der ſchwatzenden Welt: in andern Zeitaltern diente er unter andern Formen ähnlichen Bedürfniſſen, und ſein Stammbaum geht tief ins Alterthum zurück. Was bei uns die periodiſche Preſſe iſt, das waren bei den alten Juden die Propheten: politiſche Wortführer und Polemiker, mündliche Journaliſten, welche Oppoſition machten und feurige Ideen hatten, ſowohl König als Volk bearbeiteten und im Namen Gottes ſprachen, ſo wie man jetzt im Namen der Staaten ſpricht. Der alte Grieche hatte ſeinen Journalismus bei der Hand, indem er der Politik des Marktplatzes nachging, und was von den mündlichen Tendenzartikeln, auf welche dieſe Volksgemeinden abonnirt waren, bis auf unſere Zeiten

* Aus der im Laufe dieſes Jahres erſcheinenden Schrift: „Deutſche Zuſtände und Intereſſen; nach dem Franzöſiſchen des Hippolyt de St. Abran herausgegeben von Friedrich Giehne.“ Trotz der etwas eigenliebig franzöſiſchen Anſchauungsweiſe und mancher Uebertreibungen des Verfaſſers enthält dieſe Schrift ſo viel prägnannte Wahrheiten und ſelbſt eine ſolche Anerkennung national deutſcher Geſichtspunkte, daß das Publikum der deutſchen Vierteljahrsſchrift die Aufnahme eines Auszugs für gerechtfertigt halten dürfte.

gekommen iſt, weiſt eine überraſchende Aehnlichkeit mit der heutigen Art zu politiſiren auf. Die Römer laſen, von dem Conſulate Cäſars an, der damals ein Demagog war, wie Napoleon ſeiner Zeit ein Jakobiner, ihre **Acta diurna**, ein Mittelding zwiſchen Intelligenzblatt und Zeitung, und ſo wie das moderne **Diario** ein Abkömmling des Namens der **Diurna** iſt, ſo taucht unter den neueren Römern, als ein nachzüglerisches Erbſtück von ihren Altvordern, zuweilen auch Zeitungsluſt und Parteinahme in Weltbändeln auf in ſeltſamer Wiedergeburt.* Von den Schriftſtellern des alten Roms iſt Tacitus gleichſam eine Brücke, welche der Geiſt der alten Zeit zu dem der neuen herübergebaut: ſeine Schrift über Deutſchland iſt eine Flugſchrift mit journaliſtiſchen Abſichten auf die öffentliche Stimmung ſeiner Landsleute, und aus ſeinen Geſchichtbüchern ſehen wir, wie aus Lord Byrons Dichtungen, verhaltene Parlamentsreden und Tendenzartikel heraus. Geben wir in das Mittelalter herein, ſo finden wir als räſonnirende

---

* Pilati, voyages en differens pays de l'Europe. Aus Rom, 1776:

„Les Romains aiment beaucoup à parler des affaires des cours étrangères: ils se mêlent de censurer toutes les actions et tous les réglemens des princes; ils s'intéressent pour leurs guerres, et chacun prend, à sa fantaisie, le parti de l'une ou de l'autre des puissances ennemies. Au tems de la dernière guerre en Allemagne, Rome était partagée en deux factions, dont l'une tenait pour le roi de Prusse et l'autre pour la maison d'Autriche. Cette manie avait gagné jusqu'aux couvents: les moines, ces spectateurs indolens des misères humaines, étaient dans une guerre perpetuelle entre eux pour la guerre, qui se faisait en Allemagne: toutes les fois, qu'il arrivait à Rome quelque nouvelle d'une bataille, il y avait une autre bataille entre les moines de l'un et de l'autre parti, parceque les uns exagéraient trop la victoire et que les autres voulaient au contraire la reduire à rien. J'ai vu des moines, qui sont partis de Rome, les uns, parceque dans leurs couvents ils se trouvaient les plus faibles, les autres, parceque ces combats et ces disputes les portaient à des excès. La canaille des Transtevere, qui est l'élite des Romains pour la bravoure, ne le cedait pas aux moines; les enfans formaient deux corps ennemis, qui se livraient souvent des combats meurtriers; les Prussiens et les Autrichiens s'assemblaient en troupes dans les places publiques, et commençaient la bataille en se lançant des pierres; puis ils en venaient aux mains, et terminaient le combat par des coups de poing et de pied.“

Journaliſten — denn der Staat der Europäer war damals die Chriſtenheit, und ihr öffentliches Leben das kirchliche — die Prediger der Kreuzzüge; als wandernde Zeitungen die fahrenden Ritter (ſpäter die fahrenden Schüler), die Pilgrime und Wallfahrer, die hauſirenden Krämer, die terminirenden Mönche, die herumziehenden Bettler, Gaukler und Spielleute. Das Abonnement auf dieſe wandernden Zeitungen war die Gaſtfreundſchaft. Als kleine Witzblätter traten nachmals die Hofnarren auf, „luſtige Räthe," welche manche ernſte Wahrheit als heiteren Spaß einbrachten, und oft tiefer ſahen, als die ehrenfeſten Weiſen ihrer Zeit.* Mit der Reformation erhob ſich eine ecclesia militans,

---

* Barclai, in ſeinem Icon animorum (1614), hat von einem ſächſiſchen Hofnarren einen ſolchen Zug aufbehalten, der charakteriſtiſch genug iſt.

„Principes, ut in ingenti regione (in Deutſchland nämlich) permulti. Sed divisae inter agnatos singularum familiarum opes ingentium titulorum magnitudinem saepe non aequant: quippe haud multo secus provincias atque dynastias, quam privatae sortis hereditatem, dividunt. Eo modo Saxoniae principatum forte plures hoc saeculo fratres inter se spargebant. Et quoniam res ardua erat, legum et consuetudinum periti his advocantibus convenere. Quibus in conclavi sedentibus cum litigantes fratres adessent, emotae mentis vir, sed innoxia jucundaque insania consuetus delectare audientes, in id secretum perrupit. Quem grandior natu ex Saxonicis fratribus intuens (nam is illius aulae cibisque assueverat): Vis autem et tu, inquit, sententiam dicere de herciscundae familiae rebus? At ille: Et quidni, inquit, velim? Expectaverant omnes ab amente ridiculi leporis venustatem. Igitur rogare perseverant, ne in tanta re suum consilium deesse pateretur. Sed ipse negabat, nisi vestis, qualem jurisperiti induebant, sibi daretur, tantae consultationi misceri; cum illa se sapientiam esse sumturum. Hilarior genius omnes invaserat, adeo ut ipsius quoque herus non sine maximo risu juberet, de penu sua produci sufflutam pellibus togam, injicique cupienti. Quam ut ille curiose aptavit, bis terque per triclinium spatiatus, rogare dominum coepit, ecquid se illa vestis deceret? Egregie, inquit; sed superest, ut his rebus, quae inter nos agitantur, tua sapientia modum imponat. Ille brevem in se moram esse respondit; in proximum conclave paulisper abiturum: illic se melioris sapientiae spiritus ad concilium arcessere velle. Cum eo secessisset, adduxit repente ostium, ne quis arbiter prudenti nequitiae interveniret, exuitque illam togam, et gladiolo, quo erat accinctus, ab humeris ad fimbriam in longas

welche ihren Journalismus brauchte, und sie hatte ihn auch, sowohl in ihren Prädicanten, denen die Kanzel zur Volkstribüne für die kirchliche Politik wurde, als in der Masse von polemischen Flugschriften, welche die Glaubens- und Kriegsartikel ihrer Partei vervielfältigt in die Welt schickten. In diese nach allen Richtungen aufgepflügte und gefurchte Zeit, das eigentliche Saatfeld des modernen Weltalters, fallen denn auch die ersten Anfänge des heutigen Zeitungswesens — einzelne Setzlinge zuerst, kleine Steckreiser, denen man es wenig ansah, daß daraus der Wald erwachsen sollte, mit dessen Astwerk heutzutage die periodischen Blätter sich über Europa erstrecken. Venedig zuerst, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, hatte eine fortgesetzte politische Zeitung, aber bloß in geschriebenen Blättern; gedruckte Zeitungen, aber bloß Einzelstücke, mehr Flug- als Zeitblätter, kamen um dieselbe Zeit in Deutschland auf; im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts endlich wurden eigentliche Zeitungen, in fortlaufenden Nummern und regelmäßigen Jahrgängen, daraus.* Die Druckerpresse und

---

et exiles partes exsecuit. Ita laceram cum sibi iterum injecisset, reserat fores, pervenitque ad dominum, et intueri rursus jubet, quam ornatus incederet. Iracundia arguit risum, quia pretiosa erat vestis, quae ita in partes perierat, et: O te vecordem, inquit, flagellisque scindendum! Nihil vero timuisti dominicae vesti furiosas manus afferre? Neque ille conterritus: Ridiculum, inquit, cum vos multo periculosius insaniatis, tam graviter mihi irasci. Haec est vestrae fortunae imago, quam indui, multoque stolidius Saxonicum principatum perditis, quam ego hanc togam. Incolumis me decebat, ridetisque discerptam. Ita Saxonia integro corpore viget, armis et opibus gravis; cum eam autem per partes laceraveritis, nemo pristinam dignitatem agnoverit."

Der „Narr" hatte mehr Staatsweisheit, als Jahrhunderte lang sowohl die Völker, als die Fürsten Deutschlands in Bezug auf ihre Stellung zum Kaiser bewiesen.

* Die venetianischen „Notizie scritte," wie sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien üblich waren, kommen schon um das Jahr 1511 vor; eine durch sechzig Jahre gehende Sammlung davon findet sich in der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. Die gedruckten Einzelblätter, welche fast gleichzeitig in Deutschland auftauchten, hießen „Relationen." Joachim v. Schwarzkopf, in seiner verdienstvollen Monographie („Ueber Zeitungen, ein Beitrag zur Staatswissenschaft," Frankfurt a. M., 1795), nennt sie bezeichnend

das Poſtweſen hatten mit einander zu Gevatter ſtehen müſſen, ehe das Kindlein die ächte Zeitungstaufe erhielt; die Cenſur ſtellte ſich als ungebetene Pathin dazu ein, und fügte ſchon an der Wiege die Anerkennung hinzu, daß in dieſen Windeln ein Herkules liege. Die Staatsgewalt machte ſich nachgehends allerhand Geſchäfte mit dem Täufling; offizielle Zeitungen und Zeitungsmonopole ſuchten

---

Gelegenheitsblätter. „In Augsburg und Wien (1524), in Ravensburg (1528), in Dillingen (1569), in Nürnberg (1571) u. ſ. w., kamen ſie zuerſt in der Form des Briefſtyls zum Vorſchein; mit oder ohne Holzſchnitt, gewöhnlich ohne Angabe des Druckorts und der Nummer. Bisweilen war ſogar das Datum dabei nicht angezeigt. Kriegsvorfälle und Naturerſcheinungen waren die beiden Lieblingsmaterien. Die Gefangenſchaft eines Markgrafen von Brandenburg (1547), die Belagerung von Wien (1528), die Eroberung der Städte Münſter (1535) und Kopenhagen (1536), wurden den Landsknechten und Rittern aus gedruckten Nachrichten vorgeleſen.“ „In Deutſchland hatte man ſchon im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts fortgeſetzte Neuigkeitsblätter. Von dem Jahre 1612 iſt eine ſehr ſchätzbare Seltenheit aufbehalten, welche ſich durch die Form und Allgemeinheit des Inhalts auf das Merkwürdigſte auszeichnet; die dem Blatte vorgeſetzte Nummer zeugt zugleich von einer regelmäßigen Fortſetzung. Drei Jahre ſpäter (1615) wurde das Frankfurter Journal von dem Burger und Buchhändler Egenolf Emmel, und zwar auf eigene Koſten, angefangen. Dieſem folgte 1617 der Poſtmeiſter Johann v. d. Birghden mit den Poſt-Aviſen, welches einen merkwürdigen Rechtsſtreit veranlaßte. Im Jahr 1618 folgte zu Fulda ein Poſtreuter, der zwölf Jahre lang dauerte. Beinahe eben ſo frühe Spuren hat man von Nürnberger, Augsburger und Brüſſeler Zeitungen, und es ſcheint daher, daß Michael Mayer zu ſeinen fünf deutſchen Erfindungen (Inventa 1619) damals auch dieſe wohl hätte hinzufügen können.“

Das Zeitungsblatt von 1612, auf das ſich Schwarzkopf als auf einen Beweis noch früherer Anfänge eines regelmäßigen Zeitungsweſens bezieht, befand ſich damals im Beſitz des Profeſſors Grollmann in Göttingen, und beſtund aus einem Quartblatte, deſſen Titel er angibt, wie folgt: „14. Aviso, Relation oder Zeitung: Was ſich begeben und zugetragen hat in Deutſch- und Welſchland, Spanien, Niederland, England, Frankreich, Ungarn, Böhmen, Oeſterreich, Schweden, Polen und in allen Provinzen, in Oſt- und Weſtindien ꝛc. Item Prag, Wien, Altorf und Cölln. So allhier den 31. Martii angelangt.“ (Mit einem Holzſchnitt und unter demſelben:) „Gedruckt im Jahr 1612.“ Der Uebergang von den

die neue Macht in usum Delphini auszubeuten; die Finanzkünstler wußten eine Einnahmsquelle daraus zu ziehen; die Politik tolerirte, was einträglich, und disciplinirte, was bedenklich erschien. Die Zeitungsmacht war da, aber vorsichtig eingefangen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Und auf diesem Punkte traf die neue

---

Einzelblättern zu einer Reihefolge tritt daran deutlich genug hervor; auch scheint das „allhier," ohne Angabe eines Druckortes, auf eine örtliche Kundschaft von Abnehmern und die Voraussetzung eines bekannten und gewöhnten Ausgangspunktes hinzuweisen, und das Datum mit der Nummer zusammengehalten würde möglicher Weise auf ein vierzehntes Stück in der vierzehnten Woche des Jahres führen, wenn man annimmt, daß die Nachrichten, „so den 31. Martii angelangt," erst am nächsten oder am zweitfolgenden Tage im Druck herauskamen. Allein der gänzlich individuell gefaßte Titel, welcher, anstatt vermittelst eines eigenen Namens der Zeitung eine Identität fortzuführen, vielmehr ein Spezialregister des Einzelblattes ist, spricht gegen eine vollständig entwickelte Regelmäßigkeit, bei welcher man überdieß, allem Sprachgebrauch nach, zuvörderst eine örtliche Bezeichnung als Eigenschaftswort vor „Aviso" gesetzt haben würde; die fortlaufend numerirten Stücke konnten eben so gut zwanglos erscheinende seyn. Möglich, daß das Blatt ein Vorfahr des 1615 regelmäßig gewordenen Frankfurter Journals selber war. Was den Prozeß des letztern mit den Postavisen betrifft, so sind die Akten noch vorhanden. Emmel, durch einen seiner Kunden aufmerksam gemacht, welcher ihm schrieb, der Postmeister zu Frankfurt habe ihm eine Zeitung angeboten, „welche, seiner Sage nach, frischer soll seyn, als die Eure," kam mit einer Klage beim Rath ein, und verlangte bei dem, was er „vor andern Druckern hergebracht," geschützt zu werden. Die Sache ging mit einem Verweise für Birghden aus, dem man jedoch seine Zeitung ebenfalls fortzusetzen gestattete. („Lectum in Senatu 30. Jan. Ao. 1617 und decretirt, daß man sowohl ihm, Birghden, als Eugenolph Emmel, die Zeitung uff ihre Gefahr zu drucken gestatten und daneben ermeltem Birghden, wegen seiner hiebey verübten Ungebür, stattlich zu Weg sagen lassen soll."

Die gewöhnliche Annahme leitet das italienische gazeta, woher auch das französische gazette, von dem Namen einer Scheidemünze ab, die man in Venedig für jene Notizie scritte als Lesegeld zu entrichten gehabt, das umgekehrte, sowie in Wien die Viertelskrone den Namen „Käsperl" oder „Kasperle" von dem Eintrittspreise des Kasperltheaters erhielt, nicht das Theater der seinigen von der Münze, ist wahrscheinlicher. Die Etymologie des Wortes wird eher erleichtert als erschwert dadurch.

Civiliſation, wie auf manchem andern, wieder mit der uralten aſiatiſchen zuſammen, welche ſich in China conſervirt; denn die Chineſen haben ihre Reichszeitung in Peking, deren Cenſor der Kaiſer ſelbſt iſt, und da die Anfänge des Beſtehenden bei dieſem Volke ſich bis in eine graue Ferne hinaufziehen, ſo mag es leicht ſeyn, daß ſowohl Zeitungs- als Cenſurweſen ihre älteſte Wiege in China zu ſuchen haben. *

In Bezug auf das Alter der gedruckten Zeitungen Europa's ſtreiten Deutſchland und Frankreich um den Vorrang; was England betrifft, ſo trat es erſt ſpäter in die Reihe ein, überholte aber, durch ſeine politiſchen Verhältniſſe begünſtigt, in Bälde die beiden andern Hauptnationen, und erhob von 1688 an ſein Zeitungsweſen zu einer Bedeutung, wovon man auf dem Continent kaum Ahnung hatte. ** Die engliſchen Zeitungen wurden eine

---

* Schwarzkopf a. a. O. „Außerhalb Europa iſt der chineſiſche Staat der einzige, welcher ſeine Zeitungen der eigenen Kultur verdankt. Zu Pekin iſt ein Tagblatt, welches wahrſcheinlich ſchon ſehr lange als „Reichsannalen", und auch noch jetzt nach den neueſten Nachrichten herauskömmt. Schon die Form iſt uns eben ſo fremd, als das Seidenpapier, das nur auf einer Seite den Druck leidet. Es enthält eine genaue und ausführliche Darſtellung der inländiſchen Ereigniſſe, und kann in Anſehung der Authenticität mit jeder Hofzeitung wetteifern. Der Kaiſer übernimmt ſelbſt die Cenſur, und im Jahre 1726 büßte ein untergeordneter Kronbeamter die Einrückung einer falſchen Nachricht ſogar mit dem Tode." (Der Londoner True Briton vom 4. Auguſt 1794 lieferte einen Auszug aus dieſer Zeitung über die Geſandtſchaft Lord Marcartney's; auf der akademiſchen Bibliothek zu Petersburg werden Exemplare der chineſiſchen Reichsannalen aufbewahrt.)

** Als die älteſte franzöſiſche Zeitung werden gewöhnlich die Nouvelles ordinaires de divers endroits angeführt, welche von 1623 an der Pariſer Arzt Theophraſt Renaudot herauszugeben anfing, und aus denen 1631 die Gazette de France wurde. Jedoch erſchien ſchon ſeit 1605, wenn nicht eine eigentliche Zeitung, ſo doch eine regelmäßige Zeitſchrift [illegible] Paris, nämlich Johann Richer's Mercure François, ein Wochenblatt, und der Gebrauch der Anzeigeblätter war ſchon vor der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts eingeführt.

Die Engländer gefallen ſich darin, als ihre älteſte regelmäßige Zeitung den English Mercury geltend zu machen, deſſen „erſte Nummer" im April 1588 erſchien. Allein dieſe Art von Zeitung war lediglich eine vorübergehende Erſcheinung, welche durch die Spannung

Pulsader des öffentlichen Lebens der Nation, während Deutſchland und Frankreich eines öffentlichen Lebens entbehrten; aber bei der inſulariſchen Abgeſchloſſenheit der engliſchen Preſſe blieb ihre

---

der Gemüther während des Anzugs der ſpaniſchen Armada veranlaßt war; die Regierung hatte ein Intereſſe, die einlaufenden Nachrichten ſchnell in das Publikum zu bringen, gab ſie auf numerirten Druckblättern aus, fuhr damit fort ſo lange die Veranlaſſung dauerte, und hörte damit auf, ſo wie ſie vorüber war. Das alles war ohne Zweifel ſehr regelmäßig, aber es war im eigentlichen Sinne kein Anfang des engliſchen Zeitungsweſens. Ein eigentliches Zeitungsweſen in England konnte ſich überhaupt nicht ſo frühe entwickeln, da England erſt 1635 die Einrichtung einer Briefpoſt bekam. (Frankreich 1463; Deutſchland 1516.) Dagegen mag zugegeben werden, was engliſche Schriftſteller hervorheben, daß in dieſem English Mercury Artikel enthalten waren, welche neben einen heutigen engliſchen Zeitungsartikel gehalten, gar keine Verſchiedenheit des Zeitalters ſehen laſſen. Auf dem British Museum ſind nämlich noch Nummern des English Mercury aufbewahrt, und in der älteſten derſelben, Nr. 50 vom 23. Juli 1588, findet ſich unter andern folgender Artikel, der ganz in derſelben Faſſung in einem heutigen Londoner Blatte ſtehen könnte: „Yesterday the scotch ambassador, being introduced to Sir Francis Walsingham, had a private audience of her Majesty, to whom he delivered a letter from the King his Master, containing the most cordial assurances of his resolution to adhere to her Majesty's interests, and to those of the Protestant religion. And it may not here be improper to take notice of a wise and spiritual saying of this young prince (he was twenty-two) to the Queen's minister at his court, viz. — that all the favour he did expect from the Spaniards was the courtesy of Polypheme to Ulysses, to be the last devoured.“ (The seven ages of England, or its advancement in arts, literature, and science etc. by Charles Williams, London 1836, p. 184.) Da der English Mercury von der Regierung herausgegeben ward, ſo iſt eine ſolche Geſtaltung desſelben ein Lobſpruch auf den Staatsmann, welcher, anſtatt nach der Weiſe beſchränkter Naturen vor einer geiſtigen Macht zu erſchrecken, ſo frühe ſchon den Hebel der Preſſe für Staatszwecke in Beſitz zu nehmen verſtund, aber ſie iſt mit nichten ein Zug aus dem Geiſtesleben eines engliſchen Zeitungsweſens zu jener Zeit.

Von 1588 an läuft die Geſchichte des engliſchen Zeitungsweſens leer bis zum Jahr 1622, wo eine Wochenzeitung unter dem Titel: „The certain news of the present week“ ihren Anfang nahm. Schwarzkopf will erſt die ſpätere London-Gazette (zu Anfang als bloße „Gazette“ in Oxford erſcheinend), von 1665 an, als die

Wirkſamkeit auf die heimiſchen Kreiſe beſchränkt, und hatte kein Publikum im Auslande. Deutſchland, durch die Folgen des dreißigjährigen Krieges in eine Art von Barbarei zurückgeworfen, lag in geiſtiger Ohnmacht; Frankreich, mit Witzmacherei, Hofprunk, Intrigue, Verſen und Eroberungskniffen beſchäftigt, hatte keine Muſe übrig für innere politiſche Entwicklung. Der Zeitungsgeiſt des Continents flüchtete ſich in den Winkel zwiſchen beiden: in das kleine Holland, und von dort aus ging, im achtzehnten Jahrhundert, ein Journalismus hervor, der ſich von Deutſchen und Franzoſen ihre Sprache lieh, und dadurch, aus der holländiſchen Beſchränktheit heraus, für eine größere Welt literariſch hoffähig wurde. Die deutſchen und franzöſiſchen Zeitungen von Amſterdam, von Maeſtricht, vom Haag, von Leyden gewannen, durch ihr nicht holländiſches Publikum, einen Rang und eine Wichtigkeit, wie in neuerer Zeit die Pariſer Blätter; die **Nouvelles de Leyde**

---

frühſte regelmäßige Zeitung gelten laſſen. Indeſſen war um dieſe Zeit der Drang nach Zeitungslectüre ſo ſtark geworden, daß in dem kurzen Zwiſchenraum von Karls II. Reſtauration bis zu der Umwälzung von 1688 gegen ſiebenzig Zeitungen von längerer oder kürzerer Dauer entſtanden; nach der Umwälzung kamen binnen vier Jahren gegen vierzig neue auf. Im Jahre 1709 zählte man allein zu London 18 Wochenblätter; 15 Jahre ſpäter 3 täglich, 10 je um den andern Tag, und 6 wöchentlich erſcheinende Zeitungen. Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an, als die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten entſchieden die Oberhand über die beſtehenden Verbote gewann, ging das Wachsthum des Zeitungsweſens in einer Progreſſion vor ſich, welche binnen nicht ganz vierzig Jahren die Maſſe des Abſatzes verdoppelte. Es wurden nämlich abgeſetzt:

1753 . .	7,411,737	Abdrücke (von Nrn.) jährlich.
1760 . .	9,464,790	
1780 . .	14,035,639	
1791 . .	14,794,135	
1792 . .	15,005,760	
1794 . .	17,600,413	

Die Geſammtzahl der engliſchen Zeitungen betrug in dem letztgenannten Jahre 105, und die Times allein zählte 5000 Abnehmer; jetzt ſteigt die Geſammtzahl auf mehr als 300, und von den in London erſcheinenden werden jährlich über 22 Millionen Abdrücke abgeſetzt.

fanden ihren Weg bis nach Constantinopel, und repräsentirten in Pera, bei den Diplomaten inter barbaros, den öffentlichen Geist des Abendlandes; ein Abdruck von Staatsschriften in der Gazette d'Amsterdam, 1743, veranlaßte Mißhelligkeiten zwischen zwei Kaiserhöfen. Die holländische Presse — wenn man diese Bezeichnung gebrauchen darf von einer Presse, welche von Holland Nichts hatte, als die Druckfreiheit, und in holländischer Sprache nur von kleinstädtischer Bedeutung gewesen wäre — hatte sich in der Zeitungswelt als eine Macht constituirt. Das Verhältniß war unnatürlich; es mußte zusammenfallen, sobald eine der beiden Nationen, zwischen welchen die holländische Provinzialität ihr Treibhaus hatte, ihrem natürlichen Productionstriebe Luft gab und ihr eigenes Zeitungswesen emancipirte. Es war Frankreich, welches, von 1789 an, diesen geistigen Rang an sich nahm, und in der Sprache Ludwigs XIV., welche den Adel und die Höfe des Continents sich hörig gemacht, wurde alsbald europäische Freiheit und Republik gepredigt. Napoleon disciplinirte diese Presse und zog ihr seine Uniform an; aber ihre Herrschaft überlebte die seinige. Die Sieger, welche Frankreich den Frieden dictirten, hatten sich wenige Jahre darauf in die Inspirationen der französischen Presse hinein gelebt, und empfingen aus der Hauptstadt der Besiegten die Ordonnanz ihrer politischen Geistesrichtung. England allein, größeren Geistes als der Continent, und längst gewohnt, die politischen Dampfkräfte der Zeit seiner Nationalgröße dienstbar zu machen, anstatt sich in fruchtloser Ablehnung abzumatten, war gefeyt gegen diese Verzauberung, weil es ein eigenes öffentliches Leben hatte. Für den Continent aber nahm die französische Presse die Zügel in die Hand, welche das militärische Frankreich nach seiner kolossalen Niederlage hatte fallen lassen, und regierte die öffentliche Meinung, wie Napoleon die materielle Welt regiert hatte, und schickte Zeitungsartikel als Decrete an ihre Vasallen aus. Es ist niemals eine Presse so mächtig gewesen, und es wird vielleicht niemals wieder eine Presse so mächtig seyn, wie die französische während der Restauration, als fast der ganze Continent die geistigen Kämpfe mitlebte, welche in Paris gekämpft wurden, und der Pariser Journalismus für jeden Strebenden des Jahrhunderts ein Bedürfniß, eine Bedingung, ein Salz seines politischen Geistes war. Mit den ersten Jahren nach der

Julirevolution erreichte diese auswärtige Wirksamkeit der französischen Presse ihren Culminationspunkt; aber auch jetzt noch, so sehr man an ihr mäkeln oder sich einbilden mag, man sey bloß bei ihr in die Schule gegangen, wie Peter der Große bei Karl XII., übt die französische Presse ihre Herrschaft aus, wie ein Veteran unter Rekruten, und ist, wie keine andere, eine europäische Lectüre.

Die Erklärungsgründe für diese in ihrer Art einzige Erscheinung liegen nicht bloß in der weiten Verbreitung der französischen Sprache, auch nicht bloß in der Freiheit der französischen Presse, sondern zugleich in der eigenthümlichen Art und Weise, in welcher sich die Herrschaft der Presse bei uns selbst ausgebildet hat, und welche in der innigsten Wechselwirkung mit unserm ganzen Nationalcharakter steht. So wie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert unsere Könige, so sind im neunzehnten unsere Blätter nach außen imponirend aufgetreten, weil wir daheim uns ihrer Herrschaft zuerst unterzogen, und diese emporgehobene Stellung ihnen eine Superiorität des Bewußtseyns, eine Hoheit des Blicks, eine Majestät des Auftritts verlieh, welche die Gewohnheit des Herrschens immer vorauszuhaben pflegt. Die Herrschaft unserer Presse hat sich aus denselben Gründen über das Ausland verbreitet, wie die Herrschaft unserer Sprache, unserer Moden, unseres Saloneslebens; sie ward eine Macht nach außen, weil sie zuvor eine Macht daheim war, und fand Unterthanen über der Gränze vor, ohne sie eigentlich gesucht zu haben. Und zu dieser Herrschaft war kein Nationalcharakter in Europa, auch der englische nicht ausgenommen, so ganz ausdrücklich gemacht und geeignet als der französische mit seinen Schwächen, wie mit seinen Vorzügen. Das Bedürfniß der Conversation, das uns von jeher eigen war, brachte die natürliche Anweisung auf ein Zeitungswesen mit sich, so wie es heutzutage bei uns ausgebildet ist. Der Trieb dazu liegt uns im Blute. Jene Gallier zu Cäsars Zeit, von denen er in seinen Commentarien schreibt, wie sie die Reisenden anzuhalten und um Neuigkeiten auszufragen pflegten, d. h. sie gewaltsam zu Journalisten preßten, sind die echten Stammväter zu jenen französischen Ansiedlern in Louisiana, welche von Zeit zu Zeit „in die Stadt" kamen, „um ein Bischen zu plaudern," nämlich hundert oder mehr Meilen zurücklegten, um in

Neu-Orleans ihrer Liebhaberei des Converſirens Genüge zu thun.* Im ſiebenzehnten Jahrhundert hatte das plaudernde Paris bereits ſeine kleine Zeitungswelt, ſeine politiſchen Spötter, ſeine Pamphlete, ſeine fliegenden Blätter, und jene ſpitzigen Epigramme, welche den Anlaß gaben, zu ſagen, die franzöſiſche Monarchie ſey ein abſolutes Königthum, „eingeſchränkt durch Knittelverſe.“ Die Baſtille andererſeits gab die Einſchränkung für die Pamphletſchreiber und Epigrammatiker her.** Im Verlaufe des achtzehnten

---

* Julius Cäſar, in den comment. bell. Gall., lib. IV., cap. 5:
Est autem hoc Gallicae consuetudinis, ut et viatores, etiam invitos, consistere cogant, et quod quisque eorum de quaque re audierit aut cognoverit, quaerant, et mercatores in oppidis vulgus circumsistat, quibus ex regionibus veniant quasque res ibi cognoverint, pronuntiare cogat.

** Guy Patin († 1672) an verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe:
. . . . En ce cas nous ne manquerons point de Gazettes de toute façon: voilà la fécondité des esprits de France. Plût à Dieu, que l'on aimât autant la probité et l'équité, et que l'on fit autant d'état des moeurs, que de cette nouveauté, de laquelle de gens sont friands. On ne parle plus tantôt ici que de nouveauté et d'argent: voilà les deux charbons, qui échauffent aujourd'hui les esprits de la plupart des hommes; aurea vere nunc sunt saecula. . . . On a mis depuis trois jours à la Bastille VI écrivains, qui gagnaient leur vie à faire et à écrire des Gazettes à la main; hominum genus audacissimum, mendacissimum, avidissimum ut faciant rem. Ils mettent là dedans ce qu'ils ne savent ni ne doivent écrire. (8. Mai 1665.)
Und ſo öfter. Patin ſelbſt, obwohl er auf die Gazettiers übel zu ſprechen iſt, gefällt ſich, als ein ächter Pariſer, am beſten auf der Oppoſitionsbank und „da die Spötter ſitzen.“ Er führt mit Wohlgefallen eine Maſſe von Epigrammen an, welche gegen den Cardinal Mazarin geſchleudert wurden, und er ſelber, ſo ſehr er als Philoſoph ſich beherrſcht, läßt ſich Aeußerungen entſchlüpfen, wie folgende: „On dit, que le cardinal Mazarin s'est vanté, qu'avant qu'il soit peu de tems il veut rendre le roy plus absolu de l'Europe. Il l'est, ce me semble, déjà assez: plenitudo potestatis, plenitudo tempestatis. . . . . „Ce sont d'étranges gens que les princes d'aujourd'hui, et peut-être que tels ont été pareillement ceux du tems passé.“ . . . . „Ce sont les désordres des princes, la plupart desquels font comme David, qu'ils imitent bien en ses péchés, mais non pas en ses péniteuces.“

Jahrhunderts vollends hielt das hochverfeinerte Converſationsleben mit ſeinem Jagen nach Geiſt und Witz, und mit dem geſelligen Range, den es dieſen Eigenſchaften zuerkannte, einen offenen Rahmen bereit für den Geiſt des Zeitungsweſens, das nachkommen ſollte. Nach der Sturzwelle, womit die Revolution vorübergehend dieſen franzöſiſchen Charakterzug zugedeckt hatte, kehrte die Feinheit der Converſation zurück, mit einem Schatze politiſchen Stoffes bereichert, und nach dieſem ächt franzöſiſchen Typus begann unſer Zeitungsweſen ſich nunmehr auszubilden. Napoleon, in ſeinen Proclamationen, Reden, Bülletins ꝛc. ꝛc. und in der meiſterhaften Handhabung des Moniteurs ſelbſt ein Journaliſt, war ein zu ſtarker Nebenbuhler für die übrigen; aber die Macht der Converſation in Frankreich beſtund auch unter ihm, und dieſe Titanennatur auf einem Kaiſerthron war nicht gleichgültig gegen die Frage: Qu'en dira-t-on? nämlich in Paris, nicht in der übrigen Welt. Die Bourbonen wußten das Roß nicht zu reiten, das der Kaiſer gezügelt hatte. Und ſo ging denn aus der Wechſelwirkung mit der Converſationswelt unſer heutiges Zeitungsweſen hervor, das von der Converſation ſein tägliches Brod empfängt, und der Converſation hinwiederum ihr tägliches Brod zukommen läßt, und mit unſerer ganzen Art zu ſeyn und zu leben aufs innigſte verwachſen iſt. Montesquieu ſchrieb, „um Stoff zu bieten, nicht zum Leſen, ſondern zum Denken"; unſere Preſſe, das Nationalbedürfniß voranſtellend, ſchreibt zuvörderſt um Stoff zu bieten zum Reden. Wer nicht redet und von wem nicht geredet wird, der iſt todt bei uns; wir können nicht mehr exiſtiren ohne dieſe Preſſe, welche mit tauſend Zungen auf einmal ſpricht.

Was die Ausländer unſere Eitelkeit nennen, das Bedürfniß, von ſich reden zu machen, eine Rolle zu ſpielen, Etwas „vorzuſtellen", wie man zu ſagen pflegt, iſt, auf die Politik angewandt, gerade ein Element jenes öffentlichen Geiſtes, den ſie an uns bewundern. Wir wollen nicht für uns allein gelaſſen ſeyn, ſondern in einer Maſſe beiſammen ſtehen, die ein Anſehen hat; wir wollen mit genannt ſeyn, wo etwas Namhaftes, mit gelten, wo etwas Geltendes, mit glänzen, wo etwas Glänzendes ſich aufthut. Daher jene bereitwillige Unterwerfung unter das Imponirende in unſerm Volke, jene entgegenkommende Fügſamkeit unter etwas moraliſch Beherrſchendes, durch welche ein Name, ein Princip, eine Parteiſache,

welche Lärm in die Welt machen und Glanz versprechen, so schnell zu einer Macht werden mögen. Der Haufe der Einzelnen, die sich mit andrängen, um die Geltung des eigenen Ichs zu erhöhen, trägt die Sache auf ihren Schilden empor, wie die alten Franken ihre Könige. Das Emporwachsen aber wird unausbleiblich zu einer Anlockung weiter, und jedweder Erfolg geht bereits mit einem zweiten schwanger, den er in seinem Schoß trägt, so wie er selbst geboren ist. Und so gehen wir denn auch in unserm politischen Trachten der Mode nach. Wir thun das Meiste am liebsten aus dem Grunde, weil die Andern es vor uns gethan, und um uns gegen eine Sache einzunehmen, sagt man uns nicht etwa, daß sie unzweckmäßig, sondern weit besser, daß sie veraltet, überlebt, nicht mehr an der Zeit sey. Die Hälfte des Erfolges ist der Glaube daran. Daher auch das Lawinenmäßige unserer Revolutionen, welche Alles überstürzen, so bald sie nur über die ersten Prellsteine hinaus sind. Bei den schicksalsgläubigen Türken ist der Erfolg ein Gottesurtheil, eine Offenbarung, eine Nachschrift zum Koran, aber erst, wenn er vollendet ist; bei uns hat er, noch im Werden begriffen, bereits den Einfluß einer Prädestination auf die Menschen. Der Versuch einer Revolution wirft sich auf gut Glück in die Brandung hinein; kommt er durch, so befindet er sich alsbald im allgemeinen Fahrwasser und schwimmt als eine abgemachte Sache glatthin dem Thalweg nach. Die sogenannte Verschwörung Mallet's, dieses abenteuerliche Experiment eines einzelnen Mannes, einen Umsturz zu machen, indem er den Glauben daran anticipirte, war nahe daran, ganz Paris zu überrumpeln. Die Julirevolution hatte für ganz Frankreich den Sieg in der Hand, so bald sie die Telegraphen zur Verfügung hatte, um ihn zu melden. Deputirte und Generale genehmigten, was Leute ohne Namen gemacht hatten, indem man sie an einen Oberbefehl Jener glauben ließ. Ist aber ein solcher Trag- und Ruhepunkt einmal gewonnen, so schließt die übrige Menge sich als Strebepfeiler an; der Schlüssel zu Allem ist der einfache Satz, daß eben Jedermann da seyn will, wo alle Welt ist.* Die Erfahrung des Satzes ist

---

* Frau von Staël:

On aurait tort d'accuser les Français de flatter la puissance par les calculs ordinaires, qui inspirent cette flatterie: ils vont, où tout

eine allgemeine, denn es liegt in der Natur des Menſchen, mit dem großen Haufen gehen und „mitmachen“ zu wollen; unſer Nationalcharakter aber iſt nun einmal ſo gefügt, daß für uns der Satz doppelt und dreifach gilt, und daß wir ihn am geſchickteſten auszubeuten und zu handhaben verſtehen. Wir begnügen uns nicht, die Sache ankommen zu laſſen, ſondern wir diviniren, was im Anzug iſt, und eilen entgegen. Man überholt ſich, um auf halbem Wege mit den Ereigniſſen zuſammenzutreffen. Und dieſen unſern feineren Sinn für das Werdende hat man dann unſere Veränderlichkeit genannt: aber es iſt lediglich ein Cultus der Zukunft, der ſeine Poeſie ins Leben überträgt. Die Vergangenheit iſt etwas Todtes; die Gegenwart auf dem Wege dazu; denn was iſt ſie Anderes, als ein ewig hüpfender Punkt, der zwiſchen Vergangenheit und Zukunft wie zwiſchen zwei Stühlen niederſitzen ſoll und nicht zum Sitzen kommen kann, weil in jedem Augenblick ſchon wieder das eine Ende in die Vergangenheit hinüber geſponnen iſt? Wer der Zeit dienen will, dient der Zukunft. Es iſt unſere politiſche Religion, kann man ſagen. Denn in weltlichen Dingen ſind wir Glaubensmenſchen: wir glauben an einen Cäſar und ſein Glück, an die Allmacht eines Namens oder Princips, an die Zukunft des einen oder des andern, und wenden uns ab von der Gegenwart, um dem zu dienen, was wir kommen ſehen. Der vielfach mißverſtandene Talleyrand war einer der Hohenprieſter dieſes Cultus, und hatte vollkommen Recht, als er ſagte, daß er nicht überlaufe, ſondern nur etwas früher komme, als die Andern. Und ſo wie Talleyrand mit ſeinem Seherblick ſeinen Landsleuten, ſo geben die Franzoſen überhaupt den übrigen Nationen vor in dem Cultus der Zukunft.

Nun betrachte man, wie gefügig und ſchmiegſam unſer Zeitungsweſen den geſelligen Verhältniſſen, den Bedürfniſſen, dem Geiſte und Geſchmack der Nation ſich angepaßt, wie fein es alle Züge des Charakterbildes aufgefaßt und in ſich nachgebildet hat, auf

---

le monde va; disgrace ou credit, n'importe; si quelques-uns se font passer pour la foule, ils sont bien sûrs, qu'elle y viendra réellement. On a fait la révolution de France, en 1789, en envoyant un courrier, qui, d'un village à l'autre, criait: armez-vous, car le village voisin s'est armé; tout le monde se trouva levé contre tout le monde, ou plûtot contre personne.

welche seine einschmeichelnde Herrschaft sich gründen mußte. Aus dem höhern Conversationsleben, auf dessen Schultern es stund, nahm es jene vornehme Haltung, jene noble Grazie, jene altfranzösische Courtoisie herüber, welche erst den Hut vor einem Gegner zieht, ehe den Degen wider ihn, und wenn er den dreischneidigen Stich im Leibe hat, manierlich den Secundanten schickt, um sich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Und diese Vornehmheit ist auch eine wesentliche Bedingung des Einflusses und Ansehens unserer Presse; denn die Freiheit und Gleichheit in Frankreich besteht weniger darin, daß der Marquis ein Bürger, als daß der Bürger ein Marquis geworden ist. Predigte doch selbst der National, dieser Würgengel im Dienste der Republik, seine blutigsten Gedanken gleichsam in seidenen Strümpfen und mit dem Klackhut unterm Arm! Die englische Presse ist in allen diesen Dingen charakteristisch verschieden von der unsrigen. In einem Zeitalter entstanden, wo das Salonsleben die englischen Bären noch nicht geleckt hatte, ist sie in ihrer gröberen Natur alt geworden: sie hat wenig von den Weltmännern und desto mehr von den Pferderennern, Kutschern, Borern und Fuchsjägern ihres Landes an sich; sie schlägt einen Gegner grün und blau, anstatt ihn todt zu stechen; sie regiert mehr von unten nach oben hinauf; auch hat es sich noch niemals, wie bei uns schon mit Lebrun, begeben, daß ein Zeitungsredacteur von seinem Schreibtisch weg, wie Cincinnatus vom Pfluge, ans Staatsruder geholt worden wäre. Das französische Zeitungswesen ist nobler, als das englische, imponirt dadurch, wie die Repräsentationswürde Ludwigs XIV. imponirte, und übt eine weit unbedingtere, oft eine blinde Herrschaft über die Gemüther aus. Der Anfang dieser Herrschaft besteht in der Kunst, den rechten Anknüpfungspunkt zu finden. In England pflanzt die Presse aber eine individuelle Meinung auf, um sich ein Publikum dafür zu suchen; in Frankreich sucht man zu diviniren, welche das größte Publikum habe, und macht sich zum Kämpen derselben, um gleich mit der Herrschaft anzufangen. Nach dem Falle Napoleons trat der Liberalismus als Herold der militärischen Größe auf, die eben dieser Liberalismus in unzeitiger Opposition gegen Napoleon hatte verrathen helfen: unsere Zeitungen schwellen über von französischem Waffenrufe und französischem Thatenglanz aus dem Erbe des Kaisers, und kitzelten damit die Nationaleitelkeit, welche die

Schlacht von Waterloo und die ausländiſche Gevatterſchaft der Bourbonen nicht vermindern konnte. Dies war der Grundſtein, welcher das übrige Gebäude tragen mußte. Und faſt ſollte man glauben, unſere Preſſe habe auch die Disziplin der dienenden Kräfte von Napoleon herüber genommen: ſo erfolgreich wußte ſie alle Triebfedern des Zeitalters, alle Launen, Liebhabereien und Leidenſchaften des Nationalcharakters ſich dienſtbar zu machen. Für unſern Kultus der Zukunft ſind die Zeitungen inſpirirte Prieſterinnen, welche zunächſt an dem Vorhang ſtehen, der die Zukunft verbirgt, ihre Orakel empfangen, ihre Zeichen deuten, und in ihrem Allerheiligſten Konnexionen und geheime Einverſtändniſſe unterhalten. Für unſere Liebhaberei, uns durch Anſchluß an etwas Glänzendes einen Rückglanz zu geben, für unſern dringenden Wunſch, nicht zu den Veralteten oder Nachzüglern gerechnet zu werden, für den Nationaltrieb endlich, von ſich reden zu machen, dienen ſie als Feldzeichen, Marſchſignale und Lärmtrommeln. Und wenn dann eine jener Kriſen eintritt, an deren Ende es ſich findet, daß „Jedermann da ſeyn will, wo alle Welt iſt", ſo ſind unſere Zeitungen, wie die Direktionsfähnchen, welche man unter marſchirende Truppen vertheilt: ſo wie der Vormann ſchreitet, ſo tritt der Hintermann nach, und Glied für Glied, Bataillon auf Bataillon, ſetzt ſich die Maſſe in Bewegung.

Man hat uns nachgeredet, daß wir ſo ſchwer zu regieren ſeyen: das iſt eine oberflächliche Anſicht. Durch die Regierung ſind wir nur zuweilen ſchwer zu regieren; durch Einflüſſe außerhalb der Regierung leichter, als andere Völker. In keinem Lande Europa's haben politiſche Anführer folgſamere Truppen und politiſche Zeitungen gläubigere Leſer, als in Frankreich. Wir laſſen uns regieren durch eine Partei, durch ein Glaubensbekenntniß, durch ein Prinzip, durch die Mode des Tages, und ſo wie wir die Neigung haben, uns zu einer Maſſe zu ſchlagen, die Etwas gilt, ſo haben wir auch den Takt, uns in deren Ordnung zu fügen und der Herrſchaft, die wir zu theilen gedenken, uns ſelbſt zu unterziehen. Wer mit imponiren will, muß zum Imponiren helfen. Und dieſer Inſtinkt geht durch alle Parteien hindurch. Unſere Republikaner ſogar, dieſe Feuerköpfe, welche wie ungeduldige Roſſe in die Zügel des Staats beißen, gehorchen mit blindeſter Subordination unbekannten Oberen, und verlangen nicht, daß der Anführer ſich

aufopfere, ſondern daß er ſich ſchone und aufſpare. Bei dem April-Aufſtande von 1834, während die Untergebenen auf der Straße im Scharmützel waren, empfingen ſie ihre Befehle von einem Kaffeehauſe aus, in dem die Oberhäupter Billard ſpielten.* Das iſt der eigentliche Reſpekt vor der Macht des politiſchen Gedankens. Mit einer ſchwärmeriſchen Aufopferungsfähigkeit, die man ſo oft an uns bewundert hat, wiſſen wir, wie die Hindus in ihrer Religion, zugleich eine anſpruchloſe Unterordnung zu verbinden, welche die Anführer für eine höhere Kaſte anſieht. Einmal angeworben, folgen die dienenden Kaſten einem Prinzip nach, wie ein Mohamedaner dem Fatum, oder ein Rekrut dem Trommelſchlag. Was uns imponirt, das regiert uns auch. Ja, wir wünſchen regiert zu werden, um mit regieren zu helfen, und haben nur gegen die offizielle Gewalt einen gewiſſen Widerwillen. Die außeramtliche politiſche, der wir uns unterwerfen, iſt auch nicht immer ſo ſtreng angeſpannt, wie jene Diktatur republikaniſcher Parteiführer. Was im Extrem bis zur ſtraffen Disziplin angezogen wird, das iſt in ruhigern Momenten eine bloße Ordonnanz politiſcher Uniform, eine milde Vorſchrift, ſich zu tragen, wie die Andern gehen. Die Modejournale für dieſen Schnitt ſind die Zeitungen. Von Paris, als dem Hauptquartier, gehen die Ordonnanzen hinaus, und die Provinzen kleiden ſich ein darnach, als nach einer Bedingung, über

---

* Allgemeine Zeitung vom 22. April 1834, Beilage Nr. 112, Schreiben aus Paris vom 16. April:

„In der Straße St. Hyacinthe, von wo die Bewegung ausging," (eine Nebenbewegung des Hauptaufſtandes in der Vorſtadt St. Jaques nämlich) „fand ich alle Häuſer mit Birnen bemalt. Dort begann der Lärm" (am 13.) „um 8 Uhr Abends, und man wollte offenbar dadurch die Vorſtadte nach dem Marais hinlocken. Am Poſten der Linie, an der Straßenecke, war die hauptſächlichſte Barrikade; man nahm den Poſten ein, aber nur wenige Augenblicke, denn die Truppen eilten zahlreicher hinzu und verhafteten im Café de Progrès die Haupter des Tumults, welche Billard ſpielend ihre Befehle an die Emiſſarien vertheilten."

Daß auch bei dem Juni-Aufſtande von 1832 keine Namen von Auszeichnung zum Vorſchein kamen, iſt bekannt. „Die Anſtifter hielten ſich abſeits, bereit, den Sieg ihrer Verbündeten ſich anzueignen, ohne die Gefahren zu theilen, die mit einer Niederlage derſelben verbunden ſeyn konnten." (Schreiben aus Paris in der Allgemeinen Zeitung vom 16. Juni 1832.)

die man nicht hinaus kann. Man würde ſich ſo wenig einfallen laſſen, eine politiſche Meinung ohne Vorſchrift, als einen Frack nach eigener Phantaſie tragen zu wollen. Selbſt Autoren in der Provinz nehmen, wie Schneider, bloß die kommende Mode an. Wie ergötzlich war es anzuſehen, als die Legitimiſten der Gazette de France den Gedanken faſten, ſich einen Spezialgeiſt der Provinzen zur Unterlage zu geben, und gegen die Centraliſation Chorus zu machen! Alsbald erhoben ſich an allen Ecken und Enden kleine „Gazetten," welche gewaltig in die Trompete ſtießen und Himmel und Erde in Bewegung ſetzten zur „Emanzipation" der Provinzen. Aber ein humoriſtiſcher Unſtern wollte, daß die Sache ſchnöde zum Gegentheil ausſchlug: denn dieſe Emanzipationsapoſtel alleſammt exiſtirten bloß dadurch, daß ſie poſttäglich von Paris ihre Loſung in Empfang nahmen und weiter gaben, und von dem Centrum aus, gegen das ſie proteſtirten, an Marionettenfäden gezogen wurden. Es waren Strohmänner, die ihre Seelen verläugneten, während ſie um deren Anerkennung einkamen; dumme Teufel, für die man in Paris Meſſe leſen mußte, damit ſie in der Provinz in Bekämpfung des Papſtthums glücklich ſeyen. Von der Art iſt die Herrſchaft der Pariſer Preſſe über die Provinzen. Aber auch in Paris ſelbſt hat jede Zeitung ihre Provinz, nämlich ihr Publikum, das ſeinen feſten Glauben hat, und dem Nichts über die Autorität ſeiner Zeitung geht; treue Gläubige, welche Alles ignoriren, was nicht in ihrer Zeitung kommt, und keine Ideen haben, als die man ihnen mittheilt; ehrliche Leute, deren Unverdorbenheit in einer ſo weltklugen Hauptſtadt faſt idylliſch rührend iſt, und die man neuerlichſt ſehr unpolitiſcher Weiſe von gewiſſen Seiten als Krämerſeelen, als Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, lächerlich zu machen ſucht. Und dieſer Theil ihres Publikums iſt größer, als man glaubt. Nicht das große Paris, aber jedes kleine Stadtviertel hat ſeine Kleinſtädter, ſo treuherzig als irgend eine Provinzialſtadt, und ihre politiſche Religion iſt ein Köhlerglaube.

In dieſem Publikum beſteht die Macht unſerer Zeitungen. Die regierende Intelligenz hat ſich in dem Centrum zuſammengefunden, von dem die Macht ausgeht; die regierte Intelligenz iſt für das eigentliche Publikum übrig geblieben. Und dieſe letztere iſt die Bedingung der erſtern. Denn Intelligenz muß ein

Publikum haben, um geistig regiert zu werden; eine Intelligenz gerade von der Höhe, um geistige Bedürfnisse zu empfinden und für geistige Einflüsse empfänglich zu seyn, ohne sich durch eine Superiorität verletzt zu fühlen; eine Intelligenz, welche Gleichgültigkeit oder unausfüllbare Geistesleere unter sich, und den Kitzel, sich selbst zu genügen, über sich läßt; eine Intelligenz, welche zu oberst auf dem Strome, aber nicht gegen denselben schwimmen will. Dieses regierbare Maß von Intelligenz nun wohnt vorzugsweise dem französischen Publikum inne, und der Begriff des Publikums in diesem Sinne ist bei uns ausgedehnter, als bei irgend einem andern Volke. Ein Bonmot, das für den Salon gewürzt war, geht auch für den Volksgeschmack nicht verloren; eine Idee, welche eben zündet, läuft elektrisch durch alle Stände herab, und schlägt möglicher Weise noch beim Proletarier ein. Auf ein so empfängliches Publikum zu wirken, ist eine verführerische und dankbare Aufgabe für die Intelligenz, welche regieren will. Anderwärts muß der Staatsmann, der bei der Volksstimmung Etwas zu suchen hat, aus dem gewohnten Kreise seiner raffinirten Gedanken heraustreten, und sich auf gut Glück in eine ihn fremd ansprechende Individualität übersetzen, um eingänglich zu werden; in Frankreich, wo auch die Intelligenzen nivellirt sind, spricht er zu einem Volkshaufen, wie er in der Deputirtenkammer sprechen würde, und kann sicher seyn, daß das eine wie das andere Publikum ihm dieselben Fühlhörner entgegenstreckt. Unser Zeitungswesen, das diese Nivellirung zu seiner Basis nahm, hat dieselbe zugleich wieder vermehren und ausbreiten helfen. Das Publikum gewinnt nicht mehr Intelligenz dadurch, als eben nöthig ist, um es an den so oder so ausgesponnenen Motiven wie einen Maikäfer am Faden fliegen zu lassen; aber die regierbare Intelligenz oder die intelligente Regierbarkeit verbreitet sich dadurch unter ein größeres Publikum. So weit diese Gleichartigkeit reicht, so weit reicht die Herrschaft des Zeitungswesens. Die neueren republikanischen Blätter, welche, in ihrem Groll über unerreichte Ideale, auf die Wähler, auf die Nationalgarde, auf die Philisterhaftigkeit des Publikums, welches die andern Zeitungen das Volk nannten, die Lauge ihres Spottes losließen, griffen, ohne es zu wissen, den Grundstein der Zeitungsmacht an: sie verlästerten die regierbare Intelligenz, die sie doch lediglich für sich allein in Beschlag zu nehmen wünschten. Es war

das Ordensgeheimniß der Preſſe, das ſie ausſchwatzten. Unter der Reſtauration, als die Concurrenz um den Vorſitz des Publikums noch nicht ſo vielheilig geworden, verfuhr man politiſcher, und die Wiſſenden des Ordens verſtunden ſich untereinander in jener Kunſt der römiſchen Augurn, ſich zu begegnen und ſich ins Geſicht zu ſehen, ohne über ihr gemeinſchaftliches Geheimniß lächeln zu müſſen. Ein Erbſchaftsſtreit, wie der über die Legate der Julirevolution, war nun allerdings geeignet, der Leidenſchaft eine Vorhand über die Berechnung einzuräumen, und man hat erlebt, daß ein Augur über den andern ſich ein Lächeln oder Naſerümpfen auf Koſten der Preſſe entſchlüpfen ließ. Es iſt auch unläugbar, daß die Autorität derſelben dadurch einigen Abbruch gegen früher erlitten hat: es will ſich nicht mehr ſo leicht fügen, daß das Publikum einer Zeitung, wenn dieſe ihre Politik umſtellt, die Seelenwanderung mitmacht, ohne es theilweiſe inne zu werden, und die Blätter müſſen ſich eine längere Zeitfriſt, oft mehrere Wochen, dazu nehmen, um einen ſolchen Uebergang moraliſch vorzubereiten. Aber was an der Gewohnheitsautorität auf einer Seite verloren gegangen ſeyn mag, hat dieſelbe Concurrenz durch eine höher geſpannte Dampfkraft des Geiſtes der Zeitungen auf der andern Seite wieder hinzugethan. Die Macht iſt faſt dieſelbe geblieben; der Glanz des geiſtigen Aufwandes hat ſich noch ſteigern müſſen. Eine ſo coloſſale Macht, wie die regierbare Intelligenz ſie bei uns darbietet, war auch allein der Preis, um den die Preſſe ſo großartige Kräfte in ſich vereinigen konnte. Die erſten Geiſter der Nation ſchreiben an den Zeitungen mit; man drängt ſich an das Steuer der Preſſe, wie zum Staatsruder; ein angeſehenes Tagblatt iſt eine Macht, die ihren regelmäßigen und wohlgeordneten Heerbann hinter ſich hat; eine Stellung bei der Handhabe dieſer Macht iſt von höherem Rang, als ein Lückenbüßer im Miniſterium. In Deutſchland gilt es für ein Opfer, und zwar für ein ſehr undankbares, wenn ein Mann von geiſtiger Superiorität ſich zu einem Zeitungsartikel herabläßt; bei uns wird tagtäglich in ſolchen Artikeln eine Maſſe von Geiſt verpufft, die man anderwärts für ſich behält oder zu dickleibigern Gelegenheiten aufſpart, aber man hat die Genugthuung dafür, ſich als eine Macht zu fühlen, und von einem unendlich großen Publikum geleſen, verſtanden, beſprochen, bewundert, von ſeinen Geiſtesgenoſſen aber, der ebenbürtigen Intelligenz

nämlich, gewürdigt zu werden. Im Verlauf eines Tages überleben sich diese Erfolge, aber sie gehen, wie die Sonne, an jedem Morgen von Neuem auf. Das Publikum, welches derartige Erfolge möglich macht, hat unsere Presse, die regierbare Intelligenz die regierende zu solchem Range emporgehoben. Und von diesem Throne herab streckt eine so hochgestellte Geistesmacht, wie unsere Presse, ihren Herrscherstab dann natürlich auch über das Ausland aus, das eines solchen Centrums entbehrt und doch mit dem Bedürfnisse desselben geplagt ist. In Deutschland namentlich ist der französische Zeitungsgeist ein Einfuhrartikel, so regelmäßig, als die französischen Moden, und die Spaltungen in unserer Presse verlieren diesem Publikum gegenüber die Bedeutung, welche sie nach innen haben mögen; denn jedweder Einfluß eines französischen Blattes, ohne Unterschied der Farbe, ist ein französischer Einfluß, jedwede Superiorität französischer Ideen eine Superiorität Frankreichs. Unsere Nation darf stolz seyn auf ein Zeitungswesen, das uns so viele fremde Geister botmäßig macht, und im tiefsten Frieden unserem Uebergewicht Schlachten gewinnt. Für viele dieser Vasallenseelen sind die Inspirationen unseres Nationalgeistes sogar zu einer weltbürgerlichen Religion geworden, und jedenfalls erstreckt sich durch den ganzen Continent hindurch ein Publikum, das mit allen Einbildungen von Selbstdenken noch bis auf den heutigen Tag kein anderes politisches Leben kennt, als die Gewohnheit, seine Taschenuhren täglich nach der europäischen Thurmuhr zu stellen, welche durch unsere Presse in Paris aufgerichtet ist.

Die deutsche Presse, dem Glanze der französischen gegenüber, gewährt nur einen ärmlichen Anblick. Ihre Geschichte ist von vorn herein eine Leidensgeschichte. Nachdem Deutschland die Welt mit der Erfindung des Bücherdrucks beschenkt, trat Italien den Fußstapfen nach, um die Censur beizufügen. Die Ueberwachung der Kirche gegen den Umtrieb von Ketzereien war der natürliche Uebergang dazu: von dem Mittelpunkt der Kirche gingen die ersten Aufsichtsedikte aus. Schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte man vorgearbeitet; zu Anfang des folgenden, zwei Jahre vor der Schilderhebung Luthers, deren Vorboten man in der Luft des Zeitalters witterte, erschien die Bulle Leo's X. gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit, wie man heutzutage sagen würde. Die

weltliche Gewalt säumte nicht, dem Beispiele zu folgen. Von 1524 an läuft durch die Reichsabschiede des Jahrhunderts eine Reihe von Geboten und Anmahnungen zu strengerer Aufsicht über die Druckereien und ihre Erzeugnisse, und wenn die öftere Wiederholung beweist, daß die Freiheiten der Presse sich noch stemmten, so war doch die Regel festgestellt, und die Ausnahme da oder dort eine vereinzelte Vergünstigung durch Reichsstände, welche in den geistigen Kämpfen jener Zeit eben selbst Partei nahmen. Was man jetzt „Mißbrauch der Presse" nennt, dafür hatte man damals den Kunstausdruck „Schmähschriften:" die Naivetät des Zeitalters verstund darunter die polemischen Schriften, welche als die Waffe der einen Partei der andern natürlich wehe thun, und eine Verletzung dieser Art erschien als eine Ungebühr, die man unzulässig fand — ausgenommen, wenn man auf der activen Seite selber betheiligt war. Noch vor Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, lange bevor fortlaufende Jahrgänge von Zeitungen im Druck erschienen, war die Beaufsichtigung der Presse in ein System gebracht; der Reichsabschied von 1570 enthält bereits alle Grundzüge eines solchen, und stellt die heutige Preßgesetzgebung Deutschlands in nuce dar.* Während des dreißigjährigen Krieges, so lange man mit den Schwertern darein schlug, mochten

---

* Reichsabschied zu Speyer. „Anno 1571 aufgericht."

§. 134. Wiewol auch auff etlichen vorigen gehaltenen Reichs-Tägen bei schweren Pönen statuirt und gebotten worden, daß die Obrigkeit bei ihren Druckereyen, Buchführern und sonsten ernstliche Versehung thun sollen, damit keine Schmäh-Bücher, Gemälde oder dergleichen (dadurch nichts Gutes, sondern nur Zank, Aufruhr, Mißtrauen und Zertrennung alles friedlichen Wesens angestifft) öffentlich oder heimlich gemacht, gedruckt, verkauft, oder sonsten ausgehen: So kommen Wir doch in gewisse Erfahrung, daß solchem Unserm und des heiligen Reichs Gebott an vielen Orten nicht gelebt, sondern zugesehen werden will, daß hin und wieder allerlei schamlose Schmäh-Schrifften, Bücher, Karten und Gemählde, gedrukt und gemahlet, ohne alles Straffen, zuvorab auff den gemeinen Jahrmärkten, Messen, und in andern Versammlungen umbgetragen, feil gegeben, verkaufft und ausgebreitet, darunter dann auch niemand, er sey Obrigkeit, Herr oder Unterthan, verschonet werde.

§. 135..... Darauff setzen, ordnen und wollen Wir, daß hinfuhro im Römischen gantzen Reich Buchdruckereyen an keine andere Oerter, dann in denen Staden, da Churfursten und Fürsten ihr gewöhnliche

andere Argumente übersehen werden, und sowohl „Schmähschriften“ als Aufsichtsmaßregeln für müßig gelten. Im Osnabrücker Frieden fand man wieder eine Vorbauung gegen den Mißbrauch der Presse in Bezug auf die verschiedenen Religionsparteien im Reich nothwendig.* Was man bei diesen Preßmaßregeln zunächst im Auge hatte, war bis dahin der Schwall von Flugschriften gewesen, womit die Polemik ihre Kämpfe zu führen pflegte; um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aber scheinen auch Zeitungen in eine polemische Wichtigkeit getreten zu seyn, da man um diese Zeit bereits den ersten Verboten begegnet. Im Jahr 1656 wurde zu Frankfurt die Zeitung des Buchdruckers Friedrich Weiß daselbst wegen anstößiger Stellen verboten, oder, wie der moderne Kunstausdruck ist, „unterdrückt“; auf bittweises Einkommen jedoch, „unter der Verwarnung vor Excessen und Empfehlung der Moderation“, alsbald wiederum gestattet — ein milder Anfang des

---

Hoffhaltung haben, oder da universitates studiorum gehalten, oder in ansehnlichen Reichs-Städten verstattet, aber sonsten alle Winkel-Druckereyen stracks abgeschaffet werden sollen.

§. 156. Zum andern, soll kein Buchdrucker zugelassen werden, der nicht zuforderst von seiner Obrigkeit, da er häußlich sitzet, darzu redlich, erbahr und aller Ding tauglich erkannt, auch daselbst mit sonderem leiblichem Eyd beladen, in seinem Drucken jetzigem und andern Reichs-Abschieden sich gemäß zu verhalten. Zum dritten, sollen einem jeden alle lästerliche, schmähliche Bücher, Schrifften, Karten und Gedicht, in Druck zu geben oder zu drucken, durchaus bey hoher Straff, so wol bei Verlust der Bücher und Druckereyen verbotten seyn. Zum vierten, soll keiner etwas zu drucken Macht haben, das nicht zuvor vor seiner Obrigkeit ersehen, und also zu drucken ihme erlaubt wäre. Zum fünfften, soll derselb alsdann auch des Dichters oder Authoris, gleichfalls seinen Namen und Zunamen, die Stadt und Jahrzahl darzu setzen.

* Instr. Pac. Osnabr., Art. V., XVII., 50: Utriusque Religionis Magistratus severe et rigorose prohibeat, ne quisquam publice privatimve concionando, docendo, disputando, scribendo, consulendo, Transactionem Pascaviensem, Pacem Religiosam, vel hanc imprimis sive Declarationem sive Transactionem uspiam impugnet, dubiam faciat, aut assertiones contrarias inde deducere conetur. Quidquid etiam contrarii hactenus vel editum vel promulgatum, puplicatumve fuerit, irritum esto etc.

heutigen deutſchen Verbotſyſtems, welches niemals ein Verbot zurücknimmt, oder ſich in Verhandlungen darüber einläßt. Der Gerechtigkeitstrieb der Juriſten jener Zeit, welche keine Willkühr ſehen konnten, ohne ihr einen Rechtsboden unterzuſchieben, leitete das Recht zu Zeitungsverboten von dem Poſtregal ab, ſo daß ein ſolches Verbot eigentlich bloß als eine Aufkündigung des Gebrauches der Poſt für die Spedition dieſer oder jener Zeitung wäre auszulegen geweſen. Die Wirkung verblieb, ſo oder ſo genommen, die nämliche; auch wußte man ſie nach Faſſungskraft zu ſchätzen, und im achtzehnten Jahrhundert war dieſes plumpe Correctivmittel bereits ein gangbares und nächſtliegendes geworden. In Bezug auf kirchliche Polemik dienten die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe und Intereſſen der Reichsſtände ſelbſt als Gegengewicht der Unterdrückungsluſt; in Bezug auf politiſche Ideen aber, welche man nunmehr vorzugsweiſe zu fürchten anfing, fiel in den meiſten Fällen der Anhalt dieſes Gegengewichtes hinweg. Doch fand die Politik in der Preſſe immerhin Raum genug, um nachgerade in den vorderſten Rang zu treten. In dem kaiſerlichen Patent von 1715 gegen die „Schmähſchriften“ iſt neben den Glaubensſachen ſchon ausdrücklich von „verbotenen Staatsſachen“ und ſehr ſchädlichen, des heiligen römiſchen Reichs Geſetze und Ordnungen „anzapfenden“, verkehrten neuerlichen Lehren und Büchern die Rede.* Der Zeitungen iſt nicht namentlich Erwähnung gethan.

* Kaiſers Caroli VI. Patent wegen der Schmäh-Schriften in Glaubens- und Staats-Sachen de Anno 1715. Wir Carl der Sechste, von Gottes Gnaden erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs..... Obwohlen..... ſo zeiget doch die tägliche Erfahrung, daß dieſen ſo offt ergangenen heilſamen Verordnungen und Rechts-Gebotten an verſchiedenen Orten nicht nachgelebt, vielmehr ſolchen ſchnur gerad entgegen, hin und wieder dergleichen ſchmähſüchtige Bücher..... heimlich gemacht, verfertiget, gedruckt, oder von auswärts hero eingeſchleifet....., nicht minder auch.... ſehr ſchädliche, des H. Römiſchen Reichs Geſetze und Ordnungen anzapffende verkehrte neuerliche Lehren, Bücher, Theses u. Disputationes angehebt, und dadurch viele ſo ohnzuläßig als tieffſchädliche Neuerungen gegen die Teutſche Grundfeſte, folglich Unordnungen in dem Teutſchen Reich eingeführt werden. Gleichwie aber dergleichen Zank- u. Schmähſüchtige Schreibarten und Lehren ſo wenig dem Chriſten- und Kayſerthum, als der Gerecht- und Erbarkeit gemäß, noch auch.....

Die Censur hielt sie strenger, als die übrigen Schriften; das Bedürfniß der Postversendung und die Unmöglichkeit, sie ohne Angabe des Druckortes und Verlegers unter das Publikum zu bringen, wie man mit andern Drucksachen häufig that, gab sie auf Gnade und Ungnade in die Hände der Staatsgewalt. Daß man dessen ungeachtet auch noch zu Verboten seine Zuflucht nahm, ist ein anschauliches Merkzeichen, wie eng gegriffen und kleinstädtisch die Regierungsansichten dieses Jahrhunderts waren. Man ahnte eine Macht in den Zeitungen; man erschrack zum voraus vor der Möglichkeit eines Geistes; man war mädchenhaft ängstlich und spießbürgerlich verletzbar — kurz, die Willkür, womit man die Presse mißhandelte, ging, wie die meisten Grausamkeiten, aus Feigheit hervor. Die Zeitungen hatten öffentlichen Einfluß genug, um dafür malträtirt zu werden, aber zu wenig, um sich damit Respekt zu machen. Im siebenjährigen Kriege hatte die Erlanger Zeitung, welche kurz zuvor (1754) erst entstanden war, den unglücklichen Einfall, in Deutschland Geist haben zu wollen: ein

gemeinen nutzigen Rechts- u. Staats-Sachen den geringsten Nutzen und Ehre, wohl aber ein und anderes diesen empfindlichen Schaden haben, daß daraus..... nichts als Zank, Mißtrauen, Entfernung derer Gemüther, Irrwege, auch wol gar Unfriede und Empörungen zu entstehen pflegen: Also haben Wir Unser darob hegendes Kayserliches Mißfallen öffentlich zu erkennen zu geben, und die Handhabung derer..... erlassenen Kayserlicher Verordnungen in Unsere besondere Sorgfalt und Obsicht zu nehmen einer Nothdurfft zu seyn, um so mehr befunden, als solches Ubel sich überaus vermehret ꝛc. (Folgt eine Widerholung der früheren Verordnungen, unter Andern daß „bei allen und jeden Buchdruckereyen verständige und gelehrte Censores zu bestellen," mit dem Zusatz, daß auch die Einführung „solch schädlicher Bücher aus fremden Landen" nicht verstattet, und außer dem Urheber, Schreiber u. Drucker auch „alle diejenigen, welche sie zum Verkauff herum tragen und ausbreiten, an Guth u. Vermögen, auch nach Beschaffenheit der Sachen u. deren Umständen, an Ehr, Leib, Guth u. Blut ohnnachläßig gestrafft werden sollen." Schließlich werden die Obrigkeiten, welche „nachläßig handeln," oder „auch vielleicht gar mit denen, so darwieder handeln, sich unter der Hand verstehen und Unterschleiff geben," mit scharfer Ahndung bedroht). „Wir meynen es ernstlich. Mit Urkund diß Briefs besiegelt mit Unserm aufgedruckten Kayserlichen Insiegel, der geben ist in Unserer Stadt Wien den 18. Julii 1715."

preußiſcher Anführer, der mit einem Streifcorps in Franken einfiel, nahm ſich dafür die würdige Genugthuung, dem „Zeitungsſchreiber," weil er nicht für Preußen witzig geweſen, fünfundzwanzig Stockprügel aufzählen und ſich eine Quittung darüber ausſtellen zu laſſen.* Bildlich genommen war die Art, wie man mit dem Zeitungsweſen überhaupt verfuhr, nur eine Reihe von Wiederholungen dieſes Huſarenprozeſſes. Der beſte, wo nicht der einzige Schutz einer Zeitung beſtund in der Eigenſchaft, obſcur zu ſeyn. Die Ausnahmen, wie Schubarts deutſche Chronik, erhoben ſich nur zu einer relativen Bedeutung. Das feinere Publikum las immer mehr ausländiſche Blätter; in Deutſchland ſelbſt erſchien, theils um einer milderen Cenſur willen, theils um bequemer abſchreiben zu können, gegen Ende des Jahrhunderts eine Maſſe von Zeitungen in den Sprachen fremder Nationen. So ein **British Mercury** in Norden; ein **Mercurio di Vienna** in Süden; franzöſiſche Zeitungen, außer dem burgundiſchen Kreis und dem Hochſtift Lüttich, zu Weſel, Köln, Neuwied, Elberfeld, Frankfurt, Zweibrücken (ſpäter Mannheim), Wertheim, Berlin ꝛc. Eine griechiſche Zeitung, welche in Wien herauskam, war wenigſtens nicht für Deutſche geſchrieben, ſondern ging nach Griechenland; mit lateiniſchen hatte man zu wiederholten Malen (zu Helmſtädt, Leipzig und Stuttgart) Verſuche gemacht, aber ſie waren nicht recht aufgekommen; für eine hebräiſche würde die Staatsgewalt wahrſcheinlich Cenſurfreiheit verwilligt haben. Auf dieſem geiſtloſen Wege war man denn allgemach dahin gelangt, daß kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1789 ein Ausländer von dem

* Archenholz, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Feldzug von 1759.

„Ein anderer Bundesgenoſſe dieſer Art war ein Zeitungsſchreiber in Erlangen, der ſich auf die Geſinnungen ſeines Souveräns verließ und den Preußen in ſeinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Läſterungen waren darin nicht ſparſam angebracht. Ein preußiſcher Offizier übernahm die Züchtigung dieſes Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben, und ſich von dem Patienten förmlich darüber quittiren."

Man ſieht, ſelbſt Archenholz, der ſonſt Anſprüche auf Geiſt macht, nimmt an dieſem rohen Mißbrauch animaliſcher Ueberlegenheit ſo wenig Anſtoß, daß er vielmehr einen löblichen Patriotismus, wo nicht ein Stück Heldenthum, daran zu bewundern ſcheint. Und Archenholz ſchrieb 1788!

deutschen Zeitungswesen sagen konnte: wenn ein Indianer zum ersten Male ein solches Blatt zu lesen bekäme, so würde er glauben müssen, daß das Wesen der Handlungen in diesem Lande im Essen und Jagen bestehe. Etwas Weniges an Geist hatte sich noch in Zeitschriften geflüchtet, welche etwa günstige Ausnahmsverhältnisse für sich hatten, aber es stand so isolirt, daß Schlözers Staatsanzeigen z. B. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Artikeln, die man heutzutage sehr unschuldig finden würde, eine Sensation gegen sich aufregten, als ob jedes Heftchen mit Meuterei und Hochverrath schwanger ginge.

Mit einem so trefflich gepflegten öffentlichen Geiste lebte das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts den Stürmen der französischen Revolution entgegen. Als die Sirenenlieder der neuen Freiheit ertönten, regte sich ein Geist in Deutschland, wie der eines Knaben, welcher einer Schule zu entlaufen wünscht, aus der er bloß Prügel davon getragen. Ein anderer Geist war nicht vorhanden. Die Universitäten und Gelehrten lebten ganz in ihrer eigenen Welt; der Adel und die Höfe waren französisch geworden und konnten sich nicht so geschwind aus der Copie heraus denken; der Intelligenz hatte man vor den Kopf gestoßen; den Nationalgeist aus Mangel an Nahrung erlöschen lassen. Was übrig blieb, war keine Nation mehr, sondern lediglich ein Publikum, das von jedem imponirenden Eindruck jungfräulich unerfahren in Beschlag zu nehmen war. So fiel denn dieses Publikum unbesehen dem neuen Frankreich in die Arme. In Deutschland selbst waren alle Hebel, womit man eine öffentliche Meinung in Bewegung setzt, gelähmt, oder ihre Handhabe für einen fremden Zugriff eingerichtet. Man sah auch halbwegs ein, daß man aus einer Politik ohne Geist zu einer durch den Geist wirkenden sich wenden müsse, aber man war nunmehr täppisch im Antreiben, wie man vorher täppisch im Zurückhalten gewesen war. Die Wilhelmsbader Verabredung, im September 1794, setzte fest, daß einer Gesellschaft „wohldenkender" Gelehrter zum Druck und zur Herausgabe ihrer Schriften der „landesherrliche Vorschub" angedeihen solle. Man wollte die Intelligenz in Dienst nehmen, wie ein Remontepferd; aber die Revolution der Ideen war diesen kleinen Mitteln längst über den Kopf gewachsen. Gegen einen fremden Geist, der zu überwältigen droht, kann man sich nicht stemmen als vermittelst

eines eigenen Geistes; aber was ein Jahrhundert lang sorgsam platt gedrückt worden, läßt sich nicht über Nacht zu der Seele einer Nation erweitern. Das Bedürfniß der Zeitungslektüre war einmal da; es wuchs seit der französischen Staatsumwälzung in einer Progression, wie die der Gerstenkörner auf dem Schachbrette des Braminen Siska; die deutschen Zeitungen allerwärts vermehrten sich und dehnten Format und Nummerzahl aus, um dem andringenden Bedürfniß zu genügen: * wie sollten sie den offenen

---

* Schwarzkopf a. a. O., S. 74 u. ff., über den „deutschen Lesetrieb" jener Zeit:

„Unter den gebildeten Ständen war, zur Ehre der Deutschen, das Zeitungslesen schon lange nicht nur gebräuchlich, sondern selbst ein Bedürfniß. Allein es war immer mehr Erholung und eine Nebenbeschäftigung, welche nie von der ernstern Lektüre, noch weniger aber von Berufsgeschäften abzog. Jetzt (1795) liegen Zeitungen in gehäuften Quartblättern neben den Pandekten und Hauspostillen, in den Expeditionsstuben und Rathssälen..... Wo Berufsgeschäfte oder gesellschaftliche Zerstreuung das tägliche Lesen von Folioblättern unmöglich machen, läßt man sich die merkwürdigern Stellen bezeichnen. Dieser Geschmack ist, in gleichem Maße, in Ansehung aller politischen Zeitschriften und Flugblätter herrschend, wie deren Vervielfältigung und Debit deutlich anzeigt..... Doch bei den gebildeten Ständen ist dieses Uebergewicht minder schädlich. Eine Folge der neuesten Aufklärung ist dagegen die Allgemeinheit des Zeitungslesens unter denjenigen Ständen, welche wenig oder gar keine wissenschaftliche Cultur haben. In den Dorfschenken und Werkstätten, in der Säbeltasche des Kammerhusaren und in dem Reifrocke der Zofe findet man Zeitungen..... Der Hufschmied, den uns Hogarth mit dem daily advertiser in der Hand zeichnet, hat in Deutschland das Bürgerrecht erhalten..... Die Wirkungen dieser Universallektüre äußern sich in gesellschaftlichen und überhaupt in allen bürgerlichen Verhältnissen, und kaum kann man auf dieses Gemälde die Farben zu stark auftragen. Vom Appartement bei Hofe bis zu dem Café coiffé des dritten und vierten Ranges übt die Unterhaltung über Zeitungsartikel ein so tyrannisches Monopol aus, daß kaum die beliebten Theatergespräche ihr das Gleichgewicht halten..... Sie setzt Alles in Spannung über das beschränkte Interesse der Gegenwart, und führt so den Dämon der Staatskritik in die vertraulichsten Kreise. Der Hausfrieden im Familienzirkel und die Genesung des politischen Kannegießers wird durch Zeitungsgespräche gestört" ꝛc.

Die Vergrößerung und Vervielfachung der Zeitungsblätter hielt, wie natürlich, gleichen Schritt mit der Zunahme des Lesetriebes:

Rahmen anders ausfüllen, als indem sie sich auf dem wohlfeilsten und bequemsten Wege zu einem Echo der französischen machten? Bei uns fanden sie eine geistige Schatzkammer, aus der man in Fülle leihen konnte; daheim nicht. Und von diesem Zeitpunkt an sind wir denn auch, mit einer kurzen Unterbrechung, die Schatzmeister und Bankiers für die politischen Ideen und die politischen Nachrichten der deutschen Zeitungen geblieben. Während der Revolutionskriege nahmen sie häufig sogar die Schlachtberichte, welche ihre eigenen Herren angingen, aus unserer Fabrik, und auf diese Weise ward uns die friedliche Presse dienstbar, wie gekauft, während wir sie mit nichts zu bezahlen brauchten, als mit den Artikeln selber.* Zur napoleonischen Zeit wurde diese freiwillige Dienstbarkeit als Frohndienst firirt: die deutsche Presse mußte sich, wie die französische auch, nach dem Moniteur richten, durch welchen Napoleon den Geist des „landesherrlichen Vorschubs" austheilte. Da die englischen Blätter vom Continent abgesperrt waren, so hatte Napoleon auch als Journalist das Monopol in der Hand. Die Emancipationsversuche des deutschen Geistes, der sich zu sträuben anfing, traten nur in Zwischenräumen hervor, und blieben isolirt, wie die Feldzüge, denen sie zum Vorspiel dienten. Als 1809 Oesterreich mit dem Rufe zur Freiheit ins Feld rückte,

---

„Aus Octavblättern entstanden die größten Quartformate und halbe oder Viertelsbogen ergänzten sich in regelmäßigen Formen. Wo sonst zweimal in der Woche die Erneuerung genügte, mußte man sie vervierfachen, und Deutschland sah, wie Frankreich und England Tagblätter, Morgen- und Abendpapiere, Zugaben, Beilagen und Extrablätter ohne Zahl."

* Schwarzkopf führt mehrfache Beispiele an, welche fast unglaublich scheinen. Aus dem unbedeutenden Gefechte bei Sprimont „kneteten" deutsche Zeitungen „mit dem Sauerteige der Pariser Berichte" Gegenstücke zu Roßbach. Noch mehr, im Dezember 1794 verbreiteten deutsche Blätter eine fingirte Urkunde von Friedenspräliminarien, wobei die Verwandlung von fünf Reichskreisen in eine Republik nach französischem Muster, und eine persönliche Abbitte deutscher Fürsten zu Paris, wie die Kaiser Heinrichs zu Canossa, als Grundlage festgesetzt war. Ein unter preußischem Privilegium erscheinendes Blatt gab die angebliche Urkunde zuerst; eine Reihe von Zeitungen kopirte sie ohne Anstand. (Erlanger Realzeitung vom 12. Dezember 1794; Hessen-Darmstädtische Zeitung vom 18. desselben Monats u.)

setzte es auch den Hebel der Presse in Bewegung; aber die Handhabung fiel ungeschickt aus, weil man weder einige Erfahrung darin für sich hatte, noch die Gewohnheit eines Publikums, von dieser Seite her Inspirationen zu empfangen. Der Versuch war für beide Theile ein fremdartiger. Dessen ungeachtet hätte er schon damals uns gefährlich werden mögen, wenn er im Gefolge eines Sieges der österreichischen Waffen aufgetreten wäre; aber diese wesentliche Bedingung blieb bekanntlich aus. Von 1809 an bis 1812 war ein Nachklang der angerührten Saite noch in dem österreichischen Beobachter bemerkbar, der einen gewissen geistigen Rang an sich nahm, und sowohl auf die spanischen Vorgänge, als auf die politischen Verhältnisse der Cabinette zuweilen Streiflichter fallen ließ, welche eine Tendenz hatten. Eine preußische Staatszeitung gab es damals noch nicht, da das jetzt unter diesem Namen erscheinende Blatt erst 1815 seinen Anfang nahm. Auch war, wie sich nachher auswies, eine vorbereitende Bearbeitung des Volkes gegen die Fremdherrschaft durchaus unnöthig. Der Volksgeist bestand durch sich selbst. Als die Krisis ausbrach, wurden die officiellen und halbofficiellen Organe rasch von einem mächtigern Geiste überholt, und der österreichische Beobachter, der zuvor sachte prälutirt hatte, war von 1813 bis 1815 kein Blatt für das Volk. Die Wortführer, wie es in Umwälzungszeiten zu geschehen pflegt, erhoben sich aus der Bewegung selbst. Eine Masse von Druckschriften aller Art, den regelmäßigen Zeitblättern voran, verbreitete wie auf Sturmesflügeln jenes Feuer über Deutschland, ohne welches die Russen, mit sammt dem Triumphe ihres Winters, nicht bis an die Elbe gekommen wären. Was an Ideen ausgesäet ward, ging als eine Ernte von bewaffneten Männern auf. Die deutsche Presse war eine europäische Macht geworden; den rheinischen Merkur nannte man den „fünften Alliirten." Zu dieser Zeit war auch in Deutschland eine „regierende Intelligenz" an das Steuerruder der Oeffentlichkeit getreten: es ist die einzige Periode in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens, worin dasselbe imponirend und einer großen Nation würdig erscheint.

Um fünf Jahre später war keine Spur mehr davon übrig. Warum und wie so es zu einem solchen Ende kommen mußte, ist eigentlich schwer zu sagen. Ohne Zweifel ist es ein Lobspruch für

den Geist der französischen Presse, daß sie, fast noch ehe die deutschen Occupationstruppen Frankreich geräumt hatten, bereits Deutschland mit ihren Ideen zu besetzen, und die deutschen Zeitungen wieder zu französischen Copien zu machen anfing. Aber man muß hinzufügen, daß innere Irrungen in Deutschland ihr dabei redlich in die Hände arbeiteten. Die Druckfreiheit, welche während jenes Freiheitskrieges aufgetaucht war, erhielt sich nur an wenigen Punkten über den Frieden hinaus. Man hatte die Macht des Zeitungswesens zu wohl kennen gelernt, um sie nicht bedenklich zu finden. Der „fünfte Alliirte", der sein erstes Blatt am 23. Januar 1814 ausgegeben hatte, gab am 19. Januar 1816 sein letztes aus: er war durch Cabinetsbefehl „unterdrückt". Drei Jahre später wurden die Einschränkungen allgemein. Ein fanatischer Student erdolchte einen russischen Schriftsteller, der übrigens niemals eine politische Rolle gespielt hatte, als einen Feind der deutschen Universitäten; zu gleicher Zeit kam man einem über viele Hochschulen sich erstreckenden Zusammenhang hochverrätherischer Anoder Absichten auf die Spur. Dieß gab den Ausschlag. Es scheint, daß auch die staatsmännische Welt damals die Illusionen dieser Jugend theilte, als welche sich nämlich einbildete, daß sie eine mächtige Partei mit streitfertigen Mitteln, ja, die Mehrheit der ganzen Nation, „insgeheim" hinter sich stehen habe. Am 20. September 1819 erschien ein Bundesbeschluß, welcher, nach Verabredungen in Karlsbad, die deutschen Preßverhältnisse regulirte, und die noch heute geltende Basis der Gesetzgebung dafür bildet.* Während die Censur, wiewohl unter einem andern Namen,

* Der Beschluß war als „einstweilig" bezeichnet, und sollte, da „demnächst" ein Definitivbeschluß über die rechtmäßigen Gränzen der Preßfreiheit in Deutschland erfolgen werde, seine Wirksamkeit nur auf die nächsten fünf Jahre erstrecken, ist aber seitdem ununterbrochen in Kraft geblieben. Statt des Ausdrucks „Censur", welcher darin vermieden ist, hat man die Wendung gebraucht, zu verordnen, daß Schriften unter 20 Druckbogen in keinem deutschen Bundesstaate „ohne Vorwissen und vorgängige Genehmhaltung der Landesbehörden" zum Druck befördert werden dürfen. Der §. 3 dieses sogenannten Preßgesetzes, obwohl ebenfalls den Ausdruck „Censur" umgehend, fügt übrigens ausdrücklich hinzu, daß man vorbeugende Maßregeln gegen den Mißbrauch der Presse im Auge habe, und daß

sich kraft dessen zu einer Bundesvorschrift erhoben findet, übt der Bund zugleich über die Art und Weise der Vollziehung eine oberste Aufsicht aus, indem das Verbotsrecht, jetzt nicht mehr aus dem Postregal abgeleitet, ein unbedingtes Correctiv- oder vielmehr

---

Gesetze, welche auf gerichtliche Verfolgung und Bestrafung bereits verwirklichter Druckvergehen abzwecken, in keinem Bundesstaate als zureichend anzunehmen seyen. Der folgende Paragraph macht jeden Bundesstaat für die unter seiner Oberaufsicht erscheinenden Druckschriften, „insofern dadurch die Würde oder die Sicherheit anderer Bundesstaaten verletzt, die Verfassung oder Verwaltung derselben angegriffen wird," der Gesammtheit des Bundes verantwortlich. Nach der Fassung dieses Artikels könnte man glauben, daß die vorgeschriebene „Genehmhaltung," worunter man die Censur versteht, sich bloß über Das zu erstrecken habe, was über deutsche Bundesstaaten, nicht aber, was über England, Frankreich, Rußland, Ostindien, Amerika ꝛc., im Druck veröffentlicht werden soll; allein die Praxis hat anders entschieden, und Alles ohne Unterschied unter Censur gesetzt. Durch §. 6 wird die Bundesversammlung befugt, Druckschriften, welche nach dem Gutachten einer von ihr ernannten Commission der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten, oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufen, „ohne vorhergegangene Aufforderung, aus eigener Autorität, durch einen Ausspruch, von welchem keine Appellation stattfindet, zu unterdrücken," und die betreffenden Regierungen sind verpflichtet, diesen Ausspruch zu vollziehen. Daher die Verbote auch censirter Zeitungen, wobei dann die Regierungen, deren Censurverfahren mit verurtheilt wird, sich dem Unterdrückungsakte gegen die unter ihrer Genehmhaltung erschienene Druckschrift anschließen müssen. Ist es eine periodische Schrift, die durch einen solchen Ausspruch unterdrückt wird, so ist damit zugleich die Vorschrift verbunden, daß der Redacteur derselben binnen fünf Jahren in keinem Bundesstaate bei der Redaction einer ähnlichen Schrift zugelassen werden darf.

Da diese Bestimmungen das Maximum ausdrücken sollen, welches den einzelnen Regierungen zuzulassen gestattet ist, so ist ihr Inhalt keineswegs verpflichtend, sondern bloß erlaubend, für die darin offen gelassene Freiheit. In Oesterreich und Preußen z. B., auch in einigen kleineren Bundesstaaten, sind die Schriften über 20 Druckbogen so wenig censurfrei, als die andern. Eine Ausnahme von dem Gebotenen aber findet allein in Bayern statt, wo alle nichtperiodischen Druckschriften, ohne Unterschied des Volumens, und unter den periodischen wieder die nicht-politischen, bloß innere Landesangelegenheiten betreffenden gesetzlich von der Censur frei sind.

Cassationsmittel der Censurbewilligungen in seine Hände legt. Die Wirkung dieses Systems auf das deutsche Zeitungswesen war von ganz eigenthümlicher Art. Die Erörterung deutscher Angelegenheiten, als die am leichtesten anstößige, verschwand aus den Blättern; die Geister, welche eine nationale öffentliche Meinung zu repräsentiren und zu bilden verstanden hätten, zogen sich zurück; der leere Rahmen, dem das Lesebedürfniß des Publikums einen Inhalt anbegehrte, ward mit Compilationen und Uebersetzungen ausländischen Zeitungsstoffes ausgefüllt. Da man die Zeitungsblätter an sich nicht unterdrücken wollte, noch konnte, so ließ man diesem Surrogate wohl oder übel seinen Spielraum. Dieses Surrogat aber wurde von Frankreich geliefert. Die Revolutionen in Spanien, in Portugal, in Italien, in Griechenland, hatten das deutsche Publikum, das zu Hause bloß Pausen hatte, in Bälde gewöhnt, seinen politischen Blick vorzugsweise nach außen zu wenden und in fremden Angelegenheiten das Interesse eigener zu sehen; es erschien nicht so nackt unnatürlich, da die Ereignisse aus der Fremde kamen, auch die politischen Gedanken darüber aus der Fremde zu entlehnen. In der griechischen Angelegenheit namentlich, welche am längsten dauerte, folgt das ordinäre deutsche Publikum blindlings den Gedanken der französischen Presse, und ließ sich während des Türkenkriegs der Russen zu einem russischen Enthusiasmus hinaufstimmen, der von einem Standpunkt aus sehr wohl in einem französischen, aber von keinem aus in einem deutschen Interesse motivirt war. Die italienischen und die spanischen Interessen, mit denen man ebenfalls dieses Zeitungspublikum eine Zeit lang aufgefüttert hatte, schrumpften bälder ein; die französischen blieben übrig. Nun klammerte sich die passive deutsche Welt gänzlich an Frankreich an. Das innere Leben einer Nation, welche von allen Nationen der Erde am wenigsten die Schwäche hat, weltbürgerlich zu seyn, wurde in den Händen des deutschen Zeitungswesens das Steckenpferd eines kleinstädtischen Weltbürgersinns. Alle Welt wollte mitleben, was in Paris vorging; das Kleine, wie das Großartige; das Unwichtigste, wie das Bedeutsame. Jeder Eckensteher in Deutschland wußte, wer Minister in Frankreich war, und was für geheime Plane dieses Ministerium habe. Diese kolossale Kannegießerei mit fremden Interessen ist auch der Schlüssel zu der unermeßlichen Aufregung,

welche unsere Julirevolution in Deutschland verursachte. In England verfehlte diese Revolution auch nicht den gebührenden Eindruck zu machen; die Engländer bewunderten sie und zogen ihren Vortheil daraus; aber sie vergaßen keinen Augenblick darüber, daß sie Engländer waren. Anders in Deutschland. Man hatte seit Jahren die französischen Oppositionszustände mitgelebt, als ob es eigene wären; als diese Krisis derselben eintrat, bildete man sich folgerichtig ein, daß man an dem Sieg und dessen Beute auch seinen Antheil habe. Die deutsche Censur gegenüber der französischen Preßfreiheit * hatte uns von langer Hand her diesen Einfluß entgegen getragen. So wie der Kaiser Napoleon in Pillnitz, so ist die Macht unserer Presse über Deutschland in Karlsbad geboren worden.

Von Seiten der Regierenden in Deutschland wunderte man sich sehr darüber, daß ein durch ein Jahrzehend hindurch mit so viel Sorgfalt gepflegtes Censursystem keine besseren Früchte getragen hatte. Ein Krieg mit Frankreich stund vorne an in der Reihe der Unmöglichkeiten, und in den deutschen Zeitungen, mit all ihrer Censur, mußte man gleichsam eben so viele französische Colonien auf deutschem Boden erblicken. Als die zusammengezogenen Wetterwolken gegen Vermuthen sich vertheilt hatten, reflektirte man auch wieder auf die Blitzableiter. In der fast zweijährigen Zwischenzeit hatte man den Zeitungen die Zügel schießen, in Einem Bundesstaate sogar eine gesetzliche Preßfreiheit aufkommen lassen. Auf andern Punkten bestund sie faktisch. Denn das ist ebenfalls eine der Seltsamkeiten des deutschen Censurverfahrens, daß es regelmäßig, wenn die Zeit ernsthaft unruhig ist, sich lockert, und wenn die Unruhe sich zu setzen beginnt, wieder fest anzieht. Im Sturme läßt man die Presse mit fliegenden Segeln fahren; bei ordinärem Winde refft man sie ein. Gewöhnlich geschieht dies vermittelst einer massenhaften Anwendung des Verbotsystemes, welche sodann nicht ermangelt, sowohl auf Censoren, als auf Verleger und Schriftsteller imponirend, fast terroristisch, zu wirken, aber den

* Die Preßfreiheit in Frankreich ist eine ständige geworden seit dem 4. Februar 1822. Die kurzen Unterbrechungen vom 15. August bis 16. September 1824 und vom Juni bis November 1827 dienten nur dazu, das Bewußtseyn ihres Bedürfnisses stärker zu machen.

Nachtheil hat, daß niemals, wie in Frankreich oder England, eine Partei zu dem Punkte gelangt, wo sie sich in ihrem eigenen Extrem überlebt oder die Erfahrung ihrer Impotenz gegenüber der wahren Volksgesinnung zu machen hat. Eine dieser periodisch wiederkehrenden Ernten des Verbotsystemes wurde denn auch in den Jahren 1832 und 1833 vorgenommen, und etwa ein Dutzend deutscher Zeitungen oder drüber, ein gutes Zehntheil der Gesammtanzahl, verfiel der Sichel desselben. Auch einige Zeitschriften wurden niedergelegt. Was übrig blieb, ist der heutige Bestand des deutschen Zeitungswesens; eine Mannschaft von Dezimirten; Gemeine mehrentheils, die sich vermittelst ihrer Obscurität so hindurchgebracht; die wenigen Offiziere darunter mit Narben bedeckt und durch amputirte Glieder gezeichnet. Der Geist des Censurverfahrens ist wieder derselbe geworden, wie er vor dem Jahre 1830 war: gestreng aus Aengstlichkeit und ängstlich aus Kleinstädterei. Eine Ausnahme fand theilweise statt, als aus Veranlassung der kölnischen Wirren der Protestantismus und der Katholizismus sich in die Haare geriethen. Die Censur gab Luft; die deutsche Presse rührte sich und debattirte mit Neuheitslust über Etwas, was Deutschland selber anging; das deutsche Zeitungspublikum ließ das französische Ministerium einmal ungeschoren, und machte sich ein eigenes Tagesgespräch, anstatt das der Pariser nachzureden, so wie es die Post mit sich brachte. Aber es war bloß ein lichter Zwischenraum in der Gallomanie des deutschen Zeitungswesens. Als die Sache um sich griff, ängstigte man sich vor dem Lärm, und die weltliche Macht verstand sich darüber, der ungewohnten Polemik Einhalt zu thun. Der Protestantismus selbst, nicht eben im Geiste seiner Ahnen, verlangte zuvörderst den Triumph des Stillschweigens. Eine hannöversche Streitfrage, welche fast noch mehr Sensation machte, erfreute sich nur zur Hälfte jener Lockerung des Preßzwanges, und kam um Vieles bälder bei dem Endpunkt an. Die vereinzelten Ausnahmen da und dort sind nur vorhanden, um die Regel durch ihren Contrast zu bestätigen. Diese Regel nun, dem Ansehen nach, wäre im Grunde die, daß in Bezug auf Deutschland in den Zeitungen gar nichts zur Erörterung kommen solle, als im Sinne der Regierenden oder unterhalb der Linie, wo die Politik anfängt, und ganz folgerichtig hat man deßhalb in neuerer Zeit auch über Handelsinteressen

die Debatte verwehrt, sobald die Staatsgewalt einmal ihren Entschluß gefaßt hatte, und der Betreff, um den es sich handelte, dadurch bekannt geworden war. Allein in ihrer vollen Consequenz würde eine solche Regel in den heutigen Zuständen nicht durchführbar seyn, und so ist man denn bei dem halben Resultat stehen geblieben, daß die Rubrik Deutschland in den deutschen Zeitungen wenigstens nur eine sehr untergeordnete ist, und dafür durch ein Echo der französischen und der englischen Presse der öffentliche Geist des deutschen Volkes beschäftigt wird.

Man muß sich die Vergangenheit des deutschen Zeitungswesens vor Augen halten, um seine Gegenwart zu begreifen; aus seiner Leidensgeschichte erklärt sich seine Kümmerlichkeit, welche mit dem Geistesstolze dieser Nation auf andern Gebieten in einem so wunderlichen Contrast steht. Auf eine Einwohnermasse von 40 Millionen, die deutschen Provinzen von Preußen außerhalb des Bundes zur Bevölkerung dieses letztern hinzugerechnet, zählt Deutschland nicht mehr als etwa 100 politische Zeitungen.* Unter diesen

---

* Da man in Deutschland nicht, wie in Frankreich und England, die Bequemlichkeit hat, eine Uebersicht der bestehenden Zeitungen und ihrer Abonnentenzahl aus den Listen einer obersten Stempelverwaltung entnehmen zu können, so stehen einer genauen Statistik des deutschen Zeitungswesens fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, doch kann man annähernd zu Resultaten gelangen, welche für den vorliegenden Zweck vollkommen hinreichend sind.

Das „bibliopolische Jahrbuch für 1837" (Leipzig bei Weber) enthält den Versuch eines Verzeichnisses, wonach die Gesammtanzahl der politischen Zeitungen in deutscher Sprache, die schweizerischen Blätter und die unter viermal wöchentlich erscheinenden abgerechnet, sich auf 87 stellt. Als bemerkenswerth dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß Danzig mit 70,000 und Dresden mit 66,000 Einwohnern gar kein Zeitungsblatt, Stettin mit 30,000 Einwohner nur eine dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung besitzt. Dagegen bestehen in Moskau z. B. drei deutsche Zeitungen, in Petersburg drei, in Mitau eine, in Riga fünf.

Ein anderes Verzeichniß, das bei den deutschen Posten, auch außerhalb Sachsen, gefunden wird, ist der „Zeitungs-Preiscourant für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1837 und folgende," Leipzig, gedruckt bei G. B. Teubner; nebst der Ergänzung: „Erster Nachtrag zum Zeitungs-Preiscourant ꝛc. ꝛc." Die Gesammtzahl der Nummern dieses Verzeichnisses für die in deutscher Sprache erscheinenden

hundert Zeitungen wiederum findet sich kein Dutzend, das auf die Eigenschaft von Blättern ersten Ranges oder den Besitz eines

Zeitblätter beläuft sich auf nicht weniger als 655; doch stehen manche Nummern, die frühere Ordnungszahl verbotener oder sonst eingegangener Zeitungen ohne Zweifel, in der Reihefolge leer; auch werden längst nicht mehr bestehende Blätter (der badische Merkur, die Nürnberger Zeitung, die Mannheimer Zeitung ꝛc. ꝛc.) darin noch nachgeführt, und auch außerhalb Deutschland erscheinende Zeitungen in deutscher Sprache, die Petersburger z. B., mit aufgezählt. Rechnet man die leerlaufenden Nummern ab, und für Nr. 16, wo als Unterabtheilungen 12 Nummern verzeichnet stehen, 11 hinzu, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 537 in dem „Preiscourant" selbst, und von 57 im „Nachtrag", zusammen von 594. Allein diese Zahl begreift Zeitschriften, Monathefte und Zeitblätter aller Gattungen, auch nicht-politische, in buntem Durcheinander unter sich. Scheidet man die eigentlichen Zeitungen, nämlich die Zeitblätter mit politischen Nachrichten davon aus, und läßt die in deutscher Sprache außerhalb des eigentlichen Deutschlands (des deutschen Bundes mit den weitern deutschen Provinzen von Preußen nämlich) erscheinenden Zeitungen außer Rechnung, so reduzirt sich die Gesammtzahl der politischen Zeitungen Deutschlands auf folgende:

6 bis 7 mal	wöchentlich	erscheinende . .	53.
5 mal	"	" . .	2.
4 mal	"	" . .	6.
3 mal	"	" . .	8.
2 mal	"	" . .	9.
1 mal	"	" . .	19.
		Zusammen .	97.

Die Annahme von 100 politischen Zeitungen in Deutschland, als Rundzahl, wird demnach der Wahrheit so nahe kommen, als es bei so mangelhaften statistischen Anhaltspunkten zu erheben möglich ist. Selbst wenn man eine Anzahl von 20 größeren Zeitungen, im Verhältniß zum Ganzen eine sehr große Zahl, als in jenem Verzeichniß ausgelassen oder übersehen annehmen wollte, so würde für die politische Bedeutung, um welche es sich hier handelt, das Ergebniß sich nicht wesentlich höher stellen, da die 19 nur einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungen doch nur der Vollständigkeit wegen mit aufgeführt, bei der Abschätzung eines moralischen Gewichtes aber nicht groß in Rechnung zu bringen sind.

Unter den nur dreimal wöchentlich erscheinenden Blättern befindet sich die Königsberger Zeitung, die einzige Zeitung einer Stadt, welche 70,000 Einwohner zählt. Von der Stettiner Zeitung, welcher das „bibliopolische Jahrbuch" drei Nummern wöchentlich

über die ordinären Gränzen hinausgehenden, durch ganz Deutſchland hin vertheilten Publikums Anſpruch machen könnte. Von den

---

gibt, läßt der ſächſiſche „Zeitungs-Preiscourant" gar nur zwei Nummern in der Woche herauskommen. Vergleicht man mit ſolchen Defecten und mit der gänzlichen Zeitungsloſigkeit von Städten, wie Dresden und Danzig, die Statiſtik der franzöſiſchen Preſſe, ſo ſtellt ſich ſehr anſchaulich heraus, warum ein politiſches Tagesgeſpräch in Deutſchland, das nicht das Echo eines ausländiſchen wäre, kaum auftauchen kann. Die franzöſiſchen Provinzen ſogar, ſo ſehr ihr Geiſt von Paris dominirt wird, haben mehr eigenthümliche Organe der Oeffentlichkeit. Im Jahr 1838 zählte man in Frankreich, die bloßen Anzeigeblätter abgerechnet, 267 Provinzialblätter, worunter Lyon und Marſeille mit 10, Toulouſe mit 8, Rouen und Bordeaux mit 6 ꝛc. ꝛc. (So die Liſte der Office-correspondance de Lepelletier, Bourgoin et Compagnie, 18, rue Notre-Dame-des-Victoires, Paris.)

Was die Statiſtik der Zeitungslektüre betrifft, ſo wird ſie gewöhnlich ſo haltungslos behandelt, daß man nur oberflächliche geiſtige Reſultate daraus ziehen kann. So hat Ferrufac in ſeinem Bulletin des sciences géographiques (XXII., 227) eine vergleichende Statiſtik nach Ländern, wie folgt:

Spanien	hat	ein	Zeitungsblatt	auf	864,000 Einwohner.
Rußland	„	„	„	„	674,000 „
Oeſterreich	„	„	„	„	376,000 „
Schweiz	„	„	„	„	66,000 „
Frankreich	„	„	„	„	52,000 „
England	„	„	„	„	46,000 „
Preußen	„	„	„	„	43,000 „
Niederland	„	„	„	„	40,453 „

Die ſpaniſchen Verhältniſſe haben ſich ſeitdem geändert; die der übrigen Länder ſind im Weſentlichen dieſelben geblieben. Aber dieſe Statiſtik überhaupt ſteht auf keinen ſoliden Füßen. Zuvörderſt müßte man, um auf ein erkleckliches Reſultat zu kommen, nicht ſchaaler Weiſe die Zeitblätter an ſich, ſondern ihre Abonnenten zählen, um ſie auf die Bevölkerungen auszuſchlagen, deren zeitungsleſende Intelligenz man ſchätzen will. Sodann müßte man zwiſchen täglich erſcheinenden Zeitungen und ſolchen, die nur ein oder zweimal in der Woche herauskommen, einen Unterſchied machen, der für das moraliſche Reſultat der Berechnung ſehr weſentlich ins Gewicht fällt. Desgleichen wäre nicht außer Acht zu laſſen, den Leſerkreis, welchen die Preſſe eines Landes außerhalb deſſelben haben kann, in Abzug zu bringen, und die Abonnirungen inländiſcher Leſer auf Blätter, welche von auswärts hereinkommen, dafür hinzuzurechnen. Bei

übrigen besteht die Mehrzahl aus bloßen Compilationsblättern, welche die Originalartikel der andern nachdrucken oder ausziehen,

---

Frankreich z. B., dessen Presse ein europäisches Publikum hat, geht man sehr bedeutend irre, oder vielmehr man thut etwas völlig Nichtssagendes, wenn man ausschlägt, wie viele Einwohner auf eine Zeitung kommen; denn nicht Frankreich allein ist der Leserkreis, auf den sich diese Radien vertheilen, sondern Deutschland und eine Reihefolge von andern Ländern dazu. Als der National in Preußen verboten wurde, behauptete ein deutsches Blatt, wenn auch offenbar übertrieben, er habe 700 Abonnenten dadurch verloren. Bei dem Journal des Debats und der Gazette de France steigt der auswärtige Absatz sicherlich über diese Abonnentenzahl; was soll es nun für eine Statistik seyn, wenn man dieselbe auf die Einwohner Frankreichs umlegt? Die Verhältnißzahl für Oesterreich, welche die Ferrusac'sche Vergleichung gibt, ist schon um deßwillen eine unstatthafte, weil man doch offenbar Ungarn und andere Provinzen, welche kaum einen Bürgerstand kennen, besonders behandeln, nicht aber die magyarische und slavische Bevölkerung unbesehen mit der deutschen hätte zusammen werfen sollen. Und auch in dem deutschen Oesterreich wieder liest man nicht blos österreichische Zeitungen. Die Allgemeine Zeitung z. B., selbst wenn man jene Unterscheidung unterläßt und die Einwohnerzahl der gesammten Monarchie ins Verhältniß zieht, hat relativ mehr Abonnenten in Oesterreich, als in Preußen. Was endlich die Verhältnißziffer für Preußen betrifft, so ist sie eine handgreifliche Lächerlichkeit. Nach diesem Ferrusac'schen Geistesmesser würde Preußen mehr Zeitungswesen haben, als Frankreich und England, und doch weiß Jedermann, daß es nicht der Fall ist, ja, daß weder eine politische Zeitung noch eine Unterhaltungs-Zeitschrift vom ersten Rang in Preußen erscheint. Man kann gar nicht auf eine solche Ziffer gekommen seyn, als indem man, wie etwa der sächsische Zeitungs-Preiscourant, Alles zusammenwarf, und sowohl Anzeige- und Lokalblätter, als die ästhetischen und unästhetischen Winkelblättchen, womit Deutschland bedeckt ist, als Zeitungen mitzurechnen beliebte.

Das Verhältniß zwischen der Zahl der Abonnenten und der Zahl der Leser, obwohl von einleuchtender Wichtigkeit, wird von der ordinären Statistik ebenfalls gewöhnlich außer Acht gelassen. In Deutschland ist dasselbe doppelt beachtungswerth, weil nirgend anderswo der Unterschied zwischen Leserkreis und Abonnentenzahl so abnorm getroffen wird. In England und Frankreich, wo der Transport der Zeitungen nur unbedeutenden Einfluß auf die Bezugspreise hat, kann man schätzungsweise eine Verhältnißzahl zwischen Abonnenten und Lesern annehmen, ohne sehr weit irre zu gehen, wie man

und im Uebrigen eine Geiſtesarbeit zu liefern glauben, wenn ſie das, was die franzöſiſche Preſſe oder ein Pariſer office-correspondance

---

denn in England z. B. auf einen Abonnenten im Durchſchnitt fünf Leſer hat rechnen wollen; in Deutſchland würde jede derartige Annahme, gleichviel mit welcher Ziffer, ein Fehlgriff ſeyn. Die deutſchen Provinzialblätter, d. h. diejenigen Zeitungen, welche nicht ein allgemein deutſches, ſondern nur ein örtliches Publikum haben, mag dieſer Kreis von Oertlichkeit ſich nun über eine Stadt, über einen Landſtrich oder über ein Königreich erſtrecken, zählen viele Abonnenten im Verhältniß zu ihren Leſern, weil ſie die nächſtgelegenen ſind, wohlfeil kommen und häufig um der Anzeigen willen gehalten werden, die man nicht bloß leſen, ſondern haben will. Die deutſchen Primärzeitungen dagegen, durch die Brandſchatzungen des Poſtaufſchlags, welche theils aus politiſchen, theils aus bloß gewinnſüchtigen Gründen geſchehen, auf größere Entfernungen hin ein Luxusartikel, ſind für einen großen Theil ihres Publikums zu theuer, um als Hauszeitungen, und zu entlegen, um als Novitätenblätter zu dienen; ſie haben weniger Einzelabonnenten, als die Provinzialblätter, und werden dafür, wenn ſie ſich ausbreiten, in Hunderten und aber Hunderten von Leſezirkeln gehalten. Die Zahl der Leſer im Verhältniß zu der Zahl der Abonnirungen ſteigt dadurch ins Unberechenbare; bei der Allgemeinen Zeitung mag jene vielleicht das Zwanzigfache der letztern betragen. Die Zerſplitterung Deutſchlands, die verſchiedenen Mittelpunkte, die ſeltſamen Cenſurverhältniſſe endlich, da ſehr häufig dem einen Blatte geſtrichen wird, was in einem andern gedruckt erſchien, machen dem, welcher eine Ueberſicht deutſcher Zuſtände gewinnen will, die Lectüre mehrerer, ja vieler Zeitungen nothwendig; daher die Menge der Leſezirkel in Deutſchland. Selbſt kleine Orte haben einen Clubb, ein Muſeum, eine geſchloſſene Geſellſchaft unter irgend einem Namen, eine Conditorei oder ein Caffeehaus, welche zugleich als Leſecabinette dienen. Schwarzkopf, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, rühmt die vorzügliche Einrichtung der Leſecabinette in Hamburg, Nürnberg, Köln, Baſel, Berlin, Erlangen, Oehringen, Hildburghauſen, und bemerkt als Seltſamkeit, daß Braunſchweig erſt 1794, zugleich mit Warſchau und Florenz, „dieſen Vortheil," erhalten habe, Wien aber, nebſt Mannheim und Hannover, deſſelben entbehre. Jetzt iſt Deutſchland über und über mit ſolchen Anſtalten bedeckt.

Ein ſehr verbreitetes Blatt in Deutſchland, eine örtliche noch eher als eine Primärzeitung, mag ſich bis auf 7, 8, 9000 Abonnenten hinaufarbeiten, doch gibt es, im Verhältniß zur Einwohnerzahl Deutſchlands, deren nur wenige, der Hamburger Correſpondent, früher das Hauptblatt für Norddeutſchland, ſoll vor

bringt, in einer schülerhaften Ueberſetzung abconterfeien.* Kenntniſſe ſind nur ein ſehr untergeordnetes, Geiſt gar kein Erforderniß bei einem ſolchen Blatte. Auch wird weder mit der einen

der franzöſiſchen Herrſchaft (1810) an 30,000 Abonnenten gehabt haben; allein dieſe Angabe iſt fabelhaft. Eine Abonnentenzahl von 10,000 iſt das Maximum in England; es iſt nicht glaublich, daß Deutſchland zu irgend einer Zeit England darin überflügelt haben ſollte. In Frankreich hatte der Conſtitutionnel ſeiner Zeit 20,000 Abonnenten; von den Blättern unter 80 Franken kam das Siecle bis auf 15,000; die Mittelzahl bei den angeſehenern Zeitungen iſt ebenfalls 10,000.

* Unter dem Titel office-correspondance beſtehen zu Paris Correſpondenzanſtalten oder Fabriken von Zeitungsartikeln in Briefform, welche, für eine Abonnirung von 50 Franken monatlich, jedweden Tag eine Correſpondenz mit politiſchen Nachrichten oder „Raiſonnements" an die Adreſſe des Abonnenten abfertigen. Die Vervielfältigung des Manuſcriptes, welche den wohlfeilen Preis möglich macht, geſchieht durch „Autographie" oder Ueberdruck. Die deutſchen Zeitungen, die franzöſiſchen Provinzialblätter, auch einzelne Handelshäuſer, bilden den Abnehmerkreis dieſer eigenthümlichen Induſtrie, welche hauptſächlich durch den Umſtand begünſtigt wird, daß ihre Nachrichten um ſechs Stunden weiter reichen, als die zweite Ausgabe der Morgenblätter, die um 10 Uhr Vormittags unter die Preſſe kommt. Die Schwankungen der Börſe und der Politik ſeit 1830 haben ſie emporgebracht. Eine ſolche office-correspondance ſchreibt übrigens nicht bloß aus Paris, ſondern aus allen Theilen von Frankreich, aus London, aus Madrid, aus Conſtantinopel, aus Amerika und den übrigen überſeeiſchen Weltgegenden. Ihre Quellen ſind theils wirkliche Briefe und Handelsſchreiben, welche ſie ſodann auch wohl an die Pariſer Blätter verkauft, theils Artikel fremder Zeitungen, aus welchen ſie fingirte Briefe zuſammenſtoppelt, theils Börſengerüchte und ſonſtige Zuträgereien des „On dit" in Frankreich. Eine vor der andern wird hin und wieder etwa auch von Staatsmännern oder Börſenpolitikern, welche durch ihre Vermittlung auf die Oeffentlichkeit wirken wollen, mit Nachrichten oder Andeutungen bedacht, die man zu Artikeln verarbeitet. Das Meiſte jedoch iſt Stoppelwerk; Fabrikat für den täglichen Marktbedarf. Die franzöſiſchen Provinzialblätter entnehmen ſich daraus, was den Artikeln der Pariſer Zeitungen um einen Poſttag zuvorkommt; die Benützung beſteht meiſt in einem wörtlichen Abdruck. Die deutſchen Blätter, welche Gebrauch davon machen, müſſen den Stoff erſt verarbeiten; doch gibt es auch eine deutſch geſchriebene office-correspondance, die ſchlechteſte in der Zunft, und in einem Deutſch verfaßt, das einen Elſäßer

noch mit der andern Eigenſchaft ein unnöthiger Luxus getrieben: die erſtere wird nicht verlangt, die letztere oft nicht einmal geſtattet. Kurz, dieſe Zeitungen ſind ungefähr, wie unſere ſchlechteren Provinzialblätter; aber Provinzialblätter, deren Hauptſtadt die einer fremden Nation iſt, denn Alles, was ihr Pflanzenleben an Seele zu haben ſcheint, iſt von Paris erborgt. Deſſen ungeachtet haben dieſe Scheinſeelen ein Publikum, das zu ihren Füßen ſitzt. Es gibt

ſchamroth machen würde, und es finden ſich deutſche Zeitungen, welche dieſes Machwerk unbeſehen abdrucken, ſo wie es geſchrieben ſteht. Hält man dazu etwa noch eine Wiener office-correspondance, welche zugleich „Privatcorreſpondenzen“ aus Ungarn, Trieſt, Stambul, Smyrna, Alexandrien ꝛc. ꝛc. zu liefern hat, und dabei auf ganz ähnliche Weiſe fabrizirt, wie die Pariſer, ſo iſt das bereits ein gewiſſer Rang und Geiſtesreichthum für das Publikum eines deutſchen Compilationsblattes.

Die Nachläſſigkeit oder Unwiſſenheit, womit viele dieſer Blätter redigirt werden, ſtreift ans Unglaubliche. Man macht ſich in Deutſchland gerne luſtig über die franzöſiſche Naivetät in geographiſchen Schnitzern; man lächelt über unſere Blätter, wenn ſie eines der deutſchen Duodezfürſtenthümer mit einem andern verwechſeln, die „Achſe“ für einen ſchiffbaren Fluß nehmen, oder ſonſt einen jener Mißgriffe begehen, welche ſich drollig machen, in denen aber niemals eine Geiſtloſigkeit liegt. Dagegen gibt es Zeitungsſchreiber genug in Deutſchland, welche niemals gewußt haben, daß Aix-la-Chapelle Aachen, Anvers Antwerpen, oder Orange Oranien heiße, und ſich höchlich wundern würden, zu vernehmen, daß man in Spanien die Städte mit ſpaniſchen, ſtatt mit franzöſiſchen Namen zu benennen pflege, und ihr Le Paſſage eigentlich los Paſſages, Saint-Ildefonſe aber San Ildefonſo ſey. Die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung trat einmal Saarlouis an Frankreich ab, in der Eintheilung unter dieſe Rubrik nämlich, und der Schnitzer machte die Runde durch andere Zeitungen; ein Beiblatt zur Preußiſchen Staatszeitung, das „Magazin für die Literatur des Auslandes,“ ließ Ludwig den XVI. eine Dame, die bei Hofe vorgeſtellt ward, auf beide Wangen umarmen, weil es einfacher Weiſe nicht wußte, daß embrasser küſſen heißt; ein drittes Blatt machte aus einer Bayonner Nachricht, daß man au lointain ſchießen höre, einen Kanonendonner im Lointeſiſchen. Aehnliche Beiſpiele kann man tagtäglich aus dem Leben greifen. Ein Franzoſe, welcher deutſch zu lernen wünſcht, muß ſich wohl hüten, deutſche Zeitungen zu leſen; es ſind Miſchlingsnaturen, welche weder deutſch noch franzöſiſch verſtehen, und bei denen man, wie bei einem Elſäßer, das Eine ſo wenig lernen kann als das Andre.

Compilationsblätter in Deutschland, welche, obwohl mit politischen Gedanken kaum bis auf fünf zählend, mit Berechnung ihrer Abonnenten bis auf eben so viele Tausende und darüber kommen, und bei der geistigen und leiblichen Dürftigkeit ihrer Ausstattung einen im umgekehrten Verhältniß mit ihrem Werth steigenden Gewinn abwerfen. Ihre Geistesarmuth hat sie reich gemacht. Als Lokalblätter auf irgend einem günstigen Stapelplatze entstanden, versammelten sie auf dem Mittelpunkt eines Straßennetzes, eines Handelswesens oder eines Staatsganzen aus allmählig ein Publikum um sich, das den Kreis ihrer Oertlichkeit weiter zog; der periodischen Sichel des Verbotsystemes entgingen sie durch ihre innere Leere und geduckte Stellung; aus dem Censurzwang, der eine mit Geist aufstrebende Concurrenz fern hielt, wuchs ihnen ein Monopol des Alters und der Gewohnheit zu; was andere Blätter tödtete, belebte sie, und das Endergebniß von Allem war der Erfund, daß sie für diese oder jene Ortsgelegenheit eben doch die Zeitungen waren, welche das Neue früh und das Entlehnte wohlfeil mittheilten. Als gangbare Novitätenblätter waren sie mittlerweile von selbst auch frequentirte Anzeigeblätter geworden. Mit dieser letztern Eigenschaft aber traten sie in jenen Cirkel, der wie eine sich in den Schwanz beißende Schlange die Abonnenten einer solchen Zeitung zusammenhält: weil Jedermann darauf abonnirt ist, will Alles seine Anzeigen darin abgedruckt haben, und weil sie das allgemeine Repertorium aller Anzeigen sind, will Jedermann darauf abonnirt seyn. Was Wunders nun, daß sie Das pflegen, was sie groß gemacht? Der Mangel an innerm Gehalt war ihr Schutzbrief für das Bestehen und Altwerden; ihr Bestand und Alter privilegirte sie zu Gewohnheitsblättern für das Publikum ihrer Oertlichkeit; der Besitz dieses Publikums führte ihnen den Anzeigenschatz zu, der sie unentbehrlich macht und auch die zu Abonnenten preßt, so über sie schelten. Mit andern Worten, es sind weniger Zeitungen, die zugleich Anzeigen, als vielmehr Anzeigeblätter, die zugleich Zeitungsnachrichten bringen, und anstatt sich über die Jämmerlichkeit der schlecht redigirten zu wundern, muß man vielmehr den Hochsinn der wenigen preisen, welche auch den fast unnöthigen politischen Theil ihres Ichs zu cultiviren und ihren Compilationen das Verdienst einer mit Takt geordneten historischen Uebersicht zu erwerben bemüht sind.

Die Primärzeitungen, als welche Geiſtesaufwand machen und auf ein allgemein deutſches Publikum berechnet ſind, ſtehen in einem andern Rang, ſind aber ſo mannigfachen Beſchränkungen unterworfen, daß auch ſie nur für eine defekte Repräſentation der politiſchen Intelligenz Deutſchlands gelten können. Schon ihre geringe Anzahl iſt eine Dürftigkeit in dieſem Lande voll Wiſſenskraft und Geiſtesfülle. Auch hat es nicht an dem Streben nach Höherem gefehlt; was vorhanden iſt, beſteht nicht aus Anfängen, ſondern aus Reſten. Eine Reihe von Blättern, welche einſt um jenen Preis warben, iſt in der Gefahr umgekommen; in den Verbotslisten findet man ihre Namen verzeichnet. Und wenn man die Maſſe von Hinderniſſen erwägt, die auf ihrem Weg aufgehäuft lag, ſo muß man ſich faſt wundern, daß Verbote nöthig waren. Die Ermanglung eines groſſen Mittelpunktes, wo das geiſtige Leben der Nation ſich concentrirt, iſt Urſache, daß jede nicht bloß örtlich ſtrebende Zeitung, auf welchem Punkte ſie ſich auch befinden möge, immerdar eine entlegene iſt. Wäre der Bundestag eine öffentliche Tagſatzung, hätte Preußen eine parlamentariſche Rednerbühne, oder Oeſterreich noch den deutſchen Kaiſernamen, ſo möchten Frankfurt, Berlin oder Wien ſolche Mittelpunkte geworden ſeyn. In Ermanglung deſſen haben die Zeitungen zu kleine Geſichtskreiſe, um weit zu ſehen, und zu niedere Standpunkte, um weit geſehen zu werden. Die Cenſur, welche den Spielraum verengert, beſchränkt zugleich die Auswahl der letztern. Hat ſich demnach ein günſtiger Ort gefunden, welcher ſich zur Gründung einer Primärzeitung eignet, und den Vortheil eines wohl gelegenen Straßenknotens mit dem noch ſeltenern einer mit Geiſt aufgefaßten Cenſurherrſchaft vereinigt, ſo iſt die Aufgabe eines ſolchen Blattes keine geringere, als ſich ſelbſt zu einem politiſchen Centrum zu machen und die fehlende Reſidenz eines deutſchen Nationalgeiſtes auf ihr Papier zu zaubern. Schon die entfernteſte Annäherung an ein ſolches Ziel, ohne deſſen Bewußtſeyn übrigens die Primärzeitung ebenfalls nur eine lokale wäre, iſt ein gigantiſches Unternehmen. Die Kleinſtädterei des Poſtweſens in Deutſchland reicht der Kleinſtädterei des Cenſurverfahrens die Hand, um einem etwas großartigern Gedankenverkehr in den Weg zu treten. Da man verſäumt hat, das deutſche Poſtweſen in die Hände des Bundes zu legen, der es als ein Ganzes überſehen und regieren konnte,

ſo zerfällt daſſelbe in viele, zum Theil ſehr kleine Unterabtheilungen, welche dann hin und wieder weniger die Bedeutſamkeit der Communication, als ihren Antheil an der Ausbeute im Auge haben und einen durchgehenden Transport brandſchatzen, wie die Raubritter des Mittelalters über eine Caravane mit Handelsgütern herfielen. Wenn eine Zeitung einmal den Bereich von einem halben Dutzend Poſtadminiſtrationen paſſirt hat, die ihren Leibzoll davon erheben — und es kann ſich treffen, daß ſie damit noch nicht über 50 Stunden Weges gekommen iſt — ſo beträgt der „Poſtaufſchlag", nach Beſchaffenheit der Umſtände, bereits ſeine 100 bis 150 Procent des urſprünglichen Preiſes; es gibt Entfernungen, und zwar nicht gerade wie die von Trieſt nach Hamburg, auf welche er bis zu 5 und 600 Procent ſteigt. Es nimmt ſich aus, wie wenn jedes Land, das ein Endchen Poſtſtraße hat, einen Prohibitivzoll zu Gunſten der „ſelbſtfabrizirenden", beziehungsweiſe nachdruckenden Zeitungen hätte verſchieben wollen, und in der That war einſt eine Zeit in Deutſchland, wo ganze Zeitungen, nicht bloß Artikel derſelben, förmlich und regelmäßig nachgedruckt wurden.* Die Verbreitung eines Blattes über ein Publikum, das ſich von dem deutſchen Meere bis zum adriatiſchen und von den Alpen bis zur Bernſteinküſte erſtreckte, iſt unter ſolchen Verhältniſſen mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen man in Frankreich keinen Begriff hat, da ſie auch vor unſerer Revolution

* Schwarzkopf, a. a. O., erklärt mit vieler Behutſamkeit, daß er das regelmäßige Nachdrucken von ganzen Zeitungen für unrecht halte. „Daß der Staat durch die Begünſtigung und Geſtattung von Nachdrücken ſich einen Vortheil in der Zeitungsbilanz verſchaffen dürfe, iſt wohl nicht zu bejahen. Die moraliſche Anſicht dieſes Punktes greift in die Theorie über den Nachdruck und über deſſen Vereinbarkeit mit dem Eigenthumsrechte. Bekanntlich widerfährt den Nouvelles de Leyde und der Neuwieder Zeitung in einer deutſchen Reſidenz die Ehre des Nachdrucks. Daher ſuchen viele Zeitungsverfaſſer, neben den landesherrlichen Privilegien, noch durch Patente von Wien, von Dresden und von Berlin ſich zu ſchützen." Welche deutſche Reſidenz gemeint war, iſt mir unbekannt. Auch in Frankreich war das Nachdrucken von Zeitungen früher nichts Ungewöhnliches. Die erſte Copie von Renaudots Zeitung war ein Nachdruck derſelben, der unter dem Namen Courrier univerſel in Rouen herauskam.

und vor unſerer Preßfreiheit für unſer Zeitungsweſen nicht vorhanden waren. In den beiden groſsen Hauptſtädten Deutſchlands erſcheinen keine Primärzeitungen im obigen Sinn, weil dieſe für ihren Zweck eine minder beſchränkte Cenſur aufſuchen müſſen: jenes ſo ſchwer zu erringende allgemeine deutſche Publikum iſt alſo überdies von einem abſeits gelegenen, improviſirten, um nicht zu ſagen unnatürlichen Mittelpunkt aus zu erobern, oder vielmehr, es iſt von der Peripherie aus ein Hebel anzuſetzen, der ſich im Centrum befinden ſollte. Rechne man hiezu die Schwierigkeiten, die zerſtreuten Intelligenzen Deutſchlands zur Mitwirkung zuſammenzubringen, die tauſendfach zu beobachtenden Rückſichten, Vorſichten und Klugheitswendungen, den direkten Gegenſatz der Hebelgriffe, welche die Cenſur und welche das Publikum zum Wohlgefallen anholen, das Mißverhältniß zwiſchen der Größe des Einſatzes und der Unſicherheit des Erfolges, endlich die wohlfeile Concurrenz der unter dem Schutzzolle des Poſtaufſchlags laufenden Mit- oder Nachbewerber, und man wird leichtlich ermeſſen, daß die Sache Etwas von dem Hebel des Archimedes an ſich hat, der nur den Aufſetzepunkt vermißte, um die Erde aus den Angeln zu heben. Unſere keckſten Aktienunternehmungen ſind nicht auf ſchwindlichern Wegen gegangen, als das Ideal einer deutſchen Primärzeitung. Der Erfolg ſelbſt iſt ſo zu ſagen nur eine Gefahr weiter; denn je mehr Publikum eine Zeitung gewinnt, deſto bedenklicher iſt, was ſie unter ſo viel Leute bringt, und deſto ſorglicher muß ihr Mißbrauch überwacht werden. So wie die Provinzialzeitungen mit zunehmendem Erfolg in jenen Cirkel treten, worin die Abonnenten die Anzeigen und die Anzeigen die Abonnenten zuſammenhalten, ſo tritt eine Primärzeitung mit zunehmendem Erfolge mehr und mehr in den Zauberkreis, worin das Intereſſe des Publikums und die Polizei der Cenſur, an entgegenſtehende Enden geſpannt, ſich wie an einem Pferdegöpel im Ring umziehen. Die Provinzialzeitung, mit der Wechſelwirkung ihrer Anzeigen und Abonnenten, hat zwei Eimer zugleich im Waſſer; die Primärzeitung ſchwebt zwiſchen Cenſur und Publikum inne, wie zwiſchen Laſt und Kraft, und hängt in dem ewigen Widerſpruch, daß ſie mit dem Publikum am beſten fahren würde, wenn ſie keine Cenſur, und mit der Cenſur am beſten, wenn ſie kein Publikum hätte. Die Ausbreitung des letztern wird für die erſtere ein Verſtärkungsgrund; die Wirkung

reagirt gegen die Ursache. Und im Hintergrund aller dieser Widerwärtigkeiten steht immerhin noch die Verurtheilung durch ein Gericht in Aussicht, welches mit der Willkür von Geschwornen nach moralischer Ueberzeugung urtheilt, welches jedoch weder eine Vertheidigung zuläßt noch eine Oeffentlichkeit der Verhandlungen kennt, bei welchem der Ankläger mit unter den Richtern sitzt und die Anklage selbst erst durch die Verurtheilung ruchbar wird: nämlich ein Akt des Verbotsystems. Es klingt unwahrscheinlich, aber es ist wahr, daß der Verbreitung eines französischen Blattes über ganz Deutschland weniger Hindernisse im Weg stehen, als der eines deutschen. Auch die Polen hatten eine Zeit, wo sie weit lieber einem Fremden die Krone aufsetzten, als daß sie unter sich etwas Hervorragendes hätten aufkommen lassen: die Sache ist um Nichts unnatürlicher, als andere Dinge.

Der Allgemeinen Zeitung allein, unter so vielnamig gehäuften Hindernissen, ist es gelungen, sich in der Weise dem Ziel einer deutschen Primärzeitung zu nähern, daß sie, wiewohl nicht das abonnentenreichste, so doch das gelesenste und am weitesten ausgebreitete Blatt Deutschlands geworden ist.* Die Allgemeine Zeitung allein kann man, so wie französische Blätter, überall in Deutschland finden. Sie hat einen Zeitraum von 40 Jahren, einen Zusammenfluß von günstigen Constellationen und einen Aufwand von Lebensweisheit und politischem Takte dazu gebraucht, um auf diesem Punkte anzulangen. Im Jahr 1798 begann sie, unter dem Titel „Weltkunde," ihre Laufbahn zu Tübingen, einer Universitätsstadt, aber für die Communikation so schlecht gelegen, daß nur zweimal wöchentlich eine Post daselbst ankam und abging. Als „Weltkunde" durch ein Verbot getroffen, wurde sie umgetauft, erschien als „Allgemeine Zeitung" in Stuttgart, 1803 vorübergehend in Ulm, und seitdem in Augsburg, wo sie seither geblieben ist. Ihr Wachsthum war langsam. Vor zwanzig

* An Abonnentenzahl wird die Allgemeine Zeitung vielleicht übertroffen von andern Zeitungen; an Leserzahl aber und Ausbreitungsgebiet übertrifft sie weitaus alle anderen Blätter. Ueber ihre Entstehungsgeschichte vergleiche man den Artikel „Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf (gest. 1832) in dem deutschen Nekrolog von Weigt, zehnter Jahrgang.

Jahren reichte noch ein halber Quartbogen für den täglichen Bedarf einer Nummer hin; 1829 hatte ſie noch nicht über die Hälfte ihrer heutigen Abonnentenzahl; 1833 ſchien noch einmal die Gefahr eines Verbotes zu drohen; wenigſtens war die Demonſtration vorhanden. Jetzt iſt das moraliſche Bedürfniß eines ſolchen Blattes in der Art feſtgeſtellt, daß auch ſtaatsmänniſche Kreiſe ein erwünſchtes Organ der Mittheilung an ihr vermiſſen würden; wenn man ſie unterdrücken wollte, müßte man eine andere „Allgemeine Zeitung," ſo wie ſie ſelber war, wieder zu bekommen ſuchen. Auch war ihr ganzer Plan von Anfang an ſo aufgefaßt, nicht wie wenn man die kommenden Verhältniſſe vorausgeſehen hätte, was unmöglich war, aber mit einer Anlage, daß ſie zwanglos und faſt ungeſucht in dieſelben hineinwuchs. Auf dieſelbe Bedingung angewieſen, wie die andern deutſchen Blätter, daß man lieber franzöſiſche und engliſche, als deutſche Zuſtände erörtern hörte, veredelte die Allgemeine Zeitung ihre Aufgabe, indem ſie ſich zu einer Geſchichtsquelle machte. Es liegt Etwas von der Tiefe des deutſchen Geiſtes in dieſer Auffaſſung. In Frankreich will eine Zeitung zuvörderſt wirken, Proſelyten machen, um den Anhang zu einer Staatskunſt werben; darum iſt der Tendenzartikel, der premier Paris, die Hauptſache des Blattes, und alles Andere mehr oder weniger ein Lückenbüßer. Iſt der Tendenzartikel gut, ſo gilt die Zeitung für gediegen, möchte auch die Ueberſicht der Tagesgeſchichte noch ſo vereinzelt, lückenhaft und zerriſſen ſeyn. Das Ausland überſehen wir; wenn gerade eine Fülle einheimiſchen Stoffes uns drängt, ſo mag ſelbſt eine Begebenheit von einiger Bedeutung ignorirt bleiben, ſofern ſie nicht uns mit betrifft. Der Deutſche iſt hiſtoriſcher geſinnt: er will zugleich Geſchichte in ſeiner Zeitung leſen; eine Geſchichte der Gegenwart, mit der Gewiſſenhaftigkeit zuſammengetragen, womit ein Hiſtoriker ſeine Quellen ſammelt; durch keine Parteiabſicht beſtochen, mit keiner vorgefaßten Meinung gefärbt, von keinem Zwecke bedungen, als dem der hiſtoriſchen Wahrheit. Die Allgemeine Zeitung hat dieſe Aufgabe auf ſich genommen, und hat ſie erfüllt, ſo weit es ihr möglich war: mit hiſtoriſchem und politiſchem Takt, mit Geiſtesreichthum, mit Erudition, mit einem Schatze von Quellenmittheilungen aus allen Theilen der civiliſirten Erde, und dennoch mit einer weſentlichen und ſtereotyp gewordenen Ermanglung; was

Deutschland selbst und bundesverwandte Staaten anging, blieb ausgeschlossen von der historischen Freiheit und Vollständigkeit. Für das westliche Europa ist sie eine Quellensammlung zu pragmatischer Geschichte; für Deutschland eine Chronik mit den officiellen Thatsachen und den unentbehrlichsten Umrissen. Das Bild stellt sich dar, aber es *lebt* nicht. Mit einem Worte, die Allgemeine Zeitung ist das Muster einer historischen Zeitung, wie sie andern Nationen abgeht, aber für Weltbürger, nicht für Deutschland geschrieben, und zwar für Weltbürger, denen Deutschland nur etwa als eine entlegene und etwas obscure Colonie ihrer Welt erschiene. Kein Zweifel, daß ein gediegener Sinn und eine geistige Erhebung dazu gehört, um die laufenden Ereignisse als reine Geschichte aufzufassen, und mitten in dem Strome der Gegenwart gleichsam die Nachwelt zu anticipiren. Aber wenn die Wahl gestellt wäre, nur entweder das Eine oder das Andere zu haben, so müßte jede Nation, welche eine Seele hat, der Weise der französischen Presse den Vorzug geben; nicht wegen ihrer Wortkämpfe über die sogenannte Freiheit, ja vielmehr *trotz* derselben und der andern Kleinlichkeiten, welche nebenher mitlaufen, sondern weil sie *eine Repräsentation des Nationalgeistes nach außen* ist, und als solche imponirt und wirkt. Und das *ist* unsere Presse, *mit* und selbst *in* ihren Fehlern. Wir sind nicht sublim genug, um aus einer Mondperspektive herab das, was um uns her lebt und webt, als einen Stoff der Geschichte zu besehen; wir sind nicht parteilos in Europa, weil wir uns einbilden, daß uns Alles angehe und daß wir in Alles eingreifen müßten; wir schmeicheln uns selbst; wir verfälschen die Geschichte, noch während sie im Geschehen begriffen ist; wir machen uns täglich lächerlich durch unsere gänzliche Unkenntniß Alles dessen, was nicht Paris ist. Und dessenungeachtet ziehen wir den halben Continent tagtäglich an dem Faden unserer Zeitungslectüre nach, wie ein spielender Knabe einen Hornschröter. Beweis genug, daß auch in jener Verfälschung und in jener Ignoranz etwas Großartiges liegen muß. Die Allgemeine Zeitung selbst, in all ihrer historischen Würde, füllt Tag für Tag einen ansehnlichen Theil ihrer Spalten mit dem, was unsere Presse bringt, und wenn sie einmal eine Polemik für deutsche Nationalinteressen führt, was jedoch nicht oft zulässig ist, so verschwindet diese Einzelheit unter dem Schwall von Artikeln, den sie, ihrer

Stellung gemäß, aus unſern Blättern entlehnen muß. Dabei verſäumt man jedoch nicht, uns allerwärts nachzuſagen, daß uns der hiſtoriſche Sinn abgehe, und daß wir für Wahrheit in der Gegenwart verloren und verdorben ſeyen. In Deutſchland anderſeits hat man mit einer Preſſe für die Erörterung von Nationalintereſſen und Ernährung des Tagesgeſpräches mit eigenen Angelegenheiten nur unterbrochene, theilweiſe auch linkiſche Verſuche gemacht. In der Vereinigung beider Tendenzen mag das Ideal einer Nationalzeitung liegen, wie ſie ſeyn ſoll.

Die andern Primärzeitungen Deutſchlands ſind mehr oder weniger nach dem Vorbilde der Allgemeinen Zeitung geformt, nur daß ſie, bald ſchwächer, bald ſtärker ſchattirt, ſich eine gewiſſe politiſche Farbe zu geben ſuchen, und theils in der Auswahl und Zuſammenſtellung der hiſtoriſchen Artikel, theils auch wohl durch eingeſtreute Bemerkungen, oder mit eigentlicher Discuſſion ein Glaubensbekenntniß an den Tag legen. Die conſtitutionelle Schule, der Republikanismus, der Katholizismus, auch einzelne Regierungsſyſteme, hatten zu verſchiedenen Zeiten ſich ſolche Organe geſchaffen; aber ohne längern Beſtand. Die discutirenden Blätter der beiden erſtern Parteien, immerdar weit genug vorrückend, um ihre Flanken preiszugeben, wurden durch Verbote niedergelegt; die der republikaniſchen, noch ehe ſie die Erfahrung gemacht hatten, ob ihre Farbe durch Abonnenten haltbar ſey. Der deutſche Katholizismus, der in neuerer Zeit geiſtige Kämpfe ſucht und ſie von der andern Seite abgelehnt ſieht, hatte an der Würzburger Zeitung eine Zeit lang eine Primärzeitung, welche rüſtig an der Spitze einer ecclesia militans ſchritt, aber durch äußere Einflüſſe zuletzt genöthigt war, ſich durch einen Redactionswechſel moraliſch aufzugeben. Eine Bayriſche Staatszeitung und ein älteres Blatt für Würtemberg, die Stuttgarter Zeitung, beſtanden als geharniſche Regierungsorgane während der deutſchen Nachwehen der Julirevolution, und gingen wieder ein. Die Mannheimer Zeitung, während deſſelben Zeitraums ein Sammelblatt für die verſchiedenartigſten Oppoſitionen gegen die Tagesrichtung, eine gemiſchte Ehe zwiſchen den unvereinbarſten Anſichten, zwiſchen hiſtoriſcher Schule, erleuchtetem und unerleuchtetem Abſolutismus, ariſtokratiſchen Tendenzen und civellirender Staatsraiſon, verkümmerte an innerer Haltloſigkeit und Abonnentenmangel, als man

ihr die nicht mehr für nöthig gehaltenen Subsidien entzog. Als eine Art von Primärzeitung der historischen Schule besteht noch das Berliner politische Wochenblatt, aber ohne Talent, sich einen Anhang zu machen, den es nicht schon vorher gehabt, und oft in wunderlicher Klemme zwischen seinem politischen Glaubensbekenntniß und den gänzlich modernen Standpunkten der Regierung, an deren Sitz es erscheint. Die wenigen übrigen Primärzeitungen, welche noch existiren, gehören einer mehr oder minder liberalen Farbe an; nach Zeit und Umständen bemessen oft einer sehr gemäßigten, jedoch, wenn auch das Polemische vermieden wird, in Sympathien und Antipathien erkennbar. Die Originalaufsätze dieser Blätter, anstatt der Tendenzartikel, welche bei uns gewöhnlich, bestehen ausschließlich oder vorherrschend aus Correspondenzen, theils nachrichtlichen, theils discutirenden Inhalts, in welche Form man denn auch wohl Artikel der Redaktion selbst einzukleiden, oder eigene Ansichten, deren Beziehungen zu nahe erscheinen könnten, zu verhüllen pflegt. In Bezug auf Frankreich, England, die pyrenäische Halbinsel und die fremden Welttheile stehen solchen Correspondenzartikeln, auch raisonnirenden, keine allzu große Hindernisse im Weg; für die aus Deutschland selbst aber hat sich eine geheimnißvolle Taktik gebildet, zu der man den Schlüssel haben muß, um sich zurecht zu finden. Zuvörderst muß man wissen, daß die Berliner Nachrichten nicht in den preußischen, die Wiener Nachrichten nicht in den österreichischen, die Bundesnachrichten nicht in den Frankfurter, kurz, die Xschen Nachrichten nicht in Xschen Blättern zu suchen sind. Im Gegentheil, die interessantesten sowohl als die frischesten Nachrichten machen sich auf Umwegen auf, welche als Fahrgelegenheiten kürzer sind, denn die gerade Linie, und der Berliner z. B., während seine einheimischen Blätter ihn mit dem Neuesten aus England und Frankreich versorgen, liest in den Hamburger und Leipziger, in den bayrischen und würtembergischen Zeitungen nach, was die Geister Berlins derzeit in Anregung setzt. Das Neueste aus München mag er in einem sächsischen, aus Stuttgart in einem fränkischen, aus der Rheinprovinz in einer Augsburger, und aus Posen in einem Münchener Blatte zu lesen bekommen. Die Redaktionen und die Censurbehörden nennen das mit einem Kunstausdrucke: „das eigene Nest sauber halten." Hat der deutsche

Zeitungsleſer dieſen erſten Schlüſſel der Leſetaktik ausfindig gemacht, ſo befindet er ſich einſtweilen in der Vorhalle des Verſtändniſſes; um in das Allerheiligſte einzudringen, muß er ſich nun noch befleißen, in jenen Artikeln ſelbſt, deren babyloniſche Zerſtreuung ihm klar geworden, als in einer Geheimſprache zwiſchen den Zeilen leſen zu lernen. Die Kleinſtädterei des deutſchen Cenſurweſens, welche mit der Bildungsſtufe des Publikums in einem zu großen Mißverhältniß ſteht, hat eine Perfidie in die deutſchen Zeitungsartikel gebracht, welche der Art und Weiſe dieſer Nation ſonſt gänzlich fremde iſt. Die Intelligenz führt einen Schmuggelkrieg mit der Geiſtesmauth, in welchem alle Kriegsliſten für erlaubt gelten. Da werden denn fromme Wünſche als Ausſichten, gute Meinungen als Wirklichkeiten, und halbe Beſtätigungen als Widerlegungsartikel eingeſchwärzt. Es trifft ſich wohl, daß auch aus halb- oder viertelsamtlicher Quelle ein Correſpondenzartikel in eine ſolche Zeitung fließt, welcher einen Gedanken hinwerfen, eine Stimmung ſondiren, einen Verſuch anſchlagen, oder überhaupt Etwas mit mehr Unbefangenheit und größerer Freiheit an die Oeffentlichkeit bringen ſoll, als es ſonſt thunlich wäre. So etwa, wie wenn der Sultan ſich ein Journal de Smyrne im Ausland offen hielte, um gelegentlich dorthin zu ſchalten, was in einem Conſtantinopler Blatte entweder nicht weit genug käme, oder nach den beſtehenden Cenſurvorſchriften daheim geſtrichen werden müßte. Das haben nun politiſche Schälke erlauſcht, und gehen mit abgeſpickter Haltung als Doppelgänger um. Man iſt im Stande und ſchreibt vertheidigende Artikel, wo man angreifen, und angreifende, wo man vertheidigen will. Man tritt in ächteſter Ordonnanzfarbe auf, um wohldenkend zu ſprechen, und flicht dabei Thatſachen ein, indem man ſie heruntermacht, welche auf andere Weiſe gar nicht zum Druck hätten gelangen können. Man iſt ſo abgefeimt, ein Syſtem zu verfechten, dem man aufſätzig iſt, und verficht es mit ſo nichtsſagenden Klauſen, daß der Eindruck auf den Leſer, wie man voraus berechnet, gerade der entgegengeſetzte iſt. Es entſteht zuweilen eine ſolche Confuſion aus dieſen Doppelgängereien, daß, wie in Shakeſpeare's „Komödie der Irrungen," von den Mitſpielenden ſelber wieder je einer an dem andern irre wird, oder die ächten Halboffiziellen, wie bei einem verrathenen Ordensgeheimniß, an einfältige, anſtatt an falſche Brüder zu glauben verſucht ſind.

Und alle diese verschiedenartigen Artikel soll man nun unterscheiden können! Die Censur selbst kann es nicht, und gibt deßhalb auch kein Hinderniß ab; nur in Bezug auf ständische Verhandlungen hat der Bund vorzubeugen versucht, indem er befahl, daß bloß die Blätter des betreffenden Staates über dessen Landtage berichten, die andern aber entweder diese Berichte entlehnen oder der Meldung überhaupt sich enthalten sollen. Weiter ließ sich die Vorbeugung nicht wohl ausdehnen. Doch hat man es immerhin wenigstens so weit gebracht, daß für Alle, welche nicht zum Grade der Wissenden durchdrangen, das deutsche Zeitungswesen und sein versteckter Geist ein Mysterium, ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln ist, und aus diesem einfachen Grunde hat auch unsere Presse, wenn sie den Collegen zu ergründen suchte, fast niemals Etwas heraus zu lesen vermocht, was sich der Mühe verlohnt hätte.

Was außerhalb dieses bescheidenen Kreises eines geistigen Zeitungslebens steht, ist lediglich eine verhunzte Copie französischer Lebensbilder, ohne Geist, ohne Charakter, ohne irgend Etwas, was einer Seele gleichsähe, ja, ohne die Ahnung, daß es eigentlich eine Jämmerlichkeit sey, keine Seele zu haben. Auf dieser Stufe nun stehen die deutschen Compilationsblätter, das heißt die Masse des deutschen Zeitungswesens, die Regel gegenüber der Ausnahme. Theils die Geistlosigkeit der Censur, theils ihre eigene, hat sie auf diese Diät gesetzt; aber diese Diät hat das Seltsame, daß sie eine gesunde „Hausmannskost" gerade ausschließt, und dafür einen luxuriösen Bediententisch, nämlich den Abhub, der von der französischen Herrentafel getragen wird, als politische Krankenkost übrig läßt. Paris, in ein Abdera übersetzt, ist der Stoff dieser Blätter; eine reine Copiennatur ihr Zunftcharakter. Ein Lakai, der des Sonntags in den abgelegten Kleidern seines Dienstherrn stolzirt, ist ein Weltmann neben dem Philisterſinn dieses deutschen Journalismus. So wie unsere Schneider und unsere Putzmacherinnen die Decrete der Mode hinaus geben lassen für Mann und Weib, für Kind und Kegel in Deutschland, so bringen unsere Zeitungen diesem philisterhaften Publikum das Tagesgespräch hinüber, und was drei oder vier Tage zuvor in Paris abgeleiert worden, so dürftig der Stoff, so kleinlich die Interessen, so winzig die Spielenden seyn mögen, das wird so regelmäßig, als die Post ankommt, über ganz Deutschland hin nachgebetet, in Apolda wie in Berlin,

in Schöppenſtädt wie in Frankfurt, und muß als die Wichtigkeit des Tages herhalten und ſich beſprechen laſſen, bis die nächſte Poſt eintrifft und eine neue Nummer aufſteckt, ein neues Regiſter an der Orgel zieht, ein neues Futter in die Raufe ſchüttet. Unter allen wiederkäuenden Thieren iſt dieſes Zeitungspublikum das wunderbarſte, das ſeelenloſeſte, das gefräßigſte. Der Pariſer Journaliſt läßt ſich gar nicht im Traume einfallen, wenn er mit Geiſt irgend eine Lüge erfindet, um einen leeren Platz auszufüllen, wie viele Tauſende und aber Tauſende mit vollen Backen an dieſem ſeinem Lückenbüßer kauen werden. Wie er ſich räuſpert und wie er ſpukt, daran nehmen ganze Völkerſchaften von wiederkäuenden Politikern ihr Abſehen: denn es iſt in Paris geräuſpert, es iſt in Paris geſpukt worden. Von dem Gelehrten bis zum Handwerker, von dem Hofe bis in die kleinſte Kneipe herab; es leben Generationen in Deutſchland, welche gar nicht anders wiſſen, als ihre Politik von Paris zu beziehen, und von dem Abfall franzöſiſcher Gedanken zu zehren. Paris iſt die allgemeine Garküche für dieſe Abfütterung, und es gibt deutſche Zeitungsköche, welche ſich für ſuperiore Geiſter halten, wenn ſie in täglichen „Ueberſichtsartikeln" aus den Ueberbleibſeln jener Speiſekammer ein Ragout zurecht machen, und die aufgewärmte Bettelkoſt in einer ſelbſtgekochten Sauce auftragen. Von einem eigenen Geiſte, von einem Nationalſinn, findet ſich keine Spur in dieſer Preſſe. Wenn die franzöſiſchen Blätter einmal acht Tage lang nicht über den Rhein kämen, ſie würde einen Anblick darbieten, wie ein Barometer, wenn einmal das Wetter ausbliebe. Ihr ganzes Daſeyn iſt in einem franzöſiſchen Leihhauſe verſetzt; was ſie an Gedanken ausgibt, das ſind erborgte Gedanken: dormiunt ad somnum alienum, edunt ad appetitum alienum, vigilant ad vigilantiam alienam. Mit Einem Worte, ſo wie Guy Patin mit dieſem guten lateiniſchen Spruch das Hofleben zu bezeichnen pflegte (der ordinäre deutſche Journalismus iſt ein Höfling des franzöſiſchen, ein leibhafter Hofmarſchall Kalb dieſes ſeines Sereniſſimus.*)

* Du, Burſche, was du? — Der Nothnagel zu ſeyn, wo die Menſchen ſich rar machen? In Einem Augenblick ſiebenmal kurz und ſiebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Regiſter zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn, und der Miethgaul ſeines Weibes zu

Und dieses Jammerbild von einem Zeitungswesen ist das Geschöpf einer deutschen Staatseinrichtung — der Censur. Man hat der Censur in der Theorie alle möglichen Vorwürfe gemacht; man hat sie unrechtlich, unmoralisch und unpolitisch gescholten: man hat sie als kleinstädtisch und geistesleer der Lächerlichkeit preisgegeben. Ueber einen Theil dieser Vorwürfe läßt sich streiten; über einen andern Theil mag man zur Noth sich hinwegsetzen; über bloße Philistereien in der Ausübung könnte man, mit Hülfe der lachenden Philosophie, es zu einem Ergötzen bringen. Aber die deutsche Censur hat einen ganz andern Fehler, als jene Nebenmängel, und einen schwer wiegenden: sie ist antinational. Seit zwanzig Jahren hat sie alle deutschen Gedanken aus dem Wege geräumt und nichts als ein Echo der französischen übrig gelassen; seit zwanzig Jahren hat sie das deutsche Zeitungswesen zu einem wiederkäuenden gemacht und wie eine gestissentliche Propaganda der Pariser Presse gewirkt; seit zwanzig Jahren begeht sie an der deutschen Nationalität tagtäglich die Sünde wider den heiligen Geist. Man schreibt Zeitungen unter dieser Censur, wie wenn Deutschland eine Provinz von Frankreich wäre; die französische Hauptstadt ist das Herz, welches diesen Kreaturen mit einem Pulsschlag aushilft; die ordinären Zeitungsschreiber und ihr Publikum werden förmlich zu moralischen Elsäßern erzogen. Und das von Staats wegen! Die offiziellen Staatszeitungen, wo solche bestehen, gehen voran mit dem Beispiel; das öffentliche Leben der Franzosen und Engländer, die Debatten der Ständeversammlungen dieser beiden Nationen, die Tagesgespräche ihrer Hauptstädte müssen die langathmigen Spalten dieser Blätter mit Zeitungsstoff anschwellen, und für Deutschland bleiben bescheidene Lückenbüßer, oft nur etwelche vereinzelte Zeilen übrig, um die Rubrik nicht eben leer laufen zu lassen. Man wird sich

---

seyn? Eben so gut. Ich führe dich wie irgend ein seltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportiren und aufwarten, und mit deinen höfischen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen..... Wie er da steht, der Schmerzenssohn! — Da steht, dem sechsten Schöpfungstage zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Reutlinger Buchdrucker Gott dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade, für die Unze Gehirn, die so schlecht in diesem undankbaren Schädel wuchert! Diese einzige Unze hätte dem Pavian vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht." (Schillers „Kabale und Liebe.")

vergebens in den Jahrbüchern aller Nationen umſehen, um zu dieſer Erſcheinung irgendwo in der Welt ein Seitenſtück zu finden. Eine Leibeigenſchaft der Seele, welche ſich ſchlechterdings aller eigenthümlichen Regungen entſchlägt, um ſich mit fremden Gedanken und mit fremden Intereſſen zu beſchäftigen, und in dieſem Tretrad mit jedem Morgen, den Gott gibt, von Neuem zu arbeiten anfängt, iſt ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte. Auch Frankreich hat ſeiner Zeit eine Cenſur gehabt, welche geiſtlos war; auch in dem weltmänniſchen und groſsartigen Paris entging dieſes Inſtitut einer Eigenſchaft nicht, mit welcher irgend ein Zauberſpruch es behaftet zu haben ſcheint, nämlich der Eigenſchaft, ein für allemal eben kleinſtädtiſch zu ſeyn. In den Zeiten zunächſt vor unſerer Revolution machten ſich Zuſtände bemerklich, welche in vielen Dingen den heutigen deutſchen ähnlich ſehen; in ernſter Stimmung grollte man und in heiterer machte man ſich luſtig darüber; die Geiſsel des Spottes ward ſogar auf dem Theater geſchwungen,* und neben dieſen Aeuſserungen einer ſelbſtſtändigen

* Beaumarchais Figaro:

.....Je broche une comédie dans les moeurs du sérail; auteur espagnol, je crois pouvoir y fronder Mahomet sans scrupule: à l'instant un envoyé de je ne sais où se plaint, que j'offense dans mes vers la sublime Porte, la Perse, une partie de la presqu'île de l'Inde, toute l'Egypte, les royaumes de Barca, de Tripoli, de Tunis, d'Algier et de Maroc: et voilà ma comédie flambée, pour plaire aux princes mahométans, dont pas un, je crois, ne sais lire, et qui nous meurtrissent l'omoplate, en nous disant: Chiens de chrétiens! Ne pouvant avilir l'esprit, on se venge en le maltraitant.

.....Je taille encore ma plume et demande à chacun, de quoi il est question: on me dit, que pendant ma retraite économique [Gefangenſchaft in der Baſtille] il s'est établi dans Madrid un système de liberté sur la vente des productions, qui s'étend même à celles de la presse, et que, pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en places, ni des corps en crédit, ni de l'Opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer librement, sous l'inspection de deux ou trois censeurs.

Beaumarchais hatte wohl Recht, zu ſagen:

Si ce gai, ce fol ouvrage,
Renfermait quelque leçon:
En faveur du badinage
Faites grâce à la raison.

Kraft fehlte es auch nicht an einer mehr ſchmachtenden Ideologie, welche eine politiſche Abgötterei mit dem Muſter Englands trieb.*

* Tableau de Paris, Hamburg bei Virchaux, 1781, B. II., S. 199 u. f., unter „Gêne de la Presse“:

.....Les ennemis des livres le sont des lumières, et par conséquent des hommes. Les entraves, dont on surcharge la presse, invitent à les braver: si l'on jouissait d'une liberté honnête, on n'aurait plus recours à la licence..... Enfin, la liberté de la presse sera toujours la mesure de la liberté civile, et c'est une espèce de thermomètre pour connaître d'un coup-d'oeil ce qu'un peuple a perdu ou gagné. Si l'on adopte cet axiome, chaque jour nous perdons, car chaque jour la presse est plus gênée. Aussi les livres, que l'on imprime aujourd'hui à Paris, sont-ils pitoyables, lorsqu'ils roulent sur l'histoire, sur la politique, ou sur la morale des nations.

.....O braves Anglais! peuple généreux, étranger à notre servitude honteuse, conservez avec soin parmi vous la liberté de la presse: elle est le gage de votre liberté. Vous représentez aujourd'hui presque seuls pour le genre humain; vous soutenez la dignité du nom d'homme. Les foudres, qui frappent l'orgueil et l'insolence du pouvoir arbitraire, partent du noble sein de votre île fortunée. La raison humaine a trouvé chez vous un asyle, d'où elle peut instruire l'univers.

.....O braves Anglais! vos livres ne sont pas soumis au mandat de Mr. le Camus de Néville, et il faudrait un long commentaire, pour vous expliquer, de quelle manière Monseigneur le Garde des Sceaux, ou Monseigneur le Chancelier de France, quand il a les sceaux, permet enfin à une mince brochure, qu'on ne lira pas, d'être étalée et invendue sur le Quai de Gêvres. Nous sommes si ridicules et si petits devant vous, que vous auriez peine à comprendre l'excès de notre faiblesse et de notre humiliation. (Il y eut jadis un édit du Roi, qui défendait au Professeur Ramus, de lire ses propres ouvrages.)

Au reste, cette gêne fait un tort considérable à la capitale, et l'étranger en profite. La graphomanie a un côté ridicule, mais elle fait subsister diverses professions. La Montagne Ste. Génévière est peuplée de colporteurs, de brocheurs, de relieurs etc., qui mourraient de faim sans le gros commerce de la librairie. Ce trafic n'a rien de préjudicable à la société. Les anciens écrivaient autant que nous, et avaient la même démangeaison de publier leurs écrits. C'est un besoin, que nous satisferons toujours en donnant notre argent aux presses hollandaises, allemandes, flamandes et suisses.

Zu der Stelle: „on n'aurait plus recours à la licence“ bemerkt Schlözer in ſeinem Briefwechſel: „Dieſes Urtheil hörte ich ſchon

Aber unſere Nationalität iſt dabei niemals mit in den Kauf gegangen; unſere Cenſur hat niemals ein politiſches Afterleben geſchaffen, in welchem man fremde Zuſtände anſtatt der eigenen mitgelebt, in welchem man ſich über einer andern Nation vergeſſen hätte. Auch die Napoleoniſche Cenſur, obwohl herriſch, wie ein Tagsbefehl, und unwendbar, wie ein Commandowort, war niemals eine Erniedrigung des Nationalgeiſtes; im Gegentheil, ſie pflegte ihn in ihrer Art, und für das, was Frankreich nicht zu bieten hatte, wurde nirgendwoher ein Surrogat oder eine Einſchwärzung zugelaſſen. Der Preßzwang in Frankreich war von ſchulmeiſterhafter Strenge; aber der Geiſt Frankreichs erhob ſtolz ſein Haupt über die Nationen Europas. Die Cenſurſtriche, welche der Kaiſer an dem Staël'ſchen Werke über Deutſchland vornehmen ließ, durch den ſpäteren Abdruck derſelben als ein Denkmal jener Zeit aufbehalten, zeigen eine wahrhaft abderitiſche Kleinlichkeit; der anfänglichen Verſtümmlung folgte überdieß, wie bekannt, auch noch die gänzliche Unterdrückung durch ein Machtgebot nach; allein das Motiv, aus welchem man ſo kleinpolizeilich verfuhr, war kein anderes, als daß das Werk „nicht franzöſiſch," daß ſeine Inſpiration eine fremdartige und volkswidrige ſey. Wenn die deutſche Cenſur, von deutſchem Standpunkt aus, mit ſolchen Motiven umginge — ihr erſtes Geſchäft müßte ſeyn, die deutſchen Zeitungen, ſo wie ſie dieſelben gemacht hat, aus der deutſchen Literatur auszumerzen und etwas Aehnliches nie wieder aufkommen zu laſſen. Stieß man an einer Unmöglichkeit an, als man bei der jetzigen Halbheit ſtehen blieb, ſo müßte man ſich zu der Höhe erheben, einen eigenen Geiſt zu haben, anſtatt auf einer unfruchtbaren Negation fortzureiten, welche ſolche Reſultate geliefert.

Man weiß in Deutſchland ſehr ſtaatsklug von der bedenklichen Macht der Preſſe zu ſprechen; man macht mit Umſicht geltend, wie die unaufhörliche Wiederkehr eines fallenden Tropfens zuletzt

im Jahr 1773 von ſehr vielen der angeſehenſten Gelehrten in Paris. Sie erklärten daraus, 1) warum in Frankreich weit wüthendere Schriften gegen die Regierung zum Vorſchein kämen als in Deutſchland; 2) warum gerade von denjenigen europäiſchen Staaten, in denen der größte Preßzwang wäre, die allerärgerlichſten Anekdoten im Drucke herumgingen."

Felſen aushöhle, „non vi, sed saepe cadendo,“ und die Wirkſamkeit der periodiſchen Druckſchriften gänzlich und durchaus dieſer zauberhaft furchtbaren Traufe zu vergleichen ſey. Je anſchaulicher ſich die Vorderſätze herausſtellen, um ſo wunderbarer iſt die Logik des Schluſſes, welchen die deutſche Cenſur daraus gezogen hat. Behalten wir die gebrauchte Vergleichung bei: die periodiſche Preſſe ſoll nicht nur eine örtliche Traufe, ſondern zugleich ein allgemeiner, durch und durch dringender Landregen ſeyn, der die treueſten Meinungen und die beſt conſervirten Grundſätze durchs Waſſer zu ziehen und zu verderben droht. Ein ſolcher ächter, dichter und feiner Landregen iſt ein hübſches Bild für die Kraft des Unermüdlichen: er drängt ſich an; er ſchmeichelt ſich ein; er überredet Einen gleichſam, naß zu werden; er überwindet alle Hinderniſſe durch ſeine muſterhafte, halb ſammtne, halb eiſerne Beharrlichkeit. Es liegt eine Ausdauer darin, welche ſich durch Nichts auf der Welt abnützen läßt. Und dieſen Sprühregen der Preſſe hat man ſeit Jahrzehnten in franzöſiſchem Dienſte über Deutſchland ausgießen laſſen! Weil man ſich fürchtete vor der Preſſe, hat man nichts Beſſeres zu thun gewußt, als dieſen coloſſalen Hebel der Meinungsgewalt an das Ausland zu verkaufen! Das iſt die Logik des deutſchen Cenſurverfahrens. Wenn ein Reiſebeſchreiber uns aus Japan erzählte, die erſte Frage, um eine Converſation anzuknüpfen, ſey dort nicht nach dem Wetter, auch nicht nach dem Theater, ſondern wie es neuerlichſt mit den Kanzlern des Kaiſerthums China ausſehe; das herrſchende Tagesgeſpräch drehe ſich vorzugsweiſe um die chineſiſchen Blätter, um die Neuigkeiten und Streitigkeiten in Peking, um das Intereſſe, zu erörtern, was von der Politik der HH. Hinz und Kunz daſelbſt von chineſiſcher Seite zu halten und zu erwarten ſtehe, und die Geiſter der Japaneſen überhaupt ſeyen mehr in den Zuſtänden des „chineſiſchen Reiches“ anſäßig, als daheim in ihren eigenen — wir würden die Sache ſehr drollig finden, vielleicht auch ein Mährchen darin ſehen, das keinen Glauben verdiene. Wenn man uns nun aber weiter verſicherte, es ſey dies eigentlich eine Veranſtaltung der japaneſiſchen Staatsklugheit, welche ſolches vorgekehrt, um die Japaneſen von unnützen Redensarten über das Einheimiſche abzuhalten und ſie mit einem Surrogat dafür abzufinden; es beſtehe eine Hofzeitung, welche das Vorbild liefere, und eine Menge von

Aufſichtsbehörden, welche jede Abirrung von dem vorgezeichneten Wege verhindern; das Syſtem ſey auch fürtrefflich ausgeſchlagen, ja, über die Maßen gelungen, und habe nur etwa die eine merkliche Unbequemlichkeit, daß bei den Kriegen, welche zwiſchen China und Japan hin und wieder zum Ausbruch kämen, der eindringende Feind die Gemüther der Japaneſen chineſiſch geſtimmt und eine ſtarke Partei derſelben als erklärte Anhänger vorzufinden pflege — wenn man uns dieß aus Japan erzählte, ſo würden die klugen Europäer die Köpfe ſchütteln, und ſich einiger unhöflichen Gedanken über den Gehalt der japaniſchen Staatsweisheit nicht erwehren können. Und in dieſem klugen Europa mitten inne, in dem eigentlichen Herzen des Welttheils, bei einer Nation, welche ſich ihrer Geiſtestiefe und wiſſenſchaftlichen Gediegenheit rühmt, beſteht ganz unbeſchrieen ein Verhältniß, eben wie das geſchilderte, und zwar nicht erſt von geſtern her!

Kein Zweifel, daß bei den eigenthümlichen Zuſtänden Europa's, wo alle Fäden wie in einem Webſtuhle in einander laufen, und jede größere politiſche Frage eine allgemein europäiſche wird, eine iſolirte Auffaſſung der Politik ein Unding wäre. Es iſt vielmehr ein Intereſſe und ein Bedürfniß jedes Denkenden, von dem Fortſchreiten des Jahrhunderts da wie dort laufende Notiz zu nehmen, und die kleinſte Welle der Zeitbewegung wird ſeinem geiſtigen Auge ein Stück des Oceans ſeyn, welcher in Ebbe oder in Flut brauſt. Allein wenn dieſes Intereſſe nicht ein haltlos verſchwimmendes ſeyn ſoll, ſo muß es bei jeder Nation zunächſt die Beziehungen auffaſſen, welche auf ihre eigenen Zuſtände zurückwirken, und der Mittelpunkt ihres Denkens und Trachtens muß jederzeit ſie ſelbſt bleiben. Die deutſche Preſſe, ſo wie die Cenſur ſie geſtaltet hat, iſt von Dem, was ſie hiernach ſeyn ſollte, auf die geiſtloſeſte Weiſe das Gegentheil. Da ihr für das Einheimiſche der Mund geſchloſſen iſt, ſo hat ſie einen wahren Kitzel darauf, für Frankreich und England recht flott mit der Oppoſition zu ſegeln, und die charakterloſeſten Blätter, was deutſche Verhältniſſe betrifft, würden es unter ihrer Würde halten, in franzöſiſchen und engliſchen Streitfragen eine andere Partei zu nehmen, als die widerhaarigſte und radikalſte. In dieſem ſeichten und wohlfeil zu habenden Afterliberalismus geht aller Charakter unter. Als nach unſerer Julirevolution dieſes Publikum ſich um

einen europäiſchen Krieg betrogen ſah, machte es Chorus mit unſerer Oppoſition, welche Frankreich für verrathen und verkauft erklärte; die deutſche Preſſe fiel mit ernſthafter Wuth über das „Juſtemilieu" her, das ſo unverantwortlich die „europäiſche Freiheit" in die Schanze geſchlagen; ſie fühlte brennend in die Seele eines Franzoſen hinein, wie „erniedrigt" Frankreich ſey, daß es ſich keiner „nationalen" Politik erfreue, und eine ſo prächtige Gelegenheit, an den Rhein zu rücken, habe entſchlüpfen laſſen; ſie war legitimiſtiſch, conſtitutionell und republikaniſch erbost gegen die „Feigheit" der franzöſiſchen Regierung; ſie nahm alle möglichen politiſchen und unpolitiſchen Standpunkte ein, nur niemals einen deutſchen. Unſere Oppoſitionspreſſe drückte ſich mit großer Deutlichkeit darüber aus, was ſie unter einer „nationalen" Politik verſtehe; ſie wollte ein entſchiedenes Uebergewicht Frankreichs auf dem Continent, eine behagliche Anmaßung nach außen und den Beſitz der Rheingränze; der National, nachdem Polen einmal beſeitigt war, ſagte offen heraus, daß jetzt ein Bündniß mit Rußland zu dieſem Zweck führen müſſe, und machte deshalb Polemik gegen die „engliſche Allianz;" jene deutſchen Philiſter aber bildeten ſich mit ungeſtörter Ehrlichkeit ein, Frankreich werde ſich in einen Vertilgungskrieg ſtürzen, lediglich damit in Ober- oder in Unterflachſenfingen die Conſtitution etwas verbeſſert werde. Die Politik, welche ſie mit Koth werfen halfen, war die einzige, welche Nichts von ihnen erobern wollte; der Aufwand von Haß gegen ein im Uebrigen für Deutſchland gleichgültiges Syſtem nichts Anderes, als ein kleinſtädtiſcher Gallicismus. Und aus ſolchen Gallicismen iſt die deutſche Preſſe zuſammengeſetzt. Als die Belgier gegen die ihnen auferlegten Gränzbeſtimmungen „das Maul brauchten," und mit ihren papierenen Waffen ſo rüſtig zu Felde rückten, als ſie 1831, beim eiſernen Würfelſpiel, das Feld geräumt hatten, da erfreuten ſie ſich wenigſtens eines Bewunderers in Europa, und dieß war der ordinäre deutſche Journalismus. Für die Intelligenz unter allen Nationen war dieſe zappelnde Oppoſition eine Komödie: für eine Maſſe von deutſchen Blättern war ſie ganz ernſthaft ein Epos, die mitſpielenden Perſonen große Männer und die bombaſtiſchen Adreſſen Aufrufe, Feſtmahlsreden und Zeitungsartikel eine Reihe von Ereigniſſen. Wenn man die deutſchen Zeitungen aufſchlug, fand man alle dieſe Siebenſachen

pünktlich in den Annalen der Weltgeſchichte eingetragen; nicht aus Tendenz, nein, aus Einfalt, aus Copiergewohnheit, aus Hunger nach irgend Etwas, was die nach Stoff ſeufzenden Spalten zu füllen vermöchte. Daß die Luxemburgiſche Frage eine deutſche ſey, daß man ſich wegwerfe, indem man über die Stuhlgänge des belgiſchen Duodezpatriotismus Regiſter führe, dafür konnte eine ſo ſeelenloſe Preſſe keinen Gedanken haben: die Cenſur hatte ſie entwöhnt, ſich über „deutſche Fragen" Gedanken zu machen.

So wie bei dieſen beiden Gelegenheiten, wo ein deutſches Intereſſe in Frage kam, ſo hat die deutſche Preſſe ſich bei jeder benommen. So war ſie geſtern, ſo iſt ſie heute und ſo wird ſie morgen ſeyn. Die wenigen Ausnahmen, welche ſich von dieſem Zeitungspöbel abſcheiden, ſind Oaſen in der Wüſte, und überdieß mehr ein Gegenſtand der Duldung, als des Schutzes von Seiten der Staatsgewalt. Ob die Cenſur eine ſolche beiſpielloſe Jämmerlichkeit gewollt habe, mag zweifelhaft ſeyn; daß ſie dieſelbe zuläßt, und ihr das Monopol erhält, liegt vor Augen. Der Effekt war ein unfehlbarer. Je enger der natürliche Spielraum eines Zeitungsweſens eingehegt wird — und man iſt eher im Zuge, die Gränzen zu verengen, als ſie weiter zu ziehen — um ſo unausbleiblicher wird es, um nur fort zu vegetiren, zu der Aushülfe jener unnatürlichen Lückenbüßer hingetrieben, welche eine Propaganda ausländiſchen Einfluſſes ſind und die deutſchen Intereſſen im Taglohn untergraben. Wenn man es anders haben wollte, ſo müßte man, anſtatt ſich von einem fremden Geiſte dominiren zu laſſen, einen eigenen einſetzen; die Aufgabe erforderte aber eine etwas höhere Intelligenz, als die nächſtliegende Auffaſſung, welche die Zeitungen als Ungeziefer beſtehen läßt, und bei der oder jener Anwandlung einmal mit dem Fliegenwedel darein ſchlägt. Das bloße Regiren in der Politik iſt eine ſehr brodloſe Kunſt, und die Regierungsanſichten, welche ſich damit behelfen, ſind ganz eben ſo ſeicht, als der Afterliberalismus, welchen ſie deſſen anklagen; die ſchöpferiſchen Gewalten ſind es, deren eine wogende Zeit bedarf, und durch die allein ſie regierbar wird. Die deutſche Preſſe, ſo wie ſie derzeit beſchaffen, iſt unſere Schöpfung, und die deutſche Cenſur bloß unſere Handlangerin dabei; ſie gehört unſer, wie eine Kreatur ihrem Herrn, oder

eine arme Seele dem Teufel. Wenn eine geistreiche Natur nicht das Bedürfniß hätte, lieber mit einem Ebenbürtigen umzugehen * als mit einem Einfaltspinsel, unser Journalismus könnte sich freuen über diesen Nachtreter; daß man aber eine so affenartige Fratze für unser Spiegelbild ausgibt, macht bloß einen widerwärtigen Eindruck. Auch unsere Presse hat ihre Fehler und ihre Lächerlichkeiten; auch unsere Provinzialblätter leben bloß mit einer geborgten Seele. Allein die Fehler, welche unsere Presse hat, die Selbstüberhebung, das nationale Vorurtheil, die Ignoranz in allem Ausländischen, sind Vorzüge neben der Selbstbefleckung des deutschen Zeitungswesens; die erborgte Seele, mit welcher unsere Provinzialblätter leben, ist wenigstens eine französische, ist aus ihrer eigenen Hauptstadt erborgt. Die erste Nation in unsern Augen sind immerdar wir selbst; zu einer Karrikatur fremden Geistes, zu einem Bankerott an Nationalseele, mit einem Worte zu einer so unbeschreiblich ausgeprägten Schaafephysiognomie, wie die Masse des deutschen Zeitungswesens sie zur Schau trägt, wird auch das letzte Blatt in Frankreich niemals herabsinken. Der spanische Dünkel ist ein Hahn, der sich auf dem Miste spreizt; der copirende deutsche Journalismus ist ein philisterhaftes Geflügel, das keine Aufgabe hat, als von seinem Taubenschlag aus in den nächsten Hühnerhof zu gucken und darüber zu klatschen, was man dort für Eier legt.

Es ist parador, aber nicht unrichtig, was ein Engländer gesagt hat, als er die Behauptung wagte, daß das Zeitungswesen

* St. Marc Girardin, in seiner Schrift über Deutschland:

Rester soi-même et cependant s'unir aux autres: tel est le problème, que chaque homme a à résoudre. Tel est le problème aussi de l'alliance des trois grands peuples de l'occident. (England, Frankreich, Deutschland.) Sachons-le bien: celui des trois peuples, qui, pour entrer dans l'alliance, abdiquerait son caractère et son génie naturels, il ne faudrait plus le compter comme un allié; ce ne serait plus que l'esclave des deux autres. Gardons-nous donc de former l'alliance, en littérature, par une imitation aveugle; en politique, par une sympathie imbécile; en morale, par un engouement, qui n'aboutit qu'à la parodie.

Girardin schrieb für Frankreich: die Deutschen können noch Mehr herausleſen, als er für seine Landsleute hineinlegte.

eigentlich nicht vor der Bewegung des Jahrhunderts hergehe, sondern hinter ihr drein. Die werdende Zeit schickt zuerst bloß vereinzelte Spähtruppen aus. Eine Meinung, welche sich erst bildet, ein Interesse, dessen man sich erst bewußt wird, und das in die Zukunft hineinwächst, ist noch kein gangbarer Stoff für die Zeitungen, als welche eines bekannten Elements und eines bereits fertigen Publikums bedürfen. Zu Hußens Zeit, wenn Deutschland damals eine englische Zeitungswelt besessen hätte, würden diese Zeitungen antihussitisch gewesen, und erst nach Luther theilweise protestantisch geworden seyn. Die Zeitungen machen Nichts, sie befördern bloß; eine Meinung, welche in einer gegebenen Zeit das größte Zeitungspublikum hat, geht bereits in ausgetretenen Schuhen, und ist zur Hälfte schon eine abgelebte. Was in der Geschichte der Meinungsanschwellungen dem Satze zu widersprechen scheint, rührt lediglich von ungeschickt berechneten Widerständen her; mit Ableitungen, anstatt mit Querdämmen, würde man das Wasser nicht gestaut haben. Für Deutschland namentlich ist das anscheinende Paradoxon jenes Engländers so ausdrücklich wahr, wie wenn es bloß aus deutschen Verhältnissen geschöpft und bloß für deutsche Verhältnisse wäre aufgestellt worden. Eine Zukunft deutscher Geistesrichtungen kann man aus den deutschen Blättern gar nicht herauslesen; eine Art von Gegenwart derselben nur mit der Divination eines Wissenden. Die politische Intelligenz der Nation ruht tief unter dieser nichtssagenden Oberfläche; die Geistesaristokratie steht kaum in Berührung mit der deutschen Presse; sie erhebt sich sogar über die französische. Daher das Unversehene in den Bewegungen, womit die öffentliche Meinung dieser Nation sich zuweilen umwälzt. Sie ging mit ihrer Erhebung gegen unsern Napoleon schwanger, ohne daß wir es inne wurden; als die Stunde des Gebährens kam, sprang das Ergebniß, wie Minerva aus dem Haupt Jupiters, gewappnet hervor. Man hatte keine Werbtrommeln und keine Zeitungsblätter; man schien sich gar nicht umzuthun um einen Anhang; die öffentliche Meinung schien weder Offiziere, noch eine Armee zu haben, und als sie aus dem Boden gestampft wurde, war das Publikum, das wir für unsere „Ideen" zu haben glaubten, wie weggeblasen. Das Geheimniß mag aber darin liegen, daß die Geistesaristokratie der deutschen Nation mit dem Leben und dem sogenannten

Publikum so wenig Berührungspunkte hat; wenn sie einmal mit der Masse zusammentrifft, wirkt sie neu, schlagend und wunderartig. Sollte sie einst der Genius des deutschen Zeitungswesens werden, so wird eine neue politische Geistesmacht in Europa erstehen, und unsere Presse die Herrschaft, welche sie im Ausland übt, wohl an sie abgeben müssen. Unsere Politiker haben noch viele Entdeckungen zu erleben an diesem Lande, aus dessen Schachten unsere Poeten so viele Wundermähren mit heimgebracht.

Gedanken über deutsche Dramatik,

mit besonderer Rücksicht auf das Lustspiel.

Man hat wohl wenig ernstlichen Widerspruch zu fürchten, wenn man behauptet, daß bei allen europäischen Völkern, welche irgend einmal ihren Nationalcharakter in einer dramatischen Kunst ausgeprägt, der Geist kaum jemals sich so entschieden von dieser Richtung der Poesie abgewendet, als gegenwärtig. Nie hat der Weltgeist rastloser darauf hingearbeitet, den Gesichtskreis, wie den Wirkungskreis des Menschen nach allen Seiten hin zu erweitern, als eben jetzt. Er mußte sich im vorigen Jahrhundert hochmüthig seiner Vernunft überheben und sich fast am Ziele aller Weisheit glauben, um gewitzigt durch die erfahrenen Demüthigungen und mit besserer Kenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und Ansprüche, aber auch der nothwendigen Beschränkung derselben, im laufenden Jahrhundert so recht methodisch in die scheinbar grenzenlose Bahn des Wirkens und Fortschreitens sich zu werfen. Der Baum der Wissenschaften steht im vollsten Safte, und wie bei manchen tropischen Gewächsen senken sich die früchteschweren Zweige gen Boden, schlagen Wurzel und erwachsen rasch und freudig zu eigenen Bäumen. Alle Künste, welche darauf ausgehen, das Leben materiell zu erleichtern und äußerlich zu schmücken, greifen zu den unerhörtesten Erfolgen in einander. Aber in dieser Bewegung voll Absichtlichkeit treten die Künste der Einbildungskraft zurück, und vollends in den geistigen Elementen, welche zur wahrhaft geistigen Entwicklung der dramatischen Kunst zusammentreten müssen, herrscht tiefe Ebbe.

Die dramatische Poesie, in Verbindung mit einer wahren Volksbühne, ist eine der schönsten Blüthen des menschlichen Geistes. In wahrhaft origineller Gestaltung, mit einer Fülle von Erfindung, mit gleicher Tiefe des Ernstes und des Scherzes, ist sie aber, ungeahnt und ungerufen, nur hie und da unter den Völkern emporgestiegen, eine seltene Zauberblume. — Die Geschichte sagt uns, daß sich dieses Wunder nach der tragischen und comischen Bühne der Griechen in der neuern Welt nur zweimal wiederholt hat: in der spanischen Bühne des Calderon und Lope und in der englischen des Shakespeare. Und diese herrlichen Blüthen, wie schnell welkten sie! Aber auch an den todten haftete der süßeste Duft, und sie durchwürzten ganze Jahrhunderte, tausend Keime der Poesie weckend, aber auch vielfach die poetisch schaffenden Völker aus den Bahnen ihrer Nationalität, und dabei zum Hochmuth verlockend, als seyen sie Erfinder, wo sie im Grunde nur Nachahmer waren. Jene drei dramatischen Epochen wurden zu unerschöpflichen Stoffgruben für die Nachkommen und für alle Völker, welche ein Theater bei sich ausgebildet, und sie geben mit ihrem überwiegenden Einfluß Zeugniß zugleich von der Macht des menschlichen Geistes und von seiner Beschränkung.

Die Geschichte der dramatischen Poesie zeigt recht augenfällig, daß die scheinbar willkührliche poetische Erfindung dem Menschen ganz so schwer wird, als die wissenschaftliche; sie zeigt aber auch, daß beide in ihrer Wirkung und Entwicklung ganz verschiedenen Gesetzen folgen. Der wissenschaftliche Gedanke ist ein lebender Punkt, der sich, von andern Geistern ergriffen, langsamer oder rascher, wohl auch mit Rückschritten, aber im Ganzen und Großen stetig, und aus allen Strichen seiner Sphäre Stoff und Lebenskräfte an sich ziehend, zu einem Gebilde ausbreitet, das sich zur ersten Erfindung verhält, wie der Baum zum Keim. Aber der poetische Gedanke ist auf Einen Schlag eine Blüthe, frei, abgeschlossen, absichtslos, um ihrer selbst willen da. Wohl wird der Same dieser Blüthe im Raum und in der Zeit verstreut, aber ihm gebricht die Kraft, unfehlbar Gleiches und Ebenbürtiges zu zeugen, und er geht in andern Zeiten und unter andern Völkern oft nur in Bastardgewächsen auf, die mehr oder minder vom Urbild abfallen, und in welchen letzteres häufig kaum zu erkennen ist.

Wo wir in die Geschichte der dramatischen Poesie blicken, sehen wir überall die Stoffe aus wenigen Quellen abgeleitet, aber von den Völkern nach ihrer Nationalverschiedenheit eigenthümlich ergriffen und zu einer Dramatik verwoben, die häufig wieder nach Stoff und Form — wie ja immer die Form dem Nachahmer zum Stoff wird — andern Völkern zu einer poetischen Offenbarung wurde. Die seltsam mißverstandene tragische Bühne der Griechen ist die Mutter des lebenden Puppenspiels der französischen Tragödie. Diese wirkte wieder auf Italiener, Engländer, Deutsche als Ferment zu einer dramatischen Essiggährung, und die jammervollen Häuser des Atreus und Lajus, und die großen historischen Figuren der römischen und griechischen Welt schritten im gespreizten Stelzenschritt und mit dem Pomp schnarrender Antithesen über alle Bühnen der verflossenen zwei Jahrhunderte. Die selbst wieder den Griechen entlehnten Stoffe der römischen Comiker waren in derselben Zeit fast aller Orten das Salz der Comödie, und die Menächmen des Plautus besuchten nach einander alle Nationen, welche überhaupt ein Theater hatten. Von den überschwenglich reichen Stoffen der Spanier zehrten die Franzosen, und noch mehr die Italiener, und auf der jüngsten und seltsamsten aller Bühnen, im Mischtrog deutscher Dramatik, sind nacheinander Corneille, Molière, Diderot und Scribe, Shakespeare und die zweite, postpuritanische Comödie der Britten, Holberg und Goldoni zusammengeflossen.

Ob sich nun aber eine Nationalbühne ganz originell, wie die griechische, spanische und engliche, oder nur in eigenthümlicher Form, wie die französische, zu kräftigem Leben entwickelt hat, immer ist es nicht nur eine sehr seltene, sondern auch eine sehr zärtliche und vergängliche Blüthe. Sie welkt schnell in politischen Stürmen, oder wenn der Geist des Volks, sey es aus welcher Ursache, überhaupt sinkt. Aber äußere Ursachen sind weder die häufigsten, noch die eingreifendsten. Jede originelle Nationalbühne trägt die Elemente ihres Verfalls in sich selbst, und im Moment, wo die Kunst ihren Gipfel erreicht, hat immer auch schon die Abnahme begonnen. Sophokles und Aristophanes, Calderon und Lope, Shakespeare, Racine und Molière bezeichnen gleichmäßig diesen Moment in der dramatischen Geschichte ihrer Völker. Die von wenigen großen Geistern erschaffene lebendige Kunstform wird

ſchnell zum todten dogmatiſchen Rahmen, der die Poeſie gefangen nimmt, und über den hinaus lange nichts mehr für vernünftig, für ſchön und ſchicklich gilt. Der Geiſt, der in der Schule die Geiſter eine Weile lebendig machte, wird zum Buchſtaben, der ſie in der Manier durch ganze Generationen tödtet. Die große Kunſtepoche wird zum Zauberkreiſe, in dem ſich die Nation in immer blaſſeren Nachbildungen abmattet, bis ſie ungeduldig den Bann bricht, und nicht nur den Stoff, der immer als Gemeingut von Volk zu Volk wandert, ſondern auch die Form aus der Fremde holt und ſich darin zu verjüngen ſucht. Sie mag dann immerhin die ſtockenden Säfte ihrer Bühne wieder beleben, ſie mag ſich dabei in den niedrigern Gattungen originell und kräftig genug ausprägen; aber keine Nation hat auf dieſem Wege ihre alte Kunſthöhe auch nur entfernt wieder erſtiegen, und es iſt auch keine, die dieß anmaßend von ſich behauptet; alle erkennen in Demuth dieſe Thatſache an, wenn ſie auch auf die Schöpfungen der Gegenwart noch ſo eitel ſind.

Dieß iſt im Grunde mit wenigen Worten die Geſchichte der Bühnen aller großen europäiſchen Völker, mit Ausnahme der jüngſten, der deutſchen, welche ihren Meſſias, den Schöpfer ihrer goldenen Aera erſt noch erwartet. Denn es liegt auf der Hand, daß weder Goethe, noch Schiller, noch — Raupach dieſes iſt. Goethe ſelbſt ſagt: „Unſere Literatur hatte, Gott ſey Dank, noch kein goldenes Zeitalter.“

Es iſt uns hier nur darum zu thun, herauszuheben, mit welchen Schwierigkeiten das deutſche Theater als Entwicklung unſeres Nationalcharakters zu kämpfen hat, und dieß kann nur durch beſtändige Rückblicke auf die moraliſche und politiſche Verfaſſung ebenbürtiger Völker geſchehen. Wir müſſen dabei beim Leſer Bekanntſchaft mit den Geſchicken unſerer und wenigſtens der Bühnen der Engländer und Franzoſen vorausſetzen, und können hier nur flüchtig an das Allgemeinſte erinnern.

Es iſt bekannt, daß im fünfzehnten Jahrhundert die Moralitäten und Myſterien, geiſtliche und allegoriſche Stücke, von Klerikern und Brüderſchaften aufgeführt, aller Orten die Anfänge der neueuropäiſchen Schaubühne bilden. In dieſen rohen Produkten lag offenbar der Keim des romantiſchen Dramas, als einer eigenthümlichen Form des modernen Geiſtes, der eben im genannten

Jahrhundert zum Bewußtseyn zu erwachen anfing. Dieser dramatische Bildungsprozeß war sichtlich geraume Zeit eingeleitet, bevor die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Eroberung Constantinopels durch die Türken zusammenwirkten, um die Kenntniß des classischen Alterthums und seiner Kunstformen zu verbreiten, und die Vorbilder der Griechen und Römer hatten schwerlich Einfluß darauf, als sich jene Keime des Romantismus fast zu gleicher Zeit unter zwei ganz verschiedenen Völkern zu den bedeutendsten Kunstschöpfungen entfalteten. In der zweiten Häfte des sechzehnten Jahrhunderts erwuchsen die Bühnen der Spanier und der Engländer, unabhängig von den Alten, von den Franzosen und von einander selbst, aus eigener, innerster Kraftfülle der Völker. Diese beiden Bühnen sind auch die einzigen ganz eigenthümlichen Offenbarungen des Geistes der neuern Zeit geblieben, die einzigen, welche den reinen Gegensatz zur Kunst der antiken Welt bilden.

Wenn Heldensinn, mit einem Anstrich von Abenteuerlichkeit, wenn tiefes religiöses Gefühl, Liebe und Ehre die Grundlagen aller romantischen Poesie sind, so war zu ihrer Entwicklung kein Boden günstiger als damals der spanische, und der Spanier kam bei aller Grundverschiedenheit der Weltanschauung darin mit dem Hellenen überein, daß ihm sein Theater Gegenstände seines Kultus vorführte. — Die drei deutlich zu unterscheidenden Epochen der Blüthezeit des spanischen Theaters werden durch die Namen der drei Dichter Cervantes, Lope de Vega und Calderon bezeichnet, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, den wunderbaren Farbenschmelz und den ganzen phantastischen Zauber in den ernstern Gattungen dieser Poesie, oder in den leichtern die unendliche Fülle von Erfindung, die Unerschöpflichkeit in sinnreicher Verwicklung, wodurch, wie schon gesagt, diese Periode für alle Völker zur reichsten Fundgrube geworden ist. Aber schon mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts trat der Verfall ein, mit seinen gewöhnlichen Erscheinungen: Hängen am Traditionellen ohne lebendigen Geist, mechanische Variation des nationellen Themas, und endlich Einbruch des Ausländischen. Charakteristisch erscheint es übrigens, daß die spanische Nation die einzige ist, bei der das sogenannte classische Theater der Franzosen fast keinen Eingang fand. Desto stärker wurde freilich der Einfluß der Franzosen, als diese seit Diderot sich gegen ihre eigenen Kunstfesseln empörten. Wenn

sich irgendwo der gegenwärtige allgemeine Verfall der dramatischen Kunst aus äußern Umständen erklärt, so ist es in jenem unglücklichen Lande. Aber in der poetischen Ohnmacht der Gegenwart lebt noch das Gefühl einer großen Vergangenheit, und über die heutigen spanischen Bühnen schreiten noch immer, neben italienischen Opern und den Geburten der Pariser Boulevards, Lope und Calderon, als Gespenster der spanischen Größe.

Die Geschichte des englischen Theaters zerfällt naturgemäß in zwei Perioden, deren erste mit der Thronbesteigung der Elisabeth, die zweite mit der Karls II. beginnt, und die gewissermaßen der alten und der jüngern Comödie der Griechen zu parallelisiren sind. Das Zeitalter der Elisabeth war einer der Momente, wo dem Menschengeist eine neue Kunstform wie durch unmittelbare Offenbarung beifällt, und er sie mit reißender Schnelligkeit zur höchsten Vollendung ausbildet. Elisabeth erlebte in ihrer, freilich langen Regierung die rohen Anfänge und die größten Meisterwerke der englischen Bühne. Wenn die zahlreichen großen Talente dieses Zeitraums nicht nach Gebühr bekannt und geschätzt sind, so rührt dieß nur daher, daß sie von Shakespeares einzigem Genius verdunkelt werden. Und Shakespeare steht nicht nur als Persönlichkeit unerreicht da: das Theater, das er repräsentirt, ist auch der Gipfelpunkt der englischen dramatischen Poesie geblieben, und trotz des Reichthums an ausgezeichneten Geistern fanden sich nie wieder die Elemente zu einer so originellen, in sich geschlossenen, und doch so unendlich freien Kunstform zusammen.

Mit der Restauration Karls II. zeigt sich der Nationalgeist von dem ältern Schauspiel völlig abgewendet, und im Rest des siebzehnten Jahrhunderts macht sich der Einfluß französischer Bildung in den höhern Gattungen durch Schwulst und Unnatur, im Lustspiel durch die äußerste Sittenlosigkeit bemerklich. So sehr aber auch die Engländer in dieser und den folgenden Zeiten dem Wechsel des Geschmacks und der Mode unterlagen, so haben sie doch, wie in allen Richtungen ihres Lebens, so auch in der Poesie das Prinzip der Freiheit nie ganz aufgegeben, und sich dem französischem Geschmacksdogma nie in dem Grade gefügt wie wir. Die beiden letzten Jahrhunderte haben keinen tragischen Dichter von überwiegendem Werthe aufzuweisen; aber desto Ausgezeichneteres leisteten sie in den halb prosaischen Gattungen des Sittenlustspiels und der Farce,

durch originelle Charakteriſtik und eine Fülle theatraliſcher Wirkungsmittel. Garrick beſonders war es, der durch Wiederaufnahme Shakeſpeares die Bewunderung für dieſen großen Mann wieder weckte, den die Nation gegenwärtig recht eigentlich als ihren Schutzgeiſt verehrt, der übrigens ihre dramatiſche Literatur vor immer tieferem Sinken nicht zu bewahren im Stande iſt. Warum die erneute Anerkennung Shakeſpeares für die engliſche Bühne unfruchtbar geblieben iſt, dies ſchreibt A. W. Schlegel gewiß mit Recht dem Umſtand zu, daß man ihn viel zu ſehr als ein einziges Genie angeſtaunt, das der Natur Alles, der Kunſt nichts verdanke; man betrachtete ſeine Werke faſt wie Naturprodukte, die ſich nimmermehr reproduciren laſſen. Man ſah ihn bei weitem nicht genug aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkt an; und freilich, dieß konnte auch nicht wohl mehr Früchte tragen, denn als Shakeſpeare wieder auf die engliſche Bühne zurückgeführt wurde, war ſie längſt mit der Oper- und Prunkſucht angeſteckt, welche immer und überall als Gift auf die dramatiſche Kunſt gewirkt hat. Auch die Zeit, wo die Engländer unſere eklektiſche Bühne mit tüchtigen Charakterſtücken verſorgten, iſt längſt vorüber; gegenwärtig herrſcht in allen Gattungen entſchiedene Mittelmäßigkeit, und Garricks Bühne wird von Van Amburghs Beſtien verunreinigt.

Die Poeſie, welche ſich im tüchtigen, geiſtes- und thatkräftigen ſechzehnten Jahrhundert in Spanien und England wunderbar entzündet, war eine jener ſchnell auflodernden Flammen des Geiſtes, welche nie lange an der Maſſe der Menſchheit haften. Sie erloſch bald da, wo ſie entglommen, und es gebrach ihr die Macht, andere Völker anzuſtecken. Dieſe Anſteckungskraft entwickelte ſich nun im ſiebzehnten Jahrhundert in der materielleren Poeſie eines dritten Volks. — Die Anfänge des franzöſiſchen Theaters ſtützen ſich ganz auf die Poeſie der Spanier. Noch Corneille entlehnte zu ſeinen Luſtſpielen und ſeinen erſten Trauerſpielen ſpaniſche Stoffe. Aber das freie, ſcheinbar abſichtsloſe Spiel der Phantaſie konnte von einem Volke, das von jeher ganz der realen Welt zugekehrt geweſen, weder ergriffen noch begriffen werden. Allermittelſt hatte ſich auch die claſſiſche Gelehrſamkeit verbreitet; der moderne Geiſt war dem Alterthum gegenüber der eifrige, demüthige Schüler geworden, der auf die Worte des Lehrmeiſters ſchwört. Neben der erhabenen Ruhe, der majeſtätiſchen Entfaltung der

antiken Tragödie erschienen die Schöpfungen der romantischen Poesie als rohe Ausgeburten einer halb barbarischen Natur, und wie man überhaupt die Wiederherstellung aller Kunst auf die Muster der Alten stützen zu müssen glaubte, so sah man auch für die Entwicklung der Dramatik nur darin das Heil, daß man die Formen der alten Tragödie und Comödie und die Didaktik des Aristoteles als Offenbarungen betrachtete, welche, nothwendig auf die innerste Natur des Menschen gegründet, ein für allemal und für alle Zeiten gelten müßten. Man ahnte nicht, in welchem Sinn dieß allerdings wahr ist; aber gerade der prosaische Geist der Franzosen war am unfähigsten, diesen Sinn zu fassen, und als nun in Frankreich die dramatische Schöpfungslust erwachte, vermählte sich der sichtende Verstand als stärkere Hälfte mit der Einbildungskraft, und so entstand jenes wunderliche Drama, dessen erkältender Hauch auf lange hinaus die poetische Temperatur fast in ganz Europa niedergedrückt; ein peinliches Kunststück der sorgfältig ordnenden, die menschlichen Verhältnisse und Leidenschaften witzig spaltenden Ueberlegung. Dieses ganz in die Aeußerlichkeit gerichtete Volk, dessen Sinn nie zu der Tiefe reicht, in der Ernst und Scherz verschmelzen, konnte nur in der absoluten Trennung des Tragischen und Comischen die Vollendung erblicken; dieses Volk, in dessen Wissenschaft und Kunst überall die gesellige Bildung herrscht, das nichts so sehr fürchtet als das Lächerliche, dem aber alles lächerlich wird, was seiner geselligen Bildung widerspricht, dieses Volk mußte den ganzen Inhalt seines Lebens, bis auf die Kleidertracht, in die fremden Stoffe und die vermeintlich antike Form seiner Bühne übertragen.

Diese ächt nationale Kunstform erreichte rasch mit **Molière** und **Racine** ihre Höhe und erstarrte mit denselben. Weder Voltaires schüchterne Reformen, noch Diderots radikale Opposition vermochten die Autorität des Classicismus zu erschüttern, bis auf die neuere Zeit, und noch jetzt sieht ein bedeutender Theil der Nation in aller Neuerung in den höhern Gattungen nur einen Abfall von jenem Typus, in dem die Nationalität einen so entsprechenden Ausdruck gefunden.

Diderot, der Vater des bürgerlichen Schauspiels und des Naturalismus in der Dramatik erscheint in seinen Angriffen auf die starren Fesseln des classischen Theaters formell nur als

Kunstrichter. Aber seine Schule, welche leider bei uns noch weit mehr und früher gewirkt hat, als in Frankreich, war im Grunde nur eine Manifestation der Ideen, welche die Zeit bewegten und zur Revolution hinführten, in ihrer Anwendung auf die literarische Kritik. Man hatte schon so lange das Evangelium der Menschenrechte gepredigt, daß das Volk, halb geheilt vom alten Glauben an die irdische Majestät, des gespreizten Helden- und Königthums auf den Brettern müde war, und auch einmal seine eigenen Tugenden bewundern, seinen eigenen Jammer beweinen wollte. Schon längere Zeit hatte sich die comische Oper und das Vaudeville, in denen sich der die Oberflächen der Menschen und der Dinge mit wunderbarer Sicherheit begreifende Geist der Nation frei bewegen konnte, eigenthümlich ausgebildet; aber zwischen diesen niedrigern Gattungen und der Tragödie und dem höhern Lustspiel war in der öffentlichen Meinung eine unübersteigliche Kluft befestigt. Seit Diderot wiederholten sich nun fortwährend die Versuche, diese Kluft auszufüllen und der Bürgerlichkeit im Stoffe, der Natürlichkeit in der Form zum Adel der drei Einheiten zu verhelfen. Diese Uebergriffe wurden zur Kaiserzeit besonders durch Cäsars eigenen Geschmack niedergehalten. Die classischen Producte der Imperialisten erinnern aber aufs fatalste an die Art, wie die alexandrinischen Griechen die Tragödie ihrer großen Ahnen copirten. Sie bewiesen, daß die classischen Formen für die französische Nation selbst abgestorben waren, und daß sich der Geist aus einem verlebten Zustand in einen frischen flüchten müsse, und wäre es der der Anarchie. Diese blieb denn auch nicht aus; der sogenannte Romantismus brach mit Macht herein. Es war dieß aber eine reine Negation der Autorität, und es zeigte sich gleich, daß die Nation mit der Emancipation der Einbildungskraft, mit dem Abfall von Aristoteles und dem kritischen Verstand nur ihren poetischen Schwerpunkt verloren hatte und den neuen vergeblich suchte. Sie hat seitdem eine Menge Dinge versucht und allerlei gefunden, nur nicht die Poesie.

Ihre dramatischen Bestrebungen der neuesten Zeit zerfallen in zwei große Gruppen: einerseits, von Victor Hugo repräsentirt, aufgeschwellene Phantasie, absichtlich regellos, deklamatorisch mit berechneter Unvernunft, fast keine Spur jenes tiefen Verstandes, womit der wahre Dichter Herzen und Nieren seiner eigenen Geschöpfe

prüft; — andrerseits, Scribe an der Spitze, die poesielose Nachahmung des wirklichen Lebens mit dem socialen Witz, der so tief ist im Begreifen der Oberfläche, welche der Mensch der Cultur und der Corruption verdankt.

Daß mit der eigenthümlichen dramatischen Poesie eines Volks bei ihm immer auch die Schauspielkunst verfällt, zeigt sich nirgends deutlicher als bei den Franzosen, denen so bedeutendes mimisches Talent zukommt, so lange sie ganz in der Sphäre ihrer Nationalität bleiben. Talma war ihr letzter classischer Schauspieler; er war es aber auch, der die alten Formen der Tragödie definitiv zerrüttete. Durch die von ihm eingeführte größere Natürlichkeit des Spiels und die Treue des Costums hörte die tragische Bühne auf zu seyn, was sie eigentlich seyn sollte: ein idealer französischer Salon. Jetzt ist das classische Theater eine Antiquität und ein Gegenstand kalter, conventioneller Bewunderung, etwas, das nur noch das Genie eines dominirenden Mimen auf der Bühne erträglich macht. Corneilles und Racines Meisterstücke sind Uhrwerke ohne Unruhe, wenn ein junges Judenmädchen vom Arzt ins Haus gesprochen ist, und man sieht nicht ab, was aus Molières Comödie werden soll, wenn einmal der Contractbrecher Tod eine etliche und sechszig Jahre alte „Ingenue" zwingt, mit dem längst gedrohten Abtritt von der Bühne Ernst zu machen.

Das französische Theater hat in allen seinen Phasen, von Corneille bis zu den Herren Bayard und Melesville, mächtig auf die Bühnen fast aller Völker, besonders aber auf die deutsche gewirkt. Die eigenthümliche Entwicklung der Poesie in Frankreich fällt mit dem beginnenden politischen Uebergewicht dieses Landes in der Zeit fast zusammen, und damit begann auch der Einfluß der geselligen und Kunstbildung Frankreichs auf die höhern Stände aller civilisirten Länder, und vor allen Deutschlands. Man weiß, in welchem Grade die Superstition der feinen Lebensart und des daran geknüpften französischen ästhetischen Geschmacks auf die Bildung der Deutschen eingewirkt hat; man weiß, wie unsere moderne Poesie durch die französische Schule gelaufen, und daß unsere Bühne großentheils darin geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Die Italiener haben durch die eigenthümliche Ausbildung der Oper und des Ballets den bedeutendsten Einfluß auf die Verfassung und den Verfall der europäischen Bühnen gehabt. Diese

Gattungen liegen aber an sich auſser dem Kreis unserer Betrachtung. Eine eigentliche Nationalbühne im höhern Sinn kommt ihnen so wenig zu als den Deutschen, und zum Theil aus denselben Ursachen. Sie sind von jeher fast nur Nachahmer gewesen, und das eigentlich dramatische Talent war bei der sonst so begabten Nation, von den Römern her, niemals hervorstechend. Desto mehr Anlage zeigt sich zum Possenhaften, willkührlich Comischen, und auch dieses scheinen sie von den Römern geerbt zu haben. Wenigstens kann man die atellanischen Fabeln der Römer für Vorbilder der sogenannten **Commedia dell' arte** halten, des improvisirten Lustspiels mit stehenden Maskenrollen. Diese Masken sind gleichsam Kerne des Nationalcharakters, durch besondere Tracht, lokalen Dialekt und stehenden Styl in Vortrag und Geberdung fixirt. Mit diesen stehenden Figuren verträgt sich indessen die gröſste Mannigfaltigkeit der theatralischen Verwicklung, welche nur im Allgemeinen zum voraus angelegt, im Einzelnen aus dem Stegreif ausgeführt wird. Die Italiener entwickeln in dieser niedrigen Gattung im reichsten Maſs die trefflichste Laune, eine Fülle von phantastischem Witz und die gröſste Grazie im possenhaften Geberdenspiel; und diese Gattung ist als die wahre dramatische Incarnation des italienischen Geistes zu betrachten.

Diese franke, rücksichtslose Bouffonerie widerstrebt vollkommen dem französischen Geist, schon weil sie vielmehr die Phantasie als den Verstand anspricht. Gerade aus diesem Grunde sagt sie aber dem deutschen Geiste ganz gut zu. Molière machte in manchen seiner Lustspiele den Versuch, die comischen Masken einzuführen; sie erhielten aber auf französischem Boden niemals wahre Vitalität. Der eigentliche Inhalt des französischen Lustspiels ist die Reproduction der jedesmaligen geselligen Bildung, welche Alles in gewisser Beziehung unter ein Niveau bringt, und womit sich groteske, originelle Figuren, die sich ihrer eigentlichen Natur überlassen, nicht vertragen. Aber gerade dieſs wäre in Deutschland, dem Lande der socialen Ungleichheit, die Quelle der wahren Comik, wenn wir aus der französischen Scheinkultur, welche uns überfirnißt, heraustreten könnten. Der vom Pedantismus begrabene, aber unsterbliche Hanswurst ist, seinem Kerne nach, sicher keine Copie des italienischen Harlekins, sondern eine autochthonische Figur. Sein Geist taucht hin und wieder auf unsern Bühnen als comische

Lokalmaske auf, und läßt die Deutschen, wenn auch nur flüchtig ahnen, welche Comödie sich bei uns hätte entwickeln können, wenn unsere gesellige Bildung einen andern Weg genommen hätte.

Dramatik und Schauspielkunst sind übrigens im heutigen Italien im größten Verfall. Selbst aus der **Commedia dell' arte** ist der alte Geist gewichen, weil sich die von der allgemeinen europäischen Civilisation angesteckten höhern Stände vom originellen Maskenspiel als pöbelhaft abwenden. Das Drama ist dort zum Lückenbüßer zwischen Oper und Ballet geworden, und statt uns in unserem Nationalstolz geschmeichelt zu fühlen, möchten wir über das Publikum von Mailand oder Florenz weinen, wenn es bei „Menschenhaß und Reue" in Thränen zerfließt.

Die rohen Anfänge des **deutschen** Theaters sind so alt, als anderswo, aber in ihrer gebildeten Gestalt ist die deutsche Bühne die jüngste von allen, und sie hat es bis jetzt nie zu einer ächten, höheren Manifestation der Nationalität gebracht. Keime einer solchen waren gleich zu Anfang unverkennbar die Fastnachtsspiele und geistlichen Comödien, besonders von **Hans Sachs** und **Ayrer**. Ihre Schwänke sind derb und, bei freilich sehr unvollkommener Form, häufig hochcomisch, ihre Figuren ächt nationell deutsch im originellen Gemisch von Materialität und Geistigkeit, von Unbehülflichkeit und phantastischem Gedankenflug; ihre Lustigkeit umfaßt mit kecken Griffen die innere und die äußere Welt, Erde, Himmel und Hölle. Wer weiß, was sich auf diesem Wege ausgebildet hätte, wenn auch in den deutschen Elementen des sechzehnten Jahrhunderts kein Stoff zu einem Shakespeare seyn mochte? Aber leider kam die Dramatik noch in den Kinderschuhen aus den Händen der Meistersänger und poetischen Handwerker in die Schule der Gelehrten, der belorbeerten Perrücken und Poeten vom Handwerk, und zwar zu einer Zeit, wo bereits die französische Poesie zur höchsten Autorität gelangt war.

Der deutsche Geist war noch so schwach und schüchtern, daß er es gar nicht wagte, die Alten, die man doch so gut und besser las, als in Frankreich, mit eigenen ästhetischen Augen zu betrachten, sondern die poetische Anschauung der Franzosen und ihren Commentar des Aristoteles geradezu annahm. Frühe im siebzehnten Jahrhundert bildeten sich Schauspielergesellschaften, welche die Fastnachtsspiele und geistlichen Comödien zu verdrängen anfingen. Sie

hatten Vornehmes, Gebildetes zu bieten, das dem Bildungsdrang der Deutſchen und ihrer Sucht, ſich in Kennerſchaft und feinem Tone zu beſpiegeln, ſchmeichelte: Ueberſetzungen und Nachbildungen von Meiſterſtücken der ſo weit vorausgeeilten franzöſiſchen und italieniſchen Muſen; Staatsactionen voll ungeheurer Worte in majeſtätiſcher Cadenz, voll überwältigender Pracht an Sammtlappen und Goldpapier, Schäfereien voll ſüßer Seufzer und roſenfarbiger Bänder. Wir lachen dazu, als ob wir nach zwei Jahrhunderten nicht noch an derſelben Bewunderung krank lägen.

Von Andreas Gryphius an war Ueberſetzung und Nachahmung der Franzoſen, nebſt dem Alexandriner, die Loſung; aber mitten in dieſen claſſiſchen Genüſſen verrieth ſich der urſprünglich romantiſche Geſchmack der Deutſchen dadurch, daß auch in den Staatsactionen die luſtige Perſon, der Pickelhäring, nicht fehlen durfte. Er unterbrach willkommen die Langeweile der ſchönen Redensarten und ſtärkte durch ein Intermezzo von volksthümlichem Spaß die Zuſchauer zu der Strapaze des Kunſtgenuſſes. Nichts gibt einen beſſern Begriff von der Armſeligkeit dieſer Zuſtände, als daß, jetzt gerade vor hundert Jahren, ein Kopf wie Gottſched, für den Reiniger und Wiederherſteller unſerer Poeſie gelten konnte, und daß man es in der Bahn, in der man ſich einmal befand, für eine Verbeſſerung und einen Fortſchritt halten mußte, wenn er kritiſch und durch eigene Muſter dem bisherigen geſchwollenen Pathos mit untermiſchter obligater Kurzweil den Krieg erklärte, und im Namen Boileau's die platte, kalte Korrektheit an die Stelle ſetzte. Wie ſich mit ihm die Sachen geſtaltet hatten, war nun allerdings Hanswurſt eine Figur geworden, die höchſt unangenehm an die geſchmackloſe Rohheit erinnerte, der man ſich glücklich entwunden, und ſo wurde er denn im Jahr 1757 von Gottſched und ſeiner Mitſchuldigen, der Schauſpielerin Neuberin, zu Leipzig feierlich beigeſetzt. Die gelehrte Kritik ſchnitt ſymboliſch der Perſönlichkeit der Nation ein Organ ab, das ſie in ihrem Fortſchreiten auf der Bahn claſſiſcher Kunſtbildung hemmte und ſie immer wieder in ihre alte plumpe Natur zurückfallen ließ.

Die Franzoſen, Tragiker und Comiker, der Däne Holberg, Goldoni, ſehr ſchwache Nachbildungen dieſer Vorbilder — daraus beſtand ſo ziemlich das ganze Repertorium jener Zeit. Aber die eigentlichen Muſageten waren die Franzoſen, und das Maaß der

deutſchen Abhängigkeit wurde voll, als endlich der deutſche Genius das Aechte und Höchſte gefunden zu haben glaubte, weil er mühſam gelernt hatte, nach dem engen poetiſchen Begriff einer von Grund aus verſchiedenen Nation, auf die Spitze geſtellte Leidenſchaften im kalten antithetiſchen Spiel pathetiſch durch fünf Akte ſich ableiern zu laſſen.

Mit Leſſing trat die Reaction ein, aber erſt nachdem auch ſchon in Frankreich im Namen der Natur ernſte Proteſtationen gegen die conventionelle dramatiſche Poeſie laut geworden waren. Was Diderot zu Hauſe nicht gelingen konnte, das ſetzte Leſſing bei uns durch: er ſtürzte das claſſiſche Theater der Franzoſen, zum Theil mit Diderots Waffen, zum Theil mit denen Shakeſpeares, deſſen Evangelium er den Deutſchen zuerſt predigte, und in deſſen Namen er, der franzöſiſchen Leidenſchaftsanalyſis gegenüber, auf Charakterſchilderung drang. Aber dem geiſteskräftigen Mann fehlte es am unmittelbaren poetiſchen Gefühl, und ſo warf er uns aus einem Extrem ins andere, indem er das Weſen der poetiſchen Nachahmung ganz verkannte, und im dramatiſchen Ausdruck, wie in der Verwicklung, nicht auf Natur, ſondern auf Natürlichkeit drang, das heißt auf die platte Copie der Natur, welche die Poeſie geradezu aufhebt. Er wurde durch ſeine mächtige Dialektik und ſeine eigenen Muſter der Schöpfer des bürgerlichen Familiengemäldes und des rührenden Luſtſpiels, Gattungen, deren proſaiſcher Geiſt, wenn auch bei veränderter Form, ſeitdem der herrſchende geblieben iſt und die ganze Dramatik erkältet hat, zumal auch die Franzoſen, unſere ewigen Vorbilder, ſich immer mehr von ihrem ſelbſtgemachten Ideale abwendeten, ſich der Natürlichkeit in die Arme warfen und darüber die Poeſie verloren.

Leſſing drängte uns aus einer proſaiſchen Poeſie, in welcher der Verſtand auf Stelzen ſchreitet, in eine poetiſche Proſa, in welcher er auf platter Sohle geht. Für die Schauſpielkunſt wurde aber dieſe Richtung allerdings erſprießlich. Das traditionelle Spreizen und Recken, das Puppenſpielartige des Vortrags mußte jetzt von ſelbſt fallen, da es ſich von der Nachahmung des wirklichen Lebens handelte. Es bildeten ſich an verſchiedenen Orten eigentlich ſtehende Geſellſchaften, und mit Eckhof tritt eine Reihe ſehr ſchätzbarer mimiſcher Talente auf. Das Drama wurde jetzt aus den Nebeln der Geſchichte oder der Mythe vorzugsweiſe in

die Sphäre der höheren Stände der Gegenwart hineingeſpielt; porträtirende Charakteriſtik wurde das Loſungswort, wobei aber die Charaktere, bei der natürlichen Begrenzung des Stoffs, gewiſſermaßen maskenartig in Gruppen zerfielen; und ſo bildeten ſich die ſogenannten Rollenfächer. Es gab fortan Anſtandsrollen, edle Väter, zärtliche Mütter, Böſewichter, erſte und zweite Liebhaber und Liebhaberinnen u. ſ. w. Der Schauplatz der Staatsactionen wurde jetzt zum Geſellſchaftszimmer, in dem die Sitten der Gegenwart, und ſehr häufig der Ton der ſogenannten feinen Welt zur Anſchauung gebracht werden ſollte. Damit kam aber der Schauſpieler in ein ganz anderes Verhältniß zur Geſellſchaft und zur Kunſt ſelbſt, als bisher. Unter der Herrſchaft des Schwulſtes bewahrte der Schauſpieler ganz den verächtlichen Hiſtrionencharakter. Wenn ſo ein haarbuſchiger Geſelle, ein erhabener Pickelhäring, im Goldſtoff den König und Helden agirte, ſo vertrug ſich die tiefſte Verachtung ſeiner Perſon mit der Bewunderung ſeiner Bravour. Er war der maſchinenartige Diener der Poeſie, und da das ganze Spiel meiſt über die wirkliche Welt hinausfiel, ſo behielt er immer etwas vom Weſen der Puppe, und ſeine Perſönlichkeit erregte kein Intereſſe. Jetzt aber hatte der Schauſpieler einen wirklichen Prinzen, wie er leibt und lebt, den Höfling, den Weltmann zu geben; er hatte Federhut und Degen mit Vortheil und Anſtand zu tragen, und überhaupt die äußere Bildung der Zeit mit ſicherer Grazie zu repräſentiren. Der Schauſpieler fühlte ſich dadurch natürlich gehoben; der allgemeine Menſchenwerth war ohnehin die Parole der Zeit, und ſo wurde er wenigſtens in den Augen der Weltleute vom Makel reingewaſchen, der bisher ſeinem Stande angeklebt, und wenn er auch von der Kirche excommunicirt blieb, ſo wurde er jetzt von der Geſellſchaft, welche mit der Kirche im Kriege lag, in ihren Schoß aufgenommen.

Die Erhebung des Mimen zum Gentleman trug die beſten Früchte für ſeine Kunſt; ja dieſe fing im Grunde jetzt erſt an, ſich unter uns zu entwickeln. Bald begann mit Schröder eine neue Periode auch in der idealiſchen Darſtellung, vorzüglich, indem dieſer begabte Schauſpieler Shakeſpeare auf die deutſche Bühne brachte, und ſelbſt ein Vorbild des tragiſchen Vortrags im Style Garricks wurde. Von nun an zeigt ſich Schule in der deutſchen Schauſpielkunſt. Sie erwuchs an ausländiſchen Stoffen,

kräftigte sich später an den Werken unserer größten Dichter und sank im Laufe der letzten Generation, wie ein schießender Stern, von einer ganz achtungswürdigen Höhe schnell wieder herab. Als die Epoche ihrer Blüthe ist der Zeitraum zwischen Schröder und Iffland zu bezeichnen.

Wenn aber die moralische Emancipation des Mimen die Schauspielkunst förderte, so wurde sie dagegen der eigenthümlichen Entwicklung unserer dramatischen Poesie sehr schädlich. Auf allen großen Nationalbühnen, auf der der Spanier, auf den Bühnen Shakespeares und Molières, hatten Poesie und Spiel sich zugleich gebildet und einander durchdrungen; beides, Repertorium und Vortrag, waren nationell. Aber bei uns entwickelte sich der scenische Vortrag langsam an der Reproduktion fremder Stoffe, zu einer Zeit, wo auch bei den andern Völkern die dramatische Poesie bereits in relativem Verfall war, wo überall auf den Bühnen das Spiel ein gewisses Uebergewicht über die Poesie zu erhalten anfing. Wer nun fortan bei uns für die Bühne schrieb und sicher wirken wollte, war vor Allem nur auf den Theatereffekt bedacht; er durfte dabei die Bildung und Gewöhnung der Schauspieler nicht aus den Augen lassen, und da sich diese am Fremden gebildet, so verfiel der Theaterdichter, willkürlich oder unwillkürlich, fast immer wieder in die Nachahmung dessen, aus dem unsere Schaubühne als künstliche Blüthe erwachsen war. Dieß gilt ganz besonders von den auf den Brettern herrschenden Gattungen, vom Charakterstück, dem Lustspiel, der Posse u. s. w. Sie fielen, da es sich hier darum handelte, mit der Mode und dem Zeitgeschmack Schritt zu halten, naturgemäß in die Hände von Leuten, die Alles waren, nur keine Poeten, in die Hände der Coulissenroutiniers und der Schauspieler selbst. Wenn zufällig einmal der wahre Poet zugleich Schauspieler ist, wie Shakespeare und Molière, so mag aus der lebendigen Durchdringung der Poesie und der Bühne in seinem Kopfe das relativ Höchste entspringen. Wenn aber der Schauspieler und Schauspielergenosse nur gelegentlich, aus Metier, den Poeten macht, so wird er zum voraus nur die niedrigeren, halb prosaischen Gattungen ergreifen, und auch in diesen wird er nichts erfinden, sondern nur die hohlen Nüsse eklektisch zusammengerafften Theatereffekte, und statt neuer Charaktere nur wirksame alte Charakterfetzen in die stereotype Kunstform sammeln. Schröder,

Iffland, Kotzebue, Frau v. Weiſſenthurn und Madame Birch-Pfeiffer haben dieß genugſam bewieſen.

Seit Leſſing waren die verſchiedenſten fremden Quellen auf das deutſche Theater geleitet worden: Shakeſpeare, die engliſchen Poeten ſeit Karl II., Goldoni und Gozzi, Holberg, Diderot und ſeine Schule. Das ſogenannte bürgerliche Charakterſtück und das ſentimentale Drama blieben dabei die Haupttypen, und auch Goethe und Schiller haben in Jugendwerken dieſer Richtung der Zeit ihren Tribut gebracht. Da auf einmal erhielten jene Gattungen einen ſonderbaren Mitbewerber in der Gunſt des Publikums. Der jugendliche Goethe hatte ſich zu ſeinem Götz von Berlichingen an Shakeſpeares Genius begeiſtert, und aus dieſem originellen Werke entſprang nun eine wunderliche hiſtoriſche Gattung, das Ritterſchauſpiel, und überflutete alle Bühnen. Man kann es wohl ſagen, die Nation hat durch die Weiſe, wie ſie die erſte dramatiſche Aeußerung ihres großen Dichters verſtand, ſich ſelbſt ein dramatiſches Incapacitätszeugniß geſchrieben. Ungefähr mit Götz von Berlichingen war auch Shakeſpeare ſelbſt, beſonders durch Schröder, auf unſern Bühnen erſchienen, und hatte auf das Publikum bedeutend gewirkt. Wenn nun aber Shakeſpeares Geiſt, durch die Vermittlung eines großen deutſchen Kopfes, nichts anderes hervorbrachte, als den öden Wechſelbalg des Ritterſtücks, und dieſes eine ganze Generation und länger auf der Bühne ſpukte, ſo bewies dieß nur, daß dem deutſchen Geiſte, wenigſtens in der Bahn, in die er ſich einmal geworfen, alle Kraft abging, ſich zu einer höhern, eigenthümlichen Dramatik zu entzünden.

Das Ritterſtück wird aber intereſſant, wenn man es als einen partiellen Rückfall in die alte deutſche Natur betrachtet. Man wollte zur Abwechslung, nachdem die Bühne ſo lange vorzugsweiſe der Spiegel ſeiner Manieren geweſen, auch einmal deutſch ſeyn. Es war nur ſehr ſchlimm, daß man die poetiſche Deutſchheit im Widerſpiel aller Poeſie fand. Man machte es ſich bequem: ſtatt ſich in die eiſernen Zeiten zu verſetzen, zog man ſie zur Gegenwart herauf und in den alten Rahmen des bürgerlichen Dramas hinein; nur daß man die modernen Geſinnungen mit einer gewiſſen idealiſchen Rohheit färbte, womit man friſchweg das ganze Coſtüm des Mittelalters angedeutet zu haben glaubte. Der Heldenſpieler im Ritterſtück war im Grunde der wiedererwachte

Hanswurst, in der Pickelhaube statt des Spitzhuts, mit dem Schwerte statt des Prügels. In ihm machte sich die alte deutsche, durch die Cultur gezähmte und gefirnißte Natur polternd und tobend Luft. Die Gemeinheit der alten Volksfigur war glücklich wieder da, aber ihr Humor war in der von Gottsched gegrabenen Grube zurückgeblieben. Der Ritter zankte, fluchte, soff und balgte sich, wie Hanswurst, aber er zielte dabei kläglich, statt auf das Zwerchfell der Zuschauer, auf ihre Thränendrüsen, und das Schlimmste war, daß er sie traf.

Außerdem, daß das Ritterstück fast noch mehr als die bisher beliebten Gattungen auf die Verflüchtigung der Poesie hinwirkte, brachte es noch einen großen Nachtheil. Es gewöhnte das Publikum an den ganzen schimmernden Maskentrödel vergangener Jahrhunderte, an die ewige Unruhe der Scene, den steten Wechsel derselben. Die vernünftigerweise nur der Oper zukommenden optischen Wirkungsmittel, große Massen von Volk und Kriegern in künstlicher Gruppirung, die mannigfaltigste leinwandene Natur und Architektur, die in ihrem Anspruch auf Wirklichkeit ihrer selbst spotten, die hohe See und die Firnen der Alpen, Sonnenaufgang und Mondschein, Alles, was die Einbildungskraft zerstreut und den Gedanken vom Inhalt des Vorgestellten abzieht, wurde jetzt immer mehr in das Drama hereingezogen. Und allerdings konnte das Ritterstück, wenn es überhaupt etwas seyn sollte, dieser Surrogate der Poesie weniger entbehren, als irgend eine andere Gattung, ja als die Oper selbst.

Das Doppelgestirn unserer großen Dichter ging prachtvoll auf, und bei beiden prägte sich der Genius vorzugsweise in dramatischer Form aus. Ihre Werke sind es, welche unsere literarische und poetische Ehre vor dem Ausland glänzend gerettet haben, und es schien auch einen Augenblick, als ob mit ihnen ein goldenes Zeitalter deutscher Dramatik erblühen wollte. Aber es schien nur so, und die Vereitlung dieser glänzenden Chimäre muß die Hoffnungen der Deutschen auf eine nationelle Bühne ins Unbestimmte vertagen. Es kann hier nicht unser Zweck seyn, die Goethesche und Schillersche Dramatik zu charakterisiren; es genügt hier an der unbestreitbaren Thatsache, die heute klar vor Augen liegt: So bedeutenden, bis jetzt gar nicht zu berechnenden Einfluß die beiden großen Geister auf unsere poetische Bildung geübt, so ist es ihnen

doch ſo wenig gelungen, unſere Bühne dauernd zu veredeln, daß ſich ſeit ihrer unmittelbaren Wirkung ſogar ein ſehr bedeutender Rückſchritt, und zwar in der Poeſie, wie in der Darſtellungskunſt bemerklich macht. Der tief im deutſchen Charakter gegründete Mangel an ſocialem Gemeingeiſt verhinderte, wie ſchon ſo oft, ſo auch hier eine auch nur einigermaßen gleichförmige Wirkung poetiſch ſo hoch ſtehender Werke. Keiner der beiden Dichter, ſo verſchieden auch ihr Zug war, vermochte das ganze Publikum zu ſich heranzuziehen; keiner fand eine Kunſtform, in welche ſich der Nationalgeiſt mit natürlicher Leichtigkeit und Luſt hätte ergießen und einmal, zum erſtenmal, ſich auf der Bühne in eigenſter Geſtalt hätte offenbaren können. Ihre Dramen zogen wie Meteore über die Bretter, welche nirgends je die Welt in irgend einem Sinn weniger bedeutet haben, als bei uns, und wie wenig ihr Geiſt in den trägen, poeſieloſen Körper des deutſchen Theaters einſchritt, geht wohl am beſten daraus hervor, daß das, was ſie in höhern Gattungen leiſteten, auf die vorherrſchenden niedrigern nicht den mindeſten Einfluß äußerte, und daß ſie niemals das Regiment der gleichzeitigen Herrſcher der Bühne, Iffl ands und Kotzebues, auch nur einen Augenblick zu erſchüttern vermochten.

Man glaubte damals eine Nationalbühne zu haben, weil man von der Iphigenie auf Tauris zu den Hageſtolzen, von der Jungfrau von Orleans zu den deutſchen Kleinſtädtern und vom Wallenſtein zur Agnes Bernauerin ging; weil einem nach Schillers idealiſchen Geſtalten Iffl ands proſaiſche Porträtmalerei deſto mehr anſprach; weil einem nach der Anſtrengung, welche Goethe den höhern Seelenvermögen zumuthet, Kotzebues Lehre, daß ein gutes Herz Alles gut und das Geld Alles eben mache, deſto ſüßer einging. Niemand dachte daran, daß ein ſo greller geiſtiger Widerſpruch zwiſchen den dramatiſchen Gebieten auf einen tiefen, geiſtigen Zwieſpalt in der Nation deutete, der vorher verſöhnt ſeyn müßte, wenn eine wahrhaft nationelle Entwicklung der Bühne, eine ſolche, bei welcher Ernſt und Scherz aus denſelben Quellen fließen, möglich werden ſollte.

Man konnte indeſſen denken, Goethe und Schiller, oder einer von beiden werde ſich erſt mit der Zeit Anerkennung, und unmittelbar oder als Vorbild allgemeine Popularität verſchaffen. Aber ſonderbar! ſogar das ſklaviſche Heer der Nachahmer hat ſich an ſie

bei weitem nicht in dem Maaße gehängt, wie an unbedeutendere Erscheinungen. Nimmt man Götz v. Berlichingen aus, der ohne des Dichters Schuld zu einer so traurigen Verirrung Anlaß gab, so ist Goethes dramatischen Werken die, in Rücksicht auf die Bühne zweideutige Ehre zu Theil geworden, daß man selten, und noch seltener mit Beifall, versucht hat, sie zur Manier herabzuziehen. Aber auch Schillers Fährte ist bald wieder verlassen worden; seine Nachahmer haben ihn, wie immer, mit größter Liebe und Treue nur in seinen Schwächen copirt, und Theodor Körner und die andern Ausbeuter des Schillerschen Geistes haben den dramatischen Verstand der Nation ganz so verdächtig gemacht, wie diejenigen, welche Goethes Meinung im Götz v. Berlichingen so kläglich mißverstanden. Ein Hellsehender, der sich die Geschichte vergegenwärtigte, mochte vielleicht schon zur Zeit der Blüthe des Weimarschen Theaters auguriren, daß zwei gleichzeitige, so äußerst kräftige, aber so ganz im innersten Wesen verschiedene Keime sich vielmehr gegenseitig in ihren Kräften niederhalten, als zu einem fröhlichen Baume dramatischer Poesie zusammenwachsen möchten. Es überraschte ihn nicht, wenn gleich Anfangs die Sachen die Wendung nahmen, daß der Einfluß der beiden großen Männer mehr für die Schauspielkunst, als für die Dramatik selbst von Bedeutung zu werden schien, indem der eine in seinem Kreise durch geschmackvolle Lehre wirkte, während sich aller Orten bedeutende Talente an den Gestalten des andern begeisterten und übten. Man durfte nun meinen, dieser Anstoß könnte doch von einiger Dauer seyn, und wenn sich die Schauspieler an den großen Dichtern gebildet, so könnte wohl auch einmal die gebildete Schauspielkunst die wahren dramatischen Dichter wecken. Aber nein, auch daraus wurde nichts, und konnte nichts werden, und zwar schon äußerlich darum, weil sich die Tradition der guten Darstellung ohne die Tradition eines relativ guten, festen, nur allmählig erweiterten Repertoires unmöglich halten kann, und weil das Repertoire, das sich zu Anfang des Jahrhunderts gebildet, von der Mode übersegelt und durch die sogleich zu besprechenden Umstände zerstreut wurde.

Unser Kosmopolitismus auch in der Dramatik, unser Drang, die geistigen Produkte aller Völker, gute und schlechte, rasch uns anzueignen, hat unsere Bühne vom Beginn an zu einer magischen

Laterne gemacht, durch welche im ewigen Wechſel die mannigfachſten Bilder zum Ergötzen großer Kinder durchgezogen wurden. Damit hätte bei uns nicht nur die dramatiſche Poeſie, ſondern auch die Schauſpielkunſt in der Kindheit bleiben müſſen, wenn nicht, ſeit Leſſings kräftiger Einwirkung, kluge Direktoren, die keine Höflinge, ſondern Schauſpieler waren, jenen Flug der Bilder über die Bühne gehemmt und ſich im eigenen dringenden Intereſſe ein Repertoire angelegt hätten. Erſt ſeitdem, erſt durch die fleißige Wiederholung von Stücken, welche ſich einmal, mit Recht oder Unrecht, allgemeine Geltung verſchafft hatten, konnte ſich bei uns überhaupt die Schauſpielkunſt ausbilden, und ſie hat durch den Einfluß von Männern, wie Schröder, Fleck, Iffland, ſehr Bedeutendes geleiſtet. Zu ihrer Zeit hatten die, wenn auch häufig poeſieloſen deutſchen Elemente das Uebergewicht auf unſern Bühnen; es hatte ſich ein Repertoire gebildet, in welchem Vieles, zum Nachtheil der Poeſie, aber zum Vortheil der mimiſchen Routine, eigens für den Schauſpieler geſchrieben war. Als Kernpunkte deſſelben erſchienen, neben Shakeſpeare, den ſpätern Engländern und den Franzoſen, Leſſing, Goethe, Schiller, Klinger, Iffland, Kotzebue. Dieſe Miſchung war nun freilich nichts weniger, als ein Nationaltheater, aber es war doch ein feſtes Repertoire, mit dem ſich eine gewiſſe Schule des ſceniſchen Vortrags überlieferte. Und eben um dieſe Ueberlieferung haben uns die Bewegungen der neueſten Zeit gebracht, und es iſt eine traurige Thatſache, daß nicht nur in der dramatiſchen Poeſie auf keinem Punkte ſich ein Fortſchritt zeigen will, ſondern daß ſogar die Schauſpielkunſt ſehr bedeutende Rückſchritte gemacht hat.

Es ſcheint die Aufgabe unſerer Zeit, nach Zertrümmerung des alten geſellſchaftlichen Zuſtandes, den Inhalt zu einem neuen zu ſchaffen. Die Geiſter ſind überall raſtlos mit der materiellen und geiſtigen Grundlage des neuen ſocialen Gebäudes beſchäftigt. Dieſe allſeitige unruhige Thätigkeit, mit vorherrſchender Richtung auf die nützlichen und palpabel fördernden Künſte, iſt dem wahrhaft geiſtigen Leben der Künſte der Einbildungskraft ſehr feindlich, keineswegs aber ihrer extenſiven Entwicklung. Da einmal geiſtiger Genuß dem Menſchen ſo unentbehrlich iſt, als leibliche Nahrung, ſo ergreift die in Allem ſo ungeheuer geſteigerte Induſtrie auch die ſchönen Künſte, und gibt ihnen Charakter und

Farbe von raſch gefertigten und auf den Effekt berechneten Fabrikaten. Ja, man will geiſtig genießen, aber im Fluge, mit beſtändiger Abwechslung, möglichſt viel in der kürzeſten Friſt. Man will beim Schönen ſeiner ſelbſt vergeſſen, nicht mit ihm in ſich einkehren. Was höhere Seelenvermögen anſpricht, wird gemieden wie eine Arbeit; gerade nur von Arbeit und Sorge will man ſich ja losmachen, indem man ſich auf Momente den Muſen in die Arme wirft. So iſt das ſinnlich Greifbare, das Frappante, das raſtlos Vorüberrauſchende faſt das einzig Schöne, weil es das einzig Genießbare geworden. Jeder Ruhepunkt in einem Kunſtwerk erregt Ungeduld und Mißtrauen, weil man gleich meint, der Künſtler wolle an das fatale Nachdenken appelliren. — Die Künſte haben ſich auch um die Wette materialiſirt; ſa presto! heißt in allen die Loſung, und wo die Wirkung nur eine augenblickliche ſeyn ſoll, wäre es auch verlorene Mühe, bei der Compoſition ängſtlich zu weilen.

Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß dieſer Geiſt auf allen europäiſchen Bühnen die Wirkungen hatte, welche bei analoger Stimmung der Völker von jeher in der Geſchichte zu Tage gekommen ſind. Horazens Brief an Auguſt (Epist. II. 1), worin er über die grobe Sinnlichkeit des römiſchen Theaterpublikums klagt, iſt die treueſte Schilderung des jetzigen Zuſtands unſerer und aller Bühnen. Er malt ganz unſer großes Publikum, wenn er die Schauſpiele beſchreibt, welche die Liebhaberei des römiſchen Pöbels ſeyen, und hinzuſetzt, ſogar bei den Rittern, d. h. der gebildeteren Welt, ſey nachgerade der Genuß, den ſie vor der Bühne finden, nicht mehr Sache des Ohrs (die Römer hatten keine Oper), ſondern der irren Augen (incerti oculi); auch bei ihnen gelte nur noch geiſtloſe Ergötzlichkeit (gaudia vana). Er vergleicht das unvernünftige Beifallklatſchen mit dem Brauſen des tuſciſchen Meeres; er beſchreibt, wie ein auftretender Schauſpieler mit donnerndem Applaus empfangen wird: „warum? hat er ſchon etwas geſprochen?“ — „Kein Wort.“ — „Quid placet ergo?“ — „Sein neuer Purpurrock.“ — Wer denkt dabei nicht an unſere Bühnenheldinnen, welche ſich in fünf Akten fünfmal umkleiden „zur Erhöhung der Illuſion,“ und von einer eleganten Verwandlung zur andern die Augen und die äſthetiſche Kritik der feinen Welt beſchäftigen?

Schon im vorigen Jahrhundert hatte die Oper, indem sie bei uns häufig auf derselben Bühne neben dem Schauspiel bestand, das letztere in seinem geistigen Leben beeinträchtigt. Man meinte, der Glanz und Pomp, wesentliche Elemente der Oper, werden auch die Wirkung des Schauspiels erhöhen, und man kann es wohl sagen, daß die dramatische Kunst in ihrem Kern angegriffen war, sobald man diesen Fehlschuß machte. Auch Schiller war in diesem Irrthum befangen; er hat in seinen Schauspielen häufig absichtlich Operneffekte herbeigeführt; er bedachte nicht, daß dergleichen Wirkungen Niemanden weniger zu gute kommen, als dem Dichter selbst, und jene Berliner Stutzer, welche immer nur in den vierten Akt der Jungfrau von Orleans zum Krönungszug gingen, verkündeten eine Zeit, wo ihres Gleichen mit Lust der ganzen Aufführung würden anwohnen können, weil die Poesie ganz ihren Abschied genommen. — Diese Versinnlichung des Schauspiels durch Schneiderwitz und Dekorationsmalerei, wobei zudem meist das Costüm der Natur so arg gehöhnt wird, als das der Menschheit, nahm immer mehr überhand. Je treuer und glänzender die Tracht der Schauspieler wurde, desto häufiger verlernten sie nicht nur das, was sie vorstellten, sondern überhaupt Menschen zu seyn, und je weniger man der Einbildungskraft der Zuschauer zumuthete, desto fauler wurde sie und konnte am Ende nur durch harmonischen Lärm und öden Spektakel wach erhalten werden.

Bei der bloßen Entgeistigung des Schauspiels konnte es aber nicht bleiben. Bei der allgemeinen Richtung der Geister war nichts natürlicher, als daß die Künste, bei denen der Mensch sein Nervensystem passiv, wie ein Saiteninstrument, zu angenehmen Vibrationen herleibt, daß Oper und Ballet das Schauspiel auf den Bühnen auch materiell immer mehr beschränkten. Dieser Einbruch der Oper über ihre natürlichen Grenzen hinaus macht den gegenwärtigen allgemeinen Verfall der dramatischen Poesie und der Schauspielkunst so begreiflich, daß man sich vielmehr über die Kraft wundern muß, womit der Geist hie und da gegen diesen Druck reagirt und die Funken für eine künftige Wiedererweckung lebendig hält.

Durch einen solchen Stoß mußte nun aber die deutsche Dramatik noch schneller und tiefer sinken, als jede andere. Nicht nur sind wir in die allgemeine geistige Atmosphäre der Zeit getaucht und

unterliegen ihren physiologischen und pathologischen Einflüssen; unsere Bühne war ja zudem von jeher aufs Kläglichste vom Ausland abhängig. Ganz besonders aber steht sie in einseitig magnetischem Rapport mit den tragischen, comischen und lyrischen Musen zu Paris, und alle Revolutionen im Nervensystem dieser Damen versetzen den Körper unserer Bühne in sympathetische Zuckungen. Wie gerne ließ sich von jeher Deutschland von einem im Namen der Mode und des feinen Geschmacks gepredigten Evangelium bekehren! und so hatte sich denn auch, ehe man es sich versah, die sogenannte Lyrik zur herrschenden, Interesse und Mittel verschlingenden Gattung aufgeschwungen, und die dramatische Poesie war auf halbe Kost gesetzt. Das Ohr des Theatergängers gewöhnte sich, statt ein Trichter der Gedanken, vorzugsweise ein Resonanzboden für harmonische Schwingungen zu seyn; das Hirn wurde zu einer Tafel für Klangfiguren, und an manchen Orten erhielt das Drama Titel und Rang eines Lückenbüßers, fast eines nothwendigen Uebels.

Wohin, ohne die Invasion der Lyrik, die sonderbare Mischung der Geister geführt hätte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts auf den deutschen Bühnen herrschten — wer kann dieß sagen? Aber desto schärfer ist der Zustand zu bezeichnen, wie er sich einmal gestaltet hat. Im Ergreifen des Fremden blinde Rücksichtslosigkeit, im Verarbeiten desselben Faulheit und Ungeschick, in der Nachahmung willenlose Sklaverei, in der eigenen Production fast allgemeine Mittelmäßigkeit, in der Schauspielkunst nackter, sogar von der Manier verlassener Naturalismus.

Was die eigenen dramatischen Bestrebungen der neuesten Zeit betrifft, so ist zum voraus auch jetzt, wie immer, gerade die umfassende Bildung des Deutschen ein aller Originalität feindliches Element. Der dramatische Töpfer hat ganz eigenen Thon zu einer deutschen Vase auf die Scheibe gebracht; aber dennoch wird currento rota ein Topf von französischer, englischer, spanischer Façon daraus. Derjenige moderne Dramatiker, dessen zahlreiche Werke fast allein einen stehenden Theil des Repertoriums unserer Bühnen bilden, ist ein gescheiter Epitomator Shakespeares, der aber mit den abgerissenen, noch zuckenden Stücken des größten Dichters vielmehr diesen als sich selbst verherrlicht. Er hat wohl die Dialektik der Leidenschaft von ihm getrennt, aber nicht ihre Poesie, gerade

das nicht, wodurch das greifbar Unwahrſcheinliche dem ſich ſträubenden Leſer und Zuſchauer ſich als wahr aufdrängt, wodurch die Unnatur ſelbſt, durch eine wunderbare Illuſion, Geſtalt, Geberdung und Bewegung der Natur annimmt. — Der abſolute Werth der mannigfachen neueſten Verſuche in den höhern Gattungen ſoll hier nicht unterſucht werden. Die meiſten ſind allerdings nach Farbe und Gehalt ſo, wie es die Witterung der Zeit mit ſich bringt, und die Schwäche der Poeſie und der Bühne bedingen einander wechſelſeitig. Wenn man aber ſieht, wie ſelbſt die modernſten, ganz in Farbe und Duft der Zeit gehüllten Trauerſpiele und Dramen auf der Bühne ſo gar nicht reagiren, ſo kommt man zur Ueberzeugung, daß ſich der Sinn und das Gefühl für das Höhere aus den Maſſen noch ungleich mehr zurückgezogen hat, als aus der Poeſie ſelbſt.* Sind die Stücke, wie man ſagt, noch ſo bühnengerecht, und die Verfaſſer noch ſo bühnenkundig, ſie tauchen nur auf, um ſogleich wieder unterzugehen. Man ſieht deutlich, im Dunſtkreis der Bühne iſt nicht ſoviel poetiſche Lebensluft, daß ſolche neu aufgeſteckte Geiſteslichter auch nur eine Weile luſtig aufflackern könnten. Sie brennen trübe, mit unheimlich rothem Schein, wie im Schwaden des Bergwerks; ſie rauchen und erlöſchen. Ja es iſt das ſchlimmſte Symptom, daß ſolche anſpruchsvolle Novitäten nicht nur keine Liebe entzünden, ſondern nicht einmal Unwillen und Ungeduld erregen. Dergleichen Verſuche dringen nicht nur nicht in die Menge ein, ſie prallen nicht einmal davon ab; ſie fallen, wie gegen eine breiartige, unelaſtiſche Maſſe geſchleudert, matt zu Boden.

Was nun die vorzüglich auf Beobachtung, auf gleichzeitige Sitten- und Charaktermalerei geſtützten Gattungen betrifft, ſo iſt auch hierin gegenwärtig unleugbar, weil augenfällig, unſere Sterilität und Mittelmäßigkeit ſo groß, daß die Ebbe kaum tiefer ſinken kann. Dieß erſcheint um ſo auffallender, als die halb und ganz proſaiſchen comiſchen Fächer noch am eheſten dem Sinne des Publikums entſprechen, ſofern es überhaupt noch zur Abwechslung nach dem Gefühlsohr auch das Gedankenohr, und neben dem Auge für

* Der Verfaſſer hat niemals ein Theaterſtück geſchrieben, und wird auch ſchwerlich je eines ſchreiben.

Spektakel und Toilette, für die Verdrehungen des Körpers und die sogenannte Grazie, noch den instinktiven Blick für die mimische Entfaltung der Menschennatur vor die Lampen bringt. Wir werden später diese Erscheinung näher ins Auge fassen; hier ist nur das Thatsächliche auszusprechen.

Wir haben von Anfang an auch im Sittenlustspiel überall her geborgt; wie wir weltbürgerlich die Sitten anderer Nationen an uns reproduciren, so haben wir auch im Schauspiel in der Seele aller Völker, die überhaupt ein Theater haben, gelacht. Immer aber waren es die Franzosen, die uns den meisten und natürlichsten Stoff lieferten, weil die äußere Bildung unserer höhern Stände ein incorrekter Nachdruck der französischen war und ist, und weil die Stimmung dieser Stände bei uns fast ausschließlich die Temperatur der Bühne bestimmt. Ja, in den dramatischen Formen, welche aus den Widersprüchen und Verwicklungen des Menschenlebens den Scherz und die Laune hervorgehen lassen, hat sich bei uns noch ungleich weniger entwickelt, was nationell und poetisch zugleich wäre, als in den höhern Gebieten. Aber wohl nie haben wir das Amt, uns durch Situationen und Charaktere aus dem modernen Lebenslauf zu belustigen, so ganz den Franzosen zu Lehen gegeben, als gegenwärtig. — Die deutsche Nation hat sich in manchen Beziehungen fühlen gelernt, und sie hat in neuerer Zeit häufig gute Stunden, wo sie sich mit Nachdruck selbst eine edle Nation nennt, und mit allem Recht. Aber bei dem Punkte unserer Cultur, wovon hier die Rede ist, hat sie alle Ursache, das Haupt zu verhüllen, und auch wir wollen uns bei Ausmalung dessen, was selbst der Geck wohl entschuldigen, aber nicht leugnen kann, nicht lange aufhalten.

Es ist fast immer Scribe, es sind die Theaterfaiseurs der Pariser Boulevards, die uns den modernen Sittenspiegel vorhalten, und wir müssen uns schämen, ob wir uns darin erkennen oder nicht. Wir erkennen uns ungefähr darin, was den äußern socialen Anstrich betrifft, und werden uns beim geringsten Nachdenken schmerzlich bewußt, wie weit unsere Abhängigkeit von fremder Sitte geht. Aber menschlich, nationell erkennt sich die große Mehrzahl keineswegs in diesem System frivoler Liebe und handküssender Galanterie, windiger Ehre und unbefangener Sittenlosigkeit. Nein, die Vornehmen und die Gebildeten kitzelt dabei nur

das Gefühl, daß sie die Eigenthümlichkeiten des fremden, in der äußern Sitte herrschenden Volks, noch durch die schlechte Uebertragung hindurch, so sicher zu fassen wissen, und daß sie mit ihrem dramatischen Genusse à la hauteur du siècle sind, ou peu s'en faut. Die Halbgebildeten, vornehm oder nicht, werden vom Parfüm der Modernität, vom Gespenst feiner Manieren und Redensarten, von Glacéhandschuhen und entzückenden Frisuren so überwältigt, daß sie gar keine Zeit haben, sich der Grundverschiedenheit im Charakter und den Sitten beider Völker bewußt zu werden. Was endlich die Rohen betrifft, so waren diese ja bei uns immer zufrieden, wenn auf der Bühne überhaupt etwas vorgeht.

Daß eine Zeit, bei großer Tüchtigkeit in der einen Beziehung, in andern außerordentlich zurücksinken kann; daß namentlich neben großartiger Entwicklung in Wissenschaft und praktischer Kunst große Sterilität herrschen kann nicht nur in den Kräften, welche den eigentlichen Dichter, sondern selbst in denen, welche nur den tüchtigen ästhetischen Schriftsteller ausmachen, dieß hat sich wohl nie deutlicher gezeigt, als in der neuesten Geschichte unserer Bühne. Es fällt Niemanden ein, Schröder, Iffland und Kotzebue auf den deutschen Parnaß zu versetzen; aber sie waren in ihrer Art sehr potente Menschen, denen das Talent prosaischer Beobachtung und der dramatische Verstand in ihrer Sphäre nicht abzusprechen ist, und die, ihr Einfluß mochte sonst künstlerisch und sittlich noch so nachtheilig seyn, wenigstens die Schauspielkunst ausgebildet und gefördert haben. Aber der Geist scheint es in den dramatischen Fächern, wo es auf Beobachtung und Menschenkenntniß ankommt, nicht einmal mehr zu Erscheinungen wie jene Männer bringen zu können, und es ist fast, als wäre das Talent einigermaßen tief gehender Menschenbeobachtung vorläufig fast ganz ausgestorben. — Niemand erwarte hier eine Charakteristik unserer neuesten Schauspiel- und Lustspieldichter. Wir müssen ohnehin später noch einmal auf sie zurückkommen; hier ist nur im Allgemeinen der faktische Zustand zu bezeichnen.

Die neuesten deutschen Versuche in der Comödie sind häufig reine Nachahmungen, ja sogar wahre Paraphrasen der französischen Produkte. Es ist auch sehr natürlich, daß der Theaterdichter, der Bühne und Publikum kennt und nichts als eine momentane Wirkung beabsichtigt, immer in den Styl verfällt, der das Patent des

sogenannten Bontons hat. Bei diesen deutschen Originalstücken ist es nun aber, als ob die Kunst, welche dem Deutschen so sauer wird, die Kunst, die Personen bühnengerecht zusammenspielen und wirken zu lassen, alle andern Kunstrücksichten verschlänge. Sie erinnern aufs Unangenehmste an chinesische Gemälde ohne Schatten und Perspective, wo die Personen in der Luft schweben, und die Farben ohne Uebergang grell neben einander gesetzt sind. Man merkt deutlich, daß Beobachtung und Charakterzeichnung darin nicht aus dem Menschenleben unmittelbar, sondern aus der Lectüre, und vorzüglich wieder aus der Bühnenkenntniß selbst geschöpft worden. Daher sind auch alle Figuren in einem gewissen conventionellen Styl verzeichnet. Wir werden weiter unten diese Erscheinung aus dem Nationalcharakter und der geselligen Verfassung des Landes zu erklären suchen. — Der Grundton in diesen Sitten- und Situationsmalereien ist eine gewisse sittliche Rohheit, selbst dann, wenn die dargestellten Personen die gebildetsten und ihre Verhältnisse die superfeinsten sind, und wenn auch im Stücke von eigentlicher Frivolität nichts zu bemerken ist. Kurz, diese Arbeiten haben meist alle Fehler und Schwächen ihrer französischen Vorbilder, ohne die glänzenden Eigenschaften derselben, ohne das, was den Comödien und Vaudevilles der Pariser Boulevards ihr Recht auf die Existenz gibt: das Erwachsenseyn aus dem Schooß und Geist einer eigenthümlichen Nationalität.

Noch gibt es eine andere Classe moderner deutscher Schauspiele, welche sich, wenigstens unmittelbar, nicht an die Franzosen, sondern vielmehr an ältere deutsche Muster halten. Auch hier begegnet man der auffallenden Prätension, sich der unmittelbaren Beobachtung zu entschlagen, und auf literarische Menschenkenntniß die Schilderung von Menschen und Sitten zu gründen. Es liegt in der Natur der Sache, daß von jeher im Schau- und Lustspiel die Zustände der höchsten und feinsten Gesellschaft von Poeten geschildert wurden, welche von jenen Kreisen unmittelbar gar keine Anschauung hatten. In den höhern Gattungen und im idealen oder phantastischen Lustspiel, überall, wo es sich um rein und allgemein menschliche Zustände handelt, mag der Dichter keck über seine eigene sociale Sphäre hinauf oder hinunter greifen; er mag, indem ihm allgemeine Menschenkenntniß und umfassender poetischer Verstand die Hand führen, mit freien Strichen Könige und Gesindel

als idealische und doch individuelle Gestalten hinstellen. Aber bei der halb und fast ganz prosaischen Gattung des mit den Sitten der Zeit gefärbten Charakter- und Familienstücks kommt, wie bei der Lokalposse, das meiste auf Porträtirung individueller Züge, auf unmittelbare Anschauung, auf Routine in den dargestellten Verhältnissen an. Die Schwächen und die guten Seiten, die Nücken und Tücken, die Vorurtheile und Nachurtheile, der ganze Styl und Humor der Tugend und des Lasters, der gelassenen Haltung und der Leidenschaft in Ständen der Gegenwart, mit denen man nicht lebt, lassen sich poetisch nicht diviniren. Und so hat sich die feine Welt oft genug über einen armen Teufel lustig gemacht, der Prinzen und Höflinge auf der Bühne köstlich traktirt, und sie dabei im vermeintlich besten Ton die wunderlichsten Reden führen läßt. Wenn es nun gegenwärtig umgekehrt in den höchsten Gesellschaftskreisen unternommen wird, die Mittelstände zu zeichnen, den sorgenvollen Hausvater, den Rentier, den geadelten Bürger, den seit Iffland nicht avancirten Assessor, die bürgerliche Mädchenunschuld und Koketterie u. dgl., so kann ein analoger Effect nicht ausbleiben. Es muß uns Roturiers vergönnt seyn, über die Zeichnung unserer selbst und unserer Gevatterschaft bescheiden zu lächeln, übrigens aber unsere Gedanken für uns zu behalten.

Die früher in Deutschland so laut und herb geführten Klagen über die sittenverderblichen Wirkungen des Theaters sind so ziemlich verstummt; nicht weil man sich etwa vom Ungrund der Beschuldigung überzeugt, sondern weil die Zeit keine Zeit mehr hat, den Sittenpredigern zuzuhören, und die zelotischen Kläffer nicht mehr durch Widerspruch reizt. Die jetzige Gesellschaft hat mit Kirche und Beichtiger gebrochen; sie hat im Gebiet der Seelenheilmittel das Selbstmediciniren eingeführt. Wenn das jetzige Theater etwas vor dem frühern voraus hat, so ist es das, daß es der Prätension entsagt, eine sittliche, d. h. eine moralische Anstalt zu seyn. Im vorigen Jahrhundert waren die Vorsteher und Freunde der Bühne durch die eifernde Verfolgung der Geistlichen und der Frommen veranlaßt worden, das eigentlich nur der höhern Sinnlichkeit gewidmete Institut für ein sittliches auszugeben; das Theater sollte lehren und bessern können, und dadurch der Gesellschaft und dem Staate nützen. Goethe bezeichnet die Richtung, welche das deutsche Theater dadurch erhielt, als eine Hauptquelle der unheilbaren

Mittelmäßigkeit desselben. — Das Theater soll nicht einmal eine Schule der Sitten, wie viel weniger der Sittlichkeit seyn; es soll nur ein Spiegel der nationellen Sitten seyn, und es wird eben damit auch die nationelle Unsittlichkeit zurückwerfen. Was man auch von der Bühne verlange und ihr zuschreibe, sie wird überall mit Nothwendigkeit eben nichts seyn als ein solcher Spiegel, selbst dann noch, wenn sie, wie die unsrige, vorherrschend nur die Sitten und die Sittenlosigkeit einer fremden Nation abspiegelt.

Die Schaubühne kann aber ihr Volk nicht nur nicht sittlich bilden, sie hat gar nicht die Aufgabe, es überhaupt zu bilden. Auch das alte, vorzugsweise deutsche Lied vom Theater als einer Nationalbildungsanstalt ist Gottlob! so ziemlich verstummt. Dieser Aberglaube spukt vorzüglich nur noch in den Berichten von Theaterreferenten in kleinen Städten, welche vom Umgang mit Schauspielern und Schauspielerinnen an sich selbst die bedeutendsten Wirkungen spüren. — Der drei und zwanzigjährige Schiller sagt: „Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden." Schiller selbst hat aber durch sein Beispiel bewiesen, daß auch jener Zweck, die Bildung des Publikums für die Bühne, durch die edelsten, aber absichtlichen Bestrebungen nicht erreicht wird. Ein Nationaltheater ist immer der naive Ausdruck der Bildung einer Zeit. Die Geschichte lehrt, daß die großen Dramatiker diese Bildung nie machen, sondern als Stoff vorfinden, den sie in eine originelle Form gestalten, welche, wie wir am Eingang dieser Bemerkungen gesehen haben, überall nur zu schnell erstarrt. Es liegt in der Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, daß der Prozeß, der zu einer Blüthe der dramatischen Kunst führt, sich bei uns nie einleiten wollte; es liegt in der, eben durch jenen Geist bedingten socialen und politischen Gliederung unseres Volks, daß selbst der Verfall anderer Bühnen, besonders aber der französischen, gegen den jetzigen Zustand der unsrigen gehalten, als eine relative Blüthe erscheint, und daß wir bis jetzt in allen Gattungen der dramatischen Poesie, und am meisten gerade in den niedrigeren, scheinbar leichteren, vom Ausland abhängig geblieben sind. — Es sey erlaubt, über diese Punkte einige zerstreute Gedanken zu entwickeln.

Jedes Volk, wenn es sich die Frage aufwirft, warum es in dieser oder jener Geistesrichtung hinter andern Völkern zurückbleibe,

liebt es, den Grund davon in dem zu finden, was der Franzoſe les défauts des qualités nennt. Auch die Frage, warum das Theater bei uns nie eine wahrhaft nationale Entwicklung gefunden, iſt längſt in dieſer Weiſe beantwortet worden. Die Deutſchen, heißt es mit Recht, ſind ein ſpeculatives Volk: ſie wollen dem Weſen aller Dinge durch Nachdenken auf den Grund kommen; eben dadurch ſind ſie aber, in Folge des in der Menſchennatur herrſchenden Gegenſatzes, im wirklichen Leben nicht raſch, nicht praktiſch genug. A. W. Schlegel ſagt in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt: „Um entſchloſſen und mit Fertigkeit zu handeln, muß man endlich einmal ausgelernt zu haben glauben und nicht immer zur Prüfung der Theorie ſeines Geſchäfts zurückkehren; man muß ſich ſogar in einer gewiſſen Einſeitigkeit des Begriffs feſtgeſetzt haben. In der Einrichtung und Führung eines Schauſpiels ſoll aber der praktiſche Geiſt herrſchen; dem dramatiſchen Dichter iſt es nicht vergönnt, begeiſtert zu träumen; er muß den nächſten Weg zu ſeinem Ziele gehen, und der Deutſche verliert ſo leicht ſein Ziel über dem Weg dahin aus dem Auge.“

Das iſt es: zur dramatiſchen Poeſie gehört vor Allem die Welterfahrung, die aus dem Weltſinn entſpringt, und raſche Entſchloſſenheit. Ein Volk, das ſich ſchwer befriedigt, das immer ſein Innerſtes und Tiefſtes zur Anſchauung bringen will, taugt wenig dazu, und ein ſolches Volk iſt das deutſche, und ſolche Perſönlichkeiten ſind von jeher gerade ſeine edelſten Geiſter geweſen, in denen ſich der Nationalcharakter am reinſten und höchſten ausſprach. Das meiſte Licht wirft wohl auf dieſen Punkt der Charakter des ſchmiegſamſten unſerer großen Geiſter, desjenigen, den ſogar Einige als ein pfiffiges, allzeitfertiges Talent interpretiren wollten, Goethes. Schlegel faßt wohl ſein Verhältniß zur Dramatik ganz richtig auf, wenn er ſagt: „Goethe beſitzt gewiß unendlich viel dramatiſches, aber nicht eben ſo viel theatraliſches Talent. Ihm iſt es weit mehr um die zarte Entfaltung, als um raſche, äußere Bewegung zu thun; ſelbſt die milde Grazie ſeines harmoniſchen Geiſtes hielt ihn davon ab, die ſtarke demagogiſche Wirkung zu ſuchen.“ — Letztere Wirkung ſuchte nun zwar Schiller, aber er hatte die Richtung auf den reinen, rückſichtsloſen Ausdruck der Begeiſterung und den Hang zur Univerſalität

der Studien mit Goethen gemein, und bei dieſer geiſtigen Schwere, wenn man ſo ſagen darf, brachte er es mit jenem Zielen auf die demagogiſche Wirkung nur dahin, daß er in unſerem ſo ungleichförmig gebildeten Volke allerdings tiefer in die Maſſen eindrang, daß aber im ſelben Verhältniß ein Theil der höher Gebildeten ſich von ihm abwendete. Von Goethen dagegen kann man wohl ſagen, daß er mit ſeiner Wirkung das eigentliche Volk ſo gut als unberührt gelaſſen. Denken wir uns einen Franzoſen, der im Stande wäre, die dramatiſchen Werke unſerer beiden großen Dichter zu durchdringen, und der ſie nach ſeinen nationellen Begriffen von der Wirkung des Dramatikers auf das Volk beurtheilte: er würde wahrſcheinlich den einen einen genialen Pedanten, den andern ein pedantiſches Genie nennen; und ſo hart uns dieß klingt, er hätte auf ſeinem Standpunkt, auf dem einer durchgebildeten, in ſich geſchloſſenen Nationalität Recht. Er wollte am Ende ſagen: der dramatiſche Dichter, der ein nationeller ſeyn will — und dieß muß er doch nothwendig wollen — ſoll nicht ſowohl ſeine eigene, individuelle Bildung ausſpinnen; er ſoll vielmehr nur den Stoff, den ihm die allgemeine Bildung ſeiner Zeit an die Hand gibt, genialiſch geſtalten, und der größte Dramatiker wird immer der ſeyn, der der höchſte Ausdruck des Gemeingeiſtes ſeines Volkes iſt.

Und dieß iſt nun eben das Moment, das unſer Volk ſo weſentlich von ſeinen Nebenbuhlern auf der Laufbahn der Kultur unterſcheidet, das unſere Größe und unſere Kleinheit, unſere Kraft und unſere Schwäche bedingt, das Moment, welches macht, daß wir wohl große Dramatiker, aber keine Nationalbühne haben können. Der deutſche Dichter kann nicht der Ausdruck des Gemeingeiſtes ſeines Volkes ſeyn, weil es keinen ſolchen gibt, keinen Bildungsſtoff, der allen Geiſtern im Volk, oder doch faſt allen, den höchſten und den niedrigſten gemein wäre. Goethe ſelbſt drückt dieß in einer vortrefflichen Skizze der Hemmniſſe, womit der deutſche Schriftſteller zu kämpfen hat, ſo aus: „Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammenfänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. — Welcher deutſche geſchätzte Schriftſteller wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſeufzt habe, die Eigenheiten

seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen?"*

Dieser Mangel an einer Nationalkultur fließt nun eben aus der herrschenden Richtung des Deutschen auf das innere Geistes- und Gemüthsleben. Und weil bei uns das äußere Leben nur wenig bildet, weil sich der Geist größtentheils nur aus sich selbst entwickelt, so entspringt daraus eine weit auffallendere und schroffere Ungleichheit unter den Geistern als bei sinnlicheren und äußerlich durchgebildeteren Nationen. — Der Deutsche weiß gleich zu viel und vielerlei, oder er weiß so gut als nichts. Menschen und Stände von den verschiedensten Bildungsgraden stehen bei uns einander so schroff gegenüber wie fremde Nationen, weil ein gemeinsames Gebiet fehlt, auf dem sich ihre Gedanken und Gefühle begegneten. Bei andern Völkern bildet sich eine solche Mittelzone durch die gemeinen Begriffe von Liebe oder Galanterie, von persönlicher Ehre, Standesehre, Nationalehre, von Nationalinteresse, vom Verhältniß des Bürgers zum Gesetz, vom Verhältniß des Menschen zu einem Uebersinnlichen. Diese Volksbegriffe werden meist einseitige, es werden Vorurtheile seyn; aber sie sind der Schwerpunkt der Nation, die Sphäre, zu der sich der bürgerlich oder geistig niedrig Stehende hinaufarbeitet, um sich als Glied seines Volks zu fühlen und zu begreifen, zu der sich der Begabte als Staatsmann, als Schriftsteller und Dichter herabläßt, um auf die Menge zu wirken; und sie sind nun auch die Fruchterde und zugleich der wahre Inhalt der nationellen Dramatik. Wo dieses Bereich von Begriffen fehlt oder nur schwach angedeutet ist, wie bei uns, da kann es wohl ein Schauspiel für die Höheren und Gebildeteren, ein anderes für die Halbgebildeten, ein drittes für die Rohen geben, aber keine Volksbühne, kein gemeinsames Schauspiel für die Masse der Nation.

Die hier angedeutete Eigenthümlichkeit unseres Wesens, der Mangel an einem einseitigen, gemeingültigen Lebensinhalt, spricht sich im ganzen Charakter unserer schönen Literatur aus. In keinem andern Lande muß sich der Schriftsteller in dem Grade wie bei uns in der Regel mit dem Beifall bestimmter Kreise begnügen; in keinem hat er weniger Hoffnung, ein allgemeiner Schriftsteller

* Goethes Werke. 8. Ausgabe v. 1833. Bd. 45. p. 128.

zu werden. Was Geist und Gemüth des einen Lesers aufs Befriedigendste erfüllt, das ist dem andern nach Form und Inhalt völlig unzugänglich; was dagegen letzterer mit Entzücken genießt, wird von jenem oft aufs Tiefste verachtet. Dem Unausgebildeten ist gleich Alles zu hoch, dem ekeln Geschmack erscheint, was auf Popularität zielt, gleich zu platt. Dieser durch nichts vermittelte Zwiespalt der Geister ist in der Literatur deutlich genug; aber auf der Bühne stellt er sich vollends offenkundig und grell heraus. Die Bühne als eine allgemeine Anstalt macht den natürlichen Anspruch, durch ihr Vorgestelltes Alle anzusprechen. Buchstäblich wird dieß freilich nie und nirgends möglich seyn: was sie bringt, wird bald den einen, bald den andern mehr behagen; aber es soll doch nie nur den einen oder den andern zugänglich oder genießbar, es soll im edelsten Sinn populär seyn, das heißt, die Bühne soll das Gebiet von Begriffen und Gefühlen ausbeuten, gegen welches die natürlichen Gesinnungen und Gefühle Aller gravitiren. An einem solchen Schwerpunkt fehlt es aber unserer Gesellschaft; jeder Stand, jeder Bildungskreis hat seinen eigenen, und so erklärt sich vollkommen die Geschichte unserer Bühne und ihr praktischer Zustand. Es begreift sich, daß ein großer Theil unserer dramatischen Literatur hoch über der Menge schwebt, wie Mahomets Sarg in der Luft, und daß unser einheimisches Repertoire ganz dieselbe Ungleichheit und Zerrissenheit, dieselben grellen Contraste zwischen stolzen Höhen und öden Tiefen zeigt, wie das Geistesprofil unserer Gesellschaft selbst. Damit wird unsere Bühne allerdings auch ein Ausdruck unserer Kultur, aber der Begriff eines Nationaltheaters hebt sich dadurch auf.

Bei den auseinandergehenden und im Geiste sich widersprechenden Bestrebungen in unserer dramatischen Poesie lassen sich zwei, oder, wenn man will, drei Hauptrichtungen unterscheiden. — Der begabte, ächt deutsche Kopf, der aufs dramatische Gebiet getrieben wird, fühlt bald, wenn er es nicht schon weiß, daß es gleichsam keinen Zettel volksthümlicher Kultur gibt, in den er seine Bilder verweben könnte. Bewußt oder unbewußt ignorirt er die Menge und resignirt sich, nur den Besten genug zu thun. Er weiß, wie schwer dieß ist, und er nimmt es auch schwer; er greift so hoch und so tief, als es ihm seine eigene Bildung erlaubt, und kommt meist nicht einmal dazu, sich selbst zu befriedigen. Dieser

Effekt wird noch verſtärkt durch die Folge des ächt deutſchen Triebs, alle fremde Vortrefflichkeit kennen zu lernen und ſich anzueignen. Dadurch kommt ein Element der Kritik, der Theorie, der Abſichtlichkeit in unſere höhere dramatiſche Poeſie, welches die oberſte Tugend eines ächten Dramas, die Spontaneität, beeinträchtigt. Der deutſche Dichter will meiſt nicht das relativ, nationell Höchſte, er will, nach dem Maaße ſeiner Kraft, das abſolut Vortreffliche leiſten, und er ſucht und findet ſeine Ideale und Muſter immer in einer im Raum oder in der Zeit fern liegenden ſchönen Entfaltung des Menſchengeiſtes. Alle originellen Stimmen der Völker ſeit Sophokles ſind in unſerer Dramatik widerhallt. Von Gottſched an zeigt es ſich deutlich, daß die Deutſchen emſig eine Dramatik ſuchten, und nicht fanden, wohl gerade weil ſie eine ſuchten. Alles Mögliche iſt nach einander herbeigezogen worden; Corneille, Diderot, Shakeſpeare, die Griechen, die Spanier haben nach einander als Vorbilder und Anknüpfungspunkte gedient; in Weimar ſind die Brüder des Terenz im ſtrengen Coſtum mit Masken aufgeführt worden, Schiller hat den antiken Chor wieder auferweckt u. ſ. w. Wir wiſſen Alle, wie viel des Großen und Vortrefflichen, wie viel des Verfehlten und Mittelmäßigen auf dieſem Wege zu Tage gekommen iſt. Jedenfalls aber wurden dadurch Werke geſchaffen, welche meiſt mehr oder weniger über das wahre Gebiet der Bühne, die gemein nationelle Verſtändlichkeit, hinausfielen, und in der Nation, aus der ſie, ſo zu ſagen, wohl im Geiſte, aber nicht im Fleiſche geboren waren, keine Wurzel ſchlagen konnten. Der Schmerz, den Goethe in der oben angeführten Stelle ausſpricht, zieht wie ein ſchwarzer Faden durch das Leben und das Wirken unſerer beſten Köpfe, die am Theater einen Theil ihrer Kräfte erſchöpft haben.

Und dieß iſt bei uns die Quelle einer Erſcheinung, die in dieſem Maaße in der Literatur anderer Völker kein Seitenſtück hat, nämlich einer ganzen dramatiſchen Literatur, welche die wirkliche Bühne geradezu ignorirt und der ſceniſchen Wirkung von vorne herein entſagt. Viele, Tieck an der Spitze, gingen weislich und weichlich jenem Schmerz aus dem Wege, ergoſſen ihren Geiſt frei und rückſichtslos in die dramatiſche Form, eiferten dabei gegen die Natur ihres Volks oder nahmen ſie als eine Naturnothwendigkeit hin, und ſtellten eine Bühne für ein ideales Auditorium gebildeter Geiſter in die Wolken.

Wenn dieses ätherische Theater für die zweite Richtung unserer Dramatik gelten kann, so wird die dritte, desto materiellere, durch den Schriftsteller repräsentirt, der nicht in der Höhe nach fremden idealen Formen hascht, sondern sich an die niedrigern Gattungen hält und den Poeten anderer Völker die Rüstigkeit, Schnellfertigkeit und das weite Gewissen in der Selbstbefriedigung absieht. Dieser hat allerdings die Entschlossenheit, deren Mangel den andern hemmt; er bringt es auch zu etwas, er wirkt auf die Menge, aber er verwirkt nur zu leicht die Achtung der Höherstehenden. Goethe war sich wohl bewußt, daß er im Grunde für ein Parterre von Leuten schrieb, welche noch etwas Anderes waren, als nur eben Deutsche, und Kotzebue konnte wenigstens wissen, daß, wenn er manchmal nachahmend einen Picard übertraf, er deßhalb seinem Volke noch lange nicht war, was Picard dem seinigen. Der deutsche Dichter kann in den seltensten Fällen die Menge zu sich herauf, der Bühnenroutinier kann die Bessern nicht zu sich herabziehen. Die Werke des erstern fallen nur zu oft über die Bühne, die des letztern fallen eben so häufig über die Literatur hinaus. Man weiß kaum, welches von Beiden das Schlimmste ist; aber in diesem unversöhnlichen Widerspruch liegt der innerste Grund der unheilbaren Mittelmäßigkeit unseres Schauspiels.

Bei den andern Völkern hat sich im Schooße einer einseitigen Nationalkultur eine eigenthümliche Dramatik gebildet. Sie haben eine alte, hochgeachtete dramatische Literatur, den Grundstock eines Repertoriums, an dem sich, wie es die Blüthe der Volksbildung war, wiederum die Nationalität und die Bühnentradition fortleiten. Diese Repertorien, wenigstens die Juwelen derselben, erfüllen für ihre Völker die wesentlichen Bedingungen ächter Dramen: dieselben Stücke, welche das große Publikum erschüttern, rühren oder belustigen, lachen oder weinen machen, gewähren dem Gebildeten, dem Kenner lebhaften geistigen Genuß. Und diese Bedingung kann auch von ihren neuern Dichtern erfüllt werden; aber aus den eben entwickelten Gründen bleibt eine solche Wirkung in ihrem vollsten Maaß für den deutschen Dichter etwas kaum Erreichbares, so lange der deutsche Geist und die deutsche Gesellschaft sind, wie sie sind. Man könnte es nun als eine Fatalität hinnehmen, daß es kaum möglich ist, alle Fractionen der deutschen Gesellschaft durch wahrhaft poetische Mittel gleichmäßig zu ergreifen. Man könnte die

höhern Gattungen, die idealen Stoffe preisgeben und ſich Folgendes vorhalten und fragen.

Auch Engländer und Franzoſen haben ja, ſeit ihre eigenthümlichen Bühnen wieder in Verfall gerathen, in höherer dramatiſcher Poeſie nicht eben viel ſehr hoch Stehendes geleiſtet, zum Theil wohl gerade, weil die Autorität der alten Repertorien, die zu einem wahren abergläubiſchen Cultus wurde, die Geiſter niederhielt. Aber ſie warfen ſich im vorigen und im laufenden Jahrhundert mit deſto mehr Eifer auf die geſellſchaftliche Comik, auf das moderne Charaktergemälde, auf das Luſtſpiel, das ſich um gleichzeitige Sitten und Zuſtände dreht, auf die Farce, welche dieſe Zuſtände, wenn man ſo ſagen darf, in einer gewiſſen Gemeinheit idealiſirt. Dieſer Geiſt ging, wie wir oben geſehen, auch auf unſere Bühne über; wir haben die Leiſtungen der Fremden in dieſen Fächern reproducirt, wir haben ſie nachgeahmt, wir haben Eigenes der Art verſucht, hie und da hat auch einer einen glücklichen Griff gethan. Aber im Ganzen, und gerade bei unſern fruchtbarſten Schriftſtellern in dieſen Fächern, zeigt ſich entweder widerwärtige Schwächlichkeit, oder eine weder durch franken Humor noch durch eindringende Satire entſchuldigte ſittliche Gemeinheit, und es werden dabei immer nicht ſowohl die luſtigen, als nur die ärgerlichen Seiten unſeres Nationalcharakters herausgekehrt. — Iſt dieß vielleicht auch eine abſolut nothwendige Folge unſerer geiſtigen Conſtitution? Unſer Volk ſcheint ſo geſchaffen, daß die verſchiedenen Capacitäten, in die es ſich bricht, nur ſehr ſchwer denſelben höhern Stoff und dieſelbe poetiſche Form vollſtändig begreifen und ſich daran erheben und begeiſtern können. Sollte ihnen nun ſogar verſagt ſeyn, gemeinſchaftlich zu lachen, und dabei zu wiſſen, warum ſie lachen? Muß nothwendig der Gebildete zu dem, was im Luſtſpiel den großen Haufen entzückt, die Achſel zucken? muß nothwendig das, was Parterre und Logen packt, von der dritten Gallerie abgleiten?

Allerdings werden die oben erwähnten allgemeinen ſocialen Verhältniſſe auch in der comiſchen Sphäre dem Deutſchen, gegenüber dem Engländer und Franzoſen, vielfältig Flügel und Hände binden; auch mag die eigenthümliche Anlage dazu, nämlich zur ſocialen Comik, bei uns aus demſelben Grunde ſeltener ſeyn, der uns Form und Inhalt unſeres ſocialen Lebens zum großen Theil

vom Ausland entlehnen läßt. Man fragt sich aber mit Recht: Ist es begreiflich, daß jene Entschlossenheit und Rüstigkeit, welche der beste Theil des praktischen Dramatikers ist, und wovon es unter uns doch nicht wenige Beispiele gegeben hat, sich so gar selten mit höherem Geiste paaren will? Ist es denn gar nicht möglich, unser geselliges, bürgerliches, politisches Leben, unsere Standesbegriffe und Vorurtheile, unsere originale und unsere vom Auslande erkaufte Narrheit, unsere Gecken und Thoren, vornehme Herren und Philister mit demselben Bühnenverstand, wie bisher nicht selten, aber um ein gut Theil geistreicher aufzufassen? Ist es nicht möglich, daß etwas nachhaltig zum Vorschein komme, was Erscheinungen wie unsere neuesten Lustspielverfertiger der Nation selbst unerträglich machte? etwas, das über Iffland und Kotzebue hinausginge und sich national-literarisch doch auch neben einen Congreve, Cumberland, Foote, neben einen Destouches, Legrand, Picard stellen ließe? Wir sind weit entfernt, diese Unmöglichkeit zu behaupten; ja wir glauben, daß eine höhere Entwicklung des deutschen Lustspiels am Ende mehr durch äußere Umstände als durch innere Ursachen niedergehalten wird. Nur schlimm, daß die Umstände so schwer aufzuheben sind, als die Ursachen. Ueber einige dieser Punkte legen wir den Lesern unsere Ansicht vor.

Nach den ersten rohen Anfängen des Schauspiels hat sich in allen Ländern eine geordnete Bühne vorzugsweise in den Mittelpunkten der Kultur gebildet; und der Natur der Sache nach wurde derjenige Mittelpunkt, der zugleich die Hofhaltung des Herrschers enthielt, wie in aller Bildung, so auch in theatralischer Hinsicht der überwiegende. Sehr bedeutsam sehen wir bei den Engländern und den Franzosen das Nationaltheater erst dann eigentlich constituirt, nachdem die Metropolis definitiv ein entschiedenes Uebergewicht erhalten hatte: bei den Engländern um die Zeit der Vereinigung der drei Königreiche unter Einem Scepter, bei den Franzosen, nachdem die politische Bedeutung der großen Vasallen vernichtet und sie zu Höflingen des allerchristlichsten Königs gezähmt waren. Die Bildung der beiden Hauptstädte wurde bald maaßgebend für die Provinzen, zunächst in der äußern Lebensfitte; diese mußte aber vielfältig auf die Gesinnung zurückwirken, und so bildete sich in den höhern und mittlern Ständen beider Länder, neben dem politischen Gemeingeist, ein gewisser gleichförmiger Styl in allen Richtungen

ganzes Inneres nach außen kehrt, gerade tief genug iſt. So ſind alle ſtehenden comiſchen Geſtalten in höhern und niedrigern Sphären, die aber aus einem früher angegebenen Grund doch nie die groteske Individualität italieniſcher Masken annehmen, vorzugsweiſe nur Pariſer Figuren: Robert Macaire und Bertrand, Monſieur Mayeur, der Gamin und der Chiffonier, die Griſette und der Student, der jeune France und die Courtiſane u. ſ. w. Dazu kommen idealiſirte Nationalgeſtalten, wie der bonapartiſche Oberſt, der Grognard, der Tourlourou, der soldat laboureur u. dergl. — Das Provinzielle, das Lokalcomiſche, wie es in Frankreich vom Gleichheitstrieb überhaupt in ſeinem Gepräge verwiſcht wird, tritt auch auf der Bühne höchſt ſelten ſelbſtſtändig auf. Die provinzielle Originalität, wie z. B. die des Gascogners, muß nach Paris kommen, um ſich dort mit dem Stempel des Lächerlichen verſehen zu laſſen, der ſofort im ganzen Lande honorirt wird, und in den Strichen ſelbſt, aus denen das Original ſtammt. — Wie die Perſpektive der Schaubühne auf einen einzigen Augenpunkt berechnet iſt, ſo iſt die ganze Nachahmung des wirklichen Lebens auf der Bühne und die Verſpottung deſſelben vom Pariſer Standpunkt aus aufgefaßt. Das Schauſpiel, das den Franzoſen auf dem ganzen Umfang des Landes vorgeführt wird, iſt nicht nur dem Geiſte nach, ſondern materiell pariſiſch, und die abſolute Herrſchaft der Pariſer Bühne geht ſchon äußerlich daraus hervor, daß bei weitem die meiſten Stücke des comiſchen Repertoires geradezu in Paris ſelbſt ſpielen.

So ziemlich daſſelbe gilt nun auch von England und von London. Allerdings hat ſich das lokale Gepräge hier weit weniger verwiſcht; Provinzen und Städte ſind, dem brittiſchen Charakter gemäß, in mancher Beziehung von der Hauptſtadt weit unabhängiger geblieben als in Frankreich. Aber in den höhern geſelligen Begriffen haben doch alle das Joch der Faſhion auf ſich genommen, und da die Bühne, und zumal die comiſche, mit dieſen Begriffen im engſten Verbande ſteht, ſo iſt es ganz naturgemäß, daß die Londoner Theater doch dieſelbe Rolle ſpielen wie die Pariſer, daß auch dort die ganze Nation, wenn ſie über ſich ſelbſt lachen will, in den Londoner Spiegel blickt. In der ältern Comödie der Engländer überwiegen noch die idealen und phantaſtiſchen Stoffe; als aber nach der Reſtauration der Stuarts mit franzöſiſcher Kultur auch

der proſaiſche Geiſt auf die engliſche Bühne kam, waren auch hier die auf nationale und gleichzeitige Sitten gegründeten Gattungen der natürliche Ausdruck des neuen Geiſtes, und auch das engliſche Schauſpiel wurde ein Londoner Schauſpiel. Drurylane und Conventgarden, gleich den Pariſer Bühnen, verhalten ſich zu den Provinzialtheatern wie ein Miniſterium, von dem zu Allem die Impulſe ausgehen, zu allen im Lande zerſtreuten Behörden.

Die wirkſamſte aller comiſchen Bühnen iſt das Lokaltheater, die Volksbühne, auf welchem Sitten und Zuſtände einer Stadt oder eines beſchränkten Gebiets keck und friſch zur Anſchauung gebracht werden, wo alle Zuſchauer, hoch und gering, in das Vorgeſtellte eingelebt ſind, wo alſo die Funken des Witzes in allen Gemüthern den paratеſten Zunder finden, und keine Anſpielung zu Boden fällt; wo die Leute vom Spaß und der Schadenfreude doppelten Genuß haben, einmal als Menſchen, und dann als Bürger. Das Ideal einer ſolchen comiſchen Bühne war die athenienſiſche zur Zeit des Ariſtophanes; aber ſie ging ſchnell zu Grunde, weil ihre politiſche Zügelloſigkeit mit der Staatsraiſon nicht mehr verträglich war, und die Erſcheinung hat ſich in dieſer Geiſtigkeit auch nie und nirgends wiederholt. Indeſſen waren die Lokalbühnen zu allen Zeiten wenigſtens draſtiſch genug, und ſind es ſelbſt in Deutſchland noch jetzt. Die Anfänge des deutſchen Theaters waren ja auch nichts anderes als ſolche Bühnen, aus denen vielleicht etwas Eigenes und gemeinſam Deutſches aufgewachſen wäre, wenn nicht der Mehlthau franzöſiſcher Kultur aller originellen Entwicklung ein Ende gemacht hätte. Bei dem Gang, den nun einmal die allgemeine Bildung genommen, werden unſere Lokalbühnen aus begreiflichen Gründen ſchwer vor dem Verſinken in Gemeinheit zu bewahren ſeyn. — Haben wir nun aber ſo eben das Verhältniß der franzöſiſchen und engliſchen Bühnen zu ihren beiden Völkern richtig gefaßt, ſo folgt daraus, daß ſie in manchen und in den wichtigſten Beziehungen als Lokalbühnen erſcheinen, als ſolche wirken und die Bedeutung derſelben haben. Die alten gewohnten Repertorien werden auf allen Punkten der Länder, wo Bühnen ſind, ungefähr gleichmäßig ausgebeutet; was in London und Paris Neues erſcheint, wird aller Orten reproducirt; jeder Engländer, und noch mehr jeder Franzoſe, der auch nur einige Bildung und Neugierde beſitzt, iſt mit der Geſchichte und den

Oertlichkeiten seiner Hauptstadt, mit Allem, was sich dort in Politik, in Handel und Wandel, in Wissenschaft und Kunst, in Mode und Fashion bewegt, bekannter als mit der Geschichte des Landes selbst, fast so bekannt als der Athenienser mit seiner Stadt und ihrem öffentlichen Leben war. Nun dreht sich aber dort, wie wir gesehen haben, die Comödie vorzugsweise um Pariser und Londoner Zustände, oder um solche, welche der reine Reflex des dortigen Lebens sind; und so ist es, bei der größten Verschiedenheit in den äußern Verhältnissen der Völker, fast gleichviel, ob Aristophanes den Euripides und Sokrates, oder ob ein Boulevardsdichter irgend einen Akademiker oder Staatsmann geißelt. Jede irgend eine Seite des öffentlichen oder gesellschaftlichen Lebens berührende Anspielung, die auf der Bühne der Hauptstadt fällt, wird auf allen secundären Bühnen gefaßt, und in Frankreich noch weit mehr als in England, weil dort die Geister noch weit homogener sind und ein noch weit breiteres gemeinschaftliches Substrat haben. Der nationale Lustspieldichter wirkt auf das Volk, als ob es, statt auf so viele Parterre vertheilt zu seyn, zumal den gewaltigen Ring eines Amphitheaters erfüllte.

Deutschland hat keine in Sitte und Geschmack monopolisirende Hauptstadt. Mag dieß in noch so vielen Beziehungen ein Glück seyn; für den Dramatiker, und besonders für den Lustspieldichter ist es ein Unglück. Der englische und französische Comiker, d. h. fast nothwendig der Londoner und der Pariser, haben den ungeheuren Vortheil, daß sie Lokal- und Nationaldichter zugleich sind; daß sie nur das im Herzen des Landes concentrirte Leben glücklich zu fassen brauchen, um fast gleichmäßig auf das ganze Gebiet der Sprache und der Kultur zu wirken. — Der Deutsche, der ganz Deutschland geistreich belustigen möchte, entbehrt dieses entscheidenden Vortheils, weil es nirgends einen Punkt gibt, wo der wahre Nahrungsstoff des Lustspiels, das gesellige Leben, nach Inhalt, und Mischung für das ganze Land eigentlich producirt würde, weil bei uns selbst die größten Städte nur einem verhältnißmäßig kleinen Rayon, und selbst diesem nicht in dem Maaße, wie Paris dem ganzen Lande, die Superstition dessen aufdringen, was in ihrem Schooße für sittlich und anständig, für vernünftig und albern gilt.

Der breite Lebensstoff, in dem die Zuschauer vollkommen eingelebt sind, ist die eigentliche Bedingung der Comödie und ihrer

Wirkung. Dieſer Stoff iſt aber bei uns nach den Provinzen bedeutend verſchieden. Was in der einen Provinz auf das Glücklichſte und Feinſte aus dem Leben gegriffen worden, paßt in der andern nicht in das Schema der Detaileinbildungskraft der Zuſchauer und fällt zu Boden. Freilich iſt im deutſchen Charakter des Gemeinſchaftlichen genug; aber wir werden uns deſſelben viel weniger bewußt als die andern Völker, und zwar hauptſächlich eben darum, weil es nicht in einen Focus der Bildung zuſammengebrochen iſt, weil in keiner Metropolis die Nationalität gleichſam in einer offiziellen Ausgabe erſcheint. Wüßte nun auch der deutſche Dichter das Gemeinſchaftliche aufs Trefflichſte wiederzugeben, ſo wäre Talent und Mühe großentheils vergeblich aufgewendet; denn die Zuſchauer haben von dieſem Gemeindeutſchen nur eine confuſe Anſchauung, weil ſie gar nicht gewohnt ſind, ſich nach der Weiſe der Franzoſen und Engländer darin zu beſpiegeln, und umgekehrt. Und dazu kommt noch, daß die wahre Quelle des Comiſchen nicht in dem fließt, worin die deutſchen Sitten übereinſtimmen, ſondern darin, worin ſie ſich provinziell unterſcheiden. Schon Leſſing hat die große Schwierigkeit hervorgehoben, im Luſtſpiel nationale Sitten einzuführen, die doch nicht provinziell ſeyen.

Unter dieſen Umſtänden ſieht ſich der deutſche Luſtſpieldichter ſo arg gehemmt, als derjenige, welcher ſich an höhere Formen und Stoffe wagt. Keiner von beiden vermag ſein Volk zu durchdringen, der eine nicht in der Tiefe, der andere nicht in der Breite. Der, welcher in höhern Gattungen hiſtoriſche oder ideale Stoffe behandelt, muß daran verzweifeln, alle Stände und Bildungsſtufen zu befriedigen; der, welcher für das Luſtſpiel aus dem unmittelbaren Leben ſchöpft, kann ſchwerlich ein aus dieſem Leben originell gegriffenes Bild aufſtellen, das in ſeinen feinſten und wirkſamſten Nuancen alle Provinzen gleichmäßig anſpricht. Der erſtere wird nur zu oft zu materiellen und unkünſtleriſchen Mitteln greifen, um ſo vielen als möglich zu gefallen; der andere wird ſeine Charaktere verwaſchen, um an ſo vielen Orten als möglich verſtanden zu werden.

Gerade wie mit den Sitten, verhält es ſich auch mit der Sprache. In England und Frankreich iſt die Sprache provinziell ſo verſchieden als bei uns, oft noch mehr, und vielen Ständen kommt auch dort ihre ſpecifiſche Ausdrucksweiſe, ihr beſonderer Ton und

Styl zu. Aber die Conversationssprache, wie sie sich in den Hauptstädten gebildet, und wie sie auf der Bühne reproducirt wird, ist maaßgebend für die höhere Gesellschaft im ganzen Lande; und da das Leben der letztern doch immer der Hauptinhalt der Comödie ist, so werden die Hauptfiguren naturgemäß immer den Ton der Fashion im Munde führen, abgesehen davon, daß ebenso naturgemäß fast alle Stücke in London und Paris selbst spielen. In Deutschland aber sprechen selbst die höchsten Stände merkbar verschiedene Dialekte, und die Provinzen unterscheiden sich auffallend sogar in der Weise, wie diese Stände den ausländischen Jargon des Bontons ergreifen und von sich geben. Auf unsern Bühnen ist nun, trotz dem, in deutschen Lustspielen der höhere gesellschaftliche Ton und Dialekt, wo auch das Stück spielen mag, ungefähr ein gleichförmiger, und dieß kann nicht anders seyn. Aber dieser Ton ist weder der allgemeine höhere Gesellschaftston, der gar nicht existirt, noch sogar der einer bestimmten Provinz. Es ist nur die lingua communis, zu der sich die aus allen Strichen Deutschlands zusammengerafften und beständig von einer Bühne zur andern übergehenden Schauspieler zusammengewöhnen. Der gemeinsame höhere Sprachstyl auf englischen und französischen Bühnen ist das dem Menschen von Erziehung aus der Hauptstadt zugekommene Schiboleth: es ist eine gesellschaftliche Convention; bei uns ist es nur eine Bühnenconvention. Jenes ist selbst wieder etwas Charakteristisches, dieses ist nur ein Nothbehelf.

Aber vollends auffallend sind die dramatischen Vortheile der Centralisation der Nationalbildung und des Nationalspasses, wenn es sich von den Lustspielfiguren handelt, deren Sprache und Manieren der gebildeten Norm widersprechen. — Die derbe und burleske Natur der niedern Stände mit ihren eigenthümlichen Dialekten und Sprachsünden, ferner die grotesken Repräsentanten provinzieller Eigenthümlichkeiten sind Hauptquellen des Comischen, ja der Hauptinhalt ganzer Gattungen desselben. Diese Quellen fließen an sich wohl nirgends reichlicher als in Deutschland; aber es fehlt an der Fassung, die ihnen gegeben werden muß, wenn sie auf dem ganzen Gebiet einer Sprache, und nicht nur im nächsten Distrikt ihres Ursprungs genossen werden sollen. Dergleichen Quellen können nur dadurch Nationalgut werden, daß man sie eben wieder durch das Centrum der Bildung leitet, das uns fehlt. Die Engländer

und Franzoſen, ſeit ſie ein Sittenluſtſpiel haben, machen es ganz natürlich, wie es ſchon Ariſtophanes machte. In ſeinen Stücken, welche ſämmtlich in Athen ſelbſt ſpielen, läßt er häufig außerathenische Hellenen, auf welche die Athenienſer herabſahen, er läßt auch Barbaren, alle mit ihren eigenthümlichen Dialekten auftreten, und führt die komiſche Wirkung dadurch herbei, daß er die Art und Weiſe dieſer Menſchen mit der athenienſiſchen Bildung contraſtirt und in Conflikt bringt. Gerade und mit derſelben Abſicht bringt Molière ſeinen Monſieur Pourceaugnac aus ſeiner Provinz nach Paris, und in den engliſchen Farcen müſſen der renomiſtiſche Irländer, der hitzige und radbrechende Walliſer, der kniggige und kniffige Schotte nach London kommen, um ſich in Londoner Händeln lächerlich zu machen. Die allgemeine conventionelle Bildung iſt der Hintergrund, von welchem ſich dergleichen, von dieſer Bildung durch Gemeinheit oder Excentricität abfallende Geſtalten ſtark abheben, und der ihnen von der Hauptſtadt ertheilte Charakter der Luſtigkeit oder Lächerlichkeit wird vom ganzen Lande gläubig anerkannt. — Gäbe es eine Allerdeutſchenſtadt, ſo würden ſich der Wiener Parapluiemacher, der Frankfurter Hampelmann, der Berliner Lump, der ſüddeutſche Bauer u. ſ. w. dorthin zu begeben haben, um die comiſche Weihe zu erhalten. Wie aber Deutſchland conſtituirt iſt, vegetiren ſie nur in der Lokalpoſſe in relativer Dürftigkeit und Gemeinheit. Sie reiſen wohl auch und geben Gaſtrollen; ſie contraſtiren dann aber nicht mit einer allgemeinen Bildung, ſondern immer nur mit der Lokalbildung, und ſie befriedigen vielmehr den Trieb des Deutſchen, jede fremde Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, als daß er in ihnen mit Freuden ein Stück ſeines Volks und ſeiner ſelbſt erkennte.

Dieſelbe Eigenthümlichkeit des deutſchen Geiſtes, welche bei uns niemals ein Centrum der Bildung aufkommen ließ, machte Deutſchland von jeher in der äußern Lebensſitte vom Ausland abhängig. In einem Volke, deſſen Stämme ſich ſtolz abſtoßen und einander nicht das Geringſte vorgeben mögen, konnte ſich keine gemeinſame geſellige Bildung entwickeln, und ſo nahm es bei vorſchreitender allgemeiner Kultur die äußern Formen, welche den Verkehr der Menſchen leichter und angenehmer machen und die natürliche Ungleichheit verhüllen, geradezu vom Ausland, und beſonders von den Franzoſen. Nachdem wir ihnen ſchon lange Kleider

und Manieren abgeborgt, wurden wir im siebzehnten Jahrhundert auch von ihrer Kunstkultur überrumpelt. Wir haben uns seitdem, was den Geschmack in den schönen Künsten betrifft, in manchen Beziehungen von ihnen losgesagt; aber in allem, was nahe mit dem geselligen Leben zusammenhängt, sind wir von ihnen abhängig geblieben, und somit auch in der Dramatik, und am meisten in der Comödie, welche ja zunächst in der Socialität wurzelt. Je kräftiger und durchdringender der Geist einer Nation in der einen der Sphären wirkt, in welche die menschliche Natur sich spaltet, desto schwächer und unkräftiger ist er in der andern. Beim Deutschen herrscht nun einmal das innere Leben über das äußere, und so ist es, als wollte er sich instinktiv als Menschen ergänzen, indem er das, was er sich selbst nicht schaffen kann, die Ordnung des geselligen Lebens, geradezu vom Fremden entlehnt, der sich desto besser darauf versteht. Dem Deutschen gefällt die ungezwungene Haltung des Franzosen, seine oberflächliche Geistigkeit, die Präcision seines Ausdruckes, sein eitles, und doch so starkes Nationalgefühl, die Sicherheit und Bequemlichkeit, womit er seine bürgerliche Sphäre ausfüllt und in eine höhere hinaufgreift, die Gleichheit aller Stände vor dem nationellen Gesetze des Anstandes; kurz Alles, was den Franzosen wesentlich von uns unterscheidet, spricht den Deutschen an, gerade wegen des Contrastes mit seiner eigenen Natur.

Alles bisher Besprochene erklärt hinlänglich die Invasion der französischen socialen Bildung in unsere Gesellschaft, die Befestigung ihrer Herrschaft, so wie die alte Autorität der französischen Comödie auf deutschen Bühnen. Man sieht leicht, warum der in geselliger Beziehung französisch gebildete Deutsche so oft mit Vorliebe in den dramatischen Spiegel einer fremden Nationalität blickt; erkennt er doch darin wenigstens die Oberfläche seines Wesens, gerade das, worauf er häufig am eitelsten ist, und er begnügt sich suffisant damit, weil ihm das deutsche Schauspiel doch nichts vom Kern seines Wesens zu kosten gibt, und dabei die Schaale des geselligen Esprits und der Grazie doch nie so glänzend und wahr ihm vor Augen bringt, als der Meister in diesem Artikel, der Franzose. Alles dieß macht aber auch den Geist, den Styl, die ganze Verfassung des deutschen Lustspiels vollkommen erklärlich. Wir heben im Folgenden nur einige Hauptpunkte heraus.

Haben wir die moraliſche und politiſche Verfaſſung Deutſchlands in ihrem Verhältniß zur Bühne richtig aufgefaßt, ſo ſcheint der deutſche comiſche Theaterſchriftſteller die Capitalſchwierigkeit nur illudiren zu können, und dazu zeigen ſich zwei Wege. — Entweder läßt er die Aufgabe, das eigentliche Volk in ſeinem eigenthümlichen geiſtigen Weſen zu ſchildern, ganz liegen und rückt ſeinen Standpunkt in die Kreiſe hinauf, wo die äußern, dem Weſen nach ausländiſchen Manieren eine gewiſſe gemeinſchaftliche Bildung ſimuliren. So entſteht das ſogenannte Salonsſtück, das Luſtſpiel in gelben Handſchuhen, mit dem Parfum von **Eau de Portugal**; ſo entſtehen die wie auf einem Goldgrund von Eleganz und Bonton gemalten Figuren von Grafen und Comteſſen, Baronen und Offizieren, eine Art Altarblätter für die im Cultus der feinen Manieren ſo andächtige Menge, aber zur realen Welt ſich verhaltend wie die **acta Sanctorum**. Genug davon! Oder aber der Theaterſchriftſteller hat das Bewußtſeyn, daß die deutſche Nation doch nicht aus lauter äußerſt feinerzogenen Perſonnagen beſteht, bei deren Intereſſen es ſich gleich von Hunderttauſenden handelt, und die vor dem Kammermädchen franzöſiſch ſprechen. Er möchte gerne deutſche Menſchen verſchiedener Stände und Bildungsſtufen ſchildern; aber er darf nicht, wie der Dichter, der in einer Hauptſtadt lebt, welche den ſocialen Gemeingeiſt für das ganze Land beſtimmt, keck und rückſichtslos in das ihn umgebende, mit ihm verwachſene, meiſt noch dazu kleinliche Leben greifen; er muß die ſittlichen Provinzialismen vermeiden. Er wird daher, wenn er eine Situation, einen Charakter auffaßt, bedenken, daß nichts in Deutſchland gleich aufgeht, daß Alles ſich in Brüchen darſtellt, und es unwillkührlich verſuchen, aus dieſen Brüchen ungefähr ein arithmetiſches Mittel zu ziehen. So wird er, da er die allgemeine ſociale Kultur, durch die er und auf die er wirken ſollte, nicht vorfindet, dahin geführt, daß er ſich ein proſaiſches Ideal einer ſolchen Bildung ſchafft, mit der er ſofort ſeine Geſtalten färbt. Es erinnert dieß gewiſſermaßen an den höchſt ſeltſamen Ausweg, durch welchen zu einer gewiſſen Zeit die Franzoſen, namentlich Voltaire, die überläſtige Bedingung der Einheit des Orts mit einer freiern Bewegung der Handlung zu verſöhnen ſuchten; ſtatt nämlich die Perſonen an verſchiedene Orte hin zu transportiren, ließen ſie gleichſam die Orte ſich zu den Perſonen hinbegeben.

Auf diese Weise bildete sich nun aber in der Imagination deutscher Lustspieldichter und auf den Brettern ein conventionelles nobles und bürgerliches, weinerliches und lustiges Deutschland voll Nahrungssorgen und anderem Hauskreuz, voll spröder Tugend und unbehülflichen Lasters, voll erotischer, durch die deutsche Schwere temperirter Galanterie und Grazie, mit einem stehenden Heer faber Verhältnisse und kleinlicher Interessen. So entstand jene ideale Welt von guten und bösen Vätern und Vormündern, braven und koketten Frauenzimmern, von Doktoren und Räthen aller Sorten, Assessoren und Militärpersonen, bourgeois-gentilhommes und gentilhommes-bourgeois, von unmöglichen Bürgern und Bauern, Bedienten und Zofen. So haben wir statt einer Kultur, welche an einem Hauptort gleichsam gedruckt und immer neu aufgelegt würde, nur eine Theaterkultur, welche den Schriften gleicht, auf deren Titel zu lesen steht: „Germania, gedruckt in diesem Jahr." Und auf diesem imaginären Deutschland liegt meist ein Duft von Gemeinheit und Langeweile, der den Adel der Gesinnung, den Humor des Lasters und den allgemeinen Geist der Lustigkeit in gleichem Maße dämpft oder gar vernichtet. In diesen Gemälden unseres Lebens und unserer Sitten, denen alle Unmittelbarkeit, alle Frische und Naivetät fehlt, erkennt Keiner sich und seine Landsleute wieder; und so ist es nur zu begreiflich, daß sich das Publikum immer wieder von dieser in der Luft schwebenden unfaßbaren Deutschheit ab, und einem ausländischen, eine ganz andere Sittlichkeit repräsentirenden Schauspiel zuwendet, das zwar in neuester Zeit auch schwach und seicht genug ist, aber doch einigermaßen die ächt dramatische Wirkung bietet, weil es an der frischen Quelle der Nationalität geschöpft ist, und zwar einer Nationalität, welche das Complement unserer eigenen Natur bildet.

Dieses sich überliefernde Coulissendeutschthum wird nun zum Zauberkreise, aus dem der schwächere Schriftsteller, welcher der Meinung lebt, er könne die Sitten seines Volks vor den Lampen studiren, von Anfang an nicht herauskommt, und in den auch der Geistreichere, nachdem er sich resigniren gelernt, oft nur zu bald bequem sich einschließt. Denken wir uns nun aber einen Kopf, der recht dazu geschaffen wäre, das deutsche Leben keck und so wirksam zu fassen, als es überhaupt möglich ist, denken wir ihn uns fähig, die bisher angedeuteten, im deutschen Charakter

ſelbſt liegenden Schwierigkeiten ſo zu überwinden, daß ſeine Werke für uns eine wahre Offenbarung werden könnten — auch die Schwingen dieſes Talents müßten faſt nothwendig an den äußern Schwierigkeiten erlahmen, an der ganzen Verfaſſung unſeres Theaters, die freilich am Ende auch wieder ein Ausfluß der innern Momente iſt.

Was wir bisher von dieſen innern Momenten, welche die Entwicklung der deutſchen Comödie niederhielten, geſagt haben, iſt nur ein ſehr kleiner Theil deſſen, was ſich darüber ſagen ließe; die äußern Umſtände werden wir noch ſummariſcher abmachen müſſen. Dort befanden wir uns auf verhältnißmäßig freier Geiſtesebene, und konnten uns ungeſcheut verbreiten; hier handelt es ſich darum, durch die bedenklichen Defilés der ſogenannten Verhältniſſe raſch durchzuſchlüpfen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die deutſchen Theater gegenwärtig größtentheils Succurſalen von Hofhaltungen ſind. Im vorigen Jahrhundert war das Drama noch nicht durch die Oper ſo ſehr auf der Bühne gedrängt; noch prädominirte das Schauſpiel, auch war es vom Flitter und Pomp der bubleriſchen Nachbarin noch bei weitem nicht ſo angeſteckt und entgeiſtigt als jetzt. Bei ſolcher Verfaſſung konnten ſich gute, halb ſtehende, halb wandernde Truppen auch in andern als Reſidenzſtädten halten, Truppen, in deren beſcheidenen, ziemlich glanzloſen Tempeln, wenn auch nicht die dramatiſche Poeſie, doch die Schauſpielkunſt gedieh. Als aber das Publikum in Betreff des Glanzes der Coſtume und der Scenerie, der hiſtoriſchen und der Naturwahrheit immer höhere Anforderungen machte, als Oper und Spektakel immer mehr in das Repertorium hineingezogen werden mußten, da konnten die Privattruppen materiell mit der Richtung der Zeit nicht mehr Schritt halten. Sie geriethen ſchnell in Verfall, dagegen fixirte ſich immer mehr die Bühne, welche durch fürſtliche Munificenz im Stande war, allen Gattungen, auch den glänzendſten und koſtſpieligſten, ihr vom Zeitgeiſt gefordertes Recht widerfahren zu laſſen: das Hof- und Nationaltheater, zur Bezeichnung, daß es ſich einerſeits auf fürſtliche Subvention, andernſeits auf den Beutel eines meiſt numeriſch beſchränkten ſtädtiſchen Publikums ſtützt. Der dem vorigen Jahrhundert ſo wohl bekannte öffentliche Charakter des wandernden Theaterdirektors trat zurück und machte der glänzenden Figur des Theaterintendanten Platz. Zwar erhielten

oder bildeten sich stehende Bühnen auch in manchen großen Städten ohne Hofhaltung; aber mit Ausnahme weniger, welche sich der Lokalposse widmen, nahmen alle Ton und Styl der Hofbühnen an. Und so ist es denn, unmittelbar oder dem Geiste nach, eine unter der moralischen Controle eines Hofes stehende, von einem Hofbeamten verwaltete Bühne, wo die deutsche Muse ihre alten Sprünge im Soccus zu machen und neue zu versuchen hat.

Es ist viel, so viel nur immer möglich, über die Frage geschrieben worden, welche Einflüsse die organische Verknüpfung des deutschen Theaters mit den Höfen auf den Geist deutscher Dramatik und ihre Entwicklung geäußert hat. Wir haben weder Lust, noch Beruf, das Für und Wider hier zu wiederholen; es genügt an der Bemerkung, daß die im deutschen Charakter und in der moralischen Verfassung des Landes liegenden Hemmnisse der Dramatik dadurch gesteigert werden müssen. Die moralischen Vortheile der politischen Organisation Deutschlands sind gewiß weit überwiegend über die Nachtheile, und Niemand kann weiter davon entfernt seyn, als der Verfasser dieser Blätter, seinem Vaterlande eine Verfassung zu wünschen, welche das ganze Land, mit Ausnahme eines herrschenden Punkts, zur geistigen Oede machte, und unsere ausgeprägten provinziellen Bildungen in passive Nervenstränge verwandelte, welche mit Einem dominirenden Sensorium in Rapport stehen. Aber es muß einem warmen Freunde des Schauspiels vergönnt seyn, ein centralisirtes Volk um die Fähigkeit zu beneiden, keck in sein eigenes Leben zu greifen und in die poetische Nachahmung dieses Lebens frei seine eigenthümliche Laune zu ergießen.

In Ländern wie Frankreich und England mag der Regent noch so hoch über dem geschriebenen Gesetze stehen, so steht er doch immer in gewissem Grade unter dem Gesetz der Nationalsitte und der Nationallaune, und unter der Aeußerung derselben. Die Einbildungskraft des Comikers, des Dichters wie des Darstellers, hat in ihrer Freiheit keine andere Grenze, als einerseits das Gesetz desjenigen Anstandes, der der Ausdruck der allgemeinen nationellen Sittlichkeit ist, andererseits das positive politische Verbot, das gewisse Personen und Institutionen ein für allemal schützt. — Die Staatsgewalt hat es zu allen Zeiten nöthig gefunden, die Aristophanische Laune zur Menandrischen herabzustimmen. Die Comödie

des Menander oder Plautus kann auch wirklich in ihrem Geiſte für das Vorbild des höhern Luſtſpiels der Engländer und Franzoſen gelten; aber die Freiheit, mit der ſich die Dramatik bei dieſen Völkern bewegt, verhält ſich zu der auf deutſchen Bühnen ungefähr wie die Licenz des Ariſtophanes zu der ſeiner Nachfolger und der römiſchen Nachahmer derſelben. Wenn nun aber alle Poeſie einen gewiſſen Grad von Freiheit verlangt, ſo iſt ſie vollends die Lebensluft der Dramatik; und dieſe Freiheit wird bei uns in weit größerem Maße den höheren Gattungen derſelben zu Theil, als denjenigen, welche ſich mit Sitten und Charakteren der Gegenwart beſchäftigen. Und dieß liegt in der Natur der Sache, weil jene nur einer idealen Freiheit bedürfen, dieſe aber einer poſitiven. Im hiſtoriſchen Trauerſpiel, im idealen Drama muß Unzähliges zur Sprache kommen, und ſich ſogar geltend machen, was den von den Regierenden feſtgehaltenen Anſichten und Grundſätzen vielfach widerſpricht; aber es choquirt in der Regel nicht, weil es in der Natur der Sache liegt: es iſt Poeſie, es iſt verlebte oder phantaſtiſche Geſchichte. Aber dem Luſtſpiel können wegen ſeiner Aktualität, wegen ſeiner praktiſchen Färbung keine Conceſſionen gemacht werden; hier geht gleich der Scherz über den Scherz, der Dichter muß den verwickelten und ſchwer zu kommentirenden Codex der Egards ſtudiren, oder der Regiſſeur holt das Verſäumte nach, und der Dichter findet bald, daß er nichts Vernünftigeres thun kann, als ſeine Menſchen- und Bühnenkenntniß in den oben erwähnten conventionellen Theaterrahmen einzuſpannen. — Es begreift ſich, daß der Anſtand in einem Hoftheater eine Menge Situationen, Geſinnungen, Urtheile, Charaktere, Charakterzüge, Vergleichungen, Anſpielungen u. ſ. w. ausſchließt, und zwar ohne daß die Rückſicht auf Sittlichkeit dabei ins Spiel käme; aber bei ſolchem Regime kann die Comödie nur leben, wie ſie bei uns lebt. Doch nein, auch bei dieſem, wie wir zugeben, unvermeidlichen Zwang, auch bei der beſtändigen Rückſicht auf das politiſch Schickliche und auf ungezählte Vorurtheile, könnte ſie vielleicht immer noch ein geiſtigeres Leben haben, wenn nicht das Verhältniß zwiſchen den Direktionen und den deutſchen Theaterſchriftſtellern hergebracht ein ſolches wäre, daß man glauben ſollte, es handle ſich keineswegs darum, Talente herbeizuziehen und auszubeuten, ſondern ſie gründlich von einer Laufbahn abzuſchrecken,

auf der weder die Ehre für den Vortheil, noch der Vortheil für die Ehre bezahlt. — Wir werden über diesen Punkt später noch einige Worte zu verlieren haben.

Auch bei den Völkern, auf deren Bühne sich die unsrige von jeher gestützt hat, ist gegenwärtig die Dramatik, nach Poesie und Darstellungskunst, in offenkundigem Verfall, und es ist ganz natürlich, daß sie, wenn einmal der Zug der geistigen Elemente von der dramatischen Poesie abwärts ging, bei uns relativ noch tiefer sinken mußte. Vorschläge zur Verbesserung in der Gegenwart wären unter diesen Umständen so übel angebracht, als schmerzliche Lobpreisungen einer Vergangenheit, von der der größte Theil des lebenden Geschlechts nichts weiß, und die von einem Zustand wie der gegenwärtige abgelöst werden mußte, um Gegenstand der Sehnsucht zu werden. Die Zukunft mag sich jeder ausmalen, wie er will, und wir muthen Niemand zu, unsere Ansicht zu theilen, wenn wir uns die Sache ungefähr so vorstellen.

Die europäische Menschheit hat gegenwärtig viel zu viel zu lernen und zu vergessen, viel zu viel materiell zu schaffen und zu ordnen, um alle Kunst anders, als auch wieder materiell und realistisch aufzufassen. Sie will bei ihrem Streben und Arbeiten nur sinnlich ergötzt seyn, und läßt sich vormusiciren und vortanzen. Dieser rastlose, äußere Drang der Zeit findet seinen augenfälligsten Ausdruck im Bau der Eisenbahnen. Ist einmal in der Vervielfältigung und Beflügelung des Verkehrs, der körperlichen und der geistigen Circulation der Sättigungspunkt eingetreten, der nicht ausbleiben kann, so werden auch die Geister, hier früher, dort später, zum Abschluß, zu der Ruhe gelangen, in der sich der Boden zu einer neuen Saat der Kunst pflügen läßt. — Was zunächst Deutschland betrifft, so wird mit der Steigerung des Dampfverkehrs eine Vermischung der höhern Lebenselemente und immer größere Gleichförmigkeit der gesellschaftlichen Bildung Hand in Hand gehen. Der Lebensstrom wird noch rascher und energischer durch zahlreiche Knoten kreisen, als er jetzt durch den einzigen Mittelpunkt centralisirter Länder fließt. Die provinziellen Eigenthümlichkeiten brauchen darum in ihrem Kerne nicht verwischt zu werden; aber es kann sich ein breites Substrat gemeinsamer Begriffe, Ueberzeugungen und Vorurtheile bilden, und am Ende ein idealer Schwerpunkt des Nationalgeistes, während materiell so

wenig einer zu finden ist, als jetzt. Kurz, so kann sich das nationelle Gemeingefühl entwickeln, das die Bedingung, die Mutter so vieler Aeußerungen eines Volks, und besonders einer nationellen Dramatik ist. Erwacht dann wieder das Bedürfniß eines ächt dramatischen Genusses, so werden auch die Mittel zu Befriedigung desselben, die Talente, nicht ausbleiben, und sie werden ein ungleich günstigeres Terrain finden, als jetzt. Regt sich einmal der deutsche Humor, von äußern Umständen, wie die bezeichneten, begünstigt, nur einigermaßen kräftig, so wird sich die Emancipation des Schauspiels von den Höfen und, was vor Allem Noth thut, die Trennung des Schauspiels und der Oper von Tisch und Bett, von selbst machen. Dann mag Hanswurst verjüngt aus dem Grabe steigen, in das der kritische Pedantismus, bisher die Erbsünde der Deutschen, ihn versenkt; dann mag aus neuen Fastnachtsspielen in höherer Potenz die ächte Volkscomödie entspringen, deren Keime im siebzehnten Jahrhundert nicht aufgehen konnten. Möge dann die Constellation eine günstigere, oder noch besser, möge der deutsche Nationalgeist so erstarkt seyn, daß er nicht wieder in die Anbetung eines fremden goldenen Kalbes verfällt, und über dem aufgedrungenen Kunstaberglauben sich selbst verliert.

Ein Freund, der das jetzige Siechthum der Bühne nicht für so ganz unheilbar hält, als wir, bringt ein Mittel in Vorschlag, die stockenden Säfte und eingerosteten Glieder des deutschen Schauspiels neu zu beleben. Er meint, man sollte es mit der **Comedia dell'arte** der Italiener, mit dem **improvisirten Lustspiel** versuchen, und so einen possenhaften und skizzenhaften Keim zu einer künftigen höhern Entwicklung legen. Er glaubt, dieß wäre das einzige Mittel, das Gespenst künstlichen Deutschthums, das auf unsern Bühnen umgeht, zu exorcisiren, und aus der Spontaneität, welche jene dramatische Form mit sich bringt, könnte sich der deutsche Humor in Erfindung und Mimik frei entwickeln. — Wir sind keineswegs der Ansicht, daß von unsern Mimen auf diesem Wege gar nichts zu erwarten wäre. Dramatisches und mimisches Talent ist weit verbreiteter, als man glaubt, und sogar unter unsern Schauspielern mehr, als sie selbst wissen. Unsere Truppen, wie sie vor uns stehen, sind weit entfernt, in dieser Beziehung den Maßstab für die Fähigkeit der Nation an die Hand zu geben, weil in ihnen das wahre deutsche Wesen durch die halb fremde,

halb conventionelle Unnatur gebunden wird und in eine falſche Richtung geworfen iſt. Mancher Schauſpieler, der jetzt die gerechteſten Anſprüche auf das duldende Mitleid des Publikums hat, würde zum Erſtaunen deſſelben und zu ſeinem eigenen gewahr werden, daß er ſtatt eines halben Mimen ein ganzer Menſch ſeyn kann, wenn er ſeiner eigenen Natur den Lauf laſſen darf.

Wir ſehen aber nur zwei Wege, wie die **Comedia dell'arte** verſucht werden könnte. — Entweder müßten Bühnen ſich damit befaſſen, welche keine Hoftheater ſind. Es iſt aber ſehr zu fürchten, daß dann die improviſirte Comödie ſchnell in Plattheit und Gemeinheit, und in einen lokalen, Ariſtophaniſchen Ton verfiele, der ſie unſerem ſo eigenthümlich empfindlichen Publikum noch früher, als ſelbſt der Polizei unerträglich machte. Wir ſind zwar überzeugt, daß ein ächt deutſches Luſtſpiel nur aus einem völlig friſchen Boden, aus einer relativen Rohheit und Derbheit erwachſen könnte. Aber ſo lange der Zauber des guten Tons ſo viele Stände gefangen hält, ſo lange nur die fremde Zote gebildeten Ohren erträglich iſt, ſo lange der Wetteifer auf der Rennbahn der feinen Lebensart ſo viele geiſtigen Intereſſen verſchlingt, könnten Verſuche mit dem improviſirten Luſtſpiel zu nichts führen. Was etwa Urſprüngliches, Kernhaftes zu Tage käme, würde in der Geburt desavouirt, weil es das Muttermal der Gemeinheit mit auf die Welt brächte und aus der vermeintlichen höhern Bildung der Zeit ganz hinausfiele.

Der zweite Fall wäre, wenn ein deutſcher Fürſt den Verſuch anſtellte. Die Malerei, die Sculptur haben die großherzigſten Gönner; der Muſik, dem Tanz auf der Bühne fehlt es keineswegs an hohen Protectoren. Könnte nun nicht auch einmal der gute Spaß auf der Bühne, der deutſche Spaß, einen hohen leidenſchaftlichen Liebhaber finden? In frühern Zeiten war in den höchſten Kreiſen die Luſt an unmittelbaren, originellen Geiſtesergüſſen ſehr lebendig; aber der Hofnarr iſt bei uns an demſelben Gifte geſtorben, wie Hanswurſt. Leicht könnte nun aber ein Herr von ſeinen Ahnen jene Weidlichkeit und Unbefangenheit geerbt haben; die alte Freude an luſtigen Räthen könnte ſich bei ihm, im Geiſte der heutigen Bildung, in der Neigung ausſprechen, auf der Bühne in halb angelegtem, halb freiem und naivem Spiel den Humor des deutſchen Lebens ſich entwickeln zu laſſen. Er brauchte

gar nicht zu wiſſen, daß er vielleicht der Kunſt weſentliche Dienſte leiſtete, indem er eine Liebhaberei befriedigte und geiſtigen Genuß auf einem ungewöhnlichen Wege ſuchte. Er könnte mit ſeinen äſthetiſchen Räthen die Rahmen entwerfen, welche ſeine beſten Schauſpieler improviſirend auszufüllen hätten; ja die Liebhaberei des Herrn würde am Hofe ſelbſt manches mimiſche Talent wecken und die Adulation aus Höflingen Schauſpieler machen.

Man könnte ſich die Sache recht heiter ausmalen: wie ſich ein feines Verſtändniß und eine glückliche Wechſelwirkung zwiſchen Schauſpielern und Zuſchauern bildete, wie jene ſich gehoben fühlten, weil ſie nicht mehr fremden, ſchlecht memorirten und auf die Noten einer conventionellen Mimik geſetzten Geiſt vorzutragen, ſondern die vorgeſchriebenen Linien mit eigenem Geiſt auszufüllen hätten; wie im Verhältniß, als ſie aus ihrer bisherigen Bretternatur herauskämen, der wahre, wenn auch nicht korrekte deutſche Umgangsſtyl, das wahre deutſche Portament zur Anſchauung käme; wie alles dieß noch lange kein Luſtſpiel wäre, aber wohl die Grundlage zu einem ſolchen. Wer weiß, es drängte ſich vielleicht bei dieſer deutſchen Comedia dell'arte in recht glücklichen Augenblicken dem Parterre begeiſternd das Gefühl auf, daß ſo und nicht anders deutſches Weſen und Leben ergriffen werden müſſe, wie dereinſt Molièren, als er ſeine precieuses ridicules gab, eine Stimme aus dem Publikum zurief: „Courage, Molière! voilà la vraie comédie!" Und dieſes Stück, eines ſeiner früheſten und witzigſten, ſieht ganz aus wie eine geiſtreiche Improviſation.

An Stoff, an wahrhaften, ganz modernen Figuren könnte es nicht gebrechen. Die nächſten beſten: — der publiciſtiſche und der äſthetiſche Iſraelit, bei dem ein originelles Körpergepräge durch die faſhionabelſte Toilette, und der enge Geiſt des Volks Gottes durch die vorurtheilsfreiſten Redensarten durchſticht; der Muſtereiter, der immer in ſeinen Cartons auch ein Stück der deutſchen ſocialen Kultur kolportirt; der Buchhändler aus dem Stegreif, der ein Capital daran wagt, um Deutſchland mit beiſpiellos wohlfeilen Prachtwerken zu beſchenken; der miles gloriosus mit dem Schnurrbart und dem Band im Knopfloch, deſſen Namen in keiner Ordensregiſtratur und auf keiner Muſterrolle ſteht; die Prinzeſſin Tochter des reichen Bürgers, die alle drei Reiche der Natur ſyſtematiſch im Kopfe hat, und kein Küchenkraut vom andern unterſcheidet;

der es kein Geheimniß ist, daß Saturn zu Zeiten einem gehenkelten Topfe gleicht, und warum, die aber nicht weiß, wie man einen Topf anfaßt — solche und unzählige andere Gestalten ständen zu Gebot. Es fehlte gewiß nicht an ächt deutschen Charakteren, wenn man nur einmal den Muth gelernt, sie zu fassen.

Die Laune des Fürsten, der ein solches Experiment anstellte, müßte freilich die ächte, sie müßte in Sachen des conventionellen Anstands sehr tolerant seyn; es brauchte deshalb nichts vorzukommen, was gegen den wahren Anstand und die ächte Sittlichkeit verstieße. Und bei dem ruhigen, geordneten Zustand Deutschlands wäre man ja gleichsam unter sich und brauchte keine Einsprache von der Susceptibilität fremder Gouvernements zu fürchten, wie zu einer Zeit, aus der hier eine Geschichte stehen mag. — Unter der Napoleonischen Herrschaft hatte ein deutsches Hoftheater einen guten Comiker, der das Improvisiren nicht lassen konnte, obgleich ihm nach jeder Emancipation der Art die Hauptwache gewiß war. Eines Tags tritt er im „Herodes vor Bethlehem" als Herodes selbst im vollen königlichen Ornat, mit Krone, Scepter und Reichsapfel auf. Bei der rührenden Katastrophe des Stücks nimmt er schluchzend den Scepter unter den Arm, öffnet den Reichsapfel, der zu einer Schnuptabakstose eingerichtet war, und präsentirt seinen Lieutenants eine prise de contenance beim herzerschütternden Jammer der Bethlehemiten. Alles, und der Fürst selbst, war mit dem Spaß wohl zufrieden; aber der französische Gesandte sah darin einen Spott auf den Nachfolger Karls des Großen, und man hatte Mühe, ihn zu beschwichtigen. — Es ließe sich noch viel über eine solche Aufnahme der Comedia doll' arte sagen. Sollte sie Früchte für die Dramatik bringen, so müßte sie, wie gesagt, Liebhaberei eines Mannes seyn, der über ein Theater und die Kräfte desselben gebietet, und eine Liebhaberei gehört ihrer Natur nach nicht zu den Dingen, die sich empfehlen lassen.

Wir hätten jetzt, den Zustand unserer Bühnen nehmend, wie er ist, noch einiges Summarische über Direktionen, Schriftsteller, Publikum, Schauspieler und Theaterrecensenten zu sagen.

Der äußerst trockene Artikel: „deutsches Theater" in der ersten Auflage des Conversationslexikons schließt mit den naiven Worten: „Ein wahres Nationaltheater der Deutschen und

mehrere geiſtvolle Direktoren, die dem Geſchmack des Publikums eine beſtimmte Richtung gäben, vermiſſen wir noch." — Wir haben ſchon oben geäußert, daß es nach unſerer Meinung mit dieſer Geſchmacksbildung des Publikums von der Bühne aus nicht viel auf ſich hat. Von jeher hatten die Bühnendirektionen nichts Eiligeres zu thun, als dem Geſchmack des Publikums, der ihm von ganz anders woher, als von der Bühne kam, zu folgen, ihm zu ſchmeicheln, und ihn, wenn er einmal da war, zu befeſtigen, ihn aber auch, wenn er ſchlecht war, noch ſchlechter zu machen. Man ſollte aber meinen, wenn die Bühnen ſich begnügten, ſelbſt gebildet zu ſeyn, ohne ſich mit der Ausbildung des Publikums zu ſchaffen zu machen, wäre es zum voraus das Natürlichſte und unter jeder Bedingung Vernünftigſte, wenn ſie, „unter der Aufſicht von einſichtsvollen Kennern und Ausübern der dramatiſchen Kunſt ſtänden, die nicht ſelbſt Schauſpieler wären." — Schlegel, der dieſe Worte ſpricht, erinnert an das, was Engel in Berlin, Goethe in Weimar gewirkt. Die Rückſichten, welche die Leitung der vornehmſten und tonangebenden Bühnen Deutſchlands Hofbeamten übergeben haben, ſind ſehr begreiflich und unter den obwaltenden Umſtänden wohl zu achten; aber dieſe Rückſichten haben mit der Kunſt als ſolcher rein nichts zu ſchaffen, und man muß wohl überzeugt ſeyn, daß man jener einſichtsvollen Kenner entbehren kann, weil man ſie, die allerdings ſchwer zu finden wären, nicht einmal ſucht.

Ueber die Verhältniſſe zwiſchen deutſchen Bühnendirektionen und deutſchen dramatiſchen Schriftſtellern iſt von jeher geklagt worden und wird noch täglich geklagt. Die Hauptbeſchwerdepunkte ſind allgemein bekannt. Es kann uns nicht einfallen, ſie zu artikuliren. Dieſer ganze Jammer iſt nur ein neuer Beweis, wie untergeordnet und unkräftig in der deutſchen Dramatik die nationellen Elemente von jeher waren und ſind. Wäre es ſonſt möglich, daß man in zweihundert Jahren auch nicht den Anfang zu einer Uebereinkunft gemacht, wie es mit der Belohnung deutſcher Theaterſchriftſteller zu halten ſeyn möchte? Daß man über die Geneſis eines deutſchen Bühnenſtücks meiſt gar nicht nachdachte, daß man faſt immer nur die Thatſache ſeines Vorhandenſeyns hinnahm und immer meinte, es handle ſich nur darum, es ſo oder ſo zur Aufführung zu bekommen, gerade dieß beweiſt unſere relative

Barbarei in allem Bühnenwesen. — Zu allen Zeiten bestand ein sehr bedeutender Theil unserer Repertorien, oft der wahre Grundstock derselben aus Uebersetzungen fremder Stücke, oder aus direkten Nachahmungen. Die Idee von der dramatischen Superiorität der Franzosen, früher auch der Engländer, setzte sich bei Direktionen, Schauspielern und Publikum fest, und man gewöhnte sich allerseits, von den originalen Versuchen der schwerfälligen deutschen Muse das Wenigste zu erwarten. Das Heer der Uebersetzer und Bearbeiter wurde von den Bühnenvorstehern nach Gebühr kurz gehalten; ihr literarisches Ausgabebudget regulirte sich nach dem currenten Preis solcher Menschen, und sie trugen natürlich ihre Mißachtung und den Maßstab des Lohns auch auf den über, dem sie seine Waare oft nur abnahmen, weil man doch zur Abwechslung auch einmal etwas geben mußte, was aussah, wie etwas Deutsches. Selbst die glänzenden Erfolge einiger fruchtbaren deutschen Schriftsteller dienten nur dazu, diesen Effekt zu verstärken. Die pfiffigen Direktoren waren weit entfernt, Erscheinungen wie Kotzebue und Raupach zu überschätzen, sie als Morgenröthen deutscher Dramatik zu betrachten. Im Gegentheil, sie achteten an ihnen den Bühnenverstand als etwas in Deutschland ganz Exceptionelles, und verachteten gleichzeitige deutsche Produkte nur desto tiefer, je weniger sie dieses relativ Höchste von deutscher Bühnenfertigkeit erreichten.

So war es, und so ist es noch. Der Nationalcharakter und die Verfassung des Landes, und der Charakter und das Treiben der Bühnenvorsteher bedingen einander wechselseitig. Der Umstand, daß unsere Nationalität in so vielen Strahlen und Richtungen auseinanderfällt, statt nach einem Centrum zu convergiren, brachte es mit sich, daß man erst durch den guten Erfolg eines Versuchs in einem materiellen Punkt, in Handel und Wandel, zum Bewußtseyn eines gemeinsamen deutschen Interesse kommen mußte, bevor man ernstlich an Sicherung des literarischen Eigenthums im Allgemeinen dachte, was doch längst offenbar eine Nationalangelegenheit war. In einem solchen Lande wird man nicht dazu kommen, den schwierigen und weitschweifigen Weg der Vereinbarung wegen eines Instituts, wie die Bühne, zu betreten, das nur in sehr beschränktem Sinne ein nationales genannt werden kann. Und käme auch ein deutscher dramatischer Zollverein zu

Stande, er hälfe zu nichts, so lange die allgemeinen Momente bestehen, welche das Schauspiel überall, und vollends das unsrige, so tief herabgebracht haben, Momente, gegen welche durch Aufmunterung der Talente durch pecuniäre Vortheile nichts ausgerichtet würde. Die Herrschaft des Uebersetzers und Bearbeiters französischer Tagesstücke ist bei uns auf lange hinaus garantirt. Noch lange wird der dramatische Genuß eines großen Volks vorzugsweise von einem Arbeiter herbeigeschafft werden, der dem Knaben gleicht, welcher einen Bilderbogen nach einem colorirten Muster illuminirt. Die Umrisse sind auf beiden Blättern dieselben; aber der stümperhafte Pinsler füllt entweder die Contouren nicht aus, oder fährt plump darüber hinaus, und das fertige Werk ist ein Aggregat von Klecksen. Man kann einem nicht zumuthen, viel von literarischen Produkten zu sprechen, wobei die Hauptkunst darin besteht, entweder die französische Frivolität mit Glück in das deutsche Zotensystem zu übersetzen, oder doch mit Geschick gerade so viel davon zu retten, als sich mit der deutschen Prüderie verträgt.

Was die allgemeinen Dispositionen des gegenwärtigen großen Theaterpublikums betrifft, so verweisen wir noch einmal auf den oben angeführten Brief des Horaz. Si foret in terris, rideret Democritus. Freilich ist das Publikum für den Zeitgeist nicht verantwortlich. Es hieße die Tugenden und Fertigkeiten des einen Lebensalters unvernünftig von einem andern verlangen, wenn man den warmen Freunden der bestehenden Bühne vorpredigte, daß sie eigentlich wieder werden sollten, wie ihre Großväter, welche weit weniger Ansprüche an Scenerie und Costüme, aber desto größere an Mimik und Vortrag mitgebracht, welche bei größerer Genügsamkeit und gelehrigerer Einbildungskraft weit mehr dramatischen Genuß gehabt u. dergl. Es gibt aber Leute, die des naiven Glaubens sind, daß alle Zweige der geistigen Kultur immer gleichmäßig fortwachsen, daß gleichsam alle in einer gegebenen Zeit verhältnißmäßig gleich lang sind und somit eine ideale Dolde bilden. Sie meinen, der Geist raffinire sich zumal in allen seinen Aeußerungen, und der Durchschnittsmensch früherer Jahrhunderte sey in Allem roher und unfertiger gewesen, als der jetzige. Sie stellen sich demgemäß vor, das ganze gegenwärtige Theaterwesen sey eine Sublimation und Vergeistigung eines frühern Zustandes, und ein jetziges Hoftheater verhalte sich zu den besten

Bühnen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts etwa wie der bequeme, zierliche, flinke Eilwagen zum berüchtigten Schneckenhaus der alten Postkutsche. Man darf den Leuten wohl sagen, daß die ganze Geschichte dieser Vorstellung widerspricht, wie wir dieß schon im Eingang in Beziehung auf die dramatische Poesie angedeutet haben. Eine Zeit kann in gewissen Beziehungen das Bedeutendste leisten, während in ihr die poetische Produktionskraft auffallend sinkt, das Gefühl für das Schöne und Große in der Kunst sich verflüchtigt und eine Geschmacksanarchie eintritt, welche schlimmer ist als die Despotie des schlechtesten stehenden Geschmacks. Man vergleiche, was einerseits den Stand des allgemeinen Wissens und der Industrie, andernseits die Lust an höherem geistigen Genuß und die Fähigkeit dazu betrifft, die jetzigen Engländer mit denen zur Zeit der Elisabeth und Shakespeares, die jetzigen Franzosen und die Generation, in welcher Molière seinen Ruhm gegründet, die jetzigen Deutschen und diejenigen, welche vor Schröders, Engels, Ifflands Bühnen gesessen. — In andern Ländern wäre es vielleicht lächerlich den Leuten über die Aechtheit ihres Kunstgeschmacks Skrupel machen zu wollen; aber die Deutschen wollen ja Alles ergründen, sogar ob sie Recht haben, sich an etwas zu amusiren, und es ist eines gebildeten deutschen Publikums nicht würdig, sich und seine Zeit für gebildeterer zu halten als sie wirklich sind.

Der Franzose sagt von der Oper: „ce qui ne vaut pas la peine d'être dit, on le chante.“ Seitdem nun mit der Oper etwas, wobei der Inhalt und das Spiel Nebensachen sind, herrschende Liebhaberei des Publikums geworden, seitdem hat es sich gewöhnt, auch das Schauspiel opernartig aufzufassen, das heißt zu meinen, auf die Form des Gesprochenen und den Vortrag desselben komme das Wenigste an, wenn man nur die Fabel und am Ende die Moral wegbekomme. Bei dieser Ansicht und Stimmung ist es ganz natürlich, daß man den vornehmsten Genuß im flüchtigen Reiz der Neuheit findet, daß das rein sinnliche Interesse immer nur Neues verlangt, daß die Walze im Schauspielguckkasten in beständig vorwärts kreisender Bewegung seyn soll, und die Leute gleich ungeduldig werden, wenn die Walze zu oft zurückgestellt wird, während es sich von selbst versteht, daß die Drehorgel der Oper immer nur eine beschränkte Zahl von Stückchen spielt.

Indeſſen kann es doch nicht anders ſeyn, als daß auch im Schauſpiel vielfache Wiederholungen vorkommen; das Theaterpublikum iſt am Ende doch ſo billig, dieß einzuſehen, und es beweist bei dem, woran es ſich ſchlecht amuſirt, die preiswürdigſte Geduld. Zugleich zeigt ſich dabei recht, wie der Deutſche ſeinen Ernſt und ſeine Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt auf ſein Plaiſir überträgt. Manche Dame auf der Gallerie eines deutſchen Theaters fühlt ſich von der vierten oder fünften Wiederholung einer Novität oder gar vom Geſpenſte einer deutſchen „Vieillerie“ aus dem ernſthaften Genre tödtlich gelangweilt oder vielmehr ennuyirt; aber ſie hält es für ihre Pflicht, von ihrem obligaten Poſten nicht zu weichen, weil ſie durch ihre Erſcheinung das ſolenne Amuſement ſinnlich vervollſtändigen hilft. Der Regiſſeur mag ein Drama verſtümmeln: wer merkt's? und was thut's? Aber die gewohnte Harmonie im Aſpect des Saales zeigte ſich geſtört, wenn im bunten, beweglichen Kranze der Gallerie eine Blume fehlte.

Die Schwäche und Abhängigkeit der deutſchen Bühne, ihr Mangel an Nationalität hat ſich längſt vorzüglich in einer Erſcheinung offenbart, welche erſt im allgemeinen Verfall der jetzigen Zeit auch auf Londoner und Pariſer Bühnen zum Vorſchein kommt. Wir meinen das Zuſammendrängen der verſchiedenſten dramatiſchen Gattungen auf Einem Theater. Es liegt ganz im deutſchen Charakter, daß die Höfe, ſeit ſie überhaupt Bühnen unterhielten, das Höchſte und Glänzendſte, was andere Länder im Gebiet der Dramatik aufzuweiſen hatten, nach Kräften und über Kräfte an ſich zogen. So begegnet man im vorigen Jahrhundert an den Höfen magniſiker deutſcher Herren italieniſcher Oper und franzöſiſchem Schauſpiel; und als die Hoftheater in ihrer jetzigen Verfaſſung Vorbilder für alle höhern deutſchen Bühnen wurden, war es überall auf großartigen encyclopädiſchen Betrieb der Dramatik abgeſehen. Alle Zweige der Kunſt, welchen in Paris ganz geſonderte Bühnen gewidmet waren und im Ganzen noch ſind, große Oper, comiſche Oper, Singſpiel, Tragödie, Luſtſpiel, Poſſe, Volksſtück, Vaudeville, wurden in der Nuß des Hof- oder Stadttheaters vereinigt. Um nur von den beiden Hauptklaſſen, von der Oper und dem Schauſpiel zu ſprechen, ſo liegt es auf der Hand, daß ſie ſich auf den Brettern ſtoßen und drängen, einander geiſtig hemmen und zudem ſich die Mittel ſchmälern mußten. Trotz dem erreichte die

deutſche Schauſpielkunſt im letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts eine ganz achtbare Höhe, und zwar durch Direktoren, welche Schauſpieler oder doch wirklich Kenner der Kunſt waren. Dieſe Schule war freilich eine weſentlich proſaiſche. Leſſing hatte, wie oben bemerkt, das Syſtem der Natürlichkeit in der Dramatik eingeführt und auf Verbannung der gebundenen Form in allen Gattungen mit Erfolg hingewirkt. So kam den Mimen, indem ſie ſich in der Nachahmung der wirklichen Natur ausbildeten, die Kunſt, den Vers zu ſprechen, immer mehr abhanden. Durch Goethes und Schillers Einfluß haben ſich wohl einzelne Künſtler Meiſterſchaft darin erworben; dieß blieb aber ohne Wirkung auf die Maſſe der Truppen, und gegenwärtig ſind die meiſten Schauſpieler beiderlei Geſchlechts mit dem Verſe völlig brouillirt. — Die gute, wenn auch proſaiſche Schule im Vortrag erhielt ſich indeſſen ſo ziemlich, ſo lange die mit dem Schauſpiel gekoppelte Oper das ſecundäre Element blieb. Als aber aus den oben berührten Urſachen die Oper ein entſchiedenes Uebergewicht gewann, mußte es um die Schauſpielkunſt vorläufig gethan ſeyn.

Es ging dem deutſchen Theater in ſeiner Entwicklung, wie es in der Geſchichte ſchon ſo vielem, was der Menſch baut, ergangen iſt. Das Theater bildete ſich aus den roheſten Anfängen mühſam herauf; es ſtudirte bei allen Völkern die Kunſt, wie man mit Menſchen, mit Couliſſen und mit der Poeſie ſelbſt manövrirt; es lernte mit der Mimik lebendige Bilder des Mikrokosmus geben, und mit dem Dekorationspinſel den Makrokosmus ſchöner und glänzender wiedergeben, als er in der Wirklichkeit iſt. Endlich ließ Scenerie, Maſchinerie, Garderobe, Beleuchtung wenig mehr zu wünſchen übrig; man hatte ſogar Mittel gefunden, das ewige Aergerniß der Petulanz und Unbotmäßigkeit der Schauſpieler zu entfernen; man hatte die Truppen Thaliens koloniſirt, man hatte aus denen, die man einſt ſtill an der Kirchhofmauer begrub, Leute in Amt und Würden gemacht, und die lebenslänglich penſionirt, welche ſonſt in den Iffland'ſchen Nahrungsſorgen ſo natürlich geweſen. Man hatte während des Bauens und Schaffens recht Braves, nicht ſelten das Höchſte geleiſtet; doch jetzt erſt war Alles zur großartigſten Wirkung ſo recht beiſammen. Jetzt, konnte man meinen, werde die Herrlichkeit erſt recht angehen; aber ſiehe da! ehe man es ſich verſah, war der, welcher Alles gebaut, der

Geist, des Dings überdrüssig, wie ein Sonderling der mühsam geschaffenen Anlage, und als man nach dem Geiste rief, ließ er sich krank melden wie eine eigensinnige Primadonna.

Wer bei der Materialisirung der dramatischen Genüsse am meisten verlieren mußte, das war nothwendig der deutsche Schauspieler. Aus denselben Gesichtspunkten, aus denen wir das Verhältniß des deutschen Dichters zur Nation als ein ungünstiges dargestellt haben, ließen sich nun auch die Hemmnisse entwickeln, mit denen der deutsche Schauspieler als Deutscher zu kämpfen hat. Der Raum gestattet uns nicht, diese Betrachtungen noch viel weiter auszuspinnen; übrigens findet das oben Gesagte auf den Schauspieler seine natürliche Anwendung. — Der französische Schauspieler, als Franzose, ruht weit sicherer als der deutsche im Gleichgewicht einer ausgebildeten Nationalität. Ihm muß die dramatische Schule viel leichter werden, weil er sich nur in seiner einseitigen natürlichen Richtung auszubilden braucht, während der Deutsche sich manche Richtungen seines Wesens ganz abzugewöhnen und in ganz ungewohnte sich zu werfen hat; denn der eine repräsentirt eine natürliche, der andere nur eine künstliche gesellschaftliche Bildung; jener hängt mit dem unmittelbar umgebenden Leben zusammen, dieser mit einem conventionellen, mit einem Scheinleben. Unter diesen Umständen lernt der Franzose nicht nur leichter, er kann auch im Nothfall der Schule weit eher entbehren als der Deutsche, und doch noch eine erträgliche Wirkung hervorbringen. Zieht sich der höhere Geist aus der Dramatik zurück, wie gegenwärtig auch in Frankreich, verfällt die Schule, läßt sich der Mime naturalistisch geben, so gibt der Franzose mit seiner naiven Persönlichkeit doch noch etwas von einer gewissen allgemeinen Gültigkeit, nämlich einen Franzosen, während der Deutsche im gleichen Falle etwas von sehr problematischem Werthe aufstellt, nämlich nur sich selber. — Die merkwürdige Homogenität der französischen Geister und der Cultus der äußern Sitte macht ferner, daß die französischen Truppen weit gleichförmigere und beweglichere Corporationen sind als die deutschen. Das sogenannte Ensemble macht sich dort in den niedrigen Gattungen wie von selbst, und auch in den höhern ist es nur ein leichtes Schulpensum, weil ja auch hier Alles auf die Grundlage der socialen Bildung gebaut ist, die jedem anklebt. — Bei uns dagegen, wo die Unterschiede zwischen den

Geiſtern, wie in der äußern Haltung und Gewöhnung, ſo grell ſind, iſt ſelbſt ein nur erträgliches Enſemble ein mühſames Kunſtſtück. Den mittelmäßigen und geringen Subjecten iſt nur durch das ſtrengſte Exercitium, durch unabläſſige Uebung deſſelben Dings jener Anſtrich von Unbefangenheit zu geben, der ſie auf den Brettern als natürliche Menſchen erſcheinen läßt, ob es ſich nun von der idealen oder von der platten bürgerlichen Natur handelt. Ein ſolches Regime iſt nur bei einem feſten Repertoire möglich, das immer wiederholt und nur langſam und vorſichtig erweitert wird. Wenn nun aber, wie im gegenwärtigen Zuſtand, eine Novität die andere jagt, wenn ſelbſt bedeutende, ſchwere Stücke nur ergriffen werden, um ſie nach ein paar Vorſtellungen auf immer fallen zu laſſen, ſo kann die ſchwache, ungelenke Natur des ſecundären Schauſpielers der Bewegung unmöglich folgen, und er legt auf den Brettern naiv ſeine volle Incapacität zur Schau. Aber auch das höhere Talent muß dabei in der Entwicklung gehemmt, das ſchon entwickelte muß verdorben werden, wäre es auch nur, weil der beſſere Schauſpieler, von den Kameraden übel unterſtützt, vom Publikum ſchlecht verſtanden, den Muth und die Laune verliert.

Beim jetzigen Syſteme, wobei ſich nach Zerſtörung des alten Repertoires ein neues gar nicht anſetzen kann, gehen für den Schauſpieler zwei demoraliſirende Urſachen neben einander her, die ſich wechſelſeitig bedingen und verſtärken: er übt ſich zu wenig am Alten, und er zerſplittert ſeine Kräfte viel zu ſehr am Neuen. — Früher, wo die Truppen in der Regel kleiner waren, wo das Schauſpiel keine oder doch keine ſo vorlaute Oper neben ſich hatte, mußte der Schauſpieler häufiger auftreten als jetzt, aber in den Stücken des feſten Repertoires. Er identificirte ſich mit ſeinen ſtehenden Rollen, und kam nicht aus jener Uebung im beſchränkten Kreiſe heraus, welche das wahre Mark der Schauſpielkunſt iſt. Galt es, ein neues Stück zu lernen, ſo wußte er, daß die Mühe für ſeine Bildung nicht verloren war. Gegenwärtig, wo das Schauſpiel oft nur ein Lückenbüßer zwiſchen zwei Opern iſt, wären vielleicht gerade die beſſern Mimen nicht genug beſchäftigt, wenn es ſich von der nothwendigen beſtändigen Uebung am längſt Erlernten handelte; aber ſie ſind über alles vernünftige Maaß hinaus mit einer Maſſe von Neuem geplagt.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß Abrundung und Sicherheit des Spiels nur durch beſtändiges Wiederaufnehmen derſelben Rollen in nicht zu langen Zwiſchenräumen erreicht wird, und daß die Zahl und Art der Rollen für jedes Subject ſich mit einer gewiſſen Nothwendigkeit nach der Wichtigkeit der Parthieen und der quantitativen und qualitativen Fähigkeit des Individuums beſtimmt; es liegt ebenſo im innerſten Weſen der Mimik, daß nur die höchſte Uebung in einem natürlich begrenzten Kreiſe von Aufgaben dem Schauſpieler die Fähigkeit ertheilt, eine neue Rolle mit Leichtigkeit zu ergreifen, gleichſam ſein Aeußeres und ſein Inneres nach einem neuen Schema ſicher in Falten zu legen und die Galerie von Selbſtperſonifikationen in ſeinem Bewußtſeyn um eine Figur zu vermehren. Dabei wird für den minder Begabten und den Mittelmäßigen, d. h. immer für die Mehrzahl, das unvermeidlich ſeyn, was man Manier nennt; das heißt, die Caſtigation der relativ unſchönen Aeußerungen des individuellen Weſens, wobei der Mime einen Theil ſeiner und damit der gemeinmenſchlichen Natur aufgibt, um die Bühnennatur, welche überall in gewiſſem Grade eine conventionelle ſeyn wird und dieß in Deutſchland weit mehr als anderswo iſt, deſto freier und fließender zur Anſchauung zu bringen. Das Vorrecht und das Verdienſt des Begabten beſteht eben darin, daß er genial dieſe Bühnennatur zur rein menſchlichen ſublimirt. — Was kann nun herauskommen, wenn man dieſen nothwendigen Bildungsgang dadurch völlig unterbricht, daß man die Schauſpieler athemlos von einer Rolle zur andern jagt? wenn man ſie wie Marionetten behandelt, die zu jedem möglichen Texte mit allzeitfertiger Sicherheit in Bewegung zu ſetzen ſind? Es kann nichts natürlicher ſeyn, als daß ſie nur zu ſehr wirklich Marionetten werden, die immer blos ihre eigene rohe und hölzerne Natur mitbringen, und ſich oft ſelbſt die Sprache erſparen könnten, weil der Souffleur, wie der Principal im Puppenſpiel, vernehmlich genug für Alle ſpricht. Es ſpringt in die Augen, daß der Naturalismus, der ſich unter dieſen Umſtänden geltend macht, ſchlimmer iſt als die ſchlechteſte Manier.

Es thut dem Deutſchen von nationellem Ehrgefühl immer wehe, wenn er dem Franzoſen das Wort reden, oder ihn gar als Muſter aufſtellen ſoll; hier iſt es aber nicht möglich, ſich folgenden Betrachtungen zu entziehen. — Wenn ein Deutſcher zum

erſtenmale ein franzöſiſches Schauſpiel ſieht, ſo wird bei ihm vielleicht die Achtung von den beſten ſeiner heimiſchen Künſtler, ſtatt geſchwächt, vielmehr verſtärkt werden. Iſt er aber auch ein noch ſo ſchlechter Beobachter, ſo muß ihm der palpabelſte Unterſchied zwiſchen dem franzöſiſchen und dem deutſchen Bühnenmanège, und damit die ſchwächſte Seite unſers Schauſpiels auffallen, in dem Umſtande nämlich, daß in Frankreich die ſecundären und tertiären Schauſpieler ſich im freien Gebrauch ihrer Stimme und Sprache, ihrer Arme und Beine befinden. Ferner: eine deutſche Bühne entlehnt den Boulevards oder dem Théâtre français eine Novität. Sie wird nothdürftig einſtudirt, aufgeführt, einmal wiederholt, nach Wochen oder Monaten ein paarmal wieder aufgenommen, und zum letztenmale gegeben, am ſelben Abend, wo ſie zu Hauſe die fünfzigſte bis hundertſte Vorſtellung erlebt. Abgeſehen davon, daß das Stück dort gewachſen iſt, abgerechnet alle die dramatiſchen Vortheile, welche die franzöſiſche Nationalität in den von uns angegebenen Beziehungen vor der unſrigen voraus hat — wie iſt es möglich, daß ſich Jemand, ſelbſt wenn er nie ein franzöſiſches Theater betreten, einbilden kann, zwiſchen der fünften, ſechsten und letzten deutſchen Vorſtellung und der fünfzigſten franzöſiſchen werde in Beziehung auf Zuſammenſpiel, Lebendigkeit und die ſogenannte Natürlichkeit eben kein großer Unterſchied ſeyn!

Das Publikum will es nicht anders, als es iſt; es hebt durch die materiellen Anſprüche an die Kunſt die Bedingungen der Kunſt auf; es iſt aber unwillkührlich gerecht genug, im ſelben Maaße die geiſtigen Anſprüche herabzuſtimmen. Es verlernt gleichzeitig mit dem Schauſpieler, und beide materialiſiren einander gegenſeitig. Je weniger die Mimik höhere Seelenvermögen anſpricht, deſto ſtumpfer wird Auge und Gefühl des Zuſchauers, deſto oberflächlicher und ſinnlicher ſein Urtheil, und umgekehrt. Damit kommt freilich Alles gewiſſermaßen wieder ins Gleiche; aber noch einmal, es ziemt ſich nicht für ein deutſches Publikum, daß es ſich in der Weiſe, wie es die Kunſt begreift, auf der Höhe der Jahrhunderte glaubt. — Die beſſern, talentvollen Schauſpieler bedürfen wirklich des dem Stande eigenthümlichen leichtſinnigen Muthes, um einen Zuſtand zu ertragen, der ihre Kunſt geradezu untergräbt, wobei ſie faſt Tag für Tag ſchaale, weitſchweifige Rollen ſich einzuprägen haben, und nachdem dieß kaum zur Noth gelungen, von der Sorge

ſich gepeinigt ſehen, nicht ſie zu behalten, ſondern ſie aus dem mißbrauchten Gedächtniß wieder loszuwerden.

Im vorigen Jahrhundert ſah man einen Hauptgrund des Mangels an wahrem Leben der Bühne in den Vorurtheilen, welche den Schauſpielerſtand drückten. Es war die Zeit, welche, wie Goethe ſagt, die Tendenz einer allgemeinen An- und Ausgleichung aller Stände und Beſchäftigungen zu einem allgemeinen Menſchenwerthe im Herzen und im Auge hatte. Die Schauſpielkunſt ſollte nur dadurch gehoben werden können, daß man die Schauſpieler bürgerlich erhob. Aber der bekannte Brief J. J. Rouſſeaus an d'Alembert (1754) iſt noch immer die beſte Würdigung der eigenthümlichen Stellung des Standes, und Roſſeaus Sätze werden immer gültig bleiben, wenn man das abzieht, was ſeine Moral Kränkliches hat. Jetzt ſind ja die Schauſpieler möglichſt gehoben, jetzt iſt ihrer prekären Lage größtentheils ein Ende gemacht; die obern Claſſen derſelben geben weder im äußern Auftreten, noch ſonſt in einem Anſpruche irgend einem Stande das Mindeſte vor; ſie werden vocirt wie Profeſſoren oder doch recipirt wie Privatdocenten; für ihr Alter iſt durch Penſionen geſorgt, und der am einen Ort gebrochene lebenslängliche Contrakt wird an einem andern erneuert. Was iſt dabei herausgekommen? — A. W. Schlegel ſpricht wohl die Ueberzeugung jedes Freundes und Kenners der Bühne aus, wenn er ſagt: „Durch die Errichtung der ſtehenden ſogenannten Nationaltheater hat man vollends allem Wetteifer ein Ende gemacht. Man ertheilt den Schauſpielern ausſchließende Privilegien, man ſichert ihnen lebenslängliche Gehalte zu; nun haben ſie keinen geſchickten Nebenbuhler mehr zu fürchten, ſie hängen nicht von der wandelbaren Gunſt der Zuſchauer ab, und ſind blos darauf bedacht, ihre Stelle als eine Pfründe auf das bequemſte zu benützen. — Der Schauſpieler bei ſeinen zweideutigen Lebensverhältniſſen (die einmal nicht zu ändern ſind, weil ſie in der Natur der Sache liegen) bedarf einer gewiſſen leichtſinnigen Begeiſterung für ſeine Kunſt, um das Außerordentliche zu leiſten. Er kann nicht leidenſchaftlich genug nach rauſchendem Beifall, nach Ruhm, nach jeder glänzenden Belohnung ſtreben, die ihm unmittelbar für das Geleiſtete zu Theil wird. — Sobald die bürgerliche Aengſtlichkeit, ſich und Frau und Kindern ein mäßiges Auskommen zu ſichern, ſich ſeiner bemächtigt, ſo iſt es um alle Fortſchreitung geſchehen."

Es liegt freilich auch wieder in der eigenen Verfassung unserer Bühnen, die aus der Verfassung Deutschlands selbst fließt, daß wir hinsichtlich der Behandlung der Schauspieler mit dem englischen und französischen Systeme nicht auskommen, und dieß ist nur ein Uebel weiter, was hier nicht ausgeführt werden soll. Soviel ist aber gewiß, der pensionirte Mime wird nur zu leicht „rostig," nach Shakespeares Ausdruck, wie die Wissenschaft nur zu oft im akademischen Fauteuil entschlummert, und der Stand hat durch das lebenslängliche Engagement seine Poesie eingebüßt, gerade wie die Ritterschaft durch den ewigen Landfrieden.

Zum Schluß etwas von deutschen Theaterberichten und Kritiken. — Nach dem Muster der Engländer und Franzosen, besonders der letzteren, ist es bei uns längst Sitte, in den sogenannten schöngeistigen, wie in den Lokalblättern die Bühnenerscheinungen des Breitern zu besprechen, Alles, was sich im Theater einer deutschen Residenz, oder Frei- oder Kreis- oder Regierungs-Bezirkshauptstadt dießseits und jenseits der Lampen zuträgt, als ein bedeutendes soziales Interesse oder gar als eine Nationalangelegenheit zu behandeln. Unsere Literatur hat so Vieles, was sie verunziert, aber schwerlich weist sie etwas Undeutscheres auf als den geilen Schößling der Theaterkritik.

Die Stellung eines Menschen, der in Deutschland ein unterhaltendes Lokalblatt, oder gar ein eigentlich sogenanntes Volksblatt herausgibt, ist eine sehr zweideutige. Die Leute, die sich damit abgeben, sind wohl nicht selten gute Köpfe, aber es fehlt ihnen in der Regel zu sehr an der ästhetischen und gesellschaftlichen Bildung, der auch der ganz populäre Schriftsteller nicht entbehren kann, wenn er nicht in bodenlose Gemeinheit hineingezogen werden will. Auf den Kampfplätzen solcher Blätter erscheinen unsere Mimen nur zu oft, bald willkührlich, bald unwillkührlich, in einer Gestalt, welche mit ihren Ansprüchen auf soziale und Kunstbildung grell kontrastirt. Zum Erträglichsten und Unschuldigsten gehört noch, wenn sie ihrer Wirkung aufs Publikum durch Puffs zu Hülfe kommen. Soll einer sein Benefiz haben, gibt er ein Concert, eine declamatorische Akademie oder dergleichen, so erscheint im Lokalblatt ein „mehrere Kunstfreunde" unterzeichneter Artikel, worin diese nicht umhin können, das Publikum auf den bevorstehenden Kunstgenuß aufmerksam zu machen, und denselben jedem Gebildeten

ans Herz zu legen. — Es gab eine Zeit, wo die Lokaldandys und Schöngeiſter Zutritt hinter den Couliſſen hatten. Sie waren die Träger der Bühnenklatſcherei, und dieſe gab, da ſich das Publikum noch poſitiv für ſein Theater intereſſirte, einen Theil des allgemeinen Converſationsſtoffes ab. Seitdem iſt beſſere Polizei auf den Brettern eingeführt und die Lokalpreſſe erfunden worden. Das große Publikum, das jetzt viel weniger Zeit hat als ſonſt, kann eine Menge Dinge, welche früher lebendig von Mund zu Mund gingen, nicht mehr behaglich durchſprechen; es hat daher einen oder mehrere Leute in Dienſt genommen, welche ihm Tag für Tag ſchwarz auf weiß vordenken und vorklatſchen. Dieſe Stimmung erſtreckt ſich auch auf das Theater, für das man ohnehin nur noch ein paſſives Intereſſe hat. Wenn es einſt hieß: „wie haben Sie geſtern die N. gefunden?“ und nun Alles, was mit der N. und ihrer Rolle zuſammenhing, raſch und lebendig abgehandelt wurde, ſo heißt es jetzt: „haben Sie geleſen, wie die N. als Pariſer Taugenichts in der Thalia mitgenommen wird?“ Die Antwort lautet: „ihr iſt recht geſchehen,“ und iſt der Andere derſelben Meinung, ſo iſt die Sache abgemacht; wo nicht, ſo lohnt es nicht der Mühe, über ſo etwas in Zank zu gerathen. — Der Lokaltheaterkritiker verdankt in der Regel ſeine Begriffe von Dramatik und Schauſpielkunſt nur der Lokalbühne ſelbſt und ſeinem Umgang mit Schauſpielern. Er iſt entweder der Gevatter der ganzen Truppe oder einer Fraction derſelben, während er einer andern als Todfeind gegenüberſteht. Unter dieſen Umſtänden begreift ſich leicht, daß er durch ſeine Berichte, durch ſein Lob und ſeinen Tadel das Urtheil des großen Haufens nur noch mehr verwirren muß, und es ſetzt einen hohen Grad von Simplicität voraus, wenn einer glaubt, durch dieſe Richtung der Lokalpreſſe könnte der dramatiſchen Kunſt oder gar der Volksbildung in irgend einer Beziehung der geringſte Dienſt geleiſtet werden.

Die zweite Klaſſe der Theaterreferenten begreift die vornehmeren, diejenigen, welche die Angelegenheiten ihrer Lokalbühne als Correſpondenten von Blättern beſprechen, die für die Cirkulation in ganz Deutſchland beſtimmt ſind. Sie zerfallen wieder in zwei Hauptgeſchlechter. Die Einen behandeln die Sache ganz ernſt und ernſthaft, mit einer milden Begeiſterung für die heilige Angelegenheit der Kunſt, in einem Tone, der zeigt, daß ſie eine

Kunstgewissenssache daraus machen. Sie besprechen im hergebrachten, diesem Zweig der Literatur eigenen Jargon die Debuts, die Benefize, die Gastspiele, die mises en scène, den Furore und den Fiasco, das Herauspochen und Rufen und den Regen von Lorbeerkronen. Sie haben eine Leiter stehender Epithete für die Schauspieler, vom „denkenden" an, der in der Hierarchie der Talente am höchsten steht, durch den „braven" hindurch zum „verwendbaren," was eine Art von gutmüthigem Unfähigkeitszeugniß ist. Wenn auch ihr Lob und Tadel Ausfluß persönlicher Vorliebe und Abneigung ist, so tritt dieß in der höflichen Form selten grell zu Tage; jedenfalls werden sie aber die Damen mit der schonendsten Rücksicht behandeln, und nie ermangeln, das Salzconfekt ihrer Ausstellungen in die zierlichsten Papilloten zu wickeln. Sie waschen wohl zuweilen ihrem Publikum den Kopf, aber mit der mildesten Lauge; sie lassen in der Regel den vortrefflichen Intentionen der Intendanz alle Gerechtigkeit widerfahren und bleiben in den Grenzen des Respekts, wenn sie auch bitter klagen, daß das Fach der edlen Mutter noch immer bei weitem nicht so gut ausgefüllt sey, als das der ersten Liebhaberin, und daß sich das Bedürfniß eines bessern Gracioso täglich fühlbarer mache. Bei ihnen hört man noch vom Sanctuarium in Thaliens Tempel, von Säulen der Kunsthallen u. dgl. Bei ihnen begegnet man noch dem Glauben an das Nationalbildungsinstitut und an die Veredlung des Publikums durch die Bühne.

Diesen Gläubigen und Andächtigen stehen die Skeptiker und Häretiker gegenüber, welche sich wirklich oder in der Einbildung über die Erscheinung der Bühne stellen. Manche derselben behandeln ihre Bühne mit prosaisch absprechender Vornehmheit, und doch hat ihr Lob und ihr Tadel einen Anstrich von Rohheit, so wie auch ihr Witz, der meistens nicht das herrschende Element bildet. Aber bei andern wird nun das Bühnenwesen nur zum Material eines luftigen, kunstreichen Gebäudes des Witzes. Dieß sind die Geistreichen par excellence, die Hexenmeister der Gilde, die, welche den Pariser Feuilletonisten au petit pied spielen. Diese Leute erinnern einen beständig aufs Unangenehmste an die schwächste Seite unseres Lebens, an den Mangel an einer gemeinschaftlichen geselligen Kultur, gerade weil sie thun, als ob wir eine solche hätten, während das, was sie dafür nehmen und geben, nur das Zerrbild einer fremden Kultur ist. Wir haben oben gesehen, daß

unſere comiſche Bühne, ſtatt einer wirklichen deutſchen Geſellſchaft, eine imaginäre aufſtellt; ganz ebenſo ſpricht der geiſtreiche Theaterberichterſtatter zu einem fictiven gebildeten Deutſchland, das nirgends zu finden iſt. Der gewöhnliche Theaterreferent langweilt, aber der franzöſirende Beleſprit empört nur zu oft den Deutſchen, der die Quellen kennt, aus denen er ſchöpft. Der kokette, friſirte und parfumirte Styl, in dem der franzöſiſche Feuilletoniſt das Pariſer Leben adumbrirt und perſiflirt, ſteht dem Deutſchen ganz ſo übel, als die franzöſiſche nonchalante Ziererei und naive Geckenhaftigkeit dem deutſchen Schauſpieler. Jenes leichtfertig witzige Spiel mit Menſchen und Dingen, jenes capricioſe Herumgreifen auf der ganzen Tonleiter der ſocialen und Kunſtbegriffe iſt ganz die Kunſt des Franzoſen; dem Deutſchen kann ſie nur dann einigermaßen gelingen, wenn er im Grunde gar keiner iſt.

Beranger ſang vor etlichen und zwanzig Jahren:

Chez nos descendans on aura
Pour grands hommes des journalistes,
Pour amusement l'opéra.

Jenſeits des Rheins iſt dieß bereits ganz, dießſeits wenigſtens zur Hälfte wahr, und wenn es auf die Anſprüche mancher deutſchen Journaliſten ankäme, ſo wäre auch bei uns die Prophezeiung längſt erfüllt.

Wir haben oben zu zeigen geſucht, daß der engliſche und franzöſiſche, das heißt der Londoner und Pariſer Theaterdichter ſeine vornehmſte Wirkſamkeit darin findet, daß er im vollſten Sinne Lokalſchriftſteller und Nationalſchriftſteller zugleich iſt. Ganz daſſelbe, und aus denſelben Gründen, gilt nun auch vom Feuilletoniſten, und zunächſt vom Theaterkritiker. Die Stücke, welche er beſpricht, ſind längſt Nationaleigenthum oder gehen eben in daſſelbe über; die Schriftſteller oder Schauſpieler, die er erhebt oder geißelt, ſind öffentliche, nach ihren Verhältniſſen als Künſtler und Menſchen allbekannte Charaktere, und das ganze Land hat ein unmittelbares Intereſſe dabei, wie in der den Geſchmack beherrſchenden Hauptſtadt dem alten Repertoire ſeine Ehre angethan, wie dort das für den künftigen allgemeinen Genuß Zubereitete approbirt oder verworfen wird. Was fragt aber der Frankfurter nach den Koryphäen des Berliner königlichen Schauſpiels, von den „verwendbaren" gar nicht zu ſprechen? was geht es den Wiener an,

ob in Hannover ein Debutant durchfällt oder nicht? was kümmert sich der eine Hauptstädter darum, welche Genüsse an altem und neuem, an fremdem und einheimischem Stoff dem andern zubereitet werden?

Auf diese Weise stellt sich das Verhältniß zwischen dem Pariser und dem deutschen Feuilletonisten sonderbar genug. Jener hat in der Regel nur die Interessen der Hauptstadt im Auge; diese Interessen sind aber allgemeine, und so schreibt er von selbst für die Gesammtheit der Lesenden im ganzen Lande. Letzterer hat den Ehrgeiz, wenigstens für alle Gebildeten deutscher Nation zu schreiben, und ist und bleibt im Grunde ein Lokalschriftsteller. Und meist verfährt er auch darnach, wissend oder nicht: er schickt seinen Theaterbericht fünfzig Meilen weit an die Redaktion eines schöngeistigen Blatts, das da und dort in ganz Deutschland gelesen wird; aber die Details, die er gibt, sind doch immer darauf berechnet, an dem Ort, von dem sie ausgingen, wohl oder wehe zu thun. Wenn er dem Publikum, der Direktion, dem Schauspieler schmeichelt oder sie zurechtweist, so dient er meist, so gut wie der Pariser, seinen eigenen, oder den von ihm adoptirten Lokalleidenschaften Anderer. Aber wer in Deutschland, dem dieses specielle Publikum mit seiner Bühne fremd ist, kann sich für das Amusement oder den Aerger desselben besonders interessiren? es müßte denn die überall zerstreute Gemeinde der Schauspieler seyn, welche den socialen Geist hat, welcher der Nation gebricht.

Dazu kommt noch ein wichtiger Umstand. Der Franzose hat nicht nur eine sociale Gegenwart, sondern auch eine sociale Vergangenheit, und, als Product derselben, eine Geschichte seines Theaters. Jeder Franzose, der liest, ist mit den Hauptphasen seiner Bühne seit dem großen König im Allgemeinen bekannter, als mit Manchem aus der Gegenwart, was ihm weit mehr zu wissen noth thäte. Corneille, Racine, Molière, Regnard, Quinault, Voltaire, Marivaux, Favard, Vadé, Lecain, Baron, Diderot, die Clairon, Picard, Beaumarchais, Fleury, Talma, Brunet, die Duchesnois u. s. w., dieß sind lauter Namen, deren Verhältniß zum Hof und zum Volk ihrer Zeit dem Franzosen vorschwebt, und die ihm einen bestimmten dramatischen Zustand vergegenwärtigen. Diese ganze Bühnengeschichte spinnt sich so bequem an der Geschichte der Einen Dynastie und ihrer Nachfolger fort; sie ist so innig mit der Maitressenwirthschaft und überhaupt den Annalen des

Hofs verwoben, welche jeden Franzosen über Alles interessiren. — Kann man dasselbe, oder auch nur Aehnliches von Deutschland sagen? und ist es auch nur möglich? Wie viele der eben genannten französischen Namen haben ihre gleichzeitigen Pendants im Stolz und im Interesse des deutschen Volks? Gibt es bei uns ein solches, weit in die Stände herabreichendes instinktives Interesse für die nationale Literatur und Kunst, das der Volksschriftsteller nicht bildet, das er nur ausbeuten kann? Appellirt man nicht gleich, keineswegs nur an die sogenannten Belesenen, sondern an die Gebildeten, wenn man von Gottsched, Lessing, Gotter, Leisewitz, von der Neuberin, von Eckhof, Schröder, Iffland, Fleck spricht? und ist dieß bei der Verfassung des Landes und der damit so eng verknüpften Geschichte der Bühne nicht begreiflich?

Auf diese Weise hat der französische Theaterkritiker seinem Publikum gegenüber den reichsten und dankbarsten Stoff, um die Gegenwart an die Vergangenheit anzuknüpfen, um jene aus dieser zu erklären; und das eigentliche Interesse wird ja selbst der Besprechung der Tageserscheinungen nur durch eine, wenn auch noch so flüchtige historische Beleuchtung ertheilt. Der Feuilletonist ist mit jenen Anspielungen auf nationelle Menschen und Dinge, auf die Sitten der verschiedenen Zeiten, auf ihren Geschmack in den Künsten, in der Tracht u. s. w. gemeinverständlich, und es kommt nur auf sein Talent an, in welchem Grade er die Nation unterhält. — Der Deutsche entbehrt dieses entscheidenden Vortheils. Gehört er nun zu den Theatergläubigen, wie wir sie oben bezeichnet, so wird er seines Zwecks, das deutsche Lesepublikum zu unterhalten, verfehlen müssen. Freilich fühlt und glaubt er dieß in den seltensten Fällen; ist aber auch die Geschichte unserer Bühne ihm selbst bekannt, was nicht häufig der Fall zu seyn scheint, so weiß er doch recht gut, daß mit dergleichen Erudition beim Publikum nichts ausgerichtet ist, und so behalten seine Artikel als Hauptcharakter den der Lokalklatscherei. — Der sogenannte Geistreiche dagegen fühlt recht gut, daß er seinen Lokalstoff, der nicht überall verständlich und noch weniger überall interessant ist, an ein allgemein Sociales und an ein Historisches anknüpfen muß. Jenes findet er in Deutschland überhaupt nicht, von diesem findet er die Kenntniß nicht, und so stützt er sich geradezu auf das, was in unsern höhern Ständen das Surrogat einer einheimischen geselligen

Bildung ist, auf die französische Kultur; und weil er bei diesen Ständen mit Recht in Allem, was sich auf schöne und angenehme Künste und das ganze Modewesen bezieht, ungleich mehr Kenntniß der französischen als der deutschen Geschichte voraussetzt, so entlehnt er vom Pariser Schöngeist neben der Form noch einen guten Theil des Stoffs, und putzt sein Raisonnement über deutsches Bühnenwesen mit Fetzen französischer Kulturgeschichte auf. Er schreibt somit für die elegante Welt und ist ein deutscher Nationalschriftsteller, gerade wie diese oder jene Bühne ein deutsches Nationaltheater. Aber von denjenigen Gliedern der feinen Welt, welche an den französischen Quellen selbst schöpfen, wird der deutsche Doppelgänger des Pariser Feuilletonisten meist gering geachtet, weil er so weit hinter seinem Vorbilde zurückbleibt, und so oft im zierlichsten Tanze plump aus der Rolle fällt. Somit ist sein eigentlicher Werbedistrikt in jenen zweideutigen Kreisen der Gesellschaft, wo der Cultus des Französischen unbeschränkt herrscht, aber ohne unmittelbare Kenntniß desselben; wo man gewöhnt ist, die Offenbarung des Modischen, Feinen, Anständigen immer nur aus zweiter, deutscher Hand zu empfangen.

All dieß zusammen erklärt es nach unserer Meinung vollkommen, warum die raisonnirende leichte Literatur, welche sich um sociale Verhältnisse und besonders um das Theaterwesen dreht, bei uns so viel inhaltsleerer und schwächer ist als bei den Franzosen. Jedes der beiden Völker erscheint gründlich, fest und sicher auf dem Gebiete, wohin vorzugsweise der Zug seines Geistes gerichtet ist. Die bessern französischen Feuilletons zeigen eine gewisse Tiefe in der Auffassung der Oberflächen der jetzigen wie der verlebten Gesellschaft, eine, wenn auch nicht gründliche, doch bequem und sicher entfaltete historische Erudition, und eine, wenn auch frivole, doch witzige und bestechende Lebensphilosophie. Wer aber den entsprechenden Theil der deutschen Literatur betrachtet, und an die eingeborne Duplicität des Menschengeistes und die darnach auseinandergehenden Richtungen der Völker nicht denkt, der kann nicht begreifen, wie unser Volk bei allen seinen Nachbarn in den Ruf eines tief denkenden, gelehrten und erfindsamen gekommen ist. — Wie öde und schaal, wie stammelnd und nichtssagend sind die meisten der Versuche, den deutschen Leser in leichter, spiritueller, obenhinstreifender Manier über ein Kunstgebiet zu unterhalten, das nun

einmal nur mit einem Ende in unſer eigenſtes Weſen hereinreicht! Es iſt nicht anders, als hörte man einen ordinären Franzoſen über Kant, Schelling, Oken, Hegel, oder über die deutſche Staatsverfaſſung raiſonniren.

Wir haben Dramatiker, wir haben Schauſpieler und Kritiker gehabt, welche die verwandten Erſcheinungen bei den andern Völkern überragen, oder denſelben doch vollkommen gleich zu ſtellen ſind. Aber ein Blick auf die Textur von Geiſtern, wie Goethe und Schiller, Schröder und Fleck, Leſſing, Schlegel und Tieck, und auf ihr Verhältniß zur Nation zeigt, daß dieſe Erſcheinungen die Regel vielmehr beſtätigen als zweifelhaft machen. Es fließt ſo recht aus dem innerſten Weſen der wunderbaren Völkerperſönlichkeiten, daß dieſelbe Nation, deren Bühne von jeher von den Bühnen ſinnlicherer und praktiſcherer Völker abhängig war, in Goethe, Fleck, Leſſing Männer hervorbrachte, denen wenigſtens die Franzoſen keine ebenbürtigen Geſtalten an die Seite zu ſetzen haben, und daß aus dem Volke, deſſen allgemeiner Geiſt ſo ganz der Oberfläche zugekehrt iſt, ein Descartes, Pascal, Montesquieu geboren wurde.

Es handelte ſich bei dieſen Betrachtungen nicht davon, das hervorzuheben, was Jedermann anerkennt, die deutſche Vortrefflichkeit in dramatiſcher Poeſie und Schauſpielkunſt; es war nur darum zu thun, das begreiflich zu machen, was vielleicht nicht Jedem eben ſo klar iſt: die Mittelmäßigkeit und Abhängigkeit unſerer Bühne im Allgemeinen. Der faſt ganz negative Charakter dieſer Blätter bedarf daher auch weiter keiner Entſchuldigung. — Ein Volk, das ſoviel geleiſtet und noch leiſtet, braucht ſich eine Schwäche nicht zu verhehlen, welche nur die Kehrſeite der größten Eigenſchaften iſt. Iſt es darum gar nicht möglich, daß ſich aus dem deutſchen Geiſte je eine eigenthümliche Blüthe der Schauſpielkunſt entwickle? Dieſe Frage geht ganz in der andern auf, ob dieſer Geiſt in ſeiner künftigen Entwicklung eine allgemeine Nationalkultur gebären kann? Wir wiſſen dieß nicht zu ſagen; aber ſoviel iſt gewiß: ſo lange wir dieſe Kultur, und damit eine allgemeine geſellige Bildung nicht haben, ſucht die deutſche Dramatik den wahren Inhalt und das ächte Leben ſo vergeblich als der ewige Jude den Tod und die Vernichtung.

Ueber das Wesen und den Werth einer nationalen Gewerbsproduktivkraft.

Betrachten und vergleichen wir mit einander die Geschichte und die Statistik der verschiedenen Nationen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß ihre geistigen, socialen und materiellen Zustände sich wechselseitig bedingen. Die Vermehrung der Wohlhabenheit hat immer Fortschritte in der Civilisation und in den gesellschaftlichen Einrichtungen zur Folge, und kein geistiger und gesellschaftlicher Fortschritt bleibt ohne Wirkung auf die materielle Wohlfahrt. Hieraus folgt, daß wir, um zu lernen, wie ganze Nationen zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangen, uns nicht darauf beschränken dürfen, zu untersuchen, auf welche Weise die materiellen Güter von den Individuen producirt, wie sie unter ihnen vertheilt und von ihnen consumirt werden. Dieß ist eine Lehre, die dem einzelnen Kaufmann, Fabrikanten oder Agrikulturisten genügen mag, die aber dem Staatsmann und Gesetzgeber für seine höhere Wirksamkeit unzureichend erscheinen muß. Ihm ist nicht sowohl um die Anhäufung werthvoller Gegenstände in den Händen von Individuen zu thun, als vielmehr um die Anhäufung derjenigen Kräfte und Einrichtungen, wodurch die Wohlfahrt der ganzen Nation hervorgebracht und garantirt wird. Es mag ihm gut seyn zu wissen, auf welche Weise Arbeit, Capital und Naturkraft sich vereinigen, um sich in den Händen der Individuen zu werthvollen Produkten zu gestalten. Da er aber wahrgenommen hat, daß die werthvollen Produkte in einer ganzen Nation um so häufiger sind, je mehr Intelligenz, Religiosität, Moralität unter ihren Gliedern herrschend geworden, je

weiter Wiſſenſchaften und Künſte, Gewerbe und Erfindungen im Allgemeinen vorangeſchritten, je mehr ſich von dieſer allgemeinen Errungenſchaft der Menſchheit die einzelne Nation zu eigen gemacht, und je vollkommener die bürgerlichen, ökonomiſchen und politiſchen Einrichtungen der Nation ſind; ſo ſchließt er daraus, dieſes ſeyen die Kräfte, wodurch jener Produktionsproceß in der ganzen Nation befördert werde; er ſucht daher vor allen Dingen auf die Vermehrung dieſer Kräfte zu wirken. Da er ferner wahrgenommen hat, daß ganze Nationen in die Unterthänigkeit und Knechtſchaft anderer Nationen verfallen ſind und dadurch, trotz dem Fleiß und der Sparſamkeit der Individuen, ihren Wohlſtand und ihre Civiliſation verloren haben; ſo begnügt er ſich nicht damit, die produktiven Kräfte zu vermehren; er trachtet auch nach Garantien, welche der Nation den Beſitz ihrer bereits erlangten Produktivkräfte und Reichthümer und die fortdauernde Vermehrung derſelben verbürgen; er ſtrebt nach Unabhängigkeit und Macht. Ja, dieſe ſind ihm ſogar wichtiger, als Reichthum, weil ſie der Nation nicht allein diejenigen materiellen Güter, in deren Beſitz ſie ſich bereits befindet, ſondern auch den Beſitz ihrer Civiliſation, ihres Rechtszuſtandes, ihrer Freiheit, ihrer bürgerlichen und politiſchen Inſtitutionen garantiren.

Wenn die einſeitige Reichthumslehre, wie ſie ſeit Adam Smith docirt wird, von dem Begriff von Werth ausgehend, und nur die Individualitäten und den Produktionsprozeß ins Auge faſſend, überall die Nation, die Nationalität, die Nationalzuſtände, die Nationalkräfte, die Politik ignorirt, oder doch in den Hintergrund ſtellt, ſo muß der Staatsmann und Geſetzgeber überall von dieſen ausgehen; denn er hat weder für die Wohlfahrt der ganzen Menſchheit, noch für die Bereicherung Einzelner, ſondern für die Erhaltung, die Wohlfahrt und Bildung einer gegebenen Nation zu ſorgen. Nirgends iſt ihm erlaubt, die ökonomiſche Frage von der politiſchen zu trennen, oder cosmopolitiſche Zwecke auf Koſten der politiſchen zu verfolgen. Wie verſchieden aber die Anſichten ſeyen, welche von dieſen verſchiedenen Geſichtspunkten aus gewonnen worden, darüber wollen wir einige Beiſpiele anführen.

Die engliſchen Kaufleute führen Maſſen von Opium nach Canton aus, wo ſie dieſe Waare gegen Thee und Seide vertauſchen. Der Handel iſt gewinnreich für die Kaufleute beider

Nationen. Nach der Werththeorie iſt dieſer Verkehr beiden Nationen nützlich, weil dadurch die Produktion beider befördert wird. Dagegen behauptet der Gouverneur von Canton, die Conſumtion von Opium habe eine unbeſchreiblich nachtheilige Wirkung auf die Moralität, die Intelligenz, das häusliche Glück und die öffentliche Ruhe der Chineſen, und die Conſumtion des Opiums ſteige in einem ſo furchtbaren Grade, daß von dieſem Handel die größten Nationalübel zu befürchten ſeyen. Was ſoll uns, ruft er aus, dieſer Gewinn, den unſere Hong-Kaufleute an Werthen machen? Jene Waare, die wir für unſere Seide und unſern Thee eintauſchen, dient nur dazu, unſere ganze Civiliſation und damit unſere ganze produktive Kraft zu untergraben. Tauſendmal beſſer wäre es, unſere überflüſſigen Produkte, der Preis jenes Nationalgiftes, lägen in der tiefen See! Dieß zur Unterſcheidung der Theorie der produktiven Kräfte von der Theorie der Werthe.

Frankreich producirt zur Zeit noch alle Manufakturwaaren theurer als England, mit einziger Ausnahme der Seidenwaaren. Die Weinproducenten, die Kaufleute in den Seeſtädten, die Seidenfabrikanten und diejenigen Gelehrten, welche die Werke von Adam Smith und J. B. Say als ökonomiſche Offenbarungen betrachten, behaupten, Frankreich könne ſeine Wohlfahrt nicht beſſer befördern, als durch freien Handel mit England. Jede Nation, ſagen ſie, beſitze Vortheile in gewiſſen Produktionszweigen, die ihr entweder durch Begünſtigung der Natur, oder durch lange Uebung und beſonderes Geſchick eigenthümlich geworden ſeyen. So die Engländer die meiſten Fabrikationszweige, ſo die Franzoſen den Wein- und Olivenbau, die Seidenzucht und Seidenfabrikation. Oeffne man alſo von beiden Seiten die Zollinien, ſo werde England die franzöſiſchen Produkte, Frankreich die engliſchen wohlfeiler beziehen; die Producenten und Conſumenten beider Nationen würden doppelt gewinnen. Laſſen wir einſtweilen die ökonomiſche Frage dahin geſtellt ſeyn, unterſuchen wir die politiſche, weil, wie Adam Smith ſelbſt zugeſteht, „Macht wichtiger iſt als Reichthum.“ Es iſt keine Frage, daß bei ſehr mäßigen Zöllen, wie ſie gegenwärtig in Frankreich von Leinenwaaren erhoben werden, der größte Theil der franzöſiſchen Baumwollen-, Wollen-, Eiſenwaaren- und Steingutfabriken ſammt der Leinwandfabrikation zu Grunde

ginge. Mit diesen großen Fabrikationszweigen mußte nothwendig auch eine Menge minderbedeutender, aber dennoch im Ganzen höchst wichtiger Gewerbszweige fallen, denn es ist eine wichtige, obwohl zur Zeit noch nicht genug erkannte Wahrheit, daß die Manufakturindustrie einer großen Nation ein zusammenhängendes Ganzes bildet, welchem kein einzelner Theil entnommen werden kann, ohne daß die andern dadurch empfindlich verletzt würden, daher wir auch nicht von Manufakturen, sondern von einer Nationalmanufakturkraft sprechen. Gesetzt nun, jedoch nicht zugegeben, den Franzosen verbliebe ihre Seidenindustrie, sie monopolisirten außerdem den ganzen englischen Seidenmarkt, gesetzt, die ganze außer-Arbeit gekommene französische Fabrikbevölkerung fände Unterkunft in der Seiden-, Wein- und Olivenproduktion, die französischen Producenten und Consumenten gewönnen durch diesen Umschwung der Dinge wirklich an Werth; wie stände es aber um die Schifffahrt, die Fischereien, die Seemacht Frankreichs? Wie um seine politische Unabhängigkeit und Macht? Wie um die Garantien des Fortbestandes dieser ökonomischen Zustände? Offenbar steht mit nur geringer Ausnahme bei allen Nationen der auswärtige Handel, die Schifffahrt, die Seefischerei, im gleichen Verhältniß mit der Ausbildung der Nationalmanufakturkraft. Wer nur Wein, Oel und Seidenwaaren zu bieten hat, ist selten in dem Fall, Schiffe zu befrachten, und wird leicht ausgestochen von Nationen, die Manufakturwaaren aller Art zu bieten haben. Die Weinbauer und Agrikulturisten fragen nicht viel nach gesalzenen Fischen, und wer keine blühende Handelsmarine und Seefischerei besitzt, wird sich vergeblich bemühen, Flotten auszurüsten — der hat keinen Theil am Reich Neptuns. Wer aber daran keinen Theil, wer keine Manufakturwaaren im Tausch gegen Rohstoffe zu bieten hat, kann sich nicht einmal wünschen, Colonien zu besitzen, wenigstens wird er keinen Vortheil daraus ziehen, wenn er sie besitzt, und sie wohl auch nicht lange behalten. Mit dem auswärtigen Handel, der Handelsschifffahrt, den Fischereien, den Colonien von Frankreich hätte es also bald ein Ende, und es träte zu England ungefähr in dasselbe Verhältniß, wie Portugal seit 1703. Vor dem Gedanken an einen Krieg mit Großbritannien müßte Frankreich zurückschrecken, denn da es mit seinem ganzen auswärtigen Handel an England gekettet wäre, da Frankreich

England nur Luxusgegenſtände lieferte, die letzteres entbehren oder auch anderswo haben könnte, während es den größten Theil ſeiner nothdürftigſten Kleidungsſtoffe, Geräthſchaften und Maſchinen von England bezöge, die es bei ausbrechendem Krieg nicht plötzlich ſelbſt fabriciren und auch nicht anderswoher beziehen könnte, weil andere Nationen ſchwerlich ſo viele Weine, Seidenſtoffe ꝛc., brauchten, als nöthig wäre, um dieſe Bedürfniſſe zu bezahlen, hauptſächlich aber, weil durch den Krieg der Verkehr zur See unterbrochen würde, müßte bei ausbrechendem Krieg mit England in Frankreich eine namenloſe Calamität entſtehen, während ein ſolcher auf England nicht beſonders ſchwer fiele. Allerdings dürfte bei der Furcht vor einer ſolchen Calamität der Friede zwiſchen beiden Ländern ſo wenig geſtört werden, als er ſeit 1703 zwiſchen England und Portugal geſtört ward. Auch iſt der Friede etwas Gutes; nur nicht wenn, wie in dieſem Fall, Uebergewicht auf der einen und Furcht auf der andern Seite die Urſachen deſſelben ſind. England, im Gefühl ſeiner Macht, würde Frankreich möglichſt viel zumuthen, und Frankreich, im Gefühl ſeiner Abhängigkeit, würde möglichſt viel gewähren müſſen. Mit einem Wort Frankreich würde zum Vollſtrecker der Anordnungen herabgewürdigt, welche England über den europäiſchen Continent zu verhängen für gut fände, und zwar von dem Tag an, an welchem es ſeine Manufakturkraft geopfert hätte, um die kosmopolitiſche Idee des freien Handels zu fördern. Dieß zur Unterſcheidung des nationalen Geſichtspunkts von demjenigen kosmopolitiſchen, auf welchen uns die Reichthumstheorie ſtellt.

Kommen wir nun zu unſerm ſpeziellen Gegenſtand und werfen wir zuerſt einen Blick auf die Entſtehungsgeſchichte der Manufakturkraft.

Als es nur Jägerhorden gab, war jedes Individuum ſein eigener Manufakturiſt. Die Theilung der Arbeit konnte erſt im Hirtenſtand Platz greifen, jedoch nur in der Familie; in den Händen von Sklaven und Weibern erſchien die Manufakturkraft ſchwach und untergeordnet; erſt durch die Agrikultur, vermittelſt der Landrente, ward ſie emancipirt.

Die Landrente und die von ihr erzeugte Manufakturkraft gründeten gemeinſchaftlich die Stadt, und mit ihrer Gründung gelangte die Manufakturkraft zur Herrſchaft. Sie erzeugte Handel

und Schifffahrt, Wiſſenſchaften, Künſte und Erfindungen, bürgerliche und politiſche Inſtitutionen, Geſetze und Freiheit, geiſtige und materielle Capitale, Sicherheit im Innern und Macht nach Außen, und ward hinwiederum von den Erzeugten gepflegt und gehoben. So bildete ſich der Manufakturhandelsſtaat, der, ſo weit nur die ihm zu Gebot ſtehenden Transportmittel reichten, Wohlſtand und Civiliſation über das flache Land verbreitete, den Jäger zum Hirten, den Hirten zum Ackerbauer erzog und den letzteren civiliſirte. Wie wohlthätig er aber auch auf den bloßen Agrikulturſtaat wirkte — immer ſtand dieſer jenem in der Civiliſation, in Reichthum und Macht unendlich nach, immer blieb dieſer von jenem abhängig.

Seine Abhängigkeit und ſeine Inferiorität überhaupt ward dem Agrikulturſtaat am meiſten begreiflich, wenn ſich zwiſchen ihm und dem Manufakturhandelsſtaat Zwiſtigkeiten erhoben: einmal, weil er dieſem an denjenigen Vertheidigungsmitteln, welche geiſtige und materielle Capitale gewähren, unendlich weit nachſtand, ſodann weil er durch die Unterbrechung des Verkehrs mit dem Manufakturhandelsſtaat des Abſatzes ſeines Ueberfluſſes und der Zufuhr ſeiner Bedürfniſſe beraubt ward, endlich — weil die reichſten und einflußreichſten ſeiner Angehörigen, indem ſie bei dem auswärtigen Handel intereſſirt waren, und durch die Handelsunterbrechung Schaden litten, jederzeit mehr mit dem Ausland, als mit dem Inland ſympathiſirten.

So mußte die Agrikulturnation nothwendig zur Einſicht gelangen, ſie könne den höchſten Grad von Civiliſation und Reichthum, von Selbſtſtändigkeit und Macht nur erreichen, wenn es ihr gelänge, eine Manufakturkraft auf eigenem Boden zu pflanzen, und ſo entſtand die Agrikulturmanufakturhandelsnation, die ein ungleich vollkommeneres Gemeinweſen iſt, als die Agrikulturnation oder die Manufakturhandelsnation, weil ſie in ihrem Innern alle Bedingungen der Nationalproduktion vereinigt, weil ihr Ackerbau von der ihn befruchtenden Manufakturkraft durch Kriege nicht getrennt werden kann, und weil die zuvor auf einen engen Raum beſchränkte Manufakturkraft nunmehr ſich auf ein weites Gebiet verbreiten, und alle darauf befindlichen natürlichen Hülfsquellen zu ſeinen Zwecken benutzen, folglich die Theilung der Arbeit im Ackerbau ſowohl, als in den Manufakturen in einem unendlich größeren Maßſtab Platz greifen kann.

Die erſte Nation, die den Agrikulturmanufakturhandelsſtaat gründete und ihn zur Vollkommenheit ausbildete, iſt die engliſche, und wir dürfen nur die Geſchichte und Statiſtik Englands zur Hand nehmen, um das Weſen der Manufakturkraft und den Werth, den ſie für jede große, nach höherer Vervollkommnung ſtrebende Nation hat, kennen zu lernen.

So lange England ſich damit begnügte, den Hanſeaten und Niederländern Wolle, Zinn und Blei, Häute und Butter zu liefern, und von ihnen Manufakturwaaren entgegen zu nehmen, war ſeine Schifffahrt kümmerlich, ſein auswärtiger Handel in den Händen der Fremden, ſeine Agrikultur ſo roh, daß die Kornpreiſe im Verhältniß zu den Fleiſchpreiſen drei- bis viermal höher ſtanden als gegenwärtig. Noch bis ins ſechzehnte Jahrhundert kam alles Obſt und Küchengewächſe aus Flandern. Flachs- und Hanfbau war kaum bekannt. Die Steinkohle lag unbekannt in den Eingeweiden der Erde, und die Eiſenproduktion war ſo gering, daß man Verbote gegen die Ausfuhr des Roheiſens und der Eiſenwaaren erließ. Die Fiſchereien an den Küſten wurden von Fremden ausgebeutet. Die Bevölkerung betrug vor Eduard III. nicht über 1½ Millionen, und die Engländer waren zu jener Zeit die erſten Taugenichtſe und Raufbolde von Europa. Kein Land beſaß ſchlechtere Transportmittel im Innern, und nirgends war der Reiſende mehr gefährdet. Von den Hanſeaten war England ſo abhängig, daß noch Heinrich VIII. Kriegsſchiffe von ihnen entlehnen mußte, und die Unwiſſenheit war noch im fünfzehnten Jahrhundert ſo groß, daß der engliſche Geſandte zu Rom, als der Papſt den König von Portugal mit den glücklichen Inſeln belehnte, in der Angſt nach Hauſe eilte, vermeinend, der heilige Vater habe England an den König von Portugal verſchenkt.

Durch die Manufakturen ward der Steinkohlenbergbau und die Küſtenſchifffahrt gehoben, ward England in den Stand geſetzt, allen Nationen Waaren anzubieten, und ihre Rohſtoffe und Agrikulturprodukte im Tauſch entgegen zu nehmen; durch die Vermehrung der Fabrikbevölkerung ward Nachfrage nach geſalzenen Fiſchen erzeugt und die Fiſcherei emporgebracht; die Handelsmarine, die Küſtenſchifffahrt und die Fiſcherei erzeugten eine mächtige Kriegsmarine, welche überall die wichtigſten Inſeln und die Zugänge zu allen Meeren und Flüſſen eroberte, und das Manufakturmarktgebiet

der Nation erweiterte. Anfänglich auf die Wollmanufaktur beſchränkt, erſtreckte England nach und nach ſeine Thätigkeit auf alle andern Manufakturzweige, ſtach nach und nach in allen alle andern Nationen aus, ſowohl was die Preiſe, als die Quantität und Qualität der Waaren betraf, ſchuf ganz neue Induſtriezweige, wie z. B. die Baumwollenfabrikation, die bald an Bedeutenheit die Tuchfabrikation weit übertreffen ſollte, producirte mehr Eiſen und Eiſenwaaren, als alle andern Nationen zuſammengenommen, zeichnete ſich vor allen Ländern in Künſten, in Maſchinerien und durch neue Erfindungen aus. Wenn man den gegenwärtigen Zuſtand des engliſchen Ackerbaues und der Grundeigenthümer mit dem früheren vergleicht, ſo ſollte man glauben, alle dieſe Fortſchritte in den Manufakturen ſeyen nur gemacht worden, um die Grundeigenthümer und die Agrikulturiſten überhaupt zu bereichern. Denn mit der Vervollkommnung und Vermehrung der Manufakturen und des Handels wuchs die Bevölkerung um das Fünf- und Sechsfache ihres früheren Beſtandes, und mit ihr zugleich die Nachfrage nach Agrikulturprodukten, folglich die Preiſe, demnach die Taglöhne, die Rente und der Werth des Grunds und Bodens, während auf der andern Seite die Preiſe der Manufakturbedürfniſſe des Agrikuluriſten durch die innere Concurrenz, durch die Capitalvermehrung und die Fortſchritte in der Maſchinerie und in den Verfahrungsweiſen ſich fortwährend verminderten. Dem Aufkommen der Manufakturen hauptſächlich iſt die Verbeſſerung der Straßen, der Flußſchifffahrt, die Anlegung von Kanälen und Eiſenbahnen zuzuſchreiben. Der Agrikultur ſind aber dieſe Verbeſſerungen noch mehr zu gut gekommen, als der Manufakturinduſtrie. Denn dadurch ward die Arbeitstheilung unter den verſchiedenen Agrikulturzweigen im Großen bewerkſtelligt, dadurch erſt wurden die Agrikulturiſten in den Stand geſetzt, ihren Grund und Boden für diejenigen Kulturen zu benützen, die der Natur deſſelben am meiſten entſprachen, und mit den Conſumenten dieſer Produkte auf der ganzen Oberfläche der Inſel in Verkehr zu treten, während ſie früher nur auf ihre nächſten Umgebungen beſchränkt waren. Wie die materiellen Verbeſſerungen auf die geiſtigen und geſellſchaftlichen Zuſtände wirken, liegt am Tage: England iſt nicht allein das reichſte und gewerbfleißigſte, es iſt auch das mächtigſte und unabhängigſte, das freieſte und civiliſirteſte

Gemeinweſen der Erde. Und wie im Urſprung der Kultur die einzelne Stadt über das in ihrem Bereich liegende Land durch die Kraft der ihr zu Gebot ſtehenden, geiſtigen und materiellen Mittel herrſchte, ſo ſehen wir jetzt dieſe Erſcheinung ſich in einem unendlich größeren Maßſtab wiederholen: England beherrſcht alle Meere und Küſten, es ſtrebt nach einem Weltmanufakturmonopol und damit nach Weltherrſchaft.

Daß die Manufakturkraft die Wurzel der engliſchen Größe ſey, wer kann es in Abrede ſtellen? Auch über die Urſache des Aufkommens der Manufakturen bei einer Nation, die zur Zeit, als die Italiener und Deutſchen in Künſten und Gewerben, in freien und wohlorganiſirten Gemeinweſen ſich auszeichneten, noch tief in Barbarei verſunken war, war man Jahrhunderte lang einverſtanden: allgemein erklärte man ſich dieſe Erſcheinung aus der ſeit Eduard III. mit nur geringen Unterbrechungen befolgten Handelspolitik. Ja, ſo ſehr war man davon überzeugt, daß dieſe Politik in Frankreich Nachahmung fand und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg. Denn daß die Wiederrufung des Edicts von Nantes mit der Wurzel wieder ausriß, was Colbert gepflanzt hatte, daß ſpäter die Mißregierung der franzöſiſchen Könige alle beſtehende Induſtrie niederdrückte und keine neue aufkommen ließ, iſt doch wohl dem Colbert'ſchen Syſtem nicht zur Laſt zu legen.

Erſt einigen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts war die Entdeckung vorbehalten, daß die Manufakturen, weit entfernt die wichtigſte, civiliſirende und bereichernde Kraft zu ſeyn, nicht einmal als materiell produktiv zu betrachten ſeyen, und daß die Wohlfahrt aller Völker der Erde nicht auf beſſere Weiſe befördert werden könne, als durch allgemeine Handelsfreiheit. Die ganze Welt, ſagte Quesnay, muß als eine Univerſalrepublik von Kaufleuten betrachtet werden.

Zu dieſem Reſultat kamen die Phyſiokraten dadurch, daß ſie, von der Individualität und dem Produktionsprozeß der Individualität ausgehend, die Urſache des Reichthums zu erforſchen ſuchten, und dieſelbe in dem Reinertrag des Grunds und Bodens gefunden zu haben glaubten, und daß ſie die Nation und die Nationalität mit ihren beſondern Zuſtänden und Bedürfniſſen gänzlich ignorirten, während früher die Politiker und Publiciſten — der Natur der Dinge gemäß — die Nationalität und ihre Vervollkommnung zum

Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen und zur Hauptaufgabe ihrer Bestrebungen machten und, von ihr ausgehend, die Ursachen der geistigen und materiellen Wohlfahrt des gesammten Gemeinwesens zu erforschen strebten. Offenbar war diese Schule durch die kosmopolitische Idee der Welthandelsfreiheit zu ihrem falschen Raisonnement gekommen. Um die Schädlichkeit der nationalen Handelsmaßregeln zu beweisen, mußte sie die Sterilität der Manufakturen und die Existenz der Universalrepublik fingiren. Mit Quesnay kam der falsche Kosmopolitismus in die politische Oekonomie, ward die Privatökonomie mit der Nationalökonomie verwechselt.

Beide, Kosmopolitismus und Individualismus, wurden von Adam Smith fortgesetzt. An die Stelle des Produkts die bloß materiell produktive Arbeit und den Tauschwerth der Produkte setzend, erkannte er zwar den Manufakturen den Charakter der Produktivität zu, jedoch nur in so weit derselbe mit dem Princip der allgemeinen Handelsfreiheit, wie er sie verstand, vereinbarlich war, und ohne die Natur und die Zustände, Zwecke und Bedürfnisse der Nationalität und den Einfluß der Manufakturkraft auf die Nationalität zu würdigen. Ueberall, wo nicht von der Handelspolitik die Rede ist, gibt Smith zu, die Manufakturen seyen die Basis des innern Verkehrs, des auswärtigen Handels, der Schifffahrt, des verbesserten Ackerbaus u. s. w.; er zeigt, wie letzterer nur in der Nähe, oder durch den Verkehr mit großen Städten gedeihte; er sagt ausdrücklich: „Alles, wodurch den Manufakturen Abbruch geschehe, schade am meisten dem Ackerbau.“ Kurz man könnte aus einzelnen Stellen seines Werkes die bündigste Abhandlung über die Natur und den Werth der Manufakturen zusammensetzen. Wo er aber von der Handelspolitik spricht, wird überall auf die Natur der Manufakturkraft und auf den Unterschied derselben vom Ackerbau keine Rücksicht genommen. Hier raisonnirt Adam Smith überall nur mit allgemeinen Ausdrücken, z. B. Produktion, Arbeit, Capital u. s. w., hier wird überall die Individualität und der Tauschwerth vorangestellt, und das Wesen der produktiven Kraft und der Nationalität verkannt: „Jedes Individuum weiß am besten, wie es seine Capitale am nützlichsten verwenden soll — die Freiheit ist der Produktion am zuträglichsten — den auswärtigen Handel dirigen wollen, heißt so viel als von Staatswegen vorschreiben, wie die Individuen ihre Capitale benutzen

ſollen. — Eine Nation gewinnt immer beim auswärtigen Handel, indem ſie ja doch für die eingehenden Waaren einen gleichen Betrag an Werthen nach dem Auslande ſchickt; die Einfuhr hat immer einen gleichmäßigen Betrag an Ausfuhren zur Folge. — Dieſer Handel würde nicht ſtattfinden, wenn nicht beide Theile an Werthen gewönnen. — Die verminderte Einfuhr muß eine verminderte Ausfuhr zur Folge haben. — Eine Nation kann ihre Induſtrie nie über das ausdehnen, was ihr Capital zu erſchwingen vermag, durch Handelsmaßregeln aber laſſen ſich die Capitale nicht vermehren. — Wie bei den Individuen, ſo iſt es bei der Nation Thorheit, die Waaren nicht da zu kaufen, wo ſie am wohlfeilſten zu haben ſind, ein Schneider würde thöricht handeln, wenn er auch ſeine Schuhe ſelbſt fabriciren wollte. — Einfuhrzölle oder Prohibitionen können den Reichthum nicht vermehren, ſie können bloß Einzelne auf Koſten der Geſellſchaft bereichern, indem ſie den Gewerbtreibenden gegen die Conſumenten ein Monopol gewähren. — Der Nationalreichthum iſt nur das Aggregat des Reichthums aller Individuen. — Jedes Land iſt hinſichtlich gewiſſer Produktionszweige im Beſitz beſonderer Vortheile, die es am beſten bei freiem Weltverkehr auszubeuten vermag und die ihm durch die Abſchließung gegen das Ausland verloren gehen. — Man denke nur, wenn Schottland Wein produciren wollte. — Bloß in dem Fall, wenn eine Nation eines beſonderen Induſtriezweiges zu ihrer Vertheidigung bedarf (z. B. England der Schifffahrt) iſt die beſondere Begünſtigung deſſelben durch Beſchränkungen zu rechtfertigen, denn Macht und Unabhängigkeit ſind wichtiger als Reichthum. — Es läßt ſich nicht läugnen, daß durch Prohibitionen und Schutzzölle einzelne Produktionszweige gehoben worden ſind, aber es iſt zu bezweifeln, daß die Nation dadurch gewonnen, indem ſie ohne Zweifel in andern Artikeln mehr verlor, als ſie in den durch künſtliche Mittel emporgebrachten gewonnen hat." — Und das Reſultat dieſer ſeit Adam Smith allgemein als Wahrheit anerkannten Grundſätze in Beziehung auf England iſt dieſes — „England iſt nicht durch, ſondern trotz ſeines Handelsſyſtems zu Reichthum und Macht gelangt."

Nie iſt die Welt durch ein ſophiſtiſches Raiſonnement mehr irre geleitet worden, als durch das hier angeführte, und nie iſt ein ſophiſtiſches Raiſonnement ans Licht getreten, das unter dem

Aushängeſchild einer großen kosmopolitiſchen Idee, der Welthandelsfreiheit, größeren Egoismus verbärge, und mehr dazu benützt worden wäre und noch immer dazu benützt wird, die Nationen irre zu leiten, um einer einzigen das größte aller exiſtirenden und gedenkbaren Monopole, ein Welt-, Manufaktur- und Handelsmonopol, auf Koſten der Civiliſation, des Wohlſtandes, der Unabhängigkeit und Macht aller übrigen Nationen zu verſchaffen.

Einestheils, um zu erklären, warum das Raiſonnement Adam Smiths bei den Aufgeklärten und Denkenden, trotz ſeiner grundfalſchen Baſis, Eingang finden konnte — anderntheils, um uns zum voraus gegen die Verdächtigung zu verwahren, als wollten wir die Irrthümer desjenigen Syſtems aufwärmen, das man mit dem Namen Merkantilſyſtem bezeichnet hat — haben wir allererſt zu zeigen, in welchen Beziehungen Adam Smith, den vor ihm gang und gäbe geweſenen Anſichten gegenüber, Recht hatte.

Wahr iſt im Allgemeinen bei dieſem Syſtem die Idee der allgemeinen Handelsfreiheit. Gleichwie die Einigung der einzelnen Städte, der einzelnen Provinzen und Länder zu einem frei unter ſich verkehrenden Ganzen allen Individuen vortheilhaft geweſen iſt, ſo muß auch die Univerſalhandelsfreiheit vortheilhaft für alle einzelnen Nationen wirken. Die Realiſirung dieſer Idee ſetzt aber eine Einigung unter dem Rechtsgeſetz, eine Univerſalconföderation und die Unmöglichkeit des Kriegs voraus, wie ſie jetzt unter den verſchiedenen Städten und Provinzen der einzelnen Nationen beſteht. Eine ſolche Conföderation der Nationen kann ſich jedoch nur bilden, nachdem die Mehrzahl von Nationalitäten zu einem ziemlich gleich hohen Grade von Civiliſation, Reichthum und Macht gelangt ſeyn wird. So lange aber die Nationen einander in ihrer natürlichen Freiheit gegenüberſtehen, ſo lange noch Krieg beſteht, iſt die Erhaltung ihrer Nationalität, die Vermehrung ihres Wohlſtandes, ihrer Macht und der Garantien ihrer Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, in und durch ſich ſelbſt, Hauptaufgabe jeder Nation, und wenn es klar am Tage liegt, daß dieſe Zwecke in möglichſt vollkommener Weiſe nur erreicht werden können, wenn jede Nation möglichſt bald dahin gelangt, die Manufakturkraft mit der Agrikultur auf ihrem eigenen Territorium zu vereinigen, wenn es klar iſt, daß ſie nur durch dieſe Vereinigung ein in ſich ſelbſt vollkommener und nach außen mächtiger Nationalkörper zu werden

vermag, wenn es klar iſt, daß die Agrikulturnation nur durch Hegung und Beſchützung ihrer inneren Manufakturen gegen auswärtige Concurrenz dieſes Ziel erreichen kann: ſo wäre es eben ſo thöricht, wenn die Nation durch Rückſichten auf den Verluſt an Werthen von einer ſolchen Selbſtvervollkommnung abſtehen wollte, als es lächerlich wäre, wenn eine Nation, um die Kriegskoſten zu erſparen, ſich abhalten ließe, die Angriffe einer andern Nation durch Waffenmacht abzuwenden.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet erſcheint diejenige Handelspolitik, welche die Pflanzung einer der Nation eigenthümlichen Manufakturkraft zum Gegenſtand hat, auch zugleich als diejenige, welche dem kosmopolitiſchen Princip am beſten entſpricht. Wenn dagegen in Folge ihrer bisherigen Handelspolitik und ihrer übrigen Nationalverhältniſſe eine Nation in ihrer Manufaktur-, Handels- und Streitkraft einen unermeßlichen Vorſprung vor allen übrigen Nationen der Erde gewonnen hat, wie in unſern Tagen die engliſche, und wenn nicht geläugnet werden kann, daß unter den gegenwärtigen Weltverhältniſſen dieſe Nation bei freier Concurrenz auf allen Manufakturmärkten ein Weltmanufaktur- und Handelsmonopol erlangen, alle andern Völker zu unmächtigen und abhängigen Agrikulturnationen degradiren, auf dieſe Weiſe Weltherrſchaft begründen und ſomit die Bedingungen einer freien Conföderation unabhängiger und ſelbſtſtändiger Nationen vernichten würde, ſo erſcheint bei den gegenwärtigen Weltverhältniſſen die unbedingte Handelsfreiheit als dem wahren Kosmopolitismus widerſtreitend.

Wahr iſt ferner bei dieſem Syſtem, daß die Natur die verſchiedenen Nationen durch Clima u. ſ. w. in verſchiedenen Produktionszweigen beſonders begünſtigt hat, daß es thöricht wäre, in Schottland Wein pflanzen zu wollen und ihn nicht lieber in Frankreich zu kaufen, in Frankreich Baumwolle pflanzen zu wollen und ſie nicht lieber in Nordamerika zu holen. Fälſchlicher Weiſe hat man aber dieſes nur auf die Agrikulturproduktion anwendbare Argument auch auf die Manufakturen ausgedehnt, die Manufakturen gedeihen in allen Agrikulturländern der gemäßigten Zone, vorausgeſetzt nur, daß dieſe Länder ausgedehnt bevölkert, kultivirt und gebildet genug ſeyen, d. h. daß ſie die erforderlichen geiſtigen und materiellen Mittel beſitzen. Wenn man auch in Schottland

nicht mit Vortheil Wein baut, ſo iſt es doch in Frankreich, Deutſchland und Nordamerika eben ſo gut möglich, Manufakturen zu pflanzen, als in England und Schottland. Es iſt thöricht, dieſen letztern Ländern eine beſondere Befähigung in dieſer Hinſicht zuzuſchreiben, wenn doch aus der Geſchichte erhellt, daß in frühern Zeiten die Fabriken auf dem Continent beſſer gediehen ſind, als auf jenen Inſeln. England mag in ſeiner Steinkohle einige Vortheile vor den Continentalländern voraus haben, dieſe aber beſitzen wohlfeileres Holz und unbenützte Waſſerfälle. Sodann iſt es noch gar nicht entſchieden, daß nicht noch eine neue bewegende Kraft entdeckt wird, die gar kein Brennmaterial oder doch weniger erfordert, als die Dampfkraft. Jedenfalls erſcheint als unläugbar, daß jener Vortheil des wohlfeileren Brennmaterials weit aufgewogen werden kann durch wohlfeilere Lebensmittel, geringere Steuern u. ſ. w. Nur in Beziehung auf einzelne Gegenden und einzelne Gewerbszweige exiſtirt dieſer Unterſchied. So iſt eine holz- und waſſerkraftreiche Gebirgsgegend in gewiſſen Manufakturen vor den Ebenen bevorzugt. Dieſer Vorzug dehnt ſich aber nicht auf ganze Nationen und Reiche aus, welche die verſchiedenartigſten Gegenden in ſich begreifen. Aus dieſem Argument folgt demnach nur, daß es thöricht iſt, die Agrikulturproduktion einer Nation durch Abhaltung fremder Concurrenz befördern zu wollen, weil man dadurch dem Grund und Boden, dem Clima u. ſ. w. nicht diejenigen Eigenſchaften verleihen kann, welche ihm die Natur verſagt hat. In dieſer Beziehung iſt das Argument vollkommen gegründet, und es muß zugeſtanden und anerkannt werden, daß freier Verkehr mit Agrikulturprodukten und Rohſtoffen allen Nationen in allen Stadien ihrer Entwicklung und unter allen Umſtänden und Verhältniſſen am vortheilhafteſten iſt, und daß die früher beſtandenen und noch beſtehenden Beſchränkungen dieſes Verkehrs, mögen ſie nun in Abhaltung der fremden Zufuhr oder in Verhinderung der Ausfuhr beſtehen, ſchädlich und ungerecht ſind. Durch Verhinderung der Produkteneinfuhr wird nur die Manufakturkraft des landes, die doch das wichtigſte Beförderungsmittel des innern Ackerbaues iſt, niedergehalten, ohne dem Ackerbau ſelbſt irgend Nutzen zu bringen. Durch Verhinderung der Produktenausfuhr wird nur der Ackerbau niedergehalten, ohne daß man verſichert wäre, daß dadurch die Manufakturen begünſtigt werden. Ganz anders aber

wirken die Vortheile, welche den innern Manufakturiſten vor den auswärtigen geſtattet werden, vorausgeſetzt, daß die Nation im Uebrigen zu Emporbringung einer Manufakturkraft befähigt, und daß der Schutzzoll nicht übertrieben ſey, denn das Aufkommen der Manufakturkraft ſteigert durch Vermehrung der Bevölkerung ꝛc. die Nachfrage nach Lebensmitteln, Rohſtoffen u. ſ. w., ſomit die Preiſe, die Taglöhne und Renten und damit den Güterwerth. Die Agrikulturiſten gewinnen dadurch zehnfältig, was ſie für ihre Manufakturbedürfniſſe eine zeitlang mehr bezahlen müſſen. Auch dauert die in Folge der Schutzzölle bewirkte Steigerung der Manufakturpreiſe nicht ewig. Im Gegentheil — bei jeder zur Pflanzung einer Manufakturkraft befähigten Nation muß die durch Schutzzölle bewirkte innere Concurrenz die Preiſe der Manufakturwaaren im Lauf der Zeit wohlfeiler ſtellen, als die ſind, zu welchen ſie früher vom Ausland bezogen werden konnten, weil der einheimiſche Manufakturiſt, ſobald ſich der innere Induſtriezweig in der Agrikulturnation gehörig ausgebildet hat, die mit Ausfuhr der Rohſtoffe und mit Einfuhr der Fabrikate verbundenen Koſten und Handelsgewinnſte nicht auf ſeine Preiſe ſchlagen darf. Auf dieſe Weiſe gewinnt durch das Aufkommen einer innern Manufakturkraft der Agrikulturiſt doppelt und anhaltend — einmal durch ſtete Verminderung der Preiſe ſeiner Manufakturbedürfniſſe und dann durch ſtete Vermehrung der Preiſe ſeiner Produkte und des Werths ſeines Grunds und Bodens. Wir müſſen noch einmal wiederholen: Smith's ſchottiſches Weinbauargument, womit er ſo großen Effekt machte, iſt in Beziehung auf die Manufakturkraft ein falſches. England liefert dazu die frappanteſten Belege. England hat den Niederlanden ihre Wollenmanufakturen geraubt. Vor Eduard III. war es von der Natur nur zur Wollproduktion berufen. England hat den nordiſchen Reichen und Deutſchland die Eiſen- und Stahlwaarenfabriken geraubt; ſpäter erſt hat es ſeine Steinkohle dafür zu verwenden gelernt. England hat Frankreich eines Theils ſeiner Seidenmanufakturen beraubt. Kein Land der Erde iſt weniger dazu berufen, und doch ſchätzt Mac Queen ſeine jetzige Seidenmanufakturproduktion auf 13 Millionen Pfund Sterling. England hat Oſtindien ſeiner Baumwollenmanufakturen beraubt; kein Volk der Erde war durch die Natur ſeiner Agrikultur und durch uralten Beſitz mehr zu ausſchließlicher Betreibung dieſes Manufakturzweigs

berufen, als die Hindus. England steht in diesem Augenblick im Begriff, Deutschland, Frankreich und allen Ländern des europäischen Continents ihrer Jahrtausende alten Hanf- und Flachsmanufakturen zu berauben, während dieses Reich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts allen andern Ländern Europas, die mindest kultivirten nicht ausgenommen, in diesem Industriezweig weit nachstand.

Wahr ist es indessen, daß nicht alle Nationen der gemäßigten Zone in allen Stadien ihrer Kultur zu Pflanzung einer Manufakturkraft vermittelst des Schutzsystems gleichmäßig berufen sind. Rohe Jäger- und Hirtenvölker, in Aberglauben, Müßiggang und Unwissenheit, in Sklaverei und Knechtschaft versunken, oder in ihrer Kultur zurückgekommene oder stagnirend gewordene Agrikultur-Nationen, die aus Mangel an den allernöthigsten Transportmitteln, den allernöthigsten bürgerlichen Einrichtungen u. s. w. ihren Ackerbau noch so wenig entwickelt haben, daß sie bei großer Fruchtbarkeit ihres Bodens in Armuth schmachten (wie z. B. Spanien, Portugal, Sicilien, die Türkei, die mittelamerikanischen Republiken), werden am schnellsten und sichersten durch freien Handel mit civilisirteren und reicheren Nationen, d. h. durch den Austausch ihrer Produkte gegen fremde Fabrikate zu Civilisation und Reichthum, zu besseren gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetzen, zu Bevölkerung und Macht gelangen. Allerdings gerathen dergleichen Völker in die Abhängigkeit der mit ihnen handelnden Manufakturnationen, aber diese Abhängigkeit dauert nicht ewig; auch sie werden auf diesem Wege, wie einst England durch den Handel mit den Hanseaten, zu einem Grad der Bildung gelangen, wo ihnen die Pflanzung einer eigenen Manufakturkraft räthlich und vortheilhaft seyn wird. Diese periodische Abhängigkeit ist der Preis, den sie für ihre Erziehung zur Unabhängigkeit zu entrichten haben. Endlich sind zu Behauptung eines Schutzsystems nicht berufen: kleine an Zahl der Bürger geringe und an Territorium beschränkte Staaten und Länder, weil sie nicht die Mannigfaltigkeit und Bedeutenheit der natürlichen, geistigen und materiellen Hülfsmittel und diejenige Größe des Marktes und Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Nachfrage darbieten, welche erfordert wird, um eine innere Manufakturkraft vermittelst der innern Concurrenz zu pflanzen. Dergleichen Zwergnationalitäten können nichts Besseres

thun, als ſich an andere benachbarte Nationen anzuſchließen, oder ſich mit ihnen zu verſchmelzen.

In Beziehung auf Nationen und Staaten der vorerwähnten Claſſe hat Adam Smith ganz recht, wenn er behauptet, die Schutzzölle gewährten den Producenten ein Monopol gegen die Conſumenten. Bei allgemeinem Mangel an Bildung, Freiheit und materiellem Capital werden in dergleichen Ländern nur wenige Unternehmer ſich finden, welche Einſichten, Kräfte und Luſt beſitzen, ſich mit großen Induſtriezweigen zu befaſſen; es wird alſo keine Concurrenz im Inland eintreten, die Manufakturiſten werden fortwährend Monopolpreiſe behaupten, und die Agrikulturiſten werden des großen Vortheils beraubt ſeyn, den ſie aus dem Bezug wohlfeilerer ausländiſcher Fabrikate und aus großem Produktenabſatz nach dem Ausland ziehen könnten; die Vermehrung der produktiven Kräfte des Landes wird ſomit nur langſam von Statten gehen. Dieſe Erfahrung hat man bei allen Schutzſyſtemen der mittel- und ſüdamerikaniſchen Staaten gemacht, welche dieſes Syſtem den Nordamerikanern nachahmten, ohne zu bedenken, daß ſie der dazu erforderlichen intellectuellen, geſellſchaftlichen und materiellen Kräfte ermangelten.

Ein Monopol ganz anderer Art begründet das Schutzſyſtem bei Nationen, die an Intelligenz, Moralität, Arbeitſamkeit, Beharrlichkeit und Sparſamkeit den Deutſchen gleichen; die in Wiſſenſchaften und Künſten, in der Fruchtbarkeit ihres Erfindungsgeiſtes ſich auszeichnen, wie die deutſchen; die ein weites, mit den mannigfaltigſten Hülfsquellen ausgeſtattetes, von zahlreichen Strömen und Flüſſen bewäſſertes, zum Theil höchſt fruchtbares Territorium und ein Clima beſitzen, in welchem die Arbeitskraft als eine einheimiſche Pflanze in Fülle wächst, wie die deutſche; bei Nationen, die, wie die deutſche, unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ihren Ackerbau zur Blüthe gebracht haben, die ſchon in früheren Zeiten im Beſitz der Manufaktur und Handelsſuprematie geweſen ſind, und nur durch einen unglücklichen Umſchwung der Dinge, durch namenloſen Unſtern, durch Religionsſpaltungen, Territorialzerſplitterungen und verheerende Kriege dieſen hohen Standpunkt verloren haben, und denen nichts fehlt, als ein verbeſſertes Transportſyſtem und ein tüchtiges Handelsſyſtem, um den höchſten Grad von Wohlſtand und Civiliſation, von Macht und Unabhängigkeit zu

erreichen. Bei ſolchen Nationen iſt zwar das Schutzſyſtem auch ein Monopol, aber ein nothwendiges und wohlthätiges, wie das des Grundeigenthums. Es iſt ein Monopol, welches der ganzen Nation gegeben wird, und an welchem jedes Individuum nach Belieben Theil nehmen kann; ein Monopol, das, indem es die ganze Nation auf die ſchnellſte Weiſe in den Beſitz einer vollſtändigen Manufakturkraft ſetzt, den Conſumenten (d. h. den Agrikulturiſten) wie den Producenten bereichert — ein Monopol unſerer Nation gegen die fremden Nationen, die ſich nicht über Ungerechtigkeit beklagen können, weil ſie ſchon zuvor ihren Angehörigen ein ähnliches Monopol gegen unſere Angehörigen gegeben haben. Wahr iſt bei den Argumenten Smiths, daß jedes Individuum ſeine Capitale am gewinnreichſten anzulegen und ſein Geſchäft am beſten ſelbſt zu betreiben weiß, daß der Staatsmann ein Thor wäre, welcher ſich anmaßen wollte, die Individuen in Verwendung ihrer Capitale zu dirigiren und ihnen vorzuſchreiben, welchem Beruf ſie ſich zu widmen hätten, daß bei perſönlicher Freiheit und bei unbeſchränktem Handel und Verkehr die Induſtrie am beſten gedeihe. Smith hatte vollkommen recht, wenn er die Provinzialdouanen und die übrigen mannigfaltigen Beſchränkungen des innern Verkehrs als ſchädlich bezeichnete. Nur iſt es falſch, wenn er Schutzmaßregeln gegen das Ausland als eine Beſchränkung der Freiheit, als eine Anmaßung der Regierung, die Individuen in Verwendung ihrer Capitale dirigiren zu wollen, darſtellt. Schon Montesquieu bemerkt: „nirgends ſey der fremde Handel mehr beſchränkt, als in freien, und nirgends weniger, als in ſklaviſchen Ländern. Was dem einzelnen Kaufmann nütze, ſey nicht immer dem Handel vortheilhaft, und leicht könne die Freiheit des Handels Knechtſchaft der Individuen zur Folge haben.“ Das angeführte Argument Smiths iſt ein falſches, weil die ſchützende Handelspolitik, weit entfernt, Jemanden in ſeinen Geſchäften und Capitalverwendungen zu beſchränken und zu dirigiren, allen Individuen des Landes ein weiteres Feld für die nützliche Anwendung ihrer perſönlichen Kräfte und ihrer Capitale, wie der in ihrem Eigenthum befindlichen Naturkräfte eröffnet und ſichert, und es im Uebrigen den Einzelnen frei ſtellt, ob ſie daraus Nutzen ziehen wollen oder nicht, und weil der Staat damit ſeine Angehörigen nur den Angehörigen fremder Staaten gleichſtellt, die bei ſich ſelbſt

das nämliche Privilegium des innern Manufakturmarktes beſitzen. Der Staat thut damit etwas, was die Individuen für ſich ſelbſt nicht zu thun vermögen, und was zu thun ſie eben darum der Staatsgewalt übertragen haben.

Wahr iſt es allerdings, daß in der geordneten bürgerlichen Geſellſchaft der Schneider beſſer thut, ſeine Stiefel vom Schuſter zu kaufen, als ſie ſelbſt zu fertigen, wie Smith ſagt, und daß es thöricht von dem Schuſter wäre, wenn er, um ſein Gewerbe zu heben, an ſeiner Thüre einen Schutzzoll anlegen wollte, wie Say meint. Aber eben ſo wahr und einleuchtend ſcheint uns, daß ein Schneider oder ein Schuſter keine Nation iſt. In dieſen Beiſpielen zeigt ſich recht klar, in welche Irrthümer eine Theorie verfallen mußte, die überall nur Individualitäten, nirgends Nationalitäten ins Auge faßt. Man ſetze nur den Schuſter und den Schneider in den Fall zweier in ihrer natürlichen Freiheit einander gegenüberſtehenden Nationalitäten, man verſetze ſie in eine Wildniß, gebe jedem eine zahlreiche Familie und denke ſich hinzu: daß der Schuſter den Schneider beherrſchen will, daß der Schneider aber auch ſeinen eigenen Kopf hat und ſich dabei vor den ſpitzigen Ahlen des Schuſters fürchtet. Bei ſolchen Verhältniſſen dürfte von ſchneideriſcher Seite das Selbſtſchuhmachen nicht ſo ganz unvernünftig ſeyn, und dem Schuhmacher ſeinerſeits möchte dann wohl nichts anderes übrig bleiben, als Befolgung der gleichen Politik. Dieſes Gleichniß, während es zeigt, wie wenig die Theoretiker bei Beurtheilung des internationalen Handels auf die Natur und Zuſtände der Nationalität Rückſicht genommen, beweist auch abermals, wie wenig ſie die wechſelſeitigen Verhältniſſe zwiſchen Agrikulturkraft und Manufakturkraft gekannt haben. Offenbar iſt die Frage derjenigen Agrikulturnation, die ſich eine Manufakturkraft aneignen will, nicht die des Schneiders dem Schuſter gegenüber, ſondern die des Ackerbauers dem Schuſter und Schneider gegenüber. Nun laſſen ſich Beiſpiele genug anführen, und Verfaſſer hat ſie in den amerikaniſchen Wildniſſen zu Tauſenden geſehen, wo der Ackerbauer es vortheilhafter findet, ſeine Kleider ſelbſt zu verfertigen, als ſie zu kaufen. Warum hat die Theorie nicht lieber dieſes ſo nahe liegende (nur unbedeutend hinkende) Gleichniß gewählt? Der Grund liegt nahe, es bewies das Gegentheil von dem, was man beweiſen wollte. Die gleiche Operation ſehen wir im Großen von

verſtändigen Beſitzern großer Güter in Böhmen und Rußland wiederholen. Da ihnen der Produktenmarkt zu entfernt iſt, als daß ihnen der Ackerbau durch den auswärtigen Handel großen Nutzen bringen könnte, ſo legen ſie Manufakturen auf ihren Gütern an; ſtatt die Produkte auf den Markt zu bringen, bringen ſie den Markt zu den Produkten. Dieß iſt ganz dieſelbe Operation, wie die der Agrikulturnation, die vermittelſt eines vernünftigen Schutzſyſtems eine Manufakturkraft in ihrem Innern zu pflanzen ſucht.

Aber, ſagt die Reichthumstheorie, eine Nation kann ihre Induſtrie nur in ſo weit ausdehnen, als ſie durch ihren Capitalbeſitz dazu befähigt iſt. Maßregeln der Handelspolitik können jedoch die Capitale nicht vermehren, ſondern ſie bloß in einem andern und zwar minder produktiven Canal leiten. Bei dieſem Argument, von welchem ein ganzes Capital bei Adam Smith voll iſt, haben wir allererſt darauf aufmerkſam zu machen, daß das Wort: Capital in dieſer Lehre ein Ausdruck iſt, welcher ganz verſchiedene Qualitäten und Dinge bezeichnet. Einmal bedeutet er die individuellen geiſtigen Kräfte, dann auch die Kräfte, welche aus den geſellſchaftlichen Einrichtungen erwachſen, hauptſächlich aber die materiellen Vorräthe und Inſtrumente, oder Grund und Boden und was dazu gehört, zuweilen aber auch nur die durch Arbeit darauf verwendeten Verbeſſerungen, die Werthausgleichungsinſtrumente (Geld, edle Metalle), manchmal aber alle oder doch mehrere dieſer Gegenſtände. Wer aber möchte mit Zahlen richtig rechnen, die verſchiedene Größen bedeuten, und wer kann mit Ausdrücken richtig raiſonniren, die verſchiedene Gegenſtände bezeichnen? Es iſt klar, daß es ſich mit dergleichen Ausdrücken, wenn nicht jedesmal die Species, welche gemeint iſt, angegeben wird, wie z. B. materielles Capital, Grundcapital u. ſ. w., wie mit falſchen Würfeln verhält und — leider müſſen wir es behaupten — an der Reichthumstheorie iſt damit viel unlauteres Spiel getrieben worden.

Offenbar iſt das angeführte Argument aus der Privatökonomie abſtrahirt. Wozu aber die Confuſion dieſer mit der Nationalökonomie führt, erkennen wir aus dem eben erörterten Schneider- und Schuſter-Exempel. Jedoch iſt es auch in der Privatökonomie hinſichtlich des materiellen Capitals nicht durchaus wahr. Denn durch Maſchinenkraft, durch Theilung der Arbeit u. ſ. w., wird

das Individuum in den Stand gesetzt, mit dem gleichen Betrag an materiellen Mitteln seine Industrie ungleich weiter auszudehnen, als früher. Jedes gute Gesetz, jede zweckmäßige Institution hat auf die Produktivität des materiellen Capitals gleichen Einfluß. Das vorliegende Argument ist nur in einer sehr beschränkten Beziehung wahr, nämlich beim materiellen Agrikulturcapital. Dieses, wie wir oben schon erläutert haben, kann durch Einfuhrbeschränkungen fremder Produkte nicht vermehrt, sondern nur in andere, minder nützliche Canäle geleitet werden. Belege dazu sind die Vieh- und Korneinfuhrbeschränkungen der Franzosen und Engländer. Durch die Zulassung fremden Getraides hätte England seine Manufakturwaarenausfuhr und seine Manufakturbevölkerung, folglich die Nachfrage nach andern Arten von Agrikulturprodukten vermehrt, in Ansehung welcher der inländische Agrikulturist ein natürliches Monopol besitzt, und deren Produktion ungleich gewinnreicher gewesen wäre, als die des Getraides (z. B. Fleisch, Milch, Gemüße, Handelspflanzen).

Hier fragt es sich nun zunächst: was ist in Beziehung auf die Manufakturkraft einer Nation vernünftigerweise unter dem Wort: Capital zu begreifen? Läßt sich das Manufakturcapital vermittelst der schützenden Handelspolitik im Innern vermehren? Und ist die Nation auf innere Capitale beschränkt, kann sie dieselben nicht auch von Außen beziehen?

Wenn die gebildete Agrikulturnation, wie wir sie oben vorausgesetzt haben, eine Manufakturkraft in ihrem Innern pflanzen will, so bedarf sie allererst eines Ueberflusses an Agrikulturproduktion. Die Agrikultur selbst mit ihren Mitteln und Vorräthen ist das hauptsächlichste materielle Manufakturcapital: sie liefert die Mittel zur Erbauung von Häusern und Wasserwerken, zur Maschinerie, zum Unterhalt der Arbeiter und die Rohstoffe zur Verarbeitung. Die Manufakturkraft bedarf ferner Wasserfälle und Brennmaterial, die in den meisten Agrikulturnationen im Ueberfluß vorhanden und wenig benutzt sind. Sie bedarf Arbeiter, die aus der überflüssigen Agrikulturbevölkerung herangezogen werden müssen, und unschwer herangezogen werden können, da in der Agrikulturnation immer eine Masse von Arbeitskräften aus Mangel an angemessener Beschäftigung müßig liegt. Sie bedarf Techniker, die allerdings erst gebildet werden müssen,

die ſich aber noch in jeder gebildeten Nation, welche den neuen Manufakturen die Exiſtenz garantirt hat, nach und nach gebildet haben. Sie bedarf Unternehmer, welche die erforderlichen Geldmittel beſitzen, um das materielle Agrikulturcapital in Manufakturcapital zu verwandeln. Gedenkbar iſt es aber, daß nicht einmal eine beſondere Claſſe von Unternehmern erfordert wird, z. B. wenn die Agrikulturiſten eines Landes in der Intelligenz weit genug vorangerückt wären, um ſelbſt Fabriken und Manufakturen auf Actien zu unternehmen. Kurz in der gebildeten Agrikulturnation iſt zu Pflanzung einer Manufakturkraft Alles da, nur nicht die Uebung des Arbeiters, die Kenntniß des Technikers, das Vertrauen des Unternehmers. Dieſe werden hervorgerufen durch ein Schutzſyſtem, welches bei den Arbeitern, Technikern und Unternehmern den Reiz erzeugt, ſich den neuen Induſtriezweigen zu widmen, indem es ihnen beſondere Vortheile verſpricht, und für ihren Aufwand an Zeit, Mühe, Bildungskoſten und an materiellem Capital Garantie gewährt — und gereift werden ſie durch die Zeit. Allerdings werden und müſſen die Fabrikate im Anfang theurer werden, weil der inländiſche Fabrikant ſeinem Arbeiter größern Lohn bieten muß, um ihn zu bewegen, ſich dem neuen Geſchäftszweig zu widmen, dafür aber doch nur unvollkommene Arbeit erhält; ferner weil der inländiſche Techniker noch der Uebung ermangelt, weil jeder Anfang mit einer Menge von Mißgriffen verbunden iſt, weil die Verfahrungsweiſe, die Bezugsquellen und die Abſatzwege erſt aufgefunden werden müſſen, weil der Zinsfuß in der Agrikulturnation immer höher ſteht, als in der durch die Manufakturen längſt bereicherten fremden Manufakturnation, weil der Abſatz anfänglich gering und ungewiß iſt, während die längſt beſtehenden Manufakturen des concurrirenden Auslandes bei großer Uebung, bei Ueberfluß an materiellen Capitalen und bei geſichertem Abſatz viel größere Maſſen — ſomit aufs wohlfeilſte fabriciren können, endlich (und dieß iſt namentlich in Deutſchland ein Hauptgrund), weil noch kein vervollkommnetes Transportſyſtem beſteht, und der Transport der Baumaterialien, der Fabrikrohſtoffe und Lebensmittel auf die Fabrikationskoſten ungemein influirt. Alles dieß verbeſſert ſich mit der Zeit und es iſt, außer der Roheiſenfabrikation, kaum ein Manufaktur- oder Fabrikzweig gedenkbar, welchen eine Nation, wie die deutſche, in Beziehung auf Qualität

und Preis nicht zu eben ſo großer Vervollkommnung zu bringen vermöchte, wie England.

Würde durch dieſes Verfahren das, was hier die Theorie unter Capital verſteht, verringert und in minder produktive Canäle geleitet, ſo müßte ſich die Wirkung hiervon in der Verarmung der Agrikulturiſten herausſtellen. Aber weit entfernt davon nimmt man vielmehr in dieſer Claſſe ein Aufblühen des Wohlſtandes wahr, das eben in derjenigen Periode am ſichtbarſten iſt, in welcher der Schutzzoll noch zum Theil auf die Manufakturwaaren-Preiſe influirt. Der Grund hiervon iſt einleuchtend. Der Ackerbauer lebt nicht im Wohlſtand, wenn die Manufakturwaaren wohlfeil ſind; er lebt im Wohlſtand, wenn die abzuſetzenden Quantitäten und Preiſe ſeiner Produkte ſo hoch ſind, daß der Erlös aus ſeinem Ueberſchußprodukt den Preis ſeiner Bedürfniſſe überſteigt. Er wird aber auch nicht bloß darum wohlhabend, weil er mehr einnimmt, als er ausgibt, er wird hauptſächlich darum wohlhabend, weil ſein Hauptproduktionsinſtrument, der Grund und Boden, um das zwanzig- bis dreißigfache derjenigen Summe an Werth gewinnt, um welche ſeine Landrente ſich vermehrt. Dieß iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Agrikulturiſten und dem Manufakturiſten, daß nämlich das Inſtrument des erſteren (der Grund und Boden) mit der wachſenden Manufakturkraft im Verhältniß der wachſenden Rente ſteigt, während die Inſtrumente des Manufakturiſten (mit Ausnahme der Gebäude und der Waſſerkraft) durch Concurrenz und neue Erfindungen zum größten Theil nach und nach werthlos werden. Nun iſt es aber klar, daß eben in der Zeit der erſten Anlagen der Fabriken und Manufakturen die meiſte Nachfrage nach Baumaterialien, Waſſergefällen, Lebensmitteln und Rohſtoffen iſt, und daß hieraus nothwendig anſehnliche Preis- und Rentenſteigerungen beim einheimiſchen Ackerbau entſtehen müſſen. Mit der Vermehrung des Bodenwerthes ſteigt auch der Credit des Agrikulturiſten und indem ihn höhere Produkten- und Güterpreiſe zu größerer Thätigkeit, zu Agrikulturverbeſſerungen und zu neuen Verſuchen und Kulturen anſpornen, werden ihm dieſe Operationen durch dieſe Creditvermehrung ermöglicht.

Unter ſolchen Umſtänden iſt ſchwer einzuſehen, wie durch das Schutzſollſyſtem, vorausgeſetzt, daß es nur die induſtrielle

Erziehung der Agrikulturnation zum Gegenstand habe und für dieſen Zweck und die Zuſtände der Nation weiſe berechnet ſey, Capitale in minder produktive Canäle ſollten geleitet werden können.

Geht man aber noch weiter, betrachtet man das Schutzſyſtem hinſichtlich ſeiner Wirkſamkeit auf die Herbeileitung und Einbürgerung fremder Capitale, materieller wie geiſtiger, ſo erſcheinen die Einwürfe dagegen in ihrer vollen Nichtigkeit. Denn noch immer und überall haben Gewerbsbegünſtigungen erfahrne Arbeiter, geſchickte Techniker, umſichtige Unternehmer, vollkommenere Inſtrumente und Maſchinen und bedeutende Geldcapitale ins Land gezogen. Dieſe Wirkung erklärt ſich leicht daraus, daß in demſelben Verhältniß, in welchem die Einfuhr fremder Manufakturwaaren bei uns abnimmt, dieſe geiſtigen und materiellen Kräfte bei derjenigen Nation, von welcher wir die Manufakturwaaren bisher bezogen haben, überflüſſig und demnach angereizt werden, an den Vortheilen, die ihnen von unſerem Schutzſyſtem geboten werden, Theil zu nehmen. Die Geſchichte von England iſt voll von Belegen hiefür. Kaum befindet ſich ein Land in Europa, aus welchem nicht England Maſſen von Arbeitern, Technikern, Unternehmern, neuen Verfahrungsweiſen vorzüglich aber von Geldcapitalien bezogen hätte. Venedig und ganz Italien (die Lombards), Spanien und Portugal, Frankreich und Deutſchland, Belgien und Holland, haben zu Bereicherung dieſer Inſel redlich beigeſteuert, und kein Land mehr als Deutſchland. Der größte Theil des hanſeatiſchen Handelscapitals iſt entweder direct oder über Belgien und Holland nach England gewandert. Billig fordert jetzt Deutſchland, nachdem es durch den Zollverein zur commerziellen Einheit gelangt iſt, die einſt den Engländern überlieferten intellectuellen und materiellen Kräfte wieder zurück. Daß dieß ſeit der Gründung des deutſchen Handelsvereins in der Macht der Deutſchen liegt, beweiſt das Beiſpiel von Rußland und Nordamerika. Alle Engländer, die Rußland bereist haben, klagen darüber, daß die bedeutendſten Gewerbsetabliſſements im ruſſiſchen Reich von Engländern und mit engliſchen Kräften betrieben werden. Es iſt lächerlich, darüber zu jammern, daß die kleinen, capitalarmen Gewerbsleute aus den öſtlichen Provinzen von Preußen (erſt außer Thätigkeit geſetzt, dann angezogen durch das ruſſiſche Schutzſyſtem) nach Rußland wandern,

wenn man doch dafür die großen capitalreichen Fabrikanten von England an ſich ziehen könnte. Das Beiſpiel von Nordamerika hat gezeigt, daß nicht einmal eine lange Reihe von Jahren dazu gehört, um eine vollſtändige Manufakturkraft aus England nach andern Ländern zu verpflanzen. Freilich wurden reiche Engländer durch die Gleichheit der Abſtammung und Sprache, der Sitten und Gewohnheiten, der bürgerlichen und politiſchen Inſtitutionen u. ſ. w., leichter vermocht, nach Nordamerika, als nach irgend einem andern Lande auszuwandern; indeſſen ſympathiſiren ſie mit den Deutſchen mehr, als mit jedem andern europäiſchen Volke, und an bedeutenden Ueberſiedlungen iſt daher bei zureichendem Anreiz nicht zu zweifeln. Nirgends äußert ſich indeſſen der Einfluß der bürgerlichen und politiſchen Zuſtände auf die Bereicherung der Nation klarer, als in dieſem Punkt. Wie reich Spanien und Portugal an natürlichen Hülfsquellen für gewinnreiche Gewerbsſpeculationen ſeyen, es iſt noch wenigen gebildeten oder reichen engliſchen Gewerbsſpeculanten eingefallen, ihr Glück dort zu verſuchen; ſie ziehen jede, auch die entfernteſte engliſche Niederlaſſung der in der ſpaniſchen Halbinſel vor. Der Engländer haßt vor Allem die Rechtsunſicherheit, den Mangel an Oeffentlichkeit, die adminiſtrative Willkür, die Strafrechtspflege ohne Geſchwornengerichte; und in Ländern, wo er dieſe nicht findet, kommt er ſchwer zu dem Entſchluß, ſeine Hütte zu bauen.

Folgerungen der wichtigſten Art laſſen ſich in Betreff der Capitalverhältniſſe der Nation aus nachbemerkten von uns, ſo viel wir wiſſen, zuerſt ans Licht geſtellten Beobachtungen ziehen, wozu wir die Belege an einem andern Ort zu geben uns vorbehalten müſſen:

Die jährliche Bruttoerwerbsproduktion einer Nation beträgt an Werth im Durchſchnitt zwiſchen 100 und 200 Proc. des darin verwendeten Capitals; die Bruttoagrikulturproduktion beträgt nur zwiſchen 10 bis 20 Proc. des darin ſteckenden Capitals;

dagegen beträgt bei großen Nationen, ſelbſt bei den gewerbreichſten, die Summe des Gewerbscapitals nicht mehr als zwiſchen $^1/_{10}$ und $^1/_{20}$ des geſammten Agrikulturcapitals;

der Werth des Grundeigenthums (oder der capitaliſirten Rente) bildet bei weitem den größten Theil des Agrikulturcapitals.

Jede Summe von produktivem Manufakturcapital, und von dem auf wirksame Transportverbesserungen verwendeten Capital vermehrt um das zehn- bis dreißigfache seines Belaufs den Gesammtwerth des liegenden Eigenthums der Nation.

Hieraus läßt sich abstrahiren:

1) daß die Agrikulturisten und Grundbesitzer eines Landes um das zehn- bis dreißigfache derjenigen Summen bereichert werden, um welche die Nation ihre materiellen Capitalanlagen für die Erweiterung der Gewerbe oder die Vervollkommnung der Transportmittel vermehrt;

2) daß bei gleich großem Grundbesitz der Grundeigenthümer der gewerbreichen Nation zehn bis dreißig Mal reicher ist, als der Grundeigenthümer der bloßen Agrikulturnation. Man vergleiche die Verhältnisse des englischen Grundbesitzers mit denen der Grundbesitzer in jedem andern Agrikulturland, und man wird diese Beobachtung bestätigt finden;

3) daß eine Nation nur $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ des Werthes ihres Grundcapitals in Gewerben- und Transportverbesserungen anzulegen braucht, um den höchsten Grad von materieller Nationalprosperität zu erreichen;

4) daß der dritte bis sechste Theil des Grundwerthes einer Nation zureicht, um alles einer Nation erforderliche materielle Gewerbsbetriebscapital dreifach zu hypotheciren, daß daher jede Agrikulturnation die Mittel besitzt, das ihr zu Emporbringung einer Manufakturkraft erforderliche materielle Capital anlehensweise von Außen zu beziehen;

5) daß alle Bewegungen und jeder Umschwung in der Nationalökonomie, welcher auch die Manufakturkraft der Nation influirt, auf den Wohlstand der Agrikulturisten im Ganzen 10 bis 30 Mal mehr influirt, als auf den der Manufakturisten selbst.

Wenn wir hiebei noch ferner den Einfluß der bürgerlichen und politischen Institutionen auf Gewerbe, Handel und Grundwerth berücksichtigen, so zeigt sich, daß der große Güterbesitzer im Grunde der Hauptactionär in derjenigen Gesellschaft ist, die man den Staat nennt; daß seine Actie ganz in demselben Verhältniß im Werthe steigt oder fällt, in welchem die geistigen und materiellen Produktivkräfte der Nation zu- oder abnehmen, und daß der güterbesitzende Adel, wenn er gegen die Gleichheit der Rechte, gegen recht- und

freiheitſichernde Inſtitutionen, gegen die zu Pflanzung der Gewerbe erforderlichen Maßregeln und Einrichtungen ankämpft, wenn er auf civiliſationswidrige und kulturſtörende Einrichtungen, wie z. B. Steuerfreiheit, Feudal- und Jagdrechte, grundherrliche Gerichtsbarkeit u. ſ. w. Werth legt, wenn er das Zuſtandekommen eines Nationaltransportſyſtems nicht aufs eifrigſte befördert, ſein eigener bitterſter Feind iſt, weil er ſich dadurch nur dem Steigen ſeiner Rente und ſeines Grund- und Bodenwerthes in den Weg ſtellt, und das Fundament, auf welchem ſeine ganze Exiſtenz und Proſperität ruht, untergräbt. Wie ſehr der Mangel der Freiheit überhaupt und folglich auch der Manufakturen auf den Werth des Grunds und Bodens wirke, ſieht man am klarſten, wenn man die Zuſtände der amerikaniſchen Sklavenſtaaten mit denen der freien Staaten vergleicht, z. B. den von Maſſachuſſets mit dem von Virginien. Eine gegebene Oberfläche hat in dem erſteren Staat 20 bis 30 Mal mehr Werth als in dem letzteren, und der Werth der Sklaven im letzteren iſt dabei ohne alle Vergleichung geringer als der Betrag des Manufakturcapitals in erſterem. Ein Acker Landes von gegebener Qualität, der in Virginien 5 Dollars gilt, wird in Maſſachuſſets in der Nähe der Manufakturſtädte zu 150 bis 200 Dollars verkauft. Dabei nimmt dort das Land noch immer von Jahr zu Jahr an Ertragsfähigkeit ab, während es hier fortwährend darin zunimmt. Es läßt ſich beweiſen, daß die virginiſchen Grundeigenthümer in der Geſammtheit nicht mehr gewinnen könnten, als wenn ſie ihre Sklaven nach und nach ins Ausland verſchenkten, und ihr Land durch freie Bauern bearbeiten ließen. Auch hat die Aufhebung der Sklaverei in den weſtindiſchen Colonien bereits in dieſer Beziehung ihre Wirkſamkeit ſattſam bewährt, indem ſich nach glaubwürdigen Zeugniſſen amerikaniſcher Reiſender der Güterwerth bereits um 10 bis 30 Procent gehoben hat.

Nächſt jenen Sklavenſtaaten liefert Ungarn ein ſchlagendes Beiſpiel zur Illuſtration unſerer Argumente. In Folge der Privilegien des ungariſchen Adels, der herrſchenden Unſicherheit im Grundbeſitz, der Beſchränkungen bei Veräußerung deſſelben, des Mangels an Ehre und politiſchen Rechten bei dem Bürgerſtand, iſt Ungarn ohne Straßen, ohne blühende Manufakturen und bedeutenden Handel, zählt es bei unermeßlichen Naturhülfsquellen kaum die Hälfte oder den dritten Theil der Bevölkerung, die es nähren und beſchäftigen

könnte. Jene vermeintlichen Vorrechte dienen dem Adel nur dazu, seinen eigenen Wohlstand niederzuhalten. Eine Reform dieser politischen Zustände dagegen würde schnell eine Masse ausländischen Manufaktur- und Handelscapitals ins Land bringen, und den Werth des Grunds und Bodens um das zehnfache steigern.

Allein die Reichthumstheorie hält uns entgegen: alles dies werde im freien Verkehr am schnellsten erzielt; durch Capitalanhäufung, vermittelst freien Verkehrs, werde der Ackerbau gehoben, und aus der Blüthe des Ackerbaues müßten die Manufakturen auf ganz naturgemäße Weise hervorgehen. Jedes Individuum sey für sich der beste Richter, wenn es sich darum handle, den vortheilhaftesten Industriezweig ausfindig zu machen, und das Privatinteresse sei das beste Stimulationsmittel zur Reichthumsvermehrung der Bürger. Der Reichthum der Nationen aber sey nur das Aggregat des Reichthums der Individuen. Eine Nation bedürfe nichts als des Friedens, leidlicher Justiz und nicht allzuschwerer Abgaben, um zum höchsten Grad von Reichthum zu gelangen. (Siehe Dugald Stewards Biographie Adam Smiths.)

Dieses ganze Raisonnement, auf Individualismus und Materialismus gegründet, verkennt die Natur der Nationalität und der produktiven Kräfte gänzlich. Bei den gegenwärtigen Weltverhältnissen können Freiheit und Privatinteresse der Individuen nur innerhalb der Nation ihre Kraft äußern, sobald aber ganze Nationalitäten einander gegenüber stehen, muß vor allen Dingen die Natur der Nationalität in Betracht kommen, und die der Individualität in den Hintergrund treten. Seitdem die Manufakturkraft jeder Nation ein zusammenhängendes Ganzes bildet, und als Ganzes durch Nationalpolitik gehegt und gepflegt wird, ist es thöricht von der Freiheit und Kraftäußerung der Individuen, ganzen Nationalitäten gegenüber, Heil zu erwarten, wie es thöricht wäre, wollte man von der Tapferkeit vieler, nicht zu einem Ganzen verbundener Einzelnen, gegen eine geordnete Armee ein günstiges Resultat hoffen. Man denke sich die Nationalitäten in Fourierſche Phalangen aufgelöst, und man wird die Individualität mit ihrem Privatinteresse und ihrer Freiheit in dieser abgesonderten Gesellschaft aufgehen sehen. Dergleichen Gesellschaften sind wirklich in Nordamerika von deutschen Auswanderern zur Ausführung gekommen und was sehen wir dort? Ganz dieselbe Politik, die erst von

Venedig befolgt, und dann von England nachgeahmt worden iſt; es werden nur Rohſtoffe eingeführt und nur Manufakturwaaren ausgeführt. Ja, Herrn Rapps Politik iſt eine noch viel conſequentere, als die der engliſchen Tories; er hat keine Kornbill eingeführt, in der Abſicht, ſeine Geſellſchaft durch Aushungerung zu bereichern. Durch die Nation empfängt in unſern Tagen das Individuum den größten Theil ſeiner produktiven Kraft. Die individuelle Freiheit und Thätigkeit kann z. B. dem Deutſchen — wie groß auch ſeine individuellen Anlagen und Capitale ſeyen — nicht dazu behülflich ſeyn, den oſtindiſchen Handel zu betreiben, oder eine großartige Erfindung zu verwerthen, er kann dieß nur durch Intervention der engliſchen Nationalität bewerkſtelligen.

Wahr iſt, daß die Agrikulturnation durch freien Handel mit einer in den Manufakturen zur Suprematie gelangten Nation ihren Ackerbau bedeutend fördern kann, aber irrig, daß die ſo bereicherte Agrikulturnation bei freier Concurrenz mit der herrſchenden Manufakturnation auf ihrem innern Markt, eine vollſtändige Manufakturkraft zu pflanzen, auszubilden und zu erhalten vermag. Der Grund davon liegt in der eigenthümlichen Natur der Manufakturen, die eine Maſſe von Geſchicklichkeiten und Angewöhnungen, von Kenntniſſen und Uebungen, von Verfahrungsweiſen, Geräthſchaften und Maſchinerien, von öffentlichen Einrichtungen und ökonomiſchen und bürgerlichen Connexionen und von materiellem Capital vorausſetzt, welche nur durch langes, gleichförmiges, ununterbrochenes, von Generation zu Generation fortgeſetztes Beſtreben zu erlangen iſt, deren Beſitz in wohlfeilen Manufakturwaarenpreiſen ſich ausſpricht. Es iſt das Prinzip der Stätigkeit und Continuation, welches, wie bei allen menſchlichen Gründungen überhaupt, ſo beſonders bei Gründung der Gewerbe und einer nationalen Manufakturkraft die Baſis großer Leiſtungen und Stiftungen iſt. Die Geſchichte der Klöſter und Dynaſtien, der Städte und Nationen, wie die der einzelnen W[illegible]ſchaften und Künſte, beſtätigt uns die Macht dieſes Princips. D[illegible]ur zu ihrer gegenwärtigen Ausbildung, jene nur zu Anſehe[illegible]eichthum und Macht gelangt, indem eine Reihe von Generationen nach einem und demſelben Ziel ſtrebte, und jede neue Generation das Werk der vorigen da fortſetzte, wo ſie es gelaſſen hatte. Nur in Folge dieſes Princips war es einzelnen Klöſtern, Corporationen und Städten möglich, Bauwerke herzuſtellen,

deren Anlagekoſten vielleicht den ganzen Werth ihres gegenwärtigen Beſitzthums weit überſteigt. Jeder Gewerbsmann und Fabrikant wird uns bezeugen, mit welchen Schwierigkeiten der Anfang eines jeden Geſchäfts verbunden iſt, ſelbſt nachdem derjenige Manufakturzweig, welchem das Geſchäft angehört, bereits einen hohen Grad von Ausbildung erlangt hat, um wie viel leichter es iſt, ein bereits begonnenes Geſchäft weiter auszubilden und auszudehnen, als ein neues zu begründen, und daß durch anhaltenden, eifrigen, mit Kenntniß, Umſicht und Oekonomie verfolgten, und durch materielles Capital zureichend unterſtützten Betrieb jedes Geſchäft im Lauf der Zeit gewinnreich werden muß. Ueberall wo man nach der Entwicklung eines jetzt in hoher Blüthe befindlichen Manufakturzweigs forſcht, findet man, daß er nur durch die Anſtrengungen und Verbeſſerungen einer Reihe von Generationen zu ſeiner jetzigen Ausbildung gelangt iſt. Dehnt man ſeine Forſchungen auf die Manufakturkraft ganzer Nationen aus, ſo erſtaunt man bei der Wahrnehmung, wie überall ein Induſtriezweig aus dem andern erwachſen, wie das Gedeihen jedes beſondern Induſtriezweigs durch das Gedeihen aller Uebrigen bedingt, wie das Ganze nur dadurch entſtanden iſt, daß jeder Zweig von Generation zu Generation gehegt und gepflegt ward. Beobachten wir auf der andern Seite die Wirkungen der dem Prinzip der Stätigkeit und Continuation feindlichen Elemente, der Störungen und Unterbrechungen durch Kriege, auswärtige Handelsmaßregeln, Concurrenz, Handelskriſen und Fluctuationen oder durch innere Calamitäten: ſo ſehen wir, wie manchmal das, was die Induſtrie nur im Lauf von Menſchenaltern vollbringen konnte, im Lauf weniger Jahre, durch Stockungen oder rückgängige Bewegungen vernichtet ward. Die Manufakturgebäude geriethen in Zerfall, die Arbeiter, Techniker und Unternehmer wanderten aus oder verkümmerten, die materiellen Manufakturcapitale fielen entweder der rohen Natur wieder anheim, oder floſſen ins Ausland. Dieß iſt die Natur der Gewerbe und der Nationalmanufakturkraft, und hieraus muß man ſich die Erſcheinung erklären, warum eine alte längſt zur vollſtändigen Ausbildung gelangte — durch eine kräftige Handelspolitik in ihrem innern Beſtand beſchützte — und in ihrem auswärtigen Abſatz unterſtützte Nationalmanufakturkraft bei freier Concurrenz eine erſt werdende — auf ihrem innern Markt nicht beſchützte — mit den

von uns ſchon weiter oben geſchilderten Nachtheilen des erſten Anfangs noch kämpfende Manufakturkraft nie aufkommen laſſen wird. Eine ſolche Concurrenz iſt der Kampf eines Gullivers mit Liliputern, eines erſtarkten Mannes mit Kindern.

Wenn aber doch nicht geläugnet werden kann, und auch von uns zugeſtanden worden iſt, daß durch den fremden Handel vermittelſt Ausfuhr von Produkten und Einfuhr von fremden Fabrikaten Civiliſation und Reichthum der Agrikulturnation befördert werden (Macht und Independenz außer Frage gelaſſen), findet letztere alsdann nicht wenigſtens Erſatz für den Mangel einer eigenen Manufakturkraft in der Proſperität ihres Ackerbaues? Allerdings — aber nur bis zu einem gewiſſen Punkt — nur ſo lang, als der innere Ackerbau noch nicht zu einer gewiſſen Entwicklung gelangt iſt — als die geſellſchaftlichen Zuſtände der Nation noch unvollkommen ſind — als die Produktenausfuhr im Verhältniß zu der Produktenvermehrung noch wachſen kann. Wird aber der Handel durch Kriege unterbrochen — oder bezieht die zur Manufakturſuprematie gelangte Manufakturnation ihre Bedürfniſſe an Rohſtoffen und Lebensmitteln aus andern Ländern — oder ſchließt ſie gar dieſelben durch Handelsbeſchränkungen von ihren Gränzen aus — ſo entſteht im Agrikulturſtaat der verkrüppelte Ackerbau, d. h. die Produktenvermehrung, welche dazu dienen ſollte, entweder fremde oder einheimiſche Manufakturiſten zu nähren, und dadurch den Agrikulturiſten in Wohlſtand zu verſetzen, wirkt nun bloß auf die Vermehrung der Agrikulturbevölkerung, und damit auf die Zerſtückelung des Grunds und Bodens, bis der Antheil jedes Individuums ſo klein geworden iſt, daß er in der äußerſten Nothdurft des kleinen Ackerbauers ſeine Gränze findet, d. h. daß dieſer nur ſo viel zu produciren vermag, als zu ſeiner kümmerlichen Ernährung und Bekleidung erforderlich iſt. In dieſem Zuſtand beſteht neben großer Ausbildung der Agrikultur im Ganzen ein hoher Grad von Armuth unter den Individuen. Früh oder ſpät muß dieſer Zuſtand bei jeder Nation eintreten, welche, auf einem gewiſſen Punkt ihrer Agrikulturentwicklung angelangt, nicht darauf bedacht iſt, oder die Mittel nicht beſitzt, eine nationale Manufakturkraft zu pflanzen, und ſie gegen auswärtige Beeinträchtigungen zu ſchützen. Nur durch Pflanzung einer einheimiſchen Manufakturkraft kann dieſes Uebel geheilt werden; nur dadurch wird einerſeits ein

groſser Theil der Agrikulturbevölkerung in die Manufakturen hinübergezogen, andererſeits aber durch groſse Nachfrage nach Agrikulturprodukten der groſse Ackerbau gewinnreicher, und zu Arrondirungen angereizt.

Die Urquelle aller vorerwähnten Irrthümer der Reichthumslehre iſt: „daß ſie eben nur eine Reichthumslehre iſt, daß ſie den Reichthum, nicht die Kraft, welche den Reichthum hervorbringt und beſchützt, zum Hauptgegenſtand ihrer Forſchungen gemacht hat.“ Der Reichthum aller Einzelnen ſey das Aggregat des Reichthums der Nation? Allerdings, aber es handelt ſich in dieſer Frage überall nicht um Tauſchwerth und Reichthum, ſondern um produktive Kraft, und die produktive Kraft einer ganzen Nation iſt eine ganz andere, als die der Individuen; denn ſie beſtimmt ſich nach der Theilung der Arbeit in nationaler Ausdehnung, und nach den geſellſchaftlichen, bürgerlichen und politiſchen Inſtitutionen der Nation. Es iſt zu verwundern, daß Smith das von ihm entdeckte oder vielmehr bei Ariſtoteles gefundene Geſetz der Theilung der Arbeit nicht bis in ſeine höheren Conſequenzen verfolgt hat. Denn wie in der einzelnen Fabrik die Arbeiter, durch zweckmäſsige Theilung der Operationen und geiſtige wie örtliche Vereinigung ihrer individuellen Produktivkraft zu einem und demſelben Zweck und Ziel ein gröſseres Produkt zu Stande bringen als vereinzelt, ſo iſt dies der Fall in der geſammten Manufakturinduſtrie, in der geſammten Agrikultur, im geſammten Nationalhaushalt. Wenn eine ganze Nation ihre Nationalarbeiten in der Art getheilt hat, daß ein verhältniſsmäſsiger Theil der Bevölkerung ſich dem Ackerbau, ein anderer den Manufakturen widmet, ſo muß die produktive Kraft der Individuen, daher auch ihre Produktion offenbar eine gröſsere ſeyn, als wenn die ganze Bevölkerung der Nation ſich nur auf den Ackerbau legt, und die Manufakturwaaren von Auſsen bezieht. Die Produktivität der Arbeitstheilung nämlich geht nicht allein aus der Theilung der Operationen, ſondern auch aus der Vereinigung der Individuen zu einem und demſelben Zweck hervor, und ſie iſt offenbar um ſo bedeutender, je näher ſich die Individuen ſtehen, je weniger ſie geiſtig und räumlich von einander getrennt ſind. Aus demſelben Grund muß das Produkt der Agrikuluriſten und

Manufakturisten um so größer seyn, je näher sie einander stehen, je weniger sie durch Kriege, Handelsmaßregeln und Handelskrisen von einander getrennt werden können, je mehr also durch ununterbrochenen Tausch ihrer beiderseitigen Produkte ihre beiderseitige produktive Kraft und das fortwährende Wachsthum derselben garantirt ist. Aus demselben Grund muß die produktive Kraft der einzelnen Agrikulturisten eine größere seyn, wenn sie durch das Bestehen einer Manufakturkraft im Innern der Nation, nämlich durch die daraus erwachsende Nachfrage nach mannigfaltigen Agrikulturprodukten und durch die von ihr hervorgerufenen Transportverbesserungen in den Stand gesetzt werden, ihren Grund und Boden für diejenige Kulturen zu benützen, welche seiner besondern Natur am meisten entsprechen, als wenn aus Mangel an großer Nachfrage nach mannigfaltigen Produkten und an Transportmitteln jeder Agrikulturist sich auf alle Zweige des Ackerbaues legen muß. Aus demselben Grund muß die produktive Kraft des einzelnen Manufakturisten eine andere seyn, wenn alle andern Manufakturzweige, deren er zum Bezug seiner Bedürfnisse oder zum Absatz seiner Produkte bedarf, ihm räumlich nahe stehen, und politisch mit ihm vereinigt sind, als wenn sie sich im Ausland befinden, und durch Kriege und Handelsmaßregeln von ihm getrennt werden können. Die Wichtigkeit dieser Arbeitstheilung, welche wir im Gegensatz zur internationalen Arbeitstheilung und zur Privatarbeitstheilung die Nationalarbeitstheilung nennen, hat die Reichthumslehre zwar nicht anerkannt und ausgebildet (sie wäre sonst wohl auch zur Erkenntniß ihrer Irrthümer gekommen), aber sie hat sie gefühlt. Dieß folgt aus ihrem Argument, daß der innere Handel einer Nation zehnmal wichtiger sey, als der auswärtige. Dadurch ist anerkannt worden, daß die durch den innern Handel bewirkte Nationalarbeitstheilung zehnmal wichtiger ist, als die durch den fremden Handel bewirkte internationale Arbeitstheilung und daß alle Verhältnisse, wodurch die Nationalarbeitstheilung befördert wird, für die gegebene Nation zehnmal wohlthätiger und vortheilhafter seyn müssen, als diejenigen, wodurch die internationale Arbeitstheilung befördert wird. Die produktive Kraft einer ganzen Nation ist ferner darum eine ganz andere als die der Individuen, weil sich die letztere nach der größern oder geringern Vollkommenheit der Regierung und der öffentlichen Anstalten, der Gesetze,

überhaupt der gesellschaftlichen und politischen Zustände bestimmt, und weil demnach die Individuen den größten Theil ihrer produktiven Kraft vom Staate empfangen.

Aus der gleichen falschen Quelle fließen die Argumente, welche mit den Sätzen geführt worden sind: die Waaren müsse man da kaufen, wo sie am wohlfeilsten zu haben seyen — die Produkte würden nur mit Produkten erkauft — der Werth der Einfuhren und der Ausfuhren müsse sich jeder Zeit von selbst balanciren — die verminderte Einfuhr müsse eine verminderte Ausfuhr zur Folge haben — u. s. w., denn in nationaler Hinsicht kommt es bei dem internationalen Handel überall gar nicht darauf an, ob man an den Einfuhren und Ausfuhren Gewinn oder Verlust an Werthen mache, sondern nur darauf, ob unsere produktive Kraft, unsere Nationalwohlfahrt, Selbstständigkeit und Macht dadurch beeinträchtigt oder gehoben werden. Beispiele von dem Unterschied beider Systeme haben wir oben angeführt, und eines der frappantesten haben uns in der neuesten Zeit die Engländer mit dem Leinenwaarenhandel geliefert. Es kömmt bei der Leinwandfrage, die gegenwärtig in Frankreich discutirt wird, nicht darauf an, ob die Engländer uns in Rohstoffen, Weinen u. s. w., an Werth eben so viel abnehmen, als sie uns an Leinenwaaren liefern, und ob unsere Kaufleute daran an Werth gewinnen oder nicht; darauf kömmt es an: ob wir dadurch dem Punkt, unsere eigene Manufakturkraft mit unserer eigenen Agrikulturkraft ins Gleichgewicht zu bringen, ob wir dieser ersten Aufgabe jeder Nation, die sich aus der Barbarei zu Ansehen und Würde, zu Selbstständigkeit und Macht erheben, und auf diesem Standpunkt behaupten will, näher gebracht oder davon entfernt werden. Löst Deutschland diese Aufgabe so schnell, als es vermag, so wird es seinen Rohstoffen und Lebensmitteln an innerm Absatz sicherlich nicht fehlen, und mit Gottes Hülfe mag es auch noch dahin kommen, daß die Deutschen fremdes Korn einführen. Verständige Engländer selbst müssen Deutschland die Fähigkeit zu Versorgung seines eigenen Manufakturmarktes zuerkennen. Erst noch kürzlich sagte ein angesehener englischer Statistiker: seyen anders die Continentalvölker bei gesundem Verstande, so werde England auf den Absatz seiner Manufakturwaaren nach dem Continent in Zukunft wenig rechnen dürfen. In der That diejenigen, welche das Heil Deutschlands von der

Aufhebung der engliſchen Kornbill, und von der Produktenausfuhr überhaupt hoffen, ſind jenen Schildbürgern nicht unähnlich, die den Grund und Boden, worauf ihre Gebäude ſtehen und ihre Verkehrsſtraßen angelegt ſind, gerne zu landwirthſchaftlichen Zwecken benützen möchten. Was Deutſchland Noth thut, iſt: Transportmittel — verbeſſerte Transportmittel — ein vollkommenes Transportſyſtem — ſodann Einfuhr von Technikern, Manufakturiſten, geſchickten Arbeitern und Manufakturcapitalien — nicht aber fremde Manufakturwaaren. Was allen Continentalvölkern, Oeſterreich und dem deutſchen Zollverein, Holland und Belgien, Frankreich und Rußland Noth thut, iſt: ein veredeltes Continentalſyſtem. Die dem Napoleoniſchen Continentalſyſtem zu Grunde liegende Idee, iſt und bleibt eine wahre, ſo lange die Continentalnationen in der Gewerbsinduſtrie, in Handel und Colonien, in Schifffahrt und Seemacht noch ſo unendlich weit hinter England ſtehen. Unter ſich ſind ſie einander nicht ſo ungleich, daß nicht durch ſehr mäßige Zollſätze ihre wechſelſeitigen Intereſſen ins Gleichgewicht zu ſtellen wären. Und da der nordamerikaniſche Continent mit dem europäiſchen in Beziehung auf Manufakturkraft ſowohl, als auf Seemacht, ganz gleiches Intereſſe hat, ſo dürfte es auch einer ſolchen Handelscoalition unſchwer gelingen, ſich mit Nordamerika in gleichem Geiſte zu vereinigen, und vermittelſt dieſer Vereinigung England in jeder Beziehung die Wage zu halten.

Durch ſeine Vervollkommnungen der Flachs- und Hanffabrikation hat England den Satz: daß die Manufakturkraft einer Nation ein Ganzes bilde, und daß jeder beſondere Induſtriezweig durch alle übrigen zu ſeinem Vortheil oder Nachtheil influenzirt werde, in höchſt auffallender Weiſe illuſtrirt. Man ſtreitet ſich in dieſem Augenblick in Frankreich darüber, wie es komme, daß England in der letzten Zeit in der Leinwandfabrikation ſo unermeßliche Fortſchritte gemacht habe, da doch Napoleon auf die Erfindung einer Baumwollenſpinnmaſchine einen ſo großen Preis geſetzt, und die franzöſiſchen Mechaniker und Fabrikanten ſich zuerſt mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt hätten. Man unterſucht, ob die Engländer oder die Franzoſen mehr mechaniſches Talent beſäßen u. ſ. w. Man gibt alle Erklärungen, nur nicht die richtige und natürliche. Es iſt Thorheit, den Engländern größeres Talent für die Mechanik und größeres Geſchick und größere Tüchtigkeit für

die Mechanik und größeres Geſchick und größere Tüchtigkeit für die Induſtrie überhaupt zuzuſchreiben, als den Deutſchen oder Franzoſen. Vor Eduard III waren die Engländer die erſten Taugenichtſe der Welt. Damals ließen ſie ſich nicht einfallen, in Beziehung auf mechaniſches Talent und Gewerbsgeſchick ſich mit den Italienern und Belgiern, oder mit den Deutſchen zu vergleichen. Seitdem hat ihre Regierung ſie in die Schule genommen, und ſo ſind ſie nach und nach dahin gelangt, daß ſie am Ende ihrem Lehrmeiſter die Gewerbsfähigkeit abſprechen wollen und ſcheinbar auch können. Wenn die Engländer in der Maſchinerie der Leinwandfabrikation in den verfloſſenen zwanzig Jahren ſchnellere Fortſchritte gemacht haben, als die Franzoſen und die Deutſchen, ſo kommt dieß nur daher, daß ſie — erſtens in der Mechanik überhaupt weiter voran geweſen — zweitens, daß ſie insbeſondere in der mit der Leinwandſpinnerei und Weberei ſo nahe verwandten Baumwollenmaſchinenſpinnerei und Weberei weiter voran geweſen — drittens, daß ſie in Folge ihrer früheren Handelspolitik im Beſitz größerer Capitalien geweſen — viertens, daß in Folge ihrer Handelspolitik ihr Markt für Leinwandfabrikate weit ausgedehnter war, und endlich, daß ihre Schutzzölle in Verbindung mit den erwähnten Verhältniſſen ihrem mechaniſchen Talent größern Reiz und größere Mittel boten, ſich auf die Vervollkommnung dieſes Induſtriezweigs zu werfen.

Mit Grund hat die Reichthumstheorie gegen folgende Sätze des Merkantilſyſtems Proteſtation erhoben: daß der Reichthum der Nationen bloß im Beſitz edler Metalle beſtehe — daß eine Nation nur gewinnen könne, was die andere verliere — daß aus der Handelsbilance die Zu- oder Abnahme des Nationalreichthums zu folgern ſey. Aber ihrerſeits hat ſie hinwiederum nicht eingeſehen und erkannt, daß unter den gegenwärtigen Weltverhältniſſen bei unbeſchränktem Verkehr zwiſchen einer Manufakturnation und einer Agrikulturnation die letztere ſtets in der Schuld der erſteren ſich befindet; ſie hat die Fälle, in welchen hieraus Handelscriſen erwachſen und die nachtheiligen Wirkungen von dergleichen Criſen für den Agrikulturſtaat nicht ins Licht geſtellt; ſie hat nicht unterſchieden zwiſchen dem bloßen Beſitz des Geldes und der Dispoſitionskraft über das Geld. So z. B. beſitzt England eine ungleich geringere Quantität Geld als Frankreich; es disponirt

aber in Folge ſeiner Manufaktur- und Handelskraft über ungleich größere Summen als Frankreich, nämlich über alle Baarſchaften, die bei den mit ihm in Verkehr ſtehenden Agrikulturnationen circuliren. Die Reichthumstheorie, indem ſie den Irrthum aufdeckte, daß die Nationen nur durch Verluſt anderer Nationen gewinnen können, iſt in die entgegengeſetzte irrige Anſicht verfallen, daß aller internationale Handel der Nation Vortheil bringe, während doch, wie wir nachgewieſen zu haben glauben, und wie das Beiſpiel von Portugal unwiderleglich beweist, eine Nation durch den fremden Handel nicht nur die wichtigſten Zweige ihrer Nationalinduſtrie, ſondern ſogar ihre ganze Manufakturkraft verlieren, alſo von einer Agrikulturmanufakturnation zu einer bloßen Agrikulturnation degradirt werden kann.

Die Geſchichte des Handels und der Induſtrie von Nordamerika und insbeſondere der allerneueſten Handelscriſis jenes Landes beweist, wie nothwendig es ſey unter den gegenwärtigen Weltverhältniſſen, daß eine Agrikulturnation, vermittelſt ihrer Handelspolitik, ihre Einfuhren mit ihren Ausfuhren ins Gleichgewicht zu ſtellen wiſſe, welche furchtbare Criſen aus einer Störung dieſes Gleichgewichts entſpringen, und daß dieſe Störungen ohne ein zweckmäßiges Handelsſyſtem mit der ſteigenden Kultur des Agrikulturſtaats in furchtbarer Progreſſion wachſen. Es kommt nicht darauf an, daß die Einfuhren und Ausfuhren in langen Zeiträumen ſich balanciren, dieſes Gleichgewicht ſtellt ſich allerdings von ſelbſt wieder her, wenn nicht durch reiche Ernten, doch durch Handelscriſen und durch Nationalbankrott. Darauf kommt es an, daß ſich die Einfuhren mit den Ausfuhren in kurzen Zeiträumen, wo möglich von einer Ernte zur andern, balanciren; denn in dieſem Fall ſind jene Criſen unmöglich. Zu der gegenwärtigen amerikaniſchen Criſis haben allerdings die engliſchen Anleihen, die großen Unternehmungen und die Bankconfuſion das Ihrige beigetragen; wären aber die Einfuhren mit den Ausfuhren im Gleichgewicht geſtanden, ſo hätten die fremden Anleihen und die großen Unternehmungen die Handelscriſis nicht nur nicht vermehrt, ſondern den Flor des Landes bedeutend gehoben. Der Hauptgrund der Criſis iſt in der Herabſetzung der amerikaniſchen Zölle von 1833 zu ſuchen. Die engliſchen Manufakturiſten, zu Exportationen angereizt und durch Wechſeldiscontirungen der engliſchen Banken darin

unterſtützt, überführten den amerikaniſchen Manufakturmarkt mit ihren Waaren, gewährten dem amerikaniſchen Zwiſchenhändler Credit, und ſetzten ihn dadurch in den Stand, dem amerikaniſchen Conſumenten wiederum Credit zu gewähren. Dieſe Creditgebung ward andererſeits durch die amerikaniſchen Banken noch ferner vermittelt. Da der einzelne engliſche Manufakturiſt und Exporter nicht berechnete, oder nicht berechnen konnte, wie groß das Geſammtbedürfniß an Manufakturwaaren in Nordamerika ſey, wie hoch die Geſammtausfuhr von England ſich belaufe, und wie Geſammtnachfrage und Geſammtzufuhr ſich zu einander verhalten werden, ſo führte jeder ſo viel aus, als er nur auf Credit anbringen konnte. So entſtand ungeheures Mißverhältniß zwiſchen den Schulden und dem Zahlungsvermögen der Nordamerikaner. Wollten jetzt die Engländer den Amerikanern nur ein Jahr lang creditiren, bis die Baumwolle von 1839 und 1840 an Zahlungsſtatt gegeben werden kann, wollte England nur den dießjährigen und den künftigen Getreideüberfluß der Nordamerikaner an Zahlungsſtatt nehmen, ſo würden ſich die übertriebenen Einfuhren der vergangenen Jahre leicht ausgleichen laſſen. Aber England will kein Getreide zu wohlfeilen Preiſen und kann auch nicht warten, bis die Baumwolle von 1839 und 1840 in den Markt kommt. Es braucht Geld — baares Geld — weil die engliſchen Handelsverhältniſſe in China durch die Störung des Opiumhandels, durch augenblickliche Getreidebezüge vom Continent u. ſ. w. einen plötzlichen Abfluß ſeiner Baarſchaften veranlaßt haben. Es braucht augenblicklich Gold. Wie bewährt ſich nun in dieſem Fall die Theorie? Zwar circuliren in Nordamerika mehr Baarſchaften als je (man rechnet zwiſchen 80 und 100 Millionen Dollars), aber die Engländer können darüber disponiren, und disponiren in der That darüber. Was hilft den Amerikanern ihre Baumwolle und ihr Getreide, ſie ſollen Gold geben. Vermindert ſich aber die Quantität ihrer reellen Werthausgleichungsmittel, ſo ſtürzen die Banken, ſo ſtürzen die Kaufleute, und in Folge ihres Sturzes verbreitet ſich der Bankrott über den ganzen Manufaktur- und Agrikulturſtand. Dieſes Schickſal ſuchen ſie durch Einſtellung der Baarzahlungen abzuwenden, ſie wollen mit der neuen Baumwolle, nicht mit Gold bezahlen. Hier ſieht man nun, daß, wo der Staat die ihm obliegende Sorge, die Einfuhren mit den Ausfuhren ins

Gleichgewicht zu ſtellen, nicht übernimmt, die Geldcorporationen und am Ende die Privatperſonen ſie übernehmen wollen; nur zeigt ſich der Unterſchied, daß es durch den Staat mit Wirkſamkeit geſchehen wäre, indem ſich die Oekonomie der Nation durch ſeine Vorkehrungen in ihrem Beſtand erhalten hätte, während jetzt die Geldcorporationen und Privatleute vergeblich das ſchon eingetretene Mißverhältniß zu bekämpfen ſuchen. Denn die Baumwollenproduktion von Nordamerika iſt von jeher der Nachfrage weit vorangeeilt, und werden nun große Maſſen dieſer Waare auf den Markt geworfen, ſo tritt Werthloſigkeit oder doch ein ganz unverhältnißmäßiges Fallen der Baumwollenpreiſe ein, und die Baumwolle hört auf ein Zahlungsmittel zu ſeyn. Auf die Kornausfuhr iſt bei den gegenwärtigen Korngeſetzen von England gar nicht zu rechnen, und auch von dieſer Seite aus droht dem Nationalhaushalt Verderben. In Folge der unſinnigen Handelspolitik verließen nämlich große Maſſen von Menſchen und Capitalien die Manufakturen und warfen ſich auf den Ackerbau; ferner mußte faſt der ganze neue Zuwachs an Menſchen und Capital in demſelben Unterkommen ſuchen. Jede neue Colonie bedarf aber im Anfang Lebensmittel und trägt daher zum Steigen der Produktenpreiſe bei, während ſie, nachdem ſie die erſten Jahre überwunden hat, ſelbſt großen Ueberfluß an Lebensmitteln producirt und auf den Markt wirft. Dieſer Fall iſt mit dem gegenwärtigen Jahre eingetreten. Während in den vorigen Jahren das Faß Mehl 9 bis 12 Dollars galt, iſt es bereits auf 5 bis 6 Dollars geſunken, und muß bei dem Mangel an Abſatz nach Außen, und bei dem beſchränkten Abſatz an die innern Manufakturiſten, deren Zahl ſich in Folge der Handelspolitik nicht nur nicht vermehrt, ſondern bedeutend vermindert hat, noch weiter ſinken. Das Fallen der Getreidepreiſe muß aber nothwendig auch ein Fallen der Güterpreiſe und ſomit den Bankrott aller derjenigen Agrikulturiſten zur Folge haben, deren Eigenthum um hohe Preiſe gekauft und dafür hypothecirt worden iſt. Aus dieſem nun ſchon zum vierten oder fünften Mal eingetretenen Verhältniß läßt ſich abnehmen, welchen Werth eine Theorie habe, die den Satz aufſtellt, daß die Regierung um die Gleichſtellung der Einfuhren mit den Ausfuhren ſich gar nicht zu bekümmern habe, und welche die Manufakturen nicht als das hauptſächlichſte Mittel erkennt, der Nation zur Dispoſition über die ihr zu

allen Zeiten erforderliche Quantität von Circulationsmittel zu verhelfen.

Man pflegt in der neueſten Zeit öfters die Schweiz als Beiſpiel anzuführen, wie die Manufakturen ohne Schutzzölle gedeihen können. Dr. Bowring hat dieſes Beiſpiel zum Behuf ſeiner Demonſtrationen in Frankreich und Deutſchland mit gutem Vortheil ausgebeutet. Man hat aber nicht bedacht, daß die Schweiz ihre Gewerbe zumeiſt beſonderen Vortheilen verdankt, in deren Beſitz ſie ſich ſeit Jahrhunderten befindet. Der Grund zu ihrer gegenwärtigen Manufakturkraft iſt, wie in allen Ländern alter Kultur, durch die Zunft- und Städteverfaſſung gelegt worden. Alsdann iſt dem Lande zu Statten gekommen, daß es mitten in den Brandungen des Despotismus, des Fanatismus, der Revolutionen und der Kriege Europas, ſeit Jahrhunderten gleichſam eine Inſel der bürgerlichen und religiöſen Freiheit bildete, in der jeder Verfolgte oder Vertriebene, welcher Partei er angehörte, ein Aſyl ſuchte und fand; wodurch, wie auch in der neueſten Zeit durch Reiſende, aus allen Ländern Maſſen geiſtiger und materieller Capitale zufloſſen. Unter den ungemein wohlfeilen und ſehr geordneten — dem Induſtrieſtand Ehre und Einfluß, Beſitz und Genuß ſeines Erwerbs ſichernden ſchweizeriſchen Cantons- und Stadtregierungen mußten geringe Capitalanfänge im Lauf der Jahrhunderte nothwendig zur Bedeutenheit anwachſen. Ferner iſt das Land für den Handel zwiſchen Deutſchland, Italien und Frankreich ungemein günſtig gelegen und theilweiſe privilegirt. Schon die gute Gelegenheit, ſich die drei verſchiedenen Sprachen anzueignen, die Geſetze, Einrichtungen und Verhältniſſe der drei verſchiedenen Länder kennen zu lernen, mußte den Schweizern in dieſer und jeder andern Beziehung anſehnliche Vortheile verſchaffen. Civiliſation, Gemeingeiſt, bürgerliche und religiöſe Freiheit nährten Rührigkeit und Unternehmungsgeiſt, die, bei der großen Beſchränktheit der innern Nahrungsquellen, die Schweizer nach fremden Ländern trieben, wo ſie, wie ein Bienenſchwarm Honig ſammelten, um ihn in ihre Zellen zu tragen. Auf der einen Seite waren den ſchweizeriſchen Manufakturen die meiſten deutſchen Länder ſeit Jahrhunderten unverſchloſſen, und die vorerwähnten Vortheile mußten ihnen dort in manchen Manufakturartikeln das Uebergewicht ſichern. Auf der andern war das Land durch Natur- und Handelsverhältniſſe im

Einſchwärzen ſeiner Waaren nach den verſchloſſenen Staaten überaus begünſtigt. Auch iſt die Induſtrie der Schweiz nicht ſowohl eine nationale, welche ſich in Gegenſtänden des allgemeinen Verbrauchs auszeichnet, als eine Luxusinduſtrie, die ſich im Großen hauptſächlich auf Gegenſtände verlegt, welche leicht einzuſchwärzen oder nach entfernten Weltgegenden zu verführen ſind. Zieht man dieſe Verhältniſſe gehörig in Erwägung, ſo wird man ſchwerlich dadurch zu dem Schluß geführt, daß zur Zeit die Continentalnationen ſich beſſer bei freiem Handel mit England, als bei Schutzſyſtemen ſtänden. Es iſt unbegreiflich, wie franzöſiſche Theoretiker das Beiſpiel der Schweiz für ihre Welthandelsfreiheitsargumente anführen mögen, ohne nur zu berückſichtigen, daß die Schweiz, nach dem Maßſtab des gegenwärtigen franzöſiſchen Abgabenſyſtems, im Verhältniß der Seelenzahl ungefähr 60 bis 70 Millionen Franken Abgaben zu bezahlen hätte, während ſie jetzt vielleicht kaum den zehnten Theil bezahlt. Aus dem Beiſpiel der Schweiz folgt nun, daß eine Nation, nachdem ſie unter günſtigen Umſtänden gewiſſe Gewerbszweige zur Vollkommenheit gebracht, die auswärtige Concurrenz in dieſen Gewerbszweigen nicht zu fürchten hat; nicht aber, daß ſie des Schutzſyſtems nicht bedürfe, um ſie zur Vollkommenheit zu bringen.

Bei Erwähnung der Zunftverfaſſung können wir nicht unbemerkt laſſen, daß dieſe Einrichtung früher die Dienſte eines Lokalſchutzſyſtems vertrat, durch Beſchränkung der Arbeiter und Meiſterzahl entnahm ſie die meiſten Manufakturbedürfniſſe des Landes dem großen Verkehr, belehnte den Manufakturiſten gleichſam mit dem Manufakturmarkt in einem gewiſſen Umkreis, garantirte ihm Monopolpreiſe gegen den Agrikulturiſten, ſchuf aber dagegen überall einen Produktenmarkt in der Nähe des Agrikulturiſten, welcher ſeinerſeits für die meiſten Produkte ein natürliches Monopol beſaß, und verbreitete damit Lokalarbeitstheilung auf der ganzen Oberfläche des Landes. Unter ſolchen Verhältniſſen konnte ſich die fremde Concurrenz an Manufakturwaaren hauptſächlich nur auf Luxusgegenſtände erſtrecken. Ganz anders geſtaltet ſich nun aber das Verhältniß unter dem Einfluß der großen Fabriken. Ueberall, ſo weit ihre Concurrenz reicht, verſchwindet der Handwerker und kleine Fabrikant. Die Tuchfabrik tödtet das Tuchmacherhandwerk, die Steingutfabrik das Töpferhandwerk, die Eiſen- und Stahlfabriken

(Hardware) die Gewerbe der Messerschmiede, Schlosser u. s. w. Je weiter die Erfindungen fortschreiten, desto mehr muß zur Zeit das kleine Gewerbe und die Hausfabrikation schwinden. Dieß zeigt sich recht klar an der Leinwandfabrikation, die inzwischen mehr noch vom Dorfe, als von der Stadt betrieben ward. Dadurch verliert der Agrikulturist offenbar mehr und mehr seinen Lokalmarkt, und Ersatz oder Gewinn kann ihm aus dieser Veränderung nur erwachsen, wenn die Zahl der inländischen Fabrikarbeiter steigt, und wenn er durch Transporterleichterungen mit diesen entfernter wohnenden Consumenten in wohlfeilen Verkehr gesetzt wird. Dagegen muß der Einfluß der fremden Concurrenz in Manufakturwaaren, der Handelsunterbrechungen durch Kriege und feindselige Handelsmaßregeln und der Crisen auf dem Waaren-, Produkten- und Geldmarkt sich um so fühlbarer machen, und die große Masse der Bevölkerung des Landes um so mehr in ihren Wirbel ziehen, je mehr das kleine Gewerbe in einem Lande von dem großen erdrückt wird. Wir sind weit entfernt, hieraus die Nothwendigkeit der Beibehaltung der Zunftverfassung zu folgern; wir wollen nur bemerklich machen, daß nach dem Verfall der Zunftverfassung ein Theil der wohlthätigen Zwecke, welche durch dieselbe erreicht worden sind, dem Staate zur Besorgung anheim fällt.

Wenn die Manufakturkraft der Nation, in ihrer Totalität betrachtet, als Ursache und Wirkung eines ungleich höheren Grades von Civilisation, von bürgerlicher Freiheit, von Wohlstand, Unabhängigkeit und Macht der Nation erscheint, als im Agrikulturstaat je eintreten kann, so ist dagegen nicht in Abrede zu stellen, daß die großen Fabriken mannigfaltige und große Nachtheile im Gefolge haben, und daß das Manufakturſystem des Mittelalters, indem es eine große Anzahl freier, selbstständiger, an Wohlstand, Gewerbsbetrieb und Bildung einander so ziemlich gleichstehender, und in ihrem Bestand und Wesen für die ganze Lebenszeit gesicherter Manufakturisten zu einem Gemeinwesen verband, große Vorzüge hatte vor der neuen Ordnung, die eine große Anzahl unselbstständiger, auf den nothdürftigsten Lebensunterhalt beschränkter, oft dem Mangel ausgesetzter und in ihrem Beruf auf die Erlernung weniger Handgriffe beschränkter Manufakturarbeiter einigen wenigen Gebildeten und Reichen unterwirft; dagegen ist aber auch nicht zu

verkennen, daß offenbar die Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten und die Gesetze der Natur selbst den frühern Zustand gestürzt haben — daß, nachdem einmal eine Nation diesen Gesetzen Folge gegeben, die übrigen Nationen den frühern Zustand unmöglich aufrecht halten konnten, ohne in ihrer Kultur und Macht überhaupt zurückzubleiben — daß offenbar die größten Gebrechen, die wir an der neuen Ordnung in England gewahren, von dem falschen Streben dieser Nation, die ganze Manufakturkraft der Erde zu monopolisiren, und überhaupt von einer fehlerhaften Gesetzgebung und Handelspolitik herrühren. Endlich scheint uns, die neue Ordnung sey eine provisorische; sie gehöre nur einer Uebergangsperiode an.

Der Zustand des englischen Manufakturarbeiters wird hauptsächlich gedrückt: durch die vermittelst der falschen Douanengesetzgebung und der ungeheuern Consumtionsauflagen bewirkte künstliche Vertheurung der ersten Lebensbedürfnisse; durch die häufigen Fluctuationen im Manufakturwaarenmarkt, eine natürliche Folge der universellen Ausbreitung des englischen Handels; endlich durch das stete Bestreben der englischen Regierung, den englischen Manufakturwaaren auf allen fremden Märkten durch größere Wohlfeilheit Absatz zu verschaffen — eine Rücksicht, wodurch sie von allen denjenigen legislativen Anordnungen abgehalten wird, die zwar den Zustand des Arbeiters verbessern, zugleich aber auf die Erhöhung der Manufakturwaarenpreise wirken mußten. So gewinnt England die Mittel, die Manufakturkraft der Manufakturnationen zweiten und dritten Rangs niederzuhalten, hauptsächlich auf Kosten des Wohlstandes seiner eigenen Manufakturarbeiter. Daher die herrschende Aufregung in dieser Classe. Es ist klar, daß ein so unnatürlicher Zustand nicht fortdauern kann, und daß jede eintretende Veränderung den übrigen Manufakturnationen zu gut kommen muß. Eben so klar ist aber auch, daß bei Nationen, die noch lange nicht im Stande sind, ihren innern Markt mit Manufakturwaaren zu versorgen, die Furcht, durch Beschützung ihrer innern Fabriken, sich jene in England sich äußernden Uebel zuzuziehen, eine eben so ungegründete, als thörichte ist. Dieß ist, als ob ein erst noch im Aufstreben begriffener Privatmann sich scheuen wollte, seinen Haushalt zu ordnen aus Furcht, sich die Uebel eines allzugroßen Reichthums zuzuziehen. Wie wenig diese Uebel

in Ländern zu befürchten ſind, in welchen dem Arbeiter die Exiſtenz durch künſtliche Vertheurung der Lebensmittel nicht verkümmert wird, und die erſt im Begriff ſtehen, ihren eigenen Manufakturmarkt zu erobern, zeigt das Beiſpiel von Nordamerika, wo der Zuſtand der Manufakturarbeiter ein ganz anderer iſt, als in England. In den Baumwollenſpinnereien von Lowell z. B. leben nicht nur die Spinner im Wohlſtand, auch die weiblichen Arbeiter erübrigen bei reichlicher Koſt und überaus anſtändiger Bekleidung noch Heirathgüter, und die neueſten amerikaniſchen Zeitungen berichten die Thatſache, daß man in jenem Fabrikort über 100 Arbeiterinnen zähle, die mehr als 1000 Dollars an ihrem Lohn erſpart hätten.

Unſere Anſicht, daß die neue Ordnung im Gewerbsweſen nur einer Uebergangsperiode angehöre, gründet ſich auf Hoffnungen, die wir aus der Kulturgeſchichte ſchöpfen. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß bisher die Fortſchritte in den Künſten und Wiſſenſchaften und in der bürgerlichen und politiſchen Ordnung überhaupt die Zuſtände der arbeitenden Claſſen und die Freiheit der Maſſen befördert haben, ſo iſt doch wohl nicht anzunehmen, der menſchliche Erfindungs- und Verbeſſerungsgeiſt werde bei jenen Erfindungen und geſellſchaftlichen Einrichtungen ſtehen bleiben, durch welche das kleine Gewerbe von dem großen überflügelt worden, und die zuvor unabhängige Mehrzahl der Manufakturiſten in die Abhängigkeit weniger gerathen iſt. Nehmen wir aber an, der Erfindungsgeiſt ſchreite fort, ſo wird die Hypotheſe nicht allzu gewagt erſcheinen, daß es ihm gelingen dürfte, die Dampfmaſchinerie noch außerordentlich zu vervollkommnen, oder eine neue bewegende Kraft zu entdecken, und dem Menſchen dienſtbar zu machen, die überall mit wohlfeilen Koſten in Function zu ſetzen, von der Lokalität weit weniger abhängig und im Kleinen viel anwendbarer iſt, als jetzt die Dampfkraft. Nehmen wir ferner an, daß die Vervollkommnungen der Rohſtoffproduktion, der Maſchinenfabrikation und der Maſchinen ſelbſt noch immer fortſchreitet, daß dadurch die Preiſe der Maſchinen immer mehr vermindert und die Operationen immer mehr vereinfacht werden: ſo iſt wohl gedenkbar, daß eine Zeit kommen kann, wo die meiſten Gewerbe, die jetzt im Großen mehr rentiren, im Kleinen ausführbarer und lucrativer werden. Gedenkbar iſt ferner, daß der Aſſociationsgeiſt

bei den civiliſirten Nationen immer größere Fortſchritte macht, daß der Gedanke, die Arbeiter als Aktionäre bei den großen Fabrikanſtalten zu betheiligen, und ihnen dadurch Wohlſtand für das ganze Leben und einen gewiſſen Grad von Independenz zu ſichern, mehr und mehr realiſirt werden dürfte. Gedenkbar iſt endlich, daß die verſchiedenen Nationen ſich über gewiſſe Anordnungen und Einrichtungen, z. B. hinſichtlich der Verwendung der Kinder zur Arbeit, der Arbeitsſtunden, der Verſorgung kranker Arbeiter u. ſ. w., verſtändigen und damit die Rückſicht auf Concurrenz im auswärtigen Manufakturmarkt, wodurch bisher dergleichen Verbeſſerungsvorſchläge paralyſirt wurden, wirkungslos machen.

Der Verfaſſer ward zu Entwerfung dieſes Aufſatzes, durch eine Art Herausforderung veranlaßt. Er hatte in einem für die Augsburger allgemeine Zeitung bearbeiteten Bericht über die dießjährige Gewerbsausſtellung von Frankreich, die für die deutſche Flachs- und Hanfinduſtrie von der engliſchen Concurrenz zu befürchtenden Nachtheile und die durch größere Beſchützung der deutſchen Baumwollenindustrie zu hoffendem Vortheile ins Licht zu ſtellen geſucht, und da er ſich auf dieſe Weiſe mit der herrſchenden Theorie der politiſchen Oekonomie in Widerſpruch geſtellt, ſich genöthigt geſehen, über dieſelbe das Urtheil ergehen zu laſſen: ſie habe das Weſen und den Werth der Manufakturen und des Schutzſyſtems nicht gekannt, oder doch nicht anerkannt. Dagegen erhob ſich ein Correſpondent „vom Rhein zuerſt mit einer Berufung auf Jean Paul," daß eine falſche Theorie nur durch eine beſſere zu erſetzen ſey; dann mit einer Vertheidigung des Prinzips der Handelsfreiheit durch Gründe, wie ſie bei Adam Smith und J. B. Say zu leſen, und wie ſie von uns in Maſſe ſo eben widerlegt worden ſind. Jean Paul hat allerdings recht, wenn er ſagt: eine falſche Theorie ſey nur durch eine beſſere zu „erſetzen." Daraus folgt jedoch keineswegs, daß, ſo lange nicht eine neuere und beſſere gefunden iſt, die Irrthümer der alten Theorie nicht aufgedeckt werden ſollen, und noch viel weniger, daß man eine als falſch anerkannte Theorie befolgen müſſe. Es gibt noch einen Nothbehelf bei erkannten Irrthümern alter und dem Mangel beſſerer

Theorien — den geſunden Menſchenverſtand und die Erfahrung. In keinem Fach der menſchlichen Thätigkeit, wobei die Wiſſenſchaft Leitſtern ſeyn ſollte, iſt man bis jetzt mehr genöthigt geweſen, von dieſem Nothbehelf Gebrauch zu machen, als in der Handelspolitik, und es ſpricht eben nicht zum Nachtheil des gewerbepflegenden und beſchützenden Syſtems, daß wir in der Liſte derjenigen Regenten und Staatsmänner, welche demſelben zugethan geweſen ſind, juſt die größten Namen aufgezeichnet finden: Eduard III. und Eliſabeth; Heinrich IV. und Ludwig XIV., Colbert und alle engliſchen Miniſter ſeit der Königin Eliſabeth, den großen Churfürſten und den großen König von Preußen, Maria Thereſia und Joſeph II., Waſhington und Maddiſon, Jefferſon und Napoleon. Dagegen kann die Theorie die Namen Quesnay, Smith und Say aufſtellen. Was den erſten betrifft, ſo wird es unnöthig ſeyn zu beweiſen, daß er ein unwiſſender Träumer war, der nur aus der kosmopolitiſchen Idee der Handelsfreiheit ein viſionäres Syſtem herausſpann. Von Adam Smith bezeugt ſein gleichzeitiger Biograph, daß er zwar einen tiefforſchenden Geiſt, aber nicht einmal ſo viel generaliſirenden Verſtand beſaß, um den ganzen Charakter eines Menſchen richtig aufzufaſſen. Smith war in hohem Grade die Gabe eigen, einzelne Handlungen, Begriffe und Gegenſtände zu beurtheilen und zu analyſiren, wodurch es ihm möglich ward, der politiſchen Oekonomie in ihren einzelnen Theilen eine wiſſenſchaftliche Unterlage zu geben. Aber die Gabe, die einzelnen Doktrinen zu einem harmoniſchen Ganzen zu verbinden, beſaß er keineswegs. Ueberdieß war er von der kosmopolitiſchen Idee der Handelsfreiheit zu ſehr beherrſcht, als daß er da, wo dieſes Princip nach ſeiner Meinung bedroht war, der Natur der Nationalität hätte Gerechtigkeit widerfahren laſſen können. Dieß ſieht man am deutlichſten aus der Anwendung ſeines an ſich richtigen Princips: „Macht iſt wichtiger als Reichthum.“ Nach demſelben findet er es ſehr klug und weiſe, daß die Engländer vermittelſt der Navigationsakte ihre inländiſche Schifffahrt begünſtigten, aber er hat nicht geſehen oder wollte nicht ſehen, daß die Manufakturkraft eine noch tiefere Unterlage der Seemacht iſt, als die Privatmarine, indem dieſe ſowohl, als der auswärtige Handel und die Fiſchereien auf der Nationalmanufakturkraft beruhen; daß die Manufakturkraft überhaupt in unſern Tagen die Streitkraft aller Nationen großen

Theils bedingt, und daß ohne ſie keine Nationalſelbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit gedenkbar iſt. Say endlich ordnete nur, was Adam Smith ans Licht gefördert hatte; ſeine Gabe iſt: Darſtellungstalent. Wo er ſelbſt ein eigenes Urtheil ausſpricht, iſt es meiſtens ein oberflächliches oder falſches. Man kann nicht oberflächlicher ſeyn, als Say in den Materien von den Manufakturen, vom fremden Handel, von der Handelspolitik, von der Handelsbilance, vom Gelde, vom Güterwerth. Man nehme nur zum Beiſpiel den dieſe Abhandlung zunächſt berührenden Satz: „Die Begünſtigung der Manufakturen ſey vielleicht da zu rechtfertigen, wo vorausſichtlich der betreffende Manufakturzweig im Lauf weniger Jahre gewinnreich werde.“ Say ſieht nichts vom Ineinandergreifen aller einzelnen Manufakturzweige, oder von der Nothwendigkeit der induſtriellen Erziehung der Nationen, oder von dem im Gewerb ſo wichtigen Princip der Stätigkeit und Continuation. Er hat ſich nie die Frage geſtellt: wie lange das Leben einer Nation daure? Er konnte daher auch nicht zur Einſicht kommen, daß es ein ewiges iſt, oder doch von jeder geſunden Nation als ein ewiges betrachtet werden ſollte. Er will nur wenige Jahre opfern für die Erlangung eines Gutes, das eine ewige Nationalexiſtenz verbürgt, und alſo offenbar mit den Anſtrengungen von ganzen Generationen nicht zu theuer erkauft iſt. So überzeugen wir uns, daß die großen Regenten und Staatsmänner, indem ſie, ohne in die Tiefen der politiſchen Oekonomie herabzuſteigen, bloß nach allgemeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen urtheilten, die Natur der Nationalität und der Nationalmanufakturkraft richtiger gewürdigt haben als die gelehrten Nationalökonomen. Napoleon ſprach in dieſer Beziehung einzelne Sentenzen aus, welche ganze Bände von Say aufwiegen. Und wenn man tiefer in die Fälle eingeht, wo dieſer Schriftſteller den großen Montesquieu hofmeiſtern will, findet man, daß er ihn nicht einmal verſtanden hat.

Der Verfaſſer hat indeſſen der Aufforderung des Correſpondenten vom Rhein mit dieſem Aufſatz entſprochen; er hat die Manufakturen und das Schutzſyſtem aus einem ganz andern Geſichtspunkt als die Schule, nicht nach der Theorie der Werthe, wie die neuern engliſchen Schriftſteller ſehr richtig ihr Lehrgebäude nennen, ſondern nach der Theorie der produktiven Kräfte beleuchtet und damit

durch Aufstellung einer neuen Theorie die alte zu ersetzen gesucht. Ob diese Theorie eine bessere sey, muß er dem Urtheil Anderer überlassen; wenigstens scheint es, sie stehe mit der Natur der Dinge, mit der Erfahrung und dem gesunden Menschenverstand in besserer Harmonie als die alte.

„Der Correspondent vom Rhein" verdient das Lob eines billigen und wohldenkenden Mannes, wenn er im Namen der herrschenden Theorie den Nationen erlaubt, in gewissen einzelnen Fällen die Nationalindustrie in Schutz zu nehmen; nur beweist das, was er gleich darauf in Betreff der deutschen Leinwandindustrie anführt, daß Concessionen geringen Werth haben, die nicht auf Principien beruhen. Nach ihm ist noch sehr zu bezweifeln, ob es weise sey, die deutsche Leinwandfabrikation zu beschützen, eine Industrie, in welcher die Deutschen seit uralten Zeiten sich ausgezeichnet haben, welche mit der deutschen Agrikultur und der ganzen Oekonomie der Nation aufs Engste verwachsen ist, deren Produkte unter die ersten Lebensbedürfnisse aller Volksklassen gehören, die offenbar durch die auswärtige Concurrenz in ihren Wurzeln bedroht ist, und wobei der Erfolg eines auch nur mäßigen Schutzes kaum einem Zweifel unterliegen kann.

Der Verfasser ist weit entfernt, die Einführung von hohen Zollsätzen oder von Prohibitivmaaßregeln als ein Mittel anzurathen, um die industrielle Erziehung der deutschen Nation zu bewirken und zu beschleunigen. Schutzmaaßregeln müssen für die Zustände jeder einzelnen Nation besonders berechnet seyn, und die Zustände Deutschlands sind zur Zeit der Art, daß der Zweck durch mäßige Schutzzölle viel besser erreicht wird als durch hohe. Der Verfasser behauptet nur, daß die industrielle Erziehung der Nation das Ziel seyn muß, wonach der deutsche Zollverein zu streben hat, daß die Maaßregeln, um zu diesem Ziel zu gelangen, darauf berechnet seyn müssen, allererst die Industrie in ihrem gegenwärtigen Bestand zu erhalten, und dann nach und nach ihr den innern Manufakturmarkt zu gewinnen und zu sichern, vorzüglich aber die großen auf Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse abzielenden Manufakturzweige emporzubringen — endlich, daß Rücksichten auf die Ausfuhr von Rohstoffen und Agrikulturprodukten den deutschen Zollverein nicht bestimmen können und dürfen, von dem Streben nach dem angegebenen Ziel abzuweichen, daß diesem Streben nichts so schädlich

iſt, als Schwankungen oder gar rückgängige Bewegungen im Zollſchutz, und daß es durch nichts ſo ſehr gefördert werden kann, als durch lange Vorherbeſtimmung des zu erwartenden Schutzes und durch unverbrüchliche Feſthaltung an den einmal zugeſicherten Begünſtigungen.

Schließlich bemerkt der Verfaſſer, daß er die Werthetheorie in ihrem Werthe beſtehen läßt, und ihr in ihrem Bereich keineswegs Geltung abſprechen, am wenigſten aber denen, die ſich um ihre Ausbildung verdient gemacht, ihre Verdienſte abſprechen will; daß aber ihr zur Seite eine ſelbſtſtändige Theorie der produktiven Kräfte gebildet werden müſſe, um zur Einſicht zu gelangen, wie unter den gegenwärtigen Weltverhältniſſen die Nationen zu induſtrieller Selbſtſtändigkeit erzogen und zur Univerſalconföderation und allgemeinen Handelsfreiheit vorbereitet werden können. Denn dieſe iſt nur möglich, wenn ſich die mächtigſten und gebildetſten Nationen der Erde auf gleiche Stufe der Civiliſation, der Selbſtſtändigkeit und Macht emporſchwingen. Dieſe Stufe können ſie nur dadurch erreichen, daß ſie in ſich ſelbſt zu einer harmoniſchen Ausbildung ihrer geiſtigen, geſellſchaftlichen und materiellen Nationalzuſtände gelangen. Dieſe Ausbildung ſetzt eine gleichmäßige Entwicklung der Manufakturen des Handels und der Agrikultur in dem Innern jeder Nation voraus, und auf dieſem Wege allein befähigen ſich die Nationen zu gleichmäßiger Theilnahme am Welthandel, an der Schifffahrt, an der Seemacht, an der Coloniſation und an der Civiliſirung barbariſcher Völker. Der höchſte Grad der geiſtigen Bildung und der materiellen Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes iſt nur zu erreichen vermittelſt Beförderung der Bildung und der materiellen Wohlfahrt der Nationalitäten.

Fr. Liſt.

Der Haar- oder Haiderauch, auch Moorrauch und Höherauch.

Bekanntlich erscheint in Mittel- und Süddeutschland während der Monate Mai und Juni an einzelnen Tagen bei trockener Witterung und am häufigsten bei nördlichem Winde ein Rauch, der bald stinkender Nebel (in Westphalen), bald trockener Nebel (am Rhein), bald (im südlicheren Deutschlande) Höhenrauch genannt wird.

Wenn daher Rauch sich, wie das in diesem Jahre (1839) gerade in den Pfingstfeiertagen der Fall war, in so dichter und ausgedehnter Masse in jenen Gegenden einfindet, daß er den Sonnenschein verdüstert und das deutliche Sehen in die Ferne bedeutend verschleiert, so zieht derselbe nicht bloß die Aufmerksamkeit der Physiker und der Meteorologen, sondern selbst des Publikums auf sich, und man findet dann in den Zeitungen Nachrichten über das Erscheinen desselben, die hinlängliches Zeugniß davon geben, daß man dort noch immer über die eigentliche Quelle und die Entstehungsweise dieses Rauches in Ungewißheit ist. Diese Ungewißheit sprach sich unter andern in einem Schreiben vom Main in der Oberpostamtszeitung vom 27. Mai dieses Jahrs aus, und ich habe denn auch in der in jenem Schreiben enthaltenen Aufforderung zur Aufklärung dieses Phänomens zunächst die Veranlassung gefunden, das Publikum über den Ursprung jenes Rauchs gründlich und nach eigener Anschauung zu belehren, da wohl kein Physiker oder Meteorolog in Mittel- oder Süddeutschland im Stande seyn möchte, ein entscheidenderes Urtheil über diesen Gegenstand abzugeben als ich, der

ich, als Oſtfrieſe, ſeit meiner Kindheit bis zu meiner Verſetzung als Profeſſor hieher alljährlich mehrere Wochen hindurch faſt anhaltend mit dieſem Rauche umgeben war, und folglich in vollem Maße Gelegenheit hatte, den dortigen (ſogenannten weſtphäliſchen) Haar- oder Haiderauch, oder Moorrauch zu beobachten, und ſeinen Einfluß auf die Witterung, auf die Vegetation, auf die Geſundheit und auf die Krankheiten der dortigen Einwohner zu ermitteln.

Später, nämlich im Frühlinge des Jahres 1837 bot ſich mir auch hier in Gieſſen an verſchiedenen Tagen des Monats Mai und Juni Gelegenheit dar, dem Haarrauch oder Moorrauch meines Vaterlandes Oſtfriesland und der angränzenden Provinzen des nordweſtlichen Deutſchlands und der Niederlande nach allen ſeinen phyſiſchen Merkmalen wieder zu erkennen und durch eigene Anſchauung überzeugt zu werden, daß jener vaterländiſche Rauch ſich bei günſtiger, d. h. trockener Witterung und bei günſtigem, d. h. nördlichem Winde bis in die Lahn-, Main- und Rheingegend in Maſſe zu verbreiten im Stande ſey. Wenn ich nun auch in den Jahren 1837 und 1838 jenen Rauch nur an wenigen Tagen und nicht in ſo dichten Maſſen hier im Lahnthale beobachtete, wie ich denſelben in meinem bisherigen Wohnorte, Bentheim, faſt täglich wahrgenommen hatte, mir alſo in jenen zwei Jahren noch einiger Zweifel über die Identität des dort genau beobachteten Haarrauchs und des hier uneigentlich ſogenannten Höhenrauchs übrig bleiben konnte, ſo müßte jeder Zweifel darüber in dem dießjährigen Frühlinge ſchwinden, da ſich am 19., 20. und 21. Mai der Haar- oder Haiderauch im Lahnthale bei Gieſſen in der Maſſe zeigte, daß dadurch der Sonnenſchein nicht bloß Abends, ſondern während des ganzen Tages verdunkelt wurde, und der Rauch an allen ſeinen phyſiſchen Kennzeichen als der mir ſo wohlbekannte Rauch von den brennenden (oder vielmehr rauchenden) Torfmooren des nordweſtlichen Deutſchlands und einiger niederländiſchen Provinzen unzweifelhaft erkannt werden konnte.

Der Hauptzweck dieſer kleinen Schrift geht nun dahin, Andere durch Gründe davon zu überzeugen, wovon ich durch eigene Anſchauung völlige Gewißheit erlangt habe, daß, wenn auch nicht alles, doch ein großer Theil, namentlich des in den Monaten

Mai und Juni bei trockener Witterung und nördlichem Winde in mehr oder weniger dichten Massen in der Rhein-, Lahn- und Maingegend an einzelnen Tagen erscheinende Höherauch, ganz insbesondere aber der, welcher in den Pfingstfeiertagen dieses Jahrs jene genannten Gegenden in so augenfälliger Weise heimsuchte, von nichts Anderem abzuleiten sey, als von dem starkrauchenden Brande der ausgedehnten Torfmoore im nordwestlichen Deutschland und einigen niederländischen Provinzen.

I.

Der Hauptgrund, warum sowohl Physiker und Meteorologen, wie Jäger in den Gegenden Deutschlands, wo das Brennen des Moorbodens nicht stattfindet, sich fortwährend sträuben, den in den Monaten Mai und Juni alljährlich, wenigstens auf einige Tage, in Mittel- und Süddeutschland, ganz vorzüglich zwischen der Weser und dem Rheine in großen Massen erscheinende Rauch von dem, im nordwestlichen Deutschland und einigen Provinzen der Niederlande alljährlich im Frühlinge stattfindenden Abbrennen des obersten Rasens der dortigen ausgedehnten Torfmoore zum Anbau des Buchwaizens oder Haidekorns abzuleiten, scheint nur darin zu liegen, daß man keine richtige und umfassende Vorstellung von dem Zwecke, von der Art und ganz vorzüglich von dem Umfange jener eigenthümlichen Agrikultur hat, da in dem übrigen Deutschland nichts Gleiches, ja nichts Aehnliches stattfindet; denn das in neuerer Zeit hie und da in Deutschland und der Schweiz auf einzelnen sauren Wiesen eingeführte Abbrennen des Rasens liefert uns ein höchst dürftiges Analogen für jenes alljährlich auf eine Fläche von nahe genug an hunderttausend Morgen sich ausdehnende Abbrennen des Rasens der Torfmoore im nordwestlichen Deutschland und den angränzenden niederländischen Provinzen.

Um also einen festen Boden für die Entscheidung der Frage zu gewinnen, halte ich es nicht für überflüssig, sondern vielmehr für durchaus nothwendig, denen, die aus eigener Anschauung die in jenen Gegenden übliche Bewirthschaftung des Urtorfbodens nicht kennen, die Art und Weise, den Zweck und

ganz vorzüglich der Ausdehnung derſelben genau und zwar nach eigener Anſchauung und vieljähriger Beobachtung aus einander zu ſetzen, um die Bedeutſamkeit des dadurch erzeugten Rauches gehörig würdigen zu können; denn ein Haupteinwand, den man gegen die Annahme, daß der im ſüdöſtlichen Deutſchland im Mai und Juni zuweilen in ſehr dichten Maſſen erſcheinende ſogenannte Höhenrauch von dem Moorbrennen im nordweſtlichen Deutſchland abzuleiten ſey, aufgeſtellt hat, iſt der, daß wohl die ſupponirte Quelle zu unbedeutend und zu entfernt ſey, als daß man davon jenes Phänomen mit Grund ableiten könne.

Was nun aber zunächſt die Art und Weiſe betrifft, auf welche man im nordweſtlichen Deutſchland und den angränzenden niederländiſchen Provinzen den Urtorfboden oder ſogenannten Moorboden zum Anbau von Buchwaizen * fähig macht, ſo beſteht dieſelbe darin, daß der Coloniſt, nachdem er ſich von der Domainenverwaltungsbehörde einen beſtimmten, noch nicht zum Torfſtechen benutzten Diſtrikt auf einem der ausgedehnten herrſchaftlichen, oder ſeiner Gemeinde gehörigen Moore hat anweiſen laſſen, zuerſt den äußerſt ſchwammigen und feuchten Boden durch Auswerfen von ungefähr 3 Fuß breiten, 2 Fuß tiefen und ungefähr 12 Fuß von einander entfernten Abzugsgräben trocken zu legen ſucht; nachdem das einigermaßen gelungen, hackt er im Herbſte vorher oder auch erſt im Frühlinge den mit verſchiedenen Moorpflanzen, zumal aber mit Haidekraut (Calluna

* Außer Buchwaizen (ſo genannt, weil die Körner hinſichtlich ihrer dreieckigen Geſtalt mit den Buchnüſſen einige Aehnlichkeit haben) oder Haidekorn (weil der Moorboden, worauf daſſelbe erzielt wird, ſonſt mit Haidekraut bewachſen iſt), welches man im erſten Jahre der Bewirthſchaftung ausſchließlich in den durch das Brennen vorbereiteten Boden ſäet, wird noch wohl in den darauf folgenden vier bis fünf Jahren SommerrepS und ſelbſt Roggen, am meiſten aber Hafer darauf gewonnen; ſehr häufig aber läßt man den zur einmaligen Gewinnung von Buchwaizen gebrannten Urtorfboden ſofort wieder liegen, wo er dann anfängt, ſich allmählig wieder zu berafen, jedoch erſt nach 30 bis 40 Jahren wieder ſo weit berast iſt, daß er wieder mit Erfolg gebrannt und in Kultur genommen werden kann.

vulgaris und Erica Tetralix) bewachsenen Oberboden um, oder vielmehr er schält denselben in ziemlich großen Schollen ab, und legt diese abgeschälten und umgewendeten Schollen oder Rasen neben einander wieder auf den Moorboden hin, um sie durch Wind und Sonne den Winter hindurch einigermaßen zum Austrocknen zu bringen. Im darauf folgenden Frühjahre, sobald der während des Winters durch die Bodenfeuchtigkeit ganz unzugängliche Moorboden solches erlaubt, welches, nach Verschiedenheit der trockneren oder feuchteren Witterung des Frühlings, zuweilen, jedoch selten bereits am Ende Aprils, am häufigsten aber erst im Anfange, zuweilen erst gegen Mitte Mais der Fall ist, werden nun die noch nicht völlig, aber doch zum größten Theil ausgetrockneten, umgewendeten Haide- oder Moorrasen von unten, d. h. an der früher obern und mit Haidekraut bewachsenen Fläche angezündet, woher es denn kommt, daß die umgewendeten Rasen nicht mit sichtbarer Flamme verbrennen, sondern unter Bildung eines dichten Rauchs nicht vollständig zu Asche, sondern zum größten Theil bloß zu einer unvollkommenen Kohle gebrannt werden. Das Anzünden eines solchen Moorackers (oder Tagewerks) durch die einzelnen Colonisten geschieht des Morgens früh, zwischen 7 und 9 Uhr, je nachdem die Rasen früher oder später die während der Nacht auf sie gefallene Thaufeuchtigkeit verloren haben, und zwar zuerst an der Seite des Ackers, welcher unter dem (gerade an dem Tage wehenden) Winde liegt, damit der Wind die regelmäßige Verbreitung des Brandes von Scholle zu Scholle begünstige; allein der Bauer überläßt diese Verbreitung nicht lediglich dem Winde, sondern er begibt sich selbst, die Füße mit Holzschuhen bekleidet, auf den rauchenden Acker, und befördert durch Mistgabeln oder andere Werkzeuge bald die Verbreitung des Feuers, bald aber unterdrückt er den hie und da etwa zur hellen Flamme ausbrechenden Brand durch Ueberschütten der flammenden Stelle mit noch unangezündeten und daher noch mehr oder weniger feuchten Moorrasen desselben Ackers, indem es bei dieser Art der Kultur keineswegs die Absicht ist, den Rasen zu Asche zu verbrennen, sondern denselben in eine mehr oder weniger unvollkommene Kohle zu verwandeln. Es ist demnach das Moorbrennen kein eigentlicher Verbrennungs-, sondern ein Verkohlungsprozeß

des mit holzigem Haidekraut dicht bewachsenen Torfrasens und deshalb leicht begreiflich, daß dieser Prozeß wenig Hitze, aber sehr viel Rauch zu Wege bringt. Gegen Abend dämpft der Bauer den Brand des Ackers (oder seines Tagewerks), welchen er am Morgen angefangen hat zu brennen (oder zu verkohlen), eines Theils, weil er während der Nacht wegen des fallenden Thaus und der Dunkelheit das rauchende Brennen (Torfschmölen genannt) nicht gehörig dämpfen könnte, andern Theils, weil das Brennen während der Nacht verboten ist, und endlich, weil jeder einzelne entfernt wohnende Landmann sein Tagewerk gerne noch denselben Abend mit Buchwaizen besäet. Früher glaubte man nämlich, der Buchwaizen müsse in die noch warme Asche des Ackers gesäet werden, wenn er gut gerathen solle; allein Herr Arends (ein wissenschaftlich gebildeter, nach Nordamerika ausgewanderter ostfriesischer Oekonom) hat, auf Erfahrung sich stützend, hiervon den Ungrund hinlänglich gezeigt, so daß jetzt zwar noch durchgängig, aber nicht nothwendig der verkohlte Acker denselben Abend bestellt wird. Die Einsaat des Haidekorns geschieht also meistens unmittelbar nach dem Verkohlen der Rasen, nachdem vorher die verkohlten Schollen noch rauchend zerschlagen und einigermaßen gleichmäßig über den Acker ausgebreitet worden sind; nach dem Säen werden dann die Körner eingeeggt, was meistens durch die Menschen selbst geschieht.

Sobald ein nur irgend bedeutender Regen fällt, wird sofort das Brennen auf kürzere oder längere Zeit, nach Verhältniß der geringeren oder größeren Durchnässung der Schollen und des Unterbodens unterbrochen, weshalb ungewöhnlich nasse Frühlinge die Moorkultur fast ganz vereiteln, wie dieß unter andern in den Jahren 1816, 1817 und 1818 der Fall war, oder wenn sie dieselbe auch nicht ganz vereiteln, doch den Anfang sehr verspäten und dann zugleich die ganze Dauer des Brennens abkürzen (wie das z. B. im Jahr 1821 der Fall war), denn da mit dem Ende Juni die Moorkultur geschlossen ist, so ist im Juli, selbst bei der günstigsten Witterung, das Brennen nicht mehr ausführbar, weil das erst im Juli gesäete Haidekorn nicht zur Reife kommt. Was ferner die Tiefe anbetrifft, in welche bei diesem Brennen oder Verkohlen das Feuer den Boden selbst von der Oberfläche aus, auf welcher die abgestochenen und

verkohlten Rasen liegen, durchdringt, so ist dieses wohl nicht unter allen Umständen gleich, allein der Verkohlungsprozeß scheint nicht viel über einen Zoll tief in den Torfboden selbst zu gehen, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß das Feuer wohl etwas tiefer erwärmend und dadurch austrocknend auf den Unterboden einwirkt.

Wie schon bemerkt, ist es vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich, der Buchwaizen, welcher auf dem auf obige Weise zubereiteten (verkohlten) Moorboden kultivirt wird. Der auf diese Weise ohne Kosten (namentlich ohne Pachtzins, ohne Dung-, Fuhr- oder Beackerungskosten) und ohne viele, wenn auch beschwerliche und nicht angenehme Arbeit dem bis dahin völlig unbenützt gebliebenen Urboden abgewonnene Buchwaizen macht nun (neben gesalzenem und geräuchertem Schweinefleisch, Speck, Kartoffeln und dem sogenannten Pumpernickel) das Hauptnahrungsmittel jener Moorcolonisten aus, indem sie aus dem Mehl desselben mit Zusatz von Milch oder Buttermilch und ausgebratenem Specke Pfannkuchen bereiten, und daraus besteht fast das ganze Jahr hindurch, neben schwachem Kaffee mit vieler Milch oder neben Milch- oder Buttermilchsuppe, das tägliche Abendmahl nicht bloß jener Colonisten selbst, sondern auch eines großen Theils der übrigen ländlichen und selbst der bürgerlichen Bevölkerung jener Gegenden.

Was aber weiter den Flächenraum betrifft, der im nordwestlichen Deutschland und den angränzenden niederländischen Provinzen alljährlich und zwar lediglich im Frühlinge in diesen starkrauchenden Brand (oder richtiger Verkohlung) versetzt wird, so ist derselbe so ausgedehnt, daß sich Jemand, der die Sache nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, kaum eine umfassende Vorstellung davon zu machen im Stande ist. So wünschenswerth es nun auch für die entfernter Wohnenden seyn möchte, den Flächenraum genau bestimmt zu sehen, so kann ich denselben doch nur annäherungsweise bezeichnen, weil theils diese Kultur, wie schon gesagt, abhängig von der jedesmaligen Witterung im Frühlinge ist, und folglich in dem einen, namentlich trockneren Frühlinge einen größeren Flächenraum, als in dem anderen, namentlich feuchteren Jahre in Anspruch nimmt, theils diese Kultur von Jahr zu Jahr durch die zunehmende Bevölkerung

rasch zunimmt, theils endlich selbst für ein bestimmtes Jahr die genaue Ermittelung des Raums unmöglich ist, weil der zu dieser eigenthümlichen Kultur benützt werdende Distrikt durch mehrerer Herren Länder geht und darüber auch keine genaue Controle von Seiten der Behörde der einzelnen Länder geführt wird.

Um sich demnach eine einigermaßen zutreffende Vorstellung über die jedenfalls große Ausdehnung jenes rauchenden Erdbrandes (oder Verkohlungsprozesses des Torfrasens) bilden zu können, muß man zunächst einen Blick auf die geognostische Beschaffenheit jener Länder werfen. Der nordwestliche Theil von Deutschland, sowie die an diesen Theil anstoßenden Provinzen des Königreichs der Niederlande, wo jener eigenthümliche Brand oder Verkohlungsprozeß stattfindet, wird nördlich von der Nordseeküste, östlich von der Elbe, westlich von der Maas, südlich aber von der Flötzgebirgskette begränzt, die von der Weser bei Minden durch das Mindensche, Osnabrückische, Bentheimische, Geldrische, zunächst bis an den Niederrhein bei Cleve und dann bis an die Maas sich hinzieht. Diese nordwestliche Abdachung des sogenannten Wesergebirges ist durchaus flach, selbst ohne erhebliche Hügel; statt deren aber finden sich daselbst sehr ausgedehnte Niederungen, Moore genannt,* die alle entweder bis etwas unter dem Niveau, oder bis zum Niveau oder auch etwas über dem Niveau des daneben liegenden Sandbodens mit Torf angefüllt sind, und wovon man die ersteren Nieder-, die zweiten Mittel- und die letztern Hochmoore nennt.

Wenn nun auch nicht alle jene Moore, die vielleicht (approximativ) einen Flächenraum von 100 Quadratmeilen einnehmen, und von den einzelnen Mooren nur ein gewisser Theil gebrannt oder richtiger verkohlt wird, so ist doch derjenige Theil jener großen Moorfläche, welcher alljährlich in diese eigenthümliche Kultur genommen wird, so groß, daß auch dem entfernter

---

* Die große Ausdehnung, welche in jenem Distrikte die sogenannten Moore haben (womit die Torfablagerungen im übrigen Deutschland auch nicht im Entferntesten den Vergleich aushalten), ersieht man am besten, wenn man eine Spezialkarte jener Gegend, namentlich die bekannte Le Coq'sche Karte zur Hand nimmt.

Stehenden der Einwand, daß dieser Brand zu unbedeutend sey, um davon den Höhenrauch im südlichen Deutschland ableiten zu dürfen, wohl nicht mehr als berücksichtigungswerth oder gar als hinlänglich begründet erscheinen kann. Für diejenigen aber, welche dennoch über die wirkliche Ausdehnung dieses Brandes oder Verkohlungsprozesses statistische Angaben wünschen möchten, kann ich aus der bereits im Jahre 1825 herausgekommenen Schrift des nunmehr gestorbenen Professors der Medicin Dr. Finke zu Lingen* für das Jahr 1822 eine speciellere Angabe des Flächenraums nach Calenberger Morgen von einem großen Theil, keineswegs aber von dem ganzen Flächenraum mittheilen, welcher in dem genannten Jahre, nach amtlichen Berichten, wirklich gebrannt (oder verkohlt) worden ist. Derselbe gibt (S. 50 und 51) an, daß im Jahr 1822 abgebrannt worden:

		Calenb. Morgen.
1.	In Ostfriesland	13000
2.	— den niederländischen Provinzen Groningen und Drenthe	15000
3.	Im Oldenburgischen	11820
4.	— hannoverschen Amte Meppen . . .	7120
5.	— Saterlande	5320
6.	— Bentheimischen (muthmaßlich) . .	5320
7.	— hannoverschen Amte Diepholz . .	1880
	Zusammen . .	59460

Da in dieser Zusammenstellung das Gelder'sche, Osnabrück'sche, Münster'sche u. s. w., wo in demselben Jahre ebenfalls viel gebrannt worden, nicht genannt sind, so läßt sich ohne Uebertreibung der Flächenraum, der im Jahr 1822 zum Behuf der Kultur des Haidekorns im nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden wirklich auf seiner Oberfläche verkohlt worden ist, in runder Zahl auf hunderttausend Calenberger

* Der Moorrauch in Westphalen. Ein Beitrag zur Meteorologie, nach Anleitung von mehr als 100 Beobachtungen geschrieben, und nach dem Wunsche der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum Drucke befördert. Nebst einer Karte, in Commission bei Buchhändler Pülicher zu Lingen, 1825.

Morgen feststellen und dann weiter mit Grund annehmen, daß wohl alljährlich ein gleicher Flächenraum im ganzen nordwestlichen Deutschland und in den Niederlanden wirklich abgebrannt wird, da, wie bereits bemerkt, jene eigenthümliche Bodenkultur seit jener Zeit eher an Ausdehnung gewonnen als verloren hat.

Wenn nun auch der so eben bezeichnete Flächenraum von hunderttausend Morgen sich auf die während der ganzen Brennzeit in den Monaten Mai und Juni verkohlte Fläche bezieht, so dürfen wir doch annehmen, daß auf der Höhe der Brennzeit, welche etwa in die Mitte oder das Ende des Mais fällt (bald früher, bald später, je nachdem die trockene Jahreszeit früher oder später eintritt), täglich eine Fläche von mehreren tausend (vielleicht 5000) Morgen von früh Morgens bis Abends brennt, denen ein dichter Rauch wirbelnd entsteigt, welcher in großen Massen durch den Wind fortgetrieben wird.

Was endlich die Geschichte dieser eigenthümlichen Bodenkultur anbelangt, so läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, ob dieselbe zuerst in den Niederlanden, oder zuerst im nordwestlichen Deutschland eingeführt worden sey; so viel aber steht historisch fest, daß dieselbe in Ostfriesland erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts angefangen und zwar zuerst (zwischen 1707 und 1712) von dem lutherischen Pfarrer Bolenius zu Hilshausen im Amte Aurich eingeführt worden ist.* Damit stimmt auch eine Angabe Möser's in seiner osnabrück'schen Geschichte (im 2. Abschn. des 1. Theils) überein, nämlich das Verbot, welches Herzog Ernst August im Jahr 1720 gegen das Moorbrennen ergehen ließ, und welches so anfängt: „Nachdem seit einigen Jahren wahrgenommen worden, daß in diesem unserem Fürstenthum (Osnabrück) sowohl, als in den benachbarten Ländern die Haiden und Torfgruben, um darin Buchwaizen zu säen, angezündet werden u. s. w."

Ungeachtet dieses Verbots nahm indessen das Moorbrennen seinen Fortgang, obgleich dasselbe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sicherlich noch auf eine weit kleinere Fläche beschränkt

* S. Neershemii Prediger. Denkmal.

war, als gegenwärtig, welches daraus hervorgeht, daß der Professor Schlechtendahl zu Lingen in seinen meteorologischen Nachrichten von 1749 bis 1759 bemerkt, daß er den Moorrauch, auch Haar- oder Haiderauch genannt, in Masse zuerst im Jahre 1749, und nachher in den 10 folgenden Jahren nur 15 Mal zu Lingen beobachtet habe, während es jetzt nichts Seltenes ist, daß dort in einem Jahre 25 bis 30 Moorrauchtage vorkommen,* wenn nämlich während der Brennzeit, wie das in den Monaten Mai und Juni häufig der Fall ist, nördliche Winde vorherrschen, welche den Rauch nach Lingen treiben, weil die Gegend, wo das Moor gebrannt wird, vorzugsweise nördlich von Lingen gelegen ist.

II.

Nachdem ich im vorigen Abschnitte nach eigener vieljähriger Beobachtung und authentischen Quellen nachgewiesen habe, daß im nordwestlichen Deutschland und den nordöstlichen Provinzen der Niederlande seit Anfang des vorigen Jahrhunderts alljährlich im Frühlinge die Oberfläche der dort liegenden ausgedehnten Torfmoore in einem sehr großen (auf etwa 100,000 Calenberger Morgen zu schätzenden) Raume in einen unvollkommenen, und daher sehr vielen Rauch erzeugenden Brand oder vielmehr Verkohlung versetzt wird, habe ich nun weiter die physischen Eigenschaften dieses Rauchs näher zu erörtern und ganz insbesondere zu untersuchen, ob und wie weit derselbe sich in jener Gegend und über dieselbe hinaus verbreite.

Bekanntlich besteht der Rauch, der sich beim Verbrennen von Pflanzenstoffen bildet, außer verschiedenen, nicht sichtbaren Gasarten, aus einer mit einem brenzlichen Oele und Wasserdampfe geschwängerten fein zertheilten sehr porösen Kohle, die so leicht ist, daß sie, durch die Hitze in die Luft

* Siehe Finke a. a. O. S. 24. Mit dem Worte Haar bezeichnet man noch gegenwärtig in dortiger Gegend, namentlich im Bentheimischen die etwas hochgelegenen (ὄρος), mit Haidekraut (erica) gleichsam wie mit Haar bewachsenen, und noch keiner Kultur unterworfenen moorigen oder auch sandigen, Stunden weit ausgedehnten Flächen.

gehoben, darin ſchweben bleibt. Je vollſtändiger und kräftiger das Verbrennen erfolgt, deſto mehr in unſichtbares Gas verwandelte, aber deſto weniger ſichtbare (kohlige) Theile (Rauch) entweichen, wobei gleichzeitig der Pflanzenſtoff deſto vollſtändiger in Aſche verwandelt wird, während derſelbe bei dem unvollkommenen (nicht flammenden) Verbrennen zum größten Theile nicht Aſche, ſondern Kohle zurückläßt. Da nun die Abſicht des Brennens der Torfraſen die iſt, dieſelben mehr in Kohle als in Aſche zu verwandeln, ſo wird man, wenn man jene eigenthümliche Bodenkultur auch nicht ſelbſt geſehen hat, doch leicht zugeben, daß durch jenes Brennen verhältnißmäßig ungemein viel Rauch hervorgebracht werde. Für die Bewohner Nordweſtdeutſchlands und der angränzenden Niederlande iſt es daher, wenn ſie auch nicht auf den brennenden oder vielmehr rauchenden Moorfeldern ſelbſt waren, keinem Zweifel unterworfen, daß der ſogenannte weſtphäliſche* Haarrauch ſeinen Urſprung lediglich dem ſogenannten Moorbrennen verdanke. Für die entfernter Wohnenden mag es aber nicht überflüſſig erſcheinen, wenn ich hier noch anführe, daß im Jahre 1821 auf Veranlaſſung des königlich preußiſchen Oberpräſidenten der Provinz Weſtphalen, Freiherrn von Vincke am 13. Juni auf dem Torfmoore bei Ahaus (im Regierungsbezirke Münſter, Kreiſe Coesfeld, nahe an der niederländiſchen Gränze gelegen) eine Commiſſion niedergeſetzt wurde, beſtehend aus dem Landrathe, dem Kreisphyſicus, dem Vicarius Hecking und mehreren anderen ſachkundigen Perſonen, welche einſtimmig zu Protocoll erklärten: „daß man ſich theils durch den „Geruch, theils durch Antopſie völlig überzeugt habe, daß der an „dieſem Tage herrſchende Rauch ein Produkt des Ahauſer Moores „ſey.“ **

Wenn nun alſo darüber kein Zweifel weiter ſtattfinden kann, daß die im nordweſtlichen Deutſchland und den Niederlanden eingeführte eigenthümliche Kultur des Urtorfbodens oder der ſogenannten

---

* Das Beiwort Weſtphäliſch muß hier keineswegs auf das jetzige Herzogthum Weſtphalen (wo gar nicht gebrannt wird), ſondern auf den ehemaligen weſtphäliſchen Kreis bezogen werden.

** S. Finke a. a. O. Seite 58. Vergl. Kämtz's Lehrbuch der Meteorologie Band 3. Seite 210.

Moore alljährlich in den Monaten Mai und Juni eine ungeheure Masse von Rauch* entwickelt, so habe ich nunmehr nach eigener Anschauung näher anzugeben, wie sich dieser Rauch weiter verhält. Wenn man sich unmittelbar auf das im Brand begriffene Moorfeld begibt, so sieht man sich sehr bald, nachdem am Morgen zwischen 7 und 9 Uhr das Verkohlen der Torfrasen angefangen hat, in einen so dichten Rauch eingehüllt, daß man die selbst nur einige hundert Schritte entfernten Menschen nicht mehr unterscheidet, daß man den Rauch in seinem eigenthümlichen Torfgeruche und Geschmacke erkennt, ein Brennen oder Beißen in den Augen, jedoch weniger wie von reinem Holzrauche, auf der Brust ein einigermaßen erschwertes Athemholen bemerkt, sieht man dagegen in einer Entfernung von mehreren Stunden auf einem erhabenen Orte, einem Thurme oder einem hochgelegenen Schlosse, wie z. B. auf dem etwa 200 Fuß über der Moorgegend 6 bis 8 Stunden davon gelegenen Bentheimer Schlosse, so sieht man des Morgens früh den Rauch anfänglich säulenförmig von der Erde aus in die unterste Luftschicht emporsteigen; bald aber schmelzen diese Rauchsäulen in eine Masse zusammen, welche dann am Horizonte als eine über jene Moorgegend lagernde Rauchbank oder als ein Rauchdamm erscheint, welcher in einer Entfernung von mehreren Stunden gesehen am Horizonte oft eine scheinbare Höhe von 10 Graden erreicht, und sich nach oben hin allmählig in das Blau des Himmels verläuft. Wenn nun der Wind aus der Gegend weht, wo sich diese Rauchbank gebildet hat, so sieht man dieselbe allmählig näher kommen, welches man an dem scheinbaren Höhersteigen derselben am Horizonte sieht, bis man endlich von der durch den Wind fortgetriebenen Rauchwolke selbst erreicht und darin eingeschlossen wird, und nun dieselben

---

* Der verstorbene Professor Finke hat in seinem Werkchen über den Moorrauch versucht, die Quantität des sich bildenden Rauches zu berechnen, und die an 25 Moorrauchtagen in die Höhe gestiegene Masse zu 73,064,448 Pfund bestimmt; allein es leuchtet ein, daß dergleichen Berechnungen schwierig sind, also auf Genauigkeit keinen Anspruch machen können, jeden Falls aber ist erwiesen, daß eine ungeheure Masse von Rauch sich bei der großen Fläche, welche kohlt wird, entwickeln muß.

Empfindungen hat, die man von dem unmittelbar der brennenden Moorfläche entſtiegenen Rauche wahrnimmt, wenn gleich in etwas minderem Grade, indem der Rauch durch das Forttreiben immer mehr an Dichtigkeit verliert. Dieſes Fortgetriebenwerden der ungeheuren Rauchmaſſe habe ich als Brunnenarzt zu Bentheim auf das Beſtimmteſte zu beobachten Jahre lang Gelegenheit gehabt, ſo daß bei mir, wie bei allen dort, in einer ungefähren Entfernung von etwa 8 bis 10 Stunden von dem Moore Wohnenden, kein Zweifel mehr darüber ſtattfindet, daß die bei nördlichen, nordweſtlichen und nordöſtlichen Winden in den Monaten Mai und Juni zu ihnen kommenden dichten Rauchmaſſen (Haarrauch genannt), von denen nordwärts von ihnen gelegenen und alljährlich zum Behufe der Buchwaizenkultur angezündeten Torfmooren herrühren, indem man das Fortgetriebenwerden gleichſam ſchrittweiſe verfolgen kann. So kömmt z. B. der etwa um 9 Uhr auf dem 1½ bis 2 Poſtmeilen von der Bentheimiſchen Stadt Neuenhaus nordweſtlich gelegenen Torfmoore angehäufte Rauch gegen 11 oder 12 Uhr in Neuenhaus ſelbſt, gegen 4 Uhr aber in dem 3 Poſtmeilen von Neuenhaus entfernten Bentheim, um 6 Uhr in dem 2 Poſtmeilen weiter ſüdwärts gelegenen Reſidenzſtädtchen Burgſteinfurt an. Unzählige Male bin ich auf der zwiſchen dem Bade Bentheim und dem Bentheimſchen Torfmoore gelegenen Haide dem Nachmittags ankommenden Haarrauche entgegen gegangen und habe gefunden, daß die mit einem friſchen (d. h. ziemlich ſtarken) Nordweſtwinde ankommende Rauchwolke wie abgeſchnitten in der unterſten Luftſchichte ſchwimmt, ſo daß ich mit Beſtimmtheit den Zeitpunkt bezeichnen konnte, wo ich noch nicht in die mir ſichtbar entgegen kommende Rauchwolke eingetreten war, ſo wie einige Augenblicke ſpäter den, wo ich wirklich in die Rauchwolke eintrat. Sobald dies geſchehen iſt, hat man deutlich den eigenthümlichen Geruch brennenden Torfes, ſelbſt iſt der Geruch des von ſeiner Quelle fortgetriebenen Rauchs noch ſtärker als auf dem brennenden Moore, wo das brenzlichte Oel durch die größere Hitze mehr verflüchtigt und in die Höhe getrieben wird; man ſieht ferner alle Gegenſtände undeutlich, doch weniger als auf dem Moore ſelbſt; man ſchmeckt ſogar den Rauch nicht ſelten auf der Zunge; deutlich aber empfindet man denſelben auch in den Augen, indem dieſelben durch den Reiz des Rauchs zu

thränen anfangen — kurz man wird durch alle Sinne davon überzeugt, daß dieſer ſogenannte Haarrauch wirklicher Rauch und kein trockner Nebel iſt, ein Ausdruck, der einen Widerſpruch enthält, wenn man nicht das Wort Nebel auf Alles ausdehnen will, was das Sehen umſchleiert. Dieſes letztere thut aber der Haarrauch in hohem Grade, ſo daß, wenn die Rauchwolke an den Ort angekommen iſt, wo man ſich gerade, ſelbſt mehrere Stunden von ſeiner Quelle entfernt, befindet, beim heiterſten Himmel faſt plötzlich der Sonnenſchein gedämpft, und wenn der Rauch ſehr dicht iſt, völlig aufgehoben wird, ſo daß man die Sonnenſcheibe glanzlos und gelb werden, und zuletzt völlig dem Auge entſchwinden ſieht, ganz ſo als wenn man die ſtrahlende Sonne durch ein mit Rauch angelaufenes Glas betrachtet. Mit dieſer Dämpfung des ſtrahlenden Sonnenſcheins geht auch in der Temperatur der Luft diejenige Veränderung vor, welche die plötzliche Unterbrechung des Sonnenſcheins durch eine dunkle Wolke hat, indem die durch die Reflexion der ſtrahlenden Sonnenwärme von der Erdoberfläche und die dadurch bedingte höhere Erwärmung der Luftſchicht aufgehoben wird. Man fühlt daher von dem Augenblicke, wo man in die Rauchwolke eingeſchloſſen wird, eine oft ziemlich bedeutende Abnahme der Temperatur, welche jedoch dem Gefühle weit größer erſcheint, als ſie ſich auf dem Thermometer kund gibt, und welche auch nicht ausſchließlich der Aufhebung der ſtrahlenden Sonnenwärme, ſondern auch dem gleichzeitig herrſchenden, und gegen Abend ſtärker und kälter werdenden Nordwinde zuzuſchreiben iſt, wie ich weiter unten nachweiſen werde.

III.

Wenn nun auch darüber kein Zweifel mehr ſtattfindet, daß durch den alljährlich im Frühlinge abſichtlich angeſtellten Verkohlungsproceß der abgeſtochenen Torfraſen im nordweſtlichen Deutſchland und den daran ſtoßenden niederländiſchen Provinzen, eine ungeheure Maſſe von Torfrauch gebildet, und daß dieſer Rauch auch in die jener Quelle naheliegenden Gegenden durch den gerade herrſchenden Wind fortgetrieben wird; ſo iſt es noch immer nicht entſchieden, wie weit derſelbe fortgetrieben werde.

Dieſes durch Thatſachen nachzuweiſen, iſt die Aufgabe dieſes Abſchnittes.

Da jeder Rauch, ſomit auch der durch das Moorbrennen in ſo großer Maſſe erzeugte Torfrauch zum größten Theile aus fein vertheilen, ſehr poröſen und dadurch in der Luft ſchwebenden Kohltheilchen beſteht, ſo folgt ſchon aus der Natur der Kohle, daß dieſelben nicht, wie die ſich bei dem Verkohlen bildenden Gas- oder Luftarten, ſo wie die dabei ebenfalls in die Höhe gehobenen wäſſerigen Theile in der Luft aufgelöſet werden können, ſondern darin nur ſchwimmen (ſuſpendirt ſind), folglich auf keinem andern Wege aus der Luft wieder entfernt werden können, als wenn ſie entweder durch ihre eigene Schwere niederfallen, oder wenn ſie mechaniſch niedergeriſſen werden, und ſich an die Erdoberfläche oder an andere auf derſelben befindlichen Körper anlegen. Die ſchwereren Theile des Rauches, welche nur durch die ſich bei dem Verbrennen und Verkohlen entwickelnde Wärme in die Höhe gehoben werden ſind, ſetzen ſich bald, nachdem ſie dieſe ihnen mitgetheilte Wärme verloren haben, an die mit ihnen in Berührung kommenden Körper in der bekannten Form von Ruß an, welcher Ruß nichts anders als mit vielem empyreumatiſchem Oele geſchwängerte fein vertheilte Kohle iſt. Die leichteren kohligen Beſtandtheile des Rauchs, welche ſo klein oder ſo porös ſind, daß ſie auch bei der gleichen Wärme mit der athmoſphäriſchen Temperatur in der Luft ſchwebend bleiben, können aus der Luft nur entfernt werden, und zwar 1) ſcheinbar dadurch, daß durch die Bewegung in der Luft (den Wind oder Zug) die einzelnen Theilchen ſo auseinander getrieben werden, daß ſie nun nicht mehr ſichtbar ſind, d. h. ſo wenig dicht an einander ſchwimmen, daß ſie die Durchſichtigkeit der Luft nicht mehr merklich zu trüben im Stande ſind, oder 2) wirklich aus der Atmoſphäre auf die Erdoberfläche zurückfallen, wenn ſie durch das Eindringen von Waſſertheilchen in ihre poröſe Subſtanz ſchwerer als die Luft werden, wie dieſes theils beim Thau, theils beim wirklichen Regen der Fall iſt. Solange die leichteren kohligen Rauchtheile alſo nicht durch Anſaugung von Waſſertheilchen aus der Luft ſchwerer als die Luft ſind, werden dieſelben, da ſie feſtere Körperchen bilden, als die Luft ſelbſt, durch die fortwährend in der Luft ſtattfindenden Bewegungen nothwendig mit bewegt, und zwar bei einer in

beſtimmter Richtung gehenden Luftbewegung (Zug oder Wind) nach der entgegengeſetzten Richtung hin, von wo dieſe Bewegung, Zug oder Wind, herkömmt, z. B. ſüdwärts, wenn der Wind nordwärts herkommt. Solange aber keine merkliche Bewegung in der Luft ſtattfindet, bleiben die Kohltheilchen auch an ihrem Orte. Bei ihrer Fortbewegung durch den Zug oder Wind folgen ſie zwar nothwendig der Richtung der Bewegung in der Luft, ſo wie auch mehr oder weniger der Geſchwindigkeit, womit die Luftheile ihren Ort verändern; allein dieſe Geſchwindigkeit muß nothwendig wegen des Widerſtandes, welchen die feſteren und nicht elaſtiſchen Kohltheilchen den nach einer beſtimmten Richtung hinbewegten Lufttheilen bieten, retardirt werden, d. h. wenn die Rauchtheile auch durch den Wind in der beſtimmten Richtung fortgetrieben werden, ſo geſchieht dieſes doch nicht genau mit der Geſchwindigkeit des Windes, ſondern mehr oder weniger langſamer, je nachdem der Wind minder ſtark oder ſtärker im Verhältniß zu der Dichtigkeit der Rauchmaſſe iſt.

Dieſe bekannten phyſikaliſchen Geſetze finden nun auch ihre volle Anwendung auf die ungeheure Maſſe von Rauch, welcher durch die Verkohlung der Torfraſen gebildet wird. Derſelbe kann demnach weder in der Luft aufgelöſet, noch ſofort, wegen ſeiner Dichtigkeit an dem Orte ſeiner Entſtehung, wie z. B. der Rauch der Schornſteine, durch die Bewegung in der Luft auseinander getrieben werden, und dadurch der Wahrnehmung entſchwinden, ſondern derſelbe muß ſo lange und ſo weit durch den Wind fortgetrieben werden, als die Kohltheilchen, woraus er beſteht, nicht ſo viel Feuchtigkeit aus der Luft angezogen haben, daß ſie ſchwerer als die Lufttheilchen ſelbſt werden, deren Stelle ſie einnehmen, oder bis ſie durch einen dichten Regen zugleich mechaniſch niedergeſchlagen, oder endlich jedoch erſt ſehr ſpät und ſehr allmählig durch die Luftbewegung ſo auseinander getrieben werden, daß ſie keine ſichtbare Wolke mehr bilden. Wenn alſo in der unterſten Schicht der Atmoſphäre die Bedingungen fehlen, welche das Niederfallen der in derſelben ſchwimmenden (oder ſuſpendirten) Kohltheilchen bewirken, namentlich wenn dieſelben nicht durch Thau oder Regen mit ſo viel Feuchtigkeit geſchwängert werden, daß ſie dadurch ſchwerer als die Luft ſind, ſo muß der Rauch, wenn kaum merkbare Bewegung in der Luft

(Windſtille) da iſt, über ſeiner Quelle ſuſpendirt bleiben, ſich aber auch ſofort in Bewegung ſetzen, ſobald die Bewegung in der Luft (Zug oder Wind) ſo ſtark wird, daß die Dichtigkeit der Rauchmaſſe die Bewegung der Luft nicht aufzuheben im Stande iſt. Ein ſolches Kämpfen eines nicht ſtarken Windes mit den ungeheuer ausgedehnten und dichten Rauchmaſſen über den brennenden Torffeldern habe ich an Ort und Stelle oft und mit Beſtimmtheit zu beobachten Gelegenheit gehabt, und zwar iſt dieſe Erſcheinung vorzugsweiſe in den erſten Stunden, wo das Anzünden der Torfraſen erſt begonnen, und an ſolchen Tagen zu beobachten, wo kein Wind herrſcht, ſondern an welchen uns der tägliche, mit dem Höherſteigen der Sonne ſich immer mehr verſtärkende, nordöſtliche Wind naht, der dann erſt gegen 11 oder 12 Uhr den Grad der Stärke erreicht, daß er die ungeheuer ausgedehnte und dann auch ſehr dichte Rauchmaſſe oder Rauchwolke in Bewegung zu ſetzen im Stande iſt. Dann aber treibt der Wind mit ſeiner (jedoch retardirten) Geſchwindigkeit die Rauchwolke in der Richtung des Windes ſo lange fort, bis derſelbe entweder durch Berge einigermaßen oder theilweiſe in ſeinem Laufe aufgehalten, oder bis ſie durch einfallende Regengüſſe niedergeriſſen oder endlich allmählig immer mehr zerſtreuet wird. Dieſe Umſtände finden nun aber in der Gegend, wo jener Rauch ſeine Quelle, und zu der Zeit, wo die Moorfelder gebrannt werden, nicht oder wenigſtens an den meiſten Tagen nicht ſtatt, da bekanntlich das ganze nordweſtliche Deutſchland durchaus flach iſt, und in den Frühlingsmonaten, namentlich im Mai, in ganz Europa in den meiſten Jahren Trockenheit bei nördlichen Winden vorherrſcht,* auch außerdem nur an ſolchen Tagen überhaupt gebrannt werden kann, wo kein Regen fällt. Es iſt demnach nach phyſikaliſchen Geſetzen leicht erklärlich, daß bei trockner Witterung und mäßig ſtarken Winden die ungeheuer ausgedehnten und dichten Rauchmaſſen des nordweſtlichen Deutſchlands allerdings weit fortgetrieben werden können. Und dieſes verhält ſich denn auch wirklich (factiſch) ſo, indem dieſelben unläugbar bei nördlichem Winde an allen trocknen Tagen bis an das Weſtphäliſche,

* Siehe Kämtz Meteorologie. 3. Band. Seite 216.

Oberheſſiſche, Siegen'ſche und Rheiniſche Gebirge fortgetrieben werden, weshalb in den nordwärts von dieſem Gebirgszuge liegenden Gegenden, namentlich in dem ehemaligen Bisthum Münſter und in der Grafſchaft Mark und dem oberen Theile der Herzogthümer Weſtphalen und Berg ſehr häufig* jene dichten Rauchwolken erſcheinen, während ſie in den ſüdlich von dieſem Gebirgszuge gelegenen Ländern ſeltener,** wenigſtens in der Dichtigkeit ſich zeigen, daß ſie die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Dennoch aber iſt dieſes in der Rhein-, Moſel-, Lahn- und Maingegend alljährlich wenigſtens das eine oder andere Mal der Fall, wie dies denn namentlich am 19., 20. und 21. Mai d. J. ſtattfand, wo der ſogenannte Haarrauch in auffallender Stärke von Arnsberg bis wenigſtens nach Speyer in der Richtung von Norden nach Süden ſich ausgedehnt hat, wie die von mir eingezogenen Nachrichten unwiderlegbar beweiſen. Der Herr Steuerrath Emmerich zu Arnsberg berichtet mir nämlich, daß, laut des von ihm im Auftrage des Oberpräſidium geführten Beobachtungsjournals, der Haarrauch ſich (außer an einigen früheren Tagen) zu Arnsberg ſchon am 18. Abends um 5 Uhr mit Nordweſtwind in ſolcher Dichtigkeit einſtellte, daß die 300 bis 400 Ruthen entfernt liegenden Berge nicht mehr geſehen werden konnten. Der Haarrauch hielt die ganze Nacht und bis zum 19. Mai des Morgens gegen 9 Uhr hin an. Hierauf wurde es ziemlich heiter bis des Abends gegen 10½ Uhr, wo ſich der Haarrauch ebenfalls wieder mit aller Heftigkeit (Dichtigkeit) einfand. Den 20. Mai Abends gegen 6 Uhr kam wieder mäßiger Haarrauch, welcher bald wieder verzog. Den 21. Mai Abends Haarrauch, des Nachts Regen. — Der Herr Bürgermeiſter Nagel zu Winterberg berichtet mir: „wir haben den Haarrauch die Pfingſtfeiertage, am ſtärkſten aber den Pfingſtdienſtag (den 21. Mai) hier und in der ganzen Umgegend (auf der Höhe des weſtphäliſchen Gebirges) gehabt.“ Ich ſelbſt beobachtete den Haarrauch hier in Gieſſen bereits am

* Z. B. in Lingen etwa 25 Mal, in Münſter 10 Mal in auffallender Stärke in einem Monate.

** Dennoch wurde zu Wetzlar im Jahre 1822 der Höherauch an 30 Tagen beobachtet.

erſten Pfingſtfeiertage, den 19. Mai, gleich Morgens früh in ſo auffallender Stärke, daß ich nicht nur den eigenthümlichen mir wohl bekannten Torfgeruch, ſondern auch den mir ebenfalls bekannten brenzlichen Geſchmack des Haarrauchs, ſo wie ſeine beißende, die Augen zur vermehrten Abſonderung reizende Eigenſchaft deutlich wahrnehmen konnte. Ungeachtet der Himmel heiter oder wenigſtens nur leicht bewölkt ſchien, war doch durch die Dichtigkeit des in der unterſten Luftſchicht lagernden Haarrauchs der Sonnenſchein ganz aufgehoben, und ſelbſt die Sonnenſcheibe nicht ſichtbar; der in gerader Richtung nicht weiter von meinem Garten als etwa fünf Minuten entfernte Stadtthurm konnte kaum, und ein etwa 20 Minuten entlegenes, auf einer Anhöhe ſtehendes großes und weißgetünchtes Haus (der Haardthof) konnte nicht, eben ſo wenig wie die etwa eine Stunde entlegenen hohen Berge unterſchieden werden; kurz die Dichtigkeit und die ſonſtigen phyſiſchen Eigenſchaften des Haarrauchs waren in den Pfingſtfeiertagen in aller der Stärke hier im Lahnthale wahrzunehmen, wie ich dieſelben ſo oft nahe an der Quelle des Rauchs wahrgenommen habe. Da vom 19. Mai an der Wind, wenn er auch ſeine nördliche Richtung beibehielt, doch ſehr ſtill wurde, ſo blieb der Haarrauch drei Tage hindurch im Lahnthale lagern, und kam in den darauf folgenden Tagen nicht wieder, theils weil während der Pfingſtfeiertage das Moorbrennen völlig aufhört, theils weil der Wind auch eine andere Richtung nahm. Aber nicht bloß hier in Gieſſen war der Haarrauch im Lahnthale an den genannten Tagen, ſondern auch in Marburg, jedoch ſcheint derſelbe dort nicht die Dichtigkeit gehabt zu haben, wie hier, denn der Herr Profeſſor Gerling berichtet mir: „Am 19., 20. und 21. hatten wir auch hier Höherauch bei nördlichem Winde; am 21. war er hier am ſtärkſten, jedoch nie ſo ſtark, daß die Sonne nicht hätte durchſcheinen können. Am 21. war die Sonne, ſelbſt auf einem 1000 Fuß hohen Standpunkte (dem Demmelsberge) nur wie durch einen dünnen Flor ſichtbar, die Sonne erſchien ganz weiß, und ihr Licht war den ganzen Tag offenbar geſchwächt, wie etwa bei einer partiellen Sonnenfinſterniß; gegen Abend (etwa 7 Uhr) wurde es aber wieder klar, ſo daß man vom Demmelsberge die gegen Norden ungefähr 7 bis 8 Stunden entfernt liegenden Berge wieder ſehen konnte.“ Allein nicht bloß das Lahnthal

war an den genannten Tagen mit Haarrauch angefüllt, ſondern auch das ganze Rheinthal von Bingen bis Speyer, wie aus folgender brieflichen Mittheilung des Herrn Dr. Moldenhauer zu Darmſtadt hervorgeht: „Auch hier in Darmſtadt haben wir am 19ten, 20ſten und 21ſten einen ziemlich dichten Höhenrauch gehabt, der uns, von Frankenthal aus, wo ich mich am 20ſten Nachmittags befand, das ganze Rheinthal von Speyer aus bis Mainz und Bingen verſchleierte. Am 19ten war er hier am dichteſten und höchſten, und ſenkte ſich, an Dichte abnehmend, bis zum 22ſten faſt vollſtändig."

IV.

Nachdem ich in den vorhergehenden Abſchnitten nach eigener vieljähriger Beobachtung nachgewieſen habe, daß alljährlich im Frühling und Anfang des Sommers, während 6 bis 8 Wochen, ein ſehr großer Flächenraum auf den ausgedehnten Urtorfmooren des nordweſtlichen Deutſchlands verkohlt wird, daß durch dieſen Verkohlungsproceß täglich von etwa 7 Uhr Morgens bis Abends 7 Uhr (wenn es nicht regnet) eine ungeheure Maſſe von Rauch gebildet, daß dieſe Maſſe von Rauch von der Brandſtätte durch den zur Zeit wehenden Wind ſichtbar fortgetrieben wird, und endlich, daß unter günſtigen Umſtänden, d. h. bei nördlichen Winden und damit meiſtens verbundener trockner Witterung, dieſe Rauchmaſſen bis auf das weſtphäliſche Gebirge, in die Oberlahn-, Untermain- und Mittelrheingegend unverkennbar getrieben werden, wie dieſes unter Anderem unläugbar am 19., 20. und 21. Mai dieſes Jahres der Fall war — ſo habe ich nunmehr zu unterſuchen, in welchem Verhältniſſe dieſer Haar- oder Moorrauch des nordweſtlichen Deutſchlands zu dem Höherauch ſtehe.

Im Allgemeinen bezeichnet man in Mittel- und Süddeutſchland mit dem Namen Höherauch jene Erſcheinung in der unterſten Luftſchicht, wodurch die entfernteren Berge wie verſchleiert erſcheinen, ohne daß dieſes Undurchſichtigwerden der zwiſchen dem Auge des Beobachters und den Bergen befindlichen Luft von einer Anhäufung von Waſſerdünſten, Nebel oder Regen,

ſondern offenbar von dem Schweben trockner Rauchtheile in der Luft herrührt, weshalb man den Höherauch auch wohl trocknen Nebel nennt. Vorzugsweiſe wird dieſer Höhe- oder Höhenrauch des Abends, nachdem ſich die Sonne ſchon dem Untergange nähert, wahrgenommen, gewöhnlich auch nur dann, wenn trockne Witterung vorherrſcht und kein ſtarker Wind weht. Daß dieſer Höhenrauch wirklich Rauch iſt, darüber kann wohl kein Zweifel ſtattfinden; was aber die Bezeichnung Höhenrauch betrifft, ſo iſt dieſelbe nicht ganz paſſend, in ſofern dieſer Rauch ſich nicht auf den Höhen befindet, ſondern vielmehr auf der Oberfläche der Erde lagert, dort um ſo dichter iſt, in der Höhe allmählig dünner wird, und deßhalb die Gipfel der hohen Berge nicht ſelten unverſchleiert erblicken läßt, während der Fuß und die niedrigeren Berge ganz dicht in dieſen Rauch gehüllt erſcheinen. Es mag daher wohl der Name Höhenrauch dadurch entſtanden ſeyn, daß man den Rauch nicht in der ganzen Luft, ſondern nur in der zwiſchen dem Auge des Beobachters und den entfernter liegenden Höhen wahrnimmt, weil, wenn der Rauch keine große Dichtigkeit hat, derſelbe nur ſichtbar wird, wo ein entfernter undurchſichtiger Hintergrund, d. h. eine über den Horizont hervorragende Bergwand, da iſt. Deshalb erſcheint auch der ſogenannte Höhenrauch gemeiniglich des Abends, weil erſt dann, wegen der größeren Undurchſichtigkeit der Luft gegen und beim Untergange der Sonne, ein geringer Grad von Rauch an den dunkeln Bergwänden ſchon dem Auge wahrnehmbar werden kann, während am Tage wegen der größeren Helligkeit und Durchſichtigkeit der Luft der ſicherlich in gleichem Maaße anweſende Rauch nicht geſehen wird. Auch mag die beim Untergange der Sonne an ſolchen Tagen gemeiniglich eintretende größere Windſtille, ſo wie die Schwängerung des Rauchs mit von der Erde aufſteigender Feuchtigkeit zu dem Sichtbarwerden des Höhenrauchs am Abend etwas beitragen.

Es würde ſicherlich eine große Einſeitigkeit verrathen, wollte ich behaupten, jeder Höhenrauch, den man im ſüdlicheren gebirgigen Theile Deutſchlands beobachte, ſey von den alljährlich im Frühling im nordweſtlichen Deutſchland abſichtlich eingeleiteten Erdbränden abzuleiten, da ja jeder zufällige oder abſichtliche Brand oder Verkohlungsproceß eben ſo wohl Rauch erzeugen muß, wie

die Verkohlung der Torfrasen zum Behufe der Buchwaizenkultur. Selbst in den Gegenden, wo diese Kultur eingeführt worden ist, wird theils zur selben, theils zu anderer Zeit viel Rauch erzeugt, namentlich durch das Abbrennen des Haidekrauts (Haidebrand), welcher Brand absichtlich auf den ausgedehnten Haiden stellenweis den ganzen Sommer hindurch bewerkstelligt wird, theils um das zu hohe Haidekraut wegzuschaffen, theils um denjenigen Theil des Torfmoores, dessen abgestochene Rasen (Plaggen) man als Brennmaterial zu Hause gebrauchen will, vorher vom Haidekraut, nach obrigkeitlicher Verordnung, zu befreien. Dieser absichtlich eingeleitete Haidebrand greift bei anhaltend trockner Witterung zuweilen außerordentlich um sich, wie der zufällige Haide- oder Waldbrand. Außer diesem absichtlichen und zufälligen Haidebrand hat man in neuerer Zeit sowohl im nordwestlichen Deutschland und den nördlichen Niederlanden, wie auch in anderen Theilen Deutschlands und der Schweiz angefangen, von sauren Wiesen die Rasen abzustechen und auf dieselbe Weise zu verkohlen, wie dieses im Großen auf den Torfmooren des nordwestlichen Deutschlands geschieht, um dadurch Buchwaizen zu erzielen. Hieraus folgt nun, daß, abgesehen von dem Rauche, der durch die vielen Ziegelbrennereien, durch die Kohlenbrennereien und durch die offenen Feuerherde zu allen Zeiten in die Luft steigt, im nordwestlichen Deutschland auch noch andere bedeutende Quellen von Rauch sich finden, als das bisher bloß betrachtete, in den Monaten Mai und Juni dort stattfindende Moorbrennen, daß also auch außer dieser Zeit, bei günstigem Winde, allerdings Rauch aus dem nordwestlichen Deutschland südwärts getrieben werden könne; indessen ist dieser Rauch gegen die ungeheure Masse von Rauch, welcher in den Monaten Mai und Juni dort erzeugt wird, ganz unbedeutend, und mag wohl höchst selten Veranlassung zum sogenannten Höhenrauch in den übrigen Theilen Deutschlands geben.

Ein Haupteinwand, den man gegen die Annahme, daß der von Zeit zu Zeit in den Monaten April, Mai und Juni im südlicheren Deutschland, in mehr oder weniger auffallender Weise, sich zeigende sogenannte Höherauch von dem Moorbrennen im nordwestlichen Deutschland abzuleiten sey, aufgestellt hat, ist der, daß auch zuweilen im südlicheren Deutschland Höherauch zu einer

Zeit wahrgenommen wird, wo jenes Moorbrennen entweder noch nicht angefangen oder ſchon aufgehört habe, namentlich ſchon im Februar, März oder Anfang des Aprils, ſo wie auch noch im Juli und Auguſt. Wenn ich nun auch dieſe Beobachtungen weder abläugnen kann, noch in Zweifel ziehen will, ſo darf ich doch dreiſt behaupten, daß der ſogenannte Höherauch in ſo auffallender Weiſe, daß er nicht bloß die Aufmerkſamkeit der Phyſiker, ſondern auch des Publikums auf ſich zog und Gegenſtand von Zeitungsartikeln wurde, nur in den Monaten Mai und Juni im mittleren und im ſüdlicheren (und zwar häufiger im weſtlichen als im öſtlichen) Deutſchland beobachtet worden iſt, welche conſtatirte Beobachtung ganz mit der Zeit, und dem zu dieſer Zeit vorzugsweiſe in ganz Europa herrſchenden (nördlichen, bald mehr weſtlichen, häufiger mehr öſtlichen) Winde, ſo wie mit der (nördlich gelegenen) Gegend übereinſtimmt, wo alljährlich das Moorbrennen in einem ſo bedeutenden Umfange ſtattfindet. Es darf daher wohl nicht als ein gewagter Schluß angeſehen werden, wenn ich behaupte, „daß der im Mai und Juni in auffallender Weiſe im Mittel- und Süddeutſchland erſcheinende ſogenannte Höherauch derſelbe, jedoch mehr und mehr verdünnte und ſeines empyreumatiſchen (ſtinkenden) Oels zum gröſten Theil beraubte Rauch ſey, den man im nordweſtlichen Deutſchland Haar- oder Moorrauch nennt, und welcher unbezweifelt von dem in dieſem Theile Deutſchlands ſeit Anfang des vorigen Jahrhundert eingeführten Brennen (oder Verkohlen) der abgeſtochenen Torfraſen auf den ausgedehnten Urtorffeldern oder ſogenannten Mooren herrührt."

Damit iſt denn als auch zugleich angedeutet, daß nur der in den Monaten Mai und Juni ſich einfindende bedeutende Höherauch von jenem Moorbrennen, jeder andere Höhenrauch aber als eine mehr örtliche Erſcheinung zu betrachten und von anderen in demſelben Thale oder in deſſen Nähe ſtattgefundenen Bränden abzuleiten ſey. Indeſſen muß ich doch noch einmal hierbei bemerken, daß es mit jener bezeichneten Zeit nicht buchſtäblich zu nehmen iſt, da bei frühzeitig eintretender trockner Witterung das Moorbrennen nicht ſelten bereits in der letzten Hälfte des Aprils anfängt, und eben ſo in einzelnen Fällen bis in

den Anfang des Juli's fortdauert, wodurch es denn geschehen kann, daß auch noch in der ersten Hälfte des Juli im südlichen Deutschland wirklicher Moorrauch wahrgenommen wird, indem derselbe nicht bloß mehrere Tage braucht, um dahin zu gelangen, sondern auch, bei anhaltend trockner Witterung, in den Thälern mehrere Tage verweilen und durch südlichere Winde selbst wieder zurückgetrieben werden kann. Es können deshalb einzelne, zu einer andern Zeit in einem beschränkten Raum, z. B. einem engen Thale, gemachte Beobachtungen von Höherauch, keinen genügenden Einwand gegen die von mir oben aufgestellte Behauptung abgeben, wie denn überhaupt während des ganzen Sommers, bei anhaltend trockner, warmer und windstiller Witterung oder sogenannter schwüler Gewitterluft, sehr häufig die mit Wald bewachsenen Bergwände durch Rauch dünn verschleiert erscheinen, welcher Schleier bei sinkender Sonne und dadurch bedingter Abnahme der Durchsichtigkeit der Luft gegen Abend um so deutlicher wird, ohne daß wir jedesmal die Quelle dieses Rauchs anzugeben wissen. Jedenfalls ist dieselbe aber nicht, wie man früher wohl geglaubt hat, in der Electricität der Luft zu suchen, da durch Electricität kein Rauch entstehen, und Rauch, also auch dieser sogenannte Höhenrauch (den ich lieber Thalrauch nennen möchte, da er am Fuße der Berge dichter erscheint, als höher hinauf), stets von einem Verbrennungs- oder Verkohlungsproceß abzuleiten ist; wie sich denn auch schon Muncke,* Kämtz** u. A. gegen die Ableitung des Höhenrauchs aus der Electricität erklärt haben.

Die Frage aber, ob der Höhenrauch von 1783*** ebenfalls ganz oder doch zum größten Theil von jenem, damals allerdings schon in einem bedeutenden Maaße im nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden stattfindenden Moorbrennen, in Verbindung mit noch anderen, durch die damalige anhaltend trockne und heiße Witterung zufällig herbeigeführten Moor-, Haide-, Wald- und Erdbränden, abzuleiten sey, will ich zwar nicht unbedingt bejahen, da dieses Factum jetzt nicht mehr zur Entscheidung

---

* In Gehler's Wörterbuch. Neue Aufl. Bd. VII. S. 45.

** Dessen Meteorologie. Bd. 3. S. 213.

*** Vergl. hierüber unter Andern: Kämtz a. a. O. S. 200—206.

zu bringen iſt, indeſſen kann ich nicht verhehlen, daß mir die Anſicht, dieſe Erſcheinung ſey von abſichtlich und zufällig entſtandenen Moor-, Haide- und Waldbränden auf dem Continente von Europa entſtanden, weit wahrſcheinlicher vorkommt, als die andere Anſicht, nach welcher jener Rauch mit vulkaniſchen Exploſionen und dadurch hervorgebrachten Verbrennungen auf Island in Verbindung geſtanden haben ſoll.* Mit noch mehr Sicherheit glaube ich den ſtarken Höherauch, welcher im Jahre 1834 in einem großen Theil von Europa, namentlich am Ende Mai, am Harze** ſowohl als zu Baſel*** und in der Gegend von Orleans (bei heftigem Nordoſtwind)**** wahrgenommen wurde, von dem im genannten Jahre (wegen der bekanntlich anhaltend trocknen und warmen Witterung) ſehr energiſch getriebenen Moorbrennen im nordweſtlichen Deutſchland und den Niederlanden (von welchem Umſtand ich mich damals durch eigene Wahrnehmung überzeugt habe) ableiten zu dürfen. Eben ſo ſtammte gewiß der im Jahre 1820 in Holland und zugleich in Hamburg,† wie der am 18. Auguſt 1821 in England, namentlich in Eſſex und zu London, am ſelben Abend zu Paris und am 19ten zu Viviers (wo er dem von 1783 ſehr ähnlich zu ſeyn ſchien),†† und nicht minder der im Jahre 1822 zu Paris, Straßburg und Breſt, im Jahre 1823 in Holland und auf der Oſtſee zwiſchen Kopenhagen und Kiel, am Ende Mai 1824 zu Hildburghauſen u. ſ. w. beobachtete bedeutende Höherauch††† von dem zu dieſen Zeiten im nordweſtlichen Deutſchland ebenfalls beobachteten Haar- oder Moorrauch her, da alle dieſe Beobachtungen von bedeutendem Höherauch am Ende Mai's oder doch in den erſten Tagen des Juni gemacht wurden, wo bekanntlich das abſichtliche Moorbrennen im nordweſtlichen Deutſchland und

---

* Vergleiche über den Höherauch vom Jahr 1783: Muncke a. a. O. Bd. VII. S. 45. — Kämtz a. a. O. Bd. 3. S. 212—15.

** S. Kämtz a. a. O. Bd. 3. S. 207.

*** S. Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung 1834. Nr. 155.

**** S. Galignani's Messenger No. 6000, vom 3. Juni 1834.

† S. Finke a. a. O. S. 79.

†† S. Ann. de Chimie XVIII, 419 und XXI, 411.

††† S. Finke a. a. O. S. 77, 79 und 80. — Muncke in Gehler's Wörterbuch. Bd. VII. S. 43.

den angränzenden Provinzen der Niederlande ſeine Höhe erreicht, und zu welcher Zeit auch dort der dadurch erzeugte Moorrauch in vollem Maaße täglich wahrgenommen wurde.

Was aber endlich die bereits in älteren Zeiten gemachten Beobachtungen von Höherauch* betrifft, ſo laſſen ſich dieſe allerdings nicht durch das Moorbrennen erklären; allein eben deßwegen geben ſie auch keinen Beweis gegen die Annahme, daß der in neuerer Zeit in Mittel- und Süddeutſchland, in den Monaten Mai und Juni, von Zeit zu Zeit, vorzüglich bei anhaltend trockner Witterung und nördlichen Winden, beobachtete bedeutende Höherauch ſo abzuleiten ſey, denn jene Beobachtungen liegen zu entfernt und ſind zu unbeſtimmt, als daß ſie etwas gegen die neueren genaueren Beobachtungen zu beweiſen vermöchten.

---

* Siehe Muncke in Gehler's Wörterbuch. Bd. VII. S. 38. — Kämtz a. a. O. S. 199 und 200.

Plagge.

Geiſtiger Erwerb durch Reiſen.

Wenn Stämme oder Völker das umherſchweifende Leben verlaſſen, und ſich an die Scholle zu binden beginnen, ſo werden die erſten nachfolgenden Generationen durch die Mühe des Ausrodens, Bauens und Einrichtens, vielleicht auch durch die Freude am Gedeihen der neuen Schöpfung ſo unbeweglich, ſo pflanzenartig als möglich, und nur erſt mit Ausbildung des zweiten Stadiums, des Gewerbelebens, beginnt das Gefühl der Nothwendigkeit zu erwachen, auch Entlegeneres zu beſuchen, als den nächſten Markt. Die Bedeutung des Letzteren iſt im umgekehrten Verhältniſſe der Gewerbethätigkeit, wie die Kontrakte und Umſchläge des öſtlichen Europas und die Geſchichte der deutſchen Meſſen beweiſen.

Daher verordneten die Innungen der deutſchen Städte weislich, daß jeder Geſelle während einiger Jahre auf ſein Handwerk wandern ſolle. Er mußte ſich unter fremden Leuten mehr zuſammennehmen als zu Hauſe, erwarb dadurch die Selbſtbehülflichkeit, welche dem Deutſchen nur zu ſehr aufgedrungen werden muß, lernte ſeine Vaterſtadt mit andern Städten vergleichen, und wenn ſchon nur bei wenigen Artikeln des Gewerbefleißes von Vertrieb in die Ferne die Rede ſeyn konnte, ſo lernte er dennoch hiedurch Manches über Beſchaffenheit und Bezug des Rohſtoffs, über Erfahrungen, Entdeckungen, Verbeſſerungen und Kunſtgriffe, welche durch lange Zeiträume als Geheimniſſe bewahrt wurden, und daher abgelauſcht werden mußten. Was jetzt durch das polytechniſche Journal an den Arbeitstiſch des Handwerkers gebracht wird, mußte

mit Mühe und nicht ohne Gefahren geſammelt werden. Wir haben das Mittelalter beſonders um ſeinen Reichthum an durchgreifenden, feſtſtellenden Einrichtungen zu beneiden. Die beſprochene iſt keine der unbedeutenden.

Nach denſelben Grundſätzen mußte der Junker, nachdem er einige Zeit *auf einen König oder Fürſten gewartet*, wie Götz von Berlichingen es beſchreibt, in einem Kriege, einer Fehde nahe oder ferne ſeine Sporen verdienen, mußte der jetzige Schüler ſich nach Paris, Bononien oder Prag durchbetteln, um nachher den Doctorhut ſich zu erdiſputiren, und unſere Sprache bewahrt noch ein auffallendes Zeichen der Achtung auf, welche vielgereisten Menſchen oder Waaren gezollt wurde. Was nicht weit hin kam, *war nicht weit her*.

Nur der zahlreichſte Stand der Geſellſchaft, der Bauernſtand, war beinahe überall und durch Jahrhunderte an den Boden gebunden, konnte häufig ſich nicht einmal bis zum Handwerker erheben, und der Landmann, welchem ſeine bäuerlichen Verhältniſſe zu enge wurden, konnte nur als Landsknecht die Welt durchziehen. Sobald durch die Schweizerkriege das Fußvolk wieder in den Heeren zur Hauptrolle berufen ward, zeigten ſich überall in Deutſchland deutliche Spuren, daß der Bauer ſich bewußt ſey, er ſey mehr als eine Pflanze, oder ein Stück des Gutsinventars.

Dieſe Bewegung iſt ſeither vorſchreitend in die Maſſe gedrungen, und hat ſich, wo der religiöſe und bürgerliche Druck unerträglich wurde, ſogar für deutſche Geduld, in Auswanderungen zu Schaaren und eben ſo ſehr in geräuſchloſen Ueberſiedelungen Einzelner vielfach geoffenbart. Die höheren Stände wurden unbeweglicher, die unteren beweglicher als früher. Streben in die Ferne und politiſche Emancipation wurden abwechſelnd Urſache und Wirkung.

Das Unnatürliche des Druckes und der polizeilichen Einpferchung während der Oberherrſchaft Napoleons und die darauf folgende allgemeine Wehrpflicht konnten nicht verfehlen, eine theilweiſe Rückkehr zum Naturzuſtande zu bewirken. Wenn der dreißigjährige Krieg nicht ſchon dieſelbe Folge für unſer Geſammtvaterland geäußert hat, ſo liegt der Grund wohl darin, daß man jenen nicht mit ausgehobenen, ſondern mit geworbenen Soldaten führte, welche Weiber und Kinder ins Feld mitſchleppten, alſo überall

ungefähr wie zu Hauſe waren. Unſere Kriege aber haben die Jugend aller Stände aus Berufen, Gewohnheiten und Umgebungen herausgeriſſen, und zwar in einer Zahl, welche früher unerhört war. Lange Kantonirungen in fremden Landen, Verkehr mit den Kriegern aller Völker Europas, und beſonders die kürzere Dauer der Kriege geben dieſen den Charakter von Bildungsreiſe, und hatten theilweiſe auch die Folge derſelben.

Es iſt daher ganz dem allgemeinen Bildungsgange angemeſſen, daß es die Söhne der umhergetriebenen Väter, wenn nicht ſchon durch ihr Blut, doch gewiß durch Anhören der Erzählungen in ruhiger, gewerbthätiger Friedenszeit zum Wanderleben treibt. Wie der phyſiſch unruhige Menſch jagt, wenn er nicht kriegen kann, ſo reiſt der geiſtig thätige, welchen die ruhig abſpinnende Gegenwart mit dem Einerlei ihrer Bewegung und Betonung nicht befriedigt.

Dieſe Friedenszeit hat aber auch die Bevölkerungen gar ſehr verſtärkt, jedes Gewerbe iſt überſetzt, jeder Beruf genommen, jeder Gewinn auf das mögliche Niedrigſte herabgedrückt, während die Anſprüche an ſeine äußere Erſcheinung an Lebensgenuß und an allgemeine Bildung ſichtlich ſich fortwährend ſteigern. Daher die wirklich koloſſale Vermehrung der Zahl der Reiſenden gegen früher, die ſtets ſich mehrende Spekulation der Poſten, Diligencen, Dampfboote und Gaſthöfe, und durch dieſe wieder eine unerhörte Wohlfeilheit der Reiſen ſelbſt.

Mögen dieſe von den Normännern, den Engländern auch meiſt aus Gründen der Sparſamkeit, oder um dem poſitiven, nach Rangklaſſen abgeſtuften Londoner Leben zu entfliehen, unternommen worden ſeyn — genug, es wird nicht übertrieben ſcheinen, wenn man behauptet, es reiſen jetzt *zehn* Menſchen, während früher *Einer* reiste, und wenn die großen Städte, die großweltlichen Bäder, die ebengetretenen Landſtraßen der europäiſchen Tour alljährlich zahlreicher beſucht werden, ſo wird auch dem entfernteſten Seitenthale, der höchſten Bergſpitze, der entlegenſten Inſel ihr Theil an der allgemeinen Wanderungsluſt, und wer nicht die Binnenſeen Auſtraliens, oder die Spitzen des Himalayas erblickt hat, oder tiefer in Afrika eindrang, als ſeine unglücklichen Vorgänger, darf ſich auf ſeine Fahrten jetzt nicht mehr ſehr viel zu gut thun. Und wie einſt der wandernde Geſelle nach den

Wahrzeichen der Stadt forſchte, welche er beſuchte, ſo glaubt auch der beſchränkteſte Inſulaner, es ſey ſeine Schuldigkeit, das Sehenswürdige überall zu ſchauen (wenn auch nicht zu genießen, zu begreifen und zu nützen), und dieſe Nothwendigkeit, geiſtigen Erwerb wenigſtens zu heucheln, ſcheint uns ein bedeutendes Zeichen der Zeit.

Dieſe geſteigerte Forderung an Jeden, welcher auf einige Bildung Anſpruch macht, beweist, daß eine allgemeine Ueberzeugung vorherrſche, es ſey nur im Vorſchreiten Aller und in Allem Heil zu finden. Viele ändern den Aufenthalt vielleicht unwillig, ſie ſind auf eine andere Stelle verſetzt, haben einen Prozeß zu betreiben, eine Erbſchaftsangelegenheit zu berichtigen, oder eine Krankheit wegzubaden oder zu trinken; ſie werden dennoch aus eigenem Antriebe, aus Furcht von den Mitreiſenden für beſchränkt gehalten zu werden, aus Eitelkeit, um nach der Rückkehr etwas erzählen, Fragen, beantworten zu können, die Fühlhörner ihres Geiſtes nach allen Seiten hin ausſtrecken, und von jeder Reiſe wenigſtens Etwas mitbringen, was für Gewinn fürs ganze Leben angeſehen werden kann. Der Staatsdiener, welchem ein Urlaub zu Reiſen ins Ausland geſtattet wird, kann, je nach der Beſonderheit ſeines Wiſſens und ſeiner Thätigkeit den wünſchenswertheſten Beitrag zu Vervollkommnung ſeines Faches, oft durch wichtige und vollſtändige Beantwortung *einer* mitgegebenen Frage bringen.

Allen Reiſenden aber ohne Unterſchied des Standes oder Berufs wird ſtets das *Verlernen* ſo wichtig werden als das *Lernen*. Schule und Kirche, örtliche Vorurtheile, künſtlich erzeugter und angefachter Nationalhaß, was haben ſie nicht jeden mit Ideen angefüllt, welche wenigſtens in der gegebenen Allgemeinheit unrichtig werden befunden werden, wenn der Gegenſtand vor das geſunde Auge des Leibes und des Geiſtes gebracht wird?

Billigkeit im Beurtheilen fremder Zuſtände, Duldung gegen Andersdenkende, und Beſchwichtigung allzu ſanguiniſcher politiſcher Wünſche, erweiterte Anſichten müſſen die nothwendige Folge der Bewegung ſeyn, welche ſich gegenwärtig in durchkreuzenden Linien nach allen Richtungen und bei allen Völkern zeigt, wo die Regierungen nicht hemmend eintreten. Der Schluß ſcheint nicht gewagt zu ſeyn, daß das Erſchweren des Reiſens auf einen unklaren, unſichern Stand der Regierung gegenüber dem Volke

hinweiſe. Wenn jene nur politiſche Emiſſäre oder Fachmänner das Ausland durchziehen läßt, ſo muß ſie nachtheilige Folgen für ſich ſelbſt in den Anſichten fürchten, welche der gewöhnliche Reiſende aus dem Auslande in ihr Gebiet mitbringen oder zurückbringen könnte. Nun iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß der gewaltſam zurückgehaltene Reiſeluſtige durch die Einbauung nicht nur erbitterter werde, ſondern auch daß die Sehnſucht ihm das Ausland mit dem, was er ſeinem Vaterlande wünſchen mag, weit tadelloſer und angenehmer vormalen muß, als es ihm in der Wirklichkeit würde erſchienen ſeyn. Man entgegne nicht, daß die Pflicht der Regierung ſey, junge Männer vor Verführung durch böſe Buben zu bewahren, denn die Erfahrung lehrt, daß jene in geiſtigem Müßiggange, in ſinnlicher Frivolität ſich aufreiben, daß ſie dennoch das Ausland nachäffen und zwar viel ſchlechter, als wenn man ihnen erlaubt haben würde, es geiſtig auszubeuten. Sogar der junge Laffe — und nach unſerer Ueberzeugung ſendet man reiche Jünglinge viel zu frühe auf Reiſen — wird doch etwas abgeriebener, wenn auch nicht vollſtändig geſchliffen von ſeinen Fahrten nach Hauſe zurückkehren.

Es muß etwas in unſerer Zeit liegen, was auf das unbedingte Stabilitätsprinzip zerſetzend wirkt, ſonſt würde die durch die öffentliche Meinung des Mittelalters emporgehobene römiſche Regierung nicht den im Kirchenſtaate wohnenden Naturforſchern den Beſuch eines Vereins in einem wohlgeordneten Nachbarſtaate unterſagt haben, und den deutſchen Collegiaten bei Strafe des Ausſchluſſes ſeit Langem auferlegen, aus dem Reiſewagen unmittelbar im Collegium abzutreten, und nach Beendigung ihrer Studien ebenſo unmittelbar die Rückreiſe nach Deutſchland anzutreten. Deutſche Regierungen könnten daher nichts Zweckmäßigeres thun, als talentvolle katholiſche Prieſter, ſogar übereifrige, wenn dieſe nur aus ehrlicher Ueberzeugung es ſind, mit Reiſegeld nach Rom zu verſehen, um dort mit eigenen Augen zu ſchauen und zu beobachten. Desgleichen wäre ein Aufenthalt in Paris und ein Ausflug nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten unſern warmblutigen Weltverbeſſerern beſtimmt ſehr heilſam, wie viele Beiſpiele beweiſen.

Welche Folgen für die öffentliche Meinung die gekränkte Eitelkeit derer haben können, welchen man Päſſe ins Ausland verſagt,

wie viel nachtheiliger eine durch verbotene und deßhalb deſto eifriger ſtudirte Bücher erworbene halbe Bildung wirke, als eine freie aus eigener Anſchauung hervorgegangene, das ſcheinen die Verfechter des unbedingten Stabilitätsprinzips noch nicht einzuſehen. Ein hermetiſch verſchloſſener Staat mag vortrefflich beherrſcht ſeyn, aber ſeine Abſchließung iſt in Europa unmöglich, das gewaltige Streben nach Verähnlichung aller Völker neben dem nach organiſcher Ausbildung jedes einzelnen Volkes iſt im Reiche der Geiſter eben ſo reich an Mitteln der Mittheilung, als das Pflanzenreich mit ſeinen geflügelten Saamen, mit ſeinen Körnern, welche nach langen Jahren ihre Keimkraft zeigen, ſobald die Umſtände dieſe hervorrufen. Das Einzige was beſonnene, ihres wahren Bedürfniſſes bewußte Regierungen hier zu thun vermögen, iſt der Zeit bedächtlich zu folgen, etwa wie ein geſetzter Mann mit ſeiner Kleidung den Moden der Jugend.

Gewiß werden unter zehn Reiſenden neun ihr Vaterland inniger lieben, ihre Regierung billiger beurtheilen, wenn ſie Vergleichungspunkte auswärts gewonnen haben werden. Sie haben wohl nirgends vollkommene Ausründung, aber überall eine der Concavität entſprechende Converität gefunden. Hat doch ſelbſt das Leben des Nomaden, des rothhäutigen Amerikaners ſeine Seiten, um welche der feingeſittete, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens umgebene Europäer ſie beneiden muß.

Daß hier nur von ſolchen Wanderern die Rede ſeyn kann, welche fähig ſind zu beobachten, verſteht ſich von ſelbſt, aber wo irgend Fähigkeit vorhanden iſt, ſich aus der Beſchränktheit einigermaßen zu retten, da wird jene nur durch Ortsveränderung geweckt, und man wird überall finden, daß vielfach umhergetriebene Menſchen ihre Erzählungen mit denſelben Empfindungen zu endigen pflegen, wie Goldſmiths herrlicher Traveller. Während es den reifen Mann aus der Fremde in die Heimath, aus der Weite in die Enge treibt, um den geiſtigen und materiellen Erwerb ſeinen Mitbürgern zu zeigen, den Reſt ſeines Lebens in Geſellſchaft von Jugendgenoſſen zu verbringen, treibt es die thatkräftige Jugend um ſo unwiderſtehlicher zum Wandern, als jetzt in der Geſammtheit des deutſchen Volks dieſelben Antriebe ſtattfinden, welche wahrſcheinlich in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung die Freien unter unſern Vorfahren zu Gefolgſchaften,

Reiſelaufen in den Dienſt der Römer, kurz zu der jetzt ſogenannten Völkerwanderung trieben. Damals war es das Erſtgeburtsrecht auf die Bauer- und Edelhöfe bei ſehr unvollkommenem Landbau, welches die Nachgeborenen zum Wandern nöthigte; jetzt iſt es die übermäßige Mitbewerbung in allen Berufen und Beſchäftigungen, ohne daß die Auswanderungen gehörig organiſirt wären, wie ſie es ſeyn ſollten und wahrſcheinlich bald ſeyn werden. Jetzt alſo muß der Aermſte den höheren Arbeitslohn aufſuchen, der Handwerker zweckmäßigere, wohlfeilere, ſchnellere und gefälligere Bearbeitung ſeines Rohſtoffs erlernen, ſich mit neuen Formen, mit Anwendung wiſſenſchaftlicher Ergebniſſe auf ſein Gewerbe vertraut machen, kurz den höheren Standpunkt zu gewinnen ſuchen, von welchem aus er das Vorhandene beurtheilen und die Anwendbarkeit guter Gedanken auf ſein einzelnes Geſchäft bemeſſen kann. Er muß voran, nicht etwa nur um bequemer zu leben, ſondern überhaupt um nur leben zu können. Der Gelehrte endlich, welcher ſonſt zu denen gehörte, welche am ſchwerſten zu einer Ortsveränderung zu bewegen waren, der Gelehrte muß gleichfalls mobil werden, er mag wollen oder nicht. Seit das Publikum Anſprüche macht an Verſtändlichkeit, an Gefälligkeit der Schreibart, kann er nur dem Leben den Ton ablauſchen, durch welchen er wirken kann; viele Quellen des Wiſſens können nur durch perſönliches Anſchauen und Durchforſchen erſchloſſen werden, und beſonders bedürfen die Naturwiſſenſchaften, deren Blüthezeit jetzt bei uns einzutreten beginnt, perſönliche Anweſenheit bei den Vereinen, perſönliche Verſtändigung. Die Anſichten werden auf dieſe Weiſe ungleich ſchneller berichtigt und ergänzt, die Einwürfe widerlegt oder vorab beſeitigt, und beſonders werden die lichtvollen Gedanken benutzt, welche Männer gehabt haben, die ein *verwandtes* Fach betreiben und daher das *neben liegende* von einem neuen Standpunkt aus anſehen und beurtheilen können. Die größte Specialiſirung des Forſchens und der höchſte wiſſenſchaftliche Standpunkt im Allgemeinen können *zugleich* nur durch Zuſammenwirken, unter der Leitung hochſtehender Geiſter, durch Theilung der Arbeit unter einem genialen, geiſtigen Fabrikherrn erreicht werden.

Auch als phyſiſches Bedürfniß, als heilſames Gegengewicht gegen Sitzen am Arbeitstiſch und Zimmerluft erſcheint das Reiſen

als eine Nothwendigkeit. Die krankhafte Verweichlichung, der Ueberreiz der Nerven, die ſchon aus dem Styl und mehr noch aus der Wahl des Stoffs erkennbare ſchlechte Verdauung unſerer Schriftſteller, müſſen von der Nothwendigkeit überzeugen, dieſen durch Bewegung in Gottes freier Luft, Abmühen auf Bergpfaden, kurz durch theilweiſe Rückkehr zum Naturzuſtande wieder die nothwendige Spannkraft und die Friſche zu geben, welche nur dann Werken des Geiſtes eigen iſt, wenn dieſe im Gleichgewichte phyſiſchen und geiſtigen Wohlbefindens von der Vollkraft erzeugt ſind, welche ein neues Daſeyn zu ſchaffen vermag.

Man vergleiche einmal aufmerkſam nicht nur die Schriften vor und nach einer groſſen Reiſe eines werthvollen Schriftſtellers mit einander, man vergleiche auch die ganze Erſcheinung des Mannes nach jener Reiſe mit der früheren. Man wird gewiß finden, daß die Phyſiognomie beſtimmter, der Blick beobachtender, der Mund feiner, die Haltung ſtraffer geworden ſind. Der Individualismus hat ſich ſchärfer ausgeprägt, der Mann iſt mehr er ſelbſt geworden, und wenn er kaum den Jünglingsjahren entwachſen war, ein ganzer Mann. Auf ähnliche Weiſe wird er in ſeinen Schriften erſcheinen, die Auffaſſung wird friſcher ſeyn, der Styl groſsweltlicher, das Urtheil billiger, der Spleen weniger bemerkbar.

Wenn ein Gelehrter eine ſehr groſse Stadt bewohnt, ſo iſt er eigentlich beſtändig auf Reiſen und darf ſich ſchmeicheln die höchſte Stufe zu erklimmen, wenn er es verſteht zugleich ſeine Zeit und ſeine Verdauungskräfte zu Rath zu halten, und reich genug iſt, um den Sommer auf dem Lande zuzubringen, um ruhig zu verarbeiten was von allen Seiten auf ihn zuſtrömt.

Chamfort bemerkt ſehr richtig, daß manche Bücher nie hätten können geſchrieben werden, wenn der Verfaſſer nicht ein Cabriolet zu ſeiner Verfügung gehabt hätte. Wir Deutſche müſſen unſer Paris in allen Winkeln unſeres Vaterlands zuſammenfinden und im Eilwagen uns aufſuchen.

Zu Erzeugung einer Grundidee mag das einförmige abgeſchloſſene Leben eines genialen Landgeiſtlichen, welcher durch ſtilles, von wenigen Büchern unterſtütztes Nachdenken ſich von unerfreulichen Amtsgeſchäften erholt, am zweckmäßigſten ſeyn. Es genügt das Beiſpiel Fulda's mit ſeinem Wurzellexikon, das des erſten

politiſchen Rechenmeiſters, Süßmilch's, anzuführen. Aber zu Befruchtung des Gedankens, zu Einreibung deſſelben in die bereits vorhandene Wiſſenſchaft, zu ſeinem Anknüpfen an Vergangenheit und Zukunft, dazu gehört Verkehr, Anerkennung und Widerſpruch, vollſtändiger literariſcher Apparat, perſönliche Verſtändigung und ſogar zuweilen etwas an Marktſchreierei grenzendes, Bearbeitung der Herausgeber ſtimmführender Zeitſchriften, Auffinden eines Verlegers, Aufnahme in eine Akademie u. dgl. m. Konnte doch der ſcharfſinnige, im vielbeſuchten Zürich überall thätige Lavater nicht umhin, ſeine Phyſiognomik auf ähnliche Weiſe in ein Publikum einzuführen, welches zwar das Neue liebte, aber nur um es zu beſpötteln, auf eigene Weiſe zuzurichten, oder um als Gegner Gelegenheit zu haben ſeinen Witz zu üben, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen.

Daher wird aus dem eingeſchmauchten Studierzimmer zwar viel Löbliches hervorgehen können, es wird aber entweder unbeachtet verhallen oder es wird von praktiſchen Männern genützt werden, welche ihr Publikum, ihre Zeit kennen und nützen. Ja manche gehen, jedoch auf andere Weiſe als E. v. d. Kleiſt auf Ideenjagd, indem ſie zubereiten, was jene Anachoreten ihnen im Geſpräch hingeworfen hatten. Nun denke man ſich einen an ſeinen Schreibpult angewachſenen Gelehrten, einen Mann des engen Gewerbes aus früherer Zeit, wie ſie vor den Revolutionskriegen geſtaltet war, einen Peter in der Fremde wie ihn Grübel ſchildert und ein Steindruck gar ergötzlich wiedergibt, in dieſe unſere Zeit verſchlagen, welcher Dampfboote, Eilwagen und Eiſenbahnen Bedürfniß ſind. Da die Gattung jener noch nicht völlig erloſchen iſt, — wie der Botaniker in Gans Rückblicken beweiſen mag — ſo iſt es wohl möglich, daß manchem Leſer ähnliche Geſtalten vorgekommen ſind. Traurig, miſstrauiſch, vornehm abwehrend, beginnen ſie die Fahrt mit den zufälligen Reiſegeſellſchaften. Je mehr die Gegend der Heimath unähnlicher wird, je öfter ſie die Erfahrung gemacht haben, daß ſich auch mit unbekannten Menſchen leben und lachen laſſe, deſto mehr thauen ſie auf. Eine von ihnen gemachte naive oder verſtändige Bemerkung findet Beifall, ſie geben nun willig ihr Contingent zu der Unterhaltung, ſollte es auch Anfangs auf ihre Koſten ſeyn, ſie fühlen Vorliebe für den Unbekannten, welcher ihrer ſich gutmüthig

annimmt, lernen dem Weitgereiſten die Weiſe ab, minder unbequem zu ſitzen und zu ſchlafen, hören manche gute Lehre, manche ergötzliche Geſchichte, und machen in der ſechs- oder neunſitzigen Republik ihre Schule ſo gut, als einſt Robinſon Kruſoe die bürgerliche Geſellſchaft und Geſittung auf ſeiner wüſten Inſel mit ſeinem Freitag wiedergebären mußte.

Nun macht unſer Reiſender einen längeren Aufenthalt in einer bedeutenden Stadt. Gehört er der Mittelklaſſe an, ſo erwartet ihn die Wirthstafel oder er erwartet ſie, und lieſt einſtweilen die Lokalblätter, welche nirgends fehlen oder eine politiſche Zeitung, welche ihm gerade über ſeine Vaterſtadt unvollſtändig oder ſchlecht unterrichtet vorkommt. Bereits iſt er ſo weit vorgerückt, daß er nicht glaubt, Jeden, welcher ihm begegnet, kennen zu müſſen, vielmehr konſtruirt er ſich bereits Stand, Beruf und Charakter aus der Erſcheinung der Ankommenden. Endlich ertönt die willkommene Glocke, die ſtehenden Gäſte erſcheinen und nehmen oben Platz. Sodann, nach Stillung des erſten Hungers, beginnen ſie ein Geſpräch, durch welches er in das innerſte Leben der Stadt eingeweiht wird. Das Geklatſch des Tages, die neuangekommene Schauſpielerin, ein bedeutender Reiſender werden durchgeſprochen. Ein gewandter Lohnbedienter hilft das Bild der Stadt in ihm vollenden. Es iſt überall anders und doch im Grunde dasſelbe. Er lernt ſchweigſam beobachten, unbekannte Nachbarn mit landesüblicher Höflichkeit behandeln, wird durch unerwartetes Zuſammentreffen mit Bekannten, durch freundliches Entgegenkommen durch den Anblick und die Unterhaltung bedeutender Perſönlichkeiten erfreut, und es währt nicht lange, ſo erſcheint er ſich ſelbſt als ein ganz veränderter wiedergeborener Menſch.

Der Peter dagegen — ſo wollen wir den in ſeinem erſten Ausfluge befangenen Handwerksgenoſſen oder Knecht nennen — der Peter wird mit vielerfahrenen Geſellen ſich durchfechten, zuerſt viel gehänſelt und ein wenig geprellt werden, ſich zuweilen mit der Fauſt oder dem Wanderſtabe Geltung verſchaffen müſſen, aber doch jeden Tag etwas lernen, ein Scherflein dem Grundſtocke ſeines Wiſſens beifügen, ſich gutmüthiger Theilnahme, angenehmer Abenteuer zu rühmen haben, und nach wenigen Monaten auf den Ungereiſten mit demſelben Stolze herablicken, als der kaum ausgehobene Rekrute auf den Bauer.

Beide haben nicht ganz Unrecht, denn ſie ſind, ſich ſelbſt unbewußt in die allgemeine Bewegung, in das Geſammtleben des Menſchengeſchlechts eingetreten, nur auf ſich ſelbſt und ihre Kräfte angewieſen, haben beide als Bruchtheile eines unendlichen Ganzen ſich fühlen gelernt.

Daher ſcheint Frau von Staël einen mehr glänzenden, als wahren Gedanken in den Worten ausgeſprochen zu haben: Was ſollen wir an einem Orte, wo Niemand uns erwartet? Denn der Reiſende hört allerdings in mancher Beziehung auf, ein Individuum zu ſeyn, er wird eine Nummer im Eilwagen, Gaſthof und Paßbureau, ſeine Perſönlichkeit wird nur dann wieder hervortreten, wenn er aufhören wird, ein Fremder zu ſeyn. Aber gerade dieſes Entſchlagen von allem Gegebenen, dieſes Zurückführen auf wahren Werth und eigene Kraft, ſollten ſie nicht von der größten Bedeutung ſeyn, und könnte nicht in dem vermehrten Verkehre gerade ein wirkſames verborgenes Gegenmittel liegen gegen die atomiſtiſchen zerſetzenden Tendenzen unſerer Zeit?

Und nun vollends wie fruchtbringend iſt das Wandern für alle Specialitäten des ins Endloſe erweiterten Wiſſens! Wie ganz anders findet man Vorfechter oder Gegner als man ſich gedacht hatte, wie einfach löſen ſich Zweifel, die in der Ferne unauflöslich geſchienen hatten, wie viel eindringlicher ſpricht das Buch zu uns, wenn wir Geſicht, Stimme, Umgebung des Verfaſſers uns dazu denken können!

Hier, im Selbſtſehen, perſönlich Verkehren, im lebendigen Ideentauſche erſcheint der Gewinn für das geiſtige Leben deſto bedeutender, je einſeitiger, gröber und unpraktiſcher die Vorzeit mit ihrem zunftmäßig abgeſchloſſenen Wiſſen, den vereinzelten Thüren der Werkſtätten, der Geheimnißkrämerei der Regierungen war, der Ton der literariſchen Streitigkeiten iſt auffallend geſitteter geworden, ſie ſelbſt kommen weit ſeltener vor, ſeit die Wandergeſellſchaften an Zahl und an Zulauf jährlich wachſen. Sogar Sprachforſcher und Antiquare behandeln ſich jetzt mit anſtändiger Polemik. Die Wiſſenſchaft bietet den Gewerben, die Regierungen bieten gelehrten und gemeinnützigen Forſchungen freundlich die Hand, man ſetzt überall einen Ruhm darein, den Beſuchern der Wandervereine alle Quellen des Wiſſens auf's Gaſtlichſte zu eröffnen, und vergißt auch das ergo bibamus nicht, ohne welches nach uralter

Sitte keine zahlreiche, für kurze Zeit beiſammenbleibende Geſellſchaft ſich in deutſchen Landen behaglich fühlen kann.

So intereſſant das Aufnehmen der erſten Eindrücke ſeyn mag, welche eine zum erſtenmal beſuchte Stadt oder Gegend bietet, ſo iſt doch wohl das Wiederſehen, beſonders nach längeren Zwiſchenräumen, noch intereſſanter. Wir nehmen dadurch die Geſchichte mehrerer Jahre gewiſſermaßen auf Einmal in uns auf, können Vor- und Rückſchritte, die Gegenwart in ihrem Verhältniſſe zur Vergangenheit vergleichend bemeſſen. Alle Gegenſtände ſind uns neu genug, um uns anzuziehen, bekannt genug, um ein ſicheres, auf Anhaltspunkte gegründetes Urtheil fällen zu können. Und wirklich iſt kein Theil des deutſchen Geſammtvaterlandes, welcher nicht ſolcher Verbeſſerungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, ſolcher Befreiung von Uebelſtänden ſich zu erfreuen hätte, daß er nicht das Wiederſehen reichlich lohnen und ein freundliches Bild im Andenken des Beſuchers, welcher den früheren Zuſtand gekannt und beſeufzt hatte, zurücklaſſen ſollte. Selten iſt unſerem Vaterlande eine ſo lange Friedenszeit geſchenkt geweſen, als die jetzige es iſt, und nie iſt eine ſolche ſo gewiſſenhaft benützt worden, ſey es um den unliebſichen Nachlaß der Vergangenheit aufzuräumen, ſey es um eine beſſere, ſichrere Zukunft vorzubereiten.

Theilweiſe iſt dieſe Thätigkeit der unabwendbaren Nothwendigkeit zuzuſchreiben, aber auch die öffentliche Meinung, welche durch den vermehrten Verkehr verſtärkt wird, hat ihr Theil daran. Wer auf einer Seite die Heimath noch lieber gewinnt in den Beziehungen, in welchen die Fremde ihm Kontraſte zeigt, wird dennoch überall Lobens- und Nachahmungswerthes getroffen haben, welches er ſeinem Wohnorte, ſeinem Lande oder Ländchen aneignen möchte, zuweilen gerade ſo wie er es fand, häufiger noch mit Aenderungen, wie ſie ihm durch die klar erkannten örtlichen Verhältniſſe geboten ſcheinen. Es liegt tief im Weſen des Deutſchen ein Trieb zum Beſſerwerden und Beſſermachen, er fühlt ſich durch ſein Gewiſſen gedrungen, vom Erbe der Zeiten den möglichſt großen Theil zu erringen, zu demſelben möglichſt viel beizutragen. So wird in Haus und Garten, in Putzzimmer und Küche das als zweckmäßig und bequem erkannte nach Kräften eingeführt, und der viel gereiste Handelsherr oder Handwerker wird als Mitglied des Gemeinderaths gewiß nicht ermangeln, auf

Aneignung des lobenswerthen und einführbaren Fremden bei jeder Gelegenheit zu bringen, er glaubt pflichtwidrig zu handeln, wenn er ſein im Auslande gewonnenes Pfund vergraben würde.

Auf der andern Seite geſchieht manches Tadelswerthe, was man ſich früher wohl erlaubt haben würde, deshalb nicht, wird über Vernachläſſigung, Geſchmackloſigkeit, Unreinlichkeit, ſo laut und bitter tadelnd geſprochen, weil man die Reiſenden und ihr ausgeſprochenes oder gar gedrucktes Urtheil zu fürchten hat. Wenn eine neue Landſtraße eröffnet wurde, ſo ſieht man nicht nur in Kurzem die Gaſthöfe an derſelben geputzt und erweitert, man bemerkt auch an Privatwohnungen, an Abzugskanälen, Dorfwegen, ja an den Gärtchen, welche an die neue Straße ſtoßen, einen Trieb zu enthäßlichen, zu verſchönern, um keinem gerechten Tadel ſich auszuſetzen. Man gehört durch ſie einem größeren Kreiſe an, in welchem man ſuchen muß, ſeine Stelle ehrenhaft zu behaupten. Verbeſſerungen werden längs der Landſtraße ſich von ſelbſt machen, welche dem iſolirt in unwegſamen Gegenden wohnenden Landmann müſſen aufgedrungen werden, dieſer zeigt ſchon in ſeinem phyſiognomiſchen Ausdrucke eine gewiſſe Beſchränktheit mit gutmüthiger Neugier, und das ganze Dorf ähnelt zuweilen überraſchend den Kupferſtichen aus den Zeiten vor dem dreißigjährigen Kriege.

Jede Landſtraße, jeder ſchiffbare Fluß oder Kanal, beſonders aber die große Weltſtraße, das Meer, ſind Ideenleiter, deren Kraft auf den erſten Anblick in die Augen ſpringt, und deren Vortheile die durchgreifende Rektification der Fahrſtraßen von einem Dorfe zum andern laut und dringend bevorwortet, welche (dieſes ſey erlaubt im Vorbeigehen zu ſagen) zugleich die kräftigſte Abhülfe gegen Thierquälerei wären.

Wenn der Engländer ſich ſtolz abſchließt gegen die Landeseinwohner und ſelbſt gegen ſeine dieſelbe Straße fahrenden Landsleute, und oft nur reiſt um ſagen zu können, gereiſt zu haben; wenn der Franzoſe überall ſeine Sprache reden und ſein Semmelbrod eſſen will, ſo reiſt der Deutſche nie, ohne ſich ſelbſt bilden, gemeinnützige Kenntniſſe wenigſtens mitnehmen zu wollen. Ihm iſt der Wanderſtab das ſicherſte Vehikel der Bildung, wie es für den Franzoſen die Muskete, für den Engländer das Ruder iſt. Das häusliche Leben, welches die Jugend des Deutſchen umfing, welches den Hausvater umfangen wird, bedingt die Wanderluſt.

Wie ſeine Dichtkunſt aus Sehnſucht und Erſtreben zuſammengeſetzt iſt, wie ſein Klima auf kurzen Sommer einen langen Winter folgen läßt, ſo will auch er die ſchöne Jahrszeit ſeines Lebens im Freien nützen, in ihr für einen langen Winter ſammeln. Dieſer Drang offenbart ſich in den abenteuerlichen Normannen des Mittelalters, wie im Reiſelaufen der Schweizer, und die unruhige Beweglichkeit des Nordamerikaners mag als eine Wirkung ſeines germaniſchen Bluts angeſehen werden, welches durch den Boden der Rothhäute modificirt wurde, denn der Einfluß der Erdſchichte, welche der Menſch bewohnt, auf ſeine Eigenthümlichkeit und Raceeigenſchaft iſt bedeutender, als auf den erſten Anblick ſcheint.

Der Südeuropäer reist nicht, weil er ſich auf der Straße, je nach der Sonnen- oder Schattenſeite, ſchon gehörig bewegt, weil das herrliche Klima ihn verweichlicht, und ihm Bewegung und Ermüdung nicht zur Nothwendigkeit macht, weil ihm ſeine alte Kultur, ſein poſitivgeſtaltetes Leben genügen, und weil er denken muß, die vielen Reiſenden, welche ihn umſummen, würden wohl zu Hauſe geblieben ſeyn, wenn es dort nicht ungleich ſchlechter zu leben wäre, als bei ihm. Daher nehmen dieſe Völker das Neue nicht organiſch, ſondern ſtück- und ſtoßweiſe in ſich auf, und empfangen daſſelbe ausſchließlich vom Norden, ſeit der politiſche Pol durch die Reformation dorthin verrückt wurde. Die Folgen dieſer theils natürlichen, theils künſtlichen Iſolirung ſind zu deutlich, als daß es nöthig wäre, hier davon zu reden. Völker, welche viele Reiſende ausſenden, lieben die Revolutionen nicht, und Dörfer, deren Bewohner als Krämer ein wanderndes Leben führen, zählen wenige Auswanderer, denn beide beurtheilen die Vortheile und die Nachtheile der verſchiedenen Zuſtände richtiger. Wie ſonſt als Krieger, ſo werden in Zukunft die Nordländer als Gelehrte, Handwerker und Kaufleute den ſtationären Süden zu verjüngen haben. Der Anfang dieſer Operation iſt bereits ſichtbar, denn die Völker, welchen ihr Klima Bewegung und Arbeit zum Bedürfniſſe macht, welche an die Zukunft denken, und daher ſparen, rechnen und mit ſteter Vorausſicht handeln müſſen — dieſe Völker werden ſowohl als ſeefahrende Kaufleute, als auch um erworbene Capitale unter anderem Himmel zu genießen, den Süden in ſtets ſich ſteigernder Zahl beſuchen, dort, wo es ſeyn kann, Gewerbe gründen, neue Bedürfniſſe und Moden einführen,

ihre Anſichten, ihren Einfluß mit gewohnter Thätigkeit und Geduld geltend machen, werden Bildung und Geſittung fördern müſſen, weil dadurch ihr Markt vermehrt wird, und ſo durch die unüberwindliche Gewalt der materiellen Intereſſen das Stätigkeitsprincip ſo lange untergraben, bis es fallen, und zeit- und ortsgemäßen Modificationen Raum geben muß. Wer Gelegenheit hatte, die Seeſtädte Spaniens und Italiens mit dem Binnenlande zu vergleichen, wird bezeugen können, wie viel in jenen bereits der engliſch nordamerikaniſche Einfluß zu wirken vermocht hat.

Auch wir Deutſche haben unſer beſcheiden Theil an dieſer begonnenen Wiedergeburt. Wir wirken als Gelehrte und Handwerker, als Unternehmer von Fabrikanſtalten bei dieſem großartigen Miſſionsgeſchäft mit. Italien verdankt einem Gruter, Winckelmann, Niebuhr ꝛc. mehr, als es eingeſtehen will, und der Einfluß deutſcher Einwanderer im Süden wird dann erſt recht fühlbar werden, wenn ein von beiderſeitigen Intereſſen dringend geforderter, und daher wohl unausbleiblicher Handelsvertrag den deutſchen Zollverein und England enger wird verbunden haben. Der Deutſche mit ſeiner Beharrlichkeit, ſeinem beſcheidenen Anſchmiegen an die Sitten des Landes, in welchem er ſich befindet, wird alsdann den Engländer ergänzen und mitwirken, dem germaniſchen Prinzip ſtets wachſende Geltung zu verſchaffen.

Denn uns Deutſchen iſt das Reiſen ein doppeltes Bedürfniß. Einmal iſt unſer Vaterland ſo vielgeſtaltet, daß es bloß durch eigene Beobachtung richtig erkannt werden kann, und wir entbehren eines allgemein anerkannten politiſchen, literaren, ſocialen und gewerblichen Mittelpunkts, wo man die benöthigten Kenntniſſe und Fertigkeiten erwerben, und die nothdürftige Bildung auf einmal abthun könnte. Dann aber thut uns Noth, der zwar ſehr verminderten, aber lange und tief gewurzelten Philiſterei, dem einſeitigen Sichgehenlaſſen entgegen zu arbeiten.

In die Fremde treibt uns beſonders die geiſtige Thätigkeit, der Drang auf eigenem Wege, mit eigenen Kräften aus individueller Ueberzeugung das durchzubilden, was wir uns nun einmal als Lebensberuf vorgeſetzt haben. Die emſige deutſche Biene ſammelt überall Honig, und fängt an zu wiſſen, für wen.

Man wähnte in den erſten Friedensjahren, die Zahl der Reiſenden nehme nur deßhalb ſo gewaltig zu, weil man Verſäumtes nachzuholen, im Auslande zu ſparen habe, weil die früheren Kriege eine Wanderluſt, eine Bewegtheit und Unzufriedenheit mit der Umgebung hervorgebracht hätten, deren Schwingungen in ſtets erweiterten Kreiſen allmälig verſchwimmen müßten. Die Erfahrung aber lehrt, daß dieſe Bewegung in ſtetem Steigen begriffen iſt, daß ſie ſich mit vermehrter Wohlfeilheit und Bequemlichkeit nach allen Seiten hin ausdehnt, und daß kluge Capitaliſten auf ihre ſteigende Zunahme rechnen. Wir ſehen bereits Engländer an der ſonſt von ihnen ſo verabſcheuten Wirthstafel ſpeiſen, Grafen in den Eilwagen ſteigen, Könige jeden Sommer eine weite Reiſe unternehmen, ja die Friburger Profeſſoren Ferienreiſen mit ihren Collegiaten antreten.

Wenn nun vollends die Dampfſchifffahrt auf Flüſſen und Kanälen, und die Eiſenbahnen ihre mögliche Ausdehnung erhalten haben werden (deren Gränze, wie die Sache jetzt ſteht, übrigens ungleich enger ſeyn dürfte, als ſanguiniſche Menſchen und Bankiers verheißen), dann wird es ſich herausſtellen, wie wichtig für die Einſammlung des Erbes aller Zeiten, für Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe, für allgemeine möglichſte Ausbildung die Vermehrung der wechſelſeitigen Berührung werden wird. Wie bereits das Staatsſchuldenſyſtem eine Solidarität der materiellen Intereſſen hervorgerufen hat, ſo werden die Reiſen eine Solidarität der geiſtigen erſchaffen, eine **Weltliteratur**.

Und wie die Wirkung wieder als Urſache reagirt, ſo wird der menſchliche Geiſt, welcher im Fache der fortbewegenden Mechanik bereits das für unmöglich gehaltene geleiſtet hat, wohlfeilere, ſicherere und compendiöſere Fortſchaffungsmittel gewiß erſinnen, denn die Geſchichte lehrt, daß das Nothwendige ſtets zu rechter Zeit erfunden, oder aus dem bei Seite gelegten Vorrathe wieder hervorgeſucht worden iſt.

Die Regierungen und Vereine werden, wie das ſtets der Fall war, die vorhandene Bewegung zu leiten und zu nutzen ſuchen. Gegen den Strom zu ſchwimmen, dürfte nur in Japan, vielleicht auch in China gelingen.

Da aber Deutſchland den Namen eines Reichs der Mitte mit größerem Rechte anzuſprechen hat, und ſtets den Beruf hatte, das

Wiſſen aller Völker aufzunehmen, zu verarbeiten, zuſammen zu faſſen und fortzupflanzen, ſo erſcheint es als zweckmäßig und naturgemäß, wenn ſeine Regierungen zwar das zu frühe Reiſen junger Männer nicht begünſtigen, aber bei der unglaublichen Specialiſirung aller Fächer des Wiſſens das Reiſen der Fachmänner auf jede Weiſe befördern, die Urlaubsertheilungen an Staatsdiener zu Aufgaben von Beantwortung ſolcher Fragen benutzen, welche nur durch Autopſie völlig gelöst werden können, und gegen Fremde ausüben, was ſie ſelbſt ihren Reiſenden wünſchen müſſen. Die zu ſo vielen löblichen Zwecken zuſammengetretenen Vereine werden ſtets geübter werden in der Kunſt, die Länder den von ihnen Unterſtützten zum Beſuchen zuzuweiſen, wo dieſe am Meiſten lernen, ihrem Fache den größten Gewinn erbeuten können.

Wenn aus den Raubzügen der Römer, aus der Einwanderung nordiſcher Abenteurer in das ſüdliche Europa, den Kreuzzügen, den Judenverfolgungen, den Gräueln Albas und der Dragonnaden große erfreuliche Ergebniſſe für den Fortſchrit der Bildung im Allgemeinen hervorgegangen ſind, wie viel Größeres ſind wir nicht berechtigt zu erwarten, wenn im tiefen Frieden, in anſtändiger Nachbarlichkeit der Staaten bei allſeitig erleichtertem Verkehr, allgemein verbreitetem Drange nach Beſſermachen, der Austauſch der geiſtigen Güter wie der materiellen, ſich in ſteigender Progreſſion vermehrt und Friede Frieden bedingt, wie einſt bei den alten Römern ein Krieg den andern?

H. E.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Theologie, mit Beziehung auf Strauß.

Religion ist Angelegenheit des Herzens. Wer sie zu einer Verstandessache macht, welche abhängig sey von irgend einem an sie gebrachten phylosophischen System, der zieht sie dadurch in ein schlüpfriges und sophistisches Gebiet, wohin ihm zu folgen man überhaupt ablehnen muß.

Religion als solche ist Geheimniß, gleich der Liebe, gleich dem Gange unseres Schicksals, gleich dem Tode, und was in ihm ist. Solche Geheimnisse der Sphäre des Verstandes zur letzten Beurtheilung anheim fallen lassen, heißt dieselben überhaupt läugnen.

Der Verstand ist in allen Dingen nur Instrument der Forschung. Niemals kann er aus sich selbst den Stoff zu Erkenntnissen liefern. So wenig wir es bei irdischen Dingen leiden, wenn Jemand mit dem bloßen Verstande a priori eine Sache besser wissen will, als die, welche sie mit Augen gesehen haben oder als er selbst, wenn er wollte, sie mit seinen Augen sehen könnte: eben so wenig sind ähnliche Anmaßungen im religiösen Gebiete zu dulden. Die Augen für die religiösen Erfahrungen aber sind Herz und Gewissen.

Gegenstände des Herzens sind immer von mysteriösem und unaussprechlichem Inhalt. Wer behaupten wollte, die Geheimnisse der Liebe, des Todes, der Gottheit bis auf den Grund denkend begriffen zu haben, würde der durch solche Behauptung sich nicht zugleich in allen seinen übrigen Urtheilen bei besonnenen Menschen mit Recht verdächtig machen?

Das Nächſte, was hieraus folgt, iſt natürlich, daß die Religion ihren Inhalt niemals erſt von der Philoſophie zu empfangen hat, ſondern im Gegentheil die Philoſophie in überirdiſchen Dingen ihren Inhalt von der Religion empfängt.

Weiter folgt aber hieraus, daß nun auch die Philoſophie mit Recht verlangt, den religiöſen Inhalt, welchen ſie anerkennen ſoll, als einen wirklich religiöſen Inhalt zur unbedingten Annahme zu empfangen, d. h. als einen Herzensinhalt, welcher von Herzen gehe, zum Herzen dringe, ans Gewiſſen rede, das Gewiſſen bewege, und rein als ein ſolcher herzlicher, herzbewegender, Herz und Gewiſſen in Anſpruch nehmender, unmittelbar mit ſich fortziehender und bewegender ſich geltend mache.

Das Gegentheil hiervon tritt dann ein, wenn die Religion ihren Herzensinhalt in ſolche Formen ſchlägt, welche nicht aus ihr ſelbſt ſtammen, ſondern gewiſſen Entwicklungsſtufen der philoſophiſchen Forſchung entlehnt ſind, mit welchen ſie ſich einſt, und oft nicht zu ihrem eigenen Vortheil, verſchmolzen hatte. Sey die Philoſophie noch ſo bereitwillig zur Anerkennung eines jeden religiöſen Inhalts als eines ſolchen, in dieſem Fall wird ihr ſolche Anerkennung unmöglich gemacht. Oder enthält es nichts Abſurdes, daß die Philoſophie oder das freie Forſchen, deſſen weſentliche Beſchaffenheit es iſt, alle bisher durchlaufene Stufen beſtändig aufs neue in die Kritik zu nehmen, daß dieſe freie Forſchung ſoll an gewiſſe metaphyſiſche Dogmata aus dem Platoniſchen oder einem andern Ideenkreiſe feſtgekettet werden unter dem falſchen Titel der Religion?

In dieſer engen Lage befindet ſich die Philoſophie noch beſtändig im Chriſtenthum. Die chriſtliche Theologie achtet es noch immer für heilſam, durch ein über das alte und neue Teſtament ausgebreitetes Gewebe aus philoſophiſchem Stoff den Glaubigen möglichſt eigenes Forſchen und Nachſinnen zu erſparen, durch ein Gewebe, welches, auf dialektiſche Art mit wahrhaft talmudiſcher Kunſt ausgeſponnen, alles Heteregene ermittelt, alles Unvollkommene ausſondert, den Inhalt der Schrift, wo er in zu grellen Farben abſticht, temperirt, wo er ermattet, höher färbt, überhaupt den nackten und ſchroffen Inhalt der heiligen Schrift weiter aus den Augen rückt, und durch das zwiſchengeſchobene Medium des feinen dogmatiſchen Netzes in einem holderen, ſüßeren und

magiſcheren Helldunkel erſcheinen läßt. Dieſes feine dogmatiſche Gewebe, welches gegenwärtig noch überall für den wahrhaft chriſtlichen Glauben gilt, anſtatt daß nach den Grundſätzen des Proteſtantismus doch einzig der nackte Inhalt der heiligen Schrift dafür gelten ſollte, dieſes feine Gewebe läßt in keinem Punkte einen Zweifel, folglich in keinem ein freies Forſchen zu, und wirkt daher ganz in Geſtalt eines ſanctionirten und gewaltſam aufgedrungenen philoſophiſchen Syſtems.

So bereitwillig das freie Forſchen oder die wahre Philoſophie auch immer ſeyn wird und ſeyn muß, alles religiöſe Geheimniß als ein ſolches anzuerkennen, allem religiöſen Inhalt als einem Leiter der Gewiſſen und Beweger der Herzen eine unbedingte Verehrung zu zollen, und ihn als unantaſtbares Heiligthum gegen die Eingriffe der Unwiſſenheit und des Irrthums zu ſchirmen — eben ſo ſehr wird und muß ihm auch immer ein die Miene der Allwiſſenheit annehmendes, aus dem menſchlichen Verſtande erwachſenes Syſtem, welches Anſprüche auf unbedingten Glauben macht, als ein den religiöſen Sinn irre machendes Götzenbild erſcheinen. Ob ein ſolches Syſtem der Allwiſſenheit a priori aus dem Verſtande, oder a posteriori aus religiöſen Sätzen, die man aus ihrem urſprünglichen Zuſammenhange reißt, conſtituirt iſt, kann hierbei als etwas Unweſentliches gelten. Der Zwang und die Unmöglichkeit der Anforderung iſt in beiden Fällen derſelbe.

Dieſer läſtige und in vielerlei Beziehung geiſtlähmende Zuſtand der gegenwärtigen Theologie kann ſich erſt dann verbeſſern und heilen, wenn das Chriſtenthum es über ſich gewinnen wird, das trübe dogmatiſche Medium, welches zwiſchen dem Inhalt der heiligen Schriften und dem Auge des chriſtlichen Leſers gleich einem feinen Nebel gelagert iſt, gänzlich zu vertilgen, und neben der Heiligbaltung der heiligen Schriften, ſo wie eines jeden wahrhaft religiöſen Gefühls, die vollkommene Freiheit des Forſchens als einen eben ſo heiligen Glaubensſatz zu proklamiren. Obgleich der gegenwärtige Augenblick zu ſolchem entſchiedenen und redlichen Schritt noch nicht die nöthigen Kräfte in ſich geſammelt zu haben ſcheint, ſo wäre es doch engherzig und kleingläubig, überhaupt an der Möglichkeit dieſes Schrittes für alle Zukunft zu verzweifeln, indem zwiſchen einem ſolchen Zuſtande, wie er dann folgen würde, und dem jetzigen Zuſtande der proteſtantiſchen Chriſtenheit noch

lange nicht einmal eine ſo große Kluft liegt, wie zwiſchen dem Zuſtande der proteſtantiſchen Kirche und der katholiſchen. Iſt die Menſchheit mit Gottes Beiſtand glücklich und ſicher über dieſe in der That ungeheure Kluft hinübergeleitet worden, ſo iſt mit Recht zu hoffen, daß die Vorſehung ſie auf dem muthvoll beſchrittenen Wege auch glücklich und ſicher weiter leiten wird.

Mittlerweile erſchöpft ſich der menſchliche Verſtand, welcher gewöhnlich ungeduldiger in ſeinen Planen iſt, als die Vorſehung in den ihrigen, in der Aufſuchung von Mitteln, um das vorhandene Uebel früher zu heilen oder mindeſtens erträglich zu machen, ehe die Vorſehung ſich bereit zeigt, ſelbſt beizuſpringen. Man ſchmeichelt ſich, gelinde und ſanftwirkende Mittel zu finden, und ſo der Vorſehung ihren gewaltſamen Prozeß zu erſparen. Es iſt dieß eine liebenswürdige Seite an der Menſchenvernunft, wornach ſie nicht ruht, überall da auf alle mögliche Weiſe Vermittlung und Verſöhnung zu verſuchen, wo doch am Ende nichts anderes wird fruchten können als ein durchgreifendes Verfahren.

Als die Philoſophie zuerſt wieder zu einem freien Nachdenken erwachte, und ſich nun von jenem dogmatiſchen Netz an allen Seiten gehemmt und gefeſſelt fand, da bot ſich ihr natürlich zu allererſt der Gedanke dar, ob ſie nicht ganz unbekümmert um allen Inhalt einer poſitiven Offenbarung ihren eigenen Weg fortſchreiten, und ſich dieſen Inhalt, ſo weit ſie ihn nöthig habe, aus eigenen Mitteln erſetzen könne.

Da mußten nun aber natürlich die philoſophiſchen Syſteme gegen das religiöſe Syſtem gehalten, bald im großen Rückſtand erſcheinen. Die philoſophiſchen Syſteme waren Erfindungen von Geiſtern, welche zwar wohl im Denken, aber nicht immer auch in der religiöſen Empfindung ſtark waren. Und ſelbſt, wenn ſie auch das letztere waren, welch ein ſchwaches Büchlein iſt die religiöſe Empfindung eines einzelnen contemplirenden Mannes gegen den überſchwellenden Strom, welcher in den heiligen Schriften ſein Bette gefunden hat, und in welchem alle die Bäche und Flüſſe eines reineren Glaubens, ſo viel deren ſchon in einer frühen Urzeit quollen, von Anfang an ſich geſammelt haben! Wie konnte ein vereinzeltes frommes Bewußtſeyn von einem iſolirten Standpunkte her ſolch unerſchöpflichen Reichthum aufwiegen wollen!

Die Philoſophie fühlte daher bald das Bedürfniß, wieder näher an das religiöſe Syſtem anzuknüpfen, und nun entſtanden alle die theologiſch-philoſophiſchen Zwittergeburten, welche recht das zwieſpaltige Bewußtſeyn der gegenwärtigen Uebergangsperiode bezeichnen, und worunter das Straußiſche Syſtem als eine der merkwürdigſten Erſcheinungen mit zu zählen iſt.

Es entſtand die faſt allgemeine Rede von einer zwiſchen Philoſophie und Religion zu veranſtaltenden Verſöhnung, als ob beide Potenzen mit einander im Kriege gelegen hätten oder noch lägen. Ein ſolcher Krieg hat aber nie ſtattgefunden und kann im Grunde nie ſtattfinden, weil eine Philoſophie, welche ſich ſoweit erniedrigt, die religiöſen Herzensgeheimniſſe als ſolche zu mißachten, nicht mehr den Namen der Philoſophie oder des beſonnenen Dankes verdient, ſondern unter den Haufen ungereimter Meinungen herabſinkt, dergleichen ja bis in alle Ewigkeit unter den Menſchen circuliren werden, ohne daß ſich ein Verſtändiger an ſie kehrt.

Es war auch nicht in dieſem Sinne mit der Verſöhnung gemeint, ſondern es wurde unter der Verſöhnung eine Annäherung des Syſtems der Metaphyſik an das Syſtem theologiſcher Dogmatik verſtanden. Es war nicht der religiöſe Herzensinhalt, nicht die Frömmigkeit und die Gewiſſensreinheit als ſolche, um welche bei dieſer Verſöhnung die Philoſophie ſich befliſſen zeigte, ſondern es waren uralte, in die Dogmatik der Offenbarungslehre eingefloſſene philoſophiſche Lehrſätze, mit deren Erneurung ſie ſpielte, wie z. B. die Lehrſätze von der Incarnation Gottes in einen Menſchen, von der Dreifaltigkeit, von der ewigen Zeugung des ewigen Sohnes, von dem genugthuenden Leiden des geſchlachteten Opferlammes u. ſ. f. Dieſe Erneuerung alter religiöſer Philoſopheme hing genau zuſammen mit dem Triebe zur Erneuerung alter philoſophiſcher Syſteme überhaupt, wie er ſich in der Schelling'ſchen Schule kund that. Theologiſcherſeits wurden dieſe Beſtrebungen von Schleiermacher und Daub mit Ernſt betrieben, philoſophiſcherſeits von Hegel begünſtiget, bis ſie zuletzt in Strauß ihr reinſtes Produkt und Endreſultat abgeſetzt haben.

So ſehr nun auch, wie ſchon geſagt, in ſolchen friedlichen Interimsverſuchen zur Heilung eines alten Schadens ſich die menſchliche Natur in ihrer Ungeduld und ſorgſamen Sanftmuth

von der liebenswerthen und ſchönen Seite zeigt, ſo iſt doch auch darüber das Arge und Einſchläfernde, welches in ſolchen Verſuchen liegt, nicht aus dem Auge zu verlieren.

Denn noch nie hat jener giftige ſcholaſtiſche Drache, welcher als Dogma vor den heiligen Quellen lagert, und allem Volke zu ihnen den freien Zugang wehrt, einen gewandteren und liſtigeren Advokaten gefunden, als in Strauß.

Das unfruchtbare und mehr indiſch als chriſtlich zu nennende Dogma von einem menſchgewordenen Gott wird von Strauß eben ſowohl, als von den älteren orthoderen Theologen an die Spitze ſeines Dogmenkreiſes geſtellt, und fängt hier deſto ſtärker an hervorzuſtechen, je mehr hiſtoriſchen und enthuſiaſtiſchen Inhalt Strauß rund umher mit dem Beile ſeiner Kritik zu Boden ſtreckt. Als liſtiger Advokat des Dogma's zeigt er ſich aber dadurch, daß er dem Dogma einen anderen Sinn unterlegt, als den altheidniſchen, welchen es urſprünglich hatte. Er ſieht in dem menſchwerdenden Gott mit Hegel die Weltgeſchichte, und in dem menſchgewordenen Gott die Menſchheit, deren Repräſentant Jeſus iſt. Hierüber entſpinnt ſich natürlich Diſpüt mit der Orthodoxie, welche das Dogma in ſeinem alten indiſchen Sinne beibehalten wiſſen will. Strauß genießt nur die Ehre, bei ſolchem Diſpüt als der freiſinnige Philoſoph zu erſcheinen, während er doch auf nichts anderes hinarbeitet, als durch eine Art von reservatio mentalis dafür zu ſorgen, daß ſelbſt in einem Zuſtande freieren Denkens das alte Dogma noch ja nicht abgeſchafft zu werden brauche, und damit fortan auch Diejenigen dem Dogma treu bleiben oder wiederum treu werden können, welchen ſein urſprünglicher heidniſcher Sinn und Inhalt längſt zum Gräuel geworden iſt.

Auf eine treffliche und ſchlagende Weiſe hat Strauß nachgewieſen, wie das Dogma von der Genugthuung, im alten orthodoxen Sinne aufgefaßt, einen baaren Unſinn enthalte, indem ewige hölliſche Peinen keineswegs aufgewogen werden können durch die ſchnell vorübergehende körperliche Strafe der Kreuzigung, und indem Gott, ſollte für die verdiente Strafe der Menſchheit genug gethan werden, ſich ſelbſt hätte in ſeinem Sohne einer ewigen hölliſchen Verdammniß unterwerfen müſſen, welches er aber nicht gethan hat. Nichtsdeſtoweniger ſucht auch Strauß das Dogma

von der Genugthuung feſtzuhalten, indem er ihm nur einen andern Sinn unterlegt! Der ſündigende Menſch ſey der einzelne Menſch, aber im Sohne Gottes, nämlich in der Menſchheit, deren Glieder die Einzelnen ſeyen, und in ihrer univerſellen weltgeſchichtlichen Bewegung, tilge ſich die Sünde, indem auch ſie als Mittel zum univerſellen Zwecke diene. Auch hier iſt alſo das Dogma gerettet durch reservatio mentalis.

Und indem ſo Strauß auf's allereifrigſte darauf aus iſt, das Dogma von der Incarnation und dasjenige von der Genugthuung mit Unterlegung eines neuen Sinnes auf's Neue nur deſto ſtärker zu befeſtigen, legt er dem alten morſchen Dogmengebäude ein neues, mehr in der Zeit wurzelndes und daher auch viel blendenderes Fundament.

Strauß iſt alſo lange nicht ſo weit entfernt von dem Zuſtande verjährter dogmatiſcher Orthodoxie, als es ſcheint. Die Theologie wird durch ſein Syſtem durchaus nicht lebendiger, als ſie es in ihrem verknöcherten dogmatiſchen Zuſtande immer war. Auch bei ſeinem Syſtem würde freilich immer noch, eben ſo gut als beim bisherigen, die Religion, trotz ihres ſteifen Schnürleibs und Reifrocks, ihre Frühlinge und Gewitter ausſenden dürfen von Herzen zu Herzen, überall da, wo entweder Leid und Noth, oder Zweifel und innere Qual, oder Wonne des Entzückens oder ſonſtiges Bedürfniß es dem Herzen möglich machen, mit Ueberſpringung falſcher Umzäunung zu den Waſſern der ewig-lebendigen Quellen zu dringen, und auf Augenblicke an dem Orte zu ſtehen, wo wir einſt vor dem Angeſichte des Ewiglebendigen lachen werden über die Begriffsbauten und Kartenhäuſer, welche wir hier an ſeine Stelle ſetzten. Denn dieß iſt ewiges Eigenthum der Menſchheit. Dieß hat noch nie eine Religion ihr verwehren dürfen, auch ſelbſt nicht die verdorbenſte. Und ſo lange vollends das Evangelium von der Göttlichkeit der Armuth und Schmach, der Demuth und Barmherzigkeit, des Kreuzes und Märtyrerthums als Heiligthum auf dem Altare liegt, ſo lange fließen von da unfehlbar Segensſtröme, ſo ſehr man es auch ummaure und umzäune, ſo ſehr man ſeine Aufrufe zur Opferung eigenen Lebens und eigenen Glücks mit glatten Redensarten mildere, ſo ſehr man ſeine viſionäre Hautfarbe mit philoſophiſchem Bleiweiß übertünche, ſo ſehr man das Nichtſorgen für den morgenden Tag in

weitbauschige Metaphern hülle. Wer aber hofft nicht, wenn er von neuen freisinnigen Arbeiten im Gebiet der Theologie hört, daß sie dazu dienen möchten, daß wenigstens ein Theil dieser Mauern fallen, daß die falsche Schminke wenigstens von einigen Gliedertheilen abgewaschen werden möge? Statt dessen finden wir bei Strauß nichts als die Behauptung, daß die Mauer noch nicht aus dem rechten Stoffe gebaut sey, und dadurch baufällig werde. Er gibt einen neuen viel festeren Stoff an, mit welchem man sie in gegenwärtiger Zeit ausbessern, oder noch lieber von Grund auf ganz neu bauen möge. Auch tadelt er die alte Schminke der Natur als unächt und nicht auf die Dauer haltbar, und gibt das Recept zu einer neuen, welche von blendenderer Farbe ist als die alte und dabei noch besser deckt und unverwüstlicher festhält. Kurz, er läßt es seinerseits an nichts mangeln, um die alte dogmatische Kette und Schnürbrust des Evangeliums noch immer blendender, prächtiger, runder, glatter, prompter, stählerner, blanker, geschmeidiger, biegsamer, eleganter, und durch alle diese Eigenschaften undurchdringlicher zu machen.

Dieß ist die menschliche Absicht. Aber im weltgeschichtlichen Gange der Vorsehung scheint Straußen nur das Amt übergeben zu seyn, den ungesunden dogmatischen Stoff, welcher besonders in den theologischen Systemen von Daub und Schleiermacher aufs Neue gohr, in reiner und gleichsam crystallinischer Form zu Tage zu fördern, und dadurch das Bedürfniß einer Befreiung aus der Sklaverei des Dogma im christlichen Bewußtseyn zu schärfen.

Denn alle Dogmatik besteht in einer unerlaubten Versetzung und Verfälschung der Religion durch Philosophie. Es braucht dabei noch gar nicht einmal auf eine so grobe Weise verfahren zu werden, wie bei der Einführung des Indisch-Platonischen Dogma's von der Dreifaltigkeit. Sondern eine Verfälschung der Religion durch Philosophie findet auch schon da statt, wo an einem herzbewegenden und religiösen Inhalt anstatt seiner moralischen und empfindungsvollen Energie die philosophische Spitze, die etwa darin liegen kann, hervorgehoben wird, kurz, wo die Theologie Anleitung gibt, den religiösen Inhalt nicht als einen solchen, sondern als einen philosophischen aufzufassen, ein philosophisches System aus ihm zu bilden, und dieß fälschlich für den Inhalt der Religion zu erklären. Ob die philosophische Richtung, welcher dabei

die Theologie folgt, die Platoniſche und Ariſtoteliſche iſt, wie bei der Scholaſtik des Mittelalters, oder ob es die Kantiſche und Hegelſche iſt, wie bei der Scholaſtik unſerer Zeit, das iſt hierbei das Unbedeutende. Das, worauf es ankommt, iſt das Beſtreben, dem religiöſen Glauben einen philoſophiſchen Speculationsſatz unterzuſchieben, und dadurch ſchleichender Weiſe die Anbetung, welche der religiöſe Inhalt als Inhalt des Herzens in Anſpruch nimmt, auf den philoſophiſchen Verſtandesſatz hinzuleiten.

Daher bringt denn auch alle Dogmatik eine austrocknende Wirkung auf das Gemüth hervor, eben ſo wie jedes andere ſtarre philoſophiſche Syſtem, an welchem mit Hartnäckigkeit feſtgehangen wird. Dieſelbe monotone und trübe Allwiſſenheit ſtellt ſich ein, hier wie dort, eine Allwiſſenheit, die zwar den höchſten Grad ihrer Troſtloſigkeit nur dann gewinnt, wenn ſie ſich als ein auf den bloßen Verſtand gegründetes aprioriſches Syſtem ausbildet. Aber etwas nicht viel Beſſeres, obgleich viel Barockeres kommt heraus, wenn man den religiöſen Propheten, d. h. den in Gottes Geheimniſſen Stammelnden, den Herzerſchütterten, den, deſſen Zunge von unſagbaren Dingen überquillt, gewaltthätig und widerlich einkleidet in den philoſophiſchen Mantel, welcher ihm natürlich nirgends ſchließt noch paßt, und weil er doch mit Gewalt ſchließen ſoll, in die wunderlichſten und geheimnißvollſten Falten ſich muß zuſammenwickeln laſſen.

Da ein jedes Dogma aus einer falſchen Vermiſchung von Religion und Philoſophie beſteht, ſo geſchieht durch alles dogmatiſirende Verfahren beiden Betheiligten, ſowohl der Philoſophie als der Religion, ein Unrecht. Wenn das Unrecht, welches hierbei die Philoſophie leidet, auch das größte zu ſeyn ſcheint, indem ſie ſich im freien Forſchen gehemmt ſieht, ſo gibt es doch dagegen noch immer Zuflucht. Das Uebel iſt nicht ſo, daß es die Philoſophie in der Wurzel ergriffe. Gedanken bleiben doch immer zollfrei; wo der Philoſoph ſeine Meinung nicht öffentlich verkünden darf, wird ihm dieß im Privatleben doch unverwehrt ſeyn, und ſo ſieht ſich durch kirchliche Einſchränkung die Philoſophie nur in der Größe ihres Wirkungskreiſes, nicht im Princip gehemmt. Anders verhält es ſich mit der Religion, deren Wirkungskreis zwar durch das Dogma nicht gehemmt, deren Princip und innerliche Kraft aber durch daſſelbe verfälſcht wird. Dieſe Verfälſchung

besteht darin, daß die Nebensache, worauf bei der Religion wenig oder nichts ankommt, zur Hauptsache gemacht wird, und dadurch natürlicherweise die Hauptsache, worauf Alles ankommt, zur Nebensache herabsinkt.

Gesetzt den Fall, daß es mit unseren theologischen Glaubensbekenntnissen wirklich seine völlige Richtigkeit hätte, d. h. daß sie die einzig mögliche oder einzig richtige philosophische Theorie enthielten über den religiösen und herzbewegenden Inhalt, welcher in den heiligen Schriften ausgegossen ist, so würden doch auch dann die Glaubensbekenntnisse an Rang weit unter die heiligen Schriften selbst zu setzen seyn. Sie würden den vollständigen philosophischen Begriff der Religion enthalten, nicht aber die Religion selbst. Nun kann man bekanntlich sehr viel Religion haben, ohne daß man sich den wichtigen Begriff von der Religion angeeignet hat, man kann aber einen ganz richtigen Begriff von ihr gefaßt haben, während sie selbst, d. h. ihr wirkendes und beseligendes Feuer uns gänzlich mangelt. Es kann aber nicht der allermindeste Zweifel darüber walten, daß Jesus bei allen Gelegenheiten zu wissen gab, es komme einzig und allein darauf an, daß man den religiösen Inhalt selbst in sich trage und fest halte. Und dieß ist auch ganz, wie es sich von selbst versteht. Denn wem das erweckende und bewegende Feuer der Evangelien durch die Adern rinnt, der ist sicher ein frommer und herzenswarmer Mensch, wer sich aber auch sein ganzes Leben lang das künstliche und hitzige Blut der Dogmen durch die Adern treibt, der kann trotz dem sein ganzes Leben lang ein geiziger und verstockter Taugenichts seyn und bleiben, wie oft die Erfahrung gelehrt hat.

Wenn es also auch mit der Dogmatik seine Richtigkeit hätte, so würde die christliche Kirche dennoch niemals auf sie, sondern immer nur auf's nackte Evangelium ihr Fundament zu bauen haben. Denn nur der Inhalt des Evangeliums selbst und nie der Inhalt der Dogmatik würde das Kriterium abgeben können für das, was wirklich religiös oder christlich zu nennen sey, und was nicht.

Wie aber steht es nun mit dem Inhalt der kirchlichen Dogmatik? Ist dieser so unzweifelbar die wahre und einzig richtige philosophische Theorie des Evangeliums?

Jesus that zu verschiedenen Malen den Ausspruch: Ich und der Vater sind eins. Er gab aber auch zugleich Anleitung dazu, wie dieser Ausspruch zu verstehen sey. Denn er forderte, daß die Seinigen ebenfalls mit ihm und mit Gott eins werden sollten, damit Alle auf eben dieselbe Weise seyen in eins, wie Jesus mit Gott eins geworden zu seyn behauptete; eben so sollten alle die Seinigen mit ihm und mit Gott eins werden. Als Mittel dazu gab er den Glauben an, und wenn wir bei diesem vieldeutigen Worte in Zweifel gerathen, was wir darunter verstehen sollen, so lassen uns auch hier Jesu eigene Reden nicht ganz im Dunkeln. Denn er gibt uns deutlich die Zeichen an, woran wir einen Glauben, wie er ihn forderte, erkennen können, Mark. 16, 17, 18: „Die Zeichen, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nichts schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden."

Dieses also verstand Jesus unter dem Einsseyn seiner Person mit Gott, und unter dem Glauben, welcher ein solches Einsseyn möglich macht. Eine andere Meinung hat die kirchliche Dogmatik über diese Punkte, und es ist leicht einzusehen, weswegen. Die Punkte sind ihr zu schwer. Sind es solche Zeichen, welche gefordert werden, damit einer ein Gläubiger genannt werden könne, dann steht es sehr schlimm mit dem Glauben manches hochgraduirten Doktors, welcher doch in seiner Gelehrsamkeit wähnt, nicht allein ein Gläubiger, sondern ein wahrhafter Beherrscher des Glaubens zu seyn. Man zieht also lieber der Autorität Jesu Christi selbst die Autorität seines Apostels Paulus vor, welcher sich im Punkte des Glaubens schon weit milder finden läßt, indem er im Brief an die Hebräer 11, 1 schreibt, es sey der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, daß man hoffe und nicht zweifle an dem, das man nicht sehe. Mit dieser Erklärung geht es schon leichter, und an sie läßt sich schon die jetzige Glaubenspraxis anknüpfen, nach welcher der Glaube darin besteht, die dogmatischen Artikel dem Gedächtniß einzuprägen, und dann auf gewisse Dinge, welche aller richtigen Erkenntniß und allem gesunden Verständniß des Evangeliums Trotz bieten, als auf *erkannte* und bekannte Wahrheiten am Tage der Confirmation einen feierlichen Eid zu

leiſten. Dabei muß denn freilich ſogleich in den Gemüthern ein gut Stück urſprünglichen evangeliſchen Sinnes verloren gehen. Was kann aber am Ende der Theologie ſo Groſſes daran liegen, ob ein Stücklein vom Evangelium verloren gehe, wenn nur ihr Dogma beſteht? Hängt ja doch die ewige Seligkeit in ihrem Sinne nicht an Erfüllung und Wahrmachung des Evangeliums, ſondern am Bekenntniſſe des Dogma's.

So wie die Dogmatik im Punkte des Glaubens der Autorität Jeſu Chriſti die Autorität ſeines Schülers vorzieht, ſo zieht ſie im Punkte der Einswerdung ebenfalls der Autorität Jeſu Chriſti die Autorität ſeines Schülers Johannes vor. Der Grund iſt hier wieder eben ſo leicht einzuſehen. Er iſt das Erſchrecken vor der Forderung, ebenſo mit Gott und Jeſus eins zu werden, wie Jeſus mit Gott eins war, durch den krankenheilenden, ſchlangenvertreibenden, bergeverſetzenden Glauben. Es wird durchaus Einswerdung von uns gefordert, Einswerdung mit Gott und Jeſus, eine Einswerdung als Wunder und durch Wunder. Jeſus ſelbſt verrichtete ſolches Alles durchs Gebet, und forderte immer auf, ebenfalls durchs Gebet Alles dieſes nachzuthun, ſich ganz zu ſeiner Höhe aufzuſchwingen, ja wo möglich noch gröſſere Werke zu thun, als er gethan. Dieß muß nun freilich eine Kirche, in welcher dergleichen nicht mehr vorzukommen ſcheint, in Verlegenheit ſetzen. Und mit welcher frohen Begierde muß es als das glücklichſte Ereigniß angeſehen und aufgenommen werden, daß Johannes, welcher das Evangelium den platoniſch-gebildeten Griechen predigte, das Platoniſche Dogma vom weltbildenden Logos als Einkleidung gebrauchte, um in dieſem Bilde den Leſern das von Chriſto dargeſtellte Einsſeyn mit Gott näher zu bringen und annehmbarer zu machen! Das Schiefe und Excluſive, welches in dieſem Bilde liegt, konnte den Johannes in dem Augenblicke nicht ſtören, wo es ihm um nichts, als um Verherrlichung der Perſon, deren Geſchichte er beſchreiben wollte, zu thun war. Aber eben dieſes Excluſive im Gleichniß war ein goldener Fund für diejenigen, denen es darum zu thun war, ſich des vollſtändigen ſeligmachenden Glaubens rühmen zu dürfen, ohne die Werke verrichten zu können, welche Jeſus als die Zeichen, woran man einen ſolchen Glauben erkennen könne, angab. Es war gar zu anlockend, den Inhalt des 17ten Capitels im Evangelium Johannis, wo Jeſus ſelbſt

ſpricht, über den Inhalt des 1ten Capitels dieſes Evangeliums, wo bloß Johannes ſpricht, zu vergeſſen, und die Einswerdung, welche Jeſus einem jeden der Seinigen zumuthete, bei ſich ſelbſt aber als vorhanden ſeyend bekannte, in eine nur allein der Natur Jeſu zukommende Eigenſchaft zu verwandeln. Alles das, was ein jeder Einsgewordener als ſolcher und durch Kraft der Einswerdung von ſich ſagen kann: „ehe Adam war, war ich u. ſ. f. wurde nun zu einer ſpecifiſchen Eigenſchaft Jeſu gemacht, deren mögliche Erwerbung man allen übrigen Menſchen außer ihm rund abſchlug, indem man ſo alſo ein für allemal durch das Dogma von dem Wege abſchreckte, zu welchem Jeſus beſtändig ermuntert hatte. Aus dem mit Gott Einsgewordenen wurde nun ſelbſt ein Gott gemacht — ein ungeheurer und widerwärtiger Sprung! Schwer nur kann man es dem Johannes verzeihen, daß ihn die apoſtoliſche Manier der Herablaſſung, mit den Griechen ein Grieche zu ſeyn, zu dem gefährlichen Schritte verführte, den heidniſchen Begriff des Logos metaphoriſch anknüpfend ins Chriſtenthum hinüberzuleiten. Indeſſen würden, wenn er nicht ſchon den Anfang dazu gemacht hätte, Andere denſelben ſicher eben ſo gut gefunden haben. Denn die Sache lag gar zu nahe bei der Hand.

Zwar, hätte man die Sache immer geiſtig gehalten, ſo hätte ſelbſt die Johanniſche Accommodation gefahrlos bleiben können. Man hätte dann im Logos die von Gott ewig ausſtrömende, lebenſchaffende und beſeligende Kraft verehrt, welche, wo ſie ins Fleiſch eintritt, Einswerdung bewirkt. Im Namen dieſer einsmachenden Kraft oder heiligen Geiſtes befahl ja auch Jeſus die Völker auf ſeinen eigenen Namen als Chriſten zu taufen. Aber da kam leider das heidniſche Bedürfniß hinzu nach Vielgötterei, nach Menſchenvergötterung, nach Incarnation. Während Gott den Sohn ſich gefallen laſſen mußte, im Leibe Jeſu incarnirt zu ſeyn, fand man für den heiligen Geiſt eine paſſende Incarnation in dem Leibe der berühmten Taube. Bei Gott dem Vater, wo der Stoff zur Incarnation gänzlich fehlte, mußte man ſich mit dem Bildniß und Gleichniß eines ehrwürdigen Greiſes behelfen, welcher die Weltkugel trägt — ein Bild, welches wenigſtens immer noch anſtändiger iſt, als das einiger ſibiriſchen Völkerſchaften, welche ihn ſich in der Uniform eines ruſſiſchen Dragoneroffiziers abmalen.

Welche Dogmatik, d. h. welche Philosophie des Glaubens, konnte aus dem Boden solcher wildheidnischen Vorstellungen emporwachsen! Das Athanasianische Symbolum von der Dreifaltigkeit (man könnte es einen ewigen Schandfleck der menschlichen Vernunft nennen) ist denn freilich auch ganz darnach ausgefallen.

Was soll man aber nun dazu denken, wenn aufgeklärte Theologen, wie Strauß, welche selber am besten wissen, auf welche Weise die Recepte zu solchem ungesunden dogmatischen Gebräu fertig wurden, und sich in dieser Hinsicht nichts zu verhehlen pflegen, die künstlichsten Mittel, die listigsten reservationes mentales nicht scheuen, nur um den Buchstaben des Dogma's zu retten, damit an ihm nicht gerüttelt werde!

Man kann eben nichts Anderes dazu denken, als daß diese Herren, so gelehrt sie übrigens seyn mögen, doch in religiöser Beziehung das Herz nicht auf dem rechten Fleck sitzen haben. Strauß ist wie einer, welchem der Herr die Posaune Jericho's reichte. Er blies hinein, da fielen Mauern und Thürme zu seinem eigenen Erstaunen. Da er sich nun aber dabei selbst nicht auf recht festem Boden fühlte (denn das Brettergerüst der Hegelschen Dialektik ist kein solcher zu nennen), so durchschauerte ihn die Ahnung, selbst mit in den Sturz gezogen zu werden. Mißtrauisch geworden gegen allen evangelischen Boden überhaupt, flüchtete er sich in das bestehende Dogma der Kirche, wo er dann allerdings noch so lange Schutz genug finden wird, als der orthodoxe Dogmenglaube seine Artikel, dem Inhalte des Evangeliums entgegen, noch wird in Ansehen zu erhalten vermögen, d. h. so lange die langmüthige Christenheit demselben noch aus Mitleid sein kümmerliches Daseyn fristen wird. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß Strauß und seine Gleichgesinnten unter diesem erwählten Obdach den sichern Schutz finden mögen, welchen sie suchen und auch verdienen. Für uns gestehen wir, daß uns der evangelische Boden doch besser behagt, selbst mitten zwischen stürzenden Ruinen.

Es ist in der Straußischen Angelegenheit noch gar nicht die Sprache darauf gekommen, welcher Standpunkt wohl denjenigen Lesern des Straußischen Werks übrig bleibe, denen die hauptsächlichen Resultate der Straußischen Kritik einleuchten, die sich aber unmöglich dazu entschließen können, der von Strauß erwählten Zuflucht oder vielmehr Zurückflucht zum alten unevangelischen Dogma

zu folgen. Wenn uns nicht Alles trügt, wird dieſe Anzahl von Leſern des Straußiſchen Werkes nicht eben eine ganz kleine ſeyn, und wir bekennen uns gern zu derſelben. Eine ſolche Schaar hätte unſerem Verſtändniſſe nach etwa folgenderweiſe zu ſich ſelbſt zu reden:

Löſet ſich das ganze Evangelium in lauter Mythus auf, ſowohl an Reden, als an Begebenheiten, dann gibt es für uns kein Chriſtenthum mehr, weil wir jene Straußiſche Zurückflucht zum Dogma nun einmal für unſere Perſon verſchmähen.

Dieß iſt aber auch nicht Straußens Meinung und Abſicht geweſen, das ganze Evangelium als mythiſch zu verdächtigen, ſondern er erklärt ausdrücklich, daß bei ſeiner Kritik die Reden Jeſu ihrem weſentlichen Inhalt nach als unverdächtig ſtehen bleiben. Denn ſolche geniale Reden ließen ſich wohl von Andern in eine verkehrte Ordnung bringen, nicht aber ſelbſt erfinden, u. ſ. w.

Iſt es Straußen mit dieſer Behauptung Ernſt, dann iſt er genöthigt, mit ſeiner evangeliſchen Kritik in Einem Punkte eine Korrektur vorzunehmen. Denn es iſt dann unzweifelhaft, daß Jeſus behauptet hat, wer den Glauben habe, der könne Kranke heilen, Dämonen austreiben, Gift trinken, ja ſogar Berge vom Lande ins Meer verſetzen. Wenn Jeſus Andern dieß zugemuthet hat, ſollte er dann den Glauben, der das vermag, nicht ſich ſelbſt zugemuthet und zugeſchrieben haben? Das iſt unmöglich. Sollten wir alſo auch an allen Wundererzählungen mythiſche Elemente argwöhnen müſſen, ſo bleibt aus dem Sinn der Reden Jeſu ſo viel als unumſtößlich übrig: Jeſus muthete den Seinigen Wunderthätigkeit durch den Glauben zu, und hat ſich folglich auch ſelbſt dieſelbe zugeſchrieben.

Dann ſind nur zwei Fälle möglich. Entweder täuſchte ſich Jeſus in dieſen Anforderungen und Behauptungen, oder nicht. Dieß kann keine Kritik entſcheiden, ſondern hier tritt der Glaube als eine freie und entſcheidende Wahl ein. Glauben wir es nicht, ſo geben wir damit dem Chriſtenthum den Abſchied; glauben wir es, und bleiben alſo Chriſten, ſo ſehen wir auch zugleich die genannten Anforderungen Jeſu damit aufs neue an uns ſelbſt gemacht.

So wie wir zuerſt diejenigen von uns ausgeſondert denken mußten, welche das ganze Evangelium für Fabel nehmen, ſo denken wir jetzt auch diejenigen von uns ausgeſondert, welche dafür

halten, daß Jeſus gemeint habe, Wunder thun zu können, ohne dazu fähig zu ſeyn.

Damit iſt nun noch nicht geſagt, daß wir allen den Wundererzählungen, welche die Evangelien enthalten, wirklichen Glauben ſchenken müßten. Bei einigen, wie bei der Geſchichte mit dem Stater, ſinkt die Hiſtorie wahrhaft zum Kindermährchen herab, bei anderen, wie bei den Speiſungen, liegt ein natürlicher ins Wunderbare verzogener Vorgang ſo nahe, daß man ſich ſeiner nicht wohl erwehren kann. Aber die Art und Weiſe, wie Strauß die Wunder kritiſirt, iſt eine durchaus falſche. Er geht aus von dem philoſophiſch ſeyn ſollenden Satz, daß Wunder überhaupt unmöglich ſeyen. Dieſer Satz beruht aber auf einer bloßen Sophiſterei, wobei man die evangeliſche Vorſtellung des Wunders als einer That, welche nur durch das unmittelbare Anſichziehen einer göttlichen Kraft möglich ſey, mit dem falſchen dogmatiſchen Begriff des Wunders vertauſcht, wonach durch daſſelbe der reguläre Gang der Naturgeſetze ſoll eine Ausnahme leiden. Von letzterer Beſtimmung weiß das Evangelium nichts. Wenn in einem Teiche durch angebrachte Pumpewerke Springſäulen emporſteigen, ſo wird dadurch das Geſetz der Waſſerſchwere nicht aufgehoben, wohl aber zu außerordentlichen und ſelten vorkommenden Wirkungen veranlaßt. Eben ſo iſt es mit den Wundern. Billiger iſt, was Strauß ferner dabei verlangt, nämlich daß ſich zwiſchen dem Wunder und den Vorfällen des gewöhnlichen Lebens müßten analoge Anknüpfungs- und Uebergangspunkte angeben laſſen. Dieß läßt ſich hören, und er gibt ſelbſt ſolche Anknüpfungspunkte an in den Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus. Daß er nun aber auf die Leiter dieſer Anknüpfung ſich hartnäckig weigert höher zu ſteigen, als hinauf bis zu ſolchen Erſcheinungen, dergleichen er ſelbſt ſchon mit angeſehen hat, dieß iſt bloß das Reſultat ſeines ſubjektiven Glaubens und Meinens, welches für die objektive Kritik der Evangelien ohne alles Intereſſe und Gewicht iſt. Hier iſt reines Feld des Glaubens, und alle Kritik am Ende.

Die obengenannte Schaar hätte ſich alſo dieſes als Endreſultat zu ſagen, daß ſie, wofern ſie Jeſu keine größere Wunderthaten zutraute, als ihm Strauß zutraut, eben darum ſofort dem Chriſtenthum den Abſchied geben müßte, und daß Strauß ſich nur durch einen völlig unproteſtantiſchen Schritt noch innerhalb der

chriſtlichen Kirche erhält, indem er nämlich das Evangelium fahren läſt und zum puren Dogma flüchtet.

Dieß iſt freilich ein hartes Reſultat für alle diejenigen, welche bisher ſich von der dogmatiſchen Kirchenlehre in einen ſanften Schlummer gewiegt fühlten, und ſich nun plötzlich durch die Straußiſche Poſaune aus demſelben zu nicht geringem Schrecken geweckt ſehen, gleichwohl es doch auch verſchmähen, ſich in die Straußiſche Retirade hinter die Schanze zu flüchten. Ihr Herz wird allerdings erſchrecken, wenn ſie mit einem Mal den bisher kaum geahneten Unterſchied wahrnehmen zwiſchen einem dogmatiſchen Chriſten, welcher nur ſo am Schleppkleid der Kirche ins Himmelreich gegängelt zu werden meint, und einem evangeliſchen Chriſten, für den ſich des Herrn Anforderungen auf eine völlig unmittelbare Weiſe aufs neue wiederholen. Dieſes aber iſt gewiß ein heilſames Erſchrecken für Jeden, über welchen daſſelbe kommt, und es iſt nur zu wünſchen, daß daſſelbe ſich bei Jedem, über welchen es kommt, ſo wenig als möglich mildern möge.

Geſetzt aber, wir denken uns eine Kirche, welche zu dieſer Erkenntniß gekommen wäre, ohne noch in ſich den wunderthuenden Glauben irgend lebendig zu ſpüren, ſo dürfte eine ſolche nicht, wie bisher, ihren Glauben, d. h. das bloße Bekenntniß, ſchon für ſeligmachend erklären, ſondern ſie müßte ſich demüthig dahin beſcheiden, ſich nicht eine gläubige, ſondern eine zum Glauben ſtrebende Kirche zu nennen, welche aber das Geheimniß des wirklichen Glaubens, nämlich das Evangelium, mit Treue bewahrte, damit es ſich in ihr ſelbſt allmählig wieder entzünden könne.

Denken wir uns aber den Tag der Befreiung der chriſtlichen Kirche vom Dogma durchs Evangelium wirklich hereinbrechen, denken wir uns dieſes freudige Erſchrecken in tauſend und wieder tauſend Herzen erwachen, denken wir uns die Dogmen gefallen und das Evangelium für Jedermann der Auslegung des geſunden Menſchenverſtandes und des gefühlvollen Herzens frei gegeben, dann würde damit auch zugleich die philoſophiſche Forſchung frei gegeben ſeyn. Denn grade in der Freiheit derſelben fände das reine und undogmatiſche Evangelium ſeinen Schirm und ſeinen Schutz.

Solchem Zuſtande arbeitet nun das Straußiſche Syſtem direkt entgegen, indem es vom Evangelium ab- und ins Dogma hineinführt. Das dogmatiſche Element iſt dem freien evangeliſchen

gegenüber das pfäffiſche. Bisher konnte doch über dem Dogma das Evangelium niemals gänzlich in Vergeſſenheit gerathen; Strauß macht Zurüſtungen zu einem Zuſtande der Kirche, in welchem, wenn es möglich wäre, dieß allerdings würde der Fall werden, in welchem alſo das evangeliſche Element vom pfäffiſchen auf eine bisher noch niemals erhörte Weiſe würde verſchlungen werden.

Weil Strauß ſelbſt nach der Klarheit ſeines Bewußtſeyns dieß ſo deutlich einſieht, darum kann er auch mit gutem Gewiſſen ſo beſchwichtigend auftreten in all ſeinem Benehmen, ſo gefahrvoll daſſelbe auch ſcheinen mag. Darum kann er mit völlig ruhigem Gewiſſen ſo ſanft und begütigend ſchreiben: „Nur ja keine Furcht, daß durch meine Kritik irgend etwas vom Dogma verloren gehe!“ Darum kann ihm der polternde und ſich gegen ihn ereifernde Zorn altverſtäubter Orthodoxie nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen; denn es iſt der Zorn von Männern, welche ihre eigene Lage nur nicht begreifen. Strauß iſt ſich gar zu genau bewußt, daß ſie in ihm bloß gegen den eifern, welcher ſie beglücken möchte, und vielleicht auch könnte. Er ſieht gar zu genau ein, auf welcher Seite ſeine Lehre Vortheil bringen würde, und daß ſich endlich doch immer die Sachen nach ihrem Vortheil zu ziehen und zu ſtrecken pflegen. Auch ſind ſchon hie und da Präliminarien zu Friedensverträgen gemacht, ja es gewinnt in ihnen den Anſchein, als ob es, damit völlige Coalition eintreten könne, nur noch auf den Punkt ankäme, ob Jeſu Natur toto genere oder bloß gradu ſich unendlich weit über die übrigen menſchlichen Naturen erhebe. Sollte ſich in dieſer Sache nicht auch noch billige Uebereinkunft finden laſſen? Eine ſolche Coalition wäre ſtark. Da man ſchon von jeher an den Satz gewöhnt iſt, es komme in der Kirche vorzüglich darauf an, daß das Dogma unbefleckt erhalten werde, ſo würde ſich die Maſſe der Gläubigen beruhigen. Die Maſſe der Philoſophen iſt Hegelianer oder hegelt doch zum mindeſten ein wenig, folglich flöſſe auch dieſe zu, und nur eine geringe Schaar bliebe übrig, welche nicht ablaſſen würde, mit Elektro zu ſprechen: „Meine Nahrung wird immer ſeyn, Agamemnons Mörder zu kränken!“

Aber könnte dieſes Reſultat nicht, ſo betrübend es auch für die Religion ausfallen würde, einen deſto fröhlicheren Erfolg haben für die Philoſophie, die ſich dann in einem ihrer geiſtreichſten Syſteme plötzlich zur Herrſcherhöhe emporgehoben ſähe, zu

einer Höhe, welche sie noch nie beſeſſen? Könnte nicht ſo nach dem allgemeinen Schickſal menſchlicher Dinge, was der eine verlöre, der andere gewinnen? Nein, gewiß nicht.

Sollte die Philoſophie die Stelle der Religion vertreten, ſo könnte dieß nie und nimmer ein einzelnes philoſophiſches Syſtem, wie das Hegelſche, ſeyn. Denn ein jedes philoſophiſches Syſtem kann durch ein anderes geſtürzt werden, folglich auch das Hegelſche. Wie ſtände es dann mit der Religion? Oder ſollte man das alte Syſtem mit Gewalt feſthalten, und folglich das freie Denken verwehren? Wie ſtände es dann mit der Philoſophie?

Der Gedanke einer philoſophiſchen Religion geht nur in dem Fall nicht an ſeinen eigenen Widerſprüchen zu Grunde, wenn man die Artikel von Gott, Tugend und Unſterblichkeit zwar im Allgemeinen als unveräußerliches Vernunfteigenthum betrachtet, aber der Vernunft dabei auch ein durchaus freies Forſchen in dieſen ihren Gebieten anheim ſtellen würde. Nur wenn einem Jeden frei geſtellt wäre, ob er Hegelianer oder Kantianer, Spinoziſt oder Platoniker ſeyn wolle, nur dann würde eine philoſophiſche Religion ſtatt finden können. Die Religion dürfte dann nur das Gemeinſame von dieſem allen in Schutz nehmen, nämlich das Philoſophiren oder freie Nachdenken überhaupt. Denn dieſes führt allerdings zu Gott und zur Erkenntniß der göttlichen Dinge empor. Und in ſolchem wie zu Cryſtall verhärteten, aber unaufhörlich cryſtalliſirenden Mutterwaſſer würde jene ewige philoſophiſche Trinität von Gott, Tugend und Unſterblichkeit in deſto hellerem Sonnenſcheine ſich immer aufs Neue gebären.

Verdunkelt dagegen wird die Philoſophie immer, wenn ſie aus Herrſchſucht dahin trachtet, ein einzelnes ihrer Cryſtalle oder Syſteme durch Vermiſchung oder Unterſchiebung deſſelben unter einen religiöſen Inhalt zum Gegenſtand der Anbetung zu erheben; auf eine ähnliche Weiſe, wie auch die Religion getrübt wird, wenn ſie ſich bethören läßt, durch Anziehung des Philoſophenmantels ihre Wildniſſe und heiligen Wälder des Erſtaunens und der Beſeligung in zugängliche Parke und heitere Spaziergänge umwandeln zu laſſen.

Es kann deßhalb der wahren Philoſophie niemals darum zu thun ſeyn, ſich an die Stelle eines religiöſen Inhalts zu ſetzen, oder einen ſolchen durch ſich erſetzen zu wollen, ſondern die Philoſophie iſt der flüſſige Stoff einer freien Forſchung, welcher nichts

begehrt, als nicht gehemmt zu werden, um jeder religiöſen Form, ſie ſey welcher Art und Farbe ſie wolle, ihre wohlthätigen Wirkungen mitzutheilen. Die Philoſophie behauptet zwar in allen durchſchaubaren Dingen das Recht, Alles, was vor ihrem Richterſtuhl nicht beſteht, zu vertilgen. Aber vor Geheimniſſen tritt ſie zurück, wie ſich gebührt, und weiß ihre Gränzen zu erkennen. Hiermit iſt aber zugleich verbunden, daß ſie dann auch fordert, daß das Geheimniß in reiner Urgeſtalt auftrete, und nicht durch eine falſche Ehe mit einem Philoſophem dieſes ſtatt ſeiner zur Schau trage; widrigenfalls ſich die reine Philoſophie genöthigt ſieht, gegen ſolche Verunreinigung und Verunehrung ihrer ſelbſt mit aller Macht, die ihr zu Gebote ſteht, zu proteſtiren.

Wenn nun aber dem evangeliſchen Glauben in ſeiner Proteſtation gegen das Dogma zufolge des Obigen die nächſte Zukunft als eine trübe und dunkle erſcheinen muß, ſo liegt es dagegen in der Natur der philoſophiſchen Proteſtation, daß ſie nur Licht und Hoffnung um ſich erblicken kann. Denn ſie braucht nicht erſt zu warten, bis der Herr tauſend und tauſend Herzen erleuchte und entzünde, ſondern ſie agirt mit mathematiſcher Sicherheit, iſt ſich ſelbſt genug, und trägt in ſich die Gewißheit ihres Sieges. Bei der Philoſophie iſt der Proceß in der Gegenwart. Das zeigt ſich in gar nichts deutlicher, als daß die Feinde der Philoſophie die Nothwendigkeit immer größer und größer werden ſehen, ſich zu eigener Vertheidigung mit philoſophiſchen Waffen zu verſorgen. Dieſe laſſen ſich aber aus keinem Stoffe ſo leicht und gut verfertigen, als aus dem in alle beliebigen Formen dehnbaren und ſchmelzbaren Hegelſchen. Heiter und majeſtätiſch ſchaut ſich vom philoſophiſchen Standpunkte aus dieß unbändige Treiben an, deſſen Reſultat auf dem religiöſen Gebiete unmöglich ein anderes ſeyn kann, als der Sieg des freien Philoſophirens, d. h. nach obigen Erörterungen der Sieg des Evangeliums über das Dogma.

Und ſo fallen endlich die Beſtrebungen und Intereſſen des Evangeliums mit denen der Philoſophie, aber in einem ganz entgegengeſetzten Sinne als wie bei Strauß, in eins.

C. Fortlage.

Ueber die Wirkungen

des großen deutschen Zollvereins

und die Entwickelung seiner Gesetzgebung.

Die Geschichte der Entstehung und allmäligen Erweiterung des großen deutschen Zollvereins, welcher im zweiten Hefte der Vierteljahrsschrift einige Blätter gewidmet wurden, folgen hier zur Erfüllung der dort gegebenen Zusage einige Betrachtungen über den Einfluß, den die errungene commercielle Einheit auf den Zustand der Vereinsländer ausgeübt hat, so wie über die fortgesetzten Bemühungen der betheiligten Staaten, das Band das sie umschlingt, immer fester zu knüpfen, und ihre Verbindung für das Wohl ihrer Länder immer fruchtbarer zu machen.

Wenn man erwägt, welche mannigfaltigen Interessen in entgegengesetzter Weise durch die Zollvereinigung berührt wurden, so wird man das ganze Gewicht des Zeugnisses erkennen, welches für die wohlthätigen Folgen der großen Maßregel in der einzigen Thatsache liegt, daß, seitdem der Verein in seinem gegenwärtigem Umfange besteht, und unter seinem Gesetze über 26 Millionen Menschen in 23 Staaten leben, von der Weichsel bis zum Rheine, und von der Ostsee bis zu den Höhen des Schwarzwaldes sich nicht eine Stimme gegen die Fortdauer dieses Zustandes erhoben hat, und bereits der ursprüngliche Vertrag unter einhelliger Zustimmung der ständischen Kammern, wo man solcher Zustimmung bedurfte, und überall unter freudiger Billigung des Publikums, dem Buchstaben nach für eine Reihe von Jahren, der That nach aber wohl für immer erneuert wurde. Wir sagen: für immer, denn mit jedem Jahre werden die Interessen der verbündeten Staaten

ſich inniger verflechten, wird das Gemeinſame derſelben ſtärker hervortreten, und jede Urſache, die anfänglich die Fortdauer des Vertrages etwa hätte bedrohen können, in ihrer Wirkung geſchwächt werden.

Gerade in der erſten Periode nach dem Vollzug der Verträge waren nämlich mannigfaltige augenblickliche Störungen unvermeidlich, konnten vorübergehende Nachtheile, die auch die heilſamſten Reformen während des Uebergangs von einem gewohnten Zuſtande in einen neuen zu begleiten pflegen, nicht ausbleiben und mußte überall, wo einzelne Intereſſen auf dauernde Weiſe durch den Vereinstarif oder andere Bedingungen der Gemeinſchaft etwa verletzt erſchienen, der Verluſt am ſchmerzlichſten empfunden werden. Solche unzweideutigen Beweiſe der allgemein herrſchenden Ueberzeugung von den entſchieden überwiegenden Vortheilen, die jedem theilnehmenden Staate ſein Beitritt zu dem Vereine gewährte — einer Ueberzeugung, die nur aus dem lebhaften Gefühl der behaglichern Lage, in die man ſich allerwärts verſetzt ſah, entſpringen konnte — laſſen eine nähere Begründung eines ganz allgemeinen Urtheils über die Wirkungen des Vereines als überflüſſig erſcheinen. Große Schwierigkeiten bietet aber ein Verſuch dar, dieſe Wirkungen nach allen Richtungen hin im Beſondern und in genauen beſtimmten Reſultaten nachzuweiſen. Vor allem iſt es klar, daß der frühere Zuſtand der einzelnen Staaten auf ſehr verſchiedene Weiſe afficirt wurde. Um genaue Vergleichungen, im Einzelnen wie im Ganzen, zwiſchen der Zeit vor und nach dem Vollzug der Vereinigung anſtellen zu können, müßte man von ſämmtlichen Vereinsländern Ueberſichten über den Umfang der verſchiedenen Produktionen, über die Preiſe der wichtigſten Waaren, die Verhältniſſe der Capitale und der Arbeit, ſodann über den Handelsverkehr der Vereinsſtaaten unter einander und mit fremden Ländern, von einer längern Periode vor und nach der Vereinigung beſitzen. Nun fehlt es aber nicht nur an zureichenden Notizen über die Verhältniſſe, ſondern ſelbſt an Kenntniß der Einfuhren und Ausfuhren unter der bezeichneten Unterſcheidung, und frägt man nach den Veränderungen der Preiſe, ſo ſtellt ſich, wenn man auch eine beſtimmte Antwort erhält, die weitere kaum zu löſende Aufgabe dar, aus dem Ergebniß der mannigfaltigſten Urſachen, das man in der Regel in jeder Preisveränderung zu erblicken hat,

den etwaigen Antheil auszumitteln, der als ein mittelbarer Effect der Zollvereinigung zu betrachten wäre.

Es sind zwar die Hauptresultate der gesammten Zollverwaltung des Vereines in seinem dermaligen Bestande von dem Jahre 1836, sowohl was die Einfuhren, als was die Ausfuhren und Durchfuhren betrifft, sodann von dem Jahre 1837 ebenfalls vollständigere Einfuhrlisten, so wie einige Notizen über die Ausfuhr, und vom Jahre 1838 Uebersichten von den wichtigern zum Eingang verzollten Gegenständen zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Auch von der unmittelbar vorher gegangenen Zeit, seit Gründung des preußisch-hessischen und des durch den Beitritt von Bayern, Württemberg, Sachsen und den Thüringischen Staaten erweiterten Vereines, liegen zuverlässige Angaben vor.* Allein die letztern bieten wegen der in dieser Periode eingetretenen Veränderungen keine für sichere Vergleichungen erforderliche gleichartige Größen dar, und überhaupt sind hiezu aus einleuchtenden Gründen die Ergebnisse der Verwaltung im ersten Jahre nach jeder beträchtlichen Erweiterung des Vereinsgebietes minder brauchbar.

Indessen gewähren jene Notizen für unsere Zwecke immerhin manche schätzbare Anhaltspunkte, und überdieß erlauben eine Reihe einzelner Wahrnehmungen in der jüngsten Zeit und die natürliche Verkettung zwischen Wirkung und Ursache den Einfluß der Zollvereinigung, wenn nicht in scharf bestimmten Resultaten, doch wenigstens seiner Natur nach, in allen jenen speciellen Beziehungen näher zu bezeichnen, welche einer Beachtung werth erscheinen mögen.

Indem wir dieß hier unternehmen, gebietet uns das Verhältniß des Raumes dieser Blätter zu der Masse des Stoffes, uns auf die Mittheilung der erheblichern Thatsachen und in der Regel auf kurze Andeutungen zu beschränken, um einige wichtigere Maßregeln und Fragen ausführlicher besprechen zu können.

Unter den Wirkungen des Zollvereines sind es die Fortschritte der Manufakturindustrie zunächst, welche ein höheres Interesse in Anspruch nehmen. Man weiß, daß der Vereinstarif dem Prinzip

* Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staate und im deutschen Zollverbande in dem Zeitraum von 1831 — 36, aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. F. W. Dieterici. Berlin 1838.

des Schutzes ungleich weniger, als die Tarife der größern Staaten huldigt und Prohibitionen ganz verwirft. Gleichwohl sind seine Zölle hoch genug, um der einheimischen Industrie in mehreren Zweigen, wie namentlich im Gebiete der Wollen- und Baumwollenwaarenfabrikation, einen sehr bedeutenden und in vielen andern wenigstens einigen Vortheil, der fremden Mitbewerbung gegenüber, zu gewähren. Nur ungefähr die Hälfte des Marktes des Vereines befand sich schon geraume Zeit vor der Gründung desselben unter dem wirksamen Schutze jenes Tarifs; die andere Hälfte seines Gebietes entbehrte früher solches Schutzes, theils weil das Gesetz ihn versagte, theils in Folge der ungünstigen geographischen Lage oder ungenügenden Bewachung der Gränzen der einzelnen Staaten, wenigstens der That nach.

Was zu erwarten war, ist wirklich eingetreten. In einer Reihe der wichtigsten Zweige der Manufakturindustrie machte seit dem Jahre 1834, da der große Verein ins Leben trat, die einheimische Produktion reißende Fortschritte; die ältern Etablissements vermehrten ihren Betrieb, viele derselben erweiterten ihre stehenden Einrichtungen, und eine beträchtliche Zahl neuer Anstalten stiegen empor.

Im Allgemeinen zog wohl der weiter vorangeschrittene Gewerbfleiß der nördlichen Theile des Vereinsmarktes von der Abwehr der fremden Mitbewerbung den großen Gewinn, die preußischen Länder hauptsächlich für den Absatz der Wollentücher und Seidenzeuge, der Eisenwaaren und der sogenannten kurzen Waaren, Sachsen für Baumwollenwaaren und für einzelne Gattungen von Wollenzeugen. Aber der Süden blieb nicht zurück, man sah auch hier nicht nur ältere Einrichtungen sich erweitern, sondern in kurzer Zeit eine Reihe neuer Etablissements, Spinnereien, Webereien und Druckereien entstehen, und unter diesen einzelne Anstalten, welche den großartigsten ähnlicher Art in andern Ländern an Umfang nicht nachstehen.

Welch bedeutende Fortschritte insbesondere die Produktion der Baumwollenwaaren gemacht hat, geht aus dem Umstande hervor, daß die Einfuhr, welche in dem preußisch-hessischen Vereine in den Jahren 1829 bis 1831 im Durchschnitte 12,150 Centner, und in den beiden folgenden Jahren 14,159 und 12,953 Centner betrug, in dem Zeitraum von 1834 — 1836 in einem

erweiterten, faſt doppelt ſo großem Marktgebiete, nur zwiſchen 13,808 und 13,507 Centner ſchwankte; während die Ausfuhr von 18,422 Centner im Durchſchnitt der Jahre 1829 bis 1831 (im preußiſch-heſſiſchen Vereine) bis zu den Jahren 1836 und 1837 (im großen Vereine) nach dem Durchſchnitt dieſer beiden Jahre auf 79,734 Centner ſtieg. Es iſt zwar möglich, aber kaum glaublich, daß dieſem Zuwachs von ungefähr 61,000 Centner, den die Ausfuhr erhielt, der Betrag der Baumwollenwaaren gleichkam, den die dem preußiſch-heſſiſchen Vereine beigetretenen Länder (hauptſächlich Sachſen) in ihrem frühern iſolirten Zuſtande in andere, dem großen deutſchen Vereine nicht angehörigen Staaten ausführten, und daß nicht jenes Steigen der Ausfuhr zum großen Theile von einer vermehrten Produktion herrührte. Weit weniger laſſen aber die Reſultate der Einfuhrliſten und der Umſtand, daß die Länder, durch welche ſich der preußiſch-heſſiſche Verein in den Jahren 1834 und 1836 erweiterte, früher zu den beſten Märkten für brittiſche Waaren gehörten, im mindeſten daran zweifeln, daß der innere Bedarf, ſeit der Gründung der Vereine in einem weit größern Verhältniſſe von den einheimiſchen Manufakturen geliefert werde, als ehedem, und daß ſich alſo der Bezug der fremden, vorzüglich aber der brittiſchen Baumwollenwaaren bedeutend vermindert habe. Wäre dieß nicht der Fall, ſo hätte die preußiſch-heſſiſche Einfuhr, welcher die des großen Vereines ohngefähr gleichſteht, allein durch den Beitritt des Großherzogthums Baden einen Zuwachs von 7000 bis 8000 Centner erhalten. Weit höher kann man neben den Bezügen von Naſſau und der Stadt Frankfurt für den eigenen Bedarf jene Quantitäten fremder Baumwollenwaaren anſchlagen, welche aus den erſt im Jahre 1836 beigetretenen Ländern früher einen Weg in das Vereinsgebiet fanden, ohne in den Zollregiſtern zu erſcheinen. Man durfte annehmen, daß, ſo fern in jenen kleinern Staaten zur Zeit ihres Anſchluſſes beträchtliche Vorräthe angehäuft waren, ſich nach deren Verbrauch wieder eine verſtärkte Nachfrage nach fremden feinern Baumwollenwaaren zeigen werde. Die Einfuhr ſtieg aber nur ganz unbedeutend, nämlich im Jahr 1837 auf 15,345, und im Jahr 1838 auf 16,482 Centner. Dagegen war die Ausfuhr im Jahre 1838 um ungefähr 9000 Centner geringer, als im Jahre 1837, ohne Zweifel im Gefolge der auf dem nordamerikaniſchen Markte eingetretenen Verhältniſſe. Der Produktion

kam aber nach Aufräumung jener Vorräthe an fremden Waaren der wachsende Begehr für den einheimischen Gebrauch zu Hülfe. Es geht dieß klar aus dem vermehrten Verbrauche an ungezwirnten Garnen hervor.

Unerachtet die Produktion der Baumwollengespinnste in dem Vereinstarif mit Ungunst behandelt ist, machte sie doch erhebliche Fortschritte. Nebst dieser Vermehrung der einheimischen Garnenerzeugnisse, die man vorzüglich den im Süden und in Sachsen entstandenen neuen, zum Theil sehr bedeutenden Anstalten verdankte, zeigt sich eine rasche Zunahme der Einfuhr an ungezwirntem Baumwollengarn; sie stieg vom Jahr 1834 bis 1836 von 251,148 auf 307,867 Centner, und nach Abzug der Ausfuhr von 210,453 auf 279,925, also um 56,719 und beziehungsweise um 70,000 Centner.

Der Gebietszuwachs, den der Verein im Jahre 1836 erhielt, vermochte diese Vermehrung des Verbrauchs an fremden Garnen bei weitem nicht, auch nicht zu $^1/_{10}$ zu erklären. Noch ist die Garneinfuhr im Steigen begriffen, indem sie (ohne Abzug der Ausfuhr) im Jahre 1837 321,940, und im Jahre 1838 357,301 Centner, also 106,116 Centner mehr, als im Jahr 1834 betrug. Man wird daher nicht viel irren, wenn man mit Rücksicht auf die Vermehrung der einheimischen Gespinnste das Quantum, welches unsere Bleichereien, Webereien, Färbereien und Druckereien der auswärtigen Industrie abgewonnen haben, auf nahe 150,000 Centner schätzt. Man sah auch die gemeinen und mittlern Gattungen der weißen und gedruckten fremden Baumwollenzeuge fast gänzlich von unsern Märkten verschwinden, und die auswärtige Mitbewerbung auf feinere Gewebe (Tüll) und kostbarere gedruckte Waare und Baumwollensammt beschränkt.

Aehnliche, nur nicht gleich bedeutende Resultate bietet das Feld der Wollenwaarenmanufakturen dar. Der Ueberschuß der Ausfuhr an wollenen Zeugen und Strumpfwaaren und an Teppichen aus Wolle und andern Thierhaaren stieg von 1834 bis 1836 von 39,685 auf 55,427, also um 15,742 Centner, unerachtet jene Staaten, welche dem Verein mit dem Anfang des Jahres 1836 beitraten, in dem Zustand der Isolirung, bei weitem den größten Theil ihres Bedarfs aus anderen deutschen oder fremden Ländern bezogen, und sich daher nach ihrem Beitritt eine nicht unbeträchtliche

Verminderung der Mehrausfuhr hätte zeigen müssen, wenn die Produktion des Vereins stationär geblieben wäre.

Auch bei diesem Artikel zeigt sich jedoch bei den Einfuhren von 1837 und 1838 (wovon uns die Ausfuhren nicht bekannt sind) wohl aus der gleichen Ursache, wie bei den Baumwollenwaaren, eine mäßige Erhöhung. Uebrigens hat die einheimische Industrie die fast ausschließliche Versorgung des innern Marktes mit Wollentüchern gewonnen. Bekannt sind die Fortschritte, welche die preußischen Manufakturen in der Fabrikation der feinern Tücher gemacht haben, und nur sehr weniges wird an solchen aus Belgien und aus Frankreich noch bezogen. Mit den sächsischen Merinos stehen die geringern englischen Tibets und wohlfeilere geringere Gewebe dieser Art und die französischen Ternaux noch in lebhafterer Mitbewerbung und wie England noch einige andere Artikel (namentlich verschiedene, der Mode unterworfene Hosenzeuge), so sendet Frankreich noch seine Wollenmousseline. Aber die Massen des großen Verbrauchs an Wollenwaaren aller Art sind der einheimischen Produktion gesichert.

Nicht minder bezeugen bestimmte Thatsachen von den Fortschritten, welche die Verarbeitung der Seide gemacht hat. Im Durchschnitt der Jahre 1832 und 1833 betrug in dem preußisch-hessischen Vereine die Einfuhr an seidenen Waaren 1288 Centner, die Ausfuhr 5140 Centner, im Jahr 1836 die Einfuhr 1911 Centner, die Ausfuhr 7182 Centner. Die Einfuhr erhöhte sich daher um 623 Centner und die Ausfuhr um 2042 Centner, der auswärtige Handel in halbseidenen Waaren blieb dagegen von 1832 an, unerachtet der Erweiterung des Vereinsgebietes ziemlich stationär, da die Einfuhr von diesem Jahre an bis 1835 zwischen 819 und 957 Centner, die Ausfuhr zwischen 2745 Centner und 3564 Centner schwankte, und im Jahr 1836 jene 1027 Centner und diese 3426 betrug. Vergleicht man den Durchschnitt der Einfuhren von 1834 bis 1835, und 1837 bis 1838, so zeigt sich, daß in der ersten Periode 1935 Centner Seidewaaren und 904 Centner halbseidene Waaren, in der zweiten 2619 Centner Seidewaaren und 1504 Centner halbseidene Waaren, also an jenen 684 und an diesen 486 Centner mehr aus dem Auslande bezogen wurden. Auch hier mögen in den Verein übergegangene Vorräthe einen Einfluß ausgeübt haben. Bayern, Württemberg und Baden allein

hatten aber in ihrem frühern Zustande der Isolirung zusammen eine Einfuhr an seidenen und halbseidenen Waaren (nach Abzug der Ausfuhr) von ungefähr 3000 Centner. Sie bezogen ihren Bedarf größtentheils aus nichtdeutschen Staaten, theils direkt, theils durch Vermittlung der deutschen Messen. Es ist daher kein Zweifel, daß die Industrie der preußischen Provinzen (Rheinland, Westphalen und Brandenburg), welche den Hauptsitz der Seidenmanufakturen des Vereins bilden, der fremden Concurrenz die Befriedigung des einheimischen Bedarfs in größerem Umfange abgewonnen haben, und in so weit sie vor der Gründung des großen Vereins auf dem mittel- und süddeutschen Markte sich bereits eines beträchtlichen Absatzes erfreute, der nach der Vereinigung nicht mehr in den Ausfuhrlisten erscheinen konnte, läßt die, dessen ungeachtet, eingetretene Vermehrung der Gesammtausfuhr des Vereines auf eine beträchtliche Erweiterung der einheimischen Produktion schließen, da die süddeutschen Staaten bei ihrem Eintritt in die Gemeinschaft keine oder nur eine höchst unbedeutende Ausfuhr hatten. Bei den Detailleurs sind die glatten fremden Seidenzeuge fast gänzlich verschwunden. Die Einfuhr besteht großentheils noch aus façonirten Zeugen, in welchen die Mitbewerbung der preußischen Fabriken übrigens glückliche Fortschritte macht, aus Atlas und aus Bandwaaren, an welchen in der letzten Zeit St. Etienne hauptsächlich einen vermehrten Absatz fand.

Leicht begreiflich konnte der Verein auf die Leinwandproduktion keinen wesentlichen Einfluß ausüben, da in diesem Zweige keine erhebliche Concurrenz des Auslandes auf dem einheimischen Markte abzuwehren war. Nur in einigen Gegenden war die fremde Einfuhr von einiger Bedeutung. Im Allgemeinen deuten die Zollisten auf eine Abnahme der Gesammteinfuhr und auf eine mäßige Zunahme der Ausfuhr von 1834 bis 1836. In dem letzten Jahre betrug:

	die Einfuhr — Ctr.	die Ausfuhr Ctr.
an Packleinwand und Segeltuch . . .	8,215	50,943
„ rohen Leinwandgeweben	19,290	28,418
„ gebleichter, gefärbter, gedruckter Leinwand, Zwillich und Drillich . . .	1,280	109,697
„ Bändern, Batist und Borten . . .	104	9,352
„ Zwirnspitzen	19	56

Der Ueberschuß der Ausfuhr an gebleichter, gefärbter, gedruckter Leinwand wird seinem Werthe nach, im Durchschnitt zu 100 Thalern für den Centner, auf $10^{9}/_{10}$ Millionen Thaler geschätzt.

Nicht von günstiger Bedeutung scheinen uns die vorliegenden Notizen über den Gesammthandel zu seyn. Der Ueberschuß der Ausfuhr während des preußisch-hessischen Vereins verwandelte sich in einen Ueberschuß der Einfuhr, den die Erweiterung des Marktes, wornach die Ausfuhr von Schlesien nach Bayern u. s. f. in den Registern nicht mehr erscheint, wohl schwerlich vollständig erklärt; es scheint vielmehr, daß die Handspinnerei des Vereins der fremden Maschinenspinnerei gegenüber auf dem eigenen Markte wie auswärts in Nachtheil gekommen.

Was das rohe Leinengarn betrifft, so theilen wir hierüber folgende Uebersicht mit:

	Rohes Leinengarn		gebleichtes und gefärbtes und Zwirn.	
	Einfuhr. Ctr.	Ausfuhr. Ctr.	Einfuhr. Ctr.	Ausfuhr. Ctr.
1832 . .	30,046	45,649	4,622	15,947
1833 . .	29,693	64,960	4,024	17,273
1834 . .	34,108	25,429	7,976	6,348
1835 . .	86,378 *	24,448	8,021	5,005
1836 . .	44,969	26,614	10,917	5,734
1837 . .	35,198	28,688	16,115	13,441

Wir werden auf diese Erscheinung zurückkommen, die bei dem gezwirnten Garn um so auffallender ist, als der Eingangszoll im Jahr 1837 etwas erhöht wurde.

Bei den meisten wichtigeren Gegenständen der gewerblichen Produktion ist zwar aus den uns bekannt gewordenen Thatsachen nicht so klar wie bei der Baumwollenmanufaktur zu erkennen, in wie weit die Veränderungen, welche die Aus- und Einfuhrlisten vor der Periode des preußisch-hessischen und des größeren Vereins nachweisen, nur dem Umstande, daß darin die wechselseitigen Bezüge der nunmehr vereinigten Länder nicht mehr erscheinen, oder einem Fortschreiten der einheimischen Produktion zuzuschreiben seyen. Doch deuten die gegebenen Notizen fast überall mehr oder weniger

* Nach Dieterici S. 104 u. 112; nach andern Angaben 41,176 Centner.

auf ein Steigen der produktiven Thätigkeit hin, so die wachsende Einfuhr mancher Bedürfnisse der Industrie, namentlich an Indigo, an Baumöl, an Thran und an einer Reihe von Materialwaaren, sowie die Abnahme der Einfuhr und das Steigen der Ausfuhr von vollendeten Produkten, wie z. B. der feinern Eisenwaaren.

Zu den Zweigen, welche durch die Gründung des großen Vereins einen höhern Aufschwung genommen, gehören in erster Linie die Zuckersiedereien. Hatten in dem preußisch-hessischen Vereine die schon früher oder seit 1828 neu entstandenen Raffinerien nahe das ganze Bedürfniß für den innern Verbrauch geliefert, so verdrängten sie wetteifernd mit den jüngern Anstalten im Süden auch in dem erweiterten Vereinsgebiete fast gänzlich jede fremde Mitbewerbung. Noch vor wenigen Jahren wurden allein in das Großherzogthum Baden jährlich an fremdem, fast ausschließlich holländischem, raffinirtem Zucker 70,000 bis 80,000 Centner und in einzelnen Jahren noch weit mehr eingeführt, und im Jahr 1836 betrug die gesammte Einfuhr des großen Vereins an Raffinad und Kochzucker nur noch 7669 Centner, neben einer Einfuhr von 986,809 Centner Schmelzlumpen und Rohzucker. Die Zahl der preußischen Raffinerien, die sich von 1829 bis 1831 von 42 auf 49 vermehrt hatte, stieg bis zum Jahr 1835 auf 74; in den übrigen Vereinsländern bestanden damals 12, im Ganzen daher 86, zu welchen in der nächsten Zeit noch eine beträchtliche Anzahl (in Baden allein 5) hinzukamen.

Neben ihnen erhoben sich vom Jahr 1835 an im Süden wie im Norden ganze Reihen von Anstalten, welche ausschließlich mit der Bereitung von Zucker aus Runkelrüben oder zugleich mit der Verarbeitung von Colonialzucker oder Lumpen sich beschäftigten.

Im Jahr 1836 zählte man bereits in Preußen ungefähr 90 und in den übrigen Vereinsstaaten ungefähr 32 solcher Fabriken, die ihren Betrieb begonnen hatten, oder in der Anlage begriffen waren. Ihre Zahl stieg bis zum Jahr 1839 auf 159, wovon 123, deren Produktion bekannt war, ungefähr 145,000 Centner Rohzucker lieferten. Wie dieser neue Zweig, auf den wir weiter unten zurückkommen werden, verdankten manche andere ihr Emporblühen nicht ausschließlich dem Reize, den hohe Zölle zu industriellen Unternehmungen geben, sondern zugleich den Fortschritten in der Kunst zu produciren.

Die minder geschützten, wie die durch höhere Zölle begünstigten Zweige empfanden auf gleiche Weise die Vortheile, welche für die Gütererzeugung aus dem Verschwinden der Mauthschranken im Innern des Vereins entsprangen. In den kleinern Staaten und in den Gränzdistrikten der größern fand sich nun häufig der Waarenerzeuger in dem abgabenfreien, wohlfeilen Bezug jener zahlreichen gröbern Hilfs- und Verwandlungsstoffe erleichtert, deren Belastung mit einer ganz gering scheinenden Abgabe die Produktionskosten oft sehr bedeutend erhöht. Die vermehrte Absatzgelegenheit machte es manchem Unternehmer auch möglich, einzelnen speciellen Zweigen, in welchen er mit größerem Vortheile arbeitete, seine ganze Kraft und sein ganzes Capital zu widmen, und andere für ihn minder vortheilhafte Arbeiten aufzugeben. Die Ausdehnung des innern Marktes, die voraussichtliche Stabilität der Gesetzgebung, der Schutz gegen unregelmäßige Einflüsse des auswärtigen Handels ermuthigten zu manchen kostbaren Versuchen und zur Verwendung bedeutender Capitale auf Verbesserung wie auf die Erweiterung der bestehenden Anstalten und solche Erweiterungen der einzelnen Werkstätten übten auf die Erzeugungskosten, welche mehr oder weniger von dem Umfang der Produktion influirt werden, ebenfalls einen günstigen Einfluß aus. Daher sah sich die Industrie des Vereins in ihrer Mitbewerbung mit der fremden Industrie, selbst auf auswärtigen dritten Märkten, in eine günstigere Lage versetzt, was sich aus dem Steigen der Ausfuhr an verschiedenen Manufakturerzeugnissen ergibt.

Die Rückwirkung der vermehrten Gewerbsthätigkeit auf den Ackerbau konnte nicht ausbleiben. Er lebt von der Nachfrage nach seinen Produkten, und diese Nachfrage wächst mit den Fortschritten der Industrie, welche seine Erzeugnisse in ihren Werkstätten veredelt, umwandelt oder verzehrt; sie wächst mit der Zahl der Arbeiter, welche die Unternehmer beschäftigen, und mit den Löhnen, die sie bezahlen. Daß aber die Produktion des Ackerbaues wirklich in fast allen Theilen des Vereinsgebiets im steten erfreulichen Fortschreiten begriffen sey, ist eine Thatsache, wofür es nicht schwer fällt, aus den Verhandlungen der zahlreichen landwirthschaftlichen Vereine der verschiedenen Länder die unzweideutigsten Belege beizubringen.

Die Aufmunterung, die er erhielt, entſpringt aber faſt ausſchließlich aus der ſo eben bezeichneten Quelle und aus der hergeſtellten Freiheit des Verkehrs im Innern, welche die einzelnen Länder wechſelſeitig in die Lage ſetzt, die ihnen eigenthümlichen oder vortheilhaftern Produktionen vorzugsweiſe zu erweitern.

Im Verhältniß zum Ausland dagegen haben ſich keine ſehr bedeutende Veränderungen ergeben. In Beziehung auf jene Erzeugniſſe, welche der deutſche Boden im Ueberfluß hervorbringt, hatte man ſich gegen fremde Einfuhr nicht zu ſchützen, und in den Zweigen, in welchen eine lebhaftere fremde Concurrenz ſtattfindet, nämlich im Weinbau, bleibt es wenigſtens problematiſch, ob der hohe Abgabeſatz des Vereinstarifs einen weſentlichen Einfluß ausgeübt hat, da früher ſchon ähnliche Beſchränkungen in faſt allen Vereinsſtaaten eingetreten waren. Die Einfuhr an fremden Weinen betrug im Jahr 1835 in den preußiſchen Staaten 158,675 Ctr., in den übrigen Vereinsländern 23,751, im Ganzen daher 182,426 Centner. Die preußiſche Einfuhr hatte ſich aber im Jahr 1831 auf nicht weniger als 154,167 Centner belaufen, wovon wohl nur ſehr wenig aus den ſüddeutſchen Ländern kam. Im Jahr 1837 wurden 155,924 Centner und im Jahr 1838 178,584 Centner gegen den allgemeinen Zoll, und aus der Schweiz gegen die geminderten Abgaben 21,838 und beziehungsweiſe 26,748 Centner eingeführt. Nach dieſen Zahlen ſcheint es nicht, daß im Norden des Vereins die franzöſiſchen Erzeugniſſe in irgend beträchtlichem Maaße von den ſüddeutſchen Weinen im Verbrauch verdrängt worden ſeyen, und hiemit ſtimmen auch andere Nachrichten überein. Die Erſcheinung erklärt ſich auch zur Genüge durch die Macht der Gewohnheit in Sachen des ſinnlichen Genuſſes oder des Geſchmacks und durch die Wohlfeilheit des Seetransports in Vergleichung mit dem Landtransport. Es iſt jedoch zu erwarten, daß die Fortſchritte, welche die Erzeugung edlerer Weine im Süden macht, nicht ohne Einfluß auf einen vermehrten Abſatz auf dem nördlichen Vereinsmarkte bleiben. Haben ja auch in neuerer Zeit manche Weinſorten des ſüdlichen Deutſchlands, welche früher im Ausland unbekannt waren, einen Abfluß nach England gefunden, nachdem ſo mancher Britte durch einen längern Aufenthalt am Oberrhein die Vorzüge der dortigen Weine für die menſchliche Geſundheit kennen gelernt hatte. Auch die ſchon vor der Gründung des

Vereins begonnene Bereitung mouſſirender Weine ſcheint, obwohl im Fortſchreiten begriffen, ihren Einfluß hauptſächlich nur in einem etwas geminderten Bezug des ſüdweſtlichen Deutſchland von Champagnerweinen geäußert zu haben.

Abhängig von der fremden Geſetzgebung in dem Abſatz ihrer Erzeugniſſe auf fremden Märkten, haben zwar der Ackerbau und die Viehzucht der deutſchen Staaten ſtets noch die nachtheiligen Wirkungen der brittiſchen und franzöſiſchen Geſetze über Getraide und Schaafwolle und des franzöſiſchen Tarifs für die Einfuhr des Schlachtviehs zu beklagen, jedoch bei dem Wachsthum der einheimiſchen Nachfrage, mit wenigen Ausnahmen, in weit geringerem Maaß wie früher.

Auf ſolche Weiſe hat der Verein ſich ſchon in wenigen Jahren höchſt wohlthätig erwieſen durch ſeinen fühlbar gewordenen Einfluß auf eine *gleichförmigere Entwicklung* der beiden Hauptzweige produktiver Arbeit, des Gewerbfleißes und des Ackerbaues, und in hohem Grade das Gefühl der drückenden Abhängigkeit gemildert, in welchem wir uns dem Auslande gegenüber befanden.

Daß die *Preiſe* der Produkte zunächſt durch den Vereinstarif und durch das Fallen der innern Mauthſchranken und, wie auch der Preis der *Produktivkräfte*, mittelbar durch die natürlichen Folgen der Vereinigung, insbeſondere durch die vervielfältigten induſtriellen Unternehmungen auf die mannigfaltigſte Weiſe afficirt werden mußten, iſt an ſich klar. Obwohl eine genaue Ermittlung dieſes Einfluſſes, wie bereits bemerkt, wegen der Verbindung unzähliger Urſachen, von welchen die Preiſe abhängen, nicht möglich iſt, ſo laſſen die wahrgenommenen Preisveränderungen doch groſtentheils nur auf einen überwiegend günſtigen Einfluß des Zollvereins ſchließen und es ſind uns, mit unbedeutenden Ausnahmen keine Thatſachen bekannt geworden, welche eine entgegengeſetzte Deutung haben könnten.

So darf man das raſche Steigen der *Holzpreiſe*, welches, wenn nicht auf dem ganzen Marktgebiete des Vereines, doch auf einem beträchtlichen Theile deſſelben und insbeſondere im ſüdlichen Deutſchland eingetreten iſt, dem vermehrten Bedarf für induſtrielle Zwecke zuſchreiben.

Als günſtiges Zeichen zunehmender hervorbringender Thätigkeit hat man ebenſo das Steigen der Arbeitslöhne zu betrachten,

die namentlich am Oberrheine ſich in manchen Zweigen um 15, 20 und mehr Procente erhöhten und ihre Wirkung auch in der beträchtlichen Erhöhung mancher Baumaterialien äußerten. Die gleiche Urſache ſetzte durch vermehrte Nachfrage nach Produktivcapitalien dem Sinken, wozu der Zinsfuß vor der Gründung des Vereins eine verſtärkte Neigung gezeigt hatte, eine Gränze und erhöhte denſelben ſelbſt zeitweiſe. Daß aber dieſe in der einen Beziehung günſtigen Ereigniſſe auf der andern Seite nicht durch ihren nothwendigen Einfluß auf die Produktionskoſten ſich im fühlbarem Maaße nachtheilig erwieſen, bezeugen die nicht erhöhten Verkaufspreiſe der wichtigſten Manufakturartikel und das Steigen der Ausfuhr in verſchiedenen Zweigen, und erklärt ſich durch die berührten, einer Verminderung der Productionskoſten günſtigen Urſachen, die in ihrer Geſammtwirkung ſich überwiegend zeigten. Auf ähnliche Weiſe wirkten im Ackerbau die intenſiven Fortſchritte der Landwirthſchaft dem Einfluß der vermehrten Nachfrage nach ihren Produkten entgegen.

In jenen Vereinsländern, in welchen vor ihrem Beitritt mäßigere Zölle beſtanden, mußten allerdings die Preiſe mancher Waaren in die Höhe gehen. Eine ſolche Preiserhöhung hat aber, den Einfluß anderer vorübergehenden Urſachen abgerechnet, auch in dieſen Ländern die Bedürfniſſe der Maſſe des Volkes nicht getroffen. Namentlich ſind die Preiſe der wollenen Tücher, der gemeinen Baumwollenwaaren und der Eiſenwaaren nicht geſtiegen, und ſelbſt in jenen Gattungen koſtbarer Waaren, worin das Ausland ſeine Mitbewerbung fortſetzt, fällt der Zoll größtentheils auf den fremden Erzeuger zurück; ſo berechnen Detailleurs bei manchen Seidenzeugen den Preisaufſchlag nur auf ¼ des Zolles. Mit geringen Ausnahmen traf die Preiserhöhung nur die genießbaren Colonialartikel und einige Gattungen von Luruswaaren; ſie iſt aber bei den Colonialwaaren unter dem finanziellen Geſichtspunkt zu betrachten. Nur bei dem Zucker frägt es ſich, ob der Preis deſſelben nicht für den Conſumenten um mehr als den Zollbetrag geſteigert worden ſey, und zwar nahe um ſo viel, als der effective Unterſchied der Abgaben vom Rohzucker und vom raffinirten Zucker beträgt, und der nach dem gegenwärtigen Tarif ſich auf circa 4 fl. 48 kr. berechnet. Allein der im Vereine gewonnene raffinirte Zucker ſteht im Durchſchnitte immer etwas niedriger

(dermalen um 1 fl. 30 kr. bis 2 fl.) als der mit dem Zoll belaſtete holländiſche und wenn man die Wirkung der holländiſchen Rückzölle und des Drucks unſeres Tarifs auf die holländiſchen Preiſe erwägt, ſo möchte das, was der inländiſche Conſument über den natürlichen Preis und die Staatsabgabe bezahlt, höchſtens auf 1 fl. per Centner zu ſchätzen ſeyn.

Was den Handel des Vereines und der einzelnen ihm angehörigen Länder betrifft, ſo darf zuverſichtlich behauptet werden, daß der auswärtige Verkehr jedes einzelnen Vereinslandes einſchließlich ſeines Handels mit andern Vereinsſtaaten, ſich in Vergleichung mit ſeinem früheren Ein- und Ausfuhrhandel im Zuſtande der Iſolirung, ſeit ſeinem Zutritt zum Verein, bedeutend vermehrt hat. Gleichgültig erſcheint es daher für jeden einzelnen Staat, ob, wenn man zu ermitteln wüßte, wie groß vor der Gründung des Vereines der Verkehr der demſelben nunmehr angehörigen Ländern mit fremden, ihm nicht angehörigen Staaten geweſen iſt, der Geſammtbetrag *dieſes* früheren Verkehres den gegenwärtigen Geſammteinfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhrhandel überſteigt, oder unter demſelben ſtehen bleibt. Wir möchten das Letzte behaupten, ſowohl nach der Natur der Sache, als im Ueberblick der bekanntgewordenen Reſultate des großen Zollvereines und einer Reihe von Notizen über den früheren Verkehr mehrerer größerer Handelsſtaaten mit Deutſchland.* Die Verminderung hat vorzüglich die Einfuhr brittiſcher Manufakturwaaren getroffen.

---

* Wir geben hier eine Ueberſicht der *Einfuhr* der wichtigſten Handelsartikel von den beiden vorletzten Jahren:

	1837.	1838.	
Baumwollengarn, ungebleichtes und Watten	321,940	357,301	Ctr.
Gezwirntes, gebleichtes und gefärbtes	6,808	6,712	„
Baumwollenwaaren zum vollen Tarifſatze	13,190	14,727	„
gegen ⅔ deſſelben aus Neuchatel .	2,082	1,755	„
Seidenwaaren	2,464	2,805	„
Halbſeidene	1,405	1,603	„
Wollenwaaren	17,577	20,966	„
geſchmiedetes Eiſen, Eiſenbahnſchienen, Roh-Cement-Guß ꝛc., Stahl .	156,252	376,609	„
geſchmiedetes Eiſen von Streckwerken ꝛc., Eiſenblech, ſchwarzes, ꝛc . .	14,173	16,300	„

Bereits hat die Erfahrung bestätigt, daß der Vereinstarif den einheimischen Markt in allen Zweigen seines Verkehrs mit einer einzigen, weiter unten zu berührenden Ausnahme, gegen den verderblichen mittelbaren Einfluß jener Krisen schützt, die sich periodisch auf dem brittischen Geldmarkt entwickeln und so lange nicht aufhören werden, zeitweise einzutreten, als das dortige fehlerhafte Geld- und Banksystem fortbesteht. Der deutsche Geldmarkt blieb im Jahre 1837 von der damaligen Krise fast unberührt und wird auch die gegenwärtige in weit geringerem Maaße empfinden, als die frühere. Nur jene Nachtheile sind unvermeidlich, welche aus den auf fremden Märkten entstehenden Verlegenheiten für unsern auswärtigen Handel dadurch entspringen, daß sie den Absatz unserer Ausfuhrartikel zeitweise vermindern, wie

	1837.	1838.	
Tabak, unverarbeiteter, ...	184,840	200,634	Ctr.
— fabricirter, ...	20,421	20,475	„
Steinkohlen	1,575,461	1,992,509	„
Kaffee und Kaffeesurrogate, auch Cacao in Bohnen	538,918	573,812	„
Zucker:			
Brod- und Hut-, Bruch- und Candis- ꝛc. Zucker	9,058	37,498	„
Rohzucker und Farin . . .	563	314	„
Rohzucker für vereinsländische Siedereien	866,363	1,049,632	„
Syrup	7,798	2,275	„
Gewürze aller Art	44,735	38,562	„
Häringe	237,919	171,320	Tonn.
Südfrüchte:			
Frische Apfelsinen, Citronen ꝛc. .	28,601	30,405	Ctr.
ausgezählte	23,837	16,875	Stück.
trockene, als Datteln, Feigen, Kastanien ꝛc.	93,945	112,666	Ctr.
Reis	101,414	99,769	„
Wein und Most zum vollen Tarifsatze	155,929	178,584	„
— — — mit Begünstigung aus der Schweiz	21,838	26,748	„
Branntwein aller Art . . .	26,006	27,202	„
Käse zum vollen Tarifsatze . . .	14,588	12,735	„
aus der Schweiz zum ermäßigten Zollsatze	16,358	18,786	„

Auffallend ist die starke Einfuhr an Pferden, welche im Jahre 1837 in 41,160 und im Jahre 1838 in 42,276 Stück bestand, wovon 33,315 und beziehungsweise 34,579 Stück an den preußischen Außengränzen eingingen.

dieß namentlich in den letzten Jahren im Verkehre mit Nordamerika der Fall war.

Im inneren Verkehr äußerten die auf wenig Artikel beschränkten, in dem Vereinigungsvertrag vorbehaltenen Ausgleichungsabgaben keinen störenden Einfluß.

Die nach der Vereinigung sogleich nach allen Seiten hin im Innern des Vereins eingetretene vermehrte Handelsthätigkeit machte das Bedürfniß der Erleichterung und Vervielfältigung der Communicationen fühlbarer und manche öffentliche Unternehmung zu diesem Zwecke konnte nunmehr mit größerer Sicherheit als entschieden nützlich und die Kosten lohnend nachgewiesen werden. In fast allen Theilen des Vereinsgebietes sah man daher neue Kunststraßen entstehen und fehlerhafte frühere Anlagen sich verbessern. Eben so suchte man durch Arbeiten zur Verbesserung der Wasserstraßen (namentlich des Rheins bei Bingen) und durch Hafenbauten die Schifffahrt zu befördern. Blicke man in die Budgets der Vereinsstaaten und man wird erstaunen, welche beträchtliche Summen selbst in den mittlern und kleinern Ländern seit dem Jahre 1834 verwendet wurden, namentlich in Würtemberg, Baden und Hessen.

Auch das Bedürfniß gemeinsamer Verabredungen über die Werkzeuge des Handels, Münzen, Maaß und Gewichte, fand bald, wenn keine vollständige doch eine theilweise, immerhin sehr erfreuliche Befriedigung.

Wären auch gemeinsame Längen-, Hohl- und Flüssigkeitsmaaße jedenfalls wünschenswerth, so ist doch kein Zweifel, daß für den Handel von weit höherer Bedeutung die Gleichförmigkeit des Gewichtsystems ist, welche im Wesentlichen durch die im Jahre 1839 erfolgte Annahme des Kilogrammgewichtes, als Zollgewicht, erreicht wurde. Die Wahl war aus dem einfachen Grunde sehr zweckmäßig, weil es das weitverbreitetste ist, und namentlich in jenen Ländern, mit welchen Deutschland zunächst in dem lebhaftesten Verkehre steht, gebraucht wird, in Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden.

Hat man zu bedauern, daß keine Vereinbarung über ein sämmtlichen verbündeten Staaten gemeinschaftliches Münzsystem zu Stande kam; so können wir doch in den wirklich getroffenen Verabredungen nur wesentliche Verbesserungen erblicken.

Ein wichtiger Vortheil liegt ſchon darin, daß überhaupt Conventionen geſchloſſen wurden, welche die Cirkulation auf dem gemeinſamen Markte gegen beliebige Verfügungen und Maaßregeln im Münzweſen und gegen die leicht daraus hervorgehenden Störungen und Verwirrungen ſichern.

Nach der Uebereinkunft, welche Bayern und Würtemberg, Baden, Heſſen (Großherzogthum), Naſſau und die freie Stadt Frankfurt im Jahre 1837 zu München getroffen haben, und welcher ſpäter noch Sachſen-Meiningen, wie auch Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen beitraten, machten ſie ſich verbindlich in ihren künftigen Ausmünzungen den 24½ Guldenfuß (das Marktgewicht zu 233,855 Gramme gerechnet), ſodann den Silbergehalt der Münzen zu $^{9}/_{10}$ und den Kupfergehalt alſo zu $^{1}/_{10}$, ſodann unter Beibehaltung der Rechnung nach Gulden zu 60 Kreuzern, als Hauptmünzen vor der Hand Guldenſtücke und halbe Guldenſtücke von beſtimmter Form und Zeichnung anzunehmen, die Fehlergränze bei den Ausmünzungen der einzelnen Stücke auf $^{5}/_{1000}$ im Feingehalte und im Gewichte zu $^{5}/_{1000}$ feſtzuſetzen, endlich eine wechſelſeitige ſehr ſtrenge Controle und gleichmäßig die naſſe Probe einzuführen.

Die einſtweilen bis zum 1ſten Januar 1839 von den contrahirenden Staaten (nach dem Maaßſtabe ihrer Theilnahme an den Zollrevenüen) auszuprägende Summe wurde auf 6 Million Gulden und zwar zu 4 Millionen in ganzen und zu 2 Millionen in halben Guldenſtücken beſtimmt.

Durch ſpätere Uebereinkunft machten ſich die genannten Staaten einſtweilen auf weitere 3 Jahre verbindlich, jährlich weitere 4 Million Gulden, nämlich zu $^{2}/_{3}$ in ganzen und zu $^{1}/_{3}$ in halben Guldenſtücken auszugeben.

Die nach dem bisherigen Syſteme ausgeprägten ganzen Kronenthaler wurden in ihrem bisherigen Curſe von 2 fl. 42 kr. aufrecht erhalten.

Die halben und Viertelskronenthaler waren ſchon früher ohne vorgängige Verabredung durch beſondere Verfügungen der einzelnen Staaten devalvirt und dadurch größtentheils, insbeſondere die 40½ Kreuzerſtücke, außer Cours geſetzt worden. Bei dieſer Gelegenheit hatte man neuerdings die nachtheiligen Folgen wahrgenommen, welche für den allgemeinen Verkehr auf dem, in ſo

innigen Verbindungen stehenden deutschen Markte, aus dem Mangel an Uebereinstimmung der Staaten bei Verfügungen über das Münzwesen entspringen. Daher wurde festgesetzt, daß künftig keine Regierung eine in ihrem Gebiete anerkannten Cours habende Münze herabsetzen oder verrufen dürfe, ohne den übrigen kontrahirenden Staaten daran vier Wochen zuvor Kenntniß zu geben.

Ganz den unverkennbaren Grundsätzen des Rechtes ist die weitere Bestimmung in der Convention gemäß, daß die darnach ausgeprägten Münzen niemals herabgesetzt oder verrufen werden sollen, sondern jeder Staat, wenn sich ergibt, daß die aus seinen Münzstätten ausgegangenen Stücke eine im Wege künftiger Vereinbarung festzusetzende Gränze in ihrer Abnutzung überschritten haben, dieselben einzuziehen und umzuprägen habe.

Für die Scheidemünze, in 3 und 6 Kreuzerstücken bestehend, wurde der nach unserer Ansicht etwas zu hohe 27 Guldenfuß, sodann das Mischungsverhältniß von $^1/_2$ oder $5^1/_2$ Loth in der Mark, die Fehlergränze, nicht für einzelne Stücke, sondern in der ganzen Mark zu $^7/_{1000}$ am Feingehalt, und zu $^{15}/_{1000}$ am Gewichte angenommen, und die ebenfalls von der natürlichen Gerechtigkeit gebotene Bestimmung getroffen, daß jeder Staat die von ihm ausgegangene Scheidemünze auf Verlangen gegen coursfähige grobe Münzen (jedoch nicht in Summen unter 100 fl.) auszuwechseln habe.

Die nördlichen Vereinsstaaten vereinigten sich über die Beibehaltung und beziehungsweise Einführung des 14 Thalerfußes, wornach die Mark feinen Silbers zu 14 Thaler (zu $1^3/_4$ Gulden) ausgebracht wird. In der am 30. Juli 1838 zu Dresden abgeschlossenen Convention wurden zwischen sämmtlichen Vereinsstaaten auf beide Münzfüße bezügliche Verabredungen getroffen, als gemeinschaftliche Grundlagen des gesammten Münzwesens die Münzmark auf 233,855 Gramme festgesetzt, verschiedene andere Bestimmungen der Convention der süddeutschen Staaten über Außercoursetzung und Einziehung der Münzen, über die Scheidemünze und über die Controle, zum Theil mit wesentlichen Abweichungen, jedoch unbeschadet der fortdauernden Gültigkeit der Münchener Convention für die betheiligten Staaten, aufgenommen, und überdieß bestimmt, daß zur Vermittelung und Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs eine gemeinschaftliche Vereinsmünze, nach dem

für die ſüddeutſchen Guldenſtücke angenommenen Münzfuße und ebenfalls $^{9}/_{10}$ fein, im Werthe von 2 Thalern oder 3 fl. 30 kr. ausgeprägt werden ſoll. Man beſchloß in den 3 Jahren vom 1. Januar 1839 bis dahin 1842 mindeſtens 2 Millionen Stücke, jährlich zum dritten Theile, auszugeben, und nach Ablauf dieſes Zeitraums, inſoferne darüber nicht weitere Vereinbarung erfolgt, die Ausprägungen in dem Maaße fortzuſetzen, daß je innerhalb vier Jahren zwei weitere Millionen Stücke der Circulation übergeben werden. Jeder einzelne Staat nimmt an dieſen Lieferungen nach dem Maaßſtabe der Bevölkerung Theil.

Die Einführung des neuen Münzſyſtems der ſüddeutſchen Staaten, wobei ſie durch die Annahme der naſſen Probe, die den Feinſilbergehalt vollſtändiger ausbringt, einige Erleichterung fanden, ging ohne alle Störung vorüber. Der Kronenthalerfuß (zu $24^{6}/_{11}$ fl. für die kölniſche Mark Silber), war durch allmähligen Gebrauch zu ſeiner Geltung gekommen, ohne daß eine Reduction gegen Conventionsmünze eingetreten wäre, welche nach dem 24 Guldenfuße ausgeprägt circa 2 Procent mehr Silberwerth hat. Die Einführung der ganzen, halben und Viertelskronen in die Circulation hatte einen allmähligen Abfluß der Conventionsmünze bewirkt, und ſie würde dieſelbe noch vollſtändiger verdrängt haben, wenn das Korn der Kronen (13 Loth 16—17 Grän) nicht etwas feiner wäre, als das der Conventionsmünze (nämlich der groben Sorten zu $13^{1}/_{3}$ Loth, der vier und zwanzig Kreuzerſtücke zu $9^{1}/_{3}$ und zwölf Kreuzerſtücke zu 8 Loth.) Die neuen Münzen haben noch ein feineres Korn, als die Kronenthaler, die Abweichung des Münzfußes von $24^{1}/_{2}$ und $24^{6}/_{11}$ iſt aber ſo unbedeutend, daß ſie kaum die Fehlergränze bei den Ausmünzungen erreicht, und daher von einer Reduction im Intereſſe der Gerechtigkeit keine Rede ſeyn konnte.

Was an den neuen Münzen bisher geprägt worden, war wohl zum größern Theile ſchon zur Ausfüllung der Lücke erforderlich, welche durch das Verſchwinden der Viertels- und Halbenkronen in der Circulation entſtanden iſt. Man darf den Betrag derſelben wohl mindeſtens zu 10 Millionen Gulden anſchlagen. Das Bedürfniß des ſüddeutſchen Marktes an groben Silbermünzen mag auf nahe 100 Millionen Gulden anzuſchlagen ſeyn. Man wird dieſe Schätzung nicht übertrieben finden, wenn man erwägt,

daß in Oesterreich von 1792 bis 1802 nicht weniger als 82,390,278 Gulden (nach dem 24 Guldenfuße gerechnet) an Kronengeld ausgeprägt wurden, daß sodann, nachdem dieses Geld in Oesterreich zu circuliren aufgehört hatte, fast die ganze Masse auf den süddeutschen Markt strömte, um das Conventionsgeld abzulösen, ferner, daß von den 104,228,046 Thalern oder 172,399,089 Gulden im 24 Guldenfuße, welche in den Jahren von 1816 bis 1833 die Münzstätten sämmtlicher, nunmehr zum Zollvereine gehörigen Staaten an gröbern Münzsorten geliefert haben, 16 Procent im Conventionsfuße, 9 Procent in Kronen, und 75 Procent in dem 21 Guldenfuße ausgeprägt worden sind. Die neben dem Kronengelde in den süddeutschen Staaten in Umlauf gebliebenen Conventionsmünzen möchten aber immer noch auf eine nicht unbeträchtliche Summe anzuschlagen seyn.

Es wird daher noch lange dauern, bis es den neuen Gulden und halben Guldenstücken mit der Vereinsmünze gelingt, die Circulation auszufüllen, und das feine Korn der neuen Münzen wird ihnen dieß erschweren. Man darf nämlich annehmen, daß in der Regel und unter seltenen Schwankungen die gleiche Quantität Silber in einer feinhaltigern Mischung einen etwas höhern Werth behauptet, als mit einem stärkern Zusatz von Kupfer, aus dem einfachen Grunde, weil die Schmelzungskosten weniger bedeutend sind, als die Ausscheidung des Silbers. Daher werden, so oft der auswärtige Wechselcours für die Hauptplätze des Vereinsmarktes sich ungünstig stellt, und, zur Deckung auswärtiger Schulden, Silber versendet werden muß, vorzugsweise die neuen Münzen von feinem Korn gesucht und ausgeführt werden, und auf solche Weise die Staaten, welche sie in stärkerm Verhältniß zu der Gesammtcirculation emittiren, einen verhältnißmäßig größern Theil an den Kosten des auswärtigen Handels tragen.

Daß Preußen den 24½ Guldenfuß der süddeutschen Staaten mit dem für die Münzen bestimmten Feingehalt ebenfalls annehme, konnte man eher wünschen als erwarten. Sein Münzwesen war schon seit längerer Zeit wohlgeordnet, und von 1816 bis 1833 hatte es nicht weniger als 65 Millionen ganze, und für 12 Millionen ⅓ Thalerstücke ausgeprägt. Die Umprägung dieser noch neuen Münzen hätte wohl allein schon über eine Million Thaler gekostet. Noch weniger war zu erwarten, daß die süddeutschen Staaten für

ihre Münzen den niedrigen Feingehalt (12 Loth) der preußischen annehmen werden, um der voraussichtlich zu emittirenden Summe ihrer neuen Münzen von vielleicht 100 Millionen Gulden, ein den Umlauf erschwerendes Gewicht von 907,030 Mark anzuhängen. Uebrigens sind die getroffenen Verabredungen, wenn auch eine Gleichförmigkeit nicht erreicht wird, wie gesagt, jedenfalls ein großer Fortschritt auf der Bahn der guten Principien im Münzwesen, und der Handel des Vereins muß darin eine wesentliche Verbesserung seines kostbaren Werkzeuges erblicken.

Die Wirkungen, welche die Zollvereinigung auf die Finanzen der einzelnen Staaten äußerte, lassen sich unter verschiedene Gesichtspunkte bringen. Sie wurden in dem Zustand ihrer Einnahmen unmittelbar fühlbar; sind aber auch in ihrem Zusammenhange mit den indirecten Abgabensystemen und in Beziehung auf das wahrscheinliche Verhältniß zu betrachten, das zwischen dem Beitrag der einzelnen Territorien zu den gemeinschaftlichen Zolleinkünften und dem vermöge des angenommenen Vertheilungsmaaßstabes jedem derselben zufallenden Antheile besteht. Vor allem ist klar, daß, wenn sämmtliche Vereinsstaaten schon vor ihrer Vereinigung den gleichen Abgabentarif gehabt hätten, und mit gleicher Wirksamkeit der Contrebande zu begegnen im Stande gewesen wären, die gesammte Zolleinnahme des Vereins weit unter der Summe der frühern Einnahmen sämmtlicher betheiligter Staaten stehen bleiben mußte, weil alle Einfuhr- und Ausfuhrzölle von ihren wechselseitigen Bezügen hinwegfielen, und zwar nicht nur von jenem Verkehre, der zwischen den einzelnen Staaten schon vor ihrer Vereinigung statt fand, sondern auch von jenem, der in Folge der Vereinigung sich an die Stelle eines frühern mit dritten Ländern bestandenen setzte. Es ist daher kein Zweifel, daß in Folge der Zollvereinigung die Krone Preußen einen Rückschlag ihrer Zolleinnahmen empfinden mußte, da ihre sämmtliche Provinzen längere Zeit unter der Herrschaft des nur wenig veränderten Vereinstarifs standen. Die natürliche Wirkung des Hinwegfallens aller Ein- und Ausfuhrzölle von dem Verkehre mit den übrigen Vereinsstaaten wurde aber gewiß sehr geschwächt durch die größere Sicherheit, welche die leichtere Bewachung des besser arrondirten Vereinsgebietes gewährte, und wird fortfahren weniger fühlbar zu werden, vermöge des Einflusses, den die vermehrte productive Thätigkeit

im ganzen Vereinsgebiete nicht fehlen kann, auf die Consumtion jener hochbesteuerten Produkte auszuüben, die der Verein nicht hervorbringt.

Bei allen übrigen Staaten hat die in Folge der Vereinigung eingetretene Erhöhung der Zölle den Einfluß der Entlastung der Einfuhr aus andern Vereinsstaaten und der Ausfuhr in dieselben weithin, hier mehr dort weniger, überwogen.

Mannigfaltige Umstände haben übrigens auf das Verhältniß der im Vereine gewonnenen Ueberschüsse eingewirkt. Wo die ausgedehnte Lage eines Landes dem auswärtigen Handel in seinem isolirten Zustande mehr Berührungspunkte, wie ein mehr arrondirtes Land darbot, konnte unter sonst ganz gleichen Verhältnissen sich ein geringerer Ueberschuß zeigen. Daß sich ein solcher Ueberschuß, abgesehen von dem wechselseitigem Verkehre der Vereinsstaaten nicht nach dem Verhältniß der früher bestandenen Tarifsätze richten konnte, geht aus dem Einfluß hervor, den höhere Abgaben auf die Consumtion und auf den Effekt das Schleichhandels je nach der Lage der Zollgebiete haben.

Daher erklärt sich, daß einzelne Staaten, wie namentlich Bayern und Würtemberg, die schon frühere zwar niedrigere Abgaben, als der Vereinstarif enthält, aber weit höhere, als verschiedene andere Vereinsstaaten erhoben, ihr, vor der Gründung des engern süddeutschen Vereines, wie das während des Bestandes desselben bezogene, reine Einkommen von Zöllen im großen Vereine in einem weit stärkern Verhältnisse wachsen sahen, als andere Vereinsstaaten, die früher weit mäßigere Abgaben erhoben, wie namentlich Baden.

Ob aber nicht der eine oder andere Staat durch die Belastung seiner Consumtion mit den Vereinszöllen zu den gemeinschaftlichen Einnahmen in einem stärkern Verhältnisse beitrage, als er nach dem Maaßstabe der Volksmenge daran Antheil nimmt, läßt sich auf keine Weise auch nur approximativ ermitteln, da die Circulation der verzollten Güter im Innern des Vereins keiner Controlle unterliegt. Zwar lassen allgemeine Ursachen, der theilweise etwas wohlfeilere Bezug, das kältere dem Genuß warmer Getränke günstigere Klima, die bedeutendere Zahl größerer Städte und die minder mannigfaltige Produktion des Bodens darauf schließen, daß im Norden etwas mehr genießbare Colonialwaaren und fremde

Weine consumirt werden; allein die Verschiedenheit ist zwischen den nördlichen und südlichen Staaten in keiner dieser Beziehungen so bedeutend, daß ein solcher Einfluß irgend von Erheblichkeit und nicht durch mannigfaltige Ursachen anderer Art aufgewogen werden könnte, wie namentlich z. B. in allen Rheinuferstaaten, die ebenfalls im Bezuge der Seegüter erleichtert sind, durch die größere Zahl wohlhabender Reisenden u. s. f. Auch widerspricht jener Abnahme der Umstand, daß der Verbrauch an Colonialwaaren im großen Vereine, seit dessen besserer Arrondirung sich (im Jahre 1838 mit circa 4½ pr. Pfund Rohzucker und mit circa 2½ Pfund Kaffee pr. Kopf) gleich hoch und noch höher stellte, als er früher in dem Königreich Preußen war, wobei freilich die Zunahme der Consumtion und die wirksamere Gränzbewachung von Einfluß seyn können.

Die Verhältnisse sind aber von der Art, daß wo man wegen Ursachen der angedeuteten Art auch vielleicht einige Benachtheiligung durch den Theilungsmaaßstab für wahrscheinlich halten könnte, sogleich auch in natürlicher Verbindung die Vergütung auf irgend einer andern Seite sich herausstellt. So erlangen die preußischen Länder, wenn z. B. dort die Consumtion an Colonialzucker im Verhältniß zur Volksmenge etwas stärker seyn sollte, einen Ersatz in dem Gewinn, der ihre zahlreichen durch die Nähe der Seeplätze begünstigten Siedereien und ihre in so vielen Zweigen überwiegende Industrie in dem, durch den Zolltarif geschützten Absatz ihrer Erzeugnisse im Süden finden, und hat z. B. Baden wirklich eine verhältnißmäßig stärkere Consumtion an manchen höher besteuerten Artikeln, in Vergleichung mit dem rückwärts gelegenen Binnenmarkte, so genießt es auch den Vortheil, daß ihm als Gränzland ein zahlreiches administratives und Aufsichtspersonal angehört, welches der Verein auf gemeinschaftliche Kosten unterhält, und dessen Daseyn auch den Ertrag anderer in seine privative Casse fallenden indirecten Steuern erhöht.

Auf ganz gleiche Weise haben sich allen Staaten die durch die Zollvereinigung gebotene Annäherung in ihren indirecten Abgabensystemen und die gemeinsamen Bestimmungen über die Chaussee- und Weggelder, so wie über die Abgaben für die Benützung der zum Vortheil des Handels bestehenden öffentlichen Anstalten und Einrichtungen zuträglich erwiesen.

Der Ertrag der gemeinschaftlichen Zölle, deren Erhebung bei der bessern Abrundung des Vereines mehr gesichert und wohlfeiler ist, als der Bezug solcher Abgaben selbst in den größern einzelnen Vereinsstaaten im Zustande der Isolirung es seyn konnte, ist, wie die Bevölkerung der Vereinsstaaten im Wachsen begriffen.

Im Durchschnitt der Jahre 1836 und 1837 kam ein reiner Ertrag von nahe 1 fl. 5 kr. auf den Kopf. Dermalen kann man das Bruttoeinkommen des Vereins auf 20 bis 20½ Millionen Thaler, die Kosten der Erhebung und des Zollschutzes auf nahe 2,200,000 Thaler anschlagen. Da die Kosten gleicher Art in manchen Ländern auf 15 bis 25 Procent und noch höher ansteigen, so erscheint jenes Verhältniß (mit 10 bis 11 Procent der Bruttoeinnahmen) ungemein mäßig. Es bleiben zwar den einzelnen Vereinsstaaten noch besondere Kosten zur Last, wofür sie aber in den ihnen überlassenen Gebühren eine nahe zureichende Entschädigung erhalten; auch versteht es sich, daß sie die Kosten der obern Verwaltung und Leitung des Zollwesens privativ zu übernehmen haben.

Nicht ohne Interesse ist es, den verhältnißmäßigen Ertrag der Zölle von einzelnen Gegenständen des Einfuhrhandels zu überblicken.

An Procenten der ganzen Einnahme von Eingangszöllen brachten (nach Dieterici) folgende Gegenstände ein:

	im Jahre 1834.	1835.	
1. Verzehrungsgegenstände			
Zucker und Syrup	22,263.	29,090	Procent
Kaffee	19,769.	18,902	„
Cacao	0,160.	0,190	„
Südfrüchte	3,044.	3,021	„
Reis	1,747.	1,626	„
Gewürze	1,443.	1,373	„
Konfituren	0,244.	0,218	„
Thee	0,226.	0,205	„
Austern und Muschelthiere	0,096.	0,086	„
Wein und Most	10,047.	9,185	„
Branntwein	1,392.	1,245	„
Oel (zum Genuß)	1,090.	0,510	„
im Ganzen also diese nicht zu den nothwendigen Genußmitteln gehörigen Produkte	68,478.	73,708	„
und mit verschiedenen andern Verzehrungsgegenständen	76,221.	78,918	„

	im Jahre 1834.	1835.	
2. Fabrikate.			
Baumwollenwaaren	4,595.	4,303	Procent.
Wollenwaaren	2,354.	2,718	„
Seide und Seidenwaaren	2,139.	1,359	„
	9,088.	7,508	Procent.
Mit den übrigen Fabrikaten und Manufakturwaaren	11,029.	10,399	„
3. Fabrikmaterialien und Halbfabrikate, die zur weitern Verarbeitung dienen . .	10,560.	9,520	„
darunter Baumwollengarn	3,923.	3,328	„
4. Gegenstände, welche nur dem allgemeinen Steuersatz unterliegen	2,170.	1,163	„

Die beträchtliche Vermehrung ihres Einkommens, welche die, bei weitem meisten Vereinsstaaten in den Ergebnissen der gemeinschaftlichen Zollverwaltung fanden, setzte sie in die Lage, bedeutende Summen theils zu nützlichen, auf die Gewerbthätigkeit und den Handel wohlthätig rückwirkenden Einrichtungen, theils zur Verminderung der öffentlichen Lasten verwenden zu können.

Erwägt man, auf welche Weise die hier dargestellten nähern und entfernteren Folgen der Zollvereinigung die Lage der verschiedenen Classen der Gesellschaft afficirten, so erklärt sich die allgemeine Zufriedenheit mit dem errungenen Zustande; denn selbst jene minder zahlreiche Classe, welche in einigen Ländern allein in gewissen Beziehungen einigen Nachtheil empfindet, kann für die unendlich überwiegenden Vortheile, welche die Gesammtheit der Vereinigung verdankt, nicht unempfänglich bleiben.

Die vervielfältigten industriellen Unternehmungen vermehrten die Nachfrage nach Arbeitskräften, und verbesserten durch die Erhöhung der Löhne die Lage der zahlreichen arbeitenden Classe. In manchen Gegenden waren es nicht allein einheimische Unternehmer und Capitale, welche den Begehr der Arbeit vermehrten, sondern auch aus dem Auslande, namentlich aus der Schweiz, kamen tüchtige Unternehmer herbei und flossen Capitale auf den Markt des Vereines ab, um den Boden seiner Industrie zu befruchten.

Indem die wachsenden Löhne, welche der arbeitenden Classe die reichlichere Befriedigung ihrer Bedürfnisse erlaubte, ebenso wie das wachsende Bedürfniß der Industrie an Hülfs- und Verwandlungsstoffen eine vermehrte Nachfrage nach den Erzeugnissen des

Ackerbaues zur Folge hatte, stieg die Landrente und der Werth des Eigenthums, und hob sich daher der Wohlstand der Grundbesitzer. In ihrem vermehrten Einkommen und in ihrem erhöhten Credit fanden sie die Mittel zu nützlichen wirthschaftlichen Unternehmungen und Verbesserungen.

Die Capitalisten, welche früher das fortschreitende Sinken des Zinsfußes erschreckt hatte, fanden wiederum häufigere Gelegenheit zu Capitalanlagen, und, da sich zahlreiche Actiengesellschaften für industrielle Zwecke bildeten, zur unmittelbaren Theilnahme an den Gewinnsten der Production. Wo früher geringere Zollabgaben bestanden, mußten die Consumenten allerdings den nicht unbeträchtlichen Aufschlag der Preise der verzehrbaren Kolonialwaaren und mancher Luxusartikel empfinden. So weit die producirende Classe von dieser höhern Besteuerung getroffen wurde, fand sie einen reichlichen Ersatz in ihren erhöhten Gewinnsten; für Personen aber, die von einem fixen Einkommen lebten, war die Preiserhöhung in jenen Gegenden hauptsächlich sehr empfindlich, wo vervielfältigte öffentliche und Privatunternehmungen die Löhne in bedeutenderem Maaße und mit diesen, wie gewöhnlich, alle Dienste und die Preise der Handwerkerarbeiten gesteigert hatten. Dieß war namentlich der Fall am Oberrhein, wo in manchen Städten die Kosten des Unterhalts einer Familie aus den höhern und mittlern Classen, die sich in ihren gewohnten Bedürfnissen nicht beschränkte, um 10—15 Procent sich erhöhte. Im übrigen aber und abgesehen von solchen besonderen Verhältnissen und von der Steigerung der Abgaben von den bezeichneten Gegenständen, fanden die Consumenten, wenn auch der Preis des einen oder andern Produktes, der durch frühere Ausfuhrzölle des eigenen oder durch Eingangszölle des benachbarten Landes niedergehalten worden war, nach der Vereinigung stieg, in dem wohlfeilern Bezug anderer Artikel, auf deren Preis die innern Zölle in entgegengesetzter Weise wirkten, eine zureichende Entschädigung, und im Allgemeinen konnte die Herstellung der freien Mitbewerbung im Innern ihnen den Bezug ihrer Bedürfnisse nur erleichtern.

Daß die verschiedenen Erscheinungen, die wir oben berührten, das Steigen der Löhne, der Landrente und der Capitalgewinnste, einander begleiten konnten, war — da unter sonst gleichen Umständen das allgemeine Steigen der einen Größe und das Fallen

der andern der Natur der Sache nach bedingt ist — wie bereits bemerkt, nur durch die größere Regsamkeit und die Fortschritte in der industriellen und landwirthschaftlichen Produktion, zu welcher die Zollvereinigung einen kräftigen und wirksamen Anstoß gab, möglich gemacht.

Freilich mögen in dem lebhaften Wetteifer der Producenten, neue Werkstätten der Industrie zu gründen oder die bestehenden zu erweitern, hie und da ohne gehörige Vorbereitung, ohne zureichende Sachkenntniß, oder ohne besonnene Berechnung aller Verhältnisse Unternehmungen begonnen worden seyn, die sich minder ergiebig erweisen oder selbst Verlust bringen. Solche einzelne Mißgriffe sind in einer Periode des muthigen, durch die Umstände begünstigten Fortschreitens unvermeidlich.

Das im Ganzen so freundliche und erfreuliche Bild, welches der ökonomische Zustand der Vereinsländer darbietet, erscheint auch leider an einzelnen Stellen noch durch jene düstere Schatten verdunkelt, welche die Schlagbäume des benachbarten Auslandes werfen; namentlich sind es die östlichen preußischen Provinzen, welche durch das strenge Abschließen des polnischen und russischen Marktes leiden.

Der günstige Einfluß des Vereines auf den Nahrungsstand äußerte sich im Allgemeinen auch in der raschen Zunahme der Bevölkerung. Die Volksmenge sämmtlicher Staaten, welche sich im Jahre 1836 im Verein befanden, betrug nach den, der Revenüentheilung zu Grund gelegten Zählungen vom December 1834, ohne die der Stadt Frankfurt nebst Gebiet (welche ein Aversum bezieht), 25,088,662 Seelen. Nach den der Revenüentheilung von 1838 zu Grund gelegten Zählungen vom Jahr 1837 belief sich aber die Einwohnerzahl der theilnehmenden Staaten auf 25,983,974 Seelen, und, mit Einschluß der ohngefähr 60,000 Seelen betragenden Bevölkerung der Stadt Frankfurt und ihres Gebietes, im Ganzen auf 26,043,974 Einwohner. Nur in ganz unbedeutendem Maaße haben auf dieses Resultat Gebietsveränderungen eingewirkt.

An die vielen materiellen Vortheile, welche der Verein allen theilnehmenden Ländern gewährte, knüpfen sich noch andere höherer Art.

Die Regierungen mußten in dem Streben der producirenden Classen nach Vervollkommnung und Verbesserung eine dringendere

Aufforderung finden, für die Erweiterung, Vervielfältigung und zweckmäßige Einrichtung der Unterrichtsanstalten zu sorgen. Auch hierin that sich ein erfreulicher Wetteifer im ganzen Gebiete des Vereines hervor, wie hinlänglich bekannt und insbesondere aus den in diesen Blättern bereits gegebenen ausführlichen Nachrichten über die Fortschritte des technischen Unterrichts zu ersehen ist.

Der Nutzen, den die höheren Unterrichtsanstalten für die Gewerbe, wie die Schulen für Handwerker und Arbeiter, stiften, äußert sich aber nicht allein in der bessern Befähigung der industriellen und arbeitenden Classe für ihren produktiven Beruf, sondern zugleich in ihrer allgemeinen intellectuellen und sittlichen Veredlung.

Der Tugend der Sparsamkeit der arbeitenden Classe suchte man durch Vervielfältigung der Sparcassen eine angemessene Stütze zu geben, und das Wachsen der Löhne sicherte auch diesen Anstalten einen Erfolg, der sich, vermöge des natürlichen Einflusses, den jeder Besitz im öffentlichen Leben auf die Liebe zur Ordnung, und im Privatleben auf das Streben zur Vermehrung des sauer Erworbenen ausübt, nicht anders als heilsam erweisen kann.

Von der höchsten Bedeutung ist der Einfluß, den die Aufhebung der innern Zollschranken auf die Verminderung eines moralischen Uebels ausübte, das sich an jede Zolleinrichtung anhängt. Wirkt die Versuchung zum Schleichhandel auch nur auf die Gränzbevölkerung, welche im Umkreise von 3 Stunden nach jeder Seite der Gränzlinie lebt, so hat die Zollvereinigung, indem sie weit über 1200 Meilen innerer Gränzen der Vereinsstaaten von den Zollschranken befreite, eine Bevölkerung von ohngefähr 3 Millionen Seelen aus dem Bereiche eines verderblichen Einflusses auf ihren sittlichen Zustand gezogen, und die Wirkung dieses Uebels an den Außengränzen durch kräftige zweckmäßigere Maaßregeln wesentlich geschwächt.

Nicht allein die freie Bewegung der Güter, auch der persönliche Verkehr unter den Bewohnern des Vereinsgebietes, findet sich erleichtert, und an die Stelle der wechselseitigen Reibungen und der fast feindseligen Spannung, welche so häufig die Mautheinrichtungen zwischen den Bewohnern der Gränzdistricte der verschiedenen Länder und ihren Behörden unterhielten, traten vielfältigte freundliche Verbindungen, der Friede guter Nachbarschaft

und das verstärkte Gefühl nationaler Einheit. Die Zeit wird auch kommen, wo der Werth der gewonnenen freiern Bewegung im Innern für den Personenverkehr und für die daran sich knüpfenden höhern Interessen der Humanität noch in stärkerem Glanze hervortreten wird, wenn nämlich die Umstände, was nicht ausbleiben dürfte, zur Ausführung größerer Eisenbahnverbindungen günstiger werden.

Kann man nur mit freudigen patriotischen Gefühlen auf die schon bis jetzt zur Erscheinung gekommenen Wirkungen blicken, die wir hier in flüchtigen Umrissen zu zeichnen unternommen haben, so darf man sich für die Zukunft noch schönern Hoffnungen überlassen; denn kaum erst hat die Entwicklung begonnen, welcher der Verein, indem er den ersten Anstoß dazu gab, zugleich eine unabsehbare weite Bahn eröffnete. Lasse man noch acht, noch zehn Jahre verfließen, und vergleiche man dann den Zustand der Vereinsländer, wie er in Folge der Vereinigung geworden und wie er früher war, um ihren ganzen Werth für die Wohlfahrt der deutschen Völker zu ermessen. Jene schönere Hoffnung für die Zukunft stützt sich nicht allein auf die Betrachtung der bereits gewonnenen Erfolge, sondern zugleich auf die Art und Weise, wie sie errungen wurden, auf den Gang, den die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Gemeinschaft nimmt, und auf den Geist, der die Gesammtheit der Vereinsstaaten beseelt, auf den Ueberblick Alles dessen, was von ihrer Wirksamkeit als moralische Person bekannt geworden.

In dieser Beziehung sind es zunächst die auf die Fortbildung des Systems des Vereines bezüglichen Wahrnehmungen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die Vergleichung der gegenwärtig geltenden Tarifsätze mit den seit 1834 und 1836 bestandenen läßt nur wenige wesentliche Abänderungen erblicken; bei weitem die meisten berühren Lokalinteressen oder minder erhebliche allgemeine Fragen, oder bestehen nur in Redaktionsverbesserungen, Erläuterungen oder Ergänzungen, oder, wie die Taraansätze und Reductionen, in Berichtigungen und genaueren Bestimmungen nach dem Ergebniß der Erfahrung und Rechnung. Die neueste allgemeine unbedeutende Erhöhung der Tarifsätze (nach dem Verhältnisse von 35 : 36) ist aber lediglich die Folge der Bestimmung, wornach das metrische Gewicht an die

Stelle des preußiſchen treten ſoll, ohne daß die Abgabenſätze nach dem Gewichtsverhältniſſe reducirt wurden.

Da man von erheblichen unbefriedigten Reclamationen vielleicht nur mit einer einzigen, jedenfalls aber nur mit ganz wenigen Ausnahmen ſchwerlich irgendwo hat ſprechen hören, ſo liegt hierin ein neues Anerkenntniß der Zweckmäßigkeit des Zollſyſtems des Vereines und der glücklich gelungenen Vermittlung der beſondern Intereſſen der einzelnen Länder mit denen der Geſammtheit. Die Natur der Sache bringt es, wie von vorn herein klar war, mit ſich, daß ein allzu raſcher Wechſel der Tarife weniger leicht, wie in einzelnen Staaten zu erwarten iſt, und die Gefahr eines unſichern Schwankens der Geſetzgebung und übereilter Experimente entfernt bleibe. Eher konnte man beſorgen, daß in einer Gemeinſchaft, in welcher jeder einzelne Theilnehmer durch ſeinen Widerſpruch jede in Frage kommende geſetzliche Maaßregel hindern könne, Mißſtände entſtehen. Allein wenn die ſeit der Gründung des großen Vereines verlangten und getroffenen Tarifsveränderungen nicht ſo zahlreich und bedeutend waren, um auf weſentliche Gebrechen des Syſtems und auf eine Unſicherheit in Handhabung deſſelben ſchließen zu laſſen, ſo waren die wirklich eingetretenen Abänderungen und die verabredeten weitern Maaßregeln jedenfalls zahlreich und zum Theil auch wichtig genug, um auf das Ueberzeugendſte darzuthun, daß jedes dringende Bedürfniß ſeine ſchnelle Befriedigung, billige Forderungen wechſelſeitig billiges Gehör finden, daß der conciliatoriſche Geiſt, der Alle beherrſcht, und die Weisheit, womit jeder einzelne Staat ſeine Stellung in dem Vereine erkennt, und was er ihm zu verdanken hat und ſchuldig iſt, begreift, alle aus der Natur einer ſolchen Gemeinſchaft entſpringenden Schwierigkeiten leicht überwinden.

Die mannigfaltigen Reſultate der Bemühungen der vereinigten Staaten, ſeit der Gründung des Vereines ſeine Geſetzgebung zu verbeſſern oder überhaupt ſeine Zwecke durch angemeſſene Maaßregeln zu befördern, und die noch ſchwebenden Fragen aufzuzählen und zu erörtern, verbietet uns der Raum dieſer Blätter, und die meiſten derſelben bieten, wie geſagt, zu wenig allgemeines Intereſſe dar, als daß ſie hier beſprochen werden dürften. Wir wollen, nachdem wir bereits von den Münzconventionen gehandelt, hier nur noch die mit Hannover, Braunſchweig und Oldenburg

getroffene Uebereinkunft, den mit Holland abgeschlossenen Vertrag und hauptsächlich die damit in Verbindung stehende Abänderung der Zölle von Reis und von Zucker, die Erhöhung des Eingangszolles von Eisen, so wie die noch schwebende wichtige Frage über die Zölle von Baumwollengespinnsten berühren.

Durch die unterm 1. Novbr. 1837 von sämmtlichen Vereinsstaaten mit Hannover, Oldenburg und Braunschweig abgeschlossenen Uebereinkünfte wurden die hannöverische Grafschaft Hohnstein mit dem Amte Elbingerode und das dem Herzogthum Braunschweig angehörige Fürstenthum Blankenburg, nebst dem Stiftsamte Walkenried und anderen unbedeutenderen Gebietsparcellen, dem großen Zollvereine einverleibt, sodann zweckmäßige Maaßregeln zur gegenseitigen Unterdrückung des Schleichhandels, und wesentliche Erleichterungen des wechselseitigen Verkehrs verabredet. Die zu dem letzten Zwecke getroffenen Bestimmungen bezogen sich hauptsächlich auf den wechselseitigen Marktbesuch, den kleinen Gränzverkehr und die Benutzung kürzerer Transitstraßen; überdieß wurden aber in Betrachtung der niedrigeren Abgabensätze, welche in dem Hannover-Oldenburg-Braunschweigischen Zollverbande bestehen, für eine Reihe von Erzeugnissen dieser Länder (mehrere landwirthschaftliche Produkte und Fabrikate, verschiedene Handwerkerwaaren, Eisen und Eisenwaaren, Glas, Faiance, Steingut, Porcellan, Leder, leinen Garn, Leinwand u. s. f.) die Eingangszölle des Vereins theils bedeutend ermäßigt, theils (wie namentlich für leinen Garn und Leinwand) ganz aufgehoben. Diese Verträge sind dem Vereine hauptsächlich durch den verstärkten Schutz gegen den Schleichhandel von vorzüglichem Werthe.

Der unterm 20. April 1839 mit den Niederlanden abgeschlossene Handelsvertrag hat bereits in diesen Blättern eine ausführliche Beleuchtung erhalten. Nur die ungemeine Ungunst, womit schon vor und nach dem Beginnen der Verhandlungen die muthmaßlichen Vertragsprojekte, noch weit mehr aber die wirklichen Resultate im großen Publikum zum Theil aufgenommen wurden, veranlaßt uns, zur richtigen Beurtheilung derselben, einen Beitrag zu liefern.

Manche hatten schon von vorne herein ganz allgemeine Bedenken; man verglich die Bevölkerung des Königreiches von mäßigem Umfang mit der Volksmenge des Vereines, um darzuthun,

daß an ſich ſonſt gleich günſtige, wechſelſeitige Conceſſionen für die Einfuhren dem kleinern Lande vielfach höhere Vortheile gewähren; man wies auf die Abhängigkeit hin, in welcher ſich die Niederlande dem Vereine gegenüber befänden, deſſen Gebiet ein zu ihrer merkantilen Exiſtenz unentbehrlicher Markt ſey, während den Vereinsländern verſchiedene Wege zum Bezuge ihres Bedarfs an überſeeiſchen Gütern offen ſtünden; man erkannte zwar an, daß ſich Holland durch den allgemeinen Abgabentarif des Vereines in wichtigen Beziehungen in eine ſchlimmere Lage verſetzt ſähe, als früher, ſtellte aber dagegen die mannigfaltigen Reſtrictionen ins Licht, welchen der deutſche Handel in den Niederlanden unterworfen ſey, indem man von ihrer Seite keine weitere, den deutſchen Einfuhrhandel benachtheiligende Maaßregeln beſorgen zu müſſen, vielmehr eine Rückkehr zu mäßigern und billigern Grundſätzen, die in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe liege, erwarten zu dürfen glaubte. Aus allen dieſen Gründen ſah man, wenn je ein Vergleich zu Stande komme, ſehr bedeutenden Conceſſionen zu Gunſten des Vereins entgegen.

Man hatte nun allerdings Recht, den Umfang und die Bevölkerung der beiderſeitigen Märkte als ein, bei Stipulationen über die wechſelſeitige Erleichterung der Einfuhren, entſcheidendes Moment zu betrachten, jedoch nur in ſo weit, als darnach der Effect der ertheilten Begünſtigungen ſich berechnen läßt. Ein Land von 2½ Millionen Einwohnern, das eine bedeutende Marine und wenig Waldungen hat, im Durchſchnitt bei weitem nicht ſo viel Brodfrüchte baut, als es braucht, und ſeinen Bedarf an einer großen Zahl von Manufakturartikeln, wie namentlich Seidenwaaren, Eiſenwaaren und das Allerlei der kurzen Waaren größtentheils aus dem Auslande beziehen muß, kann aber für ſolche Gegenſtände ein weit beſſerer Markt ſeyn, als manches zehnfach größere Land. Und ſo verhält es ſich wirklich mit den Niederlanden. Es war daher in der That ſchon hierin Stoff genug zu einem ſehr nützlichen Handelsvertrag vorhanden. Daß es nicht in der Macht der Niederlande ſtehe, wenn ſie ſich in ihren wichtigſten Intereſſen durch den Vereinstarif verletzt fühlten, durch Verſchärfung ihrer Tarife der deutſchen Produktion wehe zu thun, möchten wir bezweifeln; wir wollen nur an das Getreide erinnern, wofür ſie immer ein ſehr wichtiger Markt bleiben, wenn auch der

durchschnittliche Betrag der Zufuhren das von Herrn Wythoff angegebene Quantum nicht erreichen sollte. Daß solche Maaßregeln, an und für sich betrachtet, dem eigenen Interesse nicht zusagen, gibt keine Garantie gegen ihr Eintreten, denn man weiß, daß in solchen Dingen die Staaten nicht immer das volkswirthschaftliche Interesse allein befragen. In Beziehung auf das Bedürfniß an Getreide kann aber von einer Abhängigkeit des holländischen Marktes keine Rede seyn, denn es stehen seinen zahlreichen Handelsschiffen die Häfen von einer Reihe anderer Erzeugungsländer offen. Ueberhaupt aber möchten wir nicht behaupten, daß in Bezug auf den Handel mit eigenen Erzeugnissen zwischen beiden Marktgebieten die Niederlande sich in einer abhängigern Stellung befänden. Ihre durch die geographische Lage des Landes und durch die Mitbewerbung der Hanseſtädte so wie der Seeplätze anderer Staaten bedingte größere natürliche Abhängigkeit berührt mehr ihren Zwischenhandel. Es gab eine Zeit, wo man diese Abhängigkeit geltend machen konnte, was wir nicht verkennen, und schon vor 22 Jahren, als wir unsere schwache Stimme über die Interessen des deutschen Handels den Niederlanden gegenüber zum erstenmale erhoben;* allein nunmehr steht jeder Zwischenverkehr unter dem Schutze unantastbarer Verträge. Es ist wahr, daß auch nach dem Abschluß dieser Verträge dem Handel des westlichen Deutschlands manche gerechte Ursache zur Klage über die Verletzung seiner Interessen übrig blieb. Es empfand tief verschiedene, den Transit belästigende Maaßregeln und die Wirkungen der für die Einfuhren zur See anders als für die Einfuhr zu Lande oder stromwärts bestimmten Abgaben; es hat aber ganz ähnliche Klagen gegen Frankreich zu führen, das durch den Unterschied, den es in seinen Tarifen zwischen der Einfuhr zu Lande und zur See auf nationalen oder fremden Schiffen macht, den deutschen Handel benachtheiligt, ohne daß uns ein Mittel zur Abhülfe geboten wäre, und eine Beschwerde über Verletzung anerkannter, völkerrechtlicher Principien begründet werden könnte. Ferner wollen wir nicht in Abrede ziehen, daß nachdem die Niederlande in ihrer Vereinigung mit Belgien auf eine andere, der

* Man sehe m. Schr. Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens. 1818. S. 116.

Handelsfreiheit minder günstige Bahn bei Anordnung ihres Zollsystems geworfen worden, auch nach der Trennung von Belgien und unter wesentlich veränderten Umständen im Allgemeinen noch ein dem wechselseitigen Verkehr nachtheiliges System befolgt haben. Gibt man aber auch zu, daß ein ganz mäßiger Tarif den Verhältnissen des Königreichs der Niederlande und seiner natürlichen Stellung im großen Weltverkehr weit besser entsprechen, und ihm in dem Aufblühen seines Zwischenhandels vielfach jeden Gewinn ersetzen würde, den seinen Finanzen und seiner Produktion höhere Abgabensätze nur immer verschaffen können, so darf man bei dieser, nur seiner eigenen Beurtheilung anheimfallenden Frage nicht vergessen, was jede Regierung dem Bestehenden und durch die von ihr selbst gegebenen Antriebe Gewordenen schuldig ist.

Konnte man unter den bestehenden Umständen ein freiwilliges Aufgeben mancher uns beschwerenden Maaßregeln von einem Staate nicht erwarten, der sich in einer seiner wichtigsten Produktionen durch den Vereinstarif und dessen Ausdehnung auf das ganze deutsche Gebiet seines natürlichen Marktes schwer verletzt fühlte? Gewiß nicht! Konnte man einen günstigen Erfolg von weitern gegen Holland gerichteten Maaßregeln des Vereins erwarten? Schwerlich! und der Himmel bewahre uns vor Zollkriegen! Wir vermöchten auch die Ansicht derer nicht zu theilen, welche Maaßregeln ausschließlich zu Gunsten der mit den holländischen Seeplätzen in Mitbewerbung stehenden Hansestädte für zweckmäßig hielten, um in der vermehrten Unzufriedenheit der holländischen Raffinadeurs den Interessen des deutschen Handels einen Alliirten zu gewinnen. Wir können uns vielmehr nur freuen, daß man den Weg des Vertrages betreten, und wenn die wirklich zu Stande gekommene Uebereinkunft auch noch weit entfernt bleibt, unsere Hoffnungen und Wünsche vollständig zu befriedigen, so heißen wir doch, was sie gibt, willkommen, unter dem doppelten Gesichtspunkte sowohl der Erleichterungen, die sie gewährt, als des Dammes, den sie Erschwerungen des Verkehrs entgegen setzt; wir heißen sie jedenfalls willkommen als einen Gewinn für den allgemeinen Handel, als einen Fortschritt auf der Bahn der guten Principien, mag nun die Wagschaale des Vortheils etwas mehr oder weniger tief auf die eine oder andere Seite sich neigen.

Die Erleichterungen, welche bereits durch die Convention vom Jahre 1837 die Schifffahrt erlangt hat, war beiden Theilen gleich nützlich und die nunmehr gewonnene Ausdehnung der darin getroffenen Bestimmungen auf die direkt transitirenden Güter kann, wenn sie es dermalen auch noch nicht ist, leicht noch von erheblichem Nutzen werden. Wenn zugleich die Befreiung des Transithandels von den lästigen und kostbaren Formalitäten, denen er früher unterlag, völlig gewonnen worden seyn sollte, so wird der hohe Werth einer solchen Erleichterung für den Verein durch keine von den Geboten der natürlichen Billigkeit und Gerechtigkeit hergeleitete Betrachtung geschwächt. Wie glücklich dürfte man sich preisen, und welch heilsame Veränderungen würden fast alle Douanensysteme erhalten, wenn Alles zu erlangen wäre, was die natürliche Gerechtigkeit und Billigkeit zu gewähren gebieten, aber der Mangel an einer positiven Verbindlichkeit zu versagen gestattet.

Wir müssen unter diesem Gesichtspunkte auch die Herabsetzung des Zolles von deutschen Weinen für den Hectolitre auf 10 Cent. vom Faß und auf 5 Gulden von 100 Bouteillen, so wie von Bau- und Nutzholz auf 10 Cent. von der Tonne betrachten. Sie erleichtert, wenn sie die Einfuhr des deutschen Produkts auf dem holländischen Markte andern Erzeugungsländern gegenüber nicht begünstigt, doch die Mitbewerbung des Vereines in Vergleichung mit dem bisherigen Zustande. Wir theilen zwar die Ansicht, daß die Erleichterung der Weineinfuhr vor der Hand dem deutschen Producenten sehr wenig Nutzen bringen werde; allein mit der Zeit kann es der zunehmenden Produktion stärkerer Weine im südwestlichen Deutschland gelingen, sich einen Absatz zu verschaffen, dem anfänglich allerdings die Gewohnheit des Genusses französischer Weine und vielleicht auch Vorurtheile, wie im nördlichen Deutschland, entgegen stehen, die Wohlfeilheit der Thalfahrt des Rheines aber günstiger ist. Die Ermäßigung des Zolles von Bruchsteinen und behauenen Steinen auf 3 Procent des Werths ist gerade deßhalb von einiger Erheblichkeit, weil Holland sein ganzes Bedürfniß an diesem Artikel, dessen Werth fast ganz aus Arbeitsverdienst und Transportkosten besteht, aus dem Auslande beziehen muß und hier, wie in der Regel bei Zollverminderungen, wenigstens ein Theil des Nachlasses dem Producenten zu gut kommt.

Als dankenswerth muß die deutsche Industrie ohne Zweifel anerkennen die Verminderung der Eingangsabgaben von Zeugen, Geweben und Bändern von Seide auf 2 fl. per Kilogramm, von Strümpfen und Strumpfwirkerwaaren, Spitzen und Tüll auf 5% und von Messerwaaren und kurzen Waaren auf 3 Procent des Werthes. Nimmt Großbritannien an diesen Begünstigungen auch Theil, so möchten wir doch nicht allein für die Seidenwaaren und Strümpfe die Ueberlegenheit der deutschen Industrie in Anspruch nehmen, sondern ganz insbesondere auch für kurze Waaren, wenn wir auf die Einfuhrregister dritter Länder, namentlich von Frankreich blicken, wo deutsche Industrie mit der brittischen in glücklicher Mitbewerbung steht. Hat die Zollermäßigung von den kostbarern aber minder wichtigen der genannten Artikel nämlich von Tüll und Spitzen (welche leichter einzuschwärzen sind) auch nur die Wirkung, daß sich der Schleichhandel in einen redlichen Verkehr verwandelt, so liegt hierin schon ein Gewinn.

Als nicht sehr erheblich ist die Concession zu achten, welche dem Verein durch den Nachlaß von 10 Procent am Zolle von dem an der preußisch-niederländischen Gränze zu Land oder stromwärts eingehenden Getraide bewilligt wurde, zumal da hiedurch nur eine Gleichstellung mit der Abgabe von seewärts auf niederländischen Schiffen oder auf Schiffen begünstigter Erzeugungsländer bewirkt ward. Eine wesentlichere Erleichterung, die übrigens nur bei niedrigen Preisen des Getraides fühlbar werden kann, würde mittelbar auch den ostwärts an der Weser gelegenen Märkten nicht ohne Vortheil geblieben seyn, da auf einem freien Markte die Preise des Getraides durch den Nachschub auch in größeren Entfernungen, auf welche keine direkte Zufuhren mehr stattfinden, sich auszugleichen streben. Der Nachtheil, der aus den holländischen, wie aus den französischen und brittischen Getraidegesetzen für den deutschen Ackerbau entspringt, liegt aber nicht allein in dem verminderten Absatz und in dem verkümmerten Preise, sondern hauptsächlich auch in den unnatürlichen Schwankungen, die sie durch ihre im umgekehrten Verhältnisse mit den Preisen steigenden oder fallenden Zölle auf den deutschen Märkten in den Getraidepreisen hervorbringen. *

* Man sehe hierüber meine Schrift: Der große deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft, 1835. S. 115.

Wenn die der Ausfuhr des Vereins gemachten Zugeständniſſe nun weder ſo zahlreich, noch ſo bedeutend ſind, als man wünſchen möchte, ſo dürften ſie doch jedenfalls den Werth der Gegenconceſſionen, mit Ausnahme der für den Zucker und für Reis ertheilten Zuſicherungen, weit überwiegen. Abgeſehen von der Stipulation über die ebengenannten Artikel kommt wenigſtens bei allen übrigen der holländiſchen Ausfuhr bewilligten Erleichterungen die Verſchiedenheit der Größe der Marktgebiete nicht in Betrachtung, indem ſie nur landwirthſchaftliche Produkte zum Gegenſtande haben, deren Hervorbringung in der Naturkraft des Bodens eine gemeſſene Gränze findet, und die nicht, wie die Induſtricerzeugniſſe willkürlich vermehrt werden können, nämlich: Butter, Käſe, Ochſen, Stiere und Zugvieh. Die Minderung des Zolles von dieſen Gegenſtänden auf die Hälfte des allgemeinen Tarifſatzes iſt in Vergleichung mit den Begünſtigungen, die dem hannöveriſch-, oldenburg-braunſchweigiſchen Zollverbande lediglich in Betrachtung der mäßigern, ſeinen Verhältniſſen angemeſſenen Zollſätze bewilligt wurden, eine ganz unbedeutende Conceſſion. Wie hoch oder wie gering dieß Opfer anzuſchlagen ſeyn mag, ſo iſt es Preußen, das faſt ausſchließlich es bringt, da ein möglicher Nachtheil zunächſt den Ackerbau der Rheinprovinz trifft; ſowie hinwiederum dieſe Provinz von den für die Manufakturartikel des Vereins erlangten Begünſtigungen auch den größten Nutzen ziehen wird.

Die Herabſetzung der Zölle von Lumpenzucker, von raffinirtem Zucker und Reis iſt ohne Zweifel von niederländiſcher Seite hoch angeſchlagen worden, ob aber der Verein dadurch ſeinen Intereſſen auf gleiche Weiſe wie Holland in Bezug auf die zu Gunſten ſeiner Schifffahrt beſtandenen Maaßregeln ein Opfer gebracht habe, bleibt mindeſtens problematiſch. Wäre auch dieß der Fall, ſo frägt es ſich, ob Holland, dem man in Beziehung auf die von ihm verlangten und gebrachten Opfer die Gebote der natürlichen Gerechtigkeit und Billigkeit entgegenhalten durfte, nicht gleichfalls berechtigt war, ſich auf dieſe Gebote zu ſtützen, gegenüber einem Tarif, der ſonſt im Allgemeinen als mäßig geprieſen, im Durchſchnitt die Zölle nicht 10 Procent des Werthes der Waare überſteigen läßt, aber gerade das wichtigſte Produkt der niederländiſchen Induſtrie, womit es ſeit Jahrhunderten den weſtlichen deutſchen Markt verſorgte, durch eine Abgabe (nach Abzug des auf dem

Rohzucker liegenden Zolles) von mehr als 30 Procent des natürlichen Waarenpreises traf, und diesen Hauptzweig seines Gewerbfleißes nicht etwa nur schmälerte oder minder einträglich machte, sondern, nachdem sich der Verein im Jahr 1836 besser arrondirt hatte, gänzlich vernichten mußte und im Jahr 1837 wirklich vernichtet hat.

Würde auch die Ansicht geltend gemacht werden wollen, daß der Vertrag, ohne dem wechselseitigen Verkehr durch alle übrigen Bestimmungen wesentliche Vortheile zu verschaffen, nur was die bestehenden Einrichtungen auf jeder Seite für den andern Theil wirklich Verletzendes zu haben schienen, hinwegnahm, so würde die Uebereinkunft schon unter diesem Gesichtspunkt nur zu loben seyn. Man kann beklagen, daß nicht größere Freiheiten, wie namentlich für den Getraidehandel gewonnen wurden, aber was man wirklich erlangt hat, verliert deshalb, weil noch Weiteres wünschenswerth war, nichts an seinem Werthe. Was das Abwägen des Werthes der wechselseitigen Concessionen in solchen Verhältnissen betrifft, so hat es damit überhaupt eine ganz eigene Bewandtniß. Ueber Nachtheile, welche fremde Tarife und Gesetzgebungen einem Lande zufügen, täuscht man sich selten, wohl aber gar häufig über die Wirkungen der Tarife auf das eigene Land, zu dessen vermeintlichem Nutzen sie gegeben sind, und leicht ist eine sogenannte Concession oder ein Verzicht auf einen Zollsatz oder eine Einrichtung, die dem Nachbar wehe that, dem eigenen Lande noch heilsamer als dem fremden.

Vermöchte man auch nachzuweisen, daß die Nachtheile, welche der Vereinstarif den Niederlanden zugefügt und welche der Vertrag nun beseitigt hat, größer waren als diejenigen, welche für den Verein durch denselben Vertrag verschwunden sind, so wäre nach allem diesem damit noch nicht dargethan, daß er die Interessen des Vereins verletzt oder Grund vorhanden gewesen wäre, was uns Gutes geboten wurde wegen des noch Bessern, wornach man zu streben hoffentlich nicht aufhören wird, von der Hand zu weisen.

Am wenigsten besorgen wir, daß der Vertrag uns von dem Ziele einer engern Verbindung mit Holland entfernen werde, und wir jetzt weniger als früher erwarten dürfen, daß dieses Nachbarland die durch die Natur der Verhältnisse, durch seine geographische

Lage, ſeinen Colonialbeſitz, ſeinen Capitalreichthum und die Verſchiedenheit der Produktionen beider Gebiete dem Verein gegenüber angewieſene Stellung allmählig einnehmen und jene weſentlichern Veränderungen in ſeinen Einrichtungen treffen werde, welche ihm zu beiderſeitigem Nutzen die Vermittlung des Abſatzes der Produkte unſers Gewerbfleißes in andern Welttheilen zu übernehmen möglich machen.

Wir glauben um ſo weniger durch den abgeſchloſſenen Vertrag von dieſem Ziele uns entfernt, ſondern vielmehr um ſo gewiſſer demſelben uns genähert zu haben, wenn in der That nach ſorgfältiger Abwägung der beiderſeitigen Conceſſionen der Preis weiſer Mäßigung den Vereinsſtaaten zuerkannt werden müßte. Mäßigung und Billigkeit bringen auch im Verkehr der Staaten keinen Schaden, und wo ſie den Stoff einer wechſelſeitigen Spannung entfernen, und das Bedürfniß nach größerer Annäherung wirklich vorhanden iſt, ſind ſie das ſicherſte Mittel, den Weg hiezu zu bahnen.

Eine Beſtimmung jedoch enthält der Vertrag, welche aus dem Geſichtspunkte ihres Princips Bedenken erregen könnte, nämlich die von den Vereinsſtaaten ertheilte Zuſicherung, die Zölle von Kaffee, Gewürzen, Taback u. ſ. f. für die Einfuhr aus Holland nicht in einem ſtärkern Verhältniſſe erhöhen zu wollen, als die Annahme des 50 Kilogrammgewichts ſtatt des etwas ſchwereren preußiſchen Centners unter Beibehaltung der für letztern urſprünglich beſtimmten Tarifſätze es mit ſich bringt. In dieſem Zugeſtändniß liegt der That nach eine ſehr umfaſſende Beſchränkung des allgemeinen Beſteuerungsrechts, welche die herkömmliche Gränze der Bewilligung von Handelsvortheilen überſteigt; denn jene Artikel gehören zu den wichtigſten Gegenſtänden der Verbrauchsabgaben und können überhaupt, ſie mögen kommen, woher ſie wollen, ſo lange nicht mit höhern Steuern belegt werden, als ſie, über Holland bezogen, um die dermalen beſtehenden Abgaben zugelaſſen werden müſſen. So wichtig aber das Princip iſt, das hier der Vertrag berührt, ſo hat die Sache für den Verein doch kein praktiſches Intereſſe, da das Bedürfniß einer ſolchen Steigerung ſchwerlich jemals eintreten dürfte, und wenn dieß geſchieht, der Vertrag nur für kurze Zeit hindernd entgegentritt. Eben deshalb hatte es hierüber wohl auch keiner Stipulationen bedurft, obwohl recht leicht einzuſehen iſt, welches Intereſſe Holland im Beſitze des

Zwiſchenhandels, der den weſtlichen Markt mit jenen überſeeiſchen Erzeugniſſen verſorgt, dabei hat, nicht durch erhöhte, auf die Conſumtion des Nachbarlandes einwirkende Zölle überraſcht zu werden.

Praktiſch wichtiger war die Frage, ob — was übrigens nach dem Vertrage ganz in dem jederzeit freien Ermeſſen der Vereinsſtaaten lag — die zugeſtandenen ermäßigten Zollſätze von raffinirtem Zucker, Lumpenzucker und Reis eine den Niederlanden ausſchließlich zukommende Begünſtigung bleiben, oder in den allgemeinen Tarif übergehen werden. Die Art und Weiſe, wie dieſer Zweifel in dem neuen mit dem 1. Januar 1840 in Wirkſamkeit getretenen Zolltarif ſeine Löſung erhielt, wird dazu beitragen, die Urtheile über den holländiſchen Vertrag in einem weſentlichen Punkte, der allerdings Bedenken erregen konnte, zu berichtigen.

Die nun eingetretene allgemeine Herabſetzung des Zolles von Reis, der als ein unter allen Claſſen der Conſumtion verbreitetes Genußmittel mit 5 fl. 6¼ kr. vom Centner unverhältnißmäßig hoch beſteuert erſchien, iſt ganz abgeſehen von dem holländiſchen Vertrag als eine weſentliche Verbeſſerung des Tarifs zu betrachten. Der geminderte Zoll von 3 fl. 30 kr. wird auch einen der wenigen in den nordamerikaniſchen Staaten laut gewordenen Einwürfe gegen den Vereinstarif beſeitigen.

Zur Beurtheilung der Veränderungen, welche die Zollſätze von Zuckern erlitten haben, müſſen wir auf frühere Vorgänge zurückgehen.

In dem preußiſch-heſſiſchen Verbande war, kurz vor der Gründung des groſsen Vereines, nämlich vom Jahre 1832 an, der höhere Zollſatz von raffinirten Zuckern von 10 Thlr. und wenn man die frühern Beſtimmungen über die Geldzahlung berückſichtigt, effectiv von 10 Thlr. 20 Sgr. auf 11 Thlr., ſodann der Zoll von Rohzucker für den Gebrauch der Siedereien von 4 Thlr. und mit gleicher Rückſicht effectiv von 4 Thlr. 8 Sgr. auf 5 Thlr. vom preußiſchen Centner erhöht, und Kochzucker, der früher mit 8 Thlr. belegt war, dem raffinirten in der Beſteuerung gleichgeſtellt worden. Gleichzeitig wurde aber den Siedereien geſtattet, Lumpenzucker, die früher ohne Ausnahme dem gleichen Zolle wie Raffinade unterlagen, gegen die für Rohzucker beſtimmte Abgabe zum Verſieden einzuführen.

Dieſe Beſtimmungen, welche dem großen Vereine als geltendes Geſetz überliefert wurden, hielten wir von jeher für die ſchwächſte Seite des ſonſt im Allgemeinen ſehr wohl berechneten Vereinstarifs. Uns ſcheint, daß bei dieſem Gegenſtande des Verbrauchs von vorne herein der finanzielle Geſichtspunkt hätte feſtgehalten und man ſich hätte hüten ſollen, andere Intereſſen auf künſtliche Weiſe hervorzurufen, die, wenn ſie einmal vorhanden ſind, und mit jenen in Conflikt gerathen, als überwiegend anerkannt werden müſſen. Unter allen Induſtriezweigen, welche der Verein berückſichtigt, eignete ſich nicht leicht einer weniger zur ausnahmsweiſe ſtärkern Begünſtigung, als die Zuckerraffinerien, denn jeder ſolcher Maaßregel ſoll ein erhebliches allgemeines Intereſſe und die Hoffnung zur Seite ſtehen, die einheimiſche Induſtrie auf ungefähr gleiche Stufe, wie die mitbewerbende, heben zu können. Es iſt anerkannt, daß die Unternehmung des Raffinadeurs in Beziehung auf die Nahrung, die ſie der Arbeit und kunſtvoller produktiver Thätigkeit gibt, weit hinter andern Zweigen zurückſteht, und alſo jedenfalls kein Grund zu ihrer vorzugsweiſen Begünſtigung vorhanden war. Hiezu kommt, daß ein Binnenmarkt in dieſem Zweige aus bekannten Urſachen nie mit den großen Seeplätzen, wo die ungeheuren Sendungen aus den weitentlegenen Erzeugungsländern zuſammentreffen, mit gleichen Vortheilen in Concurrenz treten wird; nun hat aber der Verein keine Seeplätze, welche die Verſorgung ſeines Marktes übernehmen könnten, mit Ausnahmen, welche etwa *beſondere* Beſtimmungen für gewiſſe Marktbezirke rechtfertigen möchten.

Alles dieß wird wohl leicht zugeſtanden, allein man glaubt, daß ein Tarif, welcher die Detailleurs und Conſumenten nöthigt, ihren Zuckerbedarf von einheimiſchen Siedereien zu beziehen, dieſe zu einer Art Steuerrecepturen mache und den Schleichhandel abwehre. In dieſer Vorausſetzung müßte, in ſofern man bei dem Zucker den finanziellen Geſichtspunkt als den vorherrſchenden anerkennt, die Zweckmäßigkeit eines das gewöhnliche Maaß überſchreitenden Schutzzolles zugegeben werden. Nun ſcheint uns aber jene Vorausſetzung in keiner Weiſe begründet. Die Anweiſung der Detailleure und Conſumenten, ihren Bedarf von dem inländiſchen Erzeuger zu beziehen, liegt in der That in jedem hohen Schutzzolle; ob aber dieſe Anweiſung befolgt wird, hängt überall

lediglich von der Stärke des Reizes zur heimlichen Einfuhr und von der Wirklichkeit der Aufſicht an den Gränzen ab, und nicht von der größern oder geringern Zahl der inländiſchen Erzeuger. Im Intereſſe der Finanzen war daher ſowohl zur Beförderung der Conſumtion, als zur Verminderung des Reizes zur Defraudation zu wünſchen, daß der Zoll vom raffinirten Zucker nicht eine Höhe erreiche, welche den Preis über das durch die Abgabe vom Rohzucker ſchon beſtimmte Maaß bedeutend ſteigern könnte. Aber es waren bei der Gründung des großen Vereines bereits im Norden und Süden Anſtalten hervorgerufen, welche in ihrem Stand und Weſen zu erhalten die Gerechtigkeit gebot. Gut! dazu gehört aber nur, daß man, nach Verhältniß des zur Raffinade erforderlichen Rohſtoffs, die Abgaben für den raffinirten Zucker richtig berechne und ihr ſo viel beiſchlage, als zur billigen Begünſtigung des einheimiſchen Erzeugers vor dem Fremden nöthig gefunden wird. Aber kein finanzielles, kein wirthſchaftliches Intereſſe, keine Rückſicht des allgemeinen Nutzens oder gar der Gerechtigkeit konnte urſprünglich verlangen, daß der Conſument für den Rohzucker, den er zum unmittelbaren Verbrauche bezieht, mehr bezahle, als der Raffinadeur für den Zucker, den er zur Verſiedung einführt.

Die im Jahre 1832 eingetretene Herabſetzung der Zölle von den Lumpen auf den für die Rohzucker beſtimmten Satz von 5 Thlr. ausſchließlich zum Vortheil der Siedereien mochte anfänglich für nicht ſo folgereich angeſehen werden, als ſie ſich bald erwies. Nach dem urſprünglich in den Zuckerraffinerien hergebrachten Verfahren waren die Lumpenzucker lediglich das Erzeugniß aus den Rückſtänden, welche bei der Melisbereitung der abträufelnde Syrup bildete. Wären nur die auf ſolche Weiſe entſtandenen Lumpen auf den Markt gekommen, ſo würde die Einfuhr ſich in engen Schranken gehalten und den Siedereien, welche Rohzucker verarbeiteten, nur einen willkommenen, ihre Fabrikation erleichternden Zuſatz verſchafft haben. Eine ſolche beſchränkte Wirkung war indeſſen nicht zu erwarten.

Wie ſchon früher in England, in Folge einer fehlerhaften Beſtimmung der Rückzölle, die Bereitung von Schmelzlumpen als ſelbſtſtändige Production aus Rohzucker hauptſächlich zur Ausfuhr nach den Hanſeſtädten hervorgerufen ward, ſo bewirkte auch in

Holland die Herabsetzung des Vereinszolles von diesem Artikel, in Verbindung mit dem dort ebenfalls bestehenden Systeme der Rückvergütung der vom Rohstoff bei der Einfuhr bezahlten Abgaben, eine ähnliche Ausdehnung dieser Fabrikation, welche neben der gewöhnlichen auch solche Lumpen lieferte, die von den geringern Melissorten wenig oder gar nicht verschieden waren. Im Vereine gesellte sich zur wenigen umfangreichen Nachfrage der Raffinerien, welche Rohzucker verarbeiteten und die Lumpen als Zusatz gebrauchten, bald die Begehr von Seite zahlreicher Unternehmer, die sich fast ausschließlich auf die Verfeidung von Lumpenzucker beschränkten. Eine solche Fabrikationsmethode hätte im natürlichen Zustand der Dinge keinen Nutzen bringen können; sie wurde aber vortheilhaft, weil der holländische Fabrikant, der bei der Ausfuhr mehr an Rückzoll erhielt, als er bei der Einfuhr des dazu verwendeten Rohstoffs bezahlt hatte, etwas am natürlichen Kostenpreise nachlassen konnte, und der Vereinsfabrikant in diesem wohlfeilern Bezug und in dem relativ geringern Zolle von den bessern Lumpen einen Ersatz für die vermehrten Arbeitskosten fand.

Die Einfuhr an Lumpen, welche im Jahre 1834 bereits 130,540 Centner erreichte, stieg allmählich bis zum Jahre 1836 auf 422,349 Centner und die holländischen Zuckersieder gewannen nun durch den vermehrten Absatz an diesen Waaren eben so viel, als früher an dem raffinirten Zucker, womit sie unsere Märkte versorgt hatten. Es war klar, daß die Vereinskasse einen empfindlichen Verlust erlitt, indem der Zoll, der von diesen Lumpen erhoben wurde, je nach ihrer Beschaffenheit 8 bis 12 Procent weniger betrug, als sich die Abgabe von dem dazu verwendeten Quantum Rohzucker belief. Noch eine andere Betrachtung drängte sich auf, daß nämlich in dem Tarif eine offenbare Begünstigung der einfachern Bereitung des raffinirten Zuckers aus Schmelzlumpen lag, gegenüber den Raffinerien, die verhältnißmäßig ein größeres Capital zu verwenden hatten, und mehr Arbeitskraft in Thätigkeit setzten, um Rohzucker in raffinirte Waare zu verwandeln, und daher ihre der Gesammtheit vortheilhaftere Industrie mit einer effectivhöhern Abgabe belastet sahen.

Der Tarif von 1837 dehnte nur den allgemeinen Zollsatz von 18 fl. 45 kr. ꝛc. vom Centner zu 50 Kilogramm auch auf die

zum Versieden bestimmten Lumpen aus und setzte den Zoll von Rohzucker bei der Einfuhr zur unmittelbaren Consumtion auf 15 fl. 18¾ kr. vom Centner herab. Diese Herabsetzung war, obwohl ganz unbedeutend, doch ein Fortschritt auf dem guten Wege; auch jene Aufhebung der für die Siedereien bestandenen Begünstigung war, wenn man die so eben berührten Verhältnisse erwägt und nur den alten und neuen Tarif ohne Rücksicht auf mögliche noch zweckmäßige Bestimmungen) verglich, als eine wesentliche Verbesserung in sofern zu betrachten, als man erwartete und zu erwarten berechtigt schien, daß sie die Lage der Consumenten nicht verschlimmere. Da die Einfuhr an Rohzucker während der Dauer jener Begünstigung noch sehr bedeutend geblieben war, und namentlich im Jahre 1836 noch 564,460 Centner betrug, so durfte man nämlich voraussetzen, daß die Preise des raffinirten Zuckers im Vereine bis zum Jahr 1837 durch die Raffinirungskosten des Rohzuckers und durch den Zoll vom eingehenden raffinirten Zucker regulirt wurden und der Gewinn am Zolle von den Lumpen sich zwischen dem holländischen Erzeuger und dem Versieder im Vereine vertheilt habe. Darnach besorgte man nicht, daß die Tarifsveränderung einen sichtbaren Einfluß auf die Preise äußern werde, zumal da sich die Zahl der Siedereien sehr vermehrt hatte. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den gehegten Erwartungen. Es scheint, daß vor dem Jahre 1837 durch die Concurrenz der holländischen Schmelzlumpen die Preise der im Vereine aus Rohzucker gewonnenen Waare unter das natürliche Niveau etwas gedrückt worden waren, und nach Beseitigung dieser Mitbewerbung die Versieder des Rohzuckers ihre wiederum günstiger gewordene Lage um so leichter zu einer Preissteigerung benutzen konnten, als ein großer Theil der neu entstandenen Raffinerien, die ihre Kunst hauptsächlich nur an den Lumpen versucht hatten, nach Aufräumung ihrer Vorräthe keine gefährliche Rivalen seyn mochten. In der That stieg auch die Einfuhr des raffinirten Zuckers, die von 1834 bis 1837 zwischen 6,751 und 12,798 Centner geschwankt hatte, im Jahre 1838 auf 37,498 Centner, was ebenfalls auf eine relative Preiserhöhung hindeutet.

Mittlerweile hatte sich eine weitere Schwierigkeit entwickelt, deren Grund in der Höhe der Zölle vom Zucker überhaupt lag. Man konnte bis zum Jahre 1834 die Runkelrübenzucker-

Fabrikation in Deutschland nur als Versuche betrachten und nicht als eine den Bezug der Colonialzucker in einem nur irgend erheblichen Maaße beschränkende und die Vereinskasse mit Verlusten bedrohende Mitbewerbung; denn bis zu jenem Jahre bestanden, unseres Wissens, im ganzen Vereinsgebiete nur zwei Anstalten, zu welchen erst im Jahre 1835 sechs neue hinzu kamen. Schon damals erhoben sich aber Stimmen, die auf die Gefahr der künstlichen Beförderung einer Produktion aufmerksam machten, welche leicht der Finanzkunst sehr schwierige Aufgaben zu lösen geben könnte. Die Fortschritte, welche um diese Zeit die Methode der Rübenzuckerbereitung machte, brachten diese Gefahr um ein Bedeutendes näher. Noch schien man indessen unbesorgt, als im Jahre 1836 schon eine bedeutende Anzahl von Fabriken sich in Thätigkeit befand und bei weitem die meisten der später und bis jetzt in Betrieb gekommenen bereits in der Anlage begriffen waren, oder in Folge getroffener Verabredungen oder ertheilter Concessionen in naher Aussicht standen. Von den ersten Vorbereitungen zur Errichtung einer solchen Anstalt bis zu dem Augenblick, da sie vollendete Produkte abliefern kann, vergeht aber geraume Zeit.* Erst im Jahre 1838 und 1839 wurde auf dem Vereinsmarkte die Mitbewerbung des raffinirten Runkelrübenzuckers allmählich fühlbarer. Noch im Jahre 1836 konnte man die Produktion sämmtlicher im Betriebe stehender Fabriken des Vereins kaum auf 30,000 Centner Rohzucker schätzen. Zwei Jahre später lieferten von den 123 Anstalten, deren Produktion bekannt war (von ungefähr 36 war sie es nicht), 145,210 Centner. Aber im letzten Jahre haben viele derselben ihren Betrieb sehr erweitert. Im Jahre 1839 bis 40 lieferte eine einzige Fabrik, freilich wohl die bedeutendste unter allen, die im Vereine besteht, mit ungefähr 17,000 Centner über ⅞ des Quantums Rohzucker, welches im Jahre 1836 jene 54 Fabriken (mit 25,000 bis 25,500 Centner) hervorgebracht hatten, deren Produktion man kannte. Die Unternehmer fanden zum Theil ihren Vortheil dabei, statt vollendeter

* Es standen im Betriebe oder waren in der Anlage begriffen
im Jahre 1836 bis 1837 — 122 Anstalten,
„ „ 1837 bis 1838 — 156 „ „
„ „ 1838 bis 1839 — 159 „ „

raffinirter Waare, Lumpenzucker zum unmittelbaren Verbrauche zu fabriciren, der zu geringerem Preise, wie namentlich gegenwärtig am Oberrhein, wo der raffinirte Zucker per Pfund zu 26 kr. steht, zu 22 kr. einen lebhaften Absatz fand.

Vermöge des neuen mit dem 1. Januar 1840 in Wirksamkeit getretenen Tarifs wurde nun der in dem holländischen Vertrage bestimmte Zollsatz für raffinirten Zucker von 17 fl. 30 kr. vom Centner zu 50 Kilogramm als allgemeine Abgabe eingeführt, sodann der Zoll von Lumpenzucker zum Versieden ebenfalls ohne Rücksicht auf die Herkunft auf 9 fl. 37½ kr. bestimmt* und der Zoll von Rohzucker für die Siedereien nach Verhältniß des Gewichts von 50 Kilogramm zum preußischen Centner nämlich von 8 fl. 33 kr. auf 8 fl. 45 kr. von 50 Kilogramm erhöht.

Abgesehen von der letzten, ganz unbedeutenden Erhöhung, deren Grund in die Augen fällt, finden wir in den beiden andern Tarifsveränderungen eine glücklichere Vermittlung der bei der Zuckerfrage in Conflict stehenden mannigfaltigen Interessen, als sie der bisherigen Gesetzgebung gelungen war. Die Herabsetzung des Zolles vom raffinirten Zucker ist sehr dankenswerth; sie legt den Raffinerien im Interesse der Consumenten, für Fälle ungewöhnlicher Conjuncturen, die zu bedeutendern Preissteigerungen benutzt werden könnten, einen Zügel an, ohne ihre Existenz im Mindesten zu bedrohen.

Gegen die, den Zuckersiedern des Vereines ertheilte Begünstigung erheben sich die Bedenklichkeiten nicht, welche gegen die früher bestandenen sprachen; der Unterschied des Zolls von den Lumpen und dem Rohzucker wahrt das Interesse der Finanzen und läßt die Versieder des Rohzuckers, welchen der wohlfeilere Bezug der Lumpen als Zusatz ebenfalls willkommen seyn muß, keinen Nachtheil jenen Fabriken gegenüber empfinden, welche vorzugsweise nur Lumpen versieden. Der erleichterte Bezug dieses Produkts gleicht auch die Verschiedenheit der Interessen aus, welche zwischen den Gebietstheilen, wo der Syrup wenig verkäuflich ist, und andern, wo er leichtern Absatz findet, in soferne besteht, als hievon die allgemeine Mitbewerbung aller Gebietstheile in diesem

* Vom 17. Juni 1839 bis zum Januar 1840 betrug der Zoll 9 fl. 22½ kr. die Erhöhung rührt von der Gewichtsveränderung her.

Industriezweige abhängt. Zwar bleiben die Einwürfe noch übrig, die sich gegen eine Maaßregel erheben, welche es mit sich bringt, daß ein zum Genuß schon brauchbares Produkt, welches in seiner minder vollkommenen Beschaffenheit bereits Käufer fände, zerstört werden muß, um in etwas besserer Gestalt wieder hervorgebracht zu werden. Allein die Kosten der Operation trägt das Ausland in den unverhältnißmäßig hohen Rückzöllen, die es seinen Zuckersiedern bezahlt und die, den Consumenten im Vereine versagte Gleichstellung im Bezug der fremden Lumpen mit den Siedern hat kein erhebliches praktisches Interesse, da nicht nur die einheimischen Versieder des indischen Rohzuckers die minder bemittelte Klasse mit dem weniger vollkommenen wohlfeilern Produkte versorgen, sondern auch die Erzeuger des Rübenzuckers hierin in Mitbewerbung zu treten begonnen haben. Wohl verkennen wir auch nicht, daß der Bezug der fremden Lumpen gegen den geminderten Zoll, zum unmittelbaren Absatz an die Verzehrer, nicht erfolgen kann, ohne die Interessen der Rübenzuckerfabrikation wesentlich zu verletzen. Jene Begünstigung der Zuckersieder ist daher, unter der eingetretenen Modification der früher bestandenen, lediglich als ein angemessenes Temperament der hohen Zuckerzölle zu betrachten.

Die schon im Jahre 1839 eingetretene Herabsetzung des Zolles von Lumpen hatte anfänglich einen bedeutenden Einfluß auf die Preise des Zuckers ausgeübt, was unter den Unternehmern der Rübenzuckerbereitung wenigstens in mehreren Theilen des Vereinsgebiets großen Schrecken verbreitete. Die Preise des raffinirten Rübenzuckers fielen namentlich im Süden für kurze Zeit um 4 bis 5 fl. vom Centner. Diese Erscheinung war ohne Zweifel zum Theil das vorübergehende Resultat angehäufter Vorräthe auf dem holländischen Markte und des plötzlichen Aufziehens der Schleußen des Canals, der seit fast 3 Jahren verschlossen geblieben war. Zum Theil kann sie vielleicht auch einer, aus allzu ängstlicher Besorgniß der einheimischen Zuckersieder übereilten Herabsetzung der Verkaufspreise ihrer Zucker zugeschrieben werden, um den Reiz zur Errichtung neuer kleinerer Anstalten zum Versieden der Lumpen zu vermindern. Die Zeit bringt aber in solchen Verhältnissen Alles auf das natürliche Maaß zurück und nach der hierüber gemachten Wahrnehmung darf man den Einfluß der getroffenen Maaßregeln auf die Verkaufspreise gewiß kaum zu 2 fl. vom

Centner des raffinirten Zuckers anschlagen. Selbst dieser geringe Effect könnte Bedenken erregen, wenn der Anstoß zu den Unternehmungen im Gebiete der Rübenzuckerfabrikation von dem Tarife von 1837, welcher den Siedern jede Begünstigung für die Einfuhr der Lumpen entzog, gegeben worden wäre; denn alsdann dursten die Unternehmer von der Gerechtigkeit und Billigkeit der Gesetzgebung erwarten, daß nicht sogleich hinterher ihre jugendliche Industrie durch eine Maaßregel bedroht werde, die sie, wenn sie diese vorausgesehen, von ihrem Beginne hätte abhalten können. Allein dieß war keineswegs der Fall, indem der Wetteifer in Anlegung der Rübenzuckerfabriken in eine Periode fällt, wo der Zoll von den Lumpen noch niedriger war, wie gegenwärtig, und wenn man schon vor dem Eintritt des Tarifs von 1837 eine Abänderung erwartete, so war keine Sicherheit dafür gegeben, daß nicht ebensogut eine Erleichterung, wofür sich viele Stimmen, (wie namentlich die Stimmen der Consumenten für eine Gleichstellung mit den Siedern) erhoben, als eine Erschwerung eintreten werde. Nachdem der hohe Zoll zu zahlreichen und großen Unternehmungen ermuthigt hat, würde nur eine Herabsetzung der Zölle von Rohzucker und Lumpen unter den Tarif von 1835 und 1836, so wünschenswerth sie auch früher gewesen wäre, wenigstens noch für die geraume Zeit, die man der neuen Industrie zu ihrer Entwickelung gönnen muß, nicht zu billigen seyn, wenn man anders auch in diesen Dingen, wie man ohne Zweifel soll, die Gerechtigkeit über jede andere Rücksicht setzt. Leicht können aber noch große Verlegenheiten entstehen. Es ist möglich, daß die einheimische Rübenzuckerfabrikation noch einen vielfach größern Umfang wie gegenwärtig gewinnt, ja daß es ihr gelingt, den größten Theil unseres Bedarfes, oder nahe den ganzen Betrag desselben, zu liefern. Manche halten ein solches Resultat, im Hinblick hauptsächlich auf die Gewinnste des Ackerbaues, für ein höchst wünschenswerthes. Wir theilen diese Ansicht, in sofern die einheimische Produktion allmählich lernt, ihr Produkt gleich wohlfeil oder doch nahe um dieselben Preise, wie das Ausland, zu liefern. Ob dieß je zu hoffen, wollen wir hier nicht untersuchen. Wir müßten, um hierüber zu urtheilen, nicht nur alle Verhältnisse, die bei uns, sondern auch alle jene kennen, welche in den Colonien, und namentlich in Java, eine Veränderung in den Produktionskosten erwarten lassen.

Wie aber dann, wenn man jenes Resultat nur dem Fortbestand der hohen Zölle verdankt, wenn also die einheimische Produktion ihre durch die nothwendigen Erzeugungskosten bedingte Verkaufspreise gegen die Preise des fremden Zuckers, einschließlich des Zolles, nur um so viel niedriger stellen kann, als gerade nöthig ist, um den Colonialzucker auszuschließen? Um diese Wirkung hervorzubringen wird nicht sehr viel erfordert, da bei dem Zucker, als dem Produkt eines einfachen chemischen Processes, überall die gleichen Sorten auf fast ganz gleiche Weise gefertigt werden, und ein geringer Unterschied des Preises für jede Sorte die Wahl des Käufers bestimmt, hier daher nicht, wie in anderen Zweigen der Industrie, die unendliche Verschiedenheit der Beschaffenheit der, den gleichen Zwecken dienenden Waaren, nach Form, Zeichnung, Stoff u. s. f., wie die Verschiedenheit des Geschmacks der Käufer und die Launen der Mode, auch bei verhältnißmäßig höhern Zöllen, der ausländischen Mitbewerbung noch einen Spielraum lassen. In dem Falle, den wir unterstellen, kostet aber jeder Centner raffinirter Rübenzucker, welchen die einheimischen Fabriken liefern, den Staat oder die Gesammtheit der Steuerpflichtigen (Consumenten und Producenten) wenn man lieber will, neben dem Preise, den der Consument bezahlt, wenigstens 12 Gulden, d. i. ohngefähr eben so viel, als der ganze Preis beträgt, den der Ackerbau für das zur Fabrikation abgelieferte rohe Produkt erhält. Dieß hieße, wenn solche Produktion den angedeuteten Umfang erhalten würde, wahrlich das Vergnügen einheimische Zucker zu genießen, theuer bezahlen. In den Bezirken, wo Fabriken bestehen und die Rüben, die sie verarbeiten, gebaut werden, hebt sich allerdings der Wohlstand; allein dieser höhere Wohlstand repräsentirt nur die Werthe, welche die Consumenten, statt sie, bei dem Verbrauche des indischen Zuckers, in die Vereinscasse zu legen, der Hand des Rübenzucker-Erzeugers überliefern, und die Gesammtproduktion hat, unter der berührten Voraussetzung, einen Verlust zu beklagen, der im letzten Effect eben so groß ist, wie die gänzliche Vernichtung jeder Ernte der mit Runkelrüben, zum Zwecke der Zuckerbereitung, bestellten Ländereien. Auch den indirekten Verlust darf man in Anschlag bringen, den manche andere Industriezweige dadurch erleiden, daß der Absatz jener Produkte, welche wir fremden Märkten zur Bezahlung der Colonialzucker zusenden, in demselben Maaße, wie

unsere Bezüge, abnehmen muß. Wenn die Rübenproduktion nur die Hälfte oder den vierten Theil des fremden Zuckers ersetzt, welche im Jahre 1838 (mit 1,049,632 Centner Rohzucker und 37,498 Centner raffinirtem Zucker) einführte, so würde die Vereinscasse, die Zölle nach dem gegenwärtigen Tarif berechnet, einen Verlust von 5 Millionen und beziehungsweise von 2½ Mill. Gulden erleiden. Wollten sich die Vereinsstaaten in solchem Falle durch eine Auflage auf die einheimischen Zucker einen Ersatz verschaffen, so könnte, so lange die nothwendigen Erzeugungskosten des Rohzuckers aus Rüben nicht bedeutend unter dem Preise der Colonialzucker stehen, deren Rohstoff den Zoll bezahlt hat, eine noch so mäßige Steuer die Existenz zahlreicher Unternehmer bedrohen, ihre im Vertrauen auf die Stabilität der Gesetzgebung mit großem Aufwand an eigenen und fremden Capitalien hergestellten Bauten und Einrichtungen entwerthen, und in einer Reihe von Bezirken die Quelle eines gewohnten Erwerbes verschütten. In dieser Lage der Dinge ist zu wünschen, daß die Rübenzuckerproduktion in dem Maaße, als sie die Versorgung des Vereinsmarktes in einem größern Umfang übernimmt, auch in ihrer Kunst so weit fortschreite, um eine Auflage ertragen zu können. Opfer, bedeutende Opfer, deren jede produktive Unabhängigkeit innerhalb gewisser Gränzen auch werth ist, wird ihr, wenn sie eine, dem einheimischen Bedarf näher entsprechende Ausdehnung wirklich gewinnt, die Vereinscasse jedenfalls zu bringen haben, denn die verschiedenen Anstalten arbeiten nicht unter gleichen günstigen Umständen; nach der Verschiedenheit der Fabrikationsmethode und der mittlern Beschaffenheit des rohen Produkts, das der Boden der verschiedenen Bezirke liefert, ist die Ausbeute sehr ungleich, von 4, 5, 6, ja selbst von 7 und noch mehr Procent. Ueberdieß üben die Verschiedenheit der Mittelpreise des rohen Produkts in verschiedenen Localitäten, die Entfernung der Rübenzuckerfabriken von den Seeplätzen, und mannigfaltige andere Umstände einen Einfluß auf die Mitbewerbung der Erzeuger des Rübenzuckers mit den Verkäufern der Colonialzucker aus. Nun dürfte man aber, wenn in Folge der noch zu erwartenden weitern Fortschritte der Rübenzuckerfabrikation ihre Besteuerung in Frage käme, den Maaßstab für eine billige, die bestehenden Anstalten in ihrer Existenz nicht bedrohende Abgabe nicht von dem Zustande jener Fabriken nehmen, die sich in jeder

Beziehung unter den günstigsten Umständen befinden; sondern man müßte sie, um gerecht zu bleiben, nach gewöhnlichen und minder günstigen Verhältnissen bemessen. Der Unterschied kann aber sehr bedeutend seyn und der Verlust der Vereinscasse, selbst in dem Falle, noch sehr groß bleiben, wenn auch einzelne, unter günstigen Umständen arbeitende Fabriken den ganzen, auf dem fremden Rohzucker liegenden Zoll, als eine ihre Produktion belastende Abgabe zu ertragen vermöchten. Alles dieß beweist zur Genüge, daß, wenn man gute Gründe hat, den künstlich hervorgerufenen neuen Produktionszweig schonend und rücksichtsvoll zu behandeln, man sich doch hüten muß den Reiz, den die Zölle von 1834 und 1836 gewährten, noch zu erhöhen, und daß es überhaupt Noth thut, den Zustand dieser Fabrikation, ihre Erweiterung und die Verbesserung ihrer Methode sorgfältig zu überwachen. Hat die Zulassung der Lumpen um den geminderten Zoll von 9 fl. 37½ kr. vom Centner wirklich den Erfolg, daß die in den Produktionskosten gesteckte Gränze, innerhalb welcher die Rübenzuckerproduktion sich zu ihrer Erweiterung unter ungünstigere Umstände begeben kann, um den Betrag von 2 Gulden enger gezogen wurde, so wäre es möglich, daß dadurch, unter obiger Voraussetzung, von der Vereinscasse für die Zukunft der Verlust einer jährlichen Rente von nahe 2 Mill. Gulden abgewendet wird.

Zu den wichtigeren Veränderungen, welche der Vereinstarif erlitten, gehört die im Jahr 1837 eingetretene Erhöhung des Zolles für geschmiedetes unter Streck- und Schneidwerken zu feineren Sorten verarbeitetes Eisen, von 1 fl. 40 kr. auf 5 fl. 6½ kr. (seit dem 1 Januar 5 fl. 15 kr.), und für verschiedene Eisengußwaaren von 1 fl. 40 kr. auf 10 fl. 12½ kr. (nunmehr 10 fl. 30 kr.) vom Centner zu 50 Kilogr. Gegen diese Erhöhung, die den einheimischen Werken, welche die betreffenden Sorten lieferten, sehr willkommen war, wurden von anderen Seiten her Bedenken geäußert, die aber schon darum nicht sehr erheblich erschienen, weil der Rohstoff, sowohl das Roheisen, als gewöhnliches geschmiedetes Eisen in Stäben, auf dem niedrigen Satze stehen blieb, und daher der Preis der im Zolle erhöhten Eisengattungen nicht sehr fühlbar gesteigert werden konnte.

Entscheidend spricht für die Zweckmäßigkeit der getroffenen Maßregel der Umstand, daß der bestandene niedere Zoll die

einheimische Produktion gegen den unregelmäßigen Einfluß jener periodischen Gelderisen des englischen Marktes nicht zu schützen vermochte, welche, indem sie gewöhnlich ein plötzliches Fallen der Preise der Waaren und Verlegenheiten für die dortigen Producenten herbeiführen, diese zur Verschleuderung ihrer Vorräthe nöthigen und verstärkte Ausfuhren veranlassen.

Von hoher Wichtigkeit ist der verderbliche Einfluß dieser Crisen für einen weiteren Zweig der vaterländischen Industrie, nämlich die Baumwollenspinnereien, die denselben jetzt um so schmerzlicher empfinden, weil das Produkt, in dessen Hervorbringung sie mit der brittischen Industrie wetteifern, fast allein noch als Leiter für die Fortpflanzung jenes Uebels übrig geblieben ist. Die Erhöhung des Zolles von ungebleichten ein- und zweidrahtigen Baumwollengarnen gehört zu den lebhaft angeregten noch schwebenden Fragen. Uns scheint es nicht zweifelhaft, daß ihre Bejahung im Interesse des deutschen Gewerbfleißes liege.

Daß die Garne mit mäßigeren Zöllen zu belegen seyen, als die vollendeten Baumwollenwaaren, sind wir weit entfernt zu bestreiten; aber der Vereinstarif läßt, indem er für jene eine Abgabe von 3 fl. 30 kr. und für diese von 87 fl. 30 kr. bestimmt, auch die billigsten Ansprüche der Spinnereien auf verhältnißmäßige Berücksichtigung unbefriedigt. Wenn es irgend Gründe und Umstände gibt, welche Schutzzölle zur Beförderung des Kunstfleißes im allgemeinen Interesse rechtfertigen oder gebieten können, so sind sie hier vorhanden. Die hohe wirthschaftliche Bedeutung der Spinnereien liegt außer Zweifel, und die vollständige Erreichung des wahrhaft wohlthätigen Zweckes, welche Schutzzölle nach den Umständen haben können, ist mit an Gewißheit gränzender Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Die Produktion der Garne behauptet eine hohe wirthschaftliche Wichtigkeit, sowohl durch die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, die sie in Thätigkeit setzt, und durch den verhältnißmäßig bedeutend erhöhten Werth, den sie dem Rohstoff beilegt, als auch durch den Umfang des einheimischen Bedürfnisses, das sie zu befriedigen berufen ist. Sie unterhält eine Nachfrage nach den verschiedenartigsten Arbeiten der produktiven Classen von der einfachen Handarbeit des Kindes und des kräftigen Mannes an, bis hinauf zu den Diensten des Technikers vom höchsten Range.

Sie ſpricht dieſe Dienſte an für die zur Erzielung ihres Produktes unmittelbar erforderlichen Arbeiten, wie für andere, die ihren Zwecken mittelbar dienen, für die Einrichtung ihrer Werkſtätten, für die kunſtvollen Werkzeuge und Maſchinen, die ſie darin aufſtellt, für zweckmäßige Einrichtungen zur Heizung und Beleuchtung weiter Räume, für die Anſtalten zur Benutzung der Triebkräfte, die ihr die Natur an Ort und Stelle gegeben, oder die ſie ſich künſtlich bereitet, für koſtbare Waſſerbauten, oder für die Aufſtellung von Dampfmaſchinen. Die Capitalien und die Arbeiten, die ſie verwendet, erhöhen ſchon bei den mittlern Sorten des Garnes den Werth des Rohſtoffs um 50 bis nahe 60 Procent, während die Werthserhöhung, welche die Weberei dem Garne gibt, bei weitem weniger beträgt. In den höhern Nummern von 60 bis 250 bringt aber die Spinnerei den Werth des Rohſtoffs von 50 bis 180 fl. pr. Centner (nach Verſchiedenheit des Preiſes der rohen Baumwollenſorten) auf 110 bis über 1600 fl. Die Maſſe der Garne, die der Verein produciren würde, wenn ihm ſeine eigenen Spinnereien neben ihrem bisherigen Produkte noch das ganze Quantum ungezwirnter und ungebleichter Garne liefern könnte, welche er aus dem Auslande bezieht, darf man nahe zu 500,000 Centner zu 50 Kilogramm rechnen. Die Einfuhr an roher Baumwolle betrug im Jahre 1837, nach Abzug der Ausfuhr, 204,386 Centner, die wohl mit unbedeutender Ausnahme von den Spinnereien verbraucht wurden, und wenn man auch zum Gebrauche für andere Zwecke und für Abgang ⅛tel abrechnet, ungefähr 164,000 Centner Garne lieferten, welche, mit dem Betrag der Einfuhr in jenem Jahre von 321,940 Centner vereinigt, 485,860 preußiſche, oder ganz nahe 400,000 Centner, den Centner zu 50 Kilogr. geben.

Im Jahr 1838 wurden 367,509 Centner zu 50 Kilogramme, alſo 36,371 Centner mehr, als im Jahr 1837 eingeführt, und obwohl die einheimiſchen Spinnereien ſich in gedrückter Lage befanden, ſo mußten ſie ihre Arbeiten fortſetzen, um nicht größere Verluſte zu erleiden. Von den zum Eingang verzollten Garnen wird wohl Weniges wieder in unveränderter Geſtalt ausgeführt, und die ganze Ausfuhr, die jedenfalls bei weitem größtentheils in dem Produkt unſerer Spinnereien beſtand, betrug überhaupt nach dem Durchſchnitte der Jahre 1836 und 1837 nur 28,052 Centner.

Außer allem Zweifel liegt auch, daß bei weitem der größte Theil der ungebleichten Garne, die wir beziehen, nicht jenen höhern Nummern angehören, in welchen die deutſchen Spinnereien ihre Kunſt noch gar nicht verſucht haben, oder die ſie, geſchützt durch einen höhern Zoll, bei einiger Anſtrengung nicht zu liefern vermöchten. Wir glauben hienach unbedenklich, das Object, welches ein höherer Schutzzoll den deutſchen Spinnereien (mit Ausſchluß der feinern, für unſere Induſtrie noch nicht erreichbaren Nummern) zuwenden könnte, auf nahe 300,000 Centner ſchätzen zu dürfen. Dieß wäre wohl die ſchönſte Eroberung, welche die deutſche Induſtrie machen und dem Zollverein zu verdanken haben könnte. Wir haben aber Alles, was man bedarf, um des Sieges gewiß zu ſeyn, ohne in irgend einer Beziehung ſchmerzliche Opfer bringen zu müſſen. Es fehlt uns nicht an Capitalien, denn der Zinsfuß ſteht bei uns kaum höher als in England; wir haben noch einen Reichthum unbenutzter natürlicher Triebkräfte, welche noch wohlfeiler ſind als Steinkohlen, und an dieſen fehlt es in manchen Gegenden auch nicht. Daß es uns an der erforderlichen Geſchicklichkeit nicht fehlt, zeigt der Betrieb ſo vieler bereits beſtehender Anſtalten, welche der brittiſchen Mitbewerbung ſelbſt auf auswärtigen Märkten, wie namentlich in der Schweiz, nicht weichen. Man ſieht ihre Zahl ſich auch vermehren, aber langſam und nicht in hinreichendem Maaße. Es ſind nirgends Zweifel an dem Daſeyn der natürlichen Bedingungen ihres Emporblühens, welche ihre dem Bedarf des Vereins angemeſſene Vermehrung hindern, ſondern nur die Schwierigkeiten ſchrecken ab, mit welchen jede neue Unternehmung zu kämpfen hat, der Nachtheil, in welchem neue Etabliſſements, die den Abſatz für ihre Erzeugniſſe erſt ſuchen müſſen, in der erſten Zeit ihres Betriebes ältern Anſtalten gegenüber ſtehen, die ſich ſchon im verjährten Beſitze des Abſatzes ihrer Erzeugniſſe befinden. Es iſt auch weniger die Beſorgniß, eine regelmäßige Mitbewerbung der brittiſchen Induſtrie nicht beſtehen zu können, welche ſchüchtern macht, als der Mangel an Schutz gegen jene verderblichen Wirkungen der auf den brittiſchen und franzöſiſchen Garnmärkten periodiſch eintretenden Stockungen, die unſere Spinnereien jedesmal in dem plötzlich vermehrten Angebot der fremden Waare empfinden, während den Spinnereien des Auslandes ihr innerer Markt ſtets geſichert bleibt. Alle dieſe Hinderniſſe

und Schwierigkeiten beseitigt eine Zollerhöhung, und insofern sie der Fortpflanzung der periodischen englischen Geldcrisen den einzig noch übrig gebliebenen Conductor entzieht, setzt sie die deutschen Spinnereien noch in eine vergleichungsweise günstigere Lage, als diejenige ist, in der sich die brittischen befinden. Jene unnatürlichen Störungen, welche für den Bezug des Rohstoffs bisweilen in Folge von Ereignissen eintreten, die auf dem Markte des wichtigsten Erzeugungslandes (in den nordamerikanischen Freistaaten) sich entwickeln, werden alle Spinnereien in allen Ländern auf gleiche Weise empfinden; der deutsche Spinner darf aber, im übrigen geschützt durch einen angemessenen Zoll, auf eine größere Regelmäßigkeit seines Betriebes rechnen, denn auf seinem innern Markte, dessen Geldcirculation wohl geordnet ist, und dessen Produktion sich hauptsächlich auf den innern Verbrauch stützt, sind die Ereignisse höchst selten, welche den regelmäßigen Gang der Produktion, des Verbrauchs und des dieselben vermittelnden Verkehrs stören. Sind aber die Bedingungen des Aufblühens der Baumwollenspinnereien im Verein gleich günstig wie anderwärts, so darf man auch nicht befürchten, daß eine Zollerhöhung eine fühlbare Steigerung der Garnpreise für die Dauer zur Folge haben werde; denn bei der großen Zahl von Anstalten, welche die Hervorbringung von 400,000 bis 450,000 Centner Garn erfordert, und in einem Zweige, dessen Produktion so leicht erweitert werden kann, ist an Monopolpreise nicht zu denken. Auch eine nur vorübergehende Preiserhöhung wird nicht leicht fühlbar werden, wenn man den Eingangszoll nach einem festen Plane nur allmählig erhöht, oder eine erst künftig eintretende Erhöhung verkündigt, um zu neuen Unternehmungen zu ermuthigen. Daher droht eine Zollerhöhung auch nicht den übrigen Zweigen der Baumwollenmanufakturen gefährlich zu werden. Der innere Absatz der vollendeten Waaren bleibt ihnen auch bei einem drei- und vierfach höhern Garnzolle gesichert. In das Ausland werden meistens nur gemeine Baumwollenwaaren ausgeführt, wozu man Nummern verwendet, welche die Spinnereien des Vereins bisher schon gleichgut und wohlfeil wie Großbritannien zu liefern vermochten. Gegen die Wichtigkeit, welche die Erweiterung unserer Garnproduktion um 300,000 Centner jährlich hat, käme überdieß der Einfluß einer unbedeutenden Erhöhung der Garnpreise auf die Ausfuhr gar nicht

in Betrachtung, und wäre sie auch höher anzuschlagen, so könnte für die Uebergangsperiode durch einen der Differenz zwischen dem erhöhten und dem dermalen bestehenden Zoll gleichkommenden Rückzoll geholfen werden. Schwerlich möchte aber eine solche immer bedenkliche Maßregel nöthig erscheinen. Es handelte sich bei der Erhöhung der Garnzölle nicht allein um eine fruchtbare Erweiterung eines der interessantesten Industriezweige, um eine Vermehrung der Summe unserer Capitalindustrie- und Arbeitsgewinnste wohl nahe um jährliche 12 Millionen Gulden (um welche der Werth des Rohstoffs sich erhöht), sondern zugleich um die Unabhängigkeit unserer Baumwollenmanufakturen aller Art überhaupt und um mannigfaltige andere mittelbare Vortheile. In dem verwickelten Getriebe der Produktion steht Alles in einigem Zusammenhange. Man hat daher, wenn man einmal das System der unbedingten Freiheit verläßt, die einzelnen Zweige der Produktion nicht isolirt, sondern in ihrer mannigfaltigen Wechselwirkung zu betrachten, und die leitenden Maßregeln auf eine Weise zu bestimmen, daß sie eine harmonische Entwicklung aller einzelnen Theile, so weit die natürlichen Bedingungen dazu auf gleiche Weise vorhanden sind, auch auf verhältnißmäßig gleiche Weise und gleich kräftig unterstützen. Thut man dieß nicht, so bewirkt man eine unnatürliche, einseitige, unharmonische Entwicklung der einzelnen Theile des organischen Ganzen. Das eine Glied schwillt an, das andere schwindet, und der ganze Körper erscheint übelgestaltet. Dieses Bild stellt sich in dem Zustand unserer Baumwollenmanufakturen dar; unsere Webereien, Strickereien, Druckereien, die Bergal-, die Indienne-Fabrikation u. s. f. gedeihen. Sie sollen sich der Natur der Sache nach auf unsere Spinnereien stützen; diese sind aber gar schwache Spinnenfüße, die der wohlgenährte Körper, auf den hohen Stelzen der brittischen Garneinfuhr einherschreitend, nur mühsam nachschleppt. Wende man den Spinnereien eine bessere Pflege zu, nur den dritten oder vierten Theil der Gunst, deren sich andere Produktionen erfreuen, die keine schönern Hoffnungen geben, so werden auch sie erstarken und gedeihen, und nicht nur eine solide sichere Stütze für die übrigen Zweige der Baumwollenmanufakturen bilden, sondern durch ihr Aufblühen auch noch andern Zweigen Vortheil bringen.

Die vermehrte Nachfrage nach den Diensten der höhern Technik, welche eine Ausdehnung unserer Spinnereien in dem bezeichneten

Umfang hervorrufen würde, könnten nämlich, da überall, wo eine Nachfrage entsteht, und gute Bezahlung geboten wird, auch schnell die rechten Kräfte sich einstellen, nicht anders als höchst wohlthätig auf die Fortschritte der technischen Künste überhaupt und auf die Dienste, welche sie der Produktion in allen Gebieten leisten, einwirken. Dieß ist an sich klar; wir wollen aber nur an das hohe Interesse erinnern, welches sich an jene Fortschritte für den wichtigsten und ältesten Zweig unserer Manufakturindustrie, die Leinengarn- und Leinwandproduktion knüpft, die das Aufblühen der Maschinenspinnereien in andern Ländern mit Verlusten bedroht. Schon scheinen sich ihre Folgen im Garnhandel zu äußern, und eine allmählige Vervollkommnung der Maschinenspinnerei, die nicht ausbleiben wird, dürfte leicht auf unsere Leinwandausfuhr nachtheilig zurückwirken. Die Handspinnerei schützen wir aber dadurch nicht, daß wir in der höhern Spinnkunst zurückbleiben.

Aus allen diesen Gründen betrachten wir die noch schwebende Frage über die Erhöhung des Zolles von Baumwollengespinnsten für eine der wichtigsten, die sich der Weisheit der Vereinsregierungen darbieten könnte. Je nachdem sie ihre Lösung erhält, können sich neben jenen großen, von einzelnen Unternehmern oder Aktiengesellschaften gegründeten Anstalten, deren wir bereits einige besitzen, die 3000 bis 6000 Centner Garn liefern, und Leben und Thätigkeit in einem weiten Umkreise verbreiten, noch 50 bis 100 gleich bedeutende sich erheben, ohne Gefahr durch ihre Produktion, in Vereinigung mit den schon bestehenden, den Bedarf des inländischen Marktes zu überschreiten. Vielleicht würden insbesondere auch manche jener Gegenden, welche durch die wachsende Strenge der Einrichtungen benachbarter Staaten leiden, in solchen, in ihrer Mitte entstehenden Unternehmungen einen Ersatz für schmerzliche Verluste finden.

Blicken wir nach Außen, so finden wir wenigstens keinen Grund zu solchen Hoffnungen, die den Eifer für die vollständige Benutzung der Hilfsquellen, die wir im Innern unsers Gebietes finden, erkalten machen und namentlich von Maßregeln zur kräftigen Pflege des hier besprochenen Industriezweiges abhalten könnten.

Wie läßt sich erwarten, daß in England, welches bei der berührten Frage fast ausschließlich betheiligt ist, dem vereinigten Interesse aller Grundbesitzer, denen das entschiedene Uebergewicht

der Macht zur Seite steht, die Abschaffung der Korngesetze abgewonnen werde, welche die Landrente mit einer Verminderung von jährlichen 20 bis 30 Millionen Pfund Sterling bedrohen würde. Der nordöstliche deutsche Markt, welcher neben den kritischen Maßregeln, die ihn wie noch andere Theile des Vereinsgebietes trafen, noch einen schwerern Druck von anderer Seite her empfindet, darf auch von dieser Seite her keine Verbesserung erwarten. Rußland wird an der Strenge seines Systems nichts nachlassen, und kann daran nichts nachlassen, ohne herabzusteigen von der Stufe, die es in der Entwicklung erreicht hat, wozu jenes System den Impuls gegeben. Es wird fortfahren, statt Preußen, wie früher geschah, zum eigenen Bedarf und zum Zwischenhandel Tücher abzunehmen, mit seinen Tüchern den eigenen wie den chinesischen Markt zu versorgen, sowie es jetzt nach China Nankins sendet, die es früher von dorther empfangen. Sein Handel wird fortfahren, den Markt des innern Asiens, so viel es die Armuth und Unsicherheit jener Gegenden gestattet, zum Vortheil der aufkommenden Industrie des eigenen Landes auszubeuten, statt in den Dienst einer fremden Industrie zur Vermittlung des Absatzes ihrer Produkte zurückzukehren. Mehr Hoffnung möchte vorhanden seyn, sich mit Frankreich wenigstens über einige Erleichterungen verständigen zu können. Auch Belgien dürfte hiezu sich geneigt zeigen, und wenn auch eine Reihe der wichtigsten Produktionszweige, die es auf gleiche Weise wie die benachbarten Vereinsländer kultivirt, keinen Stoff zu wechselseitigen Concessionen gibt, so findet sich solcher bei der nahen Berührung beider Märkte doch leicht in einem zu nützlichem Vergleich zureichenden Maaße. In einem für den allgemeinen Verkehr wichtigen Punkte, nämlich in Beziehung auf die Erleichterung des Transithandels, besteht aber vollkommene Uebereinstimmung der beiderseitigen Interessen. Gerne bieten auch die Hansestädte die Hand, wohl aber da ihr Territorialbesitz von ganz unbedeutendem Umfang ist, mehr um Concessionen zu empfangen, als solche darzubringen. Vor allem wäre die brüderliche Einigung der Länder, welche der hannoverisch-oldenburgisch-braunschweigische Verband einschließt, mit den Vereinsländern und der Beitritt der mecklenburgischen Staaten zu wünschen; dann wäre der Moment zu erfreulichen Verhandlungen mit den Hansestädten nicht über wechselseitige

Conceſſionen, ſondern über ihren Anſchluß gekommen. Die Zeit wird auch nicht ausbleiben, da der Verein ſeine ſehnſüchtigen Blicke nach Oeſterreich werfen wird; jeder Fortſchritt, den die Entwicklung der Donauſchifffahrt macht, jedes Ereigniß, das den trüben, verwirrten Verhältniſſen des Orients eine glücklichere Entwicklung zu ſichern verſpricht, bringt uns ihr näher. Wie lange es noch dauern mag, wir zweifeln nicht, vertrauend auf die Kraft und Weisheit der Regierung unſers größern ſüdöſtlichen Nachbarſtaates, daß von jener Seite her dem deutſchen Handel noch eine ſchönere Sonne aufgehen, daß der ſchwache Schimmer, der aus dem düſtern Dunſtkreiſe des fernen Morgenlandes kaum ſichtbar hervorbricht, allmählig in helles Licht ſich verwandeln und auch uns ſeine erwärmenden Strahlen zuſenden wird. Doch wir wollen nicht bei ſolchen, wenn auch noch ſo ſchönen, doch jedenfalls noch entfernten Hoffnungen und Ahnungen verweilen. Zureichenden Grund zur Zufriedenheit finden wir ja ſchon in den bereits eingetretenen weſentlichen Verbeſſerungen unſers Zuſtandes, die wir dem großen deutſchen Zollverein verdanken.

Fr. Nebenius.

Ueber die Vertheidigung

des südwestlichen Deutschlands

in einem Kriege

des deutschen Bundes mit Frankreich.

Wenn auch durch eine 24jährige Friedensruhe, während welcher die wichtigsten Ereignisse, welche den politischen Horizont getrübt, keinen Ausbruch herbeigeführt, sondern meist nur die Diplomatie in Thätigkeit gesetzt haben, der Glaube an ein ferneres Fortbestehen des Friedens allgemein begründet worden ist, so kann man sich, wenn man das Treiben der politischen Parteien bei unsern westlichen Nachbarn und den stets bei ihnen vorhandenen Gährungsstoff mit Aufmerksamkeit verfolgt, darüber nicht täuschen, daß Deutschland stets in der Verfassung seyn muß, von Neuem einen Kampf mit Frankreich zu bestehen, und zwar einen Kampf, der um so hartnäckiger und blutiger werden dürfte, als es sich voraussichtlich um Verwirklichung der wichtigsten Prinzipien in dem Leben der Völker handeln würde. Eine Untersuchung der mehr oder minder günstigen Verhältnisse, unter welchen ein solcher Krieg von Seiten des deutschen Bundes geführt werden müßte, dürfte daher nicht ohne praktisches Interesse seyn.

Nach dem Pariser Frieden vom Jahre 1815 war die Gränze von Frankreich bis auf eine unbedeutende Entfernung von dessen Hauptstadt zurückgedrängt; eine Reihe von Festungen, auf deren Verstärkung und Neubau große Summen verwendet worden, erschwerten nicht nur jede Invasion in das Königreich der vereinigten Niederlande, sondern konnte auch einer an der Sambre sich

verſammelnden Armee zur Baſis ihrer Operationen dienen. Die Verſammlung eines ſolchen niederländiſchen, nach Umſtänden durch preußiſche Corps verſtärkten Heeres mußte der franzöſiſchen Armee nothwendig ſo ernſte Beſorgniſſe einflößen, daß ſie, auf Deckung dieſer Gränze zunächſt bedacht, nicht wohl Offenſivoperationen an ihrer Oſtgränze mit Nachdruck unternehmen konnte.

Dieſes Verhältniß hat ſich nun aber ſeit den Ereigniſſen vom Jahre 1830 und der in Folge derſelben eingetretenen Bildung des Königreichs Belgien weſentlich verändert, und dieſes Königreich muß in jedem Kriege mit Frankreich als deſſen nächſter Verbündeter vorausgeſetzt werden.

Betrachten wir nun die Chancen, welche ſich für einen Krieg des deutſchen Bundes mit Frankreich unter dieſer neuen Geſtaltung der Dinge herausſtellen.

Die weſtliche Gränze des deutſchen Bundes wird unſtreitbar am kräftigſten vertheidigt werden, wenn die verſchiedenen Corps des Bundesheeres ſich zu einer großen Maſſe vereinigen, um mit concentrirter Kraft, ſey es defenſiv oder offenſiv, zu operiren. Dieſe Corps werden aber zu ihrer Concentrirung einen ſolchen Punkt der Gränze wählen müſſen, der mit der möglich größten Nähe für die einzelnen Heerestheile die meiſten Vortheile für die Operationen verbindet. Für den Oberrhein ſind die Heere des Nordens, für den Niederrhein hingegen diejenigen des Südens zu weit entfernt; demnach ergibt ſich der Mittelrhein von ſelbſt als der angemeſſenſte Punkt für den erſten ſtrategiſchen Aufmarſch, und es bedarf nur eines Blickes auf die Karte des Kriegsſchauplatzes, um ſich hievon zu überzeugen. Wenn man nämlich die Hauptſtraßenzüge verfolgt, welche aus den Garniſonen der Bundestruppen nach der weſtlichen Gränze führen, ſo findet man, daß dieſelben in der Gegend von Mainz zuſammenfallen.

Mainz iſt daher theils durch ſeine mittlere Lage, theils durch ſeine Lage am Vorſprung, welchen der Rhein durch ſeinen von dort veränderten gegen Weſten gerichteten Lauf bildet, zum erſten ſtrategiſchen Aufmarſch des Bundesheeres ganz vorzüglich geeignet; allein auch noch andere, weit höhere Rückſichten ſtempeln Mainz zu einem vorzüglichen Aufmarſchpunkt für ein gegen Frankreich operirendes Heer. Innerhalb der Wälle der Feſtung können alle Kriegsbedürfniſſe aufgehäuft werden, deren Herbeiſchaffung durch

den ſchiffbaren Main aus einem großen Theil des innern Landes erleichtert wird. Mainz, à cheval des Rheins gelegen, ſichert den Uebergang über dieſen Strom, und gewährt noch den Vortheil, nach deſſen Ueberſchreitung einen großen Theil der Operationslinie auf befreundetem Boden feſtſtellen und dieſelbe durch eine zweite Feſtung, Saarlouis, ſichern zu können. Endlich führt die Straße nach dem nächſten Operationsobject Metz durch meiſt fruchtbare und bevölkerte Gegenden, und umgeht die Vogeſen, indem ſie ihrer Richtung nach ſogleich an den weſtlichen Revers derſelben führt. Als Stützpunkte der Baſis für dieſe Operationslinie dienen, außer Mainz ſelbſt, noch die feſten Plätze Cöln, Coblenz und Germersheim. Wenn nun dieſem zu Folge und nach dem übereinſtimmenden Urtheil Sachverſtändiger der Kriegsſchauplatz zwiſchen dem Rhein und der Moſel derjenige iſt, welcher in jeder Hinſicht dem Zweck der Bundesvertheidigung am vollſtändigſten entſpricht, da man von hier aus die nordweſtliche und ſüdweſtliche Gränze, jene unmittelbar, dieſe mittelbar, gleichzeitig zu decken, und mit tactiſch und ſtrategiſch concentrirter Kraft zweckmäßig, übereinſtimmend und energiſch zu operiren vermag, ſo drängt ſich zunächſt die wichtige Frage auf, ob eine ſolche Concentrirung des deutſchen Bundesheeres bei Mainz wahrſcheinlich oder auch nur möglich ſeyn wird. Die franzöſiſche Armee hat, als das Heer eines Staats, nicht zu beſtreitende Vortheile über das Bundesheer. Wir wollen jedoch den günſtigſten Fall vorausſetzen, daß ſich unter den verſchiedenen Bundesſtaaten über den zu befolgenden Operationsplan, über die Ernennung des Oberfeldherrn und noch manche andere beim Ausbruch eines Krieges zur Sprache kommende wichtige Frage keine abweichende, einem gemeinſchaftlichen Zuſammenwirken entgegenſtehende Anſichten erheben, und nur die Zeit berechnen, welche zur Concentrirung der einzelnen Armee-Corps des Bundes auf ihren Sammelplätzen erforderlich iſt, ſodann die Zeit, welche dieſe Corps von ihren Sammelplätzen nach dem bezeichneten Kriegsſchauplatze nöthig haben, ſo wird es einleuchten, daß bei dem jetzigen, von allen feſten Punkten entblößten Zuſtande der oberrheiniſchen Gränze auf eine Concentrirung der Bundesarmee am Mittelrheine durchaus nicht zu rechnen iſt.

Die franzöſiſche Armee kann, ſobald der Ausbruch eines Krieges mit dem deutſchen Bunde wahrſcheinlich wird, und vorausgeſetzt,

daß sie noch keine Kenntniß von den diesseitigen Operations-Projecten habe, ihren ersten vorbereitenden, strategischen Aufmarsch hinter der Marne etwa bei Vitry le Français oder Chalons nehmen, indem es ihr von hier aus möglich ist, nach allen Seiten ihrer Ostgränze hin die Operationen schnell und mit Nachdruck einzuleiten. Sobald sie nun über die Absichten des deutschen Bundesfeldherrn einigen Aufschluß erhalten, kann sie feste Stellungen bei Metz und Bitsch beziehen und mit einem bedeutenden Heerestheile etwa von Lauterburg aus die Offensive ergreifen.

Verfolgt man nun auf der Karte die Straßenzüge, welche aus den größern Garnisonen der vorliegenden deutschen Bundestruppen, wie von Karlsruhe, Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Würzburg, Ansbach, Dillingen u. s. w. nach Mainz, gleichsam wie Radien gegen den Mittelpunkt eines Kreises führen, so wird man sich überzeugen, daß dieselben durch jene feindliche von Lauterburg aus unternommene offensive Bewegung durchschnitten werden. Da sich zwischen dem Oberrhein, der Donau und dem Lech kein fester Punkt befindet, so werden die Colonnenspitzen der im Marsch befindlichen Bundes-Contingente ohne Mühe zurückgedrängt werden, und die feindliche Armee kann die wichtigsten Punkte am Neckar und der Donau erreichen, ehe es den Truppen der südwestlichen Staaten möglich wird, sich nur dort, viel weniger also am Mittelrheine zu concentriren.

Das Bundesheer, das nur ein Ganzes bilden sollte, das seine Aufgabe durch ein kräftiges Operiren von der Basis des Mittelrheins aus lösen sollte, wird alsdann genöthigt seyn, sich in einzelne Gefechte einzulassen, das Schicksal des Krieges von dem ungewissen Ausgange einer Schlacht abhängig zu machen, und die süddeutschen Staaten, so wie einen großen Theil von Bayern, den Verheerungen des Feindes Preis zu geben.

Deutschland muß sodann den Krieg unter den unglücklichen Auspizien einer kraftlosen Defensive beginnen.

Diese Aussichten sind gewiß geeignet, ernste Betrachtungen zu erregen, und müssen zur Anerkennung des Grundsatzes führen:

Da unstreitbar die westliche Gränze des deutschen Bundes am sichersten vertheidigt wird, wenn sich die grosse Masse des Bundesheeres an dem Mittelrheine vereinigt, und mit concentrirter Kraft, sey es offensiv oder defensiv, dort operirt; da aber diese

nothwendige Bedingung nicht erfüllt werden kann, ſo lange der Feind im Stande iſt, ſich ungehindert und ſchnell der ſüdweſtlich gelegenen Länder, der Gebirgspoſten des Schwarzwaldes, der Stellungen an dem Neckar, der Donau und Iller zu bemächtigen: ſo geht hieraus für die Sicherſtellung des ganzen Bundes die Nothwendigkeit hervor, vor Allem dahin zu trachten, daß die offene Gränze des Oberrheines durch Befeſtigungsanſtalten wenigſtens einen ſolchen Grad von Verſtärkung erhalte, um es den vorliegenden Bundesſtaaten möglich zu machen, durch ſchnelle Zuſammenziehung ihrer Streitkräfte bei jenem Punkte einen auch bedeutend überlegenen Feind hinlänglich lange aufzuhalten, damit einerſeits die Concentrirung der nach dem Mittelrheine eilenden großen Truppenmaſſen ſicher geſtellt werde, andrerſeits aber auch im Verlaufe der Operationen die Zufuhrlinien der ſüdlichen Bundestruppen und ihre Baſis beſchützt werden können.

Dieſe Befeſtigungsanſtalten erſcheinen als nothwendige Bedingung der Sicherſtellung Deutſchlands durch ein Bundesheer, und es handelt ſich nun davon auszumitteln, welches mit Berückſichtigung größter Sparſamkeit die geeignetſten Punkte ſind, um zu dem angegebenen Zweck befeſtigt zu werden.

Die große Ausdehnung des Rheinſtromes und ſeine Beſchaffenheit, ſo wie die überwiegende Macht der feindlichen Punkte am Oberrheine, machen es unmöglich, ohne ungeheuren Aufwand die Ufer deſſelben zu befeſtigen; einer frontalen Befeſtigung des Gebirges, das überdieß ſüdlich und nördlich zu umgehen iſt, ſetzen ſich gleiche Hinderniſſe entgegen. Raſtatt hingegen erſcheint in vielfacher Beziehung als der zweckmäßigſte Punkt zur Befeſtigung, indem es die Rheinebene gerade an der Stelle ſperrt, wo das Gebirge dem Rhein am nächſten tritt; wo der Feind ſeinen Rheinübergang am vortheilhafteſten vollziehen kann, um mit vollſtändig entwickelter Kraft auf den kurzen Linien über Neuenbürg, Ettlingen, Durlach, Bretten, Sinzheim, Wiesloch unſere Operationslinien zu durchſchneiden, und dem Mittelrheine in den Rücken zu operiren; wo die Murg mit mehreren ſie umgebenden Plateaux das eingeengte Rheinthal durchſchneidet; wo in einem Punkte alle die obenbenannten Straßen aufgefaßt ſind; wo die Stellung rechts durch den Rhein, links durch die hohen ſehr vortheilhaft gelegenen Gebirgszungen zwiſchen dem Oosbach, der Murg und

dem Abfluß geſtützt iſt; wo ſich eine Flankenſtellung darbietet, aus welcher man dem in das Innere vordringenden Feinde in den Rücken gehen, und die Vertheidigung des Gebirgs flankirend unterſtützen kann. Raſtatt iſt ferner der Ort, von wo aus man einen Rheinübergang bewerkſtelligen könnte, der die offenſiven Unternehmungen am Mittelrheine auf das kräftigſte unterſtützen würde; wo man den Brückenkopf von Germersheim auf ſeiner Rückſeite deckt und ſich endlich in die directeſte Verbindung mit demſelben und mithin mit der Hauptmacht am Mittelrhein befindet, von welcher man entweder ſchleunige Verſtärkung erhalten, oder auf welche man ſich im Falle der Noth repliiren kann.

Vermittelſt des befeſtigten Raſtatts werden demnach die Rheinebene und die Eingänge in das Gebirge, wie durch ein ſtrategiſches Baſtion, flankirt; die Truppen, welche die Beſtimmung erhalten, die Operationslinien der Bundesarmee zu decken, können zu dieſem Ende Flankenſtellungen wählen, und wenn die feindliche Uebermacht einen offenen Widerſtand nicht geſtattet, ſich aus der Flankenſtellung an der Rench in diejenige von Stollhofen und Bühl, dann auf Raſtatt zurückziehen, um entweder die nöthigen Verſtärkungen oder den Augenblick abzuwarten, wo der Feind durch ſeine Manövres in das Gebirge, oder durch die Umſchließung des Lagers ſich getrennt und Gelegenheit gegeben hat, durch irgend eine offenſive Bewegung deſſen Fortſchritten Einhalt zu thun.

Aus allen dieſen Gründen dürfte die hohe Bedeutung von Raſtatt Behufs der Gränzvertheidigung am Oberrheine genugſam hervorgehen, allein die Gründe, welche für deſſen Befeſtigung ſprechen, erhalten noch eine weſentliche Verſtärkung, wenn wir die fernern Operationen in Betracht ziehen, welche dem Vertheidigungsheere möglich ſind, nachdem Raſtatt bereits von einem feindlichen Corps eingeſchloſſen angenommen wird.

Die Strategie ſtellt den Grundſatz auf, daß die Armee eines angegriffenen Staats, wenn ſie ſich nicht ſtark genug glaubt, um einen offenen Kampf mit dem Feinde zu wagen, oder wenn ſie in einem ſolchen beſiegt worden iſt, ihr Vaterland nur dadurch vor einer Invaſion ſchützen kann, wenn ſie den Feind ſo lange an deſſen Gränze feſtzuhalten vermag, bis ſie entweder durch erhaltene Verſtärkungen, oder durch nachtheilige Stellungen, welche der Feind bei ihrer Verfolgung nimmt, Gelegenheit findet, ihn mit Vortheil zu bekämpfen.

Um aber den Feind an der Gränze festzuhalten, darf die defensiv operirende Armee diese Gränze selbst nicht verlassen, denn zieht sie sich in das Innere des Landes zurück, so wird ihr der Feind folgen. Sie wird aber nur dann der Gränze entlang operiren und mit Vortheil Flankenstellungen gegen die in das Innere führenden Operationslinien nehmen können, wenn diese Gränze durch eine Reihe fester Plätze gedeckt ist.

Nehmen wir nun an, der Feind habe den bei Rastatt stehenden Theil des Bundesheeres zum weitern Rückzug genöthigt, so wird er einen nicht unbedeutenden Theil seines Operationsheeres dazu verwenden müssen, unsere Festung einzuschließen, wodurch eine Uebermacht in ebendemselben Verhältnisse sich vermindert. Sobald wir nun unsere Stellung hinter der Murg aufzugeben genöthigt sind, ziehen wir uns, das feindliche Vorrücken möglichst streitig machend, allmählig auf Germersheim zurück, wo sich neue Chancen für die fernern Operationen darbieten. Von der Stellung des Hauptheeres, von den Verstärkungen, welche wir von demselben zu erwarten haben, wird es abhängen, ob die deutsche Oberrheinarmee etwa den Rhein bei Germersheim überschreiten und den Feind mit einer Offensive im eignen Lande bedrohen, ob sie ihre Stellung behaupten, oder ob sie sich etwa hinter dem Neckar bei Mannheim zurückziehen soll.

Gegen dieses Vertheidigungssystem dürfte vielleicht die Einwendung gemacht werden, daß wir dem Feinde freies Spiel lassen, durch Entsendung kleiner Corps gegen das Innere des Landes die der Gränze zunächst liegende von aller Vertheidigung entblößte Landesstrecke auszubeuten. Ohne Zweifel wird der Feind, schon um seiner eigenen Sicherheit willen, durch das Höllen-, Kinzig- und Renchthal Detachements vordringen lassen, allein diese Corps können in keinem Falle stark seyn, weil er sonst seine Hauptmacht allzusehr schwächen würde, und wir setzen denselben ebenfalls leichte Corps entgegen, die, besonders wenn es gelingen sollte, eine Bewaffnung des Landvolks im Schwarzwalde zu organisiren, den Feind alsbald zum Stillstand bewegen, aber auch für sich allein, ohne Theilnahme der Bevölkerung, seine Detachements wenigstens nöthigen dürften, vereinigt zu bleiben und sich nicht über eine größere Strecke Landes auszubreiten.

So lange unsere Oberrheinarmee aber noch keine Niederlage erlitten hat, werden jene feindlichen Detachements sich überhaupt nicht zu weit in das Innere unseres Landes vorwagen dürfen, indem es ihnen sonst bei einem schleunigen Rückzuge der Armee, von welcher sie abhängen, nicht mehr möglich werden könnte, sich mit derselben zu vereinigen.

Ganz diesem Grundsatze gemäß handelte der Erzherzog Karl im Anfange des Feldzugs 1809, als er nach dem Verluste der Schlachten von Abensberg und Eckmühl die Straße nach Linz verließ, und sich südwärts nach der böhmischen Gränze zog. Durch Verfolgung dieses wohlausgedachten Manövers würde er entweder Napoleon gezwungen haben, von seinem Operationsobjecte Wien abzustehen und den Krieg nach Böhmen zu spielen, oder, wenn die Franzosen dennoch darauf bestanden wären, gegen das Herz von Oesterreich zu operiren, so wäre ihm der Vortheil erwachsen, auf ihre Communicationen vorzurücken, besonders mit Hülfe seiner zahlreichen Reiterei im Rücken ihre Verbindungen abzuschneiden, ihre Magazine aufzuheben und die nachrückenden Verstärkungan aufzureiben, wodurch Napoleon ohne Zweifel zum Rückzug bestimmt worden wäre.

Allein der Erzherzog scheint durch höhere Befehle oder durch die Besorgniß um die bedrohte Hauptstadt bestimmt worden zu seyn, diesen Operationsplan aufzugeben; er marschirte in Eilmärschen Wien zu Hülfe, und versuchte wiederum durch directe Aufstellung seines Heeres den Feind aufzuhalten. Der Erfolg ist bekannt.

Wenn nun nach allen diesem die hohe Bedeutung von Rastatt Behufs der Gränzvertheidigung am Oberrheine nicht wohl bestritten werden dürfte, so könnte hingegen der Einwurf gemacht werden, daß eine einzige Festung eine Gränzstrecke von 40 Stunden nicht hinreichend zu decken vermöge, und daß es dem Feinde immerhin unbenommen bleibe, etwa von Breisach aus durch das Höllenthal oder auf der Straße durch die Waldstädte ungehindert vorzudringen, an die Donau zu gelangen und sich in den Besitz der Landesstrecke zu setzen, welche sich zwischen diesem Flusse und dem Bodensee befindet.

Gegen diesen Einwurf läßt sich nichts einwenden. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß der Feind, während er seine Nordgränze gegen die Niederlande decken, auch ohne Zweifel einen Theil

ſeines Heeres gegen Savoyen aufſtellen muß, während das Gros des Bundesheeres die Saar und Moſel bedroht, daß er dennoch ſeine Hauptmacht auf ſo großer Entfernung von dem bedrohten Punkte entwickle, während er von Straßburg, Fort Louis und Lauterburg aus directe auf die Flanken und den Rücken der deutſchen Armee wirken kann. Deſſenungeachtet und beſonders da die Schwierigkeit, ein Bundesheer zu verſammeln, dem Feinde wahrſcheinlich immer die Initiative laſſen wird, iſt ein zweiter feſter Punkt allerdings erforderlich, um der Oberrheingränze einen gewiſſen Grad von Haltbarkeit zu geben.

Die beiden Punkte, welche ſchon öfters als hiezu geeignet bezeichnet wurden, ſind Donaueſchingen und Stokach. In Donaueſchingen vereinigt ſich ein großer Theil der Straßen, welche von der Operationsbaſis des Feindes ausgehen, und durch das Rench-, Kinzinger-, Elzach-, Brech-, Höllen-, Wieſen- und obere Rheinthal nach der Donau führen. Dem Kinzinger und Höllenthale, welche ganz beſonders zu Operationslinien des Feindes ſich eignen, liegt der Punkt Donaueſchingen gerade gegenüber, und die Befeſtigung deſſelben würde daher der vertheidigenden Armee die Mittel an die Hand geben, den Feind gerade bei ſeinem Debouchiren aus dem Gebirge zu bekämpfen, und ſelbſt wenn dieſer Kampf ungünſtig ausfallen ſollte, würde der Feind ſeinen Sieg nicht vollſtändig benützen können, da ihm Donaueſchingen im Rücken bliebe, und ſeine Communication bedrohte.

Die Befeſtigung von Stokach dürfte jedoch den Vorzug deßhalb verdienen, weil ſie den doppelten Zweck der Vertheidigung des obern Schwarzwaldes und einer Flankenſtellung gegen die Schweiz erfüllen würde. Die ſüdweſtliche Gränze von Deutſchland hat die Geſtalt eines Winkels, der durch den Lauf des Rheins gebildet wird und deſſen Spitze bei Baſel ſich befindet; ſie bietet durch dieſe eigenthümliche Formation der Vertheidigung beſondere Schwierigkeiten dar, indem der Feind, von welchem nicht zu erwarten iſt, daß er die Neutralität der Schweiz reſpektiren werde, wenn er ein Truppencorps etwa zwiſchen Schaffhauſen und Konſtanz über den Rhein ſetzt, unſere mit Vertheidigung jenes Rheingränzwinkels beauftragten Truppen umfaßt, ihnen in die Flanke geht und ſie nöthigt, alsbald in die Sehne des Winkels ſich zurückzuziehen. Die Befeſtigung von Stokach, mit einem unter

seinem Schutze lagernden Armeecorps wäre nun ganz geeignet, den Feind nach Ueberschreitung des Rheins, noch ehe er seine Kräfte völlig vereinigt hätte, zu bekämpfen, oder ihm wenigstens ein Bollwerk entgegen zu setzen, damit er nicht ungestört vorrücken und die an den Debouchéen des Gebirgs aufgestellten Corps in Flanke und Rücken nehmen könne.

Im Fall auch unsere Truppen die Stellung bei Stokach nicht sollten behaupten können, so wird deßhalb die Vertheidigung des südöstlichen Schwabens nicht aufgegeben; wir ziehn uns hinter die obere Donau zurück, wo sich neue vortheilhafte Stellungen vorfinden und zugleich Gelegenheit darbietet, auf beiden Ufern der Donau zu manoeuvriren, und den Feind vielleicht zu veranlassen, sich zu theilen.

Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß sowohl die Befestigung von Rastatt, als die von Stokach eine den Forderungen der neuern Kriegskunst entsprechende Ausdehnung erhalten müßten, denn Festungen sind für die Vertheidigung eines Staates nur dann von wirklichem Werthe, wenn sie dessen Heeren Manoeuvrirfähigkeit verschaffen. Unter diesen Bedingungen allein können die beiden genannten festen Plätze ein geordnetes Vertheidigungssystem des Oberrheins begründen, eine Vereinigung der Hauptarmee am Mittelrhein möglich machen, indem sie die Operationslinien der österreichischen, bayerschen, würtembergischen und badenschen Contingente von der Donau, dem Neckar und der Murg nach den Rheinübergängen und dem Centralpunkt der Operationen des Bundesheeres schützen.

Um diesem Vertheidigungssystem eine größere Festigkeit zu geben, wäre allerdings die Befestigung von Ulm noch wünschenswerth, indem Ulm als Festung nicht nur die Bestimmung eines Hauptdepotplatzes für die Kriegsvorräthe der Bundestruppen erfüllen, sondern auch dem mit der Vertheidigung des Oberrheins beauftragten Heere im Fall eines Unglücks als rückwärtiger Centralpunkt dienen würde.

Der strategische Werth von Ulm, welches einen Straßenknoten, wie kein anderer Punkt des südwestlichen Deutschlands, bildet, ist auch nie bestritten worden, und wenn wir daher die Befestigung von Ulm nicht in das Vertheidigungssystem aufnehmen, so geschieht es bloß, weil ökonomische Rücksichten doch nur die

Ausführung des Unentbehrlichſten hoffen laſſen, und weil ſich auf die zu Feſtungen erhobenen Punkte Raſtatt und Stokach wenigſtens eine Vertheidigung des Oberrheins baſiren läßt. Dieſe letztere Forderung dürfte aber wirklich ein dringendes, unabweisbares Poſtulat, nicht bloß im Intereſſe der ſüdweſtlichen Staaten, ſondern des ganzen Bundes ſeyn, und der gegenwärtige Zuſtand des Oberrheines, für welchen während einer 24jährigen Waffenruhe außer der Anlage des Brückenkopfes von Germersheim gar nichts geſchehen iſt, muß jeden Deutſchen mit gerechter Beſorgniß erfüllen.

An der Gränze des Niederrheines von Germersheim bis Weſel ſetzt uns eine Reihe tüchtiger Feſtungen in die Gewalt beider Ufer und zugleich in Stand, den Feind an der Gränze feſtzuhalten, da er, wenn wir mit der Hauptarmee unter dem Schutze einer in der Mitte dieſer Strecke liegenden Feſtung Stellung nehmen, es nicht wagen kann, zwiſchen zwei feindlichen Feſtungen, ohne Baſis, mit Preisgebung ſeiner rückwärtigen Communicationen, die feindliche Armee hinter ſich laſſend, den Strom zu überſchreiten und in das diesſeitige Land vorzudringen; und das einzige Mittel, welches er anwenden könnte, nämlich das, unſere Armee zu maskiren, würde eine ganz außerordentliche Ueberlegenheit von ſeiner Seite erfordern.

Wenn alſo die Gränze des Niederrheins in allen Fällen eine methodiſche Vertheidigung zuläßt, ſo kann bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Oberrheingränze eine Vertheidigung derſelben nur auf der höchſt ungewiſſen Vorausſetzung beruhen, man werde den Feind, noch ehe er bedeutende Streitkräfte über den Fluß geſetzt hat, erreichen und zurückſchlagen können, eine Vorausſetzung, die um ſo unwahrſcheinlicher iſt, als alle Verhältniſſe eine ſchnellere Concentration des Feindes begünſtigen.

Gerne wollen wir uns zwar der Hoffnung hingeben, daß es der franzöſiſchen Regierung durch die Weisheit ihres Königs noch ferner gelingen werde, zwiſchen den ſich bekämpfenden Parteien ſich ſiegreich zu erhalten und die beſitzende Klaſſe der Nation für die Erhaltung einer freien Monarchie, für die Erhaltung von Ruhe und Ordnung zu gewinnen, allein eine Bürgſchaft dafür haben wir doch keineswegs, und wenn bei unſern Nachbarn der Vulkan von neuem zu toben anfangen ſollte, ſo müſſen wir unſere einzige Zuverſicht darauf ſetzen, daß ſeit den letzten — in jeder

Beziehung erfahrungsreichen Unabhängigkeitskämpfen den deutschen Heeren im Geist und Charakter eingehaucht worden sey und sich fortvererbt habe, der, wenn dem Vaterlande wieder Gefahr drohen sollte, neu aufleben und stets neu kräftig sich bewähren würde.

Wenn die freie Gemeinschaft, welche seit einer Reihe von Jahren in commerzieller Beziehung zwischen einem großen Theile der deutschen Staaten Statt findet, die betreffenden Völker in eine innige Wechselbeziehung gesetzt und bewirkt hat, daß dieselben von allen großen Ereignissen gleichmäßig berührt werden, so ist um so viel mehr Uebereinstimmung und Einigkeit zu erwarten, wenn neben den materiellen Interessen, der Besitz der edelsten Güter, die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker bedroht werden sollte.

Ueber die Einführung

eines gemeinschaftlichen Münzsystems

in den Zollvereinsstaaten.

I. Geschichtliche Entwicklung des Münzwesens im deutschen Zollvereinsgebiet.

Das Münzwesen in Deutschland hat schon seit Jahrhunderten an solchen allgemein anerkannten Gebrechen gelitten, daß eine Aufzählung derselben kaum erforderlich seyn dürfte, und wir uns lieber von dem düstern Bild, welches die Vergangenheit darbietet, abwenden und mit den Aussichten und Erwartungen beschäftigen wollen, welche die neueren Verbesserungen für die Zukunft hoffen lassen, ohne uns die Schattenseiten derselben zu verhehlen. Die Bestrebungen der einzelnen deutschen Staaten, nach Herstellung des Friedens, die während der langen Kriegszeiten entstandenen Verwirrungen im Münzwesen zu verbessern, konnte von keinem Erfolg gekrönt seyn, so lange ein gemeinschaftliches Zusammenwirken dabei vermißt wurde, und erst nachdem der deutsche Zollverein ins Leben getreten war, konnte eine wirksame Abhilfe erwartet werden. Der Handelsvertrag vom Jahr 1829 zwischen dem Königreich Preußen und dem Großherzogthum Hessen einerseits und den Königreichen Bayern und Würtemberg andernseits enthielt bereits die Zusage, daß die contrahirenden Theile dahin wirken wollen, daß in ihren Staaten ein gleiches Münz-, Maaß- und Gewichtssystem in Anwendung komme.

Die Verhandlungen über den Zollverein selbst brachten aber bis zum Abschluß des Vertrags im Jahr 1833 diesen Gegenstand

nicht weiter, als daß das Verhältniß zwischen der Guldenrechnung in Süddeutschland und der Thalerrechnung in Norddeutschland in dem Zolltarif festgesetzt wurde und zwar zu 1 fl. 45 kr. für den preußischen Thaler, bei welcher für den preußischen Thaler gegen dem 24 Guldenfuß vortheilhaften Tarifirung allerdings für das künftige Münzsystem die Grundlage so gut wie gegeben war. Nachdem die süddeutschen Regierungen eingewilligt hatten, das preußische Geld bei den Zollkassen zu diesem Werth anzunehmen, konnte die Annahme bei den übrigen öffentlichen Kassen in vermindertem Werthe einen andern Cours im Verkehr nicht herbeiführen, da die Kaufleute immer Gelegenheit zur Verwendung im Cours des Zolltarifs hatten und die Münze in diesem Werthe ohne Verlust ihren Kunden anrechnen konnten.

Unter diesen Verhältnissen verbreitete sich das preußische Geld in Süddeutschland immer weiter im gewöhnlichen Verkehr, ungeachtet bei den Börsen in Frankfurt und Augsburg der Cours von 1 fl. 45 kr. für den Pr. Thaler nicht erreicht wurde, zugleich aber nahm in Süddeutschland die Besorgniß immer zu, daß die preußische Thalerrechnung mit dem preußischen Gelde nach und nach im ganzen Zollvereinsgebiete werde eingeführt werden, von welcher hauptsächlich im Publikum eine allgemeine Vertheuerung der Lebensbedürfnisse befürchtet wurde. Da von Seiten der preußischen Regierung Vorschläge zu Einführung eines neuen Münzsystems nicht gemacht wurden, vielmehr die Beibehaltung des bisherigen Systems in Preußen sich nicht bezweifeln ließ, so erfolgten bei der Zolleonferenz im Jahr 1836 in München die Erklärungen der süddeutschen Regierungen übereinstimmend dahin, daß von ihrer Seite die Annahme des preußischen Münzsystems nicht geschehen werde, daß sie vielmehr die bisherige Guldenrechnung beizubehalten entschlossen seyen, und eine Vereinbarung nur in der Art beabsichtigten, daß in Süddeutschland der 24½ Guldenfuß in Norddeutschland der 14 Thaler- und 21 Guldenfuß festgestellt würde. Bei dieser allerdings sehr unvollkommenen Auslegung des Artikels 14 des Zollvertrags trat besonders der Umstand störend in den Weg, daß bei der gegenseitigen Annahme der cirkulirenden Münzen bei den Zollkassen die süddeutschen Münzen, namentlich ihre Hauptmünze die Kronenthaler, in die Thalerrechnung nicht ohne beschwerliche Bruchtheile (1 Kronthaler zu 1 Thlr. 16 Sgr.

3½ Pfg.) eingepaßt werden konnten und überdieß von Seiten der preußischen Zollkassen nur die von den süddeutschen Regierungen geprägten Kronenthaler, nicht aber die brabanter Thaler zu diesem Cours anerkannt wurden, aus dem sehr richtigen Grunde, weil dieselben als ausländische Münzen zwar zugelassen, nicht aber hinsichtlich ihres Courses von den süddeutschen Regierungen garantirt seyen. Einen sehr schlagenden Beweis über die Unsicherheit der Grundlage eines auf ausländische Münzen beruhenden Münzsystems gab im Frühjahr 1837 eine Verordnung der großherzoglichen badischen Regierung, wonach die ⅓ Kronenthaler außer Cours gesetzt wurden, diese Maaßregel wurde zunächst durch die Börse in Frankfurt veranlaßt, wo Zahlungen in ⅓ Kronenthalern nur angenommen wurden, wenn sie ein bestimmtes Gewicht im Ganzen zeigten, wodurch häufig Zurücksendungen erfolgten, welche den Kassenbeamten höchst beschwerlich werden mußten, weil die abgeschlossenen Viertelkronenthaler nicht im Einzelnen für voll angenommen wurden, und in größeren Summen das verlangte Gewicht häufig fehlte. Die badische Regierung sah sich dadurch veranlaßt, die Viertelkronenthaler von 40½ kr. auf ihren Silberwerth von 39 kr. herunterzusetzen, eine Verfügung, welche in den Nachbarstaaten große Bestürzung erregte, da die abgeschätzten Münzen sich voraussichtlich diesen zudrängen mußten, wozu noch die Besorgniß bei dem Publikum kam, daß auch die halben und ganzen Kronenthaler das gleiche Schicksal treffen könnte. Mit den halben Kronenthalern geschah auch wirklich in Frankfurt die gleiche Abschätzung, indem die längst in Vergessenheit gerathene Bestimmung der Wechselordnung in Wirkung gesetzt wurde, daß nur die ganzen Kronenthaler als Wechselgeld anerkannt seyen, und so wurden die sämmtlichen Staaten des 24 Guldenfußes veranlaßt, die halben und Viertelkronenthaler abzuschätzen, wobei nur die würtembergische Regierung den dadurch sich ergebenden Verlust auf die Staatskasse übernahm, während in den übrigen Staaten der Verlust den zufälligen Besitzer traf. Um dem Mangel an Cirkulationsmitteln vorzubeugen, ergab sich bald die Nothwendigkeit, die halben Kronenthaler wieder im Cours zu dem Werth von 1 fl. 20 kr. zuzulassen, wogegen die Viertelkronenthaler nur als Waare erklärt und in nicht unbedeutenden Quantitäten in das Ausland ausgeführt wurden.

Diese Münzoperationen gaben die heilsame Lehre, daß durch die vorhandenen Münzen das Eigenthum der Staatsangehörigen keineswegs gesichert sey, und daß diejenigen Staaten, welche gemeinschaftlicher Münzen sich bedienen wollen, auch gemeinschaftliche Maaßregeln zu Aufrechthaltung ihres Münzsystems treffen und sich freiwillige Beschränkungen ihrer Souveränitätsrechte auferlegen müssen, wenn nicht durch Verfügungen einzelner Staaten ähnliche Uebelstände eintreten sollen, wie diese durch die badische Regierung veranlaßt waren, welche zwar ganz in ihrem Rechte gehandelt, die Rücksichten gegen die Nachbarstaaten dabei aber unverkennbar außer Acht gelassen hatte.

Diese Ueberzeugung brachte den Münzcongreß in München im Juni 1837 und zwar sechs Wochen nach der Abschätzung der Viertelkronenthaler schnell zu Stande, und die dabei zwischen den Regierungen von Bayern, Würtemberg, Baden, Hessendarmstadt, Nassau und Frankfurt durch die Convention vom 25. August 1827 getroffenen Bestimmungen lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

1) Die contrahirenden Regierungen machen sich verbindlich, Münzen zu 1 Gulden und ½ Gulden Werth von Silber von $^{9}/_{10}$ Feingehalt zu schlagen, und zwar von übereinstimmender Größe und Zeichnung, wobei 24½ fl. eine Mark Silber zu 233,855 Gramm enthalten sollen.

2) Ueber die richtige Ausmünzung wird durch die Münzstätten gegenseitig eine Cotrole ausgeübt durch Uebersendung von Probeplatten von jedem Werke, wobei die erlaubte Fehlergränze im Feingehalt zu $^{5}/_{1000}$ und im Gewicht zu $^{5}/_{1000}$ für jedes einzelne Stück festgesetzt ist, und die Probe auf nassem Wege angewendet wird.

3) Die Regierungen machen sich verbindlich, eine Herabsetzung der nach der getroffenen Convention geprägten Münzen nicht vorzunehmen, sondern dieselben einzuziehen und umzuprägen, sobald sie durch die Cirkulation ihre Coursfähigkeit verloren haben.

4) Die Kronenthaler behalten ihren bisherigen Cours von 2 fl. 42 kr.

5) Eine Herabsetzung oder Verrufung irgend einer coursirenden Münze soll von keiner Regierung vorgenommen werden, ohne die übrigen 4 Wochen zuvor davon in Kenntniß zu setzen.

Hinsichtlich der Scheidemünzen wurde durch eine besondere Uebereinkunft Folgendes bestimmt.

1) Die oben genannten Regierungen machen sich verbindlich, die 6 und 3 Kreuzerstücke nach dem 27 Guldenfuß von dem Gehalt von ⅓ Silber und ⅔ Kupfer nach gleicher Größe und mit dem gleichen Revers auszuprägen.

2) Die Controle über die richtige Ausmünzung wird von den Münzstätten gegenseitig nach den coursirenden Münzen ausgeübt, wobei die Fehlergränze zu $^{1}/_{1000}$ im Feingehalte und zu $^{15}/_{1000}$ im Gewicht in der ganzen Mark und nicht im einzelnen Stücke bestimmt ist.

3) Alle von den contrahirenden Staaten vor der Uebereinkunft ausgegebenen 6 und 3 Kreutzerstücke, so wie die künftig auszugebenden behalten innerhalb des Gebietes der fraglichen Staaten ihren vollen Cours, dagegen hat jede Regierung die Verbindlichkeit, die von ihr ausgegebenen Münzen gegen grobes Geld jeder Zeit auszuwechseln, wenn sie in Summen von 100 Gulden und mehr bei der Münzstätte und bei besonders zu bezeichnenden öffentlichen Kassen zum Umwechseln eingesendet werden.

4) Alle Scheidemünzen der nicht zum Verein gehörigen Staaten werden vom Januar 1839 auſser Cours gesetzt, oder auf ihren Silberwerth gewürdigt.

Die Ausführung der Münzconvention hinsichtlich der Gulden und halben Gulden fand bei dem Publikum eine günstige Aufnahme, weil dadurch der bisher ideellen Münze des Gulden eine leicht faßliche und sehr bequeme Münze zur Seite gestellt wurde; um so größer zeigten sich die Schwierigkeiten bei der Ausführung der Uebereinkunft hinsichtlich der Scheidemünzen, indem im Verkehr trotz der wiederholten Verbote der einzelnen Regierungen eine Masse fremder Scheidemünzen geduldet waren, welche mit dem 1. Januar 1839 auſser Cours gesetzt wurden. Besondere Schwierigkeiten und Verluste veranlaßten die Scheidemünzen der Herzogthümer Sachsen-Koburg und Sachsen-Meiningen, von welchen große Quantitäten in Süddeutschland cirkulirten, und bisher sich immer wieder trotz wiederholter Verbote bei dem Publikum und sogar bei den öffentlichen Kassen Zugang verschafft hatten. Dieses Uebel wurde zu einem öffentlichen Aergerniß gesteigert, als von der koburgischen Regierung die von ihr selbst ausgegebenen Scheidemünzen

auf den Silberwerth heruntergesetzt wurden, unter dem Vorwande, daß ein Theil vor der seit 1826 erfolgten Länderabtheilung geprägt sey, und daß diese Münzen, nachdem sie außer Lands abgesetzt worden seyen, als verkauft zu betrachten wären. Die sachsen-meining'sche Regierung dagegen enthielt sich der Verrufung der eigenen Münzen, und that sogleich, nachdem der Verruf von den vereinten Staaten ausgesprochen war, Schritte, um in den Verein der süddeutschen Staaten aufgenommen zu werden, ungeachtet sie der vor der Münchner Convention an sie ergangenen Einladung nicht gefolgt war.

Die Aufnahme der meining'schen Regierung in den Verein der süddeutschen Staaten erfolgte auch, nachdem von derselben die Verbindlichkeit eingegangen war', die früher von ihr ausgegebenen Münzen in vollem Werth gegen grobes Geld bei Summen von 100 Gulden und darüber umzuwechseln. Diese nachträgliche Aufnahme der meining'schen Regierung in den Münzverein gab ebenfalls zu vielen Beschwerden Veranlassung, da die Verluste der Verrufung von den damaligen Besitzern größtentheils bereits übernommen waren, ohne daß nach dem Weggeben der Münzen ein Ersatz möglich gewesen wäre, wogegen die nachherigen zufälligen Besitzer den Gewinn von der Erhöhung des Courses zu genießen hatten. Ein besonderer Nachtheil ergab sich aber durch den zufälligen Umstand, daß die von 1826 bis 1837 geprägten Scheidemünzen von Meiningen und Koburg durch das Wappen schwer zu unterscheiden sind, weßhalb die Wiederaufnahme der Meininger Scheidemünzen auch die Zulassung der im eigenen Lande verrufenen koburger Scheidemünzen im Privatverkehr zur Folge hatte, und die Aufrechthaltung des Verrufs nur auf die mit E bezeichneten vor 1826 geprägten koburger Sechser nach und nach im Verkehr sich beschränkte. Die von dem Publikum und von einigen Ständeversammlungen gegen das Verfahren der koburger Regierung erhobenen Beschwerden führten ungeachtet der deshalb von mehreren Regierungen zugesagten und wahrscheinlich auch ergriffenen Maaßregeln zu keinem Resultat, und die Streitfrage blieb bisher, wie es scheint, unerledigt, wie weit ein Souverän für die Münzfabrikation von den Nachbarstaaten oder von der deutschen Bundesversammlung verantwortlich gemacht werden könne, nachdem diese betheiligten Staaten die ihnen zustehenden Präventivmaaßregeln

gegen das Eindringen auswärtiger schlechter Münzen nicht beobachtet hatten.

Die im Sommer 1838 in Dresden versammelte Conferenz der Zollvereinsstaaten hatte zugleich die Aufgabe, die Münzverhältnisse in sämmtlichen Zollvereinsstaaten zu ordnen, worauf unterm 30. Juli 1838 eine allgemeine Münzconvention nach folgenden Grundsätzen zu Stande kam:

1) Innerhalb des Zollvereins sollen künftig nur zweierlei Rechnungsmünzen stattfinden, nämlich die Thalerrechnung nach dem Vierzehnthalerfuß und die Guldenrechnung nach dem 24½ Guldenfuß und alle Theilmünzen sollen auch nach diesen beiden Grundlagen ausgeprägt werden, wobei die kölnische Mark zu 233,855 Gramm bestimmt wird.

2) Für beide Rechnungsweisen soll eine gemeinschaftliche „Vereinsmünze," im Werth von 2 Thaler oder 3½ fl., in sämmtlichen Staaten ausgeprägt werden, im Gehalt von $^{9}/_{10}$ Silber mit gleichem Durchmesser, und

3) Ueber die richtige Ausmünzung wird die Controle nach dem Ermessen der einzelnen Staaten vorgenommen, und bei erfundener unrichtiger Ausmünzung hat jede Münzstätte die Verbindlichkeit, die Münzen des ganzen Jahrgangs einzuziehen.

4) Jeder Staat macht sich verbindlich, die von ihm ausgegebenen Münzen nicht abzuschätzen, oder, wenn ihre Einlösung nöthig wird, eine Einlösungsfrist von mindestens 4 Wochen festzusetzen, und dieselbe wenigstens 3 Monate vor ihrem Ablauf bekannt zu machen. Auch sollen die durch die Cirkulation abgeschliffenen Münzen von jeder Regierung für voll eingelöst und eingeschmolzen werden.

5) Bei den Scheidemünzen tritt dieselbe Verbindlichkeit hinsichtlich der Herabwürdigung und Einlösung ein, mit der weitern Bestimmung, daß jede Regierung ihre Scheidemünze bei bestimmten Kassen gegen grobes Geld umzuwechseln hat, jedoch nur in Summen von wenigstens 100 Rthlr. und 100 fl.

6) Zu Aufrechthaltung der Verordnungen im Münzwesen werden die Regierungen des Zollvereins sich gegenseitig unterstützen, und der Beitritt anderer deutschen Staaten soll gestattet werden.

II. Begründung der in den neuern Münzconventionen der Zollvereinsstaaten enthaltenen Bestimmungen.

Nachdem wir den Gang der Entwickelung des Münzwesens in den Zollvereinsstaaten in den letzten 2 Jahren verfolgt haben, wollen wir die Begründung der gegebenen Bestimmungen näher zu beleuchten suchen und untersuchen, in wiefern den Anforderungen an ein vollkommnes Münzsystem dadurch entsprochen ist.

1) Einführung eines neuen Münzsystems in dem Zollvereine.

Da die Münzconvention zweierlei Rechnungsmünzen, nämlich die Thaler, 14 auf die Mark, und die Gulden, 24½ auf die Mark, zuläßt, so ist allerdings ein wesentliches Erforderniß an ein gemeinschaftliches Münzsystem nicht erfüllt, es fragt sich nur, wie die mit Einführung eines gemeinschaftlichen Münzsystems verbundenen Vortheile und Nachtheile sich gegen einander verhalten.

Es war von mehreren Seiten in Anregung gebracht, ein Münzsystem einzuführen, welches auf die Decimaleintheilung gegründet wäre, und es sind dafür die Beispiele von Frankreich, Nordamerika, Holland, Rußland angeführt worden, welche diese Eintheilung bei Einführung neuer Münzsysteme gewählt haben. Bei den nicht zu verkennenden Vortheilen dieser Münzeintheilung für den Rechner wurde dagegen vielseitig eingewendet, daß es für den gewöhnlichen Gebrauch nicht die Vortheile darbiete, wie für die Rechnungsführung, weil es die Theilung von 2 und 3 nicht zulasse, wie das Duodecimalsystem, wobei namentlich die Erfahrung von Frankreich geltend gemacht wurde, wo nunmehr, nach beinahe 50 Jahren, immer noch das Decimalsystem nicht ins Leben und in den Verkehr des Volks eingedrungen sey. Es mag jedoch das Beispiel Frankreichs hier nicht entscheidend seyn, da die Abtheilung des Franken in 100 Centimes offenbar eine unpraktische Eintheilung genannt werden kann, indem der Centime für den Verkehr offenbar zu klein ist, der Sou vielmehr die natürliche Einheit darstellt für den Kleinverkehr, der 5 Frankenthaler oder 100 Sous aber für den Großverkehr. Das französische Decimalsystem würde daher gewiß leicht ins Leben eingedrungen seyn, wenn diese beiden Einheiten eingeführt worden wären, und man statt des Centime den Sou in ½ und ¼ Sou für den Kleinverkehr eingetheilt hätte, welche Bruchtheile bei sämmtlichen Rechnungen jedoch füglich hätten

vernachlässigt werden können, wie dieß bei den Bruchtheilen des Kreuzers in den Rechnungen geschieht.

Eine ähnliche Eintheilung findet in Nordamerika statt, wo der Dollar, im Werth von 2 fl. 30 kr., in 100 Cents abgetheilt ist, in Rußland, wo der Silberrubel, im Werth von 1 Rthlr. 2 Sgr. 3⅓ Pf. oder 1 fl. 53 kr., in 100 Kopeken sich theilt. In Holland erscheint die Theilung des Gulden (24,3282 auf die kölnische Mark) in 100 Theile, für den dortigen Verkehr ebenfalls nicht praktisch, da die Einheit so klein ist.

Für die Zollvereinsstaaten wurde der Vorschlag gemacht, ⅓ preuß. Thlr. zur Einheit zu nehmen und in 100 Theile zu theilen, wobei 10 dieser Theile dem preußischen Silbergroschen entsprächen, und man also eine Theilung des Silbergroschens in 10 Pfenninge erhalten würde. Dieses Decimalsystem würde die oben genannten Mängel ebenfalls getragen haben, indem die Einheit des Pfennings für den gewöhnlichen Verkehr zu klein und somit der Groschen für den Kleinverkehr zu groß ist, dadurch nicht entbehrlich geworden wäre, während dieser anerkannt für den Kleinverkehr als Einheit zu groß ist, weßhalb bei der Thalerrechnung die Abstufungen von Thaler, Groschen und Pfenningen nöthig werden, was offenbar ein Nachtheil der Thalerrechnung ist, abgesehen von dem Einfluß dieser zu großen Einheit auf die Vertheuerung der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse.

Eine passendere Einheit für den Kleinverkehr wäre durch die Eintheilung des preuß. Thalers in 100 Theile erhalten worden, da diese ohngefähr dem süddeutschen Kreuzer entsprechen würden. Diese Eintheilung konnte aber bei Preußen nicht gewählt werden, weil ⅓ und ⅙ Thaler dadurch sich nicht ohne Bruchtheile ausdrücken ließen, und die süddeutschen Staaten könnten es nicht in ihrem Interesse finden, die Guldeneinheit mit der Thalereinheit zu vertauschen und ihren Kreuzer um 5 Procent schwerer zu machen. Da die allgemeine Einführung eines reinen Decimalsystems somit in Norddeutschland die völlige Umänderung der Theilstücke des preuß. Thalers, in Süddeutschland aber sämmtlicher Münzen erfordert hätte, so ist sehr erklärlich, daß eine solche Umwälzung von allen Seiten gefürchtet wurde, und wenn man die Schwierigkeiten und Verwirrungen bedenkt, welche scheinbar unbedeutende Umänderungen im Münzwesen für den Verkehr hervorrufen, so wird

man es auch gerechtfertigt finden, daß man die Regulirung des Münzsystems möglichst dem Bestehenden angepaßt hat, wobei zur Reduction der Thaler in Guldenrechnung das Verhältniß von 4:7 sich als das einfachste und durch die Verhältnisse gebotene darstellte.

2) Einführung des 24½ Guldenfußes bei den süddeutschen Staaten.

Die nothwendige Folge war nun der Uebergang der süddeutschen Staaten von dem 24 Guldenfuß zu dem 24½ Guldenfuß, welcher durch die Kronenthaler längst vorbereitet war, welche bekanntlich bei dem Cours von 2 fl. 42 kr. einem Münzfuß von 24⅝ fl. entsprachen, und nach dem Werth der cirkulirenden Kronenthaler einen Münzfuß von 24 fl. 40 kr. nach der Feuerprobe bisher ohngefähr repräsentirt haben.

In der Annahme des Münzfußes von 24½ fl. erscheint daher gegen das Kronengeld noch eine Verbesserung der bisher üblichen Zahlungsmittel in Süddeutschland, womit allerdings der auf allen Urkunden bezeichnete 24 Guldenfuß im Widerspruch steht. Dieser Widerspruch löst sich jedoch dadurch auf, wenn erwogen wird, daß unter der Bezeichnung 24 Guldenfuß hauptsächlich das Verhältniß zum 20 Guldenfuß im Wechselverkehr verstanden war, und daß der 20 Gulden- oder Conventionsfuß in denjenigen Staaten, welche ihn bisher beibehalten haben, ebenso wenig festgehalten worden ist, als in den Staaten des 24 Guldenfußes. In Oesterreich nämlich besteht die Zahlung im 20 Guldenfuß „fast durchaus in Zwanzigern oder Kopfstücken, und von diesen cirkulirt noch eine Masse von altem Gepräge, welche bei weitem nicht mehr vollwichtig sind, wogegen die vollwichtigen groben Sorten, namentlich die Conventionsthaler, in Oesterreich selbst mit Agio aufgekauft und in das Ausland versendet werden, was auch mit den Zwanzigern von neuem Gepräge der Fall ist.

Von 1792 bis 1837 haben in Oesterreich die Ausmünzungen nach Bechers Oesterreichisch. Münzwesen 1838 betragen:

in Conventionsthalern .	71,439,544 fl.	im 20 Guldenfuß
„ Zwanzigern u. Zehnern	142,664,499	„
„ Kronenthalern . .	73,418,424	„
„ Scheidemünzen . .	190,915,175	„
	478,437,642 fl.	

von welchen Ausmünzungen, nachdem die Kronenthaler und die ältern Scheidemünzen außer Cours gesetzt worden sind, und große Ausfuhr an Münzen während der Kriegsjahre und später statt gefunden hat, nur der geringere Theil noch in Cirkulation sich befinden dürfte, wogegen noch eine bedeutende Zahl von Münzen älteren Gepräges cirkulirt.

Diese Ausfuhr des Silbers in geprägtem Zustande ist eine nothwendige Folge des in Oesterreich bestehenden Verbotes der Silberausfuhr in Barren, wodurch bezweckt wird, daß alles Silber in die Münzstätten geliefert wird, wo an Prägekosten 1½ Procent in Abzug gebracht werden.

Die Ausfuhr von Münzen aus Oesterreich wird noch dadurch besonders befördert, daß für den innern Verkehr Banknoten und Papiergeld cirkuliren, wogegen für den Verkehr mit dem Auslande die gemünzten Metalle um so mehr verfügbar werden, oder eine Entwerthung des Metallgeldes bewirkt wird. Ein ähnliches Verhältniß hat bisher in Sachsen bestanden, indem hier der 20 Guldenfuß auch nicht mehr wirklich bestand, sondern als Wechselzahlungen 2 und 4 Groschenstücke galten, welche um 2 bis 3 Procent gegen den 20 Guldenfuß, durch die langjährige Cirkulation, zu leicht geworden waren, weßhalb auch hier die Conventionsthaler nur mit Agio aufgekauft wurden, und das Verhältniß von preußischem Geld zu sächsischem Geld, welches wie 100 : 105 sich berechnet, in der Regel nur wie 100 : 102 bis 103 sich stellte, so wie die sächsische Regierung sich bewogen fand, den Werth des preußischen Thalers so zu bestimmen, daß der sächsische Thaler 1 preuß. Thlr. 8 Pf. oder 24⅞ Groschen Werth erhielt, was dem Verhältniß von 100 : 102⅞ entspricht.

Es ist somit auch hier anerkannt, daß die Verbindlichkeiten, welche im 20 Guldenfuß abzutragen sind, in den im Wechselverkehr zugelassenen Sorten und nicht in solchen Sorten abgetragen werden müssen, bei welchen in 20 fl. oder 13⅓ Thalern eine Mark Silber erhalten wird.

Ein direkter Beweis, daß die Forderungen im 24 Guldenfuß gegenwärtig nichts verlieren gegen die Forderungen im 20 Guldenfuß, liegt in dem Wechselcours zwischen Wien, Augsburg und Frankfurt, wo 100 Rthlr. Wechselgeld immer gegenseitig ziemlich gleich sich stellen, welches Verhältniß durch Einführung des

24½ Guldenfußes sich voraussichtlich nicht ändern wird, so lange Oesterreich nicht die Hauptmasse seiner Wechselmünze, nämlich die Zwanziger, mit dem 20 Guldenfuß in vollkommne Uebereinstimmung bringt, oder die Ausfuhr des rohen Silbers im freien Verkehr gestattet. Da nämlich der Silberpreis in Oesterreich 23 fl. 36 kr. im 20 Guldenfuß für die Wiener Mark oder 23 fl. 36 kr. im 24 Guldenfuß für die Cölner Mark beträgt, in den Zollvereinsstaaten aber die Cölner Mark mit 24 fl. 24 kr. und höher bezahlt wird, so sind die Silberpreise um 3½ Procent verschieden, und mit der Freigebung des Handels mit rohem Silber würde zuverlässig auch der Werth desselben und zugleich der Werth des gemünzten Silbers steigen, was unfehlbar das Silberpari auf den österreichischen Wechselplätzen und den Wechselplätzen des Zollvereins in das richtige Verhältniß stellen würde. Oesterreich hat in neuerer Zeit viele Beschränkungen im Geldverkehr aufgehoben, und es ist wohl zu erwarten, daß in dieser Beziehung noch weitere Schritte geschehen werden. Würde auf diese Weise der natürliche Preis des Silbers hergestellt, so würden dadurch die Forderungen im 24½ Guldenfuß zu den Forderungen im 20 Guldenfuß in das Verhältniß von 20 : 24½ sich stellen, die Forderungen im 24 Guldenfuß aber das Verhältniß von 20 : 24 anzusprechen haben. Es wird daher jedenfalls der Vorsicht angemessen seyn, hierüber eine Bestimmung gegenwärtig, wo nirgends ein Recht verletzt wird, zu treffen, da späteren Streitigkeiten dadurch begegnet würde. Als ein Gewinn darf jedenfalls betrachtet werden, daß das unbestimmte Verhältniß des Kronengeldes nun auf das feste Verhältniß des 24½ Guldenfußes gebracht ist.

3) Die Ausmünzung von 1 Gulden- und ½ Guldenstücken in den süddeutschen Staaten.

Nachdem die süddeutschen Staaten sich für Beibehaltung ihrer Guldenrechnung zu dem bisherigen Werth ausgesprochen hatten, war es sehr natürlich, daß diese Rechnungsmünze auch in Silber auszuprägen beschlossen wurde, und die vereinigten süddeutschen Staaten, mit einer Bevölkerung von mehr als 8 Millionen Seelen, konnten die Durchführung dieser für den Verkehr sehr wünschenswerthen Maaßregel mit vereinten Kräften wohl unternehmen, wobei sie sich jedoch über die Größe der Aufgabe und die damit verbundenen Opfer keine Täuschungen machen konnten. Daß zu

diesen Münzen feineres Silber gewählt wurde, als bei sämmtlichen deutschen Münzen, erklärt sich durch die Fortschritte, welche die Scheidekunst in den letzten 30 Jahren gemacht hat; es hat aber dieser Umstand bereits vielseitig Bedenken erregt, ob das feinere Silber nicht vorzugsweise Veranlassung zum Einschmelzen dieser Münzen geben dürfte, was jedoch mit der Verbreitung der verbesserten Scheidemethode immer weniger der Fall seyn wird, und sogar das umgekehrte Verhältniß in kurzer Zeit zur Folge haben muß, wornach nämlich die mit Kupfer legirten Münzen künftig dem Einschmelzen werden mehr unterworfen seyn, als die von feinerem Silber. Bekanntlich wurde bis daher bei dem Werth der Münzen nur der Silbergehalt in Anschlag genommen, der Kupfergehalt aber nicht, vielmehr war das mit Kupfer legirte Silber in geringerem Preis, weil die Schridung durch Abtreiben bedeutende Kosten verursachte. Bei Einführung der Münzconvention und des preußischen Münzsystems im Jahre 1750 sah man sich genöthigt, um die Masse der vorhandenen Münzen verwenden zu können, die neuen Münzen mit bedeutendem Kupferzusatz auszuprägen. Die neuere Scheidemethode, mittelst Auflösung des Metalles in Schwefelsäure, gibt nicht nur die Mittel an die Hand, die kleinsten Antheile an Gold, wenn sie auch $\frac{1}{2}$ Tausendtheil nur betragen, noch mit Vortheil zu scheiden, sondern es bezahlen auch die Metalllegirungen von Kupfer und Silber ohne Goldgehalt die Kosten, wenn das Kupfer die Hälfte der Legirung beträgt. Dazu kommt nun, daß fast alle ältere Münzen Antheile an Gold enthalten, weil in früheren Jahren die Kosten der Scheidung zu bedeutend waren, und es finden sich daher nur wenige Silbersorten im Handel, welche nicht die Scheidung lohnten, weßhalb bereits in Frankreich fast nur geschiedenes feines Silber im Handel sich befindet, und das legirte Silber beinahe im Verhältniß des Kupfers theurer bezahlt wird, ja sogar häufig Kupfer dem Scheidsilber zum Behuf der Münzfabrikation zugesetzt werden muß, ungeachtet die Münzen nur $\frac{1}{10}$ Zusatz erhalten.

Es liegt daher in der Natur der Sache, daß bei Einführung einer neuen Münze diese Verhältnisse berücksichtigt werden mußten, und glücklicher Weise trifft hier die wohlfeilere Fabrikation mit der vollkommnern zusammen, indem längst anerkannt ist, daß das Kupfer den Münzen keine größere Dauer zu geben vermag, daß

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21346 / 022

vielmehr diejenigen Münzen, welche wegen ihres Kupferzuſatzes mit einem Weißſud aus den Münzſtätten hervorgehen, in kurzer Zeit durch die Circulation die dünne Schichte von feinem Silber verlieren, und dadurch einen um ſo größern Verluſt erleiden, weil der innere Theil der Münzen urſprünglich einen geringern Silbergehalt hat, als der äußere. Für diejenigen Münzſtätten, welche Feinſilber zu verarbeiten haben, ergibt ſich durch den verminderten Kupferzuſatz eine weſentliche Erſparniß, indem z. B. bei preußiſchen Thalern auf 1 Mark Feinſilber $^1/_3$ Mark Kupfer zuzuſetzen iſt in einem Werth von 6 kr., bei preußiſchen Sechtelsthaler auf 1 Mark Silber $^{29}/_{36}$ Mark Kupfer im Werth von 16½ kr., bei öſterreichiſchen Conventionsthalern $^1/_5$ im Werth von 3⅗ kr., bei Zwanzigern $^{29}/_{72}$ im Werth von 13⅓ kr. Da das Silbererzeugniß aus den Erzen ſo wie aus den Scheideanſtalten durchaus als feines Silber dargeſtellt werden muß, ſo geht aus dieſem Verhältniß hervor, daß diejenigen Münzſtätten, welche ſo bedeutende Koſten für den Kupferzuſatz aufzuwenden haben, nur dann ohne Nachtheil beſonders die Theilmünzen ausprägen können, wenn im Silberhandel legirtes Silber zu kaufen ſeyn wird, welches jedoch aus den oben angegebenen Gründen immer ſeltener werden muß, oder wenn die Silberpreiſe durch Monopole regulirt ſind. Es ſind bereits in Wien, München, Hamburg und Berlin Scheidereinrichtungen nach dem verbeſſerten Verfahren, und es iſt daher vorauszuſehen, daß in kurzer Zeit das gleiche Verhältniß wie in Frankreich eintreten wird, wo das feine Silber bereits im Silberhandel faſt ausſchließend gefunden, und das legirte Silber theurer bezahlt wird. Es erſcheint daher vollkommen dem gegenwärtigen Stande der Technik angemeſſen, daß die ſüddeutſchen Regierungen einen höhern Feingehalt für ihre Münzen gewählt haben, als bisher in Deutſchland üblich war.

4) Controle über die richtige Ausmünzung.

Ueber die richtige Ausmünzung iſt zwiſchen den ſüddeutſchen Regierungen eine gegenſeitige Controle nach einem gewiſſen Turnus eingeführt, wornach vierteljährig Probeplatten von jeder Münzſtätte an die controlirende Münzſtätte verſendet und daſelbſt unterſucht werden. Man kann allerdings dagegen einwenden, daß dieſe Controle von dem Ausgeber der Münzen ſtatt finden ſollte, wie

dieſes z. B. in Frankreich geſchieht, wo alle Münzſtätten Probeplatten von jedem Schmelzwerke nach Paris zur Unterſuchung einzuſenden haben, und die fertigen Münzen nicht eher ausgeben dürfen, bis die Probeplatten in Paris richtig gefunden ſind, worauf die Ermächtigung zur Ausgabe durch den Telegraphen an die Münzſtätte ertheilt wird.

Wenn auf dieſe Weiſe auch ſcheinbar eine größere Garantie gegeben ſcheint, daß keine Münzen ausgegeben werden, welche die Tolerance oder die erlaubte Fehlergränze überſchreiten, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß über die gewiſſenhafte Ausmünzung jede Regierung zunächſt Aufſicht anzuordnen hat, und daß der redliche Wille und die Gewiſſenhaftigkeit der Münzbeamten hier nothwendig mitwirken muß, wogegen auch bei der franzöſiſchen Controle nicht verhindert werden kann, daß eine Münzſtätte durch Vervollkommnung der Fabrikation dahin gelangt, mit der Hälfte der Tolerance auszureichen, und daher die Münzen im Durchſchnitt um ſo viel leichter zu machen. Da z. B. für die Fünffrankenthaler eine Tolerance von 3 Tauſendtheilen im Gewicht und im Feingehalt gegeben iſt, ſo könnte recht wohl bei dem gegenwärtigen Stande der Technik eine Münzſtätte die Münzen um 1½ Tauſendtheile zu gering in Gewicht und Feingehalt im Durchſchnitt ausprägen, und dadurch im Ganzen 3 Tauſendtheile unter der geſetzlichen Ausmünzung bleiben, was durch die franzöſiſche Controle nicht gehindert werden konnte, und auch bei deutſchen Münzſtätten von Münzmeiſtern, welche die Fabrikation im Accord zu beſorgen haben, ſchon häufig ausgeführt worden iſt, ſich aber überhaupt ſchwer vermeiden läßt, ſobald die Münzfabrikation im Accord betrieben wird, und der Accordant darauf hinarbeitet, die Münzen möglichſt wohlfeil und daher möglichſt gering im Gehalt zu machen. In dieſer Beziehung iſt nur möglich, einen richtigen Durchſchnitt zu erhalten, wenn die Münzſtätte die unvermeidlichen Abweichungen bei den einzelnen Schmelzwerken im Feingehalt und Gewicht durch die nachfolgenden Werke auszugleichen ſich bemüht, wie dieſes auch die frühern deutſchen Münzordnungen vorſchreiben, und bei Münzverwaltungen, welche auf Rechnung der Staatskaſſen arbeiten, leicht durchzuführen iſt.

Ueber die Unterſuchung der Münzen iſt vorgeſchrieben, daß die Probe auf dem naſſen Wege vorgenommen werden ſoll, was

inſoferne als eine Verbeſſerung angeſehen werden kann, als auf dieſe Weiſe die Probe mit mathematiſcher Genauigkeit vorgenommen werden kann, während bei der Feuerprobe jeder Probierer einen größern oder kleinern Feuerabgang erhält, je nachdem die Cupellation beſonders hinſichtlich des Feuergrads behandelt wird. Durch große Uebung und Pünktlichkeit kann zwar der Probierer dahin gelangen, daß die von ihm ſelbſt gefertigten Proben ſehr genau und wenigſtens auf ⅛ Grän übereinſtimmen; dieſe Uebereinſtimmung wird aber bei Probierern an verſchiedenen Orten höchſt ſelten zu erwarten ſeyn, und es muß daher bei Anwendung der Feuerprobe immer ein größerer Spielraum in den Abweichungen gelaſſen werden, als bei der naſſen Probe. Wenn daher die Fehlergränze in der Münchner Convention nicht enger gezogen iſt, als bei den bisherigen Münzverordnungen, ſo iſt dieß wohl nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß noch keine hinreichende Erfahrungen über die neue Probiermethode, welche ſeit 1830 in Frankreich unter Anleitung des Chemikers Gay-Luſſac eingeführt worden iſt, vorhanden waren, wogegen in der Wirklichkeit die Abweichungen ſich verringern ſollen.

Dabei iſt jedoch durch die naſſe Probe ein für den Gehalt der Münzen ungünſtiger Umſtand nicht zu verkennen, indem die Feuerprobe, nach welcher bisher die Münzen fabricirt wurden, den Gehalt um 1 bis 1½ Grän oder 4 bis 7 Tauſendtheile zu gering angibt, und daher die Münzen nach der naſſen Probe um ebenſo viel weniger Silber enthalten, in Vergleichung mit den Münzen, welche nach dem allerdings unrichtigen Verfahren der Feuerprobe gefertigt wurden. Auf dieſe Weiſe wird der Münzfuß von 24½ fl. nach der naſſen Probe einem Münzfuß von 24 fl. 35 bis 37 kr. nach der Feuerprobe entſprechen, und die gegen den ſogenannten Kronenthalerfuß auf dem Papier erſcheinende Verbeſſerung des Münzfußes würde verſchwinden, wenn nicht der Münzfuß der circulirenden Kronenthaler ſich bereits ſo weit von der urſprünglichen Ausmünzung nach einer zum Theil 80jährigen Circulation entfernt hätte, daß auch nach der naſſen Probe der Münzfuß von 24 fl. 30 kr. ſich nicht mehr herausſtellen kann. Auf dieſe Weiſe dient die naſſe Probe als Ausgleichungsmittel zwiſchen den alten durch die Circulation verringerten Münzen und den neuen Münzen, und die Beſorgniß, daß dieſelben wegen des höhern Gehalts vorzugsweiſe

eingeschmolzen würden, wird auch dadurch als beseitigt angesehen werden können.

5) Bestimmung hinsichtlich der durch die Circulation entstehenden Abweichungen.

Als eine Verbesserung gegenüber den bisherigen Münzverordnungen muß die Bestimmung angesehen werden, daß jede Regierung die Verbindlichkeit übernimmt, die von ihr ausgegebenen Münzen, wenn sie durch die Circulation ihre Vollwichtigkeit verloren haben, auf Kosten der Staatskasse einzuziehen und umzuprägen. Durch die Vernachlässigung dieses Grundsatzes haben bisher alle Münzsysteme den Keim ihres Untergangs in sich getragen, indem nothwendig die immer zunehmende Ungleichheit zwischen den alten durch langjährige Circulation abgeschliffenen Münzen und den neu aus der Münzstätte hervorgehenden das Einschmelzen der neuen Münzen zur Folge haben muß. Der Preis des rohen Silbers richtet sich nämlich immer nach dem Gehalt der Münzen, in welchen das Silber bezahlt wird, und es liegt in der Natur der Sache, daß das fabricirte Silber theurer seyn muß, als das unverarbeitete — ein Unterschied, welcher wegen der Verbesserung der Fabrikation jedoch nicht mehr höher als zu 1 Procent angeschlagen werden kann, bei welchem Unterschied die französischen Münzstätten z. B. gegenwärtig noch mit Vortheil arbeiten. Sobald nun durch die Circulation die Münzen so weit abgeschliffen sind, daß sie im Durchschnitt 1 Procent leichter sind, als die gesetzliche Bestimmung verlangt, so wird das rohe Silber nur noch um den Preis zu kaufen seyn, welchen die verarbeiteten vollwichtigen Münzen haben, und die Münzstätten müssen die Fabrikationskosten umsonst aufwenden, das Einschmelzen wird aber noch keinen Vortheil gewähren, oder nur insoferne, daß kleinere Bedürfnisse durch stückweise Verwendung von neuen Münzen leichter befriedigt werden können, als durch Bezug von Silberbarren von der Form. Wird das Mißverhältniß aber durch die fortwährende Abnützung noch größer, so tritt der Umstand ein, daß die Münzstätten das Silber theurer bezahlen müssen, als sie das fabricirte Silber ausgeben können, und daß umgekehrt die neuen Münzen wohlfeileres Silber für die Silberfabrikanten und für fremde Münzstätten darbieten, als das rohe Silber.

Die Erfahrungen der deutschen Münzstätten haben in den letzten 50 Jahren diese Verhältnisse vollkommen bestätigt, und nicht nur das Einschmelzen der in Sachsen und Oesterreich neugeprägten Conventionsthaler, neben welchen nicht vollwichtige Theilstücke als Wechselgeld circulirten, veranlaßt, sondern es soll auch bereits diese Erfahrung mit den neuen preußischen Thalern gemacht werden, da auch bei den preußischen Münzen die für das rohe Silber in coursfähigen, aber durch die Circulation abgeschliffenen Münzen im Durchschnitt geleistete Zahlung bereits über 1 Procent weniger beträgt, als der gesetzliche Münzfuß vorschreibt, weßhalb auch der Silberpreis in Preußen sich bereits auf 14 Thaler und darüber stellt.

Es ist allerdings richtig, daß das Einziehen und Umprägen der nicht mehr vollwichtigen Münzen mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden ist, indem das Silber um etwa 1 Procent theurer bezahlt werden muß, und 1 Procent Ausmünzungskosten aufzuwenden sind, es kommt aber dagegen in Betracht, daß ohne dieses Opfer die sämmtlichen auf neue Münzen verwendeten Kosten ohne Nutzen für den Verkehr vergeblich aufgewendet werden, und daß der Münzfuß nothwendig mit jedem Jahr schlechter werden muß, wenn man nicht die abgeschliffenen Münzen entfernt, weßhalb dieses von den Staatskassen zu tragende Opfer noch als das geringere und jedenfalls als das zweckmäßigere sich darstellen dürfte.

Durch die bisher üblichen Münzoperationen sind allerdings den Staatskassen diese Opfer erspart worden, indem nach der Münzgeschichte aller Nationen, besonders aber nach der Münzgeschichte Deutschlands ein Münzsystem so lange fortgeführt wurde, bis die unvermeidlichen und die absichtlichen Abweichungen seine Unhaltbarkeit herbeiführten, worauf ein neues Münzsystem an die Stelle trat, und die circulirenden in das neue Münzsystem nicht mehr passenden Münzen auf den Silberwerth herabgesetzt, und somit auf Kosten des zufälligen Besitzers umgeprägt wurden. Da nach den Erfahrungen über die Abreibung der Münzen durch die Circulation die groben Münzen 60 bis 80 Jahre sich im Cours erhalten können, die verschiedenen Münzsysteme aber in kürzerer Zeit sich folgten, so wurde das Einziehen auf Kosten der Staatskassen bisher immer vermieden, es ist aber wohl aller Grund vorhanden, bei Gründung eines neuen Münzsystems der Wiederkehr solcher Uebelstände zu begegnen, wozu besonders in Süddeutschland

durch die Herabwürdigung der ⅙ und ½ Kronenthaler eine dringende Aufforderung gegeben war.

6) Bestimmungen über die Scheidemünzen.

Die Bestimmungen über die Scheidemünzen setzen fest, daß die 6 und 3 Kreuzerstücke künftig nach dem 27 Guldenfuße geprägt werden sollen, während in Bayern der Münzfuß bisher bei 6 und 3 Kreuzerstücken zu 26 fl.; in Württemberg bei 6 kr. zu 26⅔ fl., bei 3 kr. zu 30 fl.; in Baden, Hessen und Nassau bei 6 und 3 kr. zu 28 fl. bestimmt war, und somit der Gehalt der Scheidemünzen ohngefähr im Durchschnitt derselbe war. Eine Verbesserung der Scheidemünzfabrikation ist somit durch die neue Uebereinkunft nicht erzielt, es kann vielmehr der starke Zusatz von ⅔ Kupfer, welcher früher zum Theil weniger betrug, als ein mit den oben aufgestellten Grundsätzen im Widerspruch stehender Rückschritt betrachtet werden, welcher durch das Mißverhältniß zwischen den sehr voluminösen 6 Kreuzerstücken von geringhaltigem Silber, und den kleinern ½ Guldenstücken von feinem Silber sich sehr augenscheinlich darstellt. Eine Erklärung dieses Verhältnisses ist nur in der Schwierigkeit zu suchen, welche eine Uebereinkunft über das Scheidemünzwesen bei den verschiedenen über diesen Gegenstand bisher aufgestellten Grundsätzen und befolgten Verfahrungsarten finden mußten, wobei zugleich eine Rechtfertigung des bisherigen Systems darin gesucht werden konnte, daß sich das neue nicht zu weit von dem alten entfernte, überdieß auch noch die Rücksicht für den finanziellen Vortheil ein bedeutendes Gewicht in die Wagschaale gelegt haben mag.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Gehalt der Scheidemünzen auf den Werth der Wechselmünzen keinen nachtheiligen Einfluß ausüben kann, sobald sie nicht in größerer Menge vorhanden sind, als zur Ausgleichung der gröbern Münzen nöthig ist. Da in Süddeutschland bisher die grobe Münze größtentheils in Kronenthalern bestand, so war allerdings zur Ausgleichung bisher mehr Scheidemünze nöthig, als wenn Theilungen von kleinerem Zählwerthe noch vorhanden gewesen wären, da nun für diese Theilungen erst durch das Ausprägen von 1 und ½ Guldenstücken gesorgt werden soll, so läßt sich schwer bestimmen, ob die vorhandenen Scheidemünzen nach Herstellung von Theilmünzen dem Bedürfnisse

genügen werden oder nicht. Dieſe Beſtimmung wird unter allen Umſtänden ſchwierig ſeyn, und ein hohes Ausbringen der Scheidemünzen iſt beſonders deshalb gefährlich, weil der finanzielle Gewinn bei dieſer Fabrikation gar leicht den Klagen über Mangel an Scheidemünzen Gehör verſchafft, während der vermeintliche Mangel oft gar leicht durch Ueberfluß auf einer andern Seite ſich ausgleichen ließe.

Gegen die Ueberfüllung mit Scheidemünzen iſt eine Beſtimmung in die Uebereinkunft aufgenommen, wornach die einzelnen Staaten verbunden ſind, ihre Scheidemünzen auf Verlangen gegen grobes Geld umzuwechſeln, jedoch nur in Summen von 100 fl. und darüber. Dieſe gewiß ſehr lobenswerthe Beſtimmung iſt ebenfalls neu, und ihre Wirkſamkeit muß von der Erfahrung erprobt werden. Es läßt ſich aber nicht verkennen, daß das Uebel der Ueberhäufung mit Scheidemünzen bereits einen hohen Grad erreicht haben muß, wenn der Gewerbsmann ſich entſchließen ſoll, die Scheidemünzen der einzelnen Staaten zu ſortiren und bis zu Summen von 100 fl. anzuſammeln, um grobes Geld dagegen einzutauſchen und zwar von Kaſſen entfernter Staaten, wofür ihm die Koſten des Transports und der Zinſenverluſt zur Laſt fallen. Es hat ſich dieſes bereits bei den Scheidemünzen der Meininger Regierung bewährt, indem die Koſten des Umwechſelns von nicht ſehr entfernten Gegenden nur gegen 1% Erſatz bewerkſtelligt werden — konnten eine Proviſion, welche für das Umwechſeln von Scheidemünze in grobe Münze vor der Münchner Convention nie bezahlt werden mußte und zwar in Zeiten, wo die Klagen über Anhäufung der Scheidemünzen viel allgemeiner waren, als gegenwärtig, nachdem der vermehrte Verkehr mehr Circulationsmittel überhaupt in Anſpruch nimmt. Es könnte dieſe Garantie ſogar leicht die nachtheilige Folge haben, daß einzelne Münzſtätten ſich unter Berufung auf die ausgeſprochene Verbindlichkeit beſtimmen ließen, die Scheidemünzfabrikation nach lokalen Bedürfniſſen, wie z. B. in Fabrikgegenden, über das richtige Verhältniß auszudehnen, und daß das Uebel erſt bemerkt würde, wenn Abhülfe ſehr ſchwierig zu treffen wäre. In einem ſolchen Fall wäre es allerdings Aufgabe der betheiligten Staatsregierungen, die Münzen der betreffenden Münzſtätten zu ſammeln, und die Koſten des Umwechſelns im Intereſſe des Publikums zu tragen; da jedoch die Münzſtätte

nicht verbunden ist, die zum Einwechseln dargebotene Scheidemünze einzuschmelzen, so würde voraussichtlich der wohlfeilere Weg von dem schuldigen Theil gewählt werden, nämlich die Münzen wieder mit einem kleinen Opfer an entferntern Orten in Circulation zu setzen, wodurch eine mit immer wieder besondern Opfern verbundene künstliche Circulation noch lange Zeit erhalten werden könnte, wenn auch das Sistiren der Ausprägungen dadurch voraussichtlich bewerkstelligt würde. Sichernder für das Publikum wären daher unzweifelhaft Präventivmaßregeln, welche am natürlichsten darin bestünden, daß die Scheidemünzen nur in einem den Fabrikationskosten entsprechenden Werth ausgeprägt würden, um die Versuchung zum Scheidemünzprägen aufzuheben. Bei den bedeutenden Kosten, welche die Unterhaltung der Münzstätten für die einzelnen Staaten verursacht, ist allerdings erklärlich, daß man sich zu diesem Opfer nicht gerne entschließen konnte, auf der andern Seite ist jedoch die Nothwendigkeit einer Münzverbesserung so allgemein anerkannt, und die Calamität durch die Scheidemünzfabrikation so fühlbar geworden, daß Mißbräuche, wie die Ausmünzungen in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht haben, nicht wiederkehren sollten, ohne daß in Zeiten die Aufmerksamkeit des Publikums und der Regierungen darauf hingeleitet würde.

Als ein besonderer Nachtheil der Scheidemünzfabrikation ist noch zu erwähnen, daß eine Steigerung der Silberpreise dadurch bewerkstelligt wird, welche es unmöglich macht, grobe Münzen ohne Verlust zu prägen, während die geringern Münzen noch einen Gewinn abwerfen und daher vorzugsweise fabricirt werden. Dieses Verhältniß wird sich zwar mit der Ausbreitung der verbesserten Scheidemethode in Deutschland gegen bisher aus den oben angeführten Gründen ändern, indem der Preis des niederhaltigen Silbers wegen des Kupfergehalts voraussichtlich in kurzer Zeit höher steigen wird, als der Preis des feinen Silbers, und da auf 1 Mark Silber für die Scheidemünzen 2 Mark Kupfer, im Werth von 36 kr. nöthig sind, so könnte mit der Zeit das feine Silber von 5⅓ Loth Gehalt um ebenso viel theurer bezahlt werden, als das feine Scheidsilber; dieser große Preisunterschied wird jedoch im Handel nicht eintreten, da in Deutschland, wenn nicht Verrufung von Scheidemünzen eintritt, diese niedrigen Gehalte längst aufgearbeitet sind, dagegen werden Silberlegirungen

von 8 Loth und darüber ebenso wohl zu grobem Geld, als zu Scheidemünzen künftig verarbeitet werden, und die Concurrenz der mit der Scheidemünzfabrikation beschäftigten Münzstätten beim Silberankauf wird daher immerhin für die Fabrikation der groben Münzen nachtheilig seyn, wenn hierüber keine sichernden Bestimmungen getroffen werden.

Die Verrufung derjenigen Scheidemünzen, welche außerhalb der Vereinsstaaten geprägt und daher hinsichtlich der Annahme nicht garantirt sind, hat, ie schon oben erwähnt, große Störungen im Verkehr hervorgebracht, welche das Publikum und namentlich der dabei besonders betheiligte Handelsstand längere Zeit sich willig gefallen ließ, in der Hoffnung, daß dem Uebel in kurzer Zeit gesteuert seyn würde, nachdem jedoch ein großer Theil der verrufenen Münzen entfernt war, und die Aufmerksamkeit der Einzelnen nachzulassen begann, trat wieder hinsichtlich der zurückgebliebenen die frühere Duldsamkeit und Gleichgültigkeit ein, und der Einzelne scheute sich nicht, sie für voll anzunehmen, sobald er die Aussicht vor sich sah, sie ohne Verlust wieder ausgeben zu können. Daß in dieser Beziehung die Mehrzahl der Verkehrenden sich durch das Rechtlichkeitsgefühl von der Ausgabe verrufener Münzen abhalten lassen sollte, ist nicht zu erwarten, und es wäre diesem Unfuge, welcher das vorige Uebel nur in vermindertem Maaß hervorrufen kann, nur zu steuern, wenn die Ausgabe von verrufenen Münzen, wie die Ausgabe von falschen Papieren, von Polizeiwegen bestraft würde. Die Münzverordnungen der frühern Zeit haben häufig auf das Ausgeben verrufener Münzen Confiskation gesetzt, und es ist nicht zu verkennen, daß die Gefahr, die verrufene Münze zurückgeschickt zu erhalten, für den Ausgeber zu wenig abschreckend ist, da besonders bei größern Entfernungen und kleinern Summen der Empfänger die Kosten der Zurücksendung scheuen wird, es würde aber bereits von guter Wirkung seyn, wenn alle Kassenbeamte angewiesen würden, die ihnen für voll angebotenen verrufenen Münzen nicht zurückzugeben, sondern nur im Silberwerth zu berechnen und zum Einschmelzen einzusenden. Es ist sehr zu befürchten, daß ohne die nöthige Strenge hinsichtlich der Aufrechthaltung des Verrufs in kurzer Zeit Gleichgültigkeit in Annahme der Münzen wieder eintreten wird, und daß die nicht unbedeutenden Verluste, welche die Verrufung der Scheidemünzen

verursacht hat, sodann zum Theil vergebens seyn werden, wegegen die Veranlassung zu immer wiederkehrenden Verlusten gegeben wäre. Da in den letzten Jahren durch die Zunahme des Verkehrs eine größere Menge von Scheidemünzen erforderlich geworden ist, und eine weitere Zunahme noch zu erwarten steht, so ist anzunehmen, daß die gewiß nicht ungegründeten frühern Klagen über Anhäufung von Scheidemünzen durch neue Ausprägungen nicht wieder eintreten, daß vielmehr auch die süddeutschen Staaten mit der Zeit zu einem solchen Verhältnisse zwischen Theilmünzen und Scheidemünzen gelangen werden, um die letztern nur zur Ausgleichung und nicht zu größeren Zahlungen verwenden zu müssen. Sodann dürfte es an der Zeit seyn, den Grundsatz auszusprechen und aufrecht zu erhalten, daß Niemand eine Zahlung in Scheidemünze anzunehmen verbunden sey, welche in grober Münze gewährt werden kann, wie dieses bereits in Preußen seit 1821 bestimmt ist.

8) Die Convention von Dresden.

Nachdem die süddeutschen Staaten sich über Beibehaltung der Guldenrechnung vereinigt hatten, und die Annahme des preußischen Münzsystems bereits in Norddeutschland längst vorbereitet war und nur der formellen Bestätigung bedurfte, war die Hauptaufgabe für die Dresdner Verhandlungen, die Uebereinkunft über eine für den ganzen Zollverein gemeinschaftliche grobe Münze.

Das dem deutschen Münzsystem seit Jahrhunderten zu Grund gelegte cölnische Markgewicht wurde beibehalten und für sämmtliche Münzstätten zu 233,855 Gramm bestimmt, während nach verschiedenen Untersuchungen die Cölner Mark in Deutschland bedeutende Abweichungen zeigte, deren äußerste Gränzen gegen $^{3}/_{8}$ Procent betrugen. Es ist daher als ein Fortschritt anzusehen, daß diese Verschiedenheiten innerhalb der Zollvereinsstaaten beseitigt sind, wogegen zu bedauern ist, daß für die Münzen ein anderes Gewicht künftig besteht, als das Handelsgewicht bei den Zollstätten, in welchen der Centner zu 100 Pfund oder 50 Kilogramm nunmehr auch in Preußen wie in beiden Hessen zum allgemeinen Handelsgewicht dienen soll.

Bei der Wahl einer für sämmtliche Staaten des Zollvereins gemeinschaftlichen Vereinsmünze mußte erste Bedingung seyn,

daß ſie in beiden Rechnungsmünzen ſich bequem ausdrücken ließ, zu welchem Zweck von den ſüddeutſchen Staaten eine Vereinsmünze zu 1⅓ Thlr. oder 2⅓ fl., von Preußiſcher Seite eine Vereinsmünze zu 2 Thlr. oder 3½ fl. vorgeſchlagen wurde.

Eine Vereinsmünze von 2 fl. 20 kr. Zählwerth würde für die ſüddeutſchen Staaten mehrere Vortheile gewährt haben, welche die Vereinsmünze zu 3½ fl. nicht erwarten läßt, namentlich wäre der Zählwerth mit dem 5 Frankenthaler übereinſtimmend, welcher im Verkehr des weſtlichen Deutſchlands mit Frankreich und der Schweiz ſich nicht wird entbehren laſſen und ohne Nachtheil zu 2 fl. 20 kr. oder 1⅓ Thlr. zugelaſſen werden kann, da ſein Silberwerth gegen den 24½ Guldenfuß um 1 % mehr beträgt, und dieſer Werth daher nur dem Werth des rohen Silbers bei vollwichtigen Münzen entſpricht. Bei der großen Menge verſchiedener Münzen in Süddeutſchland würde es als ein entſchiedener Vortheil anzuſehen geweſen ſeyn, wenn die Anzahl derſelben nicht durch die Vereinsmünze vermehrt worden wäre, beſonders da noch lange Zeit hingehen wird, bis ſo viele Vereinsmünzen geſchlagen ſeyn werden, daß ſie im Verkehr zu Rollen geſammelt werden können. Für Preußen würde dagegen eine Vereinsmünze zu 1⅓ Thlr. neben den Thalerſtücken als eine überflüſſige und daher unbequeme Abſtufung ſich dargeſtellt haben, während der Doppelthaler allerdings in die Thalerrechnung beſſer paßt, und auch der große Zählwerth bei den höhern Preiſen aller Lebensbedürfniſſe in Norddeutſchland weniger als ein Gebrechen dieſer größten aller Silbermünzen angeſehen werden kann. Deſſen ungeachtet ſcheint dieſe Vereinsmünze, welche, wenn ſie ihrem Zweck als grobe Münze entſprechen ſoll, die Hauptmaſſe der cirkulirenden Münzen bilden müßte, nicht ohne einige Zweifel in ihre Zweckmäßigkeit angenommen werden zu ſeyn, da das geringe Quantum von 2 Millionen Stück in den 3 Jahren 1839, 40 und 41 und für die Zukunft von ½ Million jährlich für den ganzen Zollverein mehr einen Verſuch als die ernſtliche Abſicht, eine Vereinsmünze zu ſchaffen, vermuthen läßt, wenn man dagegen die großen Summen von Thalern vergleicht, welche von Preußen bisher allein geſchlagen werden ſind, und welche von Hofmann (Lehre vom Gelde) in den letzten 24 Jahren im Durchſchnitt zu 3,448,703 Thlr jährlich angegeben ſind.

Da jedoch die genannten Quantitäten als Minimum bezeichnet ſind, ſo muß erſt die Zukunft lehren, ob die Zollvereinsſtaaten ſich bewogen finden werden, dieſe Vereinsmünze in ſolchen Quantitäten auszuprägen, daß dieſelbe nach und nach die Hauptmünze bilden wird.

Die über die richtige Ausmünzungen angeordnete Controle entbehrt eine beſtimmte Verbindlichkeit von irgend einer Seite, wie die Münchner Convention dieß vorſchreibt und möchte daher auch weniger Garantie hinſichtlich der Vollziehung darbieten, wogegen eine richtige Ausmünzung ohne Benützung der Remedien von der Gewiſſenhaftigkeit der einzelnen Münzverwaltungen ſich wird erwarten laſſen.

Die Beſtimmungen hinſichtlich der Behandlung der durch die Cirkulation abgeriebenen Münzen ſind übereinſtimmend mit der Münchner Convention, ſo wie auch die Beſtimmungen über die Scheidemünzen, wobei nur die gegenſeitige Annahme der Scheidemünzen ausgeſchloſſen bleibt, was beſonders für Süddeutſchland hinſichtlich der Koburger Scheidemünzen wichtig iſt, da dadurch auch die künftig zu prägenden von der Annahme bei den Kaſſen in Süddeutſchland ausgeſchloſſen bleiben.

III. Künftige Entwickelung des Münzweſens in dem Zollvereinsgebiete.

Nachdem wir hienach die Beſtimmungen der Münzconventionen von München und Dresden durchgegangen haben, wollen wir näher unterſuchen, in wiefern Ausſicht vorhanden iſt, daß durch die neuen Vereinsmünzen der beabſichtigte Zweck erfüllt werde und welche Bedingungen hiezu erforderlich wären.

Die Löſung der Aufgabe würde ſich ſehr einfach ſtellen, wenn dieſe Ausmünzungen mit Gewinn oder nur ohne Verluſt vorgenommen werden könnten, und wenn für ſämmtliche Staaten ein wirkliches Bedürfniß, Münzen für die Cirkulation zu ſchaffen, vorliegen würde. Die Silberpreiſe im Norden ſowohl als im Süden des Zollvereins ſtehen aber ſo, daß vollwichtige Silbermünzen nicht ohne Verluſt ausgeprägt werden können — ein Verhältniß, das durch verſchiedene näher zu erläuternde Urſachen herbeigeführt ward.

Preußen hat in den verflossenen 80 Jahren nach Hofmann

an Silbergeld	180	Millionen Thlr.
an Gold	78	„ „
an Papiergeld	26	„ „
	284	Millionen Thlr.

ausgegeben, und wenn auch hievon ein bedeutender Theil eingeschmolzen worden seyn sollte, was jedoch beim Silbergeld gewiß nur in beschränktem Maaße bisher statt fand, so lange bessere Sorten, namentlich Conventionsmünze, vorhanden waren, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß mehr preußisches Geld sich in Circulation befindet, als Preußen für sein eigenes Bedürfniß bedarf, indem dasselbe sich weit über seine Gränzen verbreitet hat. Für Preußen ist somit kein Bedürfniß vorhanden, seine Münzen zu vermehren, sondern es könnte sich hier nur von einer Umarbeitung der vorhandenen Münzen handeln. In andern Verhältnissen befinden sich die süddeutschen Staaten, welche zum geringsten Theil ihr Bedürfniß an Münzen namentlich an grober Münze durch selbstgeprägtes Geld bisher gedeckt haben, sondern sich zum größten Theil ausländischer Münzen, nämlich der Kronenthaler, bedienten, von welchen nur etwa $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ in Kronenthalern von eigenem Gepräge besteht. Die Ausmünzungen an Kronenthalern werden in Bechers Oesterr. Münzwesen angegeben von 1792 bis 1812 zu 87½ Million Gulden im 24 Guldenfuß, die Ausmünzungen der süddeutschen Regierungen von 1809 an können zu 30 Million Gulden angeschlagen werden, über die Ausprägungen an Kronenthalern von 1755 bis 1792 sind keine Notizen bekannt, nach den Jahreszahlen der coursirenden Kronenthaler zu urtheilen, machen dieselben wohl eine eben so große Summe aus als die nach 1792 geprägten, und es dürften daher gegen 200 Millionen Gulden in Kronenthalern ausgeprägt worden seyn, von welchen wohl bei weitem der größte Theil noch im Umlauf ist, da bisher immer zum Einschmelzen Münzen von niedrigerm Cours verwendet worden sind. Daß durch diese Münzen, welche mit jedem Jahre durch die Circulation leichter werden und nicht durch vollwichtige neue Prägungen mehr ergänzt werden, die nöthige Garantie der Münzeinheit nicht gegeben ist, wurde schon oben erwähnt, und die süddeutschen Staaten sind daher in einer andern Lage, welche die Herstellung einer selbstständigen Münze für sie zum Bedürfnisse macht. Was das

für die Ausprägungen zu verwendende Material betrifft, so wird der Ankauf von Silber in Barren und das Umarbeiten der vorhandenen Münzen von Kronenthalern und Conventionsgeld die Kosten ziemlich gleich stellen, vorausgesetzt, daß das in den Kronenthalern enthaltene Gold durch Einrichtung verbesserter Scheidanstalten mit Vortheil gewonnen werden kann, und ein Theil der Umprägungskosten dadurch gedeckt wird; immerhin wird aber der Silberpreis sich kaum um ½ Procent niedriger darstellen, als der Preis des fabricirten Silbers, was auch bei den vollkommensten Einrichtungen nicht zu Deckung der Fabrikationskosten hinreichen wird, mit einem Zuschuß von ½ Procent sollte aber die Umarbeitung der groben Münzen sich bewerkstelligen lassen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses Opfer von den süddeutschen Regierungen gebracht werden wird, um die Vortheile einer selbstständigen Münze sich zu sichern. Diese Vortheile werden aber voraussichtlich nur wirklich erreicht werden, wenn auch die nördlichen Zollvereinsstaaten sich entschließen, ihre coursirende Münzen mit dem aufgestellten Münzsysteme in Uebereinstimmung zu setzen, was nur geschehen kann, wenn diejenigen Münzen, welche durch die Cirkulation ihr richtiges Gewicht verloren haben, umgearbeitet werden. Die Dresdner Convention stellt den Grundsatz des Umprägens der nicht vollwichtigen Münzen zwar für die künftig zu prägenden Münzen auf, nicht aber für die bereits vorhandenen ältern Münzen.

Diese Umprägung wird allerdings größere Opfer in Anspruch nehmen, indem die ältern preußischen Thaler, worunter alle nicht mit erhabenem Rande oder nicht im Ringe geprägten gezählt werden können, nach verschiedenen Abwägungen 1¼ bis 1⅓ % Mindergewicht zeigen, wogegen bei Anwendung der nassen Probe der Gehalt von 12 Loth nicht wesentlich abweichen dürfte, und überdieß ein Goldgehalt zu Deckung der Scheidkosten und wohl auch zu Gewährung eines Ueberschusses angenommen werden darf. Die Umarbeitung würde daher mit einem Aufwand von etwa 2 Procent verbunden seyn, wenn dabei zunächst die Thaler berücksichtigt werden. Die Theilstücke würden allerdings höhere Kosten verursachen; da jedoch bei Wechselzahlungen hauptsächlich die ganzen Thaler den Maaßstab für den Silberwerth abgeben, so würde voraussichtlich zu Herstellung der Münzeinheit und des richtigen Verhältnisses

zwischen dem rohen Silber und dem verarbeiteten Silber genügen, wenn die Hauptmünze richtig gestellt würde.

Hofmann hat in seiner „Lehre vom Gelde" bereits dargethan, daß das preußische Münzsystem nicht mehr länger haltbar sey, wenn man sich nicht dazu entschließe, die alten nicht mehr vollwichtigen Münzen umzuarbeiten, oder den von ihm vorgeschlagenen Ausweg, die Einführung der Goldwährung, zu ergreifen. So überzeugend seine Darstellung über die Mängel der preußischen Silbermünze ist, so wenig wird die vorgeschlagene Abhilfe durch Einführung der Goldwährung für die Verhältnisse Deutschlands sich Anerkennung verschaffen können, und es möchten besonders die Erfahrungen der letztern Jahre für ein auf Silberwährung gegründetes Geldsystem sprechen, da die Goldwährung nur in Verbindung mit einem Banksystem durchzuführen ist, wie es England und Amerika eingeführt haben, und da die während des tiefsten Friedens über die Nachtheile dieser Geldsysteme neuerlich erlangten ungünstigen Erfahrungen,* welche voraussichtlich in Kriegszeiten sich in bei weitem höhern Grade einstellen würden, diejenigen Staaten, welche die Silberwährung bisher gehabt haben, nothwendig vorsichtig bei Vornahme von Veränderungen im Geldsysteme machen müssen.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und bei den großen Opfern, welche die Aufrechthaltung eines richtigen Münzsystems erfordert, wird es wohl am Platze seyn, die zu dem fraglichen Zwecke nothwendigen Mittel näher zu beleuchten, und zunächst zu untersuchen, ob diese durch die Goldwährung sich wohlfeiler erhalten könnten.

Der durch die Circulation entstehende Abgang findet bei Goldmünzen und bei Silbermünzen statt, bei Goldmünzen konnte aber bei der bisherigen Behandlung der Sache in Deutschland das Mindergewicht sich nicht zu sehr vergrößern, weil die Goldmünzen durch das Gewicht controllirt, und die zu leichten ausgeschossen und eingeschmolzen wurden. Diese Controlle würde wegfallen, sobald die Goldmünzen im allgemeinen Verkehr zu festem Cours angenommen würden, indem das Nachwiegen dann unmöglich allgemein stattfinden könnte, und das Mindergewicht sich nicht an der Schärfe

* S. Vierteljahrsschrift. 1838. IV. Heft.

des Gepräges erkennen läßt, da bei dem hohen Werth des Goldes alle Kunstgriffe der Technik angewendet werden, um an einer Goldmünze einige Aß abzunehmen, während bei einer Silbermünze sich die Kosten einer solchen Operation nicht bezahlt machen. Aus diesem Grunde findet man auch bei den Goldmünzen von nicht langjähriger Circulation viele nicht vollwichtige Stücke, und das Gewicht des sogenannten Passierdukaten ist um 1 Aß oder $\frac{1}{100}$ und der sogenannten Passierpistole um $1\frac{1}{2}$ bis 2 Aß unter dem Normalgewicht, was somit $1\frac{2}{3}$ Procent Mindergewicht entspricht. Würden daher auch die Goldmünzen ebenso scharf bei Einführung der Goldwährung durch das Gewicht wie bisher controllirt, so wird man doch ein Mindergewicht von der Hälfte der gegenwärtig erlaubten Fehlergränze im Durchschnitt bald zu gewärtigen haben, welches bei dem oben bemerkten passierlichen Mindergewicht immerhin $\frac{2}{3}$ bis $\frac{5}{6}$ Procent betragen würde, während nach den bisherigen Erfahrungen bei grobern Silbermünzen dieses Mindergewicht sich im Durchschnitt erst nach 50 bis 60 Jahren zeigt, ungeachtet bei dergleichen alten Münzen immer schwer zu unterscheiden ist, welcher Antheil an dem Mindergewicht der Cirkulation, und welcher einer unrichtigen Ausmünzung zugeschrieben werden muß. Was daher an Umprägungskosten erspart würde, ginge durch die nicht zu verhindernde absichtliche Verstümmelung und die dadurch nöthig werdende öftere Umprägung verloren, wobei man sich nicht mit der Hoffnung täuschen darf, daß das Publikum die Kosten der Umprägung tragen werde, sobald die nicht sichtbar verstümmelten Stücke im Verkehr verwendet werden können.

Das Beispiel von England kann hiebei nicht als Vorbild dienen, da die gegenwärtige Goldmünze von den Jahren 1821 und 1822 noch zu kurze Dauer hat. Es kann zwar in England das Umprägen der Goldmünzen ohne einen besondern Aufwand mit der Zeit wieder eintreten, sobald die englische Bank wieder in den Fall käme, ihre Baarzahlungen einstellen zu müssen. Da in diesem Falle, wie während der frühern Kriegsjahre, der wechselnde Cours der Banknoten die Münzeinheit repräsentiren müßte, so würden die Goldmünzen zur Waare werden und nothwendig bald mit Agio circuliren oder ins Ausland wandern, aus welchem sie sodann bei Aufnahme der Baarzahlungen allerdings wieder in Gestalt von Barren zurück erhalten werden könnten. Daß durch eine solche

Operation die Koſten des Umprägens theuer erkauft werden, bedarf keiner weitern Ausführung, und man könnte nur dagegen einwenden, daß die Einführung der Goldwährung auch ohne Banknoten geſchehen könnte, was jedoch inſoferne gegen die beſtehenden Verhältniſſe ſtritte, als die Anſchaffung der für die Circulation im Zollverein erforderlichen Goldmünzen ſehr bedeutende Summen von edlen Metallen in Anſpruch nehmen würde, welche bei Beſchreibung der Silbermünzen zu hohen Preiſen aus dem Auslande anzukaufen wären. Dabei muß nothwendig in Erwägung kommen, daß die Menge des ſeit Jahrhunderten gewonnenen Goldes nach möglichſt genauen Schätzungen von A. v. Humbolt ſich auf $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ des gewonnenen Silbers dem Gewichte nach, und alſo etwa $^1/_3$ dem Werth nach beläuft, in welchem Verhältniß auch die Ausprägungen an Gold- und Silbermünzen bisher in mehreren Staaten ſtattgefunden haben, während England nur etwa $^1/_5$ ſeiner Münzen in Silber ausgeprägt hat.* Es iſt daher mit Beſtimmtheit vorherzuſagen, daß die Anſchaffung des Goldes einen höhern Preis deſſelben zur Folge hätte, und wenn daſſelbe bisher mit dem 15,5 bis 15,7fachen Betrag an Silber bezahlt werden mußte, ſo würde wohl der 16fache Betrag kaum ausreichen, wenn auch nur von unſern Silbermünzen die Beſten dazu verwendet werden wollten, was ſomit der Verminderung aller in Thalern oder Gulden ausgedrückten Werthe um 2 Procent entſprechen würde, und eben ſo viel wäre, als wenn ein Münzfuß von 14⅓ Thaler oder 25 fl. für die Zahlungen eingeführt würde.

Es ſind daher durch die Goldwährung die verſprochenen Vortheile hinſichtlich der Erſparung der Abnützung nicht zu erwarten, und überdieß die Koſten des Uebergangs zur Goldwährung, wenn dieſelbe nicht mit einem Bankſyſtem verbunden werden will, nicht

---

* In Oeſterreich ſind von 1703 bis 1837 ausgeprägt worden:
in Gold . . 147,615,432 fl.
in Silber . . 478,437,642 fl.
(S. Becher öſterr. Münzweſen 1838.)

In Frankreich von 1803 bis 1829
in Gold . . 947,127,600 Fr.
in Silber . . 2,040,735,087 Fr.

In England von 1816 bis 1827
in Gold . . 40,783,188 Pf. St.
in Silber . . 9,024,438 Pf. St.

geringer als die der Umarbeitung der nicht vollwichtigen Silbermünzen; nur würden diese durch Ausprägen einer um 2 Procent zu leichten Goldmünze auf die Besitzer von Geldforderungen gewälzt, während bei der Umprägung der Münzen die Staatskasse oder die sämmtlichen Staatsangehörigen diese Kosten zu tragen hätten.

Wenn somit die Einführung der Goldwährung sich als ein sehr gewagtes Auskunftsmittel zu Umgehung der Umprägung der nicht vollwichtigen Münzen darstellt, so wird es sich davon handeln, die zu Durchführung und Aufrechthaltung des für die Zollvereinsstaaten angenommenen Münzsystems nothwendigen Maaßregeln zu prüfen.

Das erste Erforderniß für eine dauerhafte Begründung des Münzsystems würde seyn, daß die Preise des rohen Silbers mit denen des gemünzten Silbers in ein richtiges Verhältniß gebracht würden. Die Münzconvention von 17$^{20}/_{33}$ setzte den Silberpreis um 1$^{2}/_{3}$ Procent, das französische Münzgesetz von 1795 um 1$^{1}/_{2}$ Procent niedriger als den Preis des vermünzten Silbers, und alle circulirenden Münzen wurden nach diesem Silberpreise gewerthet, die Münzconventionen des Zollvereins enthalten hierüber keine Bestimmung, und es wurden auch keine Valvationen der circulirenden Münzen mit Ausnahme weniger vorgenommen, weil bei weitem der größte Theil in Circulation bleiben sollte, und somit die Festsetzung eines Silberpreises überflüssig oder unausführbar erschien, wogegen man sich mit dem allgemeinen Grundsatz glaubte begnügen zu dürfen, daß jede Münzstätte möglichst wohlfeil werde einzukaufen suchen.

Als ein besonderes Hinderniß gegen Feststellung von festen Silberpreisen stellte sich noch die Vertragsbestimmung dar, wonach jeder Staat die Ausprägung gewisser Summen zu übernehmen hat, was allerdings mit der Einhaltung fester Silberpreise im Widerspruch zu stehen scheint, wenn zu diesen Preisen das erforderliche Silber nicht erkauft werden kann, und dennoch vertragsmäßig gemünzt werden soll. Dieser scheinbare Widerspruch wird sich jedoch durch die weitere Bestimmung lösen lassen, daß für den Fall höherer Silberpreise die neuen Ausmünzungen durch Umprägen alter Münzen bewerkstelligt werden sollen, wobei es keiner Münzstätte an dem erforderlichen Material fehlen wird.

Es würde allerdings auf diese Weise das Silber von den Münzstätten theurer bezahlt werden müssen, als das rohe Silber,

und z. B. von den preußischen Münzstätten, wenn auch nur die alten Thaler umgeprägt würden, zu etwa 14 Rthlr. 6 Sgr., während das rohe Silber gegenwärtig wohl nicht theurer als zu 14 Thlr. zu bezahlen ist, dagegen würde dadurch mit der Abnahme der nicht mehr vollwichtigen Münzen und der Zunahme der neuen Münzen nothwendig der Durchschnittswerth des Wechselgeldes sich erhöhen, und mit diesem zugleich der Silberwerth sinken, bis das richtige Preisverhältniß zwischen rohem und gemünztem Silber, oder der bestimmte Silberpreis erreicht wäre. Wie weit diese Umprägungen ausgedehnt werden müßten, um dieses richtige Verhältniß herzustellen, läßt sich allerdings im voraus nicht ausmitteln, da der Silberpreis nicht nur durch das Bedürfniß der inländischen Münzstätten, sondern auch durch die Bedürfnisse der Silberwaarenfabrikation und durch die Handelsconjunkturen mit den auswärtigen Staaten bestimmt wird; es läßt sich aber der allgemeine Grundsatz aufstellen, daß, sobald ein Bedürfniß an Circulationsmitteln in gemünztem Silber in dem Zollvereinsgebiete vorhanden ist, auch die Fabrikation für die Auslagen an rohem Stoff und an Arbeitslöhnen durch den Preis ihres Fabrikats entschädigt werden muß, und umgekehrt muß das wirkliche Bedürfniß einer Vermehrung der Silbermünzen in dem Preis des rohen Stoffes zu erkennen seyn. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß die Silberpreise durch Handelsconjunkturen sich auf den fixirten Preis stellen, und daß die Münzstätten mit Vortheil arbeiten werden, wenn auch die Umprägung der alten Münzen noch nicht bewerkstelligt wäre, es wird aber umgekehrt bei hohen Silberpreisen die Sistirung der Umprägungen so lange nicht begründet seyn, als die Mehrzahl der circulirenden Münzen um 1 bis 2 Procent von dem gesetzlichen Gehalt abweicht, indem bei einem solchem Verhältnisse die nothwendige Folge seyn muß, daß die vom theuren Silber mit Verlust vollwichtig geprägten Münzen vorzugsweise eingeschmolzen und verarbeitet, oder dem Auslande zugeführt werden. Hat einmal der Preis des roben Silbers den Preis des gemünzten Silbers erreicht oder übersteigen, so ist der Aufwand für das Umprägen der Münzen gewiß geringer als das Prägen neuer Münzen, wenn man den Zweck vor Augen hat, nämlich richtige und gleichförmige Münzen für den Verkehr zu schaffen. Die Kosten, welche das Umprägen verursachen dürften, lassen sich allerdings nicht mit einiger

Zuverlässigkeit anschlagen, da keine bestimmte Erfahrungen vorhanden sind, wie lange ganz richtig ausgeprägte Münzen in Circulation seyn können, bis sie im Durchschnitt 1 Procent am Gewicht verlieren, und wie viele nach Abzug der ins Ausland versendeten und durch sichtbare Verstümmelung unbrauchbar gewordenen Münzen wieder an die Münzstätten zurückgeliefert werden. Würde man eine Umlaufszeit von 80 Jahren und die umzuprägenden Münzen als die Hälfte der ausgegebenen annehmen können, so würden bei einer Ausmünzung von 20 fl. Silbermünze auf den Kopf der Bevölkerung in den Zollvereinsstaaten die Circulationsmittel im Ganzen 500 Millionen Gulden betragen, und es würde davon $^1/_{80}$ jährlich zur Umprägung kommen, oder etwa 3 Millionen Gulden, welche 1 Procent als Ersatz für eine Abnützung und 2 Procent Umprägungskosten oder 60,000 fl. etwa jährlichen Aufwand erfordern würden, welche Summe wohl hinreichen dürfte, die Silbermünzen vollwichtig zu erhalten, wobei angenommen werden darf, daß die andere Hälfte der Münzen wieder durch Ankauf von rohem Silber und verstümmelten Münzen ohne besonderen Aufwand durch die Münzstätten ersetzt würde. Derselbe Aufwand würde hinreichen, etwa 6 Millionen Gulden jährlich auszuprägen, wenn das rohe Silber so theuer bezahlt würde, als das vermünzte ausgegeben wird, wie dieses gegenwärtig größtentheils durch die Münzstätten geschehen muß. Das erstere Verfahren hätte den großen Vorzug, daß die alten Münzen auf diese Weise nach und nach in vollwichtige umgearbeitet würden, während bei dem andern Verfahren die alten Münzen sich immer mehr von der Münzeinheit entfernen, und nach und nach das Münzsystem aufheben müssen. Größer wird allerdings das Opfer, wenn eine Münzstätte nicht Gelegenheit hätte, das rohe Silber für ihre Ausmünzungen um 1 Procent wohlfeiler zu kaufen, und doch das Umprägen der alten Münzen mit Silber, welches 1 Procent theurer ist, bewerkstelligen müßte; ein solches Mißverhältniß sollte aber durch Fortsetzung der Umprägungen sich immer mehr beseitigen lassen, wenn nicht noch andere Umstände auf die Erniedrigung der Silberpreise einwirken, und deren können allerdings innerhalb des Zollvereinsgebiets noch mehrere gedacht werden.

Die Preise des gemünzten Silbers werden nämlich sich auch bei vollkommen richtigen Münzen nicht

höher ſtellen, als das rohe Silber, wenn ein Ueberfluß an Circulationsmitteln vorhanden wäre, oder nach und nach geſchaffen würde, da die überflüſſigen Münzen ſodann dem Auslande zugeführt und nur im Preis des rohen Silbers bezahlt würden.

Dieſer Ueberfluß an Cirkulationsmitteln könnte entſtehen, wenn die Münzfabrikation von einzelnen Münzſtätten unter beſonders günſtigen Verhältniſſen mit wohlfeilerem Silber betrieben werden könnte, als daſſelbe im Handel zu erhalten iſt, oder wenn durch Vermehrung von Circulationsmitteln mittelſt Ausgabe von Papiergeld oder Banknoten das Metallgeld ſich entwerthete und daher dem Auslande zuflöſſe.

Durch das Silbererzeugniß der Zollvereinsſtaaten iſt ein ſolches Verhältniß hinſichtlich der Münzfabrikation wirklich begründet, indem der Werth des erzeugten Silbers jährlich etwa zu 1,200,000 Thaler preußiſch oder 2,100,000 fl. anzuſchlagen iſt, während der Silberverluſt durch die Circulation, wenn er auch in 50 Jahren auf 1 Procent und das Bedürfniß an Circulationsmittel für den Kopf zu 20 fl. angeſchlagen wird, in den genannten Ländern bei einer Bevölkerung von 25 Millionen kaum zu 100,000 fl. jährlich geſchätzt werden kann, welcher Verluſt durch das Silbererzeugniß 20fach erſetzt wird. Wenn nun auch für die Fabrikation von Silberwaaren und namentlich für die Fertigung von plattirten Waaren im Zollverein ſich ein bedeutender Verbrauch ergibt, ſo iſt dieſer doch durch das eigene Erzeugniß von Silber vielfach gedeckt, wie die Erfahrungen in Oeſterreich beweiſen. In Oeſterreich iſt das Einſchmelzen von Bruchſilber Privatleuten unterſagt und alles Silber muß an die beſtellten Einlösämter abgeliefert werden, von welchen ſodann das Bedürfniß an die Münzſtätten und an Privatperſonen abgegeben wird. Nach Becher wurde in 66 Jahren von 1772 bis 1837 bei den ſämmtlichen Einlösämtern der Monarchie eingeliefert:

Bergſilber.	Bruchſilber.	Alte Münze.	Zuſammen.
5,808,092 Mark.	14,897,353 M.	3,874,921. M.	24,580,366 M.

oder im Durchſchnitt jährlich 372,429 M.; dagegen wurden von 1819—37 in 18 Jahren des Friedens nur 20,248 Mark jährlich an Privatperſonen abgegeben und das Uebrige vermünzt.

Die Silberproduktion in den Zollvereinsſtaaten iſt ungefähr dieſelbe wie in Oeſterreich, dagegen die Seelenzahl kleiner, weshalb

der Silberverbrauch im Zollverein für die Zwecke nicht größer ſeyn ſollte, und daher kaum ⅓ des Silbererzeugniſſes in Anſpruch nehmen dürfte. Noch bedeutender wird der Ueberſchuß des Silbererzeugniſſes über den Silberverbrauch durch die Silberbergwerke von Hannover und Braunſchweig, welche jährlich gegen 640,000 Thaler oder 1,120,000 fl. Silberwerth für eine Bevölkerung von 2 Millionen Seelen liefern und dieſes Silber ſelbſt bei weitem nicht verbrauchen können. Nachdem Hannover und Braunſchweig das preußiſche Münzſyſtem angenommen haben, ſo würde offenbar eine jährliche Vermehrung der Münzen über das Bedürfniß entſtehen, wenn dieſes ganze Erzeugniß in gemünztem Silber auf den Geldmarkt gebracht würde, und es iſt die dadurch zu erwartende Entwerthung der Münzen um ſo wahrſcheinlicher, als bisher größtentheils die Silberbergwerke zu Gunſten des Münzregals ihr Erzeugniß zu billigen Preiſen abzugeben hatten, diejenigen Staaten daher, welche die Vortheile des eigenen Silbererzeugniſſes haben, auch noch durch Monopole geſchützt ſind. Dieſer Entwerthung der Silbermünzen wird daher durch das Umprägen der unrichtigen Münzen und durch möglichſte Gleichförmigkeit der ſämmtlichen Münzen nicht begegnet werden können, vielmehr wird das richtige Preisverhältniß zwiſchen dem rohen und dem gemünzten Silber ſich nur herſtellen laſſen, wenn *das Silbererzeugniß der innerhalb des Zollvereins befindlichen Bergwerke als rohes Silber und nicht als gemünztes Silber in den Handel gebracht wird.* Man ſollte annehmen dürfen, daß diejenigen Staaten, welche das rohe Silber höher verwerthen können, als das gemünzte Silber nach Abrechnung der Fabrikationskoſten, die erſtere Art der Verwerthung vorziehen würden; wenn es ſich aber davon handelt, die jährlichen Ausprägungen durch Umprägen alter Münzen oder durch rohes Silber zu bewerkſtelligen, ſo wird allerdings das letztere Verfahren als das wohlfeilere ſich ſcheinbar empfehlen, und die alten Münzen werden ſo lange als nur immer möglich im Courſe gelaſſen werden, was die oben berührten Mißverhältniſſe zur Folge haben muß, die Aufgabe der nicht mit wohlfeilem Silber geſegneten Münzſtätten aber noch erſchwert, da dieſen bei allen Opfern, welche ſie für das Umprägen der alten Münzen zu bringen ſich entſchließen wollten, doch nie die Ausſicht gegeben wäre, ihr

Silberbedürfniß zu billigen Preiſen ankaufen zu können, einzelne beſonders günſtige Handelsconjunkturen ausgenommen, welche aber nicht für die vielen Opfer entſchädigen können. Ein richtiges Verhältniß hinſichtlich der Leiſtungen der einzelnen Zollvereinsſtaaten für das gemeinſchaftliche Münzſyſtem wird daher nur dadurch zu erhalten ſeyn, daß die durch das Umprägen alter Münzen jährlich vorzunehmenden Ausmünzungen nach dem Verhältniß der Seelenzahl oder des für die Zollvereine beſtimmten Maaßſtabes vertheilt werden; wogegen die Ausprägungen aus rohem Silber der freien Conkurrenz der Münzſtätten überlaſſen werden könnten, und unterbleiben dürften, ſo lange der Silberpreis nicht die Koſten der Fabrikation deckt.

Noch entſchiedener wird die Entwerthung der Silbermünzen dadurch bewerkſtelligt werden, wenn Papiergeld oder Banknoten, welche nicht auf Metallwerth gegründet ſind, innerhalb des Zollvereins in beträchtlicher Menge ausgegeben werden, und neben dem Silbergeld in gleichem Werthe cirkuliren. Nach Hofmann ſind von Preußen 26 Millionen Thaler in Treſorſcheinen ausgegeben worden, in Gold- und Silbermünzen 258 Millionen Thaler und da ſich annehmen läßt, daß das Metallgeld zum Theil verarbeitet worden ſeyn mag, beim Papiergeld aber nur ein Abzug durch Unfälle ſtatt finden kann, welcher wohl durch falſche Papiere erſetzt werden dürfte, ſo iſt gewiß verhältnißmäßig mehr Papiergeld in Cirkulation als wirklich ausgegeben wurde. In Sachſen wurden neben der 1818 erfolgten Ausgabe von 2½ Millionen Thaler Kaſſenbillets zu 1 und 2 Thaler auch der Eiſenbahngeſellſchaft und der Leipziger Bank Conceſſionen zum Ausgeben unverzinsliche Papiere ertheilt und eine Bank in Dresden iſt im Entſtehen begriffen; ebenſo hat die bayeriſche Hypothekenbank die Befugniß, Banknoten auszugeben. Wenn auch bisher dieſe Papiere noch nicht über das Bedürfniß vermehrt ſind, ſo darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß den Zollvereinsſtaaten keinerlei Garantie gegeben iſt, daß nicht durch Emiſſion von unverzinslichen Papieren eine nachtheilige Einwirkung auf das Metallgeld hervorgebracht werde. Da kein Staat zur Annahme der Papiere des andern verbunden iſt, ſo wird allerdings das Eindringen von Papieren verhindert werden können, und die Ausfuhr des

Metallgeldes aus einem Staate sollte umgekehrt den andern Staaten dasselbe zuführen, es kommt aber in Betracht, daß das Metallgeld, wenn es das Bedürfniß für die Circulation übersteigt, eine nur sehr beschränkte Anwendung finden kann, und daher ausgeführt werden muß, was bei der Ausfuhr des gemünzten Metalls die Folge hat, daß dasselbe nur als rohes Metall verwerthet werden kann, und daher den Verlust der Fabrikationskosten erleiden muß. Wenn daher mehrere Staaten dasselbe Münzsystem durchführen wollen, so erscheint es unumgänglich nöthig, daß auch wegen der übrigen Circulationsmittel gemeinschaftliche Maaßregeln getroffen werden, indem diejenigen Staaten, welche bloß Metallgeld ausgeben, Gefahr laufen, die Ausmünzungskosten zu verlieren, während sie durch den von dem Papiergeld zu beziehenden Nutzen nicht dafür entschädigt werden, durch welchen derjenige Staat, welcher Papiergeld ausgibt, sich für die verlornen Münzkosten mehrfach bezahlt machen kann.

Der zunehmende Verkehr in den Zollvereinsstaaten wird allerdings den Gebrauch von Banknoten immer mehr zum Bedürfniß machen, die Erfahrungen der neuesten Zeit möchten aber die Nothwendigkeit darthun, hier der Privatspekulation nicht zu viel zu überlassen, und es möchte sich nur ein Banksystem nach dem Muster der Hamburger oder der Pariser Bank empfehlen lassen, bei welchen der Werth der ausgegebenen Noten in edlen Metallen deponirt wird, und die Banknoten nicht auf zu geringe Summen gestellt sind. Dabei müßte mehr die Erleichterung des Verkehrs als ein Gewinn im Auge behalten werden, da offenbar der von einzelnen Bankunternehmern zu machende Gewinn gegen die für das Ganze zu erwartende Nachtheile nicht entscheidend seyn kann, übrigens Bankgeschäfte, welche auf persönlichem Credit beruhen, füglich der Privatspekulation überlassen werden können. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise zugleich das Münzwesen die solideste Grundlage durch Deponirung von Barren erhielte, wenn die Banknoten jeder Zeit in vollwichtigen Münzen oder in Barren zu einem um etwa die Hälfte der Ausmünzungskosten oder etwa ½ Procent niedrigern Silberpreis eingelöst werden könnten. Bei hohen Silberpreisen würde man allerdings zu gewärtigen haben, daß die Banknoten zum Einlösen kämen, und die Silberbarren ins Ausland versendet würden, es wird aber immerhin für die

Staatskassen vortheilhafter seyn, wenn unter solchen Conjuncturen Silber in Barren statt des gemünzten Silbers ausgeführt wird, und durch die Emission der Banknoten, welche durch die Circulation nichts an Werth verlieren, würde überdieß die Abnützung des Metallgeldes erspart, abgesehen von den Ersparnissen an Transportkosten bei Versendungen. Die Vortheile solcher Banknoten würden ohne Zweifel im Verkehr sich so empfehlen, daß nicht nur gegen baares Geld ihr Absatz bewerkstelligt werden könnte, sondern daß auch der für die Niederlegung von Silberbarren etwa erforderliche Mehraufwand von Privatleuten gerne übernommen würde, wenn man versichert seyn kann, jederzeit wieder denselben Betrag von Silber mit einem geringen Aufgeld zurück zu erhalten. Da jeder der Vereinsstaaten bei seiner Hauptkasse und der an demselben Ort befindlichen Münze bedeutende Summen im Vorrath halten muß, und die angestellten Beamten die erforderlichen Geschäfte übernehmen könnten, so würde ein besonderer Aufwand dadurch nicht entstehen, es wäre aber für den Verkehr von dem entschiedensten Vortheil, wenn diese ganz gleichförmig ausgefertigten Banknoten an allen öffentlichen Kassen der Zollvereinsstaaten an Zahlung angenommen würden, und mit einem besondern Stempel diejenige Kasse bezeichnet wäre, welche die Einlösung zu besorgen hätte. Würde die Emission der Banknoten gleich den Zollrevenüen eines Jahrs oder zu 1 fl. ungefähr für den Kopf der Bevölkerung angenommen, so würde der Metallwerth von 25 Millionen Gulden voraussichtlich die Schwankungen in den für den Verkehr erforderlichen baaren Mitteln auszugleichen ganz geeignet seyn, und es würden Baarsendungen an gemünztem Metall in das Ausland dadurch größtentheils vermieden, oder wenigstens ohne Verlust bewerkstelligt werden können, wenn die Ausprägungen nur bei günstigen Conjuncturen durch Silberzufuhren aus dem Ausland vorgenommen würden. Ein auf diese Grundlage gestütztes und unter den Zollvereinsstaaten gemeinschaftlich controlirtes Banksystem würde sicherlich alle Garantien für sich haben, es würde aber an Solidität nicht wesentlich verlieren, wenn zugleich die Emission der Banknoten um ebenso viel vermehrt würde, daß der für Umprägen der Münzen erforderliche Aufwand durch die Zinsen der umlaufenden Banknoten gedeckt werden könnte, was bei den oben berechneten Kosten, 60,000 fl. jährlich, ein Capital von 1½ Millionen Gulden

bei dem Zinsfuß von 4 Procent erforden, und also nur 6 Procent des durch Metallwerth zu deckenden Capitals betragen würde. Würde je zu Aufrechthaltung des Grundsatzes, daß keine Banknoten circuliren sollen, welchen nicht ein leicht realisirbarer Werth entspricht, eine Deckung auch für diese 1½ Millionen für nothwendig erachtet, so würde diese leicht in Realitäten gegeben werden können, und wenn Grundbesitz als Deckung für unpassend gehalten würde, so möchte sich in Fruchtvorräthen jeder Staatskasse Deckungsmittel darbieten, welche bei Jahren des Mißwachses und bei Kriegszeiten sich leicht realisiren ließen, und vorzüglich als Depositum geeignet wären, weil gerade solche Conjuncturen auf den Geldverkehr am störendsten einwirken. Zu Realisirung eines solchen auf Metallwerth gegründeten Banksystems würde besonders noch förderlich seyn, wenn außer Silber auch Gold und Goldmünzen in das Münzsystem aufgenommen werden, was bis jetzt noch eine Lücke in der Münzconvention darbietet. Den Goldmünzen sind für viele Zwecke Vortheile eigen, welche weder durch Banknoten, noch durch Silbergeld ersetzt werden können, und ein vollkommenes Münzsystem wird derselben daher nicht entbehren können, wenn gleich der Gedanke längst aufgegeben worden ist, einen festen Preis zwischen den Gold- und Silbermünzen zu firiren. Indessen würde eine bedeutende Erleichterung für den Geldverkehr offenbar dadurch erreicht, wenn eine Vereinsgoldmünze, wozu ein 4 oder 8 Thalerstück (7 und 14 Guldenstück) bereits in Vorschlag gekommen ist, von gleichem Gehalt ausgeprägt würde und zwar nach dem Durchschnittspreis des Goldes, wie sich dieser im Verlauf der letzten Jahrzehnten gestellt hat, welcher Preis gegen den des Silbers wie 15⁷/₁₀ zu 1 angenommen werden könnte, bei welchem Verhältniß der vollwichtige Friedrichsd'or zu 5⅓ Thlr. oder 9 fl. 55 kr. sich berechnet. Die geringen Schwankungen, welche der Cours dieser Goldmünzen im Wechselverkehr erführe, würden beim gewöhnlichen Verkehr voraussichtlich in der Regel unbeachtet bleiben können, sie würden aber sich bedeutend noch vermindern lassen, wenn die südlichen Zollvereinsstaaten sich vereinigten, die vollwichtigen Goldmünzen, zu dem gleichen Cours bei sämmtlichen öffentlichen Kassen an Zahlungsstatt anzunehmen, ohne daß Jemand verbindlich gemacht würde, Zahlungen in Gold für seine in Silbermünze contrahirten Forderungen anzunehmen. Da Schwan-

kungen im Verhältniſſe des Gold- und Silberpreiſes ſich im Laufe der Zeit ergeben könnten, ſo würden Veränderungen im Cours der Goldmünzen vorbehalten bleiben müſſen, dieſe könnten aber nur von ſämmtlichen Regierungen übereinſtimmend vorgenommen werden, und zwar müßte ein Termin zur Einlöſung bei Erniedrigung des Courſes gegeben, oder wenigſtens die Bezahlung der Coursdifferenz garantirt werden. Dieſe von den Regierungen hinſichtlich der Goldmünzen zu übernehmenden Verbindlichkeiten würden vorausſichtlich ohne Beläſtigung für die Staatskaſſen gegeben werden können, ſobald nicht mehr Goldmünzen geprägt werden, als der innere Verkehr bedarf; ſie werden aber nöthig ſeyn, damit nicht bei niedrigen Goldpreiſen die Ausprägungen über das Bedürfniß ausgedehnt werden, wie dieſes in den letzten Jahren in Hannover und Braunſchweig der Fall geweſen iſt, was ein ungewöhnliches Sinken dieſer Goldſorte zur Folge gehabt hat, während die übrigen Goldſorten weniger Schwankungen erlitten haben. Da nach den bisherigen Erfahrungen das Gold in längern Zeiträumen immer im Preis geſtiegen iſt, ſo wird nicht zu befürchten ſeyn, daß der bisherige Durchſchnitt einen zu niedrigen Werth der Goldmünzen gewähre; ſollte aber ein Steigen der Goldmünzen den Gebrauch derſelben im Verkehr ohne Agio nicht mehr zuläßig machen, ſo wird eine Verminderung des Gewichtes durch die Abnützung ſowohl, als durch Abkürzung bei den neuen Münzen zur Ausgleichung auf eine runde Zahl immer leicht ſich bewerkſtelligen laſſen, wodurch denn auch bei ſteigenden Goldpreiſen die Bequemlichkeit einer Goldmünze für den gewöhnlichen Verkehr erhalten würde, welche in Thalern und Gulden ohne Bruchtheile ſich ausdrücken ließe. Dabei wird jedoch der Grundſatz immer feſtzuhalten ſeyn, daß die Münzeinheit nur auf ein Metall und zwar für Deutſchland das Silber ſicher gegründet werden kann, und daß das Gold ſeinen Werth von den Handelsconjuncturen erhält, welche von den Zollvereinsſtaaten nicht beſtimmt werden können, wenn gleich bei gemeinſchäftlichen Maaßregeln eine Einwirkung auf dieſelben wohl ausgeübt werden kann.

Wenn aus der vorſtehenden Darſtellung hervorgehen dürfte, daß zu Herſtellung eines gemeinſchaftlichen Münzſyſtems in dem Zollverein auf den gegebenen Grundlagen noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden ſind, ſo darf man dagegen mit Zuverſicht erwarten, daß auch bei dieſer für den Verkehr ſo wichtigen Aufgabe die Intereſſen und Bedürfniſſe der Geſammtheit gegenüber den Intereſſen der Einzelnen den Ausſchlag geben, und daß dabei nach richtigen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen eine feſte Grundlage für die Zukunft werde genommen werden, wenn auch der Gegenwart einige Opfer gebracht werden müſſen.

Vorschläge

zur

Einrichtung des Pennysystems in England,

aus einem Berichte an die Lords der Schatzkammer.

Unter allen neuen Vorschlägen gesetzgebender Kammern hat wohl keiner einen so hohen Grad von Aufmerksamkeit erregt, als die beabsichtigte Herabsetzung der Briefgebühr auf 1 Penny, wie es vom englischen Parlamente, am 17. August vorigen Jahres, beschlossen wurde. Diese Herabsetzung ist so bedeutend, es liegt darin ein solcher Gewaltstreich, daß man nicht weiß, wen man am meisten bewundern soll, den Vorschläger des Gesetzes, oder den gesetzgebenden Körper, der es genehmigt. Denn es handelt sich hier nicht von einer Kleinigkeit, es ist nicht die Rede von einer Verminderung von 5, 10 oder gar 20 Procent, sondern von einer Herabsetzung von 80 Procent und darüber. Briefe von Birmingham nach London kosten in der Regel 7 Pence, von Manchester oder Liverpool 12 bis 14 Pence, von Edinburg 18 oder 21 Pence. Großbritannien zählt jetzt an 28 Millionen Menschen, von welchen wohl kaum der vierte Theil schreiben kann. Wenn wir daher annehmen, daß die Postgefälle in den letzten Jahren im Durchschnitt 1½ Millionen Pf. Sterl. betragen haben, und daß jeder Brief 1 Schilling koste, so gibt dieß 30 Millionen Briefe. Wenn daher das Ergebniß zu 1 Penny dasselbe bleiben soll, so müssen über 300 Millionen Briefe von 7 Millionen Menschen geschrieben werden, was etwa 43 Briefe auf die Person ausmacht. Diese Vergleichungen werden blos deßhalb hier angeführt,

damit man entnehmen könne, welche Verantwortlichkeit die Regierung durch die Annahme des Geſetzes auf ſich geladen, und daß ſie doch im Grunde überzeugt ſeyn muß, die bisherige Einnahme nicht nur zu erhalten, ſondern ſogar zu vermehren. Denn es iſt offenbar, daß dieſem Entwurfe eine das Staatseinkommen bezweckende Abſicht zum Grunde liegt, wodurch nicht nur das Volk, ſondern auch die Regierung gewinnen ſoll. Die Poſtgefälle ſind unſtreitig der reichſte Erwerb eines Staates, weil ſie ſowohl von Seite der höhern Verwaltung, als der untergeordnetern Beamten nur durch vielfältige Opfer ihrer Ruhe und Gemächlichkeit errungen werden, und die Poſt ſelbſt eine reine Anſtalt zum Beſten des Volkes iſt.

Ob nun aber die Abſicht der engliſchen Regierung erreicht oder nicht erreicht werden wird; ob der Erfolg befriedigend oder nicht befriedigend ausfallen wird, dieß laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Der Entwurf iſt großartig; und ſeit langer Zeit iſt kein Samenkorn in das Erdreich der Völker gefallen, deſſen Früchte ſo wohlthätig für das ſittliche Wohl derſelben ſich erſchließen dürften. Darum muß es jedem denkenden Menſchen daran gelegen ſeyn, dieſe Abſicht zu befördern, und keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen zu laſſen, jeden Gedanken nach Deutſchland zu übertragen, der ſich auf dieſen Gegenſtand bezieht, damit er je länger je mehr zur Reife gelange, in der angenehmen Hoffnung, daß auch wir in kommenden Zeiten an dieſen Früchten uns erquicken können. Aus dieſem Grunde entnehme ich die Hauptſtellen aus einem Berichte des Herrn Boillean an die Lords der Schatzkammer, worin die Art und Weiſe, wie das große Ziel zu erreichen, ſo klar und deutlich vorgeſchrieben iſt, daß man über das Gelingen nicht den mindeſten Zweifel hegen kann.

Vor allen Dingen ſtellen ſich drei Hauptpunkte dar, auf welchen das Unternehmen beruhen muß, ſoll es vortheilhaft ins Leben treten:

1) Hinlängliche Gewährleiſtung für den öffentlichen Schatz;

2) Gewiſſenhafte Ausführung des Vorhabens von Seite der oberſten Verwaltung;

3) Bequemlichkeit für den öffentlichen Dienſt.

Der erſte Punkt ergibt ſich aus der Sache ſelbſt, weil die Einnahme nicht gefährdet, die Abſicht der Geſetzgebung nicht getäuſcht

werden ſollen. Der zweite Punkt, der ſich auf die Ausführung ſelbſt beziehet, muß auf einem einfachen und ſinnreichen Plan beruhen, in welchem durchgängige Einheit herrſcht, und wodurch alle Zweige mit dem Ganzen ſo innig verbunden werden, daß die Verwaltung mit ihrem jetzigen Perſonenſtand, der Vermehrung der Briefe ungeachtet, doch beſtehen kann. Der dritte Punkt endlich, in welchem die Bequemlichkeit für den öffentlichen Dienſt zu berückſichtigen iſt, muß durch eine ſo einfache Einrichtung erzielt werden, daß ſie jedem Menſchen zugänglich, und für Alle eine ſo leichte Verpflichtung iſt, der man gerne und mit Eifer entſprechen wird.

Die Gewährleiſtungen, wodurch der öffentliche Schatz ſich ſichern muß, laſſen ſich auf drei zurückbringen:

1) Die auf 1 Penny herabgeſetzte Briefgebühr muß von einer beſondern Grundlage ausgehen, und eine neue Maaß- und Schätzungseinheit feſtſtellen, die auch in andern Ländern als einfacher Brief angenommen iſt; und dieſe Einheit muß ſo genau beſtimmt ſeyn, daß ſie, ohne das Publikum zu beeinträchtigen, dennoch die Möglichkeit unerlaubter Vergrößerung eines einfachen Briefes verhindert, wodurch ſonſt dem öffentlichen Schatze nichts als Verluſt erwachſen würde.

2) Iſt dieſe Einheit beſtimmt, ſo muß auch beſchloſſen werden, in welchem Verhältniſſe die Briefgebühr für jeden andern, dieſe Einheit überſchreitenden Brief feſtzuſetzen iſt, und auf welche Weiſe die Briefgebühren einzuziehen ſind.

Aus der Art, wie dieſe Gebühren erhoben werden, muß auch der Briefſchluß ſelbſt hervorgehen. Er muß hauptſächlich mit der Einheit des einfachen Briefes übereinſtimmen, und wird die erforderlichen Bedingungen nur dann erfüllen, wenn der Briefſchluß geeignet iſt, jeden Betrug und Unterſchleif zu beſeitigen, und wenn die Erhöhung der Briefgebühr, über jeden einfachen Brief hinaus, im beſchränkteſten Verhältniſſe mit der neuen Taxe bleibt.

Was nun die erſte Gewährleiſtung betrifft, ſo iſt es klar, daß die auf 1 Penny beſtimmte Briefgebühr nur vom einfachen Briefe zu verſtehen iſt, ſonſt würde die Poſt bald mit Päcken überhäuft werden, und die gewöhnlichen Mittel zur Beförderung der Briefe würden nicht mehr zureichen. Im Gegentheile ſcheint

das neue Geſetz die Vereinzelung der Briefe bezwecken zu wollen, wodurch allerdings der Briefwechſel ſehr vermehrt würde. Vor allen Dingen muß daher das Maaß eines einfachen Briefes genau beſtimmt werden, in welcher Beziehung der bisherige Gebrauch in England höchſt unbefriedigend war.

Betrachtet man Briefe und Papier der Form und Größe nach, wie beide in England und auf dem Feſtlande gebräuchlich ſind, ſo findet man, daß das Papier in Bogen von vier Seiten eingetheilt iſt; daß jeder Bogen ungefähr 27 Centimetres hoch und 21½ Cent. breit iſt, woraus ſich eine Oberfläche von 580½ Geviert-Cent. für die Seite und von 2322 Geviert-Cent. für den Bogen ergibt. Im Briefe ſelbſt werden jedoch nur drei Seiten benützt, die vierte dient zur Ueberſchrift. Um daher von dieſem allgemein üblichen Gebrauche nicht abzuweichen, darf jeder Brief 3 × 580½, oder 1741½ Geviert-Cent. Geſchriebenes überhaupt enthalten. Wenn man daher einen beſondern Umſchlag zu den Briefen nimmt, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird, ſo iſt es klar, daß die zu überſchreibende Oberfläche des neuen einfachen Briefes 1741½ Geviert-Cent. enthalten darf, und jeder einzelne Bogen würde nur 24 Cent. hoch und 18 Cent. breit werden, weil man ſtatt drei Seiten nun alle vier überſchreiben könnte. Auf dieſe Weiſe bliebe der Verkleinerung des Papieres ungeachtet doch Alles vollkommen beim Alten. Die Schatzkammer könnte nichts verlieren, weil kein Brief mehr Stoff enthielte, als zuvor; gleichwie auch auf der andern Seite der Briefſteller in ſeinen herkömmlichen Rechten nicht beeinträchtigt würde. Im Gegentheile würde dieſer noch gewinnen, weil er unter demſelben Umſchlage einen ganzen Bogen von 18 Cent. und 24, oder einen halben Bogen und zwei Tratten, oder einen halben Bogen nebſt einem Ladbriefe verſchließen könnte, was unter den jetzigen Verhältniſſen, als einfacher Brief genommen, faſt gar nicht angeht, und namentlich in England als doppelter und dreifacher Brief betrachtet wird. Selbſt ein einfacher Brief, jedoch mit angehängter Rechnung auf einem und demſelben Bogen wird doppelt belegt, wenn es die Poſtbeamten entdecken können. In allen dieſen Fällen aber wäre der neue einfache Brief auch in fremden Ländern noch einfach, weil er nicht mehr als 6 bis 7 Grammes wiegen könnte, und der einfache Brief in Frankreich und Holland 7½, in Rußland, Preußen und Belgien ſogar 10 Grammes

wiegen darf. Dieser Gegenstand ist daher von Belang, weil durch die neue Anordnung kein Nachtheil für britische Unterthanen in ihren äußern Verhältnissen erwachsen würde, so lange andere Völker dem Beispiele der Engländer nicht folgen.

Da wir nun die Briefeinheit bestimmt haben, so können wir zum zweiten Punkte übergehen, und die Briefgebühr für solche Fälle festsetzen, wo von doppelten, dreifachen und mehr Briefen die Rede ist. Denn nichts drückt einem Systeme ein festeres Siegel auf, nichts gibt ihm mehr Leben und Dauer, als wenn es einfach und gleichförmig ist. Weil nun dem Vorschlage gemäß jeder einfache Brief nur 1 Penny bezahlen soll, käme er selbst von den äußersten Winkeln des Landes, so ist es am Besten, auch jeden Brief nur nach Maaßgabe seines Uebergewichts gleichförmig zu belegen. Zu diesem Zweck darf man bloß die Mittelzahl der Kosten berechnen, welche die Beförderung der Briefe erheischt, diese Zahl mit den Erfordernissen des neuen Systemes in Uebereinstimmung bringen, und für alle Postämter einen Tarif begründen, welchem zufolge für ein bestimmtes Gewicht eine bestimmte Gebühr zu entrichten wäre. Dadurch würde eine große Leichtigkeit bei der Abgabe der Briefe auf den Postämtern erzweckt, und auch die Gegenrechnungen zwischen diesen Postämtern und dem Hauptpostamte so erleichtert werden, daß man mit der geringsten Schwierigkeit zum allgemeinen Ergebnisse gelangen könnte.

Zur Erhebung der Briefgebühr hat man bisher drei Wege eingeschlagen:

1) durch Erhebung der Gebühr bei Ablieferung der Briefe;
2) durch freiwilliges Frankiren der Briefe;
3) durch gezwungenes Frankiren derselben.

Die Erhebung der Gebühr bei Ablieferung der Briefe gewährt unstreitig eine große Sicherheit, daß die Briefe richtig abgeliefert werden, weil der Briefträger entweder das Geld oder den Brief zurückbringen muß. Bei dem in Frage stehenden Systeme aber könnte dieß nicht angehen, weil der Zeitverlust zur Erhebung der Gebühren zu groß wäre, und die jetzige Briefträgerzahl den vermehrten Dienst nicht versehen könnte. Darum ist es Zeit- und Gelderspariß, die alte Methode eingehen zu lassen, und damit ihre Aufhebung nicht bedauert werde, so kann man leicht beweisen, daß das, was dagegen eingeführt werden soll, die nämliche Sicherheit

gewährt. Das Frankiren der Briefe bei Abgabe derſelben ſcheint aber den neuen Verhältniſſen am Angemeſſenſten, weil es ſchon in der Natur der Sache liegt, und Niemand mehr an der richtigen Ablieferung und dem Empfange der Briefe an ihrem Beſtimmungsorte gelegen ſeyn kann, als demjenigen, der ſie geſchrieben hat. Für die Poſtverwaltung ſelbſt würde aber auch noch der Vortheil dadurch erwachſen, daß ihr keine todten Briefe liegen blieben, wie es jetzt ſo häufig der Fall iſt, und daß auch derjenige, der Briefe ſchreibt, die Aufſchrift genauer machen würde, als es bisher geſchehen, weil es nun ganz anders in ſeinem Vortheile läge, die nöthige Sorgfalt darauf zu verwenden. Auch würde die Austheilung der Briefe eben dadurch ſchneller vor ſich gehen, wenn die Briefträger nicht mehr ſo lange zu ſuchen brauchen, und was mithin dem Einen frommt, würde auch dem Andern dienen. Uebrigens iſt die ſchnelle Austheilung der Briefe für jede Poſtverwaltung Nothwendigkeit, und jeder daraus erwachſende Vortheil fällt dem Publikum ganz anheim, darum ſollte es ſich auch verpflichtet fühlen, die Aufſchriften mit der größten Genauigkeit zu machen.

Was endlich die Sicherheit betrifft, die man zu verlieren ſcheint, wenn die Briefgebühr nicht mehr bei Ablieferung der Briefe erhoben wird, ſo iſt dieſe Beſorgniß wohl von wenig Belang, weil man auf die Treue der Briefträger ſo ziemlich zählen kann, weil ſie viel mehr zu thun haben würden und mithin die Briefe nicht mehr ſo genau beſichtigen könnten; und weil endlich die äußere Gleichheit der Briefe, der Umſchläge wegen, jeden Verdacht eines gehaltvollen Werthes entfernen würde. Man kann daher mit ziemlicher Zuverſicht annehmen, daß die Erhebungsweiſe der Briefgebühr, welche dem Pennyſyſteme am zuträglichſten iſt, darin beſteht, daß man die Briefe bei der Aufgabe ſämmtlich frankirt.

Wir kommen jetzt zum dritten Punkte unſerer Betrachtung, nämlich zur Art und Weiſe, wie der Briefſchluß geſchehen ſoll. Dieß kann auf viererlei Wegen bewerkſtelligt werden. Der erſte Weg begreift die jetzt faſt allgemein übliche Weiſe, Briefe zu ſchließen, wobei die vierte Seite zur Aufſchrift dient. Der zweite geſchieht mit Hülfe geſtempelter Bänder; der dritte erfordert Stempelpapier zum Umſchlage, und zum vierten werden rautenförmige Umſchläge verwandt. Der erſte Weg aber kann beim Pennyſyſtem

nicht angewandt werden, weil die Postverwaltung jeden Augenblick betrogen würde. Der zweite, mit gestempelten Bändern, kann auch nicht angehen, weil er nicht sicher genug ist; und der dritte würde die Gleichheit der Briefe verhindern. Auf dem vierten Wege dagegen, wozu man gestempelte, rautenförmige Umschläge verwendet, könnte man alle Erfordernisse vereinigen.

Diese Erfordernisse aber sind: die geringste Verwendung von überflüssigem Papiere, und mithin größte Leichtigkeit desselben; vollkommene Sicherheit für den Einschluß, unveränderliche Gleichheit der Briefe, und vor Allem ein hoher Grad von Unmöglichkeit, diese Umschläge nachzumachen. Daß nun aber alle diese Erfordernisse durch unsern Vorschlag zu erzielen sind, kann leicht bewiesen werden.

Ein Bogen Papier von der oben vorgeschlagenen Größe, zu einem einfachen Briefe, wäre 18 Centimetres breit und 24 Cent. hoch, und enthielte daher 432 Geviertcentimetres. Wird dieser Bogen in vier Theile zusammengeschlagen, und zwar zuerst der Breite, zuletzt aber der Länge nach, so entsteht ein Parallelogramm von 12 Cent. Länge und 9 Cent. Breite, oder von 108 Geviertcentimetres. Ein rautenförmiger Umschlag von 16½ Cent. auf jeder Seite, mithin 272½ Cent. Fläche, würde das Parallelogramm des Briefes bedecken, und auf jeder Seite noch 1½ Cent. zum Versiegeln übrig lassen; was mehr als hinlänglich wäre, um jede Möglichkeit des Eröffnens zu verhindern, besonders wenn man übergroßer Sicherheit wegen vier Oblaten dazu nehmen wollte. Ein rechtwinklichter Umschlag dagegen, wenn er einen Brief sicher verschließen soll, darf nicht weniger als 19½ auf 24 Cent., also 487½ Geviertcentimetres Fläche haben, woraus sich ein Unterschied zwischen diesem und jenem von nicht weniger als 215½ Geviertcent. Fläche ergibt, wodurch der Vortheil der rautenförmigen Umschläge auf einmal in die Augen springt. Es ist daher erwiesen, daß die letztern in jeder Beziehung den Vorzug verdienen.

Da nun diese Frage erledigt ist, so müssen wir untersuchen, auf welche Weise diese Umschläge verfertigt seyn müssen, damit sie schwierig nachzumachen sind. Zu diesem Behufe werden drei Rücksichten in Bezug auf Papier, Stempel und den Druck gewisser Vorschriften und Einschärfungen erfordert, die wir

nacheinander in Betracht nehmen wollen. Formenpapier, mit Drahtstreifen und Bildniß, wie das französische Stempelpapier, würde der Nachahmung deshalb die größten Schwierigkeiten in den Weg legen, weil kein Papierfabrikant so leicht einem Verfälscher die Hand reichen würde, und weil die Regierung Brei und Farbe nach Gutdünken und so bestimmen könnte, daß kein ähnliches Papier im Handel zu finden wäre. Auch könnten verwickelte durch die Drähte erzielte Streifen nicht nachgemacht werden, weil man sie mit der Hand nachahmen müßte, und sie daher keine Vergleichung mit jenen aushalten könnten, ohne sogleich entdeckt zu werden. Zwar würde das Formenpapier etwas mehr kosten, als Walzenpapier; allein dieses gestattet die Streifen nicht, und ist daher auch keineswegs anwendbar. Uebrigens ist der Unterschied im Preise ganz unbedeutend. Was den Stempel betrifft, so darf er in keinem Falle das Bild im Papier bedecken, damit man es immer ohne Hinderniß sehen kann. Ueberdieß muß auch ein Stempel mit dem königlichen Wappen, nebst einem kleinern, in welchem die Briefgebühr bezeichnet ist, äußerlich auf den Umschlag gedrückt werden. Diese Stempel müssen schwarz seyn, und man kann sie zu gleicher Zeit mit den übrigen Vorschriften drucken, die man für nöthig erachtet, und sowohl innerlich als äußerlich auf dem Umschlag anbringen kann. Diese Vorschriften müssen sich auf folgende Gegenstände beziehen: 1) Auf die Art und Weise, wie die Ueberschrift gemacht werden soll; 2) auf das Falten der Briefe; und 3) auf den Schluß des Umschlags; lauter Dinge, die nicht genug bekannt sind, und der äußern Gleichheit der Briefe wegen beim neuen Systeme als unerläßig betrachtet werden müssen. Dazu könnte man noch einen Auszug aus dem Gesetze selbst fügen, über die genaue Bestimmung des einfachen Briefes, über die Strafe, welche dem Verfälscher der Umschläge zuerkannt ist, damit Niemand Unwissenheit vorschützen könnte.

Die Kosten dieser Umschläge sind unbedeutend. Ein Rieß Papier von 500 Bögen 70 Centimetres Höhe und 45 Breite, lieferte, nach Abzug des Abfalls beim Beschneiden, 8600 Umschläge, und kostete nicht mehr als 54 Franken, mithin nur $^{63}/_{100}$ eines Centime für jeden Umschlag. In England würden vier dieser Umschläge nicht mehr als 1 Farthing kosten. Der Briefsteller aber dürfte diese Auslage gar nicht in Anschlag bringen, weil er nun

kleineres Papier zu ſeinem Briefwechſel gebrauchte, das er folglich auch wohlfeiler kaufen würde. Mit der Erfüllung dieſer Vorſchriften und Bemerkungen wären auch alle Intereſſen beſchwichtigt, und jede Frage über den einfachen Brief erledigt. Was daher noch zu unterſuchen iſt, bezieht ſich auf die doppelten und dreifachen Briefe u. ſ. w. Weil aber der einfache Brief immer mit mehr Vortheil verſandt werden könnte, als der zuſammengeſetzte, ſo würden beſtimmt am meiſten von jenen wegfallen, und überall, wo es anginge, würde man ſie in einfache Briefe trennen. In keinem Falle aber ſollte erlaubt werden, für doppelte Briefe u. ſ. w. der Umſchläge ſich zu bedienen, weil keine Gleichheit mehr zu erzielen wäre, und weil bei dieſen überhaupt das Gewicht allein entſcheiden ſoll. Wenn man nun die Einrichtung ſo trifft, daß die Umſchläge beim Verkaufe auch zugleich mit der Briefgebühr belaſtet werden, ſo würden die Poſtämter aller Arbeit in dieſer Beziehung enthoben, und könnten mit leichter Mühe ihre Aufmerkſamkeit auf die zuſammengeſetzten Briefe wenden, damit der Verwaltung kein Nachtheil von dieſer Seite her entſtehe. Zuletzt müßte noch mit dieſer Einrichtung jede bisher beſtandene Befreiung von der Poſtgebühr für einzelne Perſonen aufgehoben werden; und nichts ſoll davon ausgenommen ſeyn, als was Regierungsſachen ſelbſt im Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung betrifft.

Nachdem wir nun mit dieſem Gegenſtande zu Ende gekommen ſind, gehen wir zur Betrachtung des dritten Punktes, nämlich zur Ausführung ſelbſt über. Für die Poſtverwaltung kann dieſer Punkt keine Schwierigkeit darbieten, weil ſie Erfahrung genug beſitzt, und mithin die nöthigen Verhaltungsregeln von ihr leicht entworfen werden können. Wir wollen daher auch nur zwei Gegenſtände zur Anſicht nehmen, und zwar:

1) Die nöthige Vorbereitungszeit, um alle Maaßregeln in Beziehung auf die neue Organiſation mit Bedacht treffen zu können;
2) die Beſtimmung der Zeit, in welcher dieſe Organiſation in's Leben treten und als vollkommener Körper ſich bewegen ſoll.

Während der Vorbereitungszeit muß durch die Poſtverwaltung Alles zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, was auf den neuen Dienſt ſich bezieht, und dem Volke unerläßlich zu wiſſen iſt. Zugleich

muß der Tag bestimmt werden, an welchem der alte Dienst aufhört. Dieser Zeitraum muß aber so berechnet werden, daß die Papierfabrikanten und Papierhändler Zeit genug haben, ihren alten Vorrath von Postpapier abzusetzen; daß die neuen Umschläge fertig und durch das ganze Land vertheilt sind; daß jede frühere Postfreiheit aufgehoben, und die Regierung mit fremden Mächten über die neuen Verhältnisse im Reinen ist. Ehe diese Rücksichten alle erfüllt sind, darf der neue Dienst nicht beginnen, soll er nicht Gefahr laufen, auf große Hindernisse zu stoßen, und dadurch in seinen Folgen gefährdet zu werden.

Beim Eintritt der neuen Dienstzeit sind alle Postämter mit gestempelten Umschlägen versehen, und allen wird auf der Hauptverwaltung eine laufende Rechnung in doppelten Posten eröffnet, worin sie für die ihnen gemachten Umschlagssendungen belastet, für die übermachten Gelder beglaubigt werden. Die größeren Postämter versehen wieder kleinere Postämter auf die nämliche Weise mit Umschlägen, und diese endlich treten sie an die Verwalter der Briefkästen ab, die sich in verschiedenen Theilen der Städte und auf dem Lande befinden. Jeder Verwalter eines solchen Kastens (letter-box) muß ein ansässiger, rechtschaffener Bürger seyn. Damit aber auf dem Lande kein Mangel an diesen Umschlägen eintrete, werden die Briefträger alle Tage mit einer bestimmten Anzahl derselben versehen, und können somit jedem Bedürfnisse, gegen Erlegung des Betrags, entsprechen, worüber sie bei ihrer Rückkunft Rechnung abzulegen haben. Weniger als 4 Umschläge, oder 5, je nach der Münzeinheit, können aber nicht abgegeben werden. Den bestellten Verkäufern dieser Umschläge werden 10% für jedes Hundert gegeben, und darauf haben sie ihren Gewinn zu suchen. Diese Vorkehrung wird jede Schreiberei überflüssig machen, die sich etwa auf Commissionen u. s. w. bezöge. Niemand darf Handel mit diesen Umschlägen treiben, wer nicht von der Verwaltung öffentlich dazu befugt ist, und wer nicht Bürgschaft geleistet hat. Er darf nie über 1000 auf einmal nehmen, und soll nie weniger als 500, aber auch nie über 2000 im Hause haben; auch dürfen sie nicht höher als zum festgesetzten Preise verkauft werden. Von der Verwaltung hat er ferner ein Register auf eigene Kosten zu erstehen, in welches er seine Einkäufe von den Postämtern einzeichnen läßt, und worin auch seine täglichen

Verkäufe eingetragen sind. Alle Verkäufe von den Postämtern müssen gegen baar geschehen. Diese Vorschriften wären leicht zu befolgen, und obgleich der Gewinn von 2 vom Hundert nicht anlockend wäre, so würde doch der Papierhändler nicht ohne diese Umschläge bestehen können, weil sie ein allgemeines Bedürfniß geworden wären. Ueberhaupt würde der Dienst auf diese Weise sehr erleichtert, und könnte nicht anders als befriedigend für Alle seyn.

Zur weitern Ordnung und Uebereinstimmung des Ganzen muß jedes Postamt alle Tage der höhern Behörde, von der es abhängt, eine Uebersicht über den Verkauf des verhergehenden Tages einsenden. Diese Noten werden von 1 bis auf 365 nach der Zahl der Tage nummerirt, und sind überdieß mit der Seitenzahl des Verkaufregisters versehen, auf welcher der Absatz eingetragen ist. Jedes höhere Postamt nimmt diese Noten zusammen, und bildet damit eine allgemeine Uebersicht, trägt sie auch in ihre eigenen Bücher ein, und befördert sie zuletzt an die oberste Verwaltung mit den übrigen Depeschen des Tages. Durch dieses Mittel wird die Oberpostverwaltung in den Stand gesetzt, den Gang der Dinge zu übersehen, und kann auf die einfachste Weise wissen, wohin Sendungen von Umschlägen zu machen sind.

Die Zahlungen werden gegen Empfangscheine gemacht, welche am Rande mit der Nummer der Seitenzahl versehen sind, auf welcher die empfangenen Gelder eingetragen werden. Dadurch wird ein Postamt das andere, und diese wieder ihre untergeordneten Abnehmer gegenseitig controliren, und jeden Augenblick könnte man sich über den allgemeinen Stand der Dinge Rechnung ablegen. Auch würde der Verwaltung überhaupt keine besondere Auslage durch diese Verzweigung erwachsen, und es ist leicht einzusehen, daß der neue Dienst einfacher, und mit weniger Kosten als der alte verknüpft wäre. Die ganze dadurch entstehende Schreiberei könnten, auf dem Hauptpostamte selbst, ein Postrath nebst einem Buchhalter und zwei unteren Beamten versehen.

Es bleibt nun nur noch eine wichtige Frage zu lösen übrig, die sich auf die Versendung und den Umlauf der Umschläge selbst bezieht. Diese Versendung würde, wie bereits gesagt worden, von der obersten Verwaltung an die untergeordneten Postämter, und von diesen wieder an andere geschehen. Damit nirgends Mangel

an Umſchlägen auf unvorhergeſehene Weiſe eintrete, muß auf allen Poſtämtern des Königreiches ein Vorrath von Umſchlägen liegen, der wenigſtens auf ein Monat zureichend iſt, und beſtändig auf dieſem Verhältniſſe erhalten wird. Allein es entſteht die Frage, was die Beförderung dieſer Umſchläge koſten würde? Dieſe Frage muß genau entſchieden werden, weil ſonſt die Verwaltung keine richtige Einſicht in das neue Verhältniß bekommt. Es iſt weiter oben ſchon bemerkt worden, daß der Bogen Papier, nach der neuen Größe, eine Fläche von 1728 Geviertcentimetres darbietet, und einen Umſchlag von 544½ Cent. erfordert. Das Ganze beträgt daher 2272½ Geviertcent. für einen einfachen Brief. Daraus können zwei Schlüſſe gezogen werden. Der erſte Schluß zeigt, daß der Umſchlag zum ganzen Briefe, wie 544½ : 1728 ſich verhält, und mithin ein Uebergewicht von 23,96, oder etwas weniger als den vierten Theil vom ganzen Briefe beträgt. Der zweite Schluß liefert den Beweis, daß das jetzige Poſtpapier 2322 Geviertcentimetres Flächengehalt enthält, während der neue einfache Brief, den Umſchlag mitbegriffen, nur 2272½ Cent. mißt, woraus ein Unterſchied, zu Gunſten des Letztern von 2,13 vom Hundert ſich ergibt. Hält man nun beide Ergebniſſe zuſammen, ſo ſtellt ſich das wahre Uebergewicht beim neuen Dienſt auf 21,83, alſo etwa auf den fünften Theil aller einfachen Briefe.

Es kann daher von dieſer Seite auch keine Schwierigkeit für die Beförderung der Umſchläge erwachſen, und würde die Zunahme des Briefwechſels ſelbſt ſo groß, daß man in Zukunft die Plätze der Reiſenden in den Poſtkutſchen unterdrücken müßte, ſo wäre dieß gerade der Beweis, wie ausgebreitet der Pennydienſt geworden wäre. Denn weil ein Reiſender mit ſeinem Gepäcke auf etwa 100 Kilogrammes anzuſchlagen iſt, der einfache Brief aber nur 7 Grammes wiegt, und 1 Penny dafür eingezogen wird; ſo würden 100 Kilog. Briefe 59 Pf. St., 10 Schill., 5 Pence einbringen, was kein Reiſender in keiner Richtung bezahlt. Das Gleiche gilt auch für den Fall, wo man Umſchläge auf anderem Wege als mit den Poſtkutſchen befördern müßte, weil es immer ein Beweis vom Gedeihen des neuen Dienſtes wäre, und jede Auslage auch ganz natürlich mit Gewinn ſich wieder erſetzen würde.

Nach Allem, was wir bisher geſagt haben, iſt es einleuchtend, daß das Pennyſyſtem mehr Vortheile gewährt, als das alte, wenn

es entweder auf die hier vorgeschlagene, oder eine andere ähnliche Weise eingerichtet wird. Besonders auch scheint die neue Erhebungsweise der Briefgebühren bei weitem vorzüglicher, und nicht so zeitraubend zu seyn. Die Briefkästen dürften in Zukunft bloß für die einfachen Briefe beibehalten, alle andern müßten auf den Postämtern abgegeben und frankirt werden. Die Aufschriften müßten nach einer gleichförmigen Vorschrift gemacht werden, wodurch die Eintheilung der Briefe ungemein erleichtert würde. An unbestellbare Briefe wäre nicht viel zu denken, und wenn sie auch vorkämen, so wären sie wenigstens kein Verlust für die Post. Das einzige, was in der That viel Arbeit verursachen würde, wäre das Stempeln derselben Briefe, wegen der viel größern Menge derselben, und dürfte besonders bei Ankunft der Posten in großen Städten fühlbar seyn. Allein man würde auch diesem Umstande begegnen, oder vielleicht mit einer mechanischen Vorrichtung das Geschäft erleichtern können.

Was auch aus diesem Gesetzesentwurfe entstehen mag, die Würfel sind gespielt, der Treffer kann nicht mehr verloren gehen. Die Aufmerksamkeit von ganz Europa ist auf diesen Gegenstand gespannt; seine Ausführung wird Anklang bei der Masse finden. Fernerhin können alle Klassen der Gesellschaft Briefe wechseln; keine ist des Vermögens halber vor der andern bevorzugt. Die Trennung von einem Mitgliede der Familie unter armen Menschen wird weniger gefühlt, die moralischen Bande können enger geschlungen werden, und wer es leugnen wollte, daß die beabsichtigte Veränderung als eine Nationalwohlthat zu betrachten sey, könnte mit gleichem Grunde das Licht im Angesichte der Sonne verleugnen. Darum ist das Pennysystem wohl dazu geeignet, alle Regierungen, alle Völker aufmerksam zu machen auf die Zeichen der Zeit; und wie trocken auch dieser Aufsatz seyn mag, so wird er nichts desto weniger gewürdigt werden.

Ansicht des Umschlages für den einfachen Brief.

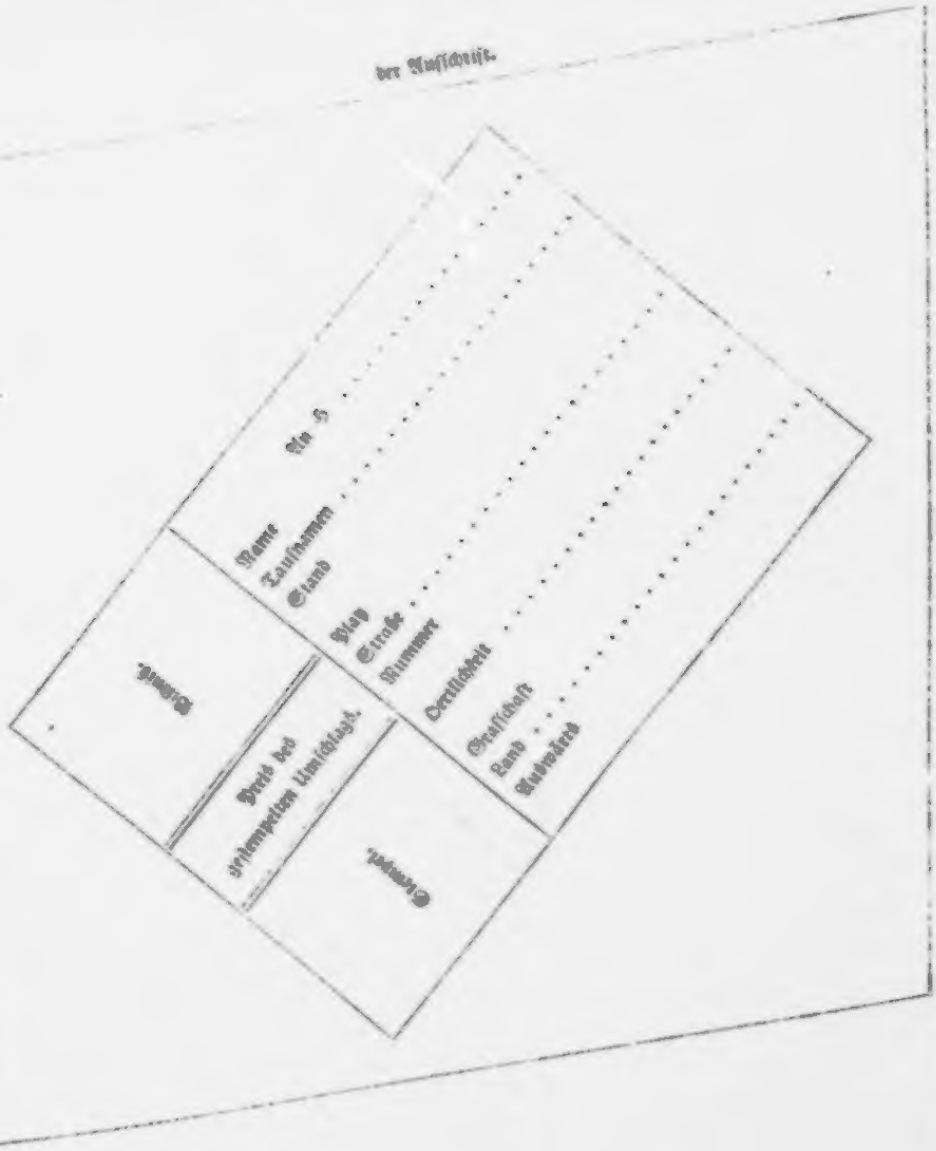

Seite.
Innere
2.
Der Brief muß in vier Theile zusammengelegt werden; erstens, der Breite nach, zweitens, der Länge nach.
Bildniß.
4.
Umschlag für den einfachen Brief.
Nichts darf innen auf den Umschlag geschrieben werden.
Ein dünner Umschlag darf nur Ein Bogen Papier von . . . Höhe, und . . . . . Breite, oder zwei halbe Bögen von der nämlichen Größe, oder andere Papiere vom nämlichen Belange gelegt werden; sonst wird der Brief zurückgehalten, und der Verfasser aufgefordert, die tarifmäßige Gebühr, Kr. . . . . Gesetz vom . . . . . zu bezahlen.
Stempel für den Verfasser . . . . . Gesetz vom . . . . . .
1.
Papier muß die Größen dieses Tabellenblatts und Verfügungen des Gesetzes vom . . . . . nach der Stempelung, d. h. zusammengefaltet und verschlossen.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

München. In der öffentlichen Sitzung der königlich bayerschen Academie der Wissenschaften am 24. August 1839 las der Staatsrath Freiherr von Freyberg eine Rede zum Andenken an den verstorbenen königlich bayerschen Staatsminister Grafen v. Montgelas. Die darauf publicirten Namen der neuerwählten Mitglieder sind, außer dem Ehrenmitglied Dr. Joh. Nepomuk Buchinger zum außerordentlichen Mitgliede der historischen Klasse: Dr. Mirbel zu Paris, Professor Dr. Wöhler in Göttingen und Professor Dr. Dove in Berlin als auswärtige Mitglieder der mathematisch-physikalischen Klasse; Staatsrath Professor Dr. von Savigny und Geheimer Legationsrath Professor Dr. Eichhorn in Berlin, Geheimer Hofrath Professor Dr. Warnkönig in Freiburg im Breisgau, Professor Dr. Pfaffart in Ludwigsburg und Graf Giovanelli in Trient zu auswärtigen Mitgliedern der historischen Klasse.

Universitäten.

Berlin. Am 3. Juli starb der Justizrath Fr. von Lichi (Verfasser der Gerichtstopographie der Mittelmark, Priegnitz und Uckermark, 3 Theile 8.) im 84. Lebensjahre.

Der außerordentliche Professor Dr. M. Ohm wurde zum ordentlichen Professor an der hiesiger philosophischen Fakultät ernannt.

Bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier der Einführung der Reformation verlieh die juristische Facultät dem Professor von Raumer das Doctordiplom honoris causa.

Zum Rector der Universität für das Jahr 1839/40 wurde Professor Dr. Twesten ernannt und vom König bestätigt.

Bonn. Der bisher als Kabinetsrath in griechischen Diensten gewesene Dr. Braudis hat in Bonn seine Professur wieder angetreten. Bei seiner Entlassung aus seinen Diensten hat der König von Griechenland ihm das Ritterkreuz des Erlöserordens verliehen.

Das Rectorat für das Jahr 1839/40 ist an den Professor Dr. Goldfuß übergegangen.

Breslau. Der außerordentliche Professor Dr. H. R. Göppert ist zum ordentlichen Professor der medicinischen Facultät ernannt worden.

Am 20. August starb der Dr. med. Elias Henschel, 68 Jahr alt.

Am 25. October starb der bekannte Orientalist Dr. Tobias Habicht, Professor der morgenländischen Sprachen. Seine Theilnahme an der Herausgabe und Uebersetzung der Tausend und eine Nacht ist bekannt.

Das Rectorat für das Jahr 18⁴⁹/₅₀ iſt dem Conſiſtorialrath Profeſſor Dr. Hahn übertragen worden.

Erlangen. Am 4. Sept. ſtarb der Kirchenrath Profeſſor Dr. Hermann Olshauſen, 43 Jahr alt; dem Vernehmen nach ſoll ſeine Stelle nicht wieder beſetzt werden, ſondern zwei jüngere Profeſſoren ſich in die Geſchäfte theilen.

Die Wahl des Profeſſors Dr. Stahl zum Prorector für das Jahr 18⁴⁹/₅₀ hat die königliche Beſtätigung erhalten.

Freiburg. Der Hofrath und Profeſſor Dr. Baumgärtner hat von Sr. Maj. dem König von Preußen in Anerkennung ſeiner durch ſein neueſtes Werk: „die Krankheitsphyſiognomie“ um die Wiſſenſchaft erworbener Verdienſte die große goldne Medaille der königl. Academie der Wiſſenſchaften erhalten.

Profeſſor Dr. Welck hat von Sr. Maj. dem König der Belgier in Anerkennung ſeiner Verdienſte durch die Herausgabe und neue Verbreitung der Genz'ſchen Schriften einen koſtbaren Brillantring erhalten.

Greifswald. Der Oekonomierath Pabſt in Darmſtadt iſt als Profeſſor der Landwirthſchaft und Director der Staats- und Landwirthſchaftlichen Academie zu Eldena bei [illegible] berufen.

Gießen. Der Profeſſor Dr. Ofann iſt zum Rector für das Jahr 18⁴⁹/₅₀ ernannt worden.

Halle. Der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. L. A. Sohnke iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

Jena. Dr. Chr. Ed. Langethal iſt zum außerordentlichen Profeſſor der philoſophiſchen Facultät ernannt worden.

Am 11. Sept. ſtarb der Profeſſor Dr. Heinrich Guſtav Hrzoſka.

Innsbruck. Dr. Franz Kalaſſa wurde zum Profeſſor des gerichtlichen Verfahrens, des Handels- und Wechſelrechts ernannt.

Leipzig. Dr. Hermann Brockhaus, welcher ſich vielfach mit der indiſchen Literatur, namentlich dem Sanskrit beſchäftigt und längere Zeit in Leipzig lebte, iſt nach Jena gegangen, wo er bei der Univerſität eine feſte Anſtellung erhalten hat.

Der ordentliche Profeſſor der Klinik, Hof- und Medicinalrath Dr. J. A. Chr. Clarus iſt zum Rector für das Jahr 18⁴⁹/₅₀ ernannt.

Dr. Ernſt Heimbach iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der juriſtiſchen Facultät befördert worden.

Königsberg. Der bisherige Privatdocent Dr. Wilhelm Erufe wurde zum außerordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät ernannt.

Marburg. Der geheime Obermedicinalrath Dr. Wurzer hat den rothen Adlerorden [illegible] erhalten.

Der außerordentliche Profeſſor der Ch[illegible] Winkelblech iſt zum Lehrer der Chemie und chemiſchen Technologie an der höhern Gewerbsſchule und Dr. Robert Wilhelm Bunſen zum außerordentlichen [illegible] der Chemie ernannt worden.

Dem ordentlichen Profeſſor der Theologie Dr. Julius Müller iſt ſeine geſuchte Dienſtentlaſſung zugeſtanden worden.

Der Conſiſtorialrath Dr. C. [illegible] iſt zum ordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt worden.

München. Eine königliche Verordnung über die allgemeinen Studien an der Univerſität ſchreibt zu den drei hiſtoriſchen Curſen noch einen vierten vor; dagegen ſind die beiden Curſe der Archäologie in Einen zuſammen gezogen, der griechiſche und römiſche Alterthümer, Geſchichte der alten Kunſt und Beſchreibung ihrer Werke enthalten

soll. An diesen Curs, der in das dritte Semester fällt, schließt sich im vierten einer der Aesthetik und neuern Kunstgeschichte an; der Curs der Chemie und Physik ist auf zwei Semester ausgedehnt.

Dem Professor Dr. Hermann ist die Leitung des zum Ministerium des Innern gehörigen statistischen Bureau's übertragen worden.

Hofrath Dr. Thiersch erhielt das Ritterkreuz des königl. niederländischen Löwenordens.

Der königlich bayerische Medicinalrath Dr. Karl Graf hat das Ritterkreuz des königl. [illegible] erhalten.

Am 14. October starb Dr. Lorenz Gmelner, Professor der Arzneiwissenschaft.

Der königliche Professor und ehemalige Benedictiner Leonhard Stark ist in München, 79 Jahre alt, gestorben.

Tübingen. Der ordentliche Professor der Rechte Dr. Michaelis hat den königl. belgischen Leopoldorden erhalten; der Kanzler der Universität Dr. von Wächter das Commenthurkreuz des Ritterordens.

Dr. Schnurrer hat seine juristische Professur verlassen, um als Rath bei dem königlichen Obertribunal einzutreten.

Am 8. Sept. starb in Stuttgart der Privatdocent Dr. med. Schill, 27 Jahre alt.

Wien. Der Nachweis der neu graduirten Doctoren der Medicin zeigt in diesem Jahre 140 auf 100, jener der Doctoren der Chirurgie auf 70. Dem Diplom des Dr. Kreuser, der sich mit der Hofschauspielerin Kreuser-Fournier verheirathet hat, ist beigefügt: „Ertheilt ein für das Inland ungültiges Diplom."

Am 20. August starb Dr. Leopold Uhl, Mitglied der medicinischen Facultät, 60 Jahr alt.

Am 18. September starb Dr. Joh. Schrey, ebenfalls Mitglied der medicinischen Facultät, 58 Jahr alt.

Am 22. Sept. starb in Ajaccio bei Belluno der große Mineralog Fr. Mohs.

Würzburg. Die Professoren Dr. Helm, Hofrath Dr. von Link, Dr. Geyer, Hofrath Dr. von Marcus und Dr. Hoffmann sind zu Senatoren der Universität ernannt.

Kirche.

Der Erzbischof von Posen, Herr von Dunin, ist, da er Berlin am 4. Octbr. ohne Erlaubniß des Ministeriums verließ und eigenmächtig sich in sein Bisthum begab, von dort weg nach Colberg gebracht worden, um seine Strafzeit daselbst zuzubringen.

Das Domcapitel der Erzdiöcese Posen hat in Folge dieses Ereignisses eine allgemeine Trauer angeordnet, wonach der Gottesdienst ohne Musik und Läuten der Glocken verrichtet wird.

Im nächsten Frühjahr wird das religiöse Wohlthätigkeitsinstitut der Frauen vom Orden des guten Hirten in München eröffnet, und die Leitung desselben von den Frauen dieses Ordens aus Straßburg übernommen werden. Bereits ist ein für die Zwecke dieser Anstalt geeignetes Local angekauft.

In der Vorstadt Au, Mariahilf, die bis jetzt keine Kirche hatte, ist der Bau einer Kirche beschlossen worden, wozu die Kaiserin Mutter 8000 fl. C. M. unterzeichnet hat.

Am 20. Sept. wurde die neuerbaute Kirche der barmherzigen Schwestern, zunächst dem allgemeinen Krankenhause, durch den Herrn Erzbischof von München feierlich eingeweiht.

Der Officiant an der St. Michaels-Hofkirche in München, Prof. Joseph Fischer, ist zum geistlichen Rath befördert worden.

In dem Domcapitel zu Breslau ist der Canonicus Ritter zum Scholasticus und der Erzpriester Baron von Pforbo, so wie Professor Balzer zu Domherrn ernannt worden.

Am 8. Sept. ſtarb in Mainz der geiſtliche Rath und Domkapitular Dahheimer.

In Regensburg ſtarb in den erſten Tagen des October Fr. Placidus Diamond, des dortigen Benedictinerſtifts und Kloſters St. Jacob Capitular. — In Würzburg am 5. Nov. ſtarb der Domkapitular und frühere Domprediger A. Hubert, Dr. der Theol. und Phil.

Am 2. Nov. ſtarb in Berlin der königl. wirkliche Geheime-Oberregierungsrath und Director des Miniſteriums der geiſtlichen Angelegenheiten, Dr. Georg Heinrich Ludwig Nicolovius.

An den drei erſten Tagen des Nov. wurde in Berlin das dritte Jubelfeſt der Einführung der Reformation feierlich begangen. Der König und die ganze königliche Familie hatte ſich nach Spandau begeben, um in derſelben Kirche das Abendmahl zu nehmen, wo Churfürſt Joachim II. es zum erſten Mal vor 300 Jahren unter beiderlei Geſtalt genommen. Die Stadtverordneten hatten dem Magiſtrat zur Feier dieſes Feſtes die Summe von 50.000 Rthlr. zur Verfügung geſtellt. Auch wurde am 1. Nov. das Nicolai-Bürgerhoſpital feierlich eingeweiht, eine Stiftung, die ihre Entſtehung dem Kaiſer Nicolaus von Rußland verdankt, der für das Ehrenbürgerdiplom der Stadt Berlin ein Geſchenk von 5000 Dukaten für die Stadtarmen gegeben hatte.

Am 27. Octbr. wurde in Goldentraum (Schleſien) die im Jahre 1934 abgebrannte und durch die Gnade des Königs wiedererbaute Kirche von dem Generalſuperintendenten Nibbeck feierlich eingeweiht.

In der Stadt Znin (Poſen) iſt am 20. Octbr. die neuerbaute evangeliſche Kirche durch den Biſchof Freimark aus Poſen feierlich eingeweiht worden.

Am 17. Nov. fand in Koblenz der erſte Gottesdienſt nach anglikaniſchem Kirchenritus ſtatt, indem die Engländer, die ſich jetzt auf mehr als 100 Familien belaufen, welche in Koblenz ihren dauernden Aufenthalt genommen haben, aus Antwerpen einen engliſchen Geiſtlichen, Herrn Dr. Looſte, eigens nach Koblenz eingeladen hatten zu dieſer Feier, und ihn ſpäter bewogen, ſeinen Aufenthalt für immer dort zu nehmen.

Die reformirte Gemeinde zu Leipzig hat das Lokal des daſigen Obergymnaſiums für den Preis von 30.000 Rthlr. an ſich gebracht, um die darin eingebaute Kirche zu erweitern und zu verſchönern.

Der Entwurf eines Geſangbuchs für die evangeliſche Kirche im Königreich Würtemberg, 618 Nummern enthaltend, iſt in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen und enthält, nach dem Urtheil Sachverſtändiger, in Bezug auf Auswahl ächt poetiſcher Lieder, beſonders aus heimiſchen ſchwäbiſchen Dichtern, und in Rückſicht auf dogmatiſche Färbung Alles, was eine allgemeine Anerkennung und Verbreitung begünſtigen und befördern muß. Bei der ſchönſten Ausſtattung iſt der Verkaufspreis äußerſt niedrig.

Die dritte Säculerfeier der Einführung der Reformation wurde in Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge, in Zeitz und in Weißenfels an der Saale am 31. Octbr. einfach und würdevoll begangen. In Zeitz wurde bei dieſer Gelegenheit von den Stadtverordneten eine Sammlung und Subſcription zur Begründung einer Kinderbewahrungsanſtalt oder Kleinkinderſchule eröffnet.

In Regensburg ſtarb am 4. Nov. der königl. bayeriſche proteſtantiſche Kirchenrath und Doctor Ph. J. Alex. Muck, 77 Jahre alt.

Der Superintendent Hering in Greifenhayn iſt zum Doctor der Theologie promovirt worden.

Am 1. Juli ſtarb daſelbſt Mag. Carl Wilh. Goldammer, emeritirter Superintendent und Oberpfarrer, als theologiſcher Schriftſteller bekannt.

Der Conſiſtorial- und Stadtrath Kleiber zu Stuttgart hat das Ritterkreuz des Friedrichs-Ordens erhalten.

Der Dekan und Stadtpfarrer Eiſenlohr in Freiburg iſt zum Kirchenrath ernannt worden.

Der geheime Conſiſtorialrath Dr. Bretſchneider iſt zum Director des Conſiſtoriums befördert.

In Braunſchweig wurden der Conſiſtorialrath Dr. Bank zum Abt des Kloſters Amelunxborn; der Senior des geiſtlichen Miniſteriums Sallentien zum Abt des Kloſters Marienthal, der Hofprediger und Superintendent Ferke zum Abt des Kloſters Michaelſtein ernannt.

Schulen.

Seit 1836 beſtand zwiſchen Preußen, Sachſen und Churheſſen eine Verbindung, kraft welcher dieſe Staaten gegenſeitig die Schulprogramme eben ſo austauſchten, als dieß ſchon ſeit längerer Zeit bei den Univerſitäten geſchieht. In dieſem Jahre iſt dieſer Verbindung noch Sachſen-Weimar, Sachſen-Altenburg und Schwarzburg-Rudolſtadt beigetreten, und Preußen verlangte, die in ſeinen Staaten neuerrichteten Gymnaſien, deren Zahl ſich auf 91 beläuft, darin aufnehmen zu laſſen, ſo daß nach einer Verordnung des königl. ſächſiſchen Cultusminiſteriums vom 23. Octbr. jedes Gymnaſium des Königreichs Sachſen vom nächſten Jahre an von jedem Programm 175 Exemplare einſenden muß, und ebendaher von jedem in- und ausländiſchen Gymnaſium ein Exemplar für ſeine Bibliothek erhält.

An der Forſt- und landwirthſchaftlichen Akademie zu Tharandt haben Unterſuchungen gegen die Zöglinge in Betreff von Duellen ſtatt gefunden. — Die Geſchäfte des unlängſt verſtorbenen Profeſſor Reum ſind zum Theil ſeinem Sohne dem Dr. Reum übertragen worden.

Der König von Preußen hat dem Director der ſchleſiſchen Provinzial-Irrenanſtalt, Dr. Martini zu Leubus, den rothen Adlerorden 4ter Claſſe verliehen.

Joh. Chriſtoph Schlüter, Profeſſor und Rector der königl. Akademie zu Münſter, hat von der philoſophiſchen Facultät der Univerſität Bonn das Doctordiplom honoris causa erhalten.

Der Profeſſor Dr. J. Holzner iſt zum Regens des Knabenſeminars in Aſchaffenburg ernannt.

An dem mit dem neuen Schuljahr zu eröffnenden Lyceum zu Speyer wurden ernannt: Dr. G. N. Puchta zum Profeſſor der Philoſophie, Caſpar Zeuß zum Profeſſor der Geſchichte, Carl Felix Heim zum Profeſſor der Philologie und Archäologie, Prof. Schwerd für Mathematik, Phyſik, Chemie, Domkapitular Würſchmitz für allgemeine Naturgeſchichte; das Rectorat iſt dem Gymnaſialdirector Hofrath und Profeſſor Jäger zu Speyer übertragen.

Profeſſor Dr. Poſſart in Ludwigsburg hat, in Anerkennung ſeines geographiſchen Werks über Schweden und Norwegen, von Sr. Majeſtät dem König dieſer Reiche eine große Medaille, mit der Inſchrift „Illis quorum meruere labores,“ erhalten.

Dem Vorſtand des Blindeninſtituts in Freiburg, Prof. Müller, hat Se. königl. Hoheit der Großherzog von Sachſen-Weimar den Charakter als Hofrath ertheilt.

Carl Knoch, Rittergutsbeſitzer in Göritz (Reuß-Lobenſtein) hat ſeit 18 Jahren die Strafgelder ſeines Gerichts zurückgelegt und davon, ohne allen Beitrag der armen Gemeinde, ein neues, herrliches Schulhaus gebaut und ihr gegen eine geringe Abgabe, die ebenfalls zu Schulzwecken beſtimmt iſt, überlaſſen. Das Haus hat Thurm, Glocke und Uhr.

Das pädagogiſche Syſtem des Dr. Fröbel in Blankenburg ſcheint namentlich in den jüdiſchen Schulen Anklang zu finden. Die jüdiſche Realſchule zu Frankfurt a. M. hat einen ihrer Lehrer dahin geſandt, um von dem Lehrgange der dortigen Anſtalt Einſicht zu nehmen, wie ſchon Dr. J. Weil zu demſelben Behufe ſeinen Sohn vor einiger Zeit eben dahin geſchickt hat.

Preßangelegenheiten.

Unter der Redaction des Criminaldirectors Dr. Hitzig in Berlin erſcheint mit dem 1. Januar 1840 in Leipzig eine „Allgemeine Preßzeitung,“ die den Angelegenheiten des Buchhandels, der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur und Kunſt gewidmet ſein ſoll.

Der Poſtdirection in Bayern iſt der Debit der Leipziger Allgemeinen Zeitung unterſagt.

Se. Maj. der König von Sachſen hat dem Director der Mechitariſten-Buchhandlung in Wien, Joh. Nep. Paſſy, für die ihm überreichte Prachtausgabe der „Nachfolge Chriſti von Thomas v. Kempen,“ eine prachtvolle goldne Tabatière überſchicken laſſen. Der Kaiſer von Oeſterreich gab dem Buchhändler für ein Exemplar deſſelben Werks die goldne Medaille mit dem Bildniß Sr. Majeſtät auf der Vorderſeite und auf der Rückſeite mit dem Namen „Joanni Nepomuc. Passy“ und der Umſchrift „De arte merito.“

Preisaufgaben.

Ein holländiſcher Gelehrter, der ſich dem Verein deutſcher Schulmänner und Philologen in Mannheim angeſchloſſen hat, aber in Journalen nicht genannt ſeyn will, hat eine Summe von 300 fl. für die beſte Beantwortung der Frage ausgeſetzt: „Wie es komme, daß ſo Vieles, was die Schule lehrt, ſo ſchnell wieder vergeſſen, und daß der Schulunterricht ſo häufig nicht von den erwarteten Folgen begleitet wird, und was dagegen von Seiten der Lehrer und Behörden vorzukehren ſey?“

Die dafür einzureichenden Preisſchriften ſollen durch eine Commiſſion geprüft und der Preis nach ihrem Bericht im Jahre 1841 bei ihrer vierten Verſammlung verkündigt werden.

Die oberlauſitziſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat für das Jahr 1840 die Aufgabe geſtellt: „Waren Slaven oder Deutſche die Ureinwohner der Lauſitz?“

Vereine.

Die hiſtoriſch-theologiſche Geſellſchaft in Leipzig feierte am 10. und 11. Septbr. ihr fünf und zwanzigjähriges Beſtehen. Profeſſor Dr. Illgen eröffnete die Feier mit einer trefflichen lateiniſchen Rede. Darauf wurde der Vorſchlag gemacht und vielſeitig unterſtützt, alljährliche Verſammlungen der einzelnen Mitglieder an verſchiedenen Orten Deutſchlands zu halten. Uebrigens wurden bei dieſer Gelegenheit zu Ehrenmitgliedern ernannt: die Miniſter von Lindenau und von Carlowitz, der Kirchenrath Dr. Hanel und Dr. Schulz, ſo wie Biſchof Dräſeke und Dr. von Schubert in München.

Am 17. und 18. Sept. fand die Hauptverſammlung der oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz ſtatt.

Der thüringiſch-ſächſiſche Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums hielt am 10. Octbr. in Halle ſeine Generalverſammlung.

Die zweite Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner, die am 19. Septbr. und die folgenden Tage in Mannheim zuſammentrat und viele berühmte Namen in dem Verzeichniß der eingetroffenen Mitglieder aufwies — man ſchätzt die Zahl auf nahe an 400 — hat nach dem Antrag des Hofrath Thierſch beſchloſſen, für die nächſte Zuſammenkunft, die in Gotha ſtattfinden ſoll, Vorſchläge zur Einführung einer allgemeinen deutſchen Schul- und Studienverfaſſung vorzubereiten.

Die ſechste Verſammlung norddeutſcher Schulmänner fand am 1. und 2. Octbr. zu Altona ſtatt; aus den Lehranſtalten zu Altona, Hamburg, Lübeck, Kiel, Emden, Eutin, Glückſtadt, Harburg, Meldorf, Ratzeburg, Schleswig, Stade, Wismar und einigen Gegenden Holſteins hatten ſich gegen 80 Mitglieder verſammelt. Als nächſter Verſammlungsort wurde Lübeck, und Director Jacob daſelbſt zum nächſtjährigen Vorſtand erwählt.

Bei der Durchreiſe des Archivraths Dr. Pertz aus Hannover durch Frankfurt a. M. wurde von der Centraldirection der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde eine außerordentliche Sitzung gehalten, worin über den raſchen Fortgang der Arbeiten der Geſellſchaft berichtet, die ſo eben vollendeten Werke, nämlich der 7. Band des Archivs der Geſellſchaft, die Kaiſerregeſte Ludwig des Bayern, der 8. Band der Monumenta Germaniae historica und die Octavausgabe des neugefundenen Geſchichtſchreibers Richer, vorgelegt, über den erfreulichen Fortgang der von den gelehrten Reiſenden und Mitgliedern der Geſellſchaft, Herrn Ludwig Bethmann und Kunſt, in Belgien, Holland und Frankreich, in Beziehung auf

die Geſchichtſchreiber der merovingiſchen Zeit und die Geſetze der Weſtgothen, Ribuarier und Alemannen ausgeführten Arbeiten berichtet, und der Beſchluß gefaßt wurde, daß der nächſte (ſechſte) Band der Monumenta Germ. hist. die Lebensbeſchreibung der Kaiſer und Kaiſerinnen, ſo wie der Staatsmänner und anderer wichtigen Deutſchen des 10. Jahrhunderts bis zum Ausgang der Sächſiſchen Periode enthalten ſolle. Zu Mitgliedern der Geſellſchaft wurden erwählt: Oberbibliothekar geh. Hofrath Dr. Falkenſtein in Dresden, Bibliothekar Prof. Dr. Gerlach in Baſel, Profeſſor Hofrath Dr. Hänel in Leipzig, Archivar Beda Jten in Engelberg, Archivrath Kaußler in Stuttgart, Bibliothekar Gallus Morel in Einſiedeln, Profeſſor Franz Palacky in Prag und Bibliothekar Profeſſor Dr. Schönemann in Wolfenbüttel.

Am 18. Septbr. wurde die ſiebzehnte allgemeine Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte zu Pyrmont von dem Hofrath Dr. Menke mit einem Vortrage eröffnet, in dem er die Vorzüge Pyrmonts zu einem ſolchen Vereine hervorhob. Die Geſellſchaft machte fleißige Ausflüge in die umliegende Gegend, und beſtimmte für das nächſte Jahr Erlangen zu ihrem Verſammlungsort.

Am 25. und 26. Auguſt wurde zu Landau die Centralverſammlung der pharmaceutiſchen Geſellſchaft Rheinbayerns abgehalten. Zahlreiche Gäſte aus München, Frankfurt, Mannheim, Carlsruhe, aus franzöſiſchen Städten ꝛc., zeigten den ſteigenden Ruf dieſes Vereins. Die Sitzung des erſten Tags war eine öffentliche, und der Zudrang von Freunden der Naturwiſſenſchaften und Pharmacie war ſo groß, daß der Sitzungsſaal nicht Allen Raum gewähren konnte. Unter den Vorträgen, die hier gehalten wurden, zeichneten ſich beſonders die des Directors der Geſellſchaft Dr. Horberger und des Dr. Bernheim, beide aus Kaiſerslautern, aus. In der Sitzung des zweiten Tags, die nur den Mitgliedern der Geſellſchaft geöffnet war, wurden neben andern Mittheilungen auch allgemein pharmaceutiſche Angelegenheiten, und namentlich ein jenſeits des Rheins projectirter ſüddeutſcher Apothekerverein, beſprochen. Die Centralverſammlung des nächſten Jahres wird in Kaiſerslautern ihren Sitz haben.

In Bezug auf die Bildung eines ſüddeutſchen Apothekervereins fanden am 15. und 19. Sept. in München unter Vorſitz des Profeſſors Dr. Bucher Berathungen ſtatt; man entwarf Statuten, die, ſobald die Zuſtimmung der betreffenden Regierungen erlangt ſeyn wird, dem Vereine zur Grundlage dienen ſollen.

Zu Erforſchung des Erdmagnetismus hat ſich durch Gauß in Göttingen ein Verein europäiſcher Gelehrten gebildet, welcher mit dem 1. Jan. 1840 ſeine Beobachtungen auf den verſchiedenen Warten gleichzeitig beginnen wird. Zu Dublin, Montreal, wahrſcheinlich auch auf St. Helena, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Vandiemensland, St. Petersburg, Barnaul, Katharinenburg, Nertſchinsk und an 7 Stationen in Oſtindien werden von 2 zu 2 Stunden alle drei Elemente der erdmagnetiſchen Kraft vollſtändig beſtimmt werden, und zwar überall gleichzeitig, nämlich um 0, 2, 4, 6, 8 bis 24 Uhr nach mittlerer Göttinger Zeit. Von Monat zu Monat werden die Elemente zur Reduction der Beobachtungen auf abſolutes Maaß auf allen Warten neu beſtimmt. Alle Vierteljahre werden die Termine des magnetiſchen Vereins gehalten, wo die correſpondirenden Declinations- und Intenſitäts-Variationen 24 Stunden lang von 5 zu 5 Minuten beobachtet werden. Auch Capitän Roß und ſeine Begleiter werden auf dem Eiſe des ſüdlichen Polarmeers und andern Punkten, wo die Expedition verweilen wird, mit 2 vollſtändigen Obſervatorien Beobachtungen anſtellen und zugleich hofft man, auch andere Regierungen der europäiſchen Staaten werden ſich für dieſen Verein intereſſiren und ſeine Zwecke fördern. Staatsrath Kupffer aus Petersburg, Major Sabine aus London und Profeſſor Lloyd aus Dublin haben ſich in Göttingen mit Profeſſor Gauß vereinigt, um eine Correſpondenz zwiſchen den drei Centralpunkten des wiſſenſchaftlichen Unternehmens, London, St. Petersburg und Göttingen, zu erleichtern.

In der jährlichen Generalverſammlung des landwirthſchaftlichen Vereins in Bayern, die am 7. Oct. in München ſtatt fand, wurden, nachdem der Präſident Staatsrath von Stichaner, den Beſtand, das Wirken, den Etat ꝛc. des General-Comité's und der Regierungs-Bezirke vorgeleſen, der Kronoberſtbofmeiſter Reichsrath Fürſt Ludwig von Oettingen-Wallerſtein einen umfaſſenden Vortrag über die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe des Vaterlands, über Aufhebung der Parcellen und Arrondirung gehalten ꝛc. zu Ehrenmitgliedern des Vereins

ernannt: Cardinal Oſtini zu Feſi im Kirchenſtaat, Ritter Calliga zu Jettenſtein bei Prag, Dr. Plieninger zu Stuttgart, und der Gubernialrath zu Laibach, Graf von Hohenwart.

Die dritte Verſammlung der Land- und Forſtwirthe, die dieſes Jahr in Berlin abgehalten wurde, war ſehr zahlreich beſucht, auch Alexander von Humboldt ſchloß ſich ihr an. Sie zählte 800 eingeſchriebene Mitglieder. Ihr nächſter Verſammlungsort ſoll Brünn ſeyn.

Am 17. Oct. fand in Münſter die Verſammlung des landwirthſchaftlichen Vereins ſtatt. Unter den verhandelten Gegenſtänden bemerken wir zunächſt den Bericht über eine neuerfundene Dreſchmaſchine des Schmiedemeiſters Jumegen in Saſſenberg, die nach den angeſtellten Verſuchen mit 4 Arbeitern und 2 Pferden die Arbeit von 25 Arbeitern verrichtet und noch manche Verbeſſerungen erlaubt.

In Heidelberg iſt ein Verein von Pomologen zuſammengetreten, zur Muſterung ſüddeutſcher Trauben, Weine und Obſtarten. Es wurden auch Vorträge in Bezug auf Horticultur und Weinbau gehalten. Garteninſpector Metzger und Hr. von Babo ſind die Geſchäftsführer. Für den Verſammlungsort des nächſten Jahres wurde Mainz erwählt.

Auf Anregung der Regierung iſt in Heilbronn ein Comité zur Bildung einer Geſellſchaft zur Beförderung der Dampfſchifffahrt auf dem Neckar zuſammengetreten. Die von der königlich württembergiſchen Regierung angeordnete Unterſuchung des Neckars hat nämlich das Reſultat geliefert, daß nach einiger Correction des Flußbettes, eine Dampfſchifffahrt auf dem Neckar ausführbar iſt, auch haben einzelne Schiffbau-Ingenieurs Pläne und Ueberſchläge zu eiſernen, auf dem Neckar tauglichen Dampfſchiffen vorgelegt. Obiges Comité hat Statuten entworfen, nach welchen eine Geſellſchaft, vorläufig mit 500 Actien à 200 Gulden, gebildet werden ſoll, die ſich verbindlich macht, die Dampfſchifffahrt von Heilbronn den Neckar abwärts zu betreiben, wenn die Correction des Fluſſes in gehöriger Weiſe binnen drei Jahren nach Conſtituirung der Geſellſchaft erfolgt ſeyn wird.

In Berlin hat ſich unter dem Vorſitz des Predigers Bultmann ein Verein gebildet, der die Bekehrung der dortigen Freudenmädchen beabſichtigt, und der Andrang ſolcher Unglücklichen zur Aufnahme ſoll ſchon ſehr groß ſeyn.

In der öffentlichen Sitzung des Mäßigkeits-Vereins zu Berlin unter dem Vorſtand eines Arztes hat man den Antrag geſtellt, den Staat zu bitten, ſich an die Spitze der geſellſchaftlichen Zwecke zu ſtellen, und durch Geſetze die Ausrottung der Völlerei zu befördern.

Der im Jahr 1839 in Glogau geſtiftete Mäßigkeits-Verein zählt jetzt ſchon 54 Mitglieder und 90 ſind in der Probezeit.

Am 19. Sept. fand die erſte Verſammlung der Geſellſchaft zur Unterſtützung und Beförderung der Induſtrie und Gewerbe in Inneröſterreich unter Vorſitz des Erzherzogs Johann im Börſenſaale in Trieſt ſtatt. Der Prinz übergab der Geſellſchaft einen von zwei tüchtigen Ingenieurs entworfenen Plan einer Eiſenbahn von Trieſt nach Wien, die er mit der Verſicherung, daß die Regierung die Ausführung thätig unterſtützen werde, dringend der Geſellſchaft empfahl.

In Trieſt hat ſich unter dem Vorſitz des Erzherzogs Johann eine Actiengeſellſchaft gegründet zur Beförderung der Ausfuhr öſterreichiſcher Erzeugniſſe. Sie wurde am 20. Sept. zuerſt eröffnet und verdankt ihr Entſtehen vorzugsweiſe dem Prinzen. Ihr Endzweck iſt, den Vertrieb öſterreichiſcher Erzeugniſſe gegen eine billige Proviſion zu übernehmen, neue Ausgänge für dieſelben zu ſuchen, den Fabrikanten Muſter und Modelle zu verſchaffen und ſie mit Vorſchüſſen zu unterſtützen.

Der Arensberg-Mindenſche Lehrer-Geſangverein hielt in Brilon am 9. Oct. ſein erſtes Geſangfeſt. Es hatten ſich über 100 Lehrer eingefunden und waren von den Bürgern auf das Freundlichſte empfangen und bewirthet worden. Er hatte allgemeine Theilnahme erregt und viele Fremde herbeigezogen, unter denen ſich auch der Oberpräſident der Provinz, Hr. v. Vincke, der Regierungspräſident Keſter und viele andere Mitglieder der drei weſtphäliſchen Regierungen ſich befanden.

Unter dem Schutze Sr. M. des Königs von Würtemberg iſt in Stuttgart ein literariſcher Verein zur Herausgabe von Handſchriften und ſeltenen Druckſchriften nach dem Muſter

der engliſchen Bibliophilen zuſammengetreten. Die Drucke ſind nur den Pränumeranten (11 fl. oder 6 Thlr. jährlich) beſtimmt, und ſobald 500 Anmeldungen eingelaufen ſeyn werden, ſoll der Druck beginnen. Als Mitglieder des Comités nennen ſich Freiherr v. Cotta, Profeſſor und Bibliothekar Förſter, Archivrath Kaufler, Geheimelegationsrath v. Kölle, Geheimelegationsrath v. Lehr, Dr. W. Menzel, Obertribunalrath v. Scheuerlin, Bibliothekar, Prof. Stälin, und Kanzler v. Wächter, Präſident d. K. d. A.

Die Anmeldungen werden unter der Adreſſe des literariſchen Vereins franco erwartet.

Stiftungen.

Der zu Eichſtädt verſtorbene gefürſtete Anton Benedict Friedrich, Graf von Andlau, hat dem Würzburger Armenfonds ein Legat von 2000 fl. für arme Bürgerskinder zur Erlernung von Gewerben vermacht.

Durch den Pfarrer Heimgreitter iſt dem Armenfonds zu Tegernſee eine Schenkung von 10,145 fl. in Vollziehung der letztwilligen Anordnung eines andern Wohlthäters übermacht worden.

Der jüngſtverſtorbene Banquier Rougemont-Löwenberg hat der Stadt Murten eine Summe von 10,000 Franks für Hausarme vermacht.

Ein Bürger in Frankfurt am Main, Seufferheldt, hat vor einiger Zeit eine Stiftung gemacht, deren jährliche Zinſen zum Beſten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche in dieſer Stadt zu einem theologiſchen Stipendium und zu einer theologiſchen Preisaufgabe verwendet werden ſollen.

Der Dresdner Bürger, Chr. H. Juſt, hat zum Andenken ſeiner Mutter eine Stiftung von 2000 Thlr. für arme verwaiſte ſchulfähige Kinder in Johanngeorgenſtadt gegründet.

Der Wiener Bürger, Joſ. Litſchgen (aus Kronſtadt in Siebenbürgen gebürtig), hat der evangeliſchen Gemeinde ſeiner Vaterſtadt teſtamentlich 10,000 fl. vermacht, theils zur Aufbeſſerung der Beſoldung des evangeliſchen Pfarrers und Schullehrers, theils zur Verwendung zum Beſten der evangeliſchen Kirche und Schule.

Die in Würzburg verſtorbene Joſephine Sartorius hat ihr Vermögen, das jetzt ſchon 116,853 fl. beträgt und nach Erlöſchen einiger lebenslänglichen Bezüge auf 230,853 fl. ſteigen wird, zu dem Zwecke vermacht, daß ledigen, katholiſchen armen und ſittlichen Töchtern verſtorbener Staatsdiener bürgerlichen Standes im ehemaligen Großherzogthum Würzburg jährliche lebenslängliche Bezüge von 150 fl. gereicht werden.

Der in Breslau verſtorbene Conſiſtorialrath Wunſter hatte zu ſeinem 1827 gefeierten 50jährigen Amtsjubiläum eine Summe von 1000 Thlr. zur Gründung einer Anſtalt beſtimmt, welche ältern unverſorgten Jungfrauen aus den höhern Bürgerſtänden Unterſtützung gewähre. Eine königliche Cabinetsordre vom 7. Mai d. J. beſtätigte die deßfallſigen Statuten und fügte dem Capital noch 100 Thlr. bei. Durch anderweitige Schenkungen und Collecten hat ſich ſo das Capital auf 1500 Thlr. erhöht, und es werden einſtweilen zwei würdige Jungfrauen von den Intereſſen unterſtützt.

Der königlich bayerſche Staatsbuchhalter, Karl Münch, hat teſtamentlich eine Stiftung zu Unterſtützung armer Wittwen und Waiſen gemacht und dieſelben zum Haupterben ſeiner in 99,548 fl. 58 kr. Capitalien und 3117 fl. Werthanſchlag an Oelgemälden beſtehenden Verlaſſenſchaft eingeſetzt.

Der Bildhauer Kiß hat von den Subſcriptionsſummen für ſeine Amazonengruppe 200 Thlr. nach Papreyau, ſeinem Geburtsort, geſchickt, von denen die Zinſen zur Vertheilung von Schulbüchern an arme Kinder der Hüttenarbeiter angewandt werden ſollen.

Der Hamburger Banquier, Salomon Heine, hat zur Errichtung eines neuen Krankenhauſes für Iſraeliten ein Capital von 80,000 Mark beſtimmt.

Literatur.

Der durch ſeine Reiſen im indiſchen Archipel bekannte Dr. S. Müller hat vom König der Niederlande das Ritterkreuz des niederländiſchen Löwenordens erhalten.

Der berühmte Reiſende, Bergrath Ruſſegger hat vom König von Griechenland ſeiner uneigennützigen Verdienſte wegen, die er ſich durch ſeine bergmänniſchen Unterſuchungen im griechiſchen Staate erworben, den goldnen Erlöſerorden erhalten.

Dem Staatsrath und Präſidenten des Miniſteriums des Innern Nebenius iſt bei ſeinem Austritte aus dem Miniſterium das Großkreuz des zähringer Löwenordens verliehen worden.

Der Bibliothekar Dr. E. Münch in Stuttgart erhielt vom König von Schweden in Anerkennung ſeiner Verdienſte als Hiſtoriker und Publiciſt eine große goldne Medaille und vom König von Sachſen die größere goldne Verdienſtmedaille.

Dr. E. Rüppell hat durch Dr. Döbel in Batavia das Diplom als korreſpondirendes Mitglied der bataviſchen Geſellſchaft auf der Inſel Java erhalten.

Der Alterthumsforſcher Michael Landgraf in Bamberg hat vom König von Preußen für die Ueberſendung des Manuſcripts über die Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg, Ansbach und Bayreuth neben einem königlichen Handſchreiben 100 Stück Friedrichsd'or erhalten.

Der König von Preußen hat der bekannten dramatiſchen Schriftſtellerin, Johanna von Weiſſenthurn, kaiſerlich öſterreichiſchen Hofſchauſpielerin, bei Gelegenheit ihres 50jährigen Dienſtjubiläums neben einem huldvollen Handſchreiben die goldne Medaille für Wiſſenſchaft und Kunſt zugehen laſſen.

Am 8. Sept. ſtarb in Darmſtadt der großherzoglich heſſiſche quieſcirte Hofgerichtspräſident und Geheimerath Ludw. Minnigerode, als Schriftſteller durch die Abhandlung: „Was iſt Juſtiz: und was iſt Adminiſtrativſache“ (Darmſtadt 1835) und durch die „Bemerkungen über den Stand der Geſetzgebung in Deutſchland“ (Darmſtadt 1836) vortheilhaft bekannt.

Am 11. Sept. ſtarb in Dresden der Königlich ſächſiſche Kammerrath Ernſt Wilhelm Auguſt v. Schlieben, 59 Jahr alt.

Am 11. Sept. ſtarb in Schleiz der geſchätzte Volks- und Jugendſchriftſteller Johann Ferdinand Schulz, 67 Jahr alt.

Am 5. Sept. ſtarb in Eutin Dr. C. A. Rödding, Herausgeber der Nipenſtätter Zeitung.

Am 4. Juli ſtarb in Caſſel Dr. med. Joh. Chph. Valentin, Arzt und mediciniſcher Schriftſteller.

In der (Leipzig, bei Brockhaus, 1839) erſchienenen Biographie Alberichs Thaers von Körte findet ſich die intereſſante Auskunft, daß der im vierten Beitrage zur Geſchichte und Literatur (1777) von Leſſing mitgetheilte Anfang des Aufſatzes „Die Erziehung des Menſchengeſchlechtes“ und die 1780 zuerſt vollſtändig erſchienene Schrift deſſelben Titels eine Jugendarbeit Thaer's iſt, die von Leſſing theils nur fortgeſetzt, theils überarbeitet wurde.

Der Privatlehrer Ernſt Auguſt Vogel in Dresden hat bei Barth in Leipzig das Probeheft eines Buchs herausgegeben, das für Bibliographie und Bibliothekwiſſenſchaft äußerſt wichtig iſt. Er ſtellt nämlich literariſche Nachweiſungen über frühere und noch beſtehende europäiſche öffentliche und Corporationsbibliotheken zuſammen.

Im Oktober ſtarb in Mannheim, wohin er von Baden aus auf Beſuch gekommen, der bekannte Schriftſteller Auguſt Traxel (Dieter Lenz).

Herr Honegger, ein ſehr kenntnißreicher Numismatiker, der ſeit 6 Jahren die Regentſchaft Tunis durchreiſt, hat eine beinahe vollſtändige Serie von Münzen der drei großen Epochen der Herrſchaft Carthago's, von der tyriſchen Colonie bis Scipio, von Elißa und

Auguſtus bis Genſerich, von Genſerich bis Haſſan, der mit ſeinen Sarazenen im Jahre 698 Carthago völlig zerſtörte, zuſammengebracht. Er hat ſeine reiche Sammlung an den Fürſten von Fürſtenberg geſandt.

Auguſt Scheve hat der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher in Pyrmont ein Manuſcript: „Ein Wort über Gall's Schädellehre“ betitelt, überſandt, das jetzt bei Groos in Karlsruhe als Manuſcript gedruckt iſt und eine Anweiſung enthält, wie man auf die Träume Schlafender durch Druck auf die verſchiedenen Organe des Kopfes einwirken kann.

Kunſt.

Im königlichen Gießhaus zu München iſt die dritte der für den neuen Thronſaal beſtimmten vergoldeten Erzſtatuen, Ludwig der Reiche, vollendet aufgeſtellt.

Der königl. kaiſerl. Münzgraveur, Joh. Theuring in Wien, hat plaſtiſche Bilder von Metall erfunden, die er in einer ganzen, nicht zuſammengeſetzten Platte darſtellt.

In Hannover hat Frau Hofräthin Witte eine Mondkugel verfertigt, wo in Relief die Oberfläche des Mondes aus einer Miſchung von Wachs und Maſtix auf das Feinſte dargeſtellt iſt. Profeſſor Mädler in Berlin verſichert, daß ſich das Bild des Mondes, aus einer Entfernung von 30—40 Fuß durch ein Fernrohr betrachtet, täuſchend darſtellt.

Einer der verdienſtvollſten Schüler von Cornelius, Gottlieb Haſſen aus Coblenz, iſt von München an den Rhein berufen worden, damit er die von dem verdienſtvollen Deſſauer gebaute Dreifaltigkeitskirche zu Weiſenthurm bei Coblenz mit Fresken ſchmücke. — Auch der berühmte Maler Steinle aus Oeſterreich malt am Rhein.

Am 27. Sept. hat Cornelius ſein großes Bild, das jüngſte Gericht, vollendet.

Am 26. October wurden in München die Gerüſte weggenommen, welche den zweiten Giebel des Hoftheaters verhüllten, das Freskogemälde ſtellt Apollo und die Muſen dar, auf tiefblauem Grunde gemalt.

Der König von Preußen hat dem Maler Liepmann in Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte um die Kunſt ein lebenslängliches Handſchreiben und 900 Thlr. zugeſendet. Im Jahresfriſt denkt der Künſtler eine neue Maſchine herzuſtellen, die beſſer und vollſtändiger ſeine Werke vollenden wird.

Peter Heß, der im Gefolge des Kaiſers von Rußland der Herrſchaft in Worosino beiwohnte, hat den St. Stanislausorden zweiter Claſſe erhalten.

Der Vorſtand der Kunſtſchuldirection, Hofrath von Dannecker in Stuttgart, iſt wegen vorgerückten Alters auf ſein Anſuchen penſionirt.

Dr. Schafhäutl aus München, gegenwärtig in London, hat eine neue Methode gefunden, Lichtbilder hervorzubringen, die den Vortheil des Schatten- und Lichts mit der Feinheit und Genauigkeit des Daguerreotypes verbinden, indem er eine Platte mit Tuſche (indian ink) überzieht und ſie in der camera obscura dem Einfluß des Lichts ausſetzt.

In Wetzlar ſtarb am 21. Aug. der als Landſchaftsmaler rühmlich bekannte Louis Wagner.

Die letzten Meiſterſänger, vier alte Bürger Ulm's, haben laut Urkunde vom 31. Octbr. 1839 die letzten Ueberreſte dieſes alterthümlichen Inſtituts, die Schultafel mit den Originalgemälden der alten Fahne, dieſe Fahne ſelbſt und den dazu gehörigen Kleinodien, der Lade, den Tabulaturen, Schul- und Liederbüchern und einigen andern Liederſammlungen, dem Liederkranz zu Ulm als ihrem rechtmäßigen Erben übergeben.

Am 11. Octbr. wurden die Arbeiten der Eleven der königl. preußiſchen Akademie der Künſte, die aus der Schule für muſikaliſche Compoſition entlaſſen worden waren, im Saale der Singakademie aufgeführt und zeigten einen Erfolg, der die Aufmerkſamkeit aller wahren Verehrer der Muſik auf dieſe erſt ſeit 5 Jahren beſtehende Anſtalt lenken muß.

In Kreuznach ſtarb am 21. Sept., nach längerem Leiden, der ausgezeichnete Theoretiker und praktiſche Tonſetzer, Dr. Gottfried Weber, General-Staatsprocurator beim Oberappellations- und Caſſationsgerichte in Darmſtadt, 64 Jahr alt.

Am 20. Sept. ſtarb in Töplitz der als Operncompoſitur bekannte daſige Bürgermeiſter Joſeph Wolfram, im 69 Lebensjahre.

Am 27. Octbr. ſtarb in Charlottenburg Raſael Tombolini, deſſen Geſangskunſt noch die letzten Augenblicke Friedrichs des Großen erheiterte; er war am 19. Jan. 1795 im Kirchenſtaat geboren.

Am 30. Octbr. ſtarb in Dresden der im Heldenfache ausgezeichnete Schauſpieler Carl Wenmar, 37 Jahr alt.

Der Kammermuſikus Schlick in Dresden hat das Geheimniß gefunden, Violinen und Violoncellen zu bauen, die an Klarheit und Rundung des Tons, an Kraft, Fülle und leichter Anſprache den berühmteſten alten Inſtrumenten, ſogar denen von Guarneri und Stradivari, wenig oder nichts nachgeben.

Am 23. Auguſt ſtarb in Romrod in Oberheſſen der als Orgel- und Inſtrumentenmacher bekannte Hartmann Bernhard. Er hatte während ſeines 34jährigen Etabliſſements 30 neue, zum Theil große Orgeln gebaut, die 40ſte blieb unvollendet.

Nach einem großherzoglichen Erlaß vom 11. Octbr. iſt es in Baden verboten, ferner die Trümmer alterthümlicher Bauwerke, die der Erhaltung durch ihre an ſie ſich knüpfenden hiſtoriſchen Erinnerungen werth ſcheinen, ohne Noth abzubrechen; und ſämmtlichen Ober- und Bezirksämtern iſt der Auftrag geworden, eine Liſte der in ihren Amtsbezirken vorhandenen alterthümlichen Baureſte einzuſchicken, mögen ſie auf Domanial-, ſtandesherrlichen, grundherrlichen oder Gemeindeeigenthum ſtehen, und dabei zu bemerken, ob und welche Fürſorge zur Erhaltung derſelben bereits getroffen iſt.

Denkmäler.

Die Ausführung der Hermannsbildſäule iſt dem Kupferſchmied Trebbe, einem noch jungen Manne, übertragen. Die ſchon fertigen einzelnen Theilen laſſen an der würdigen Vollendung nicht zweifeln. Das Ganze wird aus freier Hand aus Kupfer getrieben; die beiden Flügel auf dem Helm des Helden haben eine Länge von 8 Fuß und eine Breite von mehr als 3 Fuß; der Daumen der rechten Hand vermag faſt einen Eimer Waſſer zu halten. Da das Werk ſeine eigene Laſt nicht tragen könnte, ſo erhält es innerhalb durch ein ſtarkes eiſernes Gerippe Feſtigkeit. Eine hierbei erforderliche eiſerne Stange, die den rechten Arm, der das Schwert hebt, zu ſtützen beſtimmt iſt, wird, bei 3 Zoll im Quadrat Durchmeſſer, 105 Fuß lang ſeyn und gegen 4 Centner wiegen. Man erwartet, daß das ganze ungeheure Werk in 7 Jahren fertig ſeyn.

Zwei Einlagen in den Grundſtein des Hermannsdenkmals ſind nach Detmold von den Vereinen für dieſes Denkmal in Hannover und Schwerin eingeſchickt worden. Die erſte, eine Bronzetafel, 1½ Fuß im Geviert und von einem Eichenkranz umgeben, führt die Inſchrift: „Armin, Deutſchlands Befreier aus Römerketten, und ſeinem Heere, ihren Ahnen, weihen in angeſtammter Liebe der deutſchen Freiheit, welche ſie durch zehnjährigen Kampf gegen welſches Joch ſiegreich behaupten, dieſes Bild mit andern deutſchen Stämmen, ihren Brüdern, die Völker der Weſer, Aller, Ems und Elbe, jetzt im Königreich Hannover vereinigt, im Jahr der teutoburger Schlacht MDCCCXXX.“ Die andere, aus Schwerin, iſt von Silber, 6 Zoll lang und 5 Zoll breit, mit der Inſchrift: „Armin, dem Retter deutſcher Freiheit, daß nach langem Wendenthum deutſcher Volksthümlichkeit wiedergewonnene Mecklenburg.“

Der König von Preußen hat beſchloſſen, Friedrich dem Großen in Berlin ein Denkmal in coloſſaler Größe zu errichten, und dem Profeſſor Rauch die Ausführung übertragen. Die vom König genehmigte Skizze beſteht aus der Reiterſtatue des großen Königs im Costüme ſeiner Zeit. Das Piedeſtal bildet ein Oblongum, deſſen gebrochene Ecken mit Standbildern geziert werden, welche die Eigenſchaften des königlichen Reiters darſtellen, auf der

Vorderſeite die Geſtalten der Gerechtigkeit und Stärke, auf der Rückſeite die des Kriegsmuths und der Weisheit. Jede der Geſtalten hat zur nähern Bezeichnung der Eigenſchaft, die ſie vergegenwärtigen ſoll, eine Thierfigur zur Seite, die jedesmal an der Langſeite des oblongen Piedeſtals angebracht iſt, ſo daß man in der Vorder- und Rückanſicht das Piedeſtal mit Statuen, in der Seitenanſicht mit Gruppen geſchmückt ſieht. Die Flächen des Piedeſtals ſind mit Trophäen und mit Victorlagestalten bedeckt. Den Obertheil des Piedeſtals bildet ein reicher architektoniſcher Aufſatz, deſſen Kreis wiederum Darſtellungen in Hautrelief enthält. Auf der Vorderſeite befindet ſich, vom preußiſchen Adler getragen, die Inſchriftstafel, daneben Friedrichs Genius und die Geſtalt der Borussia. Das coloſſale Standbild und das Piedeſtal werden in Erz, die mächtige Unterlage in Granit ausgeführt; das Ganze erhält eine Höhe von 40 Fuß.

Zur Wiederherſtellung des Grabmals des franzöſiſchen Generals Hoche, das in der Nähe des Dorfs Weißenthurm (bei Koblenz) auf einem Hügel ſteht und ſeinem gänzlichen Verfalle nahe war, hat der König von Preußen 700 Thlr. bewilligt.

Am 16. Novbr. legte der König von Preußen den Grundſtein zu dem Friedensdenkmal, das unweit des halleſchen Thors, auf dem Belle-Allianceplatze, zum Andenken eines glücklich erhaltenen 25jährigen Friedens errichtet wird. Profeſſor Rauch hat die Ausführung des Monuments übernommen, das in der Errichtung einer hohen Granitſäule mit einer paſſenden Figur darauf beſteht. Das Piedeſtal wird aus cararischem Marmor gearbeitet, an welchem darauf Bezug habende Begebenheiten perſonificirt werden ſollen.

Am 12. Octbr. wurde in München feierlich die Reiterſtatue des Kurfürſten Maximilian I., in Gegenwart des Königs und einer zahlreichen Volksmenge, enthüllt.

Am 31. Aug. wurde in Nürnberg das Denkmal feierlich enthüllt, welches das Officierscorps und Mannſchaftsperſonal der dritten Armeedivision ihrem ehemaligen Chef, dem Generallieutenant, Freiherr von Lamotte, auf dem St. Rochus-Kirchhofe errichten ließ. Von dem dortigen Bildhauer Rottermundt in Stein gehauen, ſtellt es einen Schildknaben in voller Rüſtung mit dem Wappen des Verſtorbenen dar; unter demſelben ein Kranz mit ſeinen Ordensdecorationen durchflochten.

Die Statue des Königs Friedrich Auguſt, die in Dresden aufgeſtellt werden ſoll, iſt, mit Ausnahme des einen Arms, der beſonders hat gegoſſen werden müſſen, glücklich aufgeſtellt.

Die Statue, welche dem verewigten Großherzog Ludwig I. von Heſſen beſtimmt iſt, ſoll auf eine ungefähr 150 Fuß hohe Säule zu ſtehen kommen, in Uniform, mit leicht übergeworfenem Mantel, in der einen Hand die Verfaſſungsurkunde, die andere ſegnend ausgeſtreckt. Der Platz iſt der Louiſenplatz in Darmſtadt. Die Säule wird inwendig eine Wendeltreppe haben. Die Statue ſoll von Stiglmaier in München gearbeitet und in Bronze ausgeführt werden, die ganze Arbeit in 3 Jahren beendigt ſeyn.

Die Stadt Berlin hat zum Gedächtniß der dritten Jubelfeier der Reformation eine Denkmünze ſchlagen laſſen, deren Ausführung dem Medailleur C. Pfeuffer übertragen worden war. Auf der Vorderſeite zeigt ſie die Bildniſſe Kurfürſt Joachims II. und Friedrich Wilhelms III., des jetzigen Königs, mit der Umſchrift: „Kurfürſt Joachim II. 1539 und König Friedrich Wilhelm III. 1839;“ auf der Kehrſeite iſt die Feier des Gedächtnißtages dargeſtellt.

Der König von Preußen hat der Stadt Berlin als Erwiederung der Denkmünze, die ſie ihm überreichen ließ, einen Pokal überſchickt, der die Bildniſſe Kurfürſt Joachims II. und des Königs mit einem, die Landung und das erſte Gebet Guſtav Adolph's auf deutſchem Boden darſtellenden Gemälde enthält.

Induſtrie und Handel.

In Hamburg wird eine Geſellſchaft zuſammentreten, um mit eigenen Dampfſchiffen an dem Verkehr Theil zu nehmen, den bis jetzt Holland und England allein benutzen. Das

Capital iſt auf 450,000 Mark angeſchlagen und in 450 Actien vertheilt, wovon 2 Dampfſchiffe à 100 Pferdekraft, angeſchafft werden ſollen, die im Jahre 40 Fahrten zuſammen machen werden. Man verſpricht ſich, außer 5 Procent Zinſen, einen Gewinn von 195,000 Mark.

In Kirchen bei Köln bildet ſich eine Gewerkſchaft, um in der Nähe von Miſterberg Braunkohlen zu ſchürfen, denn kürzlich hat man oberhalb Miſterberg im Naſſauiſchen, unmittelbar an der Landesgränze, in 7—8 Lachter Tiefe, ein 7 Fuß mächtiges Braunkohlenflötz erbohrt.

Zur Abteufung der Freiberger Silbergruben ſoll ein unterirdiſcher Kanal von 7 Stunden Länge, bis in die Gegend des Tuſchbades bei Meißen, angelegt werden. Die Koſten ſind auf nur 3 Millionen Thaler berechnet.

Am 29. Aug. fand bei Keldenich im Kreiſe Schleiden, Oberbergamt Bonn, die feierliche Einweihung eines Stollenwerkes ſtatt, das berechnet iſt, die Grundwaſſer des ausgezeichneten Eiſenſteinfeldes zu löſen, die die Ausbeutung der durch die Länge der Zeit ſchon in beträchtliche Tiefe geſenkten Schachten erſchweren. Der Stollen ſoll im Thal der Urft bei dem Dorfe Sötenich, 12 Lachter unter dem tiefſten Punkte der Gruben am Sirzenberge, angeſetzt werden und 1000 Lachter lang, 8 Fuß hoch, 4 Fuß weit ſeyn; die Koſten in Maurer- und Zimmerarbeit ſind auf 20,000 Rthlr. berechnet. Der Stollen ſoll zu Ehren des Ober-Berghauptmanns, Grafen von Beuſt, der Beuſtſtollen heißen.

Die Berichtigung der Rheingränze zwiſchen Baden und Frankreich, die von Generallieutenant von Guilleminot, franzöſiſcher, und den Oberbaurath Scheffel, badiſcher Seits geleitet wird, iſt ihrem Ende nahe, und die Rectificirung des Oberrheins wird der Dampfſchifffahrt bis Baſel neues Leben geben.

Bei Knielingen im Großherzogthum Baden wird eine Brücke über den Rhein geſchlagen, deren Bau Baden, die Errichtung der Chauſſee des linken Ufers Bayern übernehmen wird.

Am 17. Aug. wurde der zwiſchen der Pforte und den freien Hanſeſtädten, Hamburg, Lübeck und Bremen, am 25. Mai abgeſchloſſene Handels- und Schifffahrtsvertrag ratificirt.

Nach einer Erklärung des k. k. Internuntius iſt die öſterreichiſche Regierung dem Handelsvertrag beigetreten, der zwiſchen der Pforte und England und Frankreich beſteht.

Am 18. Octbr. wurde in Berlin ein Vertrag der Zollvereinsſtaaten auf weitere 8 Jahre abgeſchloſſen; die Grundbeſtimmungen ſind, bis auf wenige Abänderungen, dieſelben geblieben.

Nach einer königl. preußiſchen Verordnung vom 31. Octbr. wird, in Bezug auf das Zollgewicht, verfügt, daß vom 1. Jan. 1840 an die Berechnung der Ein-, Aus- und Durchgangszölle nach dem von allen Zollvereinsſtaaten angenommenen Zollgewicht eintreten ſoll, wonach der Zollcentner = 106 Pf. 29 29/30 Loth, das Zollpfund = 1 Pf. 2 13/64 Loth, und das Zollloth = 1 9/64 Loth gewöhnlichen preußiſchen Gewichts ausmacht (der Zollcentner 100 Pf., das Zollpfund aber 30 Zolloth).

Das großherzoglich badiſche Regierungsblatt vom 5. Novbr. enthält den Vertrag zum neuen Zollvereinstarif.

Herr Berndt, Lithograph in Wien, hat einen Erſatz für den Holzſchnitt erfunden, indem er mit einer chemiſchen Dinte auf Stein zeichnet, dann die unbeſchriebenen Stellen wegätzt (wozu höchſtens 2¼ Stunden erforderlich ſind), die Dinte dann entfernt, davon eine Matrize aus Gyps macht, in dieſe Lettermetall gießt, und ſo eine letternartig erhabene Zeichnung erhält, die nur ⅓ ſo viel koſtet als ein Holzſchnitt. Der Stein, wie der Abguß, können unzählige Abgüſſe liefern.

Ein Drucker in Wien hat, wie verlautet, die Aufgabe gelöst, mit Kupp auch drucken zu können, für deren Löſung in Frankreich 30,000 Franken beſtimmt waren.

Dem Dr. Groß-Hoffinger in Wien iſt ein zweijähriges Privilegium gegeben worden, auf eine Erfindung, aus allen Gattungen Baumwollen-, Wollen- und Leinenſtoffen mittelſt Pech, Wachs und andern Subſtanzen einen waſſerdichten Stoff, Wiener-Pechleder genannt, zu erzeugen, das das Leder in vieler Hinſicht vollkommen erſetze, bedeutend wohlfeiler ſey, zu allen Arten von Kopf-, Fuß-, Leibkleidern, zu Sattler-, Riemer-, Täſchner-

Arbeiten, zur Bekleidung der Wände, und vermittelſt eines feuerdichten Ueberzuges auch zur leichteſten, waſſerdichten Dachbedeckung, zu Fußteppichen, Schläuchen und Gefäßen aller Art verwendet werden könne; ferner waſſerdichtes Papier aus denſelben Stoffen, auf welchem die Schrift unverlöſchbar und bewirkt werde, daß das Papier bei Ueberſchwemmungen unbeſchädigt bleibe, dauerhafter werde, nicht leicht breche, die Farbe nicht verändere ꝛc.

Freiherr von Reichenbach hat auf ſeinem Gute Blanſko bei Brünn einen mit günſtigem Erfolg gekrönten Verſuch gemacht, Reis zu bauen.

Schweiz.

Der bisherige Kirchenrath in Zürich iſt aufgelöst worden und ſoll durch neue Wahlen zuſammengeſetzt werden. Auch der Seminardirector Scherr iſt proviſoriſch ſeines Dienſtes enthoben und ſoll, bis ſeine Sache entſchieden iſt, einen Stellvertreter erhalten, dem Scherr von ſeinem Gehalte von 1800 Schweizerfranken 1000 Franken abzutreten hat.

In dem Eberherrenſtifte zu Kreuzlingen (Thurgau) ſtarb im September der Capitular Joſeph Gilldar.

Ein Herr Caſtiſch von Hohentrimb hat dem Kanton Graubünden die Summe von 7000 fl. zur Gründung einer Kantonal-Waiſenanſtalt geſchenkt.

Der in Vevay lebende Glasmaler Georg Müller aus Bern, ſchon durch andere treffliche Arbeiten, beſonders in Wappenmalerei, bekannt, hat jetzt 4 ſchön gearbeitete Glasfenſter von 9 Schuh Höhe und 3½ Schuh Breite mit brillanter Farbenmiſchung beendigt, die für ein Landhaus bei Lauſanne beſtimmt ſind. Er hält ſeine Erfindung, die er ſeit 1823 übt, für eine Wiederauffindung der Glasmalerei des Mittelalters, und iſt im Beſitz eines ſehr rühmlichen Certificats der Berner Akademie vom Jahre 1829. Auch bei der Ausſtellung in Lauſanne von 1830 wurde ihm die große Preismedaille in Silber zuerkannt. Von den Erfindungen in Berlin und München unterſcheidet ſich ſeine Kunſt weſentlich.

Niederlande.

Die Regierung hat in ihrem neuen Strafgeſetzbuch nicht allein die Abſchaffung der Strafe der öffentlichen Auspeitſchung, die 1813 der vom franzöſiſchen Code penal vorgeſchriebener Strafe hinzugefügt ward, ſondern auch des Brandmarkens der Verbrecher vorgeſchlagen.

In Rom ſtarb in den erſten Tagen des September der früher allgemein bekannte und geſchätzte Viehmaler Voigt in hohem Alter.

Am 24. Sept. wurde die Amſterdam-Harlemer Eiſenbahn eröffnet, die ſchon vorher mehrfach von den Actionärs befahren wurde. Jeden Tag wird 6 Mal zwiſchen Amſterdam und Harlem hin- und hergefahren werden.

In Vliſſingen will man dem berühmten Admiral de Ruiter ein Denkmal ſetzen. Bereits iſt das Modell zu einem Standbilde des Helden von mehrern Künſtlern angefertigt worden.

In der Jahresſitzung der holländiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Harlem wurden zu Mitgliedern derſelben ernannt, die Herren C. Babbage, C. Lyell, R. S. Murchiſon in London; die Herren G. D. G. Ehrenberg und Mitſcherlich in Berlin; Herr Boué in Wien; die Herren Elie de Beaumont et C. Prevoſt in Paris und Hr. Graves in Beauvais. Die goldne Medaille im Werth von 100 holländiſchen Gulden

wurde dem Profeſſor der Naturgeſchichte in Nordhauſen, Hr. Küzing, für die Beantwortung der Frage zuerkennt: „Ueber die Metamorphoſe der Algen und ihrer Entwicklung in Pflanzen höherer Ordnung in der Reihe organiſirter Weſen.“ — Die andern Preiſe über die Naturgeſchichte des Schwefels und die Fabrikation künſtlicher Zucker, konnten aus Mangel an entſprechenden Arbeiten nicht vergeben werden. Die Geſellſchaft bringt die 19 Fragen aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften für den Concurs von 1840, die ſie ſchon früher ausſchrieb, auf's Neue in Erinnerung, von denen wir hier nur einige von allgemeinerem Intereſſe anführen:

1) Kann man in der Reihe organiſch-foſſiler Ueberreſte, die in ſehr verſchiedener Zeit exiſtirt haben, eine ſtufenweiſe Aufeinanderfolge und Entwicklung nachweiſen? — 7) Ein auf neue Erfahrungen gegründetes Studium des Athmens, vom chemiſchen Standpunkt aus betrachtet. — 15) Welche Vortheile kann der Gebrauch erwärmter Luft bei der Fabrikation anderer Subſtanzen als des Eiſens gewähren? — 18) Welche Wirkung kann das Galvaniſiren oder Magnetiſiren mittelſt der Acupunctur, wie ſie die Herren Becquerel und Breſchet verſchreiben, auf die kranken Theile des menſchlichen Körpers hervorbringen? —

Auch von den 9 andern Fragen, die ſchon früher für das Jahr 1841 aufgeſtellt waren, geben wir nur einige:

1) Welches iſt die Naturgeſchichte der Thierarten, die die Pfähle und andere Holzwerke im Waſſer zerſtören, indem ſie ſie anfreſſen, und wie kann man ſie vertilgen? — 2) Chemiſch die Gaſe zu unterſuchen, die ſich in den verſchiedenen Quellen der Niederlande entwickeln. — 3) Welches ſind die Urſachen der heftigen Stürme, die z. B. am 9. Nov. 1836 und am 29. Nov. 1836 ſtattfanden, und wie weit haben ſie ſich erſtreckt? —

Endlich hat die Geſellſchaft noch 18 neue Fragen aufgeſtellt, für das Jahr 1841:

5) In welcher Zeit hat das Delta des Rheins, der Maas und Scheldt, nach den neuern Beobachtungen über die jährliche Zunahme der Verſandung dieſer Flüſſe, angefangen, ſich zu bilden? — 6) Eine geologiſche Beſchreibung der Provinzen von Nord- und Südholland. — 7) Eine vergleichende Beſchreibung der verſchiedenen Menſchenracen der oſtindiſchen Colonien Hollands, von denen mehrere noch nicht genau von den Naturforſchern bekannt ſind. —

Die Preiſe für ſämmtliche Fragen ſind goldne Medaillen im Werth von 150 fl., denen nach dem Gutdünken der Geſellſchaft noch eine Gratification von 150 fl. beigefügt werden kann. Die Bearbeitung kann in franzöſiſcher, italieniſcher, engliſcher, deutſcher, holländiſcher oder lateiniſcher Sprache geſchehen. Adreſſe Hr. von Breda, beſtändiger Secretär der harlemer Geſellſchaft. Zeit: vor dem erſten Januar des Jahres, dem die Fragen beſtimmt ſind.

Belgien.

Während es bisher nur zwei beſondere Bibliophilengeſellſchaften gab, iſt jetzt der Plan einer allgemeinen belgiſchen Bibliophilengeſellſchaft gefaßt worden, der, neben der Herausgabe ſeltner Handſchriften ꝛc., auch den Zweck hat, die Hauptſchriftſteller des Landes hin und wieder zu verſammeln.

Zu Antwerpen fängt man an, ſceniſche Darſtellungen und Declamatorien in flamändiſcher Sprache zu geben. Auch enthielt der Moniteur vom 29. Auguſt einen für Oſtflandern beſtimmten Bericht blos in flamändiſcher Sprache, ohne franzöſiſche Ueberſetzung.

Der Drucker Houdin in Brüſſel hat ein Patent auf 10 Jahre für den Gebrauch comprimirter Luft ſtatt des Dampfes bei Lokomotiven auf Eiſenbahnen, Dampfſchiffen und in Bergwerken erhalten.

Die Académie Royale des Sciences et Belles-lettres in Brüſſel hat für das Jahr 1840 folgende Preisfragen aufgeſtellt, von denen wir die allgemein intereſſanteren folgen laſſen.

1) Déterminer par des expériences si les poisons métalliques tels que l'arsenic blanc (acide arsénieux), enfouis dans un terrain cultivé, pénètrent également dans toutes les parties des végétaux qui y croissent et entre autres dans les graines des céréales, a fin de savoir s'il y a du danger pour la santé publique à répandre de l'acide arsénieux et d'autres poisons analogues dans les champs pour détruire les animaux nuisibles. — 2) Rechercher et discuter

les moyens de construire les travaux d'exploitation des mines de houille aux chances d'explosion. — Les concurrents devront rechercher en outre un moyen sûr et d'une application facile de pénétrer au loin, de séjourner, de s'éclairer et d'agir librement dans les galéries souterraines envahies par un air vicié. — 4) Exposer la théorie de la formation des odeurs dans les fleurs. — L'auteur devra déterminer les organes où se forment les odeurs des fleurs, exposer la structure anatomique et les fonctions physiologiques de ces organes, examiner le mode d'exhalation et rechercher à quoi on doit attribuer cette circonstance que plusieurs fleurs sont odoriférantes à certaines heures de la journée et inodores pendant d'autres. — 7) Déterminer par des expériences les anomalies que peuvent subir les mouvements du sang dans les vaisseaux capillaires des animaux vertébrés, ainsi que les transformations des parties constituantes du sang chez ces animaux; indiquer les causes qui y donnent naissance. —

Für das Jahr 1841 ſind zwei Preisfragen aufgeſtellt:

1) Décrire les coquilles et les polypiers fossiles des terrains ardoisier, anthraxifère et houiller de la Belgique et donner l'indication précise des localités et des systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 2) Etudier les vapeurs qu'émettent les métaux et le rôle que quelques physiciens leur assignent dans certains phénomènes météorologiques.

Der Preis jeder Frage iſt eine Goldmedaille im Werth von 600 Francs. Die Arbeiten müſſen lateiniſch, franzöſiſch oder flamändiſch geſchrieben ſeyn, die Zeit der Einſendung vor dem 1. Februar des bezeichneten Jahres.

Dänemark.

Da ſich ergeben hat, daß in manchen Kirchen ſich Altarblätter befinden, die ſchlecht ausgeführt ſind und das religiöſe Gefühl verletzen, ſo ſollen dieſe abgenommen und durch paſſendere erſetzt werden. Doch hat die däniſche Kanzlei mittelſt Circulars vom 9. November befohlen, daß eine ſolche Abnahme alter Altarblätter, Gemälde und Sculpturen ohne Aufſicht eines Archäologen und Kunſtkenners nicht geſchehen ſoll; und da ſich die königliche Akademie der ſchönen Künſte bereitwillig erklärt hat, die Aufſicht auf dieſe Alterthümer zu übernehmen, muß dieſe erſt davon in Kenntniß geſetzt werden.

Thorwaldſen ſcheint den Gedanken, nach Rom zu gehen, aufgegeben zu haben.

Am 24. Sept. ſtarb in Kopenhagen der bisherige älteſte Dichter Dänemarks, Conferenzrath Frimann, geb. am 19. Novbr. 1758. Das romantiſche Gedicht „Axel Thordſen und Schön Valborg“ iſt eine ſeiner berühmteſten Dichtungen, die alle gleich ausgezeichnet ſind.

Im Jahre 1836 betrug die Totalſumme derer, die in Dänemark (mit Ausſchluß der Herzogthümer) ſich einer höhern Beſtrafung als Bußen ſchuldig machten, 2,475, was, mit der Volkszahl zuſammengehalten, ein Verhältniß von circa 1:500 gibt. Von dieſer Zahl gehörten 223 unter Militär- und 2,252 unter Civilſuriſdiction, und von dieſen kommen 695, alſo über ein Drittheil, auf Kopenhagen. In ſämmtlichen Strafanſtalten des Königreichs ſaßen am Schluſſe des Jahres 1836, 1396 Individuen, wovon 1,117 Männer und 279 Frauen. Es wurden 196 Selbſtmorde begangen, 161 von Männern und 37 von Frauenzimmern. Auf Kopenhagen fallen 37, auf die übrigen Städte 30, auf die Landesdiſtrikte 131. Die Todesart anlangend, haben ſich 121 Männer und 16 Frauen erhängt, 10 Männer erſchoſſen, 6 Männer den Hals abgeſchnitten, 23 Männer und 10 Frauenzimmer ertränkt, 1 Mann und 3 Frauenzimmer vergiftet.

Schweden.

Am 24. Sept. wurde der Biſchof von Göthenburg, Dr. Wingard, zum Erzbiſchof von Upſala und Profanzler der daſigen Univerſität ernannt.

Mit der New-Albion Compagnie in London iſt ein Vertrag wegen einer Dampfſchiffahrt zwiſchen Gothenburg und Hull abgeſchloſſen worden. Es ſollen zwei Schiffe von 150 Pferdekraft zwiſchen dieſen Plätzen fahren. Die Compagnie erhielt 6000 Pf. St., halb von der engliſchen, halb von der ſchwediſchen Poſtkaſſe und beſorgt dafür auch die Beförderung der Briefe.

Die Verſchiffung des Eiſens in Stockholm hat bis zum 1. October einen Mehrbetrag von 10,000 Schiffspfund gegen das vorige Jahr ergeben, indem im Ganzen ſeit Neujahr 1,270,000 Schiffspfund verſchifft worden ſind.

Die erſte Nummer einer neuen Vierteljahrsſchrift iſt bei Carlſtad erſchienen. Sie führt den Titel Läsning i blandade Ämnen und wird unter den Auſpicien des jungen Grafen Adlersparre, eines Sohnes des wohlbekannten Beförderers der Revolution von 1809, redigirt. Sie hat ſchon viel Aufſehen gemacht, namentlich ſein Artikel Tegner's: „Die Wirkungen der Revolution auf das ſchwediſche Volk.“ Unter den Beiträgen befinden ſich auch welche von den Biſchöfen Franzen und Agardt und Fräulein Brehmer, der talentvollen Verfaſſerin von „Tockninger ur Hvardagslifvet.“

P. D. A. Atterbom hat unter dem Titel Dikter i Prosa eine Sammlung ſchwediſcher Dichter begonnen. Der zweite Band, der eben erſchienen iſt, enthält 4 kleinere Novellen und beginnt mit einem trefflichen Prolog zum „Phosphoros“ einem der ſchönſten Gedichte in der Sammlung. Sie erſcheint in Upſala.

In Upſala erſcheint auch eine neue Monatsſchrift: „Mimer, månadsskrift for Vitterhet, Historia, Philosophi och Statskunskap.“ Profeſſor Atterbom hat darin mehrere intereſſante Beiträge geliefert, über Geſchichte der Philophie, die alten (moſaiſchen) Sagen ꝛc.

Die Tochter des berühmten Naturforſchers Linné ſtarb am 22. März zu Upſala in dem hohen Alter von 91 Jahren und wurde am 5. April mit großer Feierlichkeit beerdigt. Die vornehmſten Mitglieder der Univerſität begleiteten ihren Leichenzug.

Norwegen.

Der phyſiographiſche Verein in Chriſtiania gibt ſeit 1837 ein Nyt Magazin for Naturvidenskaberne. Udgives af den physiographiske Forening i Christiania heraus, wovon jährlich 2—3 Hefte erſcheinen, deren 4 einen Band bilden. Es enthält manche intereſſante Abhandlungen.

In Chriſtiania erſcheint ein neues Journal, die Kommunalzeitung, die ſich beſonders mit Gemeindeangelegenheiten beſchäftigen wird. Redacteur iſt Buchdrucker Hjelm.

In dem diesjährigen Storthing iſt ein Geſetz über den Gewerbsbetrieb beſchloſſen und vom König beſtätigt worden, wonach alle Zünfte aufhören. Jeder, der Bürger iſt, und durch Atteſtation zweier glaubwürdiger Männer oder durch eine Meiſterprobe ſeine Tauglichkeit zum Handwerke darthut, kann Handwerksmeiſter werden. Nur das Anfertigen von Compaſſen, Gold- und Silberarbeiten und Buchdruckereien auf dem Lande erfordern die königliche Beſtätigung.

England.

In London beſtehen gegenwärtig 41 Geſellſchaften, den Fortſchritten der Literatur und Wiſſenſchaften gewidmet, die ſämmtlich Zweige der 1663 geſtifteten großen königlichen Geſellſchaft (Royal Society) ſind. Sie verbreiten ſich faſt über alle Zweige des Wiſſens. Die Zahl der Mitglieder wird nach der letzten Sitzung auf 17,000 geſchätzt, welche durch ihre Beiträge der Geſellſchaft in allen ihren verſchiedenen Verzweigungen ein jährliches Einkommen von von 41,000 Pfund Sterling geben; der Grundbeſitz wird auf 61,500 Pfund berechnet.

Nur vier, the Royal, Antiquarial, Geological und Astronomical Society, werden von der Regierung unterſtützt, die geographiſche wird im Gnadenweg in ihren Unterſuchungen gefördert (is assisted by grants). — Außer dieſen beſtehen in der Umgegend von London noch 19 Inſtitute für Gewerbe (Mechanics), Literatur und Wiſſenſchaft, die im Durchſchnitte 5410 Mitglieder zählen und ein jährliches Einkommen von 7500 Pfund haben.

Die Royal Society of Literature hat den Geheimenlegationsrath Bunſen und den Dr. Lepſius zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Die Royal Geographical Society theilte zwei goldne Verdienſtmedaillen aus, die eine königliche erhielt Dr. Rüppell in Frankfurt a. M. wegen ſeiner Reiſen in Afrika; die Stiftungsmedaille Thomas Simpſon, Beamter der Hudſonsbay-Compagnie, wegen ſeiner Bemühungen um Entdeckungen in der Polargegenden.

Die alte ſchottiſche Univerſität St. Andrew's hat nach einem Senatsbeſchluſſe die bürgerliche Baukunſt, die techniſche Chemie, die Staatswirthſchaft, die theoretiſche Philoſophie und die neueren Sprachen unter ihre Lehrgegenſtände aufgenommen. Die ſeither üblichen Gebühren für die Erlangung der Grade eines Baccalaureus und Magiſters der Künſte ſind abgeſchafft. Künftig ſollen die akademiſchen Würden nur als Belohnung erprobter Tüchtigkeit verliehen werden, auch die Stipendien ſollen nicht mehr nach Gunſt ertheilt werden.

Nach einer Berechnung des vorigen Oberſherif von Berkſhire, James Weble, ſoll die Zahl der Perſonen, die jährlich in England zur katholiſchen Kirche übertreten, ſich auf 2000 belaufen.

Es hat ſich kürzlich eine Geſellſchaft katholiſcher Damen gebildet, mit dem beſondern Zweck, eine Kapelle mit dem nöthigen Kirchenſchmuck und Geräth zu verſehen. Vorſteherin des Vereins iſt die Marquiſe von Wellesley. Die bis jetzt eingegangenen Beiträge ſind zum Beſten der deutſchen Kapelle in London verwendet worden.

Die Sekte der Methodiſten, in England und Nordamerika beſonders verbreitet, feierte am 26. Oktober das Feſt ihres hundertjährigen Beſtehens in London.

In Liverpool hat ſich ein Verein Proteſtanten gebildet (Young men's established church Society), um ſich dem weiteren Umſichgreifen der Katholiken entgegenzuſetzen. Ihre Zahl in jener Stadt beläuft ſich nahe an 100,000 Perſonen, unter ihnen die angeſehenſten Männer der Gentry, des Handelsſtandes und der Geiſtlichkeit aus Stadt und Umgegend.

Man beabſichtigt in London für die Bewohner von Wales eine beſondere Kirche zu bauen, in der der Gottesdienſt in gäliſcher Sprache gehalten werden ſoll.

Die Königin hat der brittiſchen und auswärtigen Schulgeſellſchaft eine Summe von 100 Pfund zum Geſchenk gemacht, mit der Beſtimmung, daß dieſelbe als Beitrag zur Begründung eines Schullehrerſeminar's dienen ſolle; außerdem hat ſie der Geſellſchaft noch jährlich 100 Pfund bewilligt.

Am 25. Auguſt wurde die neunte Verſammlung der brittiſchen Naturforſcher in Birmingham eröffnet; in der letzten Sitzung am 30. Aug. gab Dr. Peacock als Secretär eine Ueberſicht über den Vermögenszuſtand (über 8000 Pfd.) der Geſellſchaft, über die zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Arbeiten ausgeworfenen Gelder, die Ausführung der Vorſchläge und Beſchlüſſe, die meiſt von Seiten der Regierung mit der größten Bereitwilligkeit und Liberalität unterſtützt wurden, und nannte Glasgow als den Ort der nächſten Zuſammenkunft.

Der Verein der in Edinburg beſtehenden und durch freiwillige Beiträge geſtifteten und unterhaltenen Bibliothek für Handwerker (Mechanics Subscription Library), der vor 15 Jahren von 30 Individuen begründet wurde, wovon Jedes einen Beitrag von 5 Schillins entrichtete, beſteht jetzt aus 800 Mitgliedern, hat eine Bibliothek von 7000 Bänden und ein jährliches Einkommen von 300 Pfd.

In England beſtehen jetzt 90 Vereine für religiöſe und Wohlthätigkeitszwecke mit einem Capital von 635,571 Pfd. St., die nur durch die freiwillige Thätigkeit der Bürger entſtanden ſind und beſtehen.

In London bildet ſich eine General-Life and Invalid Assurance Association mit einem Capital von 500,000 Pfd. — d. h. eine Geſellſchaft, die außer den Zwecken der Lebensverſicherungsgeſellſchaften, auch noch Unterſtützung in Krankheitsfällen und im arbeitsunfähigen Greiſenalter verabreicht.

Der hochwürdige Dr. Walſh hat zur Gründung einer Bibliothek für die katholiſche Miſſion in England 4000 Pfd. geſtiftet.

Am 9. Juli ſtarb zu Camp-Hill bei Birmingham Thomas Knott, Herausgeber und Beſitzer der Aris Birmingham Gazette, 49 Jahr alt.

Der im Oktober verſtorbene Mäcen Peter Bacon hat der neuen Londoner Univerſität ſein Legat von 14,000 Pfd. vermacht, das nach dem Tode ſeiner Wittwe fällig wird.

In Liverpool wurde Anfang Novembers der Grundſtein zu einem Taubſtummeninſtitute gelegt, wozu der Stadtrath das Areal und 2000 Pfd. gegeben.

Die brittiſche Staatsſchuld betrug am 1. Januar 1831 an Conſolidirten 757,696,997 Pfd. Sterling und an Unconſolidirten 27,794,950 Pfd., zuſammen 785,239,647 Pfd.; am 1. Jan. 1839 aber an Conſolidirten 763,803,369 Pfd. und an Unconſolidirten 35,967,281 Pfd. St., zuſammen 799,760,183 Pfd., ſo daß ſie ſich in 8 Jahren im Ganzen um 8,521,236 Pfd. vermehrt hat.

In England arbeiten für Eiſenfabrikation 289 Oefen, und 83 neue ſollen noch erbaut werden, 31 andere ſind im Bau begriffen; die jährliche Produktion beläuft ſich auf 1,000,000 Tonnen, wozu 3 Millionen Tonnen Steinkohlen und 40,000 Arbeiter erforderlich ſind. Die größten Fabriken ſind die von J. und E. Bailey, Gueſt, Lewis et Comp. Sie geben den vierten Theil des Ganzen.

Man hat eine Maſchine zur Verfertigung von Ziegeln erfunden, deren Walzen ſich einmal in jeder Minute umdrehen und bei jeder Umdrehung jedesmal 38 Ziegel ſtreichen.

Ein Amerikaner hat eine Maſchine erfunden, welche breite und wollene Tuche ohne Spinnen und Weben verfertigt, deren Erfolg von denen, die urtheilsfähig ſind, und denen eine Zeichnung der Maſchine, nebſt Proben von dieſem Tuche vorgelegt wurden, nicht bezweifelt wird. Eine Geſellſchaft von 11 Speculanten in London will, wenn ein größerer Verſuch gelingt, in Belgien eine ſolche Maſchine in Anwendung bringen. Man berechnet, daß eine einfache Maſchine, die nicht über 600 Pfd. koſtet, täglich in 18 Stunden 600 Yards wollenes Tuch, 1 Yard breit, liefern kann.

Wie man verſichert, fertigen die ſchwediſchen Bauern ſchon ſeit langen Zeiten ihr Tuch auf ähnliche Weiſe.

Der galvaniſche Telegraph, der mit der großen weſtlichen Eiſenbahn verbunden iſt, beſteht in einer Büchſe von der Größe einer Hutſchachtel, in welcher die Maſchine enthalten iſt, die man auf einen Tiſch ſtellt und nach Belieben transportiren kann. Der Telegraph verrichtet ſeine Funktionen mit Hülfe kleiner Schlüſſel, welche, durch die galvaniſche Kraft wirkend, auf der andern Seite der telegraphiſchen Linie alle Buchſtaben des Alphabets angeben, deren jeder durch einen Schlüſſel dargeſtellt wird. Auch Fehler, die man in der Mittheilung macht, können auf der andern Seite angezeigt werden. Man beabſichtigt dieſe telegraphiſche Verbindung bis Briſtol fortzuſetzen.

Ein engliſcher Marinecapitän hat eine ſinnreiche Vorrichtung erfunden, durch welche bei dichtem Nebel die Annäherung und Direction des Laufes eines [illegible] Schiffe ſignaliſirt wird.

Der von Gray erbaute patentirte Sicherheitswagen hat ſich bei mehreren, verſchiedenartigen Verſuchen als trefflich bewährt. Im Hippodrom, wo ſie angeſtellt wurden, war der Boden überaus ungleich bald gemacht worden, viele Rinnen waren einen Fuß tief und tiefer. Ueber alle dieſe Unebenheiten fuhr Gray im Schritt, im Galopp, mit angefülltem Wagen bald mit 2—3 Perſonen, immer mit gleich günſtigem Erfolg; der Wagen blieb immer im Gleichgewicht.

Die Schiffsbaumeiſter Wiaram und Green haben ein zur Fahrt nach Indien beſtimmtes Dampfſchiff vollendet, das nach einer ganz neuen Einrichtung erbaut iſt. Bei 170 Fuß Länge und einer Ladung von 1000 Tonnen hat es nur eine Dampfkraft von 80 Pferden; die Maſchine nimmt einen kleinen Raum ein und erſpart ein Drittel der Feuerung. Im Keſſel iſt eine Vorrichtung getroffen, daß kein Salzniederſchlag erfolgen kann; die Maſchine iſt ſo einfach, daß nur zwei Perſonen dabei nöthig ſind, und zugleich können durch die zur Fortreibung des Schiffes beſtimmte Verrichtung in einem Tage 30 Gallonen friſches Waſſer aus Seewaſſer gewonnen werden, das ſelbſt zum Küchengebrauch tauglich iſt.

In mehreren Grafſchaften Englands hat man gelungene Verſuche gemacht, Moore durch Dampfkraft trocken zu legen. Eine Dampfmaſchine von 10 Pferdekraft iſt hinlänglich, tauſend Morgen auszutrocknen. Fällt übermäßiger Regen ein, ſo kann die Dampfmaſchine das Waſſer abführen und bei herrſchender Dürre werden die Schleußen geöffnet. Die Koſten des Austrocknens betragen für den Morgen ungefähr 1½ ſt., die Koſten der Anlage im Allgemeinen für den Morgen 18 ſt.

In Schottland hat man angefangen, Canalboote ſtatt der Pferde durch eine Locomotive ziehen zu laſſen, die man auf eine Eiſenbahn längs dem Ufer des Forth- und Clyde-Canals brachte. Man legte 8 engl. Meilen in einer Stunde zurück.

Der Tunnel der Themſe iſt jetzt bis zum Seichtwaſſerzeichen vorgerückt. Am 6. Sept. gaben die Directoren der Themſetunnel-Compagnie zur Feier dieſes Werks den beim Bau Betheiligten und Angeſtellten im Tunnel ſelbſt ein elegantes Diner von 280 Gedecken. Auf einer Platform befanden ſich gegen 500 fashionable Zuſchauer, meiſt Damen, die dieſes Baues unter der Themſe mit anſehen wollten. Der Tunnel war glänzend erleuchtet.

Die Leuchtthürme Englands ſollen mit meteorologiſchen Inſtrumenten verſehen werden, um regelmäßige Beobachtungen anſtellen zu können. In Schottland, wo das der Fall iſt, verdankt man dieſer Einrichtung manche wichtige Materialien für die Meteorologie.

Die wiſſenſchaftliche Expedition, welche die königl. Geſellſchaft in London in die arctiſchen Meere ſchickt, hat Englands Küſte verlaſſen. Die Schiffe ſind auf 3 Jahr verproviantirt.

Frankreich.

Eine königl. Ordonnanz vom 21. Octbr. hat die Zahl der geiſtlichen Studenten für jede der 80 Diöceſen des Reichs feſtgeſetzt. Es erhellt aus dieſem Documente, daß ihre Geſammtzahl 19,369 iſt.

Der Abbé Auzou, Stifter der ſogenannten evangeliſch-franzöſiſchen Kirche, iſt wieder in den Schooß der römiſch-katholiſchen Kirche zurückgekehrt, und hat dieß ſeinen Freunden in einem Rundſchreiben ſelbſt angezeigt.

Cardinal Iſoard, Erzbiſchof von Auch, der zum Erzbiſchof von Lyon ernannt wurde, iſt in Paris geſtorben.

Von 35,280 Gemeinden haben 29,913 Schulen, ſonach hat Frankreich 4171 Schulen mehr als 1834 und 6668 mehr als im Jahre 1830. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen belief ſich im Jahre 1829 auf 909,200, im Jahre 1832 auf 1,230,715, im Jahre 1835 auf 1,341,000 und im Jahre 1839 auf 2,079,930. Von dieſen Schulen ſind rein katholiſche, d. h. wo nur katholiſche Kinder erzogen werden, 26,370, proteſtantiſche 363, jüdiſche 99; Kinder von verſchiedenen Cultus nehmen 2758 Schulen auf.

Am 5. Octbr. fand die jährliche feierliche Sitzung der Akademie der Künſte ſtatt und die damit verbundene Vertheilung der Preiſe. Den erſten Preis in der Malerei erhielt Herr Hébert, Schüler des Herrn Paul Delaroche, den erſten großen Preis in der muſikaliſchen Compoſition Herr Benard, Schüler der Herrn Lesueur, Richard, Paer, Halévy. Der beſtändige Secretär, Herr Raoul-Rochette, las zum Beſchluß eine Notiz über das Leben und die Arbeiten Lesueur's.

Die Geſellſchaft zur Unterſtützung der Schiffbrüchigen hielt am 26. Oct. ihre Generalverſammlung, in welcher General Duchand als Präſident anzeigte, daß der König von Preußen ſich als Beſchützer der Geſellſchaft habe einſchreiben laſſen; zu Ehrenmitgliedern wurden General Henderſon in Texas und Ritter von Poggi ernannt.

Zu Gebweiler hat ſich ſeit 1838 eine Anzahl Arbeiter vereinigt, die jetzt einen Verein von 330 Familien bilden und den Zweck haben, ihr Brod auf eigene Rechnung zu verfertigen. Der Verein beſoldet einen Bäcker, einen Tagelöhner, der das Holz beſorgt, und einen Beamten, der die Controle über Einnahme und Ausgabe führt, und liefert täglich 210 fünfpfündige Brode. Jedes Familienhaupt muß, ehe es aufgenommen wird, eine Summe von 20 Franken als Caution erlegen. Der Preis des Brodes bleibt immer 15 bis 18 Centimes billiger, als bei den Bäckern.

Der Miniſter des Innern hat 1617 Urkunden aus den ehemaligen Abteien Sadigny, Montone und Aubec, ſo wie eine Anzahl anderer, die ſich auf das Fürſtenthum Montbelgard beziehen, in das Archiv des Königreichs bringen laſſen.

Herr Paul Lacroix, bekannt unter dem Namen Jacob le Bibliophile, hat von einer Reiſe nach Italien Abſchriften von mehr als 400 Manuſcripten mitgebracht, die für die Geſchichte Frankreichs oder der franzöſiſchen Literatur von Intereſſe ſind. Er hat das Reſultat ſeiner Forſchungen in den Bibliotheken von Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Venedig und Turin in einer Denkſchrift niedergelegt, die dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts überreicht worden iſt.

Herr Wolowski, einer der Mitarbeiter am Siècle und Courrier français, iſt zum Profeſſor der induſtriellen Geſetzgebung der Künſte und Gewerke ernannt worden.

Vor Kurzem iſt ein intereſſantes Werk über die Geſchichte Portugals in franzöſiſcher Sprache erſchienen, unter dem Titel: Essai sur l'Histoire du Portugal depuis la fondation de la monarchie jusqu'à la mort de Don Pédro IV. 1090 — 1834. Verfaſſer ſind M. Chaumeil de Stella und M. Santeul.

Bei Dubochet & Comp. in Paris iſt erſchienen Cours méthodique de Géographie von Chauchard und Münz, begleitet von 28 Karten und 400 größern und kleinern Zeichnungen, Anſichten von Städten, merkwürdigen Bauten, Denkmälern, Wappen der Städte und Staaten und andern Curioſitäten, das ſeiner typographiſchen und künſtleriſchen Ausſtattung wegen genannt zu werden verdient.

Die bekannte George Sand hat ſich auch in dramatiſchen Dichtungen verſucht. Von ihrem Luſtſpiel le baiser donné l'amour, welches das théâtre français aufführen will, hört man verſchiedene, nicht ganz günſtige Urtheile.

Der Frau von Girardin (Delphine Gay'ß) Luſtſpiel l'école des Journalistes, ein Pasquill auf die Journaliſten, iſt von der Cenſur verboten worden.

Der berühmte Hiſtoriker, Verfaſſer der Geſchichte der Kreuzzüge, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Herr Michaud, iſt in Paris, 69 Jahr alt, geſtorben.

Der Schriftſteller L. M. Fontan ſtarb im November zu Thiais bei Paris.

Am 27. October ſtarb zu Paris Eugène Salverte, Deputirter, ausgezeichneter Redner und bekannter Schriftſteller: geboren 1771 bekleidete er in der erſten Zeit der Revolution eine Stelle beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, gerieth 1795, wegen ſeiner Schrift: „Idées constitutionelles présentées à la Convention," mit der Convention in lebensgefährliche Händel, lebte dann in Zurückgezogenheit und den Studien, deren Frucht mehrere ſchätzbare Schriften waren, und trat erſt 1819 wieder ins öffentliche Leben.

Horace Vernet iſt auf die an ihn ergangene Einladung des Paſcha Mehemed Ali nach Aegypten gereiſt, um die Schlacht bei Nezib in einigen Gemälden darzuſtellen.

Der Phyſiker Dr. Donné hat ein Mittel gefunden, die Lichtbilder, die nach Daguerre's Verfahren bereitet werden, auf die Kupferplatte zu ätzen, und durch Abdruck nach Art der Kupferſtiche, oder vielmehr der Lithographie, zu vervielfältigen.

Als einen Firniß, durch welchen das Verlöschen der Lichtbilder verhindert wird, bezeichnet Daguerre ſelbſt Dextrin, in fünf Theile Waſſer aufgelöst und warm über die Platte gegoſſen. Zwar wird das Lebendige des Tons durch den Firniß etwas geſchwächt, der Unterſchied iſt aber nicht größer als der zwiſchen einem Kupferſtich vor und einem nach der Schrift. Ein ſo gefirnißtes Bild kann durchgezeichnet werden.

Ein Herr Bayard hat verſucht, die Daguerre'ſche Methode auch auf Papier anzuwenden, und hat aus der Camera obscura Bilder erhalten, die zwar die Details nicht ſo fein wieder geben, doch einen beſſern Totaleindruck machen. Sie gleichen Sepiazeichnungen auf weißem Grunde.

Für zwei ſeiner Lichtbilder, die Daguerre dem Kaiſer von Oeſterreich und dem Fürſten von Metternich zuſandte, erhielt er, als Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Kunſt, vom Kaiſer die goldne Medaille mit dem Bildniſſe Sr. Majeſtät auf der Vorderſeite, und der Umſchrift „De arte merito“ auf der Rückſeite, nebſt einer goldenen Tabatière mit der kaiſerlichen Namenschiffer.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu München hat Herrn Daguerre zu ihrem außerordentlichen Mitgliede ernannt, und die Wahl die königliche Beſtätigung erhalten.

Der berühmte Kupferſtecher J. Godefroy, zu deſſen beſten Werken man Amor und Pſyche, Benaparte in Malmaiſon, den Tod des Hippolyt, die Schlacht bei Auſterlitz, Oſſian ꝛc. rechnet, iſt Anfang Octobers in Paris geſtorben. Er war mit dem Stich der Schlacht von Marengo beſchäftigt, als ihn der Tod überraſchte.

Der Bau des ehemaligen italieniſchen Theaters, jetzt für die Opéra comique beſtimmt, hat begonnen; die Façade wird nicht nach vorne, ſondern, wie früher, nach der Place des Italiens ſich richten.

Am 18. Novbr. wurde zu Villeurbanne bei Lyon eine Statue Napoleons feierlich enthüllt. Auf dem Piedeſtal lieſt man die Namen: Marengo, Auſterlitz, und die Inſchrift: La Cité, fière de son nom, a érigé ce monument. 1839. Napoleon iſt in ſeiner gewöhnlichen Haltung dargeſtellt, mit gekreuzten Armen, das Fernrohr in der Hand, den Blick auf die Stadt Lyon gerichtet.

Die Regierung hat auf die Entdeckung von Mitteln, durch welche die Nachbildung von Stempeln und Waſſerzeichen im Papier unmöglich gemacht wird, ſo wie auf die Erfindung einer unvertilgbaren Tinte einen Preis von 25,000 Franken geſetzt.

Der Finanzminiſter geht damit um, die alten Sous gegen neuere und beſſere Münzen umzuwechſeln.

Am 25. Sept. iſt ein Handels-, Schifffahrts- und Freundſchaftstraktat zwiſchen Frankreich und der neuen Republik Texas abgeſchloſſen worden.

Die Geſammtzahl der jetzt beſtehenden großen Verbindungswege in Frankreich beläuft ſich, laut eines Berichts des Miniſters des Innern, auf 9092. Die Ausdehnung der königlichen Chauſſeen beträgt 8000 Stunden, die der Departementalſtraßen nur 2000 Stunden; die Geſammtlänge der kleinen Verbindungswege aber nicht weniger als 160,000 Stunden.

Im Jahr 1820 zählte Frankreich erſt 60 Dampfmaſchinen mit 1624 Geſammt-Pferdekraft; im Jahr 1837 hatte ſich die Zahl bis auf 1969 Dampfmaſchinen erhöht, die eine Geſammt-Pferdekraft von 26,196 repräſentirten. Zwei Drittel davon wurden auf Spinnereien (555), Ausbeutung der Bergwerke (335), Zuckerfabriken und Raffinerien (199), Hochöfen und Schmelzhütten (118) verwendet. Dazu kommen 184 Dampfſchiffe, von denen 79 zum Transport von Reiſenden, 28 zum Transport von Reiſenden und Waaren, und 33 zum Schleppen und Transport gebraucht wurden, mit einer Geſammtkraft von 5409 Pferdekraft. Man berechnet, daß im Jahre 1837 durch dieſe Boote 2 Millionen Reiſende und 100,000 Tonnen Waaren transportirt wurden.

Die von Herrn J. Laffitte gegründete Generalcaſſe für Handel und Induſtrie hat am 1. Octbr. 1839 das zweite Jahr ihrer Exiſtenz beendigt. Der von dieſem

Inſtitut veröffentlichten Abrechnung zufolge iſt durch die Kaſſe der Anſtalt während ihres Beſtehens eine Summe von 1870 Millionen gegangen, von denen auf das letztvergangene Jahr 700 Millionen kommen. Es ſind während des Beſtehens der Generalcaſſe 468,704 Wechſel, im Totalbetrag von 491,178,653 Franken, discontirt worden, von welchen auf das nächſtvergangene Jahr 309,817 Wechſel im Betrag von 394,801,076 Franken kommen.

Die Armenadminiſtration in Paris, deren Geſchäfte durch eine Commiſſion von 17 Perſonen geleitet wird, beſoldet ein Beamtenperſonal von 2564 Individuen mit einer jährlichen Summe von 1,040,800 Franken. Das Vermögen der Corporation beträgt in Capitalien mehr als 48 Millionen, und die Liegenſchaften (Häuſer, Buden und Baugründe in Paris, Jagdgerechtigkeiten, Wälder, beträchtliche Landgüter in den Provinzen) 20 bis 22 Millionen Franken; dazu kommen noch andere Einkünfte, von den Märkten in Paris, deren die Geſellſchaft jetzt 15 beſitzt (650,000 Franken), vom Octroi (5,556,000 Fr.) und andern Gegenſtänden, der Ertrag der Arbeiten in den Armenanſtalten, Irrenhäuſern ꝛc. ſelbſt, ſo daß 1837 das Budget ſich auf 19,536,448 Franken belief. Von dieſen Summen werden nur geringe Leute unterſtützt, denn von der Armencommiſſion unterſtützt zu werden, ſetzt die Familie, die dieſe Hülfe ſucht, tief herab, und doch reichen dieſe Summen nicht aus, das Elend der Hauptſtadt zu mildern.

Die in der Umgegend von Paris als Gemüſegärten benutzten Ländereien bringen jährlich 30 Millionen Franken ein und beſchäftigen 500,000 Menſchen.

In Dijon wird mit Erlaubniß der Regierung eine Bank errichtet.

Nach dem Bericht über die Ausſtellung von 1839 ſind im Elſaß die Hochöfen und Schmieden in lebhaftem Betrieb. Man zählt 11 Maſchinenfabriken mit 2400 Arbeitern, die jährlich für 8 Millionen Franken liefern. Das Kupfer- und Meſſingwerk zu Niederbruck liefert jährlich 150,000 Kilogramme Kupfer, 200,000 Kilogr. Meſſing, 10,000 Kilogr. Gold- und Silberdraht, 5000 Kilogr. Cementdraht, 10,000 Kilogr. meſſingene Ringe, mit 220 männlichen Arbeitern; die Baumwollenſpinnereien beſchäftigen jetzt 683,000 Spindeln und 14,000 Arbeiter; die mechaniſchen Baumwollenwebſtühle liefern jährlich für 33,600,000 Franken und beſchäftigen an 10,000 Arbeiter. Die Kattundruckerei hat ſeit 1834 ſehr abgenommen, da der Abſatz nach Deutſchland fehlt, der Seidendruck hat aufgehört, doch der Wollenzeugdruck iſt in lebhaftem Aufſchwung. Die Tuchfabrikation beſchäftigt 19 Anſtalten mit 1600 Arbeitern; Seidenweberein beſtehen 4 mit 200 Hand- und 40 Maſchinenſtühlen bei 400 Arbeitern; Walzen werden in 10 Anſtalten graviert; die Papierfabrikation hat aufgehört; die chemiſche Waarenfabrik in Thann liefert mit 115 Arbeitern jährlich für 1,400,000 Franken.

Dr. Larrey hat der Akademie der Wiſſenſchaften ein erfolgreiches Mittel mitgetheilt, das von den Aegyptiern angewendet wird, das Geſicht vor Entſtellung durch Pockennarben zu bewahren. Dem Kranken wird vom erſten Ausbruch des Fiebers an, bis die größte Heftigkeit vorüber iſt, das Geſicht am Morgen und Abend mit Goldblättchen belegt, zu welchem Behuf man das Geſicht mit etwas Gummiwaſſer anfeuchtet. Das Geſicht bleibt vollkommen normal, ſelbſt wenn die Krankheit ſehr heftig iſt, einige Stellen vielleicht ausgenommen, wo das Kiſſen zufällig das Gold abreibt; auch hat das Mittel den Vorzug, daß es das Jucken mindert, das gewöhnlich dieſe gefährliche Krankheit begleitet.

Nach einem Verſuch, den man in Bordeaux angeſtellt hat, Traubentreſter und die Weinhefe zum Leuchten zu benutzen, hat man gefunden, daß ein Pfund getrocknete Treſter, in eine rothglühende Retorte gebracht, in 7 Minuten 200 Litres Kohlen-Waſſerſtoffgas frei von Geruch, gab, das in glänzendem Licht und ohne Rauch brannte.

Italien.

Am 19. Sept. wurde zwiſchen Neapel und der römiſchen Curie eine Convention abgeſchloſſen, welche die Stellung der Geiſtlichkeit im Königreich Neapel zur weltlichen Gerichtsbarkeit feſtſtellt. Nach ihr dürfen Geiſtliche nur bei Nacht oder in einem Wagen, und mit

einem Mantel verhüllt, escortirt oder ins Gefängniß geführt werden; ſie müſſen, wo es die Localität erlaubt, abgeſondert von andern Gefangenen und Verurtheilten, in beſonders für ſie beſtimmte Kerker eingeſchloſſen werden; in einer Kirche, während des Gottesdienſtes, darf Niemand verhaftet werden; hat ſich ein gerichtlich Verfolgter in eine Kirche geflüchtet, ſo muß der Pfarrer oder Prior zuerſt von ſeiner Abführung unterrichtet werden; jeder Biſchof muß ein Correctionszimmer oder Gefängniß für zu beſtrafende Geiſtliche in ſeinem Bisthum haben; ein Prieſter kann nicht degradirt, d. h. der Weihe beraubt werden, wenn der Biſchof nicht zuvor die Acten durchgeſehen und das Urtheil beſtätigt hat; findet er einen Anſtand, ſo wird der Proceß einer Commiſſion von drei Biſchöfen, mit vom Papſt approbirter apoſtoliſcher Vollmacht verſehen, und zwei weltlichen berathenden Beiſitzern vorgelegt, die die Einwürfe des Biſchofs prüft.

Der Abt Florini iſt mit ſechs andern Geiſtlichen von Rom nach Piemont geteilt, um dort ein Nonnenkloſter der Sacramentani zu errichten.

Nach einem jahrelangen Streit zwiſchen Rom und Sardinien, ob die Nunciatur in Turin erſten oder zweiten Ranges betrachtet werden müſſe, hat man ſich endlich dahin verglichen, daß ſie keinem von beiden angehören ſoll. Der Nuntius darf von Turin nicht zu einer Nunciatur erſten Rangs befördert werden, ſondern wird nach Rom berufen und erhält eine ſogenannte Lorica Cardinalitia, d. h. eine Stelle, die, wie die Nunciatur erſten Rangs, unmittelbar zum Cardinalshut führt.

Monſignor Maſſi, Biſchof von Gubbio, iſt mit Beibehaltung ſeines Bisthums zum Erzbiſchof und Nuntius am ſardiniſchen Hofe ernannt.

In Rom ſind die Cardinäle Franz Fiberi vom Titel des heil. Stephanus auf dem cöliſchen Hügel und de Gregorio geſtorben.

Das Jeſuiten-Collegium in Chambery hat jetzt 315 Penſionäre und außerdem viele Schüler aus der Umgegend. Die Penſionäre ſind aus Lyon, Dôle, Beſançon, Grenoble und dem mittägigen Frankreich. Vergleicht man die Anſtalt mit dem großen Jeſuiten-Collegium in Freiburg, ſo ſcheint es dieſem in materieller Beziehung, und in den großartigen Local- und Adminiſtrativverhältniſſen untergeordnet, dagegen iſt es in den Leiſtungen vorzüglicher. In Verbindung mit ihm ſteht eine Rechts- und eine mediciniſche Vorbereitungsſchule. Letztere iſt nur wenig beſucht und auch ſehr unbedeutend.

Die in dem Waiſenhauſe zu Santa Maria degli Angeli in Rom geſtiftete Taubſtummenanſtalt umfaßt gegenwärtig 10 männliche Taubſtummen von 9 bis 18, und 16 weibliche von 8 bis 25 Jahren. Bei einer am 20. September veranſtalteten Prüfung ergaben ſich die erfreulichſten Reſultate. Die Anſtalt verdankt ihr Entſtehen beſonders den Cardinälen Mattei und Lambruſchini, und dem Deputirten Monſignore Arnaldi, deren Bemühung allein ſie erhält.

Profeſſor F. Paveſi iſt zum Profeſſor der Philologie am Lyceum zu Mailand, Franz Cattaneo zum Profeſſor der reinen Mathematik und Mechanik am Lyceum zu Como ernannt; Julius Zanoncelli hat dieſelbe Profeſſur am Lyceum zu Cremona erhalten, und der quiescirte Profeſſor Jacob Pirona iſt zum Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Philologie und Geſchichte am Lyceum zu Udine, Karl Flügel zum Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an demſelben Lyceum ernannt worden.

J. Schnarrendörfer iſt zum Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Pavia, Antonio Tonzig für dieſelbe Profeſſur in Padua ernannt.

Profeſſor Dr. Gaetano Modena iſt zum Director des Convicts und Profeſſor am Lyceum zu Zara berufen worden.

Am 1. Oktober und die folgenden Tage fand in Piſa die erſte Verſammlung der italieniſchen Naturforſcher Statt. Profeſſor Gerbi, der älteſte Profeſſor in Piſa, war Präſident der allgemeinen Sitzungen, und eröffnete ſie mit einer gelehrten und wohlausgearbeiteten Rede über die Verdienſte Galilei's. Die Geſellſchaft theilte ſich dann in die Sectionen der Medicin, Geologie, Chemie, Technologie, Botanik und Zoologie, denen Tommaſini, Siſmonda, Conſiglliachi, Marcheſe Ridolfi, Savi und Carlo L. Buonaparte, Fürſt von Muſignano präſidirten, und welche in den Morgenſtunden von 9 bis 2 Uhr ihre

einzelnen Sitzungen hielten. Der Großherzog von Toscana nahm selbst thätigen Antheil, besuchte die einzelnen Sectionen, und wohnte auch, an der rechten Seite des Präsidenten sitzend, der Schlußsitzung bei. Mehr als 400 Mitglieder waren eingeschrieben, von denen fast 300 Toscana angehörten. Am zahlreichsten waren die nächsten italienischen Staaten, Lucca, Piemont, die Lombardei, Venedig repräsentirt; Rom hatte den Besuch der Gesellschaft untersagt durch ein Circularschreiben des Cardinal Lambruschini an die verschiedenen Universitäten des Kirchenstaats; doch sah man 2 oder 3 Römer. Mehr kamen aus Neapel und Sicilien; aus Siebenbürgen 2, aus Corfu 1, aus Athen 2, die Herren J. Buros, der Begleiter des Hofrath Thiersch auf seiner Reise nach Kleinasien, und Dr. Domnand; 1 aus Brasilien (Montinho de Lima, früher brasilianischer Gesandter in Paris), aus Paris Audouin, einer der Conservatoren des naturhistorischen Museums, und Dr. Marjolin; auch bemerkte man mehrere Engländer; Oken, Link, Littrow und andere Deutsche wohnten der Versammlung ebenfalls bei.

Marchese Biondi, Präsident der Academia romana di archeologia ist am 3. September in Rom gestorben. Italien verliert in ihm einen seiner besten Archäologen und ausgezeichnetsten Schriftsteller.

Die Akademie von Chambery hat für das Jahr 1840 eine Preisbewerbung eröffnet für ein Gedicht über die Fortschritte der Industrie und des öffentlichen Verkehrs in Savoyen. Darin müssen nach dem Programm die neuen Straßen, die Gasbeleuchtung Chamberys, die Anlegung der de la Caille-Brücke, und die Verbindung Savoyens mit dem Auslande durch Dampfboote und Eisenbahnen besungen werden. Das Gedicht muß wenigstens 200 Verse haben, und vor dem 30 Juni 1840 eingesendet werden. Preis, eine goldene Medaille von 1600 Fr. Werth.

Die Perlen der heiligen Vorzeit von Porter sind in Padua zum zweiten Mal ins Italienische übersetzt worden durch Vincenzo da Castro.

Der erste Theil der Briefe der Künstler des 14. 15. und 16. Jahrhunderts, herausgegeben und mit noch ungedruckten Documenten begleitet von Dr. Gay, enthält außer den Statuten der sanesischen Goldschmiede von 1361 auch die Register der florentinischen Republik, so weit sie sich auf die innere Geschichte der Stadt beziehen.

Der Kaiser von Rußland hat dem Oberbibliothekar an der päpstlichen Bibliothek im Vatikan, Grafen Marino Marini, wegen seiner Mitwirkung an den auf russische Geschichte bezüglichen Untersuchungen des wirklichen Staatsraths Turgenieff, den Stanislausorden zweiter Classe mit der kaiserlichen Krone verliehen.

Am 15. November starb in Mailand Professor Albertolli im 99. Lebensjahre.

Der Papst hat dem Architekten Knapp aus Stuttgart, der vor längerer Zeit zur katholischen Kirche übergetreten ist, den Orden des heiligen Gregorius verliehen.

Im Museum des Professors Zahn in Neapel sind einige Bronze-Arbeiten seines Landsmanns und Freundes, Bernhard Freitag in Rom, ausgestellt, die wegen der täuschenden Nachahmung der antiken Bronzen allgemeinen Beifall finden.

Der berühmte Cardinal Mai ist zum Mitglied der Congregazione degli affari ecclesiastici straordinari ernannt worden.

Die vermöglichsten Bank- und Handelshäuser Venedigs haben sich zur Bildung einer Gesellschaft mit einem baaren Fonds von 5 Millionen Gulden C.M., vertheilt in Aktien zu 500 fl., vereinigt, mit dem besondern Zweck, dem Handel neue Wege der Aus- und Einfuhr zu eröffnen. Die Gründer der Gesellschaft zeichneten bereits für 1400 Stück Aktien.

Am 27. September wurde auf der Eisenbahn von Neapel nach Portici die erste Probefahrt gehalten. Auch besteht jetzt zwischen Rom und Neapel eine Eilwagenverbindung, die regelmäßig 3 Mal jede Woche kommt und geht.

Der König von Neapel hat dem Unternehmer der Eisenbahn, Herrn Bayard de la Vingerie, den Civilverdienstorden verliehen.

Am 2. Oktober wurde im Palast der Universität zu Pisa in Gegenwart der vereinigten italienischen Naturforscher die Bildsäule Galilei's feierlich enthüllt. Ein Verein von eifrigen

Verehrern der Wiſſenſchaft und Kunſt hatte, unterſtützt von der Freigebigkeit des Großherzogs, die durch den Bildhauer Emilio Demi in Livorno aus dem feinſten cararischen Marmor verfertigte Bildſäule angekauft. Sie ſtellt in koloſſalem Maaßſtabe Galilei in ſitzender Stellung dar, in Nachdenken über eine von ihm in der Hand gehaltene Erdkugel vertieft.

In Tusculanum in Oberitalien verfertigt man ein feines Papier, auf welchem die mit gewöhnlicher ſchwarzer Dinte aufgetragene Schrift nach 24 Stunden in ein helles Roth ſich verwandelt und nicht mehr vertilgt werden kann. Das Papier iſt ſehr feſt und dauerhaft.

Spanien.

Die Hofzeitung vom 13. November enthält eine Verordnung des Juſtizminiſters, welche die Anlegung von Klein-Kinderſchulen überall, wo es thunlich iſt, anempfiehlt. In der Hauptſtadt beſtehen bereits mehrere Anſtalten dieſer Art.

Eine Geſellſchaft ſpaniſcher Kaufleute will den Tajo von Aranjuez bis Liſſabon für flache Schiffe und kleine Schiffe fahrbar machen.

Portugal.

Die Unterhandlungen mit dem römiſchen Hofe werden eifrig fortgeſetzt, ohne eine baldige befriedigende Löſung der Verhältniſſe zu verſprechen.

Böhmen.

Der Domherr A. Lidmanský in Budweis iſt zum wirklichen Gubernialrath und geiſtlichen Referenten ernannt worden.

Bei der Einweihung der neuen Normalſchule und des Gymnaſialhauſes auf der Kleinſeite in Prag hat der Fürſt Camille von Rohan-Rochefort eine Prämie von jährlich 200fl. W. W. einſtweilen auf 10 Jahre ausgeſetzt für einen Schüler, der, ſich dem Lehrerfache widmend, ſich durch Sittlichkeit, Fleiß und Geſchicklichkeit auszeichnet.

Winarczky hat Porter's Perlen der heiligen Vorzeit ins Böhmiſche überſetzt.

Ungarn.

Der als Schriftſteller ehrenvoll bekannte Freiherr von Medegansky, Vice-Präſident der ungariſchen Hofkammer, iſt zum Präſes der Studien-Commiſſion und des damit verbundenen Cenſur-Collegiums für Ungarn ernannt worden.

Der Biſchof und Großprobſt am Metropolitan-Capitel zu Erlau, Carl von Rayner, iſt zum Weihbiſchof und Suffraganen des Patriarchen und Erlauer Erzbiſchofs, Joh. Ladislaus von Porker, ernannt worden.

Nach einem kaiſerlichen Reſcript iſt der durch beide Tafeln durchgegangene Geſetzvorſchlag, die ungariſche Sprache nur allein geſetzlichen zu machen, durch königliche Sanction zum Geſetz geworden.

Otto Pesvali hat die Profeſſur der höheren Mathematik an der königl. ungariſchen Univerſität zu Peſth erhalten; die Profeſſur der Phyſik und Mechanik erhielt Dr. Anian Jedlik.

Von Porter's Tunisiad iſt eine ſehr gelungene ungariſche Ueberſetzung in Hexametern von Joh. Udvardy (Ofen, in der königl. Univerſitäts-Buchdruckerei, 1839) erſchienen.

Illyrien.

Der Herausgeber der kroatiſch-illyriſchen Zeitſchrift (Ilirske narodne novine) und des Morgenſterns (Danica ilirska), Ludwig Gaj, hat vom Kaiſer von Oeſterreich, zum Zeichen der Anerkennung ſeiner literariſchen Bemühungen, einen Brillantring erhalten.

Wallachei.

In Jaſſy iſt ein vom Fürſten Stourdza lebhaft unterſtützter Verein junger Damen ins Leben getreten, der Ueberſetzung klaſſiſcher Werke des Auslandes zu ſeinem nächſten Zwecke hat, und von welchem bereits fünf Romane von Walter Scott, Mehreres von Byron, Göthe's Fauſt, Lamartine's Voyage en Orient etc. überſetzt ſind.

Polen.

Die polniſche Literatur iſt im Heimathland von geringem Belang. Die politiſchen Zeitungen, denen die Politik nur in kleinen Doſen zugemeſſen wird, füllen ihre übrigen Spalten mit Ueberſetzungen franzöſiſcher und deutſcher Erzählungen. Die andern Journale, von denen ein landwirthſchaftliches, mediziniſche und muſikaliſche ꝛc. erſcheinen, thun daſſelbe. — Es gibt eine Modenzeitung (Magazyn mod), eine Theaterzeitung (Swiat dramatyczny) mit Porträts der beſſern Schauſpieler der Warſchauer Theater von Olesczynski, auch Taſchenbücher, z. B. ein Vergiß-mein-nicht von K. Korbel; doch größere Werke rücken nur langſam vor.

Seit Kurzem hat Polen drei ausgezeichnete Männer verloren: Anſelm Gwoiſkowski, Präſident der Univerſität Warſchau, Joſeph Mroziński, Verfaſſer einer trefflichen polniſchen Grammatik, und Profeſſor Ludwig Osinsky, bekannt durch ſeine Ueberſetzung des Corneille und ſeine lyriſchen Gedichte.

Rußland.

Am 23. März (4. April) wurde die Synodalakte vom Kaiſer unterſchrieben, kraft welcher die Gemeinſchaft der bisher ſogenannten unirten griechiſchen Kirche mit der morgenländiſch-katholiſchen Kirche aller Reußen ausgeſprochen, den Biſchöfen und Geiſtlichen derſelben der Segen des heiligen Synods ertheilt, die bisherige Verwaltung ihrer Güter und Gemeinden ihnen wie vor gelaſſen, das griechiſch-unirte Collegium eine gleiche Stellung in hierarchiſcher Ordnung auf dem heiligen Synod mit dem moskowiſchen und grußniſch-imeretiſchen Comptoir erhält, und weißruſſiſches, litthauiſches geiſtliches Collegium genannt und der hochwürdige Jeſſif als Präſident dieſes geiſtlichen Collegiums und zum Erzbiſchof ernannt wird.

Auf Vorſchlag des heiligen Synods iſt der biſchöfliche Stuhl von Polotzk nach Witebsk verlegt worden.

Die geduldeten chriſtlichen, wie nicht chriſtlichen Kirchen in Rußland haben ſeit vorigem Jahre eine nach beſtimmten Geſetzen geregelte Form erhalten. Die Kirchenviſitations-Commiſſionen der lutheriſchen Gemeinde in Kurland hörten im vorigen Jahre auf und es wurde beſtimmt, bei Schlichtung kirchlicher Angelegenheiten bei den Civilbehörden auch geiſtliche Deputirte des betheiligten Glaubens zuzuziehen. — Für die Verwaltung der geiſtlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten der in Archangel beſtehenden proteſtantiſchen Gemeinde wurde ein Ehrenpatron beſtellt, der auch Vorſitzer des Kirchenraths iſt und mit dem Miniſterium für fremde Religionen verkehrt, ausgenommen in Ehesachen, wo er unter dem Petersburgiſchen Bezirks- und General-Conſiſtorium ſteht. — Die griechiſch-armeniſche Kirche erhielt erſt im Jahre 1836 ihre jetzige Verfaſſung, und 1837 wurde in Etſchmiadſin der armeniſch-gregorianiſche Synod eröffnet. Das Vermögen dieſer Kirche, wie das der Muhamedaner in den cis- und transkaukaſiſchen Provinzen, wird geſchützt wie das Kronvermögen. — Für die iſraelitiſche Bürgergemeinde iſt eine andere Eidesform aufgeſtellt worden, da die allgemeine keine bindende Kraft für ſie hat.

Der Staatsrath Schröder iſt zum Präſes der evangeliſch-lutheriſchen Kirche in Moskau ernannt worden.

Am 21. Sept. legte der Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit in Moskau den Grundſtein zum Tempel des Erlöſers, den Kaiſer Alexander ſchon zu bauen gelobt hatte.

Die Zahl der Studirenden auf der Univerſität Dorpat betrug im verfloſſenen Semeſter 551, wovon 127 aus Liefland, 76 aus Eſthland, 99 aus Kurland, 127 aus den übrigen ruſſiſchen Gouvernements und 12 Ausländer waren. In Bezug auf die Facultäten zählte man 61 Theologen, 190 Juriſten und Kameraliſten, 223 Mediziner und 147 Philoſophen.

Als erſtes Zeichen der Verbreitung der ruſſiſchen Sprache in Litthauen hat der Miniſter des öffentlichen Unterrichts dem Kaiſer das auf ſeine Verfügung in Wilna gedruckte Werk „Sammlung von Verſuchen in der ſchönen Literatur Rußlands" vorgelegt, das von den Zöglingen des wilnaiſchen adligen Inſtituts, ſo wie der Gymnaſien zu Wilna, Grodno, Minsk und Bialyſtock verfaßt wurde.

Aus den nordamerikaniſchen Colonien iſt im Laufe des Sommers der in Irkutsk geborene ruſſiſche Geiſtliche Johann Wenjaminow zurückgekehrt. Er hat 15 Jahre auf Unalaſchka und Sitka zugebracht und die Sprache und Sitten der Völker ſtudirt. Er überſetzte in die aleutiſche Sprache den Katechismus und andere religiöſe Schriften, und ſein Reiſe-Tagebuch wird auf Koſten der amerikaniſchen Handels-Compagnie gedruckt werden.

In Riga ſtarb am 14. Octbr. der evangeliſche Conſiſtorialrath und Superintendent Dr. A. Albanus, ein geſchätzter Geiſtlicher und theologiſcher Schriftſteller, geboren 1764 zu Wauchau bei Leipzig.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg hat ihren Präparator, Herrn Woſneſenſky, auf 3 Jahre an die Nordweſtküſte Amerikas geſandt, um daſelbſt naturhiſtoriſche und ethnographiſche Gegenſtände für die Akademie einzuſammeln.

Mit kaiſerlicher Genehmigung ſind an der Univerſität Petersburg Vorträge über die walachiſch-moldauiſche Sprache eingerichtet worden.

Zum Andenken an den Vermählungstag der Großfürſtin Maria Nicolajewna mit dem Herzog von Leuchtenberg haben die moskowiſchen Fabrikanten und Ehrenbürger, Gebrüder Alexejeff, ein Capital von 50,000 Rubel unter der Benennung „Leuchtenbergiſches Stipendium" ausgeſetzt, von deſſen Zinſen die Erziehung dreier armer moskowiſchen Waiſen im technologiſchen Inſtitut beſtritten werden ſoll. Der Kaiſer hat die genannten Ehrenbürger zu Rittern des Stanislausordens 4. Claſſe ernannt.

Um verdienten, doch unvermögenden und von zahlreicher Familie umgebenen Beamten des Königreichs Polen die Erziehung der Kinder zu erleichtern, hat der Kaiſer eine jährliche Summe von 5000 fl. zur Bezahlung des Schulgeldes für die in höheren Gymnaſiums-Claſſen befindlichen Söhne ſolcher Beamten angewieſen, wenn dieſelben ſich in den mittleren Claſſen durch Fleiß und muſterhafte Aufführung ausgezeichnet haben.

Im Gouvernement Witebsk hat ſich ein Verein unter dem Namen „Methodiſche Geſellſchaft zur Cultur und Verarbeitung des Flachſes und Hanfes“ gebildet.

Am 5. Sept. wurde in Tobolsk das Denkmal enthüllt, das der Kaiſer dem Eroberer von Sibirien, Jermak, errichten laſſen.

Die Anſicht des Denkmals, das man dem Hiſtoriographen Karamſin in ſeiner Geburtsſtadt Simbirsk zu ſetzen beabſichtigt, iſt von den vorzüglichſten Künſtlern der Akademie der Künſte in Petersburg in Kupfer geſtochen und zu 10,000 Exemplaren abgezogen worden. Die Summe, die der Verkauf derſelben geben wird, ſoll zur Vervollſtändigung des Fonds verwendet werden, da die bisherige Subſcription durch alle Theile des Reichs die Koſten nicht deckt.

Einer Verfügung des Kriegsminiſters zufolge ſind alle diejenigen Fußſoldaten, die im Heere als Soldaten dienen, und über adlige Herkunft nachweiſen können, von körperlicher Züchtigung frei.

Ueber die Stellung der Juden in den weſtlichen Diſtricten bei den Wahlen der Stadtgemeinden hat der Reichsrath als Ergänzung der Reichsgeſetze mit kaiſerlicher Beſtätigung verfügt, daß die Juden an Orten, wo ſie anſäßig ſeyn dürfen, nur von ihren Gemeinden, abgeſondert von den Chriſten, zu den Stadtgemeindeämtern zu wählen ſind; doch in den Gouvernements Kiew und Wilna ſind ſie zur Magiſtratur nicht zuzulaſſen. Uebrigens erſtreckt ſich ihre Wirkſamkeit nur auf Verordnungen, wo jüdiſche Intereſſen verhandelt werden oder jüdiſche Unternehmen betheiligt ſind. Auch darf nur der dritte Theil des Stadtamts aus Juden beſtehen.

Nach dem Jahresberichte des Miniſteriums des Innern ſtellt ſich der ſittliche Zuſtand des Landes folgendermaßen dar: Raubanfälle und Plünderungen in bewohnten Häuſern fielen 113 vor (im Jahre 1857 nur 67); auf Landſtraßen und an andern unbewohnten Orten 190 (1857 nur 161); zufällige Tödtungen ereigneten ſich 195 (1857 — 130); ganz unprämeditirte, durch Zögern und Streit entſtandene 190 (1857 dagegen 243); von unbekannten Leuten, wo die Motive bis jetzt dunkel geblieben ſind, wurden 645 Mordthaten begangen (1857 nur 386); vorſätzliche Mordthaten 449 (1857 nur 370); im Ganzen 1960 (im Jahre 1857 betrug die Geſammtzahl 1999). Selbſtmorde geſchahen 1589 (im J. 1857 nur 1199); Kirchendiebſtähle 45; Störungen religiöſer Andacht in den Kirchen nur 9, 1857 aber 4; Feuer-Anlegungen in [illegible] 42.

In Petersburg beſteht ein 1837 gegründetes Comité zur Beaufſichtigung und Verſorgung der Bettler. Im Jahre 1860 wurden ihm 1516 übergeben, von denen am Jahresſchluß 904 der Anſtalt blieben; die übrigen wurden ihren Verwandten, Gemeinden, zuverläſſigen Leuten oder milden Anſtalten übergeben. Die Beiträge zu dieſer Anſtalt betrugen von der Regierung 60,000 Rubel, von Privaten über 110,000 Rubel.

Nach einer Statiſtik des Reichs vom Miniſterium des Innern erwähnten Inhalts [illegible] jährlich 90,000 Pud roher Seide für inländiſchen Gebrauch; außerdem werden noch für 4 Millionen Rubel Seiden- und Halbſeidenwaaren aus Europa und Aſien eingeführt. Aus den kaukaſiſchen Provinzen werden jetzt 17,000 Pud roher Seide bezogen, aus Deutſchland und Frankreich nur noch 600—250 Pud, aus Griechenland und der Türkei 15—[illegible] Pud, aus Perſien 5—[illegible] Pud, aus Italien ſtatt der früheren [illegible] nur [illegible] Pud.

Der Kaiſer hat für 7 Jahre die zollfreie Einführung des Weizenmehls und daraus gebackenen Zwiebacks geſtattet, und auf dieſe Artikel eine Prämie geſetzt, die in den erſten 4 Jahren 25, im fünften 20, im ſechsten 15, im ſiebten 10 Kopeken Silber per Tonne von 5—6 Pud Gewicht betragen ſoll.

Seit 1823 bis 1859 ſind in Rußland an Gold ausgegraben worden 5130 Pud 12 Pfd. 47 Solotnik 70 Thl., wovon auf die uraliſchen Privatbergwerke 3699 Pud 30 Pfd. 72 Solt. 47 Thl. kamen; an Platina in Kron- und Privatbergwerken 1230 Pud 4 Pfd. 48 Solt. 30 Thl. — Auf dem Münzhofe ſind wirklich vermünzt worden an Goldmünzen 65,492,183 Goldrubel, an grober und kleiner Silbermünze 48,791,923 Silberrubel, an Platinamünze für 1,434,000 Silberrubel; im Ganzen nach jetzigem Cours über 137 Millionen Franken.

Am 14. Sept. wurde durch Profeſſor Jacobi in Petersburg ein neuer Verſuch gemacht, die Kraft des Electromagnetismus in Verbindung mit der Schiffahrt zu bringen, der vollkommen gelang. Ein zehnruderiges Boot mit 12 Mann wurde durch die Maſchine,

die nur ¼ Pferdekraft hatte, einige Stunden lang gegen Wind und Strömung unaufhaltsam fortgetrieben.

Die Gesammtbevölkerung Rußlands am 1. Jan. 1839 betrug mehr als 60 Millionen, wobei die ein- und transkaukasischen Provinzen nicht in Anschlag gebracht wurden.

Während des Jahres 1839 wurden in Rußland 993 Werke gedruckt, von denen 777 original und 116 Uebersetzungen; hiezu kommen noch 84 Zeitschriften. Die Gesammtzahl der in Rußland eingeführten Bücher betrug in diesem Jahre 600,000 Bände.

Serbien.

Die provisorische Regentschaft hat mehrere talentvolle Jünglinge nach Wien geschickt, um sich in Sprachen und andern Wissenschaften auszubilden. Vier andere junge Leute wurden nach Ellwangen geschickt, um daselbst den Bergbau zu studiren.

Türkei.

Der Director der Studien an der medicinischen Schule zu Galata Serai, Dr. Bernard, dem der Sultan vor Kurzem eine mit Diamanten besetzte Dose geschenkt hat, ist neuerdings (zum) Bey ernannt worden.

Im Jahr 1837 hatte der Sultan einen Befehl erlassen, der erst jetzt zur öffentlichen Kunde gekommen ist, wonach der Patriarch von Constantinopel als Oberhaupt der katholischen Christenheit im Orient anerkannt wird. Seinem Tribunale werden alle Priester, Mönche und Nonnen, und alle katholischen Christen überhaupt unterworfen; er darf, wo er will, in eigenen Hause oder in dem eines Andern, die Evangelien verlesen oder geistliche Funktionen verrichten. Die Katholiken haben freie Ausübung der Religion. Gouverneurs von Städten, Befehlshaber und Magistrate sind angewiesen, sie zu schützen und keine Erpressungen von ihnen zu erheben, doch ist es den Katholiken nicht erlaubt, ihren Gottesdienst an öffentlichen Orten zu halten oder ihre falsche Religion öffentlich zur Schau zu tragen; kein Magistrat oder Regierungsbeamter soll die Katholiken in der freien Verwaltung ihrer Kirchen und Klöster behindern. Ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Erzbischofs können die Priester keiner Ehe, die durch die christliche Religion verboten ist, die kirchliche Weihe ertheilen ꝛc.

Ibrahim Effendi, einer der jungen türkischen Offiziere, die nach England geschickt wurden, sich europäisch zu bilden, hat in der Malerei sehr große Fortschritte gemacht. Nach einem englischen Journale sollen seine Miniaturbilder selbst in England nicht leicht übertroffen werden.

Griechenland.

Der Medailleur bei der königl. griechischen Münze, Hr. Lange, beabsichtigt in einer Folge von 10 Medaillen die Wiedergeburt Griechenlands und dessen Erhebung zum Königreich darzustellen. Die Vorderseite jeder dieser Medaillen soll einen oder mehrere Personenköpfe enthalten, und zwar von verdienstvollen Personen aus der neuesten Geschichte. Die Rückseite soll jedesmal einen historischen Moment darstellen, der dem Vorderkopf auf der Vorderseite seine Bedeutung anweist; dazu kommen passende Inschriften. Der Cyclus beginnt mit des Erzbischof Germanos Aufruf zum Kampf, und endet mit den Bildnissen des Königs und der Königin, mit der Inschrift: „Als Einwohl des Friedens hat Gott uns verbunden."

Die griechiſche Gemeinde in Wien hat zur Unterſtützung der griechiſchen Univerſität zu Athen 6000 fl. zuſammengebracht und nach Athen geſchickt; zu gleichem Zweck hat ein griechiſcher Kaufmann in Aegypten 30,000 Thlr. unterzeichnet.

Der am k. griechiſchen Hof beglaubigte öſterreichiſche Geſandte, Ritter von Prokeſch, hat bei der kaiſerlichen Familie eine Collecte zur Erbauung einer katholiſchen Kirche in Athen veranlaßt, und ſämmtliche erlauchte Perſonen haben namhafte Summen gegeben. Die Oheime des Kaiſers, die Erzherzoge Ludwig, Karl und Johann, gaben Jeder 500 fl. C. M.

Der Geiſtliche und früher Profeſſor an der Schule auf Andros Kairi iſt durch ein Urtheil der heiligen Synode wegen den Schülern beigebrachten Irrlehren in das Kloſter von Chriſtopi verbannt worden.

Afrika.

In Aegypten hat Hekekian Bey eine Schule für Künſte und Gewerbe errichtet und in Ei-Khanke iſt eine Schule gegründet, die man die Schule der Fürſten nennt, da die Söhne des Paſcha dort erzogen werden. — Die arabiſche Ueberſetzung der Geometrie von Legendre iſt beendigt und ihr Druck beginnt, auch die Elemente der Algebra ſind überſetzt und gedruckt. Refaet Effendi arbeitet an einem technologiſchen Wörterbuche, das er ſchon in Paris unter Jomaad's Leitung anfing. — Andere Berichte behaupten, die Ueberſetzer hätten keinen Begriff von den Wiſſenſchaften, die ſie überſetzen.

Am 28. Aug. legte der Biſchof von Algier auf den Ruinen von Hippo regius, St. Auguſtin's berühmter Diöces, den Grundſtein zu einem Denkmal, welches das Epiſkopat Frankreichs jenem großen Lehrer der chriſtlichen Kirche errichten läßt.

Nach der Berechnung der franzöſiſchen Regierung ſoll in Algier eine proteſtantiſche Kirche erbaut werden.

Der König von Frankreich hat dem König Denis, einem Negerhäuptling am Meerbuſen von Guinea, für ſeine franzöſiſchen Schiffen geleiſteten weſentlichen Dienſte, den Orden der Ehrenlegion ertheilt, da er jede andere Belohnung ablehnte.

Am Kap der guten Hoffnung iſt ein Geſetz angenommen worden, das das Verhältniß zwiſchen Herr und Diener feſtſtellt und den Unterſchied aufhebt, der bisher zwiſchen farbigen und anderen Perſonen beſtand.

Indien.

Der Biſchof von Calcutta, der ſchon längſt eine größere und beſſere Kathedrale wünſcht, hat, da die Staatsgewalt ihm die Koſten dazu nicht verwilligen kann, eine Subſcription eröffnet, wobei er ſich ſelbſt mit 12,000 Pfd. Sterling, d. h. der Hälfte ſeiner Beſoldung, während vier Jahren, unterzeichnet. Die Koſten des Baus ſind auf 30—40,000 Pfd. angeſchlagen.

Amerika.

Dom Rochus Schuch iſt als Lehrer der deutſchen Sprache beim Kaiſer von Braſilien angeſtellt worden, da der Kaiſer ſelbſt den Wunſch geäußert hat, dieſe Sprache zu lernen.

M. A. Steinheil, ein junger Naturforſcher und Verfaſſer mehrerer botaniſchen Werke, iſt in Guaira, wohin er vom naturhiſtoriſchen Muſeum in Paris geſchickt worden, am gelben Fieber geſtorben, 29 Jahre alt.

Im Augenblicke des Schlusses des gegenwärtigen Heftes kommen uns zwei Beurtheilungen der deutschen Vierteljahrsschrift zu Gesicht, und zwar:

Hallische Literaturzeitung Nr. 204—207 für die 4 ersten, und

Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 343—346 für die seither erschienenen Hefte.

Beinahe möchte es scheinen, als ob die kritischen Institute unseres Vaterlandes hätten erwarten wollen, ob eine Zeitschrift lebensfähig seye, deren Erscheinen ihnen nicht gerade erwünscht seyn konnte. Es ist zwar erklärlich, aber keineswegs erfreulich, daß das Ausland frühere Theilnahme und Anerkennung gezeigt hat, als die patriotische Presse Deutschlands.

Dennoch beeilen sich die Herausgeber für die zwar späte, aber von diesen Seiten her besonders willkommene günstige Beurtheilung ihren Dank abzustatten.

Sie werden stets streben, der Theilnahme sowohl, als der leicht erklärlichen Anfeindung dadurch zu antworten, daß sie das nächste Heft in Stoff und Form weniger mangelhaft geben werden, als das vorhergehende war. Sie verbergen sich keineswegs, daß sie noch weit seyen vom Erreichbaren, sind sich aber bewußt, bereits mehr Löbliches, Fruchtbringendes und Anregendes gegeben zu haben, als ähnliche Anstalten in gleicher Zeit und ungewohnter Form.

Schließlich dankt der Mitherausgeber, welchen die Hallische allgemeine Literaturzeitung als Redakteur zu nennen beliebt, für die günstige Beurtheilung seiner pseudonymen Beiträge (A. M. und H. E.), während er sich gleicher Gunst bei dem Artikel nicht zu rühmen hat, bei welchem er seine Initialen beisetzte.

Stuttgart, December 1839.

Verbesserungen.

S. 1. im Motto, st. los ruos l. los vuos.
— 3. 4. v. u., st. der Staaten l. der Nation.
— 2. — 14. v. o. ist wir zu streichen.
— 8. — 6. der Note, st. regelmäßig l. zweckmäßig.
— 12. Note **. Z. 4. v. o., st. de gens l. tant de gens.
— 16. Z. 10. v. u., st. aber l. etwa.
— — 2. v. u., st. Waffenrufe l. Waffenruhm.
— 17. — 2. v. o., st. vermindern l. verwinden.
— 20. — 13. v. o., st. eben l. oben.
— 21. — 2. v. o., st. Vorsitz l. Besitz.
— 29. — 6. v. o., st. Sisba l. Sissa.
— 30. — 9. v. o., st. Herren l. Heere.
— — 10. v. o., st. friedliche l. feindliche.
— 35. — 18. v. o., st. Unmöglichkeiten l. Möglichkeiten.
— 45. — 14. v. u., st. demnach l. dennoch.
— 60. — 8. v. o., st. treuesten l. trockensten.
— 65. — 2. v. u., st. aber l. eben.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1840.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Inhalt.

	Seite.
Stimme eines Protestanten über den kirchlichen Streit	1
Die Veränderungen im Organismus der Arbeit und ihr Einfluß auf die socialen Zustände	29
Ueber die Aufgaben der Kunst im Bereiche des Protestantismus	90
Für unsere Vorprüfung und Vorbereitung zu den höheren Universitätsstudien	122
Baden-Baden und die Spielbank	204
Geschichte und Bedeutung des Nibelungenliedes	225
Die Konflikte der Interessen und Ansichten in Beziehung auf das Heimathwesen	232
Kurze Notizen	309

Stimme eines Proteſtanten

über

den kirchlichen Streit.

Die Freiheit des Gedankens lag zwar nicht in dem urſprünglichen Weſen der proteſtantiſchen Kirche, die der religiöſen Meinung gleichfalls in dem Buchſtaben des Evangeliums, wie ſie ihn aufgefaßt hatte, eine Schranke ſetzte und in dem erſten Jahrhunderte ihres Beſtehens ſich ebenſo verfolgungsſüchtig, ebenſo verdammend zeigte, wie die ältere Kirche. Aber ſie lag in dem Geiſte des Proteſtantismus, der daſſelbe Recht, das die Reformatoren gegen die Irrthümer und Mißbräuche des Katholicismus geltend gemacht hatten, auch gegen ſeine Irrthümer und Gebrechen anrief. Wir müſſen hoffen, daß dieſer Geiſt ſeine Schranken finden wird: in der immer beſſer und allſeitiger erkannten Wahrheit nämlich, über welche hinaus ebenſo Irrthum und Verblendung liegen, wie vor ihr. Es iſt auch, damit der Vorſchritt nicht in Sprüngen erfolge, die nur zu leicht auf Abwege, zum Sturze, über das Ziel hinaus tragen, und damit nicht ein ewiges Schwanken zwiſchen Extremen ſtattfinde, allerdings zu wünſchen, daß diejenige Anſicht, welche zur Zeit als die bewährteſte erkannt wird, getragen durch die Autorität der Kirche, die herrſchende bleibe in der Mehrzahl des Volks und in der kirchlichen Geſetzgebung, bis der weiter dringende Gedanke auch die Anſicht der Kirche reformirt hat; wo ſich dann die Sache, was überall das Beſte iſt, von ſelbſt findet und die reinere Wahrheit,

in allmähligen Uebergängen zur äußeren, allgemeineren Anerkennung gelangt, ſich ins Leben hineinlebt. Aber nicht ein äußerer mechaniſcher Zwang ſoll das hindern, es ſoll dem Geiſte keine Schranke geſetzt werden; er ſoll ſein eigener Richter und Wächter ſeyn. Die Schranke, die von Außen her dem Geiſte in einer Beziehung gezogen wird, hält ihn in allen andern, dieſelben geiſtigen Kräfte bewegenden Strebungen zurück, und auf tauſend, von den religiöſen Fragen weit abliegenden Seiten würde die neuere Entwicklung eine andere und ungleich beſchränktere ſeyn, wenn der Proteſtantismus nicht in die Welt gekommen wäre und einige Feſſeln des Geiſtes entfernt hätte.

Indem dieß mit Dankbarkeit, ja mit Begeiſterung anerkannt wird, ſoll doch auch nicht vergeſſen werden, daß dieſe helle Fackel auch für Manchen ein Irrlicht wird, und daß es Zeiten geben kann, wo ſogar Viele ſich nicht das Beſte aus den zu freier Wahl gebotenen Gaben des Geiſtes erleſen. Der begabte, durchgebildete Geiſt wird, von dem Joche der gebrochenen Vorurtheile, von der Furcht vor Phantomen befreit, deßhalb ſich nicht losſagen von den ewigen Geboten der Pflicht und Tugend; nur höher und reiner wird ihm die Regel daſtehen, nur ſchöner und erhabener das Ziel ſeyn, dem er zuſtrebt, nur wärmer und begeiſterter der Glaube, der ihm auch jetzt noch Bedürfniß ſeyn wird. Bei einer größeren Zahl kann allerdings eine Zeit kommen, wo ſie das alte Geſetz gebrochen und kein neues gefunden hat; wo ſie meint, dieſelbe leichte Verſtandesoperation, mit der ſie den Ungrund mancher, ſeither für heilig gehaltenen Vorſtellungen erkannt hat, genüge auch, um das große Räthſel ſelbſt zu löſen; wo ſie auch Echtes verwirft, weil ſie ſeine tiefere Bedeutung nicht zu erfaſſen vermag, wo ſie die Religion faſt nur noch als eine Anſtandsſache behandelt, mit der man ſich durch nicht ganz unregelmäßigen Beſuch des Gottesdienſtes und jährlichen Genuß des heiligen Abendmahls abfindet, ohne ihr weiter einen Einfluß auf ſein Leben zu gönnen, und wo ſie, in der Meinung, mit dem Himmliſchen nun fertig zu ſeyn, deſto eifriger und ausſchließlicher ſich ihren irdiſchen Strebungen zuwendet. Als könnten dieſe auf die Dauer gedeihen, wo das Band mit dem Himmel zerriſſen iſt!

Lange Zeit ſtand der Verbreitung einer ſolchen Stimmung, bei welcher die Tugend aufhört, eine chriſtliche zu ſeyn, eine

andere und größere Eigenschaft des Protestantismus entgegen und thut es theilweise noch: die religiöse Wärme und Unmittelbarkeit desselben. Aber indem er uns unmittelbar an den ewigen Born des Evangeliums verwies und uns von frühester Jugend an durch jene göttlichen Offenbarungen weihte, welche, den einfachsten Zuständen verständlich und genügend, doch für die höchste Entwicklung einen innern, tiefern Sinn in sich tragen, durchhauchte er seine Bekenner mit einer Innigkeit des religiösen Gefühls und einer reinen und einfachen Glaubensfestigkeit, wie sie unter dem Formendienste der älteren Kirche längst zu seltnen Erscheinungen geworden waren. Er that damit einen großen Schritt zur Zurückführung jener Blüthenzeit des Christenthums, wo alle Tugend auf dessen Fundamenten ruhte und der Geist des Christenthums das ganze Leben und Streben des Menschen beherrschte. Der Katholicismus hatte die Innerlichkeit verloren und ließ sich an äußeren, zum Formendienst gewordenen Werken genügen. Der Protestantismus erhob den Glauben zum Grundfelsen und die einfache, herzliche Frömmigkeit, die er lehrte, blieb nicht ohne heilsamen Einfluß auf das ganze Leben seiner Bekenner. Ein höheres Ziel ist die christliche Tugend, ist die Gesinnung, wo jeder Gedanke, jede Handlung aus dem innersten Leben des Christenthums hervorgeht und von ihm getragen wird. Die christliche Tugend ist eine durch und durch andere als die heidnische, welche selbst bei den Edelsten zuletzt doch nur auf Wohlanständigkeit und gesellschaftlicher Rücksicht ruht, zuletzt doch nur einen sehr verfeinerten Egoismus darstellt, auch da noch, wo sie sich für das Ganze opfert, indem sie es aus Ueberzeugung von der vernunftgemäßen Nothwendigkeit dieses Opfers, nicht in freier Liebe thut. Der christlichen Tugend Seele und Leben ist die Liebe, ihr Gewand ist Reinheit, ihr Gedanke Andacht, ihr Wesen jene stolze Demuth, die sich vor nichts Unwürdigem beugt, aber die Schwäche des Irdischen und die eigene erkennt, ihre Stütze Frömmigkeit, die da ist Vertrauen und kindliche Liebe zu Gott, und aus ihr die Freudigkeit, die auch des Handelns und des Genusses sich freut, weil sie in Liebe handelt und in Reinheit genießt. So strebt sie, von Liebe zu Gott und heiliger Sehnsucht getragen, in unabläßigem Eifer nach Veredlung, nicht um ihretwillen, noch um der Menschen, sondern um Gottes willen und weil sie innerlich muß.

Es hat eher ab von dieser Richtung, als ihr zugeführt, wie die freie Forschung jene Satzungen des Glaubens, welche die orthodoxe Theologie den Gläubigen zum festen Anhalt gegeben hatte, allmählig angriff und bei Vielen zerstörte. Dieser Glaube war allerdings nicht entfernt so werkthätig, wie er hätte seyn müssen. Wie der Katholicismus bei seinem Formendienst, so beruhigte sich der Protestantismus bei seinem Glauben, ohne daß das Leben die rechte Wirkung davon empfunden hätte. Aber mit dem alten Glauben ging für Viele alle Verbindung mit der Religion verloren. Der Katholicismus, wiewohl all sein Prunk auf den Protestanten nicht den Eindruck macht, wie der einfache Gottesdienst in einer evangelischen Landkirche, scheint allerdings wenigstens darin im Vortheil zu seyn, daß er so viele das ganze Leben berührende, überall eingreifende Mittel hat, welche das Religiöse zu einer Art von Gewohnheitssache machen. Wirksamer noch mögen die Theile seines Systems seyn, die das Gewissen für die Kirche bewaffnen und, den Nachlässigen mit Angst erfüllend, an die kirchliche Pflicht mahnen. Doch jene Mittel haben wohl das Verdienst, die Religiösität in einem gewissen Grade zu erhalten, dagegen den Nachtheil, ihren höheren Aufschwung, ihre reinere Wärme zu erschweren. Die andern sind grellen Mißbrauchs fähig. In den kleineren Sekten der Protestanten, diesen Brüdergemeinden, Gesellschaften der Freunde u. s. w., mag die alte Wärme des Protestantismus noch am meisten leben, hat sich aber hier theils in ein lebensfeindliches, ascetisches Gewand gehüllt, theils des Lichtes entäußert, theils mit geistlichem Stolz umringt. Aber wenn auch die freie Forschung der religiösen Wärme Eintrag gethan hat, so soll dennoch das Prinzip der ersteren nicht aufgegeben, und soll nicht in ihm einer der mächtigsten Hebel zur Fortbildung der Humanität vernichtet werden. Die Uebergangszeit wird für Alle vorübergehen und an die Stelle einer scheinbaren und oberflächlichen Aufklärung wird eine wahrhafte und tiefbegründete getreten seyn; das Licht wird eine wohlthätigere Wärme entwickeln, als die frühere war, weil sie reiner ist und von edleren Stoffen genährt. Schon das vorige Jahrhundert brachte eine Kulturphase, bei der man glauben konnte, die französische Philosophie habe das Christenthum bei der großen Mehrzahl der sogenannten Gebildeten vernichtet, und doch lebte es

wieder auf und entfaltete eine reinere, weit bewußtvollere Kraft. Von Neuem wird es in unſeren Tagen mit gewaltigen Waffen bekämpft. Es hat Gegner, die ſein innerſtes Weſen zu vernichten drohen, indem ſie es erſt recht erkannt zu haben behaupten; das für die wahre Bedeutung ſeiner Lehren ausgeben, was ſein wahres Weſen aufhebt, ſeinem Sinne fremd, ja feindlich iſt. Aber ſelbſt die Gegner und ihre Waffen geben doch den Beweis, daß wir auf eine höhere Stufe gelangt ſind. Es iſt nicht mehr jener gemeine, grobſinnliche Materialismus, wie er damals ins Feld rückte und keine Ahnung zu gewinnen vermochte von dem Heiligen der Sache, die er mit Koth bewarf. Man ſucht nicht mehr die Verwerfung des Chriſtenthums, um einen Zügel weniger zu haben, um ſich rückſichtsloſer der Sinnlichkeit und Leidenſchaft hingeben zu können. Edlere Waffen werden jetzt gebraucht und eine ahnende Sehnſucht nach einer höheren Entwickelung beſeelt die Kämpfer. Sie werden erkennen, und wenn *ſie* nicht, wird es die Menſchheit, daß was ſie ſuchen, und ungleich Beſſeres, und noch eine unüberſehbare Entwickelung in dem Chriſtenthum ſelbſt liegt. In jedem Worte des göttlichen Erlöſers liegen noch Welten der Entwickelung. Jegliche Zeit findet in höchſter Klarheit in ihm, was ihr gut iſt, könnte es wenigſtens; und doch werden Ewigkeiten noch an ihm zu deuten haben, doch wird es zu jedem Zeitgeſchlechte in ſeiner Sprache reden und niemals wird das Menſchengeſchlecht eine höhere Bildungsſtufe erklimmen, niemals einem Zuſtande edleren Glückes ſich annähern, ohne daß nicht eine hellere Erkenntniß und eine reinere Wärme des Chriſtenthums die neue Epoche bezeichnete.

Eine ernſte Gefahr ſcheint mir auch heute dem Chriſtenthum nicht zu drohen. Wir ſind in einer Uebergangsperiode und müſſen uns auf mancherlei Uebel gefaßt machen, die dieſe zu begleiten pflegen. Das ewige Licht wird ſich durchkämpfen. Soweit es aber für nöthig gehalten werden mag, daß die Sprecher und Streiter der Kirche ihr Rüſtzeug nicht feiern laſſen, geſtehe ich offen, daß mir nicht der Kampf gegen den Katholicismus ſo dringend und heilſam erſcheint — letzterer am wenigſten *wie* er meiſt geführt wird — wohl aber der gegen die religiöſe Indifferenz der Zeit, die in ſo lebendiger Wechſelwirkung mit Leichtſinn, Genußſucht, Stolz und Eigennutz ſteht. Das Chriſtenthum wird über ſie

triumphiren; aber bis dahin kann sie schwere Leiden erzeugen. Ferner die Protestation gegen jeden Versuch, dieselben Principe, die wir bei dem Katholicismus verwerfen, unsererseits gegen diesen und gegen die eigene Kirche geltend zu machen. Es scheint billig, daß man bei den eigenen Fehlern den Anfang mache, ehe man die des Andern rügt, und die Intoleranz, die Proselytenmacherei und der Glaubenszwang verdienen bei dem Protestanten eine viel ernstere Rüge, als bei dem Katholiken, weil sie bei Jenem eine Inconsequenz sind, seinem ganzen Systeme Hohn sprechen. Endlich scheint es mir dringend, daß die protestantische Kirche sich frage, wie sie zum Staate steht, und ob sie nicht fürchten muß, völlig von der weltlichen Macht unterjocht und zur Staatspolizeianstalt gemacht zu werden. Vermag sie das zu verhindern, so wird sie dem Staate selbst den besten Dienst leisten. Denn es dürfte ein furchtbarer Irrthum seyn, wenn der Staat glaubt, eine Kirche werde ihm nützen können, der er die Freiheit, der er das eigene, selbstständige Leben geraubt hat.

Für den Protestantismus als Ganzes, für das Verwalten der protestantischen Glaubensformen in den Ländern, in denen sie jetzt die herrschenden sind, fürchte ich von dem Katholicismus gar nichts. Man müßte drei Jahrhunderte aus der Weltgeschichte wegstreichen, man müßte in ganzen Generationen alle Erinnerung verwischen und die ganze Denkweise umschaffen können, wollte man protestantische Völker zu katholischen machen, und doch würden dieselben Ursachen, welche in diesen Ländern dem Protestantismus den Sieg verschafften, ihn abermals obenaufbringen. Ja, ich glaube, wenn man ruhig den Zeitgeist hätte walten lassen, so würde der Protestantismus sich allmählig auch in solchen Gegenden Deutschlands und des nördlichen und mittleren Frankreichs immer weiter verbreitet haben, in denen er jetzt noch dem Katholicismus nachsteht. Durch die künstlichen Mittel, die man zu seinen Gunsten anwendete und die einen natürlichen Gegenkampf hervorriefen, durch das Aufbieten der weltlichen Macht gegen den Glauben und durch den leidenschaftlichen Ankampf, der seit den Kölner Vorgängen losgebrochen ist, hat man dem Katholicismus auf lange Zeit neues Feuer gegeben. Die künstlichen Mittel, die der Katholicismus bis dahin anwendete, und über die man so großes Geschrei

erhebt, ſchadeten ihm bei den Proteſtanten mehr, als daß ſie ihm einen Vortheil über den Proteſtantismus verſchafft hätten. Die meiſten Mittel, die er ergriff, ſind nur bei Katholiken wirkſam. Gold kann auch Andere ködern. An Menſchen, die ſich mit Gelde gewinnen laſſen, verliert keine Kirche etwas. Daß es angewendet worden ſey, ſagen Gerüchte. Darauf läßt ſich nicht eingehen; denn ebenfalls Gerüchte ſagen, es ſey auch von der entgegengeſetzten Seite angewendet worden. Uebrigens im ſüdlichen Frankreich, in manchen Gegenden Oeſterreichs und der Schweiz, in Italien, Spanien, überhaupt im Süden, wird ohnehin ſchwerlich jemals der Proteſtantismus in ſeiner heutigen Form zur Herrſchaft gelangen, und wenn dereinſt das Wort von der Einen Heerde in Erfüllung geht, ſo werden es jetzt noch ungeahnte Geſtaltungen ſeyn, unter deren Schirm es geſchehen wird.

Gemiſchte Zuſtände haben oft ihr Unbequemes, wenn ſie nicht ſehr geſchickt behandelt werden. Südamerika leidet an der Miſchung der Farben, Deutſchland an der der Glaubensbekenntniſſe. Aber auch in Aſien iſt ohne Nachtheil Farbenmiſchung und in England iſt es nicht der Katholicismus, der den Anderen Unrecht thut. Farben und Religionen leben friedlich neben einander, wenn Jedes in ſeinem Elemente, in ſeiner Eigenthümlichkeit bleibt und gelaſſen wird.

Es ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß der Katholicismus in den Conflicten mit den Schweſterconfeſſionen dieſen öfter läſtig wird, als ſie ihm. Gefährlicher ſind ſie ihm, als er ihnen, in Deutſchland wenigſtens, wo ſie in ſo vielen Zeitrichtungen Verbündete finden. Aber ich ehre die eifrigen Zionswächter, die einen mannhaften Vertheidigungskampf gegen ſeine Ueberſchreitungen führen. Nur ſollen ſie ehrliche Waffen, und die des Proteſtantismus würdig ſind, gebrauchen. Das jus talionis iſt nirgends an ſeiner Stelle. Der Proteſtantismus bedarf der Waffen nicht, die der Gegner wider ihn gebrauchen mag, und je reiner, humaner und würdiger ſein Verfahren iſt, deſto ſicherer und glorreicher wird ſein Sieg ſeyn. Am wenigſten ziemt es dem Proteſtantismus, ſeine Sache als Parteiſache zu betrachten und mit kindiſcher Eiferſucht um eine Seele mehr oder weniger zu hadern, die der Secte gewonnen wird. Er glaubt ja nicht, daß die katholiſche Seele verloren ſey.

Die Geſetzgebung vollends, wenn ſie in den ſchlimmen Fall kommt, katholiſche Zuſtände behandeln zu ſollen, würde in Ungerechtigkeit verfallen, wollte ſie dabei aus proteſtantiſchem Geſichtspunkte verfahren. Sie mag die Thatſachen des Katholicismus billigen, oder nicht, aber ſie muß ſie beachten; ſie muß fragen, was glaubt der Katholik? und muß dieſen Glauben als ſolchen ehren, wie gleichgültig ihr auch ſein Inhalt erſcheinen mag. Die Parität zwiſchen Katholiken und Proteſtanten muß in manchen Fällen eine formell unvollkommene ſeyn, um eine materiell wahre zu werden. Denn dem Katholiken iſt Vieles wichtig, was dem Proteſtanten gleichgültig iſt. Der Proteſtant verzweifelt nicht an dem Seelenheil ſeiner Kinder, wenn ſie auch in der andern Kirche erzogen werden; der orthodoxe Katholik thut es; und dieſe verſchiedene Stimmung muß die Geſetzgebung berückſichtigen, wenn ſie wahrhaft gleiche Gerechtigkeit gewähren will, wie übertrieben ſie auch mit Recht jene Anſicht des ſtrengen Katholiken finden mag. Welche Seelenqualen würde manche katholiſche Mutter empfinden, wenn nun einmal, wie ſie dem Grabe näher lebte, der früher unterdrückte Gedanke an eine dem Seelenheil ihrer Kinder drohende unabwendbare Gefahr in ihr aufwachte; wenn der Gedanke entſtände, daß ihr die ſüße Tröſtung ſterbender Mütter, die Hoffnung des Wiederſehens, nicht mit Sicherheit zu Gebote ſtehe; und wenn nun das kalte Geſetz ihr unmöglich machte, zu vermitteln, was nach ihrer Anſicht noch retten könnte! Freilich ſpricht man wohl: jene Anſicht der Katholiken iſt Unvernunft, und die darf das Geſetz nicht beachten. Wohl, wenn es nöthig iſt, daß das Geſetz ſich in ein Verhältniß miſcht und daß es dieſes in einer Weiſe ordnet, die mit weit verbreiteten unvernünftigen Vorſtellungen im Widerſpruch ſteht. Aber dazu iſt nicht das Geſetz berufen, das Gebiet der Vernunft in religiöſen Dingen abzuſtecken, ſondern das iſt Sache der Ueberzeugung. Die abweichende Meinung des Bürgers in einer Staatsſache kann nicht berückſichtigt werden; denn in Staatsſachen iſt zu präſumiren, daß die Staatsgewalt Recht hat. In kirchlichen Dingen aber iſt ihre Competenz keineswegs die gleiche. Die religiöſe Erziehung der Kinder iſt lediglich Sache der Eltern. Wenn dieſe ſich darüber nicht vereinigen können, ſo muß allerdings das Geſetz die Norm bezeichnen, nach der in dieſem Zweifelsfalle verfahren werden ſoll. Aber ſo oft die Eltern über die Sache einig ſind, hat das Geſetz

mit der Sache nichts zu thun. Wie ſie zu dieſer Einigkeit gekommen ſeyen, kümmert den Staat nicht, ſo lange ſie die Kraft beſitzen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu verwalten, und ſo lange nicht ſolche Mittel angewendet wurden, die auch jedes andere durch ſie zu Stande gekommene Rechtsgeſchäft ungültig machen würden. Höchſtens würde der Staat ein ſolches öfteres Aendern des Vertrags, das ſtörend in den Bildungsgang der Kinder einwirken müßte, verhindern dürfen.

So auch mit dem Cälibate. Dieſes Inſtitut von Haus aus für etwas Vernunftwidriges erklären, ſcheint mir etwas voreilig. Ein Unrecht liegt jedenfalls nicht in ihm, denn es wird Niemand gezwungen, Prieſter zu werden. Indeß iſt die Kirche gewiß noch nicht am Ziele, ſo lange ſie ſich noch veranlaßt hält, ihren Dienern eine ſolche Bedingung zu ſtellen, um ſie ganz an ihr Intereſſe zu feſſeln. Doch wenn man auch das Inſtitut für vernunftwidrig hält, ſo lange es Geſetz der katholiſchen Kirche iſt und ſo lange thatſächlich dieſe Kirche einen verheiratheten Prieſter nicht anerkennt, Alles, was er Kirchliches vornimmt, ungültig iſt und alle Gläubigen an ihm Aergerniß nehmen: ſo lange ſehe ich nicht, wie man es nur für möglich halten kann, daß die weltliche Geſetzgebung alle dieſe Thatſachen überſehen und den Cälibat für aufgehoben erklären ſollte. Soweit die Prieſter zugleich Bürger ſind, iſt die Geſetzgebung berechtigt und verpflichtet, ſie in dem Rechte, unter Aufgebung ihres Amtes ſich zu verheirathen, zu ſchützen. Aber wenn ſie den verheiratheten Prieſter in dem geiſtlichen Amte ſchützen wollte, das er, nach dem Glauben der Katholiken, nicht mehr verwalten kann, ſo würde ſie den ſchlimmſten Glaubenszwang üben, die gräßlichſte Verwirrung in eine Kirche ſchleudern, die durch und durch auf der Heiligkeit des Prieſteramtes beruht, und einen Vernichtungskampf gegen die katholiſche Kirche ſelbſt kämpfen müſſen, wenn ſie die Sache durchſetzen wollte. Aber die vielen, von „aufgeklärten" Katholiken und von katholiſchen Prieſtern ſelbſt unterzeichneten Petitionen um Aufhebung des Cälibates? Nun, ſie beweiſen im günſtigſten Falle, daß bei einzelnen Katholiken die Anſicht von der Nothwendigkeit des Cälibates ſich allmählig verliert, und wenn dies eine immer allgemeinere Thatſache würde, ſo würde es wahrſcheinlich zu der andern und größeren Thatſache führen, daß die katholiſche Kirche ganzer Länder ſich in der Idee von

Rom trennte, auch den Glauben an den Pabſt verlöre und die Geſetzgebung dann ſich ermächtigt halten könnte, einer ſolchen Kirche auch die äußere, factiſche Losſagung möglich zu machen. Es wäre aber dann eine ganz neue Confeſſion entſtanden. Auch von einem ſolchen Ziele, glaube ich, haben die Kölner Wirren mehr entfernt, als ihm zugeführt. Denn ſie haben den großen Nutzen, welchen die Verbindung mit Rom und überhaupt die Stellung der Hierarchie für die katholiſche Kirche der weltlichen Macht gegenüber gewährt, ans Licht geſtellt, und haben den katholiſchen Parteigeiſt wieder belebt, der hier und da bereits im Entſchlummern war. Im Uebrigen ſind die ſogenannten aufgeklärten Katholiken ſehr verſchiedener Art. Den wahrhaft gebildeten Katholiken wird allerdings eine unermeßliche Kluft von dem ungebildeten ſcheiden. Denn während der Letztere an der äußeren Form klebt, viele abergläubiſche, grobſinnliche Vorſtellungen feſthält und ſeinen Verſtand unter das Joch ſeiner Prieſter gefangen gibt, wird Jener das geiſtige Element der Kirche erfaſſen, in ihren Myſterien einen tieferen Sinn ſuchen, ſie mit der höheren Vernunft zu verſöhnen wiſſen, und ohne ſich von den Dogmen der Kirche loszuſagen, oder ihren Dienern die Ehrfurcht zu weigern, doch die erſteren in ſchönerem Lichte auffaſſen und den Letzteren geiſtig gewachſen ſeyn. Oefter aber werden Leute als aufgeklärte Katholiken bezeichnet, die in der That Alles aufgegeben zu haben ſcheinen, was den katholiſchen Glauben charakteriſirt. Dieſe ſind ſo wenig Katholiken, daß man ihre Urtheile durchaus nicht als Stimmen des Katholicismus betrachten darf. Ihnen würde nur eines zu rathen ſeyn: daß ſie ſich offen zu irgend einer andern Confeſſion bekennten. Sie ſagen freilich, daß ihre religiöſen Ueberzeugungen mit keiner einzigen andern Confeſſion vollkommen übereinſtimmen. Indeß dürften ſie doch mit vielen andern ſich eher vereinigen, als mit der katholiſchen, die eine ſo große Menge von Glaubenspunkten vorſchreibt und ſo ſtreng auf ihre Feſthaltung dringt. Das Weſentliche des chriſtlichen Dogmas finden ſie in den andern Confeſſionen auch, und hier wird es ihnen nicht zur Sünde gemacht, wenn ſie auch nicht an alle kirchlichen Satzungen glauben.

Man ſpricht von dem Glaubenszwange, den die katholiſche Kirche über ihre eigenen Angehörigen ausübe and will den Staat zum Schutze der Katholiken gegen den Katholicismus anrufen.

Wenn diejenigen, die den Staat repräſentiren, wirklich nur als Vertreter der reinen Idee der Staatsgewalt und nicht als parteimäßige Proteſtanten handeln, ſo werden ſie ſolchen Katholiken antworten: wir können nicht Richter ſeyn zwiſchen euch und eurer Kirche. Sind euch die Einrichtungen der letzteren unerträglich, ſo tretet aus, und wir wollen dafür ſorgen, daß euch daraus kein unrechtmäßiger weltlicher Nachtheil erwächst. Mehr zu thun, liegt nicht in unſerem Berufe.

Endlich der Pabſt. Er iſt thatſächlich noch immer der Schlußſtein der katholiſchen Kirche und in der Ueberzeugung aller kirchengläubigen Katholiken der oberſte Regent der Kirche und der höchſte und untrüglichſte Richter in Glaubensſachen. Kein Staat, der über Katholiken herrſchen will, kann ſich über dieſe Thatſache hinwegſetzen, ſo ſchwer es auch der proteſtantiſchen Vernunft fällt, ſie zu begreifen. Zwar ergibt ſich daraus das mit der gegenwärtig herrſchenden Staatstheorie nicht ganz conforme Verhältniß, daß die Unterthanen in gewiſſen Dingen von einer fremden Macht Befehle erhalten. Es liegt in der Natur der Sache, daß ſchon ein katholiſcher Fürſt und noch viel mehr ein proteſtantiſcher ſich veranlaßt halten würde, wenn dieſe Befehle die Erfüllung ſeiner weltlichen Aufgaben in einem bedenklichen Grade erſchwerten, wohl gar ihm die weltliche Macht, direct oder indirect, zu entreißen drohten, einen Selbſtvertheidigungskampf gegen jene fremde Macht zu kämpfen, wie ihn ſchon im Mittelalter die Könige Frankreichs ſiegreich beſtanden, und wie ihn auch die Hohenſtaufen durchgefochten haben würden, wenn ſie nicht ſo viel weltliche Feinde gehabt hätten. In unſerer Zeit vollends hat die weltliche Macht ſo viele Vortheile voraus, daß an ihrem Siege in weltlichen Dingen nicht zu zweifeln iſt; — ſie müßte denn ihr Syſtem ſo überſteigern, daß das Volk, um nur dem Drucke des Formalismus zu entgehen, ſich unter den Schutz des Krummſtabes flüchtete. Die Kirche weiß das auch und hat ſich längſt der Uebergriffe in das eigentliche weltliche Gebiet entſchlagen. Sie ſucht vielleicht die weltliche Macht zu Schritten zu beſtimmen, die dem kirchlichen Intereſſe günſtig ſind, und verſpricht ihr dafür Gegendienſte in Disciplinirung des Volkes. Aber ſie hindert die weltliche Macht in ihren weltlichen Plänen nicht. Wenn daher beide doch in Conflict kämen, ſo könnte es nur daher rühren, daß die weltliche Macht aus dem Geſichtspunkte

ihrer religiöſen Partei ſich in kirchliche Sachen miſchen, den kirchlichen Geſetzgeber ſpielen wollte. Wenn das für die weltliche Macht übel abliefe, ſo geſchähe ihr ganz recht. Ein König iſt in kirchlichen Dingen keine beſſere Autorität, als ein Pabſt. Uebrigens macht die katholiſche Kirche katholiſchen Regierungen ſo wenig Noth, wie die proteſtantiſche proteſtantiſchen.

Die proteſtantiſche Kirche hätte manche Urſache, den Katholicismus um den Eifer, den er in dieſer Sache zur Vertheidigung ſeiner Intereſſen gezeigt, und um die Macht, die er dabei entfaltet hat, zu beneiden. Der proteſtantiſchen Kirche ſind zum Theil härtere Dinge aufgelegt, es ſind größere Eingriffe in ihr Inneres gemacht worden, und ſie hat es ſich gefallen laſſen; die Einzelnen, die das nicht mochten, mit denen hat man wenig Umſtände gemacht. Es ſcheint aber, als gereiche der Kampf der Katholiken auch den Proteſtanten zum Vortheil, und es würde der Staatsgewalt große Ehre machen, wenn ſie ſich aus dieſen Vorgängen in Bezug auf frühere Mißgriffe, wie es ſcheint, in der That eine Lehre zöge.

Die Parteipreſſe gibt ihr freilich ganz andere Rathſchläge. Aber eben die Vorſchläge und das Treiben vieler Pamphletſchreiber und Zeitungscorreſpondenten mußten die Staatsgewalt bedenklich machen. Wie ſelten war die lautere, geiſt- und gemüthvolle, ächt humane und chriſtliche Sprache eines für lichtvolle Religioſität erwärmten Proteſtantismus zu vernehmen! Dagegen wie oft ward der Beweis geliefert, daß nicht Alle frei ſind, die über Anderer Ketten ſpotten! Welche Maſſe von Vorurtheilen ſprach ſich aus! Welche Unfähigkeit, ſich auch nur annäherungsweiſe auf einen andern Standpunkt zu verſetzen, in einen andern Ideenkreis hineinzudenken! Welche Blindheit gegen den wahren Kern der Fragen und das Intereſſe *jeder* Kirche an ihnen! Zwar die geiſtige Beſchränktheit, oder die ſelbſt mit hohem Talente nicht ſelten verbundene Befangenheit, ſo lange ſie noch von gutem Willen getragen ſind, ſollen nicht bitter getadelt werden. Doch auch wahrhafter Fanatismus verkündete ſich; der Haß in ſeiner ſchlimmſten Geſtalt ſpie ſein Feuer. Und wenn es nur dem Feinde gegolten hätte! Aber die Gelegenheit ward benutzt, um *allem* Kirchenthum Seitenhiebe zu verſetzen, *alle* Religion zu beſpötteln. Der politiſche Jeſuitismus gab den Streit zwiſchen der Kirche und der

weltlichen Macht für einen Angriff des Katholicismus auf den Protestantismus aus. Leute, die sonst nicht eben geneigt sind, die Rechte der Regierungen so heilig zu halten, die vielmehr sehr nachsichtig sind gegen Schmähung, Spott, Angriff und Auflehnung, wenn sie nur von einem ihrer eigenen Richtung entsprechenden Streben zeugen, wurden auf einmal höchst empfindlich gegen Alles, was nur entfernt als Widerspruch gegen die preußische Regierung erschien, und predigten die extremste Theorie von einer Omnipotenz der Staatsgewalt, wie sie Jedem sehr bedenklich erscheinen muß, der erwägt, daß es nicht die abstracte Staatsgewalt selbst ist, die regiert, sondern daß sie von Menschen mit menschlichen Schwächen vertreten wird. Manche, denen die Sache eine melkende Kuh wurde, suchten das Feuer zu unterhalten, damit sie noch länger Gelegenheit erhielten, ihre Pamphlete mit Scandalen zu füllen. Andere wußten sich abermals wohlfeilen Ruhm bei ängstlichen Gemüthern zu verschaffen. Man hat die Sache allmählig so zu drehen gewußt, daß man sich stellen konnte, als sey der Protestantismus von einer neuen und furchtbaren Gefahr bedroht, und seltsam nahm es sich aus, wie nun wieder Andere sich der Volksgunst empfahlen, indem sie durch heftige Tiraden, die sie aus sicherer Stellung gegen Rom schleuderten, ihren Muth documentirten und in salbungsvoller Sprache die (durch Zeitungen und Pamphlete) verschüchterten Gemüther beruhigten, ihnen beredt beweisend, daß sie nicht zu zittern brauchten — wo gar kein Anlaß zur Furcht war.

Dazu die guten Rathschläge, die man der preußischen Regierung gab. Bald sollte sie, abgesehen von manchen offenbar sinnlosen Anträgen, die Presse freigeben, nachdem man nur erst auf verschärfte Censur gegen die Katholiken gedrungen. Als wäre die Presse nicht für diese Frage schon bis an die Gränze frei gewesen! Man gab zu verstehen, daß Preußen der großen Verlegenheit, in die es, wie man behauptete, durch die katholischen Wirren versetzt worden sey, am besten begegnen könne, wenn es eine Constitution gebe und darin die Regierung mit einer volksvertretenden Versammlung umringe. Das wäre ein grosser Schritt um eines kleinen Anlasses willen. Sieht man denn nicht ein, welcher Vorwurf in diesem Ansinnen für die preußische Regierung liegt? Nach allem Früheren ist es wohl klar, daß sie noch nicht

geſonnen geweſen iſt, die früher angekündigten Reichsſtände ins Leben zu rufen. Es dürfte das auch in Preußen ganz andere Schwierigkeiten machen, als in Sachſen, Württemberg, Baden ꝛc. Und nun hätte ſie ſich ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzt, einen ſo bedeutenden Schritt wider Willen zu thun? Die Forderung ſelbſt ſcheint zwar klug. Man macht darauf aufmerkſam, daß die Verfaſſungen in vielen Fällen den Regierungen zur Stütze dienen, ihnen eine große Verantwortlichkeit abnehmen können. Aber es liegt auch darin ein ſchwerer Vorwurf für die Verfaſſungen. Es iſt wahr, eine Verſammlung preußiſcher Reichsſtände würde vielleicht die Regierung zu recht energiſchen Maßregeln gegen den Katholicismus anſpornen, und die Regierung könnte alle Verantwortlichkeit auf die Reichsſtände werfen, könnte den Kampf zur Parteiſache des Volks machen und den politiſchen Fanatismus dafür entzünden. Aber jene Reichsſtände würden ſich gegen den Katholicismus ausſprechen, ohne gründlich und unbefangen ſeine Sache zu prüfen; ſie würden es auch da thun, wo er in ſeinem Streite mit der Regierung Recht hätte, und ſie würden die gewaltſamſten Maßregeln betreiben. Es iſt ſehr mißlich, wenn Fragen, über welche die Majorität des Volks mit ſeiner Minorität ſtreitet, in einer politiſchen Verſammlung entſchieden werden ſollen, in welcher die Majorität überwiegend repräſentirt iſt und wo nun die Mehrzahl der Stimmen den Ausſchlag geben ſoll. Es iſt das ein verſchleiertes Recht des Stärkern. Doch man kann überzeugt ſeyn, daß, ehe die preußiſche Regierung einen ſo gewaltigen Schritt vorzeitig thäte, ſie eher alles Andere verſuchen würde, die katholiſchen Wirren beizulegen.

Nicht ſo ſichtbar in das politiſche Parteigebiet überſchweifend, aber deſto mehr das kirchliche Intereſſe in Anſpruch nehmend, war der Vorſchlag: die Ehe für einen bloßen Civilact zu erklären. Widerſinnig ſchon deßhalb, weil man damit die andere Forderung verband, daß deſſenungeachtet die Geiſtlichen, auf Verlangen, verpflichtet ſeyn ſollten, die kirchliche Einſegnung nachträglich vorzunehmen. Da wäre man ja ganz auf dem alten Fleck. Ohne dieſen Zuſatz aber ſteht die Sache auch nicht beſſer. Jetzt können Brautleute verſchiedener Confeſſionen, wenn der katholiſche Pfarrer ſie nicht trauen will, ſich von dem proteſtantiſchen trauen laſſen. Glaubt man, daß ſolche Katholiken, denen der Segen eines

proteſtantiſchen Geiſtlichen nicht genügt, ſich beſſer beruhigen würden, wenn an der Stelle des Geiſtlichen irgend ein Bürgermeiſter ſtünde? Aber jener Vorſchlag würde nicht bloß bei Katholiken, er würde vielleicht noch entſchiedeneren Widerſtand bei Proteſtanten finden. Noch lebt ſo viel kirchlicher Sinn im Volke, noch hängt der Proteſtant an den wenigen Momenten, wo die Kirche tief in ſein Leben eingreift, innig genug, um einen ſolchen Vorſchlag, wie plauſibel er auch Einzelnen erſcheinen mag, für die Mehrzahl des Volks zur Unmöglichkeit werden zu laſſen. Er würde alle Frauen, er würde auch ſonſt den größern Theil des Volks wider ſich haben, und die Geſetzgebung muß doch wahrlich bedenken, wohin es führen kann, wenn ſie in religiöſen Dingen das Gewiſſen der Mehrzahl des Volks verletzt. Wahrlich, wenn irgend ein Verhältniß die religiöſe Weihe bedingt, ſo iſt es die Ehe. Soll auch aus ihr noch das Gemüth verdrängt, ſoll auch ſie in einen gewöhnlichen Miethkontrakt verwandelt werden? Dahin ſind wir in Deutſchland noch nicht gekommen.

Ich glaube nicht, daß ſich die preußiſche Regierung über alle Hilfstruppen, die ihr ungebeten zugeeilt ſind, beſonders gefreut hat. Ihr Streit mit dem Erzbiſchof von Köln, in welchem ſie mir vollkommen Recht gehabt zu haben ſcheint, und wo ſich nur über die Klugheit der Maßregeln ſtreiten läßt, war kein Zwiſt der Kirche. Es handelte ſich einfach um ein gegebenes und nicht gehaltenes Verſprechen und um Verſteckheit und Winkelzüge. Dieſer Streit, wie die allerdings kirchliche Frage, welche ſich über die gemiſchten Ehen erhob, würde von der ruhigen Beſonnenheit der Regierungen am Beſten erledigt worden ſeyn. Die Parteipreſſe von beiden Seiten ergriff aber eifrig die günſtige Gelegenheit, einen religiöſen Parteikrieg zu entzünden. Es würde ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, wer dabei angefangen. Vorzuwerfen hat kein Theil dem andern etwas. Haben katholiſche Pamphlete zur Empörung gegen den preußiſchen Staat, ſo haben proteſtantiſche zum Abfall von der katholiſchen Kirche gereizt. Haben jene den König von Preußen angegriffen, ſo haben dieſe das Gleiche gegen den König von Bayern gethan und den Pabſt geradezu mit Schmähungen überhäuft. Und das iſt leider in proteſtantiſchen Pamphleten allein zu bemerken geweſen, daß einzelne darunter nicht bloß den Katholicismus mit fanatiſchem Haß verfolgten, ſondern alle

poſitive Religion verläugnet und befeindet zu haben ſcheinen. Von Jeſuitismus waren auch ſie nicht frei. Gegen den Gegner hielten ſie jedes Mittel erlaubt. Wäre es aber auch, daß in Allem der katholiſchen Preſſe die Hauptſchuld beizumeſſen wäre, ſo hätte es eben dem Proteſtantismus geziemt, der Sprache Roms die Sprache des Chriſtenthums entgegenzuſetzen. Je ruhiger, humaner, würdiger er ſich ausſprach, je freier er ſich von allem Parteigeiſte hielt, je bereiter er war, nach ſorgſamer Prüfung auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, je lauterer er den Geiſt der Liebe und der Duldung athmete, je heiligere Achtung vor aller Religion er bewährte, deſto gewiſſer mußte ſein Sieg ſeyn. Sophiſterei und Fanatismus können auch der beſten Sache nur ſchaden.

Die Proteſtanten ſollen durch keine Geſetzgebung, die katholiſch, die Katholiken durch keine, die proteſtantiſch gedacht iſt, bedrückt und jede Kirche ſoll durch ſich ſelbſt regiert werden.

Mancher wird es kaum begreifen können, daß ein Proteſtant, und wie man wohl bemerken wird, ein nicht in katholiſchen Ideen befangener, ſich über die katholiſche Frage ausſpricht, ohne gegen Pabſt und Hierarchie zu ſtreiten, ohne die große Gefährlichkeit des Katholicismus und die Nothwendigkeit darzuſtellen, ihn unabläſſig zu bekämpfen, ohne auch nur den Katholiken aus dem Geſichtspunkte des Proteſtantismus zu betrachten und ſeine Herüberführung auf denſelben Standpunkt zu betreiben. Nun, zuvörderſt iſt mir nichts in der Welt ſo zuwider, wie das Parteimänniſche. Im Politiſchen, wie im Kirchlichen, iſt es mir unmöglich, den Andersdenkenden als einen Feind zu betrachten, gegen den Alles erlaubt iſt und zu deſſen Bekämpfung man die Wahrheit verletzen, oder doch verſchweigen dürfe. Wenn ich es auch nicht wollte, ich kann mich nicht enthalten, auch die guten Seiten des Gegners, auch ſein Recht in das rechte Licht zu ſtellen, auch die Blößen der eigenen Sache zu beleuchten und aufrichtig das Für und Wider zu erörtern. Es empört mich, wenn ich die Preſſe nach Art eines Sachwalters verfahren ſehe, wo ſie nach Art eines Richters, oder des Referenten im Dikaſterium verfahren ſollte. Ueberhaupt widert mich der Mißbrauch der dialektiſchen Kunſt in unſerer Zeit an, mittelſt deſſen man, ſtatt alles redlichen Strebens nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nur Alles aufbietet, ſeinen Satz zu beweiſen,

und mit höchſter Geſchicklichkeit nur das in das hellſte Licht zu ſetzen ſucht, was dem vorgeſteckten, dem von vorn herein ergriffenen Beweisthema das Günſtigſte iſt. Darin fehlen auch Edle und Tüchtige. Der Troß der Scribler nun vollends, was hat er gerade in dieſer Sache ſeine Oberflächlichkeit, ſeine Befangenheit, ſeine Rückſichtsloſigkeit über die Wahl der Mittel breit und widerwärtig an den Tag gelegt! Wie hat er die verſchiedenſten Zuſtände über einen Leiſten geſchlagen, alle Zeiten verwechſelt, in welchen Uebertreibungen ſich gefallen! Mit welcher dummdreiſten Unverſchämtheit gab man der Preußiſchen Regierung platte Rathſchläge und meiſterte ſie, daß ſie nicht eilig zugriff, ſich nicht beeiferte, unter dem Beiſtande dieſer Herren auf Maßregeln einzugehen, die die bodenloſeſte Verwirrung erzeugt haben würden, nicht ohne ſchreiende Gewaltthätigkeit ins Werk geſetzt werden konnten und für lange Zeit aller poſitiven Religion ein Ende zu machen drohten! (Es verſteht ſich, daß damit nicht die oben geprüften Rathſchläge, ſondern ſolche gemeint ſind, die gar keines Wortes werth ſcheinen, weil kein Vernünftiger an ihre Ausführung denken konnte.) Welche ekelhafte Gemeinheit ſprach ſich beſonders in gewiſſen, aus ein und derſelben Feder gefloſſenen, Broſchüren aus, mit denen im Anfange dieſes unſeligen Handels Deutſchland überſchwemmt werden, und die unter gehäſſigen Entſtellungen, unter ewigem Drehen und Perſönlichkeiten, unter cyniſchem Wohlgefallen am Scandal, einen Sinn athmeten, wie er unſerer Zeit gar nicht mehr eigen iſt, ſondern der Voltairiſchen Periode angehört und eine gänzliche Unempfänglichkeit für jedes Gefühl für das Heilige bekundeten! Ich kenne die katholiſchen Pamphlete nur aus den Berichten ihrer Gegner. Auch die ſtärkſten Stellen, die Dieſe anführten, verriethen nur eine Befangenheit, die man bemitleiden, oder einen Parteihaß, den man verachten mußte. Wenn ſie uns „Ketzer" nennen, die Kinder gemiſchter Ehen „zweiſchlichtige Baſtarde," was können wir weiter thun, als mit einem ſtolzen Lächeln das anhören? Aber die Sache wenigſtens, die hohe, heilige Sache der Religion behandelten ſie mit Ehrfurcht. Sie verſtanden ſie nicht, ſie faßten ſie falſch auf; aber ihr Wille war ihr gewidmet und nur wo ſie mit Frechheit angetaſtet wird, mag der Chriſt, ſey es Proteſtant oder Katholik, gerechte Entrüſtung empfinden,

Haß auch da nicht und ſelbſt der Zorn wird ſich bald in Mitleid verwandeln. Daß uns Jene geſchmäht haben, berechtigt uns nicht einmal, ſie wieder zu ſchmähen, viel weniger das zu beſpötteln, was auch uns heilig ſeyn ſoll.

Ich weiß nicht, ob ich in dem, was ich über den Cälibat, die gemiſchten Ehen, das Pabſtthum u. ſ. w. geſagt habe, irre oder nicht; ich weiß nicht, ob nicht der Katholicismus für uns gefährlicher iſt, als ich glaube und ob es nicht dringender Noth thut, daß man ihm höchſten Ernſt und männlichſten Eifer entgegenſetze. Ich weiß das Alles nicht; denn ich ſehe die Möglichkeit, daß ich mich in meiner Anſicht irre. Aber das weiß ich ganz gewiß, daß ich mich in der Anſicht nicht irre, es ſey des Proteſtantismus nicht würdig, direkt oder indirekt fremden Glauben zu ſtören, oder zu Haß und Feindſchaft zu mahnen, Leidenſchaften aufzuregen, ſeine Sache zur Parteiſache, das Mittel zum Zweck zu machen. Sein Sieg, ſein immer höherer Triumph kann nur durch die reinere Entfaltung wahrhaft chriſtlicher Liebe, nur durch die Gegner beſchämenden Edelmuth, durch die Sprache echter Humanität und religiöſe Wärme begründet werden.

Man hält mir die Propaganda und die ſich angeblich immer weiter über Deutſchland verzweigenden Jeſuitennetze entgegen. Ich habe nicht an dieſe Dinge geglaubt und bin in meinen Mißtrauen durch ſo viele leichtſinnige und frivole Anklagen und Klatſchereien nur beſtärkt worden. Auch hört man jetzt ſeit längerer Zeit nichts mehr von dieſen Dingen, denen man doch ſo nahe auf der Spur ſeyn wollte. Indeß, ich habe auch nicht an die liberale Propaganda geglaubt und doch wird die Sage davon durch die neueſte Publication der Bundescentralkommiſſion beſtätigt! Wäre es aber auch, daß jeſuitiſche Argliſt uns zu umgarnen ſuchte, was vermag ſie gegen offenen Blick, gegen redlichen Willen, gegen lautere Frömmigkeit? Mit frechem Spott, mit gleißenden Sophismen, mit Vorurtheilen und Täuſchungen, mit einer Auflöſung des Kirchenthums und des Glaubens würde ihr nur in die Hände gearbeitet werden. Aber, ſagt man, der heftige, feindſelige Angriff fordert eine heftige, entrüſtete Abwehr. Eine kräftige, keine heftige, eine glaubensbegeiſterte, ernſte, eifrige, keine entrüſtete und feindſelige. Durch Alles, was die Gegner wider uns verſchulden, geben ſie uns nicht das Recht zu gleichen Mitteln. Das

Recht vielleicht insofern, als nicht sie sich beschweren dürfen, wenn wir Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber nicht Alles was der Mensch vor Andern darf, darf er auch vor sich selbst. Ist die Abwehr — denn nur die Vertheidigung, nicht der Angriff liegt in dem Wesen des Protestantismus — nothwendig, so wird sie nur als seiner würdig und erfolgreich wirken, wo sie von dem Ernst und der Gerechtigkeit der Wahrheit, von Reinheit des Glaubens, von Wärme christlicher Liebe getragen ist. Die Liebe ist die Frucht, an der man den Christen erkennen soll. Nur durch sie wird er überwinden.

B.

Die Veränderungen im Organismus der Arbeit

und

ihr Einfluß auf die ſocialen Zuſtände.

Organismus der Arbeit zum Zweck der materiellen Produktion.

Die Menſchen *werden*, was ſie *thun*. Wie von Einzelnen, ſo gilt das von Nationen. Die Formen und Richtungen ihrer Thätigkeit bezeichnen und entwickeln zugleich ihre Fähigkeiten und Neigungen. Aber unendlich verſchieden nach den körperlichen, geiſtigen und ſittlichen Anlagen der Nationen, nach den Einflüſſen der äußeren Natur, wonach ſich zunächſt die Sphäre ihrer Wirkſamkeit bemißt, ſo wie nach dem Grade der aus der Wechſelwirkung ihrer inneren und äußeren Welt entſprungenen Kultur, iſt die Art und Weiſe der Thätigkeiten ſowohl in der Folgenreihe der Perioden jedes beſonderen Volks, als in der Stufenreihe der gleichzeitig lebenden Völker. Dennoch läßt ſich in dieſer Mannichfaltigkeit eine Einheit und ein Zuſammenhang, ſo wie ein *geſetzmäßiger* Fortgang deutlich gewahren, deſſen Erkenntniß zur Würdigung der ſocialen Zuſtände für Gegenwart und Zukunft einen Maßſtab und eine Richtſchnur an die Hand gibt.

Dieſes Geſetz des Fortgangs iſt das der Zerlegung oder der ſogenannten *Theilung der Arbeit*. Es kommt keineswegs *nur* im Gebiete der materiell producirenden Thätigkeiten zur Anwendung; ſondern nicht weniger in dem der geiſtig ſchaffenden Kräfte, namentlich auch auf dem Gebiete der Politik. Richtiger wird man indeß von einer *Gliederung*, als nur von einer Theilung der Arbeit reden, weil jede weitere Entfaltung der producirenden Thätigkeiten neue Verbindungen derſelben vorausſetzt

und erzeugt, ſo daß mit der Einſicht in dieſes Verhältniß die Idee eines fortſchreitenden ſocialen Organismus der Arbeit in's Bewußtſeyn tritt.

Das Land, das eine Nation bewohnt, mit ſeinem leiblichen Inhalte, iſt der vom Nationalgeiſte durchdrungene Nationalkörper, welche Beide, zu einem lebendigen Ganzen vereinigt, ſich gegenſeitig bedingen und beſtimmen. Die Naturabhängigkeit des Nationalgeiſtes iſt jedoch weit größer bei den roheren Völkern, als bei denen, welche im längeren Kampfe mit der äußeren Natur zum Vollgefühl jener Stärke gelangt ſind, die das geſellige Wirken für gemeinſame Zwecke und die vielſeitigere Ausbildung der früher ſchlummernden Anlagen und Fähigkeiten gewähren. Wie erſt das Kind mit der Mutter vereinigt iſt, wie es auch ſpäter, kaum noch mehr als ein Glied ihres Leibes, von ihrer Milch ſich nährt, und nur allmählig zu jener Selbſtſtändigkeit heranreift, wo es gleich herrſchend und beherrſcht, zugleich gebend und empfangend, in freier Liebe ihr angehört: ſo ringen ſich die Völker von ihrer Mutter Erde in verſchiedenen Graden los, indem ſie das engere Band, das ſie mit ihr verknüpfte, ohne es zu zerreißen, in feinere und weiter reichende Fäden ausſpinnen. Nach dem Grade dieſer Abhängigkeit und Freiheit gewahren wir niedere und höhere ſociale Geſtaltungen, nach vielfachen Abſtufungen, aber in ununterbrochener Folge, ſo wie ſich auch in der übrigen organiſchen Welt höhere an niedere Stufen anſchließen.

Auf dieſen niederen Stufen der Geſellſchaft ſind noch die Bedürfniſſe einfach, aber zugleich die Mittel gering, die zu ihrer Befriedigung dienen. Ueberhaupt geht die Entwicklung der einen und der Anderen Hand in Hand; ſo daß ſich wenigſtens im Ganzen ein Gleichgewicht zwiſchen Beiden erhält, wenn gleich darin zeitweiſe Schwankungen und vorübergehende Mißverhältniſſe zum Vorſchein kommen. Und ſo finden wir hier wieder eine Analogie des Einzellebens und Völkerlebens. Entſprechen doch im Allgemeinen auch die Kräfte des Knaben, des Jünglings und des Manns den Trieben und Neigungen, die ihn in den verſchiedenen Perioden ſeines Lebens beſeelen, und gilt doch auch für ganze Völker das Wort des Dichters: „Es wächst der Menſch mit ſeinen Zwecken.“ In den erſten Anfängen der Geſellſchaft iſt noch der Einzelne Alles in Allem für die Erreichung dieſer

Zwecke. Jede Familie, durch fremden Beistand wenig gefördert, schafft sich selbst Wohnung, Nahrung und Kleidung. Nur die große Scheidung, welche die Natur selbst gemacht hat, weist das Weib mit der Ernährung der Kinder zugleich auf ihre Ueberwachung und vorzugsweise auf die häuslichen Geschäfte an, die einen geringeren Aufwand an Kraft, oder doch weniger Unternehmungsgeist fordern. Diese noch unentwickelte Vermischung der Thätigkeiten in denselben Personen oder Familien, bringt nur rohe Arbeit zu Stande. Denn noch werden keine speciellen Fähigkeiten und Fertigkeiten in besonderem Grade ausgebildet, während in der Uebung verschiedener Leibeskräfte und in der Schärfung aller Sinnesorgane eine gewisse allgemeinere Körperbildung gefördert wird. Eine solche Industrie, die mit großem Aufwande von Zeit und Anstrengung höchst Unvollkommenes leistet, ist das Resultat der Handarbeit im eigentlichsten und engsten Sinne. Denn auf dieser Kulturstufe ist die Hand fast das einzige und ausschließliche Werkzeug des Menschen, womit er auf noch sehr unmittelbare Weise in die umgebende Natur eingreift. Die Betrachtung der Waffen, der häuslichen Geräthe und Kleidung der Urbewohner Polyneſiens, Amerikas, der meisten Negervölker und selbst der Nomaden des mittleren Asiens, gibt einen deutlichen Begriff dieser Art von Gewerbfleiß. Wohl mögen manche besondere Erzeugnisse solcher Völker, wie etwa die Kanoes, oder die künstlichen Binsengeflechte einiger südindischen Stämme, unser Erstaunen erregen. Aber wir bewundern darin nur ihre relative Kunstfertigkeit im Verhältnisse zu den unvollkommenen Werkzeugen, die ihnen zu Gebot stehen, die Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit ihrer Hände und vielleicht den Fleiß und die Ausdauer, womit sie einer noch spröden Natur das Nothdürftige mühsam abzuringen wissen.

Bei allen Völkern, wo solche Zustände sich finden, ist zugleich eine einseitige Erwerbsthätigkeit vorherrschend und zumeist durch die Beschaffenheit ihres Landes bestimmt. Wo unwirthbare Strecken an Meeren und Strömen herziehen, und hauptsächlich nur die Gewässer die Mittel der Ernährung darbieten, sehen wir eine dünne Bevölkerung der Fischerei sich zuwenden. Wo waldige Gegenden eine mehr oder minder beträchtliche Menge von Wild herbergen, suchen andere Stämme in der Jagd ihre Nahrung; oder

ſie folgen der Einladung der Natur ſelbſt zum nomadiſchen Hirtenleben, wo ausgedehnte Weiden und Steppen eine wandernde Viehzucht möglich machen. Die Fiſcherei und Jagd, wie das Einſammeln der wildwachſenden Früchte des Waldes und Feldes, ſind nur ein Aufſuchen und Auffinden roher Naturprodukte; die nomadiſche Viehzucht iſt nur eine Bewahrung und Bewachung ſolcher Naturprodukte, um ſie zu jeder Zeit ſich aneignen zu können. Wenn aber etwa der Kirgiſe in Fett, Fleiſch, Milch, Knochen und Sehnen ſeiner Thiere die Mittel für Dach und Kleid, für Speiſe, Trank und Bewaffnung findet; ſo ſehen wir, wie gerade die einſeitige Erwerbsthätigkeit des Volksſtamms in den einzelnen Familien auf eine mannichfachere Verarbeitung und Benutzung des Erworbenen hinführt.

Die ausſchließliche Sorge für Erhaltung des phyſiſchen Daſeyns nimmt zugleich alle geiſtige Kraft in Anſpruch. Es iſt alſo noch keine Rede vom Intereſſe der intellectuellen Bildung um ihrer ſelbſt willen und von keinen beſonderen Klaſſen oder Ständen der Geſellſchaft, welche die Arbeit des Denkens vorzugsweiſe zu ihrem Berufe machen. Und wie noch jede Familie ſehr verſchiedene Zweige der materiellen Produktion auf unvollkommene Weiſe in ſich vereinigt; ſo iſt auch noch alle leibliche und geiſtige Thätigkeit ineinander verſchlungen. Dieß tritt ſelbſt in den Sprachen dieſer Völker hervor. Sie ſind dürftig, wie das ganze Daſeyn dürftig iſt, das ſich in ihnen abſpiegelt; ſie haben namentlich keine beſondere Bezeichnungen für die mehrerlei Funktionen, die feineren Formen und Verzweigungen des Denkens und Empfindens. Die Worte für die äußeren Gegenſtände müſſen unmittelbar auch zur Bezeichnung der Erſcheinungen des inneren Lebens dienen; darum haben alle rohere Völker eine mündliche Bilder- und Hieroglyphenſprache, ehe dieſe noch zur ſchriftlichen wird und werden kann.

Endlich zeigt ſich derſelbe Mangel an Entfaltung in den politiſchen Zuſtänden. Für die Entwicklung eines öffentlichen Rechts und für Handhabung einer öffentlichen Gewalt hat der unvollkommene ſociale Körper noch keine mannichfachere Gliederung der Organe und Funktionen aufzuweiſen. In der einförmigen Lebensweiſe der roheren Völker bildet ſich ein einförmiges, zugleich religiöſes, ſittliches und rechtliches Herkommen, von dem abzuweichen

ſelbſt ihre Häuptlinge nicht wagen dürfen. Noch hat es keinem Chan der Kirgiſchen, keinem Scheich der Araber gelingen können, ihre Stämme von der Ausübung der Blutrache abzuhalten, wofür ſie höchſt empfänglich ſind, oder ihnen die Neigung für Raubzüge zu benehmen. Ein ſolches Herkommen beherrſcht mit unveränderter Strenge alle ſocialen Verhältniſſe, weil der Gehalt des geſellſchaftlichen Lebens ſelbſt nur wenig veränderlich iſt; oder weil es noch an der freien Selbſtbeſtimmung fehlt, die berechnend und erwägend in die Zukunft blickt und ſich mit den wechſelnden Zuſtänden in zeitige Harmonie zu ſetzen weiß. Es gibt darum noch keine eigentliche Geſetzgebung, welche vorausſichtig die möglichen Verhältniſſe und Beziehungen der Geſellſchaft in's Auge faßt und mit Bewußtſeyn ihren ordnenden Vorſchriften unterwirft. Gleichwenig iſt von einer Trennung der öffentlichen Gewalten die Rede. Von ſeltenen Ausnahmen abgeſehen, ſind die Häuptlinge zugleich Regenten und Oberprieſter, Anführer im Kriege, wie Richter und Verwalter im Frieden. Immer läßt ſich jedoch nicht verkennen, daß ſchon bei den bisher betrachteten Volksſtämmen ſehr mannichfache Grade der Kultur zum Vorſchein kommen, und daß große geſellſchaftliche Unterſchiede beſtehen, vom thieriſchen Papua an bis zum nordamerikaniſchen Irokeſen mit ſeiner halb ſpartaniſchen Erziehung und Lebensweiſe. Verſetzen wir uns aber in die Mitte des Lebens dieſer Stämme, wie wir überhaupt thun müſſen, wenn wir die Unterſchiede ganzer Perioden oder Völkerklaſſen begreifen wollen, ſo treten gleichwohl die bezeichneten charakteriſtiſchen Aehnlichkeiten ihrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe deutlich hervor.

Damit im Gegenſatze erkennen wir eine zweite und höhere Stufe bei den Nationen, die bei feſten Wohnſitzen den Landbau zu ihrem hauptſächlichſten Erwerbszweige gemacht haben. Die reicheren Erzeugniſſe des Bodens führen zu einer vielſeitigeren Benutzung und Verarbeitung derſelben, ſo wie zu einem gegenſeitigen Austauſche der einen gegen die anderen. Der Ackerbau ruft alſo mehr und mehr den Gewerbsfleiß und Handel in's Leben; während die überwiegend vorherrſchenden Erwerbsweiſen der roheren Völker, Fiſcherei, Jagd und Viehzucht, nicht gerade verſchwinden, ſondern nur mehr zurücktreten und mit den neuen Berufszweigen in neue Verhältniſſe kommen. Die ganze Produktion wird alſo mannichfaltiger und, den wechſelnden Gelüſten und

Bedürfniſſen gegenüber, können und wollen ſich die einzelnen Familien nicht mehr mit allen Arten des Erwerbs gleichmäßig befaſſen. Man lernt die erſten Vortheile einer größeren Theilung der Arbeit kennen. Die ganze Maſſe der materiell producirenden Bevölkerung theilt ſich in eine ackerbauende, induſtrielle und kommerzielle, mit weiteren Abtheilungen nach den Unterarten der Erwerbsthätigkeit. Auf *ſpeciellere* Gegenſtände hingewieſen, wird fortan die Arbeit rationell betrieben. Die Inſtrumente derſelben vermehren und vervollkommnen ſich. Im Kampfe mit der äußeren Natur zum Zwecke der Produktion hört das rohe Handgemenge auf. Mit den Erfindungen ſeines Geiſtes, mit Pflug und Spaten, mit Säge und Meiſel, tritt ihr der Menſch beſſer gewaffnet und gerüſtet entgegen. Seine Arbeit iſt jetzt ſchon in höherem Grade durch ſeine geiſtige Thätigkeit *vermittelt* und indem ſeine Hand das künſtlicher gebildete Werkzeug führt, greift ſie weniger unmittelbar in die Außenwelt ein. Die Periode der Handarbeit im ſtrengeren Sinne verſchwindet und geht allmählig in die des *Handwerks* über, das den Begriff des *Werkzeugs* in ſich faßt. Eine ſolche handwerksmäßige Thätigkeit in der Führung *beſtimmter* Werkzeuge übt und bildet den Körper nur in *beſtimmten* Richtungen aus. Im Vergleiche mit den wild lebenden Völkern iſt darum die körperliche Entwicklung unſerer Bauern und Handwerker eine einſeitige, wenn auch in dieſer beſonderen Richtung eine vollkommnere. Die Thätigkeit des Handwerkers iſt indeß noch von der Art, daß *derſelbe* Arbeiter dem Rohſtoffe durch eine Reihe *verſchiedener* Funktionen die zum Gebrauch erforderliche Vollendung gibt. Es iſt alſo erſt nur eine Gliederung der producirenden Thätigkeiten nach *größeren* Abſtufungen vorhanden, ohne daß ſchon die Arbeit in ihre einzelnen Elemente zerlegt und vertheilt wird. Dieſe verſchiedenen Funktionen, woraus alle handwerksmäßige Thätigkeit beſteht, wiederholen ſich aber fort und fort; ſie werden erſt durch Gewohnheit und Uebung zur ſicheren Fertigkeit. Wie alſo die Arbeiter und Handwerker verſchiedener Art, nach Maßgabe ihrer ähnlichen Verrichtungen und Intereſſen, in beſondere Stände und Klaſſen, Zünfte und Korporationen ſich abgliedern; ſo bildet ſich zugleich in Mitte dieſer Abtheilungen eine gewohnheitsmäßige Ueberlieferung von Brauch und Recht, von Handwerksvortheilen und Fertigkeiten. Und durch ſolche Ueberlieferung pflanzt ſich leicht

der Beruf von ſelbſt von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, ſo daß eine Erblichkeit deſſelben entſteht, zuweilen nur als faktiſche Regel, welche Ausnahmen zuläßt, zuweilen dem Rechte nach, wovon eine Scheidung der bürgerlichen Geſellſchaft in ein eigentliches Kaſtenweſen die Folge iſt. Alle die beſonderen Kaſten, Stände, Zünfte oder Korporationen haben nun ihre beſondere Geſchichte, worin ſie eigenthümlichen Standesgeiſt und Standesehre entwickeln, die aber auch gewiſſen Einſeitigkeiten und Vorurtheilen Entſtehung und Nahrung geben.

An den geregelten Betrieb von Ackerbau, Gewerben und Handel knüpft ſich ein anderer hochwichtiger Fortſchritt. Erſt die geordnete und planmäßige Berufsthätigkeit für materielle Produktion macht ein allmähliges Aufhäufen von Kapitalien, alſo von geſammelten Gütern, möglich. Dadurch werden Einzelne in ihren ökonomiſchen Verhältniſſen ſicher geſtellt und der ausſchließlichen Sorge für die Befriedigung der leiblichen Bedürfniſſe überhoben. Sie werden dadurch in eine Lage verſetzt, worin ſie ſich vorzugsweiſe geiſtigen Arbeiten widmen können; und ſo tritt nun der große Gegenſatz aller menſchlichen Thätigkeit, der Gegenſatz einer überwiegend materiellen und überwiegend intellectuellen Produktion, entſchieden hervor. Die erſte Sehnſucht zur Befriedigung geiſtiger Intereſſen iſt eine religiöſe. Sie entſpringt aus dem unvertilgbaren Triebe des Menſchen, ſein Verhältniß zur Gottheit zu erkennen und zu ordnen, über die Quelle alles Daſeyns, über ſeine eigene Zukunft, eine beſtimmte Anſchauung zu gewinnen. Zur Vermittlung dieſes Bedürfniſſes bilden ſich, mit vorherrſchendem Einfluſſe, beſondere Kaſten oder Klaſſen von Prieſtern; alſo *geiſtliche* Ariſtokratien, die in ihrem Urſprunge ſtets auch *geiſtig* ſind, ob ſie gleich gewöhnlich in ihrem Fortbeſtande die hartnäckigſten Feinde der intellectuellen Fortſchritte werden. Im Beginne dieſer geiſtlichen Herrſchaft ſind noch Mythologie und Geſchichte, Proſa und Poeſie, Theologie und Philoſophie, Moral, Politik und Rechtslehre vielfach ineinander verſchmolzen und verſchlungen. Erſt allmählig ſondert ſich die Arbeit des Denkens und künſtleriſchen Schaffens in einzelne Zweige, die aber lange noch von Prieſterthum und Dogma abhängig bleiben. In derſelben zweiten Periode der Entwicklung, im Gegenſatz mit den ſocialen Zuſtänden der Volksſtämme der unterſten Stufe, bildet ſich neben

dem bloßen Herkommen ſchon eine eigentliche Legislation aus. Aber religiöſe und weltliche Geſetzgebung, Strafrecht und Civilrecht ſind noch gemiſcht; und für die Anwendung der Geſetze iſt die Idee einer Trennung der Juſtiz und Verwaltung noch lange nicht in dem Umfange, wie in den Staaten der Neuzeit, in's Daſeyn getreten.

Suchen wir für dieſe allgemeineren Bemerkungen beſondere Belege, ſo fehlt es daran um ſo weniger, als die eben bezeichnete Bildungsſtufe von der erſten eigentlich hiſtoriſchen Zeit bis auf die neueſte herabreicht, und in den Zuſtänden der meiſten und zahlreichſten Nationen noch gegenwärtig zum Vorſchein kommt. Vor Allem iſt in Hindoſtan das Prinzip einer kaſtenmäßigen Scheidung der Arbeit und Geſellſchaft noch jetzt in größter Strenge durchgeführt. Ueberhaupt ſcheint Vorderindien ein eigenthümlich abgeſchloſſenes Gebiet des ſocialen und religiöſen Lebens zu umfaſſen; und gleichwohl müſſen wir bei näherer Betrachtung anerkennen, daß es ſich in die Reihe der geſellſchaftlichen und politiſchen Organiſationen als ganz natürliches Verbindungsglied einfügt. Zwar hängt das Kaſtenweſen der Hindus mit ihrem religiöſen Glauben innigſt zuſammen und hat erſt durch dieſen ſeine Weihe und Stabilität erhalten. Aber ſelbſt die Entſtehung eines ſolchen Glaubens ſetzt eine beſondere Stufe ſowohl der materiellen als intellektuellen Kultur voraus. Der Boden, worin die Bramalehre von einem erblichen Kaſtenunterſchiede erſt Wurzel faſſen konnte, iſt nun gerade jener Zuſtand der Entwicklung, worin man zwar die Vortheile einer Theilung der Arbeit erkennt und dieſe praktiſch feſtzuhalten ſucht, aber noch nicht gelernt hat, zur Erreichung größerer Reſultate mit geringerem Aufwande von menſchlicher Kraft, die verſchiedenen Zweige der Thätigkeit unter ſich und mit den durch Maſchinen wirkenden Naturkräften in Verbindung zu ſetzen. In ſolchem Zuſtande mußten ſich die Hindus bei Entſtehung ihres Kaſtenweſens befinden und darin befinden ſie ſich noch jetzt, denn auch jetzt noch gründet ſich ihre Arbeit auf gewohnheitsmäßig erworbene Fertigkeiten in der Handhabung ſehr einfacher und unvollkommener Werkzeuge. Dieſe Fertigkeiten wurden nur durch lange Uebung von Jugend auf gewonnen. Um ſo eher gingen ſie von Eltern auf Kinder über und ſo erzeugte ſich das Kaſtenweſen, indem die Erblichkeit der Berufsarten, die nach der natürlichen

Lage der Dinge faktiſch als Regel vorkam, durch Religion und Geſetz zu Pflicht und Recht erhoben wurde. Dieſelbe Theilung der Berufsarten zeigte ſich in der Scheidung der materiellen und geiſtigen Thätigkeiten, und rief, als Vertreter der letzteren, die beſondere Kaſte der dem Haupte Bramas entſprungenen Bramanen hervor. Wie aber der jugendlich unerfahrene Schüler zur unbedingten Verehrung ſeines Lehrers und zur blinden Hingebung an ihn leicht geneigt iſt: ſo werden ganze Völker, die ſich erſt aus der Rohheit hervorarbeiten und vom erwachenden Bedürfniſſe der Erkenntniß plötzlich und lebhaft durchdrungen fühlen, in unbedingter Unterwürfigkeit unter die Macht des Geiſtes und unter den Einfluß Derjenigen ſich beugen, die ſich als Vertreter und Vollſtrecker dieſer Geiſtesmacht geltend zu machen wiſſen. So konnte ſich im höchſten Grade ein despotiſches Uebergewicht der Bramanen ausbilden. Zur Erhaltung deſſelben wurde derjenigen Kaſte, welche die größte Verehrung in Anſpruch nahm, nach einigen Mittelkaſten und zahlreichen Unterabtheilungen eine andere gegenüber geſtellt, deren Erbtheil die tiefſte Verachtung war. Mit der Prieſterkaſte wurde alſo zugleich eine Kaſte der Tſchudras und eine Maſſe verworfener Parias geſchaffen; wie denn überhaupt, wo verſchiedene Stände ſich ſtufenweiſe übereinanderordnen, die unterſten Klaſſen als die niedrigſten Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter dienen, welche fort und fort in den Staub getreten ſind, damit ſich die anderen Stände in der einmal errungenen Höhe behaupten. An die Spitze alles geiſtigen Lebens ihrer Nation geſtellt, wurden die Bramanen die gleichzeitigen Lehrer und Pfleger von Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt, welche darum ſelbſt noch auf das innigſte miteinander verbunden erſcheinen. Dieß zeigt ſich namentlich im indiſchen Epos, das zugleich Dogmenlehre und philoſophiſches Lehrgedicht, Mythologie und Staatsgeſchichte iſt; ſo wie im Charakter ihrer gigantiſchen Baukunſt und Sculptur, welche, durchaus an religiöſe Ueberlieferungen gebunden, die verſteinerten Dogmenlehren der Prieſter ſind. Auch ſind die Bramanen die ausſchließlichen Kenner und Bewahrer des Corpus juris der Hindus, der in den zwölf Büchern Menu's, des Gründers des menſchlichen Geſchlechts, enthaltenen Geſetze und Verordnungen. Sie ſind zugleich die Gelehrten und höchſten Beamten der indiſchen Fürſten, und nach dem Geſetz ſollte ſtets ein Bramane des Königs

vertrauteſter Rathgeber ſeyn. So herrſchten ſie durch die Könige und dienten darum auch dem Despotismus der letzteren zur Stütze. Nach ihrer Lehre, wie nach derjenigen der altägyptiſchen Prieſter, ſoll die Kaſte der Bramanen und die der Kſchetryas oder Krieger, woraus die Könige ſtammen, ſtets einig ſeyn, weil keine der andern entbehren könne; zugleich aber ſollen die Fürſten, da ſie, dem Arme des Brama entſpreſſen, von minder edler Abkunft ſind, vor dem Anſehen und der Macht der Prieſter ſich beugen. Dieſe merkwürdigen ſocialen und politiſchen Zuſtände Hindoſtans waren um ſo dauernder, als das von Meeren und ſchwer überſteiglichen Gebirgen begränzte Land wohl lange genug, um ſich in ſeinem Gewohnheitsleben feſtzuſtellen, außer jeder weſentlich ſtörenden Berührung mit den Nachbarvölkern geblieben iſt, und als ſeine Bewohner, bei dem natürlichen Reichthume ihres Gebiets, nur wenig Anlaß fanden, am Weltverkehr aktiven Antheil zu nehmen. Zu ſolchen natürlichen Schranken fügte die Geſetzgebung künſtliche Hinderniſſe, indem jeder Verkehr mit dem Auslande erſchwert und unter Anderem verfügt war, daß kein Hindu den heiligen Indusſtrom überſchreiten ſolle, um zu den mohammedaniſchen Völkern zu reiſen. In ähnlicher, zugleich natürlicher und politiſcher Abgeſchloſſenheit befand ſich Altägypten, das auch in ſeinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, im ganzen Charakter ſeiner materiellen, intellektuellen und äſthetiſchen Kultur, Hindoſtan ſo auffallend nahe ſtand. Wenn aber dieſe Abſonderung von Land und Volk zur Ausbildung des Kaſtenweſens in ſeiner grellſten Erſcheinung mitgewirkt hat, ſo läßt ſich doch behaupten, daß alle Völker, die ſich zu höherer Civiliſation erheben, im Verlaufe ihrer Kulturgeſchichte eine Zeit haben, wo die intellektuelle Thätigkeit neben der materiellen eine beſondere und beſonders bevorzugte Stellung erringt, während ſich zugleich die materielle Produktion in verſchiedene Zweige beſtimmter abgliedert; und daß in derſelben Periode der ſociale Stoff für die mögliche Entſtehung eines erblichen Kaſtenweſens gegeben iſt, welches wirklich entſteht, ſobald eigenthümlich begünſtigende Umſtände hinzutreten.

In den großen aſiatiſchen Reichen, in China und Japan, zeigt ſich eine ähnliche Theilung der Arbeit, ſo wie eine genaue Gliederung der Geſellſchaft nach Ständen, Klaſſen und zunftartigen Korporationen, mit ſcharfen Abmarkungen von Rechten und

Vorrechten. Doch besteht hier dem Gesetz nach kein erbliches Kastenwesen, wie überhaupt nicht bei den Völkern, wo die jeden Kastenunterschied verwerfende Buddhalehre vorherrscht. Wissenschaft und Kunst sind auch hier von den religiösen Ueberlieferungen wesentlich abhängig. Namentlich stützt und beschränkt sich alle Pflege der chinesischen Wissenschaft auf die Kenntniß der für heilig geachteten klassischen Literatur. In diesem Sinne ist das Reich selbst ein Gelehrtenstaat, und die ganze Beamtenhierarchie ein Gelehrtenstand, eine gegliederte Reihe von Schulmeistern und Schülern, die stets sich wiederholenden Prüfungen und einer eigentlichen Schulzucht unterworfen sind, für deren Aufrechthaltung selbst der Bambu nicht fehlt. In Japan dagegen, wo sich die früher in ganz Ostasien herrschenden lehnsartigen Einrichtungen erhalten haben, tritt mehr das militärisch feudale Element hervor. Die Chinesen halten an uralten Grundgesetzen und Staatseinrichtungen fest. Alle ihre Anordnungen und Gesetze, die noch weiter erlassen werden, sind durch ganz specielle Umstände und Verhältnisse veranlaßt, und tragen hienach den Charakter bloßer Polizeiverordnungen an sich. Auch enthalten sie neben den dispositiven Bestimmungen stets moralische Belehrungen — gleichsam väterliche Ermahnungen und Abmahnungen, ganz im Einklange mit der den ganzen Staat beherrschenden patriarchalisch despotischen Gewalt. Endlich setzen diese Verfügungen regelmäßig gewisse Ahndungen gegen den Uebertreter fest, und kaum wird irgend eine Anordnung getroffen, die nicht verbietend wäre und zugleich eine Strafbestimmung enthielte. Das ganze Gebiet der Gesetzgebung ist also ein ungetheiltes, ohne sich noch, wie in den höheren Organismen des Völkerlebens, in peinliche, bürgerliche und polizeiliche genauer abzuscheiden. Nicht weniger ist in der durch besonders grausame Strafbestimmungen bekannten Legislation des japanischen Reichs das kriminalistische und polizeiliche Element überwiegend. Was sodann die Verwaltung betrifft, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß die Verfassungen sehr verschieden seyn können und sehr verschieden sind, ohne daß die Formen der obersten Verwaltung sehr wesentlich von einander abweichen, weil die natürlichen Hauptzwecke und Richtungen der Administration überall dieselben bleiben. So hat das chinesische Reich sein höchstes Tribunal und seine verschiedenen Ministerien, die sich denen des Innern,

der Juſtiz, des Kriegs und der Finanzen in den Staaten Europas gar wohl an die Seite ſetzen laſſen. Mit nicht weſentlich verſchiedener Einrichtung ſteht in Japan eine Art Staatsrath von fünf ordentlichen und eben ſo viel außerordentlichen Mitgliedern an der Spitze der Verwaltung. Für die Adminiſtration der Provinzen iſt im chineſiſchen Reiche die bürgerliche und militäriſche ſtreng geſchieden, während noch Juſtiz und Polizei miteinander verbunden ſind. Endlich iſt, wie in allen deſpotiſchen Staaten, die höchſte weltliche und geiſtliche Gewalt in der Perſon des faſt göttlich verehrten Kaiſers vereinigt. Er iſt der Oberprieſter aller in ſeinem Reiche herrſchenden Religionen, ſo daß er über jeder einzelnen ſteht, während er ſelbſt gewiſſen Formen des Volksglaubens auf das ſtrengſte unterworfen bleibt. Eine ähnliche Verbindung von weltlicher und kirchlicher Gewalt findet ſich in Japan. Zwar haben ſchon im zwölften Jahrhundert die Oberfeldherren der japaniſchen Truppen, ähnlich wie die Haushofmeiſter des fränkiſchen Reichs, ihre Würde erblich gemacht und der Regierung ſich bemächtigt, ſo daß jetzt der weltliche Kaiſer (Kubo, Seogrun) das faktiſche Oberhaupt des Staats iſt. Allein er führt die Regierung noch jetzt im Namen des in ſeinem Palaſte gefangenen und ſtreng verſchloſſen gehaltenen geiſtlichen Oberhaupts (Dairi, Kinrey), und die patriarchaliſch geiſtliche Autorität des Letzteren iſt hienach zum Mittel und Werkzeuge in der Hand des Kubo geworden.

Auf dem mohammedaniſchen Staatengebiete iſt binnen nicht ſehr langen Perioden ein eroberndes Volk dem andern gefolgt, indem die Ueberwinder bald zu Ueberwundenen wurden. Unter fortwährenden Erſchütterungen und Schwankungen hatten die Elemente der Geſellſchaft keine Zeit, um ſich, wie in den hinterafiatiſchen Staaten, in ſcharf ausgeprägten Formen zu kryſtalliſiren. Wenn hienach der Unterſchied der Stände nach der Arbeit weniger ausgebildet iſt, ſo ſteht doch der Organismus dieſer Arbeit in allen größeren mohammedaniſchen Staaten gleichfalls auf jener Stufe, die wir als die des handwerksmäßigen Betriebs bezeichnet haben. Auch ſind die einzelnen Gewerbe, wenigſtens in den größeren Städten des Orients, zunftmäßig und nicht ſelten zugleich räumlich, durch Anweiſung beſonderer Quartiere, von einander geſchieden. Wiſſenſchaft und Kunſt ſtehen durchweg unter dem Einfluſſe der Religion und religiöſer Vorurtheile. Namentlich tritt der Koran,

wie bei den Juden das mosaische Gesetz, einer freieren Entwicklung der Künste hemmend entgegen, indem er menschliche Abbildungen verbietet und die Maler für die Seelen ihrer Bilder verantwortlich macht. Dieser Koran, die Quelle und Basis aller Gesetzgebung, enthält neben seinen religiösen Vorschriften eine Menge von Strafgesetzen, bürgerlichen und Ceremonialgesetzen, Vorschriften über das Betragen u. dgl. Darum vereinigt auch das Staatsoberhaupt die höchste weltliche und geistliche Gewalt. So wie die Gesetzgebung in ungetheilter Mischung eine religiöse und weltliche ist, so hängt zugleich die Justizverfassung mit der geistlich hierarchischen auf das engste zusammen. Hiernach steht im türkischen Reiche der Mufti, als Scheich-ul-islam oder als der Alte des Islams, nicht bloß unter dem Chalifen an der Spitze des Kirchenstaats, sondern er ist zugleich der Vorstand und das Oberhaupt der ganzen Justizverwaltung und aller Gerichte, ob er gleich selbst keine richterliche Gewalt hat, sondern sein gewöhnliches Geschäft in Auslegung der Gesetze besteht. Ebenso gehören die acht Mollahs oder Oberrichter im Reiche, der Obermollah und andere Justizbeamte, dem geistlichen Corps der Ulemas an. Die sehr kurserische Justiz vertritt zugleich die Stelle der Polizei, so daß diese beiden Zweige der Administration vielfach ineinanderfließen. Selbst die Trennung der Civil- und Militärverwaltung in den Provinzen ist erst in der allerneuesten Zeit durchgesetzt worden, und nur die Organisation der obersten Verwaltungsbehörde, des Ministeriums, stimmte schon längere Zeit mit derjenigen in den christlich europäischen Staaten nahe überein.

Gehen wir in flüchtiger Betrachtung der Kulturzustände von den Despotieen des Orients auf die freien Staaten des alten Griechenlands und auf Rom über, so scheint ein solcher Uebergang kaum zu vermitteln. Allein bei allen Verschiedenheiten erscheint die Kluft schon dann minder groß, wenn wir beachten, wie der Gegensatz der Freien und Sklaven in diesen Republiken des Alterthums eine despotische Herrschaft des einen Bestandtheils der Bevölkerung über den anderen erzeugt hatte. Diese Trennung hatte zugleich einen wichtigen Einfluß auf die Vertheilung der Arbeit, indem ein großer Theil der mechanischen und einförmig wiederkehrenden Beschäftigungen des gewöhnlichen Lebens der sklavischen Bevölkerung zufiel. Nur dadurch wurde es möglich, daß sich die

Freien eine Bildung aneignen und so viel Zeit gewinnen konnten, um als aktive Staatsbürger thätig zu seyn, und sämmtlich, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, an den politischen Geschäften Theil zu nehmen. In Wahrheit hatte also die politische Freiheit der Griechen und Römer nur auf der Sklaverei geruht, und bei der damaligen Stufe der Organisation der Arbeit nur darauf ruhen können. Denn der Charakter ihrer materiellen Produktion war nicht wesentlich anders, als in den früher aufgeführten und noch jetzt bestehenden asiatischen Großstaaten. Darum finden wir schon in Griechenland gewisse zunftartige Korporationen der Arbeiter verschiedener Art, deren Organisation später den römischen Zünften zum Muster diente; so wie die Verfassung der römischen Kollegien in mancher Beziehung ein Vorbild für die germanische Zunftverfassung des Mittelalters geworden ist. Das eigentliche Manufakturwesen, so wie die große Fabrikation durch Maschinen, in dem Sinne, wie diese heutzutage betrieben wird, war dagegen den Griechen und Römern wesentlich unbekannt. Die beiden Völker hatten eine Periode der Priesterherrschaft, worin Staat, Wissenschaft und Kunst von dem Einflusse des Priesterstandes und feststehender religiöser Traditionen entschieden abhängig waren; wie sich dies namentlich in den ersten Anfängen der hellenischen Kunst deutlich offenbart. Auch später, als die Priester nicht mehr die Beherrscher des Staats waren, blieben sie doch Staatsbeamte; und alles religiöse und politische Leben, wie auch Wissenschaft, Poesie und bildende Künste, waren nahe verbunden und verschmolzen. Namentlich theilten sich die Staatswissenschaften und Staatsfunktionen noch keineswegs in solche specielle Fächer und Berufszweige ab, wie in der neuesten Zeit. Selbst der Scharfsinn des römischen Rechtsvolkes, wie dessen Corpus juris nach Inhalt und Form bestätigt, hatte noch die Zerlegung des Rechts in seine Hauptzweige nicht streng durchgeführt. Auch sehen wir bei Griechen und Römern dieselben Individuen bald militärische, bald bürgerliche, bald priesterliche Staatsämter der verschiedensten Art bekleiden, in schnellem Wechsel, wie er nach unsern jetzigen Anforderungen an eine *specielle* Fachbildung schlechthin unmöglich ist. Eine gewisse *allgemeine* politische Bildung genügte also noch in weiterem Umfange für die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens; und nur *weil* dies der Fall war, hätte die Idee einer allgemein gleichen staatsbürgerlichen

Berechtigung für die gesammte freie Population wenigstens zeitweise ins Leben treten können.

In allen Staaten Asiens und des Alterthums ist die weltliche und religiöse Gewalt aus einer und derselben Wurzel entsprossen; oder Beide haben sich doch bald identificirt und sind in eine Krone zusammengewachsen. Anders war der Bildungsgang für die Völker des Christenthums, einer Religion, die nicht von dieser Welt zu seyn behauptete. Darin liegt ein wesentlicher Grund für die Unterschiede in den beiden Hauptperioden der Weltgeschichte, im Leben der nicht christlichen und der christlichen Völkermassen. Schon im römischen Reiche hatte das Christenthum eine besondere Repräsentation und einen Mittelpunkt erhalten, der mit dem Einheitspunkte der weltlichen Gewalt nicht zusammenfiel. Als nun die germanischen Eroberer heranstürmten, traf das Element der weltlichen mit dem einer schon organisirten geistlichen Herrschaft zusammen; womit es sich gleichsam nur vertragsmäßig verband, ohne es doch in seiner Selbstständigkeit aufheben und in sich absorbiren zu können. So theilte sich die Gewalt zwischen zwei Hauptständen, den kriegerischen und grundherrlichen Fürsten und Adelsstande, und der gleichfalls mit Grund und Boden ausgestatteten Geistlichkeit. Beide erhielten ihre Vasallen in verschiedenen Abstufungen, und ihre Leibeigenen, welche zumeist die gemeinen und mechanischen Beschäftigungen des Landbaues verrichteten, dem die weltlichen und geistlichen Grundherren in höherer Instanz vorstanden. Nur da und dort erhielt sich ein freier und unabhängiger Bauernstand. Zwischen den beiden vorherrschenden Klassen wurden die Städte der Sitz für die Verarbeitung und den Vertrieb der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, also für Gewerbe und Handel; und nach den verschiedenen Zweigen dieser industriellen und kommerziellen Thätigkeit gliederten sich ihre Bewohner in Zünfte. Während der Feudalanarchie und in der Zerstücklung des politischen Lebens wurden einzelne Städte zugleich mehr oder minder selbstständige Staaten. Hier bildete sich meistens eine besondere Klasse der Patricier, ein eigener Stand der Regierenden, dem aber die Zünfte oder ihre Vertreter gegenüberstanden, so daß die Regierenden in die oft feindselig sich begegnenden Korporationsinteressen vereinigend und vermittelnd einzugreifen hatten. In der weltlichen oder geistlichen Feudalmonarchie war es dagegen der angesehenste

weltliche oder geistliche Grundherr, dem diese Rolle des Vermittlers zwischen den selbstständig vertretenen und besonders berechtigten Ständen des Adels und Klerus anheimfiel. Diesen privilegirten Klassen stellte sich mit der zunehmenden Bedeutung der Städte ein Bürgerstand als ein dritter, und hie und da ein freier Bauernstand zur Seite. Die politische Gliederung nach Ständen entsprach also der Theilung der Arbeit für Krieg und Frieden. Namentlich war die Geistlichkeit zugleich die Repräsentantin der geistigen Interessen. Selbst später, als auch die Wissenschaft mit ihren Fakultäten ihre besonderen vier Stände in sich abgegliedert hatte, blieben diese fortwährend und bis zum Schlusse des Mittelalters unter dem vorherrschenden Einflusse des Klerus. Ebenso enge schloß sich die Kunst der Kirche an, und blieb wenigstens eine freiwillige Dienerin der religiösen Interessen, selbst nachdem sie aus den Klostermauern, wo sie mit der Wissenschaft ihre erste Pflege gefunden, in das Leben hinausgetreten war, und sich gleichfalls ihre besonderen Korporationen und Schulen geschaffen hatte.

Diese einleitenden Betrachtungen haben vorläufig im Bildungsgange der socialen Verhältnisse auf einen Zusammenhang hingewiesen, wonach die Veränderungen im Betrieb der Arbeit zum Zwecke der materiellen Produktion zugleich Veränderungen in der intellektuellen und politischen Kultur nothwendig bedingen. Sie haben zugleich auf zwei Hauptperioden in der Entwicklung des Organismus der Arbeit aufmerksam gemacht, die sich, unter besonderer Berücksichtigung der materiellen Produktion, als die Perioden der eigentlichen Handarbeit und als die des handwerksmäßigen Betriebs der Arbeit bezeichnen lassen. Allein damit ist die Reihe der weiteren Evolutionen jenes Organismus, die zu neuen Entwicklungsstufen führen, noch nicht geschlossen. Die Letzteren beschränken sich indeß bis jetzt nur auf das europäisch-amerikanische Völkerleben und gehören ausschließlich der neuesten Zeit an.

Diese neueste Zeit beginnt mit dem Ende des Mittelalters, nachdem die Erfindung des Schießpulvers und die Entdeckung Amerikas den Gehalt und Umfang des äußeren Lebens, die Buchdruckerpresse und Reformation den Gehalt und Umfang des geistigen Lebens wesentlich verändert und erweitert hatten. Die Anwendung des Feuergewehrs hat die kleinen Feudalstaaten vollends gesprengt und der Entstehung größerer Staaten und

Staatenverbindungen Bahn gebrochen; die Presse hat, den beschränkteren Lokalansichten und Vorurtheilen gegenüber, weit herrschende Meinungen und damit die Macht einer sogenannten öffentlichen Meinung ins Leben gerufen. So waren Feuerwaffe und Presse die ersten Maschinen, welche, im Großen angewendet, die gesellschaftlichen Verhältnisse umgestaltet und namentlich die sociale und politische Stellung der verschiedenen Stände von Grund aus verändert haben. Weitere neuere Erfindungen, mit entscheidendem Einflusse auf eine fortschreitende Entfaltung des Organismus der Arbeit, auf neue Zersetzungen und Verbindungen der producirenden Kräfte, haben sich daran angeknüpft; und merkwürdig ist, daß gerade die wichtigsten derselben mit dem Ausbruche der französischen Revolution, wie früher mit der Reformation, nahe zusammenfallen. Um nun den Verlauf und die Bedeutung dieser Entwicklungen deutlicher zu übersehen, haben wir zunächst den Gang einer gesetzmäßigen Bewegung in den drei Hauptzweigen der materiellen Produktion, der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels, ins Auge zu fassen. Von einem zweifachen Gesichtspunkte aus sind dafür vor Allem die Veränderungen in der verhältnißmäßigen Vertheilung der Bevölkerung an diese verschiedenen Hauptzweige der Thätigkeit zu berücksichtigen; sodann aber auch diejenigen im Betrieb der Arbeit selbst, oder die Veränderungen im Verhältnisse der produktiven Menschenkräfte zu den der Produktion dienenden vorstandeslosen Naturkräften.

Alle Gegenstände der Urproduktion erhalten erst ihren Werth durch den Gebrauch, den die menschliche Thätigkeit davon zu machen weiß. Darum hängt der höhere oder geringere Werth aller Erzeugnisse aus Grund und Boden, mithin der Werth von Grund und Boden selbst, theils von der mehr oder minder mannichfaltigen und mehr oder minder zweckmäßigen Art der Benutzung, theils von ihrem Umfange ab. Wie nun Art und Grad der Benutzung durch die Stufe der industriellen Bildung bezeichnet werden, so bestimmt sich der Umfang derselben durch die Vertheilung der gewonnenen Güter unter eine größere oder kleinere Menschenmenge, also durch den Handel. Zunächst ist die Thätigkeit der ansässig gewordenen Völker wesentlich auf Bearbeitung ihres Bodens und auf einfachere Benutzung der ihm abgewonnenen Früchte gerichtet. Erst mit der stärkeren Zunahme

der Bevölkerung kann ſich die Induſtrie auf höhere Stufen erheben, weil ſich dann erſt eine größere Menge den induſtriellen Beſchäftigungen zuwendet, und nun zahlreichere Bedürfniſſe und Neigungen für einen mannichfacheren Gebrauch der Urprodukte, ſo wie zahlreichere Talente für eine vielſeitigere Verarbeitung derſelben, zum Vorſchein kommen. Vor Allem wird ſich die Induſtrie zunächſt auf Verarbeitung ſolcher Produkte richten, die ſich ihr in unmittelbarer Nähe darbieten. Hiernach haben ſich manche einzelne Gewerbszweige bei mehreren Völkern Aſiens, ob ihnen gleich minder vollkommene Arbeitsmittel zu Gebot ſtehen, bis zu einem ziemlich hohen und mitunter zu einem ſehr hohen Grade von Vollkommenheit entwickelt; wie etwa bei Chineſen und Japanern die Verarbeitung ihrer Porcellanerde und ihrer Seide, bei den Bewohnern von Kaſchmir die Verarbeitung der feinen Wolle ihrer Schafe zu koſtbaren Shawls; bei den aſiatiſchen Türken die ihres Eiſens zu trefflichen Waffen u. dgl. Aber nur bei den Völkern, die durch größere und mannichfachere Bedürfniſſe, ſo wie durch einen regeren Unternehmungsgeiſt geſpornt ſind, finden wir eine Induſtrie, die ſich nicht bloß auf die vielartigſte Bereitung der Landesprodukte beſchränkt, ſondern überdies die Erzeugniſſe fremder Zonen zuſammenhäuft, um ſie, unter Benutzung der heimiſchen produktiven Kräfte, zu eigenem und fremden Gebrauche zu verarbeiten. In denſelben Staaten, wo ſich mit der wachſenden Dichtigkeit der Bevölkerung die Landwirthſchaft und wenigſtens in einzelnen Zweigen zugleich der Gewerbsfleiß entwickelt, erzeugt die größere Maſſe und Vielartigkeit der Produkte auch einen lebhafteren Verkehr, vorerſt und hauptſächlich im Inneren der einzelnen Staatengebiete. Dies gilt unter Anderem von den dicht bevölkerten aſiatiſchen Reichen, wo ſchon dem inneren Verkehr in mancher Beziehung ſehr bedeutende künſtliche Mittel zu Gebot ſtehen. Dehnt ſich doch der Kaiſerkanal in China auf eine größere Strecke aus, als irgend ein Kanal oder Kanalſyſtem Europas oder Amerikas. Der auswärtige Handel dagegen, auf weitere Entfernungen und zwiſchen verſchiedenen Staaten, iſt in Aſien und Afrika, außer einer nicht ſehr weit reichenden Küſtenſchifffahrt, hauptſächlich Karawanenhandel, der ſich alſo nur auf zuſammenhängende Länderſtrecken beſchränkt. Und wie jener höhere Grad der Induſtrie, die ſich die Produkte der fernſten Zonen aneignet,

wesentlich nur den europäisch-amerikanischen Nationen angehört: so knüpft sich auch nur an dieselben Nationen der eigentlich aktive Weltverkehr, dem für die fernsten Unternehmungen das Weltmeer als Straße dient; der alle Erzeugnisse der Länder an ihrer Quelle aufsucht; der auf die Bedürfnisse aller Nationen seine Spekulationen gründet; der überall neue Bedürfnisse zu erwecken sucht, um sie befriedigen zu können. So benutzen die Britten in ihren Flotten, Maschinen und Steinkohlen ebensowohl die Erzeugnisse ihres Erfindungsgeistes als ihres Bodens, um auf Tausende von Meilen her die Produkte von allen Ländern herbeizuschaffen und zu verarbeiten, welche verarbeitet zum Theil dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind.* Insofern die höhere Entwicklung des Gewerbfleißes und Verkehrs die der Landwirthschaft voraussetzt, lassen sich Industrie und Handel als jüngere Zweige der Kultur betrachten. Aber sie sind zugleich Sprossen desselben Stamms, welche, einmal vorhanden, miteinander fortwachsen und sich gegenseitig zum weiteren Wachsthum Saft und Nahrung zuführen, so daß die ganze materielle Produktion als ein einziger, nach seinen Hauptbestandtheilen dreifach gegliederter Körper erscheint. Dies ist so wahr, daß wir in keinem Staate Gewerbfleiß und Handel blühen sehen, ohne daß zugleich die Landwirthschaft, im Verhältnisse zu Boden und Klima, eine entsprechende höhere Stufe erreicht hätte. Auch finden wir nirgends die drei Zweige der materiellen Produktion im Zustande einer höheren Entfaltung, ohne eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung; also ohne die Konzentration einer intensiv stärkeren Masse produktiver Menschenkraft. Doch hängen die verschiedenen Zustände von diesem bloß quantitativen Verhältnisse so wenig ausschließlich ab, daß sie sich aus der relativen Größe der Population, selbst unter Berücksichtigung der Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der Begrenzung der Staaten, keineswegs vollständig erklären lassen. Wäre dies der

* Für jedes Pfund ostindischer Baumwolle, das in England zu Zeug verarbeitet und im Lande seines Ursprungs wieder verkauft wird, braucht es einen Zeitraum von etwa 4 Jahren und eine Reise von mehr als 1800 Meilen. Durch alle Verwandlungen und Ortsveränderungen hat es inzwischen wenigstens 160 Individuen beschäftigt, und seinen ursprünglichen Werth um 2000 % erhöht.

Fall, so müßten etwa China, Japan und Hindostan auf gleicher oder höherer Stufe der materiellen Kultur stehen, als Deutschland, Frankreich und England. Wenigstens fehlte es dort nicht an Zeit, um die den Zwecken der Produktion dienenden Kenntnisse und Fertigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern, und die Erbschaft der Vorfahren mit wachsenden Kräften fort und fort zu bereichern. Allein wie die größere oder geringere Tüchtigkeit des Einzelnen nicht bloß durch Erziehung, äußere Lage und Schicksal, sondern zugleich durch eigenthümliche Anlage bedingt ist; so werden wir auch bei allen Versuchen, uns die abweichenden Bildungsstufen der Nationen zu erklären, auf eine genetische Verschiedenheit derselben, als auf ein nicht weiter zu zerlegendes Element ihrer Kulturgeschichte, zurückgewiesen.

Die Landwirthschaft ist an bestimmte und begrenzte Räume gewiesen. Hienach ist zugleich das Maß der menschlichen Kräfte bestimmt, die sich für Benutzung dieser Räume, zur Erzielung einer möglichst großen Masse landwirthschaftlicher Erzeugnisse, zweckmäßig verwenden lassen. Läßt sich doch die Produktion eines gewissen Bodens nicht fort und fort steigern, indem nur eine immer größere Menge an dessen Bearbeitung Theil nimmt. Die Industrie dagegen kann in engeren Räumen eine Fülle von Kräften zusammendrängen, um sodann ihre Erzeugnisse durch den Handel überallhin verbreiten zu lassen. Darum wird sich, wenn erst die Kultur des Bodens bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, eine zunehmende Menge auf Gewerbfleiß und Handel werfen, so daß sich die industrielle und kommerzielle Bevölkerung in stärkerem Verhältnisse, als die landwirthschaftliche, vermehrt. Etwa in gleichem Maße hat sich bis jetzt die Zahl der Städte, oder doch die städtische Bevölkerung vor der ländlichen vergrößert. Hiezu wirken nun freilich noch besondere Ursachen mit. Dahin gehört für die Residenzen und Hauptstädte der Provinzen die fast überall zunehmende Centralisation der Verwaltung; so wie die Verminderung der Sterblichkeit durch bessernde Reformen der Gesundheitspolizei und der medizinischen Anstalten. Diese Reformen mußten besonders den größeren Städten zu gut kommen, wo die Aufforderungen dazu häufiger, und die Mittel zureichender waren; während überdieß jede Verbesserung ihren Einfluß alsbald auf eine größere Menge von Menschen äußerte. Allein gleichwohl beruht die stärkere

Vermehrung der ſtädtiſchen Population weniger auf dem Ueberſchuſſe der Geburten über die Todesfälle, als auf dem der Einwanderungen über die Auswanderungen, alſo auf der beſonderen Anziehungskraft der Städte für die Gewerb und Handel treibenden Klaſſen.

Das Verhältniß der landwirthſchaftlichen zur induſtriellen und kommerziellen, das der ländlichen zur ſtädtiſchen Bevölkerung, iſt in den meiſten Staaten Europas ſehr abweichend, etwa in demſelben Grade, wie überhaupt ihre materielle Produktion auf verſchiedenen Stufen ſteht. Im Durchſchnitte iſt dieſe Produktion am ſtärkſten und hienach das Nationaleinkommen vergleichungsweiſe am größten, wo auch das Verhältniß der Gewerb und Handel treibenden Bevölkerung zur landwirthſchaftlichen am beträchtlichſten iſt. Selbſt der Ackerbau wird hier in der Regel in höherer Blüthe ſtehen. Dieß erklärt ſich aus dem organiſchen Verbande aller Produktion. Vermehren und vermannichfaltigen ſich doch mit der Zunahme der induſtriellen und kommerziellen Klaſſen zugleich die Bedürfniſſe und die Forderungen, die an die Landwirthſchaft gerichtet werden; und ſuchen ſich doch überall die Leiſtungen mit Bedarf und Verlangen in's Gleichgewicht zu ſtellen. Einige Notizen über die Vertheilung der Menſchenkräfte an die Hauptzweige der Produktion in den größeren Staaten Europas mögen dieſen Bemerkungen zum Belege dienen.

Abgeſehen von einigen ganz ſpeciellen Zweigen der Induſtrie, worauf die Regierung beſondere Vorſorge und künſtliche Pflege wendet, darf man behaupten, daß noch in Rußland die materielle Kultur am wenigſten entwickelt iſt und es am wenigſten ſeyn kann, da es am ſpäteſten in die Reihe der civiliſirten und mit Bewußtſeyn nach Civiliſation ſtrebenden Staaten eingetreten iſt. Nach Bulgarin lebt hier nur ⅛ der Bevölkerung in den Städten; und nach einem Berichte im Journal des Miniſteriums des Innern betrug im Jahr 1833 die ackerbauende Klaſſe nicht weniger als 37,301,600 Individuen. Der Gewerb und Handel treibende Bürgerſtand wurde zu 1,171,700 männlichen und ſelbſtſtändigen Mitgliedern angegeben. Beachtet man indeſſen, daß er in den Jahren 1796, 1811 und 1816 nur je 507,000 — 621,000 und 835,000 Mitglieder zählte; und vergleicht man damit, die Bewegung der Geſammtbevölkerung, ſo finden wir die behauptete

Thatſache eines relativ ſtärkeren Wachsthums der induſtriellen und kommerziellen Klaſſe beſtätigt. Aehnlich ſind die Verhältniſſe in Scandinavien, nicht ſowohl wegen deſſen ſpäterer Theilnahme an einem belebenden geiſtigen Völkerverkehr und eines daraus entſpringenden minder rationellen Betriebs der Arbeit, als aus Ungunſt der äußeren Lage und des Klimas. Schweden insbeſondere hatte im Jahr 1833, nach C. af Forſell's Statiſtik dieſes Landes, nur 294,000 Städtebewohner, etwa $^1/_{10}$ der geſammten Bevölkerung; und von ſeinen 2,771,000 Einwohnern gehörten nicht ganz 67,000 dem Bürgerſtande an. Etwas ſtärker und etwa wie 1:7 war dieſes Verhältniß in Norwegen. Die landwirthſchaftliche Bevölkerung Dänemarks iſt etwa $^9/_{10}$; Spaniens mehr als $^7/_{10}$, des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats beinahe $^7/_{10}$ der geſammten Population. Viel ſtärker iſt ſchon die ſtädtiſche, ſo wie die induſtrielle und kommerzielle Bevölkerung in Italien; letztere ſteigt z. B. im Kirchenſtaate auf nahe $^1/_2$. Im Durchſchnitte durch ganz Deutſchland läßt ſich die Einwohnerzahl der Städte auf etwa $^1/_5$ — $^1/_4$ anſchlagen. Damit ſtimmt das Verhältniß der landwirthſchaftlichen zur gewerblichen und Handel treibenden Bevölkerung mehr überein, da ſich ein Theil der Gewerbe auf das Land verbreitet, während mit den ſtädtiſchen Beſchäftigungen häufig etwas Landbau verknüpft und Eines gegen das Andere wohl zu kompenſiren iſt. Bei einer geringeren ſtädtiſchen Bevölkerung, als in England und Frankreich, hat doch Deutſchland eine größere Zahl von Städten (2,393; nach anderen Angaben 2,433); ſo daß auch hierin die politiſche Geſchichte und die politiſchen Verhältniſſe des Landes, eigenthümliche Vortheile und Nachtheile erzeugend, deutlich ſich ausdrücken. Dabei iſt jedoch das Verhältniß in den einzelnen deutſchen Staaten ſo verſchieden, daß z. B. nach den Berechnungen von Bickes in Hannover, Schleßwig und Holſtein, Bayern, Großherzogthum Heſſen, Preußen und Sachſen von je 10,000 Einwohnern 1,353 – 1,731 – 1,810 – 2,520 – 2,555 und 3,164 in den Städten leben. Für Frankreich haben franzöſiſche Statiſtiker das Verhältniß der ſtädtiſchen zur ländlichen Bevölkerung auf 272:1000 berechnet. Die Rekrutirung des Heers ergab für die Jahre 1825—33, daß ſich im Durchſchnitte von je 1000 Rekruten 526 landwirthſchaftlich beſchäftigt hatten. Hiernach hätte im Jahr 1831, bei einer Bevölkerung

von 32,561,000, die Zahl der Urproducenten etwa 17,127,000 oder etwas über die Hälfte betragen. In Belgien wohnten im Jahr 1835 in den Städten etwas über 958,000, auf dem Lande etwas über 3,103,000 Einwohner. Obgleich in diesem Staate neben der Landwirthschaft auch die Industrie einen hohen Grad von Ausbildung erreicht hat, so ist doch der auswärtige Handel von geringerem Umfange als in Holland, wo zugleich die städtische Bevölkerung, über ⅓ der ganzen Einwohnerzahl, beträchtlicher ist. Endlich war im Jahr 1834, nach Marshall's neuester Statistik, in Großbritannien die Klasse der Urproducenten nicht ganz $^{7}/_{17}$ der gesammten Population; die industrielle aber $^{5}/_{17}$ und die kommerzielle $^{2}/_{17}$; die weiteren $^{3}/_{17}$ bestanden aus den ideellproducirenden Klassen der Geistlichen, Aerzte und Juristen; sodann aus Seeleuten, Militärs, Rentiers und gebrechlichen Armen. Gerade das umgekehrte Verhältniß findet in Irland statt, wo sich im Jahr 1833 von 1,385,096 Familien nicht weniger als 884,339 mit Ackerbau und 249,359 mit Handel, Fabrikation und anderen Handarbeiten beschäftigten; während die übrigen 251,386 Familien in jenen beiden Klassen nicht begriffen waren. Zugleich hat Großbritannien eine sehr bedeutende städtische Bevölkerung; es zählt namentlich 70 Städte mit mehr als 15,000 Einwohnern, während das weit größere Frankreich nicht mehr als 61 hat. Nur bei den Städten unter 30,000 Einwohnern ist das Verhältniß günstiger für Frankreich, wie denn Aehnliches und in noch stärkerem Maße für Deutschland gilt.

Stellen wir noch diesen europäischen Staaten die vereinigten Staaten von Nordamerika zur Seite, so haben wir über diese sehr verschiedene Angaben. Nach einer Schätzung vom Jahr 1820 wurde daselbst der Ackerbau von etwas über 6,696,000 freien Bewohnern betrieben; Handel und Gewerbe aber von nur 894,000. Eine spätere Berechnung von Knapp schätzte die Zahl der Handwerker und Künstler gar nur auf $^{1}/_{20}$ der Gesammtbevölkerung; während eine amerikanische Zeitschrift diese Angabe zu widerlegen suchte und sie auf nicht weniger als ⅙ anschlug. Die Zahl der Städte mit mehr als 5000 Einwohnern ist 46; im preußischen Staate dagegen, bei ungefähr gleicher Bevölkerung, nicht weniger als 87. Jene abweichenden Angaben sind aus der geringeren Sorgfalt zu erklären, die noch in Nordamerika auf die Sammlung

statistischer Thatsachen verwendet wird und in diesem jungen, bewegten und schwer übersehbaren Leben verwendet werden kann. Auch ist zu beachten, daß hier die politischen Unterschiede von Stadt und Land, wie sie lange in Europa festgehalten wurden, keine Wurzel gefaßt und darum die städtischen und ländlichen, die gewerblichen und landwirthschaftlichen Beschäftigungen vielfach sich gemischt haben, so daß in Nordamerika fast jeder Bauer auch Kaufmann und in manchen Beziehungen Gewerbsmann ist. Uebrigens ist bekannt, daß noch die landwirthschaftlichen Beschäftigungen in sehr hohem Grade überwiegen. Zugleich ist der Handel schon weit entfaltet. Er steht mit Rücksicht auf die Größe der Bevölkerung dem englischen am nächsten, ist aber als Aktivhandel hauptsächlich noch auf die Ausfuhr roher Naturprodukte beschränkt. Die Industrie dagegen ist verhältnißmäßig am wenigsten entwickelt. Zwar sehen wir diese in neuerer Zeit in rascherem und zum Theil in künstlich getriebenem Wachsthume. Im Allgemeinen aber muß Amerika selbst instinktmäßig den weisen Rath eines seiner größten Staatsmänner, Jeffersons, befolgen, indem es seine Kräfte vorzugsweise auf die Urbarmachung eines unermeßlichen und reichen Bodens verwendet, dagegen so lange mit fremden Fabrikaten sich versieht, bis mit der größeren Dichtigkeit der Bevölkerung der Taglohn gesunken und die Arbeit wohlfeiler geworden ist. Abgesehen von dem viel lebhafteren Aufschwunge des inneren und äußeren Verkehrs, zeigen sich also hier ähnliche Zustände, wie im russischen Reiche. Diese Monarchie, wie jener demokratische Föderativkörper, sind werdende Staaten; und in dieser Periode des rascheren Wachsthums der Bevölkerung und aller produktiven Kräfte, werden sich stets auch in den socialen Verhältnissen manche Analogien nachweisen lassen.

Den obigen Angaben über hochwichtige Kulturverhältnisse mag noch eine von Balbi aufgestellte vergleichende Uebersicht der betreffenden Zustände in den europäischen Großstaaten beigefügt werden. Hiernach hat

Bevölkerung

	städtische	industrielle und kommerzielle	landwirthschaftliche
Großbritannien und Irland	über 0,50	über 0,45	0,43
Frankreich	0,33	0,36	0,44
Preußen	über 0,27	0,18	0,66
Oesterreich	beinahe 0,23	0,09 (?)	0,69
Rußland	etwas über 0,12	0,06	0,79

Diese Schätzung stimmt mit anderen nicht durchaus überein. So hat z. B. Bickes die städtische Bevölkerung von England und Wales auf nicht ganz 0,27 berechnet; die von Frankreich auf nicht ganz 0,23. Da es hiebei wesentlich darauf ankommt, wie weit man den Begriff von Stadt ausdehnt und in vielen Staaten eine Menge Ortschaften sich zu den Städten zählen, die anderswo nur als Dörfer gelten, so werden solche Berechnungen sehr von einander abweichen. Offenbar hat aber Bickes die städtische Bevölkerung von England und Wales, im Vergleiche zu anderen Staaten, zu gering geschätzt. Nach den Angaben der neuesten englischen Statistiker hat vielmehr dieser größte Handels- und Gewerbsstaat zugleich die relativ größte städtische Population, so daß ihm etwa nur Holland in dieser Beziehung an die Seite zu stellen ist. Was sodann nach Bickes das Verhältniß Frankreichs zu Preußen betrifft, so ist für jenes offenbar nur die Bevölkerung derjenigen Ortschaften zu Grunde gelegt, die 1500 und mehr Einwohner haben, während im preußischen Staate viele Ortschaften, die selbst weniger als 1000 Bewohner zählen, in der Reihe der Städte erscheinen. Ueberhaupt gilt für die Statistik selbst in höherem Maße, als für jede andere Wissenschaft, daß sie stets zu Täuschungen und irrigen Anschauungen verleitet, wenn sie nur einzelne Verhältnisse des öffentlichen Lebens mit Ziffern und Zahlen bezeichnen zu dürfen glaubt; und daß sie vielmehr, um auch im besonderen ein treues Bild zu geben, ihre Betrachtungen und Vergleichungen überallhin ausdehnen muß, damit sich ihre Angaben gegenseitig berichtigen und vervollständigen.

Im Hinblicke auf die bedeutenden Unterschiede in der relativen Größe der industriellen und kommerziellen Bevölkerung läßt sich die Frage aufwerfen, wie hoch diese steigen dürfe, ohne daß

ein Mißverhältniß eintritt, wodurch das Gemeinwohl müßte beeinträchtigt werden? Nach Balbi beträgt in den europäischen Großstaaten die nicht materiell producirende Bevölkerung, als Staatsbeamte, Aerzte, Geistliche, Lehrer u. s. w., zwischen 0,12 und 0,22. Nimmt man diese im Durchschnitte zu 0,2, also die materiell producirende Population zu 0,8 an; so fragt es sich noch, wie sich die Klasse der Urproducenten zu der Gewerb und Handel treibenden verhalten dürfe? Nun wird aber diese letztere Klasse das Maximum ihrer zweckmäßigen Größe so lange nicht übersteigen, als noch ihr verhältnißmäßiger Antheil an der Konsumtion ihrem Antheile an der Produktion entsprechend ist. Im Allgemeinen nimmt man an, daß der Werth der Urstoffe durch Verarbeitung um $^2/_3$ erhöht werden können. Dieß vorausgesetzt, ergibt eine ganz einfache Rechnung, daß die landwirthschaftliche Population der industriellen und kommerziellen gleich stehen und jede $^2/_5$ der ganzen Bevölkerung betragen dürfte, ohne daß von einem Mißverhältnisse die Rede seyn könnte. Andere Statistiker und Nationalökonomen setzen voraus, daß unter günstigen Verhältnissen für die Industrie die landwirthschaftliche Bevölkerung, mit Einschluß der Taglöhner, nicht weniger als $^1/_2$, aber nicht mehr als $^2/_3$ betragen dürfe. * Hiernach hätte England, nach der einen und anderen Annahme, das als wünschenswerth bezeichnete Verhältniß schon überschritten. Allein es fällt sogleich in die Augen, daß es durchaus unmöglich ist, dafür allgemein gültige Normen festzustellen. Schon jene beiden Voraussetzungen, hinsichtlich des Betrags der nicht materiell producirenden Bevölkerung, so wie hinsichtlich der möglichen Erhöhung des Werths der Urprodukte, sind höchst willkürlich. Aber selbst das Eine und Andere als richtig angenommen, würde das gefundene Verhältniß doch nur im Durchschnitte durch alle Staaten als angemessen gelten können. Denn geht man auf die Betrachtung der einzelnen Länder über, so hängt es wieder von tausend weiteren Umständen ab: vom Bestand der Urprodukte dieses besonderen Landes; vom Grade der industriellen Bildung und den Fähigkeiten seiner Bewohner; von den äußeren Mitteln der Industrie und des Handels u. s. w. Namentlich ist für die

* Unter Anderen: Mohl, ohne jedoch seine Ansicht näher zu begründen. Siehe Staatslexikon, Bd. II. S. 528.

konkrete Beurtheilung nicht außer Acht zu lassen, daß sich einzelne Staaten zum Gesammtgebiete der Völker verhalten können, wie sich in einem besonderen Staate einzelne größere Städte zu dem übrigen Lande und Volke verhalten; daß sich also in manchen Staaten eine sehr dichte Masse industrieller und kommerzieller Bevölkerung zusammendrängen kann, ohne Nachtheil für das Gemeinwohl, wenn nur die industrielle Kultur kein erkünsteltes Erzeugniß, sondern das Resultat natürlich zusammenwirkender Ursachen ist. So darf man wohl England durch seine günstige Handelslage, durch die Beschaffenheit seine Urprodukte, durch den Charakter und die eigenthümlichen Anlagen seiner Bewohner vor anderen Staaten berufen halten, einer sehr zahlreichen Gewerb und Handel treibenden Klasse Beschäftigung zu geben; und man wird hier nur von einem Mißverhältnisse reden, wenn man den Maßstab allgemeiner aber im Besonderen unpassender Normen anlegt. Ueberdieß beruhen großen Theils die besseren ökonomischen Verhältnisse Großbritanniens, im Gegensatz mit Irland, auf einer zweckmäßigeren Vertheilung der Menschenkräfte an die drei Hauptzweige der Produktion und namentlich darauf, daß sich dort keine überflüssig große Menschenmenge mit der Kultur des Bodens befaßt. Und so läßt sich im besonderen Hinblicke auf Großbritannien vielmehr behaupten, daß fast überall auch im übrigen Europa noch eine sehr beträchtliche Vermehrung der Gewerbe und Handel treibenden Klasse nicht bloß möglich, sondern im Interesse der Gesammtproduktion zugleich wünschenswerth ist; daß also in dieser Beziehung noch sehr wichtige Veränderungen des Organismus der Arbeit statt finden können, die zugleich als wahre Fortschritte betrachtet werden müssen.

Die von Balbi gegebene Uebersicht umfaßte die fünf Großstaaten unsers Welttheils, die zugleich sehr verschiedene Stufen der materiellen Kultur vertreten. Seine Angaben weichen mindestens nicht so weit von den früher mitgetheilten ab, um nicht auch darin eine weitere Bestätigung der schon hervorgehobenen Thatsachen der Kulturgeschichte zu finden. Es erhellt nämlich daraus, daß in den kultivirteren Staaten des Westens die verhältnißmäßige Vertheilung der Menschenkraft an die drei Hauptzweige der Produktion eine ganz andere ist, als in denen des slavischen Ostens; daß sich von Osten gegen Westen hin die industrielle und kommerzielle

Bevölkerung zugleich mit der ſtädtiſchen und in ſtärkerem Maße als die landwirthſchaftliche vergrößert hat. Dieſe letztere Thatſache findet weitere Belege, wenn wir beachten, wie z. B. in England während der letzten fünfzig Jahre, als die Induſtrie einen beſonderen Aufſchwung nahm, zugleich die ſtädtiſche vor der ländlichen Population ſehr bedeutend geſtiegen iſt. So hatte ſich im Jahrzehend von 1821—31, bei einer Geſammtvermehrung von 15½%, die ſtädtiſche Bevölkerung um 23½%, die der Landſtädte und Dörfer nur um 7¾% vergrößert. In derſelben Zeit war die Bevölkerung der vier nördlichen Grafſchaften, die viel Bergbau aber auch viel Oeden haben, ſodann der 18 Ackerbau treibenden, der 6 gemiſchten, der 6 Baumwolle verarbeitenden und der 5 Eiſen verarbeitenden um je 13,5—11,4—11,3—19,3 und 20,4 Procent geſtiegen. Von je tauſend Perſonen in England waren noch im Jahr 1811: 352 mit Landbau beſchäftigt, 444 mit Handel und Manufakturen und 204 mit anderen Arbeiten; im Jahr 1831 dagegen nur 282 mit Landbau, 520 mit Handel und Manufakturen und 298 auf ſonſtige Weiſe.* Ganz ähnliche Erſcheinungen ließen ſich in Frankreich, Preußen und anderen europäiſchen Staaten gewahren. Im preußiſchen Staate hatte ſich in den 12 Jahren von 1819—31 die Geſammtbevölkerung um etwas über 17%, die ſtädtiſchen aber um 18¹¹⁄₁₀₀% vergrößert. Gleichwohl wird dem achtſameren Beobachter nicht entgehen, daß wir in Beziehung auf die beſonders ſtarke Anziehungskraft der Städte einem Wendepunkte nahe ſtehen; und daß die größere Vermehrung ihrer Bevölkerung vor der ländlichen nicht mehr in demſelben Maße wie früher ſtatt haben wird. Letzteres kann nur in den erſten Perioden einer höheren Entwicklung der Induſtrie der Fall ſeyn, da man darauf bedacht ſeyn muß, die induſtriellen Anſtalten an bedeutendere Orte zu verlegen, wo ſich für Schutz und Hilfe zahlreichere Mittel vereinigt finden und wo man überdieß in unmittelbarer Nähe einen größeren Markt zum Abſatz der gewerblichen Erzeugniſſe hat. Auch die früheren politiſchen Unterſchiede von Stadt und Land, ſo wie das Zunftweſen, Zunftbann und zunftartige Einrichtungen, die nur den Städten zu gut kamen, hatten zur faſt ausſchließlichen Verlegung der Gewerbe in dieſe letzteren mitgewirkt. Nachdem aber die Bande des Zunftweſens

* Porter: Progress of the nation etc. 1836.

entweder aufgelöst, oder doch sehr erweitert worden sind; nachdem also überall die verschiedenen Arten der Gewerbe mit unbeschränkter oder doch mit größerer Freiheit betrieben werden können; nachdem sich die Mittel der Kommunikation und des Transports so sehr vervollkommnet haben, daß es von geringer Bedeutung ist, nur auf den Absatz in der Nähe zu spekuliren — seitdem haben sich die Gewerbe in größerem Umfange auch auf dem Lande ausbreiten müssen. Um so mehr geschah dies, als die Naturkräfte, deren Benützung für den Betrieb der industriellen Unternehmungen nothwendig oder nützlich ist, sich überallhin zerstreut finden; und als sich in der Regel auf dem Lande wohlfeiler leben, darum wohlfeiler produciren läßt. Im Fortgange der materiellen Kultur wird dies noch in steigendem Maße geschehen. Schon jetzt sehen wir einzelne Staatsgebiete, wo die Erfahrung diese Erwartung rechtfertigt. Selbst in England hat in der allerneuesten Zeit die städtische Population nicht im gleich starken Maße, wie früher, zugenommen. Aehnliches war in Böhmen zu bemerken, wo sich ein Theil des Bauernstandes mehr und mehr mit verschiedenen Zweigen der Industrie beschäftigt; in einigen Theilen Schlesiens, in den industriellen Kantonen der Schweiz ꝛc.

Läßt sich im Allgemeinen bemerken, daß die materielle Kultur überhaupt in dem Maße steigt, als sich eine relativ größere Masse der Bevölkerung den industriellen und kommerziellen Beschäftigungen zuwendet; so gilt dies immer nur von solchen größeren Staaten, welche für eine vielseitigere Produktion die äußeren Bedingungen der Möglichkeit in sich vereinigen. So wird sich von dem kleinen Dänemark, das durch die Natur selbst auf Ackerbau, Fischerei und Handel hauptsächlich angewiesen ist, keineswegs behaupten lassen, daß es auf einer niedrigen Stufe der materiellen Kultur stehe, weil nur ein sehr kleiner Theil seiner Bevölkerung mit Industrie sich befaßt. Mit demselben Rechte dürfte man dies von den Ackerbau treibenden Grafschaften in England, im Gegensatze zu den Manufakturbezirken behaupten. Solche kleinere Staatsgebiete sind nur besondere Glieder in der politischen Wesenkette; und es gilt vom Körper des Staats, was von dem des Menschen gilt, daß sich nicht jedes einzelne Glied nach allen Richtungen gleichmäßig bewegen und wirksam äußern kann. Ebenso wenig wird man nur in der Größe der industriellen Bevölkerung einen

Höhemeſſer für den Standpunkt der materiellen Kultur ſuchen dürfen. So werden etwa im Kirchenſtaate tauſend Induſtrielle ſchwerlich ſo viel und ſo mancherlei produciren, als in England, weil nicht bloß die Fähigkeiten und Fertigkeiten, ſo wie der Eifer und Bedarf der Arbeit verſchieden ſind, ſondern weil auch da und dort ſehr verſchiedene äußere Mittel dem Betrieb der Induſtrie zu Gebot ſtehen. Die Vertheilung der Bevölkerung an die drei Hauptzweige der Produktion und das Verhältniß ihrer verſchiedenen Beſtandtheile zu einander iſt alſo nur ein Moment, um danach für den Organismus der Arbeit im Staate die Stufe ſeiner Entwicklung mit bemeſſen zu können. Zur vollen Einſicht in dieſen Gegenſtand iſt aber noch erforderlich, für Ackerbau, Induſtrie und Handel zugleich das Verhältniß der produktiven Menſchenkräfte zu den verſtandesloſen Naturkräften in's Auge zu faſſen.

Bei den Völkern des öſtlichen und ſüdlichen Aſiens, bei Chineſen, Japanern und Hindus, wird ſchon die Urproduktion, beſonders der eigentliche Landbau, mit Fleiß und Sorgfalt betrieben. Doch ſind daſelbſt noch bei weitem nicht alle Mittel im Gebrauch, die in Europa der Landwirthſchaft zu Gebot ſtehen. Der Ackerbau, wie der Bergbau, hat hier die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht und von Europa aus haben ſich die landwirthſchaftlichen Erfahrungen und Kenntniſſe, ſo wie alle äußeren Hilfsmittel zur beſſeren und zweckmäßigeren Benutzung des Bodens, über einen großen Theil von Amerika und einen Theil Auſtraliens verbreitet. Allein ſelbſt in den europäiſchen Staaten ſteht noch die Landwirthſchaft in allen Beziehungen auf ſehr verſchiedenen Stufen der Ausbildung.

Im ganzen Oſten unſers Welttheils finden wir, bei einer noch dünnen Bevölkerung und einer theilweiſen Gliederung ihres landwirthſchaftlichen Theils in freie Grundherren und in Leibeigene, eine Vertheilung des Bodens unter eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Eigenthümern. Wo aber nur eine geringere Maſſe produktiver Menſchenkraft, die ſich über weite Räume zerſtreut, dem Landbau zu Gebot ſteht, iſt er ſchon dadurch gezwungen, ſich auf eine einfach herkömmliche Weiſe, die einen möglichſt geringen Aufwand von Zeit und Thätigkeit erfordert, zu beſchränken. In jenen dünner bevölkerten, nach großen Maſſen von Grundeigenthum vertheilten Ländern hat darum die Landwirthſchaft noch den

Charakter der größeren Einförmigkeit. Weite Strecken, wenn sie nicht als sorglos behandelte Weiden einer halb nomadischen Viehzucht dienen, werden mit denselben Fruchtarten bestellt, und jene zahlreichen Nebenzweige der Agrikultur, deren Pflege größere Arbeit auf kleinem Raume, beträchtlichere Kapitalien, erhöhte Sorgfalt, Einsicht und Umsicht erfordert, wie etwa künstlicher Wiesen- und Futterbau, oder die Kultur verschiedener Fabrikgewächse, Gartenbau, Obstzucht u. dgl., sind noch kaum oder nicht in demselben Maße entwickelt. Zwar ist Rußland derjenige Staat, der das meiste Getreide in das Ausland ausführt, wie Großbritannien dessen am meisten empfängt, und beide Länder sind hienach die zwei Hauptregulatoren des europäischen Getreidemarktes. So führte Rußland im Jahre 1830 für mehr als 65 Millionen fr. Franken, Getreide aus, während im Jahre 1829 der preußische Staat, obgleich fast zwei Drittel seiner Bevölkerung ackerbauend sind, nur 450,000 Quarters, im Werthe von etwa 24 Millionen Franken an das Ausland abgeben konnte. Allein vergleichen wir in Preußen und Rußland die beiden Faktoren der Landwirthschaft, Kulturland und ackerbauende Bevölkerung, mit der Gesammtmasse der Erzeugnisse, die zur Konsumtion im Inlande dient und zur Ausfuhr übrig bleibt, so stellt sich schon hiernach das Verhältniß sehr zu Gunsten des preußischen Staats, da hier die relative Produktion weit beträchtlicher und sonach der Betrieb der Landwirthschaft im Ganzen rationeller und zweckmäßiger erscheint. Noch auffallender ist das Verhältniß zwischen Rußland und Großbritannien, wie dafür einige spätere Notizen zum Belege dienen werden.

Von Osten gegen die Mitte und den Westen Europas tritt im Allgemeinen eine größere Mannigfaltigkeit in der landwirthschaftlichen Kultur hervor; also auch mehr Gliederung und Theilung in der landwirthschaftlichen Arbeit. Zugleich ist hier die Leibeigenschaft verschwunden, während die größere Freiheit des Grundeigenthums eine größere Vertheilung desselben zur Folge hat. Diese Vertheilung ist bereits in einigen Gegenden des südlichen und westlichen Deutschlands, noch mehr in einigen Departementen Frankreichs zu einer Zerstückelung geworden, die für die landwirthschaftliche Produktion Gefahr drohend wird. In Frankreich hatten sich, nach einem von Villèle 1826 in der Pairskammer producirten Dokumente, in den zehn Jahren von 1815 — 25

die Antheile am Grundeigenthum (cotes), die mehr als 1000, 500 und 100 Fr. Abgaben zahlen, um $^1/_3$, $^1/_4$ und $^1/_5$ vermehrt; ſo wie diejenigen, die weniger als 20 Fr. entrichten, um $^1/_7$. Von 1815 — 33 war die Zahl der Grundſteuerpflichtigen um $^1/_{12}$ geſtiegen, ſo daß die 49 Millionen Hectaren ſteuerbaren und produktiven Landes, die Frankreich umfaßt, in beinahe 11 Millionen Cotes getheilt waren, die in mehr als 123 Millionen Parcellen zerfielen. Hiernach hatte im Durchſchnitt jede Cote 12 Parcellen und eine Parcelle nicht mehr als 40 Ares. Alſo nicht bloß die Zahl der Eigenthümer iſt außerordentlich groß, ſondern jeder beſitzt nur zerſtreute, oft durch weite Räume getrennte Stückchen. Allein ſelbſt dieſe miniſterielle Schätzung gibt nur Durchſchnittszahlen, und um das hie und da ſchon vorhandene Uebermaß der Zerſtücklung kennen zu lernen, muß man beſondere Gegenden Frankreichs, dafür namentlich die Verkaufsanzeigen von Grundeigenthum, ins Auge faſſen. So durchſchneidet z. B. die Eiſenbahn von St. Germain, in einer Länge von nur drei Lieues, nicht weniger als 1502 Parcellen die 998 Eigenthümer gehörten. Für die Anlage dieſer Bahn hatte man alſo mit nahe 1000 Beſitzern unterhandeln und Verträge ſchließen müſſen. In der Banlieue von Paris, in der Gemeinde Argenteuil, zerfallen 1550 Hektaren in faſt 39,000 Parcellen, wovon über 8000 noch lange keine Are betragen und zum Theil nicht mehr als 5 Centimes reines Einkommen abwerfen, was ein Kapital von 1 bis 1½ Fr. vorausſetzt. Aber nicht bloß bei Paris, auch in anderen Theilen Frankreichs, wie im Departement du Var, an der Grenze von Piemont, iſt die Zerſtückelung ſo groß, daß der für die Municipalwahlen erforderliche Cenſus bis auf 15 Centimes herabgeht, was einem Einkommen von 2 Fr. und einem Kapital von 60 bis 80 entſpricht. Ueberhaupt iſt der mittlere Municipalcenſus in den meiſten Gemeinden unter 500 Einwohnern nicht mehr als 2 Fr. 75 C. Nach großen Maſſen vertheilt ſich dagegen der Boden noch in einigen Gegenden Italiens, wie in einem Theile des Kirchenſtaats, in Sardinien, Sicilien u. ſ. w.; und beſonders in Spanien. In dieſem letzteren Staate ſind drei Viertel des Grundeigenthums, mit

* Eine Hektare = 100 Ares = 10.000 Quadratmetres = 2½ engliſchen Acres oder Magdeburger Morgen.

Einschluß desjenigen vom Staat und Kirche, in Majorate getheilt, die zwar auf fünferlei Weise vererblich, aber sämmtlich unveräußerlich und untheilbar sind. Die Gesammtzahl der Grundeigenthümer daselbst wurde im Jahr 1830 nur auf 364 — 365,000 berechnet. Endlich befindet sich Großbritannien in eigenthümlicher, aber für die landwirthschaftliche Gesammtproduktion sehr günstiger Lage. Institutionen und Erbrecht, Brauch und Herkommen haben hier das Grundeigenthum in nicht sehr vielen Händen vereinigt und festgehalten. Während Frankreich etwa 11 Millionen Grundbesitzer zählt, war der gesammte Boden Großbritanniens im Jahr 1821 unter etwa 50,000 Eigenthümern und 250,000 Pächtern vertheilt. Diese letztere Zahl stieg bis zum Jahr 1834 nur auf 250,800, während in allen anderen Klassen der Bevölkerung eine vielfach stärkere Zunahme statt hatte. In Frankreich dagegen hatte sich von 1815—32 die Zahl der Grundeigenthümer um nicht weniger als 731,000 vermehrt. Wir sehen also, wie in Großbritannien die Verhältnisse des Grundbesitzes höchst stabil, in Frankreich aber einer schnellen Veränderung und Bewegung unterworfen sind.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie bis jetzt alle politischen, religiösen und industriellen Revolutionen in Frankreich zu immer größerer Vertheilung des Bodens und der Kultur geführt, in England dagegen das große Privateigenthum begünstigt haben. In Großbritannien wurde dieses durch die Eroberung zu Ende des eilften Jahrhunderts gegründet; es wuchs im sechzehnten durch die Einziehung der Güter des Klerus, und im Anfange des achtzehnten durch die Vertheilung der Gemeindegüter. Die Revolution von 1688 hatte die Macht in die Hände der Aristokratie gegeben, und, wie die Grundeigenthümer, so bildeten fortan die Pächter eine Unterart von Aristokratie. Hiernach trat die große Kultur an die Stelle der kleinen: die kleineren Pachtgüter verschwanden; die Getreidefelder wurden in Wiesen verwandelt, und die Familien, die sie bebaut und erst in vollem Eigenthum, dann in einer Art Erbpacht gehabt, sahen sich endlich in die Stellung von Taglöhnern versetzt. Eben dadurch wurden diese mehr und mehr auf Industrie und Handel gewiesen. In Frankreich dagegen herrschte schon die kleine Kultur vor, als noch das Land in großen Massen vertheilt war, und jedes Dorf seinen Seigneur hatte. Aber selbst

das Grundeigenthum hatte ſich ſchon lange vor der Revolution zerſtückelt; denn die franzöſiſche Ariſtokratie verſchwendete ihr Vermögen in dem Maße, als ſie an Macht verlor. Dagegen kämpften vergebens die Feudalgeſetze an, ſo daß ſchon Arthur Young, auf ſeiner Reiſe durch Frankreich einige Jahre vor der Umwälzung, über die allzu große Theilung des Bodens klagte. Als ſodann die Güter des Adels und Klerus dem dritten Stande zufielen, ging die Zerſtücklung bis auf die neueſte Zeit noch viel raſcher von ſtatten. Bei dem erſten Verkaufe der Emigrantengüter zerfällte man dieſe in 452,000 Stücke, ein jedes in einem Durchſchnittswerthe von 3000 Fr.; jetzt bilden ſie vielleicht 4 oder 5 Millionen Parcellen. Auch die Majorate unter Napoleon, die Subſtitutionen unter Karl X, thaten keinen Einhalt; ſo wenig als die theilweiſe Wiedereinſetzung der Emigranten und die Verwendung eines großen Theils der ihnen bewilligten Entſchädigungsſumme auf neuen großen Gütererwerb. Worin liegt der Grund dieſer Erſcheinung? In Frankreich hat ſich die alte Geſellſchaft ſchon vor der Revolution aufzulöſen begonnen; die Revolution ſelbſt hat dieſe Bewegung nur beſchleunigt und noch war die Zeit allzu kurz, als daß ſich die in beſtändiger Gährung gehaltenen Elemente wieder zu zweckmäßig geordneter Thätigkeit hätten durchdringen und verbinden können. Alles iſt in Theile gegangen. Nicht bloß der Boden und die Kapitalien ſind mehr zerſtückelt, als in England; ſondern im Zuſammenhange damit ſind zugleich die Einſichten, die zur Beſorgung größerer Wirthſchaften oder für größere induſtrielle Unternehmungen erfordert werden, ſeltener in denſelben Perſonen vereinigt. In England, im Lande der großen Kapitalien, finden ſich leicht auch Käufer für größere Güter von 3 bis 6000 Acres; ſo daß man, will man in Frankreich ein großes Beſitzthum im Ganzen verkaufen, in England Käufer ſucht und den Verkauf in engliſchen Blättern anzeigt. Der franzöſiſche Bauer iſt ſparſam. Aber da er den Staatsrenten nicht traut, weil der Staat ſchon bankerott gemacht hat, noch den Sparkaſſen, weil ſie ihre Fonds dem Staatsſchatze leihen, noch den induſtriellen Unternehmungen, weil ſie manchen Wechſelfällen unterworfen ſind und er ihre Bedeutung nicht zu würdigen weiß, ſo traut er nur auf Grund und Boden, und ſucht Grundſtücke zu erwerben. Dieſe wahre Leidenſchaft der franzöſiſchen Bauern gibt denn zu gewinnreichen

Spekulationen Anlaß, indem erst die großen Domänen, dann auch die Grundstücke von mittlerer Größe angekauft und in Parcellen wieder verkauft werden. Noch jetzt ist beim Volke diesen Spekulanten verschiedener Art der Name „schwarze Bande" geblieben. In Folge dieser Konkurrenz unter den Bauern wird in manchen Departements der Preis des Feldes so hoch getrieben, daß es oft nur 1 Procent Ertrag vom Kaufschillinge abwirft. Selbst wo Industrie und Handel mehr gedeihen, sucht die städtische Bürgerschaft ihre Ersparnisse meistens in Feld zu verwandeln und sich mit kleinen Summen in kleinen Parcellen anzukaufen. Ein Kaufmann hält sich für reich, wenn er 15 bis 20, ein Bauer, wenn er 8 bis 10 Stücke von je einem halben Morgen besitzt. Auch bei Erbschaften fordert jeder Theilnehmende meistens seinen Antheil an jedem Stücke Feld. Wer dagegen von einem kleinen Besitzthume aus dieses vergrößern will, stößt auf vielfache Schwierigkeiten. Aber selbst die noch übrig gebliebenen größeren Besitzthümer werden einer zerstückelten Kultur unterworfen und in kleinen Parcellen verpachtet. Denn die Bauern, die nicht Eigenthümer werden können, wollen wenigstens als Pächter besitzen und bieten mehr, als die größeren Pächter; während die Eigenthümer wenig darauf sehen, ob ihr Boden sich verbessert oder verschlechtert und welche Garantien ihnen geboten werden. Die Notäre, deren Geschäfte sich dadurch vermehren, begünstigen diese Verpachtungsart; und so gibt es sogar noch weniger große Pachtungen, als großes Grundeigenthum. Dem Allem ist in England zum Theil schon durch Gesetz und Herkommen, noch mehr aber durch den Besitz größerer Kapitalien vorgebeugt, wodurch eine umsichtige und dauernd vortheilhafte Benutzung des Grundvermögens von Seiten der Eigenthümer möglich wird. In Irland dagegen, das noch immer als erobertes Land ausgebeutet wird, und wo sich noch kein zahlreicherer Mittelstand gebildet hat, der für die Uebernahme größerer Landwirthschaften geeignet wäre, ist zum Nachtheile des Volkes ebenso sehr das System der kleineren Pachtungen, als in Großbritannien das der größeren, herkömmlich. In den fünf Regionen, in die sich England in volkswirthschaftlicher Beziehung abtheilen läßt, kommen hiernach auf je hundert größere Landgüter, auf welche Gesinde gehalten wird, nur je 75, 48, 62, 64 und 124 kleinere Landgüter ohne Knechte, die bloß von den Familien der

Pächter und von zeitweiſe gemietheten Taglöhnern beſtellt werden. Auch finden wir, daß rechtliche Verhältniſſe, die anderswo von ſehr nachtheiligem Einfluſſe ſind, wie das Syſtem der willkürlich aufkündbaren Pachtungen, hier keineswegs die Nachtheile erzeugen, die man erwarten ſollte. So hebt namentlich die „Edinburgh Review“ gegen eine Bemerkung in Raumer's „Briefen über England“ hervor, daß von dieſem Syſtem der nach Willkür aufkündbaren Pachtungen (tenancy at will) zwar in Irland das Elend der Farmers zum Theil herrühre, daß aber in England gerade ein Theil des beſtkultivirten Landes, mit den wohlhabenſten Farmers, in der Art ausgeſtellt ſey, daß dieſe, gleich den armſeligen iriſchen Hüttenbewohnern, von Jahr zu Jahr auf dem Gute ſitzen. Andererſeits finden die längſten Pachtverträge gerade in den am meiſten zurückgebliebenen Bezirken ſtatt. Der Grund davon liegt zum Theil darin, weil in England die rechtlichen Verhältniſſe, obgleich mehr durch Gewohnheit als durch Geſetz und Vertrag geregelt, gleichwohl nicht ſchwankend und unſicher ſind. Noch größer, als in Frankreich, iſt die Vertheilung von Grund und Boden in Belgien, wo im Jahre 1834 945,659 Grundeigenthümer über 6,576,000 Parcellen beſaßen. Im Durchſchnitte hat man berechnet, daß auf jeden Grundeigenthümer in Belgien nur 3,5, in Frankreich 4,82, in den vereinigten brittiſchen Königreichen aber nicht weniger als 40 Hektaren kommen. *

Jedes Stück Boden, das einer gemeinſchaftlichen Kultur unterworfen iſt, läßt ſich einer Maſchine vergleichen, die von einer landbauenden Familie, mit ihrem etwaigen Geſinde und ihren temporären Gehülfen, in mehr oder minder zweckmäßige Thätigkeit geſetzt wird. Aber die maſchinenartig wirkenden Naturkräfte, oder die einzelnen Güterſtücke, ſind qualitativ unendlich verſchieden, theils nach dem natürlichen Unterſchiede von Boden und Klima, alſo gleichſam nach dem Urſtoffe, woraus die Maſchine beſteht; theils nach ihrer Vervollkommnung durch menſchliche Induſtrie, oder nach der Verwendung beträchtlicher oder minder beträchtlicher Kapitalien auf Grund und Boden; theils endlich nach der größeren

* Zu vergl. Marshal a. a. O. Etat et tendance de la propriété en France; rev. des deux mondes t. 8mo. Ducpétiaux. Statist. comparée de la Belgique etc. etc.; rev. du progrès, Jte 1839, n. 6. U.

oder geringeren Abnutzung der Maschine, also nach der größeren oder geringeren Erschöpfung des Bodens durch vorgängige Produktion. Alle die verschiedenen Momente, die bei der eigentlichen Fabrikation durch Maschinen zu beachten sind, finden also auch in der Landwirthschaft analoge Berücksichtigung. Wie aber dort die wichtigsten Unterschiede durch die besonderen Zwecke der Fabrikation bedingt sind; so hat nicht weniger die Landwirthschaft, nach ihren speciellen Kulturzwecken gleichsam ihre besonderen Hauptarten von Maschinen, die ein sehr verschiedenes Verhältniß der Menschenkraft zur Naturkraft erfordern, da z. B. dieselbe Fläche, die zu Weinbau oder Gartenbau bestimmt ist, weit größere Arbeit in Anspruch nimmt, als etwa die Benutzung von Weiden, Wäldern u. dgl.

Fassen wir nun zunächst diese wichtigsten Unterschiede ins Auge, so finden wir, daß im europäischen Rußland von der gesammten Oberfläche etwa 0,36 zu Getreidebau bestimmt, und 0,54 mit Waldungen bedeckt sind. In der österreichischen Monarchie nehmen Feld- und Wiesenbau nicht ganz $^2/_3$, die Waldungen über $^1/_3$ ein. Für Skandinavien, Dänemark ohne Island, Spanien, Portugal und Schweiz fallen dem Ackerlande, Wiesen und Weiden je 0,04 — 0,86 — 0,71 — 0,76 und 0,43 zu; den Waldungen je 0,95 — 0,05 — 0,25 — 0,20 und 0,53. Schweden insbesondere hat bei einem Areal von 3868,[46] schwedischen Quadratmeilen nur 79,[2] Ackerland; 167,[41] Wiesen und Koppelweiden; 3123,[59] Wald, Berge und unbebautes Feld; 497,[97] Landseen und Sümpfe, so daß der kultivirte Getreideboden nur $^1/_{50}$ beträgt. Nimmt man sodann alles Kulturland zu 1,000 an, so haben, nach den Berechnungen von Malchus und einigen weiteren Schätzungen:

	Ackerland.	Wiesen.	Weiden.	Garten.	Weinberge.	Waldung
Großbritannien .	410	590		—	—	—*
Holland . . .	285	536		113	—	66
Frankreich . . .	585	89	90	18	51	166

* Nach neuern etwas abweichenden Berechnungen haben die vereinigten brittischen Königreiche auf je 100 Hektaren 35 Ackerland, 35 Wiesen, 4 Waldung und 26 unbebaut. In Frankreich ist dieses Verhältniß wie 51 : 9 : 13 : 27; in Belgien wie 52 : 16 : 19 : 13.

	Ackerland.	Wieſen.	Weiden.	Garten.	Weinberge.	Waldung.
Preußen . . .	480	229	—	—	5	289
Bayern	454	131	94	—	18	302
Baden	378	97	44	—	21	459
Würtemberg . .	459	130	46	18	16	331
Kurheſſen . . .	419	140		106	—	334
Daſſelbe nach alten Schätzungen .	445	148	—	112	—	294
Großherz. Heſſen	508	122	11	1	12	346
Naſſau . . .	394	111	66	4	9	415

Schon dieſer allgemeine Ueberblick deutet auf weſentliche Verſchiedenheiten in der Verwendung von Grund und Boden, die ſich keineswegs durchweg aus bloß klimatiſchen und phyſiſchen Verhältniſſen erklären. Sie ſind vielmehr großen Theils eine Folge der höheren oder geringeren Sorgfalt und Intelligenz, die ſich da und dort der Landwirthſchaft zuwenden. Namentlich iſt zu bemerken, daß in den minder kultivirten öſtlichen und nördlichen Staaten zwar bedeutende Strecken der Viehzucht zugewieſen ſind, daß aber dieſe noch in halbnomadiſcher Weiſe auf wenig kultivirten Weiden und Steppen betrieben wird. Darum tritt noch die Viehzucht in geringerem Maße mit dem Ackerbau in gegenſeitig unterſtützende Verbindung, und beide Produktionszweige erſcheinen noch von einander abgeſondert. In ähnlicher Lage iſt Spanien, wo eine wandernde Schafzucht beſonders begünſtigt und unter ſchützende, den Ackerbau beeinträchtigende, Monopole geſtellt iſt; während in der Schweiz und den übrigen Alpenländern die Beſchaffenheit des Bodens zu einer eigenthümlichen Alpenwirthſchaft führt, und zu einem Verhältniſſe des Ackerlandes zum Futterlande, wie es in den Flachländern und Hügelländern nicht zum Vorſchein kommt. In den anderen Staaten der Mitte und des Weſtens, iſt dagegen die Viehzucht ſchon ziemlich durchweg in ein ſolches Verhältniß zum Ackerbau geſetzt, daß ſie für dieſen ein Vehikel iſt; und daß weit mehr, als im Oſten, die Kräfte und Erzeugniſſe der Hausthiere dem Menſchen zur Erſparung von Arbeit und dem Boden zur Beſſerung dienen. Aber auch in den beſſer bebauten Staaten iſt das Kulturland in ſehr abweichendem Verhältniſſe theils dem

* Darunter viele Grasgärten, auch eingezäunte Weiden.

Feldbau, theils der Viehzucht beſtimmt. Wenn z. B. die Futterländereien in Frankreich etwa $^{1}/_{11}$ dieſes Kulturlandes umfaſſen, betragen ſie in Holland über $^{1}/_{2}$ und in Großbritannien und Irland, ſelbſt nach dem geringſten Anſchlage, über $^{1}/_{3}$. Großbritannien ſteht aber nebſt Flandern und einigen Theilen Deutſchlands auf der höchſten Stufe landwirthſchaftlicher Kultur, und gerade hier iſt das Verhältniß der künſtlichen Wieſen- und Futterländereien zu dem für Getreide beſtimmten Boden weit ſtärker, als faſt in allen anderen Ländern Europas. In dem Maße nun, wie ſich die mit dem Feldbau kombinirte Viehzucht im Prozeſſe der landwirthſchaftlichen Produktion geſteigert hat, iſt die menſchliche Arbeit nicht bloß theilweiſe erſetzt, ſondern auch die Geſammtkraft, die den Boden in produktiver Thätigkeit erhält, geſteigert worden. So iſt, nach Ch. Dupin's freilich etwas oberflächlichem Anſchlage, die in Großbritannien auf den Ackerbau verwendete Menſchenkraft gleich derjenigen von 2,132,000, in Frankreich aber von 8,406,037 Männern in der beſten Kraft ihres Alters; während ſich die Bodenflächen hier und dort etwa wie 42 : 100 verhalten. Allein die geringere Menſchenkraft in Großbritannien wird durch die größere der Hausthiere, die hauptſächlich dem Ackerbaue dienen, weit mehr als erſetzt. Für Frankreich hat Dupin dieſe Thierkraft derjenigen von nahe 31 Millionen Menſchen gleich geſchätzt, oder ſie etwa auf das Vierfache, für Großbritannien aber auf das Eilffache der im Ackerbau thätigen Menſchenkraft berechnet. Ganz anders ſind dagegen die Verhältniſſe in Irland, das nach dem Parlamentsbericht über den Zuſtand der ärmeren Klaſſen dieſes Landes vom April 1836, nicht weniger als 1,131,715 Ackerleute zählte, während Großbritannien im Jahre 1831 ihrer nur 1,055,982 hatte. Gleichwohl beſteht hier das bebaute Land aus etwa 34,250,000, in Irland aber nur aus 14,600,000 Acres, ſo daß auf ein gleich großes Stück Land dort nur 2, und in Irland 5 Arbeiter kommen. Dieß iſt denn mit ein Grund, daß in Irland die Zahl der Arbeiterfamilien, die oft 30 Wochen lang im Jahre unbeſchäftigt ſind, nicht weniger als 585,000 beträgt, und daß gegen 2,385,000 Menſchen in großem Elende leben.

Auch die Beſchaffenheit der dem Ackerbau dienenden lebloſen Werkzeuge muß hier in weitere Berückſichtigung kommen, denn auch in dieſer Beziehung ergibt eine Vergleichung der

verſchiedenen Perioden und Völker ſehr wichtige Abſtufungen. Wurde doch in Großbritannien während des neunten Jahrhunderts das Feld noch mit Pflügen von ſo roher Arbeit beſtellt, daß ein ſolcher Pflug von acht Ochſen gezogen werden mußte, und daß damit täglich nicht mehr, als ein halber Morgen Feldes bearbeitet werden konnte. Gerade in der neueſten Zeit haben zahlreiche Erfindungen die Werkzeuge der Landwirthſchaft in hohem Grade vervollkommnet. Während noch in vielen ſüdlichen Gegenden Europas das Getreide ausgetreten und in andern Staaten durch Menſchen ausgedroſchen wird, wendet man ſchon hie und da, namentlich in England, neue Dreſchmaſchinen an, wobei der Körnerverluſt 2½ Prozent geringer geſchätzt wird, als beim gewöhnlichen Handausdreſchen. Auch hat neuerdings der Erfindungsgeiſt der Britten mehrere als anwendbar erklärte Modelle für Dampfpflüge zu Tag gebracht, und ſchon drangen öffentliche Blätter auf die Gründung von Vereinen, um Dampfpflüge verfertigen und an die Bauern vermiethen zu laſſen. Wie wichtig dieſe Anwendung eines verbeſſerten Maſchinenweſens durch die Verminderung der Kulturkoſten werden könnte, läßt ſich darnach ermeſſen, daß die zum Ackerbau beſtimmten Pferde und Ochſen jährlich über 63 Millionen Pfund Sterlinge koſten, und daß nach ziemlich genauen Berechnungen die zehnjährige Unterhaltung eines ſolchen Dampfpflugs, der wenigſtens die Arbeit von zwei gewöhnlichen Pflügen verrichten würde, nur auf 616, die eines gewöhnlichen Pflugs aber auf 1,630 Pf. zu ſtehen kommt.

Endlich hängen die Reſultate des Ackerbaues bei gleichem Grund und Boden nicht bloß von Zahl und Beſchaffenheit der lebenden und lebloſen Werkzeuge der Landwirthſchaft ab, ſondern zugleich in ſehr hohem Grade von einer zweckmäßigen und zeitgemäßen Methode der Verwendung, wodurch frühere Nachtheile verhütet und neue Vortheile gewonnen werden. In ähnlicher Weiſe iſt bei der Fabrikation durch Maſchinen der Erfolg weſentlich bedingt durch einen intelligenten, alle wechſelnden Verhältniſſe berückſichtigenden Gebrauch dieſer Maſchinen. Durch Einführung ſolcher beſſeren Methoden hat nun die Landwirthſchaft vorzüglich in den letzten 70 bis 80 Jahren, und beſonders in den weſtlichen Staaten Europas, außerordentlich gewonnen. Dieß geſchah namentlich in England durch die zahlreicheren Einfriedigungen der Grundſtücke ſeit Mitte

und Ende des achtzehnten Jahrhunderts; durch die Annahme der Brache zwischen den verschiedenen Ernten; hauptsächlich aber durch die Einführung der grünen Ernten an die Stelle der Brache und durch die Einführung des Baues der Rüben im Großen, womit unter der Regierung Georgs II. der Anfang gemacht wurde. Von jetzt an verwandelten sich sandige Gründe und werthlose Gehäge in vorzügliche Weizen- und Gerstefelder und die Produktion von Getreide im leichten Boden verdreifachte sich, während zugleich für Rindvieh und Schafe ein vorzügliches grünes Futter gewonnen wurde. Daran schlossen sich bis in die neueste Zeit die Vermehrung und Verbesserung der Viehzucht durch das Durchkreuzen der Racen, bessere Methoden der Bewässerung und Entwässerung, zweckmäßigerer Erntewechsel, die sehr wichtige Anwendung des Knochenmehls als Dungmittel u. A. Noch rascher aber, als in England, waren die Fortschritte in Schottland, wo man vor dem Frieden von 1763 nichts vom Fruchtwechsel wußte und selbst die Dreifelderwirthschaft nicht kannte.

Wie sich nun auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Kultur gewahren läßt, daß ihre verschiedenen Zweige mehr und mehr in gegenseitig förderliche Verbindung treten; daß sich der Wille der Menschen eine wachsende Menge verstandesloser Naturkräfte unterwirft und sie in zweckmäßigerer Weise für die Produktion zu verwenden weiß, so zeigt sich ganz derselbe Gang der Entwicklung auch im Bereiche der eigentlichen Industrie. In diesem industriellen Bildungsgange lassen sich vier Hauptstufen unterscheiden, ob man sich gleich von der einen zur andern nur durch sehr allmählige Uebergänge erhebt. Auf der untersten Stufe gilt es dem Menschen nur um Befriedigung der dringendsten und einfachsten Bedürfnisse; er arbeitet überhaupt nicht viel mehr, als zur Fristung seines Lebens nothwendig ist, ohne noch durch mannigfaltigere Genüsse den Reiz des Lebens erhöhen und dieses verschönern zu wollen. Seine Hauptbeschäftigung besteht wesentlich in dem bloßen Aufsuchen derjenigen Mittel seiner Erhaltung, die ihm die Natur freiwillig und unmittelbar darbietet. In einer zweiten Periode beschränkt er sich nicht mehr auf die bloße Benutzung dieses unmittelbar Dargebotenen, sondern er sucht schon die Naturkräfte auf mannichfachere Weise seinen Zwecken dienstbar zu machen. Hat er sich früher nur auf das Einsammeln der wildwachsenden Früchte beschränkt, so

wird er nun das Feld bebauen und beſäen, und ſich zu dieſem Zwecke die Kraft der dazu geeigneten Thiere unterwerfen; hat er früher ſein Getreide zerſtampft, ſo wird er es jetzt etwa durch Handmühlen in Mehl verwandeln u. dgl. Dieſe beiden erſten Stufen im Organismus der Arbeit wurden ſchon oben als die der eigentlichen Handarbeit und die des handwerksmäßigen Betriebs derſelben bezeichnet.

Wie aber der Menſch die Kräfte der äußeren Natur mehr und mehr erkennen und würdigen lernt, ſo wird er im geſelligen Verein auch aus dieſem Vereine ſelbſt immer größeren Nutzen zu ziehen wiſſen. Namentlich wird er die Vortheile einer fortſchreitenden Theilung der Thätigkeiten begreifen: denn dieſe können erſt in der größeren und geordneten Geſellſchaft, wo man ſich für gemeinſame Zwecke gegenſeitig in die Hand arbeitet, in weiterem Umfange augenfällig hervortreten. Jetzt werden ſchon, im Vergleiche zu dem früheren Fürſichарbeiten, ſehr bedeutende Reſultate in Beziehung auf die Maſſe der induſtriellen Erzeugniſſe gewonnen. Ein Arbeiter, der alle zur Verfertigung von Nähnadeln erforderlichen Operationen allein vornimmt, wird ihrer täglich nicht mehr als 20 zu Stande bringen; während ohne Maſchinen und durch die bloße Theilung der Arbeit, wobei jede Nähnadel durch 72, nach Anderen durch 92 Hände geht, auf jeden Arbeiter nicht weniger als 4—1500 täglich verfertigt werden. Noch auffallender iſt die Sache bei den Stecknadeln, da hier, nach Theilung der Arbeit, auf jeden Arbeiter 4800, oder nach Dingler's polytechniſchem Journal ſogar 7000 kommen. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich noch in Menge anführen. Damit iſt man nun in die Periode der Manufaktur eingetreten, als der im höchſten Grade zerlegten handwerksmäßigen Thätigkeit, die zugleich eine Thätigkeit von Hand in Hand zu einem und demſelben Zwecke der Produktion iſt.

Endlich führt die fortgeſetzte Theilung der Arbeit zur Anwendung eines vollkommeneren Maſchinenweſens und damit zu der vierten Stufe der eigentlichen Fabrikation durch Maſchinen. Durch jene Theilung der Arbeit werden nämlich die verſchiedenen Arten der Gewerbsthätigkeit in ihre einfachſten Operationen zerlegt und ſo wird es möglich, die rein mechaniſchen und einfach wiederkehrenden Beſchäftigungen den verſtandesloſen Kräften der

äußeren Natur zuzuweisen; wogegen sich der Mensch die höheren Arbeiten der Industrie vorbehält und der verständige, geistig thätige Lenker und Leiter dieser Naturkräfte wird. Uebrigens gibt es noch jetzt gar manche Zweige der Industrie, worin sich die getheilte Handarbeit durch Maschinen noch nicht zweckmäßig hat ersetzen lassen. Selbst in der Maschinenweberei liegt der Vortheil noch weniger in der Ersparniß an Menschenkraft, als in der größeren Gleichförmigkeit der Stoffe, also in der Art der Arbeit.

Der Handel, mit seinem Zwecke der Erhöhung des Waarenwerths durch das Mittel des Transports, ist nur ein Zweig der Industrie und wesentlich demselben Gesetz der Entwicklung unterworfen. Die erste und einfachste Art des Handels ist die des Austausches der Waaren von Hand zu Hand. In weiterer Folge schafft er sich die erst noch einfachen Werkzeuge und Mittel des Verkehrs, als Lastthiere zum Transport, oder kleinere Schiffe, für deren Führung und Bewegung noch das Ruder dem Menschen als Handwerkszeug dient. Auch eine fortgesetzte Vertheilung der Thätigkeiten zu gemeinsamen Zwecken des Verkehrs läßt sich gewahren, wie etwa in der zahlreicheren Bemannung größerer Ruderschiffe, wo noch eine Mehrheit von Menschen in einförmig wiederkehrenden, aber zugleich in Verbindung gesetzten Operationen maschinenartig wirkt. Endlich wird eine höhere Stufe der Ausbildung beschritten, indem in Segelschiffen, Dampfschiffen, Dampfwagen u. dgl. die Kraft des Windes und Dampfs diejenige des Menschen theils ersetzt, theils durch Gehorsam unter seinen Willen vervielfacht; während überdieß die Erfindung der Wechsel und Banken, durch Erleichterung und Beschleunigung des Transports, also durch Ersparniß von Arbeit, als mächtige Triebfeder in den Verkehr eingreift. Und so hat denn auch der Handel, wie Landwirthschaft und Gewerbfleiß, seine Perioden der Handarbeit, des Handwerks, der Manufaktur und des Maschinenwesens.

Bei dem sehr verschiedenen Umfange, in dem sich die äußeren Naturkräfte benutzen lassen, ist die Gesammtsumme und der Wachsthum der produktiven Kräfte selbst in den civilisirtesten Staaten unsers Welttheils äußerst verschieden. Für Frankreich hatte Dupin diese Gesammtsumme auf das Jahr 1826 der Kraft von nahe 49 Millionen Menschen gleichgeschätzt; um etwas über 10 Millionen höher, als im Jahr 1780. In derselben Zeit sollen aber die

produktiven Kräfte der vereinigten brittischen Königreiche von etwas über 31 auf mehr als 60 Millionen gestiegen seyn und sich in einem dreifach stärkeren Verhältnisse vermehrt haben. Namentlich sind sie, nach Dupin, Frankreich um das Vierfache an eigentlich mechanischen Kräften überlegen. Eine umsichtigere Berechnung dieser Art hat Egen angestellt und seine Vergleichungen zugleich auf den preußischen Staat ausgedehnt. Nimmt man eine unausgesetzt thätige und darum drei Pferden gleichwirkende Pferdekraft* als Einheit an, so haben

	Preußen	Frankreich	Brittische Königreiche
Menschenkraft	370,000	860,000	540,000
Thierkraft	400,000	600,000	530,000
Wasserkraft	100,000	150,000	400,000
Windeskraft:			
auf Mühlen	16,500	12,000	11,500
auf Schiffen	24,000	140,000	570,000
Dampfkraft	4,485	23,000	300,000
Gesammtkraft	914,985	1,785,000	2,321,500

Im Durchschnitte haben also Preußen, Frankreich und die vereinigten brittischen Königreiche je 183—178 und 415 auf der Quadratmeile. Hievon beträgt die Menschenkraft je 74—85 und 91. Setzt man also diese gleich 1, so ist die produktive Gesammtkraft ohne die Menschenkraft: 1,47—1,07 und 3,56. Dabei ist die bewegende Kraft des fließenden Wassers und die des Schießpulvers für Bergbau und Jagd nicht eingegriffen. Was überhaupt die Wasserkraft betrifft, so wurde sie von Dupin für Frankreich, aber viel zu hoch, der Kraft von 800 Millionen Arbeitern gleichgeschätzt, wovon die Mühlen nur 1/8 benutzen.** Auch nach Egen kann übrigens in einem Lande, das nicht zu viele Ebenen hat, auf jeder Quadratmeile durchschnittlich eine Wasserkraft von 160 Pferden benutzt werden. Schon die hervorgehobenen Unterschiede der Dichtigkeit der produktiven Kräfte in den drei genannten Staaten,

* Weil ein Pferd, binnen 24 Stunden, auf die Dauer nur 8 Stunden lang arbeiten kann. Die Kraft eines Pferds wird derjenigen von 7 Menschen gleichgesetzt.

** Die Erfindung der Turbine läßt indessen für die Zukunft eine Benutzung der Wasserkraft in viel weiterem Umfange, als früher, erwarten.

laſſen auf die weitere Möglichkeit einer vielſeitig fortſchreitenden Steigerung derſelben ſchließen.

Faſſen wir noch einmal in kurzem Rückblicke die Veränderungen im Organismus der Arbeit zuſammen, ſo weiſen Geſchichte und Statiſtik der materiellen Kultur Europa's auf folgende ſucceſſiv hervortretende Momente. Faſt ausſchließliche Verwendung der produktiven Menſchenkraft auf die Urproduktion. Einfache Benutzung der Rohſtoffe und darum noch geringe Entwicklung von Induſtrie und Handel. Wachsthum der Bevölkerung und verhältnißmäßig ſtärkere Zunahme der induſtriellen und kommerziellen Klaſſe. Hiemit gleichlaufend, bis in die neuere Zeit, eine relativ größere Vermehrung der ſtädtiſchen, als der ländlichen Bevölkerung. Zunahme von Induſtrie und Handel, welche zurückwirkend auch die Landwirthſchaft auf höhere Stufen heben. Fortſchreitende Unterwerfung der verſtandesloſen Naturkräfte unter den Willen des Menſchen und fortſchreitende Gliederung der Arbeit durch Vervielfältigung und Vervollkommnung der Werkzeuge und der Handwerke, durch Zerlegung der Arbeit in ihre einfachſten Elemente und Vertheilung derſelben unter zahlreichere Menſchenhände für gemeinſchaftliche Zwecke der Produktion, endlich durch Vertheilung der Arbeit zwiſchen dem menſchlichen Geiſt und der äußeren Natur, ſo daß der letzteren mehr und mehr die einförmig wiederkehrenden Operationen zufallen, während der Menſch ihre verſtandesmäßige Leitung übernimmt. Umfaſſendere Combinationen der produktiven Kräfte: in der Landwirthſchaft durch förderliche Verbindung ihrer verſchiedenen Zweige; in Induſtrie und Handel durch Vereinigung zahlreicherer und vielartigerer Menſchenkräfte und Naturkräfte für Unternehmungen in größerem Maßſtabe. Auch läßt ſich ſchon hie und da eine engere Verbindung der Hauptzweige der Produktion unter ſich gewahren. So werden große Fabrikanten zugleich großen Grundbeſitz zu erwerben ſuchen, um wenigſtens einen Theil der zu ihrer Induſtrie erforderlichen Urſtoffe nicht erſt aus dritter Hand beziehen zu müſſen; oder ſie werden mit ihren induſtriellen Unternehmungen einen Handel in Verbindung ſetzen, nicht bloß zum Vertrieb ihrer eigenen Fabrikate, ſondern wohl auch zum Ankauf von Produkten anderer Art und zum Verkauf derſelben an ihre Arbeiter. Beſonders in England, wo einzelne Fabrikherren mitunter an der Spitze von 10—12,000 Arbeitern ſtehen, kommen

schon solche Verbindungen verschiedener Produktionszweige unter einer leitenden Intelligenz, solche kleinere Staaten oder Provinzen im Staate, nicht selten vor.* Endlich sehen wir in den so zahlreich gewordenen größeren Aktienunternehmungen umfassende Combinationen der Geldkräfte vieler Theilnehmenden mit den wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen und Fertigkeiten Anderer, welchen die Ausführung der Arbeit übertragen ist. Hierdurch wird es den Kapitalisten möglich, ihre Ersparnisse in mannichfacherer Weise und wohl auch gleichzeitig auf landwirthschaftliche, industrielle und kommerzielle Produktion zu verwenden, wodurch zugleich ihr Interesse ein gleichzeitig vielseitigeres wird und die schrofferen Gegensätze zwischen den Interessen der Agrikultur, der Industrie und des Handels sich mildern und verschmelzen. Bei all diesen Betrachtungen ist jedoch nicht zu übersehen, daß das Maschinenwesen in Aufnahme kam, ohne die eigentliche Manufaktur völlig zu verdrängen, so wenig diese letztere das Handwerk hatte verdrängen können; daß die eigentlich große Fabrikation noch von neuem Datum und erst im Beginn ihrer Entwicklung ist; daß sich auf dem Gebiete der Produktion erst in einzelnen Theilen solche umfassendere Kombinationen der produktiven Kräfte und der ökonomischen Interessen gebildet haben, während noch in anderen Theilen, durch eine zunehmende Zersplitterung der Landwirthschaft und Gewerbe, eine weitere Zersetzung und Zerlegung dieser Kräfte und Interessen statt hat. Dieß Alles hebt sich deutlicher hervor, wenn wir, nach Schilderung des Thatbestands der Veränderungen im Organismus der Arbeit, jetzt noch die Wirkungen derselben näher betrachten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das der Kultur fähige Land dieser mehr und mehr unterworfen wird, je höher die Bevölkerung steigt und je größer insbesondere, mit der Zunahme der gewerb- und handeltreibenden Klassen, die Consumtion der landwirthschaftlichen Erzeugnisse wird. Hiernach haben diejenigen europäischen Staaten, wo noch Industrie und Handel am wenigsten

* So übernehmen in neuerer Zeit die Minenbesitzer bei Birmingham den ganzen Prozeß der Eisenbereitung, der sich früher an verschiedene Unternehmer und Besitzer vertheilte. S. „Der bergmännische Distrikt bei Birmingham." Deutsche Viertelj. III, 1838.

entwickelt sind, Rußland, Scandinavien und die pyrenäische Halbinsel, auf einem Flächenraume von 96,771 Quadratmeilen nicht ganz 72 Millionen Einwohner, also im Durchschnitte nur etwa 741 auf der Quadratmeile; und es fällt in die Augen, daß hier noch unbenutzte und kulturfähige Räume genug vorhanden sind, um eine vielfach größere Bevölkerung zu nähren. Rußland allein umfaßt nach Bickes Schätzungen über 50,000 Quadratmeilen, wo bei gehöriger Kultur im Durchschnitte je 3000 Menschen wohnen können und sich also die jetzige Bevölkerung leicht noch um 100 Millionen vergrößern mag. Dieß ist nicht allzu hoch gerechnet, da nach den Memoiren der Petersburger Universität vom Jahr 1835, von 97,818$^{17}/_{100}$ Quadratmeilen des europäischen Rußlands nur 7108^{17} in der kalten und 90,710 in der gemäßigten Zone liegen. In Spanien ist fast die Hälfte des kulturfähigen Bodens unbebaut. Aber noch in vielfach größerem Umfange bietet die neue Welt unermeßliche kulturfähige Strecken dar, einer Reihe mächtiger Nationen ein reiches Leben, eine große Zukunft verheißend. Betragen doch nur die öffentlichen Ländereien in den Staaten und Gebieten der nordamerikanischen Union nicht weniger als 340 Millionen Morgen, zwischen dem Vier- und Fünffachen der gesammten Oberfläche von Großbritannien und Irland. Davon sind 132 Millionen, beinahe das Doppelte von Großbritannien und Irland, gerade jetzt zum Verkaufe bestimmt. Eine unübersehbar reiche Aussicht auf eine Zukunft voll Leben öffnet sich dar, wenn wir beachten, daß es gerade die natürlich fruchtbarsten Länderstrecken sind, wo noch die Kultur am weitesten zurücksteht. Malchus nimmt für die Länder des europäischen Staatensystems den Ernteertrag im Durchschnitte zu dem Vierfachen der Aussaat an, während man ihn in Ungarn und seinen Nebenländern auf das Achtfache bis Zehnfache, und in den Tropengegenden Amerika's sogar auf das Zwölffache bis mehr als Zwanzigfache geschätzt hat. Noch viel auffallender sind die Unterschiede in der Ertragsfähigkeit des Bodens und der hierdurch bedingten Möglichkeit eines dichtern Volkslebens, wenn man die Erzeugnisse der verschiedenen Zonen nach dem Nahrungsstoffe, den sie in sich schließen, vergleicht. Nach A. v. Humboldts Werk über Neuspanien erzeugt derselbe Flächenraum in den Tropenländern an Bananen ein Gewicht von 106,000, an Kartoffeln von 2,400 und an Waizen von 800

Kilogrammen. Hiernach geben die Bananen, die nun freilich auch viel wäſſerige Theile enthalten, ein 133mal beträchtlicheres Produkt als der Waizen, und ein 44mal größeres als die Kartoffeln. Darum können ſich in Mexiko auf einer halben Hektare, die mit Bananen der großen Gattung bepflanzt iſt, über 50 Individuen ernähren; während der gleiche Raum in Europa, ſelbſt unter Vorausſetzung eines achtfachen Ertrags, jährlich nur 576 Kilogramme Waizenmehl liefert, eine Quantität, die noch nicht einmal für zwei Perſonen ausreicht. Aber ſelbſt in Staaten, die gegenwärtig auf der höchſten Stufe materieller Kultur ſtehen, bieten ſich noch der Bearbeitung nicht unbedeutende Strecken dar. Im gewerbfleißigen Sachſen ſind doch erſt 1,100,000 Acker unter dem Pfluge. In Großbritannien, Irland und den zugehörigen kleineren Inſeln ſchätzte man im Jahr 1827, bei einer Geſammtoberfläche von nicht ganz 77,400,000 Acres, das unbebaute und kulturfähige Land auf etwa 14,600,000. Frankreich hat auf 54 Millionen Hektaren etwa 8 Millionen, Belgien auf etwas über 3,422,000 Hektaren etwas über 330,000 unbebauten Landes. Im Durchſchnitte ſind von je 100 Hektaren in Belgien, Frankreich und den brittiſchen Reichen je 13—27 und 26 unbebaut.

Die Urbarmachung größerer Räume in den einzelnen Staaten würde indeſſen die landwirthſchaftliche Produktion nur etwa im Verhältniſſe mit der Zunahme der landwirthſchaftlichen Klaſſe der Bevölkerung vergrößern können, wenn nicht erhöhter Fleiß und zweckmäßigerer Betrieb des Landbaus hinzukämen. Nun hat ſich aber während der neueren Zeit die Produktion faſt überall in ſtärkerem Maße, als die Bevölkerung, vergrößert. So hat ſich in Schweden und Norwegen mit der wachſenden Population die frühere Zufuhr von Getreide nicht bloß nicht erhöht, ſondern ſie iſt ſogar bedeutend gefallen. Norwegen führt jetzt, bei einer Bevölkerung von 1,200,000 Einwohnern, nur 750,000 Tonnen Getreide ein, obgleich die Branntweinbrennereien jährlich 500,000 erfordern; während im Jahr 1815, bei einer Bevölkerung von 900,000, die Einfuhr faſt eine Million Tonnen betrug. Auch in Frankreich hat ſich, ungeachtet der ſteigenden Population, die Einfuhr von Produkten des Ackerbaus vermindert. Wie ſehr ſich übrigens in dieſem Staate, der immer doch zu den beſſer kultivirten Europa's gehört, die landwirthſchaftliche Produktion durch zweckmäßigere Organiſation

und Betrieb der Arbeit würde erhöhen laſſen, geht unter Anderem aus folgenden Vergleichungen hervor. Großbritannien producirt auf 13 Millionen Hectaren, mit 5,200,000 Arbeitern, 56 Millionen Hektolitres Getreide; ſodann 170,000 Pferde, 1,250,000 Ochſen, 10,200,000 Schafe. Frankreich aber auf 40 Millionen Hektaren und mit 22—24 Millionen Arbeitern, erzeugt nur 153 Millionen Hektolitres Getreide; 40,000 Pferde, 800,000 Ochſen, 5,200,000 Schafe. Es würde alſo wohl auf ſeinem dreifachen Boden, mit einer um ⅓ geringeren Anzahl von Arbeitern, als es jetzt beſchäftigt, wenigſtens dreimal ſo viel als Großbritannien produciren können, nämlich 168 Millionen Hektolitres Getreide, 510,000 Pferde, 3,750,000 Ochſen, 30,600,000 Schafe. Namentlich werden in England die Futterländereien mit beſonderer Sorgfalt gebaut, während Frankreich faſt überall, außer in franzöſiſch Flandern, in der Normandie und dem Elſaße, erſt auf dem Punkte ſteht, wo England vor mehr als hundert Jahren ſtand. Seine 7,413,000 Hektaren Futterland geben nur ein Bruttoeinkommen von 288 Mill. Franken und würden, verbeſſert und in künſtliche Wieſen verwandelt, nach den Berechnungen franzöſiſcher Statiſtiker an 863 Millionen eintragen. Im Durchſchnitte haben Belgien, Frankreich und die vereinigten brittiſchen Reiche auf je 100 Hectaren: 7,6—6,3 und 7,7 Pferde, 23—79 und 197 Schafe, 23—22 und 47 Stück Hornvieh. Am merkwürdigſten ſind die Fortſchritte der Landwirthſchaft in Großbritannien, in einem Staate, wo die Bevölkerung ſehr dicht iſt; wo die gewerb- und handeltreibenden Klaſſen die Ueberzahl haben und wo die wichtigſten Reformen des Ackerbaus gerade mit dem größeren Aufſchwunge der Induſtrie und des Verkehrs zuſammenfallen. Bis in's eilfte Jahrhundert blieb der Ackerbau auf einer ſo niedern Stufe, daß man nur auf die dreifache Erſtattung des Saatkorns rechnen konnte. Unter wechſelnden Schickſalen vervollkommnete er ſich mehr und mehr; aber alle früheren Fortſchritte erſcheinen als unbedeutend gegen diejenigen von der Mitte des 18ten Jahrhunderts, beſonders vom Jahr 1760 an. Um ihren Umfang zu ermeſſen, muß man ſich erinnern, daß die Bevölkerung Großbritanniens damals etwa 7,525,000 war und bis zum Jahr 1830 auf 16,539,000 geſtiegen iſt. Nun hatte aber die Einfuhr von Getreide aus dem Auslande um das Jahr 1760 etwa 400,000 Quarters betragen. Hiezu

kam in allmähliger Zunahme die bis auf 2,600,000 Q. geſtiegene Einfuhr aus Irland und darunter 1,800,000 Q. Hafer. Großbritannien empfängt alſo etwa 3 Millionen Q., wovon ⅔ Hafer ſind. Da aber die Vermehrung der Pferde den Bedarf des Letzteren um 8—10 Millionen geſteigert hat, ſo darf man annehmen, daß die Vermehrung der Produktion zur Ernährung des ganzen Zuwachſes von 9 Millionen Menſchen, alſo einer mehr als doppelt ſtarken Bevölkerung, zureicht. Schätzt man nun den jährlichen Durchſchnittswerth der Conſumtion an Rohprodukten des Ackerbaus auf 8 Pf. Sterl. für den Einzelnen; ſo ergibt ſich, daß die Fortſchritte der Landwirthſchaft das Nationaleinkommen um die ungeheure Summe von jährlich 72 Millionen Pf. St. vergrößert haben, d. h. um mehr als das Zweifache des geſammten Werths der Baumwollefabrikation und um etwa das Dreifache der jährlichen Zinſen der Staatsſchuld. Noch wichtiger erſcheinen dieſe Fortſchritte, wenn wir zugleich die größere Konſumtion des Fleiſches, die in Großbritannien verhältnißmäßig drei Mal ſo ſtark als in Frankreich iſt, und die ihr entſprechende Produktion ins Auge faſſen. Vom J. 1710 an hat ſich die jährliche Zahl des Schlachtviehs verſchiedener Art bedeutend vergrößert; aber in noch viel höherem Grade iſt deſſen Durchſchnittsgewicht geſtiegen. Dieſes war im J. 1710 für Ochſen 370, Kälber 50, Hämmel 28, Schafe 18 und für Schweine 60 Pfund; im J. 1804 aber, in Folge der Verbeſſerungen der Viehzucht, je 800—140—112—35 und 84 Pfund. Im J. 1710 verzehrte in England, bei einer Bevölkerung von 7 Millionen, Jeder durchſchnittlich 99 Pfund Fleiſch; 1801 aber, bei einer um beinahe 2 Millionen ſtärkeren Bevölkerung, nicht weniger als 165 Pfund. Schon in dieſem letzteren Jahre hatte ſich das Gewicht der Thiere beinahe verdoppelt. Seitdem hat ſich im eigentlichen England die Konſumtion nicht bedeutend vergrößert; deſto mehr aber in Schottland und Irland, wo ſie auf je 115 und 125 Pfund auf jeden Bewohner geſtiegen iſt. Zur Konſumtion in Großbritannien wird jetzt ein Theil des Fleiſches aus Irland bezogen. Dieſe Einfuhr beträgt jedoch höchſtens ¹/₂₀ des ſeit 1760 vermehrten Verbrauchs und im Ganzen ſehen wir die drei brittiſchen Reiche, noch mehr durch Vervollkommnung als durch Ausdehnung ihrer Viehzucht, einem mehr als dreifachen Bedarfe Genüge leiſten. Auch der Ertrag der Wolle

war im J. 1740 höchst unbedeutend und im Werthe nicht mehr als 500 Pf. St.; jetzt hat er sich auf £ 6,400,000 erhöht. Noch im Jahr 1800 erzeugten England und Wales nicht über 91 Mill. Pfund Wolle; gegenwärtig ist der Ertrag einer gleichen Anzahl Schafe auf mehr als 111 Millionen gestiegen. Ist jetzt auch die Qualität etwas geringer, so ist doch im Ganzen der Nutzen größer geworden. * Im allgemeinen Durchschnitte wird das Einkommen von Grundeigenthum in Großbritannien und Irland auf 1625 Millionen Franken geschätzt; in Frankreich, auf einem Areal, das um mehr als ein Drittheil größer ist, auf nur 1580 Millionen. Für Großbritannien und Irland bleibt hienach ein bedeutendes Uebergewicht, selbst wenn man die höheren Getreidepreise in England mit in Betracht zieht. In Belgien ist der jährliche Gesammtertrag von Grund und Boden etwa 161 Millionen Fr., und der durchschnittliche Ertrag einer Hektare in Belgien, Frankreich und den brittischen Reichen je 50—40 und 70 Franken.

Zwar hängt die Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion in Großbritannien nicht ausschließlich mit qualitativen Verhältnissen zusammen, sondern zum Theil damit, daß in der neueren Zeit beträchtlichere Räume dem Ackerbau gewonnen wurden theils durch Urbarmachung von sonst völlig unkultivirten Länderstrecken, theils durch die Verwandlung von Waldboden in Acker- und Wiesenland, was bei der zunehmenden Ausbeute der Steinkohlenwerke leicht möglich war. Hierbei hatte der Umfang der Futterländereien noch in größerem Maße als die zum Getreidebau bestimmte Fläche zugenommen. Vergleicht man indessen die Angaben von King, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts schrieb, mit den neuesten Berechnungen über das Verhältniß des Kulturlandes zu dem noch unbebauten kulturfähigen Boden, so ergibt sich, daß sich seit dieser Zeit die weitere Ausdehnung des Ackerbaus in England auf noch keine 4 Millionen Acres erstreckt hat, und daß hiernach die größere Ergiebigkeit der Landwirthschaft weit zum größten Theile den Veränderungen und Verbesserungen im Betrieb derselben zugeschrieben werden muß. Diese Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion hat nun während der letzten Jahrzehende im

* Zu vergl.: Les réformateurs agricoles du 18me siècle en Angleterre: Backwell, A. Young, T. Sinclair, Coke. Rev. brit. Sept. 1839.

Uebergange vom Frieden zum Kriege und wieder vom Kriege zum Frieden ſtatt gehabt. Denn was auch die beſonderen Umſtände und Triebfedern ſeyn mögen, welche die Kräfte eines Volks anſpornen, ſo werden doch meiſtens die Menſchen, ſelbſt wenn die beſonders anregenden Umſtände verſchwunden ſind, zu fortgeſetzten Anſtrengungen ſich aufgefordert fühlen, weil jeder Einzelne trachten wird, im Verhältniſſe zu den Uebrigen die einmal gewonnene Stellung zu behaupten. Dadurch werden die einmal errungenen Kräfte, die unter vorübergegangenen Verhältniſſen und Einflüſſen entwickelt wurden, auf die Zukunft der Nationen vererbt. Und wie ſo oft der Wechſel der Schickſale den Einzelnen tüchtiger herausbildet, weil er nach verſchiedenen Richtungen ſeine Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ſo werden öfters im Völkerleben die wechſelnden Schickſale und die raſcheren Uebergänge vom Kampf zur Ruhe gleiche Erfolge erzeugen.

Aehnliche Urſachen haben im Gebiete der Induſtrie ähnliche Wirkungen, wie auf dem der Landwirthſchaft, hervorgerufen. Ja die induſtrielle Produktion hat ſich noch in weiterem Umfange vergrößert, da ſich ihr mit der ſtärkeren Zunahme der gewerbtreibenden Klaſſe eine größere produktive Menſchenkraft zugewendet hatte, während ihr überdieß die wichtigſten Erfindungen der neueren Zeit hauptſächlich zu gut gekommen ſind. Einige Thatſachen der neueſten Staatenkunde mögen dieſer Bemerkung zur Beſtätigung dienen. Schon früher wurde hervorgehoben, daß ſich im ruſſiſchen Reiche die gewerbtreibende Klaſſe in ſtärkerem Verhältniſſe, als die landwirthſchaftliche Bevölkerung, vergrößert hat. Gleichzeitig hat ſich die induſtrielle Produktion gehoben, welcher mit Einführung der großen Fabrikation, für einige Zweige der Induſtrie und in einigen Theilen des Reichs, eine bedeutendere Maſſe verſtandesloſer Naturkräfte dienſtbar geworden iſt. Vom Jahr 1828—33 hatte ſich die Zahl der eigentlichen Fabriken von 5244 auf 5599 vermehrt; gleichzeitig ſind die meiſten älteren Inſtitute dieſer Art nicht unbeträchtlich ausgedehnt worden. Nächſt dem Gouvernement Moskau zeigen ſich dieſe Fortſchritte beſonders in der Statthalterſchaft Wladimir, wo die dem Grafen Scheremetieff gehörende Stadt Schuja und das Dorf Iwanowo Hauptſitze des Gewerbfleißes ſind. Daran ſchließen ſich die Statthalterſchaften Tamboff, Kaluga, Olonetz, Aſtrachan, Koſtroma und Witepsk. Beſonders unter dem reichen

grundsässigen Adel hat sich in der neueren Zeit eine sehr hervortretende Neigung für große industrielle Unternehmungen bemerkbar gemacht. In Schweden, wo im Jahr 1828 gegen 1300 Fabriken bestanden, hat sich der Werth der jährlichen industriellen Erzeugnisse, der in den Jahren 1822—24 im Durchschnitte etwa 7½ Millionen Reichsthaler betrug, während der Periode von 1825—27 auf mehr als 8,300,000 und im Jahr 1831 auf 9,700,000 Rthlr. erhoben. Selbst in Spanien war der Ertrag der Industrie vom Jahr 1803 bis zum Jahr 1832 von 1152 auf 1545 Millionen Realen jährlich gestiegen, und erst die Zerwürfnisse des Bürgerkriegs haben den rascheren Fortgang der Industrie durchkreuzt und gehemmt. Die große Zunahme der industriellen Produktion in den Staaten des deutschen Zollverbands ist in der deutschen Vierteljahrsschrift an anderem Orte ausführlicher dargestellt. Schon in dem kurzen Zeitraume von 1821—27 hatte sich im preußischen Staate die Baumwollefabrikation mehr als verdoppelt, und eine ähnliche, zum Theil selbst eine größere Zunahme zeigte sich in vielen anderen Gewerbszweigen. Das industrielle Belgien beschäftigte im Jahr 1839 etwa 800 Dampfmaschinen mit 25,000 Pferdekraft. Frankreich hatte im Jahr 1820 erst 60 Maschinen dieser Art mit 1024 Pferdekraft. Allein diese Zahl stieg bis zu Ende 1837 auf 1969 fixe Maschinen mit 26,186 Pferdekraft, welche zum Betrieb der Spinnereien, Bergwerke, Zuckerraffinerien, Hochöfen und Schmelzhütten dienen. Ueberhaupt hatte sich die Maschinenfabrikation in Frankreich während der letzten Jahre sehr vervollkommnet. Ungeachtet der hohen Eingangszölle auf Eisen war dessen Verbrauch für Maschinen schon in den Jahren 1825—28 um das Doppelte gestiegen; während sich von 1814—26 der Verbrauch der Steinkohlen verdoppelt hatte. Die Einfuhr amerikanischer Baumwolle, die in den Jahren 1820—25 im Durchschnitte etwa 28 Millionen Pfund betrug, war im Jahr 1833 gegen 70 Millionen; auch der Verbrauch der rohen Seide hatte sich von 1816—24 von 4—800,000 Kilogramme vermehrt. Der Gesammtwerth der englischen Fabrikate wurde für das Jahr 1783, da erst der Grund zu den späteren außerordentlichen Fortschritten gelegt war, auf etwas über 51 Millionen Pf. St. geschätzt. Hievon kamen über ⅓ auf die Fabrikate in Wolle und Metall. Im Anfange des 19ten Jahrhunderts wurde der jährliche Durchschnittswerth

der brittiſchen Fabrikation, nach Abzug des Werths der Rohſtoffe, ſchon auf 114 Millionen Pfd. Sterl. berechnet und iſt ſeitdem in beſtändigem Wachsthume begriffen. Bis zum Jahr 1780 lieferte ein Hochofen alle 24 Stunden nur 40—60 Centner; jetzt aber, nach der Einführung von Watt's Dampfmaſchine, das Vierfache. Beſonders merkwürdig iſt die Ausdehnung der Baumwollefabrikation. Im ſiebenzehnten Jahrhundert beſtand ſie noch nicht; und im Jahr 1705 wurden noch nicht ganz 12,000 Centner roher Baumwolle eingeführt. Dieſe Einfuhr war bis zum Jahr 1785 erſt auf 67,000, allein von da bis 1817 ſchon auf 1,320,000 Ctr. geſtiegen. Von 1820—30 hat ſich die Zahl der Maſchinenwebſtühle von 14,000 auf 55,000 und die Einfuhr von roher Baumwolle bis auf 3 Millionen Ctr. vermehrt. Dieſer Induſtriezweig beſchäftigt jetzt nach außen die halbe Schifffahrt des Landes; der deklarirte Werth der Baumwollausfuhr war im Jahr 1834 etwa 20 Mill. Pfd. Stl., oder 57 Mal größer als im Jahr 1780. Großbritannien und Irland hatten im Jahr 1835, für Baumwolle, Wolle, Seide und Flachs, nicht weniger als 3160 mit Dampf und Waſſer getriebene Spinnmaſchinen, von wenigſtens 83,000 Pferdekraft.

Schon aus dieſen wenigen Notizen, die ſich leicht vervielfältigen ließen, geht entſchieden hervor, daß die induſtrielle Produktion in den mehreren Staaten Europas zwar in ſehr verſchiedenem Grade und in einigen Ländern der Mitte und des Weſtens in beſonders großem Umfange zugenommen hat; daß ſie aber ziemlich durchweg in weit ſtärkerem Verhältniſſe, als die Bevölkerung geſtiegen iſt. Auch zeigt ſich weit das größere Wachsthum in denjenigen Zweigen der Induſtrie, auf welche bis jetzt das Maſchinenweſen hauptſächlich angewendet wurde. Dieſer Umſtand iſt deſto wichtiger, als doch überhaupt noch die Zahl der Arbeiter in der großen Fabrikation, verglichen mit der übrigen gewerblichen Bevölkerung, nicht ſehr beträchtlich iſt. So hatte Rußland, auf eine induſtrielle Bevölkerung von etwa drei Millionen im Jahr 1828, doch erſt 255,414 eigentliche Fabrikarbeiter, deren Zahl bis zum Jahr 1833 auf 284,558 geſtiegen war. Schweden hatte ihrer im Jahr 1824: 8156 und 1834: 12,143; ſie betrugen alſo gleichfalls nur einen ſehr kleinen Theil der geſammten gewerblichen Bevölkerung. Im Großherzogthum Baden waren im Jahr 1833 nur 2756 Arbeiter in den Fabriken; während die Geſammtzahl

der steuerpflichtigen Handwerksmeister und Fabrikherren 38,386 Familien und die ihrer Gehilfen gegen 28,000 Individuen betrug. Selbst in Großbritannien, wo die große Fabrikation weit am ausgedehntesten ist, war im Jahr 1834 die Zahl der Fabrikanten und Fabrikarbeiter doch nicht über 2,400,000, die der eigentlichen Handwerker aber 2,630,000. Zwar wird sich das Maschinenwesen und selbst das eigentliche Manufakturwesen auch in Zukunft nicht in gleichem Grade auf alle Zweige der Gewerbsthätigkeit anwenden lassen. Immer zeigt jedoch eine nähere Betrachtung der einzelnen Gewerbe, worauf bis jetzt die große Fabrikation noch keine Anwendung gefunden hat, daß fast überall eine fortschreitende Zerlegung der Arbeit in einfachere Operationen und eine Zuweisung dieser letzteren an verstandeslose Naturkräfte möglich ist. Hat sich ja wieder in der neuesten Zeit an die Erfindung der Spinnmaschine für Baumwolle diejenige für Flachs angeknüpft, mit schon sehr hervortretendem Einflusse auf diesen wichtigen Industriezweig. Selbst bei solchen Gewerben und Fabrikationszweigen, wofür in verschiedenen Ländern die Betriebsart nicht wesentlich abweichend ist, sind die Kombinationen der produktiven Kräfte von sehr verschiedenem Umfange, womit denn stets auch eine größere oder geringere Ersparniß menschlicher Thätigkeit zusammenhängt. Namentlich zeigen Großbritannien und Frankreich nicht bloß in der Koncentrirung und Zerstücklung des Bodens, sondern zugleich der Kapitalien und der Arbeit höchst merkwürdige Gegensätze. Ein einziger Fabrikant in Manchester producirt so viel, als ganz Mühlhausen. Während das in Frankreich verbrauchte Eisen aus 3—400 Schmelzöfen und Eisenhämmern hervorgeht, hat ganz England nur 239 Oefen, die über 1 Million Tonnen (zu 20 Ctr.) liefern und nicht bloß für den Bedarf Großbritanniens, sondern zugleich für eine sehr starke Ausfuhr nach dem europäischen Festlande und nach Nordamerika sorgen. Hiervon produciren drei Fabriken mehr als ⅓ des ganzen Betrags. Und wie hier Alles in's Große geht, so liefert jährlich eine einzige Bierbrauerei, wie die von Whitbread, nicht weniger als 300,000 Faß Porter; die von Barclay und Perkins producirt ⅛ des gesammten Konsumes von London und zahlt jährlich 180,000 Pfd. Sterling Abgaben. So öffnet sich denn dem Geiste der Erfindung und der Kombination noch ein unermeßliches Feld, um die industrielle

Produktion, unter Verminderung des dafür erforderlichen Aufwands menſchlicher Kräfte, fortwährend zu ſteigern.

Die größere Produktion und Konſumtion bedingen ſich gegenſeitig. Wie nun der Handel eine Vertheilung der Produkte des Ackerbaues und der Induſtrie zum Zwecke des Gebrauchs und des Verbrauchs iſt; ſo hat er mit Beiden an Umfang zunehmen und ſich hienach gleichfalls in ſtärkerem Maße als die Bevölkerung vergrößern müſſen. Auch darin laſſen ſich jedoch zwiſchen den europäiſchen Staaten ſehr große Verſchiedenheiten bemerken, zunächſt im auswärtigen Verkehr. Der Handel Rußlands mit dem Auslande hatte ſich im Jahr 1819, im Vergleiche mit dem Jahr 1805, etwa verdreifacht. Hiebei iſt freilich zu beachten, daß die Schätzungen nicht ſehr genau, und daß die Schwankungen des Verkehrs in dieſem raſch aufſtrebenden Reiche ſelbſt größer ſind, als in den andern europäiſchen Staaten. Die geſammte Bewegung hatte ſich indeſſen für Rußland, ohne das Königreich Polen, alſo für eine Bevölkerung von etwa 44 Millionen, im Jahr 1830 nur auf einen Waarenwerth von nicht ganz 400 Millionen franz. Franken erſtreckt; während in Frankreich ſchon im Jahr 1828, bei einer Bevölkerung von noch nicht 32 Millionen, der Geſammtbetrag der Ein- und Ausfuhren nicht weniger als 1217 Millionen war. Im Verhältniſſe zur Bevölkerung war alſo der auswärtige Verkehr Frankreichs mehr als vier Mal ſo ſtark, als der ruſſiſche. Im Jahr 1818 hatte dieſer franzöſiſche Handel nur einen Waarenvorrath von 853 Million Franken bewegt und war alſo binnen eines Jahrzehends um nahe ⅗ geſtiegen. Auch in Großbritannien, wie in anderen europäiſchen Staaten, fällt die größere Ausdehnung des auswärtigen Handels mit dem lebhafteren Aufſchwunge der Induſtrie und den Verbeſſerungen im Betrieb des Ackerbaues zuſammen. In der Periode von 1770—80 betrugen die jährlichen Einfuhren und Ausfuhren nicht ganz 12 und 14 Mill. Pfd. Sterl.; im Jahr 1834 waren ſie auf mehr als 49 und 79 Mill. geſtiegen. Von Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts bis auf die neuere Zeit hatte ſich der Werth der Einfuhren etwa um das Zwölffache, derjenige der Ausfuhren um das Sechzehnfache vermehrt. Das Verhältniß der geſammten Bewegung des auswärtigen Verkehrs zwiſchen Belgien, Frankreich und den vereinigten brittiſchen Königreichen iſt wie 8 : 38 : 54. Mit Rückſicht auf die

Größe der Bevölkerung iſt hienach der brittiſche Handel etwa noch einmal ſo ſtark als der franzöſiſche. Damit ſtimmt das Verhältniß der nach der Tonnenzahl berechneten Handelsmarine der drei Staaten, wie 7:27:66, nahe überein.

Wie groß übrigens der Umfang des äußeren Verkehrs ſeyn mag, ſo iſt doch der innere in allen Staaten noch weit beträchtlicher. Dieß gilt ſelbſt für den größten Handelsſtaat, für Großbritannien, in ſolchem Maße, daß immer der heimiſche Verbrauch der Fabrikate wenigſtens zwei Mal ſo ſtark iſt, als die geſammte Ausfuhr derſelben, obgleich die in das Ausland gehenden Erzeugniſſe der brittiſchen Induſtrie den beträchtlichſten Theil des auswärtigen Handels bilden. Dieſe ſteigende Konſumtion iſt theils eine Folge der zunehmenden Bevölkerung, theils der größeren Wohlfeilheit der Fabrikatien. Hiernach hatte ſich zum Beiſpiel in Großbritannien die Konſumtion von Baumwollewaaren, deren Produktion hauptſächlich vervollkommnet und erleichtert worden iſt, in den zehn Jahren bis 1834 um 17% vermehrt. Doch wird das Verhältniß des inneren Verkehrs zum äußeren, ſelbſt unter ſonſt gleichen Umſtänden, ſchon nach der Größe, Geſtalt und Begrenzung der Staaten nothwendig verſchieden ſeyn. Ein ausgedehnterer Staat, deſſen Glieder unter ſich in leichte Verbindung geſetzt ſind und der in ſich ſelbſt einen größeren Reichthum mannichfaltiger Produkte erzeugt, iſt ſchon darum in ſeinem Verkehr auch verhältnißmäßig weniger an das Ausland gewieſen; ſo wie auf der anderen Seite gleich große Staaten, aber von verſchiedener Ausdehnung ihrer Grenzen, mit dem Auslande in mehr oder minder häufige Berührung kommen. Es iſt darum ſehr falſch geſchloſſen, wie doch häufig noch geſchieht, wenn man nur die Größe des auswärtigen Handels, nach einer in jeder Beziehung höchſt trüglichen Handelsbilanz, als Maßſtab der kommerziellen Kräfte gelten läßt. Annähernd läßt ſich die Größe des inneren Verkehrs nach den ihm zu Gebot ſtehenden Kommunikationsmitteln bemeſſen. Gegenwärtig hat Belgien, auf je tauſend Hektaren Oberfläche: 1140 Metres öffentliche Straßen, 281 Flußſchifffahrt und 134 Metres Kanäle; Frankreich je 900 — 172 und 71; die vereinigten brittiſchen Königreiche aber je 1830 — 1340 und 164. Im Total iſt hienach das Verhältniß der drei Staaten wie 1555 : 1143 : 3334; ſo daß alſo auch hier wieder das große

Uebergewicht Großbritanniens hervortritt. Nur an Eiſenbahnen beſitzt Belgien verhältnißmäßig etwa doppelt ſo viel als Großbritannien. Zur Schätzung des inneren Verkehrs muß indeſſen noch die Beſchaffenheit der Kommunikationsmittel und die Art des Gebrauchs, alſo nicht bloß das Quantitative, ſondern auch das Qualitative derſelben, in Betracht kommen. Darum mußte unter Anderem, im Vergleiche Frankreichs mit England, die Schnelligkeit der Bewegung des perſönlichen und ſächlichen Verkehrs berückſichtigt werden, da man z. B. in den engliſchen Poſtwagen um ein Drittheil ſchneller, als in den franzöſiſchen, reist. Auch Banken und ähnliche Inſtitute, wodurch der Transport von Geld und Geldeswerth zum Theil erſpart wird, darum die vielfach größere Bewegung des Verkehrs an der Londoner Bank und ihren Hilfsinſtituten, als an den Pariſer Banken, dürften nicht außer Acht bleiben. Endlich ſind die in einem Staate umlaufenden baaren Gelder, ſo wie Banknoten, Schatzſcheine, Staatspapiere auf Inhaber ꝛc. ſolche Transportmittel für inneren und äußeren Verkehr, weil ſie im Uebergange von einer Hand zur anderen als Repräſentanten von Waaren erſcheinen. * Die Menge dieſer Cirkulationsmittel wird alſo zwar mit der Größe des inneren und äußeren Verkehrs im geraden, allein mit dem lebhafteren Vertrieb von Hand zu Hand im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen. Und wie in England die Wirkung eines Poſtwagens auf dieſelbe Strecke um ein Drittheil größer als in Frankreich iſt; ganz in demſelben Sinne werden dort auch, bei größerer Lebhaftigkeit des Verkehrs und bei raſcherem Umtriebe des Gelds und der Banknoten, dieſe verhältnißmäßig größere Dienſte leiſten. So erklärt es ſich leicht, daß in Frankreich und Großbritannien, ungeachtet des weit größeren inneren und äußeren brittiſchen Handels, dieſe Cirkulationsmittel ſich wie 100:55¾ verhalten; und daß in Frankreich davon auf jedes Individuum durchſchnittlich 52 Gulden 49 Kreuzer kommen, in England aber nur etwa 34⁷⁄₁₀ Gulden. **

---

* Daß das Geld außerdem ein Werkzeug des Aufſparens iſt, hat beſonders Schön hervorgehoben. Neue Unterſuchung der Nationalökonomie ꝛc. S. 49. Stuttgart, J. G. Cotta, 1835.

** Rapport au roi sur l'administration des finances. Paris, mars 1839.

Sehen wir nun außerordentliche Wirkungen, wenn auch in den meiſten Staaten unſers Welttheils von ſehr ungleicher Größe, an die Veränderungen im Organismus der Arbeit geknüpft; ſo läßt ſich die Frage aufwerfen, wie weit darauf die Veränderungen in der Geſetzgebung und der ihr entſprechenden Verwaltung von Einfluß ſeyn mögen, ſo weit dieſe die materielle Produktion und namentlich die größere Freiheit oder Beſchränkung des Grundeigenthums, der Gewerbe und des Handels zum Gegenſtande haben? Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß hie und da dieſer Einfluß groß genug war. Gleichwohl wird eine umfaſſendere und tiefer eindringende Betrachtung zu der Ueberzeugung führen, daß man meiſtens geneigt iſt, der Weisheit oder Thorheit menſchlicher Geſetzgebung eine viel zu große Wirkungsſphäre einzuräumen. Denn bei aller Anerkennung eines Verhältniſſes der Gegenſeitigkeit und Wechſelwirkung, wird man geſtehen müſſen, daß doch im Ganzen die Legislation, nach ihren weſentlichſten Beſtimmungen, ſtets genöthigt war, ſich den Veränderungen im Gehalte der Geſellſchaft anzupaſſen; und daß weit mehr die Thatſachen des Völkerlebens ſich die Geſetze und Regeln deſſelben geſchaffen haben, als daß der umgekehrte Fall eingetreten wäre.

Die vermehrten Bedürfniſſe einer wachſenden Volksmenge hatten in einem beträchtlichen Theile Europas eine größere Vertheilung des Grundeigenthums als wünſchenswerth erkennen laſſen; weil man von der größeren Koncentrirung des menſchlichen Fleißes auf kleinere Theile des Bodens, ſo wie von Erhöhung dieſes Fleißes durch den mächtigen Sporn des eigenen perſönlichen Intereſſes, um ſo größere Erfolge im Ganzen erwartete. Der rationellere Betrieb der Landwirthſchaft, die weitere Verbreitung der Intelligenz, die geiſtige Belebung größerer Maſſen und beſonders das Aufſtreben eines gebildeten Mittelſtandes, der ſich ungern im Beſitz von Grund und Boden beſchränkt ſah — dieß Alles wirkte in der gleichen Richtung zuſammen. So belebte ſich das Selbſtgefühl der Einzelnen, das mit der Forderung der Rechtsgleichheit immer entſchiedener hervortrat und hiernach das Inſtitut der Majorate, die Bevorrechtung der einen vor den anderen Familiengliedern und die dinglichen Privilegien beſonderer Klaſſen, immer bitterer empfand. Für das, was man wünſchte und forderte, ſuchte und fand man einen Grund und eine Stütze in neuen

philanthrophiſchen Ideen und rationalökonomiſchen Anſichten, in vernunftrechtlichen und naturrechtlichen Principien. Darum griff von der materiellen, wie von der ideellen Seite des Lebens Manches ineinander, um in weitem Umfange die Aufhebung der Leibeigenſchaft durchzuſetzen; ſo wie die größere oder geringere Befreiung des Grundeigenthums theils von Grundlaſten, theils in Beziehung auf Erblichkeit, Veräußerlichkeit und Theilbarkeit. Sollte doch nicht mehr der Wille und die Thätigkeit der Menſchen von der todten Maſſe abhängen, ſondern dieſe dem freieren Willen und Geiſte unterworfen ſeyn. Fortan ging freilich die Theilung des Bodens und der Kultur ſchneller von ſtatten. Aber es iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß ſelbſt die Herrſchaft der früheren Feudalgeſetze dieſe größere Theilung nicht hatte verhindern können. Namentlich war dieß in Frankreich der Fall und man kann nicht in Abrede ſtellen, daß ſie hier, wo die Feudalherren aus Mangel an Einſicht und an Kapital ihren Grundbeſitz nicht gehörig benutzen konnten, bis zu einem gewiſſen Grade nothwendig und heilſam war. Auch in England, wo noch jetzt die Geſetze das Grundeigenthum ſtreng zuſammenzuhalten ſuchen, iſt doch in der neueſten Zeit einige Bewegung zu bemerken und wenigſtens die kleinere Kultur nicht völlig ausgeſchloſſen. Ja in Irland, wo das Eigenthum gleichfalls in größere Maſſen zerfällt und die Geſetze nicht weniger auf deſſen Zuſammenhaltung bedacht ſind, iſt die Zerſplitterung der Pachtungen und Kulturen ſelbſt bis zu einem äußerſten Uebermaße getrieben.

Auf dem Gebiete der Induſtrie tritt uns weſentlich derſelbe Gang der Entwicklung vor Augen. Wie früher der Grund und Boden in eine geringere Zahl von geſchloſſenen Gütern zerfiel, mit wenigen Eigenthümern und einer größeren Menge von mehr oder minder abhängigen Beſitzern und Bebauern; ſo hatte ſich die Gewerbsthätigkeit in einzelnen geſchloſſenen Zünften mit wenigen Meiſtern und einer größeren Zahl abhängiger Geſellen und Lehrlinge koncentrirt. Und wie die Grundſätze der Theilbarkeit, der Veräußerlichkeit und der Befreiung des Grundeigenthums ſich geltend machten; ſo hier, unter ähnlichen materiellen und geiſtigen Einflüſſen, die Zertheilung der Gewerbsthätigkeiten an eine größere Anzahl ſelbſtſtändiger Meiſter, in Folge des herrſchend werdenden Prinzips der Gewerbsfreiheit. Indem nun ein vielſeitiger

Wetteifer geweckt und den industriellen Neigungen und Anlagen ein freierer Spielraum geöffnet wurde, erwartete man auch hier nur vortheilhafte Folgen von der größeren Koncurrenz. Diese Erwartung scheint sich bis jetzt und im Allgemeinen gerechtfertigt zu haben, da wenigstens die industrielle Gesammtproduktion schnell gestiegen ist. Mit der gesetzlichen Anerkennung des Prinzips der Gewerbsfreiheit, ging natürlich jene Vertheilung an eine größere Zahl von Gewerbtreibenden rascher vor sich. In Frankreich ist zum Beispiel die Zahl der selbstständigen Meister in den verschiedenen Handwerken, von 791,500 im Jahr 1802 bis auf 847,100 und 1,118,500 in den Jahren 1817 und 1832 gestiegen. Immer gilt jedoch auch hier, daß der Zunftverband durch die Veränderungen im Betrieb der Arbeit, durch den wachsenden Zudrang zu den Gewerben und durch eine unvermeidliche Konkurrenz, schon in sich selbst zerfallen und gelockert war, ehe die Gesetzgebung in größerem oder geringerem Umfange das Prinzip der freien Konkurrenz ausdrücklich anerkannte. Endlich hätte im Handel, selbst ohne gesetzliche Auflösung oder Lockerung des kaufmännischen Zunftverbandes, eine größere Zerlegung schon darum nothwendig eintreten müssen, weil eine Zerlegung des Grundbesitzes und der Gewerbe statt hatte und jeder Landwirth und Gewerbsmann wenigstens mit seinen eigenen Erzeugnissen zugleich als Handelsmann auftritt. Indem man aber im Inneren der Staaten und Staatenvereine die Gewerbfreiheit anerkannte, oder wenigstens die Beschränkungen derselben theilweise aufhob, glaubte man der einheimischen Industrie, gegenüber dem Auslande, um so mehr einen gewissen Schutz schuldig zu seyn. So haben sich denn in der neueren Zeit die Mauthanstalten in noch größerem Umfange über Europa verbreitet, als vor der französischen Revolution der Fall war. Wenigstens wurde die Nothwendigkeit eines Schutzes der inneren Produktion überall als Grund für die Errichtung solcher Anstalten vorangestellt, wenn gleich finanzielle und fiskalische Rücksichten keineswegs ohne Einfluß blieben.

Fragen wir nun nach den Folgen dieser Veränderungen in der Gesetzgebung, so scheinen hier Thatsachen gegen Thatsachen zu sprechen. Ueber die Wirkungen der neueren preußischen Gesetze zur Auseinandersetzung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse und zur Theilung der Gemeinheiten sind bekanntlich abweichende

Meinungen laut geworden. In der preußiſchen Lauſitz ſollen, nach den Schilderungen des Fürſten Pückler-Muskau daraus manche Nachtheile entſpringen, weil die Vertheilung der Ländereien nicht mehr die zweckmäßigſte Art der Kultur geſtatte. Nach anderen und ſehr übereinſtimmenden Mittheilungen aus den übrigen Provinzen werden dagegen beſſere Kultur, Ausdehnung und Verbeſſerung des Viehſtandes, ſo wie Verminderung der Produktionskoſten als die heilſamen Folgen derſelben Geſetze bezeichnet. In Frankreich ſahen wir die Theilung hie und da auf einen äußerſten Punkt getrieben. Gleichwohl iſt ſeit der neuen Legislation, wodurch dieſelbe begünſtigt wird, die ſchon von A. Young für allzu hoch gehaltene Bevölkerung um 8 bis 9 Millionen geſtiegen, während ſich die Subſiſtenzmittel noch ſchneller, als die Population vermehrt haben. Auch iſt das Volk nach der Revolution beſſer gekleidet und genährt, und trotz der größeren Dichtigkeit der Population ſind die Wohnungen geräumiger geworden. Ja man hat bemerkt, daß im Durchſchnitte da, wo die Vertheilung des Bodens am größten iſt, noch zur Zeit zugleich die Fortſchritte der Kultur am bedeutendſten ſind. In den kulturfähigen Theilen der Landes von Bordeaux, wo das Eigenthum einigen wenigen Familien gehört, und der Landbau von den als Taglöhnern zu betrachtenden Pächtern und Weingärtnern betrieben wird, ſteht dieſer auf der niedrigſten Stufe. Im Departement der Haute-Vienne ſind nur in den Gegenden, wo ſich der Boden in den Händen kleiner Eigenthümer befindet, ſehr auffallende Verbeſſerungen bemerkbar, während ſonſt die Landwirthſchaft weit zurück iſt. Faſt durch ganz Nordfrankreich iſt der Boden vielmehr, als im Süden, getheilt. Gleichwohl iſt in den 32 Departementen, die nordwärts einer von Genf nach St. Malo gezogenen Linie liegen, der Reinertrag des Bodens faſt um das Zweifache ſtärker, als in den 53 Departementen des Südens. Die 13 Millionen Einwohner des Nordens haben eine dreimal ſtärkere Pferdezucht, als die 18 Millionen des Südens; und nur in der Rindviehzucht hat der Süden ein ganz kleines Uebergewicht. Nicht weniger haben andere Staaten, wo noch das Syſtem der Majorate und des großen Grundeigenthums überwiegt, eine ſehr dürftige landwirthſchaftliche Kultur. In Spanien, wo faſt überall der Weizen in vorzüglicher Güte gedeiht, wird er gleichwohl nicht in genügender Menge zum Bedarf des Landes

erzeugt, und im Durchschnitte ziehen hier die Grundeigenthümer kaum 1½ bis 2 Procent aus ihrem Besitzthume. Eine vortheilhafte Ausnahme machen nur Biscaya, Navarra, Murcia und Valencia, gerade diejenigen Provinzen, wo eine größere Vertheilung des Grundeigenthums und eine Verpachtung in kleineren Stücken statt hat. Aehnliches gilt unter der Herrschaft ähnlicher Gesetze von mehreren Theilen Italiens, wie von Sicilien, Sardinien und einigen Gegenden des Kirchenstaats u. A. Namentlich ist bekannt, daß in der Campagna die Verödung der Gegend und das ungesunde Klima, wodurch sich die verderbliche Wirkung der Mal'aria stets weiter ausdehnt, sehr nahe zusammenhängt mit der Vertheilung des Grundeigenthums unter eine kleine Zahl von Familien und geistlichen Korporationen, die ihre großen Ländereien nur als Weiden zu einer halbnomadischen Viehzucht zu benutzen wissen. Was sodann die größere Vertheilung der Gewerbsthätigkeiten betrifft, so fand man im preußischen Staate schon zu Ende des Jahres 1828 nach der damals aufgenommenen Gewerbstabelle in den 13 hauptsächlichsten Handwerken nicht weniger als 268,023 zünftige und unzünftige Meister, mit nur 129,892 Gehülfen. In den kleineren und mittleren Städten waren sehr viele Meister, die in ziemlich armseligen Umständen lebten, so daß auf je 100 nur 58 Gehülfen kamen. Aber selbst in den ansehnlichsten Städten war das Verhältniß der Meister zu den Gehülfen nur wie 100:117. Die preußische Staatszeitung hatte um jene Zeit auf dieses Mißverhältniß hingewiesen, doch zugleich hervorgehoben, daß es ebensowohl in den Provinzen herrsche, wo der Zunftverband längst aufgehoben sey, als da, wo er noch mehr oder weniger besteht. In Großbritannien, im Lande der größten Schöpfungen der Industrie, bestehen freilich noch in den meisten Städten Korporationen verschiedener Handwerker und zunftartige Einrichtungen. Dennoch haben die Gegner der Gewerbfreiheit nicht Ursache, sich ohne weiteres auf dieses Beispiel zu beziehen, da gerade in den Städten, wo kein Korporationswesen besteht, wie in Birmingham, Manchester u. a. die große Fabrikation ihre höchste Ausdehnung gewonnen hat. Sehen wir endlich durch alle Staaten, die ihre Produktion unter den Schutz von Mauthen gestellt, daß Industrie und Handel sich gehoben haben, wie dies im Gebiete des deutschen Handelsvereins besonders bemerkbar wurde, so lassen sich diesen Staaten

etwa die induſtriellen Kantone der Schweiz gegenüberſtellen, wo bei ſonſt nicht ſehr günſtigen Verhältniſſen, unter der Herrſchaft des Prinzips der Handelsfreiheit gegen außen, der Aufſchwung wenigſtens ebenſo groß, wenn nicht größer, geweſen iſt.* Gewiß kann es nur von Vortheil ſeyn, die in einem Volke noch ſchlummernden induſtriellen Kräfte zu wecken und heranzubilden. Darum wird es in einem Lande, wo die landwirthſchaftliche Klaſſe im Verhältniſſe zum kulturfähigen Boden groß genug, oder überflüſſig groß iſt, einer umſichtigen Politik wohl angemeſſen ſeyn, dieſen überflüſſigen Theil der Bevölkerung und den weiteren Zuwachs derſelben vorzugsweiſe auf induſtrielle Thätigkeit hinzulenken. In dieſem Falle läßt ſich die Mauthanſtalt einer großen und wirkſamen Maſchine vergleichen, welche durch die ökonomiſchen Vortheile, die ſie der inländiſchen Induſtrie gewährt, dieſe ſelbſt in die Höhe hebt. Allein davon abgeſehen, daß eine wirkſame Maſchine noch nicht die wirkſamſte iſt, und daß eine direkte Begünſtigung einzelner Gewerbszweige, ſtatt der indirekten durch Mauthanſtalten, vielleicht ähnliche oder bedeutendere Erfolge erzeugen könnte, iſt man auch ſonſt geneigt, der Zollgeſetzgebung der verſchiedenen Staaten einen allzu großen Einfluß einzuräumen. Man ſchreibt wohl nicht ſelten auf ihre Rechnung, was zum großen Theile auf ganz anderen Gründen und Verhältniſſen beruht. Vor Allem liegt es ſehr in der Natur der Sache, daß ſich mit der Zunahme der Bevölkerung eines Landes größere Kräfte und zahlreichere Talente den verſchiedenen Zweigen der Produktion zuwenden, und daß ſich dieſe um ſo mehr erweitert und vervollkommnet, als ſich von der einmal genommenen Baſis aus leichter fortbauen läßt. Vergleicht man alſo die materielle Kultur eines Landes in zwei Perioden der Freiheit und der Beſchränkung des Handels, ſo mag immerhin in dieſer letzteren Periode die Produktion ſelbſt in ſtärkerem Verhältniſſe, als die Bevölkerung, zugenommen haben. Allein darum iſt noch nicht der Schluß gerechtfertigt, daß dieſe Steigerung der Produktion das Reſultat ihres Schuzes durch Mauthanſtalten ſey. Ueberdieß iſt die Beförderung beſonderer Zweige der Induſtrie durch Zollgeſetze und Handelsbeſchränkungen noch

* Bowring: Bericht über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz. Zürich 1837.

nicht als reiner Gewinn für die Gesammtproduktion zu betrachten, da sich diese *ohne* jene speciellen Begünstigungen vielleicht in *anderen* Zweigen um so mehr gehoben hätte.

Dagegen beruft man sich häufig auf die besonders starke Produktion in Großbritannien, wo Industrie und Ackerbau durch strenge Zollgesetze geschützt sind, während überdieß die Legislation einer größeren Vertheilung des Grundeigenthums entgegengewirkt. Ohne Zweifel hat diese Vertheilung des Bodens unter eine nicht sehr große Zahl von Besitzern dazu beigetragen, daß sich keine überflüssig große Menschenkraft auf den Ackerbau gelegt hat; daß sich verhältnißmäßig um so größere Kräfte der Industrie und dem Verkehr zuwenden konnten und mußten; daß die Steigerung von Gewerbfleiß und Handel auch die landwirthschaftliche Kultur gehoben hat. Wenn wir aber in Irland, unter einer wesentlich gleichen Gesetzgebung, *ganz andere* Verhältnisse der Produktion erblicken; wenn wir uns erinnern, wie lange genug auch in England ein sehr einseitiges Merkantilsystem herrschend war, wonach die Ausfuhr von Getreide, so wie von Gold und Silber verboten wurde, wodurch der Zinsfuß auf ein Maximum gestellt werden sollte u. dgl., so mag man billig zweifeln, ob die Produktion *durch* die Gesetzgebung oder *trotz* ihr die jetzige Höhe erreicht hat. Jedenfalls wird man den ausdauernden Unternehmungsgeist und den reichen Erfindungsgeist der Nation, die oceanische Lage und Begrenzung des Landes, seinen natürlichen Reichthum an zahlreichen Mitteln des Handels und der Industrie, den Besitz großer Kolonien, den durch Verfassung und Institutionen begünstigten Sinn für persönliche Selbstständigkeit und die dadurch mögliche freie Entwicklung aller Anlagen in besonderen Anschlag zu bringen haben. Man wird dem Allen selbst weit mehr zuschreiben müssen, als gerade der besonderen Weisheit der die materielle Produktion unmittelbar betreffenden Gesetzgebung, wenn dieser auch vor der Handelsgesetzgebung mancher anderen Staaten schon vor längerer Zeit der einiger Vorzug gebühren mochte.*

Bei dem Allen ist übrigens nicht in Abrede zu stellen, daß eine fortgesetzte Theilung der produktiven Kräfte zum Nachtheile führen müßte, wenn auch bis jetzt diese Nachtheile noch nicht überall

* Wie z. B. vor der früheren französischen Gesetzgebung mit ihren innern Mauthen und ihren noch weit zahlreicheren Ausfuhrverboten.

fühlbar hervortreten. So wird im Landbaue die gartenmäßige Kleinkultur doch immer nur in beſchränktem Umfange möglich bleiben. Jedenfalls würde die allzu große Zerſtücklung, die ſchon durch die nothwendige Begrenzung der einzelnen Parcellen nicht nur bedeutende Räume der Kultur entzieht, einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Zeit und Mühe erfordern. Sie würde in weiteren Stadien ſelbſt die Anwendung des Pflugs, der erſten landwirthſchaftlichen Maſchine zur Abkürzung der Arbeit, unmöglich machen und noch weniger eine zweckmäßige Verbindung des Ackerbaus mit der ihm zum nothwendigen Vehikel dienenden Viehzucht zulaſſen. Nicht weniger würde in der gewerblichen Produktion eine fortgeſetzte Theilung der Arbeit unter eine wachſende Zahl ſelbſtſtändiger Meiſter, die ohne Verbindung unter ſich und für keinen gemeinſamen Zweck arbeiten, zum Schaden führen. Das Reſultat der Induſtrie im Ganzen, alſo der Nationalwohlſtand, würde ſich dann verkürzen und verkümmern, weil dadurch das ſo wichtige Hand in Hand Arbeiten wegfiele, das bei einem Meiſter mit mehreren Gehilfen immer ſchon bis zu einem gewiſſen Grade möglich iſt. Das ſogenannte Syſtem der freien Konkurrenz hat alſo an ſich nur eine überwiegend negative Bedeutung. Es bezeichnet die Auflöſung der früheren Aſſociationen von ſächlichem und perſönlichem Vermögen, wie dieſe in den größeren Gütercomplexen und im Verbande zwiſchen Grundherren und Bauern, ſo wie in den zunftartigen Korporationen mit ihren genau gegliederten Verhältniſſen von Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen, zum Vorſchein gekommen waren. Aber auch dieſe Auflöſung birgt den Keim eines neuen Lebens, und ſelbſt die Mißſtände und Nachtheile einer allzu weit getriebenen Iſolirung haben ſchon jetzt zu neuen Aſſociationen gedrängt und werden ihrer mehr und mehr hervorrufen. Iſt doch die größere Vertheilung des Grundeigenthums mit einer weiteren Zerſtücklung der Kultur nicht nothwendig verbunden, da ſich durch Pachtungen aus den kleineren Beſitzthümern größere Landwirthſchaften bilden laſſen; oder da wohl auch eine Mehrheit von Eigenthümern zur gemeinſchaftlichen Ausbeutung größerer Flächen ſich vereinigen kann. Schon jetzt haben in mehreren Kantonen Frankreichs, wo die Zerſtücklung des Bodens beſonders groß iſt, die Bauern angefangen, ihre kleineren Parcellen an größere Eigenthümer oder größere Pächter zu

verpachten und daraus um so mehr Nutzen zu ziehen, da sie zugleich als Taglöhner arbeiten. Auch sind bereits zur gemeinsamen Ausbeutung größerer Güter hie und da Gesellschaften en commandite auf Aktien gegründet worden. Nicht weniger ist für die Industrie schon jede Manufaktur und Fabrik eine solche umfassendere Verbindung eines größeren sächlichen Vermögens mit zahlreichen und vielartigen intellektuellen Fähigkeiten und technischen Fertigkeiten zu einem gemeinsamen Zwecke der Produktion. Werden also über die neueren Verhältnisse des Besitzes und Erwerbs manche und wohl auch begründete Klagen laut, so erklären sie sich zum Theil daraus, daß wir uns auf der Uebergangsstufe rasch eingetretener Veränderungen befinden, wo jene größeren Verbindungen noch nicht zahlreich genug entstehen konnten, und wo die Reorganisation neuer Associationen mit der Zersetzung der sonst verbunden wirkenden produktiven Kräfte gleichzeitig statt hat.

In so weit nun die Gesetzgebung mehr oder weniger die früher entstandenen Associationen der produktiven Kräfte zu erhalten sucht, äußert sie allerdings ihren Einfluß auf die Veränderungen im Organismus der Arbeit. Der Charakter dieser Letzteren ist jedoch unter den verschiedensten Legislationen wesentlich derselbe geblieben. Er zeigte sich durchweg in der zahlreicheren Theilnahme einer wachsenden Menschenmenge an den industriellen und kommerziellen, als an den landwirthschaftlichen Beschäftigungen, so wie in der zunehmenden Unterwerfung der äußeren Naturkräfte unter den Willen der Menschen. Darum läßt sich behaupten, daß der Geist der verschiedenen Gesetzgebungen weniger die Art jener Veränderungen bedingen hilft, als nur den Umfang derselben und die Größe der Wirkungen, die aus ihnen entspringen.

Diese Wirkungen bestehen übrigens nicht bloß in einer größeren und vielartigeren Produktion, sondern sie greifen noch in vielfach anderen Beziehungen ebenso tief in die materielle als ideelle Seite des socialen Lebens ein. So hat die erleichterte Produktion auch die Folge, daß sich das quantitative Verhältniß der verschiedenen Arten von Konsumtibilien unter sich, so wie die Qualität derselben verändert. Unter der Regierung Heinrichs VIII. in England erntete man noch kaum so viel Weizen, als für den Tisch des Adels ausreichte; die Dienerschaft und untern Volksklassen mußten sich mit Roggen, Gerste und Hafer begnügen.

Dieß dauerte bis unter Karl I. Zur Zeit der Revolution hob ſich der Ertrag des Weizenbaues ſchon auf etwa 1,750,000 Quarters. Doch gab es nach Ch. Smith im Jahr 1760, bei einer Bevölkerung von etwa 6 Millionen noch 888,000, die ſich nur von Roggenbrod nährten. Dieſe Zahl iſt jetzt bis auf 55,000 geſunken. In Schottland, wo man zu Ende des amerikaniſchen Kriegs nur Hafer- und Gerſtenbrod kannte und jetzt allgemein Weizenbrod verzehrt, war die Veränderung in der Beſchaffenheit dieſer Nahrungsmittel wenigſtens ebenſo groß. Wir ſehen alſo, wie ſich im Streben von unten nach oben ſelbſt der Geſchmack der unteren Klaſſen mit dem der höheren Stände gleicher geſtellt, und die Mittel ſeiner Befriedigung gewonnen hat. In ähnlicher Weiſe hat der Aufſchwung der Baumwollefabrikation die Konſumtion der Fabrikate aus Baumwolle vermehrt und hiernach auf den Verbrauch von Leinwand, Wolle u. dgl. ſeinen Einfluß geäußert. Aber auch die Beſchaffenheit der Waaren derſelben Art wird eine andere durch die Veränderungen im Organismus der Arbeit und namentlich durch die Anwendung des Maſchinenweſens. Nur durch Ausſchließung der Menſchenkraft iſt es möglich geworden, von einem Pfund Baumwolle, 3 Schill. 8 Pence an Werth, 350 Zaspeln zu ſpinnen von 294,000 Yards oder 167 engliſchen (36 deutſchen) Meilen Länge, und von einem Handelswerthe von 25 Guineen. Ueberhaupt liegt es in der Natur der Sache, daß ſich die Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der Maſchinenarbeit durch Menſchenhände nicht anders erreichen ließe, als wenn der Menſch ſelbſt zur Maſchine würde. Allein ſogar um den Preis einer gänzlichen Abſtumpfung ſeines Geiſtes werden ſich Verſtand und Gefühl nicht völlig aus ihm vertreiben laſſen. Er iſt dennoch tauſend Senſationen unterworfen, und bleibt darum eine unvollkommene Maſchine, auch wenn er ſeine ganze Kraft auf die Ausbildung einer einzigen mechaniſchen Fertigkeit verwenden müßte.

Noch wichtiger ſind die Veränderungen im Preiſe der Waaren und der Arbeit. Früher, da noch die Landwirthſchaft auf minder rationelle Weiſe betrieben wurde; da man noch weniger gelernt hatte, ſich gegen nachtheilige Wechſelfälle zu ſichern; da noch die Kommunikationsmittel unvollkommener waren und darum jeder partielle Mißwachs fühlbarer wurde, weil der Mangel der einen Gegend durch den Ueberfluß der anderen minder leicht gedeckt

werden konnte — war zugleich der Preis des Getreides viel schwankender. Unter der Regierung Heinrichs III. wechſelte er in England vom Einfachen bis zu mehr als dem Siebenfachen; jetzt gehört es zu den Seltenheiten, wenn die höchſten Preiſe das Doppelte der niedrigſten erreichen. Der mittlere Preis betrug damals etwa die Hälfte des gegenwärtigen, während der des Fleiſches, bei dem unverhältnißmäßig großen Umfange der Viehzucht, acht Mal geringer als jetzt war. Noch auffallender ſind die Werthveränderungen der induſtriellen Erzeugniſſe. Namentlich gilt dieß von der Baumwollefabrikation, welche die merkwürdigſte Umwälzung erfahren hat, und dieß zumal in dem Lande, wo dieſe Fabrikation am höchſten getrieben iſt, in Großbritannien. Im Durchſchnitte haben ſich hier ſeit 45 Jahren die Preiſe der Baumwollenzeuge um $^{11}/_{12}$ vermindert, und nach Marſhalls Berechnungen wird das gleiche Quantum von Fabrikation, wofür noch im Jahre 1814 16 Schillinge bezahlt wurden, jetzt um 1 Schill. 10 d. geliefert.

Da zugleich die größere Wohlfeilheit dieſer induſtriellen Erzeugniſſe die Konſumtion ſowohl im Inlande, als den Markt im Auslande bedeutend vergrößerte, ſo hängt damit zuſammen, daß ſich in Großbritannien die Zahl der Arbeiter in Baumwolle nach Einführung der Maſchinen nicht nur nicht vermindert hat, ſondern daß ſie von 40,000 auf $1\frac{1}{2}$ Millionen geſtiegen iſt. Was ſodann den Verdienſt der Unternehmer und Arbeiter betrifft, ſo hat ſich durch die wachſende Konkurrenz unter den Fabrikherren der Gewinnſt derſelben, im Verhältniſſe zur Quantität der Erzeugniſſe, die ſie liefern, nothwendig vermindert. In den Jahren 1820—33 iſt der Bruttogewinn des Fabrikanten in Mancheſter für ein Stück Calico von 4 Schill. $1\frac{1}{3}$ d. auf 1 Schill. 9 d. gefallen. Aber zur Einbringung dieſes Verluſtes iſt der Umfang der Fabrikation um ſo mehr erweitert worden. Der Lohn der Arbeiter dagegen iſt beträchtlich geſtiegen, ungeachtet ihrer größeren Zahl und Konkurrenz. Nur die Handweber, die ſich zu der neuen Beſchäftigung, welche das Maſchinenweſen nothwendig machte, nicht verſtehen wollten oder konnten, haben bei der induſtriellen Umwälzung verloren und ſind in traurigen Zuſtand gerathen. Im Durchſchnitte aber hat ſich der Arbeitslohn vervierfacht, und dieß iſt nicht bloß eine nominelle Erhöhung deſſelben. Der durchſchnittliche Wochenlohn eines Arbeiters in Baumwolle beträgt nämlich in

England 10 Schill., in Schottland 8 Schill. 1 d. Ein Pfund Brod kostet 1½ Pence, ein Pfund Fleisch 5½, 3 Pfund Kartoffel 1 Penny, und ein Sack feines Weizenmehl 44 Schilling. Hiernach kann ein Einzelner mit 8 Pence täglich sich vollständig nähren, selbst bei täglichem Genusse von Fleisch und Bier. Für jenen Wochenverdienst werden freilich jeden Tag 12—13 Stunden Arbeit vorausgesetzt. Uebrigens ist sowohl die Zahl der Arbeitsstunden, als der Arbeitsverdienst in den letzten 24 Jahren wesentlich unverändert geblieben, und die Steigerung des letzteren fällt also hauptsächlich in die erste Zeit der Einführung des Maschinenwesens. Zwar hat in der neuesten Zeit wieder einige Verminderung des Arbeitslohns statt gehabt, aber doch nur in dem Verhältnisse, als zugleich der Preis der ersten Lebensbedürfnisse abschlug. Auch in Frankreich ist seit einem Jahrhunderte der Arbeitslohn wenigstens nicht geringer geworden. Ein männlicher erwachsener Fabrikarbeiter erwirbt im Durchschnitte 2 Fr. 6 Cent.; in den nördlichen Departements 2 Fr. 26 Cent., in den südlichen nur 1 Fr. 89 Cent. Dieß ist ungefähr eben so viel, als nach den von Vauban zu seiner Zeit angestellten Berechnungen, wenn man den früheren und den gegenwärtigen Preis des Getreides in Anschlag bringt.* Analysiren wir überhaupt den Akt der Produktion, so finden wir, daß er stets auf der Vereinigung und Wechselwirkung sächlicher und persönlicher Kräfte beruht, wovon jene, so weit sie einen bestimmten Werth in Handel und Wandel haben, einem in bestimmten Summen ausdrückbaren sächlichen Vermögen entsprechen. Da sich ferner bemerken läßt, daß im Vergleiche mit früheren Jahrhunderten durch die Vermehrung der Kapitalien und die größere Konkurrenz unter den Kapitalisten überall der Zinsfuß gefallen ist, so ist hiernach das zur Produktion erforderliche sächliche Vermögen im Ganzen wohlfeiler geworden. Auf der anderen Seite haben wir gefunden, daß sich der Taglohn oder der Arbeitsverdienst vergrößert oder wenigstens nicht vermindert hat. Daraus ergibt sich also die sehr interessante Thatsache, daß

* Der Arbeitslohn ist in Frankreich etwas höher, als in Deutschland; aber auch die Arbeiter sind höher besteuert und die Lebensbedürfnisse theurer. Noch weit größer ist der Verdienst eines Handwerkers in den vereinigten Staaten von Nordamerika. A. von Humbold schätzte ihn im Durchschnitte auf 3½ — 4 Fr.

das persönliche Vermögen, oder der Inbegriff der zum Zwecke der Produktion thätigen persönlichen Kräfte verhältnißmäßig im Werthe gestiegen ist. *

Von nicht geringerem Einflusse ist die Entwicklung des Organismus der Arbeit auf das ganze Verhältniß der körperlichen Thätigkeiten und sinnlichen Genüsse zu der intellektuellen Arbeit und zur Befriedigung wachsender geistiger Bedürfnisse. Im Einzelnen wie im Großen, bei Individuen wie bei Nationen, treten diese geistigen Thätigkeiten und Bedürfnisse in höherem Maße erst hervor, wenn den Ansprüchen des sinnlichen Lebens bis zu einem gewissen Grade genügt ist. Muß doch vor Allem ein Volk, damit es sich geistig freier ausbilden könne, nicht mehr in der beständigen Sklaverei seiner körperlichen Bedürfnisse stehen, nicht mehr der immer dienstbare Leibeigene des Leibes seyn. Mit anderen Worten, es muß ihm vor Allem Zeit bleiben, auch

* Die Nationalproduktion kann sich in stärkerem Verhältnisse, als die Bevölkerung vergrößern und es kann selbst das Durchschnittseinkommen aller Klassen der Gesellschaft zunehmen, während gleichwohl die Unterschiede und verhältnißmäßigen Abstände des Einkommens bedeutender werden und der Gegensatz des Reichthums und der Armuth greller hervortritt. Der Grund davon liegt darin, weil die Produktion neuer und zahlreicherer Gegenstände des materiellen Verbrauchs zugleich neue Bedürfnisse, Gelüste und Ansprüche an materiellen Genuß erzeugt; weil sich diese Bedürfnisse bei den ärmeren Klassen in noch höherem Maße vergrößeren können, als die Mittel ihrer Befriedigung; weil also die relative Armuth zunehmen kann, obgleich die absolute sich vermindert. Dies ist wirklich in neuerer Zeit der Fall. Es zeigt sich in der oft so feindseligen Stellung der Arbeiter zu den Kapitalisten und Arbeitsherren, besonders in den Staaten mit großer Fabrikation, wie in Großbritannien, Belgien und einigen Gegenden Frankreichs, wo die größere und mannichfachere Produktion auch mannichfachere Bedürfnisse und Ansprüche erzeugt. Noch andere Nachtheile haben sich bis jetzt an die große Fabrikation geknüpft. Sie sind meistens eine Folge der Isolirung und der Entgegensetzung der Interessen der Arbeiter und Arbeitsunternehmer. Auch haben sich Produktion und Konsumtion noch in kein festeres Gleichgewicht gesetzt, wonach zeitweise Ueberproduktion in einzelnen Zweigen der Industrie und vielfache ökonomische Schwankungen entstehen. Alle diese Zustände und Mißstände hängen indeß nicht dauernd und unvermeidlich mit dem Organismus der Arbeit und seinen nothwendigen Wirkungen zusammen, und fallen darum außer den Bereich dieser Betrachtung.

geistig schaffen und geistig genießen zu können. Die Fortschritte im Organismus der Arbeit gewinnen ihm diese Zeit. Verrichtet doch jetzt, bei neuen Triebkräften und bei einem verbesserten Maschinenwesen, ein einziger Arbeiter in den Baumwollefabriken nicht selten das Werk von hundert, ja von 250—350 früheren Arbeitern. Aehnliche Resultate, wenn gleich nicht in demselben Umfange, sind in allen Zweigen der Produktion zu gewahren; als nothwendige Folge davon, daß die äußeren Naturkräfte mehr und mehr zur Theilnahme an der menschlichen Arbeit gezwungen worden. War nun früher, zur Abfindung der leiblichen Bedürfnisse, ein Aufwand von Zeit und menschlicher Kraft erforderlich, der sich später etwa um die Hälfte vermindert hat; so ist zugleich, ohne irgend eine Einbuße an sinnlichem Wohlbehagen, der Spielraum für geistiges Schaffen und Genießen um so viel erweitert worden. Und so müssen wir denn anerkennen, daß sich die Nationen, mit den Fortschritten in der materiellen Produktion, zugleich eine neue Welt des Geistes erobern.

Die bisherigen Betrachtungen haben nur die allgemeinen Verhältnisse des materiellen und geistigen Daseyns und Lebens ins Auge gefaßt. Aber auch die sehr wichtige Frage nach den individuellen Einflüssen ist zu beantworten; also nach den Wirkungen, welche der veränderte Betrieb der Arbeit auf den einzelnen Arbeiter, auf seine leibliche und geistige Gesundheit und Ausbildung äußern mag? Ueber diese persönlichen Vortheile oder Nachtheile der großen Fabrikation finden sich nun anscheinend sehr widersprechende Ansichten. Eine Kommission, die vor sieben oder acht Jahren zur Untersuchung des englischen Fabrikwesens niedergesetzt war, hatte den geistigen und sittlichen Zustand der Arbeiter als höchst ungünstig geschildert. Neuere Untersuchungen verschiedener Sachverständigen stellten ihn dagegen in viel günstigerem Lichte dar. Darin liegt an sich kein Widerspruch; können doch da und dort die einzelnen Angaben ganz richtig seyn, da sie sich auf verschiedene Stadien der industriellen Entwicklung beziehen. Die eigentlich große Fabrikation reicht noch nicht viel über ein Menschenalter hinaus und bei ihrem raschen Wachsthume mag schon der Verlauf weniger Jahre bedeutende Unterschiede zum Vorschein bringen. Für eine richtige Einsicht muß man also die Uebergänge zu den verschiedenen Betriebsarten und das

Eigenthümliche was sie darbieten, nicht aus den Augen verlieren. Der Uebergang von der zusammengesetzten Handarbeit setzt eine Zerlegung derselben in ihre einfachen Operationen voraus. Nun wird aber zunächst nur *ein Theil* der einförmig wiederkehrenden Operationen den Maschinen, ein anderer Theil aber den Menschen anheimfallen. Nach der Natur der Sache und nach übereinstimmenden Erfahrungen ist eine solche anhaltend einförmige Thätigkeit ebenso nachtheilig für Geist, als Körper; und so müssen denn bei dieser *Verbindung* des Maschinenwesens mit der bloßen Theilung der Arbeit unter zahlreichere Menschenhände auch noch alle Nachtheile der letzteren zum Vorschein kommen. * Diesen großen Unterschied aber, wie weit die Menschen *durch* Maschinen, oder wie weit sie als Maschinen arbeiten, hat man nicht immer berücksichtigt und nur schwer berücksichtigen können. Ueberdies gab die *große* Industrie Gelegenheit, alle nachtheiligen Einflüsse in Masse zu bemerken, die sich bei der Vereinzelung der Arbeit zerstreuen und dem Auge entziehen mußten. Daraus erklärt es sich, daß man dem Maschinenwesen gar Manches zur Last gelegt hat, was durchaus nicht auf seine Rechnung fällt. Gerade dessen höhere Vervollkommnung muß vielmehr jene Nachtheile mehr und mehr beseitigen, wie sich schon von vorn herein aus einer näheren Betrachtung der Entwicklung der produktiven Thätigkeiten ergibt und uns schon hie und da durch die Erfahrung bestätigt wird. Es gibt einige Bezirke in England, namentlich in Lancastershire, wo man bereits in der Anwendung des Maschinenwesens so weit gekommen ist, daß dadurch den Arbeitern so ziemlich *jede* einförmige, geistig und körperlich ermattende Arbeit abgenommen ist. So wird ihnen in vielen Fabriken sogar das ermüdende Treppensteigen erspart, da sie durch eine mechanische Vorrichtung schnell und sicher von einem Stockwerke in's andere gehoben werden. Hier nimmt die Thätigkeit der Einzelnen schon einen freieren und geistigeren Charakter an, indem namentlich die Operationen der

* Doch werden auch diese Nachtheile meistens wohl allzu hoch angeschlagen. Wenigstens finden wir gerade in solchen Staaten, wo der Gewerbfleiß am meisten entwickelt und die industrielle Bevölkerung besonders hoch gestiegen ist, eine sehr starke Verminderung der Sterblichkeit. Diese Verminderung hat in Belgien, Frankreich und Großbritannien, während der letzten 86, 60 und 100 Jahre, je 44—38 und 47% betragen.

Arbeiter wieder mannichfaltiger werden. Und hier hat man denn wahrgenommen, daß dieſe Arbeiter keineswegs eine bloß einſeitige Abrichtung erlangen, die ſie für jede andere Thätigkeit untüchtig macht, ſondern daß ſie leicht, mit großer Gewandtheit und Anſtelligkeit, von einer Beſchäftigung zur anderen übergehen. Die früheren Handſpinner dagegen waren durch die Maſchinenſpinnereien beſonders darum in harten Nothſtand gerathen, weil ſie durch ihre frühere Art der Arbeit für jedes andere Geſchäft untauglich geworden waren. Aehnliche Bemerkungen laſſen ſich in hundert anderen Fällen machen. Der Arbeiter in einem durch Waſſer oder Dampf getriebenen Eiſenhammer nimmt in kürzerer Zeit eine viel größere Menge vielartiger Operationen vor, die alle ſein Urtheil und ſeine Aufmerkſamkeit in gewiſſem Grade in Anſpruch nehmen, als etwa der Schmied, der ſeinen Hammer ſelbſt führt. Zu den zweckmäßigſten Maſchinen gehören unſere Waſſermühlen. Und wie mannichfaltig ſind die Beſchäftigungen des Müllers, der auf den Gang ſeiner Maſchine zu achten, dort Getreide aufzuſchütten, hier Mehl abzuſondern hat u. ſ. w.; im Vergleiche mit der einförmigen, geiſtig und leiblich abſpannenden Thätigkeit desjenigen, der auf einer Handmühle ſein Korn zu mahlen gezwungen war. In dem Maße aber, als ein ausgebildeteres Maſchinenweſen die einförmig mechaniſchen Arbeiten dem Menſchen abgenommen hat und hierdurch ſeine Thätigkeit freier und mannichfaltiger geworden iſt, wird ſie zugleich der geiſtigen und leiblichen Geſundheit zuträglicher ſeyn. Mit daraus mag es ſich erklären, daß gerade in den Gegenden Englands, wo die Induſtrie den höchſten Grad der Ausbildung erreicht hat, die Sterblichkeit eher noch geringer iſt, als in den Ackerbau treibenden und gemiſchten Bezirken. Von 1821—31 war das Verhältniß in dieſen wie 1:55,9 und wie 1:51,8; dagegen in den Grafſchaften, die hauptſächlich Eiſen und Baumwolle verarbeiten, wie 1:54,9 und wie 1:65.* Schon dieſe Verhältniſſe ſcheinen alſo

* Die neueſte Volkszählung in England weiſt zwar wieder auf eine größere Sterblichkeit bei der induſtriellen Bevölkerung hin. Daraus ſind jedoch zum Nachtheile des Maſchinenweſens durchaus keine Schlüſſe zu ziehen, weil der Unterſchied der induſtriellen Betriebsart, das Verhältniß des Manufakturweſens zur eigentlichen Fabrikation durch Maſchinen, nicht berückſichtigt worden iſt.

darauf hinzuweiſen, daß zwar die größere Induſtrie in ihrem Anfange, aber keineswegs in ihrem Fortgange und auf ihren höheren Stufen für die Geſundheit und überhaupt für die ganze individuelle Entwicklung von nachtheiligem Einfluſſe iſt.

Zur Bemeſſung aller Wirkungen des veränderten Betriebs der Arbeit iſt endlich noch deſſen Einfluß zu beachten auf die ſociale Stellung der verſchiedenen Altersklaſſen und Geſchlechter, der Bewohner von Stadt oder Land, und der Geſammtheit des Volkes zum Staate und zu den Organen der Staatsgewalt. In dem Maße, als im Fortgange der induſtriellen Entwicklung die einen größeren Aufwand von Körperkraft erfordernden harten Arbeiten den äußeren Naturkräften zugefallen ſind, haben Kinder verſchiedener Altersklaſſen an der induſtriellen Produktion größeren Antheil nehmen können. In den von Dampf oder Waſſer getriebenen engliſchen Spinnereien arbeiteten im Jahr 1835: 20,558 Kinder zwiſchen 8—12 Jahren; 35,867 zwiſchen 12—13 und endlich 108,208 zwiſchen 13—18 Jahren. Hier ſtoßen wir nun auf offenbare und höchſt verderbliche Mißbräuche, die auch in dem früheren Berichte einer vom Parlament ernannten Kommiſſion unumwunden hervorgehoben und ſcharf gerügt worden ſind. Später glaubte man ſich zu überzeugen, daß die früheren Schilderungen höchſt übertrieben geweſen ſeyen; daß ſich die Kinder bei einer leichten mechaniſchen Arbeit ganz wohl befinden, und daß kein Nachtheil für ihre Geſundheit bemerkbar werde. Man mag dies bis zu einem gewiſſen Punkte zugeben, ohne doch in Abrede zu ſtellen, daß eine anhaltende und einförmig mechaniſche Beſchäftigung von 12 Stunden, mit kurzen Unterbrechungen, die Jugend der Fabriken geiſtig und leiblich verkrüppeln müſſe. Allein zugleich iſt nicht auſſer Acht zu laſſen, daß gerade die weiteren Fortſchritte der Mechanik, indem ſie dieſe einförmigen Beſchäftigungen dem Menſchen mehr und mehr aus der Hand nehmen, auch hierin wieder auf eine allmählige Beſeitigung jenes Mißſtandes hinwirken. Die weibliche Körperkraft wird von Gerſtner auf ⅘ der Manneskraft angeſchlagen. Regnier ſchätzt ſie im Durchſchnitte nur auf ⅔ und ſetzt ſie der Kraft eines Jünglings von 15 bis 16 Jahren gleich. Aus demſelben Grunde, warum die Kinder größeren Antheil an den induſtriellen Beſchäftigungen erhielten, war dies alſo bei dem weiblichen Geſchlechte der Fall.

Im Großherzogthum Baden, wo noch die große Induſtrie nicht ſehr heimiſch iſt, war im Jahr 1833 die Zahl der männlichen Gehilfen in den Fabriken 26,928, die der weiblichen nur 959; alſo das Verhältniß der Einen zu den Anderen etwa wie 27:1. In den engliſchen Spinnereien dagegen ſind nur 158,818 Männer und 196,818 Weiber beſchäftigt. Auf je 100 Arbeiter in den Baumwollefabriken der Grafſchaft Lancaſter kommen 103 Arbeiterinnen, und in Schottland ſogar 209. In den engliſchen Flachsfabriken von Leeds zählte man auf 100 männliche Arbeiter 147 weibliche; in Druden und an der Oſtküſte Schottlands ſogar 280. In den engliſchen Seidefabriken befinden ſich gleichfalls viele Arbeiterinnen; während in den Wollefabriken, die größere Körperkraft erfordern, mehr Männer angeſtellt ſind. Auch in den nordamerikaniſchen Baumwollefabriken waren im Jahr 1833 neben 18,593 Männern nicht weniger als 38,927 Weiber beſchäftigt. Durch die Veränderungen im Organismus der Arbeit iſt alſo dem weiblichen Geſchlechte ein weiterer Kreis von Erwerbsthätigkeit zugefallen. Mit daraus erklärt ſich die ſchon wiederholt gemachte Bemerkung, daß in Staaten von höherer induſtrieller Bildung, wie in Frankreich und mehr noch in England, die Frauen ſich mancherlei Berufsarten wählen, die ihnen in anderen Ländern, zum Theil auch in Deutſchland, durch Sitte und Gewohnheit noch verſchloſſen ſind. Wenn es aber hiernach die Folge einer fortſchreitenden induſtriellen Entwicklung iſt, daß die Frauen eine ökonomiſch ſelbſtſtändigere Stellung gewinnen, ſo ſehen wir, wie dadurch die beiden Geſchlechter in ihren ſocialen Verhältniſſen einander näher rücken; wie auch hier ein von Natur bedingter Gegenſatz zwar nicht verſchwinden kann, aber doch in ſeiner früheren Schärfe allmählig gemildert wird. Dies dürfte ſelbſt in ſittlicher Beziehung von Vortheil ſeyn. Werden doch bei dem Abſchluſſe der Ehen die bloß ökonomiſchen Rückſichten in dem Maße ſeltener entſcheiden, als die Frauen in den Stand geſetzt ſind, ſelbſtſtändiger für ihre Erhaltung zu ſorgen. So wird es in weiterem Umfange möglich werden, die freie Neigung des Herzens zu Rathe zu ziehen, wovon die Reinigung der Sitte und des Familienlebens ſo weſentlich abhängt.

Es wurde ſchon hervorgehoben, daß bei der verhältnißmäßig ſtärkeren Zunahme der induſtriellen und kommerziellen Bevölkerung,

ein Theil der letzteren auch auf dem Lande sich ausbreitet. Diese fortschreitende Durchmischung verschiedener Berufsarten muß nun wesentlich dazu beitragen, die grelleren Unterschiede zwischen Städtern und Landleuten, zwischen städtischer und ländlicher Bildung und Lebensweise, mehr und mehr auszugleichen. Dieß läßt sich besonders deutlich in den industriellen Bezirken Großbritanniens gewahren. Auch ist es sehr auffallend in der Schweiz, wie hier gerade in den industriellen Kantonen, so etwa im Kanton Zürich im Vergleiche zu den Urkantonen, oder in Appenzell-Außerrhoden im Vergleiche zu Innerrhoden, die Eigenthümlichkeiten des Landvolks in besonderen Sitten und Trachten, selbst in Sprache, Meinungen und Vorurtheilen, weit mehr verschwunden sind, als da, wo sich die Bevölkerung wesentlich oder ausschließlich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt. In Nordamerika freilich sind die Unterschiede zwischen Städtern und Landleuten im Allgemeinen noch minder auffallend, als in irgend einem europäischen Staate; obgleich die ausschließlich industrielle oder kommerzielle Bevölkerung dort verhältnißmäßig gering ist. Allein die Kultur in den vereinigten Staaten von Nordamerika hat ganz andere Ausgangspunkte, als in Europa, wo sich historisch ein sehr durchgreifender Unterschied zwischen Stadt und Land ausgebildet hatte, der erst allmählig verschwinden kann, während er dort in der gleichen Weise niemals vorhanden war.

Dieselbe Thatsache einer relativ stärkeren Zunahme der Gewerb und Handel treibenden Klasse, so wie der städtischen vor der ländlichen Bevölkerung, ist zugleich politisch von großer Bedeutung. Mit der Vergrößerung der Städte drängen sich dichtere Massen an einzelnen Orten zusammen. Der geistige Verkehr, der Austausch der Ansichten wird erleichtert, er belebt und erweitert sich. Es bilden sich entschiedene Meinungen über die Angelegenheiten des Gemeinwesens. Alle Maßregeln der Regierungen werden vielseitiger und schärfer beurtheilt. Darum werden auch dringender solche Formen des öffentlichen Lebens begehrt, die den herrschend gewordenen Meinungen und Interessen entsprechen, während zugleich zur Geltendmachung derselben größere Massen ein größeres Gewicht in die Wagschale legen. Haben doch meistens die ansehnlicheren Städte in allen wichtigeren politischen Bewegungen die Initiative ergriffen, oder denselben Richtung und Ausschlag gegeben. Aber auch der größere Wachsthum der industriellen und

kommerziellen Bevölkerung bleibt nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die politiſchen Zuſtände. Die mit Ackerbau Beſchäftigten hängen mehr mit der äußeren Natur zuſammen; ſie haben dagegen weniger Umgang mit Anderen. Schon zur Bearbeitung des kulturfähigen Bodens muß ſich die landwirthſchaftliche Bevölkerung über eine weite Fläche zerſtreuen, und ihre Beſchäftigungen ſind meiſtens von der Art, daß ſie nicht in größerer Gemeinſchaft vorgenommen werden können. Der Bauer lebt alſo im Allgemeinen iſolirter, und kommt um ſo weniger in vielfacheren Verkehr über die Marken ſeines Dorfs hinaus, als er die Früchte ſeiner Thätigkeit nur zu beſtimmten Jahrszeiten in größeren Maſſen einſammeln und veräußern wird. Mit dieſer größeren Iſolirung hängt es hauptſächlich zuſammen, daß die Bauern an Ueberlieferung und Herkommen vorzugsweiſe feſthalten, ſo wie ihre ganze Berufsbildung meiſtens nur gewohnheitsmäßig vom Vater auf den Sohn ſich vererbt. Die ländliche Bevölkerung wird ſich alſo gewöhnlich politiſch gleichgültig verhalten. Sie wird aus dieſer Indifferenz nur unter ganz beſonderen Impulſen ſelbſtthätig heraustreten, wohl aber häufig geneigt ſeyn, den von oben beſchloſſenen Reformen den paſſiven Widerſtand eines Beharrens im Herkömmlichen entgegen zu ſetzen. Anders iſt es bei der Gewerb und Handel treibenden Klaſſe. Schon die Natur des Handels zwingt die Letztere zu einem beſtändigen perſönlichen Verkehr, und gibt Anlaß zu einem mannichfachen Austauſch der Meinungen und Anſichten. Aber auch der eigentliche Handwerker iſt genöthigt, ſchon für ſeine Berufsbildung da und dort ſich umzuthun, und betreibt er erſt auf eigene Hand ſein Geſchäft, ſo fängt er damit zugleich einen Kleinhandel an, der ihn mit Anderen in vielfache Berührungen bringt. Dies gilt zwar nicht von den eigentlichen Fabrikarbeitern, die für Rechnung ihrer Fabrikherren arbeiten. Dagegen finden wir, daß ſie leichter ſich, dieſen Fabrikherren gegenüber, in gemeinſchaftlichem Intereſſe näher aneinander ſchließen; daß ſie häufig in zahlreicher Gemeinſchaft arbeiten und dadurch in maſſenweiſer Verbindung erhalten werden. Nur weil eine ſolche Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen und der Arbeit ſchon an ſich gewiſſe Verbindungen herbeiführt, haben dieſe zugleich unter beſtimmten Formen, als Aſſociationen der Arbeiter, faſt in allen größeren induſtriellen Staaten zum Vorſchein kommen können.

Diese Associationen, die bei einer zerstreuten und isolirt wirkenden landwirthschaftlichen Bevölkerung kaum denkbar sind, haben bekanntlich da und dort eine gewisse politische Bedeutung erlangt. Und so wird überhaupt die industrielle Bevölkerung, schon nach der Natur und dem nothwendigen Einflusse ihrer Berufsthätigkeit, von bloß herkömmlichen Meinungen weniger abhängen. Sie wird darum im öffentlichen Leben sowohl im Guten allen Neuerungen zugänglicher seyn, und zu gemeinschaftlichem Handeln sich bereiter zeigen, als sie freilich auch auf der andern Seite, bei noch oberflächlicher Bildung, den Reizen der Täuschung und der Verführung eher nachgeben mag. Ganz in gleicher Richtung muß endlich die fortschreitende Unterwerfung der verstandeslosen Naturkräfte, für die Zwecke der Production, auf die staatsbürgerlichen Verhältnisse einwirken. Soll sich ein Volk mit wachsender politischer Intelligenz und mit lebendigem Gemeinsinne seines Gemeinwesens annehmen *können*, so muß ihm vor Allem die dafür erforderliche Zeit gewonnen seyn. Griechen und Römer konnten es, weil ein großer Theil der einförmig mechanischen Beschäftigungen ihren Sklaven anheimfiel. Auch im Mittelalter war der Rittersmann nur politisch selbstständig, weil es der Leibeigene *nicht* war. Für die Zukunft des Völkerlebens aber werden die in den Maschinen wirkenden, verstandeslosen Naturkräfte unsere Sklaven und Leibeigenen seyn. Und nur unter dieser Voraussetzung kann die Idee einer allgemeineren staatsbürgerlichen Gleichheit, die so fernab von jedem Gedanken an eine verflachende Gleichmacherei liegt, mehr und mehr ins Bewußtseyn und Leben treten.

Alle Thatsachen des Völkerlebens, wie sie hier in ihrem Zusammenhange geschildert, in ihrer Bedeutung und Wirksamkeit erfaßt worden sind, haben also bestätigt, worauf schon einleitend hingewiesen wurde, daß die Veränderungen im Organismus der materiellen Produktion, zugleich die Zustände der geistigen und politischen Kultur nach Form und Inhalt wesentlich umgestalten müssen. Die *nähere* Darstellung des gesetzmäßigen Gangs der Entwicklung in den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Staats, muß jedoch einer besondern Betrachtung vorbehalten bleiben.

S.

Ueber die Aufgaben der Kunſt im Bereich des Proteſtantismus.

Es iſt ein, und zwar nicht nur bei Katholiken, verbreitetes Vorurtheil, daß der Proteſtantismus der Kunſt widerſtreite; ja, man iſt ſogar von Seiten der Philoſophie ſo weit gegangen, ſie als eine ſchlechthin vergangene zu betrachten, an deren Stelle der Gedanke in Form des Begriffs getreten ſey. Die Grundloſigkeit dieſes Vorurtheils iſt vor Kurzem mit ſo viel Einſicht und Gelehrſamkeit dargethan worden,* daß in dieſer Beziehung nicht nur nichts mehr hinzuzufügen iſt, ſondern daß wir auch jene Abhandlung geradezu als Grundlage für die unſere betrachten, ſo daß wir, nachdem einmal erwieſen iſt, der Proteſtantismus ſey der Kunſt *nicht feindſelig*, zu der weitern Frage fortgehen, in wiefern dieſe in ſeinem Bereiche *möglich*, in wie weit er ihr *günſtig* ſey.

Um zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen, müſſen wir vor allem die Stellung der Kunſt im Katholicismus, ihr dortiges Verhältniß zur Kirche und zum Leben näher ins Auge faſſen, als gewöhnlich geſchieht und die in dieſer Hinſicht herrſchenden Irrthümer zu heben ſuchen. Zugleich ſey aber auch, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, von der Kunſt geſagt, daß von ihr hier nur in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung, als dem freien Erzeugniß des Geiſtes, als Element des öffentlichen Lebens, als Dreieinheit von Architektur, Skulptur und Malerei, ſo, wie ſie ſich im griechiſchen,

* De protestantismo artibus haud infesto, scr. Car. Grüneisen. Stuttg. 1827.

ſelbſt im römiſchen Alterthum, wie ſie ſich im Mittelalter als ein mit dem Leben der Völker fortwachſender Organismus gezeigt hat, mithin nicht von der, wenn auch noch ſo vortrefflichen, Darſtellung der Schönheit an ſich, nicht von der geſchickten Nachahmung der Wirklichkeit und dem durch dieſelbe bewirkten Schmuck der Wohn- und Prunkzimmer, dem gewöhnlichen Inhalt der Kunſtausſtellungen und Kunſtmeſſen die Rede ſeyn kann.

Der Proteſtantismus, oder um beſtimmter zu reden, die Kirchenreformation im 16ten Jahrhundert, tritt einer dreifachen Macht im Katholicismus gegenüber: einmal der Hierarchie, dieſer abſoluteſten aller Monarchien, der unter dem Namen Gottes konſtituirten Herrſchaft über den Geiſt; ein andermal dem Organismus der Kirche, ihren Einrichtungen und Lehrbegriffen, ſo weit ſie nicht in der Bibel begründet ſind; und endlich der durch dieſelben gebildeten Art des religiöſen Bewußtſeyns und der Lebensanſicht überhaupt.

Die erſtere, die — ſo viel man ſich auch neueſter Zeit wieder bemüht, ſie mit Kirche und Katholicismus zu identificiren — doch von dieſen gründlich verſchieden iſt, hat um die Kunſt kein beſonderes Verdienſt. Die Geſchichte lehrt uns, daß dieſe zu keiner Zeit tiefer ſtand, herz-, geiſt- und formloſer war, als da die Hierarchie ihre Glanzpunkte erreicht hatte unter Gregor VII., Innocenz III. und unter den Jeſuiten.

Betrachten wir nun aber das Syſtem der Kirche, den ganzen Organismus des religiöſen Gebäudes gegenüber dem Proteſtantismus mit dem ſeinigen, ſo kommen wir zu andern Ergebniſſen, obwohl nicht ganz zu den gewöhnlich angenommenen.

Die Seele des Katholicismus iſt der Kultus. Dieſer beruht auf den unabweislichen Anforderungen der Sinnlichkeit auch im religiöſen Leben, denen zwar die erſte chriſtliche Kirche verneinend entgegengetreten war, die ſie aber bald dem Judenthum und Heidenthum, um beide in ſich aufnehmen zu können, zugeſtehen mußte, ja, die ſie ſogar großentheils im Sinne von beiden erfüllte. Seiner urſprünglichen Beſtimmung nach regt der Kultus nur zur Andacht an, ohne deren Form dem Einzelnen vorzuſchreiben, er verſetzt nur in jene Stimmung, in der wir am geneigteſten ſind, höhern Gedanken und Empfindungen Raum zu geben. Hier tritt ſogleich die Kunſt in ihr angebornes Recht, indem ſie, mit dem Kultus

Hand in Hand, zur Andacht ſtimmt, dieſe Stimmung erhöht und den Menſchen über ſich und ſeine perſönlichen irdiſchen und himmliſchen Sorgen in eine größere, höhere und auch wohl beſſere Welt trägt.

Um des Umfangs willen alſo, den die katholiſche Kirche dem Kultus gibt, müſſen wir ihr das Verdienſt zugeſtehen, daß ſie der Kunſt günſtig iſt. Sie iſt es aber noch mehr, d. h. noch unmittelbarer durch beſtimmte Lehrſätze. Nehmen wir von allen nur eben zwei, denen die Reformation ſcharf entgegen trat, jene von der Macht der Fürbitte der Heiligen und die von dem Fegefeuer.

Der Wirkung dieſer Lehren auf die Kunſt begegnen wir faſt überall in der katholiſchen Kirche, ja, es bleibt wenig darin übrig, was in dieſer Beziehung nicht auf jene zurückgeführt werden könnte. Durch die Heiligen iſt der Katholik mit dem Himmel, durch das Fegefeuer mit der Kirche unmittelbar verbunden. Die Heiligen beleben ſeinen Himmel in Weiſe eines erhöhten Erdendaſeyns; es ſind ihm nicht nur gute und verdienſtvolle Männer, ſondern hohe, einflußreiche Perſonen, deren Schutz Gewinn bringt. Darum muß jedes Land und jede Stadt, jeder Stand und jede Innung, ja, Jedermann einen Patron in der unſichtbaren Welt haben, der für rechtzeitigen Regen und Sonnenſchein, für Segen des Viehſtandes und Feldbaues, für Ueberwindung der Feinde, Befreiung von Krankheit, Schutz bei Feuers- und Waſſersgefahr u. ſ. w. beſtens ſorge. Darum werden dem Schutzheiligen Kirchen gebaut, Altäre errichtet, Feſte bereitet. So wird die Kunſt hervorgerufen und findet in den Anordnungen und heiligen Ueberlieferungen der Kirche die mannigfaltigſten Motive für Entfaltung ihrer Kräfte.

Die Lehre vom Fegefeuer, von der Fähigkeit der Kirche, Ablaß zu ertheilen, tritt damit in genaue Verbindung. Die Hölle hat der Katholik, ſobald er nicht der Ketzerei verfällt, und ſo lange er nur von einem der vielen dargebotenen Gnadenmittel Gebrauch macht, nicht zu fürchten; das Fegefeuer aber, der die Phantaſie peinigende Zuſtand der Seele nach dem Tode, deſſen Dauer tauſend und mehr Jahre währen kann, hält die Gemeine in Furcht und Abhängigkeit. Darum war die Einführung der Seelenmeſſen eine der erfolgreichſten Unternehmungen der Kirche und iſt es bis auf dieſen Tag, und wurde — was uns hier beſonders angeht, eines

der wirkſamſten Beförderungsmittel der Kunſt. Die Anordnung derſelben führte Wohlhabende zur Errichtung eigener Altäre für ſich und die Ihrigen, und da ſolche Stellen zugleich Begräbnißorte für die Stifter waren, die Reicheren zu Erbauung eigener Grabkapellen, theils innerhalb, theils außerhalb der Kirche. Auch hier ward die Kunſt ſogleich Bedürfniß und in Verbindung mit dem oben bezeichneten Himmelsſyſtem mußte dieſe kirchliche Einrichtung der mannigfaltigſten Kunſtentwicklung Gelegenheit geben. Und in der That, wer die Altar- und Wandgemälde mittelalterlicher Kunſt, die Krucifixe, Monſtranzen und ſonſtige Weihgeſchenke aufmerkſam betrachtet, wird ſich der immer wiederkehrenden Bezeichnung „pro anima“ wohl erinnern. Für die arme Seele im Fegefeuer war der Beiſtand der Kunſt, um Kirche und Heilige geneigt zu machen, angerufen worden. *

Aber nicht nur durch ſolche Lehren und Einrichtungen iſt der Katholicismus der Kunſt förderlich, ſondern er iſt es in ſeiner Wurzel, ſeiner Grundanſicht von der Kirche, dem Orte öffentlicher Gottesverehrung überhaupt. Die Kirche iſt urſprünglich nicht, was ſie ſpätern Begriffen gemäß allein zu ſeyn ſcheint, das für die Gottesverehrung erbaute Haus. Vielmehr iſt dieſe Beſtimmung nur Aggregat, die freilich — der Natur der Sache nach — die urſprüngliche und eigentliche bald aus den Augen rücken mußte, die keine andere iſt, als: das Grab- oder Denkmal eines Heiligen zu ſeyn. An den Gräbern der Heiligen und Märtyrer verſammelten ſich die erſten Chriſten zu gemeinſamer Andacht und mit den Gräbern und Gebeinen wurde auch die Andacht aus den Katakomben in die neuen Räume getragen. Ihrer erſten Bedeutung nach alſo monumental, trug die Kirche das Saamenkorn aller Kunſtentwicklung in ſich, das um ſo eher Wurzel faſſen konnte, als die Kirche, das Grab des Heiligen, die Pforte des Paradieſes war, die in verklärendem Glanze ſich vorzuſtellen der Phantaſie Bedürfniß wurde.

So ſehen wir alſo die katholiſche Kirche durch Grundanſicht, Einrichtung und Lehrbegriff, mithin ihrem ganzen Organismus

---

* Giotto ſpricht den Gedanken ganz klar aus in ſeinem jüngſten Gericht zu Padua, wo er den Stifter der Kapelle dieſe, ſelbſt an jenem Entſcheidungstage über höchſte Seligkeit, mit in die Wagſchale legen läßt.

nach, der Kunſt in ausgezeichneter Weiſe günſtig, die ihrerſeits die dargebotene Gelegenheit erfaßt, den vorliegenden Stoff auf eine umfangreiche, wo nicht erſchöpfende Weiſe bearbeitet hat. Sie hat ihr nicht nur neue Tempel gebaut, ſondern eine ganz neue Architektur erfunden, in der das durch die letztere angeregte Gefühl religiöſer Erhebung vollen Ausdruck fand, das von ihr gelegte Saamenkorn zur reichen Entwicklung kam: die germaniſche Baukunſt. Sie hat mit den Statuen der Heiligen, mit Reliefs aus ihrer Geſchichte die Außenſeiten, Thürme und Portale, Fenſter und Niſchen, im Innern die Taufſteine, Kanzeln und Altäre geſchmückt, die Säulen und Pilaſter, die Thüren, Stiegen und ſelbſt die Seſſel verziert, Crucifixe, Kelche und Monſtranzen geformt und für das Sanctiſſimum hohe Tabernakel aufgerichtet. Ueber den Gräbern der Heiligen hat ſie das Paradies und den Triumph der Kirche gezeigt, an den Wänden des Schiffs die Ergebniſſe ihres Kampfes auf Erden, die Lebens- und Leidensgeſchichte ihres Erlöſers, wie die Erzählungen des alten Bundes vorgeführt; zu tauſend und aber tauſend Malen hat ſie das göttliche Kind in Mutterſchoos über den Altar geſtellt, und die Heiligen alle zu den Füßen ſeines Thrones; auch deren Geſchichten hat ſie erzählt, die Schickſale, den Ruhm und die Tröſtungen der Kirche auf einzelnen Tafeln, wie in weiten Kapellen, Oratorien und ſonſtigen Verſammlungsorten verkündet; über die Gräber hat ſie aus Stein und aus Farben Bilder geſtellt, und darin an die Furcht und die Hoffnungen des ewigen Lebens gemahnt; ja ſelbſt das letzte Gericht über die Lebenden und Todten hat ſie in feſten und furchtbaren Zügen, wie in beſeligenden Darſtellungen geſchildert. So hat ſie den ganzen Kreis chriſtlich religiöſer Anſchauungen durchlaufen, und von denſelben bleibendes Zeugniß gegeben; ja über alles dieſes hat ſie ſich dazu nicht der vorhandenen, durch eine große, an Kunſt überreiche Vorzeit gerechtfertigten Sprache bedient, ſondern, einmal des Ungenügenden derſelben für die neuen Gedanken und Empfindungen ſich bewußt, gerungen und geſucht, bis ſie, wie für die Baukunſt, ſo für Skulptur und Malerei eine neue entſprechende Ausdrucksweiſe gefunden. *

* Auch der Wunderbilder könnte hier gedacht werden, die ihren Grund allein in der von der katholiſchen Kirche der Sinnlichkeit eingeräumten

Dieß ſind die Aeußerungen der durch die Lehren und Einrichtungen der Kirche bewirkten religiöſen und Lebens-Anſicht, die Früchte des Katholicismus auf dem Felde der Kunſt. Wie verhält ſich nun dazu der Proteſtantismus und welche Hoffnungen gibt er der Kunſt?

Es liegt für denjenigen, der Werth und Bedeutung der Kunſt für das Leben erkannt hat, ein tiefer Schmerz in der Ueberzeugung, daß die Reformation, nicht weniger durch ihre Lehrbegriffe, als durch ihre kirchlichen Einrichtungen jede Veranlaſſung zu dem reichen Kunſtleben, wie es ſich in der erwähnten Weiſe im Bereich des Katholicismus geſtaltet hat, aufs Nachdrücklichſte beſeitigt. Mit der Lehre von den Heiligen und ihrem Einfluß im Himmel mußte auch die erſte und eigenthümliche Bedeutung der chriſtlichen Tempel fallen; ihr monumentaler Charakter iſt aufgehoben und ſie ſind in der That nur noch das, was ſie äußerlich ſchienen, die Verſammlungshäuſer für öffentliche Gottesverehrung. Dieſe ſelbſt iſt ihrem ganzen Weſen nach, durch die Aufhebung der Transſubſtantiation, durch die Beſchränkung des Kultus verändert, ſinnlicher Anſchauungsweiſe entfremdet. Statt ſo vieler Ceremonien, Intonationen, Horen, Roſenkränze, Veſpern, Sakramente ꝛc. haben wir noch das einfache Gebet, den gemeinſchaftlichen Geſang, Taufe und Abendmahl und in größter Ausdehnung die wenigſtens den Verſtand feſſelnde Predigt. *

Mit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und mit dem Auslöſchen des Fegefeuers ſchwindet die Macht der Kirche und die Nothwendigkeit für den Einzelnen, „für ſeine Seele" ihr irgend einen Dienſt zu erweiſen.

Gewalt haben, und dadurch jener wirklich zum Bedürfniß geworden. Einmal aber ſpricht ſie ſich nirgend entſchieden für dieſen Reſt von Fetiſchismus aus, ſodann aber thut auch die Kunſt wohl, ſie gänzlich zu ignoriren, da auch ſie von ihr nichts wiſſen.

* In Bezug auf dieſe geht man übrigens zu weit, wenn man ſie als der Kunſt, deren Werke die Aufmerkſamkeit, wie man meint, theilen würden, hinderlich betrachtet. So glücklich iſt die Seele organiſirt, daß Wort und Bild verſchiedene Ein- und Ausgänge finden. Kann doch der Künſtler bei ſeiner Arbeit denken, ſingen und ſprechen, und ſprechen, leſen, ſingen hören, ohne geſtört zu werden; noch mehr kann dieß alles, und mehr noch gleichzeitig der Betrachtende.

Sollen wir aber deßhalb über die Reformation uns beſchweren, uns gar gegen ſie erbittern? Oder ſollen wir vielleicht die Rückkehr zum Alten, in die Angſt des Fegefeuers, zu dem Schutz der Heiligen verſuchen? Nicht das eine, nicht das andere. Zwar könnte noch Einer auf Theilnahme, im Gefühl wenigſtens, rechnen, der in veränderter Weiſe das „Da ihr noch die ſchöne Welt regiertet" aus verwundetem Herzen erklingen laſſen wollte; aber nie wird es gelingen, die Quellen, die das Feuer der Reformation verſiegen gemacht, wieder in Fluß zu bringen, ſo viel man auch Waſſer zutragen möchte. Da ſtünden wir, wie die Goetheſchen Knaben, zögen am Seil, und machten, in Ermangelung der Glocke, den Glockenton mit dem Mund dazu. Die Reformation iſt eine That des Geiſtes, ein neuer Trieb am Baume des Lebens der Menſchheit: er kann in ſeine Knoſpe nicht zurück. Wir müſſen ſie annehmen und ſegnen mit allen ihren Folgen, ſo betrübendes Ausſehen auch einige derſelben haben. So innig verbunden mit der Religion, wie im Bereich des Katholicismus, wird auf dem Boden des Proteſtantismus die Kunſt niemals werden; allein ſo mittellos iſt das Leben nicht, daß es deßhalb verarmen müßte, ſo dürftig die Kunſt, dieſe der ganzen Menſchheit gemeinſchaftliche Sprache, nicht, daß alle ihre Gedanken und Worte nur auf einer Seite ſtünden. Fiel nicht früher ſchon vor der Lehre, daß Gott keines Opfers bedürfe, als das eines bußfertigen Herzens, daß er nicht in Tempeln wohne von Menſchenhänden gemacht, und daß er als Geiſt Anbetung im Geiſt verlange, eine an Schönheit unendlich reiche Welt in Trümmer, und erhob ſich nicht neben der gefallenen eine neue, eben die, deren Herrlichkeit wir bewundern, deren Vergangenſeyn wir beklagen, die der chriſtlichen Kunſt! Dieß kann uns für die Zukunft ermuthigen.

Ehe wir jedoch zu ihr unſere Blicke wenden, und ſie um unſere Hoffnungen befragen, müſſen wir das Ereigniß der Reformation, deſſen Wirkung auf die Kirche wir angedeutet, auch noch in ſeiner allgemeinen Beziehung zum Leben überhaupt betrachten.

Die Reformation hat den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand, nicht nur den der Kirche, geändert, dadurch, daß ſie die Scheidung zwiſchen Kirche und Staat, an der die Jahrhunderte vor ihr mit großer Anſtrengung gearbeitet, wirklich zu Stande gebracht. Wie die katholiſche Kirche als Hierarchie die weltliche Macht nicht etwa

von ſich geſondert, ſondern vielmehr von ſich abhängig, ſich untergeben wiſſen wollte, ſo hatte ſie überhaupt alle Straßen des Lebens in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Poeſie und Philoſophie, in Sitten und Gebräuchen, ſelbſt in Freudenfeſten und Luſtbarkeiten auf ſich, als deren organiſchen Mittelpunkt, gezogen. Die Loſung: „Es iſt kein Heil außer der Kirche!“ verſperrte jeden andern Weg, und ſo gut Galilei auf dem ſeinigen abgeſonderten verſchmachten mußte, ſo gut erhielt jegliche Kunſt und jegliche Luſt nur auf dem von ihr vorgezeichneten ihre Nahrung. Die Reformation ſcheidet Kirche und Staat, geiſtliches und weltliches Leben gänzlich, und befreit ſomit ein jedes von der Macht des andern, gibt jedem die Freiheit eigenthümlicher Entwicklung.

Wenn nun die Kirche bei ſolcher Scheidung augenſcheinlich im Nachtheil ſteht, ſie, die wir der Kunſt in ſo hohem Grade, ja ausſchließlich günſtig geſehen, ja wenn die Kirche im Bereich des Proteſtantismus noch obenein der Kunſt gar nicht bedarf, worauf ſollen wir für dieſe irgend eine Hoffnung gründen?

Wir könnten uns zwar mit der neuen Muſik, mit Sebaſtian Bach, Händel ꝛc., wir könnten uns mit der deutſchen Literatur, mit unſerer Philoſophie und Dichtkunſt begnügen, die allein auf dem Boden und in der Freiheit des Proteſtantismus erblühen und gedeihen konnten; allein auch an der bildenden Kunſt wollen und ſollen wir unſern Theil haben; und weit entfernt, das, was im geiſtigen Leben außerdem geſchehen, als Entſchädigung anzuſehen, haben wir vielmehr ein Recht, darin — wie in den erhebenden ernſten und heitern Feſten inner- und außerhalb der Kirchenmauern — Bürgſchaften für künftige freie Kunſtentwicklung zu ſehen.

Bevor wir den Weg dorthin weiter verfolgen, müſſen wir noch einen zweifachen Irrthum, der uns entgegenſteht, zu beſeitigen ſuchen.

Ganz richtig ſagen wir, die proteſtantiſche Kirche bedürfe der Kunſt nicht; aber ganz falſch, der katholiſchen ſey ſie nothwendig. Welcher Kultus, welche rituale Handlung in derſelben kann ohne ſie nicht verrichtet werden? Gab es nicht eine Zeit, wo ſie faſt ohne allen Kunſtſchmuck beſtand, ja nicht ſogar eine, wo ſie über die Zuläſſigkeit deſſelben ſchwankte! Selbſt die ſcheinbar unerläßlichen Altargemälde kennt ſie im erſten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung nicht. Ihr Verdienſt beſchränkt ſich alſo nur darauf, daß ſie durch Lehrbegriff und Einrichtung der Kunſt Gelegenheit gibt,

ſich zu äußern. Kann mithin nachgewieſen werden, daß die proteſtantiſche Kirche, wenn auch in beſchränkter Weiſe, doch ein gleiches thut, ſo iſt der Gegenſatz ſo grell nicht, als man gewöhnlich annimmt.

Noch gröber iſt der zweite, nicht weniger allgemeine Irrthum, die Kirche ſey die einzige Nährerin der Kunſt, ſo daß letztere bei der Schwächung der geiſtlichen und beim Steigen der weltlichen Macht nothwendig leiden, von den irdiſchen, materiellen Intereſſen verdrängt werden müſſe. Ein Blick auf das heutige Italien, namentlich auf den Kirchenſtaat, könnte genügen, um uns vom Gegentheil zu überzeugen. Auf den Barometer der Kunſt hat die geiſtliche Atmosphäre keinen Einfluß. Er ſteigt und fällt, wie die ſchaffende Kraft in der Menſchheit ſteigt und fällt, und die Höhe der Kunſt ruht ſtets auf der Stärke weltlicher Macht. Unaufhaltſam fiel mit dem Römerreiche die damals der Geſchichte angehörige Menſchheit in Ohnmacht, und mit dieſer die Kunſt, obſchon die Kirche, der ſie mit erſterbenden Kräften diente, ſich immer mehr ausbreitete und innerlich, wie äußerlich befeſtigte. Aber als im Mittelalter die Völker des Weſtens, in deren Adern das germaniſche Blut geſtrömt, zu neuer Macht heranwuchſen, da erhob ſich zugleich die Kunſt, und ihre Werke zeugen von dem neuen, mächtigen Impuls. Unter den Hohenſtaufen, dieſen mächtigſten Vertretern weltlicher Gewalt, bildete die neue Baukunſt, dieſes Grundgeſetzbuch der neuern Kunſt und ihrer Anſchauungsweiſe ſich aus. Verfolgen wir die Geſchichte der Skulptur und Malerei in Italien: ihre ſchönſten Denkmale in Venedig, Piſa, Florenz, ſelbſt in den kleinen Republiken Lucca, Piſtoja, Padua ꝛc. bezeichnen mit größter Beſtimmtheit die Höhe der politiſchen Macht dieſer Staaten und an der Quelle kirchlicher Weisheit und Gewalt, in Rom, wird die Blüthezeit der Kunſt erſt herbeigeführt durch jenen Kirchenfürſten, der die goldnen Schlüſſel mit dem eiſernen Schwert vertauſcht und einen andern Thron befeſtigt, als jenen, deſſen Reich nicht von dieſer Welt ſeyn ſoll.

Neben, ja über der Kirche alſo macht ein zweites Lebenselement als Bedingung der Kunſtentwicklung ſich geltend, das weltliche, der befriedigende Zuſtand der Geſellſchaft überhaupt, ein Gefühl von Wohlſeyn, Freiheit und Macht, von dem es ſich lohnt, der Nachwelt ein Zeugniß zu hinterlaſſen.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe die Vorzüge des Katholicismus vor dem Proteſtantismus in Bezug auf Kunſtentwicklung auf das — wie wir glauben — richtige Maß gebracht, können wir unmittelbar zu der Unterſuchung fortgehen, welche Ausſicht auf Thätigkeit und eigenthümliches Leben die Kunſt im Gebiet des Proteſtantismus habe.

Drei Felder liegen vor uns, der Beſtellung gewärtig: das eine iſt ganz und gar Kirchengut, die Kirche ſelbſt; das andere liegt von ihr ab und iſt freies, weltliches Eigenthum; das dritte liegt in der Mitte zwiſchen beiden, und Himmel und Erde haben ihre Anſprüche daran. Betrachten wir nun ein jedes für ſich und forſchen nach dem Grade ſeiner Fruchtbarkeit und der zweckdienlichſten Weiſe ſeiner Bearbeitung.

Des monumentalen Charakters entbehrend iſt das proteſtantiſche Kirchengebäude keine eigentliche Aufgabe der höhern Architektur; ohne einen im Gefühl und in der Phantaſie wurzelnden Grundgedanken, gehört ſie in das Gebiet der ſogenannten Civilbauten und hat Form und Einrichtung vornehmlich von der Zweckmäßigkeit herzuleiten. Der Styl, in welchem gebaut werden ſoll, iſt im Grund genommen gleichgültig; am paſſendſten erſcheint durch das Feierliche ſeines Charakters immer der unter dem Namen des gothiſchen bekannte germaniſche. Die Meinung, als ob er akuſtiſche Hinderniſſe darböte, iſt durch die Thatſache, nämlich durch die Kirchen in Nürnberg, Stuttgart, Meißen, Ulm ꝛc. ſo hinlänglich widerlegt, daß die Rede davon nicht mehr zu ſeyn braucht. Charakterloſigkeit ſchützt wenigſtens nicht vor Unzweckmäßigkeit, wie man in München erfahren hat. Die Hauptaufgabe bleibt die innere Einrichtung und in Bezug auf ſie gibt der Kultus der proteſtantiſchen Kirche manches Motiv an die Hand, das der Beachtung werth ſeyn dürfte. Zwar darüber hat man ſich nicht aller Orten verſtändigt, ob der Predigt das Uebergewicht, das ſie einmal erlangt hat, zuzugeſtehen ſey oder nicht; inzwiſchen beſteht wenigſtens daneben unangefochten der gemeinſchaftliche Geſang, das Gebet vor dem Altar, und die Ausübung der Sakramente: der Taufe und des Abendmahls. Die Stellung der Kanzel hängt von der Entſcheidung über ihre Bedeutung ab. Soll das Wort, alſo die Predigt, vorherrſchen, ſo gehört die Kanzel in die Mitteltiefe der Kirche, und vor und unterhalb derſelben der Altar; im

entgegengeſetzten Fall wird ihr ein Plätzchen an der Seite angewieſen und der letztere bildet die charakteriſtiſche Mitte. Aber hinſichtlich des Altars befinden wir uns in einem dogmatiſchen Widerſpruch, ſo wie in einer architektoniſchen Unbequemlichkeit. Der Altar, der Opfertiſch der Heiden und Juden, iſt von dieſen herübergenommen, aber ohne das Opfer, alſo ohne Grund, ohne Seele; die katholiſche Kirche hat wenigſtens einen Erſatz dafür, das ſogenannte unblutige Opfer; indem wir aber nichts bringen, als unſere Gebete, bedürfen wir der äußeren Unterlage eigentlich gar nicht. Die Feier des Abendmahls, die wir an derſelben Stelle begehen, iſt in Chriſti und unſerm Sinn kein Opfer, ſondern nur das Gedächtniß des Opfers und zwar mit ſakramentaler Kraft, wie das Gebet nicht, wohl aber die Taufe ſie hat; für jene bedarf es keines Altars, wie denn auch die erſten Chriſten, ſelbſt noch in den Zeiten der Kirchenväter, dafür nur eines Tiſches ſich bedienten; und von den letztern viele unbedingt die Aufſtellung eines Altars verwarfen. * So iſt alſo der Altar bei uns nicht nur ganz unmotivirt, ſondern er bildet auch nur zur Hälfte die Parallele zum Taufſtein, der Stelle des andern Sakramentes. Dieſem Uebelſtand wäre nun, da doch der Altar ſein Bürgerrecht behaupten wird, durch eine Trennung deſſelben vom Abendmahltiſch und durch eine Anordnung abgeholfen, der zu Folge letzterer in Parallele mit dem Taufſtein zu Seiten des Altars ſtünde, ſo daß dadurch die ganze Tiefe der Kirche in drei Abtheilungen zerfiel, deren mittlere und hauptſächlichſte das Gebet der Gemeinde als ihr gemeinſames Opfer, deren zweite die Feier der Taufe, und dritte die des Abendmahls aufzunehmen beſtimmt wären. **

---

* Juſtinus Martyr ſagt: „Bitte und Dankgebet ſind die einzigen vollkommenen Opfer.“ Clemens von Alexandrien: „Wir haben einen Altar, nämlich die zum Gebet Verſammelten;“ oder: „der heiligſte Altar iſt eine gerechte Seele und der Weihrauch das von ihr aufſteigende Gebet.“ Origines: „Der Altar iſt für uns Chriſten die Geſinnung, mit der wir das Gebet darbringen.“ Lactantius äußert ſich ebenſo.

** Wo man eine ſolche Anordnung als eine möglicher Weiſe gefahrliche Neuerung verwirft, ſtelle man wenigſtens den Taufſtein dem Altar gegenüber an die andere Seite der Kirche.

Nachdem auf dieſe Weiſe eine dem Kultus und dem Lehrbegriff angemeßne Vertheilung der Räume, die wenigſtens die Spuren des Organismus an ſich trägt, gewonnen, dürfen wir an die Ausſchmückung durch Malerei und Skulptur denken. Die Geſchichte aller Künſte lehrt uns, daß neue Epochen in derſelben nicht ohne einen neuen Stoff eintreten. Die Bearbeitung des alten allein kann zwar bildneriſchen Stoff aber nicht den dichteriſchen Kräften hinreichende Anregung geben, und ſo oft auch Giotto Chriſtum und die Madonna auf dem Thron, mit den anbetenden Heiligen und Donatoren, oder die Lebens- und Leidensgeſchichte des Heilandes in ſeiner neuen Weiſe abgebildet; — ohne die Erweiterung des Ideenkreiſes, ohne die Vermehrung des Bilderſtoffes ſelbſt hätte er nie jene Umwandlung in der Malerei herbeigeführt, als deren Endergebniß wir die Diſputa und die Schule von Athen zu betrachten haben. Ob nach der reichen Entwickelung der chriſtlichen Kunſt im Mittelalter auf demſelben Grunde noch ein neuer Stoff zu gewinnen ſey, muß dahingeſtellt bleiben. Trotz der Zweifel, die dagegen aufſteigen, läßt es ſich nicht unbedingt verneinen. Jedenfalls läßt ſich ſchon durch eine neue Verwendung und Verbindung des alten Stoffes im Sinne des evangeliſchen Chriſtenthums Neues und Eigenthümliches hervorbringen.

Folgen wir der oben angegebenen räumlichen Anordnung, ſo ſehen wir ſogleich, daß ohne eine Abbildung der Taufe und des heiligen Abendmahles eigentlich keine proteſtantiſche Kirche ſeyn ſollte. Auf Stimmung und Richtung der Phantaſie bei dieſen beiden ſakramentalen Handlungen zu wirken, iſt unbedenklich eine der naheliegendſten Anforderungen von Seiten unſrer Kirche an die Kunſt. Ueber dem Altar in der Mitte ſey Chriſtus abgebildet, aber nicht mehr als Kind in Mutterſchoos, auch nicht als der Leidende und Sterbende am Kreuz, ſondern als Derjenige, der das rechte Gebet zum Vater unſer Aller gelehrt, umgeben — wenn die Erweiterung geſtattet iſt — von den vier Evangeliſten, oder von den Apoſteln, oder den Propheten; auch, wenn man will, in der Verklärung zur Rechten Gottes. Wo es räumliche und andre Verhältniſſe geſtatten, kann an der Stelle des Taufſteins über und neben der Taufe Chriſti, ein mehr oder weniger reicher Bildercyklus die Wände ſchmücken: ſey es die Geſchichte des Täufers, ſey es die der Taufe — ein neuer Stoff — die der Verbreitung

des Chriſtenthums; oder einfachere Gegenſtände, etwa aus der Kindheitgeſchichte Chriſti. Ueber dem Abendmahltiſch iſt außer der Einſetzung des heiligen Abendmahls nichts ſo paſſend, als die Leidensgeſchichte Chriſti, vielleicht mit Beziehung auf vorbildliche Vorgänge im alten Teſtament, dem Opfer Iſaaks, der Speiſung des Melchiſedech, dem Paſſahlamm, dem Mannaregen ꝛc. In ähnlicher Weiſe würden ſich für den Tiſch, wie für den Taufſtein ſprechende und entſprechende Gegenſtände für die Skulptur ergeben; als etwa an erſterm die Seligpreiſungen der Bergpredigt, als die Verheißungen des Heils, deſſen wir durch die Gemeinſchaft Chriſti gewärtig ſind; an letzterm Chriſtus mit den Kindlein, oder „Klopfet an und es wird Euch aufgethan." Mit geringer Veränderung ließ ſich noch eine zweite Bedeutung in die gegebenen Räume legen, die nicht weniger dem Organismus der Kirche entſpräche. Würde nämlich in dem Bilderſchmuck der Taufkapelle die Geburt Chriſti, in der des Abendmahls Tod und Auferſtehung hervorgehoben, dazu die Ausgießung des heiligen Geiſtes über dem Altar in der Mitte abgebildet, ſo wären die drei Hauptfeſte unſrer Kirche, Weihnachten, Oſtern und Pfingſten ſinnbildlich dargeſtellt.

Geſtattet die Bauart und das Vermögen der Kirche Bilder an den Wänden des Schiffs, ſo ſollten auch dieſe nicht kahl bleiben; die Apoſtelgeſchichte, noch mehr die Parabeln des neuen Teſtamentes, auch viele Erzählungen des alten würden einen reichen unerſchöpflichen Quell bedeutungsvoller Darſtellungen bieten.

Soll der Eingang zur Kirche verziert werden, ſo iſt immer der würdigſte Gegenſtand: Chriſtus mit dem Evangelium, als das A und Ω. Für Reliefs eigneten ſich Aufgaben, wie die: Moſes, wie er bei der Anbetung des goldnen Kalbes durch das Volk Gottes die Geſetztafeln zerſchlägt, Nehemia, wie er das vergeßne Geſetz wieder hervorholt, oder Chriſtus, wie er den Tempel von Käufern und Verkäufern ſäubert oder was ſonſt ſich in den heiligen Schriften auf die Gründung unſrer Kirche bezügliches findet.

Hat die Kirche eine Vorhalle, oder einen Umgang — und einer jeden wäre ein ſolcher Zwiſchenplatz zwiſchen dem Geräuſch des täglichen Lebens und der Feierlichkeit des kirchlichen Gebäudes, ein Ort der Begünſtigung und des Geſprächs, wie es faſt überall bei uns nach geendigtem Gottesdienſt im Brauch iſt, zu wünſchen —

so ist dies der geeignete Ort für Darstellungen aus der Reformationsgeschichte. Ein Blick in diese und auf das Leben und Sterben ihrer Martyrer genügt, um der dauerndsten Anregung zu herzerhebenden Schilderungen gewiß zu seyn.

In dieser Weise etwa dürfte sich der Kreis von Kunstaufgaben im Bereich der protestantischen Kirche bestimmen lassen; nicht nur, ohne den Geist derselben zu verletzen, sondern vielmehr, wie wir dargethan zu haben glauben, in Uebereinstimmung mit ihm, als Entwickelung der in ihr liegenden Elemente eines lebendigen Organismus.

Wir kommen nun zu unsrer zweiten Aufgabe, die Grundlagen der Kunst im Protestantismus außerhalb der Kirche aufzusuchen; wobei voraus zu bemerken ist, daß von Protestantismus hier nicht im kirchlichen Sinne, sondern in Betreff seiner oben bezeichneten Wirksamkeit die Rede ist, zufolge der er kirchliches und weltliches Leben geschieden und jedem das Recht unabhängiger Ausbildung gesichert hat. Wir können also unter Protestantismus hier nicht die Gemeinschaft der Protestanten mit Ausschluß der Katholiken, sondern lediglich jene Freiheit verstehen, an welcher die letztern unbeschadet ihres Glaubens vollkommen Theil haben können.

Soll hier etwas geschehen, was der Mühe lohnt, und was der Geschichte anheim fällt, so ist zweierlei nicht außer Acht zu lassen: vorerst, was durch die Kunst geschaffen werden soll, muß aus dem Leben des Volks, aus seiner Denkweise, Sitte, Stimmung und aus seinem Bedürfniß kommen, wenn es wirklich zu Herzen gehen soll. Zweitens es darf nichts Einzelnes, Abgerissenes seyn, sondern muß den Keim weitrer und möglichst reicher Entwickelung in sich tragen. Nur Leben kann wieder Leben erzeugen. Grüne Blätter an eine Stange gebunden sind noch kein Baum. Wem es einfallen wollte, die irdische Götterwelt, die Geschichte ägyptischer Herrscher und dergleichen unserm öffentlichen Leben zu schenken, der würde einen unfruchtbaren Acker bestellen; sogar griechisches und römisches Alterthum eignet sich nur unter beschränkenden Bestimmungen für eine nationale deutsche Kunst. Keine Einrichtung des Lebens, keine Richtung der Zeit deutet auf das unmittelbare und allgemeine Interesse an jener, wenn auch noch so großen, Vergangenheit. Wo sollte ein Jupitertempel, wo

ein Denkmal der puniſchen Kriege oder Aehnliches bei uns ſeine Stelle finden!* Das nüchternſte Motiv für ein öffentliches Kunſtwerk bleibt immer die abſtrakte Schönheit: ganz anders, als eine Helena, eine Penthesilea oder Venus würde der große Friedrich auf einem der Plätze Berlins zu dem Herzen des preußiſchen Volks ſprechen.

Ferner in Bezug auf den zweiten Punkt würde es nicht ſchwer fallen, ſelbſt mit Beachtung der geforderten Beſchränkung eine große Anzahl erfreulicher Kunſtaufgaben zu finden, deren Löſung unbedenklich eine Bereicherung des öffentlichen Lebens wäre, ohne indeß je den Grund zu einem wahrhaften Kunſtleben zu legen. Um nur ein einziges Beiſpiel zu geben, ſo ſey angenommen, die Muſikvereine und Liederkränze würden durch die Unbequemlichkeit der Lokale, deren ſie ſich häufig für ihre Feſte bedienen müſſen, zur Errichtung eigner für dieſen Zweck beſtimmter Gebäude geführt. Gewiß kann ein verſtändiger und geiſtreicher Architekt etwas Erfreuliches leiſten; noch reicher iſt der Ideenſchatz für die Ausſchmückung durch Malerei und Skulptur. Sage, Geſchichte, Religion und Leben bieten den mannichfaltigſten Stoff. Apollo brachte mit der Muſik Geſittung unter die Menſchen; Orpheus bezwang durch den Klang ſeiner Leier die Thiere des Waldes und den Herrſcher der Unterwelt, er bahnte den Argonauten den Weg durch die Scheereninſeln; Amphion baute die Mauern von Theben durch die Klänge ſeiner Saiten; Alexanders Soldaten zerſtörten, entflammt von dem Feuer des Geſangs, Perſopolis; Caſella hält die zum Purgatorium wallfahrtenden Seelen durch ſeinen Geſang auf; Cäcilie ruft durch Orgeltöne die Engel zu ſich herab; die Poſaunen des jüngſten Gerichts öffnen tauſendjährige Gräber und rufen die Menſchheit zu ewiger Seligkeit oder ewigem Elend. Geſang wiegt den Säugling in kurze Ruhe, begleitet den Greis auf ſeinem letzten Gange zur längſten; Geſang weckt die Geliebte,

* Die gewählten Beiſpiele erklären, wenn es nöthig ſeyn ſollte, den oben angeführten Ausſpruch und ſchützen hoffentlich den Verfaſſer vor dem Verdacht, als ſey er der Barbaren einer, die der klaſſiſchen Vorzeit den Rücken kehren, und denen vom Geiſt der Weltgeſchichte kein belebender Hauch zugekommen. Das weltgeſchichtliche Intereſſe gibt die bedungene Beſchränkung, allein es tritt, als das Ergebniß der höhern Bildung, erſt ſpäter ein, als das nationale, angeborne.

erheitert das Mahl, belebt die Ermüdeten; Musik ruft zum Tanze und zur Schlacht, und Festungen und Herzen werden durch sie eingenommen.

Schon diese flüchtige Aufzählung wird genügen, den Zweifel über die Mächtigkeit des Gedankenlagers in diesen und ähnlichen Schlachten zu heben. Allein es wäre in der That mit dergleichen Unternehmungen wenig gethan, an den eigentlichen Sinn der Kunst wäre nur gestreift, der belebende Mittelpunkt fehlte. Ganz anders klingt ein Lied, wenn die Feier des Tags das Herz in eine höhere Stimmung gesetzt; ganz anders perlt der Wein, wenn ein theurer Name beim Becherklang seinem Genuß die Weihe gibt. Es muß die Kunst, um zur vollen Entwickelung ihrer Kräfte zu kommen, die Stelle im Gemüth treffen, wo die höchsten, reinsten und dauerndsten Empfindungen wohnen. So war es zu allen Zeiten, so wird es auch in den unsern seyn. Fragen wir aber nach jenen Empfindungen, die außerhalb der religiösen Kreise, unter uns stark und lebendig sind, so treffen wir vor allen andern auf den Patriotismus. Die Schicksale unsers Vaterlandes, die Thaten und Leiden des deutschen Volkes, die glorreiche Geschichte einzelner Heldengeschlechter, das Aufblühen der Städte, die glänzenden Erscheinungen im Gebiet der bildenden und der redenden Künste, der segensreichen Erfindungen, der Philosophie und jeglicher Wissenschaft erfüllen uns so, daß wir halb bewußt, halb unbewußt von der Erinnerung daran uns zu Vereinen und Festen aller Art und durch diese zur Errichtung von Denkmalen ausgezeichneter, unserm Vaterlandsgefühl theurer, Männer und großer Ereignisse führen lassen.

Und hiemit wären wir ja, nur außerhalb der Kirche, an der Stelle angelangt, wo die ersten Christengemeinden standen, als sie ihren Heiligen große Denk- und Grabmäler errichteten und damit den Grund zur Geschichte der neuern Kunst legten. Hier also haben wir die ersten und unerläßlichen Bedingungen einer neuen, selbstständigen Kunstentwickelung: die Uebereinstimmung nämlich mit Geist, Sitte und Stimmung des Volks; ja mehr noch, die Vollendung und Befriedigung dessen, was durch jene bereits ins Leben getreten ist — und in Bezug auf die Kunst selbst, für die Freiheit des architektonischen Gedankens — den monumentalen Charakter. Das aller Orten kundgegebene Verlangen, Denkmale zu

errichten, iſt es, was wir als Hoffnung für die Kunſtentwickelung im Gebiet des Proteſtantismus, d. h. zufolge oben gegebener Erklärung, in vollkommener Unabhängigkeit von der Kirche, in Anſpruch nehmen und von der richtigen Behandlung und Pflege dieſes Samenkorns hängt die Zukunft unſerer Kunſt ab.

Die erſte Kunſt, die, wo es gilt, einen Grund zu legen, eintreten muß, iſt die Architektur. * In welchem Styl ſoll ſie ſchaffen? Als die Chriſten zu Conſtantins des Großen Zeit die erſten öffentlichen Denkmale ihrer Religion errichteten, ſahen ſie ſich aus Mangel eigner Erfindungsgabe in der Gegenwart um nach dem, was ihren Zwecken und auch ihrem Gefühl am entſprechendſten wäre und wählten — die Form eines heidniſchen Gerichtshofes (Basilica). So weit entfernt von allem kirchlich-religiöſen Gepräge, war dennoch dieſe Form die Grundlage für den erhabenen germaniſchen Dombau im Mittelalter. Sollten wir uns von Seiten der Architektur in einer ähnlichen Verarmung befinden, wie die Chriſten des vierten Jahrhunderts, ſo iſt das Gerathenſte, ebenfalls von dem Vorhandenen das zu nehmen, was dem Bedürfniß und Gefühl am entſprechendſten iſt, die nöthigen Abänderungen zuzufügen und der Hoffnung zu leben, daß das Rechte auf dieſem Wege ſicher gefunden werde. Wenn bei den alten Kirchen die Aufgabe war, Räume zu ſchaffen, die daran erinnerten, daß man am Grabe eines Heiligen und alſo am Eingang des Paradieſes ſtehe, und die zugleich eine große Anzahl Menſchen zu Gebet und religiöſer Feier vereinigen könnten, ſo würde für uns die ähnliche Aufgabe lauten, Räume zu ſchaffen, die daran erinnerten, daß man an der Geburtſtätte eines großen und theuern Menſchen, eines erhabenen Geſchlechts oder eines folgenreichen Ereigniſſes, mithin am Eingang in dieſes Leben ſtehe, und die zugleich eine große Anzahl Menſchen zu gemeinſamer Feier, zu Geſang und Rede vereinigen könnte. Die Form einer Kapelle oder bei größerm Umfang der Kirche, mit Schiff und Chor, der germaniſche oder, wenn man ſich mehr davon verſpräche, der rheiniſch-byzantiniſche Bauſtyl mit den durch den veränderten Zweck gebotenen Abänderungen erſcheint hier ſo paſſend

* cf. „Ueber die Errichtung neuer Denkmale in Deutſchland," Kunſtblatt 1839. Nr. 38, wo die Fälle, in denen die Skulptur den Vorzug verdient, angegeben ſind.

und naheliegend, wie ehedem die der Baſilica für die kirchlich religiöſen Anforderungen, und der Zukunft würde gleichfalls, wenn ſonſt die Umſtände günſtig wirkten, die weitere Ausbildung gelingen; ja ſelbſt die antike, namentlich griechiſche Baukunſt mit neuem Sinn erfaßt, würde zu neuen Reſultaten führen können.

Die Aufgaben für Skulptur und Malerei ergeben ſich faſt von ſelbſt und richten ſich nach Beſtimmung und Umfang des Gebäudes. Denkmäler einzelner in Kunſt und Wiſſenſchaften ausgezeichneter Männer wird man mit Bildern aus ihrer geiſtigen Welt ſchmücken, ſey es aus der, die ſie geſchaffen, oder aus der, von der ſie zum Schaffen angeregt worden. Eine unerſchöpfliche Fülle neuen Stoffes liegt vor uns, wenn wir nur allein die in Anregung gebrachten Unternehmungen zu Ehren Goethes, Jean Pauls, Leſſings, Mozarts ꝛc. ins Auge faſſen, ein Reichthum von Anmuth und Schönheit, von Größe und vor Allem von belebenden und erhebenden Gedanken, daß viele Menſchenalter ihn zu verwenden nicht im Stande ſeyn werden. Aber noch voller ſtrömt der Quell, wenn wir zu andern Aufgaben uns wenden wollen, zu Denkmalen erhabener Geſchlechter, in deren Geſchichte das Vaterland ſeine Verherrlichungen erlebt hat, zu Denkmalen des fränkiſchen, des ſchwäbiſchen, des ſächſiſchen ꝛc. Kaiſerhauſes; am vollſten endlich, wenn es einmal um die Verewigung denkwürdiger Ereigniſſe in der Geſchichte unſers Volks zu thun wäre, um die der Befreiung etwa von franzöſiſcher Obergewalt, bei der die Erinnerung an alle frühern Kämpfe um deutſche Selbſtſtändigkeit von Armin an, und das Glück und die Größe des deutſchen Volkes vor Sinne und Geiſt geführt werden müßten.

Manchem der Leſer mag es ſcheinen, daß er ins Reich der Träume geführt werde; allein dieſe gehören dießmal zu den Geſichten. Das Saamenkorn zu einem Kunſtleben, wie das bezeichnete, iſt ausgeſtreut, und wenn es Manchem zu klein in Verhältniß zu jenem erſcheinen ſollte, ſo vergleiche er nur das einer Linde mit dem 50- oder 100jährigen Baume. Alles kommt darauf an, daß es ein Saamen- und kein Sandkorn ſey, daß es auf guten Boden falle und ſorgfältig gepflegt werde.

Wir betreten nun das dritte Feld, das nach obiger Bezeichnung zwiſchen dem kirchlichen und dem weltlichen in der Mitte liegt und dieſer ſeiner Lage nach beiden verbunden, aber von keinem

abhängig iſt. Suchen wir die Stelle, wo wir fern vom Geräuſch des täglichen Lebens, aber noch in Verbindung mit der grünenden, blühenden, oder auch erſtarrten Natur in ſtiller Betrachtung uns über beide erheben, wo wir ungeſtört eine Stimmung in uns klingen und verklingen laſſen können, die das Andenken an diejenigen, die das Glück und den Schmerz des Erdendaſeyns mit uns getheilt, unſrer Seele gibt, ſo werden wir dort anlangen, wo wir jene zum letzten Male geſehen, an der Schwelle des Grabes, auf dem Gottesacker.

Es iſt der ſchöne Beruf der Kunſt, das, was die Vergangenheit unſern Blicken entzogen, das, was die Zukunft ihnen verbirgt, zu ſüß- oder ſchmerzlich-tröſtender Freude durch ihren Zauberſpiegel in die Gegenwart zu ſtellen, und ſo war ſie von jeher auserwählt, die Gräber der Entſchlafenen mit ihren Bildwerken zu verſchönern und ſie zum heiter-ernſten Aufenthalt der Lebenden zu machen. Hier ſtoßen wir auf eine allen Völkern und allen Zeiten heilige Sitte, auf ein tief in der Seele begründetes allgemeines Kunſtbedürfniß, das ſich überall Geltung und Befriedigung verſchafft. Hier alſo iſt auch die Stelle, wo der Proteſtantismus der Kunſt wirklich bedarf, und es kommt nur darauf an, ihm das zu bieten, was ihm angemeſſen und zugleich gehaltvoll für die Kunſt iſt.

Sehen wir uns nach einem Vorbild in frühern Zeiten um, ſo ſteht als das ſchönſte der heilige Friedhof von Piſa da, mit ſeiner hohen offnen Halle, ſeinem marmornen Denkmalen und ſeinen langen Reihenfolgen von Gemälden. Inzwiſchen werden wir bei näherer Betrachtung bald auf die Lücken ſtoßen, die einer ſpätern Zeit auszufüllen übrig gelaſſen ſind.

Die katholiſche Kirche hat während der Blüthezeit der Kunſt im Mittelalter dieſer nur wenige Bilder als Symbole unſrer Unſterblichkeit an die Hand gegeben. Chriſti Grablegung und Auferſtehung, und die Himmelfahrt oder Krönung Mariä, letztere faſt ausſchließlich ſind die Themata, die bald mehr bald weniger ausgeführt an Gräbern und in Grabkapellen wiederkehren. Daran reihen ſich gewöhnlich Legenden der Heiligen, oder bibliſche Geſchichten ohne beſondern Bezug und zuweilen das jüngſte Gericht. Nur einmal, im Campo ſanto zu Piſa nämlich, findet ſich ein neuer und freier Ideenkreis, die Darſtellung vom Triumph

des Todes. Auf den Sarkophagen sind die Entschlafenen entweder als solche, oder betend, oder in der Beschäftigung des Lebens, z. B. Bolognesische Professoren vor ihren Zuhören auf dem Katheder, abgebildet. Dagegen ist die älteste christliche Kirche reich an symbolischen Bildern der Unsterblichkeit, und da der darin niedergelegte Stoff von der Kunst jener Tage noch ziemlich roh, die eigentliche Bildnerarbeit mithin noch übrig gelassen, so würde er einem Kunstleben auf protestantischem Gebiet um so eher entsprechen, als die Reformation uns bereits in andrer Beziehung zu dem Christenthum der ersten Jahrhunderte zurückgeführt hat. Ehe wir jedoch einen Blick auf diese Bilder werfen, wollen wir nach den Räumen sehen, in welche wir sie einzuführen gedenken.

Die Aufgabe der Architektur ist hier einfacher, als irgendwo; zur Noth genügen bloße Einfassungsmauern; besser ist eine umschließende gedeckte, gegen den Friedhof offene Halle, noch besser, wenn diese sich am Ein- oder Ausgang zu einem abgesonderten Raume, zu einem Sammelplatz der Leidtragenden, Ort der Aufstellung des Sarges ꝛc. erweitert. Die untern Räume längs der Mauer eignen sich am besten für Aufstellung von Sarkophagen oder sonstigen Grabmälern (von einer festzusetzenden Höhe); die obern für Gemälde.

Nirgend erscheint die Phantasie der meisten Menschen ärmer und armseliger als vor der Unendlichkeit, und so begegnen wir auf unsern Kirchhöfen den unerquicklichsten Darstellungen von Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit. Da ist eine entfliehende Gestalt, nach der Zurückbleibende die Arme ausstrecken; dort sitzt ein alter Mann mit der Sense und Sanduhr; dort schreibt eine Muse oder Viktorie die Thaten des Verstorbenen auf, hier sitzen die Parzen unter dem Crucifix; an einem andern Grabe sieht man den trauernden Gewerbsfleiß; und wieder an einem andern Glaube, Liebe und Hoffnung über dem Genius des Todes u. s. f. Wenn nun auch aus der bunten und regellosen Wahl dieser socialen verwandten Gegenstände die bereits früher in Anspruch genommene Unabhängigkeit des Orts von der Gewalt der Kirche (selbst der katholischen) erhellt; wenn auch in der symbolischen Sprache der Griechen und Römer mancher unsern Begriffen entsprechende und deßhalb gar wohl zulässige Ausdruck vorkommt, so glaube ich doch, daß wir den passendsten und bedeutungsvollsten Inhalt

für Skulpturen an den Sarkophagen und Grabmälern, ſo wie für etwaige Gemälde des Umgangs aus den altchriſtlichen Graburnen entnehmen werden.

Die Darſtellungen an dieſen ſind den Erzählungen des neuen, und mehr noch des alten Teſtamentes entnommen, ſie ſind antiker Anſchauungsweiſe gemäß rein ſymboliſch, und ſprechen alle mehr oder weniger klar die Beziehung zum Tod und die Hoffnungen des Chriſten in Betreff ſeiner Seele aus. Eine der beliebteſten und ſinnreichſten Vorſtellungen iſt die von Chriſtus in der Geſtalt des guten Hirten, der bald die Heerde pflegt, bald über das verlorne Schaf trauert, bald das gerettete heim trägt; eben ſo Chriſtus, von dem die Quellen des ewigen Lebens ausgehen, an welches Bild ſich das von der Samariterin am Brunnen leicht verſtändlich anſchließen würde. Im Gegenſatz zu Chriſtus, als dem Grund des ewigen Lebens, ſieht man oft den Sündenfall der erſten Aeltern, als Grund des Todes. Von den Wundern des neuen Teſtamentes ſind allein diejenigen ausgewählt, deren Deutung auf Unſterblichkeit, auf Erlöſung vom Uebel, auf Veredlung irdiſchen Stoffes nahe liegt, wie die Heilung verſchiedener Krankheiten, die Erweckung des Lazarus, die Vermehrung der Brode und Fiſche, die Verwandlung des Waſſers in Wein und ähnliche. In gleichem Sinne iſt aus dem alten Teſtamente Moſes am Felſenquell genommen, um das Hervortreten des unſterblichen Geiſtes aus der irdiſchen Hülle zu bezeichnen. Noch reicher und reizender iſt das Bild des Noah in der Arche, dem die Taube mit dem Oelzweig die Hoffnung auf baldige Erlöſung bringt, das ſchönſte Sinnbild der Auferſtehung aus dem Grabe. Weiter ab liegt die Himmelfahrt des Elias; näher die Erzählung von Jonas. Daniel in der Löwengrube erinnert an die Macht des Geiſtes über materielle Kräfte, der Einzug Chriſti in Jeruſalem an den der mit ihm verbundenen Seele ins Paradies. Wer die Bibel zur Hand nimmt, dem werden noch eine große Zahl ähnlicher Darſtellungen zufallen, und durch verſtändige Gegeneinanderſtellung alt- und neuteſtamentlicher Erzählungen wird mancher neue und belebende Gedanke angeregt werden.

Ohne uns alſo von der Bibel nur um ein Haar breit zu entfernen, hätten wir einen reichen, bis jezt noch größtentheils unbenutzt gelaſſenen Stoff, vor uns; allein, wie ſchon oben geſagt

und wie die Erfahrung aller Orten zeigt, sind wir an diesen für Verzierung der Gräber durch keine kirchliche Vorschrift, durch kein Uebereinkommen gebunden; und wie der Genius mit der umgestürzten Fackel, und Saturnus, und andre heidnische Formen, wie freie Gedanken des Geistes als Grabschriften ungehindert Eingang gefunden, so um noch viel mehr wird es der bildenden Kunst gestattet seyn, aus dem weiten Bereich der Natur und des Menschenlebens sich Trost und Beruhigung in ihrer Weise zu holen. Um hier nicht vorzugreifen, sey nur eine Aufgabe genannt, die die mannichfachste Lösung gestattet, und für die der Gottesacker, namentlich eine Versammlungshalle, der geeignete Platz seyn würde. Dort schildre die Kunst das ganze menschliche Leben mit allen Freuden und Schmerzen, mit seinen Verirrungen und Zurechtweisungen, mit seinen Tröstungen und Hoffnungen, und sie wird — mag sie nun in gedrängter oder ausführlicher Rede sprechen, länger oder kürzere Reihenfolgen von Bildern geben — der allgemeinen Zustimmung versichert seyn.

Nachdem wir auf diese Weise die verschiedenen Aufgaben der bildenden Kunst im Gebiet des Protestantismus durchgegangen, bleibt uns noch die Endfrage übrig, durch wen ihre Lösung herbei geführt werden solle. Wir haben bisher uns soviel möglich an den Vorgang der Geschichte gehalten und wollen es auch jetzt. Zwar wird, wie schon gesagt, keine Furcht vor dem Fegefeuer, keine Hoffnung auf Sündenvergebung bei uns Altäre bereichern, Denkmale errichten, allein es finden sich auch in älteren Zeiten noch andre kunstfördernde Elemente, als jene Seelenzustände, und unter diesen vor allen die weltliche Macht. Diese, sie mochte sich nun in Republiken durch die wechselnden Führer der öffentlichen Angelegenheiten, oder durch erblich-herrschende Familien, oder in Monarchien durch die Person des Fürsten offenbaren, ist es überall, der wir das Entstehen bedeutender Kunstdenkmale alter und jeder Zeiten danken. Der sogenannte Volks- oder Zeitgeist für sich thut solche Wunder nicht oder höchst selten; er ist nur der Träger von ihnen und wird im glücklichsten Falle mit fortgerissen. Man erwarte also auch jetzt nicht vom Volk, etwa durch Sammlungen, das Rechte und Große. Die Ergebnisse derartiger Versuche liegen als traurige Beispiele vor uns; die Klagen von immer neuen Ansprüchen an die Kasse, von Erpressungen und

Betteleien, kann Jeder, der ſeine Ohren brauchen will, hundertfach ſich wiederholen hören. Daneben ſteht ein andres und erfreuliches Beiſpiel in der Gegenwart, das uns lehrt, durch wen und auf welche Weiſe die Kunſt gehoben und gehalten werden ſoll. Die weltliche Macht vereinigt ſich im Oberhaupt des Staates; es iſt die Aufgabe unſrer hochſinnigen Fürſten, dem Volke, das, in materielle und induſtrielle Intereſſen verſunken, den Boden fruchtbar macht, auf welchem die Macht des Staates gedeiht, die Kunſt als Belohnung ſeiner Mühen, als Blumenſchmuck des für das Bedürfniß des Lebens beſtellten Ackers zu ſchenken. Dem guten Vorbild wird es nicht an Nacheiferung fehlen und ſind nur erſt die Räume geſchaffen, wird es an Mächtigen untergeordneten Ranges nicht fehlen, die, im Wetteifer mit den Mächtigſten, der Kunſt und ſich zugleich ein ruhmwürdiges Gedächtniß ſtiften. Man fürchte auch die Beſchränktheit der Mittel ſo wenig, als den Vorwurf der Nachahmung. Kein Gutes ſtehe allein, es wachſe überall hervor; auch beſtimmt nicht der äußere Umfang, ſondern der Gehalt die wahre Größe der Kunſtunternehmung; der iſolirte Ankauf einer Gemmenſammlung um 500,000 Thaler wiegt noch die zweckmäßigſte und ſinnreiche Anlage eines Friedhofs um 100,000 Thlr. nicht auf.

Und über dieſes alles möge noch das eine in Erinnerung gebracht werden, daß unſre Zeit in Beſitz eines Kapitales iſt, das ihr außer dem Schöpfer alles Lebens Niemand geben kann, und ohne welches ſelbſt die reichſten Mächte ſich vergeblich bemühen würden, ein Kunſtleben zu gründen — in Beſitz künſtleriſcher Talente. Vor funfzig Jahren ahnte Niemand den jetzigen Reichthum, nach funfzig Jahren wird man vielleicht vergeblich ihn zurückwünſchen. Die Geſchichte, namentlich die neuere lehrt, daß Jubeljahre im Weinberg der Kunſt nur ſelten eintreten. So möge der Geiſt in der Kelter geſammelt werden, ſo lange es noch Zeit iſt! Ein Blick auf Deutſchland und ſeine erhabenen Bauwerke des Mittelalters, ein Zug durch Italien und ſeine Kunſtſchätze ſagen uns, daß nichts in gleichem Maße einem Lande dauernden Glanz verleiht, als eben die Kunſt, und daß, wie der Dichter ſagt, ihre Sterne weit über die Kirchhöfe der Zeit hinüberleuchten.

Für unsere Vorprüfung und Vorbereitung zu den höheren Universitäts-Studien,

oder

Wie möchte unsere deutsche Jugend, um zu diesen Studien zugelassen zu werden, vorgeprüft, und wie dazu, auch unter Einwirkung der Regierung, vorbereitet werden?

---

§. 1.

Uebelstände treiben zu Verbesserungen, Täuschungen zur Abwehr neuer Uebelstände. Umwälzungen führen zur Herstellung, Willkür zum Regeln. Aber auch bei dem Letzteren wird nicht immer Maß gehalten, nicht sogleich das Rechte getroffen.

Auch Deutschland erging es so, besonders in den letzten 50 Jahren. Vieles Alte mußte weichen. Und Neues folgte auf Neues. Aber nicht immer unter der Hand der rechten Männer. Auch gut Gedachtes und Gewolltes litt unter mißverstandener oder sorgloser Ausführung, bei mangelnder Hut und Wache der Betheiligten oder der Behörden. Ohnehin setzte sich da wieder fressender Wurm dem Stamme an, dort Saft stehlende Mistel den Aesten. Auch Deutschland alias mutavit, alias minuit, non omnes amisit maculas.

§. 2.

Im Besondern ist dies der Fall bei den gesetzlichen Prüfungen der deutschen wissenschaftlichen Jugend. Ohne Zweifel hatte man derselben in dem einen und andern deutschen Lande zu wenige, und bei manchen derselben zu wenig Strenge. Aber hat man jetzt nicht ebendaselbst zu viele, und dabei zu wenig von dem, was Noth und heilsam wäre?

Mit Grund läßt wohl dieſe und jene Regierung nur diejenigen Jünglinge, welche in der dazu angeordneten Prüfung ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen zeigen, zu den Univerſitäts-Studien übergehen, oder läßt auch die Forderungen von Zeit zu Zeit ſteigern.* Aber iſt damit **Alles gethan?**

§. 3.

I. Bedarf der Jüngling, um auf der Univerſität ſein geiſtiges Ziel, namentlich für die (bürgerliche oder kirchliche) Geſellſchaft zu erreichen, weiter Nichts als eine gewiſſe Art und Menge von Vorkenntniſſen? Bedarf er nicht, wie jeder Lernende, ja noch mehr als die Mehrzahl der andern, das, womit man gut lernt und das Gelernte gut anwendet, **vorgebildete Anlagen und tüchtig geübte Kräfte des Geiſtes?** Und werden dieſe nicht nöthiger, wichtiger, entſcheidender, je mehr ſich in unſerer Zeit die Maſſe des Wiſſens und die Zahl der Literaten mehrt? Iſt nicht bei denjenigen Univerſitäts-Bewerbern, die durch planmäßiges und umfaſſendes Studium mehrerer Disciplinen zu wiſſenſchaftlichem Denken und Wirken gehoben, nicht bloß zu beſſerer Uebung einer einzelnen Disciplin oder Kunſt befähigt werden ſollen, noch mehr als auf Kenntniſſe darauf zu ſehen, daß ſie nicht ein zu kleines Maß von Geiſteskraft und Entwicklung mitbringen? Sollte nicht die befragte Vorprüfung vorzüglich die Geiſtesſchwachen abhalten und abweiſen? Und ſollte ſie nicht auf die Vorſchulen ſo zurück

---

* Jedoch Ehre, dem Ehre gebührt, auch der früheren Zeit, die Jeden ohne Vorprüfung auf ſeine Gefahr und Ernte die Univerſität beziehen und benutzen ließ. Nicht bloß dem Handel, auch den Wiſſenſchaften gilt im rechten Sinne: laissez faire. Je mehr die Univerſität Hoch- und höchſte Schule, dabei vom Vaterlande für das Vaterland unterhalten wird, deſto freier ſollte eigentlich der Zutritt zu ihr, und die Ausſchließung oder Wegweiſung von ihr nur durch unerträgliche Störung derſelben bedingt ſeyn. Das wird auch noch anerkannt und geſetzlich ausgeſprochen werden müſſen, wenn einmal eine größere Anzahl Solcher, die Höheres als Amt und Brod erſtreben, oder das Eine und Andere ſchon haben, vor den Lehrſtühlen der Univerſität ſich verſammelt. Jeden Falls darf ſich unſere Zeit darin nicht gefallen, daß man, um eine Uebermenge von literariſcher Spreu abzuwehren, voraus ſchon alle die ſich melden (etwa junge Fürſten ausgenommen) durch das Sieb und die Wurfſchaufel des Examens laufen laſſen zu müſſen glaubt.

wirken, daß in denselben mehr für Geisteskräftigkeit gethan würde?* Sollte nicht auch Erforschung der Geisteskräfte und Betrieb zur Uebung und Steigerung derselben Hauptgegenstand und Zweck der andern Prüfungen seyn, die theils mit den Universitäts-Lehrern, theils mit den von der Universität Abgegangenen in Hinsicht auf ihre öffentliche Dienstleistung von den Staats- und Kirchenbehörden vorgenommen werden?

§. 4.

Doch dieses hier nur beiläufig als Andeutung. Um die genannte Vorprüfung handelt es sich hier zunächst. Erforscht wird bei derselben nicht der geistige Gehalt der Bewerber um Zulassung zu den Universitätsstudien, nicht die Art und der Grad ihres geistigen Könnens, des angebornen und erworbenen. Dagegen ihr Wissen der Lerngegenstände, die theils zu den nothwendigen und unerläßlichen, theils zu den höheren und selteneren gezählt werden. Man fragt nicht: was ist der Prüfling A, B, C seinem geistigen Vermögen nach in Beziehung auf den von ihm gewählten Kreis von Wissenschaften? — sondern: was hat er inne von dem, und was kann er sogleich aussprechen oder niederschreiben von dem, was er für diesen Kreis theils der Natur der Sache nach voraus wissen muß, theils vermöge der nun einmal geltenden, übrigens wandelbaren, Verordnungen voraus wissen soll? Zur Beantwortung der ersten Frage ist in dem mir vor andern bekannten Lande meines Wissens keiner der Prüfenden angewiesen: und in den Prüfungstabellen, in welche die Prüfungsergebnisse eingeschrieben werden, findet sich kein Raum und Wink zur Würdigung weder des ganzen geistigen Gehalts noch einzelner Hauptkräfte.**

---

* Die Jesuiten haben ihre, freilich ganz andere, ihrem Namen widersprechende, Zwecke in solchem Umfang und Grad auch dadurch erreicht, daß sie von allen Seiten gute Köpfe herbei zogen, und für die schwereren Aufgaben ihrer Gesellschaft die Begabtesten heran bildeten. Thun wir doch endlich bei der Jugend dasselbe im Dienste des Menschenfreunds und Menschen-Heilands Jesus, in veram Dei gloriam! Thun wir das um so mehr, bei unserer, schlechte Mittel verwerfenden Moral!

** Nur in den Prädikaten-Tabellen, welche von den Lehranstalten halbjährlich oder jährlich an die Oberbehörde abgehen, ist eine Spalte überschrieben: „Gaben." Aber man will und gibt auch da nichts

§. 5.

So verhält es ſich auch mit den Aufgaben und Urtheilen der Prüfenden. Dieſe laſſen Diktirtes von der einen in die andere Sprache ſchriftlich übertragen, auch andere diktirte Aufgaben ſchriftlich löſen, die Sprach- und Sachkenntniſſe zu erforſchen. Ferner läßt man Stellen aus alten und bibliſchen Schriften mündlich überſetzen, auch über das, was ſich hier darbietet, gegebene Fragen ſogleich mündlich beantworten. Eben ſo Fragen aus einzelnen Disciplinen, die man nun einmal mündlich zu behandeln beliebt. Weiß ein Prüfling Notiz auf Notiz, und beſonders ſo, wie es dem Fragenden genehm iſt, zu geben, ſo erhält er von demſelben ein „gut," oder „recht gut," vielleicht gar „vorzüglich" nach dem andern. Und zeigt er in ſeinen ſchriftlichen Ausarbeitungen die gewünſchte Bekanntſchaft mit Sprachſachen und mit ſonſtigem Hiſtoriſchen, * ſo kann er einer der Glücklichſten werden, denen der

---

als das Allgemeine „gut," „recht gut," „ziemlich gut" und dergl. Vor Kurzem wurde noch geſagt, wie man die „Faſſungsgabe, Urtheilskraft" und dergl., auch einzelnes Beſondre, finde. Früher, zur Zeit der Väter, wurde „memoria, phantasia, judicium, ingenium" etc. noch genauer betrachtet und frei geſchildert, keine Eigenthümlichkeit eines, beſonders beſſeren, Subjekts übergangen. Noch lohnt es ſich bei Manchen, jene alten Schilderungen nachzuſchlagen, und mit dem ſpäten Mannesprodukt zu vergleichen.

* Leider wird nicht bloß das Geſchehene, von dem bei ſolchen Prüfungen die Rede werden kann, als hiſtoriſcher Stoff behandelt, ſondern auch Ueberhiſtoriſches. Gibt es nicht Manche, die, weil ſie nur Vieles wiſſen, Vieles bei- und anbringen wollen, in faſt jeder nun, wenn auch mangelhaft, aufgeſtellten Sprachregel, in jeder willkührlich angenommenen Wortbedeutung, in jedem, auch mißlungenen, ſynonymiſchen Verſuch ꝛc. ſogleich neue Bereicherung finden als ob Vereinfachung, als ob Auffindung eines höheren Dritten Nichts, als ob die fein gebildete Sprache und die von ihren Klaſſikern gebrauchte Schreibart nur ein Werk des Zufalls und der Laune, bloß etwas äußerlich (ohne inneren Sachgrund) Gegebenes wäre, das man wiſſen, einlehren und von der Jugend fordern müſſe? Und halten es nicht Manche eben ſo mit den Abſtraktionen und Anſichten der nun gerade beliebteſten Geſchichte-Lehrbücher, ja mit den philoſophiſchen Lehren der Helden des Tages? Drückt man nicht oft mit jener Wiſſensgier und Wiſſensforderung auch das, was eigentlich Gegenſtand des freien und prüfenden Denkens iſt,

Lorbeer hoher Nummer und ein Ehrenplatz unter den Geprüften ertheilt wird. Er iſt nun einer der Geſegneten der meiſten Prüfungsherren, auch wenn der unſichtbare Herr der Geiſter ihn für das geiſtigſte, für rechte Pflege oder Anwendung der eigentlichen Wiſſenſchaft nur mäßig bedacht hat.

§. 6.

Virtuoſen im Wiſſen hat man noch immer geehrt, und wird ſie fortan ehren, beſonders in Deutſchland. Sie ſind lebende Bibliotheken, und ragen weit über Nichts- oder Wenigwiſſende, die Nichts oder nur Weniges zu ſeyn und zu leiſten vermögen. Aber nicht um ſo mehr kann der Menſch ſeyn und leiſten, je mehr er weiß. Denn Unrichtiges, das neben Richtigem wie in Bibliotheken ſo in Vielwiſſern angeſammelt iſt, frommt nicht, ſchadet vielmehr. Ja das Viele, das ein Menſch weiß, kann ſein Inneres ſo einnehmen und bewältigen, daß ihm das Schöne und Wahre, das Gute und Heilige nicht mehr als Quelle des menſchlichen Heils, ſondern als bloßer Gegenſtand des Wiſſens gilt, und unfruchtbar wird. Noch mehr als Vielwiſſen iſt Allwiſſen. Und doch iſt, wie dem Vernunft- ſo dem Offenbarungsglaubigen, Gott das höchſte Weſen und der vollkommenſte Geiſt nicht als der Allwiſſende, ſondern zugleich auch als der Allmächtige und Heilige, als Schöpfer und Herr der Welt, als unſer Vater ꝛc. Ihm können, ihm ſollen wir uns annähern nicht durch Fortſchreiten im Viel-, ſondern im Rechtwiſſen, nicht einmal durch Beides im Verein, ſondern durch ein ſolches Wiſſen oder Erkennen, das ſich mit Rechtfühlen, Rechtwollen und Rechthandeln nicht nur verträgt, ſondern dazu verhilft.

§. 7.

Größere und beſſere Dienſte als die literariſchen Vielwiſſer haben die Forſcher und Freunde der Wahrheit, die Denker und Erfinder, die Menſchenfreunde, die Gottes- und Chriſtusverehrer

---

und immer mehr werden ſollte, Höherſprachliches und Klaſſiſches, Geſchichtebetrachtung ꝛc., ſogar die Philoſophie in die immer mehr anwachſende Maſſe des gegebenen Wiſſensſtoffes herab, lehrend und prüfend? Man will wiſſenſchaftlich ſeyn und wirken, und bildet ſich dieſe Wiſſenſchaftlichkeit ein. Aber thut man nicht vielmehr das, was ſeinem Weſen nach dahin führt, die Jugend und Wiſſenſchaft durch Wiſſen zu erdrücken?

geleiſtet den Wiſſenſchaften, den menſchlichen Intereſſen und Vereinen aller, beſonders höherer Art. Männer der Wiſſenſchaft wurden die Gelehrten noch nie, und werden es auch ferner nicht werden durch bloße Vielheit des Gelehrtſeyns oder Wiſſens, ſondern durch Gründlichkeit, Tiefe, Zuſammenhang und rechte Richtung ihres Wiſſens. Gute Leiter und Führer der Ungelehrten, treue Pflege des menſchlichen Wohls und Heils wurden die Literaten noch nie, und werden es auch ferner nicht werden durch die bloße Quantität, ſondern nur eines Theils durch rechte Verbindung der Quantität und Qualität ihres literariſchen Beſitzthums, andern Theils durch geiſtreiche, treue, gewiſſenhafte, humane und religiöſe Anwendung ihres Wiſſens und Könnens.

In unſerer Zeit, welche, mit ihren Zeitungen, Zeitſchriften, Büchern, mit ihrer Oeffentlichkeit, Rede- und Preßfreiheit, mit ihren immer wachſenden Mittheilungsmitteln mehr Wiſſen erzeugt und verbreitet, aber zugleich auch das Wiſſen mehr mißbraucht, iſt unſtreitig immer mehr am Recht- als am Vielwiſſen gelegen. Beſonders aber muß der Aufbewahrer und Bearbeiter der geiſtigen Güter das, was er weiß, beſſer als ſeine ungelehrte Umgebung wiſſen, mit andern Worten, wiſſenſchaftliche Erkenntniſſe, wiſſenſchaftliche Bildung und Tüchtigkeit des Geiſtes im eigentlichen, nicht im mißbräuchlichen Sinne, haben und erproben.

§. 8.

Soll die deutſche Gelehrſamkeit und Literatur von ihren Abwegen zurück kommen, ſoll ſie wieder Licht und Wärme, Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit, Heil und Segen verbreiten, ja ſoll ſie nur die von den Vätern ererbten Geiſtesgüter wahren und behaupten, ſo iſt wahrlich ſtatt des bibliothekartigen Vielwiſſens das gründliche, ächt deutſche Rechtwiſſen und das guten Theils auch daraus erwachſende Rechtfühlen, Rechtwollen und Rechtthun hochnöthig.

Und wir Deutſche wollten dennoch unſere, den Wiſſenſchaften gewidmete, Jugend den breiten Weg des frühen Vielwiſſens, dem doch ihre Natur widerſtrebt, und deſſen Weſen und Richtung nur Treibhausfrüchte erzwingen läßt, fortan, ja immer mehr führen? Wir wollten fortan und immer mehr durch den Zwang und die Allgewalt der befragten Vorprüfung alle Lehrer, auch die, welche das Beſſere ſehen und wollen, auf dieſen Abweg ziehen?

§. 9.

Zur Zeit der Väter, die den jetzigen Zwang nicht anlegten, gingen zwar Manche mit ungenügender Vorbereitung und Qualität auf die Univerſität und von derſelben. Dennoch hatte man neben dieſen nicht wenige treffliche Studirende, und ſah nachher aus ihnen nicht wenige ausgezeichnete Gelehrte geworden. Eines der damals kleineren deutſchen Länder erhob ſich mit literariſchem Ruhm über manche ungleich größere: es war an ächten Gelehrten ſo reich, daß es nicht nur für ſeine höheren wiſſenſchaftlichen Aemter keine Ausländer berief, ſondern dazu an das Ausland einen Gelehrten nach dem andern abgab. Es wurde in dieſem Lande viel und tüchtig ſtudirt, in der Regel ſchon vor, wie auf der Univerſität; von Einzelnen (aber im Knabenalter gut Vorgeſchulten) auch erſt nach ihrer Univerſitätszeit; Beide erreichten und leiſteten Vorzügliches, weil ſie viel freiwilliger, mehr nach dem Antrieb ihrer Natur, als nach willkürlichen Satzungen und Forderungen, ſtudiren durften. Beider Talente blühten und fruchteten um ſo mehr und beſſer, weil ſie nicht zu ſehr gegängelt, noch weniger gemeiſtert und bewältigt wurden. Sollte nicht ähnliche Liberalität, den jetzigen Umſtänden angepaßt, eben ſo viele und gute Kräfte tragen? Und verträgt ſich mit derſelben nicht ſolche Vorkehr, die nicht gar zu ſchwach und unwiſſend auf der Univerſität auftreten und von ihr wieder abtreten läßt? Kann man nicht den zu Schwachen und zu Unwiſſenden von der Univerſität abhalten, und den gehörig Begabten und Vorbereiteten, nach dem er zugelaſſen iſt, zu einer gewiſſen Art und Stufe von Beſtimmungs-Gemäßheit, alſo Studir-Thätigkeit, anhalten, **salva quadam libertate academica**, d. h. ohne jenen Zwang und Drang, welcher der allgemeinen Jugendlichkeit und beſondern Subjektivität keinen Spielraum einräumt, welcher die einen Subjekte wie die andern in Abrichtung zur Vielwiſſerei zu nehmen, wenn auch nicht vermag, doch wenigſtens trachtet, welcher die geſammte, zur Wiſſenſchaft beſtimmte, Jugend zu Endoctrinir-Maſchinen auf Eiſenbahnen machen will, welche auch die beſtbegabten und beſtvorbereiteten Jünglinge, die ſich nicht ohne Schaden einbannen, anſpannen und anjochen läßt?

§. 10.

Mahnt dieſer Rückblick nicht auch an den Werth und das Bedürfniß der Elaſticität und Spontaneität unſerer wiſſenſchaftlichen

Jugend? Gibt es für sie, um Etwas zu erreichen und später zu leisten, irgend einen andern Weg als für jede andere Jugend? Ist irgend etwas Bedeutendes vom Jüngling und Manne je unternommen und gethan worden, wo es an der Kraft und dem Willen fehlte, sich zu spannen, zu schwingen und anzustemmen?

Hat man nicht unter den sogenannten und wirklichen Literaten genug Nachsprecher und Nachahmer, mechanische Handlanger, Unmündige und Servile, kurz Solche, die für sich Nichts, Alles nur durch äußeren Druck und Stoß, Alles nur im Geleise und Gängelband sind und wirken? Neigt sich die natürliche Schwäche, Mittelmäßigkeit und Trägheit von selbst dahin: so hat man wahrlich ihr nicht noch nachzugeben und nachzuhelfen durch lehrende aufsehende, besonders auch prüfende Einwirkung.

Hat die Wissenschaft und Wahrheit, die Tugend und Glückseligkeit aufs Neue wieder mit Gegnern zu kämpfen, die alle Federkraft der Eigen- und Herrschsucht spielen lassen: so ist die gute Sache wohl nur durch die gegenüber stehende Spann- und Thatkraft zu retten und zu heben.

§. 11.

Könnte Beides, das wahrhaft wissenschaftliche Rechtwissen und das scheinbar wissenschaftliche Vielwissen, zugleich, oder das Erste vermittelst des Zweiten betrieben werden: so möchten, ja so müßten die Lehrer und Prüfer auf dem gerügten Wege fortgehen. Aber dieses Erste und Zweite ist seinem Wesen und seiner Richtung nach zu verschieden, als daß es vereinigt werden könnte. Ferner gibt es der Jugend eine ganz verschiedene Thätigkeit und Gewöhnung. Ja bei der Mehrzahl der jungen Leute wird das Eine durch das Andere verdrängt. Nur wenige besonders kräftige Naturen vertragen das Beladen und Ueberladen mit Wissensmassen und Wissensdetail. Und diesen Wenigen, die eigentlich (wenn sie nicht leiblich und sittlich scheitern) fast über jede Behandlung und Mißhandlung siegen, wenigstens siegen können, darf die große Mehrzahl gewöhnlicher Subjekte nicht aufgeopfert werden. Um so weniger, als jene Wenigen bei rechter Behandlung doch noch besser gedeihen, ja der Mehrzahl zum Muster dienen, wohlthätig verleuchten.

§. 12.

Man entgegnet etwa, bei der befragten Vorprüfung werde nicht bloß das Wissen und Vielwissen, sondern auch die Kraft

und Uebung der Subjekte erforſcht, und von dieſem Zweiten zeuge jenes Erſte. Ich antworte: Nein, die oben berührten Prüfungs-Arbeiten und Antworten zeugen unmittelbar und in der Regel nur von einem Mehr oder Minder des Auffaſſens, Behaltens und Wiedergeben-Könnens. Dieſe Gaben und Fertigkeiten ſind auch durchaus nicht zu überſehen, ſondern wohl zu pflegen und auch bei der Vorprüfung zu beachten. Aber dieſe Gaben und Fertigkeiten nicht allein, ſondern zugleich auch mehrere andere, und zwar höhere. Denn die Wiſſenſchaft iſt etwas ganz Anderes und weit Höheres als ein Aggregat von Memorir-Notizen. Um zu höheren akademiſchen Studien befähigt zu ſeyn und zugelaſſen zu werden, muß der Jüngling zwar ein nicht kleines Quantum von Gedächtniß-Wiſſen haben und darthun, aber auch eine gewiſſe Vorübung zum Vergleichen, Unterſcheiden, Verbinden und Zuſammenfaſſen vieler einzelner Notizen, zum wiſſenſchaftlichen Denken. Gerade dieſes Zweite zeichnet den Mann der Wiſſenſchaft unter den vielen Andern aus, die nur Notizen in ſich aufgenommen, oder im Beruf anzuwenden gelernt haben. Er ſoll über den in ihm und Andern aufgeſammelten Notizen ſtehen, derſelben mächtig und Herr ſeyn — jedoch nicht für ſeine oder andere Willkür und Sache, ſondern für Licht und Wahrheit, für Menſchenwohl und Gottes Reich. So muß er denn nothwendig da, wo über ſeine akademiſche Studir-Fähigkeit erkannt wird, weit nicht bloß zeigen, daß er Vieles aufgefaßt und behalten habe, ſondern auch, daß jene geiſtige Kraft, die ſich des Aufgefaßten und Behaltenen wiſſenſchaftlich bemächtigen ſoll, in nicht zu kleinem Maaße ihm verliehen, durch Kunſt und Fleiß in ihm aufgeregt und geſtärkt worden ſey.

§. 13.

Oder kann man auf das erforderliche oder höhere Maaß dieſer geiſtigen Kraft ſchließen aus der genügenden oder recht guten Beantwortung und Löſung der Fragen und Aufgaben, wie ſie bei unſern Vorprüfungen (§. 4, 5) gewöhnlich gegeben werden? Ich antworte: in manchen Fällen nicht, in einzelnen mit einiger Wahrſcheinlichkeit, in einigen mit völliger Sicherheit.

Liefert z. B. ein Prüfling eine genügende ſchriftliche Ueberſetzung des diktirten deutſchen Textes ins Lateiniſche ꝛc., und des lateiniſchen Textes ins Deutſche, und hat er von den frühen Knabenjahren an Lateiniſch ꝛc. gelernt: ſo zeigt er zunächſt nur, daß

er in gar langer Zeit Wörter, Redensarten, Sprachgebrauch und Spracheigenheiten der fremden und Muttersprache ſich angeeignet, und auf dem Wege der Nachahmung wieder ordentlich anzubringen gelernt habe. Manches in ſeiner Ueberſetzung iſt aber nicht ſowohl ihm als dem guten Wörterbuch der jetzigen Zeit, das man ihn ja auch bei der Vorprüfung gebrauchen läßt, eben ſo manches grammatiſch Richtige ſeinem Nachſchlagen der Grammatik, die er ebenfalls zur Hand haben darf, zuzurechnen. Und was nicht auf die Rechnung dieſer Hülfsbücher kommt, kann er glücklich gefunden haben, vermittelſt eines guten Gedächtniſſes, und mehr geleitet von einem durch vieles Exponiren und Komponiren erworbenen Takte, als von gründlicher Kenntniß und von entwickelter, geſtärkter Urtheilskraft. *

Es kann derſelbe Prüfling, über Sprachregeln und Sprachcigenheiten befragt, in gewiſſem Sinn Genüge leiſten, und doch der eigentlichen Geiſtesthätigkeit und Geiſtesvorübung zu den Univerſitätsſtudien großentheils ermangeln. Denn frequente Regeln und Eigenheiten (über infrequente mag man den fragen, der als Grammatiker von Profeſſion gewürdigt und angeſtellt werden will) können in längerer Zeit bei wenigem, und in kürzerer Zeit bei ernſtlichem Fleiß eingeſchult und eingelernt werden, ohne tüchtige Uebung der übrigen, zum Theil höheren Geiſteskräfte.

Dieſe Uebung und Vorbildung kann nur durch ſolche Prüfungs-Antworten und Arbeiten erprobt werden, die nicht aus Reminiscenz und Takt, ſondern aus richtigen Verſtandes- und Geiſtes-Operationen hervorgehen. Leiſtet er bei ſolchen Aufgaben wenig oder keine Genüge, ſo hat er entweder den Stoff, an dem die geiſtige

* Sogar das, was man bei ſolchen Subjekten hie und da ein gutes Latein zu heißen pflegte, bewies in der Regel mehr den oben genannten Gedächtniß-Gehalt und Takt, als eine für akademiſche Studien gehörig vorgeübte Geiſteskraft. Denn von Manchem, der deßhalb höher locirt wurde, hieß es nachher auf und nach der Univerſität: er iſt ein guter Lateiner, aber an wiſſenſchaftlicher Tüchtigkeit und Leiſtung weit weniger als Dieſer und Jener unter ihm, er iſt ſogar im praktiſchen Berufe ſchwach. Man ſprach daher von philologiſcher Organiſation der Einen und wiſſenſchaftlicher, auch praktiſcher der Andern. Aber wie irrig und grundlos?

Operation vorzunehmen war, nicht oder nicht genug kennen gelernt, oder er beſitzt, wenn es ihm an dieſer Kenntniß nicht fehlt, zu wenig natürliche oder erworbene Geiſteskraft. Gibt man ihm nun für jene ſprachliche Befriedigung ein unverdient gutes Prädikat, und für das Nichtſprachliche, wofern er dabei wenigſtens einige Kenntniß des Stoffes gezeigt hat, ein nicht zu geringes Prädikat: ſo hat man zwar, da man im Geiſte des herrſchenden Wiſſens-Syſtems verfährt, von den vielen Anhängern deſſelben keinen Tadel zu gewarten, aber dagegen vielleicht faktiſche Widerlegung in den Univerſitätsjahren des Zugelaſſenen, und in ſeiner nachfolgenden Berufsbahn.

Ein anderer Prüfling kann in ſeinen altſprachlichen Arbeiten und Antworten wegen Verfehlung einiger Regeln und wegen unrechten Gebrauchs einzelner Wörter mangelhaft erſcheinen, auch bei der mündlichen Prüfung Fragen derſelben Art ungenügend beantworten, zugleich aber den Sinn des deutſchen Diktats, auch der zur mündlichen Ueberſetzung gegebenen Klaſſiker-Stelle richtig angeben, ferner bei den nichtſprachlichen Prüfungs-Gegenſtänden die nöthige Sachkunde, überhaupt aber Kräftigkeit, Geiſt und Talent zeigen. Wird er nun in Betracht des Einen nur mittelmäßig, und in Betracht des Andern zwar gut prädicirt, aber wird ihm dieſes nichtſprachliche „gut" nur in niederem, Andern hingegen das ſprachliche „gut" in höherem, ja doppeltem Werth angerechnet (nicht gerade im Geiſte des Wiſſens-Syſtems, aber vermöge des nun eben geltenden Vorzugs altſprachlicher Korrektheit und Gewandtheit): ſo mag es ihm, wenn es gut geht, zwar nicht an der Zulaſſung zu den Univerſitätsſtudien fehlen, aber an der ſeiner Kraft und geiſtigen Tüchtigkeit entſprechenden Würdigung, in der Folge aber, wofern er die Univerſität gehörig nützt und ſeine Kräfte fortan tüchtig übt und ſchärft, nicht an Unzufriedenheit mit ſeinem Vorprüfungs-Schickſale, nicht an Mißtrauen gegen ſolche Prüfungsart. *

---

* Wäre das nicht der Fall geweſen bei Dieſem und Jenem, der jetzt hoch oben ſteht und weitum wirkt, wenn er die Vorprüfung, und zwar die jetzige, durchzumachen gehabt hätte? Iſt es nicht wohl erklärbar, daß es Hochobere auch mit innerer Höhe gibt, die auf Schulen dieſer Art mit Widerwillen oder Verachtung herabſehen?

§. 14.

Soll also bei der befragten Vorprüfung das jugendliche Wissen, und namentlich das altsprachliche, zurück treten, zu Gunsten des Verstandes und wohl gar der Verständigkeit? Durchaus nicht. Vom studirenden Vorschüler fordere auch ich wegen dieser Bestimmung, und weil er im Gedächtnißalter ist, ein bedeutendes und gründliches Wissen auch der Sprachen und vornehmlich der alten; aber dieses Wissen nicht eingeschult unter lauter Auffassen, Aneignen und Memoriren (wobei die Objekte als Willkür- und Handwerk-Stoff, §. 5 Anmerk., und die Subjekte als Lern-Maschinen mißhandelt werden); ferner außer diesem Sprach-Wissen auch tüchtige Uebung ꝛc. der andern Geisteskräfte, die neben und über den mnemonischen stehen, also weit nicht jene Bearbeitung des Verstandes, deren Erzeugniß die Verständigkeit ist. Nein, der studirende Knabe und Jüngling soll fortan leicht und schnell auffassen, sicher und fest behalten lernen, aber als ein nicht purmnemonisches Wesen, sondern auch als ein solches, das als Mensch von Gott und als einstiger Literate durch diesen besondern Beruf zum Rechtfühlen, Rechtdenken, Rechtwollen und Rechthandeln bestimmt ist.

§. 15.

Er soll, auch nach meiner Ansicht, nach Virtuosität im Sprachlichen und namentlich im Altsprachlichen und Klassischen streben, einestheils also Vieles davon in das Gedächtniß aufnehmen, seinen Verstand an fertige Beachtung und Befolgung der Sprachgesetze und Eigenheiten, sein Uebersetzen in die alten Sprachen an lexikalische Richtigkeit und antibarbarische Reinheit gewöhnen, aber zugleich auch anderntheils in die alten Hauptklassiker eindringen, ihre Gedanken, ihre poetische und prosaische Schreibart völlig verstehen lernen, und zwar so, daß er seiner Zeit auch so musterhaft darzustellen, und den ganzen inneren Menschen auch so natürlich ꝛc. anzuregen vermag.

Ferne sey jedoch alle Ueberschätzung jener Zeit und vorherrschenden Denkart, ferne alles Einpfropfen jener Ehr- und Selbstsucht, Liebloſigkeit und Irreligiosität. Vielmehr werde unserer wissenschaftlichen Jugend bei Gelegenheit, jedoch in möglichster Kürze, auch das Mangelhafte und Verkehrte des griechischen und römischen Alterthums aufgewiesen, damit diese Jugend auch

erkenne, wie uns mehr als jenen Alten gegeben, und wie unter uns Dieſer und Jener vermittelſt des Hellenismus und urbibliſchen Chriſtenthums dem Ideale der Geiſter und Herzen doch näher gerückt ſey.

§. 16.

Alſo werde auch in dem Wiſſen, welches aus der chriſtlichen Zeit und Literatur beſſer als aus der vorchriſtlichen geſchöpft wird, der für akademiſche Studien nöthige Grund gelegt, aber auch hier nicht mit Extenſion auf Koſten der Intenſion und der jugendlichen Kraftübung. Die erſte Stelle gebührt nun wohl dem Religiöſen und Bibliſch-Chriſtlichen, da durch Bibel und Chriſtenthum die Welt erneut, erleuchtet und veredelt worden iſt. Aber dieſes Religiöſe werde nicht bloß gelehrt, ſondern auch zur Herzens- und Lebensſache der Jugend gemacht, da die religiöſe Anlage die allgemeinſte, und das religiöſe Bedürfniß das höchſte und ununterdrückbarſte iſt, und da unſtreitig um der beſondern wiſſenſchaftlichen Beſtimmung willen die am Menſchen und Bürger des Gottesreichs nichts leiden darf, vielmehr jene durch dieſe gewinnen ſoll.

§. 17.

Aus dem Obigen ergibt ſich nun Folgendes: Gegenſtand der befragten Vorprüfung iſt Sprachliches und Nichtſprachliches. Unter den Sprachen die lateiniſche und griechiſche, bei den Theologen auch die hebräiſche. Bei allen zugleich die deutſche, als die Mutterſprache. Die franzöſiſche und engliſche kann nach dem Grundſatze (§. 16), der Vielerlei ausſchließt, und Wenigeres mit deſto beſſerem Erfolge vorzieht, zwar nicht gefordert werden. Will aber Einer im Franzöſiſchen und Engliſchen geprüft werden, ſo kann man es ihm nicht verweigern. Und vermag er franzöſiſche oder engliſche Schriftſtellen ins Deutſche, oder Deutſches in das Franzöſiſche oder Engliſche gut zu überſetzen, ſo muß ihm dieſes Supererogative angerechnet werden, ſogar als einiger Erſatz anderer Mängel. Denn auch dieſe zwei neuen Sprachen erhöhen den inneren Gehalt und die äußere Brauchbarkeit des Literaten. Und keine Beeiferung, die auf Solches mit Erfolg gerichtet worden, darf, wenn das Subjekt dieſes zeigen will, bei der befragten Vorprüfung unbeachtet und unangerechnet bleiben.

§. 18.

Für die andern oben genannten Sprachen möchte ein Mindestes von Kenntniß und Fertigkeit voraus festgesetzt, dieses vorerst erforscht, und der unter demselben Erfundene in dem Falle, wenn er auch den übrigen Hauptforderungen nicht genügt, von der Universität ganz abgewiesen, in dem andern Falle, wenn er von den übrigen Hauptforderungen mehr als das Unerlaßliche gewährt, erst später, nach erwiesener Ausfüllung jener sprachlichen Lücken, zur Universität zugelassen werden. Sieht man aber zunächst nach dem festgesetzten Mindesten von Kenntniß jener Sprachen, so muß dem Prüfling auch die Möglichkeit, zu zeigen, daß er über diesem Mindesten sey, gegeben, also nach der ersten Sprachprüfung, wenn diese, wie er glaubt, sein Plus zu zeigen nicht geeignet war, zur Erprobung seines Plus eine zweite auf sein Verlangen (z. B. ein schwererer fremder Schriftsteller, eine gesteigerte Aufgabe zum Uebersetzen in die fremde Sprache) zugestanden werden. Dann werden wohl Manche, und gerade Vorzüglichere und Begabtere, die es sonst gerne zu leicht nehmen, bei der Prüfung sich mehr anstrengen, und damit Andern ein heilsames Beispiel geben, auch die Prüfung in der öffentlichen Meinung heben; zweitens werden sie in ihren der Prüfung vorangehenden Studien sich ein höheres Ziel setzen, und demselben ernstlicher und freiwilliger zustreben, und zwar gerade in den Fächern, zu welchen sie ihre Natur hinzieht, in welchen sie ausgezeichnet werden können.

Oder lasse man die Prüflinge gleich Anfangs unter leichteren und schwereren Schriftstellern und Kompositions-Aufgaben wählen. Nur schone und erleichtere man die Prüfenden nicht auf Kosten der Prüflinge und des Prüfungszwecks. Auch steigere man nicht in Rücksicht auf Wenige, die ein Plus zu zeigen vermögen, die sämmtlichen Aufgaben so, daß, damit Alles auf Einmal abgemacht werde, die große Mehrzahl der Prüflinge mit jenen Wenigen gleich angelegt wird; was doch offenbar unnatürlich ist und Manche von der Mehrzahl vor und bei der Prüfung so entmuthigen kann, daß sie weniger leisten, als sie sonst könnten.

§. 19.

Wie ist nun aber das Sprachliche zu erforschen? Antwort: Erstens durch mündliche und schriftliche Uebersetzung aus der fremden Sprache in die deutsche und umgekehrt, auch durch

Beantwortung gegebener Fragen über Sprachliches. Zweitens durch Interpretation geeigneter Stellen in Klaſſikern. Allerdings iſt einestheils das zur Grundlage nöthige Gedächtniß-Wiſſen (der Wörter, Redensarten, Sprachregeln und Spracheigenheiten, auch des Alterthümlichen), das nicht erlaſſen werden kann, zu erforſchen und zu erproben. Aber zugleich auch der niedere oder höhere Grad von geiſtiger Kraft und Uebung. Man nehme doch Jenes nicht als zureichend an, oder laſſe es nicht für Dieſes gelten. Man laſſe daher nicht bloß überſetzen, ſondern auch interpretiren.

Manche gewöhnliche Prüflinge überſetzen altklaſſiſche Stellen, und zwar auch ſolche, die dem Gedanken und Ausdruck nach über das Alltägliche ſich erheben, ohne Schwierigkeit in minder oder mehr entſprechendes Deutſch, jedoch nicht mit geübter und geſchärfter Geiſteskraft, ſondern mehr vermittelſt eines gewiſſen Gefühls und Takts, mit glücklichem Muthmaßen und Errathen. Denn ſobald ſie die vorliegende Stelle erklären und den Zuſammenhang beſtimmt angeben ſollen, verſtummen ſie, oder ſprechen nur einen Theil vom Gedanken des Schriftſtellers aus. Die beſſeren Subjekte ſollten aber nicht nur den Theil, ſondern auch das Ganze, und nicht nur das Ganze, ſondern auch das Einzelne in ihrer Mutterſprache ausdrücken, ja die ganze Gedankenreihe nach und nach, wenigſtens bei einiger Hülfe des Prüfenden, deutſch geben können. Dazu würden ſich aber mit den fähigeren Schülern auch manche andere erheben, wenn die Lehrer, ſtatt über den Sinn und die Gedanken der Schriftſteller ſelbſt zu ſprechen (manchmal nur ſo, wie der Kommentator für Geübte und Männer vom Fache ſchrieb), die Schüler aufmunterten, anleiteten und angewöhnten, das vom Schriftſteller Gedachte, Anfangs unter Lehrer-Beihülfe, nachher immer mehr ſelbſt zu finden und gehörig auszuſprechen, wenn in den Lehrſtunden nicht das Grammatiſche (wo es noch beſſer geht, auch das Lexikaliſche) als Hauptſache betrieben, eingeſchult und abgefragt würde, wenn man der Jugend nicht bloß dieſes Wiſſen, ſondern auch die Kunſt und Fertigkeit, ſich gut auszuſprechen, ſich befriedigend mitzutheilen, beizubringen ſich bemühte.

§. 20.

Wer bei der Vorprüfung gut interpretirt, muß die Erklärung des Lehrers oder gedruckten Kommentars wohl gefaßt, ſolches geiſtig (nicht bloß memoriſch) Angeeignete gut auszuſprechen

gelernt, also auch die nichtmemorischen Geisteskräfte gehörig geübt haben. Daher möchten von dem Prüfer auch exegetische Zweifel und Einwendungen zur Beantwortung, Stellen mit verschiedenen Lesarten zur verschiedenen Deutung und zur Würdigung des einen und andern Sinnes, ja auch unrichtige, gezwungene und abgeschmackte Erklärungen zur Widerlegung gegeben werden, sowohl mündlich als schriftlich, besonders zur Vergleichung der Prüflinge und ihres geistigen Gehalts.

So würden diese nicht nur am besten geprüft und im Verhältniß zueinander gewürdigt, sondern auch, was so sehr zu wünschen ist, die Lehrer der Vor- und Mittelschulen, die nur Fremdes in die Muttersprache schnell übersetzen, und dabei grammatische, lexikalische und antiquarische Bemerkungen anhören, oder, wie die besseren thun, beantworten lassen, gedrungen, ihre Schüler auch interpretiren zu lehren.

§. 21.

Wer die Kunst, gut zu fragen und zu examiniren, besitzt (und nur Solche sollten zu der befragten Prüfung gewählt werden), der weiß nicht bloß je Ein Prüfungs-Subjekt, sondern mehrere zugleich in Anspruch und Erforschung zu nehmen, und zwar nicht bloß nach ihrem Gedächtniß-, sondern nach ihrem ganzen geistigen Gehalt; der verirrt sich auch nicht, bei all seiner sonstigen Lehrhaftigkeit, auf den Abweg des Docirens und Monologisirens (mit kleiner jenseitiger Unterbrechung), sondern weiß mit wenigen Worten, auch Blicken und Geberden, die Jugend so zu behandeln und anzuregen, daß sie desto mehr zu hören und zu sehen gibt, daß sie bei der Prüfung nicht ermattet oder verzagt, und schwächer als sonst (was ja leider bei manchen Prüfungen geschieht) erscheint, daß sie vielmehr in rechter Stimmung und Hebung von jahrelanger, guter Aussaat einer schönen Ernte sich erfreut.

Das ist aber weit nicht der einzige Segen, solcher Art zu prüfen. Er erstreckt sich weiter, auch auf die nachwachsenden Prüflinge und auf derselben Vorbereitung zur Prüfung. Sind nämlich von den Geprüften die begabten und fleißigen mit Befriedigung weggegangen, und nur offenbar Untüchtige ganz oder für einige Zeit abgewiesen worden, so theilen jene die auf sie gemachten Prüfungs-Eindrücke, ihre Achtung und Zustimmung, ihrem Kreise, also auch jüngeren Mittelschülern mit, und so

ſchreiten denn auch die beſſeren von dieſen der Prüfung mit Achtung, Beiferung und Vertrauen, folglich um ſo glücklicher, entgegen, manchen ſonſt verzagenden oder erſchlaffenden Mitſchüler ermunternd. Zugleich vernehmen die Lehrer der folgenden Präparanden, wie die Objekte und Subjekte behandelt werden, auf was man mehr oder weniger Werth lege, werden alſo nicht bloß zum Vielleſen ꝛc. geſpornt, ſondern wohlthätig hingewieſen zum feſten Grundlegen im Wiſſen und zu tüchtiger Uebung aller, auch der höheren, jugendlichen Geiſteskräfte.

§. 23§. 22.

Nach den genannten Grundſätzen ꝛc. wird man auch das, was die Prüflinge aus der deutſchen Sprache in die fremden überſetzen, für Beides, für Wiſſens- und Geiſtes-Erforſchung einrichten und behandeln. Man wird alſo zwar grammatiſche und lexikaliſche Richtigkeit und Gründlichkeit fordern, aber ohne Uebertreibung, alſo z. B. dem Regeln-Wiſſen und Befolgen wie dem Purismus nicht die Sprache ſelbſt, der partialen und pedantiſchen Korrektheit nicht die Luſt zum Sprachlernen, oder gar alle Lernliebe aufopfern, das Mittel nicht mit dem Zwecke verwechſeln, das Weſentliche und Unerlaßliche nicht mit dem Willkürlichen, zum Theil noch Problematiſchen, vermengen. Man wird ferner wenigſtens ins Lateiniſche auch ohne Grammatik und Lexiken ſchriftlich überſetzen, über weſentliche und allgemein geltende Grammatikalien und Sprach-eigenheiten, über Wortbedeutungen, über ihre Ableitung aus der Stamm- und Grundbedeutung paſſende Fragen mündlich beantworten laſſen, wie bei der Expoſition, ſo hier bei der Kompoſition — aber bei allem dieſem nicht bloß den ſprachlichen, ſondern den ganzen geiſtigen Gehalt erforſchen. Man wird daher auch ſehen, ob und wie weit die Ueberſetzer in den Sinn und Geiſt des gegebenen Textes eindringen, wie klar oder unklar ihnen die Begriffe und Gedanken deſſelben ſeyen, und wie ſie ſich darüber zu äußern wiſſen.

Unter dem Nichtſprachlichen, das Prüfungsgegenſtand iſt (§. 17, Anfang), möchte das Religiöſe die erſte, und die Elementar-Mathematik die zweite Stelle einnehmen. Jenes, weil es für Alle den größten Werth hat, und den Literaten nicht unter den Nichtliteraten ſinken läßt; dieſe, weil ſie, rational behandelt,

nicht memorisch und mechanisch erlernt werden kann, also zum geordneten und richtigen Denken nöthigt, ferner weil sie die übrige Vorbildung ergänzt.

Aus den Hauptlehren der Religion und des Christenthums darf natürlich, bei der Religions-Prüfung und bei dem vorangehenden Religions-Unterricht, keine Dogmatik und Moral, aus den religiösen Hauptereignissen keine Kirchengeschichte gemacht werden. Desto mehr wird man, lehrend und prüfend, auf das sehen, was den biblischen Christenglauben und Sinn begründet (auf das Innehaben des Wesentlichen der Bibel, besonders des Neuen Testaments, auch biblischer Kernsprüche), und dieses auch als Bedürfniß des Herzens und Lebens behandeln. Möge dazu bald ein diesem Alter und Ziele recht angemessenes Lehrbuch verfaßt und eingeführt werden!

Die Elementar-Mathematik wird man, besonders lehrend und darum auch prüfend, zwar nicht als Etwas, das nur dem praktischen Rechner und Messer dienen soll, aber auch nicht so rein theoretisch und so streng wissenschaftlich, mit so wenig Anschaulichkeit und Anwendung behandeln, daß viele, ja in manchen Schulen die meisten, Subjekte von vornen herein Nichts davon verstehen und behalten, die darauf verwandte Lektionszeit verlieren, an der Erlernbarkeit des Mathematischen oder an ihrer Fähigkeit dazu verzweifeln, und sich mit Widerwillen für immer davon abwenden. Es gibt, wie die Sache und Erfahrung lehrt, eine dritte Lehrart der (für die gewöhnlichen Fähigkeiten gewiß nicht zu schweren) Elemente dieser Wissenschaft, wobei man die Mehrheit der Subjekte und das Objekt selbst nicht der wissenschaftlichen Form aufopfert, sondern anschaulich, praktisch und bedächtlich verfährt, bis durch baldigen Succeß auch hier Lust und Zutrauen gewonnen, fester Grund auch hier durch genügende Wiederholung und Einübung gelegt, und jeder Lernende dahin gebracht ist, daß er das Anfangs Erlernte, unter gehöriger Lehrerhülfe, auch im logischen Zusammenhang sich denken, und daran das Nachfolgende, in theoretischer und praktischer Darstellung, fest anknüpfen, Schritt für Schritt leichter und schneller auffassen und sich aneignen kann.

§. 24.

Die übrigen nichtsprachlichen Prüfungsgegenstände mächten, sowohl an Zahl als an Umfang der Pensen, möglichst

beschränkt werden. Die Wissenswürdigkeit irgend eines Objekts ist kein zureichender Grund zur Ueberbürdung der Subjekte. Daß diese beschränkte, nicht unendliche Wesen sind, weiß man längst. Eben so, daß Mäßigung sich belohnt. Wo diese gilt, werden die Lehrenden und Lernenden nicht übereilt, nicht gedrängt und zerstreut: sie können, was sie sollen, guten Wissensgrund legen, und alle, auch die nichtmemorischen, Geisteskräfte zweckdienlich üben ꝛc. Aber zu viele Pensen und Pensums-Quantitäten lassen den angehenden Jüngling weder am Körper, noch im Wissen und geistigen Können gehörig erstarken. Eher erträgt er ein Zuviel als älterer und freierer Universitäts-Jüngling. Besser steigt er als solcher zum Plus auf, als zum Minus herab. Und wie viel besser widersteht er den vielfachen akademischen Gefahren, wenn ihn während der Vorbereitung kein Uebermaaß verzagen und erschlaffen ließ, wenn ihm vielmehr das Maßhalten seiner Lehrer den jugendlichen Frohsinn erhielt, und das Gefühl des Fortschritts den Muth und die Kraft stärkte? Ist nun in unserer Zeit das Lehren in so vielen Vor- und Mittelschulen weit nicht genug gemäßigt, so sey es nur um so mehr die befragte Vorprüfung. Denn nach Dieser richtet sich Jenes, und nur um so mehr, je größer die Zahl Derer wird, die sich zur Vorprüfung, und vermittelst derselben zu den akademischen Studien und literarischen Aemtern heran drängen. Der Unmäßigkeit der Vor- und Mittelschulen darf die der Vorprüfung nicht mehr zum Grund oder Vorwand dienen.

§. 25.

Aber nicht bloß diese Mäßigkeit wolle Gott den Schulen und Vorprüfungen bald geben, sondern auch die nöthige Liberalität. Hat ein Subjekt besondern Trieb, also wohl auch die Kraft, über das bestimmte Maaß von Fächerzahl und Fachumfang zu schreiten (es versteht sich, ohne Vernachläßigung des Geforderten), so werde ihm das ja nicht verwehrt. Kann und will dasselbe z. B. in der Mathematik oder Geschichte mehr erreichen, als man bei der Vorprüfung nach dem Grundsatze der Mäßigkeit fordert, oder kann und will ein anderes Subjekt seine Studien auf ein vom genannten Grundsatze der Mäßigkeit ausgeschlossenes Fach, z. B. auf eine der Naturwissenschaften, ausdehnen, und will dieses Subjekt bei der Vorprüfung sein Plus von solchen Kenntnissen zeigen, so muß ihm Beides von der Schule und bei der Vorprüfung verstattet werden.

§. 26.

Jedenfalls bei der Vorprüfung (§. 18). Es muß ihm, wenn es das wünscht, in den Prüfungs-Objekten Schwereres als den andern Subjekten zur Lösung, wie auch die Möglichkeit zur Erprobung supererogativer Studien gegeben, und guter Erfund in dem Einen und Andern treulich angerechnet werden, sogar zur Deckung eines sonstigen, nicht zu großen, Deficits gelten. * Denn die Vorprüfung soll nur Ziele setzen, und ein Streben nach denselben auch der Trägheit und dem Leichtsinn abgewinnen, nicht aber eine Gießform oder ein Töpfermodell, nicht ein Prägstock und Prägeisen werden. Die Vorprüfung so wenig als die ihr vorarbeitenden Schulen. Höre man doch auf, die Jugend als Wachs, Thon und Prägmetall zu mißhandeln. Leider thun dieß

* Gesetzt, man bezeichne das Genügen des Subjekts in einem Prüfungs-Objekte mit G („genügend"), und steige über und unter diesen Punkt mit +1, +2, +3 ꝛc. („um 1, 2, 3 ꝛc. Grade mehr als genügend"), mit −1, −2, 3 ꝛc. („um 1, 2, 3 ꝛc. Grade weniger als genügend"): so würde zu den akademischen Studien der in allen Prüfungs-Fächern „genügend" und darüber Erfundene zugelassen, und der mehr oder minder „ungenügend" (UG.) Erfundene nicht zugelassen (für jetzt oder für immer). Theilt man ferner die Prüfungs-Fächer in sprachliche und nichtsprachliche, so könnte bei den nichtsprachlichen ein −1 bei dem Fache A durch ein +1 im Fache B, auch ein −1 im Fache C und D durch ein +2 im Fache E aufgewogen werden. Nach dem obigen Vorschlage würde aber auch ein in einem Nichtprüfungsfache gezeigtes Kenntniß-Maß in Berechnung genommen, und gradweise, wie bei den Prüfungs-Fächern, mit G, +1, +2, +3 bezeichnet, ja zur Deckung eines gleichen Defekts in einem Prüfungsfache gelten.

Eine andere Frage ist: darf irgend ein nichtsprachliches Plus, auch ein doppeltes und dreifaches, zur Deckung eines sprachlichen Minus gelten? Ich möchte verneinend antworten: Wer in diesen Fall kommt, der möge nach einem halben oder ganzen Jahre, wenn er seine sprachlichen Lücken ausgefüllt hat, in den vorher nicht genug erlernten Sprachen sich nochmals prüfen und „genügend" ꝛc. finden lassen. Endlich möchte ein lateinisches Plus durch kein anderes Sprachen-Plus ersetzt werden können, wohl aber ein hebräisches Minus durch ein griechisches Plus, auch ein einfaches griechisches und hebräisches Minus durch ein deutsches oder französisches oder englisches Doppel-Plus.

die Einen recht systematisch und mit vollem Bewußtseyn (um bekannter Partial-Interessen und Selbstsuchts-Zwecke willen), die Andern mit besserem Sinn, aber irrigem Lehr- und Reginimal-Eifer. Aber darum entspricht und gedeiht auch unsere Jugend nicht recht, ja weit nicht so, wie es von den Fortschritten und den viel besseren Lehrmitteln unserer Zeit zu erwarten wäre. Auch hier keine Unterdrückung, sondern wohlthätige Freiheit, weise Leitung, zweckdienliche Ermunterung und edle Richtung, wie bei der Vorprüfung, so in den Vorschulen,* und zwar dazu, daß die Knaben und Jünglinge von höherer und höchster Bestimmung naturgemäß sich entwickeln, ermannen und veredeln, daß sie der Wahrheit und Wissenschaft, der Humanität und dem Reiche Gottes als Männer tüchtig, redlich und eifrig dienen mögen.

§. 27.

Welche nichtsprachlichen Fächer nach dem Grundsatze der Mäßigung, für jetzt wenigstens, von der Vorprüfung auszuschließen seyen, das möge einer andern Erörterung überlassen werden. Eben so die Frage: welches Minimum in jedem aufgenommenen Fache zu fordern, mit andern Worten: wie der Punkt (§. 26, Anm. *), der zum „Genügen" erreicht werden müsse, zu bestimmen sey. Vorerst liegt gar viel an der Betrachtung des Wesens und Zwecks der Vorprüfung, und an der Anerkennung der zwei Hauptsätze:

1) daß man bei der Vorprüfung nicht allein und nicht vorzüglich auf das Wissen, welches Gedächtniß- und Eintrichterungs-Sache theils ist, theils werden kann, zu sehen und zu dringen habe, sondern auch zugleich auf höhergeistiges Wissen und Können, auf das Maaß und den Tüchtigkeitsgrad der Geisteskräfte,

---

* Geknickte Pflanzen richten sich nicht wieder auf, gebrochene oder abgegipfelte wachsen nicht mehr zu ihrer natürlichen Höhe empor. Junge Bäume werden aus schiefen und gekrummten keine gerade mehr. Kraft muß die Jugend über sich sehen, und der Kraft muß sie sich fügen, schon um selbst kräftig zu werden. Aber ein ganz anderes Erzeugniß gibt die Kraft der Weisheit, Mäßigung und Liebe, und ein ganz anderes die Kraft der irrenden Leidenschaft, der übelwollenden Eigensucht, Zwingherrschaft und Mädelscheue.

und zwar auch der verarbeitenden, beherrſchenden und ſchaffenden;

2) daß man bei der Vorprüfung nicht zu Vielerlei und von jedem Fache nicht zu Vieles zum Gegenſtand der Fragen und Aufgaben zu machen, dagegen gute Grundlegung in den nöthigſten Hauptfächern und rechte Uebung und Schärfung der jugendlichen Geiſter für dieſe und andere Fächer zu betreiben habe. Daher dürfte auch die Regel aufgeſtellt werden: ungeeignete, in höheres Gebiet und Alter übergreifende, und des Prüfers Vielwiſſen zur Schau ſtellende Prüfungs-Fragen, mündliche oder ſchriftliche, ſollen nicht dem Gefragten, ſondern dem Fragenden zur Laſt fallen; ja der Gefragte und wer in ſeinem Namen auftreten will, kann verlangen, daß Antworten, die auf ſolches Ungeeignete erfolgt ſind, nicht berückſichtigt, ſondern daß Ungeeignetes mit Geeignetem erſetzt werde.

§. 28.

Leicht iſt es freilich, wenigſtens dem Manne vom Fach, abgewandt von den bisherigen Betrachtungen, in der Prüfung Alles der Reihe nach zu fragen, was das Syſtem oder die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen herbeiführt. Leicht iſt es ihm, für eine willkommene Antwort ein gutes oder recht gutes, für eine andere ein geringeres Prädikat, für Schweigen eine Nulle ſchnell anzuzeichnen. Eben ſo iſt es leicht, bei der Durchſicht der ſchriftlichen Prüfungs-Arbeiten das ſprachlich- oder ſachlich-Unrichtige einfach oder doppelt anzuſtreichen, und nach der Zahl ſolcher Anſtriche ein Mehr oder Minder von Tadel ꝛc. auszuſprechen. Ungleich ſchwerer iſt, erſtens unter dem Vielen, das gefragt und aufgegeben werden kann, das, was taugt, was dem Zweck entſpricht, was das unbekannte * Innere der Subjekte aufſchließt,

* Freilich kann man ſich damit auch voraus bekannt machen, aus den eingeſandten Zeugniſſen die oben, in der Mitte und unten Angeſetzten ſich — zu gleicher Taxirung — merken, alſo am Gängelbande der Vorlehrer gehen, ihre etwaigen Irrthümer, ihre etwaige Parteilichkeit theilen, ſtatt jene Vorlehrer pflichtmäßig zu kontroliren, und nöthigenfalls ihre Fehler zu verbeſſern. Auch ein ſolches Prüfungs-Verfahren hat die Leichtigkeit für ſich. Aber der Ehrenmann

auszuwählen; zweitens nicht bloß ihren Gedächtniß-, ſondern ihren ganzen Geiſtes-Gehalt für höhere Studien und einſtige Manns-Leiſtungen gerecht und billig zu würdigen.

Leicht hören auch die Oberen, welche am Ende die Zulaſſung oder Nichtzulaſſung zur Univerſität geben, den mündlich und unbeſchränkt Prüfenden zu: leicht ſehen ſie wie die eingeſandten Zeugniſſe der Vorlehrer, ſo die Striche und Bemerkungen der Prüfenden durch. Leicht nehmen ſie das Urtheil der einzelnen Prüfer über jeden Geprüften und das Endurtheil über Jeden, werde es vereinzelt oder im Prüfer-Kollegium, in ihrer Abweſenheit oder Anweſenheit, gegeben, unverändert oder mit einiger Abänderung an. Und ſollte man nicht Männern, die ſonſt ſo viele und ſo große Laſten tragen, die ſo viele Kräfte im Großen und Kleinen verzehren, jede, mit ihrer Pflicht und Aufgabe nur immer vereinbare, Erleichterung recht wohl gönnen?

Gerne werden ſie vermöge ihrer Stellung die rechten Grundſätze und Regeln für rechtes Prüfen und Abwägen der akademiſchen Kandidaten von Zeit zu Zeit geſetzlich aufſtellen und ausſchreiben. Gerne würden ſie auch das Zweite, das hinzukommen und dem Erſten ſeine Wirkſamkeit geben muß, übernehmen und aushalten, nämlich die Handhabung der Prüfungs-Vorſchriften und die Ueberwachung der Prüfenden. Mögen ſie, da dieſes Zeit, Mühe und Anſtrengung koſtet, dafür anderer Zeit- und Mühe-Opfer enthoben werden. Ohne Zweifel gibt es in jenen Regionen auch ſolche Arbeiten und Beſchwerden, die man theils ganz erſparen, theils von den Oberen an die Unteren abgeben kann. Außerdem bietet ſich, die anſtrengende Aufmerkſamkeit der Oberen auf die Prüfung zu mäßigen, etwas Zeitgemäßes wie von ſelbſt dar, die Oeffentlichkeit der Prüfungen.* Vor den Ohren

---

ſteht ſelbſt, der Gewiſſenhafte forſcht unbefangen, Wahrheit liebend und keine Mühe ſcheuend. Ihm iſt das Innere der Prüfungs-Subjekte, ſo lang er es nicht ſelbſt erkundet hat, ein X, Y, Z.

* Im jetzigen, ungleich beſſeren, und im savoir faire längſt glücklichen Frankreich werden Prüfungen der gemeinten Art nicht anders als öffentlich gehalten. Ebendaſelbſt iſt beſtimmt und durch den Druck bekannt gemacht, welche Schriftſteller des Alterthums den Prüflingen vorgelegt, welche Wiſſens-Quanta in den nichtſprachlichen Fächern gefordert werden. Auch darf ſich der Prüfling unter mehreren alten

betheiligter Männer wird unpaſſendes Fragen bald dem paſſenden weichen, und die rechte Prüfungskunſt (§. 21) ſich machen. Und an Zweckmäßigkeit der ſchriftlichen Aufgaben, an wünſchenswerther Würdigung der ſchriftlichen Löſungen derſelben kann es auch nicht wohl fehlen, wenn Beide gleich nach der Prüfung öffentlich aufgelegt werden.

§. 29.

Zuſatz zu §. 1—28. Einwurf und Beantwortung.

Sagt man, die im Bisherigen vorgeſchlagene Prüfungsart wäre zu ſchwierig oder gar unausführbar, ſie würde beide Theile, beſonders den prüfenden, zu ſehr in Anſpruch nehmen, auch zu lange dauern, namentlich Ermattung (das Zweckwidrigſte) herbei führen, ſo möge man Folgendes erwägen:

A) Leichter iſt es allerdings, bloß auf das Wiſſen der Examinanden (oder eigentlich darauf, ob ſie das, was der Examinator, zuweilen unpaſſend, ſchriftlich oder mündlich, zu fragen beliebt, zu beantworten wiſſen) zu ſehen, als zugleich auch auf genügende Geiſteskräftigkeit. Aber gebührt dem Leichteren als ſolchem der Vorzug? Hat man nicht auch das Schwerere zu übernehmen, wenn es von der Sache und vom Zwecke gefordert wird? War es nicht das Leichtere und Leichteſte, die Jünglinge in voriger Zeit (noch früher auch Männer) ungeprüft auf die Hochſchule übergehen zu laſſen? Hat man ſich nicht zu dem viel Schwereren, zur Vorprüfung der Univerſitäts-Candidaten, darum entſchloſſen, und dieſe Vorprüfung geſetzlich angeordnet, weil es die Sache und der Zweck forderte?

Entſcheidend ſind doch wohl die Grundideen und Grundſätze. Ehe dieſe widerlegt ſind, wie ſie in §. 1—28 entwickelt werden, kann die Einwendung der Schwierigkeit wohl zu weiterer Prüfung, nicht aber zur Abweiſung des Gemeinten Grund geben.

B) Zum Weſen der oben vorgeſchlagenen Prüfungsart gehört das, und ſie unterſcheidet ſich vom Gegenüberſtehenden dadurch, daß man ſolche, mündliche und ſchriftliche, Aufgaben geben ſolle, deren Löſung nicht bloß auf ein gewiſſes Maß von Wiſſen, ſondern auch auf ein Können der natürlichen und erworbenen Geiſteskräftigkeit ſchließen läßt — mit andern Worten, daß man, da

Schriftſtellern und den bezeichneten Theilen derſelben denjenigen wählen, der ihm zuſagt.

unſtreitig zur akademiſchen Studirfähigkeit mehr als bloßes Wiſſen, auch eine gewiſſe Geiſteskräftigkeit unentbehrlich iſt, dieſem Ziel und Zweck gemäß prüfen ſolle. Iſt dieſes in gewiſſem Sinne ſchwer, nun ſo iſt ja manches Andere auch ſchwer, ja noch viel ſchwerer, iſt und bleibt aber dennoch Aufgabe und Ziel. Und gelingt es nicht ſogleich, ſo wollen wir, wie in Anderem, ſo in dieſem, der Befriedigung uns mehr und mehr nähern, aber den Anfang in Gottes Namen ſogleich machen.

C) Die mündlichen und ſchriftlichen Aufgaben der Altersſtufe anzupaſſen, zu leichter, beſonders aber zu ſchwerer ſich zu enthalten, iſt keine neue, ſondern längſt geltende, wenn auch nicht überall geſetzlich ausgeſprochene, und nicht immer befolgte Forderung. Eben ſo die andere, fortan Solches beantworten und ausarbeiten zu laſſen, das von dem für die Univerſitäts-Candidaten unentbehrlichen Maaß von Grund- und poſitivem Wiſſen zeugen kann. Hierin trifft das Gemeinte mit dem Gegenüberſtehenden zuſammen. Jenes unterſcheidet ſich von dieſem nur darin, daß man nicht bloß Solches, und nicht zu viel Solches beantworten und ausarbeiten laſſen, ſondern ſich mit einem zureichendem Quantum deſſelben begnügen ſoll, um für weitere Fragen und Aufgaben, die das Gemeinte will, Zeit und Kraft genug, auf Seiten der Prüfenden und Prüflinge, zu behalten.*

Dieſe weiteren ſind ſolche, welche dazu dienen mögen, den Grad von Geiſteskräftigkeit an den Prüflingen zu erkennen, und in einer ſchriftlichen Würdigung (Taration) zu bezeichnen. Nur deßhalb kann die vorgeſchlagene Prüfungsart ſchwerer genannt werden. Aber von wem? Vom guten Examinator, wie er oben geſchildert wurde, nicht in dem Sinn, daß er ſich deßhalb gegen die vorgeſchlagene Prüfungsart erklären möchte. Vielmehr ſtimmt er ohne Zweifel zu, daß

---

* Ueberhaupt zielt die vorgeſchlagene Prüfungsart nichts weniger als auf Ausdehnung und Vervielfachung der Vorprüfung, vielmehr auf das Entgegengeſetzte. Daß man die Prüfungsobjekte auf die allernöthigſten beſchränken ſolle, liegt im Sinne des Obigen, das gegen jugendliches Vielwiſſen, dagegen auf Rechtwiſſen und Rechtkönnen gerichtet iſt, und wurde oben (§. 22—24 ꝛc.) ausdrücklich geſagt. Und hier ſchließe ſich der Wunſch an, daß man keine große, ſondern möglichſt kleine, aber paſſende, Aufgaben diktiren möge.

1) was die schriftlichen Sprachausarbeitungen (Uebersetzungen in die eine und andere Sprache, wie auch Versifikation) betrifft, bei der Durchsicht und Würdigung derselben nicht bloß zu sehen sey, ob und in welchem Grade lexikalisch- und grammatischrichtig übersetzt, auch versificirt sey, sondern auch, ob und wie viel Geistes- und Urtheilskraft, gesunder Sinn, Geschmack ꝛc. aus der schriftlichen Arbeit hervor leuchte; daß für diesen Zweck auch die dictanda einzurichten, sogar einzelne Stellen, welche ohne die genannten Kräfte nicht gut bearbeitet werden können, einzuflechten seyen. Das ist zwar nicht leicht, aber auch nicht zu schwer. Hat man in jenen Ausarbeitungen das Einzelne mit lexikalischer und grammatischer Kritik durchgesehen, so durchsieht man auch noch die größeren Theile und das Ganze mit der Kritik, welche den Geist der Aufgabe und Lösung durchdringt, und an dieser den Grad von Geisteskräftigkeit des Prüflings abmißt ꝛc.

2) Daß dasselbe von den schriftlichen Nichtsprach-Ausarbeitungen (die Mathematik abgerechnet) gelte; daß man bei der Stellung der Aufgaben und bei der Durchsicht der Lösung derselben, z. B. im Fache der Geschichte und der damit verbundenen Geographie, nicht bloß auf Personen, Facta, Orte, Zeiten zu sehen habe, sondern auch und noch mehr darauf, ob dieser Notizen außer dem Gedächtniß auch der denkende und fühlende Geist der Prüflinge sich bemächtigt habe, ob er jene Stoffe zu überschauen und würdig darzustellen wisse, ob er richtiges oder unrichtiges Urtheil, guten oder falschen Geschmack und dergl. zeige.

3) Daß man bei der mündlichen Prüfung in den Sprachen und Nichtsprachen nicht bloß Memorisches, sondern auch Intelligibles und Judicielles und dergl. abzufragen, und mit sokratischer Kunst zu erforschen habe, wie sich die Prüflinge theils ihrem Fundamental-Wissen, theils ihrem Verstehen, Denken, Urtheilen und Fühlen nach zu dem gewünschten akademischen Ziele und zu den der Akademie nachfolgen sollenden, geistigen Leistungen verhalten. Das ist eine nicht alltägliche und nicht gar leichte Kunst, aber zugleich diejenige, welche, um die Jugend, und besonders die des anfangenden Jünglingsalters (von 14 — 18 Jahren) auf die Hochschule recht vorzubereiten, schon als Lehrer Jeder erstreben und sich erwerben sollte. Ist man in der Folgezeit, wie zu wünschen und zu hoffen, dahin fortgeschritten, so wird man ein Lehren und

Prüfen dieser Art (das auf feste Wissensbegründung und zugleich in gewissem Betracht vornehmlich auf Geisteskräftigung abzweckt) so natürlich finden, daß der Einzelne sich demselben nicht mehr wohl entziehen kann.

D) Vorausgesetzt, daß man eine genügende Anzahl von Examinatoren, die man ja hat und zu belohnen vermag, beiziehe, und daß man eine größere Anzahl von Examinanden in Parteien abtheilen und zugleich, aber ohne daß die eine von der andern gehört wird, prüfen lasse, möchte die Vorprüfung auf folgende Art erleichtert, in gewissem Betracht sogar abgekürzt werden:

1) die sämmtlichen Examinanden lösen am ersten Vormittage die schnell und in Kürze diktirten Aufgaben in den Hauptsprachen (der lateinischen und griechischen, dabei zugleich der deutschen, vom Hebräischen, siehe unten vierte Aufgabe); am zweiten Vormittage die über Nichtsprachliches eben so diktirten Aufgaben; jeder Examinirende jede einzelne Aufgabe auf einem besondern Papier, das sogleich nach der Lösung dieser Aufgabe abgegeben wird. Und am ersten Nachmittage werden die sämmtlichen Examinanden in denselben Hauptsprachen (wie gesagt, in Parteien) vor Gliedern der Oberbehörde, auch vor betheiligten und andern zugelassenen Zeugen, mündlich geprüft. Am zweiten Nachmittage mögen alle Examinanden ruhen, ausgenommen Diejenigen, welche Supererogatives (z. B. Kenntniß neuer Sprachen, der französischen, englischen ꝛc.) erproben (§. 17, 18), oder noch schwerere als die gegebenen Aufgaben, namentlich in Nichtsprachen, lösen wollen.

2) Zur Durchsicht und Würdigung wie der sprachlichen so der nichtsprachlichen, einzelnen Schriften werden für jedes Fach so viele Männer vom Fache beigezogen, daß die Sprachschriften am Ende des zweiten Vormittags und die Nichtsprachschriften vor dem Anfang der weiteren Prüfung am dritten Vormittage durchgesehen und gewürdigt sind, und zwar so, wie es in Nro. 3 gesagt wird. Deßhalb wird die mündliche Sprachprüfung (Nro. 1) von andern Philologen, als denen, welche die Sprachschriften durchsehen ꝛc., vorgenommen.

3) Diese dreierlei Prüfungsmänner (erstens die sprachlichen; zweitens die nichtsprachlichen; drittens die mündlich in den genannten Sprachen examinirenden) suchen den Wissens- und Geistesgehalt der ihnen zufallenden Prüflinge möglichst zu erforschen.

Zugleich aber theilen sie, theils Jeder für sich, theils nachher in einer eigenen Konferenz, nach Sprachen und Nichtsprachen die sämmtlichen Prüflinge in drei Klassen ab, in

a) entschieden ganz gute, d. h. solche, die mehr als das Genügende erprobt haben, daß man sie mit guter Hoffnung zur Hochschule zulassen, wie auch, daß man sie unter die ersten Benefizwürdigen (wenn es sich nämlich auch noch um die Ertheilung einer Anzahl Benefizstellen, die kleiner ist als die der Konkurrenten, handelt), zählen kann;

b) entschieden zu geringe, d. h. solche, die ein solches minder als das Genügende gezeigt haben, daß man sie nie oder für jetzt wenigstens nicht zur Hochschule zulassen, wie auch nicht für benefizwürdig erkennen kann;

c) in mittlere, d. h. in solche, welche zwischen den beiden Extremen a und b stehen.

Anmerkung. Jedoch genügt zur Aufnahme unter das gute Extrem a das genannte ganz gute Sprachprädikat nicht. Es muß vielmehr hinzukommen in Betreff das Nichtsprachlichen wenigstens des Prädikats des Genügens. Hat ein Prüfling im Nichtsprachlichen (zusammen genommen) nicht genügt, so wird er unter die mittleren, Klasse c, gesetzt, und wenn er unter diesen durchgefallen ist, angewiesen, die zu große Lücke im Nichtsprachlichen im folgenden Semester auszufüllen, und dann nochmals sich prüfen zu lassen. Eben so wenig wird einem in den Sprachen ganz guten, aber in den Nichtsprachen geringen Prüfling die Benefizwürdigkeit zuerkannt, ehe er die weitere Prüfung der mittleren, Klasse c, als Sieger bestanden hat.

4) Sind die beiden Extreme a und b ausgesondert (wie auch die Theologen noch besonders im Hebräischen geprüft), so werden am größten Theile des dritten Tages und wenn dieser nicht zureichen sollte, an einem Theile des folgenden die genannten mittleren, Klasse c, in den Sprachen und Nichtsprachen mündlich weiter geprüft, damit aus denselben, nach ihrem ganzen, geistigen, sprachlichen und nichtsprachlichen Gehalt ausgewählt werden

aa) die Zulaßbaren und Nichtzulaßbaren zur Universität,

bb) Diejenigen, welchen die noch übrigen (nicht an das Extrem a bereits ertheilten) Benefizstellen vor den übrigen mittleren zu geben seyn mögen.

5) Dieser letzte Theil der Prüfung ist wohl der schwerste. Aber die Zahl dieser (mittleren) Prüflinge ist durch die genannte Abscheidung des oberen und unteren Extrems ziemlich vermindert: und diese (mittleren) Prüflinge sind den Examinatoren nicht mehr unbekannt, vielmehr bei der Durchsicht ihrer Sprach- und Nichtsprachschriften, auch bei der mündlichen Sprachprüfung (am ersten Nachmittag) als mittlere erschienen. Es ist also nur noch zu erforschen, welche von denselben über der Mittelmäßigkeit so stehen, daß sie zur Hochschule zugelassen, oder in die noch ertheilbaren Benefizstellen eingesetzt werden können, und welche von denselben unter die Mittelmäßigkeit so weit herab sinken, daß die Hochschule und das Benefiz ihnen, für jetzt wenigstens, abzusprechen ist.

Diese Erforschung ist also auch erleichtert. Sie wird mündlich und öffentlich vorgenommen. Da kommt es denn darauf an, so zu fragen (bald Einzelne, bald Mehrere, bald Alle zusammen), daß sich zeigt, was im Innern der Prüflinge ist (loquere, ut te videam, Socr.). Sollten da die versammelten Männer nicht bald sehen, wer die Zulassung zu den akademischen Studien verdiene, wer nicht?

6) Handelt es sich endlich bei einem Theile dieser mittleren Prüflinge nicht bloß um die Zulassung zur Universität, sondern auch um die Einsetzung in die noch übrigen Benefizstellen, so hat man wohl nicht nöthig, um dieser Benefizfrage willen die Männer und Jünglinge mit weiterer Erforschung zu bemühen, sondern nur die Zulaßbarkeit zur Universität zu erheben. Die Auswahl unter den Zulaßbarerfundenen für die noch übrigen Benefizstellen kann man füglich dem Lose überlassen. Ueber Subjekte, die sich an Kraft und Wissen wenig unterscheiden, entscheidet am besten jenes Unsichtbare, das Los genannt wird und sonst auch im Leben Zweifelhaftes erledigt. Welche Examinateren und Behörden sollten nicht diese letzte, für Kopf und Herz schwere, Benefizfrage dem Lose gern hingeben? Und welche Examinanden sollten sich nicht lieber der Unguſt des Loses (einem Unglück) fügen als der (wirklichen oder vermeinten) Ungunst einer Lokation oder sonstigen Kollegial-Taratien, die doch auf Seiten der Geprüften mehr oder weniger aus Zufälligkeiten und auf Seiten der Richter aus disputabeln Subjektivurtheilen hervor geht?

Iſt aber irgendwo, ſo iſt beſonders bei den genannten mediis oder dubiis nicht bloß das Wiſſen, ſondern auch die Geiſteskräftigkeit zu erforſchen. Sie ſtehen ja weder auf dem oberen noch auf dem unteren Extreme, und ſchwanken zwiſchen Zulaßbarkeit und Unzulaßbarkeit zur Univerſität. Fragt ſich da, quid valent humeri, quid ferre recusant? nicht weit mehr als: quid scit, quid nescit A, B, C? Vom Geiſteskräftigen, wenn er auch im Wiſſen noch mittelmäßig (nur nicht notoriſch träge, ſchlaff und unſittlich iſt) läßt ſich hoffen, daß er auf der Univerſität bei gehörigem Fleiße zur Tüchtigkeit, ja noch weiter ſich erheben werde. Beim Geiſtesſchwachen und im Wiſſen Mittelmäßigen iſt daran weit mehr zu zweifeln, ihm alſo die Hochſchule, für den Augenblick wenigſtens, eher zu verſchließen als zu eröffnen.

§. 30.

II) Geſetzt aber, die befragte Vorprüfung werde bald eine ſolche, wie ſie in der einen und andern Hinſicht zu wünſchen iſt: ſo iſt, wie mir dünkt, auch damit noch nicht Alles gethan, was zu thun iſt. In die Stelle der Jugend, welche der befragten Vorprüfung entgegen geht, uns denkend, haben wir, dieſer Jugend außer dem, was oben in Nr. I. vorgeſtellt wurde, noch Anderes zu wünſchen und gewiſſer Maßen zu erringen — wir Alte beſonders, die wir ungeprüft zur Univerſität überzugehen, zu ihr und auf ihr frei und mit Erfolg heranzuwachſen das Glück hatten. *) Fordert uns nicht Dankbarkeit und Mitgefühl auf, die Sache der nachfolgenden, weniger glücklichen Jugend ſo zu führen, daß auch hier bald geholfen wird? Tragen wir damit nicht eine Schuld gegen das liebe deutſche Vaterland ab, das dann erſt, wenn man die Jugend überhaupt, und insbeſondre die wiſſenſchaftliche, ſtets zweckmäßiger behandelt, ſich wohl und immer beſſer befinden wird? Dazu nun hier etwelcher Beitrag.

§. 31.

1) Man nehme die genannte Jugend nicht allein in Anſpruch, als ob ihr Gedeihen und Tüchtigwerden nur von

---

* Wenn er nachdenke, wodurch die Stockprügel der guten alten Zeit erſetzt worden ſeyen, ſo finde er nichts als die Examina, ſagt in ſeinen tutti frutti der Fürſt Pückler — alſo ein Schriftſteller, der manches Examen mit Ehren beſtehen würde, und der als Fürſt wohl auch kein Examen für ſeine etwaigen Söhne zu fürchten hat.

ihr ſelbſt und von ihrem ſogenannten Fleiß abhinge, ſondern auch ihre Lehrer, und zwar die erſten und folgenden, alle nach ihrer Einwirkung, nicht nur auf prüfbares Wiſſen, ſondern auch auf geiſtiges Können, auf Richtung und Gehalt.

Wie viel man auch dem Knaben und angehendem Jüngling zutrauen und zumuthen mag, ſo iſt er doch nicht der einzige Faktor, ſondern nur Einer von mehreren, ja eigentlich nur der, welcher in der Regel das wird, was die andern Faktoren aus ihm machen, oder was ſie ihn werden laſſen.

Er und ſein Lehrer ſtehen, wie nah auch einander, doch weit von einander. Dieſer als Erwachſener, Geſchulter und Schulender, Jener als Heranwachſender und zu Schulender, und zwar in dem Alter, das von allen Seiten neu, alſo um ſo ſtärker angeregt und bewegt, da- und dorthin gezogen wird, das zugleich durch Uebung Kräfte zu entwickeln und zu ſtärken, ſich zu heften und gegen außen zu befeſtigen erſt anfängt oder ſeit Kurzem fortfährt. Wie viel liegt alſo ſchon inſofern daran, daß Jener von dieſem im Anfang und Fortgang natur- und zweckgemäß angeregt und angeleitet, angewöhnt und angehalten werde? Hört man vorerſt nur die Erfahrung an, ſo klagt oder rühmt gar Mancher Hinderung oder Förderung durch Lehrer und Führer, ſo rechnet der Eine das beſchränkte, erſchwerte, verſpätete Gedeihen ſeines Inneren dem einen oder andern Lehrer und Führer zu, während der andere Glücklichere denen, die bei ihm den Grund legten oder weiter aufbauten, oder Beiden nicht genug zu danken weiß.

§. 32.

Dieſes und Verwandtes iſt unbeſtreitbar. Dennoch arbeiten an ihrer Jugend Manche ſo, als ob von dieſer Alles zu thun und zu leiſten, von ihnen ſelbſt nur zu drängen und zu treiben, als ob die Jugend körperlos oder dem Körper nach ſchon erſtarkt und unzerſtörbar wäre, als ob des Lehrens und Lernens nicht zu viel werden könnte, als ob an der Quantität deſſelben Alles, an der Qualität nichts oder wenig läge? * Und läßt man nicht bei

* Zwar hat man hie und da die Zahl der Lehrſtunden gemindert, auch ein und anderes Penſum aus dem Lehrplan geſtrichen, nachdem man einige Zeit vorher auf ein Uebermaß von Lektionen und Penſen ſich verirrt hatte. Aber mit einem bloßen Minus von Lektionen und Penſen iſt nur dann geholfen, wenn die beibehaltenen ſind, wie ſie

dieſem Wahn den Lehrern, wenn ſie nur viel lehren und von den Lernenden fordern, immer mehr Freiheit, während man die der Lernenden immer mehr beſchränkt? Haben wir aber bei dieſem Vielleehren und Viellernen um ſo mehr kenntnißreiche und geiſtestüchtige Vor- und Mittelſchüler, namentlich auch um ſo mehr ſolche, die, wenn ihnen hie und da einige Stunden frei werden, zu guter Selbſtbeſchäftigung eilen, und in mehrwöchigen Ferien, neben der nöthigen Ruhe und Erholung doch in manchen Stunden, gute Bücher lernbegierig leſen, im Umgang mit Aelteren und Reifen Neues und Intereſſantes gerne vernehmen, Eifer für Lernen und Verſtehen zeigen, nicht aber in niederen Kreiſen ſich fort und fort zerſtreuen oder langweilen? Wie viele Univerſitätsjünglinge haben wir, die mit eigenem Trieb und Streben am Gebäude ihres höheren Wiſſens und Könnens arbeiten?

§. 33.

Ferne ſey, daß wir die frühere Zeit überſchätzen, und das Gute, das Gott in unſerer Zeit theils ſchon gibt, theils vorbereitet, überſehen. Aber an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen, auch die herrſchende Lehr- und Erziehart. Und mit dieſen iſt die

---

ſeyn ſollen. Bleibt in den beibehaltenen unzweckmäßige Vielleherei, ſo iſt nur der eine und andere Lehrer erleichtert. Die Jugend hat dann auch bei wenigeren Lektionen ſo viel oder gar noch mehr als vorher zu thun. Denn man eilt um ſo mehr, ihr in der geminderten Lehrzeit recht Vieles zu ſagen, zu diktiren, aufzudringen. Und ſitzt ſie außerhalb des Lehrzimmers wieder an den Pulten, ſo ſoll ſie, da ihr nun ein paar Pultſtunden mehr eingeräumt ſind, das Docir-Plus um ſo mehr ſich aneignen, auch auf folgende Lektionen um ſo mehr ſich vorbereiten. Die Entſchuldigung mit Zeitmangel läßt man nicht mehr gelten. — Nein, an der Art des Lehrens liegt's, ſeyen der Lektionen einige mehr oder weniger. Gebet doch einmal mit Auswahl, ihr Lehrer, gebet in jeder Stunde mit Maß und Ziel, in Ordnung und Zuſammenhang, aber nicht, wie es das wirkliche oder vermeinte Syſtem will, ſondern wie es die Natur und das Bedürfniß der Empfänger fordert. Gebet auch ſo, daß das Wichtigſte und Nöthigſte, wo es nur immer ſeyn kann, ſogleich von eurem Munde aus und nicht erſt durch das vermittelnde Papier in die Lernenden übergeht, daß es großentheils durch eure Behandlung, auch Wiederholung, zu Saft und Blut wird. Gebet eure Kathedergaben genießbar und verdaulich, daß immer mehr Wiſſens- und Denk-Appetit euch entgegen kommt ꝛc. ꝛc.

jetzige Zeit ſelbſt nicht zufrieden. Aber nicht bloß, ſo fern ſie in ihren Fortſchritten das Ideal beſſer erkannt haben mag, ſondern auch wenn ſie die Gegenwart und Vergangenheit vergleicht. Da zeigt ſich ein bedeutendes Mißverhältniß zwiſchen Lehraufwand und Lehrerzeugniß, wie es in der frühere Zeit nicht zu finden iſt. Es muß alſo (hier abgeſehen von Zeitereigniſſen und Zeitumſtänden, denen auch etwas zuzurechnen iſt) in der jetzigen Behandlung der Jugend irgend Etwas verfehlt, und dadurch der ungleich beſſere Lehrerfolg, der zu erwarten wäre, gemindert und verkümmert werden.

Einer dieſer Fehler ſcheint mir, wie geſagt, der zu ſeyn, daß man die Jugend zu viel, und die Lehrer zu wenig (in dem oben, §. 31, 32 angegebenen Sinn) in Anſpruch nimmt. Ein anderer der, daß man, weil man in unſerer Zeit mehr und Manches beſſer weiß, dieſes Wiſſen nun ſogleich auch der Jugend in der Eile beibringen zu können und zu müſſen glaubt.

Dagegen ſollte man wohl,

§. 34.

2) je mehr ſich das Wiſſen der Zeit mehrt und berichtigt, deſto mehr ſich zur Aufgabe machen, die Geiſteskräfte der den Wiſſenſchaften gewidmeten Jugend auf die möglichſt beſte Art zu wecken, zu üben und zu ſchärfen, und zwar alle, aber jede einzelne Kraft im rechten Verhältniſſe zu der Altersſtufe, wie zu dem allgemeinen Menſchen- und Standesberufe.

Sorgt man ſonſt immer, wo Etwas dynamiſch zu faſſen, halten, tragen, bewegen und zu verarbeiten iſt, mit Grund und Erfolg voraus für die nöthige Kraft, warum nicht auch hier, und hier nicht ganz beſonders? Hat man die rechte Pflege und Steigerung ſonſtiger Dynamik nie, dagegen die Vernachläſſigung derſelben immer zu bereuen, wie und warum ſollte man hier, wo es ſich um geiſtige und höhere Dynamik handelt, ein Verfahren ſich erlauben dürfen, als ob man es mit adynamiſchen Maſſen und Weſen zu thun hätte, oder als ob die dynamiſchen Weſen, um die es hier ſich handelt, bei jeder Behandlung, ſogar bei Mißhandlung, ſich uns fügen, uns willig dienen, unſern Abſichten treulich entſprechen würden oder müßten? Heißt das nicht der phyſiſchen und pneumatiſchen Jugend-Dynamik allzuviel zutrauen

und zumuthen? Hat ſie nicht mit der That oft genug widerſprochen, ihr Recht und Gebiet nicht ernſtlich genug behauptet?

§. 35.

Wir Deutſche, ſo geſchichtliebend und geſchichtkundig, ſo bemüht, überall zu lernen, und uns Alles, auch Außerdeutſches, zu Nutz zu machen, ſollten ſo manche Völker und Vereine in Zeiten reger und lebendiger Geiſtesdynamik ſo Bedeutendes wirken und erreichen, über andere ſich weit erheben, in Zeiten der entgegengeſetzten Art aber erſchlaffen und zur Nullität herabſinken ſehen? Wir ſollten den andern beſſeren Völkern in Allem, was wiſſens- und ausführungswerth iſt, nachſtreben, in Einigem vorangehen und vorleuchten, und doch von jener Geſchichtlehre auf unſere Zeit großer Fortſchritte und auf unſere Jugend höchſter Beſtimmung keine Anwendung machen, an dieſer unſerer auserwählten Jugend, der Hoffnung und Bedingung einer erfreulichen Zukunft, gerade das Beſte und Höchſte, die geiſtige Dynamik, weniger als Engländer und Franzoſen beachten und pflegen, ſondern denen, die als wiſſenſchaftliche Jugendlehrer aufgeſtellt werden, auf Diskretion dahin geben?

§. 36.

Wir haben ſo viele Lebensbeſchreibungen Deutſcher und Nichtdeutſcher vor uns, ſehen, wie Dieſer und Jener das und das geworden iſt und geleiſtet hat, und wir, die wir überall ſo gründlich zu urtheilen und zu verfahren trachten, ſollten hier keine Gründe und Erklärung aufſuchen, ſondern in das alltägliche Gerede, der Mann hatte die Anlage zu dem und dem, wurde durch ſein Talent das und das, wie gedankenlos einſtimmen? Trägt man damit nicht mit türkiſcher Denkſcheue den türkiſchen Fatalismus auf das über Fatum hoch erhabene Gebiet der geiſtigen Dynamik über? Sagen es nicht Manche, die ihr Leben ſelbſt beſchrieben, ausdrücklich, wie in ihnen ein Lehrer, ein Buch oder Ereigniß Kräfte, die ihnen und Andere verborgen waren, gerade zu rechter Zeit aus dem Schlummer geweckt, wie ihnen beſonders Affiſirtwerden Muth und Hoffnung gemacht, ein Streben und Zielerreichen, an das vorher nicht gedacht wurde, gegeben habe? Wiſſen ſich nicht Manche von denen, die mehr als Andere erreicht haben, wohl zu erinnern, wie ſie auf dem Scheideweg zwiſchen Gebrauch und Nichtgebrauch ihrer Kräfte geſtanden, aber durch äußere heilſame Einwirkung

das, was ſie bedurften, die rechte Anregung und Richtung ꝛc. erhalten haben? Zeugen nicht Manche, die in ihrer Jugend kein oder wenig Talent zu haben ſchienen, und begabten Mitſchülern auffallend nachſtanden, aber unter weiſer Leitung und Ermunterung deſto mehr ſtrebten, deſto zweckmäßiger und beharrlicher arbeiteten, und dann in reiferen Jahren jene Frühbelobten einholten oder überholten — zeugen nicht überhaupt die Meiſten, die durch gute Lehrer und eigene Anſtrengung ſich empor arbeiteten, für den Werth und für die oft wunderbare Wirkſamkeit guter Pflege und Bearbeitung auch urſprünglich mäßig geweſener oder geſchienener Geiſteskräfte? Nur Genialität kann, wo ſie von Gott nicht gegeben wurde, von Menſchen nicht geweckt und von dem Subjekte nicht erworben werden. Aber außer ihr jede andere Geiſtestüchtigkeit der verſchiedenen Stufen und Arten.

§. 37.

In dieſem Sinne kann man mit Jacotot behaupten, die menſchliche Intelligenz ſey ohne Schranken, ihre Entwicklung und Erſtarkung im Jugendalter hange nur von rechter Kraftanwendung ab, und der Lehrer habe nur das Seinige beizutragen, daß die Jugend ihre geiſtige Kraft in volle und angemeſſene Thätigkeit ſetze, es ſey ihr alsdann alles Wiſſen und Können erreichbar. Ungeachtet Aehnliches ſchon längſt auch von Andern und mit Grund behauptet, ja in mancher guten Praxis ausgeübt wurde, hat man das Entgegengeſetzte in vielen Schulen der erſten und zweiten Stufe lange genug behauptet, wie auch ſonſt ſo oft in der Welt die Führer auf die Geführten, mit mehr oder weniger Sachkunde und Bewußtſeyn, abzuladen beliebten. Leider mußten darunter o wie viele Knaben und Jünglinge leiden! — die Einen, indem ſie, wenn Beſchränktheit und Ungewandtheit, Verkehrtheit oder auch Gemächlichkeit den Katheder beſetzte, wenig oder nichts lernten, und auf dieſe oder jene Art ihrem Schulunglück unterlagen, die Andern auf andere Art. Denn ihr leichtes Faſſen und Behalten oder ihr ſeßhaftes Aufmerken und Arbeiten empfahl ſie dem Egoismus des Lehrers oder der Lehrer, ſo daß ſie zwar noch eine Zeitlang glücklich fortlernten, aber durch Ueberbegünſtigung und Ueberbelobung, wie durch Gewöhnung an Lohndienſt ſittlich verderbt, entweder, bei fortgeſetzter Berufsthätigkeit, zur Feigheit und Feilheit ꝛc. herab gedrückt, oder, auf dem ſpäteren Abweg des

Uebermuths und der Trägheit, ſogar zum Scheitern im Wiſſen und Können gebracht wurden. Es mußte ein edler und kräftiger, wiſſens- und geiſtreicher Mann, wie Jacotot, auftreten, durch Beredſamkeit und wunderbare Erfolge darthun, daß die Lehrer vielmehr dem entgegen geſetzten Prinzip (der Selbſtunterordnung, des Zutrauens und der Liebe zur Jugend) huldigen und folgen ſollten, dem Prinzip: Der Menſch, und ſchon der junge Menſch, kann, was er will, dieſer bedarf nur rechter Uebung ſeiner Kräfte, auf Seiten des Lehrers nur ernſter und liebevoller Anregung.

Die Art, wie Jacotot ſein Prinzip anwendet, geht nicht nothwendig daraus hervor, ſondern mehr aus der Perſönlichkeit des ſehr ehrwürdigen Mannes. Man kann das Beſondre ſeiner Lehrart ihm und Andern von ſolcher Perſönlichkeit überlaſſen, und doch ohne Inconſequenz das Weſentliche jenes Prinzips, das, recht verſtanden, bei andern ſehr achtungswerthen Anthropologen und Didaktikern früherer und jetziger Zeit zu finden iſt, befolgen. Ja, die Zukunft wird uns (Gott gebe, bald) zu einer Theorie und Praxis führen, die weit mehr in Jacotot'ſchen als in andern, aber nicht in den entgegengeſetzten Grundſätzen wurzelt, daher auch einen ungleich größeren und in jeder Hinſicht befriedigenderen Erfolg in weit kürzerer Zeit gewinnen läßt.

Alsdann wird Erweckung, Entwicklung und Steigerung der jugendlichen Geiſteskräfte in der erſten Hälfte des voralademiſchen Alters das höhere, und Ausſtattung der Jugend mit Wiſſen das nächſt untergeordnete Ziel ſeyn, in der zweiten Hälfte aber das Eine dem Andern wenigſtens beigeordnet werden, und zwar in beiden Perioden ohne Aufopferung, vielmehr mit planmäßiger und ſorgfältiger Uebung des Körpers und ſeiner Kräfte.

§. 38.

Das Wiſſen wird dabei nicht verlieren, ſondern gewinnen, wofern man den Blick nicht bloß auf die Vor- und Mittelſchule, ſondern auch auf die Hochſchule und auf die nachfolgende Berufszeit richtet. Es hört alsdann von vornen herein das meiſtens übereilte Anlernen auf, und weicht dem bedachtſamen, eigentlichen Rechtlernen. Man koſtet die dargereichten Wiſſensgaben nicht mehr

mit den Spitzen der Lippen, jetzt dieſe, in der nächſten Stunde jene; man nimmt dagegen in jedem Zeitpunkt weniger, aber dieſe reichlich und ganz in ſich auf, auch nicht mit dem bloßen Vermögen, ſchnell aufzufaſſen und memoriſch zu behalten. Es ſetzt und legt ſich eine nach der andern an, wird Saft und Blut, alſo völliges Geiſteseigenthum. Dieſe gute Gewöhnung im Anfang wird zur andern Natur im Fortgang. Der beſſere Fleiß des Knaben und angehenden Jünglings haſcht nicht mehr nach vielen und neuen, öfters gar nicht oder nur halbverſtandenen, Notizen, um damit in Wiederholungs-Lektionen, bei Examensparaden, bei Prämien- und Benefizkonkurſen Andere zu überbieten. Nein, es iſt ihm zur Natur und zum Bedürfniß geworden, über Gegenſtände des Sinnens und Denkens auch zu ſinnen und zu denken. Neues an das früher Erkannte haltend, findet er Uebereinſtimmung, und ſucht im letzteren Falle Löſung des Räthſels im Buche, beim Lehrer oder bei ſich ſelbſt. Es geht ihm ein Licht nach dem andern auf, er freut ſich des neuen, hiſtoriſchen, intellektuellen und rationellen Erwerbs als geiſtiger Nahrung und Bereicherung. Er ſchreitet vielleicht bei den Elementen etwas langſamer fort, aber ſicherer, feſter, muthiger. Hintennach aber und bald genug kann er, ohne ſich zu überſpannen, und dadurch nachfolgende Abſpannung herbeizuführen, um ſo ſchneller und glücklicher weiter ſchreiten. Er wird ſo wirklicher Hochſchüler, kann und will das Höhere und Höchſte, das der menſchliche Geiſt bis jetzt erkannt hat, mit allen den Geiſteskräften, welche der Gegenſtand fordert, erfaſſen, durchdenken, bearbeiten. Es hebt und begeiſtert ihn das Wahre, Schöne, Gute und Göttliche als Solches. Er ſtrebt und trachtet vorerſt darnach hoffend, vom Uebrigen, das ſonſt mit Unrecht als Endziel erſtrebt wird, werde ihm ſein beſchiedener Theil zufallen. Er wird alſo nach der Univerſitätszeit im praktiſchem Kreiſe kein literariſcher Handwerker, ſondern ein wahrer und edler Denker und Forſcher.

§. 39.

Man weiſe ſolches doch nicht als willkürliches Idealiſiren ab. Nein, wenn bei dem Schullernen des Knaben und angehenden Jünglings die ſämmtlichen Anlagen und Kräfte von den Lehrern natur- und altersgemäß an gut gewählten und gut auf einander folgenden Lerngegenſtänden und Uebungen geweckt, geſchärft, geſteigert, auch bei gehöriger Vorkehr gegen Störendes und

Hinderndes ꝛc. in möglichſte Wechſelwirkung und Harmonie gebracht werden (und das iſt es, was hier gemeint wird): ſo kann, ſo wird ein Erfolg und Ergebniß, wie das in §. 38 genannte, gewonnen werden.

In jeder angebornen Kraftanlage iſt die Neigung und das Streben, ſich zu entfalten und zu ſtärken, enthalten. Dieſe Entfaltung ꝛc. erfolgt durch Anwendung der Anlage auf angemeſſene Gegenſtände, durch fortgeſetzte Uebung der Kraft an dieſen. Und da dieſer Anwendung und Uebung Manches außer und in dem Subjekt entgegen zu wirken, auch eine üble Richtung und Nachwirkung zu geben trachtet: ſo kommt es nur darauf an, daß dieſes Innere und Aeußere, das ſtören, hindern und verſchlimmern will und kann, von menſchlicher Seite (Gott thut ja immer und überall das Seinige, und ihm darf nur nicht widerſtrebt werden) theils beſeitigt und entfernt, theils bekämpft und überwunden werde, was wiederum nicht zum kleinſten Theile durch Geiſtesnahrung und Stärkung zu erreichen iſt.

Was, laut der Erfahrung, ſchon dieſem und jenem Einzelnen (Vor-, Mittel- und Hochſchüler), wenn man ihn auf die gemeinte Art, namentlich nach §. 38, behandelte, gelungen iſt, kann und muß bei gleicher Behandlung, auf derſelben Bahn und Führung auch Mehreren und Vielen gelingen. Aber in der einen Schule läßt man es an dem Einen, was Noth und heilſam iſt, in der andern am Andern fehlen. Läßt man es daran nicht mehr fehlen, und thut man ſonſt, was zu thun iſt, ſo kann der Erfolg nicht anders als ein ungleich beſſerer, ja ein recht guter, nach §. 38, werden.

§. 40.

Der §. 38 genannte Grundſatz iſt auf Beides, das Sprachliche und Nichtſprachliche, das die Jugend von Anfang an für die nachfolgenden akademiſchen Studien zu lernen hat, anwendbar, für Beides fruchtbar und wohlthätig.

Was vorerſt das Sprachliche im Knabenalter betrifft, ſo ſchließt er die grammatiſche Erlernung der alten Sprachen durchaus nicht aus, ſondern nur die zu frühe Anſtrengung des noch zu zarten Knaben, das bloß memoriſche Anlernen der Grammatikalien, das unmethodiſche Vornehmen der Grammatikalien in der objektiv aber nicht ſubjektiv paſſenden Folge (d. h. die Folge,

bei der man den Lernenden einen Theil der Grammatik nach dem andern, ſo wie ihn die Grammatik anordnet und aufführt, aber nicht ſo, wie er dem Knaben auf ſeiner Stufe taugt, lernen läßt), und die Nichtübung oder zu wenige Uebung der von der Natur dem Gedächtniſſe bei- und übergeordneten Anlagen. Man läßt, auch wenn der genannte Grundſatz befolgt wird, fortan exponiren und komponiren (aus der fremden in die Mutterſprache und von dieſer in jene überſetzen). Nur ſey der eine und andere Text dem Vorſtellungskreiſe des Knaben nicht zu fern. Und bei dem einen und andern Uebertragen erfahre man nicht, als ob es ſich bloß um Worte und die nun einmal geltende Wortformung und Wortverbindung handle. Vielmehr mache man, nach logiſch-grammatiſcher Analyſe der Sätze und Perioden, die im Text ausgedrückten (angemeſſenen) Vorſtellungen im Knaben zu klaren Vorſtellungen. Aber ja nicht durch Vielreden des Lehrers, das nirgends taugt, ſondern durch ſolche Fragen, deren ſchrittweiſe Beantwortung den Knaben in die dargeſtellte Sache einzudringen, die Gedanken, Gefühle des Texts zu durchdenken und zu durchfühlen ꝛc. anleitet und antreibt, durch eine kurze aber gute Katecheſe, die den Knaben allmählig gewöhnt, das, was ſich der Verfaſſer des vorliegenden Textes dachte, fühlte, immer fertiger und richtiger ſelbſt zu finden. Das Grammatiſche und Lexikaliſche wird dabei nicht verſäumt, vielmehr ſorgfältig und genau aufgewieſen oder erfragt. Aber davon nicht zu Vieles und nicht zu Vielerlei auf einmal, ſondern in jedem Zeitabſchnitte nur ein wohl bemeſſenes Quantum, mit einſtweiliger Uebergehung und Vorbehaltung des übrigen. Eben ſo beſchränkt man ſich Anfangs auf das Regelmäßige und Frequente, und läßt das Unregelmäßige und Seltene nachfolgen, wenn Jenes gehörig gefaßt und eingeübt iſt. Man übt alſo je an einem Minus von Sprachſtoff um ſo intenſiver die Anſchauung, die Auffaſſung und das Urtheil mit dem Gedächtniſſe. Indem man den Knaben auf Bedeutungen, Formen und Verbindungen der Wörter richtet, läßt man ihn das Gleiche mit dem Gleichen zuſammen ſtellen, das Ungleiche unterſcheiden, aus mehrerem Beſondern ein Allgemeines ableiten, und in dem erkannten Allgemeinen hinten nach auch das Beſondere finden. Iſt ſo ein Abſchnitt nach Inhalt und Ausdruck gut durchgemacht, ſo läßt man den Knaben die neu vorgekommenen Wörter (zunächſt in ihrer

Grundbedeutung, vergl. §. 44) memoriren, wie auch paſſende Sätze des einen und andern Textes, beſonders des fremden.

§. 41.

Da iſt denn freilich vielfache und gute Einwirkung des Lehrers Noth. Es darf ihm weder an Kraft und Thätigkeit, an Kunſt und Gewandtheit fehlen, noch an Liebe und Ergebenheit (§. 75—77). Viel liegt insbeſondere daran, daß er die zuſammenlernenden Knaben, auch die von langſamerer Entwicklung, wie die reizbaren und zerſtreuten zur Aufmerkſamkeit aufrege, anhalte und angewöhne, wie auch zum freien, lebendigen Mitſprechen und Antworten, daß er Keinen von dem Gegenſtand abirren, in Keinem Lücken unausgefüllt, Keinen zum Nachzügler werden laſſe, daß er Träge belebe, Aengſtliche ermuthige, Uebereilende bedachtſam mache. Und wie? Durch die Behandlung des Gegenſtandes und die darin liegenden Reize, durch die Achtung und Liebe, die er (vorerſt den regeren und beſſeren Naturen, ſodann und vermittelſt dieſer auch den übrigen) abzugewinnen weiß, ferner durch Anregung eines gutartigen Wetteifers, namentlich durch das ſogenannte Certirenlaſſen, auch durch das Lociren, welches, unter guter, vorſichtiger Behandlung, bei Knaben weit unbedenklicher iſt als bei Jünglingen, aber nur ſubſidiariſch durch Zwang und Strafen (ſo, daß es der Jugend fühlbar wird, der Lehrer ſchreite dazu ungern, und erſt dann, wenn er dazu durch allzu großen Leichtſinn, Uebermuth oder böſen Willen genöthigt wird). Mag auch Zeit darauf gehen, mag auch der Lehr- und Uebungsgang dadurch hie und da aufgehalten werden; es wird dies vorzüglich im Anfang einer neuen Schülerabtheilung, bis alle gehörig gewöhnt ſind (in welcher Anfangszeit einzelnen bedürftigen Schülern zu beſonderer Nachhülfe auch hie und da eine Viertel- und halbe Stunde gewidmet werden möchte), der Fall ſeyn, in der Folge aber ſich reichlich lohnen durch Zeit-, Kraft- und Tüchtigkeitsgewinn. Die Schule wird in gutem Sinn ein ludus literarum werden, in welchem ſich die Knaben, wie beim lebhaften, eifrigen Spiele wohl und glücklich fühlen, und wie auf der Paläſtra zu Kräftigkeit und Tüchtigkeit planmäßig, aber natürlich gelangen.

§. 42.

Solchem Lektioniren ſchließe ſich noch die rechte Selbſtbeſchäftigung der Knaben an, theils in Anweſenheit des

Lehrers, während er bei einer andern Schülerklasse lektionirt, theils in seiner Abwesenheit nach den Schulstunden. Es ist ja von hoher Wichtigkeit, daß schon die Knaben sich selbst zu beschäftigen, das für sie Geeignete auch für sich mit Eifer zu treiben sich gewöhnen, und daß sie das, was in den Lehrstunden vorgekommen, und mit demselben auch Anderes mit eigener Haftung und Thätigkeit sich merken, aneignen und verdeutlichen. Auch dazu ist das im Anfang des §. 41 genannte Noth, wie auch besondere Nachhülfe bei einzelnen Schülern. Aber auch, wenn irgendwo, Mäßigung auf Seite des Lehrers, Andenken an die eigene Jugend, an ihr Bedürfniß des jugendlichen Frohsinns, wie des glücklichen Heranwachsens und Erstarkens des Körpers. Dieses Organ des Geistes darf am wenigsten in der frühen Jugend geschwächt, zerrüttet, aufgeopfert werden. Müssen gegen diese Thorheit und Sünde noch mehrere Lorinser auftreten, bis mit der Thierquälerei endlich auch das Versitzen, Verkrummen und Verkrüppeln der Jugend nicht bloß hie und da gemindert wird, sondern endlich überall und ganz aufhört? Ist unsere vielwissende Zeit immer noch an das, was die weisen Väter längst wußten, zu erinnern, daß ein unnatürliches Uebermaaß von Knaben-Wissen und Können in der Regel kein Gewinn, sondern Verlust (für das Subjekt selbst, für seine Zukunft und für seinen männlichen Berufskreis) ist, daß der körperlich gesunde und starke Jüngling, der das Nöthige auf rechte Art, mit Geisteskräftigung, gelernt hat, zu dem, was den mit Aufgaben überladenen Knaben Wochen und Monate kostet, nur so viel Tage braucht, daß derjenige, welcher in früher Jugend gut (im Sinne dieser Abhandlung) geschult, aber daneben auch körperlich geübt und der nöthigen Erholung, auch seiner Jugend froh geworden ist, den frühen Vielwisser gleichen Alters und Naturells, der immer nur an Büchern und Papieren gesessen ist, in den folgenden Jahren und Stufen, wenn er will, ohne Schaden einholen und überflügeln kann. Außerdem verfahre man bei den Aufgaben für die Selbstbeschäftigung der Knaben ja nicht so, daß von diesen der Lehrer getäuscht wird. Sonst schleicht der in den öffentlichen Lehrstunden ausgetriebene Erzfeind des Schullernens, die Nichtanwendung der jugendlichen Kräfte und ihr unseliges Gefolge durch die Hinterpforte der Nichtlektionszeit wieder ein, zum Schaden oder Verderben eines guten Theils der Zusammenlernenden.

So (§. 40—42) wird nicht nur das Sprachliche gut gelernt, und zugleich Kraft geweckt und geübt, Beides recht gut und fruchtbar für die nachfolgenden Studien der Mittel- und Hochschule, sondern auch ein guter Theil der Vorschulzeit, die man in so vielen gelehrten Elementarschulen den Sprachen ganz aufopfert, für das Nichtsprachliche, das auch zu lernen ist, erübrigt.

§. 43.

Das Obige ist sodann in der Mittelschule mit dem Alter von 14—18 Jahren fortzusetzen, namentlich nach dem Grundsatz der Uebung aller Geisteskräfte. Man läßt Passendes exponiren und komponiren; aber weit nicht bloß, um Lexikalien und Grammatikalien, um Fertigkeit im Uebersetzen aus dem einen Text in den andern u. dergl. beizubringen. Nein, man verweilt auch bei dem Inhalt, und ruht nicht, bis er im Ganzen und in seinen Theilen verstanden ist, aber auch hier nicht viel docirend, sondern gut fragend ꝛc. Man macht das Musterhafte in Ausdruck und Darstellung der alten Klassiker, ihr Wahres und Gutes erkennbar und werth, weiset aber auch das Unrichtige und Mangelhafte ihres Materials auf, und stellt das Bessere und Höhere, das uns gegeben und erreichbar ist, Jenem gegenüber. Man trachtet die Jugend an altklassische Darstellung zu gewöhnen, aber nicht bloß bei der Uebertragung aus der alten Sprache, nicht bloß in der Komposition und Exception, sondern auch im Gebrauch der Muttersprache.

§. 44.

Das Sprachliche auch auf dieser Stufe durchaus nicht hintansetzend, behandelt man dasselbe vielmehr recht fruchtbar zur Uebung aller hier anwendbaren Kräfte. Man dringt also, was das Lexikalische betrifft (vom Grammatischen, siehe unten §. 50 ff.), auf richtige Ableitung der Wörter, auf übersichtliche Kenntniß ganzer Wortfamilien, auf Beachtung und Anwendung der Grund- und Hauptbedeutung des einzelnen Wortes, überhaupt und besonders bei dem Exponiren. Man läßt theils für diesen, theils für den Interpretationszweck den fremden Text, wo er schwierig oder vieldeutig ist, oder wo ihn der Schüler mißversteht, in möglichst wörtliches, die Grund- oder Hauptbedeutung anwendendes, Deutsch und von diesem in deutsches Deutsch übersetzen. Man hütet sich aber wohl, die Zahl der Bedeutungen zu mehren, wie es manche

Lehrer und Schriftſteller thun, als wenn gebildete Sprachen und gute Schriftſteller Wortbedeutungen mit Willkür ſchüfen und gebrauchten, und als wenn ſolche Willkür vom Interpreten und Lexikon auszuſpähen wäre, was die Schüler auf den leidigen Abweg des Hin- und Herrathens und der Ungründlichkeit führt. Vielmehr beſtrebt man ſich, und leitet die Schüler dazu an, die Zahl der Bedeutungen möglichſt zu mindern, und die lexikaliſche Worterklärung logiſch und gründlich zu vereinfachen. Denn oft iſt es nur ein vom Beiſatz und Zuſammenhang herbeigeführter Schein, wenn man einem Wort eine ſonſt nicht vorkommende Bedeutung geben zu müſſen glaubt (vergl. §. 63).

§. 45.

So und nach §. 43 behandelt, wird das gemeinſchaftliche Ueberſetzen und Erklären fremder und alter Klaſſiker ein ganz unſchätzbares Mittel, die ſämmtlichen, auch höheren Geiſteskräfte in rege, verbundene und edle Thätigkeit zu ſetzen, Schritt für Schritt zu üben, mächtig zu ſtärken, für das Studium und die Anwendung der einen und andern Wiſſenſchaft recht eigentlich zu bilden. Das wird erreicht, wenn der Lehrer die Jünglinge (wie §. 40 in Betreff der Knaben), bald dieſen, bald jenen, unter allgemeinem Wetteifer, das Rechte ſuchen, finden und ausſprechen läßt, mit Winken oder wenigen Worten leitend, nachhelfend, belebend, und zuletzt, wo es nothwendig wird, Stelle für Stelle berichtigend; wenn er alſo dialogiſch und gewiſſermaßen ſokratiſch verfährt, ja nicht monologiſch, nicht akademiſch-akroamatiſch. Denn bei dieſem letzteren Verfahren wird während der Lektion vorzüglich das ſchnelle Auffaſſen und Nachſchreiben, viel weniger das Verſtehen, am wenigſten das Durchdenken und Verarbeiten der Gegenſtände geübt; und nach der Lektion, bei der Wiederholung am Pulte (welche Zeit gewöhnlich von vielem Anderem mitbeſetzt, alſo ſehr getheilt iſt, ſo daß der Schüler Alles beeilen muß) wird wiederum mehr die Operation des Auffaſſens und Behaltens als die des Bearbeitens vorgenommen. Es iſt dies die Lehrart, die es auf das Wiſſen anlegt, und dafür unmittelbar, auch ganz reichlich zu ſorgen ſcheint, aber auch nur ſcheint.

§. 46.

Denn ſie gibt ſo und Solches, daß es dieſen Gaben ergeht, wie dem Samen in der Parabel (Luk. 8, 5 ff.), von dem ein

Theil auf den Weg oder auf Felsen oder unter die Dornen, und nur ein Theil auf ein Ertrag gebendes Land fiel. Durch das voran- und fortgehende Eintrichtern macht man einen beträchtlichen Theil der Vor- und Mittelschüler zu einem Wegboden, der keinen Samen recht eindringen läßt, oder auf dem die hie und da keimenden Samenkörner bald vertreten werden. Unter jenen Lehroperationen, welche die Jugend früher oder später anwidern, werden nicht wenige Schüler im Verhältnisse zum ausgestreuten Samen ein Felsen, der dem aufgehenden Samen keinen Saft ertheilt, sondern ihn verdorren läßt. Gegen die Dornen, von welchen diese Lernenden durch ihre Jugend- und Lebenslust überhaupt umgeben und bedroht werden, wie gegen die fressenden Vögel (hier nicht des Himmels, sondern der Welt, des überhandnehmenden Egoismus und Materialismus) sollten die armen Schüler gedeckt und verwahrt werden vor und bei der Ausstreuung des Samens. Allein das will und erlaubt die Schulfabrik nicht, die nur für Wissenschaft und Wissen mit ihrem Zwang und Drang laborirt, locirt und prädicirt, im einen Stadium die Hand und den Stock, im andern Noten und Karcer applicirt. Das überläßt sie auf der Zinne ihres Wissenschaftstempels, auf der sie alle Herrlichkeit überschaut und die Welt beherrscht, etwa den tief unter ihr kreisenden Eltern und Familien, und sofern diese nicht ausreichen, der Kirche und Klerisei. So bleibt denn nur der Schülertheil übrig, der die beabsichtigte Frucht trägt — der Schülertheil, dem Vieles nach einander schnell zu fassen und ebenso wieder anzugeben von Natur oder durch Einschulen leicht ist, und der, des Primats unter den Mitschülern und andern Schulglücks sich erfreuend, und einstige Ehrenbahn vor sich sehend, die meisten (denn alle, wäre unmöglich) Katheder-spenden eilends sich merkt und anlernt. Man kann es Frucht heißen. Aber allermeistens ist es eine andere, als die getragen werden sollte. Etwas mehr als Schulfrucht, einige Lebens- und Berufsfrucht setzt sich hie und da noch an, wenn das auf der Vor- und Mittelschule Versäumte auf oder nach der Hochschule nachgeholt, das früher Angelernte mit den übrigen und höheren Geisteskräften ergriffen und verarbeitet wird, wozu aber auch Mancher, unter der Herrschaft jener falschen Angewöhnung, nicht mehr kommt, nicht auf der Hoch-, nicht in der Berufs- und Lebens-Schule. Daher denn auch in diesen Kreisen

ſo manches geiſtloſe und faſt unfruchtbare Wiſſen; daher zum Theil auch ſo mancher kleinliche Wiſſensſtolz und das nicht ſeltene Ruhen auf früheren Wiſſens-Lorbeeren. Daher zum Theil auch die Inhumanität ſo Mancher, die man humaniſtiſch gebildet heißt; ferner die Servilität, mit der man, von Wahrheit, von Menſchen- und Gottes-Sache abgewandt, den Götzen des Tages, ſitzen ſie auf Katheedern und pythiſchen Dreifüßen oder in Kabineten und auf Thronen, ſo lange huldigt, bis ihre Stelle ein anderer beſetzt.

§. 47.

Wohl geht dieſes und ähnliches Uebel auch aus Anderem hervor, das hier nicht in Erörterung zu nehmen iſt. Aber nur um ſo mehr ſollte man demſelben, wenn irgendwo bei der Jugend und Kernjugend, in den Vor- und Mittelſchulen den Zutritt, ſtatt zu öffnen, wehren, den Sieg nicht bereiten, ſondern beſtreiten. Dazu iſt — wer ſieht das nicht? — allerdings Alles aufzubieten, was ſolchem Uebel ſeiner Natur nach gegenüber ſteht; dazu das Gute, das man wahre, umfaſſende Chriſtengeſinnung und Tugend heißt, in der Jugend ſorgſam zu pflanzen und zu pflegen. Aber davon iſt hier nicht die Rede. Und wie viel man auch dafür unmittelbar thun kann und ſoll in den Familien und Schulen, ſo wird dadurch das Andere, das Gegenſtand dieſer Betrachtung iſt, das rechte, die jugendlichen Geiſter kräftigende, Lehren, weder ausgeſchloſſen noch entbehrlich gemacht. Denn auch die Tugend iſt großentheils Kraft, virtus, wie ſchon Cicero ſagt, a viro dicta.

§. 48.

Alſo noch Einiges für das Vorliegende. Die gemeinte Behandlung (§. 44 f.) läßt die einen Schüler, die ſich dazu hinneigen, nicht ſo, daß der Same des Lehrers nicht keimt und wurzelt, ſinken, und weiß zugleich Andere, die das Schulglück vorher verlaſſen hat, ſo zu heben, daß ſie ſich tüchtig aufrichten, und aus Letzten wohl gar noch Erſte oder Nächſterſte werden. Je mehr ſolche Schüler Gefahr laufen, deſto mehr nimmt ſie ſich derſelben öffentlich und außeröffentlich an: ſie gibt ihnen den Erfahrungsbeweis in die Hand, daß ſie, wenn ſie wollen und folgen, auch können. Gar oft iſt das Nichtwollen der Schüler nur ein vermeintes Nichtkönnen, ein grundloſes Verzagen und Verzweifeln. Sehen ſie nun bei Geduld und Nachhülfe des Lehrers, beſonders im Anfang, gegen ihre Erwartung ſich Etwas gelingen; ſehen ſie

den Lehrer nunmehr zufrieden und froh, so gehen sie leicht und schnell vom Verzagen und Mißtrauen zu Muth und Freudigkeit, vom Unfleiß zum Fleiß über. Hintansetzung kann schon der junge Mensch nicht ertragen. Glaubt er (meistens zu bald und irrig), entweder von der Natur stiefmütterlich (für alle oder einzelne Lerngegenstände) ausgestattet zu seyn, so wird er mißvergnügt, und sucht sich durch andere als durch Lernfreuden und Befriedigungen, meistens durch Unrechtes und Verbotenes, zu entschädigen. Oder glaubt er vom Lehrer ungerecht hintangesetzt zu werden, so nimmt ihn das Mißvergnügen leicht so ein, daß er zur nöthigen Aufmerksamkeit und Kraftanwendung nicht mehr die erforderliche Geistesfreiheit hat. Und muß er dafür beim Bewußtseyn, daß er gewollt, aber nicht gekonnt habe, als Nichtwollender Strafe leiden, so nimmt sein Zutrauen zum Lehrer eben so ab, wie seine Verstimmung zu. Er fängt an zu sinken, wird aber bei der Behandlungsart, welcher diese Erörterung sich entgegensetzt, nicht, wie er sollte, ermuthigt und aufgerichtet, sondern noch mehr gedrückt, und ach! früher oder später scheitert er als ein unverbesserlicher „Schwachkopf, Faulenzer, Renitent." Daß er ein Anderer sey, hätte sich durch erfreuliches Tüchtigwerden bei anderer Behandlung in anderer Schule erwiesen. Ein Anderer ist sehr rege, reizbar und lebhaft, und kann sich deßhalb jetzt nicht so heften, also auch nicht so glücklich auffassen und behalten, wie es die Wissens-Doktrin nun einmal zu verlangen beliebt. Man läßt sich aber zu der Nachsicht und Nachhülfe, mit welcher bald geholfen, das unentwickelte, vielleicht bedeutende, Talent gerettet würde, nicht herab; man verfährt als orbilischer Schulmonarch, und der beste Kopf, das herrlichste Gemüth kann unter die Hefe kommen, mit dieser weggeschüttet werden.

§. 49.

Solches Unheil, solche Mißhandlung ist da ferne, wo man sich theils zur ersten, theils zur beigeordneten Aufgabe (§. 38) macht, die sämmtlichen Kräfte zu wecken und zu üben. Hier wird ja das ganze Innere der Jugend in Bewegung und Thätigkeit gebracht. Die Lernenden fühlen sich vielseitig angeregt, wie auf dem Spielplatz, wie im Leben, während sie zugleich zu geordneter Thätigkeit ernstlich und kräftig angehalten werden. Sie finden an dem Gegenstand und an der Behandlung desselben, namentlich an

der Expoſition und Klaſſiker-Erklärung immer mehr anziehende Seiten; ſie ſehen, wie allein oder mit jener Lehrerhülfe der eine und andere Mitſchüler den Knoten löſet und das aufgegebene Werk vollbringt, wie der Schwache geſchont, der Verzagte ermuthigt, der Uebermüthige in Schranken gehalten, der Unbeſonnene verlacht, der Unaufmerkſame erinnert und angehalten, der Träge geſtachelt, kurz Jeder ſo, wie es ziemt und paßt, behandelt wird; ſie dürfen und ſollen, in gewiſſer Ordnung, mitſprechen, wetteifern; ſie erfahren, wie ihnen ein Gegenſtand nach dem andern verſtändlich und einleuchtend wird, wie ſie jetzt wiſſen und können, was ſie vor Tagen und Wochen nicht wußten und konnten; ſie erfreuen ſich ihrer Kenntniſſe und Fortſchritte; ſie intereſſiren ſich immer mehr für den Gegenſtand, namentlich für die alte Literatur, welche bei der entgegengeſetzten Behandlung ſo Manchen gleichgültig, ja widrig wird; ſie achten und lieben den Mann, der ſie in ſolche Lebendigkeit und Thätigkeit (denn es iſt ihnen dabei wohl) verſetzt, und ſie im Wiſſen und Können von Stufe zu Stufe emporhebt. Es bleibt (denn auch die Kameraden beleben und reißen einander fort) Keiner unwiſſend und untüchtig; Viele ſind einander gleich; und nur Wenige ſind mehr oder minder voran. Aber auch dieſe müſſen ſich in der Regel zuſammen nehmen, da größere Aufmerkſamkeit oder ſchärferes Denken Anderer leicht ſie beſchämen könnte. Sie erfreuen ſich mancher Billigung des Lehrers (denn Lob wird ſorgfältig geſpart), gewahren aber oft genug, wie ihr noch unreifes Urtheilen und Denken, Wiſſen und Können hinter dem des bewährten Mannes und Sachkenners zurück bleibt. Sie ſtreben ihm nach, Andere ihnen, ſie leuchten dieſen, ohne es zu wiſſen, vor, und erreichen ein ſchönes Ziel nicht bloß von Wiſſen, ſondern auch von Geiſtesbildung und Tüchtigkeit. Aber ſie haben kein Vorrecht, keinen Vorzug; ſie dürfen ſich nicht überheben, nichts herausnehmen. Ihr Wiſſen und Können wird ungleich reiner und edler, ihr Intereſſe richtet ſich ganz auf die Gegenſtände oder doch mehr auf dieſe als auf die zufälligen Weltvortheile.

§. 50.

Wenden wir uns (wie vorher zum Lexikaliſchen §. 44 ff., ſo jetzt, und abſichtlich jetzt erſt) zum Grammatiſchen, in der oben oft genannten Richtung, ſo haben wir zu unterſcheiden zwiſchen dem, was einer einzelnen, alten und neuen, Sprache beſonders,

und zwiſchen dem, was mehreren oder allen Sprachen gemeinſchaftlich angehört, alſo zwiſchen *ſpecieller und allgemeiner Grammatik*.

Aber auch die Objekte der ſpeciellen und allgemeinen Grammatik laſſen ſich verſchieden betrachten, entweder als Etwas, das nun eben einmal ſo und ſo iſt, oder als Etwas, das nicht zufällig, nicht ohne Grund ſo und ſo iſt. Im erſten Falle wird nachgewieſen, wie die einzelne Sprache oder wie mehrere Hauptſprachen, die man zuſammen nimmt und vergleicht, mit den Beſtandtheilen der Sprache für den und den Zweck verfahren; im zweiten, warum die einzelne Sprache ſo und ſo verfährt, oder warum die und die verglichenen Sprachen ſo und ſo verfahren. Im erſten Falle handelt es ſich bloß um den Sprachgebrauch (einer oder mehrerer Sprachen), im andern auch um die im Hintergrund liegenden Gründe. Dort um bloße Produkte, hier um Produkte und Producenten zugleich. Dort ergibt ſich etwas Hiſtoriſches und ſcheinbar Zufälliges, hier etwas Rationales und Nothwendiges; dort ein Aggregat, hier ein organiſches Ganze. So theilen ſich beide Grammatiken, die ſpecielle und die allgemeine, in zwei weſentlich verſchiedene, in *nichtphiloſophiſche* und *philoſophiſche*.

§. 51.

Daß man zuerſt ſpecielle und viel ſpäter allgemeine Grammatiken ſchrieb, liegt in der Natur der Objekte und Subjekte, wie das Andere, daß man den Stoff zuerſt als einen bloß hiſtoriſchen, nicht erſt geraume Zeit nachher als einen höheren behandelte, d. h. daß man die ſpecielle und allgemeine Grammatik mehr oder weniger nichtphiloſophiſch, und ſpäter erſt philoſophiſch zu ſchreiben unternahm. Viel leichter war es, den Sprachgebrauch einer einzelnen Sprache oder mehrerer verglichenen Sprachen aus den äußeren Erſcheinungen im Sprechen und Schreiben, als aus den inneren Gründen zu erkennen und anzugeben, oder mit andern Worten, die Regeln, welche der Sprachgebrauch zu befolgen ſchien oder wirklich befolgte, mehr oben ab zu ſchöpfen, als aus der Tiefe herauf zu holen. Daß die Wortarten ſich ſo und ſo abändern, um die verſchiedenen Beziehungen der durch das Wort und durch die Wortart bezeichneten Vorſtellung auszudrücken, wurde viel früher und viel leichter erkannt, als das Andere, wie zu Bezeichnung dieſer Beziehungen aus dem einen und andern Wortſtamm

die und die ihm angehörenden Wortänderungen (Wortformen) ganz natürlich hervorgehen. Eben ſo früher und leichter, wie laut des gegebenen Sprachgebrauchs die Wörter zu einem oder zu mehreren Sätzen, zu einem gegliederten Sprachganzen verbunden und zuſammen geordnet werden, als, wie dieſe Verbindung und Zuſammenordnung durch die Verbindung und Zuſammenordnung der bezeichneten Vorſtellungen und Gedanken beſtimmt werde.

Zu Jenem gelangte man durch Betrachtung und Vergleichung des beſtehenden Sprachgebrauchs. Zu Dieſem konnte man nicht anders als durch weitere Operationen aufſteigen, nämlich durch Betrachtung und Erforſchung der Vorſtellungen, Begriffe, Urtheile, ihrer Verbindungen und Verhältniſſe, welche alle durch hörbare und lesbare Zeichen bezeichnet werden. Zu Jenem genügte ein gewiſſer Grad von Bekanntſchaft mit einer Sprache oder zweier oder mehrerer verglichenen Sprachen. Zu Dieſem bedurfte es eines höheren Grades dieſer Sprachkenntniſſe und zugleich noch eines Theils der Anthropologie und Logik.

Dieſe philoſophiſche Bearbeitung der ſprachlichen Objekte war von bedeutendem Werth. Es iſt damit die Bahn gebrochen zu einer allgemeinen und zugleich philoſophiſchen Grammatik. Und die Grammatiken der einzelnen Sprachen, namentlich auch der lateiniſchen und griechiſchen, erfreuen ſich bereits feſterer Begründung, weiterer Aufhellung, ſchärferer Beſtimmung, und haben darin, wofern nicht neuer Stillſtand oder Rückſchritt eintritt, noch größere Fortſchritte zu hoffen, wie die lexikaliſche Seite der Sprachenkunde von weiterer Erforſchung und Anwendung der Sanskritſprache. Selbſt an dem, was bloßer Gegenſtand der Abſtraktion aus dem vorliegenden Sprachgebrauch iſt, ſind die neueſten, namentlich lateiniſchen und griechiſchen, Grammatiken reicher und beſtimmter; es iſt z. B. die Schreibart der muſterhafteſten alten Schriftſteller genauer erforſcht. In mehr als einer Hinſicht ſtehen ſie nicht wenig über ihren Vorgängerinnen.

§. 52.

Schon daraus erklärt ſich zum Theil, warum ſo manche Schulmänner unſerer Zeit, welche in den Vor- und Mittelſchulen alte Sprachen und Schriftſteller zu behandeln haben, auf das Grammatiſche, in Quantität und Qualität, merklich mehr bringen, als ihre Vorgänger. Eingenommen von dem großen Vorzug der

neueſten griechiſchen und lateiniſchen Grammatiken wollen ſie mit den darin gefundenen Schätzen auch ihre Schüler ſo reichlich als möglich ausſtatten. Und um ſo mehr, wenn ſie in der Jugend und als Männer viele Zeit und Mühe auf Grammatiſches dieſer Art verwendet, wie auch davon Vortheile geerntet haben.

Haben ſie aber Grund, ſo ſehr darauf zu dringen? Kann und darf die lateiniſche und griechiſche Grammatik in unſern gelehrten Vor- und Mittelſchulen ſo überwiegend, ja beinahe ſo ausſchließend, als es da und dort geſchieht, betrieben werden?

§. 53.

Bei Knaben ſchon darum nicht, weil ſie für den jetzigen Stand der genannten Grammatiken noch nicht das Alter und die Fähigkeit haben. Sie können auf das Tiefere, das jetzt in dieſen Grammatiken gegeben wird, nur vorbereitet, aber noch nicht in daſſelbe eingeführt werden. Schon die älteren, bloß hiſtoriſchen Grammatiken taugten dieſem Alter nur bei Auswahl des Nöthigſten. Viel weniger taugen ihm die neuen. Dringt man ihm dieſe, wie es leider hie und da geſchieht, auf, ſo erreicht man entweder nichts oder nur ſo viel, daß es des Zeitaufwands nicht werth iſt, daß man in der aufgewandten Zeit viel Paſſenderes und Fruchtbareres beibringen könnte.

Unter dieſes gehört auch die Sprache, beſonders die alte, verglichen mit der Mutterſprache. Aus der einen und andern kann und ſoll der Knabe der gemeinten Beſtimmung viele grundlegende Kenntniſſe und Fertigkeiten, beſonders Uebung und Schärfung ſeiner ſämmtlichen Kräfte gewinnen, aus der einen und andern Sprache, die er hört und lieſet, ſodann ſelbſt ſpricht und ſchreibt. Aus der Sprache ſelbſt erlerne er bald möglichſt die Sprache, nicht aus der Sprachtheorie, d. h. Grammatik. Das iſt der von der Natur vorgezeichnete, auch von den Einſichtsvolleſten immer empfohlene und von den beſten Lehrern eingeſchlagene Gang; auf den andern verirrte die Verkennung des jüngeren Knabenalters und jene Beſchränktheit der Lehrer, die wenig oder nichts als Grammatiſches gelernt hatten, oder von ſich auf die Jugend ſchloſſen, oder das Hergebrachte ſorglos nachahmten, höherer und beſſerer Leitung ermangelnd.

§. 54.

So wenig die beſſeren Völker und die Menſchen überhaupt bei dem Allgemeinen angefangen, und von dieſem zum Beſondern

ſich gewendet haben, ſo wenig darf bei der jüngeren und jüngſten Klaſſe von Lernenden eine Reihe von Abſtraktionen vorangehen, und dieſen die Anwendung nachfolgen. Was höhere Menſchengeiſter in ihrer Kraftfülle und unter vielfacher Anregung durch Natur und Leben für ſich erkannt, ſodann ausgeſprochen, auch was ſie handelnd gewagt und durchgeſetzt haben, das angeſchaut, nachgefühlt, nacherkannt, nachgeahmt und nachgeübt, erhob die gewöhnlichen Menſchen, unter welchen jene Heroen lebten, aus Schlummer und Thierheit zu den erſten und weiteren Stufen der Menſchlichkeit und Geiſtigkeit. Mit derſelben Naturanlage und Entwicklungsordnung haben wir, zwar nicht wie jene, die erſten, ſondern die weiteren Schritte zu thun und unſere Jugend thun zu laſſen, dieſer alſo auch Geeignetes hinzugeben zum Anſchauen, Nachfühlen, Nacherkennen. Und was? Außer dem, was die Natur um uns gibt, beſonders Worte und Thaten, Schriften und Werke großer Männer, vorzüglich derjenigen, die aus der erſten und reinſten Quelle geſchöpft haben, die frei und originell empor geſtiegen ſind, alſo alter Helden und Klaſſiker (und zwar nicht bloß politiſcher und geiſtiger, ſondern auch ſittlicher und religiöſer, alſo auch bibliſcher). Das ſey das eine Hauptziel unſerer gelehrten Vorſchulen. Alles richte man ſo ein, namentlich und beſonders das Sprachlernen, daß unſere Jugend ſchon im ſtärkeren Knabenalter bald möglichſt Ausgewähltes von jenen Alten zu leſen und nachzubilden, möglichſt Vieles von denſelben in ihr Innerſtes aufzunehmen bekomme, daß ſie daran ihre ſämmtlichen Kräfte, und weit nicht bloß das aufhäufende Gedächtniß und den zerlegenden Verſtand übe und ſtärke.

Wohl iſt die Sprache das höchſte menſchliche Geiſtes- und Kunſtprodukt. Aber zugleich das Werk von Jahrhunderten, an dem Tauſende gearbeitet haben, und das Geiſtesthätigkeit anregte und ſteigerte, auch ſonſt viel Gutes mittheilte und wirkte, ehe es Grammatiker gab, ja das durch einen Theil der Grammatiker nichts gewonnen, vielmehr gelitten hat, von manchen noch immer nicht verſtanden, nicht recht behandelt wird. So mußten auch andere, vielſeitigere und höhere, Operationen als die der Grammatiker von denen vorgenommen, ganz andere Schulen als die der Grammatiker von denen durchgemacht werden, welche Meiſterwerke beſonders in den alten, aber auch in den neuen, Sprachen

geschrieben haben. Je höher wir die gebildete Sprache und ihre Klassiker achten, nur desto mehr haben wir die angehende und schon frühere Jugend von wissenschaftlicher Bestimmung in die Sprache selbst und ihre Klassiker einzuführen, sie dadurch bald möglichst zu beleben und zu kräftigen, auch über grammatische Verirrungen zu erheben. Und das gelingt uns am besten beim heuristischen oder analytischen Verfahren, bei welchem sich die Klassiker heranbildeten, nicht beim synthetischen der Grammatiker.

§. 55.

Sind einmal die fremden Formen (der Deklination und Konjugation) aus grammatischen Tabellen (aber je in kleineren Quantitäten und genetisch, damit Verwirrung gemieden, Zeit und Kraft für Anderes gespart werde) von den jüngeren Knaben abgelesen und memorirt, aber zugleich durch alsbaldige Anwendung in der Exposition und Komposition gehörig eingeübt (womit die grundlegende Wortkenntniß und rechte Behandlung der Bedeutungen nach §. 44 zu verbinden ist): so lasse man das Nöthigste der Syntax aus passendem (den alten Klassikern nachgebildeten, und sachinteressanten) Expositionstext, also aus der Sprache selbst, die jüngeren Knaben unter Hülfe des Lehrers (nur auch hier nicht zu Vieles auf einmal, sondern Eines nach dem Andern) ableiten, und alsdann erst, wie zur Bestätigung der eigenen Abstraktion, die Grammatik für Anfänger nachschlagen. Zu rechter Aufmerksamkeit und Thätigkeit (nach §. 43, 45—49) emporgehoben, werden sie bald und freudig solche Grammatikalien bei der Exposition zu finden und anzugeben wissen, und zugleich das Schwerere, dieselben nöthigsten und wesentlichsten Grammatikalien bei ihrer Komposition mit richtigem Urtheil und mit Fertigkeit anzuwenden, bei täglichem, stufenweise aufsteigendem, bald mündlichem, bald schriftlichem, Komponiren bald erlernen.

Zu manchen niederen Grammatikalien werden sie gar keine Grammatik bedürfen, wenn der Lehrer ihnen die Rektion und Konstruktion derjenigen fremden Wörter, in welchen das Fremde vom Deutschen abweicht (z. B. **amor Dei**, **hominum** Liebe zu Gott, zu den Menschen, **dignus re**, **parcere alicui**) an passender Stelle als etwas Neues, das man wissen und behalten müsse, vorweiset, nachher in Kürze aber ernstlich wiederholt, und auf das Behalten und richtige Anwenden (in der Komposition) nachdrücklich dringt.

Deßgleichen, wenn er andere abweichende Rektionen und Konſtruktionen des fremden Textes Anfangs durch wörtliches Ueberſetzen anſchaulich und verſtändlich macht (z. B. uti re, homine, Gebrauch machen von ꝛc.) — wenn er die Knaben auch hier anhält, mit dem Worte ſich ſogleich die Rektion und Konſtruktion (durch den Beiſatz eines alicujus, alicui, aliquem, aliquo oder re ꝛc., ferner durch Verbindungen, wie poenitet, pudet etc. me rei) für immer wohl zu merken. Das Gedächtnißalter, recht angehalten, behält ſchnell und leicht. Und mehr als die Gedächtnißkraft wird beſtimmungsgemäß geübt, wenn man die Knaben durch die Expoſition und Kompoſition auf baldiges und fruchtbares Leſen ausgewählter Abſchnitte aus den alten Klaſſikern vorbereitet, und ſie dabei anleitet, ſich ihre fremde Grammatik großentheils ſelbſt zu machen. Und nur um ſo mehr werden ſie ſpäter, in reiferem Alter, wenn es ihre Beſtimmung oder ihre Liebe zu dem Gegenſtande will, die tieferen Lehren einer wiſſenſchaftlichen Grammatik für Lehrer zu ſchätzen, für ſich oder Andere mit Geiſt zu gebrauchen wiſſen. *

---

* Rational und fruchtbar für einſtige Rationalität ſeiner, beſonders jüngeren, Schüler verfährt nicht Derjenige, welcher dieſen auch da, wo um des nächſten Zwecks willen keine Reflexion über das vorliegende Einzelne, namentlich Grammatiſche, ſondern nur ein rechtes Wiſſen und gutes Handhaben deſſelben nöthig und dienlich iſt, eine ratio oder raison angibt, und ſo über Alles unnöthig, bald zum Verleiden, vor ſeinen Schülern raiſonirt (wie auch in der Erziehung die Jugend nicht um ſo ſittlicher und pflichttreuer, eher das Gegentheil, wird, wenn man ſie nicht in möglichſter Kürze zum Rechtwollen und Rechthandeln anhält und angewöhnt, dagegen ihr die rationes legum vordocirt und vorpredigt), ſondern Derjenige, welcher ſeine Schüler ſo, wie es die ratio bene docendi vireseque mentis exercendi will, Schritt für Schritt zu ihrem Ziele führt. Iſt nun (§. 54) das baldige Leſen, das immer beſſere Verſtehen und Nachbilden der alten Klaſſiker und damit die möglichſte Uebung und Stärkung der ſämmtlichen jugendlichen Geiſteskräfte das nächſte und entferntere Ziel der Lernenden in unſern gelehrten Vor- und Mittelſchulen: ſo verfährt derjenige Knabenlehrer recht rational, welcher unentbehrliche Grammatikalien zweckgemäß (rational) aufweiſet und einübt, entbehrliche rationes grammaticas aber übergeht, und dagegen deſto mehr Zeit und Kraft auf angemeſſene Sprachpraxis (Expoſition und Kompoſition) verwendet, auch Alles ſo behandelt, daß

§. 56.

Nun ſo mögen denn die Knaben mit entbehrlichen Grammatikalien verſchont, jedoch deſto mehr im Exponiren und Komponiren geübt und gefördert werden. Aber doch wohl nicht eben ſo die Jünglinge, die ſich zu akademiſchen Studien vorbereiten, und am wenigſten diejenigen, die dereinſt Religionslehrer in Gemeinden oder auf Kathedern und Schulmänner in gelehrten Vor- und Mittelſchulen werden ſollen. Hat man nicht bei dieſen Jünglingen auf grammatiſche Quantität und Qualität zu dringen? Sie ſind doch keine Knaben mehr, und ſollen in möglichſter Bälde und in möglichſtem Grade wiſſenſchaftlich werden.

§. 57.

Dieſes zu bejahen, erlauben ſchon folgende Lehren der Geſchichte nicht. Die Blüthezeit des klaſſiſchen Alterthums war an Grammatikern und Grammatiken (bei den Griechen genannt Grammatiſtik und Grammatiſtiker) nicht reich, ſondern arm. Klaſſiſch und fruchtbare Mutter der trefflichſten Klaſſiker wurde jene Zeit nicht durch Grammatiſches, ſondern durch Natur und Leben. Die ſpätere Zeit der Grammatiker, ſtatt Beſſeres als jene Blüthezeit zu erzeugen, iſt hinter jenen Muſtern immer mehr zurückgeblieben; ſie hat die Wiſſenſchaften nicht gehoben, vielmehr ſinken laſſen. Nicht mit Grammatik, ſondern mit Klaſſiker-Studium hat man vor 300—400 Jahren die Wiſſenſchaften wieder hergeſtellt, auch die Bahn zur Geiſtesentfeſſelung und Mündigkeit gebrochen, nicht durch Grammatik den neuen Aufſchwung und Fortſchritt in Deutſchland (wie auch in England und Frankreich) gewonnen.

Ferner kann man, laut nicht weniger Belege in der alten und neuen Zeit, eine gewiſſe ſpeciell-grammatiſche Gelehrſamkeit (ein Vielwiſſen, betreffend den Sprachgebrauch) haben, und dabei theils die alten (auch bibliſchen) Schriften, theils die Jugend im Unterricht unrecht behandeln, jene falſch erklären, dieſe mißleiten, ſogar verkehren. Der ſpecielle Grammatiker, dem andere, durchbildende, Studien abgehen, der von andern Wiſſenſchaften nur Einzelnes, wenn auch Vieles, in ſein Gedächtniß aufgenommen,

---

die Knaben mit Luſt und Eifer das Werk treiben, an Geeignetem Gründe und Grundſätze ſelbſt ſuchen und finden, ſodann mit Ernſt und Geiſt befolgen (§. 40—45).

und die alten Klaſſiker nicht mit freiem und offenem Sinne wieder und wieder geleſen hat, iſt in großer Gefahr, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu ſehen, Führern, die ſelbſt den rechten Weg verfehlten, zu folgen, Weſentliches und Unweſentliches, Bedeutendes und Unbedeutendes zu vermengen, den Sprachgebrauch aus dem gegebenen Sprachſtoff irrig abzuziehen, und das Abgeleitete, ſtatt zu vereinfachen, immer mehr zu vervielfältigen. Es gibt ſpecielle Grammatiker, die ſich zum philoſophiſchen Sprach- und ächten Klaſſiker-Kenner verhalten ungefähr wie der Kräuterſammler zum höheren Botaniker, wie der Experimenten-Vorzeiger zum Phyſiker hohen Ranges, oder wie der Tabellenmacher und Aktenbewahrer zum ausgezeichneten Staatsmanne.

§. 58.

Aber, ſehe ich entgegnen, den irrenden und mangelhaften Grammatikern ſtehen die guten und vorzüglichen gegenüber. Dem Werthe dieſer können jene nichts benehmen. Und jedenfalls kann unſere Zeit Grammatiker nicht entbehren.

Ganz richtig. Aber was folgt daraus? Nur das, daß man ſich an die guten Grammatiker zu halten habe. Wer aber, wie und wie weit, iſt erſt zu unterſuchen. Durchaus nicht folgt aus dieſen zugeſtandenen Sätzen, daß man die ſämmtlichen Jünglinge der gelehrten Mittelſchulen oder den oben §. 56 genannten Theil derſelben mit Grammatikalien überladen oder überfüttern dürfe, wie es in unſerer Zeit hie und da und immer mehr geſchieht.

§. 59.

Dieſe Mittelſchulen ſind allgemeine Vorbereitungs-Anſtalten zu allen Univerſitätsſtudien, aber keine philologiſchen Seminare. Die Philologie iſt nur eine von den vielen Wiſſenſchaften, welche auf der Univerſität ſtudirt werden. Die allermeiſten Studirenden gedenken von der Univerſität weg zu ganz andern als philologiſchen Berufsbeſchäftigungen überzugehen, daher widmen ſich viele von dieſen auf der Univerſität ganz allein ihren Berufswiſſenſchaften, mit Uebergehung der Philologie. Und wird auch die Philologie von einem (recht achtbaren und glücklichen) Theile dieſer Studirenden nicht ganz übergangen, ſo wird ſie von ihnen doch nur als ein Theil der allgemeinen Propädeutik, als Mittel behandelt. Als Zweck und einſtige Berufsſache aber nur von Denjenigen, welche Philologen und Schulmänner werden

wollen. Und für dieſe hat die neuere Zeit auf den meiſten Universitäten eigene philologiſche Seminare eingerichtet. Geſetzt nun auch, die Grammatik wäre, wie Manche wähnen, der Grund- und Schlußſtein der Philologie, ſo fiele die Grammatik mit der Philologie dennoch aus dem akademiſchen Studienkreiſe der großen Mehrzahl derjenigen weg, welche in ihrem künftigen Berufe ganz Anderes zu betreiben gedenken, und daher die Zeit, welche die philologiſche Propädeutik ſie koſten würde, nicht aufwenden können. Was denn nun von der akademiſchen Propädeutik der großen Mehrheit nicht gefordert und daher auch nicht gethan wird, das iſt noch weniger zu fordern und zu thun von der noch allgemeineren, noch weniger ins Einzelne eingehenden, Propädeutik der gelehrten Mittelſchulen. Mit andern Worten: die Grammatik ſo (in ſolcher Ausdehnung, mit ſolchem Detail) zu betreiben, wie es dem einſtigen Grammatiker von Profeſſion intereſſant und dienlich ſeyn mag, iſt nicht die Aufgabe der Univerſität, ſondern der dortigen philologiſchen Seminare, noch weniger aber der auf die ganze Univerſität, nicht bloß auf den Theil derſelben, welcher philologiſches Seminar heißt, vorbereitenden Mittelſchulen.

§. 60.

Wie hoch auch die Grammatiker ihr Grammatiſches (beſonderes und allgemeines, nichtphiloſophiſches und philoſophiſches) ſtellen mögen, ſo iſt doch deſſelben bereits ſo Vieles, und ſo wird (gerade wenn eine eigene Klaſſe von Gelehrten das Grammatiſche betreibt) des Grammatiſchen immer mehr werden, ſo daß die Grammatik, wenn man ſie in dieſen Schulen als das Wichtigſte in verhältnißmäßiger Ausdehnung betriebe, faſt alle Zeit und Kraft beſetzen würde. Da das genannte Grammatiſche ein eigenes Feld iſt und ein immer größeres Feld wird, und da von der Mehrheit der Köpfe die einzelnen Felder des menſchlichen Forſchens und Wiſſens nur dann recht, d. h. wiſſenſchaftlich und glücklich bearbeitet werden, wenn ſie ſich vorher (durch rechte Propädeutik in den Vor- und Mittelſchulen) zu wiſſenſchaftlichem Kräftegebrauch und Objektebetrieb erhoben und gebildet haben. Da aber dieſe Erhebung und Bildung laut der Natur der Sache und langer Erfahrung am beſten durch reichliches, auf Uebung der Geiſteskräfte gerichtetes Leſen und Erklären der alten Klaſſiker zu gewinnen iſt,

ſo darf man nicht alles Grammatiſche, das den Grammatiker von Fach und reifem Amtsalter beſchäftigen kann, ſondern nur ſo Vieles davon, als zu dem genannten Klaſſikerbetrieb nöthig iſt, in die gelehrte Mittelſchule aufnehmen. Das Uebrige iſt auszuſchließen und dem philologiſchen Seminar der Hochſchule vorzubehalten, und dem nachfolgenden Selbſtſtudium des Grammatikers von Profeſſion zu überlaſſen. Welches Einzelne aber in jedem Zeitraum aufzunehmen und auszuſchließen ſey, läßt ſich nicht voraus, außer negativ, angeben, und wird poſitiv nach dem jeweiligen Stande der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu beſtimmen ſeyn.

§. 61.

Das Speciell-Grammatiſche, das bei jenem Klaſſikerbetrieb in den Mittelſchulen entbehrt werden kann, behalte der Lehrer für ſich oder für ſeine Mitgrammatiker von Profeſſion, und wende deſto mehr Zeit und Kraft erſtens auf ein Plus von Klaſſikerleſung und Erklärung (daß das größere Quantum von geleſenen alten Klaſſikern und Klaſſikerbüchern in der Jugend auch recht kräftig und wirkſam werde), zweitens auf Dasjenige von jenen Klaſſikern, was ſie und ihre Zeit auszeichnet, und im Hintergrunde der Worte und Buchſtaben muſterhaft ſteht.

Und vom Allgemein- und Philoſophiſch-Grammatiſchen gebe er der genannten Jugend Das, was von ihr ohne vorangegangenes Studium der Anthropologie und Logik wohl gefaßt werden kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß diejenige lateiniſche und griechiſche Sprachdoktrin, welche in das Innere eindringt, alſo die genannten Theile der Philoſophie zu Hülfe und zur Grundlage nimmt, bedeutenden Werth hat, alſo auf der einen Seite mit weiterem Eifer zu verfolgen, auf der andern, ſobald ſie ſich bewährt hat, dankbar anzunehmen iſt. Aber Alles, auch das Letztere, zu ſeiner Zeit und in natürlicher Folge. Mit Grund lehrt man neuerlich die Jugend erſt am Ende ihrer Mittelſchulzeit die Anthropologie und Logik, und zwar, wo man es beſſer treibt, nicht umfaſſend, was der Univerſität vorzubehalten iſt, ſondern nur in wohl ausgewählten Theilen. Die Jugend iſt zu dieſen Disciplinen früher nicht reif, und bedarf, ehe man ſie daran ſchreiten läßt, anderer Vorübung. Hat aber Dieſes ſeine Richtigkeit, ſo hat es auch das Andere, daß von der allgemeinen und philoſophiſchen

Grammatik und von der philosophischen Specialgrammatik dasjenige, was erst nach anthropologischem und logischem Unterricht der Jugend recht verständlich zu machen ist, nicht in den Anfang und in die Mitte der Mittelschulzeit gehört, sondern auf die Universität. Ist es auch nicht unmöglich, den besseren Mittelschülern bei nicht wenigem Zeitaufwand logisch-grammatische Bestimmungen, die eigentlich der Universität vorzubehalten sind, beizubringen: so handelt es sich nicht um die besseren Mittelschüler allein, und so kostet dieses Uebergreifen, wie jedes, zu viele Zeit, die fruchtbarer auf das Plus von Klassikerbetrieb verwendet wird.

§. 62.

Wem diese Ergebnisse (§. 59—61) antilinguistisch und realistisch erscheinen, der bedenke auch das Folgende. Alles gedeiht nur bei natur- und zweckgemäßer Behandlung der Subjekte und Objekte. Alles leidet durch unangemessene Behandlung, durch Uebertreibung, durch Verwechslung des Mittels mit dem Zwecke, des Theils mit dem Ganzen. Dadurch haben manche Linguisten und Grammatiker nur dem Realismus und, was sie vor Allem hätten meiden sollen, dem Materialismus in die Hände gearbeitet. Beharrt man auf dem Hypergrammatisiren in diesen und jenen Vor- und Mittelschulen, so haben sich nur die Gegner der alten Sprachen und Schriftsteller zu freuen. Der eine, wenn auch kleinere, Theil der Jugend wird auf denselben Abweg verirren, der andere, lebendigere und fähigere, um jener Behandlung willen sich von diesen Sprachen und Schriftstellern ganz abwenden. So kann denn die gute Sache des klassischen Alterthums, statt in der öffentlichen Meinung zu steigen, nur mehr sinken, und der äußeren Unterstützung nur noch mehr ermangeln.

§. 63.

Gründlich wollen wir Deutsche fortan bleiben, auch in der vorliegenden Sache. Aber nicht übergründlich und nicht falschgründlich. Keine Seefahrt würde gut von Statten gehen und zu ihrem Ziele führen, wenn man, statt mit dem Senkblei zu sondiren, den Taucher in der Glocke den Grund erkunden ließe. Hat man einmal festen Grund gefunden, so kann man ein von unten ganz dauerhaftes Gebäude aufführen, ohne die Erdschichten unter diesem Grunde, ohne die angrenzende Seitenumgebung dieses Grundes aufgegraben und geognostisch untersucht zu haben.

Das: laissez faire, gelte fortan Allen, auch gewiſſen holländiſchen Philologen und Grammatikern der früheren und jetzigen Zeit, für ihre Bücher. Auch aus manchem Sande werden Goldkörner heraus gewaſchen, und wo dieſe ſich nicht finden, hört ſolches Waſchen endlich von ſelbſt auf. Wo reiche und unerſchöpfliche Goldminen, ja gediegene Goldſtücke dem Bearbeiter ſich darbieten, wird man nie aufhören, in die tiefen Schachte zu dringen, und die Goldkörner in Sandmaſſen der Ausbeutung der Oberfläche überlaſſen.

Sey der Unterſchied zwiſchen et, ac, atque u. dgl. ein wirklicher oder vermeinter; laſſe Cicero abſichtlich oder zufällig die Perioden in ſeinen Reden anders enden als in ſeinen übrigen, auch nicht vernachläßigten, Schriften; in der Zeit, in welcher man der Jugend, die ſo Vieles lernen und treiben ſoll, Solches vorzeigt und einſchult, ließe ſich doch Lohnenderes vornehmen. Iſts um Feinheiten, ja um Feinheiten der feineren und feinſten Art zu thun, ſo laſſen ſich derſelben unzählige in den alten Klaſſikern finden, und zwar ſolche, die nicht aus Willkür hervorgingen, oder kleinlichem Schmucke theils ſich nähern, theils wirklich angehören. Man bleibe nur nicht auf dem grammatiſchen Gebiete ſtehen, ſondern gehe auch auf das lexikaliſche ein. Jede vom Genius eingegebene und mit ächter naturtreuer Kunſt überarbeitete Stelle der Klaſſiker erſten Ranges iſt eine Fundgrube der wahreſten und geiſtreichſten Feinheiten, wie der beſten und willkommenſten Gedanken. Da lohnt es ſich für den angehenden Jüngling nicht nur, ſondern für den reifen und gediegenen Mann, in das Gedachte und Gefühlte ſich hinein zu denken und hinein zu fühlen, die Farben und Pinſelſtriche, mit welchen der Haupt- und Nebenpunkt, dieſe und jene Nuance mit Worten gemalt wird, genau zu betrachten, beſonders auch, wie jedes Wort zwar ſeinem Grundcharakter gemäß gebraucht, zugleich aber durch ſeine Stellung neben, über und unter den andern zu einem Spiegel, in dem das Mannigfaltigſte, Geiſtigſte und Lieblichſte ſich getreulich abbildet, gemacht iſt. Auf ſolche Panorama's der innern, der Gemüths- und Geiſteswelt richte man beim Klaſſikerbetrieb in der Vor- und Mittelſchule immer mehr den Blick der Jugend, und er wird ſich ſchärfen und bilden, erweitern und erheben, weit mehr als an

den Schaaren von Regeln, welche ſo mancher Special-Grammatiker auf die Parade führt. *

Nur auch hier nicht zu viel detaillirt und docirt, auch hier bei den Theilen nicht zu oft und zu lange verweilt, ſondern dieſe in Verbindung mit dem Ganzen und Großen, wie von den Klaſſikern ſelbſt, geſetzt. Sonſt kann ſich auch hier die Jugend auf minutias, und von dieſen auf argutias verirren. Der Geiſt der trefflichſten Klaſſiker und des blühendſten Alterthums iſt nichts weniger als kleinlich, ſondern groß wie die Natur. An ihm nähre

* Grammatiſches ließe ſich auch aus der nachklaſſiſchen und neulateiniſchen Literatur abziehen und erlernen, ja aus den beſſeren Schriften jeder gebildeten Sprache. Die grammatiſche Qualität der alten Klaſſiker erſten Ranges iſt es doch wahrlich nicht, was ſie zu ſolchen Klaſſikern macht, und was von jeher, beſonders in den letzten drei Jahrhunderten, ſo werthvoll gewirkt hat. Dieſes eigenthümlich-Klaſſiſche (die Gefühle und Gedanken, den Sinn und Geiſt) jener Alten in den Mittelſchulen beinahe zu übergehen, Das, was durch die Worte und Grammatikalien ausgedrückt wird, nur ſo, wie im Kommentar für Männer vom Fache, kurz anzugeben, dagegen das Grammatiſche als Hauptſache zu betreiben, iſt es nicht Mißhandlung der Klaſſiker und der Jugend? Heißt es nicht Thau, Regen und Käfer vom Baume der Erkenntniß ſchütteln? Bleiben da nicht die herrlichen Früchte entweder hangen, oder, wenn ſie mit herabfallen, auf dem Boden liegen? Iſt es denn ein Wunder, wenn bei jenen grammatiſchen Jagden die Klaſſiker der Jugend gleichgültiger, ja widriger werden als alle andere Schriften, wenn etwa ein Theil dieſer Jugend die Klaſſiker zu Mitteln für philologiſche Anſtellung oder für philologiſchen Bucherwerb herabwürdigt? Hat man ſich an den grammatikfeſten Schülern, ja an manchen grammatikkundigſten Lehrern einer klaſſiſchen Darſtellung oder auch nur eines Strebens darnach zu erfreuen? Iſt nicht weit öfter an den Einen und Andern Unklaſſiſches (Unklares, Ungenießbares, ſogar Holperiches) in ihrer Darſtellung in der Mutterſprache zu beklagen? Werden auch bei jener Behandlung mehr als ganz wenige Mittelſchüler gute oder auch nur ordentliche Lateinſchreiber? Vermögen die Allermeiſten mehr als deutſchen Text mit Hülfe des Wörterbuchs in etwelches Latein überzutragen? Können die Beſten mit Leichtigkeit und Fertigkeit ihre Gedanken lateiniſch geben? Werden ſie nicht vielmehr gerade durch jene Behandlung entmuthigt und verſchüchtert, ängſtlich und kleinmüthig? Wie ſehr geht ſo manches Andere, das wichtig und wünſchenswerth wäre, den Grammatikbeiden jämmerlich ab?

und kräftige ſich der Geiſt und das Gemüth unſerer Kernjugend, auf eine ähnliche Art, wie die griechiſche und römiſche Jugend der beſten Zeit ſich zur Klaſſicität und Thatkraft erhoben hat.

§. 64.

Nun wäre vom Sprachlichen (§. 40, Anfang) noch zum Nichtſprachlichen überzugehen, und zu zeigen, wie bei dieſem Nichtſprachlichen zur Vorbereitung auf die Univerſität nicht bloß auf das Wiſſen, ſondern auch und vorzüglich auf die Kräfteübung der Jugend (nach §. 34 und 38) hingearbeitet werden möchte. Da aber das Sprachliche uns ſo lange (§. 40—63) beſchäftigt hat, ſo übergehen wir das Nichtſprachliche (vergl. §. 74), und eilen zum Schlußantrag:

3) daß man auch die Wiß- und Lernbegierde der Jugend beiziehen, daß man die Jugend für die Lerngegenſtände und für höhere geiſtige Thätigkeit möglichſt gewinnen und intereſſiren möge.

Dieſer Punkt iſt ſo wenig neu, iſt da und dort eben ſo bekannt, als vieles und alles Vorangehende. Aber — iſt nicht auch das bekannt? — wie Vieles iſt längſt mit Grund geſagt und gut geſchrieben worden, und verdient doch neue Anregung, Betrachtung und Befolgung?

Auch iſt heutiges Tages nicht beſonders vorzuſtellen, daß man ſich zur Schuljugend nicht unwürdig herablaſſen, ſondern daß man ſie vielmehr mannhaft zu ſich emporheben ſoll, namentlich daß Kräftigkeit der Jugend mehr durch eine kräftige als unkräftige Behandlung derſelben zu gewinnen iſt. Unſere jetzigen Schulen ſtehen weit genug ab von jenem Philanthropinismus, der ſich zur Jugend zu weit, mitunter ſogar bis zum Spielen und Tändeln, herabließ, der in unkräftige Jugendbehandlung ausartete, daher auch weniger fruchtete und viel weniger ſich behauptete, als der ihm vorangegangene, häufig einſeitige und pedantiſche, Rigorismus, welchem er ſich nicht ohne Grund entgegenſetzte.

§. 65.

Aber Ernſt und Kräftigkeit allein führt auch nicht zum Ziele. Begnügt man ſich, den Schülern, namentlich vom Ende des Knabenalters an, den einen und andern Lehrſtoff hinzugeben, das Auffaſſen und Behalten, zum Theil auch das Bearbeiten deſſelben zu fordern, und die Erfüllung dieſer Forderungen theils durch

Schulſtrafen, ſo weit es möglich iſt, zu erzwingen, theils durch Schulbelohnungen (freundlichere Behandlung, höhere Lokation, beſſere Prädicirung, etwa auch Prämien) zu vergelten: ſo möchten ſich gegen dieſes (durch ſeine Einfachheit und Kräftigkeit beſtechende, und durch Fleiß, Unfleiß ꝛc. der Schüler ſcheinbar begründete) Verfahren Manche noch vor dem Uebergang zur Univerſität, (geſetzt nämlich, ſie wüßten ſchon auf dieſer Stufe ſich mit Sachkunde auszuſprechen) etwa wie folgt, vernehmen laſſen:

„Wir ſind allerdings nicht ſo fleißig und vorgerückt, wie unſere Mitſchüler X, Y, Z, die von unſern Lehrern oder von der Mehrheit derſelben obenangeſetzt und gut prädicirt wurden; wir leiſten auch von dem Geforderten das Eine nicht, das Andere nur mangelhaft. Aber wir könnten ganz andere, als wir ſind, ja noch tüchtiger und geſchickter, jedenfalls in anderer Hinſicht beſſer als Einzelne unſerer Primen ſeyn, wenn man anders gegen uns geweſen wäre.

„Es war eine Zeit, wo wir nicht wenig Wiß- und Lernbegierde, wo wir Muth und Hoffnung hatten. Man hat die eine nicht befriedigt, die andere nicht gepflegt, vielmehr beide weggeſchult. Wir ſollten Tag für Tag Notizen und Notizenreihen, großentheils unanſprechende, haſchen und erlernen, waren aber dazu nicht aufgelegt und abgerichtet, wie Dieſer und Jener unter uns. Wider unſern Willen zog uns in unglücklichen Augenblicken unſere Gefühligkeit und Lebhaftigkeit vom Lerngegenſtand ab. Man regte ſie nicht oder nur in einzelnen Stunden für denſelben an, man zog ſie nicht in das Intereſſe des Lernens und Grundlegens; man behandelte ſie als vorſätzliche und ſchuldhafte Achtloſigkeit, wohl gar als ſtrafbaren Ungehorſam. Man ließ ſie, ohne ihr hülfreich beizukommen, nicht mehr nach außen abirren; man drängte ſie nach innen zurück.

„Wir wollten uns mehr zuſammen nehmen, ja recht eigentlich feſten; aber wir vermochten es noch weniger als zuvor. Denn es übernahmen uns weitere und noch ſtärkere Gefühle, die der Beſchämung und Hintanſetzung; Rügen und Strafen erfüllten uns noch dazu mit Angſt. Mehreres gelang uns um ſo weniger, es blieben uns Lücken auf Lücken. Man achtete darauf nicht anders als mit Aeußerung größerer Unzufriedenheit, ja ſteigenden Widerwillens. Die Lektionen und Uebungen gingen in ihrem Eilſchritt

fort, als ob Jeder, wenn er nur recht wollte, auch folgen könnte, oder als ob das Folgen und Nachkommen einiger Weniger genügte. Mit neuem Schmerz, mit ſchwindender Hoffnung ſahen wir uns zu Nachzüglern geſunken.

„Nochmals wollten wir voran dringen, uns ſelber mit Fleiß und Eifer helfen. Wir rafften uns zu dem Entſchluß auf, in Heften und Büchern Einzelnes nachzuſchlagen, ganze Partien nachzuhelfen, Ueberhörtes, Vergeſſenes, Verſäumtes nachzuholen. Aber der eine Theil der Zeit war mit Lektionen, in denen nur durch Wiederholung, meiſtens unwillkürliche, Einiges und Frequenteres ſich endlich anſetzte, der andere mit Aufgaben beſetzt, und zwar mit eben denſelben für den kleinen Vortrab wie für den immer größeren Nachzug. Dieſe Stunden der Selbſtbeſchäftigung waren kaum zur augenblicklichen Leiſtung, kaum zu den vielen Präparationen ꝛc. zureichend. Wir rangen noch hie und da, aber ermatteten ſodann mit Hoffnungsloſigkeit. Unſer Zuſtand wurde immer unnatürlicher, unſere Ausſicht verdüſterter, unſer Muth ſchwächer, unſere Zeit und Kraft unzulänglicher. (§. 48.)

„Wir erholten uns in den Ferien, und erneuerten unter äußerem Zuſpruch unſere früheren Vorſätze. Aber auch der frühere Mißſtand kehrte zurück, und zwar verſtärkt. Denn wir ſahen uns als Uebelwollende, Träge oder Unfähige wie aufgegeben. Und doch fand wir uns in mancher Stunde guten Willens, reger Liebe zum Wahren und Guten, auch religiöſer Regungen bewußt. Doch wiſſen wir über Ergebniſſe des Schullernens, und beſonders über Sachen des Lebens unter den Mitſchülern und im Familienkreiſe ſo gut zu urtheilen, ja den rechten Punkt ſchneller und beſſer zu treffen als Dieſer und Jener der Lokationsdekorirten.

„Es regt uns Gottlob noch faſt Alles, was den fühlenden und denkenden Jüngling intereſſiren kann, namentlich manche Geſchichte, beſonders außerhalb der hiſtoriſchen Lektion, manche uns zugeführte Betrachtung, dieſer und jener Satz des Buches und Lehrers nicht wenig an; wir ſehen ſo unſere frühere Wiß- und Lernbegierde je und je wieder auftauchen. Es ſtachelt uns auch hie und da ein in ſeinem Fache vorzüglicher oder thatengroßer Mann, von dem wir Kunde erhalten, zu einer gewiſſen Erhebung des Wollens, Hoffens und Thuns aufs Neue auf. Aber das iſt

eben nur eine ſpäte Herbſtblüthe, die im ſtarren Schulwinter nicht ausdauern, nicht zur Frucht werden kann.

„Dennoch möchten wir mit der Mehrheit, ja beinahe mit der Geſammtheit unſerer Schulglücklichen und Schulgeadelten nicht tauſchen. Die Einen füllen ſich mit unverdautem Wiſſen, und verlieren dabei körperliche Geſundheit, Jugendlichkeit, gute Art und Natur. Die Andern blähen ſich eigenliebig auf, ſind lohn- und ehrſüchtig, zum Theil augendieneriſch, gewöhnlich klügelnd, anders von innen, anders von außen.

„Ueberzeugt, daß wir in dieſen Verhältniſſen Das nicht werden, was wir werden wollten und ſollten, ſehnen wir uns abzuſcheiden, und in akademiſcher Freiheit oder in nachfolgendem Berufe wieder aufzuleben. Durch des Examens enge Pforte hoffen wir zu kommen wie dieſer und jener Vorgänger unſeres Geſchlechts und Geſchicks. Für Unterkommen und Beruf werden wir uns noch bereiten, wie Dieſer und Jener, der in unſerem Alter und Stand auch keine Schullorbeeren erntete, und nun doch ſeine Stelle hat, ja Achtung und Wohlſeyn genießt. Anders lehrt und waltet die Schule, anders das Leben.“

§. 66.

Mißſtände dieſer und ähnlicher Art findet ein ſchärferes Auge häufiger, als Manche glauben, und ſie ſind um ſo mehr zu beklagen als ſie großen Theils aus Mißgriffen hervor gehen, die leicht zu meiden wären. Denn großen Theils kommt es nur darauf an, der wirklich oder vermeintlich ſchwächeren Kraft des Schülers bei Zeit zu Hülfe zu kommen. Jedoch ſo, daß dieſem die Kraftanwendung durchaus nicht erſpart, ſondern nur in die rechte Richtung gebracht, etwa auch unterſtützt, und bald mit dem gewünſchten Erfolg belohnt wird. Der Lehrer dieſer Art (was jedoch Jeder werden könnte) ſieht bald, wo es dem einen und andern Schüler fehlt, was dieſem zu ſchwer iſt, was er ungeſchickt angreift, was ihn verzagt machen will. Es bedarf zuweilen nur einiger Lehrerworte, der Verlegenheit abzuhelfen und den Muth zu heben. Koſtet es aber auch mehr, ſo iſt ihm das nicht zu viel. Der Geſunde bedarf ja des Arztes, der Gutbegabte in der Regel der beſondern Lehrerhülfe nicht. Als treuer Hirte geht er dem irrenden Schaf oder mehreren zurückbleibenden nach, ſey es auch, daß er die übrigen der Selbſtbeſchäftigung oder einiger Ruhe

überlaſſen müßte. Er will nicht mit wenigen guten Köpfen glänzen, deren ein gewiſſes Maaß von Kenntniſſen und Fertigkeiten faſt jede nicht zu nachläſſige Behandlung beibringt. Er trachtet vielmehr, wie es ſeine Pflicht iſt, auch die Schwächeren und manchmal nur ſchwach Scheinenden durch tüchtige Uebung zu ſtärken und zu ermuthigen. Das kleinere Talent ſoll, wie auch er erkennt, in der Schule wie im Leben, dem größeren nachſtreben, und dadurch (vielleicht bis zur Fruchtbarkeit des größeren hin) ſich ſteigern, und das größere Talent vom wetteifernden Fleiße theils zu angemeſſener Leiſtung geſpornt, theils von Uebermuth zurück und ſonſt zweckdienlich innerhalb der Schranken der Beſcheidenheit gehalten werden.

§. 67.

Beſonders liegt daran, daß bei Allem (jedem neuen Penſum, wie auch jedem Haupttheile deſſelben) gut angefangen werde. „Aller Anfang iſt ſchwer.“ Aber Alles, was man anfängt, hat auch einen eigenen Reiz, den der Neuheit.

Dieſer zieht die Jugend auf beſondere Art für den Gegenſtand an, und iſt ihr das, was dem Freunde der Blumen und Obſtbaumfrüchte der Duft iſt, den manche Blumen, den Zwetſchgen und farbige Trauben, ehe ſie gepflückt oder abgeſchnitten werden, haben. Solcher Reiz der Neuheit kann und ſoll trefflich wirken zur Ueberwindung der mit ſo manchem Anfang verbundenen Schwierigkeiten.

Dieſe ſtellt ſich mancher Schüler noch größer vor, als ſie wirklich ſind. Der ungeſchickte oder ſorgloſe Lehrer macht ſie aber nur noch ſchwerer, auf allerlei Art, z. B. auch durch ſein Hangen am Buchſtaben eines unpaſſenden Lehrbuchs, durch falſche oder unrecht angebrachte Wiſſenſchaftlichkeit, im Lehrgang und Ausdruck. Ein Mißgriff, bei dem ſich beſonders jüngere, noch ungeübte, der Univerſität kaum entwachſene, Lehrer gefallen, aber den Schülern, auch vielen fähigen, die Sache jämmerlich erſchweren und gleich von vornen an verleiden. Wie ganz anders verfährt der beſſere Lehrer? Statt auf ſolche und irgend welche Art gleich Anfangs, manche Schüler auf lange Zeit, manche für immer abzuſtoßen, zieht er vielmehr an, und läßt den Gegenſtand mit ſeiner Neuheit anziehen. Er knüpft das Neue, das er vernimmt, das den Schülern Unbekannte, das er verträgt, an das

an, was denſelben ſchon bekannt und geläufig iſt. Er zeigt, beſonders im Anfang, aber auch im Fortgang, eine Beziehung des Neuen zu dem Alten, des Unerkannten zu dem Erkannten, eine Verwandtſchaft des Einen mit dem Andern. Er gebraucht ferner die gangbarſten Wörter und Redensarten, macht zuerſt den Begriff oder Satz, um den es ihm zu thun iſt, klar, und läßt erſt, wenn dieſes erreicht iſt, das Unentbehrliche von der Kunſtſprache folgen, zeigend, wie dadurch die Sache kürzer und beſtimmter bezeichnet werde. Er bequemt ſich ſo nach dem jeweiligen Standpunkt und Bedürfniß ſeiner Schüler durchgängig; beſonders aber im Anfang, da die erſten Eindrücke bei der Jugend die ſtärkſten ſind, die erſten Stimmungen lange anhalten, ja bei manchen Subjekten für das ganze Penſum entſcheiden. Daß Dieſes und Anderes der Art nicht in Plattheit und langweilende Trivialität ausarten dürfe, verſteht ſich; ſo wie daß man dabei die Mehrheit der Schüler, nicht aber den Einzelnen, der vorüglich begabt, vor Andern faßt und verſteht, und mit Ungeduld forteilen möchte, zu berückſichtigen habe, und daß man dieſen lieber einige Minuten, ja zuweilen Viertel- und Halbe-Stunden ruhen oder ſich ſelbſt beſchäftigen laſſe, als daß man ihm eine Reihe gewöhnlicher Köpfe eilend aufopfere.

§. 68.

Eben ſo meidet der gute Lehrer im Anfang und Fortgang, um die Luſt und den Eifer ſeiner Schüler zum Lernen nicht zu ſchwächen, alles **Ungeeignete** und zu **Viele**. Alter, Entwicklungsſtufe und Beſtimmung der Schüler ſagt ihm, was er jetzt, was er ſpäter, wie viel von jedem Penſum, auch was, welches Penſum, er gar nicht in ſeinen Unterricht und in die Uebungen ſeiner Jugend aufzunehmen habe. Hier das Rechte zu treffen, Alles gut auszuwählen und einander anzufügen, iſt nicht leicht, nicht jedes Lehrers Sache. Um ſo weniger, als die jetzige Jugend ſchon geraume Zeit vom Leben mehr als früher und zu ſehr berührt, durch Das, was die Erwachſenen und Selbſtſtändigen bewegt und beunruhigt, zu ſehr mitafficirt, hin und her gezogen und zerſtreut, durch viele Beiſpiele derſelben nicht lerneifrig, nicht geneigt zur Heftung und Uebung ihrer Geiſteskräfte, nicht beharrlich, mannhaft und muthig, wohl aber genuß- und vortheilſüchtig, müheſcheu und weichlich, begehrlich und mißtrauiſch gemacht wird.

Doch ſcheint die für die Jugend ſchlimmſte Zeit großentheils abgelaufen und eine beſſere im Anrücken zu ſeyn. Jedenfalls hat der Lehrer nur um ſo mehr in ſeinem Kreiſe das, was er vermag, zu thun, abzuwenden und zu überwinden, dafür daß mit Luſt und Eifer, mit Intereſſe für die Sache von ſeiner Jugend gelernt und gearbeitet werde.

§. 69.

Bei dieſer Betrachtung möchte beſonders der Mißgriff unſerer Zeit gerügt werden, der die Zahl, die Stellung und den Umfang der Penſen betrifft. Die frühere Zeit begünſtigte ein größeres und beſſeres Lehr- und Schulprodukt, nicht bloß darum, weil ſie der Jugend mehr Ruhe und Sammlung zum Lernen und Kopfarbeiten ließ (§. 68), ſondern auch, weil ſie die Zeit und Kraft der Lehrer und Schüler nicht ſo, wie jetzt und vor Kurzem noch mehr, theilte, ſondern auf Weniger es koncentrirte. Manche jetzige Schulen kränkeln auch an der Uebermenge von Penſen, und in Folge deſſen an Ueberzahl der Lehrſtunden. Manche unſerer Lernenden verlieren Luſt, Eifer, Intereſſe, weil ſie von einem Gegenſtande zum andern zu oft und zu ſchnell übergehen müſſen. Sie werden müde und abgeſpannt, ungefähr wie ein Reiſender, der Sammlungen von Kunſtwerken, der eine Menge von Merkwürdigkeiten in kurzer Zeit ſchnell betrachtet. Das mied die Zeit der Väter und auch darum leiſtete ſie bei ſonſtiger Beſchränktheit, namentlich bei großen Mängeln der Lehr- und Hülfsbücher Vieles, verhältnißmäßig Mehr als die jetzige.

Die jugendliche Kraft wird, wie jede, nur durch tüchtige Uebung entwickelt und geſtärkt. Aber je jünger, und entwickelter und ſchwächer ſie iſt, deſto weniger taugen für ſie die *multa*, deſto mehr bedarf ſie das angemeſſene rechte *multum*. Es ſcheint dies ein allgemeines Naturgeſetz zu ſeyn, wie für die Körper, ſo für die Geiſter, auch für die Nahrung Beider.

Darum ſollte man auch nicht einzelne Penſen untergeordneten Ranges auf Eine Wochenſtunde ſetzen, lieber, wofern ſie nicht ganz ausgeſchloſſen werden können, auf kürzere Zeit mehrſtündig machen, mit gehöriger Beſchränkung ihres Umfangs und Details. Aus Ueberſättigung wird Ekel. Vielerlei

und verschiedene, schnell auf einander folgende Speisen werden auch geistig nicht recht verdaut, nicht in guten Saft und gesundes Blut verarbeitet. Es fehlt alsdann auch an derjenigen Kräftigkeit und Gesundheit des Geistes, die sich durch Wißbegierde, Gefühl- und Denkfreude, Lern- und Thätigkeitstrieb und Drang, theils erhält, theils äußert.

§. 70.

Zu Allem, was in der Jugend Lernbegierde und Interesse für die Gegenstände vorerst erhalten, sodann weiter entwickeln und mehren kann, und was hier nicht vollständig auszuführen ist, kommt natürlich auch, daß man ihr Das, was sie auffassen, bearbeiten und behalten soll, auf ganz angemessene Art *wichtig zu machen* suche. Dies geschieht aber nicht bloß dadurch, daß man den vorliegenden Gegenstand, im Ganzen und Einzelnen, für wichtig und werth erklärt, sondern auch durch den Ton, womit man davon spricht, durch die ganze Behandlung des Gegenstandes, und besonders durch die Aeußerung des eigenen Interesse für denselben. Und das alles wirkt um so besser, wenn man dabei zeigt, daß man der Jugend zutraue, sie lasse sich für Würdiges und Gutes erregen und beifern, und sie dürfe nur recht wollen, so fehle es ihr auch nicht an jedem Können. *Prediget (lehret, auch in den Schulen) „gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten."*

§. 71.

Das durch Kraft und Autorität wirksame Lehren (vor dem Volk und vor der Jugend, und namentlich der gemeinten) wird leichter und wirksamer durch das Lehren selbst, also durch die That, als durch irgend eine Beschreibung mit Worten gezeigt, und besonders dasjenige Lehren, welches gut und wirksam ist insofern, als es die Lernenden mit Lernlust und Interesse für den Gegenstand erfüllt. Aber auch eine Beschreibung desselben zu versuchen verlohnt sich. Zu dieser gehört das Obige (§. 66—70), nämlich eine Nachweisung Dessen, was dem Zwecke der Beiferung und Interessirung der Lernenden, theils entgegen, theils gemäß ist. Das Letztere verdient aber eine weitere Ausführung.

Diesem Zwecke der Beiferung und Interessirung, desto gemäßer und förderlicher behandelt der Lehrer die Lehrobjekte und Subjekte, je mehr er mit den intellektuellen und scientivischen

Erforderniſſen auch die ſittlichen verbindet. Mit andern Worten — je mehr er durch Talent und Studium nicht allein ſeines Lehrobjekts mächtig, und der Lehrſubjekte, d. h. der jugendlichen Natur kundig, ſondern auch mit Liebe und Eifer für Beide, für die Objekte und Subjekte, erfüllt und thätig iſt.

§. 72.

Das Erſte, ſo viel es auch an ſich werth iſt, reicht weit nicht aus. Man kann bekanntlich, laut vieler Erfahrungsbeweiſe, durch Talent und Studium des Objekts ganz mächtig, ja ein ausgezeichneter Kenner deſſelben, und doch zugleich in Lehrwirkſamkeit überhaupt und insbeſondre für Beiferung und Intereſſirung der Lernenden, unbefriedigend ſeyn, ja ſogar einem größeren oder kleineren Theile der Lernenden das Lernen verleiden. Es iſt bekanntlich von großem Werth, auch für Beiferung und Intereſſirung der Jugend, daß der Lehrer ſeinen Gegenſtand klar und geordnet vorzutragen und darzuſtellen wiſſe, da Klarheit und Ordnung eben ſo anziehen als das Entgegengeſetzte anwidert. Aber damit iſt weit nicht Alles gethan. Es muß das zweite Erforderniß, tüchtige Kenntniß des jugendlichen Weſens, hinzukommen, und dem erſten zu gehöriger Wirkſamkeit nachhelfen.

Mit dieſen beiden Eigenſchaften, namentlich mit der zweiten, richtet ein Jugendlehrer auch für Beiferung und Intereſſirung der Lernenden nicht wenig aus, wenn er z. B. wohl hat erkannt (was Manche, nur mit dem Objekt beſchäftigt, überſehen): erſtens daß der Lerneifer und das Intereſſe der Jugend, ſehr wichtig und ein trefflicher Mitarbeiter des Lehrers ſey; zweitens, daß Thätigkeit, daß lebhafte und ganze Thätigkeit des Geiſtes das Naturgemäße, daß Unthätigkeit oder ſchwache und getheilte Thätigkeit des Geiſtes das Naturwidrige iſt; daß es daher bei jener dem Unverderbenen ſchon in der Jugend wohl, bei dieſer mehr oder weniger unwohl iſt; daß derſelbe auch den Lerngegenſtand, bei deſſen Behandlung er in rechte Thätigkeit und dadurch in das Gefühl des Wohlſeyns verſetzt worden iſt, liebt und ſchätzt, wie ihm im umgekehrten Falle der Gegenſtand gleichgültig oder widrig wird. Dieſe Erkenntniß heißt ſo lehren, daß die Lernenden ganz thätig werden, und ſich bei dieſer Thätigkeit eines geiſtigen Wohlſeyns erfreuen, auch um dieſes Wohlſeyns willen den Lerngegenſtand lieben und ſchätzen.

§. 73.

Ein ſolcher Lehrer verkennt z. B. auch das nicht, daß für Beeiferung und Intereſſirung der Jugend nicht nur die Kraft des Auffaſſens und Behaltens, ſondern auch die anderen und höheren Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen ſeyen. Und zwar nicht allein darum, weil ſo Manches nicht bloß aufzufaſſen und zu behalten, ſondern auch zu einem Nahrungs- und Uebungsſtoff dieſer höheren Kräfte zu machen iſt, ſondern auch darum, weil es Jeden, beſonders aber den Jüngling ermüdet, und ihm das reine Intereſſe für den Gegenſtand, ja für geiſtige Thätigkeit ſchwächt, wenn er Stunde für Stunde immer nur mit dem Verſtand und Gedächtniß thätig ſeyn ſoll. Da in dem heranzubildenden Jüngling alle Kräfte und ſeine Anlage zur Mannheit erwachen, alſo auch Uebung, Nahrung und Befriedigung verlangen, ſo kann es nicht ohne Nachtheil für ſeine Entwicklung und Richtung, und für ſeine allſeitige Tüchtigmachung abgehen, wenn er in keine andere als auffaſſende und behaltende Thätigkeit verſetzt wird. Darum regt der jugendkundige Lehrer, wo es nur immer angeht, auch das Gefühl, die Phantaſie, den höheren Verſtand und das Ideenvermögen ſo an, daß auch dieſe Kräfte thätig und befriedigt werden. Hat die auffaſſende und behaltende Kraft eine Weile operirt, ſo läßt er auch eine dieſer andern Kräfte operiren. Sieht es auch wie Abſchweifung aus — er verliert dadurch nicht, ſondern gewinnt. Der Wechſel der Geiſtesoperationen iſt ſo, wie er ihn einleitet, keine Zerſtreuung oder Theilung, ſondern Erfriſchung und Belebung der Geiſtesthätigkeit, iſt Erhöhung des geiſtigen Wohlſeyns und des Intereſſes für das Objekt.

§. 74.

So die beſten alten Klaſſiker, beſonders die Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner, ſie, die Zöglinge der Natur und eines thatvollen Lebens, die ſelbſt mehrſeitig angeregt, ihre rechten Leſer mit der heilſamſten Mehrſeitigkeit anregen, behandelt — ſo dieſe Fundgruben weit nicht bloß grammatiſch und archäologiſch ausgebeutet, ſondern bei gründlicher Interpretation zur Erhebung und Erkräftigung der erleſenen Jugend gebraucht — wie viel mehr würden ſie dieſe Jugend anziehen und ergreifen, wie viel mehr in den Mittel- und Hochſchulen, ja in den nachfolgenden Kreiſen der wiſſenſchaftlichen Männer fruchten? So auch die Stylübungen den

alten Muſtern meiſtens angepaßt, und in der Regel altklaſſiſcher Art und Lebendigkeit nachſtrebend (nur hie und da, damit auch dieſe neuere Art nicht ungeübt bleibe, mit trockener Abſtraktion und Kompendienſprache abwechſelnd), wie viel mehr würden ſie dieſe Jugend anſprechen und gewinnen, wie viel mehr Virtuoſen im Deutſch- und Lateiniſchſchreiben erzeugen?

Sollte nicht eben ſo manches andere Lehrfach mit ungleich beſſerem Erfolg, namentlich für Beeiferung und Intereſſirung der Jugend, zu behandeln ſeyn, beſonders die **Religion** und **Geſchichte**? Aufzugeben wäre vor Allem das (wohlgemeinte, aber für die Jugend und für den Hauptzweck leidige) Streben, in den Vortrag und in die allzu beliebten (durch ein gutes Lehrbuch ſo vortheilhaft zu erſetzenden) Diktate alles Das aufzunehmen, was etwa bei auswärtiger, aber unzweckmäßiger, ja ſchädlicher Prüfung mündlich oder ſchriftlich nur immer gefragt werden mag (§. 27—29), alſo Alles zu übergehen, was außerhalb der Grenzen der grundlegenden Propädeutik liegt, und mehr den Mann vom Fach intereſſirt. Dagegen das menſchlich-chriſtlich und vorakademiſch Wichtigſte auszuwählen, dieſes aber, namentlich in dem Geſchichteunterricht ſo zu behandeln, daß es mit dem Verſtand auch das gut gerichtete Gefühl, auch die edlere Phantaſie, beſonders auch das Vermögen der Ideen, des Heiligen und Göttlichen, anſpricht und nährt. Jedoch nicht mit Umſchweif und Wortwerk, vielmehr mit würdiger Einfachheit, mit angemeſſener Kraft, zuweilen mit bedeutungsvollen Andeutungen (§. 70), ja auch mit einer Pauſe des Schweigens, wo das vorher Erzählte für ſich ſelbſt ſpricht. Alſo weniger hiſtoriſcher (eben ſo die Religion betreffender) Stoff, aber dafür deſto mehr Anregung und Belebung des ganzen Inneren, der ſämmtlichen, auch höheren Kräfte. Ein ſolches Verweilen bei dem geminderten Stoffe, daß dadurch zugleich auch für das unerläßliche Behalten deſſelben ſchon in den Lehrſtunden möglichſt geſorgt (§. 32, Anmkg.), und der Schülerrepetition nicht mehr Alles oder zu Viel aufgebürdet wird. Die Aufgabe wäre, den Stoff ſo zu wählen, ihn Theil für Theil ſo zu verdeutlichen und ſo intereſſant vorzutragen, auch in nachfolgendem Dialog (welchem von Zeit auch diktirte Fragen, die in des Lehrers Gegenwart ſchriftlich beantwortet werden, vortheilhaft folgen) nochmals ſo darzuſtellen und ſo zu wiederholen, daß auch der

minder begabte Schüler alles Wesentliche ohne Schwierigkeit versteht und mit Lust sich merkt, auch daß ihn zu weiterer, eigener Widerholung mehr die Liebe zur Sache (zugleich auch zum Lehrer), als das Gebot des Lehrers treibt; während der Begabtere in dieser Zeit, wenigstens über einzelne Hauptpartien ein geeignetes, nicht ins Einzelne zu weit eingehendes, Buch nachlesen mag. Es käme auch darauf an, das Gedächtniß nicht so unmittelbar, wie es häufig geschieht, in Anspruch zu nehmen, sondern durch erhöhte Thätigkeit der andern Kräfte in willigen, fertigen und treuen Dienst zu ziehen.

§. 75.

Wie gut es aber auch, für die Lehraufgabe überhaupt und insbesondere für Beeiferung und Interessirung der Jugend, um die Objekts- und Subjektskunde des guten Lehrers (§. 71 bis 74) stehen mag; so ist dieselbe zwar ein sehr bedeutender Theil, aber noch nicht das große Ganze, das jener Jugend auf Seiten des Lehrers zu wünschen ist. Soll es an Nichts fehlen, so muß noch eine dritte und zwar sittliche Eigenschaft (§. 71) als Ergänzung hinzukommen, *die rechte Liebe für die Objekte und Subjekte*, und die daraus hervorgehende reine und edle Thätigkeit für Beide.

Die Gesinnung ist nirgends Nebensache, sondern überall wichtig und folgenreich. Wie man längst und mit Grund sagte, pectus facit disertos, so gilt hier: *vollkommen wird ein Lehrer, auch für Beeiferung ꝛc. erst durch die rechte Gesinnung, durch die genannte Liebe.* Durch unser Prinzip der erkennenden Thätigkeit kann nirgend, wo es sich um Höher- und Bessermenschliches handelt, das Prinzip der fühlenden, wollenden und handelnden Thätigkeit erhöht werden. Und ist dieses mangelhaft oder verkehrt, so steht es auch um jenes nicht so gut als es könnte. Soll ferner dieses besser oder ganz werden, so muß das Mangelhafte oder Verkehrte zwar von jenem erkannt, aber von diesem die Willigkeit dazu dargeboten, das erkannte Bessere angenommen werden, welches Letztere schon Sache des guten Willens oder der Liebe ist. Weitere Erörterung gehört nicht hieher.

§. 76.

Nimm der guten Mutter, wenn du kannst, die Liebe zu ihren Kleinen und Kindern, und du nimmst ihr das Beste, Das, was

ſie ſinnig, erfinderiſch, geduldig, ausdauernd und wunderbar wirkſam macht. Das, womit ſie ohne ausgebreitetes Wiſſen dennoch wichtige Erkenntniſſe und Wahrheiten glücklich beibringt, womit ſie die Seiten der Gemüther ſo anſchlägt, daß ſie nach ihrem Sinn lange nachklingen. Gib dem gelehrten uns lehrenden Manne, wenn du kannſt, jene Liebe zu ſeiner Lehrſache und zu ſeinen Lehrperſonen, und du gibſt ihm die zauberiſche Wirkſamkeit der guten, weiſen, kenntnißreichen Mutter. War er vorher nur ein kunſtfertiger, beinahe mechaniſcher Sänger, Tonkünſtler, deſſen Kunſt eine Zeit lang Aufſehen machte, dann aber ermüdete; ſo iſt er jetzt ein Begeiſterter, der mit Zaubertönen, ſogar Waldthierartige mächtig anzieht. Etwas Aetheriſches und Himmliſches geht vom liebenden Lehrer aus, das in keiner Theorie, in keinem Syſtem zu finden, aus keiner Wiſſenſchaft und Kunſt ohne Liebe zu ſchöpfen iſt. Dieſe Liebe gibt dem Lehrer, was ihm nicht fehlen darf, Hingebung, Geduld und Ausharren, unmittelbar: ſie treibt ihn geradezu und unermüdlich, das verirrte Schaf fort und fort zu ſuchen, den verlornen Sohn wieder aufzunehmen. Sie führt ihn ſelbſt von Abwegen und Uebertreibungen, die ihn augenblicklich mißleiteten, bald wieder zurück; ſie läßt ihn nicht in Zuchtmeiſterei und Schreckensherrſchaft ſinken. Sie ſucht den Grund des Mißlingens oder zu kleinen Erfolgs nicht ſogleich bei dem Schüler, ſondern zunächſt bei der eigenen Perſon.

§. 77.

Haſt du das Glück gehabt, in deiner Jugend, beſonders vom Ende des Knabenalters an, von einem, oder noch beſſer, von mehreren Lehrern unterrichtet und geleitet zu werden, die ihres Lehrgegenſtandes nicht bloß kundig und mächtig, ſondern auch zugleich treue, warme Freunde deſſelben und ihrer Lehrjugend waren, ſo iſt dir dieſe Erinnerung gewiß eine der theuerſten, ſo ſegneſt du dieſe Männer je länger je mehr als deine höchſten Wohlthäter, ſo verdankſt du ihnen nicht bloß die Grundlage deines Wiſſens und Könnens, ſondern auch die beſſere Richtung deines Inneren, auch Liebe zur Wahrheit, auch Humanität, auch Sinn und Eifer für Gottes und der Menſchen Sache. Ihre Geſinnung, ihre Begeiſterung, ihr Beiſpiel ging mehr oder weniger, früher oder ſpäter auf dich über; es rettete dich als Schutzgeiſt, während Andere den Verſuchungen unterlagen, ja in den geiſtig

ſittlichen Tod ſanken. Es gab dir ein Kleinod, das der trockenen, liebeloſen Doktrin allzu fern und fremd iſt.

Warſt du einer ihrer begabteſten und lebendigſten Schüler, ſo waren ſie es, welche dich freundlich zügelten, daß du nicht, gleich dem übermüthigen Roſſe über Unregſames und Verrammeltes wegſetzend, Hals und Beine bracheſt, oder dich nicht in eitelem Toben und Stürmen verzehrteſt. Warſt du einer der minder, doch hinreichend Ausgeſtatteten, ſo waren ſie es, welche dich neben jenen Reichbegabten nicht zur Muthloſigkeit, nicht zum Gemeinen und Alltäglichen, nicht zum Miethlings- und Handlangerweſen ſinken ließen. Ein Feuer zünden ſolche Lehrer auch im Schüler von mäßigen Gaben an, das ohne Geprasſel und Rauchdampf fort und fort glüht, das im Schmelztiegel der Wahrheit ſuchenden Meditation Schlacken auf Schlacken ablöſet, und reines Edelmetall, eines nach dem andern gewinnen läßt.

§. 78.

Fehlt es dem Manne des Katheders an dieſer reinen Liebe zu der Lehrſache und zu den Lehrperſonen, ſo iſt er in der Regel mehr oder weniger eingenommen von jener andern Liebe, welche die Objekte und Subjekte, mit denen man es zu thun hat, in Mittel für das eigene Intereſſe umkehrt, ſomit an Beiden arbeitet für eigenes Glänzen, Gelten und Beſitzen, welche nicht Wahrheit und geiſtiges Heil, überhaupt nicht Menſchenwohl beabſichtigt, ſondern Beifall, Ehre, Ruhm, auch materiellen Erwerb, welche bei dem ſelbſtſüchtigen Treiben als Dienerin der Wahrheit und des Fortſchritts ſich geberdet, aber, ſo viel an ihr iſt, Beides untergräbt, angreift und aufopfert; es iſt in ihm jene Selbſtliebe, welche auch ſonſt, verblendet und verblendend, das Weiße nicht mehr weiß, und das Schwarze nicht mehr ſchwarz ſehen und darſtellen, dabei Pflicht und Verbindlichkeit nur Andern als geltend vorhalten will, welche außer und inner der Gerichtsſchranken das Recht nach Konvenienz dreht und beugt, in Parlamenten, Volks- und andern Verſammlungen für die eigene Perſon oder ihre Partei mit Thatſachen, Ueberzeugungen und Eiden ſpielt, eben ſo auf dem Schlachtfelde Heere bluten, im Kabinette Vaterland und Völker ſchmachten läßt.

§. 79.

Gar nicht ſelten fehlt es im größeren Leben an dem lebendigen Sinn für Wahrheit, der mit anderem Wort auch Wahrheitsliebe

heißt und ſich als Ueberzeugungs- und Pflichttreue erprobt. Und ſo oft ſcheint es daran zu fehlen, daß man, wenn dieſe Eigenſchaft ſich jetzt hie und da zeigt, das Subjekt eines Mangels an höherer Geiſteskraft und Kenntniß verdächtigt, und daß man Perſonen, welche mit jenem ſittlichen Charakter dieſe Intelligenz verbinden, als eine Art von Wundermenſchen, wenigſtens nach ihrem Sterben, auszeichnet, ſie als Angehörige einer höheren, beſſeren Welt nicht genug zu rühmen weiß. Iſt von dieſer unerfreulichen, unrühmlichen Thatſache nicht ein guter Theil den Schulen zuzurechnen?

Sollten nicht beſonders die wiſſenſchaftlichen Schulen, von welchen alles Höhergeiſtige und Höhermenſchliche gerade in die höheren Kreiſe ausgehen ſoll, einem ſolchen Zeitgebrechen mehr wehren als aufhelfen? Sollten die Lehrer und Oberbehörden derſelben, um im Knaben und Jüngling den ganzen Menſchen zu bilden, nicht Mehr für die rechte Geſinnung thun, namentlich mehr Wahrheitsliebe pflanzen?

Eitelkeit, Ehr-, Herrſch- und Erwerbſucht, welche nicht durch ein höheres und edleres Begehren gemäßigt und geordnet werden, ſind ein Unkraut, das den guten Samen der Katheder- und Buchdoctrin entweder gar nicht aufgehen läßt, oder die gute Frucht mit Taumellolch (Schwindelhaber) vermengt. Wer mit jener ausgearteten oder ungeordneten Selbſtliebe als ſprechender oder ſchreibender Lehrer die Objekte anſieht, der *bringt ſchon mit, was er ſehen will*. Und bis ſolche neue Titanen durch die Blitze ewiger und himmliſcher Wahrheit vom beſtürmten Olymp in den Tartarus geſchleudert werden, oder bis die egoiſtiſchen Meteore von ſelbſt verblichen und erloſchen ſind, können Schaaren und Generationen von Schülern, die einen für kürzere, die andern für längere Zeit, die Opfer werden, ſie, die das Neue und Kühne, im Glanze des Talents und höheren Wiſſens auftretend, um ſo mehr einnimmt, als es ſich leicht nachſprechen, und doch Theilnahme an dem Ruhme des Tageshelden hoffen läßt.

Hiſtoriſch weiß man dies Alles längſt; aber ſollte es nicht praktiſch erkannt werden in einer Zeit, die ſich dem Erkennen und Erkenntniſſeverbreiten ſo ſehr hingibt, die von Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaftlichkeit ſo viel zu reden pflegt? Sollte ſie nicht den hohen Werth, ja die Unentbehrlichkeit der guten Geſinnung und der Wahrheitsliebe recht erkennen, ſomit bald aufhören,

mit der einen Hand zu nehmen, was ſie mit der andern gibt? Oder ſoll auch unſer wiſſenſchaftliches Schulweſen immer mehr ein Fabriktreiben (§. 46) werden, wo man im Einzelnen und Ganzen ſchnell und gefällig, aber lohn- und genußſüchtig, unbekümmert um Göttliches und Menſchliches, arbeitet, und wo der eine Fabrikherr den andern auf jede Art zu überbieten, ja zu verdrängen trachtet?

§. 80.

Schluß

dieſer Betrachtungen iſt der Wunſch: erſtens an die Lehrer, daß ſie das Obige, vornehmlich die Hauptpunkte wohl beherzigen, und im Fall ihrer Zuſtimmung für die gewünſchte Verwirklichung ihre Schritte thun möchten; zweitens an die Schulbehörden, daß ſie ſolche Lehrer, durch ungeeignete Prüfungsart nicht mehr beengen (§. 8.), vielmehr wie in dieſer, ſo in jeder andern Angelegenheit kräftig fördern, und ſonſt ihr Möglichſtes für die gute Sache thun möchten.

Beide, die Lehrer und Behörden, vermögen für das Heil der Schulen mehr, als hie und da gedacht wird. Gegen Fehler der Prüfungs- und Vorbereitungsart haben ſich auch ſonſtige Stimmen vernehmen laſſen; Unzufriedenheit mit derſelben zeigt ſich je länger je mehr. Schreiten Anfangs auch nur wenige Lehrer dem rechten Ziel auf dem rechten Weg entgegen, es werden bald andere und immer mehrere folgen. Die Mängel am Beſtehenden werden weitum gefühlt, das Beſſere ſchafft ſich Bahn mit der ihm inwohnenden höheren Kraft. Die Behörden, die Regierungen in Deutſchland verſchließen demſelben ihre Augen nicht. So kann es ihm an Anerkennung und Verwirklichung nicht zu lange fehlen. Man kann es freilich nicht von oben herab im Einzelnen vorzeichnen; aber da, wo es in Theorie oder Praxis beifallswürdig hervortritt, billigen und unterſtützen, Zielpunkte aufſtellen, Hauptmomente erhalten, Geſetze und Verordnungen anpaſſen.

§. 81.

Dahin kann und muß es wohl da und dort immer mehr kommen. Sorgen doch die genannten Regierungen für das ihnen Anvertraute mit unverkennbarer Kraft und Thätigkeit, unter vielfacher Mahnung, daß der äußere Wohlſtand vom inneren und innerſten, von dem der Geiſter und Herzen, von Kunſt und

Wiſſenſchaft einer- und von religiöſer Sittlichkeit andererſeits, bedingt und getragen werde, auch daß den leidigen Zeitübeln und drohenden Gefahren nur von hier aus ſicher zu begegnen ſey.

Stillſtand wird Rückſchritt. Alſo in Allem Vorwärts, auch in der großen Sache des Wiſſens und Könnens wie der Geſinnung. Aber mit der rechten Richtung und auf dem beſten Wege. Denn bei verfehltem Ziel und Weg kann, namentlich in dieſem Gebiet, ein ſcheinbares Vorwärts zum kläglichen Rückwärts werden, ſchon durch die Abſpannung, Ermüdung und Verſtimmung, welche auf verfehlte Anſtrengung unaufhaltbar folgt. Ferner gedeiht Alles nur bei gewiſſer Freiheit. Aber indem man dieſe von oben herab, namentlich dieſer großen Sache, gewährt, darf man zugleich Ziel und Richtung nicht der Verkehrung hingeben, darf man die Wahrheit nicht vom Schein, das Heil nicht vom Unheil verdrängen laſſen.

Schwierigkeit auf Schwierigkeit, beſonders für das Schul- und Kirchenregiment, und in einer Zeit, die alles Regieren erſchwert. Zudem können die Steuermänner mit den unentbehrlichſten Geiſtes- und Charakterqualitäten immer weniger zugleich auch alle die Sachkenntniſſe und Erfahrungsergebniſſe, die ihnen für ihre vielſeitige und ſchwere Aufgabe, namentlich in Schul- und Kirchenſachen, zu Gebot ſtehen ſollten, in ſich ſelbſt vereinigen. Aber ſie wiſſen ſich ſonſt zu helfen, werden ſich alſo auch hier zu helfen wiſſen. Wie ſie ſonſt außerhalb ihres Faches ſich von Männern des Faches Zuſtände erforſchen, Fragen löſen, Plane entwerfen laſſen, ſo werden ſie ohne Zweifel, ſo fern ſie nicht zugleich auch Schul- und Kirchenmänner ſind, in Bälde ſich die tüchtigſten und beſtgeſinnten Männer dieſer zwei hochwichtigen und auf Alles einwirkenden Fächer als Augen, Ohren und Organe adjungiren, und zwar in genügender Anzahl und mit der nöthigen Geiſtes- und Zeitfreiheit, d. h. nicht überlaſtet mit andern ſchwierigen Amtsgeſchäften.* Sparen thut allerdings noth. Aber koſten alle andere

* Der Verfaſſer lebt, wie die Redaktion bezeugen kann, in örtlicher und ſonſtiger Ferne, von den Hochoberen ſeines Landes, und würde, wenn man ihn auch in die Nähe derſelben ziehen wollte, und wenn er ſich auch dazu mehr geeignet fände, jede andere Stellung — zumal für den kleinen Reſt ſeines diesſeitigen Strebens und Wirkens — ſich verbitten. Aber je älter, deſto ſehnlicher wünſcht er, und zwar bei aller Achtung und Hochachtung vor den genannten

Verwaltungskreise jetzo mehr Personal- und Staatsgeld, warum nicht auch diese Interessen ersten Ranges? Hätten die früheren Steuermänner, auch außerhalb Deutschlands, theils die tüchtigsten und bestgesinnten Schul- und Kirchenmänner auf genannte Art beigezogen und gebraucht, theils sonst mehr und besser für die Schulen und Kirchen gesorgt; gewiß wären sie keiner Erschöpfung der Staatskasse, keiner Bedrückung des Volks mit Abgaben angeklagt, gewiß wäre mancher spätere Verlust und Aufwand öffentlicher Gelder abgewendet, manches schwere Mühen und Kämpfen ihren Nachfolgern erspart, manches recht große Uebel vom jetzigen Staat, von der jetzigen Kirche entfernt, und viel mehr Gutes für unsere ganze Gegenwart und Zukunft vorbereitet, ja fest gegründet worden.

Mai 1839.

Uebersicht.

Einleitung §. 1.

I. Jetzige strengere Vorprüfung unserer deutschen Jünglinge vor ihrer Zulassung zur Universität. Ist damit Alles gethan? (§. 2) Bedürfen sie nicht auch tüchtig geübte Geisteskräfte? Darauf zu sehen bei der Vorprüfung, und schon bei der Vorbereitung (§. 3). Darauf aber nicht gesehen bei unsern Vorprüfungen, sondern nur auf Wissen, sprachliches und anderes (§. 4. 5).

Virtuosen im Wissen (§. 6). Forscher, Denker, Erfinder (§. 7). Diese zu wünschen unserer Gelehrsamkeit ꝛc. (§. 8).

Behörden, daß in den oberen und obersten Regionen mehr und mehr eigens dazu erwählte Männer der oben genannten Art die Schulen und Kirchen, namentlich seines deutschen Landes, zu überwachen und zu pflegen haben möchten. Und zwar nicht nur in sonstigem, bekanntem Betracht, sondern auch um der noch unmündigen Jugend willen. Denn diese bedarf außer der Beschützung und Vertretung, welche ihr von ihrer Familie zu geben ist, aber meistens nicht gegeben wird oder werden kann, noch eine öffentliche und technische denjenigen Angestellten gegenüber, welche den zarten Knaben und heranwachsenden Jüngling, sogar in guter Absicht, jämmerlich mißhandeln, körperlich und geistig entmannen und verkrüppeln können.

Zur Zeit der Väter weniger Zwang und doch verhältnißmäßig besserer Erfolg (§. 9). Werth der Elasticität und Spontaneität der Jugend, besonders der jetzigen (§. 10), Rechtwissen besser als Vielwissen (§. 11).

Die Einwendung, man erforsche bei unsern Vorprüfungen auch die Geisteskräfte, und erkenne diese aus dem Wissen, beantwortet (§. 12. 13).

Zu verlangen bedeutendes und gründliches Wissen, besonders sprachliches, aber zugleich auch tüchtige Geistesübung (§. 14); zu wünschen Virtuosität im Altklassischen, jedoch ohne Ueberschätzung des klassischen Alterthums (§. 15), mit Verehrung der Bibel und des Christenthums (§. 16).

Gegenstand der Vorprüfung sey die lateinische, griechische (bei den Theologen die hebräische) Sprache, mit der Muttersprache. Die französische und englische nicht zu fordern, aber auf Verlangen des Prüflings mit zu prüfen (§. 17). Ein Mindestes in den geforderten Sprachen festzusetzen und zu erforschen; aber frei sey es, auch ein Plus zu zeigen; die Prüfenden seyen nicht auf Kosten der Prüflinge zu erleichtern, aber die Aufgaben auch nicht für die Mehrzahl der Prüflinge zu schwer zu machen (§. 18).

Das Sprachliche zu erforschen nicht nur durch Antworten auf Fragen, durch Uebersetzen, sondern auch durch Interpretiren (§. 19), dieses besonders wichtig (§. 20). Rechtes Examiniren, gute Wirkung desselben (§. 21). Auch aus dem Deutschen in die fremden Sprachen zu übersetzen, zur Wissens- und Geisteserforschung (§. 22).

Nichtsprachliche Prüfungsgegenstände: erstens die Religion; zweitens die Elementar-Mathematik: wie zu behandeln? (§. 23). Das übrige Nichtsprachliche an Zahl und Umfang möglichst zu beschränken, schon beim Lehren (§. 24), jedoch mit Liberalität; nur Ziele zu setzen, Streben abzugewinnen, die Jugend nicht als Wachs und Thon zu behandeln; Verhältniß der erhobenen Plus und Minus ꝛc. (§. 25. 26).

Also 1) bei der Vorprüfung nicht allein und nicht vorzüglich auf Gedächtnißwissen zu sehen, sondern auch auf höhergeistiges Wissen und Können, auf das Maaß und den Tüchtigkeitsgrad aller, auch der verarbeitenden, Geisteskräfte;

2) bei der Vorprüfung nicht zu Vielerlei und von jedem Fache nicht zu Vieles zum Gegenstand der Aufgaben zu machen, dagegen gute Grundlegung in den nöthigsten Hauptfächern und rechte Uebung der jugendlichen Geister für diese und andere Fächer zu betreiben. Ungeeignete, in höheres Gebiet übergreifende Fragen sollen nicht dem Gefragten, sondern dem Fragenden zur Last fallen; ja solches Ungeeignete soll auf Verlangen mit Geeignetem ersetzt werden (§. 27).

Leichtigkeit des sonstigen Präfens für die Präfenden und für die Behörden. Zu wünschen Oeffentlichkeit der Vorprüfungen. (§. 28). Zusatz zu §. 1—28. Einwürfe beantwortet (§. 29).

II. Gesetzt, die Vorprüfung werde bald eine solche, so ist auch damit noch nicht Alles gethan (§. 30), sondern

1) man nehme die Jugend nicht allein in Anspruch, vielmehr auch ihre Lehrer, als Hauptfaktoren (§. 31), was häufig und sehr nachtheilig umgekehrt wird (§. 32. 33);

2) man mache sich, je mehr sich das Wissen der Zeit mehrt, desto mehr zur Aufgabe, die Geisteskräfte der Jugend, und zwar alle, auch im rechten Verhältniß, zu wecken, zu üben und zu schärfen. Dynamische Ansicht und Jugendbehandlung (§. 34), für deutsche Art und Geschichtkunde annehmlicher als die entgegengesetzte (§. 35. 36). Zu hoffen, daß mit der Zeit nach Jacotot's wohlverstandener, nicht ganz neuer Mahnung die Erweckung, Entwicklung der jugendlichen Geisteskräfte in der ersten Hälfte des vorakademischen Alters das höhere, und Ausstattung der Jugend mit Wissen das nächst untergeordnete Ziel seyn, in der zweiten Hälfte das eine dem andern wenigstens werde beigeordnet werden (§. 37), und zwar ohne Verlust, vielmehr mit Gewinn des Wissens (§. 38. 39).

a) Dieses anwendbar und wohlthätig beim Sprachenlernen des Knaben (§. 40—42), und des Jünglings (§. 43): einmal in Betreff aa) des Lexikalischen (§. 44), das recht zu behandeln, wobei auch sonstiges Fehlerhafte zu meiden, dagegen das ganze Innere der Jugend in Thätigkeit zu bringen ist, zu bedeutender Befruchtung des Klassikerbetriebs für Wissen und Geistesübung (§. 45—49); sodann auch in Betreff bb) des Grammatischen (§. 50—63).

Specielle und allgemeine Grammatik, nichtphiloſophiſche und philoſophiſche (§. 50). Jene früher, dieſe ſpäter, Werth der letzteren und Fortſchritt beider (§. 51). Damit aber nicht begründet das übertriebene Grammatiſiren (§. 52):

nämlich bei Knaben, welche die Sprache beſſer aus der Sprache lernen (§. 53), übergehend, wie die Menſchen überhaupt, vom Beſondern zum Allgemeinen, und ſich geiſtig erhebend an den Thaten und Schriften großer Geiſter (§. 54); welche Knaben vielmehr nur der nöthigſten Grammatikalien, vorzüglich durch Anwendung, ſich bemächtigen, und möglichſt bald deſto mehr Klaſſiſches, für ſie ausgewähltes, leſen ſollten, mit Meidung miſsverſtandener Lehr-Rationalität (§. 55);

eben ſo bei Jünglingen, welche ſchon laut deſſen, was man von den alten und neuen Grammatikern weiß (§. 56, 57), mit Grammatiſchem nicht zu überladen (§. 58), ſondern propädeutiſch auf alle akademiſche Studien, mit Verweiſung des Speciell-Grammatiſchen an die Philologie und an die philologiſchen Seminare der Univerſität (§. 59), zu behandeln ſind, auch in Hinſicht auf das immer mehr anwachſende Quantum des Grammatiſchen (§. 60), von welchem das Allgemeine und Philoſophiſche nur zum kleineren Theil, das Uebrige erſt nach dem Studium der Anthropologie und Logik beizubringen iſt (§. 61). Zweckwidriges und übertriebenes Grammatiſiren iſt nur Förderung des Realismus und Materialismus (§. 62), nur ſcheingründlich, wenig ergiebig, verſäumt wahre und höhere Feinheiten, und führt zu Kleinlichkeiten und Spitzfindigkeiten (§. 63).

b) Auch das Nichtſprachliche nicht bloß für Wiſſen, ſondern auch für Kräfteübung zu lehren und zu lernen. Wie? Kürze halber hier übergangen.

3) Man ziehe auch die Wiß- und Lernbegierde der Jugend bei, gewinne und intereſſire ſie für die Lerngegenſtände und für höhere geiſtige Thätigkeit (§. 64).

Wirkung der entgegengeſetzten Behandlungsart, Klagen Niedergeſchulter (§. 65). Um Lernbegierde ꝛc. nicht wegzuſchulen, iſt

a) der wirklich oder vermeintlich ſchwächeren Kraft des Schülers bei Zeit zu Hülfe zu kommen, jedoch nicht ſo, daß ihm die Kraftanwendung erſpart wird (§. 66);

b) bei Allem gut anzufangen. Reiz der Neuheit, aller Anfang ſchwer, die erſten Eindrücke die ſtärkſten, übel angebrachte Wiſſenſchaftlichkeit im Lehrgang und Ausdruck, Neues an Altes anzuknüpfen ꝛc. ꝛc. (§. 67);

c) Ungeeignetes und zu Vieles zu meiden, beſonders in jetziger, dem jugendlichen Gedeihen ungünſtiger Zeit (§. 68);

d) Zeit und Kraft des Schülers nicht unnöthig zu theilen, ſondern auf Wenigeres zu koncentriren: je unentwickelter die jugendliche Kraft iſt, deſto weniger taugen ihr multa, deſto mehr bedarf ſie das rechte multum; Penſen mit Einer Wochenſtunde ꝛc.;

e) der Jugend Das, was ſie auffaſſen, bearbeiten und behalten ſoll, auf rechte Art wichtig zu machen, auch mit Zutrauens-Aeußerung (§. 70); ferner

f) die Lehrobjekte mit gehöriger Sachkunde, mit Klarheit und Ordnung vorzutragen (§. 71. 72);

g) die Lehrſubjekte mit Kunde ihrer Natur zu behandeln, namentlich mit der praktiſchen Anerkennung, daß Lerneifer der Jugend ein trefflicher Mitarbeiter des Lehrers, daß auch bei der Jugend lebhafte und ganze Geiſtesthätigkeit das Naturgemäße, daß es bei derſelben dem Unverdorbenen ſchon in der Jugend wohl iſt, daß auch für Beeiferung der Jugend die höheren Kräfte außer denen des Auffaſſens ꝛc. in Thätigkeit zu ſetzen ſind (§. 71—73), bei welcher Behandlung die alten Klaſſiker, die Religion und Geſchichte ungleich mehr Frucht tragen (§. 74); endlich und beſonders

h) mit der (f, g) genannten Kunde der Objekte und Subjekte die rechte Liebe zu Beiden zu verbinden (§. 71. 75).

Allgemeine Wichtigkeit der Geſinnung, hoher Werth dieſer Liebe für das Lehren und Bilden (§. 75—77). Wo ſie fehlt, da iſt mehr oder weniger Ehr-, Herrſch- und Erwerbſucht, die wie ſonſt, ſo auch in den Schulen ſo viel Unheil herbeiführen: man bringt dann ſchon mit, was man ſehen will, man nimmt mit der einen Hand, was man mit der andern gibt (§. 78. 79).

Schluß, Wunſch an Lehrer und Behörden (§. 80. 81).

C. Z.

Baden-Baden und die Spielbank.

Daß B.Baden durch die Heilkraft ſeiner Quellen, ſo wie durch ſeine reizende und in jeder Beziehung günſtige Lage ſich als Kurort ganz beſonders auszeichnet, iſt ſo anerkannt, daß man, um dieſes näher auszuführen, nur Geſagtes wiederholen könnte. Nicht weniger iſt allgemein bekannt, wie ſehr man ſich angelegen ſeyn läßt, der Natur, die ſich für B.Baden ſo freigebig bewieſen, auf jede Art nachzuhelfen und den Fremden den Aufenthalt in B.Baden durch Einrichtungen und Anlagen aller Art ſo bequem und angenehm als möglich zu machen. Ja man möchte ſagen, daß in dieſer Hinſicht eher zu viel als zu wenig geſchieht, und die vielen Verſchönerungen, die man in B.Baden überall anbringt, laſſen ſich gewiſſermaßen dem ausgeſuchten Putze vergleichen, durch den ein ſchönes Mädchen ſeine natürlichen Reize zu erhöhen ſucht. Wie dem aber ſey, der Zweck, den man ſich dabei geſetzt, wurde erreicht und die Frequenz von B.Baden auf einen Grad gebracht, den man vor 40 Jahren für kaum erreichbar gehalten hätte. Bei dieſer Frequenz ſpielt jedoch B.Baden als Kurort nur eine untergeordnete Rolle, und die große Mehrzahl derer, die B.Baden beſuchen, kommt der Unterhaltung und des Vergnügens wegen, was dem Zwecke derer, welche eine eigentliche Bad- und Waſſerkur gebrauchen wollen, eben nicht ſehr förderlich iſt, wie z. B. die Wirthstafeln eher auf alles Andere als eine dem Leidenden zuträgliche Diät berechnet ſind. Betrachtet man aber B.Baden als Vereinigungspunkt für geſelliges Vergnügen, ſo könnten ſich Manche, beſonders Deutſche, von dem, was ſie hier zu erwarten haben, eine unrichtige Vorſtellung machen.

Man kann die Geſellſchaft in B.Baden nach Nationen und nach Ständen klaſſificiren.

Deutſche, Franzoſen und Engländer, oder richtiger, Engländer, Franzoſen und Deutſche ſind die Hauptbeſtandtheile der Geſellſchaft; hiezu kommen in neueren Zeiten reiche und vornehme Ruſſen.

Zwiſchen dieſen verſchiedenen Nationen findet kein eigentlicher Verkehr ſtatt, außer in ſo ferne ſie Rang und Geburt in einer réunion oder in einem cercle zu einer crême von europäiſcher Geſellſchaft vereinigt. Denn Rang und Geburt macht alle Nationen gleich, verſteht ſich, für Leute von Rang und Geburt. Engländer, Franzoſen und Ruſſen bringen ihr Nationalgefühl mit und laſſen es gelegentlich hervortreten, wogegen der Deutſche ſeiner Natur getreu, nämlich als Zünglein in der europäiſchen Völkerwage, ſich in dieſem Konflikte von Nationalitäten neutral verhält. Im Uebrigen gibt in B.Baden, wie es jetzt iſt, die höhere Geſellſchaft den Ton an, und wer dieſer Geſellſchaft nicht angehört, mag ſich an dem Glanze ergötzen, den die vornehme und reiche Welt um ſich verbreitet.

Die reiche und vornehme Welt beſtimmt aber auch die Preiſe der Dinge, und ſo iſt von der ſonſt gerühmten Wohlfeilheit in B.Baden nichts mehr wahrzunehmen, man wollte ſich denn auf das abſolut Nothwendige beſchränken, was in B.Baden wie anderwärts eben nicht hoch zu ſtehen kommt. Ja, es gehört zum guten Tone, manche Sachen über die Gebühr zu bezahlen; ſo beſtimmen z. B. fremde Virtuoſen, die ſich in B.Baden hören laſſen, das Eintrittsgeld gewöhnlich doppelt ſo hoch, als es ihnen in den Hauptſtädten Deutſchlands bezahlt wird. Doch, dem Verdienſte ſeine Kronen! Ein Mann, der das Publikum amüſirt, wird nach den Begriffen der Zeit, wenigſtens eben ſo hoch angeſchlagen, als der Held, der ſich dem Vaterlande opfert, oder als das Genie, das die Welt mit einer wichtigen Erfindung bereichert; da nun namentlich in Badeorten die Unterhaltung allem Andern vorgeht, ſo kann man die Preiſe, welche Virtuoſen auf ihre Kunſt ſetzen, nie ungebührlich nennen, ſo wie wir auch die Lorbeerkränze, die man Tonkünſtlern, Sängerinnen und Tänzerinnen zuwirft, ganz in der Ordnung finden; denn zu was ſonſt ſollte der Lorbeer in ordinären Zeiten dienen? Zwar könnte ein zweiter Gibbon dergleichen

Erſcheinungen, in denen ſich die Genußſucht als der Götze der Welt ankündigt, als Vorboten des Verfalls der europäiſchen Reiche anſehen; da wir aber in der Gegenwart leben und nicht über die Gegenwart hinausſehen wollen, ſo überlaſſen wir Andern, ſich mit dergleichen Grübeleien abzugeben.

Je zahlreicher in B.Baden die Geſellſchaft iſt, deſto ſchwerer hält es für den, welcher nicht zur vornehmen Welt gehört, geſellſchaftlichen Umgang zu finden. Man iſt allein, weil man ſich in der Menge verliert, und ſo beſteht in B.Baden die Unterhaltung eigentlich darin, ſich unter der Menge herumzutreiben. Dieſes kann nun dem, der gerne beobachtet, manchen Genuß gewähren, zumal als ſich in B.Baden viele europäiſche Notabilitäten einfinden, die man gleich andern Kurioſitäten gerne beſchaut, wobei ſich Mancher beredet, auf dieſem Wege ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Um dieſes geſellige Treiben mit anzuſehen und nach Umſtänden mitzumachen, beſuchen Viele B.Baden nur auf einige Tage, was zu dieſem Zweck auch hinreicht. Manche kommen auch, um am grünen Tiſche ihr Heil zu verſuchen. Für dieſe hat die geſellige Unterhaltung wenig Werth und eine Dorfſchenke würde ihnen zur Befriedigung ihrer Leidenſchaft daſſelbe leiſten, wie die glänzenden Säle des Konverſationshauſes. Dieſes Konverſationshaus mit ſeinen Nebengebäuden iſt der Vereinigungspunkt für das geſellige Leben. Die Einrichtung und Ausſtattung iſt von der höchſten Eleganz und Profuſion. Die Seele des Ganzen iſt Herr Benazet, der neue Pächter der Hazardſpiele, die ihren Tempel hier aufgeſchlagen haben. Man muß dieſem Manne die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er Allem aufbietet, um ſeine Aufgabe, ſoweit ſie die geſellige Unterhaltung betrifft, zur Zufriedenheit des Publikums zu löſen, und daß er hierin, entfernt von kleinlichem Eigennutze, mit großartiger Freigebigkeit verfährt, ein Beweis, daß er ſeine Rolle begreift, indem er derſelben das Gehäſſige, was ſie an ſich hat, durch rückſichtsvolle Behandlung des Publikums zu benehmen ſucht. Wenn man ſich in dieſem Konverſationshauſe befindet, ſo könnte man in Zweifel gerathen, ob man in einem deutſchen Badorte ſeye, ſo ſehr hat hier Alles einen franzöſiſchen Zuſchnitt. Hier treibt ein franzöſiſcher Spielpächter ſein Weſen, die Spielſprache iſt franzöſiſch, und die Kellner ſind gewöhnlich

Elsäßer, die ſich ſtellen, nicht Deutſch zu verſtehen, obwohl ihr Franzöſiſches bei den wirklichen Franzoſen eben nicht für klaſſiſch gilt. Uebrigens ſcheint unter Herrn Benazets Verwaltung das deutſche Element wieder etwas mehr Boden gewonnen zu haben, welches vielleicht daher rührt, daß er ein Pariſer und kein Straßburger iſt. Ueberhaupt aber ſcheinen die Franzoſen B.Baden als eine franzöſiſche Kolonie zu betrachten, in welche ſie alle Arten franzöſiſcher Induſtrie verpflanzen, und wohin ſich auch das in Frankreich geächtete Hazardſpiel geflüchtet hat.

Den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in B.Baden, beſonders am Spieltiſche, wollen wir jedoch keineswegs tadeln. Denn, nachdem B.Baden ſich zu einem europäiſchen Bade emporgeſchwungen, bedarf man dort einer lingua franca, * die allen Nationen verſtändlich iſt, und zu einer ſolchen allgemein gültigen Sprache hat ſich einmal die franzöſiſche erhoben. Ohnedies möchte es wohl gethan ſeyn, ſich längs des ganzen rechten Rheinufers des künftigen Nachbarverkehrs wegen mit der franzöſiſchen Sprache bekannt zu machen, nachdem auf der franzöſiſchen Nationaltribüne von Dichtern und Proſaikern laut verkündet worden, daß das ganze linke Rheinufer von Rechtswegen Frankreich gehöre, und ihm auch demnächſt zufallen werde, ſobald nämlich die Allianz zwiſchen Frankreich und Rußland, zu der bereits Herr v. Chateaubriand die poetiſche Grundlage gelegt, vollends abgeſchloſſen ſeyn wird. Damit jedoch der Deutſche nicht vergeſſe, daß das Konverſationshaus in Deutſchland liegt, ſind in einem der Säle Abbildungen berühmter Deutſchen angebracht, und folgendermaßen gruppirt:

Guttenberg,	Goethe,	Gluck,	Schwarz,
Luther,	Schiller,	Hoffmann (?)	Albr. Dürer,
Kant,	Hollbein,	Leſſing,	Leibniz,
	Winkelmann,		Mozart.

Man bemerke, daß in dem Saale, wo dieſe Abbildungen zu ſehen, öfters Roulette geſpielt wird, und ſo gibt Luther, der in der Mitte angebracht iſt, oder doch ſein Bild, dieſem edlen Spiele

* Wir meinen hier eine Art von leichtem Franzöſiſch, wie es in Deutſchland, beſonders in den höhern Cirkeln, häufig zur Konverſationsſprache dient, wobei man gelegentlich, nämlich im Fall des Steckenbleibens, die Mutterſprache einſchaltet.

die Weihe. Im Uebrigen haben wir gegen die Berühmtheit der Obengenannten, denen wahrscheinlich ein franzöſiſcher Zimmermaler auf deutſche Rekommandation das Celebritätspatent ausgefertigt hat, nichts Erhebliches zu erinnern, nur möchten wir den Zimmermaler fragen: warum er den deutſchen Newton, Keppler, weggelaſſen? Geſchah es vielleicht deßhalb, weil Keppler innerhalb 30 Jahren bloß drei Geſetze hervorgebracht hat, die man auf drei Linien bringen kann, während ein Zimmermaler in derſelben Zeit viele tauſend Quadratruthen mit ſeiner Kunſt auszufüllen vermag? Daß aber der Zimmermaler die deutſchen Helden ganz ignorirt, ſchreiben wir auf Rechnung des franzöſiſchen Patriotismus, für welchen fremde Heldennamen nicht wohlklingend ſind, während die Deutſchen den franzöſiſchen Helden alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wie denn ein Deutſcher, der das erſtemal von Baden nach Straßburg reist, nicht leicht unterläßt, zu dem verdorrten Nußbaume bei Saßbach zu wallfahrten, allwo, wie die alte Inſchrift lautet, „Turennus vertödet worden.“ Glaubte aber der Zimmermaler den Helden zu derogiren, wenn er ſie zur Dekoration eines Spielzimmers benützt hätte, ſo iſt zu bemerken, daß das Leben eines Helden und das eines Spielers die größte Aehnlichkeit haben, ja daß das Leben eines Helden ein fortgeſetztes Hazardſpiel iſt, woraus ſich die Neigung mancher Helden (z. B. Blüchers) zum Hazardſpiel erklären läßt; der Held überſieht dabei nur, daß ihm die Beharrlichkeit, die ihm auf dem Schlachtfelde den Sieg verſchafft, am Spieltiſche zum Verderben gereicht, wo höchſtens mit einem coup de main etwas auszurichten iſt.

Sind auf der einen Seite für das geſellige Zuſammenſeyn der Fremden die zweckmäßigſten und großartigſten Einrichtungen getroffen, ſo iſt auf der andern Seite Alles geſchehen, um die Umgegend zu verſchönern und ſie dem Fremden durch Kunſtſtraßen, bequeme Fußwege, Alleen u. ſ. w. auf die angenehmſte Art zugänglich zu machen, und die Umgebungen von B.Baden bilden einen Park, bei deſſen Anlage die reizende Natur allerdings nur der Nachhülfe bedurfte. Der Naturfreund, ſo wie Jeder, der Spaziergänge und Luſtpartien liebt, findet daher in B.Baden volle Befriedigung; die Umgegend von B.Baden bietet ſo viele Abwechslung dar, daß man während einer Saiſon beinahe jeden Tag einen andern Ausflug machen kann. Auch hat die Gegend von

B.Baden den eigenthümlichen Reiz, daß ſich die pittoreske Natur des Schwarzwalds und die lachende des Rheines ſo nahe berühren, daß man, ſo zu ſagen, mit einem Schritte von der einen in die andere gelangt.

Auch für die Befriedigung des literariſchen Bedürfniſſes iſt in B.Baden geſorgt. In dem Leſekabinet des Hrn. Marr, eines ſehr gefälligen Mannes, findet man Alles, was man in einem Badorte, den man doch nicht Studirens halber beſucht, nur immer erwarten kann. Von dem Theater und den Bällen ſprechen wir nicht, weil wir ſie aus eigener Erfahrung nur wenig kennen. Von den letztern wiſſen wir nur ſo viel, daß ſie, was namentlich den Putz der Damen betrifft, ſehr glänzend ſind, und von dem Theater behaupten wir à priori, daß es ſich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben kann, weil ein gutes Theater nur in großen Städten möglich iſt, wodurch ſich aber die Theaterfreunde, die in dieſem Punkte nachſichtig ſind, von dem Beſuche des Theaters in B.Baden nicht abhalten laſſen.

Rechnet man zu den öffentlichen Anſtalten und Anlagen die ſchönen und großen Privatgebäude und Gaſthöfe, die ſich mit jedem Jahre vermehren, ſo darf man wohl ſagen, daß B.Baden allen Forderungen entſpricht, die man heutiges Tages an einen im großen Style eingerichteten Badort macht. Wer B.Baden vor 30—40 Jahren geſehen hat, muß ſtaunen über Das, was es inzwiſchen geworden iſt, ſowohl in Beziehung auf Einrichtungen, als in Beziehung auf die Frequenz. Inſoferne die Frequenz durch zweckmäßige Einrichtungen befördert worden, wird man dieſen das gebührende Lob nicht verſagen. Es kommt aber ein weiteres Agens hinzu, das als der faule Fleck alles deſſen, was B.Baden Schönes und Gutes hat, zu betrachten iſt. Man errathet leicht, daß wir hier die von der Badiſchen Regierung privilegirte, an Hrn. Benazet für eine bedeutende Summe verpachtete Spielbank im Auge haben. „Ohne die Spielbank kein Heil für B.Baden. Dem Spiele dankt B.Baden ſein Emporkommen und ſeinen jetzigen Flor und ohne das Spiel würde dieſer bald verſchwinden, denn das Spiel zieht Fremde herbei, und, was die Hauptſache iſt, der Ertrag des Spielpachts verſchafft die Mittel zu den koſtſpieligen Einrichtungen und Anſtalten, durch welche B.Baden ſeine jetzige Bedeutung erhalten hat.“ So hört man die Vertheidiger der Spielbank ſprechen, und ſo denkt ein guter Theil der Bewohner Badens.

Was die Fremden betrifft, die bloß des Spieles wegen nach B.Baden kommen, so würde die Frequenz durch ihr Wegbleiben kaum eine merkliche Abnahme leiden. Diese Klasse von Fremden möchte schwerlich $^1/_{10}$ des Ganzen betragen. Die vornehme und reiche Welt, etwa mit Ausnahme der Russen, spielt selten * und die Spielenden sind überhaupt unzuverläßige Gäste, da die Dauer ihres Aufenthalts von den Launen des Glückes abhängt. Auch tragen die Spielenden zur geselligen Unterhaltung wenig bei, außer insoferne die Spieltische einen Kern bilden, um den sich die Besucher der Konversationssäle gruppiren. Dagegen bietet das bedeutende Pachtgeld, welches das Spiel abwirft, allerdings ein sehr bequemes Mittel dar, die Kosten der Einrichtungen und Anstalten zu bestreiten, welche B.Baden vor vielen andern Badorten auszeichnen. Obwohl man die Immoralität und die Verderblichkeit des Hazardspieles nicht zu läugnen vermag, so weiß man doch allerlei Gründe anzuführen, durch welche die Verletzung der öffentlichen Moral, die in der Konzessionirung des Spieles liegt, gerechtfertigt werden soll. Vor Allem beruft man sich auf die besondern Verhältnisse eines stark besuchten Badorts, in welchem sich Personen von allen Nationen zusammenfinden, deren Moralität zu überwachen die Landesregierung keine Verpflichtung habe. Da nun die Spielsucht, gleich andern Trieben, ihre Befriedigung suche, so sey es besser, ihr diese unter öffentlicher Aufsicht zu verschaffen, als daß man heimliche Spielgesellschaften dulde, die bei dem Wegfall des öffentlichen Spieles kaum zu verhindern wären. Das öffentliche Spiel sey also unter zwei unvermeidlichen Uebeln das kleinere und, wenn man dieses zugebe, so werde man in der Ordnung finden, daß der voraussichtliche Gewinnst nicht ausschließlich dem Spielpächter überlassen, sondern daß hievon so viel als möglich für gemeinnützige Zwecke in Anspruch genommen werde.

Gegen diese Argumentation bemerken wir, daß die Gelegenheit Diebe macht, und daß unter Zehn vielleicht kaum Einer spielen würde, wenn sich die Gelegenheit hiezu nicht von selbst darböte.

Eine öffentliche Spielbank ist einer Kupplerin zu vergleichen, die eben sowohl die Unschuld verführt, als sie Denen Gelegenheit

* Was die Engländer unter sich treiben, kommt hier nicht in Betracht, indem dadurch dem öffentlichen Spiele vielmehr Abbruch geschehen soll. S. Sittenbuch der englischen Gesellschaft S. 301.

macht, die ſie ſuchen. Die abſolute Verwerflichkeit des öffentlichen Hazardſpieles iſt im Uebrigen ſo allgemein anerkannt, daß es überflüſſig wäre, darüber viele Worte zu verlieren.

Konnten doch ſelbſt in Paris die Spielhäuſer ſich gegen die öffentliche Meinung nicht länger halten, und für Paris laſſen ſich, was die Duldung des öffentlichen Spiels betrifft, doch ganz andere Gründe anführen, als für ein deutſches Bad. Und man bemerke wohl, zu derſelben Zeit, wo das öffentliche Spiel aus Paris für immer verbannt wird, findet es einen Zufluchtsort in Deutſchland, das im Punkt der öffentlichen Moral von Frankreich ſonſt nicht gerne Lehren annimmt. Mit dem bisherigen Pächter der Pariſer Spielhäuſer wird ein Pacht auf 15 Jahre abgeſchloſſen und ſomit iſt während dieſes langen Zeitraums keine Hoffnung vorhanden, den Unfug des öffentlichen Spiels auch aus Deutſchland verbannt zu ſehen.

Was die beſondern Verhältniſſe eines Badorts betrifft, ſo wüßten wir nicht, wie es zu rechtfertigen wäre, wenn man ſich gegenüber den Fremden über die öffentliche Moral hinwegſetzt, die man gegenüber den eigenen Staatsangehörigen zu verletzen Bedenken tragen würde. Wird das öffentliche Spiel für verderblich erachtet, ſo müſſen Fremde gegen die Lockungen deſſelben eben ſowohl geſichert werden als Einheimiſche. Uebrigens laſſen ſich in Beziehung auf die ſchädlichen Folgen des öffentlichen Hazardſpiels die Einheimiſchen nicht iſoliren, ſelbſt wenn ihnen die Theilnahme an demſelben verboten ſeyn ſollte. Denn ein ſolches Verbot iſt ſo ſchwer zu handhaben, daß man es nahezu als nicht vorhanden betrachten kann. So ſieht man dann, beſonders an Sonntagen, Landleute der Umgegend an der heilloſen Roulette ihr Heil verſuchen, und wenn ein ſolcher Landmann das Unglück hat, zu gewinnen, ſo kann ſein Beiſpiel die Bewohner eines ganzen Dorfes mit der Spielſucht anſtecken, während den Gewinnenden ſelbſt der Gewinnſt vielleicht zum Taugenichts macht. So ſieht man ferner Bediente, mit und ohne Verkleidung, am Spieltiſche, obwohl ihnen der Zutritt zu demſelben verboten iſt. Welche Wirkungen das Spiel auf dieſe Klaſſe von Menſchen und auf die niedere Volksklaſſe überhaupt hat, bedarf keiner Entwicklung. Das Spiel iſt für ſie der Weg zum Laſter und zum Verbrechen, und ſelbſt die gebildeten Stände ſind keineswegs gegen die moraliſchen Folgen der Spielſucht geſichert. Ueber den verderblichen Einfluß,

welchen öffentliche Spielhäuſer auf die Moralität des Volkes haben, kann man ſich nicht täuſchen, mögen ſich die Spielhäuſer an einem Baderte oder in einer großen Hauptſtadt befinden.

Der für die öffentlichen Spielhäuſer angeführte Grund, daß dadurch dem heimlichen Spiele geſteuert werde, iſt ohne allen Gehalt, denn ſonſt müßte von Staatswegen dafür geſorgt werden, daß alle verderbliche Neigungen der Menſchen unter öffentlicher Aufſicht befriedigt werden können. Eher läßt ſich dieſes auf öffentliche Häuſer im engern Sinne anwenden, weil hier von der Befriedigung eines mächtigen Naturtriebes die Rede iſt. In dieſe Kategorie gehört aber die Spielſucht keineswegs; ſie iſt eine wohl zu unterdrückende verderbliche Neigung, welche durch die ihr zu ihrer Befriedigung dargebotene Gelegenheit genährt und oft erſt geweckt wird. Es läßt ſich daher für die Konceſſionirung der öffentlichen Spielhäuſer bloß der finanzielle Vortheil anführen, den man daraus ziehen kann.

Glaubt man ſich durch höhere Staatsrückſichten genöthigt, von den Grundſätzen der ſtrengen Moral abzugeben, ſo kann eine ſolche Abweichung unter gewiſſen Umſtänden in der salus reipublicae, als dem oberſten Geſetz, ihre Entſchuldigung finden.

Wer wird aber zu behaupten wagen, daß dieſer Fall vorhanden ſey, wenn davon die Rede iſt, einen von der Natur ohnedieß begünſtigten, mit allen erforderlichen Einrichtungen und Anſtalten bereits aufs Reichlichſte verſehenen, höchſt frequenten Badort noch weiter empor zu bringen und den Luxus der Einrichtungen noch weiter zu ſteigern.

Erſcheint eine ſolche Steigerung aus ſtaatswirthſchaftlichen Gründen wünſchenswerth, ſo mögen die Koſten von Staatswegen beſtritten werden, wie dieſes z. B. bei den Würtembergiſchen Bädern geſchieht, für welche die Stände bedeutende Summen verwilligt haben.

Liegt aber die Steigerung zunächſt im Intereſſe der Gemeinde B.Baden, ſo kommt es dieſer zu, die Koſten zu beſtreiten, zumal als ſie, als Korporation betrachtet, wohlhabend iſt, und bedeutende Domänen beſitzt. In keinem Falle iſt es zu rechtfertigen, daß der Wohlſtand einer Gemeinde auf Koſten der öffentlichen Moral befördert werde, und wenn einſt ein Mitglied der franzöſiſchen Nationalverſammlung aus Gelegenheit der Abſchaffung der Sklaverei ausgerufen hat: „perisse plutôt une colonie qu'un principe,“

ſo läßt ſich wohl mit gleichem Rechte ſagen: eher möge der Vortheil einer Gemeinde geopfert werden, als die öffentliche Moral. Ob aber die Erneuerung des Spielpachts eine Lebensfrage für B.Baden iſt, könnte mit Recht bezweifelt werden. * Inzwiſchen ſcheint die Badiſche Regierung es ſo angeſehen zu haben, ſonſt wäre nicht zu erklären, wie dieſer Pacht zu einer Zeit erneuert werden konnte, wo die Spielhäuſer in Paris für immer geſchloſſen wurden. Hiebei mag mitgewirkt haben, daß auch in einigen andern deutſchen Bädern, die mit B.Baden rivaliſiren, das öffentliche Spiel geduldet wird.

Wie dem aber ſey, jeder Deutſchgeſinnte hätte wünſchen mögen, daß die betreffenden Regierungen, gleichwie ſie in Sachen des öffentlichen Nutzens Vereine ſchließen, im Intereſſe der öffentlichen Moral übereingekommen wären, das öffentliche Hazardſpiel aus ihren Staaten für immer zu verbannen, ſtatt durch Konceſſionirung deſſelben eine Art von Gleichheit zwiſchen rivaliſirenden Badorten herzuſtellen.

Es wäre ferner zu erwarten geweſen, daß die zweite Kammer der Badiſchen Landſtände bei den Verhandlungen, welche über den erwähnten Spielpacht ſtatt hatten, ihre Mißbilligung über die Erneuerung deſſelben auf eine energiſche Weiſe ausgeſprochen hätte.

Zwar ließen ſich einige achtungswerthe Stimmen über die Verwerflichkeit des Hazardſpiels überhaupt vernehmen, von der Mehrheit wurde jedoch das Miniſterium hauptſächlich deßhalb getadelt, weil es unterlaſſen habe, den Pacht zur öffentlichen Verſteigerung zu bringen, wodurch Badiſche Staatsdiener in den Verdacht gerathen ſeyen, von Hrn. Benazet einen pot de vin angenommen zu haben. Alſo nicht ſowohl der Spielpacht an ſich

* Uns ſcheint, die dermalige außerordentliche Frequenz von B.Baden beruhe weit mehr auf der allgemeinen Reiſeluſt, als auf der Spielſucht. Daher ſieht man die Gaſthöfe am Rhein und in der Schweiz, wo kein Hazardſpiel ſtatt findet, eben ſo überfüllt, als die in B.Baden. Tritt einmal der Reiſeluſt irgend ein Ereigniß ſtörend in den Weg, ſo kann die Frequenz von B.Baden, trotz des Hazardſpiels, im Augenblick abnehmen. Daher iſt uns noch zweifelhaft, ob durch eine auf das Hazardſpiel baſirte Ausdehnung aller Etabliſſements in B.Baden ein dauernder Wohlſtand begründet werde. Eine geſteigerte Induſtrie, die einen augenblicklichen Wohlſtand herbeiführt, hat nur allzu oft Verarmung im Gefolge.

als das bei der Verpachtung beobachte Verfahren iſt es, was die Badiſche Kammer angegriffen hat. Möge es dieſer verehrlichen Kammer nicht mißfallen, aber dieſes ſcheint uns nicht der Standpunkt, aus welchem deutſche Volksvertreter die Frage zu würdigen haben. Was den pot de vin betrifft, ſo mag das Erforderliche eingeleitet werden, um die Ehre des Badiſchen Staatsdienſtes unbefleckt zu erhalten; dieſes aber iſt immer nur Nebenſache. Die Hauptſache bleibt der Spielpacht an ſich und die Konceſſionirung des Hazardſpieles, und hierüber kam es der Kammer zu, im Intereſſe der öffentlichen Moral ihren Tadel auszuſprechen, ohne ſich durch Gründe der Nützlichkeit oder durch Rückſichten auf einen Badort, dem es auch ohne das Hazardſpiel nicht an Frequenz fehlen wird, irre machen zu laſſen. Darüber, daß der Spielpacht nicht zur öffentlichen Verſteigerung gebracht worden, möchten wir das Miniſterium am wenigſten tadeln; daſſelbe hat vielmehr unſeres Erachtens klug gehandelt, die Sache in der Stille abzumachen, und die Stände hätten vielleicht beſſer gethan, über die Sache wegzugehen, als das bei der Verpachtung beobachtete Verfahren anzugreifen und dadurch den Pacht an ſich ſtillſchweigend zu billigen.

Das „lucri bonus odor“ iſt eine Maxime, die man einem römiſchen Imperator zu gut halten mag; deutſchen Volksvertretern ziemt es nicht ſie zu der ihrigen zu machen.

Wenn man das bedeutende Pachtgeld in Betracht zieht, welches der Unternehmer des Spiels bezahlt, und wenn man die Nebenkoſten hinzurechnet, ſo muß der vorausſichtliche Bruttoertrag des Spiels ſehr bedeutend ſeyn. Denn von demſelben müſſen nicht nur jene Auslagen beſtritten werden, ſondern der Unternehmer zählt überdies auf einen anſehnlichen Nettoertrag, welchen Hr. Benazet, in dieſer Art von Wahrſcheinlichkeitsrechnung wohl erfahren, am beſten zu ſchätzen wiſſen wird. Auch ſoll der frühere Spielpächter, bei einem übrigens viel kleinern Pachtgeld, eine ſchöne Summe gewonnen haben, und ſehr empfindlich darüber geweſen ſeyn, daß ihm Hr. Benazet vorgezogen worden, ein Beweis, daß eine lange Erfahrung die Theorie beſtätigt hat, nach welcher der Bankhalter gewinnen muß, wenn das Spiel lange

genug fortgeſetzt wird, um ſichere Durchſchnitte zu gewähren. Hiezu möchte aber ein 15jähriger Zeitraum, welchen der Spielpacht begreift, vollkommen hinreichen, und geſetzt auch, daß Hr. B. in einer Saiſon verlieren ſollte, ſo kann er doch über den Erfolg des Pachts im Ganzen beruhigt ſeyn (wie er es ohne Zweifel auch iſt). Auf dieſen Erfolg kann aber der Bankhalter zufolge der ihm eingeräumten Vortheile mit ziemlicher Sicherheit rechnen.* Wir wollen nun zeigen, worin dieſe Vortheile beſtehen und wie hoch ſie nach der Wahrſcheinlichkeitsrechnung anzuſchlagen ſeyen.

Es ſind in B.Baden zweierlei Spiele im Gebrauch, wovon das eine unter dem Namen der Roulette, das andere unter dem von trente-un (auch trente et quarante, ferner: rouge et noir) bekannt iſt. Der Vortheil der Bank bei dieſen zweierlei Spielen iſt ſehr verſchieden; bei der Roulette iſt er enorm, bei trente-un kann er in Beziehung auf die Chance mäßig genannt werden, wenn auch trente-un wegen der weit höheren Sätze dem Bankhalter mehr abwerfen mag, als die Roulette.

Das Spiel auf der Roulette iſt von zweierlei Art, nämlich erſtens: das Beſetzen der Nummern; zweitens die Wette auf die drei Chancen: pair et impair, rouge et noir, passe et manque.

Das Beſetzen der Nummern hat 38 Chancen, nämlich 36 Nummern und 2 Nullen, welche wie Nummern gelten, und gleich dieſen beſetzt werden können.

Da die Wahrſcheinlichkeit eine Nummer oder eine der beiden Nullen zu errathen $^1/_{38}$ iſt, ſo ſollte der Spieler, der ſie errathet, außer ſeinem eigenen Satze das 37fache deſſelben erhalten; die Bank zahlt aber nur das 35fache, und gewinnt alſo auf 38 Sätze 2 Sätze. Ihr Vortheil beträgt alſo $^2/_{38}$ oder $^1/_{19}$, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man ſich alle 38 Nummern (man muß nämlich die Nullen wie Nummern betrachten) mit gleicher Summe beſetzt denkt. In dieſem Falle müßte die Bank, unter Vorausſetzung gleichen Vortheils auf ihrer und der Spieler Seite, der verlierenden Nummer neben Zurückerſtattung

* Eigentlich berechnen läßt ſich zwar nur das Verhältniß des Bruttogewinnſts zu der Summe der Sätze. Dieſe Summe aber läßt ſich nur ſchätzen. Wer inzwiſchen eine ſo lange Erfahrung hat, wie Hr. Benazet, wird auch bei dieſer Schätzung Gebrauch von dem Kalkul machen können, zu dem er die Data aus ſeiner Erfahrung ſchöpft.

ihres Satzes, alle Sätze der verlierenden Nummern bezahlen. Da sie aber nur 35 Sätze bezahlt, so behält sie 2 Sätze für sich.

Bei der Wette auf die 3 Chancen pair et impair u. s. w. beträgt der Vortheil der Bank $^1/_{38}$, weil die gewinnende Nulle (nämlich diejenige, welche die von dem Spieler besetzte Chance repräsentirt) wie ein plié (coup nul) behandelt wird, das weder bezahlt noch besetzt bezahlt wird. Wir wollen dieses durch ein Beispiel, welches sich auf die Chance pair et impair (gerade und ungerade) bezieht, zu erläutern suchen. Unter den 36 Nummern der Roulette sind 18 gerade und 18 ungerade Nummern; zu den geraden Nummern kommt noch die doppelte Nulle, zu den ungeraden die einfache Nulle. Es sind also im Ganzen 38 Chancen, nämlich 19 für gerade und 19 für ungerade. Hält nun ein Spieler auf gerade, so müßte ihm, unter Voraussetzung gleichen Vortheils, der Satz bezahlt werden, wenn die doppelte Nulle gegeben wird, wogegen er den Satz verliert, wenn die einfache Nulle herauskommt. Da aber der auf die doppelte Nulle wettende Spieler beim Herauskommen derselben blos seinen Satz zurückzieht, so verliert er ein $^1/_{38}$, wovon man sich leicht überzeugen wird, wenn man annimmt, daß der Spieler die doppelte Nulle fortwährend mit gleicher Summe besetze. Bei 38 Sätzen, die er macht, sind 19 Chancen für gerade und 19 für ungerade. Der Spieler muß also 19 Mal den Satz bezahlen und sollte ihn also auch 19 Mal empfangen. Da er aber beim Herauskommen der doppelten Nulle, welche unter 38 Chancen einmal enthalten ist, nichts empfängt, so erhält er bei 38maligem Setzen einen Satz zu wenig; hätte er im vorausgesetzten Falle den Satz sogar zu bezahlen, so wäre sein Verlust und somit der Vortheil der Bank $^1/_{19}$ wie bei dem Besetzen der Nummern; hätte er aber die Hälfte des Satzes zu bezahlen, so wäre der Vortheil der Bank $^1/_{38}$.* Die Anwendung auf die beiden andern Chancen rouge et noir und passe et manque, ist hienach leicht zu machen.

So leicht die Berechnung der Vortheile der Bank bei der Roulette ist, so schwierig ist sie bei trente-un. Der Vortheil der Bank bei trente-un besteht nämlich darin, daß sie beim plié

* Der Verfasser bemerkt dieses, weil er sich nicht mehr genau erinnert, ob die gewinnende Nulle den Satz bloß zurückzieht, oder ob sie die Hälfte des Satzes bezahlt.

(refait oder doppeltem Umſchlag) von 31 die Hälfte des Satzes bezieht, während, unter Vorausſetzung gleichen Vortheils, das plié die Wette aufheben oder coup nul ſeyn ſollte, wie es bei den übrigen pliés von 32 bis 40 wirklich der Fall iſt. Nun hätte zwar die Berechnung des plié von 31 keine ſo große Schwierigkeit, wenn die Wahrſcheinlichkeit die 10 entſcheidenden Points 31, 32, 33 . . . 40 hervorzubringen gleich, nämlich bei jedem dieſer Points = $^{4}/_{40}$, wäre. Allein dieſes iſt nicht der Fall, wie folgende einfache Betrachtung zeigt. Wenn man den entſcheidenden Point als zuſammengeſetzt aus dem zuletzt umgeſchlagenen und den unmittelbar vorher gegebenen Point betrachtet, ſo ergibt ſich, daß der Point 40 nur dargeſtellt werden kann durch 30+10, der Point 39 aber durch 29+10 und durch 30+9; der Point 38 durch . . . . u. ſ. w. Der Point 31 endlich durch 21+10; 22+9; 23+8; 25+6; 26+5; 27+4; 28+3; 29+2; 30+1. Hieraus folgt, daß der Point 31 am häufigſten und der Point 40 am ſeltenſten gegeben wird, wobei jedoch nicht überſehen werden darf, daß, weil ein Kartenſpiel die Zehner viermal und die übrigen Points jeden nur einmal enthält, der Point 40 in der angegebenen Weiſe auf vierfache und dagegen der Point 31 auf dreizehnfache Art dargeſtellt werden kann. Gleichwohl würde man ſich irren, wenn man hieraus ſchließen wollte (wie ſchon geübten Rechnern begegnet iſt), daß die Wahrſcheinlichkeit des Point 31 ſich zu der des Point 40 wie 13 zu 14 verhalte. Ein ausgezeichneter franzöſiſcher Mathematiker * hat durch einen

---

* Mémoire sur l'avantage du banquier au jeu de trente et quarante par M. Poisson. (lu à l'academie des sciences le 15 Mars 1830) in den Annales des Mathematiques pures et appliquées publiées par M. Gergonnes t. XVI. p. 173. und im Auszug in den Annales de Chémie et de Physique t. XIII. p. 173.; ſ. ferner Traité du calcul des probabilités par S. F. Lacroix. Paris 1833. p. 103, wo es heißt: „les jeux offrent encore beaucoup d'autres questions à resoudre. L'une des plus remarquables est celle de la probabilité du refait de 31, au trente et quarante. M. Poisson l'a traitée le premier par l'analyse transcendante, et en a donné une solution précise.“

Nach der Berechnung des Hrn. Poiſſon verhält ſich die Wahrſcheinlichkeit der Points 31, 32, ... 40 wie folgt:

ziemlich ſchwierigen Kalkul gefunden, daß dieſe Wahrſcheinlichkeit etwas kleiner als 3:1 iſt, und zugleich hat derſelbe Mathematiker nachgewieſen, daß die Wahrſcheinlichkeit des plié von 31 gleich iſt $^{2}/_{1000}$ von allen Umſchlägen (coups), die coups nuls mit eingerechnet. Solchemnach beträgt der Vortheil der Bank, wenn man ihn als einen Abzug (prélèvement) von den Sätzen, betrachtet, $^{11}/_{1000}$ von allen Sätzen, weil nämlich die Bank von dem plié von 31 die Hälfte des Satzes bezieht. Zieht man aber die ungültigen Umſchläge (coups nuls), nämlich die pliés von 32 ꝛc. ab, ſo beträgt der Vortheil der Bank $^{27}/_{1000}$ aller gültigen Sätze.

Von allen Sätzen die gemacht werden (coups nuls eingerechnet), fällt demnach der Bank nach dem Geſetz der Wahrſcheinlichkeit zu, und zwar:

1) auf der Roulette von den Sätzen auf die Nummern $^{5}/_{90} = 5\,^{5}/_{10}$ prCt.

2) Auf der Roulette von den andren Chancen $^{2}/_{72} = 2\,^{27}/_{100}$ prCt.

3) Von trente-un $^{11}/_{1000}$ oder nahe zu $^{1}/_{91} = 1\,^{1}/_{10}$ prCt. *

Point 31 = 0,14906;
32 = 0,13791;
33 = 0,12758;
34 = 0,11689;
35 = 0,10606;
36 = 0,09500;
37 = 0,08375;
38 = 0,07232;
39 = 0,06072;
40 = 0,05178.

Die Summe dieſer Wahrſcheinlichkeiten iſt der Einheit gleich, welche die Gewißheit vorſtellt, indem nothwendig einer dieſer 10 Points bei jedem Umſchlag gegeben werden muß.

* Wenn das plié von $31 = {}^{2}/_{1000}$ iſt, ſo werden in 3 Tailles ungefähr 2 pliés von 31 vorkommen. Eine Taille, die aus 6 Kartenſpielen beſteht, gibt nämlich durchſchnittlich 29—30 doppelte Umſchläge (coups), 3 Tailles alſo ungefähr 90 Umſchläge. Wenn aber 1000 Umſchläge 22 pliés geben, ſo geben 90 Umſchläge oder 3 Tailles ungefähr 2 pliés. Man glaube inzwiſchen nicht, daß ſich dieſe Durchſchnittsberechnung ſchon in 3 Tailles bewahren müſſe. Hiezu werden vielleicht mehr als 100 Tailles erfordert, denn ſichere Durchſchnittszahlen erhält man nur durch Anwendung des Kalkuls auf eine große Zahl von Fällen; und hierauf beruht dann auch der nothwendige Gewinnſt der Bank bei langer Fortſetzung des Spieles. Wer

Damit also die Bank auf der Roulette von den Sätzen auf die Nummern 1000 fl. gewinne, muß die Summe der Sätze 19,000 fl. betragen. Um von den andern Chancen der Roulette 1000 fl. zu gewinnen, muß die Summe der Sätze 38,000 fl. betragen, um aber in trente-un 1000 fl. zu gewinnen, muß die Summe der Sätze nahe zu 91,000 fl. betragen. Inzwischen muß man sich nicht vorstellen, daß die Spieler, um der Bank diesen Gewinnst zu verschaffen, eines Geldvorraths bedürfen, welcher der Summe der Sätze gleich ist. Hiezu reicht eine weit kleinere Baarschaft, etwa das Dreifache des voraussichtlichen Gewinnstes der Bank hin, indem der definitive Bankgewinnst eigentlich nur der Saldo ist, welcher sich aus der vorausgegangenen gegenseitigen Berechnung von Gewinnst und Verlust bildet. Der Vortheil der Bank läßt sich noch auf eine andere Art darstellen, wenn man nämlich die Spieltage zwischen der Bank und den Spielern theilt. Gesetzt die Spielsaison betrage 4 Monate oder 120 Tage, so trifft es der Bank bei der Roulette beziehungsweise $6^1/_3$ und $3^1/_6$ Tage, je nachdem von den Sätzen auf die Nummern oder auf die übrigen Chancen die Rede ist, d. h. alle Sätze, die in $6^1/_3$ und $3^1/_6$ Tagen gemacht werden, fallen der Bank zu, und es käme nur darauf an, den Durchschnittsbetrag der Sätze *eines* Tages oder den Werth eines mittlern Tages zu finden.

Bei trente-un dagegen trifft es der Bank von 120 Spieltagen nur ungefähr $1^1/_3$ Tag.

Ist nun gleich der relative Vortheil der Bank bei der Roulette weit größer, als bei trente-un, so wirft doch trente-un der Bank im Ganzen wahrscheinlich mehr ab als die Roulette, weil die Sätze bei jenem durchschnittlich weit größer sind. *

---

sich die Mühe nehmen will, das Spiel während einer ganzen Saison zu beobachten, und die Zahl der pliés von 31 mit der Zahl der Tailles zu vergleichen, wird den Erfolg mit der Berechnung übereinstimmend finden.

* Nimmt man an, daß die Nummern und die übrigen Chancen auf der Roulette durchschnittlich mit gleicher Summe besetzt seyen, so wäre der Vortheil der Bank auf der Roulette überhaupt $= (1/19 \times 1/37) : 2 = 1/76$. Setzt man nun den Vortheil der Bank bei trente-un $= 1/91$, so folgt, daß die Sätze auf trente-un sich zu denen auf der Roulette verhalten müssen, wie 273 zu 76, damit trente-un und die Roulette der Bank gleichen Gewinnst gewähre. — Würden aber,

Dagegen iſt die Roulette in moraliſcher Hinſicht ohne Zweifel verderblicher, weil ſie die Spieler von geringern Mitteln und namentlich Leute von den niedern Volksklaſſen anzieht.

Wendet man gegen vorſtehende Berechnung ein, daß am Ende Alles auf Konjunkturen beruhe, ſo bemerken wir, daß ſich zwar der Gewinnſt der Bank nicht beſtimmen läßt, wenn man die Summe der Sätze nicht kennt. Wäre aber dieſer bekannt, ſo würde der angegebene Maaßſtab ziemlich ſichere Reſultate gewähren. Denn die Wahrſcheinlichkeit wird beinahe zur Gewißheit, wenn man den Kalcul auf eine große Zahl von Fällen anwendet. *

Um den Gewinnſt der Spielbank in B.Baden zu ſchätzen, werden Notizen erfordert, in deren Beſitz ſich nur die Eingeweihten befinden. Zu einer approximativen Schätzung könnten inzwiſchen die in den Pariſer Spielhäuſern gemachten Erfahrungen zum Anhaltspunkt dienen. Wir wollen annehmen, es ſey in Paris in 12 Monaten dreißigmal ſoviel geſpielt worden als in B.Baden in 4 Monaten geſpielt wird, alſo in gleicher Zeit in Paris zehnmal ſoviel als in B.Baden, was nicht zu hoch gegriffen ſeyn möchte, wenn man in Betracht zieht, daß die Aufhebung der Pariſer Spielhäuſer Manchen, der vorher in Paris geſpielt, beſtimmen wird, ſein Glück nunmehr in B.Baden zu verſuchen, woraus ſich auch erklärt, daß Hr. Benazet ſich zu einem weit höhern Pachtgeld verſtanden, als ſein Vorgänger bezahlt hat.

Nun hat man in Paris ** ſeiner Zeit die Summen der Sätze (die coups nuls abgerechnet), die jährlich auf trente-un gemacht

---

wie es leicht möglich iſt, die Sätze auf trente-un das Zehnfache von den Sätzen auf der Roulette betragen, ſo wäre der Gewinnſt der Bank von trente-un etwas über das dreifache des Gewinnſtes von der Roulette.

* La probabilité de ce bénéfice sera presque la certitude, à cause du très grand nombre de coups sur lesquels il est réparti: on évalue en effet, à près de 1,500,000 le nombre de coups de 31 qui se jouent chaque année (nämlich in Paris) déduction faite des coups nuls; or, sur un tel nombre de coups, il y a une probabilité, que l'on sait calculer, et qui approche extrêmement de l'unité ou de la certitude, que le rapport du bénéfice à la demi-somme des mises doit différer extrêmement peu de la probabilité 34 Millièmes. Poisson a. a. O.

** Dieſe Angaben, welche von 1820 datiren, ſind wohl mehr als bloße Schätzungen, da die Pariſer Spielhäuſer ihren Gewinnſt mit der Stadt Paris zu theilen hatten, weßhalb über den Gewinnſt und

worden, auf 270 Millionen Franken, und die Sätze auf der Roulette jährlich auf 100 Millionen Fr. berechnet.

Dieſes würde nach dem angegebenen Maßſtab für B.Baden betragen:

Sätze auf trente-un 9 Millionen Franken.	
Gewinnſt der Bank $^{27}/_{1000}$ (weil die coups nuls abgerechnet ſind)	108,000 Franken
Sätze auf die Roulette circa 3,330,000 Fr., wovon man die Hälfte von 1,665,000 Fr. als Sätze auf die Nummern betrachten kann.	
Gewinnſt der Bank $^{1}/_{19}$	87,600 „
Von der andern Hälfte, welche auf die übrigen Chancen fällt, Gewinnſt der Bank $^{1}/_{38}$	43,800 „
Totalgewinnſt der Bank . . .	239,400 Franken
oder 111,720 Gulden.	

Rechnet man das Pachtgeld zu 50,000 fl. und die Nebenkoſten zu 25,000 fl., ſo ergibt ſich für den Spielpächter ein Nettogewinnſt von circa 37,000 fl., was immerhin als ein anſehnliches Beneſiz betrachtet werden kann, wenn man erwägt, daß die Bank an ſich, abgeſehen von der damit verbundenen Reſtauration kein bedeutendes Betriebskapital, ſondern nur einen Mann erfordert, der nöthigenfalls über parate Mittel in Renten, Staatspapieren und dergl. verfügen kann, um augenblicklichen Verlegenheiten, die aus außerordentlichen Verluſten entſtehen könnten, auf der Stelle zu begegnen.

Was die Frage betrifft, ob die Bank noch weitere Vortheile als die eben erwähnten habe? ſo antworten wir darauf unbedenklich mit Nein. Zwar hört man öfters von dem Vortheile ſprechen, welchen die Bank aus der Leidenſchaft der Spieler ziehe, durch welche dieſe verleitet werden, im Unglück hoch zu ſetzen, oder, wie man ſagt, dem verlornen Gelde nachzulaufen. Auch meint man die größere Maſſe ziehe nach bekannten Naturgeſetzen die kleinern an, und ſo ſey der kleine Spieler vorweg als gute Priſe der Bank zu betrachten.* Alles dieſes halten wir für

Verluſt öffentliche Rechnung geführt wurde. Vielleicht hat ſpäterhin der Gewinnſt der Pariſer Spielhäuſer noch zugenommen.

* Einzelne große Sätze, welche ſich nicht wiederholen, können der Bank Verluſte verurſachen, von denen ſie ſich mittelſt des Abzugs

Täuſchung. Ob ein leidenſchaftlicher oder ein ruhiger, ob ein kleiner oder ein großer Spieler den Satz auf den grünen Tiſch legt, oder ob dieſes durch eine Maſchine geſchieht, iſt in Beziehung auf den Vortheil der Bank ganz gleichgültig, und an der Sache iſt nur ſo viel wahr, daß durch leidenſchaftliche Spieler die Größe und Zahl der Sätze vermehrt und dadurch der Vortheil der Bank vergrößert wird.

Einen andern Vortheil gewährt die Leidenſchaft des Spielers der Bank nicht, man müßte denn annehmen, daß durch die Leidenſchaft der Satz afficirt werde, was doch wohl in das Gebiet des Aberglaubens gehört, der übrigens im Spiele, wie in andern Dingen, eine wichtige Rolle ſpielt.

Was aber die kleinen Spieler betrifft, deren Baarſchaft bald erſchöpft und deren Spiel deßhalb nicht nachhaltig iſt, ſo gibt es auf der andern Seite wieder manche kleine Spieler, die im Verhältniß zu ihrer Baarſchaft bedeutend gewinnen, wodurch ſich am Ende die Sache ausgleicht, wenn man nämlich die kleinen Spieler nicht einzeln, ſondern in Maſſe betrachtet; ſo aber müſſen ſie betrachtet werden, weil vielleicht 10 kleine Spieler ihre Baarſchaft verlieren, bis durch den Gewinnſt, den der 11te macht, dieſer Verluſt gegenüber der Bank wieder ausgeglichen wird, ſoweit eine ſolche Ausgleichung bei den der Bank eingeräumten Vortheilen überhaupt ſtatt findet.

Eine andere Frage wäre, ob nicht durch das, was man das Glück korrigiren nennt, der Vortheil der Bank vermehrt werde? eine Vermuthung, die wir ſchon hie und da haben äußern hören. Auch dieſe Frage verneinen wir unbedenklich, nicht nur, weil wir diejenigen, die dabei intereſſirt wären, deſſen gar nicht für fähig halten, ſondern auch, weil die Sache nahezu unmöglich iſt.

(prélèvement) von den kleinen und mittlern Sätzen ſchwer erholt. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß kleine und mittlere Sätze dem Bankhalter lieber ſind als einzelne große Sätze. Fortgeſetzte große Sätze dagegen können dem Bankhalter nur erwünſcht ſeyn. Uebrigens kann der Bankhalter mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit darauf rechnen, daß auch große Sätze, wenn nicht in einem Jahre, doch in einer Reihe von Jahren ſich oft genug wiederholen werden, um von dem Geſetze des durchſchnittlichen Abzugs betroffen zu werden. Deßwegen iſt dem Spielpächter ſehr daran gelegen, daß die Pachtzeit lange genug daure, um auch für ſeltenere Fälle ſichere Durchſchnitte zu gewähren.

Um z. B. die ſogenannte Volte bei trente-un zum Vortheil der Bank anzubringen, würde ein Ueberblick erfordert, der bei der Schnelligkeit, mit der das Spiel vor ſich geht, kaum denkbar iſt. Es müßte nämlich eine Schätzung vorausgehen, auf welcher Seite (rouge oder noir) die Sätze überwiegen, um hienach den der Bank günſtigen Erfolg herbeizuführen. Auch ſind die Tailleurs von den Spielern aufs genaueſte beobachtet, und unter dieſen können ſich Leute von Profeſſion befinden, unter deren Augen das Eskamotiren nicht zu wagen wäre.

Auf der Roulette könnte ein unerlaubter Vortheil für die Bank nur dadurch bewirkt werden, daß der Maſchine durch eine eigenthümliche Konſtruktion eine beſondere Neigung zu den Nullen gegeben würde. Wenn aber dieſes der Bank bei der zweiten Chance pair et impair u. ſ. w. Vortheil brächte, ſo könnte es ihr bei dem Beſetzen der Nummern höchſt nachtheilig werden, weil, ſobald man eine ſolche Neigung wahrnähme, ohne allen Zweifel die Nullen vorzugsweiſe beſetzt würden, was jetzt ſchon von Manchen geſchieht, welche eine ſolche Neigung vermuthen.

Nur ein Fall wäre bei trente-un möglich *, wenn nämlich das hergebrachte Verhältniß der Points der einzelnen Karten in der Art geändert würde, daß eine vermehrte Wahrſcheinlichkeit für das plié von 31 entſtünde, z. B. mehr als 24 Aß und weniger als 96 Zehner auf eine Taille, die aus 6 Kartenſpielen beſteht, wodurch die Chance von 31 vermehrt und die von 40 vermindert würde. Allein auch hieran iſt nicht zu denken, zumal als nur von der öffentlichen Behörde verſiegelte Kartenſpiele gebraucht werden.

Dagegen werden von Seiten der Bank alle erlaubten Mittel angewendet, um ihren Gewinnſt ſo hoch als möglich zu treiben. Dahin gehört, daß die Spieltiſche nach Maßgabe des vorausſichtlichen Andrangs von Spielluſtigen vermehrt werden, ſo weit es die Bedingungen des Spielpachts zulaſſen. Dahin gehört ferner die Schnelligkeit, mit der das Spiel betrieben wird. Da wird beim Umſchlagen der Karten bei trente-un, beim Umdreben der Maſchinen bei der Roulette und beim Zahlen und Einkaſſiren der Sätze kein Augenblick verſäumt, wobei die bei der Bank

* Dieſe Bemerkung, die unſeres Wiſſens ſonſt nirgends gemacht worden, werden die Sachverſtändigen zu würdigen wiſſen.

Angeſtellten eine Fertigkeit und Gewandtheit zeigen, wie ſie von Männern vom Fach zu erwarten iſt.

Dieſe Beſchleunigung des Spiels beruht ohne Zweifel auf der Reflexion, daß die Sätze um ſo häufiger ſind, je mehr den Spielern Gelegenheit zum Setzen gegeben wird. Zwar könnte der Spieler die verminderte Gelegenheit zum Setzen mit der Größe des Satzes kompenſiren; es ſcheint aber, daß die Unternehmer der Hazardſpiele, welche aus langer Erfahrung das Herz der Spieler kennen, die vermehrte Gelegenheit zum Setzen als eine ihnen günſtige Chance betrachten. Auch gewährt dem leidenſchaftlichen Spieler das Verweilen am Spieltiſche die größte Unterhaltung; er will daher ſein Geld, wenn es verloren ſeyn ſoll, ſo langſam als möglich verlieren und dabei ſo oft als möglich ſetzen, worauf das Wort jenes Spielers deutet: „nach dem Vergnügen zu gewinnen, kenne er kein größeres, als das, zu verlieren.“

Zu den Momenten, welche den Gewinnſt der Bank beſtimmen, gehört alſo auch die Zeit und ihre Benutzung: daher möglichſt ſchnelles und möglichſt lange dauerndes Spiel.

So gewiß aber die Zeit für die Bank ein günſtiges Moment iſt, ſo gewiß iſt ſie für den Spieler das Gegentheil.

Wer ſelten ſpielt, kann durch einen glücklichen Zufall gewinnen; wer das Spiel fortſetzt, muß gegen die Bank verlieren.*

* „Celui qui joue d'habitude, et qui n'aura perdu au bout de l'année que le tiers de l'argent qu'il a consacré au jeu, n'aura eu ni bonheur ni malheur: sa perte toute entière aura servi à payer les frais du jeu. Cela explique comment on peut bien rencontrer quelqu'un qui n'ait joué qu'un petit nombre de fois, et qui se soit retiré avec un bénéfice, mais jamais personne qui ait fait fortune dans les maisons de jeu; le prélèvement continuel en faveur de la banque devant conduire tous les joueurs à une ruine certaine, et comme on voit très-rapide.“ Poisson a. a. O.

Geſchichte und Bedeutung des Nibelungenliedes.

Die Sage von den Nibelungen, von Siegfried und Chriemhild iſt eine Urſage des großen germaniſchen Volksſtammes, welche, mit ihm im Morgenlande wurzelnd, ſich mannigfaltig ausgebreitet hat. Gewiſſe Grundzüge derſelben gehören der Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts an, und kehren, mit anderen Zügen verſchmolzen, anders geſtaltet und benannt, in weiter Entfernung wieder, als Jaſon, Perſeus, Ruſtan u. ſ. w., ja noch als Triſtan. Siegfried und die Nibelungen, als die größte und bedeutſamſte germaniſche Stammſage, ſind ſo vor allen auch das gemeinſame große Heldengedicht aller Deutſchen, ſowohl in Skandinavien, als im eigentlichen Deutſchlande.

In der älteſten nordiſchen Darſtellung der Edda-Lieder und der dazu gehörigen Saga's erſcheint dieſe Heldenſage noch ganz in die Göttergeſchichte eingeſenkt, durch Abſtammung der Helden von den Göttern und durch Einſchreitung der Götter und Geiſter, und bildet rhapſodiſch ein heroiſches Epos zu dem mythologiſchen Univerſalgedichte des Nordens. Die proſaiſche Verarbeitung dieſer Lieder in der Volſunga-Saga iſt der Stamm und erſte Theil der Saga von Ragnar Lodbrock (um 750), der Siegfrieds Tochtermann iſt. Nornageſt, durch Gunſt der nordiſchen Parcen (der Nornen) ſchon 300 Jahre alt, erzählt dem Norwegiſchen König Olaf Tryggvaſon (ſt. 1000), als Augenzeuge, von Siegfried und den Nibelungen, und ſingt eben dieſe Lieder. Olafs Nachfolger, Olaf der Heilige (ſt. 1030), ließ den Skalden Thorfin ein Lied von Siegfrieds Drachenkampfe, nach einem Bilde davon, dichten. Denſelben Kampf dichtete der

berühmte Skalde Thiodolf, auf Anlaß des norwegiſchen Königs Harald Hardradi (ſt. 1066). Beide noch vorhandene kunſtvolle Meiſterlieder bewähren das viel höhere Alter der einfachen Eddalieder. Die letzteren mit ihrer Mythologie, durch den geehrten Sängerſtand der Skalden und die allgemein beliebte und geübte Skaldenkunſt bewahrt und belebt, erhielten ſich auf Island, wohin die freiheitliebenden Norweger die altheimiſchen Götter, Verfaſſung, Geſetze, Sitten, Sprache, Lieder, Sagen und Geſchichte flüchteten, und wo ſie dieſelben allein zum Theil noch bewahrt haben, indem ſie das erſt im Jahre 1000 friedlich angenommene Chriſtenthum und deſſen Bildung zur Aufzeichnung dieſer alten Denkmäler anwandten.

Volksmäßige Heldenlieder von Siegfried und den Nibelungen ohne dieſen mythologiſchen Hintergrund ſang man auch in der chriſtlichen Zeit bis ins 17te Jahrhundert in Dänemark; und noch gegenwärtig ſingt, ja tanzt man dergleichen Lieder bei Hochzeiten auf den von Island bevölkerten Faröern.

Der Norden bemächtigte ſich auch um die Mitte des 13ten Jahrhunderts der eigenthümlichen Geſtaltung dieſer Heldenſage in ſächſiſchen und anderen norddeutſchen Liedern und Ueberlieferungen, vermiſcht mit den urverwandten nordiſchen, in der großen proſaiſchen Wilkina- und Niflunga-Saga, ſowie ſchon im Jahr 1130 ein ſächſiſcher Sänger den ſchleswigiſchen Herzog Knud durch das Lied von Chriemhildens verrätheriſcher Einladung ihrer Brüder warnte.

In Deutſchland ſelber hat ſich wenigſtens Siegfrieds Geſchichte noch als Volksbuch in mannigfaltiger Bearbeitung erhalten; es iſt urſprünglich nur proſaiſche Auflöſung der alten, noch im 16ten Jahrhundert geſungenen rhapſodiſchen Siegfrieds-Lieder. Meiſtergeſänge von Siegfrieds Thaten ehrte noch im vorigen Jahrhundert der Stadtrath zu Worms durch einen Ehrenwein. Aehnliche alte Lieder hat es auch von den Nibelungen, als zweitem Theile zu Siegfrieds Geſchichte, von Chriemhildens Rache ſeines Todes, gegeben: wie noch Auszüge bei dem gedruckten Heldenbuche, mancherlei Anſpielungen, und eben auch die Niflunga-Saga bezeugen. Auf ſolchen Liedern beruht alſo auch das große, beides, Siegfrieds Tod und der Nibelungen Noth, umfaſſende Heldengedicht, das Nibelungen-Lied.

Sänger und Volk ſangen und ſagten von den Helden dieſes Liedes ſchon zur Zeit der Völkerwanderung, an deren weitberühmte Namen und weltverändernde Geſchichte ſich die älteſte geſchichtliche Geſtaltung früherer Sagen anknüpft, vornehmlich an den weltſtürmenden Hunnenkönig, genannt die Geißel Gottes, und zunächſt an den Untergang des burgundiſchen Königshauſes (oder der Nibelungen) durch ihn; und der Nibelungen Noth iſt noch ein Nachhall, ſowie Vorſpiel, der Katalauniſchen Völkerſchlacht. Am Hofe Attila's, des Königs der Könige, ſangen über Tiſche, wo Hunnen, Gothen und andere deutſche Völker beiſammen ſaßen, zwei Sänger von den Thaten des Königs und ſeiner Helden, als er mit ſeiner Tochter Hochzeit hielt, ſo wie im Nibelungenliede Werbel und Swemmel, Etzels (Attila's) Fiedler, bei ſeiner Hochzeit mit Chriemhild und bei Chriemhildens Bluthochzeit aufſpielen. Auf welche Weiſe dieſe älteren Nibelungenlieder, im Gedränge der hundertjährigen Völkerzüge, deren Kreuzweg Deutſchland war, ſich lebendig erhielten, wiſſen wir nicht, eben weil ſie immer wahrhaft von Munde zu Munde lebten; wohl aber, daß immerdar, mit dem gewaltigen, das chriſtliche Europa geſtaltenden Ringen der germaniſchen Völker, daheim und in den Ländern des heidniſch erſterbenen Römerreichs, die Luſt am alten Heldengeſange, wie an Heldenthaten, lebendig blieb, ſtets neuen Stoff fand und hervorbrachte, ſich daran erneute und damit vermiſchte. Und wenn die germaniſchen Eroberer in den romaniſchen Ländern, durch ihre Bildung neuer Sprachen, Völker und Geſchichte, auch der angeſtammten Heldenſage vergaßen, ſo erhielt dieſe ſich um ſo kräftiger daheim bei den fortwährend deutſch redenden Männern. Die Helden waren ſelber oft Dichter, zumal im Norden, wo die Skalden zugleich Helden und ein hochgeehrter Stand waren, wie noch im Nibelungenliede der edle Freiherr Volker, genannt der Spielmann, gleich meiſterlich das Schwert und den Fiedelbogen zum Geſange führt.

Karl der Große, der erſte gewaltige chriſtliche König der Könige, zugleich in Sprache, Tracht und Sitte, noch ganz ein Altfranke, ſammelte auch die Lieder von den Heldenthaten der Altvordern, welche ſein Sohn, Ludwig der Fromme, nicht mehr leſen mochte, auf deren Bücher jedoch Erzbiſchof Fulko von Rheims ſich noch im Jahre 885 gegen König Arnulf beruft. Darunter befanden ſich ohne Zweifel auch die Nibelungen, als der

Grund- und Schlußſtein des deutſchen Sagenkreiſes. Als ein Nachklang dieſer verſchollenen Karolingiſchen Liederſammlung erſcheint noch die altnordiſche Saga von dem weitgereiſten Grafen (Jarl), deſſen Magie Karl dem Großen die Gebilde der Nibelungen und anderer Helden vor Augen ſtellt. Das Bruchſtück vom Hildebrands-Liede, in Allitterationsverſen, deſſen Inhalt zunächſt auf die Nibelungennoth folgt, und das gewiß nicht jünger iſt, kann als Urkunde dienen, daß die Lieder dieſer Karolingiſchen Sammlung den Eddaliedern ähnlich geweſen.

Wie Karl der Große die Heldenbahn der Völkerwanderung, nur umgekehrt, rheinaufwärts und die Donau hinab bis an die Leita, gegen die Avaren, erneute: ſo geſchah es auch in der jüngern Heldenzeit der ſächſiſchen Kaiſer, vornehmlich unter Otto dem Großen, der durch den glorreichen Sieg auf dem Lechfelde (955) die an der Avaren Stelle getretenen Ugri (Ungarn) für immer aus Deutſchland verwies. Die Geſchichte ſelbſt verwechſelt dieſe, nur in Wildheit verwandten Ungarn und Avaren mit den alten Hunnen; um ſo eher that daſſelbe die durch dieſe Heerfahrten aufgefriſchte Sage, welche ſich an die letzte ſächſiſche Zeit auch wieder geſchichtlich anknüpfte. Das dem Nibelungenliede überall angehängte Gedicht von der Klage (über die Todten, ihre Begräbniß und die Heimſendung ihrer Waffen) berichtet, daß der damalige Biſchof Pilgerin von Paſſau (ſt. 991) aus Erzählung Swemmels und aus anderen mündlichen Mittheilungen von angeblichen Ohren- und Augenzeugen der ungeheuern Nibelungenſchlacht in Ungarn, dieſe „größte Geſchichte, die je auf der Welt geſchah, und davon noch Junge und Alte ſingen und ſagen," durch ſeinen Schreiber (Kanzler) Konrad aufſchreiben ließ; zu Liebe ſeiner Schweſterſöhne, der gefallenen Burgundenkönige, deren Todesfeier er auch begeht; Alles in denſelben erdichteten Verhältniſſen, wie Pilgerin im Nibelungenliede ſelber auftritt, ein halb Jahrtauſend überſpringend. Pilgerin ließ dieſes Werk aber lateiniſch verfaſſen, wie denn auch dergleichen Bearbeitungen alter Heldendichtungen damals in lateiniſchen Verſen und Proſa geſchahen, und namentlich das genau mit den Nibelungen verbundene Gedicht von Walthers Thaten bei Attila und gegen die Helden von Worms, durch den St. Galler Mönch Eckehard I. (ſt. 973) in Herametern verfaßt iſt, welches

Gedicht im 11ten Jahrhundert im Kloſter Novaleſe am Mont Cenis zur Legende aus Karls des Großen Zeit, und von dem Poſenſchen Biſchof Boguphal (ſt. 1253) zur polniſchen Geſchichtsſaga, auch lateiniſch, verarbeitet wurde.

In welchem Verhältniſſe Pilgerins lateiniſches Werk ſonſt noch zu unſerem Nibelungenliede ſtand, und wie dieſes ſich zunächſt aus verwandten mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen hervorbildete, und endlich durch welche Hand es in die vorliegende Geſtalt gebracht worden, das iſt uns wieder verborgen. Wir erkennen jedoch an dem großen Werke ſelber, daß es, im weiten Kreiſe der innig damit verflochtenen Lieder des Heldenbuchs, und als letzter tragiſcher Akt deſſelben, zur ſchönſten Blüthe des geſammten altdeutſchen Lebens emporwuchs um das Jahr 1200, in der glorreichſten Zeit des deutſchen Kaiſerthums unter den Hohenſtaufen, als ſelbſt im Kampfe mit der Hierarchie, und überhaupt im Verkehre mit den romaniſchen Völkern und dem Morgenlande, vor allen aber aus mächtigem innerem Triebe, die höchſte Entfaltung des alten germaniſchen Heiden- und Heldenthums zum chriſtlichen Ritterthume hervorging. So wurde dieſes uralte Volkserbe zu einem großen Helden- und Rittergedichte vollendet, welches, wahrhaft volksmäßig, zugleich der höchſten Bildung ſeiner Zeit, ja aller Zeiten, genügte. Und ſolches geſchah durch einen der herrlichſten und edelſten Dichter, der in dem mächtigen Werke ſein ſelber vergaß, den man aber in dem ritterlichen Spielmann Volker abgebildet ſehen möchte, ſo daß der Nibelungendichter vielleicht einſt ebenſo ſein Abſchiedslied zur Geige ſang, wie Volker bei der Markgräfin von Oeſterreich zu Pechlarn (an der Donau); wenn er auch nicht ebenſo mit dem Schwertfiedelbogen den Hunnen oder Ungarn zum Todtentanze aufſpielte.

Durch ſolchen gewichtigen Inhalt und die ihm gemäße Darſtellung iſt dieſes Gedicht nun das eigentliche deutſche Nationalepos. Das alte Geſammteigenthum daran machte ſich frühe geltend, und noch im 13ten Jahrhundert wurden, auch von unbekannter Hand, mancherlei Veränderungen und Zuſätze daran gemacht; und inſonderheit iſt eine durchgängige Ueberarbeitung und Abglättung des Gedichts zu unterſcheiden, welche ſchon vor dem Jahr 1228 ausgeführt iſt und von gebildetem Sinne zeugt.

Auch ſonſt wurde fortwährend in den verſchiedenen Abſchriften des Nibelungenliedes, bis ins 16te Jahrhundert, mancherlei daran eben nicht verbeſſert. Aber ungeachtet der vielen, zum Theil trefflichen, bis ins 13te Jahrhundert zurückgehenden Handſchriften (man zählt deren bereits achtzehn), iſt dieſes Werk jedoch immer mehr nur Eigenthum der Gebildeten geblieben und hat nicht die volksmäßige Wirkung behalten, wie ſo manche andere Stücke der gleich mit Erfindung der Buchdruckerkunſt gedruckten Sammlung des Heldenbuchs und einzelne dazu gehörige Gedichte, welche allerdings nach Inhalt und Darſtellung tief unter dem Nibelungenliede ſtehen, und deren weitere Entſtellung für und durch den Druck, wie ſie zunächſt das obgedachte Siegfriedslied zeigt, alſo dem Nibelungenlied erſpart wurde. Die noch, neben ſolcher Anwendung der Druckerei (womit erſt die Literatur der Volksbücher begann), lange fortgeſetzten Nibelungenabſchriften bekunden die ſtete Werthſchätzung dieſes Gedichts, und noch der letzte ritterliche Kaiſer Maximilian I ließ es im Jahre 1517 prächtig abſchreiben und verzieren in einem großen Heldenbuche, das auf ſeinem Tyroler Stammſchloſſe Ambras bewahrt wurde. Seitdem blieb nur dunkle Kunde von dieſem Gedichte bei öſterreichiſchen und bayeriſchen Geſchichtſchreibern, mittelbar durch ſie auch bei Opitz. Erſt Bodmer entdeckte es wieder, und gab 1757 den hintern Theil und die Klage aus einer Handſchrift der Ueberarbeitung in den Druck, welchen Chr. Müller in Berlin 1782 wiederholte, wobei er den vordern Theil hinzufügte, und zwar, unwiſſend, aus einer Handſchrift der älteſten Darſtellung. Johannes Müller verkündigte nun das alte Heldenlied als eine der größten Thaten des deutſchen Volks. Goethe würdigte es ebenſo, und trug es einem erwählten Kreiſe lebendig vor (1807). Zu gleicher Zeit gab Schreiber dieſes Aufſatzes eine Erneuung des Ganzen, mit Herſtellung der ſtrophiſchen Form, aus der Handſchrift (1807), ſo wie es Freunden vorgeleſen war. Der hohe Geiſt und Sinn des alten Heldenwerkes ließ die jungen Gemüther, während jener unſeligen Zwingherrſchaft des neufränkiſchen Attila, darin ihren gemeinſamen Troſt und unverſieglichen Hort finden, der ſicherlich auch zur Befreiung und Herſtellung des Vaterlandes durch neue Völkerſchlachten mitwirkte. Wie damals, und ſeitdem fortwährend in unzähligen Abdrücken und Ausgaben, ſowohl der älteren (1816,

20, 26), als der jüngeren Darstellungen (1829), in Bearbeitungen aller Art, in Versen und Prosa, das große unerschöpfliche Gedicht, wissenschaftlich, geschichtlich und künstlerisch wirksam geblieben, weiß die Gegenwart.

Nach mancherlei dramatischen Versuchen, schon von Hans Sachs, ist unlängst selbst die Vorstellung auf der Bühne geglückt; sowie der norwegische König Sigurd (Siegfried), benannt der Jerusalemsfahrer, um 1100 auf dem Hippodrom in Konstantinopel die Dichtungen von den nordischen Göttern (Asen), Volsungen und Nibelungen mit großer Pracht, Sang und Klang vorstellen sah.

Endlich die bildliche Darstellung anlangend, so gab es hier wohl alte überlieferte Abbildungen. Laut der Eddalieder wirkte schon Chriemhild eine Schlacht Siegmunds, des Vaters Siegfrieds, und Brunhild wirkte den Drachenkampf Siegfrieds auf einem Teppich; und oben schon ist erwähnt, wie der norwegische König Olaf der Heilige (st. 1030) nach einem solchen Bilde den Skalden Thorfin ein noch vorhandenes Lied dichten ließ. Gemälde desselben Lindwurmskampfes sah man noch im Jahre 1690 an mehreren öffentlichen Gebäuden in Worms.

Im Nibelungenliede wird Siegfrieds Schönheit mit einem Gemälde auf Pergament verglichen, deren es auch wohl in Nibelungenhandschriften selber gab. Einige solche kleine Bilder zeigt in den gemalten Anfangsbuchstaben die St. Galler Handschrift; viele größere Gemälde, wahrscheinlich nach älteren Vorbildern, bewahrt eine Papierhandschrift, welche unter anderm Siegfrieds Tod durch einen Pfeilschuß (gegen das Gedicht) vorstellt, wie Dasselbe, bevor diese Handschrift bekannt war, Cornelius that. Die mannigfaltigen neueren bildlichen Darstellungen aus den Nibelungen, welche mit Cornelius gleich so glänzend begonnen, daß Goethe sie für ein Wunder erklärte, „als wenn die Kunst in Mutterleib zurückgekehrt und wiedergeboren wäre" — sie sind ein Hauptgegenstand des nächstens erscheinenden zweiten Theils der neuern deutschen Kunstgeschichte des Grafen A. Raczynski. Eine Uebersicht des Inhalts der Nibelungen in ihrem ganzen Zusammenhange wird dort das Verständniß dieser Kunstwerke eröffnen, und zugleich die tiefe Bedeutung des unerschöpflichen, uralten und immerdar neuen Liedes bewähren.

Die Konflikte der Interessen und Ansichten in Beziehung auf das Heimathwesen.

Es ist ein Unternehmen ganz eigener Art, über das Heimathwesen zu schreiben. Man kann sich kaum eine Materie denken von mehr praktischer Wichtigkeit; keine Materie, in Beziehung auf welche es leichter scheint, Erfahrungen zu sammeln, Fingerzeige und Schlüsse daraus zu gewinnen; keine, zu deren Erforschung der Staatsmann, der Gelehrte, der Menschenfreund durch die Gestaltung des öffentlichen Lebens, und die besondere Richtung der Zeit sich mehr gedrängt fühlte; aber auch keine, in der die Sprachverwirrung vorherrschender, die Menge unvermittelter Gegensätze zwischen Theorie und Praxis größer, die politische Intoleranz schneidender wäre.

Aber während in der Art und Weise, wie man die Fragen über das Heimathwesen beantwortet, gewöhnlich zugleich ein politisches Glaubensbekenntniß erblickt wird, und der Ausspruch „korrekt, subversiv, unzuverläßig, obskur," und wie dergleichen banale Phrasen, und beliebte Gradationen für den Gesinnungsmaßstab heißen, sich unmittelbar daran reiht, sieht man in derselben Materie die Koryphäen des Liberalismus und die Reaktionnäre brüderlich geschaart, gleiche Zwecke verfolgen, sieht man absolutistische Regierungen kämpfen für den Fortschritt der Zeit, liberale Kammern eingreifen in ihre Räder. Von allen Seiten aber wird eine merkwürdige Verzagtheit wahrgenommen: das Bestreben, den antiken Zustand zu erhalten, erlahmt in dem instinktmäßigen Gefühl, oder dem klaren Bewußtseyn, daß der Strom der Zeiten sich dennoch

nicht dämmen laſſe, und die Bekenner des Syſtems der freien Entwicklung erwehren ſich nur mit Mühe einer prophetiſchen Melancholie, wenn das Geſpenſt des Pauperismus in ihren Gedankenkreis eintritt.

Noch bewegter als der Kampf der Anſichten iſt der der Intereſſen. In jeder Stadt, in jedem Dorfe wird er nach allen Regeln geführt: die Familien nehmen daran Theil; er umfaßt Alles, was das Leben werthvoll macht; in ihm iſt die einzige politiſche und nationalwirthſchaftliche Frage beſchloſſen, die den Gebildetſten wie den Roheſten, den Reichſten wie den Aermſten intereſſirt; man wird Keinen finden, der ſich in dieſer Sache nicht ein Urtheil zutraute, Keinen, dem nach ſeiner Lebenslage der Beruf geradezu zu beſtreiten wäre. Der Kampf iſt auch nicht neu, ſondern uralt, nur allgemeiner jetzt als in früherer Zeit. Und dennoch iſt keine einzige allgemein anerkannte Erfahrung gewonnen worden; die Gegenſätze ſind noch völlig unverſöhnt, und die Streiter für die verſchiedenen Anſichten ſtehen noch geharniſcht wie früher, und bekämpfen ſich aus denſelben Lagern.

Das Merkwürdigſte iſt, daß die Grundſätze, welche einander ſo feindlich gegenüber ſtehen, jeder für ſich betrachtet, völlig unverwerflich, in der Natur des Menſchen und in dem Bedürfniſſe der Geſellſchaft zu wurzeln ſcheinen.

Die Kenntniß der Gegenſätze und der Konſequenzen ruft erſt die Zweifel und Bedenken hervor; kein edles Herz würde ſich ſonſt entbrechen, Beiden mit Acclamation zu huldigen.

Dieſe Grundſätze laſſen ſich in folgender Art formuliren:

1) der Menſch hat ein Recht, zu leben; er hat alſo ein Recht, ſich den Lebensunterhalt zu erwerben, und da er dies nur da kann, wo ſich Gelegenheit zur Anwendung ſeiner Thätigkeit oder Geſchicklichkeit findet, ſo muß ihm verſtattet ſeyn, ſich an dem geeigneten Orte niederzulaſſen.

2) Die Gemeinde wiederholt in ihrem engen Kreiſe das Bild des Staats, und ſtellt zugleich das der Familie in vergrößertem Maßſtabe dar. Sie bedarf zur freudigen Entfaltung aller der Thätigkeiten, die nur im Gemeindeleben gedeihen können, der Selbſtſtändigkeit, der Autonomie: die Centraliſation der Gewalt iſt der Tod alles Bürgerſinnes. Wenn aber Selbſtſtändigkeit eine nothwendige Bedingung des Gedeihens der Gemeinde und aller

der edlen Richtungen in ihr iſt, welche für das politiſche Leben im Staate erziehen, und denen wir geſchichtliche Größe, Induſtrie, Kunſt und Sitte verdanken, ſo muß es vor Allem von der Gemeinde abhängen, wem ſie ihren Kreis öffnen will; ſie muß ſich der Eindringlinge erwehren können, und kann ſo wenig gezwungen werden, in eine Verbindung zu Leid und Freude, Wohlſeyn und Schmerz einzugehen, als man einen Familienvater zwingen kann, einen Fremden unter die Seinen aufzunehmen. Das iſt die erſte Aeußerung der Selbſtſtändigkeit, und ohne ſie verliert das Gemeindeleben allen Werth.

Es iſt nicht ſchwer zu erkennen, daß die erwähnten beiden Grundſätze im feindlichſten Antagonismus ſtehen, eigentlich ſich wechſelſeitig ausſchließen: denn nach dem erſten muß der Menſch ſich überall hinwenden können, wo er Gelegenheit zur Begründung ſeiner Exiſtenz findet, und das kann er, weil der Menſch des Menſchen bedarf, nur in der Gemeinde, und nach dem anderen hat jede Gemeinde es in der Gewalt, ihn dieſes Rechts durch Verweigerung des Eintritts in ihre Mitte zu berauben.

So lange die Schranken noch beſtanden, welche der innungsmäßige Betrieb der Gewerbe der Wahl des Lebensberufs und der freien Thätigkeit entgegenſtellte, trat der Widerſtreit der Intereſſen weniger grell ans Licht. Wo es um Bewerbung, um den Eintritt in eine Zunft ſich handelte, ſtand die Gemeinde in zweiter Linie; wer in die Zunft aufgenommen ward, war in der Regel der Gemeinde willkommen; wem der Eintritt verſagt werden konnte, der befand ſich nicht im Falle, die Gemeinde um Aufnahme anzugehen. Die Ueberſiedlung aus einer ländlichen Kommune in die andere gehörte an ſich mehr zu den Seltenheiten; ſie war in vielen Gegenden durch die Untheilbarkeit des Grundeigenthums, durch gutsherrliche Rechte oder ſonſt erſchwert, und kam faſt nur in dem Falle vor, wo durch Heirath ein Familienband mit einem Mitgliede der Gemeinde geknüpft ward.

Das mußte ſich ändern, als die Gewerbeeinrichtungen durch die Geſetzgebung aufgehoben, oder wo dieſe ſie beſtehen ließ, durch eigene Schuld der Zünfte, durch Vernachläßigung der Staatspolizei, durch den Widerwillen derſelben, und durch die Einwirkung der neueren ſtaatswirthſchaftlichen, das Korporationsweſen auflöſenden Grundſätze durchlöchert, korrumpirt und unfähig geworden

waren, dem Andrange neuer Nachzügler Schranken zu ſetzen, und als die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, die Befreiung des Grundeigenthums von den Feſſeln der Untheilbarkeit, des Näherrechts und mancher andern Feudal- und gutsherrlichen Rechte den Eintritt in die ländlichen Kommunen erleichtert hatte.

Zwar hat auch die neuere Zeit wieder Gewerbeordnungen, und mithin Erſchwerungen in der Wahl des Lebensberufes entſtehen ſehen, auch gibt es einige deutſche Länder, in denen aus Bequemlichkeit oder geiſtiger Impotenz der Regierungen das alte Zunftweſen noch mit allen Mißbräuchen fortbeſteht; endlich hat die Freiheit des Grundeigenthums nach den verſchiedenen Ländern und Geſetzgebungen ihre Gradationen; in ſolchen Zuſtänden hat die Frage, wie ſchon erwähnt, eine minder praktiſche Bedeutung: das zu Grunde liegende Verhältniß zwiſchen dem Aufnahme-Begehrenden und der Gemeinde, die gewähren ſoll, und verweigern möchte, bleibt verhüllt.

Aber dieſe Zuſtände ſind ihrer ganzen Natur nach intermediär; ſie ſind es für das individuelle Verhältniß, indem, wenn die Schwierigkeit beſeitigt worden, welcher die Erwählung des Nahrungszweiges unterliegt, die Verhandlung mit der Gemeinde noch übrig bleibt, oder doch übrig bleiben kann, und ſie ſind es im Ganzen, weil die aus der alten Zeit in die neuere herüberragenden Schranken, und nicht minder die neuen künſtlich erbauten, denen obendrein, wie den meiſten Organismen der Gegenwart, das innere Leben abgeht, nur einer Uebergangs-Periode angehören, und darum nicht dauern werden.

An dieſe Zuſtände wird nicht mehr geglaubt: mag man in die Staatsverfaſſung die korporativen Elemente des Mittelalters hineinphantaſiren wollen, wie man will; man kann die Bedingungen nicht wieder erſchaffen, denen ſie ihr Werden verdankten; ſolche Experimente können nur verunglücken oder verderblich ablaufen, wie das Liebäugeln mit einer längſt vergangenen Zeit auch in anderen Dingen mehr als einmal und noch in unſeren Tagen erwieſen hat.

Die beſonderen Verhältniſſe einiger Länder können daher vorerſt übergangen werden; ſie modificiren nur, beſtimmen nur das Mehr oder Minder; in der Hauptſache wird ſich Daſſelbe überall wieder finden, und was auf den ſupponirten Zuſtand paßt, wo

der neue Anzügler mit der Gemeinde unmittelbar in Verhandlung tritt, wird überall von praktiſchem Werthe ſeyn. *

In dem Weſen einer Korporation liegt die Tendenz, ſich zu iſoliren, ſich abzuſchließen. Bei den Kommunen, beſonders bei den Stadtgemeinden, wird dieſe Richtung verſtärkt, durch Erinnerungen an frühere Macht, an Glanz, an Bedeutſamkeit des Bürgerthums, an den Schutz, den es gewährte, an die Vortheile, die es verhieß. Selbſt das, was den Geiſt der Gemeinden zum Theil verderbt hat, nämlich das Ringen der Gegenwart nach Genuß ohne Erwägung der eigentlichen Beſtimmung des korporativen Vermögens, erhöhte dieſe Beſtrebung; wo das Gemeinde-Eigenthum den Charakter eines Eigenthums der idealen Gemeinde nicht treu bewahrt, ſondern die Nutznießer ſich daſſelbe nach und nach angeeignet hatten (eine Verwandlung des Dominii universitatis in ein Kondominium, welche nach dem dreißigjährigen Kriege in vielen deutſchen Ländern vorkommt), da ſtand das Intereſſe der gegenwärtigen Gemeindeglieder mit der Vermehrung ihrer Anzahl im offenbaren Widerſpruch.

In der neueren Zeit hatte eine vorgeſchrittene Volksbildung eine größere Anzahl von Menſchen den Gewerben zugeführt; Verbreitung von Kenntniſſen hatte das Urtheil gereift, aber halbe Bildung auch eine unruhige Sehnſucht nach Veränderung der Lage in Vielen erweckt; der Krieg und was er im Gefolge führt, hatte einen Drang nach Begebenheiten hervorgerufen; der in verhängnißvollen Zeiten ungemein raſche Wechſel der Exiſtenzen in Erwerbung und Verluſt von Reichthum und Anſehen mußte die

---

* Die Gutsobrigkeiten oder Gutsherrſchaften haben keine anderen Rechte als diejenigen, welche in den entwickelten Gemeindeverfaſſungen den Kommunen ſelbſt zuſtehen, und eben ſo wenig andere Intereſſen; mögen ſie nun, weil ihre Beſitzungen außer dem Kommunalverbande ſich befinden, die Verpflichtungen der Gemeinden in Beziehung auf Heimathsverhältniſſe ſelbſt zu erfüllen, oder als Grundbeſitzer in der Kommune deren Laſten mitzutragen, oder aus Staatsverleihung oder Grundherrlichkeit gewiſſe Aufſichts- und Verwaltungs-Rechte zu üben haben.

Alles, was ferner von den Intereſſen und Rechten der Kommunen geſagt wird, iſt daher auch ohne ſpecielle Hinweiſung auf die Gutsherrſchaften zu beziehen.

Hoffnungen auf gutes Glück beflügeln; alle dieſe Strebungen und Richtungen führten aber zur Veränderung des Aufenthalts, zur Erfüllung der Wünſche bedurfte es faſt immer eines anderen Schauplatzes, als der Heimath. Vorzüglich waren es die Städte, wohin die Strömung ſich wandte; bei der allgemein anwachſenden Bevölkerung blieb aber auch das Land nicht verſchont, und die Ueberſiedlungen mehrten ſich dort in dem Verhältniſſe, wie der Gewerbebetrieb nach den Geſetzen mehr oder minder in die Städte gebannt oder auf dem Lande verſtattet war.

Die Unwillfährigkeit der Gemeinden, neue Mitglieder aufzunehmen, wuchs mit der Anzahl der Bewerber; bei den Gewerbetreibenden war es die Sorge für die eigene Exiſtenz, die die Abneigung begründete; bei den Allmandberechtigten die Furcht vor Schmälerung ihres Genuſſes, bei den Gemeinde-Repräſentanten die Scheu vor den Vorwürfen ihrer widerwilligen Kommittenten, bei allen Betheiligten die Bangigkeit, daß der Neuaufgenommene ſein Beſtehen nicht finden, und der Gemeinde als Armer zur Laſt fallen werde.

Die Gemeinden ſuchten daher den Eintritt in ihre Mitte auf alle Weiſe zu erſchweren. Da aber eine Autonomie derſelben gerade in dieſer Periode * am wenigſten anerkannt wurde, wo das

---

* Die Zeit des rheiniſchen Bundes und unmittelbar nachher. Décret impérial concernant l'organisation générale des departemens anséatiques vom 4. Juli 1811 (Bulletin des lois de l'empire français 4me serie T. XV. p. 25.)

Großherzoglich Bergiſche Verordnung über Organiſation der Munizipal-Verwaltung der Städte und Gemeinen vom 13. Okt. 1807.

Verwaltungs-Ordnung des Großherzogthums Berg vom 18. Dez. 1808.

Königl. Dekret über die Verwaltungs-Ordnung des Königreichs Weſtphalen vom 11. Januar 1808.

Königl. Baieriſches Edikt über das Gemeindeweſen vom 24. Dez. 1808.

Verordnung vom 30. Dez. 1807 über Centraliſirung des Stiftungsvermögens.

Verwaltungs-Ordnung des Großherzogthums Frankfurt vom 27. Okt. 1810.

Organiſations-Edikt vom 19. Februar 1811 und

Verwaltungs-Ordnung vom 22. Februar 1811 für das Herzogthum Anhalt-Köthen.

Souveränitätsprinzip ſeinen Kulminationspunkt erreicht hatte, und die Gemeinde-Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten nur als krankhafte Bildungen eines dahinſterbenden Organismus betrachtet wurden; da auch bei der oberſten Gewalt gar wenig Geneigtheit zu finden war, die Erneuerung einer Gliederung des Staates zu begünſtigen, deren Werth für das innere Leben als problematiſch galt, während ſie wie alle Korporationsformen der raſchen Vollführung des Machtgebotes hinderlich war; ſo begegnete der Widerſpruch der Gemeinden gegen die Aufnahme faſt immer einem ungünſtigen Vorurtheil, während die Bewerbung in Populations-Ideen, in der Anſicht von der Erſprießlichkeit der allgemeinen Gewerbefreiheit und von der Verderblichkeit ſpießbürgerlicher Geſinnung ihren Fürſprecher fand.

Der Despotismus iſt gewöhnlich zagbaft. Daher ward nur in wenigen Staaten gewagt, wie in Frankreich durch das Geſetz vom 18. Dezember 1789 geſchehen war, die alten Stadtverfaſſungen ohne weiteres aufzuheben; man zog vor, ſich nach Belieben darüber hinwegzuſetzen; man getraute ſich nicht, das Gemeinde-Bürgerrecht mit dem Staats-Bürgerrecht * zu identificiren, woraus das Recht für jeden Staatsbürger folgt, ſich beliebig an jedem Orte niederzulaſſen, und durch die Niederlaſſung in den Gemeindeverband zu treten; aber man ſprach ſich die Befugniß zu, in jedem beſondern Falle zu entſcheiden, als wenn dieſes Verhältniß wirklich beſtände.

In dieſem großen Gegenſatze zwiſchen den Prinzipien der Staatsverwaltung und denen der Gemeinden mußten dieſe letzteren natürlich unterliegen. Was das theoretiſche Axiom, daß die Gemeinden nichts anders als Staatsanſtalten, als Fraktionen des Staatsgebietes ſeyen zum erleichterten Vollzuge der Geſetze, allein nicht bewirkte, gelang der grundloſen, auf Mißverſtändniß beruhenden Anſicht von der Minderjährigkeit der Kommunen, dem Geiſte des Centraliſirens und dem Mißtrauen gegen alles Korporative.

Herzogl. Naſſauiſche Verordnung über die Orts- und Gemeinde-Verwaltung vom 5. Juni 1816.

In einiger Beziehung gehört auch hierher die Großherzoglich Heſſiſche Gemeinde-Ordnung vom 30. Juni 1821.

* Art. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109 du code civil.

Die Gemeinden wurden nun entweder gar nicht mehr gehört, wenn es ſich um Aufnahme eines Gemeindegliedes handelte, oder nur in der Abſicht, einer herkömmlichen Form zu genügen, aber mit dem voraus feſtſtehenden Entſchluß, den Widerſpruch nicht zu beachten. Sie dagegen fuhren fort, jeder Aufnahme, ſo viel ſie vermochten, Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen, durch Veration den Neuanziehenden den Schutz, den er bei der Staatsverwaltung gefunden hatte, bereuen zu laſſen, oder durch Verabredung und Beſchluß keine Wohnung zu vermiethen, den Effekt der obrigkeitlichen Niederlaſſungs-Erlaubniß zu erſchweren oder zu vereiteln.*

Was den Widerwillen der Gemeinden gegen die Einwirkung der Staatsbehörden noch mehr ſteigerte, war die Zuweiſung heimathloſer oder hülfsbedürftiger Perſonen.

In der Erfüllung der Liebespflichten gegen verarmte Mitmenſchen hatte die Polizei die Kirche abgelöst. Früher war die Unterſtützung Hülfsbedürftiger als eine Sache der Pietät und des Herzens behandelt, hauptſächlich durch die Geiſtlichkeit geleitet und überwacht worden; nachdem der Grundſatz von der Verbindlichkeit der Gemeinden, ihre Armen zu erhalten, geſetzlich geworden war, verlor die öffentliche Mildthätigkeit ihren religiöſen Charakter, ſie ward zur geſetzlichen Pflicht, der ein geſetzlicher Anſpruch gegenüber ſtand.

Galt es daher, einen Hülfsbedürftigen zu unterſtützen, ſo ward nunmehr nicht ſeine Hülfsbedürftigkeit vorzugsweiſe ins Auge gefaßt, und durch das Erkennen derſelben die Regung zur Wohlthätigkeit geweckt, ſondern die Kommunalbehörde unterſuchte vor Allem, „gehört er auch zu unſerer Gemeinde und hat nicht etwa eine andere die Verpflichtung, ihn zu erhalten?“

Dadurch entſpannen ſich Konflikte zwiſchen Gemeinden und Gemeinden: die eine wollte des Unterſtützungs-Bedürftigen los werden, die andere ihn nicht wieder bekommen; in der Theorie war man darüber nicht im Reinen, ob die Heimathsangehörigkeit

---

* Königl. Hannoverſches Geſetz vom 6. Juni 1827. §. 3. Herzoglich Braunſchweigiſche Verordnung vom 4. Mai 1830. §. 20. Reſkript des Königl. Preußiſchen Miniſteriums des Innern vom 2. Februar 1836 an die Regierung zu Frankfurt a/O. (v. Kamptz Annalen der Preußiſchen inneren Staatsverwaltung. 20. Bd. Jahrgang 1836.)

etwas Angeborenes, oder ob sie auch etwas Erworbenes sey; ob daher im Falle der Verarmung die Unterstützungspflicht dem Geburtsorte, oder ob sie dem Orte obliege, wo der Hülfsbedürftige in den Gemeindeverband aufgenommen worden, oder endlich ob sie demjenigen mit Recht zuzumuthen sey, wo er sich längere Zeit aufgehalten habe.

Man sollte doch glauben, daß der gemeine Menschenverstand mit der Lösung so einfacher Fragen leicht fertig werden könnte. Sie sind aber in der That weit schwieriger, als sie für den ersten Moment erscheinen. Wer sich dafür entscheidet, daß der Geburtsort stets als die Heimath angesehen werden müsse, und daß unter allen Lebensverhältnissen dieser es sey, mit dem der Mensch in der natürlichsten Beziehung bleibe, kann für seine Meinung anführen, daß bei dieser Grundlage über die Heimathsangehörigkeit nie Zweifel entstehen werden. Es ist ein so klares Faktum, das Geborenseyn an einem Orte, so leicht zu konstatiren, daß alle Differenzen über die Frage der Unterstützungs-Verbindlichkeit, wenn dieselbe unbestritten dem Geburtsorte obliegt, alsbald beseitigt werden können.

Aber es läßt sich auch Manches dagegen einwenden. Nach dem Volksbegriffe und dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ist der Ort die Heimath, wo das elterliche Haus oder die elterliche Wohnung sich befindet; es trifft dies freilich mit dem Geburtsorte oft, in wohlhabenden Familien sogar gewöhnlich zusammen, aber nothwendig ist dieses Zusammentreffen nicht. Es kann ein Kind auf der Reise geboren werden, und hat dann einen andern Geburts-, und unter der obigen Voraussetzung, einen andern Heimathsort; die Eltern können ihren Wohnsitz verlegen, und das Kind ist daher anderswo zu Hause, als in dem Orte, in dem es geboren ward. Der Begriff „Heimath" führt also auf etwas Anderes, als auf den Geburtsort, zurück.

Soll aber das zufällige Geborenseyn an einem Orte, ohne alle weitere Zuthat, das Recht geben, von der Gemeinde daselbst Unterstützung im Falle der Bedürftigkeit zu verlangen, so erwacht das Interesse der Gemeinde, zu verhindern, daß Jemand in ihrer Mitte geboren werde, der ihr dereinst zur Last fallen könnte.

Darum, wo dieser Grundsatz galt, haben Gemeinden und ihre Obrigkeiten schwangere Weibspersonen oft mit barbarischer

Härte aus ihrem Bezirke entfernt, förmlich des Obdachs beraubt, und zu Wanderungen ohne Rückſicht auf Jahreszeit, Witterung ꝛc. in einem Zuſtande gezwungen, wo die Menſchlichkeit Pflege, Fürſorge und Schonung verlangt hätte.

Aber auch in dem Falle, wo der Geburtsort und die Heimath (nach dem Sprachgebrauche) zuſammenfallen, iſt nicht unerwogen zu laſſen, daß das bloße Geborenſeyn keine natürlichen Anſprüche auf die Unterſtützung der anderen daſelbſt wohnenden Menſchen begründet.

Das Bedürfniß derſelben tritt auch in der Regel erſt im vorgerückten Alter des Individuums, alſo zu einer Zeit ein, wo das Faktum ſeiner Geburt an dieſem Orte vielleicht in keines Menſchen Erinnerung mehr lebt, ſondern nur durch das Kirchenbuch bezeugt wird; die Pflicht ſeiner Verpflegung und Erhaltung würde von der Gemeinde, der er ganz fremd geworden, die ſeit vielen Jahren von ſeiner Exiſtenz gar keine Kunde mehr gehabt hat, als eine drückende Bürde mit Widerwillen getragen werden.

Wollte man etwa einwenden, daß der Verarmte in jener Gemeinde Verwandte finden könne, und daraus den Schluß ziehen, daß dieſe ſeinen Zuſtand zu erleichtern bereit ſeyn würden, ſo muß dagegen bemerkt werden, daß die Unterſtützungs-Verpflichtung der Gemeinden überall nur ſubſidiariſch iſt, und nur da eintritt, wo gerade *keine* Verwandte vorhanden ſind, denen dieſe Verbindlichkeit nach den Geſetzen obliegt, und die dieſelbe zu erfüllen im Stande ſind.

Der Verarmte könnte alſo im beſten Falle nur Verwandte in der Kommune ſeines Geburtsortes finden, die in Beziehung auf ſeine Unterſtützung nur mit ihrem Gewiſſen ſich zu vertragen haben. Wer aber erwägt, wie ſchwach überhaupt die verwandtſchaftlichen Bande Perſonen von niederem Kulturſtande umziehen (von dieſen iſt hier faſt durchgehends die Rede), wie ſehr Entfernung erkaltet, wie ſelbſt in den höheren Ständen die Gewohnheit des Zuſammenlebens ungleich mehr Theilnahme und Innigkeit, als der Zufall gemeinſchaftlicher Abſtammung begründet — wer endlich erwägt, daß Aufrechthaltung der Familienehre durch Unterſtützung verarmter Familienglieder ein der niederen Klaſſe ſehr ungeläufiger Begriff iſt, und die Sorge für das Eigene und Nächſte eine ſolche Regung, wenn ſie ja einmal erwachen möchte, ſchnell beſchwichtigt

— der wird für den Verarmten und die subsidiarisch verpflichtete Kommune auf ein solches Verhältniß wenig Hoffnung bauen.

In der Regel wird die Nähe der Verwandten, statt die Lage des Verarmten zu verbessern, sein Schicksal und seine Verlassenheit ihm nur noch fühlbarer machen.

Darüber, daß eine Gemeinde denjenigen als den Ihrigen anzusehen habe, den sie ausdrücklich aufgenommen, kann zwar kein Zweifel bestehen, insofern nämlich dieses Individuum auch in ihrer Mitte geblieben ist, oder die Absicht der Rückkehr deutlich zu erkennen gegeben hat. Wenn es aber den Ort, in dem es aufgenommen worden, verließ, ohne daß eine Spur beabsichtigter Rückkehr vorhanden wäre, so scheint es doch der Billigkeit gemäß, daß irgend einmal das Heimathrecht in dem Orte der früheren Aufnahme verloren gehe, und damit für diesen die Verbindlichkeit, im Verarmungsfalle zuzutreten, erlöschen müsse.

Das Natürlichste scheint dann, daß der Verarmte in jenem Orte verbleibe und Unterstützung finde, wo er sich späterhin längere Zeit aufgehalten und ernährt hat, wenn gleich er dort nicht förmlich aufgenommen worden seyn sollte.

Wer in einem bestimmten Lebensberufe sich geraume Zeit in einer Gemeinde aufgehalten und durch eigene Betriebsamkeit ernährt hat, von dem ist anzunehmen, daß er die Zwecke des Zusammenlebens gefördert, der Gemeinde genützt, Bekannte und Freunde erworben habe; trifft ihn unverschuldete Armuth, so wird der Gemeinde dieses Ortes seine Unterstützung mit weit mehr Billigkeit auferlegt werden können, als einer andern, mit der er nur durch das zufällige Faktum der Geburt in einer laren Verbindung steht, mit der er nie gemeinschaftlich gewirkt hat, und selbst als derjenigen, der er vor langer Zeit als aufgenommenes Mitglied angehörte, die er aber schon lange wieder verlassen hat, und deren Mitglieder seine frühere Thätigkeit nicht mehr in der Erinnerung bewahren, und die nicht Zeugen seines unverschuldeten Looses sind. Denn von solchen Armen ist die Rede, nicht von Verbrechern, die dem Kriminalgerichte heimfallen, nicht von Müßiggängern, die in das Korrektionshaus gehören.

Für den Verarmten erwächst dadurch der Vortheil, daß die Unterstützung ohne Widerwillen gereicht wird, für die Gesammtheit aber der Gewinn, der aus einer wahrscheinlich wohlfeileren

Verpflegung zu erwarten iſt. Gemeinhin beſteht nämlich die Unterſtützung der Armen nicht in einer vollſtändigen Ernährung, ſondern in einem Beitrage, in einer Gewährung der Differenz zwiſchen dem dringendſten Lebensbedarf und dem nach der Kraft des Verarmten noch möglichen Erwerbe.

Nun iſt aber doch mit Gewißheit anzunehmen, daß dieſer Erwerb dort noch immer am lohnendſten und ſicherſten ſeyn wird, wo der Unterſtützungsbedürftige kurz vor ſeiner Verarmung ſich redlich ernährte, Bekannte und Gönner gefunden hat; ungleich lohnender und ſicherer, als an einem andern Orte, wo ihn Niemand mehr kennt, oder durch lange Entfernung das Intereſſe für ihn verſchwunden iſt.

Es iſt ein Erfahrungsſatz, daß die Gewohnheit bei der Wahl der Arbeiter ſehr entſcheidend mitſpricht; nicht gern wird ein Taglöhner, ein Handwerker von dem verſtoßen, dem er lange Dienſte geleiſtet hat; ſelbſt bei abnehmender Fähigkeit und mangelhafter Dienſtleiſtung überwiegt die Rückſicht auf längere Bekanntſchaft, frühere Zufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen, und Theilnahme an ſeiner Lage die Stimme des Eigennutzes; wird der ſchwache auch nicht ſo belohnt, wie der kräftige Arbeiter, ſo bleibt er denn doch nicht ganz ohne Erwerb.

Wer aber einen Neuen wählt, wird immer den Qualificirteſten erkieſen, und hat erſt eine Jahre lange Entfernung die Bande der Gewohnheit gelöst, dann bleibt dem in ſeinen früheren Wohnort zurückgewieſenen Armen keine Hoffnung mehr, Arbeit und Erwerb allda zu finden, und er wird, ſtatt anderwärts nur einer Beihülfe zu bedürfen, hier ganz und gar aus Armenmitteln erhalten werden müſſen.

Was hier von Demjenigen geſagt iſt, welcher früherhin in einer andern Gemeinde förmlich aufgenommen war, und dieſe ſeit langer Zeit verlaſſen hat, muß in noch erhöhetem Maaße von einem Solchen gelten, der niemals irgendwo förmlich recipirt worden, und ganz insbeſondere von dem, der auch keine angeerbte Heimath hat, weil ſeine Eltern ſelbſt keine beſaßen, oder die ihrige wieder verloren hatten; ein Fall, der zwar nicht gar oft vorkommt, aber doch auch nicht geradezu zu den ſeltenen gehört.

Betrachtungen dieſer Art, die eigentlich in den Bereich der Geſetzgebungspolitik gehören, motivirten die Entſcheidung einzelner

über die Heimathangehörigkeit sich erhebenden Streitigkeiten. Nur in wenigen Staaten hatte die Gesetzgebung in dieser Materie mit dem Bedürfnisse der Zeit gleichen Schritt zu halten versucht, und dem Grundsatze, daß die Gemeinden ihre Armen ernähren müssen, durch die feste Bestimmung, wer als einer Gemeinde angehörig zu betrachten sey, die weitere Ausbildung gegeben.

In den meisten Ländern begnügte man sich mit dem civilrechtlichen Begriffe von Domicil, und entschied, wo dieser nicht ausreichen wollte, nach allgemeinen Ansichten, wobei denn ein größerer oder geringerer Werth auf die Licht- und Schattenseiten der eben erwähnten Hauptmomente gelegt worden ist.

Aber willkürlich blieb die Entscheidung denn doch in vielen Fällen, auch bei einem ganz fertigen Systeme noch sehr schwierig, da eine Menge von Zweifeln und Verwirrungen in den einzelnen Fällen nach Maßgabe des eben vorliegenden Interesses der betheiligten Kommunen über das Vorhandenseyn der Heimathlichkeit erhoben werden konnten, deren Lösung nicht allein wegen der unendlichen Mannichfaltigkeit der einzelnen Umstände, sondern auch, weil diese, je nachdem das Interesse des Augenblicks gebot, übertrieben oder verschwiegen wurden, und daher selten faktisch festgestellt werden konnten, überaus schwierig war.

In Ermangelung positiver Gesetze, oder solcher Vorschriften, welche der natürlichen Billigkeit entsprachen, mußte jede Entscheidung Unzufriedene machen; die Gemeinde, der die Pflicht der Ernährung eines Menschen auferlegt wurde, von dem sie lange nichts mehr vernommen, der ihr fremd geworden war, oder dem sie erst seit einigen Jahren den Aufenthalt gestattet hatte, fühlte sich empört durch die ungewohnte Last; die Gemeinde dagegen, die desselben durch die Entscheidung entledigt worden, glaubte, daß nur das strenge Recht an ihr geübt worden sey.

Alle aber begegneten sich nun um so mehr in dem Interesse, eine solche Lage zu vermeiden, und da dieser Zweck vorzugsweise dadurch erreicht werden konnte, daß man der Fremden sich erwehrte, von denen möglicherweise zu erwarten stand, daß sie unterstützungsbedürftig werden könnten, so wurden nicht allein der förmlichen Aufnahme alle denkbare Hindernisse entgegengesetzt, sondern auch der temporäre Aufenthalt so viel als möglich erschwert.

Wo Grundherren Hoheitsrechte in den Gemeinden zuſtanden, fanden die letzteren in ihrem Beſtreben von dieſer Seite Unterſtützung und Ermunterung; wo aber überdies die Patrimonial-Jurisdiktion mit der Grundherrlichkeit verknüpft war, gab es für die Grundherren noch einen beſonderen Impuls, die iſolatoriſche Richtung der Gemeinden zu unterſtützen. Der Inhaber der Jurisdiktion genießt die Früchte derſelben, hat aber auch die Verbindlichkeit ihre Laſten zu tragen. Dieſe ſind bekanntlich faſt überall größer, als die Vortheile, und wäre der Beſitz der Jurisdiktion nicht eine Auszeichnung, die an den Glanz der Vergangenheit erinnert, und in der Gegenwart über die Maſſe erhebt, und, was die Hauptſache iſt, die moraliſche oder wirkliche Macht gibt, den Eingang der gutsherrlichen Gefälle ſicher zu ſtellen, ſo hätten ſich die Inhaber dieſes allzukoſtſpieligen Vorrechts längſt entäußert.

Die größte Laſt iſt die Kriminal-Rechtspflege; nicht allein fordert ſie Vorräthaltung von Gefängniſſen, ſondern auch die Ernährung der Gefangenen und was damit zuſammenhängt, weil bei weitem die große Mehrzahl der Kriminalgefangenen zur Erſtattung der Koſten und Auslagen nicht im Stande iſt.

Mit der Bevölkerung wächst natürlich das Riſiko des Gerichtsinhabers. Da Armuth die Mutter ſo vieler Verbrechen, und die moraliſche Bildung die beſte Schutzwehr gegen Verſuchung iſt, ſo ſind die Gerichtsherren nicht wenig dabei betheiligt, daß der neue Ankömmling Garantien gebe, und in Berückſichtigung möglicher nachtheiliger Rückwirkung im Zweifel immer bewogen, der Abneigung der Gemeinden gegen Zuwachs das Wort zu reden.

In einigen Gegenden, wo Grundherrlichkeit und Patrimonial-Gerichtsbarkeit verbunden ſind, haben die Grundherren ſich ein Jurisdiktionsſchutzgeld ſtipulirt,* eine Art Aſſekuranzprämie für die zu erwartenden Illegalitäten und die daraus der Grundherrſchaft erwachſenden Koſten; wo dies der Fall iſt, wird die Aufnahme neuer Einwohner von ihnen begünſtigt. Ein ſolches Verhältniß iſt aber ganz partikulär; in der Regel befinden ſich die Patrimonial-Gerichtsherrſchaften im Genuſſe ſolcher nutzbaren Rechte nicht; und ihr Intereſſe hält daher, wiewohl aus verſchiedenen Gründen, mit dem der Kommunen gleichen Schritt.

* Z. B. in Weſtpreußen und in Pommern.

Man hat unſerer Zeit den Beruf zur Geſetzgebung beſtritten, und wenn etwas für die Wahrheit dieſer Behauptung zu ſprechen ſchien, ſo war es die ungemeine Fruchtbarkeit der Staatsverwaltung an Geſetzen, Verordnungen und Deklarationen, der ſchnelle Wechſel der Anſichten und Syſteme, die ſich ſammt und ſonders zu verkörpern und zu verewigen ſtrebten, die aber eben darum kaum etwas Bleibendes zu geſtalten vermochten; auch mag es wahr ſeyn, daß die Geſetzgebung mehr die Natur der Dinge ausſprechen, als der Entwickelung voraneilen ſoll, daß alſo eine gewiſſe Klärung und Sichtung der Verhältniſſe dazu gehört, und daher die Zeit der Gährung der Elemente vorüber ſeyn ſollte.

Das eben hat den Einrichtungen des Mittelalters den Charakter von Dauer und eine Zähigkeit verliehen, die ihre Fortexiſtenz noch lange hingefriſtet hat, nachdem die Wiſſenſchaft, die Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft und die öffentliche Meinung bereits mit ihnen in Widerſpruch getreten waren: ſie waren vielmehr etwas Gewordenes, als etwas Gemachtes. Eine bloße organiſche Staatsmaßregel hätte ſolche Stürme nicht überdauert. Aber es war darum doch unabweislich, die wichtigſten Angelegenheiten des Staatslebens neu zu geſtalten; der ganzen Agrargeſetzgebung, insbeſondere den gutsherrlichen und bäuerlichen Rechten, dem Gewerbweſen, den Kommunaleinrichtungen lagen Gedanken und Thatſachen zu Grunde, die durch veränderte Verhältniſſe, durch den Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Erkenntniß und durch die vom Bedürfniſſe hervorgerufene Entwickelung der Steuerſyſteme ihre Weſenheit, ihre praktiſche Bedeutung und ihre Haltbarkeit verloren hatten. Wenn dieſe Zuſtände eingetreten ſind, iſt gewiß der Beruf zur Thätigkeit der geſetzgebenden Gewalt vollkommen erwieſen. Daß die Löſung unſerer Frage mit in dieſen Kreis gezogen werden mußte, kann um ſo weniger bezweifelt werden, als der fortgeſetzte Zwieſpalt zwiſchen Gemeinden und Regierungen alles Vertrauen zu vernichten, und am Ende eine allgemeine Verſtimmung hervorzubringen drohte.

Man iſt daher faſt in allen deutſchen Staaten bemüht geweſen, eine geſetzliche Grundlage für dieſe Materie zu gewinnen; theils iſt die Initiative von den Ständen ausgegangen, theils von den Staatsregierungen. In Preußen war das Bedürfniß einer neuen Geſetzgebung weniger dringend, als anderwärts, weil die

beſtehenden Einrichtungen mit den Forderungen der Zeit wenigſtens nicht im Widerſpruche ſtanden, und die Staatsregierung daher nicht verſucht oder genöthigt war, ſich über veraltete, gleichwohl noch beſtehende Vorſchriften hinwegzuſetzen; dort waren nämlich die durch die frühere Agrargeſetzgebung, durch das Unterthänigkeitsverhältniß und durch einzelne Provinzialverordnungen begründet geweſenen Beſchränkungen des in der Regel durchaus freien Rechtes jedes dem preußiſchen Staate angehörigen ſelbſtſtändigen Individuums, ſeinen Aufenthalt und Wohnſitz innerhalb Landes nach Gutfinden zu wählen, durch das Wegfallen der ſie bedingenden Beziehungen, durch den ganzen Geiſt der neueren Legislation und durch mehrmals ausdrücklich erklärten Willen des Staatsoberhauptes gänzlich abolirt, und es hatte ſich auch während der vieljährigen, ganz in dieſem Geiſte konſequent geführten Verwaltung des Miniſters des Innern, von Schuckmann, eine allgemeine Praxis demgemäß gebildet. Nicht einmal die Städteordnung, die doch als Muſter freiſinniger, die Entwickelung des Bürgerthums in dem engen Kreiſe der Gemeinde mit Sorgfalt pflegender Einrichtungen gilt, hatte den Städten eine Autonomie in dieſer Beziehung verliehen, vielmehr ausdrücklich ihre Einwirkung auf die Ertheilung oder Verſagung des eigentlichen Bürgerrechts einer höheren Stufe in dem Organismus des Gemeindeverbands beſchränkt.

Da aber die Folgen, welche die Einreihung in den Gemeindeverband hat, zunächſt die Gemeinde treffen, und in dieſer Thatſache das natürliche Recht für dieſelbe begründet iſt, über eine neue Aufnahme gehört zu werden, wenn gleich man ihr die Befugniß, ſich abzuſchließen, und dem Staate und ſeinen Bürgern einen Theil des Staatsgebietes gewiſſermaßen unzugänglich zu machen, nicht zugeſtehen will, und da ferner ſich nicht in Abrede ſtellen läßt, daß Urſachen vorhanden ſeyn können, welche den Widerſpruch vollkommen rechtfertigen, ſo war auch in dieſem Staate das Intereſſe nicht minder groß als anderwärts, die Bedingungen, unter welchen die Aufnahme gefordert, und diejenigen, unter welchen ſie von den Gemeinden verſagt werden könne, poſitiv feſtzuſtellen. Dazu drängte auch die politiſche Geſpenſterfurcht, die Vertreter der reaktionären Anſichten, die Theorie der Uebervölkerung, des ſtillen Krieges der Armen gegen die Reichen ꝛc. ꝛc. Sodann

fehlte es nicht an Behauptungen, daß die Regierung durch ihren Liberalismus die Einfachheit der Sitten, und die religiöse und moralische Gesinnung der Gemeinden untergrabe, und ein namhafter Mann hat sogar in der Begünstigung der freien Ansiedelung scharfsinnigerweise eine Erleichterung revolutionärer Unternehmungen, geheime Sympathien für dieselben sehen wollen, und sein Medusenhaupt geschüttelt, daß diese Freiheit benutzt werden könnte, um Schaaren von Revolutionairs unter der Firma neuer Ansiedler nach bestimmten Punkten hinzuwerfen.

In den ständischen Versammlungen anderer deutschen Staaten hat sich ebenfalls eine dem Prinzip der Freizügigkeit feindselige Richtung, sogar von einer Seite her gezeigt, wo jeder Fortschritt in der bürgerlichen Freiheit sonst mit Jubel begrüßt oder eifrig erstrebt ward.

Der Eindruck der eigenen Wahrnehmung, die Betheiligung des eigenen Interesses verführte die Grundbesitzer, die im engen Kreise gesammelten Erfahrungen als maßgebend für das allgemeine Urtheil anzusehen, und die Ueberschätzung des individuellen Vortheils oder der individuellen Bequemlichkeit verblendete sie nicht selten über Das, was das Bedürfniß des gesammten Staates und seiner Bewohner ist. Die Regierungen, bei denen die Fürsorge für das Allgemeine natürlicher ist, bei denen sich Erfahrungen und Urtheile erst aus einer Gruppe von Erscheinungen und Thatsachen, aus Beobachtungen in längerer Zeit und auf weiterem Raume bilden, blieben hinter der Reaktion aristokratischer und sogenannter liberaler Bewegung zurück, konnten sich aber dennoch nicht entbrechen, auf mancherlei Beschränkungen einzugehen, und zur gesetzlichen Feststellung derselben mitzuwirken.

In dem Bestreben, die divergirenden Hauptansichten zu vereinigen, oder die Vermittelung zwischen den streitenden Prinzipien zu Stande zu bringen, ist nun eine Menge einzelner Verhältnisse zur Sprache gekommen, die, für den Gegenstand von ungemeiner Wichtigkeit, nähere Beleuchtung verdienen und erhalten haben, und von denen einige der wesentlichsten auch hier erörtert werden sollen. In wie weit und wo der Streit scheinbar dadurch zu Ende gebracht ist, daß die Gesetzgebung feste Regeln für die Entscheidung der einzelnen Fälle gegeben, soll ebenfalls angezeigt werden. *

* Ohne jedoch die Vollständigkeit zu verbürgen.

Man muß ſtaunen, wenn man im Jahre 1834 die Ueberſiedelung im Königreiche Würtemberg, welche durch das Geſetz vom Jahr 1828 ſchon an ſich erſchwert war, noch mehr beſchränken, und in demſelben Jahre im Königreiche Sachſen die meiſten Schranken fallen ſieht.

Aber was ſoll man ſagen, wenn man erfährt, daß der Bundestag ſich der Materie bemächtigt hat, und auf eine allgemeine deutſche Geſetzgebung hin operirt? Es iſt wahr, daß das Prinzip der Freizügigkeit, welches der Artikel 18 der Bundesakte, freilich mit einer Beſchränkung ausſpricht, die ihm alles Leben nimmt, erſt dadurch einige Bedeutung gewinnen oder eine Wahrheit werden könnte.

Die Erlaubniß, das Land zu verlaſſen, wenn man auswärts Aufnahme finden kann, beſtand faktiſch auch ſchon vor der Bundesakte, und wenn dadurch die Befreiung von Abzugsgeldern, Nachſteuer u. ſ. w. erreicht iſt, ſo genießen dieſelben Vortheile die Unterthanen faſt aller, nicht im Bundesverbande befindlichen, ſogar der überſeeiſchen, Staaten; denn es ſind durch Partikularverträge beinahe überall die Abgaben und Erſchwerungen aufgehoben, welche einer engherzigen Politik ihren Urſprung verdankten, und aus anderen als finanziellen Gründen wohl von jeher nur in ganz ſeltenen Ausnahmsfällen, z. B. wegen früher genoſſenen amtlichen Vertrauens, oder der Bewahrung von Staatsgeheimniſſen, der Auswanderung Hinderniſſe in den Weg gelegt worden.*

Sollte daher für den deutſchen Bund jener Artikel etwas Weſentliches enthalten, und die Summe der politiſchen Rechte der Unterthanen der verbündeten Staaten zu vermehren beſtimmt ſeyn, ſo würde derſelbe allerdings weiter ausgebildet werden müſſen; es würde eine allgemeine Geſetzgebung die Bedingungen des

---

* Die in Oeſterreich und Preußen beſtehenden Auswanderungsverbote ſind in ihrer Tendenz und Wirkung nichts anders, als Mittel, um das Faktum des Auswanderns reſpekt. des Aufgebens des Staatsbürgerrechts zu konſtatiren. Hinderniſſe werden weiter nicht in den Weg gelegt; in Preußen findet ſogar nicht einmal, wie in Baden, Naſſau, Heſſen ꝛc. ꝛc. ein amtliches Einſchreiten zur Sicherung inländiſcher Gläubiger Statt. Rußland, wo ſogar das Reiſen ins Ausland von Staatserlaubniß abhängig iſt, kann freilich bei dieſer Frage nicht in Betracht gezogen werden. Dort iſt Alles abnorm.

Uebertrittes aus einem Staate in den andern nach allen Beziehungen, also auch nach den Beziehungen zu Kommunen, Gutsherrschaften u. s. w. festsetzen müssen. Eine solche Gesetzgebung zu Stande zu bringen, ist zwar der Bundestag an sich gar nicht geeignet; die Partikularinteressen, die Aengste vor Uebervölkerung, die Abneigung gegen Peregrinismus drücken die Regierungen der kleinen Staaten so sehr, daß nie und nimmermehr ein Einverständniß, es wäre denn zur förmlichen Isolirung, erzielt werden wird; und selbst die Staatsmänner und die Gelehrten sind so wenig in den letzten Gründen einig, daß auch um deßwillen kein harmonisches Zusammengreifen zu erwarten ist. Aber auch bei der Verhandlung des Bundestages werden die einzelnen Verhältnisse zur Sprache kommen, und es ist daher für den Augenblick doppelt interessant, sich dieselben zu vergegenwärtigen. Bei ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, da kaum eine der wichtigsten Seiten des bürgerlichen Lebens unberührt bleibt, weder der Geschlechts- noch der Konfessions- noch der Standesunterschied, noch die Gründung der Familie, noch das gesammte Gewerbewesen, wird auf Erschöpfung des Gegenstandes natürlich kein Anspruch gemacht; eben so wenig auf Neuheit oder Originalität der Ansichten und der Darstellung; * nur einige Hauptmomente sollen ins Auge gefaßt, einer Prüfung unterworfen, und dadurch der Ueberblick erleichtert werden.

Eine der ersten Anforderungen, welche die Vertheidiger der korporativen Interessen gegen die unbedingte Freizügigkeit an den neuen An- und Uebersiedler erheben, ist die der Unbescholtenheit, des sogenannten guten Leumunds.

Dieses Verlangen findet so viele Begründung in der öffentlichen Moral und in den religiösen Begriffen, mag man nun die Gemeinde als eine erweiterte Familie, oder als das Bild des Staates im Kleinen oder als Beides zugleich betrachten; es ist so natürlich das sittliche Element hochzuhalten, und die Gemeindegenossenschaft darauf zu bauen, daß der direkte Widerspruch dagegen verstummt. Aber wohl ist die Behauptung aufgestellt worden, daß der Begriff von Unbescholtenheit oder Bescholtenheit

* Stellenweise ist eine vor mehreren Jahren als Manuskript gedruckte, in wenige Hände, nicht in den Buchhandel gelangte, amtliche Beleuchtung dieses Gegenstandes benutzt, bei deren Abfassung der Einsender dieses Aufsatzes nicht ohne Mitwirkung gewesen.

zu vag, zu ſchwankend, von Zufälligkeiten abhängig, zu wenig in ſich abgeſchloſſen, mehr Sache des Gefühls, als des verſtändigen Urtheils, eben darum für Geſetzgebung und Staatseinrichtungen unbrauchbar ſey, daß es kein Mittel gebe, Merkmale aufzufinden und feſtzuſtellen, an welche derſelbe auf eine gemeingültige unumſtößliche Weiſe geknüpft werden könne; ferner, daß nichts leichter ſey, als für den wirklich in ſeinem eigenen Gewiſſen Beſcholtenen in gar vielen Fällen, ſich die beſten Leumundszeugniſſe zu verſchaffen; daß andererſeits Unglück ohne Schuld den Ruf eines Menſchen zu beflecken vermöge; endlich daß in jedem Falle, auch das Vorhandenſeyn und die Richtigkeit des öffentlichen Urtheils vorausgeſetzt, es bedenklich ſey, einen hohen Grad von Unvorſichtigkeit verrathe, und ſogar mit der wahren Staatsmoral im Widerſpruche ſtehe, an die Erſcheinung des Momentes, an die Erinnerung an etwas Vergangenes, die Entſcheidung über die ganze Zukunft eines Menſchen zu knüpfen. Denn das moraliſche Verhalten in einer beſtimmten Lebensperiode verſtatte ſchlechterdings keinen Schluß auf das ganze Leben; es gebe Handlungen, die das Geſetz ſogar als Verbrechen qualificire, deren Beweis und geſetzliche Rüge den Ruf des Schuldigen in der öffentlichen Meinung aber dennoch nicht beflecken, während die Richtung des Charakters und der Gewohnheiten die öffentliche Stimme entſchieden gegen ein Individuum kehren könnte, ohne die Thätigkeit des Kriminal- oder Polizeirichters aufzurufen, oder nur einmal die Obrigkeit zur Verſagung eines guten Zeugniſſes zu berechtigen. Wo die moraliſche Unwürdigkeit von der einen Seite behauptet werde, um die Lebenszwecke eines Menſchen zu vereiteln oder zu hindern, da müſſe doch auch Vertheidigung verſtattet ſeyn; es müſſe alſo auf Antrag des Betheiligten zur Erörterung der Umſtände geſchritten werden, welche eine Anſicht über ſeinen ſittlichen Werth begründet haben; dadurch aber werde die Gemeinde in ein Labyrinth von Begründungskoſten, die Obrigkeit in kleinliche Unterſuchungen geführt, dieſe würden zum öffentlichen Skandal gereichen, Zartgefühl und Sittlichkeit verletzen, und Manchen gegen Scham und Ehre verhärten.

In einzelnen und zwar nicht gar ſeltenen Fällen ſey das Verlangen der Unbeſcholtenheit, als Bedingung der Niederlaſſung, durchaus unerfüllbar. Es werde dies ſtets der Fall ſeyn, wenn

es ſich von Unterbringung eines Vagabunden handle. Wenn irgend Jemand ganz und gar in der Unmöglichkeit ſich befinde, ſich über ſeine Unbeſcholtenheit auszuweiſen, ſo ſey es der Heimathloſe; er habe die Bande des ſocialen Lebens abgeſtreift, oder ſie hätten ihn nie umzogen, und es müßte in der Regel eine Menge von Empfindungen ihm fremd ſeyn, die das Privatleben veredeln und zieren.

Könne daher gegen irgend Jemand ſich die Präſumtion, gebaut auf ſein bisheriges Leben, richten, daß er kein guter Gemeindegenoſſe werde, ſo ſey es gerade dieſer; aber die Menſchlichkeit geſtatte weder denſelben lebenslänglich ſeiner Freiheit zu berauben, noch die Menſchlichkeit und die Rückſicht auf Staatswohl, den einmal Heimathloſen für immer heimathlos umherirren zu laſſen.

Wenn daher auch mit noch ſo großer Strenge auf Nachweis der Unbeſcholtenheit bei Aufnahmsgeſuchen gehalten werde, ſo bleibe doch nichts übrig, als gerade zu Gunſten derjenigen Perſonen, deren ganzes Leben ein fortgeſetztes Zeugniß für ihre Beſcholtenheit ablege, eine Ausnahme zu machen, und die Gemeinde ohne weiteres zur Aufnahme zu zwingen, indem man die Beſtimmung des Aufenthalts der Polizei überlaſſe, oder den Ort der polizeilichen Betretung zur künftigen Heimath ſtemple. *

---

* Königl. Hannover'ſches Geſetz vom 6. Juli 1827. §. 13.

Herzoglich Naſſauiſche Verordnung über die Handhabung der öffentlichen Sicherheit vom 6. Juli 1816. §. 25.

Königl. Würtemberg'ſches revidirtes Geſetz über das Gemeinde-, Bürger- und Beiſitzrecht vom 4. Decbr. 1833. Art. 33—35.

Königl. Bayer'ſches Geſetz über die Heimath vom 11. Septbr. 1825. §. 4.

Großherzoglich Baden'ſches Geſetz über die Rechte der Gemeindebürger und Erwerbung des Bürgerrechts vom 31. Decbr. 1831. §. 73 bis 77.

Königl. Sächſiſches Heimathgeſetz vom 26. Novbr. 1834. §. 9.

Großherzoglich Sachſen-Weimar'ſches Geſetz über die Heimathsverhältniſſe vom 11. April 1833. §. 32, 34.

Herzoglich Sachſen-Coburg-Gotha'ſche Verordnung, die Wiederaufnahme und Verſorgung von ihrer Heimath entfernt geweſener Perſonen betreffend, vom 7. Mai 1830.

Kurheſſiſche Verordnung vom 29. Novbr. 1823, über die Maßregeln der Sicherheitspolizei wegen der erwerbs- oder heimathloſen

Bei dieſer Lage der Sache ſey das Individuum, welches den Makel der Beſcholtenheit im höchſten Grade an ſich trage, beſſer geſchützt, und gegen die Gemeinden in einer priviligirteren Stellung, als jeder Andere, dem vielleicht jugendlicher Leichtſinn in einer oder der anderen Richtung, eine lange abgebüßte Verletzung der Sittlichkeit oder des Geſetzes vorgeworfen werden könne. Wo aber die Anwendung der Prinzipien zu ſolchen Konſequenzen führe, oder ſolche Inkonſequenzen unvermeidlich mache, da ſey an der Fehlerhaftigkeit und Unbrauchbarkeit deſſelben gewiß nicht zu zweifeln. Am ſchlagendſten erweiſe ſich dieſe, wenn man den Begriff von Beſcholtenheit in das Gebiet bringe, wo Sprachgebrauch und Gegenſtand gar keinen Zweifel zulaſſen, wo kein Streit über das Vorhandenſeyn oder Nichtvorhandenſeyn von Thatſachen erhoben werden könne, die zum Ausſpruche der Beſcholtenheit berechtigen; kurz, wenn man geradezu die Frage aufwerfe, wie es denn mit Demjenigen gehalten werden ſolle, der die Strafe eines Kriminalverbrechens abgebüßt hat, ob ihm die Niederlaſſung in einem anderen als ſeinem früheren Wohnorte geſtattet werden müſſe, oder wegen ſeiner Beſcholtenheit unbedingt verſagt werden könne?

Hier wird die Beſcholtenheit nicht in Zweifel geſtellt; der Verbrecher, welcher eben aus dem Zuchthauſe kommt, kann gewiß

---

und dergleichen verdächtigen Perſonen, ſo wie der Reiſenden und Fremden, §. 1 und 8.

Großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'ſche Verordnung, die Verſorgung der Armen betreffend, vom 21. Juli 1821. §. 6 e u. §. 21.

Königlich Däniſches Patent, betreffend die Beſtimmung, in welchem Diſtrikt ein Verarmter zu verſorgen ſey, für die Herzogthume Schleswig und Holſtein, vom 23 Septbr. 1808.

Königlich Preußiſches A. L. R. Th. II. Tit. 19. §. 15. — Reſkript an das Kammergericht vom 2. Juli 1801. Abſchnitt V. in der Mylius'ſchen Ediktenſammlung 1801. sub. Nr. 38. S. 317.

Königl. Kabinetsordre vom 20. Januar 1830, 8. Auguſt 1835, und vom 22. Decbr. 1836, worin die Frage, ob Kommunen wegen der Unterſtützung, welche ſie nach A. L. R. Th. II. Tit. 19. §. 1 bis 16 an heimathloſe Arme zu verabreichen haben, den Regreß an die Staatskaſſe zu nehmen berechtigt ſind, verneinend entſchieden wird.

Herzogl. Braunſchweig'ſche Verordnung, das Wohnungsrecht in polizeilicher Hinſicht betreffend, vom 4. Mai 1830. §. 37.

am wenigſten die Tadelloſigkeit des Rufes behaupten; aber der Grundſatz wird an ſeinen Folgen geprüft, und die Unzuläſſigkeit deſſelben ſoll aus dieſen erwieſen werden.

Wird nämlich der Nachweis der Unbeſcholtenheit dergeſtalt als Bedingung verlangt, daß ohne deſſen Führung keine Gemeinde verbunden iſt, die Niederlaſſung in ihrer Mitte zu erlauben, ſo wird Derjenige, welcher eine Kriminalſtrafe erlitten hat, ſein ganzes Leben lang in dem Falle ſeyn oder ſeyn können, den Ort, wo er wohnt, nicht verlaſſen und nirgends anders eine neue Heimath begründen zu dürfen, weil jede andere Gemeinde als diejenige, der er vor Abbüßung der Strafe ſchon angehörte, ihm die Aufnahme verſagen kann. Knüpft ſich an die Kriminalſtrafe aber eine ſolche Folge, ſo iſt dies in der That nichts anderes, als eine große und wichtige Verſchärfung; eine Verſchärfung, die, weil ſie ihre Folgen über das ganze Leben hin ausdehnt, möglicherweiſe empfindlicher ſeyn kann, als die Strafe ſelbſt; eine Verſchärfung, die das Strafgeſetz ſelbſt nicht kennt, die bei der Beſtimmung des Strafquantums nicht in Anſchlag gebracht worden iſt, die aber jede Kriminalſtrafe begleitet, auch bei Vergehen, welche in der öffentlichen Meinung nicht ſchänden, und die gleichwohl für ſich allein und ohne Rückſicht auf die Strafe, als deren Wirkung ſie erſcheint, möglicherweiſe ein härteres Uebel zufügt, als das Verbrechen verdienen konnte, für welches die Beſtrafung erfolgt iſt.

Wie entſetzlich dieſes Anhängſel an jede Kriminalſtrafe werden kann, das würde ſich in der ſtärkſten Beleuchtung zeigen, wenn der Beſtrafte, wie es oft vorkommt, entweder nie und nirgends ein Heimathrecht gehabt oder dieſes verloren hätte. Konſequenterweiſe müßte der Unglückliche, wenn ſich keine Gemeinde ſeiner freiwillig erbarmte, da zu dem Zwange die rechtlichen Motive fehlen, aus dem Lande verbannt, oder wofern dies, weil das Ausland zur Duldung nicht gezwungen werden kann, ſich als unausführbar zeigte, lebenslang im Gefängniß gehalten werden.

Mit dieſer Behauptung der nothwendigen Fortwirkung des Vergehens und der Strafe auch nach der Büßung wäre jedenfalls der ganzen Strafgeſetzgebung der Stab gebrochen. Denn wenn der Zweck der Strafe Beſſerung iſt, und der Strafgeſetzgebung die Fähigkeit, jenen Zweck zu erreichen, nicht ganz allgemein

abgeſprochen werden ſoll, ſo muß der beſtrafte, alſo nach menſchlicher Wahrſcheinlichkeit gebeſſerte, Verbrecher die Vermuthung, daß er ein nützliches, wenigſtens ein unſchädliches Gemeindeglied werden könne, für ſich haben, mindeſtens muß dieſelbe in nicht geringerem Maaße für ihn ſprechen, als für einen durch Charakterfehler und Immoralität in der öffentlichen Schätzung geſunkenen Menſchen, deſſen Handlungen nie unter die im Strafkodex feſtgeſtellten Merkmale des Verbrechens, oder auch nur des Polizeivergehens zu ſubſumiren waren, und dem das Leumundszeugniß nicht entſtehen kann, weil er das Talent beſaß, ſich nicht erwiſchen zu laſſen.

Aber nicht allein die Menſchlichkeit verbietet es, den Gemeinden eine auf das Geſchick des Einzelnen ſo verderblich wirkende Gewalt einzuräumen, ſondern, ſo folgern die Gegner dieſer Anſicht weiter, auch das eigene Intereſſe der Gemeinden, d. h. aller Gemeinden im Staate ſteht damit im Widerſpruch.

Das allgemeine öffentliche Intereſſe, weit entfernt zu verlangen, daß Menſchen, die einmal ein Verbrechen begangen und abgebüßt haben, wieder an ihren früheren Wohnort zurückkehren, erheiſcht vielmehr in der Regel das Gegentheil, nämlich, daß ſie wo möglich eine neue Heimath begründen.

Verhärtete Böſewichte pflegen ohnehin am liebſten den alten Schauplatz ihrer Unthaten, wo alle Schlupfwinkel und Gelegenheiten ihnen bekannt ſind, wieder zu betreten; ſie brauchen nicht erſt durch Geſetze oder deren Wirkungen dazu genöthigt zu werden. Verbrecher dagegen, bei denen das Schamgefühl noch nicht erſtickt iſt, die alſo der Beſſerung fähig ſind, und denen es Ernſt damit iſt, vermeiden gerne den früheren Aufenthalt. Die Beſſerung und Rettung eines ſolchen Menſchen iſt nirgends ſo ſchwer, als an dem Orte, wo ſeine Ehre verloren ging, wo ſein Vergehen in eines Jeden Erinnerung, in eines Jeden Munde iſt. Nicht allein, daß die Verachtung und die Schmach, die ihn dort faſt unvermeidlich trifft, die die ſittliche Erhebung, die Wiedergewinnung des Selbſtvertrauens und der eigenen Schätzung faſt unmöglich macht, und an die Stelle beſſerer Regungen, die die Frucht der Buße und der Sinnesänderung ſeyn ſollen, Bitterkeit und Menſchenhaß pflanzen, ſo wird es ihm auch dort weit ſchwerer als irgend wo anders werden, ſich redlich zu ernähren, und wenn er die beſten Vorſätze hätte, auch nur ſein Leben zu friſten.

Denn Mißtrauen verschließt ihm die Thür und verkümmert ihm die Gelegenheit zum Unterhalte auch durch die gemeinste Arbeit; ist er gar Künstler oder Handwerker und kann als solcher seinen Erwerb nur in Städten finden, wie soll er es anfangen, sich in dem Dorfe zu ernähren, dem er durch Heimath angehört? Ein solcher Mensch, der an einem Orte, wo seine Verirrung und seine Strafe nicht, wie in seiner Heimath, gleich einem Brandmal an seiner Stirne steht, sich redlich fortbringt, und Vertrauen und Freunde erworben haben würde, kann durch die Allgewalt des Hungers zu neuen Verbrechen getrieben werden.

Das Interesse der Gemeinden oder Gutsobrigkeiten, sagt man, sey gefährdet, wenn die Befugniß ihnen abgesprochen werden soll, bescholtenen Personen die Niederlassung zu verweigern. Diese Behauptung ist nur halb wahr und in vieler Beziehung ganz unrichtig; in ihrer Allgemeinheit beruht sie auf Verwechslungen und Täuschungen, und mit weit größerem Rechte läßt sich sagen, daß gerade die Jedermann zu gestattende Freiheit der Wahl des Wohnortes der Gemeinden und Gutsobrigkeiten Interesse zu befördern geeignet ist.

Es ist zu bedenken, daß es sich gar nicht davon handelt, eine neue Last, die nicht schon da wäre, hervorzurufen. Angenommen auch und zugestanden, es sey für die Gemeinden und Gutsobrigkeiten eine Last, einen Menschen, der schon Verbrechen begangen hat, bei sich dulden oder aufnehmen zu müssen, so ist dieser Mensch, von dem es sich handelt, nun doch einmal da, und es wird supponirt, daß er im Lande geduldet werden, also irgendwo wohnen muß. Die Frage ist also nicht, ob irgend einer, sondern bloß, welcher von mehreren Kommunen diese Last zufallen soll, ob der früheren Heimath, wenn das Individuum eine solche hat, oder einer anderen, also ob der Kommune A oder B? Daß er entweder in A oder B zu dulden, ist ausgemacht. Dem Staate nun aus seinem höheren Gesichtspunkte sind an und für sich alle Kommunen gleich lieb und werth; er hat weder für A noch für B Vorliebe, und es kann bei ihm davon, eine derselben gefährden zu wollen, gar nicht die Rede seyn; bei ihm also kann es sich lediglich davon handeln, welches Prinzip oder welches Verfahren für alle Kommunen und Gutsobrigkeiten zusammengenommen das vortheilhafteste ist. Dieser Standpunkt ist der der Unparteilichkeit;

kein vergängliches und partikuläres Intereſſe berechtigt zu einem Urtheile; auf dieſen Standpunkt muß ſich Jeder erheben, der auf Beachtung ſeiner Stimme Anſpruch macht.

In dieſer Hinſicht iſt zu bemerken, daß kein Syſtem, welcher Art es auch ſeyn möge, welches Allen gleichmäßig zur Laſt fällt und zu Statten kommt, durch ſich ſelbſt das Intereſſe einer Kommune oder Gutsobrigkeit gefährden kann. Keine Kommune oder Gutsobrigkeit hat es vor anderen in ihrer Gewalt, die in ihrer Mitte geborenen Individuen auf dem Wege der Tugend zu erhalten, das leuchtet von ſelbſt ein; und wie ſonſt der Zufall im Einzelnen waltet, darauf kommt es nicht an; der Zufall unterwirft ſich keiner Berechnung und keinem Geſetze, man mag annehmen, welches man will; allein im Ganzen und Großen gleichen die widrigen und die günſtigen Zufälle ſich aus, und daſſelbe Prinzip, welches heute der Gemeinde **A** läſtig und **B** günſtig iſt, wird ſich morgen umgekehrt gegen **B** kehren und **A** erleichtern. Dieſe Wahrheit iſt eine mathematiſche und inſoweit unwiderſprechlich, denn ſie beruht auf dem Wahrſcheinlichkeitskalkul. Man kann freilich ſagen, der Zufall gleiche ſich in der Wirklichkeit doch nur langſam in langen Zeiträumen aus, und das iſt wahr; man kann ſagen, daß doch einzelne Kommunen nach ihrer individuellen Lage und Beſchaffenheit die Summe der Wahrſcheinlichkeiten mehr wider als für ſich haben könnten, und auch dieſes iſt wahr; allein ſolche Ungleichheiten und Mängel ſind bei allen öffentlichen Laſten und faſt in allen menſchlichen Einrichtungen ſchlechthin unvermeidlich.

Wenn alſo hiernach die Idee einer Gefährdung des Intereſſes der Einzelnen ſchon an ſich ein leeres Schreckbild iſt, ſo iſt umgekehrt leicht einzuſehen, daß eine Gefährdung des allgemeinen Intereſſes der Kommunen ꝛc. ꝛc. gerade aus der Befugniß, einem ehemaligen Verbrecher die Niederlaſſung zu verweigern, entſtehen würde. Man muß natürlich hierbei doch nicht bloß an die Kommune denken, welche die neue Anſiedelung eines Sträflings geſtatten ſoll, ſondern auch an die, welche eines ſolchen Menſchen entledigt zu werden, behindert wird. Was die eine beläſtigt, erleichtert die andere. Vortheil und Nachtheil ſind aber nicht auf beiden Seiten gleich, ſondern im Durchſchnitt iſt das Intereſſe, einer ſolchen Perſon entledigt zu werden, weit größer und beachtenswerther, als dasjenige, ſie nicht aufzunehmen. Sehr oft

nämlich ist, wie schon erwähnt, der aus der Strafanstalt Entlassene durchaus unfähig, in seiner Heimath Unterkommen und Unterhalt zu finden; und wenn er schlechterdings dort bleiben muß, und jede andere Ortsobrigkeit ihn wegweisen kann, so ist für ihn der Weg des Verbrechens wahrscheinlich fernerhin der einzig mögliche, um dem unmittelbaren Hungertode zu entgehen; anderswo würde er vielleicht ganz leicht Arbeit und Unterhalt finden, und folglich den Anlaß zum Verbrecherleben verlieren können, und es ist auch die Vermuthung dafür, daß er ein ehrliches Fortkommen, wenn man ihm selbst die Wahl läßt, vorziehen wird. Es soll damit freilich nicht geleugnet werden, daß es einigen oder vielen unter den Individuen dieser Art an dem guten Willen dazu fehlen werde, und diese dann Missethäter sind und bleiben, wo sie sich auch befinden mögen; allein bei vielen anderen wird sich jene Vermuthung verwirklichen; denn man muß nicht vergessen, daß neben Faulheit und Verderbtheit auch Mangel und Hunger allein schon eine der Hauptquellen aller Verbrechen ist.

Das gemeinsame Interesse aller Kommunen und Gutsobrigkeiten besteht also gerade darin, vormaligen Verbrechern, welche in ihre frühere Heimath — sey es aus Scham oder aus Verzweiflung, dort Unterkommen und Unterhalt zu finden — selbst nicht zurückkehren mögen, das Verlassen derselben durch ihre Niederlassung an anderen Orten zu erleichtern; und wiewohl allerdings in einem einzelnen Fall das augenblicklich hervortretende Interesse der einzelnen Kommune dahin zu gehen scheinen kann, daß ihr die Gestattung einer solchen Niederlassung nicht angesonnen werde, so bleibt es dennoch wahr, daß, von dem höhern Gesichtspunkte aus betrachtet, auch ihr wie aller Kommunen wahres und allgemeines Interesse gerade das Gegentheil erheischt.

Noch viel weniger begründet wäre die Rücksicht, welche man dem angeblichen Interesse der Gerichtsherren, als solcher, gegen die Zumuthung, Individuen, die Verbrechen abgebüßt haben, in ihre Jurisdiktionen aufzunehmen, schenken wollte. Abgesehen davon, daß der Gerichtsherr nichts anders als die Jurisdiktion über seinen Sprengel, und darum kein Recht hat, sich in diese Angelegenheit zu mischen, wenigstens kein besseres, wie jeder andere Staatsbürger; so muß man wieder nicht an den einzelnen Jurisdiktionsinhaber, sondern weil das Staatsgebiet überhaupt in

Jurisdiktionsbezirke eingetheilt iſt, an alle Jurisdiktionsinhaber denken; auf dieſem Standpunkte wird ſich das angebliche Intereſſe der Gerichtsherren aus ganz ähnlichen, wie den ſo eben angeführten Gründen als ein mißverſtandenes darſtellen, und das wahre gerade auf das entgegengeſetzte Reſultat hinleiten.

Nachdem dieſer Punkt hier in ſeiner äußerſten Spitze und nothwendigſten Folge unter dem einen Geſichtspunkte geprüft worden, erheiſcht es die Billigkeit nun auch die Gegengründe in Erwägung zu ziehen.

Die Gegner der hier vorgetragenen Anſicht erblicken darin nichts als eine Reihe von Trugſchlüſſen, die zwar durch die Darſtellung blenden können, aber bei näherer Betrachtung als irrig in ihren Grundlagen, wie in ihren Folgerungen erkannt werden müſſen.

Anlangend zuvörderſt den Mangel an beſtimmter Begrenzung des Begriffes von Unbeſcholtenheit, gutem Leumund, und wie noch ſonſt das Zeugniß der moraliſchen Befähigung bezeichnet wird, ſo wird zwar dieſer an ſich nicht in Abrede geſtellt, auch die Unbrauchbarkeit ſolcher Terminologie in ihrer Allgemeinheit für die Geſetzgebung nicht beſtritten, jedoch auch nichts weiter zugeſtanden, als daß eine ſchärfere Begrenzung geſucht werden müſſe, und der Grund der Unſicherheit des Begriffs lediglich in der Unvollkommenheit menſchlicher Dinge überhaupt gefunden.

Es iſt wahr, ſo ſagen ſie, daß die Gemüthsrichtungen und die Lebensgewohnheiten manches Menſchen unmoraliſcher und verderblicher ſind, als die des beſtraften Verbrechers, und daß deſſenungeachtet ſeine äußere Ehre völlig unangetaſtet bleibt; es gibt Laſter, deren Grund in einer Niederträchtigkeit der Seele liegt, ſchlimmer als die Verderbniß, welche zum Kriminalverbrechen führt; auch fehlt es nicht an Beiſpielen, daß mancher durch Schlauheit und Vorſicht ſich die äußere Achtung bewahrt hat, die einem anderen von nicht größerer Verdorbenheit wegen Mangels an dieſen Eigenſchaften verloren ging. Aber was folgt daraus? Etwa, daß man den Verbrecher, der Kriminalſtrafe verbüßt hat, gerade ſo behandeln ſoll, wie den ehrlichen Mann? Keineswegs. Mit demſelben Rechte könnte man auch verlangen, daß das erwieſene Verbrechen ſtraflos gelaſſen werde, weil es Verbrechen gibt, deren Thäter nicht überführt werden können, und unangefochten bleiben,

oder weil es Charakterfehler gibt, die in der Wagſchale der Religion und Sittlichkeit noch ſchwerer wiegen, wie manches Verbrechen. Die behauptete Strafverſchärfung iſt nichts als eine Verwechſelung der Begriffe; wo die Blödigkeit des Geiſtes nicht zu dieſer Illuſion verführt, iſt dies der nervenſchwachen Empfindelei, dem kränklichen Philanthropismus unſer Zeit vorbehalten, die im Durſte nach Zerſtreuung immer nach etwas Intereſſantem lechzt, und der daher das Verbrechen und der Verbrecher lieber iſt, als die proſaiſche Einförmigkeit des rechtlichen Mannes, ſeines Familienlebens und die Erhaltung ſeines ſtillen Friedens. Wir räumen ein, daß der Staat, der nach der Stärke des Vergehens abgemeſſenen Strafe nicht ein verletzendes Anhängſel zufügen ſoll; aber vor Allem ſoll er ſich hüten, die Natur der Dinge korrigiren zu wollen. Er ſoll es nicht wollen, aber er kann es auch nicht. Alle menſchlichen Handlungen bringen, ganz abgeſehen von geſetzlichen Beſtimmungen, durch die Natur der Sache unabwendbare Folgen hervor. So wird der brave redliche Mann geachtet, der Zänker vermieden, der Lügner findet keinen Glauben, der Säufer geht zu Grunde, mit dem Betrüger läßt ſich Niemand ein, den Dieb will Niemand zum Nachbar haben. Ein Geſetz, welches ſich beſtrebte, ſolche natürliche Folgen der menſchlichen Handlungen aufzuheben, würde impotent in ſeinen Wirkungen und ungerecht in ſeinen Zwecken ſeyn; in unſerem Falle würde es die Strafe ganz unangemeſſen mindern, ſtatt ſie rein für ſich beſtehen zu laſſen. So wenig es als eine Verſchärfung der Strafe angeſehen werden kann, wenn dem Gaſtwirthe nicht befohlen wird, den Dieb zu beherbergen, der ſeinen Nachbar oder ihn ſelbſt beſtohlen hat, ſo wenig wird ſolches behauptet werden können, wenn einer Gemeinde verſtattet wird, liederliches Geſindel von ſich abzuwehren.

Die Beſorgniß, daß in dieſem Falle mancher Menſch in die Lage kommen könne, nirgends bleiben zu dürfen, iſt gar weit hergeholt; ſolche Ergebniſſe finden ſich, wenn man die Dinge auf die Spitze ſtellt, und das Reich der Möglichkeiten durchwandern will, um eine Behauptung wahr zu machen; das Excentriſche und Außerordentliche kann dann freilich nicht ausbleiben. Aber man nehme ein Prinzip an, welches man wolle, in ſeiner ſtrengſten konſequenteſten Durchführung werden einzelne Härten immer unvermeidlich ſeyn; das liegt in den menſchlichen Zuſtänden, und es

und den unglücklichen Neigungen entgegen gearbeitet wird, welche ihn das erstemal zum Verbrechen verleiteten.

Die Gemeinde, welche weiß, daß neue Verbrechen des Bestraften ein neues Unglück für sie sind, und daß sie ihn als Verbrecher nie los werden kann, indem er nach jeder abgebüßten Strafe zu ihr zurück kommt, diese Gemeinde hat ein wahres Interesse daran, ihn von Wiederholung strafbarer Handlungen abzuhalten, ihn wahrhaft gebessert zu sehen. Wir haben Vereine zur Besserung entlassener Sträflinge; ihre Aufgabe ist ehrenwerth, mit mancher Selbstverleugnung, mit großen Aufopferungen verknüpft; die Aufgabe, welche diese sich aus Neigung stellen, ohne äußeren Impuls, ist bei der Gemeinde eine Sache des Berufs. Sie ist der natürliche Verein zur Besserung des Verbrechers, der aus ihrer Mitte hervorgegangen, und zu ihr zurückgekehrt ist.

Wäre es aber wirklich wahr, daß die Besserung eines moralisch Verunglückten leichter in einer fremden Kommune von Statten gehe, als in derjenigen, wo sein Verbrechen in jedes Menschen Andenken ist, so wird doch die Frage aufgeworfen werden können, woraus denn der Staat das Recht herleite, die Gemeinden seines Gebietes wider ihren Willen als Besserungsmaschinen in Bewegung zu setzen? Verstände sich dies so ohneweiteres von selbst, so wäre nicht abzusehen, warum er nicht seine Verbrecher nach Willkür lediglich unter die vortrefflichsten Kommunen mit der Verpflichtung zur Besserung vertheilen sollte. Ja man könnte noch weiter gehen, und dem Staate auch das Recht zusprechen, verwahrloste Kinder an solche Eltern zu vertheilen, die durch eine lobenswerthe Erziehung ihrer eigenen Kinder die Aussicht zur Besserung der Verwahrlosten eröffneten.

Der Behauptung, daß es keine Gemeinde vor der anderen in ihrer Gewalt habe, für die Moralität ihrer Mitglieder einzustehen, muß (so wird weiter deducirt) in ihrer Allgemeinheit das Anerkenntniß der Richtigkeit versagt werden. Sie wäre nur dann begründet, wenn das Verbrechen in dem Umfange des Staates bei allen Kommunen gleichmäßig wie eine aus der Luft entstehende ansteckende Krankheit einkehrte, und wenn es durchaus kein Mittel zur Abwehr gäbe. Keines von Beiden ist der Fall.

Die Erfahrung lehrt, daß es Kommunen gibt, in denen Fleiß, Genügsamkeit, Tugend und strenge Sittlichkeit seit Jahrhunderten

vorherrſchend geweſen ſind, während das Laſter und daraus entwickelte Verbrechen in anderen Kommunen ſeit undenklichen Zeiten zu Hauſe waren. Sie zeigt auch, daß laſterhafte Kommunen durch verbeſſerten Unterricht, vermehrte Thätigkeit oder andere Urſachen, ſich aus ihrer Verworfenheit zur Veredlung emporſchwangen, während andere in den entgegengeſetzten Zuſtand verſanken.

Es gibt in gebirgigen Gegenden ganze Orte, welche ſich vom Holzdiebſtahl und von Wilddiebereien ernähren, und in denen die Väter ſehr früh ihre Kinder zu ihrem künftigen Nahrungszweige anleiten. Im völligen Widerſpruch mit den Geſetzen, und zu einem geheimnißvollen Leben gezwungen, um die Vergehen zu verbergen, genöthigt die Nächte in den Wäldern zuzubringen, wird bei einem ſo wüſten Leben der weibliche Theil der Kommunen, dem noch obendrein in der Regel das Geſchäft der Verſilberung des geſtohlenen Gutes obliegt, eben ſo demoraliſirt, wie der männliche.

Wenn es ſich wirklich nur darum handelte, eine gegebene Zahl von Taugenichtſen todt zu füttern, ſo könnte es dem Staate freilich gleichgültig ſeyn, welcher Gemeinde dieſe Laſt zufiele. Aber ſeine Aufgabe iſt höher geſtellt: er ſoll dafür ſorgen, daß die Zahl der Unglücklichen, die ihren Mitbürgern nur verderblich werden können, ſich mindere, er ſoll die Quelle des Verderbens verſtopfen. Dazu mag außer der Verbeſſerung der Erziehungs- und Straf-Anſtalten kaum etwas weſentlicher beitragen, als wenn er die Laſt des Geſindels auf die Gemeinden fällen läßt, die es unter ſich haben aufkommen laſſen, in denen es geboren und erzogen worden.

Nicht bösartige Verſtocktheit allein, auch Mangel und Armuth iſt die Mutter von Verbrechen. In dieſer Ueberzeugung und im Vorgefühle der Laſt, die eine zu Grunde gehende Familie verurſachen würde, greifen in tüchtigen Gemeinden Geiſtlichkeit, Ortsvorſtand und jedes Gemeindeglied bei eintretendem Nothſtande zu, um dem Verderben zu ſteuern, ehe es eingebrochen, und es wird manche Familie in ſittlicher und ökonomiſcher Beziehung aufrecht erhalten, die ſonſt unwiederbringlich verloren geweſen wäre.

Dieſe Erſcheinung gehört nicht zu den ſeltenen: in ackerbautreibenden Kommunen, wo noch Einfachheit der Sitten herrſcht, und die Religion ihre ſchützende und ſegnende Macht übt, wird der Menſchenfreund durch ſolche Aeußerungen eines verſtändigen

Korporationsgeistes noch oft erfreut. Daß auch bei dem regesten Streben die Gemeinden den Erfolg nicht unbedingt in der Hand haben, ist wahr: die traurige Wirkung müssen sie alsdann als eine Fügung des Geschicks hinnehmen; aber diese erträgt sich doch immer noch leichter, als eine Fügung des Gesetzes. Woher aber soll ihnen der Muth kommen, in solchem Streben zu beharren, wenn das Gesetz das Verbrechen mit einem Freibriefe ausstattet? Das Gesindel, vor dessen Entstehung sie seither vorsichtig sich bewahrt, zöge ihnen desto reichlicher aus der Fremde zu; und wenn es auch wahr wäre, daß nicht ein einziger Verbrecher dadurch mehr erzogen würde, so würde doch auch nicht ein einziger darum weniger vorhanden seyn, und der Staat die Durchführung des Grundsatzes der unbedingten Niederlassungsfreiheit, doch nur mit der Entmuthigung der besten Gemeinden, mit der Ertödtung des besten Gemeinsinnes erkaufen können.

Endlich ist auch die Bemerkung nicht überflüssig, daß die ganze Sache nur der Kontraste wegen so grell und schneidend hingestellt scheint; sie ist in der That weit weniger tragisch, als sie auf den ersten Blick sich zeigt, denn es wird ja nichts für die Gemeinden in Anspruch genommen, als das Recht, sich eines Genossen zu erwehren, der durch sein bisheriges Betragen keine Garantien für ein friedliches Zusammenleben gibt; ob sie von diesem Rechte Gebrauch machen, ist eine Sache der Erwägung; daß sie davon verständigen Gebrauch machen werden, läßt sich in der Regel voraussetzen. Darum ist auch mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß in allen den Fällen, wo dem Aufnahme-Begehrenden zwar die Verbüßung einer Kriminalstrafe entgegengesetzt werden kann, aber das Vergehen, welches sie veranlaßte, ihn in der öffentlichen Meinung nicht befleckt, die öffentliche Meinung ihm auch sein eigentliches Recht anthun werde; überhaupt ist dem Bestraften, sey sein Vergehen von welcher Art es wolle, der Weg der Bewerbung nicht abgeschnitten, bei fortgesetzt gutem Betragen sogar der Erfolg nicht unwahrscheinlich. Sollte aber wirklich die Gemeinde einem Menschen den Zutritt in ihre Mitte, um seiner früheren Illegalität willen, trotz seiner völligen Sinnesänderung verweigern, so ist sie eben in ihrem, in der Hauptsache die Gesammtheit schützenden, Rechte, und die Vereitelung der Hoffnungen und die Kränkung, die dem Individuum daraus erwächst, hat dieses als

die unvermeidliche Folge ſeiner früheren Handlungsweiſe hinzunehmen, ohne über eine wahre Verletzung ſich beſchweren zu können.

Ueber dasjenige, was hier für und wider angeführt worden, würden bei der Reichhaltigkeit der Materie ſich Bücher ſchreiben laſſen; zur Orientirung dürfte der allgemeine Umriß genügen. Der Zweck dieſer Abhandlung iſt die Darlegung der Konflikte in den Intereſſen und Anſichten, nicht deren Vereinigung. Wir leben in einer Zeit ſo ſcharf ausgeprägter politiſcher Meinungen, daß für uns das Gebot der Alten, eine beſtimmte Partei zu ergreifen, ſehr überflüſſig erſcheint; je nachdem der größere oder geringere Accent auf das korporative Element im Staate, oder auf die unmittelbare Förderung des individuellen Wohlſeyns gelegt wird, muß auch das Urtheil in dieſer Sache ſich bilden; die eine wie die andere Richtung iſt entweder Sache der Empfindung, oder durch prävalirende politiſche Tendenzen beſtimmt. An Ausgleichung iſt hier kaum zu denken. Dieſe Bemerkung gilt auch für die Darſtellung der weiter zur Sprache kommenden Verhältniſſe.

Es kommt nun darauf an, zu ſehen, nach welcher Seite ſich die Geſetzgebung der deutſchen Staaten hingeneigt hat.

In Oeſterreich wird jedes Individuum, welches wegen begangener Verbrechen oder Polizei-Uebertretungen Gefängnißſtrafe verbüßt hat, dergeſtalt unter polizeiliche Aufſicht geſtellt, daß der politiſchen Behörde, in deren Bezirk es nach überſtandener Strafzeit zurückkehrt, durch die Gefängniß-Direktion die Anzeige gemacht wird, und dieſer die Pflicht beſonderer Aufmerkſamkeit auferlegt iſt; ferner, daß der Entlaſſene durch eine Wache nach ſeinem Wohnorte transportirt, und dort von der Obrigkeit für ſeine ernährende Beſchäftigung geſorgt wird; daß der Ortsrichter ſich täglich von ſeiner Anweſenheit überzeugt, und er nicht anders als mit ſpeciellem Erlaubnißſcheine der Obrigkeit ſich aus dem Bezirk der Herrſchaft entfernen darf, bei Strafe, als Vagabund behandelt zu werden. *

Im Uebrigen iſt die Niederlaſſungsfrage von dem Ermeſſen der unmittelbaren Behörde, der Gutsherrſchaft, der Magiſtrate u. ſ. w. durchaus abhängig.

In mehreren deutſchen Staaten wird der Nachweis tadelloſer Aufführung, ſogenannten guten Rufs, guten Leumunds, Bedemunds,

* Verordnung vom 7. Okt. 1811. Patent für Mähren vom 10. Sept. 1784. G. Kopetz, Oeſterreich. politiſche Geſetzkunde Th. I. Bd. II.

ohne alle weitere Analyse, von dem die Niederlassung Begehrenden gefordert, und es kann in dessen Ermangelung der Gemeinde die Aufnahme in ihrer Mitte nicht angesonnen werden, und zwar:

in Bayern, Gesetz vom 11. Sept. 1825 über die Ansäßigmachung und Verehelichung §. I. 2. und Gesetz über die Heimath von demselben Tage, §. 1. 2.;

in Mecklenburg-Strelitz, Patent-Verordnung vom 3. Februar 1809. §. 4.;

im Großherzogthum Hessen, Gemeinde-Ordnung vom 30. Juni 1821, Abschnitt II. Art. 46.;

in Kurhessen, Verordnung vom 24. Februar 1786 und vom 29. Nov. 1823 über die Maßregeln der Sicherheits-Polizei, wegen der erwerbs- und heimathlosen Personen;

in Braunschweig, Verordnung, das Wohnungsrecht in polizeilicher Hinsicht betreffend, vom 4. Mai 1830. §. 18.;

in Anhalt-Dessau, Edikt vom 10. Januar 1772, und Verordnung vom 29. Febr. 1788 und 30. Dez. 1805;

in Lippe-Detmold, Verordnungen vom 25. Januar 1721, 12. Nov. 1749 und 29. Januar 1805. §. 5.; *

in den Reußischen Ländern jüngerer Linie, Verordnung vom 26. Okt. 1822, wegen Aufnahme der Fremden im Lande und Versorgung der Hülfsbedürftigen, §. 1 und §. 9.;

ferner in Sachsen-Meiningen, Verordnung vom 12. Dez. 1825;

in diesem Herzogthum und im Herzogthum Koburg-Gotha, die Ernestinische und Altenburgische Landesordnung P. II. Kap. 2. Tit. I.

Gleiche Bestimmungen finden sich in den Schwarzburg'schen und Hohenzollern'schen Fürstenthümern, in Lippe-Bückeburg, Waldeck, Reuß älterer Linie, Liechtenstein und den freien Städten.

Im Großherzogthum Oldenburg, Verordnung wegen Aufnahme fremder Heuersleute und Gäste vom 22. März 1780. Art. 5, liegt der Nachweis tadellosen Rufs nur Ausländern, welche sich im Lande niederlassen wollen, aber ebenfalls ohne nähere Analyse

* Hier wird von Ausländern sogar Kaution auf drei Jahre für künftige gute Aufführung verlangt.

des Begriffes ob; dagegen iſt die Ueberſiedelung aus einer Stadt oder aus einem Amtsbezirke in den anderen, an eine gleiche Bedingung nicht geknüpft. (Art. 6.)

Die herzoglich Naſſauiſche Verordnung vom 2. Februar 1816 zählt unter die Bedingungen, deren Erfüllung zur Ueberſiedelung aus einer Gemeinde in die andere berechtigt (§. 2), den Nachweis tadelloſer Aufführung nicht. *

In einigen anderen Staaten hat man das Bedürfniß gefühlt, den Begriff von gutem Ruf u. ſ. w. zu ſpecialiſiren, und die Folgen, welche anderwärts an den Mangel deſſelben in der Allgemeinheit des Ausdruckes geknüpft werden, von beſtimmten Thatſachen abhängig zu erklären, zum Theile auch die Wirkungen dieſer letzteren wieder der Zeit nach zu beſchränken.

Dies iſt der Fall im Königreiche Hannover. Verordnung über die Beſtimmung des Wohnorts der Unterthanen in polizeilicher Hinſicht vom 6. Juli 1827. Nach §. 3 muß der die Aufnahme Begehrende ſich über tadelloſe Aufführung am Orte des früheren Aufenthalts durch obrigkeitliche Beſcheinigungen ausweiſen. Auch iſt die Obrigkeit ermächtigt, auf den Wunſch der Gemeinde, oder ex officio, die Aufnahme von Perſonen, deren Ruf ſchlecht iſt, oder die wegen der Ehre nachtheiliger Vergehen mit Kriminalſtrafen belegt, oder in Unterſuchung befangen ſind, zu verſagen.

Das herzoglich Sachſen-Altenburgiſche Regulativ für das Armenweſen vom 11. Januar 1819 enthält die ſtrenge Beſtimmung (§. 63): daß einem Inländer, wenn ſich ſelbſt die Gemeinde ſeines Wohnortes erbietet, ihn im Verarmungsfalle wieder aufzunehmen und zu unterſtützen, beim Widerſpruch der Gemeinde, in die er Aufnahme begehrt, die obrigkeitliche Erlaubniß zur Ueberſiedelung allemal abgeſchlagen werden ſoll, wenn er wegen eines Verbrechens mit peinlicher Strafe belegt worden iſt, oder ein höchſt diſſolutes und unſittliches Betragen deſſelben auf der Notorietät beruht. **

* Nur bei einheirathenden ausländiſchen Weibsperſonen wird die Kompetenz der Aemter auf die Annahme derjenigen beſchränkt, welche dieſen Nachweis liefern, und gegen deren Aufnahme die Gemeinde ſonſt nichts einwendet. (§. 5.)

** Bei Aufnahmegeſuchen der Ausländer genügt in der Regel der einfache Widerſpruch der Gemeinde zur Ablehnung.

Viel genauer als in Hannover und Altenburg iſt im Königreiche Würtemberg, im Königreiche Sachſen, in den Großherzogthümern Baden und Sachſen-Weimar der Begriff von gutem und ſchlechtem Ruf in den Geſetzen entwickelt.

Im Königreiche Würtemberg kann Jedem die Aufnahme in eine Gemeinde verweigert werden, welcher ein ſchlechtes Prädikat beſitzt. Königlich Würtembergiſches revidirtes Geſetz über das Gemeinde-, Bürger- und Beiſitz-Recht vom 4. Dez. 1833, Art. 19, wo es heißt: Wegen ſchlechten Prädikats kann die Aufnahme verweigert werden:

a) Jedem, der durch gerichtliches Erkenntniß zu einer mehr als einjährigen Freiheitsſtrafe oder zur Dienſtentlaſſung verurtheilt, zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes für unfähig erklärt, und unter polizeiliche Aufſicht geſtellt worden iſt;

b) Jedem, der in den ſechs letzten, ſeinem Aufnahmegeſuche vorangegangenen Jahren wegen Diebſtahls oder Betrugs mit irgend einer Strafe belegt, oder wegen eines ihm angeſchuldigten Vergehens dieſer Art nur von der Inſtanz entbunden worden iſt;

c) Jedem, der im Laufe der letzten ſechs Jahre wegen Vagirens oder Aſotie, oder wegen wiederholter Wilddieberei mit irgend einer Strafe belegt worden iſt;

d) Jedem, der zur Zeit der Anbringung ſeines Geſuches in eine gerichtliche Unterſuchung verwickelt iſt, oder wegen Diebſtahls, Betrugs, Vagirens oder Aſotie in polizeilicher Unterſuchung ſteht; und

e) Jedem, der unter Kuratel geſtellt, oder nach vorliegenden unzweifelhaften Beweiſen, auch unabhängig von dem Zeugniſſe des Gemeinderaths ſeiner bisherigen Heimath, als ein ſchlechter Haushälter zu betrachten iſt.

In dem gemeinderäthlichen Zeugniſſe, welches dem Ueberſiedler zum Behufe ſeines Aufnahmegeſuches ausgeſtellt wird, iſt jedesmal ausdrücklich zu bemerken, ob der Bittſteller ſich in keinem der in dem gegenwärtigen Artikel bezeichneten Fälle befinde. *

---

* Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Beſtimmungen unter Lit. c, d und e in dem revidirten Geſetze (vom Jahre 1833) gegen diejenigen, welche unter derſelben Bezeichnung (ohne e) das urſprüngliche Geſetz vom 15. April 1828 enthielt, bedeutend verſchärft worden. Dort hatten ſie folgende Faſſung:

Der Begriff des ſchlechten Leumunds, welcher im Großherzogthum Baden der Bürgeraufnahme * in eine Gemeinde entgegenſteht, iſt im Geſetze über die Rechte der Gemeindebürger und die Erwerbung des Bürgerrechtes vom 31. Dez. 1831, §. 19, in folgender Art ſpecialiſirt:

Einen ſchlechten Leumund haben:

1) Alle, die durch ein gerichtliches Erkenntniß zu einer mehr als zweijährigen Freiheitsſtrafe oder zur Dienſtentſetzung verurtheilt worden ſind;

2) Alle, die in den letzten fünf Jahren, welche ihrer Aufnahme vorangehen, wegen Diebſtahls oder Betrugs, oder wegen Unterſchlagung, oder wegen eines ausſchweifenden Lebenswandels mit irgend einer geringeren Strafe belegt worden ſind;

3) Alle, welche zur Zeit der Anbringung ihres Geſuchs in eine peinliche Unterſuchung verwickelt ſind;

4) alle offenkundige ſchlechte Haushälter.

§. 20. Der Nachſuchende hat das Zeugniß des guten Leumunds von dem Gemeinderath derjenigen Gemeinde beizubringen, in welcher er ſich in dem letzten Jahre vor Anbringung ſeines Geſuches aufgehalten hat. Der Gemeinderath derjenigen Gemeinde, in welche die Aufnahme nachgeſucht wird, kann die Beibringung dieſes Zeugniſſes nachſehen, wenn der Nachſuchende kurze Zeit vor ſeinem Anſuchen mit guten Zeugniſſen aus der Fremde zurückgekommen iſt, oder wenn überall kein Verdacht eines böſen Leumunds vorliegt.

§. 42, Abſch. 2. Die Gemeinde und in Städten, in welchen ein größerer Ausſchuß beſteht (über 3000 Seelen), dieſer Ausſchuß,

---

c) Jedem, der wegen wiederholten Vagirens mit einer mehr als vierwöchigen Freiheitsſtrafe, oder im Laufe der letzten ſechs Jahre wegen Aſotie mit irgend einer Strafe belegt worden;

d) Jedem, der zur Zeit der Anbringung ſeines Geſuches in eine gerichtliche Unterſuchung verwickelt, oder unter Kuratel geſtellt, oder dem Gemeinderath ſeiner bisherigen Heimath als ein ſchlechter Haushälter bekannt iſt.

Man ſollte kaum glauben, daß es möglich ſey, in fünf Jahren Erfahrungen von ſolcher Anzahl und Wichtigkeit zu machen, um ſich zu einer ſo durchgreifenden Abänderung berechtigt zu glauben.

* Der Unterſchied zwiſchen Bürger und Einſaße exiſtirt nur noch vorübergehend.

kann auch das Erforderniß des guten Leumunds des Aufzunehmenden nachſehen. *

Das königlich Sächſiſche Heimathgeſetz vom 26. Nov. 1834 zählt unter die Bedingungen, deren Erfüllung zur Niederlaſſung an einem andern als dem Heimathorte berechtigt (§. 17), die Beibringung eines obrigkeitlichen Zeugniſſes darüber, daß innerhalb des letzten Jahres wider den Nachſuchenden kein polizeilicher Grund zur Ausweiſung vorgekommen ſey, und insbeſondere, daß er nicht innerhalb dieſer Friſt an ſeinem Aufenthaltsorte Anlaß zur Ausweiſung wegen in Anſpruch genommener öffentlicher Almoſen oder wegen Bettelns gegeben habe. Selbſt das Betteln der Kinder gehört in dieſe Kategorie, wenn die Eltern von der Polizeibehörde bereits bei Vermeidung der Ausweiſung und zwar vergeblich bedeutet waren, dieſelben vom Betteln abzuhalten. (§. 16.)

„Unbedingt kann die Aufnahme verweigert werden, wenn ſich der polizeiliche Grund auf die Verübung eines Verbrechens, oder ein unredliches oder unzüchtiges Gewerbe des Ausgewieſenen bezieht. Dagegen kann die Ausweiſung dienſtloſen Geſindes und arbeitsloſer Diener oder Geſellen an ſich den Grund, ihnen die Aufnahme an einem anderen Orte zum Behuf bleibender Niederlaſſung zu verweigern, nicht abgeben. In wie weit in anderen, als den vorſtehend gedachten Fällen erfolgte polizeiliche Ausweiſungen als Grund der Aufnahme-Verweigerung an einem anderen Orte gelten können, hängt von dem Ermeſſen der Polizeibehörde im einzelnen Falle ab. (§. 17.)

§. 18. Bei den aus Straf- und Beſſerungsanſtalten Entlaſſenen vertritt die Stelle des §. 17 gedachten Zeugniſſes ein Zeugniß des Direktors der Anſtalt, daß der Entlaſſene durch Beweiſe

* Es verdient Erwähnung, daß die zweite Kammer der badiſchen Landſtände in der Sitzung vom 25. April 1828 in Betreff der gegen die Anſicht der Staatsregierung auf den früheren Wunſch der Stände in der proviſoriſchen Gemeinde-Ordnung durch den Nachweis des guten Leumunds bedingten Anſiedelungs-Befugniß, der nachtheiligen Folgen wegen, im Intereſſe der Menſchlichkeit und Politik, ſelber um eine Modifikation bat. Verhandlungen der zweiten Kammer 1828, 3. Band, 1. Heft, Seite 2 und 5; und 1825 Beilage Nr. 6 zum Protokolle vom 11. Mai C. VII. — 1820, 5. Heft, Seite 41—53.

ſeiner Beſſerung ſich des öffentlichen Vertrauens wieder würdig gemacht habe." *

Nach dem großherzoglich Sachſen-Weimar'ſchen Geſetze über die Heimathverhältniſſe vom 11. April 1833 hängt die Aufnahme als Bürger oder Nachbar in die Ortsgemeinde, auf welche der Heimathsbezirk begründet iſt (§. 14, §. 3 und §. 89), daher auch in den Heimathsbezirk, von der nach der Ortsverfaſſung geordneten Vertretung deſſelben, unter Prüfung und Beſtätigung des Beſchluſſes durch die Ortsobrigkeit, ab.

Sollte die Zuſtimmung in die Annahme ohne genügenden Grund verweigert werden, ſo iſt ſie durch die Landesdirektion zu ergänzen. In Beziehung auf Dasjenige, was man Unbeſcholtenheit oder übeln Ruf nennt, kann (§. 20) dieſe Ergänzung jedoch nicht eintreten,

wenn dem Aufzunehmenden der gegründete Vorwurf eines geſetzwidrigen oder unſittlichen Lebenswandels, der Unordnung oder Nachläßigkeit in ſeinem Berufe und ſeinen häuslichen Angelegenheiten zur Laſt fällt, insbeſondere:

1) wenn er durch ein gerichtliches, in zweiter Inſtanz nicht abgeändertes Erkenntniß zu Zuchthaus- oder Arbeitshaus-Strafe, oder

2) wenn er auf gleiche Weiſe in den letztverfloſſenen drei Jahren wegen Fälſchung, wegen geſetzlich ausgezeichneter (qualificirter) Fleiſchesverbrechen, wegen Entwendung irgend einer Art, mit Inbegriff der Feld-, Gärten-, Holz- und Wild-Diebſtähle beſtraft worden;

3) wenn er in Kriminal-Unterſuchung befangen iſt;

4) wenn er wegen unſittlichen Lebenswandels im Verlaufe der letzten drei Jahre wiederholt polizeiliche Gefängnißſtrafe oder körperliche Züchtigung erlitten hat;

5) wenn Frauensperſonen mehr als einmal von verſchiedenen oder unbekannten Perſonen außerehelich ſchwanger waren;

---

* Es muß hier ſchon darauf aufmerkſam gemacht werden, wozu ſich ſpäter noch weitere Gelegenheit finden wird, daß durch Aufnahme und Niederlaſſung an einem Orte an ſich in Sachſen kein Heimathrecht erworben wird, und daß die dem Heimathrechte korreſpondirende Verbindlichkeit des Heimathbezirkes in Gewährung des Unterkommens und des nothdürftigen Unterhalts beſteht.

6) wenn der Aufzunehmende im Konkurs befangen oder wegen Verſchwendung unter Vormundſchaft geſetzt, oder geſetzt geweſen iſt;

7) wenn er in den letzten drei Jahren ein ſo ſäumiger Zahler der Staats- und Gemeinde-Abgaben oder der Zinſen ſeiner Schuld-Kapitale war, daß deren Beitreibung zu wiederholtenmalen durch richterliche Hülfe hat erfolgen müſſen;

8) wenn er im Staats-, Kirchen-, Gemeinde- oder Privat-Dienſte, ingleichen als Advokat, Arzt, Wundarzt oder Thierarzt angeſtellt war, und dieſe ſeine Anſtellung durch förmliche Entſetzung, in Folge richterlichen Erkenntniſſes, ihm entzogen worden iſt.

Geſetzlich nicht erforderlich zum Zwecke der Ueberſiedelung iſt der Nachweis der Unbeſcholtenheit:

im Großherzogthum Oldenburg, in Anſehung der aus einer Stadt oder aus einem Amtsbezirke in den andern überſiedelnden Inländer: Verordnung vom 22. März 1780. Art. 6.;

im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Schwerin'ſche Verordnung, wegen Verſorgung der Armen, vom 21. Juli 1821, und wegen Aufnahme fremder heimathloſer Perſonen in die Reſidenz Schwerin, vom 9. April 1823;

in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, Königl. Däniſches Patent vom 23. Dez. 1808, betreffend die Beſtimmung, von welchem Diſtrikt ein Verarmter zu verſorgen ſey. §. 2 u. 13.*

Im Königreiche Preußen räumt nicht allein kein Geſetz, und eben ſo wenig die Praxis den Gemeinden die Befugniß ein, wegen Mangels an gutem Rufe die Niederlaſſung in ihrer Mitte zu verweigern, ſondern es iſt ſogar von dem Miniſterium des Innern und der Polizei in einem Reſkripte an die Regierung zu Frankfurt a/O. vom 22. April 1835 (abgedruckt in v. Kamptz Annalen der innern Staatsverwaltung, 19. Band, Jahrgang 1835, 2. Heft, Seite 465) angeordnet worden, daß inſofern ein mit Zwangspaß entlaſſener Sträfling, ſtatt nach dem benannten Beſtimmungsort (ſeiner früheren Heimath) zurückzukehren, es vorziehe, an einem andern Ort ſein Unterkommen zu ſuchen, die Polizeibehörde des früheren Wohnortes durch die Behörde des neuerwählten nicht von der Aufnahme des Entlaſſenen in dem letztern zu

* Hier genügt ſelbſt für den Ausländer der Beſitz eines Paſſes.

benachrichtigen ſey. Der angegebene Grund iſt, weil zu befürchten ſtehe, daß dadurch die Verhältniſſe des beſtraften Ankömmlings mehr zur Sprache kommen, und ihm ſein Aufenthalt an dem neugewählten Wohnort erſchwert werden möchte. *

Inzwiſchen finden dieſe Grundſätze nur auf die freie Ueberſiedelung im Innern Anwendung, und ſetzen überall voraus, daß der Ueberſiedler das Indigenat durch die Geburt oder durch Verleihung erworben habe, alſo kein Ausländer ſey. Nicht ganz konſequent, aber recht praktiſch hat man in Preußen die Aufnahme in den Unterthanenverband davon abhängig erklärt, daß der Nachſuchende eine Gemeinde willig mache, ihm die Niederlaſſung in ihrer Mitte zu verſtatten; man geht dabei von der Anſicht aus, daß Derjenige, welcher einer Gemeinde ein willkommener Genoſſe ſey, auch dem Staate ein nützlicher Unterthan werden würde. Bei der Bewerbung kommen dann natürlich alle Verhältniſſe, daher auch das frühere Wohlverhalten, zur Sprache, und der Mangel der erforderlichen Beſcheinigungen reicht hin zur Zurückweiſung des Geſuches.

Nicht minder iſt der Polizei das Recht zugeſprochen, die Ueberſiedelung der Inländer aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu verhindern, oder erſt nach vollſtändigem Ausweis über perſönliche Qualifikation, Unſträflichkeit des Wandels u. dgl. zu geſtatten. Nur der Gemeinde und beziehungsweiſe der Guts- und Gerichts-Obrigkeit iſt die Geltendmachung eines auf ſolche Verhältniſſe begründeten Widerſpruchs nicht zugeſtanden.

Daß auch in allen übrigen deutſchen Staaten die Annahme von Ausländern in den Staatsunterthanen-Verband als ein Recht der Staatsverwaltung ſelbſt angeſehen werde, und — mögen dafür beſtimmte Normen feſtgeſetzt ſeyn oder nicht — dem freien Ermeſſen und der Erwägung der Umſtände ein großer Spielraum bewahrt bleibe, liegt in der Natur der Sache, und ſoll hier zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen nur erwähnt werden; ingleichen, daß der Unterſchied des religiöſen Bekenntniſſes (Juden, Mennoniten) faſt überall zu Partikular-Geſetzgebungen Anlaß gegeben hat, deren Erörterung die Gränzen dieſer Abhandlung überſchreiten würde.

---

* Dieſe Sorgfalt für das leichtere Unterkommen des Verbrechers ſtreift denn doch an's Ultra.

Eine andere Hauptbedingung, von deren Erfüllung, im Intereſſe der Gemeinden, die Niederlaſſung abhängig gemacht werden ſoll, iſt der Nachweis der Ernährungsfähigkeit.

Auch hier findet ſich die Differenz der Anſichten erſt, wenn man den Begriff präciſirt.

Daß der wirklich Arme, d. h. Derjenige, welcher ſich nicht ernähren kann, und deßhalb von öffentlichen Unterſtützungen lebt, nicht beliebig von einem Orte nach dem anderen überſiedeln dürfe, darüber beſteht kein Zweifel. Es iſt klar, daß daraus in der Regel nichts Anderes folgen würde, als eine Veränderung in der Perſon des Almoſengebers, das Beſtehen des Grundſatzes nämlich vorausgeſetzt, daß jede Gemeinde ihre Mitglieder im Falle des Bedürfniſſes unterſtützen muß.

Es iſt auch keine Frage, daß zur Herſtellung des Begriffs von Ernährungsfähigkeit nicht bloß die geiſtige und körperliche Qualität des Individuums, ſondern auch noch der Hinzutritt äußerer Verhältniſſe gehört, d. h. daß nicht bloß Wille und Fähigkeit, den Unterhalt zu erwerben, ſondern auch die Gelegenheit dazu vorhanden ſeyn muß.

Aber das iſt der Streitpunkt: ob von dem Aufnahme-Begehrenden noch etwas mehr gefordert werden könne, als die perſönliche Fähigkeit zu erwerben, ob er insbeſondere auch die Gelegenheit zum Erwerbe nachzuweiſen gehalten ſey, und ob in Ermangelung dieſes Nachweiſes die Gemeinde und beziehungsweiſe die Gutsherrſchaft die Aufnahme verſagen könne? Für die bejahende Meinung werden folgende Gründe angeführt.

An ſich, das iſt nicht zu beſtreiten, iſt die beſte Kraft, die ausgezeichnetſte Geſchicklichkeit ein todtes Kapital, wenn die Gelegenheit zur Verwendung mangelt; dieſe Gelegenheit wird durch das Bedürfniß der Geſellſchaft beſtimmt, und hat daher ihre Gränzen. Wenn das Bedürfniß durch die bereits vorhandenen Arbeiter befriedigt iſt, ſo wird der Neuhinzutretende im günſtigſten Falle den Erwerb ſeiner Mitgenoſſen theilen, aber vermehrt wird derſelbe darum nicht. Es kann ſeyn, daß er durch größere Geſchicklichkeit oder Thätigkeit einen oder mehrere Andere aus ihrem Nahrungsſtande verdrängt, und ſich ſelbſt eine erträgliche, vielleicht ſogar geſicherte Exiſtenz verſchafft; es kann aber auch ſeyn, daß

er ſelbſt verdirbt, nachdem Andere bereits durch ſeine Konkurrenz zurückgekommen ſind. In allen dieſen Fällen gewinnt die Geſellſchaft nichts, riskirt aber viel und verliert wahrſcheinlich. Von dem Falle, daß es in der That an Arbeitern in der Klaſſe, welcher der Neuanziehende angehört, fehle, iſt natürlich nicht die Rede; denn träte dieſer wirklich ein, ſo würde das eigene Intereſſe die Gemeinde, reſpektive deren Obrigkeit, beſtimmen, den Ortsfremden gerne aufzunehmen, vielleicht ſelbſt ihn zur Niederlaſſung zu veranlaſſen, und es bedürfte daher keines Geſetzes, welches zur Geſtattung der Niederlaſſung verpflichtete.

Aus welchen Gründen wird die Ueberſiedelung nach einem anderen als dem bisherigen Wohnorte in der Regel gewünſcht?

Iſt es das Vertrauen auf gutes Glück, alſo im Grunde nichts Anderes, als Luſt an Veränderung, ſo verdient ein ſolcher, in unſerer Zeit allerdings wahrnehmbare Hang gewiß keine Aufmunterung. Man hat eher Urſache, der Unruhe, die der Staatsgeſellſchaft ſich bemeiſtert hat, die eine Folge der Kriege und eine Mutter der Umwälzungen iſt, entgegenzuwirken, als ſie zu begünſtigen. Es gab eine Zeit, wo der ganze Kreis der Gedanken, der Empfindungen und der Wünſche feſt begränzt war, und über die Markung des Ortes nicht hinüberſchweifte, innerhalb deren der Menſch ſeine Kindheit und ſeine erſte Jugend verlebt hatte; das war die Zeit der feſten Familienbande, der Pietät, der Einfachheit der Sitten. Das Leben lebte ſich nicht ſo raſch ab, es war minder bewegt, einförmiger, aber behaglicher; Anhänglichkeit an die Heimath, Dankbarkeit gegen fremdes Wohlwollen, Zärtlichkeit gegen Eltern und Geſchwiſter, Treue gegen den Dienſtherrn, waren Eigenſchaften, die nicht in dem Maße zu den Seltenheiten gehörten, wie jetzt. Das Familienleben bedarf der Ruhe und der Stetigkeit. Die Stellung der Frauen iſt mit dem Umhertreiben unverträglich, die Kinderzucht geht dabei zu Grunde.

Denn man muß, wenn man einmal von freigegebener Ueberſiedelung ſpricht, nicht an unverheirathete Perſonen allein denken: die Frau und die Kinder ſind in unzertrennlicher Verbindung mit dem Gatten und dem Vater; die Befugniß zur Niederlaſſung, welche ihm ertheilt wird, ſchließt dieſe gleich mit ein. Geſetzt aber, der Aufnahme-Begehrende wäre noch unbeweibt, ſo liegt doch in der Natur des Menſchen der Drang zur Gründung einer eigenen

Familie. Iſt es ihm auch möglich, ſich an dem neuerwählten Wohnort für ſeine eigene Perſon nothdürftig, ſelbſt reichlich zu ernähren, ſo folgt daraus doch keineswegs, daß er mit Frau und Kindern dazu auch noch im Stande ſeyn werde.

Und hat er nicht aus Veränderungsſucht ſeine frühere Heimath verlaſſen, um eine neue zu begründen, ſondern in der Ueberzeugung, daß ſeine Ernährung ihm dort ſchwer oder unmöglich fallen werde, ſo überträgt er durch die Ueberſiedelung ein großes Riſiko auf die neue Gemeinde, er mag ledig oder verheirathet ſeyn; denn wo liegt die Bürgſchaft, daß es ihm an dem neuen Aufenthaltsorte beſſer glücken werde, als an dem früheren? Zwar kommt die Vorliebe für das Neue dem Ankömmlinge ſehr oft zu Statten: er wird ſchon aus Neugier geſucht und beſchäftigt; in dieſer Erfahrung kann wohl ein Reiz zur Ortsveränderung, aber noch viel öfter eine Täuſchung über deren wahrſcheinliche Folgen liegen; die Neuheit iſt bald vorüber, und wenn der Fremdling dann nichts weiter hat, was ihm in der Bewerbung vor dem Einheimiſchen den Vorzug ſichert, ſo kehrt die alte Gewohnheit und die Nachfrage wieder zu dem früheren Arbeiter zurück.

Der unbeweibte Arbeiter wird durch die erſten trügeriſchen Erfolge zur Verehelichung verlockt. Ueberhaupt iſt es ein Erfahrungsſatz, daß der Ueberſiedelung die Verheirathung viel ſchneller zu folgen pflegt, als dazu bei dem Verharren an dem urſprünglichen Wohnorte geſchritten wird. Es läßt ſich dies gar leicht erklären. An dem Orte, wo der junge Mann Verwandte, Freunde, Eltern hat, werden dieſe der Abſchließung einer Ehe vor geſichertem Nahrungsſtande aus allen Kräften entgegenwirken; da ſeine Verhältniſſe genau bekannt ſind, ſo liegt ſchon darin für ihn ſelbſt eine Abmahnung von einem Unternehmen, welches von dem ganzen Kreiſe ſeiner Bekannten mißbilligt werden würde, noch mehr für Dieſenige, welche ſein Loos mit ihm theilen ſoll; auch iſt der Drang zur Gründung eines eigenen Hausſtandes bei Denen weit geringer, die in dem Familienleben ihr Geſelligkeits-Bedürfniß zum Theile befriedigt finden.

In der Fremde iſt das Alles anders: ſchon das Gefühl, allein zu ſtehen, hat etwas Unbehagliches; hier ſind keine Verwandte zur Seite, die von unüberlegten Schritten abmahnen; hier legt nicht, wie in der Heimath, die bei allen Einwohnern vorauszuſetzende

Kenntniß der Erwerbs- und Vermögens-Verhältniſſe eine ſcheue Zurückhaltung auf. Es ſind alſo keine Hinderniſſe zu überwinden, um zu leichtſinnigem Ehebunde zu kommen, vielmehr geſellen ſich zu der natürlichen Neigung noch beſondere Anreize und der Drang mannichfacher Verhältniſſe. Die Leichtigkeit der Ortsveränderung befördert daher direkt die Vermehrung unbeſonnener Eheverbindungen, und ſteigert damit die Zahl der Bedürftigen, die bei der raſchen Zunahme der Bevölkerung ohnehin ein bedenkliches Maß erreicht hat, in bedrohlicher Weiſe.

Es iſt ja thatſächlich, daß die Bevölkerung in Europa ſeit 1830 ſich um mehr als zwölf Millionen vermehrt hat. Nach Villeneuve Bargemont (Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. Paris 1834) ſind unter 239 Millionen europäiſcher Einwohner mindeſtens 12½ Millionen Arme, unter dieſen mehr als eine Million Bettler. In Preußen leben 276,000 arme Familien; in dem Nord-Departement von Frankreich ſind unter 200,000 Einwohnern 50,000 Arme; in ganz Frankreich kommen auf 1,686,340 Arme 790,000 par sur charge d'enfans, dont 76,000 mendians; in Holland werden bei einer Bevölkerung von 2½ Millionen an 280,000 Menſchen öffentliche Almoſen gereicht.

In Großbritannien iſt die Armentaxe in 100 Jahren von 730,000 Pf. St. auf 7,000,000 Pf. geſtiegen.

Nur gänzliche Verblendung oder desperate Verwegenheit kann gegen ſo frappante Erſcheinungen gleichgültig bleiben. Wenn auf den Punkt hingearbeitet wird, daß eben ſo viel verzehrt als producirt wird und am Ende kein Ueberſchuß für höhere Zwecke erübrigt; wenn der Menſch ſich vermehrt, wie anderes Ungeziefer, dann hat es keinen Werth mehr, auf Erden zu leben. Die Geſetzgebung, welche ſolche Entwicklungen fördert, iſt unmoraliſch. Montesquieu hat den Monarchien das Prognoſtikon geſtellt, daß ſie durch Armuth und Mangel untergehen; der Pauperism aber bedroht weit mehr als die wandelbare Form des Staatslebens, er bedroht die ganze Civiliſation. Was immer daher die ungemeſſene Vermehrung der Menſchen und mithin der Maſſe der Proletarier begünſtigen kann, dem muß die Legislation einen Damm entgegenſetzen. Die Gemeinden, welche durch Erſchwerung der Aufnahme die

Begründung neuer Familien verhindern oder hinausſchieben, wirken inſtinktmäßig zu ihrem eigenen Schutze, wie zu dem der ganzen Geſellſchaft; ihr praktiſcher Widerwille wird zum vikarirenden Organ für eine verſtändige Geſetzgebung, die die Blödigkeit, die leichtfertige Unbekümmerniß, oder die Ideologie der Staatsmänner nicht zu Stande kommen läßt oder verweigert; es iſt eine Gewaltthätigkeit, ja es iſt mehr als das, es iſt Hohn, wenn man die Gemeinden zwingen will, dem neuen Ankömmlinge ihre Pforten zu öffnen, ſobald er nur das Vorhandenſeyn der phyſiſchen Kraft zu irgend einer Arbeit darthut, und ihnen verbietet, den Nachweis zu verlangen, daß dieſe Kraft in einer beſtimmten Richtung ausgebildet worden, daß der gute Wille zur nützlichen Anwendung und die Gelegenheit zu derſelben vorhanden ſey; man thäte beſſer, nur gleich ohne Umſtände den Begriff des Privateigenthums aufzuheben, wenigſtens wäre das ehrlicher; denn, wenn ich nicht mehr abwehren kann, wer und wie viele ſich in mein Eigenthum theilen wollen, ſo beſitze ich in der That nichts mehr.

Daß Korporations-Eigenthum bei ſolchen Maximen nicht beſtehen kann, iſt faſt überflüſſig zu bemerken; ja es iſt eine grauſame Ironie, daran nur noch zu erinnern. Die Orte, welche ein anſehnliches Gemeinde- oder Stiftungs-Vermögen beſitzen, werden auch diejenigen ſeyn, wohin der Zudrang der Veränderungsluſtigen am größten iſt; der Wald und die Weide, und in letzter Inſtanz das Armenhaus und das Hoſpital eröffnen die Ausſicht zu müheloſer Exiſtenz; ſind dieſe Beſitzthümer und dieſe Stiftungen ihrer urſprünglichen Widmung gemäß auch nur für diejenigen beſtimmt, welche der Gemeinde nach dem Begriffe, wie man damals ihn verſtand, angehörten; das kosmopolitiſche Jahrhundert macht Alles gleich, und wird erſt dann ſeine volle Befriedigung haben, wenn nichts mehr zu begehren bleibt, d. h. wenn in dem Elende, das auf Allen laſtet, das Prinzip der Gleichheit ſeine auf Erden allein mögliche Realiſirung gefunden hat.

So ungefähr lauten die Klagen Derer, denen es Ernſt iſt mit der Furcht vor Uebervölkerung und mit der Sorge für die korporativen Intereſſen der Gemeinden, und ungefähr eben ſo die Klage Derjenigen, denen es nur um den Vorwand gilt, um andere Zwecke zu verhüllen und durchzuführen. Es gibt eine nicht geringe Anzahl von Politikern, die, beiſpielsweiſe ſey es geſagt, gegen die

Juden-Emancipation aus Gründen der National-Verſchiedenheit und Abſonderung, der Inkompatibilität der Religions- und Moral-Vorſchriften eifern, und bei denen im Grunde des Herzens das einzige Motiv die Erhaltung einer gewiſſen Gliederung iſt. Der ſchlechteſte Chriſt kann ſich noch beſſer dünken als den beſten Juden, und indem er das Bewußtſeyn der höheren Stellung, oder, daß es noch ein Weſen unter ihm gebe, in ſich trägt, läßt er ſeinerſeits die Unterordnung ſich wiederum leichter gefallen, oder verzeiht dem Anderen ſeine höhere Stellung. So iſt die Vorliebe für das Korporationsweſen, die ſich bei ſo Vielen in einer oſtentatoriſchen abgöttiſchen Verehrung des mittelalterlichen Gemeinde- und Städteweſens ausſpricht, nichts Anderes als ein Verſuch der Transaktion, eine Art Verführung, damit man aus Erkenntlichkeit Dasjenige unangetaſtet laſſe, oder wieder verſtatte, was neben jenen Formen des Mittelalters und zugleich mit ihnen beſtanden hat — etwas Leibeigenſchaft, Gutshörigkeit, eine angeborene Prävalenz im Staate und in der Gemeinde, und ein gläubiges Vertrauen darauf, daß die perſönliche Würdigkeit in dem Maße ſich ſteigere, als man von verdienſtvollen Vorfahren ſich weiter entfernt.

Mit dieſen aber haben wir es nicht zu thun: hier iſt wirklich nur von den Ehrlichen die Rede, die in der Angſt vor Uebervölkerung, in der Beſorgniß vor Ueberfüllung der Gemeinden mit nahrungsloſen Menſchen außer der perſönlichen Fähigkeit zu erwerben, auch noch den Nachweis der Gelegenheit dazu, oder als Garantie der Gemeinden gegen Verarmung und daraus erwachſende Beläſtigung, den Beſitz eines den Unterhalt der Familie ſichernden Vermögens verlangen.

Ihren Anſichten und Grundſätzen werden nun von dem entgegengeſetzten Standpunkte die folgenden Betrachtungen gegenüber geſtellt.

Wir wollen nicht leugnen, ſagen die Vertheidiger der Freizügigkeit, daß die beſte Kraft nur dort lohnenden Erwerb findet, wo ſie ein Bedürfniß befriedigen kann; ſetzt einen Uhrmacher, einen Damenſchneider, einen Friſeur auf's Dorf, und er wird, wie groß ſeine Geſchicklichkeit in ſeinem Fache auch ſeyn mag, wenn er nichts Anderes verſteht oder unternimmt, Gefahr laufen zu verhungern. Auch der Tagelöhner, der die gemeinſte Arbeit verrichtet, wird ſich nicht ernähren können, wo die Anzahl von

Bewerbern seines Gleichen die vorhandene Nachfrage vollkommen befriedigt oder gar übersteigt.

Aber dieses Axiom beweist nicht gegen, sondern es beweist gerade für unsere Ansicht. Es thut nämlich unwidersprechlich dar, daß Gelegenheit zum Erwerbe an dem einen Orte fehlen, an dem andern vorhanden seyn kann, und daß sie daher, wenn sie sich nicht bietet, gesucht werden muß.

Es ist nur die Frage, wer sie suchen soll, von wem am ersten zu erwarten ist, daß er sie ernsthaft aufsuchen, und also auch finden werde? Wir sind der Meinung, das müsse Derjenige seyn, dessen Gegenwart und Zukunft von dem Erfolge abhängt; unsere Gegner wollen die Aufgabe von Anderen gelöst wissen.

Sie verlangen, daß der Aufnahmebegehrende nicht allein die Fähigkeit zu erwerben, also den Besitz der geistigen und physischen Kräfte, sondern auch die Gelegenheit darthun soll. Er soll also den Beweis führen, daß in irgend einem Erwerbszweige, dem er gewachsen ist, eine Lücke, eine Differenz zwischen Nachfrage und Angebot bestehe, und daß er von Denjenigen, welche das Vorhandenseyn dieser Lücke empfinden, ausersehen sey, sie auszufüllen.

Diese Beweisführung gehört aber gewissermaßen zu den unmöglichen Dingen. Das einzige Mittel für den Ankömmling wäre, darzuthun, daß eine nach Umfang und Dauer bestimmte Arbeit ihm zugesichert sey. Versprechen der Art gibt aber kein Mensch, noch weniger wird er gezwungen werden können, sie zu halten, und da sie selbst in ihren Wirkungen begrenzt sind, so beweisen sie am Ende auch nicht einmal für die fortdauernde Sicherung des Nahrungsstandes.

Soll aber das Urtheil über das Vorhandenseyn der Erwerbsgelegenheit von der Gemeinde selbst abhängen, oder soll die Gemeindeobrigkeit kontradiktorisch darüber verhandeln lassen, so darf man kühn behaupten, daß das Resultat immer ein und dasselbe seyn, d. h., daß stets der Ausspruch erfolgen werde, das Gewerbe sey bereits übersetzt, oder es befriedige vollkommen das Bedürfniß des Publikums, oder die Zahl der Arbeiter habe das Bedürfniß schon überstiegen. Gegen das Interesse und den Egoismus, der die Gemeindebehörde influenzirt, gegen den natürlichen Widerwillen, sich einen Konkurrenten aufzuladen, der jeden Gewerbetreibenden

derſelben Branche ſtachelt, werden die Gründe, welche der Aufnahmebegehrende für die Wahrſcheinlichkeit ſeines Fortkommens anführen kann, nimmer ausreichen. Es kann nie an Gegengründen fehlen, nie an ſogenannten Erfahrungen darüber, daß der Eine oder der Andere in dieſem Geſchäfte verdorben iſt; das Hiſtoriſche des Falles akkommodirt ſich gar leicht der Brauchbarkeit für den Zweck, und die größere oder geringere Schwierigkeit der Beweisführung hängt von der Geneigtheit oder dem Widerſtreben der Behörde ab, ſich überzeugen zu laſſen.

Wo alſo das Urtheil über die Gelegenheit zum Erwerbe nicht von Demjenigen, der am natürlichſten dabei intereſſirt iſt, abhängt, ſondern von einem Dritten, da wird der Inhalt deſſelben nicht zweifelhaft ſeyn, und in der Regel jedesmal ſich gegen den Ankömmling richten. Es iſt hier für jetzt nur noch die Rede von Demjenigen, der nicht im Beſitze von Dem iſt, was man gemeinhin Vermögen nennt.

Die Zahl der Menſchen, deren ganzes Kapital in ihrer Geſundheit, Arbeitsluſt und Arbeitskraft beſteht, iſt aber die bei weitem größere; ziemlich ſorgfältige ſtatiſtiſche Berechnungen erweiſen, daß mindeſtens $^{7}/_{10}$ der ganzen Bevölkerung von Deutſchland in dieſe Kategorie gehören; nach den Klaſſenſteuerliſten des Königreiches Preußen ſteuerten im Jahr 1830 in der vierten (letzten Haupt-), Klaſſe und zwar in der zehnten Stufe, 242,469 Haushaltungen und 5720 Einzelne, in der eilften Stufe 504,835 Haushaltungen und 105,173 Einzelne, und in der zwölften Stufe 2,460,740 Einzelne; zuſammen alſo 747,304 Haushaltungen und 2,571,635 Einzelne. In allen übrigen Klaſſen 530,890 Haushaltungen und 12,419 Einzelne. Es iſt anzunehmen, daß die eilfte und zwölfte Steuerſtufe faſt nur, die zehnte meiſtentheils ſolche Perſonen und Familien umfaßt, welche kein anderes Kapital, als das der Arbeitsluſt und Arbeitsfähigkeit beſitzen. Dieſes Kapital muß natürlich von ſeinem Werthe verlieren, wenn man es nicht mehr frei verwenden darf, wann und wo man auf günſtigen Erfolg hoffen kann.

Das Vertrauen auf die Fruchtbarkeit der Anſtrengung iſt einer von den Hauptbeſtandtheilen dieſes natürlichen Kapitals, die Freudigkeit, welche Schwierigkeiten überwindet und Entbehrungen ertragen lehrt.

Die Erfahrung zeigt, daß jede physische Kraft, auf die gemeinste Arbeit angewandt, so wie jede andere Fertigkeit, mit welcher sich menschliche Bedürfnisse befriedigen lassen, in der Regel hinreicht, dem Individuum, welches sie besitzt, für sich und die Seinigen Unterhalt zu verschaffen.

Das Streben jedes Menschen nach Verbesserung seines Zustandes ist so groß, daß man mit vollem Vertrauen die Wahl der Mittel dazu, wohin namentlich die des Aufenthalts gehört, ihm selbst überlassen kann, und kein fremdes Interesse ist so mächtig, daß eine scharfsinnigere und richtigere Beurtheilung als die der eigenen Lage von ihm zu erwarten wäre. Am wenigsten ist dazu eine Obrigkeit geeignet, oder überhaupt die Frage zu einer Verhandlung vor einer Obrigkeit, da sich das Vertrauen auf den Erfolg der Arbeit an einem bestimmten Orte auf eine Kette von Wahrnehmungen und Voraussetzungen gründet, über deren Statthaftigkeit eine förmliche Beweisführung ganz unmöglich ist.

Das Beharren auf einer solchen wird daher alle Diejenigen, welche kein anderes Kapital, als das erwähnte, besitzen, sofern nicht ganz besondere, in der Regel nicht zu vermuthende Umstände eintreten, in die Lage versetzen, den bisherigen Wohnort auch dann nicht verlassen zu können, wenn keine Gelegenheit zum Erwerbe für sie vorhanden ist.

Dadurch entsteht dann eine künstliche Armuth; bei dem Bewußtseyn, daß sein Loos bei nur freigegebenem Aufsuchen der Gelegenheit zum Erwerbe sich günstiger gestalten könne, wird sie dem Armen zur Schmach, und empört gegen die gesellschaftlichen Einrichtungen, deren widernatürlichen Druck die Bestrebungen niederhält, von denen Wohlstand, Ehre und Familienglück erwartet werden können. Wer die Armen scheut, der mag sie doppelt fürchten, wenn dem Neide gegen die vom Glücke Begünstigten sich noch der Groll zugesellt über absichtliche Härte, und die Erprobung an dem eigenen Geschicke, daß bei dem Fortbestehen der gegenwärtigen Zustände keine Verbesserung ihres Looses zu hoffen sey.

Vor dem Gewichte solcher Befürchtungen verbleicht denn fast die traurige Wirkung des Ausschließungsprinzips in der Gegenwart, und auf dem enger begrenzten Raume; sie heißt gestörter Umlauf der Arbeit, Verminderung der Erwerbsquellen, und direkte

Vermehrung der Armen. Alſo gerade was vermieden werden ſoll, das wird herbei geführt; die Natur vereitelt die Beſtrebungen der Menſchen mit furchtbarer Ironie. Gibt es noch ein zweites oder ein ſtärkeres Beiſpiel von der Abgeſchloſſenheit der Gemeinden und ihren Wirkungen, als das, welches England darbietet?

Die 43ſte Akte der Königin Eliſabeth verordnete im zweiten Hauptſtück, daß jedes Kirchſpiel zur Verſorgung ſeiner eigenen Armen verpflichtet ſey, und daß jährlich Armenpfleger ernannt werden ſollten, welche mit Zuziehung der Kirchenvorſteher die zu dieſem Endzwecke nöthigen Summen durch eine Kirchſpielſteuer zu erheben hätten. Die Frage, wer die Armen aus einem Kirchſpiele ſeyen, und unter welchen Bedingungen der Anſpruch auf Verpflegung von einem Kirchſpiele erworben werden könne, wurde durch die 13te und 14te Akte Karls II. in der Art entſchieden, daß ein ununterbrochener vierzigtägiger Aufenthalt das Heimathrecht in einem Kirchſpiele begründe. Innerhalb dieſer vierzig Tage ſollten zwei Friedensrichter auf eine von den Kirchenvorſtehern oder Armenpflegern angebrachte Klage berechtigt ſeyn, jeden neuen Einwohner nach demjenigen Kirchſpiele zu ſchicken, wo er zuletzt eine rechtmäßige Heimath gehabt, wofern er nicht entweder 10 Pfund jährlicher Rente Werths gemiethet hätte, oder zur Sicherheit des Kirchſpiels, in dem er ſich befände, eine Bürgſchaft leiſten könnte, die von den beiden Friedensrichtern für hinlänglich erkannt würde.

Nach der 1ten Akte Jakobs II. durfte der vierzigtägige Aufenthalt nur von dem Zeitpunkte an gerechnet werden, wo der Arme einem von den Kirchenvorſtehern oder Aufſehern des Kirchſpiels, worin er ſich niedergelaſſen, eine ſchriftliche Anzeige von ſeiner Wohnung und der Anzahl ſeiner Familie eingehändigt hatte. Dieſe Beſtimmung erfuhr durch die 3te Akte Wilhelms III. noch eine neue Beſchränkung, indem dieſe verordnete, daß der vierzigtägige Aufenthalt nur von der öffentlichen Verkündigung einer ſolchen ſchriftlichen Anzeige an, und zwar von der Verkündigung des Sonntags in der Kirche ſogleich nach dem Gottesdienſte, ſolle berechnet werden dürfen. Alle dieſe Akten zielen nicht darauf, die Niederlaſſungen zu erleichtern, ſondern nur zu verhüten, daß Keiner ſich unvermerkt in ein Kirchſpiel einſchleiche, und das Kirchſpiel in die Lage zu bringen, den neuen Ankömmling fortzuſchaffen. Zwar

wurden noch einige Anordnungen über den Erwerb der Heimath, auch ohne solche Anzeigen, unter gewissen Voraussetzungen erlassen; es waren diese jedoch so künstlich gestellt und so schwer zu erfüllen, andererseits aber in ihren Wirkungen so leicht zu vereiteln, daß sie keineswegs dazu dienen konnten, unbemittelten Leuten die Uebersiedelung möglich zu machen.

Die dadurch herbeigeführte große Störung im Umlaufe der Arbeit veranlaßte, daß durch die 8te und 9te Akte Wilhelms III. die Certifikate eingeführt wurden. Wenn Jemand ein Certifikat vom Kirchspiele, worin er zuletzt rechtmäßig angesessen gewesen war, von den Kirchenvorstehern und Armenpflegern unterschrieben, und von zwei Friedensrichtern genehmigt, brächte, so solle jedes andere Kirchspiel verbunden seyn, ihn aufzunehmen, dagegen aber auch das Kirchspiel, welches das Certifikat ausgestellt, für immer verpflichtet bleiben, im Falle der Verarmung die Kosten seines Unterhalts und der Rücksendung zu bezahlen.

Fast alle stillschweigenden Erwerbungen des förmlichen Heimathrechts wurden aufgehoben. Eine wirkliche Erleichterung in der Uebersiedelung wäre nun gewährt gewesen, wenn auch das Kirchspiel, dem die Person angehörte, hätte genöthigt werden können, ein solches Certifikat zu ertheilen. Dies ist jedoch nicht der Fall; die Ertheilung oder Versagung ist ganz in die Hände der Kirchspielsbeamten gelegt, und die Nachsuchung eines Befehls, die Kirchenvorsteher zur Ertheilung eines Certifikats zu nöthigen, ist von der Kings Bench geradezu zurückgewiesen worden.

Die Sache steht also jetzt so, daß das eine Kirchspiel nicht ohne Certifikat aufnimmt, weil es fürchtet, den Ankömmling dereinst ernähren zu müssen, und daß das andere das Certifikat nicht leicht ertheilt, weil es die Person, die ihm dereinst zur Last fallen kann, lieber unter den Augen behält, als sich der Gefahr aussetzen will, die Kosten der Rücksendung und der Ernährung zu tragen: denn ist einem Unverheiratheten einmal ein Certifikat ertheilt worden, so findet die Rücksendung fast immer Statt, wenn derselbe zur Ehe schreitet. *

Systematischer kann doch wohl die Abschließung einer Gemeinde gegen die anderen nicht seyn; und dessenungeachtet Uebervölkerung,

* Das Nähere bei Adam Smith. An inquiry into the Nature and causes of the Wealth of nations. Vol. I. Cap. X. Part. II.

Pauperismus und faſt unerſchwingliche Armentare! Auf 100 Köpfe 40 Arme, von denen jeder dem Staate 12 Pfund Sterling koſtet. Wir wollen nicht ſagen, daß die progreſſive Steigerung der Armuth die unmittelbare Folge des Abſchließungs-Syſtemes ſey; aber wir wollen uns auch nicht auf die Behauptung beſchränken, daß das Syſtem ſie nicht zu verhindern vermöge. Es hat ſeinen Theil daran. Von den 100,000 Menſchen, welche ſich in London jeden Morgen erheben, ohne daß ſie wiſſen, wovon ſie leben ſollen; von den 5 bis 6000 Handlungsdienern und Ladenmädchen, die aus der ungeheuren Anzahl von 140,000 ſich ſtets brodlos und geſchäftslos auf der Straße herumtreiben; von den 30,000 Menſchen ohne Erwerbsmittel, den 20,000 privilegirten Bettlern, den 12,000 zur Proſtitution privilegirten Weibern, und den 150,000 Spitzbuben verdankt ein großer Theil die ihm ſelbſt und der Geſellſchaft verderbliche Richtung ſeines Geſchickes einer Geſetzgebung, die die redliche Anwendung der Kräfte erſchwert, und daher maſſenweiſe zur Hauptſtadt treibt, wo in der ungeheueren Menſchenbewegung der Einzelne unbeachtet bleibt, und darauf rechnen kann, ſich auf irgend eine Weiſe zu erhalten, die Induſtrie mag ſich mit dem Gewiſſen vertragen oder nicht. *

Es iſt behauptet worden, ſo fahren die Vertheidiger der Freizügigkeit fort, daß die Geſtattung der Niederlaſſung, wenn ſie nicht ſchon von einem Verheiratheten in Anſpruch genommen werde, in der Regel die Gründung einer Familie zur Folge habe, daß alſo die Gemeinde im günſtigſten Falle nur auf kurze Zeit einen neuen Genoſſen, ſpäter aber deren mehrere erhalte, die alle in Concurrenz treten oder treten können, bei der Arbeit, bei dem Erwerbe, und bei der Wohlthätigkeit. Das iſt wahr; aber es iſt ein großer Irrthum, wenn man Wachsthum der Bevölkerung und Nahrungsloſigkeit als nothwendige Correlate betrachtet. So ſündigt die Natur nicht. Die Bevölkerung iſt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts in ganz Europa bedeutend, ſeit Herſtellung des Friedens ganz außerordentlich gewachſen und doch iſt mehr Wohlſtand in den unteren Klaſſen verbreitet, als vordem: die Kleidung iſt beſſer, die Nahrungsmittel ſind geſünder und reichlicher, und im Durchſchnitte wird ein höheres Lebensalter erreicht, als in

* Die enorme Ungleichheit des Arbeitspreiſes in England oft in Orten derſelben Gegend ſchreibt Adam Smith namentlich dieſem Syſteme zu.

früherer Zeit. Es ist mehr Bildung auch in den niederen Ständen, in den höheren herrscht größere Sittlichkeit, und die Verbrechen haben an Rohheit verloren, und auch der Zahl nach sich vermindert. Auch vor unserer Zeit hat es Arme gegeben; aber den Beweis ist man noch schuldig, daß ihre Anzahl in überwiegendem Verhältniß zu der Bevölkerung überhaupt gewachsen sey. Im Königreiche Preußen (ohne Neufchatel) haben Privatleute an Arme und Wohlthätigkeitsfonds in den letzten zehn Jahren neun Millionen geschenkt: diese Summe ist ansehnlich, aber es braucht deßhalb nicht gefolgert zu werden, daß in einer früheren Periode die Wohlthätigkeit geringer gewesen sey. Was unsere Zeit von der früheren wesentlich unterscheidet, ist die Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Verhältnisse aller Art, das Studium und die Anwendung der politischen Arithmetik, und eine innere Organisition der Staaten, die es erlaubt, genaue statistische Nachrichten zu sammeln. Die Frucht davon ist eine Masse von Erfahrungen gewesen, auch von bittern; denn, indem das Gewand, welches das Gemälde des bürgerlichen Lebens verhüllte, herunter gerissen ward, konnte man nicht darauf rechnen, lauter Erfreuliches und Erhebendes zu entdecken: auch die Gebrechen sind hervorgetreten, und eine Menge beruhigender Illusionen zerstört worden.

In einer der größeren Abtheilungen des preußischen Staates hat vor etwa fünfzehn Jahren eine sorgfältige Aufnahme der Irren die ungeheuere Anzahl von 6000 auf nicht ganz vierthalb Millionen Einwohner ergeben. Dieser Zweig der Krankenpflege war am Schlusse des vorigen, und in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts fast überall in Deutschland vernachlässigt, und es fehlt an keinem Orte die Erinnerung an Seelenstörungen, die entweder das Anlegen an die Kette zur Folge hatten, oder, wenn der Geisteskranke unschädlich und deßhalb der Freiheit nicht beraubt war, ihn zum Spotte der Kinder machte. Daß auf demselben Gebiete damals auch 6000 Irre gewesen seyn konnten und vermuthlich waren, daran dachte kein Mensch.

So ist es auch mit der Anzahl der Armen, und daß die der Bettler größer war als gegenwärtig, das ist eine Thatsache, für deren Wahrhaftigkeit eines Jeden Zeugniß aufgerufen werden kann. Unter 10,000 Menschen wird man mehr gute Wirthe, mehr einsichtsvolle, betriebsame Personen finden, als unter 1000, aber

auch mehr Liederliche, Leichtſinnige, Verſchwender, Sieche und Krüppel. Wenn alſo mit der ſteigenden Bevölkerung die Anzahl der Armen auch wirklich geſtiegen iſt, ſo begründet dieſe Erſcheinung an ſich noch keine Beſorgniß: dazu würde nur dann Anlaß ſeyn, wenn die Zahl der Armen raſcher angewachſen wäre als die Geſammtbevölkerung, und wenn gleichzeitig Zeichen von Verminderung des allgemeinen Wohlſtandes wahrzunehmen wären. Das erſte iſt jedoch nicht erwieſen, und bei der unbeſtreitbar ſteigenden Prosperität aller Klaſſen iſt es auch nicht einmal wahrſcheinlich. Daraus folgt der Ungrund der zweiten Vorausſetzung von ſelbſt. Es muß daher erlaubt ſeyn, die Gefahren, welche die Vermehrung des Menſchengeſchlechts drohen ſoll, noch für chimäriſch zu halten; wäre die Theorie auch richtig, ſo zerſtiebt ihr Gebäude doch vor jedem der großen Athemzüge der Natur; eine Ueberſchwemmung, ein Mißwachs, ein Krieg, eine Seuche vereitelt alle Berechnung; auf ſolche Grundlagen kann ſich Niemand, alſo auch der Staat nicht, die Befugniß zuſprechen, die wirklichen natürlichen Rechte ganzer Klaſſen von Staatsbürgern zu beſchränken oder gar aufzuheben.

Zu dieſen Rechten gehört nun die Verehelichung, wenn der Menſch das Alter erreicht hat, wo er das Bedürfniß der geſchlechtlichen Verbindung fühlt und die Kraft eine Familie zu ernähren. Würde man ihm auch die Niederlaſſung an einem anderen als an ſeinem bisherigen Wohnorte verwehren können, ſo folgt doch daraus nicht, daß er nun gar keine Ehe ſchließen werde. Es iſt ein Irrthum, wenn man die Freiheit der Niederlaſſung und die Geſtattung der Verehelichung zuſammenwirft. Um ſich zu verheirathen, dazu gehört allerdings ein Wohnort; wenn aber die Geſetze die Geſtattung der Verehelichung von gewiſſen Bedingungen im Intereſſe der künftigen Generation, der Gemeinde oder des ganzen Staates abhängig machen wollen, ſo wird die Verheirathung überall an dieſelben Bedingungen geknüpft ſeyn, und es bedarf daher nicht der Erſchwerung der Ueberſiedelung, um die Zunahme der Bevölkerung zu retardiren.

In manchen Staaten iſt in der Abſicht, die Generationen weiter auseinander zu rücken, damit weniger Menſchen zu gleicher Zeit leben, die Eingehung der Ehe vor Zurücklegung eines beſtimmten Lebensjahres verboten. In manchen iſt auch, wenn

dieſes Alter erreicht iſt, die Geſtattung von einer vorherigen Prüfung des Nahrungsſtandes Seitens der Obrigkeit mit oder ohne Zuziehung der Gemeinde abhängig gemacht. Dies beweiſt wenigſtens, daß der Furcht vor Uebervölkerung im Allgemeinen und vor Ueberfüllung der Gemeinden mit nahrungsloſen Perſonen auch noch andere Abwehrungsmaßregeln zu Gebote ſtehen, als die Erſchwerung der Niederlaſſungen.

Es iſt dies jedoch nur eine Erwiederung auf die Behauptung unſerer Gegner; gehörte dieſe Materie ſpeziell in den Bereich der Frage, ſo würden wir nicht Anſtand nehmen, uns auch gegen jene obrigkeitlichen Heimathsbeſchränkungen zu erklären. Es iſt dies jedoch nicht der Fall, und wir wollen uns deßhalb mit der Erhebung einer einzigen Thatſache begnügen.

Im Königreiche Preußen ſind bekanntlich Mannsperſonen, welche das 18te, Frauensperſonen, welche das 14te Jahr erreicht haben, zur Eingehung einer Ehe berechtigt. Die Obrigkeit und insbeſondere die Gemeinde, hat ſich in dieſe Angelegenheit nicht zu miſchen. Dagegen hat der Vater, beziehungsweiſe die Mutter, die Großeltern und der Vormund das Recht, die Einwilligung zur Eingehung der Ehe zu verſagen, unter anderm:

wenn eine vernünftige und wahrſcheinliche Beſorgniß vorhanden iſt, daß die künftige Ehe unglücklich und mißvergnügt ſeyn werde;

wegen Mangel des nöthigen Auskommens;

wegen Verurtheilung zu einer infamirenden oder ſonſt ſchimpflichen Strafe;

wegen grober Laſter, Verſchwendung, Trunkenheit, Liederlichkeit;

wegen Krankheit.

(Allgemeines Landrecht Th. 2. Tit. 1. Abſchnitt 1. §. 37, 45 bis 57. 58 bis 62. 64.)

Dort iſt alſo die Sorge für die Zukunft der zu gründenden Familie in die Hände Derjenigen gelegt, welche ihre natürlichſten Beſchützer ſind, welche die Neigungen, den Charakter und die Erwerbsmittel der Betheiligten am genaueſten kennen, und die die angeborene Zärtlichkeit oder die ganz ſpezielle Verpflichtung beſtimmt, ſich weder gegen die Wünſche ihrer Angehörigen einnehmen zu laſſen, noch ſich über die Verderblichkeit ihrer Wünſche zu verblenden.

Daß in dieſem Staate, und zwar faſt durchgängig, großes materielles Wohlſeyn herrſcht, und ſelbſt große Zufriedenheit, was auch die Krapüle von allen Farben und Formen dagegen aufbringen mag, das iſt nicht zu widerſprechen; es beweiſt dies allerdings nicht die Vortrefflichkeit der erwähnten Einrichtung, da dieſelbe aber ſehr tief ins Leben greift, ſo beweiſt es mindeſtens ihre Unſchädlichkeit, und das iſt vorerſt genug. Aber einen andern, und zwar einen ſchlagenden Beweis ſind wir darzulegen im Stande. In Preußen wurden im Jahre 1838 566,029 Kinder geboren, von denen nur 39,770 uneheliche waren, daher das Verhältniß ſich wie 1 zu 13¼ ſtellt.

Wir kennen ein kleines deutſches Land, wo die Sorge für den Nahrungsſtand eine beiſpiellos gründliche Erörterung bei jedem Heirathsgeſuche veranlaßt; wo das heirathsfähige Alter weit über die natürlichen Grenzen hinausgerückt iſt, wo die Gemeinden mit allen Einwänden bereitwillig gehört, wo auch die Niederlaſſung aus mißverſtandenen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen und in der Angſt, daß die ganze Welt ſich ſonſt dorthin drängen könne, erſchwert wird. Da man wohl die Ehe, nicht aber die Geſchlechtsneigung verhindern kann, und da man wohl weiß, daß die Befriedigung, welche im erlaubten Wege verſagt werden, auf dem verbotenen geſucht werden wird, ſo hat man alle Maßregeln des Mittelalters gegen unerlaubten Beiſchlaf ſorgfältig konſervirt; der Schwängerer zahlt Defloratiosgebühr und Alimente, er und die Geſchwächte wandern ins Zuchthaus, der Geiſtlichkeit ſind die Geldſtrafen in partem salarii überwieſen, damit der Fall der öffentlichen Kognition nicht entgehe, ſogar die Kirchenbußen beſtehen noch; und trotz allem dem iſt die uneheliche Proliſikation in dieſem zum größten Theile Ackerbau treibenden Lande ſo groß, daß die jährliche Anzahl ihrer Früchte hart hinter den der größten Städte kommt.

Mehr oder minder findet ſich überall Daſſelbe wieder, wo die bürgerliche Geſellſchaft den natürlichen Neigungen im Streben nach ihrer geſetzlichen Befriedigung künſtliche Schranken entgegenſtellt.

Nun mag zwar Derjenige, welcher nur die Zunahme der Bevölkerung fürchtet, durch ſolche Ergebniſſe wenig beunruhigt werden, vielleicht ſogar befriedigt; denn die Anzahl der unehelichen Geburten wird doch immer geringer ſeyn, als die der ehelichen aus derſelben Verbindung geweſen wäre, und die Sterblichkeit der

unehelichen Kinder iſt um die Hälfte größer. Wenn aber die vermehrte Art der Unſittlichkeit eine der Ausdehnung und Intenſität nach weit geringere als die aus dem Elende der Uebervölkerung mit Nothwendigkeit entſpringende genannt wird, ſo muß es uns erlaubt ſeyn, dieſer Behauptung das Anerkenntniß zu verweigern. Die Uebervölkerung iſt ein Phantom; wäre die Natur in ihren Schöpfungs- und Zerſtörungsformen nicht weit reicher als der Gedanke des Menſchen, ſo hätten wir uns nach Malthus politiſch-arithmetiſchen Grundſätzen ſchon längſt aufgefreſſen, oder es hätte das richtige Verhältniß zwiſchen Produktion und Verzehrung durch den Hungertod in Maſſe ausgeglichen werden müſſen. Es iſt Keines von Beiden geſchehen. Aber Das iſt gewiß, daß nichts im gleichen Maaße die Bürgſchaft für zukünftiges Unglück, Elend und moraliſches Verderben in ſich trägt, als das Unglück der unehelichen Geburt. Sie haftet wie ein Fluch an dem Menſchen; ſein Eintritt in das Leben wird nicht freudig begrüßt, ſein Daſeyn iſt ein Unglück für die Mutter, überall zur Laſt und ein wandelnder Vorwurf entbehrt er der zärtlichen Liebe, der freundlichen Nachſicht, der geſchwiſterlichen Anhänglichkeit, der ernſten väterlichen Leitung, des ganzen Familienlebens. Er verliert die Harmloſigkeit, wenn er zu denken beginnt, er ſieht ſich verachtet von ſeinen Altersgenoſſen, er iſt keines Menſchen Stolz und Freude. Die Folgen geben ſich von ſelbſt. Das Bild ließe ſich noch weiter ausmalen. Es eignet ſich für eine ſchwellende Phantaſie, für eine geſchicktere Feder und zur beſondern Behandlung. Aber es genügt auf alle Kriminalſtatiſtiken hinzuweiſen. Das Unglück der unehelichen Geburt iſt faſt überall die Grundlage des Verderbens. Darum kann die geringere Produktivität des außerehelichen Geſchlechtsumgangs für uns keine Beruhigung gewähren. Das Laſter und das Verbrechen gehen öffentlicher durch das Leben als die Tugend, und das böſe Beiſpiel wirkt ſicherer als das gute; eine Staatsmaßregel aber, die zum ſittlichen Verderben erzieht, hat keinen Anſpruch auf Glauben an ihre innere Güte.

Die befürchtete Vernichtung des korporativen und ſogar des Privateigenthums iſt eines von den grellen Bildern, wie ſie einer geſchäftigen Phantaſie nicht fehlen, wenn es gilt einer an ſich nicht auf feſten Fundamenten beruhenden Behauptung durch effektvolle Darſtellung Eingang zu verſchaffen.

Gegen das Recht der Gemeinde auf den ausſchließlichen Genuß derjenigen Nutzungen, welche bei zweckmäßiger Verwaltung und nach Beſtreitung der korporativen Bedürfniſſe übrig bleiben, wird nichts eingewendet; will der Ueberſiedler daran Theil nehmen, ſo iſt es billig, daß er ſich mit der Gemeinde abfinde, und der Geſammtheit der Intereſſenten in dem Verhältniſſe Erſatz leiſte, als er durch ſeinen Zutritt ihren Genuß ſchmälert. Das Wohnen im Orte, die Mitbewerbung im Geſchäftsverkehre hat dieſe Wirkung nicht. Es mag ſeyn, daß eine anſehnliche Vergrößerung des Ortes, eine bedeutende Steigerung der Seelenzahl die Nothwendigkeit der Gründung neuer, der Erweiterung mancher ſchon vorhandenen Kommunalanſtalten mit ſich bringt; es kann ſeyn, daß dazu ein Theil des korporativen Vermögens verwendet werden muß. Dieſe Verwendung iſt alsdann eine ganz beſtimmungsmäßige. Hat das korporative Eigenthum wirklich ſeine Natur rein bewahrt, ſo gehört es nicht den einzelnen in der Gemeinde lebenden Perſonen, ſondern der idealen Gemeinde. Die Gegenwart iſt nur die Verwalterin der Zukunft; es ſoll allen korporativen Zwecken und zwar aller zur Korporation gehörigen Einwohner dienen, und es werden daher die etwa früher aufgenommenen, oder im Orte gebornen in keinem Rechte gekränkt, wenn es nicht vorzugsweiſe zu ihrem Beſten verwendet wird, oder wenn der Zutritt neuer Mitglieder den Augenblick beſchleunigt, wo eine öffentliche Anlage gemacht werden muß. Denn der Eintritt in die Gemeinde begründet für den Neuaufgenommenen eine Verbindung, die nicht bloß in die Zukunft, ſondern auch in die Vergangenheit zurück greift; auch die Schulden der Korporation muß er mittragen helfen, wenn gleich ſie nicht zu ſeinen Gunſten gemacht worden; deßhalb muß er auch der Vortheile theilhaftig ſeyn.

Wer irgendwo ſeinen Hausſtand gründet, der thut es im Vertrauen auf ſein gutes Glück; er hofft auf Wohlſtand, Lebensgenuß, Ehre; die meiſten Veränderungen des Aufenthaltes fallen in die erſte Hälfte des Lebens. An Alter, Kränklichkeit, Hülfsbedürftigkeit wird in jener Periode nicht gedacht. Weder im Guten noch im Schlimmen kalkulirt die Vorſichtigkeit ſo genau; noch weniger würde ſie mit dem Leichtſinne ſich vertragen, der ſtets am erſten den Weg zum Hoſpitale findet; daher wird auch dieſes und das Armenhaus ſchwerlich die befürchtete Anziehungskraft üben,

und es wird wohl kein einziger Fall nachgewiesen werden können, wo Motive solcher Art zur Ortsveränderung bestimmt haben. Im Uebrigen muß die Antwort auf die Frage, wen der Stifter frommer oder milder Anstalten für genußberechtigt hielt, aus den Stiftungsbriefen sich ergeben, und es wird erlaubt seyn, anzunehmen, daß derselbe, wo keine andere Dispositiion getroffen ist, die Uebung der Mildthätigkeit überhaupt im Auge gehabt hat.

Die Gemeindezwecke erheischen oft den Eingriff ins Privateigenthum; die Gemeinde verlangt Dienste und erhebt Steuern von ihren Mitgliedern. Aber nicht von den alten allein, auch von den neuen; die Gefahr ist für die letztern nicht minder groß, zur Ernährung der neuerwerbenen Genossen aus ihren Mitteln beitragen zu müssen, als diejenige, welche den alten aus dem Hinzutritt eines neuen Einwohners erwachsen kann.

Es ist am Ende eine Voraussetzung ganz sonderbarer Art, daß der neue Ankömmling zu Grunde gehen werde. Darauf beruht jedoch der ganze Widerwillen, wenn er nicht in den stillen Motiven des Eigennutzes gesucht werden soll. Jener Voraussetzung widerspricht aber die Erfahrung.

Es ist in der zweiten Kammer der Baden'schen Ständeversammlung zur Sprache gekommen, „daß eine Vergleichung der „Bürgerlisten von 50 und 100 Jahre rückwärts mit den jetzigen „als Resultat das Verschwinden der alten Familiennamen ergebe, „wo sich noch der Name einer Familie finde, die vor 100 Jahren „da gewesen, da sehe man in den Nachkommen in der Regel „arme, schwächliche, wenig geachtete Leute, was in dem gesetz„lichen Wechsel der Natur liege. Die jetzt blühenden Geschlechter, „die zahlreichen und wohlhabenden Familien, die Mitglieder der „Gemeinderäthe seyen Einwanderer."

Noch mehr — der Regierungskommissarius hat nicht allein diese Behauptung bestätigt, und in der Erschwerung der Uebersiedelung eine Beschränkung der Naturgesetze gefunden, nicht allein die schon längst gemachte Erfahrung und Beobachtung angeführt, daß die obere Klasse der Gesellschaft sich aus den niedern Klassen ergänzt, daß in die Städte vom platten Lande und in dieses von den Gebirgen regelmäßig Einwanderer (aber nicht umgekehrt) strömen, und sich solchergestalt das Geschlecht verjüngt, sondern es ist von ihm zur Begründung dieser Ansicht auch noch die merkwürdige Thatsache

hervorgehoben worden, daß bei der Rekrutenſtellung in den Städten, welche bei Aufnahme neuer Bürger nachſichtig waren, in der Regel ein Drittel, oft die Hälfte mehr taugliche Mannſchaft ſich fand, als gefordert wurde; während in denjenigen Städten, wo die gegentheilige Praxis beſtanden hatte, oft die ganze Zahl der tauglichen jungen Männer nicht hinreichte, nur das Kontigent zu ſtellen. *

Nun iſt aber doch klar, daß das Vorhandenſeyn der Arbeitsfähigkeit, alſo der körperlichen und geiſtigen Kraft die Hauptbedingung der Ernährung und das Mehr oder Minder derſelben zugleich der Maßſtab für den reichlicheren oder nothdürftigeren Erwerb iſt.

In dem Beſitze dieſer Fähigkeit liegt die einzige wahre Bürgſchaft gegen Hülfsbedürftigkeit und Verarmung, nicht im Vermögen, wenigſtens keine ſtärkere. Es mag ſo groß ſeyn als es will, es kann verloren gehen. Von großem Vermögen iſt hier jedoch nicht die Rede. Knüpft man aber an den Beſitz eines beſtimmten Vermögens die Befugniß zur Niederlaſſung, ſo kann die Höhe der Forderung doch nur nach den allgemeinen Verhältniſſen der niedern Klaſſen der Geſellſchaft bemeſſen werden, und dann wird der nachzuweiſende Betrag ſo klein ſeyn, daß darin für die Gemeinde eigentlich gar keine Sicherheit des Fortkommens ihrer neuen Mitglieder, in der Verweigerung der Aufnahme wegen des Nichtbeſitzes dagegen eine große Härte liegt.

Es tritt hinzu, daß der Begriff von Vermögen zu den relativeſten gehört. Soll darunter baares Vermögen verſtanden werden, ſo muß entweder der nachzuweiſende Betrag ganz gering ſeyn, wodurch die Maßregel neben dem Veratoriſchen, was ſie enthält, einen Anſtrich von Lächerlichkeit gewinnt; oder die enge Begrenzung des Begriffs muß zu einer ungemeinen Erſchwerung der Niederlaſſungen führen. In beiden Fällen gibt es zwar Auskunftsmittel, die auch, wie die Erfahrung lehrt, in der Regel angewendet werden, nämlich das Geld wird geliehen und mit der einen Hand vorgewieſen, mit der anderen zurückgegeben. Soll

---

* Verhandlungen der Ständeverſammlung des Großherzogthums Baden im Jahre 1831. XLI. Sitzung vom 2. Juli 1831. S. 61 u. S. 83.

eine solche Umgebung verhindert werden, so scheint die Verpflichtung zur festen Anlage des Kapitals dies zwar in der Regel bewirken zu können; dadurch aber wird der Ankömmling in einem Augenblicke seiner Mittel, beziehungsweise der freien Disposition über dieselben beraubt, wo sie ihm am nützlichsten werden könnten, oder er fällt, was noch eher zu vermuthen ist, Wucherern in die Hände, woraus denn weiter folgt, daß die Gemeinde nichts anders als die erhöhete Wahrscheinlichkeit der Hülfsbedürftigkeit des Neuanziehenden durch ihre eigenen Maßregeln herbeigeführt hat.

In der Regel wird jedoch nicht baares Geld verlangt, sondern man begnügt sich mit dem Besitze von Geldeswerth; hier und da werden sogar die Kleider und das Leibweißzeug in Anschlag gebracht, und wer Bekannte und Freunde hat, mag auf diese Art ein ziemliches Vermögen nachweisen. Es ist der Fall vorgekommen, daß zu einer Bettstelle eine unglaubliche Anzahl von Kopfkissen zur Herstellung des erforderlichen Vermögens gerechnet wurde, die auf dieselbe Weise zusammengebracht worden waren. *

Ausstehende Forderungen, Mobilien, Handwerkszeug, sogar künftig zu hoffendes Vermögen ist Gegenstand der Berechnung; und man muß gestehen, daß die größte Erleichterung in dieser Beziehung die höchste Weisheit ist. Denn, da das Individuum, welches des Druckes sich erwehren will, immer Auswege ersinnen wird, so wächst der Reiz zur Umgehung der Anordnung mit der Schwierigkeit; das Gelingen aber führt zu verminderter Achtung vor den Gesetzen, und wird vielleicht der Grund zu neuen Illegalitäten. Alles was sich gegen diesen Vermögensnachweis anführen läßt, trifft noch in stärkerem Maaße die sogenannten Einkaufsgelder, d. h. diejenigen, welche nicht freiwillig bezahlt werden, um bestimmte Nutzungen zu erwerben, sondern womit der Gemeinde nur das Risiko vergütet werden muß, den Anziehenden und die Seinigen dereinst erhalten zu müssen.

Da hier eine wirkliche Zahlung und Vermögens-Entäußerung erfolgt, so wird nicht allein das kleine Kapital, welches vermuthlich

---

* Verhandlungen der zweiten Kammer der Badischen Ständeversammlung LIV. Sitzung vom 6. Juli 1831. S. 21.

erworben, vielleicht Wohlstand begründet hätte, zerstört, und zwar, wenn für Frau und Kinder ebenfalls Einkauf gezahlt werden muß, desto mehr zerstört, je weniger der Familienvater entbehren kann, sondern dieser wird auch höchst wahrscheinlich Wucherern in die Hände geliefert, und dadurch der sichere Grund zur Verarmung gelegt.

Alle solche Vorsichtsmaßregeln sollen die Gemeinden gegen die Nachtheile der Verarmung ihrer Mitglieder schützen. Aber das Interesse der Gemeinde muß doch noch größer seyn, den Eintritt dieses Zustandes zu verhüten. Darin begegnet sich das Interesse aller Gemeinden und das jeder einzelnen; es geht dahin, keine Arme zu haben, und beschränkt sich nicht darauf keine zu bekommen; es muß daher jeder Gemeinde daran liegen, solcher Personen entledigt zu werden, die bei ihr nicht, wohl aber anderswo ihren Unterhalt finden können. Aber man denkt immer nur an diejenige Kommune, welche Personen aufnehmen soll, und nicht auch an die, welcher damit gedient ist, ihrer entledigt zu werden; die kurzsichtige Eifersucht der Betheiligten erlaubt nicht das Verhältniß im Ganzen zu erfassen, und noch weniger zu erkennen, daß selbst der Eintritt der befürchteten Rückwirkungen, Alles wohl erwogen, noch keinen Grund zur Beschwerde gibt.

Um dies Letztere darzuthun, ist es nothwendig, einen Blick auf das Prinzip der Kommunalarmenpflege zu werfen. Gemeinhin wird angenommen, daß die Verpflichtung der Gemeinde ihre Armen zu ernähren, sich ganz von selbst verstehe, weil sie in der Natur des Gemeindeverbandes begründet sey. Das ist historisch und auch sonst nicht richtig. Es ist schon oben erwähnt, daß die Mildthätigkeit gegen Bedürftige früher Sache der Religion und des Herzens war, und daß erst in der neueren Zeit die Polizei die Kirche abgelöst hat. Es ist zu beklagen, daß es so gekommen ist. Die Bestimmung, daß die Gemeinde ihre Armen ernähren soll, ist ganz positiv. An sich ist Niemand dazu verpflichtet; nur vom Staate verlangt die öffentliche Moral und die Politik, daß er keinen seiner Angehörigen hülflos lasse. Es gibt Staaten, welche diese Verpflichtung dadurch gelöst haben, daß sie die erforderlichen Summen im Wege der allgemeinen Besteuerung aufbringen ließen; es gibt andere, in denen für diesen Zweck besondere größere Verbände gebildet wurden, und die meisten

Staaten haben die Laſt der Ernährung der Hülfsbedürftigen denjenigen Gemeinden aufgelegt, in deren Bereiche ſie wohnen.

Hieraus erklärt ſich, daß die Uebertragung der Unterſtützungspflicht auf die Kommunen nichts anders als ein Repartitionsmodus einer Staatslaſt iſt; ein Repartitionsmodus, der ſich vor anderen durch größere Leichtigkeit zweckmäßiger Unterſtützung und Pflege, durch die größere Wohlfeilheit derſelben empfiehlt, und auch in der Betrachtung eine Begründung findet, daß bei der Gemeinde, deren geſellſchaftliche Zwecke der Verarmte früher fördern half, wohl das meiſte Intereſſe für ihn voraus geſetzt werden ſollte; nicht minder, daß der Arme hier noch am erſten Gelegenheit zu einigem Erwerbe, oder Unterſtützung durch Privatwohlthätigkeit zu erwarten hat, und daher eines verhältnißmäßig geringeren Beitrags aus öffentlichen Mitteln als anderswo bedürfen wird.

Da daſſelbe Prinzip für alle Gemeinden beſteht, ſo kann auch für die einzelne darin keine Härte liegen, wenigſtens keine ſolche, die ſich nicht in ſpäterer Zeit wieder vergütete; denn was ſie heute drückt, das wird ihr Morgen zu Statten kommen. Freilich gleichen ſich die günſtigen und widrigen Zufälle nicht ſo raſch aus, und es wird von 20 wohlhabenden Familien, die in einer Gemeinde ſich niedergelaſſen und deren Kräfte vermehrt haben, gar nicht geredet, wenn die Ernährung einer einzigen Verarmten alle Gemüther in Bewegung ſetzt. Aber es iſt überhaupt unmöglich Beifall durch Impoſition von Laſten zu erlangen, wie unvermeidlich dieſelben auch ſind, und wo die Armenverpflegung eine unmittelbare Staatsangelegenheit iſt, gibt die Armentare zu keiner billigeren Beurtheilung Anlaß, wenn gleich man das Subjekt, welches die Ausgabe verurſacht, nicht ſtets vor Augen hat.

Es wird dies wenigſtens beweiſen, daß Armenverpflegung und Aufnahme in den Gemeindeverband nicht in ſo unzertrennlichem Zuſammenhange mit einander ſtehen, als von Denjenigen vorausgeſetzt wird, deren Anſichten und Gründe wir eben beleuchtet haben.

Die Geſetzgebung in Deutſchland iſt nun auch, was den Punkt der Ernährungsfähigkeit betrifft, ſehr verſchieden.

In Preußen berechtigt zur Niederlaſſung der Nachweis, daß der Aufnahmebegehrende nicht wirklich arm ſey, d. h. das Daſeyn

oder der Nachweis der nöthigen Kräfte und Fähigkeiten, um durch Arbeit irgend einen Unterhalt zu gewinnen.

In Baiern * iſt ſie bedingt durch den Beſitz eines Grundvermögens, welches ein Simplum von 45 kr. oder die analoge Grundſteuer bezahlt, und bis zum Kapital dieſer Steuer ſchuldenfrei iſt, oder durch den Beſitz eines Gewerbes oder durch einen ſonſt geſicherten Nahrungsſtand.

Bei der Beurtheilung des Vorhandenſeyns des letzteren ſoll vor Allem auf Gelegenheit, Luſt und Tüchtigkeit zur Arbeit geſehen, und wenn dieſe Erforderniſſe vorhanden ſind, der einfache Lohnerwerb von dem Anſpruche auf Anſäſſigmachung nicht ausgeſchloſſen werden.

Im Königreiche Würtemberg ** kann demjenigen Inländer die Aufnahme in das Bürger- oder Beſitzrecht einer Gemeinde nicht verweigert werden, und zwar weder für ſich ſelbſt, noch für die unter väterlicher Gewalt ſtehenden Kinder, welcher zur Ausübung einer freien Kunſt oder Wiſſenſchaft, zum ſelbſtſtändigen Betriebe eines Handwerks, der Handlung oder der Landwirthſchaft perſönlich befähigt iſt, ein nach Verſchiedenheit des Ortes und der Zahl der Kinder zu bemeſſendes Vermögen nachweiſt, und eine Aufnahmegebühr bezahlt. Dagegen kann gegen ein Aufnahmegeſuch, zu deſſen Begründung den geſetzlichen Vorſchriften genügt wird, nicht geltend gemacht werden, daß die Einwohnerſchaft überhaupt, oder das zünftige Gewerbe, oder die unzünftige Handthirung, welche der Bewerber treiben will, in dem Orte überſetzt ſey.

In Hannover *** muß der Aufnahmebegehrende, ſofern er zur Klaſſe der Gewerbetreibenden gehört, nachweiſen, daß er ſo viel Vermögen beſitzt, um ſein Gewerbe anfangen zu können, daß er eine Konzeſſion oder die Aufnahme in die Gilden eines Ortes

---

* Geſetz vom 11. September 1825 über die Anſäſſigmachung und Verehelichung. §. 2 und 5.

** Hier iſt in §. 1 Nr. 3 auch noch eine die Beförderung allgemeiner Bildung bezweckende Bedingung geſtellt, nämlich, daß der vorſchriftsmäßige Schulunterricht vollendet, auch der Religionsunterricht während der Zeit der Sonntagsſchulpflichtigkeit fleißig beſucht worden. Geſetz vom 4. Decbr. 1833. Art. 18, 20, 29 und 25.

*** Verordnung vom 6. Juli 1827. §. 3.

erlangt hat, und daß er daſelbſt Wohnung findet; ſofern er zur Klaſſe der Handarbeiter oder Taglöhner gehört, muß er die Wahrſcheinlichkeit darthun, ſeinen Unterhalt auf längere Zeit zu finden. Dahin gehört beſonders, daß er arbeitsfähig, alſo nicht körperlich- oder altersſchwach iſt, und daß er Arbeit gefunden hat; außerdem muß er eine Wohnung gefunden haben. Der Nachweis eines ſonſtigen hinreichenden Vermögens wird ebenfalls als genügend angenommen, in Landgemeinden auch der Erwerb und Beſitz eines Hauſes.

Das königlich Sächſiſche Heimathsgeſetz ſtellt keinerlei Anforderungen dieſer Art. Es genügt, daß der Aufnahmebegehrende weder im Augenblicke ſeines Geſuchs, noch während des letzten Jahres, ſo wenig für ſich, als für ſeine Angehörigen, öffentliche Almoſen in Anſpruch genommen oder gebettelt hat. *

Das Badiſche Geſetz ** verlangt den Nachweis eines den Unterhalt einer Familie ſichernden Vermögens oder Nahrungszweiges, ferner den Beſitz einer nach Verſchiedenheit der Orte bemeſſenen Summe, die Zahlung eines Einkaufgeldes, und, wenn die Gemeinde Almandnutzungen beſitzt, die Erwerbung der Mitberechtigung durch eine weitere Zahlung. Iſt die Frau keine Bürgerstochter oder Bürgerswittwe, ſo muß auch ſie Vermögen nachweiſen, und Einkaufsgeld bezahlen. Es iſt Grundſatz, daß man, um aufgenommen zu werden, das volle Bürgerrecht erwerben muß.

Die großherzoglich Heſſiſche Gemeindeordnung *** führt als Grund der Aufnahmeverweigerung an: „wenn der Nachſuchende ſich nach menſchlichem Anſehen rechtlich zu ernähren nicht im Stande ſey.“ †

---

* Geſetz vom 26. November 1834. §. 16 und 17.

** Geſetz vom 23. April 1832.

*** Geſetz vom 30. Juni 1821. Art. 46.

† Bei der Diskuſſion dieſer Beſtimmung in der zweiten Kammer der Landſtände, wurde die Frage, ob darunter bloß perſönliche Fähigkeit, oder zugleich der Nachweis der Gelegenheit zu lukrativer Anwendung der Kräfte zu verſtehen ſey, erörtert, und jener Nachweis als eine überflüſſige, unpraktiſche und ſchädliche Beſchränkung von der großen Mehrheit verworfen. Die Staatsregierung interpretirte darauf die Geſetzſtelle in der Art, „daß Derjenige zur „Anſiedelung für berechtigt zu erachten, welcher geſunde Glieder, und

Im Großherzogthum Oldenburg genügt zur Ueberſiedelung die Beſcheinigung, daß der Aufzunehmende ſich bis dahin redlich ernährt hat, ohne fernere Unterſuchung oder Nachweiſung in Betreff des künftigen Unterhalts. *

Gleiche Vorſchrift beſteht in den deutſchen Staaten des Königs von Dänemark. **

Der die Obrigkeit überzeugende Nachweis, ſich rechtlich und genügend ernähren zu können, iſt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz zur Bedingung geſtellt. ***

In Mecklenburg-Schwerin beſteht für die Ueberſiedelungen in die Reſidenzſtadt Schwerin † die Beſtimmung, daß der Geſuchſteller entweder ſo viel Vermögen nachweiſen muß, als erforderlich iſt, um wenigſtens zwei Jahre ohne weiteren Erwerb mit den Seinigen zu ſubſiſtiren, oder die ſonſt genügende Ausſicht zur Erwerbung eines hinlänglichen Auskommens durch ſeine Geſchicklichkeit oder ſeine Körperkraft, und die Mittel ſich auf eigene Koſten ſeinem Berufe gemäß einzurichten. Verſagt ſoll aber auch dann noch die Aufnahme werden, wenn zu erwarten iſt, daß die vorhandenen Gewerbsleute durch die Konkurrenz des neuen Ankömmlings beträchtlich leiden, oder gar in Dürftigkeit gerathen werden.

In Sachſen-Weimar iſt die Aufnahme zunächſt von dem Ermeſſen der Gemeinde abhängig erklärt, die Staatsbehörde jedoch ermächtigt, die Zuſtimmung zu ergänzen, wenn ſie ohne genügenden Grund verweigert worden ſeyn ſollte.

Dieſe Ergänzung iſt jedoch ausgeſchloſſen:

„bei mangelnder Nachweiſung, daß der Aufzunehmende den Unterhaltsbedarf für ſich und bezüglich für ſeine Familie entweder im Abwurfe ſeines Vermögens beſitze, oder am Orte der beabſichtigten Niederlaſſung erwerben könne;

„dadurch die Fähigkeit habe, ſich zu ernähren." (Verhandlungen der zweiten Kammer der Landſtände im J. 1821. 7r. Bd. 1ſt Heft, S. 17. — Die Anſichten ſollen ſich jetzt geändert haben.)

* Geſetz vom 22. Merz. 1780. Publikandum vom 26. Decbr. 1823.

** Geſetz vom 23. Decbr. 1808. Art. 2.

*** Verordnung vom 3. Februar 1809. §. 4.

† Verordnung vom 9. April 1823. Art. 5.

„bei ſonſtiger gegründeter Beſorgniß einer künftigen Beläſtigung der Gemeinde durch den Aufzunehmenden, z. B. wenn weit vorgerücktes Alter mit Kränklichkeit und zahlreicher Familie an unerzogenen und hülfsbedürftigen Kindern zuſammen kommt, oder wegen gänzlichen Mangels an Wohnungsunterkommen. *

Im Herzogthum Braunſchweig iſt hinreichendes Vermögen oder der Beſitz ſonſt genügender Mittel zum Unterhalte der Familie, auch der Beſitz einer Wohnung, Bedingung der Aufnahme.

Will ein Handarbeiter als Häusling in eine Landgemeinde aufgenommen ſeyn, ſo muß die Obrigkeit erwägen, ob er an dem betreffenden Orte ſich von ſeiner Arbeit werde ernähren können, auch ob ſeine Niederlaſſung nicht mit nachtheiligen Folgen für das Fortkommen der ſchon vorhandenen Arbeiter verbunden ſeyn werde. Ergibt ſich ein für den Häusling nachtheiliges Reſultat, ſo hat nicht allein die Gemeinde das Recht der Aufnahme zu widerſprechen, ſondern dieſe kann ſogar gegen den Willen der Gemeinde von dem Kreisamte verweigert werden. **

Im Herzogthum Naſſau iſt Erforderniß zur Begründung eines Wohnorts ein erlaubter, den Unterhalt der Familie ſichernder Nahrungszweig, und das nach den Ortsſtatuten zu bemeſſende Vermögen. Ueber das Vorhandenſeyn beider Vorausſetzungen müſſen ſich die herzoglichen Aemter Gewißheit verſchaffen. ***

In Sachſen-Altenburg kann keine Gemeinde gezwungen werden, einen Inländer aufzunehmen, wenn er nicht von der Gemeinde ſeines bisherigen Wohnorts eine Verſicherung beibringt, daß ſie im Falle der Verarmung ihn ernähren werde. †

Selbſt wenn dieſe Verſicherung ertheilt wird, der Umzug aber nicht von Dorf zu Dorf geſchehen ſoll, ſondern von einer Stadt in die andere, oder von dem Dorfe nach der Stadt, kann die Gemeinde wider ihren Willen zur Aufnahme nicht angehalten werden.

---

* Geſetz vom 11. April 1833. §. 21.

** Verordnung vom 4. Mai 1830. §. 18 u. 19.

*** Verordnung vom 2. Febr. 1816. §. 2 u. 3. Verordnung vom 12. Juli 1816. §. 6 bis 8.

† Regulativ vom 19. Januar 1819. §. 58 bis 63. — Gerade ſo wie in England.

In den Sachſen-Meiningen'ſchen und Coburg-Gotha'ſchen Landen wird Erwerbsfähigkeit und Gelegenheit, und nach Verſchiedenheit des Orts Vermögensnachweis verlangt.

Gleiche Grundſätze beſtehen in Anhalt-Deſſau, * in Lippe-Detmold, ** in den Reuſſiſchen, *** in den Schwarzburgiſchen, † und in allen übrigen deutſchen Landen.

Bisher war von der wirklichen Aufnahme in die Gemeinden und die daraus entſpringenden Heimathrechte die Rede.

Aber die Geſetzgebungen mancher Staaten kennen auch ein ſtillſchweigend erworbenes. Es iſt hierunter nicht das durch polizeiliche Zuweiſung begründete der Heimathloſen, nicht das angeborne im Geburtsorte, oder im Wohnorte der Eltern, verſtanden, ſondern dasjenige, welches durch fortgeſetzten Aufenthalt erworben wird.

Die größte praktiſche Wichtigkeit hat dieſer Gegenſtand in dem Verhältniſſe der Staaten unter ſich; in allen Conventionen der Bundesländer über Aufnahme von Vagabunden und Ausgewieſenen ſpielt er eine große Rolle; dem Zwecke dieſer Abhandlung liegt er unter dem Geſichtspunkte der Staatsangehörigkeit fern; hier ſoll nur das Verhältniß der Inländer zur Sprache kommen.

In den Staaten, wo es geſetzlich feſtſteht, daß das Heimathrecht, wenn es nicht ausdrücklich erhalten wird, durch Veränderung des Aufenthaltsortes einmal verloren gehen muß (wie z. B. in Preußen durch dreijährige, in Mecklenburg-Schwerin durch zweijährige Abweſenheit), bleibt nicht wohl etwas Anderes übrig als an die längere oder kürzere Dauer des Aufenthaltes die Erwerbung einer Heimath zu knüpfen. Außerdem würde ſtets eine nicht geringe Anzahl von Heimathloſen vorhanden ſeyn. Aber jenes Motiv iſt es nicht allein, was dieſe Erwerbungsart in die Geſetzgebung eingeführt hat.

---

* Edikt vom 10. Januar 1772. Edikt vom 25. Februar 1773. §. 12. Verordnung vom 29. Febr. 1788 und vom 4. April 1789.

** Verordnung vom 29. Januar 1805. §. 2.

*** Verordnung vom 26. Oktober 1822.

† Der edle Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen hat kürzlich den einheirathenden Frauen den Nachweis eines Einbringens u. ſ. w. erlaſſen.

Man nimmt an, daß der längere Aufenthalt, welcher mit der Uebung eines Lebensberufes verbunden ist, auf der einen Seite einer ausdrücklichen Erklärung der Absicht am Orte zu verbleiben durch seine Offenkundigkeit gleich zu achten sey, auf der anderen Seite aber auch dazu diene, die Gemeinde besser als irgend etwas Anderes von der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der neuen Erwerbung zu überzeugen. Denn Das scheint wohl ausgemacht richtig, daß wenn ein Individuum sich allein oder mit Familie eine Reihe von Jahren in einer Gemeinde redlich ernährt, es in der Regel mehr verzehrt, also auch mehr erworben hat, als an sogenanntem Einbringen nachzuweisen die beengendste Gesetzgebung fordern würde; ferner, daß dieses Individuum den Nachweis der Arbeitsfähigkeit, der Gelegenheit zur Anwendung seiner Kräfte, und mithin auch das Vorhandenseyn eines gewissen Vertrauens zu seinem Charakter eben dadurch auf die gültigste Weise dargethan hat. Stärker und unumstößlicher ist dieser Beweis, je länger der Aufenthalt dauerte.

Man kann auch in einer gewissen Periode, durch deren Ablauf aus dem temporären Aufenthalt ein Recht zum Verbleiben als Gemeindegenosse wird, eine Art von Probezeit und in deren Festsetzung eine Fürsorge für die Interessen der einzelnen Person sowohl, als der Gemeinde erblicken; endlich empfiehlt sich diese Art von Ersitzung des Heimathrechts auch in Beziehung auf die Armenpflege.

Es scheint der Billigkeit zu entsprechen, daß die Gemeinde, in welcher ein Mensch Jahre lang gelebt und gewirkt, die öffentlichen Lasten mitgetragen, Bekannte und Freunde gefunden hat, im Falle er hülfsbedürftig werden sollte, ihm beispringe; sie wird es lieber thun, auch mit geringerer Schwierigkeit und minderen Kosten bewirken, als eine andere, der er früher zwar angehört hat, aus welcher er jedoch schon lange entfernt lebt. Das Für und Wider dieser Ansicht hat in den ersten Blättern, wo von den Schwankungen der Ansichten bei den Entscheidungen der Konflikte unter den Gemeinden die Rede war, bereits seine Erörterung gefunden.

In der Hauptsache wird gegen diese Art, eine Heimath zu erwerben, noch eingewandt, daß die Nützlichkeit der Anordnung für die Gemeinden nur unter der Voraussetzung bestehe, daß sie

auch befugt erklärt werden, während der Dauer der Probezeit den Anzügler wegzuweisen; werde dies aber zugestanden, dann sey doch auch nicht abzusehen, weßhalb man die Erwerbung des Heimathrechtes nicht ohne weiteres von der förmlichen Annahme durch die Gemeinde abhängig mache; denn die Ertheilung jener Befugniß zeige gerade so viel Vertrauen zu dem verständigen Urtheil der Kommunen, als vorhanden seyn müsse, um über die ausdrückliche Aufnahme zu beschließen; werde dieselbe aber den Gemeinden verweigert, so sey nicht wohl zu begreifen, welche Beruhigung für sie in der Maßregel liegen könne; wenigstens werde sie nur in äußerst seltenen Fällen ihnen Nutzen bringen, im Allgemeinen aber gewiß schaden durch die Beweglichkeit, welche dadurch in den Wohnsitz der Familien, durch die Schwankungen, welche in den Begriff von demselben gebracht würden.

Von der Gegenseite wird es für ein höchst gefährliches Experiment erklärt, den Gemeinden solchen Einfluß zu verstatten, und auf die Erfahrung hingewiesen, nach welcher das Bestreben der Gemeinden, sich der künftigen Versorgung zu entziehen, in jenen Gegenden, wo der Erwerb des Heimathrechtes durch einen der Zeitdauer nach bemessenen Aufenthalt bedingt war, sich in förmlichem Austreiben der Fremden vor Ablauf der Periode äußerte, und die Staatsgewalt zu ausdrücklicher Untersagung dieses Verfahrens genöthigt hat. *

Durch längeren oder kürzeren Aufenthalt wird Heimathrecht erworben in Kurhessen, in Braunschweig, in Mecklenburg-Schwerin, in Hannover, in Weimar, in Schleßwig-Holstein, in Sachsen-Meiningen, Koburg-Gotha und Altenburg.

In Preußen wurde vor etwa zehn Jahren die gesetzliche Anordnung beabsichtigt, daß ein selbstständiges Individuum, welches ein Jahr lang und darüber in einem bestimmten Lebensberufe in einer Gemeinde sich aufhalte, ohne anderwärts einen festen Wohnsitz ausdrücklich beibehalten zu haben, und ohne Unterstützung in Anspruch zu nehmen, durch das Faktum des einjährigen Aufenthalts, auch ohne förmliche Aufnahme, Heimathrechte erwerbe.

Ein solches Gesetz ist bis jetzt nicht erschienen. Inzwischen geht die Praxis noch weiter; nach ihr genügt zur Konstituirung

* Königl. Dänisches, herzogl. Schleßwig-Holsteinisches Patent vom 23. Dez. 1808.

des festen Wohnsitzes mit Allem, was daran hängt, persönliche Gegenwart und die Absicht zu bleiben. Jede Hinzufügung eines ferneren Kriteriums wird als ungebührliche Verengung des Begriffs verworfen. *

Der Beweis der Absicht zu bleiben kann durch die Dauer des Aufenthaltes geführt werden, wie durch andere Handlungen; ein bestimmter Zeitverlauf wird aber nicht erfordert. Es existirt kein deutscher Staat, in welchem die Freiheit der Uebersiedelung mehr als in Preußen geschützt wäre. Zwar lassen sich hin und wieder Stimmen dagegen vernehmen, und die Anträge der Provinzialstände, denen ein dem Prinzipe der Freizügigkeit entsprechender Gesetzentwurf vorgelegt war, sind zum größten Theile auf Restriktionen gerichtet gewesen. Bei der enormen Zunahme der Bevölkerung, die denn doch zum größten Theile aus Personen besteht, die kein anderes Kapital, als das ihrer Arbeitsfähigkeit besitzen, und bei den großen Bedenken, welche einer Verkümmerung oder Beeinträchtigung dieses Kapitals durch Erschwerung der Gelegenheit zu seiner Verwendung entgegentreten, ist nicht zu vermuthen, daß die Regierung von der seit mehr als dreißig Jahren konsequent verfolgten Bahn abweichen werde. Was die neuere Zeit politische Freiheit nennt, ist den Unterthanen dieses Staates nicht gar reichlich zugemessen; dagegen genießen sie der bürgerlichen Selbstständigkeit im höchsten Grade; sie sind nicht beschränkt in der Wahl des Lebensberufes, nicht in der Wahl des Wohnortes, nicht vom Staate oder der Gemeinde bevormundet, wenn sie in das eheliche Verhältniß eintreten wollen. Es gibt so viele Länder, wo fast jede Handlung unter obrigkeitlicher Einwirkung und Kontrole steht, und wo von dem Augenblicke der Geburt bis zum Tode der Unterthan des behaglichen Gefühls der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nie froh wird; am größten ist die Regierungs-Liebhaberei in den kleinen Staaten, dort geht sie bis zur Frenesie, und die Verwaltung würde glauben ihre Bestimmung zu verfehlen, wenn irgend Etwas sich ohne ihr Vorwissen und Zuthun ereignen dürfte. Es soll nicht behauptet werden, daß der administrativen Thätigkeit nicht noch engere Gränzen in Preußen gesetzt werden könnten; aber wiewohl in keinem Staate mehr von dem Vielregieren, als

* Reskript des königl. Preußischen Ministeriums des Innern und der Polizei an die Regierung zu Stettin vom 7. Februar 1831.

in dieſem geſprochen wird, ſo mag doch ſchwerlich ein anderer zu finden ſeyn, in welchem in der That weniger regiert würde, und es iſt wohl anzunehmen, daß dieſer Grund nicht der letzte und unwichtigſte für die Zufriedenheit und Ruhe geweſen iſt, die vor allen andern deutſchen Ländern in Preußen in der verhängnißvollen Zeit nach der Julirevolution erhalten blieb.

Im Königreiche Sachſen hat man einen geiſtvollen Verſuch gemacht, die Differenzen zu vermitteln, welche zwiſchen dem Prinzipe der Anſiedelungsfreiheit und dem Iſolirungsbeſtreben der Gemeinden beſtehen: man hat das Heimathrecht für ein ganz für ſich beſtehendes, in der Regel nur durch die Geburt oder durch ausdrückliche freiwillige Verleihung der Gemeinden des Heimathbezirkes zu erwerbendes Recht erklärt. Jede Perſon und jedes Grundſtück muß einem Heimathbezirke angehören. Das Heimathrecht gewährt keinen weiteren Anſpruch als den auf Unterſtützung im Falle der Verarmung; es erzeugt keine andere Verbindlichkeit als zum verhältnißmäßigen Beitrage zur Armenverſorgung. Das Heimathrecht wird nicht durch noch ſo lange Geſtattung des Aufenthalts, nicht durch Aufnahme in den Gemeindeverband (wenn ſie nicht mit ausdrücklicher Ertheilung deſſelben verbunden iſt), nicht durch Beleihung mit einem Grundſtücke, ſelbſt nicht durch Ertheilung des Bürgerrechts (ſofern der Aufgenommene nicht darauf fünf Jahre lang im Orte gewohnt hat), nicht durch Unterſtützung während der Hülfsbedürftigkeit, noch auf irgend eine andere Art, als durch Geburt oder ausdrückliche Verleihung begründet. Der Heimathbezirk kann und wird in der Regel mit einem Gemeindebezirke zuſammenfallen; nothwendig iſt dies jedoch nicht. In Beziehung auf die Armenverſorgung iſt die Eintheilung des Landes in Heimathsbezirke die primäre Form; die ſelbſtſtändige Individualität einer Kommune als ſolcher, welche den Beſtandtheil eines Heimathbezirkes ausmacht, bleibt erhalten. *

* Das großherzogl. Sachſen-Weimar'ſche Heimathgeſetz hat dieſelbe Idee nicht mit gleicher Folgerichtigkeit, wie es ſcheint, verfolgt; noch weniger ein vor einigen Jahren bekannt gewordener Geſetzentwurf für das Herzogthum Sachſen-Meiningen. Bei dem Erlaſſe eines beſonderen Geſetzes über die Heimath in Bayern an demſelben Tage, an welchem jenes über Anſäßigmachung ꝛc. erſchienen iſt, hat ein ähnlicher Gedanke zu Grunde gelegen.

In solcher Weise ist das Gemeindewesen und die Armenversorgung streng geschieden, und damit den Kommunen der Vorwand zum Widerspruche gegen die freie Uebersiedelung genommen; diese freie Uebersiedelung kommt jetzt ihren Mitgliedern nur zu Statten, sie belästigt aber die Gemeinden nicht, denn der Aufenthalt, welcher nur gegen einen Heimathschein und einen das ganze letzte Jahr umfassenden Verhaltschein gestattet wird, und im Falle der Verarmung, eines Verbrechens, eines polizeiwidrigen Benehmens sofort versagt werden kann, verpflichtet sie zu nichts, und zur Ertheilung des Heimathrechtes werden sie nicht gezwungen. Der Beschwerde ist damit der ostensible Grund genommen, obwohl die Sache im Ganzen dieselbe geblieben ist; denn es werden nicht weniger Armenunterstützungen jetzt gereicht werden müssen als früher; im großen Ganzen also wird der Aufwand derselbe oder die Last sich gleich bleiben. Aber es scheint schon ein sehr wesentlicher Gewinn, daß eine Form gefunden worden, welche den Gemeinden das direkte Interesse zum Widerspruche entzieht. Ob nicht der Widerwille doch fortbesteht, und sich dadurch der Beweis herausstellen wird, daß nicht die Furcht vor dereinstiger Belästigung, sondern Abneigung gegen Fremde, Besorgniß der Konkurrenz, also Neid und Eifersucht die verschleierten Motive desselben waren, das wird die Zeit lehren.

Eine wichtige Bestimmung des sächsischen Heimathgesetzes ist, daß Kinder nicht die Heimath am Wohnorte, oder in der Heimath ihres Vaters und beziehungsweise ihrer Mutter, * sondern da gewinnen, wo sie geboren werden. Der Grundsatz, daß der Geburtsort über die Heimathangehörigkeit entscheiden soll, ist also sehr konsequent durchgeführt, und geht bis zur förmlichen Trennung der Kinder von den Eltern im Falle der Hülfsbedürftigkeit, wenn sie nur das 14te Jahr zurückgelegt haben, oder die Trennung nach dem Ermessen der Polizei früher oder später thunlich oder nothwendig ist. (§. 14.)

Die Unterstützungslast wird dadurch vertheilt, auch wird der Besitz einer zahlreichen Familie nicht leicht mehr ein Grund seyn, weßhalb eine Gemeinde den Aufenthalt eines Individuums ungern sieht, oder die Aufnahme in das Heimathrecht verweigert; sodann

* Eine Ausnahme macht §. 10 in Beziehung auf solche Kinder, welche zufällig irgendwo geboren worden.

bat auch die Trennung der Kinder von den Eltern nur im Grundſatze etwas Hartes und Abſtoßendes, da ja bekanntlich in den niederen Ständen das 14te Jahr faſt durchgehends der Termin iſt, wo die Kinder zum eigenen Gewerbe ſchreiten, und ſich daher freiwillig aus dem elterlichen Hauſe entfernen; endlich wird, wenn der Fall wirklich einmal eintreten ſollte, und nicht aus polizeilichen Gründen, z. B. wegen Verwahrloſung, böſen Beiſpiels, verderblicher Einwirkung der Eltern auf die Kinder, zur Trennung geſchritten werden muß, die Heimathgemeinde des Kindes in der Regel ſehr geneigt ſeyn, ihm die Unterſtützung im elterlichen Hauſe zu gewähren, die, wenn ſie in dem Heimathorte ſelbſt gereicht werden ſollte, wahrſcheinlich größere Opfer erheiſchen würde. (§. 21.) Unter allen dieſen Geſichtspunkten ſcheint das königl. Sächſiſche Geſetz den glücklichſten Vermittelungsweg eingeſchlagen zu haben. Ob aber für einen größeren Staat ſeine Grundidee paßt, das iſt eine andere Frage. Auf einem Flächenraum von 275 Quadratmeilen mag es wohl noch ausführbar ſeyn, auszuweiſen, zu transportiren, die Unterſtützungs-Verbindlichkeiten nach dem Geburtsorte feſtzuſtellen u. dgl.; in einem großen Staate müßte man an der Ausführbarkeit verzweifeln. In ganz kleinen Gebieten iſt am Ende Alles zu ermöglichen, ſelbſt die allgemeine Armen-Ausgleichungs-Anſtalt, welche von einem ausgezeichneten Politiker als Mittel zur Verſöhnung der widerſtrebenden Intereſſen vorgeſchlagen worden iſt. Aber die Verwaltung durch den Staat iſt immer die koſtſpieligſte: auch bei der ſtärkſten Kontrole wird ein Aufwand ſchwerlich zu vermeiden ſeyn, der mit der Erreichung des Zweckes kaum im Verhältniſſe ſteht; ſobald die Armenbehörde des einzelnen Ortes ihre Ausgaben in Anrechnung bringen kann, hört die ſtrenge Haushaltung auf; es kommt viel darauf an, wie und wann gegeben wird, mehr noch als auf das wie viel; es iſt ſchon ein Unglück, daß die Uebung der Wohlthätigkeit, die Spendung an die Armen, Sache der politiſchen Verbände, ſtatt der Kirche geworden iſt; die Orte, in welchen die reichſten Armenfonds ſich finden, haben in der Regel die meiſten Armen; für ſo große Verbände, wie ein ganzes Land, hat Niemand das Intereſſe weiſer Sparſamkeit und ſtrenger Zurückhaltung; die Armenunterſtützung wird wie ein anderes Geſchäft behandelt werden, und wie es ohne Liebe betrieben wird, wird ihm auch der Segen fehlen; ja es kann ſeyn, daß

damit in der Schlußrechnung die eigene Gemeinde ja nicht zu kurz komme, Spenden über Bedürfniß gereicht, und folgeweise Müßiggang und Schamlosigkeit ermuntert werden. Aber eigentliche Armenpflege gehört nicht in den Kreis dieser Betrachtung. Dennoch ist sie, wie das Geschlechts-, das Konfessions-, das Standes- und Gewerbs-Verhältniß so innig mit dem Heimathwesen verbunden, daß eine feste Abgränzung des Gebiets des letzteren zur Unmöglichkeit wird.

Bei so überwältigendem Reichthume des Stoffes kann es nicht erwartet werden, auch nur die wichtigeren unter den in so unendlicher Mannichfaltigkeit sich darbietenden Beziehungen zum Staate, zur Gemeinde und zum Familienleben sämmtlich und erschöpfend abgehandelt zu sehen.

Aber die Beleuchtung der Konflikte der Interessen und Ansichten über einige Hauptpunkte wird doch wohl die Ueberzeugung begründen, daß das redlichste Forschen nach Wahrheit zu den verschiedensten Resultaten führen kann, und daß die Entscheidung für die eine oder andere Ansicht mehr Sache eines gewissen Gemeingefühls, einer durch Erziehung, Jugendeindrücke, gesellschaftliche Stellung und allgemeine politische Prinzipien gewonnenen Richtung, als das Produkt einer sorgfältigen Abwägung der Gründe und Gegengründe ist.

Diese Erkenntniß wird freilich die wechselseitige Duldsamkeit der Bekenner der verschiedenen Ansichten nicht erhöhen, und könnte das Bestreben, denselben Geltung zu verschaffen, eher noch verstärken. Welchen Gang die Regierungen einschlagen mögen — es bringt ein jedes der beiden Systeme bittere Früchte und bittere Schmerzen, und sie dürfen darauf gefaßt seyn, daß die Gegner des siegenden sorgfältig Buch und Rechnung darüber führen werden. Aber es wird den Regierungen schwerlich eine Wahl gegeben seyn! **Fata viam inveniunt: volentem ducunt, nolentem trahunt.**

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Univerſitäten.

Berlin. Durch eine Kabinetsordre vom 20. Dec. 1839 iſt der Juſtizminiſter ermächtigt worden, ſolche Doktoren der Rechte, welche den akademiſchen Doktorgrad auf Grund der auf einer preußiſchen Univerſität abgelegten geſetzmäßigen Prüfung erlangt haben, von der Auskultator-Prüfung Behufs ihrer Zulaſſung zur Auskultatur zu entbinden.

Von Seiten des Juſtizminiſters iſt Ende Decembers eine abermalige Warnung an Eltern und Vormünder erlaſſen worden, ihre Angehörigen und Untergebenen vom Studium der Rechte abzuhalten, wenn nicht mit außerordentlichen Fähigkeiten die Mittel vorhanden ſind, wenigſtens 10 Jahre nach den Univerſitäts-Jahren ſich erhalten zu können. Aus den gleichzeitigen Nachweiſungen des Miniſters ergibt ſich, daß die Maſſe der jungen Juriſten, die auf Anſtellung im Staatsdienſt warten, viermal größer iſt, als der Bedarf.

Die Zahl der Studirenden betrug im Sommerſemeſter 1089; in dieſem Winterſemeſter ſtieg ſie auf 1279 immatrikulirte Studirende, davon widmen ſich der Theologie 121, und zwar 333 Inländer und 98 Ausländer; der Jurisprudenz 526, wovon 343 In- und 143 Ausländer; der Medicin 469, nämlich 298 In- und 131 Ausländer; der Philoſophie 299, von denen 266 In- und 133 Ausländer ſind. Rechnet man hierzu noch 468 Nichtimmatrikulirte, nämlich 60 Chirurgen, 140 Pharmaceuten, 73 Eleven der Bauakademie, 20 Bergeleven, 6 remunerirte Schüler der Akademie der Künſte, und 6 Zöglinge der Gärtnerlehranſtalt, ſo beträgt die Geſammtzahl 2236.

Die bisherigen außerordentlichen Profeſſoren Geheimer Medicinalrath Dr. J. L. Caſper und Dr. C. G. Ehrenberg ſind zu ordentlichen Profeſſoren und der bisherige Privatdocent, dirigirende Charité-Arzt Dr. C. W. Ideler iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät ernannt worden. Profeſſor Dr. Droyſen folgt einem Rufe nach Kiel und wird ſchon im nächſten Sommerſemeſter daſelbſt ſeine Vorträge beginnen.

Bonn. Die Zahl der Studirenden im jetzigen Winterſemeſter beträgt 648, wovon der katholiſchen Theologie 57 (56 Inländer 1 Ausländer); der evangeliſchen Theologie 90 (81 In- und 39 Ausländer); der Jurisprudenz 223 (186 In- und 37 Ausländer); der Medicin 196 (169 In- und 17 Ausländer); und der Philoſophie 107 (84 In- und 23 Ausländer) angehören. Nicht immatrikulirte Chirurgen, Pharmaceuten und Hospitanten ſind 25.

Die hieſige Juriſtenfacultät hat dem Prinzen Albert von Sachſen-Koburg, der früher ſeine Studien hier begann und endete, bei ſeiner Vermählung mit der Königin von England das Doktordiplom überſendet.

Breslau. Nach dem Verzeichniß der Studirenden besuchen die Universität in laufendem Wintersemester 631 Studirende, von denen 195 der evangelischen, 155 der katholischen Theologie, 114 der Jurisprudenz, 123 der Medicin, und 114 den philosophischen Wissenschaften angehören. Da im Sommersemester die Zahl sich auf 661 belief, so hat sich die Frequenz um 30 vermindert.

Erlangen. Nach der amtlich aufgegebenen Uebersicht des Personalbestandes der Universität befanden sich in diesem Wintersemester daselbst 23 Professoren und 10 Privatdocenten; die Gesammtzahl der Studirenden betrug 315, wovon 38 Ausländer; Theologie studiren 140; Jurisprudenz 87; Medicin 63; Philosophie 27. Im vorigen Semester betrug ihre Zahl 285.

Zur Besetzung der durch den Tod des Professors Olshausen erledigten Stelle hat die Regierung Schritte gethan, um einen der berühmtesten Lehrer der Theologie im nördlichen Deutschland zu gewinnen.

Freyburg. Die Zahl der Studirenden betrug in diesem Wintersemester 315, wovon 96 der Theologie, 103 der Jurisprudenz und Kameral-Wissenschaften, 96 der Medicin, Chirurgie und Pharmaceutik, und 20 den philosophischen und philologischen Studien oblagen. Dem Inlande gehörten 243, dem Auslande 72 an. Im vorigen Sommersemester zählte die Universität 330 Studirende.

Professor Dr. Eisenlohr ist der Funktion als Universitäts-Bibliothekar enthoben worden und am Lyceum angestellt; für die durch den Tod des Hofrath Buchegger erledigte Professur der Anatomie Professor Leukart vorgeschlagen worden. Der geistliche Rath und Professor der Theologie Dr. von Hirscher ist zum Domkapitular ernannt.

Gießen. Nach dem amtlich aufgestellten Verzeichniß der an der Universität immatriculirten Studirenden beläuft sich ihre Zahl auf 377; im Sommersemester betrug ihre Zahl 390.

Durch Pensionirung eines Professors und Ableben eines andern (Closius) sind jetzt zwei ordentliche Lehrstühle der Rechtswissenschaft erledigt. Außerdem ist Professor Müller nach Darmstadt berufen worden, um wegen des neuen Straf-Codex zum Beirath gezogen zu werden; ein außerordentlicher Professor der Fakultät verläßt die Universität, um einem Ruf ins Ausland zu folgen.

Der Großherzog von Hessen hat den geheimen Staatsrath und Kanzler der Universität Dr. Linde, und den Geheimen Medicinal-Rath und Professor an der Universität Dr. J. C. M. Nitzgen für sich und ihre Nachkommen in den Adelsstand erhoben.

Göttingen. Die Universität zählte in diesem Semester 675 Studirende; 175 Studirende hatten die Universität verlassen, nämlich 113 Inländer und 62 Ausländer, neu eingeschrieben wurden 186, nämlich 111 Inländer und 75 Ausländer. Von den 675 studirten 136 Inländer und 97 Ausländer Theologie, 149 Inländer und 97 Ausländer die Rechte, 116 Inländer und 67 Ausländer Arzneiwissenschaften und 62 Inländer und 25 Ausländer Philosophie.

Greifswalde. Am 9. Dec. 1839 feierte die Universität das dritte Jubiläum der 1539 evangelisch eingerichteten Universität, wozu Dr. Rosegarten durch ein Programm de Academia Pomerana a doctrina romana ad evangelicam traducta eingeladen hatte.

Halle. Durch ein königliches Ministerial-Reskript soll die Hegel'sche Philosophie namentlich auf der hiesigen Universität verboten seyn, weßhalb Dr. Ruge die Absicht haben soll, seine Jahrbücher nach Dresden oder Leipzig zu verlegen.

Dr. Guericke, der, als zur alt-lutherischen Parthei gehörend, vor mehreren Jahren, in Folge separatistischer Umtriebe, seiner Professur an dasiger Universität entsetzt wurde, hat seit Kurzem durch königliche Kabinetsordre die Erlaubniß erhalten, seine ehemaligen Funktionen als akademischer Lehrer der Theologie wieder zu übernehmen, ohne indessen entschieden schon als Professor mit Besoldung ernannt zu seyn.

Am 5. Febr. starb der Professor Peter von Bohlen im 44. Lebensjahre; seine Uebersetzungen aus dem Sanskrit und sein großes Werk über Indien weisen ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Gelehrten der orientalischen Sprachen an.

Heidelberg. Die Gesammtzahl der Studirenden an der Universität betrug in diesem Wintersemester 682, von denen 195 dem Inlande und 487 dem Auslande angehören.

Der Hofrath Dr. Schott in Frankfurt a. M. hat seine sehr wohl erhaltene und instruktive Sammlung anatomisch-pathologischer Präparate, in 268 Nummern bestehend, dem anatomischen Institut der Universität zum Geschenk übersendet.

Der außerordentliche Professor Dr. G. W. Bischoff ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät, der Privatdocent Dr. Jolly zum außerordentlichen Professor der angewandten Mathematik ernannt worden; der Privatdocent Dr. Heermann ist als außerordentlicher Professor der innern Heilkunde und Mitglied der medicinischen Fakultät nach Tübingen berufen worden.

Jena. Nach dem amtlichen Verzeichnisse der Lehrer, Beamten und Studirenden der hiesigen Universität beträgt die Zahl der Letztern in diesem Wintersemester 430, also 14 mehr als im vorigen Semester, davon gehören 156 der Theologie (74 In- und 84 Ausländer), 131 der Jurisprudenz (74 In- und 57 Ausländer), 45 der Medicin (37 In- und 29 Ausländer), und 96 der Philosophie (33 In- und 63 Ausländer). Die Zahl der Lehrer ist 69; für Theologie 5 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren und 1 Privatdocent; für Jurisprudenz 6 ordentliche, 4 außerordentliche, und 2 Privatdocenten; für Medicin 5 prof. ord., 4 prof. extraord. und 1 Privatdocent, für Philosophie 14 prof. ord., 5 prof. extraord., 8 Privatdocenten, endlich 11 Lehrer der freien Künste.

Der bisherige ordentliche Professor der Theologie Dr. Stickel ist als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen und Literatur in die philosophische Fakultät versetzt worden; dem außerordentlichen Professor der Theologie Dr. G. E. L. G. Frommann wurde seine Entlassung bewilligt; Dr. jur. et phil. M. J. Schleiden zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt.

Professor Schüler ist von seiner großen Reise in die Moldau und Wallachei, nach der asiatischen und europäischen Türkei, Griechenland und der afrikanischen Küste zurückgekehrt, und hat eine außerordentlich reiche Sammlung von Mineralien und technologischen Gegenständen mitgebracht.

Am 1. Febr. ging das Prorectorat der Universität auf den Geheimen Hofrath Professor Dr. Hand über.

Leipzig. Die Anzahl der Studirenden während des Wintersemesters betrug 915, wovon 674 Inländer und 241 Ausländer; Theologie studirten davon 271, Jurisprudenz 264, Medicin 210 und Philosophie 90.

Dr. Julius Fürst, ein Jude, der erste seit Gründung der Universität, ist als Lehrer der hebräischen und talmudischen Sprache ermächtigt worden.

Marburg. Im vergangenen Sommer war die Zahl der Studirenden 270, im Wintersemester 270, worunter 60 Ausländer; davon studiren 74 Theologie, unter ihnen 19 Ausländer; 107 Jurisprudenz, von denen 10 Ausländer; 3 Staatswissenschaften; 29 Medicin (davon 13 Ausländer); 29 Chirurgie (9 Ausländer); 11 Pharmacie; 10 Philologie (3 Ausländer) 7 Philosophie.

München. Für das laufende Wintersemester wurden 1440 Studirende polizeilich inscribirt, nämlich für Philosophie 464, Jurisprudenz 381, Theologie 165, Medicin 177, Cameralia 31, Philologie 24, Pharmacie 76, Architectur 39, Forst- und andere technische Wissenschaften 83. Von den 1440 Studirenden gehörten 1277 dem Inlande und 163 dem Auslande.

Rostock. Die Zahl der immatriculirten Studenten belief sich in diesem Winter auf 115, wovon 39 Theologen, 35 Juristen, 15 Mediciner, 7 Chirurgen, 5 Pharmaceuten, 1 Philosoph und 1 Mathematiker. Im Sommer waren es nur 96.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden war 789; wovon 30 Ausländer.

Der bisherige Professor der katholisch-theologischen Fakultät, Dr. Mack, hat, mit Vorbehalt seines Titels und Ranges an der Universität, die einträgliche Pfarrei Ziegelbach (Dekanat Waldsee) erhalten.

Würzburg. Nach dem amtlich gegebenen Verzeichniß hat die Universität 31 Professoren und 7 Privatdocenten; die Gesammtzahl der Studirenden beträgt 617, worunter 334 In- und 93 Ausländer.

Der Professor Dr. Lippert iſt als Appellations-Gerichts-Rath nach Eichſtädt verſetzt, der Doctor der Rechte und Philoſophie H. Müller in Aſchaffenburg zum außerordentlichen Profeſſor, und der außerordentliche Profeſſor Dr. A. Maur zum ordentlichen Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie ernannt worden.

Kirche.

Zur Sicherſtellung der erzbiſchöflichen Disciplinargewalt über die untergebenen Geiſtlichen in Baden hat eine landesherrliche Verordnung beſtimmt, daß das erzbiſchöfliche Ordinariat gegen Geiſtliche, die ſich Disciplinar-Vergehen zu Schulden kommen laſſen, geringere Disciplinarſtrafen, nämlich Verweiſe, Geldſtrafen bis zu 30 fl. und Suspenſion vom Amte bis zur Dauer von 4 Wochen erkennen und vollführen laſſen kann, ohne dazu vorgängige Staatsgenehmigung einzuholen; doch hat es von jedem auf eine ſolche Strafe lautenden Erkenntniſſe gleichzeitig mit Erlaſſung deſſelben der katholiſchen Kirchenſection (einer Abtheilung des Miniſteriums des Innern zu Karlsruhe) eine Abſchrift mitzutheilen. Auch bleibt dem Betheiligten das Recht des Rekurſes unbenommen, der nur in dem Fall keine aufſchiebende Wirkung haben ſoll, wenn die Suspenſion vom Amte als ſchleunige dienſtpolizeiliche Maasregel erkannt wurde. Die erkannten Geldſtrafen fließen in den allgemeinen katholiſchen Kirchenfonds.

Herr Laurent iſt vom Papſt zum Biſchof in partibus von Chersonnes und zum apoſtoliſchen Vikar des Nordens ernannt, zum Sitz wurde ihm Hamburg angewieſen. Doch Hamburg, Lübeck und Bremen proteſtirten gegen eine Ernennung, die ſie ihrem gewöhnlichen Verbande entziehen ſoll.

Am 8. Jan. ſtarb in Gnaden der Weihbiſchof, Herr von Kowalski.

Der frühere Prior und Lyceal-Profeſſor an der Benedictiner-Abtei zu St. Stephan in Augsburg, jetzt Stiftspfarrer in Pfarrkirchen, P. Ulrich Hartenſchneider, hat vom Kaiſer von Oeſterreich die große goldene Civilverdienſt-Medaille an der Gnadenkette erhalten.

Der geiſtliche Rath, Kanonikus Dr. J. A. Brand iſt zum Ober-Kirchen- und Schulrath an die Stelle des mit Titel und Rang eines Ober-Kirchen- und Schulraths dieſer Function enthobenen Domkapitulars A. Mengein ernannt.

Durch Verordnung des Königs von Preußen iſt die frühere Verordnung, nach welcher auch ausländiſche Theologen zum zweiten Examen (pro ministerio) zugelaſſen wurden, aufgehoben worden.

Der König von Sachſen hat dem Vice-Präſidenten des evangeliſchen Landes-Conſiſtorii, Geheimen Kirchenrath und Oberhofprediger Dr. von Ammon, bei ſeinem 50jährigen Dienſtjubiläum eine Doſe mit ſeinem Bildniß in Brillanten durch den Staatsminiſter des Cultus und öffentlichen Unterrichts einhändigen laſſen.

Schulen.

Nach den Statuten des in Aſchaffenburg vom König von Baiern begründeten Knabenſeminars, das vom Studienjahr 1829/30 an als Vorbildungsanſtalt für den katholiſchen Klerus der Diöze Würzburg beſtehen ſoll, ſind vorerſt 84 Freiplätze, vertheilt in 3 ganze und 9 halbe für Knaben aus dem Würzburgiſchen und 14 ganze und 18 halbe für Knaben aus dem Aſchaffenburgiſchen zum Betrag von 910 fl. jährlich begründet. Neben dieſen Stiftungszöglingen können 19 Konvictoren gegen Bezahlung der ganzen Penſion von 210 fl. jährlich aufgenommen werden. Nur ganz vermögensloſe Knaben erhalten ganze Freiplätze und, mit Ausnahme der Kleidung, in Allem ihre Verpflegung; nur die ganz armen und vorzüglich würdigen Zöglinge erhalten auch Kleider auf Seminars-Koſten. Den Unterricht genießen die Zöglinge in den öffentlichen Schulen zu Aſchaffenburg, ihre klerikaliſche Bildung und Erziehung von den Vorſtänden im Geiſt der Kirche und dem Zweck der Anſtalt gemäß. In den Schulen erhalten

ie einen von den übrigen Schülern getrennten Platz, um ſie den verderblichen Einflüſſen, die von jenen geübt werden könnten, zu entziehen. Nur kleinere Vergehen können von dem Lehrer im Gymnaſium beſtraft werden, größere Strafen, die auf die Hausordnung des Seminars einwirken, verfügt nur der Seminar-Regent. Die Ferien bringen ſie im Seminar zu. Beſuche bei Aeltern und Verwandten ſind in der Regel nie, und bei außerordentlichen Fällen nur mit Erlaubniß des Regenten und unter Begleitung eines Verſtandes zu geſtatten, doch können ihre Verwandten ſie in beſtimmten Stunden in der Anſtalt ſehen. Sie tragen eine gleichförmige Kleidung und können bis zur Vollendung ihrer philoſophiſchen Studien in der Anſtalt verweilen.

Nach einer Verfügung des Königs von Bayern ſollen die jährlichen Erſparniſſe an dem Dispoſitionsfonds des Miniſteriums des Innern, die für die vierte Finanzperiode von 1837—43 auf 6000 fl. angelegt iſt, als ein beſonderer Unterſtützungsfonds für die Erziehung von Töchtern unbemittelter Staatsdiener der inneren Verwaltung angelegt werden.

Die bisherige Gewerbſchule in Stuttgart hat durch die Anſtellung einiger neuen Profeſſoren eine Erweiterung in ihrer Beſtimmung und den Namen „polytechniſche Anſtalt“ erhalten.

Nach einer Bekanntmachung des großherzoglich Baden'ſchen Miniſteriums des Innern vom 16. Dec. gehört die Anſtellung der nicht unter die Lehramtscandidaten aufgenommenen Lehrer und der Nebenlehrer an den höhern Lehranſtalten, namentlich an den Gelehrten-Schulen und höhern Bürgerſchulen zu dem Geſchäftskreis des Miniſteriums des Innern.

Der Director des Lyceums zu Raſtatt und geiſtliche Rath Lorenz hat den Charakter eines großherzoglichen Geheimen Raths erhalten.

In Trient ſtarb der Profeſſor der Geſchichte am daſigen Gymnaſium, J. B. Garzetti, Verfaſſer mehrerer geſchichtlichen Werke, und einer Menge Aufſätze in deutſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Blättern.

Literatur.

Der König von Bayern hat die Errichtung eines vollſtändigen magnetiſchen Obſervatoriums neben der königlichen Sternwarte in München genehmigt und die zur Ausführung einer Beobachtungsreihe nöthigen Hilfsmittel angewieſen. Die Herſtellung und Leitung der Beobachtungen iſt dem Akademiker und Conſervator Lamont übertragen. Der Kronprinz hat eine Summe von 5000 fl. zu demſelben Zweck auf ſeine Privatſchatulle angewieſen.

In der öſterreichiſchen Monarchie erſcheinen 36 politiſche Zeitungen, von denen 16 in deutſcher, 11 in italiäniſcher, 3 in ungariſcher, 1 in böhmiſcher, 1 in illyriſcher und 1 in wallachiſcher Sprache geſchrieben ſind. Von nicht politiſchen zählt man 45 in deutſcher, 20 in italiäniſcher, 4 in böhmiſcher, 3 in ungariſcher, 1 in ſerbiſcher, 1 in lateiniſcher und 1 in franzöſiſcher Sprache.

Die Expedition des Gewerbeblattes für Sachſen in Chemnitz iſt ſehr thätig mit der Herausgabe einer Reihe von Schriften verſchiedener Art über Induſtrie-Gegenſtände. So iſt eine Ueberſetzung von Pelouze's Werk „über die Beleuchtung mit Gas“, Montgomery's Theorie und Praxis der Baumwollen-Spinnerei erſchienen, mehrere Hefte ſind dem induſtriellen Zuſtande Sachſens ſelbſt gewidmet ꝛc.

Der in Amerika lebende Ritter von Gerſtner hat eine Zeitung für Deutſchland über den Zuſtand der Vereinigten Staaten herausgegeben, die in Leipzig erſcheint und von ihm die Materialien aus Amerika erhält. Sie enthält Berichte über Eiſenbahnen, Kanäle, Dampfſchifffahrt und Finanzen, ſo wie das Wichtigſte über Fabriken und Landwirthſchaft ꝛc.

Dr. E. Münch in Stuttgart beabſichtigt die Herausgabe von ungedruckten Briefen, Memoiren und Staatsrelationen, wichtigen Urkunden und ungedruckten Chroniken zur Aufhellung der allgemeinen Geſchichte des XV., XVI und XVII Jahrhunderts, ſo wie einzelner Staaten und Regentenhäuſer.

Der Katalog der vom verſtorbenen Profeſſor Pölitz der Rathsbibliothek in Leipzig vermachten Bibliothek umfaßt bei 13,000 Nummern; allein für Geographie und Statiſtik 6740 Bände. Für ihre Verwaltung hat der Verſtorbene die Zinſen eines Kapitals von 600 Thlr. beſtimmt.

Die erſte Nummer von Dr. Naumann's Zeitſchrift für Bibliothek-Wiſſenſchaft, Handſchriftenkunde und ältere Literatur bei Oswald Weigel in Leipzig iſt erſchienen und verſpricht viel Gutes für die Zukunft.

Hofrath Dahlmann in Jena hat den erſten Band ſeiner däniſchen Geſchichte vendet.

Der als Friedrich Halm gefeierte Dichter der Griſeldis, des Adepten ꝛc. (Baron Münch in Wien) iſt zum Regierungsrath befördert worden.

Der Profeſſor am Taubſtummen-Inſtitut in Wien, Dr. Fr. H. Czech, hat für ſeine Schrift: „Verſinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und auf das Leben, von der Erzherzogin von Parma eine goldene Doſe, von den Königen von Schweden und Griechenland goldne Medaillen und von dem Großfürſten Thronfolger von Rußland und dem Kurprinzen Mitregenten von Heſſen koſtbare Brillantringe erhalten.

In Berlin ſtarb am 9. Febr. der geſchätzte Dichter Franz Freiherr von Gaudy im noch nicht vollendeten 40ſten Lebensjahre.

Dem als landwirthſchaftlichen Praktiker und Schriftſteller rühmlich bekannten Pachter zu Groß-Flottbeck, Hrn. L. A. Staudinger, hat der Senat der Stadt Hamburg eine goldene Denkmünze als Anerkennung für ſeine letzte Schrift über den Dumoch (equisetum) überſchickt.

Bei dem Brande eines Dampfbootes in den amerikaniſchen Gewäſſern verlor Dr. Karl Follen das Leben, der vor einigen Jahren aus der Schweiz nach den Vereinigten Staaten ſich begeben und in Boſton als Profeſſor angeſtellt wurde.

In München ſtarb an den Folgen eines Sturzes vom Wagen der Geheime Rath von Utzſchneider.

Kunſt.

Schwanthaler hat bei ſeiner Anweſenheit in Mainz ſich bereit erklärt, ein großes Basrelief zum Andenken des im Kreuzgange des hohen Doms begrabenen Dichters Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob († 1318), anzufertigen. Das Werk, für welches ſich der Künſtler nur die baaren Auslagen vergüten laſſen will, ſoll zum Säkularfeſt der Buchdruckerkunſt fertig ſeyn und an dem Theil des Doms angebracht werden, der längs dem Speilemarkte hinläuft, nahe an den Stufen, welche von dieſem Seitenabſatze in das hohe Pfarrthor hinaufführen. Das Domkapitel hat die Hälfte der nöthigen Auslagen bewilligt; auch mehrere Frauen und Mädchen haben zur Verherrlichung des Sängers ihres Geſchlechts beigeſteuert.

Der Maler J. H. Arewel in Bonn, der ſchon ſeit 16 Jahren ſich mit Lithochromie abgibt, hat auf eine andere Weiſe die Vervielfältigung der Oelgemälde verſucht, als welche Lippmann anwendet, indem er die Oelfarben auf den Stein aufträgt, von dem das Gemälde wie ein gewöhnlicher Steindruck abgedruckt wird. Er hat jetzt ein Gemälde altdeutſcher Schule, den durch Müllers Kupferſtich bekannten Johannes, auf dieſe Weiſe in einem auf Leinwand übertragenen Abdruck vervielfältigt, der vollkommen das Anſehen eines Gemäldes haben ſoll.

Von der Regierung und dem Domkapitel in Köln iſt die Vollendung des Kölner Doms beſchloſſen worden und zunächſt ſoll der vordere, bekanntlich mit den herrlichen Glasmalereien geſchmückte Theil des Doms vollſtändig ausgebaut werden, wozu der König von Preußen 125,000 Thlr. aus Staatsmitteln bereits angewieſen hat.

Die Herren Gebauer, Director der Bau- Kunſt- und Handwerksſchule, und Göppert, Profeſſor an der Univerſität Breslau, haben nach dem Daguerre'ſchen Verfahren

mittelſt des durch das Drummond'ſche Licht bereiteten Mikroskops, auch von mikroskopiſchen Gegenſtänden fixirte Lichtbilder erhalten, und bereits am 20. Nov. v. J. in der allgemeinen Sitzung der ſchleſiſchen Geſellſchaft eine Probe vorgelegt.

Profeſſor Steinheil in München hat den Apparat zur Erzeugung Daguerre'ſcher Lichtbilder weſentlich verbeſſert. Ein Brettchen von Jod durchdrungen und eine mit Queckſilber amalgamirte Kupferplatte, beide von der Größe der zu erzeugenden Bilder, erſetzen die großen Daguerre'ſchen Jod- und Queckſilber-Apparate vollkommen. Sie leiſten ſogar mehr als dieſe, weil das Anlaufen der Silberplatte über dem Brettchen ganz gleichmäßig in 1—6 Minuten durch Auflegen und Bewegen erzielt wird und eben ſo die Queckſilberung ohne beſondere Erwärmung und ohne Thermometer, nur dadurch vor ſich geht, daß man die Silberplatte, nach der Lichteinwirkung auf die amalgamirte Platte, und nach 5—10 Minuten wenn der beſte Effekt erzielt iſt, hinwegnimmt, wozu keine Verfinſterung des Lokals nöthig, ſie kann ſogar im Freien geſchehen.

J. Näher, bei dem Reviſorate der königl. würtembergiſchen Kreisfinanzkammer in Ellwangen angeſtellt, hat eine Schreibmaſchine zu gleichzeitigem zwei-, drei- und mehrmaligem Schreiben oder Zeichnen ꝛc. erfunden, und von der würtembergiſchen Regierung ein 6jähriges Patent darauf erhalten.

Hr. Jobbaum zu Kapfenberg in Oberſteyermark hat eine geographiſche Uhr entworfen, die ſich durch ihre Einfachheit vortheilhaft auszeichnet.

Der König von Bayern hat dem Profeſſor Dr. Steinheil ein 8jähriges Privilegium auf ſeine Erfindung von Uhren, welche durch galvaniſche Kräfte bewegt und regulirt werden, gegeben.

In Freyburg im Breisgau will man die große Glocke des Münſters, die 1680 gegoſſen wurde, 19 Jahr vor der Gründung des Münſters in Straßburg, einſchmelzen.

Walther von Göthe, Enkel des Dichters, hat eine Oper Körners in Muſik geſetzt, die in Weimar aufgeführt worden iſt; die Urtheile über ihren Werth ſind nicht ganz günſtig.

Kapellmeiſter Eberard in Augsburg iſt zum Nachfolger Hummels in Weimar ernannt worden.

Meyerbeer erhielt in Anerkennung der Oper „Robert der Teufel“ vom Herzog von Sachſen-Koburg das Ritterkreuz des ernestiniſchen Hausordens.

In Prag ſtarb der kenntnißreiche Hiſtorienmaler Kablik, Director der daſigen Akademie der zeichnenden Künſte, im 56ſten Jahre ſeines Lebens.

Anfang Februar ſtarb in Würzburg der Maler Ebert, 39 Jahre alt, ein Schüler der Münchner Akademie.

Am 24. Jan. ſtarb in Göttingen im hohen Alter der durch den Stich der Hogarth'ſchen Kupferſtiche und andere Arbeiten berühmte Kupferſtecher Riepenhauſen.

Der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen haben dem Gründer der topographirten Landkarten und des topographiſchen Lexicon des Kaiſerthums Oeſterreich, Franz Raffelsperger, in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die geographiſchen Wiſſenſchaften, bei Gelegenheit der Ueberreichung der erſten impirten (General-Poſt-) Karte von Oeſterreich in 4 Blättern und in 4 Sprachauflagen und des Poſt-Lexicons in 3 Quartbänden, werthvolle Brillantringe zuſtellen laſſen. Auch der König von Sicilien hat ihm als Zeichen des höchſten Wohlwollens eine goldene Tabatière überſchickt, und der Senat der freien Stadt Hamburg die große goldene Medaille.

Preßangelegenheiten.

Der den bayeriſchen Ständen vorgelegte Geſetzentwurf, den Schutz des Eigenthums an Werken der Literatur und Kunſt betreffend, enthält 19 Artikel. Nach demſelben dürfen Werke der Literatur oder Kunſt ohne die (zu jeder neuen Auflage erforderliche) Einwilligung des Urhebers, ſeiner Erben oder Rechtsnachfolger weder veröffentlicht, noch nachgebildet, noch

auf andere mechanische Weise vervielfältigt werden. Ausgenommen sind Werke der Baukunst in ihren äußern Umrissen, öffentliche Denkmäler, Druckschriften ohne Namen des Urhebers oder Verlegers und die Aufnahme einzelner schon früher gedruckter Aufsätze, Gedichte ꝛc. in literarischen Zeitschriften, Sammlungen, Chrestomathien und Almanachen. — Jenes ausschließliche Recht erlischt, wenn der Urheber eine physische Person ist, 30 Jahre nach seinem Tode, wenn er aber eine juristische Person ist oder das Werk erst nach seinem Tode erscheint, oder auf demselben nur der Verleger genannt ist, 30 Jahre nach Erscheinung des Werkes; besteht es aus mehreren zusammenhängenden Bänden, so fängt der 30jährige Termin erst vom Erscheinen des letzten Bandes an, wenn nicht zwischen dem Erscheinen der einzelnen Bände mehr als 3 Jahre verflossen sind. — Der König kann für einzelne Werke Privilegien auf unbestimmten Zeitraum ertheilen. — Jeder Bauer, der ein eigenes oder fremdes Werk herausgibt, muß 9 Exemplare von der besten Sorte an das Ministerium des Innern abliefern. Die Bescheinigung der Ueberlieferung ist bei Anrufung polizeilicher Hülfe gegen Nachdruck unter dem Präjudiz der Abweisung beizufügen. — Wer ein Werk rechtswidrig nachbildet oder vervielfältigt, hat dem Berechtigten volle Entschädigung (die sich auf eine dem Verkaufspreise von 50—1000 Exemplare der rechtmäßigen Ausgabe gleichkommende Summe bestimmen wird, wenn der Berechtigte nicht höheren Schaden nachweist), eine Geldstrafe von 50—1000 fl. und Wegnahme der vorräthigen Exemplare und bei Kunstwerken, der Formen, Platten, Steine ꝛc. zu gewärtigen.

Den sächsischen Landständen ist von der Regierung ein Gesetzentwurf, die Angelegenheit der Presse und des Buchhandels betreffend, vorgelegt worden, wornach der Censur nur solche im Inlande erschienene Schriften unterworfen seyn sollen, welche in Form täglicher Blätter, oder heftweise ausgegeben werden, so wie die, welche nicht 20 Druckbogen übersteigen. Die Presse wird durch diesen wichtigen Gesetzentwurf ein größeres Maaß von Freiheit erhalten, da die Censur nur in so weit beibehalten werden soll, als es die Bundesgesetze unerläßlich machen. Es soll, nach § 20, eine Prüfung der Schriften nach dem Abdruck, aber vor deren Veröffentlichung eintreten und diese wird von der Einholung einer Vertriebs-Erlaubniß abhängig gemacht. Genügende Garantien gegen den Mißbrauch der den betreffenden Verwaltungs-Behörden eingeräumten Amtsgewalt glaubt man darin zu finden a) in ihrer allgemeinen strengen Verantwortlichkeit und dem wegen der Censur § 7 gesetzlich geordneten, auf dem Verordnungswege noch näher zu bestimmenden Instanzenzuge; b) in der kollegialischen Organisation der untersten Censur-Instanz, bei welcher der einzelne Censor wohl das Imprimatur ertheilen, aber ohne kollegialische Entscheidung nicht verweigern kann § 9; c) in der theils durch das Gesetz § 6, theils durch Veröffentlichung der Censoren-Instruktion herbeizuführenden Publicität der Grundsätze, welche bei der Censur und der Ertheilung der Vertriebs-Erlaubniß zu beachten sind. Auch sind dem Privat-Eigenthum gebührende Rücksichten gewahrt worden, durch die im § 23 f. enthaltenen Bestimmungen über die den Verlegern eintretenden Fälle aus der Staatskasse zu leistende Entschädigung für weggenommene Schriften. (Neuern Nachrichten zufolge sollen sich die Buchhändler gegen diese ihre Interessen gefährdenden Bestimmungen ausgesprochen haben.)

Die großherzoglich badensche Regierung hat durch landesherrliche Verordnung vom 7. Jan. die schleunige Erledigung der Censurbeschwerden und den Instanzenzug der Schriftsteller gegen die Censur festgestellt, „damit eine freimüthige, aber anständige Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten, besonders denen des Großherzogthums, gesichert bleibe“: wonach die Beschwerden gegen die Censoren zunächst der Entscheidung der Kreis-Regierungs-Collegien obliegen, in deren Kreis sich der Censor befindet, oder, nach Wahl des Beschwerdeführers, dem Regierungsvorstand; die letzte Instanz ist dem Ministerium des Innern nach kollegialischer Berathung übertragen; die Recursbeschwerden werden schriftlich dem Censor zugeschickt, der sich ebenso vertheidigt ꝛc.

Durch eine königlich preußische Kabinetsordre vom 27. Dec. soll allen bei Manz in Regensburg erscheinenden oder in Commissionen von ihm ausgehenden Schriften und Blättern ꝛc. der Eintritt in die preußischen Staaten verschlossen bleiben.

Die berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik sollen nach einer Verordnung der dortigen Censur selbst wählen dürfen.

Zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst hat in Leipzig das damit beauftragte Comité einen ausführlichen Bericht ausgegeben, der die Feier des Festes näher bestimmt. Es wird 3 Tage dauern, und sind die Kosten dazu theils von der Buchdrucker-Innung, theils von den Buchhändlern und auch vom Magistrate garantirt. Das Festprogramm, das eine Geschichte der Buchdruckerkunst in Leipzig enthalten wird, ist vom Hofrath und Oberbibliothekar Dr. Gersdorf übernommen, die Buchdrucker-Innung selbst läßt zum Gedächtniß des Festes und zum Besten der verschiedenen Innungskassen eine Prachtausgabe des Neuen Testaments in einem möglichst getreuen Abdrucke der Uebersetzung von 1546 erscheinen, die Lettern sind in Folge gestellter Preisaufgabe geliefert worden, die Revision des Textes haben Hofrath Gersdorf und Dr. K. A. Cöpe übernommen.

In Berlin wurde eine öffentliche Feier dieses Festes untersagt, doch hofft man noch eine günstigere Resolution zu erhalten, da sich einer der Minister selbst für den Gegenstand interessirt.

In Weimar ist die Feier auf den 24. Juni beschränkt, doch beabsichtigt das dasige Fest-Comité durch manche sehr werthvolle literarische Beiträge aus der älteren klassischen Epoche Weimars die Feier zu erhöhen und das allgemeine Interesse zu erregen. Unter andern wird ein Manuscript des berühmten Malers Lucas Cranach, der in Weimar starb und begraben liegt, zum Druck kommen.

In Darmstadt ist jede öffentliche Feier untersagt; in Bayern dagegen bereitwillig die Bewilligung der Regierung überall ertheilt worden.

In Frankfurt a. M. hat der Senat selbst die Oberaufsicht über das Fest übernommen.

Denkmale.

Der Bildhauer Anton Kriesmeier aus Innsbruck hat von den dortigen Ständen den Auftrag erhalten, das Denkmal für die im Kriege gegen die Franzosen gefallenen Tiroler zu fertigen. Das Ganze soll über 90 Fuß hoch werden und in der Hofkirche zu Innsbruck seinen Platz finden. Dem bereits fertigen Entwurf zufolge schmückt das mittlere Feld eine Grablegung Christi und auf Vorsprüngen erblickt man drei allegorische Figuren, die den Wahlspruch der Tiroler „Gott, Kaiser und Vaterland!“ bezeichnen; unten erscheint das Wappen und die Inschrift.

Am 16. Nov. legte der König von Preußen in höchster Person den Grundstein zu dem vom Professor Rauch auszuführenden Friedens-Denkmal auf dem Belle-Alliance-Platze. Auf einem mit Basreliefs verzierten Piedestal von cararischem Marmor wird eine hohe Säule aus Granit und auf diese eine passende Figur zu stehen kommen.

Im Schloßgarten zu Ansbach wurde im August 1839 an der Stelle, wo Kaspar Hauser's Verwundung Statt fand, der Grundstein zu dessen Denkmal gelegt, das in wenig Monaten errichtet werden wird.

In Frankfurt a. M. soll an einem passenden Orte eine Statue Karl des Großen aufgestellt werden.

Stiftungen.

Der Großherzog von Weimar hat zur Errichtung einer Pensions- und Unterstützungs-Anstalt für Wittwen und Waisen von Medicinal-Personen ein Kapital von 12,000 Thlr. angewiesen.

Die verstorbene Markgräfin von Baden, Christiane Louise, geborne Prinzessin von Nassau-Usingen, hat für Erhaltung der Religion und Moralität und für Beförderung der Wissenschaft eine mit einem Kapital von 50,000 fl. dotirte Stiftung unter dem Namen „Friedrich-Christiane-Stiftung“ begründet, die die großherzogliche Bestätigung erhalten hat.

Die verstorbene Kaufmanns-Wittwe, Frau Katharina Margaretha Junginger in Nürnberg hat der Maximiliand-Heilanstalt für arme Augenkranke daselbst 200 fl. vermacht.

Kurze Notizen.

Der Erzbiſchof von München, Freiherr von Gebſattel, hat dem techniſchen Erziehungs- und Unterrichts-Inſtitut für arme krüppelhafte Kinder in München die Summe von 6000 fl. geſchenkt.

Der in München verſtorbene Geheime Rath von Zwacks hat 3400 fl. und die in Bamberg verſtorbene Joſephine Schillinger 2500 fl. zu wohlthätigen Zwecken ausgeſetzt.

Der in Bamberg verſtorbene geiſtliche Rath Dr. Lindau hat teſtamentlich die armen Candidaten der Philoſophie und Theologie des Lyceums zu Bamberg zu Haupterben ſeines in 4167 fl. 41 kr. beſtehenden Vermögens eingeſetzt, das beſonders für ärztliche Pflege und zur Unterſtützung an Büchern, Kleidern und Wohnungsgeld ꝛc. verwendet werden ſoll.

Die in Koblenz verſtorbene Rentnerin, Wittwe Keſſelheim, geborne Streit, hat drei dortigen Kirchen je 1000 Thlr. und dem Hospital 1000 Thlr., zuſammen 4000 Thlr. teſtamentlich ausgeſetzt.

Der in Gießen verſtorbene Bürger Andreas Löber hat dieſe Stadt zur Erbin ſeines in 19,000 fl. beſtehenden Vermögens unter der Bedingung eingeſetzt, daß die Zinſen, wenn der Kapitalſtock 30,000 fl. erreicht haben würde, zur Unterſtützung von in Gießen gebornen armen Bürgers-Wittwen und Waiſen verwendet werde.

Der Magiſtrat der Stadt Berlin hat zum Andenken an das Reformations-Jubiläum ein Stipendium geſtiftet, das einen in Preußen gebornen Theologen, der durch ein rühmlich beſtandenes Examen pro licentia concionandi, ſo wie durch Promotion zum Dr. philos. von der dieſigen Univerſität eine vorzügliche wiſſenſchaftliche Bildung beurkundet hat, jährlich mit 300 Thlr. auf 2 hintereinander folgende Jahre unterſtützt, unter der Bedingung, daß er nach Ablauf dieſer Zeit Licentiat der Theologie werde. Allerhöchſter Beſtimmung gemäß wird es „Evangeliſches Säkular-Stipendium“ genannt werden.

Vereine.

Am 6. Jan. feierte die Geſellſchaft für vaterländiſche Sprache und Alterthumskunde in Berlin ihr 25jähriges Stiftungsfeſt. Der bisherige Ordner, Hr. Director Auguſt, legte ſein Amt nieder, nachdem er Bericht von dem Zuſtande der Geſellſchaft gegeben und in dem Profeſſor von der Hagen wurde ein neuer Ordner ernannt.

Am 24. Jan. feierte in Berlin der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes ſein zwanzigſtes Jahresfeſt. Er zählt 1084 Mitglieder, darunter 707 auswärtige und 6 Ehrenmitglieder; das Vermögen beſteht in 33,000 Thlr., die dieſjährige Einnahme betrug 7696 Thlr., die Ausgabe 6584 Thlr. Außerdem hat ihm der Rittergutsbeſitzer von Sendlitz in Potsdam ein Kapital von 109,000 Thlr. und der Rath Weber, eines ſeiner früheren Mitglieder, 2000 Thlr. vermacht. Von den Zinſen des erſtern erhalten 12 Zöglinge des Gewerbe-Inſtituts ein jährliches Stipendium von je 300 Thlr.; von den Zinſen des letztern werden Vorleſungen für Handwerksgeſellen und Lehrlinge über Geometrie, Phyſik, und Experimentalphyſik gehalten, denen jetzt ſchon 87 beiwohnen.

Der niederöſterreichiſche General-Verein, der ſich in Wien gebildet, bezweckt keine unmittelbar kaufmänniſche Spekulation, ſondern ſtrebt durch geiſtige Anregung auf den Aufſchwung der inländiſchen Induſtrie zu wirken. Er zerfällt in die Abtheilungen der Chemie, Mechanik, des Handels, der ſchönen Künſte und Naturgeſchichte. Außer den allgemeinen Verſammlungen halten auch die einzelnen Abtheilungen periodiſche Zuſammenkünfte, und es wird eine Bibliothek, Modellſammlung ꝛc. angeſchafft werden. Es werden Preisaufgaben geſtellt, welche mit Medaillen und Geldbelohnungen von der Geſellſchaft belohnt werden.

Der pharmaceutiſche Verein der Pfalz hat in einer zahlreichen Verſammlung zu Kaiſerslautern vom 8. Febr. beſchloſſen, eine techniſche Lokalſektion zu begründen, deren Aufgabe iſt, durch mündlichen und ſchriftlichen Ideenaustauſch, durch Verbreitung gemeinnütziger Lektüre, durch Veranſchaulichung von Experimenten in allmonatlichen öffentlichen Sitzungen, durch Aufſtellung von Fabrik- und Maſchinenmuſtern zur Hebung des pfälziſchen Künſtler- und Gewerbeſtandes mitzuwirken.

Am 6 Jan. fand in Osnabrück die Stiftung des Handwerker-Vereins Statt, es hatten ſich gegen 400 Menſchen dabei verſammelt.

In Ansbach hat ſich ein Induſtrie-Verein gebildet; der Belebung und Hebung der Gewerbe jener Stadt bezweckt. Er zählt ſchon 127 Mitglieder und die Errichtung einer Ersparnißkaſſe für Geſellen, Lehrlinge und Dienſtboten iſt ſchon eine ſeiner wohlthätigen Folgen.

Der Verein zur Militär-Blinden-Unterſtützung in Marienwerder hat jetzt ein Kapital von 3000 Thlr., von deſſen Zinſen nebſt dem Ertrag der Beiträge und milden Spenden im Jahre 1839 er 98 Militär-Blinden, 6 Wittwen und 5 Waiſen Unterſtützungen reichte.

Die Apotheker in Dresden und der Umgegend haben ſich dem Apotheker-Vereine in Nord-Deutſchland angeſchloſſen mit der Ausſicht, daß die meiſten Apotheker Sachſens ihrem Beiſpiel folgen werden. Der Fürſt von Thurn und Taxis hat ihnen dieſelbe Vergünſtigung des Porto für die Lesezirkel der Anſtalt verwilligt, welche der Verein im Königreich Preußen genießt.

In Schwenningen (Würtemberg) hielt der Mäßigkeits- und, in Bezug auf Branntwein, Enthaltſamkeits-Verein am 27. Dec. ſeine halbjährige Plenarſitzung, die erſte ſeit ſeiner Gründung. Er beſteht jetzt aus 44 Mitgliedern. Nachdem Dr. Röſch, als Vorſtand, den Zweck der Verſammlung entwickelt hatte, wurde beſchloſſen, eine jährliche Prämie für diejenigen (verheiratheten oder unverheiratheten) armen Arbeiter, Taglöhner, Handwerksgeſellen, Knechte, Mägde auszuſetzen, die ſich dem Verein anſchließen, und nach Verfluß eines Jahres den Beweis liefern können, neben übriger untadelhafter Aufführung, dem Genuß des Branntweins entſagt zu haben.

In Dresden hat ſich ein Verein gegen Thierquälerei gebildet und ſeine Statuten der Regierung zur Beſtätigung vorgelegt.

Induſtrie.

Zwiſchen Hamburg und den deutſchen Zoll-Vereins-Staaten iſt ein ähnlicher Handelsvertrag wie mit Holland geſchloſſen worden.

In Wien iſt eine allgemeine wechſelſeitige Kapitalien- und Renten-Verſicherungs-Geſellſchaft in's Leben getreten, begründet vom Profeſſor der höhern Mathematik am daſigen polytechniſchen Inſtitut, Joſeph Salomon. Sie theilt ſich in 6 Abtheilungen, von denen die fünf erſtern die Verſicherung von Renten und Kapitalien theils für den Fall des Todes, theils nach Ablauf einer beſtimmten Zeit zum Gegenſtand haben, die ſechste aber eine gegenſeitige Verſorgungs-Anſtalt durch ſteigende Rente iſt. Protector und oberſter Leiter iſt der Staats- und Conferenzminiſter Graf von Kolowrat, der den Präſidenten der Hofkammer im Münz- und Bergweſen Fürſt von Lobkowitz zum Stellvertreter wählte. Präſident des leitenden Directoriums iſt Hofrath Pipitz, ſein Subſtitut, der Bürgermeiſter in Wien, Czapka. Ein Ausſchuß von 60 Mitgliedern, gewählt aus allen Fächern und Ständen, repräſentirt die ſämmtlichen Intereſſen.

Das Spielen in auswärtigen Lotterien iſt in Preußen neuerdings ſtreng verboten, die Agenten werden mit 1—4jähriger Zuchthausſtrafe, derjenige, welcher ein Loos erhält und in 3 Tagen nicht abliefert, mit 2—10 Thlr. Strafe, wer es behält, mit dem Verluſt des Looſes, ſeines möglichen Gewinnſtes und noch 300 Thlr. Geldſtrafe bedroht. Die Denuncianten ſollen die Hälfte des Strafgeldes erhalten.

Vier Geſellſchaften, die kölner, düſſeldorfer, niederländer und die engliſche Geſellſchaft haben ſich zur Fahrt auf dem Rheine vereinigt, die zwei erſtern nehmen die Strecke von Rotterdam nach Straßburg, die zwei letztern die zwiſchen Rotterdam, London und Mainz in Anſpruch.

In den Harzbergwerken gewinnt man jährlich 9—11 Mark Gold, gegen 50,000 Mark Silber, über 80,000 Ctr. Eiſen (von 200,000 Ctr. Eiſenſtein), 2—3000 Ctr. Kupfer, gegen 80 Ctr. Zink, und 20,000 Ctr. Blei und Glätte, gegen 200,000 Ctr. Salz, 2,000,000 Bergen Stein- und Braunkohlen und 1500 Ctr. Schwefel.

Zur Regulirung des Flußbettes der Saar, deren unregelmäßiger Lauf und Mangel an Fahrwasser die regelmäßige Verschiffung der Steinkohlen hindert, hat die preußische Regierung 200,000 Thlr. aus Bergwerkskassen bewilligt.

Der Steinkohlenbau-Verein in Zwickau stellt jetzt die Bohrversuche ein, denn die bereits erbohrten Flöze, das eine 82½, das zweite 66½, das dritte 119 Lachter Teufe mächtig, liefern ein so vollkommen befriedigendes Resultat, daß bei noch so bedeutender Kohlenförderung diese unterirdischen Schätze in Jahrhunderten nicht erschöpft werden können.

Der Ingenieur Negrelli, bisher in Zürich, Urheber des Basel-Zürichschen Eisenbahnprojekts, ist mit 500 Louisd'or Gehalt, freier Wohnung und Pension für seine ganze Familie als General-Inspector der Ferdinands-Nordbahn nach Wien berufen worden.

In Leipzig ist ein Aktienverein vorgeschlagen worden zur Errichtung einer großen Verlags-Buchhandlung, welche nur unverkennbar gute Nationalwerke herauszugeben beabsichtigt; alle Sortimentshandlungen sollen zur Theilnahme aufgefordert werden, um ihr Bestehen zu sichern.

Preisaufgaben.

In der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom 30. Dec. wurden die von der Gesellschaft ausgesetzten Preise an die eingegangenen Preisschriften vertheilt. Der große Preis der Mathematik, der im Jahre 1838 für die beste Schrift über den Widerstand des Wassers ausgesetzt worden, wurde keinem zu Theil, da die Gesellschaft keine Schrift ganz ihrer Absicht gemäß fand, doch theilte sie den Preis unter die Verfasser dreier Commentschriften, die Herren Piobert, Morin und Didion, und die Schrift des Obristen Duchemin, die schon 1838 eine ehrenvolle Erwähnung erhalten hatte, und nur eine weitere Ausführung war, wurde abermals einer ehrenvollen Erwähnung würdig gefunden. — Den Preis für die Astronomie, ausgesetzt von Lalande, erhielt Obrist Brousseaud für sein Werk: Mesure d'un arc du parallèle moyen. — Den Preis für Mechanik, von Hrn. von Montyon gegründet, gewann Herr von Gallgny für seine hydraulischen Maschinen. — Den Montyon'schen Preis für Statistik erhielt das Werk des Hrn Duchatelier: Recherches statistiques sur le département du Finistère; zwei andere: La statistique générale du Jura en 1838 par M. Pyot, und Le guide pittoresque du voyageur en France wurden ehrenvoll erwähnt. — Der Preis für Experimental-Physiologie wurde nicht ertheilt, erwähnt nur wurde das Werk des Professor Wagner sur l'Ovologie. — Unter den 48 handschriftlichen oder gedruckten Werken, die sich um den Preis der Medicin und Chirurgie bewarben, wurden fünf ausgezeichnet: 1) 1500 Frcs. wurden den Herren Bright, Martin Solon und Rayer bewilligt für ihre Schriften über eine den Alten nur wenig bekannte Krankheit, die man maladie de Bright, albuminurie, oder néphrite albumineuse (Steinkrankheit) nennt; ebenfalls 1500 Frcs. erhielt Hr. Ricord für seinen Traité pratique des maladies vénériennes; Hr. Martin erhielt 1000 Frcs. für seine wichtige Verbesserung des künstlichen Beines (jambe mécanique).

Die neuen von der Akademie ausgeschriebenen Preisfragen sind folgende:

Großer Preis der Mathematik: „Déterminer les perturbations du mouvement elliptique, par des séries de quantités périodiques, différentes des fonctions circulaires, de manière qu'on moyen des tables numériques existantes, on puisse calculer d'après ces séries, le lieu d'une planète à toute époque donnée." Zeit der Einsendung vor dem 1. Mai 1840. Adresse: An das Sekretariat der Akademie.

Preis der Astronomie, gestiftet von Lalande. Die Medaille im Werth von 535 Frcs. wird alle Jahre Demjenigen ertheilt, der in Frankreich oder anderwärts (mit Ausnahme der Mitglieder des Instituts) die für die Astronomie interessanteste Beobachtung gemacht oder die für die Fortschritte der Astronomie nützlichste Schrift geliefert haben wird.

Außerordentlicher Preis über die Anwendung des Dampfes bei der Schifffahrt. Der König von Frankreich hat nach dem Vorschlag des Baron Charles Dupin einen Preis von 6000 Franken für die beste Schrift ausgesetzt sur l'emploi le plus avantageux de la vapeur sur la marche des navires et sur le système de mécanisme, d'installation, d'arrimage et d'armement

qu'on doit préférer pour cette classe de bâtiments. Dieſer Preis, der der Akademie zur Verfügung übertragen wurde, iſt ſeit 1836 jedes Jahr ausgeſchrieben worden.

Der Montyon'ſche Preis der Mechanik, beſtehend in einer goldnen Medaille, im Werth von 500 Franken, iſt jährlich für die Erfindung oder Verbeſſerung von Werkzeugen ausgeſetzt, die den Fortſchritt des Ackerbaues, der mechaniſchen Künſte und Wiſſenſchaften befördern.

Der Montyon'ſche Preis für Statiſtik, eine goldene Medaille, im Werth von 500 Franken, beſteht für diejenigen Werke, die eine oder mehrere Fragen in Bezug auf die Statiſtik Frankreichs behandeln.

Großer Preis für Phyſik. Die Akademie ſtellt für 1841 die Frage zur Beantwortung auf: „Déterminer par des expériences précises la chaleur spécifique des principaux corps simples et celle d'un grand nombre de combinaisons minérales et organiques. Discuter le rapport qui existe entre le poids atomique des corps et les chaleurs spécifiques données par l'expérience.“ L'Académie engage les concurrents à étudier sous ce point de vue: 1) „les corps simples; 2) quelques oxides ou composés binaires, en choisissant de préférence ceux qui forment des séries comme les trois oxides de cuivre par exemple; 3) quelques sels des principaux genres et à divers états de saturation, en les comparant à l'état anhydre et à l'état hydraté; 4) les principales matières organiques.“

Die Akademie bringt in Erinnerung, daß ſie einen Preis von 10,000 Franken auf die beſte Beantwortung folgender Frage geſetzt habe: „La vertu préservatrice de la vaccine est-elle absolue, ou bien ne serait-elle que temporaire? Dans ce dernier cas, déterminer par des expériences précises et des faits authentiques, le temps pendant lequel la vaccine préserve de la variole. Le cow-pox a-t-il une vertu préservatrice plus certaine ou plus persistante que le vaccin déjà employé à un nombre plus ou moins considérable de vaccinations successives? En supposant que la qualité préservatrice du vaccin s'affaiblisse avec le temps, faudrait-il le renouveler et par quels moyens? L'intensité plus ou moins grande des phénomènes locaux du vaccin a-t-elle quelque relation avec la qualité préservatrice de la variole? Est-il nécessaire de vacciner plusieurs fois une même personne, et, dans le cas de l'affirmative, après combien d'années faut-il procéder à de nouvelles vaccinations?“ Entſchieden wird die Preisbewerbung in der öffentlichen Sitzung von 1843.

Herr Manni, Profeſſor an der Univerſität zu Rom, hat der Akademie 1837 einen Preis von 1500 Fr. für die beſte Löſung der Frage „des morts apparentes et sur les moyens de remédier aux accidents funestes qui en sont trop souvent les conséquences“ übertragen. Im Jahre 1839 fügte die Akademie dieſer Frage noch folgende bei: „Quels sont les caractères distinctifs des morts apparentes? Quels sont les moyens de prévenir les enterrements prématurés?“ Da die eingegangenen 7 Bearbeitungen der Akademie nicht genügten, ſetzt ſie den Preis noch einmal für 1842 aus.

Die Geſellſchaft für Ackerbau, Wiſſenſchaften und Künſte im Aube-Departement hat in ihrer öffentlichen Sitzung folgende Preiſe ausgeſetzt.

Für 1840. 1) Einen Preis von 300 Fr. für Denjenigen, der zuerſt in dieſem Departement die Kultur des Maulbeerbaums mit der Seidenraupenzucht in ſo genügende Uebereinſtimmung bringt, wie die Geſellſchaft in ihrer letzten Sitzung es wünſchte. 2) Eine goldene Medaille von 150 Fr. Werth, für das eine der wichtigſten Epochen aus der Geſchichte der Stadt Troyes darſtellende Gemälde oder für die Biographie eines ausgezeichneten Mannes des Departements Aube.

Für 1841. — Eine goldene Medaille von 150 Fr. Werth dem Verfaſſer eines praktiſchen Thierarznei-Handbuchs zum Gebrauch der Landleute des Departements für ihre Hausthiere.

Für 1843. — Eine goldene Medaille von 400 Fr. Werth für den Landwirth des Departements Aube, der ohne Unterbrechung vom Monat März 1841 bis December 1843 wenigſtens 40 Aren freibigen Bodens mit Kropp bepflanzt hat.

Die Société d'émulation des Ardennes ſtellt für 1841 folgende zwei Fragen auf: 1) La suppression des maîtrises et des jurandes, tout en détruisant un monopole fâcheux, n'a-t-elle pas offert le grand inconvénient de laisser sans organisation la classe ouvrière?

2) Ne serait-il pas à désirer que les associations légales, dans les divers métiers, leur donnassent une forme, un ensemble qui régularisassent pour chaque individu des moyens de ouvrage, de travail, de direction et un besoin de discipline? Les ouvriers ne gagneraient-ils

pas en moralité, en science et la société ne trouverait-elle pas des gages d'un travail meilleur, mieux exécuté, et surtout des garanties de calme et de sécurité?

Dans le cas de l'affirmative, quels seraient les moyens d'arriver à ce but, sans empêcher la libre concurrence et en donnant au pouvoir une influence convenable sur les masses organisées, de manière que, puissantes sur elles-mêmes pour le bien, elle cessassent de l'être pour troubler l'ordre social? Zeit: 1. Jan. 1841. Erster Preis 500 Fr. oder eine goldene Medaille von diesem Werth, zweiter Preis eine goldene Medaille von 300 Fr. Werth, dritter Preis eine große silberne Medaille.

Die Société vétérinaire des départements du Calvados et de la Manche hat eine goldene Medaille von 300 Fr. Werth der besten Schrift versprochen „sur les moyens d'arrêter les progrès toujours croissants du charlatanisme et d'empêcher les empiriques, maigres, sorciers et soi disant guérisseurs d'animaux, sous quelque dénonciation que ce soit, d'exercer sans autorisation la médecine vétérinaire. Ce mémoire devra renfermer non seulement des renseignements suffisants pour que le ministère puisse, au besoin, y trouver les matériaux nécessaires à un projet de loi sur la matière, mais encore l'organisation de la médecine civile." Zeit der Ablieferung 1. Sept. 1840. Adresse: An den Secretär der Gesellschaft zu Bayeux, franco.

Die Société libre d'émulation in Rouen hat eine goldne Medaille von 300 Fr. Werth ausgesetzt „au meilleur Mémoire sur l'Industrie, et notamment sur les arts du blanchiment, de la teinture, de l'impression et de la fabrication des tissus." Zeit: 1. April 1840. Adresse: Herrn Léon Vivet, Secretär, rue Saint-André-hors-Ville, 6, franco.

Die Akademie von Besançon hat folgende Preise gestellt: 1) für 1840. „La description des monuments de Franche-Comté, élevés dans le moyen age: — L'histoire de Hugues le Grand, Archevêque de Besançon." 2) für 1841: „Des conséquences économiques et morales qu'a eues jusqu'à présent en France et que semble devoir produire dans l'avenir la loi sur le partage égal des biens entre les enfants." Preis eine goldene Medaille von 200 Fr.

Der Präfect der Ardèche hat zwei Preise von je 500 Fr. ausgesetzt, den ersten für den Erfinder des zum Abnehmen der Blätter des Maulbeerbaums brauchbaren Messers (du meilleur couteau servant à couper la feuille du mûrier pour les magnaneries); der zweite dem Verfasser „du meilleur manuel composé dans le but de mettre à la portée de tous les éducateurs la connaissance des moyens de perfectionnement relatifs à l'élève des vers-à-soie." Die Werke müssen bis zum 30. Juni 1840 in die Präfectur de l'Ardèche portofrei eingeschickt werden.

Die Société Linéenne in Bordeaux stellt für 1840 folgende Preisaufgaben. 1) Indiquer la végétation propre à chaque nature de terrains composant le bassin géologique de la Gironde. Preis: eine silberne Medaille. — 2) Eine silberne Medaille dem, der ihr das Verzeichniß von Thieren einschickt, die in einem der Departemente des südlichen Frankreichs leben, dont les productions n'ont pas encore été publiées. — 3) Medaillen zur Aufmunterung für Diejenigen, welche die meisten Thatsachen oder Materialien mittheilen, die den Nachforschungen entnommen sind, die Geologie oder andere Zweige der Naturgeschichte des Gironde-Departements aufzuklären. — 4) Eine silberne Medaille für die beste Lösung der Frage: „Quelle part ont eue les savants, les sociétés et les établissements scientifiques du midi de la France aux progrès de l'histoire naturelle en général? — 5) La condition du cultivateur étant généralement moins avantageuse dans les contrées vignicoles que dans celles où domine la culture des céréales, on demande de signaler les causes de cette différence et les moyens d'y remédier. — 6) Présenter l'histoire des vins de Bordeaux depuis l'époque de l'introduction de la vigne dans nos contrées jusqu'à nos jours, en indiquant, autant que possible, les causes des changements, des améliorations, des altérations qu'ont subis les diverses qualités de ces vins. Preis: eine silberne Medaille ꝛc. Die Konkurrenzschriften müssen vor dem 15. August an den Generalsecretär M. Laterrade in Bordeaux eingeschickt werden.

Die Société de l'agriculture, du commerce, des sciences et des arts des Marne-Departements setzt einen Preis von 200 Franken der besten Beantwortung folgender Frage aus: Quels seraient les moyens le plus en harmonie avec nos institutions, de ranimer le sentiment moral et religieux, et de le maintenir au niveau du développement progressif des lumières et de la civilisation. Die Arbeiten sind bis zum 1. Juli 1840 nach Châlons einzuschicken.

Die Académie royale in Metz bringt folgende Fragen zur Bewerbung: 1) Apprécier les avantages et les inconvénients de l'influence de la capitale sur le goût, les mœurs et le caractère de la nation. Preis: eine goldene Medaille von 400 Fr. Werth. — 2) Quelle influence ont dû exercer sur le développement des arts et des sciences, les associations littéraires et scientifiques qui se sont formées sur différents points de la France? Preis: eine goldene Medaille von 200 Fr. Werth. Zeit der Einsendung: bis zum 31. März 1840.

Die Société de l'agriculture, des sciences et des arts von Valenciennes ſetzt einen Preis von 400 Fr. aus: destiné au meilleur mémoire sur un point quelconque des antiquités ou sur l'histoire du département du Nord et plus particulièrement de l'arrondissement de Valenciennes. Zeit: vor dem 1. November 1840.

Schweiz.

Im Kanton Thurgau hat der kleine Rath den Vorſchlag gethan, die Klöſter aufzuheben. Dieſe haben dagegen angetragen, ihre Stiftungen zu erhalten und davon abzugeben: 1) zur Friſtung unentgeldlicher Aushülfe für alte, erkrankte und gebrechliche Seelſorger durch den ganzen Kanton; 2) zur Errichtung eines ausgedehnten Lehr-Inſtituts in einem Kloſter; 3) Begründung einer Mädchenſchule in einem Frauenkloſter; 4) allfällige Geldbeiträge zu einer andern zweckdienlich erachteten, gemeinnützigen Anſtalt; 5) wollen ſie vollkommene Garantie leiſten, daß alles vorhandene Gut gewiſſenhaft verwahrt und beiſammen bleibe, durch das Anerbieten, ſtets offne Einſichtnahme für Diejenigen zu gewähren, die damit beauftragt werden ſollen.

Der Erziehungs-Rath des Kantons Zürich hat den Entwurf eines neuen Seminar-Geſetzes ausgearbeitet, der das bisherige Schullehrer-Seminar für aufgehoben, ſämmtliche Lehrerſtellen für erledigt erklärt, und den Lehrern, die an die neue Anſtalt nicht wieder gewählt werden, Entſchädigung verſpricht. Doch ſoll das eigentliche Volksſchulweſen nicht weſentlich umgeſtaltet werden.

Nach dem „Rheinthaler Boten" ſoll der Kunſtmaler J. W. Ifenring in St. Gallen die Kunſt Daguerre's und Lippmanns ſchon ſeit geraumer Zeit gröſt haben.

Der kleine Rath von Luzern hat die Austrocknung des Wauwilerſee's vermittelſt eines durch die Holzwilerhöhe zu führenden Stollen beſchloſſen. Man rechnet die Koſten auf 54,606 Fr. 70 Rpp., den Mehrwerth der Güter aber, der dadurch erlangt wird, ſchätzt man auf 100,000 Fr.

In Lauſanne iſt der erſte Theil eines für die Geſchichte der Schweiz ſehr ſchätzbaren Werkes erſchienen, unter dem Titel „Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse". Er enthält die Statuten der Geſellſchaft, ein Verzeichniß der Mitglieder, einen Aufſatz über das Rectorat von Burgund, die ungedruckten Statuten Peters von Savoyen und eine hiſtoriſche Notiz der Grafen von Greierz (Gruyères).

Dr. Agaſſiz, Verf. der „Recherche sur les Poissons Fossiles", hat die erſte Nummer ſeiner „Histoire naturelle des Poissons d'Eau Douce" herausgegeben, welche aus 2 Bänden Text und 90 Kupfertafeln beſtehen ſoll; auch von ſeinen „Monographies d'Echinodermes" iſt der erſte Theil erſchienen.

In Winterthur ſtarb am 3. Jan. J. Ulrich Hegner im 81. Lebensjahre, als genialer und humoriſtiſcher Schriftſteller dem wiſſenſchaftlichen Deutſchland ehrenvoll bekannt.

Der bekannte Reiſende Dr. J. R. Frei von Baſel iſt in Bucharеſt geſtorben. Er war Philolog, Philoſoph, Juriſt und Theolog und hatte Europa, Aſien, Afrika und Amerika durchwandert.

Am 19. December 1839 ſtarb in Freyburg der berühmte Orgelbauer, Aloys Moſer, ein Schüler des berühmten Stilbermann, aus Straßburg, im Alter von 69 Jahren. Sein Meiſterwerk iſt die Orgel in der Kollegial-Kirche des heiligen Nikolaus in Freyburg, welche 64 Regiſter, in 4 Klavieren vertheilt, und mehr als 7000 Pfeifen hat, von denen einige 32 Fuß Länge haben.

Niederlande.

Das niederländiſche „Wochenblatt für Rechtswesen“ (weekblad van het regt) gibt die Zahl der Studirenden zu Leiden auf 614, Utrecht 310, Gröningen 274, an, im Ganzen alſo 1198, worunter 497 Jurisprudenz ſtudiren.

Die niederländiſche Geſellſchaft für Vervollkommnung und Verbreitung hat eine große „Simfonie“, aus der Feder des Herrn J. Jonny, ein treffliches, wohl durchgearbeitetes Werk, herausgegeben, das Cherubini gewidmet iſt, und von dem die Geſellſchaft die Koſten des Druckes tragen wird.

In Leeuwarden ſtarb am 27. Nov. v. J. der bekannte taubſtumme und in ſeinen letzten Lebensjahren blinde Blumenmaler C. J. Celkema, 81 Jahre alt.

Durch ein königliches Decret iſt Profeſſor Thorbecke, ein eifriger Anhänger der Oppoſition, zum Rektor der Univerſität Leiden ernannt worden.

In Amſterdam iſt eine Geſellſchaft zuſammengetreten, um den Waſſertransport der ſeewärts eingehenden Güter nach dem Rheine zu erleichtern.

Belgien.

In Gent verlangt man die Errichtung einer flandriſchen Akademie, ſo wie daß die flämiſche Sprache bei den Gerichten und allen andern Verhandlungen eingeführt werde.

Der Zuſtand der Erziehung und des Unterrichts ſcheint ſich ſeit 1836 nicht verbeſſert zu haben, wenigſtens beſtand 1836 dasſelbe Verhältniß der Schülerzahl zur Einwohnerzahl wie jetzt, nämlich 1 : 10. In Brabant, einer Provinz, wo der Schulbeſuch, nach Luxemburg und Namur, ſich am beſten darſtellt, können bei der Miliz unter 5873 jungen Männern von 19 und 19 Jahren 3105 weder leſen noch ſchreiben.

Die „Société des sciences, des arts et des lettres“ im Hennegau hielt in den erſten Tagen des Januar ihre erſte monatliche Sitzung im Jahre 1840, und beſchloß, ſich jeden erſten Samstag im Monat zu verſammeln.

Belgiſchen Blättern zufolge iſt die Rede, in Antwerpen eine Adels-Univerſität unter den Auſpizien des Vicomte Chateaubriand und der franzöſiſchen Legitimiſten-Partei zu errichten.

Herr Coremans in Brüſſel redigirt ſein Journal „la presse libre“ halb in deutſcher, halb in franzöſiſcher Sprache, mit dem Motto: „Das Licht kommt uns von Oſten!“ Man gibt ihm Schuld, Belgien germaniſiren zu wollen.

Durch königliche Verfügung iſt der Maler G. Wappers zum Director der Akademie der Künſte in Antwerpen ernannt worden.

Die jährliche Ausfuhr von belgiſchem Leinen nach Frankreich hat einen Werth von 60 Millionen Franken. Der reine Gewinn dieſes Agrikultur- und Induſtrie-Zweigs wird auf 45 Proc. berechnet. Wird die franzöſiſche Gränze der Leinen-Ausfuhr verſchloſſen, ſo werden 250,000 Belgier außer Brod geſetzt.

Im Jahre 1837 waren 93 Koaks-Hochöfen und 66 Holzkohlen-Hochöfen in Betrieb; ſeitdem ſind 90 neue Koaks-Hochöfen errichtet worden, von denen eine lütticher Geſellſchaft 6 vom größten Umfang in Betrieb ſetzt. Das jährliche Erzeugniß an Eiſen in Belgien kann man zu 147,000 Tonnen (à 20 preußiſche Ctr.) anſchlagen.

In Viſé ſtarb der als praktiſcher Arzt, ſo wie als Profeſſor der Klinik in Gräz ſehr verdiente Gelehrte, Dr. von Sartorius, im 66. Jahre ſeines Lebens.

Zur Enthüllung des Denkmals für Rubens in der Mitte Auguſt werden große Feſtlichkeiten vorbereitet. Schon hat man zwei Preiſe ausgeſetzt für das beſte Gedicht und die beſte Abhandlung zum Lobe des berühmten Malers.

Zu Antwerpen ſtarb am 13. Dec. v. J. der berühmte Maler M. van Brée, ſeit 32 Jahren erſter Lehrer an der daſigen Maler-Akademie.

Dänemark.

In der Sitzung vom 20. Jan. hat die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Kopenhagen den Preis für die im Jahre 1838 geſtellte Preisaufgabe, die Bearbeitung der Geſchichte der Hunnen betreffend, beſtimmt und ihn der Arbeit des Profeſſor Dr. Neumann in München zuerkannt. Zu ihren auswärtigen Mitgliedern ernannte ſie Couſin und Guizot in Paris, Ehrenberg, Marheinecke und Joh. Müller in Berlin, C. O. Müller in Göttingen, Jacob und Voigt in Königsberg, Schelling in München, Schloſſer in Heidelberg, Wilh. Weber vormals in Göttingen.

Am Schluſſe des vorigen Jahres ſind Veränderungen rückſichtlich des juriſtiſchen Studiums und Examens an der Univerſität Kopenhagen getroffen worden. Ueber ſämmtliche akademiſche Vorträge ſoll jedes zweite Jahr ein Studienplan entworfen werden, wodurch die Vorleſungen der Privatdocenten immer mehr in einander greifen ſollen. Die wichtigern Disciplinen ſind nur auf zwei Semeſter, die übrigen in einem zu beenden. Das Examen erſtreckt ſich zugleich auch auf das römiſche Recht und das Staatsrecht der Herzogthümer.

Am 1. Juni 1840 ſoll eine neue däniſche Pharmakopöe in Wirkſamkeit treten, da die jetzt 1805 verfaßt iſt.

Da die Beobachtungen über die Schwankungen der Magnetnadel, die bisher in der polytechniſchen Lehr-Anſtalt unter Leitung des Naturforſchers Oerſted angeſtellt wurden, durch die das Obſervatorium umgebenden Häuſer und andere Gegenſtände ſehr geſtört wurden, hat der König die Erbauung zweier iſolirter Obſervatorien auf den Wällen der Feſtung und die Anſtellung eigener Obſervatoren bewilligt.

Der jetzt zur Regierung gekommene König von Dänemark ſoll von ſeiner Kindheit an ſich eifrig dem Studium der Geologie, Mineralogie und Geognoſie ergeben haben; an der Ausgabe von Hartmann's Wörterbuch der Mineralogie und Geognoſie ſoll er weſentlich Theil, und noch andere geſchätzte Werke geſchrieben haben.

Der Entwurf einer neuen Kirchen-Agende für das Königreich Dänemark ſoll jetzt durch den Druck auch dem größern Publikum zugänglich gemacht werden.

Der Dichter H. P. Holſt, Verfaſſer eines Gedichts, das großes Aufſehen erregte, hat vom König einen Brillantring und außerdem zu einer Reiſe in's Ausland 800 Species erhalten.

Wie man vernimmt, iſt der Kronprinz zum Präſes der königlichen Akademie für Bildhauer, Maler und Architekten ernannt.

Der König hat Thorwaldſen den Auftrag ertheilt, eine Statue König Chriſtians IV zu modelliren, die, in Bronze gegoſſen, in der nach dieſem König benannten Kapelle in dem Roeskilder Dom aufgeſtellt werden ſoll.

Auch in Kopenhagen hat ſich ein Komité zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Buchdruckerkunſt gebildet.

Von der Regierung ſollen den jüdiſchen Bewohnern von Altona Eröffnungen gemacht worden ſeyn, über eine vollkommene bürgerliche Gleichſtellung der Juden in Bezug auf Handel und Gewerbe gegen Aufgebung der privilegirten jüdiſchen Gerichtsbarkeit, des Pfandleihrechts ꝛc. Auch die Frage der gemiſchten Ehen zwiſchen Juden und Chriſten ſoll angeregt ſeyn.

Schweden.

Eine Ausgabe der bekannten „Frithiof's Saga“ mit engliſcher Ueberſetzung von Ch. Stevens, Kupferſtichen und muſikaliſcher Begleitung wird beſonders der letztern wegen gerühmt, indem die Muſik ganz die Einfachheit der Zeit, worin das Stück ſpielt, ſich zu eigen gemacht, und manche wirklich alte Melodie aufgenommen habe.

Der Freiherr de Geer auf Leufsna hat freiwillig auf das Branntweinbrennen verzichtet, um das Branntweintrinken in Schweden zu vermindern. Mehrere [illegible]

daſſelbe gethan, obgleich ſie dadurch einen bedeutenden Verluſt an ihren Einkünften erleiden. Der Biſchof Franzen und mehrere andere ihm ähnlich denkende Männer ſtreben dahin, ein geſetzliches Einfuhr-Verbot des Branntweins zu erwirken.

Norwegen.

Zur Grundverbeſſerung des Schulweſens iſt eine Kommiſſion, zu welcher Profeſſor Hanſteen gehört, niedergeſetzt worden. Der Rector der lateiniſchen Schule in Drontheim hat die Ergebniſſe ſeiner auf Staatskoſten unternommenen Reiſe, um ſich beſonders mit den preußiſchen und ſächſiſchen Schulen bekannt zu machen, in einem ausführlichen Werke niedergelegt. Rector Brugge hält dafür, das klaſſiſche Studium keineswegs zu beſchränken, ſondern nun auch die Technologie in den Kreis des Unterrichts zu ziehen.

Der Dichter Wergeland, Unterbibliothekar der Univerſität, hat zwei ſatyriſche, in dramatiſcher Form abgefaßte Schriften gegen Vornehmthuerei und juriſtiſche Pedanterie ans Licht geſtellt, die mit großem Beifall geleſen werden.

Nach einer neulich veröffentlichten offiziellen Berechnung verhält ſich die Anzahl der wegen Verbrechen Verurtheilten zur Bevölkerung wie 1 : 900, wovon jedoch die vor den Kriegsgerichten Angeklagten und wegen Polizei-Vergehen Strafbüßigen ausgenommen ſind. Die Zahl der weiblichen zu den männlichen Verbrechern iſt wie 1 : 4. Seit 1836 iſt mit zunehmender Bevölkerung beſonders die Zahl der Diebſtähle geſtiegen.

England.

Das Kirchſpiel Spitalfields in London, das an 74,000 meiſt arme Einwohner und nur eine Kirche hat, ſoll in 10 Bezirke eingetheilt und in jedem eine neue Kirche erbaut und ein Prediger angeſtellt werden. Von den hierzu erforderlichen 70,000 Pfd. St. ſind in Jahresfriſt bereits über 31,000 Pfd. ſubſcribirt worden, unter Andern ſchenkten ein Geiſtlicher und ſeine Schweſter, ohne ſich zu nennen, je 2000 Pfd. zu dem frommen Zwecke.

Nach dem „Catholic Directory" für 1840 gibt es 454 katholiſche Kapellen in England, die meiſten in den Grafſchaften Lancaſter (88), York (51), Stafford (38) und in Wales (7). In Schottland zählt man deren 65, die meiſten in den Grafſchaften Inverneß (18), Ranff (11), und überdies 20 ſogenannte Stationen, wo Gottesdienſt gehalten wird. England hat 9 katholiſche höhere Lehranſtalten (Colleges), nämlich in St. Edmund in der Grafſchaft Hertford, St. Mary in Stafford, St. Peter, St. Paul und St. Gregory in Sommerſet, Ushaw in Durham, Stonyhurſt in Lancaſter, Ampleforth in York, German College in Worceſter. Schottland hat nur eine ſolche Anſtalt, St. Mary zu Blairs in der Grafſchaft Kinkardine. In Großbritannien gibt es 20 Klöſter, wovon 1 in Schottland; man zählt in England 540 geiſtliche Miſſionnarien, in Schottland 75. Gewöhnlich gibt man die Seelenzahl der Katholiken in Großbritannien auf 2 Millionen an; richtiger ſcheint folgende Beſtimmung zu ſeyn: London und Umgegend 200,000, Liverpool 80,000, Mancheſter und Salford 60,000, Glasgow und Umgegend 50,000, Preſton 17,000, Edinburgh 14,000, Newcaſtle und Gateshead 12,000, Paiſley 10,000, Birmingham 9000, Leeds 8000, Blackburn und Bradford jedes 7000, Bolton, Sheffield, Dunder und Wigan [illegible] Derby, Norwich, Huddersfield und Briſtol, jedes 5000, Bath und Hull, jedes 4000, [illegible], North- und South-Shields, jedes 3000, Aberdeen 2500, Taunton 2000.

Der Ausſchuß der British und Foreign Anti-Slavery Society (Geſellſchaft gegen die Sklaverei für Großbritannien und das Ausland) hat ſich in einer ihrer im Februar gehaltenen Verſammlungen in beſonderen Beſchlüſſen auf's Stärkſte gegen die Einwanderung oder Einführung freier Arbeiter in den Zuckerkolonien ausgeſprochen, mit den Worten: „Die Sklaverei ſey zwar geſetzlich in den britiſchen (weſtindiſchen) Kolonien aufgehoben, ihr Geiſt walte jedoch noch in voller Kraft bei der herrſchenden Partei (den Pflanzern) vor."

Der verſtorbene M. A. Taylor hat der Univerſität Oxford 70,000 Pfd. St. zur Errichtung einer Bilder-Gallerie und Sälen zu Vorleſungen über wiſſenſchaftliche und Kunſt-Materien vermacht.

In London trat am 20. Dec. 1839 eine Geſellſchaft zuſammen, um mikroſkopiſche Unterſuchungen zu befördern und überhaupt das Mikroſkop als wiſſenſchaftliches Inſtrument einzuführen und zu vervollkommnen. Es werden Abhandlungen über neue und intereſſante mikroſkopiſche Unterſuchungen vorgeleſen und eine Sammlung ſeltener und koſtbarer mikroſkopiſcher Gegenſtände und Bücher angelegt. Profeſſor Owen hatte den Vorſitz. M. B. Waid wurde zum Kaſſier, und Dr. Farre zum Sekretär ernannt. Die Verſammlung war ſehr [illegible].

Ein Verein, an deſſen Spitze Lord Brougham ſteht, gründet in London Leſekabinette und Kaffeehäuſer für Arbeiter, wo ſie gegen 2 Pence wöchentlich zugelaſſen werden.

Die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat den Geheimen Regierungs-Rath, Profeſſor Dr. Böckh in Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Der talentvolle Bildhauer John Bell, deſſen Statue der Dorothea auf der letzten Ausſtellung viel Beifall fand, hat dem Hospital zu Greenwich das von ihm und dem Architekten Abbiton ausgeführte Modell des Nelſon-Monuments zum Geſchenk gemacht.

An die Stelle des verſtorbenen Profeſſors der Architektur an der Londoner Akademie der ſchönen Künſte, William Wilkins (Herausgebers des Prachtwerks über Groß-Griechenland) iſt der Architekt Ch. Rob. Cockerell, der gelehrte Alterthumsforſcher, erwählt worden.

Am 24. Dec. ſtarb in Brighton Herr Davies Gilbert, vormals Präſident der königlichen Societät der Wiſſenſchaften, Verfaſſer mehrerer geſchätzter Werke und langjähriges Parlamentsglied für Bodwin, bis er ſich wegen zunehmender Gebrechlichkeit kurz vor dem Durchgehen der Reformbill vom öffentlichen Leben zurückzog.

Am 5. Jan. ſtarb in Penſanze, einem Städtchen in Cornwall, Baldwin Duppa Duppa Esq., der Hauptgründer der in ihrer Wirkſamkeit bereits ſo ſegensreichen Central-Erziehungs-Geſellſchaft, ſo wie der landwirthſchaftlichen Schule in der Grafſchaft Kent, der erſten dieſer Art in England.

Am 6. Jan. ſtarb in London in ihrem 88. Lebensjahre die Gräfin d'Arblay, Verfaſſerin mehrerer geſchätzter Romane, wie Evelina, Cecilia ꝛc., die ſie als Miß Burney herausgab.

In der iriſchen Grafſchaft Kerry, wo O'Connel ſeinen Wohnſitz hat, ſollen unlängſt 900 Katholiken auf einmal zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten ſeyn.

Th. Hill, der vor Kurzem zu Serbiton (Kingston upon Thames) ſtarb, hat, außer manchen Legaten zu 1000 bis 9000 Pfund für wohlthätige Anſtalten, den Reſt ſeines Vermögens von 80,000 Pfd. St. ſo vertheilt, daß 20,000 Pfd. der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, 20,000 Pfd. der Bibelgeſellſchaft, 20,000 Pfd. der einheimiſchen Miſſion und 20,000 Pfd. der evangeliſchen Geſellſchaft als Fonds zum Beſten der Wittwen und Waiſen verſtorbener evangeliſcher Geiſtlichen zufallen ſollen.

England zählt jetzt 32 Dampfſchiffe mit 47,600 Tonnengehalt und 14,000 Pferdekraft, die allein für den tranſatlantiſchen Verkehr beſtimmt ſind.

Chapman und Comp. hat eine Zinkplattendruckerei in London angelegt, die eine gefährliche Nebenbuhlerin der Lithographie zu werden droht. Die Drucke haben die Schärfe und Kraft der beſten Lithographien, laſſen ſich leichter machen und die Platten brauchen nur 1½ Zoll ſtark zu ſeyn. Auch hat er ein Patent auf die Anfertigung ſogenannten Ueberdruckpapiers erhalten, auf das man zeichnen und mittelſt deſſen man das Gezeichnete auf die Platte übertragen kann, die dann 6000 — 8000 Abzüge gibt.

Es iſt davon die Rede, ein neues Münz-Syſtem nach dem Decimalfuß in England einzuführen. Der alte große Penny Georg III., der noch im Umlauf iſt und ungefähr 5 Farthings wiegt, würde beibehalten werden, eine Silbermünze zu 2 Schilling oder 1/10 Pfd. St. unter dem Namen Gulden geprägt, 1/10 eines ſolchen Gulden durch eine andere Silbermünze, Stüber genannt, eingeführt, die dann 10 Farthings gelten würde. Der jetzige Schilling würde als 1/2 Fl. gebraucht werden im Werth von 10 Pence.

Die größte Privat-Bibliothek in England, Schottland und Irland beſitzt der katholiſche Biſchof von Cork, Dr. Murphy. Sie beſteht aus 70,000 Bänden und ſteht in Irland nur der Dubliner Univerſitäts-Bibliothek nach.

Frankreich.

Die „Académie des Inscriptions et de belles Lettres“ hat an die Stelle des Herzogs von Blacas den Marquis von Villeneuve-Trans, und zu auswärtigen Mitgliedern den Abbé Greppo zu Belley, Herrn Pertz in Hannover und Herrn Avellino, Konſervator des Antiquitäten-Kabinets in Neapel ernannt.

Die Academie der moraliſchen Wiſſenſchaften hat zwei ihrer Mitglieder beauftragt, in den Departementen Frankreichs Unterſuchungen über den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand der arbeitenden Klaſſen anzuſtellen. Den Erfolg dieſer Unterſuchungen beabſichtigt einer dieſer Abgeordneten, Dr. Villermé, in einer Schrift niederzulegen, die nächſtens unter dem Titel: „Tableau de l'état physique et moral des ouvriers“ erſcheinen wird. — An die Stelle des verſtorbenen Herzogs von Baſſano erwählte dieſe Akademie in ihrer Sitzung vom 31. Jan. Herrn Berrner zu ihrem wirklichen Mitgliede und ernannte den Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Edinburgh, Hamilton, zu ihrem korreſpondirenden Mitgliede.

Die Akademie der ſchönen Künſte ernannte in ihrer Sitzung vom 2. Dec. zu auswärtigen Korreſpondenten die Herren Azeglio in Turin, Canina in Rom, Tenerani ebendaſelbſt, den Herzog von Serra di Falco in Palermo und den Maler Cornelius in München.

Durch eine königliche Ordonnanz iſt beſtimmt, welchen Antheil die Behörden und die Geiſtlichen an der Erziehung und dem Unterricht der Sklaven in den franzöſiſchen Kolonien nehmen ſollen. Jeder Geiſtliche iſt gehalten, den Sklavenei genthümern beizuſtehen, damit dieſe ihrer Verbindlichkeit, ihre Sklaven in der chriſtlichen Religion zu unterrichten und aufzuziehen, gehörig nachkommen. Deshalb macht der Geiſtliche jeden Monat einen Beſuch in den Sklaven-Wohnungen ſeiner Pfarrei; auch hält er jede Woche, wenigſtens ein Mal, Unterricht, und belebt ſie nach dem eigens für ſie bearbeiteten Katechismus. Die Aufſicht über die Vollziehung der beſondern Vorſchriften dieſer Ordonnanz iſt der Staatsbehörde übertragen, die ermächtigt iſt, zu gewiſſen Zeiten alle Wohnungen zu beſuchen und ſich Rechenſchaft ablegen zu laſſen.

Herr von Bonald, Biſchof von Puy, erhielt durch königliche Ordonnanz vom 4. Dec. den erzbiſchöflichen Stuhl von Lyon. Herr de la Croix d'Azolette, Biſchof von Gap, den erzbiſchöflichen Sitz von Auch und Herr Attre, Kanonikus der Pariſer Metropolis, wurde zum Coadjutor des Biſchofs von Straßburg mit künftiger Nachfolge im Biſthum ernannt.

Am 31. Dec. ſtarb der Erzbiſchof von Paris, Herr von Quélen.

Der Abbé Genoude, Redakteur der Gazette de France, hat bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Rom in einer Audienz beim Papſt dieſem den Plan zur Anerkennung der bekannten Congrégation de l'Oratoire (faſt ganz nach der Regel des heiligen Filippo Neri lebend) vorgelegt. Der Papſt ſoll ſich nicht ungeneigt gezeigt haben, und hat das Ganze der Beurtheilung der Congregation der Ordensregel vorgelegt, nach deren Annahme die Beſtätigung nicht ausbleiben wird.

Auber iſt zum Muſikdirektor des Königs und Halevy zu dem der Herzogin von Orleans ernannt worden.

Der Pont des Saints Pères in Paris wird mit vier koloſſalen Statuen geſchmückt; ſie ſtellen den Ueberfluß, den Kunſtfleiß, die Seine und die Stadt Paris dar. Ihre Ausführung iſt Herrn Pezitot, Mitglied der Akademie, anvertraut.

Graf A. Demidoff in Paris hat 200,000 Fr. zu einem Album von Aquarellen von nur 200 Blättern für ſeine Sammlung beſtimmt und will deshalb eine Preisbewerbung eintreten laſſen.

Herr Magnoncour, Deputirter, hat für den jungen zwölfjährigen Franceschi eine jährliche Penſion von 600 Franken ausgeſetzt, da er in dieſem Alter eine kleine Marmorſtatue, einen ſchlafenden Amor vorſtellend, trefflich ausgeführt hat. Der Knabe hat ſchon auf der Schule zu Beſançon den erſten Preis der Bildhauerkunſt erhalten.

Der Dichter Méry iſt durch einen Beſchluß des Maire in Marſeille zum Konſervator der daſigen Bibliothek ernannt worden.

Baron Richerand, einer der berühmteſten Wundärzte Frankreichs, Verfaſſer mehrerer in ganz Europa geſchätzter Werke über Chirurgie, iſt in Paris geſtorben.

Am 13. Jan. ſtarb in Paris der Leibarzt des Königs, Dr. Marc. Seine Stelle hat Dr. Fauguier erhalten.

Der älteſte franzöſiſche dramatiſche Schriftſteller, Bouillu, iſt in einem Alter von 80 Jahren geſtorben.

Der durch mehrere Schriften bekannte ausgezeichnete Mathematiker Querret iſt zu Pleurtuit (Ile et Villaine), wohin er ſich von Montpellier aus, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit, begeben, geſtorben. Er hinterließ mehrere handſchriftliche Werke, unter andern eine Ueberſetzung Euler's.

Baron Yvan, vormals ordentlicher Wundarzt Napoleons und Mitglied der Akademie der Medicin, iſt in den letzten Tagen des Dec. v. J. in Paris geſtorben.

In Elſaß iſt eine neue Subſcription für die Guttenberg-Säule eröffnet worden, die in dieſem Jahr in Straßburg aufgeſtellt werden ſoll. Der von David angefertigten Bildſäule Guttenbergs geben Kenner vor jener Thorwaldſen's in Mainz den Vorzug.

Die Akademie der Inſchriften hat den Grafen Beugnot mit der Herausgabe der ſogenannten Assises de Jérusalem beauftragt, der den erſten Band, die Assises de la haute cour, herausgegeben hat. Mit ihm gleichzeitig hat der Herr Archivrath Kausler in Stuttgart dieſelben alten Rechtsbücher nach der Münchener Handſchrift herauszugeben begonnen, mit dem Basso cour anfangend.

In Paris iſt eine Sammlung der älteſten Gewohnheiten der Normänner und gerichtliche Entſcheidungen des Obergerichts (échiquier) der Normandie aus den Jahren 1207—1245 erſchienen. Es iſt der Abdruck einer Handſchrift, die ſich in der Bibliothèque St. Généviève befindet.

Im Februar ſtarb in Paris der ausgezeichnete Advokat und Deputirte, Hennequin: ſeine gerichtlichen Reden werden als Muſter gerichtlicher Beredſamkeit aufgeſtellt.

Die Etudes sur le Texte des Psaumes, 4 vols. 8. Par M. Nolhac. Par. 1839; werden als trefflich gerühmt. Der Zweck des Werks iſt hauptſächlich, zu zeigen, wie man den wahren Sinn mancher Stellen der Pſalmen finden kann, indem die Art gezeigt wird, wie ſie im Tempel geſungen wurden. Zahlreiche Anmerkungen zeigen die Beleſenheit und große Forſchung des Verfaſſers in Bezug auf den Zuſtand der Muſik der alten Völker.

Ein Profeſſor der Phyſik an dem Collegium zu St. Corbigny hat einen neuen Kontrabaß erfunden, der gleich einer Violine mit dem Bogen geſtrichen wird, aber die linke Hand auf einer Reihe Taſten ſpielen läßt, die Paſſagen von eigenthümlicher Schärfe und Lieblichkeit hervorbringt.

Das Municipal Conſeil von Périgueux hat für ſechs arme Chorknaben der Kathedrale Freiplätze in dem Collège gegründet, um ſich den Wiſſenſchaften widmen zu können.

Während des verfloſſenen Jahres ſind in Frankreich 3884 Werke in lebenden und todten Sprachen, 257 muſikaliſche Kompoſitionen, 1015 Kupferſtiche und Lithographien, und 109 Karten und topographiſche Pläne veröffentlicht worden.

Am 5. Nov. ward die metallene Statue des Generals Kleber in der Mitte des Paradeplatzes in Straßburg auf ihr granitnes Fußgeſtell gebracht.

Der Kriegsminiſter hat 3000 Fr. zur Errichtung der Statue des General Championnet zu Valence bewilligt.

Zu dem Denkmal zu Ehren Molière's (bis jetzt eine Privatunternehmung) hat die Deputirtenkammer 100,000 Fr. bewilligt und es damit zur Nationalsache erhoben.

In dem Correctionshaus zu Fontevrault befinden sich unter 1700 Gefangenen einige Hundert Kinder, die, durch Vergehungen der Freiheit verlustig, hier bis zu einem gewissen Alter erzogen werden sollen, doch selten entspricht der Erfolg dieser Absicht. Seit einiger Zeit hat auf einem benachbarten Landgute Herr von Bréthanières eine Anzahl derselben zu sich genommen, um sie als Arbeiter zu brauchen; und sein Betragen gegen sie und die geordnete Lebensweise haben die wohlthätigsten Folgen auf die jungen Gemüther geäußert.

Unter den 37,932 Gemeinden, die Frankreich zählt, haben 690 nicht über 100 Fr. Communal-Einkünfte, 11,364 haben keine 500 Fr., 26,454 bleiben unter 10,000, während 778 diese Summe übersteigen, und nur 95 Gemeinden haben mehr als 100,000 Fr. Einkünfte.

Herr Rousset, Uhrmacher in Versailles, hat schon seit 10 Jahren einen Apparat bearbeitet, der durch bloßen Luftdruck die Maschinen treibt, er hat jetzt sein Ziel erreicht. Sein neues Verfahren ersetzt den Dampf und jeden Brennstoff als Locomotive durch den Druck der atmosphärischen Luft, deren Masse stets dieselbe bleibt, also keine Veränderung in der Bewegung hervorbringt. Seine Erfindung ist auf dem Wasser und Lande gleich anwendbar.

Vidot in Paris verfertigt Doppelregenschirme für zwei Personen, die einem Zelte ähnlich sehen.

Das Kriegsministerium hat mehrere Preise für Schriften ausgesetzt, die zur Bildung des Heeres unter die Regimenter vertheilt werden sollen. Der erste von 500 Fr. ist der besten Leistung bestimmt, welche unter dem Titel „Pflichten des französischen Soldaten" diesen über seine Obliegenheiten belehrt, die er in allen erdenklichen Fällen seiner Laufbahn zu erfüllen haben mag. Die Schrift soll nicht mehr als 100 Octavseiten füllen. Der zweite Preis von 1500 Fr. soll den Titel führen „Sammlung der merkwürdigsten Züge von Tapferkeit, Großmuth, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit und Heldenmuth, welche die französischen Krieger zu allen Zeiten ausgezeichnet haben". Der dritte Preis von 2000 Fr. ist der besten Sammlung bestimmt von „Biographischen Notizen über die berühmtesten Krieger des französischen Heeres". Die beiden letzten Sammlungen können jedes 4—500 Seiten füllen. Termin der Ablieferung: 1. Dec. 1840.

Die Société des Antiquaires in der Normandie hat eine goldene Medaille (im Werth von 300 Fr.) für die Beantwortung folgender Fragen ausgesetzt: Quel fut l'état de la féodalité sous la domination des ducs de Normandie? Quelle fut son influence sur l'organisation féodale dans le reste de l'Europe? Termin: 15. Juni 1840. Adresse: An den Sekretär der Gesellschaft in Rouen, Rue des Jacobins

---

Spanien.

Die spanische Literatur schreitet trotz der innern Zwietracht fort. Der Lustspieldichter Breton de los Herreros wird an Fruchtbarkeit und Talent mit Scribe verglichen; sein neuestes Drama „Vellido Dolfos", aus der Zeit des Cid wird mit großem Beifall aufgeführt. Neben ihm steht ein junger dramatischer Dichter, Principe, der mit ihm die Gunst des Publikums theilt; nicht unbeliebt sind die Dramatiker Figueroa und Maldonado. Don Prospero Bofarull, Archivar von Aragon, hat eine gute Geschichte der Grafen von Barcelona mit vieler Gelehrsamkeit geschrieben. Don Andres Mariel fährt in der Herausgabe der Memoiren und Papiere in Bezug auf die Regierung Karls III. und seiner Minister Aranda und Florida blanca, fort; daneben hat er eine Uebersetzung von Coxe's Könige aus dem Hause Bourbon geliefert und sie mit schätzbaren kritischen und historischen Anmerkungen begleitet. Martinez de la Rosa hat einen neuen Band von seinem El Espiritu del Siglo, so wie den zweiten Band seiner historischen Novelle, Isabel del Solis, gegeben. Ruiz de la Vega hat ein episches Gedicht „Pelayo" gefertigt, und Don José Mariano Vallejo arbeitet an einem ausgedehnten Werke über den Reichthum an Mineralien der Halbinsel. Der Präsident der königlichen Gesellschaft für Geschichte hat zwei neue Bände seiner

ſchätzbaren Entdeckungsreiſen ſpaniſcher Seefahrer im XV. und XVI. Jahrhundert gegeben. In Bezug auf periodiſche Literatur ſind jetzt 16 Journale, die theils vierteljährig, theils monatlich und wöchentlich erſcheinen und nur den Wiſſenſchaften oder der Literatur gewidmet ſind.

In einem Handelsvertrage, der ſich zwiſchen Spanien und England vorbereitet, iſt beſonders in Bezug auf die Entwicklung der eignen Induſtrie Spaniens zu bemerken, daß rohe Baumwolle und Wolle, oder Seide, Leinen und Hanf gegen mäßige Zölle nach Spanien zugelaſſen, alle andere Manufacturwaaren verboten ſeyn ſollen.

Portugal.

Mehr als irgend ein Land liegt Portugal in geiſtiger Hinſicht nieder; jede Thätigkeit hört auf. Schöne dramatiſche Stoffe läßt es von zu dieſem Zwecke herbeigerufenen Ausländern bearbeiten. Nur die Muſik ſcheint einiger Maßen in Uebung. Ribas, der Flötenſpieler, der in London großen Beifall erntete, iſt ein Portugieſe.

Italien.

Der König von Neapel hat durch ein Reſcript vom 7. Dec. 1839, nach dem Vorgange des Kaiſers von Oeſtreich, in ſeinen Staaten den religiöſen jeruſalemiſchen St. Johanniter (Malteſer) Ritterorden wieder hergeſtellt.

Frankreich hat dem bisher geübten Rechte, für ſeine National-Kirche in Rom, S. Luigi di Francesi, als Parochie einen Pfarrer unabhängig vom General-Vicar zu ernennen, entſagt, und die Kirche wird künftig ohne dieſes Privilegium, wie alle übrigen National-Kirchen, fortbeſtehen.

Am erſten Sonntag nach Epiphanias fand im Palaſt der Propaganda in Rom die jährliche allgemeine Sitzung der Akademie der Sprachen ſtatt. Es wurden Aufſätze und Gedichte in 40 Sprachen vorgetragen.

Die verwittibte Fürſtin Borgheſe hat in Rom eine Anſtalt gegründet, wo 100 Knaben, die in den Straßen ohne Aufſicht herumirren, aufgenommen und erzogen werden ſollen, bis ſie ſelbſt ihr Fortkommen als Handwerker finden können.

Der bekannte Novelliſt Bareſe, der eine neue Dichtung aus der mailändiſchen Geſchichte unter der Feder hat, hat vor kurzem eine Geſchichte der Republik Genua herausgegeben. Ignazio Santù verfaßt Biographien berühmter Condottieri und gibt eine Auswahl franzöſiſcher Memoiren unter dem Titel „Amenità istoriche“ heraus; Ceſare Cantù ſchreibt eine Univerſalgeſchichte, der er eine ſo ungewohnte Menge von Belegen in Unterſuchungen und Forſchungen, biographiſchen, chronologiſchen, archäologiſchen und philoſophiſchen Inhalts anhängt, daß ſein Verleger den zweiten Titel beigefügt hat „Hiſtoriſche Encyclopädie.“ Die hiſtoriſchen Novellenſchreiber Tommaſeo und Battaglia ſind mit Poeſien und dem Drama beſchäftigt. — Unter den Dichtern werden beſonders genannt Arcangeli, Cagnoli, Gazzoletti, Barbieri (ein beliebter Prediger), Signora Roſellini, Caſametta, Graffi, Campello, Buſſa, Centofanti, Guadagnoli und Conte Paoli. Der bekannte Dramatiker Nicolini hat eine neue Tragödie, die ſchöne Roſamunde, geſchrieben, die in Florenz viel Beifall erntet; Perini iſt nach Oporto geladen worden, um vier Begebenheiten aus der portugieſiſchen Geſchichte dramatiſch zu bearbeiten. — Als Metaphyſiker ſind geſchätzt Zantedeſchi, Poli und Paganaſſi; Dr. Barali hat eine gelehrte philoſophiſche Abhandlung über das Naturrecht geſchrieben. Gazzetta und Ceſare fördern die Naturgeſchichte, der Dichter Carrer ſtellt eine Art Konverſations-Lexikon zuſammen.

Den Luſtſpieldichter Nota hat der König von Sardinien in den Adelſtand erhoben und Bareſe zum Ritter geſchlagen.

Am 29. Dec. ſtarb in Rom, nach kurzer Krankheit, der durch ſeine archäologiſchen Arbeiten bekannte Advokat Antonio Nibby, Profeſſor der Alterthumskunde an der Sapienza, Helleniſt der vaticaniſchen Bibliothek und Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften, in ſeinem 50. Lebensjahre.

In der Sitzung der archäologiſchen Geſellſchaft in Rom vom 16. Jan. theilte der berühmte Antiquar Ercole Viſconti mit, daß ein Landmann im Dorfe Carveteri beim Ackern in einem Brunnen oder unterirdiſchen Gewölbe 9 Statuen entdeckt habe, welche übernatürlicher Größe, einige ſogar koloſſal ſind; ein Kopf des Kaiſers Claudius, der bei ihnen gefunden wurde, hat Herrn Viſconti auf den Gedanken gebracht, daß die andern ebenfalls kopfloſen Statuen die kaiſerliche Familie dieſes Fürſten darſtellen können.

Die Vernachläſſigung des Studiums der philologiſchen Wiſſenſchaften in den gelehrten Anſtalten des Kirchenſtaates, beſonders zu Rom, wird als höchſt auffallend geſchildert. Noch immer gebraucht man ein vor 300 Jahren in Spanien erſchienenes Kompendium und Donatus ad Minervam zum Unterricht in der lateiniſchen Sprache und der griechiſche Profeſſor an der Sapienza konnte neulich nur drei Zuhörer für ſein Kollegium finden.

In Mailand und Venedig ſind von der öſterreichiſchen Regierung Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte begründet worden. Am Inſtitute zu Mailand befinden ſich unter Andern A. Moroſi, F. Carlini (Profeſſor und erſter Aſtronom an der königl. Sternwarte in Mailand), Abbate Conſigliacchi, Profeſſor der Phyſik, Dr. Franconeri, Graf Litta, A. N. Manzoni, Profeſſor Bordoni ꝛc., Präſident iſt Graf O. Caſtiglione. Am Inſtitute in Venedig befinden ſich unter Andern: Profeſſor und Director der Sternwarte in Padua J. Santini und B. Gamba, Vicebibliothekar der Markus-Bibliothek in Venedig.

Durch eine neue polizeiliche Verordnung muß jeder Kaufladen in Neapel zwei eigens dazu verfertigte Spiegellampen des Abends aufhängen, wodurch die Beleuchtung der Stadt ſehr gewinnt.

Slavonien.

Nach der Ilirske Narodne Novine haben die Stände des Kreuzer Komitat's in Kroatien in ihrer General-Verſammlung beſchloſſen, in einer Repräſentation zu bitten, daß gegen die National- und Municipal-Geſetze der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slavonien die magyariſche Sprache in dieſen Königreichen als Staats- und Geſchäftsſprache nicht eingeführt und den Advokaten in dieſen Königreichen geſtattet werde, vor den Gerichten in der Landesſprache ihres Komitats zu allegiren.

Seit dieſe ſüdlichen Gränzländer der öſterreichiſchen Monarchie durch das Unternehmen des Dr. Gai in Agram ihre verſchiedenen Dialekte in eine gemeinſame Sprache concentrirt haben, fängt eine illyriſche oder vielmehr ſlavoniſche Literatur an, ſich zu bilden, die immer erfreulichere Erfolge verſpricht. Seit 1838 beſteht in Agram eine Druckerei, für welche unter Leitung des Dr. Gai neue Typen gefertigt wurden und hier ſind ſeit jener Zeit mehrere intereſſante Werke gedruckt worden; unter andern „Dramatiſche Verſuche“ Dramaticzka Pokuſenja, von Dr. Demeter, deren erſter Theil zwei auf alte ragußiſche Trauerſpiele gegründete Dramen enthält, ſie heißen Ljuba i Dunoot (Liebe und Pflicht) und Karona Oureta (Rache und Mord). Ein anderes Drama, das ebenfalls in Agram, unter dem Titel Juran i Sofia (Juran und Sophie) oder die Türken in Eſſek, von J. Kukuljewitſch Sakſchinski erſchienen iſt, ſtellt die alten ragußiſchen Sitten getreu dar; ihm iſt eine Epiſode aus dem Türkenkrieg beigefügt; die Ugodne Priporiesti von A. Ruſſi (oder angenehme Erzählungen), in einem Bande von Dr. Gai gedruckt, und Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen.

Den erſten Verſuch, die Sprache grammatiſch feſtzuſtellen, hat Wiekoſlaw Kabdebitſch durch die Herausgabe ſeiner Osnowa Narieczja Ilirskoga, Illyriſche Grammatik gemacht. Ein Wörterbuch der illyriſchen Sprache wird nächſtens erſcheinen und in Agram hat ſich eine Geſellſchaft zur Verbreitung der neuen Sprache gebildet, deren Präſident Graf Draskowitſch.

Ungarn.

Der Senat der ungariſchen Univerſität zu Peſth beſteht aus 9 Mitgliedern, Rektor Magnificus iſt Franz Oswald, Profeſſor der Dogmatik; übrigens ſind noch 7 ordentliche Profeſſoren der Theologie, 7 der Jurisprudenz, 14 ord. Prof. der Medicin und 10 ord. Prof. der Philoſophie.

Die Magnatentafel hat das ſtändiſche Quantum in Religions-Angelegenheiten dergeſtalt beſtätigt, daß, ſtatt des vorgeſchriebenen ſechswöchentlichen Unterrichts beim Uebertritt eines Katholiken zur proteſtantiſchen Kirche, künftig der Uebertretende ſeine Gründe einer Deputation der betreffenden Gerichtsbehörde vortragen ſoll, welche, wenn er nach vierwöchentlicher Bedenkzeit noch auf ſeinem Vorhaben beſteht, es dem König meldet, der im Verlauf von drei Monaten darüber entſcheiden wird; Kinder, die eigentlich katholiſch erzogen werden ſollten, aber zufällig im proteſtantiſchen Lehrbegriff erwuchſen, ſollen nach erreichtem 18. Lebensjahr nicht mehr zum Uebertritt in die katholiſche Kirche gezwungen werden; proteſtantiſche Pfarrer ſollen nicht mehr über den frequenten Beſuch ihres Bethauſes von Katholiken verantwortlich ſeyn; die Katholiken dürfen die Lehranſtalten der Proteſtanten beſuchen und für den Unterricht und die Erziehung ſollen proteſtantiſche Lehrer und Erzieher angenommen werden dürfen.

Das Beſtreben, der ungariſchen Sprache in der neuern Zeit größere Ausdehnung und Geltung zu verſchaffen, iſt in Ungarn allgemein. Die Akademie der Wiſſenſchaften macht es ſich zur Hauptaufgabe; ſie ändert und feilt an den Sprachformen, bildet neue und ſetzt Preiſe aus für die beſten ungariſchen Werke und Ueberſetzungen, wozu ein Kapital von 345.197 fl. C. M., das noch immer wächst, die Mittel gibt. Graf Aloys von Berényi in Vag-Ujfalu machte eine Stiftung, aus der jährlich 6 Knaben und 6 Mädchen, die ſich durch moraliſches Betragen und beſonders durch Kenntniß der ungariſchen Sprache auszeichnen, bei der öffentlichen Prüfung belohnt werden ſollen; die ungariſche Sprachlehre zum Gebrauch der ſlaviſchen Jugend von Nikolaus von Jancovich wird unentgeldlich in den Schulen vertheilt; der Abt und Pfarrer in Danaſzédvar, Anton Egned, hat der Akademie 100 Exemplare ſeiner Ueberſetzung von Ovid's poetiſchen Briefen als Fortſetzung der Uebertragung alter Klaſſiker in die ungariſche Sprache vermacht; eine Frau Roſa von Vezegh in Balaſſa-Gyarmat hat eine Mädchen-Erziehungs-Anſtalt gegründet, mit dem Hauptzweck, die Kenntniß der ungariſchen Sprache zu verbreiten.

Am 20. Sept. 1839 ſtarb zu Kereſtur Joh. von Szirmay, auswärtiger Inſpektor des evangeliſchen Diſtriktual-Kollegiums zu Eperies und Gründer der nach ihm benannten, 14,000 Bände ſtarken Bibliothek, ſo wie der damit verbundenen Stiftung von 4000 fl. C. M. zur Anſchaffung von Büchern und Beſoldung eines Bibliothekar's.

Der am 25. Dec. in Großwardein verſtorbene griechiſche unirte Biſchof S. von Kalkan hat mittelſt Teſtaments unter andern milden Stiftungen in ſeinem Markte Belenyes (Biharer Komitat) ein Gymnaſium und ein Waiſenhaus geſtiftet.

Graf Stanislaus Scarbeck hat ſein ganzes Vermögen, beinahe eine Million Gulden C. M. der Gründung eines Waiſenhauſes, einer Armenanſtalt und eines Nationaltheaters in Lemberg gewidmet.

Der in Preßburg verſtorbene dirigirende Feldſtabsarzt, Dr. J. M. Weber, hat nicht nur der Kirche ſeiner Vaterſtadt Käſmark ein Legat von 2500 fl. W. W. hinterlaſſen, ſondern auch das Eyceum zum Univerſalerben ſeines Vermögens eingeſetzt, das bereits 14,000 fl. erhalten.

Es hat ſich eine Geſellſchaft in Peſth gebildet, welche dem ungariſchen Könige Matthias Corvinus ein Denkmal errichten will, mit deſſen Anfertigung der vaterländiſche Künſtler Ferenczy beauftragt werden ſoll.

Der Elementar-Schullehrer Joſeph Ralich in Verbovßko hat ein ſicheres Mittel gegen die Hundswuth gefunden und bereits bei mehreren Menſchen erfolgreich angewendet. Der Kaiſer von Oeſterreich hat ihm dafür 1000 fl. geſchenkt und 100 fl. als einjährigen Wartepreis. Nach praktiſcher Prüfung und Gutbefindung ſeines Heilmittels ſind ihm fernere 6000 fl. als Belohnung und ein Jahresgehalt von 1200 fl. zugeſichert.

Polen.

Je weniger Polen Ausſicht hat, ſeine politiſche Selbſtändigkeit wieder zu gewinnen, deſto mehr ſtrebt es ſeiner Sprache und ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ausbildung nach, den Platz unter den ſelbſtändigen Nationen Europa's ſich zu erhalten, der ihm bleiben muß, auch wenn ſeine politiſchen Verhältniſſe ſich noch ſo ſehr trüben. Im ruſſiſchen Polen freilich ſind dieſe Bemühungen durch höhern Einfluß gelähmt, um ſo kräftiger blüht polniſche Literatur im Großherzogthum Poſen und andern, wenn auch nicht polniſchen Ländern.

Joſeph Zawadzki, der Haupt-Buchhändler Wilna's, der gegen Ende vorigen Jahres ſtarb, hat einen Catalog von Werken über polniſche Literatur anzufangen herauszugeben, deſſen erſter Theil ſeitdem durch ſeine Söhne erſchienen iſt, unter dem Titel „Obraz biblio graficzny historyczny Literatury Polskiej.“

Das größte Aufſehen in der polniſchen neueſten Literatur erregt Joſeph J. Kraszewski aus Omelo in Wolhynien. Seit Meriz Wodnacki hat keiner ſo ſchnell die öffentliche Meinung für ſich gewonnen; der erſte Theil ſeiner Poezye und ſeine Wedrowki literackie fantastyczne i historyczne (Wanderungen auf dem Gebiet der Literatur, Phantaſie und Geſchichte) werden von Grabowski und andern Gelehrten ſehr gerühmt. Er ſchreibt jetzt eine Geſchichte Wilna's, deren erſter Theil ſchon erſchienen iſt.

Theodor Narbutt hat 4 Bände ſeiner Geſchichte von Litthauen (Dzieje starożytnego narodu litewskiego) herausgegeben.

Eine ſehr gut gearbeitete und intereſſante hiſtoriſche Erzählung hat Balinski gegeben in ſeinen Pamietniki o krolowej Barbarze, Denkwürdigkeiten der Königin Barbara Radziwill, Gemalin von Sigismund Auguſt; die hiſtoriſchen Thatſachen und Schickſale dieſer ausgezeichneten Frau ſind ſorgfältig aus dem Radziwillſchen Archive gezogen worden.

Die Denkwürdigkeiten von Maſkiewicza, Pamietniki Samuela Maſkiewicza, enthalten intereſſante Beiträge zur Geſchichte von Polen und Rußland aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Uſtrialow überſetzt ſie ins Ruſſiſche.

Unter den neuen poetiſchen Erzeugniſſen werden beſonders die Prioni [illegible] Nemna, Volksgeſänge am Niemen, von Czeczot, aufgezeichnet; es ſind Uebertragungen aus dem weißruſſiſchen Volksdialekte, von Liedern, die noch jetzt von litthauiſchen Bauern geſungen werden. Beſchreibungen des Lebens und der Natur in der Ukräne enthalten die Poezye von Michael Jazierski ꝛc.

Die Encyclopedia Powszechna hat mit dem 20. Band erſt den Buchſtaben S vollendet und wird daher ſchwerlich beendet werden, daher iſt eine andere Encyclopädie in gedrängterem Umfang angefangen worden, Mała Encyclopedia, von der die beiden erſten Bände bis V gehen.

Rußland.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg zählt gegenwärtig 67 wirkliche Mitglieder, 98 Ehrenmitglieder, 190 Korreſpondenten, zuſammen 355 Mitglieder. Davon befinden ſich in Rußland 67 wirkliche, 58 Ehrenmitglieder und 64 Korreſpondenten, in Preußen 11 Ehrenmitglieder und 20 Korreſpondenten, in den übrigen deutſchen Staaten 9 Ehrenmitglieder und 14 Korreſpondenten, in Frankreich 9 Ehrenmitglieder und 15 Korreſpondenten, in Großbritannien 9 Ehrenmitglieder und 6 Korreſpondenten, in Italien 2 Ehrenmitglieder und 9 Korreſpondenten, in Schweden und Norwegen 3 Ehrenmitglieder und 1 Korreſpondent ꝛc.

Am 13. Nov. v. J. iſt die kaiſerliche Beſtätigung zur Anlegung von Volks-Elementar-Schulen in Moskau erfolgt. Ihre Tendenz geht weſentlich auf den Unterricht der untern Bürger- und Handwerker-Klaſſen der Bevölkerung dieſer Hauptſtadt in den dieſen Ständen unumgänglich nothwendigen Kenntniſſen. Die für dieſen Zweck ſchon beſtimmten Schulen

ſollen nach dem neuen Plane reorganiſirt und ihre Zahl nach Maaßgabe ihrer Bedürfniſſe noch durch neue vermehrt werden.

Nach einem kaiſerlichen Ukas ſollen die Lehranſtalten und gelehrten Inſtitute Polens vereinigt und unter dem Namen Warſchauer Lehrbezirk mit dem ruſſiſchen Miniſterium der Volksaufklärung vereinigt werden, damit die jungen Polen auf dieſe Weiſe gemeinſam mit den Ruſſen gleiche Unterſtützung und Förderung in den Studien erhalten.

Ein vom Kaiſer beſtätigtes Gutachten des Reichsraths beſtimmt, daß adelige Kinder aus dem Königreich Polen nur dann in das Inſtitut zur Erziehung von Edelfräuleins oder in die Rechtsſchule eintreten können, wenn ſie bei dem 1836 im Königreiche Polen eingeſetzten Wappen-Amte nachgewieſen haben, daß ihre Vorfahren den Adel ſchon vor 100 Jahren beſeſſen haben.

Das Perſonal, das in dieſem Jahre die in Peking beſtehende geiſtliche Miſſion ergänzt, was alle 10 Jahre geſchieht, hat die Akademie der Wiſſenſchaften mit mehreren wiſſenſchaftlichen Inſtruktionen und Aufträgen verſehen.

Herr Boehtlingk iſt im Auftrag der Akademie mit geognoſtiſchen Forſchungen in Lappland beſchäftigt.

In der am 10. Januar gehaltenen Jahresſitzung der kaiſerlichen Akademie wurden, nach einem Bericht des beſtändigen Sekretärs, Herrn von Fuß, über die Arbeiten der Akademie im verfloſſenen Jahre, am Schluſſe folgende neue Mitglieder ernannt: als Ehrenmitglied der Herzog Max von Leuchtenberg, Herr Plana, Director der Sternwarte in Turin, Herr Owen, Mitglied der royal society in London, Herr Gaimard, Präſes der franzöſiſchen Nordkap-Expedition, Herr Linde, Mitglied des Unterrichts-Raths in Warſchau, Herr Schaffarik, Profeſſor in Prag, Herr Koſegarten, Profeſſor in Greifswalde, Herr Schnitzler in Paris und Herr Staatsrath Reichel in Petersburg.

Nach einem vom Kaiſer beſtätigten Gutachten des Reichsraths iſt den kleinruſſiſchen Koſaken geſtattet, im Lehrfache in Dienſte zu treten, oder zur Beendigung ihres Lehrkurſus, nach der allgemeinen Berechtigung von Leuten gewerbpflichtigen Standes, auf Entlaſſungs-Zeugniſſe von ihren Gemeinden Univerſitäten zu beziehen, wobei Erſtere nach ihrer Anſtellung in Lehrämter, Letztere aber nach Beendigung ihres wiſſenſchaftlichen Kurſus und nach Erlangung eines gelehrten Grades aus dem Koſakenſtande geſtrichen werden ſollen.

Um die Kenntniß der ruſſiſchen Sprache in den Oſtſee-Provinzen zu verbreiten, werden jetzt 11 Lehrer derſelben an den Gymnaſien zu Reval, Mitau, Riga, Dorpat, und an der Domſchule zu Reval angeſtellt, gleicher Weiſe in den Kreisſchulen zu Mitau, Riga, Reval, Pernau, Dorpat, und der Beſchluß, daß vom Jahre 1841 kein Student auf der Univerſität Dorpat zugelaſſen werde, der nicht ein ruſſiſches Examen gut beſtanden, wird bis auf den 16. Dec. 1845 ausgedehnt, von welcher Zeit aber an Niemand ohne genaue Kenntniß der ruſſiſchen Sprache den Grad eines wirklichen Studenten, Kandidaten und Arztes erhalten kann; auch auf die theologiſche Fakultät ſoll dieſe Verordnung Bezug haben.

An der Univerſität Kaſan iſt ein Lehrſtuhl für die armeniſche Sprache und Literatur gegründet worden.

Eine literariſche Geſellſchaft in St. Petersburg iſt mit der Herausgabe eines Konverſations-Lexicons beſchäftigt, es geht bis zum Buchſtaben G und iſt ſchon 15 Bände ſtark.

Tſcherikow in Moskau hat vor Kurzem einen ſehr umfaſſenden Katalog ruſſiſcher Werke, beſonders ſolcher, die ſich auf die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs beziehen, herausgegeben.

Der Kaiſer hat der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde in Odeſſa einen jährlichen Beitrag von 5000 Rubel und die Erlaubniß gegeben, Ausgrabungen und archäologiſche Unterſuchungen im ganzen ſüdlichen Rußland unternehmen zu dürfen. Der Großfürſt Thronfolger hat das Protectorat der Geſellſchaft übernommen.

Am 15. Dec. ſtarb in Petersburg der durch ſeine Schickſale und Schriften berühmte General-Superintendent der lutheriſchen Gemeinde Dr. Ignaz Feßler im 94. Jahre ſeines Alters.

Kurze Notizen.

Dem Ehrenbürger und Kaufmann erſter Gilde, Mjäsnikow, iſt ein gemeinſchaftliches ausſchließendes Privilegium auf Begründung und Unterhaltung einer Dampfſchifffahrt in den Gewäſſern Sibiriens ertheilt worden, und zwar auf dem Baikalſee, dem Obi, Tobol, Irtiſch, Jenisei, der Lena und andern ſich in ſie ergieſſenden Flüſſen.

Es ſind in St. Petersburg ſehr gelungene Verſuche mit einer von einem Ausländer de Witte erfundenen Einrichtung zur Wahrung hölzerner Gebäude vor Feuersgefahr angeſtellt worden.

Die Herren Theremin und Giuliani haben in Petersburg ein Verfahren entdeckt, wodurch den weichſten Steinen die Härte, Schönheit und ſelbſt die Farbe des Marmors gegeben werden kann. Das neue Produkt haben ſie marbre lithoide genannt.

Zur Beförderung des Tabakbaues und der Tabakfabrikation in Rußland ſoll, einer kürzlich erſchienenen Verordnung zufolge, bei der Verſchiffung inländiſcher Tabake in Petersburg und Riga den Kaufleuten und Fabrikanten die Accise zurückgezahlt werden, die ſie früher darauf zu entrichten hatten.

Die ruſſiſche Regierung ſucht neue deutſche Handwerker, namentlich Tuchmacher und Gerber zu gewinnen, die ſich an der Wolga und am Don in den Staniken der Koſaken niederlaſſen und ihre Induſtrie dort verbreiten ſollen, damit dem dortigen Ueberfluß an Wolle und Leder in verarbeiteterem Zuſtande in die Centralländer Europens eine Abzugscanelle noch eröffne.

Der in den transkaukaſiſchen Provinzen, vornämlich im Diſtrikt Kachetien, gewonnene Wein findet immer größern Abſatz in Rußland und wird mit der Zeit der Einfuhr franzöſiſcher Weine entgegen treten. Er wird bereits von dort aus landwärts bis an die Karpathen und in die baltiſch-ruſſiſchen Seeplätze verführt.

Mehrere Gutsbeſitzer in der Gegend von Tiflis und dem Adamat von Telaſſen haben ſeit einigen Jahren verſucht, das Zuckerrohr daſelbſt anzubauen und der Verſuch hat den trefflichſten Erfolg gehabt. Drei Kaufleute in Tiflis haben eine Raffinerie für inländiſchen Zucker errichtet, die in 3 Monaten, vom 1. März bis 1. Juni v. J., 2000 Pud geliefert hat.

Griechenland.

Der Prieſter Kairis, deſſen diſſentirende Religionsanſichten und daraus erfolgte Amtsſuspendirung früher erwähnt wurde, hat viele bedeutende Männer als Fürſprecher gefunden, ſelbſt die Staatsprocuratoren des Appellations-Gerichts haben beim Kultus-Miniſterium nachgefragt, nach welchem Geſetze er verbannt und entſetzt worden ſey. Er iſt jetzt ſeiner Kloſterhaft entlaſſen und hat auf der Inſel Thera einen freiern und geſundern Aufenthalt.

China.

Durch einen Brief des apoſtoliſchen Pro-Vikarius Delamotte vom 3. Jan. 1839 an den apoſtoliſchen Miſſionnar Galabert in Singapore erfährt man, daß in Ober-Cochinchina und Tong-king eine heftige Verfolgung gegen die Bekenner des chriſtlichen Glaubens ausgebrochen ſey. Zwei Biſchöfe vom Orden des heiligen Dominikus im öſtlichen Tong-king, Dr. Ignacio Delgado, Biſchof von Melliporamus, ſeit dem 14. Februar 1794 apoſtoliſcher Vikar und Dr. Dominigo Henares, Biſchof von Iſaſelte, ſeit dem 8. Sept. 1800 Coadjutor, ſind im Juli enthauptet worden, mit ihnen 7 Prieſter aus den Eingebornen. Der apoſtoliſche Vikar im weſtlichen Tong-king, Joſeph Marie Haward aus Rennes, Biſchof von Caſtries, iſt nach dreitägiger Krankheit am 1. Juli geſtorben. In Cochinchina beſtand ein kleines Kollegium, deren Vorſteher Herr Candalh war. Man vertrieb die Gemeinde und

der Mandarin bielitte das Dorf mit 300 Soldaten. Candath und Joachim Eblen, ein armanitischer Prieſter, entkamen, die Aelteſten des Dorfes wurden gefangen, gefeſſelt und nach Guang Tri gebracht, wo ſie geſoltert wurden und ihren Glauben abſchwuren. Candath ſtarb in den Gebirgen aus Hunger und Elend, der Pater Joachim Eblen hat ſich gerettet. Herr Jaccard, durch den Haß einiger Mandarinen und des Königs darein verwickelt, wurde erdroſſelt.

Einer der nach Sibirien verbannten Polen, Gelawuſkowski, erhielt die Erlaubniß, nach China zu gehen und hat jetzt ſeit zwei Jahren in Malmotschen eine Schule der polniſchen und franzöſiſchen Sprache gegründet, die jetzt 4 — 500 Schüler, lauter Söhne von Mandarinen und vornehmen Tartern, zählt.

Aegypten.

Aus Veranlaſſung der in Alexandrien wohnenden Engländer wird daſelbſt eine protestantiſche Kirche erbaut.

Auf Ansuchen der London Missionary Society hat der Paſcha von Aegypten nicht nur die Erlaubniß ertheilt, eine Druckerei in ſeinem Lande zu errichten, ſondern will auch die Ausgaben der Einrichtung tragen. Die Geſellſchaft ſoll für ſeine Rechnung eine Auswahl der beſten Inſtrumente treffen. Die Direction wird Herrn Lambert übertragen werden.

Amerika.

Der Congreß von Texas hat ein Geſetz angenommen, wornach jedes Familienzimmer das im laufenden Jahr einen Bürger dieſer jungen Republik beherbergt, von Staats wegen eine Mitgift von 2952 Morgen guten Ackerlandes erhält.

In der Grafſchaft Randolph, Staat Alabama, hat man ein reiches Goldbergwerk entdeckt; in einem Tage gewann man zum Werth von 4000 Dollars, ein einziges Stück hatte den Werth von 300 Dollars. Man hält es für das reichſte in Nordamerika.

Sandwichsinſeln.

Im Auguſtmonat 1839 zwang der Kommandant einer franzöſiſchen Fregatte die Bewohner dieſer Inſeln, die ſeit 1837 vertriebenen katholiſchen Miſſionäre wieder bei ſich aufzunehmen und ſetzte ſogleich nach Unterzeichnung des Vertrags mehrere derſelben aus, welche unverweilt eine Kapelle zu bauen begannen und ſich dänklich niederließen.

Auſtralien.

Nach der neueſten Zählung hat Vandiemensland eine Geſammt-Bevölkerung von 41,582 Menſchen. Darunter ſind 18,723 Sträflinge, und zwar 16,149 männliche und 2189 weibliche, und 23,244 freie Anſiedler. Unter dieſen ſind 16,694 Anhänger der biſchöflichen Kirche, 2551 Presbyter, 2298 Katholiken, 1389 Methodiſten, 175 Baptiſten, 645 Independenten, 30 Quäker, 132 Juden.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1840.

Bibliothek des
Universitäts. Seminars
der Universität Leipzig
Journal Nr. 4116
Katalog Nr. 2689

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Univ...
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite.
Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der politischen Oekonomie.	1
Oekonomisch-politische Fragmente von Gentz	73
Die deutschen Reisebeschreiber über Italien	83
Die französischen Departementsräthe (Conseils généraux) und die deutschen Provinzialstände	100
Zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst	133
Historischer und philosophischer Protestantismus	151
Ueber die Haupterscheinungsformen der Sucht schnell und mühelos reich zu werden, im Gegensatze des Mittelalters und der neuern Zeit	206
Gedanken über die moderne schöne Literatur	244
Ueber das deutsche Vereinswesen	287
Kurze Notizen	334

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

der

politiſchen Oekonomie.

Mitten in der allgemeinen Bewegung und Umbildung, welche die geſammten ſocialen Wiſſenſchaften in beſtändigem Wechſel erhält, ruht eine derſelben in ſtolzer Sicherheit auf Grundlagen, welche ihr vor 60—70 Jahren durch einen großen Mann gegeben wurden. Dies iſt die politiſche Oekonomie. Allerdings iſt keine Todesſtille unter ihren Kennern, auch hat es ſelbſt nicht an Angriffen auf das innerſte Weſen der Lehre gefehlt; allein die Bemühungen der Erſteren betreffen nur Nebenpunkte oder die immer ſchärfere Ausbildung und Spaltung einzelner Begriffe, und dieſe Umwälzungsverſuche ſind unbeachtet an der faſt unvertheidigten Mauer des Syſtemes zerſchellt. Der Sturm der indiſciplinirten Horden von St. Simon, Fourier und Owen glich dem hoffnungsloſen Anrennen der Söhne der Wüſte auf ein Blockhaus in der Metidſcha. Noch mehr. Während neue Ideen im Gebiete des Staatsrechtes und der allgemeinen Politik ſehr in Mißkredit gefallen ſind, und es nächſtens für einen Beweis unheilbarer Unfähigkeit gilt, ſich nur mit ſolchen zu beſchäftigen und ihnen Wirklichkeit verſchaffen zu wollen, werden die Sätze der politiſchen Oekonomie, ſelbſt von den ſtabilſten Regierungsmännern, als etwas ſehr Beachtenswerthes und an ſich Unzweifelhaftes behandelt, und

die, allerdings häufige, Nichtausführung immer möglichst beschönigt und angelegentlich mit thatsächlicher Unmöglichkeit im vorliegenden Falle entschuldigt.

Ist dies nun die Sicherheit der ewigen Wahrheit? Ist die Lehre in sich so unwidersprechlich richtig, wie ein Zweig der Mathematik etwa? sonnenklar übereinstimmend mit den Erscheinungen und Bedürfnissen des Lebens? Ist das formelle System wirklich so regelrecht und nach allen Seiten fest, daß nur noch im innern Ausbau oder am Verputze ein besonders neuerungssüchtiger Bewohner noch Kleinigkeiten zu verändern finden kann? Ist also hier wenigstens unser Wissen falschen Grundansichten entrückt, so daß es sich nur von der, vielleicht langsamen allein auf die Dauer unvermeidlichen, allgemeinen Einführung der Lehre in das Leben handeln kann?

Wir bedauern, diese Fragen alle unbedingt **verneinen** und dagegen den Satz aufstellen zu müssen, daß es dringend nöthig ist, der politischen Oekonomie in wesentlichen Theilen eine Umgestaltung zu geben, damit sie Wahrheit werde und nicht länger die Veranlassung zu höchst gefährlichen Uebeln abgebe. Wir sind der Ansicht, daß ein bedeutender Theil unserer fehlerhaften socialen Zustände ihr zuzumessen ist. Bei dieser Meinung beirrt uns weder die Selbstzufriedenheit der Wissenschaft, noch die Erfolglosigkeit neuerer Angriffe, noch endlich die allgemeine Zustimmung in die Lehre. Die Ursache der gegenwärtigen beschaulichen Unbeweglichkeit der Theorie finden wir nämlich darin, daß dieselbe in einer falschen Richtung an das Ende der eingeschlagenen Bahn gekommen ist, wo sich allerdings nichts mehr für sie zu thun findet, von wo aus aber auch die ungelösten Räthsel der Wirklichkeit gar nicht, auch nur in Angriff genommen werden können. Die verhältnißmäßige Kleinlichkeit der Fragen, welche selbst die geistreichsten und kenntnißvollsten Anhänger dieser Lehre beschäftigen, ist uns der deutlichste Beweis, daß dieselbe nicht senkrecht auf der Wahrheit steht; denn sonst wäre kräftiger Trieb nach vielen Seiten möglich und nöthig. Ist es doch ein unumstößlich wahrer Satz, daß, wenn eine Wissenschaft erst zur Scholastik gelangt ist, sie von dem gesunden Leben bereits verlassen wurde, und daß sie dann eine wesentlich verschiedene Richtung einschlagen muß, um wieder zu erstarken und nützlich zu werden. Das gänzliche

Mißlingen der verſchiedenen ſocialiſtiſchen Angriffe aber rührt, unſeres Dafürhaltens, nicht ſowohl von der Unüberwindlichkeit der Lehre A. Smith's, als theils von der manchfachen unverdauten Rohheit der neuen Sätze, theils von der unſittlichen und atheiſtiſchen Beimiſchung, welche jeden Vernünftigen und Wohldenkenden anwiderte und ſchnell das ganze Syſtem, Tüchtiges und Geiſtreiches, wie Verrücktes und Unmenſchliches, in Fäulniß und Verachtung brachte. Hätten dieſe Menſchen nicht auch bei Gelegenheit ihrer Bekämpfung der Atomiſtik der Nationalökonomie einen Gott erfinden wollen, und in die Frage von der richtigen Vertheilung des Arbeitsverdienſtes die Gemeinſchaft der Weiber gemiſcht, ſo wäre wohl die regierende Schule in gröſsere Bedrängniß gekommen. Was aber endlich den tacitus consensus aller Welt hinſichtlich der Richtigkeit der jetzigen Lehre betrifft, ſo darf er einerſeits der Richtigkeit manches Begriffes, der meiſterhaften Logik manches Abſchnittes zugeſchrieben werden, andern Theiles aber der negativen Wahrheit des ganzen Syſtemes. Das Verdienſt wird A. Smith nie beſtritten werden wollen, daß er mit Rieſenkraft unter falſchen Vorausſetzungen und falſchen Folgeſätzen aufräumte. Er hat einen Augiasſtall geſäubert. In dieſem Theile ſeiner Thätigkeit kann man ihm nur mit Bewunderung und mit unbedingter Zuſtimmung folgen. Was iſt nun natürlicher, als daß man auch das Poſitive, welches nun von ihm und von ſeinen Schülern an die Stelle des für immer Zerſtörten geſetzt wurde, mit derſelben Billigung aufnimmt? Für Manchen mag auch die feine Metaphyſik, namentlich der neueſten Bearbeiter, ſo wenig ſie die Sache wirklich fördert, das Ihrige zur Vermehrung der Achtung beigetragen haben.

Daß wir unſere Sätze näher auszuführen und zu begründen haben, wollen wir nicht den Vorwurf eines unüberlegten und undankbaren Geredes auf uns laden, fühlen wir wohl. Wir getrauen uns aber im Nachſtehenden den Beweis des Geſagten zu liefern.

Vorerſt wird es zu dieſem Behufe nöthig ſeyn, einen Blick auf die Geſchichte der politiſchen Oekonomie zu werfen, um zu zeigen, in welchem Verhältniſſe ſowohl zum wirklichen Leben ihrer Zeit, als zu der abſoluten Wahrheit die verſchiedenen auf einander gefolgten Syſteme der politiſchen Oekonomie ſtanden und

noch ſtehen. Bei dieſem Beginnen dürfen wir wohl die jedem Gebildeten bekannten Thatſachen nur anzudeuten uns erlauben, die ausführlicheren Betrachtungen für die Erörterung ſolcher Beziehungen vorbehaltend, welche gewöhnlich unberückſichtigt bleiben und doch, unſerer Anſicht nach, den Schlüſſel zum richtigen Verſtändniſſe abgeben.

Der erſte Verſuch, die Grundſätze der Wirthſchaftslehre zu ſyſtematiſiren und wiſſenſchaftlich zu begründen, war bekanntlich das Merkantilſyſtem oder der Colbertismus. Der Mittelpunkt ſeiner Lehre war der ausſchließliche Werth, welcher den edlen Metallen beigelegt wurde. Daher denn das Beſtreben auf alle mögliche Weiſe den Beſitz von Gold und Silber zu erwerben und denſelben zu erhalten, folglich die Bemühung um eine vortheilhafte Handelsbilanz. Die Mittel aber ſollten ſeyn: ausſchließliche Begünſtigung der verarbeitenden Gewerbe und des auswärtigen Handels, namentlich erreichbar durch Privilegien, Kapitalvorſchüſſe, genaue Gewerbsvorſchriften, Monopole, günſtige Handelsverträge und Alleinverkehr mit Kolonieen; Verbot der Ausfuhr der edlen Metalle und der zur Waarenfabrikation im Innern des Landes tauglichen Rohſtoffe. — Jeder Anfänger kann ſowohl die Unrichtigkeit der Grundidee, als die Verwerflichkeit der gewählten Mittel überzeugend nachweiſen; und es wäre ſomit eitel Zeitverderb, bei der Würdigung der abſoluten Wahrheit des Syſtems zu verweilen. Aber damit iſt noch nicht entſchieden über den relativen Werth, welchen es für Zeit und Umſtände haben konnte, und auch wirklich hatte. Es iſt eine ſchon von Andern längſt gemachte Bemerkung, daß das erſte Syſtem der politiſchen Oekonomie kein Erzeugniß eines mit ſelbſtbewußtem Zwecke forſchenden Geiſtes war, ſondern nur die Verallgemeinerung der Handlungsweiſe einzelner berühmter Staatsmänner, namentlich Colbert's. Ebenſo leicht iſt aber auch nachzuweiſen, daß die weſentlichen Grundgedanken dieſer Staatsmänner und ſomit des nach ihnen gebildeten Syſtemes aus dem wirthſchaftlichen Zuſtande von Europa nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts mit Nothwendigkeit hervorgehen mußten. Die Herbeiſchaffung von bedeutenden Geldſummen zur Beſtreitung von Kriegen und von Hofverſchwendung war die unfreiwillige Aufgabe der mit dem Staatshaushalte Beauftragten. Dieſe aber war am leichteſten, um nicht zu ſagen allein, zu löſen durch immer

geſteigerte Ausfuhr von Waaren, welche in den neu zugänglich gewordenen Ländern und Welttheilen geſucht und mit Gold und Silber bezahlt wurden. Von einer Gründung des Volkswohlſtandes, und ſomit des Einkommens der Krone, auf blühenderen Ackerbau konnte theils bei dem Mangel aller rationellen landwirthſchaftlichen Kenntniſſe der Gutsbeſitzer und bei dem gänzlich unterdrückten Zuſtande der Landleute, theils bei der dem genannten Bedürfniſſe nicht hinreichend folgenden langſamen Entwicklung dieſer Güterquelle gar nicht die Rede ſeyn. Die vielfachen Vorſchriften über Technik der Gewerbe und über Art und Richtung des Handels waren die natürlichen Folgen des Wunſches, die zum reichlichen Ertrage beſtimmte Induſtrie unter der nöthigen fiscaliſchen Controle zu halten. Nebenbei mochten die Regierungen, bei den weniger verbreiteten Kenntniſſen über Zuſtände und Bedürfniſſe fremder Länder und über die beſte Verfahrensart bei den Gewerben, ſich wirklich für intelligenter in dieſen Dingen halten als ihre Unterthanen. Aus dieſem Zuſammenhange ergibt ſich denn aber auch von ſelbſt (was häufig als ein unerklärliches Phänomen angeſtaunt wird), warum dieſes, doch ſo ſehr auf der Oberfläche bleibende, zum Theile ſelbſt ganz verkehrte Syſtem leicht und allgemeinen Beifall fand und faſt ein Jahrhundert in unangefochtener Herrſchaft in allen geſittigten Ländern ſtand. Es entſprach nämlich den ſocialen und ſittlichen Zuſtänden derjenigen Klaſſen, auf welche es wirkte; beabſichtigte durchaus keine weſentliche Aenderung, ſondern ſyſtematiſirte und verſtärkte nur das Beſtehende; hatte endlich keine einflußreichen Gegner. Während es einerſeits die unmittelbare fiscaliſche Abſicht der Regierung erfüllte, bewegte es ſich andererſeits ganz in der Organiſation der gewerbenden Stände, und kräftigte dieſe Organiſation ſogar noch weiter. Zunft- und Innungsideen waren die vorherrſchenden unter den Bürgern, ein noch kräftiger Nachhall der politiſchen Geſtaltung des Mittelalters. Freie Bewegung und Mitwerbung war folglich ſo wenig ihre Richtung, daß ſie vielmehr ſich und ihr Gewerbe nur in organiſirter Beſchränkung denken konnten. Alle Arten von beengenden Vorſchriften waren ihnen erträglich und ſelbſt ganz natürlich, falls ſie nur innerhalb des Principes der Zünftigkeit ſich hielten. Das etwa als beſchwerlich Gefühlte fand man vergütet durch die poſitiven, vom Staate verliehenen Vortheile an Monopolen,

Geldbewilligungen u. ſ. w. Somit waren die zunächſt Betheiligten zufrieden. Die andern Klaſſen der Geſellſchaft aber kümmerten ſich entweder gar nicht um die tief unter ihnen und ihren Intereſſen ſtehende Angelegenheit, oder waren ſie, zu Boden getreten und abgeſtumpft, nicht fähig, Gedanken und Hoffnungen für ihre Angelegenheiten zu faſſen. Somit war zwar das Merkantilſyſtem völlig außer Stande, ſich an dem Maaßſtabe der abſoluten Wahrheit meſſen zu laſſen; ebenſowenig entſprach es in ſo fern den beſtehenden Verhältniſſen ſeiner Zeit, als es gerade diejenigen Volksklaſſen, welche eine Hebung ihrer Lage vor Allem nöthig gehabt hätten, ſogar noch mehr niederdrückte: allein es genügte den herrſchenden Bedürfniſſen und Intereſſen, ſie mächtig fördernd. Es hatte ſomit allerdings relative Wahrheit für ſeine Zeit.

Allein nothwendig mußte auch dieſe intellectuelle und ſittliche Mangelhaftigkeit allmählig einen Widerſpruch hervorrufen. Es war ſogar pſychologiſch nothwendig, daß jetzt die Lehre ſich auf das andere Extrem werfe. So begab ſich denn auch, daß das zweite Syſtem der politiſchen Oekonomie, das phyſiokratiſche, aus mitleidiger Berückſichtigung der bisher vernachläßigten zahlreichſten Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft entſtand. Nicht länger ſollte alle Laſt des Lebens, alles Opfer für den Staat, alle Entbehrung nur auf dem Landmanne liegen, und zwar um ſo weniger, als die übrigen Klaſſen doch nur, gegen ihn gehalten, unfruchtbare Verzehrer ſeien, während bloß er der Erde Schooß neue Güter entlocke und den übrigen die Mittel liefere, Dinge zu verfertigen, welche beſten Falles ſo viel werth ſeien, als die während der Arbeit verwendeten Lebensbedürfniſſe. Deßhalb lautete denn die neue Lehre, daß der Landbau von allen ihn hemmenden Laſten zu befreien ſei, und daß der Abſatz der Erzeugniſſe deſſelben im In- und Auslande auf alle mögliche Weiſe begünſtigt werden müſſe; daß aber auch den Gewerben und dem Handel, obgleich nur unfruchtbare Veränderung der bereits geſchaffenen Güter bewerkſtelligend, alle Vorſchriften und Beſchränkungen abgenommen werden ſollen, damit unter ihnen freie Mitwerbung entſtehe, welche die von ihnen zu liefernden Gegenſtände ſo wohlfeil als möglich herbeizuſchaffen geeignet ſei. Die Conſequenz des Syſtemes ging ſo weit, den Vorſchlag zu machen, alle Steuern in eine einzige, nämlich eine Grundſteuer, umzuwandeln, weil doch nur der Boden

neue Werthe liefere, der Landbauer aber den hierbei für Andere gemachten Vorſchuß durch Erhöhung ſeiner Verkaufspreiſe wieder gewinnen möge. Ein zum Glücke unausführbarer Vorſchlag, welcher, ins Leben geſetzt, nothwendig alle Vortheile hätte wieder nehmen müſſen, welche die neue Schule dem Landmanne zuwenden wollte. — Keinem Zweifel unterliegt, daß die Lehre der Phyſiokraten an wiſſenſchaftlicher Tüchtigkeit und an richtiger Auffaſſung der allgemeinen Grundlage der Wirthſchaftsverhältniſſe hoch über dem Mercantilſyſteme ſteht. Es wurden hier zuerſt tiefere Forſchungen angeſtellt und innerer Zuſammenhang unter Grundſätzen und Erſcheinungen hergeſtellt; und manche Wahrheit verdanken wir noch heute dieſer Erbſchaft. Freilich war die Auffaſſung eine unvollſtändige und einſeitige; ganze reiche Zweige der Reichthumserzeugung wurden völlig verkannt und in Folge deſſen mißhandelt. Einzig durch mehr oder weniger künſtliche Sophismen konnte auch nur der Schein einer Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit und eine Weginterpretirung des natürlichen Gefühles der Wahrheit bewerkſtelligt werden. Als Wiſſenſchaft konnte ſomit die Phyſiokratie trotz vielfacher Verdienſte nicht auf bleibende Geltung Anſpruch machen, und ſie iſt auch längſt als ſolche zu Grabe getragen. Allein deſſen ungeachtet Ehre den wohlmeinenden und ſcharfſinnigen Anhängern derſelben! Der mit dem wirklichen Gange der Ereigniſſe Unbekannte wäre nun ſicher entſchuldigt, wenn er aus den eben angeführten Thatſachen den Schluß ziehen würde, daß die Phyſiokratie auch im Leben einen glänzenden Erfolg müſſe gehabt haben. Beſſere Begründung der Grundſätze und Sorge für die zahlreichſte Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft ſcheinen ein ſolches Ergebniß nothwendig zu bedingen; namentlich da hochgeſtellte Männer mit wahrem Secteneifer ſich Verbreitung und Herrſchaft der Lehre zur Aufgabe machen. Dem iſt nun aber, wie bekannt, keineswegs ſo; und eine genauere Unterſuchung der Verhältniſſe zeigt, daß ihm nicht ſo ſeyn konnte. Nichts freilich kann unrichtiger ſeyn, als wenn gewöhnlich dieſes praktiſche Fehlſchlagen der theilweiſen innern Unrichtigkeit der Sätze zugeſchrieben wird. War denn das Mercantilſyſtem theoretiſch richtiger? Und iſt denn überhaupt je die theilweiſe Unrichtigkeit einer Lehre ein Hinderniß geweſen, daß ſie Herrſchaft gewann, wenn ſie nur auf ein kräftiges Element in der geſellſchaftlichen

Gestaltung sich stützt und dieses fördert? Nur an dem letztern fehlte es der Physiokratie. Allerdings wollte sie die große Masse der Nationen aus der Unterdrückung heben, und dieß mag leicht als eine hinreichend breite Grundlage, ein genugsam ausgedehntes und lebendiges Bedürfniß erscheinen. Man wolle aber bedenken, daß der gemeine Landmann in der Mitte des 18ten Jahrhunderts noch keine Art von politischer Stellung in den bedeutendsten Staaten, namentlich in Frankreich, dem Hauptsitze der Physiokraten, hatte, taillable et corvéable à merci war; daß er weder den Muth, noch die geistigen Mittel besitzen konnte, die zu seinen Gunsten sprechende neue Lehre aus einer Speculation zu verwandeln in eine von der besiegenden Intelligenz oder der drohenden Haltung von Millionen unterstützte Forderung; daß somit selbst in dieser ihrer Hauptrichtung die Physiokratie nicht eingreifen konnte in das Leben. Was aber die übrigen Klassen betrifft, so waren theils die noch immer bestehenden und keineswegs unwirksamen Zünfte und Innungen der ohne ihren Willen angebotenen Freiheit nicht hold, theils nahmen die sämmtlichen höheren und gebildeten Klassen, welche zusammen in die Kategorie der müßigen Verzehrer fallen sollten, die neue Lehre mit Widerwillen und Hohn auf. Die in dem Systeme reichlich enthaltenen Kritiken der bestehenden politischen Ordnung der Dinge fielen aber in jener Zeit noch auf felsigen Grund. Wenn sie auch etwa als eine kühne Neuheit auffielen, so war an einen allgemeinen Wunsch einer staatlichen Umgestaltung noch nicht zu denken. Es war die Kirche und die Philosophie, welchen sich die Neuerer zugewendet hatten. Somit ist es denn wahrlich kein Wunder, daß die wirkliche Gestaltung der Gesellschaft durch die Physiokratie unmittelbar gar nicht berührt worden ist. Mag seyn, daß sich die Sache anders gestaltet hätte, wenn die Lehre länger in Geltung als die theoretisch richtige geblieben und nicht nach einigen Jahrzehnten schon durch die A. Smith'sche Schule verdrängt worden wäre. Auch wollen wir nicht läugnen, daß nicht etwa die von den Physiokraten aufgestellten Grundsätze mit zu der geistigen Vorbereitung der französischen Umwälzung beigetragen haben. Allein zur wirklichen und unmittelbaren Wirkung fehlten ihr alle Bedingungen.

Einem größeren Geschicke ging dagegen wieder die Lehre entgegen, durch welche Adam Smith's Name der Unsterblichkeit

übergeben worden iſt. Wer kennt nicht die Verdienſte und das Charakteriſche des Induſtrieſyſtemes? Die letzten Grundbegriffe der Wirthſchaftslehre wurden mit kräftigem Geiſte aufgefaßt und entwickelt, ſo daß, wenn auch Verbeſſerungen des Einzelnen ſpäter gegeben werden konnten, doch von jetzt an der Sinn und die Bedeutung von Werth, Preis, Kapital, Arbeit, Geld u. ſ. w. feſtſtanden, fruchtbar an Folgen für Wiſſenſchaft und Leben. Hierauf aber wurde mit Beſeitigung der Mißverſtändniſſe der merkantiliſtiſchen und den Einſeitigkeiten der phyſiokratiſchen Lehre eine umfaſſende Theorie für die Erzeugung, Vertheilung und den Verbrauch der Güter gebaut. Als die Quelle alles Reichthums und als der Maaßſtab des Werthes aller Güter wurde die menſchliche Arbeit erklärt; die Erzeugung von Werthen und ſomit von Reichthum in Folge deſſen nicht blos der Gewinnung von Rohſtoffen, ſondern auch der Veredlung derſelben und dem Handel vindicirt. Die wichtigen Rollen, welche das Kapital und die Arbeitstheilung in der Gütergewinnung übernehmen, erhielten jetzt erſt ihre Beleuchtung, die große Thätigkeitsquelle aber, welche in der freien Mitwerbung genommen wird, ihre volle Anerkennung. Aus dieſen Lehren aber ward der Schluß gezogen, daß alle drei Klaſſen von Gewerben gleichmäßige Förderung von der bürgerlichen Geſellſchaft verdienen, dieſe Förderung aber in nichts Anderem beſtehen dürfe als in der Wegräumung der ſämmtlichen Hinderniſſe, welche durch falſche Geſetzgebung oder durch materielle Ungunſt der äußeren Verhältniſſe der rechtlich-erlaubten Thätigkeit des einzelnen Bürgers im Wege ſtehen mögen. Privat- und Staatsmonopole, Zünfte und Innungen, Ausfuhr- und Einfuhrverbote oder Gebote, Zölle und Prämien fielen dabei in ebenmäßige Verdammniß. Dieſes Syſtem nun beſteht noch heute, d. h. nach mehr als ſechzig Jahren ſeit ſeiner Gründung, in weſentlich unverändertem Inhalte. Zwar ſind von Manchen Verſuche gemacht worden, einzelne Begriffe näher und richtiger zu beſtimmen; Andere haben auf die Nothwendigkeit aufmerkſam gemacht, unabweisbare Forderungen des wirklichen Lebens durch Ausnahmen von den theoretiſchen Regeln zufrieden zu ſtellen; Dritte (und namentlich gebührt Deutſchen dieſes Verdienſt) haben die Syſtematik verbeſſert, beſonders die ganz allgemeinen, jeder Wirthſchaft zu Grunde liegenden Wahrheiten von den vom

Staate auszuführenden Maaßregeln zu Erreichung bestimmter Vortheile, also die Volkswirthschaftslehre von der Volkswirthschaftspflege, mit vielem wissenschaftlichen Erfolge getrennt; allein ein neuer, durchgreifender Grundgedanke ist noch nicht an die Stelle der Lehre des Meisters getreten. Selbst andere Wissenschaften sind durch Zugrundelegung der Theorieen der politischen Oekonomie wesentlich umgestaltet worden. Zunächst allerdings die Polizeiwissenschaft und (falls man diese überall als etwas Gesondertes von der politischen Oekonomie betrachten will) die Finanzwissenschaft; allein auch das Staatsrecht hat sich in manchen Lehren ihren Einflüssen nicht entzogen, und in der gesammten Politik hat sie die mannigfachsten Umgestaltungen bewirkt. Vom theoretischen und methodischen Theile der Statistik versteht es sich ohnedem von selbst.

Unter diesen Umständen konnte natürlich auch ein mannigfacher, wichtiger Einfluß auf das wirkliche Leben nicht ausbleiben. Von allen Seiten wurden die Regierungen bestürmt, der neuen so offenbar wahren Lehre die unrichtigen alten Einrichtungen zum Opfer zu bringen. Solches wurde nicht nur als ihre Pflicht, sondern auch als ihr eigener unberechenbarer Vortheil dargestellt. Die Länge der Zeit, während welcher diese Begehren immer wieder als von der allein anerkannten Wissenschaft gerechtfertigt vorgebracht werden konnten, war natürlich ein großer Vortheil für ihre endliche Gewährung. Die spätere Generation von Staats- und Geschäftsmännern wuchs unter der Alleinherrschaft dieser Theorie auf, war somit selbst von ihrer Richtigkeit durchaus überzeugt und konnte gar nicht anders als, einst zur Macht gelangt, nach solchen Principien handeln. Schon das war ein großer Vortheil, daß der Sprachgebrauch der neuen Schule allmählig ins tägliche Leben eindrang, und damit auch die Ideen als sich von selbst verstehend Wurzel faßten. Die in der Gestaltung des staatlichen Lebens täglich vorgehenden Umwandlungen hatten überdieß so sehr an Veränderungen gewöhnt, daß die in Folge nationalökonomischer Forderung nothwendig werdenden nur als verhältnißmäßig leicht und unbedeutend erscheinen konnten. Wurde demnach auch nicht gerade Alles und nicht überall in den socialen Verhältnissen und im Staatsleben nach den Lehren der Smithschen Nationalökonomie umgewandelt, so ist des danach jetzt Geregelten

doch überraſchend viel, und es gehen vor unſern Augen die Forderungen und die Umgeſtaltung immer noch ihren Gang weiter.

Es wird zweckmäßig ſeyn, vor der Fällung eines Urtheiles erſt noch einen raſchen Ueberblick über die Geſtaltungen des wirthſchaftlichen Lebens der geſittigteren europäiſchen Völker zu werfen, ſo wie dieſe entweder unmittelbar aus den Sätzen der politiſchen Oekonomie, oder, wenn andere z. B. politiſche Urſachen zunächſt den Anſtoß zur Aenderung gaben, wenigſtens aus dem Einfluße ihrer Lehren im Weſentlichen hervorgegangen ſind. Es ſind dieſer Thatſachen ſehr viele, und keineswegs liegt bei allen Zuſammenhang und Wirkung klar vor.

Vor Allem fällt die bedeutende Ausdehnung und Vervollſtändigung ins Auge, welche die perſönliche Freiheit gewonnen hat. Ganze Erdſtriche ſind von der Leibeigenſchaft und der Sklaverei befreit worden; wo dieſe nicht wegzuräumen war, wurden ſogar die durch die Zunfteinrichtungen gegebenen Beſchränkungen vielfach beſeitigt. — Wir wollen, was Leibeigenſchaft und Sklaverei betrifft, unſere Zeit nicht ſchlechter darſtellen, als ſie wirklich iſt. Unläugbar haben Menſchlichkeit und Chriſtenſinn den bedeutendſten Antheil an der Aufhebung der Sklaverei und der Beſeitigung der letzten Reſte von Leibeigenſchaft in ſo vielen Staaten. Allein Einiges zu dem Erfolge der Bemühungen der Humanität hat doch immerhin auch der ſchöne Beweis beigetragen, welchen die Volkswirthſchaftslehre von der ökonomiſchen Schädlichkeit dieſer unwürdigen, ſowohl Herren als Unfreie entſittlichenden und trägemachenden, Arbeit überhaupt als verächtlich darſtellenden Zuſtände lieferte. Auch die Nationalökonomie ſtand auf der Seite der Emancipation, und Millionen werden ſie dankbar deßhalb rühmen. — Keinem Gebildeten wird einfallen, die korporative Organiſation der gewerbenden Stände nur aus dem Geſichtspunkte der Unfreiheit zu betrachten. Sie waren ein ſchönes und ein nothwendiges Element früherer geſelliger Zuſtände. Allein eine ihrer Folgen, ja ſelbſt einer ihrer Zwecke, war mannigfache Beſchränkung der freien Anwendung von Zeit und Kraft zu beliebiger, rechtlich untadelhafter Beſchäftigung. Dieſe Seite griff die politiſche Oekonomie heraus und führte gegen ſie einen Zerſtörungskrieg. Der Sieg liegt zu Tage. Die Zünfte und Innungen ſind entweder gänzlich aufgehoben, ſo daß jeder Gewerbende vollkommen allein ſteht und

seine Geschäfte in der Art und in der Ausdehnung betreibt, wie er es für gut findet, lediglich nur durch negative Gesetze des Staates in einigen Beziehungen beschränkt; oder wo sie etwa noch bestehen, sind sie meistens nur noch eine leere Form, aus welcher Geist und Wirkung gewichen sind. Die Forderungen, welche die Aufnahme bedingen, sind zurückgeführt auf einigen Nachweis über gewisse Kenntnisse; die Beschränkungen in der Zahl der Gewerbegenossen, die Radicirung des Betriebes auf bestimmte Oertlichkeiten sind dem Rechte Aller zum Opfer gebracht; die Zunftversammlungen sind selten und ohne Bedeutung, ihre Gerichtsbarkeit hat aufgehört; das eigenthümliche Zusammenleben der jüngeren Gewerbegenossen ist als Gesellenmißbrauch von Polizei wegen möglichst ausgerottet. Nebenbei vermehren sich die Fabrikconcessionen und auf allen Seiten drängen sich Schaaren von unzünftigen Arbeitern um die Mittelpunkte einer großartigen Industrie, und drängen durch Zahl und Bedeutung die Zünftigen in den Hintergrund. Erklären doch selbst die Gesetze zuweilen, daß die sämmtlichen übrig gebliebenen Bestimmungen über Zünftigkeit nur als Zwischenzustand bestehen sollen, bis die gänzliche Aufhebung möglich geworden sey.

Auf das Engste mit dieser Freiheit des Gewerbebetriebes hängt zusammen das neu entstandene Recht, in jeder beliebigen Gemeinde Wohnung zu nehmen, und auch ohne ein Bürgerrecht in derselben ein Gewerbe auf eigene Rechnung zu führen, oder wenigstens unter leichten Bedingungen und gegen deren Willen ihr sich als Genosse aufzudrängen, und dadurch alle Rechte zu erwerben. Wer kennt nicht die Strenge, mit welcher sonst gewerbereiche Städte fremde Bewerber von ihrem Genossenschaftsrechte zurückhielten? War die Erlangung irgend möglich, so konnte es nur gegen die Bezahlung großer Summen in die Stadtkasse, vielleicht unter der Bedingung der Verehelichung mit einer Bürgerstochter, der Erwerbung eines städtischen Grundstückes u. dgl. geschehen. Der durch die Gunst des Schicksales oder durch Fleiß und Verstand der Vorfahren erworbene Vortheil sollte so viel als irgend möglich den Eingebornen erhalten werden. Erschien gar ein Gewerbe als schon übersetzt, so war an die Theilung des bereits zu geringen Ertrages mit einem hergelaufenen Fremden nicht zu denken. Dies Alles ist unwiderruflich (fast überall wenigstens) gefallen. Gibt es doch

groſse Reiche, wo ſelbſt der Begriff des Gemeindebürgers mit allen daran hängenden Organiſationen, Gewohnheiten und Neigungen ganz vertilgt, und mit der leeren, atomiſtiſchen Thatſache des Ortseinwohners, des Adminiſtrirten vertauſcht worden iſt; wo Jeder, welcher nur irgendwo im Lande einen politiſchen Wohnſitz erwählt hat, ſich aller Orten aufhalten und ein Gewerbe verſuchen mag. Aber auch, wo dem nicht ſo iſt und noch eine Organiſation der Gemeindegenoſſen beſteht, mußten die weſentlich erſchwerenden Aufnahme-Bedingungen weggeräumt werden, damit Keiner verhindert würde, da ſeinen Wohnſitz zu nehmen, wo er ſein Gewerbe am vortheilhafteſten betreiben zu können glaubt.

Von den früher ſo häufigen Gewerbe- und Handelsmonopolen iſt kaum irgendwo mehr die Rede; die vollſtändige Unzweckmäßigkeit und volkswirthſchaftliche Schädlichkeit derſelben, gleichgültig ob der Staat oder ob Privatperſonen im Beſitze ſind, iſt ſo unwiderſprechlich von der Volkswirthſchaftslehre nachgewieſen worden, daſs ſie wohl für immer als Recht gefallen ſind. Freilich iſt nicht ſelten in Folge derſelben Grundſätze über Gewerbefreiheit eine thatſächlich unwiderſtehliche Gewerbemacht an die Stelle der Monopole getreten. Zur möglichſt vortheilhaften Benützung der freien Mitwerbung, und zur Gewinnung der Vortheile ſehr groſser Kapitale, haben ſich Geſellſchaften mit zuſammengeſchoſſenem Fonds gebildet, welche bald Fabrikation, bald Handel, bald die Ausbeutung von Verbindungsmitteln und Wegen zum Gegenſtande ihrer Thätigkeit machen. Durch die oft rieſenmäßigen Mittel, welche ihnen zu Gebote ſtehen, und welche ſie einen vorübergehenden Verluſt leicht überſtehen laſſen, ſind ſie nun in der Lage, die Mitwerbung weniger reicher Gegner zu erdrücken. Finden ſie ſich aber nun allein auf dem Felde, ſo ſind ihr Bedingungen für das Publikum oft nicht erſprießlicher, als die der alten Monopoliſten von Rechtswegen. Selbſt die Begegnung zweier ſolchen induſtriellen Koloſſe hat nicht immer den Erfolg einer wirklichen Mitwerbung, indem ſie ſich wohl auch zu einem Vertrage gegen das Publikum bereit finden laſſen.

Doch ſey dieſes nimmermehr ſo verſtanden, als wollten wir die höchſt bedeutenden, ja kaum zu ermeſſenden Ergebniſſe in Abrede ziehen, welche die freie Mitwerbung wirklich und in allen Theilen des wirthſchaftlichen Lebens erzeugt hat, und täglich

fortfährt zu erzeugen. So wie der Satz der freien Concurrenz der eigentliche Mittelpunkt der gegenwärtig herrschenden Lehre ist, so sind auch die Wirkungen derselben weit aus der hervorstechendste Zug in dem Bilde unseres Gewerbelebens. Und wahrlich sie sind staunenswerth. Schade nur, daß sie dieses nicht nur im Guten, sondern auch im Uebel sind. Durch die freie Mitwerbung haben die Gebrauchsgegenstände eben so sehr in Beziehung auf Güte und Schönheit, als auf Wohlfeilheit gewonnen. Sie hat namentlich die ins Unbegreifliche gehende Verbesserung des Maschinenwesens und die, unsere jetzige Industrie charakteristisch auszeichnende, Anwendung je der neuesten Entdeckungen in den gesammten Naturwissenschaften hervorgerufen. Sie ist auch die Ursache, daß neue Einrichtungen und Verfahrensarten aus den entferntesten Weltgegenden eiligst herbeigeschafft und alsbald weit und breit bekannt und angewendet werden, falls sie die Nachahmung wirklich verdienen. Wenn man durch die mit unermüdlich thätigen Menschen und mit den wunderbar künstlichsten Werkzeugen gefüllten Räume unserer Fabriken geht; wenn man in den Mittelpunkten der Industrie rings um sich her die thurmhohen Schornsteine der Dampfmaschinen rauchen, bei Nacht die Gegend von reichthumschaffenden Feuern ganz erhellt sieht; wenn in den Lagerhäusern und auf den Uferdämmen der Stapelorte des Welthandels die Waarenballen zu Bergen aufgethürmt liegen; wenn überall bei allen diesen Thätigkeitszweigen nicht der geringste Nutzen versäumt ist, welchen Kenntniß und Scharfsinn aus irgend einem Umstande zu ziehen im Stande sind — dann ist der Beschauer mit Recht stolz auf die Fähigkeit des Menschen und mit Staunen erfüllt über die Mächtigkeit des Principes, welches alles dieses in Bewegung setzt und erhält. Man spricht von einer „Welt-Literatur," mit mehr Recht vielleicht könnte man von der „Welt-Industrie" der freien Concurrenz reden. Wie unglücklich, daß Dieses glänzende und erfreuliche Bild nicht die einzige Seite des Zustandes ist, daß es vielmehr wesentlich auf einem dunkelschwarzen Grund ruht! Alle diese Erzeugnisse, diese Befriedigungsmittel unserer Genuß- und Besitzsucht sind nämlich bedingt durch die sittliche und sociale Vernichtung von Millionen von Arbeitern, durch die fieberhafte Thätigkeit und die selbstsüchtige Gesinnung der Unternehmer, durch die Erdrückung aller Derer, welche nicht Glück oder Kraft genug in

dieſem Wettlaufe haben. Sind ſchon die beiden letzten Zuſtände mit einem wirklichen Glücke und einer Förderung der wahren Menſchheitszwecke nicht vereinbar, ſo iſt noch mehr das Loos der Arbeiter eine Quelle von unüberſehbarem Unheile. Durch die freie Concurrenz wird nämlich in allen Beſchäftigungszweigen, welche es irgend der Natur der Arbeit nach zulaſſen, der fabrikmäßige Betrieb nothwendig, indem nur hier die vortheilhafteſte Arbeitstheilung, die Anwendung der großen und künſtlichen Maſchinerien und die Benutzung aller Nebenvortheile möglich ſind. Dieſer fabrikmäßige Betrieb aber iſt mit furchtbaren Nachtheilen für die untergeordneten menſchlichen Werkzeuge verbunden. Wir ſetzen hier keineswegs in erſte Reihe die pekuniäre Lage derſelben. Allerdings iſt ſie in ſo ferne unſicher, als durch eine Veränderung in der Fabrikationsart oder in der Maſchinerie ohne alle Schuld der Betroffnen Brodloſigkeit entſtehen kann; noch mehr aber, in ſofern die bei dem rieſenhaften Gewerbebetriebe von Zeit zu Zeit eintretenden Leiden, oder die von den Unternehmern gemachten Fehler plötzlich die Arbeiter, ohne daß dieſe den mindeſten Einfluß auf die Verhinderung ſolcher Zuſtände hätten, um Beſchäftigung und Einnahme bringen mögen. Allein dagegen iſt nicht zu verkennen, daß die Arbeit, ſo lange ſie geſucht und verwendbar iſt, hinreichend, häufig ſogar reichlich bezahlt iſt, namentlich durch die Möglichkeit auch ſchwächere Perſonen angemeſſen zu beſchäftigen. Das Uebel liegt anderswo; und zwar iſt es zu gleicher Zeit ein phyſiſches, ein ſittliches und ein ſociales. Phyſiſch, in ſo ferne die in manchen Fabrikationszweigen angewendete Arbeit von Kindern die Organiſation ſchon in der Jugend zerſtört, und die oft übertrieben langen Arbeitsſtunden ſelbſt die Erwachſenen zu Grunde richten, namentlich da die Erſchöpfung nur allzuhäufig zum Branntweintrinken veranlaßt. Sittlich, weil Mangel an Erziehung und Unterricht, Zerſtörung des Familienlebens und ſchlechte Geſellſchaft unter der zuſammengedrängten Menge auf Viele höchſt nachtheilig wirken, und weil die in den Verhältniſſen des Fabrik-Arbeiters weſentlich begründete Unmöglichkeit eines Fortſchrittes im Leben, und namentlich einer Gewinnung von Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, nur Hoffnungsloſigkeit und tiefen Haß und Neid gegen alle höher Geſtellten erzeugen kann. Eine ſociale Bedeutung aber hat das Uebel, weil eine ſolche mit dem Leben und mit ſich zerfallene und

verbitterte, sonst vielfach entsittlichte und tief unwissende Menge, zusammengedrängt an einzelnen Punkten, und allen Verführungen und Verhetzungen leicht ausgesetzt, zu einem Pöbelangriffe auf Bildung und Besitz sowohl Grund als Mittel hat. Allerdings ist bis jetzt das Schlimmste verhindert worden; allein man vergesse nicht, daß der Grund des Uebels erst seit 60 bis 70 Jahren besteht, und daß dessen Größe mit jedem Jahre wächst. Auch Das dürfen wir bei dem glänzenden Bilde der Industrie, wie sie durch die gesteigerte Intelligenz und durch den mächtigen Fabrikbetrieb sich gestaltet, nicht übersehen, daß wenigstens zuweilen durch eine neue Entdeckung, namentlich durch die Einführung einer Maschine, welche menschliche Arbeit übernimmt, ein großes Elend entsteht unter Denjenigen, welche bei dem bisherigen Zustande ihr Auskommen fanden, und nun in Noth und Mangel gestoßen werden. — Doch wenden wir uns wieder zu andern weniger betrübenden Seiten unserer gewerblichen Zustände.

Theils auch eine Folge der Mitwerbung (für welche mit allen Waffen gerüstet zu seyn unvermeidlich geworden ist), theils aber eine natürliche Wirkung der größeren Bedeutung, welche die Gewerbenden erhielten, ist die Schaffung und plötzliche allgemeine Verbreitung eines ganz neuen Systemes von Belehrungsanstalten. Kaum ein Menschenalter bestehend nähern sie sich, sowohl was die Schulen für die Jugend als was die Weiterbildungsmittel für die Erwachsenen betrifft, an Zahl und Bedeutung den Vorkehrungen für die gelehrte Bildung, an welchen doch Jahrhunderte zusammengetragen haben. Wir sehen die Bürger- oder Realschulen, die höheren Gewerbeschulen, selbst die polytechnischen Institute wie Pilze aller Orten aus der Erde steigen. An sie reihen sich technische Specialschulen aller Art, wie z. B. die landwirthschaftlichen Versuchs- und Lehranstalten, die Forstinstitute, eigene Anstalten für Civil-Ingenieure u. s. w. Dem gelehrten Apparate der Bibliotheken, Naturalienkabinete u. s. w. aber werden die Gewerbeausstellungen, die Maschinen- und Produktensammlungen entgegengesetzt. Den Lesegesellschaften, Lurus-Vorlesungen und literarischen Clubs der Schriftgelehrten sind an Werth mindestens gleich die Vereine der Arbeiter zur Nachholung der in der Jugend versäumten Kenntnisse durch Lektüre und Unterricht in den Freistunden. Anfänglich wollte sich zwar Pedanterie der Befriedigung des neuen Bedürfnisses

mit zorniger Geberde und Rede entgegenſetzen, weil ſie nicht begreifen konnte, daß ächte menſchliche Bildung auch außerhalb der klaſſiſchen Philologie zu erwerben ſey, und daß jeden Falls die Erziehung die künftigen Bedürfniſſe berückſichtigen müſſe: allein ſie ſind längſt vom Strome des geſunden Menſchenverſtandes bei Seite geſchleudert, und haben den Schmerz, ſehen zu müſſen, wie täglich eine größere Anzahl Das lernt, was ſie einſt bedarf, und Das nicht mehr lernt, was ſie nie brauchen konnte. Es iſt durch dieſe großartige Entwicklung des techniſchen Unterrichtes offenbar eine weite Lücke in unſeren Bildungsanſtalten zweckmäßig ausgefüllt worden.

Noch auffallender vielleicht, weil äußerlicher, ſind die Veränderungen, welche durch die ſo laut und bei jeder Gelegenheit gepredigte Lehre von der Wegräumung der materiellen Hinderniſſe, die der freien Entwicklung irgend einer Gewerbegattung ſchädlich ſeyn könnte, erzeugt wurden und immer noch werden. Hier iſt es faſt ſchwierig nur die wichtigſten Erſcheinungen ſchnell vor dem Geiſtesauge vorbei zu führen. — Als Hemmniß eines rationellen Landbaues ſind jene Abgaben und Laſten eingeſehen worden, welche frühere Jahrhunderte theils aus gerechten privatrechtlichen Gründen, theils als die ihnen paſſendſte Form der Abgaben für das öffentliche Weſen, theils freilich auch mittelſt frommen Betruges und offener Gewaltthat allmählig auf den Grundbeſitz häuften. Im Taumel politiſcher Umwälzung wurden ſie in einzelnen Ländern durch einen harten Gewaltſtreich ohne Entſchädigung für die Berechtigten aufgehoben; allein in gerechteren Zeiten und bei billigeren Völkern ſchreckte man nicht zurück von der Auffindung einer zufriedenſtellenden Ablöſungsweiſe, trotz der ungeheuren Summen, welche Dies erforderte, und der unabſehbaren Geſchäfte und Garantien, in die es die vermittelnden Regierungen verwickelte. Und ſo ſehen wir denn nach allen Seiten hin die Ablöſung von Zehnten, Frohnen, Zinſen und Laſten aller Art im fröhlichen Gange. Die Art der Entſchädigung iſt je nach der Beſchaffenheit der Verhältniſſe eine verſchiedene; allein der Wunſch und das Ergebniß iſt das nämliche. Wir glauben nicht, daß die Nachwelt dieſe Rieſenarbeit unterſchätzen wird. — Ein unüberwindliches Hinderniß für Ackerbau, Gewerbe und Handel waren früher in häufigen Fällen die ſparſamen und ſchlechten Verbindungswege und Mittel. Von allen

Seiten ergingen daher unter Anrufung der Lehren der politischen Oekonomie die Forderungen, sämmtliche Gattungen derselben zu vervollständigen, die vorhandenen zu verbessern. Das ist denn auch in solcher Ausdehnung geschehen, daß die Verbesserungen der jüngsten fünfzig Jahre über Das zu stellen sind, was vorher Jahrtausende zu Stande brachten. Ein Netz von Landstraßen legte sich über die Länder, weder durch Gebirge, noch durch steinlose Sandflächen, noch durch Ströme unterbrochen. Dadurch aber ward dem Landmanne die Versendung seiner Früchte auf den Markt, dem Gewerbenden der Bezug des rohen Materials zu billigen Preisen und der Absatz mit leichter Mühe, dem Kaufmann der Verkehr nach allen Seiten hin möglich. Fast vor jeden Mannes Thüre vorbei geht jetzt die Straße, welche er unabhängig von Andern, auf beliebige Art und mit dem zu Gebote stehenden Schiff und Geschirr bei Tag und Nacht benützen kann. Wo die Natur die Mittel bot, wurden außerdem die Flüsse schiffbarer gemacht, und in den Richtungen, welche das natürliche Gefäll nicht nahm, Kanäle mit ungeheurem Aufwande von Geld und technischer Geschicklichkeit gebaut. Unternehmungen, an welchen Karl der Große erlag, werden jetzt ohne Anstrengung und ohne besonderes Aufsehen vollendet. Nur für Kanalisation allein sind in Europa und Nordamerika seit einem halben Jahrhunderte mehrere Milliarden von Gulden ausgegeben worden, theils von den Regierungen durch Benützung ihres Credites, zum größeren Theile aber von Privatleuten, welche zu diesem Zwecke (freilich mit ungleichem Erfolge) die Mittel zusammenschossen. Durch die Erfindung des Dampfbootes hat der Personen- und Waarenverkehr eine Schnelligkeit und Leichtigkeit erlangt, wie sie noch vor zwanzig Jahren nur eine sehr ungezügelte Phantasie sich hätte ersinnen mögen. Und nun gar die Eisenbahnen, welche die Entfernung ganz aufheben! Haben sie auch den Zweck, zu welchem die Berechnung sie zuerst schuf, nämlich die Erleichterung des Waarentransportes, bis jetzt nur in untergeordnetem Grade erreicht, so ist doch durch sie der persönliche Verkehr völlig umgestaltet worden. Länder, welche glücklich genug sind, solche besitzen zu können, sind der Wirkung nach zu Einer großen Stadt verbunden, in welcher somit auch zwischen den Endpunkten mit großer Leichtigkeit persönliche Besichtigung, Besprechung und Leitung stattfinden kann. Zwar ist dieser Verbindungsweg noch zu

neu, und noch nirgends ſchon das ganze Syſtem in ſeiner ganzen Möglichkeit entwickelt, ſo daß ſich die ſämmtlichen Folgen für das Gewerbeleben noch keineswegs auch nur ahnen laſſen, allein es iſt ſicher nicht zu viel behauptet, daß von dem Tage der Eröffnung der Liverpool-Mancheſter Bahn eine neue Aera einſt werde datirt werden. — Mit dieſen Verbeſſerungen der Verbindungswege mußte denn auch die Steigerung und Bequemmachung des Poſtverkehres gleichen Schritt halten. Wir ſind dieſer häufigen und wohlfeilen Beförderung von Nachrichten, Gütern und Perſonen jetzt ſchon ſo gewöhnt, daß es uns Mühe koſtet, uns ohne dieſelbe zu denken, und wir vielmehr nur immer geſteigerte Forderungen zu ſtellen alles Recht zu haben glauben. Und doch, ſeit wie kurzer Zeit erſt iſt der alte Poſtwagen zur Ruhe eingegangen? Wie lange iſt es, daß ein- oder zweimal die Woche eine Verbindung zwiſchen Städten ſtattfand, welche jetzt täglich mehrere Male die Poſt kommen und gehen ſehen? Es wäre nun allerdings lächerlich behaupten zu wollen, daß die Lehrſätze der politiſchen Oekonomie dieſen günſtigen Umſchwung allein veranlaßt haben; allein ungerecht wäre es, auf der andern Seite nicht anerkennen zu wollen, daß ihre Forderungen raſchen und wohlfeilen Verkehrs und ihr Anpreiſen der freien Mitwerbung viel zu den Forderungen des Publikums, und zu deren Erfüllung durch den Staat und durch Privatunternehmer beigetragen hat. — Endlich das Geld, dieſes Oel der großen Gewerbemaſchine. Leider kann man noch keineswegs in allen Ländern ſich eines klagloſen Zuſtandes des Geldweſens berühmen; am wenigſten haben wir Deutſche hierzu Urſache. Allein wenn ſchon Vieles geſchah zur Herſtellung eines bequemen und ehrlichen Umlaufemittels, und wenn Hoffnung iſt, die Reſte des alten Unfuges allmählig verſchwinden zu ſehen: ſo hat doch ſicher neben den Forderungen des wirklichen Lebens vielen Antheil hieran die ſonnenklare Auseinanderſetzung der Wiſſenſchaft über Das, was hier nothwendig und allein richtig iſt. Denn daß das Bedürfniß allein eine Beſſerung nicht herbeigeführt hätte, dafür ſpricht die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte, welche alle dieſelbe und noch weit größere Noth hatten, und doch aus Mangel an Einſicht die allein tauglichen Mittel nicht zu finden und durchzuſetzen vermochten. Freilich iſt nicht zu läugnen, daß die politiſche Oekonomie in dieſem Theile der wirthſchaftlichen Zuſtände eine große Sünde wieder gut zu

machen hat. Wir meinen das Bankwesen. Hat sie auch die verschiedenen Arten von Banken nicht ersonnen (sie waren schon weit früher in einzelnen Exemplaren vorhanden), so hat sie doch durch einseitige Empfehlung der Einrichtung nicht wenig zu der Ausbreitung der Zettelbanken beigetragen, und erst spät genug hat sie sich durch den ungeheuren Mißbrauch, welcher vielfältig damit getrieben wurde, zu richtigerer Würdigung zwingen lassen. Selbst jetzt noch ist die neue Theorie weder schon über alle Angriffe erhoben, noch hat sie zur Abhülfe des Uebels bereits geführt.

Doch, es wird genügen an dieser Uebersicht über die verschiedenen Erscheinungen des gegenwärtigen Gewerbelebens und deren mittelbaren oder unmittelbaren, theilweisen oder ausschließlichen Causalnexus. Hinweisung auf etwaige weitere Zustände wird nicht nothwendig seyn, um die Fragen zur Beantwortung zu bringen: in wie ferne die Lehre, welche solche Ergebnisse ermittelt, mit den Bedürfnissen und Ansichten unserer Zeit übereinstimmt, und somit relative Wahrheit hat, und in wie ferne ihr, an die ewig unveränderlichen Forderungen des Rechtes und der Sittlichkeit und an die Gesetze des menschlichen Denkens und Fühlens, somit auch der ächten Staatsweisheit gehalten, absolute Wahrheit zuzuschreiben ist? Daß die Beantwortung dieser beiden Fragen nothwendig dieselbe seyn müsse, wird nur Der annehmen können, welcher des beneidenswerthen Glaubens lebt, daß wir gegenwärtig die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit bereits erklommen haben. Für uns andere bescheidene Zweifler in diesem Punkte bleibt die Möglichkeit eines verschiednen Ergebnisses.

Wenden wir uns, wie sich wohl gebührt, zuerst zu der Frage nach der relativen Wahrheit des Industriesystemes, d. h. zu dessen Uebereinstimmung mit den Ansichten und Forderungen der gegenwärtigen Kulturperiode, so läßt sich zwar schon vorweg aus der langen Dauer der allgemeinen Zustimmung und aus der weiten Verbreitung der Folgen eine Homogenität annehmen. Allein bei genauerer Untersuchung tritt ein so schlagender Grund der Uebereinstimmung hervor, daß wir uns nicht wenig darüber wundern, diesen Gesichtspunkt noch nie haben würdigen zu hören. Dieser Grund aber ist die negative und atomisirende Richtung der Smithschen Lehre. Mag man einer politischen Ansicht beigethan seyn, welcher man will, oder auch sich ferne halten von dem Getreibe

der Parteien, über zwei Punkte müſſen Alle übereinſtimmen. Der erſte iſt, daß der Mittelpunkt des Lebens der europäiſch geſitteten Welt ſeit 60—70 Jahren die Politik, d. h. die Beſchäftigung mit dem Staatsleben, iſt. Der zweite Punkt aber iſt, daß die weit vorherrſchende Richtung dieſes bewegten politiſchen Treibens ſich als eine negative und auflöſende kund thut. Allerdings mag über die Nothwendigkeit und den Charakter dieſer aufhebenden Thätigkeit die Anſicht verſchieden ſeyn. Die Einen, und ihrer wird die Mehrzahl ſeyn, werden darin die Vernichtung verjährten Unfuges, die nur allzuſpäte Sprengung alter ungerechter Feſſeln, die Befreiung von Kaſtenzwang und Selbſtſucht finden. Sie werden das Werk noch als unvollendet anſehen und auf eine Reihe von Reſten alter Einrichtungen hinweiſen, welche auch jetzt noch zu entfernen ſeyen, und mit deren Vernichtung erſt die Herſtellung eines des freien Menſchen und Bürgers würdigen Zuſtandes eintreten könne. Die Anderen freilich werden die Zerſtörung des korporativen und organiſchen Principes in dem Staatsleben, die daraus hervorgehende Haltloſigkeit und Grundloſigkeit der atomiſchen Menge, die Beiſeitſetzung des Höheren und von der Natur zum Herrſchen Beſtimmten beklagen. Nun, mit dieſer negativen ſiegreichen Zeitrichtung ſtimmt die Lehre A. Smith's in ihrem innerſten Weſen überein. Sie iſt nichts Anderes als das Princip des Rechtsſtaates, angewendet auf die Wirthſchaftslehre. Auch ſie will nämlich die Aufhebung aller Mißbräuche, bei welchen das Alter ſo wenig ein Grund zur Schonung ſey, daß vielmehr gerade die lange Dauer des angerichteten Unheiles ſie vielfach haſſenswerther mache. Auch ſie löst die Geſtaltungen der früheren Jahrhunderte auf, um jedem Einzelnen ſein Recht zurückzugeben, ſich nach Willkür frei zu bewegen. Auch ſie bezeichnet noch eine Reihe von ſtehen gebliebnen Einrichtungen als ſolche, welche erſt wegfallen müſſen, ehe die ganze Fülle des wirthſchaftlichen Wohles ſich über die Völker ergießen könne. Wenn das Streben des politiſchen Lebens die möglichſt große negative Freiheit jedes Einzelnen, d. h. die möglichſt geringe Berührung und Beſchränkung durch den Staat iſt, ſo iſt ganz dieſelbe Aufgabe von der Wirthſchaftslehre für das Verhältniß zur Güterwelt aufgeſtellt. In jener Beziehung wird es formulirt als das Recht jedes Einzelnen Alles zu thun, was die gleichen Rechte Anderer zulaſſen; in dieſer als freie Concurrenz. Und zwar iſt

in beiden Beziehungen demokratische Ausdehnung. Im Staate sollen alle Stände frei und vor dem Gesetze gleich seyn, keiner vorzugsweise begünstigt werden; die Nationalökonomie fordert dieselbe Ausdehnung ihrer Gaben auf alle Gewerbe, und verwirft die Bevorzugungen sowohl des Merkantil- als des Physiokratiesystems.

Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die politische Oekonomie von einem großen und einflußreichen Theile der Zeitgenossen so begierig aufgenommen und so unumwunden gebilligt wurde? Auf der einen Seite fand die vorherrschende staatliche Richtung an ihr eine sehr nützliche Bundesgenossin, welche manchen bloß formellen und hohlen Sätzen Stoff und Halt darbot; auf der andern Seite waren aber auch ihre Forderungen sehr gefördert durch das analoge Verhalten in verwandten Lebenskreisen. Ja es läßt sich leicht erklären, wie selbst Solche, welche aus Besorgniß vor den letzten Folgen, aus selbstischem Kleben an Standesvortheilen und Vorurtheilen oder aus verschiedener systematischer Ueberzeugung sich dem herrschenden politischen Systeme nicht ergeben, doch unbedenklich das national-ökonomische anerkennen. Die allgemeine geistige Atmosphäre der Zeit wirkt natürlich auch auf sie; und sie überlassen sich dieser Wirkung in einer Beziehung, in welcher sie (vielleicht mit Unrecht) keine Gefahr für sich befürchten, um so lieber, als ihnen die Abwehr in andern Richtungen nur mit Mühe gelingt. Somit ist denn auch die Anerkennung einer relativen Wahrheit der Smith'schen Lehre unmöglich zu versagen. Man wird hiergegen nicht einwenden wollen, daß keineswegs alle Betheiligten mit den Sätzen der Nationalökonomie einverstanden seyen; daß namentlich Zünfte, Monopole und Ausnahmsstellungen immer noch zahlreiche Anhänger unter den dadurch Begünstigten haben. Die Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Richtung der Zeit und mit den Ansichten der großen Mehrzahl ist dennoch vorhanden. Diese aber genügt um so mehr zur Begründung jener Behauptung, als überall in menschlichen Dingen, namentlich aber in so tief in das wirkliche Leben eingreifenden Fragen eine vollständige Uebereinstimmung undenkbar ist, deßhalb aber doch eine Zeit einen allgemeinen Charakter und mit demselben übereinstimmende Forderungen hat.

Es ist aber nicht allein diese innere Einheit der staatlichen und der national-ökonomischen Ansichten, welche das Industriesystem

in Einklang mit unſerer Zeit bringt; ſondern es kommt auch noch dazu, daß ſittliche und wirthſchaftliche Eigenthümlichkeiten der gegenwärtigen Periode ihre Befriedigung bei letzterem finden. Niemand wird läugnen wollen, daß Mangel an Reſignation ein vorherrſchender Charakterzug des jetzigen Geſchlechtes iſt, und daß derſelbe die Veranlaſſung von manchem erfreulichen und manchem unlöblichen Streben und Treiben iſt. Dieſes immer rege Verlangen nach Weiterem und Höherem und nach den Genüſſen aller Uebrigen findet nun aber ſeine Rechnung ſehr bei der geſteigerten Thätigkeit, bei den immer neuen Schöpfungen und Verbeſſerungen und bei der den möglichſt niedern Stand erreichenden Wohlfeilheit aller Erzeugniſſe, wie dieſes Alles die Folge der freien Mitverbung iſt. Der Conſument, als ſolcher, muß ſich bei den Ergebniſſen der jetzigen Nationalökonomie gut befinden. Er kann mehr genießen und braucht weniger ängſtlich zu ſparen; beides aber paßt uns vortrefflich. Eine Lehre, welche alle Waaren reichlich und billig liefert, die Mittel zu reiſen bequem und wenig koſtſpielig macht, den Einzelnen nicht leicht in Konflikt bringt mit unbequemen langweiligen und ſelbſtſtändigen Geſtaltungen, Laſten abzunehmen verſpricht, welche ſeit Jahrhunderten auf dem Beſitze und ſeiner Einträglichkeit ruhen, und ſomit den gerade lebenden Eigenthümern ein großes Geſchenk macht — ein ſolches Syſtem iſt nothwendig congenial unſerer Lebensanſicht und den daraus hervorgehenden Forderungen und Wünſchen, hat folglich relative Wahrheit.

Selbſt der Umſtand iſt zur Begründung deſſelben Ergebniſſes nicht ohne Bedeutung, daß das Princip der freien Concurrenz die Geiſtesthätigkeiten in beſtändiger Rührigkeit erhält, eine Menge neuer intereſſanter Entdeckungen und Erſcheinungen erzeugt, und über das unermeßliche Gebiet der wirthſchaftlichen Thätigkeit einen Schimmer von intellectuellem Leben verbreitet. Je weiter der Weltbildungsgang die Gemüthsanlagen allmählig hat durch die Verſtandesbildung zurückdrängen laſſen, je mehr wir in Folge deſſen das Bedürfniß einer lebhaften Anregung des Geiſtes haben: deſto geneigter müſſen wir einem Zuſtande und deſſen Gründern ſeyn, welche uns beſtändig zu ſehen, zu lernen und zu denken geben. Wir wollen dieſen Grund der wenigſtens indirekten Billigung des Induſtrieſyſtems nicht für bedeutender und namentlich nicht für

umfangreicher wirkend ausgeben, als er in der Wirklichkeit seyn mag; allein es ist nicht zu übersehen, daß er gerade bei solchen Männern hauptsächlich wirkt, für welche in der Regel die politische Rücksicht und vielleicht auch die selbstsüchtige Richtung der Zeit weniger Reiz und Bedeutung hätte.

Sind nun aber die Ursachen auch noch so zahlreich und bedeutend, aus welchen die Lehre von A. Smith und seiner Schule gerade in dem neuesten Zeitabschnitte mit allgemeinem Beifalle aufgenommen ist, so beweis't dieses Verhältniß natürlich noch keineswegs etwas hinsichtlich der absoluten Richtigkeit ihrer Sätze. Mag doch diese Uebereinstimmung von einer gleichmäßig falschen Richtung herrühren und in solchem Falle als ein doppelter Grund zu Tadel und zu Nachtheil erscheinen, indem nun an eine Verbesserung des, vermeintlich wegen theoretischer Rechtfertigung unangreifbaren, Fehlers um so weniger zu denken ist. Der Werth der politischen Oekonomie kann erst dann als erwiesen angenommen werden, wenn dieselbe, auch abgesehen von den Ansichten und Forderungen einer bestimmten Zeit, die Prüfung aushält. Als ein bedeutender, freilich nur negativer, Beweis müßte es in diesem Falle angesehen werden, wenn sie nur solche Folgen hat, an welchen aus keinem Gesichtspunkte etwas auszusetzen ist. Allerdings ist richtig, daß der Kritiker auch zum Behufe einer solchen Prüfung der absoluten Wahrheit nicht ganz wird aus dem Ideenkreise herauszutreten vermögen, in welchem er durch seine Zeit sich zu bewegen gelernt hat und selbst genöthigt wird, und es mag somit immerhin auch hier noch die Täuschung unterlaufen, relativ Richtiges mit absolut Wahrem zu vermischen; doch wird bei nicht völliger Unfähigkeit für das Unternehmen mehr oder weniger immerhin gewonnen und dadurch das Urtheil erweitert und berichtigt werden.

Daß ein Lehrsystem, welches so lange und in so ausgebreitetem Maaße sich die Zustimmung eines gebildeten Zeitalters erwarb, gänzlich falsch seyn könne, ist freilich kaum möglich. Es mögen nur unter dem Schutze richtiger Sätze auch unrichtige Thesen, Fehler im Schlusse oder Unterlassungen nöthiger Modificationen eingeführt werden. Somit ist allerdings fast a priori anzunehmen, daß das Industriesystem viel, sehr viel Wahres enthalten müsse. Dem ist denn nun auch wirklich so. Es ist oben bereits

bemerkt worden, daß die Grundbegriffe der Wirthſchaftslehre mit einem ſtaunenswerthen Scharfſinn und mit einer beinahe übertrieben logiſchen Feinheit und Beſtimmtheit nach und nach ausgebildet worden ſind. Bei den Sätzen über die Zahl und Art der Güterquellen, über die eigenthümliche Beſchaffenheit der Naturkräfte, der menſchlichen Arbeit und des Kapitales, über das Zuſammenwirken und die gegenſeitige Ergänzung desſelben, namentlich auch über Arbeitstheilung, ferner über Preis, Tauſch, Arbeitslohn, über die verſchiedenen Arten von Renten, über die weſentlichen Verſchiedenheiten der Conſumtion — bei dieſen Lehren, ſagen wir, wird ſchwerlich je wieder eine weſentliche Umgeſtaltung nöthig und möglich werden. Hier iſt die Analyſe ſo ſcharf, die Auffaſſung ſo einfach, die Verbindung ſo natürlich, das Ganze hat allmählich eine ſolche beinahe mathematiſche Präciſion bekommen, daß dieſe Grundlagen der politiſchen Oekonomie ohne Zweifel zu den gelungenſten Abtheilungen der menſchlichen Geiſtesarbeit gehören. Ebenſo iſt einer ganzen Reihe von Kapiteln, welche auf dieſe oberſten Principien gebaut ſind, gleiche Anerkennung zu ertheilen. Wir erinnern nur daran, was die politiſche Oekonomie über Metallgeld, Kredit, Monopole, Kommunikationswege und Mittel, über Märkte und Meſſen lehrt. Iſt auch bei dieſen Abtheilungen eine ſolche ſchließliche Abrundung und Vollendung der Natur der Sache nach nicht möglich, indem neue Erfindungen und Einrichtungen, eine veränderte Richtung oder Ausdehnung des Bedürfniſſes, wohl auch die Art der Geſtaltung des politiſchen Lebens Modificationen, an welche man vorher nicht denken konnte, veranlaſſen und ſelbſt neue Anſichten über den ganzen Gegenſtand hervorrufen können und werden, ſo bleiben doch auch hier unzweifelhaft die Grundlagen für alle Zeiten geſichert. Selbſt in dem Theile der politiſchen Oekonomie, welcher die wenigſte wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit hat, ſondern durch die zufällige Geſtaltung der ſtaatlichen Zuſtände und ſo mancher anderer äußerlicher Verhältniſſe gehemmt und bedingt wird, welcher überhaupt keinen Selbſtzweck hat, ſondern nur die Aufgabe, für andere Zwecke auf die wenigſt nachtheilige Weiſe Mittel herbeizuſchaffen, ſelbſt in der Finanzwiſſenſchaft, ſagen wir, ſind einzelne Abſchnitte auf eine Weiſe bearbeitet, welche wenigſtens unter Vorausſetzung der jetzigen Staatsverhältniſſe lediglich Nichts zu

wünschen übrig lassen und einer weitern Verbesserung unfähig scheinen. So z. B. die Lehre von den Staatsschulden, von der erlaubten äußersten Höhe der Abgaben, von den verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen der letztern, u. s. w.

Allein leider kann diese Zustimmung nicht allen Theilen der politischen Oekonomie zu Theil werden. Vielmehr liegen, unserer innigsten Ueberzeugung nach, nicht nur ganze Kapitel an sich im Argen, sondern es ist namentlich eine durch viele wichtige Bestandtheile gehende falsche Richtung und ein Verkennen der wesentlichsten menschlichen Beziehungen, an welchen die Wissenschaft leidet, und welche denn auch die großartigen üblen Wirkungen erzeugt haben.

Wir glauben nämlich, daß zwei Vorwürfe nicht abgewälzt werden können: der eine dahin gehend, daß das Industriesystem zur Zersetzung der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft in ihren Elementen wesentlich beiträgt; zweitens, daß sie rücksichtslos, fast unmenschlich in vielen Beziehungen ist, indem sie ganz außer Acht läßt, daß der Mensch kein fühlloses todtes Werkzeug zur Reichthumgewinnung, sondern ein mit Gefühl für Schmerz und Lust, für Hoffnung und Verzweiflung begabtes Geschöpf ist.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist es allerdings zunächst die Theorie des Rechtsstaates, welche die einzelnen Staatstheilnehmer isolirt, ihn ohne organische Verbindung mit Gleichberechtigten und Gleichinteressirten dem Gesetze und der Staatsgewalt gegenüber stellt und durch Aufhebung aller politischen korporativen Einrichtungen außer dem selbstischen Wirken und Verhalten des Einzelnen nur noch den übermächtigen Umschwung der großen Staatsmaschine duldet. Das charakteristische Merkmal dieser Staatsgattung, der des Staatsbürgers und seiner abstrakten Rechte, begreift an sich den Selbstwerth eines Jeden und die Unnöthigkeit einer Completirung seiner Rechtsfähigkeit durch den Zutritt Anderer in sich. Mit dieser politischen Auflösung in unzusammenhängende Einheiten hätte übrigens an sich wohl noch eine Organisation der Bürger in wirthschaftlicher Beziehung bestehen können; diese nun ist durch die politische Oekonomie aufgehoben worden. Der Vortheil der freien Bewegung jedes Einzelnen und der ganz ungehemmten Concurrenz machte ihr nicht etwa bloß die unwesentlichen und allerdings aufzuhebenden Mißbräuche der Zünfte, Innungen u. dgl., sondern den ganzen Gedanken einer Verbrüderung der Bürger

zu gemeinſchaftlicher Regulirung des Gewerbes völlig unerträglich. Und ſo ſind denn dieſe Vereinigungen auch, wie bereits bemerkt, entweder ganz gefallen oder zu einer bloßen Formalität ohne Lebenskraft und Zweck zuſammengeſchwunden.

Ueber dieſe völlige Zerſetzung und Zerbröcklung des ſocialen Lebens im Allgemeinen zu reden, iſt hier jetzt nicht der Ort; auch iſt es zur Auseinanderſetzung des zunächſt zu beſprechenden Punktes nicht nöthig. Die Auflöſung oder Untergrabung der Zünfte würde, wäre ſie nur der erſte wegräumende Schritt geweſen, welchem alsdann eine neue zeitgemäßere Geſtaltung gefolgt wäre, als etwas Naturgemäßes und ſomit Unſchädliches zu betrachten ſeyn. Der urſprüngliche Grund dieſer mittelalterlichen Einrichtung war längſt gewichen; an die Form aber hatte ſich mannigfacher Unfug aller Art angeſetzt. Und wenn auch einzelne Vortheile ſelbſt in dieſem Zuſtande nicht verkannt werden konnten (wie z. B. die Erleichterung des Wanderns, die ſtrenge Auseinanderhaltung der drei natürlichen Klaſſen von Gewerbegenoſſen, die Verſpätung und Verhinderung unvorſichtiger Ehen), ſo war doch ſicher, daß die Zünfte nicht im Stande ſeyn konnten, die Organiſation der neuen Bedürfniſſe der Gewerbewelt zu übernehmen. Theils war einer ihrer Grundgedanken, nämlich die Abgränzung der Arbeitskreiſe, zum offenbaren Widerſinne geworden. Theils und hauptſächlich aber ſtand gerade die wichtigſte und in vielen Gegenden auch die zahlreichſte Klaſſe der Gewerbenden, nämlich die Fabrikanten mit ihren Arbeitern, völlig außerhalb der ganzen Einrichtung, und konnte auch nicht in dieſelbe aufgenommen werden bei ihren weſentlich verſchiedenen Verhältniſſen. An den Zünften in der alten Bedeutung und Form war alſo Nichts zu halten. Dagegen iſt es ein unermeßlicher Fehler, daß nicht an die Stelle der alten unbrauchbar gewordenen Anſtalt eine neue, die geſammten Betheiligten umfaſſende und deren Bedürfniſſe berückſichtigende Einrichtung getreten iſt. Man ſehe die Folgen.

Durch die erſatzloſe Aufhebung der Zünfte iſt die Kraft des Bürgerſtandes der Städte gebrochen worden. An die Stelle des ſelbſtſtändigen Meiſters mit einer kleineren Anzahl von Geſellen, welche alle mit der Zeit derſelben unabhängigen Lage entgegen ſahen, indeſſen aber als weſentlich unverheirathete junge Leute nach Bedürfniß und Laune den Aufenthaltsort wechſeln und ſich

somit auch unangenehmen Verhältnissen leicht entziehen konnten, ist der reichere Unternehmer mit einer größern Anzahl von Arbeitern getreten. Diese letzteren haben zwar allerdings sämmtlich auch das Recht, auf eigene Rechnung zu fabriciren, allein sie haben nicht die Mittel zu solcher Mitwerbung. Nicht an der Verehelichung gehindert, sind sie überdieß durch ihre Familien in die größte Abhängigkeit von dem Unternehmer gebracht, und bilden nur allzuleicht eine Masse von unzufriedenen und unsittlichen Proletariern. Falls in denjenigen Ländern Deutschlands, welche die Zünftigkeit aufgehoben haben, die Wirklichkeit diesem Bilde noch nicht ganz entsprechen sollte, so wolle man wohl bedenken, daß die Aufhebung der Zünfte hier auch neu ist, somit ihre volle Wirkungen noch nicht äußern konnte; ferner, daß die aus zünftigen Ländern wandernden Gesellen eine der nützlichsten Seiten der Zunfteinrichtung auch in den innungsfreien Ländern vorläufig noch erhalten. Allein wie haben sich in Frankreich und den unter französischen Gesetzen stehenden Staaten die Verhältnisse gestaltet? Dort ist der Bürgerstand in der Hauptsache auf die Detailhändler zurückgebracht; denn bei diesem Gewerbe war die Auflösung in Arbeiter, welche nie etwas Anders zu werden hoffen können, und in Unternehmer nicht möglich.

Allein jeden Falles noch viel wichtiger und eigentlich von einer schreckenerregenden Bedeutung sind die Folgen des anorganischen Zustandes der Fabrikbevölkerung. Hier ist in allen Ländern gleichmäßig nur ein individuelles Vertragsverhältniß, und zwar von der möglichst unvortheilhaften Art für die große Masse der Betheiligten. Auf der einen Seite der Besitz der großen Kapitalien, des Kredites und der Maschinen, ohne welche gar keine Arbeit in den fraglichen Zweigen möglich ist, ja, deren bloße Pertinenzstücke die menschlichen Motoren sind; auf dieser Seite ferner die Intelligenz zum Betriebe des Geschäftes und zum Vertriebe des Verfertigten, die Möglichkeit, eine zeitweise Verminderung oder gar gänzliche Einstellung der Arbeit (wenn schon mit Schaden, doch ohne unmittelbaren Untergang) auszuhalten; endlich die Leichtigkeit einer Verabredung mit den verhältnißmäßig wenigen gleichgestellten Gewerbegenossen. Auf der andern Seite Bedürfniß beständiger Verwendung beim Mangel aller andern Unterhaltsmittel; völlige Unmöglichkeit, auf eigene Rechnung Etwas zu

unternehmen; zweifelloſe Hoffnungsloſigkeit, je aus dieſem Zuſtande ſich emporarbeiten zu können; dagegen aber die phyſiſche Gewalt der Zahl und die Kraft der Verzweiflung. Dazu für beide Theile noch die Nothwendigkeit, die Concurrenz mit allen andern Fabriken derſelben Art auszuhalten, und ſomit deren etwaige beſondere Vortheile durch Beſchränkung der diesſeitigen Ausgaben auszugleichen; ſodann die Aufhäufung ganzer Maſſen an beſtimmten Oertlichkeiten. Hätte man auch die Folgen dieſer Verhältniſſe nicht wirklich vor Augen, man könnte ſie ſich mit großer Sicherheit aus pſychologiſchen Gründen conſtruiren. Muß nicht von den Unternehmern (mit ſeltenen Ausnahmen) eine möglichſt wohlfeile Ausbeutung der Arbeiter mittelſt des niedrigſten Lohnes, welchen die Concurrenz geſtattet, und der längſten täglichen Arbeitszeit mit Erfolg erſtrebt werden, dadurch aber ein, vielleicht übermäßiger, Reichthum ſich anſammeln; und muß dafür nicht bei den, für ſolche Arbeit und bei ſo großem Gewinne ſich nur ſchlecht bezahlt findenden Arbeitern, Haß, Neid und völlige Scheidung der Intereſſen entſtehen? Kann nicht leicht hierzu noch bei den Herren der Verſuch zu weiteren mittelbaren Bedrückungen kommen, z. B. Bezahlung mit Waaren anſtatt baarem Gelde, Aufnöthigung von theuren Wohnungen, monopoliſtiſchem Verkaufe von Lebensmitteln u. dgl.? Bei den Arbeitern aber die Schließung ungeſetzlicher und gewaltthätiger Vereine zur Abwehr wirklicher oder vermeintlicher Mißhandlung, damit aber ein ganzes Gefolge von Verbrechen und Elend? Und wird nicht dieſes Alles eintreten bei einer Menſchenklaſſe, welche ohnedem durch Mangel an Familienleben, häufig durch Aufwachſen in völliger Unwiſſenheit und umgeben von Laſtern und Rohheiten aller Art, endlich durch Trunk, zu welchem ſie die Erſchöpfung allzulanger Arbeit bringt, tief entſittlicht iſt? Dieß ſind die Zuſtände, welche aus der Natur des Menſchen mit großer Wahrſcheinlichkeit vorausgeſagt werden können; dieß iſt leider aber auch die Wirklichkeit. Das ſich ſelbſt überlaſſene, lediglich durch das ſelbſtiſche Geſetz der Mitwerbung geleitete Fabrikweſen hat für alle Völker, und zwar am meiſten für die vorgerückteſten, in weniger als zwei Menſchenaltern einen Zuſtand heraufbeſchworen, welcher unheilſchwanger immer mehr und mehr die ganze Geſtaltung unſers geſelligen Lebens und alle Geſittigung bedroht. Wehe uns oder unſeren Kindern, wenn der Damm

durchbrochen wird, welche bis jetzt noch Gesetz und Gewohnheit der erbitterten Rohheit entgegenstellen! Dann wüthet der Sklavenkrieg mit seinen Gräueln, und wahrlich die Belehrungen der Nationalökonomie über die Unvermeidlichkeit der Folgen der freien Concurrenz werden ihn nicht zu verhindern noch beizulegen im Stande seyn.

Vielleicht weniger gefährlich in den Folgen für Dritte, allein desto einschneidender für die unmittelbar Betheiligten ist die Unmenschlichkeit, mit welcher unsere Güterlehre die Arbeiter in mehr als Einer Beziehung behandelt, oder richtiger gesagt, keines Blickes würdigt. Der Arbeiter wird von ihr lediglich nur als wertherzeugende Kraft betrachtet, auf seine menschlichen Eigenschaften, Bedürfnisse und Gefühle nur so weit Rücksicht genommen, als dieselben etwa auf die Bestimmung des Lohnes von Einfluß sind. Und man wende nicht ein, daß die Wirthschaftslehre keinen andern Standpunkt habe; daß sie nur das Wesen und die Bedingungen der möglichst vortheilhaften Gütererzeugung nachzuweisen, dann aber andern Lehren die etwaige Ausstoßung solcher Mittel zu überlassen habe, welche aus rechtlichen, sittlichen oder Klugheitsgründen nicht zuzulassen seyen. Diese Entschuldigung ist kaum für die Volkswirthschaftslehre, nimmermehr aber für die Volkswirthschaftspflege zulässig. Kaum für erstere: denn ihre Aufgabe kann nicht seyn, alle und jede Mittel, durch welche ein Werth erworben werden kann, zu erörtern, sondern nur die staatlich und menschlich erlaubten. Sonst müßte sie, was sie denn doch nicht gethan hat, auch Diebstahl, Weglagerung und Seeraub in den Kreis ihrer Betrachtungen aufnehmen. Für die Volkswirthschaftspflege, somit die Untersuchung der Staatseinwirkung auf die Gütergesetze, ist gar kein Wort zu sagen. Diese hatte die directe Aufforderung, sich gegen Reichthumserwerbungen zu erklären, welche nur durch Mißachtung der Menschennatur möglich sind. Sie hat aber, wo nicht unmittelbar angerathen, doch wenigstens vertheidigt, jeden Falles nicht verhindert. Die Folgen dieser Härte oder dieser Gedankenlosigkeit sind aber für viele aus den arbeitenden Klassen jammervoll gewesen.

Wem fallen hier nicht alsbald die Tausende von armen Kindern ein, welche in den Fabriken gegen einen kärglichen Lohn täglich, wohl gar noch nächtlich, lange, lange Stunden mit der

Dampfmaſchine gleichen Schritt halten müſſen, bis nur allzuoft der zarte Körper unter der Anſtrengung erliegt? Man hat die Negerſklaverei aufgehoben, ungeheure Opfer hierfür gebracht, unermeßliche Intereſſen dabei auf das Spiel geſetzt. Und man hat ſicher nicht Mehr gethan, als der Menſch und der Chriſt ſchuldig war. Aber der Folgewidrigkeit! In derſelben Zeit, in denſelben Ländern, läßt man, entweder ganz ruhig oder leicht zufrieden geſtellt durch bloße Scheinmaaßregeln, unzählige Kinder durch eine freudenloſe, ſchmerzenreiche, Körper und Seele verkrüppelnde Jugendzeit hindurchmartern. Iſt es doch wohlfeiler, und ſind die kleinen Finger geſchickter zum Anknüpfen zerriſſener Baumwollenfäden! Wahrlich, dieſe Verwendung der Kinder in den Fabriken iſt ein Schandmal für unſere Zeit, und zwar um ſo ſcheußlicher, als die Mißhandlung noch dazu eine Feigheit iſt, da ſie Wehrloſe trifft. Was aber hat die politiſche Oekonomie gethan, um dieſen Greuel zu verhindern? So gut wie Nichts. Wenn nicht gar vorgerechnet wird, daß die Zinſen aus den Maſchinen ſich allzuhoch belaufen würden, wenn ſie nicht möglichſt lange Stunden jeden Tag arbeiten könnten; oder daß ein Wechſel der arbeitenden Kinder immer mit dem Zeitverluſte von einigen Minuten verbunden wäre; ſo iſt doch ein ſcheues Achſelzucken die einzige Mißbilligung, der ſtets bei der Hand liegende Troſt aber die Hinweiſung auf die Vortheile der freien Concurrenz, welche dergleichen nöthig machen.

Noch unmittelbarer aber nimmt die Theorie, durch eifrige Vertheidigung, an einer zweiten Art von Mißhandlung der arbeitenden Klaſſen Antheil, nämlich an der Erſetzung der Menſchen durch Maſchinen, ohne daß irgend eine Vorſorge für die brodlos Gewordenen getroffen würde. Sicherlich wird uns Niemand den Wahnſinn unterſchieben, als ſey unſere Meinung, die Erfindung und alsbaldige Einführung von Maſchinen ſey überhaupt nicht zu dulden, damit keine Handarbeit überflüſſig werde. Einem Kinde iſt begreiflich zu machen, daß eine ſolche Maaßregel nichts Anderes wäre als der Entſchluß, allen Vorſchriften und Vortheilen des Wiſſens und der Erfahrung, einem guten Theile der Annehmlichkeiten des geſittigten Lebens zu entſagen, konſequenterweiſe bis zu dem Zuſtande des neuholländiſchen Wilden zurückzukehren; und daß überdieß das Ergebniß in jedem nicht hermetiſch zu verſchließenden Staate (und

welcher wäre dieses?) nur die völlige Brodlosigkeit aller Arbeiter wäre. Allein daraus folgt noch nicht, daß man ein unvermeidliches Uebel als etwas gar nicht Vorhandenes, ja selbst als etwas Wünschenswerthes darstellen, die wirklich Leidenden mit Sophismen abspeisen darf. Dieß aber thut mit vielem Eifer die politische Oekonomie. Nichts ist ihr erwiesener, als daß durch die Einführung neuer Maschinen eine viel größere Nachfrage nach Arbeit entstehen werde, und daß es somit grober Irrthum sey, anzunehmen, daß die Arbeiter darunter leiden, ein Beweis von unbegreiflicher Unwissenheit der letzteren aber, wenn sie dieses nicht einsehen, sondern sich über Hunger und Elend beklagen. In jedem Handbuche ist dieß zu lesen, verbrämt mit statistischen Tabellen. Nun aber muß Zweierlei dem gesunden Menschenverstande einleuchten. Einmal, daß keineswegs durch Einführung von Maschinen immer der Verbrauch einer Waare bedeutender wird, am wenigsten gerade in dem Verhältnisse, daß die durch die Maschine überflüssig gewordenen Arbeiter neben den neuen Werkzeugen und zu deren Betrieb benützt werden müssen. Zweitens aber, daß selbst in dem Falle einer vermehrten Nachfrage und einer größeren Arbeiterzahl sehr häufig nicht Diejenigen, welche ihre Beschäftigung durch die Maschine verloren haben, es auch sind, welche bei dem neueingerichteten Verfahren Beschäftigung finden. Leicht sind sie zu der neuen Arbeit nicht fähig; oder aber, sie versuchen eine Zeitlang den Kampf gegen die Erfindung durch Verdopplung ihrer Anstrengung und tiefste Herabsetzung des Verdienstes zu bestehen, finden dann aber, wenn sie endlich hoffnungslos ihn aufgeben müssen und gerne zu den Maschinen übergingen, alle Plätze schon besetzt; oder endlich wird der neue Gewerbezweig in einem entfernten Lande betrieben, in welches sie zu gelangen außer Stande wären. Wir erinnern nur an das jämmerliche allmähliche Verkümmern der Handweber gegenüber von den Maschinenwebstühlen. Oder (ein noch weit beklagenswertherer Fall) an das durch Einführung der Linnenspinnmaschinen bevorstehende Aufhören der Handspinnerei der Landleute. Welcher vernünftige Mensch wird hier behaupten, daß die allerdings wahrscheinliche vergrößerte Nachfrage nach Leinwand, somit auch die vergrößerte Nachfrage nach Flachs und Hanf, den Hunderttausenden von brodlos werdenden Weibern und alten Männern irgend einen Ersatz geben werde?

Werden etwa ſie in die neuen Fabriken aufgenommen werden? Werden Diejenigen, welche kein Land beſitzen, dennoch Hanf bauen können? Wozu ſollen die beſchäftigungsloſen Wintermonate angewendet, womit die Kinder der Wittwen genährt werden? — Nein, die Wirthſchaftslehre hat hier ihre Schuldigkeit nicht gethan. Es war nicht allein ihre Aufgabe, die Vortheile der Anwendung von Maſchinen zu beweiſen; noch weniger war es ihre Sache, den Nachtheil derſelben zu läugnen und durch Sophismen zu verkleiſtern: ſondern ſchon längſt hätte ſie Mittel ſuchen ſollen, den, allerdings unvermeidlichen und in vielen Beziehungen auch nützlichen, Uebergang von der Handarbeit zu der Maſchine für die darunter Leidenden zu erleichtern.

Ganz daſſelbe Verhalten, nur wo möglich aus noch unſtichhaltigeren Gründen, hat die politiſche Oekonomie bei der Frage, ob inländiſche Gewerbe gegen übermächtige ausländiſche Concurrenz zu ſchützen ſeyen. Auch hier iſt ſie mit dem Beweiſe des Satzes alsbald fertig, daß ein Schutz, z. B. ein Zoll, die Gewerbe in falſche Kanäle leite, und daß dieſes um ſo verkehrter ſey, als an der Stelle des erdrückten Gewerbes alsbald ein anderes natürlicheres entſtehen und die arbeitslos Gewordenen beſchäftigen würde. Natürlich wird dann hieraus die Folge gezogen, daß alle Schutzmaßregeln alsbald, ſelbſt ohne Erwiederung von der andern Seite, aufzuheben ſeyen, ohne Rückſicht darauf, welche Zweige der Induſtrie dieſſeits darüber zu Grunde gehen. — Glücklicherweiſe hat ſich hier der richtige Takt der Regierungen nicht irre machen laſſen; wobei er freilich mächtig durch die lauten Reklamationen einer einflußreichern und gebildetern Klaſſe, als die armen Arbeiter ſind, nämlich der Fabrikunternehmer, unterſtützt wird. Es iſt nicht möglich, dieſe vielfach verſchlungene Frage hier ausführlich zu erörtern, und die verſchiedenen Modalitäten und Bedingungen zu begründen, welche jeden Falles zu einer umſichtigen und richtigen Beantwortung gehören: allein ſo viel fällt in die Augen, daß die gewöhnliche Lehre der Nationalökonomie eine doppelte, gegen die Arbeiter grauſame Gedankenloſigkeit enthält. Einmal beſteht lediglich kein vernünftiger Grund, anzunehmen, daß deßhalb, weil ein fremdes Volk uns in einem Theile der Gewerbethätigkeit überlegen iſt, wir ihm in einem anderen vorgehen. Wenn je etwas im Allgemeinen angenommen werden kann, ſo iſt offenbar

die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Derjenige, welcher in einem Theile voraus ist, es in dem Reste auch seyn wird. Somit wünscht man die Zerstörung des Erwerbes eines Theiles der Arbeiter, ohne daß entfernt eine Sicherheit wäre, in einer andern Richtung mehr Beschäftigung gewähren zu können. Zweitens aber selbst den ganz unmotivirten Fall angenommen, daß der Untergang eines Theiles der bestehenden Industrie das Emporblühen einer andern Gewerbeabtheilung hervorriefe, oder wenigstens der Zeit nach mit ihr zusammenträfe, was würde Dieses diejenigen brodlos gewordenen Arbeiter helfen, welche den neuen Industriezweig nicht verstehen? Diese Unverwendbarkeit für das neue Gewerbe wird aber sogar die Regel seyn, indem es kaum eine mit der vernichteten verwandte Beschäftigung seyn kann, da auf eine solche dieselben Uebermächtigkeitsursachen einwirken werden; sondern vielmehr ein ganz verschiedenartiges. Wenn einerseits z. B. die Spitzenmanufaktur und die Seidenbandweberei zerstört wird, andererseits das Eisenschmelzen und Glasblasen zunimmt, wo ist da eine Ausgleichung für die Arbeiter?!

Wir wissen wohl, die Nationalökonomen haben für alle diese Einwendungen und Vorwürfe die banale Rede zur Hand, daß man die Verhältnisse im Großen auffassen müsse; daß nur vorübergehende Uebel aus den bisher besprochenen Verhältnissen entstehen; daß nach einer Reihe von Jahren keine Spur mehr von den Nachtheilen, wohl aber die glänzendsten Beweise von Fortschritten und von Wohlstand vorhanden seyn werden. Sehr gut. Schade nur, daß Solche, welche mit ihren Familien vorübergehend verhungern, diese großartige Ansicht nicht wohl theilen können; und Schade, daß zu dem wohlfeilen Preise, welchen der Consument um die schönen Zize und Twiste bezahlt, immer noch ein erklecklicher Zuschuß kommt, welchen, freilich ungesehen und unbeachtet, das arme Fabrikkind nicht aus seinem Gelde, allein aus seiner Lebenskraft zuschießt, damit so wohlfeil verkauft werden kann. — Auch wir wollen die Sache im Großen auffassen. Allein wir wollen dann unser Augenmerk richten auf das Schicksal von Millionen, welches durch die Gestaltung der Gewerbeindustrie ungerecht und unsicher bestimmt wird, und auf die Zukunft der bürgerlichen Gesellschaft, welcher ein furchtbares und leider nur allzuverdientes Uebel täglich näher tritt. Wir verlangen, daß die

Wiſſenſchaft, welche mächtig und ſo weit es in ihren Kräften lag zu dieſen Mißſtänden beigetragen hat, endlich auch auf Mittel der Heilung und Vorbeugung ſinne. Wir müſſen ſomit eine weſentliche Umgeſtaltung mancher weſentlichen Theile der politiſchen Oekonomie verlangen, welche uns keineswegs als abſolute Wahrheit in allen und jeden Theilen erſcheinen kann.

Freilich iſt nun die Frage: wie den vorhandenen und den drohenden Uebeln zu ſteuern ſey, welche Theile der jetzt herrſchenden Lehre abgeändert und durch welche andere Theſen ſie erſetzt werden müſſen?

Wir könnten uns vielleicht weigern, auf dieſe Frage zu antworten, uns darauf berufend, daß unſere Abſicht nur die geweſen ſey, eine Kritik des Beſtehenden zu liefern, und daß deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit durch eine etwaige Unfähigkeit von unſerer Seite, eine anderweitige poſitive Lehre aufzuſtellen, keineswegs bedingt ſey. Wir wollen auch unumwunden zugeben, daß wir die Zeit noch nicht herangekommen glauben, um eine über alle Angriffe erhabene Umgeſtaltung der Wirthſchaftslehre vorzunehmen. Hierzu iſt erſt noch eine vielſeitigere Erörterung der ſtreitigen Fragen und eine umſichtige Erwägung der etwa vorgeſchlagenen Mittel nothwendig. Allein wir wollen doch nicht von der Schwierigkeit der Aufgabe zurücktreten. Ein Beitrag zur Löſung des Problems wird uns doch gelingen, und wäre es auch nur dadurch, daß unſere Anſicht andere richtigere hervorriefe.

Am Zweckmäßigſten glauben wir aber zu verfahren, wenn wir erſt diejenigen Verſuche zur Beantwortung der Frage, welche bereits von Andern, allein mit ungünſtigem Erfolge, gemacht ſind, in kurzer Darſtellung und Beurtheilung voranſchicken. Es ſind aber ſolcher Verſuche zwei weſentlich verſchiedene Arten. Einmal nämlich bemühen ſich die Philanthropen durch vereinzelte Verbeſſerungen des jetzigen, im gegenwärtigen Zuſtande weſentlich zu belaſſenden, Syſtemes die Uebel zu heilen. Zweitens aber ſind umfaſſende und durchgreifende reformatoriſche Syſteme vorgeſchlagen worden und haben auch Schule gemacht. Eine genauere Erörterung dieſer letzteren dürfte namentlich auch deßhalb um ſo paſſender ſeyn, als die Theorieen, von welchen es ſich hier handelt, nämlich die von Saint-Simon, R. Owen und Fourier, in ſcharfer Beſtimmtheit verhältnißmäßig nur Wenigen gegenwärtig

seyn möchten. Die zum Theile ans Verrückte streifende Unsittlichkeit und Gottlosigkeit des religiösen und rein menschlichen Theiles einiger dieser Lehren hat so allgemein von ihrer nähern Bekanntschaft abgeschreckt (wenigstens in Deutschland), daß auch die wirthschaftliche, so unendlich beachtenswerthere, Seite keine Berücksichtigung fand. Und doch ist Nichts einleuchtender, als daß wenigstens nicht nothwendigerweise eine schlechte Religionsphilosophie auch völlig unrichtige nationalökonomische Ansichten zur Folge haben muß. Jeden Falles beweisen diese Systeme und der Enthusiasmus, mit welchen sie von ihren Anhängern gepredigt werden, ein tiefes Bedürfniß nach einer wesentlichen Umgestaltung der socialen und namentlich der wirthschaftlichen Verhältnisse. Und in so ferne sind sie auch selbst dann, wenn man sie nach genauer Prüfung verwerfen muß, größerer Aufmerksamkeit werth, als ihnen in der Regel zu Theil wird.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Bemühungen der Philanthropen, unter welcher Bezeichnung wir alle jene theils vereinzelt, theils in Vereinen wirkenden Männer und Frauen begreifen, welche sich die Verbesserung einzelner Uebelstände in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge vornehmen. Es gehören also hierher die Bemühungen um besseren Zustand der Schulen für die arbeitenden Klassen; die Verbesserungen des Gefängnißwesens, namentlich also das Pönitentiarsystem; die Anstalten zur Begünstigung einer leichten und einträglichen Kapitalisirung der Ersparnisse der ärmeren Klassen, z. B. durch Sparkassen; die Begünstigung der Mäßigkeitsgesellschaften; die Vorkehrungen zur Verminderung der Zahl der unbeschäftigten Arbeiter mittelst Colonisation im Innern des Landes oder auswärts; die zahlreichen Anstalten aller Art zur Erleichterung des Zustandes der arbeitenden und armen Klasse.

Ferne von uns sey die Absicht, diese Bemühungen zu unterschätzen. Nicht nur sind sie sicherlich von den Meisten im reinen Gefühle der Christenpflicht und des Mitgefühles begonnen und unterhalten; sondern es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie unzählige Leiden erleichtern und sehr Vielen, welche die Staatsanstalten und die Gewerbeorganisation schutz- und hülflos lassen würden, die einzige Hülfe sind. Auch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß, so lange kein durchgreifendes Heilmittel für die gewerblichen Uebelstände aufgefunden und ausgeführt ist, diese Bemühungen, die

vorhandenen Nachtheile wenigſtens zu mildern, nicht unterlaſſen werden dürfen. Gerade Diejenigen, welche die jetzigen Verhältniſſe tief beklagen und eine weſentliche Aenderung derſelben wünſchen, müſſen ſich am lebendigſten aufgefordert finden, vorläufig aus allen ihren Kräften zu deren Erleichterung beizutragen. Allein die Frage iſt, ob mit dieſen zerſtreuten, einzelne Uebel zum Gegenſtande ihrer Thätigkeit machenden Bemühungen wirklich und gründlich geholfen wird? Ob wir hoffen dürfen, auf dieſe Weiſe dem immer ſteigenden Uebel und der näher und näher drohenden Gefahr zu begegnen? Dieſe Frage aber muß leider unbedingt verneint werden. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieſe ſämmtlichen Mittel im beſten Falle nicht die Urſache des Uebels angreifen, ſondern immer nur die einzelnen Folgen der Urſache beſeitigen. Damit aber wird nichts Weſentliches gebeſſert. Immer aufs Neue brechen die Erſcheinungen hervor, welche man mit ſo vielem Eifer beſeitigt zu haben glaubte, denn im Innern des geſelligen Lebens iſt die falſche Organiſation fortwährend in Thätigkeit. Dieſe Art zu verfahren iſt vollkommen gleich der irrationalen und unwirkſamen Behandlung der Symptome der Krankheiten, während doch weſentliche Hülfe nur denkbar iſt, wenn die Urſache des Uebelbefindens angegriffen und entfernt wird. — Sehen wir übrigens dieſe philanthropiſchen Anſtalten nach ihrer möglichen und ihrer erfahrungsgemäßen Wirkung näher an, um uns von der Richtigkeit dieſes Vorwurfes zu überzeugen.

Beſſere Erziehung der arbeitenden Klaſſen von der Bewahrſchule aufwärts bis zum Gewerbeinſtitute wird allerdings deren Intelligenz und Brauchbarkeit ſteigern; ſie werden beſſere und wohlfeilere Waaren hervorbringen und die Mitwerbung des Auslandes leichter beſtehen laſſen. Allein wird dadurch ihr Verhältniß zu den Gewerbeunternehmern und ihre Concurrenz unter ſich irgend gebeſſert? Kommen ſie dadurch in eine Lage, welche ihnen Lebensgenuß und Hoffnung gewährt? Wenn dem aber nicht ſo iſt, ſind ſie dann nicht ſelbſt noch übler daran, weil durch größere Bildung um ſo mehr in den Stand geſetzt, die Nachtheile ihres Looſes zu fühlen und die Unmöglichkeit, daſſelbe beim Beſtehen der jetzigen Einrichtungen weſentlich zu verbeſſern, einzuſehen? Und man rede dabei nicht von dem beruhigenden Einfluſſe der durch die beſſere Erziehung geſteigerten Sittlichkeit und Gottesfurcht.

Schon die Thatsache, daß eine Verbesserung der Volksschulen diese Wirkung nothwendig haben müsse, ist sehr (auch der Erfahrung nach) zweifelhaft. Allein selbst wenn sie eintritt, so ist damit die Aufgabe nicht gelöst. Es handelt sich nicht davon, die ärmeren Klassen durch eine Verweisung auf den Himmel zu einer Resignation zu bewegen; sondern davon, sie in eine Lage zu versetzen, mit welcher sie zufrieden seyn können, indem ihre gerechten Ansprüche auf Menschenwürde und erträgliche äußere Verhältnisse befriedigt sind. Hierzu aber trägt noch so guter Unterricht in Schule und Kirche Nichts bei.

Die Verbesserungen des Gefängnißwesens haben nur sehr mittelbaren Bezug auf die vorliegende Frage. Von ihnen ist aber auch gar kein hier einschlagender Erfolg zu erwarten. Würden auch noch so Viele von Verbrechen abgehalten, oder die der Strafe Verfallenen sämmtlich im Pönitentiarhause wirklich verwandelt in gute Bürger und fleißige Arbeiter, so ist damit weder ihre noch der andern Arbeiter wirthschaftliche Stellung geändert. Ja, will man die Sache auf die Spitze treiben, so kann man behaupten, die in große Manufakturen verwandelten Gefängnisse tragen eher noch zur Verschlimmerung der Lage der freien Gewerbenden durch ihre Mitwerbung bei. Diese Bemühungen um die Gefängnisse sind ehrenwerth und nützlich; allein für unsern Zweck helfen sie Nichts.

Die Förderung der Kapitalisirung der Ersparnisse, gleichgültig jetzt in welcher Form Dieses geschieht, ist allerdings von größerer Bedeutung. Solch ein Besitz macht sparsamer, zufriedener, und gewährt Hülfe in Noth und Alter. Jede Einrichtung dieser Art ist somit sehr löblich und schätzenswerth; und je nachdem die Gewerbeverhältnisse organisirt würden, könnten diese Kapitalisirungen der Arbeiter eine Hauptgrundlage eines zufriedenstellenden Verhältnisses seyn und also auf alle Weise begünstigt werden müssen: allein im Wesentlichen wird doch unter den jetzigen Umständen Nichts dadurch geändert. Der innere Krieg zwischen Unternehmern und Arbeitern, die Folgen der freien Concurrenz bleiben alle nach wie vor. Und selbst was erreicht wird, wird nur gewonnen für die Zukunft auf Kosten des noch mehr beschränkten Lebensgenusses in der Gegenwart. Es wird nur die Entbehrung gleichmäßiger vertheilt. Es ist dieß ein Vortheil; allein keine gänzliche Umwandlung der unerträglichen Zustände.

So sicher die Ausschweifungen im Trunke bei einem Theile der Fabrikarbeiter die Quelle von Uebeln für sie und für ihre Familien sind; und so gewiß daher den Mäßigkeitsgesellschaften alles Gedeihen (bei vernünftigen Zwecken) gewünscht werden muß: so ist einleuchtend, daß hier nur am Symptome geheilt wird. Der mit seinem Loose unzufriedene, von allzulanger Arbeit erschöpfte Arbeiter trinkt, um sich Kräfte zu heucheln und seine Sorgen und seinen Ekel zurückzudrängen; er trinkt, weil er unglücklich ist. Macht ihr ihn also mäßig, so gewinnt er zwar an Gesundheit, an Geld und vielleicht an häuslichem Glücke — sicher keine Kleinigkeiten: allein die Gründe, welche ihm das Gefühl seines Lebens zur Last machten, sind deßhalb immer noch dieselben. Er ist somit jetzt ein besserer Mensch und vielleicht in etwas geringerer Noth; allein glücklicher ist er in den Hauptbeziehungen nicht.

Kolonisation kann unter Umständen sehr nothwendig seyn; und wir möchten keineswegs die Versicherung übernehmen wollen, daß nicht gerade in einem gut organisirten Zustande der Volkswirthschaft die Auswanderungen systematisch in manchen Ländern betrieben werden müßten. Kolonisation hat auch jetzt allerdings einige Vortheile für die Gewerbenden, indem sie die Zahl der Mitwerbenden vermindert, sogar je nach der Einrichtung zu gleicher Zeit die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Zurückbleibenden erhöht und dadurch Fabriken und Handel in Flor bringt. Aber was ist damit in der Hauptsache gewonnen? Die Zurückgebliebenen sind ganz in der nämlichen, von uns als völlig falsch anerkannten, Lage, in welcher sie auch gewesen wären, wenn die Ausgewanderten gar nie gelebt hätten. Wenn ein Verhältniß an sich verderblich ist, so hilft es die in demselben unverändert Bleibenden lediglich Nichts, wenn Einzelne aus demselben scheiden. Und ist es nicht überdieß das Faß der Danaiden? Gar bald ist wieder der alte Zustand, und es muß von vorne wieder angefangen werden.

Endlich alle die herzlich gut gemeinten und im einzelnen Falle vielleicht auch sehr wirksamen Armenbesorgungsanstalten, sind sie es, welche das Problem lösen können? Es ist sicher dankenswerth und nothwendig, daß Diejenigen, welche ins Elend gerathen sind, unterstützt und möglichst leidlich über dasselbe weggebracht werden. Es möge aber nicht vergessen werden, daß der allein wünschenswerthe

Zustand offenbar der ist, in welchem keine Armuth durch die Organisation der Gesellschaft selbst schon erzeugt wird. Dafür ist der Paria unseren jetzigen Einrichtungen keinen Dank schuldig, wenn er zuerst durch eine ihm unüberwindliche Gewalt der Dinge ins Elend geworfen, in diesem dann nun aber gegen gänzliches Verkommen nothdürftig geschützt wird. Und dann ist ja darüber nur Eine Klage, daß seit der vollen Entwicklung unserer gegenwärtigen Industriezustände und Grundsätze die Massen-Armuth entstanden sey, welche nicht mehr gewältigt werden könne, welche alle Mittel der Armenpflege überfluthe. Unsere Aufgabe muß seyn, die Dinge so einzurichten, daß keine Arme vorhanden seyn können, außer bei eigener Schuld oder individuellem Unglück.

Von den Philanthropen also ist sicherlich die Heilung des Uebels nicht zu erwarten; versuchen sie es doch nicht einmal. — Wie verhält es sich nun aber mit den bisher zur Verbesserung unserer Wirthschaftslehre vorgeschlagenen Systemen einer völligen Reform der geselligen Zustände? — Wir gehen sie einzeln durch.

Die saint-simonistische Lehre beabsichtigte die Gründung einer neuen Religion, einer neuen Staatsform und einer neuen Volkswirthschaftslehre. Eine Darstellung des gesammten Systemes würde allerdings zur vollständigen Einsicht in den zunächst zu besprechenden Abschnitt beitragen; allein die Rücksicht auf den uns gestatteten Raum verbietet ein so weites Ausholen. Im Nachstehenden ist somit nur die volkswirthschaftliche Theorie berücksichtigt.

An die Spitze derselben, wie überhaupt aller seiner Vorschläge zur Einwirkung auf den Menschen, stellt Saint-Simon den Satz, daß die allseitige Verbesserung des Zustandes der großen und der armen Menge zu bezwecken sey. Der gegenwärtige wirthschaftliche Zustand erscheint ihm aber aus zwei Gesichtspunkten als ein verwerflicher. Erstens theilen sich die Menschen in Müßiggänger und in Arbeiter. Jene, bestehend aus den Grundeigenthümern und den Kapitalisten, beuten die Arbeiter aus für die ihnen gemachten Darlehen von Land oder Geld, so daß dieselben, also die Pächter, Taglöhner und Fabrikarbeiter, möglichst viel für möglichst wenig arbeiten müssen. Durch die Geburt berufen, die armen Arbeiter mit Kapital oder Boden auszurüsten, versehen die Müßigen dieses wichtige Amt unzweckmäßig, kenntnißlos und unzusammenhängend. Zweitens ist die freie Concurrenz der Gewerbenden ein Krieg Aller

gegen Alle. Anſtatt gegenſeitige Unterſtützung zu gewähren, ſuchen die Arbeiter nur ſich wechſelsweiſe zu unterdrücken. Beide Uebelſtände müſſen von Grund aus geändert werden. An den Mitteln fehlt es nicht.

Die erſte groſſe Maßregel iſt die Vernichtung der ganzen Klaſſe der Müßiggänger. Zwei Vorkehrungen ſind dazu erforderlich, nämlich die Aufhebung der Erblichkeit des Eigenthums, und die Vernichtung ihrer politiſchen Vorrechte. Jene wird allmählig eingeführt, aus Schonung für die beſtehenden Gewohnheiten, und zwar zuerſt hinſichtlich der Collateralerbſchaften, dann mittelſt immer ſteigender ſchwerer Abgaben auf die Vererbungen in direkter Linie. Das herrenlos werdende Gut fällt dem Staate heim. Die politiſche Unmacht wird ebenfalls nur allmählig zu Stande gebracht; vorerſt und während der Dauer der jetzigen Staatseinrichtungen durch Uebertragung der Wahlrechte u. ſ. w. ausſchlieſſlich an die Arbeiter; gründlich aber durch Einführung der ſaint-ſimoniſtiſchen Staatsform, d. h. einer hierarchiſchen unbeſchränkten Herrſchaft der Prieſter-Regenten, nämlich der Gelehrten und Künſtler.

Die zweite Hauptmaßregel beſteht in der Eintheilung der Arbeiter nach ihrer Fähigkeit, verbunden mit der vom Staate ausgehenden Zutheilung der jeder individuellen Fähigkeit entſprechenden Arbeitsmittel. Hierzu iſt eine gemeinſchaftliche öffentliche Erziehung aller Kinder die nothwendige Vorbedingung. Unter die auf ſolche Weiſe Erforſchten theilen die Prieſter-Regenten die Lebensbeſtimmungen unweigerlich aus; die erforderlichen Güter aber kommen aus der Gütermaſſe, welche dem Staate durch Aufhebung der Erblichkeit beſtändig wieder zufällt. Die Zumeſſung geſchieht natürlich ebenfalls von der herrſchenden Hierarchie, der Beſitz iſt in der Regel auf Lebenslang. Die Vertheilung dieſer zugemeſſenen Güter wird durch ein über den ganzen Staat verzweigtes Bankſyſtem vermittelt.

Die dritte weſentliche Einrichtung beſteht darin, daß Sorge getragen wird, jede Fähigkeit nach ihren Werken zu belohnen. Dreierlei Umſtände könnten einer ſolchen gerechten Zumeſſung im Wege ſtehen. Ein Mißgriff von Seiten der Prieſter in Zutheilung der Arbeitsart oder der Mittel; die freie Concurrenz; arbeitsunfähiges Alter. Der erſte Fehler wird dadurch verbeſſert, daß den unverhältnißmäßig viel Gewinnenden ein Abzug gemacht wird

zu Gunsten der unverhältnißmäßig wenig Gewinnenden. Der zweite Uebelstand wird dadurch ganz verhindert, daß die Priester jedes Gewerbe nur mit der eben nöthigen Anzahl von Arbeitern besetzen; auch scheint Tarirung der Rohstoffe und der Fabrikate im Plane zu liegen. Dem arbeitsunfähigen Alter aber wird das anvertraute Kapital abgenommen, und dagegen ein Lebensunterhalt gereicht, welchen die Arbeiter aus ihrem Verdienste zu liefern haben.

Dieß sind die, freilich sehr zusammengedrängten, Grundzüge der saint-simonistischen Volkswirthschaftslehre. Sie ist längst wieder verschollen mit dem jämmerlichen Ende der ganzen Sekte, welche, nach einem Großes und Gefährliches versprechenden Anfange, dem Hohne über die neue Religion und die neue Kleidertracht, dem Ekel über die Emancipation der Weiber, dem üblen Eindruck der innern Zwistigkeiten, endlich den Strafanträgen des Staatsanwaltes erlag. Hat auch ihre National-Oekonomie dieses Schicksal verdient? Sind die Grundansichten durchweg falsch, die Mittel verkehrt und unausführbar?

Es ist wohl zu unterscheiden. In den Grundgedanken ist Wahrheit und Irrthum gemischt. Unrichtig ist unzweifelhaft die Aufgabe, ausschließend für die große und arme Masse zu sorgen. Warum sollen die wenigen Höhergestellten keine Rechte haben? Es kann sich nur von einer Aussöhnung der verschiedenen Interessen handeln, nicht von der Unterdrückung aller bis auf eines. Unrichtig ist ferner die Eintheilung in Müßige und in Arbeiter, so wie dieselbe nämlich von den Saint-Simonisten durch ein handgreifliches Taschenspielerstückchen dargestellt wird. Es sind doch wahrlich nicht alle Eigenthümer von Grund und Boden oder von Kapital Müßige, sondern Unzählige treiben ihr eigenes Vermögen mit großer Thätigkeit um. Eben so sind nicht alle Arme auch arbeitsam. Richtig dagegen ist, was im Allgemeinen von dem harten Loose Vieler, ebenso was von der Unsittlichkeit der freien Concurrenz gesagt ist. Hier haben die Saint-Simonisten den wunden Flecken getroffen, und sie waren sich dessen eben so wohl bewußt, als ihre Gegner. — Es handelt sich somit bei Fällung eines entscheidenden Urtheiles hauptsächlich um die vorgeschlagenen Mittel zur Verbesserung. Diese aber sind ganz toll. Sehen wir nämlich auch ab von den Einwürfen von der rechtlichen und politischen Seite, so wie von dem Leichtsinne einer völligen Umgestaltung des Staates, von der innern

Haltloſigkeit einer regierenden Hierarchie von Gelehrten und Künſtlern, von der Unnatur und Rechtswidrigkeit einer öffentlichen Zwangserziehung aller Kinder; von der Thorheit, die Ungerechtigkeit eines Zufalls, nämlich der Geburt, durch die eines zweiten Zufalls, nämlich der Talente, verbeſſern zu wollen; ſelbſt von der unerträglichen Sklaverei, welcher die zu beglückenden Arbeiter verfallen würden; und faſſen wir nur die rein wirthſchaftliche Seite ins Auge: ſo wiſſen wir nicht, welchen Gegengrund unter den vielen triftigen wir zuerſt nennen ſollen. Einmal nämlich leuchtet ein, daß nicht ein Schatten von Sicherheit dafür vorhanden iſt, daß die regierenden Prieſter wirklich auch immer nur dem Würdigſten und Bedürftigſten die verfügbaren Güter anvertrauen und nicht dem ungeheuerſten Mißbrauche oder Mißverſtändniſſe ſich hingeben, dadurch aber das Volksvermögen verſchleudern würden. Zweitens iſt es eine Forderung weit über Menſchenkräfte, jedem Gewerbezweige das ihm gerade nöthige Kapital zuzumeſſen, ſo daß das richtige Gleichgewicht unter allen Güterquellen erhalten würde. Drittens iſt die Aufhebung der Erblichkeit des Eigenthumes und die Zuweiſung bloß lebenslänglichen Beſitzes ſchnurgerade dem Antriebe zu emſiger Arbeit und Sparſamkeit entgegen. Hier wäre keine Freude an ererbtem Gute und an deſſen Förderung, kein Reiz, für Kinder Etwas zu erwerben; keine Abhaltung, das Anvertraute allmählig zu verzehren, anſtatt zu arbeiten. Aus allem Dem aber könnte nur eine mit jeder Generation zunehmende Verminderung des Nationalkapitales folgen, ſomit baldige allgemeine Armuth. Wenn die Saint-Simoniſten, z. B. in ihrem Manifeſte an die franzöſiſche Abgeordnetenkammer, heftig den Vorwurf von ſich ablehnen, Theilung des Eigenthums vorgeſchlagen zu haben, ſo iſt Dies freilich dem Buchſtaben nach wahr; allein die Folgen ihres Geſammteigenthums ſind keine andern als des von ihnen ſelbſt als eine Barbarei bezeichneten Gedankens. Viertens iſt es wohl überflüſſig in die endloſen Schwierigkeiten, ſagen wir geradezu in die Unmöglichkeiten, weiter einzugehen, welche eine obrigkeitliche Beſtimmung der Taxation aller Erzeugniſſe im Gefolge hätte. Man denke nur an die Zeit des Maximums während der franzöſiſchen Republik. Von der Mitwerbung des Auslandes ganz zu ſchweigen. Ob, fünftens, die Ausſicht auf einen lebenslänglichen Ruhegehalt im Alter ein ſehr kräftiges Mittel wäre

zur Förderung der Arbeitsamkeit und der Industrie, mag Jeder sich selbst beantworten. Endlich liegt die Frage ebenso nahe, als sie unbeantwortlich ist, wohin in diesem Systeme alle Diejenigen zu bringen wären, für welche die Priester-Austheilung keinen Arbeitskreis und keine Mittel aufzufinden wüßte? Sollte etwa Kindermord helfen?

Kurz, wohin wir blicken, überall beweist sich der Satz, daß die von den Saint-Simonisten zur Verbesserung der Volkswirthschaft empfohlenen Mittel theils an und für sich unausführbar sind, theils die menschliche Natur verkennen und Leistungen von ihr erwarten, an welche in der Wirklichkeit nicht zu denken ist. Trotz vielen Geistes also, trotz der Richtigkeit wenigstens der meisten gegen die herrschende Lehre gerichteten Kritiken, trotz sehr schätzbarer Ausführungen endlich, welche über einzelne Fragen in den Schriften der Sekte, namentlich in dem Globe enthalten sind, und welche einen bleibenden Werth behaupten werden, ist der Versuch Saint-Simons und seiner Schüler als vollständig gescheitert zu erklären. Nichts ist davon nachgeblieben, als die Anregung des Publikums für sociale Fragen und die Ausmittlung, daß wenigstens dieser Weg nicht zur Wahrheit führt.

Merkwürdig genug ist, daß zu gleicher Zeit mit dem Stifter der bisher besprochenen Sekte in demselben Lande noch ein zweiter Mann lebte, welcher völlig unabhängig von jenem und in einer ganz anderen Ideenwelt lebend dasselbe Ziel zu erreichen suchte. Dieß ist Fourier. Unzweifelhaft sind sowohl die Fehler als die Vorzüge seines Systemes noch bedeutender und eigenthümlicher als die des saint-simonistischen, und jeden Falles muß ihm das Zeugniß ertheilt werden, daß es die kühnste Kritik der herrschenden Wirthschaftslehre liefert. Es ist somit nicht zu verwundern, daß auch diese Lehre eine bedeutende Anzahl von Anhängern gefunden hat. Ist gleich Fourier (1837) verzweifelnd über die kalte Theilnahmlosigkeit seiner Zeitgenossen gestorben, so hat sich doch seit dieser Zeit seine Lehre immer weiter ausgebreitet, ist in sich durch eine Reihe von bedeutenden Schriften ausgebildet und verdeutlicht worden und wird, wenn uns nicht Alles trügt, auch künftig noch wachsen und sich geltend machen. Zwar hindert auch sie theils die Beimischung einer wunderbaren religiös-philosophischen Theorie, theils die Neuheit, Unklarheit und theilweise Lächerlichkeit ihres

Sprachgebrauches, theils endlich die empörende Unſittlichkeit ihres Dogmas über das Verhältniß der Geſchlechter, ohne welchen Bordell-Beigeſchmack die franzöſiſchen Weltverbeſſerer nun einmal nicht ſcheinen beſtehen zu können: allein dieſe Schlacken ſind alle nur äußerlich mit der Wirthſchaftslehre verbunden, und ſie kann ſomit von ehrenwerthen Händen auch ohne dieſe weiter entwickelt und dadurch ähnlich Geſinnten zugänglich gemacht werden.

Die Lehre Fouriers aber, ſo weit ſie unſeren Gegenſtand betrifft, läßt ſich auf nachſtehende Weiſe zuſammenfaſſen:

Die unendliche Mehrzahl der Bewohner unſerer civiliſirten Staaten iſt in einem beklagenswerthen Zuſtande, durch widrige Arbeiten erdrückt und abgeſtumpft, überdieß in großer Armuth. Die Quelle dieſes Uebels iſt zu ſuchen in der Vereinzelung der Menſchen, welche zur nothwendigen Folge unzuſammenhängende und beſtändig gleiche Beſchäftigung (Arbeitstheilung im Sinne der Nationalökonomie) und die Concurrenz mit ihren ſittlichen Uebeln hat. Die einzige Hülfe iſt in der Aſſociation zu finden, und zwar in ſolcher, welche Kapital, Arbeit und Talent zu gemeinſchaftlichem Wohle verbindet. Namentlich muß die Arbeit erleichtert und angenehm gemacht werden, was geſchehen kann durch ganz freie Wahl derſelben, durch möglichſte Erſparung der damit verbundnen phyſiſchen Leiden, gemeinſchaftliche Betreibung deſſelben Geſchäftes, und häufigen (je nach zwei Stunden eintretenden) Uebergang von einer Arbeit zu einer andern. Auch die Intelligenz und ſomit die Einträglichkeit der Arbeit kann bei ſolch gemeinſchaftlichem Wirken nur gewinnen. Durch dieſes Alles wird „leidenſchaftliche Anziehung" anſtatt Ekel und Elend erzeugt. Aber zur Durchführung iſt eine vollſtändige Umgeſtaltung der jetzigen wirthſchaftlichen und bürgerlichen Bildung nothwendig. Als die vollendete Geſtaltung (mit Uebergehung von unzureichenden und Uebergangszuſtänden) erſcheint die Abtheilung der Menſchen in „Phalangen", d. h. je in eine enge verbündete Anzahl von 400 Familien oder etwa 1800 Menſchen aller Alter. Eine ſolche Phalange aber wohnt in einem „Phalanſtere", einem großen regelmäßigen Gebäude, mit Wohnungen von verſchiedener Ausdehnung, gemeinſchaftlicher Küche, Speicher und Keller, großen, hellen und ſchönen Arbeitslokalen und Verſammlungsräumen aller Art. Anſtatt der Straßen ſind bedeckte, im Winter geheizte Gallerien u. ſ. w. Jeder miethet

ſich nach ſeinen Mitteln eine kleinere oder luxuriöſere Wohnung, hat auch die Wahl zwiſchen den verſchiedenen Speiſebereitungen. Die Phalangen unter ſich ſtehen im Verhältniſſe der gegenſeitigen Hülfe; durch Abgeordnete vereinigen ſie ſich in Congreſſen zur Berathung gemeinſchaftlicher Angelegenheiten, und ſo ſtufenweiſe aufwärts bis zur „ſphäriſchen Einheit", welche Namens des ganzen Menſchengeſchlechtes berathet. Die Wirthſchaft in der Phalange wird aber auf folgende Weiſe geführt. Jedes Mitglied tritt ſein Grundeigenthum und ſeine Gewerbeeinrichtungen an die Geſammtheit ab, und erhält dafür Aktienſcheine oder Theile derſelben (im Ganzen ſind ihrer 1828), welche ihm entſprechend verzinst werden. Ebenſo nimmt die Phalange alles bewegliche Kapital der „Harmoniſten" (Theilnehmer) gegen Verzinſung an, ſelbſt Fremde können ihr Kapitale zuweiſen. Wer kein Kapital einzulegen hat, bringt wenigſtens Arbeit und Talent in die Gemeinſchaft. Die Arbeit wird durch „leidenſchaftliche Gruppen", welche ſich ihrerſeits wieder zu „leidenſchaftlichen Reihen" verbinden, beſorgt, und zwar in der Art, daß vom Kindesalter an Jeder ſich ſeine Beſchäftigungen ganz nach Belieben wählt, auch ſo viele zumal, als er Luſt trägt, wohl zwanzig bis dreißig. Zu jeder Arbeit verbündet er ſich dann mit andern Gleichgeſinnten, wobei jedoch eine Prüfung des Aufzunehmenden durch die Uebrigen ſtattfindet. Jede Gruppe hat ihr ganz beſtimmtes Geſchäft, alle Gruppen Einer Reihe ein verwandtes; leitende Vorſteher werden von jeder Gruppe gewählt, jedoch nur für ihren Zweck, bei einer andern Gruppe kann der Anführer vielleicht der Letzte ſeyn. Alle Arten von Arbeiten auf dem Felde, im Hauſe, im Stalle und in den Gewerben werden auf dieſe Weiſe von Gruppen und Reihen beſorgt. Jede einzelne Arbeit aber dauert immer nur zwei Stunden, dann geht Jeder aus der Gruppe zu irgend einer anderen Arbeit und Gruppe über; auch wird Daſſelbe in der Woche von Denſelben nicht häufiger als zwei bis dreimal vorgenommen. Die Arbeit wird auf alle Weiſe erleichtert: ſo z. B. befinden ſich die Feldarbeiter unter großen Zelten gegen die Sonne geſchützt; auf größere Entfernungen wird man in bequemen Wagen gefahren; überall in der Gegend ſind Kioſken erbaut und mit den zu den einzelnen Arbeiten nöthigen Kleidungen u. ſ. w. ausgerüſtet. Bei großen Unternehmungen kommen die „induſtriellen Heere" von den benachbarten Phalanſteren zu Hülfe;

ihre Zahl kann, wo es Noth iſt, in die Millionen gehen. Um zu den an ſich weniger angenehmen Arbeiten Freiwillige anzuziehen, werden die „zurückſtoßenden" Beſchäftigungen beſonders gut belohnt; die anziehenden dagegen, worunter auch die geiſtigen, ſparſam, weil ſie ſchon ſelbſt eine Belohnung ſind. So wird alſo z. B. das Düngerausfahren oder Kloakenreinigen höher bezahlt, als die Arbeit des Malers oder Bildhauers. Sollte ſich trotz deſſen zu einem beſtimmten Geſchäfte gar Niemand finden, ſo hat es die „Aufopferungs-Cohorte", beſtehend aus jungen Leuten von 9—15 Jahren, zu unternehmen. Zum Eintritt in dieſelbe wird außer dem jugendlichen Enthuſiasmus auch durch das Recht, über den achten Theil des Einkommens der Geſellſchaft zu allgemeinen Zwecken zu verfügen, aufgemuntert. — Die Vertheilung des Einkommens der gemeinſchaftlichen Arbeit wird nach folgenden Grundſätzen vorgenommen: Vor Allem gewährt die Phalange jedem Mitgliede das „Minimum" der phyſiſchen Bedürfniſſe, d. h. Koſt u. ſ. w. dritter Klaſſe, ebenſo unentgeldliche Reiſegelegenheit, ferner Gaſtfreiheit allen reiſenden Mitgliedern fremder Phalangen, Unterhalt der Greiſe, Arbeitsunfähigen und Kinder. Der Ueberſchuß über dieſe und die übrigen allgemeinen Ausgaben (welcher wegen der gemeinſchaftlichen, eifrigen und intelligenten Arbeit, und wegen der Erſparniſſe der gemeinſchaftlichen Haushaltung als ſehr bedeutend anzunehmen iſt) wird zu $^5/_{12}$ für die Arbeit, $^1/_{12}$ für das Kapital und $^5/_{12}$ für das Talent abgegeben. Die Belohnung des Einzelnen wird nach ſeiner größeren oder geringeren Brauchbarkeit in der Gruppe bemeſſen, die der Gruppe und Reihe aber nach der größeren oder geringeren Annehmlichkeit, ſo daß immer das an ſich weniger anziehende Geſchäfte beſſer bezahlt wird. Auf dieſe Weiſe wird auch das Problem der Armuthsverhinderung auf das Leichteſte gelöst, indem Jeder nach ſeinem Belieben durch Uebernahme hochbezahlter Dienſte große Einnahme ſich verſchaffen kann. Der Maßſtab der Vertheilung für die verſchiedenen Arten von Arbeiten und Talente, ferner für den jedem Einzelnen zukommenden Antheil wird durch freie Uebereinſtimmung Aller feſtgeſtellt. Ein der Phalange angehöriger Kapitaliſt mag leicht ſeine Zinſen an poſitiver Einnahme und an Erſparniſſen (mittelſt des gemeinſchaftlichen Haushaltes) auf 50 Proc. jährlich berechnen. Fremden werden 8 vom Hundert für ihre dargeliehenen Kapitalien gegeben; eben ſo viel

denjenigen Mitgliedern, welche diese bestimmte Einnahme einer Theilnahme an der Abrechnung vorziehen. — Schließlich noch die Bemerkung, daß der mehr geschonte und besser gehaltene Mensch im Phalanstere wenigstens das Dreifache seiner jetzigen Lebensdauer, Kraft und Intelligenz erhalten wird. Das Nämliche tritt auch bei den Thieren ein, namentlich bei den Pferden. Daß eine gemeinschaftliche, völlig gleiche Erziehung aller Kinder ein wesentlicher Bestandtheil des Systemes ist, versteht sich wohl von selbst. Auch ihre Pflege und Unterweisung geschieht durch freiwillige Gruppen, welche alle zwei Stunden sich ablösen.

Fourier versuchte während mancher Jahre vom französischen Staate oder von Privaten die Mittel zur Herstellung eines Phalansteres zu erhalten, welches als Probe des Systems gelten sollte; natürlich ohne Erfolg. Aus Erfahrung also kann die Unausführbarkeit des Planes und die Nichterreichung des vorgesetzten Zweckes nicht erwiesen werden. Vom theoretischen Standpunkte aus aber scheint folgendes Urtheil darüber gefällt werden zu müssen:

Nichts ist leichter, als nicht nur den philosophisch-religiösen Theil, die Kosmogenie und den ganzen Sprachgebrauch Fouriers, sondern auch mit ausschließlicher Beschränkung auf seine Wirthschaftslehre die an die Feenmärchen für Kinder erinnernden Phantasiestücke lächerlich zu machen. Die vier Millionen starke industrielle Armee, welche die Sahara cultivirt; das den Tartaren von den Pariserinnen gegebene Gastmahl; die Zebrareiterei; die „Nordpolkrone", welche durch Bebauung der nördlichen Hemisphäre entstehen und das Eismeer zu zwei Drittheilen schmelzen soll, alles Dieses ist so extravagant und zum Theile rein wahnsinnig, daß man mit einem kleinen Fonds von Witz die Lacher leicht auf seine Seite bekommen kann. Selbst die Einzelheiten des Phalansteres und der leidenschaftlichen Reihen, von welchen die eine gelbe, die andere blaue Pflaumen, die eine Centifolien, die andere Monatrosen mit Eifersucht und Leidenschaft cultivirt, oder welche mit Grazie die Kloaken reinigen, u. dgl., ist glorioſe Tollheit. Allein wir glauben, Blanqui (Geschichte der Nationalökonomie) hat vollkommen Recht, wenn er es als eine Art von Unsittlichkeit erklärt, mit Hohn und Ironie von dem Manne und seinen Ideen zu reden. Neben der ganz ungezügelten Einbildungskraft, dem manchfachen Mangel an den nöthigen Kenntnissen und der unbegreiflichsten

Unkenntniß des menſchlichen Herzens iſt in ihm auch ein ſo ernſtlicher guter Wille, eine ſo ſeltene Großartigkeit der Geſinnung, ein ſo merkwürdiger Scharfſinn und eine ſolche Kraft des Gedankens, daß ſich das Lachen gar bald in Staunen, nicht ſelten faſt in Bewunderung verwandelt. Auch iſt wohl zu bedenken, daß jene abgeſchmackten Beiwerke und Zuthaten nichts weniger als das Weſen der Lehre ſind, wie denn auch die ausgezeichneteren Schüler Fouriers, ein Conſiderant, Paget, Lechevalier, eine Gatti de Gamond, keineswegs in dieſe Verirrungen verfallen, ſondern die auffallendſten leiſe bei Seite ſchieben, manche andere nur aus Achtung gegen den Meiſter unwiderlegt anführen. Laſſen wir alſo die ganze Phantaſterei beruhen, und ſuchen wir den Werth des Kernes der Lehre zu erfaſſen!

Der Grundgedanke iſt ein doppelter. Einmal, daß die freie und unorganiſirte Mitwerbung das ſittliche und wirthſchaftliche Verderben der ärmern und arbeitenden Klaſſe herbeiführe und ſie zu einem mit Leiden und Unluſt erfüllten Leben zwinge. Zweitens, daß häufiger Wechſel der Beſchäftigung von der Natur des Menſchen verlangt werde, ſomit auch die Menge und Güte des Erzeugniſſes fördere. Von dieſen beiden Gedanken ſcheint uns der erſte völlig wahr, und ſicherlich liegt hier ein Hauptübel unſerer Zuſtände. Nur ſehr theilweiſe richtig aber iſt die andere Idee. Daß eine Abwechslung in der geiſtigen ſowohl als körperlichen Arbeit eine Annehmlichkeit und Erleichterung iſt, weiß nämlich allerdings Jeder aus Erfahrung; und wir geben namentlich gerne zu, daß die bis zur Erſchöpfung täglich fortgeſetzte, das ganze Leben durch unveränderte Beſchäftigung mancher Fabrikarbeiter eine wahre Tortur iſt. Allein nicht nur wäre eine ſo große Zerſplitterung der Zeit und Uebung, wie Fourier ſie verlangt, nämlich bis zu 20 und 30 verſchiedenen Geſchäften, kaum weniger läſtig, und überhaupt wohl über die Kräfte des Menſchen gehend, ſondern auch auf verſtändigeres Maaß zurückgeführt hat ein häufiger Wechſel bedeutende wirthſchaftliche Nachtheile. Der Zeitverluſt beim Uebergange von einer Arbeit zur andern iſt hoch anzuſchlagen; eine vollkommene Fertigkeit kann wenigſtens nicht in allen Arten der Beſchäftigung erworben werden; die Menge der Werkzeuge wird ſehr vervielfältigt, ſomit das Anlagekapital unnöthig vergrößert und liegt überdieß zu einem bedeutenden Theile immer

ohne Anwendung, somit auch ohne Zinsen, todt. Auch ist nicht aus den Augen zu lassen, daß schon jetzt bei einer großen Menge von Arbeiten, namentlich bei den Handwerken, im Gegensatze von Fabriken, eine beständige Veränderung in der Beschäftigungsweise und in dem Gegenstande eintritt, wenn schon allerdings innerhalb eines gewissen Arbeitskreises, so daß die Nachtheile der Einerleiheit lange nicht so verbreitet sind, als Fourier annimmt. Das Nothwendige in dieser Beziehung dürfte erreicht seyn, wenn der Arbeiter nicht durch allzulange Anstrengungen erdrückt wird, sondern noch Zeit und Mittel hat, zu seiner Erholung eine Lieblingsbeschäftigung in Garten, Feld u. dgl. zu unternehmen. Unserer Ansicht nach ist somit der ganze Theil des Fourier'schen Systemes, welcher die Abwechslung der Arbeit nur um der Abwechslung willen beabsichtigt, von vorne herein zu verwerfen, als auf einem falschen Grundgedanken beruhend, wie einen solchen fördernd; und es bedarf somit keiner weiteren Untersuchung und der sich aus ihr leicht herausstellenden Nachweisung der völligen Unausführbarkeit der vorgeschlagenen Verfahrensart.

Wie aber verhält es sich mit den beantragten Mitteln zur Verbindung der Arbeiter und zur Verhinderung der vereinzelten Güterschaffung so wie der ungeordneten Mitwerbung? Ist hier etwa der wahre, der rettende Gedanke gefunden? — Unterscheiden wir. Von der vorgeschlagenen Form des Zusammenlebens in Phalansteren, von der Aufgebung des individuellen Familienlebens, von der Abtretung des Grundeigenthums und der Gewerbeeinrichtungen an die Gemeinde im Allgemeinen, kann vernünftiger Weise keine Rede seyn. Dieß sind theils an sich unausführbare Phantasiegebilde (in Beziehung auf welche Fourier nicht einmal das Verdienst der Orginalität in Anspruch nehmen kann, indem die Histoire des Sevarambes schon hundert Jahre früher ganz Aehnliches fabelt), theils würde sicher die Mehrzahl in solchem Kasernenleben ohne Selbstständigkeit und Heimath die Vernichtung alles Lebensglückes, anstatt dessen Gipfel, finden. Allein dennoch liegen zwei materiell sehr richtige Gedanken diesen luftigen Projecten zu Grunde. Richtig ist nämlich vor Allem die große Ersparniß, welche in vielen häuslichen und gewerblichen Dingen durch gemeinschaftlichen Betrieb gemacht werden kann; und richtig ist der Gedanke, daß Jeder nach seinem Beitrage zum Erzeugnisse Antheil am Gewinne haben soll.

Was das Erſte betrifft, ſo wird durch die Aufgebung des Phalanſtere keineswegs eine weſentliche Beeinträchtigung herbeigeführt. Es laſſen ſich in verſchiedenen wichtigen Beziehungen gemeinſchaftliche Wirthſchaftszweige denken. Einmal ſind wohl gemeinſchaftliche Magazine, Keller u. dgl. nicht unmöglich, ſobald nicht die ganze Ortſchaft als ſolche, ſondern wenn nur immer eine Anzahl Freiwilliger hierzu ſich vereinigt. Zweitens kann die gemeinſchaftliche Bereitung von Speiſen ſehr weit ausgedehnt werden. Jetzt beſtehen nur theilweiſe Gemeindebacköfen und in Nothfällen Suppenanſtalten u. dgl. Warum dieſe wohlfeilere und überdieß ſchmackhaftere gemeinſchaftliche Bereitung nicht ausgedehnt werden könnte auf die gewöhnlichen Speiſen, iſt nicht abzuſehen. Wir erinnern hier an die Menagen der Soldaten und deren höchſt günſtige Ergebniſſe. Drittens könnte gar Manches gemeinſchaftlich auf verhältnißmäßige Rechnung jedes Theilnehmers verfertigt oder ſonſt bewirthſchaftet werden, was der Einzelne gar nicht oder nur viel unvortheilhafter betreiben kann. Man denke an die Gemeindekäſereien in der Schweiz, an die freiwillige Zuſammenlegung des allzuvertheilten Grundeigenthums in einigen Theilen von Frankreich. Aber auch der Marktverkauf ließe ſich ſo einrichten; es könnten Mehrere gemeinſchaftliches Vieh, Ackergeräthe beſitzen u. ſ. w. Selbſt bei den fabrizirenden Gewerben iſt eine ſolche Einrichtung denkbar. Beim Handel ſind Aſſociationen ſchon lange ausgeführt; es iſt kein innerer Grund, welcher ſolche Verbindung bei anderen Arbeiten hinderte. Die allerdings nöthige Sicherſtellung gegen Uebervortheilung ließe ſich in jedem Falle leidlich auffinden.

Hinſichtlich des Satzes, daß bei allen Erzeugniſſen der Kapitaliſt, der Leitende und der Arbeiter verhältnißmäßigen Antheil am Gewinne haben ſollen, und daß nur wenn eine ſolche Vertheilung an die Stelle der Ausbeutung der großen Menge zum Vortheile eines Einzelnen trete, Zufriedenheit und Sicherheit möglich ſey, iſt eine gegründete Einwendung nicht denkbar. Und ebenſo iſt klar, daß nur vermittelſt gemeinſchaftlichen Einfluſſes auf die Vertheilung die Ausführung dieſes Grundſatzes möglich iſt, weil ſonſt die Berechtigten zur Einſicht in den Stand des Geſchäftes nicht zugelaſſen, alſo in der Regel ihren billigen Antheil nicht erhalten würden. Auch muß es als ein weſentlicher Vorzug

der Fourier'schen Lehre gegenüber von den Saint-Simonisten betrachtet werden, daß jene die Beibehaltung des individuellen Eigenthums, der verschiedenen Größe und der Erblichkeit desselben verlangt und zum wesentlichen Theile ihres Systems macht. Allein eben so unzweifelhaft ist, daß zur Verwirklichung eines gemeinschaftlichen Einflusses auf Arbeit und Gewinn eine feste Organisation der Gewerbenden gehört. Hierin nun hat Fourier es völlig verfehlt. Er ist der Ueberzeugung, daß durch allseitige gutwillige Uebereinkunft und durch Wahl sich die Vertheilung auf das Leichteste gestalten werde, und stützt diese Hoffnung auf das im harmonischen Zustande allgemein verhandene Wohlwollen, auf die Jedem beiwohnende Einsicht in den wahren eigenen Vortheil, sogar auf die Großmuth der Reichen. Dies sind hohle Redensarten oder Beweise von völligem Mangel an aller Menschenkenntniß. Eigennutz, Eifersucht, Neid, Arbeitsscheue und Verschwendungssucht würden selbst im harmonischen Zustande, wenn derselbe möglich wäre, ihre Herrschaft über den Menschen nicht verlieren, und die so sicher angenommene richtige Einsicht des eigenen Vortheils verdunkeln; von anderen Verhältnissen gar nicht zu reden. Auch unterliegt wohl keinem Zweifel, daß schon die Möglichkeit einer Gütererzeugung bedingt ist durch eine starke Organisation der Betheiligten. Bei aller Richtigkeit des Grundgedankens ist demnach das von Fourier vorgeschlagene Mittel lediglich für nichts zu rechnen.

Somit ergibt sich denn das Gesammturtheil über die Lehre von Fourier, daß sie nicht nur in ihrer Kritik der Mängel der jetzigen Zustände, sondern auch in manchen positiven Grundwahrheiten und in der scharfsinnigen vielseitigen Durchführung der von ihr einmal angenommenen Sätze alle Anerkennung verdient; daß ihr aber (auch abgesehen von den ganz unnöthiger- und fast muthwilligerweise beigefügten Thorheiten aller Art) die Lösung des Problemes nicht entfernt gelungen ist, weil sie anstatt verständiger, auf die Natur des Menschen und der Dinge gegründeter Einrichtungen nur bodenlose Hirngespinnste und völlig unerwiesene Annahmen zu Stande brachte. Sie wird somit negativ fortwirken, vielleicht durch Gegensatz zu richtigen und ausführbaren Gedanken führen; allein sie selbst ist ein verunglückter Versuch, die politische Oekonomie zu ersetzen.

In wenigeren Sätzen läßt ſich das Syſtem von R. Owen ſowohl darſtellen als widerlegen.

Auch Owen begnügt ſich nicht mit der Begründung einer bloßen Wirthſchaftslehre, ſondern er beabſichtigt eine neue Geſtaltung der menſchlichen Dinge. Daher verlangt er eine neue, vernunftgemäße Religion, eine neue derartige Regierungsweiſe und eine neue Geſtaltung aller Vermögensverhältniſſe. Wir laſſen die beiden erſten Theile der Lehre bei Seite, als zum Verſtändniſſe der Wirthſchafslehre nicht unmittelbar nothwendig; und nur im Vorbeigehen ſey die Bemerkung gemacht, daß die Regierung auf den Grundſatz der vollkommenen Unzurechnungsfähigkeit des Menſchen, ſomit auf gänzliche Beſeitigung aller Strafe und aller Belohnung gebaut iſt!! Die Vorſchläge aber zur wahren Einrichtung der Vermögensverhältniſſe ſind folgende. Die Erziehung für Alle iſt vollkommen gleich, und darauf berechnet, nur die wahren in der Natur des Menſchen begründeten Gefühle und Anſichten zu entwickeln. Menſchen dieſer Art bedürfen keines Sondereigenthumes, ſondern ſie können Alles (natürlich je in kleineren Gemeinden von einigen Tauſenden) gemeinſchaftlich beſitzen und bewirthſchaften. Vollkommene Gleichheit und vollkommene Gemeinſchaft ſind die Grundlagen des Verbandes. Von irgend einem Zeichen des individuellen Beſitzes, Geld z. B., kann keine Rede ſeyn, weil es die Gemeinſchaft zerſtören würde. Die Gemeinde verſieht die Einzelnen mit dem Nothwendigen. Sie ſelbſt aber hat eine Reihe von Induſtrie- und Landbaugewerben, theils für ihre eigenen Bedürfniſſe, theils zum Austauſche mit anderen Gemeinſchaften. In der Gemeinde findet allerdings Unterordnung zur Erreichung der Geſammtzwecke ſtatt; dieſelbe beruht aber ausſchließlich auf dem natürlichen Alter. Bis zu 15 Jahren dauert die Erziehung; von da bis zum 25ſten Jahre ſind die hauptſächlich handanlegenden Arbeiter; von 25 — 30 Jahren hat man den gemeinheitlichen Beſitz zu bewahren und zu vertheilen; zwiſchen 30 und 40 Jahren leitet man die innern Angelegenheiten und Arbeiten der Gemeinde; von da bis zum 60ſten die Verhältniſſe von Gemeinde zu Gemeinde. Die Familie exiſtirt nicht; ſie wird von der Gemeinde abſorbirt.

Bei der Beurtheilung dieſes Syſtemes iſt vor Allem zu bemerken, daß es wiederholt im Leben in gehöriger Ausdehnung verſucht

wurde, aber vollkommen fehlgeschlagen hat. Wir reden hier nicht von New-Lanark, welches allerdings unter der persönlichen Leitung von Owen in hoher Blüthe stand; hier war nicht von der Anwendung des socialistischen Systemes die Rede, sondern von der zweckmäßigen und menschlichen Einrichtung einer großen Fabrik unter Beibehaltung des ganzen Wesens unserer dermaligen Einrichtungen. Allein in New-Harmony und in Orbiston mißglückte es vollkommen, weil den menschlichen Leidenschaften und Fehlern bei dieser Gemeinschaft von Arbeit und Gewinn gar keine Rechnung getragen war.

Doch es hätte dieser Probe gar nicht bedurft, um die Unausführbarkeit der socialistischen Lehre, jedem mit dem Menschen nur irgend Bekannten auf den ersten Blick zu zeigen. Wir wollen nicht erst darthun, daß die Aufhebung des Sondereigenthums bei den Menschen, wie sie nun einmal sind, Lust zur Arbeit und zur Sparsamkeit völlig vernichtet, den einzigen Fall einer unter strengster Disciplin stehenden und durch einen enthusiastischen Zweck, z. B. religiöse Ascetik, belebten Gemeinheit ausgesuchter Genossen abgerechnet. Der Gedanke aber, die Intelligenz lediglich nach dem Alter zu bemessen, ferner derselben, sey sie nun gefunden wie sie wolle, keinen entsprechenden Antheil an dem von ihr geschaffenen Gewinne einzuräumen, ist gegen allen Menschenverstand. Zur Gütergemeinschaft werden sich freilich immer Liebhaber melden; allein natürlich nur der Abschaum der Gesellschaft, welcher dabei unmittelbar auf Kosten Anderer zu gewinnen hofft und auf dessen Arbeit gar nicht zu rechnen ist. — Ueber die, im Systeme übrigens nicht einmal nöthige, Auflösung der Familie, die daraus folgende Weibergemeinschaft u. s. w., ist kein Wort zu verlieren.

Somit sind denn allerdings die Plane, welche von den drei verschiedenen reformatorischen Schulen der bestehenden politischen Oekonomie entgegengesetzt werden, nur als völlig verfehlt zu betrachten. So richtig auch ihre Kritik seyn mag; so viel Geist und Scharfsinn uns bei den Saint-Simonisten, und noch mehr bei der societären Schule Fourier's entgegentritt: so ist doch das von ihnen an die Stelle des Unzureichenden und Falschen selbst Vorgeschlagene unbrauchbar, und konnte freilich ein so vollständiges und wohlgeordnetes System, wie das von A. Smith und seinen Schülern ist, nicht ersetzen. Allein daraus folgt noch keineswegs, daß nicht auf anderem Wege Das erreicht werden kann, was als Bedürfniß,

ja ſelbſt als dringende Nothwendigkeit negativ nachgewieſen iſt. Unſeres Bedünkens iſt das Scheitern der bisherigen Verſuche einigen eben ſo handgreiflichen als leicht vermeidbaren Fehlern zuzuſchreiben. Einmal, daß zum Behufe einer zweckmäßigen Verfaſſung unſeres wirthſchaftlichen Lebens die Umgeſtaltung aller göttlichen und menſchlichen Dinge für nöthig erachtet ward, Religion, Sitte und Staat bei Gelegenheit mit reformirt werden ſollten, wie wenn die unmittelbare Aufgabe nicht ſchwierig, und eine gelungene Löſung nicht ruhmvoll genug geweſen wäre. Zweitens, daß ſich die Verbeſſerer von Eitelkeit und Erfindungsgabe hinreißen ließen, Gedanken, welche noch keineswegs nach allen Richtungen des Principes unterſucht und mit Schärfe feſtgeſtellt waren, alsbald bis in die kleinſte Einzelnheit auszuſpinnen und ſo Luftſchlöſſer, anſtatt ökonomiſch-politiſchen Lehren zu bilden. Drittens endlich, daß ſie bei Ordnung ſo poſitiver Dinge, wie die wirthſchaftlichen Verhältniſſe ſind, ihrer Phantaſie irgend einen Spielraum ließen, anſtatt lediglich den kalten kritiſchen Verſtand anzuwenden. Und welche Phantaſie war es noch, deren Flügeln man ſich überließ! Kaum zu unterſcheiden von mediciniſch erklärtem Dilirium. Somit hat ein nüchternes und ſich ſelbſt beſchränkendes Verfahren immerhin noch eine Ausſicht zum Ziele zu gelangen; und es iſt erlaubt, wenigſtens den Verſuch zu machen.

Ueber die Aufgabe an ſich kann kaum Streit ſeyn. Wenn nicht alles oben Ausgeführte unbegründet iſt, ſo müſſen zwei Uebelſtände verbeſſert werden. Erſtens die unerträgliche Stellung eines großen Theiles der Arbeiter. Zweitens die Vereinzelung und die Selbſtſucht in unſerem Gewerbeleben, namentlich in ihrem beſtimmten Ausdrucke, der unorganiſchen freien Mitwerbung.

Unzweifelhaft ſind die Mittel ſchwer zu finden; doch werden auch hier einige allgemeine Betrachtungen der Unbeſtimmtheit der Gedanken einen Anhaltpunkt geben. Bei einigem Nachdenken finden wir nämlich, daß — ſey nun die helfende Einrichtung, welche ſie wolle — eine Reihe ſowohl negativer als poſitiver Forderungen an ſie geſtellt werden muß, ohne deren Erfüllung entweder Unhaltbarkeit wegen Verletzung richtiger Grundſätze der Wirthſchafslehre, oder Unvollſtändigkeit der Hülfe vorhanden wäre.

Als die weſentlichſten negativen Forderungen erſcheinen aber nachſtehende: Vor Allem darf die geſuchte Hülfe nicht darin

beſtehen, daß eine völlige Gleichheit in der Belohnung der verſchiedenen Klaſſen von Gewerbenden beabſichtigt würde. Man müßte damit in allen Widerſinn und ſomit die ganze Unmöglichkeit der Gütergemeinſchaft verfallen, namentlich allen Eifer, alle außerordentliche Anſtrengung tödten und durch allmähliges gegenſeitiges Sinken der Arbeit, ſowohl nach Maß als nach Intelligenz, zur Barbarei zurückführen. Das leitende und erfindende Talent, die erworbenen Kenntniſſe und Fertigkeiten, die Arbeitſamkeit und Pünktlichkeit müſſen ihre verhältnißmäßige Belohnung finden. Der Einzelne kann mit Recht und Vernunft nur verlangen für Das belohnt zu werden, was er beigetragen hat zur Erreichung eines gewiſſen Ergebniſſes. Ob er nicht weiter thun wollte, oder aus Mangel an Eigenſchaften nicht weiter thun konnte, iſt dabei gleichgültig. Die Organiſation des Gewerbelebens iſt nicht dazu vorhanden, das undurchdringliche Räthſel der Welteinrichtung zu löſen und der Ausgleichung mittelſt künftiger Zuſtände vorzugreifen; ſondern ſie hat nur ihren eigenen Kreis menſchlich richtig zu ordnen. Somit iſt auch der Gedanke der ſocietären Schule, nämlich die höhere Belohnung der abſchreckenden Arbeit, ein wirthſchaftlich verkehrter. — Zweitens darf kein verdeckter Krieg gegen das Kapital geführt und demſelben ein unzureichendes Minimum von Antheil hingeworfen werden. Dies iſt die Geſinnung von müßigen und neidigen Bettlern, nicht aber die Einſicht des Nationalökonomen. Allerdings ſoll der übermäßige Antheil vermindert werden, welchen jetzt der Kapitaliſt an ſich zu reißen pflegt, ſo daß für die einfachen Arbeiter kaum Etwas übrig bleibt. Allein ſo viel muß immer bleiben, daß die Gefahr des Verluſtes ausgeglichen und die Entbehrungen der Erſparniß belohnt werden. Dies liegt in dem Vortheile der ſämmtlichen Arbeiter und Unternehmer ſelbſt; denn ohne Kapital können ſie Nichts bewerkſtelligen, und ohne entſprechenden Gewinn iſt kein Kapital zu erhalten. — Ebenſo iſt ferner einleuchtend, daß die Erklärung gegen den Grundſatz der ganz unbeſchränkten freien Mitwerbung und ſeine entſittlichenden und Unglück ſchaffenden Folgen keineswegs den Sinn haben kann, daß eine Aufhebung aller Concurrenz wünſchenswerth und zuträglich ſeyn würde. Dies hieße nichts weniger, als die allgemeine Einführung von Monopolen vorſchlagen, d. h. das Grab der Induſtrie. Es muß natürlich dem Gewerbenden erlaubt bleiben,

wohlfeiler und beſſer zu arbeiten, als ſeine Genoſſen; dem Verzehrer aber, da ſeine Bedürfniſſe zu kaufen, wo er ſie am preiswürdigſten findet. Allein die Aufgabe bleibt, für den Einzelnen eine Gränze der Ausdehnung ſeines Betriebes aufzufinden, damit er nicht durch Uebermacht des Vermögens (nicht der Arbeit) alle Mitverbundnen unterdrücken könne, und dadurch thatſächlich ein Monopol für ſich gewinne. Zweitens iſt wünſchenswerth, daß die Beſiegung der Nebenbuhler nicht durch ungerechte und unſittliche Mittel erfolge, z. B. durch willkürliche Herabſetzung der Arbeitslöhne, durch ein die Ausdauer menſchlicher Kraft überſteigende Verlängerung der Arbeitsſtunden. Es handelt ſich davon die Mitwerbung da zu beſchränken, wo ſie größere Nachtheile als Vortheile zu haben anfängt, wie z. B. ſchon jetzt (freilich inconſequent genug) für Erfindungspatente und Schutz gegen Nachdruck Ausnahmen beliebt worden ſind. — Schon aus dem Bisherigen geht hervor, daß die zu treffende Einrichtung nicht darin geſucht werden kann, durch eine Steigerung der Verkaufspreiſe den Gewerbenden größere Einnahme zu verſchaffen. Nicht nur wäre dieſe Maaßregel in ſo fern ſchlecht berechnet, weil ſie zum großen Theile ſich ſelbſt wieder zerſtören würde durch die höheren Preiſe auf die Bedürfniſſe der Induſtriellen; ſondern ſie würde auch durch Verminderung der Conſumtion und die damit wieder nothwendig zuſammenhängende Verminderung der Production der Conſumenten dem Volksvermögen die größten Nachtheile zufügen. Von der Ueberflüglung durch das Ausland gar nicht zu reden. Die Anſicht iſt überhaupt nicht die, daß der Geſammtgewinn der Gewerbenden zu klein ſey, ſondern nur die, daß eine gerechtere Vertheilung deſſelben ſtatt finden müſſe. Endlich wird es wohl kaum einen Widerſpruch erfahren, wenn verlangt wird, daß das Familienleben durch die beſſere Ordnung der Gewerbeverhältniſſe nicht aufgehoben werden darf. Auf ihm beruht hauptſächlich die Sittlichkeit und Zufriedenheit; und nichts kann verkehrter ſeyn, als eine Verbeſſerung des geiſtigen Zuſtandes der arbeitenden Klaſſe von einer Vernichtung des häuslichen Sinnes und Glückes zu erwarten. Im Gegentheile iſt eine der erfreulichſten Folgen, welche man ſich von einer Verbeſſerung der äußeren Zuſtände derſelben verſprechen darf, daß ſie wieder mehr Zeit, Mittel und Luſt zum Leben im Kreiſe der Ihrigen bekämen. Sicherlich iſt

gerade die Zerstörung des Familienlebens eine der übelsten Seiten des gegenwärtigen Zustandes vieler Fabrikarbeiter; und es ist unbegreiflich, wie sowohl Fourier als Owen auf die letzte Auflösung aller Bande der Natur hinarbeiten mögen. Gott behüte uns vor der Generation, welche auf solche Weise aufwachsen würde, und bei welcher von Jugend auf weder Vater noch Mutter Dank und Gehorsam gefunden hätten. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, daß diejenigen gemeinschaftlichen Vorkehrungen, welche ohne Aufhebung des individuellen Familienlebens zu Ersparnissen oder größeren Einnahmen führen könnten, zu verwerfen seyen. Sie mögen immerhin getroffen, und, wenn es sich gerade paßt, auch in das ganze System des Gewerbebetriebes verflochten werden. Allein sie sind doch wohl jeden Falles nur etwas Zufälliges und Unwesentliches.

Geht man aber über zu den positiven Sätzen, deren Berücksichtigung als nothwendig erscheint, so ist vor Allem als unerläßlich zu bezeichnen, daß bei der neuen Gestaltung der Arbeiter Hoffnung und Aussicht auf ein allmählig sich besserndes Loos, namentlich auf persönliche Selbstständigkeit, werde Das größte Uebel der jetzigen Zustände ist die trostlose Gewißheit für den Arbeiter, sein ganzes Leben hindurch, im besten Falle, in der halb maschinenartigen, abhängigen Lage bleiben zu müssen. Da ist von der Erreichung einer höhern Stufe in der Gesellschaft, von einem weiteren Wirkungskreise gar keine Rede. Allzuglücklich, wenn es nicht rückwärts geht. Dieß aber macht das Leben zur Last; und bringt mit diesem Gefühle Bitterkeit, Neid und Unlust zum Guten, eine Neigung zu jedem nur Neues und Anderes versprechenden Plane. Hierin liegt die Hauptgefahr für alle höher stehenden Stände. Natürlich wird nicht Jeder ein solches besseres Loos auch wirklich erreichen. Theils wird das Zahlenverhältniß zwischen Leitenden und Ausführenden, theils der eigene Mangel an Fähigkeit und festem Willen Viele hindern; allein die Sache muß doch für den kräftigen, fleißigen und sparsamen Mann möglich seyn. Es ist undenkbar, daß jeder Soldat wirklich Marschall werde; allein keiner soll bei Auszeichnung, Ausdauer und Glück von vorweg für unfähig zur Führung des Stabes erklärt seyn. Wir müssen von dem Thorwege unserer Fabriken das Voi chi entrate, lasciate ogni speranza streichen, sonst sind die Höllen,

und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Dämone daraus hervorgehen. — Eine zweite Forderung iſt, daß Vertrauen zwiſchen den verſchiedenen Theilnehmern an demſelben Gewerbe herrſche. Ohne ſolches könnte der innere Krieg unter denſelben nicht aufhören, und von einem kräftigen und nachhaltigen Zuſammenwirken keine Rede ſeyn. Vertrauen aber kann nur entſtehen und beſtehen, wenn vollkommene Offenheit über die gemeinſchaftlichen Intereſſen und über das Ergebniß der gemeinſchaftlichen Arbeiten, ſomit auch über den Jedem gebührenden Antheil beſteht, und wenn alle Betheiligten, natürlich in verſchiedenen Stellungen und Weiſen, zu einer Mitwirkung auf die Beſchlüſſe und Handlungen der Geſammtheit berufen ſind. So lange die große Menge der Arbeiter, vielleicht ganz mit Unrecht, vermuthen kann, daß ſie in ihren wohlerworbenen Anſprüchen verkürzt werde, daß unnöthige Opfer ihr zugemuthet werden wollen, daß ſie auch bei angeblich veränderten Grundſätzen über Theilnahme an den Vortheilen immer noch getäuſcht und ausgebeutet werde: ſo lange iſt keine Zufriedenheit und keine Sicherheit. Ob ſich die Gewohnheit und der Stolz der Kapitaliſten und Unternehmer gegen eine ſolche offene Darlegung des Zuſtandes des Geſchäftes ſperren, iſt gleichgültig. Schließlich iſt nicht einzuſehen, warum ein Geheimniß bei dieſer Art von Betrieb nöthig ſeyn ſollte, während ſo viele andere Gewerbe, z. B. die ganze Landwirthſchaft, alle große Actien-Unternehmungen, keines beobachten wollen noch können. — Die Erfüllung der beiden bisher beſprochenen Forderungen iſt aber undenkbar, wenn nicht eine weſentliche Veränderung in der Organiſation der Fabrikbevölkerung eintritt, oder richtiger geſagt, die Einführung einer Organiſation an der Stelle der jetzigen atomiſtiſchen und feindſeligen Verhältniſſe. So wie Kapital, Unternehmung und Arbeit nothwendig zuſammenwirken zu Erzeugung der Waaren, ſo müſſen auch die Kapitaliſten, die Unternehmer und die Arbeiter zu einem in ſich einigen Ganzen verbunden werden. Ihr Vortheil iſt, wohl verſtanden, derſelbe; es iſt ſomit nicht nur unſittlich, ſondern auch verkehrt, wenn ſie mit einander im Streite liegen. Daß die von der Menſchenfreundlichkeit und Chriſtenpflicht unternommenen vielfachen Verbeſſerungen des Unterrichtsweſens, der Armenpflege, des ſittlichen Zuſtandes u. ſ. w. auch ferner neben der neuen Einrichtung des Gewerbe-Organismus beſtehen können und

dürfen, daß ihr Bestehen wünschenswerth ist, bedarf nicht erst einer Bemerkung. Diese Bemühungen sind sehr verdienstlich und vortrefflich in ihrer Art; nur können sie allein den Zweck nicht erreichen, welchen man zu erreichen hofft. — Endlich stellt sich als unerläßlich dar, daß ein geordnetes Auswanderungssystem Diejenigen mit den wenigsten Schwierigkeiten und Leiden in ein neues Vaterland versetze, welche bei der geordneten einheimischen Gewerbethätigkeit keinen Raum für ihre Thätigkeit finden. Ist eine solche Verkehrung schon wünschenswerth in einem stark bevölkerten Lande bei dem jetzigen Zustande, obgleich hier die ungeordnete Concurrenz eher die Möglichkeit eines Gelingens gibt, (natürlich auf Kosten eines Andern, welcher bei dem Vordringen unterdrückt wird): so wird sie unerläßlich, wenn ein wildes Durcheinandertreiben nicht mehr gestattet ist. Unter einem geordneten Auswanderungssystem aber verstehen wir, daß von Seiten des Staates für die sichersten und wohlfeilsten Reisegelegenheiten Sorge getragen, gegen Ueberforderungen und Treulosigkeit der Unternehmer, Schiffsführer u. s. f. Sicherheit gegeben, und endlich eine genügende Unterkunft im neuen Lande mit Rath und That unterstützt wird. Der Schritt ist immer ein schwerer, namentlich für Menschen von geringerer Bildung und Anstelligkeit; es ist daher klug und ist billig, ihn zu erleichtern.

Wir haben im Vorstehenden des Verhältnisses zum Auslande weder unter den negativen noch unter den positiven Forderungen erwähnt. Die so häufig gehörte Einwendung, daß dieses allein schon jede eigenthümliche Ordnung des Gewerbebetriebes verbiete, weil dann die Mitwerbung mit den Fremden nicht mehr möglich sey, halten wir nämlich für völlig unbegründet. Ohne uns der Zuversicht der societären Schule zu unterlassen, welche die ganze Erde innerhalb weniger Jahre in Phalangen eingetheilt und mit Phalansteren bedeckt glaubt, wenn nur erst einmal eine einzige Probe gemacht werden wollte, können wir doch nicht umhin anzunehmen, daß, wenn in einem Lande der wahre Gedanken gefunden und ausgeführt wäre, die unter den jetzigen Uebeln leidenden Staaten nicht allzulange sich von einer Nacheiferung ausschließen wollten oder könnten. Dann aber stünden Alle wieder auf gleicher Linie. Allein selbst wenn dem nicht so wäre, so dürfte die Besorgniß vor dem Auslande von keinem nöthigen

Schritte abhalten. Es iſt oben bereits bemerkt, daß weder von einem Verbote von Maſchinen, noch von einer Aufhebung geordneter Mitwerbung, noch endlich von einer Erhöhung der Waarenpreiſe die Rede iſt, ſondern nur von einer gerechteren Vertheilung des bisherigen Gewinnes. In wie fern dadurch aber die Concurrenz des Auslandes eine gefährlichere würde, iſt nicht abzuſehen. Jeden Falles ſtehen endlich die Schutzzölle zu Gebote. Solche ſind wegen minder wichtiger und minder wahrer Vortheile häufig genug angewendet worden; wir dürfen alſo auch kein Bedenken tragen, ſie zur Durchführung eines ſo hochwichtigen Zweckes zu benützen.

Sind nun dieſe allgemeine Forderungen an das helfende Mittel von der Art, daß ihre Erfüllung unmöglich erſcheint? Wir denken nicht. Zwar tragen wir für unſere Perſon uns nicht entfernt mit dem ſtolzen Wahn, das Wort des Räthſels bereits gefunden zu haben; wir geben ſogar die Möglichkeit zu, daß das Problem auf eine Weiſe gelöst werden könne, von welcher wir auch nicht eine Ahnung haben; allein wir glauben doch einige Gedanken mittheilen zu können, deren weitere Unterſuchung und Bearbeitung uns für die Wiſſenſchaft geeignet erſcheint, und welche wenigſtens zur Feſtſtellung der Fragen beitragen können.

Vorerſt ſcheint uns nöthig, daß ein Unterſchied unter den Gewerben, welchen die Geſetzgebung vieler Länder, wenn ſchon aus anderen Urſachen, aufgeſtellt hat, nämlich der zwiſchen Handwerk und Fabrik, mehr und mehr feſtgehalten und ausgebildet werde. Unter jenen begreifen wir diejenigen Gewerbe, bei welchen die perſönliche Fertigkeit und Kenntniß des Arbeiters die Hauptſache iſt, die Maſchinerie aber und überhaupt die materielle Vorkehrung nach Umfang und Geldwerth in den Hintergrund tritt. Eine Fabrik aber iſt uns derjenige Betrieb, bei welchem die mechaniſchen Vorrichtungen und überhaupt die Anlagen das Vorherrſchende ſind, der Arbeit mehr nur acceſſoriſch erſcheint. Bei den erſteren ſcheint eine weſentliche Umgeſtaltung nicht nothwendig, in ſo fern es hier in der Hand jedes tüchtigen Mannes iſt, durch Anſtrengung und Intelligenz ſich zur Selbſtſtändigkeit emporzuarbeiten, und als hier eine naturgemäße Organiſation der Arbeiter nach ihren weſentlichen drei Abſtufungen ſchon beſteht. (Es wird dabei natürlich vorausgeſetzt, daß alle unnöthigen Formalitäten

und Beſchränkungen, die Aufſtellung willkürlicher Arbeitskreiſe u. ſ. w. aufgehoben ſeyen oder werden.) Hier iſt weder von einer unmenſchlichen Behandlung der einzelnen Gewerbegenoſſen, noch von einem für die bürgerliche Ordnung und die Geſittigung gefährlichen Elemente irgend die Rede. Unternehmer, Arbeiter und Kapitaliſten fallen zuſammen; ſomit iſt auch eine Ordnung ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe und Anſprüche nicht nöthig. Nur in zwei Punkten dürfte auch hier eine Verbeſſerung nothwendig ſeyn. Erſtens in Beziehung auf eine das Bedürfniß der Abnehmer, ſomit alſo die Ernährungsmöglichkeit, überſteigende Anzahl von ſelbſtſtändigen Gewerbenden dieſer Art. Zweitens hinſichtlich der von reichen Unternehmern ausgehenden übermäßigen Ausdehnung eines ſolchen Gewerbes, wodurch zum Nachtheile der minder begüterten Concurrenten und ohne allen Gewinn für das Erzeugniß ſelbſt ein erdrückendes Monopol geſchaffen werden kann. Ueber beide Fragen wird weiter unten die Rede ſeyn. Daß in einzelnen Fällen die Grenzen zwiſchen dem Handwerke und der Fabrik zweifelhaft ſeyn können, und vielleicht dann und wann willkürlich feſtgeſtellt werden müſſen, iſt ganz richtig; allein dies hebt die Richtigkeit des Unterſchiedes im Großen nicht auf.

Anders dagegen bei dem fabrikmäßigen Betriebe. Hier iſt eine weſentliche Umgeſtaltung des Beſtehenden, und zwar in mehr als Einer Rückſicht, nothwendig.

Vor Allem iſt hier unerläßlich, daß das Uebermaß der Arbeit, welches nur um den Preis der Zerſtörung des Körpers und Geiſtes auferlegt wird, auf erträgliche Grenzen zurückgeführt werde. Namentlich muß die Verwendung von Kindern zu Arbeiten, welche über deren Kräfte gehen, unter allen Umſtänden abgeſtellt werden. Es iſt dieſe Marterung von Tauſenden hülfloſer Geſchöpfe ein ſcheußlicher Zug in dem Bilde unſerer Zuſtände, und verflucht ſey der Gewinn, welcher auf ſolche Weiſe gemacht wird. Nun iſt aber offenbar, daß nur eine allgemeine, jeden einzelnen Gewerbeunternehmer unbedingt hindernde Maßregel hier helfen kann, weil ſonſt auch der menſchlicher Denkende durch den Vorgang härterer und gewinnſüchtigerer Mitwerber zur Befolgung des nämlichen Syſtemes genöthigt wird. Welcher Art dieſer Zwang ſey, iſt gleichgültig, wenn er nur hilft. Es iſt denkbar, daß die allgemeine Maßregel auch in etwas Anderem, als in einem Staats-

geſetze beſtehen kann; und dann mag man dieſes Mittel immerhin wählen. Wir, unſeres Theiles, geſtehen freilich, vorläufig nur in einer öffentlichen Zwangsanordnung Hilfe zu ſehen. Daß aber eine ſolche bei ernſtlichem gutem Willen und bei kräftiger Feſthaltung des Rechtes der Geſammtheit zur Bezwingung gemeinſchädlichen und unerlaubten Einzelnwillens nicht ſollte durchgeſetzt werden können, werden wir nimmermehr glauben. Es ſind wahrlich ſchon ganz andere Dinge von den Staaten erzwungen worden. Wäre dabei etwa der ausländiſche Abſatz nicht zu retten, (eine Vorausſetzung, welche zuzugeben wir übrigens keineswegs geneigt ſind), ſo möge er denn zu Grunde gehen. Lieber keinen gewinnbringenden Handel, als Fortſetzung ſolch unverantwortlicher und überdieß noch gefährlicher Grauſamkeit. Hat man doch auch die Negerſklaverei aufgegeben, auf die Gefahr hin, theuren Zucker oder gar keinen mehr zur Ausfuhr zu haben, und keine Manufakturartikel mehr an die Pflanzer abſetzen zu können.

Für die zweite Hauptaufgabe, nämlich die einer neuen organiſchen Einrichtung der Gewerbenden zur Herſtellung von Vertrauen und Zufriedenheit unter ihnen ſelbſt, läßt ſich, unſeres Bedünkens, eine doppelte Art der Löſung denken. Einmal eine Anwendung des Aſſociationsprincipes, d. h. durch freiwillige Vertragsverhältniſſe, in welche alle Betheiligten nach individueller Ueberzeugung träten, und bei welchen von einem Zwange für Andersdenkende und Anderes Verabredende, und ebenſo von einer Einmiſchung des Staates nicht die Rede iſt. Zweitens aber ein allgemeines Syſtem der Geſetzgebung, welches einer ſubjektiven Anſicht des Einzelnen keine Abweichung geſtattete, ſondern die gewünſchte innigere Verbindung der Fabricirenden jeder Art als Zwangsverbindlichkeit durchführte. Ohne uns nur irgend eine entſcheidende Stimme anmaßen zu wollen in einer Frage, welche noch ſo wenig durch Erfahrung geläutert, oder auch nur durch ſyſtematiſches Denken allſeitig erörtert iſt, können wir doch nicht verhehlen, daß wir unſeres Theiles größeres Vertrauen in das zweite Organiſationsmittel ſetzen möchten. Nicht nur ſcheint uns eine ſo weit gehende Ausführung des Grundſatzes der freien Aſſociation, wie ſie neueſtens von Vielen verlangt wird, und wie auch der vorliegende Fall wäre, kaum vereinbar mit dem ganzen Weſen unſerer gegenwärtigen Staatseinrichtungen; ſondern noch viel mehr hegen wir einen

Zweifel, ob bei der Masse der Menschen so viele Einsicht und Sittlichkeit, namentlich so viele Selbstbeherrschung, in der Wirklichkeit zu treffen ist, als nothwendig zur Durchführung und Erhaltung so ausgedehnter und verwickelter Associationen unumgänglich nothwendig wäre. Sey es nun aber, daß durch ein Werk der Gesetzgebung die gewünschte Organisation bewerkstelligt werden soll; sey es, daß man im Wege des freiwilligen Vereines hofft ins Reine kommen zu können: der Hauptgedanke der neuen Organisation scheint uns jeden Falls der seyn zu müßen, die Verschiedenheit der Interessen des Kapitalisten, des Unternehmers und des Arbeiters dadurch auszugleichen, daß der Arbeiter zur Theilnahme am Kapitalbesitze und Gewinne eben so, wie an der Unternehmung und ihrem Gewinne heraufgezogen wird. Folgende Einzelnheiten aber halten wir dabei für räthlich. — Was das Kapital betrifft, so wird natürlich nie daran gedacht werden können, solches zu einem überwiegenden, oder vielleicht auch nur in einem sehr beträchtlichen, Theile von den Arbeitern zu erhalten. Namentlich kann hiervon bei der Gründung eines Unternehmens, wenn also die Arbeiter erst künftig Etwas sollen verdienen können, gar keine Rede seyn. Allein sie sollten die Möglichkeit und die Hoffnung haben, sich dabei allmählig und nach der individuellen Fähigkeit zu betheiligen, auch gegen den etwa entgegenstehenden Willen der hauptsächlichsten Kapitalbesitzer. Deßhalb müßte ihnen das Recht zustehen, sich mit ihren Ersparnissen, etwa auch in kleineren Summen, bei dem Unternehmen zu betheiligen, und natürlich auch den entsprechenden Gewinn zu beziehen. Bei einer nöthig befundenen Vergrößerung des bisherigen Kapitals stünde ihnen zu dem Ende ein Vorzugsrecht zu; bei gleichbleibender Summe desselben aber der Anspruch auf Ablösung eines der von ihnen angebotenen Summe gleichen Kapitaltheiles sonstiger Betheiligter. Zwei Einrichtungen dürften zur weiteren Ordnung beitragen. Einmal die Errichtung einer Sparkasse bei jeder Fabrik, oder wenigstens bei je einer Anzahl derselben; vielleicht wäre bei Löhnen von bestimmter Höhe eine Zwangseinlage an der Stelle. Zweitens wäre ein Maximum des von der Gesammtheit der Arbeiter gegen den Willen der übrigen Kapitalisten anzulegenden Kapitals zu bestimmen, damit sie nicht einen, bei ihrem Mangel an höherer Bildung wahrscheinlich sich und Andern nachtheiligen, überwiegenden Einfluß

auf die Beſchlüſſe der Aktionäre oder Eigenthümer bekämen und nicht Kapitalienbeſitzer von der anfänglichen Betheiligung bei Fabrikanlagen abgehalten würden. Ein Viertheil z. B. wäre wohl hinreichend und in den meiſten Fällen weit Mehr, als ſie erreichen könnten. Nicht der Bemerkung erſt bedarf es, daß die Maſchinen, Gebäude u. ſ. w. zu beſtimmten Summen bei dieſen Verhältnißzahlen und bei den Abrechnungen anzuſchlagen wären; eben ſo, daß die einen Kapitalantheil beſitzenden Arbeiter vollkommen offene Rechnungslegung erhalten würden. Um Chikanen zu verhindern, welche den ganzen Nutzen der Einrichtung zerſtören würden, müßten auch aus dem Geſchäfte ausgetretene Arbeiter ihren Antheil, wenigſtens noch eine Zeit lang, behalten dürfen. Wir unſeres Theils können nicht anders glauben, als daß ſchon dieſe Betheiligung bei dem Kapitale der Unternehmungen weſentlich zur Zufriedenſtellung der Arbeiter und, in glücklichen Fällen, auch zu bedeutender materieller Verbeſſerung ihrer Lage beitragen würde. Daß ſich die Kapitaliſten unter ſolchen Bedingungen nicht mehr zur Errichtung von Fabriken verſtehen würden, fürchten wir am wenigſten. Theils verlieren ſie Nichts poſitiv; theils bleibt ihnen bei einer allgemeinen Einrichtung keine Wahl. — Eine engere Verbindung der Arbeiter mit der Unternehmung und Leitung der Fabrikgeſchäfte wäre wohl dadurch zu begründen, daß den verſchiedenen Klaſſen von Arbeitern, auſſer ihrem feſten Lohne auch ein entſprechender Antheil an dem Unternehmungsgewinne zu Theile würde. Einem von ihnen ſelbſt aus ihrer Mitte gewählten Ausſchuß müßten regelmäßig die Rechnungen vorgelegt, und je nach deren Ergebniß beſtimmte Quoten des Gewinnes ausbezahlt werden. Bei keinem Gewinne oder gar vorübergehendem Verluſte würde natürlich nichts vertheilt. Die verſchiedenen Quoten feſtzuſetzen, wäre wohl nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten behaftet; hat man doch auch Maßſtäbe für die Vertheilung von Priſengeldern u. dgl. gefunden. Die höher ſtehenden Arbeiter, z. B. Aufſeher und Meiſter, beſonders reichlich zu bedenken, wäre Forderung der Klugheit und Billigkeit. Daß eine ſolche Berechnung mit den Arbeitern ihre Unannehmlichkeit für die Herrn hätte, iſt freilich nicht zu läugnen; allein ſie ſcheinen uns jeden Falles weit kleiner, als die Nachtheile des jetzigen Zuſtandes. Namentlich ſind wir geneigt, die dadurch etwa ins Publikum kommende Kenntniß

vom Stande der Geschäfte nieder anzuschlagen. Wie viele unnöthige, weil doch gegen die allein zu fürchtenden Nebenbuhler wirkungslose, Geheimnißkrämerei läuft jetzt nicht mit unter? Wie viele Geschäfte gedeihen bei voller Offenheit? — Uebrigens würden wir allerdings uns mit der bisher besprochenen Maßregel begnügen. Ein Einfluß auf den Betrieb des Geschäftes nach seinen technischen und merkantilischen Richtungen könnte wohl den Arbeitern ohne größeste Gefahr hinsichtlich der nöthigen Intelligenz nicht anvertraut werden. Wir fühlen zwar wohl, daß mit jenem Gewinn-Antheile nur so viel erreicht wäre, die Arbeiter mehr an das Wohl oder Wehe des Geschäftes zu knüpfen, und ihnen eine noch sicherere Aussicht auf pekuniäres Emporkommen zu verschaffen; daß aber daneben immer noch einer der unerfreulichsten Züge des Fabriklebens bestehen bleibt, nämlich die Abhängigkeit so Vieler und ganz Vertheidigungsloser von etwaigen Mißgriffen der Leitenden. Allein hier scheint wirklich Hülfe unmöglich zu seyn. Eine demokratische Leitung von großen Gewerbeunternehmungen wäre völliger Unsinn, bei welchem die Menge noch viel gewisser und in höherem Maße schlecht fahren würde, als bei dem jetzigen monarchischen oder aristokratischen Regimente. Wer aber an diese Lücke in den Verbesserungsvorschlägen sich anklammern, und nun das Ganze als verfehlt erklären wollte, den möchten wir daran erinnern, daß die Aufgabe nicht die ist, alle und jede, auch die in der Natur der Sache gegründeten, Uebel von der Fabrikbevölkerung zu entfernen, sondern nur diejenigen, welche in Folge falscher Grundsätze oder aus Mangel an Grundsätzen und Einrichtungen auf ihnen lasten.

Dagegen geben wir gerne zu, daß, wenn auch durch die bisher vorgeschlagenen (oder jede anderen wirksamen) Mittel eine bessere Lage der Arbeiter, und damit zu gleicher Zeit eine Sicherstellung der Kapitalisten und Unternehmer vollkommen gewonnen wäre, doch das Ziel noch unerreicht stände, falls nicht auch zu gleicher Zeit eine dritte Hauptmaßregel getroffen würde, durch welche der jetzt schrankenlosen Mitwerbung der verschiedenen Gewerbeunternehmungen unter sich ein vernünftiges Ziel gesetzt werden könnte. Wenn nämlich, wie jetzt, Jeder nach Belieben, ohne Berücksichtigung des wirklichen Bedürfnisses und der Möglichkeit eines erweiterten Absatzes, somit nur allzuoft lediglich auf Kosten der

bisherigen Gewerbeinhaber und ihrer Arbeiter, neue Etabliſſements gründen, und wenn jeder Unternehmer durch alle Mittel, die nur nicht gerade gegen das Strafgeſetzbuch verſtoßen, den übrigen Gewerbegenoſſen allen Abſatz entreißen dürfte, ſo könnten die inneren Anordnungen nicht gehalten werden. Um das Daſeyn zu retten, würde eine Schutzmaßregel um die andere über Bord geworfen werden, und bald ſtände wieder der unverſchleierte Kampf des Egoismus mit allen ſeinen Folgen für die Schwächern vor unſern Augen. Daß aber hier ſchwer zu helfen iſt, läßt ſich nicht läugnen. Ohne Mitwerbung würde natürlich Alles erſchlaffen; namentlich wäre gegenüber vom Auslande ein ſolcher Zuſtand der Einſchläfrung unhaltbar. Ein gegen die Natur der Sache eingreifendes Geſetz könnte der Induſtrie tiefe Wunden ſchlagen. Wo alſo iſt die richtige Gränze, und wie läßt ſie ſich feſthalten? Wir glauben dieſe wichtige Frage dem ernſtlichſten Nachdenken der Männer vom Fache und überhaupt aller Freunde des Guten und der Geſittigung dringend empfehlen zu dürfen, damit ſie wo möglich eine befriedigende Löſung finde. Wir unſeres Theiles treten nur ſchüchtern und im lebhaften Bewußtſeyn des Gewagten und Zweifelhaften mit folgenden Bemerkungen hervor. — Vorerſt könnte vielleicht darin eine Hülfe gefunden werden, daß der Ausdehnung der einzelnen Etabliſſements gewiſſe Schranken geſetzt würden. Es ließe ſich etwa für die Zahl der Arbeiter der verſchiedenen Arten, oder für die Menge der zu benützenden Maſchinen und die Macht der bewegenden Kraft ein Maximum feſtſetzen. Dadurch würde aber erreicht, daß nicht ein reicherer Unternehmer die übrigen durch die aus der bloßen Ausdehnung ſeiner Anlage folgenden Gewinne erdrücken könnte, während doch ein Vorzug nur dem Geſchickteren und Thätigern gebührte. Daß die Beſtimmungen verſchieden getroffen werden müßten nicht nur für die einzelnen Gewerbe, ſondern auch für daſſelbe Gewerbe im Lauf der Zeit nach dem jemaligen Stande der Technik, bedarf nicht erſt der Bemerkung. — Zweitens ſcheint es ſehr der Erwägung werth, ob nicht in gewiſſen Fällen die Errichtung neuer Gewerbeunternehmungen beſchränkt und deren Zahl mit dem Bedürfniſſe in ein Gleichgewicht gebracht werden könnte. Dieſer Gedanke drängt ſich namentlich auf bei dem handwerksmäßigen Betriebe. Hier iſt offenbar die mittelalterliche Idee der Mannsnahrung nicht ſo

verwerflich, als unſere jetzige Schulweisheit ſie finden will. Niemand kann nämlich läugnen, daß unter den Handwerkern gar manche ſind, welche unter keinen Umſtänden ihre Erzeugniſſe in die Ferne liefern können, welche ſomit auf den rein örtlichen Verbrauch beſchränkt ſind. Daß hier jede neuentſtehende Concurrenz direct auf Koſten der bisherigen Arbeiter geht, iſt einleuchtend; und daß eine übermäßige Anzahl von Gewerbenden dieſer Art große Verarmung unter ihrer Mehrzahl erzeugt, ſehen wir täglich mit eigenen Augen. Bei anderen dagegen iſt der beſondern Geſchicklichkeit und Thätigkeit ein Abſatz auch in der Entfernung wenigſtens möglich. Hier liegt denn doch ſicher die Frage nahe, ob es denn ſo ganz unmöglich wäre, eine Abtheilung zu machen, und für die örtlichen Gewerbe eine Zahl je nach dem Bedürfniſſe feſtzuſtellen? Vielleicht würde ſich bei näherer Erwägung eine ähnliche Verſchiedenheit auch unter den fabrikmäßig betriebenen Gewerben auffinden und danach eine ähnliche Firirung bewerkſtelligen laſſen. Natürlich wäre jeden Falles nicht bloß, wohl nicht einmal hauptſächlich, den zunächſt Betheiligten eine entſcheidende Stimme einzuräumen, ſondern es hätten vor Allen auch ſowohl die Conſumenten als die Kaufleute ihre Erfahrungen und Wünſche in organiſcher Einrichtung geltend zu machen. — Als eine dritte Möglichkeit läßt ſich denken, daß durch einen Congreß der Betheiligten von Zeit zu Zeit ein Minimum des geſtatteten Verkaufspreiſes feſtgeſtellt würde, natürlich mit Berückſichtigung des Standes der Preiſe auf dem Weltmarkte. Vielleicht ließe ſich dabei einer beſtimmten, nicht beträchtlichen Minderzahl das Recht geben, die Gränze des Minimums zu ſtellen und dadurch die Uebrigen zur Nachfolge zu nöthigen, vorausgeſetzt, daß ſie im Stande wäre nachzuweiſen, wie ſie auch noch bei dieſem Preiſe den nöthigen Gewinn für Kapital, Unternehmung und Arbeit zu gewähren im Stande ſey. Hier wäre doch jeden Falles das Schleudern des iſolirten Abentheurers, des Bankeroutiers oder des habſüchtigen Mitwerbers, welcher durch überlegenes Kapital und dadurch möglich gemachte abſichtliche Verluſtverkäufe minder reiche Gewerbegenoſſen zu Grunde richtet, unmöglich gemacht. Auch ließe ſich vielleicht hieran die in jüngſter Zeit von einem geiſtreichen Manne (Ahrens, in ſeinem Droit naturel) hingeworfene Idee auf irgend eine Weiſe anknüpfen, daß der häufig ſo gemeinen

Concurrenz der Kaufleute durch die Errichtung groſser Bazars vorgebeugt werden könnte, in welchen die fertigen Waaren Aller zur leichten Auswahl bereit lägen. Jeder Verfertiger würde innerhalb des geſtatteten Minimums den Preis ſeiner Erzeugniſſe beſtimmen; das Publikum hätte die Auswahl, und es würden die allſeitigen Vortheile der einzig wahren Mitwerbung, nämlich der gröſseren Güte und Wohlfeilheit bei gleichen äuſseren Bedingungen, erreicht. Alle Lüge, Täuſchung, Charlatanrie fiele gänzlich weg, weil die mit dem Verkauf gemeinſchaftlich beauftragten Agenten kein Intereſſe dabei hätten, daſs gerade dieſes und nicht jenes Stück verkauft werde. Auch möchte der Verkehr in ſolchen Bazars zum Regulator des wirklichen Bedürfniſſes dienen, und ſomit noch nebenbei jener Krebsſchade der Induſtrie, die übermäſsige Anhäufung unverlangter und ſomit unverkäuflicher Waaren, geheilt werden können. — Oder ſollte endlich etwa auf die Weiſe zu helfen ſeyn, daſs eine Verminderung der Verkaufspreiſe die Arbeitslöhne oder ſonſtigen Gewinne der Arbeiter nur dann ebenfalls vermindern dürfte, wenn durch eine Veränderung in der Verfertigungsweiſe denſelben die Möglichkeit einer verhältniſsmäſsig gröſseren Erzeugung gegeben worden wäre? Auf dieſe Weiſe würde die Herabſetzung zunächſt den Unternehmungsgewinn der Herren treffen, und ſomit ein übertriebenes Maſs wohl verhindern. — Wie geſagt, wir verkennen die Einwendungen keineswegs, welche ſich gegen dieſe Vorſchläge machen laſſen, und wir wären ſehr glücklich, wenn andere und weniger antaſtbare aufgefunden werden könnten. Nur die eine Bemerkung ſey dabei erlaubt, daſs wenigſtens der Tadel nicht treffen könnte, es werde in das Recht auf freie Verfügung über Thätigkeit und Vermögen eingegriffen. Soll doch gerade ein ſchweres Uebel entfernt werden, welches aus der Unbeſchränktheit eben dieſer Verfügung entſtanden iſt. Auch hat man ſonſt in unzähligen Fällen nicht geſtrauchelt, zum allgemeinen Beſten das Recht des Einzelnen zu beſchränken, ſo z. B. vielfach beim Grundeigenthume, ſelbſt bei den Gewerben. Die Frage bei Beurtheilung der vorſtehenden, ſo wie aller übrigen zu demſelben Zwecke etwa zu machenden Vorſchläge, kann offenbar nur die ſeyn, ob die Abſicht erreicht wird; und ob die etwa untrennbar damit verbundenen Nachtheile entſchieden kleiner ſind, als der dadurch zu erreichende Vortheil? Hülfe iſt nöthig, und ſie kann

deßhalb nicht als unmöglich verworfen werden, weil irgend ein Interesse darunter leiden könnte. Wo wäre unter solcher Bedingung eine große Maßregel in menschlichen Dingen irgend ausführbar?

Schließlich scheint noch als eine vierte Maßregel die Berücksichtigung derjenigen Arbeiter zu empfehlen zu seyn, welche durch die Einführung neuer Maschinen brodlos geworden sind. Diesseits des Irrenhausthores wird nicht leicht Jemand sich beigehen lassen, die Verbesserung der Maschinerie verbieten zu wollen. Es hieße nicht nur, mit Absicht sich in eine schlechtere Lage versetzen, als man erreichen kann; sondern es wäre ein der eigenen Gewerbethätigkeit gesprochenes Todesurtheil mit Erbeseinsetzung des minder thörigten Auslandes, damit aber die Herbeiführung allgemeiner Nahrungslosigkeit. Allein unbillig ist dabei auf der andern Seite, den allgemeinen Vortheil zu erkaufen auf Kosten einzelner Unglücklicher. Hier scheint aber Hülfe auf die Art möglich zu seyn, daß die erweislich durch eine Veränderung in der Verfertigungsart unverschuldet verdienstlos gewordenen, und nicht etwa anderwärts zu verwendenden, Arbeiter entweder auf öffentliche Kosten unterstützt oder in ein fremdes Land gebracht würden. Um Mißbrauch zu verhüten, und namentlich anderweitige Beschäftigung wo möglich zu veranlassen, möchten wohl die Gewerbeeigenthümer, deren Veränderungen im Betriebe die fragliche Folge hatten, zur Bestreitung der Kosten besonders und nicht unbedeutend angelegt werden. Uebrigens bemerken wir noch ausdrücklich, daß wir einen solchen Unterstützungsanspruch nur bei solchen Arbeitern anerkennen möchten, welche direct und in ihrer ganzen bisherigen Beschäftigung durch eine neue Maschinerie überflüssig gemacht würden. Die ausführlichere Auseinandersetzung eines geordneten Auswanderungsplanes wird wohl erlassen werden, theils weil die Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse doch keine allgemein gültigen Regeln zuließe, theils weil das hier Nöthige keineswegs so verborgen liegt, daß nicht guter Wille und gewöhnliche Einsicht es auffinden könnten.

Doch überhaupt genug. Wir glauben unser Wort gelöst zu haben, indem wir im Vorstehenden einige Gesichtspunkte andeuteten, welche unserer Ansicht nach bei der nöthigen Umgestaltung des Gewerbelebens beachtet werden könnten und sollten. Wir wiederholen ausdrücklich, daß wir uns keineswegs mit der Hoffnung

ſchmeicheln, als haben wir den Stein der Weiſen gefunden. Wir wollten nur auf die Frage antworten, welche dem Kritiker der jetzigen Zuſtände ſo gerne entgegen gehalten wird: Was aber thun, wenn dieß Alles auch wahr wäre? Mögen nun Diejenigen, welchen dieſe Antwort nicht genügt, (und wir glauben recht gerne, daß Solche ſich finden werden,) ſie weiter beſprechen, das Unausführbare dieſes oder jenes Vorſchlages zeigen, kurz die Sache weiter behandeln und beleuchten. Nur um Doppeltes möchten wir bitten. Einmal möchten wir die Gegner unſerer Vorſchläge erſuchen, den Beweis der Unrichtigkeit und Unausführbarkeit derſelben nicht dadurch ſchon als geführt zu betrachten, daß ſie dieſelben als den Grundſätzen der Nationalökonomie zuwiderlaufend erklären. Wir wiſſen ſehr wohl daß dem ſo iſt, und ſchmeicheln uns wirklich, keine Belehrung über die Elementarſätze der Schule zu bedürfen. Allein es handelt ſich ja gerade davon, daß die gegenwärtige politiſche Oekonomie auf falſcher Fährte iſt. Wer ſie retten will, muß zeigen, daß die Eingangs beſprochenen Uebelſtände unſeres ſocialen Lebens gar nicht vorhanden ſeyen, oder daß ſie mittelſt einer Anwendung der jetzigen Lehre beſeitigt werden können; nicht aber, daß eine Hülfe von ihr nicht erwartet werden dürfe. Jenen Beweis aber erwarten wir mit Ruhe. Zweitens kann offenbar Nichts für abgemacht gehalten werden, wenn etwa auch das ſämmtliche von uns vorgebrachte Poſitive die Probe nicht ſollte beſtehen können. Damit wäre zur Stütze der jetzt beſtehenden Lehre und zur Vertheidigung des gegenwärtigen thatſächlichen Zuſtandes noch gar Nichts gewonnen. Es wäre nur eine Hoffnung und ein Weg der Hülfe weniger. Allein die ganze Falſchheit und die ganze Gefahr, die Richtigkeit der Kritik bliebe deßhalb beſtehen; und für ſolche glückliche Widerleger ſteigt die Pflicht, nun ihrerſeits den richtigen Gedanken zu finden. Vielleicht liegt er nahe; möglicherweiſe gleicht er dem Ei des Kolumbus. Suchet, und vielleicht werdet ihr finden.

Die vorſtehenden Erörterungen in einem den deutſchen Intereſſen vorzugsweiſe gewidmeten Organe zur Sprache zu bringen, erſchien uns aus mehrfachen Gründen paſſend. Auch unſer Geſammtvaterland leidet, wenn ſchon glücklicherweiſe noch in ſchwächerem Maaße, ſchon jetzt an den in Frage ſtehenden Uebeln, und es wird bei der mit Sicherheit in Ausſicht ſtehenden weitern Ent-

wicklung seiner Gewerbethätigkeit immer tiefer in dieselben hineingezogen werden. Eine Hülfe käme also auch uns zu Gute; ist auch für uns Bedürfniß. Dann aber erachten wir die Lösung der Frage als besonders geeignet für deutsche Forschung. Wegen der bis jetzt noch weniger dringenden praktischen Bedeutung kann der Parteigeist sich derselben nicht so leicht und nicht mit bedeutendem Erfolge bemächtigen. Der Deutsche wird sich schwerlich von seiner Einbildungskraft zu solchen Hirngespinnsten hinreißen lassen, wie wir sie staunend bei den Saint-Simonisten und der societären Schule finden. Die bedächtige Umsicht, das encyklopädische Wissen und das Bedürfniß nach Systematik wird die vorzubringenden Gedanken vollständig würdigen und an ihre richtige Stelle bringen lassen. Möge die Wirklichkeit der Wahrscheinlichkeit eines Erfolges entsprechen!

Oekonomisch-politische Fragmente von Gentz.

Wir verdanken Herrn von Prokesch von Osten die Mittheilung einiger ökonomisch-politischer Fragmente aus dem Nachlasse von Gentz. Sie scheinen kurz nach der Beendigung der langen Kriegsjahre abgefaßt zu seyn; warum sie nicht zu jener Zeit schon vom Verfasser der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, ist uns unbekannt. Wir glauben jedoch die Billigung unserer Leser zu haben, wenn wir sie auch jetzt noch bekannt machen. Sie beschäftigen sich allerdings mit der Widerlegung von Ansichten, welche in der Wissenschaft zu keiner Zeit großen Anklang gefunden haben, und welche namentlich jetzt nach so vielfachen weiteren Erörterungen und Erfahrungen als unrichtig und unreif erscheinen müssen. Auch können wenigstens wir, unseres Theiles, die von Gentz entwickelte Ansicht über den Grund der größeren Theurung der neueren Zeit nicht für stichhaltig anerkennen, da sicher nicht von einem zu kärglichen Angebote von Waaren im Verhältnisse zur Nachfrage nach solchen die Rede seyn kann. Allein es bleibt immer interessant, zu sehen, wie ein Mann von solcher Geisteshelle und Welterfahrung wichtige Probleme der Zeit auffaßt; auch scheint uns das Fragment über die Wirkung des Geldes einen wichtigen Beitrag zur richtigen Auffassung der politischen Ueberzeugungen des manchfach verkannten Verstorbenen zu liefern. Daß die Abhandlung gerade bei einer für die Jetztzeit so wichtigen Frage unvollendet abbricht, ist freilich zu bedauern.

Die Red. der h. Z.-Schr.

I. Gegen Adam Müller, in der Frage über die Wirkung des Geldes.

Adam Müller und seine Schule gehen von den Grundsätzen aus:

1. daß das Geld, worunter sie im weitern Sinne des Wortes das ganze bewegliche Vermögen der Gesellschaft verstehen, in den neuern Zeiten ein entschiedenes Uebergewicht über das Feste und Unbewegliche im Staate erhalten hat, daß die aus dem Uebergewicht des Geldes entsprungenen Verhältnisse die alten Rechts- und Dienstverhältnisse gänzlich verdrängt haben, und daß nach und nach die Staatswirthschaft sich in bloße Geldwirthschaft verwandelt hat.

2. daß auf diesem Wege die Ausübung der öffentlichen Macht, die früher zwischen dem Souverain und den Repräsentanten der höhern selbständigen Klassen (Geistlichkeit, Adel und Korporationen) vertheilt war, sich in den Händen der Souverains ausschließlich concentrirt hat.

3. daß theils durch den Besitz dieser concentrirten Macht, theils durch den nivellirenden Charakter, der dem Gelde, und der auf Geld gebauten Staatswirthschaft eigen ist, die Administration aller großen Staaten mehr oder weniger mechanisch und kalkulatorisch werden mußte, und daß hieraus im Laufe der Zeit das System der Centralisirung aller Geschäfte, welches diese Schule als das größte aller Uebel betrachtet, entstehen mußte.

Diese Darstellung des gesellschaftlichen Zustandes ist zum Theil wahr, zum Theil übertrieben. Gesetzt aber, sie sey vollkommen gegründet, so läßt sich nichts desto weniger folgendes dagegen bemerken:

Einmal, der Gang der menschlichen Gesellschaft, welcher dem Gelde im weiteren Sinne des Wortes sein jetziges Uebergewicht gegeben, den Einfluß der höheren Stände nach und nach vernichtet, die Staatsgewalt in der Hand des Regenten concentrirt, und zur Aufrechthaltung und zweckmäßigen Verwaltung derselben das sogenannte Centralisirungssystem herbeigeführt hat, war nothwendig; die Resultate dieses Ganges anklagen, heißt, der Natur der Dinge und der menschlichen Verhältnisse, in deren Entwickelung nun einmal kein Rückstand denkbar ist, den Krieg erklären.

Zweitens, wenn diese Resultate auch wirklich große Uebel wären, so sind sie doch nun nicht bloß mit der Existenz der Staaten, sondern selbst mit der Existenz aller Einzelnen im Staate dergestalt verwebt, daß die Rückkehr zu früher bestandenen Verhältnissen — wie glänzend diese auch von den Lobrednern vergangener Zeiten geschildert werden mögen — durchaus unmöglich geworden ist.

Diese beiden Bemerkungen würden hinreichend seyn, um das Müllersche System und alle ihm ähnliche in die Region der leeren Träumereien zu verweisen, wenn die Vertheidiger desselben nicht einen praktischen Anhaltspunkt gefunden hätten, von welchem aus sie heute mit verstärkter Kraft und scheinbar großem Vortheil operiren.

Sie sagen nämlich: die Centralisationswuth der Regierungen ist der erste und gute Grund der Constitutionswuth der Völker. Ihr habt den Drang nach Volksrepräsentation selbst hervorgerufen. Wollt ihr dieser Gefahr entgehen, so bleibt euch heute nur ein einziges Mittel übrig: nämlich allgemeine Einführung ständischer Verfassungen, welche Jedem seine alten Rechte und seine alte Stellung wieder geben, das Centralisirungswesen aufheben, und alles in die beste Harmonie versetzen werden.

Hierauf ist meine Antwort:

1. Jener Fortschritt der gesellschaftlichen Entwicklung, welcher das so sehr verschrieene Uebergewicht des Geldes, und was damit zusammenhängt, die größere Gleichheit zwischen den verschiedenen Volksklassen, den größern Wohlstand und die größere Unabhängigkeit der untern Volksklassen, die allgemeinere Verbreitung des physischen und intellectuellen Besitzes über die ganze Oberfläche des Staates erzeugte, war an und für sich kein Uebel. Und im Ganzen und Großen betrachtet, ist der heutige Zustand des Menschen im Staate nicht schlechter, sondern offenbar besser, als es in irgend einer der von den Gegnern der jetzigen Zeit gerühmten Epochen gewesen ist.

2. Die Vereinigung der öffentlichen Macht in der Hand des Souverains ist an und für sich kein Uebel, vielmehr im Vergleich mit allen jenen unregelmäßigen und tumultuarischen Verfassungen, welche die Geschichte des Mittelalters aufstellt, ein offenbarer Fortschritt zum Bessern.

3. Das sogenannte Centralisirungssystem (das man freilich nicht nach der von A. Müller entworfenen Carrikatur beurtheilen muß) war an und für sich kein Uebel, sondern ein dem veränderten Zustande der Gesellschaft vollkommen angemessenes, von der Vernunft selbst gebotenes, mit dem materiellen Bedürfniß, wie mit dem höchsten Zwecke des Staates durchaus übereinstimmendes System.

4. Das wahre Uebel ist, daß die Regierungen nicht zeitig genug eingesehen, oder nie lebhaft genug gefühlt haben, daß bei dem Fortschreiten der sich immer mehr und mehr verändernden Zustände der Gesellschaft, mit veralteten Formen und veralteten Maximen nicht mehr auszureichen wäre; daß sie die höhere Verantwortlichkeit und die damit verbundenen höhern Pflichten, welche gerade die Concentrirung der sonst zersplitterten Staatsmacht ihnen auflegte, entweder verkannt oder doch großentheils so gehandelt haben, als ob sie sie verkannt, und daß das an und für sich höchst zweckmäßige und nothwendige Centralisirungssystem, da sie es weder durchzuführen noch zu beleben verstanden, unter ihren Händen in einen todten Mechanismus ausgeartet, und anstatt ein Werk ihrer Stärke zu seyn, endlich eine Quelle von Zerrüttung und Ohnmacht geworden ist.

5. Das Bedürfniß einer Volksrepräsentation und die Sehnsucht nach derselben. — — —

II. Ueber das Steigen der Preise in den letzten 50 Jahren.

Mit Bezug auf einen Aufsatz in Müller's Staatsanzeigen.

In Nr. 2 Ihres fünften Heftes haben Sie Alles, was Sie an andern Orten zerstreut über die falsche Richtung der National-Oekonomie, die verderbliche Oberherrschaft oder Alleinherrschaft des Geldes, und die Geringschätzung höherer Güter gesagt hatten, zusammengedrängt und mit großer Kraft und Beredsamkeit eingeschärft.

Ich bin weit entfernt, Ihnen vorzuwerfen, daß Sie den gegenwärtigen, höchst bedenklichen und traurigen Zustand der civilisirten Welt falsch geschildert, oder auch nur mit übertriebenen Farben gemalt hätten; er erscheint mir ungefähr, eben so wie Ihnen.

Ich kann aber über die Grundursachen, aus welchen Sie das Uebel erklären, nicht ganz mit Ihnen übereinstimmen, und glaube, Sie legen

zu viel Gewicht auf gewisse Theorien und Maximen, die, weit entfernt, unsere jetzigen Verlegenheiten gestiftet zu haben, vielmehr aus denselben hervorgingen, zuweilen allerdings schädlich darauf zurückwirkten, in vielen Fällen aber ihnen zur Milderung und zum Correctiv dienten.

Ich bin nach langem Nachdenken über diese Gegenstände endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Hauptklage unserer Zeit, die Schwierigkeit, sich mit den Seinigen den hinreichenden Lebensunterhalt zu verschaffen, mit andern Worten: die ausschweifende Theurung, ihren Grund schlechterdings nicht in dem Verhältnisse des Geldes zu den Waaren, sondern einzig und allein in dem Verhältniß des Geldes und der Waaren zu den Menschen, in dem Mißverhältnisse zwischen Erzeugungsfähigkeit und Verzehrungs-Bedürfnissen hat. Das Verhältniß des Geldes zu den Waaren aller Art ist immer nur ein nominales, und wird es ewig bleiben. Vermehrt sich die Masse der Waaren, ohne daß die Masse des Geldes sich in ähnlichem Verhältnisse vermehrt, so wird die Zahl, die den Preis ausdrückt, geringer, der relative Werth des Geldes größer. Vermehrt sich die Masse des Geldes, ohne daß die Masse der Waaren sich in ähnlichem Verhältniß vermehrt, so wird die Zahl, die den Preis ausdrückt, größer, der relative Werth des Geldes geringer. Vermehren sich beide in ungefähr gleichen Verhältnissen, welches der natürlichste und gewöhnlichste Fall ist, so mag, da Dividend und Divisor mit einer gleichen Ziffer multiplicirt werden, zwar ein höherer Quotient und ein höherer Normalpreis herauskommen, das Grundverhältniß muß dasselbe bleiben. Die größere oder geringere Leichtigkeit, sich Lebensunterhalt und Lebensbedürfnisse zu verschaffen, kann durch Vermehrung oder Verminderung der Circulationsmittel höchstens technisch (insofern die Beschleunigung oder Hemmung der Circulation davon abhängt), aber nie wesentlich afficirt werden, weil in der ganzen Frage Alles nur relativ ist.

Auch der flechteste Staatswirth kann jetzt nicht mehr annehmen, daß die Kraft des Geldes mit vermehrter Masse desselben steigen, oder auch nur nicht abnehmen sollte, oder daß man durch Anhäufung des Geldes eine größere Wirksamkeit desselben erzwingen könnte. Solchen groben Irrthümern haben selbst die bisherigen Theorien, so unvollkommen oder einseitig sie seyn mögen,

schon hinlänglich vorgebeugt. Nichts desto weniger bleibt die Herabwürdigung des Geldes, und aller damit verbundenen Circulationsmittel, nach allen bisherigen Erklärungsversuchen, immer noch eine unbegreifliche Erscheinung; und selbst was Sie darüber gesagt haben, führt nicht zu einem befriedigenden Aufschluß. Denn wenn es gleich allerdings einige Produkte der ersten Nothwendigkeit gibt, die sich nicht nach Willkür, oder durch eine Verstärkung der Geldkraft vermehren lassen, und denen gegenüber das Geld, wenn es seiner Seits fortschreitend zunimmt, als relativ herabgewürdigt erscheinen muß, so ist doch zu bemerken, daß eines Theils selbst diese Klasse von Produkten sich in der letzten Zeit in allen Ländern vermehrt hat, und andern Theils, daß die Preise derselben von den Preisen der übrigen, die nicht unter einem gleichen Gesetze stehen, immer in einem gewissen Grade abhängig seyn müssen. Nun sind aber außer den wenigen Gegenständen erster Nothwendigkeit, deren Vermehrung die Natur allerdings Schranken (obgleich nicht unübersteigliche) anweist, alle andern Erzeugnisse des menschlichen Fleißes und der menschlichen Kunst seit Jahrhunderten nicht nur ohne Unterlaß vermehrt, sondern auch von Jahr zu Jahr mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit besseren Werkzeugen, mit geringerem Aufwand von Arbeit und Kräften hervorgebracht worden, so daß sie, sammt und sonders, im reellen Sinne des Wortes, wohlfeiler seyn mußten, als sonst. Von der andern Seite läßt sich unmöglich behaupten, daß die Quantität des Geldes oder der Circulationsmittel überhaupt in noch größerem oder auch nur in gleichem Verhältnisse zugenommen habe. Die Masse des Metallgeldes in Europa hat sich seit undenklicher Zeit nicht bleibend vermehrt, weil durch Abfluß und Abnutzung ungefähr in jedem Jahre eben so viel verschwunden, als aus den Bergwerken gewonnen worden ist; in den letzten zwanzig Jahren muß sie sich offenbar eher vermindert, als vermehrt haben, weil der Ausfluß derselbe geblieben ist, während die neuen Zuflüsse abnahmen. Papiergeld, Staats-Effecten und Wechselbriefe machen heute freilich einen großen Theil des circulirenden Mediums im weitern Sinne des Worts aus; die beiden letzten Klassen aber, so sehr sie auch das Ankaufsgeschäft befördern und in dieser Beziehung größere Quantitäten wirklichen Geldes entbehrlich machen mögen, sind immer kein eigentliches Geld, und können bei

einer allgemeinen Erörterung der Ursachen hoher oder niedriger Preise kaum in Anschlag gebracht werden. Papiergeld hat nur in einigen Staaten Wurzel fassen können; und da, wo das geschah (wie in England, Oestreich, Rußland), hat es das Metallgeld verdrängt; und wenn das Papiergeld bis zum Mißverhältniß zunahm, hat es den Normalgeldpreis der Waaren gesteigert, ohne auf den Realgeldpreis zu wirken. In vielen Ländern ist das Papiergeld nie eingeführt, oder nach mißlungenen Versuchen verbannt worden. Gleichwohl wurde in diesen Ländern das fortdauernde Steigen der Preise nur eine stets wachsende Schwierigkeit.

Es ist mithin durchaus vergeblich, das Phänomen der zunehmenden Theurung aus irgend einer Veränderung in dem Verhältniß zwischen Geld und Waaren abzuleiten. Der Realpreis einer jeden Waare, worunter ich die Summe von Stoff und Arbeit verstehe, die zu ihrer Erzeugung nothwendig ist, und für den der Verkäufer ein Aequivalent bezahlt, muß, an und für sich betrachtet, geringer werden, wenn die Waare mit einem geringern Aufwand von Stoff und Arbeit hervorgebracht werden kann; welches heute, im Vergleich mit frühern Zeiten, fast bei allen Waaren der Fall ist. Sobald aber dieser Fall eintritt, muß auch der Geldpreis der Waaren geringer werden, es sey denn, daß die Quantität des Geldes sich in eben der Proportion vermehrte, als die Realpreise sich vermindern. Wenn die Quantität des Geldes nach wie vor dieselbe bleibt, während die Realpreise der Waaren sinken, so müssen auch ihre Geldpreise sinken. Sollte die Quantität des Geldes sich gar vermindern (welches heute wenigstens wahrscheinlicher ist, als daß sie sich vermehrte), so muß, unter gleicher Voraussetzung einer wohlfeilern Erzeugung und einer Verminderung im Realpreise der Waaren, das Sinken der Geldpreise noch fühlbarer werden. Dieß alles sind unumstößliche Sätze, so lange man in dieser Sache bloß im Sinn des Verhältnisses zwischen Geld und Waare raisonnirt. Da nun nach diesen Sätzen, anstatt der fortschreitend zunehmenden Theurung aller Waaren, vielmehr in der jetzigen Lage der Dinge eine fortschreitend zunehmende Wohlfeilheit eintreten müßte, so ziehe ich daraus den unträglichen Schluß, daß das Verhältniß zwischen Geld und Waare auf die seit 50 oder 60 Jahren vorgefallenen Veränderungen in den Waarenpreisen gar keinen Einfluß gehabt hat.

Wenn diese Veränderung weder in dem Verhältniß zwischen Waare und Waare, noch in dem Verhältniß zwischen Waare und Geld ihren Grund hat, so bleibt nichts übrig, als diesen Grund in dem Verhältniß der Waare zum Käufer aufzusuchen. Durch das letzte Verhältniß wird der Marktpreis der Waaren bestimmt. Alles übrige gleich angenommen, muß der Marktpreis einer Waare steigen, wenn das Bedürfniß derselben (die Nachfrage) in einer größern Progression zunimmt als die Mittel, den Vorrath zu vermehren. Das aber ist gegenwärtig, und ist seit sehr langer Zeit der Fall in Ansehung aller käuflichen Waaren ohne Unterschied. Seit dem natürlichen Fortschritt der Nationen in der Empfänglichkeit für Lebensgenüsse aller Art, nimmt von Jahr zu Jahr so wohl die Anzahl derer zu, die überhaupt nach Lebensgenüssen streben, als die Masse solcher Genüsse, die jeder Einzelne begehrt, oder für unentbehrlich hält. In demselben Grade vermehrt sich also die Concurrenz der Käufer, die Quantität und Mannigfaltigkeit der Waaren, die von Jedem unter ihnen in Anspruch genommen werden, und folglich auch der Verbrauch sämmtlicher Waaren. Von der andern Seite findet nun zwar ebenfalls eine fortschreitende Vermehrung aller Waaren statt, die aber mit der fortschreitenden Vermehrung der Käufer, mit der fortschreitenden Quantität, welche das Bedürfniß jedes Einzelnen fordert, und mit dem fortschreitenden Verbrauch zu keiner Zeit im Gleichgewichte steht. Denn das Bedürfniß geht der Befriedigung immer voran; der Wunsch zu genießen ist immer rascher und lebendiger als die Thätigkeit im Hervorbringen, und die Waaren werden langsamer erzeugt, als verzehrt. Die Nachfrage überflügelt also den Vorrath; und, wie es auch mit den Realpreisen und Geldpreisen der Waaren stehen möchte, wenn man von diesem ihrem Verhältniß zu den Consumenten gänzlich abstrahiren könnte, es ist gewiß, daß die Marktpreise derselben ohne Unterlaß steigen müssen.

Die von Malthus aufgestellte Theorie der Population, die (wenn gleich in mehreren ihrer Anwendungen unrichtig) in ihren ersten Grundsätzen unbestreitbar ist, läßt sich, wie es mir scheint, auch auf das Verhältniß der Preise ausdehnen. Wenn man von der einen Seite die mannichfaltigen Ursachen, welche die Consumtion in der Gesellschaft vermehren, das Ineinandergreifen dieser Ursachen, und die stets erhöhte Wirksamkeit der einen oder der

andern, von der andern Seite aber die Fähigkeit derſelben Geſellſchaft, durch vermehrte Erzeugung der Waaren mit dieſer immer ſteigenden Conſumtion Schritt zu halten, betrachtet, ſo iſt es vielleicht nicht zu viel geſagt, daß die Nachfrage in geometriſcher, der Vorrath hingegen nur in arithmetiſcher Progreſſion zunimmt.

Ich ſpreche hier nicht von Lokalumſtänden, die in dieſem oder jenem Lande, in dieſem oder jenem Zeitpunkte auf Theurung oder Wohlfeilheit wirken. Ich richte meinen Blick auf den allgemeinen Gang der geſellſchaftlichen Entwickelung, der geſellſchaftlichen Bedürfniſſe und der zur Befriedigung derſelben vorhandenen oder aufzubringenden Mittel. Es iſt eine unleugbare Thatſache, daß die erſten Klaſſen der Geſellſchaft heute eine weit größere Maſſe und eine weit größere Mannigfaltigkeit von Bedürfniſſen haben, als vor 30, 50 oder 100 Jahren, daß jede der geringeren Klaſſen nach und nach auf die Stufe vorgerückt iſt, wo ſich in frühern Zeiten die unmittelbar über ihr (oft auch wohl noch höher als unmittelbar über ihr) ſtehende ſich befand, und daß, mit Ausſchluß der niedrigſten und ärmſten Klaſſe, in deren Lebensweiſe und Lebensgenüſſen zu allen Zeiten eine gewiſſe Gleichförmigkeit obwaltet, die Conſumtionsfähigkeit und der Conſumtionsbedarf der ganzen Geſellſchaft in einem immerwährenden Steigen begriffen ſind.

Um die Reſultate dieſer fortſchreitenden Bewegung in ihrer ganzen Vollſtändigkeit zu überſehen, und beſonders, um zu erklären, wodurch ſie in den letzten dreißig Jahren ſo mächtig und für die Einzelnen ſo drückend geworden ſind, darf ein Hauptumſtand nicht aus der Acht gelaſſen werden, deſſen Einfluß auf die Preiſe ungeheuer iſt. In eben dem Grade, in welchem die Bedürfniſſe jedes Individuums und jeder Familie zugenommen haben, in demſelben, ja wohl noch in einem höhern Grade haben ſich die Bedürfniſſe der Staaten vermehrt. Jeder Zweig der öffentlichen Ausgaben iſt nach demſelben Geſetz koſtbarer geworden, nach welchem jeder Zweig der Privatausgaben koſtbarer wurde; und zu gleicher Zeit hat die Maſſe der Staatsausgaben eben ſo an Umfang zugenommen, als die Maſſe der Privatausgaben. Der Krieg, der in den letzten 25 Jahren beinahe die gewöhnliche und regelmäßige Lebensweiſe der Staaten war, erfordert heute einen Aufwand von Mitteln aller Art, mit welchem der Aufwand, der ihn

in frühern Zeiten begleitete, kaum zu vergleichen ist. Ein einziger Feldzug ist theurer geworden, als ehemals langwierige Kriege. Die mit ausgedehnten Kriegen unzertrennlich verknüpften Verwüstungen und Zerstörungen großer Vorräthe und Kapitalien will ich gar nicht in Anschlag bringen; denn mit den regelmäßigen, über die Dauer des Krieges hinausreichenden Lasten verglichen, sind sie immer nur als untergeordnete Uebel zu betrachten. In welcher Gestalt aber die Kriegsausgaben auch bestritten werden mögen, durch außerordentliche Taxen, durch Naturallieferungen, durch Anleihen, durch nothgedrungenes Papiergeld, in letzter Instanz fallen sie ein für allemal auf das reine Einkommen der Gesellschaft zurück. Ein größerer Theil dieses Einkommens wird dem Privatgenuß entzogen und in der Form von Steuern, sey es zum unmittelbaren Gebrauch, sey es zur Verminderung von Staatsschulden, sey es zur Einlösung eines Uebermaßes von Papiergeld, verwendet. Wie diese Steuern auch angelegt seyn mögen, durch den natürlichen und nothwendigen Zusammenhang zwischen allen Nahrungszweigen, Gewerben und Produkten müssen sie unmittelbar oder mittelbar den Preis sämmtlicher Waaren erhöhen. Denn da in einer oder der andern Gestalt jeder Verkäufer sie tragen muß, so werden sie auch jedem Käufer in Anschlag gebracht. Die Vertheuerung der Waaren, die durch das zunehmende Mißverhältniß zwischen dem Vorrath derselben und dem Privatbedarf schon fühlbar genug wird, muß also durch die zunehmenden Staatsbedürfnisse noch weit fühlbarer werden. In welchem Verhältniß die Staatsbedürfnisse und die Taxen in manchen europäischen Staaten seit 20 bis 30 Jahren gestiegen sind, ist Jedermann bekannt; und dieser Umstand allein, wenn auch durch irgend ein Wunder die Gesammtmasse der Privatconsumtion in 10 Jahren nicht gestiegen seyn, ja, wenn sie sogar abgenommen haben sollte, würde noch mächtig genug seyn, um ein bedeutendes Steigen der Preise hinreichend zu erklären.

Die deutſchen Reiſebeſchreiber über Italien.

Zwar wird ſchon von vielen Seiten über die Unzahl von Reiſewerken geklagt, welche von dem ſchönen Italien handeln, und nicht mit Unrecht; aber eben ſo oft vernimmt man, wie gebildete Deutſche nach ihrer Rückkehr von der, jetzt beinahe obligaten, Pilgerfahrt geſtehen, ſie hätten denn doch Vieles ganz anders gefunden, als es in den zahlreichen Reiſewerken enthalten ſey, deren Studium ſie ſich, zu gehöriger Vorbereitung, zur Pflicht gemacht hatten, auf gut deutſche, gewiſſenhafte Weiſe.

Der Grund dieſer Wahrnehmung iſt ganz einfach. Die Mehrzahl der Reiſenden wendet ſich der Natur, den geſchichtlichen Denkmalen, den ſchönen Künſten zu, will Alles ſehen, was zwar fashionable iſt, aber dennoch, keinen unmittelbaren Bezug auf das Leben, den Beruf und Bildungsgang des Reiſenden hat, — nimmt die ſinnlichen Genüſſe des Südens im Vorbeigehen mit, und verläßt die große Landſtraße ſo wenig, als der Vorgänger. Wer ſich nicht durch das Honorar einer Reiſebeſchreibung die Auslagen der Reiſe erſetzen läßt, will wenigſtens viel Herrliches um ſein Geld geſehen haben, und ſendet durch Loben und Sehnſüchteln den Bekannten denſelben Weg.

Und dennoch kann man ohne Uebertreibung ſagen, daß das innerſte Weſen des Volks, der Kern der Bevölkerung, der Mittelſtand, daß der Angel, auf welchem das italiſche Volksleben ſich dreht, nur von ſehr wenigen Reiſenden beachtet, von noch wenigeren aber erkannt worden ſey. Denn hiezu gehören längere Zeit,

Fertigkeit in der Landessprache bis zum Verständnisse der Dialekte, geschichtliche Studien und besonders eine Sympathie, welche man dem Deutschen, bei so verwandten Schicksalen der Völker, billig zutrauen sollte, welche aber dennoch selten gefunden wird, aus Gründen, welche später entwickelt werden sollen.

Bei der so großen Anzahl gebildeter Deutschen, welche alljährig die nun so fahrbaren Alpenpässe in der Richtung nach Süden durchziehen, scheint es nicht überflüssig, wenn ein Mann, welcher seine schönsten Lebensjahre in Italien zugebracht hat, seinen Landsleuten nicht eine Kritik der vorhandenen Reisebeschreibungen, aber eine Anleitung gibt, wo und wie sie das finden können, dessen sie bedürftig sind. Er thut es mit Freuden, auch deßhalb, weil er dadurch einen Theil der Schuld abträgt, welche Dankbarkeit für unendlich Freundliches und Gutes auferlegt, dessen er in dem so vielfach mißhandelten Lande sich zu erfreuen gehabt hat.

Zuerst wollen wir von den Gegenständen sprechen, welche den Mann von allgemeiner Richtung anziehen, und dann zu den Besonderheiten übergehen, deren Studium und Behandlung wir den Fachmännern empfehlen möchten.

Bei jenen ist vor Allem zu bemerken, wie unendlich viel auf kleinem Raume zusammen gedrängt ist, und wie Eine Tagereise beinahe in jeder Richtung mehr Interessantes bietet, als 400 Werste anderwärts, wie jeder Ort seine eigene, mit den Geschicken der Halbinsel oft seltsam verflechtene Geschichte, seine oft auffallende, stets aber merkbare Abschattung in Sprache und Volkstracht hat, wie oft in kleinen Orten Bauwerke, Denkmale, Altarblätter, herrliche Gegenden jede Mühe, jedes Ungemach reichlich belohnen, wie aber gerade das Interessanteste, das Eigenthümlichste von der Straße der Touristen entfernt liegt, ja im Maßstabe der Entfernung den Charakter einer häuslich bereiteten Nationalschüssel gegenüber der allgemeinen Wirthschaftstafel annimmt. Und nun die Menschen, von welchen der Reisende gewöhnlich nur das in Gasthöfen und Postställen sich umhertreibende Gesindel, höchstens den tüchtigen, aber pfiffigen Vetturin, den ziemlich unbarmherzigen Bankier, den bestechlichen Mauthner kennen lernt! Welches saubere Bild Deutschlands würde herauskommen, wenn man es aus Berliner Eckenstehern, Wiener Fiakern, aus den Schreibern in Landstädten und der Luft der Biergärten an einem Sommerfeiertag

zusammen setzen wollte! Und doch ist Aehnliches und noch Verrückteres auch von ehrbaren namhaften Leuten in Deutschland über Italien geschrieben worden.

Nur Wenige haben voraus bedacht, daß sie vor eine alte Kultur traten, welche ganz eigenthümliche Grundlagen hat, daß hier die Heimat, der Hort des Katholicismus sich befinde, daß das Land in eine Halbinsel auslaufe, das Volk neben dem Festlande auch mehrere große Inseln bewohne. Hiezu kommt noch die Zerschneidung der Halbinsel durch die Kette des Appennins, der Mangel an schiffbaren Flüssen, welche den Verkehr bis tief ins Land hinein ausdehnen, an Kanälen, welche ein Gesenke mit dem andern verbinden. Oft ist die Küste des weltverbindenden Meeres unbewohnt, weil Sümpfe die Luft verpesten, und wo dieses nicht der Fall ist, am östlichen Ufer, fehlen Hafen und Rheden oft längs bedeutender Strecken. Wassergüsse, den tropischen vergleichbar, versumpfen oft, aller kunstreichen Gegenmittel ungeachtet, die Thäler, daher so viele Ortschaften auf Hügeln und Berghängen gebaut sind, malerisch, aber uneben, gesund, aber der Landstraße entfremdet.

Wenn dann der Reisende den Menschen näher tritt, ihrem täglichen Gebahren und ihrer Gesinnung, so bringt er die heimatlichen Begriffe von Erziehung, Reichthum, Geburt und Bürgerthum mit, und wird sich mit Anwendung derselben Worte unwillkührlich täuschen, wenn er sie auf das anwenden will, was sie bedeuten den italienischen Zuständen gegenüber.

Höflichkeit wird wohl kaum ein Nicolai den Italienern abzusprechen wagen, und zwar herzliche, oft mit rührender Zutraulichkeit gepaarte, sich aber nie des Selbstbewußtseyns, oft nicht der Ueberschätzung des eigenen Werths entschlagende Höflichkeit. Nur muß der, welcher auch den kleinsten Dienst verlangt, zuerst, und auch höflich grüßen, und nachher danken, was nicht unbillig scheinen dürfte. Gute Manier, mit einiger Festigkeit gepaart, zu rechter Zeit eine verständige, fröhliche, witzige Erwiederung verfehlen ihre Wirkung nie, dagegen verfehlen diese stets: ein harter, vornehmer Ton, Ordensbänder auf dem Reiserock und Leidenschaftlichkeit, welcher der kluge Italiener sogleich, auch wenn er wirklich in Leidenschaft versetzt ist, und dieser eben den Zügel hatte schießen lassen, die unbezwinglichste Kälte entgegensetzen wird.

Wer Italiens Boden betritt, möge nie vergessen, daß er sich unter den Nachkommen zweier oder gar mehrerer Völker befinde, von welchen das eine das andere unterjocht hatte, und deren Verschmelzung in Eines im Laufe von Jahrhunderten doch nur theilweise stattgefunden hat. Es ließen sich die meisten Eigenthümlichkeiten der romanischen Völker aus dieser Uebereinanderstellung erklären, hier mag es genügen, sie als einen der wichtigsten Momente zu richtiger Beurtheilung des Volkscharakters anzuführen.

Wer die deutschen Begriffe von Reichthum und Wohlhabenheit geradezu auf die italienischen Zustände anwenden will, wird gröblich irren. Im Süden lebt man mit unglaublich Wenigem, und schon mit Wenigem dem Norden gegenüber gut, d. h. man friert nicht, ißt alle Tage frische Gemüse, Seefische, Feigen und Liebesäpfel, trinkt Wein, gekältete Orangeade u. dgl., verplaudert einige Stunden im Caffehause, und genießt Gottes freie Luft in Schatten oder Sonne unendlich angenehmer als bei uns. Kann man dabei ohne Schweiß und Mühe Etwas verdienen, so wird es mit großer Intelligenz und noch größerer Eile abgethan, um wieder der Ruhe pflegen zu können: welches Bedürfniß diese sey, wird der Ultramontano erst alsdann inne, wenn er in das dritte Jahr anhaltend im Süden war, und ein anderes Blut bekommen hat, als das mitgebrachte war. Der Halbnackte ist darum noch kein Tagedieb, weil er nicht wenigstens in ehrbarer Jacke erscheint, und kein Lump, weil in seinem Zimmer außer dem breiten, gewöhnlich reinlichen Bette nur ein Paar Strohstühle und rohe Geräthe umherstehen. Die Straße, der Porticus, der Platz sind sein Empfangzimmer, oft seine Werkstätte. Er braucht minder für die Zukunft zu sorgen als wir, und wenn der Augenblick ihn zur Arbeit treibt, so übt er auch sein Recht doppelt, wenn es Genuß und Befriedigung der Gelüste gilt. Ueberhaupt ist schnelles Empfangen und Wiedergeben, Gelenkigkeit und Beweglichkeit unserer Jugendjahre dort auch dem Greise eigen, und je tiefer man gegen Süden hinabkömmt, desto rein menschlicher, desto kindlicher, und auch desto afrikanischer und kindischer erscheinen die Menschen. Nur vergesse man nie den Hintergrund alter Kultur und Größe, und daß das Bedürfniß durchgreifender Verbesserungen in den Massen unendlich weniger gefühlt wird, als höher hinauf in den Stufen der Gesellschaft. Man könnte in dieser Hinsicht Italien

mit einem auf ſeiner Baſis ruhenden, England aber mit einem auf der Spitze ſtehenden Kegel vergleichen. Dieſer wird nur durch beſtändige Bewegung gehalten, jener ſchwer aus ſeiner Lage gebracht werden.

Denn die Bedürfniſſe, welche die neuere Zeit in die Völker geworfen hat, welche vorzüglich auf Italien reagiren, und ſeit Jahrhunderten ſein Schickſal beſtimmten, die Bedürfniſſe, wie ſie ſich ſeit den letzten fünfzig Jahren geſtaltet haben, werden vom Mittelſtande und von den höheren Klaſſen der Geſellſchaft am ſchmerzlichſten gefühlt, weniger von der Maſſe, welche mit Erleichterung der Abgaben, ſchneller und unparteiiſcher Rechtspflege, und einer folgerechten und kräftigen Verwaltung vollſtändig und ſtets befriedigt ſeyn wird, während nicht nur das Andenken an vergangene Größe, ſondern auch das Bewußtſeyn, Beſſeres zu verdienen, als die Gegenwart beut, während das Beiſpiel der zahlloſen Reiſenden, die von Fremden in Italien ſelbſt unternommenen gewinnreichen Unternehmungen, die ſtolze Bemitleidung des Auslands, täglich die empfindlichſte Seite des gebildeten Italieners verwunden. Ihm fehlen die Elemente der neugeſtalteten Welt, und eben ſo die ſeines alten einheimiſchen Luxus, welcher zahlreiche Dienerſchaft, Feudalrepräſentation, eine Art Hofhaltung, in der Stadt und auf dem Lande, forderte. Je genauer er die Uebel kennt, an welchen ſein Vaterland und deſſen Verwaltung leiden, deſto mehr muß er einſehen, wie ſchwer ſie zu heilen, wie wenig ſie fähig ſind, mit dem Beſtehenden leidlich vermittelt zu werden. Fortwährend wird er von ſeinem Lande abgeſtoßen, und doch iſt es ihm zu theuer, als daß er es verlaſſen könnte; mit der Form ſeiner Kirche geht es ihm ebenſo, daher fühlt er unglaublichen Zug zu gebildeten Fremden, um dieſen ſein Herz auszuſchütten, durch ſie zu neuen Anſichten, zu Berichtigung ſeiner Vorurtheile zu gelangen, die Lücken ſeiner Erziehung zu ergänzen. Wie er von Vielen hiefür belohnt wird, das ſey Gott geklagt!

Der höhere Gewerbetreibende fühlt ſich ebenfalls von dem Auslande in jeder Richtung überholt, und ſieht die Regierungen noch immer in den widerſinnigſten Sperr- und Monopolſyſtemen befangen. Wäre es möglich, einen italieniſchen Zollverein (mit Einſchluß der Monopole und Poſten) durchzuführen, ſo würde die Regierung virtuell in Italien herrſchen, welche an der Spitze

desselben wäre. Da nun aber die italienischen Staaten den Schutz Oesterreichs weder entbehren können, noch offen anerkennen wollen, so stehen einer solchen durchgreifenden Verbesserung Hindernisse im Wege, welche wir vor der Hand für unübersteiglich halten müssen. Der alte Streit der Guelfen und Gibellinen dauert in veränderter Gestalt in den Mauthtarifen noch fort.

Wer ferner die deutschen Begriffe von Adel auf den italienischen anwenden wollte, würde eben so den richtigen Standpunkt verfehlen, ungeachtet die ältesten Häuser des jetzigen italienischen Adels von den deutschen und normännischen Einwanderern abstammen mögen. Eher könnte man eine Parallele mit den Patriziern oder Geschlechtern der ehemaligen aristokratischen Reichsstädte ziehen. Denn der Adel Italiens zog frühe in die Städte und wohnte dort in Burgen, wie man sie in Deutschland nur noch in Regensburg sieht. Da gab es nun die Straßenkämpfe, wie die der Montecchi und Capelletti, es warfen sich Tyrannen auf, und die Verbannten kehrten durch Verrath oder fremde Hülfe wieder in die Vaterstadt zurück, um das Vergeltungsrecht mit Wucherzinsen zu üben. Aus diesem städtischen Leben, der Seltenheit des eigentlichen hohen Adels, und der alten romanischen Völker eigenthümlichen Beschränkung des Adels auf die Schwertseite muß man sich das Wesen des älteren, aus der Erziehung durch Priester, der vollkommenen politischen Nullität, und der sehr untergeordneten Bedeutung der italienischen Heere aber das Wesen des jetzigen italienischen Adels erklären, wenn man ein vernünftiges, billiges Urtheil fällen und gehörig begründen will.

Dasselbe gilt vom Bürgerstand, welcher mit dem Adel ungleich mehr verbunden und verwandt war, und ist, als bei uns, wegen der beständigen Verheirathung herüber und hinüber, und der Leichtigkeit, mit einigem Vermögen dem Adel einverleibt zu werden. Man konnte einen Orsini als Stadtmauthner und Thorwart in Tivoli, einen Sacripanti als Haushofmeister der österreichischen Botschaft in Rom, einen Caraffa als Bretzelbäcker in Neapel sehen, wogegen ein ehemaliger Händler mit französischen Seidenwaaren als Fürst, ein vormaliger Lohnkutscher als Marchese nicht die letzte Rolle ihres neuen Rangs in Rom spielten, und zu Neapel ein berühmter Eisbudenhalter sich zum Baron aufschwang, ohne sein Gewerbe aufzugeben. Ueberhaupt ist bei Bürger und Adel sowohl

die aufſteigende Bewegung ſchneller denn in Deutſchland als die abſteigende. Familien-Erinnerungen — oft ſehr alte, beſonders in Florenz und Venedig, — werden ſorgfältig erhalten, und kommen bei beſſerem Glücke ſchnell zu Tage. Man hat in jedem Geſchlechte der untern und mittlern Bürger eine alte Illuſtration zu nennen, den Rahmen einer entſchwundenen Bedeutung aufbewahrt. Wie der Geiſt in der höheren Geſellſchaft jeder Stadt vorzugsweiſe lokal iſt, ſo iſt die Geſinnung ariſtokratiſch im Weſen, demokratiſch in der Aeuſſerung, und in der Maſſe iſt der Haß und die Verachtung gegen die Höherſtehenden eigentlich nichts als Neid, nichts als das durch Jahrhunderte fortgeerbte Rachegefühl eines unterjochten und mißhandelten Volkes wider das erobernde.

Hiezu noch die Genüſſe, welche das milde Klima und der dankbare Boden auch dem Aermſten nicht verſagen, die Reizbarkeit, welche auch dem Nordländer bei längerem Aufenthalte durch die Luft aufgedrungen wird, und welche dem Eindruck des Augenblicks eine unglaubliche Stärke und ein Uebergewicht über Beſonnenheit und Angewöhnung verleiht; das tragiſche Geſchick des Landes ſeit Jahrhunderten, und die ſinnlichen Denkmale entſchwundener Herrlichkeiten neben unverſchuldetem Unglück; vor Allem aber eine ſyſtematiſche, den Strebungen unſerer Zeit geiſtig und politiſch entgegenarbeitende Niederhaltung und Zerſpaltung, und man wird bekennen müſſen, daß die billige und richtige Beurtheilung der italieniſchen Zuſtände keineswegs etwas Leichtes ſey, und am Wenigſten auf die Weiſe Nicolai's (nicht des Buchhändlers, ſondern des Laufevanzoni's im Berliner Künſtlerfeſte) abgethan werden könne.

Und wie verſchieden ſind die Bewohner der langgeſtreckten Halbinſel unter ſich in Sprache, Sitten, Lebensbedingungen, Geſtalt und Beſchäftigung! Der Deutſche, welcher aus Sizilien an der Küſte Toskana's landet, wird wähnen, ſchon halb zu Hauſe zu ſeyn, und der Südländer wird bis Terracina von Norden her vordringen, ohne bedeutende Anmahnungen an ſeine Heimat zu finden. Mitten durch Italien geht eine Strecke längs der Geſenkſcheide des Appennins, welche beinahe in Allem, beſonders aber in landwirthſchaftlicher Beziehung, ſich der ſüddeutſchen Wirthſchaft nähert, während Genua durch ſeine Lage afrikaniſche Vegetation und Menſchen zeigt, welche durch Geſtalt, Sprache und Charakter himmelweit von den übrigen Italienern, ja von ihren Nachbarn ſich auszeichnen.

Es iſt begreiflich, wie hochpoetiſche Naturen, wie Goethe und Byron, ſich für die ſchöne Andromeda bis zur Gluth erwärmen konnten, und wie dieſer ſogar den Verſuch machen wollte, ihr Perſeus zu werden. Es iſt begreiflich, daß andere nachlallen und nachbewundern, und bei jeder ſingenden Cicade und jedem Lorbeerbuſch griechiſche und lateiniſche Verſe citiren und ſich dafür belohnen, daß ſie die alten Griechen und Römer auf den Schulbänken nicht umſonſt ſich eintrichtern ließen. Aber das iſt ſchwer zu begreifen, und noch ſchwerer zu verdauen, daß ein Volk, deſſen Literatur ſich durch Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſeither ſo vortheilhaft auszeichnete, bei aller Sympathie und Aehnlichkeit mancher Zuſtände dennoch in den Schriften ſo vieler ſeiner Reiſebeſchreiber meiſt vergebens nach einem klaren und wahren Bilde des Nachbarlandes ſucht.

Es wird daher ein Verſuch wohl als gerechtfertigt erſcheinen, den Reiſenden, deren Zahl ſich in langen Frieden und ſteigendem Wohlſtand, bei verbeſſerten Straßen, Poſten und Gaſthöfen ſo bedeutend ſteigert, — nicht einen gedruckten Lohnlakei für die zu durchwandernden Städte, ſondern einen Maßſtab zur Beurtheilung des ſeit zehn Jahren über Italien Geſchriebenen, und einige Winke über Specialiſirung der Arbeiten derer zu geben, welche ſich berufen fühlen, über ihre Reiſen Etwas zu veröffentlichen.

Vorausgeſetzt, daß das, was wir am Eingange mehr angedeutet als ausgeführt haben, den geneigten Leſer zu einiger Behutſamkeit im Urtheilen, einiger Umſicht im Erforſchen bewegen mag, beginnen wir pflichtſchuldigſt mit den Damen, um Ihnen ans Herz zu legen, die Gräfin Hahn Hahn (Jenſeits der Berge, Leipzig, Brockhaus 1840), als Muſter natürlicher Auffaſſung und liebenswürdiger Wahrhaftigkeit nachzuahnen, und ſich nicht durch Vorbewunderung und Vorempfindung irre machen zu laſſen, wie dieſes vielleicht Manchen ihres Geſchlechts, ſowohl ſchreibenden als nicht ſchreibenden, begegnet ſeyn dürfte. Da dieſe Blätter der Beurtheilung einzelner Werke nicht gewidmet ſind, ſo begnügen wir uns zu geſtehen, daß die anmuthige Plauderei gerade durch die Unmittelbarkeit der Auffaſſung ſelbſt die Gegenſtände angezogen hat, über welche ſonſt eine Dame ſprödes Schweigen zu beobachten liebt, z. B. über die Sänger der päpſtlichen Kapelle. Auch dafür küſſen wir ihr die Hand, daß ſie den alten Tiber nicht zum Sosminimum macht, wie ſo viele Männer leider thun.

Zu männlichen Reiſenden übergehend, ſetzen wir die Kenntniß von Rankes trefflichem Werke, die römiſchen Päpſte, bei allen gebildeten Wallfahrern, beſonders aber bei denen voraus, welche ſich mit öffentlichen Zuſtänden vorzugsweiſe befaſſen. Dieſe werden in Raumers Reiſebriefen viel Brauchbares, aber mehr Winke als Ausführung finden. Gewöhnlich iſt die Zeit zu knapp denen zugemeſſen, welche berufen ſind, über ſtaatliche und die ſo enge mit dieſer verſchwiſterten kirchlichen Verhältniſſe mitzuſprechen, als daß ſich etwas Erſchöpfendes erwarten ließe. Nur Berichtigungen, Darſtellung neuerer Vorkommniſſe, durch welche der Unterrichtete aufs Laufende kömmt, laſſen hier mit Billigkeit ſich fordern. Menzel hat für die kurze Zeit, welche er auf ſeinen Durchflug verwenden konnte, eine unglaublich richtige Auffaſſung des Volkscharakters gewonnen und wiedergegeben, und dem Verfaſſer der florentiniſchen Briefe (wahrſcheinlich A. Neumont) verdanken wir gleichfalls ſehr lobenswerthe Einzelnheiten, welche zugleich als Commentar zu dem, gefliſſentlich ſkizzenhaft gehaltenen Büchlein, Rom im Jahre 1833, dienen können. In Niebuhr's Briefwechſel iſt ſehr viel Wahres und Tiefes für den enthalten, welcher es zu finden und vom Eindrucke des Augenblicks abzuſchälen verſteht, welcher nur zu oft auf den trefflichen Mann überwältigend einwirkte.

Wer für militäriſche Zwecke reist, wird wenig oder nichts Brauchbares in deutſchen Büchern finden, welche ſeit den letzten zehn Jahren erſchienen ſind. Es ſcheint, daß die geographiſche und politiſche Lage der Halbinſel den Fachmännern die Ueberzeugung aufgedrungen habe, die Geſchicke werden in Erfüllung gehen, ohne oder gegen die Zuſtimmung des Volks, vielleicht auf Schlachtfeldern jenſeits der Alpen, wie dieſes ſeit Jahrhunderten der Fall zu ſeyn pflegte.

Auch über die kirchlichen Verhältniſſe iſt wenig wahrhaft Geſagtes und richtig Beobachtetes hier zu erwähnen. Die, welche eigentlich berufen geweſen wären, in dieſer Beziehung die ganze Wahrheit zu ſagen, hüteten ſich aus wohl begreiflichen Gründen, dieſes zu thun. Dennoch ſtimmen alle neueren Schriftſteller in einzelnen Wahrnehmungen darin überein, daß Niebuhr nicht zu ſchwarz geſehen habe, und daß der gegenwärtige Zuſtand um nichts tröſtlicher ſey, als der von ihm geſchilderte (bis 1823).

Auch über Geſetzgebung, Heilkunde, Landbau, beſonders die ſo wichtigen bäuerlichen Verhältniſſe, Handel und Fabrikation, ja über die nun mit ſo vieler Liebe getriebenen Naturwiſſenſchaften vermiſſen wir ungerne ſpecialiſirende Reiſebeſchreibungen. In Niebuhr's Briefen iſt auch über dieſe Gegenſtände ein Schatz geiſtreicher Bemerkungen, aber er muß mit Mühe in den Ergüſſen des nach allen Seiten hin thätigen Geiſtes aufgeſucht werden.

Deſto reichlicher ſind von Allen Kunſt und Alterthum bedacht worden, zwar ſelten erſchöpfend oder nur vielſeitig, aber ſtets mit beſonderer Vorliebe. Auch für Verſtändniß der Alten aus Vergleichung ihrer Werke mit dem Leben des jetzigen Volks, mit Bild- und Bauwerken iſt Vieles von unſern Landsleuten geſchehen, und in manchen Fächern, z. B. den hetruriſchen Alterthümern, vielleicht mehr als von den Einheimiſchen. Wenn dieſe durch Wahlverwandtſchaft die antike Welt oft richtiger und halb inſtinktmäßig errathen, ſo iſt unſere Erudition ausgebreiteter, und dadurch fähig, die römiſche Kunſt, als eine in den meiſten Beziehungen offenbar ſecundaire, an die früheren und eigenthümlicheren anzuknüpfen. Wenn in Rom nun den hetruriſchen Alterthümern einige Aufmerkſamkeit wiederfährt, ſo iſt dieſes den „Pruſſiani im Palazzo Caſarelli auf dem Capitole" zuzuſchreiben, hinter welchen zurückzubleiben denn doch gar zu ſchimpflich geweſen wäre. Denn der Italiener ſieht die Alterthumswiſſenſchaft als ein ihm vorzugsweiſe angehörendes Feld an, und der Fremde, welcher hier Geltung anſpricht, muß ſehr feſt im Sattel ſitzen, und gewiſſermaßen um Verzeihung bitten, wenn er abweichende Anſichten vertheidigen will.

Der Reiſebeſchreibungen, welche möglichſt viel umfaſſen wollen, und daher ſelten über allgemeine Bemerkungen hinausgelangen, hätten wir doch wohl genug, und es iſt wie in andern Fächern des Wiſſens, ſo auch in den Aufzeichnungen des, auf italieniſchen Reiſen Wahrgenommenen, eine Specialiſirung auf beſtimmte Fächer ſehr zu wünſchen, um ſo mehr, als hier gerade ein ſehr dankbares Feld beinahe unangebaut geblieben iſt.

Beginnen wir mit der Kirche, deren Verhältniß zu den verſchiedenen Regierungen des Feſtlandes ſeit Kurzem wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit in einer wenig erfreulichen Weiſe auf ſich gezogen hat. Da ſind nun Viele bedürftig, einen klaren Begriff über den Standpunkt zu erhalten, welchen die römiſche Kurie den

italieniſchen und auſſeritalieniſchen Staaten gegenüber eingenommen hat, zu hören, wie ſich die jetzigen Strebungen, die katholiſche Kirche wiſſenſchaftlich zu begründen, zum Mittelpunkte, wie Talente, Charaktere und Kenntniſſe der Centralbehörden ſich zur Zeit und deren Forderungen verhalten. Wiederhergeſtellte oder in Rom allein noch fortgepflanzte geiſtliche Geſellſchaften, die großartige Propaganda, die Collegien für Erziehung ausländiſcher Prieſter, kurz die Wechſelwirkung Roms und der geſammten katholiſchen Kirche ſind insgeſammt noch lange nicht genug gekannt und gewürdigt. Leicht wäre eine klare, unparteiiſche Löſung dieſer Aufgabe freilich nicht, aber gewiß im höchſten Grade verdienſtlich, anziehend und der Anſtrengung der edelſten und höchſtbegabten Geiſter werth.

Gehen wir zum Socialen zum Politiſchen über, ſo können wir ebenfalls dem befugten Stimmgeber nur Glück wünſchen, welcher uns über die bäuerlichen Verhältniſſe, über die Stellung der Städte zum platten Lande, über den Einfluß der Armengeſetze und Verſorgungsanſtalten auf die Bevölkerung belehrt. Er wird die herrlichſten Ideen den Statuten entnehmen können, während er die Verwaltung oft wird beſeufzen müſſen. Der Einfluß der Geſetzgebung, die Majorate, das Dotalſyſtem, die Unauflöslichkeit der Ehen werden ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen, und ſo Vieles ganz einfach erklären, was manchem Reiſenden als Räthſel daſteht. Er wird die Zerfallenheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes in geradem Verhältniſſe der Miſchung durch aufeinanderfolgende Eroberungen finden, und die vielen mißlungenen Verſuche, die Halbinſel zu Freiheit und Einheit zu bringen, hiedurch begreifen, bedauern, und als Symptom eines ſeit lange ſchon krankhaften Zuſtandes betrachten lernen. Er wird aus ſeinen Beobachtungen das Ergebniß ziehen, daß Einheit viel mehr Noth thut, als das, was man in Frankreich, und meiſt auch in Italien, unter Freiheit gegenwärtig verſteht, und daß zu einer haltbaren Republik oder nur zu einer Zweikammerregierung ſo ziemlich alle Elemente fehlen.

Dem wiſſenſchaftlich gebildeten Krieger würde man es Dank wiſſen, wenn er die vom Alpenübergange an nicht gehörig unterſuchten Feldzüge Hannibals, die Befeſtigungskunſt der älteſten Bewohner Italiens und der Römer ſtudieren und bearbeiten würde. Sogar über den militäriſchen Werth der Mauern Roms und

ihre schwache Seite, über die caudinischen Pässe und die zwei Centralfestungen Alba fucense und Corfinium, über die militärische Bedeutung der polyponen Befestigungen weiß man blutwenig, und es scheint doch der Mühe werth, die Eigenthümlichkeiten des Volks bis ins Einzelne zu studieren, welches in der Kriegskunst es bis zu einer unerreichten Virtuosität gebracht hat.

Der friedliche Landwirth dagegen möge nicht glauben, daß er hier nichts lernen, nichts der Mittheilung Werthes auffinden könne. Die Bewässerungen und die Compost-Wirthschaft der Lombardei, die uralte und so wunderbare Bebauung der Umgebung Neapels, die von Lullin de Châteauvieux keineswegs erschöpfend geschilderte Pusten-Wirthschaft im Agro romano sind sorgfältiger Durchforschung werth, und werden bestimmt auch durch Entdeckung mancher Vorrichtungen und Betriebe lohnen, welche auch für das kältere und minder fruchtbare Deutschland von praktischem Nutzen seyn werden.

Zu nicht geringem Nachtheile für die Kassen der Bauherren, für Bequemlichkeit und guten Geschmack haben die Baukünstler seither mehr antikes Säulenwerk als das unglaublich Praktische und Zweckmäßige der italienischen bürgerlichen Baukunst studirt. Die Bereitung der Ziegel und Ornamente in gebrannter Erde, die landwirthschaftliche Baukunst in der Lombardei und Toscana, die Einfachheit der Gerüste und Dachstühle, die verständig auf unser Clima angewendete Eintheilung der Wohnungen, die Erreichung angenehmen Effects mit einfachen Mitteln, das müssen wir vor der Hand von den Baukünstlern, welche wir über die Alpen senden, vorzugsweise bearbeitet wünschen, denn auch in der Baukunst muß man zuerst gerecht seyn, ehe man gut seyn darf.

Wenn wir bemerken, wie wenige Architekten den Wasserleitungen, Abzugskanälen, der Austrocknung der Maremmen, den Dämmen des Po, der Entwässerung des Thals von Spoleto ihre Aufmerksamkeit widmen, oder, wenn ihr Genius sie mehr zu Verzierungen treibt, die sinnreichen Anstalten für Volks- und Kirchenfeste, für Auszierung im Geiste der Bestimmung der Oertlichkeit studieren, so können wir nur bedauern, daß mehrere Fachmänner, welche von Regierungen zu diesem Zwecke nach Italien gesendet wurden, nichts über das Ergebniß ihrer Forschungen bekannt gemacht haben, besonders ein Beamter der Pariser

Präfektur, welcher die Aufgabe hatte, die Volksfeſte der größeren italieniſchen Städte zu ſtudiren, und für Paris nach den Umſtänden anzuwenden.

Wenn für Handel und Gewerbe jetzt ungleich weniger Ausbeute verheißen werden kann, als in den Zeiten, in welchen Italien der Lehrer des ganzen Abendlandes war, ſo wird dennoch dem Beobachter der Satz als feſte Wahrheit ſich vor die Seele ſtellen, daß Deutſchland und Italien eigentlich dazu geſchaffen ſeyen, ſich wechſelsweiſe zu ergänzen, daß der Austauſch von Rohſtoffen, Naturprodukten und Fabrikaten eigentlich ein naturnothwendiger ſey, ja der deutſche Handwerker den Italienern eben ſo willkommen ſeyn müſſe, als der italieniſche Krämer und Cafetier den Deutſchen. Aus der, gegenwärtig freilich nicht ſehr erfreulichen Sachlage können geübte Augen dennoch die Factoren zu Berechnung der Wichtigkeit erſchauen, welche beide Länder ſtets nicht nur in politiſcher, ſondern auch in gewerblicher Beziehung für einander hatten, und bei veränderten Verhältniſſen einſt wieder für einander haben werden.

Da wir Deutſche die Beſtimmung zu haben ſcheinen, u. A. auch die Sprachforſcher für die übrige Welt abzugeben, ſo dürfen wir das, von den Italienern ſelbſt weder vollſtändig noch umſichtig getriebene Studium der ſo vielfach abgeſchatteten italieniſchen Idiome unſern gelehrten Landsleuten mit gutem Gewiſſen empfehlen. Herkunft, Eigenthümlichkeit und Sittigung von Außen werden bei jedem Volksſtamm in ſeinem Dialekt und durch dieſen erkannt, und jede Sprache iſt die Cryſtalliſation des geiſtigen Lebens derer, welche ſie ſprechen. Schon Fernow und Valentini kamen auf überraſchende Ergebniſſe rückſichtlich des Alters der Dialekte, der germaniſchen und arabiſchen Zuthaten, ja der Abweichungen in der Ausſprache; dennoch iſt auch in dieſem Fache noch unendlich viel zu entdecken und aufzuräumen.

Welche Ergebniſſe das Studium der Geſchichte liefern könne, davon geben Ranke, Niebuhr, Raumer ꝛc. ſo unverwerfliche Zeugniſſe, daß es überflüſſig ſeyn dürfte, hierüber mehr zu ſagen, als daß des gänzlich Unbenutzten noch unendlich viel iſt, und daß namentlich das ältere Städteweſen mit ſeinen ganz eigenthümlichen Statuten, mit der ſonderbaren Miſchung altrömiſcher, germaniſcher, byzantiniſcher Elemente bis jetzt weder in ſeiner ganzen

Tiefe erforscht, noch von einem höheren Standpunkt aus angeschaut und dargestellt worden ist. Bei dem Oertlichkeitsgeist der Italiener kann das eigenste Wesen des Volks nur mittelst der Stadtgeschichten und deren Parallelisirung zu Tage kommen.

Der Alterthumsforscher hat nicht nur stets neue Entdeckungen den früheren anzureihen, er hat auch die Befruchtung des Verständnisses der alten Schriftsteller durch Anschauung und Vergleichung zu vermitteln, und besonders, er hat die alte Welt in sich und seinen Zeitgenossen in dem wiederherzustellen, in welchem sie so groß dasteht, in ihrer frischen, natürlichen Verständigkeit, einfachen Großheit. Es gibt überall antike Menschen in diesem Sinne, in Italien mehr unter dem gemeinen Volke, im Norden mehr in den höheren Ständen, vielleicht gab es die meisten in Italien in den wilden, rasch vorschreitenden Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts. Desto verdienstlicher ist es in unsern Tagen, das Sterlingsgewicht jener entschwundenen Größe aufzubewahren, und dahin zu wirken, daß es wenigstens wiedergeboren werden könne, wenn sein Stern wieder aufgeht. Der ungeheuren Masse antiquarischen Wissens fehlt stets noch eine Einbürgerung in diesem Sinne: man äfft die Form nach, unterläßt aber das Wesentliche wieder zu geben.

Die Naturwissenschaften haben ihre Reisenden in großer Zahl und mit gutem Erfolge nach Italien gesendet, und nach dem Vorgange der Versammlung zu Pisa ist zu hoffen, daß der Erwerb seither vereinzelter Strebungen endlich zum Frommen des Auslandes zusammengefaßt und veröffentlicht werden werde. Diesem Fache können wir nur fröhliches Vorschreiten in bereits eröffneter Bahn wünschen.

Wie gerne möchten wir dasselbe von den schönen Künsten sagen! Aber hier müssen wir uns hüten, nicht bitter zu werden. Denn wie viele wandern mit sehr mangelhafter Technik, aber unendlichem Dünkel, mit wohlgekämmtem Barte, aber die Brille vor den Augen, mit hoher Poesie und geringem Fleiße nach dem heiligen Grabe der Kunst, und wie wenige bringen es in Composition, Ausführung und Zeichnung über das Mittelmäßige, und wenn sie die wissenschaftliche Seite erfassen, über einzelne Liebhabereien, und ausschließliche Vorliebe für Ein Fach, Eine Richtung! Hier müssen wir eine tüchtigere, wahrhaftigere Zeit erwarten,

ehe wir Gröſseres und Schöneres von der Mehrzahl unſerer Ausgeſendeten erwarten dürfen.

Wie in Lithographieen und den Ankäufen der Kunſtvereine haben wir in den Reiſebeſchreibungen Genrebilder und aufgewärmte Andacht nur zu oft zu genieſsen, während mit derber Poſſe, mit kräftiger, wenn auch halb roher Natürlichkeit beſſer gedient wäre. Die ächte friſche Plebejität, dieſes oft ſo anmuthige Hinüberſpielen der Lebensäuſserungen in den Naturzuſtand, dieſes alles Comfort's und aller Convenienz ſelbſtbewuſst ſich entſchlagende Leben, das Herrliche, was zu Tage kommt, trotz vielfältigen Drucks, Elends und gefliſſentlichen Verſchlechterns, wie die Pflanze, welche zwiſchen Ruinen ihr Bischen Erde findet — das vorzüglich verdient ſtudirt, geſchildert und genoſſen zu werden.

Auch der reine Genuſsmenſch könnte ein verdienſtliches Scherflein beitragen, wenn er die nationalen Schüſſeln, die Eigenſchaften der Weine, die Bereitung des Eiſes, die ſchöne Anordnung der Caffehäuſer, die Vielfältigkeit der Faſtenſpeiſen, die trefflichen breiten Betten und die kühl erhaltenen groſsen Gemache ſchildern wollte. Vom Riſotto des Mailänders bis zum unvergleichlichen Zuckerwerk ſiciliſcher Kloſterfrauen beut jeder Ort beinahe ſeinen eigenthümlichen Genuſs für den, welcher nicht überall Roſtbeef und Kartoffeln eſſen, und ſeinen Theekeſſel auf den Aetna nachſchleppen will. Eine Monographie aus der Feder des Frhr. v. Rumohr oder des Fürſten Pückler wäre gewiſs verdienſtlich und doppelt willkommen.

Wer aber die Menſchen ſtudiren will, der muſs die Landſtraſse verlaſſen, und die Comfort's ſich vorläufig aus dem Sinne ſchlagen, von welchen der Italiener mit gröſserem Rechte denkt, was Chriſtine von Schweden über ihre abgetretene Krone prägen lieſs: Ich brauch es nicht, es genügt mir nicht. Kaum aber iſt zu begreifen, warum ſo viele Reiſebeſchreiber in der Weiſe der Mehrzahl die kleinen Umwege nach Brescia und Bergamo, nach Ravenna ſogar geſcheut haben. Brescia iſt durch neu aufgefundene Kunſtwerke, Bergamo durch Alterthümer und Seiden-Produktion, Ravenna aber durch die herrlichſten Denkmale aus einer Zeit intereſſant, aus welcher man im übrigen Italien beinahe nichts erblickt. Und dann weiter hinab die einzige noch übrige italieniſche Republik San Marino, das Vaterhaus Rafaels

Urbino, die ganze Strecke von Macerata bis Taranto am adriatiſchen Meere, ja ſo nahe bei Florenz Volterra, Prato, Pictoja, werden kaum von Einem unter tauſend Reiſenden beſucht. Die alte Via Salaria, ein Wunder von Römerbauten, ja der auf einer Spazierfahrt erreichbare herrliche Ponte di nono werden von Rom aus in der Regel nicht beſucht — weil es nicht Mode iſt. Daſſelbe Schickſal hat der See von Celano mit ſeinem Abzugskanal, dem Rieſenwerke des Kaiſers Claudius, haben die bis jetzt noch nicht enträthſelten Denkmale bei Nuri in Sardinien, ja die Fresken der St. Clara-Kirche zu Montefalco, nur eine Meile von dem Straßenknoten Fuligno entfernt. Der kleine Abſtecher von S. Quirico nach Pienza wird durch die Anſicht einer im 15. Jahrhundert von Pius II. durch die beſten Baumeiſter heraufgezauberten Stadt nur Wenigen belohnt, und im Umkreiſe weniger Stunden um Ronciglione warten ein hetruriſches Gräberthal (val d'Ato), das einzige ganz in Stein gehauene Amphitheater des Feſtlandes in Sutri und das größte Denkmal italieniſchen Fürſtenluxus, Caprarola, vergebens auf Beſucher. Es iſt nun einmal nicht die allgemeine Landſtraße, man fürchtet ſich vor Räubern, ſchlechten Betten und klaffenden Fenſtern, und denkt, wenn das Alles der Mühe werth wäre, geſehen zu werden, ſo würden doch wohl Andere es ſchon beſchrieben und in die Mode gebracht haben.

Ein rüſtiger Fußreiſender könnte gewiß eine ſehr intereſſante Beſchreibung eines bis jetzt ſehr wenig gekannten Weges geben, welcher die gewöhnlichen Straßen nur ſelten durchſchneiden würde. Freilich würde er häufig vergebens in den Buden nach glaſirten Handſchuhen oder Jameson's powders forſchen, und oft die Gaſtfreundſchaft anſprechen müſſen, welche an Orten ferne von der Landſtraße rührend freundlich iſt; aber Ein Tag wird ihn einen klareren Blick in das Weſen des Volkes werfen laſſen, als ſechs Monate Aufenthalt am Lungarno zu Florenz, auf dem ſpaniſchen Platze Roms oder an der Villa Reale Neapels. Man könnte eher behaupten, daß Italien erſt da beginne, wo die gebahnte Straße aufhöre, als daß das im Bereiche des unausgeſetzten Fremdenbeſuchs liegende Land vollſtändig Italien ſey.

Es gehören freilich zu ſolchen Kreuz- und Querzügen eine Entſchlagung von vielen Bedürfniſſen und Vorurtheilen, eine feſte Geſundheit, guter Muth, höfliches Vorkommen, Fertigkeit im

italieniſch ſprechen und Zeit; aber wir glauben jeden gebildeten Reiſenden verſichern zu können, daß ſeine Mühe auch alsdann reichlich belohnt werden wird, wenn er nicht beabſichtigt, ſeine Beobachtungen durch den Druck zu veröffentlichen. Es würde eine wahre Entdeckungsreiſe, eine Ergänzung deſſen ſeyn, was wir aus Büchern gelernt haben. Da tritt noch der Haß und die Liebe der alten Zeit, die durch freundliche Höflichkeit gemilderte ſüdliche Heftigkeit, da tritt das unabgegriffene Gepräge des Mittelalters, es tritt das richtige Verhältniß des jetzigen Italiens zur Gegenwart und Mitwelt vor die Seele des Beobachters. Er wird lernen, nicht nur gerecht und umſichtig, ſondern ſogar milde und nachſichtig über die Zuſtände der Halbinſel zu urtheilen, er wird oft im Stillen ſich freuen müſſen, ein Deutſcher zu ſeyn, aber die Geiſtesgaben, Körperkräfte und Gutmüthigkeit des einſt ſo großen, jetzt zurückgegangenen und zurückgebliebenen Volks, und die Fähigkeit bewundern müſſen, die ehemalige ehrenvolle Stellung ſogleich wieder einzunehmen, wenn die Hemmniſſe der Zerſtücklung, der gewaltſamen Zurückſtauung, und beſonders die der falſchen und halben Bildung hinweggeräumt wären. Dieſes kann aber nur durch lange Regierung eines Gewaltherrſchers geſchehen, welcher den Vorſchritt endlich will, und mit eiſernem Willen die böſen Geiſter bannt, die guten in geregelter Thätigkeit erhält.

Während wir in Vorſtehendem verſuchten, die Beurtheilung der Reiſebeſchreibungen über Italien gehörig zu begründen, und zu ſpeziellen Forſchungen Stoffe, zu künftigen Wanderungen Bahnen anzudeuten, möchten wir unſern Leſern, welche die erſehnte Reiſe noch vor ſich liegen haben, zum Schluſſe von Herzen wünſchen, daß neben Genuß und Belehrung auch die furchtbare Warnung und Lehre, welche die italieniſchen Geſchicke zurufen, von ihnen nicht ungehört bleiben, und ſie zugleich abhalten mögen von unbilligem Abſprechen über Wälſchland und vom Ueberſehen deſſen, was Noth thut für Deutſchland.

P. S. M.

Die franzöſiſchen Departementsräthe
(Conseils généraux)
und die deutſchen Provinzialſtände.

Zwiſchen der Commune oder Gemeinde, und der aus der Geſammtzahl der Gemeinden beſtehenden Nation, welche beide das Recht haben, ſich um die Art, wie ſie verwaltet werden, zu bekümmern, und an der Auflegung, Erhebung und Vertheilung der zu den öffentlichen Ausgaben erforderlichen Gelder zuſtimmend und berathend Antheil zu nehmen, gibt es Aggregate von einer Anzahl von Gemeinden, welche Theile des Ganzen ausmachen, und als Bezirke, Kreiſe, Provinzen oder Departements in der Staatsgeographie bezeichnet und verwaltet werden. Zuweilen beſtehen ſie aus beſondern Völkerſchaften, wie es ſich ehemals in Frankreich mit der Bretagne, Normandie, Provence, Guienne verhielt, und wie es noch in Preußen mit den Provinzen Weſtphalen, Sachſen, Rheinland u. ſ. w. der Fall iſt, und haben als ſolche auch beſondere Anſichten, Intereſſen und Wünſche, die ſich nicht immer mit einander vereinigen laſſen, ſondern zuweilen gerade einander entgegenſtehen. In Frankreich war dieſe Iſolirung der Provinzen ſo ſtark, daß es im Jahr 1789 eine der Hauptnothwendigkeiten der vorzunehmenden Staatsreform war, die Eintheilung Frankreichs in Provinzen ganz aufzuheben, um die einzelnen Theile des Reichs zu einem Ganzen zu verſchmelzen und mit dem fehlenden Gemeingeiſte zu beſeelen; daher wurde denn die Eintheilung in Departements eingeführt, welche nichts von dem Alten ließ, und eine Menge kleinerer Agglomerationen von Gemeinden ſchuf, in welchen kein Reſt der alten Gewohnheiten und Anſichten geltend gemacht werden konnte.

Man hat dieſe Umſtaltung oft getadelt, weil ſie den patriotiſchen Geiſt der Provinzen zerſtört und die Menſchen allzu ſehr iſolirt habe. Einiges Gute mag mit den Provinzialeinrichtungen allerdings zu Grunde gegangen ſeyn. Es iſt aber wohl zu vermuthen, daß ſchwerlich irgend eine durchgreifende Maaßregel in Frankreich hätte ausgeführt, und die Staatsverwaltung von Grund aus gebeſſert werden können, wenn die Provinzen mit ihrem abgeſchloſſenen Geiſte fortbeſtanden hätten. Vielleicht wäre manches Uebel der Revolution verhindert worden; aber das allgemeine Wohl, welches Frankreich eben dieſer Revolution verdankt, würde aus dem Wirrwarr keineswegs haben hervorgehen können.

Eben dadurch, daß der alte Provinzialgeiſt keine Haltung mehr hatte, entſtand unter den Bürgern ein Gemeingeiſt, welcher auf das ganze Betragen der Nation einen bedeutenden Einfluß ausübte und zu auſſerordentlichen Thaten Anlaß gab. Man mußte aufhören, ein Bretagner, ein Normanne, ein Lothringer zu ſeyn, und ein Franzoſe werden. Die dargebrachten Opfer (deren freilich viele verlangt wurden) dienten nicht mehr der Provinz, ſondern dem Vaterlande.

Rathsverſammlungen und Direktorien wurden nach dem Muſter der obern Regierung in allen Departements, ſo wie kleinere Rathsverſammlungen in allen Diſtrikten der Departements angeordnet, wobei die Regierungskommiſſarien, unter dem Namen **Procureurs généraux** und **Procureurs syndics**, nur eine berathende Stimme, ſonſt aber gar keinen Einfluß haben ſollten. Jede Departements-Rathsverſammlung hatte 8 Direktoren zu wählen, welche alle Geſchäfte, ſowohl was Verwaltung, als was Juſtiz und Polizei betraf, leiten und dem Rathe jährlich Rechenſchaft von ihrer Verwaltung ablegen mußten; dieſe Rechenſchaft mußte hernach durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden. Eben ſo beſtand in jedem Diſtrikte ein Direktorium, aber nur von vier Mitgliedern, und eine daſſelbe kontrolirende Rathsverſammlung. Die Departementsräthe und Direktoren hatten die Pflicht, den von der geſetzgebenden Macht jedem Departement auferlegten Antheil an den Staatsauflagen unter die Diſtrikte deſſelben zu vertheilen, ſo wie dann die Diſtriktsräthe und Direktoren die dem Diſtrikte zugelegte Quote unter die Gemeinden des reſpektiven Diſtriktes zu vertheilen hatten. Ferner mußten ſie über die

rechtmäßige Auferlegung der Laſten aller Steuerpflichtigen, über die Erhebung der Steuern, die gehörige Verwendung der zu gemeinſamen Zwecken beſtimmten Staatsgelder, über die öffentliche Erziehung und Bildung, über die Bewahrung des Staatseigenthums, über die Leitung und Vollendung öffentlicher Arbeiten, über die Ausführung der Sanitätsmaaßregeln, ſo wie endlich auch noch über den Dienſt der Nationalgarde wachen.

So wurde die Departementsverwaltung im Jahr 1789 eingerichtet. Die Folgen entſprachen jedoch keineswegs der öffentlichen Erwartung. Einerſeits geſchah von den Departementsverwaltungen wegen der Menge der Mitglieder, und wegen der ihnen fehlenden obern Leitung zu wenig; andernſeits ſetzten ſie ſich oft in Widerſpruch gegen die Regierung, und wurden hemmende Glieder in der Staatsmaſchine.

„Die Direktorien, berichtete **Boissy d'Anglas** im Namen einer Kommiſſion des Nationalkonvents im Jahr III. der Republik, waren allzu zahlreich, und die Generalrathsverſammlungen ohne Nutzen. Erſtere berathſchlagten, anſtatt zu handeln, letztere kamen nur während eines Monats zuſammen, und hatten faſt immer, wenn ſie auseinandergiengen, eine koſtbare Zeit mit langen und unnützen, gewöhnlich allgemeinen und politiſchen Diskurſen verſchwendet.“

Man ordnete nun für jedes Departement des Reichs eine aus fünf Mitgliedern beſtehende Verwaltung an, hob die Eintheilung in Diſtrikte auf, und richtete dagegen Kantone mit Munizipalbehörden ein, denen einzelne Munizipalbeamten kleiner Gemeinden untergeordnet wurden. Der Verein der Munizipalbehörden ſollte die Kantonsverwaltung beſorgen.

Dadurch glaubte man die Sache recht gut gemacht zu haben; es fand ſich aber, daß man durch die anſcheinende Verbeſſerung wenig gefördert hatte. Es waren noch zu viele Verwalter da; denn wenn die Verantwortlichkeit auf mehreren ruht, ſo hält es ſchwer, jeden verantwortlich zu machen. Ferner war durch die Aufhebung der Rathsverſammlung auch die Aufſicht und Kontrole über die Departementsverwalter verſchwunden; mithin waren die Bürger gegen Mißbrauch der Gewalt und andern Unfug weniger geſichert als zuvor. Daß die Regierung ſich das Recht vorbehielt, die Entſcheidungen und Beſchlüſſe der Departementsverwalter zu kaſſiren oder zu ſuſpendiren, konnte allerdings einigem Mißbrauche

vorbeugen, aber auch andern von Seiten der Regierung ſelbſt Eingang verſchaffen und der Freiheit ſchaden.

Fünf Jahre nachher, als Bonaparte Konſul geworden war, geſtaltete eine neue Staatsverfaſſung auch die Departementsverwaltung anders. Die Departements wurden nämlich in drei oder mehrere Arrondiſſements getheilt, mit Subpräfekten, welche dem oberſten Beamten des Departements, dem Präfekten, untergeordnet wurden. Die Bürger eines jeden Arrondiſſements ſollten eine Anzahl von Leuten angeben, welche ſie zur Verwaltung für fähig hielten; dieſe Anzahl ſollte ſo ſtark ſeyn, als ein Zehntel des ſämmtlichen Wahlkollegiums, und dieſes Zehntel ſollte dann aus ſeiner Mitte wiederum ein Zehntel auswählen, welchem die Verwaltung des Arrondiſſements anvertraut wurde.

Dieſes noch mangelhafte Geſetz vom 22ten Frimaire wurde bald darauf (am 28ſten Pluviose) durch ein anderes ergänzt, welches länger gedauert hat, als alle vorigen, und zum Theil noch jetzt der Einrichtung der Departements-Konſeils zum Grunde liegt. Ein Regierungsbeamter, der Präfekt trat nun an die Stelle der vorigen Verwaltungskollegien; ihm wurden Präfekturräthe beigegeben, zur Schlichtung der Streitigkeiten wegen Verwaltungsſachen; und um den Anſchein der vorigen Kontrole beizubehalten, wurde ein Generalkonſeil eingeſetzt, welchem der Präfekt jährlich Rechenſchaft ablegen ſollte. Dieſe Rathsverſammlung ſollte nach dem Verhältniſſe der Volksmenge des Departements aus 16 — 24 Mitgliedern beſtehen, und jährlich nur 14 Tage lang ſich verſammeln. Jedem Arrondiſſement wurde ein Subpräfekt und ein aus 11 Mitgliedern beſtehender Rath vorgeſetzt, ſo wie jeder Gemeinde ein Maire mit einem oder mehrern Adjunkten.

Um keinen hemmenden Widerſtand in ſeinem Regierungsgange zu erfahren, eignete ſich Bonaparte in dieſer Verfaſſung das Recht zu, nicht allein die Präfekten, Subpräfekten, Präfekturſekretäre, Gemeindemaires und ihre Adjunkten (in den von mehr als 5000 Seelen bewohnten Städten), ſondern auch die Mitglieder der Departements- und Arrondiſſementsräthe ſelbſt zu ernennen; ihre Ernennung ſollte 3 Jahre lang gültig ſeyn; jedoch konnten ſie nach Verlauf dieſer Zeit wieder ernannt werden.

Bonaparte war von dem Grundſatze ausgegangen, Verwalten müße das Werk eines einzigen Beamten, Richten und Urtheilen

das Werk Mehrerer seyn. Diesem nach sollte die wesentliche Beschäftigung der Departements- und Arrondissementsräthe seyn, auf unparteiische Art die Steuerauflagen unter die Arrondissements, ihre Städte und Dörfer zu vertheilen, und durch diese gleichmäßige Vertheilung das Zutrauen der Steuerpflichtigen zu erwerben. Nebenbei sollten sie die Rechenschaft über die im Departement und dessen Arrondissements zum Behufe gemeinnütziger Anstalten erhobenen Gelder anhören, damit die Bürger die Gewißheit erlangten, daß die von ihnen bezahlten Beiträge zu dem im voraus bestimmten Zwecke, und zu keinem andern verwendet würden.

Dann sollten sie auch noch die Befugniß haben, ihre Meinung über den Zustand und die Bedürfnisse der Einwohner zu äussern, indem einer freisinnigen Regierung viel daran liegen müße, die allgemeinen Wünsche kennen zu lernen, und dieses nicht besser geschehen könne, als vermittelst der Vereine von Landeigenthümern, welche aus den Notabeln des ganzen Reiches gewählt werden, wobei die Listen der letztern unter Mitwirkung aller Bürger angefertigt worden.

Nach diesem wichtigen, trefflich abgefaßten und sehr gut lautenden Gesetze wurden also die Mitglieder der Departements- und Arrondissementsräthe nicht mehr von ihren Mitbürgern gewählt, sondern von der Regierung bezeichnet, wodurch der Charakter dieser Dikasterien sich natürlich ganz verändern mußte; denn anstatt aus unabhängigen Bürgern zu bestehen, welche fähig waren, das Verfahren der Regierung und der Departementsbeamten zu überschauen, und den Muth hatten, die Mißbräuche zu rügen, und die Wünsche und Bedürfnisse des Departements oder Arrondissements freimüthig anzugeben, war vorherzusehen, daß die Räthe, welche ihre Ernennung blos der Regierung verdankten, nur stumme Zeugen der Verwaltung seyn und nichts äussern würden, was der Regierung mißfallen konnte. Auch ließ sich erwarten, daß die Regierung von nun an keine andern Männer in die Departements- und Arrondissementsräthe berufen würde, als solche, von denen sie keine Widerrede, keine unbequemen Einwendungen zu fürchten hatte und auf deren Zustimmung sie im voraus rechnen konnte.*

* Ein einziges Mal, im Jahr X. der Republik bekamen die Wahlkollegien der Departements und Arrondissements den Auftrag, dem ersten Konsul

Von nun an war alſo der Departements- und Arrondiſſements-konſeil keine der Verwaltung zur Seite geſetzte und ſie kontrolirende Behörde mehr, kein Verein, welcher als Organ der öffentlichen Meinung hätte gelten können, ſondern eine Täuſchung, welche die Regierung mit dem Volke trieb. Indeſſen täuſchte ſich doch Napoleon ſelbſt, indem er die Nation hintergehen wollte; denn er vernahm nun die Gebrechen der Departementsverwaltung, die Mißbräuche der Präfekturbeamten, die Wünſche und Klagen der Bewohner nicht mehr, zumal da auch die Preſſe nicht mehr frei war. Die Generalkonſeils beſchränkten ſich auf die Rolle von bloßen Zeugen der Präfekturverwaltung, billigten Alles und arbeiteten, ohne es zu merken, zuerſt an der Befeſtigung, und dann allmählig am Sturz des Napoleon'ſchen Deſpotismus.

Man ſollte glauben, nach dem Fall des Kaiſerthums müßte es eine der erſten Sorgen der wiedereingeſetzten Bourbonſchen Regierung geweſen ſeyn, die von der Napoleonſchen Gewalt verfälſchten Staatseinrichtungen in ihrer Reinheit herzuſtellen. Dazu fehlte es aber an Einſicht, gutem Willen und Aufrichtigkeit. Sie ließ die Conseils généraux in ihrem Unvermögen, wie ſie Napoleon geſtaltet hatte, und hütete ſich wohl, hier wie bei mehrern andern Staatseinrichtungen, liberaler zu verfahren, als Napoleon gethan hatte, wider deſſen eigenmächtige Regierung man doch allgemein ſchrie, und in welches Geſchrei ſie ſelbſt mit einſtimmte.

Glücklicherweiſe iſt ein Deſpot nicht immer ſcharfſinnig genug, um zu bemerken, daß eine von ihm getroffene eigenmächtige Verfügung das von ihm Erbaute auf einer andern Seite wieder zerſtört. Es fiel dem Kaiſer eines Tages ein, dem Staatsſchatze, der ſchon Ausgaben genug habe, ſey es doch eine große Laſt, die in den Departements befindlichen öffentlichen Gebäude, als Hoſpitäler, Gefängniſſe, Präfekturhotels, Schulen u. ſ. w. unterhalten zu müßen, da ſie doch nur den Departements dienten. Folglich wurde der Entwurf eines Dekretes in den Senat gebracht, welches die Gebäude den reſpektiven Departements zueignete, mit der Bedingung, daß ſie dieſelben künftig unterhalten ſollten. Die

für jede Rathsſtelle 2 Kandidaten vorzuſchlagen, unter denen er zu wählen hätte. Dieß wurde nicht wiederholt, und als Bonaparte erſter Konſul und dann Kaiſer geworden war, ernannte er die Räthe ohne irgend einen Vorſchlag der Wahlkollegien.

Staatsredner äußerten, dies sey ein prächtiges Geschenk, welches der Kaiser den Departements mache; diese aber fanden, daß es eine neue, schwer zu tragende Last sey, die man ihnen aufbürde; denn die Unterhaltung besagter öffentlicher Gebäude erforderte bedeutende Summen. Es folgte jedoch aus dieser Uebertragung, daß die Departementsräthe nun mit der Aufsicht über sämmtliche öffentlichen Gebäude beauftragt werden mußten, wodurch ihr Wirkungskreis bedeutend erweitert wurde. Daran hatte Napoleon wohl nicht sogleich gedacht; denn sonst würde er vielleicht irgend eine andere despotische Maasregel ergriffen haben, um den Departementsräthen nicht mehr Macht zu geben, als er ihnen Anfangs zugedacht hatte.

Indessen wurden unter der Bourbon'schen Regierung die Klagen über den mangelhaften Zustand der Departementsräthe immer lauter. Aber erst im Jahr 1829, als das Martignac'sche Ministerium das Munizipalwesen durchaus verbessern wollte, sollte auch als Schlußstein des Ganzen die Anstalt der Generalkonseils eine etwas liberalere und mithin vernünftigere Einrichtung bekommen. Um jedoch die Räder der Staatsmaschine zu vereinfachen, sollten nach diesem Projekte die Arrondissementsräthe wegfallen, und nur die Conseils généraux beibehalten werden, deren Mitglieder von den Wählern ernannt werden sollten. Die Deputirtenkammer, welche den Gesetzentwurf zu erörtern hatte, wollte sich die Aufhebung der Arrondissementsräthe nicht gefallen lassen, und da der Minister darauf bestand, so wurde das vom Hofe noch als viel zu liberal angesehene Projekt zurückgezogen, und die Sachen blieben wie sie waren.

Erst als die Julirevolution bedeutende Staatsreformen möglich gemacht hatte, kam die Reihe auch an die Verbesserung der Generalkonseils. In der neuen Verfassungsurkunde des Reiches wurde ausdrücklich bestimmt, daß in dem kürzesten Zeitraume, welcher möglich sey, die Departemental- und Munizipaleinrichtungen auf das Wahlsystem gegründet werden sollten. Jedoch konnte erst im Juni 1833 ein vollständiges Gesetz über die Departementsräthe zu Stande kommen. Dieses Gesetz ist es, worauf seitdem die Anstalt der Departementalrepräsentation in Frankreich beruht.

Nach demselben besteht in jedem der 86 Departements, worein Frankreich getheilt ist, ein Rath, welcher aus eben so vielen

Mitgliedern zusammengesetzt wird, als es Kantone im Departement gibt. Uebersteigt jedoch die Zahl der Kantone 30, so werden zwei oder mehrere von einem einzigen Rathsmitgliede repräsentirt, so daß eine Departements-Versammlung nie aus mehr als aus 30 Räthen besteht. Eine, wie mich dünkt, ängstliche Vorkehrung, welche die allzu zahlreichen Versammlungen vermeiden will und Unregelmäßigkeit einführt, bloß um die Zahl 30 nicht zu übersteigen.

Jeder der Kantone, wenn deren nicht mehr als 30 im Departement vorhanden sind, wählt also seinen Repräsentanten zum Rathe. Alle diejenigen Bürger, welche das Recht besitzen, Deputirte zu wählen, so wie auch alle diejenigen, welche auf der Liste der Geschwornen stehen, also nicht allein die 200 Franken Grundsteuer zahlenden Eigenthümer, und ein Patent jährlich lösenden Kaufleute und Fabrikanten, sondern auch die zum gelehrten Stande gehörigen, welche als solche zu Geschwornen beim Assisengerichte genommen werden, tragen zur Wahl des Departementsrathes bei. Beläuft sich die Zahl der Wähler eines Cantons nicht auf 50, so werden die am meisten Besteuerten hinzugenommen, um die Zahl der 50 zu ergänzen. Um zum Departemental-Rathe gewählt werden zu können, wird erfordert, daß der Candidat 25 Jahr alt sey und 200 Franks Grundsteuer zahle. Ist die Zahl der Wahlfähigen in einem Arrondissement nicht sechsmal so stark als diejenige der Mitglieder des Departementsrathes, so werden, um die Zahl zu ergänzen, aus den am meisten Besteuerten die nöthigen Individuen auf die Liste gesetzt. Präfekten und Subpräfekten, Präfekturräthe und Sekretäre können in keinem Departement, Steuerempfänger, Civil-Ingenieurs und andere Staatsbeamte nicht in demjenigen Departement, in dem sie angestellt sind, Mitglieder des General-Konseils werden.

Der gesammte Departementalrath wird auf 9 Jahre gewählt; alle 3 Jahre tritt ein Drittel aus, die Austretenden können jedoch wieder gewählt werden.

Der König kann eine Departementalraths-Versammlung auflösen; dann muß aber in Verlauf von 3 Monaten zu einer neuen Wahl geschritten werden.

Nur auf Befehl des Departements-Präfekten, in Folge einer königl. Ordonnanz, kann der Departementsrath zusammentreten,

und zwar auf die in der Ordonnanz bestimmte Dauer. Der Präfekt eröffnet die Session, empfängt den Eid der Mitglieder, vertritt bei der Versammlung die Stelle eines Regierungs-Commissärs und wohnt den Berathungen bei, jedoch nicht, wenn über die Rechenschaft seiner Verwaltung abgestimmt wird. Der Departementsrath erwählt aus seiner Mitte den Vorstand und den Sekretär. Zur Gültigkeit der Berathungen wird die Gegenwart von mehr als der Hälfte des Rathes erfordert. Die Sitzungen werden nicht öffentlich gehalten. Jedoch steht es dem Rathe frei, die Resultate seiner Berathungen durch den Druck bekannt zu machen. Alle Berathungen über Gegenstände, welche nicht im Bereiche der Departementsräthe liegen, so wie diejenigen Berathungen, welche außerhalb der gesetzlichen Zeit der Zusammenkunft geschehen, sind ungültig. Auch kann sich der Rath eines Departements nicht mit dem eines andern Departements in direkte Verbindung setzen. Hat Einer dem Andern etwas mitzutheilen, so kann dieses nur vermittelst des Präfekten geschehen. Eben so wenig darf ein Departementsrath Proclamationen oder Adressen an's Publikum erlassen. Der Präfekt kann eine Session suspendiren. *

Der Arrondissementsrath besteht aus eben so vielen Mitgliedern, als es Kantone im Arrondissement gibt, und muß wenigstens 9 Mitglieder in sich fassen, sollten auch keine 9 Kantone vorhanden seyn. Diese Räthe haben die jedem Arrondissement zugelegte Steuerquote unter die Gemeinden zu vertheilen; wenn letztere sich für zu sehr belastet halten, so kann an das General-Konseil appellirt werden. Uebrigens haben die Arrondissements-Konseils keine politische Wichtigkeit, und daher mag es wohl gekommen seyn, daß Staatsmänner geglaubt haben, man könne sie ohne Schwierigkeit aufheben. Andere haben jedoch eingesehen, daß solche Vereine besser die Bedürfnisse und die Lage der einzelnen Gemeinden einsehen können, als die Departementalräthe, welche das Gesammte eines Departements, also zuweilen 3 — 600

* Alle die Departementalräthe betreffenden gesetzlichen Verfügungen sind vom Advokaten Dumenil (welcher selbst Mitglied eines Departementsrathes ist) in seinem Werke: de l'organisation et des attributions des conseils généraux de departement et des conseils d'arrondissement. Paris, 1837. 8., ausführlich und befriedigend auseinander gesetzt und erklärt worden.

Gemeinden (in einigen Departements ſogar 8—900) zu überſchauen haben.

Was nun die Departementalräthe betrifft, ſo war in dem wichtigen Geſetze vom Jahr 1833, welches ſeitdem zur Richtſchnur dient, Alles beſtimmt, ausgenommen das Wichtigſte, nämlich ihr Wirkungskreis und ihre Verrichtungen. Zwar hat man ihnen urſprünglich die Vertheilung der Steuerquoten und die Anwendung der zu den Departements-Ausgaben beſtimmten Gelder zugetheilt; aber ſeitdem waren ihnen auch andere Geſchäfte zu Theil geworden, und aus dem Obigen hat man geſehen, daß ſelbſt Napoleon, welcher ſie ſo unbedeutend als möglich hatte machen wollen, dazu beigetragen hatte, ihren Wirkungskreis zu erweitern. Die Zeitumſtände trugen auch das Ihrige dazu bei, beſonders ſeit der Julirevolution, um bei den General-Konſeils mehr Angelegenheiten in Anregung zu bringen, als zuvor, ſo daß es hie und da zu Berathungen kam, welche der Regierung eine Uebertretung des Wirkungskreiſes der Departementsräthe ſchienen.

Es entſtand alſo die Nothwendigkeit eines Geſetzes über den Bereich der Berathungen und Entſcheidungen dieſer Räthe. Dieſes Geſetz wurde endlich im Jahr 1838 in Vorſchlag gebracht, und nach ſehr umſtändlichen Erörterungen in den beiden geſetzgebenden Kammern, am 10. Mai 1838 von der Regierung bekannt gemacht. Im Weſentlichen verändert es die früheren Beſtimmungen nicht, ſondern bezeichnet ſie nur deutlicher und genauer. Die Departementsräthe haben, nach wie vor, die von den geſetzgebenden Kammern feſtgeſetzten Steuerquoten unter die Arrondiſſements, aus welchen das Departement beſteht, zu vertheilen; ſie können ſogenannte centimes facultatifs, das heißt außer der geſetzlichen Steuer noch eine gewiſſe Anzahl Centimes für jeden Frank der Grundſteuern zum Behufe erforderlicher Specialausgaben des Departements ausſchreiben, oder vielmehr in Vorſchlag bringen, die hernach von den geſetzgebenden Kammern entweder angenommen und in geſetzlicher Form bekannt gemacht oder von ihnen verworfen werden.

Die Geſetze haben dieſem Ausſchreiben Grenzen geſetzt, ſo daß nur eine beſtimmte Anzahl beſagter centimes additionnels und facultatifs, aber nichts darüber ausgeſchrieben werden kann. In dieſer Hinſicht ſtehen alſo die Departementalräthe ganz unter

der Aufſicht der geſetzgebenden Kammern und können aus eigener Macht keine Steuern ausſchreiben, und zwar mit Recht. Es würde wenig Conſequenz verrathen, wenn unter einer Verfaſſung, welche keine andere Steuererhebung für geſetzlich anerkannt, als die von den Repräſentanten der Nation bewilligte, eine Lokalbehörde, wenn auch eine aus und von dem Volke gewählte, den Bürgern willkürlich Steuern auflegen könnte, welche für einen Theil der Bevölkerung die öffentlichen Laſten bedeutend erhöhen könnten, zuweilen ohne großen Nutzen für den Bezirk. Es würden Mißbräuche entſtehen, welche für die Departements-Bewohner äußerſt drückend werden könnten.

Freiere Hand haben dieſe Räthe im Kontroliren der Verwaltungs-Rechnungen, welche ihnen die Präfekten vorlegen müſſen, in der Aufſicht über die öffentlichen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anſtalten, in der Anwendung der zum Behufe der Lokalbedürfniſſe angewieſenen Gelder, und in den gemeinnützigen Vorſchlägen, die ſie zu äußern berechtigt ſind. Mit andern Departementalräthen darf ſich zwar, wie wir geſehen haben, keine ſolche Verſammlung in direkte Verbindung ſetzen, aber vermittelſt der Präfekten können und müſſen ſie, nach wie vor, ſich über gemeinſchaftlich anzulegende oder zu unterhaltende Anſtalten, z. B. über Normalſchulen, Irrenhäuſer, Gefängniſſe, Landſtraßen mit einander verſtändigen, da nach den Geſetzen mehrere Departements zuſammen die Koſten einer ihnen gemeinſchaftlich gehörenden Anſtalt zu tragen, und für die Unterhaltung auch gemeinſchaftlich zu ſorgen haben.

Die Seſſionen der Departementsräthe pflegen 14 Tage zu dauern, und nach der Seſſion der geſetzgebenden Kammern ſtatt zu finden, da manche Mitglieder jener Räthe auch Deputirte ſind, und alſo den Verſammlungen in ihren Departements nicht beiwohnen könnten, wenn die Kammern und die Räthe zu gleicher Zeit verſammelt wären. Auch folgen die Seſſionen der Departementsräthe ganz natürlich auf diejenigen der Kammern, da die von letztern auf's folgende Jahr bewilligten Steuern in jedem Departement auf die Arrondiſſements, woraus es beſteht, vertheilt werden müſſen, und die Vorſchläge, ſo wie die Beſtimmungen über Specialauflagen frühzeitig genug bei der Regierung in der Hauptſtadt anlangen müſſen, um in der nächſtkünftigen Seſſion der Kammern berückſichtigt werden zu können. Zu dem Ende iſt den

Departements-Präfekten vom Miniſter des Innern zur Pflicht gemacht worden, daß ſie im Verlaufe eines Monats nach Beendigung der Seſſion einen hinlänglichen Auszug des Protokolls der Verhandlungen der Departementsräthe einſchicken müſſen, damit der Miniſter Zeit habe, ſie zuſammendrucken zu laſſen und unter die Mitglieder der beiden Kammern während der nächſten Seſſion zu vertheilen. Damit ſcheint jedoch der Miniſter ſeine Noth zu haben, und in einem miniſteriellen Rundſchreiben an die Präfekten, vom Jahr 1838, wird geklagt, daß ein Präfekt, welcher jedoch nicht weiter bezeichnet wird, die Einſendung der Vota ſeines Departements 8 Monate lang verzögert habe, und mithin auch Schuld geweſen ſey, daß die miniſterielle Bekanntmachung des Compte-rendu der geſammten Beſchlüſſe der Departementsräthe nicht früher habe erſcheinen können.

Eine wichtige Frage bei der Erörterung des letzten Geſetzentwurfes über die General-Konſeils betraf die Bekanntmachung ihrer Verhandlungen. Die Oppoſition verlangte, wo nicht die Oeffentlichkeit der Berathſchlagungen und das Zulaſſen des Publikums zu denſelben, doch wenigſtens die Veröffentlichung derſelben durch den Druck. Gegen dieſen Vorſchlag wurden kräftige Einwendungen gemacht. Da die Dauer einer Seſſion auf eine kurze Zeit beſchränkt iſt, ſo iſt es wichtig, daß die Zeit gut angewendet, und allzu weitſchweifige Reden und Erörterungen vermieden werden. Stenographirte man nun aber die Berathſchlagungen jener Verſammlungen, wie diejenigen der geſetzgebenden Kammern, ſo ſtände zu befürchten, daß die Sucht, ſich als Redner auszuzeichnen und in den Zeitungen zu glänzen, manche Mitglieder, beſonders Advokaten, welche in Frankreich mit vieler Geläufigkeit, aber auch mit großer Weitſchweifigkeit zu reden pflegen, verleiten könnte, ſich in lange, und zu keinem bedeutenden Reſultate führenden Erörterungen einzulaſſen, wobei der Hauptzweck der Seſſion verloren gehen und nichts gefördert werden würde. Nebenbei ſcheint man gefürchtet zu haben, die vielen kleinen Departemental-Tribünen möchten als Nebenbuhlerinnen der Hauptribünen auftreten, die in Frankreich ſo ſorgfältig beförderte und feſtgehaltene Centraliſation zerſtören und den alten, einſeitigen und egoiſtiſchen Provinzialgeiſt in einem verjüngten Maßſtabe als Departementalgeiſt wieder erzeugen.

Diese Furcht mag nicht völlig ungegründet gewesen seyn. Indessen ist es eine unläugbare Thatsache, daß in Frankreich jetzt der Grundsatz der Oeffentlichkeit überall durchdringt und früh oder spät dieselbe Anwendung daselbst finden wird, deren er bereits in England und in den nordamerikanischen Freistaaten genießt. So sehr man also bisher auch bemüht gewesen ist, die Oeffentlichkeit der Berathschlagungen der General-Konseils zu beschränken, so wenig wird dieß gegen den immer sich erweiternden publicistischen Geist fruchten, und sicher wird die Zeit kommen, wo jeder Wähler in Frankreich sich wird überzeugen können, ob der von ihm gewählte Repräsentant im Rathe seines Departements auch seines Zutrauens würdig ist oder nicht.

Der Vorschlag der Opposition, den Departementsräthen die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen zur Pflicht zu machen, ist nicht durchgegangen, und das Gesetz hat es ihnen freigestellt, ob sie die Abstimmungen veröffentlichen wollen oder nicht. Einige thun es, machen sie zwar nicht in extenso, aber doch ziemlich ausführlich auf Kosten ihres Departements bekannt, und lassen die Exemplare dieser Druckschrift unter die Lokalbehörden vertheilen, denen in der That viel daran liegt, damit bekannt zu werden. Andere theilen den Departements-Zeitungen Auszüge aus den Protokollen mit. Noch andere schweigen, aber ihre Mitglieder reden, und die Zeitungen sind im Stande, ausführliche Berichte über die Berathungen zu geben.

Auf jeden Fall muß, wie gesagt, ein Auszug aus den Protokollen dem Ministerium des Innern eingeschickt werden, und dieser nimmt sämmtliche Vota und Beschlüsse in seinen Compte-rendu auf. Schließlich muß ich noch bemerken, daß, obgleich die Pariser Tageblätter den Lokal-Interessen der verschiedenen Theile des Reichs nur eine geringe Aufmerksamkeit schenken, und dieselben nur wenig besprechen können, es doch auch in der Hauptstadt nicht an Organen fehlt, wodurch sich die Bedürfnisse und Wünsche der Departements-Bewohner kund thun, und die Berathschlagungen der General-Konseils zur Kenntniß des Publikums gebracht werden. Dahin gehört vorzüglich la France départementale.*

* Eine von Nestor Urbain seit 6 Jahren herausgegebene Zeitschrift, worin sich manche sehr gute Aufsätze befinden, und worin den Verfügungen der

Was den Geſchäftsgang der Generalkonſeils betrifft, ſo iſt er kürzlich folgender: Der Präfekt legt der Verſammlung Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung ab, wobei er eine Ueberſicht über die angebrachten Verbeſſerungen und den ganzen Zuſtand des Departements gibt. Natürlich wird vorzüglich die glänzende Seite hervorgehoben. Da es jedoch auch darauf ankommt, Gelder zu bekommen, um den Mängeln abhelfen zu können, ſo dürfen die Gebrechen auch nicht verſchwiegen werden. Zuweilen ſind dieſe Ueberſichten intereſſant, und werfen ein großes Licht auf den moraliſchen und intellektuellen Zuſtand eines Departements. Ferner theilt der Präfekt die Fragen mit, welche die Regierung an die Generalkonſeils richtet, um Aufklärung und Gutachten über vorzunehmende Maßregeln zu bekommen, ehe dieſelben als Geſetzentwürfe den beiden Kammern vorgelegt werden. Ebenſo werden vom Präfekten dem Rathe das Budget des Departements, die Vorſtellungen, Bitten und Vorſchläge der Arrondiſſements, der Gemeinden, ſo wie der Privatleute vorgelegt.

Der Rath theilt ſich in verſchiedene Comités, unter welchen dasjenige, welches das Departements-Budget zu unterſuchen hat, das wichtigſte iſt. An dieſe Comités werden die verſchiedenen Dinge, worüber berathſchlagt werden ſoll, verwieſen, worauf dann, wie in den geſetzgebenden Kammern, Bericht über jeden an's Comité verwieſenen Gegenſtand in der allgemeinen Verſammlung abgeſtattet, und über dieſen Bericht vom geſammten Rathe berathſchlagt und abgeſtimmt wird. Wie man eben geſehen, werden die Abſtimmungen vom Präfekten, welcher bei Allem, nur nicht bei der Abſtimmung über ſeine Rechenſchaft, gegenwärtig ſeyn darf, und welcher immer der Vermittler zwiſchen dem Rathe und der Regierung iſt, an den Miniſter des Innern eingeſandt. Dieſer bekommt alſo, da das Reich in 86 Departements eingetheilt iſt, eben ſo viele Gutachten über die von ihm gethanen Fragen und Rathserhohlungen, und kann aus den Abſtimmungen ziemlich gut den Zuſtand der öffentlichen Meinung, die Bedürfniſſe und Wünſche der Nation erkennen, wofern er die eingeſandten Protokolle ernſtlich

Departemental-Obrigkeit, ſo wie den Gebrechen der Departements-Anſtalten, den getroffenen Verbeſſerungen und den Fortſchritten beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wird.

studirt und nach diesen seine Gesetzentwürfe und Vorschläge an die gesetzgebenden Kammern einrichtet.

Da, so viel ich weiß, die Resultate der Berathschlagungen der Generalconseils vom Jahr 1839 noch nicht durch den Druck bekannt gemacht worden sind, so müssen wir uns an diejenigen der beiden vorhergehenden Jahre halten, um einen richtigen Begriff von dem Wirken der französischen Departementalräthe zu bekommen, und sie demnach besser mit deutschen Provinzialständen vergleichen zu können.

Zuerst also die Berathschlagungen der Session des Jahres 1837.

Im Rathe des Aisne-Departements hat man unter andern über die Mißbräuche beim Kornmessen geklagt, und den Wunsch geäußert, die Regierung möchte beim Kornverkaufe das Abwägen statt des Messens einführen. Vielleicht hat das Generalconseil nicht bedacht, daß auch beim Abwägen Unterschleife vorkommen können. Ferner hat der Rath bemerkt, es gebe zu viel Markttage im Departement, was zur Folge habe, daß die Landleute Zeit und Geld verschleuderten und in das Unzemach verfielen, dem man durch die Abschaffung der vielen Feiertage habe abhelfen wollen. Auch auf die ungleiche Auflegung der Grundsteuer hat dieser Rath sein Augenmerk gerichtet, und eine Special-Commission ernannt, welche in der Zwischenzeit zweier Sessionen Erkundigungen über diesen Gegenstand einziehen und einen Entwurf zu einer gleichmäßigeren Steuerauflegung vorbereiten sollte.

Dieß ist ein merkwürdiger Schritt; denn gewöhnlich hören die Arbeiten des Rathes mit der Session auf, und nach dem buchstäblichen Inhalte des Gesetzes dürfen seine Arbeiten außerhalb der Session auch nicht fortdauern. Hier werden jedoch die Umstände dem mangelhaften oder all zu ängstlich abgefaßten Gesetze nachhelfen, und eben durch die Verletzung des Buchstabens des Gesetzes wird dem Geiste desselben ein Dienst geleistet werden.

Das Aveyron-Departement hat die Abschaffung oder wenigstens die Herabsetzung der Salzsteuer verlangt. Im Charente-Departement hat man über die Frage berathschlagt, ob es gut wäre, die Markttage auf den Sonntag zu verlegen. Dieß scheint von den religiös gesinnten Mitgliedern mißbilligt worden zu seyn, und bei der Abstimmung ist beschlossen worden, die Sache beim Alten zu lassen.

Im Generalkonſeil der Obergaronne wurde die Frage erörtert, ob, zufolge der Meinung des Miniſters des Innern, die Regierung befugt ſey, oder durch ein Geſetz die Befugniß erhalten könne, diejenigen Gemeinden, welche die ihnen zugehörigen Gebäude behalten wollen, zu zwingen, dieſelben zu verpachten. Mehrere Mitglieder waren der Meinung, daß, da nach dem franzöſiſchen Geſetzbuche die Gemeinden unter der Vormundſchaft der Regierung ſtehen, und das Verpachten ein Verwaltungsakt, es vernünftig ſey, der Regierung jene Befugniß zu ertheilen; wogegen andere behaupteten, dieß ſey den Rechten zuwider, welche das Geſetz vom Jahr 1837 neuerdings den Munizipalbehörden zuerkannt hat, und es müſſe der vom Volke ſelbſt gewählten Obrigkeit zuſtehen. Dieſe Meinung behielt die Oberhand, und mithin erkannte das Generalkonſeil die in Frage ſtehende Befugniß der Regierung nicht zu.

Eben dieſer Departementsrath hatte, auf den Vorſchlag eines ſeiner Mitglieder, auf eine häufig in den Departements vorkommende Verletzung des Geſetzes aufmerkſam gemacht, welches nicht erlaubt, die centimes additionnels oder die Vermehrung der Steuer, wenn die Steuerpflichtigen kein Grundeigenthum beſitzen, auf die Perſonalſteuer zu übertragen. Das Geſetz erlaubt nur das Uebertragen auf die Mobiliarſteuer. Da der Werth des Mobiliareigenthums von den Steuerpflichtigen ſo ſehr als möglich verborgen und ſehr niedrig angeſetzt wird, ſo fällt die Vermehrung auf die Perſonalſteuer zurück, welches aber augenſcheinlich dem Geſetze zuwider läuft. Der Departementsrath hat daher den Beſchluß gefaßt, die Regierung aufzufordern, durch die Steuerbehörden eine Unterſuchung über die Auflegung der Steuern einleiten zu laſſen und die eingeſchlichenen Mißbräuche abzuſtellen.

Die Kammern hatten im Jahr 1837 eine Summe von 500,000 Francs zur Aufmunterung der Verbeſſerungen im Ackerbau bewilligt. In Folge dieſer Bewilligung hatte der Miniſter die 86 Generalkonſeils um Rath gefragt über die zweckmäßigſte Anwendung dieſer Summe und beſonders über die Einrichtung der Ackerbaucomités oder ſogenannten chambres consultatives. Einige Departementsräthe waren der Meinung, ſolche Comités oder Kammern würden unnütz ſeyn, da bereits Ackerbauvereine und ſogenannte Comices agricoles beſtänden, denen man

einige Geldunterſtützung zukommen laſſen könnte, damit ſie Gutes dadurch wirkten. Dieſe Meinung hatte unter andern das Cantal-, ſo wie auch das Doubs-Departement geäußert. Dagegen war der Rath des Indre- und Loire-Departements der Meinung, daß, ſo wie die Handelsintereſſen der Städte durch die Handelskammern oder chambres consultatives du commerce vertreten würden, die Ackerbauintereſſen der Landbewohner durch beſagte chambres consultatives de l'agriculture vertreten werden müßten, und dieſelben daher eine ſehr zweckmäßige Einrichtung wären.

Ein ſehr ausführlicher Bericht über die Mittel, den Ackerbau zu heben und zu verbeſſern, war im Rathe des Unter-Loire-Departements abgeſtattet worden. Dieſem zufolge wurde geäuſſert, man müßte die noch brach liegenden Gründe anbauen, theoretiſche und praktiſche Ackerbauſchulen errichten, vervollkommnete Werkzeuge unter die aufgeklärteſten Ackerleute vertheilen und Elementarwerke über die bewährteſten Methoden in Dorfſchulen einführen. Eine chambre consultative für den Ackerbau in jedem Departemente würde ein Sammelpunkt aller nöthigen Hülfsmittel werden, um den Unterricht im Ackerbau allgemein zu verbreiten; dieſe Kammer würde ſich mit den landwirthſchaftlichen Vereinen und den jurys d'agriculture in Verbindung, und ſich in Stand ſetzen, jährlich eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des Zuſtandes und der Fortſchritte des Ackerbaus im Departement liefern zu können. Ohne jedoch einen beſondern Verein deßhalb ſtiften zu wollen, war der Departementsrath der Meinung, der akademiſche Verein zu Nantes könnte ſehr füglich die Stelle einer ſolchen Kammer vertreten.

Im Nièvre-Departement hat das Generalkonſeil ſogar in jedem Arrondiſſement eine ſolche Ackerbaukammer verlangt. Auch im Unter-Seine-Departement hat der Rath außer den comices agricoles, den Muſterwirthſchaften und den Ackerbauvereinen noch chambres consultatives für den Ackerbau verlangt, und ſelbſt eine Summe von 4,000 Francs für Vorträge über landwirthſchaftliche Chemie und über Ackerbautheorie zu Rouen ausgeſetzt.*

* Die Frage hinſichtlich jener verlangten Anſtalten iſt bis jetzt noch nicht erledigt. In der Seſſion der geſetzgebenden Kammern vom Jahr 1840

In mehreren Departements haben Commissionen der Generalkonseils den Zustand der Volksschulen untersucht und ausführliche Berichte darüber erstattet. Ansehnliche Summen sind von den Departementsräthen zur Errichtung und Vermehrung dieser Schulen sowohl als der Normalschulen ausgesetzt worden. In den Departements Pas de Calais und Seine und Oise belief sich die bewilligte Summe auf mehr als 90,000, und im Ober-Rhein auf 100,000 Francs. Außerdem wurde den ärmern Gemeinden eine Summe von 25,000 Francs zur Errichtung und Ausbesserung der Schulhäuser ertheilt. Beinahe eben so beträchtlich war die Bewilligung in dem reichen Departement der Unter-Seine. Zwei Deutschland nahe liegende Departements, Mosel und Ober-Rhein, haben vorgeschlagen, die Eltern zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu schicken; eine solche Gesinnung hat kein einziges, fern von Deutschland liegendes Departement geäußert. Der Vorschlag würde auch schwerlich als Gesetzentwurf in den beiden Kammern durchgehen.

Für Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Ausbesserung und Unterhaltung merkwürdiger alter Gebäude, wissenschaftliche Sammlungen, Herausgabe gelehrter Werke, Verfertigung topographischer und geologischer Landcharten, Nachgrabungen nach Ueberresten römischer Orte, sind in vielen Departements größere oder geringere Summen bewilligt worden. So hat das Doubs-Departement 500 Francs als Pränumeration auf die von der akademischen Gesellschaft zu Besançon besorgte Sammlung alter auf die Geschichte der Franchecomté bezüglichen Urkunden, und das Ober-Loire-Departement 700 Francs zum Druck der Dichtungen ehemaliger Troubadours aus dem Velay-Bezirke bewilligt. Mehrere Departements haben zur Errichtung von Ehrendenkmälern berühmter, aus denselben gebürtiger Männer beigetragen; andere haben hoffnungsvollen jungen Künstlern eine Unterstützung bei ihren Studien in der Hauptstadt zugesagt.

---

hat ein Deputirtenverein, welcher besonders die Ackerbauinteressen berücksichtigt, die Errichtung einer chambre consultative und sogar eines Generalkonseils für den Ackerbau in jedem Departement in Vorschlag gebracht. Die Mitglieder dieser chambres sollen wie die Departementsräthe gewählt werden, und der Regierung alle verlangten Aufschlüsse über den Zustand und die Bedürfnisse der ackerbauenden Klasse geben.

Ueber Handelsangelegenheiten hatte sich in den Gutachten der Departementsräthe dieselbe Verschiedenheit geäußert, welche unter den Departementsrepräsentanten in der Deputirtenkammer herrscht. Indeß diejenigen Departements, welche Häfen besitzen, die Einfuhr des Kolonialzuckers befördern wollen, tragen die durch Manufakturen und Ackerbau blühenden Departements auf die Beförderung des Anbaus der Runkelrüben und auf die Aufmunterung der Zubereitung des einheimischen Zuckers an; erstere wollen Aufhebung der drückenden Eingangszölle auf Produkte und Waaren fremder Länder, letztere dringen auf Beibehaltung der Mauthzölle, damit einheimische Fabriken desto besser bestehen können.

Im Rathe des Saone und Loire-Departements sitzt der berühmte Dichter Lamartine. Der Einfluß eines solchen Mannes ist groß in einem Departementsrathe. Diesem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß der Rath beschloß, den Wunsch der Abschaffung der Todesstrafe (worüber Lamartine in Paris mehrere Reden gehalten) und der Einrichtung eines zweckmäßigeren Straf- und Besserungssystems zu äußern.

Die Session vom Jahr 1838 ist die erste, in welcher die Departementsräthe zufolge des jüngsten Gesetzes über den Bereich ihrer Beschäftigungen haben wirken können. In dieser Hinsicht ist also diese Session schon merkwürdiger als die vorhergehenden. Außerdem werden die Berathschlagungen der Generalkonseils fast mit jedem Jahre interessanter, und sie bilden sich immer mehr als Organe der Gesinnungen der Departementsbewohner aus. In besagter Session kam wirklich eine Menge gemeinnütziger Angelegenheiten zur Sprache, und kein Departement verfehlte, sein Privatinteresse bestens zu berücksichtigen, zu vertheidigen und der Regierung zu empfehlen. So z. B. sprach sich das fabrikreiche Aisne-Departement gegen das Tabaksmonopol aus, und verlangte Erhöhung des Zolls auf die Einfuhr fremden Zwirns und Garns, so wie Begünstigung des Runkelrübenzuckers. Das Ardennes-Departement empfahl der Regierung die baldige Abfassung eines Gesetzbuches für den Ackerbau, und rieth, Ackergeräth und Samen unter die Landleute zu vertheilen, und diejenigen, welche im Ackerbau große Fortschritte machten, sogar mit dem Kreuze der Ehrenlegion zu belohnen.

Im Departement der Rhonemündungen hatte der Rath einen Preis von 300 Francs auf die Abfassung eines Elementarbüchleins

über den Ackerbau geſetzt; dieſer wurde in der Seſſion von 1838 zwei Schriften zuerkannt, welche die vom Rathe geſtellten Bedingungen erfüllten. Im Calvados hatte der Präfekt vorgeſchlagen, auf Koſten des Departements Vorträge über Ackerbau an der Normalſchule zu Caen halten zu laſſen. Dieß wurde vom Rathe verworfen, aus dem Beweggrunde, weil ein theoretiſcher Unterricht ohne eine beſtändige Ausübung etwas ganz unnützes ſey. Eben ſo wenig hat der Rath im Cher-Departement die vom Miniſter des Innern vorgeſchlagene Errichtung einer Ackerbauſchule für die drei Departements Cher, Nièvre und Allier genehmigt, wozu ein Grund von 150 Hektares genommen werden ſollte. Die drei Departements ſollten 50,000 Francs dazu hergeben, eine jährliche Zulage von 9000 Francs bewilligen, ſo wie 1000 Francs für jeden darin aufzunehmenden Zögling. Der Miniſter behielt ſich die Ernennung des Direktors, Subdirektors und der andern Schulbeamten vor. Bei ſeiner Weigerung ſchützte der Rath des Cher-Departements vor, die in demſelben bereits vorhandenen ſechs Ackerbaukomizien ſeyen wahre Ackerbauſchulen, und die vorgeſchlagene würde keinen mit den Koſten im Verhältniſſe ſtehenden Nutzen ſtiften. Das dabei betheiligte Nièvre-Departement verwarf den Vorſchlag, der, wie es ſcheint, von einem Grafen de Chalus herrührte, gleichfalls, beſchloß aber zum Erſatze, einige Zöglinge nach der Muſterwirthſchaft zu Grignon zu ſenden.

Auch im Doubs-Departement wurde vom Rathe die Errichtung eines Lehrſtuhls der Ackerbauwiſſenſchaft zu Buſy verweigert, dagegen eine Summe für die Ackerbaukomizien bewilligt. Ein gleiches geſchah im Finiſtère-Departement und im Ober-Rheine. Ueberhaupt ſcheinen die Departementsräthe keine hohe Meinung vom Erfolge des blos theoretiſchen Unterrichts im Ackerbau zu hegen. Der Rath des Ober-Garonne-Departements bewilligte zwar die Errichtung eines ſolchen Lehrſtuhls, wünſchte aber, derſelbe möchte mit der Viehargneiſchule oder mit dem Pflanzengarten verbunden werden.

Das Meurthe-Departement (in Lothringen) ging noch weiter; es verlangte durch ſeinen Rath ein Geſetz zur Einführung des Ackerbauunterrichts in allen Schulen, die Wiedererrichtung eines Lehrſtuhls für theoretiſche und praktiſche Landwirthſchaft an der Veterinärſchule zu Alfort und zweier ähnlichen Lehrſtühle zu Lyon

und Toulouse; jedoch weigerte sich auch dieses Departement, auf eigene Kosten mit der Normalschule eine Landwirthschaft zu verbinden, und zwar aus Rücksicht auf die daraus entspringenden Kosten. Der Rath meinte, es würde hinreichend seyn, die Schüler der Normalanstalt in die Umgegend von Nancy zu führen und sie mit wohlerfahrenen Landleuten in Verbindung zu setzen, damit sie an Ort und Stelle die Ausübung desjenigen sähen, was in ihrem Unterrichte gelehrt worden sey.

Ueber den Handel kamen schwer zu befriedigende Wünsche zur Sprache. Der Rath der Rhonemündungen verlangte die Anlegung eines Docks zu Marseille, der des Gard-Departements (wie oben das Aisne-Departement) die Abschaffung der Jahrmärkte, da sie nur dazu dienten, Müßiggang und Schlemmerei zu befördern. Der Moselrath beschwerte sich über den schlechten Absatz der Moselweine und legte der Regierung das dringende Bedürfniß ans Herz, durch Unterhandlungen mit fremden Mächten die Ausfuhr zu erleichtern. Loiret verlangte eine Herabsetzung des Zolls auf ausländisches Kupfer, Pas de Calais auf ausländische Steinkohlen und Eisen; aber eben dieses Departement wollte eine Zollerhöhung auf fremdes Garn und Leinwand, und eine Zollerniedrigung für englisches Baumwollengarn, jedoch keine Herabsetzung des Zolls auf Kolonialzucker.

Manche und Deux-Sèvres wünschten den starken Zoll auf fremdes Schlachtvieh beibehalten zu sehen, weil sie selbst viel Vieh fett machen und zu Markte führen.

Viele Wünsche sind über den öffentlichen Unterricht geäußert worden; ich übergehe manche Beschlüsse zu Gunsten des Volksunterrichts und der Landschulen, und die Wünsche wegen Errichtung von königl. Collegien oder sonstigen großen Unterrichtsanstalten, und begnüge mich mit Anzeige der Aeußerung einiger besondern Gesinnungen.

Der Rath des Mayenne-Departements hat sich in eine lange Erörterung der Gefahr eingelassen, welche aus der Tendenz der Geistlichkeit entstehe, sich des öffentlichen Unterrichts bemächtigen zu wollen. Durch einen endlichen Beschluß ist vom Rathe die Meinung geäußert worden, daß die Eigenschaften Priester und Professor oder Lehrer unvereinbar seyen. Saone und Loire und andere Departements verlangten, daß für die Zöglinge der

sogenannten petits séminaires oder geistlichen Privatanstalten, welche auch weltliche Schüler aufnehmen, das Universitätsgeld bezahlt würde, welches die Schüler der öffentlichen Lehranstalten zu entrichten haben.

In den Berathschlagungen der Departementsräthe über wissenschaftliche Gegenstände beurkundet die Session von 1828 bereits den wohlthätigen Einfluß der historischen Studien und den dadurch angeregten Sinn für Erhaltung alter Denkmäler, Aufbewahrung von Urkundensammlungen u. dgl. Viele Departements haben Gelder ausgesetzt, um durch Archivare Stadt- und Departementsarchive in Ordnung bringen und registriren zu lassen. Zu Lyon hatte die daselbst befindliche königl. Akademie der Wissenschaften, Literatur und Künste, so wie auch der medicinische Verein eine Unterstützung aus dem Departementsbudget verlangt. Der Rath äußerte sein Bedauern darüber, daß ihm der finanzielle Zustand des Departements nicht erlaube, Arbeiten, welche den Fortschritt der Wissenschaften und die Milderung menschlichen Elends zum Zwecke haben, zu unterstützen und zu belohnen. Dieses Departement so wie mehrere andere haben eine Summe ausgesetzt zur Belohnung schöner Handlungen und Züge von Aufopferung zum Besten der Menschheit. Andere Summen sind zur Wiederherstellung und Unterhaltung alter Kirchen und anderer merkwürdigen Gebäude, ferner zur Errichtung von Bildsäulen und Ehrendenkmälern bewilligt worden.

Das Jura-Departement hat einen Beschluß dieser Art auf folgende merkwürdige Art ausgesprochen:

„In Erwägung, erstens, daß zu allen Zeiten Dankbarkeit „gegen die durch ihre Talente, Tugenden und Dienste ausgezeich„neten Männer Nacheiferung erregt hat; zweitens, daß Rouget „de l'Isle, Verfasser der Musik und des Textes des Marseiller „Marsches, die Dankbarkeit von ganz Frankreich verdient hat; „drittens, daß dieser erhabene Mann (homme sublime) dadurch, „daß er den Muth des Soldaten anfeuert, ihm den Sieg sichert „und ihn lehrt, daß die schönste Handlung ist, zur Freiheit und „Unabhängigkeit seines Vaterlandes beizutragen; viertens, daß „Rouget de l'Isle ganz Frankreich angehört, und daß sein Ruhm „sich bis in die spätesten Jahrhunderte erhalten wird, faßt das „Generalkonseil folgenden Beschluß: Eine aus dem fakultativen

„Budget zu erhebende Summe ſoll zur Errichtung eines Denk„mals zu Ehren Rouget de l'Isles verwendet werden. Der Vor„ſtand des Emulations-Vereins wird gebeten, eine Subſcription „zu eröffnen, deren Ertrag mit der ausgeſetzten Summe verei„nigt werden ſoll. Das Generalkonſeil drückt den Wunſch aus, „daß auf dem Ehrendenkmale die Muſik jenes Nationalgeſanges, „ſo wie die erſte und letzte Strophe des Textes eingegraben „werden."

Im Manche-Departement hat der Rath dem Herausgeber des annuaire de la Manche eine Summe von 1200 Francs bewilligt, mit der Beſtimmung, daß dieſes Annuaire die Protokolle der Seſſion des Generalkonſeil, und die demſelben von der Verwaltungsbehörde erſtatteten Berichte enthalten, und der Verleger 800 Exemplare davon abgeben ſolle, welche unter die Gemeinden des Departements, ſo wie unter die Mitglieder des Departementsrathes und der Arrondiſſementsräthe ſollen vertheilt werden. Die übrig bleibenden Exemplare ſollen gegen Exemplare der Protokolle anderer Departementsräthe, welche ihre Verſammlungen drucken laſſen, ausgetauſcht werden.

Mehrere Departements Südfrankreichs haben den Wunſch ausgeſprochen, die Regierung möchte eine dritte Kunſt- und Gewerbeſchule, wie eine ſolche bereits ſeit vielen Jahren zu Chalons, und eine andere zu Angers beſteht, in einem der ſüdlichen Departements anlegen. Das Ober-Garonne-Departement machte ſich anheiſchig, eine Summe von 10,000 Francs dazu auszuſetzen. Eine gleiche Summe verſprach das Hérauld-Departement, falls beſagte Anſtalt zu Montpellier angelegt werden ſollte. Die Regierung ſcheint die Sache jedoch zu Gunſten der Stadt Toulouſe (Ober-Garonne) entſchieden zu haben.

Viele Departements haben Summen angewieſen, um Zöglinge, welche aus denſelben gebürtig ſind, in die Gewerbeanſtalten zu Chalons und Angers ſchicken zu können. Sparkaſſen, Irrenhäuſer, Hebammenſchulen, Taubſtummenanſtalten u. ſ. w. haben in manchen Departements mehr oder minder bedeutende Anweiſungen von Geldern veranlaßt.

Der Miniſter des Innern hatte ein Rundſchreiben an die Präfekten erlaſſen, um die Departementsräthe wegen der in

Hinſicht der Findelkinder zu treffenden Maßregeln zu befragen. Bekanntlich hat dieſer Gegenſtand Obrigkeit, Journale und Publikum in den letzten Jahren ſtark beſchäftigt. Die Erfahrung hat bewieſen, daß die Leichtigkeit, womit öffentliche Wohlthätigkeitsanſtalten Findelkinder aufnehmen, an mehreren Orten die ſchlechte Aufführung befördert hat, und daß mehrere Mißbräuche entſtanden ſind, unter andern, daß Mütter es bequem fanden, ihre Kinder in die Findelhäuſer zu bringen, und ſich ſelbſt als Säugammen dieſer Kinder vom Staate bezahlen zu laſſen, ſo daß der Staat manchmal den Unterhalt von Kindern zahlte, deren Eltern im Stande waren, ſie zu ernähren. Um dieſem Mißbrauche vorzubeugen, hat man an mehreren Orten von Seiten der Obrigkeit die ſogenannten Rollen am Eingange der Findelhäuſer abgeſchafft, ſo daß die Eltern nun genöthigt ſind, die Kinder in's Haus zu bringen und daſelbſt einſchreiben zu laſſen. Ferner hat man die Einrichtung getroffen, daß die Findelkinder eines Departements gegen diejenigen eines andern ausgetauſcht werden, und ſo den Müttern die Hoffnung benommen wird, ſich für das Säugen und Aufziehen ihrer eigenen Kinder bezahlen zu laſſen. Man behauptet an mehreren Orten, die wohlthätige Wirkung dieſer Aenderungen bereits erfahren zu haben. Beſonders ſoll die Zahl der herbeigebrachten Findelkinder, und mithin auch die Koſten der Unterhaltung der Findelhäuſer, beträchtlich abgenommen haben, was den Departements ſehr erwünſcht geweſen iſt. Jedoch haben ſich auch Stimmen gegen dieſe Aenderungen erhoben, vorzüglich von Seiten empfindſamer, und mehr die Humanität, als die Hülfsmittel der Departements berückſichtigenden Leute. Lamartine hat ſich unter dieſen durch ſeine lebendigen Schriften und Reden ausgezeichnet, und die Meinung eines ſolchen Mannes iſt nicht ohne Wirkung geblieben. Die Regierung hat daher wohl daran gethan, daß ſie Urtheil und Erfahrung der Departementsräthe über einen ſo wichtigen Gegenſtand von Neuem eingeholt hat.

Die meiſten Departements haben die Meinung geäußert, daß die getroffenen Maßregeln eine gute Wirkung hervorgebracht haben; einige haben bloß Vorſichtsmaßregeln hinzugefügt, z. B. das Beibehalten der alten Rollen am Eingange der Findelhäuſer in einigen großen Städten, und das Umtauſchen derjenigen Kinder, welche bereits ein, zwei oder drei Jahre alt ſind. Im Ober-

Loire-Departemente hat ein Mitglied des Rathes die Bemerkung gemacht, daß man in den meisten Armen- und Findelhäusern die Wahrheit verfälsche und die philanthropische Gesinnung der Generalkonseils täusche. Er wolle daher die authentischen Thatsachen mittheilen, die er sich zu Paris über die Sterblichkeit der Findelkinder verschafft habe, und die allein zur Berechnung der Wirkung der vorhandenen Einrichtungen dienen können. Aus besagten Tabellen gehe hervor, daß von 50,896 Kindern, welche vom Jahr 1818—1824 in die Pariser Armenhäuser gebracht worden, mehr als die Hälfte im ersten Jahre nach der Aussetzung gestorben, und von der andern Hälfte am Ende des Jahres 1836 nur noch 9396 Kinder vorhanden gewesen seyen, wogegen der Pariser mütterliche Verein, welcher vom Jahr 1815 bis 1824 für 6389 Kinder Sorge getragen, 5287 derselben erhalten habe.

Einige Departements haben anerkannt, daß ihnen noch die nöthige Erfahrung fehlt, um über den Vortheil oder Nachtheil der getroffenen Abänderungen in der Verwaltung der Findelhäuser ein bestimmtes Urtheil abgeben zu können.

Eine sonderbare Rede ist über diesen Gegenstand von einem Herrn Rivière im Rathe des Deux-Sèvres-Departements gehalten worden. Man kann daraus sehen, daß auch ganz eigene Meinungen laut werden. „Die Aufklärung," hat dieser Mann ausgerufen, „schreitet vorwärts, sie läuft, sie fliegt, aber sie bringt auch ihre Früchte hervor: die viel besprochene Perfektibilität verschlingt sich selbst. Zeigt sie sich nicht in dem Uebermaße der Bevölkerung? Die Zahl der Bewohner erschreckt Sie, meine Herren, und sie ist doch nur die nothwendige Folge der uns umgebenden Wunder. Sie wollen nun mit Härte die Kinder zurückstoßen, die Sie zum Gastmahl des Lebens beriefen; sind Sie aber dazu berechtigt? Gallien trinkt zwar nicht das Blut seiner Kinder mehr, aber wir haben gegen den öffentlichen Geiz und die uns umschlingenden Finanzgesetze zu kämpfen. Dieß ist die Aufgabe; wer wird sie nun lösen? Ich. O Eitelkeit! höre ich ausrufen. Je nun, meine Herren, mein Vorschlag ist nur Nachahmung; denn wenn ich auch erst im Jahr 1837 die Maßregel in Anregung gebracht habe, so genieße ich doch heute schon die Freude, mich von einer Menge verständiger Leute unterstützt zu sehen, besonders von Hrn. Herpin zu Metz, dessen Schrift ich hier auf den Tisch

niederlege. Ich rede ernſthaft, meine Herren, meine Beweggründe ſind rein, wenn mein Vorſchlag auch ſonderbar klingt."

Dieß Alles dient einem Projekt als Einleitung, nach welchem man in den Findelhäuſern Ziegen ſtatt Ammen halten ſoll. Eine Säugamme behandelt zuweilen den ihr anvertrauten Zögling grob und hart, oder ſehr nachläßig, iſt eigenſinnig, habſüchtig und koſtet viel. Eine Ziege hat keinen dieſer Fehler, und am Ende des Jahres iſt ihr Säugling friſch und geſund. Es wird eine ſtarke und kräftige Race daraus entſtehen, und aus dieſer Race wird nach der Prophezeihung des Hrn. Rivière vielleicht ein neuer Wilhelm der Eroberer hervorgehen. So abgeſchmackt dieſe Rede durch ihre Uebertreibung war, ſo hat der Departementsrath ſie doch ſehr ernſtlich genommen, und den Präfekten eingeladen, ſich mit der Verwaltungs-Commiſſion des Armenhauſes zu Niort zu verſtändigen, um einen Verſuch zu machen und 5 Ziegen anzuſchaffen, die man als hinreichend zur Säugung von 8—10 Kindern erachtet. In der nächſten Seſſion hofft der Rath Auskunft über den Erfolg dieſer Maßregel erhalten zu können.

Ein anderer wichtiger Gegenſtand war vom Miniſter des Innern den Generalkonſeils zur Berathung vorgelegt worden, nämlich die Behandlung der eingeſperrten Verbrecher und Züchtlinge, oder die Einführung des ſogenannten Pönitentiar-Syſtems, entweder des Auburn'ſchen oder des Penſylvaniſchen. Der Miniſter hatte nämlich den 86 Rathsverſammlungen folgende Fragen vorgelegt: Erſtens, müſſen die Angeklagten, aber noch nicht Gerichteten, am Tage und auch bei Nacht iſolirt werden? Zweitens, müſſen die Verurtheilten Tag und Nacht iſolirt bleiben? Was den Ertrag der Arbeiten der Verurtheilten betrifft, welche derſelben kann man dazu berechtigen, einen Sparpfenning bei Seite zu legen? Zum Theil war die Aufgabe hinſichtlich eines zweckmäßigen Straf- und Beſſerungs-Syſtems ſchon in der vorigen Seſſion den Departementsräthen vorgelegt worden, hatte aber, wie leicht zu erachten iſt, von denſelben keine befriedigende Löſung erhalten. Auch diesmal konnten die Berathungen und die daraus folgenden Beſchlüſſe nicht als erſchöpfend betrachtet werden, da den Räthen natürlich die Erfahrung fehlt. Ueberhaupt ſcheint dieſer Gegenſtand gar nicht in den Bereich der Generalkonſeils zu gehören; denn was die bloße Theorie betrifft, ſo

wird sie weit besser von den guten Köpfen in der Hauptstadt aufgeklärt werden, als von den Mitgliedern der Departementsräthe; und praktische Beobachtungen können diese nicht mittheilen, da man erst anfängt, das amerikanische System in Frankreich zu versuchen, und die meisten Departements noch nichts davon kennen.

Darin waren die meisten Generalconseils einverstanden, daß die vorige Behandlungsart die Verbrecher vielmehr verschlimmert, als gebessert habe.

Die Räthe mehrerer Departements, z. B. Ain und Allier, haben sich in weitläufige Erörterungen eingelassen, welche wenigstens beweisen, daß sie das Gute ernstlich wollen, und zuletzt haben sie sich zu Gunsten des Pensylvanischen Systems entschieden. Sie sind also der Meinung, man müsse die Angeklagten Tag und Nacht von den Verurtheilten absondern, und nur durch specielle Ausnahme von der Vereinzelung jener abgehen. Die Verurtheilten aber sollen Tag und Nacht in ihren Zellen einsam sitzen, darin jedoch arbeiten können; von dem Ertrage dieser Arbeit solle ihnen aber, so lange sie gefangen sitzen, nichts verabfolgt, sondern ihr Antheil ihnen bis zu ihrer Freilassung aufgespart werden.

Im Aube-Departement glaubte der Rath, es würde zu hart seyn, die noch nicht für schuldig erkannten Gefangenen bei Tage zu isoliren. Dieß war auch die Meinung des Rathes im Manche- und im Aveyron-Departement. Letzterer urtheilte ausserdem, die wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilten müßten in einer besondern Abtheilung des Gefängnisses sitzen und den Tag über beisammen bleiben dürfen; ferner müßten die zu bloßen Besserungsstrafen (den sogenannten peines correctionelles des französischen Strafgesetzbuches) Verurtheilten einen Theil ihres Erwerbes genießen können.

In der Dordogne wollte der Rath eben so wenig die bloß Angeklagten den Tag über isoliren; im Finistère meinte der Rath, es würde besser seyn, hinsichtlich der Verbrecher die beiden amerikanischen Pönitentiarsysteme zu verschmelzen, und in Frankreich ein Mittelsystem einzuführen, ehe man zu einem entschiedenen Systeme griffe; den Tag über müßten die Verurtheilten zusammen arbeiten, Nachts aber vereinzelt werden. Etwas Aehnliches sey mit gutem Erfolge in einigen Gefängnissen des Departements versucht worden.

Das Gard-Departement glaubte, daß die Penſylvaniſche Behandlungsweiſe durch die Erfahrung nicht hinlänglich erprobt, und im Großen ſchwer ins Werk zu ſetzen wäre, wogegen die Auburnſche ſich leichter bewerkſtelligen ließe, auch im Großen, ferner daß ſie keine Erbauung neuer Gefängniſſe erforderte, und eben ſo guten Erfolg hätte. Unter-Seine äußerte ſich ebenfalls wider das Penſylvaniſche Syſtem. Dagegen gab der Loiret- und der Gironderath beſagtem Syſteme den Vorzug, und der Loireràth glaubte, daß die Auburnſche Behandlungsweiſe auch bereits in Amerika nicht mehr befolgt werde.

Mehrere Departementsräthe ſind der Meinung, daß es auch bei der Iſolirung der Angeklagten dieſen erlaubt ſeyn müſſe, ihre Verwandten, Freunde und Advokaten zu ſehen. Im Tarn-Departement ſind Zweifel gegen die gute Wirkung der Iſolirung erhoben worden, von welcher grauſamen Maßregel zu befürchten ſtände, daß ſie bei den Franzoſen, deren geſelliger Charakter das Bedürfniß fühle, mit den Mitmenſchen Gemeinſchaft zu pflegen, zur Verzweiflung und zum Wahnſinn führen würde.

Die Berathſchlagungen über Bettelweſen, Kanalgraben, Wege- und Brückenbau müſſen hier, als kein allgemeines Intereſſe darbietend, übergangen werden. Aber einige beſondere Beſchlüſſe verſchiedener Departementsräthe verdienen hier noch Erwähnung.

Das Aisne- und das Ardennes-Departement verlangen, daß das Wahlrecht, welches jetzt nur den mit 200 Francs Beſteuerten zuſteht, auch auf diejenigen Bürger übertragen werde, welche auf der Liſte der Juryfähigen ſtehen, mithin daß es auch dem gelehrten Stande ertheilt werde. Dieß iſt, wie man ſieht, ein rein politiſcher Wunſch. Das Ille- und Vilaine-Departement wünſcht, daß die Truppen zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden. Im Arriège dringt der Rath auf Abſchaffung der Sklaverei in den Kolonien. Der Rath des Doubs äußert die Meinung, daß in jetzigen Friedenszeiten der Dienſt der Nationalgarde unnütz ſey. Mehrere Departements beſchweren ſich über den mangelhaften Zuſtand des Poſt-, Medicinal- und Schulweſens. In vorigen Jahren hatten ſich einige Departements über den häufigen Wechſel der Präfekten und Subpräfekten beklagt, welchen man keine Zeit ließe, ſich mit den Bedürfniſſen und dem Zuſtande ihrer Untergebenen bekannt zu machen.

Jeder Departementsrath bekömmt seiner Seits von den verschiedenen Arrondissements, in die das Departement eingetheilt ist, Wünsche, Vorschläge und Bemerkungen, und genehmigt er dieselben, so werden sie dadurch die Wünsche, Vorschläge und Bemerkungen des Departements. Die Regierung kann also ziemlich gewiß seyn, daß die von den Departements eingeschickten Protokolle die Ansichten und Gesinnungen des gebildeten Theils der französischen Nation ausdrücken. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß 30 von ihren Mitbürgern gewählte Männer jeden Departements, welche meistens den wohlhabenden Ständen angehören, die Lokalverhältnisse ihrer Departements wohl kennen, und zum Theil von der Regierung ganz unabhängig leben, etwas Anderes aussprechen, als was ihnen der Verstand eingibt, und auf etwas Anderes Rücksicht nehmen, als auf das Wohl ihres Vaterlandes, und zunächst auf das Wohl ihres Departements. Da sie zu keiner politischen Rolle berufen sind, und nur die Privatangelegenheiten des Departements zu besorgen haben, so läßt sich auch mehr Ruhe und Besonnenheit von ihren Versammlungen erwarten, als von den gesetzgebenden Kammern, in welchen die großen Interessen des Landes beständig zur Sprache kommen, und wo die Leidenschaft mit ins Spiel tritt.

Da jedoch Vollkommenheit bei menschlichen Einrichtungen nicht möglich ist, so darf man auch nicht erwarten, daß die Generalkonseils ganz ohne Mängel sind. Einseitigkeit muß natürlich ein gemeiner Fehler von Korporationen seyn, welche nur das Wohl eines geringen Theils eines Reiches zu berücksichtigen haben. In den See-Departements werden sie vor Allem den Aus- und Einfuhrhandel, in den Land-Departements den Vortheil der Ackerbau- und der Gewerbeinteressen vertheidigen und erweitern wollen. Alle werden aber auf das Wohl ihres Departements bedacht seyn. Ihnen die widersprechenden Wünsche gewähren zu wollen, die sie äußern, wäre für die Regierung eine unmögliche Aufgabe. Sie kann aber viel aus den Protokollen lernen.

Obschon die Departementsräthe eine kontrolirende Macht besitzen und eine Stellung haben, die ihnen erlaubt, auf unpartheiische Art den Gang der Regierungsbehörden zu beurtheilen und ihre Meinung darüber abzugeben, so thun sie doch auch in dieser Hinsicht nicht immer ihre Pflicht. Anstatt das Verfahren des

Präfekten ſcharf zu beobachten, begnügen ſie ſich zuweilen mit einer oberflächlichen Ueberſicht, und genehmigen ſchon im Voraus, was er ihnen vorzulegen hat. Dies hat neulich ein Deputirter, welcher auch Dichter iſt, Herr Roger, in folgendem Verſe ausgedrückt:

„Au lieu de contrôler, on flatte son préfet.“

Im Ganzen genommen ſind die Generalkonſeils eine vortreffliche Einrichtung, welche in das Syſtem der Volksrepräſentation vollkommen paßt, und ſich in der Folge nothwendig noch mehr entwickeln muß. Denn obſchon man die Gränzen ihres Wirkungskreiſes ſcharf bezeichen zu müſſen glaubte, ſo iſt doch offenbar, daß ſie immerfort eine größere Wichtigkeit erlangen müſſen, je weiter die Nation in ihren Handels-Gewerbe- und andern Unternehmungen vorrückt. Und wenn auch die Politik nicht in ihrem Bereiche liegt, ſo ſind ſie doch natürlich dazu berufen, die guten oder ſchlimmen Wirkungen, welche politiſche Maßregeln der Regierung in den Departements hervorgebracht haben, zu bemerken und der Regierung zu erkennen zu geben. Sie haben alſo oft eine Meinung darüber zu äuſſern, wenn ſie auch von der Regierung nicht dazu aufgefordert worden ſind. Nähme jemals die Regierung einen Gang, welcher in allen Theilen des Reiches mißfiele, ſo würden auch bald ſämmtliche oder doch die meiſten Generalkonſeils laut werden, und der Regierung den Dienſt leiſten, ſie mit dem Mißvergnügen der Departementsbewohner bekannt zu machen und ſie vor der Fortſetzung ihres Verfahrens zu warnen.

Einen andern Dienſt leiſten ſie als Rathgeber, wenn ſie von den Miniſtern befragt werden, ehe dieſe ein Geſetz welches die geſammte Nation betrifft, in Vorſchlag bringen wollen. Aus den ausführlichen Berichten, welche manche Departementsräthe über miniſterielle Anfragen erſtattet haben, kann man erſehen, daß ſie mit großer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke gehen, und es ſich beſtens angelegen ſeyn laſſen, die Miniſter über ihre Zweifel und Bedenken aufzuklären. Auch den Wiſſenſchaften erweiſen ſie einigen Dienſt durch die Unterſtützung, welche ſie Gelehrten und Künſtlern zukommen laſſen, die von der Centralregierung in Paris unbeachtet bleiben würden, und zuweilen nur vermittelſt jener Unterſtützung etwas zu leiſten im Stande ſind.

Es bleibt nun noch übrig, die Aehnlichkeit und die Verſchiedenheit zwiſchen den franzöſiſchen Generalkonſeils und den

Provinzialständen anderer Länder, besonders Deutschlands, kürzlich anzugeben. Eine ausführliche Vergleichung würde unnütz seyn, da jeder in Folge des bisher Gesagten die französische Einrichtung mit der unter seinen Augen bestehenden deutschen selbst vergleichen kann.

Die Aehnlichkeit der beiden Einrichtungen besteht offenbar im Zwecke ihrer Anordnung. Die deutschen Provinzialstände sollen, wie die französischen Departementsräthe, die Wünsche der Provinz, die Mängel der bestehenden Einrichtungen, die Wirkungen der von der Regierung getroffenen Maßregeln zu erkennen geben. Da jedoch die Bezirke, welche sie repräsentiren, in Frankreich weit kleiner sind, als die deutschen Provinzen, mit Ausnahme einiger wenigen Departements, deren Bevölkerung eben so stark, wo nicht noch stärker ist, als die irgend einer preußischen Provinz, so können ihre Berathschlagungen auch nicht so wichtig für's allgemeine Wohl seyn, als in Preußen, wo die einzelnen Provinzialstände etwa $\frac{1}{8}$ der gesammten Monarchie darstellen.

Um also in Preußen etwas Gleiches zu haben, müßte jeder Regierungsbezirk solch einen Verein besitzen. Worin aber die Generalkonseils vor deutschen Provinzialständen einen wesentlichen Vorzug haben, das ist in dem ihnen ertheilten Recht, jährlich die Verwaltung der obersten Regierungsbehörde des Departements zu kontroliren, um nachzusehen, ob der Präfekt die vom Departementsrathe beschlossenen und von der Regierung genehmigten Maßregeln vollzogen, die zu gemeinnützigen Zwecken angewiesenen Gelder gehörig verwendet, die nöthig erachteten Anstalten und Vorkehrungen auch wirklich in Ausübung gebracht habe. Dadurch bekommt die von den Departements-Bewohnern gewählte Versammlung Antheil an der Verwaltung, ohne für dieselbe ein Hinderniß werden zu können. Die Oberbehörde hat an ihr eine wachsame Aufseherin zu fürchten, die besser im Stande ist, den Verwaltungsgang zu überschauen und zu beurtheilen, als die in der Hauptstadt sich befindenden Minister, denen natürlich manche in den Departements begangenen Mißbräuche und Unterschleife entgehen müssen.

In Frankreich wie in Deutschland hat man einige Scheu vor der Bekanntmachung der Berathungen der Provinzial-Versammlungen; zuweilen gelangen die interessantesten Erörterungen nur durch Privatmittheilungen an Journale zur Kenntniß des Publikums.

In Frankreich läßt ſich jedoch wenig mehr verbergen; die freie Preſſe bringt Alles an's Tageslicht, und wie man geſehen hat, gibt auch die Regierung einen Auszug der Beſchlüſſe der Departementsräthe heraus. In Preußen pflegt die Regierung auf ſämmtliche von den Provinzialſtänden geäußerten Wünſche zu antworten. Dies iſt in Frankreich weder nöthig noch thunlich. Jedes der 86 Departements äußert 10, 20 bis 40 oder 50 Wünſche, Vorſchläge und Bitten. Wie könnte die Regierung über tauſend Gegenſtände ſo bald einen Beſchluß faſſen! Zudem ſind die Miniſter in einem nach dem Repräſentativ-Syſtem regierten Staate keine Herrn und Meiſter. Vieles, von den Departementsräthen Gewünſchte oder Vorgeſchlagene kann nur vermittelſt eines Geſetzes, alſo durch Zuſtimmung der geſetzgebenden Kammern eingeführt werden. Dadurch aber, daß die Aeußerungen der Departementsräthe von der Regierung den Mitgliedern der beiden Kammern gedruckt mitgetheilt werden, gelangen ſie zur Kenntniß ſämmtlicher an der Geſetzgebung theilnehmenden Männer. Dieſe werden alſo vorbereitet, und können entweder die nöthigen Geſetze ſelbſt vorſchlagen, oder wenn Entwürfe von dem Miniſter eingereicht werden, ein reiferes Urtheil darüber abgeben; ſie wiſſen alsdann wenigſtens, ob das Bedürfniß derartiger Geſetze in den Departements gefühlt wird oder nicht.

Ueberhaupt aber ſind die deutſchen Provinzialſtände nur berathend, und haben wenig Macht, um ſelbſt etwas vorzunehmen. Darin ſtehen ſie den franzöſiſchen Departementsräthen nach, die ſelbſt manche nützlichen Einrichtungen treffen und dem Bezirke manches Gute verſchaffen können, wozu ſie nur der Genehmigung der Regierung bedürfen.

Ein weſentlicher Unterſchied liegt in der Zuſammenſetzung beiderlei Verſammlungen. In Deutſchland ſind es Stände, deren jeder beſondere Anſichten und Geſinnungen mitbringt. Die franzöſiſchen Departementsräthe beſtehen nicht aus Ständen, ſondern aus Bürgern, die ſich alle gleich ſind. Jedes Mitglied verdankt ſeine Ernennung dem Zutrauen ſämmtlicher, oder doch der meiſten Wähler ſeines Kantons. Kein Kaſten-Egoismus, kein Korporationsgeiſt beſtimmt ſein Votum, er muß ſich als den Repräſentanten ſeines Bezirkes und nicht einer Anzahl Standesgenoſſen

ansehen, und kann sich daher auch leichter mit seinen Collegen über gemeinnützige Angelegenheiten verständigen.

Dadurch soll nicht gesagt werden, daß nicht auch in den Ständeversammlungen patriotische Gesinnungen geäußert und gute Beschlüsse gefaßt werden können; aber so viel ist wohl sicher, daß überall, wo Stände repräsentirt werden, und nicht die gesammte Volksmenge, auch keine so innige Verschmelzung der Ansichten und Wünsche stattfinden, keine so einmüthigen Beschlüsse gefaßt werden können, als in Versammlungen, deren Mitglieder einander gleich sind und ihren Sitz der freien Wahl ihrer Mitbürger verdanken.

Depping.

Zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Das große Jubelfest, welches wir in diesem Jahre feiern, wird überall Veranlassung geben, in Reden und Schriften theils der Vorsehung für den Segen, welcher auf der Erfindung der Buchdruckerkunst ruht, zu danken, den Erfinder zu preisen und mit Stolz hervorzuheben, daß es eine deutsche Erfindung ist, theils die Geschichte dieser Kunst und ihre Fortschritte, die welthistorische Bedeutung der Presse überhaupt und ihre große Bedeutung für unsere Zeit insbesondere zu erörtern.

Um bei diesem Anlaß nicht gerade dasselbe zu sagen, was an so vielen andern Orten gesagt werden wird, beschränken wir uns hier auf eine bescheidene Betrachtung. Indem wir Andern gern den Ruhm überlassen, mehr und Wichtigeres mit feuriger Beredtsamkeit vorzutragen, fassen wir eine minder erfreuliche Seite unserer Preßangelegenheiten auf.

Nämlich das Verhältniß derselben zu den regierenden Gewalten.

Man muß sich wundern, daß unsere Gelehrten, die doch beinahe mehr als alles auszukundschaften beflissen sind, noch nicht daran gedacht haben, die Geschichte der Presse im chinesischen Reich zu untersuchen. Bekanntlich ist die Buchdruckerkunst in China weit eher erfunden worden als in Europa. Es wäre interessant zu erfahren, durch welche Schicksale jene ältere asiatische Presse dahin gelangt ist, das Monopol der Regierung, das ausschließliche Werkzeug eines väterlichen Despotismus zu werden. Das und nichts anderes ist und war die chinesische Presse, seitdem China den

Europäern bekannt geworden ist. Der Freiheit dieser Presse weiß sich Niemand mehr zu erinnern; sie gehört einem verschollenen Jahrtausende und vorübergegangenen revolutionären Zeitpunkten an.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so befindet sich die chinesische Staatsgewalt bei ihrem Monopol der Presse seit geraumer Zeit außererdentlich wohl und behaglich, und darf um dasselbe von allen Regierungen, gegen welche die Presse eine schwer zu besiegende Opposition erhebt, wohl beneidet werden. Unstreitig ist auch China in dieser Beziehung allen europäischen Staaten in der Kultur vorangeschritten. Wir sind kaum aus der Nacht des Mittelalters auferwacht, es dämmert noch tief. Viele unter uns wollen nicht begreifen, daß der Tag doch wirklich angebrochen sey; schlaftrunken sehnt sich Mancher in die Nacht zurück, und glaubt, er dürfe nur die Augen zugeschlossen halten, so werde es auch wirklich Nacht bleiben. Man erstaunt, zuweilen auf europäischem Boden Klagen und Wünsche zu vernehmen, die einen hinter uns liegenden barbarischen Zustand als den idealen bezeichnen möchten, zu dem die Regierungen zurückstreben sollten, nämlich den Zustand, in dem es noch gar keine Presse gab. Man hört bedauern, daß im vorigen Jahrhundert so viel für Aufklärung des Volks geschehen sey, daß man die Studien und die Literatur so sehr gefördert und dadurch den dritten Stand übermächtig gemacht habe. Man sehnt sich nach der Zeit zurück, in welcher das gemeine Volk noch nicht lesen und schreiben konnte, der Adel noch nicht zu schreiben brauchte. Man wünscht, diese Zeit erneuern zu können, und da man es nicht vermag, schlägt man wenigstens vor, die Presse so viel als möglich einzuschränken, den Volksunterricht so viel als möglich zu hemmen.

Solche Ansichten sind barbarisch und verrathen, auf welcher tiefen Stufen noch gewisse Rathgeber stehen. Zugegeben, daß solche Ansichten die der unbedingtesten Freunde der Throne sind, so bleibt doch sicher ihre Einsicht hinter dem guten Willen zurück. Wie weit ist man dagegen in China vorangeschritten! Ein Mandarin in China würde erröthen, wenn er vernähme, was seinen europäischen Collegen zuweilen einfällt, den Regierungen zu rathen. Während der Chinese es an Loyalität, an unbedingtem Gehorsam, an allen, der absoluten Monarchie zuträglichen, Tugenden den bewährtesten Karlisten in Europa zuvorthut, übertrifft er

sie zugleich an Einsicht. Das macht, er ist in der Erfahrung um ein Paar Tausend Jahre voraus. Er weiß, daß die Befestigung der Regierungsgewalt mit den Fortschritten der Kultur Hand in Hand geht; daß die Unsicherheit der Throne in dem Maße abnimmt, in dem die Barbarei verschwindet, und daß die vollendete, ein ganzes Volk umfassende Kultur, die dauerhafteste Bürgschaft der Staatsgewalt ist. Zu dieser goldnen Erfahrung ist er schon längst gelangt und erfreut sich ihrer im vollen Maße, während Europa sich noch dem Wahne hingiebt, die Barbarei sey eine Garantie, und die Kultur ein Feind der Regierungen. Wenn ein Tatarchan so dächte, würde man sich weniger wundern. Aber europäische Publizisten, europäische Groſse, sollten so barbarisch nicht denken, sondern sich mit ihrer Erkenntniß dem chinesischen Ideal endlich ein wenig nähern.

Dieses Ideal besteht darin, daß die Regierung die Macht der Presse nicht unterdrückt, sondern sich vielmehr derselben bedient. Der Barbar tödtet den Feind; der civilisirte Mensch unterwirft ihn und macht ihn zum Diener. Die chinesische Regierung thut alles für die Volksaufklärung und für die Presse. Die Leute dürfen nicht nur lesen, sondern sie müssen lesen. Die Thätigkeit der Presse wird nicht gehemmt, sondern angefeuert. Die Schriftsteller werden nicht scheel angesehen oder verfolgt, sondern belohnt, angestellt, mit Ehren überhäuft. Da klagt Niemand, daß die Regierung hinter dem Zeitgeiste zurückbleibe, daß das Licht verdunkelt, daß die Volksbildung gehemmt werde. Da klagt kein Zeitungsschreiber über den Obskurantismus der Minister und auch kein Minister über die Frechheit der Zeitungsschreiber. Freilich hat die Regierung das Monopol der Presse; alles, was gedruckt wird, geht wenigstens mittelbar von ihr aus. Aber das fällt nicht auf, weil sie wirklich leistet, was der hohe Stand allgemeiner Civilisation in China verlangt, weil sie kein Talent vernachläßigt, sondern alle an sich zieht, weil sie keine nützliche Entdeckung der öffentlichen Kunde vorenthält, sondern ein fast unzählbares Heer von Autoren aus den besten Köpfen beständig rekrutirt und besoldet, um alles gemeinnützige Wissen in wohlgeordneten Werken der Nation zu vermitteln. Die Regierung leistet durch dieses System für die Wissenschaft, Literatur und Civilisation überhaupt

unendlich mehr, als privatim von einzelnen Köpfen für sie geleistet werden könnte; darum ist aber auch die Civilisation immer für die Regierung. Nur in seltenen Fällen kann es einem barbarischen Feinde von Außen, oder einer rohen Leidenschaft im Innern gelingen, den Staat zu beunruhigen, und selbst wenn es geschehen ist, kehrt durch die Macht der nie von der Linie der Loyalität abweichenden Civilisation, Alles bald wieder in's alte Gleis zurück.

Dieses Beispiel sollten unsere Legitimen doch wohl beherzigen, und nicht rückwärts in die alte Barbarei, sondern vorwärts hin zu dem chinesischen Ideale streben.

Ohne allen Zweifel verdanken die europäischen Oppositionen einen großen Theil ihrer Macht der hartnäckigen Anhänglichkeit ihrer Gegner an das barbarische System. Wie viel ausgezeichnete Männer sind zur Opposition übergegangen, weil sie vom Staatsdienste ausgeschlossen oder verdrängt wurden durch mittelmäßige Köpfe und barbarische Ansichten. Wie viele und unumgängliche Verbesserungen sind von der Opposition ausgegangen, und hat der Staat wider Willen sich aufdringen lassen müssen, die vom Staat selbst hätte ausgehen sollen und für die man ihm sehr gedankt haben würde.

Vor wie vielen Personen und Dingen hat der Staat eine unüberlegte Furcht blicken lassen, die im Gegentheil, wenn er sie zur rechten Zeit hätte brauchen wollen, seine kräftigste Stütze geworden wären.

Nachdem einmal die alte Barbarei in Europa vorüber war, und sich nicht mehr herstellen ließ, nachdem durch Erfindung der Buchdruckerkunst eine neue Civilisation vorbereitet wurde, und sich auf keine gewaltsame Weise mehr zurückhalten ließ, hätten *solche* Regierungen, die nach Art und Weise der Chinesischen vermittelst einer uneingeschränkten monarchischen Gewalt und sogenannten väterlichen Despotie regieren wollten, auch folgerecht das chinesische System annehmen sollen.

Nun gab es und gibt es aber auch *andere* Regierungen in Europa, die nicht von der Idee einer absoluten väterlichen Gewalt ausgehen, sondern ihren Ursprung aus dem demokratischen Princip herleiten. Diese Regierungen, die republikanischen und constitutionellen, gehen entweder aus Volkswahlen hervor, oder suchen und finden doch ihre Stütze je in der Mehrheit des

Volkes, haben also nicht nöthig, die Presse zu ihrem Monopol zu machen, noch zu unterdrücken. Die Organe der Mehrheit, in der Presse repräsentirt, und durch die öffentlichen Parlamente unterstützt, sind immer stark genug, die Opposition einzuschränken. Nichts geht von der Regierung aus, was nicht als von der Mehrheit des Volkes ausgegangen betrachtet wird. Die Opposition fürchtet also nicht die Regierung allein, sondern auch die Mehrheit des Volkes. Deßhalb gibt man ihr die Presse frei, und schreckt sie nur von dem äußersten Mißbrauch der Lüge und Lästerung durch ein Preßgesetz ab, welches ungleich der Censur nicht den Druck verhindert, sondern nur das mißbräuchlich Gedruckte, nachdem es veröffentlicht ist, bestraft. Unter diesen Bedingungen ist die Preßfreiheit eine Stütze der Regierungen. Beständiges Licht ist über den ganzen Staat verbreitet. Das Volk selbst hilft der Regierung in der Ueberwachung des Staatswohls. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verdanken ihre Ruhe und die strenge Aufrechthaltung ihrer Gesetze hauptsächlich der Preßfreiheit, die der Regierung freiwillig die größten Dienste leistet.

In Europa sind beide Staatsformen auf ziemlich sonderbare Weise gemischt. Sie bestehen neben einander und sogar in einander. Republikanische Staaten grenzen an absolut monarchische und in den constitutionellen sind die verschiedenartigsten Versuche gemacht worden, beide Staatsformen innerhalb desselben Staates zu versöhnen, und eine mit der andern zu durchdringen. Daraus nun erklärt sich leicht, warum sie in Bezug auf die Presse nicht immer dem natürlichen Princip treu bleiben, sondern einander Concessionen machen, von einander borgen.

In den mehr östlich gelegenen absolut monarchischen Staaten Europas, deren Regierungen unumschränkt, jedoch nicht willkührlich, sondern mit väterlicher Güte und Weisheit als Stellvertreter Gottes auf Erden regieren wollen, und dabei immer vorausſetzen, das Volk bedürfe dieser väterlichen Zucht, und es sey nicht nur bloß Recht der Regenten, sondern auch Pflicht und göttliches Gesetz, die Leidenschaften und die Unvernunft der rohen Menge durch jene Zucht und Ordnung einzuschränken, sollten die Regierungen offenbar auch die ganze Erziehung des Volkes übernehmen und demgemäß die Presse zu einem Regierungs-Monopol machen. Sie haben dies aber nicht gethan, zum Theil aus dem schon oben

angeführten barbarischen Grunde; zum Theil aber auch umgekehrt aus der gerade entgegengesetzten Rücksicht auf die aus den Nachbarstaaten mächtig vordringende Kultur, hinter welcher zurückzubleiben man nicht den Schein haben wollte. Einige absolute Regenten, wie Friedrich II. und Joseph II., begünstigten sogar unmittelbar die Preßfreiheit, um sie als Waffe gegen minder aufgeklärte Staaten zu benutzen, Preußen früher gegen Oesterreich, Oesterreich selbst später gegen die Hierarchie. Doch konnten solche Begünstigungen der Preßfreiheit in absoluten Monarchien, weil sie dem Princip derselben widersprachen, ihrer Natur nach nur vorübergehend seyn.

Die Jesuiten hatten das chinesische System in China selbst kennen gelernt und auf ihre zahlreichen Anstalten in Europa übergetragen. Allein gerade dieser Umstand scheint die Adoption derselben in den weltlichen Staaten Europas verhindert zu haben, da sich der mächtige Orden mit seiner Herrschsucht und Habgier diesen Staaten verdächtig machte. Hätten die Jesuiten nicht einen Staat im Staate gebildet, wären sie immer nur die Lehrer der Fürsten gewesen, so würde wahrscheinlich wenigstens ein Versuch gemacht worden seyn, die junge Presse in Europa, wie in China, zum Vortheil des Staates zu monopolisiren.

Nachdem man nun früher diese Maßregel versäumt hatte, und später von der nur für einen bestimmten Zweck improvisirten, aber mit dem monarchischen Princip auf die Dauer unverträglichen Begünstigung der Preßfreiheit wieder abgegangen war, ohne die einmal begonnene große Thatigkeit der Presse weder mehr in unmittelbare Leitung nehmen, noch hemmen zu können, fiel man auf einen Mittelweg — die Censur. Man machte die Presse nicht zu einer Staatsanstalt, man ließ sie den Privaten anheimgestellt; aber man erlaubte auch nicht, daß alles und jedes gedruckt würde, sondern ließ sich die Manuscripte vorher einreichen, und strich weg, was dem Interesse des Staates gefährlich schien.

Diese Maßregel erfüllte ihren Zweck nicht ganz.

Sie wurde erstens nicht immer zweckmäßig ausgeführt. Censoren von beschränkter Einsicht strichen Sätze oder wohl gar ganze Bücher, die den Staat wesentlich nicht gefährden konnten, und erweckten dadurch große Erbitterung, selbst bei sonst loyalen Unterthanen. Anderseits begünstigte die Censur, indem sie die ernstere, Geist und Sitten kräftigende und reinigende Lektüre unterdrückte, die

frivole, welche Geist und Sitten entkräftet und verdirbt, und nährte dadurch weit mehr schlechte Gesinnungen und destructive Tendenzen, als sonst zum Vorschein gekommen seyn würden.

Wenn der Weise schweigen muß, reden die Narren. Wenn der Wahrheitsfreund schweigen muß, reden die listigen Verführer. So wird durch die Literatur der Volks-Charakter erschlafft, und die öffentliche Entsittlichung war nie eine Garantie, war immer nur eine Gefahr für die Throne.

Zweitens erschien die Censur, auch wo sie im System der absoluten Monarchie zweckmäßiger gehandhabt wurde, im Vergleich mit der Preßfreiheit in benachbarten Staaten immer als etwas Gehässiges. Das würde vielleicht weniger der Fall gewesen seyn, wenn man nicht hätte vergleichen können. Da man aber einmal verglich, so waffneten sich sehr mannigfaltige Empfindungen gegen die Censur, theils der Nationalstolz, der die eigene Nation keiner Beschränkung unterworfen sehen wollte, von der andere Nationen frei waren; theils der Liberalismus, der das allgemeine Menschen- und Bürgerwohl dagegen geltend machte; theils der Autorstolz, der sich durch Censurstriche tief verletzt fühlte, womit sich endlich das durch die Censur vielfach gekränkte Interesse der Verleger verband. Daher sind, wie bekannt, in allen deutschen Ständeversammlungen und in unzähligen Schriften Klagen gegen die Censur laut geworden, die darin eine gewisse Selbstverleugnung an den Tag legt, daß sie dergleichen Schriften so oft zum Drucke zugelassen hat.

Mit Rücksicht auf die konstitutionellen und republikanischen Regierungen, die sich eines großen Vortheils erfreuen, sofern ihnen die Presse freiwillig dient und die Organe der Majorität im Parlament und unter den Wählern ihnen stets zur Seite stehen, — oder vielleicht auch in einer dunkeln Ahnung der vom chinesischen Systeme unzertrennlichen Vortheile glaubten die absolut monarchischen Regierungen die mangelhafte Maßregel der Censur durch die Thätigkeit der regiminalen Presse ergänzen zu müssen.

Der erste Schöpfer dieser Idee war Napoleon, der die republikanisch begonnenen Journale, namentlich den Moniteur, in dynastische umschuf, da er den an die Journale einmal gewöhnten Franzosen diese Vehikel des politischen Raisonnements nicht nehmen durfte, das Raisonnement aber selbst zu leiten für unumgänglich nöthig hielt. Auch geht aus den Maßregeln, die er im Verfolge der Zeit stufenweise

traf, deutlich hervor, daß er sich nach und nach dem chinesischen Ideale nähern wollte, denn es durfte keine Zeitung erscheinen, die nicht von seinen unmittelbaren oder mittelbaren Creaturen ausging, und auch die nicht periodische Presse wurde von ihm unter eine Zucht genommen, wie sie früher nur einseitig von den Jesuiten geübt worden war. Sein Sturz emancipirte die Presse, doch auf eine Weise, welche den monarchischen Regierungen, die hauptsächlich diesen Sturz bereitet hatten, Besorgniß einflößte. Demnach wurden die nach dem Kriege locker gewordenen Zügel der Censur wieder stramm angezogen und auch die reginiale Presse wurde im Sinne der verschiedenen Regierungen mehr oder weniger in Thätigkeit gesetzt.

Allein auch diese neue Maßregel konnte nicht ganz ihren Zweck erfüllen.

Die Staatszeitungen zerfallen in zwei Gattungen, offizielle und nicht offizielle. Die ersteren genießen eine unangefochtene Achtung, sofern sie blos referiren oder Befehle mittheilen. Sie behalten diese Achtung, wenn sie sich in Polemik gegen die auswärtige Politik einlassen. Aber sie kommen auch fast immer in den Fall, diese Achtung zu verscherzen, wenn sie in Bezug auf die innere Politik gegen inländische, der Censur unterworfene Oppositionsblätter, oder, wo es nicht einmal diese gibt, gegen vorausgesetzte und einem Theil der Bevölkerung untergeschobene Oppositionsansichten polemisiren. Eine solche Polemik erwirbt den Staatszeitungen nur alsdann Achtung, wenn dieselben Organe konstitutioneller Minister, also der parlamentarischen Mehrheit, also der Volksmehrheit sind, und wenn ihnen die Oppositionspresse ihrerseits in voller Freiheit gegenüber steht. Fallen diese Bedingungen weg, spricht sich in der Staatszeitung nicht die Gesinnung und Einsicht der Majorität, sondern nur das einseitige System eines unpopulären Ministers und gelegentlich auch wohl die Galle oder der Uebermuth einzelner als Publizisten bezahlter und ins Vertrauen gezogener Individuen aus, die gern rücksichtslos werden, weil sie nicht selten zugleich Censoren der Oppositionspresse sind, so erweckt das offizielle Blatt begreiflicherweise kein Vertrauen, es verletzt; es findet, je mehr es allein orakelt und hofmeistert, nur desto unwilligere Zuhörer.

Noch weit weniger vermag die nicht offizielle Reginalpresse auszurichten; denn die Absicht, bezahlte Publizisten nur unter der

Maske partheiloser Unabhängigkeit für die Regierung gegen die Opposition polemisiren zu lassen, wird überall sogleich durchschaut. Man kennt die bezahlten Federn sehr gut, und hält um so mehr Alles, was sie schreiben, für Trug, je mehr sie sich Mühe geben, nur als Vertheidiger der Wahrheit zu erscheinen. Auch wenn sie wirklich die Wahrheit sagen, man glaubt ihnen nicht. Solche sind es, die den Regierungen am meisten schaden. Man wundert sich, daß die Regierungen, die sonst doch stark sind, indem sie sich dieser Maske bedienen, eine Schwäche blicken lassen. Man ist unzufrieden, daß sie Menschen brauchen, die in der öffentlichen Meinung keine Achtung genießen. Wer die Welt eine Zeit lang beobachtet hat, dem kann nicht entgangen seyn, daß im Schooße der Regierungen selbst, jederzeit ein Haß gegen solche unwürdige Polemiker gehegt wird. Die wirklich tüchtigen Beamten nämlich, Chefs wohlgeordneter Verwaltungszweige, die keine Untersuchung vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu scheuen haben, fühlen sich durch ein Vertheidigungssystem beleidigt, das erst die falsche Voraussetzung erzeugt, als hätten sie eine Vertheidigung nöthig.

Die einsichtsvollen Regierungen haben daher nur offizielle Staatszeitungen mit möglichst sparsamer Polemik dem System der nicht offiziellen, scheinbar unabhängigen und redseligen Regiminalpresse vorgezogen, oder sich, um gewisse Ansichten unter das Publikum zu bringen, unverdächtiger auswärtiger Blätter bedient. Das letztere Verfahren wird in jüngster Zeit immer beliebter.

Allein — wenn es irgend erlaubt ist, imponirenden Thatsachen gegenüber, eine kleine abweichende Meinung auszusprechen — wir finden ein Mißverhältniß zwischen der Größe einiger Staaten und diesem Spiel mit anonymen Artikeln in fremden Blättern. Die Stellung der Staatsgewalt zur Presse scheint hier nicht ganz die natürliche zu seyn. Von Seiten absoluter Staaten sollte der unabhängigen Presse keine so große Konzession gemacht werden. Indem man nicht wagt, das Monopol der Presse zu behaupten, allein zu reden und alles mißbilligende Reden zum Schweigen zu bringen, indem man im Gegentheil das, was man sagen will, bei der unabhängigen Presse einmiethet, um ihm dadurch eine Empfehlung zu verschaffen, gibt man sein eigenes Princip auf und erkennt eine Macht an, die man eigentlich nicht anerkennen sollte.

Auf der andern Seite will man sich aber dem constitutionellen Systeme keineswegs hingeben und entsagt vorläufig doch sehr gern den Vortheilen, welchen die Presse der Majorität allen constitutionellen Regierungen zu gewähren pflegt. Man befindet sich also in einem nicht ganz natürlichen Mittelzustande.

Befinden sich aber die constitutionellen Regierungen ihrerseits in einer vollkommen natürlicher Stellung zur Presse? Das wird man auch nicht zu behaupten wagen. Die Nachbarschaft absolut monarchischer Staaten wirkt auf die constitutionellen nicht weniger, wie diese auf jene ein. Die Bequemlichkeit, mit welcher in absolutern Monarchien aller Widerspruch durch die Censur abgeschnitten wird, war immer und ist noch jetzt ein verführerisches Beispiel für constitutionelle Fürsten und Minister, wenn sie durch eine gar zu lebhafte Opposition bedroht, oder auch nur in einer gewissen Angewöhnung gestört werden.

Daher die vielen mehr oder minder glücklichen Versuche, die Censur auch in constitutionellen Staaten und selbst in Republiken einzuführen. Diese Versuche sind in dem Maße gelungen, in welchem die betreffenden Staaten mehr von absolut monarchischen Nachbarn überragt sind. Allein mit Recht ist immer wiederholt auf den Widerspruch aufmerksam gemacht worden, der in der Verbindung der Censur mit dem constitutionellen Systeme liegt. Dieses System basirt auf den Satz, daß der Wille der Mehrheit die Gesetze macht und die Handhabung derselben überwacht. Ist aber die Mehrheit durch die Censur gehindert, sich vermittelst der Presse über ihren Willen zu verständigen, so ist auch jene Basis untergraben.

In den constitutionellen Staaten, die groß und unabängig genug sind, daß fremder Wille bei ihnen keinen entscheidenden Einfluß üben kann, und in denen die Regierung nicht daran denken darf, die Censur einzuführen, kömmt doch zuweilen das Ministerium in den Fall, seine Ansicht von derjenigen der parlamentarischen Mehrheit zu trennen, ohne zugleich der constitutionellen Pflicht, seine Entlassung zu nehmen, genügen zu wollen. In diesem Falle nun wird die Reginiminalpresse, und namentlich die nicht officielle, in die größte Thätigkeit gesetzt, und nicht selten mit der bisherigen Oppositionspresse verbunden, um der Majoritätspresse entgegen zu wirken. Daß sich hiebei eine große Corruption

offenbart, ist nicht zu läugnen. Bestechungen und Mistificationen spielen da ihre Rolle, und die Sprache wird von der Täuschungskunst auf eine staunenswürdige Weise mißbraucht, die dem menschlichen Geiste eben so viel Ehre, als seinem Herzen Schande macht. Daß man in den freien Staaten so gerne lügt, ist ihr Fluch, wie es der Fluch absoluter Monarchien ist, daß man darin so gern schweigend bruskirt und den stummen Gehorsam malträtirt.

Die häufigen Versuche, die Censur einzuführen, und die vielen Lügen in den constitutionellen Staaten beweisen, daß hier ein natürliches und dauerhaftes Verhältniß der Staatsgewalt zur Presse noch nicht gefunden ist.

Die Lüge ist aber sehr im Vorsprung; ein Beweis, welche große Fortschritte die Preßfreiheit macht.

Die absolut monarchischen Staaten achten die freie Presse in den constitutionellen Staaten, und machen ihr sogar Concessionen, um sie durch sich selbst zu bekämpfen. Sie bedienen sich derselben. Die freie Presse wird zuweilen gedungen und gekauft, gerade von den entschiedensten Feinden aller Preßfreiheit.

Das läßt sich aber die freie Presse gern gefallen, weil sie auf der andern Seite auch Alles druckt, was ihr die mißvergnügten Unterthanen eben derselben absolut monarchischen Staaten, was ihr selbst die unberufensten Raisonneurs oder Speculanten zuschicken. Auf diese Weise wird die Presse, indem sie in einer Sprache je mehr und mehr Wahrheiten und Lügen aus der anderen aufnimmt, zugleich immer europäischer und der einzelne Staat ist nicht mehr im Stande, zu verhüten, daß in den Blättern eines andern Staates Alles über ihn gesagt werde, was er nicht gerne hört.

Dadurch wird die Censur vereitelt und dem strengsten Mauth-System gelingt es nicht, fremden Blättern gänzlich den Zugang zu verschließen. Die journalistische Industrie hat darauf bereits ihre Speculationen gebaut. Ein Blatt, das vorzugsweise die inneren Angelegenheiten des Staates A. bespricht, erscheint hundert Meilen davon im Staate X., scheinbar dem Staate A. ganz fremd, und doch bloß auf die Abnehmer in diesem Staate berechnet. Sind die Fälle, in welchen ganze Blätter auf diese Fernwirkung berechnet werden, noch selten, so sind doch die desto häufiger, in welchen gewisse Journale im Staate X. den Angelegenheiten im Staate A. wenigstens eine Rubrik widmen, in der die geheimen

Abonnenten in A gewiß ſind, ihre eigenen Correſpondenzartikel zu finden.

Und dennoch — ſo ſehr faſt alle Parteien und Mächte bei der freien europäiſchen Preſſe buhlen, ſo läßt ſich doch auch ein leiſer unwiderſtehlicher Zug zu dem chineſiſchen Ideal, das ruhig und unbeweglich im Hintergrunde der Zeiten ſteht, nicht verkennen. Ja die Preßfreiheit ſelbſt muß dazu beitragen, uns demſelben zu nähern. Der Mißbrauch, den die Schullehrer von ihrer Stellung machen, indem faſt jeder ſein eigenes Lehrbuch drucken läßt, um einen kleinen Nebengewinn davon zu ziehen, vermehrt ſo ſehr die Maſſe verſchiedenartiger, mittelmäßiger und ſchlechter Lehrbücher, und verdrängt ſo ſehr die guten, daß die Kultusminiſterien ſich mit Zuſtimmung der öffentlichen Meinung am Ende werden genöthigt ſehen, beſtimmte Lehrbücher einzuführen, und den Wuſt der übrigen auszuſchließen. Von dieſer erſten Station nach China ſind wir gar nicht ſo weit entfernt, als Manche vielleicht glauben. Auch den Mißbrauch, den Kompilatoren mit ſtatiſtiſchen, hiſtoriſchen ꝛc. Handbüchern treiben, wird früher oder ſpäter die Herausgabe officieller Hülfsmittel der öffentlichen Belehrung nothwendig machen, wie in China. Das Publikum ſelbſt, von dem Vampyrheer gewinnſüchtiger und gewiſſenloſer Schriftſteller und Verleger verfolgt, wird am Ende dagegen einen Schutz ſuchen.

Auch die Weihe, welche der literariſchen Induſtrie in Deutſchland geworden iſt durch die Autorität der Univerſitäten, die längſt gewohnt waren, die verſchiedenartigſten Meinungen (abgeſehen von der Politik wenigſtens in den Wiſſenſchaften) als eben ſo viele Dokumente deutſcher Geiſtesfreiheit geltend und durch den Druck bekannt zu machen, auch dieſe Weihe wird und muß nach und nach wegfallen. Theils iſt die akademiſche Schreibſeligkeit in eine ſchen ſehr auffallend gemeine Induſtrie ausgeartet; theils haben die Univerſitäten den Nimbus ihrer alten mythiſchen Freiheit in dem Maße verloren, indem die übrige Welt mehr Freiheit erworben hat. Akademiſche und conſtitutionelle Freiheit ſtoßen ſich ab wie gleichnamige Pole. Oxford war nie ſo frei wie eine deutſche Univerſität, weil Deutſchland nie ſo frei war, wie England. Je freier der Bürger, je mächtiger das Parlament iſt, um ſo militäriſcher iſt die Subordination der Staatsdiener unter den Miniſtern und die Einrichtung in den öffentlichen Unterrichtsanſtalten. Je freier die Männer ſind, um ſo weniger ſind es die Knaben.

Unſere Univerſitäten und Schulen werden ſich dieſem allgemeinen politiſchen Naturgeſetz nicht entziehen können. Sie werden in dem Verhältniß von ihrer Freiheit, alſo auch von ihrer literariſchen Unenthaltſamkeit einbüßen, in welchem die conſtitutionelle Freiheit des Volkes wachſen wird, und dieß wird nicht ohne Einfluß auf Quantität und Qualität der Preßprodukte bleiben.

Bringt man endlich das zunehmende Alter der europäiſchen Civiliſation in Anſchlag, ſo darf man kaum zweifeln, daß ſich in einiger Zeit eine Periode der allgemeinen Bildung einfinden wird, die eine polizeimäßige Ordnung auf den literariſchen Straßen verlangen wird, wie auf den gepflaſterten. Jede volle Culturreife begünſtigt den nüchtern praktiſchen Verſtand auf Koſten der Romantik, welche letztere immer nur einem Jugendalter der Nationen angehört. Wie man in der phyſiſchen Welt ſich der Eiſenbahnen und des Dampfs bedient, und die alte ehemals als romantiſch geltenden, jetzt aber nur noch langweilenden Krummſtraßen abſchneidet, um ſchneller ans Ziel zu kommen; ſo wird man bald auch im Gebiet des Unterrichts und der geiſtigen Cultur die alten romantiſchen freien Wege und Methoden der Bildung abſchneiden, weil ſie krumm ſind, und überall den kürzeſten Weg einer ſtereotypen Unterrichtsmethode, und eines encyclopädiſchen Wiſſens einſchlagen, wie in China, um das läſtige Geſchäft des Lernens in einem Minimum von Zeit abzuthun. Dieß wird um ſo gewiſſer geſchehen, je mehr die Maſſe des Wiſſenswerthen ſich häufen wird. Schon jetzt hat die ungeheure Vermehrung der Bücher die Orientirung in Encyclopädien und Converſationswörterbüchern nothwendig gemacht. Es ſind nur erſte ſchwache Verſuche, die ſich nur noch entfernt dem nähern, was deßfalls in China ſchon lange geleiſtet wird, allein ſie deuten eben den Weg an, den wir gehen, unwillkührlich immer oſtwärts in der chineſiſchen Richtung.

Zu den charakteriſtiſchen Zeichen der Zeit gehört in dieſer Beziehung nicht minder das Herabſinken der literariſchen Ariſtokratie und das Emporkommen einer demokratiſchen, ja anarchiſchen Maſſe. Viele ſind geneigt, in dieſer Erſcheinung einen Fortſchritt zu ſehen, aber ſie bedenken nicht, daß dieſe Vielſchreiberei, daß dieſes tauſendfache Predigen und Lehren der Unberufenen unnatürlich iſt, daß ein ſolcher Zuſtand nicht dauern kann und daß er nur, wie jede Anarchie, einer neuen Ordnung vorarbeitet. Im natürlichen

Zuſtande redet und ſchreibt nur der, welchen der Geiſt dazu treibt, und das übrige Volk hört zu oder lieſt. Das iſt das natürliche Recht der geiſtigen Ariſtokratie. Dieſes Recht galt früher unbeſtritten. Aber jetzt wird es nicht mehr anerkannt. Das Recht zu ſchreiben und über Alles zu ſchreiben, wird auch von Unberufenen angeſprochen. Das Schreiben iſt um ſo leichter geworden, je mehr Muſter man vor Augen hat und nur nachzuahmen, zu übertreiben, oder zu combiniren braucht. Da es aber auch zugleich einträglich und ein Gegenſtand der Induſtrie geworden iſt, ſo drängen ſich immer mehr Unberufene zu dieſem Geſchäft. Die Berufenen ſträuben ſich dagegen, aber es hilft ihnen nichts, man legt es ihnen als ariſtokratiſche Anmaßung aus und verdrängt ſie vom Schauplatz, indem es der Induſtrie auch nicht an Mitteln gefehlt hat, ſich des öffentlichen Urtheils zu bemächtigen. Wie nun aus der politiſchen Anarchie keine Erlöſung iſt auſſer in der Diktatur und der einförmigen Ordnung eines Militärſtaats, ſo iſt auch aus der literariſchen Anarchie keine Erlöſung auſſer in der Diktatur der Encyklopädie und in der einförmigen Ordnung der chineſiſchen Staatsliteratur. Zum alten Naturzuſtande kehrt man nicht mehr zurück, wenn man ihn einmal verlaſſen hat. Es bleibt nichts übrig, als den Gang der Kultur bis zur chineſiſchen Stagnation durchzumachen.

Zwar liegt in den europäiſchen Völkern ein romantiſcher Fonds, der nicht leicht zu erſchöpfen ſcheint. Wie oft ſchon iſt eine Stagnation des Geiſtes herbeizuführen verſucht worden und es iſt immer mißlungen. In ſchönem wildem Zorne haben die europäiſchen Völker, ſonderlich die germaniſchen, allezeit das Joch wieder zerbrochen. Feudalismus, Hierarchie, Jeſuitismus, Bureaukratie ſcheiterten in ihren ſyſtematiſchen Bemühungen alle nach einander. Allein die bisherigen Verſuche gingen je von einem herrſchenden Stande aus, nicht unmittelbar vom Volk, und ſcheiterten an der wild hervorbrechenden Naturkraft des Volkes. Gegenwärtig iſt es gewiſſermaßen das Volk ſelbſt, das mit ſich experimentirt, wenigſtens der zahlreiche und in jeder Beziehung vorherrſchende höhere Bürgerſtand, und das iſt eine weit gefährlichere Probe.

Vergleicht man indeß die geringe Theilnahme, welche die Nordamerikaner an den literariſchen Intereſſen Europas nehmen, und den gänzlichen Mangel an einem eigenen vorwiegenden literariſchen Intereſſe in den Vereinigten Staaten mit den ebenfalls

literariſchen Ausſchweifungen nicht günſtigen Neigungen bei dem Bauern- und niedern Bürgerſtande in Deutſchland (um einen Fall anzuführen, mit den Maßregeln des Volks im Kanton Zürich in der Straußiſchen Sache), ſo läßt ſich die Möglichkeit denken, daß der conſequent zum Chineſenthum führende Entwicklungsgang unſerer Literatur unterbrochen werden könnte durch eine Reaktion der urkräftigen und unverderbenen Volksnatur, und daß die Ordnung erreicht werden könnte ohne Aufopferung der Freiheit.

Da ſich bekanntlich die Extreme an einander aufreiben, und durch allen Wechſel ein langſamer, aber ſicherer Fortſchritt der europäiſchen Vernunft nicht zu verkennen iſt, ſo dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, die literariſche Induſtrie-, beziehungsweiſe Pöbelherrſchaft werde ſo wenig von Dauer, als die Herſtellung eines literariſchen Staatsmonopols irgend möglich ſeyn. Anarchie und Diktatur ſind Extreme, zwiſchen denen die Literatur wohl ruhig hindurchſchreiten wird. Bedauerlich erſcheint freilich das faſt gänzliche Verkommen des edlern ariſtokratiſchen Elementes in der Literatur. Indeß wird es durch die geiſtigen Fortſchritte, welche die große Mehrheit des Volkes gemacht hat, aufgewogen. Es kommt am Ende mehr darauf an, einen mäßigen geiſtigen Wohlſtand allgemein zu verbreiten, als einen Reichen von hundert Armen bewundern und beneiden zu laſſen. Die Kenntniſſe und geſunden Begriffe, die ſich allmählig in den Maſſen verbreiten, ſind vom welthiſtoriſchen Standpunkt aus betrachtet, mehr werth, als der Glanz einer gelehrten oder poetiſchen Ariſtokratie. Zudem bindet die Spannkraft, die in den Maſſen der Völker, insbeſondere der germaniſchen liegt, zuletzt immer auf eine wohlthätige Weiſe die federnden Kräfte des Talents, das, wenn ihm jenes Gegengewicht fehlt, gern ausſchweift in Phantaſtereien, einſeitige Syſtemſucht, perſönliche Eitelkeit. Die Kraft wird gemäßigt und gezügelt, wenn ſie ſich einigermaßen, wie die der Helden in den griechiſchen Tragödien nach dem Urtheil des Chorus richten muß. Dadurch verliert aber die Kraft nichts, ſondern ſie wird, wenn ſie wahre Kraft iſt, nur veredelt. Auf gleiche Weiſe aber muß dieſe Spannkraft auch zuletzt immer wieder die anarchiſchen Ausſchweifungen der literariſchen Induſtrie bewältigen und überdauern.

Wie denn die Literatur wollend und wiſſend oder nicht, immer dem großen Gange des politiſchen Lebens folgt, ſo ſcheint ſie nach

und nach in der Mitte zwischen den monarchisch-aristokratischen Gewalten und der Demokratie eine Stellung und Bedeutung einnehmen zu müssen, die ungefähr derjenigen der Nationalgarden und Landwehren entspricht. Sie wird nach ungeheuren Uebertreibungen und Ausschweifungen dem Bedürfniß der Ordnung nachgeben müssen; aber diese Ordnung wird im freien Europa nicht die chinesische werden können, sondern einen mehr demokratischen Charakter haben, und dem entsprechen, was die bleibende Grundlage im Volksthum aller germanischen Stämme bildet. Dürfen wir der Geschichte vertrauen, so sind diese Stämme immer diejenigen gewesen, welche dem menschlichen Geschlecht die Freiheit bewahrt haben durch die Ordnung und Mäßigung, mit der sie von ihr Gebrauch machten; während die romanischen Stämme sie mißbrauchten und dadurch zerstörten, die slavischen sich nie zu ihr erhoben. Nicht selten wurde die deutsche Literatur durch fremde Einflüsse jener Grundlage des deutschen Stammcharakters entfremdet, und verlor entweder das Bewußtseyn der edeln Freiheit, oder der Mäßigung und Würde, oder Beides zugleich. Allein sie kehrte nach mannigfachen Ausschweifungen doch immer wieder zur alten treuen Quelle volksthümlichen Ehrgefühls zurück.

So dürfen wir unbedenklich bei allen künftigen Krisen der Presse auf die gesunde Volksnatur vertrauen. Immerhin aber liegt es in der Pflicht, wie im Interesse der regierenden Gewalten ihr Verhältniß zur Presse auf eine so natürliche und befriedigende Weise zu regeln, daß es einer gewaltsamen, sey es gegen den Preßzwang, sey es gegen den Preßunfug gerichteten Reaction von Seiten des Volks nicht erst bedarf. Immerhin könnte der Zeitpunkt einmal eintreten, in welchem die Staatsgewalten es schwer empfinden würden, daß ihr Verhältniß zur Presse so lange Zeit ein falsches gewesen ist. Demnach halten wir es für nicht ganz überflüssig, den Rathgebern jener Gewalten ein paar Wünsche ans Herz zu legen.

Erstens wünschen wir, sie möchten bei Allem, was die Presse betrifft, das moralische Moment vornehmlich ins Auge fassen. Die moralische Würde ist die festeste Stütze der Staatsgewalten. Nun ist aber 1) die Censur kein moralisches Institut, am wenigsten in solchen Ländern, wo sie zugleich formell der Landesverfassung widerspricht, und würde bei vollständiger Preßfreiheit ein wohl

erwogenes Preßgesetz nicht nur allem Preßunfug kräftiger als die Censur zu steuern vermögen, sondern auch der Staatsgewalt die moralische Autorität zurückgeben, die der Censur überall abgeht. Deßgleichen ist 2) die bezahlte Presse kein moralisches Institut, am wenigsten wo sie Unabhängigkeit fingirt und sich in einer Täuschung gefällt, die des Zweckes verfehlt, weil sie gar zu leicht erkannt wird, und die jederzeit eine Dementi ist. Je weniger eine Regierung von solchen Mitteln Gebrauch macht, um so gewisser findet sie bessere, die ihr mehr nützen, und um so mehr sichert sie sich die moralische Autorität. Auch ist 3) die häufig vorkommende Begünstigung talentloser und in der öffentlichen Achtung tief stehender Autoren und einer glänzenden, aber für die Nationalinteressen unfruchtbaren und darum auch immer unpopulären Gelehrsamkeit nicht geeignet, der Staatsgewalt die imponirende Würde zu verleihen, mit welcher sie sich stets umkleidet, wenn sie wahrhaft fruchtbare Geister in ihre Nähe zieht. Kommt dazu eine Vernachlässigung der letztern, die aus eigener Kraft sich die öffentliche Achtung und Einfluß auf die Menschen erworben haben, so wird das Mißverhältniß noch greller. Endlich ist 4) jene Handhabung der Censur, die den Ausdruck einer freimüthigen oder edeln Gesinnung streicht, und dagegen die sitten- und gottlosesten Bücher, woran die philosophische und belletristische Literatur jetzt so fruchtbar ist, frei ausgehen läßt, sobald sie nur nichts von Politik enthalten, gewiß am allerwenigsten geeignet, die moralische Autorität der Behörden zu befestigen. Man pflegt zu sagen, das imprimatur solcher Bücher beweise eben die große Milde der Censur und widerlege die Klage über dieselben. Allein wir sind überzeugt, daß wenn Preßfreiheit bestände und diese Bücher würden nach einem strengen Preßgesetz gerichtet und verdammt, die öffentliche Meinung nicht darüber klagen, sondern den Richterspruch billigen und der Gesetzgebung alle Achtung dafür erweisen würde. Den Beweis liefert Nordamerika, wo vollkommene Preßfreiheit besteht, aber gewiß kein Verleger wagen würde, so sittenlose Schriften zu drucken, wie sie unter dem Schutze der Censur in deutschen Monarchien zu Dutzenden ausgegeben werden.

Zweitens können wir den Wunsch nicht unterdrücken, die Sorgfalt der Regierungen möchte der unnatürlichen Anhäufung krankhafter Säfte in der Literatur einen Abfluß geben. Dieß kann auf doppelte

Weiſe geſchehen. Einmal, wenn durch gröſsere Emancipation des Handels den Kapitalien, die jetzt in ſo reichem Uebermaß der inländiſchen Induſtrie der Bücherproduktion zugewendet ſind, ein Abfluß auf den Seewegen gegeben würde. Sodann wenn durch irgend eine jetzt freilich noch kaum zu berechnende Fürſorge auch die Ueberzahl der zur Autorſchaft ſich drängenden Jugend gemindert würde. In allen deutſchen Ländern wiederholen und mehren ſich die Klagen über die unverhältnißmäßige Zahl derer, die ſich den Univerſitätsſtudien widmen. Haben ſie dieſe Studien vollendet, ſo reichen die Anſtellungen in Staat, Kirche und Schule bei weitem nicht hin, ſie alle zu verſorgen. Da werfen ſich eine Menge derſelben in die literariſchen Induſtrie, Jünglinge, die unter andern Umſtänden nicht daran gedacht haben würden, ihren Namen drucken zu laſſen, deren Naturberuf ein ganz anderer iſt, von denen nur ein kleiner Theil eine wirklich befriedigende Exiſtenz gewinnt, deren Mehrheit nur der Literatur zur Laſt fällt, ohne ſelbſt zufrieden zu ſeyn, und die am Ende ihrer verfehlten Laufbahn ein Recht haben, ſich über Staatseinrichtungen zu beklagen, die ihnen das Einſchlagen einer paſſenderen Laufbahn wenn nicht unmöglich machten, doch ſehr erſchwerten.

Wir wollen unſere Betrachtungen nicht weiter fortſetzen, da es uns hinreichend belohnen würde, wenn das Wenige, was wir geſagt, irgend Anklang fände.

Historischer und philosophischer Protestantismus.

An Veranlassungen und Aufforderungen, das eben genannte Thema zum Gegenstand einer genauern Erörterung zu machen, fehlt es in der gegenwärtigen Zeit nicht. Der Protestantismus, zunächst allerdings der protestantische Staat, ist in eine bedenkliche Collision gerathen mit dem Katholicismus, und zwar mit dem in äußerer Gestalt organisirten Katholicismus, mit der katholischen Kirche, in eine Collision, die man vor zehn Jahren noch kaum geahnt hätte; und wenn auch auf den ersten Blick nur Kirchenrecht und Staatsrecht im Kampf begriffen scheinen, so liegt doch diesem Streit immer zu Grunde und ist unirennbar damit verflochten die dogmatische Differenz; denn die Opposition der katholischen Kirche stützt sich stillschweigend auf den Glaubenssatz, daß die katholische Kirche die einzig seligmachende sey. Das Interesse des protestantischen Staats scheint zwar anzurathen, in diesem Streit die dogmatische Differenz möglichst aus dem Spiel zu lassen, und zu fordern, daß der Staat, als neutral, außer und über den confessionellen Controversen stehend, nur seine, der Wahrung politischer Einheit, des Gehorsams und der Kraft dienenden Rechte behauptend, angesehen werde; die katholische Partei aber hat natürlich die Frage auf der Zunge, wenn sie sie auch nicht ausspricht: ob der Staat, der sich ihren Ansprüchen widersetze, und der, der Dynastie und der Mehrzahl seiner Bevölkerung nach, ein protestantischer ist, denn wirklich ein im eigentlichen Sinne christlicher sey? ob die Anforderung des Staates, in Beziehung auf einen

wichtigen bürgerlich-religiöſen Akt, die Einſegnung der Ehe, ſich der proteſtantiſchen Kirche gleichzuſtellen, mit den Grundſätzen des Katholicismus, als der wahren chriſtlichen Kirche, ſich vertrage? Aber ſie zieht es vor, die Frage auf dem kirchenrechtlichen Gebiet auszufechten oder hinzuziehen; und der Staat findet ſich nicht berufen, ungefragt eine Antwort zu geben, theils weil er über und außer den Confeſſionen zu ſtehen behauptet, theils weil es ſchwer oder unmöglich wäre, über Princip und Weſen des Proteſtantismus eine nach allen Seiten befriedigende, allgemeiner Zuſtimmung gewiſſe Antwort zu geben. Dieß wiſſen die Katholiken wohl, und ſehen mit ſtillem oder lautem Triumph den Erſcheinungen zu, welche von der Schwierigkeit zeugen, jene Antwort zu geben; ſie geben mehr oder minder deutlich zu verſtehen, daß die Proteſtanten keine Kirche, ja nicht einmal eine geſchloſſene chriſtliche Partei bilden. Dieſe Anſicht wird damit begründet, daß die Proteſtanten zu keiner äußern organiſchen Einheit verbunden ſeyen, wie die Katholiken, und noch mehr damit, daß inmitten der Proteſtanten eine Menge der verſchiedenſten und willkürlichſten theologiſchen Syſteme und Tendenzen erwachſen ſey, ſo daß von einer gemeinſamen Confeſſion derſelben nicht die Rede ſeyn könne. Mit Grund allerdings können ſie ſich darauf berufen, daß unter den Gegnern ſelbſt offenbar Mißhelligkeit und Streit darüber ausgebrochen ſey, worin das Princip, die Lehre des Proteſtantismus, beſtehe, welche als ächte Proteſtanten gelten ſollen? und die Controverſen des Tages unter den proteſtantiſchen Theologen und Philoſophen liefern ihnen hiefür überflüſſig genug Belege. Wenn auch nicht gegenüber dem Katholicismus, ſo doch um ſeiner ſelbſt willen, hat nun, glauben wir, der Proteſtantismus ein Intereſſe, zu einem klareren Verſtändniß und Bewußtſeyn über ſeine dermalige Stellung und ſein Princip zu kommen, und es iſt ſeinem Weſen gemäß, eine Erörterung darüber im Licht der Oeffentlichkeit anzuſtellen.

Leicht abgethan und beſeitigt wäre die Frage nach dem Princip und Weſen des Proteſtantismus mit etwa dieſer Antwort: „der Proteſtantismus iſt ein freies, geiſtiges Princip des Werdens und Lebens, nicht des Seyns und der Erſtarrung, ein Princip der Bildung, nicht der Maſſe, kurz, eine Kraft, Licht und Sauerſtoff, keine ſchwere Materie, kein caput mortuum. Daher iſt es ein Widerſpruch, zu verlangen, daß er in einer Art der Manifeſtation,

in einer Form ſich bethätige und erſcheine, welche ſeinem Begriff und Weſen zuwiderläuft; und gerade dadurch, daß er nicht iſt, was die katholiſche Kirche von ſich rühmt, daß er der Gegenſatz, die Negation ihrer materiellen Gebundenheit und Erſtarrung iſt, bewährt er ſeine Berechtigung und Wahrheit. War der Katholicismus der Raupen- und Puppenſtand des Chriſtenthums, und iſt er jetzt die entleerte Chryſalide, ſo iſt dagegen der Proteſtantismus deſſen Befreiung und Erhebung zu einem geſteigerten, geflügelten Daſeyn, in welchem das Körperhafte vermindert, das Ideale und Geiſtige vermehrt iſt; die am Alten haftenden, erhoberen Proteſtanten aber gleichen den im Wachsthum und im Entpuppungs-Proceß verkümmerten Schmetterlingen, die, obgleich ſie die Metamorphoſe durchgemacht haben, doch nicht fliegen, ſondern immer noch wie Raupen kriechen."

Wie viel oder wenig Beweiskraft nun aber ſolche Bilder haben mögen, die Frage hat eine viel zu poſitive Seite, als daß ſie durch ſolche Metaphern leichthin beſeitigt oder entſchieden werden könnte. Jeder, auch nur mäßig Unterrichtete weiß, daß der Proteſtantismus bei ſeinem hiſtoriſchen Hervortreten das Princip nicht war, zu dem ihn die obige Anſicht machen möchte, daß wenigſtens ſeine Urheber und Repräſentanten davon kein Bewußtſeyn, keine Ahnung hatten; und daher müßte nachgewieſen werden, wie die behauptete Tendenz doch conſequenter und nothwendiger Weiſe daraus, als einem Keim, hervorging; ſodann aber kommt auch das ſehr wichtige Moment in Betracht, daß der Proteſtantismus (in Deutſchland zunächſt) doch wirklich als eine Confeſſion, als eine Geſammtpartei auftrat, daß er in die politiſche Geſchichte als ein Faktor hineingezogen und verwickelt, daß darum Kriege geführt, daß ſeine Anſprüche in Reichsbeſchlüſſen, Verträgen und Friedensſchlüſſen geordnet und beſtimmt, die Rechte und Pflichten ſeiner Anhänger normirt, und ihre Symbole als der feſte Ausdruck ihres Glaubens, als die Titel ihrer Duldung oder rechtlichen Gleichſtellung betrachtet und fixirt wurden; und es verdient gewiß das Bedenken alle Erwägung: wenn die katholiſche Partei in neueſten Zeiten wieder zu einem ſtärkern Bewußtſeyn ihrer Einheit erwacht, wenn ſie ihre Kräfte und Sehnen neu ſpannt, und die Glieder der Kette, durch ganz Europa hin, die man längſt gelöst wähnte, neu und häufig mit Erfolg zu verbinden

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21347 / 023

ſtrebt: ſoll und darf dann die proteſtantiſche Partei ſich immer mehr auflöſen und aus einem geſchloſſenen Heere gleichſam in eine Menge von Guerillabanden zerfallen? ſoll ſie ſich über ihr Princip zu verſtändigen, und eine Verbindung der Getheilten wieder herzuſtellen ſuchen, oder ſoll der Proteſtantismus die bisherige Form ſeiner Exiſtenz, die confeſſionell-kirchliche, als eine nicht mehr genügende, als eine überwundene und entbehrliche Phaſe aufgeben? welche Folgen ſind dann denkbar? Dieſe und ähnliche Fragen ſcheinen ſich dem etwas weiter Hinausſchauenden unabweislich aufzudrängen, und einen Beitrag zur Beleuchtung der dahin einſchlagenden Verhältniſſe, wenn auch nicht zu einer definitiven Löſung, wünſchten wir zu geben durch eine Unterſuchung über den hiſtoriſchen und philoſophiſchen Proteſtantismus.

Wenn man von Proteſtantismus *vor* der Reformation ſpricht, ſo hat man dazu in gewiſſem Sinn wohl das Recht, aber man weicht dann von der *hiſtoriſchen* Bedeutung des Namens der Proteſtanten ab. Bekannt iſt, daß der Name aufkam durch die Proteſtation, die feierliche Verwahrung mehrerer, der neuen Lehre zugethaner Fürſten und Städte auf dem Reichstag zu Speier 1529, gegen den damaligen, formell und materiell an Gebrechen leidenden, Reichstagsabſchied und gegen Beſchlüſſe der Mehrheit in Glaubensſachen. Dieſe zunächſt negative Bezeichnung, die aber nach und nach allgemeine Gültigkeit gewann, hatte doch auch, der Sache nach, ihre ganz poſitive, ſcharf abgegrenzte Bedeutung, indem darunter bald diejenigen Stände begriffen wurden, welche die Augsburger Confeſſion unterſchrieben hatten. Recht ſcharf wurde das hiſtoriſche Moment accentuirt in dem ſogenannten Nürnberger Religionsfrieden von 1532, deſſen Vergünſtigung nur denen zu gut kam, welche bis jetzt die Confeſſion mit unterſchrieben hatten. Wurde auch ſpäter der Begriff erweitert, ſo geſchah dieß doch nie in dem Maß, daß man ſolche darunter begriffen hätte, welche nicht die Bekenntnißſchriften der lutheriſchen oder der reformirten Partei annahmen. Mit dem Namen Proteſtanten gleichbedeutend war der: der Evangeliſchen, wie denn die deutſchen Fürſten und Stände der proteſtantiſchen Confeſſionen den Namen Corpus Evangelicorum führten. Im weſtphäliſchen Frieden wurden die drei Religions-Parteien: die Katholiken, die Lutheraner und die *Reformirten* begriffen, und ſie im Weſentlichen gleichgeſtellt, dagegen

ausdrücklich beſtimmt, daß außer dieſen drei Religionen keine andere im heiligen römiſchen Reich aufgenommen oder geduldet werden ſolle. Auch hier alſo wurde das Feſthalten an gewiſſen Bekenntnißſchriften oder Symbolen zur Bedingung der Duldung oder Berechtigung gemacht, und nicht ſchlechthin Jedem, der überhaupt den Namen eines Proteſtanten vorſchützen mochte, Rechtsgleichheit zugeſagt. Der jetzt, in Folge der Union, die in Preußen und in mehreren deutſchen kleinern Staaten bewirkt wurde, ganz gemeinſame Name der Evangeliſch-Proteſtantiſchen, worin der Unterſchied der Lutheraner und der Reformirten aufgehoben iſt, umſchließt zwei Confeſſionen, welche lange Zeit hindurch mit großem Eifer, mit Erbitterung und Haß gegen einander polemiſirten und ſich verfolgten, jede auf ihre eigenen Symbole ſich ſtützend, obgleich ſie in zwei Hauptgrundſätzen, in der Ablehnung menſchlicher Autorität, und in der Ableitung der chriſtlichen Lehre aus der lautern Quelle der Schrift, zuſammen ſtimmten. Die deutſchen Lutheraner, den Reformirten mit ihren vielfacheren, weniger allgemein anerkannten Symbolen, ſich bald mehr annähernd, bald ſich von ihnen entfernend, bildeten, als evangeliſche Partei, zwar wenig zuſammenhängend mit den ausländiſchen Evangeliſchen, Reformirten, den franzöſiſchen Hugenotten und den von Heinreich VIII. reformirten Engländern, doch in gewiſſem Grad eine Einheit und eine Art Kirche in Deutſchland, in Folge der Verfaſſung des Reichs, ſo fern das Zuſammenhalten der katholiſchen Stände die evangeliſchen das Gleiche zu thun veranlaſſte oder zwang. Religions-Freiheit wurde von dieſer Partei verlangt für ihre Glaubensgenoſſen, nicht aber für Andersgläubige. Ketzer wurden von ihnen mit Erbitterung verfolgt, und zwar galten zu Zeiten die beiden evangeliſchen Parteien einander als Solche; und Luther ſelbſt gab dem Punkt des Reichstags-Abſchieds von Speier ſeine Zuſtimmung, wornach die Wiedertäufer als Ketzer unterdrückt werden ſollten, ſo wie er den Bund mit den oberdeutſchen Städten wegen einer dogmatiſchen Differenz ablehnte. So poſitiv war und blieb das Glaubensſyſtem der Proteſtanten von Anfang an; und doch wurde theils von katholiſchen Gegnern des Proteſtantismus, theils von ſeinen philoſophiſchen Anhängern und Vertheidigern in neuerer Zeit, ſein negatives Element hauptſächlich hervorgehoben und zur Hauptſache gemacht, freilich in entgegengeſetzter Abſicht; von Jenen, um ihn

dadurch herabzuſetzen und zu verdammen, von Dieſen, um ihn zu verherrlichen. Von Beiden ward er als Oppoſition gegen das Hergebrachte, Beſtehende, gefaßt, nur daß dieß den Einen als heilig, den Andern als veraltet galt.

Dagegen könnte vielleicht eingewendet werden: Nun ja, der Proteſtantismus war in frühern Zeiten ſehr poſitiv, ſcharf abgegrenzt und ausſchließlich; theils ſein innerer Charakter, theils die politiſchen Verhältniſſe brachten das mit ſich; aber jetzt iſt dieß anders. Je lockerer die Reichsverfaſſung durch innere Kriege, durch Einmiſchung von Fremden und Bündniſſe mit ihnen, durch die wachſende Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Fürſten wurde, deſto mehr ſchwand auch das Schattenbild einer proteſtantiſchen Kirche als äußerlicher Einheit; man denke nur daran, daß derjenige Fürſt, der mit dem Directorium des corpus Evangelicorum betraut, an der Spitze der deutſchen Proteſtanten ſtand, der Churfürſt von Sachſen, bei ſeiner Erhebung auf den polniſchen Königsthron, 1697, zur katholiſchen Confeſſion übertrat, doch ohne ſeine proteſtantiſche Stimme auf dem Reichstag zu verlieren. Und als die längſt zur hohlen Form gewordene Reichsverfaſſung endlich, 1806, ganz zuſammenbrach, löste ſich auch das letzte politiſche Band zwiſchen den deutſchen Proteſtanten als Solchen, und die Bundesverfaſſung ſtellte es nicht wieder her. Je weniger man Grund hatte, das Vorherrſchen des katholiſchen oder proteſtantiſchen Princips im deutſchen Bunde zu beſorgen, um ſo weniger dachten natürlich die proteſtantiſchen Bundesglieder an ein engeres Zuſammenhalten. Wenn nun der Proteſtantismus etwa die Hälfte der Deutſchen auf ſeiner Seite hat; wenn die Bundesakte, Art. 16, den verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteien gleiche bürgerliche und politiſche Rechte garantirt; wenn der Proteſtantismus in Preußen, Sachſen, Hannover, Württemberg, Heſſen, Haupt-Confeſſion iſt, wenn die proteſtantiſchen Univerſitäten und Schulanſtalten aller Art die blühendſten Deutſchlands ſind, wenn die Mehrzahl der ausgezeichnetſten Gelehrten, Denker, Philoſophen, Dichter ihm angehören; hat unter ſolchen Umſtänden der Proteſtantismus Urſache, aus Gründen der Klugheit und der Politik, ängſtlich zur Bewahrung ſeiner äußern Einheit und ſeiner hiſtoriſchen Continuität und Gleichartigkeit, feſtzuhalten an allen denjenigen Eigenthümlichkeiten und Merkmalen, woran in ſchwierigeren

Zeiten ſeine Bekenner, als an einer gemeinſamen Loſung ſich erkannten, und worauf ſie, als auf Rechtstitel, den Beſitz der zugeſtandenen oder erkämpften Freiheiten und Befugniſſe gründeten? Der Proteſtantismus hatte ſeine Zeit, wo er poſitiv und exkluſiv war, und vielleicht ſeyn mußte; aber jetzt kann er ohne Beſorgniß tolerant und weitherzig ſeyn. Ja er wird darin ſeine höchſte Kraft und Sicherheit finden.

Vor Jahren hätte man dieß vielleicht ganz plauſibel finden können; aber ſo wie die Verhältniſſe ſtehen, läßt ſich die durchgängige Richtigkeit dieſer Anſicht bezweifeln, und iſt Beſonnenheit und Behutſamkeit gewiß zu empfehlen. Dieß leuchtet vielleicht mehr ein, wenn wir das Weſen des Proteſtantismus erſt etwas näher erörtert haben. Wir unterſcheiden zu dieſem Behufe: die politiſche Geſchichte der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland; die Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche oder Kirchen, und die Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs.

1. Von der politiſchen Geſchichte der proteſtantiſchen Partei in Deutſchland kann hier natürlich nur das Allgemeinſte berührt werden. Es iſt bekannt, daß die neue Lehre Luthers ſofort in Deutſchland unter den Fürſten und Städten großen Beifall und Anhang fand, ſo, daß die Proteſtanten, bei gehöriger Energie, Eintracht und Klugheit, dem Kaiſer und der katholiſchen Partei wohl hätten die Spitze bieten können. Aber Mangel an jenen Eigenſchaften gab den Sieg im ſchmalkaldiſchen Krieg in die Hände Carls V., welcher jedoch denſelben in Bezug auf die Religion mit politiſcher Mäßigung benützte. Das dadurch herbeigeführte Uebergewicht des Katholicismus wurde wieder aufgewogen und neutraliſirt durch Moritz von Sachſen, der den Kaiſer demüthigte, worauf der Augsburger Religionsfriede, 1555, geſchloſſen wurde, welcher den Ständen, d. h. den Fürſten und Obrigkeiten beider Confeſſionen, gleiche Rechte, unter andern das Reformationsrecht, ertheilte. Die Reformation machte unter den Völkern Deutſchlands, beſonders Oeſterreichs (auch in Böhmen, Polen und Ungarn), immer größere Fortſchritte, aber dieß zog auch eine Reaktion nach ſich. In den öſterreichiſchen Staaten wurden der Reformation viele Eroberungen wieder entriſſen, und nun folgte der dreißigjährige Krieg, welcher mehr als einmal dem Proteſtantismus den Untergang drohte, und bei deſſen Schluß weder Katholiken noch Proteſtanten

im Ganzen gewannen, nur Deutſchland durch, den Ausländern eingeräumten Einfluß und abgetretene Provinzen verlor. Von da an hörten die Bekehrungen im Großen und ebenſo auch die Verfolgungen, einzelne Fälle, wie die Vertreibung der Salzburger, ausgenommen, ſo ziemlich auf, wiewohl die Quälereien und Neckereien herüber und hinüber, wobei die Proteſtanten im Ganzen mehr litten, nie ganz aufhörten, ſo, daß die evangeliſchen Stände noch immer Grund hatten, zuſammen zu halten. Die zunehmende Größe und Bedeutung Preußens ſicherte ihnen jedoch einen ſtarken Schutz und Halt, und im aufklärenden und aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert ſchienen nach und nach alle ihre Beſchwerden gehoben werden zu ſollen; Kaiſer Joſeph erließ ſein Toleranz-Edict. Die neueſten Schickſale des Proteſtantismus in Deutſchland ſind oben ſchon berührt worden. Die Periode, wo er ſich in Deutſchland um ſeine politiſche Exiſtenz zu wehren hatte, ſcheint vorüber zu ſeyn.

2. Was die Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche oder Kirchen betrifft, ſo war das Band der Einheit, welches auch einigen inneren Zuſammenhang und Gleichartigkeit erhielt, lange Zeit hauptſächlich die den Proteſtanten drohende gemeinſame Gefahr, gegen die ſie auf der Hut und gerüſtet ſeyn mußten. Die Häupter und Vertreter der Kirche waren die proteſtantiſchen Fürſten und Obrigkeiten, als Nothbiſchöfe, wie Luther ſie anſah,* welche mit

* Ranke nimmt an: das dem Landesherrn übertragene Recht der Oberaufſicht rühre daher, daß die Befugniß des Reichs, Anordnungen in kirchlichen Angelegenheiten feſtzuſetzen, von der Reichsverſammlung, nachdem man ſich auf den Reichstagen nicht mehr vereinigen konnte, den Territorial-Gewalten anheim geſtellt worden ſey. Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation, II, 439; eben daſelbſt, S. 433, berichtet er: die evangeliſche Kirche im ächt demokratiſchen Sinn zu konſtituiren, wurde in Anregung gebracht und beſchloſſen auf einer Synode in Homberg, welche Philipp von Heſſen mit geiſtlichen und weltlichen Ständen ſeines Reichs, 1526, hielt. Man beſchloß, eine Kirche zu konſtituiren, die aus lauter Gläubigen beſtände. Förmliches Bekenntniß zu der eine Zeit lang vorher gepredigten Lehre, war erforderlich, die übrigen galten als Heiden. Die Vorſteher, Biſchöfe, ſollten aus Bürgern jeder Profeſſion gewählt werden. Jeder Gemeinde ſtand das Recht der Exkommunikation zu. Alljährlich ſollten ſich die Kirchen, durch Biſchöfe und Gemeinde-Abgeordnete vertreten, zu einer General-Synode verſammeln. Aber dieſe Idee konnte nicht durchdringen.

großer Willkür verfahren konnten, da ſie zwar Symbole, aber kein anerkannt gültiges kanoniſches Geſetzbuch hatten, das ſie beſchränkte, und keine Appellation von ihnen, oder den von ihnen ſehr abhängigen Conſiſtorien möglich war. Namentlich beſaßen ſie, oder erwarben ſie, das ſo gefährliche Reformationsrecht, für welches die lutheriſchen Theologen eigentlich nur in argem Widerſpruch mit ihren eigenen Grundſätzen ſich ausſprechen konnten. Einige äußere Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit gaben der proteſtantiſchen Kirche in manchen Ländern noch die Kirchengüter, die aber häufig vom Fiskus eingezogen wurden, und die einzelnen Geiſtlichen kamen dadurch in eine prekäre Lage, daß ſie entweder von dem Landesherrn nach Gutdünken ernannt, oder auch von den Gemeinden und Ortsbehörden gewählt, nach einiger Zeit wieder entlaſſen werden konnten. Die Gewalt der Kirche ſelbſt wurde, da der Landesherr der oberſte Biſchof war, mehr und mehr beſchränkt, und auch, wo eine Art von Vertretung der Kirche durch Synoden war, unterlagen doch die Geſuche und Beſchlüſſe derſelben der Genehmigung des Landesherrn. Die Handhabung der Kirchenzucht durch Strafen verſchiedener Art, durch Bann und Exkommunikation, Verweigerung eines ehrlichen Begräbniſſes u. dergl., wurde im Verlauf der Jahrhunderte immer ſchwieriger und laxer oder bedeutungsloſer, und wo man der Kirchengewalt oder einzelnen Geiſtlichen ſolche Befugniſſe noch einräumte, da geſchah es eigentlich mehr in Kraft der fortwirkenden Tradition des Katholicismus, als weil die Kirche wirklich die Macht beſaß, ſolche Rechte zu behaupten. Nicht wenig wirkte auch die im Ganzen noch religiöſere Stimmung des Volkes und der Individuen, die noch allgemeinere Ehrfurcht vor dem Geiſtlichen, als dem Verkündiger von Gottes Wort und Willen, und daraus iſt es auch zu erklären, wenn ſo manche proteſtantiſche Fürſten von ihren eignen Hofpredigern ſich oft die herbſten Wahrheiten ſagen, ſich von ihnen beinahe, wie früher von den Päpſten, behandeln ließen. So wie aber, beſonders im achtzehnten Jahrhundert, die allgemeine Stimmung und Geſinnung weniger religiös, ja zum Theil irreligiös, aufklärériſch und frivol wurde, kam auch das Geheimniß der wirklichen Schwäche der proteſtantiſchen Kirche, was die Geltendmachung von äußeren Rechten und Befugniſſen betraf, immer mehr an den Tag, und im Zeitalter eines

Friederich II. von Preußen ſpielte der Proteſtantismus als Kirche keine glänzende Rolle. Vieles vereinigte ſich, um der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit einen gedrückten, ſervilen Geiſt einzuflößen, da ſie ohne genügendes Gegengewicht und inneren Zuſammenhang der äußeren Macht preisgegeben war, and wenn ſie dann doch in andern Sphären gebieteriſch auftreten wollte, ſo machte ſie dieß nicht eben geachteter und beliebter. So willkürlich indeß die Landesherren die Kirchenangelegenheiten in ihren Ländern ordnen konnten, oder doch es zu thun ſich herausnahmen, mußten ſie doch in den frühern Zeiten, um mit ihren proteſtantiſchen Mitſtänden fortdauernd verbunden zu bleiben, die gemeinſame Lehre aufrecht erhalten. Machte nun dennoch der Proteſtantismus manche entſchiedene Fortſchritte, gegenüber von dem Katholicismus (wiewohl auch dieſer in manchen Gebieten ausgezeichnete Männer, wie namentlich unter den Jeſuiten, aufzuweiſen hat), theils in den theologiſchen Fächern, in Kirchengeſchichte und Exegeſe, in unbefangener philoſophiſcher Forſchung und in der ſchönen Literatur, ſo iſt dieß daraus zu erklären, daß doch die Emancipation von der Autorität der katholiſchen Kirche manches Hinderniß beſeitigt hatte, daß es unter den proteſtantiſchen Fürſten doch immer einige gab, die einer freien Entwicklung im kirchlichen Leben und überhaupt, günſtig waren, und daß beſonders die proteſtantiſchen Univerſitäten, als ſelbſtſtändigere und doch nicht gefürchtete Corporationen, den veränderten Zuſtand der Dinge ſehr wohlthätig empfinden mußten.

3. Was endlich den proteſtantiſchen Lehrbegriff anlangt, ſo blieb dieſer, abgeſehen davon, daß ſchon die Concordienformel die Sätze der Augsburger Confeſſion ſchärfte, über zwei Jahrhunderte im Weſentlichen unverändert, und dieß wohl theils deßwegen, weil die Feſthaltung einer beſtimmten Confeſſion in allen Punkten, die politiſchen Rechte bedingte, theils, weil man auch in proteſtantiſchen Ländern gegen Ketzer mit Strenge verfuhr („gegen Solche, welche die Grunddogmen der chriſtlichen Kirche anfechten, wurden von proteſtantiſchen Theologen die Grundſätze des alten katholiſchen Kirchenrechts für vollkommen gültig gehalten," K. A. Menzel), und endlich, hauptſächlich wohl auch darum, weil das Princip des Proteſtantismus oder der Reformation, wie es von Luther und ſeinen Freunden, und von Zwingli und Calvin gefaßt wurde, nicht eben zu einer baldigen weitern Entwicklung hindrängte. Hätte im

Princip des Proteſtantismus eine raſchere Umwandlung der Kirchenlehre gelegen, ſo wäre eine ſolche wohl auch, trotz aller äußeren Hinderniſſe, früher eingetreten; aber gerade dieß glauben wir läugnen, wir glauben entſchieden behaupten zu dürfen: wenn eine entſchiedene Umgeſtaltung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs eintreten ſollte, mußte erſt das Princip der Reformatoren und ihres Glaubens-Syſtems aufgegeben, und ein neues an ſeine Stelle geſetzt werden. (Dieß neue Princip, wovon unten weiter die Rede ſeyn muß, iſt, um dieß vorläufig zu bemerken, das philoſophiſche.) Planck hat die Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs in vielen Bänden bearbeitet; aber was hat er zu berichten? Controverſen, die uns jetzt meiſt als höchſt geringfügig und kleinlich erſcheinen, über Synergismus, Ubiquität, κρυψις und κενωσις, über die communicatio idiomatum, Kryptocalvinismus, Synkretismus, Trinitätslehre im alten Teſtament, Adiaphora u. ſ. w. Und mit welcher Heftigkeit, mit welchem Ingrimm wurde darüber geſtritten! In der katholiſchen Kirche hatte ein Concilium, und kaum der Papſt, über Ketzerei zu erkennen; in der proteſtantiſchen aber glaubte leicht jeder Theolog ſich dazu berechtigt, wenn ihm auch die Macht fehlte, ſeinem Verdammungsſpruch Kraft zu geben. Zwei Jahrhunderte lang betrieben viele und ſehr angeſehene proteſtantiſche Theologen eine Art neuer Scholaſtik, indem ſie die Dogmen der proteſtantiſchen Kirche auf's ſubtilſte und weitläuftigſte, oft ganz dürr und unfruchtbar, mit unendlichem und dabei doch bornirtem Scharfſinn, ohne Gemüth und Geiſt analyſirten und auseinander zogen, mit gewaltigem Aufwand gelehrter Polemik. Was einen freieren, wärmeren Geiſt athmete, wurde als Schwärmerei, Fanatismus oder Papismus verſchrien, wie denn der gelehrte und wohlmeinende G. Calixtus den letztern Vorwurf ſich zuzog. Der Buchſtabe Luthers, ohne ſeinen Geiſt und ſein Gemüth, die Augsburgiſche Confeſſion, die Concordienformel galt Alles, und das eifrige Intereſſe der ſtrengſten Orthodoxie verſchlang beinah ganz die reine Wärme, die Freiheit und die Liebe. Die Wärme und die Liebe, das praktiſche Chriſtenthum, wurden nun von den Pietiſten und den Brüdergemeinden vertreten, welche von den orthodoxen Dogmatikern hart angefochten wurden; die Freiheit theilweiſe auch von ihnen, mehr aber noch, doch hauptſächlich erſt ſpäter, von

den Philoſophen; zu nennen ſind hier Arndt, Calixtus, Spener, J. Böhme, Chr. Thomaſius, Leibnitz. Die Freiheit der Forſchung wurde gefördert durch die Exegeſe eines Semler und Erneſti, und eine eigentliche Umwandlung der religiöſen und theologiſchen Geſinnung bei Vielen trat ein mit Leſſing und dann mit den Männern der Aufklärung, während der ſpätern Regierungsperiode des aus religiöſem Indifferentismus und Philoſophie höchſt toleranten Friedrich II. Ein ſehr philoſophiſches Princip erhielt die neue Denkweiſe durch die Kant'ſche Philoſophie, aus welcher man die eigentlichen Rationaliſten ableiten kann. Die Aufklärer im ſtrengern Sinn wollten im Grunde nur eine ſehr kahle natürliche Religion, dem Namen nach, gelten laſſen, und machten zu ihrem Princip den gemeinen, geſunden Menſchenverſtand. Die Rationaliſten dagegen wollten das Chriſtenthum in ſeinem Beſtand laſſen, aber ihm den göttlichen Charakter in einem höhern Sinn ausziehen, und es gewiſſermaßen unter die Vormundſchaft der reinen, praktiſchen Vernunft ſtellen. Sie zerfallen auch wieder in die mehr empiriſchen Rationaliſten, wie Paulus und Wegſcheider, und in die mehr philoſophiſchen, aus Jakobi's, Fries', Schellings, Hegels Schule, die ſich wieder in viele Nuancen ſpalten. Der Kampf zwiſchen dem Supranaturalismus und Rationalismus, den man von vielen Seiten als abgethan ausposaunt, weil beide Syſteme ſich überlebt haben, dauert im Grunde, wenn man die Benennungen nicht gar zu willkührlich einſchränkt, noch immer fort, d. h. die weſentlichen Principien beider bekämpfen ſich noch immer, wenn auch unter andern Namen, in etwas veränderter Geſtalt und mit andern Waffen. „Das Leben Jeſu" z. B. iſt zwar einerſeits das Werk kritiſcher Gelehrſamkeit, aber andrerſeits liegt ihm das rationaliſtiſche Princip zu Grunde, daß ein Individuum, wie die chriſtliche Kirche Chriſtum darſtellt und glaubt, gegen die Vernunft ſey; und Theologen wie Nitzſch oder Ullmann verzichten, ſo bereitwillig ſie die Rechte der Wiſſenſchaft und den Gebrauch der Vernunft anerkennen, doch nicht auf den übernatürlichen Charakter, die höhere Autorität Chriſti. Bei ſo vielen Zerſplitterungen, Schulen und Sekten unter Theologen und Laien, konnte es als ein wichtiger Gewinn für die proteſtantiſche Kirche oder Partei erſcheinen, daß in mehreren deutſchen Ländern zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Hauptparteien, den Lutheranern und Reformirten, eine Union

verſucht, und faſt durchaus von glücklichem Erfolg gekrönt wurde. In Preußen namentlich wurden beide Confeſſionen verſchmolzen, und nur Wenige, wie Scheibel und Steffens, widerſetzten ſich. Erfreulich war es für die Proteſtanten, daß man ſolche transſcendente Controverſen, wie über die Prädeſtination und die leibliche oder geiſtige Anweſenheit Chriſti im Abendmahl, fallen ließ; und wenn auch die Katholiken lächeln mochten über die Verſöhnung und Verſchmelzung von zwei Parteien, die ſich ehemals ſo tödtlich gehaßt, ſo konnten ſie doch, wenn ſie auch dazu geneigt geweſen wären, politiſch keinen Vortheil ziehen aus dem beiderſeitigen Nachgeben konfeſſioneller Glaubensdifferenzen, und jedenfalls gewannen durch dieſe Vereinigung die Proteſtanten an Stärke. Wie Sachſen das proteſtantiſch-lutheriſche Land geweſen war, ſo ward jetzt Preußen das Land der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche, ohne ausſchließliche Bekenntnißſchriften. Dabei läßt ſich nicht verkennen, daß dieſe Nachgiebigkeit zuſammenhing mit einer Schwächung des einſeitigen, dogmatiſchen Glaubenseifers, was kein Tadel ſeyn ſoll, da immer noch Glaubenswärme und Ueberzeugung genug vorhanden ſeyn konnte, und ohne Zweifel in Vielen auch war. Andere dagegen betrachteten dieſe Union wohl in einem andern Lichte, nämlich als Uebergang zu einem neuen Stadium des Chriſtenthums, als Anfang zu einer allmähligen Lockerung und Beſeitigung der poſitiveren Lehren zuerſt der ſymboliſchen Bücher und dann wohl auch der Schrift, — als eine Wiedergeburt oder als eine Vollendung des Proteſtantismus. Um dieſe Anſicht würdigen zu können, müſſen wir jetzt das Weſen des Proteſtantismus, ſo wie er urſprünglich war, näher beleuchten.

Das Weſen des Proteſtantismus wird wohl am beſten erkannt und charakteriſirt werden in ſeinem Gegenſatz zum Katholicismus. Luther beſchuldigte die katholiſche Kirche und ihre Lehre des Abfalls von der urſprünglichen Kirche und Lehre, wie ſie in den erſten Jahrhunderten ſich geſtaltet und erhalten hatten, und ſuchte Kirche und Lehre wieder zur evangeliſchen und apoſtoliſchen Urſprünglichkeit zurückzuführen. Er verwarf vorzüglich die Traditionen, als Menſchenwerk und entſtellende Zuthat, die päpſtlichen Geſetze und Dekrete, die göttliche Autorität des Papſts und der Concilien. Kurz der Kampf galt in höherem Grade den kirchlichen

Einrichtungen als der Lehre; das Dogma betreffend, war der Pelagianismus der katholiſchen Kirchenlehre, das heißt: ihre Lehre von dem freien Willen und der Kraft des Menſchen zum Guten, von dem Werth und Verdienſt guter Werke, gegenüber von dem lutheriſchen Satz: daß der Menſch allein durch den Glauben an Chriſtum gerechtfertigt und ſelig werde, die wichtigſte Differenz, an die ſich aber allerdings viele andre knüpften, wie über den Ablaß, das Verdienſt und die Verehrung der Heiligen, Gelübde u. ſ. w. Dogmen, welche die katholiſche Kirche und ihr Oberhaupt, der Papſt, nicht aufgeben konnten, ohne viel von ihrer Macht und ihrem Einfluß zu verlieren. Großentheils galt die Reformation Mißbräuchen, welche urſprünglich vielleicht geringfügig, oder in guter Abſicht aufgebracht, im Verlauf der Zeit aus verſchiednen Urſachen geſetzliche und dogmatiſche Kraft und Sanktion erhalten hatten, zum Syſtem erhoben und nachgerade wohl auch über das Urſprüngliche geſetzt worden waren. In ihrer ſupranaturaliſtiſchen Theologie und Chriſtologie ſind der Proteſtantismus und der Katholicismus in der Hauptſache einig.

Dieſen Satz darf man nicht vergeſſen; aber Viele, die ſich Proteſtanten nennen und auf Luther pochen, haben ihn vergeſſen, oder geben ſich die Miene, nichts davon zu wiſſen. Freilich mag nun Mancher verwundert fragen: Was haben wir dann am Proteſtantismus, wenn es ſich nur um einige Mißbräuche handelt? Wenn es weiter nichts war mit der Reformation, denken Solche, ſo hätte Luther die Sache beſſer ruhen laſſen und gewartet, bis ein Anderer kam, der radikaler verfahren hätte. Aber Luther hat nun einmal die Reformation nicht den heutigen Philoſophen und Aufgeklärten zulieb gemacht, ſondern gedrängt von ſeinem religiöſen Gefühl, um Gottes und um ſeiner, wie ihn dünkte, getäuſchten Mitmenſchen willen. Wenn manche ſich ſo nennende, negativ-fanatiſche Proteſtanten unſrer Tage über Luther achſelzuckend urtheilen, daß eigentlich mit ſeiner Lehre und der geſammten Reformation gegen den Katholicismus wenig gewonnen ſey, ſo haben ſie in ihrem Sinne Recht; d. h. der chriſtliche Glaube, die chriſtliche Weltanſchauung im Ganzen und Großen iſt im proteſtantiſchen Syſtem ſo ziemlich identiſch mit der der Katholiken; und der Skeptiker und Freigeiſt kann beide gleichermaßen für Superſtition erklären. Das lutheriſche Glaubensſyſtem ſteht dem Katholicismus weit näher

als manchen, den proteſtantiſchen Namen tragenden theologiſchen Syſtemen.

Es dürfte hier der Ort ſeyn, das Verhältniß verſchiedener philoſophiſch-theologiſcher Syſteme zu einander in der Kürze anzugeben, und uns über einige Namen und Ausdrücke zu erklären. Dem chriſtlichen Supranaturalismus, der unſres Erachtens in der h. Schrift enthalten iſt, und von den chriſtlichen Hauptkonfeſſionen zu allen Zeiten feſtgehalten wurde, als Theismus und relativem Dualismus, d. h. als der Anſicht und Ueberzeugung, welche einen von der Welt unterſchiedenen, ſelbſtbewußten Gott annimmt, der aber in der Welt, als ſeiner Schöpfung und im Menſchen, als ſeinem Ebenbild, ſich offenbart und lebt, ſteht, philoſophiſch betrachtet, entgegen das Syſtem des Monismus, der Immanenz, der Identitäts- oder Einheitslehre, welches entweder als Naturalismus und Materialismus ſich geſtaltet (wie in Frankreich), oder aber als idealiſtiſcher Pantheismus (wie vorzugsweiſe in Deutſchland); als theologiſch ausgebildetem Syſtem ſteht dem Supranaturalismus der Rationalismus im engern und ſtrengern Sinn gegenüber, und zwar in zweifacher Beziehung: hinſichtlich der Form wie das Chriſtenthum in die Welt trat, beſtreitet er die Offenbarung in einem ſtrengern und höhern Sinn; in materieller Beziehung in der Auffaſſung der Erlöſung, der Gnadenwirkungen und Gnadenmittel geſtaltet er ſich zum Pelagianismus; formeller und materieller, theoretiſcher und praktiſcher Rationalismus begegnen ſich gewöhnlich und vereinigeen ſich in der Auffaſſung der Perſon, der Würde und des Amtes Jeſu, ſofern er nach der kirchlichbibliſchen Lehre einestheils Subjekt der höchſten göttlichen Offenbarung und andrerſeits Erlöſer iſt. Der idealiſtiſch-pantheiſtiſche Monismus iſt mithin vom proteſtantiſchen Supranaturalismus tiefer, mehr ſchon in der Wurzel ſeiner Weltanſchauung, verſchieden und geſchieden, als der Rationalismus, welcher den Unterſchied von Gott und Welt ebenſo wie der Supranaturalismus vorausſetzt, aber bei Feſthaltung dieſes Unterſchieds es zu keiner rechten Verſöhnung und Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen bringen kann und beide immer auseinanderhält, wenn ſchon jener in der Sprache, in den Ausdrücken und vielleicht auch im Gefühl ihm näher zu ſtehen, verwandter zu ſeyn ſcheinen mag. Zwiſchen dieſen Syſtemen kam es zu einem Kampfe, deſſen erſtes Stadium der

Streit des Supranaturalismus mit dem Rationalismus, das zweite der mit der ſpekulativen Theologie iſt. Wir kehren jetzt zu Luthers Syſtem zurück.

Luther, der von unwiſſenden Katholiken ſo oft als ein Revolutionär und rebelliſcher Freigeiſt verſchrieene Mann, hatte mit der katholiſchen Kirche gemein das apoſtoliſche, das niceniſche und das athanaſianiſche Symbolum, alſo die Lehre von Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiſt. Supranaturaliſtiſcher wenn man ſo will, ſogar als die katholiſche Kirche war er in der pauliniſch-auguſtiniſchen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, mit Ausſchluß der Werke, obgleich er keineswegs gemeint war, die Ueberflüſſigkeit oder gar Schädlichkeit der guten Werke und der Predigt des Geſetzes zu behaupten. Durch dieſe Lehre wird die Erlöſung ganz und gar zum Verdienſt Chriſti, und dem Menſchen wird nur ein Minimum, das Erfaſſen durch den Glauben, zugeeignet, was aber auch nur, weil der freie Wille durch die Sünde verloren gegangen, durch die Gnade möglich iſt. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Controverſe ausführlich zu erörtern; Luther hatte allerdings die Autorität und den Buchſtaben des Paulus für ſich, und wenn man Glauben, in etwas weiterem Sinne nimmt für das innerlichſte Princip, die Geſinnung, ſo kann man ſeine Lehre auch die ſittlichere nennen, während die katholiſche Lehre leicht auf den Abweg der nur äuſſern Werkheiligkeit, der Legalität, des opus operatum führen konnte. Aber der Glaube konnte eben ſo leicht eingebildet und kalt, als die Werke ohne innere chriſtliche Geſinnung ſeyn, und hätte nicht ein tieferer Gegenſatz die beiden Syſteme getrennt, der Gegenſatz des traditionellen Mißbrauchs und der ihrer Kraft und ihres Rechts bewußten Freiheit: ſo hätte man ſich über jenen Punkt am Ende wohl vereinigt. Um billig zu ſeyn, darf man nicht vergeſſen, daß Luther hier einſeitig den pauliniſchen Lehrbegriff hervorhob, dagegen die Evangelien weniger beachtete, wie er denn irgendwo ſagt: „Ich darf ſagen, daß in St. Pauli Epiſteln das Evangelium klärer und lichter iſt, denn in den vier Evangeliſten;“ und ſich zu einer geringſchätzigen Aeußerung über den Brief des Jakobus hinreiſſen ließ, den die Katholiken für ſich geltend machen konnten. Mit dieſem Dogma hing das von der Erbſünde zuſammen, das von den Reformatoren ebenfalls viel härter als von den Katholiken gefaßt

wurde, was denn auch das Verdienſt Chriſti um ſo herrlicher macht, und dem Syſtem einen noch ſtärkeren ſupranaturaliſtiſchen Charakter aufprägt. Weniger ſupranaturaliſtiſch erſcheint dagegen der Proteſtantismus darin, daß er die Zahl der Sakramente verminderte und in der Art, wie er ihre Wirkſamkeit beſtimmte, ſo wie darin, daß er die Verehrung der Heiligen und den Glauben an ihre Wunder aufhebt. In all dieſem aber ſcheint uns noch nicht die Hauptdifferenz zu liegen.

Das Weſentliche deſſen, wodurch der Proteſtantismus von dem Katholicismus ſich unterſcheidet, dürfte zuſammengefaßt ſeyn in dem, was Luther ſelbſt die chriſtliche Freiheit nennt. Es iſt von Werth, dieſen leicht mißdeutbaren Begriff richtig zu faſſen. Schon zu Luthers Zeit wurde er mißverſtanden von Schwärmern, welche alle äußere Ordnungen, Schranken und Einrichtungen verwarfen, und auf den Geiſt pochend, das Wort verachteten, und von den Bauern und ihren Genoſſen, welche darunter ſofort auch die bürgerliche politiſche Freiheit verſtanden. In Beziehung auf die Erſtern ſchreibt Luther: „Man ſoll nicht einen heiligen Geiſt träumen, der ohne Wort und vor dem Wort wirke, ſondern mit und durch das Wort komme, und nicht weiter gehe, denn ſo weit ſolch Wort gehet.“ In Beziehung auf die Letztern: „1. Ein Chriſtenmenſch iſt ein freier Herr über alle Dinge und Niemand über ihm: 2. Ein Chriſtenmenſch iſt ein dienſtbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan.“ Er dachte ſich darunter die geiſtliche Freiheit, die durch nichts Aeußeres, nicht durch Dinge, Werke, Perſonen vermittelte Gemeinſchaft jedes wahren Chriſten mit Gott durch Chriſtus, bedingt einzig durch den Glauben, oder den Geiſt. Mit Gott durch Chriſtus im h. Geiſt geeinigt iſt der Menſch frei, frei von der Sünde und deren Knechtſchaft, iſt er Herr über alles Aeußere, iſt der Geringſte gleich dem Größten, der Laie gleich dem Prieſter, ohne allen Unterſchied der Stände, der Werke, der Verdienſte, der geiſtigen Begabung, der Heiligkeit, ſelbſt der Sakramente. Gott bietet an das Heil Allen gleicherweiſe durch ſein Wort, das Allen offen ſeyn ſoll, darin zu forſchen. Dieſe Freiheit iſt alſo eine Freiheit von geiſtlichen Mittlern und Vormündern, von aller menſchlichen Autorität in geiſtlichen Dingen, Freiheit von Werken, Gelübden, Zeichen, Ceremonien jeder Art, Freiheit Gott in der Schrift zu ſuchen, und der Rechtfertigung theilhaft zu werden

im reinen, unvermittelten und unbeschwerten Glauben. In dieser Freiheit fühlten sich Luther und Andere, welche die Bürden des Papstthums getragen, wie aus der drückendsten Knechtschaft erlöst, und ahnten schwerlich, daß nach ihnen Andere kommen würden, welche diese Freiheit auch wieder für eine kaum erträglichere Knechtschaft erklären, und eine angeblich viel höhere Freiheit ihr zu substituiren suchen würden.

Diese christliche Freiheit bildete den großen Gegensatz gegen die katholische Kirche; sie sollte an die Stelle ihrer Dekrete, Regeln, Gesetze, Orden, Gelübde, Werke und ihrer ganzen Hierarchie treten; sie schloß in sich die christliche Gleichheit, war die Negation der Kirche in ihrer historischen Ausbildung, und ließ eigentlich nur die ursprünglich apostolische Form der Gemeinden übrig. Aber der Kampf mit der alten Kirche zwang die neue, sich doch in gewisser Art ihr analog zu organisiren; Consistorien übten eine die Einheit und Gleichförmigkeit fördernde, aber die Freiheit der Gemeinden einschränkende Gewalt, jeder Fürst ward oberster Bischof in seinem Lande, und an die Stelle der katholischen Priesterschaft trat im Protestantismus die Aristokratie der gelehrten Theologen, der Hofprediger und Consistorien, und der theologischen Fakultäten. Einer der bedenklichsten und schwierigsten Punkte war, der, daß die Freiheit von aller menschlichen Autorität zwar ausgesprochen und die h. Schrift als einzige, göttliche Autorität geltend gemacht wurde, daß man nun aber doch dem Bekenner der neuen Lehre vorschrieb, eine bestimmte Auslegung und Auffassung der Schrift, in welcher zu forschen Allen freigegeben war als einzig wahre anzunehmen. Die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit, bei Auslegung der Bibel in einzelnen Punkten auf verschiedne Resultate zu kommen, selbst bei größtem Wahrheitseifer und aller Unbefangenheit und Tüchtigkeit, läugnet heutzutage kein Verständiger; zwar läßt sich vielleicht mit Grund sagen: diese Differenzen der Erklärung sind, Unbefangenheit und guten Willen vorausgesetzt, nicht so groß, daß sie sich nicht vermitteln ließen; aber man muß sich auch erinnern, daß die verschiednen Auslegungen der Einsetzungsworte beim Abendmahl genügten, Lutheraner und Reformirte Jahrhunderte lang zu spalten, und daß Luther diesen Unterschied hoch genug nahm, um feierlich zu erklären: Einer von Beiden, Zwingli oder er, müsse mit seiner Lehre über diesen Punkt des

Teufels ſeyn! Wenn eine in der künſtlichſten Terminologie ausgeprägte Philoſophie doch noch von Verſchiednen verſchieden verſtanden werden kann, ſo iſt es wohl doppelt unausbleiblich, daß religiös-metaphyſiſche Sätze, die man aus populärer Sprache abſtrahirt, unter den Händen von Mehreren ſich ſehr ungleich geſtalten, wenn man nicht anders für Einen Ausleger eine Inſpiration annimmt, der ſich alle Uebrige beugen müſſen. Schon die Abfaſſung von Symbolen, als einer beſtimmteren Zuſammenfaſſung des in der Schrift Zerſtreuten, und Fixirung des Schwankenden, enthält das Zugeſtändniß, daß die h. Schrift, obgleich ſie Quelle aller Wahrheit genannt wird, dieſe Wahrheit doch keineswegs ſchon in gediegener Form enthalte, und bei der Ausſcheidung werden Verſchiedne, zumal wenn der Zauber einer überwiegenden Autorität gebrochen iſt, immer verſchieden verfahren, der Geſammtgeiſt der chriſtlichen Lehre, die analogia fidei ſich verſchieden in ihnen geſtalten, und die Auffaſſung und Anſchauung, die dem Einen als ganz unabweislich ſich darbietet, wird dem aus einer andern Schule Kommenden, nach Gemüth und Phantaſie anders Begabten, keineswegs als nothwendig erſcheinen. Unendlich wachſen dieſe Schwierigkeiten, wenn es ſich um die Conſtruirung eines Syſtems, einer Glaubenslehre aus verſchiednen Büchern handelt, wo der Eine dieſe, der Andre jene Schrift dem Syſtem zu Grunde legen und die übrigen ihr unterordnen oder anbequemen wird, wie Luther und Melanchthon mit den Briefen Pauli, namentlich dem an die Römer thaten.

Dem Einreiſſen der Willkühr wurde nun in der proteſtantiſchen Kirche lange Zeit einigermaßen gewehrt durch das konſequente Feſthalten an einem ſehr ſtrengen Inſpirationsbegriff, wornach die ganze h. Schrift im eigentlichen Sinn als Gottes Wort betrachtet wurde, und die ſonſt nahe liegende Auskunft: das allen einzelnen Schriften Gemeinſame, mithin das Allgemeinſte, nach der Art der modernen Rationaliſten, zuſammenzufaſſen, ausgeſchloſſen blieb, weil ſchon jeder einzelne Satz für ſich die höchſte Autorität anſprechen konnte. Sobald man den ſtrengen Inſpirationsbegriff aufgibt (und die Angriffe auf dieſen gingen von proteſtantiſchen Gelehrten und Theologen aus), ſo drängt ſich auch neben die verſchiedenen Interpretationen die Kritik ein, welche im Verlauf ihrer Forſchungen keineswegs immer das chriſtliche Gemeinbewußtſeyn zum Führer

nehmen wird. Daher hat wohl ein richtiger Inſtinkt diejenigen Theologen geleitet, welche beharrlich den Inſpirationsbegriff als das Hauptbollwerk der proteſtantiſchen Dogmatik vertheidigten, wie dieß noch in den neueſten Zeiten von ſehr ſcharfſinnigen, der Zeitbildung keineswegs fremden Theologen, z. B. Twesten und Nitzſch geſchieht. Wenn ſie indeſſen dem Wort nach das alte Syſtem feſthalten, und einen von kraſſen Vorſtellungen gereinigten Inſpirationsbegriff aufſtellen, ſo iſt doch ſehr die Frage, ob es ihnen gelungen iſt, die Kritik im Einzelnen und im Großen zurückzuweiſen, und einen ſo hohen Begriff der Inſpiration zu behaupten, daß die h. Schriften dadurch einen ſpecifiſch höhern Charakter vor andern Schriften behalten. Außer Zweifel iſt das, daß ſeit der Entfernung von der ſtrengen Inſpirationstheorie die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit verſchiedner Auffaſſung der chriſtlichen Lehren wohl verzehnfacht worden iſt, verglichen mit jener Zeit, wo man nur über die Auslegung der einzelnen Worte und Sätze ſich ſtritt. Daher hatte die proteſtantiſche Orthodoxie wohl Grund, dieſe ihre Theorie nachdrücklichſt zu vertheidigen, aber gerade die Energie, womit ſie dieſe und die nahe damit verwandte Offenbarungstheorie, ſo wie ihr Hauptdogma: die Rechtfertigung durch den Glauben an den Verſöhnungstod Chriſti hervorhob, und ſich auf dieſe Artikel oft mit überſpannter Heftigkeit koncentrirte, rief Oppoſition hervor und bewirkte, daß innerhalb des Proteſtantismus dieſe Punkte aufs lebhafteſte angegriffen, die proteſtantiſche Dogmatik ſomit in ihrem formellen und materiellen Grundprincip gefährdet wurde.

Der Wolfenbüttler Fragmentiſt, Leſſing, die Männer der Aufklärung, die Popularphiloſophen, die kritiſchen Exegeten, die Kantianer — theils Zeitgenoſſen von einander, theils nahe aufeinander folgend, die Meiſten noch zu Friedrichs II. Zeit blühend, griffen insgeſammt die proteſtantiſche Kirchenlehre hauptſächlich in den genannten wichtigen Punkten, offener oder verſteckter an, theils im Namen und Intereſſe der theologiſchen Gelehrſamkeit, theils des geſunden Menſchenverſtands, theils der Sittlichkeit, theils der Philoſophie, ungerechnet die aus der Schule der franzöſiſchen Encyklopädiſten und Senſualiſten ſtammenden Spötter. Die poſitive Kirchenlehre ſchien, von ſo vielen Seiten erſchüttert, zu wanken und Manche träumten ſchon von der Herrſchaft einer Vernunftreligion, als unter Friedrichs II. Nachfolger in dem proteſtantiſchen

Hauptland Deutſchlands eine Reaktion im Sinne der Orthodoxie eintrat und, ſey es nun in Folge des abſchreckenden Beiſpiels, welches der franzöſiſche Kultus der reinen Vernunft den Deutſchen vor Augen ſtellte, oder vermöge einer durch den Kampf hervorgerufenen, tieferen gemüthlicheren und geiſtvolleren Auffaſſung und Betrachtung des Chriſtenthums, das antiquirt geglaubte poſitive Chriſtenthum mit verjüngter Kraft wieder auftrat, und hinfort auch von den Philoſophen mit größerer Achtung behandelt wurde. Wenn auch Fichte während des früheren Stadiums ſeiner Philoſophie für daſſelbe in ſeinem abſoluten Ich keinen Raum hatte, ſo näherte er ſich ihm doch ſpäter und ſuchte namentlich die Uebereinſtimmung desſelben, wie es im Johanniſchen Evangelium enthalten iſt, mit ſeiner Philoſophie darzuthun. Die Schelling'ſche Naturphiloſophie fand eine Deutung für das Chriſtenthum, mit welcher wenigſtens die Phantaſie und der nach Lebendigkeit dürſtende Geiſt ſich befreunden mochten, und die neuere Geſtaltung von Schellings Speculation ſcheint es noch mehr in ſeiner ethiſchreligiöſen und welthiſtoriſchen Bedeutung aufzufaſſen. Und wie ſehr endlich die Hegel'ſche Philoſophie ſich mit dem chriſtlichen Glauben zu identificiren ſtrebt, dürfen wir als bekannt vorausſetzen. Eine eigenthümliche Bedeutung und Stelle nimmt neben den Philoſophen der Theolog Schleiermacher ein, welcher ſich um ein tieferes Verſtändniß der Religion, um den Sinn und die Achtung dafür ein ähnliches Verdienſt in ſeiner Art erwarb, wie Chateaubriand in Frankreich um die Wiedererweckung des Sinns für das Chriſtenthum; und welcher auch als chriſtlicher, proteſtantiſcher Theolog dem Studium der Theologie einen neuen Schwung gab. Schleiermacher verwahrte ſich dagegen den chriſtlichen Glauben von einem philoſophiſchen Syſtem abhängig zu machen, ihn darauf gründen zu wollen, ſondern behauptete, ihn nur ſyſtematiſch ſo darzuſtellen, wie er im Bewußtſeyn der evangeliſchen Kirche vorhanden ſey. Dabei aber blieb er von philoſophiſchen Einflüſſen nicht frei und ſetzte platoniſche, ſpinoziſtiſche, fichte'ſche und ſchelling'ſche Sätze bei ſeiner Analyſe, welche häufig mehr Kritik iſt, ſtillſchweigend voraus. Zu der ſtreng orthodoxen, proteſtantiſchen Dogmatik verhält ſich Schleiermacher ſo, daß er, ſtatt von der Schrift, als der Quelle aller chriſtlichen Wahrheit auszugehen, das chriſtliche Bewußtſeyn, wie es ſich in der evangeliſchen Kirche geſtaltet hat, zum Ausgangspunkt ſeines Syſtems

macht, hiermit den Inſpirationsbegriff in ſeiner Strenge aufhebend und ferner ſo, daß er das entſchieden Supranaturaliſtiſche des proteſtantiſchen Lehrbegriffs durch ſeine Ineinsfaſſung des Göttlichen und Menſchlichen (an ſich? oder nur im Bewußtſeyn?), modificirt und ſchwächt. So entſchieden er ſich von ſpekulativer Behandlung der Dogmatik losſagte, entging er doch nicht dem Schickſal, von Freunden und Gegnern halb und halb wenigſtens den ſpekulativen Theologen beigezählt zu werden.

Neben all den einer beſtimmten philoſophiſchen Schule angehörigen oder eklektiſch-philoſophirenden Theologen blieben nun aber in der proteſtantiſchen Kirche Deutſchlands, geſtützt auf die überwiegende Mehrheit des Volks, immer noch Viele dem ältern proteſtantiſchen, ſupranaturaliſtiſchen Lehrbegriff, ſowohl im formellen als im materiellen Princip, im Weſentlichen treu, und bekämpften die Andersdenkenden, ſowohl die Rationaliſten als die ſpekulativen Theologen, theils mit den alten, theils mit neuen Waffen der Gelehrſamkeit und des Scharfſinns, auch wohl des Zelotismus; Manche aber gingen weiter und es erging vor Jahren an die, damals noch hauptſächlich bekämpften Rationaliſten insgeſammt die Aufforderung: daß ſie aus der evangeliſchen Kirche, deren Glauben, wie es in der Schrift und in den Symbolen niedergelegt ſey, ſie nicht theilen, förmlich ausſcheiden ſollten.

Es konnte den Rationaliſten nicht ſchwer fallen, dieß Anſinnen in ein ſehr gehäſſiges Licht zu ſtellen, durch Berufung auf die chriſtliche Bruderliebe und die chriſtliche Freiheit. Jene gebiete, ſich wegen einzelner Abweichungen nicht zu entzweien, ſich feindſelig zu trennen und zu verdammen; durch eine ſolche Ausſcheidung würde, was dermalen noch eine vielleicht auszugleichende Differenz ſey, zur unheilbaren Kluft; — und allerdings konnten ſie ſehr viele Punkte namhaft machen, worin beide Theile die gleiche Anſicht und gemeinſame Intereſſen hatten. — Die proteſtantiſche chriſtliche Freiheit ferner gebe Jedem die Schrift in die Hand, habe die menſchliche Autorität (der Erklärung) gebrochen, und geſtatte Jedem, ſeiner innerſten Ueberzeugung zu folgen. Wo Freiheit der Forſchung und des Denkens, da ſeyen auch, bei der Ungleichheit der Menſchen, verſchiedene Ergebniſſe unvermeidlich, und endlich konnten ſie darauf hinweiſen, daß die proteſtantiſche Kirche dadurch den Katholiken ein angenehmes Schauſpiel, einen großen Triumph bereiten würde.

Die ſupranaturaliſtiſche oder orthodoxe Partei brauchte jedoch hierauf noch nicht zu verſtummen. Sie konnte geltend machen, daß ſie bei dem Anſinnen an die Rationaliſten, auszuſcheiden, nicht gemeint ſey, ſie zu verdammen oder feindſelig zu behandeln; daß ſie nur im Intereſſe der Wahrheit und Aufrichtigkeit wünſche, daß Solche, die von der öffentlich anerkannten Confeſſion, die ihre Begründung in der Schrift habe, in wichtigen Punkten abweichen, ſich auch nicht zu dieſer Partei zählen oder als Lehrer auftreten; daß die proteſtantiſche Freiheit nicht eine Freiheit von der göttlichen Autorität und vom Glauben, ſondern nur von menſchlicher Autorität ſey, nicht die Berechtigung in ſich ſchließe, mit der eignen Vernunft ſich über die Schrift zu ſtellen, ſondern nur: in ihr zu forſchen. Die politiſche Rückſicht endlich auf die Katholiken konnten ſie als unwürdige Klugheit und Unredlichkeit verwerfen, da es ſich in ſolchen Dingen nicht um äußern Vortheil und Schein handle.

Aber wenn auch jenes Anſinnen, unſeres Erachtens, an ſich betrachtet, Manches für ſich haben mochte, ſo ſchloß es doch Schwierigkeiten in ſich, die ſeine Ausführung ſo gut als unmöglich machten. Die erſte Frage wäre geweſen: Wer ſoll, nach Maßgabe des ſtrengſten Princips des Proteſtantismus, ausſcheiden? Etwa Alle, die nicht den ſtrengſten Inſpirationsbegriff feſthielten? Dieß wäre ziemlich radikal geweſen; aber es konnte Mancher hierüber eine laxere Anſicht haben, und doch ein höchſt orthodoxer und eifriger Chriſt ſeyn; und es wäre ſonderbar, einen den Inhalt der Lehre ſelbſt nicht angehenden Begriff zum Hauptkriterium der Rechtglaubigkeit zu machen. Oder ſollte man den Glauben an den geſammten Inhalt der Schrift als göttliche Offenbarung, zur Norm aufſtellen? Dann konnten viele Rationaliſten bleiben, indem ſie ſich mit verſchiedner Auslegung halfen. Oder forderte man die Annahme der Bekenntnißſchriften; aber dieſe waren ſelbſt Menſchenwerk und wieſen auf die Schrift zurück, der ſie ſich unterordneten; und es hätten in dieſem Fall gar Manche ausſcheiden müſſen, die keineswegs Rationaliſten waren oder heißen konnten. Oder hätte man vielleicht eine Formel über die Perſon und das Amt Chriſti aufſetzen können, die als Schiboleth hätte dienen müſſen; aber eine ſolche Formel konnte, je nachdem ſie von dieſer oder jener Partei verfaßt war, ſehr ſcharf und graß, oder ſehr allgemein und elaſtiſch ausfallen und von Verſchiednen verſchieden verſtanden werden.

Ferner: Die erſte Ausſcheidung ſollte eine freiwillige ſeyn; aber wenn einmal eine abgeſonderte rationaliſtiſche Kirche beſtand, wenn die in der ſupranaturaliſtiſchen Zurückbleibenden ein neues und ſtrenges Bekenntniß ausdrücklich oder ſtillſchweigend abgelegt hatten, dann konnte ſich die letztere befugt halten, die nachmals von ihren Symbolen auch nur leiſe Abweichenden wider ihren Willen auszuſtoßen, und da die Inſtitutionen der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland nichts weniger als demokratiſch ſind, ſo wäre durch jenen Schritt der Grund gelegt worden zu den willkührlichſten Ketzergerichten, wenn ſchon dieſe nur mit Ausſchließung beſtraft hätten.

Sodann: Die kirchlichen Güter, Rechte, Pfründen, Lehrämter wären natürlich von den in der ſupranaturaliſtiſchen Kirche Zurückbleibenden, und zwar inſofern mit Recht in Anſpruch genommen worden, als ſie verliehen, begründet, begabt worden waren für Glaubensgenoſſen der evangeliſchen Bekenntniſſe. Mithin wären die Rationaliſten von allen oder faſt allen, geiſtlichen Aemtern und Lehrſtellen ausgeſchloſſen geweſen; denn ſchwerlich hätten die Regierungen für ſie eigene Pfarreien und theologiſche Fakultäten errichtet; die rationaliſtiſchen Theologen wären angewieſen worden auf Aemter und Stellen, die durch freiwillige Stiftungen und Beiträge hätten gegründet und erhalten werden müſſen; dieß iſt an ſich ſchon heutzutage eine bedenkliche Anweiſung; aber es kommt dann noch weiter in Betracht, daß von den Laien ohne Zweifel ſehr Wenige in die neue Kirche eingetreten wären, weil nur die Denkenderen überhaupt auf rationaliſtiſche Anſichten kommen können, und nur die Energiſcheren unter dieſen der Conſequenz das Opfer bringen würden, einen immerhin auffallenden, bürgerliche Verhältniſſe vielfach ſtörenden Schritt zu thun; und ſo träfe das Loos des Ausſcheidens eigentlich nur die Theologen und Gelehrten, und hieße die Anmuthung dazu nur: ſie ſollten ihre Aemter aufgeben — eine Forderung, die zwar leicht zu ſtellen iſt, die aber begreiflicher und wohl auch entſchuldbarer Weiſe von den Aufgeforderten, die ſich bewußt ſind, nur nach Wahrheit zu ſtreben, welche glauben, indem ſie ſich von den Glaubensſätzen älterer Zeiten entfernen, nur auf der Bahn des Fortſchritts zu wandeln, und das Bewußtſeyn einer nützlichen und ſegensreichen Wirkſamkeit haben, abgelehnt wird. Sie wurde auch wirklich abgelehnt

oder ignorirt von den Rationaliſten; und man kann ſich darüber nicht wundern, wenn das Ausſcheiden nur die negative Bedeutung hat: für die Theologen, auf alle theologiſchen Aemter zu verzichten, für die Laien, ſich auf eine auffallende Weiſe auszuſchließen aus der Gemeinſchaft der übrigen Proteſtanten, die ihnen keine läſtige Pflichten auferlegt und ihnen doch gewiſſe bürgerlich-religiöſe Ehrenrechte und Befugniſſe ſichert. Die Bemerkung jedoch finde hier ihren Platz, daß das poſitiv-religiöſe Element in den Rationaliſten ſich eben hiedurch als ſchwach erweiſt, oder daß ihr Charakter doch mehr ein negativer ſeyn muß, denn ſonſt würden ſie das Beiſpiel der Millionen von engliſchen Diſſenters nachgeahmt haben, welche, zum Theil bei rationaliſtiſcher, unitariſcher Tendenz, doch genug religiöſe Vitalität und Organiſationskraft beſaßen, um auſſer der herrſchenden Kirche ein eigenes Kirchenleben zu gründen.

Mit gleichem oder mit größerem Recht wie gegen die Rationaliſten könnte, ſcheint es, jene Forderung: auszutreten, von den Supranaturaliſten gegen die ſpekulativen Theologen gemacht werden, aber dieſe dürften eben ſo wenig Luſt tragen, eine ſpekulative Kirche zu ſtiften. Der Rationalismus ſtand und ſteht dem gemäßigten Supranaturalismus, wenigſtens in einzelnen Repräſentanten, nicht ſo ſehr ſchroff gegenüber. In einigen Theologen ſchienen ſich beide zu berühren. Sie haben die ſupranaturaliſtiſche Weltanſchauung, das Syſtem der Transcendenz, wie oben ſchon angegeben wurde, gemeinſam, wornach Gott, der Schöpfer, Erhalter und Lenker der Welt, von ihr unterſchieden, als ſelbſtbewußtes Weſen angebetet wird. Dagegen aber ſuchten die Rationaliſten der Offenbarung Gottes überall den wunderbaren Charakter auszuziehen, und alles Uebernatürliche und Myſtiſche auf das Natürliche, Verſtändige und Moraliſche zurückzuführen. Manche unter ihnen erkannten das Große, das Welthiſtoriſche und wenn man will, auch das Göttliche in Chriſtus und im Chriſtenthum wirklich an, aber die göttliche Natur Chriſti im metaphyſiſchen Sinne war ihnen anſtößig, ſie ſuchten ihren Begriffen mehr zuſagende Bezeichnungen dafür und hielten ſich an den Menſchenſohn, das Göttliche an ihm moraliſch deutend. Sie milderten die lutheriſche Lehre vom Verderbniß der menſchlichen Natur und Erbſünde und in Folge hievon die von der Gnade, gaben der Rechtfertigung

durch den Glauben eine etwas erweiternde Deutung, ſuchten die Wunder durch Analogien zu erklären, oder hoben die geiſtlichen Wunder gegen ſie hervor. Eine rationaliſtiſche Tendenz kann man ziemlich weit hinauf, in den Supranaturalismus hinein, verfolgen. Schon Zwingli dachte viel rationaliſtiſcher als Luther, wie man aus ſeiner Abendmahlslehre und ſeinen Anſichten von heidniſchen Tugenden ſieht. Rationaliſtiſch dachten in einzelnen Punkten die Socinianer und Arminianer. — Die Gemeinſchaftlichkeit der Baſis beider Syſteme kam erſt wieder mehr zum Bewußtſeyn, als die ſpekulative Theologie, unter den Auſpicien der Hegel'ſchen Philoſophie, offen das Syſtem der Immanenz proklamirte, die dualiſtiſche Weltanſchauung jener beiden Syſteme, als der Vorſtellung und der Verſtandesreflexion angehörig, verwarf, die Perſönlichkeit Gottes im bisherigen Sinn aus der Dogmatik ausſtrich, das Weſen des Chriſtenthums darein ſetzte, daß der Begriff der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen dadurch dem Bewußtſeyn geoffenbart und realiſirt ſey, und mit dem Glauben an einen in der Welt und in der Geſchichte noch nicht ganz offenbaren, einen auch jenſeitigen Gott, den Glauben an eine perſönliche Fortdauer für kindiſche Vorſtellungen und Träumereien erklärte. Die Schöpfung fiel für dieß Syſtem nothwendig weg; die natura naturata iſt ihm Eine mit der natura naturans, und man könnte es Naturalismus nennen, nur iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß ihm der Geiſt Erſtes und Letztes, Anfang und Ende heißt, jenes als abſtrakter, dieſes als concreter Geiſt.

Daß dieſe Lehre mit dem proteſtantiſchen kirchlichen Syſtem, wie es in den Bekenntnißſchriften niedergelegt und von den als orthodox geltenden Theologen fortgebildet worden iſt, nicht zuſammenſtimme, wird von den ſpekulativen Theologen ſelbſt (oder vielleicht ſollten wir eher ſagen: von den Philoſophen), je länger je weniger in Abrede gezogen. Aber deßhalb aus der Kirche auszuſcheiden, ſind ſie nicht geſonnen; im Gegentheil, ſie ſchmeicheln ſich, daß ihr Syſtem, die abſolute Wahrheit, die in der Fülle der Zeit gereifte Frucht der ſpekulativen Vernunft, die veralteten Anſichten überwinden und verdrängen müſſe; ſie glauben die Vertreter des wahren, vollendeten Proteſtantismus zu ſeyn, klagen die Andern, die ſich Proteſtanten nennen, der Untreue am Princip des Fortſchritts und der Geiſtesfreiheit an, und

führen Beſchwerde über neue Menſchenautorität und ein neues Papſtthum.

Wer hat nun Recht? oder, wer ſoll entſcheiden? Hier könnte einem der Gedanke kommen, der Mann, der die Reformation begonnen und durchgeführt, der dem Proteſtantismus Bahn gebrochen, wäre wohl am geeignetſten, Schiedsrichter zu ſeyn im Streit darüber: wer Erbe ſeines Geiſtes ſey? und man könnte ſich verſucht fühlen, ſeinen groſſen Schatten zu beſchwören.

Stellen wir uns Luther vor, hineintretend in die heutige theologiſche Welt — wir zweifeln nicht, der eifrige Reformator würde in frommen Zorn und Entſetzen ausbrechen über das, was er zu hören und zu leſen bekäme; wie würde er, der ſchon über eine, uns gering erſcheinende Differenz Feuer und Flammen ſprühte, Worte finden für ſeinen Ingrimm über Lehren und Anſichten, welche ungeſtraft heutiges Tages in der proteſtantiſchen Kirche vorgetragen und erörtert werden! Eifrige Verfechter der Rechtglaubigkeit würden von ihm, der den Erasmus mit ſeiner Schrift vom freien Willen ſo übel anließ, ihn einen Heiden und Epikuräer ſchalt, als Unchriſten behandelt werden, die Union ſeine lebhafte Mißbilligung erfahren, die Rationaliſten würde er als Antichriſten verabſcheuen — und gar die ſpekulativen Theologen! Sein gewaltiger, donnernder Mund würde Feuer und Schwefel herabrufen auf die Gotteslängner und Ruchloſen; er würde das Ende der Welt binnen wenigen Jahren verkündigen. Zurückſchleudern würde er ſie, wenn ſie ſich rühmten, ſein Werk fortgeſetzt zu haben, und ihnen ſeinen feierlichen Fluch geben. Dieß wird Keiner übertrieben finden, der die Heftigkeit ſeines Zorns und ſeiner Sprache kennt, womit er Abweichungen von dem, was ihm als göttliche Wahrheit feſtſtand, behandelte, und wir geſtehen offen: die als intolerant verſchrienen theologiſchen Proteſtanten würden, glauben wir, gegen Luther noch mild erſcheinen.

Indeß — das Beſchwören von Luthers Schatten über die Kluft von drei Jahrhunderten herüber, zum Urtheil über die Lehren und Tendenzen der heutigen Theologie, hat etwas ſehr Mißliches. Die Geſammtbildung unſerer Zeit, dieß drängt ſich uns lebhaft auf, iſt gegen die des Reformationszeitalters weſentlich verändert; alle Wiſſenſchaften haben bedeutende Fortſchritte gemacht; unſere Anſichten ſind durch neue Erfahrungen, durch den raſchern,

erleichterten Austauſch der Ideen, durch größern Verkehr der Völker, umfaſſender, reicher und freier geworden. Luther, in unſerer Zeit geboren und gebildet, wäre gewiß in Manchem ein Anderer geworden, als er, der Sohn ſeiner Zeit, wiewohl andrerſeits ihr Führer, ward; wollte man ihn aber ſo, wie er in ſeiner Zeit war, in die unſrige verſetzen und ihn zum Richter über ſie machen, ſo würde man damit die unzuläſſige Forderung ſtellen, daß er da urtheile, wo ihm der lebendige Zuſammenhang, mithin auch das richtige Verſtändniß, fehlt. Auch kann die Meinung nicht ſeyn, daß das Urtheil Luthers, ſelbſt wenn es ſich mit Sicherheit ausmitteln ließe, eine bindende und zwingende Autorität, eine inappellable Entſcheidung über Wahrheit und Falſchheit ſeyn müßte; nur ſo viel wollen wir behaupten: darüber, was dem Sinn und Geiſt des urſprünglichen Proteſtantismus, deſſen erſter und ſiegreicher Vertreter Luther war, gemäß, und was ihm zuwider iſt, darüber würde er zu entſcheiden vollkommenen Beruf haben; und da ſind wir denn gar nicht im Zweifel, welche von den theologiſchen Richtungen der Jetztzeit von ihm gänzlich würden verworfen, welche dagegen wenigſtens relativ gebilligt und anerkannt werden. Die Rationaliſten und die ſpekulativen Theologen würde er als Antichriſten und Atheiſten verwerfen; die Supranaturaliſten, die Pietiſten, die Bibelgläubigen würde er mehr oder minder als die Seinigen anerkennen. So groß nämlich iſt denn doch die in der Bildung und in den Anſichten ſeit drei Jahrhunderten vorgegangene Revolution nicht, daß die Geſinnungen und Anſichten Luthers ganz verſchwunden wären, die Subſtanz derſelben in total anderartigen Theorien geſucht werden müßte; vielmehr ſtehen die letztgenannten Richtungen und Schulen ihm in vielen Stücken noch ſehr nahe. Dieß werden auch die Rationaliſten und die ſpekulativen Theologen nicht läugnen, aber ſie ſagen: nicht diejenigen ſind die ächten Proteſtanten, die heute, dreihundert Jahre nach Luther, in ihrer Lehre ihm am nächſten ſtehen, dem Manne, deſſen gewaltiger Geiſt das Joch des Herkömmlichen, einer zähen Tradition und Autorität zerbrach, die Glaubensfreiheit erkämpfte und der Menſchheit einen neuen Impuls gab; nicht diejenigen ſind die ächten Proteſtanten, die das von Luther ererbte Pfund dreihundert Jahre lang vergraben haben, und es jetzt in gleichem Betrage, nur mit dem Roſt des Alters überzogen, triumphirend zum

Vorſchein bringen; ſondern die ſind die ächten Proteſtanten, die wahren Jünger Luthers, und wenn auch er ſelbſt ſie verläugnete, die, wie er in ſeiner, ſo in ihrer Zeit ſich friſch und kühn an die Spitze der geiſtigen Bewegung ſtellen, mit dem von ihm überkommenen Pfund wuchern, die Wahrheit noch mehr reinigen, die Freiheit erweitern und ſtärken. — Hiemit aber ſchieben ſie eben den Begriff des philoſophiſchen Proteſtantismus dem des hiſtoriſchen unter, und mit welchem Recht oder Unrecht ſie dieß thun, haben wir nun weiter zu unterſuchen.

Der hiſtoriſche Proteſtantismus hat in ſich, wie ſchon geſagt, die beiden Elemente: chriſtliche Freiheit, im Gegenſatz gegen die Beſchwerung mit Werken, Geſetzen, Ceremonien, Gelübden u. ſ. w. in der katholiſchen Kirche, und die reine Bibellehre, im Gegenſatz zur katholiſchen Tradition. In beiderlei Beziehung erheiſchte der Proteſtantismus nicht eben die ſtrengſte, keine abſolute Stabilität. In Beziehung auf die chriſtliche Freiheit, wenn man darunter nur nicht die Freiheit vom Chriſtenthum, ſondern die Freiheit innerhalb der chriſtlichen Lehre verſteht, hatte Luther ſelbſt ſo liberale Anſichten, daß man daran nicht ſehr viel zu ändern begehren wird, und es fehlt heutzutage nicht an Chriſten, welche die Liberalität der Reformators in manchen Punkten mißbilligen. Manche Aeußerlichkeiten, Einrichtungen und Ordnungen ließ er nur aus Gründen der Klugheit und Schonung gegen die Schwachen beſtehen, ohne einen eigentlichen Werth darauf zu legen. Rückſichtlich der Bibellehre aber kann ſchwerlich geläugnet werden, daß Luther manche Lehren und Sätze der Schrift einſeitig hervorhob, wie die Rechtfertigung allein durch den Glauben, andre zu ſehr überſpannte, wie die von der Erbſünde und vom natürlichen Verderben der menſchlichen Natur, vom unfreien Willen, und daraus befremdende Conſequenzen zog, wie ſeine bekannten Verunglimpfungen der menſchlichen Vernunft; daß er eigenſinnig auf Auslegungen beharrte, wo ohne alle Gefahr für Glauben und Geſinnung auch andre zuläſſig waren, wie im Abendmahlsſtreit. Dieß ſind Punkte, worin unſeres Erachtens Luthers Glaubenslehre, ohne in ihrem ſupranaturaliſtiſchen Grundcharakter, in ihrer religiöſen Innigkeit und Wärme und ihrer ſittlichen Energie gefährdet zu werden, mancher Modifikationen und weiterer Fortbildung wohl fähig geweſen wäre; den Fortſchritten der

Exegeſe und Kritik hätte er ſich nicht fortdauernd entziehen, ſie nicht ignoriren können, und bei der nothwendigen Ausbildung der Apologetik hätte er ſich vielleicht auch zu manchen Zugeſtändniſſen in der Inſpirationstheorie verſtanden. Das Aufgeben jener Verunglimpfungen der menſchlichen Vernunft als der „klugen Närrin," „des Teufels Hure" u. ſ. w., worin er ſich häufig mit Wohlgefallen erging, die mit ſeiner überſpannten Anſicht von der Verderbniß der menſchlichen Natur zuſammenhängen, aber zu einer pſychologiſch und philoſophiſch unmöglichen Vorſtellung vom menſchlichen Geiſt führen, der, wenn ihn die Gnade zu erleuchten anfängt, im eigentlichen Sinn von zwei entgegengeſetzten Mächten auseinander gezerrt würde, ſo daß die Einheit des Bewußtſeyns ganz unbegreiflich wird, das Aufgeben jenes Haſſes gegen die Vernunft* hätte manche ſchroffe Behauptung beſeitigt oder gemildert, und den Weg gebahnt zu einer Verſtändigung der religiöſen Bildung mit der weltlichen Bildung. Hierauf namentlich haben ſich gerade in neuern Zeiten viele Beſtrebungen gerichtet, freilich mit ſehr ungleichen Reſultaten, die zum Theil darauf hinausliefen: die religiöſe Anſicht müſſe zurücktreten, müſſe in einer höhren aufgehoben werden. Nun gibt es freilich auch heute noch unter den Proteſtanten Theologen und Laien, welche an Luthers ganzem Syſtem mit größter Zähigkeit feſthalten, es theoretiſch und praktiſch noch ſtrenger und ſchroffer ausbilden und keinen Zoll breit von dem Terrain der alten Reformatoren weichen; ganz äuſſerlich, juridiſch oder mathematiſch betrachtet, wären Solche allerdings die getreueſten Repräſentanten des hiſtoriſchen Proteſtantismus; aber ob auch die wahrſten? dürfte zu bezweifeln ſeyn. Bedenkt man, mit welcher Kühnheit Luther verjährte Kirchengeſetze und Einrichtungen zerſprengte, wie er Jahrhunderte alte, von der Kirche ſanktionirte, von ihm ſelbſt früh eingeſogne Vorſtellungen und Sätze abſchüttelte; mit wie freiem und offenem Geiſt er das Studium der Sprachen und der Humaniora überhaupt empfahl, welch empfänglichen Sinn er für die Geſchichte und ihre Lehren

* Es iſt unbegreiflich, daß es immer noch Rationaliſten gibt, welche ſich auf Luther, als den erſten Rationaliſten, berufen, weil er den Widerruf ablehnte, wenn er nicht aus der Schrift oder ſonſt mit hellen und klaren Gründen des Irrthums überwieſen werde.

beſaß, ſo iſt die Vermuthung wohl nicht unbegründet, daß er unter veränderten Zeitverhältniſſen, in einer andern geiſtigen Atmoſphäre, in einer wiſſenſchaftlich vorangeſchrittenen Zeit, zwar keineswegs den Kern ſeiner Geſinnung, ſeines Glaubens, ſeines Gemüths, ſeiner Lehre geändert, aber doch in vielen Punkten Milderungen und Zugeſtändniſſe hätte eintreten laſſen. Wir wollen nur an ſeine Vorſtellungen vom Teufel und deſſen Macht erinnern, die in Wahrheit oft hart ans Manichäiſche ſtreiften, die allen hiſtoriſchen Pragmatismus abzuſchneiden und die Naturwiſſenſchaften im Keime zu erſticken geeignet waren. Von wie Vielen der Gebildeteren und Einſichtsvolleren würde heutzutage der ſtrengſte Verfechter auch dieſer lutherſchen Anſichten vom Teufel als der beſte Proteſtant angeſehen werden? Seinem innerſten Weſen unbeſchadet könnte der Proteſtantismus als Lehrſyſtem gar manche Abänderungen ertragen, ſich mehr in ein freundliches Verhältniß zu allen andern geiſtigen Strebungen, ſo fern ſie nicht unreligiös ſind, ſetzen, den Zuſammenhang und die Berührung des Religiöſen mit dem Natürlichen und Geſchichtlichen aufzuſuchen und zu vermitteln geſtatten, kraſſe Vorſtellungen und Uebertreibungen aufgeben, und alle Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Fortſchritte, welche die Jahrhunderte ſeit der Reformation aufzuweiſen haben, in ſeine Dienſte nehmen. Wir glauben — ſtreng beweiſen läßt es ſich freilich nicht — daß Luthers Intelligenz und Gemüth, abgeſehen von ſeinem Temperement und den einmal in ihm feſtgewurzelten eigenen oder Zeitvorurtheilen, abgeſehen von ſeiner Ungeneigtheit, Etwas zurückzunehmen, was er einmal behauptet, daß Luthers Intelligenz und Gemüth den proteſtantiſchen Geiſt wieder finden und anerkennen würde in einem entſchiednen, für die Reſultate der Wiſſenſchaften und der vorgeſchrittnen Bildung jedoch keineswegs unzugänglichen, aber den Losreißungen und Entleerungen eines nüchternen Rationalismus, wie den Verflüchtigungen einer überſchwänglichen Spekulation kräftig entgegentretenden Supranaturalismus. Der Grund zur Annahme, daß Luther gewiß weder zum Rationalismus noch zur Spekulation des heutigen Tages überträte, liegt uns darin: daß er ſeinem innerſten Weſen nach eine fromme und eine poetiſche Natur war. Seine mit dem Kern ſeiner Individualität unzertrennlich verwachſene Frömmigkeit hätte ihn entfernt halten müſſen von der ſpekulativen Weltanſchauung

welche die Abhängigkeit des Menſchen von Gott und das ſo zu ſagen perſönliche Verhältniß durch die von ihr bekannte Immanenz, durch die Lehre von der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen (Einheit im Sinn von Identität) aufhebt; ſeine poetiſche Natur hätte ihn bewahrt vor dem Rationalismus, welcher am Ungewöhnlichen, am Auſſerordentlichen, am Wunderbaren Anſtoß nimmt, und Alles in den Kreis der proſaiſchen Gewöhnlichkeit bannt; der die Manifeſtationen des ſupranaturalen Gottes, den er doch glaubt, in der Wirklichkeit nie anerkennen will. Die Perſon, die Concentrirung, die That, das Gefühl, der Enthuſiasmus, das Wunder — gehören zum Element der Poeſie, während die Philoſophie auf Allgemeines, auf den Begriff, die Regel, das Geſetz, die Abſtraktion losgeht. Die poetiſch-fromme Gemüthsrichtung Luthers fand nun ihren Gegenſtand in der Perſon Chriſti, als dem in der Geſchichte wirklich Dageweſenen und ewig Seyenden, dem Göttlichbeglaubigten, dem Inbegriff göttlicher Heiligkeit, Kraft, Gnade und Herrlichkeit. Sein ganzes Weſen, wie es war, mußte ſich gegen den Verſuch empören, dieſem Gottesſohn irgend eines ſeiner erhabenen Attribute zu ſchmälern, oder gar ſeine Perſönlichkeit zu einer Idee (Luther würde in ſeiner unceremoniöſen Sprache etwa geſagt haben „einem unſinnigen Traum und Lüge,") zu verflüchtigen. Religion und Poeſie haben, um hier an eine auch ſonſt ſchon aufgeſtellte, unſeres Erachtens gegründete Anſicht zu erinnern, eine gemeinſchaftliche Wurzel in der menſchlichen Seele; der religiöſe Glaube, das religiöſe Gemüth wird ſich faſt immer mit einer gewiſſen poetiſchen Empfänglichkeit oder auch Produktivität gepaart finden; die Poeſie iſt dem Glauben an das Göttliche, an das Wunder, hold, weil ſie ſelbſt etwas Wunderbares, weil ſie in ihrem Schaffen ein Reflex der göttlichen Schöpferkraft iſt. Nur muß man freilich die Poeſie nicht als eine Tändelei, als eine bloße Fertigkeit, als eine Kunſt des Scheines, der Kurzweil dienend, faſſen, und als ihre weſentlichſte Eigenthümlichkeit nicht die Fiktion, ſondern die Offenbarung, die Inſpiration, angeben. Ein Vorurtheil und ein Wahn iſt es, Poeſie und Wahrheit einander entgegenzuſetzen; in letzter Inſtanz treffen beide zuſammen und ſind Eins, obgleich es viele Poeſie gibt, welche Unwahrheit, oder doch nicht lautere Wahrheit enthält. Dem Drang und Durſt des nach ächter Offenbarung der tiefſten und beſeeligendſten Wahrheit

ſich ſehnenden, frommen Gemüths Luthers, trat Chriſtus entgegen als die höchſte poetiſche und reale Geſtalt, in welcher ſich das Supranaturale und das Natürliche, das Göttliche und Menſchliche, das Unglaubliche und das Wirkliche thatſächlich im Wunder vermählten — im Wunder ſeiner Erzeugung, im Wunder ſeines heiligen Lebens und ſeiner Kraft, im Wunder ſeines göttlichen Bewußtſeyns, ſeiner Heilsthätigkeit, ſeines Opfertods, ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt. Eine gewiſſe poetiſche Empfänglichkeit gehört dazu, um dieſe ganze wunderbare Perſönlichkeit lebendig in ſich aufzunehmen, und der religiöſe Name für dieſe Empfänglichkeit iſt: der Glaube. Luther ſelbſt beſchreibt den Glauben als das Aufnehmen Chriſti im Herzen, daß er darin wohne: „Du wirſt rein und gerecht durch den Gaſt den du im Herzen durch den Glauben empfangen haſt;" und klagt ſonſt darüber, daß das Herz des Menſchen nur noch zu enge ſey, dieſe volle Herrlichkeit zu faſſen. An ſolche Ausſprüche, wornach der Glaube die lebendigſte Verinnerlichung Chriſti, als Princip des göttlichen und ſeligen Lebens iſt, ſollte man ſich immer erinnern, wenn er ſonſt mehr als theoretiſches und hiſtoriſches Fürwahrhalten beſchrieben und gefordert zu werden ſcheint. Luther beſaß dieſen lebendigen, poetiſchempfänglichen Glauben, und machte ihn, nach dem Vorgang des Paulus, zum Princip der proteſtantiſchen Lehre. Dieſes Glaubens rühmte ſich nach ihm die lutheriſche Orthodoxie, aber er war in Vielen, die ſich dazu bekannten, ſtarr, unlebendig, nur Sache des von Autoritäten beherrſchten Willens und Raiſonnements, nicht des lebendigen Sinnes und Gemüthes, angelernt und eingedroht. Die phantaſieloſen Rationaliſten wollten ſtatt des wunderbaren Faktums und der lebendigen Perſon nur die daraus zu abſtrahirende Lehre, wie unpoetiſche Menſchen aus einem Gedicht nur eine Moral herausziehen, und die Spekulativen, ohne die ſupranaturaliſtiſche Baſis der Frömmigkeit, glauben durch Analyſe der hiſtoriſchen Erſcheinung Chriſti, und ſpekulative Rekonſtruirung des geiſtigen Gehalts ſich über die Offenbarung des Göttlichen ſtellen, den philoſophiſchen Gedanken, oder die Idee der an ſich beſtehenden Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, als Vernunftwahrheit und Wiſſen, über die noch getrübte Inſpiration eines Individuums erheben zu müſſen. Wenn die Rationaliſten hauptſächlich die Moral, ohne das Poetiſche, zu retten bedacht waren, ſo behielten die Spekulativen

die Worte, denen ſie aber das urſprüngliche Leben austrieben. Wer wird nun ernſtlich behaupten, daß Luther, in unſere Zeit tretend, den Einen oder den Andern ſich anſchließen würde, welche Zugeſtändniſſe er auch ſonſt der wiſſenſchaftlichen Entwicklung der Zeit machen möchte?

Bei der allgemeinen gehalten Vermuthung aber, daß Luther auch heute noch den ſupranaturaliſtiſchen Standpunkt behaupten würde, wollen wir ſtehen bleiben, weil wir uns nicht zu errathen getrauen, mit welcher Schule oder Schattirung ein Mann von ſeiner Natur ſich verbünden, oder vielmehr, an die Spitze von welcher er ſich ſtellen würde? Denn wir denken uns ja nothwendig immer einen Mann von ſchöpferiſcher, hinreiſſender Kraft, der gewiß Viele um ſich verſammelte und vielleicht mehrere Schulen zu Einer verſchmölze. Wenn gewiſſe pietiſtiſche Richtungen ſich rühmen wollten, ihm am nächſten zu ſtehen, ſo mag dieß in Bezug auf manche Dogmen wahr ſeyn; aber theils hatte Luther zwar viel Eifriges, aber, ſo herb ſeine Lehre in manchen Punkten war, doch durchaus nichts Trübſeligascetiſches, nichts Gedrücktes und Peinliches, ſondern eines Mannes Muth und Herz; und dann iſt ja nicht zu vergeſſen, daß er gerade an der Spitze der ganzen neuen Kirche oder Partei, ihre bewegende und begeiſternde Seele war, während der Pietismus in der proteſtantiſchen Kirche mehr oder weniger ſeparatiſtiſch wirkt, und engere Kreiſe in der Kirche ſtiftet.

Abgeſehen von Luthers Perſönlichkeit glauben wir nach dem bisher Entwickelten behaupten zu dürfen: Anſpruch darauf, der hiſtoriſch-ächte, jedoch mit den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten der Zeit Schritt haltende Proteſtantismus zu ſeyn, kann dasjenige theologiſche Syſtem machen, das, die theiſtiſche ſupranaturaliſtiſche Weltanſchauung vorausſetzend, die h. Schrift, ſey es nun nach einem ſtrengen Inſpirationsbegriff, oder nur als menſchliches, aber im höchſten Grad glaubwürdiges hiſtoriſches Zeugniß betrachtend, als Quelle der chriſtlichen Erkenntniß gelten läßt, und in Chriſtus den Sündenloſen, den Erlöſer von der Sünde, den Mittler der beſeligenden, einzigartigen und höchſten Offenbarung Gottes erkennt. Einzelne, in den Augen der ſtrengen ſymboliſchen Orthodoxie ſelbſt bedeutende Abweichungen von dem Lehrbegriff der Bekenntnißſchriften können den Anſpruch auf den Namen des Proteſtantismus nicht entziehen, ſo lange jene Hauptpunkte unerſchüttert

bleiben; denn das kann man in den Begriff des Proteſtantismus nicht hineinlegen, daß er ein völlig abgeſchloſſenes, unzugängliches, ſtarres Syſtem ſey, das durch die ausdrücklich geſtattete Freiheit des Forſchens in der Schrift und frommes Nachdenken in keinem Punkt ſollte modificirt werden können.

Hiermit haben wir ſelbſt ein Element des Fortſchritts, der Bewegung, neben dem ſtabilen und bleibenden im Proteſtantismus anerkannt. Iſt aber einmal die Berechtigung deſſelben anerkannt, ſo können die philoſophiſchen Proteſtanten (worunter uns geſtattet ſey, hier Rationaliſten und Spekulative zuſammen zu begreifen), behaupten: ſie, als die Repräſentanten des Fortſchritts, nur in etwas verſtärktem Grade, hören deßhalb doch nicht auf, dem hiſtoriſchen Proteſtantismus anzugehören, da ja das Weſen der Geſchichte ſelbſt Bewegung und Fortſchritt ſey, und unſere Unterſcheidung und Grenzſcheidung ſey unbegründet. Deßwegen müſſen wir uns noch ausführlicher ausſprechen über ihre Anſprüche: die ächten Proteſtanten der Jetztzeit zu ſeyn.

Sie ſprechen den Namen Proteſtanten an, weil ſie ſich des Rechts der freien Forſchung, der Emancipation von der bindenden Autorität bedienen, weil ſie den Kampf gegen Irrthümer und Vorurtheile fortgeſetzt, die Nacht des Aberglaubens zerſtreut, die Geiſter aufgeklärt zu haben ſich rühmen. Dagegen iſt das Obenausgeführte zu wiederholen, daß die Einen bei ihrem Forſchen in der Schrift den Maßſtab des gemeinen Verſtandes und der Erfahrung anlegen, die Autorität auch der h. Bücher beſchränken oder vernichten, und die h. Schriftſteller und Jeſum ſelbſt von Vorurtheilen, Irrthümern und Superſtitionen zu befreien ſich gemüßigt glauben daß die Andern dagegen, die Spekulativen, als Solche, eigentlich gar nicht in der Schrift forſchen, ſondern ſich hauptſächlich an ihren eigenen Geiſt haltend, und nur hinterher eine Uebereinſtimmung ihrer Sätze bald mit dem Geiſt, bald mit dem Wort der Schrift nachzuweiſen ſuchen. Chriſtus iſt ihnen eine Idee; dieſe Idee hat, ſo zu ſagen, ihn geſchaffen, nicht Gott hat ſich durch ihn offenbart. Wenn die Einen die chriſtliche Lehre auf eine Vernunftmoral zurückführen, machen die Andern eine Logik daraus, Beide die eigentlich religiöſen Elemente wegſchneidend. Wenn ſie in neuern Zeiten ihre Abweichungen offener zugeſtehen, ſo rechtfertigen ſie ſie damit; es ſey eine abſurde Erwartung, daß der

menſchliche Geiſt, einmal vom Joch des Aberglaubens und der Menſchenautorität frei, nach dreihundert Jahren hinſichtlich der religiöſen Anſichten und Einſichten noch auf derſelben Stufe ſich befinden ſolle, wie im Zeitpunkt der Reformation. Allerdings ſey der Geiſt des Proteſtantismus nicht ein Geiſt der frechen, willkürlichen Empörung, wohl aber ein Geiſt des durch die Freiheit und deren Bewußtſeyn ſelbſt nothwendigen Fortſchritts, und dieſem widerſtehen, ſey antiproteſtantiſch und papiſtiſch.

Wie Vieles iſt nicht ſchon plauſibel gemacht und vertheidigt worden durch Vermiſchung der Geſichtspunkte, gerade wo ſcharfe Unterſcheidung hätte Licht und Klarheit geben ſollen! So auch hier. Wenn an die Stelle deſſen, was vor dreihundert Jahren und noch vor achtzig Jahren Proteſtantismus hieß, ſich nunmehr unter gleichem Namen eine Lehre ſetzen will, welche den alten Proteſtantismus als kindiſche Verſtellung und Superſtition behandelt, und in ſehr vielen und wichtigen Punkten das gerade Gegentheil von ihm lehrt: ſo muß man vermuthen, daß abſichtlich oder unabſichtlich mit Sophismen geſpielt werde. Suchen wir darum um ſo genauer zu unterſcheiden.

Der philoſophiſche Proteſtantismus beruft ſich auf den Satz von der chriſtlichen Freiheit, vergißt aber nachgerade das einſchränkende oder maßgebende Prädikat: chriſtlich, und glaubt, oder gibt vor, auch da noch von dem Recht der chriſtlichen Freiheit Gebrauch zu machen, wo er ſich von dem Inhalt und den Lehren des Chriſtenthums, welche bis zur Reformation als Kirchenlehre galten und von ihr, als ſchriftgemäß, beibehalten wurden, ſo wie auch ſolchen, welche die Reformatoren neu eruirt, losſagt und an ihre Stelle moraliſche Sätze oder Philoſopheme ſetzt. Die chriſtliche Freiheit bezog ſich aber in Luthers Sinn auf die traditionellen Laſten und den Mißbrauch, der mit Aeußerlichkeiten, mit Werken, Gelübden, Prieſterthum u. ſ. w. getrieben wurde, und wenn man je den Begriff auch auf die Forſchung in der Schrift bezieht, iſt doch leicht einzuſehen, daß da der Sinn des Ausdrucks entſtellt wird, wo die Forſchung gegen die Schrift ſich richtet, oder das Nachdenken die Schrift ganz ignorirt. Aehnlich wie mit der Berufung auf die chriſtliche Freiheit, verhält es ſich mit der Behauptung des ſpekulativen Proteſtantismus: die ächte Fortſetzung des urſprünglichen Proteſtantismus zu ſeyn, vermöge ſeiner Innerlichkeit. Die Reformation hat, dieß läßt ſich nicht beſtreiten,

die Religion wieder mehr zur Sache des innerſten Bewußtſeyns gemacht, während der Katholicismus ſie mehr und mehr aus dem Bewußtſeyn hinauszudrängen drohte, da er überall dem Bewußtſeyn Fremdes und Aeußerliches einſchob, wie in ſeinem Kultus und Dogma ſich vielfach nachweiſen läßt: die Werke, die Gelübde, die Verdienſte und Fürbitten der Heiligen, das Meßopfer, Gewalt der Kirche und des Papſts, Ablaß u. ſ. w., während die Reformatoren einzig auf den Glauben drangen. Darauf berufen ſich nun die philoſophiſchen Proteſtanten und ſagen: ſie ſchreiten in nothwendiger Conſequenz fort auf der urſprünglichen Bahn des Proteſtantismus: im Bewußtſeyn, im innerſten Selbſt des Menſchen mehr und mehr Quelle und Inhalt aller Religion nachzuweiſen, es immer unabhängiger von allem Aeußern, Gegebnen, Hiſtoriſchen zu machen, es ganz von Vorurtheil und Autorität zu emancipiren, da der Chriſt „nicht wieder einen knechtiſchen Geiſt empfangen habe.“ Dieß klingt recht ſchön; aber wenn man den Satz, daß der Proteſtantismus das Bewußtſeyn emancipire und den knechtiſchen Geiſt austreibe, gelten läßt, muß man ſich erinnern, daß zu dem knechtiſchen Geiſt nicht der abſolut freie, autonomiſche Geiſt, ſondern der kindliche Geiſt den Gegenſatz bildet; daß Chriſtus als Anfänger des Glaubens, als geiſtiger Vater und Befreier im chriſtlichen Bewußtſeyn immer mit enthalten iſt; und daß das Bewußtſeyn, die Wiſſenſchaft, welche damit den letzten Schritt zum Triumph zu thun meint, wenn ſie auch dieß hiſtoriſch-ideelle Verhältniß, als letzte Feſſel, abſtreift, es durchs Denken auflöst, aus der Sphäre des Poſitiven hinausſchreitet ins Abſtrakte und Leere.

Recht haben ohne Zweifel die Verfechter des philoſophiſchen Proteſtantismus im Allgemeinen mit der Behauptung: daß bei jeder hiſtoriſchen und geiſtigen Erſcheinung eine Entwicklung nothwendig ſey, aber hüten muß man ſich, daß man hiemit nicht zu Viel zugebe. Alles wo Nachdenken, Verſuche, Erfahrung, Kunſt in Anſpruch genommen werden, Erfindungen, Fertigkeiten, Wiſſenſchaften, Inſtitutionen, entwickeln ſich und ſchreiten fort; anders aber verhält es ſich mit Schöpfungen der Begeiſterung und des Genius, denn der Begriff der Schöpfung ſchließt das in ſich, daß das Geſchaffene auch ein Vollſtändiges und Selbſtſtändiges ſey; die Philoſophie z. B. ſchreitet fort, entwickelt ſich immer mehr, auch durch ſcheinbare oder wirkliche Rückſchritte; aber eine poetiſche

Schöpfung entwickelt ſich nicht mehr, ſchreitet nicht fort, ſondern bleibt ſich gleich, und nur ihr Verſtändniß, ihre Anwendung und Wirkung mag fortſchreiten. Wenden wir dieß aufs Chriſtenthum an, und betrachten den Stifter deſſelben, ſeine Perſon und ſeine Lehre, als eine neue Schöpfung und Offenbarung, ſo müſſen wir auch ſagen, daß in ihm, nach ſeiner Ausſage und dem Glauben der Kirche, etwas Vollendetes, nicht weiter Perfektibles erſchienen iſt, und nur das Verſtändniß ſeiner Lehre und Perſon der Entwicklung unterlag, und Schwankungen zwiſchen Vollkommnerem und Unvollkommnerem ausgeſetzt war. Gewiß werden nun auch die Rationaliſten und Spekulativen nicht annehmen, daß das Verſtändniß des Chriſtenthums und die chriſtliche Praxis bis zur Zeit der Reformation ſich immer nur entwickelt und vervollkommnet habe; ſie werden an der Reformation das loben, daß ſie menſchliche Zuthaten und Mißbräuche entfernt habe, und zur Reinheit der ältern, urſprünglichen Lehre zurückgekehrt ſey; und wenn ſie der Reformation darin Recht geben, daß ſie in Beziehung auf die Lehre um zwölf oder fünfzehn Jahrhunderte zurückging, können ſie auch nicht als unumſtößliches Axiom den Satz aufſtellen, daß ihre Auffaſſung und Deutung des Chriſtenthums die wahre, weil die neueſte, die aus der geſchichtlichen Entwicklung mit Nothwendigkeit hervorgegangene ſey. In geiſtigen und religiöſen Fragen entſcheidet doch wohl nicht die Zeit, das Neueſte iſt nicht das Wahrſte; ſonſt müßte man dem Materialismus und Senſualismus der franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts den Vorzug geben vor den Philoſophemen des großen Plato! Soll durch die Berufung auf die Nothwendigkeit einer Entwicklung des Chriſtenthums in ihrem Sinn, der Vorwurf einer muthwilligen Auflehnung und frecher Neuerung abgelehnt werden, ſo muß man anerkennen, daß ihnen nicht ohne Unbilligkeit ſolche moraliſch verdächtigende Vorwürfe gemacht werden können, daß man jede Ueberzeugung ehren muß, zumal wenn ſie ſich ganz offen und ohne Bemäntlung gibt; aber man muß ſie auch daran erinnern, daß die angeblich nothwendige Entwicklung doch nur von einer verhältnißmäßig ſehr kleinen Anzahl vertreten iſt, und weder die, ohnehin nie entſcheidende, Probe der Zeit noch der Zahl ſo apodiktiſch für ſich geltend machen darf.

Dem Vorzug der neueſten Entwicklung hielten die hiſtoriſchen Proteſtanten den Beweis des achtzehnhundertjährigen Alters und

der Urſprünglichkeit entgegen. Es iſt begreiflich, daß überzeugte Chriſten dieß häufig mit groſſer Energie, und es iſt leider Thatſache, daß es Manche mit einem Zelotismus und einer Liebloſigkeit thun, welche nicht von chriſtlicher Sanftmuth zeugen. An ſich aber iſt: für nicht chriſtlich halten, keineswegs gleichbedeutend mit verdammen im emphatiſchen Sinn des Worts, und ein Abgrenzen der Sphären des Chriſtlichen und Nichtchriſtlichen, im theoretiſchen Sinn, muß dem Orthodoxen ſo gut geſtattet ſeyn, als dem ſpekulativen Theologen das Abgränzen ſpekulativer Begriffe und unphiloſophiſcher Vorſtellungen. Viel Verwirrung und Unheil wird hier dadurch angerichtet, daß die Anhänger des hiſtoriſchen Proteſtantismus ihren Urtheilen über ihre Gegner, ihrer Polemik gegen ſie, häufig eine moraliſche Verdächtigung oder Verdammung beimiſchen, und daß den Gegnern ſolche übereilte und gehäſſige Urtheile (die jedoch manchmal beinahe hervorgelockt zu werden ſcheinen) wahrhaft erwünſcht ſind, weil ſie dadurch einen moraliſchen Vortheil über jene in die Hand bekommen, und, indem ſie ihnen eine Verfehlung gegen die chriſtliche Moral nachweiſen und vorrücken, und die Sache auf den Gemeinplatz der Ketzerrichterei und Inquiſition bringen, ſich ſelbſt der Mühe überhoben glauben, ihre Uebereinſtimmung mit den chriſtlichen Dogmen, ihre ächt proteſtantiſche, freie Geſinnung zu erhärten.

Sind denn aber die Differenzen zwiſchen hiſtoriſchem und philoſophiſchem Proteſtantismus wirklich ſo bedeutend, als wir ſie dargeſtellt haben? könnten und ſollten ſie nicht in einem viel milderen Licht betrachtet werden, etwa ſo, daß Beide zuſammengehören und ſich ergänzen, und durch ihre polare Spannung das Leben des Proteſtantismus überhaupt bedingen? Soll zwiſchen beiden abſoluter Krieg ſeyn? — Zuvörderſt beherzige man dieß, daß jedenfalls der Krieg auf theoretiſch wiſſenſchaftlichem Felde ſich halten muß, und daß dadurch alle übrigen Beziehungen und Geſetze der Humanität in keiner Weiſe ſuſpendirt werden dürfen. Die aufgeworfnen Fragen ſelbſt aber werden von dem hiſtoriſchen Proteſtantismus im polemiſchen, vom philoſophiſchen aber im ireniſchen Sinn beantwortet werden. Jener erblickt im letztern poſitive Läugnung und Entſtellung chriſtlicher Wahrheiten, dagegen dieſer in jenem relative, aber antiquirte Wahrheit und Berechtigung; er nimmt verſchiedne Stufen der Entwicklung an, deren letzte der

hiſtoriſche Proteſtantismus noch nicht erreicht habe; dieſer ſtatuirt einen ausſchließenden Gegenſatz. Spricht nun nicht die größere Milde, die bereitwillige Anerkennung der beziehungsweiſen Wahrheit im gegneriſchen Syſtem für den philoſophiſchen Proteſtantismus, der ſich dadurch beſonnener, unparteiiſcher und ſomit wohl ſeiner Sache gewiſſer darzuſtellen ſcheint? Ehe man ſich durch dieß Argument beſtechen läßt, erwäge man jedoch, daß er, wenn er nicht die Continuität mit dem Chriſtenthum aufgeben will, nothwendig eine gewiſſe Berechtigung des Gegners anerkennen muß, und daß er dieſen friedlich beerben möchte, während dieſer ſich ſeiner nur mit Gewalt erwehren kann.

Würden ſich nicht die Differenzen innerhalb des Proteſtantismus als unbedeutender herausſtellen, wenn man ſie im Gegenſatz mit dem Katholicismus betrachtet? ſollte dann nicht die innere Spaltung überwogen werden durch die gemeinſame Oppoſition, die beide in kirchlicher und dogmatiſcher Beziehung gegen die römiſche Kirche bilden? Auch dieſe Frage wird vom philoſophiſchen Proteſtantismus gerne bejaht, vom hiſtoriſchen aber mit zögerndem Bedenken beantwortet werden. Bei den verſchiedenen Reformationsfeſten in den Jahren 1817, 1830, und bei andern Lokalfeiern zur Erinnerung an die Einführung oder an wichtige Tage der Reformation haben die philoſophiſchen Proteſtanten mit gleichem Eifer wie die hiſtoriſchen, die Wohlthat, das Heil der Reformation geprieſen, die Reformatoren als Wohlthäter der Menſchheit, als erleuchtete, begeiſterte Verfechter der chriſtlichen Freiheit, als Erlöſer vom alten Joch gefeiert. Ihre Stimme war vielleicht nicht ſelten lauter noch als die der orthodoxen Partei; denn während den Letztern manche Bedenklichkeit kommen mochte, wegen Ausſchreitungen innerhalb der proteſtantiſchen Kirche, deren Solidarität ſie nicht übernehmen mochten, und auf die ſie doch nicht allzuſcharf hindeuten durften, um nicht den Katholiken Anlaß zum Triumph über Uneinigkeit in der evangeliſchen Kirche zu geben, betrachteten die philoſophiſchen Proteſtanten das bisher Geleiſtete theilweiſe als einen Anfang zu noch umfaſſenderen Reinigungen und Reformen der Lehre, und wenn ſie die ſymboliſchen Bücher in ihren öffentlichen Reden und Abhandlungen vorſichtig und ſchonend behandelten und die ihnen anſtößigſten Punkte umgingen, wenn ſie auch von der Verkündigung der reinen Lehre und der Zugänglichkeit des

göttlichen Wortes rühmend ſprachen, ſo legten ſie doch den Nachdruck hauptſächlich auf die errungene Gewiſſens- und Denkfreiheit, auf die Erlöſung der Vernunft von ſchädlichen Vorurtheilen zur Freiheit der ungehemmten Forſchung — gewiß unſchätzbare Güter, die aber nur, in ihrem Sinn, von den Reformatoren nicht eigentlich angeſtrebt worden waren. Feſte der Eintracht und Freude ſollten es ſeyn, und da verbot das Schicklichkeitsgefühl nicht minder als die Klugheit beiden Parteien, bei dieſer Veranlaſſung die Differenzen hervorzuheben, verletzende Töne anzuſchlagen, und ſich den Vorwurf des engherzigen Zelotismus oder einer übermüthigen Neuerungsſucht zuzuziehen. Gewiß fehlte es auch gar nicht an gemeinſamem Gut und Beſitz, deſſen Erwerbung durch die Reformation von allen proteſtantiſchen Parteien gefeiert werden konnte. Befreiung von dem Glauben an die Infallibilität eines Menſchen, Abſchaffung des Prieſterthums, des Cölibats, der Gelübde, der Ohrenbeichte, der Ketzergerichte, heilſame Rückwirkung der Reformation auf den Katholicismus ſelbſt, durch den Proteſtantismus geförderte Blüthe der theologiſchen und aller Wiſſenſchaften — dieß und Anderes konnte von allen Proteſtanten gemeinſam mit wahrer Freude und Dankbarkeit gefeiert werden. Dazu kam noch, daß ſie Alle, als von der katholiſchen Kirche ausgeſchieden, in dieſer negativen Einheit ſich verbunden fühlen mochten, ſich um ſo eher an einander anſchließen konnten. Doch dieſe Einheit war oder iſt keine ſehr poſitive; denn als Nichtkatholiken ſtehen die Proteſtanten dem ſtrengen Katholiken in gleicher Kategorie mit Juden und Türken, mit welchen ſich deßwegen der Proteſtant nicht verwandter fühlen wird; und die Zuſammenſtimmung der beiden proteſtantiſchen Parteien erſcheint auch ſogleich wieder in ſehr verändertem Licht, wenn man erwägt, daß die hiſtoriſchen Proteſtanten jene „chriſtliche Freiheit" auf die göttliche Autorität des Evangeliums und des Urchriſtenthums hin, die philoſophiſchen aber eigentlich im Namen der Vernunft und der Humanität anſprachen und behaupteten. Freilich kann man ſagen: waren oder ſind ſie in der Sache, im Streben einig, ſo kann man über die Motive wegſehen; und man könnte mit einigem Schein fragen: ſollen denn Chriſtenthum und Humanität, Offenbarung und Vernunft ſich widerſprechen? iſt es nicht gerade ein Beweis von der innern Einheit beider, wenn die von verſchiednem Standpunkt aus erhobne

Forderung der Freiheit auf Eines hinausläuft? Dieß ließe ſich ganz gut hören, wenn nur nicht theils unter den gleichen Worten Verſchiednes verſtanden würde, theils und hauptſächlich, wenn nicht der philoſophiſche Proteſtantismus die Erwerbungen des hiſtoriſchen nur als eine Abſchlagszahlung betrachtete, wenn er nicht, nachdem er bis dahin mit dieſem Hand in Hand gegangen, nunmehr über ihn hinausgienge, ihn nur als Durchgangspunkt und Schrittſtein nehmend, mittelſt deſſen er zur Erreichung und Erfüllung aller Anſprüche der autonomiſchen Vernunft gelangen will. Bisher wenigſtens iſt es dem philoſophiſchen Proteſtantismus nicht gelungen den hiſtoriſchen zu überzeugen, daß es nicht ſeine Abſicht, ſeine nothwendige Conſequenz ſey, das Hiſtoriſche und Poſitive in ſeiner ausgezeichneten Gattung aufzuheben, die Religion in Moral oder in Wiſſenſchaft, die Kirche in den Staat aufzulöſen. Gegen einen ſolchen Bundesgenoſſen hegt der Letztere natürlich Mißtrauen; und wenn jener gerade durch die Schroffheit ſeines Gegenſatzes zum Katholicismus ſich als gut proteſtantiſch bewähren will, ſo kann dies Argument nur oberflächliche Beobachter und Beurtheiler befriedigen; die hiſtoriſchen Proteſtanten dagegen erinnern ſich nur um ſo mehr, daß die katholiſche Lehre, die ſich in Folge der Reformation auch einigermaßen reinigen mußte, in ihrer geläutertſten und würdigſten Faſſung dem proteſtantiſchen Lehrbegriff, geſtützt auf Bekenntnißſchriften und Bibel, im Ganzen näher ſtehe, als die Syſteme der Rationaliſten und Speculativen. Eine große Kluft bildet freilich immer die katholiſche Lehre von der Kirche, mit Allem was daran hängt, und es iſt nicht einzuſehen, wie die, welche den ſchönen Traum einer Verſöhnung beider Confeſſionen träumten, dieſe Differenz auszugleichen dachten. Gewiß aber mußten den altgläubigen, ſupranaturaliſtiſchen Proteſtanten der Vorwurf der Katholiken: daß die proteſtantiſche Partei gar keine Kirche, keine Einheit, ſondern nur eine Vielzahl von Sekten, ja ein freier, einladender Tummelplatz für alle Ungläubigen ſey, — ein Vorwurf den erſt neulich O'Connell mit den Worten vorbrachte: „Die Proteſtanten in Deutſchland arbeiten auf Unglauben hin, oder bringen ihn hervor," um ſo bedenklicher und kränkender ſeyn, als ſie ſich die theilweiſe Wahrheit deſſelben nicht verhehlen konnten. In der That, die proteſtantiſche Kirche zählt unter ihren Mitgliedern alle Gattungen von Gläubigen und Ungläubigen; der zu

verſchiednen Zeiten in der chriſtlichen Kirche verdammten Ketzereien, als der arianiſchen, ſabellianiſchen, monophyſitiſchen, pelagianiſchen u. ſ. w. nicht zu gedenken, ſchließt ſie neben den orthodoxen Anhängern der ſymboliſchen Bücher und den Bibliſchglaubigen in ſich Rationaliſten verſchiedener Abſtufung, Socinianer, Unitarier, Deiſten, Naturaliſten, Pantheiſten, ganze Heiden und halbe Juden, ohne dieſelben einer Einheit der Lehre und der Disciplin unterwerfen, und ebenſo ohne ſie ausſtoßen zu können. Wohl wünſchte Luther von der alten Gewalt und Discipline der Kirche Etwas zu retten, auch erhielt ſich ein Reſt davon in den Kirchenſtrafen und Bußen, Verweigerung des Abendmahls und des ehrlichen Begräbniſſes, in den Kirchenkonventen und ihren Befugniſſen; aber auch dieß Wenige iſt im Verlauf der Zeit, und vielleicht ohne daß man es ſonderlich zu bedauern hat, weil Mißbrauch damit getrieben wurde, und es oft mehr Aergerniß gab, als erbaute und zuſammenhielt, ſo ziemlich eingegangen, und die proteſtantiſche Kirche iſt in Bezug auf äußere Gewalt beinah gänzlich paſſiv geworden. Die proteſtantiſche Beſtimmung der Kirche, daß ſie da ſey, wo das Evangelium lauter gepredigt, und die Sakremente richtig adminiſtrirt werden, ſagt in Wahrheit nicht Weniger, als was die proteſtantiſche Kirche im beſten Fall iſt. Trotz dem, daß die Reformatoren jedem Chriſten den Prieſtercharakter zuſprachen, beſteht doch die proteſtantiſche Kirche eigentlich nur aus den Theologen, aus den Pfarrern, welche predigen und die Sakramente adminiſtriren, und wohl auch die allgemeine Bildung fördern helfen, in verſchiednem Rang einander über- und untergeordnet, und aus dem die Pfarrer regierenden und disciplinirenden Conſiſtorium, einem Schatten von Vertretern der Kirche, jedoch von Oben ernannt, nebſt dem Landesherrn als oberſtem Biſchof an der Spize. Die Univerſitäten ſind die höchſten, vom Staat geleiteten Schulanſtalten. Das Corpus theologorum bildet zwar unter ſich eine Art Organismus, aber nicht mit dem Volke zuſammen eine lebendige Kirche. Eine andere Wirkung als durch die Kraft ſeines Worts iſt dem Geiſtlichen nicht möglich, und nicht Jedem iſt es gegeben, dadurch die Kirche zu füllen; aber die Gemeinden können auch nicht auf ihren Seelſorger wirken, ihn nicht nach ihrem Bedürfniß berufen und wählen, nur im Fall wirklicher Vergehen Klage gegen ihn führen, und nur in ſeltenen Fällen ſich auf des Unwürdigſten entledigen.

Während die katholiſche Kirche aus der reinen Brüdergemeinde ſich allmählig, unter Verfolgungen von der weltlichen Macht, organiſirend, zur Zeit ihrer größten Macht beinahe den Staat in ſich verſchlang, ſcheint es der proteſtantiſchen Kirche, welche gleich in der Zeit ihrer Entſtehung Schutz bei den Fürſten ſuchen mußte, beſtimmt, nach und nach alle äußere Macht, allen Einfluß, außer dem freiwilligen, zu verlieren; und ſtatt des der Seele Luthers vorſchwebenden Ideals einer freien chriſtlichen Gemeine, jedoch unter einem geiſtlichen Hirten, der die Mittel zur Zucht in Händen habe, dürften in proteſtantiſchen Ländern bald nur noch Gemeinden zu finden ſeyn, welchen es frei ſteht, ſo chriſtlich oder unchriſtlich zu ſeyn, als ihnen beliebt oder ihr Pfarrer ſie ſtimmt und bildet. Denn die oberſten Behörden ſelbſt dürften bald nicht mehr übereinſtimmend entſcheiden, was als proteſtantiſches Glaubensbekenntniß von den Theologen gefordert werden ſolle. In einem Land hat man die Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher aufgehoben oder gemildert, im andern beibehalten oder wieder eingeführt, und gegen die Beibehaltung haben ſich größere Vereine, hauptſächlich von Laien, ausgeſprochen. Am meiſten aber ſcheint uns bei den oberſten proteſtantiſchen Kirchenbehörden die Anſicht Raum gewonnen zu haben, daß man unter den dermaligen Verhältniſſen mit Schonung, Klugheit, Milde, Mäßigung und Vermittlung verfahren müſſe, daß man nicht nach feſten, entſchieden ausgeſprochnen Grundſätzen handeln könne — eine Anſicht, welche ſehr entſchuldbar, und vielleicht die unanſtößigſte iſt, aber wenig Sicherheit gewährt, und deren Geltung das unerfreuliche, ſchwankende Bild vollendet, daß die jetzige proteſtantiſche Kirche dem unbefangnen Beobachter darbietet.

Ausdrücklich müſſen wir hier erklären, daß die Schuld von all dieſem, ſo bedauerlich es ſeyn mag, nicht einzelnen Parteien, Schulen oder Individuen der proteſtantiſchen Kirche zur Laſt gelegt werden ſoll; wenn wir den philoſophiſchen Proteſtantismus nicht als die nothwendige Entwicklung des im proteſtantiſchen Princip liegenden Keimes anzuerkennen vermögen, ſo läugnen wir doch auch nicht, daß eine Mannigfaltigkeit von Anſichten und Richtungen allerdings, bei der größeren Freiheit des proteſtantiſchen Princips ſich habe entwickeln, und daß die proteſtantiſche Kirche, als Organismus und Einheit, gegen die katholiſche nothwendig habe zurück ſtehen müſſen; noch weniger kann es uns in Sinn

kommen, die Reformatoren dafür verantwortlich machen zu wollen, die Reformation ungeſchehen zu wünſchen. Die dogmatiſche und hierarchiſche Einheit des Katholicismus hat allerdings etwas Impoſantes, und gegenüber von der Spaltnng und Zerriſſenheit des Proteſtantismus ſcheint der Vortheil auf ſeiner Seite; aber wir dürfen uns dadurch nicht blenden laſſen, nicht vergeſſen, um den Preis welcher Opfer dieſe Einheit erkauft und erhalten wurde, wie viele ausgezeichnete, hohe und fromme Geiſter von der katholiſchen Kirche theils niedergehalten, theils erſtickt werden mußten; und die durch Unterdrückung der Geiſter und Verfolgung der Perſonen gerettete Einheit ſcheint uns der zur Spaltung und Differenz führenden Freiheit keineswegs vorzuziehen; weder die Unfehlbarkeit Eines Menſchen, noch die einer Mehrheit kann dem Proteſtanten einleuchten, der nur eigener, gewiſſenhafter Ueberzeugung, nicht menſchlicher Autorität zu folgen geneigt iſt. Viele katholiſche Lehren und Gebräuche ſind dem, der die freiere proteſtantiſche Atmoſphäre eingeathmet, ganz und gar antipathiſch; und die größere Andacht und Weihe, die Manche im Katholicismus finden, iſt nicht ſo unbedingt zuzugeben. Wenn nach der Lehre des evangeliſchen Proteſtantismus das Prieſterthum Gemeingut Aller geworden iſt, ſo iſt damit auch die Religion wieder mehr ins Leben hinausgetreten; ſie zieht ihren eſoteriſchen, klerikaliſchen, klöſterlichen Charakter aus und wird Sache des ganzen, des praktiſchen Menſchen, nicht des Einſiedlers und des geweihten Prieſters; der geſammte Menſch mit all ſeinem Handeln wird nach dem Proteſtantismus in die chriſtliche Weihe eingetaucht; damit mag das Chriſtenthum an Feierlichkeit und Solennität verlieren, aber es gewinnt an Ernſt und Wahrheit. Auch das iſt zu beachten, daß in der katholiſchen Kirche, weil die ſtrenger gewahrte Einheit keine ſo große Differenzen geſtattet, wie ſie im Proteſtantismus hervortreten und in der menſchlichen Natur einmal zu liegen ſcheinen, neben minderem wiſſenſchaftlichem Streben faſt nur der Gegenſatz der wirklich Ueberzeugten und hingebungsvoll Glauben den, und der Unglaubigen, doch aber zur Kirche geſetzlich ſich Haltenden, mithin der Heuchler, ſich findet, während der Proteſtantismus die Kundgebung auch ſehr abweichender Anſichten geſtattet, und die minder Gläubigen nicht zur Heuchelei drängt.

Blicken wir jetzt auf das bisher Erörterte zurück. Die Stellung, welche die katholiſche Kirche in Deutſchland in neueſten Zeiten

eingenommen, macht es auch für die protestantische Partei sehr wünschenswerth sich ihrerseits als eine kompakte Einheit darzustellen und zu fühlen, um nicht einem Uebergewicht jener zu erliegen. Die Beruhigung: die protestantische Kirche möge nur alle ihre Interessen, deren Gefährdung sie fürchte, unbesorgt dem Staat übertragen, welcher unparteiisch über den Konfessionen stehe, und die Freiheit wie die Gleichheit derselben zu schützen habe, und die Warnung: aus dem kirchenrechtlichen Streit keinen dogmatischen zu machen, sind gut gemeint, und sprechen vielleicht aus, was unter den gegebenen Umständen das Diplomatischste seyn mag; aber man hat so doch nur aus der Noth eine Tugend gemacht. Die Fiktion von der konfessionellen Unparteilichkeit der Staatsgewalt mag in solchen Staaten, wo der Protestantismus die Dynastie und die Mehrzahl für sich hat, für die Protestanten beruhigend und genügend seyn, aber in Staaten wo das umgekehrte Verhältniß besteht, dürften die Protestanten sie nicht sehr tröstlich und stichhaltig finden; und während die katholische Confession als solche, als Kirche, eine zusammenhängende Einheit bildet und sich ihrer in der Minderzahl befindlichen Mitglieder in vorzugsweise protestantischen Staaten annehmen kann, löst sich das Band der Einheit zwischen den Protestanten der verschiednen Staaten und wird zu einer bloßen, in den meisten Fällen ganz ohnmächtigen Sympathie. Protestanten in katholischen Staaten haben Nichts, was sich mit der Verwendung der katholischen Kirche vergleichen ließe, und sind, wenn auch ihre garantirten Rechte gewissenhaft geachtet werden, dennoch im Nachtheil, sofern sie von dem Buchstaben ihrer Confessionen sich nicht entfernen dürfen, und somit der starrsten Stabilität anheimfallen, während ihre Brüder fortschreiten; es kann z. B. die Union der lutherischen und reformirten Confession erschwert oder verboten werden. Kurz, mit jenem Satz ist eben eine Thatsache ausgesprochen, die sich vielleicht nicht ändern läßt, aber in mancher Hinsicht beklagt werden muß, die Thatsache: daß es nur protestantische Landeskirchen, keine gemeinsame deutsche protestantische Kirche, zu Schutz und Trutz verbunden, gebe.

Wird einmal diese Thatsache der Spaltung der protestantischen Kirche als Princip geltend gemacht oder gedeutet, und behauptet: Die freie, allgemeine Einstimmigkeit im Geist sey das Wichtigere, gegenüber einer entbehrlichen äussern organischen Einheit,

ſo ergibt ſich leicht der Uebergang zu der weitern Behauptung: auch innerhalb der einzelnen Landeskirchen ſey ſtrenge Gleichförmigkeit des Glaubens und der Lehren durchaus nicht erforderlich; das proteſtantiſche Princip, mehr und mehr mit dem Staat ſich einigend, aus der kirchlich konfeſſionellen Beſchränkung zum reinen Geiſt ſich befreiend, habe zu ſeiner Grundlage die Freiheit des Gewiſſens; mit der Verinnerlichung der Kirchenlehre zum reinen Bewußtſeyn falle jede Art von Zwang weg, und der Proteſtantismus werde um ſo mächtiger, weil ſeiner Idee entſprechender, je mehr er ſich von allen äußern bindenden Feſſeln und Autoritäten frei mache; durch dieſen Gewinn werden alle etwaigen äußeren Verluſte reichlich aufgewogen.

Damit iſt nun wieder, wie uns ſcheint, ein Faktum zum Princip erhoben; daraus, daß im Schooß der proteſtantiſchen Kirche ſich abweichende Doktrinen entwickelt haben, wird geſchloſſen, daß dieſe Doktrinen ſich mit Nothwendigkeit aus dem Proteſtantismus und ſeinem Princip haben entwickeln müſſen, und der ſeinem Weſen nach oben auseinandergeſetzte philoſophiſche Proteſtantismus, dem man leicht auch eine politiſche Beimiſchung gibt, ſoll als der legitime Sohn und Erbe des hiſtoriſchen Proteſtantismus gelten, ſo jedoch, daß er aus der Erbſchaft nur die beneficia, nicht aber auch die onera, oder was ihm ſo erſcheint, übernehmen will; letztere überläßt er ſeinem von ihm als halbkatholiſch angeſehenen ältern Bruder, dem hiſtoriſchen Proteſtantismus. Dieſer aber ficht die Legitimität des philoſophiſchen Proteſtantismus an, will ihm die Freiheit der Forſchung und Lehre nicht verkümmern, aber die Leitung der Kirche und die Lehre in ihr nicht geſtatten, die beneficia und munera nicht mit ihnen theilen. Wenn Beide ihre Anſprüche als Erben des Proteſtantismus der Reformatoren vor einem nach dem ſtrengen Buchſtaben entſcheidenden Gericht darlegten, ſo müßten wohl die hiſtoriſchen Proteſtanten gewinnen; aber wäre eine ſolche Entſcheidung zuläſſig und möglich, ſo könnten die ſtrengſten Altgläubigen alle in einzelnen Punkten Abweichenden ausſtoßen: dieß könnte ſo weit gehen, daß nur einige Wenige als Vertreter des hiſtoriſchen Proteſtantismus übrig blieben, und eine Apellation an die geſammte religiöſe, ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung unſrer Zeit dürfte dann ſchwerlich eine Entſcheidung für dieſe zur Folge haben. Daraus ergibt ſich: eine Weiterbildung des Proteſtantismus

wird von der heutigen Bildung als durchaus nothwendig gefordert; das ſchwierige Problem aber iſt: die poſitiven und negativen Grenzen dieſer Entwicklung anzugeben. Wir möchten ſagen: die Entwicklung des Proteſtantismus, welche keine Forſchung und Prüfung hemmen und ausſchließen, gegen keine, ſonſt berechtigte, Manifeſtation des menſchlichen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich abſchließen darf, die Alles prüfen und das Gute behalten ſoll, hört auf Entwicklung des hiſtoriſchen Proteſtantismus zu ſeyn, (und thut am beſten, dieß ſelbſt offen zu bekennen,) wenn ſie das Chriſtenthum nur noch als Durchgangspunkt und Vorbereitung auf die abſolute Vernunftlehre, die chriſtliche Religion ſo zu ſagen als Hebamme der Wiſſenſchaft glaubt betrachten zu müſſen, wenn ſie Luthers chriſtliche Freiheit mit der Emancipation vom Chriſtenthum verwechſelt und der Realiſirung des Chriſtenthums im Leben und Handeln der Menſchen, die Idee einer auf urſprüngliche Mangelhaftigkeit hinweiſenden Perfektibilität unterſchiebt. — Jedoch beſcheiden wir uns, damit keinen erſchöpfenden und genügenden Maßſtab aufgeſtellt zu haben, anerkannt aber iſt damit, daß die ſymboliſchen Bücher, obwohl der treue Ausdruck des Proteſtantismus der Reformation doch für die Entwicklung zu enge Grenzen ziehen. Hätten ſie nicht, wie ſie in Bezug auf den chriſtlichen Inhalt zurückweiſen auf die h. Schrift, als Quelle aller Wahrheit, ſo in Bezug auf die Form im weiteſten Sinn, der wiſſenſchaftlichen und allſeitigen Bildung der Zukunft auch Etwas frei geben und zutrauen ſollen? Und wenn die Verfaſſer der Symbole ſelbſt dieß nicht gethan, ſo haben doch die ſpäteren Proteſtanten das Recht, dieß für ſich in Anſpruch nehmen, ohne daß ſie darum auf die hiſtoriſche Continuität mit Jenen verzichten und ſich als Neuerer anſehen müßten. Iſt die Form der Symbole in manchen Stücken veraltet, und der Inhalt reiner und urſprünglicher in der Schrift zu finden, ſo ſcheint die Verpflichtung der Geiſtlichen auf ſie nicht mehr rathſam, und der Satz eines angeſehenen Theologen, (Dr. Haſe): „Der Eid darauf ſey gewiſſenhaft bei Uebereinſtimmung mit den höchſten Grundſätzen des Proteſtantismus", als welche er bezeichnet: poſitiv, das Heil durch Chriſtum ergriffen im Glauben, negativ: Das Proteſtiren wider kirchliche Unfehlbarkeit, könnte doch zu ſolchen Deutungen und Mißbräuchen führen, daß es klüger ſeyn dürfte, auf dieſe Rechtglaubigkeitsprobe lieber ganz zu verzichten.

Dafür ſpricht auch, daß die Geiſtlichen, den Laien gegenüber, dadurch auf eine unpaſſende Weiſe gebunden und eingezwängt erſcheinen. Die Laien, welchen das Confirmationsbekenntniß in weiter Ferne zurück liegt, hätten eine Freiheit in Glaubensſachen, welche dem Geiſtlichen wirklich, oder doch nach der Anſicht der Laien, durch ihren Eid auf die Symbole benommen wäre, was ſchwerlich zur Erhöhung des Anſehens des Geiſtlichen in einer gebildeteren Gemeinde beitragen könnte. Es würde dadurch ſein Einfluß auf ſolche Gemeindeglieder, die vielleicht nur durch ſchwache Fäden chriſtlicher Ueberzeugungen mit der Kirche zuſammenhängen, noch mehr vermindert, indem er dem wirklich oder vermeintlich aufgeklärten Laien entweder als bornirt, wenn er Alles glaubt, oder als ein Heuchler erſcheint, wenn er in Einzelnem abweicht.

Im Bisherigen iſt faſt durchaus nur von Proteſtantismus der Theologen die Rede geweſen; wir müſſen nun auch vom Proteſtantismus der Laien ſprechen, und dieß um ſo mehr, als bekanntlich im und durch den Proteſtantismus der Unterſchied zwiſchen Clerus und Laien, wie er in der katholiſchen Kirche beſtand und beſteht, aufgehoben und das allgemeine Prieſterthum aller Chriſten gelehrt wurde. Und wie einerſeits die Laien den Geiſtlichen durch den Charakter des allgemeinen Prieſterthums gleichgeſtellt, zu ihnen emporgehoben wurden, ſo wurden andrerſeits die Geiſtlichen dadurch, daß keine geſchloſſene Hierarchie in der alten Art mehr beſtand, durch Aufhebung der Weihen und des ſie wenigſtens ſcheinbar über die menſchliche Bedürftigkeit erhebenden Cölibats, den Laien näher gebracht. Hätte man freilich ganz auf die urchriſtlichen Einrichtungen zurückgehen wollen, ſo hätte man den geiſtlichen Stand ganz aufheben müſſen; aber die Beibehaltung deſſelben wurde durch das unverkennbare Bedürfniß einer gelehrten Theologie nothwendig gemacht. Ganz anders aber geſtaltete ſich, viel bedeutender wurde die Wechſelwirkung zwiſchen den Geiſtlichen und den Laien, als dieß in der katholiſchen Kirche geweſen war, und dieß hat ſich immer ſeit der Reformation, beſonders aber in den letzten ſechzig bis achtzig Jahren in Deutſchland gezeigt. Der Einfluß der proteſtantiſchen Geiſtlichen auf die Laien war gewiß in der Regel, was Belehrung und Sittlichkeit betrifft, eher größer und heilſamer, als in der katholiſchen Kirche, wenn ſie an eigentlicher Macht, durch Erſchlaffung der Kirchendisciplin und Abſchaffung

der Ohrenbeichte, gegen ſie zurückſtanden; dagegen aber ſtieg der Einfluß der Laien auf die proteſtantiſche Theologie und Kirche ungemein. Wenn bei den Katholiken faſt nur geweihte Prieſter und Mönche, die ebenfalls dem Clerus beigezählt wurden, ſich mit den theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften beſchäftigten, ſo herrſchte bei den Proteſtanten zwiſchen theologiſcher und profaner Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft beſonders in neuern Zeiten der lebhafteſte Verkehr. Von akademiſchen Lehrern der Philoſophie und Theologie (welche Letztere häufig den clerikaliſchen Charakter auszogen), ſo wie von andern Laien, gingen die wichtigſten Impulſe in der Entwicklung der proteſtantiſchen Doktrinen aus; der gebildete Laie redete ohne Bedenken über theologiſche Probleme mit, und der auf proteſtantiſchem Boden entkeimte Pietismus iſt auch inſofern beachtenswerth, als er die Lehre der Reformatoren vom allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten, der in der Praxis ſofort wieder eingeſchränkt und beinahe vergeſſen wurde, wirklich ins Leben einzuführen ſuchte. Auf die Theologie — welche Wirkungen übten Männer wie Jakob Böhme, Leibnitz, Wolf, Leſſing, Reimarus, Kant, Jakobi, Fichte, Schelling, Hegel! die vier großen deutſchen Philoſophen waren zwar Theologen, aber die proteſtantiſche Theologie drückt keinen character indelebilis auf. Es iſt nicht zu überſehen, daß die meiſten ausgezeichneten Köpfe, welche der Proteſtantismus hervorbrachte, wenn ſie auch ziemlich freie Anſichten hatten, denn doch nicht in eine feindſelige Stellung zum Proteſtantismus traten, was ſich freilich zum Theil daraus erklärt, daß die proteſtantiſche Kirche in neuern Zeiten nicht mehr an Verfolgung dachte. Unſere beiden größten Dichter, obgleich keine eifrige Chriſten, hielten doch Etwas auf ihren Proteſtantismus. Schiller feierte ihn in ſeinen beiden größern hiſtoriſchen Werken und in ſeinem Geiſterſeher, und von Goethe iſt bekannt, daß er gegen den Katholicismus immer etwas mißtrauiſch und feindſelig blieb, wie er denn auch die Emancipation der engliſchen Katholiken höchlich mißbilligte, obwohl ihm die Perſönlichkeit Luthers nicht zuſagte. Durch die genannten und viele andre ausgezeichnete Männer kamen eine Menge neuer geiſtiger Elemente in das Leben und Bewußtſein des deutſchen, vorzüglich des proteſtantiſchen Volkes, und da der Proteſtantismus ſeinen Ruhm darein ſetzt, das Religiöſe nicht zu iſoliren, ſondern Alles damit zu durchdringen, mußten die

religiöſen Glaubensſätze und Anſichten in Berührung und oft auch in Conflikt kommen mit anderartigen Sätzen und Anſchauungsweiſen. Dieß hatte für die Einen die Folge, daß ſie die Religion ſchwinden oder ſehr zurücktreten ließen, entweder erklärte Freidenker und ſtarke Geiſter wurden, oder nur äußerlich noch zur Kirche ſich hielten; Andere ſuchten zwiſchen der Kirchenlehre und der weltlichen Weisheit, Moral, Aeſthetik und Politik ein Abkommen zu treffen, und dabei kamen die bunteſten und ſeltſamſten Arten von Elekticismus und Synkretismus vor; Jeder konſtruirte ſich ſein Chriſtenthum und ſeinen Proteſtantismus nach eignem Bedürfniß, Geſchmack und Mitteln. Die Geiſtlichen aber verloren Mittel und Gelegenheit, die Anſichten und den Glauben der Gemeindeglieder zu prüfen, die Macht und den Muth, ihre Vergehungen kirchlich zu ahnden, und die Individuen, die ihrer Dienſte benöthigt ſind, glauben ſich berechtigt, ihnen auch die Art und Weiſe vorzuſchreiben, wie ſie ſie ihnen mundrecht machen müſſen, während man ihnen doch die Befugniß ſtreitig macht, die nach Geſinnung und unverhehltem Wandel und Unglauben der Religion und Kirche Entfremdeten als Solche zu behandeln. So hat freilich die „Philoſophie" des Zeitalters auch praktiſch dem proteſtantiſchen Chriſten- und Kirchenthum bedeutende Nachtheile gebracht, zum Austauſch für das, was die Laien den theologiſchen Wiſſenſchaften und dem kirchlichen Geiſte ſonſt Vorſchub leiſteten.

Unläugbar bietet dieſer Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland viel Bedenkliches dar; aber darum hat doch der Proteſtant weder ſich zurück zu ſehnen in den Schooß der katholiſchen Kirche (die, trotz ihrer Einheit, doch ihren Mittelpunkt außerhalb der Nation hat), noch auch an der Zukunft des Proteſtantismus zu verzweifeln. Unthunlich erſcheint es freilich, mit gewaltſamen Mitteln und Menſchenweisheit dieſem Status quo ein Ende machen zu wollen, der ſich eben, wie ſo mancher andere, hinziehen wird, bis die Vorſehung in irgend einer ungeahnten, nicht zu berechnenden Weiſe eine neue Wendung und eine Löſung gibt, und wir enthalten uns jedes Verſuchs zu prognoſticiren; das aber möchte aus Erwägung der eben, wiewohl unvollkommen ausgeführten Momente folgen, daß, wenn je, der Proteſtantismus *jetzt* zu ſeinen Trägern und Pflegern Männer erheiſcht, welche mit feſter Ueberzeugung, aber auch mit Duldſamkeit, mit Beſonnenheit und Liebe,

mit geübtem hiſtoriſchem Sinn, mit tiefem Gemüth, mit einer durch Philoſophie errungenen Unbefangenheit und Freiheit des Geiſtes der ſchwierigen Aufgabe ſich unterziehen, den Proteſtantismus nach Außen zu ſchirmen und im Innern zuſammen zu halten, wie die Bauleute von Jeruſalem, die in einer Hand das Bauzeug, in der andern das Schwert führten; Männer, welche weder die hiſtoriſche Mumie in's Leben rufen, noch das philoſophiſche Phantom vergöttern, Männer, welche die Strenggläubigen lehren, ſich mit der Vernunft, als der Gabe Gottes, zu befreunden, und den Leichtſinnigen und Frivolen durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung, die Gediegenheit ihres Wiſſens und den Ernſt ihrer Ueberzeugung imponiren und Achtung abnöthigen; Männer, welche den alten Reformatoren zuverſichtlich entgegentreten können, als treue Erben und Fortſetzer ihres Werks, ſich bewußt, daß ſie ſich in Manchem von ihren Anſichten entfernt haben, im Ganzen aber auf gleichen Grund des Glaubens mit ihnen ſtehen. Durch ſolche Männer werden die allzu Stabilen und Geiſtesträgen vorwärts geführt, die leichtſinnig Neuernden und ephemeren Theorien und Syſtemen Nachjagenden zurückgehalten und gezügelt, und ſo die proteſtantiſche Kirche innerlich befeſtigt werden. Dagegen müßte ein ausſchließliches Begünſtigen des ſtrengſten hiſtoriſchen Proteſtantismus, ſo wie auch des extravaganten, den Kern der Lehre in die Form auflöſenden philoſophiſch-weltlichen Proteſtantismus für den Proteſtantismus als Ganzes die ſchlimmſten Früchte tragen. Im erſten Fall würden die Freiergebildeten ſo gut wie aus der Kirche und wohl auch aus der Theologie verdrängt, und die Kirche beſtände aus zelotiſchen, orthodoxen Lehrern und einem mehr oder minder unmündigen Publikum meiſt aus den untern Volksklaſſen; im andern Fall würde das religiöſe Bedürfniß der in der alten Lehre Aufgewachſenen nicht mehr befriedigt, und ſo dem Sektenweſen in die Hände gearbeitet. Zwiſchen den Extremen die richtige Mitte zu halten, iſt ſchwer; aber dieß iſt kein Beweis gegen den Proteſtantismus überhaupt, denn gerade je höher eine Inſtitution geiſtig ſteht, deſto ſchwierigere Anforderungen hat ſie zu erfüllen; und ſo gewiß der Proteſtantismus Wahrheit in ſich hat, wird er auch Lebens- und Spannkraft genug haben, ſich in dieſer Criſis zu behaupten. Die Getheiltheit Deutſchlands könnte inſofern heilſam wirken, als, wenn da oder dort gegen dieſes oder jenes Extrem hingeirrt werden

ſollte, in einem dritten Land vielleicht die richtige Mitte eingehalten wird, und ſich die Gegenſätze ſpäter durch gegenſeitige Einſchränkung in's Gleichgewicht bringen mögen. Und nur eine ſolche Correktion kann und darf man hoffen; denn Concilien, um zu entſcheiden: was der Kirchenglaube ſeyn ſolle, kennt der Proteſtantismus nicht, und es liefe ſeinem Princip zuwider, daß ſich die Minderzahl dem Beſchluß der Mehrheit in Glaubens- und Gewiſſensſachen unterwärfe; aber ebenſo unproteſtantiſch wären eigenmächtige Beſtimmungen über Glaubensſachen von Oben, von Conſiſtorien oder Landesherren. Die Kirchenzucht, wenn auch im möglichſt demokratiſchen Sinn geübt, würde an der öffentlichen Meinung einen unüberwindlichen Widerſtand finden.

Bei dieſem Stand der Dinge iſt nun die ſtillſchweigende oder auch ausgeſprochene Anſicht Mancher heutzutage: daß das Faktum der Freiwilligkeit der proteſtantiſchen Kirche als Princip ausgeſprochen werde, etwa in der Art: Proteſtant iſt, wer ſeinen Willen, Mitglied der proteſtantiſchen Kirchengemeinſchaft zu ſeyn oder zu werden erklärt, und nur verſichert, ſich in ſeinen Anſichten von keiner menſchlichen Autorität beherrſchen laſſen zu wollen; der Proteſtantismus wäre ſo ein Rahmen für alle diejenigen, die in Glaubensſachen ihrer individuellen Anſicht, Neigung oder Geſchmack folgen, ganz abgeſehen von dem Gehalt derſelben. Dieß Princip, obwohl ſcheinbar inſofern noch poſitiv, als es die völligſte Freiheit des individuellen Selbſtbewußtſeyns von allem Gegebenen proklamirt, iſt in der That doch negativ und gleichgültig gegen alle Gemeinſchaft; oder wird dieſe nur beibehalten aus Gründen der Nützlichkeit, nicht als äußere Verkörperung eines inneren Zuſammenlebens; mit der Sanktionirung dieſes Princips höbe ſich der Proteſtantismus in der That auf, und nur der Kampf gegen ſeinen hiſtoriſchen Gegner könnte ihm ein ſcheinbares Leben friſten, das im Zuſtande des Friedens ſogleich zuſammenbrechen und zerfallen müßte.

Aber man hat dem Proteſtantismus noch eine andere, eine glänzende Ausſicht, wenigſtens den Worten nach, eröffnet, die Ausſicht: in den Staat, als deſſen höchſtes, geiſtigſtes Lebensprincip aufgenommen, ihm aſſimilirt zu werden. Im Abſtrakten läßt ſich darüber ohne Zweifel viel Schönes ſagen; in der Wirklichkeit aber, mag man die Gegenwart oder auch eine entfernte Zukunft ſich als

die Zeit der Realiſirung ſetzen, vermögen wir uns dieſen Aufnahmsproceß nicht erfreulich und günſtig für das religiöſe Leben zu denken. Wenn die Zukunft, das Ideal der proteſtantiſchen Kirche das iſt: vom Staat abſorbirt zu werden, ſo muß man geſtehen, daß ſie dieſem Ideal rüſtig entgegengeſchritten iſt, und jenen Proceß ſehr erleichtert hat, aber die Frage iſt: was bleibt die Kirche ihrer Wahrheit und Wirklichkeit nach? Uns ſcheint, die Aufnahme der Kirche in den vergeiſtigten Staat iſt, wenn es dazu kommt, nur ein glänzender Name für eine, zunächſt wenigſtens, traurige Unvermeidlichkeit. Daß ſpäter Beſſeres daraus erwachſen könne, wollen wir nicht ſchlechthin verneinen; zunächſt aber würde, wenn jenes geſchähe, keine Hierarchie, im eigentlichen Sinne des Worts, nicht die „Herrſchaft des Heiligen" würde eintreten, ſondern der Triumph der ſich ſelbſt vergötternden, wenn auch intellektuell und äſthetiſch ſehr hoch gebildeten Weltlichkeit, und die vom ſpeculativ-theologiſchen Staat mit dem Staatspallium inveſtirten philoſophiſchen Prieſter würden, um die Gegenwart zu rechtfertigen, den „Aberglauben und die Geſpenſter" des hiſtoriſchen Proteſtantismus, als einer zweiten mittelalterlichen Nacht, mit den geweihten Waffen der im Allerheiligſten des Staates geſtempelten Begriffe bekämpfen.

Beim Schluß dieſer Erörterung angelangt, beſchleicht uns aber plötzlich ein Gefühl von Bedenklichkeit, und drängt ſich die Frage auf: ob denn überhaupt ein Gegenſatz, wie der beſprochene, etwas ſo Ernſtes und Wichtiges ſey, um ausführlich erörtert und dem deutſchen Volk proteſtantiſcher Confeſſion als ein Eriſapfel vorgewieſen zu werden? ob die Berechtigung des hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Proteſtantismus zu einer Lebensfrage im politiſchen oder religiöſen Sinn gemacht werden ſolle? ob nicht eine Zeit kommen dürfte, wo man den Streit darüber als eine, durch Mangel an lebendigen Intereſſen und Langeweile hervorgeſponnene Pedanterei der Gelehrten lächerlich und kleinlich finden werde, und ob die Anticipation dieſer Zukunft uns nicht Schweigen auferlegen ſollte? Gewiß, wir verhehlen es uns nicht, daß das Problem vielleicht von der Geſchichte, deren Strömung der Menſchenwitz weder erräth, noch auch ihr vorzeichnet, auf eine beide Theile überraſchende Art gelöst oder umgangen werden mag; zugegeben kann auch werden, daß ein Intereſſe des Volks im umfaſſenderen

Sinn damit noch nicht verflochten iſt, und daß mit Hin- und Herſtreiten ſelten Einer den Andern überzeugt; jedoch die Gegenwart hat immer ihr Recht, und ſie wird auch der Zukunft am meiſten dadurch imponiren, daß ſie ihre Rechte kräftig vertheidigt. Wenn der der Discuſſion nicht durch das Interdikt des Schweigens entzogene Gegenſtand dermalen auch nur eine kleine Anzahl wirklich betrifft und das Schickſal der Nation zunächſt nicht berührt, ſo iſt es doch wenigſtens ein des Nachdenkens nicht unwürdiges Intereſſe, das mit andern wichtigen Erſcheinungen und Fragen der Zeit ſich berührt; es veranlaßt jeden Gebildeteren, ſich ſeine eigen geiſtige Stellung klarer zu machen, und wenn auch die Spaltung darüber eine übertriebene Gereiztheit in Einzelnen erzeugt, ſo iſt dieß doch wohl beſſer, als jene ſchmähliche Gleichgültigkeit, jene materielle Selbſtſucht und jene öde Fühlloſigkeit gegen Alles, was nicht unmittelbaren Nutzen, Genuß und Kitzel bringt, welche durch viele Verhältniſſe wie abſichtlich genährt, von Manchen als die höchſte Weisheit geprieſen wird!

G. P.

Ueber die Haupterſcheinungsformen der Sucht ſchnell und mühelos reich zu werden,

im

Gegenſatze des Mittelalters und der neueren Zeit.

Der Reichthum, als Bringer von Genüſſen aller Art, iſt zu allen Zeiten und von allen Völkern verehrt und erſtrebt worden, wie ſehr auch die Formen wechſeln mochten, in welchen es geſchah. Das Alterthum ſetzte ihn unter die Zahl ſeiner Götter, im Orient wie im Occident; dem indiſchen Kuwera, dem dreiſchenkligen und achtzahnigen Gotte, entſpricht der hinkend in's Haus eintretende aber leichtfüßig wieder hinauseilende Plutus der Griechen und Römer. Mochte gegen den Reichthum ariſtophaniſcher Witz oder ſtoiſche Philoſophie zu Felde ziehen, ſie konnten ihm ſeinen Glanz ſo wenig rauben, als die Predigten gegen den Mammon auf einer andern Seite. Zu tief im Herzen aller Menſchen wurzelt die Sehnſucht nach irdiſchem Genuſſe, und wie verſchieden auch dieſen Genuß der Einzelne ſich vorſtellen mag, faſt alle treffen im gemeinſamen Hinblick auf den Reichthum zuſammen, der das Mittel iſt, den ſinnlichen Genuß jeder Art, vom roheſten und körperlichſten bis zum feinſten und geiſterfüllteſten ſich zu verſchaffen: vom viehiſchen Freſſen und Saufen an bis zu den Genüſſen der bildenden Künſte, die zu den koſtbarſten gehören, die es gibt, wenn man, um täglich und ununterbrochen ihrer theilhaftig zu werden, nach dem Beſitze der Original-Kunſtwerke trachtet. Der Reichthum ſelbſt, wäre er nicht ein Diener des Genuſſes, würde Wenige reizen; die Geizhälſe, die nur ſammeln, um Goldſtück auf Goldſtück im Kaſten

zurückzulegen und mit nüchterner Wolluſt zu betrachten, ſind die kleine Minderzahl der nach Golde Jagenden. Die Vielen dagegen, die gewinnen wollen um zu genießen, treten aus jener Nüchternheit der Luſt am glänzenden und greiflichen Stoffe hinaus in das weiteſte Feld der Phantaſie. Denn die Begehrlichkeit des menſchlichen Herzens kennt keine Grenzen, weder der Art noch der Größe; indem ſie träumend in die tiefblaue Ferne der Zukunft ſieht, tauchen ihr immer neue Sterne aus dem Dunkel auf, und immer neue Nebelgeſtalten der Wünſche ſchweben dazwiſchen auf dem luſtigen Grunde. Wer aber der Macht dieſer phantaſtiſchen Begehrlichkeit ſich einmal hingegeben, der iſt eben dadurch der Mühe abhold. Wer den Reichthum um des Genuſſes willen ſucht, den er bringen ſoll, muß ihn mit möglichſt leichter Arbeit in möglichſt kurzer Zeit zu erlangen ſuchen, denn das Warten und die Mühe hemmen und ſtören den Genuß. Daher iſt die Sucht, ſchnell und mühelos reich zu werden, der Natur der Sache nach, Hauptform des Strebens nach Reichthum; und es iſt falſch, wenn man die gute alte Zeit von dieſer Sucht frei ſprechen will, um ſie bloß unſerer Zeit in die Schuhe zu ſchieben. Seitdem es Jünglinge gegeben hat, welche, noch unerfahren im Leben, nicht nur ein grundloſes Füllhorn des Genuſſes in der Welt zu finden hofften, ſondern auch ſogleich in voller Jugendkraft hineingreifen zu müſſen meinten; ſeitdem ſelbſt die Abſtumpfung durch Genüſſe die Wirkung hatte, die ſie heute noch hat, nur unerſättlicher im Genuſſe zu machen: ſeitdem müſſen auch die Menſchen einen ſchnellen und müheloſen Erwerb des Reichthums gewünſcht und erſtrebt haben. Und dieſes Seitdem iſt ein Immer und Vonjeher; denn der alte Doktor Fauſt, der von ſich ausſagt, daß, ob ihn gleich die Begierde zum Genuſſe treibe, er im Genuſſe vor Begier verſchmachte, iſt der ſinnliche Menſch überhaupt, wie er immer und überall war, und immer und überall ſeyn wird: unerſättlich im Genuß, und darum immerwährend angewieſen auf die müheloſe und raſche Erwerbung des Mittels, Genuß zu erkaufen.

Es iſt nicht ſchwer zu erklären, warum dieſes Streben zu allen Zeiten der Luſt am Glückſpiele ſo enge ſich angeſchloſſen hat. Begier, ſchnell reich zu werden, iſt zwar nicht die eigentliche Triebfeder des gewagten Spiels, aber ſie miſcht ſich in die Leidenſchaft

des Spiels, weil das Interesse des Kampfes zwischen der blinden Macht des Zufalls und dem Hochmuthe des menschlichen Individuums (welcher Kampf den eigentlichen Reiz des Glücksspiels bildet), durch ein werthvolles Object des Streites außerordentlich gesteigert wird. Umgekehrt giebt dieser Streit dem Objecte einen Reiz und Werth, den es sonst nicht hat, und darin liegt der Beweis, daß Lust am Reichthum und am Spiel an sich verschiedene Dinge sind. Wer weiß nicht, daß wer Hunderte um der bloßen Laune oder des äußern Wohlstandes willen ohne Zaudern wegzuwerfen gewohnt ist, gleichwohl am grünen Tische belauscht werden mag, wie er mit Aerger den zehnten Theil jener Summen in die Hände des Croupiers fallen und mit freudiger Begier den tausendsten durch ein rouge oder passe sich zufallen sieht. Es ist in der That sehr oberflächlich, das Hasardspiel als einen Ausfluß niedriger Geldbegier zu betrachten. Die Freude daran ist nur die andere Seite des uralten prometheischen Uebermuths unseres Geschlechtes, der die Götter und Heroen von Hellas zum Kampf auf Leben und Tod gegen die dunkle Ananke trieb; es ist die Schicksals-Comödie, in der die gewöhnlichen Sterblichen, die Geschlechter, welche wie Blätter der Bäume fallen, jene ungeheure Tragödie der Unsterblichen nachspielen. Zwingen will der Spieler das Glück, ihm zu Willen zu seyn, als einem freien Geiste; was ist der blinde Zufall, was die Nothwendigkeit der gebundenen Natur gegen ihn, das Ebenbild der Gottheit, daß sie sich gegen ihn auflehnen? Darum reizt auch der Verlust zum weiteren Setzen, weil der Sieg eines verachteten Gegners nur zu fortgesetztem Kampfe auffordern kann. Wenn der freie Germane, nachdem er Alles verloren, seine Freiheit auf's Spiel setzte, und so im Spiel verlierend sich selbst im Ernste verlor, so ist das nur eine Consequenz jener gesteigerten Erbitterung gegen das Schicksal — der Punkt, wo diese Comödie in die Tragödie der Alten übergeht. Was so sehr in der menschlichen Natur liegt, wie das Glücksspiel, hat ebenfalls zu allen Zeiten sich finden müssen, und findet sich bei allen Altern. So hören wir denn auch die allgemeinste Waffe, mit welcher von jeher dieser Streit zwischen Mensch und Schicksal ausgefochten worden, die Würfel, in den Händen aller Völker klappern, bei Griechen und Römern, in den Urwäldern unserer Vorfahren, wie in den spiegelwändigen Salons von Paris; wir sehen sie, wenn auch

verſchieden geſtaltet und benannt, in den Händen der Kinder, wie der Erwachſenen. Natürlich haben die Formen des Spiels vielfach wechſeln müſſen nach Zeitalter und Nation, aber es ſoll uns dieß hier eigentlich nicht weiter beſchäftigen. Denn noch einmal: die Sucht, ſchnell reich zu werden, verſchmilzt zwar häufig mit der Luſt am Glücksſpiel, theils weil jener aufgeregte Zuſtand des Streites zum Genuſſe wird, den nur der Reichthum gewähren kann, theils indem jene Sucht ſich des Glückſpiels als eines Mittels bedient, um mühelos und raſch zu erwerben (und in dieſer letzten Beziehung iſt es hier für uns von Intereſſe), allein an und für ſich betrachtet, haben jene Sucht und dieſe Luſt eine verſchiedene Wurzel.

Wenn nun aber auch das Streben nach raſch und leicht erworbenem Reichthum ſo alt und verbreitet iſt, als das Streben nach Reichthum überhaupt, und dieſes wiederum ſo alt und verbreitet, als der Reichthum Mittel iſt, ſich Genüſſe zu verſchaffen, ſo iſt dennoch in der Art und Weiſe, den Reichthum mühelos zu erwerben, ein durch die Phaſen der Weltgeſchichte im Großen, wie durch den Geiſt einzelner Zeitalter und den Volksgeiſt tief begründeter Unterſchied dieſes Strebens zu finden. Wie ganz anders im Mittelalter und jetzt! Das poetiſche, geheimnißvolle, religiöſe Mittelalter, im Leben wie in der Lehre myſtiſch und an die kirchlichen Vorſtellungen gebunden, ſuchte die Mittel, ſchnell reich zu werden, in allen Arten von Zauberei oder in den fernſten Landen: nicht im natürlichen Laufe der Dinge und in nächſter Umgebung. Der Seckel des Fortunatus, der immer von Neuem ſich füllt, wenn er geleert worden; der Heckepfenning, der neue Pfenninge gebiert, ſo oft er gewendet wird; die Alraunwurzel, bei Nacht unter dem Galgen mit verſchloſſenen Ohren ausgegraben, damit ihr Schrei den Grabenden nicht tödte, und dann ſorgſam in Windeln gewickelt und bewahrt, damit ſie herangewachſen zu einem unheimlichen, halblebendigen, menſchenähnlichen Weſen, verborgene Schätze wittere; die Wünſchelruthe, die gegen edle Metalle hinzuckt: das waren die kleinen volksthümlichen Mittel zum Reichwerden, an welche die Phantaſie des Mittelalters glaubte. Wer der Wiſſenſchaft mächtig war, der betrat einen andern Weg: die ſchwarze Kunſt lehrte die Mittel Gold zu machen, oder Geiſter ſich zu unterwerfen, welche Schätze brachten. Damit hatte man ſich

eigentlich dem Teufel noch nicht übergeben, aber die Kirche trat ſolchem Spuck doch entgegen: das Alräunchen zu beſitzen, war gefährlich für das Seelenheil; die ſchwarze Kunſt kaum ohne Hülfe des Satans zu erwerben. Dieſem ſich hinzugeben, ſeiner Seele Seligkeit dem Teufel zu verſchreiben, das war das eigentliche Hauptmittel Reichthum und alle Genüſſe ſich zu verſchaffen. In der Benutznng aller dieſer Mittel konnte, wie im Glückſpiele, derſelbe Reiz gefunden werden, ſich die unvernünftige Natur unterthänig zu machen, ſelbſt auf Koſten der unſterblichen Seele, zum Kitzel des menſchlichen Hochmuths. Wer ſeine Seele der ewigen Verdammniß übergab, um dieſen Hochmuth zu befriedigen, der ging noch einen Schritt weiter, als der alte Germane, der nur dieſſeits ſich opferte. Aber bei der Maſſe erſcheinen jene Herenkünſte und das Bündniß mit dem Teufel durchaus von der Seite der Gier nach durch Gold zu erkaufendem Genuß. In dem Bündniß mit dem Teufel unter Hingebung der ewigen Seligkeit ſpricht ſich das Weſen des Mittelalters, die Beziehung auf die ſtreng-chriſtliche Anſicht, daß die Sinne des Teufels ſind, und der Teufel der Herr dieſer Welt iſt, am deutlichſten aus. Den Aberglauben der erſterwähnten Art kannte auch das claſſiſche Alterthum in ähnlicher Weiſe und kennt der Orient in noch höherem Maße: das Eigenthümliche des Mittelalters bei demſelben iſt die mehr oder minder enge Verbindung ſolcher Zauberei mit dem Verluſte des ewigen Heils. Was ſodann die fernen Wunderlande angeht, ſo war Indien das fabelhafte Land des Reichthums von alter Zeit her. In allen dieſen Vorſtellungen iſt eine concrete Phantaſie: es iſt nicht bloß die Quantität des Geldes, die erſtrebt wird; die Art der Erwerbung, wenn gleich mühelos gedacht im Vergleich zu der Erwerbart des im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeitenden Landmanns oder Handwerkers, iſt doch nicht ohne die höchſte Gefahr. Auf der Reiſe in fernſte Lande durch Wüſten und wilde Völker von hundsköpfigen oder kranichhälſigen oder gehörnten Menſchen oder Schattenfüßlern, die mit ihrem einzigen großen Fuße ſich gegen die Sonne ſchirmen können, drohet leiblicher Tod, und in der Verſchreibung an den Böſen gar Verluſt der Seele um des Leibes willen. Schon durch dieſes Gefahrvolle, durch die Nothwendigkeit der Conjuncturen, ſey es der Sterne oder anderer Naturkräfte, die das Gelingen des zauberiſchen Werkes vorausſetzte,

erſcheint in jener Zeit das thätige Streben nach arbeitsloſer Erreichung des Reichthums auf einen kleineren Kreis beſchränkt: die Möglichkeit ſolcher Erreichung iſt durch die Natur der Mittel ſchon als Ausnahme bezeichnet, welcher nur Wenige ernſtlich nachſtreben mögen, die noch Wenigere vom Glück begünſtigt, ſelbſt nach dem Aberglauben der Zeit, zu gewinnen hoffen können. Mehr aber noch zeigt ſich das Widerſtreben des Zeitgeiſtes gegen das ſchnelle Reichwerden darin, daß der Fluch der Kirche darauf ruht, denn ein Hauptbeſtandtheil des Zeitgeiſtes im Mittelalter iſt der kirchliche Geiſt. Auch politiſch konnte es nur Ausnahme ſeyn, denn wie es einerſeits gegen die kirchliche Anſicht, dem Zwecke und den Mitteln nach verſtieß, ſo konnte andrerſeits dadurch, daß der Grundbeſitz und Landbau die Grundlage des mittelalterlichen Wohlſtandes waren, das ſchnelle Reichwerden und das Streben darnach nicht in den Vorgrund treten, weil der Ackerbau nur langſam und ſtetig zum Reichthum und Genuß führt und ſeinem Weſen nach ſelbſt die Genußſucht vermindert. Der Straßenraub endlich, als ein Mittel zu ſchneller Bereicherung ſelbſt von Grundbeſitzern ausgeübt, wird unter den charakteriſtiſchen Formen der Sucht, ſchnell reich zu werden, im Mittelalter eben ſo wenig aufgeführt zu werden verdienen, als Diebſtahl und Betrug in der neueren Zeit darauf Anſpruch machen dürften, für dieſe Zeit als ſolche zu gelten. Die Bereicherung durch eigenmächtige Zueignung der im Beſitz anderer Menſchen befindlichen Schätze, iſt freilich auch eine arbeitsloſe Art reich zu werden, aber eine ſo einfache, für alle Zeiten gültige und faſt überall durch moraliſche, religiöſe und politiſche Geſetze ſo ſehr zurückgedrängte Form des Strebens nach mühelosem Erwerbe, daß es der Mühe nicht lohnt, mehr Worte darüber zu verlieren.

Irren wir nun nicht ganz, ſo läßt ſich als Ergebniß dieſer Betrachtung über das Mittelalter der Satz aufſtellen: im Mittelalter war, wie immer, ein Streben nach müheloſem und ſchnellem Erwerbe vorhanden; aber es war nicht nur poetiſch geſtaltet, ſondern es erſcheint auch im Weſen als allgemein menſchliches Streben, dem der beſondere Geiſt des Zeitalters, obgleich er nicht wehren konnte, daß es ſeinen Formen ſich anſchloß, doch von religiöſer wie von politiſcher Seite aus opponirte. Dieß iſt nun völlig anders in der neueren Zeit. Hier iſt, neben der gänzlichen Veränderung der Form jenes Strebens, insbeſondere auch die weſentliche

Veränderung des Verhältnisses eingetreten, daß die Tendenz des Zeitalters mit jener allgemein menschlichen Richtung denselben Weg verfolgt; daß die herrschende Gestalt der Zeit, der Staat, sich ihr nicht so kräftig entgegensetzt, wie im Mittelalter die damals herrschende Kirche that, sondern daß jener vielmehr selbst vielfach auf diese Richtung sich stützt; daß endlich auch die Art des modernen Reichthums, als eines beweglichen, in unserer Zeit dem Streben nach schneller Erwerbung von Reichthum Vorschub thut, während die mittelalterliche Begründung des Reichthums auf den Ertrag der Scholle es fesseln und hemmen mußte.

In der ersten Periode der neueren Zeit konnte die Reformation eben so wenig, als es früher die katholische Kirche vermocht hatte, jenes Zauberwesen und die geheimen Mittel Reichthum zu erwerben wirksam verbannen, obgleich der Protestantismus in höherem Grade noch als der Katholicismus irdischen Genuß als Zweck, und Geheimniß als Mittel verwirft: denn der strenge Protestantismus ist nicht nur der heiteren Weltlust abgeneigter, sondern steht auch dem Glauben an geheime Kräfte durch seine Verstandesrichtung weit ferner, als der Katholicismus. Von dieser Seite aus ward aber die Sucht, schnell reich zu werden, und die Benutzung abergläubischer Mittel zu diesem Zweck deßwegen nicht geheilt, weil theils der Protestantismus noch im Kampfe um seine Geltung begriffen war, und theils, weil überhaupt die Macht des kirchlichen Princips sank, statt zuzunehmen. Wie hätte aber die sinkende Macht des religiösen Glaubens jetzt, da auch die politische Opposition des Grundbesitzes gegen schnelle Erhaschung von Reichthümern gebrochen wurde durch das Aufblühen der Gewerbe und des Handels in immer größeren Kreisen, wie hätte sie jetzt, sinkend und einer Nebenstütze beraubt, mehr ausrichten sollen, als vorher die herrschende Kirche mit der Unterstützung des grundbesitzlichen Princips vermocht hatte? Manche jener alten Zauberformen, die schon das Alterthum gekannt hatte, blieben, weil der ungebildete Geist des Menschen, wie er zu allen Zeiten in einem großen Theile des Volkes fortlebt, an der Zauberei eine der Verworrenheit seiner geistigen Entwicklung angemessene Macht zu Erreichung seiner Zwecke zu finden pflegt. Der Glaube an die Hülfe des Satans schwand ebenfalls nicht schnell, theils weil die Opposition der Kirche, wie schon erwähnt, gegen das irdische Gut als Reich

des Böſen gerichtet blieb, theils aber und vorzüglich, weil eine neue von dem weltlichen Arm gehandhabte Oppoſition gegen Bündniſſe mit dem Teufel, in den Hexenproceſſen, deren Blüthezeit leider in den Beginn der neueren Zeit fällt, jenen Glauben mächtig unterſtützte. Der Blick auf ferne Wunderlande erhielt ebenfalls zunächſt nur eine neue zu der alten Richtung: das überſeeiſche Amerika mit ſeinem von Goldplatten glänzenden Erdboden, daher Eldorado genannt, nahm jetzt Theil am Namen und Ruhm Indiens. Dennoch, trotz aller dieſer Reſte der Vorzeit, erhielt bald das Streben nach Reichthum einen anderen Charakter und bediente ſich anderer Mittel, und das um ſo mehr, je mehr die neuere Zeit vom Mittelalter ſich entfernte.

In den italieniſchen Handelsſtädten, deren Blüthe den Uebergang aus der mittleren in die neuere Zeit in ökonomiſcher Richtung vorbereitete, kam, vielleicht als ein Auskunftsmittel um Verluſte an liegengebliebenen Waaren zu vermeiden, der Gebrauch auf, dieſelben zu verlooſen. So lange dieſe auch auf Deutſchland und Frankreich übergehende Sitte auf Waaren beſchränkt blieb, mochte ſie vom Verlooſer als Mittel einen größern oder geringern Handelsgewinn zu machen, vom Looſabnehmer als Mittel billig einzukaufen, wenn die zu verlooſenden Waaren ſeinen Bedürfniſſen entſprachen, betrachtet werden; ſeltener wird das Einſetzen in der Abſicht geſchehen ſeyn, um aus dem Verkaufe der gewonnenen Waaren wieder Vortheile zu ziehen. Solche Lotterien mit einer Menge von Gewinnſten in allerlei Dingen kommen auch noch jetzt als eine Form des Abſatzes von Waaren vor; auch ſind ſie wohl ſo eingerichtet, daß man eine Anweiſung auf einen beſtimmten Werthbetrag gewinnt, die man dann nach eigener Wahl aus den vorhandenen Vorräthen ſich decken mag, wie das z. B. Tag für Tag im Lowther-Bazar in London geſchieht. Bei dieſer Art von Lotterien kann höchſtens der Unternehmer einen unmäßigen und ſchnellen Gewinn machen wollen, von der andern Seite wird, neben dem Wunſche, irgend welch' beſtimmtes Object aus der Zahl der Gewinnſte in ſeinen Beſitz zu bringen, nur die natürliche Luſt am Glückſpiele in der Regel den Einſetzenden zur Theilnahme bewegen. Die Mehrzahl kann in ſolchen Lotterien kein Mittel ſehen, ein ſchnelles Glück zu machen. Wäre dieß nicht der Fall, ſo würde eine ſeltſame Paradorie in der Veranſtaltung ſolcher

Verloosungen zum Besten der Armen liegen, wie sie gleich in der ersten Zeit der Lotterien vorkamen, und in neuester Zeit so häufig geworden sind: es wird aber Niemanden einfallen, zu behaupten, daß hier die Einsetzenden sich auf Kosten der Armen bereichern wollen. Diese Lotterien sind vielmehr oft sehr ohne Reiz für den Kargen, welchen sie zwingen, wohlthätig zu seyn, indem er Anstandshalber dem wohlberechneten Angebot durch aufopfernde Unternehmerinnen nicht ausweichen kann. Zu einem allgemeinen Mittel schnell Reichthum zu erwerben, konnten die Lotterien erst werden, als Geldgewinnste an die Stelle der Waaren traten. Hier war die Aussicht gegeben, durch einen kleinen Einsatz unmittelbar in den Besitz von größeren Summen zu kommen, die man nicht erst durch unsicheren Wiederverkauf gewonnener Gegenstände, wovor der Nichtkaufmann eine Scheu haben mochte, zu realisiren brauchte. Auch der Uebergang von der Waarenlotterie zur Geldlotterie scheint in Italien und zwar zur Zeit des Einströmens edler Metalle aus dem neuentdeckten Amerika, zuerst gemacht worden zu seyn; im Jahre 1530 kommt in Florenz eine Geldlotterie vor, 1571 in Venedig schon ein öffentlicher Beamter zu ihrer Beaufsichtigung. Indem nun schon im sechzehnten Jahrhundert in verschiedenen Ländern, namentlich in Frankreich, Holland, England die Geldlotterien als bequemes Mittel erkannt wurden, um zu bestimmten Zwecken, welche große Mittel erforderten, wie unter Anderem öffentliche Bauten, die nöthigen Capitalien schnell zusammen zu bringen; indem ferner die Fiscalbeamten sie als eine ergiebige neue Einnahmsquelle auffaßten, und als solche in ein Staatsmonopol verwandelten, ward der ewig wachen Sucht der Menge nach müheloſem Erwerbe ein neuer, breiter Weg eröffnet. Zwei Arten von Lotterien bildeten sich aus, die eigentliche oder Classenlotterie und die Zahlenlotterie oder das Lotto. Die erste ist die ältere und vornehmere Schwester, die zweite ist die jüngere, sich mehr den niedern Ständen zuwendend. Unter Lotterie im eigentlichen Sinn versteht man bekanntlich eine solche Verloosung, bei welcher für eine feste große Zahl von Loosen eine große Anzahl Gewinnste von vorausbestimmter Größe ausgesetzt werden. In der Regel sind bei solchen Lotterien die Preise der ganzen Loose zu hoch, als daß Unbemittelte sie sich leicht verschaffen könnten. Allein bis auf einen gewissen Grad öffnete sich doch auch diese Lotterie dem

Andrang der niedern Stände. Theils machte man den Preis der ganzen Looſe überhaupt nicht ſo hoch; theils erleichterte man den Beitritt durch Anordnung auf einanderfolgender Ziehungen in Claſſen, ſo daß der Preis des ganzen Looſes erſt allmählig zu bezahlen war, ſo fern es bis zuletzt im Glücksrade blieb, oder auch nur ein Theil des Preiſes, wenn man es vorzog, nicht durch alle Claſſen durchzuſpielen, oder wenn das Loos ſchon in einer frühern Claſſe herauskam; theils ging man durch Zerſchlagung der ganzen Looſe in Theillooſe den Aermern entgegen, und wo die Lotterieſpielſeuche einmal um ſich gegriffen hatte, da waren auch die unteren und beſitzloſen Stände wohl darin erfahren, durch Zuſammenſchießen kleiner Beiträge ſich wenigſtens den Theil eines Theillooſes und die Hoffnung, eines für ſie im günſtigſten Falle immer noch ſehr großen Gewinns zu verſchaffen. Denn es liegt in der Natur des phantaſtiſch-begehrlichen Strebens, dem die Lotterie dient, ſich ſtets die Lockung des höchſten Gewinns vorzuſpiegeln. Von der Lotterie des **Pays de Vaud**, bei welcher ein Loos durch alle Claſſen 20 Franken, in der erſten aber nur 2 Franken koſtet, hat man ſtatiſtiſche Angaben über den Vermögensſtand der Spieler, nach welchen von 2007 Looſen nur 164 an reiche, 909 an ziemlich bemittelte, 934 dagegen an arme, vergantete und in öffentlichem Almoſen ſtehende Perſonen abgeſetzt wurden. Bei weitem die größte Zahl der Looſe wird überall von ſolchen genommen, welche den Mechanismus der Lotterien gar nicht kennen, aber auch wie manche von denen, welche ihn zu berechnen fähig wären, blendet doch der Glanz des großen Looſes, ein Glücksfall, der nach Wahrſcheinlichkeits-Berechnungen bei der Frankfurter Lotterie von den jetztlebenden Erben unſeres Urvaters Adam noch immer nicht mit Recht erwartet werden könnte, wenn auch Adam ſelbſt in dieſe Lotterie geſetzt und je ſein nächſter Erbe das Loos bis auf den heutigen Tag fortgeſpielt hätte. Der eigentliche Reiz des Glückſpieles, welcher in der geſpannten Aufregung beſteht, tritt übrigens bei dieſer eigentlichen Lotterie, wegen der langen Zwiſchenräume der Ziehungen in den Hintergrund: es iſt durchaus die Begier zu gewinnen, die den Einſetzenden reizt. Doch iſt die Lotterie der Form nach allerdings ein Glücksſpiel, und deßwegen reicht ihr auch der Aberglaube die Hand. Denn das Vertrauen auf das geheimnißvolle Glück und der Glaube an unerklärliche Wirkungen von Träumen

und räthſelhafte Bedeutung von Zahlen ſind nah verwandte Dinge, ſo ſehr, daß die verſtändigſten Menſchen abergläubiſch werden, wenn ſie in den Zauberkreis der Fortuna treten. Wer ſteht unter allen Sterblichen dem Aberglauben anſcheinend ferner, als Gotthold Ephraim Leſſing? und doch ſieht man ihn der Madame König, ſeiner Freundin, den Vorſchlag machen, auf beſtimmte Nummern zu ſpielen. Dieſer Zahlenaberglaube fand übrigens ſeinen Haupttummelplatz in der zweiten Art der Lotterie (und da zeigt er ſich auch bei Leſſing): in dem Zahlenlotto, das auch in weit höherem Grade als die eigentliche Lotterie die Eigenthümlichkeit des Glücksſpiels darbietet, und ganz geeignet iſt, Jeden, auch den Aermſten, in ſeine Kreiſelbewegung zu ziehen. Das Vaterland des Lottos iſt ebenfalls eine italieniſche Handelsſtadt, aber ſeine Entſtehung knüpft es nicht unmittelbar an den Handel, ſondern an politiſche Verhältniſſe an. In den großen Rath zu Genua wurden aus 90 Namen 5 durch das Glücksrad gewählt, und es beſtand die Sitte Wetten an dieſe Wahlen zu knüpfen. Der Schritt von dieſen Wetten zum Lotto war einfach. Man ſetzte Zahlen ſtatt der Namen und wettete auf dieſe mit Einſätzen. Uebrigens ward dieſes Spiel erſt im achtzehnten Jahrhundert allgemeiner in Europa, und ſo gehen wir denn für jetzt daran vorüber, um den hiſtoriſchen Faden nicht zu verlieren.

Stets auf die nämliche Weiſe wiederholte Täuſchungen ſtumpfen nothwendig die Reizbarkeit des nach dem Glücke Jagenden für eine beſtimmte Form der Lockung ab; daher ſah man ſich bei der Lotterie vielfach mit Namen und äußeren Formen zu wechſeln veranlaßt: Blanquen, Tontinen und Lotterien liefen einander den Rang ab. Aber das Gemeinſame blieb doch bei allen dieſen Anſtalten, daß man ſeinen Einſatz in jedem Falle ganz verlor, wenn man nicht gewann. Wie nun aber — wenn ſich große Gewinnſte erreichen ließen, auch ohne den Einſatz Preis zu geben, indem man vielleicht nur die Zinſen opferte, ja nicht einmal nothwendig dieſe? Auch dieſer Schritt blieb nicht aus, und knüpfte ſich an eine Hauptwendung der Dinge nach dem Untergange des Mittelalters: nämlich an die Entdeckung des neuen Continents, die Auffindung neuer Seewege, die Ausbeutung und Coloniſation der entfernteſten Weltgegenden.

Man begnügte ſich in der neueren Zeit nicht mehr, wie im Mittelalter, von fernen Landen zu träumen, in welchen man ohne

Mühe reich werden könnte, wenn man nur dort wäre; die neuere Zeit war praktiſcher, äußerlicher — man ging wirklich hin nach beiden Indien, und wurde reich. Allein das war doch nicht Jedermann möglich, und doch hätte Jeder gern Antheil an den Schätzen der fernen Lande gehabt. Die Schwierigkeit ſelbſt, den überſeeiſchen Handel zu führen, half. Man bedurfte großer Kapitalien, wie ſie Einzelne damals nicht beſaßen, und ſo entſtanden Handels-Compagnien für den Colonialhandel. Zwar monopoliſirte man ſie bald, eben um der Unſicherheit und Langſamkeit willen, mit welchen ſich die darauf verwendeten Kapitalien im Anfang rentirten und welche befürchten ließen, daß, wenn freie Concurrenz noch hinzukomme, dieſer ganze Handelszweig durch den Ruin aller Betheiligten im Keim erſtickt werden möchte. Allein der Handelsgeiſt fand ein Mittel die Theilnahme Vieler dennoch möglich zu machen. Dieß geſchah, indem man Aktien-Compagnien für dieſen Handel errichtete: Geſellſchaften, deren Vermögen in kleinen Theilen von einer großen Anzahl Leuten zuſammengeſchoſſen werden konnte, welche dann einen verhältnißmäßigen Antheil am reinen Gewinn des Geſchäfts, die ſogenannte Dividende, erhielten. Im Kleinen waren ähnliche Geſellſchaften zugleich entſtanden mit der ganzen neueren Geſtaltung des Geldweſens — mit den Wechſelplätzen, Leihhäuſern, Banken. Allein erſt im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts bildete ſich als erſte ſolche Handelsgeſellſchaft im Großen die holländiſch-oſtindiſche Compagnie; den Portugieſen war im ſechzehnten Jahrhundert noch nichts Aehnliches eingefallen. Es ſtand jedoch noch ein Jahrhundert länger an, bis dieſe Erfindung in ihr erſtes Blüthestadium als Mittel der Erwerbung ſchnellen Reichthums für Viele trat. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verſprach man ſich in Holland, vorzüglich aber in Frankreich und England von der Theilnahme an ſolchen Compagnien unermeßliche Vortheile. Im Jahre 1720 ſtanden die Aktien der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie auf 1260, nach andern ſelbſt auf 1900 Proc. Am meiſten hervorzuheben iſt aber der ungeheure Schwindel, den der Schotte Law unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans zu eben jener Zeit in Paris durch die Stiftung ſeiner Compagnie d'Occident hervorrief; welcher Geſellſchaft als ein Pendant mit ähnlichen Wirkungen die engliſche Südſee-Compagnie ſich an die Seite ſtellte. Jene franzöſiſche

Compagnie erhielt das Monopol des Handels von Louisiana und des Biberfellhandels, und vereinigte bald damit das Monopol des Negerhandels, wie des chinesischen und ostindischen Handels. Um die Aktien empor zu treiben, wurden Minen am Mississippi erdichtet, ward eine Dividende versprochen und bezahlt, welche die Unternehmungen unmöglich tragen konnten, wurde die Münze verschlechtert und dadurch das baare Geld im Course herabgedrückt. Die ursprünglich auf 500 Livres festgesetzten Aktien stiegen im Preise auf 18,000 bis 20,000 Livres, — als darauf Law schnell allen Kredit verlor, fielen sie auf $^2/_3$ ihres ursprünglichen Werthes, auf 200 Livres. Man würde sich jedoch ein durchaus ungenügendes Bild von dem Umfange und den Wirkungen einer solchen Aktienschwindelei machen, wenn man dabei bloß die ursprünglichen Aktionäre im Auge hätte. In der Regel kann bei Aktiencompagnien die Einlage aus dem Compagnievermögen, so lange die Gesellschaft besteht, nicht zurückgefordert, wohl aber verkauft werden. So kommen die Aktien als Handelswaare in den Verkehr, und ihr Preis muß mit der Aussicht auf Gewinn oder Verlust der Compagnien steigen oder fallen, weil die Dividende, welche sie tragen sollen, von diesem Gewinn oder Verlust abhängt. Da nun das Vertrauen auf die Gewinnste solcher Gesellschaften theils durch künstliche Mittel gesteigert werden kann, theils aber schon durch den Wunsch schnell reich zu werden, der sich in Hoffnung verwandelt, exaltirt zu werden pflegt, so werden die Aktien leicht zu einem Mittel der Versuchung Schwacher, die mit einer ihrer Begier dienenden Leichtgläubigkeit zu unmäßig hohen Preisen Aktien von Unternehmungen kaufen, die später vielleicht gänzlich fehlschlagen. Natürlich kann man aber bei einer solchen Lage der Dinge nicht nur indem man Aktien kauft, d. h. nicht bloß durch die Dividende gewinnen, welche die Aktie trägt, wenn das Geschäft gut geht; sondern auch indem man Aktien zu höherem Course verkauft, als man sie gekauft hat: und dieser letzte Weg Gewinnste zu machen, der seit den Zeiten Laws den Namen der Agiotage trägt, ist der eigentliche Handel mit Aktien, bei dem es auf einen Tauschgewinn abgesehen ist. Je sicherer begründet, je weiter vorgeschritten, je zugänglicher der öffentlichen Kenntniß in ihren Ergebnissen eine auf Aktien gebaute Unternehmung ist, desto mehr tritt dieser Handel in den Bereich solider Geschäfte; — allein in gleichem

Grade mit der Unſicherheit des Erfolges der Unternehmung nimmt er mehr und mehr die Natur eine Wette an, nähert ſich dem Glücksſpiel und dient der ruheloſen Gier nach leicht zu gewinnenden Schätzen. Zu Laws Zeit ſchon lenkte der Aktienhandel in dieſe Bahn, indem er die Veranlaſſung zu ſogenanten Prämiengeſchäften wurde, das heißt, Verträgen über die Lieferung einer Anzahl von Aktien auf eine beſtimmte Zeit zu einem beſtimmten Preiſe, bei welchen der Käufer von der Verbindlichkeit die Aktien anzunehmen durch die vorausbezahlte Prämie, die in den Händen des Verkäufers blieb, befreit war, wenn der Cours der Aktien in der Zwiſchenzeit ſank, ſo daß ſie anzunehmen und nach dem ausgemachten Preiſe zu bezahlen ihn Verluſt koſten würde, weil ſie wohlfeiler geworden; dagegen der Verkäufer kein Recht hatte vom Vertrage abzugehen, und gegen die Prämie die Gefahr übernahm, die verlangten Aktien zu dem feſtgeſetzten Preiſe ſelbſt dann liefern zu müſſen, wenn am Lieferungstage der Cours der Aktien bedeutend über denſelben geſtiegen ſeyn ſollte. Da es nun aber natürlich dem Käufer freiſtand, im letzten Falle den Verkäufer von der wirklichen Ablieferung der Aktien gegen Schadenserſatz zu diſpenſiren, — da der Verkäufer auch im Falle der Unmöglichkeit die verſprochenen Aktien zu liefern, zu nichts weiterem als zu Erſtattung des Schadens angehalten werden konnte, — und da der Betrag des Schadens, den der Käufer durch die Nichtlieferung erleiden würde, der Differenz des feſtgeſetzten und des Verfalltagscourſes gleichkommt, ſo lag es nahe dieſe Differenz ſelbſt zum Gegenſtande des Geſchäftes zu machen, und damit war die Möglichkeit gegeben, ſelbſt ohne die Mühe der Herbeiſchaffung von Aktien, und mit nur ſo viel Kapital als die Differenz im einzelnen Falle vorausſichtlich betragen konnte, ſich bei den Chancen der Aktienunternehmung für einen ungleich höheren Betrag zu betheiligen. Dieß war nun aber weiter nichts als eine Wette, ſich anſchließend an die Wechſelfälle in den Erfolgen der Compagnie, — wie die Wetten der Engländer bei ihren Pferderennen ſich an den Sieg dieſes oder jenes Pferdes anſchließen. Doch iſt der große Unterſchied zwiſchen beiden, daß Wetten der letzteren Art auf einen kleineren Kreis wohlhabender Liebhaber beſchränkt zu ſeyn pflegen — während jene Wetten auf die Erfolge der occidentaliſchen, oder wie ſie ſpäter hieß, indiſchen Compagnie, nicht

auf eine Klasse, nicht auf eine Stadt, ja nicht auf das Land beschränkt blieben. Ausländische Spekulanten, namentlich Holländer und Genueser nahmen Theil an der Gesellschaft; Inländer verkauften Ländereien und Kostbarkeiten um den Erlös in Aktien der Compagnie anzulegen; in Paris selbst wurden alle Alter und Geschlechter in den Strudel hineingerissen, und die aufgeregte Spielsucht, die sich mit dem Streben nach dem raschen Gewinn verband, legte sich noch lange nicht, nachdem auch Law und seine Schöpfung gefallen waren, und erfaßte begierig die lächerlichsten und thörichtsten Gelegenheiten zu Wetten. Der Pariser Parlamentsadvocat Marais, der ein vor nicht langer Zeit gedrucktes Tagebuch in eben jener Zeit schrieb, erzählt daß im Jahre 1721, als es am Gervasiustag regnete, man in Paris begann, für oder gegen das Sprichwort, daß es vierzig Tage lang regnen werde, zu wetten. Ein gewisser Billot, aus der Stadt Uzès, eröffnete seine Wette für die vierzigtägige Dauer des Regens gegen Jedermann. Viele Wettlustige fanden sich ein; gegen die Einen wettete er in Geld, gegen die Andern in Billets, deren er mehr als für 200,000 Livres, ganz nach Art von Banknoten verfertigte; den Gegnern gestattete er Uhren, Silberzeug, Tabaksdosen, Spitzen und sogar alte Hemden einzusetzen. Es regnete ungefähr fünfzehn Tage lang. Als nun der Regen aufhörte, sagte ganz Paris: Billet hat seine Wette verloren. Darüber verlor dieser den Verstand, wenigstens ward er als toll betrachtet; einige zogen ihr Geld zurück, andere brachten empfangenes wieder. Endlich verschwand der Unternehmer auf den Rath seiner Familie, — ein Law im Kleinen. Allein nicht in den großen Verlusten, welche das Mißlingen der Law'schen Speculation über Viele brachte, — nicht in der Spielsucht, die es für eine kurze Zeit steigerte, sondern in der Verbreitung der Sucht, sich schnell und mühelos zu bereichern, lag die schlimmste und dauerndste Folge dieser Aktienunternehmung. Monthion, ein guter Gewährsmann, spricht dieß ungefähr in folgender Weise aus: Die Agiotage zu Paris zerstörte und schuf täglich wechselnde Reichthümer, und aus den Provinzen strömte man in die Hauptstadt, in welcher anwesend zu seyn zum Reichwerden zu genügen schien. Die Emporkömmlinge überließen sich einem übermäßigen Luxus, der zuerst lächerlich gemacht, und dann Mode wurde. Außer den sinnlichen Genüssen suchten sie auch die

Oſtentation und nöthigten ſo die im Range über ihnen Stehenden zu erhöhtem Aufwand. Der Adel hörte auf der Ehre zu dienen; und da überhaupt das Geld anfing dem Beſitzenden Anſehen zu geben, ſo wurden Ehre und Geld verwechſelt und pecuniäre Belohnungen mußten nun auch denjenigen gegeben werden, welche den höchſten Klaſſen der Geſellſchaft angehörend, bisher für geleiſtete Dienſte nur Ehrenauszeichnungen erhalten hatten. Mit dem franzöſiſchen Nationalgeiſte, meint Monthion, ſey auf ſolche Weiſe eine unheilvolle Umwälzung vor ſich gegangen. — Uebrigens beſchränkte ſich wenigſtens eine andere Wirkung von Law's Unternehmung nicht auf Frankreich: ihr ſchmähliches Ende diſcreditirte auf lange Zeit alle Aktiencompagnien in den Augen der groſſen Menge.

In dieſer Zeit nun verbreitete ſich das Genueſiſche Lotto über Europa — als habe der nimmerſatte Geiſt, der in allen dieſen Unternehmungen umgeht, es herbeigerufen, um die Lücke auszufüllen, welche durch den verlornen Glauben an jene neue Art zum Glücke zu gelangen, entſtanden war. Beim Lotto ſtand es jedem Einzelnen frei, ſelbſt die Summe zu beſtimmen, die er auf irgend welche Zahl unter den 90 im Glücksrad befindlichen ſetzen wollte, und indem man die kleinſten Einſätze zuließ öffnete man den Spielplatz auch dem Aermſten. Weil aber die Gewinnſte im Verhältniß der Einſatzgröſſe ſtiegen, war jeder verſucht, den Einſatz möglichſt hoch zu machen. Dazu kam, daß die vielfache Vermehrung des Einſatzes, welche ſchon der einfachſte Gewinnfall brachte, und die in ſteigender Progreſſion zunahm, beſonders reizen mußte. Kam nämlich eine einfach beſetzte Zahl heraus, ſo erhielt man ſchon 14 bis 15 Mal den Einſatz; erſchien die Zahl beim Auszug an einer beſtimmten Stelle unter den fünf zu ziehenden Nummern, z. B. als dritte, vierte, und war auf dieſe Stelle gewettet worden, ſo ward der Einſatz 67 bis 70 Mal bezahlt; kamen zwei beſetzte Zahlen heraus, ſo gewann dieſe ſogenannte Ambe den 240- bis 270fachen Betrag; die Terne, oder wenn drei beſetzte Zahlen herauskamen, ſtieg bis auf das 4800fache, oder bei ſehr niedrigen Einſätzen zuweilen bis auf das 7100fache der Einlage; die Quaterne bis auf das 64,500-fache und die Quinte, wo es geſtattet war ſie zu beſetzen, noch bei weitem höher. Dieſe Einrichtung machte das Lotto ſchnell zu

einem Fluche für die Armuth: überall stehen, wo es gestattet ist, die lockenden Zahlen vor den Fenstern der zahlreichen Collecteure; der Handarbeiter und Taglöhner widersteht schwer dem Reize in die Bude zu tragen, was er Tag für Tag oder Woche für Woche erübrigen mag; er entzieht es nicht nur sich, er raubt es auch Weib und Kindern: da ist dann kein Aufkommen aus der untersten Lage der Dürftigkeit möglich. Und sollen für die ewige Täuschung, für diesen ewig unbefriedigten Hunger der Armen, denen in der Regel vom Schicksal gerade nur so viel hingeworfen wird, als jene zu verlängern und von Neuem zu reizen dient — sollen die Hoffnungsträume von dem Glücke, das der Gewinnst bringen wird, ihnen dafür Ersatz geben? Hoffnungsträume, welche erkauft werden um den Preis aller derjenigen einfachen Genüsse, die über die Noth des Daseyns erheben und deren Vorhandenseyn in gewissem Sinne Sittlichkeit erst möglich macht, — Träume, welche eben wegen des Mangels an diesen Bedingungen der Erhebung, die Seele unsittlichen oder albernen Genüssen der Zukunft nachjagen lassen, und die ruhige Arbeit, die weise Verwendung ihres Ertrages den Gepeinigten zum Ekel und selbst zur Unmöglichkeit machen? — Leider hat dieses Uebel, obgleich die neueste Zeit wieder in andern Formen der schnellen Erwerbung von Reichthum sich besser gefällt — da und dort sich noch erhalten. Im Jahre 1828 machte Baron Dupin der französischen Deputirtenkammer einige höchst interessante Mittheilungen über die Wirkungen des Lotto in Frankreich. In den 21 Departements, wo es besonderen Anklang fand, gingen im Durchschnitt 2,200,000 Franken jährlich aus den Händen der Armen in die Taschen der Collecteure. Diese Departements waren die mit Handel und Gewerbe vorzugsweise beschäftigten, und welche ungefähr ⅓ des gesammten Grundeinkommens von Frankreich beziehen; uneheliche und Findelkinder und mehrere schwere Verbrecher fanden sich in diesen 21 Departements fast in eben so großer Zahl, als in den 65 übrigen zusammen genommen, welche im Durchschnitt nicht mehr als 81,000 Franken jährlich in die Kassen des Lotto fließen ließen. Hierin zeigt sich neben dem moralisch und social Verderblichen des Lotto deutlich auch die Wahlverwandtschaft der modernen Industrie und des Handels zu diesen Spielen, von welchen der Ackerbauer sich ferner hält, wie sie auch das Mittelalter nicht kannte.

Während ſo im Verlaufe des ſechzehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach einander die Lotterie, die Aktienſchwindelei, das Lotto auftraten, verdrängten ſie einander nicht ſowohl, als vielmehr immer die nachfolgende Form deſſelben Strebens irgend einen Mangel der früheren für eine beſtimmte Zeit oder für eine beſtimmte Klaſſe der Geſellſchaft ergänzte. Wenn bei der Lotterie die Einlage für Viele zu groß war und in der Regel verloren ging, — ſo ward bei der Betheiligung in Aktien-Compagnien dieſer letzte Mangel vermieden; das Lotto aber machte durch Beſeitigung des erſten den letzten vergeſſen und öffnete die Rennbahn nach dem goldnen Ziele auch den Armen und Aermſten. Wenn die Lotterie noch hervorging aus dem alten Waarenhandel des Mittelalters, aber zur Geldlotterie wurde, wie die Geldverhältniſſe mit der veränderten Richtung des Handels und dem Auffinden der amerikaniſchen Bergwerke ſich änderten, ſo knüpften ſich die Aktienunternehmungen an die neue Wendung, welche der Waarenhandel durch das Colonialweſen genommen und zugleich an eine neuere Umgeſtaltung der Geldverhältniſſe, welche durch Benutzung des Credits im Großen dem innerlich werthvollen Metallgelde ein papiernes Tauſchmittel entgegenſtellte; jene Lawiſche Compagnie namentlich hatte zur Seite eine Bank, welche in großen Maſſen Papiergeld ausgab, auf welches wir jedoch erſt unten zurückkommen werden. Beim Lotto dagegen iſt nicht der zufällig politiſche Anknüpfungspunkt, ſondern die, auch auf die untern Stufen und namentlich den mit den Gewerken und dem Handel beſchäftigten Theil der Geſellſchaft, ſich erſtreckende Wirkung, ein charakteriſtiſches Merkmal.

Aber nicht bloß die neue Entwicklung der ökonomiſchen Intereſſen der Geſellſchaft, auch die Umgeſtaltung der politiſchen Welt bot dem ungemeßnen Trachten nach raſchgewonnenem Reichthum einen neuen Anhaltspunkt, — natürlich übrigens auf der ökonomiſchen Seite des politiſchen Lebens, denn wie könnte das Gelüſte nach Vermögen von dieſer ſich losreißen? Es iſt alſo die, mit der Conſolidirung der kleinen Territorien des Mittelalters zu großen Staaten, und mit der Einwirkung der neueren Handels- und Geldverhältniſſe auf den Staatshaushalt verbundene, Umgeſtaltung des Finanzweſens, welche ins Auge zu faſſen iſt. Nicht das Staatspapiergeld iſt jedoch hier gemeint, welches als eigentliches

Geld zwangsweise courſirend, nur für die Regierungen, welche es ausgaben, nicht für die Einzelnen eine Einnahmsquelle werden konnte; auch nicht von den Banknoten wird hier zunächſt zu ſprechen ſeyn, welche erſt ſpäter in ſo ausgedehnter Weiſe in den Bereich der Geldjägerei gezogen worden ſind, daß ſie unter den allgemein verbreiteten Werkzeugen derſelben erſcheinen, — ſondern es müſſen uns jetzt das Schuldenweſen der Staaten, und der ſich daraus hervorbildende Staatspapierhandel beſchäftigen.

Wenn früher die Regenten der kleinen Territorien Schulden machten, ſo thaten ſie es entweder, indem ſie Land und einträgliche Rechte verpfändeten, die zugleich mit der Sicherung für das Kapital dem Gläubiger durch die ihm gelaſſene Nutznießung Erſatz für die Zinſen gaben, welche das canoniſche Recht dem Chriſten zu nehmen verbot; oder ſie borgten das Geld gegen bewegliches Pfand oder auf bloßen Credit von den Juden, den Geldmäklern des Mittelalters, welche ſich im letzten Falle gegen die Gefahr des Verluſtes am Kapital durch wucherliche Zinſen ſicherten. Manche fürſtliche Familie iſt auf die erſte Weiſe um ein Stück ihres Territoriums und ihrer Macht nach dem andern gekommen, indem ſie die verpfändeten Güter, Städte und Rechte nicht mehr einzulöſen vermochte; mit den Judenſchulden machte man es ſich leichter: man zahlte ſie häufig gar nicht zurück, namentlich in Deutſchland, wo der Kaiſer, deſſen Kammerknechte die Juden waren, den Reichsfürſten nicht ſelten die dieſen zu zahlenden Schulden erließ; übrigens wußten die Juden in der Regel vorher ſchon oder bei künftigen Gelegenheiten ihr Schäfchen dennoch ins Trockne zu bringen. Als nun aber an die Stelle der patrimonialen Anſicht, welche das Land als Eigenthum des Herrſchers betrachtete, allmählig die Staatsidee trat und damit der Grundſatz der Untheilbarkeit der Territorien (der übrigens mit altgermaniſchen Begriffen von Familiencigenthum zuſammenhing und durch das Streben nach erblicher Hausmacht unterſtützt ward) auch in größeren Kreiſen ſich immer feſter begründete; als mit der hiedurch ſchon wachſenden Schwierigkeit für die Regierungen Geld zu entlehnen der Antrieb zum Schuldenmachen durch die ſteigenden Koſten, beſonders der ſtehenden Heere und der Höfe, immer größer wurde; als der Geldreichthum nicht mehr bloß in den Händen der Juden, ſondern überhaupt der handelnden Welt war,

gegen welche die deſpotiſchen Mittel, wie ſie auch gegen Juden jetzt kaum mehr angewendet wurden, nicht ſo leicht durchzuführen waren: da ſahen ſich die Regierungen genöthigt, auf die unvortheilhafteſte, den Grundſätzen der Privatwirthſchaft geradezu widerſtreitende Weiſe die zu ihren Ausgaben unentbehrlichen Gelder ſich zu verſchaffen. Gewaltſtreiche gegen die Gläubiger, obgleich nicht ſo auffallend als die früher gegen die Juden geübten, blieben in der Noth auch nicht aus, und machten die Anlegung von Kapitalien bei Staaten noch unſicherer, als ſie es ohnedieß ſchon war. Die Menge war froh, ſich damit nicht befaſſen zu müſſen, und nur einzelne Spekulanten zogen den Gewinn aus den Bedrängniſſen des Staats. Erſt als in neueſter Zeit die Staaten einen ſicheren Kredit ſich zu verſchaffen wußten, indem ſie den Gläubigern beruhigende Garantieen boten, konnte die Anlegung von Kapitalien bei Regierungen, oder was das Nämliche iſt, in Staatspapieren, von einer größeren Anzahl beſonnener Kapitaliſten zutrauensvoll geſchehen. Allein dieſe haben wir nicht im Auge, ſondern vielmehr die geldgierigen Leichtſinnigen, welche eben jene wechſelnden Bedrängniſſe der Staaten zu einer neuen Quelle mühelos erworbenen Reichthums zu machen wußten. Es geſchah dies durch die Anwendung jenes Kunſtgriffes, den wir beim Aktienhandel zuerſt haben auftreten ſehen, und vermöge deſſen man durch Einſetzung geringer Kapitalien die Wechſelfälle im Courſe der Staatsobligationen ebenſo vortheilhaft ausbeuten konnte, wie es bei den Compagnieaktien geſchehen war. Das Schwanken im Courſe eines Staatspapiers hängt aufs Engſte zuſammen mit der durch drängende Umſtände veranlaßten Kreditloſigkeit deſſelben, mit der aus ſolcher hervorgehenden geſteigerten Nothwendigkeit, unter immer günſtigeren Bedingungen für die Gläubiger Anlehen negoziiren zu müſſen, und der Möglichkeit eines ſchnellen Glückswechſels, durch welchen jene Umſtände und dieſe neuen Anlehen beſeitigt werden könnten. Wo dieſe Verhältniſſe ſich finden, da iſt die beſte Gelegenheit, Schuldſcheine eines Staates niedrig zu kaufen, da die größte Hoffnung, daß durch eine Aenderung in der Lage der Dinge der Cours bedeutend ſteigen und der Wiederverkauf der Papiere hohen Gewinn bringen könne. Das Schuldbuch eines Staates mit zerrüttetem Kredit in bewegten Zeitläuften, welche die Hoffnung eines Umſchwungs ſeiner Lage nähren, iſt

der beſte Anhaltspunkt für jene Wetten um die Differenz der Staatspapiercourſe, welche aus England ſtammend, mit dem engliſchen Namen der Stockjobberei bezeichnet werden. Wenn übrigens erſt in dem großen Weltkriege, den die franzöſiſche Revolution hervorgerufen, und während aller der noch dauernden Zuckungen im Innern der Staaten, die von ihr herrühren, der Staatspapierhandel zu einem Hauptmittel, ſich ſchnell zu bereichern, auch bei der größeren Maſſe in den verſchiedenen Ländern Europas geworden iſt, ſo liegt der Grund hiervon theils darin, daß eben damals das Staatsſchuldenweſen eine genügende Ausdehnung erreichte, um die Konkurrenz ſehr vieler Gläubiger möglich zu machen, während zu gleicher Zeit der häufige Wechſel in den Regierungsformen und den äußeren Verhältniſſen vieler Staaten, ſo wie die Verſchiedenheit der Intereſſen und politiſchen Anſichten der in zwei Parteien geſpaltenen Welt große Differenzen der Courſe nach Zeit und Ort hervorbrachten; theils aber — und darauf kommt am Ende Alles zurück — darin, daß die politiſche Umwälzung der civiliſirten Erde in dieſer Zeit alle andern Intereſſen verſchlang, weil in ihr die große Kriſe der neueſten Geſchichte ſich durchführte, und daß ſich daher auch die geldgierige, dem gefährlichen Glücke vertrauende Gewinnſucht vorzugsweiſe an die politiſch-ökonomiſchen Intereſſen anknüpfte. So hatte im Uebergange vom Mittelalter zu der neueren Zeit dieſe Sucht zunächſt im Waarenhandel und der neuerweckten Luſt an edlen Metallen den Anknüpfungspunkt für ihr verwegenes Spiel gefunden, weil damals der Umſchwung der ſocialen Verhältniſſe durch Vermittlung eigentlich wirthſchaftlicher Intereſſen, namentlich des Handels, vor ſich ging. Nicht als ob die ganze Umwälzung ſich je auf die angegebenen Kreiſe — den politiſchen, den ökonomiſchen — beſchränkt hätte: aber die Umwälzung, die eine ökonomiſche Seite darbot, ging auf dieſen verſchiedenen Wegen; die religiöſe und philoſophiſche mögen wir hier bei Seite laſſen. Inſofern nun bis jetzt die politiſche Revolution von 1789 noch nicht vollendet, ja in einzelnen Ländern noch in vollem Gange iſt, inſoweit iſt noch heutigen Tages, und zwar eben in Beziehung auf die Staatspapiere dieſer Länder, Spaniens, Portugals, Frankreichs in Europa, der ſüdlichen und mittleren Staaten von Amerika, die gefräßige Geldgier fortwährend auf dieſes Feld angewieſen. Daher

füllen ſich noch immer die Stockbörſen von London, Paris, Frankfurt mit Männern und ſelbſt Frauen, die, ohne einerſeits die erforderlichen Papiere, noch andrerſeits die Mittel ihrer Deckung zu beſitzen, um die Differenz der Courſe großer Quantitäten von Staatsobligationen wetten. Der einfachere und zugleich gewagtere dieſer ſogenannten Windhändel hat die Form eines gewöhnlichen Kaufes auf Lieferung oder Friſt, und es verpflichtet ſich dabei der Verkäufer, an einem beſtimmten Tage eine beſtimmte Quantität gewiſſer Staatspapiere zu einem feſtgeſetzten Courſe dem Käufer zu liefern. Steigt nun z. B. der Cours, und jener wird durch die Unmöglichkeit, die verſprochenen Summen in ſolchen Papieren zu liefern, oder durch die Verzichtleiſtung des Käufers, der ſich mit dem Schadenserſatz ſtatt der Erfüllung des Vertrages begnügt, von der eigentlichen Leiſtung frei, ſo hat er dem Käufer nur noch die Differenz zwiſchen dem feſtgeſetzten und dem Courſe des Verfalltags, als den Betrag des durch Nichtlieferung der verſprochenen Papiere ihm zugefügten Schadens zu leiſten. Das iſt die Scheinform und formell rechtliche Begründung des Geſchäftes: in Wahrheit aber iſt es von Anfang an auf Nichts als dieſe Differenz abgeſehen. Eine Modifikation dieſes einfachen Geſchäftes iſt ſodann das Prämiengeſchäft, ganz mit dem Aktienhandel auf Prämie übereinſtimmend, wie er uns zu Law's Zeiten ſchon begegnet iſt. Dabei kommt aber auch vor, daß der Verkäufer ſeinerſeits eine Prämie an den Käufer gibt, wenn er für den Fall, daß gegen ſeine Erwartung die Fonds im Courſe zu ſehr ſteigen ſollten, ſich gegen allzugroßen Verluſt ſichern will. Statt nämlich dann am Verfalltage an der Stelle der verſprochenen Papiere, welche es ihm nicht möglich iſt zu liefern, den Aufſchlag des Verfalltagscourſes über den feſtgeſetzten Cours dem Käufer zu bezahlen, läßt er die geringere Prämie zurück, die er auch in dem Falle nicht wieder erhält, wenn der Cours gefallen iſt. Der Sinn eines ſolchen Geſchäftes mit einer Empfangsprämie, welche der Verkäufer dem Käufer gibt, iſt alſo der, daß jener um Sicherung gegen einen allzugroßen Verluſt zu haben, für den Fall des Gewinnſtes im Voraus an dieſem auf den Betrag der Prämie verzichtet. Dieſe Hauptformen der Stockjobberei ſind übrigens keineswegs die einzig möglichen oder einzig vorkommenden Arten des Staatspapierhandels. Neben ihnen kommen insbeſondere

zahlreiche andere Geschäfte vor, welche, obgleich sie nicht bloß Scheinkäufe, sondern wirkliche Kaufgeschäfte sind, doch immer noch in engster Verbindung mit unserm Gegenstande stehen, und neben der Gefahr plötzlichen Verarmens auch die Hoffnung plötzlichen Reichwerdens bei günstig auf den Cours wirkenden Chancen gewähren. Der Umfang dieser Geschäfte im Einzelnen ist nothwendig geringer, als der Umfang der Differenzgeschäfte, weil sie den Besitz des vollen Kapitals der Staatsobligationen oder eines gleichhohen Kredits bei den darüber Handelnden voraussetzen; sie stehen zugleich dem soliden Handel näher, indem sie die wirkliche Herbeischaffung der verkauften Staatspapiere erfordern; allein ohne Zweifel ist die Zahl der auf diese letzte Weise durch wirklichen Kauf und Wiederverkauf in Staatspapieren Spekulirenden weit größer, als die Zahl der eigentlichen Jobber. Es dürfen daher diese Geschäfte unserer Aufmerksamkeit im Allgemeinen nicht entgehen, denn es sind ja nicht die Hasardspiele als solche die uns beschäftigen. Doch würde es wenig Interesse darbieten, bei den einzelnen Formen dieser eigentlichen Käufe und Verkäufe von Staatspapieren länger zu verweilen; bei dem festen Zeitkauf, dem Stellgeschäft, dem Schluß auf fest und offen, dem Schluß mit noch und noch, dem auf späteres oder früheres Verlangen — und wie die rothwelschen Namen sonst alle heißen, welche dem Eingeweihten so verständlich und lieblich klingen, als dem Farospieler Pareli und Va banque, oder dem Alchymisten der grüne Löwe, der Stein Aibacheſt und die Jungfrau der Heimlichkeiten. An diesen, den Alchymisten des Mittelalters, erinnert jedoch so lebhaft eine Gattung von Spekulanten mit Staatspapieren, daß wir sie nicht ganz übergehen mögen. Es ist dieß der Spekulant durch Arbitrage, der einsam und heimlich in seinem Kämmerchen sitzt, die Differenzen der Course verschiedener Staatspapiere an verschiedenen Börsen und in verschiedenen Zeiten mit Beachtung aller auf den Coursstand einwirkender politischer und andrer Verhältnisse, die ihm Zeitungen und geheime Correspondenzen seiner Agenten gebracht haben, berechnet, auch wohl selbst durch im Dunkel ausgestreute Gerüchte die Coursveränderungen herbeizaubert; der dann auf diese Berechnungen und Veranstaltungen seine Konjunkturen baut, die in seinem Besitz befindlichen Obligationen verschiedener Staaten geschickt vertheilt, und, nachdem er sie zu

allen Thoren der Stadt hinaus mit der Abendpoſt an die verſchiedenen Börſen, ein jedes Papier zu ſeiner Zeit, damit es im richtigen Moment eintreffe, geſendet hat, nun zu Hauſe harrt, ob die in den Tiegel geworfenen Effekten ſich in Gold verwandeln werden, oder ob er durch irgend einen Unſtern gezwungen werden ſoll, ſeine geheime Arbeit von vorne wieder zu beginnen.

Uebrigens begnügte ſich der Staatspapierhandel, als er lebhafter wurde, nicht mit den Formen, welche ihm der Actienhandel überlieferte; er riß auch die Form, in der das Haſchen nach Reichthum ſich in der neueren Zeit zuerſt bewegt hatte, an ſich. Die Regierungen ſpeculirten ſelbſt, um unter vortheilhafteren Bedingungen Anleben machen können, auf die Gier nach Reichthum und die Luſt am Glückſpiel. Sie wählten als Form der Rückzahlung von Anleben die Lotterie in der Weiſe, daß der Gläubiger für einen gewiſſen Betrag als Inhaber eines Looſes betrachtet wird, welches ihm, gegen Zurücklaſſung des größten Theils der Zinſen, außer ſeinem Capital einen größeren oder geringeren Gewinn unter dem Namen einer Prämie früher oder ſpäter bringt. Indem dieſe Gewinnſte aus den zurückgehaltenen Zinſen und Zinſeszinſen bezahlt werden, der mitſpielende Gläubiger aber ſein Capital in keinem Falle verliert, iſt bei dieſer neuen Form der Lotterie der Hauptmangel der alten Lotterie vermieden, und ſie nähert ſich darin der Einrichtung der Actiencompagnieen; mit dem Unterſchiede jedoch, daß, weil der Staat als Unternehmer kein eigentlicher Producent iſt, ſtatt der Dividenden nur Prämien ausgezahlt werden können. Mit der einfachen Theilnahme an dieſen Lotterieen iſt aber die Stockjobberei nicht zufrieden geweſen, es hat ſich vielmehr auf den Börſen, wo ſolche Lotteriepapiere mit den andern umlaufen, eine neue Art des Windhandels, das Heuergeſchäft, an ſie angeſchloſſen. Anſtatt Looſe, welche man wirklich beſitzt, einem andern, gegen Vergütung der aufgegebenen Hoffnung des Gewinnſtes durch einen Aufſchlag, oder eine ſogenannte Prämie, zu verkaufen, — oder ihm gewiſſe Looſsnummern auf ähnliche Weiſe für einen beſtimmten Zeitpunkt, Falls man ſie bekommen könne, zu verſprechen, — macht man ſich bei dieſem Geſchäfte anheiſchig, gegen eine von dem andern Contrahenten zu zahlende Prämie, demſelben die Gewinnſte gewiſſer Looſsnummern auszuzahlen, welche man weder beſitzt, noch auch die Abſicht hat, herbeizuſchaffen. Unter der Form der Ceſſion

einer Hoffnung, hat man hier eine bloße Wette zu ungleichen Bedingungen, sich anschließend an den Erfolg der Ziehung einer Staatspapierlotterie hinsichtlich einzelner Loose, und es erscheint der Verbeurer als ein eigentlicher Lotterieunternehmer, der, statt selbst Loose zu verfertigen, auszugeben und die gewinnenden Nummern zu ziehen, sich von dieser Mühe und den damit verbundenen Kosten durch die einfache Erklärung befreit, daß, welche Nummern in einer gewissen Staatspapierlotterie mit Gewinnsten herauskommen, ebendieselben Gewinnste bei ihm tragen sollen, wenn sie mit einer bestimmten Prämie als Einsatz besetzt worden sind.

Während jedoch auch nach Beendigung des großen Revolutionskrieges in einem großen Theile von Südeuropa und Südamerika die revolutionären Bewegungen, an deren schnellen Wechsel sich die Stockjobberei fortwährend anheften konnte, nicht aufhörten, legten sich die Stürme der Zeit in einem andern Theile von Europa und dem nördlichen Amerika, und der Friede begann, außer dem Kredit der Regierungen, auch Handel und Gewerbe der Unterthanen außerordentlich zu heben. Eine mehr als zwanzigjährige Friedenszeit ließ die Kapitalien sich häufen, und brütete tausend Unternehmungen zu ihrer Anlegung aus. Die Dampfmaschine, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Fabriken in Anwendung gebracht, ward nach dem Frieden zuerst in ausgedehnter Weise bei der Schifffahrt, dann später auch beim Landtransport benutzt, und steigerte die Ausdehnung der Manufakturen, wie die Vervielfältigung der Transportmittel für den Handel ins Unglaubliche. Je größer aber die Unternehmungen in beiden Gebieten wurden, desto mehr bedurfte es des Zusammentretens vieler Einzelnen, um die nothwendigen ungeheuren Kapitalien aufzubringen, und so führten sich von selbst die Unternehmungen auf Aktien in steigender Progression wieder ein. Daran knüpfte sich dann sogleich wieder die Aktienschwindelei, auf eine Weise, welche, der Intensität nach, dem früheren Schwindel in Paris und London kaum nachgab, sich aber durch die unendlich weitere Verbreitung über verschiedene Länder sowohl, als Klassen der Gesellschaft, und durch die Objecte, woran sie sich heftete, sehr deutlich als ein ächtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts kund gab. Es kam nun auf, zu Errichtung künftiger Unternehmungen, deren Erfolg nicht nur, sondern deren

Zuſtandekommen ſelbſt noch von nicht zu lenkenden Umſtänden abhing, Unterſchriften von Theilnehmern zu ſammeln, und gegen einen Theil der baaren Einlage, die dann erſt allmählig vollends eingefordert wird, die vollen Aktienſcheine auszugeben. Nun kommen dieſe in den Handel und pflegen um ſo ſchleuniger umgeſetzt zu werden, als man, wenn die Unternehmung die Stimme des Publikums für ſich hat, auf der Stelle durch Verkauf einen Coursaufſchlag gewinnen kann, indem der Cours nicht ſelten ſchon bedeutend über pari ſteht, ehe die Aktien ausgegeben ſind. Je weniger Einzahlungen erſt gemacht ſind, deſto leichter kann man ohne andres Kapital, als das Agio der Actien beträgt, große Gewinnſte machen. Daher iſt auch immer bei Eröffnung ſolcher Subſcriptionen, wo nur Namensunterſchrift verlangt wird, gleich im Anfange der Zudrang am größten: denn wer auch gar nicht im Sinne hat, nur einen Heller einzuzahlen, unterſchreibt doch z. B. für 10,000 Thaler, und indem er ſeine Aktien von dieſem Betrag vor der Thür wieder mit 10 Procent Agio verkauft, wenn der Cours ſo ſteht, hat er durch einen Gang und einen Federzug 1000 Thaler reinen Gewinn gemacht. Im Jahre 1838 erreichte dieſe Art der Betreibung des Aktienhandels ihren Höhepunkt. Im Frühjahr jenes Jahres, als der Vorſteher eines der bedeutendſten induſtriellen Etabliſſements, welche gegenwärtig exiſtiren, eine Aktienſubſcription für den Fall eröffnete, daß ihm gelinge, den Bau der Eiſenbahn von Paris nach Brüſſel zu übernehmen, deren Fonds 48 Millionen Franken betragen ſollte, überließ er bei dieſer Eröffnung einem Dritten, dem er wohlzuwollen Urſache hatte, für 1½ Millionen Aktien al pari, welche dieſer ſogleich wieder zu 10 Procent über pari verwerthen konnte, weil im Augenblick der Eröffnung der Preis ſich ſo hoch geſtellt hatte. Kam die Unternehmung zu Stande, ſo hatte dieſer Dritte, ohne einen Sous Kapital und wenn die Aktien auch gar nicht mehr ſtiegen, 150,000 Franken gewonnen. Es iſt zu bezweifeln, ob ſe zu Law's Zeiten die Straße Quincampoix zu Paris ein lebhafteres Bild der Aktienwuth dargeboten, als in eben jenem Frühjahr 1838 die Umgebung des Fürſtlich Schwarzenbergiſchen Palais am Rennwege in Wien. Die Subſcription auf 5500 Stück Aktien des von dem Handlungshauſe Sina vorbereiteten Unternehmens der Wien-Raaber Eiſenbahn fand dort Statt. Nicht nur war der Menſchenzufluß ſo ungeheuer, daß

neben Polizeiwachen zu Fuß und zu Pferde, reguläre Infanterie und Kavallerie in geschlossenen Reihen den Sturm des Volkes kaum abhalten konnte, sondern es hatte sich ein großer Theil der Menge schon am vorhergehenden Tage in der Nähe des Palais aufgehalten und die Nacht dort zugebracht, um des Zutritts gewiß zu seyn. Es wurde sogar behauptet, daß einige Leute ihre Gier so weit getrieben, sich die ganze Nacht über an unsaubern Orten verborgen zu halten, und daß man andere für todt aus dem Gedränge getragen habe. Immer häufiger waren Unternehmungen geworden, die nicht sowohl deswegen gegründet wurden, damit sie zu Stande kommen sollten, als damit die Unternehmer ihre Actien hoch verkaufen konnten, indem sie dieselben, von der Sucht des Publikums unterstützt, schnell in hohen Cours zu bringen wußten, — worauf man das Project aufgeben konnte, und die durch Agiotage gewonnene Summe als Profit in den Händen der Agioteurs blieb, wenn die Käufe nicht vorsichtig unter der auflösenden Bedingung des Geschäfts für den Fall des nicht Zustandekommens der Unternehmung geschlossen worden waren. Ein hiebei benutzter Kunstgriff war namentlich der, daß die Unternehmer mit dem größten Theil der Actien an sich hielten, und diese erst verkauften, nachdem durch das Mißverhältniß der kleinen Anzahl ins Publikum gelangter Actien zu der Menge der Begehrenden, jene unverhältnißmäßig im Preise gestiegen waren. Es versteht sich von selbst, daß in den Coursschwankungen der zahlreichen in den Verkehr kommenden Aktien verschiedener Unternehmungen die Differenzgeschäfte ebenfalls einen neuen Anhaltspunkt fanden. Was aber die Objekte dieser Aktienspekulationen betrifft, an welche sich in neuester Zeit die Erwerbswuth anklammerte, so sind es zwar zum Theil auch die Gegenstände der früheren Aktienschwindeleien, so z. B. die mericanischen Bergwerke, allein nur zum bei weitem kleineren Theile. Die meisten Objekte dieser neuesten Unternehmungen sind neu und eigenthümlich. Kanäle, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, bitumisirte Straßen sind Hauptzweige des aktienmäßigen Betriebs geworden. Wenn nämlich auch, wie das nicht anders seyn kann, das Actienwesen sich auf alle Arten fabrikmäßiger Gewerke auszudehnen angefangen hat, so sind es doch nicht die Gewinnste der Industrie, welche die Phantasie der Zeit so entzündet haben, daß jener Aktienschwindel entstehen konnte. Die Agiotage, welche mit

Aktien eigentlich induſtrieller Unternehmungen getrieben wird, wird auch bei dieſen formell mehr durch das Mittel der großen Manufakturen, die wunderbare Wirkung der Maſchinen und des Dampfes, als durch die Gegenſtände der Induſtrie gereizt, — allein dieſer Reiz kommt demjenigen nicht gleich, den für die Phantaſie unſerer Zeitgenoſſen die Vervollkommnung der Transportmittel hat, bei welchen Gegenſtand und Mittel ihr gleich ſehr entſprechen. Im Gegenſatze zu der concreten, geheimnißvollen und träumeriſchen Phantaſie des Mittelalters iſt die Phantaſie unſerer Zeit eine abſtrakte, trockne, mechaniſche, die durch ungeheure Zahlen und Geſchwindigkeitsberechnungen angeregt wird. Man könnte wohl am kürzeſten jene mittelalterliche Phantaſie als eine qualitative, die unſrige als quantitativ bezeichnen. Dieſe neue Form der Phantaſie iſt die natürliche Folge der verſtändigen Richtung der neueren Zeit. Es ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, daß die Phantaſie, das regelloſeſte und willkürlichſte Vermögen des Geiſtes, im Gebiete der geregeltſten Thätigkeit, der Mathematik, ihren Tummelplatz finden ſoll, — allein es iſt das in der That nur ein ſcheinbarer Widerſpruch. Die formellen Lehrſätze der Mathematik ſind allerdings feſt und unwandelbar und laſſen der Einbildung keinen Spielraum; allein die Mathematik als Wiſſenſchaft der Größen hat in ihrem Gegenſtande ein unendliches Feld für die quantitative Phantaſie. Mit Beobachtung aller Geſetze der Mathematik laſſen ſich die Größen und Zahlen ins Unendliche ſteigern, und gerade das Geſetzmäßige dieſer Steigerung macht, daß ihr die verſtändige Richtung unſers Zeitalters nicht widerſteht, während poetiſche, myſtiſche Schwärmereien, wie ſie das Mittelalter hingeriſſen haben, bei der Mehrzahl keine anklingende Saite mehr vorfinden. Ueber der formellen Richtigkeit der Berechnung ungeheurer Vortheile, über dem äußern Eindruck des Erſtaunlichen, welchen die Vollendung der Maſchine, die Geſchwindigkeit des Dampfwagens macht, vergißt der hingeriſſene Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, daß jede Rechnung, wenn auf Verhältniſſe der Wirklichkeit angewandt, nur dann richtig iſt, wenn auch dieſe wirklichen Verhältniſſe in ihrem wahren Werthe aufgefaßt werden, und daß weder die Schönheit der Maſchine, noch die Schnelligkeit des Transportmittels an und für ſich Quellen von Einkommen ſeyn können. Bei jedem neuen Eiſenbahnprojekt in Deutſchland dachte

der nicht unterrichtete Gewinnsüchtige an die Ergebnisse der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, und machte darnach seine Berechnung. Mit solcher falschen Grundlage, der richtigen Würdigung der Verhältnisse verschiedener Orte untergeschoben, mag man seine Rechnung durch die vier Species aufs gewissenhafteste machen, das Facit muß dennoch falsch seyn. Ueber die verderblichen Folgen dieser Illusionen und der daran sich schließenden Spekulationen in Aktien, namentlich insofern sie sich an die Eisenbahnen anknüpfen, hat sich manche Stimme erhoben, — besonders aber laut schlägt List's Ausruf an unser Ohr, weil er nicht, wie viele der andern Gegner, ein Feind der Unternehmungen selbst, sondern nur ihres Mißbrauchs ist. „Wirft man einen Blick" — so hörte man ihn im Jahre 1838 sagen — „auf das Kolossale dieser Papierspekulationen, wie sie jetzt schon in den meisten europäischen Staaten betrieben werden; berücksichtigt man dabei, daß wir uns erst am Eingange dieser neuen Periode der Papierspekulation befinden" (das verhüte Gott! —); „bedenkt man, daß die Meinung von dem Werth dieser Effekten überall auf bloßen vagen Hoffnungen und Ansichten, also nirgends auf einer sichern Basis ruht; daß Jahrzehente vorübergehen können, bis man zu denjenigen Resultaten gelangt, welche den eigentlichen Werth derselben fixiren; daß in der Zwischenzeit allen Kunstmitteln der Spekulanten freies Feld eingeräumt ist; daß alle Zwischenfälle in der Politik, im Handel, in der Industrie, auf die Course Einfluß haben, und zwar unendlich größeren, wie auf jedes andere Papier; daß folglich die Hoffnungen auf Gewinn und die Furcht vor Verlusten den weitesten Spielraum haben, und die Fluctuationen in den Coursen von Tag zu Tag sich nicht bloß auf halbe, Drittels-, Fünftels- oder Zehntels-Procente beschränken, wie bei andern Papieren, sondern 20, 50 und noch mehr Procente betragen können; daß endlich diese ungeheuren Fluctuationen von einem europäischen Land in das andere spielen und sich wechselseitig steigern, und daß die Aktienkrisen bei jedem neuen Ereigniß, ja sogar bei jeder wirklich oder auch nur scheinbar vortheilhaften oder nachtheiligen Erfahrung oder neuen Erfindung zu allgemein europäischen werden — zieht man alle diese, nicht nur möglichen, sondern nothwendigen Folgen der unbeschränkten Eisenbahnpapier-Spekulationen in Erwägung, so erschrickt man vor der Masse des Unheils, welches dadurch über die Völker

kommen muß." — Seit jener Zeit, da dieſe gewichtigen Worte geſagt worden, iſt die Fluth der nichtigen Spekulation auf dieſem Felde glücklicherweiſe in Europa bedeutend geſunken, aber abgeflossen iſt ſie noch nicht, und ſie kann ſchnell wieder wachſen.

Das Maaß der Mittel und Wege, ſich ſchnell zu bereichern, und der Benutzung derſelben könnte hiemit ſchon gerüttelt voll erſcheinen, allein wo iſt die Grenze dieſer Seuche? Derſelbe Boden des neuen Handelsweſens, aus welchem faſt alle die Formen, welche dieſelbe in neuerer Zeit angenommen, emporgeſproßt ſind, trug noch andere Keime in ſich, die zur Nahrung der nämlichen Begier aufgetrieben werden konnten. Von dieſen ſollte erſt in neueſter Zeit einer zur Blüthe in jener neuen Welt kommen, deren Auffindung von ſo entſcheidendem Einfluſſe auf die ganze Geſtaltung des uns beſchäftigenden Strebens geweſen iſt. Jenes Nordamerika, von Vielen noch jetzt als ein geſegnetes Paradies betrachtet, wie wir dagegen überzeugt ſind, von Gott mit dem ſchweren Fluche der Geiſtloſigkeit und Unſittlichkeit belegt; jenes ſogenannte Land der Vernunft und der Freiheit, wo die höchſten Repräſentanten der Nation in ihren geheiligteſten Verſammlungen ſich mit Fäuſten ſchlagen und mit Meſſern erſtechen, wo die farbige Haut ächtet und rothe Menſchen mit Bluthunden zu Tode gehetzt werden; jenes neue Volk der Juden, das ſich auch für ein auserwähltes Volk Gottes hält, und doch weil es den Herrn und Meiſter, den Geiſt, kreuzigt, ewig in der Materie umirren und mit ſeinen altteſtamentlichen Brüdern dieſelbe Bahn wandeln muß; jenes Land und Volk hat folgerecht die Jagdluſt nach dem rollenden Gelde zur unſinnigſten und weitverbreitetſten Wuth ausgebildet, ſo ſehr, daß ihm Erwerb der Mittel des Genuſſes (nicht Beſitz dieſer Mittel, wie beim Geizhals) zum einzigen Genuſſe werden zu wollen ſcheint, und alle Fähigkeit zu anderem Genuſſe darüber zu Grunde geht. Es iſt auch alle Ausſicht vorhanden, daß es eine geraume Zeit lang das Vergnügen haben wird, als moderner wilder Jäger in der Luft fortjagen zu müſſen. Der abſtrakte amerikaniſche Sinn will überall mit Nichts anfangen, weil ihm alles Gegebene und Hiſtoriſche ein Greuel iſt. Mehr als ſonſt irgendwo hat ſich daher in Amerika die Sucht, ſchnell reich zu werden, an die Abſtraktion des Kredits und an die Eſcametage der Ergänzung einer den Tauſchgegenſtänden nicht äquivalenten Menge

von Tauschmitteln durch die Geschwindigkeit des Umlaufs angeknüpft, und es will der Glaube an die Allmacht des Kredits und die Hexerei der Schnelligkeit noch immer nicht aus dem Gehirn Jonathans weichen. Es kann und soll übrigens die hier einschlagende Geschichte des nordamerikanischen Bankwesens in seiner engen Verkettung mit dem politischen und commerciellen Leben der nordamerikanischen Staaten an dieser Stelle nicht gegeben werden, es kann hier nur auf das aufmerksam gemacht werden, worin der Trieb mit Nichts sich zu bereichern vor wenigen Jahren in höchster Höhe sich gezeigt.

Die Zettelbanken oder solche Banken, welche Scheine ausgeben, die sie stets auf Verlangen wieder einzulösen bereit sind, und die eben deßwegen im Verkehr bei allen denjenigen als Geld circuliren können, welche Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der Bank haben, entstanden aus den Girobanken. Diese waren durch den wachsenden Handel hervorgerufene Anstalten, in welchen eine Gesellschaft von Kaufleuten ihre Kapitalien niederlegte, um die unter einander gemachten Geschäfte ohne beschwerlichen Austausch von Baarschaft durch bloßes Umschreiben des jedesmaligen Betrags von einem auf den andern ausgleichen zu können. Der wesentliche Unterschied beider ist, daß die Girobanken nur dem Verkehr der Deponenten, die Zettelbanken auch über diesen Kreis hinaus dem Verkehre dienen. Letztere, als eine Geburt des Kredits, konnten erst in der Zeit, da dieser eine Hauptrolle in der Handelswelt zu spielen anfing, im siebenzehnten Jahrhundert bedeutend werden, wenn auch einzelne früher vorkommen, und erst in der Scheide des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelangten sie in Europa zu ausgedehnter Wichtigkeit. Um diese Zeit ward die Bank von England gegründet, nicht lange hernach errichtete Law, der eigentliche Gründer einer neuen Aera des Kreditwesens, seine Bank zu Paris. Law's Bank war es ausdrücklich verboten, Summen auszuleihen; die Bank von England macht erst seit 1823 Darleben auf Hypotheken, und gewährt ohne solche auch denen, die mit ihr in laufender Rechnung stehen, keine Vorschüsse. Anders ist das bei andern Banken, namentlich den englischen und amerikanischen Privatbanken. Alle andere Thätigkeit der Banken, außer der Emission von Banknoten und dem Darleihen von Summen, mögen wir bei Seite lassen, denn diese beiden sind es, welche auf unsern Gegenstand allein Beziehung haben. Es ist einleuchtend,

daß ein Spekulant, deſſen Scheine das Anſehen von baar Geld genießen, durch Ausgabe ſolcher Scheine nicht nur ſeine Kapitalien doppelt nutzen kann, indem er mit den Scheinen und dem Fonds, den ſie repräſentiren, zugleich Geſchäfte macht, ſondern auch geradezu neue Kapitalien machen kann. Es mußte daher zu Errichtung von Banken, ſich eine große Anzahl von Leuten gereizt finden, welche ſchnell reich zu werden wünſchten, und ſo wurden jene zu Actien-Unternehmungen. Dieſe konnten aber nur ſo lange rentiren und ſelbſt ſich halten, als die Emiſſionen weder den Bedarf des Verkehrs überſtiegen, noch im Mißverhältniß zu dem Kapital der Bank ſtanden. In Zeiten lebhaft geſteigerten Verkehrs, da eben dieſe Lebhaftigkeit vermehrte Tauſchmittel erfordert, iſt der eigentliche Zeitpunkt der Vermehrung der Banknoten: wird hiebei jedoch die Grenze überſchritten, ſo ſinken die Banknoten im Courſe, weil ſie bloß ſo weit geſucht ſind, als ſie die umlaufende Gütermenge repräſentiren helfen, und die Banken, welche ſie nun im vollen Werthe einzulöſen veranlaßt werden, müſſen falliren, wenn ſie nicht ſo viel Kapital in Kaſſe haben, um die zur Einlöſung präſentirten Scheine unweigerlich zahlen zu können. Daß aber überhaupt eine Bank mehr Scheine emittiren kann, als ſie Kapital hat, kommt daher, daß bei einem raſchen Verkehr die zu Betreibung deſſelben nothwendigen Tauſchzeichen in dieſem feſtgehalten werden, und nur eine gewiſſe Anzahl derſelben (je nach der größeren oder geringeren Lebhaftigkeit des Verkehrs eine kleinere oder größere) aus dem Kreislauf heraustreten und zur Umwechslung gegen baar Geld bei den Banken präſentirt werden wird. Auf der Einhaltung des richtigen Verhältniſſes der baaren Fonds einer Bank zu ihren Emiſſionen und dieſer Emiſſionen zu dem Bedürfniß des Verkehrs beruht die ganze Sicherheit einer Bank. Nun verleitet aber neben der Schwierigkeit der Ausmittlung des richtigen Verhältniſſes ſehr natürlicher Weiſe die Sucht nach großen Gewinnſten leicht zu einer Ausgabe von Papieren über daſſelbe hinaus, und ſo lange Alles dem Publikum verborgen bleibt, wird ſein Glaube an die Bank oder ihr Kredit nicht weichen. Aber früher oder ſpäter bringt der Lauf des Verkehrs, der die unnöthigen Tauſchmittel auswirft, das Mißverhältniß an den Tag und mit der Benutzung des Kredits hat er ein Ende, weil es mißbraucht worden iſt, die Fortdauer aber des guten Glaubens von

einer Seite die Einhaltung des guten Glaubens von der andern voraussetzt. Diese Wahrheiten sind so einfach, so oft durch die Erfahrung bewiesen, aber die Gier nach mühelos erworbenem Reichthum verhüllt sie immer wieder wissentlich oder unwissentlich mit Lug und Trug. Als mit dem Frieden von 1814 Gold wieder in England einströmte, verschwanden gegen 200 Landbanken, weil durch die Rückkehr des Goldes ein großer Theil der Banknoten dem Verkehr unnütz wurde, und jene nicht genug baares Capital hatten, um diese einzulösen, die nun in weit größerer Menge, als bisher zur Realisirung bei den Banken präsentirt wurden. Nachdem im Beginn der zwanziger Jahre ein Zusammenfluß von Umständen große Spekulationen begünstigt und eben dadurch eine Vermehrung von Noten auch der kleinen Banken herbeigeführt hatte, fielen in den Jahren 1825 und 1826 eben daselbst eine große Anzahl von Banken, sobald es offenbar wurde, daß der Bedarf des Verkehrs überschritten werden war. Aber Alles, was früher geschehen, verschwindet vor der großen nordamerikanischen Bankkrise des Winters 1836 auf 1837. In Nordamerika genügte bei dem ungeheuren Aufschwung, den der Handel daselbst gewonnen, das baare Geld längst nicht mehr den Erfordernissen des Verkehrs; auch die ältere und neuere Bank der vereinigten Staaten mit vorwiegend politischem Zwecke füllte die Lücke nicht aus. Mehr als zu viel dagegen thaten es die Privatbanken. Zwar fielen zwischen 1811 und 1830 eine große Anzahl solcher Banken wegen ihren unsoliden Grundlagen, aber immer neue tauchten wieder auf. Diese Banken emittirten nun nicht nur überhaupt mit größtem Leichtsinn Banknoten bis auf das Zehn-, ja Zwanzigfache ihres baaren Capitals, sondern sie gaben auch namentlich Kredit auf große Summen ohne Sicherheit, sehr erklärlicher Weise, weil sie im schlimmsten Falle, da sie auch diese Summen in Noten darlieben und wenig deckendes Capital hatten, außer ihrem Papier verhältnißmäßig wenig verloren, im günstigen Falle aber sehr viel gewinnen konnten, wenn nämlich kein hemmender Umstand in das mit sausender Schnelligkeit sich umdrehende Rad der Spekulation fiel, vielmehr der wachsende Umschwung der Geschäfte mit der täglich neu geschaffenen Masse der Circulationsmittel gleichen Schritt hielt. Durch diese Darleben wurde über den Kreis der zahlreichen Banktheilhaber hinaus das Bankwesen noch einer großen Anzahl

anderer Erwerbsſüchtigen zu einem Reiz und einer Gelegenheit des Beginnens weit ausſehender Spekulationen. Die ausgedehnten Geſchäfte konnten auf ſolche Weiſe eine Zeit lang wachſen; die Darlehen der Banken ſelbſt vermehrten ſie und machten auf ſolche Weiſe immer neue Emiſſionen von Noten möglich. Aber am Ende mußten ſich dieſe Geſchäfte doch auf irgend einen andern Gegenſtand, als das Papier beziehen; man wollte kaufen und verkaufen; dabei war nicht vorauszuſetzen, daß jeder Verkäufer ohne Ausnahme mit der papiernen Münze ſich bezahlen zu laſſen geneigt ſeyn werde, und man mußte darauf gefaßt ſeyn, ihm Gold und Silber oder Waaren von Werth gegenbieten zu können. Einer dieſer Gegenſtände der Spekulation waren Eiſenbahnen und Kanäle, deren man ſo viele projectirte, daß man berechnet hat, wie die ganze Bevölkerung der vereinigten Staaten in 100 Jahren ſie nicht hätte vollenden können; dieſer Gegenſtand war alſo ſelbſt zum Theil nur Schaum, und es mußte noch andere geben. Zwei andere Hauptgegenſtände nun, auf welche ſich die Spekulation gerade damals vorzugsweiſe geworfen hatte, waren Baumwolle und Ländereien im Weſten. Im Jahr 1836 betrug die Einnahme aus verkauften Ländereien 20 Millionen Dollars und kam ſo dem Betrage der ganzen jährlichen Staatsausgabe gleich. Man hatte übrigens hier mit Papier gekauft, und die Staatsregierung richtig vorausſehend, daß daſſelbe (wie verhextes Gold, wenn der Zauber gebrochen, ſich in Kohlen verwandelt) wieder zu Lumpen werden könnte, ſah ſich zu dem ſogenannten Münzcircular genöthigt, welches verordnete, daß die weſtlichen Ländereien nur in Gold und Silber bezahlt werden ſollten. Uebers Meer her kam nun ein ähnliches, wie die Amerikaner freilich meinten, ſehr altmodiſches Verlangen. Die Einfuhr im Jahre 1836 hatte 150 Millionen Dollars betragen, die Ausfuhr 121 Millionen, daher die Handelsbilanz mit 29 Millionen gegen die Amerikaner war. Dieſe Bilanz ſollte nun zum großen Theile mit baarem Geld gedeckt werden, woher es nehmen? Nur 28 Millionen Dollars baar circulirten nach dem Berichte des Staatsſekretärs der Finanzen überhaupt in den vereinigten Staaten. Mit Baumwolle konnte man auch nicht mehr decken, wegen der ebenfalls durch unſinnige Spekulationen hervorgerufenen Ueberproduction von Baumwolle, mit welcher die europäiſchen Märkte überfüllt und die eben deßhalb ſo werthlos

geworden war, daß man amerikanische Baumwolle von Liverpool nach China führen und sie dort die Konkurrenz mit der ostindischen Baumwolle bestehen konnte. Wie die Banken, so hatten auch die einzelnen Handlungshäuser gewirthschaftet, und als man in Europa Mißtrauen zeigte, fiel in Amerika der künstlich aufgeblasene Reichthum noch schneller zusammen, als er entstanden war. Jeder forderte vom Andern die Erfüllung leichtsinnig eingegangener Verbindlichkeiten in vollgültigen Werthen, und da sie zu leisten sehr Vielen nicht möglich war, verbreiteten sich seit Anfangs März 1837 die Bauqueroute auf eine entsetzliche Weise. Man schrieb zu Anfang April aus Philadelphia von einer vollständigen Handels-Umwälzung; 88 Fallimente von ungeheurem Betrage wurden aus New-York berichtet; in New-Orleans warum die Mitte des Monats der Handelsstand in einem Zustande gänzlicher Zahlungs-Einstellung, nur 4—5 der größten Commissionshäuser standen dort noch, ein Viertheil der Bankdirektoren war zahlungsunfähig. Um diese Zeit erreichte der Sturm auch den Westen, der Arbeitslohn fiel überall, weil die Kapitalisten die Handwerker und Arbeiter nicht mehr beschäftigen konnten: die Nichtigkeit ihres papiernen Kapitals war an den Tag gekommen. Alle Arbeiter an der New-York- und Erie-Eisenbahn wurden entlassen, die Haupt-Ingenieure allein beibehalten. Zu Ende April war der allgemeine Ruin noch immer im Steigen: die New-Yorker Blätter verglichen den Handelszustand um diese Zeit der Pest, in deren ersten Stadien die Sterbelisten die Zahl der Todten angeben, dann aber erlahme das Gemüth beim Anblick des Unglücks und zähle die Opfer nicht mehr; so vermehren sich denn auch ungezählt die Zahlungs-Einstellungen, der höchste Handels-Kredit finde nur selten oder gar kein Vertrauen. Im Mai verbreiteten sich die Folgen dieser schrecklichen Lage auch auf England, erst Ende Mai kehrte allmählig das Vertrauen zurück, aber nach welcher Niederlage und durch welche Mittel! In New-York allein waren bis zum 19. Mai 352 Fallimente gezählt worden, das Mittel aber war ein verzweifeltes: die Einstellung aller Baarzahlungen der Banken auf ein Jahr. Die Einstellung dauerte nicht so lange, der Arbeitslohn stieg allmählig wieder, der Handel erholte sich, aber noch immer sind die Nachwehen der Krankheit fühlbar: und das Gift, das dieselbe hervorgerufen, ist keineswegs ausgeworfen. Mit Absicht ist in dieser Darstellung der

Weigerung Jackſons die baaren Ueberſchüſſe der Staatseinnahmen an die einzelnen Staaten zu vertheilen nicht gedacht worden; mit Abſicht kein beſondrer Werth darauf gelegt werden, daß das Münzcircular einen Theil der baaren Tauſchmittel aus den öſtlichen Handelsprovinzen in den Weſten zu ziehen beitrug: man hat auf dieſe Umſtände von andrer Seite ſchon nur zu viel Gewicht gelegt. Auch die Ueberproduktion an Baumwolle konnte nur in zweiter Reihe als Grund des Unheils mit angeführt werden. Ein Beweis dafür, daß das Uebel nicht bloß durch Mangel an Geld und Produkten gegenüber von England erzeugt wurde, iſt der Umſtand, daß die ausführenden Häuſer, welche keine Bilanz zu decken hatten, vor der Maſſe der einführenden fielen. Es mußte alſo das Uebel im Innern des amerikaniſchen Verkehrs begründet liegen, wohin auch alle übrigen Zeichen weiſen. Das Mißverhältniß der Aus- und Einfuhr, die Baumwollenüberproduktion, waren ſelbſt nur Symptome einer übertriebenen Spekulationswuth; die Zurückhaltung der Ueberſchüſſe der Staatskaſſe und das Münzcircular waren nothwendige und weiſe Vorſichtsmaßregeln und beſchleunigten höchſtens den Ausbruch einer tief in den amerikaniſchen Handelsgeiſt eingedrungenen Krankheit, die jedenfalls ihre Kriſe haben mußte und ſie ſpäter, oder wenn die Regierung mit hineingeriſſen worden wäre, nur um ſo heftiger gehabt haben würde. Denn der Himmel zürnt der vermeſſenen Sucht aus Nichts im Fluge Alles machen, und mit Nichts im Nu Alles erwerben zu wollen. —

Hier nun ſind wir an der Schwelle der Gegenwart angelangt, wo unſer Ueberblick von ſelbſt ſich ſchließt, leider mit einem nicht erfreulichen Ergebniß: denn immer neue Formen der Jagd nach Reichthum haben wir auf den Schauplatz treten ſehen; kaum eine darunter iſt von demſelben gänzlich zurückgetreten. Zwar iſt anzuerkennen, daß nicht wenige Staaten in neueſter Zeit Lotterie und Lotto, Windhandel in Staatspapieren und Aktien entweder als Staatsunternehmung aufgegeben oder durch Verbote als Privatunternehmung verpönt haben, und daß ſelbſt die Geſetzgebung und Centralregierung in Nordamerika dem Unweſen der Bankſchwindelei entgegen getreten iſt: aber faſt überall erſcheint die Oppoſition der Regierungen als eine mehr formelle, die namentlich da keine Wirkſamkeit hat, wo das wilde Streben im Kreiſe

von Privatunternehmungen sich bewegt, und das ist jetzt die Regel geworden. Der Grundsatz der absoluten Freiheit des Handels, in welche nicht eingegriffen werden dürfe, ist ein Hauptbeschützer jener, für den Einzelnen wie für den Staat, verderblichen Tendenz, — wie sein Zwillingsbruder: das Princip der unbeschränkten Freiheit der Gewerbe einen großen Theil des Elends unserer Tage auf einem andern Felde verschuldet. Noch ist es Ketzerei in den Augen Vieler an der Wahrheit beider Sätze zu zweifeln; aber mögen die Theoretiker sie noch eine Weile lang vertheidigen, die Praxis, welche nie und nirgends ganz von der Natur weicht, hat Beschränkungen des Handels und der Gewerbe immer und überall für unerläßlich zum Bestehen einer wohleingerichteten Gesellschaft gehalten; und die Zukunft wird es gewiß nicht für ihre Aufgabe ansehen, die Abstraktionen unserer Nationalökonomen noch weiter vom Grund und Boden der Wirklichkeit und Geschichte loszureißen, als sie es schon sind, sondern vielmehr sie auf diesen Boden zurückzuführen sich versetzen. Zwischen den allzugroßen Beschränkungen des Handels und der Gewerbe, welche die ältere Zeit beliebte, und der neuerdings für sie verlangten allzugroßen Willkür, welche sie aus den Gesammtinteressen des Staates zum Schaden des Ganzen losreißt, wird die Zukunft die Mittelstraße zu suchen haben und ihre Aufgabe wird seyn, die Verknüpfung des ökonomischen Kreises des gesellschaftlichen Lebens mit den politischen, intellektuellen und moralischen Interessen der Gesellschaft im Staate auf möglichst organische Weise zu bewirken. Da wird denn auch gegen die unmäßige, den Geist irreführende, den Charakter verderbende, und dadurch sowohl, als durch die Schwankungen im Besitzstande der Einzelnen, welche sie hervorbringt, für den Staat höchst gefährliche Sucht, sich schnell und mühelos zu bereichern, mit Kraft zu Felde gezogen werden, und wie alles Obige zeigt, wird die Hauptschlacht im Gebiete des Handels zu führen seyn. Daß wir damit nicht die Hoffnung aussprechen, jener Geist werde je ganz besiegt werden, brauchen wir das noch zu versichern? Wie ohne Unterlaß Krankheit an dem physischen Leben der Menschheit zehrt — in den nämlichen Grundformen, weil der Organismus des Körpers diese bedingt, doch vielfach verschieden, nach verschiedenem Ort und verschiedener Zeit, — in dieser Generation mit einem rheumatischen, in jener mit einem

entzündlichen Charakter auftretend, — dann nach Zwiſchenzeiten von Jahrhunderten in ungeheuren Kriſen die Welt durchziehend als ſchwarzer Tod und Cholera, — daneben aber immerfort thätig in allen kleinen ſich täglich wiederholenden Geſtalten: ſo iſt es mit den Krankheiten der Seele, die eben ſo weſentlich in ihrem innern Organismus begründet ſind, als die des Körpers in dem ſeinigen, — die nicht nur nach der Nationalität wechſeln, ſondern auch in verſchiedenen Menſchenaltern in anderem Kleide auftreten, das ihnen der Genius der Zeit leiht, — hierauf in den großen Momenten der Kriſe, da die Weltgeſchichte eine neue Wendung nimmt, mit der ganzen Seele des Menſchen auch in dieſe Richtung hineingezogen und von ihr neu geformt werden, — neben her aber immer im Kleinen und Einzelnen mit allen möglichen Geſichtern der ſtillen Beobachter der Welt und ihres Treibens äffen. Aber wenn auch kein Vernünftiger hoffen wird, eine ſo tief wurzelnde Krankheit der Seele, wie jene Reichthumsſucht iſt, je ganz aus dem Treiben der Menſchen verſchwinden zu ſehen, — wenn er es um ſo weniger hoffen wird, je gewiſſer er der Ueberzeugung iſt, daß Krankheiten der Seele häufig nur umgekehrte Tugenden und verbrehte Schönheiten ſind, die durch zweckmäßige Zucht und Bildung zum Beſten des Einzelnen und der Geſellſchaft gewendet und benutzt werden können: — ſo wird er doch, und zwar gerade um dieſer lezteren Ueberzeugung willen, es nicht nur für möglich, ſondern auch für Pflicht halten, daß der Staat, wenn geiſtige Epidemieen die Geſellſchaft ergriffen haben, die von ihr Befallenen zu heilen ſuche, und ihrer Weiterverbreitung auf die Uebrigen, namentlich auf die künftige Generation, ernſtlich entgegentrete, ſofern er dabei als ein guter Arzt, dem Grundſatze treu bleibt: daß das Glied des Organismus, an welches ſich die Krankheit angeheftet, nur im äußerſten Nothfalle und wo die Erhaltung eines höheren Ganzen es erfordert, dieſem geopfert werden dürfe. —

B. B.

Gedanken über die moderne ſchöne Literatur.

Des Menſchen Wachsthum iſt kein ſtetiges in dem Sinn, daß es vom Anfang bis zur Höhe ſeines Lebens in gleichem Zeitraum im Körperlichen und Geiſtigen immer in gleichem Maße und um gleiche Größen fortſchritte. Der Menſch hat im Gegentheil Perioden beſchleunigter Entwicklung, Zeitpunkte, in denen ſich Körper und Geiſt überraſchend ſchnell ausbilden. Unverſehens ſind dann die Umriſſe der Geſtalt, ſind Miene und Haltung andere geworden, ſchlummernde Triebe erwachen auf einmal, das Saitenſpiel der Bruſt verſtimmt ſich und ſtimmt ſich wieder nach einem neuen Ton, und über ganzen bisher dunkeln Geiſtesgebieten geht ſchnell die innere Sonne auf. Nach dieſen Revolutionen im Organismus ſcheint das Leben geraume Zeit wieder im unmerklichen vegetativen Wachsthum ſtille zu ſtehen. — Ein ganz ähnliches Geſetz beherrſcht nun aber die Entwicklung der Menſchheit ſelbſt. Jenen Stromſchnellen im Leben der Individuen entſprechen in der Geſchichte die Momente, wo ſich eine Maſſe von Entdeckungen und Erfindungen in einen kurzen Zeitraum zuſammendrängt. Mit reißender Schnelligkeit werden da die allgemeinen Begriffe von Gott, von der Natur, vom Geſchick und der Beſtimmung des Menſchen umgewandelt, und nach kurzer Friſt iſt auch die ganze äußere Phyſiognomie der Geſellſchaft eine andere. Aber bei einem gewiſſen Punkte hemmt ſich die aufwärts- und vorwärtsgehende Bewegung, der eine Zeitlang raſch ſich erweiternde Horizont der Menſchheit fixirt ſich im Großen, und es tritt wieder der gemeine Lebenszug der Geſchichte

ein, in dem nur nach längerem Zeitraum ein Fortſchritt oder auch in mancher Richtung ein verhältnißmäßiger Rückſchritt bemerklich wird.

Eine ſolche Zeit der Gährung war in der Geſchichte das Jahrhundert vom Concil zu Baſel bis zu dem zu Trient, das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Entdeckung des Seewegs nach Indien und der neuen Welt, den großen Gedanken des Copernicus, die Kirchenreformation, die erſte bedeutende Schwächung Roms und die Ausbildung der Fürſtenmacht umfaſſend. Von dieſem reichen Inhalt nährte und entwickelte ſich der Geiſt zwei lange Jahrhunderte in relativer Ruhe und Abſpannung; denn bei aller äußern Bewegung fällt in dieſen Zeitraum doch kaum eine That des Geiſtes, die nicht unmittelbar aus jenen großen Gedanken und Offenbarungen gefloſſen wäre. — Da trat eine neue Kriſis ein, die man von jenem politiſchen Concil im Ballhaus zu Verſailles datiren kann, und deren Ruhepunkt noch in weiter Ferne zu liegen ſcheint. — Das Planetenſyſtem war ſo ziemlich ausgemeſſen, der Erdball rings aufgeſchloſſen; durch die analytiſche Arbeit zweier Jahrhunderte hatte ſich das Material für Natur- und Völkergeſchichte hoch aufgehäuft; alle Vermögen des Menſchen waren ſkeptiſch ſcirt und discutirt, alle ſeine Rechte theoretiſch vindicirt. Jetzt ſollte auf einmal dieſes Aggregat begeiſtigt, wie zu Organismen geballt werden. Als die Hauptbrennpunkte, um die Alles lebendig anſchoß, laſſen ſich bezeichnen das ungeheure, übergreifende Experiment der franzöſiſchen Staatsumwälzung, die Entdeckung des Sauerſtoffs und der polariſchen und Wahlverwandtſchaftsverhältniſſe der Körper und Kräfte, die Kantiſche Philoſophie mit ihren Töchtern, der Ideal- und Naturphiloſophie. — Es war kein Continent mehr zu entdecken, kein unerwartetes Vehikel raſcherer Gedankenmittheilung zu erfinden; aber man kann ſagen, der Menſch hat in einem kurzen, glücklichen Feldzuge ſich ein großes, weites Gebiet des Geiſtes erobert, und indem er ſeinen Geiſt und den der Natur ineinanderfließen ließ, von ſich und der Natur einen weit höheren, umfaſſenderen Begriff gewonnen. In einem merkwürdigen Jahrzehent, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, iſt in vielen Beziehungen für den wahren Fortſchritt nicht nur unendlich mehr als in zwei verfloſſenen Jahrhunderten, es iſt ganz Anderes und Größeres geſchehen und vorbereitet worden.

Die wichtigſten Entdeckungen in der innern und äußern Welt und die Schlag auf Schlag erfolgenden eindringlichen Lehren der großen Zeitgeſchichte wirkten kräftig in einander, um die Meinungen und Ueberzeugungen, das Wollen und das Thun, die ganze äußere und innere Verfaſſung der Geſellſchaft in ſehr vielen und weſentlichen Punkten völlig umzugeſtalten. Die Betrachtung der Natur und der Geſchichte haben ſich in gleichem Maße vergeiſtigt: die Erde iſt keine ſtarre, von todten Kräften umſpielte Kugel mehr, die Geſchichte iſt nicht mehr ein dürrer Roſenkranz von Ereigniſſen, an dem die Regentenwechſel die Paternoſter bilden: beide ſind lebendige Organismen mit analogen Geſetzen des Wachsthums und der von der Willkür verhüllten Nothwendigkeit. Mit dieſer raſchen Erhebung der Begriffe von der Natur und der Geſchichte, vom Geſchick der Erde und der Menſchheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehen im Leben die überraſchendſten Bildungen und Auflöſungen Hand in Hand. Der Geiſt iſt überall in voller Arbeit, um im Wiſſen und im Leben die Dogmen der verfloſſenen Jahrhunderte theils zu untergraben, theils zu überbauen. Das Gebäude des überlieferten hiſtoriſchen Rechts, ſoweit es nach der Sprengung durch die Revolution und die Aufhebung des Reichs aufrecht geblieben, wird emſig abgetragen; die alte Gliederung der Stände fällt mehr und mehr auseinander; Alles, was das Leben veredelt, indem es daſſelbe ſchmückt und erleichtert, wird immer mehr Gemeingut; es fällt eine Schranke um die andere, welche die natürliche Gleichheit, die natürliche gleiche Berechtigung zu Erkenntniß und Genuß beeinträchtigte, und in gleichem Maße tritt die ebenſo natürliche Ungleichheit des Talents und des Glücks in ihre Rechte ein. Der Kühnheit des Begriffs in der Wiſſenſchaft entſpricht im äußern Leben die Keckheit des Verſuchs und der That. Im Maße als dem Menſchen das Verſtändniß der Kräfte der Natur und ſeiner eigenen aufging, hat er auch beide zu Erwerb und Genuß beſſer und kräftiger nützen gelernt. Wie ſich heutzutage die alten compakten Maſſen der Wiſſenſchaften in eine Menge ſpecieller Disciplinen verzweigen, deren jede ihren eigenen Mann fordert, ſo ſind in Ackerbau, Induſtrie, Handel und Verkehr Theilung der Arbeit und Aſſociation die Haupttriebfedern einer erſtaunlichen, ſich fortwährend beſchleunigenden Entwicklung geworden, welche auf eine völlige Umbildung der materiellen

Baſis der Geſellſchaft auszugehen ſcheint. Und wenn Manches in den Tendenzen und Meinungen des Jahrhunderts eine Rückkehr zum Geiſt des Alterthums andeutet, ſo wird in veränderter Geſtalt auch das weſentliche Inſtitut zurückgeführt, auf das ſich die alte Welt ſtützte. Das Sklaventhum erlaubte dem Freien, ſich der ſchwerſten Handarbeit zu entziehen, ſich den Händeln des Staats zu widmen, nach ſeinen äußern und innern Kräften ſich die Bildung ſeiner Zeit und ihre Genüſſe anzueignen. Einem ähnlichen Ziele ſcheint die Geſchichte Europas und der neuen Welt zuzurücken; nur daß der Menſch nicht mehr den Menſchen in Feſſeln ſchlägt und zur Maſchine ſtempelt; umgekehrt hat er dem ſinnreichen Verband todter Naturkräfte wie eine Seele und einen Willen eingehaucht, und er vergrößert Tag für Tag das ſtehende Heer automatiſcher Titanen, die für ihn heben und ſchleppen, graben und pflügen, ſpinnen und weben und, auf die glatte Bahn geſtellt, mit dampfenden Nüſtern den Raum verſchlingen. Wir ſchwimmen mitten in der gewaltigen Strömung; aber unblickend ſehen wir bereits als Früchte einer providentiellen Beſchleunigung der menſchlichen Entwicklung die allgemeine Potenzirung aller Wiſſenſchaften und damit der Gewerbe, die erſtaunliche Beflügelung des Verkehrs, die Nivellirung der Geſellſchaft, die Populariſirung des Wiſſens und die von der Pflicht der Selbſterhaltung gebotene „Sageſſe" der Fürſten, und Alles dieß wie mit Dampfkraft einem unbekannten Ziele zugetrieben.

Eine merkwürdige Zeit! Aber durch den Lärm des allgemeinen Fortſchritts geht ein Laut ſchmerzlicher Klage; während der Geiſt der Menſchheit raſtlos keck vorwärtsſtrebt, ſcheint ihre Seele krank und verdroſſen. Bei ſeinem Forſchen über Gott, ſich ſelbſt und den letzten Grund aller Dinge zieht der Menſch mit bitterem Lächeln ein troſtloſes Facit, er ſtarrt bang in den halb geleerten Becher des Genuſſes, überwältigt vom Gefühl einer unausſprechlichen Oede, und greift er zur Leier, ſo entlockt er ihr faſt nur Töne der Selbſtverhöhnung und der Verzweiflung. — Wie ganz anders war es in der ähnlichen ſtürmiſchen Bewegung der Geiſter am Beginn der neuern Zeit! Auch im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert erhielt das Bewußtſeyn ſchnell einen andern, reichern Inhalt; wie jetzt, ſo gingen auch damals ganz neue Sternbilder am Horizont der Menſchheit auf; auch damals wurde durch einen Riß

in alle Ueberlieferung der Frieden der Gemüther gewaltſam zerſtört, brannte der Kampf zwiſchen den alten und neuen Gedanken in Kirche, Staat und Wiſſenſchaft. Aber mit abentheuernder Luſt, den muntern Kranz der Künſte in den Locken, warf ſich das Jahrhundert in ſeine neue Bahn, mit einer Freudigkeit und einem poetiſchen Schwung, womit die allgemeine Stimmung im jetzigen, ſonſt ſo verwandten Geiſteskampfe in grellem Contraſte ſteht. — Es iſt nicht anders, als ob dieſe Verſchiedenheit in der Gemüthsverfaſſung, die moraliſche Atmoſphäre beider Zeitalter, ihrem Weſen nach auf einem phyſiologiſchen Momente, auf einem Entwicklungsgeſetz beruhte.

Das Zeitalter der Reformation entſprach im Leben des Menſchen der Periode, wo dem Kind der Jüngling entſpringt. Die Dämmerung in der kindiſchen Seele wird zum Tage, hundert in der Tiefe der Bruſt ſchlummernde Gefühle erwachen und ſteigen auf, das bisher Erfahrene und Erlernte belebt ſich wie durch Inſpiration und gruppirt ſich zu lebendigen, verſtändlichen Bildern, und den Gott, den das Kind nur fürchtete und anbetete, lernt der Jüngling erkennen und lieben. Er glaubt die Welt zu begreifen, weil ſich ihm eben erſt ihre leichtern Räthſel ſo freundlich gelöst; lebendig ahnt er das tief Geheimnißvolle im Geiſt und der Natur, aber es erregt ihm nur ſüße, poetiſche Schauer, und über die ſchwerern, tiefen Fragen, welche das Leben an den reifern, enttäuſchten Menſchen ſtellt, wird er durch naive Vorausſetzungen hinweggetragen. Nach unſerem Gefühl ein treues Bild der Zeit, welche nach dem Traumleben des kindlichen Mittelalters in göttlichen und menſchlichen Dingen zum halben Bewußtſeyn erwachte und ſich mit jugendlicher Leidenſchaft auf dem friſch eröffneten Geiſtesfelde tummelte.

Aber wie beim Menſchen mit vorrückenden Jahren die Einbildungskraft vom Verſtand, die Anticipation vom Raiſonnement verdrängt wird, und das Leben mit ſeinen Enttäuſchungen ein ſchönes Gefühl, ein glückliches Vorurtheil um das andere aus der Bruſt wegnimmt, ſo wurde auch das Zeitalter, während es den geiſtigen Inhalt des ſechzehnten Jahrhunderts verarbeitete und in ſeine Conſequenzen auflöste, klüger und kühler. — Vor dem Uebergang der Jugend in das reife Alter hat der Menſch in der Regel eine Periode, wo er ſich für ganz fertig hält und

wohlweiſe alle Lebensfragen hinter ſich gebracht zu haben glaubt; er blickt lächelnd auf die Blendwerke und Scrupel ſeiner Jugend zurück und iſt nie materialiſtiſcher, für alle tiefern Regungen verſchloſſener und ſelbſtkluger als in dieſer Zeit des leicht befriedigten Genuſſes und der egoiſtiſchen Selbſtbefriedigung. — Dieſer Zeitpunkt im Leben findet ſeinen trefflichen Repräſentanten am ſenſualiſtiſchen achtzehnten Jahrhundert, das alle böſen Träume der Menſchheit verſcheucht, alle Dämonen exorciſirt zu haben meinte und ſich dem Ziel der Weisheit nahe erblickte, weil es alle bangen Fragen im Namen der Vernunft ſummariſch beſeitigt hatte.

Beim Eintritt in das eigentliche Mannesalter ſchlägt nun aber häufig die Weltanſchauung ſchnell um. Der gereifte Mann, iſt er einmal ernſtlich vom Strome des Lebens ergriffen, wird von zahlreichen, bisher unbekannten Sorgen und Beſorgniſſen angetreten. Das rationelle Verhältniß zwiſchen ſeiner Vergangenheit und ſeiner Zukunft, und die definitive Aufgabe ſeines Lebens liegen erſt jetzt, da letzteres über die Hälfte abgeſponnen iſt, klar vor ihm. Er wirft ſich mit ſelbſtbewußtem Eifer in ſeinen Beruf, erweitert raſtlos die Kreiſe ſeines Lebens, er greift ein in das Getriebe der Stadt und des Staates, er mehrt emſig ſeinen äußern und innern Beſitz, und erſt jetzt lernt er gleich ſehr den Werth der Kenntniſſe und des Geldes ſchätzen. Aber während ſich ſo ſeine äußere und intellectuelle Thätigkeit ſteigert, iſt er auch innerlich bewegter und moraliſch unruhiger geworden. Erſt jetzt ſchmeckt er in vollem Maaße die Qualen der Habſucht, des Ehrgeizes, der gekränkten Eitelkeit auf Geiſtesvorzüge; ſeine Sinnlichkeit wird innerlich heißer und gieriger, zugleich rückſichtsloſer und bewußter, raffinirter. Mitten im Schaffen und Wirken überfällt ihn lähmend Fauſt's freſſender Gedanke, „daß wir nichts wiſſen können,“ und den Becher der Luſt vergällt ihm das öde Gefühl, daß er aus dem troſtloſen Zirkel des Genuſſes nimmer herauskommt. Er ſehnt ſich wechſelnd zurück in den ſkeptiſchen Leichtſinn ſeines reifern, in das tiefe Gottesgefühl ſeiner zartern Jugend; aber er fühlt es ſchmerzlich, daß in der Bruſt die Saiten zerriſſen ſind, auf denen die kindliche Seele beim Oſterglockenklang ſo entzückende Akkorde ſpielte, und doch foltert ihn auch wieder wie ein Gewiſſensbiß der Gedanke, daß er einmal im Uebermuth der Vernunft den Gott in ſeiner Bruſt und in der Natur verläugnet. Er

empfindet es lebhaft, daß der Zwieſpalt in ſeinem Innern durch die ganze Natur geht, und verzweifelt zu Zeiten an der Verſöhnung für ſich und die Welt. — Dieſer Epoche im Leben des Menſchen ſcheint nun unſer Zeitalter zu entſprechen. Sein raſtloſer Wiſſens- und Thätigkeitsdrang, das ſchnelle Fortſchreiten auf allen materiellen und intellectuellen Gebieten, der Demokratismus, der Geldurſt, die Genußſucht und Eigenſucht, und mitten im äußern Gedeihen der Mangel an Selbſtbefriedigung, die tiefe moraliſche Unruhe, das Schwanken zwiſchen Glauben und Verzweiflung, zwiſchen Gott und Nichts — Alles bezeichnet, nach unſerer Anſicht, das Jahrhundert der Revolution als die Periode der reifen, bewegten Männlichkeit, gegenüber dem jugendlichen Zeitalter der Reformation, mit ſeinem frommen, ahnungsvollen Blick in die neu aufgethane Welt, und dem abgekühlten Jahrhundert der Aufklärung, mit dem naſeweiſen Verſtandesſtolze.

Unſere Zeit iſt wie die der Reformation eine Zeit des Ueberganges, aus deren krampfhaften, nicht ſelten widerſprechenden und widerſtrebenden Bewegungen eine neue Weltanſchauung, ein neuer geſellſchaftlicher Zuſtand, eine neue Phyſiognomie der Menſchheit hervorgehen ſollen. Dießmal aber war die Aufhebung des Gleichgewichts noch raſcher als damals, der Stoß noch heftiger, der die Menſchheit in doppelter Bewegung unterhält, im Begriff und der Wiſſenſchaft aufwärts, im Politiſchen und Materiellen vorwärts. Und darin ſcheint uns nun das verſchiedene Verhältniß der beiden Epochen zur Poeſie und Kunſt und die eigenthümliche Schwäche der unſrigen in aller höhern Kunſtproduktion gegründet. — Die folgenden Bemerkungen ſollen ſich zunächſt nur über die ſchöne Literatur verbreiten.

Alle Poeſie, das heißt alle Kunſt, gedeiht nur in einer Geſellſchaft, wo der Widerſtreit der Meinungen und Leidenſchaften ſich um den ruhenden Kern einer ſocialen Gliederung dreht. Sie bedarf daneben eines feſten Hintergrundes von moraliſchen und religiöſen Ueberzeugungen oder Vorurtheilen. Ob nun der Poet ernſt oder lachend in dieſen Inhalt ſeiner Zeit greift, ob er im Raum und in der Zeit darüber hinausgeht, oder im Begriff darüber hinausſtrebt, ob er ihm ſchmeichelt oder ihn verſpottet, immer iſt er die Fruchterde, in der der Künſtler allein wurzeln kann. — Das Zeitalter von der Mitte des fünfzehnten bis zu der des

ſechzehnten Jahrhunderts wurde nun durch die raſche Berichtigung ſo vieler Begriffe und Vorurtheile gemüthlich nicht ausgeleert, wie der bezeichnende moderne Ausdruck lautet; es war noch durch eine Maſſe von Vorausſetzungen aller Art befangen, an welche die Poeſie ſich hängen konnte; auch blieb der geſellſchaftliche Verband in den weſentlichen Beziehungen der alte. Ja dieſes Zeitalter wurde durch die Offenbarung der antiken Kunſt und Literatur herrlich befruchtet; ſeine Schöpfungen in den ſchönen Redekünſten wurden die Keime der ſpätern Entwicklung bis auf dieſen Tag, in der bildenden Kunſt wurden ſie leider ſogar ihre Blüthe.

Im vorigen Jahrhundert hatte die ſogenannte Aufklärung alle bürgerlichen und moraliſchen Grundlagen ſkeptiſch unterhöhlt; aber noch ſtanden alle ſocialen und religiöſen Formen, wenn auch häufig als leere Hülſen, aufrecht, und dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Beſtehenden und dem Begriff war der Poeſie wenigſtens in gewiſſen Richtungen günſtig, und ſie gedieh in Moder, der hoch aufgehäuft den Geſellſchaftsboden deckte. Der großen, in der geſellſchaftlichen, moraliſchen und religiöſen Tradition noch befangenen Maſſe ſtand eine kleine Zahl Wiſſender und Regierender gegenüber, die freilich ausgeleert genug, aber dabei meiſt ganz befriedigt und unzerriſſen waren. Und in dieſem Spiele von dunkeln Schatten und grellen Lichtern bildete ſich ja auch erſt unſere, die deutſche Literatur, wie wir ſie von Klopſtock datiren. — Man konnte glauben, mit Goethe und Schiller beginne eine zweite, höhere Phaſe unſerer Literatur; aber gleich im zweiten Jahrzehent dieſes Jahrhunderts wurde es klar, daß ſie die letzten, ſüßeſten Früchte eines fruchtbaren Sommers, nicht die Blüthen eines neuen Frühlings waren. Die Kataſtrophe, welche den allgemeinen Geiſt ſchnell auf einen höhern Standpunkt hob, aber zugleich mit ſo vielen Schöpfungen der Vergangenheit auch das Gemüth zerriß, hat auch in der Literatur ein unwiderbringliches Jenſeits abgeſchloſſen, und das Diesſeits kann nicht anders als haltlos und chaotiſch ſeyn, da überall noch, in der äußern und der innern Welt, der Boden ſchwankt, der, ſoll die Poeſie darauf ihre Hütten bauen, feſt ſeyn oder ſeine Oscillationen erſt beginnen muß.

Ein Landſtrich, durch den eben erſt eine Eiſenbahn gezogen wird, iſt ein lebendiges Bild der innern und äußern Unruhe

welche gegenwärtig die Menschheit stürmisch vorwärts treibt, wobei es auch nicht an Wirbeln, an in sich zurückkehrenden Bewegungen fehlt. Auf allen Gebieten des Geistes, im Glauben, im Wissen, in der Industrie, in bürgerlicher Verfassung und Gesetzgebung, wird der Boden aufgerüttelt, hier erhöht, dort erniedrigt, Berge durchbohrt, Brücken und Viadukte gesprengt und nach allen Seiten die Lokomotive in Bewegung gesetzt. Durch diese allgemeine Umwühlung ist vorläufig überall gleichsam der Humus der Poesie weggerissen; sie kann nirgends Wurzel schlagen. In diesem Gewimmel neuer, aus der allgemeinen Auflösung des Alten anschließenden Bildungen, in dieser Verwirrung von dürrem Laub und jungen Keimen zeigen sich freilich bereits die ersten Linien einer künftigen neuen Bildung, eines neuen Rechts, eines neuen Glaubens, einer neuen Standesverfassung; aber noch ist nichts fertig, noch ist Alles im Fluß; der höhern Poesie wird überall der Stoff unter den Händen weggezogen, sie kann von der Wirklichkeit nur verschwommene, wie im Hohlspiegel verzerrte Bilder geben; sie flüchtet sich daher ungeduldig vorzugsweise in die Welt des Gedankens. Hier aber wird sie von der unruhigen Stimmung der gemüthlich zerworfenen und reformatorischen Zeit überhaucht.

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt.

Dem Geist des vorigen Jahrhunderts, der Aufklärungsperiode, sagte vorzugsweise die didaktische Poesie zu. Diese ist, sehr bezeichnend, fast ganz verschwunden, und statt derselben herrscht gegenwärtig, als Ausdruck der höchsten und tiefsten Zeitideen, die Lyrik, und zwar eine Lyrik, welche beweist, daß die Weltanschauung nicht nur eine andere, sondern auch weit tiefere, ernstere, aber auch schwermüthigere und unruhigere geworden ist. Die Menschheit hat in kürzester Frist unendlich Vieles gelernt und erfahren; aber es ist, als hätte sie zu rasch vom Baume der Erkenntniß gegessen. Schon der Gedanke, daß sie mit dem Abstreifen von so vielen Vorurtheilen des Aberglaubens wie der Vernunft, mit dem Gewinn so vieler neuen Begriffe dem Wesen der Dinge um nichts näher gekommen, ist ein beängstigender; aber ein Blick in ihre Brust erfüllt sie vollends mit Grauen: die Brust ist entleert, oder mit Entleerung bedroht, eben durch die Erhebung, vielleicht

Ueberhebung des Geiſtes; alle Stützen, um welche das Gefühl und die Liebe ſich ranken oder ranken möchten, ſind daraus weggenommen oder doch erſchüttert. Der Begriff iſt auf ſo vielen Punkten dem Gefühl zu ſehr vorausgeeilt; es ſtrebt athemlos, ſich mit dem allgemeinen intellektuellen und materiellen Fortſchritt ins Gleichgewicht zu ſetzen; es kann aber nicht früher Beruhigung finden, als bis der Begriff die Segel einzieht und den Anker fallen läßt. Dieſes tiefe Weh der Zeit findet ſeinen vollen Ausdruck in dem, was man die Zerriſſenheit genannt hat, im Schwanken zwiſchen der Vergötterung der Sinnlichkeit und dem entſetzlichen Gefühl der vanitatum vanitas, der Wärme der religiöſen Empfindung und dem Froſte des Hohns, den Fieberſchauern von Lebensübermuth und Lebensüberdruß. Alle dieſe entgegengeſetzten Meinungen und Gelüſte brechen nun in der modernen Lyrik zu Tag; die lyriſchen Individuen und die verſchiedenen Dichterkreiſe unterſcheiden ſich vorzüglich darnach, ob in ihnen die eine oder die andere Richtung vorherrſcht, und diejenigen, welche ſtoßweiſe zwiſchen allen Stimmungen wechſeln und die eine durch die andere verhöhnen, bezeichnen ſich ſelbſt als die Modernſten. Hier handelt es ſich nur darum, das Gemeinſchaftliche Aller im Allgemeinen zu bezeichnen.

Die Ideen von der Autonomie des Menſchengeiſtes, vom innigen Rapport zwiſchen den Regungen unſeres Innern und allen Lauten und Bildern der äußern Welt, alles dergleichen, was die neuere Philoſophie als Pythia der Zeit ausgeſprochen, ging ſchnell in die allgemeine geiſtige und moraliſche Atmoſphäre über, und wirkte ſeiner Natur nach in der Poeſie nicht nur überhaupt auf ſtärkere Entwicklung der Lyrik, ſondern gab ihr auch ganz andere Farbe und Stimmung. Wenn ſich der Lyriker des vorigen Jahrhunderts mit ſeinen Empfindungen den Erſcheinungen der äußern Natur gegenüberſtellte und mit jenen wie mit dieſen nur tändelte, ſo läßt der jetzige die innere und die äußere Welt ſich in einander ſpiegeln; nach einander zieht er Himmel und Erde in ſeine Bruſt herab oder gießt ſeinen Geiſt über die ganze Natur aus; er ſieht in allen Erſcheinungen der Welt Perſonificationen ſeiner Gefühle, und in ſeinen Gefühlen Sinnbilder deſſen, was draußen iſt, wird und vergeht. Aber das ewig wiederkehrende Gefühl, daß die Schwingungen des Gemüths nie zu den Grenzen des Begriffs reichen, läßt den Dichter ſelten oder nie zur eigentlichen Befriedigung

kommen, und ſo iſt die Unruhe, der Schmerz der Grundton dieſer Poeſie.

Dieſe ſpiritualiſtiſche Lyrik, welche das Subjektive und Objektive in ſich deckenden Bildern verſchmilzt, iſt, der ſo ungleich realiſtiſcheren und körperlicheren Lyrik der frühern Periode gegenüber, durch ihre Körperloſigkeit ſehr bezeichnend für das Verhältniß der gegenwärtigen allgemeinen Entwicklung zur Poeſie überhaupt. Sie iſt als Ganzes ein charakteriſtiſches, jedoch nirgends ſcharf umriſſenes Gebilde, aber näher beſehen iſt ſie der bunt ſchillernde Ausdruck der ſo verſchiedenen Anſichten über die letzten und höchſten Fragen und Intereſſen. Man kann es wohl ſchon jetzt ſagen, die unabſichtlichen Schöpfungen dieſes lyriſchen Triebs in der letzten und der laufenden Generation machen das aus, was vielleicht allein die poetiſche Ehre des Zeitalters vor der Nachwelt retten wird. Sie bilden den eigentlichen Kern unſerer modernen Literatur, wenn er auch im Grunde die Natur eines Kometenkernes hat.

Wenn aber dieſe Geiſtesrichtung in ihrer Reinheit die Eigenthümlichkeit und die relative Höhe unſerer Literatur bezeichnet, ſo iſt ſie andernſeits auch die Quelle alles deſſen, was dieſelbe im Ganzen ſo ſchwach, haltlos und bei allem Ringen nach Poeſie ſo unpoetiſch macht. In der Lyrik ſelbſt haben jene Ideen vom Aufgehen des Mikrokosmus im Mosrokosmus und dergleichen bei vielen, ja bei der Mehrzahl der poetiſch Angeregten nur zu einem weſenloſen, abgeſchmackten Spiel mit Gefühlen geführt, wobei der Gedanke ſtockt oder ſich albern im Kreiſe dreht, in jedem Falle nicht vom Flecke kommt; ſie haben aber auch in allen Fächern der Literatur den wahren Dämon erzeugt, von dem unſere Belletriſtik beſeſſen iſt und der ſo widrig aufdringlich aus ihr deklamirt und raiſonnirt: die unverſchämte Selbſtvergötterung, die ſuffiſante Koketterie mit dem eigenen Ich, den Trieb, Alles auf ſich zu reflektiren und aus ſich heraus zu conſtruiren. Der Umſtand, daß der Geiſt, wenn er nicht gerade den lyriſchen Flug nimmt, auf dem ſchwankenden Terrain des Jahrhunderts ſich poetiſch nirgends recht verkörpern kann, in Verbindung mit dem ächten Kind der Zeit, der modernen Philoſophie, gibt dem grübelnden, ſich ſelbſt beſpiegelnden Gedanken das Uebergewicht, und damit erhält nicht nur die Kritik ex professo eine ganz eigene Färbung, es macht auch, daß ſich die Literatur ſelbſt faſt ganz in Kritik auflöst.

Die Zeit ſagt ſich beſtändig ſelbſt vor, ſie ſey weſentlich eine wiſſenſchaftlich kritiſche, keine produktiv poetiſche; und dieſes klare Bewußtſeyn über ihre Stimmung und Tendenz beweist eben am beſten, daß für Poeſie und Kunſt, ſoweit ſie naive, unbewußte Produkte ihrer Zeit ſind, in der gegenwärtigen Entwicklung wenig Raum iſt. Unſere ganze ſchöne Tagesliteratur zerfällt am Ende in Produkte, welche geradezu raiſonniren und analyſiren, und in ſolche, bei denen der Stoff nur das leichte Lattenwerk bildet, an welchem das kritiſche Feuerwerk abgebrannt wird. Man hat unſere Lyrik, bei der der Sänger, ſtatt wirklich zu ſingen, immer nur den poetiſchen Prozeß in ſeinem Innern protokollirt, eine Poeſie der Poeſie genannt: in gleichem Sinne iſt der größte Theil unſerer modernen epiſchen und beſchreibenden Poeſie eine Kritik der großen hiſtoriſchen Kritik des Jahrhunderts, indem ſie, vom Boden der realen Welt, auf dem ſie keinen feſten Fuß faſſen kann, abgleitend, beſtändig ins Raiſonnement fällt, in die Discuſſion der zahlloſen Streitfragen, welche die Zeit bewegen. Selbſt der heutige Lyriker iſt ja im Grunde nichts, als ein bald prahlender und ſich überhebender, bald winſelnder und ſich verklagender Selbſtkritiker.

Die zweite Gattung, welche heutzutage die literariſche Herrſchaft mit der Lyrik theilt und dieſe extenſiv weit überwiegt, iſt die Epik in der Form des vielgeſtaltigen Romans; und auf dieſem ſeiner Natur nach der realen Welt angehörigen Gebiete zeigt ſich vollends auffallend die Unmacht der heutigen Poeſie und ihr vornehmſter Charakter, die Unkörperlichkeit bei aller Materialität in gewiſſen Beziehungen. — Wie alle Poeſie, ſo gedeiht auch der wahre Roman nur da, wo er ein fertiges und wieder abbröckelndes Gebäude von Sitten, Meinungen und Satzungen mit dem muntern Schmuck ſeiner Vegetation gemüthlich umſpinnen kann; aber in einer gährenden Bewegung, wo das Abſchied Nehmende mit dem Werdenden geſtaltlos verſchwimmt, entſchlüpft gleichſam der Körper der Geſellſchaft dem Poeten unter den Händen; ſo bleibt ihm nichts übrig, als blos ihren Geiſt, freilich auch nicht zu faſſen, ſondern, wie man es nennt, aufzufaſſen, und ſo wird unwillkürlich der Poet zum Raiſonnirer, und ſtatt aus dem Leben gegriffene Menſchen und Stände bringt er meiſtens Perſonificationen von Zeitleidenſchaften, Tendenzen und Anſichten in Conflikt,

gekünſtelte Typen der politiſchen, philoſophiſchen, ſocialen, künſtleriſchen, literariſchen Meinungen und Beſtrebungen. Der Sittenmaler kann die unruhige, petulante Geſellſchaft nicht zum Sitzen bringen, und ſo zeichnet er ſie aus dem Kopf, und was heraus kommt iſt hundertmal gegen einmal eine Karrikatur, die, wenn irgend Jemand, noch am meiſten dem Künſtler ſelbſt ähnlich ſieht, und ſeinen nächſten Umgebungen, die ſo häufig nicht die ſauberſten Winkel der Geſellſchaft repräſentiren. Der auffallendſte Beweis dafür, daß die Schwäche des Geiſtes in der Produktion eine fataliſtiſche, in der Zeit ſelbſt begründete iſt, liegt wohl darin, daß er epiſch nicht nur die ſociale Gegenwart und unmittelbare Vergangenheit verzerrt, ſondern ſogar in verlebte, der frühern Geſchichte entnommene Stoffe den ganzen doctrinären, ſkeptiſchen, desperaten Wuſt des Tages überträgt und hiſtoriſche Romane gewiſſermaßen — l'esprit à part — in der Weiſe macht, in der Voltaire Geſchichte ſchrieb.

Neben dem Roman und der Novelle macht ſich in der heutigen Literatur eine neu eingeführte Baſtardgattung breit, die in den zeichnenden Künſten dem Plunder des Genre und der Landſchaft und der ungeheuern Produktion der Lithographie entſpricht. Wir meinen alle jene politiſirenden, ſentimentalen, frömmelnden oder gottesläſterlichen, ſpiritualiſtiſch liederlichen oder plump mit dem Fleiſch handthierenden Schildereien und Sudeleien aller Art in kleinen Rahmen, die man unter dem Namen des „Genre" und des „Reiſebildes" zuſammenfaſſen kann, welch letzteres zunächſt aus der großen Beweglichkeit, dem Touriſmus des lebenden Geſchlechts geboren worden iſt. Was vom Roman geſagt worden, gilt ganz auch von dieſem narkotiſchen Schlinggewächs der Zeit. Sieht man bei beiden ganz ab von der moraliſchen Seite der Erſcheinung, ſo zeigt ſich auch beim Reiſebild als hervorſtechender Zug die Unfähigkeit, die reale Welt, den wirklichen Menſchen zu faſſen, und der Trieb, aus automatiſchen, meiſt elegant aufgeputzten und mit einem gewiſſen ſpiritualiſtiſchen Materialismus überhauchten Puppen die Discuſſionen über die ſogenannten ſocialen Fragen plappern zu laſſen. — Es gibt ein phyſikaliſches Kunſtſtück, wobei am Rande einer Papierſcheibe eine Menge unfaßlicher, ſeltſam verzogener Figuren gezeichnet ſind, von denen man gar nicht weiß, was ſie vorſtellen ſollen; ſetzt man aber auf die Mitte einen polirten

Metallkegel und blickt auf die Spitze deſſelben, ſo ordnet ſich auf der ſcheinbaren Baſis das an der Peripherie des Papiers formlos Zerſtreute optiſch zu einem deutlichen Bilde zuſammen. So verhält es ſich auch mit der modernen Roman-, Novellen-, Genre- und Reiſeliteratur: im einzelnen Produkt lauter monſtröſe Menſchen und Geſinnungen, ſo daß man ſich bald in ein Dontanſches Statuettenkabinet, bald in ein Swiftſches Laputa verſetzt glaubt; erſt wenn man aus der Vogelperſpektive auf das Ganze herabblickt, gruppirt ſich das Chaos falſcher Striche zu einem ordentlichen Bilde unſerer in vollem Werden begriffenen Geſellſchaft mit ihren Widerſprüchen zwiſchen geiſtigem Flug und materiellen Neigungen, zwiſchen Aſceſe und Cynismus, Proſtitution und Heuchelei, Demokratismus und ariſtokratiſcher Raffinerie.

Haben wir noch das Drama genannt, ſo iſt der Kreis der Literatur im Großen ſo ziemlich geſchloſſen. Der gegenwärtige Zuſtand der Bühne, nicht der deutſchen Magd allein, ſondern auch ihrer vornehmen Gebieterinnen, macht es vollends deutlich, daß am Mangel wahrer Produktivität, an der innern Sterilität der Literatur nicht die Menſchen, nicht die Talente Schuld ſind. Iſt etwa alles Theatraliſche heutzutage aus einem andern Grund ſo ganz ungewöhnlich haltlos und in jeder Beziehung erbärmlich, als weil ſich die Aufgabe, den wirklichen, zeitgenoſſiſchen und hiſtoriſchen Menſchen zu ergreifen, die Menſchheit nach Geiſt und Körper vor Augen zu ſtellen, auf dem dramatiſchen Gebiete nicht witzig illudiren läßt? Die heutige Poeſie kann den Menſchen nicht einmal zeichnen, wie ſollte ſie ihn in Scene ſetzen können? Haben wir das Verhältniß der beſchleunigten geſchichtlichen Bewegung unſerer Tage zu aller Kunſt richtig gefaßt, ſo iſt es jedenfalls höchſt charakteriſtiſch, daß die deutſchen literariſchen Kreiſe, welche ſeit einer Reihe von Jahren auf ihre Zeitgerechtigkeit, auf ihre Modernität pochen, gerade in der Dramatik ſo gut wie nichts producirt haben, in dem ſich irgend eine Eigenthümlichkeit, irgend ein Fortſchritt bemerklich machte, während ſich in den andern Fächern eine gewiſſe Potenzirung der frühern Literatur gegenüber nicht verkennen läßt.

Wir haben oben geſehen, wie die moderne Lyrik, als Produkt der eigenthümlichen Erhebung der Begriffe vom Geiſt und der Natur, ſich zur ältern Lyrik verhält. Aus denſelben Quellen wie

ihre größere Tiefe floß ihr aber auch eine neue, reichere, mannigfaltigere, tiefsinnigere Sprache zu. Der Unterschied nach Stoff und Form springt auffallend in die Augen, wenn man z. B. Dichter von Lenaus Gehalt und Färbung mit Poeten der Salis-Matthissonschen Gattung zusammenstellt. Derselbe Einfluß mußte nun nothwendig auch die andern Fächer wenigstens in der Form befruchten. Es konnte an sich schon nicht anders seyn, als daß in einer allgemeinen Reform der politischen, wissenschaftlichen und socialen Begriffe auch die alten sprachlichen Kunstformen umgegossen wurden, daß in einer Zeit, wo in allem Wissen ganz neue Aperçus eine veränderte Ausdrucksweise herbeiführten, auch in der Literatur von selbst ein neuer Sprachquell aufsprang. Dazu kam, daß mit den raschen Fortschritten aller Wissenschaften ein Durchdringen aller Geistesrichtungen und eine unendlich beschleunigte und erweiterte allgemeine Gedankenmittheilung Hand in Hand gingen. So strömte eine Menge philosophischer, politischer, naturwissenschaftlicher, historischer, artistischer Ideen in die Massen; es gab sich von selbst, daß auch die literarische Sprache mit diesen mannigfachen geistigen Elementen geschwängert wurde, daß unter so vielen Modernisirungen auch sie sich modernisirte. Der Dichter und Schriftsteller konnte jetzt, ja er mußte die ausgetretenen Pfade des Ausdrucks verlassen und sich durch den wie ein Wunder aufgeschossenen Wald der Gedanken Bahn brechen. Die tausend neuen, ins gemeine Bewußtseyn gedrungenen Ideenassociationen schufen der Literatur ein frisches Arsenal geschliffener Waffen, eine neue bunte Palette. Vom Körper der Sprache fiel die abgelebte, in starren Falten umhergegossene Hülle ab und entblößte eine neue, glatte, in allen Farben des Regenbogens schillernde Haut. Die Sprache ist freier, lebendiger, an Beziehungen und Bildern reicher, in mancher Rücksicht präciser und incisiver, in andern bequemer und lazer geworden.

Diese Reform der Sprache, als die unmittelbare Frucht der auf den verschiedensten Punkten rasch vorwärts gedrungenen Geisteskultur, ist sicher wenigstens ein formeller Fortschritt. Derselbe wird in seiner Eigenthümlichkeit klar, wenn man etwa einen modernen Roman wie Münchhausen mit Siegfried von Lindenberg, Heine mit Thümmel, einen Schriftsteller wie Laube mit Heinse u. s. w. vergleicht. Heine war der Herold dieser „Emancipation

des Subjekts von der Form," wie man es nennt; ſie wurde auch alsbald vom jungen Deutſchland, und wir meinen damit nicht nur das im engern Sinn ſogenannte, heftig und keck ergriffen. Aber in der Art und Weiſe, wie dieß geſchah, wie man die Bereicherung der Form überhaupt begriff, verrieth ſich gleich die innere Unfruchtbarkeit derſelben zu eigentlich poetiſchen Zwecken. Das Bewußtſeyn, die Abſichtlichkeit, womit man dabei zu Werke ging, deutete geradezu darauf hin, wie wenig Haltpunkte die radikale Unruhe unſerer Zeit der poetiſchen Hervorbringung bietet, welche ihrer Natur nach in den Individuen wie in den Zeitaltern eine in gewiſſem Sinn unwillkührliche iſt. Es muß dabei als ſehr bezeichnend hervorgehoben werden, daß das eitle Renommiren mit den neuen Sprachformen erſt mit der Julirevolution recht begann, durch welches „Ereigniß" die Bewegung, die aller Poeſie den Boden entzieht, ſo bedeutend beſchleunigt wurde.

Es war ganz charakteriſtiſch und die poetiſche Unmacht vorbedeutend, daß das junge dichtende und ſchreibende Geſchlecht das in der Sprache ausgedrückte Corollarium der geſchichtlichen Entwicklung, die ſchnell umgebildete Sprache, die für Alle dichtet und denkt, gleichſam als ſeine eigene geniale Schöpfung in Anſpruch nahm, daß es meinte, mit Einem Schlage eine ganz neue Literatur gezaubert zu haben, weil es, vom Geiſt der Zeit übergoſſen, auf einmal in unbekannten Zungen zu ſprechen anfing und in ſich die Fähigkeit fühlte, über alles und Jedes und noch etwas weiter zu raiſonniren. Wir werden auf dieſes Verhältniß unten zurückkommen müſſen. — Dieſe literariſche Prahlerei kündigte ſich ſchon in Platen an, ſo wenig er den Kreiſen angehört, die wir hier zunächſt im Auge haben. Er war der Kukuk, der mit ſeinem: quos ego und ſeinem ewigen: „ich will, ich kann, ich muß" die Melodie angab, in die bald der ganze Chorus einfiel. Dieſer unglückliche Dichter iſt überhaupt eine ſehr bezeichnende Geſtalt in der heutigen Poeſie, ſofern in ihm der Trieb zur Produktion mit der Potenz in ſtarkem Mißverhältniß ſtand und die Befriedigung in der Form immer wieder im Gefühl der Leere derſelben unterging.

Die ſogenannte junge Literatur, in der neuen ſprachlichen Rüſtung, warf ſich mit ungeſtümem Drang in die Zeit, zunächſt, ihrer Miſſion gemäß, zum kritiſch zerſtörenden Geſchäft. Sie machte ſich daran, mit den Waffen der neuen philoſophiſchen,

hiſtoriſchen, äſthetiſchen Begriffe die literariſche Tradition zu zertrümmern, und die Alles zerſetzende Kraft des Jahrhunderts bewährte ſich vollkommen auch auf äſthetiſchem Gebiete. Mit dem bloßen Negiren war man indeſſen nicht befriedigt; man wollte ſelbſtſtändig produciren, man wollte nicht nur bewieſen haben, daß das alte Haus der Poeſie unwohnlich geworden, ſondern nach neuen, pikanten, unerwarteten Planen ſelbſt aufbauen. Aber da wurde es nun klar, daß eine Uebergangsperiode, eben als eine von Natur kritiſche, keine wahrhaft produktive ſeyn kann. Man verfiel aus dem Produciren inſtinktiv immer wieder ins Reflektiren über das Produciren, aus dem Setzen ins Zerſetzen, aus dem Schaffen ins Umſchaffen. In der Luft des Jahrhunderts, wie ſie bisher Alles durchdrang, werden die Hauptelemente aller Kunſt, Phantaſie und Verſtand, ſtatt ſich zu durchdringen, ſtarr auseinander gehalten, und ſo tragen faſt alle modernen poetiſchen Geſtalten nicht den Stempel der Kunſt, welche Gott gleich ihren Gebilden den Charakter der Freiheit und der Nothwendigkeit zugleich gibt, ſondern den einer ſüffiſanten Künſtlichkeit. In der epiſchen und beſchreibenden Poeſie, welche, die poetiſche Tradition abſichtlich verlaſſend, ebenſo abſichtlich modern ſeyn will, liegen aufs Seltſamſte Verſtand und Unſinn, Klarheit und Verwirrung, Ebenmaß und Verzerrung neben und untereinander; und zwar kehrt ſich die gute Seite vorzugsweiſe dann heraus, wenn der Schriftſteller das Geweſene und das Vorhandene beſpricht, ſichtet, durch das Sieb ſeiner Dialektik laufen läßt; aber der Revers kommt zu Tage, ſobald er ſelbſtſtändig zeichnet, kolorirt, meißelt. Mit dem abentheuernden Poeten, der um jeden Preis noch nicht Dageweſenes ſchaffen will, iſt es im Grunde, wie mit dem armen Junker von La Mancha, der ein ſo verſtändiger, ja weiſer Mann war, ſo lange er nicht auf ſeine eigenen Thaten zu ſprechen kam. Die Produktion iſt die Dulcinea von Toboſo des Poeten: er fängt an zu radotiren, ſobald ſie aufs Tapet kommt.

Von Schriftſtellern, die mitten im Kreiſe der jungen Literatur ſtehen, iſt es ſelbſt laut ausgeſprochen worden, daß ihr Charakter wie ihre Wirkung bis jetzt in vorherrſchendem Maaße formeller, negativer Natur iſt; daß das Publikum in ſeiner rückſichtsloſen Leſerei nur am Lärm und Scandal, am Staub, der von der kritiſchen Staupe aufliegt, am Koth, womit die ſich Proſtituirenden

einander bewerfen, ein ödes Behagen findet, auch wohl das Lüſterne oder geradezu Unflätige, das Elegante und Pikante in manchen neuen Produkten ſich gefallen läßt, dagegen gerade von den ernſtlichſt gemeinten Schöpfungen der jungen Poeſie ſich ſcheu und verlegen abwendet. Die poetiſch nach Neuem Ringenden fühlen auch recht gut ihre Unmacht; ſie ſprechen ſeufzend zu ſich ſelbſt:

Des mois entiers ensemble nous ponsâmes,
Lâmes beaucoup et rien n'imaginâmes.

Dieſe demüthigende Empfindung wechſelt aber immer wieder mit dem Hochmuth auf die neu gewonnene, ſo wirkſame Form und mit dem Gefühl der Kraft im Zerſetzen, und aus dieſem Durchdringen entgegengeſetzter Stimmungen erklärt ſich das Uebermaaß der kritiſchen, reformatoriſchen Hitze, der Grimm gegen die poetiſch Altgläubigen, deren Einreden einem doch ſo gar nichts verſchlügen, wenn man wirklich bauen könnte, ſtatt immer nur zu miniren, und ſicher erklärt ſich daraus auch zum großen Theil die berufene Zerriſſenheit und der Weltſchmerz; denn es dürfte unzweifelhaft ſeyn, daß die tiefe Unruhe der jetzigen Menſchheit, ihr herbes moraliſches Weh meiſt am wenigſten zu den Herzen dringt, welche ſchreibend am reichlichſten davon überfließen.

Die Literatur ſieht ſich bei ihrer Stellung zur Geſellſchaft, wie dieſe iſt oder vielmehr wird, vorzugsweiſe auf kritiſche Beſtrebungen angewieſen; aber hingeriſſen in all die hundert Streitfragen, begnügt ſie ſich nicht, den literariſchen Acker umzubrechen und das Sprießen des neuen Samens abzuwarten. Da der poetiſche Waizen gar nicht kommen will, ſtrömt ſie ungeduldig ihre Hitze in den ſocialen Boden aus, um die Keime politiſcher und moraliſcher Reformen, die in der Zeit ſind oder die ſie in der Zeit vorausſetzt, raſcher zum Zeitigen zu bringen; ſie baut ſich kritiſch ein ſociales Luftgebäude ſo aus, wie ſie meint, daß ſie dereinſt behaglich darin wohnen könnte. Da ſie der Zeit einmal nicht ſeyn kann, was ſie ſeyn ſollte, Prieſterin und Kränzewinderin, ſo drängt ſie ſich ihr als Wehmutter bei ihren politiſchen und ſocialen Geburten auf. — Durch die raſche Aufhebung des früher im Allgemeinen erträglich erhaltenen Gleichgewichts zwiſchen der Natur- und Weltanſchauung und dem religiöſen Gefühl, wie wir dieß oben geſchildert, durch das raſche Fallen ſo vieler traditionellen Vorausſetzungen in Religion, Moral, Politik, Induſtrie iſt die

Centrifugalkraft des Gedankens über die Gebühr verſtärkt worden. Es iſt ſehr begreiflich, daß man in einer Zeit, welche ſo viele, wie für die Ewigkeit gegründeten Ueberzeugungen und Satzungen zerfallen ſah, vollends alle innern und äußern Grundlagen jeder Geſellſchaft phantaſtiſch grillenhaft in Frage ſtellt. Man hat faktiſch ſo Manches hinter ſich gebracht, woran das vorige Jahrhundert nur mit den Zähnen der Skepſis und des Spottes genagt: das göttliche Recht, die virtuelle Verſchiedenheit des Blutes nach der Geburt, den dürren, beſchränkten Kaſtengeiſt aller Arten, den Nimbus des Bonzenthums u. ſ. w.; jetzt hängt ſich in manchen Köpfen der grübelnde, ſkeptiſche Gedanke an die Satzungen der Natur, an das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, an die Ehe, an den ewigen Widerſtreit zwiſchen ſinnlichem Trieb und Gewiſſen. Man bietet in der Literatur in unbewußter Perfidie dem Weibe eine Emancipation an, durch die es moraliſch und bürgerlich vernichtet würde, man läugnet die Vernünftigkeit der Ehe und faſelt davon, das Fleiſch zu emancipiren, das ſich von jeher ſo trefflich breit gemacht. Wie der Wein nichts erfindet, ſondern nur ausſchwatzt, ſo entſpricht auch im poetiſchen Taumel jeder Literatur jeder einigermaßen ausgeſprochenen Richtung immer eine Idee, ein Gefühl, eine Meinung, ein Gelüſte ihrer Zeit. Wenn aber ein Theil der heutigen Belletriſtik jene, wie man ſie nennt, antiſocialen Dogmen predigt, ſo repräſentirt ſie nichts als das krankhafte Gelüſte des Gedankens, der im lebendigen und wahren Bewußtſeyn, daß ſich die ganze Verfaſſung der Geſellſchaft umwandelt, ſich überſtürzt und ſeine willkührlichen, maaßloſen Anticipationen ſelbſt ſchon für den Anfang von Reformen nimmt, welche die ganze Conſtitution der Menſchennatur unmöglich macht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade die Novellen- und Genreliteratur, welche ſo in windiger Prophetik die vermeintliche Zukunft ausbeutet, die verzerrteſten Geſtalten, die künſtlichſten, erlogenſten Zuſtände aufzuweiſen hat. Man weiß, daß ſich hyſteriſche Weiber mit dieſen Produkten calmiren, wie mit gewiſſen ſcharfen, übeln Gerüchen; aber den größten Theil des urtheilsfähigen Publikums berühren ſie deſto widriger, unheimlicher, je mehr darin Actualität geſucht und niemals gefunden wird, je mehr Geſtalten und Zuſtände die Prätenſion haben, aus den nächſten Geſellſchaftskreiſen genommen zu ſeyn und das allerneueſte

Zeitgewand zu tragen. — Wie in der didaktiſchen, moraliſirenden Poeſie des vorigen aufklärériſchen Jahrhunderts, ſo iſt es auch in der heutigen ſkeptiſchen Salonsepik die Abſichtlichkeit, was vorweg die Poeſie tödtet. Wollte damals der Poet politiſiren, moraliſiren, ſatiriſiren, ſo wählte er für ſeine Erzählung einen im Raum oder in der Zeit fern liegenden Schauplatz. Nicht unmittelbar, ſondern allegoriſch ſuchte er die Zuſtände der ihn umgebenden Welt zu faſſen; nicht modiſchen Figuren legte er ſeine Sarkasmen und Blasphemien in den Mund; er ließ aus den Worten und Handlungen von Perſern und Türken, Göttern und Beſtien das fabula docet für das Heil des heiligen römiſchen Reichs hervorgehen. Dagegen im Sittenroman aus der Gegenwart hütete ſich der wahre Dichter wohl, dem Leſer die politiſche, ſociale und moraliſche Moral beſtändig plump unter die Augen zu rücken. Die moderne Poeſie will nun aber mit aller Gewalt die Abſichtlichkeit mit der Unmittelbarkeit verknüpfen, und über dieſem Beſtreben, einen ewigen Widerſpruch zu verſöhnen, wird ihr ganzes Schaffen zu einer Art Siſyphus- und Danaidenarbeit.

Kommt dieſer flüchtigen Skizze vom allgemeinen Charakter der gegenwärtigen Belletriſtik, ſoweit er ſich mitten in der Bewegung faſſen läßt, einige Wahrheit zu, ſo muß man geſtehen, daß das Bild kein freundliches iſt. Es wird aber noch trüber und verzerrter, wenn man ſieht, wie die Literatur durch dieſelbe Fatalität, welche ſie hindert, ſich über oder doch neben die Bewegung zu ſtellen, nicht nur in alle Streitfragen, ſondern auch in alle Gebrechen, Leidenſchaften und Thorheiten des Tages hingeriſſen wird, wie ſie von den mächtigen Evolutionen der Zeit ſo ſelten das Schöne und Große, faſt immer nur die kleinliche, ſchwache, kränkliche Seite abſpiegelt. — Wäre es auch nicht ein ſehr ſchweres Geſchäft, ſo würde es ſchon der Raum dieſer Blätter verbieten, eine auch nur einigermaßen vollſtändige Parallele zwiſchen den politiſchen, ſocialen, induſtriellen Phänomenen und der Verfaſſung der ſchönen Literatur zu ziehen. Wir begnügen uns, einige der auffallendſten Erſcheinungen herauszugreifen und nach unſerer Weiſe zu betrachten.

Es iſt klar, daß das Jahrhundert auf Auflöſung faſt der ganzen alten Standesverfaſſung ausgeht. Vor fünfzig Jahren wollte Frankreich die Republik dadurch improviſiren, daß es bei ſich und

im Bereiche ſeiner Waffen die Gipfel der Geſellſchaft gewaltſam abriß. Es zeigte ſich gleich, daß ſie wieder aufgeſetzt werden mußten, wenn nicht der ganze Bau auseinanderfallen ſollte. Aber ehe man es ſich verſah, war die Demokratie doch in die Welt gekommen, nur auf einem andern Wege, als man damals gefürchtet und gehofft. Man erkannte, daß jener revolutionäre Sturm nur die Einleitung zu einem langſamern, ſicherern Prozeſſe geweſen war, durch den die Geſellſchaft äußerlich und moraliſch nivellirt werden ſollte. Privilegien, Kaſten, Corporationen, ſo vieles, was die geiſtigen und materiellen Strömungen, Wiſſenſchaft, Induſtrie, Verkehr, Handel, Ackerbau hemmte, ſind bereits vom Boden weggeſchafft oder mit dem Waldhammer des Jahrhunderts zum Hieb geſtempelt; Tauſende, ſonſt fruges consumere nati, ſind zu Arbeit und Erwerb, Millionen an die Scholle und das Bedürfniß Gefeſſelter zum höhern ſinnlichen und geiſtigen Genuſſe berufen; alle Wiſſenſchaften und Gewerbe durchdringen einander und machen ſich wechſelſeitig flüſſig; durch die immer weiter gehende Theilung der Arbeit in der Wiſſenſchaft wie im Gewerb nimmt das Begreifen, das Vermögen und die Produktion in raſch ſteigenden Proportionen zu; Alles, was das Leben äußerlich erleichtert und ſchmückt, die Bequemlichkeit und der Luxus bringen, je wohlfeiler ſie durch Concurrenz werden, zu immer tiefern Schichten der Geſellſchaft; der Anblick der Menſchenwelt wird nach Tracht, Sitten und Manieren immer gleichförmiger, und wenn ſich auch die eigentliche Geiſtesbildung nicht in gleichem Verhältniſſe verbreitet, ſo werden doch von unten herauf derjenigen mehr und mehr, welche auch hierin Niemanden etwas vorgeben mögen, weil mit Allem auch das Wiſſen unendlich zugänglicher geworden iſt und eine gewiſſe Auszugsbildung mittelſt des Encyclopädismus ſo mühelos erworben wird.

So freundlich dieſes Gemälde ſcheint, ſo düſter iſt ſeine Schattenſeite. Die frühere Geſellſchaft war durch eine ganze Gliederung geachteter Autoritäten, von der Gottes bis zu der des Zunftmeiſters, in zahlreichen Sphären auseinander gehalten, die nur an den Grenzen in einander übergriffen. Geiſt und Gemüth der Individuen wurden überwiegend vom Centrum des Kreiſes, dem ſie angehörten, angezogen; jeder war dem, was ſeines Amtes und Berufes war, ganz hingegeben; er repräſentirte und

producirte auch in der Regel, ſey es in der Wiſſenſchaft oder im Gewerbe, ein Ganzes, und er war in ſeiner Beſchränkung und auf ſeiner Stufe in der Hierarchie, welche Stufe ſich für ihn von ſelbſt verſtand, ein ganzer Menſch. Nach ſeiner Qualität kam ihm ein ausgeſchiedener Antheil an der öffentlichen Ehre, an der Zeitbildung, eine beſtimmte Lebensweiſe und äußere Haltung zu. Wie die Geiſtes- und Körperkraft, ſo verzehrte ſich in dieſen geſchloſſenen Gebieten größtentheils auch der Ehrgeiz, die Eigenſucht und Habſucht. Dieſes Netz hiſtoriſcher Dämme iſt durch die Ereigniſſe der letzten fünfzig Jahre an zahlreichen Stellen durchſtochen worden, die abgeſperrten Becken der Geſellſchaft haben ſich brauſend in einander geſtürzt, die Fluth ſchlägt ſchütternd über die noch ſtehenden Deiche, und bedroht ſelbſt den höchſten und mächtigſten, an den ſich alle andern anlehnen, den religiöſen Glauben. Durch die Auflöſung ſo vieler Autoritäten ſind unendlich Viele zum meiſten, wenn befähigt, auch berechtigt; die Meiſten fühlen ſich, gerade umgekehrt, wie früher, vor Allem nur als Glieder des großen Ganzen, und ihrer Eitelkeit, das Ganze auch zu begreifen, iſt nirgends eine Schranke geſetzt. Durch die theils geſetzliche, theils faktiſche Auflöſung der ſocialen Verfaſſung, in der Menſchen und Stände einander ſtreng unter- und übergeordnet waren, iſt auch die Standesehre hier bereits ein leerer Begriff geworden, dort auf dem Wege, es zu werden, und ſo konnte ſich fortan die Qualität der Menſchen faſt nur nach dem materiellen Beſitz beſtimmen: das Geld wurde das große Schwungrad des ungeheuern Getriebes, in dem gegenwärtig alle geiſtigen und materiellen Kräfte wetteifernd in einander greifen, und im Verhältniß mit der Entfeßlung aller Triebe und der Steigerung aller Produktion erſcheinen auch jene böſen Leidenſchaften der Eigenſucht, des Golddurſtes, die Rückſichtsloſigkeit in der Wahl der Mittel entfeſſelt und in's Koloſſale geſteigert.

Durch dieſe hiſtoriſche Kriſis iſt nun, wie man weiß, die ganze Literatur in allen ihren Gebieten außerordentlich befruchtet und ungeheuer geſchwellt, in der einen Richtung tiefer, in der andern breiter und durch Populariſirung ſeichter geworden. Inwiefern dadurch auch der ſchönen Literatur Elemente neuer Bildung zugefloſſen ſind, haben wir oben zu bezeichnen verſucht. Wohl iſt in gewiſſen Beziehungen ein Fortſchritt nicht zu verkennen, aber

dasselbe Moment, das, wie wir im Bisherigen darzuthun versucht, die intensive Entwicklung der Künste der Einbildungskraft hemmt, steigert extentiv ihre Produktion in immer wachsendem Verhältniß, je mehr sich die Massen zu dem Kulturpunkte hinaufdringen, wo der Mensch nicht nur im körperlichen Genuß und Schmuck, sondern auch im geistigen auf der Höhe seiner Zeit seyn und ihre Moden mitmachen will.

Mit der Sprengung des allgemeinen Zunftverbands hat auch die Literatur den Anstrich des Zunftmäßigen und Esoterischen, den sie früher hatte, fast ganz abgestreift. Vor sechzig Jahren war der Kreis derer, welche ex professo den holden Pieriden opferten, zehn- und zwanzigmal kleiner, als gegenwärtig. Damals, wo alle geistigen Gebiete weit mehr als jetzt gesondert waren, suchte sich auch der Poet und Schriftsteller eine gewisse specielle Bildung zu geben. In einer ruhigeren und abgelebteren Zeit war sein Gemüth noch nicht von so verschiedenartigen Schwingungen bewegt; seine innere Welt war eine beschränktere, aber in dieser Beschränkung kräftigere und reichere; er war mehr mit seinem Ich allein, und so trug auch das, was er hervorbrachte, einen subjectiveren Stempel. Aus denselben Gründen war aber auch die Sprache, die ihm zu Gebot stand, noch kein so flüssiges, in alle Formen sich schmiegendes Element, und er hatte viel mehr, als sein Nachfolger in einer bunteren, bewegteren Welt, mit dem Ausdruck zu ringen.

Heutzutage, seit dem wunderbaren Aufschwung in allen Wissenschaften, fließt in alle Köpfe, welche auch nur einigermaßen von der Strömung der Zeit ergriffen werden, aus allen Strichen der geistigen Windrose eine Masse von Ideen und Thatsachen. Dadurch haben sich im Individuum die Pole der Kraft verwechselt: es ist reicher an aufgedrungenem Inhalt, aber innerlich unselbstständiger und, schon intellectuell, zerrissener geworden. Wie durch die allgemeine geistige Entwicklung auch die Sprache befruchtet wurde, haben wir oben anzudeuten versucht. Die Sprache ist jetzt ein weit vielseitigeres Instrument mit unendlich mehr Tasten, Registern und Pedalen, und doch keineswegs schwerer, sondern ungleich leichter zu spielen. Soll es mit Virtuosität gehandhabt werden, so bedarf es freilich auch jetzt eines Meisters, und wohl eines größern; aber es ist so organisirt, daß immer noch für rohere Ohren eine leidliche Musik herauskommt, wenn der Stümper darauf herumhämmert.

Früher fiel ein junger Mann, der Verse machte und schriftstellerte, in seiner Umgebung als ein ungewöhnliches Wesen auf. Heutzutage ist fast die Ausnahme zur Regel geworden. Man geht unter das junge Deutschland, wie man sonst unter die Soldaten ging, wenn man nichts Gescheiteres zu thun weiß oder von andern Laufbahnen zurückgewiesen worden ist, und wem seine Amtsfeder in den Subsistenzmitteln eine Lücke läßt, der führt in verlorenen Stunden die Musenfeder spazieren, und wie der Appetit im Essen, so kommen im Schreiben die Gedanken. Es gibt heute in Deutschland kein Beamten- und Lehrercollegium, kein Comptoir eines Großhändlers oder Buchhändlers, keinen Regimentsstab, keine Adelscorporation, keine Schulbank, vor Allem keine Judengasse, die nicht fortwährend zum irregulären Milizheer der schönen Literatur ihre Rekruten lieferten, wo nicht wenigstens Einer mit einer Buchhandlung oder Redaktion in Briefwechsel stände, sey es als Lieferant von lyrischen Ergüssen, oder von Lesefrüchten, Gedankenspänen und anderm Dutzendkram, sey es als Novellist, Humorist, Genre-, Landschafts-, Vieh- und Porträtmaler; sey es als eigentlicher Kritiker oder nur als Correspondent, der die Kunstausstellung, Concert, Oper, Schauspiel und das Intendanzelend bespricht; sey es endlich, und meistens, als barbarischer Uebersetzer und Sprachschänder nach der Elle: ein die Sonne der Poesie verfinsterndes Heuschreckenheer, das Tag für Tag hundert Ballen weißes Papier besprenkelt. Die tausend modernen Ideen sind im Gehirn des Belletristen wie ein Zettel aufgezogen, durch den er oft mit halbem Bewußtseyn und auf Gerathewohl sein Schiff wirft; durch den reichen Inhalt der Zeit, und selbst wieder durch die ungeheure Ausdehnung der Literatur ist ihm auf's mannigfaltigste vorgearbeitet, und während er selbst etwas zu machen glaubt, rafft er borgend und stehlend von allen Seiten mit größter Unbefangenheit das Fremde zusammen.

Aus diesen Umständen erklärt sich nicht nur die ungeheure Menge der schöngeistigen Produkte aller Art, sondern auch die charakteristische Gleichförmigkeit derselben, zwei Momente, welche auf dem Gebiet geistiger Produktion an sich schon Gehaltigkeit involviren. Es erklärt sich daraus aber auch die Scheintiefe so vieler Hervorbringungen, so wie die Ansprüche der Verfasser auf hohe, umfassende Bildung.

Das eben erwähnte Verhältniß der Individuen zum geistigen Inhalt der Zeit mußte nothwendig darauf hinwirken, daß ihrer immer mehrere von Allem wenigstens etwas wissen und mit dem zusammengerafften Auszug aus der Bildung des Tages diese Bildung ganz repräsentiren wollen. Dieß ist die Quelle, und zugleich wieder die Wirkung jenes Encyclopädismus, der schon jetzt in Literatur und Pädagogik so weit eingedrungen, jenes Universalismus, der den nach dem Geistesschema einer andern Welt entworfenen Universitäten den Untergang droht. Seit so Viele über Alles mitsprechen, weil sie von Allem einen Hieb haben, versteht es sich von selbst, daß der Schriftsteller über Alles schreibt, ohne irgend etwas recht gelernt zu haben. Scribimus indocti doctique poemata passim. — Es ist sehr bezeichnend, daß zugleich mit dem Trieb nach encyclopädischem Vielwissen die Humanitätsstudien ihr früheres entschiedenes Uebergewicht in der höhern Erziehung mehr und mehr verloren haben. Wie man von der formell und materiell bildenden Kraft dieser Studien denken mag, so viel ist gewiß, seit der Erziehung so vieler Gebildeten die classische Grundlage entzogen worden, hat sich der eitle Wissensdünkel und die fussisante Unbefangenheit in der Reproduction des im Kopf Zusammengeworfenen in's Unendliche gesteigert, und dieß bringt in der schönen Literatur, im Verein mit der wesentlichen Schwäche der Produktion und der herrschenden kritischen Richtung, täglich Erscheinungen hervor, die den oberflächlichen, leicht zu ängstigenden Beobachter eine völlige Zersetzung der alten Geisteskultur fürchten lassen könnten.

Die Bildung so Vieler, welche sich schreibend in unverschämtem Selbstvertrauen an die höchsten Aufgaben wagen, gleicht dem Anzug des Lumps, der wohl einen saubern Rock und Handschuhe, aber kein Hemd hat. Der vom öffentlichen Geistesfonds unterhaltene Bettler spielt, drapirt mit dem Mantel der Modernität, den reichen Mann, der sein Gold mit vornehmer Miene in die Menge auswirft, und er und sein Buchhändler sehen lachend, wie der geblendete Pöbel den glitzernden Regen in den Mützen auffängt und nicht weiß, daß er hohle Nüsse nach Hause trägt.

Für wie Viele ist das encyclopädische Wörterbuch und das Compendium das Arsenal, aus dem sie immer frisch für das augenblickliche Bedürfniß ihre philosophische Rüstung und ihre kritischen Offensivwaffen ziehen! Einer, dem das griechische Alphabet

chaldäisch ist, thut, als ob Aristoteles in der Ursprache sein Vademecum wäre; er citirt, zu Bekräftigung einer brillanten Behauptung, Stellen aus der Politik oder Poetik, schreibt aber, sich selbst richtend und registrirend, Arystotheles; ein Anderer wirft auf ein Tagesereigniß ein überraschendes Licht durch Vergleichung mit einem großen historischen Faktum, das er eben erst aus dem Conversationslexikon erfahren.

Ist nun aber diese Schändung unserer Bildung etwas Anderes, als die schlimme, die schwache Seite einer großen Zeitentwicklung? Die gute, die schöne Seite des herrschenden Encyclopädismus fände ihren wahren Ausdruck in einer im besten Sinne populären Poesie und Literatur. Daß die heutige Literatur diese Seite so gar nicht zu fassen vermag, dieß zeugt eben wieder für ihre tiefe Schwäche. Man muß aber anerkennen, daß die ganze Stimmung der stürmisch von unten nach oben drängenden Gesellschaft der ächten Popularisirung der Poesie und der schönen Literatur überhaupt mächtig entgegenwirkt; und so sehen wir denn, daß dieselbe Belletristik, welche die politische und sociale Hebamme der Zeit spielt, sich der Gesellschaft als **maitre des plaisirs** und als **conseiller des graces** anbietet.

Die Gesellschaft gleicht sich mehr und mehr aus, democratisirt sich; die Ansprüche der höhern Stände auf das Privilegium der Bildung, des Genusses, der politischen Herrschaft, des Tonangebens in der äußern Sitte werden immer mehr herabgestimmt, die Ansprüche der niedern Stände stimmen sich hinauf. Aber diese doppelte Bewegung geht keineswegs einem in der Mitte liegenden Punkt entgegen; nicht etwa dem Ideal des schlichten Bürgers sollen die Hohen und die Niedern gleichmäßig genähert werden. Nichts weniger; die meisten Stände dringen unaufhaltsam über den Schwerpunkt der Gesellschaft hinauf der höchsten Vornehmheit und Raffinerie zu, und das Ideal der modernen socialen Welt ist der Gentleman und die Lady. Zugleich mit dem mächtigen Aufschwung der Industrie ist auch dieser Trieb aus der Auflösung fast aller hergebrachten Standesgliederung entsprungen; er wirkt seinerseits kräftig auf Beflügelung des Gewerbfleißes zurück, ist aber auch die Hauptursache dessen, was man als die schlimmste Wunde der Zeit betrachten muß, der gewissenlosen Eigensucht und Habsucht, der Vergötterung des Geldes und der nobilisirenden Kraft desselben.

Die Geſellſchaft wird auf's Sonderbarſte immer ariſtokratiſcher, je mehr ſie ſich demokratiſirt, und es iſt, als wollte ſich der frühere tiefe Widerſpruch zwiſchen der alten und neuen, d. h. der europäiſchen und der nordamerikaniſchen Welt in einer gemeinſchaftlichen Conſtitution ausgleichen, in der ein allgemeiner Götze, das Geld, regiert und gouvernirt und faſt lauter feine und vornehme Unterthanen hat. Der Amerikaner kann ſich, oft zu ſeinem großen Verdruß, nicht mit den äußern Attributen der Ariſtokratie blähen, wie unſere Dienſtritter, geadelten Juden aller Konfeſſionen und Ladendiener, die mit der Nelke im Knopfloch auf zehn Schritte den Ordensmann lügen. Aber mit dieſer Ausnahme äußert ſich der Drang nach Vornehmheit und der Kultus des Goldes diesſeits und jenſeits des Oceans auf ganz gleiche Weiſe. Man verhöhnt und verachtet den Geburtsadel als ſolchen, ſoweit er ſich noch als ein Hemmniß des allgemeinen Nivellements geltend macht; aber mit äußern Mitteln, d. h. mit Geld und Gut gepaart, hat die Ariſtokratie in den Augen der Meiſten einen poetiſcheren Nimbus als je; bei denſelben verſteht es ſich auch von ſelbſt, daß die reich und vornehm gewordene Roture die ganze Haltung des Geburtsadels annimmt. Wenn zu allen Zeiten das Leben und Treiben der höchſten Stände, ihre Comforts und geiſtigen Genüſſe, ihre Laſter, Moden und Thorheiten die beſondere Aufmerkſamkeit des großen Publikums in Anſpruch genommen, wenn demgemäß von jeher ein großer Theil der Roman- und Theaterliteratur ſich um Intereſſen und Handlungen der Hochgebornen und Hochgeſtellten gedreht hat, ſo hat ſich Beides heutzutage maßlos geſteigert. Die Literatur, unvermögend, das bunte, verſchwimmende Bild der Geſellſchaft poetiſch zu faſſen, weiß inſtinktmäßig nichts Beſſeres zu thun, als dieſem rohen Trieb nach Raffinerie eben ſo roh zu ſchmeicheln, und daher kommt es, daß auch die Putzladen- und Wachſtuben-Belletriſtik, daß namentlich die Journaliſtik für den großen Haufen vor Allem *faſhionabel* ſeyn will.

Es zeigt ſich offenbar, daß mit der Geſellſchaft auch die ſchöne Literatur zugleich demokratiſcher und ariſtokratiſcher geworden iſt. Es gibt keine, oder faſt keine dem Geburtsadel entſprechenden genialen Autoritäten, keine Subordination der Talente mehr; wie alle Bürger unter dem Geſetz, ſo ſtehen alle Schreibenden als

Gleiche unter dem Zeitgeiſt; wie aber in der Geſellſchaft Alles elegant und vornehm ſeyn will, ſo ſind alle Schriftſteller als ſolche geiſtreich, und als Menſchen elegant und vornehm noch dazu. Namentlich in dem bei weitem umfangreichſten Gebiete, im Erzählungsfache im weiteſten Sinn und in der unterhaltenden Journaliſtik, iſt zwiſchen den Schriftſtellern, welche ſich mit ihren Produkten vorzugsweiſe an die Gebildetſten, und denen, welche ſich an die Menge wenden, bei weitem nicht mehr der große formelle Unterſchied wie früher. Sie ſchreiben Alle ſo ziemlich in derſelben Sprache über dieſelben Dinge ſo, daß am Ende häufig ſo gut wie über nichts geſchrieben iſt; und man kann nur ſo viel ſagen: bei den verſchiedenen Sorten aller dieſer Modernen entſpricht der Geiſt nach Qualität, Grazie, Geſchmack und verſtändiger Anlage ungefähr der Toilette der Geſellſchaftskreiſe, die ſie als Leſer vorzugsweiſe im Auge haben. — Der beſte Beweis, daß wir bei dieſer ganzen Darſtellung weder die Producenten noch die Konſumenten verleumden, liegt für uns darin, daß ſich, unſeres Wiſſens, nirgends ein Blatt gebildet, oder, was auf Eins hinausläuft, gehalten hat, das die Leſeſucht der mittlern und niedern Stände mit Verſtand und Liebe zu Befriedigung ihrer wahren geiſtigen Bedürfniſſe zu nützen und bei ihnen dem utile durch das dulce Eingang zu verſchaffen wüßte. Aber allerdings müßte das Uebel, über das wir klagen, die allgemeine krankhafte Gier nach den Genüſſen und Eindrücken des high life, alle Verſuche der Art im Keime erſticken.

Wie in den Ständen die Tracht, die Manieren, die ganze äußere Sitte und Lebensweiſe immer gleichförmiger werden, ſo wollen auch Alle vor der Kunſt und der Poeſie, oder was ſie dafür halten, gleich ſeyn. Aber die Geiſtesbildung, der Sinn für das Schöne fliegt einem nicht ſo an, wie die materiellen Verbeſſerungen. Der Ungebildete und Rohe fügt ſich trefflich in die Comforts, welche der induſtrielle Fortſchritt ihm bietet. Iſt es einmal an der Zeit, daß er ſchneller und bequemer reist, beſſer ißt und trinkt und ſich kleidet, ſo verſteht ſich dieß Alles gleich von ſelbſt, und zu dergleichen braucht es keine Lehrjahre. Aber bei geiſtigen Gütern folgt, wie die Vertheilung, ſo auch der Erwerb ganz andern Geſetzen als bei den leiblichen Gaben, und es iſt wohl zu keiner Zeit ſo auffallend geweſen als im jetzigen

Gedränge ungezügelter Anſprüche, daß ſich Apoll, die Muſen und Grazien nie zwingen laſſen, mit Hermes und Hephäſtos, mit Ceres und Bacchus gleichen Schritt zu halten; ja daß ſich jene ſcheu zurückziehen, wo ſich die göttlichen Repräſentanten der ſogenannten materiellen Intereſſen zu breit machen. Wie die Sachen ſtehen, dünken ſich nun aber ſehr viele Kreiſe der Geſellſchaft geradezu auf der äſthetiſchen Höhe des Jahrhunderts, wenn ſie ſich bei ihrer belletriſtiſchen Leſerei von denſelben vornehmen Dingen unterhalten laſſen wie die höchſten Kreiſe. So macht es ſich ganz natürlich, daß namentlich in die Unterhaltungsblätter für den großen Haufen all der faſhionable Plunder eindringt, der überhaupt die hohle Form unſerer heutigen Literatur großentheils ausſtopft. Der Unternehmer oder Redakteur eines ſolchen Blattes verſpricht im Proſpektus das Erſprießlichſte „für Geiſt und Herz" ſeiner Leſer; er beſpricht aber, wie er es vermag und wie es ihnen gütlich thut, Maskenball, Oper, Ballet, Schauſpiel, Concert, Kunſtausſtellung, die matinée dansante im Schloß, den fabelhaften Succeß der Rahel, den durch die Elsler erregten Furore, das neue Kleid der Königin Victoria, die literariſchen Katzbalgereien und Proſtitutionen, kurz alles Moderne, Alles, was man ſich im magiſchen Zwielicht des Salons als Geſprächsſtoff vorſtellt. Er entlehnt nachdruckend den höhern Journalen Novellen, Genremalerei, Humor und Modekram aller Art, und da greift er immer das Materiellſte und Unſauberſte heraus, die verzerrteſten, am greulichſten kolorirten Bilder. Sein vornehmſtes Handwerkszeug, der Grundſtock ſeiner Bildung, ſein Stecken und Stab iſt ein wenig Franzöſiſch; er ſchöpft mit Luſt aus den ſchmutzigſten Pfützen der franzöſiſchen Literatur in ein höchſt unreinliches Gefäß: immer nur die widrigſte Koketterie mit Menſchen und Dingen, mit Gegenwart und Vergangenheit, die blutigſten Greuel, die heißeſte Unzucht, den gehäufteſten Ehebruch, und ſeine Ueberſetzungen ſind noch elender als die, welche ein höheres Publikum leider arglos hinnimmt; aber wohl gemerkt, ſie ſind es nur in dem Verhältniß, in dem beim burlesken mediciniſchen Examen in Molières malade imaginaire die Barbierer noch ein miſerablereres Latein ſprechen als die Aerzte. — In ſelbſt verfertigten Artikeln macht der Volksbelletriſt ſeinem Publikum all die Kunſtſtücke vor, welche für Hauptelemente moderner Aeſthetik gelten: das Unerwartete,

Abgeriſſene, Herumſchweifende des Styls, die Keckheit der Bilder und Gegenſätze, die tiefſinnigen Zweifel an der Vernünftigkeit alles Beſtehenden, das freche Brandmarken von Perſonen blos um des Spaſſes willen, vor Allem aber das Umſtülpen und Bloslegen der eigenen Bruſt, wobei er bald einen Fauſt oder Manfred, bald einen Don Juan oder Lovelace, bald einen Taſſo oder Werther, immer aber einen aufdringlichen Gecken herausblicken läßt. Kurz, der Afterbelletriſt, der zur geiſtreichen Unterhaltung von Schreibern und Ladendienern, von Putzmamſells und Wittwen niederer Beamten alles im Himmel und auf Erden unverſchämt lorgnettirt, und am Ende doch nur mit ſich ſelbſt liebäugelt, iſt nichts als die gehudelte, etwas inkorrekte Ausgabe des Schöngeiſts, der das Privilegium hat, auf dem Nervenſyſtem von Gräfinnen, Profeſſorenweibern und müſſigen Lebemännern zu ſpielen.

Die Figur, bei der wir hier länger verweilt, iſt die gemeinſte Species des an Spielarten reichen Geſchlechts der mit Bewußtſeyn und Abſicht modernen Belletriſten. Wir glauben damit die Hauptmerkmale deſſelben bezeichnet zu haben; auf etwas mehr oder weniger Eleganz und Anſtand, auf mehr oder weniger reinliche Wäſche und Handſchuhe kommt wenig an. Der Geiſt, der ſonſt auf dieſem Gebiete trennt, iſt es, was hier gleich macht. Wollte man uns verwerfen, wir haben bei dieſer Schilderung übertrieben, ſo ſagen wir, es ſey ſchwer, eine Karrikatur beim Kopiren nicht noch mehr zu verzerren, und am Ende geben wir zu bedenken, daß ja auch wir in die Atmoſphäre der Zeit getaucht ſind, in der von ſelbſt alle Gedanken ſeltſam zu ſchwellen und ſich phantaſtiſch auszuranken ſcheinen.

Ehe wir auf die Mißheirath der Literatur mit der Induſtrie kommen, haben wir noch Einiges über die charakteriſtiſche Selbſtbeſpiegelung und das Haſchen nach dem Pikanten und Effektreichen zu ſagen. Wir erinnern an das, was oben über die Bereicherung der geiſtigen Perſönlichkeit durch den Aufſchwung und die Verbreitung der Geiſteskultur bemerkt worden. Es iſt, als müßten ſich die Gemüther an dieſen mannigfaltigen Inhalt erſt gewöhnen, als müßten ſich der überfüllte Geiſt und das entleerte Gemüth erſt mit dem neuen Lauf der Welt ins Gleichgewicht ſetzen. Bis dahin verwechſelt Mancher, wie ſchon oben geſagt, das aus der allgemeinen, elektriſch geladenen Atmoſphäre ihm Angeflogene mit originellen

Aeußerungen seines Innern. Man lernt heutzutage so früh unendlich viel und Mannigfaltiges; so mancher Jüngling, wenn er, zum Bewußtseyn erwacht, auf die im Ganzen so matte, farblose Literatur der Generation vor 1830 zurückblickt, fühlt in sich die Kraft, die Phänomene des Geistes und der Natur lebendiger und tiefer zu fassen; er fühlt daneben die Befähigung zu einer geistigeren, ausdrucksreicheren Sprache. So meint er nicht anders, als Gott habe nur ihm das Auge gerührt, zu sehen, und die Zunge, zu sprechen, und er hält sich für den poetischen Messias, während er nach dem Maaß seines wirklichen Talents vielleicht noch lange keiner der Apostel ist, über welche sich der heilige Geist ausgießt, damit sie in der feindlichen Zeit die Keime eines neuen poetischen Glaubens pflanzen. Den jugendlichen Poeten in seinem eiteln Selbstgefühl drängt es vor Allem, die Offenbarungen seines Innern auszubreiten. Da sie größtentheils darauf hinauslaufen, daß er Alles besser weiß, als man es bisher gemacht und gesagt, und somit rein formeller und negativer Natur sind, so versteht es sich, daß er immer per Ich spricht, oder per Wir von Gottes Gnaden. Wohl möchte er seine reformatorischen Gedanken an eigenen objektiven Schöpfungen bethätigen; er greift auch hastig und ungeduldig nach Stoffen in der Außenwelt, aber sie zerfließen ihm unter den Händen, und so treibt es ihn immer wieder zum Stoff zurück, der ihm der befreundetste, ihm, und ohne Zweifel auch der Welt der interessanteste ist, zur eigenen merkwürdigen Persönlichkeit, und er läßt in lyrischen oder epischen Ergüssen „die Thatsachen seines Innern", seine eigensten Schmerzen und Entzückungen, Gelüste und Wagnisse, Zweifel und Verzweiflungen in Sprachformen ausströmen, die er auch ganz für seine Schöpfung nimmt und hoch genug anschlägt, um sie nur zu oft hohl klingen zu lassen und doch des bedeutendsten Effekts gewiß zu seyn. Aus der selbstgefälligen Lust an den neuen Formen fließt es nun zum Theil auch her, wenn der moderne Poet immer nach der Pointe, der Antithese, dem Wortspiel hascht, wenn er seine Hauptwirksamkeit im Unerwarteten, im Pikanten und Frappanten sucht. All die philosophischen, politischen, historischen, physikalischen, socialen Ideen, welche mit so vielem Andern erst in neuerer Zeit Gemeingut, geistige Scheidemünze geworden sind, bilden im Gehirn des Talentvollen und schnell Begreifenden eine Art von Kaleidoscop. Er spielt

damit und freut ſich kindiſch, wenn er nur zu ſchütteln braucht, um immer wieder eine friſche, unerwartete Kombination, eine neue, anſprechende, bedeutungsvolle Figur erſcheinen zu ſehen. Wie viele geiſtreiche Bücher gibt es heutzutage, die im Grunde nichts ſind, als eine Sammlung ſolcher kaleidoſcopiſchen Arabesken, mit dem Faden einer ſchwachen Erfindung loſe und unordentlich zuſammengeknüpft! Aber dieſes Blättern im Bilderbuche des Innern bleibt nie lang eine naive Luſt, wenn es dieß je war; es wird bald zur abſichtlichen Thätigkeit, es wird, da nun einmal im Klima der Zeit die eigentliche Produktion und Erfindung nicht gedeihen will, zum Hauptſurrogat der Produktion und Erfindung. Und dieß, neben dem ſogleich zu beſprechenden Induſtrialismus iſt nach unſerer Anſicht die wahre literarhiſtoriſche Bedeutung der ſo charakteriſtiſchen Herrſchaft der Form, wodurch ein ſo groſſer Theil der heutigen Literatur ganz das Anſehen, einerſeits von baroken Stylexercitien, andernſeits von Induſtrieprodukten erhält.

Die gegenwärtige Epoche zwiſchen einer produktiveren Vergangenheit und einer, ſo Gott will, poetiſch fruchtbareren Zukunft kommt einem oft vor wie ein Intermède de ballet zwiſchen zwei Akten eines Schauſpiels. Die Fabel des Stücks iſt zu einem Ruhepunkt gekommen, und bis die Handlung weiterſchreitet, wird die Pauſe mit einer Epiſode voll Spektakel und Nuditäten ausgefüllt, darauf berechnet, die Sinne und die niedere Einbildungskraft zu kitzeln, mit einem Quaſidrama, in dem die kokette Grazie auf der Zehenſpitze und die Virtuoſität in der Kreiſeldrehung, in Verrenkungen und Purzelbäumen ſich anſpruchsvoll entfalten, und wo eine ſchaale Erfindung all dieſe tumultuariſche, fieberhafte Bewegung albern motivirt. Und wie von der Poeſie, ſo gilt dieſes Gleichniß von aller heutigen Kunſt, zumal von Muſik, Malerei, und vom Tanze ſelbſt. Die Künſte treten nicht mehr zum gemeſſenen, ſittigen Menuett miteinander an, ſie tanzen einen ſtürmiſchen pas de quatre mit obligaten Pirouetten und Entblößungen. Den Producenten und den Genießenden iſt es in Allem nur um das ſinnlich Ergreifende, um das Unerwartete, Taſchenſpielerartige, um die Hexerei in Styl und Ausführung zu thun. In aller Kunſt wird meiſt nur gemacht, in einem ganz andern Sinn, als in welchem Poeſie etymologiſch auch ein Machen bedeutet. Es iſt ein kritiſches, abſichtlich zuſammenleſendes, induſtrielles Machen

bei kühlem Blute, und es zeigt sich nun auch, daß Literatur und Kunst, ergriffen vom gewaltigen Wetteifer der Gewerbe, viele Merkmale der herrschenden Industrie angenommen, ja auf vielen Punkten einen innigen Bund mit ihr geschlossen haben.

Tausenderlei Fabrikate zu Bedürfniß und Ueberfluß sind heutzutage kunstreicher, handlicher, leichter, zierlicher, aber auch innerlich unsolider, vergänglicher geworden, weil im rascheren Leben der Gegenwart, beim ewigen Schwanken des Geschmacks und der Mode, fast nichts auf längern Dienst berechnet ist. Dabei spielt die weitverbreitete Kunst, um geringe Preise ins Auge fallende Nachahmungen des Kostbaren, Soliden herzustellen, in Allem, besonders in Weberei und Bijouterie, eine sehr große Rolle. Ganz ebenso sind die schöngeistigen Produkte im Maaß, als ihre Masse sich geschwellt, flüchtiger, ungründlicher, gehudelter, und doch dabei anspruchsvoller und häufig auch äußerlich glänzender geworden. Es gibt in der Literatur Gegenstücke genug zum buntgedruckten Baumwollenshawl, der das mühsame, kostbare Wollengewebe nachahmt und, von ferne angesehen, dafür gelten kann. Wie mancher Lyriker, der nach Uhlands oder Byrons Dessins arbeitet, wie mancher poetische Weber und Färber in der Gattung, zu der Heines Reisebilder das Muster gegeben, erzeugt zum Staat für die Afterästhetik, der die ächten Stoffe nicht zugänglich sind, dergleichen buntscheckige Surrogate, und ist im Grund selbst ein solches! Auch in der Literatur ist es dem großen Haufen der Producenten nur um augenblicklichen Effekt und augenblicklichen Gewinn zu thun, und sie sind vor Allem darauf aus, recht wohlfeil zu produciren. Die schweren, schönen Stoffe unserer Großmütter, welche sich auf Kinder und Kindeskinder vererbten, waren mühsame Erzeugnisse eines einfachen Webstuhls und umständlicher manueller Kunst; wollte man noch jetzt dergleichen herstellen, so könnte oder wollte es kein Mensch bezahlen. Ebenso spinnt jetzt der Schriftsteller selten ein Werk langsam, mit Bedacht und ästhetischem Gewissen aus sich heraus, mit dem Anspruch, wo nicht für alle Zeiten, doch für ein Paar Geschlechter seines Volks zu arbeiten; dergleichen macht Niemand mehr, denn Niemand bezahlts. Auch hier ist die Losung, in möglichst kurzer Zeit und mit möglichst geringem Aufwand möglichst viel und möglichst in die Augen Fallendes hervorzubringen. Die Alleswisserei gibt dabei die

Maſchine ab; die Ideenaſſociationen laufen von ſelbſt hin und her wie die Stifte am Bildweberſtuhl, und der Arbeiter braucht nur die abgeriſſenen Fäden zuſammenzuknüpfen.

Was ein Franzoſe von der Eiſenbahnfahrt geſagt: „on n'y va pas, on arrive," das gilt vom meiſten, was heutzutage gefertigt wird, und auch von der induſtriell gewordenen Belletriſtik. Wie bald der Handwerksburſche, ſelbſt mit Fechten, das Geld nicht mehr wird auftreiben können, um zu Fuß zu gehen, ſo kann der Schriftſteller nicht mehr gemächlich und gemüthlich ſeinem Ziele zuſchlendern; der Gang käme ihn zu theuer zu ſtehen.

Mancher ſtellt mit ſeinem Kopf für ſich allein eine ganze Fabrik hervor. Sein Atelier liefert untereinander Lyrik, Dramen, Romane, Novellen, Genre, Kritik, alle Sorten von literariſcher kurzer und langer Waare, Alles nach den neueſten Rococomuſtern hergeſtellt, elegant appretirt, ſauber ſatinirt oder gefirnißt. Wie lang die Leute am Kram haben — was kümmert's ihn? Die Hauptſache iſt, daß ſie kaufen, und dazu muß ſeine ganze Anſtrengung dahin gerichtet ſeyn, daß er im Kreiſe ſeiner Kunden in der Mode bleibt oder darein kommt, was beides ſeine bedeutenden Schwierigkeiten hat; und gelingt es nicht, ſo wird der Galanteriehändler geiſtesbankerott. Hinc illae lacrymae! Daher zum Theil wieder der Weltſchmerz, für den wir im Lauf dieſer Bemerkungen ſchon mehr als eine Quelle gefunden haben, die keineswegs aus der granitiſchen Tiefe der Bruſt, ſondern aus dem Moor der Selbſtſucht und Eitelkeit entſprungen. — Andernſeits ſind aber in die Belletriſtik auch die großen Prinzipe der heutigen Induſtrie, die Theilung der Arbeit und die Aſſociation, eingedrungen. Und Manufakturen und Fabriken, Unterhaltungsblätter und kritiſche Inſtitute haben ſich ja ſo ziemlich in gleichem Maaße vermehrt. Wie dort der körperliche Stoff, ſo wird hier das Geiſtesmaterial gedreht und gezerrt, geſägt und gebohrt, polirt und gekräuſelt, gequält auf hundertfache Art, und in beiderlei Anſtalten wird die zarte Jugend unverantwortlich mißbraucht und vom Lernen abgehalten. Wie der Fabrikarbeiter, ſo macht oft genug der Mitarbeiter des ſchöngeiſtigen oder kritiſchen Journals Jahr aus Jahr ein Ein Ding, den gleichen Schnörkel, daſſelbe Fragment, das für ſich gar nichts iſt und im Verband mit den übrigen Gliedern ſo gut wie nichts, weil es im Ganzen untergeht. So viele Induſtriezweige ſind

ganz auf die Erzeugniſſe fremder Zonen gegründet. Wie ohne Baumwolle, ohne Indigo auf unſerm Continent Tauſende von Färbereien und Webſtühlen, Millionen Spindeln ſtille ſtänden, ſo lebt dieſer und jener Unterhaltungsunternehmer ganz allein vom Geiſt der großen Nation; laßt die Zufuhr franzöſiſcher Literatur eine Woche ſtocken, und alle die Stühle haben nichts mehr zu thun, auf denen der Patron franzöſiſchen Eſprit, zu ſo und ſoviel die Elle, in barbariſches Salonsdeutſch umarbeiten läßt. — Der Menſch verſichert heutzutage ſeine Habe gegen Feuer, ſein Feld gegen Hagel, und ſein Leben ſelbſt; in der Literatur gibt es Lobaſſecuranzen und entrepreneurs de succès.

Durch die induſtrielle Richtung, in welche die ſchöne Literatur hineingezogen worden, in Verbindung mit der Ungunſt der Zeit überhaupt, ſieht ſie ſich auf einen Weg geſtellt, von dem Niemand weiß, wohin er führen ſoll, während nur ſoviel gewiß iſt, daß er von der Poeſie geradezu abwärts leitet. Einem großen Theil der waſſerſüchtig rieſenhaft geſchwollenen Epik iſt jedoch ſein Schickſal unſchwer vorauszuſagen: indem ſie, alle vernünftigen Wegweiſer verſchmähend, dem Irrwiſch der ſogenannten guten Geſellſchaft nachläuft, wird ſie im Sumpf des Unſinns erſticken. Der Trieb, der in ſo vielen Schreibenden lebt, nicht modern im vernünftigen Sinn, ſondern modiſch zu ſeyn, macht, daß ſie vor allem darauf aus ſind, den Leidenſchaften, von denen die meiſten Stände verzehrt werden, dem Materialismus und Skepticismus, der Genuß- und Habſucht, dem Jagen nach Vornehmheit zu ſchmeicheln. Daher jene Salonsepik mit dem unbeſchreiblich widerlichen Duft von faber Vornehmheit und affektirter Grazie, mit den durchgehenden Triebfedern der rückſichtsloſeſten Eigenſucht und Geldſucht, des poetiſch ſeyn ſollenden Lebensüberdruſſes, der Buhlerei und des Ehebruchs in philoſophiſchem Gewand; daher die ewigen albern koketten Schilderungen eines idealen Salonslebens, in das ſich die an der Bewunderungsſucht krankende Seele des ſchwachen Leſers wie in ein irdiſches Paradies hineinträumt; darum macht man die geſpenſtiſchen Figuren ſo entzückender, ſchwärmeriſcher, zerriſſener und vornehmer Jünglinge, ſo hinreißender, buhleriſcher und eleganter Weiber zu Trägern all des ſkeptiſchen, politiſchen, antiſocialen Schnickſchnacks, in dem vielleicht für den Liebhaber viel Geiſt, aber ſicher deſto weniger Menſchenverſtand iſt. Wir haben oben geſehen,

warum man bei dieſem plumpen Ringen nach Realität nicht einmal die platte, noch viel weniger die poetiſche Wahrheit findet, warum man ſtatt Menſchen immer nur Larven, immer nur erlogene, gemachte, parfümirte Zuſtände hinſtellt: nichts als Ideal, aber das Ideal der Wachsfigur.

Dadurch, daß geiſtiger Genuß durch Lectüre ſich ſo vielen Menſchenſorten, denen er früher fremd war, als Luxus, d. h. als Bedürfniß aufdrängt, hat ſich auch für die ſchöne Literatur der Markt ſehr bedeutend vergrößert. Durch Wegräumung oder Schwächung der religiöſen, moraliſchen und politiſchen Autoritäten iſt der Schriftſteller, gerade wie der Gewerbfleißige durch analoge Entfeſſlung, von einer Menge von Hemmniſſen und Bedenklichkeiten befreit; durch den Encyclopädismus iſt ſein Wiſſen und Wirken ſeichter, aber unendlich breiter geworden, und ſo geht aus denſelben Urſachen, welche die Geſellſchaft in Allem flüſſiger gemacht, auch das literariſche Produciren heutzutage weit leichter und raſcher von der Hand. In alle dem, und noch in ſo Vielem, aſſimilirt ſich die Literatur auffallend der heutigen Induſtrie, und ſo iſt jene im Schriftſteller und Buchhändler auch weit *ſpeculativer* geworden als früher. — Ein Buch wird jetzt nach Stoff, Farbe und Schnitt beſtellt, gerade wie ein Rock, und durch den Puff vertrieben, wie jedes Fabrikat. Ein Kapitaliſt, oder wer eine wohlhabende Erbin heimführt, weiß nicht, ob er in vier Wochen einer Spinnerei oder einem literariſchen Comptoir vorſtehen wird, und der junge Mann, der in der Lyrik fallirt hat, eröffnet als Publiziſt eine neue Boutike. Mit dieſer an merkwürdigen Erſcheinungen reichen Seite des Gegenſtandes befaſſen wir uns für jetzt nicht; ſie ſoll in einem ſpätern Hefte dieſer Blätter beſprochen werden. Hier nur noch Weniges zur Vervollſtändigung des ſkizzenhaften Bildes.

Der traditionelle Begriff vom Schriftſteller im Allgemeinen, als einer moraliſchen Perſon, war bei uns und überall, wo es Schriftſteller und Poeten gibt, von jeher durchaus kein günſtiger. Sie waren immer, neben einem andern, gleich nothwendigen Stande, den Aerzten, eine Hauptzielſcheibe des öffentlichen Witzes und Spottes, und ſeit Rabener, am frühen Morgen unſerer neuern Literatur, blieb es Liebhaberei der Zunft, ſich über ſich ſelbſt luſtig zu machen. Man beſchuldigte die Jünger der Muſen eines

Uebermaßes von Eitelkeit, Neid und Eiferſucht, des unruhigen Intriguengeiſtes, der Unredlichkeit und Parteilichkeit im Urtheil, in Tadel und Lob; man verhöhnte ſie wegen der Bettelhaftigkeit und Hungerleiderei, welche ihnen von Zeus ſelbſt zu Lehen gegeben ſchien; der ideale Lorbeer ums Haupt und das reale Loch im Ellbogen waren das burleske Symbol des grellen Widerſpruchs zwiſchen dem befreienden göttlichen Funken und dem bittern, zwingenden Bedürfniß. Die guten Eigenſchaften, welche dieſen Gebrechen die Wage hielten, die unbornirte Lebensanſicht, der joviale, muthige Leichtſinn, die Geſinnung, welche die Güter dieſer Welt nicht um ihrer ſelbſt willen liebt, ſondern ſie immer friſch nur als das Oel begehrt, durch das die Lebensflamme luſtig lodert — all dieß war in kein ſo concretes Bild zu faſſen und fand nur im Individuum Anerkennung. — Man muß es leider ſagen, durch die raſche allgemeine Entwickelung der neuern Zeit ſind in der Schriftſtellerwelt die alten Tugenden bedeutend getrübt, die alten böſen Leidenſchaften wenigſtens extenſiv gewaltig geſteigert worden. Die Dämonen des Neids, der Eiferſucht und der Kabale ſtehen jedenfalls in der Erſcheinung weit rieſenhafter und tückiſcher da, ſeit der Circus, wo die von ihnen beſeelten Gladiatoren ſich zerfleiſchen, immer weiter und voller geworden iſt. Durch die ganze heutige Bewegung, durch die Entfeßlung und Durchdringung aller Leidenſchaften und Intereſſen, durch die Steigerung des Verkehrs, vor Allem durch die Publicität, welche Allem gegeben wird, iſt ja überhaupt das menſchliche Gemüth weit bloßer gelegt worden, als in einer Welt, deren ſociale und moraliſche Verfaſſung wir oben flüchtig geſchildert haben. Alle die Würmer und Larven, die im Herzen der Menſchheit niſten, hat die Pflugſchaar der Geſchichte offen zu Tage geworfen. Aus der gewaltigen Reibung auf allen Gebieten der geiſtigen Thätigkeit entſteht überall eine ſiedende Hitze aller ſelbſtſüchtigen Triebe, und ſo iſt auch der literariſche Kampf hitziger, ausgedehnter, verworrener, rückſichtsloſer und hinterliſtiger zugleich geworden, als z. B. der Gottſchedſche Krieg vor hundert, oder die Xenienſchlacht vor fünfzig Jahren war. Man könnte ſagen, wie die Erfindung des Schießpulvers den Einzelnen wehrloſer und unfreier gemacht hat, und den Tod unpoetiſcher, plumper, aber grauſenhafter über das Schlachtfeld ſchreiten läßt, ſo hat ſich nicht nur aus der Literatur ſelbſt, ſondern auch

aus dem Conflikt ihrer Intereſſen die Poeſie zurückgezogen, hat ſich die Würde und Selbſtſtändigkeit der Einzelnen verloren, ſeit die Literatur den materialiſtiſchen Bund mit der Induſtrie geſchloſſen hat, ſeit geiſtig wie mit Dampf und Maſchinen producirt wird, ſeit der Schriftſteller nicht nur von dem ihm natürlichen Neid beſeelt iſt, ſondern auch vom Krämerneid. Es bleibe unentſchieden, ob im heutigen Poeten und Schriftſteller die dem Stande eigenthümlichen Laſter ſich in höherem Maaße geſteigert haben, als der heutige Menſch überhaupt ſelbſtſüchtiger, rückſichtsloſer geworden iſt; jedenfalls haben ſich in ihm die Tugenden bedeutend verwiſcht, ſogar der zweideutige Leichtſinn; dagegen hat er ſich mit manchen Laſtern des Gewerbſtandes beladen, und ſind auch gute Eigenſchaften deſſelben in ihn übergefloſſen, ſo können ſie wohl das Geſchäft fördern, aber deſto weniger die Poeſie.

Aus einer Welt, wo vom Handwerksburſchen aufwärts Alles Gentleman iſt, mußte auch die traurige Figur des Magiſters mit der kläglichen Perrüke und den zerriſſenen Strümpfen ſo ziemlich verſchwinden. Die von Natur und Glück begünſtigteren Literaten haben ſich zu der Stufe von Eleganz und Vornehmheit aufgeſchwungen, auf der die höheren Schauſpieler ſchon im vorigen Jahrhundert ſtanden, und der geringſte literariſche Fabrikarbeiter und Kleinmacher kann ohne einen paſſabeln Rock, ganze Stiefeln und erträgliche Handſchuhe nicht exiſtiren. Doch dieß und Alles auf die äußern Verhältniſſe, auf das Gewerb und den Erwerb Bezügliche muß der beſondern Beſprechung vorbehalten bleiben.

Eine der häßlichſten Finnen im Antlitz unſerer Belletriſtik, das ſo Manches entſtellt, iſt die weit verbreitete Mode, die Perſönlichkeit des Schriftſtellers und Künſtlers als kritiſches Moment herbeizuziehen und ſchonungslos preiszugeben. Statt vernünftigerweiſe nach den Werken des Mannes ein Bild ſeines Geiſtes zu entwerfen, leitet man umgekehrt ſeine Produkte aus ſeiner Seele und ſeinem Körper her, weil ja die Seele ihren Körper baut; und ſo iſt in den modernſten Literaturkreiſen die Kritik eine unverſchämt zudringliche Phyſiognomik, und meiſt Pathognomik geworden. Der Mann ſchielt, er trägt falſches Haar und eine bunte Weſte, im Sprechen reckt er den Hals oder ſchüttelt mit dem Kopf — alles dieß zeigt ſich in ſeinen Schriften oder Compoſitionen für den, der den wahren Blick hat, frappant ausgeprägt. Wie und was

er ißt und trinkt, und wieviel, seine galanten Campagnen, seine Thaten und Bleſſuren auf dieſem Felde der Ehre, dieß und Alles dergleichen muß man wiſſen und beſprechen, ſoll der öffentliche Charakter ſo recht in ſeiner Tiefe aufgefaßt werden. Dieſe Sucht, die Perſönlichkeit bald ſchmeichleriſch, bald fratzenhaft zu porträtiren, immer aber zu proſtituiren, hat in den letzten zehn Jahren unglaublich um ſich gegriffen. Ein großer Theil der Proſa iſt zu einem mit eleganten Puppen bevölkerten Salon geworden, worin Alles auf vermeintlich vornehmes Geſchwätz und die ſociale Klatſcherei hinausläuft; dem ganz entſprechend dreht ſich die Kritik in den ſogenannten Feuilletons und Korreſpondenzen von hundert Zeitſchriften um Schönthuerei und Perſiflage, um heuchleriſche Complimente und giftige Verläumdung. Es iſt jammervoll anzuſehen, wie die Journaliſtik über das Befinden, das Thun und Laſſen, die häuslichen Freuden und Sorgen, die Sitten und Unſitten, die Tugenden und Schwächen von Poeten, Schriftſtellern, Schauſpielern, Sängern, Tänzern, Muſikern beiderlei Geſchlechts und aller Sorten Tag für Tag ihre faſhionabeln Bulletins ausgibt. In dieſer tauſendſtimmigen school of scandal macht aber die böswilligſte Verſpottung, das grimmigſte Herunterreißen bei Weitem keinen ſo widerlichen Eindruck, als wenn ſo ein Berühmter gravitätiſch dem Gevatter Porträtmaler ſitzt, und dieſer nun die bedeutende Perſönlichkeit, das Auge voll Tiefe, die ſtrebende Naſe, den graziöſen Mund, alle Liebenswürdigkeiten und Schwächen, die ſelbſt wider Liebenswürdigkeiten ſind, con amore zu Papier bringt und das Ganze effektreich mit dem roth gefütterten Mantel drapirt.

Dieſe häßliche Erſcheinung hängt mit allem bisher Beſprochenen genau zuſammen. Das Ueberwiegen der kritiſchen Richtung, das Haſchen nach Effekt als einem Surrogat für die Erfindung, die Auflöſung des Analogon von Zunft, wodurch ſich früher die Schriftſteller immer noch eine gewiſſe Standesehre und Standeswürde bewahrten, das Einreißen von Sitten und Kniffen, wie ſie der entfeſſelten Induſtrie eigen ſind, namentlich das Ehr- und Creditabſchneiden im unmittelbaren Gewerbsintereſſe — Alles dieß ſind Momente, die innerhalb der literariſchen Entwicklung ſelbſt dazu ineinander gewirkt haben. Im Grunde aber iſt die Literatur an dieſem moraliſchen Gebrechen nur inſofern Schuld, als ſie, wie immer, der Ausdruck der Geſellſchaft iſt, und nur durch die

Fatalität der Zeit nicht der poetiſche Ausdruck derſelben ſeyn kann. Nach unſerer Anſicht liegt die wahre Quelle des Phänomens darin, daß durch die Umgeſtaltung der Geſellſchaft die Stellung der Perſönlichkeit überhaupt eine andere geworden iſt als früher. Auch hierüber möchten wir unſere unmaßgeblichen Gedanken ein andermal mittheilen.

Ganz abgeſehen von ſeinem eigenthümlichen Talente iſt H. Heine in unſerer neueſten Literatur eine ſehr merkwürdige Geſtalt. Einmal ſind ihm theils ſeine reformatoriſchen moraliſchen, äſthetiſchen, ſocialen oder antiſocialen Ideen ſelbſt, theils iſt ihm der Muth, ſie auszuſprechen, einerſeits von Byron, andernſeits von den modernen Franzoſen inoculirt worden. Und ſo erfüllte ſich auch an ihm das alte Geſchick der deutſchen Poeſie, dem zufolge ſie ſeit Beginn der neuern Zeit faſt zu allen entſchiedenen Richtungen den Anſtoß von Außen erhalten hat. Zweitens hat er mit Börne, aber noch weit mehr als dieſer, ſeinen Racegenoſſen die Augen über ihre literariſche Miſſion in der heutigen Welt geöffnet und ihnen in der induſtriellen Literatur ein Stück gelobtes Land aufgethan. Zu den ſocialen Charakteren, welche das jüdiſche Volk nach und nach unter uns geliefert, zum Pfandleiher, Trödler, Taſchenſpieler, Juwelier, Ellenkrämer, Großhändler und Geldprinzen, iſt heutzutage ein ganz neuer gekommen, der jüdiſche Schöngeiſt, Virtuos, Publiziſt. Es iſt äußerſt bezeichnend, daß der eigenthümlich ſichtende und ſpaltende, grübelnde und mäkelnde, die fremden Schwächen und den eigenen Vortheil wie durch Inſpiration erkennende Geiſt dieſes Volks ſich erſt dann in Poeſie und Literatur ergoß, als ſie einerſeits in der herrſchenden kritiſchen Richtung körperlos, andernſeits, von der Induſtrie angeſteckt, materialiſtiſch wurde. Seit man im Gefühl, daß es mit allen eigentlichen Künſten gegenwärtig nicht recht fort will, neue Bauplane für alle entwirft und ſpitzfindig darüber debattirt, ſeit der Poet viel zu theuer producirt und ſich daher in den Macher, den Faiſeur verkehrt hat, ſeitdem iſt der Iſraelit in der Literatur ein ſo gefährlicher Concurrent als in Bijouterie, in Roß- und Viehhandel. Das Erfinden war ja nie Sache dieſes Volkes, aber deſto mehr das Finden von Mitteln und Wegen zu einem beſtimmten Zweck, das Umdrehen des Begriffs und des Groſchen, bis aus jenem nichts und aus dieſem der Thaler geworden, das Flicken, Herausputzen, Anpreiſen der Waare, die Kunſt, die Mängel zu

verſtecken, aus einem Alten ein Neues, aus einem Verdorbenen ein Ganzes zu machen. Welch koſtbare Eigenſchaften in einer Zeit, wo der literariſche Puff mit dem induſtriellen Hand in Hand geht! Ein geſcheuter Junge dieſer Race lernt gegenwärtig das Geiſtmachen gerade ſo, wie er ſich unter andern Umſtänden auf irgend eine andere forenſiſche Kunſt verlegt hätte, etwa aufs Volteſchlagen und Escamotiren. Er macht abgedroſchene Geiſteswaare pikant und intereſſant, während er ſonſt einem alten Rock eine künſtliche Jugendfriſche gegeben hätte; es kommt auf Eins hinaus, ob er die Krokodilsthränen des Weltſchmerzes oder die falſche Perlenſchnur vor den Augen der Liebhaber ſpielen läßt, und dem Pegaſus, den er zu Markte reitet, ſieht keiner die Hauptmängel an, der's nicht verſteht. — Wer möchte ein Volk gering achten, das einen Spinoza und einen Rothſchild hervorgebracht, Fürſten der Speculation in doppeltem Sinn! Der Verfaſſer dieſer Bemerkungen zählt unter ſeinen Bekannten iſraelitiſche Schriftſteller, vor deren Talenten er die größte Achtung hat; ſeine Anſichten ſind aber durch das Studium dieſer wirklich intereſſanten Perſönlichkeiten vielmehr beſtärkt als erſchüttert worden. Ja, er kennt mehrere, jenem Volke angehörende kluge Männer, die ihm ſtillſchweigend beiſtimmen werden, wenn er ſagt: ſo lange die Literatur ſpeculativ bleibt in jener zweifachen Bedeutung, ſo lange der jüdiſche Geiſt — keineswegs der der Juden allein — an der poetiſchen Börſe auf Pari und drüber ſteht, ſo lange werden unter den Geiſtesentrepriſen des Jahrhunderts die Aktien der Poeſie niedrig notirt bleiben.

An der Halt- und Körperloſigkeit unſerer ſchönen Literatur ſind nicht die Menſchen, iſt nicht der Mangel an Talenten Schuld. Im Gegentheil ſind ihrer in der letzten halben Generation ungleich mehr und bedeutendere aufgetreten als in der vorhergehenden, in der die Schwingungen unſerer frühern Literaturepoche in einer öden Windſtille erſtarben. Seit einer Reihe von Jahren gährt es wieder gewaltig in der Literatur, und wir ſind weit entfernt vom Peſſimismus, der dieſe Gährung geradezu für eine faule erklärt. Die gegenwärtige eigenthümliche Schwäche aller höhern Kunſt iſt nach der bisher entwickelten Anſicht ein kulturhiſtoriſches Moment. Mit der Literatur verhält es ſich wie mit der Geſellſchaft ſelbſt, welche ſie faſſen möchte und nicht faſſen kann. In der geſellſchaftlichen Gährung und Verwirrung ſind für das aufmerkſame Auge

bereits gleichſam die Winkel der neuen Bildungen und Richtungen angedeutet; gerade ſo erkennt der Billige und Partheiloſe in der Literatur, außer einem allgemeinen formellen Fortſchritt, die Rudimente einer neuen poetiſchen Conception, einer neuen Charakteriſtik, einer neuen Erfindung. Iſt einmal die Geſellſchaft fertig, ſo wird es auf einmal auch die Poeſie ſeyn. Die gegenwärtige allgemeine raſtloſe Bewegung wird über kurz oder lang zum Stillſtand kommen, der Geſichtskreis der Menſchheit wird ſich im Großen wieder fixiren und der centrifugale Gedanke, vielleicht erſt ſpät, aber gewiß wieder eine geſchloſſene Bahn um eine Sonne des Gemüths beſchreiben. Erſt dann wird auch wieder der wahre Fruchtboden für Poeſie und Kunſt vorhanden ſeyn, und dann mag Alles, was gegenwärtig, und vielleicht noch lange in allen Künſten mit Abſicht und großem Lärm hervorgebracht und wieder umgeriſſen wird, als Skizze und Studium erſcheinen. — Haben wir am Eingang dieſer Bemerkungen die Altersſtufe der gegenwärtigen Menſchheit richtig bezeichnet, ſo ſtände der Zukunft eine Poeſie und eine Kunſt bevor, welche den Schöpfungen des reifen, nach dem Fauſtiſchen Sturm zur Beruhigung gekommenen Mannes entſprächen. Das einzige, was bedenklich machen kann, was einen oft nicht dazu kommen läßt, den jetzigen Zuſtand der Literatur für eine wahre Drangperiode zu nehmen, iſt der Induſtrialismus, der die Poeſie nicht nur niederzuhalten, ſondern ihr innerſtes Mark auszudörren ſcheint. Wer weiß aber, wie ſich einſt die ewig kräftigen Muſen von der Induſtrie emancipiren? wenn ſie ſich nicht gar in der Weiſe daran gewöhnen, wie ſie ſich in der Chriſtenheit ſchon an ſo manches ihnen feindliche Element gewöhnt und es wunderbar geadelt haben.

Es ſcheint uns natürlich, daß in einer Zeit, wo es an der Grundlage aller wahren poetiſchen Produktion, an der Autorität der Kultur und des Glaubens fehlt, wo die Maſſe kaum mehr eine andere Superſtition hat als die der Eleganz, daß in einer ſolchen Zeit nicht nur die Talente nichts vermögen, ſondern ſelbſt das Genie, wenn es auch da iſt, ſeine natürliche Herrſchaft nicht geltend machen kann. „Es ſoll der Dichter mit dem König gehen;“ wohl, wo aber der König, als der Repräſentant alles ſocialen Glaubens, die Poeſie verloren hat, da kann ſie ſelbſt der Poet nicht finden. — Ein talentvoller Kritiker, der, obgleich ſelbſt

den Kreiſen der jungen, modernen Literatur angehörend, an der Sache derſelben faſt verzweifelt und ſie noch weit ſchwärzer malt, als wir gethan, iſt ganz anderer Meinung. Er ruft: „Ich weiß beſtimmt, daß das Genie, eben als ſolches, nicht an Zeit und Ort in ſeiner Entſtehung gebunden iſt, obgleich ein Kritiker neulich alles Ernſtes meinte, jetzt z. B. könne es einmal nicht auftreten. Guter Mann und ſchlechter Geniekenner! Morgen, heute, im nächſten Augenblick vielleicht tritt es, ohne an deine Pforte geklopft und einen Paſſierzettel von deiner gewandten Feder erbeten zu haben, vor dich Läugnenden und Erſtaunten hin, ſpringt geharniſcht und ganz Göttin aus dem kreiſenden Jupitersſchädel der Gegenwart auf, ſteigt in vollendeter Formſchöne aus der gährenden Woge Schäumen!“ — Es hat unſerer Periode keineswegs an poetiſchen Talenten, es hat ihr gewiß auch nicht an Genie gefehlt; nur hat ſich nach unſerer Ueberzeugung die wahre Poeſie der Zeit weit mehr in der Wiſſenſchaft, in Natur- und Geſchichtsbetrachtung ausgeſprochen als in der Poeſie ſelbſt. Jener Schriftſteller hat ſeinem Aufſatz die Ueberſchrift gegeben: Δός μοι ποῦ στῶ! und es mit dieſen Worten ausgeſprochen, warum in einer Epoche, wo Alles erſt gemacht wird, ſelbſt der Genius wahrhaft künſtleriſch nichts machen kann. Das Genie wendet ſich dahin, wo es Grund und Boden findet.

Die ſchöne Blüthe der Wiſſenſchaften iſt es vor Allem, was uns beruhigt über das Geſchick unſerer Kultur, an dem man verzweifeln könnte, ſo lange man nur in das hineinblickt, was wir auch in dieſen Blättern immer die ſchöne Literatur genannt haben, weil es gerade keinen andern Namen dafür gibt. Im Tempel der Wiſſenſchaft iſt aber zugleich das ewige Licht der Poeſie ſicher geborgen bis zur Zeit, wo es zum Kultus der Künſte wieder daraus abgeholt werden kann. — Der Vulkan des Kriegs gebiert die großen Feldherrn; nicht der noch heißen Lava der Geſchichte, ſondern der verwitterten, dem fertigen Kulturboden entwachſen die Dichter. Ohne die Revolution lebte vielleicht Bonaparte noch als Obriſt auf halbem Solde; ohne dieſelbe, noch nicht vollendete Revolution hätte vielleicht längſt einer das poetiſche Imperium an ſich geriſſen, der ſo ruhiger, in minder „frappanter“ Weiſe, ſeinen Genius in die Wiſſenſchaft ſtrömen ließ oder noch läßt.

Ueber das deutsche Vereinswesen.

Seit einem halben Jahrhundert haben sich unsere politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse wesentlich verändert; durch die fast unaufhörlichen Kriege vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Sturze des napoleonischen Reiches wurde unser früheres Staatswesen zu Grunde gerichtet und andere Zustände herbeigeführt. Der 25jährige Frieden, der seit jener Umwälzungsperiode andauert, hat nun die Folgen des veränderten Staatswesens auch im Volksleben immer mehr zum Vorschein gebracht. Ich kann hier diese Thatsache nicht in allen Beziehungen nachweisen, aber ich will eine Erscheinung herausheben, die geeignet ist, unser jetziges Volksleben in seiner geistigen Ausbildung gegen die frühere Zeit zu charakterisiren und daraus Ergebnisse zu gewinnen, die für Theorie und Praxis gleich fruchtbar werden können. Das Vereinswesen hat in Deutschland eine Ausbildung erhalten, wie sie nicht leicht bei einem andern Volke vorkommt, und diese Entwicklung zeigt uns deßwegen einen nationalen Grundzug des deutschen Charakters, weil sie ungezwungen sich begründet, ungestört verbreitet und durch eigene Kraft erhalten hat. Von der ältesten bis zur neuesten Zeit liegt das Vereinswesen tief im deutschen Charakter; lasse man die Beweise aus der Vorzeit ganz außer Acht und sehe nur auf die neuesten Erscheinungen unseres Staatslebens. Nach der Umwälzungsperiode wurde der deutsche Bund gegründet, welchem die Militärvereinigung, der Zoll- und Münzverein folgten; große Beispiele, welche dem Volksleben, wenn

es auch keinen nationalen Sinn zur Vereinigung hätte, von selbst die Anleitung geben müßten, gemeinsame Bedürfnisse durch vereinte Kräfte zu befriedigen.

Wenn nun das Vereinswesen in unserer Natur liegt, so hat es doch nicht zu jeder Zeit eine gleich große Ausbildung erhalten; es müssen also gewisse Bedingungen obwalten, unter welchen das Vereinswesen sich entwickeln und gedeihen kann. Eine zahlreiche Bevölkerung führt Vereine herbei, eine hinreichende Bildung entwickelt sie. Körperliche und geistige Bedürfnisse entstehen und vervielfältigen sich mit dem Wachsthum der Bevölkerung und führen zur Vereinigung der Kräfte, um dasjenige zu erreichen, was dem Einzelnen nicht mehr möglich ist; die Menge und Verschiedenheit der Vereine hängt jedoch von der Stufe der Bildung ab, die in dem Volke verbreitet ist. Gewöhnliche, körperliche und geistige Zwecke sind jedem gesunden Verstande einleuchtend und finden Mitwirkung auch bei einem geringeren Grade der Bildung; höhere geistige Bedürfnisse werden aber nur von solchen gefühlt, die eine größere Bildung haben, und Vereine dieser Art können nur entstehen und gedeihen, wenn eine hinlängliche Anzahl von Menschen höherer Bildung vorhanden ist. Nach der Abtheilung der Vereine für körperliche und geistige Zwecke läßt sich eine geschichtliche Vergleichung des Vereinswesens im Volke anstellen, woraus hervorgeht, ob zeitenweis die beiden Zwecke gleichmäßig bedacht oder einer derselben vorgezogen wurde, ob die Vereinsbedürfnisse nur im Ganzen und Großen gefühlt oder auch besonders aufgefaßt wurden, so wie auch in diesen Beziehungen sich ein Volk mit dem andern vergleichen läßt.

Ich beschränke den Begriff der Vereine auf dauernde Zwecke. Vorübergehende Bedürfnisse können auch Vereinigung bewirken, doch gewöhnlich ohne nachhaltige Folgen auf das Leben. Zu den vorübergehenden Erscheinungen dieser Art gehören viele Vereine für materielle Zwecke des Handels und der Industrie, welche unter dem Namen der Associationen bekannt sind. Die bestimmte, oft nur kurze Dauer solcher Gesellschaften unterscheidet diesen Associationsgeist von dem Zweck anderer Vereine, welcher ein fortwährendes Bedürfniß zu befriedigen sucht. Es gibt allerdings auch materielle Gesellschaften, die einen anhaltenden Zweck verfolgen und dann ebenfalls in meine Betrachtung gehören.

In Deutſchland haben ſich die Vereine in der Eigenthümlichkeit ausgebildet, daß ſie wandernd geworden, und dieſes Beiſpiel hat in Frankreich, England, Skandinavien und Italien Nachahmung gefunden. Im vorigen Jahrhundert gab es nur ſeßhafte Vereine, die an einen Ort gebunden waren, und dieſe Grundbedingung bleibt noch jetzt bei allen Vereinen, die ein Material haben, das ſich nicht herumführen läßt, und welche geſchloſſene Geſellſchaften ſind. In neuerer Zeit haben jedoch die perſönlichen Beziehungen im Vereinsweſen ſich geltend gemacht; gleiche Beſchäftigung, gleiche Zwecke fanden an vielen Orten Anklang, ohne daß es möglich war, alle Theilnehmer ſtändig an einem Platze zu vereinigen oder die Vorzüge aller Orte an einem einzigen zuſammen zu bringen. Da wechſelte man alljährlich in der Wahl des Ortes ab, und wanderte von einem zum andern, wie mit den alten Hof- und Reichstagen. Unſere alte Zeit hatte keine herrſchende Reſidenz, unſere jetzige kennt keine herrſchende Univerſität; damals waren die politiſchen Verſammlungen, jetzt ſind die wiſſenſchaftlichen an keinen Ort gebunden. Durch die wandernden Vereine wird die Verbindung unſerer verſchiedenen Völkerſchaften erhalten, ohne deren Eigenthümlichkeit zu gefährden, und da ſie hauptſächlich die perſönliche Bekanntſchaft befördern, ſo begründen ſie für die Wiſſenſchaft eine Anwendung im Leben, die nicht ohne mannigfache Wirkung bleiben kann. Wandernde Vereine ſind wandernde Fakultäten und Fächer, freie Geſellſchaften, wozu Jeder, der ſich mit dem Zweck der Verſammlung abgibt, Eingang findet, und durch gegenſeitige Gedankenmittheilung bereichert in ſeinem Fache ſchneller den neueſten Standpunkt erringt, als ihm durch einſames Studium und anhaltendes Leſen möglich würde. Die Zahl der nöthigen Hülfsmittel für jeden Zweig des menſchlichen Wiſſens und Strebens iſt gegenwärtig ſo groß, daß der Einzelne nicht mehr in den vollſtändigen Beſitz derſelben gelangen kann, aber das iſt eben der Zweck jedes Vereines, alſo auch der wandernden Verſammlungen, daß Viele beitragen, um ein Ganzes zu liefern, was der Einzelne nicht erreichen kann.

Seßhafte und wandernde Vereine ſind zwar im Begriff, nicht aber im Leben, ſtreng geſondert, jede Art hat von der andern angenommen, mit Vortheil und mit Nachtheil. Wenn Kunſt- und Gewerbovereine, die ihrer Natur nach ſeßhaft ſind, ihre Ausſtellungen

Leipzig

wandern lassen, so kann das nur als ein Fortschritt betrachtet werden, wenn aber wandernde Vereine Preisfragen, besonders theoretische und historische, entscheiden wollen, so fehlt ihnen dazu die Einrichtung. Denn für solche Geschäfte eignen sich nur die seßhaften Vereine, weil sie Zeit und Mittel dazu haben; wandernde Versammlungen, ohnehin auf ein kurzes Beisammenseyn beschränkt, sollten sich jener Entscheidungen enthalten. In Frankreich haben die Congrès littéraires solche Fragen zur Entscheidung gebracht, bei uns die Versammlung der Landwirthe; ich halte beides für unzweckmäßig, da es der Natur solcher Vereine zuwider ist. Dagegen sind bei den wandernden Versammlungen die Abtheilungen (Sektionen) aus der Organisation der seßhaften Vereine mit Recht beibehalten, da der zahlreiche Besuch solcher Versammlungen es nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig macht, einzelne Zweige und besondere Zwecke durch eigene Abtheilungen der Mitglieder verhandeln zu lassen. Bei den seßhaften Vereinen zeigen sich solche Abtheilungen ständig, und zwar als Filialvereine. Ist nämlich der Zweck des Vereines auf ein größeres Gebiet ausgedehnt und soll er direkt auf alle Landestheile wirken, wie dieß bei landwirthschaftlichen und Gewerbsvereinen vorkommt, so ist es nicht möglich, die Mitglieder so oft und so zahlreich zu versammeln, als der Zweck erfordert, und eben so unthunlich, in solchen allgemeinen Versammlungen die Bedürfnisse aller einzelnen Landestheile gehörig zu würdigen und zu befriedigen. Es theilen sich daher solche Vereine in Bezirks- und Ortsvereine, wenn eine hinlängliche Anzahl Mitglieder und ein Bedürfniß vorhanden ist. Aber nicht nur landschaftlich, sondern auch wissenschaftlich gibt es Untervereine, gleichsam ständige Sektionen, wenn sich einzelne Theile eines größeren Zweckes zu besondern Vereinen ausbilden, wie z. B. aus der Landwirthschaft, als dem Ganzen, sich Gartenbau, Obstkultur, Weinbau u. dgl. in eigenthümliche Vereine konstituiren können. Bleiben die einzelnen Theile in wirksamer Verbindung mit dem Ganzen, so stellen sie eine organisirte Körperschaft dar, die ihr Leben von einem Mittelpunkte in alle Gliederungen verbreitet, und weil die Glieder denkende Organe sind, neue Kräfte von ihnen zurück empfängt.

Diese wechselseitige Verbindung mit dem Ganzen, welche bei Theilvereinen stattfindet, ist überhaupt eine wesentliche Eigenschaft

der Vereine. Alle Mitglieder tragen zum gemeinschaftlichen Zwecke bei und nehmen dagegen Theil an der gemeinsamen Errungenschaft. Das Vermögen der Vereine, sey es körperlich oder geistig, ist größer, als daß es der Einzelne besitzen oder erreichen kann, es wird darum durch die Beiträge der Mitglieder gebildet, damit es in seiner Vereinigung eine größere Wirkung hervorbringe, als dem vereinzelten Beitrag des Mitgliedes möglich wäre. Das materielle Vereinsvermögen wird, wie der Staatsschatz, durch die Abgaben der Einzelnen hervorgebracht, mögen sie jährlich oder nur einmal geleistet werden. Der Vermögensstock entsteht gleichsam aus Rentenbeiträgen und seine Errungenschaft geht wieder an die Mitglieder zurück. Die meisten Vereine bringen materielles Vermögen zusammen, es ist aber nicht immer für materielle Zwecke der Vereinsglieder bestimmt, sondern diese überlassen manchmal den Genuß ihres Vermögens und ihrer Arbeit Andern und begnügen sich mit dem Gefühl ihrer guten Handlung, wie das bei vielen Wohlthätigkeitsvereinen der Fall ist, oder es wird auch das körperliche Vereinsvermögen für die gesellschaftliche Unterhaltung der Mitglieder verwendet und zu andern geistigen Zwecken benutzt, wie zum Unterricht ihrer Mitglieder in denjenigen Fächern, die zu deren Beruf gehören, z. B. bei den Gewerbsvereinen.

Da der Zweck der Vereine ein fortdauerndes Streben ist, um die vorgesetzte Absicht zu erreichen, so haben sie eine Verwaltung nöthig, die in einer leitenden und häufig auch in einer überwachenden Behörde besteht. Haben die Vereine materielles Vermögen, so muß die Verwaltung von Zeit zu Zeit der Gesammtheit der Mitglieder Rechenschaft ablegen. Nicht nur dieser Umstand, sondern überhaupt die Nothwendigkeit, zu wissen, ob und in wie fern die Zwecke des Vereins erreicht werden, führen periodische Generalversammlungen der Mitglieder herbei, welche die Befugniß haben, grundgesetzliche Bestimmungen der Gesellschaft zu erklären und zu verändern, so wie auch für die wirksamere Ausführung der Vereinszwecke Vorsorge zu treffen und Anordnungen zu machen. Daher werden mit diesen Versammlungen manchmal Feste verbunden, nämlich Ausstellungen von Natur- und Kunst-Produkten, Preisvertheilungen, Ankauf oder Verlosung werthvoller Gegenstände u. dgl., um durch solche Aufmunterung die Vereinszwecke in und außerhalb dem Kreise der Mitglieder thätiger zu fördern.

Nur durch freiwillige Theilnahme der Mitglieder entstehen Vereine, sie sind daher in ihrem Ursprung republikanisch und behalten diesen Charakter in ihrer ganzen Ausbildung. Von Einem oder Wenigen geht freilich die schöpferische Idee aus, sie kann sich aber ohne Theilnahme nicht verwirklichen, und dadurch wird sie Gemeingut des Vereines, worauf der erste Begründer keinen ausschließlichen Einfluß mehr hat. Aber obgleich alle Mitglieder am Vereine Theil nehmen, so sind doch nicht alle im Stande, dessen Zwecke gleichmäßig zu fördern, und daher gedeihen jene Vereine am meisten, bei welchen die Aristokratie des Geistes in angemessener Thätigkeit wirkt. Auf eine weise Grundeinrichtung kommt Alles an, das Interesse der Mitglieder muß mit dem Ganzen so vortheilhaft und dauernd verbunden werden, daß die thätige Theilnahme derselben stets rege bleibt und eine Verwaltung gebildet wird, die durch Fleiß, Kenntniß und Gewissenhaftigkeit sich auszeichnet. Nicht alle Vereine handeln nach diesen Grundsätzen, bei manchen materiellen Gesellschaften ist die Gleichheit der Mitglieder beschränkt und die Aristokratie des Geldes gibt den Einen mehr Rechte als den Andern, indem man von der Voraussetzung ausgeht, daß derjenige, welcher mehr zur Bildung einer Gesellschaft materiell beiträgt, auch ein größeres Interesse an ihrem Gedeihen nehme, als ein Anderer, dessen Beitrag geringer ist. Diese Regel hat Ausnahmen und darf nicht streng befolgt werden, weil sie die Intelligenz ausschließt, welche doch die erste Macht jedes Vereines ist und bleibt, besonders wenn sie mit Moralität vereinigt auftritt. Bei gleichen Beiträgen zu den Vereinszwecken gibt es keine rechtlichen Unterschiede der Mitglieder, als diejenigen, welche aus örtlichen Verhältnissen entspringen, indem solche Mitglieder, welche nicht am Vereinsort wohnen, sich auch bescheiden müssen, ihre persönliche und unmittelbare Theilnahme an der Verwaltung ruhen zu lassen. Daher die Unterscheidung in ordentliche und außerordentliche Mitglieder, womit die auswärtigen manchmal gleichbedeutend sind, und wozu die Ehrenmitglieder kommen, die ohne Beiträge und Stimmrecht nur den Namen tragen.

Die Ausbildung der neuern Staatsverwaltung hat auf die Behandlung der laufenden Vereinsgeschäfte maßgabend eingewirkt. Die meisten Direktionen der Vereine haben die collegialische Einrichtung der Staatsbehörden, erledigen die Geschäfte durch Vorträge

der Referenten und Beſchlüſſe der Sitzungen oder büreaukratiſch, ernennen für beſondere Vorfälle Commiſſionen u. dgl. Nur für die ſtete Verbindung der Vereinsmitglieder und für die Mittheilung deſſen, was zum Vereinszwecke gehört, haben viele Direktionen die Journaliſtik zu Hülfe genommen und beſondere Zeitſchriften für ihre Vereine gegründet. Sowohl dadurch als durch die Sitte vieler Geſellſchaften, zu beſtimmten Zeiten Vorträge ihrer Mitglieder anzuhören, hat die Vereinsverwaltung eine Eigenthümlichkeit erhalten, die ungezwungen aus der Natur der Vereine hervorging. Die Vorträge und Vereinsſchriften ſind aus der Einrichtung der älteren wiſſenſchaftlichen Akademien angenommen, die Journaliſtik aus dem raſcheren Lebensverkehr der heutigen Zeit.

Bei der Begründung der Vereine und am Anfang ihrer Wirkſamkeit zeigt ſich gewöhnlich eine größere Theilnahme und thätigere Mitwirkung als in ſpäterer Zeit, wenn es klar wird, daß ſich der Zweck des Vereins nicht ſo ſchnell und leicht erreichen läßt, als man Anfangs gehofft, oder wenn der Eindruck der ergreifenden Grundidee in der Gewohnheit des Lebens abnimmt. Manche Thätigkeit des jungen Eifers iſt übereilt und erfolglos, und geht daher in Lauheit und Gleichgültigkeit über, manche blendende Hoffnung erſcheint als Täuſchung und hat Muthloſigkeit zur Folge. Während durch ſolche Erfahrungen Zweck und Mittel eines Vereines deutlicher erkannt und ſchärfer beſtimmt werden, ſo daß Geiſt und Willenskraft ſicherer wirken können, fehlt doch vielen Mitgliedern die Ausdauer, ſie treten zurück oder werden ſonſt theilnahmlos, der Verein wird ſchwach, bis er durch neue Kraft geſtärkt oder hülflos aufgelöst wird. Nicht alle Vereine enthalten Beſtimmungen über ihre Auflöſung, nur die induſtriellen haben dieſen Fall immer vorgeſehen, weil ſie nach ihrem Aufhören das Vereinsvermögen unter die letzten Mitglieder theilen; die übrigen Geſellſchaften, welche nur allmählig durch Sammlungen und Beiträge ein Vermögen bilden, und ihrem Zwecke nach nicht an eine beſtimmte Dauer gebunden ſind wie die induſtriellen Vereine, laſſen dieſen Gegenſtand oft unerörtert, oder verwenden im Fall der Auflöſung ihr Vermögen zu Stiftungen. Dieß geſchieht, weil entweder das Vermögen in gewiſſer Rückſicht untheilbar iſt und daher beſſer beiſammen bleibt, oder weil die letzten Mitglieder

keinen rechtlichen Anspruch an dasselbe haben, da es nicht von ihren Beiträgen herrührt.

Stiftungen können ähnliche und gleiche Zwecke haben wie die Vereine, aber ihr Ursprung, ihre Verwaltung und Wirksamkeit ist eine andere. Sie werden immer von einer Person, einer physischen oder moralischen, gegründet, und behalten diesen monarchischen Charakter in ihrer ganzen Ausbildung. Sie unterscheiden sich dadurch von dem gesellschaftlichen Wesen der Vereine. Die Verwaltung der Stiftung liegt außerhalb derselben, sie hat zu ihrer Sicherstellung den Beistand des Staates oder sonst einer Obrigkeit nöthig; die Vereine brauchen beides nicht, sondern verwalten sich aus ihrer Mitte. Endlich ist die Wirksamkeit der Stiftungen allzeit materiell oder wenigstens an materielle Mittel gebunden, die Vereine aber können unmittelbar geistig wirken. Wer eine Stiftung machen will, braucht sich nicht um Gleichgesinnte umzusehen, er gibt das Kapital, bestimmt dessen Verwaltung und Verwendung und kümmert sich darum nicht, ob die Zeitgenossen seinen Zweck würdigen und unterstützen oder nicht. Wer aber einen Verein gründet, hat dazu in aller Hinsicht die Mitwirkung gleichgesinnter Menschen nöthig und kann den Zweck und die Verwaltung des Vereines nur gemeinschaftlich bestimmen. Dadurch sind die Vereine vom Zeitgeist abhängig, die Stiftungen nicht; man findet daher diese in jeder Zeit besonders häufig in den früheren Jahrhunderten, die Vereine dagegen sind vorzüglich eine Erscheinung der heutigen Welt, und viele derselben haben kein Beispiel in der Vorzeit.

Jeder Verein ist in seinem Gründungsakte separatistisch, denn seine Mitglieder scheiden sich aus dem Volke zu besondern Zwecken aus und regieren sich dafür selbst. Die Vereine müssen sich daher, wie alle Körperschaften, den Gesetzen der Kirche und des Staates fügen. Korporationen sind natürliche, Vereine dagegen künstliche Gesellschaften; jene beruhen auf einer Nothwendigkeit, diese gehen aus der Freiheit hervor. Gleicher Glauben gibt Confessionen, gleicher Wohnort Gemeinden, gleiche Gewerbe Zünfte als natürliche, nothwendige Gesellschaften oder Korporationen; die Vereine nehmen aber ihre Mitglieder ohne Unterschied aus jeder Confession, jeder Gemeinde, jeder Innung; diese Vereinigung geht also nicht aus naturnothwendiger Gemeinschaft hervor, sondern aus

freier Wahl. Es iſt hieraus offenbar, daß der Separatismus des Vereinsweſens, wenn er unbeſchränkt wirkt, die Korporationen auflöſen kann; dadurch würde die natürliche Eintheilung des Volkes aufgehoben und eine künſtliche an deren Stelle geſetzt. Dieſer Zuſtand darf nicht eintreten, er iſt eine Umwälzung, es muß daher auch naturnothwendige Schranken geben, innerhalb welchen das Vereinsweſen wirken kann. Dieſe Schranken ſind die Glaubenslehre in religiöſer Hinſicht und das poſitive Recht der Korporationen in politiſcher Beziehung. Was nicht zu dieſen Grundlagen des Volkslebens gehört, kann dem Vereinsweſen überlaſſen werden, aber darum ſind auch Kirche und Staat berechtigt, den Zweck der Vereine zu prüfen, ſie zu erlauben oder zu verbieten. Obgleich der Staat und die Kirche ohne Vereine beſtehen, ſo können dieſe doch in ſo vielfacher Beziehung und auf ſo manchfaltige Weiſe zum Wohle des Ganzen beitragen, wie es der Staatsregierung weder mit ihrer Verwaltung möglich iſt, noch wozu ihre Geldmittel hinreichen. Erlaubniß und Verbot der Vereine hängen von deren Nützlichkeit und Schädlichkeit ab, doch ſoll man jener zu Liebe Vereine nicht hervorrufen, weil ſie nicht nachhaltig wirken, wenn die erforderliche Bildung und Geſinnung fehlt, auf der andern Seite das Verbot nicht weiter ausdehnen, als die Entfernung des Schädlichen fordert. Wer dem Bedürfniß näher ſteht, kennt es beſſer, als wer es nicht fühlt; Leute, welche Vereine gründen, können über deren Nothwendigkeit in ihrem beſtimmten Kreiſe richtiger urtheilen, als die Staatsregierung, die außerhalb dieſen Verhältniſſen ſteht und ſich daher nicht auf die eigene Beurtheilung einlaſſen ſoll, ob ein Bedürfniß zu einem gegebenen Vereine vorhanden ſey oder nicht. Geringſchätzung der Vereinszwecke von oben, weil ſie beliebten Syſtemen und Anſichten nicht entſprechen, iſt eine große Verkehrtheit, denn es läßt ſich die Vielheit und Verſchiedenheit der menſchlichen Verhältniſſe nicht in eine vorgefaßte Meinung einſchränken, ſondern es iſt dafür eine Entwickelung nöthig, deren Art und Weiſe in den Verhältniſſen ſelber, nicht in gemachten Anſichten liegt. Auch enthalte ſich Jeder, die Wirkungen des Vereinsweſens zu ermeſſen oder ihnen eine beliebige Richtung zu geben, denn zu jenem gehört ein ſo umfaſſender Geiſt und zu dieſem eine ſo große Macht, daß beides kaum ſich in einem Menſchen vereinigt. Nur die Beobachtung iſt

hier angemessen und die Erfahrung gibt das richtige Verhalten an.

Da jeder Verein wirken will, und jede Wirkung offenbar, d. h. erkannt wird, so soll auch jeder Verein öffentlich auftreten. Sein Zweck muß bekannt seyn, weil nur dadurch eine freiwillige Vereinigung statt findet, was zur Natur des Vereines gehört. Geheime Gesellschaften können nur durch Anwerbung der Mitglieder sich bilden, wobei die Freiheit derselben wegfällt. Solche Gesellschaften haben keinen andern Zweck, als die religiösen und politischen Schranken, welche den Vereinen gesetzt sind, ganz oder theilweis aufzuheben, und weil sie bei dieser Absicht ein Hinderniß in der Positivität der Kirche und des Staates finden, so suchen sie durch allmählige Schwächung, die vom kleinen anfängt, Kirche und Staat zu untergraben. Dergleichen Vereine sind in der Regel nur darin einig, daß sie das Positive umstürzen wollen, also in ihrer Negation, sie können daher nicht schaffen, und zerfallen meist in ihren Leidenschaften. Die persönlichen Absichten, welche diesen Vereinen zu Grunde liegen, verbergen sich unter dem Scheine des Bedürfnisses und widerstreiten dem gemeinsamen Zweck, den jeder Verein, seinem Begriffe nach, haben soll. Es ist Weisheit, von oben herab nicht durch verkehrte Handlungen bei den Untergebenen den Wahn zu veranlassen, als müßten sie den Oberen die Richtung geben oder sie stürzen, wenn sie dem Willen der Unteren nicht folgen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen möchte ich die deutschen Vereine im Einzelnen darstellen, aber es fehlt uns noch eine Statistik dieses Vereinswesens, darum kann ich die Anzahl und geographische Vertheilung so wie den Umfang der Wirksamkeit der Vereine nach allen ihren Richtungen nicht angeben. Doch läßt sich ein Umriß der Vereinszwecke darlegen und daraus die manchfaltige Thätigkeit abnehmen, welche das Vereinswesen zur Erreichung seines Zieles bedarf. Um die Masse zu ordnen, unterscheide ich Vereine für leibliche und geistige Zwecke, ohne zu verkennen, daß oft beide in einander übergehen, je nachdem der Leib oder Geist zum Mittel gemacht wird. Für die materiellen Zwecke gibt es Kapital- und Aufmunterungsvereine; jene beabsichtigen einen direkten, diese einen indirekten Nutzen der Mitglieder. Bei den Kapitalvereinen ist nur die Verwaltung thätig, und die

Mitglieder haben die Theilnahme an dem Ertrage anzuſprechen, bei den Aufmunterungsvereinen ſorgt aber die Verwaltung für die Kenntniß, Sammlung und Mittheilung der Erfahrungen und Fortſchritte und es liegt dann in der Arbeit der Mitglieder, ſich das Mitgetheilte durch Fleiß und Achtſamkeit nützlich zu machen. Beide Arten ſind in mancher Geſellſchaft zugleich vorhanden, beſonders in ſolchen, welche einen ſehr umfaſſenden Zweck und mehrere Abtheilungen haben. Je nach der Ausdehnung des Zweckes bleiben die materiellen Vereine auch nicht bei einer Arbeit ſtehen, ſondern verbinden oft mehrere mit einander, wie z. B. manche gewerblichen Vereine zugleich merkantiliſche ſind. Dieſe manchfaltige Ausbildung der Vereine läßt ſich bei der Betrachtung der einzelnen am beſten erkennen und beurtheilen.

Unter allen materiellen Vereinen ſtehen die landwirthſchaftlichen oben an, die unter verſchiedenen Namen als Ackerbaugeſellſchaften, landwirthſchaftliche Geſellſchaften u. dgl. in ganz Deutſchland verbreitet ſind und eine weit größere Wirkſamkeit erhalten haben, als ihre Vorläufer, die landwirthſchaftlichen Inſtitute, Akademien und Muſterwirthſchaften erreichen konnten. Das Bedürfniß zur Bildung dieſer Vereine war überall vorhanden und unabweisbar. Die Zunahme der Bevölkerung, der ſteigende Preis des Grundeigenthums und der Pacht, die Belaſtung deſſelben durch erhöhte Abgaben und Umlagen, die darauf haftenden Schulden in Folge der Kriege und der Theurung, das Alles drängte zur Erzielung eines höheren Bodenertrages, was ohne rationelle Landwirthſchaft nicht geſchehen kann, wozu aber der mittlere und kleine Bauer weder Gelegenheit noch Hülfsmittel hat und dafür nur in einem gut eingerichteten Ackerbauverein ſeine Stütze findet. In dieſen Verhältniſſen liegt ſchon die örtliche und provinzielle Eintheilung der landwirthſchaftlichen Vereine; ſie ſollen ihrem Zwecke nach für den Einzelnen wirken, alſo in letzter Beziehung örtlich ſeyn, dazu gehört aber eine Summe von Erfahrung, die aus einem größeren Kreiſe zuſammen kommt, alſo Geſellſchaften größerer Bezirke nothwendig macht. Es erſtrecken ſich daher die landwirthſchaftlichen Vereine meiſtens über ein ganzes Land, theilen ſich in ihre Bezirks-, Amts- und Ortsvereine, ſtehen unter einander im organiſchen oder Geſchäftszuſammenhang, ſo wie in Verbindung mit auswärtigen Vereinen, und dieſe beſtändige

Wechselwirkung der Kenntnisse und Mittheilungen befördert die Fortschritte. Belehrung, Beispiel und Aufmunterung sind hier wie überall nothwendig, wo ein Verein auf seine Mitglieder wirken will. Zur Belehrung geben manche Vereine ein landwirthschaftliches Wochen- oder Correspondenzblatt heraus, andere stellen einen Preis auf das zweckmäßigste Lehrbuch der Landwirthschaft oder vertheilen dahin einschlägige Schriften. Bibliotheken und Sammlungen von landwirthschaftlichen Modellen und Geräthen besitzt fast jeder größere Verein. Die zeitweisen Versammlungen der Vereine sind durch die mündliche Mittheilung der Erfahrungen und durch die praktische Anleitung auf einem Musterfelde für die Mitglieder sehr nützlich, weil sie dadurch ihre Belehrung kurz und ohne Mühe bekommen. Als Beispiel und Aufmunterung dienen vorzüglich die Ausstellung landwirthschaftlicher Produkte und die damit verbundene Preisvertheilung und landwirthschaftlichen Feste. Zur Beförderung eines vernachläßigten Zweiges der Landwirthschaft vertheilen die Vereine unentgeldlich Saamen und Setzlinge, z. B. Reben und Bäumchen, so wie auch Eier der Seidenwürmer, und verbinden mit den Ausstellungen des Viehes, der Geräthschaften, Weinproben, Obstsorten, Cocons ꝛc. namhafte Anläufe oder Preise, um nebst der Anerkennung den Landwirthen einen Gewinn zu verschaffen und dadurch die Nacheiferung hervorzurufen. Die jährlichen Weinproben, welche am Rhein vorgenommen werden, bringen manches Gewächs im Handel zu Ansehen, welches ohne den Ausspruch der Kenner seiner Güte sich nicht so schnell Eingang und Absatz verschaffen könnte. Die Preisvertheilung hat sich in neuester Zeit auch auf die Belohnung treuer Dienstboten der Landwirthe erstreckt, die eine Reihe von Jahren bei der nämlichen Herrschaft geblieben sind. Es ist in unserer wechselvollen Zeit tröstlich, noch so viele Beispiele langer Anhänglichkeit zwischen Hausvätern und Dienstboten zu sehen.

Die Ortsvereine haben mehrere besondere Einrichtungen nöthig, welche durch Unterstützung der größeren Vereine auch allmählig ins Leben treten. Es sind dieß Viehleibkassen gegen den Wucher des Viehverstellens, gemeinschaftliche Backöfen, Waschküchen und Obstdarren zur Ersparung des Brennmaterials, Fohlengärten und Gänsweiden zur Beförderung der Pferdezucht und zum Schutze des Saatfeldes, Baumschulen zur Erleichterung des Obstbaues.

Wo ein beſonderer Zweig der Landwirthſchaft durch Verhältniſſe geboten iſt, da bilden ſich auch beſondere Vereine, wie für die Forſtmänner in Baden, Würtemberg und Heſſen, für den Wein- und Obſtbau am Rhein und für den Gartenbau in Preußen, ohne daß ſolche Vereine Unterabtheilungen der Ackerbaugeſellſchaften eines Landes ſind.

Um die wechſelſeitige Mittheilung noch mehr zu beleben, hat man nach dem Beiſpiele der Naturforſcher und Aerzte vor drei Jahren den Verſuch gemacht, auch die deutſchen Landwirthe in einer jährlichen wandernden Verſammlung zu vereinigen, welche in Dresden begann, ſeitdem in Karlsruhe und Potsdam fortgeſetzt wurde und für dieſes Jahr nach Brünn beſtimmt iſt. Die Theilnahme an dieſer Verſammlung ſtieg mit jedem Jahre und entſprach der vielverbreiteten landwirthſchaftlichen Bildung in Deutſchland. Außer der perſönlichen Bekanntſchaft, welche die fortdauernde Verbindung der Einzelnen erleichtert, haben ſolche Verſammlungen noch den Nutzen, daß ſie eine Menge von Erfahrungen zum Austauſch bringen, die man vergebens in Schriften ſucht oder die auch nie in Bücher kommen. Um alle Zweige des Landbaues zu beſprechen und zu berückſichtigen, theilen ſie ſich in Sektionen für beſtimmte Fächer und in allgemeine Sitzungen. Allerdings können nur vermögende und gebildetere Landwirthe ſolche Verſammlungen beſuchen, aber ſie werden dann die Vermittler, welche die empfangene Belehrung und die angeknüpfte Verbindung in ihren heimathlichen Gegenden und Vereinen verbreiten.

Die Gewerbsvereine haben in unſerer Zeit einen großen Aufſchwung genommen. Sie ſind allgemeine und beſondere, für einzelne Arten, z. B. Bergbau, beſtimmt, ſie bezwecken Ermunterung oder Kapitalvereinigung, ſie beſchränken ſich entweder auf das Gewerbsweſen oder ziehen auch die Kunſt in ihr Bereich, wie die ſächſiſchen, oder bilden zugleich Handelsgeſellſchaften, wie die öſterreichiſchen. Sie ſind auch örtlich und landſchaftlich und vereinigen ſich, wie in Sachſen, zu einer Centralverſammlung. Ihre Zwecke haben daher große Manchfaltigkeit, und eben ſo vielfach entwickelt iſt auch ihre Einrichtung und Wirkſamkeit. Die örtlichen Vereine kommen in ordentlichen Sitzungen zuſammen, um die Fortſchritte im Gewerbsweſen kennen zu lernen, zu prüfen und anzuwenden. Bei dem großen Einfluß, welchen die

Ausbildung der Chemie und Mechanik auf alle Theile des Gewerbsweſens ausübt und bei der Unmöglichkeit für den Einzelnen, mit allen dieſen Entdeckungen gleichen Schritt zu gehen oder Verſuche auf eigene Koſten zu machen, iſt ein Verein zur gegenſeitigen Mittheilung und Unterſtützung offenbar nothwendig und von unbeſtrittenem Nutzen. Beides hat manche Gewerbsvereine veranlaßt, auch ihren Gehülfen und Geſellen Gelegenheit zur weiteren Ausbildung zu geben, indem hie und da Leſevereine gebildet ſind, worin ſich Sonntags die Gewerbsgehülfen durch Bücher, Zeichnungen und Modelle unentgeldlich unterrichten können. Dieſe theoretiſche Vorbereitung wird praktiſch durch Induſtrieausſtellungen oder Gewerbslauben bethätigt, wenn unter der Leitung der Gewerbsvereine die Erzeugniſſe ihres Fleißes und ihrer Kenntniß von Zeit zu Zeit der öffentlichen Prüfung unterworfen werden. Güte, Zweckmäßigkeit und Geſchmack der Arbeiten beſtimmen ihren Werth und dieſer gibt den Maßſtab des Fortſchrittes an.

Vereine für einzelne Gewerbe ſind in der Regel Kapitalgeſellſchaften und entſtehen für ſolche Gewerbe, deren Geldbedarf das gewöhnliche Privatvermögen überſteigt, oder für ſolche, die in größerer Ausdehnung betrieben werden, als es dem einzelnen Privatmann möglich iſt. Es gehört zur Grundbedingung ſolcher Gewerbsgeſellſchaften, daß ſie einen ausgebreiteten Markt für ihren Abſatz und einen verhältnißmäßigen Preis für ihre Fabrikate haben. Sie kommen nur in größeren Staaten zum Vorſchein und in kleineren, wenn ſie ihr Zollweſen vereinigen, wie ſich dieß ſeit der Ausdehnung des deutſchen Zollvereins bei uns gezeigt hat. Da die großen Gewerbsvereine durch die Menge ihrer Fabrikate die Bezugsquellen des Handels in das Inland verlegen, ſo gerathen ſie nicht ſelten mit den Staatsfinanzen in Conflikt, wenn dieſe entweder auf hohe Zolleinnahmen angewieſen ſind, oder kein anderes Mittel wiſſen, verminderte Zolleinkünfte zu erſetzen. Das vereinigte Gewerbsweſen muß daher nach feſten Grundſätzen von vorn herein behandelt werden, damit es ſich nur in ſoweit entwickelt, als die Verhältniſſe geſtatten. Wer aber die Verhältniſſe beherrſchen kann oder in denſelben ſeine Mittel zum Zwecke findet, wird durch den Aufſchwung großer Gewerbsgeſellſchaften nicht auf falſche Maßregeln kommen; unheilvoll iſt immer die anfängliche Begünſtigung und dann die ängſtliche Bedrückung der Induſtrie,

und beweist, daß es ein Unglück für ein Land iſt, wenn ſeine Regierung nur Geſchäftsleute und keine Staatsmänner hat. Manche Zweige der Induſtrie, z. B. der Bergbau und beſonders die Steinkohlen, werden durch Prämien ermuntert und dadurch Vereine hervorgerufen, die ſich gewöhnlich auf eine längere Zeit bilden können, andere Geſellſchaften müſſen mehr die günſtigen Verhältniſſe benutzen und ſich auf eine kürzere Dauer vereinigen, wodurch ſie mehr ein vorübergehendes Daſeyn haben und ſelten eine nachhaltige Wirkung hinterlaſſen. Im großen Gewerbsbetriebe werden Entdeckungen und Erfahrungen gemacht, die im Kleinen nicht vorkommen und welche mit ihm der Nation verloren gehen.

Für den Verkehr und Handel haben ſich in unſerer Zeit bedeutende Vereine nöthig gemacht, die den Regierungen gegenüber in einer beſſeren Lage ſich befinden, als die Gewerbsvereine überhaupt, weil die Regierungen ſelbſt anerkennen, daß ihre Kräfte zur Erreichung des Zweckes nicht hinlänglich ſind, ſie alſo der Beihülfe der Privaten bedürfen. Es iſt dieß der Fall mit den Eiſenbahnen, die man überall den Geſellſchaften überlaſſen hat oder überlaſſen muß, weil die Staaten das Geld dazu nicht haben, ferner bei der Dampfſchifffahrt, die durch Vereine auf dem Bodenſee, dem Rhein und ſeinen Nebenflüſſen, der Donau und Elbe betrieben wird, endlich bei dem Kanalbau zwiſchen dem Main und der Donau, dem die Landesregierung einen beſondern Schutz verleiht. Demungeachtet haben dieſe Geſellſchaften koſtſpielige Erfahrungen gemacht, oder ſind noch in der Periode, wo ſie Opfer bringen müſſen. Dieſe gedrückten Verhältniſſe werden gewöhnlich weniger bekannt, als der Flor ſolcher Geſellſchaften in die Augen fällt, der Privatleute und Regierungen zu falſchen Urtheilen verleitet. Durch das Beiſpiel einiger glücklichen Unternehmungen iſt man geneigt, jeden derartigen Kapitalverein ſofort für ein durchaus gewinnreiches Geſchäft zu halten und man vergißt oder überſieht den dornigen Weg der Ausdauer, auf welchem allein zum Ziele gelangt wird. Dadurch entſteht ſowohl unüberlegte Theilnahme an ſolchen Geſellſchaften, Aktienſpekulationen zum ſchnellen Gewinn, als auch Begründung ſolcher Vereine ohne gehörige Vorausſicht und Erwägung der Mittel und Bedürfniſſe. Neu ſind in Deutſchland ſolche großartigen Vereine, Vorbilder haben uns dafür in fremden Ländern nicht gefehlt, wohl aber eigene Erfahrung und

eigene Mittel. Meistentheils mußte man für die Gewerbs- und Verkehrsvereine die Maschinen, Gerätschaften, Arbeiter und Construkteurs aus der Fremde holen, die Vorauslagen und der Zeitverlust waren viel größer, als man veranschlagt hatte, fast alle solche Gesellschaften haben sich mit zu kleinem Kapital gegründet, sie waren genöthigt, Anleihen zu machen, Kredite anzusprechen oder ihr Kapital zu erhöhen. Diese Opfer haben oft das Vertrauen erschüttert und dergleichen Vereine in eine kritische Lage versetzt, und die Ungeduld des Publikums wirkte durch ihre Absprecherei nichts weniger als günstig ein. Es ist daher nicht zu wundern, daß mehrere solcher Gesellschaften zu Grunde gingen, denn es gehört eine große Kraft dazu, die vielen und bedeutenden anfänglichen Hindernisse zu überwinden, und man beurtheilt einen neu gegründeten Gewerbs- und Verkehrsverein nur dann richtig, wenn man darin eine Aufgabe erblickt, mit Verläugnung seiner selbst sich dem Zweck zu widmen und zu dessen Erreichung keine Mühe und Arbeit zu scheuen. Nur ein so fester Willen kann zum Ziele kommen und wird bis dahin das thörichte Verlangen mancher Theilnehmer nach schnellem und großem Gewinn im Zaume halten, damit nicht der Gesellschaft die kaum erworbenen Mittel wieder nutzlos entzogen werden.

Die Erfahrung scheint nur für die Handels- und Gewerbsvereine, die sich auf Deutschland beschränken, zu sprechen, denn Gesellschaften für ausländischen Zweck haben nicht gedeihen können, wie dieß mit dem Absatz unserer Industrieerzeugnisse nach Westindien und mit der Ausbeutung der merikanischen Bergwerke der Fall war. Man darf nämlich nur auf das sicher zählen, was man kennt, das sind die inländischen Verhältnisse, für die ausländischen erscheint eine große Unternehmung immer gewagt. Man hat es mit fremden Menschen, fremden Gesetzen und Gewohnheiten in großer Entfernung zu thun, was Alles der Sicherheit des Geschäftes nachtheilig ist und selten zum Gedeihen geführt wird.

Die Gesellschaften für Ackerbau, Gewerbe und Handel sind **Arbeits**vereine für die materiellen Stände des Volkes, weil sie den Zweck haben, Erzeugnisse, Produkte hervorzubringen, durch deren Verkauf und Gebrauch sie ihr Kapital nutzbringend machen. Es gibt ausserdem materielle Vereine, die nicht auf einzelne Stände beschränkt sind, die keine Produkte hervorbringen, die ihr Geld

durch ſich ſelbſt vermehren, indem ſie es andern Perſonen zur Produktion leihen. Dieſe Kapitalvereine im engern Sinn treiben ihr Geſchäft durch Darleihen, entweder auf Grund und Boden, Hypothekarvereine, oder auf Fauſtpfänder, Leihkaſſen. Auch dieſe Vereine haben ſich vielſeitig ausgebildet und ihre doppelte Wirkſamkeit wird fühlbarer, je länger ſie beſtehen. Denn einerſeits erhalten die Mitglieder den zuwachſenden Genuß der Renten, anderſeits wirken die Kapitaldarleihen zum vermehrten Umſatz des Geldes. Da gewöhnlich nur kleine Beiträge für ſolche Vereine gefordert werden, der Einzelne aber kleine Gelder nicht anlegen kann, ſo bleiben ſie in der Kaſſe des Einzelnen entweder unbenützt, todte Gelder, oder ſie bringen keine zinstragende Ausgabe hervor. Der Zuſammenfluß kleiner Summen begründet dagegen eine große Kapitalwirthſchaft, welche durch fortwährende Beiträge auf den Geldumlauf einen bedeutenden Einfluß ausübt, nicht nur, daß ſie den Zinswucher erſchwert und einen gleichmäßigen Zinsfuß herbeiführt, ſondern auch, daß ſie die auswärtigen Privatgläubiger eines Landes vermindert oder gar verdrängt, wenn der Kapitalverein ſeine Gelder im eigenen Lande anlegt. Die Bedingungen des Vereins für den inländiſchen Schuldner ſind leichter, als ſie der auswärtige Gläubiger gewähren kann, und je mehr Kapitalvereine beſtehen, deſto mehr wird die Rückzahlung auswärtiger Anleihen befördert.

Um die Zwecke der Kapitalvereine gehörig zu würdigen, muß man den Erfolg der Arbeit erwägen. Alle Arbeit iſt ein Wagſtück, ſie kann viel, wenig, gar nichts eintragen, alſo keinen Nutzen gewähren und manchmal auch das Arbeitskapital ſelbſt angreifen. Sicherung des Erfolgs der Arbeit iſt daher ein Bedürfniß, welches dringender wird, je mehr die Bevölkerung ſteigt. Zu dieſer Sicherung ſind die Kapitalvereine für materielle Zwecke beſtimmt, ſie enthalten ſich der produktiven Arbeit, um den Wechſelfällen derſelben auszuweichen, ſie nehmen mit einem geringeren Ertrag ihres Geldes vorlieb, der ſich im Zinsfuß ausdrückt, um die ausgeliehenen Kapitalien in den Händen der Arbeitenden lukrativ zu erhalten. Die Sicherung der Arbeit wird bewirkt entweder durch Reſervefonds, die ſich der Einzelne bildet, wodurch Spargeſellſchaften entſtehen, oder für größere Bedürfniſſe durch Verſicherungen, was die mancherlei Aſſekuranzen hervorruft.

Die Sparkassen sind unter verschiedenen Namen in ganz Deutschland verbreitet, haben überall denselben Zweck und eine ähnliche Einrichtung. Sie sollen den Unbemittelten zuerst Gelegenheit geben und sie dann nöthigen, durch regelmäßige kleine Ersparnisse sich eine größere Kapitalsumme zu sammeln. Darum nehmen die Sparkassen ein Minimum und Maximum der Beiträge an, und bestimmen jenes so nieder, daß auch dem Aermeren möglich ist, es zu erschwingen, und fixiren das Maximum ebenfalls nicht hoch, weil die Reichen der Sparkassen wenig bedürfen und diese durch bedeutende Rückzahlungen nicht genöthigt seyn wollen, einen großen Theil ihrer Kapitalien schwebend, auf Faustpfänder anzulegen. Die kleinen Beiträge machen die Sparkassen für das ärmere Volk am wohlthätigsten, denn diese Beiträge müssen regelmäßig wiederholt werden. Der Zweck dieser Kassen ist, die Mitglieder zu nöthigen, nicht einmal, sondern fortwährend zu sparen, nicht einen Beitrag zu leisten, sondern periodisch nach Wochen oder Monaten den Beitrag zu wiederholen, so daß derjenige, welcher ihn nicht entrichtet, dadurch von selbst aus dem Vereine tritt und dessen Vortheile verliert. Mit diesen Vortheilen wird bezweckt, die Mitglieder zusammen zu halten und dadurch den Sinn zum Sparen fortzupflanzen. Es werden nämlich den Mitgliedern, welche eine bestimmte Anzahl Jahre im Vereine geblieben sind, die Zinsüberschüsse auf ihre Sparguthaben vertheilt, wodurch sie einen höheren Zinsfuß erhalten als die vorübergehenden Theilnehmer, oder man gibt den älteren Mitgliedern Prämien und läßt sie in die Prämienkasse vorrücken. Ein weiterer Vortheil besteht darin, daß die Sparkasse die Zinsen der bleibenden Kapitalien nicht baar ausbezahlt, sondern sie den Kapitalien zinstragend beischlägt, wodurch die Mitglieder verhindert werden, die anfänglichen kleinen Renten ihres Sparguthabens zu verzehren. Die Einsammlung der periodischen Beiträge nöthigt die Sparkassen, ihre Wirksamkeit auf einen einzelnen Ort zu beschränken und Mitglieder aus andern Gemeinden nur ausnahmsweise zuzulassen. Daher die große Anzahl der Sparkassen, weil sie örtlich bleiben müssen, aber auch die Nothwendigkeit, auf Oertlichkeiten Bedacht zu nehmen, wo sich keine besondern Sparkassen bilden können. Nicht die Einsammlung, sondern die schnelle Rückzahlung der Beiträge macht diese Ausdehnung der Sparkassen schwierig.

Eine Wahrnehmung in größeren Städten, daß mit dem Tode des Familienhauptes die Hinterlassenen oft in einer drückenden Lage sind, die schnelle Hülfe erfordert, hat die Vereine zu Sterbkassen hervorgebracht, deren Zweck ist, den Hinterbliebenen des verstorbenen Mitgliedes sogleich nach seinem Tode eine Summe von mehreren hundert Gulden oder Thalern aus der Vereinskasse zu schenken, womit sie die dringendsten Ausgaben bestreiten können. Auch diese Vereine sind in der Regel örtlich und ihre einfachste Einrichtung ist diese. Es wird ein Alter festgesetzt, über welchem Niemand mehr Mitglied werden kann, jeder Theilnehmer zahlt einen bestimmten Beitrag, dieser wird in einer Kasse hinterlegt, die Familie des verstorbenen Mitgliedes erhält die ganze Summe der Beiträge und die übrigen Mitglieder sind verbunden, ihren Beitrag so oft zu leisten, als ein Todesfall in dem Vereine vorkommt. Diese Einrichtung kann nicht mehrfachen Anforderungen genügen, man hat sie daher in andern Gesellschaften dadurch vollkommener gemacht, daß man Altersstufen der Mitglieder mit verschiedenem Eintrittsgeld bestimmte, die Beiträge monatlich festsetzte, das Beneficium für die Hinterbliebenen in einer Summe fixirte, und sowohl den Rest als die Beiträge selbst auf Zinsen legte. Durch diese Kapitalwirthschaft sollen bei größerer Sterblichkeit die ausserordentlichen Beiträge der Mitglieder vermindert oder nachgelassen werden, sowie diejenigen Mitglieder, welche am längsten in der Gesellschaft sind, für ein Jahr von ihren ordentlichen Beiträgen befreit werden, wenn es der Stand der Kasse erlaubt. In diesen Bestimmungen liegen die gegenseitigen Vortheile der Mitglieder und der Gesellschaft, jener, weil sie auch bei verminderten oder ganz aufgehobenen Beiträgen ihren Erben dennoch das ganze Beneficium hinterlassen, dieser, weil es die Mitglieder bewegt, in früherem Lebensalter beizutreten und in der Gesellschaft zu bleiben. Denn weil in diesen, wie bei den Spargesellschaften, freiwilliger Austritt stattfindet, so müssen den bleibenden Mitgliedern Vortheile gewährt werden, um die Gesellschaft auf einem zahlreichen Stand zu erhalten, indem sie nur dadurch größere Bedürfnisse befriedigen kann.

Eine weitere Art solcher Gesellschaften sind die Rekrutenvereine, welche sich in mehreren Orten und Bezirken Süddeutschlands gebildet haben, in der Absicht, denjenigen Militärpflichtigen, welche

durch den persönlichen Dienst in ihrem Berufe oder Gewerbe gehindert werden, die Stellung eines Mannes zu erleichtern, indem sie ein Kapital vom Verein erhalten, wodurch sie einen Einsteher bekommen können. Die Einrichtung solcher Vereine ist zweierlei, die eine nähert sich den Spargesellschaften, die andere den Lotterien. Bei jener Art, die nur örtlich ist, wird ein Maximum der Summe bestimmt, welche derjenige erhält, der vom Loos getroffen ist, und sich einen Mann stellen will. Diese Summe reicht gewöhnlich nicht ganz zum Einstandskapitale hin, erleichtert aber doch die Aufbringung desselben. Die Väter dürfen ihre Söhne nicht über dem zwölften Lebensjahre in den Verein aufnehmen lassen; von da bis zum zwanzigsten Jahre, wo die Loosziehung geschieht, zahlen sie einen jährlichen Beitrag, welcher nicht nur für einen, sondern für alle nachfolgenden Söhne gilt, indem der einfache Beitrag für den zweiten Sohn fortbezahlt wird, wenn das Loosungsjahr des ersten Sohnes vorüber ist, und so weiter für die folgenden Söhne. Diese Beiträge sind als eine jährliche Ersparniß zu betrachten, welche durch die Kapitalwirthschaft des Vereins mehr abwirft, als wenn sie für sich allein geschieht. Die andere Art der Einstandsvereine besteht darin, daß sich die Militärpflichtigen eines Conscriptionsjahres vereinigen und diejenige Summe zusammenschießen, welche nöthig ist, um die eintretenden Ersatzmänner zu bezahlen. Die Vereinsmitglieder, welche das Loos trifft, erhalten von dem Verein nicht nur das Einstandskapital, sondern dafür auch den Ersatzmann, und diejenigen Mitglieder, welche vom Loose verschont bleiben, geben ihren Beitrag für die Stellvertretung der andern. Reicht der erste Beitrag nicht, um die Ersatzmannschaft zu bezahlen, so müssen sämmtliche Mitglieder des Vereins die fehlende Summe nach Köpfen zuschießen. Will ein Gelooster selbst dienen, so bekommt er das Einstandskapital wie ein Ersatzmann. Für Nachziehungen, Desertion des Stellvertreters und andere Verluste bleibt der Verein ebenfalls sammtverbindlich und das einzelne Mitglied kann nicht weiter in Anspruch genommen werden, als für die erforderliche Nachzahlung. Jeder Jahresverein löst sich mit der abgelaufenen Dienstzeit der Ersatzmänner auf, und jedes nachfolgende Jahr bildet eine neue Gesellschaft. Ein solcher Verein ist nicht auf einen Ort beschränkt und erstreckt sich in Baden auf das ganze Land.

Die Erſparniß hat nicht nur den Zweck, ein Kapital durch kleine Beiträge zu ſammeln, ſondern auch, ein bereits empfangenes Kapital, eine Schuld, allmählig abzutragen. In dieſer Beziehung haben die Geſellſchaften die Grundſätze und Anordnungen, wonach die Staaten ihre Schulden tilgen, ihren Verhältniſſen angepaßt und die großen Gewerbs- und Verkehrsvereine, welche bedeutende Kapitalien in Gebäuden und Geräthſchaften bedürfen, amortiſiren die allmählige Entwerthung derſelben, um ihr Kapital auf dem urſprünglichen Stande zu erhalten. Aber auch in reinen Kapitalwirthſchaften wendet man die allmählige Schuldentilgung an, und beſonders kommt eine Art derſelben mehr in Uebung, die Tilgung durch Rentenzahlung oder Annuität. Dieſe Rückzahlung kann nur an Vereine ſtatt finden, welche jederzeit Geld ausleihen und durch ſteten Zufluß kleiner Beträge größere Kapitalien bilden können. Aus beiden Gründen läßt ſich der Privatmann ſeine ausgeliehenen Gelder in der Regel nicht durch Annuitäten heimzahlen, ſondern bedingt größere Abſchlagsſummen, die er wieder ausleihen kann. Die Vereine als Gläubiger und die Schuldner ſtehen dadurch in folgendem Verhältniß. Es wird der landläufige Zinsfuß feſtgeſetzt. Der Schuldner zahlt nach Uebereinkunft jährlich etwas mehr, und dieſer Mehrbetrag geht ihm an ſeinem Schuldkapital ab, ſo daß es nach einer beſtimmten Reihe von Jahren getilgt wird. Ein größerer Mehrbetrag befreit den Schuldner in kürzerer Zeit, mit einem kleineren hat er länger zu thun, die Einrichtung erleichtert aber alle Schuldner, welche nur kleine Summen jährlich erübrigen können, ſo wie Gemeinden und andere Körperſchaften, die keine beſondere Anſtalt zur Schuldentilgung haben, und man macht daher von dieſer Tilgungsart häufig Gebrauch, ſelbſt wenn die Zwiſchen- und Zinſeszinſe nicht vollſtändig zum Vortheil des Schuldners angerechnet werden und er alſo nach Verlauf ſeiner Zeit eigentlich mehr bezahlt hat, als er ſchuldig war. Bei dem württembergiſchen Creditverein iſt die Einrichtung der Annuitäten im Großen ausgeführt, nicht als Zweck, ſondern als Mittel. Denn der Zweck des Vereines iſt, den Grund- und Gefälleigenthümern die Abzahlung ihrer Schulden zu erleichtern, indem er ihnen Kapitalien darleiht, welche ſie durch Annuitäten abtragen. Dieſen Eigenthümern gegenüber iſt der Verein Gläubiger, da er aber ſein Geld auch leihen muß, ſo iſt er in Bezug auf die

Kapitalisten Schuldner. Der Verein tilgt seine Schuld ebenfalls durch Annuitäten, er hat das Recht der Aufkündung, indem er die heimzuzahlenden Obligationen wählt oder verloost. Bei dem Beginne wurde dem Vereine das Geld durch Credit gegeben, daher sein Namen, sobald er aber dieses Geld angelegt hatte, konnten die Hypotheken seiner Schuldner als Unterpfand dienen. Auf die Gesammtheit dieser Unterpfänder stellt der Verein für die Gelder, die er aufnimmt, Obligationen aus, und die Schuldner des Vereins sind verbunden, wenn der Sicherheitsfonds erschöpft werden sollte, ihre Rentenzahlung noch eine bestimmte Reihe von Jahren fortzuleisten, bis die Vereinsschuld getilgt ist. Die öffentliche Geschäftsführung und die ständige Aufsicht und Mitwirkung der Staatsbehörden ist bei einem solchen Vereine nothwendig, denn seine Gesammtheit, welche Geld auf Annuitäten lehnt, um es ebenso wieder an ihre Mitglieder abzugeben, ist dem Wechsel eben der Mitglieder unterworfen, hat also keine ständige Größe des Unterpfandes. Den Kapitalisten muß aber Sicherheit gegeben werden, daß der Verein die Geldaufnahme nicht über sein Vermögen ausdehnt, denn in diesem Falle würde der Credit erschüttert, weil die Obligationen des Vereins zum Theil ihren Werth verlieren müßten. Bei fester Verwaltung wirkt ein solcher Verein sehr wohlthätig auf die Schuldenbefreiung der Grundeigenthümer, da ihnen außer den Vortheilen der allmähligen Tilgung auch der bedeutende Reservefonds zu gut kommt.

Zu den Sparanstalten gehören auch Hinterlegungskassen, die aber gewöhnlich nicht für sich selbst bestehen, sondern als ein Beigeschäft mit andern Gesellschaften verbunden sind. Vereine, die viel Grund und Boden eigenthümlich oder pfandweis besitzen, sind im Stande, für hinterlegte Gelder Sicherheit zu leisten; sie nehmen solche Gelder zu jeder Größe an, und zwar in einem niedern Zinsfuß, und zahlen sie jederzeit wieder zurück in der Art, daß sie für kurze Dauer, z. B. drei Monate, keine Zinse bezahlen und für größere Summen Fristen bestimmen, die aber kürzer sind als bei gewöhnlicher Aufkündigung. Durch solche Kassen hat das Publikum den Vortheil, Gelder, die es im Augenblick nicht unterbringen oder verwahren kann, gegen mäßigen Zins sicher zu begeben, und die Kasse gewinnt dabei, weil sie zu höhern Zinsen ausleiht als sie selber gibt. Die Hinterlegungskasse unterscheidet sich von

der Sparkaſſe hauptſächlich durch die unbeſtimmte Größe der Summen, die ſie annimmt, während die Sparkaſſe die Größe der Einlagen beſchränken muß, um Rückzahlung und Kapitalanlage zu erleichtern.

Die Verſicherungsanſtalten haben ſehr zugenommen und einen auſſerordentlichen Umfang erhalten; denn die nachtheiligen Wechſelfälle des Glücks werden empfindlicher bei großer Bevölkerung und dadurch bewirkter Vertheilung der Vermögen. Darum ſuchen ſich Viele ſicher zu ſtellen, und das hat dergleichen Anſtalten emporgebracht. Sie theilen ſich in Verſicherung der Perſonen und Sachen; jene nähert ſich den Sparkaſſen, dieſe den Lotterien, denn bei jenen iſt eine Berechnung möglich, bei dieſen nicht. Von den Perſonalverſicherungen haben wir zwei Arten, Lebensverſicherung und Rentenanſtalt; jene gibt ein Kapital nach dem Tode, dieſe eine jährliche Rente während des Lebens. Die jährlichen Beiträge (Prämien) des Verſicherten gehen fort bis zu ſeinem Tode; betrachtet man dieſe Beiträge als Erſparniſſe und berechnet ihre Zinſeszinſe, ſo geben ſie zwar auch ein Kapital, das aber geringer iſt, als das Verſicherungskapital für dieſelben Beiträge, weil dem einzelnen Erſparniß die Vortheile abgehen, welche die vereinigte Kapitalwirthſchaft der Lebensverſicherung den Mitgliedern bietet. So iſt es auch bei den Renten. Ein Kapital, auf Renten angelegt, gibt, ohne Rückſicht auf die Schwankungen des Zinsfußes, immer denſelben Ertrag, dieſer aber ſteigt beträchtlich bei der Kapitalwirthſchaft eines Rentenvereins.

Unter den Lebensverſicherungen haben die Gothaer und Leipziger ſeit den letzten zehn Jahren eine große Wirkſamkeit entwickelt, denn ſie erhielten viel Vertrauen, weil ſie auf Gegenſeitigkeit und Oeffentlichkeit gegründet ſind. Solche Aſſecuranzen werfen nämlich bedeutenden Gewinn ab; kommt dieſer nur den einzelnen Unternehmern zu gut und die übrigen Mitglieder erhalten wenig oder nichts davon, ſo hängen dieſe mehr oder minder von der Gnade der Direktoren ab: die Gleichheit des Rechtes iſt aufgehoben und die Solidität der Verwaltung kann nicht Jedem dargelegt werden, weil ſie nicht öffentlich zu ſeyn braucht, indem man auf die Kaution der Direktoren verweiſt. Beſſer iſt allzeit eine öffentliche Rechnung, worin keine andern Koſten erſcheinen, als die der Verwaltung, und die Beamten dürfen gut bezahlt ſeyn, wenn ſie gut verwalten, denn ſolche Auslagen bringen ſich der Geſellſchaft wieder reichlich ein.

Die Aufnahme in eine Lebensversicherung richtet sich nach dem Gesetze der Sterblichkeit; die Gothaer und Leipziger Gesellschaft nehmen kein Mitglied unter 15 und keines über 60 Jahren auf, weil außerhalb dieser beiden Lebensalter die Sterblichkeit größer, mithin die Anzahl der jährlichen Beiträge kleiner ist, und die baldige Auszahlung des versicherten Kapitals bevorsteht. Beide Anstalten sind durch ihre Statuten einem Vorwurfe begegnet, den man zuweilen solchen Vereinen macht, daß sie den Leichtsinn befördern, indem bei der Aufnahme gute Gesundheit und sittlicher Lebenswandel bedungen wird, und während der Versicherung die rücksichtlose Begebung in Lebensgefahr untersagt ist, und daher weder den Erben des Selbstmörders noch dessen, der durch die Hand der Gerechtigkeit oder im Zweikampf stirbt, das Versicherungskapital ausbezahlt wird. Gleicherweise geht die Versicherung durch unredliche Angaben bei der Aufnahme verloren, und durch eine muthwillige Aufopferung des Lebens, sey es durch lasterhaften Lebenswandel oder auf andere Art. Die Versicherungssumme kann nicht unter 300 Thalern betragen, darf aber bei der Gothaer Versicherungsbank bis auf 7000 Thaler steigen, ohne damit abgeschlossen zu seyn, indem die Erlaubniß zu einer größeren Summe in dem Ermessen des Vorstandes liegt. Der Tarif der jährlichen Prämie bestimmt Jeden, seine Versicherungssumme nur so hoch zu stellen, als er voraussichtlich die Größe der Prämie bezahlen kann. Diese richtet sich nach dem Lebensalter und ist bei der Leipziger Gesellschaft etwas billiger, als bei der Gothaer. Das jüngere Alter zahlt weniger für Prämien, als das höhere, weil mit diesem die Sterblichkeit zunimmt; die Prämiensätze sind auf die mittlere Lebensdauer jedes Alters berechnet und auf die Zahl der Jahre dieser Lebensdauer vertheilt; daher bleibt der Prämiensatz des Jahres, in welchem man eintritt, durch das ganze Leben, und wer in jüngeren Jahren Mitglied der Anstalt wird, kann für den gleichen jährlichen Beitrag eine höhere Versicherungssumme bedingen als derjenige, welcher bedeutend älter ist. Mit dem 90sten Lebensjahre hört bei der Gothaer Bank, mit dem 85sten bei der Leipziger Gesellschaft der jährliche Beitrag der Mitglieder auf; diese bekommen auch nach den fünf ersten Jahren der Aufnahme ihre Antrittsgelder zurück, und es werden unter sie die reinen Ueberschüsse des Sicherheitsfonds als Dividende jährlich vertheilt.

Dieſe betragen 20 und mehr Procente, die entweder baar bezahlt oder an der Prämie abgezogen werden. Dadurch ermäßigt ſich die Prämie merklich, und wenn ſie zur Verſicherungsſumme in den mittleren Lebensjahren im Verhältniß ſteht, wie der gewöhnliche Zins zum Kapital, ſo wird dieſer Zins durch die Dividende ſo erniedrigt, daß die Prämie im Vergleich mit ihrer Verſicherungsſumme weit billiger iſt, als jedweder Zinsfuß. Eheleute und nahe Verwandte können ſich gegenſeitig verſichern, und zahlen für die Doppelverſicherung eine geringere Prämie als für die beiden einzelnen Verſicherungen; auch kann man das Leben Anderer verſichern und demgemäß das Eigenthum der Police (des Verſicherungsſcheins) auf eine andere Perſon übertragen. Mitglieder, die wenigſtens vier Jahre im Vereine ſind, können von demſelben ein Darleihen im Betrage einer Prämie erhalten.

Dieſe Vortheile kommen nur denjenigen Mitgliedern zu gut, welche auf Lebenszeit verſichert ſind, und die Anſtalten können ſolche Vortheile gewähren, weil ſie auch Verſicherungen auf ein und fünf Jahre abſchließen, Verſicherungsſcheine rückkaufen, jedem Mitglied freiſtellen, jederzeit auszutreten, oder ſeinen Vertrag in Dauer und Summe zu verändern. Alle dieſe Geſchäfte werfen der Anſtalt Gewinn ab, der ſich wieder auf die Mitglieder vertheilt.

In die Leipziger Geſellſchaft können Mitglieder aus allen Ländern aufgenommen werden, die Gothaer hat ſich auf die deutſchen Bundesſtaaten, auf ganz Preußen und die deutſche Schweiz beſchränkt. Die Verwaltung mußte daher aus denjenigen Mitgliedern gewählt werden, die zunächſt am Sitze der Geſellſchaft wohnen. Die Leipziger Geſellſchaft beaufſichtigt ihre Direktion durch einen Deputirten des Magiſtrats in Leipzig, durch einen Ausſchuß von ſieben Mitgliedern, welcher aus der Geſellſchaft gewählt und alle drei Jahre zu einem Drittel erneuert wird, endlich durch einen beeidigten Reviſor. Die Gothaer Bank bildet ihre Verwaltung durch drei unabhängige Bankausſchüſſe in Erfurt, Weimar und Gotha, welche durch die lebenslänglichen Mitglieder der Anſtalt in Thüringen gewählt werden. Der Präſident eines jeden der drei Ausſchüſſe iſt der Bankvorſtand, der einen Vorſtandsdirigenten ernennt, welcher mit den Unterbeamten die laufenden Geſchäfte beſorgt. Der Bankvorſtand wählt auch jährlich aus den Mitgliedern in Thüringen eine Reviſionskommiſſion und einen Specialreviſor in

Gotha. Das Ausleihen der Gelder wird mit Hülfe von Agentur-Ausschüssen in allen deutschen Ländern besorgt, wo eine hinlängliche Anzahl lebenslänglicher Mitglieder wohnt. Beide Gesellschaften lassen ihre Streitigkeiten mit einzelnen Mitgliedern durch Schiedsgerichte entscheiden, welche bei der Leipziger Gesellschaft die letzte Instanz bilden, während bei der Gothaer Bank noch an das Justizkollegium in Gotha appellirt werden kann. Die Garantie für die Mitglieder der Leipziger Gesellschaft liegt in der verwaltenden Mitwirkung des Magistrats von Leipzig, bei der Gothaer Bank aber, die keine Mitwirkung einer politischen Behörde bei der Verwaltung zuläßt, wird die Garantie durch die richterliche Entscheidung des Justizkollegiums in Gotha gegeben. Die Gewähr bei Kapitalwirthschaften ist eine Lebensfrage, bei welcher die meisten Vereine die Mitwirkung des Staates in Anspruch nehmen, einige aber sich auch darin nur auf sich selbst beschränken und gar keinen Einfluß der Staatsbehörden zulassen. Diese stufenweise Annäherung und Entfernung der Vereine von der Staatsgewalt rührt von den politischen Grundsätzen her, die sich unter dem Volke geltend machen, und wird im Verfolge besonders erwogen.

Ich übergehe Wittwen- und Waisenkassen, die auch zu den Lebensversicherungen gehören, weil sie meist von den Regierungen eingerichtet sind, also nicht aus dem freien Willen der Mitglieder hervorgehen, indem ich nur freiwillige Vereine zu betrachten habe, und komme zu den Renten- oder Versorgungsanstalten. Sie sind zweierlei, eigentliche Rentenanstalten, wie sie zu Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin, Tübingen und München seit 15 Jahren ins Leben getreten sind, und Tontinen, welche zu Rostock und Darmstadt errichtet wurden. Die Grundlage der Rentenanstalten ist einfach, die Ausbildung sehr verwickelt. Es treten nämlich die Mitglieder mit ihren Einlagen nach Altersklassen und Jahresgesellschaften in abgeschlossene Vereine zusammen, lassen ihr Kapital gemeinschaftlich verwalten, ziehen davon ihre jährlichen Renten, und die abgehenden Mitglieder verzichten auf ihren Zinsenbezug zu Gunsten der bleibenden. Die Zinsvererbung geschlossener Vereine ist also das Wesen der Rentenanstalt, woraus hervorgeht, daß die Renten der bleibenden Mitglieder nach Verhältniß der abgehenden jährlich steigen. Da der Abgang meistens durch den Tod der Mitglieder erfolgt, so muß das Gesetz der Sterblichkeit

beobachtet werden. Die Erbvereine werden daher in Altersklaſſen eingetheilt, deren mittlere Lebensdauer keinen großen Unterſchied macht, und geſchloſſen werden dieſe Vereine, ſobald die Zahl ihrer Mitglieder oder ihr Aufnahmsjahr vollendet iſt, denn eine Erbvereinigung hat keine ſteigende Rente zur Folge, wenn der Verein ſtets neue Mitglieder aufnimmt. Die Verſorgungsanſtalt beſteht nun aus 6 bis 7 Altersklaſſen, jede von 10 bis 15 Jahren, und die Klaſſen, welche in einem Jahre zuſammen kommen, bilden eine Jahresgeſellſchaft und ſtehen in folgendem Erbverhältniß. Die Mitglieder jeder Klaſſe erben die Renten der Abgehenden derſelben Klaſſe, das hinterlaſſene Vermögen der ausgeſtorbenen Klaſſe fällt auf die nächſt folgende Klaſſe, und ebenſo, wenn alle Klaſſen ausgeſtorben ſind, kommt das Vermögen der verlebten Jahresgeſellſchaft an die folgende, weil in der Regel jedes Jahr eine neue Geſellſchaft gebildet wird. Um bei dieſem Uebergang des Vermögens die Mitglieder ſo viel als thunlich in gleicher Weiſe zu berückſichtigen, ſo iſt ein Maximum der Jahresrente auf 200 fl., 300 fl. oder 500 fl. feſtgeſetzt. Kein Mitglied kann mehr als dieſe Rente erben, und iſt eine Klaſſe im Beſitz derſelben, ſo geht das überſchüſſige Vermögen in die nächſte Klaſſe über, deren Mitglieder noch nicht die höchſte Rente haben, damit durch den Zuſchuß ihre Rente ebenfalls auf den höchſten Stand gebracht wird. Das Kapital, welches die Mitglieder zur Anſtalt beitragen, wird in volle und theilweiſe Einlagen oder Aktien unterſchieden; jene beſtehen in 100 fl. oder Thlr. oder in 200 fl., die theilweiſen aber unter dieſen Summen. Man läßt ſolche theilweiſen Einlagen, die allmählig durch Nachzahlung und Rentengutſchrift ergänzt werden, zur Erleichterung der Unbemittelten zu, jedoch mit gewiſſen Beſchränkungen. Da die älteren Klaſſen einer Jahresgeſellſchaft eher ſterben als die jüngeren und dieſen ihr Vermögen hinterlaſſen, ſo muß auch die Rente der älteren Mitglieder ſchon anfänglich größer ſeyn und ſchneller ſteigen, als der jüngeren, ſonſt hätten ſie keinen Vortheil. Um dieſe Abſicht zu erreichen, wird das Einlagekapital jeder Jahresgeſellſchaft in der Art verwendet, daß die jüngeren Klaſſen einen beſtimmten Theil ihres Kapitals an die älteren Klaſſen abtreten. Durch dieſe Vertheilung wird das Rentenkapital gebildet, welches in den älteren Klaſſen größer, in den jüngeren kleiner iſt, als das Einlagekapital, und woher es kommt, daß die älteren

Klassen gleich anfangs eine höhere Rente beziehen, als die jüngeren.

Die Tontinen unterscheiden sich in mehreren Stücken von den Versorgungsanstalten. In der Rostocker Anstalt werden fünf Altersklassen festgesetzt und jede geschlossen, sobald sie eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern hat. Diese bilden unter sich einen Erbverein, indem sie für eine Reihe von Jahren, welche für jede Klasse besonders festgesetzt wird, einen jährlichen Beitrag oder ein Kapital hergeben, welches der Summe der jährlichen Beiträge entspricht. Aus diesem Vermögen werden Leibrenten gebildet und jährlich unter die Mitglieder verloost. Die Leibrenten sind ungleich, darum erhalten die niedersten bei jeder Verloosung eine Prämie. Jedes Jahr wird die gleiche Anzahl der Loose gezogen und am Schlusse der Jahresreihe haben alle Mitblieder eine Leibrente. Diese steigt durch den Nachlaß abgehender Mitglieder bis auf 1400 fl., und wenn die Mitglieder bis auf eine bestimmte kleinste Anzahl in jeder Klasse eingeben, so theilen diese Ueberlebenden das ganze Vermögen ihrer Klasse unter sich und ihr Erbverein ist dann aufgelöst. Bei der Darmstädter Tontine werden Gesellschaften von 125 Mitgliedern gebildet und das längstlebende erhält das Gesellschaftskapital.

Aus der Einrichtung dieser Anstalten geht hervor, daß die geleisteten Beiträge nicht zurückgefordert werden können, wodurch sie sich von den Sparkassen wesentlich unterscheiden. Nur aus den Tontinen kann das Mitglied gegen den Verlust seiner Rechte austreten wie aus der Lebensversicherung. Der große Zudrang des Publikums zu den Versorgungsanstalten, besonders in Wien und Karlsruhe, die Gründung mehrerer andern in kurzer Zeit und die Ausdehnung der bestehenden, wie der Karlsruher für Deutschland, Schweiz und Elsaß, sind Thatsachen, die ein Bedürfniß solcher Anstalten beweisen. Sie haben daher verschiedene Urtheile hervorgerufen, und es ist bei der großen Wichtigkeit dieser Anstalten nothwendig, sie aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, um die schädliche Einseitigkeit zu vermeiden. Die erste Hauptfrage ist die: Mit welcher Sicherheit wird das Kapital und die Rente gewährt? Wenn man bedenkt, daß bei Rentenanstalten das Kapital gleich anfangs, bei Versicherungen aber durch allmählige Beiträge zusammenkommt, so wird die Frage nach der Garantie der Rentenanstalten

in ihrer ganzen Wichtigkeit erſcheinen. Dieſe Gewähr wird verſchieden geleiſtet, je nachdem die Anſtalt von einzelnen Unternehmern oder von Vereinen gegründet iſt. Die Unternehmer der Stuttgarter Anſtalt hinterlegen eine Kaution, welche mit dem Wachſen des Geſellſchaftsvermögens bis zu einer beſtimmten Größe zunimmt, ein Staatsbeamter als Regierungskommiſſär prüft die Jahresrechnung, und ein Kuratorium von 7 Mitgliedern wird aus den in Stuttgart wohnhaften Aktionären gewählt, welches die Verwaltung zu beaufſichtigen hat. Zur Wahl des Kuratoriums oder ſind nur ſolche Aktionäre berechtigt, die drei volle Einlagen gemacht haben, aus denſelben beſteht auch die Generalverſammlung, deren Geſchäftskreis ſich auf die Abhör des Rechenſchaftsberichts und die Abänderung der Statuten beſchränkt. Ueber die Entſcheidung der Streitigkeiten iſt nichts beſtimmt. Die Vereine, welche Rentenanſtalten gründen, ſuchen deren Garantie durch Anſchließung an beſtehende Anſtalten, an den Staat oder durch ſich ſelbſt zu bewirken. Die Münchener Anſtalt iſt mit der bayeriſchen Hypotheken- und Wechſelbank verbunden, die Mitglieder haben gar keine Mitwirkung zur Verwaltung des Geſellſchaftsvermögens, es gibt keinen Ausſchuß, keine Generalverſammlung derſelben, es iſt nicht beſtimmt, welche Garantie die Bank für das ſteigende Vermögen der Rentenanſtalt leiſtet; die Erben der abgegangenen Mitglieder müſſen ſich mit dem Rechnungsauszug begnügen, und die Regierung überwacht das Geſchäft durch einen Bankkommiſſär. Die Wiener Anſtalt iſt mit der erſten öſterreichiſchen Sparkaſſe verbunden und wird von derſelben verwaltet. Die Behörden der Sparkaſſe beſtehen aus einem Oberkurator und deſſen Stellvertreter, aus einem Präſidenten, Kanzleivorſtehern, aus einem zahlreichen Kuratorium, einem großen Ausſchuß von 74 und einem kleinen von 55 Mitgliedern. Dieſe Ausſchüſſe repräſentiren die Geſammtheit der Anſtalt, daher iſt keine Generalverſammlung der Geſellſchafter angeordnet. Die Berliner Anſtalt ſteht unter dem Einfluß der Regierung. Dieſe ernennt einen beſtändigen Kommiſſär zur Oberaufſicht der Rechnungsführung, das Kuratorium iſt die leitende Behörde der Anſtalt, der Präſident deſſelben wird vom König ernannt und die Mitglieder der Direktion werden auf den Vorſchlag des Kuratoriums von dem Miniſterium beſtätigt. Die Generalverſammlung hat keine andere Befugniß, als 6 Mitglieder

des Kuratoriums und 4 Revisionskommissäre nach einer ihr vorgelegten Kandidatenliste zu wählen. Diese Kandidatenliste wird zur Hälfte von dem Kuratorium, zur andern Hälfte von dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg aus den zu Berlin wohnhaften Mitgliedern der Anstalt gebildet. Von der Karlsruher Anstalt ist jeder direkte Einfluß der Regierung ausgeschlossen, diese behält nur das allgemeine Oberaufsichtsrecht und die Bestätigung der Statuten; die Anstalt führt aber ihre Geschäfte ganz allein und vermeidet sorgfältig jeden Schein der Mitwirkung des Staates. Sie wählt ihren Verwaltungsrath und Ausschuß aus den in und um Karlsruhe wohnenden Mitgliedern; für diese Wahlen haben auch auswärtige Mitglieder schriftliches Stimmrecht und die Generalversammlung kann über alle Verhältnisse der Anstalt entscheiden. Eine gerichtliche Klage der Mitglieder gegen die Anstalt findet nicht statt, sie müssen sich dem Bescheid des Ausschusses unterwerfen.

Der Unternehmer einer Rentenanstalt, sey er Privatmann oder Verein, braucht die Mitwirkung des Staates als Garantie, um Vertrauen zu erwecken, und räumt der Gesammtheit der Mitglieder weniger Rechte ein, damit er durch ihre Beschlüsse nicht etwa in seinem Gewinne verkürzt wird. Denn die Unternehmer in Stuttgart, die Bank in München und die Sparkasse in Wien ziehen von ihren Rentenanstalten 10 Procent vom Nachlaß abgegangener Mitglieder, Klassen und Jahresgesellschaften als Gewinn für sich ein und überlassen der Anstalt 90 Procent jener Nachlässe. Dafür bestreiten sie die Verwaltung, deren Kosten jedoch weit geringer sind, als der einstige Erbschaftsabzug von 10 Procent. Die Berliner und Karlsruher Anstalt bezahlen ihre Verwaltung und ziehen weiter nichts vom Vermögen der Mitglieder ab; beide Verwaltungen brauchen also den Schutz des Staates nicht für ihren Gewinn, denn sie machen keinen; beide können der Generalversammlung ihrer Mitglieder die ausgedehntesten Rechte einräumen; dennoch hat sich die Berliner Anstalt dem Staate ganz übergeben und die Rechte ihrer Generalversammlung sehr beschränkt, während die Karlsruher sich am weitesten vom Staate entfernt und ihre Generalversammlung alle Macht über die Anstalt besitzt. Hier tritt der Grundsatz deutlich hervor und ist praktisch durchgeführt, daß Privatgelder in keiner Weise mit dem Staate in Berührung

kommen sollen, damit sie durchaus für sich allein bestehen und über ihren Ursprung niemals ein Zweifel obwalten kann. Bei einer ewigen Gesellschaft, wie die Rentenanstalten sind, ist diese Vorsicht für die Wahrung der Anstalt nothwendig, nicht aus Mißtrauen gegen den Staat, sondern aus der Ueberzeugung, daß Niemand die Unglücksfälle desselben voraussehen kann, Jeder aber wünschen muß, daß die Ersparnisse der Privaten, die in der Versorgungsanstalt gesammelt sind, nicht damit zu Grunde gehen. Darum ist auch das Vermögen der Anstalt gegen doppelte Sicherheit auf Grundstücke ausgeliehen und nur vorübergehend können dafür öffentliche Geldpapiere angeschafft werden. Deponirung der Gelder in einer Bank, wie zu Berlin, oder Behandlung derselben als Bankvermögen, wie in München, schmälert das Vertrauen solcher Anstalten, weil sie ihr Vermögen und dessen Anlage stets unabhängig haben wollen.

Eine zweite Frage ergibt sich aus dem Standpunkte der Staatswirthschaft. Werden nämlich die Rentenanstalten, da sie mit der Zeit ein sehr großes Kapital sammeln, nicht alle Grundhypotheken an sich ziehen? Welche Folgen wird dieser Umschlag des Vereinsvermögens auf die Anlage oder den Umsatz der Privatvermögen haben? Wie werden die Uebergänge der Erbschaften ganzer Klassen und Jahresgesellschaften und die höchste Rente der Ueberlebenden auf die bürgerlichen Verhältnisse wirken? Diese Fragen beantworten sich mit einer andern, welche das allmählige Steigen der Rente und den Eintritt ihres höchsten Standes wissen will. In dieser Hinsicht haben einige Rentenanstalten eine Wahrscheinlichkeitsberechnung über das Steigen der Renten bekannt gemacht, andere es unterlassen, auch fehlte es nicht an Kritiken, welche die Hoffnung auf die ansehnliche Zunahme der Renten herabstimmten und in einer sehr fernen Zeit, die Wenige erleben werden, das ersehnte Ziel erblickten. Die Wirklichkeit gibt in gut eingerichteten Rentenanstalten bessere Resultate; der Berechner kennt nicht alle Hülfsmittel der Anstalten, z. B. ihren Gewinn von den mit ihnen hie und da verbundenen Hinterlegungskassen und die jährliche Anzahl ihrer Mitglieder, was auf die Operationen einen wesentlichen Einfluß ausübt. Ohne Kenntniß aller dieser Umstände läßt sich keine annähernde Berechnung aufstellen. Braucht man noch dazu die Süßmilch-Baumannschen Sterblichkeitstabellen, ohne

auf die neueren Erfahrungen Stelzels und Anderer Rücksicht zu nehmen, so kann die Wahrscheinlichkeit noch weniger erreicht werden. Um aber die außerordentliche Anhäufung der Rentenkapitalien bis zum Aussterben ganzer Klassen und Jahresgesellschaften zu vermeiden und den Mitgliedern der ersten Jahresgesellschaften, welche die Anstalt gegründet haben, den Genuß ihres gesammelten Vermögens nicht dadurch zu verkümmern, daß sie es ganz ihren Nachfolgern überlassen müssen, wird nichts anders übrig bleiben, als die Rentenkapitalien nach einer bestimmten Zeit allmählig aufzulösen, und damit jährlich die Renten derjenigen, welche das Kapital gebildet haben, zu erhöhen. Dadurch würden, wie bei den Tontinen, die Klassenvermögen mit dem Aussterben der Klassen auch großentheils an diese zurückerstattet seyn, und der Rest den Ueberlebenden als Erbschaft zufallen, die Kapitalien könnten nicht zu außerordentlicher Größe anwachsen, daher leichter und sicherer verwaltet werden und die staatswirthschaftliche Besorgniß vor einer Geldmacht der Rentenanstalten müßte aufhören.

Die Versicherungen für Sachen haben in ihren Ansätzen etwas Willkührliches, weil die Naturereignisse, gegen welche man versichert, nicht regelmäßig eintreten, und daher die Versicherung eine Lotterie ist, die ihren Verpflichtungen nur bei vielen oder hohen Beiträgen und seltenen Unglücksfällen nachkommen kann. Diese Versicherungen erstrecken sich auf liegende und fahrende Güter; bei jenen wird nicht der Boden, sondern dasjenige, was damit verbunden und durch Naturkräfte gefährdet ist, versichert, wie Gebäude und Früchte; bei diesen ist die Versicherung hauptsächlich für den Verkehr bestimmt. Die Gebäudeversicherung ist in einigen Ländern eine Staatsanstalt, wozu die Beiträge durch gesetzlichen Zwang gegeben werden; da ein solcher Verein nicht freiwillig ist, so bleibt er außerhalb meiner Betrachtung. Es gibt aber auch Privatgesellschaften zur Versicherung der unbeweglichen Güter, wie die Aachen-Münchener, Elberfelder, Gothaer, Kölner und andere Assekuranzen. Auch die Hagelversicherungen gehören zur Assekuranz der Immobilien, und dafür gibt es in Sachsen, Kurhessen, Baden und anderwärts Vereine. Viehversicherung, namentlich für Heerden, die nicht so leicht beweglich sind, wenn sie in Gebäuden sich befinden, mag man auch dieser Art beizählen. Versicherung beweglicher Sachen ist gegen Feuer- und Wasserschaden gerichtet;

für Wasserassekuranz bestehen in vielen Fluß- und Seestädten Vereine. Die Versicherungsgesellschaften, besonders gegen Feuer, sind von den Unternehmern auf Gewinn und Verlust gegründet; zur Deckung müssen sie ein Stockkapital zusammenschießen und trachten darnach, wo möglich jeden Schaden von sich abzuwenden und denselben durch die eingegangenen Prämien zu vergüten. Die Bedingungen zur Aufnahme in die Assekuranz sind mehr oder weniger schwierig, je nachdem eine Gesellschaft bereits viel gewonnen hat oder erst anfängt, und daher den Versicherten schonend behandelt oder ihm lästig wird. Vorsichtig muß jede Versicherung seyn, denn eine leichtsinnige Assekuranz gereicht den Unternehmern und Versicherten zum Nachtheil oder Verderben, indem jene ihr Stockkapital, diese ihre Versicherungssumme verlieren können; aber wenn die Vorsicht in eine solche Beschränkung ausartet, daß die Gesellschaft nur Gegenstände versichert, bei welchen sie fast gar kein Risico hat, so sorgt sie zwar ausschließlich für ihren Gewinn, ist aber dem Publikum weniger nützlich. Dieses monopolistische Streben mancher Assekuranzen hat neue Gesellschaften hervorgerufen, welche den Versicherten theils billiger behandeln, theils ihre Verträge auf gefährlichere Gegenstände ausdehnen oder sie in größeren Summen annehmen. Die hinreichende Anzahl solcher Gesellschaften für Deutschland läßt sich nicht bestimmen; so viel lehrt die Erfahrung, daß man die französischen und englischen Assekuranzen noch nicht entbehren kann. Wenn die Fabrikindustrie steigt, so sind die deutschen Gesellschaften noch weniger als jetzt im Stande, die ganze Versicherungssumme zu übernehmen. Denn schon jetzt müssen bei großen Gewerben und Fabriken mehrere in- und ausländische Assekuranzen zusammentreten, um das Versicherungskapital unter sich zu vertheilen; bei der Ausdehnung der Gewerbe wird dieß noch mehr der Fall seyn, besonders wenn die Assekuranzen, wie es einige thun, für Fabriken, Theater u. dgl. nur eine kleine Summe oder gar nichts versichern. Das Interesse der Gesellschaft und des Versicherten muß allerdings gegenseitig gewahrt seyn; dieß geschieht auf mehrfache Weise dadurch, daß der Gesellschaft freisteht, von der angetragenen Versicherung nur auf diejenigen Gegenstände und Summen einzugehen, die ihr annehmbar scheinen, ferner dadurch, daß ein Theil der Summe, in einigen Ländern ein Fünftel, nicht versichert werden darf, sodann, daß die Gesellschaft,

schaft, wie manche französischen, für mehrjährige Versicherungen periodische Freijahre gibt, für welche der Versicherte keine Prämie bezahlt, oder daß die Gesellschaft, wie die Gothaer, auf Gegenseitigkeit gegründet ist, den Gewinn unter die Versicherten vertheilt und an ihrer jährlichen Prämie abzieht, sie dafür aber auch verbindlich macht, bestimmte größere Beiträge zu zahlen, wenn die Mittel der Gesellschaft für die Entschädigungen nicht hinreichen. Die Bedingungen, welche die Gesellschaft dem Versicherten auferlegt, sollen nicht weiter gehen, als zur Ausmittelung der gehörigen Sicherheit nöthig ist; die feste Handhabung solcher Bedingnisse gewährt auch dem Publikum großen Nutzen, indem sie den Leichtsinn und Betrug der Versicherten im Zaume hält, was sehr wichtig wird, wenn sich die Versicherungen so stark vermehren, daß der Nichtversicherte durch nachbarliche Verhältnisse sich genöthigt fühlt, seine Habe gleichfalls zu assecuriren. Bei den Gewerben gerathen die Versicherungen manchmal in Streit mit den technischen Fortschritten, wenn sie diesen eine größere Gefahr beilegen, als sie wirklich haben und dadurch den Gewerbsmann entweder an Verbesserungen hindern oder sie ihm erschweren. Es ist noch der weiteren Entwickelung des Assecuranzwesens vorbehalten, in solchen Fällen die Interessen auszugleichen, denn der Mangel an gewerblichen Kenntnissen kann der Assecuranzgesellschaft keine Vortheile bringen.

Betrachtet man die Vereine zu geistigen Zwecken, so läßt sich nicht verkennen, daß ihnen ein dauerhafter Frieden zum Entstehen und Gedeihen nöthig ist. Denn körperliche Bedürfnisse sind dringender als geistige, werden eher befriedigt, hören in Kriegszeiten nicht auf, nehmen vielmehr zu, die geistigen aber treten in Zeiten der Noth zurück oder verschwinden auch gänzlich. So können örtliche geistige Vereine auch unter unfriedlichen Verhältnissen ihre Wirksamkeit fortsetzen, wandernde aber müssen sie aufgeben. Zweck und Umfang geistiger Vereine werden durch das Bedürfniß der Mitglieder bestimmt, beides mag beschränkt seyn, ohne Tadel, wenn die Kräfte des Vereines nicht weiter reichen; wenn er aber größere Mittel besitzt, und doch nur einen Zweck verfolgt, der hinter der Entwickelung der Wissenschaft und Kunst zurückbleibt, so fehlt ihm die Einsicht dessen, was der Stand der Wissenschaft und Kunst erfordert. Im Allgemeinen haben die intellektuellen

Vereine die Abſicht, Geiſt und Gemüth zu veredeln, einen geiſtigen Erwerb oder Genuß zu verſchaffen und die materiellen Mittel der Geſellſchaft dafür anzuwenden. Inſofern für dieſe Zwecke die Kenntniß eines beſtimmten wiſſenſchaftlichen Faches nicht nothwendig iſt und nur Beiträge erfordert werden, ſteht es entweder Jedem frei, in ſolche Vereine zu treten, oder die Aufnahme iſt an wenige Bedingniſſe gebunden. Es gibt daher hinſichtlich der Aufnahme allgemeine intellektuelle Vereine, hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Fächer beſondere; unter jenen ſind die Wohlthätigkeitsvereine eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, und verdienen Würdigung und Anerkennung. Ihrer Natur nach auf einzelne Orte und Bezirke beſchränkt, obgleich in ganz Deutſchland allgemein verbreitet, treten ſie im öffentlichen Leben wenig hervor, ſind aber darum in ihrer beſcheidenen Zurückgezogenheit durch Geſinnung und That ein ſchönes Zeugniß des ſittlichen und religiöſen Strebens der Nation, das in ſeiner ganzen Ausdehnung durch eine ſtatiſtiſche Aufnahme gekannt zu ſeyn verdient. Eine Menge ſolcher Vereine entſteht alljährlich, beſtimmt ſeine einmaligen Beiträge zu einem wohlthätigen Zwecke und löst ſich dafür in eine Stiftung auf, andere ſetzen ihre jährlichen Beiträge fort, behalten damit den Charakter der Vereine und müſſen hier beſonders erwähnt werden.

Armen- und Krankenpflege haben überall Vereine, ſowohl zur Unterſtützung, als auch um den Armen Arbeit und Verdienſt zu verſchaffen. Häufig findet man dabei Frauenvereine thätig, welche durch Beiträge die Stoffe ankaufen, daraus weibliche Arbeiten fertigen laſſen, ſie auf mancherlei Weiſe, durch Verloosung, Marktbezug, Niederlage u. dgl. verwerthen und aus dem Erlöſe den Arbeitslohn und neuen Ankauf der rohen Stoffe beſorgen. Zuweilen ſind damit Suppenanſtalten verbunden. Hoſpitalvereine haben denſelben Zweck der Krankenpflege; die Mitglieder übergeben gegen einen jährlichen Beitrag ihre kranken Dienſtboten der ärztlichen Pflege einer beſtehenden Anſtalt. Der Armuth Verdienſt zu verſchaffen, iſt das Hauptaugenmerk der Wohlthätigkeitsvereine. Denn Verdienſtloſigkeit der Armen führt zu Verbrechen, und die Vereine ſtellen ſich zur Aufgabe, die Verwilderung der Armuth an Leib und Seele von unten herauf zu heilen. Sie fangen an mit Bewahrungsanſtalten für kleine Kinder armer Eltern, die den ganzen Tag ihrer Arbeit außer dem Hauſe nachgehen und daher ihre

Kinder daheim ohne Aufsicht lassen müssen, wodurch diese nur zu oft körperlich und geistig verkrüppelt werden. Unter der Obsorge einer Kindsfrau werden die Kleinen den Tag über spielend beschäftigt, an Körper und Geist vor Schaden bewahrt und jeden Abend ihren Eltern zurückgegeben. Andere Anstalten sind für sittlich verwahrloste Kinder von etwas vorgerücktem Alter bestimmt. Solche Kinder unsittlicher oder gleichgültiger und armer Eltern, die auf dem Wege sind, Schamgefühl und religiöse Scheu abzulegen und junge Verbrecher zu werden, haben allerdings die väterlich-strenge Aufsicht einer besondern Anstalt nöthig, bedürfen eindringlichen Religionsunterricht und müssen durch Handarbeit zum Fleiß und zur Ordnung, so wie zu einem Lebensberufe gebracht werden. Es ist zweckmäßig, diese Vereine auf ganze Länder auszudehnen und nach Bezirken Filialvereine zu bilden, welche in Ermangelung einer Anstalt die verwahrlosten Kinder bei braven Familien unterbringen. Um Erwachsene vor körperlichem und geistigem Verderben zu bewahren, sind Mäßigkeitsvereine zur Enthaltung von gegohrenen Getränken, vorzüglich vom Branntwein, bestimmt und haben im nördlichen Deutschland Wurzel gefaßt. Nicht unerwähnt darf auch ein Versuch bleiben, dem Luxus der Mode zu steuern, der in anderer Art eine nicht weniger verderbliche Unmäßigkeit ist, gegen welche der Frauensittenverein zu Berlin gegründet wurde. Vereine zur Besserung der Strafgefangenen hat die neueste Zeit auch hervorgebracht; sie können durch Unterricht, Vertheilung zweckmäßiger religiöser Schriften und prüfende Theilnahme mit dem Pönitentiarsystem der Gefängnisse Hand in Hand arbeiten, wenn diese selbst durch Absonderung der Gefangenen so eingerichtet sind, daß die Bemühungen des Vereins nicht durch den Einfluß unverbesserlicher Verbrecher wieder vereitelt werden. Denn nicht selten täuscht man solche Vereine durch heuchlerische Besserung, wie überhaupt Wohlthaten oft mit Undank belohnt werden, was aber die Vereine vom Wohlthun nicht abhalten soll. Es ist um so erhebender, wenn neben den vielfachen Bemühungen der Vereine, dem Uebel zu steuern und das Elend zu mildern, sie auch wieder Gelegenheit haben, treuen, ausdauernden Fleiß zu belohnen, was sich die Vereine zur Belohnung treuer Dienstboten zum Ziele setzen, welche der dienenden Klasse eine sehr nützliche Aufmunterung und Anerkennung geben. Eine Reihe von sechs Dienstjahren bei einer

Herrschaft wird schon durch ein Buch und eine silberne Denkmünze belohnt, und die Preise steigen mit der längeren Dienstzeit. Die feierliche Preisvertheilung gibt dem Dienstboten, der oft ein Menschenalter und länger ausgehalten, und den sein Geschäft stets hintenan stellt, das Gefühl seiner Würde als Mensch und söhnt ihn durch die Anerkennung des Vereines mit dem Leben und seiner oft drückenden Lage wieder aus.

Ich komme zu den religiösen Vereinen. Ihr Wesen ist nach dem Geiste der beiden christlichen Hauptconfessionen sehr verschieden. Die katholische Kirche duldet keine religiösen Vereine, welche nicht von der Kirchenbehörde erlaubt sind; sie hat von früherer Zeit her Orden und Brüderschaften als Andachtsvereine, und von jenen haben sich die barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege durch ihre menschenfreundliche und hülfreiche Wirksamkeit allgemeine Anerkennung erworben und in Norddeutschland den Versuch veranlaßt, eine ähnliche protestantische Gesellschaft zu bilden. Bibelgesellschaften und Missionsvereine sind in unserer Zeit auch in Deutschland emporgekommen, wozu England das Beispiel gegeben. Uebersetzung der heiligen Schrift in verschiedene Sprachen, Vertheilung dieser Bücher mit Hülfe der Missionsvereine unter mancherlei Völker, um dieselben zum Christenthum zu bekehren, ist der Zweck dieser Gesellschaften, welche für die Katholiken von ihrer Kirche verboten sind, weil diese allein das Recht hat, Uebersetzungen der Bibel zu prüfen und gut zu heißen, so wie auch Missionen anzuordnen, und für beide Geschäfte Vereine von Laien nicht anerkennt. In unsern Tagen sind die pietistischen Vereine, welche sich im ganzen protestantischen Deutschland geheim und öffentlich verbreitet haben, in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth geworden. Sie sind nämlich zweierlei, Andachtsvereine, welche mit dem bestehenden Kultus unzufrieden sind und sich von ihm absondern, und Lehrvereine, welche die jetzige Ausbildung des Dogmas verwerfen und nach einer in ihrem Sinne positiveren Dogmatik streben, sey es, daß sie dieselbe im sogenannten alten Lutherthum oder in einem selbst gewählten Lehrbegriffe finden. Wie diese Vereine die bürgerlichen Verhältnisse empfindlich gestört haben, ist einestheils von der Muckergesellschaft, anderntheils von der Auswanderung vieler Altlutheraner nach Nordamerika bekannt. Es liegt etwas in den pietistischen Vereinen, was

ihnen fortwährend Nahrung und Bestand gibt und auch eine gewisse Wichtigkeit verleiht, die nicht abzuläugnen ist, nämlich ihr Streben zum Positiven in der Religion, wodurch sie gegen den religiösen Rationalismus ankämpfen. Freilich, was diese Vereine für positiv halten, wie weit sie es ausdehnen, welche Folgerungen sie daraus ziehen, darüber gibt es weder allgemeine Grundsätze, noch stimmen die Vereine in den einzelnen Glaubenslehren und Anordnungen zusammen. Alle finden die bestehende Confession ungenügend, jeder aber sucht sie auf seine Art zu verbessern, und da nach dem Grundsatz freier Bibelforschung keine leitende Behörde eine Ueberzeugung als allgemein gültig befehlen, noch auch die Widerstrebenden von der Kirchengemeinschaft ausschließen kann, so droht der bestehenden Confession eine Auflösung in separatistische Vereine, wenn es ihr nicht gelingt, durch umfassendere Positivität in Kultus und Lehre das Verlangen solcher Vereine zu beschwichtigen. Die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten, welche in mehreren Ländern vorgenommen wurde, hat auf die Verminderung der pietistischen Vereine nicht gewirkt, im Gegentheil sind diejenigen Confessionsverwandten, deren Lehrsätze bei der Vereinigung nicht berücksichtigt wurden, wie sie verlangten, dadurch beunruhigt und gekränkt worden, so daß die Vereinigung erst nach dem Absterben der alten Generation eigentlich bewerkstelligt ist. Zur Besprechung und Berathung kirchlicher Gegenstände haben sich seit Kurzem gemischte Vereine von Geistlichen und Laien gebildet, welche, wie in Baden, alljährlich an verschiedenen Orten zusammen kommen. Predigervereine zum Austausch der Bücher und zur Lektüre sind zahlreich und es genügt ihre Erwähnung.

Zu den allgemeinen intellektuellen Gesellschaften gehören auch die Lesevereine, die zur Belehrung, Unterhaltung, zum geselligen Vergnügen bestimmt und nach ihren verschiedenen Namen als Museen, Harmonien u. dgl. bekannt sind. Da von ihnen bereits in diesen Blättern die Rede war, so kann ich sie übergehen und mich zu den Kunstvereinen wenden, welche in neuester Zeit viele Theilnahme gefunden haben und sowohl für zeichnende Künste als auch für Musik und Gesang gegründet wurden. Kunstvereine kommen in größeren Städten auf, Musikvereine können sich auch auf kleine Orte ausdehnen und sind wirklich so ausgebreitet, daß man sie als etwas Nationales betrachten darf. Die Kunstvereine

geben jährlich ihren Mitgliedern einen Steindruck oder Kupferſtich, ſie verlooſen auch angekaufte Gemälde unter dieſelben, unterſtützen Künſtler durch beſtellte Arbeiten und bewirken alle zwei oder drei Jahre eine größere Kunſtausſtellung. Um dieſe reicher und vollkommener zu machen, haben ſich die Kunſtvereine zu Mainz, Darmſtadt, Mannheim, Karlsruhe und Straßburg entſchloſſen, die Ausſtellungen von einer Stadt zur andern zu ſenden, wodurch der rheiniſche Kunſtverein entſtand. Der Beſitz oder die Benützung einer Gallerie iſt den Kunſtvereinen nöthig, um Urtheil und Geſchmack zu bilden, ſie bleiben ſonſt nur auf die neuere Kunſt angewieſen und werden der Geſchichte derſelben fremd. Wie dauerhaft könnten dieſe Vereine wirken, wenn ſie Sammlungen alter Kunſtwerke in Gemälden, Schnitzbildern, Metallarbeiten u. dgl. anlegten, wenn ſie einen Theil ihrer Einkünfte dazu hergäben, um die alten Gebäude und Skulpturen ihres Landes in treuen Umriſſen mit erklärendem Texte abdrucken und ſowohl ihren Mitgliedern vertheilen, als auch ins Publikum kommen zu laſſen. Dieſe hiſtoriſche Richtung fehlt den Kunſtvereinen, ohne dieſelbe bleiben ſie einſeitig und dem Wechſel der oberflächlichen Mode unterworfen, wobei für die wahre Kunſtbildung wenig gewonnen wird.

Die Muſikvereine haben ſich mehr des Geſanges als der Inſtrumentalmuſik angenommen und dadurch mit einem ſicheren Gefühle das Rechte getroffen. Zwar ſind die Inſtrumente nicht ausgeſchloſſen, da ſie derſelben zur Aufführung größerer Geſänge bedürfen, aber bei allen Vereinen iſt der Geſang die Hauptſache. Dieſer iſt entweder Volksgeſang, der ſeine Pflege in den Liedervereinen findet, oder Opern-, überhaupt fugirter Geſang, welcher mehr in größeren Städten unter dem Namen der Cäcilienvereine vorherrſcht. Die beiden Arten ſind in der Uebung nicht ſtreng geſondert, und auch die Vereine für ernſte Chormuſik nehmen ihre Stücke aus der weltlichen und geiſtlichen Tonkunſt. Die Liedervereine haben meiſt vierſtimmige Geſänge, ſie ſind in Oberdeutſchland ſehr verbreitet; alljährlich im Mai oder Juni kommen ſie in einer Stadt zu einer ſogenannten Liedertafel zuſammen und führen die Geſänge in Chören von hundert und mehr Perſonen auf. Dieſe wandernden Verſammlungen der Sänger ſind zugleich Volksfeſte und üben durch ihre Lieder einen großen und erhebenden

Einfluß auf die Mittelklassen der Nation aus. Kleinere Liederfeste kommen während des Jahrs mehrere vor, und nicht leicht treffen an Sonn- und Feiertagen einige Sänger zusammen, ohne ein Lied ertönen zu lassen. Text und Melodie sind meistentheils gut gewählt, und das Bestreben, schöne Melodien alter Zeit, die zum Theil ihre Texte verloren haben, durch entsprechende neue Worte zu erhalten, verdient Beifall. Was im Mittelalter in den Meistersängerschulen nur Vorrecht der Zünfte war, ist in den heutigen Liedervereinen Sache des Volkes geworden, und so hat sich auch der letzte Ueberrest der Meistersängerschule in Ulm neulich in den dortigen Liederverein aufgelöst. Es ist freilich eine innere Verwandtschaft zwischen beiden, die Liebe zum Volksgesang hat die alten Sängerschulen hervorgebracht und die neuen Vereine wiedergeboren. Auch in Norddeutschland haben sich diese Gesellschaften vermehrt; sie halten ihre jährlichen Liederfeste abwechselnd in verschiedenen Städten, dagegen sind die rheinischen Musikfeste zur Aufführung großer Oratorien im Abnehmen begriffen, da es zu schwer fällt, eine so zahlreiche Versammlung für Instrumente und Gesang aus weiter Ferne zu vereinigen. Kleine Bezirke und geringe Kosten sind für musikalische Vereine so förderlich, daß man diese Grundbedingungen nicht vergessen darf. Gesangvereine für ernste Chormusik bedürfen der Instrumentirung gar nicht und könnten an ihren Orten vortrefflich wirken, wenn sie sich auch der Pflege des alten Kirchenchorals unterziehen würden. Davon sind wir weit abgekommen durch Entfremdung und Vernachlässigung, und wenn auch diese tiefen und innigen Gesänge der Vorzeit nicht mehr in den Kirchen ertönen, so werden sie doch niemals ihren erhebenden und bildenden Einfluß auf denjenigen verfehlen, der sie praktisch kennen lernt.

Die besondern intellektuellen Vereine sind Gesellschaften für bestimmte Fächer, welchen sich die Mitglieder entweder aus Beruf widmen, oder wozu sie durch ihre Studien sich eignen. Dadurch entstehen intellektuelle Berufsvereine und gelehrte Gesellschaften überhaupt. Jene sind meistens für Fächer gegründet, welche mit der Naturwissenschaft zusammenhängen, weil diese in neuester Zeit sehr gepflegt wird und durch ihren Einfluß auf das Leben mehr als ein anderer Zweig des Wissens materielle und geistige Zwecke verbindet. Vereine für Naturwissenschaft und Heilkunde, so wie

für besondere Theile derselben, als Botanik, Mineralogie u. s. w. sind an vielen Orten gegründet; für die Liebhaber, auch wenn sie nicht zum Fach gehören, gibt es in manchen Städten Vereine für Naturgeschichte, die sich entweder an ein vorhandenes Naturaliencabinet anschließen, oder durch Beiträge, Schenkungen und Austausch eine naturhistorische Sammlung zu Stande bringen. Auſſer diesen seßhaften Vereinen haben diese Studien auch wandernde hervorgerufen, was bei diesen Wissenschaften besonders nützlich ist. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, die jährlich an einem andern Orte zusammen kommt, ist der älteste und bedeutendste Wanderverein, dessen Beispiel auf mehrere Länder Europas zur Nachahmung gewirkt hat, der fortwährend von ausländischen Gelehrten besucht wird und in Deutschland selbst eine große Theilnahme findet. Nicht nur verknüpft er die deutschen Naturforscher und Aerzte in persönlicher Bekanntschaft und durch Austausch der Wissenschaft und Erfahrung, sondern verbreitet auch, wie jeder Wanderverein, die Kenntniß und Liebe seines Faches in ganz Deutschland und steht den besuchenden Ausländern als die große Körperschaft der Naturkundigen Deutschlands gegenüber, welche zu diesen Jahresversammlungen aus ihrer oft unscheinbaren Vereinzelung hingezogen werden. Träfen sie jedesmal an einem Orte zusammen, welcher für seinen Bezirk ein vollständiges Kabinet der drei Naturreiche besäße, so würde die Naturgeschichte Deutschlands die höchste Vollkommenheit erreichen.

Vereine für Staatsarzneikunde sind nur der Sache, nicht dem Zusammenhang nach Unterabtheilungen der allgemeinen ärztlichen Gesellschaften. Die Erfahrung bei diesen Vereinen geht allerdings aus der Privatpraxis der Mitglieder hervor, die Benützung und die Resultate dieser Erfahrung sind aber dem Staate gewidmet. Ein Verein für Staatsarzneikunde kann eine Statistik der sittlichen Zustände eines Volkes liefern, wie sie der Regierung von keiner andern Seite geboten wird. Daß solche gesammelte Erfahrungen einestheils auf die öffentliche Gesundheitspflege, anderntheils auf die Gesetzgebung eine bedeutende Wirkung äußern können und sollen, ist so einleuchtend, daß man es nur zu erwähnen braucht.

Pharmaceutische oder Apothekervereine bestehen in Nord- und Süddeutschland, auch für einige Länder besonders, und kommen ebenfalls alljährlich an verschiedenen Orten zusammen, um

Entdeckungen und Fortschritte ihrer Wissenschaft sich gegenseitig mitzutheilen. Zweckmäßig wäre ein Zusammenhang derselben mit den Vereinen für Staatsarzneikunde, weil ihre Geschäfte mancherlei Beziehungen zu einander haben.

Für spekulative Wissenschaften sind die Schulvereine bemerkenswerth geworden. Sie fangen auf der unteren Stufe an mit den Conventen der Schullehrer, welche zu gewissen Zeiten sich in Angelegenheiten des Volksschulwesens versammeln, weiter ausgebildet wurden sie in den Uebereinkünften der Mittelschulen, die sich ihre Programme, und der hohen Schulen, die sich ihre Dissertationen und Universitätsschriften gegenseitig zusenden; endlich sind zwei Wandervereine der Gymnasial- und Universitätslehrer, hauptsächlich der Philologen entstanden, wovon der eine der norddeutschen Schulmänner schon längere Zeit existirt, der allgemeindeutsche aber erst seit drei Jahren ins Leben getreten ist. Da von dem Unterricht Wohl und Weh einer Generation großentheils abhängt, so ist die Wichtigkeit der Schulvereine nicht zu verkennen. Die Grundsätze, welche sie im Lehren und Bilden befolgen oder einführen, die Systeme und Ansichten der Zeit, welche sich im Schulwesen geltend machen und durch die Vereine der Lehrer zur gemeinschaftlichen Anwendung kommen, sind daher nicht gleichgültig, und namentlich muß das Verhältniß der Volksschule zur Kirche festgehalten werden. Von der Volksschule geht die religiöse Bildung des größten Theils der Nation aus, sie darf daher von der Kirche weder unabhängig seyn, noch viel weniger über ihr stehen. Schulgesetze, welche die Lehrer, besonders der niederen Schulen, völlig unabhängig machen, öffnen jeder verderblichen Richtung die Volksschule, und machen sie zum Uebungsplatze der Systemsucht, der literarischen und politischen Moden, und verdrängen der religiösen Einfluß, der aller Jugendbildung zu Grund liegen muß, wenn man redliche Menschen und nicht rücksichtslose Egoisten erziehen will. Der Verein der norddeutschen Schulmänner hat die angemessene Einrichtung, daß er die Gegenstände in einer Versammlung bestimmt, über welche in der nächsten berathen werden soll, wodurch eine vorbereitete und gründliche Erörterung herbeigeführt wird, die, auf Erfahrung gestützt, auch wieder fruchtbar auf die Praxis wirken kann. Denn praktische Fragen halte ich bei solchen Versammlungen für die Hauptsache, gelehrte

Vorleſungen über wiſſenſchaftliche Punkte gehören vor Akademien. Für die Stätigkeit des Unterrichts, zur Vermeidung des Ueberfüllens der Schüler, zur Verminderung des Methoden- und Bücherwechſels, der Fortſchrittsjagd u. dgl. iſt noch Arbeit genug vorhanden, die gemeinſame Verſtändigung über das wahrhaft Nöthige und Nützliche fordert.

Noch andere Berufsvereine ſind thätig, werden aber weniger bekannt, weil ſie ſich manchmal auf Orte und kleine Bezirke beſchränken. Von größerem Umfang iſt der Verein der untergeordneten Staatsſchreiber in Baden (Theilungs-Commiſſäre genannt); anderwärts gibt es Vereine von Rechtsgelehrten ꝛc., was mit dem Vorhergehenden beweist, daß eben das Vereinsweſen in alle Klaſſen und Stände Eingang gefunden hat.

Unter den gelehrten Geſellſchaften neuerer Zeit, welche für ſpeculative Zweige des Wiſſens gebildet wurden, hat ſich in Deutſchland vorzüglich die hiſtoriſche Richtung bemerklich gemacht; die Vereine für Geſchichte und Alterthümer, für deutſche Sprache und ältere Literatur ſind zahlreich aufgekommen und haben zum großen Theil eine lobenswerthe Thätigkeit entwickelt. Die Erforſchung unſerer Geſchichte iſt völkerſchaftlich und landſchaftlich geworden; mit der Auflöſung des Reiches und der Gründung des Bundes wurde äußerlich dieſe partikulare Richtung vorgezeichnet, ſie hat aber auch einen inneren Grund in der Ueberzeugung, daß die Landesgeſchichte beſonders geeignet iſt, um die Bedürfniſſe einzelner Völker nach ihrem Urſprunge richtig zu beurtheilen und zu würdigen. Solche landſchaftliche Geſchichtsvereine beſtehen in allen deutſchen Staaten, in Oeſterreich vertreten ihre Stelle die Muſeen größerer Städte, wie zu Innsbruck, Linz, Grätz, Prag ꝛc., welche zugleich für die Geſchichte ihrer Provinzen thätig ſind, in Bayern hat jeder Kreis ſeinen hiſtoriſchen Verein, Länder von geringerem Umfang haben nur eine Geſellſchaft, und die Geſchichtforſcher kleiner Staaten vereinigen ſich völkerſchaftlich, wie in Thüringen. Die Einrichtung dieſer Vereine unterſcheidet ſich auffallend von den gelehrten Geſellſchaften des vorigen Jahrhunderts. Sie ſind einem gemiſchten Publikum zugänglich, Liebhabern und Männern vom Fache, und erreichen dadurch eine doppelte Abſicht, größere Einnahmen des Vereins und Verbreitung der Liebe zur vaterländiſchen Geſchichte. Der Männer vom Fache ſind zu wenige,

als daß ſie in den einzelnen Ländern oder Bezirken hinlängliche materielle Hülfsmittel zuſammen brächten, und die Liebhaber allein haben weder Zeit noch auch manchmal die wiſſenſchaftliche Bildung, welche für die Sache nöthig iſt, beide aber vereinigt, unterſtützen ſich gegenſeitig. Die hiſtoriſchen Vereine ſtehen auch unter ſich in Verbindung durch ihren Briefwechſel und den Austauſch ihrer Schriften; beſchäftigen ſie ſich mit denſelben Arbeiten, z. B. Ausgrabungen von Alterthümern, ſo laſſen ſich durch ihre geſammelten Beobachtungen ſolche Theile der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften durch Feſtſtellung der allgemeinen Merkmale und durch die Kenntniß der einzelnen Unterſchiede gründlich ausbilden. Ich halte es für keinen geringen Nutzen, den die Vereine der Wiſſenſchaft gewähren, daß ſie die in ihrem Bezirke gefundenen Alterthümer ſammeln und erhalten. Denn dieſe Gegenſtände haben nur örtlichen und hiſtoriſchen Werth, es ſoll keine Kunſt- und Antiquitäten-Jagd auf ſie gemacht werden, um ſie in alle Welt zu zerſtreuen, ſondern ſie ſollen da zum Studium und Beweiſe der Forſchung dienen, wo ſie gefunden werden. Was die Vereine noch ſonſt an Büchern und Handſchriften, an Münzen, Geräthen und Kunſtſachen für die Geſchichte ihres Landes ſammeln, iſt aller Anerkennung werth, denn ſie geben dadurch dem Forſcher eine Menge von Hülfsmitteln, die er anderwärts nicht ſo beiſammen findet, und es gibt Geſchichtsvereine, welche in dieſer Hinſicht reiche und ſchätzbare Sammlungen beſitzen. In ihren Jahresberichten machen ſie gewöhnlich den Zuwachs derſelben bekannt, und jedes Mitglied wird dadurch belehrt, wie viel vorhanden iſt und was noch fehlt. So können ſie zur Vollſtändigkeit gelangen, und wenn ſie ihre Ausgrabungen und Denkmäler genau beſchreiben und zeichnen laſſen, ohne ſich viel mit Forſchungen darüber abzugeben, was oft unnöthig und unthunlich iſt, ſo liefern ſie der Wiſſenſchaft weſentliche Beiträge. Allgemeinen hiſtoriſchen Geſellſchaften fehlt das heimathliche Intereſſe, man hat wenige in Deutſchland und ihre Wirkſamkeit iſt geringer, als der landſchaftlichen Vereine, wodurch es eben deutlich wird, daß die beſondern Geſchichtsvereine an der Zeit ſind.

Wenn ſich die früheren deutſchen Sprachgeſellſchaften hauptſächlich mit der Sprache ihrer Zeit und mit der Tändelei ihrer Dichtkunſt abgaben und ohne geſchichtliche Grundlage der Lebenskraft entbehrten, ſo iſt auch dieſe Einſeitigkeit durch die heutige

Pflege der hiſtoriſchen Sprachwiſſenſchaft überwunden, und die Vereine erkennen auch ihrerſeits das regere Leben in der Volksliteratur des Mittelalters an, deren Studium ſie deßwegen in den Kreis ihrer Beſchäftigung aufgenommen haben. Man war lange Zeit in dem Irrthum befangen, daß die Sprachgeſchichte mit der Religionsgeſchichte gleichen Schritt halte, und wollte daher in der Sprachforſchung nicht weiter als auf Luther zurückgehen, weil ſeine Ausbildung der Proſa auf die folgende Zeit gewirkt hat und auf dieſen Grundlagen unſere heutige Sprache entwickelt wurde, die man, dünkelhaft genug, als Muſter der Vollkommenheit rühmte, und vom Standpunkte des modiſchen Klaſſicismus aus die altdeutſchen Studien anfangs verhöhnte. Mir genügt ein Wort und ein Blick auf dieſe Verkehrtheit, um ſie da, wo ſie todt iſt, ohne Vorwurf zu begraben, und da, wo ſie noch lebt, an ihre Sterblichkeit zu mahnen.

Noch muß ich den literariſchen Verein erwähnen, der ſich neulich in Stuttgart gegründet hat und mit der hiſtoriſchen Richtung der Wiſſenſchaften zuſammenhängt. Die Wahrnehmung, daß werthvolle alte Handſchriften und Bücher, die ſehr ſelten geworden, weder gedruckt noch wieder aufgelegt werden können, weil ihr Publikum zu klein iſt, um die Koſten zu decken, hat zu dem Gedanken geführt, einen Verein zu bilden, der durch ſeine jährlichen Beiträge es möglich macht, alte hiſtoriſche und literariſche Werke für die Mitglieder herauszugeben. Aehnliche Vereine beſtehen in Frankreich unter den Bibliophilen und in England in der Camden Society u. A., welche in der Wahl der Schriften, die ſie drucken laſſen, nicht allzeit auf deren wiſſenſchaftliche Wichtigkeit, ſondern oft auf untergeordnete Umſtände ſehen, weil eben dieſe Auflagen nicht vom Abſatz im Publikum abhängen. Beſſer iſt es doch jedenfalls, die Wahl der Schriften nach ihrem wiſſenſchaftlichen Werthe zu treffen und die Ausgaben mit der größten Genauigkeit zu veranſtalten, damit dasjenige, was aus der Liebhaberei des Vereins hervorgeht, auch nach ſeinem Aufhören den Dank der Nachwelt verdient.

Obgleich meine Darſtellung der deutſchen Vereine als Ueberſicht unvollſtändig iſt und ich auf das örtliche Verzeichniß derſelben von vorn herein verzichtet habe, ſo wird dieſe Arbeit doch ſchon das viel verzweigte Streben der Vereine erkennen laſſen. Dieſes

Streben hat seine Befriedigung noch nicht erreicht, es werden bestehende Vereine ab- und zunehmen, an anderen Orten sich neue gründen und Bedürfnisse Vereinigung herbeiführen, die es sonst nicht gethan haben. Im Ganzen ist daher das Vereinswesen im Wachsthum begriffen, und man kann noch nicht angeben, welchen Einfluß es in aller Hinsicht auf das Volksleben äußern werde, wenn es einmal seine vollkommene Ausbildung erlangt hat. Aber eine andere Frage verdient Erwägung: wie sollen nämlich die Vereine vom politischen Standpunkt aus betrachtet und behandelt werden? Eine Regierung, welche dem Vereinswesen gleichgültig zusieht, versteht dessen Wichtigkeit nicht, eine andere, welche dadurch eine Schmälerung ihrer Machtvollkommenheit fürchtet, beurtheilt den Gegenstand falsch. Die Vereine stehen unter der Regierung und müssen stets in diesem Verhältniß bleiben; darum braucht die Regierung den Vereinen nur die allgemeinen Schranken in Kirche und Staat entgegen zu setzen, die ich oben erwähnt habe. Die politische Betrachtung geht aus von der Frage: kann die Regierung mit ihren materiellen Mitteln, ihrer Verwaltung und ihrer Intelligenz dasselbe erreichen, was die Vereine sich zum Ziele setzen? Die Antwort fällt verneinend aus. Man braucht das Vermögen der Vereine nur oberflächlich zu summiren, um einzusehen, daß die Staatsfinanzen nicht im Stande sind, dem Vereinsvermögen ein Aequivalent gegenüberzustellen. Die Verwaltung des Staates wird bezahlt, die der Vereine nicht immer: die Regierung würde daher mit ihrer Verwaltung die Vereinszwecke nur mit größeren Kosten erreichen können, als die Privaten. Sodann reicht die Intelligenz der Regierung für die Vereinszwecke nicht aus; diese erfordern eine solche Menge technischer und Detailkenntnisse, wie sie das Verwaltungspersonal der Regierung nicht nöthig hat. Die Regierung kann ihre Diener nicht in dem Maaße vermehren und besolden, daß sie die Vereinszwecke besorgen könnten, sie dürfte auch, der Controle wegen, die Verwaltung nicht so einfach und schnell einrichten, wie die Vereine. Dem Vereinswesen gegenüber zeigt sich daher die Maxime des Allregierens und Centralisirens in ihrer ganzen Schwäche und Unhaltbarkeit. Hieraus folgt die zweite Frage: wenn auch die Regierung nicht im Stande ist, die Vereinszwecke zu erreichen, sind denn überhaupt diese Zwecke, und mithin Vereine nöthig? Darauf gibt es nur eine triftige

Antwort. Wo reelle Bedürfniſſe vorhanden ſind, zeigt ſich auch das Streben zu ihrer Befriedigung; kann ſie der Einzelne nicht erreichen, ſo ſucht er mit Hülfe Anderer zum Ziele zu kommen. Vereine hängen immer von der Wirklichkeit und Dringlichkeit der Bedürfniſſe ab, ſie entſtehen und fallen mit ihnen, und der Staatsmann beurtheilt die Vereine nach der Natur und dem Umfang der Bedürfniſſe. Die politiſche Behandlung der Vereine ſoll ſich nach den geſetzlichen Schranken richten, innerhalb welcher ſie erlaubt werden können. Ich habe dieſen Gegenſtand ſchon oben berührt und brauche ihn hier nicht weiter zu beſprechen, weil deſſen Beurtheilung ſich von ſelbſt aus der Beantwortung vorſtehender Fragen ergibt.

Mone.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hat mit Bestätigung des Königs den Professor Dr. Magnus zum ordentlichen Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse ernannt.

Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat das durch den Tod Blumenbachs erledigte Sekretariat dem Professor Dr. Hausmann übertragen.

Universitäten.

Berlin. Der Polizeidirektor Kunz hat seine Stelle als Lehrer der Klinik aufgegeben, und wird sich, wie man sagt, auch von seinen übrigen Aemtern zurückziehen. Die Leitung der chirurgischen Klinik ist dem Leibchirurg des Königs, Dr. Grimm, übertragen worden.

Der Professor Mädler, bekannt durch seine Mondkarte und ausgezeichneter Astronom, hat, dem Vernehmen nach, einen Ruf nach Dorpat als Direktor der dortigen Sternwarte erhalten, den er wahrscheinlich annehmen wird, da ihm in Berlin eine ähnliche Stellung kaum gegeben werden kann.

Bonn. Der Privatdocent und Pfarrer Dr. Hilgers ist zum außerordentlichen Professor der katholisch-theologischen, der bisherige Gymnasialoberlehrer Prof. Dr. Schopen zum außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät ernannt, der außerordentliche Professor Karl Snell aus Darmstadt als ordentlicher Professor der juristischen Fakultät berufen worden.

Erlangen. An die durch den Tod des geheimen Kirchenraths Olshausen erledigte theologische Lehrstelle ist durch königliches Reskript der bisherige Dekan und gräflich Giech'sche Konsistorialrath R. Ranke, Bruder des berühmten Historikers, ernannt worden.

Freiburg. Der bisherige Professor des kanonischen Rechts, Hofrath Dr. Ammann, hat die Stelle eines Oberbibliothekars an der hiesigen Universitäts-Bibliothek erhalten.

Für das Studienjahr $18^{49}/_{50}$ ist zum Prorektor ernannt worden der großherzogl. Hofrath und Professor J. A. Fritz, die Dekane sind für dieses Jahr die Professoren Dr. F. A. Staudenmaier, geheimer Hofrath Dr. L. A. Warnkönig, Dr. Fr. Leuckardt und Hofrath Dr. K. J. Perlet.

Gießen. Die philoſophiſche Fakultät hat dem vormaligen großherzogl. heſſiſchen Oekonomie-Rath, jetzt Direktor der königl. preuß. ſtaats- und landwirthſchaftlichen Akademie in Eldena bei Greifswald, Heinr. Wilh. Pabſt, das Doctordiplom geſchickt.

Halle. Am 22. März ſtarb der Profeſſor der Medicin und Direktor der Entbindungs-Anſtalt, Dr. W. Niemeyer, Sohn des durch ſeine Schriften über Erziehung ſo berühmten Kanzlers Niemeyer im 51. Jahre ſeines Lebens.

Heidelberg. Der Profeſſor honorarius, Dr. Eb. Kapp (früher Profeſſor in Erlangen) iſt zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie mit dem Charakter als Hofrath, und der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. Freiherr von Reichlin-Meldegg ebenfalls zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt worden.

Dem Vernehmen nach ſoll Profeſſor Kortum in Bonn einen Ruf nach Heidelberg erhalten, um mit Schloſſer das Fach der Geſchichte zu übernehmen.

Nach dem neueſten Adreßbuch der Univerſität ſind daſelbſt 28 ordentliche, 11 außerordentliche Profeſſoren, 1 Prof. honorar. und 21 Privatdocenten. Immatrikulirt waren in dieſem Halbjahr 682 Studirende, wovon 195 In- und 487 Ausländer, wobei 6 Mitglieder des theologiſchen Seminariums. Es ſind 88 Theologen, 264 Juriſten, 140 Mediciner, 89 Kameraliſten und Mineralogen, 99 Philologen und Philoſophen. Der Tod des Geheimenraths Thibaut, der am 28. März im 69. Jahre ſeines Lebens erfolgte, ſcheint bis jetzt der Frequenz der Fakultät noch nicht Eintrag gethan zu haben.

Königsberg. Das Prorektorat der Univerſität iſt auf den Profeſſor Dr. Voigt übergegangen.

Der Schriftſteller Bannaſch hält Vorleſungen über populäre Aeſthetik, die vielen Anklang finden.

Leipzig. Der Rektor an der Thomasſchule, M. Stallbaum, iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität ernannt worden.

Tübingen. Das Rectorat der Univerſität für 1844/45 iſt dem Profeſſor der ſtaatswirthſchaftlichen Fakultät Dr. von Mohl übertragen worden.

Kirche.

Eine großherzogl. badiſche Verordnung ſtellt, in Bezug auf die Prüfung katholiſcher Geiſtlichen für Kirchenpfründen, unter andern folgende Beſtimmungen auf: „Jeder katholiſche, nicht definitiv angeſtellte Geiſtliche, der zu einer Kirchenpfründe befördert zu werden wünſcht, hat ſich der unten bezeichneten Concurs- oder Dienſtprüfung zu unterziehen. — Um zu dieſer Prüfung zugelaſſen zu werden, wird erfordert: 1) daß der Geiſtliche die Seelſorge ſchon wenigſtens zwei Jahre ausgeübt habe und gute Zeugniſſe ſeiner Vorgeſetzten über ſeinen Wandel vorlege; 2) daß derſelbe wenigſtens ſechs Wochen vor dem beſtimmten Prüfungstermin unter Vorlage der erforderlichen Zeugniſſe bei der katholiſchen Kirchenſektion des Miniſteriums des Innern um Zulaſſung ſchriftlich nachgeſucht habe. — Ueber die Zulaſſung entſcheidet die genannte Kirchenſektion im Einverſtändniß mit dem erzbiſchöflichen Ordinariat. — Die Prüfungskommiſſion wird von der Staats- und Kirchenbehörde gemeinſam niedergeſetzt, indem nämlich die katholiſche Kirchenſektion einen landesherrlichen Prüfungskommiſſär und 2 geiſtliche Examinatoren und das Ordinariat einen erzbiſchöflichen Prüfungskommiſſär und ebenfalls 2 geiſtliche Examinatoren ernennt, und indem von beiden Behörden gemeinſchaftlich ein landesherrlicher Dekan oder Bezirks-Schulviſitator dazu berufen wird. Die Leitung und der Vorſitz ſteht der landesherrlichen Commiſſion zu. — Geiſtliche, welche in der Concursprüfung eine der geringern Noten erhalten haben, dürfen ſich zur Erlangung einer beſſern Note einer zweiten und ſelbſt einer dritten Prüfung unterziehen; Geiſtliche, welche in der Concursprüfung als befähigt nicht erklärt worden ſind, können eine zweite, und wenn auch dieſe mißglücken ſollte, noch eine dritte Dienſtprüfung beſtehen. Eine vierte Prüfung findet nicht ſtatt.

Der König von Bayern hat dem Domkapitular, Georg Anton Stahl, Dr. der Theologie und Profeſſor an der Univerſität Würzburg, zum Biſchof von Würzburg deſignirt.

Die Oberin des evangelischen Instituts in Nymphenburg, Katharina di Gracche, iſt vom König von Baiern zur General-Oberin für die in Baiern beſtehenden engliſchen Erziehungs- und Bildungsinſtitute ernannt worden.

Die Bibelgeſellſchaft im Königreich Hannover hat im Jahr 1838 2168 vollſtändige Bibeln und 484 neue Teſtamente theils unentgeldlich, theils zu geringern, theils zu vollen Preiſen verbreitet. Seit ihrem Beſtehen hat ſie ſchon 54.069 vollſtändige Bibeln und 7744 neue Teſtamente ausgetheilt.

Die großherzogl. badenſche Regierung hat durch Erlaß vom 21. März ſämmtliche großherzogliche Oberämter und Aemter, ſo wie die Lokalſtellen ſtrengſtens angewieſen, an Sonn- und Feiertagen keine die Feier und Ruhe dieſer Tage ſtörende Dienſtgeſchäfte (ausgenommen in den Fällen beſonderer Dringlichkeit der einzelnen Handlungen) ſelbſt vorzunehmen oder auf ſolche Tage zu verordnen.

Die Judenſchaft der Stadt Roſenberg in Preußen hat unaufgefordert eine Kollekte zum Bau einer daſelbſt zu errichtenden evangeliſchen Kirche veranſtaltet, und die geſammelte Summe den Kirchenvorſtehern überſandt.

Der General-Superintendent Dr. Bretſchneider iſt zum Direktor des Ober-Conſiſtoriums im Herzogthum Sachſen-Coburg ernannt worden.

Schulen.

Nach einer königlichen Verordnung ſind die bisherigen halbjährigen Prüfungen der Junker ꝛc. in der bayer'ſchen Armee aufgehoben und dafür feſtgeſetzt worden, daß künftig jährlich nur Eine Prüfung der Junker, Kadetten und Unteroffiziere in ſämmtlichen Garniſonen, und zwar an demſelben Tage (26. März), zu gleicher Stunde und in dem nämlichen Gegenſtande zu beginnen habe. Die Beſtimmung der Prüfungsfragen wird künftig unmittelbar von dem Kriegsminiſterium ausgehen und es werden wenigſtens zwei Fragen aus jedem der folgenden Prüfungsgegenſtände gegeben, nämlich aus der Stereometrie, Trigonometrie, Waffenlehre, reinen Taktik, angewandten Taktik, verbunden mit der Terrainbeurtheilung, Terrainlehre, Feldbefeſtigung und Militärſtyl.

In Bezug auf die Kinder, welche in Fabriken beſchäftigt werden, hat das großherzoglich badenſche Miniſterium des Innern folgende Beſtimmungen erlaſſen:

Schulpflichtige Kinder können von dem ordentlichen Beſuche der Volksſchule nicht befreit werden, um in Fabriken zu arbeiten, es wäre denn, daß ſie beſondere Fabrikſchulen beſuchten. Die Fabrikſchulen können nur mit Genehmigung der Oberſchulbehörde und mit der Beſtimmung errichtet werden, daß Kinder vor dem eilften Lebensjahre, und diejenigen, welche die beiden untern Unterrichtsſtufen noch nicht zurückgelegt haben, nicht in die Fabrikſchule aufgenommen werden. Ein Lehrer darf zu gleicher Zeit nicht über 70 Schüler unterrichten; der Lehrer muß die Befähigung beſitzen, auch in einer Volksſchule angeſtellt werden zu können, oder daſelbſt ſchon angeſtellt geweſen ſeyn; der Unterricht muß wenigſtens 2 Stunden für jede Abtheilung umfaſſen, doch kann mit Erlaubniß der Oberſchulbehörde an einem Tage der Woche der Unterricht auf eine Stunde beſchränkt oder ganz eingeſtellt werden, ſobald für andere Wochentage der Unterricht in gleichem Maße vermehrt wird. Die Arbeits- und Unterrichtsſtunden dürfen bei ſchulpflichtigen Kindern 12 Stunden nicht überſchreiten; die Beſchäftigung junger Leute vor 5 Uhr des Morgens und nach 9 Uhr des Abends, ſo wie an Sonn- und Feiertagen, iſt nicht erlaubt ꝛc.

Zu Bensheim im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt iſt eine Unterrichtsanſtalt für taubſtumme katholiſche Kinder und ein Seminar für künftige Taubſtummenlehrer errichtet worden.

Die naſſauiſche Regierung hat verordnet, daß die Kandidaten der Philologie, nach beſtandener theoretiſcher Staatsprüfung, ein halbes oder ganzes Jahr bei dem Landes-Gymnaſium zu Weilburg für ihren künftigen Wirkungskreis ſich vorüben ſollen.

Die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Würzburg hat dem um Jugendbildung, Wiſſenſchaft und Kunſt vielfach verdienten Studienrektor Fr. X. Eiſenhofer den philoſophiſchen Doktorgrad ertheilt.

Profeſſor Kapff iſt Rektor des Gymnaſiums in Heilbronn geworden.

Der Direktor des rheiniſchen Juſtizdepartements, Herr Ruppenthal, hat eine Bekanntmachung erlaſſen, der zufolge in Köln eine aus Mitgliedern des Appellationshofs und der General-Prokuratur beſtehende Kommiſſion gebildet worden iſt, von welcher diejenigen Aſſeſſoren, die aus den ſogenannten altländiſchen Provinzen in den rheinländiſchen Juſtizdienſt übertreten wollen, ſich einem beſondern Examen unterwerfen müſſen; doch müſſen ſie vorher ſchon mindeſtens ein Jahr lang in der dortigen Provinz gearbeitet, und durch ihre Leiſtungen ſich ausgezeichnet haben.

Literatur.

Der König von Preußen hat dem jetzt verſtorbenen Miniſter von Altenſtein aufgetragen, die Herausgabe der Schriften Königs Friedrich II., und zwar in einer des großen Verfaſſers würdigen Geſtalt zu beſorgen, und zunächſt mit den hiſtoriſchen Schriften den Anfang zu machen. Die beſondere Redaktion iſt dem mit der Zeit Friedrichs eben ſo vertrauten, als um die Darſtellung ſeiner Geſchichte verdienten Profeſſor Dr. Preuß übertragen; der als Gelehrter, wie als Förderer der Wiſſenſchaft in Preußen ausgezeichnete Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Joh. Schulze wird die geſammten techniſchen Angelegenheiten des Unternehmens leiten und über den Fortgang des Unternehmens dem Miniſter berichten. Der König hat eine Quartausgabe angeordnet, die in 7 Bänden die hiſtoriſchen Werke enthalten ſoll.

Der Kronprinz von Preußen hat dem Dr. von der Hagen, Profeſſor der vaterländiſchen Sprache und Alterthumskunde an der Univerſität Berlin, nach Ueberreichung der großen Sammlung der altdeutſchen Liederdichter mit einem ſehr gnädigen Handſchreiben eine goldene Denkmünze mit ſeinem Bildniſſe verliehen.

Der König von Preußen hat dem Gehülfen der königlichen Sternwarte zu Berlin, Galle, die große goldne Verdienſtmedaille ertheilt, als Belohnung der von ihm bewieſenen ausgezeichneten Thätigkeit bei Gelegenheit der ſo ſchnell auf einander folgenden Entdeckungen [illegible] Kometen.

Die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat der königl. bayerſchen botaniſchen Geſellſchaft in Regensburg an ihrem 50jährigen Stiftungstage ſämmtliche Verlagsartikel, die auf Botanik Bezug haben, zum Geſchenk gemacht.

Der königl. bayerſche Reichs-Archiv-Sekretär, Dr. Lommel, der in einem Werke „die alten Franken" als Vertheidiger des Huß auftrat, iſt, als er ſich wegen der Entnahme aus der Druckerei zu Amberg der darauf bezüglichen Bogen und ihrer Auslieferung an den Cenſor beim Staatsrath beklagte, ſeines Amtes entlaſſen worden, nachdem ſchon früher ſein Werk confiscirt war.

Der Chef eines anſehnlichen Handlungshauſes in Berlin hat Vorleſungen über Roſenkranz's Auffaſſung des Dante herausgegeben.

Der preußiſche Miniſter von Kamptz macht bekannt, daß die für die Geſchichte und den Rechtszuſtand der Mark Brandenburg ſo wichtigen Statuten und Rechtsſammlungen der märkiſchen Städte und Ortsobrigkeiten ſämmtlich verloren gegangen ſind, und zwar in zwei Epochen, als ein Theil jener Dokumente im Jahr 1788, und ein anderer im Jahr 1749 auf höhere Anordnung nach Berlin eingeſandt wurden. Da nun vermuthet wird, daß alle dieſe wichtigen Aktenſtücke gleich dem Berliner Stadtbuch, das ſich in der Stadtbibliothek zu Bremen vorfand, in Privatarchiven und auswärtigen Bibliotheken verſtreut ſeyn könnten, ſo wird eine Prämie von 500 Thlr. auf die Nachweiſung derſelben geſetzt.

An die Stelle des verſtorbenen Ober-Finanzraths von Memminger iſt der Ober-Finanzrath von Schmidlin zum Vorſtand des ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureaus in Stuttgart ernannt; die Leitung der Kartenarbeiten wurde dem Ober-Finanzrath von Mittnacht übertragen, für die hiſtoriſche Abtheilung des Bureau wurden Rektor Uibeleen und Profeſſor Pauly, beide am Obergymnaſium in Stuttgart, berufen.

Der k. k. Obriſt und General-Adjutant des Kaiſers von Oeſtreich, Freiherr von Moll und ſein Bruder, der k. k. Kämmerer und Gutsbeſitzer, haben als Erben des reichen Bücherſchatzes ihres verſtorbenen Oheims, des Geheimenraths und Mitglieds der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften, Freiherrn von Moll, der königl. Hof- und Central-Bibliothek zu München eine Auswahl koſtbarer und ſeltener Bücher und Handſchriften zum Geſchenk gemacht.

Der königl. würtembergiſche Staatsrath von Kielmeyer iſt in ſeiner bisherigen Eigenſchaft als Direktor der königlichen Bibliothek und der damit verbundenen wiſſenſchaftlichen Sammlungen des Staats, wegen vorgerückten Alters, in Penſionsſtand verſetzt und an ſeine Stelle der Ober-Regierungsrath von Köſtlin ernannt worden.

Dem königl. würtembergiſchen Bergrath Dr. Hehl in Stuttgart iſt die Aufſicht über die mineralogiſch-geognoſtiſche Abtheilung des königl. Naturaliencabinets übertragen worden.

Kunſt.

Zu dem vom deutſchen Nationalverein für Muſik und ihre Wiſſenſchaft im September v. J. ausgeſchriebenen Preiſe von 10 Dukaten für die beſte Compoſition des 100. Pſalms waren 35 Arbeiten eingegangen, unter denen ſich ſelbſt welche aus Paris, Petersburg, Wien ꝛc. befanden. Preisrichter waren Dr. Spohr in Kaſſel, Dr. Schröder in Deſſau, Kapellmeiſter Reiſſiger in Dresden, Ritter von Seyfried in Wien, Schnyder von Wartenberg in Frankfurt a. M., Ritter von Rinck in Darmſtadt, Hofrath Dr. Schilling in Stuttgart. Gekrönt wurde die Arbeit des Muſikdirektors F. Hetſch in Heidelberg.

Die Großherzogin von Weimar hat mehrere Zimmer des Reſidenzſchloſſes dem Andenken der einſt daſelbſt lebenden großen Dichter gewidmet. Das Schillerzimmer iſt vor Kurzem fertig geworden, wo Räder aus München in jedem der drei Hauptfelder, in die das Zimmer getheilt iſt, einen bedeutſamen Moment eines Schiller'ſchen Drama's ausgeführt hat, welchen andere Scenen in kleinern darüber angebrachten Feldern ſich anſchließen. Die Freskogemälde zeichnen ſich durch kräftige Zeichnung und friſche Farbengebung aus. Nächſtens wird Räder das Goethezimmer anfangen. Preller, ein ausgezeichneter Landſchaftsmaler und mit der Ausführung des Wieland beſtimmten Zimmers beauftragt, hat die Scenen aus Oberon fertig; beſonders intereſſant ſind die Arabesken, die der Maler Simon zu dieſem Zimmer entworfen hat, und in deren Ausführung er eben begriffen iſt. Die liebliche Laune und Schalkhaftigkeit des Gedichts zur Anſchauung bringend, ſind ſie dabei ſo ſinnig, ſo bedeutungsvoll, daß ſie in ihrer geiſtvollen Fülle dem Beſchauer immer Neues zu denken und zu rathen geben.

Der Hofmaler und Profeſſor Wilh. Wach iſt zum Vicedirektor der königl. Akademie der Künſte in Berlin für das Studienjahr 18$^{60}/_{61}$ ernannt worden.

Der Hiſtorienmaler Turner in Rom, ein geborner Steyermärker, iſt vom Kaiſer von Oeſtreich zum Direktor der Gemäldegallerie in Grätz ernannt worden.

Der in Dresden ſich aufhaltende Prinz von Java, Raden Saith, widmet ſich eifrig der Malerei, für die er bedeutendes Talent zeigt.

Der König der Franzoſen hat dem vom Banquier Städel in Frankfurt a. M. gegründeten Muſeum und freien Zeichnenſchule die Gypsabdrücke der berühmten Basreliefs in Bronze geſchenkt, die die Thore des Baptiſteriums der Kathedrale in Florenz ſchmücken und von Lorenzo Ghiberti und Andrea Piſano gefertigt wurden.

Der zweite Band der neuern deutſchen Kunſtgeſchichte des Grafen A. Raczynsky, von F. H. von der Hagen ins Deutſche übertragen, enthält über die Kunſtſchätze und Schulen in München, Stuttgart, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Prag, Wien, wie überhaupt über das Kunſtſtreben des ſüdlichen und mittlern Deutſchlands intereſſante Berichte.

Dem im Fache der Genremalerei ausgezeichneten Künſtler, Baron Ernſt von Bofer in Dresden, iſt es nach mehrjährigen Verſuchen gelungen, ein Inſtrument zu komponiren,

welches die camera obscura dadurch vervollkommnet, daß es die Bilder, ohne Beihilfe konvexer Spiegel, rechts, deutlich beleuchtet wiedergibt. Die Wirkung wird auf rein dioptrischem Wege hervorgebracht, vermittelſt durchgehender gebrochener Lichtſtrahlen, welche auf einer perpendikulären Fläche die Bilder entwerfen.

In der Sitzung der bayerſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München vom 14. März theilte Profeſſor von Kobell Bemerkungen über das Verfahren mit, Gemälde durch den Kupferdruck ohne Radiren, Aetzen u. dgl. in Tuſchmanier vervielfältigen zu können. Das Malen geſchieht mit Spiköl in einer Porzellanfarbe auf Silber, ſo daß die blanken Stellen die höchſten Lichter, die mehr oder weniger gedeckten die Schatten geben. Die bemalte Platte wird in ein Gefäß mit ebenem Boden gelegt, welches eine Auflöſung von Kupfervitriol und Kryſtalle deſſelben Salzes enthält, und darüber auf einige Linien Abſtand ein mit Pergament überſpannter Holzrahmen befeſtigt, in welchen eine Zinkplatte und verdünnte Schwefelſäure gebracht wird. Die Verbindung wird mit einem an der Silberplatte befeſtigten Kupferſtreifen hergeſtellt, der in den Rahmen zur Berührung der Zinkplatte eingebogen wird. In 3 — 4 Tagen iſt eine hinlänglich dicke Kupferplatte gebildet, um durch Abfeilen des Randes von der Silberplatte getrennt und zum Drucke gebraucht zu werden. Die Abdrücke geben die genaueſte Kopie des Originals und ſehen wie gewaſcht aus.

Dem königl. Konſervator und Profeſſor Heideloff in Nürnberg iſt es gelungen, für die harmoniſche Polychromie an den Gebäuden eine dauerhafte, ja unverwüſtliche und wohlfeile Malerei auf hydrauliſchem und anderem Kalk, Gips und Stein zu erzielen, indem er in einem eigenen Verfahren in beſonderer Miſchung und Zubereitung des fetten weißen Kalks mit Milch eine unauslöſchliche, der Hitze, Kälte und Näſſe, überhaupt jedem Einfluß der Witterung widerſtehende Malerei auf Kalk hervorbringt. Es iſt ihm ſogar möglich, die mit hydrauliſchem Kalk aufgelegten Waſſinß zu bemalen, ohne daß die Farben vom Waſſer aufgelöst werden. Solche Malereien laſſen ſich mit Waſſer reinigen, ohne den Glanz zu verlieren, und dieſe Kalkmalerei ſpringt ohne den Mörtel nie ab und läßt auch mehr Farben als die Freskomalerei zu. Verſuche unter Heideloffs Leitung ſind an dem reſtaurirten Dom in Bamberg und in der alterthümlichen, maleriſch gelegenen Feſtung Coburg gemacht worden.

Die berühmte Antikenſammlung des verſtorbenen Dodwell, deren Verkauf ſeit mehreren Jahren wegen des dafür geforderten hohen Preiſes Schwierigkeiten fand, iſt vom König von Bayern für 10000 fl. angekauft worden.

Preßangelegenheiten.

In Hannover iſt den Buch- und Sortimentshandlungen, ſo wie allen inländiſchen Inhabern von Leſebibliotheken und Leſeinſtituten der Beſchluß des Miniſteriums eröffnet worden, daß ſie künftig keine im Auslande gedruckten und ihnen zugegangenen Schriften, welche die hannoverſche Verfaſſungsfrage behandeln oder die Maßregeln der Regierung beſprechen, früher im Königreich debitiren, verkaufen, an andere inländiſche Buchhandlungen und Perſonen weiter verſenden oder ausleihen dürfen, bis ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt iſt. Sie haben daher ein Exemplar der Schrift der polizeilichen Ortsobrigkeit vorzulegen, und unter Angabe der Anzahl der erhaltenen Exemplare, um ſolche Erlaubniß anzuhalten. Die polizeiliche Obrigkeit hat das eingelieferte Exemplar mittelſt Berichts unmittelbar an das königl. Miniſterium des Innern zu weiterer Beſchlußnahme einzuſenden. Vertrieb vor eingegangener Ermächtigung wird mit 20 — 25 Rthlr. und Konfiskation der Schriften, und falſche Angabe der Exemplare mit gleicher Geldſtrafe geahndet. Im Falle der vom königl. Miniſterium des Innern verweigerten Erlaubniß ſollen die vorhandenen Exemplare unter polizeilicher Aufſicht verpackt und auf Koſten der betreffenden inländiſchen Buchhändler und Bücherverleiher unter den von ihnen angegebenen Adreſſen in das Ausland zurückgeſendet werden.

Die Kammer der Abgeordneten in Bayern beſchloß, die Regierung zu bitten, die Cenſur der periodiſch erſcheinenden Schriften und Zeitungen, in Anſehung der Mittheilungen über innere Angelegenheiten, aufzuheben. Der Miniſter des Innern, Hr. v. Abel, überzeugte aber die Kammer, daß dieß eine ſehr nützloſe Anordnung ſeyn würde.

Die Feier des vierten Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt in Bayern nach einem kürzlich erſchienenen Reſcript nur den Buchhändlern und Buchdruckern erlaubt, alle andern Stände ſind davon ausgeſchloſſen worden.

Ein Reskript der königl. Regierung in Hannover gestattet die öffentliche höfliche Begehung des Buchdruckerjubiläums unbedingt.

Denkmale.

Die Statue Göthe's von Marchesi, ein Geschenk der Frankfurter Bürger Dr. Rüppel, Marquard Seufferheld und Heinr. Mylius in Mayland, ist in der Vorhalle des Bibliothekgebäudes aufgestellt und von genannten drei Bürgern der Bücherinspektion für die Stadt übergeben worden. Göthe ist, in einem Sessel sitzend, in einer seinem Charakter entsprechenden, würdevollen und doch behaglichen Haltung dargestellt. Das Werk zeichnet sich durch großartige Auffassung, Aehnlichkeit der Gesichtszüge und Vollendung in der Ausführung aus.

Nachdem das Comité für Jean Paul's Denkmal, das man ihm in Baireuth errichten wollte, mit Mühe ein Kapital von 1775 fl. zusammengebracht hatte, und Schwanthaler und Stigimair versprochen hatten, das beabsichtigte Bronzestandbild ohne Honorar und nur mit Berechnung der baaren Ausgaben zu liefern, hat der König von Bayern beschlossen, dem Dichter eine Kolossale Statue von 10 Fuß Höhe errichten zu lassen und Schwanthaler mit dem Entwurf beauftragt, der dann von Stigimair in Erz gegossen werden soll, so daß das Ganze bis zum Jahr 1841 zur Aufstellung fertig werden wird.

Am 24. Mai, als am Geburtstag Albrecht Dürer's, ward in Nürnberg sein Standbild feierlich enthüllt, das von Rauch gefertigt und von Burgschmidt in Erz gegossen ist.

Zu dem Denkmal, das in Braunschweig dem deutschen Freiheitskampfe errichtet werden soll, hat der König von Bayern die Büste Schill's geschickt, die von Stigimair nach der Todtenmaske in Erz gegossen wurde. Die Büste, in halb kolossaler Größe, wird, auf drei Kanonen ruhend, neben den lebensgroßen Brustbildern des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, des Erzherzogs Karl und des Gastwirths Andreas Hofer, umgeben von den Namen und Wappen der Schill begleitenden Offiziere in der Kapelle aufgestellt werden, welche zum Denkmal mit einem Invalidenhause bei St. Leonhard erbaut werden.

In Thorn hat sich mit Genehmigung des Königs ein Verein gebildet, der die Absicht hat, durch Einladung zur allgemeinen Theilnahme im In- und Auslande die Geldmittel aufzubringen, um dem großen Astronomen Copernicus in seiner Vaterstadt Thorn bei Gelegenheit der dritten Säkularfeier der Veröffentlichung seines Werkes De orbium coelestium revolutionibus ein Denkmal zu errichten.

Der Bau des von dem Berg- und Hüttenpersonal des Erzgebirges dem verstorbenen Ober-Berghauptmann Freiherrn von Herder in Freyberg errichteten Denkmals ist bis auf die Einsetzung der bronzenen Inschriftplatte vollendet.

Auf dem Schlachtfelde von Leipzig soll ein kolossales Denkmal errichtet werden, zu dessen Verherrlichung jeder deutsche Staat seine ersten Künstler anbieten wird.

Das Ludwigsmonument in Darmstadt wird nach einem neuern Plane bedeutend niedriger werden, als der erste Plan vorschrieb. Der disponible Fonds von 40000 fl. ist verzinslich angelegt.

Stiftungen.

In Ulm wird am Tage des vierten Jubiläums der Buchdruckerkunst eine Stiftung ins Leben treten, welche, nach Guttenberg und dem großen ersten Ulmer Meister der Buchdrucker- und Holzschneidekunst, Ludwig Hohenwang, benannt, in ihrem jährlichen Ertrag von 300 fl. der Vermehrung und Vervollständigung der dasigen, durch die politischen Veränderungen zu Anfang dieses Jahrhunderts mittellos gewordenen Stadtbibliothek gewidmet seyn soll.

Der im Jahr 1839 in Weinheim verstorbene Dr. Georg Anton Batt hat der Universität Heidelberg seine Sammlung alter, auf die Pfalz sich beziehenden Bücher, Schriften, Karten und Kupferstiche testamentlich vermacht, im Ganzen 473 Werke in 1830 Bänden.

nebſt 148 Nummern von Landkarten, Zeichnungen, Kupferſtichen ꝛc., welche der Univerſitäts-Bibliothek einverleibt und unter dem Titel Bibliotheca Buttiana beſonders aufgeſtellt und katalogiſirt worden ſind.

Der auf ſeiner Reiſe zu Meran in Tyrol verſtorbene Dr. Platner hat dem naturhiſtoriſchen Muſeum in Leipzig ein Legat von 1000 Rthlr. vermacht.

Zur Unterſtützung der Armen haben mehrere Perſonen milde Stiftungen ausgeſetzt, wie die Frau des Zimmermeiſters Fleiſchel zu Frankfurt a. M. 2000 fl.; Georg Wilhelm Wagner der Armenkinderſchule in Mainz 2000 fl. und dem Waiſenhauſe daſelbſt 4000 fl.; der großherz. badenſche Staatsminiſter Freiherr von Andlaw den Armen in Hugſtetten 1000 fl.; der Domkapitular Joh. B. Flad in Freiburg in Baden den Armen und Kranken in den Gemeinden Utzach und Schellach 1500 fl.

Eine Anzahl Offiziere der Garniſon Carlsruhe haben eine Stiftung zur Unterſtützung bedürftiger Kinder von Unteroffizieren und Soldaten der Kavallerie gemacht, die die Genehmigung des Großherzogs und den Namen Alexandrinenſtiftung erhalten hat.

Vereine.

Am 15. April feierte die königl. botaniſche Geſellſchaft zu Regensburg ihr 50jähriges Beſtehen. Seine königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern übernahm an dieſem Tage das Protektorat der Geſellſchaft. Hofrath Ritter von Martius ward an die Stelle des verſtorbenen Grafen von Bray zum Präſidenten ernannt. Die Geſellſchaft beſchloß, zum Andenken dieſes Tages eine beſondere Gelegenheitsſchrift, Abhandlungen mehrerer Mitglieder enthaltend, herauszugeben, und überdieß die Bearbeitung eines Repertorium botanicum der letzten 50 Jahre von 1790 bis 1840 durch eines ihrer Mitglieder beſorgen zu laſſen.

Der hiſtoriſche Verein für Niederſachſen hielt ſeine erſte Ausſchußverſammlung am 18. Jan., wo ein Ausſchreiben der königl. Landdroſtei zu Lüneburg mitgetheilt wurde, das allen Bezirksobrigkeiten aufträgt, eine Verzeichnung, Beſchreibung und Sicherſtellung der aus den älteſten heidniſchen Zeiten auf uns gekommene Denkmäler der Provinz zu beſorgen.

Der Gewerbeverein in der Geſellſchaft „Eintracht“ in Carlsruhe hat einen Leſeverein für Gewerbsgehülfen gebildet, wo Sonntag Nachmittags die Geſellen, welche ſich unterrichten wollen, in dem geheizten freundlichen Lokale die in ihr Fach einſchlagenden Bücher und Schriften finden, und ihnen die Modellirung nach Muſtern und das Copiren von Zeichnungen und Plänen geſtattet iſt.

In Dresden hat ſich ein Verein von Frauen gebildet, deſſen Vorſteherin eine Frau von Kirnbach iſt, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit. Er beſteht jetzt aus 183 Mitgliedern, von denen manche arme Wittwen monatlich nur 1 Gr. beitragen, und doch hat er im vorigen Jahre 130 Bibeln und 88 neue Teſtamente (darunter 10 wendiſche Bibeln und 22 wendiſche neue Teſtamente) vertheilen können. Der Verein verſammelt ſich allmonatlich in einem Schulgebäude, wo der Geiſtliche einen Bibelabſchnitt und Bericht über die Thätigkeit des Vereins vorträgt. Der Verein ſoll entfernt von aller Pietiſterei und Betſchweſterei ſeyn.

Induſtrie.

Preußen hat mit Griechenland einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeſchloſſen.

Zur Einführung von Papiergeld in Braunſchweig iſt die Einwilligung der Stände nachgeſucht worden. Für den Anfang iſt eine Summe von 600,000 Thlr. feſtgeſetzt worden, die in Scheinen von 1, 10 und 50 Thlr. ausgegeben und in Umlauf gebracht werden ſollen.

Der Miniſter des Innern in Sachſen hat eine Verordnung erlaſſen, wodurch vom Jahre 1841 an allen ausländiſchen Juden der Handel in Schafwolle im Königreich Sachſen verboten wird.

Zum Präſidenten der großherz. heſſiſchen Centralbehörde des landwirthſchaftlichen Vereins des Großherzogthums Heſſen iſt der Geheimerath Schenk ernannt worden; zum

bedürftigen Sekretär, an die Stelle des in preußische Staatsdienste getretenen Oekonomierathe Pabst, wurde der großherz. heſſiſche Oekonomierath, Dr. Zeller berufen.

Preisaufgaben.

Ein Freund der Geſchichte hat die hiſtoriſch-theologiſche Geſellſchaft zu Leipzig veranlaßt, einen Preis von 20 Friedrichsd'or auf die gelungenſte Vertheidigung der Echtheit des Chronicon Corbejense auszuſetzen, deſſen Unechtheit durch die von der königl. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen gekrönte Schrift der HH. Dr. Siegfried Hirſch und Dr. Georg Waitz erwieſen wurde. Die Beurtheilung der eingehenden Preisſchriften werden außer dem Domherrn und Prof. Dr. Illgen (an den ſie eingeſandt werden müſſen) die Profeſſoren Wachsmuth, Wilken, Haſſe und Oberbibliothekar Gersdorf übernehmen. — Termin der Einſendung: 30. Juni 1841.

Der Tuchfabrikant Friedrich Lachner in Burtſcheid bei Aachen ſetzt einen Preis von 150 Thlr. pr. Cour. oder ein Stück ſeines ſchwarzes Tuch im ſelben Preis für die beſte und untrüglichſte Methode aus, die bekannte Kinderkrankheit, den Croup, zu heilen, die trotz des in Paris gekrönten Heilverfahrens noch immer Tauſende von Kindern wegrafft. Die Geſellſchaft der deutſchen Naturforſcher und Aerzte wird während ihrer Verſammlung in Erlangen die eingehenden Preisſchriften prüfen.

Der Kronprinz von Bayern hat bei Gelegenheit der Feier des 50jährigen Beſtehens der königl. botaniſchen Geſellſchaft in Regensburg einen Preis von 100 Dukaten auf die beſte Bearbeitung einer botaniſchen Statiſtik von Bayern oder eines der natürlichen Hauptgebiete dieſes Landes ausgeſetzt.

Die hamburgiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe hat in ihrer Sitzung vom 6. März 1839 die Aufſtellung folgender Preisaufgabe beſchloſſen: „Welche Beförderungsmittel für die Bildung des Gewerbeſtandes haben ſich im In- und Auslande als vorzüglich erfolgreich bewährt? und welche Einrichtungen empfehlen ſich in Folge der auf dieſem Felde gewonnenen Erfahrungen als beſonders anwendbar für deutſche Verhältniſſe bei der vorbereitenden Jugendbildung ſowohl, als auch bei der erforderlichen Nachhülfe für Meiſter und Geſellen, und zwar mit Bezug auf die ſpeciellen Verhältniſſe a) der Fabrikanten und Techniker, b) der eigentlichen Handwerker." Preis 100 Dukaten. Die Geſellſchaft übernimmt die Herausgabe der Schrift nach gepflogener Rückſprache mit dem Verfaſſer. Zeit der Einlieferung: vor dem 1. Sept. 1840. Adreſſe: „An die Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe in Hamburg."

Der mecklenburgiſche patriotiſche Verein für Ackerbau ꝛc. hat für die beſte, den Anforderungen der erwählten Prüfungscommiſſion genügende Beantwortung der Frage: „Ob der Kartoffelbau, in großen Maſſen betrieben, zur Bereicherung oder Verarmung des Bodens führe?" einen Preis von 150 Thlr. ausgeſetzt. Eine nähere officielle Erörterung und Zerlegung dieſer Frage enthält das prakt. Wochenblatt des Neueſten und Wiſſenswürdigſten für Landwirthſchaft ꝛc. (Neubrandenburg und Neuſtrelitz, Dümmler) Jahrg. 1839. No. 38. und die neuen Annalen der mecklenb. landwirthſchaftl. Geſellſchaft (Roſtock, 8.) 1840. Jahrgang 24, Heft 3, 4. Termin der Einſendung der Bewerbungsſchriften: 1. Jan. 1842. Adreſſe: „An den Hauptſekretär Präpoſitus Karſten zu Bilz."

Der deutſche Nationalverein für Muſik und ihre Wiſſenſchaft hat für dieſes Jahr einen Preis von 20 Dukaten auf die beſte Compoſition einer Clavierſonate von vier Sätzen ausgeſetzt. Die Concurrenzarbeiten müſſen ſpäteſtens bis 1. Sept. an den permanenten Sekretär des Vereins, Hrn. Hofrath Dr. Schilling in Stuttgart eingeſchickt werden. Die Preisrichter werden ſpäter öffentlich genannt werden.

Der Michael Beer'ſche Preis für Concurrenten jüdiſcher Religion iſt für Werke der Geſchichtsmalerei für dieſes Jahr beſtimmt. Die Wahl des Gegenſtandes überläßt die Akademie dem Ermeſſen der Concurrenten, doch müſſen die Bilder ganze Figuren enthalten, 3 Fuß hoch, 2⅓ bis 2¾ Fuß breit, in Oel ausgeführt, und akademiſche Studien aus denſelben erforderlich ſeyn. Die zur Bewerbung zugelaſſenen Bilder werden in die diesjährige

Kunſtausſtellung der Akademie, doch ohne Nennung der Urheber, aufgenommen, und die Bekanntmachung des zuerkannten Preiſes, ein Reiſeſtipendium von 800 Thlr. auf 1 Jahr, erfolgt vor Ende Septembers.

Der Verein für volksthümliche Dichtung in Aberystwyth in der Grafſchaft Merionneth hat folgende Preisfrage aufgeſtellt, zu deren Löſung ſie namentlich auch deutſche Gelehrte auffordert: „Ueber den Einfluß, welchen die walliſiſchen Ueberlieferungen (traditions) auf die Literatur von Frankreich, Deutſchland und Scandinavien geübt haben.“ Die Bewerbungsſchriften können in walliſiſcher, engliſcher, deutſcher oder franzöſiſcher Sprache ſeyn; doch wird bei walliſiſcher oder deutſcher Sprache die Hinzufügung einer engliſchen oder franzöſiſchen Ueberſetzung erwartet. Preis 80 Guineen und ein Siegelring von 10 Guineen Werth. Die Preisſchriften müſſen bis zum 1. Auguſt 1840 an den königl. preußiſchen Geſandten in Bern, Geheimenrath Bunſen, eingeſandt werden, der das Richteramt übernommen. Gekrönt wird die beſte Schrift in der öffentlichen Verſammlung der Cymmigoddion-Geſellſchaft im Oktober 1840. Sollte bis zu dieſer Zeit keine genügende Beantwortung eingehen, ſo wird der Termin bis zum October 1841 verlängert. Der Verfaſſer der gekrönten Preisſchrift erhält das volle Eigenthums- und Verlagsrecht.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Brüſſel ſtellt für das Jahr 1841 folgende zwei Preisaufgaben: 1) Décrire les coquilles et les polypiers fossiles des terrains ardoisier, anthraxifère et houiller de la Belgique et donner l'indication précise des localités et des systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 2) Etudier les vapeurs, qu'émettent les métaux et le rôle que quelques physiciens leur assignent dans certains phénomènes météorologiques. Termin: 1. Febr. 1841. — Preis: eine goldene Medaille von 600 fr. Werth. — Sprache: lateiniſch, franzöſiſch oder flamändiſch.

Die königl. Commiſſion der Geſchichte im Königreich Belgien iſt vom Grafen J. Cognem beauftragt worden, der beſten und gründlichſten Abhandlung „Ueber die Geſchichte Belgiens unter dem Hauſe Oeſtreich von der Verheirathung Maximilians I. mit Maria von Burgund an bis zur Abdankung Carls V.“ den Preis von 2000 Fr. zu ertheilen. Es wird darauf hingewieſen, daß man nur die Beziehungen der Glieder des Hauſes Oeſtreich zu Belgien behandelt wiſſen will. — Termin: Ende Juli 1841. — Sprache: franzöſiſch oder flamändiſch. — Adreſſe: „An das Sekretariat der Commiſſion in Brüſſel.“ —

Die mediciniſche Geſellſchaft in Gent hat für 1840 folgende Preisaufgaben geſtellt: Sie verlangt 1) eine mediciniſche Topographie der beiden Flandern, Einfluß derſelben auf die Entwicklung, die Urſachen oder den Charakter und die Behandlung der Krankheiten. — Preis 600 fr. — 2) Die Angabe und Beſchreibung alles deſſen, was auf die Autoplaſtik Bezug hat; Feſtſtellung genereller und ſpecieller Regeln (mit Berückſichtigung und Hinweiſung auf die bereits bekannt gewordenen Autoplaſtiken) für die Fälle, wo die Wiederherſtellung verlorner Theile möglich iſt. — Preis 300 fr. — Die Abhandlungen bleiben Eigenthum der Geſellſchaft; ſie können in lateiniſcher, franzöſiſcher, flamändiſcher, engliſcher oder deutſcher Sprache geſchrieben ſeyn (bei letzterer jedoch mit römiſchen Schriftzeichen). Adreſſe: „An den Sekretär der Geſellſchaft Hr. C. de Noble.

Der Marquis D'Argenteuil hat der königl. Akademie der Wiſſenſchaften eine Summe von 300,000 fr. vermacht, damit die geſammelten Zinſen von je 6 Jahren Demjenigen gegeben werden, welcher während dieſer Zeit die wichtigſte Vervollkommnung der Heilmittel für die Verengerung der Harnröhre gemacht hat. Nur in dem Falle, daß während dieſer Zeit dieſer Theil der Heilkunſt keine erhebliche Vervollkommnung erfahren hat, kann die Akademie den Preis den Urhebern der wichtigſten Vervollkommnung ertheilen, welche während dieſer ſechs Jahre die Behandlung der übrigen Krankheiten der Harnwege erfahren hat. Dieſer Preis wird im Jahre 1841 ertheilt werden und dann 9839 Fr. betragen.

Die Redaction der Annales d'hygiène publique et de médecine légale hat den für 1839 ausgeſetzten Preis für gerichtliche Medicin (eine goldene Medaille von 300 fr. Werth) Hrn. Dr. Henri Bayard in Paris ertheilt für ſeine Abhandlung „Mikroſkopiſche Unterſuchung des auf Leinen oder andern Stoffen von verſchiedenen Farben getrockneten Samens.“ Hr. Dr. W. A. Nieke in Stuttgart erhielt eine ſilberne Medaille nebſt Belobung für ſeine Abhandlung: „Ueber den Einfluß der ſauligen Gasarten und der Vegetationsſtoffe auf die Geſundheit des Menſchen und ſein medicinisch-polizeiliches Verhältniß.“

Die hiesige Redaction hat folgende neue Preise ausgeschrieben: Für 1840 zwei Preise, jeden zu 300 Fr., einen über einen gerichtlich-medicinischen Gegenstand und einen über einen Gegenstand des öffentlichen Gesundheitswohls; die Wahl bleibt den Concurrenten überlassen. Einen Preis von 300 Fr. über die Statistik der Geisteskranken aus einem der Departements Frankreichs. Für 1841: Einen Preis von 600 Fr. für die Angabe der Mittel, wie man bei der Analyse giftiger mineralischer und vegetabilischer Substanzen dieselben von den animalischen Theile trennen und entfernen kann. — Die Abhandlungen, in französischer oder lateinischer Sprache, müssen vor dem 1. Jan. des betreffenden Jahres an Hrn. Leuret, Redacteur en chef, eingesendet werden. Richter sind für die Hygiène publique die Herren Andral, d'Arcet, Chevallier, Gaultier de Claubry, Guérard, Kérandren und Villerme; für die Médecine légale die HH. Adelon, Devergie, Esquirol, Leuret, Marc, Ollivier (d'Angers) und Orfila.

Die Akademie der Medicin in Paris verlangt die physiologische Geschichte der Menstruation und die Ermittlung des Einflusses, den diese Verrichtung auf die Krankheiten und diese auf sie ausüben. Der Preis von 1000 Fr. wird in der öffentlichen Sitzung von 1840 ertheilt.

Der Baron Portal bestimmt einen Preis von 1000 Fr. für die beste Geschichte der Entdeckungen, die das Venensystem seit Morgagni bis jetzt betroffen, und die Bestimmung des Einflusses, den dieselben auf die Kenntniß und Behandlung der Krankheiten dieses Systems ausgeübt haben.

Preis der Madame Marie Elisabeth Bernard de Civrieux. Man soll den Einfluß der physischen und moralischen Erziehung auf die Erzeugung der übermäßigen Aufregung des Nervensystems und der Krankheiten, die eine Folge der letztern sind, bestimmen. Preis 2000 Fr.

Die Société d'Emulation patriotique (vaterländische Nacheiferungsgesellschaft) in Neufchatel hat für das Jahr 1841 einen Preis von 90 Dukaten für die beste Beantwortung folgender Frage ausgesetzt. „Entstehung, fortschreitende Entwicklung, gegenwärtige Beschaffenheit des Communalsystems im Fürstenthum Neufchatel und Valangin; administrativer, politischer und moralischer Einfluß desselben auf die Bevölkerung."

Die Akademie in Metz verspricht dem Verfasser der besten Schrift über das politische und literarische Leben des Hrn. Baron-Marbeis eine goldne Medaille von 900 Fr. Werth.

Die Société des Antiquaires de la Morinie zu St. Omer hat folgende Preisaufgaben ausgeschrieben: 1) Quelle a été l'influence des croisades sur les sciences, les arts, le commerce, la littérature et la civilisation dans le comté de Flandre aux onzième, douzième et treizième siècle." — 2) „Rechercher et décrire les établissements militaires désignés sous les dénominations de manoions, castra stativa etc. fondés par les Romains près des voies qu'ils avaient construites dans la partie de la Gaule Belgique entre la Canche, la Scarpe, l'Escaut et la mer du Nord, pays dont l'ancienne cité des Morins occupait la plus grande portion et dont le reste était habité par des Atrébates et des Ménapiens. Faire ressortir le système de domination qui a guidé les Romains dans ces travaux de communication et de défense." — Für die beste Bearbeitung der ersten Frage ist eine goldne Medaille von 300 Fr. für die zweite eine dergleichen von 200 Fr. Werth ausgesetzt. — Termin: 1. Jan. 1841. Adresse: M. de Givenchy, Secretär der Gesellschaft.

Die Académie des Sciences et Lettres d'Arras stellt für 1840 als Preisfragen auf: 1) „Quels sont les intérêts opposés de l'agriculture et de l'industrie? Quel serait le moyen de les concilier?" — Preis eine goldene Medaille von 400 Fr. Werth. — 2) „Un mémoire traitant des avantages qui résulteraient de l'introduction de la culture des arbres forestiers de l'Amerique du Nord dans les départements du nord de la France." — Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. Werth. — Termin: 1. Juli 1840. Adresse: M. le secrétaire perpétuel de l'Académie d'Arras.

Die Akademie von Mâcon bringt folgende Frage zum öffentlichen Concurs: „Rechercher les moyens de faire renaître dans nos mœurs le respect envers les supériorités naturelles, sociales et religieuses, sans sortir de l'esprit de la législation et de la civilisation actuelles, afin de raccorder et fortifier par l'autorité morale les liens de la famille, de la société et de l'état."

Die Société d'Encouragement pour l'industrie nationale hat von Neuem einen Preis von 10,000 Fr. Demjenigen versprochen, der $^{9}/_{10}$ Zuckerstoff aus der Runkelrübe gewinnen kann (qui réussira à extraire les huit dixièmes du sucre contenu dans la betterave); ferner stellt sie von Neuem das Problem, die Rübe zu trocknen und diesen Stoff zu behandeln (la dessiccation de la betterave et le traitement de ce produit); der Preis für diese Aufgabe ist 4000 Fr.: da der Preis der découverte d'un procédé saccharimétrique noch nicht gewonnen wurde, setzt sie ihn von Neuem zum Concurs aus; er beträgt 3000 Fr. — Noch hat sie folgende neue Preisaufgaben gestellt: „4000 Fr. für das beste Mittel, die photographischen Zeichnungen zu vervielfältigen und wenigstens 200 Exemplare durch ein eben so leichtes und sicheres Verfahren, als der Kupferstich ist, zu erhalten" (pour le meilleur moyen de reproduire les dessins photographiques et d'en obtenir au moins 200 exemplaires par des procédés aussi sûrs et faciles que pour les gravures). — 4000 Fr. pour le meilleur moyen de recueillir les images sur le papier dans leur aspect naturel et avec toute facilité de conservation. — Außerdem hat sie Medaillen für verschiedene Vervollkommnungen, namentlich für ein vereinfachtes Verfahren und einen einfachern Apparat, für die Reproduktion der Farben und ein geringeres Gewicht des Apparats ꝛc. ausgesetzt. — 2000 Fr. pour le meilleur moyen de ponifier la pomme de terre cuite; — 2000 Fr. pour le meilleur mode d'égrenage des tubercules cuits. — 2000 Fr. pour le meilleur mode de dessiccation de ces tubercules égrénés. — 1000 Fr. pour le meilleur mode de lessivage à la vapeur. — 2000 Fr. pour l'étude des causes et des moyens d'obvier à l'altération des tissus de la part des lessives alcalines, pour déterminer l'action des alcalis, de la vapeur et de l'air chaud sur les tissus et les étoffes. — 800 Fr. pour le perfectionnement des roues et autres machines propres à laver le linge." Aehnliche Preise für die Vervollkommnung der Apparate und Maschinen zum Reiben, Plätten und Trocknen (calandres, cylindres et sécher) der Wäsche. — — 2000 Fr. pour un moyen assuré de reproduire et multiplier les sangsues, dans les étangs et dans les mares. — 1500 pour des moyens économiques de faire dégorger les sangsues et de les rendre de nouveau propres au service. — Medaillen für Einführung neuer Arten Bintregel. — — 5000 Fr. pour la fabrication courante et économique d'une faïence fine dure ou demi-porcelaine. — 2000 Fr. pour celle d'un grès-cérame semblable à ceux des Anglois et des Chinois. — 3000 Fr. pour celle d'un grès-cérame propre à confectionner des vases et des ustensiles qui puissent contenir les acides et autres agents chimiques, sans subir d'altération et sans les laisser couler. — 2000 Fr. pour l'imitation de la porcelaine anglaise. — Für die Bepflanzung schroffer kahler Anhöhen setzt die Gesellschaft 2000, 1000 und 500 Fr. aus, je nachdem 25, 15 oder wenigstens 10 Hektaren bepflanzt wurden. — Endlich setzt die Gesellschaft noch einen Preis von 2000 Fr. aus: „pour le mémoire qui fera le mieux connoître les effets de l'association des douanes allemandes sur le commerce de l'Europe et de la France, ainsi que son origine, son but et ses progrès. —

Die päpstliche Akademie der Alterthumswissenschaften in Rom ladet durch ihren Präsidenten, den Fürsten D. Pietro Odescalchi, die Gelehrten jeder Nation zur Concurrenz bei Beantwortung folgender Preisfragen ein: 1) La mancanza di aes grave, non romano e mancante di epigrafe, fu unicamente segnata dei populi, ch'ebbero stanza fra il Serchio e il Lisi? (Wurde das aes grave, welches nicht römisch und ohne Aufschrift ist, nur bei den zwischen Tiberis und Liris wohnenden Völkerschaften gefertigt?) 2) La fu esso anteriore monte al secolo IV. di Roma? (Geschah das vor dem vierten Jahrhundert Roms?) Quali sono le conseguenze del rinvenuto di tali monete coi monumenti d'arte degli altri populi d'Italia o d'altre mare, per istabilire onde furono le origine e l'avanzamento dello arti stesse? (Welches sind die Ergebnisse des Vergleichs solcher Münzen mit den Kunstdenkmälern anderer italischer und nicht italischer Völker für die Bestimmung des Ursprungs und des Fortschritts der Künste selber?) — Termin: Ende November 1840. Sprache: französisch, italienisch und lateinisch. Preis: 40 Zecchinen = 40 holländischen Dukaten. Adresse: An den zeitigen Sekretär der Akademie, Cavaliere Pietro Ercole Visconti, in Rom. Die gekrönte Abhandlung wird auf Kosten der Akademie in ihren Akten gedruckt.

Die königl. norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim hat folgende theoretische Fragen, deren Beantwortung schon für das Jahr 1837 ausgesetzt war, da binnen der dazu festgesetzten Zeit keine genügende Arbeit eingegangen ist, 1839 erneuert: 1) „In wiefern ist es Pflicht des Staats, als solcher in die Erziehung seiner Bürger einzugreifen?" 2) „Welchen Einfluß hat die philosophische Spekulation auf die Entwicklung der Naturwissenschaften geäußert?" Wer eine dieser Fragen befriedigend beantwortet, wird mit der

größten goldnen Medaille, 10 Speciesthaler an Werth, belohnt und erhält außerdem, falls er nicht schon Mitglied der Gesellschaft, das Diplom zur Aufnahme in dieselbe. Die Abhandlung bleibt Eigenthum der Gesellschaft und wird in ihren Schriften aufgenommen; doch erhält der Verfasser auf Verlangen besondere Exemplare. Weniger befriedigende Arbeiten erhalten die kleinere goldene Medaille und die Abhandlung bleibt ungedruckt im Archiv der Gesellschaft. Termin: Ende Juni 1841. Sprache: lateinisch, deutsch, französisch, schwedisch oder norwegisch. Adresse: „An die Direction der königl. norwegischen Gesellschaft.

Die panonische Akademie in Ungarn setzt folgende Preisaufgabe: „In welchem Zustande waren Handel und Industrie im Vaterlande unter den Königen aus Arpad und den spätern Monarchen aus gemischten Fürstenhäusern; was geschah zur Belebung beider Zweige von Seiten der Könige und der inländischen Gesetzgebung, und welchen Einfluß übten sie endlich auf die sittliche und geistige Entwicklung der Nation?"

Schweiz.

Universitäten. Der ordentliche Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Zürich, Dr. Arnold, ist einem Rufe nach Freiburg im Breisgau gefolgt; an seine Stelle ist der seitherige Prosektor Professor Dr. Jac. Huld von Berlin berufen worden.

Kirche. Der Antistes Hurter in Schaffhausen, bekannt durch seine Geschichte Papst Innocenz III., hat sich von der Anklage des Kryptokatholicismus, die man gegen ihn ausgesprochen, nicht ganz gereinigt.

Schule. Der Züricher Erziehungsrath hat Hrn. Vouch, Vorsteher eines Erziehungsinstituts zu Lausanne, zum Director des Seminars erwählt.

Das neue Niederlassungsgesetz des Cantons Zürich hat die aus dem Auslande berufenen Professoren nicht nur in den Gebühren den sich Niederlassenden gleich gestellt, sondern auch darin, daß es in den Händen der Regierung liegt, eine Niederlassung zu bewilligen.

Der Erziehungsrath desselben Cantons hat die Lebenslänglichkeit der Lehrstellen beschlossen.

Denkmale. Unter der Leitung des Schultheiß Scheller hat sich in Freiburg in der Schweiz ein Comité zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Orgelbauer Moser gebildet.

Industrie. Der große Rath von Zürich hat den Juden die Niederlassung im Canton unter der Bedingung zugelassen, daß sie nachweisen, nie bankerott gewesen zu seyn, nicht accordirt zu haben, und daß sie dem Schacher-, Trödel-, Hausier- und Viehhandel, so wie dem Leihen auf Pfänder entsagen.

Niederlande.

Kunst. Der Verwaltungsrath der königlichen Kunstakademie in Rotterdam für Malerei, Zeichenkunst, Bau- und Bildhauerkunst hat am 5. Mai die Erbprinzessin, geb. Prinzessin von Württemberg, ferner Mme Luden, geb. Toe Laer, die Herren Huibekoper und Kockoek und andere Künstler zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Industrie. Der König hat Unterhandlungen angeknüpft, um die Aufnahme des Herzogthums Luxemburg in den deutschen Zollverein zu bewirken.

Belgien.

Univerſitäten. Der König hat dem Dr. der Philoſophie und Jurisprudenz, Profeſſor A. Michaelis in Tübingen, und dem Profeſſor Fr. Thierſch in München wegen ihrer Verdienſte um Belgien das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen.

Die belgiſche Repräſentantenkammer hat folgende Beſtimmungen über das Duell angenommen: 1) Die Provocation zum Zweikampf wird mit Gefängniß von 1 — 3 Monaten und einer Geldbuße von 100 bis 500 fr. beſtraft; 2) dieſelbe Strafe trifft diejenigen Perſonen, welche öffentlich eine Perſon verſchreien (décrient) oder beſchimpfen, weil ſie einen Zweikampf ausgeſchlagen; 3) wer zum Duell angereizt oder durch irgend eine Injurie Anlaß zur Provocation gegeben hat, wird mit Gefängniß von 1 bis 12 Monaten und einer Geldbuße von 100 bis 1000 fr. beſtraft; 4) iſt es bis zum Kampf gekommen, doch weder Tod noch Verwundung erfolgt, ſo ſteht darauf Gefängniß von 2 bis 18 Monaten, und eine Geldbuße von 200 bis 1500 fr.

Dänemark.

Künſte. Durch königliches Reſcript der däniſchen Kanzlei ſind die finanziellen Verhältniſſe der königl. Akademie der ſchönen Künſte alſo geordnet worden: Aus dem Staatsſchatz erhält ſie jährlich 9000 R. B. Thaler, für Stipendien ſind jährlich 3600 Rthlr., für den Ankauf von Kunſtwerken 2000 Rthlr. ausgeſetzt.

Denkmale. Man will dem verſtorbenen Könige ein Denkmal errichten, und zwar auf derſelben Stelle, wo jetzt die Bleiſtatue Chriſtians V. ſteht.

Schweden.

Künſte. Die Akademie der ſchönen Künſte in Stockholm hat den Oberlandesbaudirektor Schintel, den Bildhauer Thorwaldſen, den Maler Hor. Vernet, den Profeſſor Rauch, den Oberbaudirektor Haufen und den Architektor Profeſſor Hetſch zu auswärtigen Mitgliedern ernannt.

Literatur. Der Buchhändler Bonnier in Stockholm hat die erſten zwei Hefte ſeiner Bilderbibel ausgegeben (jedes Heft enthält zwei Stahlſtiche), die ſehr viel Beifall finden.

Vor Kurzem iſt der 18. Theil des ſchätzbaren „De la Gardiana Arkiver" erſchienen. Er enthält mehrere Urkunden aus der Zeit Karls X. und XI., nebſt verſchiedenen topographiſchen und ſtatiſtiſchen Aufſätzen. Auch befindet ſich eine Abhandlung über die bekannte „Viſion Karls XI." darin, die der Graf de la Gardie aus Anlaß eines Artikels in der Revue de Paris von 1839 mitgetheilt hat, und welche beweiſt, daß das Ganze nur ein Hofmährchen geweſen iſt.

Auch Almanache ſind mehrere erſchienen und mehrere Jugendſchriften. Rahm's Schweden iſt ins Schwediſche überſetzt und in Stockholm ausgegeben worden."

Preßangelegenheiten. Unter den von ſämmtlichen Ständen genehmigten grundgeſetzlichen Aenderungen ſind verſchiedene, die Buchdruckerei und die Preßfreiheit betreffende Artikel, namentlich folgende: „wenn Erben oder Rechtsinhaber eines Verfaſſers nicht innerhalb 90 Jahren nach deſſen Tode ihr Recht zu einer Herausgabe benutzen, oder es innerhalb jedes 90ſten Jahres nicht erneuern laſſen, ſo dürfen die von einem ſolchen hinterlaſſenen Schriften von jedem Andern im Druck herausgegeben werden."

Denkmale. Herr Henrlin hat im Reichstag den Vorſchlag gemacht, dem großen Linné ein Denkmal zu errichten, indem der Staat das Gut, auf dem er geboren, erkaufen, dort einen botaniſchen Garten anlegen und ein einfaches Monument aufrichten ſolle.

Induſtrie. Der Staatsausſchuß hat auf Aufforderung der Zahlenlotterie und alles mit derſelben in Verbindung ſtehenden Unweſens mit dem Schluſſe dieſes Jahrs angetragen.

England.

Kirche. Die ungleiche Vertheilung der Kircheneinkünfte Englands geht am beſten aus einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht der Pfarreien nach ihren Einkünften hervor. Es gibt nämlich 997 Pfarreien von weniger als 50 Pfd., darunter mehr als 11 von 10 bis 20 Pfd., 1916 Pfarreien von weniger als 100 Pfd., 1602 Pfarreien von weniger als 150 Pfd. und 1354 von weniger als 200 Pfd. Einkünfte; außerdem zählt England 5430 Vicarſtellen mit 40 bis 150 Pfd. Einkünften, aber 5788 Pfarreien, Präbenden und Bisthümer von 200 bis 20,000 Pfd. Einkünften.

Literatur. Der Katalog der im vorigen Jahre in London erſchienenen Werke enthält 2750 Titel, nennt aber die ungeheure Menge Flugſchriften nicht, nicht einmal alle neue Auflagen größerer Werke. Beſonders reichhaltig iſt die theologiſche und religiöſe Literatur.

Der unermüdliche Botaniker und Reiſende, Allan Cunnyham, ſtarb am 27. Juni 1839 in Sydney in Neu-Süd-Wales, nach einer längeren Krankheit, die er ſich auf einer botaniſchen Excurſion in Neuſeeland während der Regenzeit des Jahres 1838 zugezogen, nach deren Beendigung er mit den Ergebniſſen ſeiner vieljährigen Reiſen nach England hatte zurückkehren wollen.

Die berühmte Schriftſtellerin Lady Morgan, welche faſt erblindet war, iſt jetzt in ſoweit hergeſtellt, daß ſie ihre literariſchen Arbeiten wieder vornehmen kann.

Der gelehrte Sinologe, Hr. Morriſon, der mehr als 15 Jahre in Canton lebte, iſt nach London zurückgekehrt, und hat das Manuſcript zu einem chineſiſch-lateiniſchen Lexicon mitgebracht, in dem ſeiner Behauptung zufolge ſämmtliche Zeichen oder Charaktere enthalten ſind, deren ſich die Chineſen in ihrer Schriftſprache bedienen. Das Manuſcript beſteht aus 32 Foliobänden.

Die königl. geographiſche Geſellſchaft in London hat vom König von Baiern die große Specialkarte des Königreichs Baiern in 100 Blättern, die in München im topographiſchen Inſtitut gefertigt wird und von der ſchon 70 Karten vollendet ſind, zum Geſchenk erhalten.

Nach einem Bericht der Herren Deaſe und Simpſon vom 20. Oktober 1839 iſt die nordweſtliche Durchfahrt zwiſchen Amerika und Aſien außer Zweifel geſtellt.

Vereine. Der Pater Matthew macht mit ſeinem Mäßigkeitsverein in Irland große Fortſchritte. Ueber eine Million Perſonen haben ihm das feierliche Gelübde der Enthaltſamkeit von geiſtigen Getränken gegeben. In Fermoy iſt die Zahl der Branntweinſchenken von 80 auf 5 geſunken.

Es iſt im Werk, unter dem Namen Sanatorium in London eine umfaſſende Heilanſtalt zu gründen, deren Grundzüge von Dr. Southwood Smith entworfen worden ſind.

Der engliſche landwirthſchaftliche Verein (English Agricultural-Society) hat von der Königin, die Patronin der Geſellſchaft wird und den Herzog von Richmond zum erſten Präſidenten ernannt hat, einen königlichen Freibrief erhalten, durch den ſie den Titel „Königliche landwirthſchaftliche Geſellſchaft für England“ annimmt, doch unter der Bedingung, alle politiſchen Verhandlungen und Materien von ihren Debatten auszuſchließen und ſich nur mit Verbeſſerung der engliſchen Agricultur zu befaſſen. Der Verein beſteht jetzt erſt ſeit 18 Monaten und zählt ſchon 2170 Mitglieder.

Kunſt. England hat mehrere bedeutende Künſtler durch den Tod verloren, am 19. März den berühmten Maler orientaliſcher Scenerien, Hrn. Daniell im 76. Jahre ſeines Lebens — am 1. Oktober 1839 den bekannten Kupferſtecher Joſeph Goodyear — den ausgezeichneten Hiſtorienmaler Henry Singleton — der Bildhauer Pitts nahm Gift, weil ſeine Zeichnung des Nelſon-Monuments nicht angenommen wurde.

Denkmale. Zu einem Denkmal für den Herzog von Wellington wurden in Glasgow 2500 Pfd. bei einem Meeting unterzeichnet, obgleich die Ebartiſten ſich ſehr dagegen ſetzten.

Induſtrie. Aus einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht der Manufakturen in Großbritannien im Courier geht hervor, daß 259,961 Arbeiter in den verſchiedenen Baumwollenmanufakturen, 56,809 Arbeiter in den Wollenmanufakturen, 31 909 in den Seilerwerkſtätten, 43,483 in den Hanfſpinnereien und 34,235 in den Seidenfabriken, zuſammen — 486,199 Arbeiter beſchäftigt ſind.

Frankreich.

Akademien. In die Académie française iſt, an die Stelle des verſtorbenen Erzbiſchofs Quélen Graf Molé, an Michauds Stelle, ſtatt Victor Hugo, der Naturforſcher Flourens gewählt worden; die Akademie der Wiſſenſchaften hat an des verſtorbenen Blumenbachs Stelle Leopold von Buch zum auswärtigen Mitglied gewählt. Noch hat das Inſtitut durch den Tod des Dr. Robiquet, eines der ausgezeichnetſten Chemiker der neueren Zeit, und des Präſidenten Poiſſon, Mitglieds des Conſeil für den öffentlichen Unterricht, zwei bedeutende Mitglieder verloren.

Univerſitäten. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat einer königlichen Ordonnanz vom 23. März zufolge bei den Fakultäten der Wiſſenſchaften drei Claſſen von Privatdocenten eingerichtet, die den verſchiedenen Unterrichtszweigen entſprechen: Privatdocenten für Philoſophie, Privatdocenten für alte und neuere Literatur und Privatdocenten für Geſchichte und Geographie. Dieſe Aemter werden in Folge eines Concurſes vergeben. Die Concurſe werden alle drei Jahre, vom gegenwärtigen Jahre an gerechnet, am Hauptſitz der Akademie, Paris, ſtattfinden. Alle Docteren der Wiſſenſchaften werden zugelaſſen, ſich als Candidaten einzuſchreiben. Nur Privatdocenten der Fakultät der Wiſſenſchaften können jene Profeſſoren vertreten, die durch irgend einen rechtmäßigen Grund am Lehren verhindert werden. Im Falle der Erledigung eines Lehrſtuhls können ſie allein mit der Vorleſung beauftragt werden.

Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts beabſichtigt, an der Sorbonne einen Lehrſtuhl der ſlaviſchen Literatur und in Rennes eine Fakultät der Arzneikunde und der phyſikaliſchen und Naturwiſſenſchaften zu errichten.

Literatur. Die ſchöne Manuſcriptenſammlung von Paul Lacroix (Jacob le Bibliophile), bezüglich auf die Geſchichte der Gemeinden im Mittelalter, 100 Bände fol., iſt an den Buchhändler A. Potain verkauft worden.

Savigny's Lehrbuch vom Beſitz iſt nicht nur die Grundlage eines beſondern Curſus in Paris geworden, den ein deutſcher Juriſt einem franzöſiſchen Auditorium über dieſe Materie des römiſchen Rechts hält, ſondern erſcheint auch in einer franzöſiſchen Ueberſetzung, wobei man nur bedauern muß, daß dieſe Arbeit in ſo ungeſchickte Hände gefallen iſt, da aus den uns vorliegenden Heften eine völlige Unkenntniß des Ueberſetzers mit der deutſchen Sprache, ein gänzliches Mißverſtehen des Originals hervorgeht.

Der Herzog von Luynes hat mit ſeltener Gelehrſamkeit eine treffliche Geſchichtsquelle zugänglich gemacht, in ſeinem Commentaire historique et chronologique sur les Ephémérides intitulées Diurnali di Maestro Matteo di Giovenazzo — Paris 1839, 4.

Der italieniſche Dichter Manzoni, Verfaſſer der Promessi sposi, iſt vom König der Franzoſen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris hat Hrn. Galle, Gehülfen an der Sternwarte zu Berlin, für die Entdeckung von drei Kometen die große goldene Medaille des von Lalande geſtifteten aſtronomiſchen Preiſes zuerkannt.

Kunſt. Der Optiker Lerebours in Paris hat die Daguerreotypie mit Erfolg auf die Reproduktion alter werthvoller Stiche angewendet, z. B. eines ſehr koſtbaren

Max-Radonic und mehrerer Rembrandt'ſchen Zeichnungen. Er gebraucht dazu ſogenanntes Papier von Perignan und die Kupferſtiche leiden durchaus nicht durch das Verfahren.

In Paris erſcheint ein Werk, Paris und ſeine Umgebungen, in 200 Lieferungen, wozu die Abbildungen nach Abdrücken des Daguerreotyp, und von einer Geſellſchaft ausgezeichneter Künſtler in Paris gefertigt werden, der beſchreibende und hiſtoriſche Text von mehreren Mitgliedern der königl. Bibliothek und andern bekannten Schriftſtellern verfaßt wird.

In einem alten Schloſſe der Normandie ſind noch ungedruckte Briefe J. J. Rouſſeau's aufgefunden worden, die ſich vorzüglich über Muſik verbreiten ſollen.

Hr. Dutel hat eine Maſchine erfunden, welche die rohe Arbeit des Bildhauers verrichtet und zwar in acht Tagen liefert, was eine Arbeit von 5 bis 6 Wochen erfordert, wenn es der Meiſter ſelbſt machen wollte, der jetzt die Statue nur auszuarbeiten hat. Die Maſchine kann von einem Kinde gelenkt werden.

Der König der Franzoſen hat dem berühmten Pianiſten Cramer das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Dieſe Gunſt wurde für ihn von den H. H. Cherubini, Bertram, Auber, Valliot, Kalkbrenner, Chopin, Hetz u. A. nachgeſucht.

Stiftung. Hr. Donand, ein reicher Kaufmann in Paris, hat die Summe von 555,000 fr. zur Errichtung eines Verſorgungshauſes für die Kaſſenbedienten an der Börſe in Paris (maison d'asile des garçons de caisse) teſtamentlich vermacht.

Denkmale zum Andenken an die tapfern Vertheidiger von Mazagran ſoll in Algier errichtet werden, wie auch in Paris, wozu eine Subſcription eröffnet werden. Die Einwohner von Maleſherbes, wo Capitän Lelièvre, der Held von Mazagran, geboren iſt, haben eine Subſcription für ein ihm dort zu errichtendes Denkmal eröffnet.

In Albi, dem Hauptort des Departement du Tarn, wird dem unglücklichen Weltumſegler Lapeyrouſe, der dort geboren, ein Denkmal errichtet, wozu die Regierung eine Beiſteuer von 4000 fr. bewilligt hat.

Der Kriegsminiſter hat 1000 fr. für das Denkmal unterzeichnet, das dem in Oſtindien verſtorbenen General Allard in St. Tropez im Var Departement errichtet werden ſoll.

Induſtrie. Hr. Menotti hat eine Seife erfunden, mittelſt der man jeden beliebigen Stoff waſſerdicht machen kann, ohne daß der Luft der Durchgang verſagt würde. Die Akademie der Wiſſenſchaften, deren Prüfung die Erfindung unterworfen wurde, hat einen ſehr günſtigen Bericht darüber erſtattet.

Die Pariſer Poſt hat in den erſten drei Vierteljahren des Jahres 1839 19 Millionen Briefe vertheilt.

Nach einer kürzlich von der Akademie der moraliſchen Wiſſenſchaften gekrönten Preisſchrift, deren Verfaſſer als Beamter ſeine Nachrichten aus der Quelle ſchöpfte, leben in Paris allein 63,000 Menſchen von unredlichen oder infamirenden Beſchäftigungen.

Hr. Schützenberger, Maire von Straßburg, hat der Municipalität dieſer Stadt als Mittel gegen die wachſende Verarmung vorgeſchlagen, eine Landcolonie zu gründen, worin diejenigen, die keine andern Subſiſtenzmittel haben, eintreten können, um ſich eine Exiſtenz zu ſichern. Zu dieſem Etabliſſement ſoll ein Wald von 140 Hektaren genommen werden, den die Stadt ausroden und bebauen laſſen ſoll.

Hr. Feldeau in Paris fertigt Damencorſets aus Spiegelgläſern, die man gleich Spenſern über die Kleider trägt.

Spanien.

Akademien und Vereine. Unter den gelehrten Geſellſchaften zeichnet ſich das Ateneo einigermaßen vortheilhaft durch ſein Streben aus, ein regeres wiſſenſchaftliches Leben hervorzurufen und zu befördern. Es enthält ein Leſekabinet für einheimiſche und fremde

Zeitungen und hat Lehrſtühle für fremde Sprachen und ſolche Wiſſenſchaften, deren Kenntniß für einen conſtitutionellen Staat beſonders nothwendig iſt. Anfangs aus nur 218 Subſcribenten beſtehend, zählt es jetzt deren 2000 aus allen Ständen und Parteien. Es werden Vorträge über deutſche, engliſche, franzöſiſche und arabiſche Sprache, Geographie, ſpaniſche Literatur, Phyſik, Chemie, politiſche Oekonomie und Staatsrecht gehalten.

Der Dichter Zorrilla hat ſeit Kurzem mit ſeinen gelehrten Freunden eine literariſche Akademie gegründet, die aber noch wenig Fortſchritte macht.

Der literariſche Verein Liceo widmet ſich beſonders den ſchönen Künſten und hat mit ſich auch ein Liebhabertheater vereinigt, auf welchem die erſten Dichter der Nation wetteifern, ihre Werke zur Aufführung zu bringen.

Einige eifrige Patrioten haben ſich in Madrid zur Gründung einer Geſellſchaft vereinigt, um die Gefängniſſe und die Behandlung der Gefangenen in Spanien zu verbeſſern. In der allgemeinen Sitzung dieſes Jahres hielt Don Ramon de la Sagra einen Vortrag, worin er ſeine Erfahrungen auf einer Reiſe durch Belgien und Holland im Jahre 1839 in Bezug auf Schulen, Gefängniſſe und Zuchthäuſer vorlegte und die Mittel an die Hand gab, wie die Gefängniſſe Spaniens nach dem Muſter der Vereinigten Staaten verbeſſert werden könnten.

Schulen. Seit Kurzem iſt unter dem Schutze der Regierung und der conſtitutionellen Staatsbehörde eine Gewerbeſchule in Madrid errichtet worden, wo Mathematik, Zeichnen, Handelswiſſenſchaften ꝛc. gelehrt werden.

Literatur. Don Francisco de la Cuesta hat angefangen, die 19 Bände ſtarke Geſchichte Spaniens des Jeſuiten Mariana in einen Auszug umzuarbeiten und ſie bis auf den Tod Ferdinands VII. fortzuſetzen.

Der junge Dichter Gil y Zarate, der bekannte Verfaſſer des Trauerſpiels Carlos ſegundo u. ſ. w. hat ein neues Trauerſpiel, Roſamunda, nach der bekannten engliſchen Sage vollendet; ſein Schauſpiel Don Alvaro de Luna iſt ſehr beliebt. Ueberhaupt wird das Drama am meiſten in Spanien angebaut. Die ausgezeichnetſten Dichter ſind in dieſer Dichtart Saveſtra, Martinez de la Roſa, Antonio Gil de Zarate und Manuel Breton de los Herreros; doch auch Andere, wie Joſeph Garcia Villalta, Gregorio Romero de Larrognaga, Ramon Campoamor, Joſe Maria Diaz und Francisco Diaz ſind ſehr beliebte dramatiſche Schriftſteller.

Die periodiſchen Schriften und Journale ſind in großer Anzahl vorhanden. Als werthvolle Magazine der Literatur werden gerühmt der in Cadix erſcheinende Tiempo, deſſen Tendenz die neuere franzöſiſche Schule verdrängen und die Dichter zu den alten Meiſtern Calderon, Moreto, Lope de Vega ꝛc. zurückführen möchte. — (Zu gleicher Zeit hat der Buchhändler Cabanillas eine Sammlung alter Theaterdichter veranſtaltet.) Ferner die Revista de Madrid, als die beſte Erſcheinung ihrer Art, La Esperanza, El Semanario pintoresco und die militäriſche Zeitſchrift, welche General Don Evariſto San Miguel herausgibt.

Kunſt. Das Theater iſt ſehr beſucht durch ganz Spanien. In Madrid ſind neben den beiden großen „Del Principe“ und „De la Cruz“ noch mehrere kleinere, wie Bella Vista, Los Tres Musas; mehrere Privatgeſellſchaften haben ihre Darſtellungen halb öffentlich gemacht, wie die philharmoniſche Geſellſchaft, das Lyceum, das Conſervatorium; ſelbſt das Gefängniß ſoll als Theater bisweilen gebraucht und vermiethet werden.

Das Conſervatorio de Maria Criſtina iſt eine Unterrichtsanſtalt in der Muſik. Sie zählt jetzt 111 Schüler und Schülerinnen.

Die beſten lebenden Componiſten Spaniens ſind Dongne von Salamanca, Rieſta von Madrid, Gomez. Als vorzügliche Meiſter auf der Guitarre rühmt ein engliſches Journal Soc. Defea und Aguado.

In Sevilla hat ſich unter der Leitung des Deputirten Don Joſé Maria Romero ein Kunſtmuſeum gebildet, das am 10. Dec. v. J. geöffnet wurde und wo Alles, was in Spanien an Malerei, Sculptur, Schnitzwerk ꝛc. ſich Gutes findet, geſammelt werden ſoll.

Denkmale. Man beabsichtigt in Saragoſſe dem Espartero eine kolossale Denkſäule aus Marmor zu errichten, deren Aufſchrift die ſchon auf einer Medaille geprägten Worte ſein werden: „Spaniens Pacificator.“

Portugal.

Kirche. Die portugieſiſche Regierung hat den Grafen Carrera nach Rom geſchickt, um die kirchlichen Verhältniſſe des Landes mit dem heiligen Stuhle zu ordnen.

Italien.

Akademien. Der k. k. Kämmerer und Geheimerath, Graf L. Manin, iſt zum unbeſoldeten, wirklichen Mitglied und Präſidenten, und der Aſtronom und Profeſſor Santini zum Vicepräſidenten des Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte in Venedig ernannt worden.

Die Turiner Akademie verlor am 21. Januar ein Mitglied, die Gräfin Diodata die Novello, Tochter des Grafen Angelo Saluzzo, des Gründers jener Akademie.

Schule. Die Lombardei beſitzt bei einer Bevölkerung von 1,235,000 Seelen 2633 Schulen, worin 124,280 Knaben, und 1989 Schulen, worin 79,395 Mädchen unterrichtet werden.

Die Univerſität Padua zählt 1400, Pavia 1500 Studenten.

Die Regierung beabſichtigt die Gründung techniſcher Schulen in Mailand und Venedig, um dem Bedürfniß induſtrieller Bildung entgegen zu kommen.

Kunſt. Der Papſt hat den Lateran zur Errichtung eines Muſeums beſtimmt, worin alle Fragmente von Kunſtdenkmälern, welche jetzt in Gärten, Weinbergen, Kloſterhöfen, verlaſſenen Gebäuden ꝛc. der Vernichtung Preis gegeben werden, geſammelt und aufbewahrt werden ſollen.

Das archäologiſche korreſpondirende Inſtitut in Rom, durch deutſche Gelehrte begründet und geleitet, verlor durch den Tod des Herzogs von Blacas ihren ſeitherigen Präſidenten. An ſeine Stelle iſt der Fürſt von Metternich erwählt worden und hat die Wahl angenommen.

Stiftungen. Der im März in Rom verſtorbene Maler Pellegrini, der letzte dieſes Namens aus der bekannten venetianiſchen Künſtlerfamilie, hat ſein beträchtliches Vermögen der Malerakademie S. Luca, deren Mitglied er war, vermacht.

Induſtrie. Am 7. Dec. wurde in Rom an allen Straßenecken eine große lateiniſche Verordnung gegen den Sklavenhandel angeſchlagen, worin die frühern Verordnungen der Päpſte Pius II., Paul III., Urban VIII., Benedikt XIV., Pius VII. erneuert und allen Geiſtlichen und Laien unterſagt wird, öffentlich oder privatim zu lehren, daß dieſer Handel erlaubt ſei.

Die Zahl der Sparkaſſen in Italien belief ſich am Schluß des vergangenen Jahres auf 19, von denen 2 in den ſardiniſchen Staaten, in Turin und Chambery, 9 in der Lombardei, 11 in Toskana, 1 in Lucca, 4 im Kirchenſtaate und 1 in Neapel ſich befinden. Das Capital in der Centralbank zu Florenz beträgt 3½ Millionen toskaniſcher Lire.

Illyrien.

In Agram wird jetzt ein Nationaltheater errichtet, zu welchem selbst ein Bischof einen monatlichen Beitrag von 40 fl. gezeichnet hat.

Ungarn.

Literatur. Die königl. Resolution in Bezug auf den von dem ungarischen Reichstage unterbreiteten Gesetzesentwurf wegen der Einführung der ungarischen Sprache bestimmt zwar, daß der König die ungarische Sprache anerkennt, aber die lateinische nicht gewaltsam vertilgt zu sehen wünscht und sich dieselbe für seine königl. Rescripte und Resolutionen vorbehält. In dem vereinigten Königreiche soll zwar zur Verbreitung der ungarischen Sprache durch Lehrstühle vorgesorgt, doch jeder Zwang in dieser Hinsicht vermieden werden.

Industrie. Auf Antrag des Reichstags ist ein Gesetzesentwurf verfaßt worden, wonach die Juden zwar vom adligen Güterbesitz in Ungarn zur Zeit noch ausgeschlossen bleiben, aber in Bezug auf ihre bürgerliche Gleichstellung folgende Punkte zu bemerken sind: 1) Abstellung der Toleranztaxe, 2) gesetzliche Erlaubniß, daß die Juden in allen Städten und Gegenden des Landes in Zukunft frei wohnen dürfen, 3) in wiefern sie hinsichtlich der erforderlichen Fähigkeit zu Professionen, Zünften oder Handelskörperschaften geeignet sind, soll ihre Religion bei Aufnahme in dieselbe kein Hinderniß seyn; 4) in Zukunft sollen die Juden nicht nur Urbarialanfähigkeit, sondern auch bürgerliche Gründe in allen königlichen freien, wie auch privilegirten Städten ohne Anstand erwerben können. In Bezug auf den Zudrang der Juden soll bei Einwanderung und Ansässigmachung der Juden, nebst der Rücksicht auf ihre Moralität, auch noch der Vermögensbesitz und die Befähigung, dem Lande durch Gewerbs- oder Kunstkenntnisse nützlich zu werden, in Betracht kommen.

Böhmen und Mähren.

Literatur. Das literarische Streben in diesen Ländern nimmt immer mehr die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa in Anspruch. Mehrere der czechoslavischen Dichter haben sich durch ihre Werke überwiegenden Einfluß auf ihre Landsleute verschafft und haben in dieser Hinsicht auch Bedeutung fürs Ausland.

Johann Kollár wird als der größte Dichter der neuern czechischen Literatur genannt. Er ist evangelischer Prediger in Pesth und hat sich schon als Gelehrter in Hinsicht auf Geschichte und Philologie Ruhm erworben; doch größer ist sein Ruhm als Dichter. Seine „Tochter des Ruhms" ist voll tiefer Poesie und Gedankenreichthum und Patriotismus. Nicht so kräftig und gedankenreich, doch voll lyrischer Weichheit und Anmuth ist sein Landsmann Johann Holy. Sein großes episches Gedicht Swatopluck (Tyrnau 1833) behandelt eine der schönsten Perioden der Slowaken; in einem andern Epos feiert er die Verbreitung der christlichen Lehre durch den Griechen Constantin (Cyrill); in einem dritten, Slav, besingt er wieder den Heldensinn der Väter. Holy ist katholischer Pfarrer zu Mahrenitz im Olmützer Erzbisthum, und schreibt im slavonischen Dialekt, Kollár im böhmischen.

Nächst ihnen nennen wir den Augustinermönch und Professor der Philosophie in Brünn, Matthäus Klecel. Der erste Band seiner lyrischen Gedichte erschien Brünn 1826. Feiner gebildet, phantasie- und gemüthreicher, weicher ist Erasmus Wocel, doch nicht so tief. Sein episches Gedicht „Přémyslowci" (die Premysliden), sein Hauptwerk, erschien Prag 1830. Fr. Ladislav Celakowsky in Prag hat durch Uebersetzungen und Nachahmungen und in diesem Jahre durch seine „Nachklänge böhmischer Lieder" gezeigt, wie tief er das Wesen des böhmischen Volksliedes erfaßt hat und wie meisterhaft er es nachzubilden versteht. Auch der dramatische Dichter Klicpera und mehrere Andere erregen bedeutende Hoffnungen für die Zukunft.

In Brünn iſt eine novellenartige Abhandlung über Johann Gutenberg mit kritiſchen Reflexionen von Wiſlicko erſchienen, deren Tendenz iſt, den Erfinder der Buchdruckerkunſt als einen gebornen Böhmen zu vindiciren.

Polen.

Während der letzten 4 Jahre wurden in Krakau 83 Werke aufgegeben, von denen 9 der Geſchichte, 16 der Theologie und 27 der Literatur und Poeſie angehören.

Joſeph Muczkowſki, der als Bibliothekar bei der Univerſität angeſtellt war, iſt jetzt mit einer Geſchichte der Univerſität Krakau beſchäftigt.

Eine neue vollſtändige Geſchichte der polniſchen Literatur in drei Theilen wird nächſtens von Profeſſor Wiśniewski erſcheinen, der durch ſeine „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Polens“ und andere Werke ſich bekannt gemacht hat.

Eine treffliche Sammlung älterer polniſcher Religionsgeſänge und Hymnen iſt unter dem Titel Śpiewnik kościelny erſchienen; die Melodien ſind ſorgfältig beigeſetzt und geben dem Werke beſondern Werth.

Rußland.

Univerſitäten. Die Univerſität in Dorpat zählt im gegenwärtigen Semeſter 568 Studirende, worunter 44 Ausländer.

Die Alexanders-Univerſität in Helſingfors zählte im vergangenen Winter 444 Studirende, von denen 183 der Philoſophie, 128 der Jurisprudenz, 96 der Theologie und 27 der Medicin angehörten. Docenten ſind 33, ohne die Lehrer der Sprachen und freien Künſte. 18 ordentl., 3 außerord. Profeſſoren, 12 Adjunkten. Erledigt ſind noch die ordentl. Profeſſuren für Exegeſe, Kirchengeſchichte, Chemie und Aſtronomie, dann 3 Adjunktſtellen für finniſches, römiſches und ruſſiſches Recht, für Staatsrecht und Staatsökonomie und für Chemie.

Auf die Anfrage der Univerſität Dorpat hat der dirigirende Senat entſchieden, daß den inländiſchen Juden, welche einen gelehrten Grad erlangen, das Diplom darüber ertheilt werden darf; doch müſſen ſie vorher die Befreiung von der Kopfſteuer, welcher die Graduirten nicht unterworfen ſind, ausdrücklich nachgeſucht und durch Dokumente das Geſuch unterſtützt haben. Ausländiſche Juden dürfen auf ruſſiſchen Univerſitäten weder zur Anhörung der Vorleſungen, noch zur Abhaltung des Examens zugelaſſen werden, da ihnen unter allen Umſtänden verboten bleibt, ſich in Rußland anzuſiedeln und in ruſſiſche Unterthanenſchaft zu treten.

Kirche. Ein königlicher Befehl hat folgende Abänderungen in der künftigen geiſtlichen Gerichtsbarkeit der jetzt rechtgläubigen ruſſiſch-griechiſchen Kirche in den weſtlichen Provinzen des Reichs angeordnet. Der bisherige Biſchof von Minſk und Grodno wird ſich künftig Biſchof von Minſk und Bobruisk nennen, der bisherige Biſchof von Pinsk, Vikar der litthauiſchen Eparchie, Biſchof von Brzeſt. Die im Gouvernement Minſk befindlichen, bisher zur litthauiſchen Eparchie gehörigen Kirchen gehen zur minskiſchen, dagegen die in der Eparchie Minſk liegenden, zu den Gouvernements Grodno und Bialyſtock gehörigen Kirchen zur litthauiſchen Eparchie über.

Folgende Verordnung über die Verführung zum katholiſchen Glauben hat die kaiſerliche Beſtätigung erlangt: 1) Außer den ſchon über dieſen Gegenſtand vom Miniſterial-Comité im Jahre 1831 entworfenen und höchſtbeſtätigten Regiements, daß Sachen über Glaubensverführung und über willkürlichen Aufbau von Kirchen für fremde Bekenntniſſe in allen

Gerichtsbehörden außerhalb der feſtgeſetzten Ordnung zu richten ſind, ſollen Maßregeln ergriffen werden, damit auf geſchehene Mittheilung des Exarchats an die Gouvernements-Behörde über Sachen, welche die Religionsverbrechen betreffen, die Unterſuchung ohne Aufſchub zu beginnen ſey, und zwar unter Zuziehung von Abgeordneten aus der rechtgläubigen griechiſchen, wie der römiſchen Geiſtlichkeit. Das Nichterſcheinen einer dieſer Perſonen ſoll keineswegs den Fortgang der Sache aufhalten. 2) Geiſtliche und weltliche Individuen, die ſich Glaubensverführungen erlaubt haben, ſollen unverzüglich und geradewegs, ſobald das Vergehen durch eine förmliche Unterſuchung konſtatirt iſt, nach allgemeiner Grundlage der Geſetze den Gerichten übergeben werden. Geiſtliche aber keineswegs, wie dies bisher wegen Mißverſtehens der Geſetze über die griechiſche Geiſtlichkeit üblich war, dem Gericht der römiſch katholiſchen Conſiſtorien, ſondern, nach der dafür geltenden allgemeinen Beſtimmung, den Criminalbehörden, wie ſolches im 15. Bande des Reichsgeſetzbuches näher angedeutet wird, denn ſie haben ſich nicht Verletzung der römiſchen Kirchengeſetze, ſondern Verletzung der allgemeinen Staatsgeſetze zu Schulden kommen laſſen. 3) Die gefällten Urtheile der Mittel-Criminal-Inſtanzen ſollen, ehe ſie in Erfüllung gebracht werden, in Uebereinſtimmung mit dem höchſt beſtätigten Gutachten des Reichsraths, von dem Gouvernementschef dem Miniſter des Innern zur Durchſicht vorgelegt werden.

Schule. Nach einem Befehle des Kaiſers vom 16. Dezember ſoll mit Anfang des nächſten Schuljahres, d. h. September 1860, in Warſchau eine geiſtliche Kreisſchule nebſt einer Vorbereitungsklaſſe eröffnet werden. Dieſe Schule ſoll nach Grundlage der Vorſchrift der geiſtlichen Unterrichtsverwaltung des Kaiſerreichs unter der Leitung der weltlichen Seminarbehörde im Bezirk der Kiewſchen geiſtlichen Akademie und unter unmittelbarer Aufſicht des Biſchofs von Warſchau ſtehen. Die Lehrweiſe in dieſer Schule und die Schuldisciplin ſoll nach den für die geiſtlichen Schüler im Kaiſerreich beſtehenden Vorſchriften eingerichtet, und außer Kinder von Geiſtlichen ſollen auch Schüler aus dem weltlichen Stande, jedoch ohne Veränderung der Lehrgegenſtände für dieſelben und auf ihre eigenen Koſten in dieſe Schule aufgenommen werden.

In Bezug auf ſeine Rückwirkung erwähnen wir hier des kaiſerlichen Befehls, keinen polniſchen oder aus den weſtlichen Gouvernements in Rußland gebürtigen Edelmann in die Armee aufzunehmen, der nicht vollkommen ruſſiſch ſpricht.

Literatur. Der Profeſſor Maciejowski hat für ſein Werk: „Denkwürdigkeiten der Geſchichte, Literatur und Geſetzgebung der alten Slaven“ vom Kaiſer einen Brillantring erhalten.

Die Buchhändler Lauron und Miövitſe, die in Kiew Bücher verbreiteten, welche im ruſſiſchen Index prohibitorum ſtehen, ſind aus Rußland verwieſen.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften hat in der neuern Zeit viel gethan, um den wiſſenſchaftlichen Zuſtand des Reichs zu verbeſſern und größere Kenntniſſe über das Land zu verbreiten. Sie kaufte um 40000 Banco-Rubel die an chineſiſchen, mandſchuiſchen, japaneſiſchen und mongoliſchen Handſchriften reiche Sammlung des verſtorbenen Baron Schilling von Lanſtein. Graf Medem hat ihr 65 in der Bulak'ſchen Druckerei Mehemed Ali's erſchienene Bücher zugeſandt.

Hr. von Gretſch, der ausgezeichnetſte Grammatiker und Sprachforſcher der neuern Ruſſen, hat in Petersburg Vorleſungen über ruſſiſche Grammatik und Literatur vor einem ſehr zahlreichen Auditorium von Herren und Damen gehalten, die er nächſtens im Druck herauszugeben gedenkt.

Der Mönch Jakinf, der kürzlich von der Miſſion von Peking zurückgekommen iſt, hält jetzt Vorleſungen über die chineſiſche Sprache für die Zöglinge des orientaliſchen Inſtituts, welche zu Miſſionären nach China beſtimmt ſind.

Baron Chaudoir, der Geſchichtſchreiber Aſiens, iſt mit einem Werke über Münzen aus China, Japan und Korea beſchäftigt, das er zugleich in ruſſiſcher und franzöſiſcher Sprache herauszugeben gedenkt.

Das Studium der armeniſchen Sprache nimmt ſehr in Rußland zu, da die Erſcheinung des ruſſiſch armeniſchen Dictionärs von Alexander Chodubaſchew in zwei Bänden es jetzt ſehr erleichtert.

Den Professoren Rosberg und Blum, so wie dem Syndicus von der Borg in Dorpat ist die Genehmigung ertheilt worden, eine wissenschaftliche literarische Wochenschrift in deutscher Sprache herauszugeben. Sie ist unter dem Titel „Dorpater Jahrbücher für Literatur, Geschichte, Statistik, Völker- und Länderkunde Rußlands" bereits erschienen.

Der Buchhändler Smirdins hat den zweiten Theil der 100 russischen Schriftsteller herausgegeben, welcher die bis jetzt noch nirgends erschienenen Werke der russischen Klassiker, sowohl der frühern als gegenwärtigen Zeit, nebst in Paris gestochenen Kupfern und Porträts enthält. Die im zweiten Bande benutzten Schriftsteller sind Schichkow, Sopeskin, Krylow, Panajew, Kamensky, Massalsky, Radeschdin, Weltmann. Bulgarin.

Zwei neue russische Zeitschriften sind erschienen, die von Bedeutung zu werden versprechen: der Leuchthurm der gegenwärtigen Aufklärung und Cultur; sie wird kleinere werthvolle Aufsätze russischer Gelehrten und Literaten enthalten, die auf andere Weise nicht gedruckt würden; und „Pantheon für russische und europäische Dramatik."

Kunst. Der berühmte Physiker, Professor Jakobi in Petersburg, hat für seine sogenannte galvano-plastische Methode, welche das Kupfer durch einen galvanischen Strom auflöst und wodurch er Modelle oder Formen aller möglichen Kunsterzeugnisse der Kupferstecherkunst, der Gravirung und der Abgüsse mit einer Genauigkeit bildet, wie man sie auf keinem andern Wege erlangen kann, ein zehnjähriges Privilegium verlangt. Doch der Kaiser hat in Betracht der großen Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser Erfindung für Künste und Handwerke dem Professor Jakobi nach getroffener Uebereinkunft statt des Privilegiums eine Summe von 15,000 Rubel Silber zur Belohnung für seine Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Gewerbe gegeben, mit der Bedingung, eine ausführliche Beschreibung seiner Entdeckung mit den nöthigen erläuternden Zeichnungen durch den Druck bekannt zu machen.

Denkmale. Im vorigen Jahre wurde auf dem Schlachtfelde von Borodino ein Denkmal errichtet, und zwar auf dem Hügel, die rothe Batterie genannt. Es ist aus Gußeisen, der mittlere Theil bildet eine abgestumpfte, achteckige Pyramide. An den untern Theil lehnen sich acht Säulen, oben erhebt sich über einer Kugel ein vergoldetes Kreuz. Ein achteckiges Fußgestell und fünf Stufen dienen dem Ganzen zur Grundlage. In einer der Nischen zwischen den Säulen befindet sich das Bild des Erlösers, in den andern 7 Nischen Medaillons und Inschriften. Der Entwurf ist von Adamini. Das Denkmal gleicht keinem andern, denn es ist weder ein Obelisk, noch eine eigentliche Pyramide, noch eine Säule. Die Höhe ist 91 Fuß.

Griechenland.

Universitäten. Wie man hört, ist eine nach dem Muster der preußischen Universitäten entworfene Organisation der griechischen Universität als freisinnig und deshalb gefährlich verworfen worden.

Literatur. Skarlatos Byzantios, ein durch seine gründliche Kenntniß des Altgriechischen und seine unglaubliche Beiseenheit in der modernen europäischen Literatur ausgezeichneter Gelehrter, hat den ersten Theil seines altgriechisch-neugriechischen Lexikons herausgegeben, das seiner Ausstattung wegen auch seinem Verleger und Drucker Karomitas alle Ehre macht.

Stiftungen. Der im November in Athen verstorbene Professor der Anatomie Dr. Maurokordatos hat seinen Nachlaß nach Abzug einiger Legate der medicinischen Fakultät Behufs der Stiftung zweier Stipendien vermacht.

Der Rhedey d'Anaßasi in Alexandrien hat dem physikalischen Kabinet in Athen für 4000 Drachmen Instrumente geschenkt.

Induſtrie. Von den reißenden Fortſchritten, die Griechenland auch in Bezug auf Buchdruckerei und Buchhandel in der neueſten Zeit gemacht hat, gibt das typographiſche Etabliſſement des Herrn Koromilas einen überraſchenden Beweis. Seit 1834, wo er aus Paris zurückkehrte, um ſeine in der Ambr. Didotſchen Offizin erworbenen Kenntniſſe anzuwenden, hat er nahe an 900,000 Bände gedruckt, mehrere Werke in eigenen Verlag genommen und iſt nach der Staatsbuchdruckerei der erſte Buchdrucker Griechenlands.

Türkei.

Zwiſchen der Türkei und Griechenland iſt ein Handelsvertrag abgeſchloſſen worden, der in einem ſeiner Paragraphen feſtſtellt, wie die von einem griechiſchen Unterthanen gegen einen Unterthanen der hohen Pforte begangenen Verbrechen beſtraft werden ſollen, wobei im Intereſſe des Angeklagten vom Miniſter einſichtsvolle Männer außerhalb des Richterſtands zu Richtern ernannt werden ſollen, da die Richter ſämmtlich Ulemas ſind, die durch Religionshaß verblendet ſeyn können.

Kleinaſien.

Eine Geſellſchaft Engländer zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden hat in Jeruſalem am Fuße des Bergs Zion ein Grundſtück zu Erbauung einer Kirche erkauft, in welcher täglich nach anglikaniſchem Ritus in hebräiſcher Sprache Gottesdienſt gehalten werden ſoll.

China.

Die Chriſtenverfolgung dauert immer noch in Cochinchina fort; faſt alle europäiſchen Miſſionäre, deren der König der Provinz habhaft werden konnte, ſind erdroſſelt worden, die übrigen haben ſich ins Gebirge geflüchtet. Im Anfange der Verfolgung waren 24 europäiſche und 150 einheimiſche Prieſter, 5 Seminarien, 91 Klöſter und über eine halbe Million Chriſten im Land; jetzt iſt Alles zerſtreut.

Der Sitz der Miſſion Petin iſt in das Seminar von Siwang, jenſeits der großen Mauer, in die Tartarei verlegt worden, wo die Miſſionäre bis jetzt ungeſtört geblieben ſind und ihre Niederlaſſungen ſehr ausgedehnt haben. Sie haben dort eine chineſiſche Schule für 90 Chriſtenkinder und eine lateiniſche Schule für Katechiſten, welche von da nach Makao geſchickt werden, wo ſie ihren theologiſchen Curs vollenden und zu Prieſtern geweiht werden. Sie haben auch eine Mädchenſchule, in welcher ſie Lehrerinnen für ihre Schulen in den Provinzen bilden.

Aegypten.

Der Vicekönig hat dem Papſte mehrere prachtvolle Alabaſterſäulen zum Bau der St. Paulskirche geſchickt.

Nordamerika.

Die sogenannten Freidenker oder Mitglieder der Vernunftkirche sind wohl als ein eigenthümliches Zeichen des sittlichen Zustandes der Vereinigten Staaten zu erwähnen. Ihre Vernunftkirchen, wo Ouvertüren vorgetragen werden und der Prediger Anekdoten erzählt, sind eben so charakteristisch als das Vernunfthaus (Wirthshaus), wo Prediger und Zuhörer sich vorher gemeinsame Stärkung holen.

Neuhebriden.

Die Missionäre Williams und Harris sind auf einer Insel der Neuhebriden, wo sie das Evangelium zu predigen suchten, von den Eingebornen mit Keulen und Speeren nebst ihren Anhängern getödtet worden.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1840.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Inhalt.

	Seite.
Die Kontroverſe des Pietismus und der ſpekulativen Theologie in Württemberg	1
Die ſlawiſchen Völker und ihr Verhältniß zu Deutſchland	81
Adel und Grundeigenthum	108
Ueber deutſchen Unterricht auf Gymnaſien	174
Ueber die Errichtung ſtaatswiſſenſchaftlicher Fakultäten auf den deutſchen Univerſitäten	237
Ueber die Kaltwaſſer-Heilmethode	259
Die deutſchen Gewerbvereine	285
Ueber die Hoffnungen unſerer Zeit	327
Kurze Notizen	353

Die Controverſe des Pietismus
und
der ſpekulativen Theologie in Württemberg.*

Ueber unſer halbes Deutſchland, ja über die ganze evangeliſch lutheriſche Welt iſt ein Haufe Menſchen in Häuflein zerſtreut,

* Die Aktenſtücke dieſes Streites ſind folgende: I. Ein Aufſatz im „Chriſtenboten" 1836. Nr. 26—31; Fortſ. 1837, Nr. 2 ff. II. Der Pietismus und die moderne Bildung. Sendſchreiben an den Herrn Herausgeber des Chriſtenboten von Dr. Guſtav Binder, Diakonus in Heidenheim. Stuttg. Hallberger. 1838. III. Darſtellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wiſſenſchaftlicher Verſuch von Dr. Chriſtian Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttg. Köhler. 1839. IV. Bücherbericht des Chriſtenboten über die vorſtehende Schrift, Jahrg. 1839, Nr. 12. (Von Wilhelm Hoffacker, Diakonus an der St. Leonhardskirche in Stuttgart; im Chriſtenboten anonym erſchienen; ſpäter vom Verf. anerkannt und in Nr. VIII. abgedruckt.) V. Der Pietismus und die ſpekulative Theologie. Sendſchreiben an Herrn Diakonus Dr. Märklin in Calw von Chr. G. Barth, Doktor der heiligen Schrift. Stuttg. Steinkopf 1839. VI. An Freunde und Feinde des Pietismus. Eine Zugabe zu der Schrift des Herrn Diak. Dr. Märklin ꝛc. von Diakonus Palmer in Marbach. Stuttg. Steinkopf 1839. VII. Das Ketzergericht des Chriſtenboten über meine Schrift: Darſtellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein Wort mit Rückſicht auf einen Artikel in dieſem Blatte von Dr. Chr. Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttg. Köhler. 1839. VIII. Bekenntniß und Vertheidigung. Erſtes und zweites Wort gegen Dr. Chr. Märklins Schriften (III und VII.) von Wilhelm Hoffacker, Diakonus an der St. Leonhardskirche in Stuttgart. Stuttg. Steinkopf. 1839. IX. Die ſpekulative Theologie und die evangeliſche Kirche. Antwortſchreiben an Herrn Dr. theol. Barth von Dr. Chr. Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttg. Köhler. 1840. X. Der Pietismus, insbeſondere in Württemberg, und ſeine ſpekulativen Gegner, Herr Dr. Binder und Herr Dr. Märklin. Von Dr. J. A. Dorner, ordentlichem Profeſſor der Theologie zu Kiel. Hamburg, Fr. Perthes, 1840. (Auch in den Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit.)

welche Anspruch darauf machen, zu glauben und zu leben, wie die ersten Christengemeinden einst geglaubt und gelebt haben. Wenn die civilisirte Erde wieder heidnisch würde — in polytheistischer oder pantheistischer Weise, ist hier einerlei — wenn mit aller Kirche auch die protestantische aufhörte, wenn diese unerschütterlich bleibenden Bekenner des Christenthums sich vor der selbst wieder feindselig gewordenen Staatsgewalt in die tiefste Verborgenheit zurückziehen müßten, wenn weltkaiserliche Präfekten und Prokuratoren, in die Schlupfwinkel der letzten Christen eingedrungen, als ihre Verfolger einschritten, und an den heidnisch gewordenen Thron über sie Bericht zu erstatten hätten: sie würden von ihnen ungefähr das Gleiche aussagen, was der Statthalter von Bithynien einst an seinen Herrn nach Rom geschrieben hat:* „Die Summe ihrer Schuld oder ihres Irrthums sey, daß sie an bestimmten Tagen und Stunden zusammenzukommen gewohnt seyen, daß sie hier miteinander zu Christo als einem Gott beten; daß sie sich heilig verbindlich machen, nicht zu irgend einem Verbrechen, sondern, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen zu wollen; gegebenes Wort nicht zu brechen, anvertrautes Gut nicht abzuläugnen. Wenn das vollbracht, gehen sie wieder auseinander."

Dieß ist die äußere Form der Verbindung bei den sogenannten Pietisten. Sie nennen sich, wie die ersten Christen, Brüder. Dieses eine Wort bezeichnet ihre Tendenz und die Verfassung ihrer Gemeinschaft; es enthält aber auch Beleidigendes und Provocirendes genug für alle übrigen Christen. Diese sind für sie insgesammt nur Juden oder Heiden, Weltmenschen. Außerhalb der Gemeinschaft gibt es keine Ekklesia und kein Heil. Die Pietistengesellschaft ist die Bedingung und das Seminar der unsichtbaren Kirche. Was nun ihr innerliches Band oder ihre Glaubenslehre betrifft, so verlangten die Pietisten von jeher nichts Anderes, als den historischen Christus nach der strengsten Norm der lutherischen Kirchenlehre verehren zu dürfen, wie ihnen die Evangelien und die Apostel seine Gestalt verbürgen, die Person Jesu von Nazareth, der geboren ist aus Maria der Jungfrau, in welchem die Gottheit leibhaftig wohnte, ihn den Heiligen und Reinen, der durch wirkliche historisch thatsächliche Wunder seine

* Plinius an Trajan. Brief X. 97.

göttliche Sendung beglaubigte, zur Verſöhnung der Welt wirklich am Kreuze ſtarb, durch ſeine wahrhaftig erfolgte Auferſtehung kräftiglich erwieſen wurde als der Sohn Gottes, und eben ſo wahrhaftig in den Himmel ſich erhob, hier perſönlich fortlebt, allmächtig königlich, durch ſeinen Geiſt wirklich und weſentlich bei den Seinigen iſt, und einſt perſönlich zum Gericht über Lebendige und Todte in Herrlichkeit wieder kommen wird. *

So orthodox dieſes Glaubensbekenntniß lautet, ſo ſind die Pietiſten als geſchloſſene Geſellſchaft doch bekanntlich vor jetzt hundert und ſiebzig Jahren aus dem Conflikte lebendiger Frömmigkeit mit erſtarrter Orthodoxie hervorgegangen. Es war das Jahr 1670, in welchem zuerſt der edle Philipp Jakob Spener, von Geburt ein Oberelſäßer, nacheinander Prediger zu Straßburg, Frankfurt am Main, Dresden und Berlin, und in letzterer Stadt als Probſt und Conſiſtorialrath im J. 1705 geſtorben, zu Frankfurt ſeine Collegia pietatis errichtete, in welchen er alle eitle Einbildung auf das Chriſtenthum zu dämpfen, unnütze dogmatiſche Streitfragen abzuſchneiden, den chriſtlichen Predigern Eintracht zu empfehlen, und einen in Bruderliebe thätigen Glauben zu erwecken beſtrebt war. Wie viel Unrecht, Verfolgung und Schimpf er und alle ſeiner Erbauungsmethode folgenden Chriſten in jener Zeit von den ſtreitſüchtigen Glaubensmeiſtern erfahren mußten, und wie, bei ihren redlichen Verſuchen, das Evangelium nicht nur zur Glaubens- ſondern auch zur Lebenspflicht zu machen, und den Religionsunterricht nach dieſer Maxime zu verbeſſern, von den Gegnern nichts als Heterodoxie, gefährliche Neuerungsſucht und Schwärmerei gewittert wurde, iſt ſelbſt von den ſpätern Widerſachern des Pietismus mit Gerechtigkeit anerkannt worden. ** Sie läugneten nicht, daß der Einfall, den der rechtſchaffene und fromme Spener zuerſt gehabt und ausgeführt hat, dem buntgelehrten, ſchulgerechtſteifen, halb dogmatiſchen und halb polemiſchen, aber immer ſehr lebloſen und unfruchtbaren Tone, der in jenen Zeiten auf allen

* VIII. S. 44.

** S. ihren Choragen M. C. Fr. Duttenhofer, Prediger bei Nicolai zu Heilbronn (ſtarb als K. W. Prälat 1814). Freimüthige Unterſuchungen über Pietismus und Orthodoxie. Halle, Gebauer, 1787. Vorrede S. III. IV.

Kanzeln herrschend war, durch nähere und vertrautere Unterredungen in den Privathäusern der Christen mehr Popularität, mehr Leben, mehr Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit zu geben, — daß dieser Einfall noch jetzt Ehrensäulen verdiene, und daß jene Andachtsstunden den unter den Bänken der Schultheologie einschlummernden Geist christlicher Erbauung wieder geweckt und in Thätigkeit gesetzt haben.* Und diesem Streben befreundetere, obgleich dem Pietistenverbande nicht angehörige Theologen heben als besonderes Verdienst Speners hervor, daß er den Grundsatz, nach welchem die wahre Einheit der Kirche nicht auf etwas Einzelnem oder Vielem, sondern auf dem Allem zu Grunde liegenden Geiste der Liebe zu Christo als dem Haupt und der daraus herfließenden Geistes- und Lebensgemeinschaft der Glieder untereinander beruhe, zur allgemeinen Anerkennung gebracht, und dadurch das im Geiste begonnene Werk der Reformation im Geiste fortgeführt habe.**

Die pietistischen „Gemeinschaften" Württembergs und alle ächten dortigen Pietisten stammen unbezweifelt fast insgesammt durch Johann Albrecht Bengel von Spener ab. Der letztere war durch seine Schriften einer von Bengels Hauptlehrern gewesen, Bengel hatte auf seinen Reisen in Norddeutschland Speners Schulen kennen gelernt, seine erste Amtsrede hatte von dem Streben nach der Frömmigkeit (de studio pietatis) als dem sichersten Wege zur Gelehrsamkeit gehandelt; ihr Thema war ein ächt Spener'sches. Er selbst, im Hinblick auf seinen Chiliasmus, sagt von sich: „Wer mich nach etlichen besondern Materien, die ich in meinen Schriften abgehandelt habe, schätzen wollte, der möchte mich nicht von allem Fürwitz lossprechen. Nun habe ich mir zwar angelegen seyn lassen, das, was mir unter die Hände kam, Andern auf das getreulichste mitzutheilen; für mich selbst aber suchte ich beständig, wie meine Bekannten wissen, meine Seelennahrung in den gemeinsten katechetischen Grundwahrheiten mit aller Einfalt und ohne Grübelei. Glauben, Hoffnung, Liebe, Sanftmuth, Demuth war die Hauptsache".***

---

* Ebendas. S. 2 f.

** S. einen ihrer Sprecher, Karl Wolff, Pfarrer in Beinstein, „Die Zukunft der prot. Kirche in Deutschland u. s. w. Stuttg. Steinkopf. 1840. S. 303.

*** Bengels Gnomon, 3te Aufl. Tom. I. Vorrede S. XLIII.

Nach dieſer Selbſtſchilderung und dem Bilde Bengels, wie es uns aus ſeinem Leben und ſeinen Schriften entgegenleuchtet, darf er wohl als der alter ego Speners in ſeinem Vaterlande Württemberg betrachtet werden, und nicht der reine Pietismus, ſondern nur der Separatismus dieſes Landes, in ſeinen mildern und gröbern Formen, mag ſeine Ahnentafel über Bengel hinauf bis zu den im Remsthale und da und dort zur Reformationszeit, als die neue Lehre unter dem öſterreichiſchen Regimente gewaltſam unterdrückt war, hauſenden Schwenkfeldianern und andern Sektirern aufwärts verfolgen.

Wenn es Bengel auch nicht ſelbſt war, der die erſten Spener'ſchen Gemeinſchaften im Württembergiſchen ſtiftete — da ſchon mit dem J. 1703 die herzoglichen Erlaſſe auf dieſelben Rückſicht zu nehmen ſcheinen, und im J. 1706 ein Generalreſkript den Hausgottesdienſt empfahl, „an dem freilich auch ein Nachbar oder Freund ſollte Theil nehmen können," — ſo ſammelten ſich doch um ihn, als den Mittelpunkt, bald alle jene religiöſen Privatvereine, die von der Regierung abwechſelnd ſtrenger oder nachſichtiger, doch immer mit mißtrauiſchem Auge betrachtet wurden. Als Bengel zur Prälatur und Generalſuperintendenz empor gerückt war, und dadurch an der Leitung der Kirchenangelegenheiten ſeines Vaterlandes einen Hauptantheil erlangt hatte, ſtimmte er im Vereine mit andern angeſehenen Männern die Regierung zu milderen Maßregeln, und es erging am 10. Oktober 1743 ein von Leibnitzens und Wolfs geiſtvollſtem Schüler, Georg Bernhard Bülfinger, als Geheimenrath und Conſiſtorial-Präſidenten verfaßtes, nach Sinn, Ton und Styl für jene Zeit muſterhaftes Generalreſkript, in welchem die beſondern Verſammlungen zu allerhand geiſtlichen Uebungen zwar eigentlich nur als außerordentliche Hülfe einer gedrückten Kirche aufgefaßt waren, aber doch anerkannt wurde, daß „für begierige Gemüther, welche neben den öffentlichen Kirchenverſammlungen und eigenen Hausandachten, annoch einig ferneren erbaulichen Umgangs mit chriſtlich-geſinnten Nachbarn oder Freunden in einer erlaubten Zuſammenkunft begehren, dieſes an ſich nicht verwerfliche und bisweilen nützliche, manchmal aber zu allerhand Mißfällen ausſchlagende Mittel alſo gefaßt werden ſolle, daß die beſondere Erbauung begieriger Seelen keineswegs gehemmt und gehindert, aber gleichwohlen alle Abwege,

welche einzelnen Personen oder der Kirche gefährlich und schädlich seyn können, nach Möglichkeit verhütet werden." So sichtbar auch dieses Reskript von Besorgnissen eingegeben war, so geschieht doch nirgends der Sache selbst Unrecht, nirgends scheint die Absicht einer Verdächtigung hindurch; der ganze Erlaß hält sich auch in der Hauptsache in der Form christlicher Rathschläge, und der eigentlichen Vorschriften, Zeit und Ort der Versammlungen, Person der Lenker, Zahl der Theilnehmer und Aehnliches betreffend, sind nur äußerst wenige, und auch diese gewähren eine billige Freiheit.*

Das Verhältniß des Pietismus zur Orthodoxie änderte sich indessen in Deutschland, und wurde bald ein umgekehrtes. Sobald nämlich die Philosophie mit der Theologie in Conflikt zu gerathen anfing, und Christian Wolf und seine Schüler der Kirchenlehre die wissenschaftliche Begründung ihres Leibnitz geben wollten, erhoben sich die Spener'schen Theologen in Halle zu Gunsten der durch seine Vernunft vermittelten Offenbarungstheorie, und bewirkten die Verbannung des Philosophen aus der preußischen Monarchie, aus der er erst nach zwanzig Jahren durch Friedrich den Großen zurückgerufen wurde (1721—1840). Seitdem hatte sich der Pietismus, der durch seine Lehre vom Kirchensystem damals getrennt war, mit der Orthodoxie versöhnt oder vereinigt, und er saß auf den Bischofsstühlen der Lutherischen Kirche, als Semmler, Spalding, Teller und deren Nachfolger den ersten Sturm auf die Kirchenlehre und auf die Vorwerke des biblischen Christenthums unternahmen. Die Pietisten, im Kampfe mit den starren Orthodoxen, hatten einst Miene gemacht, den Buchstaben zu beleben. Als aber, zum Theil aus dem Schooße englisch-deistischer und französisch-naturalistischer Philosophie, Neuerer aufstanden, welche sich anschickten den Buchstaben umzukehren, da waren die praktischen Frommen ahnungsvoll und erschrocken auf die Seite der Vertheidiger des Buchstabens getreten.

Aber in der gelehrten Welt war die rationalistische Opposition schon im Siege begriffen und hatte sich in einem großen Theile Deutschlands der Consistorien, der akademischen Lehrstühle und der Kanzeln bemächtigt, als die kritische Philosophie und ihr Einfluß auf die theologischen Wissenschaften ihr hier vollends den

* L. Wolff a. a. Ort. S. 329 ff. Märtlin (III.) S. 292 ff.

Sieg verſchaffte. Jetzt änderte ſich faſt in allen deutſchen Landen das Verhältniß des Pietismus zur Staatskirche. Die letztere, äußerlich den Formen der Kirchenlehre noch zugethan, war in Wahrheit ganz in den Händen der Neologen und Kantianer. Von den Kanzeln herab wurde nichts mehr als Moral gepredigt. Die Kirchenlehre vegetirte unter dem Volke fort, aber ihre Lebenskeime bargen ſich im Schooße der Pietiſtenverſammlungen, die ſich aus den Trümmern der altorthodoxen Partei und dem Zufluſſe zerſtreuter Bibelchriſten, nicht weniger, als aus der Erweckung und Bekehrung unter den „Weltmenſchen," den Sündern und Zöllnern, von Tag zu Tage verſtärkten.

Dieſem Zuſtande der Dinge hatte Württemberg bis auf die neueſten Zeiten widerſtanden. Regierung und Conſiſtorium, Univerſität, Volk und Pietiſten blieben hier im Ganzen und Großen durch die Kirchenlehre zuſammengehalten. Die kantianiſchen Theologen und die Kantianer überhaupt, mit ihren Ablegern, Fichte und Schelling, bildeten hier eine ecclesia pressa, während ſie ſchon in ganz Deutſchland triumphirten. Waren auch die Offiziere, d. h. die Repetenten des theologiſchen Seminars zu Tübingen und die ſchreibenden Magiſter, widerſpenſtig, ſo blieben doch durch Storr und ſeine Nachfolger die kommandirenden Oberoffiziere einerſeits und die Unteroffiziere andrerſeits, d. h. Profeſſoren, Conſiſtorialräthe, Prälaten — und Pfarrer, im Durchſchnitte orthodox, und die letzteren wirkten, bei weitem von den meiſten geiſtlichen Rednerſtühlen herab im Sinne der alten Kirchenlehre, die einen mit Ueberzeugung, die andern aus Angewöhnung, auf das Volk.

Die Geſtalt der Sachen änderte ſich erſt, als die alten Glaubenswächter — das Wort *nicht* als Scheltwort gebraucht — auf dem Tübinger Katheder großentheils ausgeſtorben oder abgerufen waren, und der Weg nach Norddeutſchland und namentlich nach Berlin, den jungen Kandidaten der Theologie offen ſtand und auch bald wallfahrtsmäßig von ihnen betreten wurde.

Auch im übrigen Deutſchland war nämlich indeſſen wieder eine Umwälzung auf dem Gebiete der Theologie vor ſich gegangen. *Schleiermacher* hatte den, von den Rationaliſten allmählig faſt vergeſſenen Namen *Jeſus*, auf dem Katheder und in Schriften, wieder mit Begeiſterung genannt, und das Dieſſeitige ſeiner Perſon und Lehre, während er ihren Urſprung und das Jenſeitige

derselben klüglich hinter dem Schleier ließ, durch dialektische Kunst herrlich aufgebaut, die Kirche in gewissem Sinne wieder zu Ehren gebracht, und durch das Postulat des Abhängigkeitsgefühls eine neue Gottesgelahrtheit geschaffen; Hegel aber hatte seinen tiefen Begriffsidealismus und seinen werdenden Gott mit den Namen des kirchlichen Trinitätssystems, als einer herrenlosen Spolie, geschmückt. Die jungen Kandidaten Württembergs kehrten von Berlin, die gemüthlicheren und poetischen als Anhänger Schleiermachers, die kältern, phantasielosern, aber vielleicht consequenteren, als Anhänger Hegels, zurück. Lange Zeit deckten die erstern ihre kirchlich-dogmatische Blöße mit Blüthen der Gemüthlichkeit, und die letzteren ihren Unglauben oder ihre totale Gleichgültigkeit gegen die historische Seite des Christenthums durch die schönsten Formeln der alten Orthodoxie.

Endlich aber trat Dr. Strauß, noch nicht lange von Berlin zurückgekehrt und damals Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, voll jener, bisher von keinem seiner gleichgläubigen Landsleute nachgeahmten, Ehrlichkeit, mit seinem Leben Jesu hervor und versiegelte den unumwundenen Ernst seiner Ueberzeugung mit dem successiven Verluste seiner Anstellung in Kirchen- und Schuldiensten. Er verschmähte den Scheinfrieden zwischen Kirchenlehre und neuester Philosophie, reducirte die Hauptdogmen des Christenthums auf historische Mythen, die zugleich Vernunftmythen seyn sollen, ließ dem geschichtlichen Glauben höchstens einen ebionitischen Christus, und ist in diesem Augenblicke geneigt, seinem englischen Freunde Hennel Recht zu geben, der aus unsrem Heiland einen, für den Messiaswahn bornirt aber schlau und consequent operirenden, Schwärmer zu machen wagt.

Mit der Erscheinung des Lebens Jesu von Strauß stieß das Organ des Pietismus in Württemberg, von dem Urenkel und Biographen Bengels, Stadtpfarrer M. Joh. Christ. Fr. Burk zu Großbottwar redigirt, einen Schrei des Entsetzens aus.

Auch der Laie begreift es fortan, daß es sich dießmal nicht um einen gelehrten Streit, nicht um dieses oder jenes Seitendogma der Kirchenlehre, nicht einmal zunächst um ihren Kern, um die Lehre von der Person, dem Amt und Verdienste Jesu Christi, sondern um ihr theistisches Fundament, um die dreitausendjährige Grundlage des Christenthums, daß es sich darum handelt, ob

derjenige, der durch Moses gesprochen hat: ICH bin der Herr, dein GOTT, und von welchem Jesus ausgesagt hat: Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, noch ferner von der Welt soll angebetet werden oder nicht.

Deßwegen muß auch die Controverse, die sich im Vaterlande Bengels und Hegels zwischen dem modernen Pietismus und der modernsten Spekulation entsponnen hat, die Augen aller derjenigen auf sich ziehen, denen es nicht gleichgültig ist, welche Religion die Welt, wohlverstanden, nicht nur die Gelehrten, sondern selbst die Massen in Zukunft beherrschen soll, denn dieser Streit ist, genauer besehen, ein Streit des ganzen gebildeten Europa's.* Die Wissenschaft soll entscheiden, ob die Menschheit den Glauben an einen persönlichen Gott, an eine Vorsehung, an persönliche Unsterblichkeit der Individuen und an eine Vergeltung nach dem Tode, diesen Glauben, der im bisherigen Christenthum der moralische Hebel der geistlichen und weltlichen Ordnung auf Erden war, als unvernünftig aufzugeben, und sich an seiner Statt mit der sich in Ewigkeit dividirenden, aus dem All sich herausarbeitenden, sich im progressiven menschlichen Bewußtseyn auf sich selbst besinnenden und der Welt sich so als Gott einbildenden Idee, welcher jedes endliche Bewußtseyn im Tode sich zum ewigen Vernichtungsopfer bringt, zu begnügen habe, oder nicht.

So unscheinbar der Anfang dieses Streites war, so schnell hat sich derselbe erweitert und der Kampf ist bis zu einer Stelle vorgerückt, wo er, obwohl die Schlacht noch lange nicht zu Ende ist, überschaut werden kann.

---

* In unsrer Zeit, wo auch dem wissenschaftlichsten Worte ein populärer Ausdruck zu Gebote steht, ist es ein vergebliches Bemühen, eine philosophische Ansicht vom gemeinen Volke auszuschließen. Nie die Gründe, aber, was das Schlimmste ist, die Resultate ohne die Gründe verbreiten sich unglaublich schnell unter der Masse.

Im Chriſtenboten war (Nr. I.) ein verklagender Aufſatz gegen das Leben Jeſu von Strauß erſchienen,* der in populärem aber „ärgerlichem und gereizten Tone“** die Vertheidigung der Kirchenlehre als Lehre der Bibel, und die Warnung vor dem neuen Irrlehrer übernommen hatte.

Gegen dieſe, ohne eine Widerlegung gewiß zu keiner Celebrität gelangte, Philippica ſandte die modern-philoſophiſche Bildung mit ſtark von Hegel tingirten Waffen einen eifrigen Kämpen aus, der, in etwas rhapſodiſcher Manier, die jetzt nicht mehr intereſſanten Angriffe auf die Spezialitäten des Aufſatzes im Chriſtenboten abgerechnet, ſich etwa in folgenden Hauptgedanken ausſprach.***

„Der Punkt, heißt es in Nr. II., der gegenwärtig die angeſtrengteſte Arbeit der vorzüglichſten Geiſter auf dem Gebiete der Theologie und Philoſophie in Anſpruch nimmt, iſt die Lehre vom Verhältniſſe des abſoluten göttlichen Rathſchluſſes über die Welt, zur Freiheit des Menſchen — eine Sache, welche die wichtigſten praktiſchen Conſequenzen hat, je nachdem die Theorie feſtgeſtellt worden iſt.

„Auch dieſer Punkt muß erforſcht werden. Es ſteht nirgends in der Bibel, daß wir das Forſchen über gewiſſe Punkte unterlaſſen ſollen, ſondern ſie ſelbſt ſagt, „der Geiſt [der Menſchengeiſt, denkt dabei der Hegelianer] erforſcht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Mag nun der Chriſtenbote aus praktiſchem Intereſſe das göttliche Wirken durch die menſchliche Freiheit noch ſo ſehr bedingen und beſchränken, ſo muß er doch einräumen, daß im Allgemeinen der göttliche Rathſchluß über die Menſchenwelt wirklich ausgeführt, wenigſtens extenſiv und intenſiv mehr realiſirt als verhindert wurde. Selbſt auf dem Standpunkte der Zulaſſungstheorie gehört das Zugelaſſene zur Weltordnung; das abſolut Unzuläſſige muß unmittelbar aus ihr verſchwinden. Folglich ſteht auch mit dem Geiſte, der von Chriſto, im Zuſammenhange mit ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung, kommt, Alles, was ſonſt

---

* Nr. I.

** Nr. II. S. 27.

*** Es ſey ausdrücklich bemerkt, daß die Anführungszeichen ſich nur auf die Gedanken, nicht auf die unmöglich in ihrer vollen Ausdehnung wiederzugebenden Worte beziehen ſollen. Jene Zeichen unterſcheiden nur die Rede der Streitenden von der Rede des Verfaſſers dieſes Aufſatzes.

von Geiſt in der Menſchenwelt vorhanden iſt, in einer nothwendigen, wenn auch nur erſt typiſchen und prophetiſchen Verbindung, er iſt als Ziel auch das Princip der ganzen Weltgeſchichte. Daraus fließt die Aufgabe, auch die Congruenz deſſen, was noch nicht zur Form der abſoluten Chriſtlichkeit ſich entwickelt hat, mit dem Weſen und der Exiſtenz des Chriſtenthums zu erkennen: die höhere Einheit des Reiches Gottes und des Reiches der Welt, von der ſeine Gegenſätze ſtammen und zu welcher ſie zurückkehren. Das Reich der Welt tendirt zum Reiche Gottes hin, hat allein [!!] darin ſeinen Urſprung und Beſtand; das Reich Gottes dagegen hat die Beſtimmung, das Reich der Welt auf die höchſte Stufe der Vollendung zu bringen und dadurch ſelbſt ein Reich der Welt im beſten Sinne zu ſeyn. Ein geübtes Aug' und Herz [was in aller Welt hat das Herz mit der ſpekulativen Weltanſicht, welche hier dem Chriſtenthum untergelegt wird, zu ſchaffen?] ſieht die Momente dieſer Verwicklung mit Entzücken, und ahnt und glaubt nicht bloß, es erblickt auch deutlich das allgegenwärtige Wirken des Geiſtes Gottes."

Nachdem dieſer Vorkämpfer auf ſolche Weiſe das Reich Deſſen, der ſo entſchieden geſprochen hat: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, gerade zu auf die Erde und in dieſe Welt verpflanzt hat, wirft er dem Pietismus vor, dieſe Grundlehre des philoſophiſchen Chriſtenthums nicht zu erkennen, wirft ihm vor, ſich mit dem Chriſtenthum zu verwechſeln, und das Beſondre auf den Thron des Allgemeinen ſetzen zu wollen.

Die Geduld könnte dem Chriſtenboten aber wirklich reißen, wenn ihm — um ein abgedroſchenes Xenion vollends abzunützen — der Schaden, den das Straußiſche Buch unter der Menge anrichten kann, von dieſem Gegner ins „Gewiſſen geſchoben" wird, weil der unzeitige Eifer der Pietiſten das Buch erſt recht bekannt gemacht habe. Und doch hatte der Verfaſſer den populärſten Titel, den populärſten Styl gewählt, und der Verleger die populärſten Poſaunenſtöße gethan! Alles ſollte das Buch leſen und verſchlingen, und zur zweiten und dritten Auflage befördern, nur der arme Chriſtenbote und ſein Häuflein nicht!

Der ſpekulative Gegner führt ſodann dem Pietismus zu Gemüthe, daß er im Chriſtenboten mit Unrecht die geſammte Oppoſition als Rationalismus bezeichne. Allerdings ſey ſein eigentlicher

Widerpart der Rationalismus; wie Speners Pietismus gegen die todte Orthodoxie, so sey der moderne gegen die Aufklärerei gerichtet. Gegen dieſen (ſchlechten) Rationalismus aber haben grade Hegel und Schelling die wirkſamſte Oppoſition gemacht.

„Und hier kommt nun in Betracht — fährt der Vertheidiger der Spekulation fort — daß der Pietismus, als die einſeitige Feſthaltung der erſten hiſtoriſchen Form des Proteſtantismus von keinen andern Motiven hören will, als von unmittelbar göttlichen, nach ſeinem Syſteme aus der heiligen Schrift nachweisbaren und durch ſie aufſtellbaren, während der Rationalismus den Urſprung der ſittlichen Geſetze aus der Menſchenbruſt deducirt."

Der Kampf beider wird nun von dem Gegner des Pietismus geſchildert, und der Verſuch gemacht, den Urſprung des (wahren) Rationalismus aus dem von Luther angerufenen Testimonium Spiritus sancti abzuleiten, indem abermals der Vorkämpfer der Spekulation den Hegelsgeiſt dem heiligen Geiſte unterſchiebt.

„Dieſes letztere Princip Luthers," ſo von dem Sprecher gedeutet, „ſoll wenigſtens die abſtrakte Möglichkeit enthalten, daß der Geiſt Gottes im Menſchen dem Geiſte der Schrift widerſpräche, und dieſer dadurch für einen profanen erklärt würde; daher man denn auch ſchon die Spur einer dogmatiſchen Kritik bei Luther finde. Die Inſpiration iſt dadurch von der Kritik abhängig gemacht. Dieſes Princip verfolgte der Rationalismus weiter, und hinfort hat ſich die Wahrheit des Chriſtenthums nur im Geiſte und Gemüthe der Gläubigen und nicht im Buchſtaben zu dokumentiren.

„Wenn nun aber der Proteſtantismus dieſes Princip des Rationalismus als das ſeinige anerkennt, ſo folgt daraus nicht, daß er auch die dogmatiſche Kritik des Rationalismus billige. Vielmehr findet ſich, daß dieſe nur abgeriſſene Stücke der evangeliſchen Wahrheit enthält.

„Das Extrem des Rationalismus iſt aber zum Theil vom Extrem der Orthodoxie verſchuldet worden, indem dieſe das Zeugniß des heiligen Geiſtes (Testimonium Spiritus sancti) in ein bloßes Zeugniß des geſchriebenen Buchſtabens verwandelt und die Vernunft unter dem Glauben erwürgt hat.

„Schon Luthern graute vor dem Gedanken, daß sich der Mensch in der Gewißheit seines Selbstbewußtseyns von der christlichen Wahrheit überhaupt emancipiren und lossagen könnte, und doch sah er voraus, daß es so kommen würde, und, in diesen Gegensatz zweier gleich berechtigten Seiten gestellt, wußten er und seine Nachfolger sich nicht anders zu helfen, als daß sie, mit absoluter Depression, oder mit nur ganz bedingter Anerkennung der einen, das durchgängige Uebergewicht der andern verschafften. Auch wurde nur dadurch der gänzliche Zerfall der christlichen Wahrheit verhindert.

„In seiner weitern Entwicklung zerspitterte sich der Protestantismus; die Schrift trat durchaus in dem Streite der Confessionen, bei der Vieldeutigkeit des geschriebenen Wortes, in den Dienst der religiösen Subjektivitäten; aber gerade dadurch hatte sich, als Sitz und Princip der Wahrheit und Erkenntniß, das freie Selbstbewußtseyn des Menschen erwiesen.

„Aus diesen Tiefen des eigenen reinen Bewußtseyns und aus den sonst allgemein anerkannten Quellen der Erkenntniß mußte hinfort das neue Gebäude der Wahrheit sein Material hervorholen. Es begann das sogenannte philosophische Zeitalter, mit dem auf absoluten Zweifel basirten cogito ergo sum des Cartesius, sowie mit dem Empirismus von Baco und Loke. Das in sich zurückgezogene menschliche Subjekt fiel der haltungslosen Unruhe des Zweifels an allem bisher Gegebenen anheim.

„So sind denn die zwei ihrem Wesen nach gleich berechtigten Hauptfaktoren des religiösen Zustandes der neuern Zeit die Tendenzen der Orthodoxie, welche an dem göttlichen Inhalte der christlichen Offenbarung festhielt, aber das freie Denken fortwies, und die Freigeisterei, welche das Recht der geistigen Individualität vertrat, aber gegen die christliche Wahrheit sich in Opposition und Verneinung warf. Beide hatten aber, neben der Berechtigung, auch Unrecht und Schuld und stürzten sich durch gegenseitige Verkennung in's Verderben."

Und hier läßt sich der Anfänger des absoluten Wissens zu einem Seufzer „über das unglückliche Loos der Sterblichen" hinreißen, „daß selbst ihre Tugenden und Einsichten wegen der ihnen nothwendig anhaftenden Beschränktheit zu ihrem Unheil ausschlagen.

„„Das iſt die Gerechtigkeit des Herrn, welcher ſich erbarmt, welches er will, und verſtocket, wenn er will. Röm. 9, 18.““

Nach dieſem Händedrucke zwiſchen Hegel und Auguſtin wird fortgefahren.

„Jenes negative Urtheil über den Gang der Geiſtesentwicklung verwandelt ſich übrigens in weiterer Auffaſſung des Gegenſtandes in ein poſitives und befriedigendes. Der Geiſt Gottes [worunter jedoch nach dieſem Syſteme nur der ſich in der Geſchichte zum Bewußtſeyn bringende immanente Begriff gemeint ſeyn kann], wird ſchon neues Licht und Leben zu erwecken wiſſen. Die wahre Weltanſicht betrachtet die auf einander folgenden Zeitalter der chriſtlichen Weltgeſchichte (Katholicismus, Rationalismus und Materialismus) als Medien, in welchen der Eine Geiſt Jeſu Chriſti [der Begriff] ſeine mannigfaltigen Gaben auseinander legt und der Menſchheit zum Eigenthum überliefert.“ [Der Gattung, begreiflich, nicht den Individuen; dieſe müſſen ſich mit dem jedesmaligen Medium und ſeinem Irrthume begnügen. Das Chriſtenthum iſt auf dieſe Weiſe eine Heilsanſtalt für die Menſchheit als Gattung, nicht für den Einzelnen.] „Die Menſchheit gliedert ſich eben dadurch ſucceſſive zum Leibe Jeſu Chriſti. Vom abſoluten Standpunkt aus betrachtet kann in dieſer Entwicklung nichts krankhaft oder ſtörend ſeyn, ſondern nur ihrem zeitlichen Verlaufe oder Scheine nach; indem eine Generation oder ein Jahrhundert an ein beſonderes Moment der Wahrheit hingegeben erſcheint, dieſe beſondere Tendenz aber theils in jedem Zeitalter ſelbſt, theils durch das nachfolgende, d. h. an ſich durch den einen allgemeinen Geiſt Chriſti oder der Wahrheit [kürzer: durch den Begriff] ihre Rektifikation erhält.

„Nun aber iſt es das Weſen des Chriſtenthums, als der in allen Stücken vollkommenen Religion, alle urſprüngliche und allgemeine Kräfte der Menſchennatur zu ihrem Rechte zu bringen. Sie verſchafft allen menſchlichen Beſtrebungen, jeder, als einem ihr angehörigen Momente, die relative Geltung. Die abendländiſchen Völker zeugten von ihrer vornehmlichen Berufung durch den Geiſt Gottes zur Kirche — durch die That der Reformation, in welcher das Princip der geiſtigen Freiheit des Menſchen in Gott durch Chriſtum zum Bewußtſeyn gekommen iſt. Eben deßwegen mußte auch die neuere Zeit das ſtärkſte Hervortreten

der dem christlichen Glauben historisch und psychologisch vorangegangenen Mächte des Selbstbewußtseyns, aber nunmehr zur Entwicklung der christlichen Religion selbst gehörig und mit dem Zeichen dieses ihres Ursprungs versehen, erleben.

„In Beziehung auf die weltlichen Bestrebungen ist es Aufgabe des Christenthums, den Staat zu organisiren und die Wissenschaften zu erzeugen, daher es denn das Geschäft der Philosophie war, die Zustände, wie sie durch die Beendigung der Religionskriege geworden sind, zu Verstande zu bringen. Auch das weltliche Element mußte in seiner Einheit mit dem christlichen Geiste entwickelt werden, und hier zeigt sich die centripetale Richtung der Philosophie auf's Christenthum, wie früher ihre centrifugale Richtung beobachtet worden war.

„Das Wesen des Christenthums ist nämlich nicht bloß sich aufdringendes Gesetz, es muß als Offenbarung auch dem Geiste offenbar werden; und so mußte es innerhalb des Christenthums zur Philosophie kommen. Es ist die Kraft des Evangeliums einerseits, daß es sich dem denkenden Geiste durch den Gedanken selbst erweise, und andrerseits ist es die Ehre, die es dem Gedanken anthut, daß es sich von ihm suchen und finden läßt.

„So nähert sich denn die Philosophie der neuern Zeit, nachdem sie in Carteſius die völlige Freiheit des Gedankens als ihr Princip ausgesprochen hat, der christlichen Wahrheit Schritt vor Schritt, oder bringt dieselbe einen Artikel nach dem andern zur Anerkenntniß des selbstbewußten Geistes." [Auf welche Weise denn auch Strauß mit seinem Leben Jesu, als fünfter Evangelist, im Dienste der christlichen Wahrheit steht.]

„Nur um der Form willen stellt die Philosophie ihren von Stufe zu Stufe immer reicher werdenden Inhalt der Gesammtmasse des durch die Form der Auktorität zusammen gehaltenen orthodoxen Glaubens entgegen, woraus ein Schein der Feindseligkeit entsteht. Die Langsamkeit, womit sich die Philosophie in den Besitz der ganzen christlichen Wahrheit setzt, begreift sich aus der 1 Cor. 13, 9. 12. angedeuteten nothwendigen Successivität des menschlichen Erkennens."

[Hier muß nun gefragt werden: hatte Jesus Christus die ganze christliche Wahrheit, oder hatte er sie nicht? Und

wenn er sie hatte, besaß er eine andere Weise des Erkennens, als die successiv erkennende Menschheit? Die Kirchenlehre und der Pietismus werden getrost mit Ja antworten. Die spekulative Weltansicht kann nicht Ja sagen. Wozu und mit welchem Rechte macht sie aber dann den Menschen Jesus zum Mittelpunkte ihres philosophischen Systems?]

Der Entwickler des spekulativen Christenthums geht sodann die sensualistische und die moralisirende Epoche der Philosophie des vorigen Jahrhunderts durch, zeigt noch einmal das protestantische Princip des Rationalismus, „dessen Fehlerhaftes und Verkehrtes nur darin bestanden, daß er die Subjektivität des Menschen in ihrer Unmittelbarkeit und Natürlichkeit der Wahrheit theilhaftig machen möchte, was der evangelischen Grundlehre von der Wiedergeburt entgegenläuft und woraus alle unevangelischen Sätze der rationalistischen Lehre fließen."

„Aber die Füße derer, die den Rationalismus hinaustragen sollten, waren schon vor der Thür. Kant, Fichte, Schelling, Hegel haben nicht zur Verwerfung des Glaubens, sondern nur des Buchstabendienstes beigetragen. Sie haben das ächt protestantische Princip von dem innern Zeugnisse des Geistes für die Wahrheit von jeder Heteronomie immer mehr befreit. Sie glauben, denn sie bekennen den dreieinigen Gott!" [d. h. so weit es Hegeln und seine theologischen Schüler betrifft, sie glauben an Gott den Vater, den bewußtlosen Begriff, den Begriff an sich; an Gott den Sohn, die Welt, oder den Begriff für sich; und an Gott den heiligen Geist, oder den Begriff an und für sich, die, Gott in der Geschichte zum Bewußtseyn bringende, Menschenvernunft.]

„Es ist ein Faktum" — ruft der Gegner des Pietismus aus — „so offenbar wie die Sonne am hellen Mittage, daß die Philosophie unserer Zeit in eine immer innigere Einheit mit der christlichen Wahrheit eingegangen ist; sie will nichts mehr anders seyn, und ist nichts mehr anders, als christliche Philosophie."

Von dieser spekulativen Kirchen- und Dogmengeschichte wendet sich sodann der Kämpfer wieder gegen den Christenboten, und wirft ihm seine Feindschaft gegen die von ihm fälschlich mit dem Namen Pantheismus gebrandmarkte Hegel'sche Philosophie als

vermuthete Mutter der Strauß'schen Häreſie vor. Bei dieſer Gelegenheit vervollſtändigte er nun ſeine chriſtliche Spekulation und verſucht dem Pietismus zu beweiſen, „daß die chriſtliche Lehre von der Menſchwerdung Gottes, das Ausgehen des Geiſtes vom Vater und Sohn, ſein Wirken im Menſchenherzen nichts anders bedeuten könne, als eine Entwicklung des Lebens der Gottheit ſelber durch das Mittel der Endlichkeit und Menſchheit."

„Iſt denn nicht" — fragt er — „die Menſchheit, wenigſtens in Chriſto Jeſu und zwar während ſeines zeitlichen Lebens, die vollkommene Darſtellung Gottes geweſen (Joh. 14, 9.)? Wird nicht das Reſultat der Weltgeſchichte ſeyn, daß der Sohn, nachdem er ſich Alles untergethan hat, ſelbſt unterthan ſeyn wird, auf daß Gott Alles in Allem ſey (1 Cor. 15., 28); was alſo Gott zur Zeit noch nicht iſt, und folglich auch das Bewußtſeyn davon nicht haben kann."

So vindicirt denn dieſe Spekulation dem Chriſtenthum auf die letztere Schriftſtelle hin einen ſich allmählig in der Welt bewußt werdenden Gott. Mit vollkommen demſelben Rechte macht ſie auch den Sohn zum göttlichen Weltprincip, oder zur Welt (Wirklichkeit, Menſchheit) in der Idee.

„Ein rein göttliches, oder im reinen Weſen der Gottheit ſtattfindendes Verhältniß des Vaters zum Sohne, abgeſehen von deſſen Beziehung zur Welt, zu ſtatuiren, das iſt die populäre Vorſtellung von Chriſto, als der vor ſeiner Menſchwerdung beim Vater im Himmel, d. i. nicht in der Welt, geweſen und ſo auch dahin zurückgekehrt ſey, um erſt am Ende der Tage wieder zu erſcheinen."

Der ſpekulativen Philoſophie mag dieſe Lehre eine Thorheit oder bloße Vorſtellung ſeyn, nur iſt nicht abzuſehen, wie dieſelbe „nicht ächt bibliſche und dogmatiſche Lehre ſeyn ſoll."*

Es wird ſodann in der Orthodoxie des Hegel'ſchen Syſtems fortgefahren: „Iſt der Sohn in Wahrheit die göttliche Einheit der Welt, ſo iſt die Auflöſung dieſer Einheit das Andersſeyn der Welt, das Zerfallen des ewigen Moments der Vermittlung, des

* II, S. 108.

einigen Sohnes in den selbstständigen Gegensatz des Himmels und der Erde einerseits, und andererseits des Geistes, die christliche Schöpfungslehre; und das Unternehmen des Endlichgeistigen, durchaus unabhängig von Gott seyn zu wollen, enthält die christliche Lehre vor der Sünde."

Nur in der Christologie geht dieß spekulative Christenthum offenbar über Hegel hinaus, oder hinter Hegel in die Kirchenlehre zurück, wenn es behauptet: „Jesus wußte sich als Gottmensch, weil er es war." Denn nach Hegel ist ein jeder andere Mensch, spekulativ betrachtet, ebenso gut ein Gottmensch als Jesus.

Die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit des Individuums der Hegel'schen Philosophie zusprechen zu wollen, müssen wir für einen durchaus verunglückten Versuch halten, denn alle von dem Vorkämpfer des spekulativen Christenthums aus Hegel beigebrachte Stellen beweisen nur die Fortdauer der Seele als denkendes Princip in der Welt, aber keineswegs die Unsterblichkeit ihrer einzelnen Menschenseelen, und Niemand sollte besser wissen, als dieser Gegner des Pietismus, daß nach dem Hegel'schen System in der „relativen Sterblichkeit der Menschenseele gerade ihre absolute Unsterblichkeit" besteht.

Wenn die ersten Stimmführer der Hegel'schen Schule sich wie Ein Mann für die Gewißheit der Fortdauer nach dem Tode ausgesprochen haben;* so können sie den Meister nicht recht verstanden haben, denn dieses einzige Dogma muß eine andere Philosophie erzeugen, als die Lehre von der bloßen Immanenz Gottes in der Welt. Eben darum konnte Hegel auch unmöglich „keine nöthigende Veranlassung finden, auf diesen Punkt ausführlich einzugehen."

Jener Darlegung seines eigenen Systems folgen denn noch einige Angriffe gegen den Pietismus,** die wir dem Verfasser überlassen können, weil er bald darauf einen Bundesgenossen erhielt, in welchem sie sich vollständiger wiederholten. (Nr. III.)

Dieser neue in wissenschaftlicherer Form anrückende Streiter wandte die Aufmerksamkeit der Verfechter des Pietismus von dem Vorkämpfer der Gegenpartei ab, und erst der letzte (Nr. X.)

* Ref. wäre auf den Beweis für diese Behauptung begierig.

** II, S. 102, ff.

erwies dem früher Aufgetretenen die Ehre, seine Schrift zu prüfen,* und findet es befremdlich, „„daß der Gegner — in Stellen, die wir hier nicht ausgehoben — kein gutes Haar an den Pietisten läßt, er, der sonst an alle Dinge eine so rosenfarbene Laune hinzubringt. Denn alle Erscheinungen, von denen er außerdem spricht, z. B. den Rationalismus, den Sinn für materielle Interessen, das Streben der Völker nach bürgerlicher Freiheit weiß er zu schätzen, und mit Lobsprüchen zu überhäufen, ja er weiß es als neuen sträflichen Unglauben an den heiligen Geist zu bezeichnen, nicht [selbst die Fleisch-Emancipation ruhig versaufen zu lassen, und] in allen Richtungen ächt Christliches zu sehen. Man sollte meinen, das müßte dem Pietismus zu gute kommen, und fürchtet nur, daß er überschätzt werde. Aber hier reißt die bewundernswerthe Toleranz und milde Geduld, und es zeigt sich, daß aus einer rosenfarbenen Laune auch eine böse werden kann, aber freilich nicht minder, daß der Historie und dem wissenschaftlichen Erkennen mit Launen nicht gedient ist, weder mit guten noch mit schlimmen. So straft sich immer wieder Ungerechtigkeit und Parteilichkeit durch Inkonsequenz und Haltungslosigkeit.

„„Man würde jenem Verfasser Unrecht thun, wenn man ihm die Unredlichkeit zutraute, das selbst nicht zu glauben [was er von der Consequenz des Christenthums und der Hegel'schen Philosophie sagt], oder die Dreistigkeit, etwas vorspiegeln zu wollen. Aber bedenkt man die Resultate seines Freundes Strauß, die jener unverhohlen ausspricht, all die Ungewitter, die in der Theologie in der letzten Zeit ausgebrochen sind, so weiß man nicht, soll man sich mehr über den Verfasser wundern, über seine mehr als idyllische Ruhe oder Leichtgläubigkeit (Aberglaube gegen eine Philosophie ist aber so tadelnswerth, als jeder andere), oder über die vergeßliche Inkonsequenz seiner Rede, denn er muß doch wissen, wo Strauß steht, für den er die Feder ergriffen hat. Er, der doch schwerlich mit diesem gleichen Schritt haben will, muß zugeben, daß die Sonnenklarheit des Friedens zwischen Philosophie und Kirche zur Zeit noch von Wolken umhüllt sey.““

Allerdings fällt der Widerstreit zwischen der Kirchenlehre und überhaupt biblischem Christenthum und Hegel'scher Philosophie,

* X, S. 12–16.

wie der oben von uns ausgegangene Verſuch, beide zu vereinigen, auf's klarſte zeigt, ſo ſehr in die Augen, daß es kein Wunder iſt, wenn ein andrer Gegner des Pietismus auftrat, welcher unter den Sturmdächern einer etwas modificirten philoſophiſchen Dogmatik gegen die kirchlich-dogmatiſchen Verſchanzungen deſſelben anrückte. Dieß geſchah von Seiten des Verfaſſers von Nr. III. durch die „Darſtellung und Kritik des modernen Pietismus" im Namen der ſpekulativen Theologie.

Unter dieſer Letztern dürfen wir nämlich keineswegs bloß die Hegel'ſche Religionsphiloſophie verſtehen, wie ſie der erſte Gegner mit ſeinem Chriſtenthum verquickt hat. „Es iſt vielmehr — nach einer ſpätern Erklärung des Verfaſſers von Nr. III.* — ſeltſam, die ſpekulative Theologie nur als das Eigenthum einer einzelnen Schule, als Parteiſache darſtellen zu wollen. Man beredet ſich wohl von vielen Seiten, ihr gleich von vorne herein das Urtheil damit ſprechen zu können, wenn man in ihr ein Erzeugniß der Hegel'ſchen Philoſophie nachweiſe. Allerdings hat ihr dieſe Philoſophie in vielen Städten erſt zum vollen Bewußtſeyn ihrer Aufgabe verholfen, wie ſich ja überhaupt zu keiner Zeit die Theologie dem Einfluſſe der Philoſophie hat entziehen können; allein auf der einen Seite ſteht auch die Hegel'ſche Philoſophie ſelbſt nicht als iſolirte Zeiterſcheinung da, ſondern iſt gleichfalls aus der ganzen Entwicklung des philoſophiſchen Denkens in der neueren Zeit organiſch hervorgewachſen; auf der andern Seite kann man wohl ſagen, dieſe Philoſophie ſelbſt beſteht als geſchloſſenes Syſtem bereits nicht mehr; ihre Schüler haben ſich in der Beantwortung der wichtigſten Fragen der Philoſophie in entgegengeſetzte Fraktionen getheilt, und die ſpekulative Theologie müßte alſo, wenn ſie nur ſchlechtweg auf dieſe Schule allein zurückgeführt werden wollte, als das in ſich Widerſprechendſte erſcheinen. Sie iſt vielmehr, ſtatt das Erzeugniß einer einzelnen, einſeitigen, wiſſenſchaftlichen Richtung zu ſeyn, das Reſultat der geſammten neueren theologiſchen Bildung, eine weitere Entwicklungsſtufe der Theologie auf ihrem geſchichtlichen Wege. Darum muß es wohl erlaubt ſeyn, Schleiermacher an die Spitze dieſer theologiſchen Richtung zu ſtellen; und daß wir das thun

* IX. S. 25–27.

dürfen, trotz dem, daß Schleiermacher der streng geschlossen Hegel'schen Philosophie nicht gewogen war, ist eben auch ein Bestätigung des oben Gesagten. Wir dürfen es aber, sofern Schleiermacher es war, der es sich zur bewußten Aufgabe machte, den Glaubensinhalt des Christenthums immer nur auf die Grundthatsache desselben und auf die innere Erfahrung davon zurück zu führen, und dem Christenthum mit Allem, was irgend wahrhaft zum Wesen desselben gehört, darin, also in der lebendigen Zuversicht zu der inneren Kraft desselben, seinen wahren Stützpunkt zu geben. Wir dürfen es, sofern die Schleiermacher'sche Theologie offenbar auf dem Princip der wesentlichen Einheit des Menschlichen mit dem Göttlichen ruht. Deßhalb hat sich mit Schleiermacher entschieden eine neue Epoche in der Theologie begonnen, und alle theologischen Denkweisen, in welchen wir seine beiden Momente als wirksam erkennen, stehen darum innerhalb des Kreises dieser neuen theologischen Richtung, welche wir die spekulative genannt, sey es auch, daß ihr Princip in der einen oder andern noch nicht entschieden durchgedrungen und noch mit Elementen der früheren Systeme amalgamirt wäre. Wenn nun aber der heilsame Einfluß Schleiermachers auf Religion und Theologie bereits zu einer geschichtlichen Thatsache geworden ist, deren Anerkennung nicht mehr in der beliebigen Wahl des einzelnen Individuums steht, wenn selbst Männer, welche seine Denkweise nicht theilen, seine gesegnete Wirksamkeit dankbar zugestehen, und wenn die Bedeutung und der Werth der Hegel'schen Philosophie für die tiefere Auffassung und Ergründung aller Gebiete des Geistes immer allgemeiner geschätzt zu werden beginnt, sey es auch, daß die strenge Form derselben, als Schule, wie alles Menschliche, mancherlei Mangelhaftes haben mag: so charakterisirt sich der heftige Widerspruch, welcher von manchen Seiten noch immer gegen diese Richtung sich vernehmen läßt, von selber als Ausfluß einer, auf einem einseitigen Parteistandpunkte sich bewegenden Denkweise."

Diese nachträgliche Deklaration ist etwas mißlich. Das unbesprochen, daß der Widerspruch gegen noch so verbreitete und einflußreiche Denkweisen der größten und berühmtesten Sterblichen, denen man irrige Principien zutraut, noch keineswegs auf einen Parteistandpunkt schließen läßt, — so muß die Erklärung, auf die

zu analysirende Schrift (Nr. III.) angewendet, immerhin etwas befremden. Denn diese Schrift ist bei weitem ihrem Hauptinhalte nach Hegelisch; ihr ganzer Zettel, so zu sagen, ist es, und nur der sparsame Eintrag, der sich hauptsächlich an den Stellen findet, die nicht von dem Abstraktum Christus, das freilich auch bei Hegel anzutreffen ist, sondern von der historischen Person und Gestalt Jesu handeln, um welche sich jener Philosoph gar wenig bekümmert hat: — nur dieser sparsame Eintrag ist in der ersten Schrift dieses Antipietisten aus Schleiermacher entlehnt. In der Darstellung fast aller andern Hauptdogmen hält sich sowohl er als sein Vorgänger (Nr. II.) so ausschließlich an Hegels Religionsphilosophie, daß man in der That oft versucht ist, ein Bedauern zu empfinden, mit welcher Selbstverläugnung Männer, welche doch neben ihrer spekulativen Vernunft auch, nach andern Proben, und nach zahlreichen Spuren in diesen beiden Schriften, mit Geist (was man so bisher nannte), mit Witz und Phantasie, ja (was sie selbst nur gering anschlagen mögen), nach der Versicherung ihrer Freunde, sogar mit Gemüth begabt sind, oft Seiten lang keine andre Rolle spielen zu wollen und kein anderes Ziel ihres wissenschaftlichen Ehrgeizes zu kennen scheinen, als in der Geschichte der Philosophie dereinst unter den Reinholden oder gar Kieseweltern des Hegel'schen Systems aufgeführt zu werden.

Dann aber hat auch diese Amalgamirung Hegel'scher und Schleiermacher'scher Religionsphilosophie und Glaubenslehre etwas, gewiß consequenten Hegelianern zuerst, Unfaßliches. Es ist unvergessen, mit welchem schnöden Hohne* Hegel das Erlösungsgefühl dieses Theologen zurück gewiesen und wie feindselig er sich überhaupt dessen Gottesbewußtseynslehre gegenüber gezeigt hat.

* Wenn einmal dieser seltene Geist unbefangen als eine geschichtliche Erscheinung betrachtet und gewürdigt werden wird, so wird man gewiß auch mit einiger Verwunderung der Bemerkung Raum geben, wie arm an Phantasie im polemischen und rhetorischen Theile seiner Schriften, gegenüber von Plato, Kant, Schelling, und selbst Aristoteles und Spinoza, dieser große Philosoph erscheint. Seine unsaubern und ausgemergelten Gleichnisse von der Kräze, vom Knochen, den man dem Hunde vorwirft, von den Blattläusen u. s. w., werden einen Maßstab für den Mangel an Poesie abgeben, der ihn auszeichnet, während sonst eine poetische Ader auch durch die strengsten wissenschaftlichen Genien sich zu winden pflegt.

Wie ſtimmet nun Hegel und Schleiermacher? Keinem, welcher beide Syſteme kennt, kann es conſequenterweiſe einfallen, ſie verbinden zu wollen. Der Monismus des Gedankens überläßt das fromme Bewußtſeyn Schleiermachers ſo gut als die Myſtik der Pietiſten dem Gebiete der populären Vorſtellung, insbeſondere zeigen ſeine folgerechten Anhänger den entſchiedenſten Widerwillen gegen einen bloß geglaubten und gefühlten Gott und gegen eine (nicht bloß diesſeitige) Unſterblichkeit, die zur Noth, jedoch nur mühſelig, aus Schleiermachers Glaubenslehre durch jene ſogenannte ſpekulative Theologie beigeſchafft werden könnte, ohne daß jedoch Nr. III. und ſeine Nachſchriften dieß auch nur eigentlich verſucht hätten.

Inzwiſchen müſſen wir den Vertheidiger der ſpekulativen Theologie nehmen, wie er iſt, und theilen den Freunden dieſer Zeitſchrift das Weſentlichſte ſeiner Betrachtungen über den Pietismus, hier und da unterbrochen von ſeinen Gegnern und unſern eigenen Zweifeln und Ausſtellungen, mit.

„Weder der empiriſche, noch der einſeitig dogmatiſche, noch der pragmatiſche Weg — ſagt er — genügt, den Pietismus begreiflich zu machen. Wir müſſen uns zu dem Ende auf einen höhern Standpunkt ſtellen, und auf Principien fußen. Da derſelbe eine eigenthümliche Erſcheinung auf dem Gebiete der Religion iſt, ſo muß bei ſeiner Begreifung auf das Weſen der Religion und die Weiſe ihrer Aneignung in dem Subjekte zurückgegangen werden.

„Nun iſt die Religion eine eigenthümliche Stufe in dem Proceß des ſich entfaltenden menſchlichen Bewußtſeyns. Sie iſt in Wahrheit nichts anderes, als eine That des Geiſtes, der ſein eigenes Weſen und die eigentliche Beſtimmtheit ſeiner ſelbſt durch das Abſolute in dieſe objektive Geſtalt der Lehre und des Cultus herausgebildet hat. Lehre und Cultus ſind nichts als der objektive Ausdruck des von dem Abſoluten ergriffenen Selbſtbewußtſeyns. Das Erſte und Abſolute in der Religion ſind alſo nicht die objektiven Lehrſätze und die Anlagerung geſchichtlichen Stoffes darum, ſondern die eigenthümliche Erregung des Bewußtſeyns durchs Abſolute. Lehre und Cultus iſt das objektivirte, religiös beſtimmte Selbſtbewußtſeyn. Dieſes Objektivgegebene aſſimilirt ſich das glaubige Subjekt, in ihm kehrt der Inhalt der

Religion in das Selbstbewußtseyn als seine ursprüngliche Heimath zurück und wird so die Substanz des subjektiven Lebens. Diese Ansicht stellt sich nicht auf die Seite des Rationalismus. Göttlicher Ursprung der Religion und menschlich geschichtliche Erklärung sind nur auf einer niedrigen Stufe der Reflexion unausgeglichene Gegensätze. Jene Assimilirung ist der Glaube. Die Wissenschaft dagegen streift den Vorstellungen des Glaubens die Form der bloßen Objektivität ab und stellt sie dar als Momente des mit dem Göttlichen sich vermittelnden menschlichen Geistes. Dadurch wird die Würde des historischen Stoffes nicht nothwendig verringert, obgleich es eine wissenschaftliche Denkweise geben kann, in welcher in dem Processe der geistigen Belebung des gegebenen Stoffes der Religion das Faktum, weil es für unangemessen der Idee angesehen wird, in seiner geschichtlichen Wahrheit aufgehoben, und nur den in denselben involvirten Ideen Wahrheit zuerkannt wird.

„Von jeher aber war die Belebung des gegebenen Inhalts der Religion zu einem Elemente des Bewußtseyns, die Verinnerlichung des von außen Angebotenen, christliche Frömmigkeit.

„Der Pietismus nun hat seine volle Berechtigung und Wahrheit, sofern er sich der bloß äußerlichen Behandlung des Glaubens widersetzte. Die theologische Wissenschaft aber, nachdem sie lange genug in Supranaturalismus und Rationalismus auseinander gegangen war, hat sich mit Schleiermacher zu dieser tieferen und lebendigeren Auffassungsweise erhoben. Er setzte die Religion in das unmittelbare Selbstbewußtseyn. Die christliche Religion war ihm, von einer Seite betrachtet, göttlich geoffenbart, von der andern eine eigenthümliche und zwar die höchste Entwickelung jenes unmittelbaren Selbstbewußtseyns, Christus die vollendete Schöpfung der menschlichen Natur. Auch die heilige Schrift ist ihm nur Werk und Zeugniß des Glaubens [dieses Selbstbewußtseyns].

„Die neueste spekulative Philosophie theilt ihren Principien nach im Wesentlichen auch diese Auffassung der Frömmigkeit. Ihr ist (objektiver als bei Schleiermacher) Religion das Bewußtseyn des Geistes von sich als Absolutem; in den Lehren und Thatsachen des Glaubens sind [ihr] nur in der Form

des gegenständlichen Seyns die ewigen Gedanken und Wesenheiten des Geistes selbst niedergelegt. In den Objekten des Glaubens erkennt sich der zum Bewußtseyn seines absoluten Wesens kommende Geist des einzelnen Subjekts selber, und erhebt das Gegebene aus seiner geschichtlichen Form in die Form unvergänglicher Gegenwart in dem Bewußtseyn; dieses erkennt das, was es zunächst nur als außerhalb seiner und als etwas an sich Geschehenes anschaute, als Momente seiner selbst.

„Ein Hauptverdienst der neuesten Theologie, worin sie mit dem Pietismus zusammenstimmt, ist die Erhebung der Religion zu selbstständiger Würde über das bloß moralische Bewußtseyn (des Kantischen Eudämonismus), das, getrennt, eine niedrigere Stufe des Selbstbewußtseyns ist. Die Religion, die das moralische Bewußtseyn auch in sich hat, ist das Erregtseyn des unmittelbaren Bewußtseyns durchs Absolute. Die Philosophie ist, ganz unabhängig von solchen Erregungen [also ganz unabhängig von der Religion], eine objektive Construktion des Absoluten auf dem Gebiete des Denkens.

„Auch der Pietismus nun geht von der ganz richtigen* Voraussetzung aus, daß es die Religion mit dem Höchsten, mit dem Absoluten zu thun habe, und eben in der Religion die Erkenntniß und die Gewißheit der göttlichen Dinge gegeben sey, daß sie Selbstzweck und nicht Mittel sey. Er vindicirt auch mit Recht der Religion eine vom Wechsel der philosophischen Systeme unabhängige Existenz, was ihn aber nicht zur Feindschaft gegen Philosophie und Wissenschaft berechtigt.

„Ferner ist dem Pietismus, gegenüber von den meisten übrigen Zeitgenossen, zuzugestehen, daß sein religiöses Bewußtseyn viel lebendiger ist, daß er ein Streben und einen Drang nach subjektiver Innigkeit hat, und innerliche Aneignung des Glaubens verlangt.

---

* III. S. 22. 23. Man sieht nicht recht ab, wie diese Voraussetzung hier ganz richtig genannt werden kann, nachdem die Religion auf das Gebiet der Erregungen beschränkt, und die Philosophie, das wahre Gebiet der Erkenntniß und Gewißheit, ganz unabhängig von ihr gemacht worden ist.

„Allein was ihn nun eben erst zum Pietismus macht, ist dieses, daß er in dem Streben nach Assimilation des Gegebenen doch über das Gegebene als Gegebenes, über diese Form des gegenständlichen Seyns, in welcher ihm der Inhalt des Glaubens zunächst entgegentritt, nicht hinauskommt, nicht zur geistigen Belebung des ihm dargebotenen Stoffes gelangen kann (z. B. in seiner Lehre vom Teufel und von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi); die christliche Religion hat allerdings ihre historische Seite: aber dies Geschichtliche im Christenthum ist nicht das Erste und Ursprüngliche, sondern weist auf ein Tieferes zurück, aus dem es selbst hervorgegangen ist, auf die Idee. Alle diese Geschichten sind der Ausdruck der Idee. Zu diesem Bewußtseyn ist der Pietismus noch nicht gelangt. Er begeht dabei den Widerspruch, innerlich seyn zu wollen und doch am Aeußerlichen zu hangen. Dadurch steht er hinter dem ächten Mysticismus zurück; er hat nicht das Bewußtseyn des allgemeinen Gedankens, sondern das Conkrete ist ihm das Wesen. Dieser Vorwurf der Beschränktheit gilt indessen nicht dem Inhalt des Pietismus, der unendlich reicher und tiefer ist, als der Katholicismus und Supranaturalismus, sondern nur der Form, welche er freilich von den Schriftstellern des neuen Testaments entlehnt, wobei jedoch der große Unterschied nicht zu übersehen ist, daß bei diesen die Form orientalisch-national war und den Gedanken barg.

„Aus dem Bisherigen erklärt sich auch der dem Pietismus mit Recht gemachte Vorwurf der Engherzigkeit in der Beurtheilung anderer Gebiete des Lebens und der Wissenschaft, weil er nämlich innerlich seyn will und doch das Aeußerliche von der Idee trennt, und in seiner modernen Gestalt als Gegner des Rationalismus, die Sterblichkeit der äußern Form des Glaubens nicht anerkennen will."

Diesen Widerspruch ist nun der Verfasser bestrebt dem Pietismus in Darstellung der dogmatischen Seite desselben folgendermaßen nachzuweisen:

„Der Supranaturalismus — sagt er — stellt alle Dogmen ohne Vorliebe in gleicher Dignität neben einander, natürlich, weil diese Lehre dem Subjekt von außen geboten wird. Der Rationalismus negirt oder modificirt sie nach der subjektiven Vernunft. Der Pietismus endlich verknüpft einzelne Glaubenssätze in eine

Einheit, ſammelt ſie in dem Centralpunkte des Gegenſatzes von Sünde und Gnade, und beſtimmt den einzelnen Dogmen ihre Dignität je nach der Stellung zu dieſem Mittelpunkte.

„Das Letztere thut auch die neueſte wiſſenſchaftliche Theologie, und läßt deswegen für die von dieſem Mittelpunkte entfernteren Lehrſätze gehörigen Spielraum; ja, ſie ſondert Manches aus dem eigentlichen Kreiſe des religiöſen Bewußtſeyns aus (z. B. Schleiermacher und Marheinecke die Dogmen von den Engeln und Teufeln).

„Der Pietismus dagegen verwickelt ſich in einen Widerſpruch, indem er dennoch allen einzelnen Lehren abſoluten Werth zuſchreibt, und an offenbar traditionellen Lehren mit der größten Zähigkeit feſthält."

Und nun bemüht ſich der Gegner, das Grundthema, daß der Pietismus die Objekte des Glaubens verinnerlichen wolle, und ſie doch wieder als ein ihm Fremdes anſehe und äußerlich halte, an allen einzelnen Dogmen auszuführen.* Früher hatte er es ſchon mit der Lehre vom Teufel gethan. Jetzt geſchieht es zuerſt mit der Lehre von der Sünde, obwohl zugeſtanden wird, daß der Pietismus hier ganz mit der kirchlich ſymboliſchen Lehre übereinſtimmt. Aber er ſoll ſich durch die Aneignung dieſer Lehre mit dem ganzen Zeitbewußtſeyn in Widerſpruch ſetzen, welches ſich nicht, wie das Zeitalter der Reformation, mit der unaſſimilirten Aeußerlichkeit dieſer Lehre begnügen kann.

„Das Princip der Sünde — ſagt der Gegner — wird von dem Pietismus [mit der Kirchenlehre] aus der menſchlichen Natur, der es weſentlich immanent gedacht werden muß, hinausverlegt, und die Sünde als zufälliges einzelnes Ereigniß an den Menſchen gekommen vorgeſtellt. Und dennoch ſoll die Welt im Argen liegen, was nur bei der Immanenz der Sünde möglich iſt.

„Ebenſo verhält es ſich mit der Zurechnung der Sünde der erſten Menſchen, an welche das moderne Bewußtſeyn nicht mehr glaubt, es ſey denn, die Erbſünde werde als die Geſammtthat des menſchlichen Geſchlechts [der Gattung] betrachtet; während der Rationalismus die Sünde inconſequenterweiſe vom Willen des Einzelnen ableitet.

---

* Vergl. X. S. 23.

„Das Grundverderben der menſchlichen Natur, das der Pietismus ſtatuirt, widerſpricht ebenfalls ſeinem Satze, daß alles Böſe Teufelswerk ſey.

„Gerade ſo fällt bei ihm das Princip des Guten außerhalb des menſchlichen Willens; es iſt in Chriſto ſubſtantiirt.

„Mit der Vorſtellung der Begnadigung aber, wie ſie bei ihm herrſcht, kann ſich gar zu leicht gefährliche Sicherheit verbinden.

„Der pietiſtiſchen Anſicht, wie der übrigens hiſtoriſch leicht zu rechtfertigenden Anſicht der ſymboliſchen Bücher, fehlt das Bewußtſeyn, daß die Einheit Gottes und des Menſchen an ſich der Begriff der menſchlichen Natur ſey, ſo daß in der Erlöſung dieſer An-ſich-Begriff nur auch an dem Einzelnen realiſirt werde, daß alſo die Erlöſung ein immanenter Proceß innerhalb des Bewußtſeyns, wiewohl darum nichts deſtoweniger auch ein Werk der göttlichen Gnade in Chriſto [aber nicht im perſönlichen, hiſtoriſchen Jeſus, viel vollſtändiger in einem ſpekulativen Philoſophen] ſey. Dieſes Bewußtſeyn aber gehört der Fortentwickelung der proteſtantiſchen Theologie an.

„Mit dieſer Lehre ſteht in genaueſter Verbindung die von der Unfähigkeit der menſchlichen Natur zur Erkenntniß der Wahrheit. Der Wille todt; die Vernunft blind.

„Die Welt liegt im Argen, ſagt der Pietismus. Um ſo mehr ſollte man erwarten, die Erlöſung werde die Welt immer mehr durchdringen. Der Pietismus aber läßt [nach dem Ausſpruch Jeſu] das Böſe mit dem Guten zugleich wachſen, wie jenes mächtiger werden, bis zum jüngſten Gericht. Das Böſe bleibt eine an ſich unabhängige Größe, bis es plötzlich unvermittelt beſtraft wird. Das Recht, das allerdings dem Böſen ſchon in der Wirklichkeit wiederfahren muß, ſtellt ſich der Pietismus [mit Jeſu] als eine [jenſeitige] gerichtliche Execution vor.

„Von der Unfähigkeit des pietiſtiſch-religiöſen Bewußtſeyns, die Hemmniſſe der menſchlichen Freiheit in der Natur, als von Gottes Allmacht und Weisheit urſprünglich ſo gewollt zu denken, kommt auch die [mit der Kirchenlehre übereinſtimmende] Anſicht vom Tod und Naturfluch als Sündenſchuld des erſten Menſchen, und von der Apokataſtaſe, der Befreiung der Kreatur u. ſ. w.

„Die Lehre von der Gnade objektiv betrachtet — legt der Pietismus einen überwiegenden Nachdruck auf das Göttliche

in der Perſon Chriſti, nicht nur als verwirklichtes Urbild der Menſchheit, ſondern als der mit dem Charakter des Wunderbaren und durchaus Uebernatürlichen rein von außen herein in das Menſchengeſchlecht Getretene, ohne Rückſicht auf die Idee der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen; wodurch er, da er zugleich den Drang hat, ſich ſelber in den Objekten ſeines Glaubens zu haben, ſich auch hier in Widerſpruch verwickelt.

„In Beziehung auf die Perſon Chriſti laſſen ſich dreierlei Anſichten unterſcheiden: die eine hat die Geſchichte ohne Idee, die andere die Geſchichte und zugleich das Bewußtſeyn der Idee, die dritte die Idee ohne ihre abſolute Congruenz mit der Geſchichte, wonach Chriſtus nur dem Grade nach von andern Menſchen verſchieden wäre. Der Pietismus hält es mit der erſten Anſicht, der empiriſchen Vorſtellung, dem niedrigſten Standpunkt im Denken.“ [Mit welcher der beiden andern Anſichten (Schleiermacher oder Strauß) der Sprecher es hält, läßt er in dieſer Schrift unentſchieden.]

„Der Pietismus iſt ſomit der eifrigſte Verfechter der durchgängigen Geſchichtlichkeit aller Einzelheiten im Leben Jeſu, und die Kritik hat keinen bitterern Feind. Auch hat die Liebe zu ſeinem empiriſchen Chriſtus eine ſehr ſinnliche Färbung.

„Gott und Gottes Weſen ſtellt er ſich als etwas der Welt Aeußerliches und Fremdes vor, der neuerdings von der Philoſophie nebenher geborgte Immanenzbegriff wird ihm, als große Inconſequenz, nach einer Aeußerung von Strauß, „„übel bekommen.““ Auch ſeine Lehren vom heiligen Geiſt und von der Unio mystica vermögen dieſe Kluft nicht auszufüllen. Seine Grundanſicht iſt dualiſtiſch, und ſein Gott außerweltlich im Himmel*. Dies kommt von ſeiner ſinnlichen Vorſtellung der Subſtanz

* Das Letztere, wie Jeſus es angeſehen hat. Dieſer Vorwurf trifft alſo den Pietismus nicht allein. Iſt Herr Guizot ein Pietiſt (und vielleicht gar ein Kryptochiliaſt), wenn er ſich in Mansion House zu London bei'm Oſterfeſtmahle feierlich erhebt und in einem ernſten Toaſte ſpricht: „Möchte einſt durch die Wirkung langen und glücklichen Friedens das ganze Menſchengeſchlecht während ſeines Wandelns auf Erden in Geiſt und Herz vereinigt werden, denn wir Alle ſind Kinder Eines Gottes, der im Himmel thront!“ Mir däucht, er hat ganz einfach als Chriſt geſprochen.

des Menschen, wodurch Gott selbst zu einem endlichen Wesen gemacht wird.

„Daraus entsteht, wenn Gott auf die Welt wirken soll, einerseits die Wunderlehre, andrerseits, sobald Gott ein abstraktes Individuum ist, wie der Mensch, wird eine subjektive Willkühr in Gott vorausgesetzt. In der Wissenschaft aber ist Gott wahrhaft unendlich und alle seine Thätigkeiten nothwendige Produkte seines Wesens. Der Pietismus dagegen legt Gott lauter menschliche Eigenschaften und Leidenschaften bei, und die Dreiheit der Personen ist nur eine consequente Fortbildung dieses Anthropomorphismus, den er mit dem Supranaturalismus gemein hat, aber besonders wohlgefällig festhält und ausbildet. Auch hängt damit seine Vorliebe für das alte Testament zusammen.

„Was das Geschäft Christi betrifft, so tritt dem Pietismus die prophetische Thätigkeit Christi hinter die hohenpriesterliche zurück, und er alterirt die Versöhnungslehre, indem er Gott etwas als gerecht ansehen läßt, was es doch nicht ist. Auch sprechen die Pietisten von einer überschüssigen Gerechtigkeit Christi. Die Fassung, in welcher der Pietismus die Lehre von der satisfactio vicaria hat, ist völlig ungenügend, die Befreiung von der Gewalt der Sünde tritt bei ihm gegen die Befreiung von der Strafe der Sünde zurück. Der philosophische Gehalt dieser Lehre ist der: die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, die Substanz und Bestimmung der menschlichen Natur, soferne sie im Einzelnen sich verwirklicht, ist nicht bloß das die Sünde in ihm real aufhebende Princip, sondern in ihr ist dann auch der Zusammenhang zwischen Uebel und Sünde aufgehoben; von dieser Einheit beseelt, sind wir ihre Erscheinung und Wirklichkeit; für uns gibt es keine Strafe mehr. (So fällt Versöhnung und Erlösung zusammen.) Dieses Ertödten der sündhaften Persönlichkeit nun stellt sich dem religiösen Bewußtseyn im natürlichen Tode Christi als ein dem Scheine nach fremdes Thun dar.

„Aus der äußerlichen Auffassung dieser Lehre folgt beim Pietismus auch, daß er statt sittlicher Strafen (Folgen) des Bösen, positive Strafen sucht und diese nur ins Jenseits setzen kann, wodurch er in Widerspruch mit seinem eigenen Verinnerlichungsprincip, vermöge dessen er das Gefühl der Unseligkeit als Strafe

verlangt, gerathen muß. Denn durch das Jenſeits wird Alles äußerlich und geht außerhalb dem Subjekte vor, daher auch ſeine Seligkeit eine unvollkommne ſeyn muß.

„Auch ſtellt ſich dem ſinnlichen Bewußtſeyn des Pietismus mehr die Wirkung der Sünde, die Strafe, als Hemmung und Störung dar, denn die Sünde ſelber. Und ebenſo gibt er dem Subjekt die Hoffnung, in einem andern Leben zu Gnaden angenommen zu werden, und verlegt dadurch das, was ein Moment des gegenwärtigen Bewußtſeyns ſeyn ſollte, erſt in eine kommende Zeit, deswegen legt er auch zu viel Werth auf die Bekehrung auf dem Todtenbette.

„Die Trennung des Thätigen und Leidenden in Chriſto und das Uebergewicht des Letztern in der Verſöhnung, hat er mit der Kirchenlehre gemein, faßt dieſes aber noch ſinnlicher in ſeiner Blutstheologie, und macht ſo das Werk der Verſöhnung zu etwas Magiſchem. Die Philoſophie dagegen erkennt in dem einzelnen Faktum die Idee der an ſich ewigen Verſöhnung.

„Wenn der Pietismus das irdiſche Leben Chriſti als einen Stand wirklicher Erniedrigung anſieht, ſo kompenſirt er damit den erhöhten Zuſtand Chriſti, den er als Mitregentſchaft über die Welt, ſelbſt im Reiche der Natur (wodurch der wahrhaftige Begriff von Gott aufgehoben wird), mit den glänzendſten Farben ausmalt.

„Mit ſeiner Lehre von der Sünde hängt die Anſicht des Pietismus von der ſubjektiven Seite der Gnade genau zuſammen, indem er das durch Chriſtum dem Menſchen mitzutheilende Lebensprincip als etwas über die menſchliche Natur abſolut Hinausliegendes, fremd Hinzugekommenes betrachtet, und auch hier nicht zwiſchen Erſcheinung und Idee unterſcheidet. Der Pietismus glaubt nicht an das Göttliche in der Menſchennatur, das Gute kommt ihm durch keine Reihe innerer Vermittlungen zu Stande, ſondern es kommt durch die Erlöſungsgnade unvermittelt, übernatürlich und wunderbar in den Menſchen hinein. Der Chriſtus in uns bleibt doch noch immer ein Fremdling außer uns, der Alles thun muß. Der Pietismus bringt es über die „„ſchlechte““* Kategorie der bloßen Zurechnung der

* Wer wird uns von dieſer langweiligſten aller Terminologien erlöſen? Was iſt widerlicher, als ein ſolcher ſtehender Witz!

Gerechtigkeit einer fremden Person nicht hinaus. Der Pietismus hebt wieder auf, was er postulirt hat und was nur der Begriff leisten kann, die Einigung des Menschlichen und Göttlichen.

„Die subjektive Aneignung der Erlösung durch Buße und Glauben betreffend, wird beim Pietismus der Bußkampf nicht so sehr von der Ueberzeugung der Verwerflichkeit und innern Nichtigkeit des Bösen, als durch Vorhaltung der Folgen der Sünde und drohende Darstellung der künftigen positiven Höllenstrafen hervorgerufen, und die psychologisch unwahre und gefährliche Förderung gleicher Buße an alle Menschen gestellt; das Erstere, weil sein sittliches Bewußtseyn mit dem Sinnlichen verwachsen ist; das Zweite, weil er abstrakterweise das Göttliche und Menschliche trennt und keine Entwicklung des Göttlichen im Subjekt annimmt, woraus Unwahrheit, Selbstbetrug oder Verzweiflung an der Seligkeit folgt, und die Ueberschätzung der sogenannten Erweckungen stieß.

„Ein zweites Moment in der individuellen Aneignung der Erlösung bildet der Glaube, der das Allerinnerlichste ist. Aber selbst hier läßt der Pietismus die Innerlichkeit nicht zu ihrem vollen Rechte kommen, macht jenen zur Verstandessache und zieht, indem er sich denselben als einen Rester von außen her vorhält, den ganzen Inhalt der christlichen Lehre mit hinein. Der wahre Glaube verlangt nur mit Aufgeben des sündhaften Lebens in die Gemeinschaft des neuen Lebens mit Christo einzugehen.* Diesen Glauben kann man auf's intensivste haben, und doch dabei dem Inhalte der kirchlichen Lehre theilweise [warum nicht ganz??] als unhaltbar die Anerkennung verweigern. Der Glaube ist eben der motus in voluntate, sich mit dem Göttlichen zusammen zu schließen. Dem Pietismus aber, dem das Verdienst Christi ein ganz äußerliches ist, wird auch dessen Anerkennung eine äußerliche, und er nähert sich durch jenen ganz historischen Glauben dem Katholicismus.

„Die Rechtfertigung sieht der Pietismus als einen deklaratorischen Akt Gottes an, wodurch in das Thun Gottes eine

---

* Aber es ist doch sehr natürlich, daß schon der Katechismus fragt: „Wer ist der, an den man glauben soll?" Ueber diese Frage wirft die spekulative Theologie einen Schleier.

Unwahrheit kommt. Der Wiſſenſchaft dagegen hat dieſe Lehre den guten Sinn, daß wo der Glaube, d. h. die in der Natur des Menſchen prädeterminirte Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, die Gemeinſchaft mit Chriſto anfängt, das Individuum ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens wird, ohne daß es dazu der einzelnen guten Werke bedürfte, in denen als einzelnen immer auch noch ein ſündliches Moment enthalten iſt; ſie ſind die Erſcheinung, die nie ganz der Idee entſpricht; aber nur der Menſch in ſeiner Idee angeſehen von Gott iſt ein Gegenſtand ſeines Wohlgefallens.'"*

Der Gegner des Pietismus wendet ſich nun den Lehren von der Kirche zu, unter welchen er mit Schleiermacher die Dogmen von der heiligen Schrift, vom Abendmahl und vom Gebete begreift.

„Die Schrift müßte der Pietismus, wenn er ſeiner Grundvorſtellung treu bleiben wollte, mit der Wiſſenſchaft, welche ihr einen bloß normativen Werth zuſchreibt, ſchon als Produkt des Glaubens und nicht als Quelle deſſelben anſehen, ſoferne das chriſtliche Bewußtſeyn ſeinen Inhalt darin auf die urſprünglichſte Weiſe niedergelegt hat. Dagegen betrachtet er ſie, mit dem Supranaturalismus, als Quelle des Glaubens, der ſeinen Urſprung und Inhalt aus der heiligen Schrift nachweiſen muß. Der Buchſtabe der Schrift iſt ihm das Urſprüngliche. So geräth er in Widerſprüche und läßt ſich Folgerungen gefallen, wie z. B. daß der Glaube andemonſtrirt werden könne, während er ihn doch wieder als Werk der göttlichen Gnade betrachtet, und daß auch bei den Laien der Glaube nur vermittelſt der gelehrten Operationen der dazu befähigten Einzelnen begründet werden könne; Folgerungen, die ſeiner Natur ganz entgegen ſind, indem er den

* III. S. 123. Mit dieſen merkwürdigen Worten, die von Hegel ſtamme[illegible] verdammt der Verfaſſer aufs förmlichſte zum Voraus Alles, was er in ſeiner dritten Schrift (IX. S. 33 — 37) von Chriſtus als der konkret-wirklich gewordenen Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, von dem in ihm angeſchauten Urbilde der Menſchheit, ganz im Schleiermacher'ſchen Sinne, aufſtellt. Eine gröbere Inconſequenz kann man ſich nicht zu Schulden kommen laſſen.

Laien für gleichbefähigt mit dem Theologen, die Schrift zu verſtehen, anſieht.

„Nur das chriſtliche Selbſtbewußtſeyn, als Vorausſetzung der heiligen Schrift, befreit von der Furcht vor willkürlicher ſubjektiver Auslegung der Einzelnen, und geſtattet, dem proteſtantiſchen Princip gemäß, die hiſtoriſche und dogmatiſche Kritik, welche zu unterſuchen hat, in wie weit die Schrift in der Geſtalt und dem Umfange, wie wir ſie vor uns haben, das Wort Gottes, oder das reine Erzeugniß des chriſtlichen Geiſtes ſey, und welche jüdiſche und heidniſche Elemente der heiligen Schrift man als Verunreinigungen der Wahrheit auszuſcheiden das Recht hat.

„Wenn alſo der Pietismus, um ſeines zähen Feſthaltens am Buchſtaben willen, glaubt, er ſey ein Verfechter des proteſtantiſchen Princips, ſo iſt er im Irrthum, und ſein Begriff einer „gläubigen Kritik" iſt ein Unſinn. Dachte doch ſchon Luther ſehr freimüthig über einzelne Bücher der Schrift, z. B. die Offenbarung und den Brief Jakobi.

„Dieſer blinde Glaube an die Schrift führt alsdann den Pietismus zu einer gezwungenen und unredlichen Auslegung derſelben.

„Alles das kommt nicht bloß von dem Inſpirationsbegriffe deſſelben, ſondern vor allen Dingen daher, daß er das Chriſtenthum nicht als höchſte Entwicklung des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Identität mit dem Göttlichen, ſondern als etwas abſolut Uebernatürliches, Uebervernünftiges, dem menſchlichen Geiſte Fremdes erkennt. Für den Pietiſten gibt es deßwegen keine Glaubensautorität mehr, wenn der Buchſtabe nicht mehr gültig iſt.

„Wenn nun das neue Teſtament göttlich inſpirirt und infallibel iſt, ſo muß das alte Teſtament dieſelbe Bedeutung haben, wie denn der Pietismus auch wirklich dieſes jenem ganz gleich ſtellt, während doch nur richtig iſt, daß die beiden Religionen, deren Urkunden ſie ſind, auf gleiche Weiſe Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Identität mit dem göttlichen ſind, aber verſchiedene Entwicklungsſtufen deſſelben. Dieß letztre Moment überſieht der Pietismus.

„Die Erklärungsweiſe der heiligen Schrift geht bei ihm von der falſchen Vorausſetzung aus, daß in dem damaligen

Bewußtſeyn ſchon dieſelbe bewußte Theilung von Bild und Idee ſtattgefunden habe, wie heutzutage.

„Die Lehre des Pietismus vom heiligen Abendmahl iſt ganz lutheriſch, doch ſo, daß das verklärte Blut Chriſti, durch deſſen Hineintragung in das himmliſche Heiligthum die Verſöhnung vollendet worden ſeyn ſoll, wieder zum Vorſcheine kommt, und daß der Genuß des Abendmahls auf Geiſt, Seele und Leib wirken ſoll. Durch dieſe natürliche Conſequenz der lutheriſchen Lehre ſtreift er an das katholiſche Element eines phyſiſchen Genuſſes.

„Das Gebet iſt, philoſophiſch betrachtet, Vertiefung des religiöſen Bewußtſeyns in ſeinen abſoluten Grund, in Gott. Sein Inhalt iſt die Darſtellung des mit dem Göttlichen identiſchen Geiſtes, es iſt gewirkt und hervorgerufen von dem, das Bewußtſeyn erfüllenden, göttlichen Geiſte; darin iſt die Erhörung ſchon enthalten; das Wirklichwerden des zuvor nur im Bewußtſeyn und Gefühl vorhandenen. Der Pietismus aber gibt dem Gebet mit der populären Vorſtellung einen Zweck nach außen, Erfüllung, Erhörung, eine den Lauf der Welt beſtimmende Gewalt, daher er auf anhaltendes, fortgeſetztes Gebet* dringt. Diejenige Anſicht, welche die Bedeutung des Gebets hauptſächlich [warum nicht ausſchließlich??] in der innern ſittlichen Belebung und Kräftigung ſucht, verwirft er als unglaubig.

„Auch hier trennt der Pietismus Göttliches und Menſchliches, und weil ſein Gott ein der Welt gegenüber äußerliches Weſen iſt, ſo iſt ihm auch das Gebet rein menſchliche Thätigkeit und die Erhörung rein göttliche. In der Theorie kennt er auch die ſpeciell-religiöſe Bedeutung des Gebets. In der Praxis aber macht ſeine ſittlich gefährliche Meinung es zu einem Hebel für die Veränderungen im Weltlaufe.

„Von den letzten Dingen hat der Pietismus den wahrhaft religiöſen und abſoluten Gehalt beſſer bewahrt, als die moderne Vorſtellung es thut, die ſich im andern Leben hauptſächlich das Ich in ſeinem Fürſichſeyn mit ſeinen ſubjektiven und endlichen Intereſſen erhalten und befriedigt denkt; es ſoll als Selbſt in alle Ewigkeit fortdauern und immer moraliſcher werden, dem Abſoluten aber gegenüber bleiben und dem kategoriſchen Imperativ auch

* Nach der Vorſchrift Jeſu (Luc. 18, 1), „daß man allezeit beten und nicht laß werden ſollte,“ und Pauli 1. Theſſ. 5, 17: „betet ohn' Unterlaß.“

jenseits geborchen. Daher diese Vorstellung das Fortleben und Wiedersehen der Geliebten u. s. w. premirt. Ganz anders der Pietismus, dem sich alle Bedeutung des künftigen Lebens in der Hoffnung einer innigen Gemeinschaft mit Gott und Christo, als absoluter Gegenwart, absolutem Besitz und Genuß, ganz gemäß dem religiösen Bewußtseyn, concentrirt. Das Interesse der Einzelnen dabei faßt er immer sogleich als ein Moment des Allgemeinen auf, konkret ausgedrückt als Glied am Leibe Christi.

„Dennoch färbt der Pietismus das künftige Leben höchst sinnlich. Weil in der Schrift Bild und Gedanke nicht geschieden sind, glaubt er eine wirkliche Erkenntniß des künftigen Lebens zu besitzen, denkt sich Alles in verschönerten endlichen Verhältnissen, verkennt darüber das jetzige Leben und stellt es so tief als möglich. Er sucht die Ernte drüben; wo Zeitliches ist, da ist ihm die Idee nicht; wo die Idee ist, da ist das Zeitliche nicht. So trennt er auch hier Göttliches und Menschliches.

„Die Wissenschaft aber ist zur Erkenntniß gekommen, daß Beides ineinander ist, und Eines das Andere wesentlich voraussetzt, daß das Absolute seinem Begriffe nach nicht an einen bestimmten Punkt, in Raum und Zeit, an das Jenseits gebunden seyn kann, sondern das Wesen und die Substanz aller Lebensformen ist, und das einfache religiöse Bewußtseyn stimmt damit ganz überein, sofern es Christum unmittelbar in sich gegenwärtig weiß, und eben darin des Göttlichen, als der Substanz seines Lebens, auch * schon auf dieser Erde gewiß ist.

„Der innerlich seynwollende Pietismus widerspricht sich, indem er dieses nicht einsieht, das Absolute in eine andere Welt verlegt, Saat und Ernte trennt, während die letztre doch das Produkt des sittlichen Handelns und dessen Genuß als das allein wahrhaft Wirkliche in allem Erscheinenden auf dieser Welt ist.

„Zeit und Ewigkeit dürfen nicht so abstrakt auseinander gehalten werden. Der Zustand im künftigen Leben darf nicht mit einem Sprung, ** er muß als Fortsetzung aller sittlichen Thätigkeiten gedacht werden. Der absolute Werth kommt dem Diesseits so gut zu, als dem Jenseits. Im Absoluten, das nicht als

* Dieses Auch ist in das System sichtlich hineingeflickt.

** Ist denn zwischen Saat und Ernte in der Natur, obgleich sie getrennt sind, ein Sprung?

ein an einen einzelnen beſtimmten Punkt in Raum und Zeit Gebanntes gedacht werden darf, verſchwinden alle Dimenſionen der Zeit, ſo wie alle Trennung durch den Raum; das von dem göttlichen Geiſt in uns erzeugte Leben iſt in jedem Augenblick unerſchöpflich und an ſich ſelbſt unendlich.

„Dadurch wird die pietiſtiſche Anſicht vom künftigen Leben ebenſowohl verworfen, als ſein Chiliasmus.“ —

Nachdem der Verfechter der ſpekulativen Theologie auf ſolche Weiſe zuerſt den Grundcharakter und dann die dogmatiſche Seite des Pietismus mit der Fackel ſeines Syſtems beleuchtet hat, handelt er noch den Pietismus von ſeiner ethiſchen Seite ab, und dieß iſt ohne Zweifel der gelungenſte Theil ſeiner Schrift, die dem Gegner mehr als Einen Stachel entgegen hält, gegen welchen ihm ſchwer werden muß zu löcken.

„Wie reflektiren ſich — ſagt er — die coordinirten Grundbegriffe der chriſtlichen Ethik, Tugend, Pflicht und höchſtes Gut im Pietismus?

„Der Grundbegriff des Chriſtenthums iſt die durch die erlöſende Thätigkeit Chriſti vermittelte Einigung des Menſchlichen und Göttlichen, deßwegen iſt weder der Pflichtbegriff noch der Tugendbegriff ihm adäquat, ſondern nur der Begriff des höchſten Gutes, d. h. als Grundanſchauung der chriſtlichen Ethik vorgeſtellt, das Reich Gottes. Dieſem Grundbegriffe gehen Tugend und Pflicht nur begleitend zur Seite.

„Nun hält ſich allerdings der Pietismus, beſſer als Rationalismus und Supranaturalismus, an's Reich Gottes (durch Miſſionen, Bibel- und Traktatengeſellſchaften) und verlangt eine Einigung als immanentes Lebensprincip des Subjekts, unter dem Namen der Wiedergeburt, vom Individuum. Er hat die Prämiſſe. Aber er bringt ſie nicht zur Ausführung, ſondern ſtellt, vermöge ſeiner dualiſtiſchen Grundanſchauung, da, wo es ſich ums Princip handelt, immer wieder das Sittliche als äußerliches Gebot auf, wartet von außen auf den Willen Gottes, und ſtreift ans katholiſche Princip der Kirchenautorität.

„Das Reich Gottes iſt die vollkommene ethiſche Gemeinſchaft der Menſchen, wo der Wille Gottes in Chriſto herrſchend geworden. Weil nun aber der Wille Gottes im ganzen Umfange der

Welt ein positiver ist, so kann keine Art menschlicher Thätigkeit davon ausgeschlossen seyn. So verwirklicht sich denn die sittliche Idee als in den integrirenden Momenten ihrer selbst zuerst in der Familie', dann im Volksleben oder bestimmter im Staatsorganismus, höher in Wissenschaft und Kunst, endlich in der Gemeinschaft des religiösen Lebens, der Kirche.

„Der Pietismus aber denkt sich unter dem Reiche Gottes nur den Einen Bestandtheil des höchsten Guts, das religiöse Gemeinleben der Menschen in seiner nach innen und außen sich immer mehr erweiternden Ausbildung, als den einigen wahrhaftigen Zweck des menschlichen Lebens, alles Andere als dienendes Mittel. Was nicht einmal Mittel ist, das ist Welt. Alles Unsittliche ist ihm konkret Werk des Teufels, Reich des Satanas. So zerfällt ihm die ganze Wirklichkeit in zwei ungleiche Hälften; in die kleinere, die der Glaubigen, ist aller sittliche, absolute Gehalt des Lebens concentrirt; die andere, große Hälfte ist die Welt, die sittlich zu existiren nicht das Recht hat. Ihm ist z. B. die Kunst, die ein Glied im christlichen Organismus seyn sollte, nur ein dienendes Mittel.

„Warum glaubt nun der Pietismus, der allerdings die richtige Einsicht hat, daß alles Handeln nur entweder sittlich, oder unsittlich seyn könne, in so manchen Gebieten, gegen das sittliche Bewußtseyn, keinen sittlichen Gehalt zu finden?

„Es geschieht dieß einmal aus psychologischen Gründen. Der erst allmählig die Stufe des absoluten, religiösen Bewußtseyns erreichende Mensch verachtet die tieferen Stufen, weil er sie früher unsittlich und ohne Gott behandelt hatte. Objektiv aber könnte sich der Pietismus rechtfertigen dadurch, daß die Kunst im Leben so oft der Idee nicht entspricht, und so viel Unangemessenes, Verkehrtes und Unsittliches in derselben zu finden ist.

„Aber die Polemik des Pietismus beschränkt sich nicht hierauf, sondern geht gegen diese Gebiete an sich selber, ist indifferent gegen das Staatsleben, * verdammt die dramatische Kunst, die öffentliche Geselligkeit und so weiter.

---

* Die Insinuation der Note S. 212, „daß der Pietismus, so schön es laute, wenn er als wahre Politik aufstelle, der Obrigkeit treu zu seyn, für König und Obrigkeit fleißig zu beten, seine Abgaben gewissenhaft zu

„Hiervon liegt der tiefſte Grund in einer Verkennung der Natur des Sittlichen, welches das Ineinanderſeyn von Vernunft und Natur und die Formirung des Natürlichen durch den Geiſt iſt. Wo dieß geſchieht, iſt höchſtes Gut. Dieſes wird an der Veredlung der Triebe nachgewieſen, die der Pietismus verkennt, unterdrückt (daher ſeine ſchlechte Kindererziehung), und doch zu irgend einer Hinterthüre wieder hereinläßt. Ueberdieß verführt ſeine Aſceſe zum Hochmuth.

„Wie das Natürliche im Menſchen, ſo verkennt der Pietiſt auch die Natur außer dem Menſchen, und ſoferne der Staat dieſe zum vollkommenen Werkzeuge für die Zwecke des Geiſtes ausbilden, die Kunſt aber die Natur als Erſcheinung der Idee adäquat machen ſoll, hält ſich der Pietismus, das Natürliche verkennend, von beiden entfernt. Namentlich erſcheint ihm alles Schöne, ſelbſt das Naturſchöne, als etwas Seelengefährliches, alle Huldigung, der Kunſt und den Künſtlern dargebracht, als ein Götzendienſt. Sein religiöſes Leben wird durch die krankhafte Reizbarkeit gegen dieſe nun doch einmal vorhandenen Gebiete geſpannt, eingeengt, aus dem Centrum in die Peripherie gedrängt, zumal in einer Zeit, deren weltgeſchichtliche Aufgabe es iſt, zum ſittlichen Verſtändniſſe und Genuſſe der Welt zu kommen.

„Berühren ihn jedoch (was unvermeidlich) dieſe Gebiete, ſo heftet er ihnen gewaltſam religiöſe Beziehungen an und überzieht ſie mit ſalbungsvollen Redensarten.

„Zugleich ſucht er dem religiöſen Gebiete durch Länge des Gebets und der Predigt, chriſtliche Viſiten, erweiterten Religions- und Bibelunterricht in der Schule namentlich, ſelbſt in den Gelehrtenſchulen, — hier, weil er das Alterthum als Gottes oder des Abſoluten entleert behandelt — eine größere Breite zu geben.

„Auf dem Gebiete der Frömmigkeit und in ſeinem engeren Kreiſe ſchließt ſich ſodann der Pietismus mit Behagen in der „„Gemeinſchaft"" der „„Auserwählten"" ab, und die Konventikel ſind ſeine eigentliche Lebensluft. (Schilderung.) Weder das

---

bezahlen, in der That durch ſein Princip keineswegs vor revolutionären Geſinnungen und Tendenzen geſichert ſey," iſt herbeigezwungen, und dürfte von den Pietiſten zu den Verketzerungsmanoeuvers gerechnet werden, denen ſich dieſer Verfaſſer, ſobald er ſie gegen ſich gerichtet glaubt, (in Nr. IX.) ſo abhold bezeigt.

Recht, noch das Ersprießliche dieser Zusammenkünfte ist in Abrede zu ziehen; nur sollten sie unter einer die Freiheit nicht beeinträchtigenden Leitung der Ortsgeistlichen stehen. *

„Nach ihrem Begriffe sollten diese sogenannten „„Stunden"" nur Absenker der kirchlichen Gemeinschaft seyn, aber sie machen Anspruch auf selbstständige Existenz und abgesonderte Gemeinschaft, und stellen sich im Werthe hoch über die kirchliche, was bei den Mitgliedern Hochmuth und Geringschätzung aller außerhalb Stehenden erzeugt. Denn faktisch ist jeder Andersdenkende ausgeschlossen und perhorrescirt. Von den Weltmenschen erhalten nur sittlich zweideutige Personen, die aus eigennützigen und unlautern Absichten die Pietisten machen, nicht selten Zutritt, weil man hofft, sie bekehren zu können, oder weil man sie aus Parteiwesen, als die Gemeinschaft vergrößernd, duldet. Jede Differenz in Glaubenssachen ist dem Pietismus ein Greuel; durch jene Heuchler aber kommen unreine Elemente hinein.

* Dieß ist in der Theorie ganz löblich, aber den Pietisten in praxi, wie dermalen die Sachen stehen, ohne Derision nicht zuzumuthen. Die Pietistenversammlungen haben sich in der neuern Zeit hauptsächlich dadurch erhalten oder gebildet, daß ihre Mitglieder für ihre kirchlich dogmatischen Ueberzeugungen in den Predigten und überhaupt in den Ansichten ihrer Geistlichen nicht genug Nahrung fanden. Wie nun, wenn ein schleiermacherisch-hegelisch gesinnter Ortsgeistlicher eine Versammlung zu leiten hätte, der bisher ein Doktor der heiligen Schrift (als Laie) präsidirt hätte. Müßte dieser sich nicht gefallen lassen, von einem Doktor der spekulativen Philosophie sich als einen beschränkten Lehrer des Buchstabens behandeln zu lassen? Wenn die Pietisten sich an der vollkommnen Heiligkeit dessen, der von keiner Sünde wußte, erbauen wollten, so müßten sie sich von ihrem Leiter die Belehrung aus Hegel gefallen lassen, daß keine konkrete Erscheinung je der Idee angemessen seyn könne." Wenn sie mit dem Apostel Paulus untereinander sprächen: Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel; hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter den Menschen: so könnte ihnen ihr Präsident mit Schleiermacher entgegnen: „Die Thatsachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, sowie die Vorhersagung von seiner Wiederkunft zum jüngsten Gericht, können nicht als eigentliche Bestandtheile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden." — Einen Geistlichen dieser Ueberzeugung zum Leiter eines Konventikels machen, wäre so grausam, als wenn das preußische Kultministerium den Dr. Hengstenberg zum Redakteur en Chef der Hallischen Jahrbücher, oder den Dr. Strauß zum Redakteur der evangelischen Kirchenzeitung ernennen wollte.

„Gegen die Erklärung der h. Schrift in den Konventikeln läßt ſich der Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung, und gegen die Beſprechung innerer Erfahrungen, das religiöſe Zartgefühl, das dieſe zu proſtituiren verbietet, als Hauptbedenken einwenden. —

„Der Pietismus verhält ſich auf dieſe Weiſe gegen die Welt abgeſondert und feindſelig, gegen Matth. 9, 10 ff. 11, 19. Joh. 2. Matth. 5, 13—16.

„Die Begriffe von Tugend und Pflicht betreffend, ſo verkennt der Pietismus den (ſpekulativ vom Verf. definirten) Tugendbegriff, ſofern derſelbe darin enthalten iſt, daß das Göttliche ein dem Subjekt innerlich einwohnendes, zur Natur gewordenes ſey, während jener es als etwas von außen Kommendes und das Subjekt nur Durchſtrömendes annimmt.

„Die einzelnen chriſtlichen Tugenden vereinigen ſich in Glauben, Liebe und Hoffnung.* Glauben iſt nichts anders als Weisheit, chriſtlich gedacht, oder diejenige Willensbeſtimmung des Subjekts, vermöge welcher daſſelbe, was ihm vorkommt, ſo aufnimmt, daß das Natürliche immer als von der Intelligenz in ihm beherrſcht und erfüllt exiſtirt.

„Dieſe Tugend muß beim Pietismus mangelhaft ſeyn, da er das Natürliche verkennt.

„Der Begriff der Liebe iſt, daß ſie, aus ſich herausgehend, Gemeinſchaft ſtifte mit dem außer ihr. Sie iſt entweder auf gegenſeitige Ergänzung der Eigenthümlichkeit des ſittlichen Lebens des Einzelnen durch die aller Uebrigen gerichtet, oder aber ſie macht ihren Gegenſatz, das Natürliche außer ihr, ſittlich belebend, zum Organ ihrer ſelbſt und ſchließt ſich in ihm wieder mit ſich ſelbſt zuſammen.

„Dieſe Liebe iſt nun allerdings als Liebe zu den Brüdern ein Hauptfaktor der Konventikel; aber die allgemeine Liebe (2. Petr. 1, 7.) fehlt.

„Die Hoffnung iſt die Gewißheit des Erfolgs und der Vollendung ſittlichen Handelns. Sie beſchränkt ſich beim Pietiſten auf die Zukunft, ja ſie hofft das Aufhören alles jetzigen Guten, Kunſt, Wiſſenſchaft und Politik.

* Die nachfolgenden merkwürdigen drei Definitionen machen die Abweichung der ſpekulativen Theologie von der bisher gültigen chriſtlichen Moral höchſt anſchaulich.

„Andre christliche Tugenden üben die Pietisten allerdings mit löblichem Eifer: Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit [Keuschheit und Mäßigkeit].

„Im Pflichtbegriff ist das Sittliche unter der Form der Handlung aufgefaßt. Hier ist vor allen Dingen der Pietismus darum zu loben, daß er den unstatthaften Begriff des Erlaubten (der Adiaphora) nicht, und nur pflichtmäßige oder pflichtwidrige Handlungen anerkennt. Darin ist er in Uebereinstimmung mit der Philosophie und dem Princip wahrer christlicher Sittlichkeit. Aber er subsumirt falsch, indem er die Handlungen nicht auf die Gesinnung zurückführt. Und so erklärt er denn Gesellschaften, Spiel, Tanz, Ball, Theater, Kleiderputz für verwerflich. Dinge, die freilich Viele zur Sünde führen, weil sie sich dabei nur vom sinnlichen Triebe bestimmen lassen, aber dieß entscheidet nicht über ihren objektiven Werth."

Die spekulative Theologie unternimmt es nun, die Sittlichkeit und Pflichtmäßigkeit nicht nur des Besuchs der öffentlichen Gesellschaften, sondern auch des Spiels, als eines vom sittlichen Triebe Geforderten, und des Tanzes, der, als künstlerisch berechtigt, in der öffentlichen Geselligkeit nicht fehlen darf, zu begründen,* und beruft sich in Beziehung auf den letztern auf zwei

* Hier erscheint bei dem spekulativen Gegner sogar der kategorische Imperativ, der sonst nicht eben bei ihm beliebt ist: „der Tanz soll in der öffentlichen Gesellschaft, wenn auch in einer untergeordneten Stellung, gleich dem Spiele, keineswegs fehlen." S. 263.

Es wäre interessant, von der spek. Theologie, die keine Adiaphora statuirt, auch ein ethisch-ästhetisches Bedenken über Inhalt und Form der verschiedenen Sinnengenüsse zu erhalten, wo dann auch über die Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit des Schnupfens und Rauchens entschieden werden müßte. Die gleichfalls den Begriff des Erlaubten nicht kennenden Pietisten haben etwas inconsequent zu Gunsten dieser epikureischen Genüsse längst durch eine starke und öffentliche Praxis entschieden, und würden vielleicht ihre Ansicht auch philosophisch rechtfertigen, indem sie das Schnupfen für ein typisches und vorbildliches Essen, das Rauchen für ein solches Trinken erklären könnten. Dagegen würde das Kunstpflichtbewußtseyn die Spekulation zur Verwerfung beider Thätigkeiten bestimmen, zumal da das Begriffswidrige eines solchen Scheinessens und Scheintrinkens leicht nachgewiesen werden könnte. Und so dürfte denn, bei erweiterter Controverse, leicht der Fall eintreten, daß ein Pietist einem geistlichen Begleiter den Vorwurf machte, er habe in der Jugend

Urtheile Luthers. Auf dieſelbe Weiſe wird von ihm die Mode und das Theater gegen die Verdammung des Pietismus in Schutz genommen.

Den Schluß dieſes Abſchnittes bildet das Epiphonema, daß das Chriſtenthum und insbeſondere auch jene ethiſche Seite deſſelben ſiegen werde, aber in freier geiſtiger Glaubensform.

Ein vierter Abſchnitt behandelt die geſchichtliche Stellung und Bedeutung des Pietismus, der als eine weſentlich der proteſtantiſchen Kirche angehörige Geſtalt des chriſtlichen Bewußtſeyns, aus deſſen materiellem Princip der Hauptlehre von der Rechtfertigung fließend, anerkannt wird. „Wohl aber zu unterſcheiden iſt zwiſchen dieſem Princip an ſich und ſeiner geſchichtlichen Ausführung und Entwicklung. Daſſelbe ward mit der Reformation nicht ſogleich in allen ſeinen Conſequenzen anerkannt und auf allen Punkten des religiöſen Bewußtſeyns durchgeführt. Es geſchah dieß erſt allmählig. Das katholiſche Princip war zwar negirt; aber der Proteſtantismus hatte Manches aus dem Katholicismus herübergenommen. Einen Vorſchritt im Princip that nun der ältere Spener'ſche Pietismus. In der damaligen Orthodoxie kam das Princip der katholiſchen Kirche, freilich modificirt, wieder zum Vorſchein. In der Sphäre des Handelns war die Wiedergeburt zurückgetreten oder zu einer Verſtandesſache gemacht, oder, ohne Haltung des Taufbundes, war die Beſtätigung deſſelben auf die Seite Gottes geſchoben worden. Nach beiden Seiten hin brachte der alte Pietismus Innerlichkeit und Subjektivität wieder zu ihrem Rechte, und machte ihr Princip in ſeiner vollen Intenſität geltend.

„Ganz anders der moderne Pietismus. Die Hauptdenkweiſen unſrer Zeit ſind der verſchwindende Supranaturalismus, der Rationalismus und die ſpekulative Theologie. Die beiden erſtern ſtehen in weſentlicher Beziehung zum proteſtantiſchen Princip, aber ſie ſtellen ſeine beiden Momente einander abſtract getrennt gegenüber, jedoch ſo, daß der Supranaturalismus durch ſeine Beweisluſt mit Einem Fuße im Rationalismus ſteht und der Rationalismus keineswegs frei vom Dogmatismus des Supranaturalismus iſt.

„Der moderne Pietismus trägt nun das proteſtantiſche Princip der Subjektivität allerdings in ſich, er trat damit dem

getanzt, und der Hegelit einem geiſtlichen Pietiſten, er habe im Alter zu ſchnupfen angefangen, und vielleicht ſogar auf der Kanzel ſich dieſe Pflichtwidrigkeit erlaubt.

Supranaturalismus, mit dem Anspruch auf Verinnerlichung der Lehre, dem Rationalismus mit einem tieferen Inhalt des Bewußtseyns entgegen. Allein er ist eine durchaus widersprechende Gestaltung des christlichen Bewußtseyns; er hat den Inhalt des Glaubens ohne das volle Bewußtseyn, kämpft, die Orthodoxie verfechtend, gegen sein eignes Princip, und verläugnet den Protestantismus im theoretischen und praktischen Bewußtseyn.

„Die konkrete Versöhnung der beiden Momente des Protestantismus, des objektiven und des subjektiven, enthält nur die spekulative Theologie. In ihr wird das Christenthum auf der einen Seite als Offenbarung, auf der andern als höchste Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes dargestellt. Sie erkennt das Wesen der Religion nicht als Lehre, sondern als eine eigenthümliche Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns. Die Grunddifferenz zwischen ihr und dem Pietismus ist die, daß er auf der Stufe des unmittelbaren, sinnlichen Erkennens, sie aber auf dem Standpunkte des spekulativen Denkens steht. Je mehr sie ins allgemeine Bewußtseyn übergehen wird, desto mehr wird sich der Pietismus verlieren und der Geschichte als ein vorübergehendes Moment im Entwicklungsgange des Protestantismus anheimfallen." *

Während der zweite Theil dieses Angriffs auf den Pietismus die Antwort ziemlich erschwerte, machte der erste die Vertheidigung desto leichter und drei Stimmen ließen auf Einmal sich hören. Zuerst erhob sich der Christenbote, welcher die Veranlassung zu dem ganzen Streite gegeben hatte, und berief sich unter Anderm auf die Entschiedenheit, mit welcher diese Schrift jedem evangelischen Christen in Deutschland nur eine einzige Wahl übrig lasse, entweder Pietist zu seyn, oder der Fahne der spekulativen Theologie zu folgen. **

„„Mit den Vermittlungsvorschlägen, an welchen der theologische Büchermarkt bisher so reich war, scheint es von nun an

* Wir wiederholen, daß es unthunlich war, aus einer 325 große Oktavseiten enthaltenden Schrift statt eines Gedankenauszugs einen wörtlichen Auszug auf so wenigen Blättern zu machen. So weit möglich, sind indessen auch die Worte gelassen worden. Der Berichterstatter hat optima fide gehandelt, und versteht sich nicht des Vorwurfs der „Lüge und Verleumdung," den Nro. VII. gegen Nro. IV. schleudert.

** IV. S. 6 ff.

vorbei zu ſeyn. Die Zwitternaturen von gemäßigtem Vernunftglauben und gemäßigtem Offenbarungsglauben müſſen ihre Segel ſtreichen, und die, die ſo gerne bisher bald herüber, bald hinüber in die Heerlager der Parteien ſich geſtohlen haben, um von beiden zu profitiren, müſſen ihr Viſir öffnen, damit man ihnen ins Geſicht ſehen, und die Loſung aus ihrem Munde vernehmen kann.""

Hierauf beklagt ſich der Chriſtenbote über das dem Pietismus geſtellte Horoſcop, daß derſelbe allmählich an ſeinem innern Widerſpruche zu Grunde gehen und in die Anſchauungsweiſe der ſpekulativen Theologie ſich auflöſen werde, was zu der von dem Gegner gerühmten Rührigkeit deſſelben nicht paſſen wolle. Weiter heißt es dann:

„„Die (angebliche) Haltungsloſigkeit des Pietismus beruht darauf, daß er ein innerliches Chriſtenthum will und daneben doch einen hiſtoriſchen und perſönlichen Chriſtus, daß er eine innere Anerkennung unſrer Sündhaftigkeit und doch daneben die Anerkennung eines äußerlichen, wirklichen und geſchehenen Sündenfalls verlangt, daß er von einer innerlichen Aneignung der Erlöſung und Verſöhnung, und doch daneben von ihrer äußern hiſtoriſchen Begründung im Tode und Blute Chriſti ſpricht, daß er einen innerlichen Kampf mit der inwohnenden Sünde, und doch zugleich Wachſamkeit gegen die Verſuchungen des von außen uns verſuchenden Teufels uns zur Pflicht macht: kurz, daß er neben ſeinem Streben, den Glaubensinhalt ins Gemüth hineinzuführen, doch die äußeren Träger ſeines Glaubens, namentlich die Geſchichte ſeines Heils ſich nicht rauben laſſen will.""

Hier wird denn ein wirklich höchſt merkwürdiges, prophetiſches Wort Bengels angeführt, das (aus Burks Leben und Wirken J. A. Bengels S. 303 entlehnt) wörtlich ſo lautet:

„Die Lehre vom innern Worte wird noch erſchrecklich viel Unheil anrichten, wenn einmal die Philoſophen anfangen werden, ſich ihrer zu bedienen. Sie werden, um menſchlich zu reden, den Kern ohne Butzen, Hülſe und Schale haben wollen, d. i. Chriſtum ohne die Bibel, und werden ſo aus dem Subtilſten ins Gröbſte fortſchreiten, ohne zu wiſſen, wie ihnen geſchieht. Da bricht Naturalismus und Fanatismus (Unglaube und Schwärmerei) zuſammen, und man trifft bereits bisweilen bei einem verdüſterten Gemüthe beiderlei Schaden an."

Die Anwendung macht nun der Christenbote auf das von ihm angezeigte Buch durch alle einzelnen Stücke des dogmatischen Theils. Ganz klar ist ihm (aus III. S. 103): „„daß nach der spekulativen Theologie Christus, d. h. die Person Jesu von Nazareth, durch Leiden, Sterben und Auferstehen uns nichts wesentlich erworben und erkämpft hat. Der Mensch erlöst sich ja im Gegentheile selbst dadurch, daß er den Gedanken von der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in unserer Natur auffaßt, als deren Bild Christus — man weiß selbst nicht, warum* — angenommen wird. Sobald nun der Mensch diesen Gedanken sich aneignet, sobald hat er auch, wie unser Verfasser lehrt, die Versöhnung erlangt und ist des gottmenschlichen Lebens theilhaftig geworden.““

Der Christenbote ertheilt auch dem Gegner „„Einen Rath: statt mit sanguinischen, offenbar sehr unsichern Hoffnungen vorwärts in die Zukunft zu blicken, lieber die große Lehrerin der Menschheit, die Geschichte, ein wenig um Rath zu fragen und rückwärts zu schauen. Aus ihr könnte er lernen, daß das von ihm sogenannte freie und geistige Christenthum durchaus nicht jetzt das erste Mal im Kampfe zusammentrifft mit dem positiven, am geoffenbarten Worte und an einem im Fleische erschienenen und durch Tod und Auferstehung zur Herrlichkeit eingegangenen persönlichen Erlöser festhaltenden Christenthum. Wer aber den Sieg bisher davongetragen, wissen wir. Die Zukunft der Kirche ruht in guten Händen. Das, was dem Pietismus als Parteiwesen, Einseitiges, Uebertriebenes, Unevangelisches anklebt, das wird, wie alle wahren Pietisten wissen, mit der Zeit fallen. Der Verf. hatte volle Freiheit, das scharf zu tadeln und zu rügen.““

Aber sehr Unrecht that der Christenbote, die Hälfte der Rüge nicht zu prüfen, und an dem gehaltreichen ethischen Theile des gegnerischen Buches unter dem schnöden Vorwande vorüber zu gehen, daß er der Berichterstattung herzlich müde sey.** Nur die spekulative Theorie des Tanzes und Spiels unterwirft er einer anklagenden Kritik, indem er hinzusetzt: „„Das ist einmal eine einladende Musik für unsere tanzlustige Jugend, und zwar aus

* S. 14. In diesen sechs Sylben ist die gründlichste Widerlegung des spekulativen Christenthums enthalten, soweit dasselbe auf Hegel fußt.

** IV. S. 18.

dem Munde eines Geiſtlichen und Seelſorgers! Wir ſchweigen und trauern.““ * —

Ein andrer Vertheidiger des Pietismus (Nr. V.), ein Doktor der heiligen Schrift, trat mit Vorſicht und in gehaltenem wiſſenſchaftlichen Tone auf. Er wirft dem Gegner (Nr. III.) vor, „„daß in ſeiner ganzen Schrift nichts Poſitives ſey, als die Idee, daß er die Darſtellungen der pietiſtiſchen Dogmen auf die Spitze getrieben, die extremſten Punkte ihrer Anſichten, zu denen ſich heutzutage weit nicht alle denkenden Pietiſten bekennen, vorangeſtellt.““ Alsdann entwickelt er ſein eigenes Glaubensbekenntniß. „„Er glaubt nicht, daß die Sünde nur von außen an den Menſchen gekommen, er findet die Möglichkeit zu ſündigen in der menſchlichen Natur, und verſichert, daß alle redlichen Pietiſten im Praktiſchen die Sünde nicht außer ſondern in ſich, und in der Erbſünde (ein unpaſſender und nicht aus der Schrift ſtammender Ausdruck, den auch der Doktor verwirft) nicht eine Entſchuldigung, ſondern eine Erklärung ihrer Sünden ſuchen, und wenn von Schuld die Rede iſt, den größten Theil derſelben auf die Selbſtthätigkeit als Hauptfaktor legen. Eben ſo wenig iſt die Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams äußerlich gemeint, ſondern nur ein Verſuch, die Thatſache des Zuſammenhangs ſeiner Sünde mit der Sünde der Nachkommen zu erklären. Die totale Verderbtheit der menſchlichen Natur durch den Sündenfall ſchließt (ihm wenigſtens) die Empfänglichkeit fürs Gute und für die göttliche Einwirkung nicht aus, und einen Anknüpfungspunkt im Menſchen für das Göttliche nehmen gewiß die beſſern Pietiſten an.

„„Die Fähigkeit der Juden und Heiden, außer Chriſto etwas wahrhaft Gutes zu vollbringen, ſchreibt er der beſondern Wirkung des göttlichen Geiſtes zu, welche ihm aber, ſowohl dem Grade als der Art nach, von der Oekonomie des neuen Bundes verſchieden iſt.

„„Dieſe Wahrheiten alle werden dem Wiedergebornen durch Erleuchtung zu Theil, ſind ihm aber nicht bloß zum Glauben, ſondern auch zum Begreifen und Verſtehen gegeben.

* Mit dieſer Phariſäermiene wird der Pietismus keine Proſelyten machen. Frage er ſich auf's Gewiſſen, ob er den Tanz immer und gegen Jedermann, offenſiv zu Werke gehend, verdammt.

„„Auch die Pietisten betrachten das Verhältniß Gottes zur Welt als ein immanentes. Viele mögen sich darüber immerhin nicht klar seyn; aber gewiß gibt es eine Formel, durch welche die Abhängigkeit alles Endlichen vom absoluten Wesen, und doch zugleich der reale Unterschied zwischen beiden ausgesprochen, letzteres aber von aller Schuld des Bösen, das geschieht, freigesprochen würde. Der Besitz dieser Formel ist aber der spekulativen Theologie abzusprechen.

„„Der Ausdruck: drei Personen in der Gottheit ist ein ungeschickter Nothbehelf. Aber der Doktor glaubt an den dreieinigen Gott; denn nur dadurch, daß er dreieinig ist, kann er Selbstbewußtseyn haben. Der Vater erkennt sich selbst in seinem Sohne durch seinen Geist, sprechen mit Melanchthon die meisten Pietisten.

„„In Beziehung auf die stellvertretende Genugthuung und die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi hält er es weder mit der Aeußerlichkeit der meisten Pietisten, noch mit der puren Subjektivität seines Gegners. Der Glaube an Christum, welchen Gott in uns wirkt, wird uns zur Gerechtigkeit angerechnet, obgleich wir ihn nicht selbst hervorgebracht haben. Christus hat uns durch seinen Tod versöhnt, aber diese Thatsache ist unzertrennlich von seiner Auferstehung, Himmelfahrt und hohpriesterlichen Wirksamkeit; nur dadurch konnte Christus uns sein neues, himmlisches Wesen mittheilen. So glaubt er auch an das verklärte Blut Christi (Joh. 6.) aus dem einfachen Grunde, weil es in der heiligen Schrift steht.

„„Daß auf das Gebet der Glaubigen Gott von seinen Planen abweiche, kann nur sehr uneigentlich gesagt werden. Im Rathschlusse Gottes ist Rücksicht genommen auf die Gebete, die der Geist Gottes, der diesen Rathschluß kennt, den Glaubigen eingiebt. Gebete werden also nur erhört, wenn sie nach dem Willen Gottes eingerichtet sind.

„„Zuzugestehen ist, daß der vulgäre Pietismus nicht auf einer Stufe steht, auf welcher systematische Begründung und Durchbildung der Lehren möglich wäre. Aber die Kritik des Gegners trifft auch die wissenschaftlich gebildeten Theologen, die sich Pietisten schelten lassen müssen. Was gegen diese vorgebracht wird, trifft zugleich die Kirchenlehre. Ja die spekulative Theologie scheint unter dem Aushängeschilde des Pietismus dem bis

jetzt noch rechtskräftigen kirchlichen Lehrsystem einen Stoß versetzen zu wollen, indem sie die normirende Autorität der heiligen Schrift ganz in den Hintergrund stellt.

„„Gerade diese Ansicht von der heiligen Schrift beweist die gänzliche Verschiedenheit beider Standpunkte. Der Vertheidiger des Pietismus steht auf dem festen Lande der Geschichte und der in der Bibel niedergelegten göttlichen Offenbarung. Der spekulative Theolog aber schwebt auf seinem leichten Kahne auf den schwankenden Wellen des christlich-frommen Bewußtseyns, oder im Luftschiffe der Idee umher. Diese Idee aber, die sich auf kein geoffenbartes Wort stützt, kann so lange nicht auf absolute Wahrhaftigkeit und Geltung Anspruch machen, als nicht die Erfahrung durch ihre allgemeine Verbreitung ihre Macht geoffenbart hat. Mit der Idee droht vielmehr die Kirche gänzlich in Willkürlichkeit und Subjektivität zu zerfallen, oder die Macht der Idee zu einem Papstthum zu werden, dem die Herrschaft des göttlichen Wortes doch gewiß vorzuziehen ist, welche er, der Sprecher, für den Pietismus unumwunden als Glaubensnorm bezeichnet. Und zwar erstreckt sich diese Norm auch auf das alte Testament.

„„Bei der spekulativen Voraussetzung der Identität des göttlichen und menschlichen Geistes muß freilich die Entwicklung des göttlichen Geistes mit der des menschlichen gleichen Schritt halten, weil dem letztern das Bewußtseyn seiner Einheit mit Gott nur allmählich aufgeht; da kann auch das alte Testament nur eine niedrigere Stufe seyn. Aber die Pietisten setzen einen realen Unterschied zwischen Gott und der Welt, da brauchen die ersten Offenbarungen Gottes nicht nothwendig darum unvollkommen gewesen zu seyn, weil sie in die Kinderjahre des Menschengeschlechts fielen.

„„Was aber die Lehre von Gott betrifft, so liegt dem Systeme der spekulativen Theologie, trotz ihrer Verwahrung, ein pantheistisches System zu Grunde. Denn für so bornirt — so bricht endlich der gemäßigte Doktor los — sollten Sie doch andre Leute nicht halten, als ob sie gar nicht kapabel wären, die hohe Weisheit Ihrer Wissenschaft zu begreifen, was ja ohnehin ein ungünstiges Präjudiz entweder für [gegen] Ihr System, oder für [gegen] Ihre Schreibart erwecken müßte.““

„„Offenbar lassen auch die gelindesten Ausdrücke der spekulativen Theologie die Erklärung zu, als ob Gott und die Welt

in jeder Hinsicht identisch wären, als ob Gott kein persönliches Wesen mit einem von dem Selbstbewußtseyn der Geschöpfe unterschiedenen Selbstbewußtseyn wäre, sondern nur in den Individuen seiner selbst sich bewußt würde, und als ob der Zweck der Heilsanstalt darauf hinauskäme, in dem Menschen das Bewußtseyn seiner Einheit mit Gott zur höchsten Lebendigkeit zu bringen.

„„Vernunft und christliches Bewußtseyn setzen den Menschen als frei; mit diesem Begriff aber ist der eines gesonderten Selbstbewußtseyns nothwendig verbunden. Die vernünftigen Geschöpfe haben kein eigenes Leben, keine eigene Kraft in sich selbst, aber einen freien, d. h. unabhängigen Willen, der als etwas Zeitloses, von Gott unbestimmt Gelassenes zu betrachten, und vom Begriffe des liberum arbitrium wohl zu unterscheiden ist. In der Offenbarung dieses Willens sind sie freilich von dem, der alle Dinge trägt, abhängig, aber die Unterscheidung zwischen dem persönlichen Bewußtseyn Gottes und dem des Menschen ist doch dadurch gerechtfertigt.““

Der Verfasser von Nr. V. spricht noch weiter seinen felsenfesten Glauben an die Weltregierung des zur Rechten Gottes erhöhten Christus aus, „„wobei die Wirksamkeit des unsichtbaren Gottes nicht aufgehoben, sondern nur auf eine neue Weise fortgesetzt wird, in so fern Gott, der mit dem Menschen Christus persönlich eins ist, seinen Willen in Erneuerung der Menschheit offenbart, zu welcher alle Geschöpfe, vernünftige und leblose, werkzeuglich mithelfen müssen, so daß Christo die ganze Welt mit Allem, was darauf ist, unterthan ist.

„„Dagegen glaubt der spekulative Theolog nur an einen, noch in den Gläubigen vorhandenen Geist Christi, der nichts Objektives, Persönliches, Konkretes ist. Auch lassen seine Aeußerungen (III. S. 154 ff.) schließen, daß derselbe nicht bloß ein Wiedersehen, sondern überhaupt keine persönliche Fortdauer nach dem Tode statuirt, denn den biblischen Grundsatz, daß jenseits geerntet werde, was man hier gesäet hat, kann man nur läugnen, wenn man jene läugnet. Entweder ist dieses Theologen Himmel auf der Erde, oder es ist seine Ewigkeit grade so mit dem Zeitlichen vermischt, wie er dem Pietismus schuld gibt.

„„So wenig die Erde eine tabula rasa iſt, ſo wenig iſt es der Himmel, auf den der Verfaſſer hofft, weil Gottes Wort nicht lügt. Das Pietiſtenvolk begnügt ſich allerdings nicht mit dem Chriſtus, den es unmittelbar in ſich hat. Wenn man ſich befriedigt und ſelig in dieſer Gemeinſchaft fühlt, ſo kann man nur wünſchen, den Genuß auch nach dem Tode fortgeſetzt zu ſehen. Wahrſcheinlich hält auch ſein Gegner mit dem Herzen die koſtbare Hoffnung feſt, welche ſein Verſtand unter den logiſchen Formeln eingebüßt hat.

„„Von dem proteſtantiſchen Volke kann die ſpekulative Anſicht wohl nie adoptirt werden, da ſie nicht zur Evidenz des populären Ausdrucks kommen kann, und dem Volke ſtatt willkommener, konkreter Beſitzthümer nur luftige Ideen bietet, papierne Aſſignaten, ſtatt den kompakten, maſſiven Goldmünzen.““ —

Gleichzeitig mit dieſem theoſophiſchen Vertheidiger trat ein, wie es ſcheint, noch mehr außerhalb der Partei ſtehender, bibliſcher Theolog in Nr. VI. mit einer an Freunde und Feinde des Pietismus gerichteten Zugabe zu Nr. III. hervor. Auch er läßt dem Verfaſſer der letztgenannten Schrift in Beziehung auf die Mäßigung ſeines Tones Gerechtigkeit wiederfahren, wendet ſich aber alsbald zur Vertheidigung des Pietismus.

„„Die Ungerechtigkeit, denſelben der Scheinheiligkeit zu bezüchtigen, — ſagt er — kommt daher, daß man vorausſetzt, wer fromm ſeyn wolle, bei dem müſſe auch ſogleich jegliche Sünde wirklich aufhören und keine Spur mehr vorhanden ſeyn.““

Zugleich erinnert er an die ſtrenge Kirchenzucht, welche die Pietiſten unter ſich ſelbſt üben. Sodann wendet auch er ſich entſchieden gegen Nr. III., und zwar mit folgenden Hauptvorwürfen:

„„Der Gegner des Pietismus, ſtatt ſeinen Standpunkt entſchieden zu bezeichnen, zieht es vor, ſich mit einer gewiſſen Unbeſtimmtheit in ſchwankender Weiſe auszudrücken, die um ſo unangenehmer auffällt, da in Folge hiervon auch die Darſtellung des Pietismus ſchief geworden iſt.

„„Was kommt dem Verfaſſer von Nr. III., einem Schüler Hegels, doch an, auf einmal, S. 26, ſich ganz ſchleiermacheriſch vernehmen zu laſſen, und dem Pietismus zuzumuthen, die Dogmen nur für Ausſagen des religiöſen Bewußtſeyns anzuſehen? Bekanntlich hat Strauß mit ſeinem taceat mulier in ecclesia

längst diesem religiösen oder christlichen Bewußtseyn die Thüre gewiesen, und auf der Universität wird den jungen Leuten, noch ehe sie Schleiermachern studieren, bereits in den Kopf gesetzt, wie tief unter dem Niveau der gegenwärtigen Bildung der subjektive Standpunkt Schleiermachers stehe.

„„Doch zu dem Postulate des Gegners! Der Schein des bloß Gegebenen, bloß Gegenständlichen, soll aufhören. Das will auch der Pietismus: nicht bloß für uns einen Christus, sondern in uns. Nun aber welch ein Sprung, wenn Jener verlangt, deßwegen soll das Gegebene z. B. die Geschichte Christi nur als Aussage des religiösen Bewußtseyns angesehen werden. Daß das Geschichtliche zugleich Idee sey, läugnet kein Vernünftiger, auch der Pietismus nicht. Diese Manier, ganz unschuldig und nur in dem biblisch Gegebenen und zugleich mit ihm etwas Ideales zu verlangen, dann aber den Pietismus anzuklagen, daß er nicht das Ideale allein festhalte, geht durch das ganze Buch, indem in Beziehung auf alle Dogmen der Pietismus, weil dieser die spiritualistische Einseitigkeit des Verfassers verschmäht, sogleich der entgegengesetzten naturalistischen Einseitigkeit beschuldigt wird.““

Der Verfasser vindicirt sodann dem Pietismus wahre Innerlichkeit. Ferner zeigt er, „„daß die dogmatischen Vorwürfe des Gegners eigentlich die Kirchenlehre treffen. Sobald der Kirche das Faktum der Erscheinung Gottes im Fleische genommen wird, so bleibt wohl für die philosophische Schule, aber nicht für die Kirche mehr, der Boden. Daher die Hegel'sche Consequenz, daß die Kirche zuletzt aufhören müsse.

„„Hegel und seine Schule verwechseln den Pietismus durchweg mit dem kirchlichen Glauben und mit schon früheren Erscheinungen. Darunter gehört die Tändelei, die längst in geistlichen Liedern herrschte und welcher in Württemberg zuerst der Pietist Hiller steuerte. Auch die sinnlich-äußerliche Auffassung mancher Lehren (wie z. B. positive Höllenstrafen) sind Vorstellung des christlichen Volks überhaupt, nicht der Pietisten insbesondere.

„„Daß der Gottesdienst diesen letztern ein opus operatum seyn soll, ist ganz falsch. Vielmehr sind sie es, die einem ihnen mißfälligen Prediger zuerst aus der Kirche wegbleiben. Im Uebrigen aber liegt das katholische Element auch hier im Volke überhaupt, nicht in den Pietisten.

„„Der Grundfehler des gegnerischen Buches ist dieser, daß von dem Verfasser der Pietismus durchweg als ein theologisches System behandelt wird. Wie wäre dabei möglich, daß auch Schleiermacherianer Pietisten seyn könnten?* Der Pietismus ist kein System, er ist wesentlich Gemeinschaft, und dieser Begriff ist ein ursprünglich christlicher, der sich in der Kirche realisirt. Allein die Kirche ist erst noch eine werdende, daher weder bereits eine Gemeinschaft der Heiligen, noch bereits eine wahre, d. h. durch Liebe verbundene Gemeinschaft. Der Katholicismus sieht das nicht ein, oder vielmehr er ignorirt es; darum gibt es in seinem Schooße keinen Pietismus. Die evangelische Kirche aber hat dieser Einsicht gerade ihre Entstehung zu verdanken, und macht daher nie Anspruch als Kirche vollkommen zu seyn, daher sie auch von der sichtbaren Kirche die sogenannte unsichtbare Kirche unterscheidet. Allein sie hat die Tendenz in sich, diese unsichtbare Kirche nicht absolut unsichtbar zu lassen, sondern sie, soweit immer möglich, zu realisiren, und zwar nicht erst jenseits, sondern jetzt. Diese Tendenz nun ist die Wurzel, aus welcher der Pietismus entsprossen ist. Die Weissagung seines baldigen Untergangs wird so wenig in Erfüllung gehen, daß es vielmehr, so lange es eine evangelische Kirche gibt, auch einen Pietismus geben wird.

„„Aber er ist darum weder die wahre Kirche, noch macht er die sichtbare Kirche entbehrlich. Zwar sofern die äußere Organisation der Kirche nicht ursprünglich in ihrem Begriffe liegt, als einer Gemeinschaft der Heiligen, stellt allerdings der Pietismus die in ihrer Totalität noch unsichtbare Kirche reiner dar, als die sichtbare Kirche. Aber es fehlt diesen äußern Vereinen doch die äußere Existenz allgemeiner Einheit, Organisation, Cultus. Daher muß es eine sichtbare Kirche geben, und der Pietismus ist zwar die großartigste [? **] Repräsentation einer unsichtbaren Kirche, aber jeder andere freie Verein, dessen inneres Band gleicherweise Glaube, Liebe und Heiligung ist, wie z. B. Freundschaft, Ehe, kann sie auch repräsentiren.

„„In Württemberg halten sich auch die Pietisten an die sichtbare Kirche, sie besuchen den Gottesdienst fleißig, und wenn

---

* Allerdings die sonderbarste Spielart von theologischen Wesen.

** Dagegen protestirt auch Nr. IX.

ſie ſich zurückziehen, ſo liegt die Schuld nur an dem Prediger.

„„Am genaueſten bezeichnet den Pietismus ſein durchgehender Gegenſatz gegen die Welt. Er bewegt ſich hier ſo ziemlich in demſelben Ideenkreiſe wie die erſte chriſtliche Gemeinde.* Auch nimmt er deßwegen einen Zeitpunkt der Wiedergeburt an, was nur dann falſch wäre, wenn es zur Bedingung für Jeden, der ein Chriſt werden wollte, gemacht würde.

„„Dadurch aber, daß der Pietismus an jener urſprünglichen chriſtlichen Anſicht immer noch feſt hält, kommt er gewiſſermaßen in Konflikt mit der offenbaren Wirklichkeit, in welcher jener urſprüngliche Gegenſatz zwiſchen Gott und der Welt ſeine Schärfe und Spannung allmählich verloren hat. Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, Volksſitten haben ja ſchon vom Chriſtenthum, zum Theil wenigſtens, Geſtalt und Färbung empfangen; unſre ganze Kultur wäre, was ſie iſt, ohne das Chriſtenthum nicht geworden.

„„Nicht daß der Pietismus unterſcheidet, iſt zu tadeln; aber die praktiſche Anwendung des Begriffes Welt iſt das Schwierige. Das Chriſtenthum des großen Haufens iſt zu heiter, das des Pietismus iſt zu finſter; aber die letztere Einſeitigkeit iſt doch die beſſere. Die Abſonderung von der Welt beim Pietismus iſt übrigens Geſchmacksſache, und nur bei Einzelnen wird ſie unchriſtlich.““

So von drei Seiten zugleich angegriffen, machte der ſpekulative Gegner zuerſt (in Nr. VII.) Fronte gegen den Chriſtenboten, dem er ſein Ketzergericht vorwarf. Dieſe Verketzerung ſoll hauptſächlich darin beſtehen, daß der Chriſtenbote ihn mit Strauß paralleliſirt. „Wenn er aber Strauß verläugnet hätte, müßte er

* Das eben iſt eine abzuweiſende Prätenſion des Pietismus, ſich allein für die wahre und urſprüngliche Chriſtengemeinde zu halten, und gegenüber von allen andern Chriſtenmenſchen, als ſofort Weltmenſchen und Heiden, den katholiſchen Verdammungsſpruch: extra ecclesiam nulla salus ohne weiteres geltend zu machen. Im Durchſchnitt aber thun dieſes die Pietiſten, und man hat einen Solchen von einem bibelgläubigen Geiſtlichen, der die Stunden nicht beſucht, ſagen hören: „„Er iſt eben auch ein Pfarrer““ (d. h. kein Bruder, kein Chriſt); „„doch, Gottes Wort predigt er, das iſt wahr.““

in einer Zeit falſcher Feigheit und Hypokriſie ſich vor ſich ſelber ſchämen. Strauß iſt ein Mann von mehr Charakter und wahrhafter Sittlichkeit, als Viele, die ſich über ihn erheben.“ Ferner wird dem Chriſtenboten ſein unehrliches Lärmſchlagen vorgeworfen und ihm geſagt, daß er die innere Nothwendigkeit wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, die intereſſeloſe Beſchäftigung mit Gegenſtänden der Wiſſenſchaft, ſtrengen, ſyſtematiſchen Gedankenvorſchritt nicht begreife. Als Verketzerung wird es auch bezeichnet, daß dem ſpekulativen Theologen die Läugnung des hiſtoriſchen Chriſtus ſchuld gegeben werde, welchen Verdächtigungen er einzelne Stellen aus ſeiner Schrift entgegenhält, übrigens auf die ganze Anlage ſeiner Schrift verweiſt, jene Behauptung, der wiſſenſchaftlichen, verſprochenen Ruhe vergeſſend, für Lüge und Verläumdung, und den Rezenſenten des Chriſtenboten für einen Falſarius erklärt. Dann verſucht er zu beweiſen, daß ſeine Schrift (Nr. III.) die Lehre des Pietismus nicht [nicht ganz und gar] mit der Kirchenlehre identificire. Er iſt ſich wohl bewußt, mit dem tiefſten Grunde ſeiner Denkweiſe in dem proteſtantiſchen Princip zu wurzeln, und ſchließt, nachdem er noch die Uebergehung ſeines ethiſchen Theils durch den Beurtheiler gerügt hat, mit der Verſicherung, daß der Widerſpruch, welcher ſich auf manchen Seiten gegen den Pietismus erhebe, nicht ſowohl dem einfachen Pietismus, als ſolchem, gelte, der bisher anſpruchlos, in der Stille, und oft ſegensreich gewirkt hat, als vielmehr jener modernen Fraktion des Pietismus, die mit herrſchſüchtigen Abſichten ſich über alle Gebiete des Lebens und der Wiſſenſchaft zu verbreiten ſucht, alles ihr Widerſtrebende mit den unedlen Waffen der Verketzerung und Verdächtigung anfällt, es aus Kirche und Staat ausſtoßen und ſo ſich ſelbſt die Stellung einer allein herrſchenden und allein ſeligmachenden Kirche erringen möchte.“ —

Auf Nr. VII. nimmt der Verfaſſer von Nr. VI. in einer Nachſchrift noch Rückſicht. Er bemerkt, „„daß die Stellen, welche der Gegner des Chriſtenboten aus ſeiner erſten Schrift (Nr. III., 35. 70.) dieſem entgegenhalte, um zu beweiſen, daß auch er einen hiſtoriſchen Chriſtus habe, nur um ſo beſſer zeigen, wo der Fehler verborgen liege. Dieſelben reden nämlich nur von der Geſchichte, als der Trägerin, als der nothwendigen Verwirklichung

der Idee überhaupt; ja die erstre Stelle rechne offenbar den historischen Christus nur zu den einzelnen Gestalten, einzelnen Organen der Allgemeinheit: er ist ein einzelnes Exemplar, in dem darum der ganze Reichthum der Idee nicht koncentrirt seyn kann. Darüber aber wird ja eben geklagt.

„„Unser spekulativer Theolog ist allerdings positiver als Strauß, bei dem der historische Christus nur die Veranlassung wird, daß in der Menschheit die Idee der Einheit Gottes und des Menschen zum Bewußtseyn kam. Wenn nun Jener nicht uneigentlich und zweideutig reden will, so muß er in der historischen Person Jesu von Nazareth die Einheit des Göttlichen und Menschlichen realiter vorhanden annehmen. So ist ihm denn die Existenz Christi allerdings nothwendig, aber nur, damit die Idee zum Bewußtseyn komme. Die Geschichte Christi hat hiernach bloßen Werth im Gebiete der Geschichte, für die Religion, als solche ist sie, wenn einmal die Idee in der Menschheit lebendig geworden ist, überflüssig, und nur noch als Symbol zu gebrauchen.

„„Das aber ist's eben, was dem kirchlichen Bewußtseyn und Glauben widerstreitet. Unvertilgbar ist nämlich das Bewußtseyn der Sünde, als eines, die Persönlichkeit des Menschen umfassenden, realen Verderbens; deßhalb kann auch die Erlösung nur dann eine wahre und wirkliche seyn, wenn sie die Regeneration der Persönlichkeit ist: dieß aber vermag nur durch eine Persönlichkeit, ein persönliches, Gott-menschliches Leben, das sich durch persönliche That offenbart, zu geschehen. Sobald daher der persönliche historische Christus nur als Anfangspunkt der neuen Lebensentwicklung gesetzt wird, dessen persönliches Daseyn sofort überflüssig ist, so wird er dadurch nothwendig zur Idee in ein bloß passives Verhältniß gesetzt und heißt unmöglich der Schöpfer eines neuen Lebens.““ —

Inzwischen hatte, auf den Vorwurf der Lüge und Verleumdung, der angegriffene Rezensent das Helmvisir selbst gelüftet, und unternahm seine Rechtfertigung in Nr. VIII. Alles Persönliche kann hier übergangen werden.

„„Der Gegner — sagt er — hatte erklärt schweigen zu wollen. Warum leiht er nun seine Feder einem Streite, bei welchem für die Wissenschaft kein Gewinn zu erholen seyn soll? Nun so mag

er ſich denn auch von einem in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ihm nicht vollkommen ebenbürtigen, aber doch kirchlich gläubigen Manne etwas ſagen laſſen. Die chriſtliche Gemeinde kann ſich gegen die Wiſſenſchaft nicht abſchließen, ſie ſteht aber auch weder unter einer päpſtlichen, noch unter einer wiſſenſchaftlichen Bevormundung. Hat jener Theolog aus dem intereſſeloſen Drang der Wiſſenſchaft geſprochen, ſo hat der Referent aus dem intereſſeloſen Drang des Glaubens rezenſirt.““

Gegen den Vorwurf, daß der Pietismus religiös-wiſſenſchaftliche Schriften vor das Forum des Volkes ziehe, rechtfertigt ſich der Rezenſent mit den Worten:

„„Bisher habe ich die Anſicht gehabt, daß eine jede Wiſſenſchaft, wie ſie aus dem Leben ihre beſten Säfte zieht, ſo auch dem Leben wieder dienen, alſo in letzter Inſtanz immer wieder praktiſch werden ſoll; wie vielmehr aber die Wiſſenſchaft, die vom Höchſten handelt, die Wiſſenſchaft der Religion. Zudem iſt es ja auf allen Gebieten des menſchlichen Wiſſens ſeit Jahrhunderten Praxis, daß man die Ergebniſſe gelehrter Forſchungen und glücklicher Entdeckungen zur Kenntniß des Volkes bringt.

„„Was kann der wahre Grund von dieſem ſonderbaren Abſperrungstriebe ſeyn? Der Gegner klagt, daß wiſſenſchaftliche Streitpunkte, bevor ſie ſpruchreif ſind, auf ſo fremdartigem Gebiete als Machtſprüche entſchieden werden. Sagt er das als Anhänger der abſoluten Wiſſenſchaft? Aber dieſe hat ja Alles bereits ſpruchreif gemacht, ſie hat die volle abſolute Wahrheit in ſich! Oder ſagt er es als ordinärer Theologe? Wann iſt aber denn irgend einmal auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft durch das ſpekulative Denken ein Streitpunkt ſpruchreif geworden? Hat nicht bis auf den heutigen Tag ein Denker auf den andern gerade den Wiſſenſchaftspalaſt ſeines Vordermanns oft nach einem ganz andern Riß und Plan erweitert, umgebaut, verſetzt, oder gar zerſtört?

„„Den Gedankenproceß eines Buches nun kann das Volk natürlich nicht verſtehen, aber nach ſeinem Ergebniſſe hat die chriſtliche Gemeinde ſo gut ein Recht zu fragen, als das Volk im Großen einen Anſpruch darauf machen kann, daß ihm der Geiſt, der in der Literatur überhaupt waltet, und insbeſondere die Entdeckungen und Forſchungsergebniſſe auf andern Gebieten des menſchlichen Wiſſens mitgetheilt werden. Auch hat die Gemeinde

am Worte Gottes einen Prüfstein und am Geiste der Wahrheit, der durch das Wort und im Worte wirkt, einen Lehrer in alle Wahrheit.

„„Gebührt nun einer protestantischen Gemeinde, die am Worte Gottes festhält, nicht auch ein Prüfungsrecht, gegenüber von den Ansichten ihrer Theologen und Prediger? Soll der Beisatz wissenschaftlicher Versuch ihre Bücher davor sicher stellen, obgleich sie in denselben eine Erscheinung der Kirche besprechen, und unverhohlen die Tendenz durchblicken lassen, die spekulative Theologie bald zur alleinigen geistigen Macht in der Kirche emporgehoben zu sehen?

„„Taucht doch auch in der Hegel'schen Schule selbst eine nicht unbedeutende Fraktion auf, die darauf ausgeht, die Resultate dieser Philosophie auf direktem Wege unter das Volk zu bringen. Ganz gut! Seyd doch auch vor dem Volke ehrlich, wie ihr es gegen einander seyd, wenn ihr in euren wissenschaftlichen Zirkeln zusammen kommt! Die zurückhaltende Diplomatie hilft euch nichts mehr; eure Ansichten sind bereits das offenbare Geheimniß Deutschlands geworden.

„„Jesus selbst verlangte für sein Evangelium den direkten Weg (Matth. 19, 22. 1 Cor. 2, 21.). Sie selber, die Apostel, blieben zwar auf der Wahlstatt, aber das einfache Evangelium feierte seine preiswürdigen Siege, die ihm seither noch Niemand aus den Händen gewunden hat.

„„Sind nun die Resultate ihrer Forschungen mit dem Evangelium einstimmig, was haben die spekulativen Theologen bei der Veröffentlichung derselben zu fürchten? Sind sie aber für ihre Person mit dem Evangelium zerfallen, glauben jedoch die Wahrheit anderswo gefunden zu haben, warum gönnen sie, wie Luther, der aber freilich mitten im Evangelium stand, dieses hohe Gut nicht auch dem Volke?

„„Aber der Gegner hat unter der Hülle des „modernen Pietismus" das Grundprincip und die feierlich sanktionirten Lehren des biblisch-christlichen Offenbarungsglaubens selber angegriffen, und Allen denen, die nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollen, keine Wahl gelassen, als die Waffen zu strecken, und zur spekulativen Theologie überzugehen.""

Nachdem sich der Rezensent gegen die Beschuldigung der Verfälschung zu rechtfertigen gesucht und dieselbe ein kleinliches

Treibjagen geſcholten, iſt er zu zeigen bemüht, „„daß ſich der Verfaſſer in ſeiner letzten Schrift gegen den hiſtoriſchen Chriſtus ziemlich zaghaft verhalte und ſich eine Hinterthüre offen laſſe. Unter dem hiſtoriſchen Chriſtus verſteht man aber nicht das, was auch heidniſche Schriftſteller von ſeinen äußerlichen Lebensumſtänden berichten, nämlich, daß ein gewiſſer Jeſus gelebt habe u. ſ. w., auch nicht, daß der Iſraelite Jeſus vermöge der ihm inwohnenden religiös-originalen Kraft der Veranlaſſer und Wecker eines neuen von ihm auf ſeine junge Gemeinde übergegangenen Lebens geworden ſey. Ein Läugner des hiſtoriſchen Chriſtus muß vielmehr mit der Geſchichte deſſelben, wie ſie uns in den Evangelien vorliegt, gerade ſo umgehen, wie der Verfaſſer die ſpekulative Theologie mit den Wundern des neuen Teſtaments umgehen läßt. Den hiſtoriſchen Chriſtus nennt man den Chriſtus des Kirchenglaubens; perſönlich nennt man ihn den Fiktionen derjenigen Partei gegenüber, die das, was die Evangelien von der Perſon Jeſu von Nazareth erzählen, auf die Idee der Menſchheit im Großen deuten und nur in dieſer wahr finden wollen. An jenen hiſtoriſchen Chriſtus nun, deſſen Lebensbild die Evangelien uns geben, deſſen perſönliche Fortdauer und allmächtige Wirkſamkeit die Apoſtel uns verbürgen, und deſſen Bekenntniß die Kirche im Kampfe nach außen und innen immer im Laufe ihrer Entwicklung feſtgehalten hat, — glaubt die ſpekulative Theologie wirklich und aufrichtig an ihn? —

„„In Beziehung auf die Sünde muß die Behauptung wiederholt werden, daß, wenn der Menſch ſeine Subſtantialität nur in Gott hat (III. S. 109), an ſich weſentlich göttlich iſt, die Sünde nichts Anderes ſeyn kann, als nur etwas ſeiner Erſcheinung und zeitlichen Entwicklung Anklebendes. Da bedarf es nur der Entwicklung ſeines eigenen Weſens, keiner Erlöſung. Die Bibel aber betont Schuld und Fluch.““

Zuletzt vertheidigt der Rezenſent ſein Verdammungsurtheil über den Tanz und führt zu den zwei apologetiſchen Stellen aus Luther, die ſein Widerpart vorgebracht hat, eine dritte, ungünſtiger lautende an, die jener übergangen. *

---

* Poſſacker weist nach, daß alle drei Stellen beiſammen zu finden ſind in dem Buche „Geiſt aus Luthers Schriften von Zimmermann“ IV. 1.

Noch wird dem spekulativen Gegner vorgeworfen, daß er so wenig gründliche Studien über den Pietismus gemacht, daß er

---

S. 352. Manchem Leser werden sie neu und merkwürdig seyn. Sie lauten der Reihe nach so:

I. „Vom Tanzen muß man das Gleiche wie vom Schmuck sagen: daß man davon sagt, es bringe viele Reizungen zu Sünden. Das ist wahr, wenn es über die Maßen und Zucht fährt; aber es kann auch Einer wohl mit Einer buhlen, die weder Schmuck noch Schöne hat..... Darum, weil Tanzen auch der Welt Brauch ist des jungen Volks, das zur Ehe greift, so es auch züchtig, ohne schandbare Weise, Worte oder Geberden und zur Freude geschieht, ist es nicht zu verdammen. Daraus sollen die hoffährtigen Heiligen nicht so bald Sünde machen, wenn man es nur nicht in Mißbrauch bringt." (Walch Ausg. III. 568.)

II. „Es ist nicht zu sagen, wie viel und große Sünden bei den öffentlichen Tänzen geschehen, und was das Gesicht und Gehör da fasse; dazu was für Unrath das Betasten und Geschwätz bringe. Kurz die Welt ist Welt, ja eine Unwelt und ein Feind Gottes. Man darf in der Welt nicht etwas Gutes suchen, das Gott gefalle; denn da ist eine Sünde über die andere. Man spüret auch den großen Zorn Gottes; noch lacht man, man hüpfet und springet, ist lustig und guter Dinge, gleich als wenn keine Gefahr vorhanden, sondern alles unser Thun gut und köstlich Ding wäre." (Walch Ausg. III. 1937.)

III. „Ob es auch Sünde sey, pfeifen und tanzen zur Hochzeit, sintemal man spricht, daß viel Sünde vom Tanz komme? Ob bei den Juden Tänze gewesen sind, weiß ich nicht; aber weil es Landessitte ist, gleichwie Gäste laden, schmücken, essen, trinken und fröhlich seyn, weiß ich es nicht zu verdammen, ohn die Uebermaß, so es unzüchtig oder zu viel ist. Daß aber Sünden da geschehen, ist des Tanzens Schuld nicht allein, sintemal auch wohl über Tisch und in der Kirche dergleichen geschehen; gleichwie es nicht des Essens und Trinkens Schuld ist, daß Etliche zu Säuen darüber werden. Wo es züchtig zugehet, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und Gebrauch und tanze immerhin. Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen, noch ausfitzen, so du züchtig und mäßig darinnen bist." (Walch Ausg. IX. 642.)

Nr. I. und III. führt Herr Märklin für, Nr. II. Herr Hofacker gegen den Tanz an. In den verschiedenen Stellen herrscht kein Widerspruch. Luther erklärte sich gegen das unsittliche und übermäßige Tanzen, und für den Tanz an sich, als eine deutsche Nationalsitte, welche wohl schuldlos behandelt werden könne. Und so ist es noch immer. Daß das Geschlechtsverhältniß dabei eine Hauptrolle spiele, wie Herr Hofacker sagt, ist wahr und natürlich; denn Gott selbst läßt es eine Hauptrolle in der Welt spielen. Die Ahnung des Geschlechtsverhältnisses bei einem züchtigen Tanze ist noch nichts Unsittliches und die Reinigkeit des Herzens

die Schriften eines Bengel, Roos, Oetinger, der beiden Rieger gar nicht zu kennen scheine; daß Duttenhofer eine ziemlich trübe Quelle sey; daß er sich überhaupt die Widerlegung der Lehre des Pietismus, dem er doch ungemeine Rührigkeit in den verschiedensten Zweigen des Lebens und der Wissenschaft nicht absprach, so leicht gemacht habe.

„„Glaubt er denn, seine spekulative Theologie sey die Theologie aller wissenschaftlichen Männer Deutschlands? Er kennt die Literatur zu gut, als daß er diesem schwärmerischen Glauben sich überlassen könnte. Oder wären denn alle andersgesinnten Theologen so tief unter ihm gestanden, daß er sie keines Wortes zu würdigen brauchte? Hätte Nitzsch's und Twesten's Dogmatik, des Ersteren gediegene Schrift gegen Möhler; die Monographie von Jul. Müller über die Sünde, Tholuks Zweiflerweihe, Ullmanns Sündlosigkeit Jesu u. s. f.““ [hätte die spekulative Philosophie und Theologie Schellings, Franz Baaders, des jüngern Fichte, Weisse's, Billroths, Chalybäus', C. Ph. Fischers, Dorners, Sengslers und anderer Männer dieser Farbe, welche den Rückweg zum Theismus aus dem Pantheismus suchen,] „„gar nichts Beachtungswerthes zur Widerlegung [oder Bestätigung] angeboten? Und warum hat sich der Verfasser, da sein Buch den Pietismus, wie er sich in ganz Deutschland gestaltet hat, darzustellen und zu kritisiren verspricht, hauptsächlich nur an Württemberg gehalten, und hier nur einzelne neuere Volksschriften und Volksblätter als Quellen benützt, um es dann auch bei der Widerlegung um so leichter zu haben?““

Bedrohendes. Es dürfte beachtungswerth seyn, was dem Verfasser dieses Berichts ein Amerikaner, Bewohner einer der ansehnlichsten Städte Nordamerikas, der ihn unter dieser Arbeit besuchte, ein ernster und sehr christlich gesinnter junger Mann, zu bedenken gab. In jener Stadt sind die Kanzeln ganz in den Händen methodistischer und pietistischer Prediger, die den Tanz und jedes gesellige Vergnügen beider Geschlechter verpönen. Die Folge davon ist, daß die jungen Leute, sobald sie der Hauszucht entwachsen sind, sich den gröbsten Ausschweifungen ergeben, und das Gegentheil von dem bewirkt wird, was jene Geistlichen bezwecken. — Uebrigens stimmen spekulative Theologie und Pietismus in Verwerfung der Kinderbälle zusammen. III. S. 264 Note *). VIII. S. 56.

Diese Einwürfe und Fragen des Mitarbeiters am Christenboten würdigte der spekulative Theolog keiner unmittelbaren Antwort, aber in seinem Antwortschreiben an den Doktor der heiligen Schrift * faßte er doch die Einwürfe seiner sämmtlichen Gegner ins Auge, erklärte, daß, da er an die wirkliche Einheit des Menschlichen und Göttlichen in Christus glaube (anders als Strauß), er auch einen historischen Christus habe; definirte die spekulative Theologie und trat unter unbegreiflichen Widersprüchen fast ganz zu Schleiermacher von Hegel über, beides, wie wir oben bemerkt haben.

Abermals klammert er sich an das testimonium spiritus sancti in nobis an, wobei ihm ** mit Recht eingewendet wird, daß die Kirche nicht grammatisch, wie er, construire: das Zeugniß des in uns an und für sich seyenden absoluten Geistes, sondern: des göttlichen, heiligen, von dem Menschengeist unabhängigen Geistes Zeugniß in uns; d. h. sein in unserm Geiste, den er in Besitz nimmt, abgelegtes Zeugniß für die geoffenbarte Wahrheit.

Durch die Bekehrung zu Schleiermacher tritt aber Hegels absoluter Geist in den Hintergrund oder verwandelt sich vielmehr in den heiligen Geist jenes Gefühlstheologen, d. h. in den Gemeingeist der christlichen Kirche. Aber auch dieser heilige Geist kann zu einem sehr unhistorischen Christenthum führen, und wenn es je einmal Gemeingeist der christlichen Kirche seyn würde, des Straußischen Glaubens zu seyn, so würde dieser heilige Geist den biblischen heiligen Geist, der ein vom menschlichen Geiste unterschiedener Ausfluß der Gottheit, und den kirchlichen, der die dritte Person in der vor- und überweltlichen Gottheit ist, ohne Weiteres absetzen.

Inzwischen hatten die strategischen Anordnungen aller bisherigen Vertheidiger des Pietismus und der von diesem nur in Nebenpunkten verschiedenen*** Kirchenlehre für den spekulativen Gegner den Vortheil, daß er, solange nicht vor allen Dingen zwei Begriffe untersucht waren, sein Gottesbegriff und sein Begriff von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, der

* Nro. IX.

** Mündliche Bemerkung eines Dritten.

*** Dies sind es, obwohl sie von IX. S. 6. „Punkte genug" genannt werden.

zwiſchen Einerleiheit und bloßem Zuſammengehören ſich zu wiegen ſchien, er in den Folgerungen ſeines Syſtems ſich immer noch gewiſſermaßen auf ſeine Orthodoxie berufen konnte. Und ſo ſagt er denn auch in dieſem ſeinem letzten Worte, wie folgt:

„Man nennt uns von gewiſſen Seiten her geradezu Ungläubige. Ich weiß nicht, ſollen wir mit dieſer Bezeichnung als noch ſchlimmer dargeſtellt werden, als die, welche die Kirche ſonſt als Häretiker bezeichnet hat, und gar aus dem Umkreiſe der chriſtlichen Kirche ganz hinausgewieſen unter die Genoſſen der nichtchriſtlichen Glaubensweiſen; oder wird jene Benennung nur der anderen, ſonſt in der Kirche gebräuchlichen vorgezogen, weil ſie dem Volke auf verſtändlichere Weiſe ſagt, weſſen ſich daſſelbe von uns zu verſehen habe. Jedenfalls werden doch unſere Gegner, wenn ſie ihre Beſchuldigungen irgendwie begründen wollen, nicht umhin können, auf die Grundbegriffe des chriſtlichen Glaubens zurückzugehen. Darin nun werden ſie wohl mit uns einverſtanden ſeyn, daß der innerſte Mittelpunkt des chriſtlichen Glaubens die Lehre von der Verſöhnung iſt, von der Verſöhnung des Menſchen mit Gott durch Chriſtum. Und dieſe Bezeichnung wird wohl noch treffender ſeyn, als wenn wir geradezu die Einheit des Menſchlichen mit dem Göttlichen als das Weſen des chriſtlichen Glaubens nennen wollen; treffender, weil in derſelben zugleich auch ſchon die einzelnen Hauptbegriffe und Momente der chriſtlichen Religion in ihrem Verhältniß zu einander und in ihrer Zuſammenhängigkeit angedeutet ſind. Nämlich nach der einen Seite hin die vorausgehende Trennung und der Zwieſpalt des Menſchen mit Gott, oder das Bewußtſeyn der Sünde und Schuld und daran ſich knüpfend das Bedürfniß der Aufhebung dieſes Zwieſpalts; nach der andern Seite hin aber der durch die Thätigkeit Chriſti vermittelte Uebergang aus der Trennung von Gott zur wirklichen konkreten Einheit mit ihm. Und indem dieſe Aufhebung der Differenz zur Einheit als Verſöhnung bezeichnet iſt, wird damit ſchon darauf hingewieſen, daß die Beiden, Gott und Menſch, ihrem Begriffe nach weſentlich zuſammengehörig, als an ſich Eines gedacht werden müſſen — denn Verſöhnung kann nur zwiſchen Zweien ſeyn, die innerlich zuſammengehören, und wo nicht eine weſentliche Einheit als zugrundliegend vorausgeſetzt werden darf, kann auch nicht eigentlich von Zwieſpalt die Rede ſeyn — und

daß also durch die den Zwiespalt zur Einheit vermittelnde Thätigkeit nur wirklich wird, was an sich der Begriff Gottes und der Menschen fordert."

„Sind nun dieß die wesentlichsten Grundbegriffe des christlichen Glaubens, so kann eine dogmatische Ansicht nur dann der Häresie mit Recht beschuldigt werden, wenn ihre Grundanschauung nicht mit jener innersten Eigenthümlichkeit des Christenthums zusammenstimmen will und das eine oder andere der ebengenannten Momente von ihr — nicht geläugnet wird, denn damit stellte sie sich ganz außerhalb der Gränzen des Christlichen; aber so falsch aufgefaßt, sey es so abgeschwächt oder so über sein Maß hinausgehoben, daß dadurch die Verknüpfung mit den anderen unmöglich gemacht und so mittelbar der Grundbegriff der Versöhnung selbst alterirt oder aufgehoben wird."

„Häretisch wäre demnach eine dogmatische Ansicht, welche entweder den Zwiespalt des Menschen mit Gott so verringert, daß nicht mehr die Nothwendigkeit einer wesentlichen Umänderung des sittlichen Zustandes und einer erst wirklich werdenden Einheit mit Gott festgehalten werden könnte, oder welche denselben als so absolut setzte, daß auch die an sich seyende Einheit des Göttlichen und Menschlichen aufgehoben werden müßte. Das sind, wie von Schleiermacher gezeigt hat, die Grundformen aller Häresien, weil durch sie der Grundbegriff des christlichen Glaubens in seinen wesentlichen Momenten angegriffen und verletzt wird. Aber darin ist auch das Häretische wesentlich erschöpft; denn auf andere Weise, als die eben angeführten, kann keine Gefahr für die christlichen Grundwahrheiten entstehen, und eine dogmatische Ansicht, welche sich von allen diesen Alterationen der christlichen Grundbegriffe frei erhielte, und doch als eine häretische oder ungläubige bezeichnet würde, hätte das volle Recht, diesen Vorwurf als grundlos von sich zurückzuweisen."

Der spekulative Theolog hat hier das letzte Wort, denn Nro. X., welche Schrift unsern Bericht beschließen wird, ist vor Nro. IX. geschrieben. Bis er nun einen ebenbürtigen Gegner findet, wolle er dem Berichterstatter, der weder Hegelianer, noch Schüler Schleiermachers, noch Pietist zu seyn die Ehre hat, sondern nur mit der ordinären Dosis Vernunft einen auch ihm durch das Testimonium spiritus sancti bestätigten Offenbarungs- und

Bibelglauben beſitzt, eine kleine Einwendung gegen jenes „volle Recht" geſtatten.

Er nennt die Lehre von der Verſöhnung „den Mittelpunkt des chriſtlichen Glaubens." Damit iſt wohl jeder ächte Theolog einverſtanden. Aber wenn der Begriff „Mittelpunkt" mit dem Begriffe Grund, Grundbegriff, Baſis verwechſelt werden ſoll: ſo glauben wir, daß dieß ganz irrig, und daß vielmehr die Baſis des chriſtlichen Geſammtglaubens, und damit auch ſeiner wichtigſten Kammern und Heiligthümer, deren Allerheiligſtes gewiß die Verſöhnungslehre bildet, — daß dieſe Baſis der perſönliche Gott als ein vom Menſchengeiſt unabhängiges Ich einerſeits, und das einzelne, perſönliche Menſchenich als unvergängliches Weſen andrerſeits bildet. Die Unſterblichkeit des Individuums nun iſt gewiß eine Mitgrundlage der Verſöhnung. Hier jedoch können wir ſie noch problematiſch laſſen. Ganz einleuchtend dagegen iſt, daß zur Verſöhnung der perſönliche Gott als wahrhaftiges Ich unentbehrlich iſt. Denn wo Zwei ſich verſöhnen ſollen, müſſen alle Beide Bewußtſeyn haben. Hat Gott nur in mir Selbſtbewußtſeyn, ſo verſöhne ich mich, wenn ich mich mit ihm verſöhne, auch nur mit mir ſelber.

Ein ſehr nahe liegendes Bild wird die Sache deutlicher machen. Ein Phantasmagoriſt verſpricht eine „Verſöhnungsſcene real und leibhaftig durch einen Handſchlag zweier Perſonen darzuſtellen." Ich trete, ſagt er euch, auf eine Thüre mit ausgeſtrecktem rechten Arme zu. Jenſeits der Thüre und durch die Thüre wird mir ein Anderer entgegenkommen; auch er wird den Arm ausſtrecken, unſere Hände werden ſich berühren, und ſofort kann euch kein Zweifel übrig bleiben, daß ein wahrhaftiger Handſchlag, das Sinnbild der Verſöhnung, zwiſchen zwei Perſonen vorgenommen worden iſt. Alles geſchieht, wie er geſagt hat; nur kommen einem Zuſchauer Scrupel, ob es auch wirklich zwei lebendige Perſonen ſind, die auf einander zugegangen. Vielleicht hat er den ſonderbaren Umſtand bemerkt, daß der im Helldunkel der Lichter aus der Thüre herausgetretene Mann den linken Arm und die Linke dargeboten. Kurz, er dringt auf Unterſuchung, und bald zeigt es ſich, daß die vermeintliche Thüre ein Spiegel war, aus welchem der Escamoteur ſich ſelbſt entgegengekommen iſt. Wird er nun noch länger behaupten können, eine reelle Verſöhnungsſcene dargeſtellt zu

haben? Eine solche Scene aber gaukelt uns die spekulative Theologie vor, wenn sie die Menschheit vor das Spekulum ihres Systems führt, und verlangt, wir sollen den ausgestreckten Arm unsers Spiegelbildes, dessen Hand unsre Hand streift, für den Versöhnungshandschlag des dreieinigen, persönlichen, lebendigen Gottes halten. Es mag die rührendste Versöhnungsscene seyn; denn wenn wir weinen, wenn wir nicken, so weint und nickt dieser Spiegelgott auch. Aber am Ende haben wir selbst doch nur uns selbst vergeben und eine trostlose Versöhnungskomödie gespielt.

Wenn Schleiermacher von dieser Grundhäresie, welche den lebendigen Gott als vor- und überweltliches, wenn auch keineswegs außerweltliches Bewußtseyn läugnet, schweigen zu müssen geglaubt hat, so ist das sehr begreiflich, denn er hätte sich ja selbst anklagen müssen.

Schleiermacher brachte von seiner Philosophie her zu seiner Glaubenslehre eine entschiedene und, wie es scheint, unvertilgbare pantheistische Ansicht mit, welche sich nun mit dem ihm aus dem Evangelium sich in göttlicher Wahrheit und sittlicher Herrlichkeit aufdringenden Weltheiland vertragen sollte, und den ganzen unheilbaren innern Widerspruch seines theologischen Systems herbeigeführt hat. Hören wir über seine Philosophie einen unverdächtigen und gewiß classischen Zeugen. „„In Schleiermachers Vorlesungen““ — schreibt **Niebuhr** an die Hensler (Berlin den 29. Nov. 1811) * — „„stört mich seit einiger Zeit etwas, was sich im Anfang nicht so kund geben konnte, und was allerdings die ungünstigen Gefühle einiger edlen Männer gegen ihn, die mir sonst als durchaus ungerecht weh thaten, begreiflich macht. Schleiermacher begnügt sich nicht mit todten Notizen über die philosophischen Lehrer; er bringt sie in einen Zusammenhang und forscht der Grundidee jedes alten Philosophen nach. Das ist, wie es seyn muß, aber diese Forschung ist nun etwas sehr Mißliches, und erfordert eine Entkleidung von eigenen Ansichten, deren Nothwendigkeit

* Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben. Erster Band. Hamburg. Perthes 1838. S. 506 f. Nach Niebuhrs Vorgang dürfen wir den Ausdruck Pantheismus unbedenklich auf die spekulative Theologie, sey sie hegelisch oder schleiermacherisch, anwenden, ohne jene (IX. S. 63.) angedeuteten Flecken zu fürchten.

er ſelbſt in ſeiner Einleitung mit der herrlichſten Eindringlichkeit gelehrt hat, aber nicht leiſtet. Daß er dabei ehrlich verfährt, iſt mein feſter Glaube, und daß die, welche ihm ſtrenge Redlichkeit in ähnlichen Fällen, oder irgend einem ſtreitig machen, ſich an ihm verſündigen; darum aber ſcheint er mir doch ſich zu verirren. Er ſchiebt den älteſten Philoſophen die pantheiſtiſche Anſicht, nach welcher ihnen zwar die Materie nur für eine Erſcheinung gelte, aber auch eine Urſache der Welt außer ihr für eine Thorheit, zwar nicht immer unter, doch wendet er ſie beſtändig dahin, als auf die urſprüngliche, von der man ſich nur allmählich verirrt habe, wenn ſie gleich urſprünglich nur in dichteriſchen Werken dargeſtellt ſey. Gegen Anaxagoras, der zuerſt die Vernunft als unabhängige Weltordnung lehrte, hat er denn nun mit einer Unguſt, beinahe Feindſeligkeit, geſprochen, die mir, ſo wenig ich zum frommen Glauben tauge, eigentlich einen ſehr ſchmerzlichen Eindruck gemacht hat; und die uralten Joniker, die allererhabenſten, welche ihren Glauben in der Geſtalt der Volksreligion einkleideten, ſollen es damit gar nicht recht gemeint haben. Sonſt ſind mir dieſe Vorleſungen ſehr lieb, ſie friſchen viele Erinnerungen an alte Weisheit wieder auf, und vieles hatte ich auch noch gar nicht geleſen. Hätten wir Heraklit und die älteſten Philoſophen, wir würden es erkennen, wie unendlich hoch ſie über Plato und den ſpätern Philoſophen ſtanden. Mit weit mehr Fähigkeit ſie zu ergründen, fühlt Schl. das wohl, aber es iſt auf der andern Seite wieder etwas in ihm, was ihn von ihnen entfernt, und das hätte ich lieber nicht erfahren.““

So mag denn immerhin der ſpekulative Theolog wiſſen, was er glaubt (IX. S. 61), damit iſt noch nicht klar gemacht, an Wen er glaubt, und der Vorwurf des Pantheismus läßt ſich nicht ſo kurz weg mit den Worten (IX. S. 62) ablenken:

„Ich werde mich allerdings ſtets bewogen finden, gegen den Namen eines Pantheiſten mich zu wehren. Keineswegs, als ob ich dieſe Bezeichnung an ſich fürchtete, wenn ich nur anders hoffen könnte, daß ſie allgemein richtig verſtanden würde, als Gegenſatz gegen jede unkritiſche Vermenſchlichung Gottes und gegen die damit ſich verknüpfende mechaniſche Anſicht von der Welt,

ſowie als der Ausdruck der innigſten Vermittlung zwiſchen Gott und Welt."

Der letzte Streiter, der bis jetzt auf dem Kampfplatze zu Gunſten des angegriffenen Pietismus erſchienen iſt (Nr. X.), wahrhaftig nicht der verächtlichſte Ritter,* iſt auch wirklich mit eingelegter Lanze geradezu auf dieſe Blöße in der Rüſtung ſeines Widerſachers losgegangen.

Nach einigen Plänkeleien deckt er plötzlich** am Gegner den Sinn auf, den in ſeiner Sprache jenes beliebte Innerlichmachen des Aeußerlichen hat: „„Keinen andern als: Gewinnung der Einſicht, das dasjenige, dem man zuvor eine objektive Exiſtenz zuſchrieb, vielmehr nur etwas Subjektives ſey, ein Produkt, eine Projektion des ſubjektiven Geiſtes, zwar darum nicht eine Einbildung ohne alle und jede Realität, vielmehr hat z. B. die Vorſtellung vom Teufel auch ſo noch etwas Reales, nämlich das eigene, ſubjektive Böſe des Menſchen, was unter der Vorſtellung des Teufels auftritt. Aber dieſe irrthümliche Vorſtellung ſoll überwunden werden, das Objektive ſoll zurückgenommen werden in das Subjekt, ſo daß es, als überhaupt nicht objektiv exiſtirend, erkannt wird. Als die Verſöhnung des Objektiven und Subjektiven hätten wir demnach auf dieſem Standpunkte die Aufzehrung des Objektiven durch das Subjekt, die Vernichtung deſſelben und Auflöſung in einen ſubjektiven Schein, gefunden. Das iſt in ſeiner Durchführung durch die einzelnen Dogmen nichts Anderes als erneuerter Fichtianismus.""

Nachdem ſodann gezeigt worden, wie des Gegners Anſicht (in Nr. III.) von der Urſprünglichkeit der Religion, im Gegenſatz gegen das Gegebene, Poſitive, Objektive derſelben, ſey es Lehre,

---

* IX. S. 52 heißt es: „Dorner, welcher ja neueſtens nun auch an uns zum Ritter geworden iſt." Der Ausdruck iſt unglücklich gewählt. Wir wollen nicht entſcheiden, ob die Schloſſer der ſpekulativen Theologie Windmühlen waren. Aber Herr Dorner iſt kein Don Quixote. Wer noch auf Hegels hohem Gedankenpferde zu ſitzen glaubt, während er längſt auf das zahme Gefühlsroß herunter gekommen iſt, ſollte nicht an ſolche Ritterſchaft erinnern.

** S. 27 ff.

ſey es Geſchichte, viel ſubjektiver gemeint ſey, als Schleiermachers Glaube an die Perſon Chriſti; daß der Gegner ebenſo ſubjektiv umgehe mit der Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Chriſti, von der Perſon Chriſti und ſeiner Erlöſung, von dem Weſen der Gottheit, das der Pietismus angeblich dualiſtiſch auffaſſe: geht dieſer muthige Ringer auf ſeinen Widerpart mit der einfachen Frage los:

„„Erkennt er, wie unſre Dogmatik, auf die er ſich (III. S. 27 Anm.) beruft, einen Gott an, der, obwohl ſo weſentlich mit dem Frommen verbunden, und Eins mit ihm, doch nicht blos dahingegeben iſt an die Welt, ſo daß er in ihr aufginge, ſondern eben ſo, wie er ewig ſich ihr liebend mittheilt, auch der ewig in ſich zurückgekehrte abſolute Geiſt iſt — mag man dieß Perſönlichkeit nennen, oder wie ſonſt — gleichviel — ? Oder iſt ſeine Immanenz Gottes in der Welt ſoviel als Läugnung alles und jedes Seyns Gottes über und außer der Welt?

„„Er muß das letztere thun, muß läugnen. Lieber hätte er mit Hegel die Religion nur für eine Vorſtufe der abſoluten Wiſſenſchaft als des Höchſten erklärt, welcher die Vorſtellung weſentlich ſey, die in dem Objekte wirklich ein Anderes glaubt und noch nicht dahin gekommen iſt, dieſen Dualismus aufzuheben, dieſen Schein zu zerſtreuen, und in dem Objekte des Glaubens nur ſich ſelbſt, oder ein Moment des Selbſtbewußtſeyns zu erkennen. Denn das iſt doch offenbar, daß von Frömmigkeit und deren weſentlichen Thätigkeiten, Andacht, Gebet nicht mehr die Rede ſeyn kann, wenn es keinen Gott mehr über uns, ſondern nur in uns gibt. Wenn der Fromme je zu dem Bewußtſeyn kommen könnte, in der Frömmigkeit es nur mit ſich, mit ſeinem göttlichen Weſen zu thun zu haben, ſo wird ſie ihm eben damit aufhören, ſo gewiß die Selbſtgeſpräche eines Irren, in denen er es mit einem Andern glaubte zu thun zu haben, mit dem Wiedereintritte ſeines Bewußtſeyns aufhören. Die Verſenkung des Subjekts in ſich ſelbſt hat keine religiöſe Bedeutung,*

* Nach dieſer ſpekulativen Definition des Gebetes müßte Spinoza der kräftigſte Beter, wie am Ende der vollkommenſte Chriſt, geweſen ſeyn.

sondern eben damit, daß Gott als Objekt aufgehört hat, geht das religiöse Verhalten über in das ethische oder theoretische, wenn nicht gar in jenes Selbstgefühl der eignen Göttlichkeit, eine sonst bereits in Mißkredit gekommene Cultusform.

„„Dennoch spricht der Gegner viel von der Selbstständigkeit des religiösen Gebiets, gegenüber von dem ethischen und selbst dem philosophischen Gebiete, und adoptirt dann doch bei allen Lehren jene Methode, die das Objekt des Dogma's erst dann glaubt subjektiv gemacht zu haben, wenn der Schein seiner Existenz außerhalb dem Subjekte zerstört ist. Da aber dieser Standpunkt nicht klar und anschaulich durchgeführt ist, so tritt jene schwebende, unerfreuliche Haltung des Ganzen ein, die ihre Ursachen, wenn nicht in einem Mangel an Offenheit und Muth, mit dem angenommenen Standpunkte wirklich Ernst zu machen, doch desto gewisser in einer Unklarheit des Verfassers hat.““

Darauf wird ins Einzelne des dogmatischen Theiles eingegangen, und insbesondere die spekulative Lehre von der Sünde beleuchtet.

„„Diese Lehre verlangt einerseits zur Sünde die Zustimmung des subjektiven Willens (That) und andrerseits setzt sie dieselbe doch in die ursprüngliche, böse Zuständlichkeit des Menschen als Gattung, und überbietet damit die Kirchenlehre, welche in dem Begriffe der menschlichen Natur nur die Möglichkeit des Bösen findet, was aber die Wirklichkeit betrifft, sich an die durch Adams Fall alterirte Natur hält. Hiergegen protestirt nun die spekulative Theologie aufs stärkste (III. S. 52, 53). Ihr ist vielmehr die Sünde Adams eine Aeußerung dessen, was zum Begriffe der menschlichen Natur gehört. Das lautet prächtig vom philosophischen Standpunkt. Aber die Kirchenlehre war hier durch zwei große Interessen geleitet, die Vermeidung des pelagianischen und des manichäischen Extrems. Sie will die Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit allgemein, und Gott doch nicht zum Urheber der Sünde machen. Sie gäbe ihren Begriff auf, wenn sie diesen Extremen nicht auswiche, und provocirt deßwegen auf Adams Sündenfall. Kann man etwas Besseres an seine Stelle setzen, ohne in die Extreme zu fallen, so thue man es. Aber wenn die Sünde zum Begriffe der menschlichen Natur gehört, so kann dieselbe auch nicht vollständig erlöst

werden, weil ſonſt ihr Begriff aufgehoben würde, ſo kann ihr auch kein ſündloſer Retter gegeben ſeyn, der Menſch war;* ſo iſt auch ſchwer zu ſagen, wie nicht die Urſache des Böſen, was aus dem Begriffe der menſchlichen Natur als ſolcher folgen ſoll, auf Gott zurück fallen müßte, der den Begriff derſelben dachte und dieſe Natur ſchuf. War nun der Gegner dazu befähigt, im Pietismus die Kirchenlehre zu meiſtern?

„„Ueberdieß läßt ſich die Sündhaftigkeit des Gattungsbegriffs nicht vorſtellig machen. Iſt die Gattung perſönlich? wenn nicht, ſo iſt auch von Sünde bei ihr nicht zu reden. Iſt ſie es — inwiefern? Was iſt ſie dann? Man wird zuletzt immer von der Gattung auf die Einzelnen kommen müſſen, und ſo iſt nichts erklärt.

„„Doch es darf uns nicht bange ſeyn, daß ſich die ſpekulative Theologie ins Manichäiſche verirren möchte. Sie weiß dieß zu vermeiden — durch neue Widerſprüche. Bisher hatte es den Anſchein, als wollte ſie den Anwalt eines tiefen Sündenbewußtſeyns mit Mark und Bein durchſchneidendem Schmerz, gegenüber von Pietismus und Kirchenlehre, machen (III. S. 54, 55); allein dem iſt nicht ſo. Bald (S. 58) greift ſie die Strenge des proteſtantiſchen Lehrbegriffs an, und behauptet, daß die Einheit Gottes und des Menſchen an ſich der Begriff der menſchlichen Natur ſey, und daß die Erlöſung dieſen Begriff nur für den Einzelnen und an ihm verwirkliche. Für die menſchliche Natur an ſich iſt alſo das Böſe nur etwas Accidentelles. So hat ſie zwei Begriffe der menſchlichen Natur, mit welchen ſie beliebig wechſelt, und daher auch zweierlei Maß und Gewicht zur Beurtheilung des Pietismus.

„„Durch Fortbildung des Proteſtantismus kommt ſie endlich glücklich beim pelagianiſchen Principe des Katholicismus an. Schade um den Widerſpruch! denn in Einem Athemzuge wird geſagt, die

* Sobald die Sünde der menſchlichen Natur immanent iſt, kann von keiner Gnade in Chriſto Jeſu mehr geſprochen werden, denn dann war Jeſus ſelbſt ein Sünder, und mußte ſich ſelber erlöſen, ſich ſelber zur Einheit mit Gott bringen, und dieſe Selbſterlöſung wäre nur ein Beiſpiel, das er uns gegeben hätte, und dem wir aus eigener Kraft nachfolgen können, ſo fern wir nicht nur Menſch, ſondern auch Gott ſind.

protestantische Ansicht denke den Menschen = 0, und sie könne so die beiden Faktoren zu einer wahren Einheit zusammenbringen, und das andremal, sie setze das Göttliche in ein äußeres Verhältniß zum Menschen. Beides ist gleich unrichtig: die Gnade schafft nicht, sie schafft um, und der Wiedergeborne widerspricht durch die unio mystica nicht dem Menschenbegriff, sondern er verwirklicht ihn.

„„Der Mensch ist ferner nach der spekulativen Lehre (III. S. 105—108), auch abgesehen von der Erlösung, vom Guten nicht ganz entfernt, und doch spricht sie so viel von der göttlichen Gnade in Christo, und braucht hier beständig Ausdrücke, die für ganz andere Ideen ausgeprägt sind.““

Zu der Christologie des spekulativen Theologen wird bemerkt, wie befremdlich es sey, daß derselbe zwischen der Ansicht, als ob die Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in der Person Christi vollkommen realisirt worden sey, und der Ansicht, daß diese Idee in keiner einzelnen empirischen Persönlichkeit, sondern nur in der ganzen Gattung der Menschheit, in der Gesammtentwicklung des menschlichen Geschlechts absolut verwirklicht werden konnte, wonach die Idee sich in Christus nur auf eine graduell von den übrigen Individuen verschiedene Weise verwirklicht hätte, nicht entscheiden wolle. (III. S. 71—73.)*

„„Glaubt er aber, ohne hierüber eine entschiedene Ansicht zu haben, dem Pietismus oder der Kirche entgegen treten zu dürfen? Wie dem sey, so viel ist gewiß, er konnte diese Differenz nur dann so behandeln, wenn er einen Begriff vom Erlösungswerke hat, der von jener Differenz nicht berührt wird, für den es gleichgültig ist, ob in Christus die absolute Verwirklichung der Idee ist, oder nur in der Gattung. Und diese Voraussetzung wird nun auch bestätigt durch seine Lehre vom Geschäfte Christi (III. S. 86—104). Er weiß, um es kurz

* Der Verfasser von Nr. III. hat sich seitdem, zwischen 1839 und 1840, entschieden, und zwar für die Ansicht der vollkommnen Verwirklichung der Idee in Christo. Vergl. IX. S. 34 ff., wo es heißt: „Christus gleiche den Zwiespalt zur wirklichen konkreten Einheit mit Gott aus;“ wo seiner Person spezifische (also nicht graduelle) Eigenthümlichkeit und Würde vindicirt wird; wo gesagt wird, daß in ihm schlechthinige Energie des Göttlichen zu finden sey.

zu ſagen, das Werk der Erlöſung nicht dem Gottmenſchen [Jeſus]* Chriſtus zuzuſchreiben, ſondern nur dem ewigen Logos; Jeſus von Nazareth iſt ja nur ein dageweſener, der Logos aber hat ewige Gegenwart; jener iſt nur eine einzelne und äußere Perſon, der Logos dagegen das wahre Weſen der Menſchheit, daher ſein erlöſendes Thun zugleich und in Einem, That der Menſchheit iſt.

„„Schleiermacher begründet das hoheprieſterliche Amt Chriſti in ſeinem Mitgefühl mit der Sünde der Welt; der ſpekulative Theolog aber acquiescirt in der Hegelſchen Lehre, in welcher „die Idee an ſich mehr hervorgehoben wird und nur als das religiöſe Bewußtſeyn erſcheint, angeknüpft an die Perſon Chriſti und deſſen Leiden und Tod (III. S. 91). Das Ertödten der ſündhaften Perſönlichkeit ſtellt ſich dem religiöſen Bewußtſeyn in dem natürlichen Tode Chriſti dar; es iſt ein dem Scheine nach fremdes Thun, in Wahrheit aber ſchaut in dieſem äußern Leiden und Sterben einer fremden Perſon der Geiſt ſein eigenes geiſtiges Thun an.“ Wenn nicht mehr im Tode Chriſti liegt, ſo liegt auch dieſes nicht darin!““

„„Auch im Königlichen Amte Chriſti reißt dieſe Spekulation den ewigen Logos und Chriſtus gnoſtiſch von Jeſu los. Seine vergeiſtigende Exegeſe nimmt auf die vielen neuteſtamentlichen Stellen hier keine Rückſicht.

„„In der Eſchatologie findet ſie „den eigentlichen Gehalt der pietiſtiſchen Vorſtellung“ von der Vereinigung mit Chriſto darin, daß in ihr der Menſch die Idee ſeiner Natur im Jenſeits vollkommen realiſirt, ſein abſolutes Weſen vollkommen wirklich geworden „denke“ (III. S. 156). Hätte Kant nüchterner reden können?

„„Wenn uns der Verfaſſer in Beziehung auf alle Grunddogmen zur Erkenntniß des Chriſtus in der Gattung oder zum Cultus des Genius verhelfen wollte, ſo that er beſſer, auch die rühmliche Offenheit von Strauß zu theilen. So aber redet er unſere Sprache,** ſpricht von ſchöpferiſcher Lebensmittheilung

* Der Name Jeſus kommt, wenn wir uns nicht irren, in der ganzen großen Schrift, Nr. III., nur ein einzigmal vor.

** Cic. de Fin. II; 24. 79: Vide ne non debeam verbis nostris uti, sententiis tuis. Quod si vultum tibi, si incessum fingeres, quo

Christi, vom hohenpriesterlichen Amte Christi, von Wiedergeburt und dergleichen, und verbindet einen ganz andern Sinn damit, als wir thun, und sucht uns die kirchliche Lehre unter dem Namen des Pietismus verdächtig zu machen.

„„Das formale Princip des Protestantismus, wonach das Wort Gottes die Erkenntnißquelle ist, betreffend, mag immerhin der Pietismus Wort Gottes und heilige Schrift mit Unrecht identificiren, sein Gegner nähert sich dem entgegengesetzten Extreme, indem er in der heiligen Schrift das Wort Gottes nicht mehr erkennt, der dogmatischen Kritik der Schrift ein maßloses Recht zugesteht, eben damit die menschliche Vernunft und ihre Aussagen an die Stelle der Schrift setzt, und das in dem Augenblicke thut, wo er auch das materiale Princip unserer Kirche, die Grundlehre von der Rechtfertigung, in seinem Mittelpunkte antastet und einer dogmatischen Kritik unterwirft.““

Nachdem noch die Alteration, welche die spekulative Theologie mit der christlichen Lehre vom Wesen und Gehalt der Gnade vornimmt, anschaulich nachgewiesen worden (X. S. 61 ff.), wendet sich der Verfasser zur Darstellung des Pietismus nach seiner ethischen Seite (III. S. 175—269), von welcher die übrigen Vertheidiger des Pietismus auf eine etwas verdächtige Weise fast ganz stille geschwiegen hatten.

Und hier tritt der dogmatische Vertheidiger des Pietismus mit redlicher Entschiedenheit auf die Seite des Gegners, indem er seinen Tadel in den meisten Punkten als treffend bezeichnet.

„„Der Grundfehler des Pietismus, — so spricht sich alsdann der Verfasser von Nr. X. weiter aus — in Behandlung der Natur, der Kunst, des Staats, der Wissenschaft und der Kirche, ist nicht sowohl in einer Unfreiheit, gegenüber vom Gesetze, als vielmehr in der in sich zurückgeworfenen Beschaffenheit seiner Frömmigkeit zu suchen. Nicht die Idee eines Gemeinlebens der Menschen bildet ein konstitutives Princip des

---

gravior viderere, non esses tui similis: verba tu fugas, et ea dicas, quae non sentias, aut etiam ut vestitum, sic sententiam habeas aliam domesticam, aliam forensem, ut in fronte ostentatio sit, intus veritas occultetur? Vide quaeso, rectumne sit?

Pietismus, ſondern der Mangel hieran macht einen ſeiner größten Fehler aus. Ja, wo er ſeine Idee handhaben will, verkehrt er das Gemeinleben in eine Sekte, und unterfängt ſich einer Sache, wozu nur die Kirche das Recht hat, und der Pietismus keinen Beruf.

„„Nur Druck der Staatsgewalt oder ungerechte Verſtoßung von Seiten der Kirche, könnte ihm den — alsdann durch die Pflicht der Nothwehr berechtigten Trieb — einimpfen, zur Wahrung der Gewiſſensfreiheit ſich zu einem religiöſen Gemeinleben zu conſtituiren. Dann aber müßte er Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. w., Alles, was er jetzt an ſeiner Mutter, der Kirche, tadelt, aus ſich ſelbſt hervorbringen, wenn er nicht verkümmern wollte; das Fliehen der Welt müßte ein Ende nehmen, und das Geſchäft der Weltüberwindung beginnen. Dennoch würde er den Fluch, der auf jedem Schisma liegt, mit zu empfinden haben.

„„Der weſentliche Zuſammenhang der weltlichen Gebiete mit der Religion, nicht deren Selbſtſtändigkeit, hätte die Grenze des Pietismus darthun ſollen, denn ſie alle ſind Theile des großen Organismus der Menſchheit, und ſo ein Theil leidet durch den andern, ſo leidet der letztere ſelbſt.

„„Sage dem Pietismus nicht, daß er allzufromm ſey, wenn er von allem Solchen abſtrahire, denn da würdeſt du ihn nur ſtolz oder hartnäckig machen; aber zeige ihm, er ſey zu wenig fromm, wenn ſeine partikuläre Frömmigkeit ſich nicht zur kirchlichen entwickle und ſich in chriſtlicher Sitte, Kunſt, Wiſſenſchaft, bürgerlichem Gemeinſinne geſtalte; daß ſeine Frömmigkeit nothwendig verkümmere, arm, beſchränkt, reizbar und ſchwankend bleibe, wenn ſie nur eine ideale Exiſtenz behaupten wolle, ſtatt dem von Gott der Natur eingegebenen Zuge zur freien Objektivirung in der großen Gemeinſchaft zu folgen: — ſiehe, da wird er dich hören, und wenn nicht, ſo ſchüttle den Staub von deinen Füßen, der Friede, den du ihm bringen wollteſt, für ihn ſelbſt und zwiſchen dir und ihm, und den er zurückwies, der kehrt zu dir wieder, und tröſtet dich.

„„Die Grundidee des Pietismus bei Spener war, wie bei Luther, die Freiheit und das allgemeine Prieſterthum des Chriſtenmenſchen. Hierin liegt aber für den Einzelnen die religiöſe Freiheit oder Emancipation von der geiſtlichen

Bevormundung durch Menschen, vermöge der Erlösung in Christus, welche zum Ziele hat, religiöse Persönlichkeiten zu schaffen, aber eben damit auch das Recht und die Pflicht, die besondern Gaben, die jedem verliehen sind von der Natur, aber nun geheiligt durch den Geist (Charismata), zu verwenden zum gemeinsamen Besten, wenn schon nicht in willkürlicher Weise.

„„Der Pietismus hat recht, wenn er fordert, daß dieser Begriff in der Kirche verwirklicht werde, und nicht in schreiendem Gegensatze zu dem, was sie ist, stehe, und er hat auch das Selbstbewußtseyn der Kirche und ihre geistliche Wachsamkeit wieder geschärft. Auch ist er nicht bis zu einer Trennung von der Kirche fortgeschritten.

„„Das nun ist seine unschuldige, ja ehrenwerthe Seite. Unschuldig ist er aber nur, sofern er weder neben der Kirche seyn, noch sich an ihre Stelle setzen will. Dieß muß er dadurch beweisen, daß er sich den Gemeinsinn bewahrt, mit dem volksthümlichen Leben; aus der er stammt; auf keine Weise darf durch Indifferentismus gegen die Interessen desselben in Staat, Wissenschaft, Kunst und Kirche, die nicht ungestraft vernachlässigt werden dürfen. Er soll mit seinen Volksgenossen das Leid und die Freude theilen, soll die brüderliche Liebe zu ihnen und zu dem Gemeindeleben zum Ausgangspunkte der allgemeinen Liebe nehmen. Dabei soll er sich bewußt bleiben, daß nicht alle Charismen ihm verliehen sind, sondern dem Gemeinleben der Kirche, er soll daher nicht so schnell spröde thun gegen Andre, die, wenn auch in einer andern Form, Mitarbeiter sind.

„„Geschieht dieß nicht, entzieht er sich der Kirche aus Mißstimmung über ihre Krankheiten, so entzieht er auch seine Schulter der Gemeinschuld und ist selbst um so schuldiger.““

Aus diesem Stande der Controverse zwischen Pietismus und Spekulation geht soviel hervor, daß, wenn nicht jeder Christenmensch sich entschließen kann, dem Pietismus zuzufallen, ein jeder doch eine unübersteigliche Kluft zwischen Christenglauben im allerweitesten Sinne und spekulativer Gotteslehre der neuesten Zeit befestigt sehen wird. Rationalismus, Supranaturalismus

und Pietismus ſind wenigſtens über die Grundlage des Chriſtianismus einig, über den theiſtiſchen Gottesbegriff und über dasjenige, was zunächſt damit zuſammenhängt, über Abhängigkeit aber Getrenntheit der Schöpfung von Gott, über die unſterbliche Perſönlichkeit des Menſchenichs und die Geltung des Individuums und der Individualität als eines für alle Ewigkeit reſponſabeln Weſens. In allen dieſen Punkten denkt der Monismus des Begriffs anders, und darnach muß ſich ſeine Metaphyſik und nicht minder ſeine Moral weſentlich anders geſtalten. Wenn er in der Lehre von der Sünde und Rechtfertigung dem Pietismus verwandter ſeyn ſoll, als dieſer dem Rationalismus, ſo iſt dieß rein terminologiſcher Schein.

Ein auf ſich ſelbſt erſt im Menſchen ſich beſinnender Gott iſt gewiß nicht der Gott der Schrift und des Wortes, das ſie predigt, iſt nicht der Gott, auf den Moſes und Jeſus ſich berufen haben. Auch begreift ſich nur aus der gänzlichen Unchriſtlichkeit dieſer Philoſophie, wie ihr Stammvater kein Chriſt und ſelbſt kein Jude, ſondern ein überzeugungstreu aus der Religionsgemeinſchaft der Juden ausgetretener und der der Chriſten nie beigetretener Philoſoph, Spinoza, ſeyn mußte.

Es beruht, wenn nicht auf uns unbekannten Gründen, auf der größten Selbſttäuſchung, wenn man eine auf dieſe Baſis erbaute Philoſophie eine chriſtliche nennen will. Sie iſt vielmehr repriſtinirtes und ſublimirtes Heidenthum. Der alte Heide Goethe hat es ganz ehrlich herausgeſagt. Er mißbilligte es, „daß Hegel die chriſtliche Religion in die Philoſophie hereinziehe, die doch nichts darin zu thun hat. Die chriſtliche Religion, ſagte er, iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über aller Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“*

So ehrlich ſprach der Mann, der doch die Urkunden des Chriſtenthums nur für eine Legende, und die Philoſophie an und für ſich ſo hoch hielt, daß er lieber bei ihr den Beweis für die Unſterblichkeit der Seele ſuchte, an die er feſt glaubte, als beim Offenbarungsglauben.“*

---

* Eckermann II. 56.
** Ebendaſ.

Wer nun aber nur nicht Alles in dieser angeblichen Legende für Mythe erklärt, wer nur den Kern der Reden und Thaten Jesu noch stehen läßt, wird nicht abläugnen können, daß die Erklärungen desselben über den Vater im Himmel und Jesu Verhältniß zu ihm, über die göttliche Versehung, über das Gebet und seine Erhörung, über des Menschensohns Werke als Beweise seiner göttlichen Sendung, über den Werth jeder einzelnen Menschenseele, über ein zukünftiges Leben und das Verhältniß dieses Erdenlebens zu solchem Jenseits, über Lohn und Vergeltung nicht bloß ihrem Buchstaben, sondern ihrer Tendenz nach ihre Grundlage in der Voraussetzung eines persönlichen göttlichen Ichs und ihr Ziel in einem ewigen persönlichen Leben jedes Menschenichs, einem Leben, von welchem das gegenwärtige Leben nur der Anfang ist, haben müssen.

Diese Lehren aber sind nach der consequenten spekulativen Theologie, nach Hegels streng durchgeführter Religionsphilosophie, eben so viel irrthümliche oder nur populäre Vorstellungen. Wie kann nun folgerechter Weise jene Theologie in einem Menschen, der eines vom Begriffe so unaufgehellten Geistes war, daß er Irrthümer, Vorurtheile und Hüllen der Wahrheit für die Wahrheit selbst hielt, in irgend einem Sinne einen besondern Gottmenschen sehen? Nicht einmal seiner Sittlichkeit nach kann sie ihn sehr hoch stellen, denn die Vergeltungslehre z. B., die er so entschieden predigte, erscheint dieser Philosophie als etwas Unsittliches.*

Wenn die spekulative Theologie Hegels das allgemeine Bewußtseyn der Welt wird, so muß der christliche Glaube aufhören, und sein Stifter kann nur noch in Eine Reihe mit Confucius, mit dem menschlich aufgefaßten Moses, mit Sokrates, Spineza und St. Simon gestellt werden; ja selbst der Urheber der Lehre von der immanenten Einheit Gottes in der Menschheit ist nicht er, sondern Spineza oder Hegel. Der historische Christus wollte Gottmensch unter Menschen seyn; der spekulative ist Gottmensch unter Gottmenschen, d. h. auf der einen Seite Mensch unter Menschen, auf

* Welche Lehre war der überwiegenden Sinnlichkeit mehr feind, als die Religion Christi und seiner Apostel? Und doch baute diese Lehre alle ihre Gebote auf den Schöpfer und die Unsterblichkeit. Wie könnte also dieses letztre Dogma, aus welchem die Idee der Vergeltung hervorgeht, ein Produkt der Sinnlichkeit und deßwegen unsittlich seyn?

der andern Gott unter Göttern, oder richtiger, unter Gotten, sofern jeder Mensch an sich das Absolute, der wahrhaftige Gott und das ewige Leben ist.

Eine Philosophie hingegen, die eine christliche Philosophie mit Wahrheit heißen will, muß, vom persönlichen Christus und seinem speziellen Gottesbewußtseyn zurückgehend, das von Christi Lehre vorausgesetzte, ursprünglich in Gott sich producirende Selbstbewußtseyn Gottes nachzuweisen unternehmen, sie muß das Absolute in Gottes eigenes Bewußtseyn übergehen lassen, über und unabhängig von der Welt, und muß damit den Beweis verbinden, daß dadurch kein Dualismus gegeben, und die Unendlichkeit Gottes nicht beschränkt wird; zugleich muß sie die Gewalt des Geistes über die Natur auf eine Weise statuiren, daß das Wunder, und die ewige Fortdauer der geistigen Individuen möglich ist; sie muß endlich diese Fortdauer mit ihren Folgerungen zur Basis ihrer Moral machen.

So lange die Philosophie das nicht thut oder nicht vermag, bleibt der persönliche Gott, das Gott-Ich, der Welt und dem unsterblichen Menschen-Ich, unendlich und ohne Dualismus, gegenüber stehend, ein Axiom des Christenthums, der erste und ursprünglichste Wunderglaube, den es verlangt, der Glaube an etwas dem Begriffe sich Entziehendes, dem sich der Rationalismus eben so willig unterwirft, als der Supranaturalismus und der Pietismus, und das nur die spinozistische Spekulation läugnet.

Glaubt man einmal an den wahrhaft persönlichen Gott, so wird man nicht unversöhnlich sich über den Grundsinn und die Grundlehren des Christenthums streiten. Rationalisten und Pietisten werden, gegenüber dem unchristlichen Pantheismus, nur Ein Lager bilden.

Immerhin mag die heilige Schrift einer Schal- oder Hülsenfrucht zu vergleichen, und die kunstverständigen Gärtner mögen nicht einig darüber seyn, wo die Schale aufhöre und der mit ihr verwachsene Kern beginne, irgendwo muß er doch einmal kommen. Bekanntlich gibt es aber morgenländische Früchte jener Gattung, an welchen auch die Schale köstlich und selber ein herrliches Gewürz ist. Verhielte es sich mit dem geschriebenen Worte Gottes nun auch so, wie sehr wäre schon derjenige zu tadeln,

der die Schale abziehen und als unbrauchbar wegwerfen wollte, einzig zu Ehren des Kerns. Am unverantwortlichsten aber würde derjenige handeln, der, nachdem er die Hülse rein abgeschält, nun auch daran ginge, den Kern selbst zu durchwühlen und zu zerstören, Alles in der Absicht, im Innersten desselben einem flüchtigen Oele auf die Spur zu kommen, dessen Geschmack und Heilkraft ungewiß, ja dessen Existenz unverbürgt wäre.

Dieß letztre thun die spekulativen Theologen, die ihrem Systeme nach noch für Christen gelten wollen. Sind sie es? Und verketzern wir sie, wenn wir behaupten, sie seyen es nicht? Sagen wir damit, sie können nicht ernstlich beten, nicht christlich predigen, nicht christlich leben?

Gewiß wollen wir das nicht behaupten. Wir trauen vielmehr den Versicherungen, den unwilligen Betheuerungen dieser Männer; wir verlassen uns zugleich auf die Inconsequenzen ihrer Lehre. Wir greifen nicht ihre christlichen Gesinnungen, ihr christliches Gebet, ihre christliche Predigt und Seelsorge, wir greifen nur die Folgerichtigkeit von alledem, nur die Cohärenz ihres Systems, nur die Schärfe ihres Geistes an, und geben ihnen so eine Beschuldigung zurück, die sie in so reichlichem Maße und so unbedenklich und zuversichtlich den Gegnern ihrer Philosophie zuzuschicken pflegen. Wir sagen von ihnen mit Cicero:

„„Ita vivunt quidam, ut eorum vitâ refellatur oratio. Atque ut ceteri existimantur dicere melius, quam facere: sic hi mihi videntur facere melius, quam dicere.““

Cic. de Fin. II; 25, 81.

Während des Druckes stößt der Verfasser auf einen Vorgänger Bengels, der vielleicht der erste Gründer des Pietismus in Württemberg war. Es ist dieß M. Christoph Reuchlin, ein Ururur-Enkel von Kagnio's Bruder; er war von 1699 — 1704 D. und Prof. Theol. zu Tübingen, und in seinem Lebenslauf (Stolls Magisterbuch S. 336) heißt es: Fuere tamen, quibus convertus pietatis, ut vocant, *tunc temporis rariores si non plane involiti*, quos domi instituebat privatos, in eo displicuere. Dieser Mann hatte von 1679 — 1685 in Wittenberg theils studirt, theils docirt.

W. S.

Die slawischen Völker

und

ihr Verhältniß zu Deutschland.

Seit die französische Revolution alle Blicke auf den Westen und dessen Bewegungen lenkt, und seit man anfing über Völkerverhältnisse und Völkerschicksale nach papierenen Constitutionen, oder nach dem Lärm von Zeitungen und berathenden Kammern zu urtheilen, scheint man den Sinn für Beurtheilung anderer Zustände wie verloren zu haben. Es gilt dieser Vorwurf freilich nicht den Einzelnen, welche zum Theil sehr wohl unterrichtet sind, sondern mehr der Gesammtmasse derer, welche an öffentlichen Gegenständen Antheil nehmen, und in der Geschichte der Völker und Menschen Nahrung für den Geist und Belehrung suchen. Aber es ist ein noch weit nicht hinreichend gewürdigter Umstand, wie sehr eine allgemeinere Beschäftigung mit diesem oder jenem Gegenstand auf dessen wissenschaftliche Behandlung einwirkt: ist eine Sache Gegenstand allgemeinerer Besprechung geworden, nimmt die größere Masse des lesenden und aufmerksamen Theils der Nation daran Antheil, so erhält die Betrachtung alsbald eine gewisse praktische, ins Leben greifende Richtung, von welcher der Einzelne, wenn er nicht durch die allgemeine Denkweise gestützt und getrieben wird, nur allzugerne abweicht. So ergeht es namentlich uns Deutschen gegenwärtig mit den slawischen Völkern und ihren Verhältnissen unter einander und zu Deutschland: die öffentliche Aufmerksamkeit, die allgemeine Theilnahme dafür ist, wenn

nicht gerade ein Ereigniß, wie etwa die polniſche Revolution eintritt, nur gering, und bloß Rußland erweckt Aufmerkſamkeit wegen ſeines täglichen und ſtündlichen Eingreifens in alle Verhältniſſe Aſiens und Europas. Aber auch Rußland iſt darum nicht beſſer gekannt, und erweckt im Allgemeinen wegen der politiſchen Tendenzen, die man ihm zuſchreibt, auf der einen Seite blinden Haß, auf der andern nicht minder blinde Vorliebe, und die rechte Würdignng fehlt faſt allenthalben.

Es bietet aber der europäiſche Oſten, und vor allem die ſlawiſchen Völker, Deutſchland ein Intereſſe dar, welches über alle Tagespolitik hinausliegt, und welches richtig aufzufaſſen, zur Kenntniß der Vergangenheit wie zur richtigen Beurtheilung der Zukunft von großer Bedeutung iſt. Zwiſchen Franzoſen und Deutſchen läßt ſich unſchwer eine Gränzlinie ziehen, wenn ſie auch an manchen Stellen ziemlich gezackt herauskommt, zwiſchen Deutſchen und Slawen aber iſt dieß rein unmöglich. Man kann Oder und March als die Gränzen des deutſchen Reichs und Volks anſehen; aber diesſeits wohnen noch Millionen Slawen, wie jenſeits Millionen Deutſche, der deutſchen Kolonien im tiefern Rußland gar nicht zu gedenken. Zwiſchen Oder, March und adriatiſchem Meere auf der einen, der Düna, dem Dnieper und dem ſchwarzen Meer auf der andern Seite iſt ein Gebiet, welches ſeit vielen Jahrhunderten zwiſchen Rußland, Deutſchland, der Türkei und den zwiſchen Ruſſen und Deutſchen in der Mitte liegenden ſlawiſchen Polen ſtreitig geweſen, und wie die deutſche Herrſchaft und Sprache auf der einen Seite bis nach Livland und Siebenbürgen hinein ſich vorgeſchoben hat, ſo haben ſlawiſche Eigenthümlichkeit und Sprache durch alle Stürme der Zeit ſich in Schleſien, Mähren, Böhmen und einem Theil der Lauſitz noch erhalten. Wer will hier die Gebiete ſcheiden, eine Gränzlinie ziehen? Es iſt rein unmöglich. Aber es hat Zeiten gegeben, wo deutſche und ſlawiſche Nationalität in erbittertem Kampfe einander gegenüber ſtanden, ſelbſt bis in die neueſte Zeit haben gegenſeitige Reibungen fortgedauert, und es liegt keineswegs außer dem Reiche der Möglichkeit, daß dieſe Reibungen einſt wieder zu einer Flamme ſich entzünden. Die neuere Zeit mit ihrer vorherrſchend literariſchen Grundlage iſt der Entwicklung der einzelnen Nationalitäten günſtig; die kosmopolitiſchen Tendenzen des 18. Jahrhunderts ſind

im Nebel verflogen, und aus der umfangreicher gewordenen Literatur hat sich ein Nationalgefühl in viel umfassenderer Weise gebildet, als dieß früher je der Fall gewesen. Daß die gegenwärtige Literatur des westlichen Europas, namentlich Frankreichs und Deutschlands, fast zu einer leblosen Mumie geworden, die man nur noch mit allerlei Flitterstaat aufzuputzen sucht, beweist nur, daß die Literatur dieser Länder einer gründlichen Umwandlung entgegen geht, und man darf darum nicht glauben, daß dieß bei den weit minder blasirten slawischen Völkern in gleicher Weise der Fall sey; für sie scheint im Gegentheil die literarische Periode, welche sich für uns zum Ende neigt, erst recht zu öffnen.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Deutschland seine Nationalität nach den furchtbaren Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs zuerst in seiner Literatur wieder gefunden habe; kann nicht vielleicht Polen, nachdem es durch die Ereignisse der letzten 60 oder 70 Jahre zertrümmert worden, seine Nationalität gleichfalls wieder in seiner Literatur finden? Daß diese Idee in manchem Polen lebt, ist nicht wohl zu bezweifeln, und die jetzige polnische Literatur zählt auch Männer genug, welche jedem Lande zur Zierde gereichen würden, und einige, welche gegenwärtig in ganz Europa ihres Gleichen umsonst suchen. Eine solche Nation kann man nicht als todt und begraben ansehen, so sehr auch Polen jetzt aus der Reihe der Nationen ausgetilgt scheint.

Auch Rußland tritt immer mehr auf dem Schauplatz der Literatur auf, und wenn diese auch durch eigenthümliche, keineswegs bloß in der Censur liegende Umstände gehemmt ist, und sich noch keiner besonders reichen Entfaltung erfreut, so erhält sie doch eine immer breitere Grundlage, welche mächtig gefördert wird durch die nationale Richtung, die das Unterrichtswesen seit zehn Jahren erhält. In dem von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Rußland herausgegebenen Journal sind nicht nur die Arbeiten der gelehrten Körperschaften, wie der Akademien und Universitäten, sondern auch die einzelnen bedeutenderen Leistungen sämmtlicher russischen Journale, so wie die Arbeiten des Lehrerpersonals aufgeführt, und auch den literarischen Bestrebungen sämmtlicher Slawenstämme, namentlich der ostslawischen, ein stehender Artikel gewidmet, wobei neue, für das Slawenthum (slawian schtschina) wichtige Erscheinungen mit besonderer Vorliebe

hervorgehoben werden. Aber um ſolche Dinge, wie dieſes theils neu erwachende, theils erſt beginnende geiſtige Leben ſo vieler Millionen, kümmert man ſich in Deutſchland ſehr wenig; da hat man ſeichte franzöſiſche und breit getretene engliſche Romane zu leſen, oder unendliche Kammer- und Parlamentsdebatten zu verfolgen. Die Erklärung iſt freilich leicht: wir ſprechen deutſch und können ohne große Mühe verwandte germaniſche Sprachen lernen; man bläut uns als Knaben das Lateiniſche ein, und erleichtert uns dadurch das Erlernen der verſchiedenen romaniſchen Sprachen; aber eine ſlawiſche zu erlernen, das erſcheint uns gerade ſo ſchwierig, als einem Franzoſen die Erlernung des Deutſchen, und wie die Franzoſen darauf rechnen, in Deutſchland Leute genug zu finden, denen ſie ſich franzöſiſch verſtändlich machen können, ſo geht es uns mit den Polen, Böhmen und Ruſſen, zumal dieſe, wenn ſie zu uns kommen, ſo gut deutſch oder franzöſiſch ſprechen, daß die Erlernung ihrer Sprache uns ganz überflüſſig erſcheint. Dafür ſind wir auch über ſlawiſche Verhältniſſe ziemlich eben ſo gut unterrichtet, wie die Franzoſen über Deutſchland, und auf Verſtöße, wie der, daß das Journal des Débats vor einigen Jahren noch von einem Königreich Weſtphalen ſprach, kommt es uns in ſlawiſchen Ländern eben auch nicht an.

Die Unkenntniß der Sprache führt zu zahlloſen falſchen Anſichten, um ſo mehr, als in dieſen Ländern, wo die Maſſe des Volks noch auf einer ſo tiefen Stufe ſteht, die Spaltung der Stämme gewöhnlich auch auf eine Spaltung der Religion hindeutet, und beides zuſammengenommen manche Glieder der ſlawiſchen Familie durch eine Kluft ſcheidet, welche wohl kaum mehr überſprungen werden dürfte. Um hierüber ganz verſtändlich zu ſeyn, müſſen wir einen allgemeinen Blick auf die Geſchichte der ſlawiſchen Stämme werfen, und daran eine Ueberſicht ihrer geiſtigen und religiöſen Kultur knüpfen.

Der ſlawiſche Stamm ſpaltete ſich in einer Zeit, welche über unſere Geſchichte hinausliegt, in einen öſtlichen und einen weſtlichen. Zu dem letztern gehören Polen — jedoch nur etwa die Hälfte des jetzt ſogenannten Galiziens, — Polniſch-Schleſien, die Slawaken in Nordungarn, die Mähren, Böhmen und Lauſitzer. Die Oſtſlawen beginnen ſchon in Polen: alles Land öſtlich vom Bug und der Narew und ganz Oſtgalizien gehören dazu; in den

Kreisen von Peremyszl, Zolkiew, Sambor, Lemberg wird kleinruſſiſch geſprochen, wogegen in den Kreiſen von Tarnow, Bocſina und Wadowic ſchon Maſuren wohnen, welche polniſch ſprechen. Aus dem Kreiſe von Zolkiew geht das Kleinruſſiſche hinüber ins jetzige Königreich Polen, wo um Zamosc und Chelm ein großer Theil der Einwohner daſſelbe ſpricht; in den Gebirgsdiſtrikten von Jasloic und Sandec iſt das Ruſſiſche gleichfalls im Gebrauch, welches ſich nur in wenigen Ausdrücken dem Slawakiſchen nähert. Von hier aus zogen auch wohl die Ruſinen oder Rus, wie ſie ſich nennen, nach Ungarn, wo ſie um Munkacs, Ungwar und Eperiec, etwa 600,000 an der Zahl, anſäßig ſind. * Es iſt von Intereſſe, die Linien zu bezeichnen, wo die Stämme an einander gränzen; denn dieß hat um ſo mehr einen weſentlichen Einfluß auf die Geſchichte, als man im Allgemeinen ſagen kann: ſo weit das Kleinruſſiſche geht, ging früher auch die griechiſchruſſiſche, jetzt die unirte Kirche. Die Südſlawen: Bulgaren, Servier, Bosnier, Illyrier bis herauf nach Krain und Steyermark, gehören ſämmtlich zum oſtſlawiſchen Stamme; doch hat bei dieſen das religiöſe Element eine Spaltung herbeigeführt, indem der weſtliche, kleinere Theil derſelben zur katholiſchen Kirche, der öſtliche größere Theil zur griechiſchen gehört. Dieſer Unterſchied macht ſich in neuerer Zeit auch noch dadurch bemerklich, daß die Südſlawen vom griechiſchen Ritus ſich der illyriſchen, mit der ruſſiſchen faſt übereinſtimmenden Schrift bedienen, die vom katholiſchen Ritus aber der lateiniſchen.

Die Sprache der Südſlawen zeugt unwiderſprechlich für ihre Herkunft: ſie kamen aus Rußland, in kleiner Zahl vielleicht über die Karpathen, der Mehrzahl nach aber wohl gewiß auf der großen Heerſtraße zwiſchen dem ſchwarzen Meere und Siebenbürgen. Dieſe Wanderungen fallen in die Zeit vom 6—8ten Jahrhundert. ** Es iſt hiebei wohl zu merken, daß die Slawen

---

* So theilt Lewicki in ſeiner Grammatik der ruthenischen oder kleinruſſiſchen Sprache in Galizien die Stämme ab.

** Es iſt in neuerer Zeit vielfach behauptet worden, die Gebirge von Krain und Steyermark ſeyen in uralter Zeit ſchon von Slawen bevölkert geweſen; dagegen ſpricht aber einer Seits die ſehr nahe Verwandtſchaft aller ſüdſlawiſchen Dialekte von Bulgarien herauf bis Krain,

nicht im Stande waren, die Wlachen ganz zu verdrängen, und dieſe haben demnach durch ihre bedeutende Maſſe die Verbindung zwiſchen den ausgewanderten und den zurückgebliebenen oſtſlawiſchen Stämmen unterbrochen. Eine noch bedeutendere Scheidewand zwiſchen den weſtſlawiſchen Stämmen in Mähren und Oberungarn und den oſtſlawiſchen im Süden bildeten zuerſt die Avaren, und als dieſe vor dem gewaltigen Karl erlagen, die lange Zeit nicht minder furchtbaren Madſcharen, welche bekanntlich Arnulf gegen das Deutſchland ſehr gefährliche großmähriſche Reich herbeirief. Die Madſcharenherrſchaft wurde entſcheidend für die ganze Geſchichte der ſlawiſchen Völker ſüdwärts von den Karpathen, und hinderte eine ſonſt unvermeidliche Vereinigung derſelben gegen die Deutſchen.

Anders erging es im Norden. Zu der Römer Zeiten hatten ohne allen Zweifel deutſche Völker im Nordoſten der Elbe gewohnt, und dieſe Lande ſind von den Slawen wohl kaum früher beſetzt worden, als nachdem das große Gothenreich, welches von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere gereicht, und nothwendiger Weiſe die meiſten ſlawiſchen Stämme unter ſich begriffen haben mußte, zertrümmert worden war, Attila alle Völker durch einander gerüttelt hatte, und die kräftigere Mannſchaft ſämmtlicher Stämme fortgezogen war auf das Gebot des gewaltigen Herrſchers. Auch hier alſo fällt, wie im Donaulande, das ſiegreiche Vordringen der ſlawiſchen Völker ins ſechste bis achte Jahrhundert. Karl der Große iſt es, welcher auch hier dem Vordringen der Slawen zuerſt einen Damm entgegengeſetzt, wie im Donaugebiet mittelbar durch ſeine Eroberungen gegen die Avaren, ſo an der Elbe durch unmittelbare Waffengewalt.

Wir müſſen dieſe karolingiſche Periode etwas genauer ins Auge faſſen; denn ſie iſt entſcheidend für eine lange Folgezeit. Schon die Agilolfinger in Bayern und die Langobarden in Italien

---

woraus, da die Bulgaren und Serbier entſchieden aus dem Innern Rußlands kamen, wohl zu ſchließen iſt, daß die ſprachverwandten Illyrier und Krainer gleichfalls daher gekommen, und anderer Seits die nähere Verwandtſchaft des Albaneſiſchen mit den germaniſchen als mit den ſlawiſchen Sprachen, woraus man doch wohl den Schluß ziehen darf, daß zwiſchen den Albaneſen und den deutſchen Stämmen in Norikum Völker ſaßen, welche mehr oder minder das Verbindungsglied zwiſchen beiden bildeten.

haben über die Karantanen eine gewiſſe Herrſchaft ausgeübt, auch angefangen, ſie zum Chriſtenthum zu bekehren, was namentlich von Salzburg aus geſchah. Als das Reich der Longobarden, wie der Bayern, vor Karl dem Großen fiel, kamen dieſe Landſtriche unter fränkiſche Obergewalt, und die Franken wurden Nachbarn der Avaren, mit denen bald der Kampf entbrannte. Sobald aber die benachbarten Mähren und Tſchechen dieſes gehaßten und gefürchteten Feindes durch die fränkiſche Tapferkeit entledigt waren, breiteten ſie ihrerſeits ihre Herrſchaft aus, und geriethen ſo in Kampf mit den Franken, der jedoch ohne Entſcheidung wieder zu Ende ging. Glücklicher waren die Franken im Norden zwiſchen Elbe und Oder, wo ſchon Karl bei ſeinen Kriegen mit den Sachſen einige ſlawiſche Stämme in ſeinen Bund zog, namentlich die Obotriten an der Oſtſee. Dieß iſt, vom militairiſchen Standpunkt aus betrachtet, ganz richtig. Die Sachſen verbanden ſich mit den Dänen, während die gerade oſtwärts wohnenden Obotriten für die Franken die natürlichſten Bundesgenoſſen waren. Gleiche Verhältniſſe führten ſpäter gleiche Verbindungen herbei, und wir ſehen darum, daß in Meklenburg, dem Hauptſitz der alten Obotriten, die einheimiſchen Fürſten ſich erhielten, und das Volk nur ſehr allmählig germaniſirt wurde, während es in den zwiſchenliegenden Ebenen großentheils durch das Schwert der Eroberer fiel. Eben ſo erging es in Pommern, wo noch im dreizehnten Jahrhundert die Slawenmacht keineswegs gebrochen war. Aber von der Mittelelbe aus hatten ſich zwiſchen Böhmen und dem Küſtenſaume der Oſtſee die Deutſchen ihren Weg gebahnt, und dem verheerenden Schwert folgten zahlreiche Schaaren Koloniſten aus dem weſtlichen deutſchen Land. Im Süden drangen von Tyrol aus, wo alle Thäler gegen Oſten ſich erweitern und öffnen, die Deutſchen in das Land zwiſchen Donau, Sau und Drau vor, wodurch Böhmen im Süden und Norden von andern Slawenſtämmen geſchieden wurde, und nur noch im Oſten mit denſelben zuſammenhing.

Das dreizehnte Jahrhundert war für Deutſchland entſcheidend. Den erſten Stoß erhalten die Slawenreiche von Oſten her durch die Mongolen, den zweiten verſetzt ihnen der deutſche Orden durch die Eroberung Preußens, ſo wie die Schwertritter durch die Eroberung Livlands, und den dritten Rudolph von Habsburg durch ſeinen Sieg über Ottokar auf dem Marchfelde. Ottokar hatte das

großmähriſche Reich in weitem Umfang wieder hergeſtellt, denn das Gefühl der gemeinſamen Gefahr unterwarf ihm manche Landſchaft, die ſonſt ihre Unabhängigkeit trotzig vertheidigt hätte. Mit Rudolph's Sieg über Ottokar hörte Böhmen auf eine Stütze der Slawenmacht zu ſeyn; die Deutſchen ſetzten ſich mehr und mehr in Böhmen und Mähren feſt, Böhmen ward dadurch iſolirt, und ſeine ſpätern Verbindungen mit Polen konnten zu keinem großen Erfolge mehr führen, vielmehr nur Reaktionen zur Folge haben. Der Kampf zwiſchen Deutſchen und Slawen war ſeit der Schlacht auf dem Marchfeld an die Oder und March gerückt. Durch die Eroberungen des deutſchen Ordens ward aber auch die Oder überſchritten, und Polen vom Meere und ſomit vom Handel ausgeſchloſſen.

Daß Polen dieſe Eroberung ohne eine einzige bedeutende Anſtrengung geſchehen ließ, ja daß es ſie nicht lange ſchon ſelbſt gemacht hatte, iſt ein großer Beweis ſeiner Schwäche. Zwar hatte Boleslaus der Tapfere, der im Anfange des eilften Jahrhunderts regierte, dieß wohl gefühlt und ſoll auch das preußiſche Land bis ans Meer ſich unterworfen haben, wie er auch ſeine Herrſchaft weſtlich bis an die Elbe und öſtlich bis an den Dnieper ausdehnte; aber mit ſeinem Tode fiel dieß Reich, das er durch keine gemeinſamen Conſtitutionen zu verbinden wußte, wieder aus einander, und ſeit Boleslaus III. ſein Reich unter ſeine vier Söhne, und dieſe wieder unter die ihrigen theilten, war Polen verloren. Mehrmals mußte es deutſche Oberherrlichkeit anerkennen, und ſeit der deutſche Orden die Oder überſchritten, bildeten ſich deutſche Städte mit magdeburgiſchem Recht im Lande, die, wenn ſie auch durch Handel und Gewerbe Vortheil brachten, die Einheit der Nationalität unwiederbringlich zerſtörten, um ſo mehr, als ſie an dem germaniſirten Preußen und dem deutſchen Orden einen Anhaltspunkt hatten, und die einzelnen Unfälle, die der letztere erlitt, an dem Stand der Sache im Großen nichts ändern konnten. Das polniſche Volk zerfiel in Adel und leibeigene Sklaven, die Deutſchen fingen erſt an einen dritten Stand zu bilden, und nichts half es, daß man die Juden den Deutſchen entgegenſetzte, denn dadurch ward die Nationaleinheit nicht hergeſtellt, das Emporkommen eines wahrhaft kräftigen Bürgerſtandes gänzlich gehindert und ein Krebsſchaden dem Lande eingeimpft, an dem es noch jetzt

blutet, vielleicht verblutet. Die Deutſchen, durch Einheit der Religion mit Polen verbunden, hätten ſich am Ende wohl noch poloniſirt, die verachteten Juden nie, und dieß hat Polen mehr geſchadet, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte; denn die Juden haben weſentlich dazu beigetragen, daß der Bauer in Polen nie empor kam, und daß Handel und Handwerksbetrieb als ein faſt entehrendes Gewerbe galt. Noch jetzt ſind in Polen nahezu vier Fünftheile der Städtebevölkerung deutſch oder jüdiſch,* und wenn dieß auch vor 400 Jahren noch nicht den Nachtheil hatte, wie jetzt, ſo trug es doch weſentlich dazu bei, die Nationalität Polens im Adel zu concentriren, und eine zügelloſe Adelsherrſchaft zu begründen, die das Land ins Verderben riß.

Hätte Deuſchland noch im vierzehnten Jahrhundert in ſeiner alten Kraft beſtanden, ſo wäre damals Polen völlig in den Verband des deutſchen Reichs gezogen worden, wie Pommern und Böhmen. War aber auch die alte Kraft nicht mehr da, ſo ſtand doch der Glaube daran noch feſt, und die Furcht vor dem deutſchen Reich auf der einen und dem Eroberungsgeiſt der Litthauer auf der andern Seite führte zu der bekannten Ehe der polniſchen Thronerbin Hedwig mit dem litthauiſchen Großfürſten Jagello, eine Verbindung, welche den Stand der Dinge im öſtlichen Europa gänzlich änderte, dem Umſichgreifen des deutſchen Ordens in Preußen und der Schwertritter in Livland allmählig Schranken ſetzte, und die jungen dortigen Eroberungen Deutſchlands zwiſchen zwei Feinde, Rußland und Polen, brachte. Dieß nöthigt uns, einen Blick auf die Entwickelungsgeſchichte des öſtlichen Europa's zu werfen, wo wir zuerſt auf das ruſſiſche Großfürſtenthum und deſſen Hauptſitz Kiew ſtoßen.

---

* Im eigentlichen Königreich Polen betrug nach officiellen Angaben im Jahr 1837 die chriſtliche Städtebevölkerung, Warſchau nicht mitgerechnet, 488.343 Seelen, die jüdiſche Städtebevölkerung 338.677. Dieß macht drei Achtel aus. In Warſchau ſind von 130,000 Einwohner ein gutes Viertheil Juden. Wie viele Nichtpolen unter der chriſtlichen Bevölkerung ſich finden, iſt nicht angegeben, das Verhältniß iſt aber ſicherlich nicht klein, und daß daſſelbe in preußiſch Polen und öſtreichiſch Polen fortdauernd und ſehr bedeutend im Steigen iſt, darf als bekannt angenommen werden.

Die eisernen Männer des Nordens, welche um des Handels und des Kriegs willen Rußland in allen Richtungen durchzogen,* errangen mit leichter Mühe, wie in Frankreich, Neapel und Sicilien, so auch in Nowgorod und Kiew die Oberhand, verschmolzen endlich auch hier mit den Eingebornen, und bildeten den russischen Staat mit der Hauptstadt Kiew, der westwärts schnell bis zu den Karpathen sich ausdehnte, ungefähr bis dahin, wo jetzt noch das Kleinrussische von dem Polnischen sich scheidet, wie wir oben bemerkt haben; er umfaßte also namentlich Podolien, Wolhynien, Ostgalizien und die heutige Ukraine. Weiter im Norden und Osten wohnten litthauische und finnische Völker, und Städte wie Nowgorod waren nichts als slawische Colonien im finnischen Lande. Indeß breiteten sich die Russo-Slawen, welche das Christenthum von Byzanz hier empfangen hatten, fortwährend gegen Norden und Nordosten aus, drängten die litthauischen und finnischen Völker zurück, und es entstanden in dem neu eroberten Lande neue russo-slawische Fürstenthümer, von welchen jedoch die nordöstlichen (die jetzigen großrussischen Gouvernements) gerade zu den ärmsten gehörten. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts brach Batu herein mit seinen Mongolen, und machte dem damaligen russischen Reich, d. h. dem Großfürstenthum Kiew ein Ende. Außer den zwei hanseatischen Republiken Pskow und Nowgorod hielten sich nur wenige bedeutende Fürstenthümer, Moskau, Twer, allenfalls Gallizien, letzteres verhältnißmäßig am unabhängigsten und mächtigsten, Twer und Moskau aber in tiefster Erniedrigung vor den östlichen Barbaren. Das Land zwischen Don und Dnieper bis hinauf zur Oka war der Tummelplatz mongolischer und tartarischer Horden, welche nach Gefallen in das nördliche und westliche Land einbrachen. Um diese Zeit trat unter dem kleinen Volk der Litthauer ein außerordentlicher

* Ihr gewöhnlicher Weg war die Düna aufwärts und den Dnieper abwärts nach Constantinopel; doch führte sie der Handel auch vielfach nach Biarmien (Perm), auf welchem Wege Holmgard (Cholmogor) ihre Zwischenstation war; auch haben wir bestimmte Nachrichten (s. die Fahrten Rolfs des Fußgängers), daß sie von Constantinopel aus den Don und wahrscheinlich dann die Wolga aufwärts nach Biarmien gingen, wo der Stapelplatz der asiatischen Waaren war.

Mann auf, Gedimin, welcher einige nicht minder außerordentliche Männer zu Nachfolgern hatte. Die Litthauer waren lange von den Ruſſoſlawen immer weiter gegen Nordweſten gedrängt worden, und ſaßen faſt nur noch in dem ſogenannten Schmud (Samogitien), während das übrige Land gegen Süden und Oſten von den Ruſſoſlawen eingenommen wurde. Als aber Batu hereinbrach, und das Großfürſtenthum Kiew vernichtet wurde, kam für die Litthauer die Zeit der Rache, und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ſehen wir ſie hervorbrechen und ſich der Länder der ruſſiſchen Fürſten bis zum Dnieper hin bemächtigen. Freilich wurden im Laufe dieſer Kämpfe die litthauiſchen Fürſten ſelbſt zu Ruſſen, und nahmen meiſt das ruſſiſch-griechiſche Glaubensbekenntniß an, aber dennoch ſind ihre Beſtrebungen weſentlich gegen die ruſſiſchen Fürſtenthümer, und als dieſe den Schutz der mongoliſchen Khane anriefen, endlich auch gegen dieſe gerichtet. Hier treten indeß die deutſchen Schwertritter wieder auf den Schauplatz. Olgerd, Gedimin's Sohn und Jagello's Vater, hätte aller Wahrſcheinlichkeit nach Moskau erobert und dem ruſſiſchen Reich ein Ende gemacht, wenn ihm nicht gerade zur Unzeit die Schwertritter in den Rücken gefallen wären, und ihn zur Aufhebung der Belagerung Moskaus genöthigt hätten. Die ſtolze Familie Gedimins ſtrebte augenſcheinlich nach der Obergewalt im europäiſchen Oſten. Die abgedrungene Wahl Jagello's zum polniſchen König ſchien ſie dieſem Ziel nahe zu führen, vernichtete es aber gerade. Jagello konnte die durch Sprache und Glauben geſchiedenen Völker Litthauens und Polens nicht vereinen; Witold, Olgerd's Neffe, beſtieg den Thron von Litthauen und ſetzte die Plane ſeines großen Oheims fort. Zuerſt wandte er ſich gegen die Schwertritter, und brachte ihnen einen Schlag bei, der ſie beinahe vernichtet hätte, dann wandte er ſeine Waffen nicht gegen das ſchwache Moskau, ſondern gegen die Mongolen, deren Beſiegung ihm Moskau ohnehin in die Hände geliefert hätte, aber hier fand er ſein Ziel. Die Macht der Mongolen war noch unerſchüttert, und im Jahr 1397 erlitt er durch ſie eine ſo furchtbare Niederlage, daß ſeine Kraft für immer gebrochen wurde. Die letzten dreißig Jahre ſeiner Regierung mußte er ſich ſtill halten, der Plan ſeines Hauſes war vereitelt, die Schwertritter erhoben ſich wieder, Moskau blieb unangetaſtet, und jetzt gelang es den polniſchen Großen und den

jagellonischen Königen allmählig, Litthauen ganz mit Polen zu vereinigen. Vom Anfang des fünfzehnten bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein ist Polen die herrschende Macht im Osten Europa's.

Lange widerstrebte Litthauen einer engern Verbindung mit Polen — die Religion stand entgegen —; endlich aber schien Alles zu gelingen: der polnische Adel, im Bunde mit den Jesuiten, arbeitete mit Consequenz und Anstrengung darauf hin, den Adel der litthauischen Provinzen, in Podolien, Wolhynien und Ostgalizien katholisch und polnisch zu machen. Zwar setzte die hartnäckige Anhänglichkeit der Volksmasse an die überlieferten Gebräuche der russisch-griechischen Kirche der völligen Amalgamation einen unübersteiglichen Damm entgegen; doch hoffte man durch die Union, welche die äußern Gebräuche der griechischen Kirche bestehen ließ, allmählig zum Ziel zu gelangen, und wirklich wurde auch Vieles erreicht; nur an Einem Punkte mißlang der Plan gänzlich, bei den Kleinrussen, vor allem bei demjenigen Theil derselben, den man in engerem Sinne Kosaken nennt. Dieß Mißlingen war der erste Wendepunkt in der bisher immer steigenden Macht Polens, und die erste Eroberung Rußlands über Polen. Die Kosaken oder Kleinrussen spielen eine wichtigere Rolle in der Geschichte jener Länder, als man gewöhnlich glaubt; ihr Land bildete das alte Großfürstenthum Kiew; ihr Reich war es, welches Batu zerstörte, während er sie selbst nach Norden und Westen drängte. Aber die muthigsten Männer sammelten sich bald in kleinen Genossenschaften, die auf Raub gegründet, und deren Hauptzweck die Bekämpfung der Ungläubigen, d. h. der mongolisch-tartarischen Horden war. Bis ins vierzehnte Jahrhundert blieben sie unbedeutend, von da an aber erhoben sie sich immer mehr; alle aus den umliegenden Ländern flüchtigen Leute nahmen sie bei sich auf, und machten nur eine unerläßliche Bedingung, daß sie sich zur griechischen Religion bekennen sollten. Hier erwuchs im Kampf mit den Ungläubigen, aber auch unter Streif- und Raubzügen gegen alle übrigen Nachbarn, ein zwar rohes, aber kräftiges und freiheitliebendes Geschlecht. An Polen, als den mächtigsten Nachbar, hatten sich die Kosakengenossenschaften angelehnt, und erkannten dessen Hoheit an, brachten aber diesen Staat durch ihre unaufhörlichen Raub- und Kriegszüge in häufige diplomatische Verlegenheiten

mit der Krim und der Pforte, so daß es dringend nothwendig wurde, ihnen engere Gränzen zu setzen und sie einer strengern Ordnung zu unterwerfen. Unglücklicher Weise aber wollte man mit dieser strengeren Unterordnung unter die Gesetze des Staats dem griechisch-russischen Volke auch die Union, d. h. seiner Ansicht nach die Herrschaft des Papstes, und zugleich den freien Bauern die Herrschaft des polnischen Adels zubringen.* Darüber erhob sich das Volk, und nach mehr als hundertjährigem Kampfe, nach unsäglichen Trübsalen, nachdem man die Krim und die Pforte wiederholt in den Streit hinein gezogen und unzählige Wechselfälle erfahren, errang Kleinrußland seine Freiheit unter dem Schutze Rußlands, einem Schutze, der sich freilich bald in eine strenge Herrschaft umwandeln sollte. Dieß war nicht das erstemal, daß Rußland durch die Anziehungskraft seines Glaubensbekenntnisses eine Eroberung machte und das bisher übermächtige Polen zurückdrängte.

Aus ärmlichem Anfang war das moskowitische Reich entsprossen, knechtisch zitterte es unter der Zuchtruthe seiner mongolischen Dränger, aber mit ausdauernder Geduld begründeten einzelne Fürsten die Obergewalt Moskau's über die andern russischen Fürstenthümer, und stärkten die Kraft ihres Volks durch den Glauben, dessen Haupt, den Metropoliten, sie zeitig in ihre Residenz zogen. In jener Zeit des Mongolenjoches, von welchem nur in der strengen Unterordnung unter Einen Herrscher eine Rettung möglich war, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wuchs jene merkwürdige Uebereinstimmung, jenes Zusammenwirken des politischen und religiösen Lebens, welches wir jetzt noch im großrussischen Lande sehen, und dessen Ausbreitung über sämmtliche russische Lande der Zweck des jetzigen russischen Regierungssystems scheint. In dieser wahrhaft wunderbaren Einheit lag die Stärke des sonst schwachen moskowitischen Staats, und sie erhielt denselben

* Sehr bezeichnend für die Gesinnung der empörten Kosaken ist nachfolgender Umstand: als sie einstmals nach einem glücklichen Gefecht in die Stadt Balta eindrangen, knüpften sie einen polnischen Edelmann, einen katholischen Priester und einen Hund neben einander auf, mit der Aufschrift: Lach, Ksiądz, Sobaca, wira odnaka (ein Pole, ein Pfaff und ein Hund sind gleichen Gelichters).

auch da noch aufrecht, als die Polen im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts faſt das ganze Land erobert, in Moskau ſelbſt ſich feſtgeſetzt hatten, und ernſtlich ſich anſchickten, Rußland zur polniſchen Provinz zu machen. Merkwürdig und bezeichnend für das Verhältniß des Staats zur Kirche iſt der Umſtand, daß der Patriarch Nikon, welcher in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Politik Moskaus in Bezug auf Kleinrußland faſt allein leitete, alsbald geſtürzt wurde, ſo wie ein Streit zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht ſich erhob. In einzelnen Köpfen wohl, aber nicht in der Mehrzahl der Geiſtlichen, fand der Gedanke Raum, die geiſtliche Macht der weltlichen gegenüber zu ſtellen, und darum fehlt dem ruſſiſchen Volksgeiſt gerade die Tiefe und Freiheit, welche die abendländiſche Welt durch dieſen ſchweren Kampf, im Mittelalter zwiſchen Kaiſer und Papſt, in der Reformationszeit zwiſchen dem Volk und dem hohen Clerus, errungen hat. Noch einige Männer, wie Nikon, weiter, und Rußland verfiel in dieſen für die materielle Macht allerdings ſchwächenden Kampf, den es unter ſeinen damaligen Umſtänden wahrſcheinlich mit ſeiner politiſchen Exiſtenz bezahlt hätte. Die Höhe, welche Nikon erſtiegen, war bereits ſo bedeutend, daß Peter der Große kaum vierzig Jahre ſpäter das Patriarchat völlig aufhob, und die Geſchäfte deſſelben einem Collegium ſtatt einer einzelnen Perſon zuwies.

Deutſchland hatte mit all dieſen Verhältniſſen ſehr wenig zu thun, und ſeine vorgeſchobenen Poſten in Livland fielen endlich an Polen und Schweden. Letzteres trat eine Zeitlang in der Rolle Deutſchlands gegen Polen und Ruſtland auf. Schon im zwölften Jahrhundert waren die Schweden nach Finnland gekommen, und dort mit den Nowgorodern, die das Land bereits als ihr Eigenthum anſahen, und durch die ſtete Eiferſucht der Hanſe gegen die ſkandinaviſchen Mächte unterſtützt wurden, handgemein geworden, kein Theil konnte den andern ganz verdrängen, und ſo kam es im vierzehnten Jahrhundert endlich zu einer lange gültigen Ausgleichung. Als aber Johann der Schreckliche den livländiſchen Orden hart bedrängte, wandte ſich dieſer an Schweden und Dänemark, ſeine Beſitzungen gingen an Polen, Rußland und die beiden letztgenannten Mächte über, und Schweden ward dadurch, noch vor dem dreißigjährigen Kriege, auf dem ſüdbaltiſchen Ufer

einheimiſch. Daß ein ſchwediſcher Prinz auf den polniſchen Thron gelangte, und mit dem in Schweden zurückgebliebenen Zweig ſeiner Familie in Streit gerieth, führte Schweden vollends in alle Verhältniſſe jener Länder ein, und vom Ende des ſechzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des achtzehnten ſehen wir Schweden im Kampfe mit den ſlawiſchen Reichen und beſchäftigt, ſich mit Hülfe ſeiner Beſitzungen in Finnland, Livland, Ungermannland und Pommern zur erſten Macht im Norden emporzuſchwingen. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert geſchahen die Züge der Schweden gegen Oſten im Intereſſe des Papſtthums, ſeit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts im Intereſſe der weltlichen Herrſchaft, und es ließe ſich ohne Mühe nachweiſen, daß Schweden mit etwas mehr nachhaltiger Kraft in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts Polen erobert und Rußland zu einem unbedeutenden Fürſtenthum herabgebracht hätte. Aber Schweden war zu menſchenarm, um zu erreichen, was das menſchenreiche Deutſchland verſäumte, und Peter vernichtete nach einem hartnäckigen und blutigen, aber kurzen Kampfe die ſchwediſche Herrſchaft im Norden auf immer. Damit hatte auch alle germaniſche Eroberung im Slawenlande ein Ende. Alles, was ſpäter geſchah, die allmählige Eroberung Finnlands, wie die Unterjochung und die jetzt vor ſich gehende Ruſſificirung der Oſtſeeprovinzen ſind bloß einzelne, verhältnißmäßig unbedeutende Folgen des großen Schlags von Poltawa, der den Wendepunkt bezeichnet, von wo aus die Zeitwelle, welche das germaniſche Europa gegen den ſlawiſchen Oſten geführt, ihren Rücklauf antritt.

Von jenem Zeitpunkt an datirt aber nicht bloß die Ausbreitung Rußlands als Vorkämpfer des Slawenthums gegen Weſten, wo zuerſt die widerſtrebenden kleinruſſiſchen und polniſchen Elemente bewältigt werden mußten, ſondern auch die Entwicklung des Syſtems im Innern, das nach und nach ſich entfaltet, und ſeit den letzten Jahrzehenden mit einer merkwürdigen Klarheit zu Tage tritt. Rußland hatte, wie oben erwähnt, mehr durch die Kraft des Glaubens, als durch ſeine materiellen Mittel der Vernichtung durch die Mongolen und ſpäter der Einverleibung in Polen widerſtanden; bald nachdem es ſich vom Mongolenjoche los gemacht, bezwang es auch dieſe ſeine alten Dränger, die Reiche Kaſan und Aſtrachan, nur die Krim hielt ſich, durch ihre Lage geſchützt, noch

zwei Jahrhunderte länger. Nun wandte ſich Rußland gegen Weſten, und hier fiel ihm, dem ſtamm- und glaubensverwandten Reiche, zuerſt Kleinrußland zu, jedoch nicht ohne bedeutendes Widerſtreben. Lange bemühten ſich die Kleinruſſen, einen unabhängigen Staat, bloß unter dem Schutze einer benachbarten Macht, zu bilden. Darum ſchwankten ſie unaufhörlich zwiſchen Rußland, Polen und der Pforte hin und her. Mazeppa glaubte endlich in Karl XII. den rechten Beſchützer gefunden zu haben, der die Unabhängigkeit der Kleinruſſen verbürgen könne, aber mit Karls Niederlage bei Poltawa ging alle Hoffnung der Kleinruſſen zu Grunde, und furchtbare Hinrichtungen bezeichneten den Sieg der Moskowiter über den kleinruſſiſchen Verrath. Noch gährt im kleinruſſiſchen Lande der Groll gegen die Großruſſen, vielfach genährt durch das Benehmen dieſer letztern ſelbſt. Die großruſſiſche Leibeigenſchaft vertrug ſich ſchlecht mit dem freien Bauernſtand der Koſakenvölker,* und die daraus entſpringenden Mißverhältniſſe ließen ſich nur durch ein ſehr ſtrenges Herrſchaftsſyſtem ausgleichen. Erwägt man nun, daß Rußland in ſeinem Vorſchreiten gegen Weſten zuerſt auf die litthauiſchen Provinzen ſtieß, wo das gemeine Volk ruſſiſch und griechiſch geblieben, der Adel polniſch und katholiſch oder unirt geworden war, daß in ganz Kleinrußland der freie Volksgeiſt ihm widerſtrebte, daß Polen ſelbſt durch ſeinen Glauben, den Unabhängigkeitsſinn ſeines Adels und ſeine Nationalität ihm ſchroff gegenüber ſtand, daß ihm aber, einmal durch Peter auf die Bahn und in die Wirren der europäiſchen Politik hinein geworfen, kaum mehr eine Wahl blieb, als dieſe Hinderniſſe durch Geduld und Ausdauer zu brechen, ſo erklärt ſich leicht das Syſtem der ruſſiſchen Herrſchaft im Innern. Einheit war das erſte Erforderniß, um die zum Theil widerſtrebenden Elemente zuſammen zu halten, dieſe Einheit aber mußte eine moraliſche Grundlage haben, und worin dieſe beſtehe, ergibt ſich aus den Worten des jetzigen Miniſters der Volksaufklärung, Uwarow, daß

* So wurden noch vor zwei Jahren mit Einem Federzug zwei Millionen freie Bauern Kleinrußland's in Kronbauern umgeſchaffen, indem ihre Staatsabgabe in einen Grundzins verwandelt wurde; ſie können jetzt nicht mehr frei über ihre Perſon verfügen, und ſind den ruſſiſchen Kronbauern faſt völlig gleichgeſtellt.

das Unterrichtssystem in dem Geiste der Monarchie, der russisch-griechischen Kirche und der Nationalität geleitet werden müsse. Der Geist der Monarchie im russischen Sinne bedingt eine strenge Unterordnung aller provinziellen Eigenthümlichkeiten unter ein Gesetz, der Geist der russischen Kirche knüpft Litthauen, Podolien und Wolhynien an den Zaar von Moskau, und der Geist der Nationalität soll alles, was zum ostslawischen Stamme gehört, durch ein gemeinsames Band vereinen, und durch das Uebergewicht dieses gemeinsamen Verbandes allmählig auch die übrigen Slawenstämme an sich ziehen. Es erklären sich daraus die Bestrebungen der russischen Regierung, den polonisirten Adel Litthauens, Podoliens und Wolhyniens wieder zu russificiren, die Union in diesen Provinzen, als ein Werkzeug der polnischen Katholiken, zu vernichten, und sämmtliche Unirte wieder als eine Heerde unter dem rechtgläubigen Zaar zu vereinen. So sind die revidirten russischen Kirchenbücher nicht bloß in den ehemals polnischen Provinzen, sondern selbst bis zu den Raizen Ungarns verbreitet worden, und die russische Regierung hat solche sogar armen Gemeinden unentgeldlich zugesendet. So breitet sich auch der Einfluß des glaubens- und stammverwandten Rußlands in Bulgarien, Serbien und Illyrien aus, so weit der griechische Ritus geht. Ohne auf neuere Verhältnisse einzugehen, brauchen wir bloß auf den einzigen Umstand aufmerksam zu machen, daß Rußland schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in seinen wiedereroberten südlichen Steppen ein Neuserbien gründete, und durch die mächtige Anziehungskraft seines Glaubens viele Tausende von Stamm- und Glaubensgenossen nach Rußland zog.

So viel man indeß auch gegenwärtig in Rußland die Nationalität voranstellt, so ist doch das ganze Regierungssystem keineswegs national; man hat europäische Bureaukratie plötzlich auf einen fast asiatischen Gesellschaftszustand gepropft, und dazu haben die seit Peter dem Großen in zahlreichen Schaaren nach Rußland gewanderten Deutschen das Meiste beigetragen. Dieß bureaukratische System zerstört wie ein korrosives Gift alle nationale Entwicklung, und wenn dasselbe in dem Lande, wo es entstand, in Deutschland, nach und nach ein Correktiv in der weiter vorgeschrittenen Bildung der Masse des Volks findet, so fehlt das Correktiv in Rußland größtentheils, und das System muß hier endlich in einen

chineſiſchen Mandarinismus ausarten, oder mit der nationalen Ariſtokratie in Zerwürfniß kommen. Am ſchlimmſten aber wirkt das Syſtem in Polen, in dem öſtreichiſchen und preußiſchen, wie in dem ruſſiſchen. Hier, wo die ruſſiſchen Beamten, ſo gut wie die deutſchen, fremd ſind, iſt vollends eine Kluft zwiſchen der Bureaukratie und dem Volk befeſtigt, welche durch die aus dem unterworfenen Volke genommenen Beamten nicht ausgefüllt wird. Was man auch Gutes von den einzelnen Beamten, wie von dem Verwaltungsſyſtem ſagen mag, für die nationale Entwicklung wird daſſelbe verderblich wirken.

Rußland hat bei ſeinem letzten Schritt gegen Polen einen bedeutenden Theil der Beute an Oeſterreich und Preußen überlaſſen müſſen, und dieſe Nothwendigkeit, in der es ſich befand, bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als eine deutſche Eroberung Polens. Zwar hat Rußland noch in letzterem Land eine mächtige militäriſche Stellung, aber der Urſprung, wie die Mündung der Flüſſe iſt ihm entriſſen, und ſo ſteht die deutſche Herrſchaft, welche noch vor hundert Jahren mit Ausnahme des kleinen Herzogthums Preußen bis an die Oder reichte, jetzt am Bug und Niemen. Rußland iſt alſo hier nur militäriſch im Vortheil und nicht politiſch, und um auch politiſch in Vortheil zu kommen, müßte es die nationale Zuneigung der Polen für ſich gewinnen, wozu vorerſt keine Ausſicht vorhanden ſcheint. Das Vorrücken der deutſchen Macht bis an Bug und Niemen war unvermeidlich, ſobald Rußland an dieſe ſeine alten Gränzen vorrückte; ſo wie Polen Litthauen verlor, war es mit einem Mal ein unmächtiger Staat, deſſen innere Schwächen ſich plötzlich und verderblich kund gaben; es fiel, wie ſchon 200 Jahre vorher einer ſeiner Könige mit klarem Geiſte vorausgeſehen, in die Hände ſeiner nächſten Nachbarn, und nur das hing von den Umſtänden ab, ob dieſe Verbindung eine Unterwerfung unter ihre Herrſchaft oder ein Bündniß heißen ſolle; denn ſeine wahre Unabhängigkeit verlor es, wie geſagt, in demſelben Augenblick, wo es ſeine öſtlichen Provinzen verlor. Es kam nach 600 Jahren gerade wieder in dieſelbe Lage, wie damals, wo es aus Schrecken vor der litthauiſchen Macht den litthauiſchen Großfürſten ſelbſt auf den Thron rief. An die Stelle dieſes litthauiſchen Fürſten war jetzt der Zaar von Moskau getreten, und es fragte ſich nur noch, ſollte ſich Polen in die Hände ſeiner

weſtlichen Nachbarn oder ſeines ruſſiſchen Drängers werfen. Die harte Wahl ward ihm erſpart durch eine Uebereinkunft zwiſchen den weſtlichen Nachbarn und dem öſtlichen Dränger, und ſo ward Polens Untergang entſchieden. Das Land von den Karpathen bis zur Oſtſee — denn nur ein Land in dieſen Gränzen könnte eine bedeutende Selbſtſtändigkeit gewinnen — hat etwa zehn Millionen Menſchen, von denen gut gezählt zwei Fünftheile der Herkunft und der Sprache nach Nichtpolen ſind; kann eine ſolche Menſchenmaſſe, wäre ſie auch, was nicht der Fall iſt und auch wohl nie mehr der Fall ſeyn kann, unter einer Regierung vereint, umgeben von weit ſtärkern und mächtigern Nachbarn, noch eine nationale Selbſtſtändigkeit behaupten? Niemand, der mit kaltem Blute überlegt, wird wohl verſucht ſeyn, dieſe Frage zu bejahen; zum Mindeſten müßte dieſe Selbſtſtändigkeit auf einem ganz andern Wege erſtrebt werden, als man bisher eingeſchlagen hat.

Rußland fühlt, daß ſeine Stellung in Polen nicht die günſtigſte iſt, daß es mit ſeiner politiſch-religiöſen Einheit hier nicht ausreicht, und ſchlägt eine andere Saite an, indem es alle ſlawiſchen Stämme ohne Unterſchied zu nationaler, literariſcher Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit ruft, und das Prinzip einer allgemeinen ſlawiſchen Nationalität gegenüber der madſchariſchen und deutſchen geltend zu machen ſucht. Ob dieſe Beſtrebungen von der ruſſiſchen Regierung oder von einzelnen Ruſſen ausgehen, kann uns hier gleichgültig ſeyn, ein Blick auf manche Erzeugniſſe der ruſſiſchen und nichtruſſiſchen ſlawiſchen Literatur genügt, um dieſe Tendenz in möglichſter Klarheit ausgeſprochen zu finden. Auch läßt ſich nöthigenfalls ohne Mühe darthun, daß Bewegungen dieſer Art größtentheils ohne, ja ſelbſt gegen den Willen der Regierungen ſtattfinden, indem dieſer letztern wenig und auf keinen Fall direkte Mittel dagegen zu Gebote ſtehen. Ungarn iſt in dieſer Beziehung gegenwärtig vielleicht das intereſſanteſte Land, und die Veränderung, welche hier vorgeht, verdient die ernſteſte Aufmerkſamkeit Deutſchlands. Wir haben oben bemerkt, wie in dieſem Lande früher die Avaren, ſpäter die Matſcharen nebſt den Walachen alle Verbindung zwiſchen den Slawen im Süden und Norden abſchnitten. Die Ungarn wurden die Herren des Landes und waren es gewiß im Mittelalter in viel höherem Grade wie jetzt. Denn ſeit dem Ende der Türkenkriege, welche das große Land in

die Hände des schützenden Oesterreichs brachten, sind die Slawen, und wohl auch die Deutschen, gewiß auf mehr als das Doppelte der vorigen Zahl gestiegen, während die Ungarn sich verhältnißmäßig nur wenig vermehrten, — indem ihre Ehen nicht sehr fruchtbar sind — und immer mehr gegen die Mitte des Landes gedrängt wurden.* Jedenfalls ist verhältnißmäßig die Zahl der Madscharen zu den übrigen Bewohnern des Landes jetzt weit ungünstiger, als nur noch vor 150 Jahren; sie machen jetzt sicherlich wenig mehr als den vierten Theil aus, während die Zahl der Slawen kaum weniger als zwei Drittheile betragen kann.

Um den Gang der Dinge richtig zu würdigen, müssen wir jetzt einen kurzen Blick auf die Südslawen werfen. Mehrmals erhoben sich hier im Mittelalter mächtige Slawenreiche, zuerst das bulgarische, später das serbische, und Stephan Dushan nannte sich in vielen seinen Urkunden** den Herrn aller Raizenländer vom Meere bis zum Meer. Die bedeutendsten Anstrengungen der nach Europa herüber strömenden Türken im 14. Jahrhundert waren nicht mehr gegen das machtlose griechische Reich, sondern gegen die immer furchtbar um sich greifende Slawenmacht gerichtet, und als diese auf den Feldern von Kossowo erlegen, war auch im europäischen Osten die Uebermacht der Türken entschieden, und diese eroberten jetzt nicht allein die Länder bis ans adriatische Meer, sondern nach und nach auch den größten Theil Ungarns, blieben Jahrhunderte darin einheimisch, und wären ohne Oesterreichs Macht auch einheimisch geblieben. Aber allmählig befestigte sich die Herrschaft Oesterreichs in Ungarn und einem Theil der südslawischen Länder, einen zweiten Theil beherrschten die Venetianer, der bedeutendste aber blieb unter türkischer Hoheit, und hier begann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Rußland seinen Einfluß auszubreiten, als Oesterreich, meist im Frieden mit der Pforte, und später auch dieses Friedens bedürftig, nicht mehr das Kreuz gegen den Halbmond, sondern nur noch seine Besitzungen

---

* Man sehe hierüber, so wie über manches hier nicht näher Berührte, Mendelsohns Europa.

** Sie werden gegenwärtig veröffentlicht, falls nicht die neuern Unruhen in diese literarische Arbeit, wie in so manches Andere, störend eingegriffen haben.

schirmte, während Rußland, durch Glauben und Sprache mit diesen Völkern eng verbunden, in allen seinen Kriegen mit der Pforte dieser letztern Verlegenheiten in Menge bereitete. Indeß scheint dieser Einfluß größer, als er wirklich ist, denn in diesen slawischen Ländern südwärts der Donau ist das Christenthum zwar ein sehr bedeutendes, aber keineswegs das vorherrschende Element; allzuviele Serbier und Bosnier sind in verschiedenen Zeiten Moslems geworden, um an den Ehrenstellen und Würden des türkischen Reichs Theil zu nehmen, gerade wie die Albanesen aus demselben Grunde in Christen und Moslems zerfallen sind und neben einander leben, ohne sich um der Religion willen anzufeinden. Aber die Slawen haben, so wenig wie die Albanesen, darum ihrer Nationalität gänzlich entsagt; viele vom alten serbischen und bosnischen Adel sind in den Kämpfen mit den Türken gefallen, aber ein großer Theil des Ueberrests hat sich mit den Siegern vereinigt, und es ist ein Gegenstand bittern Kampfs zwischen Bosnien und Serbien geworden, daß letzteres nach und nach die muhamedanischen Gutsbesitzer, wenn gleich geborene Serben, ausgestoßen hat.

Dieser muhamedanische Adel der Bosnier wird immer ein erbitterter Feind Rußlands bleiben, eines Theils weil er von Rußland in seinem bisherigen Besitz bedroht ist, andern Theils weil er sich keiner modern europäisch geformten Verfassung und Verwaltung so leicht unterwerfen wird. Der türkische Despotismus drückt schwer auf den Einzelnen, im Ganzen aber ließ er den überwundenen Völkern, wenn sie nur die vorgeschriebenen Abgaben zahlten, alle Freiheit ihrer eigenen inneren Einrichtung. Dieß ist der Unterschied, den Urquhart in seinem „Geist des Orients" so scharf hervorhob, wo er sagt, in der Türkei herrsche die Tyrannei des Einzelnen, die nur Einzelne treffen könne, in Europa die umfassende Tyrannei des Gesetzes. Daß beide in Rußland so häufig verbunden sind, das eben erregt bei vielen Völkern eine instinktive Abneigung gegen dasselbe, und bei keinem wohl mehr als bei den Madscharen, die, was Municipal- und Comitatskonstitutionen betrifft, gewiß auf dem Continent am meisten praktische Freiheit besitzen. Hier liegt ein Hauptgrund, weßhalb eine Vereinigung der türkisch-slawischen Länder mit Ungarn, wenn es einst zur Theilung der Türkei kommen sollte, eine viel aus-

führbarere Sache ist, als es auf den ersten Anblick scheint. In dem weiten Lande Ungarn haben die Madscharen den slawischen Adel mit sich vereinigt und madscharisirt; wer sich über das gemeine Volk erhob, wurde in den madscharischen Adel aufgenommen, der seine Reihen mit um so größerer Bereitwilligkeit zur Aufnahme anderer Mitglieder zu öffnen scheint, je größer seine eigenen Privilegien sind. Eine Folge davon war, daß die slawischen Stämme in einer steten Unterordnung blieben, mit Ausnahme des eigentlich sogenannten Slawoniens und Dalmatiens, die später mit Ungarn vereinigt wurden, und wo auch der Adel slawisch blieb.

Dieß Verhältniß einer steten Unterordnung der Slawen hatte seinen guten Fortgang, so lange die Ungarn wirklich oder nahezu das Uebergewicht der Zahl behaupteten, und so lange die Geschäftssprache in dem völkergetheilten Ungarn die lateinische war. Als aber das Verhältniß der Volkszahl für die Madscharen ungünstiger sich stellte, als sie, vielleicht schon in einer Art Vorgefühl, daß sie von den übrigen Bewohnern Ungarns, namentlich den Slawen, überwältigt werden könnten, die madscharische Sprache nicht bloß zur Staatssprache, sondern auch zur Volkssprache zu machen strebten, da reizten sie allmählich das slawische Element gegen sich auf, und mühsam bestrebt sich jetzt die Regierung, zwischen diesen streitenden Elementen eine Ausgleichung und Versöhnung herbeizuführen.

Die Madscharen fühlen, daß sie auf ihrem jetzigen Standpunkt nicht stillestehen können, und streben deßhalb nach einem andern Zustande, da mit einer feindseligen Gestaltung des gesammten slawischen Elements ihnen der Boden unter den Füßen entweicht. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß gegenwärtig in Ungarn Tendenzen bestehen, welche von der Regierung, zum Mindesten gesagt, unabhängig sind. Mit Unmuth sah der ungarische Adel den Einfluß, welchen die russische Kirche in manchen Theilen Ungarns ausübt, mit Besorgniß erfüllte ihn das Schicksal Polens und das Näherrücken der russischen Gränze, so wie die mannigfachen Beweise verwandtschaftlicher Anziehung zwischen den Südslawen und den Russen. Trotzig beschloß er deßhalb, das madscharische Element dem slawischen entgegenzusetzen, und dem ersten durch seine politische Gewalt das Uebergewicht zu verschaffen. Obwohl die Bestrebungen, die madscharische Sprache zu heben,

zuerſt durch Kaiſer Joſephs Plane hervorgerufen wurden, ſo wandten ſie ſich doch bald gegen das ſlawiſche Element als den wahren und gefährlichern Feind. In ſeiner Verfaſſung, in ſeinen Principien hatte der madſchariſche Adel ein Mittel gefunden, den Adel des ganzen Lands, auch den ſlawiſchen, an ſich zu ketten, und einige Andeutungen weiſen ſogar darauf hin, daß dieſe Tendenzen in neuerer Zeit über Ungarn hinausreichen, in die ſüdſlawiſchen Länder hinein, deren Adel man mit dem ungariſchen verſchmelzen will, ſo wie eine Gelegenheit ſich dazu bietet. In Bosnien ſollen manche Adelsfamilien ſorgfältig die urkundlichen Anſprüche auf die alten Ländereien ihrer Ahnen aufbewahren, um ſich ihrer bedienen zu können, wenn einſt das madſchariſche Recht der Aviticität bei ihnen herrſchend werden ſollte. Die Madſcharen haben ſomit jetzt zwei Richtungen, eine ſprachliche nach unten, und eine politiſch-ariſtokratiſche, welche über die Gränzen des jetzigen ungariſchen Gebiets hinausreicht.

Gegen dieſe Tendenzen kämpfen Ruſſen und andere Slawen mit den Waffen der Literatur, und zum Theil mit denen der Kirche. Es iſt kein Zweifel, daß, wenn mehr und mehr in den Donauſlawen ſich eine eigene, ſelbſtſtändige, jedoch geiſtig mit den übrigen Slawen zuſammenhängende Literatur regt, das Madſcharenthum nothwendig immer ſchwächer werden muß. In dieſer Beziehung iſt dieß allerwärts ſich kundgebende Streben der ſlawiſchen Völker, ihre Literatur durch den gegenſeitigen Austauſch zu ſtärken und zu heben, eine höchſt bemerkenswerthe Erſcheinung. Kollars Schrift über den literariſchen Verkehr unter den ſlawiſchen Stämmen, welche vor einigen Jahren in Peſth, merkwürdig genug in deutſcher Sprache erſchien,* kann um ſo mehr als Maaßſtab für die ſlawiſchen Beſtrebungen in der Literatur und deren weitgehende Tendenz dienen, als eine Menge ſeitheriger Forſchungen, — das „Wort des Grafen Draskowic an Illyriens hochherzige

* Sie wurde indeß bald von den Ruſſen aufgefaßt, und findet ſich in den vaterländiſchen Memoiren (otetschestrennya sapiski) dieſes Jahrs (Monat Januar u. Februar) überſetzt. Dieſe Ueberſetzung liegt vor uns, und man kann aus einigen Anmerkungen erſehen, welcher Werth in Rußland auf dieſe Schrift gelegt wird, die in Deutſchland ganz unbeachtet blieb, ſo bedeutungsvoll ſie in gar mancher Beziehung iſt.

Töchter," ſo gut als der literariſche Verkehr verdienter Slawiſten in Polen und Böhmen mit ruſſiſchen Literatoren, — ganz in demſelben Geiſte gehalten ſind und nach demſelben Ziele ſtreben. Das genannte Werkchen Kollars iſt, zum Mindeſten geſagt, in einem ſehr erkluſiv ſlawiſchen Sinne geſchrieben, und weiſſagt den Slawen, daß die Herrſchaft der Welt, wenn auch vorerſt nur die geiſtige, bald an ſie übergehen werde, nachdem die Römer und Griechen untergegangen, und die normaniſchen und deutſchen Völker ſich überlebt hätten. Die Mittel, wodurch er den literariſchen Verkehr unter den ſlawiſchen Stämmen befördern will, ſind von einer Art, daß ſie zur engſten Verbindung unter ſämmtlichen Slawen, ohne Unterſchied der Regierung und Wohnſitze, führen müſſen; zwar verwirft er jeden Gedanken, daß er die jetzige Ordnung der Dinge und den jetzigen Beſtand der Staaten antaſten wolle; allein dieſe Verſicherungen erſcheinen als völlig eitel, wenn man die Schrift aufmerkſam durchlieſt; es müßte denn der Verfaſſer in einer freilich nicht ganz ſeltenen, aber höchſt befremdlichen Selbſttäuſchung befangen ſeyn. Ruſſen und Polen, Böhmen und Serben — in dieſe vier Hauptabtheilungen theilt er ſämmtliche ſlawiſche Völker — ſollen in geiſtigem Sinne nur Ein Volk bilden, wenigſtens ſagt er ausdrücklich: „die ſlawiſchen Völker dürfen nicht einzeln für ſich beſtehen, ſondern müſſen ein gemeinſames Leben führen; die einzelnen Stämme müſſen dem Volk angehören, und dann das Volk der Menſchheit." Wenn die einzelnen Stämme zuſammen ein Volk bilden ſollen, ſo wird der Formation eines Volks die Formation eines Staats wohl bald von ſelbſt nachfolgen. Doch genug hievon: der Verfaſſer iſt in dieſer Beziehung augenſcheinlich ein Träumer, aber ſeine Träumereien ſind beachtenswerth, weil ſie einen tiefen Blick in die Geſinnungen einer großen Anzahl Slawen thun laſſen, und weil manche Realitäten mit dieſen Träumereien nur gar zu ſehr übereinſtimmen. Allerdings ſind, und Kollar erkennt dieß mit Leidweſen an, die verſchiedenen ſlawiſchen Völkerſchaften noch ungemein geſpalten, aber er hofft, daß Geduld und Zeit die größere Einigkeit mehr und mehr herbeiführen werden.

Wäre Kollars Stimme vereinzelt, ſo möchte man ſie unbeachtet laſſen; allein nicht nur haben ſich ähnliche Stimmen anderwärts, namentlich in Rußland und ſelbſt in Polen, erhoben, ſondern

es laſſen ſich auch andere ſlawiſche Stimmen vernehmen, die nicht ruſſiſch ſind, deren Folgen jedoch kaum anders ſeyn können, als die Wünſche Kollars und ſeiner Freunde, mit oder gegen Willen, ihrem Ziele näher zu führen. So tritt im Tygodrik literacki ein Schriftſteller über die Weſtſlawen auf, welcher die Böhmen und Slawaken auffordert, ſich an die polniſche Literatur anzuſchließen, da ſie in Böhmen bereits von der deutſchen Literatur allzuſehr überflügelt ſeyen, um ſich noch zu einem großartigen geiſtigen Leben geſtalten zu können, und die Zerſplitterung in einzelne kleine Stämme und kleine Literaturen nur den Feinden der Slawen nützlich, ihnen ſelbſt aber verderblich werden müſſe. In jeder Zeile dieſes Aufſatzes zeigt ſich die Tendenz deſſelben, und es fehlt gar nichts als der Schlußſatz, den man nicht auszuſprechen ſich getraut, den aber jeder ohne Mühe errathen kann. Freilich hat ein Vertheidiger der Weſtſlawen, insbeſondere im entſchiedenen Gegenſatz gegen die Ruſſen, aber auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, gegen die Deutſchen, in der zu Paris erſcheinenden Revue Slave ſeine Stimme erhoben, und will ſämmtliche Slawen, mit Ausnahme Ruſſlands, um Polen als den Kern ſammeln, und ſie den verhaßten Moskowitern gegenüber in Schlachtordnung ſtellen, wie es ſcheint unter franzöſiſchem Schutze, da der Verfaſſer wohl gehört hat, daß Napoleon die Polen Rußland gegenüberſtellen wollte, unabhängig von Oeſterreich und Preußen. Aber dieſe Tendenzen ſtehen vereinzelt, machtlos, und dieſe Beſtrebungen können am Ende nur dem im Rücken ſtehenden, großen und unabhängigen Slawenreiche Rußland nützen. Kollars Schrift hat, ſo excentriſch zum Theil auch ſeine Anſichten ſind, doch noch am meiſten Gewicht, und die darin ausgeſprochenen Ideen und Wünſche ſtimmen mit denen Dabrowski's, Kucharcki's und Maciejowski's in Warſchau, mit Wull's in Serbien und mit Gaj's in Illyrien allzugut zuſammen, als daß man ihnen nicht eine große Bedeutung beilegen ſollte.

Kollar ſtimmt einen ſehr ſcharfen Ton gegen fremde Nationalitäten, namentlich gegen die Deutſchen, an, und es wäre nichts leichter, als ihm mit gleicher Münze zu antworten, ohne im Mindeſten von der Wahrheit abzuweichen; allein was helfen Recriminationen einer Nation gegen die andere, als Haß anzufachen, und die Kluft, welche beide trennt, zu erweitern? Nur Eines

wollen wir bemerken: wenn ſolche Beſtrebungen, wie Kollar ſie ausſpricht, nur zwanzig Jahre in trägem Frieden, der hiezu beſonders förderlich iſt, fortdauern, ſo ſind in einem großen Theile der Slawenländer die Gemüther zu einem nationalen Krieg gegen die Madſcharen und Deutſchen reif, wenn man nicht durch wohl berechnete Inſtitutionen dem Wirken eines ſo feindſeligen Strebens Schranken ſetzt. Die Deutſchen machen in Böhmen und Mähren ein Drittheil, in Ungarn ein Achttheil und in Galizien und Polen zum Mindeſten einen eben ſo großen Antheil der Bevölkerung aus; läßt ſich eine ſolche Verbindung ohne furchtbare Gewaltthätigkeit löſen? Und zu einer Löſung, zum offenen Kampfe muß dieß Streben führen, darüber möge ſich nur niemand täuſchen: mit ſanften Worten und mit glatten, wenn auch öfters recht wohlgemeinten Phraſen ändert man an der derben Wirklichkeit der Dinge nichts; man denke an den alten Spruch unſeres Dichters: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.“

Es iſt außer aller Frage, in den Slawenländern regt ſich ein neues ſelbſtſtändiges Leben, das ſich meiſt den Regierungen entzieht, und nur zum Theil in der Literatur auftritt. Das Ruſſiſche, welches noch vor kurzer Zeit ſtarr an den großruſſiſchen Formen feſtgehalten, nähert ſich auffallend mehr der übrigen ſlawiſchen Welt; in manchen Erzeugniſſen der polniſchen Literatur gibt ſich das Streben kund, nicht nur das naheverwandte Böhmiſche ſich anzueignen, ſondern auch das Kleinruſſiſche ſich zu vindiciren; von Krain bis hinab nach Dalmatien und hinüber nach Bulgarien ſteht einer ſprachlichen und literariſchen Vereinigung nur die in Serbien angenommenen illyriſche Schrift und das Glaubensbekenntniß entgegen, und wenn ſich zwei verſchiedene Maſſen bilden, ſo ſtehen ſie ſich nicht ſchärfer gegenüber, als Polen und Böhmen. Deutſche wohnen jetzt in allen dieſen Ländern, und häufig machen ſie den gewerbfleißigen und gebildeten Theil faſt allein aus. Wie ſind ſie hingekommen? Das iſt jetzt eine müßige Frage; eine Verdrängung iſt unmöglich geworden. Geht die jetzige Aufregung der Slawen fort, ſo iſt Ruhe in allen dieſen Ländern nur noch unter ruſſiſchem Scepter zu hoffen, und dieſen Ausgang wird wohl Niemand als wünſchenswerth vorausſetzen. Es müſſen ſich Mittel finden laſſen, wodurch ſämmtliche weſtſlawiſche Völker,

ſo wie die ſüdſlawiſchen, zu einer freien Entwicklung ihrer Nationalität, wenn auch unter fremdem Scepter, gelangen können, oder des Kampfs iſt kein Ende.

Wir legen auf dieſe Blätter keineswegs einen beſondern Werth, und ihr Zweck iſt erreicht, wenn ſich die Augen der Deutſchen mehr und mehr auf jene öſtlichen Länder richten, und wenn ſie, denen man nachſagt, daß ſie in aller Welt beſſer zu Hauſe ſeyen, als daheim, neben andern Ländern auch den ſlawiſchen Oſten der Mühe einer nähern Beachtung werth halten, denn dieſer ſlawiſche Oſten berührt unſer Geſammtvaterland näher, als die meiſten ſich einfallen laſſen. Und allzulange hat man gegen die Slawenländer denſelben Hochmuth geübt, wie die Franzoſen gegen Deutſchland, und dieſe Unwiſſenheit wird ſich, wenn ſie länger dauern ſollte, auf eine unſanfte Weiſe rächen. Die Zeit iſt vorbei, wo in den Slawenländern nur ſtolze, hochtrabende, meiſt unwiſſende Herren und niedere Sklaven hausten; es hat ſich in neuerer Zeit eine Maſſe geiſtiger Beſtrebungen erhoben, die man nicht ohne Gefahr vernachläſſigen und verachten darf.

Adel und Grundeigenthum.

Die nationalökonomischen Wissenschaften bildeten lange Zeit ein neutrales Gebiet in dem Umfange der politischen Disciplinen. Während ihre Schwestern abhängig waren von dem wechselnden Stande der philosophischen Systeme und den Bewegungen des Lebens, gingen jene, zwar nicht ohne von der Praxis zu lernen, aber doch unberührt von Parteikämpfen und Schulzwisten, ihren Gang. Sie nahmen theilweise vielleicht auf die verschiedenen Verhältnisse verschiedener Staaten nicht die gehörige Rücksicht, und manche Schriftsteller dieser Disciplinen schienen zu glauben, daß alle ihre Lehren in Rußland, Oesterreich, England ganz gleiche Anwendbarkeit hätten. Aber die streitenden politischen Principien fanden keinen Einfluß auf sie und das Industriesystem ist von Wortführern des Absolutismus, des konstitutionellen Staats und der revolutionären Partei gepredigt worden. In der That die Unterschiede zwischen dem europäischen absoluten Staate und dem konstitutionellen, ja dem Staate der parlementarischen Herrschaft, ja selbst einer schweizerischen Demokratie sind nicht von der Art, daß sie ein verschiedenes wirthschaftliches System erzeugen müßten. Die Grundsätze und Institute, von deren Charakter auch die gesammte Güterpolitik abhängen müßte, liegen tiefer, als alle die Verschiedenheiten, um welche wir uns im Politischen streiten, und sind in allen europäischen Staaten im Wesentlichen conform. Vindicirten sich unsere Staaten jene Beherrschung der ganzen sittlichen Persönlichkeit, die in manchen Staaten des

Alterthums und mehr noch in den Staatsidealen einzelner Alten vorkam, oder ſtellte ſich jene unantaſtbare Souverainität der einzelnen Hausväter wieder her, die in den Zeiten der alten Sachſen die Volksgeſellſchaft wie eine Verſammlung unabhängiger Mächte erſcheinen läßt, oder wollten wir väterliche Gewalt, Erbrecht, Ehe, Eigenthum und Aehnliches aufheben, ſo würden ſich auch die Geſetze der Güterwelt für uns mannichfach ändern müſſen. Bei dem Fortbeſtehen dieſer Grundſäulen unſers Rechtslebens aber bleiben auch die Grundgeſetze der Güterwelt von den übrigen politiſchen Einrichtungen ſehr unabhängig.

Aber iſt nicht eine umgekehrte Rückwirkung von Jenen auf Dieſe möglich? Muß nicht eine jede politiſche Einrichtung einen andern Charakter annehmen, wenn, in Folge verſchiedener Maßregeln der Güterpolitik, ſich die Macht des Reichthums anders im Lande vertheilt hat? Dieſe Frage kann allerdings nicht verneint werden, und daher ſcheint es zu rühren, daß heutiges Tages die politiſche Tendenz auch in den Kreis der nationalökonomiſchen Wiſſenſchaften herüberreicht. (Nur der philoſophiſchen Schulweisheit dürfte es noch nicht gelungen ſeyn, ſie in den Bann ihrer Formeln zu zaubern.) Die politiſche Tendenz ſcheint vielen Angriffen auf das herrſchende nationalökonomiſche Syſtem zum Grunde zu liegen; denn dieſe Angriffe kommen meiſt von Außen her, während die Männer des Faches zum größten Theile feſt bei der alten Standarte beharren, und ſie ſtimmen meiſt zu der allgemeinen politiſchen Richtung ihrer Urheber. Auch verräth ſich bei Einzelnen die geringe Kenntniß des von ihnen angefochtenen Syſtems, das ſie in ſeinem Ganzen gar nicht und auch im Einzelnen meiſt unrichtig erfaßt haben. Sie haben urſprünglich nur die praktiſchen Conſequenzen des Syſtems kennen gelernt; dieſe ſind ihnen von ungünſtiger Seite her erſchienen, und bereits mit feindlichem Vorurtheil machten ſie ſich an ein flüchtiges Studium des Syſtems, um es zu widerlegen. Zuweilen verleitete ſie eine ſehr genaue Detailkenntniß einzelner konkreter Verhältniſſe, ihren Blick nur auf dieſe zu richten und darüber die Ausgleichung, die ſich in dem großen Ganzen des Verkehrs, des Raumes und der Zeiten in großartiger Wechſelwirkung entfaltet, nicht zu erkennen. Oder ſie erkannten ſehr richtig einzelne Schattenſeiten, deren alles Irdiſche hat und denen auch die trefflichſten Inſtitute ſich nur

allmählig entwinden, ſich hoffentlich entwinden, muß man ſagen; ſie erkannten ſie; aber, wie dieſelben von manchen Gegnern ganz überſehen worden waren, ſo erſchienen ſie ihnen nun allein, vergrößert, finſter genug, um den Stab über Grundſätze und Inſtitute zu brechen. Sahen ſie, daß gewiſſe nationalökonomiſche Grundſätze unter gewiſſen rechtlichen, moraliſchen und politiſchen Einflüſſen ſichtbare Nachtheile erzeugten, ſo überſahen ſie meiſt dieſe Einflüſſe und verwarfen die Grundſätze. Aber wenn jene Grundſätze richtig an ſich waren und der Natur der zur Zeit nothwendig gegebenen Verhältniſſe entſprachen, wohl aber in Folge von Einflüſſen und Zuſtänden, die ſich wider die Natur gebildet oder erhalten haben, ihre wohlthätige Wirkung verfehlen, ſo haben wir mit den Letzteren und nicht mit Jenen zu rechten. Ja wäre es auch, daß die Umſtände, die den Segen der nationalökonomiſchen Geſetze verkümmerten, in unſerem Recht, unſerer Moral, unſerer höheren Politik ihre Wurzeln finden, ſo würde das nur beweiſen, daß die Richtung unſeres Rechts, unſerer Moral, unſerer höheren Politik inſoweit eine widernatürliche wäre. Denn die Geſetze der Güterwelt ſind nicht von wechſelnden Anſichten abhängig, ſondern ſie ſind Naturgeſetze, in mathematiſcher Gewißheit erweisbar und mit Nothwendigkeit wirkend. Man kann ſagen, dieſe oder jene Maßregel möge ihren wirthſchaftlichen Vortheil haben, aber ſie äußere nachtheilige Einflüſſe auf Recht, Moral und Geſellſchaftszuſtand, und müſſe, da die letzteren Momente ohne Frage viel wichtiger ſind, als alle wirthſchaftlichen Vortheile, um deßwillen unterbleiben. Allein auch dagegen muß man erinnern, daß, wenn dieſe Umſtände ſich wirklich ſo verhielten, alsdann entweder jene Maßregel keineswegs bleibende wirthſchaftliche Vortheile verbürgen, keine von den Geſetzen der Güterwelt geforderte, oder Recht, Moral, Politik in einer falſchen Richtung befangen ſeyn müßten. Denn ſo ſind die Dinge dieſer Welt von einer höheren Weisheit geordnet, daß ihre Geſetze allſeitig zuſammen ſtimmen und eine Einrichtung, welche von Grundgeſetzen der Güterwelt gefordert wird, auch allen übrigen höheren Strebungen der Humanität die günſtigſte ſeyn muß. Es kann ſeyn, daß die Gefahr des erwähnten Konflikts die ſofortige Verwirklichung eines an ſich naturgemäßen nationalökonomiſchen Grundſatzes verbietet; aber die Nachtheile, die dann aus

dem naturwidrigen Verhältniſſe entſpringen, werden im Laufe der Zeit immer bedenklicher ſteigen; es wird allmählig, nicht bloß in wirthſchaftlicher, ſondern auch in vielen höheren Beziehungen unheilvolle Folgen hervorrufen, und es kann unter Umſtänden die kleinſte Abweichung von den Geſetzen der Natur zum Keime des gänzlichen Verfalls werden. Es wird nicht dahin kommen, wenn allmählig jene andern Momente, welche die frühere Adoptirung des heilſamen Grundſatzes hinderten, ſich dahin umbilden, wo ſeine Verwirklichung nicht länger bedenklich iſt. Oder man hat ihn zu einer Zeit, wo noch nicht alle Verhältniſſe für ihn reif waren, aufgenommen; ſo wird man eine Zeit lang manche nachtheilige Folgen aus ihm, wenigſtens *ſcheinbar aus ihm*, hervorgehen ſehen; aber allmählig werden ſich die Verhältniſſe in beſſerem Einklang mit ihm ſetzen und die Zeit wird kommen, wo die Leiden der Uebergangsperiode überſtanden und die vollen Früchte naturgemäßer Grundſätze zu erwarten ſind. Mancher Lehrſatz der Nationalökonomie wird in ſeiner Allgemeinheit und Unbedingtheit, zu manchen Zeiten und an manchen Orten, nicht anwendbar ſeyn. Die Wiſſenſchaft in ihrer Vollendung muß zu zeigen und der richtige Takt des Staatsmannes zu erkennen wiſſen, wiefern die gegebenen Verhältniſſe die Anwendung eines an ſich richtigen Lehrſatzes verzögern, hindern, wenigſtens ſeine volle Nützlichkeit gefährden mögen. Er ſelbſt bleibt deßhalb doch wahr und, wenn nicht Rückſchritt und Verfallen eintritt, ſo muß die Zeit kommen, wo ſeiner Anwendung nichts mehr entgegenſteht.

Das alles iſt geſagt, um die ungerechten Vorwürfe zurückzuweiſen, die man, wie gewöhnlich, das Kind mit dem Bade ausſchüttend, dem Induſtrieſyſtem gemacht und es *im Ganzen* verworfen hat, weil einzelne Theile deſſelben mangelhaft oder falſch dargeſtellt, falſch aufgefaßt, falſch angewendet, zur Unzeit und am unrechten Orte angewendet, oder, im Kampfe mit entgegengeſetzten naturwidrigen Inſtituten und Zeitfehlern, von trüberen Schattenſeiten und von geringeren Vortheilen begleitet waren, als man erwartet hatte. Bei alle dem hat man mehrfache Urſache, den Männern Dank zu wiſſen, welche in einzelnen Beziehungen ſich gegen dieſes Syſtem erhoben haben. Sie werden dem Syſteme ſelbſt genützt haben, indem ſie ſeine Anhänger anſpornen, ſeine Regeln genauer zu beſtimmen, die einſchlagenden Verhältniſſe und

Bedingungen gründlicher zu würdigen, das in allen politischen Dingen so wichtige Distinguiren auch hier nicht aus dem Auge zu lassen und das System im Ganzen und Einzelnen sorgfältiger auszubilden. Sie nützen der allgemeinen politischen Wissenschaft, indem sie zahlreiche Belege für die so überaus innige Verflechtung der scheinbar fremdartigsten Beziehungen liefern und uns erkennen lassen, welche mächtige Nachwirkung manche, von unsern Tagespolitikern hartnäckig übersehene Verhältnisse auf den ganzen Charakter des Staatslebens üben. Sie warnen die Gesetzgebung vor unzeitigen und unangenehmen Schritten; sie verstärken ein heilsames Gegengewicht und fordern zu dem Versuche auf, die Reform auf eine Weise durchzuführen, wo sie die Interessen mit der meisten Schonung behandelt, und von vorn herein mit Gegenmitteln gegen die Nachtheile, die auch in ihrem Gefolge seyn mögen, versehen ist. Sie bestärken uns in der großen Grundregel, nichts zu überschätzen, und bewahren uns vor mancher Täuschung, indem sie die Schattenseite aufdecken, die auch das glänzendste Werk des Menschengeistes begleitet. Sie treten zunächst der allerdings verderblichen Ueberschätzung der materiellen Interessen entgegen und bestärken die Ueberzeugung, daß alles Heil der Nationen von ihrer sittlichen Kraft und der Gesundheit ihres socialen Lebens abhängt. Sie haben auch wohl in einzelnen Punkten unbedingt recht, und haben die Berichtigung mancher wahrhaft irrigen Sätze und Annahmen des Systems herbeigeführt, oder werden es noch thun. Ihre Mißgriffe fließen meistens nur daraus, daß sie zunächst von einer politischen Tendenz geleitet wurden, und was dieser gefährlich schien, mit doppelt feindlichen Augen anschauten.

Nun kann man sich allerdings denken, daß einzelne Theile des Industriesystems, in voller Unbedingtheit und Allgemeinheit, vielleicht selbst in künstlicher Uebertreibung, übereilt und rücksichtslos ausgeführt, unter dem gegenwärtigen, rechtlichen, sittlichen und politischen Charakter der europäischen Menschheit, auch achtbaren politischen Tendenzen sehr gefährlich erscheinen mögen und es in Wahrheit sind. Ich will hier noch nicht an die Unterschiede der Verfassungen und der äußern Regierungsformen denken. Es gibt Bedürfnisse, welche die demokratische Republik eben so dringend empfindet, wie die Aristokratie oder der Absolutismus: rechtliche Ordnung, Ruhe und Stetigkeit, Festigkeit vor Allem und Sicherheit

der Grundlagen, auf denen das Wohl des Ganzen und aller Einzelnen, auf denen die Geſundheit des Staatskörpers und die Gedeiblichkeit alles Vorſchritts ruht. Nicht die Demokratie und der Abſolutismus ſtehen ſich ſo ſchroff gegenüber, wie die Männer der Stetigkeit und die der Revolution, der ewig ruheloſen, immer Neues herantreibenden, zügelloſen, ungeduldigen Bewegung. Die Revolution iſt zu jeder Zeit ein Unheil und vergiftet auf lange hinaus auch die beſten Früchte, die ihr entſprießen. Es iſt unrecht, die ganze Laſt ihrer Schuld nur denen aufzuwälzen, die in ihr und für ſie gewirkt haben. Auch ihre Gegner müſſen große Fehler gemacht haben, daß ſie es dazu kommen ließen. Ja gemeiniglich ſind es ihre Fehler — nicht immer die Fehler der Geſinnung, aber die der Einſicht — denen der größere Theil der Schuld zuzuſchreiben iſt, daß die Revolution hervortrat, und die ſchlimmſte Schuld der Revolutionärs beginnt erſt in ihr. Aber niemals iſt die Revolution eine Nothwendigkeit an ſich und das Beſte, was ſie hervorrufen mag, wäre auf anderem Wege wohlthätiger zu erreichen geweſen. Nicht zu den geringſten Uebeln einer Revolutionsepoche gehört es, daß die Revolution zu einer Art Selbſtzweck wird; daß der Gedanke der Aenderung, der raſchen, maaßloſen, gewaltſamen Aenderung zum Lieblingsgedanken aller Unzufriedenen wird, und daß die bloße Thatſache eines ruhigen, geordneten Beſtandes ſchon Viele zu Unzufriedenen macht. Gährende, wunderbar verworrene Meinungen füllen die Köpfe; glänzende aber trügeriſche Ideale, falſche oder falſch angewendete Begriffe von Recht and Freiheit verſchleiern, meiſtens vor dem eigenen Bewußtſeyn der Treibenden, den Ehrgeiz, die Rachſucht, den Haß, den Neid, das Verlangen nach Schätzen und Genüſſen, welche die letzten und ſtärkſten Triebfedern der ruheloſen Bewegung ſind. Nichts iſt mehr heilig; an Alles wagt ſich der Zweifel, ja der Haß, der Kampf gegen das Vorurtheil wird zum Vorurtheil, und ſchon dadurch reizt ein Inſtitut die Meinungen wider ſich, daß es der Gegenſtand alter Ehrfurcht und früher vom Gefühle erfaßt, als vom Verſtande begriffen war. Während die eine Gewalt, der eine Stand angegriffen wird, freuen ſich alle andern und ſehen nur die Seite des Angriffs, die ihre Schadenfreude, ihren Neid und ihre ſonſtigen kleinen Begierden befriedigt, ahnen aber nicht, wie gewiß und wie bald auch an ſie die Reihe kommen wird.

Die edelſten Gefühle, die höchſten Ideen, die mannhafteſten Entſchließungen und Tugenden müſſen alle zu Werkzeugen des Unheils dienen, damit die gleichzeitige Generation, durch furchtbare Leiden und Opfer, der Zukunft vielleicht einige Verbeſſerungen erkaufe, die derſelben nur dann wahren Nutzen bringen können, wenn ſie auch das viele Gute, was die Revolution zertreten hat, nach und nach zu erſetzen vermag. Denn eine Tugend nach der andern entreißt ſie, unter Spott und Verdammung, den Gemüthern des Volks: die heilige Ehrfurcht, den Glauben, die Treue, die Anhänglichkeit, die Zufriedenheit, die Beſcheidenheit, die Gemüthsruhe, die Einfachheit, die Häuslichkeit, die Genügſamkeit, den ruhigen Fleiß, das Beharren. Sie zieht von dem ſtillen Behagen an einfachem Glück, von dem treuen Wirken im nahen, beſchränkten Kreiſe, von dem innigen Aufgehen in Freundſchaft, Familie, Nachbarſchaft, Vaterland ab und gibt dafür hohle, allgemeine Begriffe, ſeelenloſe Geſtalten, Namen und Worte, für die eine wahre Begeiſterung zu faſſen den Wenigſten möglich, wo vielmehr die Begeiſterung, die ſich für ſie ausſpricht, nur der glänzende Schleier des Selbſtbetrugs iſt, hinter dem ſich der Egoismus mit allen den ſchlimmen Begierden und Leidenſchaften, deren Vater er iſt, verborgen hält. Sie zerſtört die Gefühle, an denen die höchſte Blüthe vaterländiſcher Tugend, der freie Gemeinſinn ſich bildet, die Tugenden, in deren Lichte allein er ſeine volle Reinheit, ſeinen vollen Segen bewährt. Der einmal entwichene Glaube kehrt in der alten Weiſe wohl niemals wieder zurück, und wenn auch der Revolution eine Zeit der Ordnung folgt, ſo iſt das eben das Entſetzliche, daß es dem ſchärferen Blick nicht entgehen kann, wie wenig Wahrheit in der Herſtellung liegt und welche Heuchelei in den wiedererweckten Verſicherungen und Schwüren verſteckt iſt: Heuchelei oder Selbſtbetrug; Verlaß iſt nicht darauf.

Dem Geiſte der Revolution können allerdings auch Maßregeln der Güterpolitik förderlich werden. Diejenigen werden am wenigſten geneigt ſeyn, auf eine ſchrankenloſe, ewig wechſelnde Bewegung einzugehen, deren eigene Hoffnungen nicht auf Veränderung ihrer Lage, ſondern höchſtens auf Verbeſſerung derſelben gerichtet ſind; d. h. die wohl ihrem Beruf einen größern Aufſchwung, ihm unter beſſeren Bedingungen nachzugehen wünſchen, aber in

ihn und mit ihm verwachſen ſind, denen er das Band iſt, durch welches ſie erſt dem Ganzen verknüpft werden, und die nur in ihrem Kreiſe, nicht aus demſelben *heraus* eine Verbeſſerung ſuchen. Die überhaupt werden ſchwerer in den Strudel der Revolution gezogen werden, die an irgend ein ihr Leben weſentlich influirendes Verhältniß geknüpft ſind, deſſen Gedeihen von dem ſichern Beſtand einer ruhigen und geordneten Staatsgeſellſchaft abhängt. Was nun ſolche Verhältniſſe, ſolche Bande lockert, was dazu beiträgt, die Geſellſchaft mehr und mehr in lauter ſchroff geſonderte Individuen aufzulöſen, ihnen die ſichere, unabänderliche Grundlage ihres Wirkungskreiſes zu rauben, und ſie auf das buntverflochtene, raſtlos wechſelnde Treiben eines von Spekulationen erfüllten Verkehrs zu verweiſen, das wird unfehlbar die Anzahl derer vermehren, die für die revolutionären Einflüſſe empfänglich ſind, und die Kräfte des Widerſtandes mehr und mehr ſchwächen. Es iſt daher den Konſervativen nicht zu verargen, wenn ſie bei ſo mancher, in das große Kapitel der Emancipation des Landbaues, der Gewerbe, des Handels gehörigen Maßregel Bedenken faſſen, und wiewohl dieſe Bedenken jedenfalls nicht in allen Fällen den Ausſchlag geben dürfen, ſo iſt es doch nicht zu tadeln, daß der Konſervative bei jeder Reform die Frage aufwirft, wiefern ſie zur innern Auflöſung geſellſchaftlicher Bindemittel beitragen könne, und wenigſtens vor künſtlicher Förderung ſolcher Auflöſung warnt und zur höchſten Vorſicht ermahnt.

Die konſervative Politik aber iſt in gewiſſer Beziehung die beſte. Ich meine nicht damit die konſervative *Partei*, die Alles erhalten will, was ihrem Vortheil gemäß iſt, und eben deßhalb nicht ſelten den Revolutionärs in die Hände arbeitet. Sie täuſcht ſich vielleicht auch — wie die Revolutionärs — mit edleren Beweggründen und will Andere damit täuſchen. Aber die wirkende Triebfeder iſt ein Egoismus, der einem Theile, der eigenen Sache, auf Koſten des andern Theiles Vortheile erhalten oder zurück verſchaffen will, die keinen Bezug zu den Zwecken des Staats und der Menſchheit haben, ſondern eben nur Sondertheile ſind. Auch das konſervative *Vorurtheil*, das unbedingt alles Alte vertheidigt, weil es alt, alles Neue haßt, weil es neu iſt, will ich nicht vertheidigen; es mag mit achtbareren Geſinnungen zuſammenhängen, aber es iſt an ſich nicht viel mehr werth, als das

gewöhnlichere entgegengesetzte Vorurtheil. Nein, ich denke hier an die konservative Richtung, die, zunächst als Politik aufgefaßt, für die Erhaltung der Grundsäulen des Volks- und Staatslebens erwärmt ist, namentlich Sinn hat für jene inneren Kräfte und Gefühle, die nicht in Gesetzen, Befehlen, noch in Einrichtungen ausgeprägt werden können, aber wichtiger sind für den festen und gedeihlichen Bestand der Gesellschaft, als Alles, was sich vorschreiben und einrichten läßt; welche Menschen bilden, auf die auch das Vaterland rechnen kann, weil der Freund es kann, die Familie, die Nachbarn, die Gemeinde, der Stand, das Verhältniß, dem sie angehören; denen die Liebe zu den vaterländischen Institutionen, die Ehrfurcht vor Obrigkeit und Gesetz, die menschliche Treue, der brüderliche Sinn, das feste Bewußtseyn, die wohlwollende Menschenliebe, die sittliche Reinheit, das freudige Selbstgefühl und die Demuth vor Gott entsprießen. Dieselbe Richtung, als Zug des Volksthums betrachtet, drückt sich in einem Mißtrauen gegen Neuerungen, einer Abneigung dawider aus, die keinesweges soweit gesteigert ist, daß sie die wahrhaft gebotene Neuerung zurückwiese, aber doch mit einer heilsamen Skepsis sie betrachtet, bis die Gewißheit der Nothwendigkeit und Nützlichkeit erlangt ist. Es versteht sich, daß hier nicht von dem Reinigen, Ordnen und Fortbilden alter Institute die Rede ist, was die Gesetzgebung unserer Staaten, meist mit Fug und Recht, so viel beschäftigt und über welches die neuere Reform nicht häufig hinausgekommen ist. Das Meiste und Wichtigste, was in unsern gesellschaftlichen Instituten ist, hat sich allmählig gebildet und Jahrhunderte haben daran gearbeitet, ihm den Charakter zu geben, in dem es jetzt so Wichtiges wirkt. Was von öffentlichen Einrichtungen nur eben einzelne Menschen erfunden haben, mit Bewußtseyn erdacht, das ist selten etwas Durchgreifendes gewesen. Das Meiste ist uns gegeben, und das Verdienst des Staatsmannes ist es, das Gegebene richtig zu erkennen, umsichtig zusammenzustellen, rechtzeitig durchzuführen. Im Zweifel wird man doch dem Bestehenden den Vorzug geben müssen, ehe man eine Neuerung wagt, die im Augenblicke bestechen kann, deren Folgen aber zuletzt nicht selten alle Theile betrügen. Der edelste, begabteste, mit allen Waffen des Scharfsinns, der Kenntniß und der Erfahrung ausgerüstete Vertreter der echten konservativen Richtung war Justus

Möſer. Seine „patriotiſchen Phantaſien“ * namentlich ſind ein wahrer Schatz der überraſchendſten Aufſchlüſſe über den Geiſt der alten Inſtitute (wobei vielleicht im Einzelnen, Aeußern, manche zu gewagte Hypotheſe vorkommen mag, die moraliſche Wirkung der Inſtitute aber und ihre Stellung zum Volksthum faſt immer richtig getroffen ſind); der genaueſten Kenntniß des Volksgeiſtes und der Wechſelwirkung zwiſchen ihm und den Einrichtungen; der umſichtigſten Würdigung praktiſcher Bedürfniſſe; der tiefſten Einſicht in das menſchliche Herz; der lehrreichſten Winke über die Täuſchungen, die der politiſche Rationalismus ſich und Andern bereitet, und der überzeugendſten Nachweiſung, wie man, alle Feſtigkeit, Kraft und Trefflichkeit des Alten bewahrend, es reinigen, fortbilden und im ſteten Einklang mit Volk und Zeit erhalten ſoll. Wenn irgend ein Werk, ſo möchte ich dies zum täglichen Studium eines deutſchen Staatsmannes empfehlen; allerdings aber mehr den Reformers, als der konſervativen Partei, die ſich nur eine Beſtätigung ihrer Tendenz daraus holen, der es nur zum Sporn, nicht zum Zügel dienen würde. Es ſoll konſervative Reformers machen, und dieſe Farbe wünſche ich allen Staatsmännern.

Was zur innern Desorganiſirung des Volkslebens beiträgt, das kann dem Abſolutismus ebenſo günſtig ſcheinen, wie der Demokratie. Beide finden weniger Widerſtand, je weniger Halt im Leben iſt. Die letztere tröſtet ſich mit der „Herrſchaft des Geſammtwillens,“ baut idealiſche Luftſchlöſſer und rechnet auf Menſchen, ohne für Verhältniſſe geſorgt zu haben, welche die Menſchen zu tüchtigen bilden könnten. Höchſtens erwartet ſie dieſen Einfluß von ihren eigenen, allgemeinen Bewegungen, die aber in ſo vielen Angelegenheiten, für die ſie nicht gemacht ſind, nur einen ſtörenden und verwirrenden äußern können. Der Abſolutismus verläßt ſich auf die gewaltigen Waffen, die in dem reichen Arſenale der Geſetzgebung aufgeſchichtet liegen, auf Geld und Furcht, auf Eitelkeit und Schwäche, auf den Knechtsſinn des Volks und die Servilität ſeiner Diener, auf Polizei und Soldaten,

* Ich finde, daß die Verlagshandlung von Möſers Werken neuerdings die Geſammtausgabe zu herabgeſetztem, beiſpielloſ billigem Preiſe angekündigt hat; hoffentlich um eine neue vorzubereiten, da das Gewand der älteren etwas ſehr antik iſt.

und iſt er ein aufgeklärter, auf die Redlichkeit ſeiner Abſichten und die Klugheit ſeiner Maßregeln. Das kann eine lange Zeit halten, es kann aber auch an einem Tage hin ſeyn, denn es ſtürzt Eins mit dem Andern und der Boden wird lange ſchon unterwaſchen, ehe die Kriſis kommt. Auch bei den edelſten Abſichten muß das Richtige oft verfehlt werden, wo kein Widerſpruch da iſt, wo nur von einem Geſichtspunkte aus erkannt und entſchieden wird und nicht das Geſuchte aus dem Zuſammenwirken aller Kräfte, von denen ein nützlicher Einfluß darauf zu erwarten iſt, hervorgeht. Zudem iſt es auch für den Beſten nur allzu verführeriſch, einen rückſichtsloſen Gebrauch der Macht zu haben, und wenn es auch nicht zum äußerſten Mißbrauch kommt, ſo wird doch oft das ſtärkere Mittel gewählt werden, wo ein ſchwächeres ausreichte, und gerade die Heiligkeit des Zweckes wird dazu verführen.

Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem ſchon von den großen Alten ausgeſprochenen und von ſo vielen Neueren nachgeredeten Satze, daß die gemiſchte Staatsform die beſte ſey. Nur ſind ſeine Wortführer ſehr oft ſehr unklar über die Begriffe des monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elements — mit welchen Klaſſen wir überhaupt nicht ausreichen — und über die Stellung, die jedem davon im Staatsleben und zu einander zukommen ſoll, geweſen; und das wäre freilich die Hauptſache. Allerdings läßt ſich der letztere Punkt auch gar nicht im Allgemeinen feſtſtellen, und es kommt hier gar Vieles auf geſchichtliche, zeitliche, örtliche, volksthümliche Beziehungen an. Soviel aber wird man feſtſtellen können, daß für alle Staaten von einiger Ausdehnung und Dichtigkeit der Bevölkerung, bei vorſchreitender Kultur, komplicirter werdenden Verhältniſſen und zunehmender intenſiver Bedeutung der Staatsgewalt die Erblichkeit der oberſten Würde ein wohlthätiges Bedürfniß iſt und daß dieſes erbliche Königthum um ſo ſegensreicher wirken wird, je treuer es noch jenes patriarchaliſche Element bewahrt, aus dem es zuerſt erwachſen iſt; daß aber demſelben Königthum nur dann ein ſicherer und wohlthätiger Beſtand zu verſprechen iſt, die öffentlichen Angelegenheiten nur dann auf eine in der Dauer mit Weisheit, im Geiſte des ſtetigen, erhaltenden Vorſchritts und einer würdigen Freiheit verfahrende Weiſe verwaltet werden, nur dann ein edler, tüchtiger

Geiſt, eine männliche Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe ſich im Volk erhalten dürften, wenn das geſammte Volks- und Staatsleben auf die mannichfaltigſte Weiſe ariſtokratiſch organiſirt iſt, wobei freilich nicht an eine einzelne Art der Ariſtokratie gedacht werden darf; daß endlich Pflicht und Weisheit dem Staate gebieten, ſich ſowohl eines jeden unnöthigen Eingreifens in Beziehungen, die dem freien Schalten der Volksgenoſſen anheimgeſtellt bleiben können, zu enthalten, und hier lieber zu wenig als zu viel thun, als auch dem Staatsleben einen ſolchen Charakter zu ſichern, bei welchem Jeder einen Einfluß auf deſſen Gang in unſchädlicher Weiſe zu üben verſuchen darf, und geordnete Bahnen, bereite Gelegenheit dazu findet. Das Wie dieſer Verſöhnung der Principe hängt von Ort und Zeit, von Geſchichte und Volksthum, überhaupt von den gegebenen Zuſtänden und Verhältniſſen ab.

In gegenwärtiger Zeit iſt das ariſtokratiſche Princip das in der Tagesmeinung am wenigſtens beliebte. Dem monarchiſchen bezeigt man wenigſtens Rückſichten, hält es auch vielleicht für eine zeitliche unangenehme Nothwendigkeit; das ariſtokratiſche wird auch von Solchen gehaßt und geſchmäht, die ſich als eifrige Verehrer des monarchiſchen bekennen. Ja man ſucht letzteres in den Bund gegen das erſtere zu ziehen und lockt es mit Sirenentönen, die verführeriſch genug klingen, aber nur allzu gefährlich ſind. Allerdings ſagt Fr. Schmitthenner* mit Recht: „Der Liberalismus ſteht der Ariſtokratie ſo wenig entgegen, daß man dieſes letztere Syſtem (das liberal-ariſtokratiſche) unbedenklich als dasjenige aller wahren Staatsgelehrten bezeichnen kann.“ Aber die herrſchende Meinung iſt eine andere. Der Haß gegen die Ariſtokratie wird weniger durch Furcht und Ehrfurcht gezügelt, als der gegen die Monarchie. Er findet weit mehr und weit öftere Anreizungen. Der Neid und die Schadenfreude ſind hier ganz beſonders wirkſam. Es ſoll auch nicht geläugnet werden, daß einzelne Arten der Ariſtokratie, die man mit ihr ſelbſt verwechſelt, durch grellen Mißbrauch zu jenem Haſſe große Veranlaſſung gegeben haben. Aber wenn man die Erſcheinung ſelbſt als eine bleibende betrachten müßte, ſo müßte man das ungemein beklagen. Denn das ariſtokratiſche Princip iſt das wichtigſte für den gedeihlichen Zuſtand

* In meinen „Neuen Jahrbüchern,“ Jahrgang 1838, Bd. 2. S. 207 ff.

des Staatslebens. Nicht daß es ohne das monarchiſche auf lange wohlthätige Dauer rechnen könnte; aber das monarchiſche iſt nur der höchſte Ausdruck, der Gipfel des ariſtokratiſchen, und ſein Nutzen fließt zum großen Theile ganz aus denſelben Momenten, die den des letztern erzeugen.

Es ſollen die öffentlichen Angelegenheiten, die größten und die geringſten, durch die Geeigneten beſorgt werden. Sie allein haben den vernünftigen Anſpruch darauf. Wäre nicht die Vernunft, die Pflicht die Beſtimmung des Staats, ſondern der Wille der Menſchen ſein höchſtes Geſetz, oder könnte man annehmen, daß die bloße Wahl, geſchehe ſie von oben oder von unten, wenigſtens in der Mehrzahl der Fälle die Geeigneten treffen würde, ſo würde man auch das erbliche Königthum nicht gerechtfertigt finden. Aber es iſt dem nicht ſo, und in manchen Fällen würde der bloße Umſtand, daß jemand ſeine Würde nur der Wahl verdankte, auch den an ſich Geeigneten ungeeignet machen; wie denn dieß bei der oberſten Würde gewiß der Fall iſt. Es kommt überhaupt nicht bloß auf die allgemeinen Fähigkeiten und den Willen der Menſchen an, ſondern auch und gar weſentlich darauf, daß die Verhältniſſe dieſe Fähigkeiten auf ihre beſondere Aufgabe bilden und üben, in der Richtung dafür erhalten und die Ausdauer dieſes Willens verbürgen. — Ein anderer und für Freiheit und Rechtsſtand überaus wichtiger Umſtand iſt der Beſitz eines feſten, unverrückbaren Bodens, auf dem man wurzelt. Das hat Europa vor auswärtiger Unterjochung und innerer Knechtſchaft beſchützt, daß es ein organiſch gegliedertes Volksthum beſaß, in welchem in großartiger, mannigfaltiger Stufung von unten nach oben ſich reiche, vielgeſtaltige Kräfte ſelbſtbewußt entfalteten und hielten. Ein beſtimmtes Maaß von Unabhängigkeit, und daß ein Jeder mit andern Volksgenoſſen ein Intereſſe theile, was er auch gegen den Staat, gegen die Regierung, gegen das Volk zu vertheidigen geſtimmt iſt, ſo wie daß er, nach verlorner Gunſt, nicht in den Staub ſinkt, ſondern eine uneutreißbare Grundlage ſeiner Exiſtenz hat, das ſind wichtige Umſtände für den männlichen Sinn, der ſelbſt die Organe des Staats zu Wächtern der Pflicht und des Rechtsſtandes macht. Ohne dieß würde die an ſich ſchon gefährliche Lehre von der Omnipotenz des Staats, oder von dem abſoluten Staate, die man in unſern Tagen predigt, doppelt gefährlich werden. Wer mit Allem,

was er äußerlich iſt und hat, von der Gunſt des Fürſten oder der Menge abhängt, durch ſie allein geſtiegen iſt und nach ihrer Laune in äußeres Nichts zurückſinken kann, von dem wird man in der größten Mehrzahl der Fälle ein anderes Verfahren erwarten müſſen, als von dem, der gewiß iſt, daß nicht bloße Willkür, und wäre es die des Geſetzes, die Grundlagen ſeiner Exiſtenz ihm rauben kann. Der Miniſter, der immer noch eine bedeutende Perſon bleibt, auch wenn er ſein Portefeuille abgegeben hat; der Prälat, der ſich in dem Schutze der heiligen Macht der Kirche fühlt; der wohlhabende Grundbeſitzer oder Kapitaliſt, für den eine öffentliche Wirkſamkeit nur eine ehrenvolle Nebenbeſchäftigung iſt; der wirkliche Staatsbeamte, der aber ſo geſtellt iſt, daß er, bei treuer Erfüllung ſeiner Pflicht, weder auf Gunſt noch Mißgunſt zu achten braucht; der Landſtand, der weder durch den Staat, noch durch das Volk etwas für ſich zu erſtreben hat, ſondern ganz nur der Sache angehört; die gemeindliche Obrigkeit, die auf dem Boden der Gemeindeverfaſſung wurzelt: ſie alle werden bereit ſeyn, mit Treue und Sorgfalt allen edlen und würdigen Zwecken des Staats zu dienen; ſie werden ihm ungern, mit Widerſtreben, zuwiderhandeln; aber zu viel werden ſie nicht thun, bis ans Aeußerſte laſſen ſie ſich nicht mit fortreißen, ſie mäßigen die Verwaltung in ihr ſelbſt und werden dem Volke zur Schutzwache gegen den Staat und zur Unſchädlichkeit für dieſen. In ſolchem Verhältniſſe erhalten auch erſt die ſonſtigen Garantieen eine höhere Wirkſamkeit, als wo in dem einzelnen Staatsbeamten gleich der ganze geſchloſſene Phalanx ſich angegriffen hält. Auch das glaube man nicht, daß man ſicherer auf Vaterlandsliebe und Gemeinſinn rechnen könne, wenn man die Menſchen nur auf ſich und den Staat verwieſen hat. Sie müſſen etwas Höheres haben, um deſſen willen ſie das Vaterland und ſeine Verfaſſung lieben, als den Nutzen des Individuums, etwas Näheres als den Staat, der ſo Vielen doch nur in einzelnen concreten Theilen bekannt wird, etwas Reelleres, als einige ſchöne Worte in öffentlichen Proclamationen. In Liebe und Eifer für Familie, Beruf, Stand, Gemeinde, Corporation, Collegium, Provinz wird die Liebe und Eifer für Vaterland und Verfaſſung erzogen. Der Bürger wird Vaterlandsliebe und Gemeinſinn zeigen, dem das Vaterland und ſeine Inſtitutionen die ſegnenden Bürgen und Schutzwächter ſind; für

die Familie, die ihm das liebſte und innigſte Verhältniß auf der Erde iſt, für den Boden, den er mit Liebe ſein nennt und an welchen tauſend Erinnerungen ſchon der Väter ketten, für den Beruf, deſſen Betrieb er ſich zur Ehre rechnet und der ihn in feſtem Verband mit ſo vielen wackern Genoſſen vereinigt, für die Gemeinde, mit der er wahrhaft wichtige Intereſſen theilt und die ihr volles Mitglied für beſondere Opfer mit beſondern Vortheilen bedenkt, für den Stand, der nicht Andere verachten und bedrücken, aber in beſondern Vorzügen mit ihnen wetteifern will, für die Genoſſenſchaft, die auf eigenen, zu würdigen Zwecken begründeten und durch lange Verdienſte bewährten Rechten ruht, für Alles, was ſeinen beſondern Verhältniſſen gemäß, ihm lieb und theuer und eigenthümlich erhalten iſt.

Es geht ſchon aus dem eben Bemerkten hervor, daß ich keineswegs eine einzelne Art der Ariſtokratie, ſondern den ariſtokratiſch-corporativen Charakter des Volks- und Staatslebens im Sinne habe. Eine einzelne Art der Ariſtokratie, die alle Gewalt in ihren Händen hätte, würde allerdings einen eben ſo verderblichen Einfluß äußern, wie der Deſpotismus eines Einzelnen, oder die Anarchie der Menge. In einer ſolchen Ariſtokratie, wenn ſie nicht den Gefahren des Umſturzes durch eine innere Deſpotie begegnet, wie die Venetianiſche, werden ſich allerdings die rühmlichen Eigenſchaften, die aus dem männlichen Selbſtgefühl der unabhängigen Stellung und des Antheils an großen Dingen fließen, im Innern des herrſchenden Standes erhalten. Die Ariſtokraten ſind durch ihre Stellung manchen Verſuchungen entrückt, um dafür andern zu verfallen. Die Rückſicht auf die Standeswürde bewahrt vor manchen Fehltritten, während für andere ein deſto freieres Feld bleibt. Es kann unter dieſer Verfaſſung eine lange Zeit der Blüthe vorkommen, wo namentlich nach Außen hin Großes erſtrebt, und auch im Innern der Zuſtand leidlich, ſelbſt glanzvoll iſt. Aber jene alleinherrſchende Ariſtokratie hat eine excluſive Tendenz, beruht auf einer widernatürlichen Einſeitigkeit; eben deßhalb iſt ihr die Zeit des Verfalles gewiß, und in dieſer Zeit, die bei der beſondern Zähigkeit dieſer Verfaſſung gar lange andauern kann, iſt die Lage des Volks- und Staatslebens leicht die drückendſte und hoffnungsloſeſte. Wenn allmählig die Eigenſchaften, welche den Druck der Ariſtokratie für das übrige

Volk noch milderten und mit ihr verſöhnten, ſich ſchwächen, verlieren, in Fehler umſchlagen; wenn die Ariſtokratie nur noch in der Ausbeutung aller Vortheile für ſich ihren Eifer, nur noch in ſtarrer und ränkevoller Behauptung ihrer Macht ihre Kunſt zeigt; wenn in den beherrſchten Klaſſen das Gefühl ihrer Unterdrückung und das fruchtloſe Streben, dem Joche entriſſen, oder doch des Mitgenuſſes der Herrſchaft theilhaftig zu werden, erwacht: dann beginnt erſt der ränkevolle Druck dieſer Verfaſſung immer läſtiger und entſittlichender zu wirken, dann bedient ſie ſich der ſchlimmſten Mittel, das Volk darnieder zu halten, dann tritt der demoraliſirende Einfluß, den unnatürliche Herrſchaft auf den Herrſchenden ſelbſt übt, immer trauriger hervor; dann zeigt es ſich recht, daß man hundert und tauſend Tyrannen für einen, folglich auch eben ſo viele Mittelpunkte der Knechtſchaft mehr hat.

Aber was von einer ſo einſeitigen und ausgearteten Ariſtokratie gilt, das findet keine Anwendung, wo ſie ein monarchiſches Haupt hat, dem ſie bloß ein Mittel, eine Bundesgenoſſin, kein Zweck iſt, das vielmehr ſeine Beſtimmung in der Erſtrebung des Gemeinwohles findet, das die verſchiedenen ariſtokratiſchen Elemente mit einander und mit den demokratiſchen vermittelt, überall offene Bahn und freien Wahlplatz erhält und den ſchlimmſten Parteiungen des Ehrgeizes durch unverrückliche Beſetzung der höchſten Würde ein Ende macht; wo ferner auch das demokratiſche Element ſeinen Einfluß geltend macht, und die Ariſtokratie mit ihm im Bunde zu handeln wohl zuweilen veranlaßt ſeyn kann; wo ſie ſich raſtlos durch Aufnahme alles mit gutem Rechte Aufſtrebenden ergänzt und verjüngt; wo endlich gar nicht von der Alleinherrſchaft einer einzelnen Ariſtokratie, ſondern von einem ariſtokratiſchen, d. h. von einem ſolchen Charakter des Volks- und Staatslebens die Rede iſt, der durch den Einfluß des Lebens ſelbſt und der organiſchen Inſtitutionen die Geeigneten an die Geſchäfte bringt, und bei Beurtheilung des Geeignetſeyns auch auf die beſtimmenden Verhältniſſe die gebührende Rückſicht nimmt; wo folglich die verſchiedenen Arten der Ariſtokratie auf einander gegenſeitig wirken, einander zugleich zügeln und mildern und ergänzen und kräftigen.

Gemeiniglich hat man bei der Ariſtokratie nur an die Geburtsariſtokratie gedacht, weil ſie am öfterſten eine ſichtbare Form der

Herrſchaft entwickelt hat. Von ihr wird noch mehr zu reden ſeyn. Die Geldariſtokratie kann ſich lange Zeit in weit beſſerem Einklang mit der herrſchenden Meinung erhalten, weil ſie weniger eine geſchloſſene, an äußern Zeichen erkennbare Gewalt darſtellt, ſich mehrfach und unmerklich durch andere Stände verzweigt und in vielen Tendenzen von der großen Maſſe des Mittelſtandes verſtanden wird. Sie kann aber auch mehr als alle andern bedrückend werden, einen um ſo läſtigern Druck entfalten, je mehr er ganz in der Form des ſtrengen Rechts, ganz im Wege des Geſchäfts und alles Gefühles baar vorſchreitet. Sie kann überaus herzlos ſeyn, ausſaugend, knickerig. Sie kann alle die übeln Eigenſchaften entwickeln, welche die Folgen der Gewohnheit und Sucht des Erwerbens, eines in raſtloſem Streben nach Geld und Gut verbrachten Lebens zu ſeyn pflegen. Es geht ihr das Noble und der Sinn für das höhere geiſtige Gut ab. Sie lebt in der Gegenwart und hat den Gedanken der Zukunft nicht. Wo ſie die herrſchende Richtung des Lebens vertritt, da iſt eine große Entwürdigung des Lebens, da ſind Elend und Verarmung, zunehmende Entſittlichung und Auflöſung des Lebens zu fürchten. Aber anders geſtaltet ſie ſich, wo ſie die richtigen Gegengewichte findet und ein achtbares und geachtetes, jedoch immer dem Höheren untergeordnetes Glied des Lebens bildet. Sie ſelbſt dient dann, in ihren höchſten Stufen, zu einem nützlichen Gegengewicht gegen die Geburtsariſtokratie und kann ſich zu wahrhaft großartigen Erſcheinungen entwickeln. Daß überhaupt ein durch Fleiß, Einſicht und Thätigkeit erworbenes Vermögen auch auf äußeres Anſehen Anſpruch gibt und zu höhern Lebensſtellungen emporhilft, iſt ein wichtiger Sporn. Auch kommt viel auf die beſondere Schattirung an. Der Reichthum nimmt einen andern Charakter an, wo er, wie in England, durch Unternehmungsgeiſt, als wo er, wie in Holland, vorherrſchend durch Sparſamkeit vermehrt wird. In England kommt noch dazu, daß der Uebergang in die Reihen der hohen Geburtsariſtokratie für Alle ein hochgeſchätztes und glänzendes Ziel bleibt und, zum Theil in Folge davon, überhaupt die Richtung beſteht, ſich nach Erreichung eines gewiſſen Zieles an Jahren und Schätzen in eine glückliche Muße zurückzuziehen. Dazu das dort übliche Unterrichtsſyſtem für die höheren Stände, was, bei manchen Mängeln und Einſeitigkeiten, doch den Vorzug hat,

daß es nicht auf ein Fachſtudium, ſondern auf eine allgemeine humaniſtiſche Bildung hinarbeitet, und eben deßhalb eine ſolche über mehr Stände verbreitet, als bei uns der Fall iſt. So iſt auch der Handel überhaupt nobler, großmüthiger, freiſinniger, als die Induſtrie, welche letztere hauptſächlich durch Erſparung am Arbeitslohn, überhaupt an den Herſtellungskoſten, gewinnen muß. Doch finden ſich auch hier, bei ſehr großartigen Verhältniſſen und einer mächtigen Verbindung der Induſtrie und des Handels, glänzende Ausnahmen. Auch mag die Induſtrie, in Verbindung mit der Landwirthſchaft geſetzt, zur Erweiterung der Strebungen des letzteren, folglich auch der ländlichen Bildung, nützlich beitragen. Ebenſo hat ſie in dem Handwerksbetriebe eine Form gefunden, wo ſie lange Zeit treffliche Eigenſchaften des Volksthums umfaßte, und es iſt nur zu beklagen, daß dieſe Form zu veralten ſcheint; es wird zu beklagen ſeyn, bis eine neue gefunden und die vorübergehende Phaſe des heutigen Fabrikweſens überwunden iſt.

Die Beamtenariſtokratie wird in neuerer Zeit ein Gegenſtand zahlreicher Angriffe von verſchiedenen Seiten her. Nicht mit Unrecht, wie ſich das Verhältniß jetzt in manchen Staaten geſtaltet hat; mit großem Unrecht, wenn man die Sache im Allgemeinen betrachtet. Daß die Geſchäfte der neueren Staaten zum großen Theile durch einen eigenen Stand, der ſich auf ihren Betrieb ſpeciell vorbereitet hat und denſelben zum Beruf ſeines Lebens macht, verwaltet werden, das liegt in der ganzen Natur unſeres heutigen Staatslebens, und iſt folglich ganz in der Ordnung. Es iſt auch denkbar, daß es eine Zeitlang recht gut in einem Staate ſtehen kann, wo alle Geſchäfte des Staats lediglich durch einen ſolchen, innerlich hierarchiſch geordneten Stand verwaltet werden. Dieſe Beamten gehören immer zum Volke, theilen viele Intereſſen und Laſten deſſelben, ergänzen ſich aus ihm und unterliegen mehrfachen Einflüſſen des Volksgeiſtes und der öffentlichen Meinung. Allein, abgeſehen von Nepotismus und ähnlichen Uebeln, die ſich zuweilen in den Beamtenſtand einzuniſten pflegen, liegt es in der Tendenz einer jeder herrſchenden Gewalt, die Grundlagen, auf denen ihre Macht ruht, zu befeſtigen und zu erweitern, und keine Gewalt hat ſo viele Mittel dazu, ſo viele Beſchönigungen dafür, wie die Beamtenherrſchaft. Eben deßhalb liegt es in der Tendenz einer ohne alle Schranken hingeſtellten Beamtenmacht, zunächſt

das ganze Staatswesen und allen seinen Zubehör zu überschätzen, die einmal angenommenen Grundsätze und Institute als heilige und unverrücklich nothwendige zu betrachten, an denen höchstens etwas herumzubessern sey, die aber keine organische Umgestaltung zuließen, den Staat zum Selbstzweck zu machen, der doch nur Mittel seyn soll, selbst seine eigenen Mittel als Selbstzwecke anzusehen, durch logische Consequenzen die an sich billige Einrichtung immer drückender zu machen, sie von Punkten, bei denen sie ganz gerechtfertigt ist, um der bloßen Consequenz willen auf andere überzutragen, wo sie zur Härte wird, die Competenz des Staats unberechenbar zu erweitern, alle Verhältnisse nicht nach ihrer innern Natur, sondern nach dem Maaßstabe des Staats zu messen, und überhaupt das ganze Regierungswesen, das an sich schon manche nothwendige Uebel umfaßt, allmählig in der besten Absicht von der Welt und mit tausend Dingen, für die sich recht viel Schönes sagen läßt, zu dem drückendsten Gesammtübel zu machen. Fühlt man diese Uebelstände, oder vielmehr, erzeugt sich unter diesem Drucke ein solcher Mißmuth des Volks, für den man zwar nicht den richtigen Grund findet, der aber das Andringen derer verstärkt, die eine Neuerung im Staatsleben wünschen, so begründet man eine Gegengewalt in der Volksvertretung, welche das Verfahren der Verwaltung überwachen und influiren soll. Das kann sein Gutes haben und *auch mit* als Mittel gegen jene Uebelstände wirken; aber es fehlt viel, daß es zu ihrer Beseitigung ausreichte. Theils stellt sich zuweilen in berathenden Versammlungen, die aus einem Volke hervorgingen, das sich an jenes Regierungssystem gewöhnt hat, eine gewisse Sucht des Gebietens und Verbietens und allerhand guter Einrichtungen ein. Jeder bringt irgend einen Vorschlag mit, von dem er alles Heil der Welt erwartet und den er seinen Mitbürgern mit aller Gewalt aufdringen möchte; die Volksvertreter sind dabei oft noch viel ungemäßigter, als die durch Erfahrung gereiften und abgekühlten Beamten, oder man bringt kleine mechanische Hemmräder an, die gerade so viel wirken, um die betreffende Einrichtung auch an dem Nutzen, den sie bringt, zu behindern, ihren Nachtheilen aber nichts weniger als gewachsen sind; oder man erfaßt ein ganz entgegengesetztes idealistisches System, und geräth darüber in ewigen Kampf mit der Staatsregierung; oder man sucht in einer Aenderung der Personen das

Heil; im günſtigſten Falle hat man es nur mit der Geſetzgebung zu thun, und verhindert von da aus offenbare Bedrückungen; dem täglichen Drucke der beſtehenden Einrichtungen und dem Geiſte der ganzen Ausführung des Beſchloſſenen kann man nicht begegnen. Ja zuweilen hat das Anſehen der Volksvertretung manche Maßregel verdeckt, zu manchen Schritten ermuthigt, die man ohne ſie nicht unternommen haben würde; ſo wie auch die Theorien viel geſchadet haben, welche unſere concreten Verhältniſſe nach einer abſtrakten Staatsidee beurtheilten. Hier müſſen andere Momente zu Hülfe kommen: die ariſtokratiſche Geſtalt des Volkslebens, welche überall hin Mittel und Muth zum geſetzlichen Widerſtande gegen Uebergriffe des Staats und Anhaltspunkte dabei vertheilt und zahlreiche Verhältniſſe ſchafft, vor denen auch er mit Scheu zurückweicht; die dadurch verſtärkte Beſchränkung des Staats, deſſen Berechtigung allerdings, für Nothfälle, abſolut, deſſen Gebrauch ſeiner Macht aber ebenfalls auf etwas Abſolutes, nämlich auf die abſolute Nothwendigkeit beſchränkt ſeyn muß; die Richtung, dem Volke und ſeinen innern Kreiſen zu überlaſſen, was nur immer ſich ihnen überlaſſen läßt, und den Staat nicht für verloren, ſeinen Zweck nicht für verfehlt zu halten, weil dabei mancher Mißbrauch mit unterläuft, und unterweilen etwas paſſirt, was er nicht billigen mag; hauptſächlich eine ſolche innere Organiſation der Verwaltung,* welche ſie durch ſich ſelbſt mäßigt. Hier ſind die mittleren** und niederen Stellen, welche, in unmittelbarer Ausführung der Geſetze, mit dem Volke in tägliche Berührung kommen, faſt von größerer Wichtigkeit, als die höchſten, und der beſte Wille von Seiten der letzteren iſt den Einflüſſen nicht gewachſen, welche

---

* Vergleiche meine Schrift: Die Behörden in Staat und Gemeinde; Leipzig. 1836. 8.

** Ich habe früher gezweifelt, ob die Mittelbehörden, wie ſie in neuerer Zeit in verſchiedenen deutſchen Staaten eingerichtet worden ſind, den darauf gerichteten Erwartungen entſprechen würden. Alle ſind wohl nicht erfüllt worden, und Manches, z. B. die Stellung zur Kirche, möchte wohl jedenfalls in ihrer Einrichtung anders zu wünſchen ſeyn. Indeß finde ich, daß auch ſie ein nützliches Gegengewicht gegen die Lokalbehörden bilden, wie es bei deren Einrichtung und Verhältniſſen wichtig iſt; daß ſie nicht ſelten die Centraliſation wohlthätig mäßigen, und daß vielleicht manche Beamten über ſie klagen, aber das Volk ſie ſchätzt.

das Bewußtſeyn, von der Gunſt der Höheren abzuhängen, und die Gleichgültigkeit gegen das Volk auf die Unteren äußert, und ſie antreibt, ſich durch übertriebenen Eifer, oder gar durch Willkürhandlungen, oder durch geſetzliche Verfolgungen bemerklich zu machen, die oft gar nicht in der Abſicht des Vorgeſetzten liegen, aber deren Billigung präſumirt wird. Es kann ſeine großen Nachtheile haben, wenn die unteren Stellen als bloße Uebergangspoſten betrachtet werden, von denen jeder nach Höherem ſtrebt. Beſſer, wenn ſie ehrenvoll und behaglich genug ſind, daß der Beamte ſein Leben auf ſie begründet, mit den Kreiſen, auf die er verwieſen iſt, zuſammenwächſt, im Bewußtſeyn, bei treuer Pflichterfüllung ſeines Schickſals gewiß zu ſeyn, die Unterthanen gegen die Regierung vertritt, die Härten des Geſetzes durch billige und discrete Ausführung mildert und — wovon in Deutſchland die Beiſpiele nicht ſelten ſind — auf die herrlichſte Weiſe den lauterſten Pflichteifer, die wärmſte Ergebenheit gegen ſeinen Fürſten und die treueſte Fürſorge für die ihm anbefohlenen Volksglieder vereinigt.

Ich mag die Kirchenfrage hier nicht berühren. Aber es gilt nicht bloß von der Kirche, ſondern auch von vielen andern Dingen, daß der Staat froh ſeyn ſoll, wenn ſich für Aufgaben, denen er ſeiner ganzen Natur nach nicht gewachſen iſt, andere Träger finden. Nur darf er nicht glauben, daß ſie treu für dieſe Zwecke wirken werden, wenn er ſie nur eben als ſeine Diener und Werkzeuge gelten laſſen und ihnen nicht verſtatten will, ſie zu den Ihrigen, zu einem Lebensintereſſe zu machen, ſelbſtſtändig und ſelbſtthätig dafür zu wirken und ganz aus ihrem eigenen Geſichtspunkte zu handeln. Zu den vielen Sätzen, mit denen vielfacher Mißbrauch getrieben wird, ohne daß man ihre Richtigkeit genügend geprüft, ja auch nur ihren Sinn gehörig feſtgeſtellt hätte, gehört auch der: es ſolle kein Staat im Staate ſeyn. Es kann recht wohl eine Macht im Staate ſeyn, die ihr gutes Recht auch gegen die Regierung zu wahren vermag, und in ihrem Innern nach ihrem eigenen Rechte lebt, dabei aber immer nur innerhalb des Staats iſt, ſein Recht in ihrem Verkehr mit ſeinen übrigen Beſtandtheilen ehrt und gegen den Staat, der etwas Anderes iſt als die Regierung, nicht das Mindeſte unternimmt, vielmehr ihm und ſeiner Regierung um ſo nützlicher iſt, je unabhängiger ſie in ihrem Wirken daſteht. Die Gefahren, die dem Staate des

neunzehnten Jahrhunderts ſelbſt von einer hierarchiſch geordneten Kirche drohen können, exiſtiren nur in der Einbildung Schwacher, die wenig Zutrauen zu dem Geiſte der Zeit haben, und in den liſtigen Deklamationen der Kirchenfeinde. Freilich aber können es Referendarien und Unteroffiziere nicht begreifen, daß Jemand ſeyn könne, der den hohen Reſcripten und Ordres Widerſtand zu leiſten vermöge, zumal es ſich nicht um die Gage handelt, und daß man ſo viel „Umſtände“ mit Katholiken und proteſtantiſchen „Schwarzröcken“ mache. Die müſſe man „kurz halten,“ meinen ſie. — Für Gemeindeleben iſt in mehreren Staaten viel gethan und gewiß ſind groſſe Mißbräuche aus dem Gemeindeweſen entfernt worden. Wer möchte behaupten, daß der Bürgerſinn in den Städten dem des Mittelalters gleiche, von dem uns ſo Groſſes berichtet wird? Mancher anderer Urſachen zu geſchweigen, liegt doch wohl ein Theil der Schuld mit darin, daß unſere Städte zu wenig Staaten im Staate ſind, daß ihnen zu wenig Beſonderes und Eigenthümliches geblieben iſt, und daß ſie ſo viele gezwungene Mitglieder erhalten haben, die weit mehr dem Staate angehören, als der Gemeinde, in der ſie zufällig ihren Wohnſitz nahmen. — Wie viel wäre noch von dem Standesgeiſte, wie er ſich noch in dem Militair, bei dem Bergbau, deſſen Arbeiter man nur mit den Fabrikarbeitern vergleichen darf, um den Werth des Standesgeiſtes für Sittlichkeit und materielles Wohlſeyn zu erkennen, theilweiſe bei dem Forſtweſen erhalten; von den Lichtſeiten, welche das Innungsweſen, neben ſo manchen Schatten, doch auch entfaltet hat; von dem Einfluſſe provinzieller und localer Rechte und Gewohnheiten, örtlicher Anſichten und Maximen, von den Ueberlieferungen und dem Geiſte collegialer Behörden,* von tauſend Verhältniſſen zu ſagen, welche haltend, beſtimmend, zum Guten führend auf den Menſchen wirken und ihn für ſeinen nächſten Beruf geeigneter machen, ohne daß er deßhalb im Mindeſten unfähiger würde, einen wahrhaften Vorſchritt anzuerkennen, oder für echte Humanität und den Geiſt einer männlichen Freiheit erwärmt zu werden! Doch ich ſehe, der Stoff hat mich fortgeriſſen und

* Vergleiche meinen Aufſatz „Collegien und Bureaukratie, mit beſonderer Rückſicht auf die Kirche“ in den „Jahrbüchern der Geſchichte und Politik,“ Jahrgang 1836, Bd. 2, S. 393 ff.

ich habe die Einleitung — denn nur das ſollte das bisher Geſagte ſeyn — nur allzuweit ausgedehnt. Ich wiederhole daher nur zum Schluſſe derſelben, daß ich an dem ſichern Beſtande einer Monarchie verzweifeln würde, die die einzige ariſtokratiſche Inſtitution unter lauter demokratiſchen wäre, iſolirt, eine Anomalie, durch nichts Anologes mit dem Volke vermittelt, oder die ſich auf eine einzelne übermächtige Art der Ariſtokratie ſtützte; daß ich aber auch von den demokratiſchen Einflüſſen nur dann einen Segen erwarten kann, wenn eine ariſtokratiſche Führung da iſt; wie wieder die Ariſtokratie, um nicht auszuarten, ein erblich monarchiſches Haupt, Mannichfaltigkeit ihrer Geſtaltungen und eine freie Bahn für die demokratiſchen Einflüſſe bedingt.

Jedenfalls ſieht man, daß ich der Richtung, mit deren Ausflüſſen, ſo weit ich dieſelben für falſch halte, ich im Folgenden öfters kämpfen werde, an ſich nicht feindlich bin, und das mag für die Unbefangenheit meiner Einwürfe ſprechen.

Die ariſtokratiſchen Elemente empfinden allerdings oftmals eine Nachwirkung von dem Stande der Güterverhältniſſe, und ſo iſt es denn auch von dieſer Seite her, von den Freunden einer ariſtokratiſchen Geſtaltung des Volks- und Staatslebens, und mehr noch von den Anhängern und Genoſſen einer einzelnen Form der Ariſtokratie geweſen, daß manche Lehren und Conſequenzen des Induſtrieſyſtems heftig angegriffen worden ſind. Was ſie in weitläuftigen Abhandlungen und Schriften zu zeigen verſucht haben, das finden wir zum Theil ſchon in einzelnen Aeußerungen in Niebuhr's Briefen* ausgeſprochen; mit weniger Detailkenntniß, aber auch mit weniger Parteigeiſt, mit weniger Ueberſchätzung der Form, indeß zuweilen gar ſchneidend ausgedrückt.

So ſchreibt er am 17. November 1823: „Alle deutſchen Staaten, die nicht ganz ſtationär ſind, gehen, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Mannes, mit ihrer Geſetzgebung dahin, unſere Nation dahin zu bringen, wo die Italiener ſind: in den Städten Pfuſcher und Krämer, auf dem Lande zeitpachtendes oder tagelöhnerndes Lumpengeſindel. Mit einem Bauernſtande, wie der würtembergiſche,

* Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen deſſelben und aus Erinnerungen einiger ſeiner nächſten Freunde. Drei Bände. Hamburg, 1838. 8.

ſo daß der Bauernſtand im Bereich der Städte, wie in Italien, verſchwindet. Der Landmann, außer dem Weinbauer, leidet ſchwer durch niedere Preiſe; doch iſt der Zuſtand ohne allen Vergleich beſſer wie in Schwaben und in Holſtein, wo ein Rittergut, welches ich kenne, neulich für ein Viertheil deſſen, was der verſtorbene Beſitzer vor 25 Jahren dafür zahlte, und an wahren Verbeſſerungen darauf verwandte, verkauft iſt,* und in einem dazu gehörigen Dorf alle Bauern** bankerott ſind. — Cöln hat ſich ſeit 1814 außerordentlich gehoben. Der Werth der Häuſer iſt mehr als verdoppelt, die Bevölkerung ſehr geſtiegen, aber man vernimmt mit Entſetzen, daß auf 55,000 Einwohner 20,000 ſind, die Almoſen erhalten. Wie wird Europa um nur ein Jahrhundert ſtehen?"

Er ſchreibt aber auch (21. Mai 1819): „Wo man Erbpächter oder kleine Eigenthümer trifft, da findet man auch Fleiß und Bravheit. Die Weisheit der alten Römer iſt erſtaunlich, auch in Hinſicht des Maaßes des Grundeigenthums, welches die Geſetze beſtimmten. Sieben Juchern reichen vollkommen hin, um eine ſtarke Familie zu ernähren und zu kleiden. Auf dieſem Umfange kann ſie alle Arbeiten ſelbſt thun." Und in allgemeiner politiſcher Beziehung: „Nach meiner Ueberzeugung macht es den Royaliſten aus, daß man überzeugt iſt, daß der Staat keine willkürliche Geſellſchaft iſt — das Ganze eher als der Theil — die Regierung von Gott; daß Regierung das Allernothwendigſte iſt, und Regierung und Freiheit mit einander verbunden ſeyn müſſen; daß ſie es in den allerverſchiedenſten Formen ſeyn können; daß Formen, welche den Anſprüchen einer zahlloſen Mediocrität Grenzen ſetzen, heilſam ſind, die entgegengeſetzten abſolut ſchlecht; daß Aufruhr, um die Verfaſſung zu ändern, nicht nur ein unſinniges, ſondern auch ein ruchloſes Verbrechen iſt. — Und aus allen dieſen Gründen füge ich mich leicht in die Verkehrtheiten der Ariſtokratie, obgleich ich ſie manchmal empfinde. Wenn man aber verlangt, daß man jede Tyrannei als heilig erkennen ſoll, und jedes von äußerſter Noth gebotene Unternehmen, ihr Joch zu

---

* Doch unmöglich aus demſelben Grunde, der jene Dinge in Naſſau erzeugte?

** Alſo doch Bauern! War auch hier die Theilbarkeit Schuld?

brechen, als Aufruhr verdammen, ſo beuge ich mich nicht, und wenn ich ſehe, daß man dumm und unwiſſend machen will, ſo empört es mich und ich verberge es nicht. — Viele ſind nicht Royaliſten in dem Sinne, wie ich und Andere meines Gleichen; ſie finden ſchön und preiswürdig, was wir nur als nothwendig im Princip vertheidigen, ohne zu läugnen, daß es in der Wirklichkeit damit vielfältig ſehr ſchlecht ſtehe, und daher erklären, daß zwar Alles zuſammenſtürzen müſſe, wenn jenes falle, aber auch prophezeien, daß keine menſchliche Macht es halten könne, wenn man nicht herſtelle und ein neues Leben einflöße. Wir z. B. ſagen, es muß Ariſtokratie ſeyn, ja es muß eine ganze Stufenfolge von Ariſtokraten geben; aber wir ſetzen hinzu: jetzt beſteht gar keine haltbare, und die ſich ſo nennt, iſt ein Ding, aus dem alle (?) Lebenskraft gewichen iſt. Jene finden ſie ſo gut, wie ſie iſt, und meinen, man könne nur den Gehorſam erzwingen; wir ſagen, richtet nur ordentlich ein (?), und der Gehorſam wird nicht fehlen, wenn das Exempel alles Guten gegeben wird; ſie glauben mit dem Comprimiren auszureichen, und wir verlangen freien Raum zu geſetzlich angemeſſener Bewegung."

Wir ſehen aus dieſen und ähnlichen Stellen, Niebuhr war, ohne irgend eine ſelbſtſüchtige Urſache und auch keineswegs in Folge eines ſchwärmeriſchen Romanticismus, als Staatsmann und Patriot für eine ariſtokratiſche Geſtaltung des Lebens; wiederholt ſpricht er aus, daß er nicht in Formen das Heil ſehe, vielmehr die Ueberſchätzung der Form als ein großes Unheil der Zeit betrachte, und eben deßhalb wenig Hoffnung für die Zukunft hege, weil er in dem geiſtigen und gemüthigen Zuſtand keinen Aufſchwung bemerke; er wollte ein freies, würdiges Staatsleben, er war eins in den Zwecken mit den edelſten Liberalen, aber ihre beliebteſten Mittel ſchienen ihm nicht zum Ziele zu führen; er wünſchte eine Regeneration des Volksthums, und ſah keinen Anfang dazu, forderte vielleicht zu viel und zu früh, was nur langſam in den Tiefen des Lebens ſich bereiten kann; das Alte ſah er unterwühlt von Außen und im Innern abſterbend; ſo ward er hoffnungslos. Für die hier zu beſprechenden Angelegenheiten mag hervorgehoben werden, daß er eine Stufenfolge von Ariſtokraten für nöthig erachtete; daß ihm namentlich die Zerſplitterung und Entwerthung des Grundeigenthums und das Verſchwinden des alten Bauernſtandes,

das er theils bemerken wollte, theils befürchtete, bedenklich, daß er aber eine Theilbarkeit des Bodens bis auf ein ſolches Minimum, wo die Theilſtücke zur Ernährung einer Familie hinreichen, zu billigen ſchien.

Eine viel genauere Kenntniß der ländlichen Verhältniſſe, ja einen in der That bewundernswerthen Sinn und Takt dafür, und viel mehr Sympathie für das Mittelalterliche, jedoch ohne eine übertriebene grundariſtokratiſche Tendenz und mit einer gewiſſen Ergebung in unabweisbare Forderungen der Zeit, bewies der Freiherr von Harthauſen in ſeiner 1819 erſchienenen „Agrarverfaſſung Norddeutſchlands.“ Es hat dieſes Buch, aus dem ohne Frage ſehr viel Belehrung zu ſchöpfen iſt, ein großes Anſehen bei der Grundariſtokratie und überhaupt bei den ſtrengen Conſervativen erlangt, iſt daher von den Gegnern mehr verſchrieen, als geleſen worden. Uebrigens iſt zu bemerken, daß der achtungswerthe Verfaſſer deſſelben in einer neuern Schrift den Reſultaten der neuern agrikulturpolitiſchen Syſteme, ſo viel die Provinz Preußen betrifft, ein günſtigeres Zeugniß ertheilt,* als ſeine Freunde und Gegner erwartet haben mögen. Doch ſchon in ſeinem früheren Werke ſprach er ſich für die Ablöſung der Reallaſten aus.

Man bemerkt es oft, und die Theorie hat viel darunter zu leiden, daß, wenn irgend Jemand eine ungewöhnlich ſpecielle Kenntniß von einem bisher überſehenen concreten Verhältniſſe erlangt, und in dieſer Kenntniß die Beſtätigung einer Meinung zu finden glaubt, der er nach ſeinen ganzen Verhältniſſen und Stimmungen ohnedieß ſchon zugethan iſt, er dann ſich mit doppelter Starrheit in ſeiner Anſicht verhärtet und jene einzelne vermeintliche Erfahrung als ein ewiges Schild allen Gründen der Gegner entgegenhält. Wie bedächtig auch ſonſt der geiſtvolle Herr v. Rumohr in ſeinen politiſchen Urtheilen iſt, mit großer Offenheit, Entſchiedenheit und Schärfe zieht er gegen die freie Theilbarkeit des Bodens zu Felde, und in ſeiner „Reiſe nach der Lombardei“** überläßt er ſich einer ihm ſonſt ganz ungewöhnlichen Maaßloſigkeit

* Die ländliche Verfaſſung in den Provinzen Oſt- und Weſtpreußen (Königsberg 1839, 8.) S. 92.

** Lübeck, 1838, 8.

in ſpöttiſchem und meiſt ungerechtem Tadel einer Schrift,* in welcher die entgegengeſetzte Meinung mit vieler Mäßigung vertreten wird. Die Sache iſt: er hat als großer altadeliger Grundherr und geiſtvoller Vertreter der grundariſtokratiſch-conſervativen Richtung eine natürliche Vorliebe für die Geſchloſſenheit der Güter. Nun glaubt er in ſeinem ſorgfältigen Studium der Agrarverfaſſung einiger Theile Italiens den Beweis der verderblichen Folgen des entgegengeſetzten Syſtemes gefunden zu haben, und hat dieß theils in der angeführten Schrift polemiſch, theils in einer früheren** hiſtoriſch dargelegt. Das iſt nun von ſeinen Nachtretern weidlich ausgebeutet worden. Man ſtellt ſich, als habe man hier endlich eine lange Erfahrung von der Verderblichkeit eines Agrarſyſtems, was den Bauernſtand aufgelöst habe, gefunden, da in den übrigen europäiſchen Ländern das Emancipationsſyſtem meiſt zu jung ſchien, als daß es bereits ſichere Erfahrungen hätte liefern können. Zwar bezieht man ſich auch auf Frankreich; indeß hier iſt theils die Grundloſigkeit mehrerer Angaben, mit denen man auftrat, nachgewieſen worden,*** theils der Mangel an Kapitalkraft, der ſich bei dem dortigen Landbau bemerken läßt, auf die Revolution, die darauf folgenden Kriege und das Treibhausſyſtem der dortigen Induſtrie zu ſchieben. Andern Beiſpielen, die ſich auf einzelne Landſtriche bezogen, ließen ſich entgegengeſetzte aus andern Ländern entgegenhalten, wie es denn z. B. von dem ſchwediſchen Statiſtiker Torfell der Freigebung der Gutsvertheilungen, die ſeit 1803 daſelbſt eingetreten, zugeſchrieben wird, daß Schweden in neuerer Zeit nicht mehr wie früher mit ſeinem Getreidebedarf vom Ausland abhängt. Was nun Italien anlangt, ſo iſt dabei mancherlei

---

* Nämlich: Schüz, über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben; Stuttgart und Tübingen, 1836. 8.

** Urſprung der Beſitzloſigkeit des Colonen im neueren Toscana; aus den Urkunden; Hamburg, 1830. 8.

*** Vergl.: Rau, Volkswirthſchaftspflege, §. 80, Anm. d. Er macht es ſehr wahrſcheinlich, daß man bei jenen polemiſchen Berechnungen die Zahl der Parzellen mit der Zahl der Eigenthümer verwechſelt hat. Ich möchte übrigens noch bemerken, daß der franzöſiſche Landbau auch vor der Revolution auf einer, im Vergleich zu den Niederlanden und England, ſehr niedrigen Stufe ſtand.

zu bedenken. Zuerſt handelt es ſich dort für jetzt gar nicht um eine ins Unendliche ſtattgefundene und als Folge der unbedingten Freiheit des Güterverkehrs eingetretene Zerſplitterung der Güter; ſondern darum, daß die Geiſtes- und Kapitalkraft ſich vom Boden abgewendet hat; daß ſich kein Bauernſtand im deutſchen Sinne bilden oder erhalten wollte; daß das Leben ſich meiſt in die Städte zog; daß nicht gerade zu viele kleine Güter beſtehen, wohl aber zu wenig volle Eigenthümer den Boden bebauen, vielmehr ein eigenthümliches Pachtverhältniß eintritt. (Gleichwohl tröſtet uns der Herr v. Rumohr über das Monopol, das bei der Geſchloſſenheit großer Güter in den Grundbeſitz eingeführt wird, durch die Bemerkung,* der kleinere Landwirth könne ſo gut, als der größere, Ländereien und ganze Wirthſchaften in Pacht nehmen. In vielen, der kleinen Kultur faſt ganz gewidmeten Ländern ſäßen die Landwirthe durchhin auf gepachteten Gütern, ja ein ſolches Pachtweſen habe vor dem Ankauf mit fremdem Gelde, oder vor dem verſchuldeten Grundeigenthume unverkennbare Vorzüge.)** Es iſt ferner der Charakter Italiens und ſeiner Bewohner zu bedenken, deſſen Geſchichte und Eigenthümlichkeit ſo mächtig von denen der übrigen europäiſchen Länder, ſelbſt Spanien nicht ausgenommen, abweichen. Mit Ausnahme etwa Savoyens, auf welches das Reich noch den meiſten Einfluß gehabt hat, iſt in Italien der Adel ein ganz anderer und niemals in der Art auf die grundherrliche Stellung und Politik gerichtet geweſen, wie in Deutſchland. Es läßt ſich aber auch eben ſo leicht annehmen, daß, nach dem verſchiedenen Charakter auch der untern Klaſſen in beiden Ländern, aus denſelben Verhältniſſen ſich in Deutſchland keineswegs dieſelben Einrichtungen entwickelt und daß dieſe Einrichtungen keineswegs dieſelben Folgen gehabt haben würden, wie in Italien. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß der Landbau in Italien ewig zu ſeiner heutigen Lage verurtheilt ſeyn müßte. Schon jetzt dürften in einzelnen Theilen Italiens dieſe Volksklaſſen dahin gebildet ſeyn, wo ſie von günſtigeren Verhältniſſen, als ihre jetzigen ſind, einen beſſern Gebrauch machen würden, als ſie ehedem gethan haben.

---

* Reiſe, S. 170.

** Für die ökonomiſche Lage des Pachters möglich, für den Charakter des Standes, die Wirthſchaft, die Produktion, ſchwerlich.

Herr v. Rumohr erzählt uns allerdings (S. 173), die Fälle, wo reiche Grundherren in Toscana ihren Pächtern das bisher in Halbpacht bewirthschaftete Gut zu freiem Eigenthume vermachten, seyen nicht zu selten; gleichwohl bilde sich daraus kein Stand kleiner Grundbesitzer; denn man finde nach einigen Generationen die glücklichen, klugen und sparsamen Wirthe von diesen kleinen Anfängen zu ansehnlichem Vermögensstande hinaufgestiegen, die minder glücklichen wieder in ihre frühere Stellung zurückgesunken. Warum spricht er in dem bedenklichen Nachsatze nicht auch von minder klugen, minder sparsamen? Ist es ein Einwurf gegen eine Einrichtung, daß der Unkluge und Leichtsinnige nicht in ihr vorwärts kommt? Auch sehen wir nicht, ob er von Personen, oder von Gütern spricht. Es könnte wohl seyn, daß unkluge, sorglose und auch vom Unglück verfolgte Grundbesitzer wieder in den Stand der Pächter übergegangen und doch die Güter selbst im Besitze freier Eigenthümer geblieben wären, nur anderer. Endlich ist kaum zu erwarten, daß sich ein Stand von Grundbesitzern durch einzelne Handlungen freigebiger Großmuth bilden sollte.

Wie übrigens Herr v. Rumohr ein überaus geistvoller und verständiger Mann ist, so übersieht er keineswegs die Nothwendigkeit der Fortbildung und die Gebote unabänderlicher Zeitlagen. Es wäre zu wünschen, daß seine Nachtreter sich diese Lehren ebenso zu Nutzen gemacht hätten, wie seine Polemik gegen die Bodentheilung. So, wenn er von der Landaristokratie zwar auch nach meiner Ueberzeugung sehr richtig sagt, sie habe ihr Gutes und Heilbringendes und sey unter allen Umständen den Oligarchieen von Neulingen weit vorzuziehen, weil diese ihr Glück und ihre Gewalt theils erst begründen, theils mindestens feststellen sollten, und in der Wahl von Mitteln, welche dahin zu führen scheinen, nicht jederzeit gewissenhaft seyen;* dann aber doch erklärt, die Macht, das Ansehen, der Einfluß ansehnlicher Familien könne nur durch Besitz, Charakter, Fähigkeiten, vornehmlich aber durch eine unausgesetzte Bereitwilligkeit erhalten werden, mit Allem sich zu

* Nicht bloß deßhalb. Es kommt auch gar viel darauf an, unter welchen Verhältnissen man geboren und aufgewachsen ist und sich emporgearbeitet hat. Ausnahmen finden sich überall; aber nur nach der Regel läßt sich rechnen.

verbünden, was im Verlaufe der Zeiten, sey's materielle, sey's moralische und intellektuelle Kräfte entwickelt (S. 55). Es wäre damit das Wort des Räthsels gefunden, wenn er noch den Familiengeist hinzugefügt hätte und den Takt, sich der Leitung dessen, was die Zeit fordert — nicht alles dessen, was sie betreibt, — so weit es im Bereiche des Adels liegen kann, zu bemächtigen. Denn es ist zwar sehr schön und eindringlich gesagt, wenn er ausruft: „Wiederholt ist schon ein Adel, der für die Ewigkeit gegründet schien, durchaus gestürzt worden und in die tiefste Unbedeutendheit zurück gesunken. Und jedesmal ging diese Umwälzung von denen aus, die mit leichter Bemühung man für sich hätte gewinnen, in sein Interesse ziehen können; von denen, die eben Raum nöthig hatten, ihre wesentliche Ueberlegenheit in aller wünschenswerthen Breite und Ausdehnung geltend zu machen." Allein man würde sehr irren, wenn man glaubte, jener Adel hätte sich halten können, wenn er bloß die, welche sich später als seine gefährlichsten Feinde zeigten, an sich gezogen und sie bestimmt hätte, es gerade so zu machen, wie er. Diese Menschen erhielten ihre Kraft erst durch die Verhältnisse, von denen sie getragen wurden. Höchstens verzögern kann man auf jenem Wege. Auch ist wohl zu beachten, daß z. B. Peel im Unterhause den Pairs mehr nützt, als wenn er in ihre Reihen überginge. Indeß wer wollte sagen, daß Peel weniger Gentleman wäre, als Wellington?

Eben so nimmt Herr v. Rumohr die „Mobilisation" des ländlichen Eigenthums als ein unabweisbares Factum an, was ich in seinem Sinne nicht thue, aber doch der Meinung vorziehe, als sey sie zu hindern und müsse gehindert werden. Er hofft nur, daß der bäuerliche Grundbesitz sich an solchen Punkten erhalten werde, wo (S. 163) ein sehr durchschnittener Boden den größern Kulturunternehmungen unbezwingliche Hindernisse in den Weg stelle, oder wo auch in Ebenen die Entlegenheit des Marktes den Absatz erschwere. Er sucht seinen Vorschlag zu rechtfertigen, man solle die vom Markte entlegenen Ritter- und Domanialgüter überall in Bauergüter vertheilen. Er tröstet sich aber über den „bevorstehenden Untergang" des alten eigentlichen Bauernstandes mit der Behauptung, daß ein „isolirt oder für sich dastehender" Bauer, wie ihn die Gegenwart darzubieten pflege, für das Gesammte keineswegs so wichtig sey, indem er dann jenen eigenthümlichen

Bauernſtolz entwickele. Stolz aber ſey Selbſtgenügſamkeit;* ein ernſtliches, feſt hindurchgeführtes Beſtreben, ſein Vermögen durch verbeſſerte Kultur, Ordnung, Sparſamkeit zu vermehren, finde ſich daher bei den kleinern Grundbeſitzern gar nicht ſo allgemein verbreitet, als häufig angenommen werde. Dieſem Raiſonnement ſcheint nun freilich ein nicht ganz löblicher Gedanke zum Grunde zu liegen, nämlich der, daß der Bauernſtand ſeinen beſten Charakter erſt entwickele, wenn er nicht iſolirt ſtehe, ſondern in Abhängigkeit ſey. Aber gerade in dieſem Abhängigkeitsverhältniſſe hat er ſich ſein tief eingewurzeltes Mißtrauen, ſeine Starrheit und Zähigkeit, ſeinen Mangel an Unternehmungsgeiſt angeeignet und, wenn er wohlhabend war, auch in ihm jenen Bauernſtolz gegen Alle, außer gegen den gnädigen Herrn und deſſen Vogt, gezeigt. Die Behauptung ferner, daß bei den kleinern Grundeigenthümern der ſtrebende Geiſt nicht verbreitet ſey, iſt gerade von den unfreien, nicht von den freien und vollen Eigenthümern abgenommen. Seit wie lange gibt es in Deutſchland zahlreiche freie und volle kleine Grundeigenthümer? Wie ſehr haben Kriege, niedere Getreidepreiſe und die Koſten der Freimachung ihre Kapitalkraft geſchwächt! Aber gewiß iſt nur bei dem freien und vollen Eigenthümer, welchen immer das Anſehen, der Rath, das Beiſpiel Größerer leiten möge, der volle Muth zum Aufſtreben zu erwarten, und ein ſolcher Landwirth wird zwar vielleicht nicht mehr Bauer heißen wollen — wie denn unſer Verfaſſer, mit vielen gewichtigen Gründen, den ganzen Begriff Bauer als eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit an die Seite zu ſtellen, hingegen aus der noch gegenwärtig anwendbaren Staatslehre ihn auszumerzen empfiehlt, — wird auch vielleicht nicht alle Farben der „behaglich-gemüthlichen Seite des deutſchen Bauernlebens, die ſeit drei Jahrhunderten unſern Malern und Dichtern ſo viel ergötzlichen Stoff geliehen haben," entfalten, wird aber auch von manchen Fehlern jenes alten Bauernſtandes freier ſeyn, wird ſich höher und freier fühlen, wird bei alle dem den wohlthätigen Einflüſſen der ewigen Verhältniſſe des Grundeigenthums, ſeines Berufs und ſeiner Lebensart ſich nicht entziehen können, wird immer ein ganz anderer Kerl ſeyn, als der ſtädtiſche Handwerker, oder der Fabrikarbeiter, und für den Aufſchwung der

* Gilt dieſes Urtheil nicht auch von dem Adelſtolz?

Menschheit auf eine höhere Stufe ein tüchtigeres Element bieten, als jener alte Bauernstand.

Doch vielleicht thue ich dem Herrn v. Rumohr ganz Unrecht, und er meint mit dem isolirt stehenden Bauer gar nicht den der Abhängigkeit entrückten. Denn sehr schön sagt er (S. 165 ff.), auch hier sich von den Aristokraten trennend, die niemals vorwärts blicken, es sey denn schaudernd: „Ob hingegen in einem lebendigen Gemeindeverbande er Vorzüge entwickeln könne, die seine Erhaltung wünschenswerth machen, ist eine Frage für sich. Häufig glaubt man in unsern Tagen den Bauern über sich selbst zu erheben, indem man ihm Elementarkenntnisse beizubringen sucht, die nur insofern Werth haben, als zu fernerer Beflissenheit sie die Grundlage bilden. Ich will nicht in Abrede stellen, daß auch aus diesem Bemühen einige Vortheile entstehen können. Allein im Ganzen genommen ist Erfahrung, eigenes Nachdenken, Thätigkeit und Anstrengung aller Kräfte die eigentliche Schule derer, welche in den Staaten unserer Zeit die sogenannten untern Klassen ausmachen. Allein auch diese Schule wird von den Bauern in einem zu engen Kreise gemacht, aus welchem nur das Gemeindeleben ihn herauszureißen vermag. Verläugnen wir uns nicht, daß eben der Bauer, dessen sinnreicher Fleiß, dessen verständig anmuthvolle Lebenseinrichtung und Sitte, dessen gesammte Erscheinung uns erfreut und entzückt, und für sein Lebensverhältniß uns gewinnt und besticht, ohne Ausnahme in längst bestandenen, uralten Gemeindeverhältnissen gelebt habe und lebe. Das, was vereinzelt er nimmer entwickeln würde, reift und bildet sich in der Gesammtheit, deren Mitglied er ist. Unter allen Umständen wird künftighin nur innerhalb lebendig entwickelter, von starken Gefühlen, reinen Gesinnungen, klaren Ansichten getragener, beinahe städtischer Vereinigungen, der Bauer, insoweit er gegen den Andrang des beweglichen Kapitals sich zu behaupten vermag, über das Gewöhnliche und Gleichgültige hinaus zum Thätigen und Edlen sich erheben können." Gewiß eine herrliche Stelle, und wie schön wird in den letzten Zeilen in wenigen, treffenden Worten der Charakter eines wünschenswerthen Aufschwunges bezeichnet! Ich bin ganz mit dem Verfasser über die „Schule" des Landmannes, überhaupt der untern Klassen, einig. Daß auch Zeitungslesen und halbe Aufklärung nicht die rechten Vehikel zur Hebung des Landmannes

ſind, beſonders wenn ihn dieſe ſeine Lehrer nicht über ſeinen nächſten Beruf unterrichten, vielmehr von ihm abziehen, das ſehen wir jetzt an den ſchwediſchen Bauern, die dem Biſchof Tegner gar reichen Anlaß zu ſeinen viel verketzerten und allerdings wohl etwas zum andern Extrem übergehenden Worten gegeben haben. Auch von dem Werthe und der Bedeutung des ländlichen Gemeindelebens bin ich ſo innig überzeugt, wie Hr. v. Rumohr. Doch zweifle ich, ob von da aus der nächſte Impuls zur weiteren Hebung des Standes kommen wird. Ich meine, das Nächſte wird ſeyn, daß wir öfter den Landwirth, wie er Freiheit, Kraft und Bedürfniß dazu fühlt, in den Wettkampf eintreten ſehen werden, den die Zeit in techniſchen Vorſchritten, geſchickter Kombinirung, treffender Spekulation führt. Dadurch thätiger, unternehmender, vielſeitiger geworden, ohne die Charakterzüge aufzugeben, welche die natürlichen Folgen der Landwirthſchaft und der Verhältniſſe ſind, oder ſeyn können, wird ihn der weitere Vorſchritt dann zum Edleren führen.

Herr v. Rumohr ſagt wenig von der höheren Ariſtokratie, weniger, als er in ihrem Intereſſe ſtreitet, auch ohne ſie zu nennen. Manche Nachfolgende, die gleichfalls beide Verhältniſſe, den Baron und den Bauer, wie eine neue Schrift ſie nicht unglücklich bezeichnet, behandeln, zeigen ziemlich deutlich, daß ihnen der Baron eigentlich allein am Herzen liegt und daß ſie den Bauer mehr nur als ſeinen Fußſchemel berückſichtigen. Sie wollen zwar auch bei dem Bauer Majorate, aber manchmal ſcheint es, als geſchehe es nur, um die gleiche Forderung für den Adel zu verdecken. Es prädominirt übrigens dieſe Seite der Doppelfrage gänzlich in der bekannten Schrift des Herrn v. Geisler „über den Adel,“* die ungefähr für den Adel ſtreitet, wie Welcker im Staatslexikon gegen ihn geſchrieben hat: idealiſtiſch-befangen. — Es wird aber dieſelbe Seite mit ziemlicher Vorliebe auch in drei andern Schriften behandelt, über welche ich wegen ihres übrigen Inhalts zu berichten habe; der bekannten Vorſchläge des „Verſtorbenen“ nicht zu gedenken.

Man könnte es als ein nicht eben günſtiges Zeichen für die Sache des Adels anſehen, daß ſeine eifrigſten Rathgeber doch eigentlich nichts für ſeine Rettung vorzuſchlagen wiſſen, als im

* Minden, 1835. 8.

Wesentlichen eine sklavische Nachahmung der in England bestehenden Einrichtung. Ich bin ein glühender Verehrer Englands und des englischen Volks- und Staatslebens; aber ich glaube deßhalb doch nicht, daß eine sklavische Uebertragung englischer Formen auf nunmehr gänzlich veränderte Verhältnisse von Segen seyn könne, und wie ich zum Oftern denen, die nur das demokratische Prinzip in dem englischen Staatsleben schätzen, entgegen gehalten habe,* daß die Unschädlichkeit, ja Nützlichkeit seines Wirkens hauptsächlich den aristokratischen Gegengewichten verdankt werde, so muß ich mich noch gegen diejenigen erklären, die nur eben den einen, gerade ihren Wünschen entsprechenden Bestandtheil des englischen Staatslebens, die Verfassung der dortigen Aristokratie, preisen, alles Andere aber außer Betracht lassen. Nicht seinen Majoraten und Erstgeburtsrechten verdankt es der englische Adel, daß er besser steht, als jeder andere; gerade in England hätte ihn seine äußere Macht am Ersten gestürzt; sondern theils dem Umstande, daß auch er nicht als eine Anomalie in diesem Staatsleben dasteht, sondern nur ein leuchtendes Glied in einer ganzen Kette aristokratischer Elemente ist; theils den weiteren Thatsachen, daß er keine Vorrechte besitzt, unter denen andere Klassen leiden, sondern — abgesehen von äußeren Ehrenvorzügen und der Stellung des Oberhauses, die zu Niemands Schaden und zu Aller Nutzen gereicht — nur auf dem Wege des gemeinen Rechts im vorzüglichen Besitze von Vortheilen sich befindet, deren Jeder im Volke sich theilhaftig zu machen durch kein Gesetz gehindert wird; daß er oft der gewaltige Vorkämpfer und immer der Leiter der übrigen Volksklassen in den Entwickelungskämpfen Englands war; daß er durch die eigenthümliche Klasse der Gentry mit dem übrigen Volke verschmolzen wird, in welche Alle von selbst rücken, die sich zu freierer Bildung und höheren Lebensverhältnissen erheben; daß selbst die hohe Aristokratie durch Aufnahme ausgezeichneter Individuen, nach deren Aufnahme nicht weiter nach den Ahnen gefragt wird, sich verjüngt und eben deßhalb weniger Gegenstand eines gefährlichen Neides, als Zielpunkt eines achtbaren Ehrgeizes bleibt; und daß der dortige Adel in seiner weitesten Ausdehnung

* Neue Jahrbücher, Jahrgang 1838, B. I. S. 27 ff.; Jahrgang 1840. B. I. S. 1 ff.

in allen wahrhaft berechtigten und berufenen Strebungen des Volks ein Leiter und Führer iſt. Bei dieſem Geiſte und unter dieſen Verhältniſſen würde es einer ſo ausgedehnten Begründung des Majoratsweſens auch in England nicht bedürfen, um dem Adel ſeine Bedeutung zu ſichern. Mit dieſer Ausdehnung ſind jedenfalls Nachtheile verbunden, die ſich lange Zeit in dem Nepotismus, den Sinecuren * und mancherlei andern Mißbräuchen nur zu ſchädlich gezeigt haben und unſerem Zeitalter gegenüber, wenn man nicht ſo ernſtlich an ihrer Beſeitigung gearbeitet hätte, wie in England geſchehen iſt, und den demokratiſchen Elementen gegenüber geſchehen mußte, dem ganzen Adelsinſtitute gefährlich werden konnten. Bleibende Nachtheile ſind die übeln Folgen, die aus jener Einrichtung auf den Familiengeiſt, auf die gegenſeitige Eintracht der Geſchwiſter und ſelbſt auf die Erziehung der Erſtgebornen hervorgehen. Jene Einrichtung hat etwas in ſich, was dem heutigen Billigkeitsgefühle widerſpricht, und dergleichen rächt ſich ſtets. Wenn der Adel nur durch ſolche Einrichtungen zu halten wäre, ſo würde er gewiß über kurz oder lang untergehen.

Seine deutſchen Freunde haben noch das oder jenes zuſetzen wollen. Sie haben viel von dem ritterlichen, loyalen, ehrenhaften Geiſte des Adels geſprochen und von deſſen Erhaltung und Wiederbelebung das Heil erwartet. Sehr ſchön; aber das hängt nicht von ſchönen Phraſen in ritterſchaftlichen Statuten und von feurigen Haranguen ab, ſo wenig wie das konſtitutionelle Leben ſich durch ſchöne Worte einreden läßt. Die Gränze der falſchen Richtung erreichten die Vorſchläge einer neueren, noch weiter zu beſprechenden Schrift, ** die die Ausübung der Adelsrechte von allerlei Tüchtigkeitszeugniſſen, vorgeſchriebenen Studien und rühmlich beſtandenen Prüfungen abhängig machen wollte. Dann erſt würden ſich die übrigen Klaſſen des Volks mit Recht über ihn beſchweren können, wenn er der Siz einer ganz beſonderen Kenntniß und Würdigkeit ſeyn und doch wieder nicht Allen, die im Beſiz derſelben Kenntniß und Würdigkeit wären, eröffnet werden ſollte. Recht ſchön, wenn das Leben es mit ſich führt, daß nur

---

* Ich weiß wohl, daß dieſe jezt faſt gänzlich abgeſchafft ſind.

** Grävell, der Baron und der Bauer, oder das Grundbeſitzthum. Leipzig. 1840. 8.

der gebildete und würdige Adelige einen wahren Gebrauch von seiner Stellung machen kann, und darauf wisse man das Leben hinzuleiten. Aber man muß nicht gleich Alles, was man wünschenswerth findet, in Gesetzparagraphen vorschreiben und auf mechanischen Zwang stützen. Ueberhaupt liegt eben darin das wahre Wesen des germanischen Adels, daß er nun einmal gar nicht auf irgend einen von den Menschen abhängigen Umstand basirt, vielmehr ein Gut ist, was den Inhaber untrennbar begleitet, was er hat, was auch der Staat nicht entreißen kann, weil er es nicht gegeben hat. Wer von adeligen Eltern geboren, oder durch eine Fiktion des Staatswillens, die aber unwiderruflich ist, in den adeligen Stand erhoben ist, der ist adelig; der gehört einem Stande an, von dem sich im Allgemeinen annehmen läßt, ohne daß einzelne Ausnahmen dieser Annahme schaden könnten, daß seine Mitglieder von ihrer Geburt an der Vortheile der gebildeteren Klassen des Volks genossen, des Gedächtnisses geehrter Voreltern sich erfreuen konnten, einer selbstständigeren und unabhängigeren Stellung theilhaftig, den drückendsten Sorgen enthoben waren, gewisse Ansprüche auf höhere Lebensvortheile machen durften, die Hilfsmittel zur Erwerbung einer für das öffentliche Leben befähigenden Bildung besaßen, durch ihr Verhältniß selbst eine gewisse Sicherheit der Haltung und äußern Repräsentation erlangten und zuletzt in der Thatsache ihres Adels ein Gut hatten, was ihnen keine Ungunst der Menschen und des Schicksals entreißen kann, und was, selbst wenn der Eine seinen Werth nicht empfinden, ihn entwürdigen sollte, doch für die Nachkommen ein Sporn zum Wiederaufstreben werden kann. (Hat man aus politischen Gründen diesem Stande gewisse weitere Rechte zugetheilt, so kann man allerdings auch festsetzen, daß sie nur unter bestimmten Bedingungen ausgeübt werden dürfen. Aber die Thatsache der adeligen Standesgliedschaft bleibt unantastbar.) Der Umstand, daß der Adel an die Abstammung aus einer bestimmten Familie gebunden ist und dem Namen dieser Familie einen gewissen Glanz verleihen soll, erzeugt naturgemäß einen ausgedehnteren Familiengeist, als der sich anderwärts findet, wo das Gedächtniß der Verwandschaft sich früher verliert. Es kommen hier öfter Verfügungen vor, die auf die Erhaltung einer gewissen Grundlage des Familienglanzes berechnet sind, und es findet eine gegenseitige

Förderung ſtatt, die dem Adel auch das Aufſtreben im Staatsdienſte erleichtert. Es kann endlich leichter, als anderwärts, in einem ſolchen geſchloſſenen und mit äußerer Ehre umringten Stande ein gewiſſer nobler Standesgeiſt ſich erhalten, der vielleicht nicht in allen ſeinen Zügen achtbarer ſeyn mag, als der eines andern Standes, der aber, den herrſchenden Begriffen nach, einem vornehmen Stande vorzugsweiſe entſpricht und durch geſchichtliche Ueberlieferungen einen ritterlich-poetiſchen Charakter annehmen mag.

Der Adel wird ſich erhalten, wenn er nicht zur Urſache dient, daß Andere leiden; wenn er ferner nicht das Einzige ſeiner Art im Volke iſt, ſondern vielfache analoge, ſich nur in feinen Schattirungen allmählig von ihm entfernende Inſtitute ſich neben ihm vorfinden; wenn er, durch Entäußerung gemeinſchädlicher Vorrechte den ihm feindlichen Meinungen ihren Stachel nimmt; wenn er für einen ſolchen Zuſtand des Staatslebens und für eine ſolche Berichtigung der Anſichten wirkt, wobei die deſtruktiven Tendenzen ihren Nachhalt verlieren; wenn er allerdings das Bewußtſeyn ſeiner Lage und ſeiner Beſtimmung bewahrt und nicht gleichgiltig ſein Schickſal den Wellen des Zeitſtromes überläßt, weniger noch à la Mirabeau gegen die eigene Sache wüthet, vielmehr ſich feſt an Königthum und Verfaſſung anſchließt, aber auch der Beſchützer des Volks gegen ſchlechte Willkür iſt, ſein Leiter und Vertreter, dem es leichter wird, als Andern, eine friedliche Verſtändigung auf unſchädlichem Wege anzubahnen; wenn er, dem Mechanismus der Formen und den kalten Verſtandeswerken gegenüber, das Gemüth im Staatsleben vertritt; wenn er dem Volke Vorbilder bietet in der Begeiſterung für das Edle und Schöne, in der Treue, der Würde, dem männlichen Unabhängigkeitsſinne, der Vaterlandsliebe, der Menſchlichkeit; wenn er unter den Erſten einhergeht auf den Bahnen der vorſchreitenden Kultur; wenn er die Zeit zu erkennen und überall, wo es ſeiner Stellung gemäß iſt, ihre Winke zu nutzen weiß. Sein ganzes Weſen fordert ihn zur eifrigen Beachtung des Familienbandes, zum innigen Zuſammenhalten der Geſchlechter auf, und auch darin kann er dem Volke ein nützliches Vorbild werden. Gleiche Urſachen erzeugen gleiche Wirkungen, und ein gemeinſamer Geiſt wird auch den Adel begleiten, von deſſen Selbſtgefühle es abhängt, ob es ein edler ſeyn ſoll. Iſt er in ſeinen Hauptzügen

bei der Mehrzahl des Standes herrſchend, ſo dürfen einzelne Ausnahmen nicht irren.

Es iſt ein ſehr naturgemäßes geſchichtliches Verhältniß, daß der germaniſche Adel weſentlich auf den Grundbeſitz verwieſen iſt. Ueberhaupt wird und ſoll er die Macht des Reichthums mit der Macht des Standesanſehens verbinden; ſo daß wenigſtens der Stand im Ganzen, von einzelnen Mitgliedern abgeſehen, auf einer ſicheren Grundlage materiellen Beſitzes ruht und darin eine Bürgſchaft ſeiner Unabhängigkeit und aller jener geiſtigen und gemüthigen Eigenſchaften hat, die oben als dem Stande eigen bezeichnet wurden. Dieſer Beſitz ſoll von der Art ſeyn, daß er nicht ein ſtetes, tägliches, raſtloſes Ringen um ſeinen Ertrag bedingt, ſondern ein genügliches Auskommen, bei hinlänglicher Muße zum freien Wirken für die Zwecke der Geiſtes- und Charakterbildung und für allgemein menſchliche und vaterländiſche Intereſſen ſpendet. Im Verhältniß zur Geldariſtokratie kommt dem Adel das Haben, jener das Erwerben zu; welches Letztere, wie verdienſtlich es ſeyn mag, nur zu oft dem Sinne eine falſche Richtung gibt und von den wahren Lebenszwecken abwendet. In allen dieſen Hinſichten und auch außerdem in Rückſicht der Sicherheit und der leichteren Erhaltung eignet ſich der Grundbeſitz ganz beſonders zur Grundlage des Adels. Er mag auch zur Bedingung der Ausübung der wichtigſten politiſchen Rechte des Adels gemacht werden, ſo wie es eine, in der That der engliſchen Entwicklungsweiſe analoge Fügung der geſchichtlichen Verhältniſſe war, daß in einigen deutſchen Ländern der große Grundbeſitz an ſich ſchon der wichtigſten politiſchen Rechte des Adels theilhaftig machte, da in der That dieſer Beſitz ſeinen Einfluß auf ſeine Inhaber zu äußern niemals verfehlen wird. Zugleich gibt dieſer Grundbeſitz dem Adel viele Gelegenheit, ſich als Beſchützer, Führer und Vertreter des großen und achtbaren Standes der Landwirthe überhaupt zu zeigen, ſo wie demſelben durch Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft und durch die täglich wichtiger werdende Verbindung induſtrieller Unternehmungen mit dem Landbau nützlicher zu werden. Ebenſo könnte dieſe Stellung auch für manche nützliche ſtaatsbürgerliche Thätigkeit zum Stützpunkt dienen.* Noch iſt die Maſſe

* Hier läßt ſich eines der vielen charakteriſtiſchen Beiſpiele der den Deutſchen keineswegs zum Ruhme gereichenden Verſchiedenheit ihrer

des großen Grundbeſitzes in deutſchen Landen eine ſehr beträchtliche und dem Stande ſeiner Inhaber ein großes Gewicht im Volks- und Staatsleben auf die Dauer nicht zu weigern. Die Politik der im Beſitze befindlichen Geſchlechter muß darauf gehen, ſich dieſe Güter zu erhalten. Dadurch wirken ſie zugleich für den Adel, und die Sache iſt auch für den Staat nicht ohne Vortheil. Es iſt aber wohl zu merken, daß der Staat hauptſächlich deßhalb ein Intereſſe an der Sache hat, weil es ihm wünſchenswerth ſeyn muß, eine Anzahl größerer Grundbeſitzungen im Lande zu erhalten, theils weil manche ſolche Beſitzungen nur in ihrer Vereinigung die vollkommenſte Bewirthſchaftung zulaſſen, theils als Baſis eines politiſch wichtigen Standes. Keineswegs iſt ihm an der ganz unveränderten Erhaltung des gerade derzeitigen Beſtandes, oder daran ſonderlich viel gelegen, daß alle dieſe Güter immer in den Händen derſelben Familien bleiben. Ja wenn dieß dadurch vermittelt werden ſollte, daß der ganze größere Grundbeſitz eine fideikommiſſariſche Eigenſchaft, unter Einführung von Majoraten, Minoraten, Senioraten oder was ſonſt für abweichenden Succeſſionsformen erhielte, ſo hätte er viele Urſache, ſich dagegen zu erklären. Denn es würde dadurch für einen ſehr großen und wichtigen Theil des Grund und Bodens die freie Verfügung ſeiner Eigenthümer, welche eine weſentliche Bedingung der vollkommeneren

Entwickelung von der engliſchen hervorheben. Vor 300 Jahren waren noch überall in Deutſchland die großen Grundherren, neben den fürſtlichen Beamten, die auf den Beſitzungen des Fürſten, wie jene auf ihren wirkten, die Organe, nicht des Fürſten, aber des Staats, der öffentlichen Zwecke, und die Befehle des Fürſten, auch in Landespolizeiſachen und dergleichen, ergingen an ſie wie an jene. Von dem allen iſt in Deutſchland Alles in die Hände des Staats (im engeren Sinne des Worts) übergegangen, was keinen unmittelbaren Vortheil für die Grundherren brachte, während ſie das letztere meiſt behalten haben. In England dagegen haben ſie ſich aller gemeinſchädlichen, bloß ihnen nützlichen Vorrechte begeben, wogegen noch immer die Lordlieutenants der Grafſchaften und die meiſten Friedensrichter aus dem Stande der Grundbeſitzer hervorgehen und die meiſten lokalen Angelegenheiten der Bezirke durch die Beſchlüſſe des in dem Hauptorte zuſammentretenden Grundadels erledigt werden. Das alles meiſtens Sachen, deren unmittelbares Intereſſe auf etwas Gemeinſames geht und nur durch dieſes rückwirkend dem Einzelnen Vortheil bringt.

Wirthschaft ist, und schon durch die in deutschen Ländern noch immer gewöhnlichen Lebensverhältnisse beeinträchtigt wird, verstärkten Beschränkungen unterworfen; für viele Fälle der Impuls zur guten Wirthschaft geschwächt; der Kredit, und darin ein Mittel zur Durchführung mancher nützlichen Unternehmungen verringert; in manchen Fällen eine unzweckmäßige Vereinigung gewisser Bodenstücke verewigt und in dem Allen ein Grund zu einer für das Ganze nachtheiligen Minderproduktion gelegt. Ein zweites und moralisch ungleich höher wiegendes Bedenken erwächst aus der in jenen Einrichtungen liegenden Unbilligkeit für die nachgebornen Kinder. Diese Unbilligkeit trat weniger hervor, wie noch der alte Familiengeist in ganzer Kraft bestand und der Nachgeborne eine klarere Ueberzeugung von den Vortheilen haben konnte, die der allgemeine Glanz der Familie auch ihm brachte; wie die Zeitverhältnisse die Entstehung solcher Vortheile noch erleichterten, indem es sich ehedem häufig um die Erstrebung politischer Herrschaft handelte, während es jetzt nur dem Reichthum eines Unterthanen gilt; wie ferner das Leben den Nachgebornen noch sehr zahlreiche Gelegenheiten darbot, durch kühne Unternehmungen sich auf eine Stufe mit dem glücklichen Bruder aufzuschwingen, oder wenigstens in Kapiteln, Ritterorden, Klöstern eine anständige Versorgung zu finden, die überdem meistens zum Cölibate verpflichtete. Als diese Versorgungsmittel in den meisten protestantischen Ländern ganz verschwanden, in den katholischen sehr beschränkt worden waren, suchte der Adel eine Versorgung seiner Nachgebornen im Civil- und Militärdienste. Das konnte nicht ausreichen, schon weil sich daraus viele vom Grundbesitz abgerissene Zweige erzeugen, und die neuere Zeit erklärte sich obendrein mit einer nicht zu übersehenden Entschiedenheit gegen die damit verbundenen Mißbräuche. Unter diesen Umständen wird der Adel sich begnügen müssen, daß man ihn nicht hindert, den Spielraum, welcher den Verfügungen der Eltern, so wie den Familienverträgen gelassen ist, im Interesse der Familienpolitik zu benutzen. Es soll nichts auf die Spitze gestellt werden. Wenn der eine Bruder in Reichthum schwelgt, während der andere von seiner Gnade abhängig ist, so kann es dem letzteren heutigen Tages nicht verargt werden, wenn er seine Eltern, die gesellschaftliche Ordnung und vor Allem die Fügung anklagt, die ihn den Sohn eines Majoratsherren und nicht eines

Kapitaliſten werden ließ. Aber wenn er genug bekommt, um eine anſtändige Exiſtenz darauf zu gründen, ſo wird er ſich darüber beruhigen, daß ſein Bruder im Intereſſe der Familie mehr erhalten hat. Dann erſt wird er auch auf die Hoffnung einer möglichen Succeſſion in das Familiengut etwas geben, während er im erſteren Falle in der Stimmung der Erben des Herrn v. Reyhuhn in Zerbſt ſich befinden wird, der durch ein höchſt merkwürdiges Teſtament ſeinen Angehörigen vor der Hand gar nichts, wohl aber die glänzendſten Ausſichten für ihre Nachkommen hinterließ, die in einigen Jahrhunderten in den Genuß der bis dahin angeſammelten ungeheuren Summen kommen werden. Einzelne Majorate mögen, unter Cognition und Genehmigung des Staats errichtet, dabei aber mag darauf gehalten werden, daß auch für eine hinlängliche Ausſtattung der Nachgebornen geſorgt ſey. (Dieſer Gegenſtand, wie viele andere nahe verwandte, iſt recht umſichtig in einer kürzlich erſchienenen Schrift eines öſterreichiſchen Beamten beſprochen,* die überhaupt viele hierher gehörige Angelegenheiten: den Einfluß des Induſtrialſyſtems auf die Staatsverwaltung, die Erbfolgegeſetze, die Hypothekenordnungen, die Ehepakten, das Vorrecht, die Beſchränkungen einer freien Konkurrenz bei Veräußerungen des Grundeigenthums, die Korporationen, die Statuten, die Belaſtung der Fideikommiſſe, die Befreiung des Grundeigenthums von den darauf haftenden Laſten, den Incolat, den kompakten Beſitz und Anderes mit Geiſt und praktiſchem Blick, wenn auch nicht erſchöpfend, behandelt. Der Verfaſſer macht auf die Schattenſeiten aufmerkſam, die mancher geprieſene theoretiſche Lehrſatz unter den gegenwärtigen Verhältniſſen entfalten mußte; aber er ſchüttet das Kind nicht mit dem Bade aus und führt uns nicht zur abſoluten Verwerfung des Geprieſenen, ſondern nur zu einer heilſamen Skepſis und zur Umſicht bei deſſen Aufnahme.) Auch ſonſt haben die Familien manche Mittel in den Händen, wodurch ſie, auf dem Wege der Statuten, Familienverträge und Teſtamente, die Behauptung der Güter in den Familien erleichtern können, ohne deßhalb unbillig

* Beidtel, Betrachtungen über einige durch die Zeitumſtände beſonders wichtig gewordene Gegenſtände der Civilgeſetzgebung und Staatswirthſchaft; Leipzig 1840. 8.

gegen die Nachgebornen zu werden. Das mag der Staat begünstigen und fördern.

Vom Grundbesitz aus erfolgt das naturgemäßeste, dem ganzen Wesen des Adels entsprechendste Wirken des letzteren. In neuerer Zeit ist der Grundadel mehr in den Hintergrund, der Dienstadel in den Vorgrund getreten. Der Grundadel hat an politischer Macht verloren, und was er verlor, ist dem Stande verloren worden. Dagegen ist die politische Macht in den Händen adeliger Staatsbeamten vermehrt worden, und seit die konstitutionelle Gleichheit proklamirt wurde, haben sich, wie zum Ersatz dafür, daß zuweilen ein einzelner Bürgerlicher Minister wird, hundert Adeligen in Stellen gesetzt, die ehedem Monopol des Bürgerstandes waren. Und das nach Recht und Verdienst. Was hier gewonnen ward, das hat nicht der Adel an sich, sondern es haben es einzelne adelige Individuen gewonnen und es hat auf den Stand als solchen und seine Geschicke keinen Einfluß. Ueber die Erscheinung selbst hat das Volk nicht so viel Ursache zu klagen, als es glaubt, und der Adel nicht soviel sich zu freuen. Sie ist eine ganz natürliche, und wenn es keinen Adel gäbe, so würde sich ein solcher aus den Staatsbeamten herausbilden, indem jederzeit die ernennenden Behörden geneigt seyn werden, bei gleichen Ansprüchen verschiedener Kandidaten den Verwandten und Bekannten den Vorzug zu geben, auch wohl zuweilen empfänglicher für die Anerkennung der Ansprüche derselben, übrigens auch die Söhne des Adels und der Beamten in ihren Verhältnissen manchen bildenden Einfluß für ihre Laufbahn finden. Ich bin überhaupt stets der Meinung gewesen, daß zu manchen Stellen, namentlich zu solchen, bei denen äußere Repräsentation, leichter und sicherer Takt, Direktorialgenie, rasches Erfassen des Hauptziels unter Beseitigung des Details, von Wichtigkeit sind, in der Regel ein Adeliger geeigneter seyn wird, als ein Bürgerlicher, während bei andern, gleichfalls sehr wichtigen Stellen der umgekehrte Fall eintritt. Ueberdem kann bei dem Verfahren des Staatsmannes viel davon abhängen, ob er mit seiner äußeren Stellung und seiner inneren Richtung bloß auf den Staatsdienst gewiesen ist, oder ob er auch außerhalb desselben eine unabhängige und bedeutende Existenz behaupten kann, und, seinem ganzen Bildungsgange und Kreise nach, die Angelegenheiten aus dem

doppelten Geſichtspunkte des Staats und des freieren Volkslebens zu betrachten weiß. Jedenfalls wird auch von dieſer Seite her dem Adel, in einzelnen Mitgliedern wenigſtens, ein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten offen ſtehen, und es iſt zu rühmen, wie eifrig er ſich um die Tüchtigkeit bemüht, ohne welche in unſern Zeiten im Staatsdienſte keine Ehre zu holen iſt.

Doch ich ſehe, daß mich abermals der Stoff mit fortgeriſſen und zu einem weiteren Eingehen in dieſe Materie gelockt hat, als ich hier beabſichtigte. Es liegt mir eine kleine in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Schrift * vor, worin eine Vertheidigung der Geſchloſſenheit der Güter und der Vererbung derſelben nach der Majoratsordnung enthalten iſt; beſonders in dem letzteren Punkte die beſte, die mir zur Zeit vorgekommen. Schön und fein geſchrieben, ohne Deklamation, beſtechend, ſcharfſinnig, kenntnißvoll, auch in ſtatiſtiſcher Hinſicht, macht ſie einen recht günſtigen Eindruck. Ich gehe aber hier nicht näher auf ſie ein, weil ich ſie doch nicht der deutſchen Literatur zurechnen kann, weil ſie ſich nicht eigentlich den entgegengeſetzten deutſchen Richtungen gegenüberſtellt, weil ſie beſondere Rückſicht auf Rußland nimmt, weil bei ihr die Adels- und nicht die bäuerlichen Verhältniſſe, wenigſtens thatſächlich, das Hauptziel bilden, während ich hier eigentlich mehr von den letzteren handeln wollte. Ihre wichtigſten Gründe ſind bereits beſprochen, oder ſollen es noch werden.

Mehr habe ich über die Philippica zu ſagen, welche G. L. W. Funke ** gegen die unbeſchränkte Theilbarkeit des Grundeigenthums geſchleudert hat. Gegen die unbeſchränkte Theilbarkeit des Grundeigenthums iſt ſie dem Titel nach, in Wahrheit aber gegen jede Aufhebung der Geſchloſſenheit der Güter und gegen die gleiche Erbfolge, verſteckter auch gegen die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte gerichtet. Der Verfaſſer lehnt ſich dabei beſonders an Juſtus Möſer, an den Bericht des vortrefflichen Freiherrn von Vincke, an die Schriften von v. Harthauſen,

---

* Essai politique et historique sur le partage et la transmissibilité de la propriété territoriale d'après le principe de la stabilité en Russie, et dans quelques autres pays; Leipsic, 1839, 8.

** Die aus der unbeſchränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile u. ſ. w. Hamburg und Gotha, 1839. 8.

v. Geßler und v. Rumohr an, übersteigert aber jedenfalls ihre Lehren und geht mehrfach zum Extrem über. Aus Umständen, die man als Warnungen, Zweifel, Bedenken wohl erwägen und beachten soll, macht er Grundsätze und System und geht von Haus aus nicht, wie z. B. Schüz, auf eine unbefangene Untersuchung, sondern auf eine dialektische Beweisführung aus.

Er beginnt mit Klagen über die materielle Richtung der Zeit. Aus der Richtung, das Materielle im Staate überall zur Blüthe zu erheben, sey die Theorie der Mobilisirung des Grundeigenthums hervorgegangen. Die sogenannte philanthrophische Bildung habe jene materielle Tendenz begünstigt. Es sey aber falsch, daß durch die Mobilisirung des Grundeigenthums die Kultur des Bodens befördert werde. Es sey wohl wahr, daß der Rohertrag bei einer Zerschlagung der Güter steige, aber staatswirthschaftlich sey unter der Produktion nur der Reinertrag zu verstehen. (Niemals ist unter der Produktion der Reinertrag zu verstehen, privatwirthschaftlich kann * der Reinertrag wichtiger seyn als der Rohertrag; staatswirthschaftlich bildet der entgegengesetzte Fall die Regel und bei den Produkten des Ackerbaues am sichersten.) Nur in der Nähe von größeren Städten, wo sich ohnehin ein wahrhaft bäuerliches Leben nicht entwickeln könne, möge eine Vertheilung des Bodens unter viele Einzelne von einigem Vortheil seyn; zum Getreidebau sey Vieh nöthig, und um Vieh mit Vortheil halten zu können, müsse ein Grundbesitz eine bestimmte Größe haben. (Das läugnet Niemand.) Er benutzt einen Satz des Herrn von Rumohr: daß ein wohlzusammengesetztes Ackergut, in welchem die Mittel zur Bewirthschaftung dem Bedürfnisse genau angepaßt sind, eine Potenz sey, welche an wesentlichem Werthe die Summe des Werthes der darin enthaltenen Grundstücke weit übersteige, und legt ihn aus. (Nur von einzelnen Anhängern des Theilungs-, vielmehr des Freiheitssystemes mag die an sich sehr klare und bekannte Wahrheit, die in jenem Satze etwas hyperbolisch ausgedrückt ist, nicht genug beachtet worden seyn. Der Landwirth weiß übrigens am besten, ob er durch die Abtrennung eines

* Ich sage absichtlich kann. Denn der kleine Wirth wird recht gern einen größeren Rohertrag mit mehrerem Aufwand von Arbeit erkaufen.

Grundstücks mehr verlieren würde, als ihm der Kaufpreis vergüten kann.) Hr. Funke weicht aber gleich darauf wieder von seiner Autorität ab, indem er gegen den Zeitpacht zu Felde zieht. „Soll die Kultur des Bodens erhöht werden," sagt er, „so muß nothwendig der Bebauer desselben auch der Besitzer seyn und zwar so viel Grund besitzen, daß er durch dessen Bewirthschaftung sich einige Kapitalien erübrigen kann, um durch diese eine Vorlage zu haben, vermittelst welcher er im Stande ist, Kulturverbesserungen zu unternehmen." (Auch in diesem Satze sind zwei Wahrheiten, die aber beide übertrieben dargestellt sind. Auch die Zeitpächter haben vielfach die Kultur des Bodens erhöht, wenn sie hoffen konnten, ihre Auslagen erstattet zu erhalten, oder wenn der Eigenthümer ihnen beistand; und auch ohne Geldkapital können von arbeitsamen Menschen manche Verbesserungen gemacht werden, wie man in Gebirgsländern alle Jahre sehen kann.) Der Verfasser meint ferner, daß das Entstehen von Mißverhältnissen bei der Zersplitterung des Grundeigenthums in solchen Gegenden weniger zu besorgen sey, wo die Beschaffenheit sich ziemlich gleichmäßig zeige, mehr dagegen bei großer Verschiedenheit des Terrains. Hier habe sich in einer langen Reihe von Jahren ein richtiges Verhältniß der auf einander bezogenen Grundstücke erzeugt, welches bei der Mobilisirung sogleich gestört werde und sich selbst nach vielen Jahren schwerlich so richtig wieder bilden dürfte. Aber wo liegt die Nothwendigkeit, ja auch nur die Wahrscheinlichkeit, daß gerade in solchen Gegenden die Möglichkeit der Theilung die wirkliche Theilung als sehr häufige Erscheinung nach sich ziehen müsse? In Italien sey Theilung und die Folge davon (?) sey Verschlechterung der Produkte, Verödung des Landes, Verringerung der landwirthschaftlichen Bevölkerung gewesen. Die Nationalökonomie (?) stehe am höchsten in Ländern, wo Untheilbarkeit des Grundbesitzes bestehe. (Das ist möglich; aber die Frage ist nur, ob wegen der Untheilbarkeit, oder trotz derselben; denn man findet auch den entgegengesetzten Fall.) Der Verfasser meint: wenn untheilbare Familiengüter einen nachtheiligen Einfluß übten, so müßte sich das vor allen in England zeigen. (Aber läßt denn der englische Grundadel seine Besitzungen in ungetheilten Komplexen bewirthschaften? Mit allen solchen Beispielen ist es überhaupt etwas Mißliches. Es ist sehr leicht, für jeden beliebigen

Satz irgend ein Beispiel aus der bunten Mannigfaltigkeit unserer Staaten anzuziehen; man findet leicht einen Staat, wo der beliebte Grundsatz gilt und zugleich die Erscheinung vorkommt, von der man behauptet, daß sie die Wirkung des Grundsatzes seyn müsse. Aber sie ist dort vielleicht die Wirkung ganz anderer Umstände,* und in anderen Staaten finden wir denselben Grundsatz ohne die erwartete Wirkung. Vor der Revolution gab es in Frankreich alle die gerühmten Herrlichkeiten des Grundherrenthums, während in England ein guter Theil davon schon seit Jahrhunderten fehlte. Und doch stand schon damals der englische Landbau hoch, der französische niedrig.)

Hr. F. will nun beweisen, daß durch die Mobilisirung des Grundeigenthums der philanthropische Wunsch, einer größeren Menschenmenge den Lebensunterhalt zu verschaffen, nicht erfüllt werde. Er beweist es durch die Behauptung, die er wahrscheinlich im Vorhergehenden dargethan zu haben glaubt, daß die agrarischen Verhältnisse aller (Y) Länder bewiesen: die Zerstückelung des Grundeigenthums erhöhe keineswegs die Kultur des Bodens und liefere mithin keineswegs eine größere Masse von Produkten. Nun wird es ihm leicht, weiter zu schließen, und wenn es wahr ist, daß durch die Mobilisirung des Grundbesitzes die Kultur des Bodens sich verschlechtert, die Bevölkerung des Landes verarmt und darauf sich verringert, selbst die Produkte schlechter werden, so muß man ihm freilich auch zugeben, daß dadurch die materiellen Kräfte des Staats sich vermindern. Indeß dazu, meint er, werde es nicht kommen, wenn man das Verhältniß des Grundeigenthums aus dem rechten Gesichtspunkte betrachte. Dasselbe sey nämlich eine Staatsaktie, und deßhalb nicht sowohl Eigenthum des Besitzers, als vielmehr des Staats. Die Bewirthschaftung des Bodens könne als ein Amt angesehen werden, welches bestimmten Familien als ein erbliches übertragen sey. (Seltsam, daß man das erst jetzt entdeckt, in solcher Ferne von den Zeiten, in denen diese Uebertragung geschehen seyn muß. Die historische Partei, welche den Urvertrag der Naturrechtsschule so oft mit so gutem Rechte angreift, hat also auch ihre Fiktionen! Und warum

* Wer den Beweis gerade braucht, ist am wenigsten gestimmt, das zu untersuchen.

kommt bloß das Grundeigenthum in dieſe unglückliche Lage, die nothwendig ſeine Preiſe herabdrücken muß, während man doch am Ende mit gleichem Grunde daſſelbe von den Gewerben, ja von jedem Kapital behaupten könnte? Man hat, mit viel beſſerem Anſchein, etwas Aehnliches von dem Waldeigenthum behauptet,* wiewohl man auch hier wohl die gegenwärtige Zweckmäßigkeit einer Beſchränkung, nicht aber die Urſprünglichkeit ihrer rechtlichen Geltung behaupten konnte. Schwerlich würden die Grundherren, die dann auf ihrem Waldeigenthum nicht mehr wie ſeither gebahren dürften, die Theorie, die ihnen für den Acker ganz plauſibel erſcheinen mag, auf dieſer Seite billigen. Uebrigens überſieht Hr. F., welche — gewiß nicht in ſeinem Sinne liegende — Bevormundung der ganzen Landwirthſchaft man aus ſeinen Sätzen ableiten könnte.) Die Ungleichheit bei Vererbung des Grundeigenthums ſucht er durch das ſehr unpaſſende Beiſpiel der Untheilbarkeit der Monarchien zu rechtfertigen. Darauf verbreitet er ſich über das Verhältniß eines verſchuldeten Grundeigenthümers, was er ein ganz unrichtiges nennt, dabei aber vergißt, daß der Gewerbs- oder Handelsmann, der ſich des Kredits bedient, ganz in derſelben Lage iſt. Er führt folgende Stelle des Hrn. v. Harthauſen an: „Es iſt klar, daß, wenn viele Geſchwiſter da ſind, keines derſelben mit eigenen Kräften und Mitteln das Gut übernehmen kann. Wenn ich neun Geſchwiſter habe, alſo $^9/_{10}$ des Werthes einer Bauerwirthſchaft baar abgeben, alle Arbeit dagegen allein tragen, dazu das Riſiko ſchlechter Preiſe und Unglücksfälle und des fallenden Werthes der Grundſtücke allein übernehmen ſoll, ſo müßte ich toll ſeyn, ein ſolches Gut annehmen zu wollen. Es bleibt in ſolchen Fällen nichts übrig, als das Gut zu verkaufen.“ (Richtig; Andere ſahen nicht einmal dieſes Auskunftsmittel, ſondern glaubten, es müſſe nun immer weiter getheilt werden.) „Das gelöſte Geld wird getheilt und die ſämmtlichen Kinder haben keine Heimath, keinen Heerd und kein elterliches Haus mehr.“ (Das klingt freilich ſchrecklich; aber wenn man bedenkt, daß ohne den Grundſatz der gleichen Theilung allerdings Einer

* Dr. Pinder in den „Neuen Jahrbüchern,“ Jahrgang 1838, Bd. 2. S. 5 ff. Siehe dagegen: Rettig, ebendaſelbſt Jahrgang 1839, Bd. 1, S. 97 ff.

unter den Geschwistern weit mehr, dagegen acht weit weniger gehabt haben würden, als sie jetzt haben, so nimmt sich die Sache ganz anders aus. Dem Staat aber kann der Umstand, ob der Besitzer dieses speciellen Gutes gerade der Sohn des vorigen Besitzers, oder ob er ein Fremder ist, doch nicht so wichtig seyn, daß er deßhalb den Grundsatz der gemeinen Erbfolge ändern und acht Menschen zu Gunsten Eines benachtheiligen müßte. Uebrigens liegt es in dem angegebenen Falle in den Händen der Eltern, ein Kind, unter Berücksichtigung des gesetzlichen Pflichttheils für die übrigen, so zu bedenken, daß es sich schon auf dem Gute erhalten kann.)

Hr. Funke will weiter beweisen: daß aus der Mobilisirung des Grundeigenthums die Vernichtung des historischen Elementes des Staats hervorgehen müsse, deren Folge keine andere seyn könne, als der Umsturz der „ständisch-organischen Monarchie." Ich habe hier keine Recension seines Buchs zu schreiben und kann daher nicht alle seine einzelnen Sätze durchgehen. Ich kann in vielen Punkten mit seiner allgemeinen Richtung, soweit sie auf ein organisches Staatsleben geht, über dessen Begriff er aber nicht recht klar zu seyn scheint, ganz wohl sympathisiren; aber, wie die Anhänger einer ganz andern Richtung, verfährt er als unbewußter Sophist, ist im Voraus entschieden und sucht nun nach Beweisen, baut die mächtigsten Schlüsse auf unbewiesene Behauptungen, zimmert ein System zusammen, dessen Unterlagen Gleichnisse, Uebertreibungen, Einseitigkeiten, falsch verstandene Begriffe sind, und wo oft aus einer kleinen Abweichung von der strengen Linie des Richtigen eine ganze Kette seinem Systeme angemessener Folgerungen abgeleitet wird.

„Der Elemente des Staats," sagt der Verfasser, „gibt es drei: 1) das objektive oder historische, das Grundeigenthum; 2) das subjektive oder kosmopolitische, das Geld und 3) das beide vermittelnde und leitende Element, die Intelligenz." Er sagt das und basirt alles Folgende darauf, ohne ein Wort des Beweises, der Erklärung hinzuzufügen. Gleichwohl hat er darin offenbar zu viel gesagt, hat sich gewissermaßen in Gleichnisse verloren, deren keines vollkommen treffend ist, und zu vielen Fragen über den Sinn seiner Sätze Raum gelassen. Sind jene Verhältnisse und Einflüsse im Leben wirklich so geschieden? Ist namentlich die

Intelligenz als ein ſo getrenntes Element zu betrachten? Macht ſich die Gewalt des Kapitals — was der Verfaſſer durchgängig mit dem Gelde verwechſelt — nicht auch im Landbau wichtig, und muß ſie es nicht? Von Haus aus falſch iſt die Vermiſchung der Induſtrie und des Handels, welche ſich von einander leicht ebenſo unterſcheiden dürften, wie von dem Landbau, und von denen die Induſtrie keineswegs vorzugsweiſe auf das Kapital, ſondern auf die Arbeit baſirt iſt. Iſt der Handwerkerſtand in Zunftländern nicht auch auf Hiſtoriſches gewieſen? Lehnen ſich nicht ſo manche induſtrielle Richtungen darauf an? Streiten nicht manche Tendenzen der Intelligenz, zum Theil obendrein in Behörden vereinigt und mit öffentlicher Macht gerüſtet, dafür? Soweit die Vorliebe des Landbaues für das Hiſtoriſche daraus fließt, daß ſich in ſeiner Mitte mächtige Intereſſen darauf ſtützen, inſoweit theilen dieſelbe Sympathie alle Beſtandtheile anderer Elemente des Staatslebens, die gleichfalls aus Vorrechten Nahrung ziehen. Soweit aber die natürliche Lebensweiſe und der ganze Beruf des Landmanns ihn den Neuerungen abhold macht, und für die Erhaltung alter, volksthümlicher Gewohnheiten und einer einfacheren, gemüthlicheren Geſtalt des Staatslebens ſtimmt, werden dieſelben Eigenſchaften dem Landmann treu bleiben, auch wenn er und ſein Boden befreit ſind. Nimmt aber der Verfaſſer das Hiſtoriſche des Grundeigenthums bloß im objektiven Sinne, daß es nämlich an den Staat und ſeine Geſchicke gebunden iſt, ſo gilt das von den meiſten andern Intereſſen des Lebens, nur daß es nicht überall ſo greifbar hervortritt. Ich bin ganz dafür, daß die Geſetzgebung die Richtung des Landes achten und ſich hüten ſoll, ohne Noth in ſeine Verhältniſſe einzugreifen, vielmehr ihm Freiheit zu laſſen hat, ſich ſelbſt zu ordnen. Aber helfen ſoll ſie ihm, ſich von den Feſſeln loszumachen, in die es nicht eine ewige Naturbeſtimmung, ſondern im günſtigſten Falle ein gegenwärtig untergegangener Zuſtand, ſehr häufig aber auch offenbare Gewaltthat vergangener Zeiten geſchlagen hat. Ich bin ganz dafür, daß die Geſetzgebung die konſervative Tendenz des Landbaues umſichtig zum allgemeinen Beſten benutzt, z. B. bei der Vertretung der ländlichen Bevölkerung ihre Bedeutung ſichert; aber im freien Volksleben laſſe man dieſe Elemente durch ihre eigene Kraft wirken und ſteigere nicht künſtlich eine Tendenz, die ihnen ohnehin ſchon eigen iſt.

Indem der Verfaſſer beweiſen will, daß aus der Mobiliſirung des Grundeigenthums eine Vernichtung des Bauernſtandes hervorgehen müſſe, phantaſirt er viel Schönes von der Verbindung des Ackerbaues und der Religion, von dem Bauernſtande als einer „Stätte der Unſchuld“ und den „frommen Beziehungen des Bauers zu dem Acker.“ Wenn der Acker zur Waare werde, ſo werde der Bauer einen „reflektirenden Charakter“ annehmen, der ſeinem Weſen widerſtrebe, und die auf der Verbindung des Ackerbauers mit der Natur ruhende Sittlichkeit und Religiöſität werde zerſtört. Die Gegner des neueren nationalökonomiſchen Syſtems haben ſeinen Vertretern ſehr häufig den Vorwurf gemacht, daß ſie das praktiſche Leben nicht kennten, daß ihre Urtheile der Studirſtube angehörten, oder, mit dem beliebten Weidſpruch, daß ſie wohl in der Theorie ganz richtig ſeyn möchten, ſich aber in der Praxis nicht bewährten. Hr. F. mit ſeinem Stande der Unſchuld unter den Bauern, mit ſeinen frommen Beziehungen zum Acker und ſeinem nicht reflektirenden Charakter des Bauernſtandes, hat das Recht zu ſolchen Vorwürfen gänzlich verwirkt. Wahr iſt an der Sache, daß die natürliche Lebensweiſe des Landwirths dem Stande deſſelben eine gewiſſe geſunde, natürliche Richtung ſichert und ihn vor manchen Gebrechen der Ueberfeinerung bewahrt; wahr auch, daß das Gift einer halben Aufklärung ſich auf dem Lande etwas langſamer verbreiten kann, als in der zuſammengedrängten Bevölkerung der Städte. Seinen Zugang findet es leider auch, wo auch nicht der Acker zur Waare geworden iſt. Die Schilderung des Verfaſſers iſt aber jedenfalls höchlich idealiſirt. Auch fehlt der Nachweis, daß der Bezug des Standes zum Boden durch den Wechſel der einzelnen Beſitzer ſo bedeutend verändert werden müſſe. Man denkt ſich freilich, daß die alte Anhänglichkeit an das Gut, das die Familie ſeit alter Zeit beſeſſen, jenem Bezug verſtärke. Aber gerade der Bauer iſt nichts weniger als ſentimentaler Natur und ſchätzt an den Gütern den guten Boden und die fette Düngung mehr, als alle alten Erinnerungen. War es doch ſeit langen Jahrhunderten eine ſich jährlich in hundert Fällen wiederholende Gewohnheit, daß der Bauersſohn, um ſich noch bei kräftigem Alter des Vaters emancipiren zu können, in ein fremdes Gut heirathete, während das Familiengut mit der Tochter einem fremden Eidam zufiel. Man kann ſich denken, daß der Bauernſtand

ſich einem idealen Zuſtande eher zubilden könne, als manche andere, weil er geſunder und einfacher iſt und jederzeit ſeyn wird, als die meiſten; aber er wird es nur unter dem Schutze der Freiheit, des Selbſtgefühls und einer wahren Bildung. Was endlich das Reflektiren betrifft, — worunter der Verfaſſer das Rechnen und Spekuliren zu verſtehen ſcheint, da er ſagt, daß der Gewerbs- und Handelsſtand ſeinen Lebensunterhalt durch die „Reflexion" gewinne, — ſo mag er ſchreiben ſo viel er will, es wird ſich daſſelbe nicht wieder aus dem Bauernſtande — der Acker mag nun Waare ſeyn oder nicht — verdrängen laſſen; in ſeiner Art hat es der Bauer von jeher auch ganz paſſabel verſtanden und die Vögte, Rentmeiſter und Steuereinnehmer haben ihm gute Lektionen gegeben. Es iſt aber wohl zu glauben, daß ein ſolcher Grundadel, der ſein Anſehen auf Koſten des Bauernſtandes begründen wollte, es recht gern ſehen würde, wenn der Bauer ſo gefällig werden wollte, allen Reflexionen über ſeinen Zuſtand zu entſagen. Dieſe Hoffnung iſt eitel. Hr. F. beruft ſich auf einen Ausſpruch Hegels, der behauptet hat, durch den Ackerbau werde keine materialiſtiſche Lebensanſicht herbeigeführt, weil bei ihm der Menſch „mit unmittelbarer Empfindung das Gegebene und Empfangene aufnehme, Gott dafür dankbar ſey und im gläubigen Vertrauen lebe, daß dieſe Güte fortdauern werde; was er bekomme, reiche ihm hin (?); er brauche es auf, denn es komme ihm wieder." Hegel ſcheint nicht gewußt, oder nicht bedacht zu haben, daß Sparſamkeit keineswegs dem Bauernſtande abgeht,* daß er gar wohl die Zukunft bedenkt und daß das Aufzehren des Vorhandenen gerade die charakteriſtiſche Eigenſchaft der Fabrikarbeiter iſt. „Wird einer Familie ein Gut bewahrt," ſagt Hr. F., „ſo wird ſie einen beſtimmten Charakter entwickeln, ſo daß ſie ihrer geiſtigen Natur nach als Theil des Gutes angeſehen werden kann." Es iſt gewiß, daß die Verhältniſſe viel, ja ſehr viel auf den Menſchen vermögen, und wenn Einer ein Haus baut, ſo hat er etwas gemacht, was auf das Streben aller nachfolgenden Beſitzer

* Der Bauer iſt in der Regel ſparſam in ſeinen Ausgaben, beſonders in denen des täglichen Haushalts; er iſt auch ſorgfältig im Aufſammeln der Ueberſchüſſe, die er übrigens in der Regel entweder bloß aufhebt, oder ins Gut wendet, oder allerlei Vorräthe davon anſchafft.

bestimmend einwirkt. Aber im Ganzen ist es nur die Klasse, die hier wirkt, das Landgut überhaupt, oder das Landgut bestimmter Gegenden, bestimmter Verhältnisse, das Haus, das Gewerbe, das Geschäft, von welcher Art es auch sey. Ein besonderer Einfluß von einzelnen speciellen Gütern, Häusern, Etablissements u. s. w. wird nur in einzelnen Fällen, bei einer sehr eigenthümlichen Natur jener Momente, bemerklich seyn.

Ich übergehe, was der Verfasser über den Adel und dessen durch die Mobilisirung des Grundeigenthums angeblich zu bewirkenden Verfall sagt. Gewiß aber thut er seiner Sache selbst den größten Schaden, wenn er ferner merken läßt, daß er ein Fortbestehen eines auf feste, bindende Rechtsverhältnisse gegründeten Abhängigkeitsverhältnisses des Bauern gegen die Grundherren wünscht, und sich nicht einmal durch v. Harthausen belehren läßt; so wenig wie er an dieser Stelle an England denkt, dessen Beispiel doch seinen Satz: daß der Adel nur dann seinen vollen Zweck erfülle, „wenn zu der Größe und Unveräußerlichkeit seines Grundbesitzes auch noch die Grundherrlichkeit mit der ihr gebührenden Gewalt über die örtlichen Verhältnisse" hinzutrete, vollkommen entkräftet. * v. Harthausen erkennt sehr richtig, daß die Bauern durch Ablösung der materiellen Lasten an intensiver Kraft gewinnen müssen, und wenn ihm Hr. F. entgegenhält, daß dieß nur dann der Fall seyn dürfte, wo sie das Geld dazu nicht erst leihen müßten, so läßt sich wieder erinnern, daß auch dann nur eine Verzögerung des vollen Genusses der zu erwartenden Vortheile anzunehmen ist; daß ein Darlehen zurückgezahlt werden kann, während die älteren Lasten eiserne waren; daß die Sparsamkeit des Landmannes hier ein sehr nützliches Ziel gefunden hat; daß das Gut jedenfalls frei geworden und daß auch für den Besitzer fast immer ein freieres Verhältniß an die Stelle des früheren getreten ist. Ueberdem scheint Hr. F. ganz zu übersehen, daß die

* Denn die Gewalt, die der englische Grundadel über manche örtliche Verhältnisse hat, fließt theils aus Auftrag von Seiten des Staats, oder des Volks, theils aus den organischen Einflüssen seines Ansehens, theils aus seinem Grundeigenthumsrechte, nicht aber aus der Grundherrlichkeit. Er hat jene Gewalt entweder aus Auftrag, oder weil sie nur sein Eigenthum berührt.

Ablöſung auch durch Rente erfolgen kann. v. Harthauſen nimmt mit Recht an und die Erfahrung beſtätigt es, daß durch die Ablöſung die feindliche Stellung zwiſchen Adel und Bauern aufhöre; wie denn in der That erſt dadurch das Land zu voller einiger Kraft erhoben und ein Gegenſatz entfernt wird, der gewiß nicht zu den „frommen Bezügen" gehörte und gar übel zu der „Stätte der Unſchuld" paßte. Hr. F. weiß nichts dawider aufzubringen, als die ſonderbare Bemerkung, jener Zwieſpalt werde nur dann aufhören, wenn der Adel die Kapitalien, welche ihm durch die Ablöſung zufließen, aufzehre und nicht dadurch wieder Grundeigenthum zu gewinnen ſuche. Geſchehe aber das Letztere, ſo werde er den neu gewonnenen Beſitz durch Pächter bewirthſchaften laſſen müſſen, welche ſich gewöhnlich in einer noch feindſeligeren Stellung zu demſelben zu befinden pflegten. Sonach hätte die Geſetzgebung den Adel aufzufordern, ſeine Entſchädigungen baldmöglichſt zu verzehren, während ſie gerade das Gegentheil zu thun pflegt. Der Adel wird die Ablöſungsſummen zunächſt zur Abtragung der auf den Gütern haftenden Schulden, oder zur beſſern Inſtandſetzung der Güter, oder zur Vornahme der Veränderungen anwenden, die eben die Ablöſung nöthig macht, die Ablöſung, der es zu verdanken iſt, daß nun erſt die allgemeinere Durchführung rationeller Wirthſchaftsſyſteme möglich wird, die es bei auf Frohnarbeit baſirten Gütern nicht war. Wer das Alles nicht nöthig hat, oder ſonſt von jenen Summen übrig behält, der braucht ſie noch nicht aufzuzehren, wenn er auch kein Grundeigenthum dafür ankauft. Er kann ſie dem Staate oder Privaten leihen; er kann ſie zur Abfindung nachgeborner Söhne, zur Mitgift der Töchter verwenden. Soviel wird ſchwerlich übrig bleiben, daß davon häufig große Güter angekauft werden könnten, die nur durch Pächter zu bewirthſchaften wären. Wäre es aber auch, nun, ſo mag es vorkommen, daß einzelne Pächter mit einzelnen Eigenthümern in Zwieſpalt leben; der Pächterſtand iſt dem grundherrlichen nichts weniger als feindlich entgegengeſetzt. Dieſe Leute können aus einander, ſtehen als freie Leute neben einander und haben ſich nur freiwillig in ein Verhältniß begeben, was gegenſeitige Rechte, Pflichten und Rückſichten, aber nicht eine Oberherrlichkeit und eine Unterthänigkeit des Standes begründet. Wenn ferner v. Harthauſen eine Fortdauer des Clientelarverhältniſſes des Bauern gegen den Adel, dieſes aber nicht auf die Grundherrlichkeit,

ſondern auf das Gemeindeweſen geſtützt wiſſen will, ſo glaubt Hr. F., daß dieß Alles bei fortbeſtehender Grundherrlichkeit viel beſſer erreicht werde. Nein, denn dieſe Grundherrlichkeit lagert ſich, wie ein bleiernes Gewicht auf den Nacken des Bauern und läßt ihn nicht zum freien Selbſtbewußtſeyn, zum männlichen Bürgerſtolz kommen; ſie wirkt — wie die meiſten Härten — auch auf den herrſchenden Stand nachtheilig und erzeugt jene hochmüthigen Figuren, jene engherzigen Vorurtheile und lächerlichen Anſprüche, welche der Sache des Adels ſo unermeßlichen Schaden gebracht und durch falſchen Stolz den wahren geſchwächt haben; ſie erhält Zwieſpalt und Mißtrauen zwiſchen beiden Ständen; ſie erhält einen Keim für künftige Revolutionen. Ich bin ganz mit beiden Herren darüber einverſtanden, daß der Grundadel der beſte Führer des Landmannes iſt; aber das muß ſich organiſch machen, nicht mechaniſch erzwungen werden. Soll die Geſetzgebung dem Bauernſtande einen amtlichen Vormund ſetzen, ſo muß ſie fragen, ob er geſchickt dazu ſey, und nicht jeder Grundherr iſt das; ja ſie werden es um ſo weniger ſeyn, je gewiſſer ſie ſind, daß ihnen die Gewalt in jedem Falle zu Theil wird.

Ich kann die Betrachtungen und Deklamationen übergehen, in denen der Verfaſſer aus der Vernichtung des hiſtoriſchen Elements des Staats, oder des Bauernſtandes und des Adels, einen Umſturz der „ſtändiſch-organiſchen Monarchie“ prophezeit; denn ich fürchte nicht, daß Adel und Bauernſtand untergehen, wenn auch die rechtliche Geſchloſſenheit der Güter und die Gutsunterthänigkeit verſchwinden. Ich wende mich daher zu einer andern Schrift, die in den hier zunächſt zu beſprechenden Angelegenheiten mit der obigen vielfach zuſammenſtimmt, obwohl ſich leicht nachweiſen ließe, daß die grundverſchiedene Geiſtes- und Gemüthsanlage beider Autoren bewirkt, daß daſſelbe bei einem Jeden doch etwas ganz Anderes iſt. Ich meine die ſchon oben erwähnte Schrift von Grävell: „Der Baron und der Bauer oder das Grundbeſitzthum.“ Hr. Grävell beſpricht den Landbau mit mehr Sachkenntniß, als Hr. Funke, mit ungleich größerer Nüchternheit und viel weniger Deklamation und Uebertreibung. Daß deßhalb mehr Wahrheit bei ihm zu finden ſey, möchte ich nicht behaupten. Uebrigens intereſſirt mich hier das Alles nicht, was er an veralteten Naturrechtstheorien und moderner preußiſcher Staatsphiloſophie

ziemlich bunt unter einander und vielfach abschweifend vorbringt; auch übergehe ich gern seine seltsamen Vorschläge über den Adel. Aber auch aus seinen Bemerkungen über das Grundeigenthum finde ich nicht viel Neues und Besonderes mitzutheilen. Er stellt die Vortheile der kleinen und großen Güter einander gegenüber. Für die kleinen Besitzungen spreche, so meint er: „1) die Gleichmäßigkeit der einfachen Arbeiten und dadurch erleichterter Erwerb der Geschicklichkeit dazu;" (als wenn nicht gerade auf kleinen Gütern der Besitzer alle Arbeiten selbst verrichten müßte und dadurch eine recht vielseitige Geschicklichkeit erlangte;) „2) genaue Kenntniß der Beschaffenheit eines jeden Bodentheils für die angemessenste Benutzung desselben; 3) Leichtigkeit des Arbeitswechsels bei veränderter Witterung; 4) baldige Nachhilfe und Besserung vorfallender Beschädigungen; 5) Zeitersparniß aus der Nähe der Grundstücke und ihrer Theile; 6) eigene Wahrnehmung des Wirthschaftsinteresses in allen Zweigen und zu jeder Zeit und gänzliche Ersparniß der Aufsichtskosten; 7) Geringfügigkeit des erforderlichen Betriebsaufwandes; 8) Vermehrung der Anzahl der ansäßigen Leute im Lande; 9) Abhärtung des Körpers und Uebung der Kräfte desselben, verbunden mit Einfachheit der Sitten; daher ein gesunder, kräftiger, ausdauernder und muthiger Menschenschlag; 10) größere Konkurrenz der Nachfrage, mithin höherer Marktpreis der Güter." Ich möchte hier gleich noch hinzufügen, daß 11) bei kleinen Gütern die Selbstbewirthschaftung, bei großen die Verpachtung die Regel bildet, die erstere aber aus bekannten Gründen der letzteren, mit Hinsicht auf das Nationalinteresse, bei weitem vorzuziehen ist; 12) daß der kleine Grundbesitzer seine Ersparnisse meist in dem Gute niederlegt, der große sie häufig in standesmäßigem Aufwande verzehrt oder in dem Gute fremden Interessen anwendet. Dabei übergehe ich noch manchen andern Vortheil und was in den von dem Verfasser angegebenen viel stärker hätte bezeichnet werden müssen. Als Vortheile der großen Güter führt der Verfasser an: „1) die Theilung der Arbeiten mit allen ihren Vortheilen, insonderheit auch der erhöhten Geschicklichkeit der in einzelnen Zweigen angestellten Arbeiter;" (bei dem Landbau dürfte eine solche Theilung der Arbeit, welche einzelne Arbeiter ausschließlich mit einem einzelnen Theile einer Arbeit beschäftigt, und sie dadurch zu besonderer Geschicklichkeit darin

ausbildete, ſchwerlich durchzuführen ſeyn, ganz gewiß aber ſehr ſchlechte Landwirthe bilden;) „2) Erſparung vieler Menſchenarbeit durch Thiere und Maſchinenkräfte;“ (ein problematiſcher Vortheil, wenigſtens für unſere heutige Lage;) „3) Vereinigung mehrerer Kräfte nach dem Bedürfniſſe zu größeren Effekten; 4) dadurch und durch den Abgang hinderlicher Nachbarn auf einer größeren Fläche ermöglichte Anlagen und Verbeſſerungen; 5) gegenſeitige Aushilfe verſchiedener Bodenarten zur Erzielung der einer jeden angemeſſenen Früchte und 6) ganz beſonders auch zur Vermehrung des Dungmäterials; 7) größere Selbſtſtändigkeit durch mannigfachere Selbſterziehung der Wirthſchaftsbedürfniſſe und Vermeidung ihres Ankaufs; 8) ſchwierigere Beſchädigung des Ganzen durch Witterung, Menſchen und Thiere;“ (das iſt nicht zu begreifen; der Verfaſſer meint, es ſey unwahrſcheinlich, daß der ganze Umfang eines großen Gutes beſchädigt würde; aber würde derſelbe ganze Umfang beſchädigt werden, wenn er in viele kleine Güter vertheilt wäre? oder meint der Verfaſſer, der Beſitzer eines großen Gutes riskire nicht ſo oft, wie der eines kleinen, ſeine ganze Ernte zu verlieren? nun, das wäre ein Vortheil für ihn, aber nicht für das Nationalvermögen, und er wird auch für ihn dadurch aufgewogen, daß auf einem großen Umfange weit öfter Beſchädigungen vorfallen müſſen, als auf einem kleinen;) „wie auch 9) die Möglichkeit der Uebertragung partiellen Mißgeſchicks vermöge der Ausgleichung im Ganzen;“ (kommt nur dem einzelnen Eigenthümer zu ſtatten, nicht dem Nationalvermögen, für welches der Verluſt derſelbe iſt, er mag übertragen worden ſeyn, oder nicht;) „10) Benutzung des Zeit- und Rentegewinns zur Erweiterung der geiſtigen Ausbildung überhaupt und inſonderheit der Kenntniß der Landwirthſchaft;“ (iſt eine Möglichkeit) „in Folge deſſen 11) Verbindung der Induſtrie mit der Landwirthſchaft und 12) ein gemächlicheres Leben,“ (das läßt ſich glauben) „verbunden mit dem Bewußtſeyn des Anſehens, welches ein größeres Grundeigenthum in den bürgerlichen Verhältniſſen verſchaffen muß, entſprechend dem Maaße der Macht, die es verleiht.“ Die Nachtheile, die vielen großen Gütern eben durch ihre Größe und durch die unpaſſende Vereinigung des nicht Zuſammengehörigen zu eigen ſind, übergeht er. Die Vortheile ſtellt er, wie bemerkt, einander gegenüber und ſagt dann: „es würde ſich wohl im Ganzen ausführen laſſen, daß unter den

Vorzügen der großen Güter Momente vorkommen, denen auf der andern Seite etwas gleich Gewichtiges nicht entgegengestellt werden kann." Er sagt das, ohne es im Mindesten auszuführen. Ich möchte gerade das Gegentheil behaupten und namentlich bemerken, daß die Vortheile der kleinen Güter sub 2, 6, 7, 8 und 9 durch nichts überwogen werden dürften. Indeß ist die ganze Frage, wie auch Hr. G. andeutet, auf ein falsches Terrain verpflanzt, wenn man die Entscheidung über die Geschlossenheit der Güter von den Vortheilen der kleinen oder großen Güter abhängig machen will. Das Letztere kann nur einen adminiculirenden Grund abgeben, sofern in der That die Geschlossenheit der Güter einer Verkleinerung derselben, nicht aber einer Vergrößerung entgegen steht; allein die Aufhebung der Geschlossenheit zieht nicht nothwendig eine Verkleinerung der Güter im Allgemeinen nach sich, und Hr. G. erwähnt selbst Beispiele von einem Zusammenkaufen von Gütern.

An einer andern Stelle malt Hr. G. die Unsicherheit der Lage kleiner Grundbesitzer, und welche Gefahren daraus für den Staat erwachsen, sehr kläglich aus. Schwerlich wird ihm Jemand darin beistimmen, daß die Lage derselben „nicht sehr wesentlich verschieden von der der Fabrikarbeiter" sey. Der Fabrikarbeiter ist viel öfter und von ganz andern Krisen bedroht, als der Landbesitzer; er hat eine ganz andere Sinnesart, und die Krisen, welche den Landbesitzer treffen, dürfte der große Grundherr viel schwerer empfinden, als der kleine Landmann, von welchem ewig der Spruch des Dichters gelten wird: „der neue Lenz bringt neue Saaten mit und bald erstehen die leichten Hütten wieder." Auch die Verbindung des Landbaues mit gewerblichen Arbeiten findet er bedenklich, während es bekannt ist, wie schwer man in Schlesien, in Hannover und anderwärts das Sinken von Industriezweigen beklagt, die dem Landmann eine nützliche Nebenbeschäftigung boten. Der Grundbesitz vermehre nur ihren Jammer, meint er, „weil die Armen auch noch ihr Eigenthum mit dem Rücken ansehen, oder in demselben rettungslos verschmachten müßten, wenn eine Handelsstockung eintrete, oder eine Hungersnoth einbreche, oder der Feind die Gegend überziehe." Werden sie weniger schmachten müssen, werden sie sich, nach bestandener Gefahr, rascher erholen können, wenn sie kein Eigenthum haben? Ganz

entgegengesetzt führt ein anderer Schriftsteller * die Vertheilung des Grundeigenthums, namentlich zu Gunsten der Gewerbtreibenden, als ein wichtiges Gegenmittel gegen den Pauperismus auf, und während Hr. G. das Riesen- und Erzgebirge als Beispiele gebraucht, wo ich wenigstens von dem letzteren weiß, daß jene Vertheilung nicht die Regel bildet, erwähnt sein Gegner die Zittauer Gegend mit folgenden Worten: „Der Verfasser dieses wohnt in einer der allerbevölkertsten Fabrikgegenden Deutschlands, in welcher es besonders sehr viele Leinen- und Baumwollenweberei gibt. Aber schon seit vielen Jahren wurden eine Menge großer Güter in sehr kleinen Parzellen an diese Weber verpachtet, und wenn sie dieß wünschen, auch bis zu Parzellen von ½ Scheffel herunter verkauft. Ebenso verpachten die Bauern einen großen Theil ihrer oft schwer zu beurbarenden Ländereien, und es wird mit dem Verkaufe solcher kleinen Parzellen stets noch fortgefahren. Dieß hatte zur Folge, daß trotz der sehr starken Bevölkerung und trotz der Mißernten der Jahre 1816 und 1817 keine eigentliche Noth unter diesen Webern entstand, und daß sie, während von allen Seiten her in den öffentlichen Blättern der allgemeine Nothruf erfolgte, nie eine Unterstützung verlangt, noch auch derselben bedurft haben." Wie stimmt das zu den „verhungerten und ausgehöhlten Menschengestalten," welche Hr. Gr. „die bettelnden Hände an allen Landstraßen ausstrecken, oder die Heimath fliehen, oder dem Tode verfallen" sieht?

Das Ergebniß, das Hr. G. durch seine Betrachtungen über das Grundeigenthum begründet zu haben glaubt, drückt er zunächst in folgenden Sätzen aus: „Der kleine Grundbesitz, der bloß mit Handarbeit zu bestreiten ist, ist unersprießlich, sogar Gefahr bringend, und verdient gar keine Begünstigung, sondern nur ausnahmsweise Zulassung um besonderer, nicht zurückzuweisender Bedürfnisse willen. Unter dem größeren Grundbesitze, worauf eigenes Zuggespann gehalten werden muß, haben sich die Freigüter (Rittergüter) ergiebiger, also im staatswirthschaftlichen Betrachte vorzüglicher ausgewiesen, als die Bauergüter, hingegen die letzteren in politischem Betrachte ungleich wichtiger für den Staat, als die

* Schmidt, über die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Zittau u. Leipz. 1837. 8.

erſteren. Unter den Bauergütern ſind die Pferde haltenden die vorzüglicheren.“ (Für das letztere hat der Verfaſſer einen echt preuſſiſchen Grund, den ein Engländer ganz unbegreiflich finden würde, nämlich die Ausrüſtung der Kavallerie bei Eintritt eines Kriegs, mittelſt Requiſition vom Lande.) Für die Geſchloſſenheit der Güter und die ungleiche Erbfolge ſcheint Hr. G. zu ſeyn, weil er beſorgt, die Bauergüter möchten außerdem aufgelöst werden und in kleinere und größere übergehen. Was ich von den obigen Sätzen halte, wird ſich aus dem Weiteren ergeben. Allerdings finde auch ich für wünſchenswerth, daß die Güter von mittlerem Umfange die Regel bilden, und glaube auch, daß das, eben weil es das Beſte iſt, ſich im Wege des freien Verkehrs ſo erhalten und machen wird. Darin können mich Erfahrungen aus Italien oder Polen nicht irren machen. Bei Völkern mit der Spannkraft, dem Unternehmungsgeiſte und dem hellen Bewußtſeyn, welche unſere Zeit und unſere Völker faſt ausſchließlich für die materiellen Intereſſen bewahrt zu haben ſcheinen, glaube ich, kann man getroſt dem freien Verkehr ſeinen Gang laſſen und gewiß ſeyn, daß er finden wird, was dem betreffenden Zweige der Güterthätigkeit, ſeinen Angehörigen und folglich dem Ganzen das Erſprießlichſte iſt. Allerdings iſt in unſerer Zeit eine Phaſe des Güterlebens herrſchend, bei welcher die Tendenz bemerklich wird, den mittleren Wohlſtand aufzulöſen und den wachſenden Reichthum mehr und mehr in weniger Hände zu drängen. Es iſt das eine natürliche Folge der Bedeutung, die das große Kapital erlangt hat; ich glaube aber, daß dieſe Phaſe ihrem Kulminationspunkt nahe iſt. Jedenfalls wird und kann das Kapital bei dem Landbau nie die Bedeutung erhalten, die es in der Induſtrie und im Handel hat. Dort ſteht die Naturkraft im Vorgrund, und hauptſächlich dort iſt die Konkurrenz nicht gefährlich; kein Einzelner kann den Preis des Getreides machen, und der kleinſte Landmann kann neben dem größten Grundherrn verkaufen, während auf den Gebieten der Induſtrie und des Handels ein Rieſengeſchäft alle Mitbewerbung daniederhalten kann. — Uebrigens würde weder die Geſchloſſenheit der Güter, noch die ungleiche Erbfolge verhindern können, daß ſie zu großen zuſammengekauft würden.

Die Schule hält ſtreng an der Forderung: daß eine Dismembration möglich zu laſſen ſey. Sie ſcheidet ſich nur in ſolche,

welche die Beſtimmung eines Minimum, unter welches die Güter nicht herabſinken dürfen, für nöthig, und ſolche, welche auch dieſe Vorſichtsmaßregel für überflüſſig erklären. Zu den letzteren gehören noch in neueſter Zeit: Loß, v. Ulmenſtein, Moſer, Hering, de Villeneuve, Rau, Riedel. * Für ein Minimum ſtimmen zur ſelben Zeit Schütz in dem angezogenen Werke, Stüve, Elsner, Mohl. ** Der Unterzeichnete hat ſich dahin ausgeſprochen, daß es allerdings rathſam ſeyn könne, wenn die Geſetzgebung ein Minimum beſtimmt, unter welches die beſtehenden Güter nicht herabſinken dürfen, was aber nicht ſo zu verſtehen ſey, als wenn Niemand weniger an Grund und Boden beſitzen dürfte. Ich bemerke aber dabei, daß ein ſolches Minimum für die verſchiedenen Güter verſchieden zu beſtimmen ſeyn wird, möchte dieſe Beſtimmung am liebſten den Gemeinden, unter Kontrole des Staats, überlaſſen ſehen und betrachte das Ganze mehr als eine zeitliche Maßregel, die man alsdann treffen mag, wenn ſich in einzelnen Gegenden eine ſehr bedenkliche Sucht nach einer Zertrümmerung des Grundeigenthums zeigen ſollte. ***

Wir Alle wollen übrigens nichts weniger, als daß die Geſetzgebung ſyſtematiſch darauf ausgehen ſolle, eine Verkleinerung der Güter zu bewirken. Wo eine ſolche Bedürfniß iſt, da darf man nur die Freiheit herſtellen und die Sache wird ſich von ſelbſt

---

* Loß, Handb. der Staatswirthſchaftslehre. (Erlangen, 1838, 3. Bd. 8.) 2, 43. — v. Ulmenſtein, über die unbeſchränkte Theilbarkeit des Bodens; Berlin, 1837. 8. — Moſer, die bäuerlichen Laſten der Würtemberger; Stuttgart, 1837. 8. — Hering, über die agrariſche Geſetzgebung in Preußen; Berlin, 1837. 8. — de *Villeneuve Bargemont*, économie politique chrétienne, Paris, 1839, 3 vol. 8. — Rau, Volkswirthſchaftspflege; Heidelberg, 1838. 8. — Riedel, Nationalökonomie oder Volkswirthſchaft (Berlin, 1838—1839, bis jetzt 2 Bde.) II. 58 ff.

** Stüve, über die Laſten des Grundeigenthums im Königr. Hannover. Hannover, 1829. 8. — Elsner, Politik der Landwirthſchaft. Stuttgart, 1835, 2 Bd. 8. — Mohl, Polizeiwiſſenſchaft. Tübingen, 1833, 2 Bd. 8.

*** Vergl. meine Schrift: „der Staat und der Landbau;“ Leipzig, 1833. 8.; „mein Handbuch der Staatswirthſchaftslehre;“ Leipzig, 1835. 8. — Noch führe ich als einen Freund der Theilbarkeit an: Graf v. Dreſſel, Vortrag über die Landeskultur in Bayern. München, 1832. 8.

machen. Wir wollen nicht unbedingte Theilung, nur Aufhebung der Geſchloſſenheit, Herſtellung der Freiheit. Wir halten alles über die Grenzen der dringendſten Nothwendigkeit gehende Eingreifen in die natürlichen Geſetze der Güterwelt für verderblich; ſein Nachtheil tritt oft erſt auf ganz abliegenden Seiten des Lebens an den Tag, und vielleicht iſt es erſt die Ueberfüllung der Gewerbe und der Pauperismus der ſtädtiſchen und induſtriellen Bevölkerung, an dem es ſich rächt, daß man den Grundbeſitz zum Monopol gemacht hat. Wir ſind zwar im Allgemeinen der Meinung, daß ſich die Wagſchale der ökonomiſchen und moraliſchen Vortheile mehr zu Gunſten der kleineren — nicht der kleinſten — Güter neigt — die Gründe ſind in den angeführten Schriften nachzuleſen, da ich hier mehr die Einwürfe gegen die Lehrmeinung, als dieſe ſelbſt darſtellen wollte — allein wir verkennen nicht, daß auch die großen Vortheile darbieten und zum Theil gefordert ſind.* Wir wollen weder künſtliche Erhaltung großer, noch künſtliches Hervorrufen kleiner Güter. Wir fordern nur die Möglichkeit, daß Einſicht in die örtliche Lage, in die zweckmäßigſte und wohlthätigſte Benutzung und in das Bedürfniß der Zeit und des Landes über Trennung und Vereinigung entſcheide und wir vertrauen, daß dann der natürliche Gang des Verkehrs in der Regel das allſeitig günſtigſte Verhältniß herſtellen werde. „Gebt Freiheit des Verkehrs mit Grund und Boden und es werden große, unzweckmäßig vereinigte, unvollſtändig zu benutzende Güter ſich ihrer läſtigen Theile entledigen; es werden aber auch andere wohlgelegene, zweckmäßig ſich gegenſeitig umſchließende und ergänzende Grundſtücke vereinigt werden, meiſt wird der jetzige Beſtand der Güter den Kern, die Grundlage bilden, aber ein gegenſeitiger Austauſch das Geſchäft für alle erleichtern und nützlicher machen. Es werden große Güter bleiben, der Sitz eines unabhängigen und einflußreichen

* Zu große Güter ſind vielleicht nicht ſo nachtheilig, wie der Zuſtand allgemeiner Zertrümmerung des Grundeigenthums; wenigſtens ſpringen die Nachtheile nicht ſo in die Augen, da man hier die dürftige Bevölkerung ſieht und dort die fehlende und das Minus der Produktion nicht ſieht. (Iſt die Bevölkerung dort in der Form von Taglöhnern vorhanden, ſo iſt das Uebel noch größer.) Aber auf dem unermeßlichen Zwiſchenraume zwiſchen zu großen und zu kleinen Gütern ſtellt ſich die Sache anders.

Standes, Musterwirthschaften für ihre Umgebungen; aber zu große Güter, deren Umfang die vollständigste Benutzung durch freie Arbeit unmöglich macht, werden verschwinden. Die Güter von mittlerem Umfange werden die Regel bleiben und einen kräftigen, ordnungsliebenden, verständigen Menschenschlag nähren, den wahren Kern, die Stütze des Staats. Auf den Flächen, die jetzt unbenutzt, oder schlecht benutzt liegen, weil sie nur dem sorgfältigsten Fleiße, nur der ängstlichsten Sorgfalt, nur dem Eifer dessen, der mit dem Boden um seinen Unterhalt ringt, einen höheren Lohn zollen, werden arbeitsame Hände sich Wohnungen errichten, ein dürftiges Geschlecht genüglich ernähren, und dankbare Herzen werden zum Himmel schlagen. *

Ich gebe gern zu, daß, wo ein kompaktes System der alten schützenden, abschließenden Maßregeln noch besteht, wie es etwa Beidtel in dem angezogenen Werke geschildert hat, und die übrigen Verhältnisse des Landes damit noch zusammenstimmen, es bedenklich seyn mag, den ersten Stein daraus zu nehmen; besonders in unserer Zeit. Ewig wird man es nicht halten können und es ist weise, der unbedingten, gebieterisch fordernden Nothwendigkeit um etwas zuvorzukommen. Man konnte Jeden in seinem Bereiche mit schützenden Bollwerken umgeben, wie jeder dadurch Ausgeschlossene ebenfalls seinen ebenso umhegten, behaglichen Kreis hatte, oder doch die wenigen gänzlich Vernachlässigten gar nicht in Betracht kamen. Aber die Sache stellte sich anders, wie allmählig die Zahl der Letzteren anwuchs, und auch die geschützten Kreise sich füllten und nach Freiheit der Bewegung verlangten. Diese Schranken schützten, so lange sie noch nicht erfüllt waren; nachher drückten sie und machten das Gedränge gefährlicher. Man wird auch der zum Grundbesitz andrängenden Bevölkerung nicht ewig die Befriedigung ihres Verlangens weigern können, vielmehr sich freuen, sie zu den ländlichen Berufen abzuleiten.

Die ungleiche Erbfolge, in strengster Ausführung, ist bei dem Bauernstande in unserer Zeit noch weniger haltbar, ** als bei dem Adel, weil sich dort noch weniger Lust und Gelegenheit darbietet, für die benachtheiligten Familienglieder zu sorgen. Ueberlasse man

---

* Meine angezogene Schrift: „der Staat und der Landbau" S. 47.

** Am wenigsten einzuführen.

das der Politik des Landmanns, die ſeither gewirkt hat. In Sachſen war die Dismembration nicht geſetzlich verboten; nur die Gerichts- und Steuerverfaſſung legte indirekte Erſchwerungen in den Weg; in einem Theile des Landes fanden auch dieſe nicht ſtatt, weil die ſogenannten walzenden Felder daſelbſt überaus häufig vorkamen; der Bauernſtand dieſes Theiles war nicht ärmer, noch ſchlechter als der in andern. Die Güter ſind in gutem Stande erhalten worden und werden es jetzt noch, wo die Schwierigkeiten allorts beſeitigt ſind. Sie ſind oft lange in den Familien erhalten worden, weil die Eltern durch teſtamentariſche Beſtimmungen und durch gut berechnete Verheirathung, oder ſonſtige Verſorgung ihrer Kinder, es dem einen oder andern Kinde erleichterten, das Gut allein zu übernehmen. Oft würde in früheren Zeiten die leichtere Möglichkeit einer Theilung ihren großen Nutzen gehabt haben, wenn in deren Ermangelung der Eine ſich in einem überſchuldeten Gute behaupten wollte. Aber man theilt in der Regel nicht, ſondern verkauft im Nothfall das Gut und vertheilt die Kaufſumme; die Möglichkeit der Dismembration wird meiſt zur Abtrennung einzelner Grundſtücke benutzt, bei der oft beide Theile gewinnen; zuweilen hat ſie ſich als eine ſehr gewinnreiche Spekulation erwieſen. Ich gebe gern zu, daß die Inſtitute des poſitiven Rechts und ſo auch die Erbfolge ihre letzte Quelle in der Politik finden; aber ſie unterliegen doch auch den herrſchenden Rechtsanſichten, und dieſe ſind jetzt für das gleiche Erbrecht. Wo das gewerbliche und das Kapitalvermögen ſich ſo mächtig neben dem Grundbeſitz erhoben haben, da würde ein nachgebornes Kind ſich ſchmerzlich über den Zufall, der ſeine Eltern gerade zu Grundbeſitzern gemacht hat, beklagen müſſen, wenn es deßhalb erblos werden ſollte. Es mag ſeyn, daß in einzelnen Fällen eine zu weit gehende Zerſchlagung eintritt und Schaden bringt. Aber es dürfte das kleinere, nicht das allgemeine und bleibende Uebel ſeyn.

Ferner ſorge man dafür, daß die ländliche Bevölkerung ſich zu vollem und freiem Eigenthum erhebe. Solange das nicht geſchehen iſt, bleibt eine Quelle künftiger Stürme, bleibt ein fruchtbarer Keim des Zwieſpaltes und des Mißtrauens, bleibt ein Hinderniß des höheren Aufſchwunges für den Landbau und für den Stand der Landwirthe. Man malt ſich gewiſſe Eigenſchaften des abhängigen, bevormundeten Bauernſtandes idealiſch aus. Selbſt

wenn man darin die Wahrheit ſchilderte, würde man doch von einem Zuſtande reden, der den Herren und Vormündern lieber ſeyn mag, als der Zuſtand der Selbſtſtändigkeit des Landmanns, der aber auch ihnen ſchadet, der den übrigen Verhältniſſen unſrer Staaten widerſpricht, der nicht von einiger Dauer ſeyn kann, und der von einer höheren Entwickelungsſtufe zurückhält, deren Ideal ein ganz anderes, ungleich ſchöneres und ein ſolches iſt, was erſtrebt werden kann. Die Emancipation des Landmannes geſchieht auf dem Wege des Rechts; es ſoll Niemand dabei verlieren und die Berechtigten dürften am früheſten gewinnen, während die Verpflichteten in den meiſten Fällen erſt durch umſichtige Benutzung der gewonnenen Freiheit ihren Nachfolgern den Genuß der vollen Freiheit bereiten können. Immer erlangen ſie einen mächtigen Antrieb zur Sparſamkeit und zu rüſtiger, vielſeitiger Thätigkeit. Das wird ihre Kräfte bilden, ihren Geiſt, ihre Blicke erweitern, und die vermehrte Bildung, zugleich mit dem gewonnenen Selbſtgefühl, wird in der Schule des praktiſchen Lebens und freier, volksthümlicher Gemeindeverfaſſung den ganzen Stand heben. Das kann den Gegnern verſichert werden, daß im Königreich Sachſen die Reihe der für die Emancipation des Landbaues getroffenen Maßregeln ebenſo thätig benutzt worden iſt, als die zeitherigen Erfahrungen die ſicherſte Hoffnung geben, daß ſie ſich immer freudiger bewähren werde. Auch aus den Marken und aus der Provinz Preußen verſichern mir zuverläſſige Männer, daß ſich daſelbſt der Zuſtand der Landwirthſchaft und der Geiſt und das Selbſtgefühl der Landwirthe durch die befreienden Maßregeln gewaltig gehoben hätten.

Wenn übrigens dieſe und ähnliche Maßregeln nicht ſofort die vollen Früchte bringen, ja von ſtärkeren Schattenſeiten begleitet ſind, als man befürchtete, ſo vergeſſe man nie, daß wir in einer Zeit des Ueberganges leben und unter dem Einfluſſe ſo mancher, allerdings verderblicher Anſichten und Impulſe, zum Theil auch unter Verhältniſſen, deren Veränderung bereits indicirt iſt. Gegen jene Anſichten und Impulſe kämpft man kräftig und unerſchrocken. So mancher gefährliche Irrthum würde nicht mehr gehört werden, wenn die Männer, die es können, ſich die Mühe nehmen wollten, ihre volle Ueberzeugung öffentlich auszuſprechen, ſtatt den Schreiern des Tages das Wort allein zu laſſen. Aber man wird den

Irrthum nicht beſiegen, wenn man auch die Wahrheit bekämpft, weil ſie die gleiche Parteifarbe trägt, und man wird den Frieden und das Vertrauen nicht in die Gemüther zurückrufen, wenn man nicht ernſten Willen gezeigt hat, keine gerechte Urſache zu Streit und Mißtrauen ferner beſtehen zu laſſen. Manche Reform ſtürzt alte Säulen und Stützen um; wenn dieſe Stützen und Säulen innerlich ausgehöhlt und vermodert waren, nur noch täuſchen, nicht halten konnten, ſo beklage man ihren Untergang nicht, aber ſorge, daß ſich neue und beſſere bilden. Die Inſtitute, welche durch die neuen Agrargeſetze entfernt worden ſind, haben ihren Nutzen für die innere Organiſirung des Volks gehabt. Sie konnten ihn nicht mehr, oder doch nicht mehr in einem, die aus ihnen hervorgehenden Nachtheile überwiegenden Verhältniſſe bringen, wie ſie nicht mehr mit der übrigen Zeit im Einklange ſtanden und der rechte Geiſt aus ihnen entwichen war. Das aber mußte Beides eintreten, weil ſie nicht auf Freiheit und nicht auf gleiche Vertheilung der Vortheile des Verhältniſſes gebaut waren, ſondern die ſtärkſte Verſuchung zum Mißbrauch von der einen, zur Unzufriedenheit von der andern Seite enthielten. Die Conſervativen haben oftmals und nicht ſelten mit Recht ihren Gegnern vorgeworfen, daß ſie über Formen den Geiſt vergäßen; mögen ſie nicht in demſelben Irrthum handeln. Die alte erſtorbene Form mag man fallen laſſen, wenn es nicht möglich iſt, ſie mit einem neuen, beſſern Geiſt zu beleben, weil ſie nicht fähig iſt, ihn zu tragen, oder die Zeit ſie unabänderlich verurtheilt hat. Aber den lebensfähigen Inſtituten, ſeyen ſie alt oder neu, denen hauche man den alten, echten conſervativen Geiſt ein.

F. Bülau.

Ueber

deutschen Unterricht auf Gymnasien.

Die Gruppe von Wissenschaften, die hier in Betracht kommen, kann mit dem Namen der deutschen Philologie bezeichnet werden, sofern sie sich des Gebiets der deutschen Sprache und Geschichte ungefähr auf dieselbe Weise zu bemächtigen sucht, wie dieß die klassische Philologie mit der Sprache und Geschichte der alten Völker thut. Nach ihrem jetzigen Bestand zerfällt die deutsche Philologie in Grammatik, Poetik und Rhetorik, Literatur (Erklärung der Dichter und Literaturgeschichte), Alterthumskunde. Diese Fächer sind größtentheils bereits im Lehrkreis der Gymnasien seit längerer Zeit heimisch, aber die gesammte Ansicht und Behandlungsweise hat sich seit einigen Jahrzehnden, vornehmlich durch Jakob Grimm und seine Freunde, bedeutend umgestaltet, auch nach mehreren Seiten hin erweitert, und beides so zu Gunsten der Sache, daß sie nun viel größere Anerkennung erwarten und eine neue Prüfung ihrer Ansprüche zuversichtlich verlangen darf.

Die Zeit ist längst vorüber, wo man glaubte, das Studium der Alten reiche hin, um einen Deutschen in seine Muttersprache einzuweihen; längst würde kein Wieland mehr mit der sonderbaren Behauptung Glück machen, daß er sein Deutsch von Cicero gelernt habe; wir wissen, daß hier nicht das Weil am Platze ist, sondern das Obgleich: denn wenn einige unserer begabtesten Geister trotz übermächtiger fremder Einflüsse dem Genius der Muttersprache treu geblieben sind, weil der Sinn für das Natürliche und Schöne zu stark in ihnen wurzelte, so darf uns das nicht auf die verkehrte

Anſicht bringen, daß eben in jenen fremden Einflüſſen der Segen liege. Dieſen ſeltenen Beiſpielen ſteht ja das verkümmerte Deutſch entgegen, das — Gott ſeys geklagt — bei ſo vielen Philoſophen, Kanzleimännern, Juriſten und Zeitungsſchreibern daheim iſt. Der Schaden wäre zu verſchmerzen, aber er ſteht nicht allein: wenn die Sprache eines Volkes nicht national iſt, ſo leidet ſeine ganze Bildung an dieſem Gebrechen, ſeinem Leben fehlt der friſche Hauch. Die Deutſchen ſind hierüber nicht mehr blind; Alle, nicht allein die Leute vom Fach, fühlen, daß geholfen werden muß, ja, daß eine durchgreifende Aenderung für die deutſche Bildung und das deutſche Leben zur Lebensfrage geworden iſt. Da es zu den oberſten Zwecken dieſer Zeitſchrift gehört, über Fragen, die der Gegenwart lebhafte Theilnahme abnöthigen, ein ruhiges Wort zu reden, und da ſie in dieſem Sinn ein verbreitetes Anſehen genießt, ſo dünkt es den Verfaſſer der gegenwärtigen Abhandlung nicht unpaſſend, wenn er dieſelbe gerade hier niederlegt.

Was die Grundanſicht betrifft, wovon er ausgeht, ſo kommt hier der vielbeſprochene Gegenſatz von Humanismus und Realismus zur Sprache. Wenn es erlaubt wäre, bei ſolchen Parteinungen den Sachverhalt aus den Namen zu entnehmen, ſo wäre der Gegenſatz nichtig, denn aufs Gewiſſen befragt, wird jeder Betheiligte zugleich auf beide Prädikate Anſpruch machen: er wird weder den Vorwurf ertragen, daß er das ächt Menſchliche, noch den, daß er das Wirkliche vernachläßige. Allein ſo bei den Namen ſtehen zu bleiben, wäre nicht ehrlich, weil auch die beſten nur „Schall und Rauch“ ſind. Die Sache liegt tiefer. Es ſpiegelt ſich in dieſem Streit der Schule ein Kampf ab, der durch die ganze Menſchheit geht: der alte Zuſtand iſt als ungenügend zum Bewußtſeyn gekommen und ein neuer will werden. Aber nach einem Geſetze, das die Geſchichte mit der äußern Natur gemein hat, geſchieht dieß nicht in Frieden, ſondern in ſchwerem Kampf, Zwei Wagſchalen ſchwanken gewaltig und das Zünglein kommt nur langſam zur Ruhe. Auf die Fragen der Erziehung angewandt: die Schule hatte lang zu wenig nach dem Natürlichen und praktiſch Brauchbaren gefragt, war auf der alten Bahn mit träumeriſchem Fleiße fortgegangen. Als nothwendige Folge zeigt ſich nicht, wie man es hätte wünſchen ſollen, daß Einzelne mit weiſer Beſonnenheit ſofort wieder das rechte Maß von Natur und

Zweckmäßigkeit in den Unterricht gebracht hätten; vielmehr traten zuerst Männer des oberflächlichen Nutzens auf (Campe, Basedow), dann Männer der Natürlichkeit (Pestalozzi und seine Jünger); es ward Sitte, der alten Schule jegliche Weisheit abzusprechen und von einigen neuen Lehrstoffen und Methoden das Heil der Erziehung zu erwarten, das auf dem bisherigen Weg nicht habe gedeihen können. Wie sich von selbst versteht, fanden die Männer der Vergangenheit an dieser unreifen Frucht nicht das mindeste Gefallen, und ein Streit entbrannte, der von beiden Theilen sehr einseitig, darum aber sehr heftig geführt wurde. Jetzt hat derselbe die Kräfte der Parteien so geübt und die Sache so ins rechte Licht gebracht, daß man sich die billigen Zugeständnisse nicht mehr versagt und täglich mehr Hoffnung fassen kann, den fünfzigjährigen Hader zum Gewinn beider Parteien beendet zu sehen.

Eine von den guten Folgen des Kampfes ist auch die, daß er die Muttersprache in ihre guten Rechte wieder eingesetzt hat; die Realisten redeten ihr das Wort zuerst um ihrer äußern Brauchbarkeit willen, nachher, weil sie in ihr ein Hauptmittel zur Entwicklung des Denkvermögens sahen; Beides ward, und wird zum Theil noch jetzt, einseitig betrieben. Dennoch läßt auch die Gegenpartei dem deutschen Unterricht allmählig sein Recht widerfahren, weil sie einsieht, daß er nicht nothwendig bloß dem kahlen Nutzen dienen oder eine Folterbank im Dienste der beliebten Denkübungen werden muß; ja daß der Humanismus, auf den „die Tiefe der Wissenschaft und zuletzt alles Ideelle in Staat und Kirche, in Wissen und Handeln gegründet ist,“* nur gewinnen kann, wenn ihm die Wissenschaft der Sprache, die dem Menschen zunächst steht, richtig behandelt, ihre Dienste anbietet. Dazu aber gibt uns die Gegenwart alle Hoffnung. Die deutschen Studien haben sich den klassischen, zumal wie diese nun in einer Verjüngung begriffen sind, genähert; die deutsche Philologie will nicht ihre älteren Schwestern von der Stelle drängen, sie will in ihren Kreis liebreich treten und liebreich darin aufgenommen seyn, denn sie ist sich bewußt, daß sie mit jenen einerlei Ursprung hat, eine Tochter der edeln stillen Wissenschaft, die auf Veredlung des innern Menschen

* So wird der Humanismus von seinem eifrigsten Vorfechter geschildert: Thiersch, über den Zustand des öffentlichen Unterrichts u. s. w. I, 231.

und dadurch auf Reinigung des äuſtern Lebens hinarbeitet. Daher kann auch bei freundlicher Aufnahme das Verhältniß zu beider Gewinn eingerichtet werden, denn verwandte Beſtrebungen unterſtützen ſich auf jedem Gebiete. In dieſem Sinn verſucht gegenwärtige Arbeit in allgemeinen Umriſſen die Aufgabe zu bezeichnen, die ein Gymnaſium vermöge ſeiner eigenthümlichen Zwecke dem deutſchen Unterrichte zu ſtellen hat; das Gebiet zu begrenzen, das derſelbe anſpricht, und die Stellung zu beleuchten, die ihm gegen die übrigen Zweige des Unterrichts zukommt. Unterbleiben ſoll jede Beziehung auf die Verhältniſſe irgend einer beſondern Anſtalt, ſogar jeder Vorſchlag über die richtige Vertheilung der Fächer nach Altersklaſſen, weil hiebei die Grenze zwiſchen dem Allgemeingültigen und den Forderungen einer einzelnen Landſchaft oder einer einzelnen Anſtalt ſchwerlich einzuhalten wäre. Wolle darum Niemand die gemachten Vorſchläge für müßige Abſtraktionen halten; der Verfaſſer glaubt der ſchuldigen Beſcheidenheit nichts zu vergeben, wenn er bemerkt, daß er in einer ſechsjährigen Thätigkeit als Gymnaſiallehrer, wobei ihm nur der deutſche Unterricht oblag, Anlaß hatte, die meiſten der hier niedergelegten Anſichten ſelbſt zu erproben.

1. Grammatik.

Der Punkt, über den auf dieſem Felde bitterer Streitigkeiten am eheſten Vereinigung gehofft werden darf, iſt die Methode, da dieſe vermöge der Natur des Gegenſtands auch bei widerſtrebenden grammatiſchen Syſtemen auf dieſelbe Weiſe gehandhabt werden kann. Bei fremden Sprachen wird mit Recht gezweifelt, ob der Unterricht mit der Grammatik beginnen dürfe, indem die Einprägung abſtracter Regeln, bevor der Stoff gewonnen iſt, keine Anziehungskraft ausübt und die Lernbegier tödtet, ehe ſie Frucht bringt. Anders bei der Mutterſprache: der Stoff iſt hier Jedem ſeit dem erſten Tag ſeines geiſtigen Lebens fortwährend dargeboten und wird daher ohne Bewußtſein mit Leichtigkeit der Regel gemäß gehandhabt. Der Lehrer des Deutſchen hat alſo nicht poſitive Kenntniſſe mitzutheilen, ſondern nur jenes Eigenthum zum Bewußtſeyn zu bringen und zu läutern. Damit iſt ihm ſeine Methode vorgezeichnet: er wird wie einſt Sokrates nicht lehren, ſondern

nur die schlummernden Keime wecken; das tiefe Verständniß, das jeder Mensch von seiner Muttersprache hat, wird sich unter weiser Leitung zu einer festen Gestalt ausbilden. Diese Methode, die für Lehrer und Schüler gleich anziehend ist, weil sie bei jeder Individualität eine andere wird, eignet sich vielleicht für keinen Unterrichtsgegenstand besser, als für den unsern.

Gestattet sie ein Lehrbuch? Ohne Buch läßt sie sich reiner durchführen, man müßte dann nur den Schülern, damit sie einen Anhalt für die Wiederholung hätten, das gemeinsam Aufgefundene diktiren. Das aber hat seine schlimme Seiten, zumal ist es sehr zeitraubend. Auf der andern Seite leidet bei einem Buch die Methode, weil es den Schülern möglich macht, sich über das, was ihnen das Nachdenken sagen sollte, mühelos Raths zu erholen. Den besten Ausweg böte wohl ein Lehrbuch, das nicht ausführlich genug wäre, um von den Schülern ohne Anstrengung und Nachhülfe verstanden zu werden, aber allen nöthigen Stoff zum Anhalt während des Unterrichts und für die Wiederholung enthielte. Zu diesem Behuf gäbe es zahlreiche Verweisungen auf verwandte Paragraphen, eingestreute Aufgaben und allenthalben Beispiele. Der Gewinn, den wahre Geistesbildung durch richtige Auswahl der Aufgaben und Beispiele zu hoffen hat, darf sehr hoch angeschlagen werden: Sprüche der Weisheit, biblische zumal, Sprichwörter, Erzählungen, Schilderungen, schöne Stellen aus Dichtern prägen sich unmerklich ein und legen den besten Boden fürs Studium der Literatur.

Weil aber ein grammatisches Lehrbuch nicht allein für die Schule, sondern auch zum Selbstunterricht brauchbar seyn soll, und weil überdieß die deutsche Wissenschaft noch so jung ist, daß nicht bei allen Gymnasiallehrern die Kenntnisse vorausgesetzt werden dürfen, die für jenen sokratischen Unterricht nöthig sind, so müßte der Schulausgabe eine größere beigegeben seyn, welche die Paragraphen derselben wieder enthielte, aber jeden mit Zusätzen begleitete. Hier fände der wissenschaftliche Ballast, historischer, philosophischer und pädagogischer, seine Stelle, ohne daß er die Klarheit des Buches trübte; jeder Lehrer könnte davon so viel mittheilen, als der Standpunkt seiner Schüler gestattet.

Es erhebt sich nun die Frage, welches grammatische System für Gymnasien passe, eine Frage, die darum allgemeinere

Beachtung verdient, weil Viele bei ihrem Widerſtand gegen die wachſenden Anſprüche des deutſchen Unterrichts nur ein gewiſſes grammatiſches Syſtem im Auge haben und die Sache ſelbſt etwas entgelten laſſen, was nur eine Verirrung der gährenden Entwicklung und ein unvermeidlicher Uebergang war.

Es bieten ſich für die Behandlung der deutſchen Grammatik drei Syſteme an, die zwar nur nach und nach aufgekommen ſind, aber doch jetzt gleichzeitig noch ihre Anhänger in der pädagogiſchen Welt haben.

1. Das empiriſche (praktiſche). Wie die franzöſiſchen und engliſchen Sprachmeiſter, faßt auch der deutſche, wofern er der empiriſchen Richtung huldigt, die Sprache als ein Aggregat von Regeln und Ausnahmen, deſſen man ſich durch eine Reihe von Kunſtgriffen bemächtigt, um mit dem Volk, das zufällig dieſe Sprache ſpricht, verkehren zu können. Die Autorität für das Richtige und Zierliche in der Sprache reichen bei dieſer Anſicht theils perſönliche Vorurtheile und provinzieller Dünkel dar, theils der Sprachgebrauch anerkannter Schriftſteller und die Ausſprache der Schauſpieler. Die nothwendige Folge iſt, daß Einzelne ſich unterfangen, die Sprache zu meiſtern und das arme Weſen aufs Prokruſtesbette ſpannen, wo ihm abgethan wird, was in die Theorie nicht paßt, oder angezerrt, was dieſelbe fordert. Kaum iſt die Bemerkung nöthig, daß dieſe Anſicht vom organiſchen Leben der Sprache keine Ahnung hat und daher der Würde des Gegenſtands nicht angemeſſen iſt. So wie ſie das ſogenannte Gültige mühſam und äußerlich zuſammenklaubt, wird ſie nie im Stande ſeyn, einen Menſchen in den Geiſt ſeiner Mutterſprache einzuweihen, und gar kein Unterricht iſt da immer noch beſſer. Wir dürfen es für unſere Bildung als ein wahres Glück betrachten, daß dieſe Richtung, als deren vornehmſter Herold Adelung genannt werden kann, ihr Häuflein täglich ſchwinden ſieht. Die Deutſchen wären auch gar nicht von ſelbſt darauf gekommen; ſie haben es von den Franzoſen entlehnt, denen es durch den Charakter ihrer Sprache und den hiſtoriſch-begründeten Einfluß ihrer Hauptſtadt und des Hofes natürlich gegeben war. Es konnte überdieß dort, bei der angeborenen geſchmackvollen Leichtigkeit des Volks, nie jene ſchwerfällige Pedanterei aufkommen, die das ſpät erſt germaniſirte Meißen über das alte ächte Deutſchland auszuüben ſich unterfing. Wir

sind in dieser Hinsicht weit mehr auf das Beispiel der Italiener gewiesen, die das Joch der florentinischen Akademie nie allgemein anerkannt und bald wieder abgeworfen haben.

2. Das philosophische System. Um den Mängeln des empirischen Verfahrens zu entgehen, namentlich um der organischen und logischen Schönheit der Sprache ihr Recht angedeihen zu lassen, betrat man einen neuen Weg: man ging von den Formen des Denkens aus und hoffte so die richtigsten Formen der Sprache zu finden. Unbekümmert darum, daß die Sprache schon da war, wollten die Grammatiker sie konstruiren und geriethen so auf einen ähnlichen Abweg, wie ihre Vorgänger: sie warfen sich zu Gesetzgebern der Sprache auf und ließen ihre Gesetze nur so weit gelten, als sie dem Systeme paßten. Der geistreichste Vertreter dieser Richtung ist Becker, dessen Ansichten vielseitig Eingang gefunden haben, vornehmlich im niedern Schulwesen, weil man darin den rechten Weg für die beliebten Denkübungen gefunden zu haben meinte. So wie sich Becker's Lehre im „Organismus der Sprache" als Vergleichung der bekanntesten Idiome darstellt, darf sie vermöge ihres anregenden Wesens sehr empfohlen werden; aber in der „deutschen Grammatik," wo ihre Anwendung auf ein einzelnes Sprachgebiet versucht ist, zeigen sich alle Schwächen des Systems, zahlreiche Irrthümer und schiefe Gesichtspunkte, daraus hervorgehend, daß zur Beurtheilung des Stoffes ein schon fertiges Fachwerk mitgebracht wird, worin vornemlich das Prinzip der Trilogie eine bedeutende Rolle spielt. So ist durch das philosophische Verfahren eine andere, gefährlichere Tyrannei begründet. Was es bei einzelnen seiner Verkündiger vor dem empirischen an Geist voraus hat, wird mehr als aufgewogen durch die Unnatur, womit es in ungeschickten Händen die philologische Ausbildung bedroht, so wie durch den Verlust an Zeit, den seine eigensinnigen, spitzfindigen Theorieen herbei führen und der für den eigentlichen Zweck jedes Unterrichts, Mittheilung positiver Kenntnisse, so fühlbar ist. Nicht einmal des Uebelstands zu gedenken, daß dem jugendlichen Geiste die Spekulation ein dürres Feld ist, und daß ihm durch ihre Quälereien die Muttersprache für immer den Eindruck eines unheimlichen Gespenstes macht.

3. Das historische (vergleichende) Verfahren, das jüngste der drei und in frischer Jugendkraft von Tag zu Tag neue Bahnen

einschlagend. Es behandelt, wie das empirische, die gegebene Sprache mit jener Achtung, ohne die sie nicht begriffen werden kann, und es gewinnt den festen Halt, um den sich die empirischen Schulen vergebens zanken, dadurch, daß es alle verwandten Sprecherscheinungen, seyen sie von der Gegenwart oder von der Vergangenheit, von edeln Schriftsprachen oder von verachteten Volksmundarten dargeboten, zu Hülfe nimmt und durch eine unendliche Fülle von Thatsachen die Grundsätze erfährt, wonach die Sprache geworden ist und täglich wird. Mit dem philosophischen System sodann theilt das historische jene Anerkennung der logischen, organischen Einheit im Bau der Sprache, aber es geht darin nicht so weit, daß es dasjenige, was nach unserer kurzen Einsicht zu fehlen scheint, eigenmächtig ergänzen wollte; es bescheidet sich entweder mit der Hoffnung, daß unentdeckte Thatsachen dereinst noch die Einsicht bringen werden, oder mit dem Gedanken, daß die Natur auch ihre Sprünge und Launen hat, oder mit der Ueberzeugung, daß überhaupt bei den Schöpfungen der Natur der Mensch nur zu lauschen hat, ob er ihre Gesetze vernehme, und dankbar anzuerkennen, was sie ihm offenbart. Wenn die Logik und der Organismus der Sprache auf diese Weise nicht zur Grundlage der Sprachforschung gemacht werden, so liegt darin keine Verwerfung dieser Seite der Wissenschaft: sie gelten nur nicht als die Wurzeln des Baumes, sondern als seine Blüthen, wie die edle Sicherheit im Gebrauch der Sprache seine Frucht genannt werden könnte. Daher kann sich die historische Sprachforschung rühmen, daß sie zu ihren eigenthümlichen Vorzügen noch die der beiden andern Systeme habe. Indem sie die Sprache schildert, wie sie ist, gibt sie uns ihre Seele, stellt uns in ihren organischen Mittelpunkt, wo wir den ganzen kunstvollen Bau übersehen und für jeden zweifelhaften Fall die Antwort leicht selber finden.

Der eigentliche Schöpfer und ruhmvollste Vertreter des historischen Verfahrens ist Jakob Grimm. Seinen Ruhm wird Niemand schmälern wollen, aber mit Recht fragt man: wie soll ein Werk, das mit vier dicken Bänden noch nicht einmal vollständig ist, der Schule tauzen? Vorausgesetzt auch, daß ein ganz gelungener Auszug Grimms Entdeckungen übersichtlicher, zugänglicher mache, was soll überhaupt für Schüler ein solches System, das nur nützen kann, wenn man sich über eine Reihe von Sprachen

verbreitet? Ich glaube beweiſen zu können, daß dieſe Beſorgniſſe ungegründet ſind und daß der Grundgedanke von Grimms Grammatik nicht aufgegeben werden muß, wenn gleich die Bedürfniſſe der Schule eine andere Anordnung nothwendig machen. Grimm hat ſeinen großartigen Bau ſo aufgeführt, daß er bei jedem einzelnen Kapitel der Grammatik zuerſt die älteſte und vollſtändigſte Erſcheinung des deutſchen Sprachkreiſes, das Gothiſche ſchildert, von dieſem zu den Sprachen des zweiten Rangs (Althochdeutſch, Angelſächſiſch u. ſ. w.) übergeht, ſondern die des dritten Ranges (Mittelhochdeutſch u. ſ. w.) muſtert und dann erſt wie zufällig zu den lebenden gelangt. Auch wenn man dieſe Fülle von Geſtalten dadurch vereinfacht, daß man ſie auf wenige Sprachſtämme* zurückführt, ſo kann ſie doch der Gymnaſialunterricht noch nicht bewältigen, und die Aufgabe wäre ſelbſt dann noch zu groß, wenn

* Entweder mit Grimm (Grammatik, erſte Ausgabe I, C) vier: den gothiſchen, hochdeutſchen, niederdeutſchen, nordiſchen; oder mit Rapp (Phyſiologie der Sprache II, 120) zwei: den nordiſchen (ſcandinaviſchen) und ſüdlichen (germaniſchen), der in Ober- und Niederdeutſch zerfällt. Grimms Anſicht ließe ſich durch folgende Tafel darſtellen, die zugleich jedem Sprachſtamm ſeine geographiſche Stellung anweiſt:

Nach Rapp entſteht die Tafel:

man ſich auf einen einzelnen Stamm, etwa den hochdeutſchen, beſchränken und, bevor man die Schüler ins Neuhochdeutſche einführte, zuerſt Gothiſch, dann Alt- und Mittelhochdeutſch lehren wollte. Allein es iſt nichts da, was den Lehrer, der der hiſtoriſchen Schule angehört, zu dieſem mühſeligen und gefährlichen Umweg nöthigte: er ſelbſt muß allerdings die Stufen kennen, die unſere Schriftſprache durchgemacht hat, und ſollte auch den übrigen germaniſchen Sprachen nicht fremd ſeyn, aber beim Unterricht kann er ohne Nachtheil vom gegenwärtigen Beſtand der Sprache ausgehen, der eben auch eine hiſtoriſche Thatſache iſt, und auf die frühern Entfaltungen des hochdeutſchen Stammes hat er blos in ſofern Rückſicht zu nehmen, als die Gegenwart ohne die Vergangenheit oft gar nicht, oft nur durch große Umwege zu deuten iſt. Obwohl ſich nun ſo das Verfahren Grimms gerade umkehrt, ſo bleibt das Syſtem doch das hiſtoriſche, und obwohl der Schüler die erdrückende Fülle von Grimms Grammatik nicht ahnt, ſo wird er doch in das koloſſale Werk eingeführt, erndtet einen Theil ſeiner Früchte und übt ſich, denſelben Weg, den ihn der Lehrer geleitet hat, auch bei andern Zweigen unſeres Sprachſtamms, überhaupt bei allen Sprachen zu finden, zu denen er ſich gleichzeitig oder ſpäter einmal wendet. Auf dieſe Art erfüllt der Unterricht in der Mutterſprache eine ſchöne Aufgabe: er legt den Grund für Sprachverſtändniß im Allgemeinen, für echte philologiſche Ausbildung.

Dieß führt auf eine Seite des deutſchen Unterrichts, die, wenn demſelben eine neue Stellung in der Oekonomie der Gymnaſien eingeräumt werden ſoll, genaue Beachtung verdient und auch etwas zu ſeiner Empfehlung beiträgt, indem ſie zeigt, wie er im Stande iſt, andern Fächern in die Hände zu arbeiten. Da nämlich, mit Ausnahme des Hebräiſchen, alle Sprachen, die in den Kreis gelehrter Anſtalten fallen, klaſſiſche und moderne, in ihrem Bau der unſern nahe verwandt ſind und beim hiſtoriſchen Verfahren dieſer Verwandtſchaft vielfach gedacht wird, ſo iſt es nicht von Nöthen, daß für jede einzelne Sprache die Terminologie, die Grundzüge der Lautlehre, der Zuſammenhang der Syntax mit den Denkgeſetzen, und was ſonſt dem allgemeinen Sprachſtudium, der Philoſophie der Grammatik angehört, wieder beſonders vorgenommen werde, und es fragt ſich nur: welchem Zweige des

Sprachunterrichts soll die Aufgabe zufallen, zur Erleichterung der übrigen diese Punkte ein für allemal abzumachen? Ich entscheide mich ohne Zögerung für den deutschen, aus dem einfachen Grunde, weil jeder andere mit Einprägung des Stoffs so hinreichend beschäftigt ist, daß ihm wenig Muße bleibt, die Sprachformen als solche zu erwägen. Ueberdieß nehmen die Schüler eine fremde Sprache nie so ganz in sich auf, daß sie ihnen als Objekt der Betrachtung in allen ihren Theilen leicht zugänglich würde. Für den Fall, daß der gemachte Vorschlag Eingang fände, müßte natürlich das Deutsche die erste Sprache seyn, die man lehrte, oder unter den ersten, und zwar müßte sie von Anfang an nach demselben Systeme gelehrt werden, das die Schüler an den obern Klassen wieder finden; es müßte überhaupt, was auch in anderer Hinsicht Werth hat, der ganze Sprachunterricht nach einem gemeinsamen Plane geordnet werden und das Deutsche müßte gleichsam das Netz zeichnen, worin die übrigen Lehren ihre Einträge zu machen hätten.

Die Rückwirkung eines solchen Unterrichts auf erfreulichen Fortschritt in fremden Sprachen würde sich als sehr bedeutend erweisen. Goethe sagt: „wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.“ Das läßt sich vollkommen umkehren: „wer von seiner Muttersprache nicht Rechenschaft zu geben weiß, eignet sich eine fremde nie wahrhaft an.“ Fremde Sprachen lernen wir, auch wenn wir im Lande selbst sind, nie auf harmlose Weise, wie in unsern Kindernjahren die Muttersprache, sondern in einem Streit zwischen dem vaterländischen Idiom und dem fremden. Dabei hat der Geist zweierlei Thätigkeiten zu entwickeln: einmal muß er durch Gewohnheit und durch bewußte Anstrengung des Gedächtnisses den Stoff erobern, und dann, weil in spätern Jahren das Gedächtniß nicht mehr so reich ist, auch die Uebung meist nicht so lange fortgesetzt werden kann, wie in den Kinderjahren mit der Muttersprache, so muß er Regeln zu Hülfe nehmen. Hier ist die eigene philosophische Thätigkeit unentbehrlich, denn die Grammatik gibt zwar die Regeln, aber sie spinnt sie nicht bis ins Feinste aus und ihre Anwendung ist immer noch Sache des Geschmacks. Die beiden genannten Thätigkeiten, Erfahrung und Abstraktion, müssen Hand in Hand gehen und sich gegenseitig vorwärts bringen; es ist für Sprachstudien eben so hinderlich, wenn man nach altem Brauche damit beginnt, eine Grammatik

einzurichtern, und etwa den todten Regeln todte Beiſpiele zur Seite ſtellt, als wenn man mit Hamilton alles Heil von der rohen Praxis erwartet. Man beginne allerdings, wie er thut, den Unterricht damit, daß der Schüler ſich ganze Sätze und Stücke zu eigen macht, denn auf dieſe Weiſe fühlt er bald die Luſt, die im Beſitz einer fremden Sprache liegt; aber man erſpare ihm auch nicht die Mühe, von Allem, was da auftritt, den Grund zu erforſchen. So wird er in Kurzem die wichtigſten Regeln inne haben und in den gelernten Stücken eine lebendige Grammatik beſitzen, die um ſo mehr Werth hat, da ſie von ihm ſelbſt geſchaffen iſt. Eine zweite und dritte Sprache geht ſchon leichter, und am Ende iſt die Fähigkeit gewonnen, Sprachen auch ohne Anleitung zu lernen, was gewiß als die Spitze philologiſcher Ausbildung betrachtet werden darf. — Den Anfang aber zu all dem legt, nach jener Umkehrung des Goetheſchen Ausſpruchs, das Bewußtſeyn, das Einer von der Mutterſprache hat, denn die Fertigkeit, Regeln zu entdecken, muß ſich an Einer Sprache gebildet haben, und wo geſchähe das leichter, als an der eigenen, bei welcher der Stoff keine Schwierigkeit macht und die Betrachtung ungehemmt fortſchreiten kann!

Bevor die Unterſuchung das Feld der Grammatik verläßt, tritt ihr noch ein Punkt entgegen, der ſchon lebhafte Erörterungen veranlaßt hat, nämlich, ob die Kenntniß der ältern deutſchen Sprachen mit in den Kreis des Gymnaſialunterrichts gehöre. Ich verhehle nicht, daß die Behandlung der neuhochdeutſchen Grammatik, wie ſie meinen Wünſchen entſpräche, mit darauf berechnet wäre, jenen Studien vorzuarbeiten, und umgekehrt von ihnen gefördert zu werden, doch iſt damit noch Niemand genöthigt, die aufgeworfene Frage zu bejahen, nur leichter wird es ihm gemacht. Entſchieden ſpricht hingegen für die Aufnahme altdeutſcher Studien, daß ſie, vornehmlich durch den neuen Schwung, den ſie genommen haben, für einzelne Berufsarten, wie Geſchichtsforſcher, Fachphilologen, Rechtsgelehrte, immer mehr unabweisbares Bedürfniß werden. Es wird ſich bald nicht mehr fragen, ob altdeutſche Studien in den Kreis der gelehrten Bildung gehören, ſondern nur, ob ſie eine Aufgabe der Gymnaſien, oder ob ſie auf die Hochſchule zu verweiſen ſeyen. Leider lehrt die Erfahrung, daß philoſophiſche (und philologiſche) Wiſſenſchaften von den

meisten Studirenden um des Brodstudiums willen versäumt oder höchstens dilettantisch betrieben werden. Wirkliche Kenntnisse im Altdeutschen sind aber, wie in jeder Sprache, nur zu gewinnen, wenn man sich durch die Mühseligkeiten des Anfangs nicht abschrecken läßt, bei den meisten mithin durch äußern Zwang. Will man also den Jünglingen einiges altdeutsche Wissen auf die Lebensbahn mitgeben, so bleiben nur zwei Auswege: entweder man macht es zu einem Zweige der Fakultätsprüfungen, oder man zieht es in den Kreis der Gymnasien. Letzteres ist darum rathsamer, weil überhaupt die Anfänge des Sprachstudiums für jüngere Jahre passender und daher den Gymnasien zugewiesen sind. Irgend eine Vorsorge in dieser Hinsicht ist dringendes Bedürfniß, denn mit jedem Jahr tritt die deutsche Wissenschaft schöner und ehrfurchtgebietender in unsere Bildung ein und noch immer fehlt unsern Jünglingen die Vorschule dafür, so daß die besten Docenten über schlechtbesuchte oder erfolglose Vorlesungen zu klagen haben.

Ein bedenklicher Einwurf, der mir hier entgegen blickt, ist allerdings die Fülle von Gegenständen, die sich dem Gymnasialunterricht sonst schon aufdringen, und zudem hat ein Theil des Unterrichts, der sich noch in voller Gährung befindet, alle Ursache, mit Ansprüchen auf Stundenzahl bescheiden zu thun. Aber das kann er eben um seiner Jugend willen verlangen, daß ihm die Schulbehörden, wofern er nicht durch Ueberladung der Schüler den Zwecken der Anstalt schadet, freistellen, wie er seine kleine Stundenzahl benutzen will. Ein Lehrer, der sein Fach mit Liebe und Einsicht betreibt, wird dann schon mit seinem Pfunde wuchern und seine Zeit zu Rathe halten, um Erfolge aufweisen zu können und dadurch seiner Sache zu nützen. Ist durch tüchtige Behandlung des Neuhochdeutschen ein guter Grund gelegt, so hält es nicht schwer, auf höheren Stufen der Anstalt Zeit fürs Altdeutsche zu finden, ohnehin, da es sich beim Studium der Literatur als schönes Hülfsmittel darbietet und die Liebe jedes wackern Schülers leicht gewinnt.

Bisher ist nur vom Altdeutschen im Allgemeinen die Rede gewesen; nun fragt es sich, welche Zweige des großen Stammbaums, der S. 182 in der Anm. gegeben ist, vorzugsweise zu berücksichtigen seyen. Zunächst gehen uns natürlich das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche an. Beide sind Grundlage unserer

heutigen Geſammtſprache, und empfehlen ſich dem Sprachforſcher, das erſtere durch ſeine vollen Formen, wodurch es manchmal ſogar über dem Gothiſchen ſteht, das letztere, weil es durch ſeine feine Syntax und überhaupt durch ſeine reiche Entwicklung für unſere neuhochdeutſche Sprache, der es nicht ſo gar ferne liegt, eine Fundgrube zweckmäßiger Neuerungen iſt. Sodann ſind beide für gewiſſe praktiſche Zwecke, für Geſchichtsforſchung, Rechtsgelehrtheit, Literaturgeſchichte unentbehrlich; beſonders iſt das Mittelhochdeutſche der Schlüſſel zu einer Reihe großartiger und lieblicher Dichtungen.

Eine Stufe weiter liegen uns das Gothiſche und das Altſächſiſche; jenes könnte Berückſichtigung anſprechen, weil ihm der Ruhm gebührt, die älteſte, reinſte und reichſte Form deutſcher Zunge zu ſeyn, und alſo über eine Menge grammatiſcher und ſprachgeſchichtlicher Fragen allein Auskunft geben zu können; das Altſächſiſche mit ſeiner Tochter und Enkelin, als die Sprache des nördlichen Deutſchlands und wegen des nicht unbedeutenden Einfluſſes, den ſie aufs Neuhochdeutſche ausgeübt haben. Etwas allgemein Gültiges läßt ſich nicht ſagen; es kommt viel auf beſondere Verhältniſſe an, wie denn z. B. niederdeutſche Gymnaſien mehr, als oberdeutſche, aufgefordert ſind, das Altſächſiſche und Mittelniederdeutſche einzuführen. Eine weitere Ausdehnung, als auf Gothiſch und Altſächſiſch, taugt ſchwerlich für Gymnaſien, und man kann ſich bei dem Gedanken beruhigen, daß z. B. ein Jüngling, der im hochdeutſchen Kreis eine tüchtige Schule beſitzt, ſich im Angelſächſiſchen, Altnordiſchen u. dgl. unſchwer von ſelbſt zurechtfinden wird.

Unmittelbar ſchließt ſich hier die Frage an, welche Rückſicht der Grammatikunterricht auf **die deutſchen Volksmundarten** zu nehmen habe. Sie bieten ſich auf unſerem Gange durch den Garten der deutſchen Wiſſenſchaften vielfach dar: als Hülfsmittel der Geſchichte und Geographie, als Trägerinnen mancher lieblichen Dichtung, durch ihren Zuſammenhang mit der Geſammtſprache, endlich als Mittel der Sprachforſchung überhaupt. Von den beiden erſten Punkten iſt bei der Alterthumskunde und der Literatur zu reden; hier gehen uns die beiden letzten an. Was zuerſt die Geſammtſprache betrifft, ſo iſt für ihr vollkommenes, lebendiges Verſtändniß die Bekanntſchaft mit den Mundarten unentbehrlich, denn ſie hat ſich aus ihnen gebildet und nährt ſich fortwährend aus ihnen, ſo daß ſie gleichſam nur die gezähmte, veredelte Volksſprache iſt.

Was sodann den Werth für Sprachforschung anlangt, so weiß man, daß in dieser die besten Fortschritte durch Vergleichung geschehen; Mundarten aber sind Sprachen so gut wie andere, in Vielem ärmer, in Vielem reicher als die Gesammtsprache, eben so fest, wie sie, ihren Gesetzen folgend. Der Sprachforscher, der Lehrer, der dieses leicht erworbene Idiom verschmäht, schließt sich demnach für eine Fülle von Erscheinungen ab, aus denen um so besser Gewinn zu ziehen wäre, da sie ihm, so wie den Schülern, bis in ihre Tiefen verständlich und zugänglich sind.

Es kommt hiezu noch ein praktischer Werth, den das Studium der Mundarten hat; ein großer Theil des Volks bewegt sich mit seiner Sprache, also mit seinem geistigen Leben, auf dem Gebiete der Mundart; der Gebildete, der in ihr nur Rohheit und Zerfall sieht, verschließt sich eben damit gegen das Leben der niedern Klassen. Und doch sind so Viele berufen, dasselbe zu kennen und zu würdigen: Beamte, Richter, Aerzte, Lehrer, Geistliche, deren aller Verkehr mit dem Volke an Gehalt und Segen unendlich gewinnt, wenn sie gelernt haben, daß die Sprache des Volks auch eine Sprache ist und eigenthümliche Vorzüge besitzt. Ohnehin ziert es den Gebildeten, wenn ihm jede Erscheinung seines Kreises belebt und durchsichtig ist.

Besonderer Unterricht in den Mundarten ist übrigens gar keine Aufgabe für den Lehrer; weist er in den Lehrstunden seine Schüler auf das hin, was sie täglich und oft tadelnswerth ausüben, was sie auf Reisen und im Umgang mit Fremden vielleicht vernommen haben, so lernen sie von selbst die Gesetze beachten; mit vergnügtem Stolze liest und spricht schon der Knabe ein Gedicht, das in der Sprache seiner Heimath geschrieben ist, und eine Arbeit über die Eigenheiten dieser Sprache ist den Reiferen Spiel und Lust.

Nachdem auf diese Weise der Weg versucht worden ist, den der Grammatikunterricht zu nehmen hat, so mögen zur Uebersicht kurz noch einmal die Grundsätze gemustert werden, nach denen ein Lehrbuch der neuhochdeutschen Grammatik für Gymnasien verfahren müßte.

1. Eine doppelte Ausgabe, wie sie S. 178 beschrieben ist.

2. Vollkommene Faßlichkeit für Jeden, der überhaupt den Weg der wissenschaftlichen Bildung geht, auch wenn er sich auf den heutigen Stand der Sprache (das Neuhochdeutsche) beschränken will.

3. Rückſicht auf allgemeine philologiſche Ausbildung. Zu dieſem Ende werden alle hiſtoriſchen und philoſophiſchen Vorkenntniſſe, die das Studium der Grammatik verlangt, mit hereingezogen; desgleichen die ältern und neuern Sprachen, die in unſern Bildungskreis gehören, wo ſie Vergleichungspunkte darbieten. Uebrigens iſt dieß, als Nebenſache, ſo gehalten, daß es nirgend dem zweiten Grundſatz in den Weg tritt.

4. Das Altdeutſche (Ahd. Mhd. — Goth. Altſ.) wird auf die Art hereingezogen, daß es eines Theils nie als Selbſtzweck erſcheint, andern Theils aber alle Vorkenntniſſe erworben werden, die der Jüngling braucht, um vielleicht ſpäter einmal zum Studium dieſer und anderer verwandter Sprachen überzugehen.

5. Aus ähnlichen Gründen und im nämlichen Maße wird auf die deutſchen Volksmundarten Rückſicht genommen.

Allgemeine Geltung zu finden hoffen dieſe Grundſätze nicht, ſo lange die deutſchen Grammatiker über das beſte Syſtem für ihre Wiſſenſchaft noch in offener Fehde ſind. Die Ausgleichung, zu der jeder Freund der vaterländiſchen Bildung beizutragen berufen iſt, wäre bedeutend näher gerückt, wenn man ſich nur einmal über ſolche Punkte weniger zankte, die mit dem Weſen der verſchiedenen Syſteme am wenigſten zu ſchaffen haben. Ich meine die grammatiſchen Benennungen und die Eintheilungen. Ein allgemeiner Vertrag über deutſche Terminologie iſt ſchwerlich zu hoffen, und da Terminologie eine ganze Nebenſache iſt, ſo ſollten Gymnaſien bei der lateiniſchen bleiben, welche die Schüler ja doch kennen müſſen. Was die Eintheilungen betrifft, ſo wäre es an der Zeit, den Irrthum zu begraben, daß irgend eine abſolut treffliche zu finden ſey. Die Eintheilungen ſind in keinem Gebiete unſeres Wiſſens von der Natur gegeben, denn die Gebilde der Natur, unter ihnen auch die der Sprache, ſind eine unendliche Kette, an der ſich jedes Glied eng ans andere ſchließt, indem es vom vorhergehenden nur eben ſo viel abweicht, als es braucht, um ein anderes zu ſeyn. Daher ſpringt die Verſchiedenheit der ſogenannten Klaſſen erſt dann lebhaft hervor, wenn man die Mittelpunkte einer jeden ins Auge faßt; an den Gränzen zerfließt jede nach mehreren Seiten. Die Eintheilungen alſo, welche die Wiſſenſchaft macht, ſind keine Abbilder von irgend etwas Wirklichem, ſondern nur Hülfsmittel, durch die wir das ſonſt unabſehbare Reich

der Erscheinungen überblicken, und Niemand, besonders nicht der Lehrer, soll vergessen, daß wir sie nur brauchen müssen, um sie entbehren zu lernen, daß wir großen Irrthümern ausgesetzt sind, wenn wir uns von ihnen beherrschen lassen. Vergessen wir das, so thun wir gar leicht der Natur Gewalt an, vornehmlich in den Fällen, wo eine Erscheinung auf der Gränzscheide zweier Klassen steht, wie z. B. in unserer Wissenschaft der Infinitiv zwischen Verbum und Substantiv; Wörter wie „Gelehrter, Ganzes" zwischen Adjectiv und Substantiv; Wortbildungen wie „fröhlich, sparsam" zwischen Ableitung und Composition. Alle Pedanterei ist hier der richtigen Einsicht nachtheilig, und der Lehrer, der selbstständigen Sinn für Wissenschaft pflanzen will, muß darauf bedacht seyn, daß sein Schüler nur dem Wesen des Dings die Achtung zolle, die so oft für die Eintheilungen gefordert wird. Die Buche trägt nicht darum Laub, weil sie zum Laubholz gezählt wird, sondern wir zählen sie dazu, weil sie Laub trägt; Tag hat im Genitiv nicht darum „Tages," weil es zur starken Declination gehört, sondern wir rechnen es dazu, weil es „Tages" hat. Einfache Wahrheiten, aber in der Regel sehr verkannt.

II. Literatur.

Es sind unter diesem Namen zwei Theile des deutschen Unterrichts zusammengefaßt: Literaturgeschichte und Erklärung der Dichter. Beide stehen in so engem Zusammenhang, daß sie hier, wie auch beim Unterricht, nicht wohl getrennt werden können, denn auf der einen Seite läßt sich Literaturgeschichte nicht mit Erfolg lehren, wenn nur über die Erzeugnisse der Dichtkunst gesprochen und nicht ihre Betrachtung und Erklärung angeknüpft wird; auf der andern entbehrt die Lektüre eines vorzüglichen Reizes und Gewinns, wenn sie die einzelnen Dichtungen nicht im Zusammenhang mit dem Seyn und den Schicksalen ihres Meisters, mit der Zeit, worin er lebte, mit seinen Vorgängern und Nachfolgern betrachtet.

Die Ergänzung, welche sich die beiden Zweige des literarischen Studiums bieten, darf jedoch nicht so genommen werden, als ob beide zeitlich immer Hand in Hand gehen müßten, und als ob beiden immer gleich viel Aufmerksamkeit gebührte. Die systematische Behandlung der Literaturgeschichte muß auf das Ende der Gymnasiallaufbahn verspart werden, wo die Jünglinge schon eine

Fälle von Dichterwerken und dadurch die Reihe der Meiſter kennen gelernt haben, ſo daß ſie gleichſam nur noch Muſterung zu halten, die minder bedeutenden Verbindungsglieder zu ergänzen und die Entwicklung im Großen zu überſchauen brauchen. Damit aber dieſes möglich ſey, darf vom erſten Anfang des deutſchen Unterrichts bis zu ſeinem Schluſſe die Beſchäftigung mit den Werken der Dichter nicht ausgeſetzt werden.

Es ſind immer nur die Dichter als Gegenſtand des literariſchen Studiums genannt, die Proſaiker abgelehnt. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob in unſern Kreis nur Werke in gebundener Rede gehörten, vielmehr iſt, als äußere Form betrachtet, die Proſa nicht ſelten das Gewand, welches der Dichter wählt, und man wird darum ſeinem Werke den poetiſchen Charakter nicht abſprechen. Weitere Zugeſtändniſſe dürfen aber der Proſa nicht gemacht werden, namentlich ſoll ſich die Literaturgeſchichte nicht anheiſchig machen, auch den Gang der Beredſamkeit, Geſchichtſchreibung, Philoſophie zu ſchildern, oder die Entwicklung der Sprache zu verfolgen, ſonſt wird ihre Aufgabe zu umfaſſend und ihre Beſtrebungen entbehren des innern Zuſammenhangs. Geſchichte der deutſchen Literatur ſey Geſchichte der deutſchen Poeſie; die Geſchichte der übrigen geiſtigen Gebiete überlaſſe ſie den einzelnen Wiſſenſchaften, namentlich gehört die Entwicklungsgeſchichte der Sprache in die Einleitung zur Grammatik. Nun zu den einzelnen Aufgaben des literariſchen Unterrichts.

1. Erklärung der Dichter.

Obgleich das Feld der Literatur ſo eben eine nothwendige Einſchränkung erlitten hat, behält es doch noch einen ſehr bedeutenden Umfang, und namentlich iſt der Reichthum an Dichtungen, die gekannt zu werden verdienen, ſo groß, daß man faſt verzweifeln möchte, auch nur mit dem Wichtigſten zu Ende zu kommen. Wenn indeſſen jede Woche von der umfaſſenden Arbeit auch nur ein Stückchen verrichtet, ſo läßt ſich in einer Reihe von Jahren Vieles zu Stande bringen. Außerdem iſt durch mehrere gelungene Sammlungen die Ueberſicht des Trefflichen ſehr erleichtert. Diejenigen Sammlungen, welche für unſern Zweck in Betracht kommen, ſtimmen zwar alle darin überein, daß ſie eine Auswahl des Preiswürdigſten ſeyn wollen, doch huldigen ſie nicht alle dem gleichen

Grundsatz. Man kann sie in ästhetische und historische eintheilen. Jene gehen darauf aus, das Gelungenste unserer neuern Literatur zusammen zu stellen; ihre Eintheilung nehmen sie von den poetischen Gattungen, einige, unpassend genug, von den Versmaßen her. Unter den eigentlich ästhetischen Sammlungen behauptet Follens Bildersaal deutscher Dichtung durch Geschmack in der Auswahl und Fülle des Stoffs eine der ersten Stellen; er hat auch das Verdienst, den Schöpfungen der neuern Poesie den Weg in die Schule gebrochen zu haben, während man sich vor ihm in einem hergebrachten Kreis sogenannt klassischer Stücke bewegte, die eine Sammlung aus der andern entlehnte.

Während die ästhetischen Sammlungen sich mehr auf die Gegenwart beschränken, sind die historischen bemüht, aus jedem Zeitraum der Literatur nicht allein das Schönste, sondern auch das Charakteristische zu geben, und so das Studium der Literaturgeschichte praktisch zu begleiten. Obenan steht unter diesen Arbeiten W. Wackernagels doppelnamiges Lesebuch,* das einen lebendigen Kommentar für die Entwicklung unserer Poesie und Sprache von Ulfila bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts liefert. Für einen kleineren Zeitraum, für die letzten hundert Jahre, ist ein treffliches Werk, G. Schwab's Mustersammlung,** die den historischen und ästhetischen Eintheilungsgrund auf eigenthümliche Weise verbindet.

Beide Arten von Sammlungen sind hier nicht gesondert, als ob sie einander unverträglich entgegenständen, sondern nur weil es in der Natur der Sache liegt, daß sie sich beide geltend gemacht haben und fortwährend machen. Jede gute Sammlung, welchem Grundsatz sie auch huldige, muß mehr oder minder auch dem andern einigen Einfluß gestatten, und desgleichen muß jeder gute Unterricht so angeordnet werden, daß weder das ästhetische noch das historische Bedürfniß zu kurz komme. Für Schüler, die nur mit dem Neuhochdeutschen beschäftigt werden, genügen Sammlungen

---

* Deutsches Lesebuch, 1. Theil: Altdeutsches Lesebuch, 2. Theil: Proben der deutschen Poesie seit dem Jahr 1500. — Basel. Erste Ausgabe. 1835. 1836.

** Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Haller bis auf die neueste Zeit. Leipzig. 1835.

der ersten Art; eben so sind diese hinreichend, wenn ästhetische Ausbildung Hauptzweck des Unterrichts ist; dagegen muß der systematischen Behandlung der Literaturgeschichte eine Sammlung der zweiten Art, wenn nicht voran, doch zur Seite gehen.

Als ein Hauptgesetz für beide Arten macht sich möglichste Vielseitigkeit geltend, besonders verlangt die Wichtigkeit des Dialektstudiums, die S. 187 ausgeführt worden ist, daß die deutschen Mundarten in ihren besten Erzeugnissen Aufnahme finden. Mit reifern Schülern lese man ganze Werke, epische und dramatische, oder nehme das Bedeutendste eines einzelnen Dichters heraus, wie L. Ettmüller mit Klopstock gethan hat.*

Die Methode bei diesem Zweige des Unterrichts hat mehrere Aufgaben zu lösen: einmal muß gründliches Verständniß der gelesenen Dichtungen, soweit die Reife der Schüler zuläßt, erzielt werden; sodann muß durch jedes einzelne Gedicht der Jüngling dem Geiste des Dichters und seiner Zeit näher treten, ein historischer Gewinn; endlich muß es dienen, Kenntniß der Formen und edeln Vortrag zu fördern, formeller Gewinn. Die beiden letzten Punkte werden später Berücksichtigung finden: der historische bei der Literaturgeschichte (s. S. 197), der formelle bei der Rhetorik und Poetik (s. S. 206); hier handelt es sich um die Erklärung im engern Sinn.

Sie hat eine äußere und eine innere Aufgabe. Die äußere, grammatische, ist erfüllt, wenn der Schüler den Wortsinn gefaßt hat; ihre Schwierigkeit nimmt natürlich in dem Maße zu, als uns die Zeit und Sprache des Dichters ferner liegt, doch ist die Arbeit auch bei manchen Neueren, z. B. Klopstock, Schiller, Holderlin, Rückert, noch groß genug. Ohnehin aber läuft unser poetischer Styl dem prosaischen oft so zuwider, daß schon seine Zurückführung auf die prosaische Regel dem Unterricht reichen Stoff darbietet. Auch das wolle der Lehrer bedenken, daß fast in jedem Satz Gelegenheit ist, über den bildlichen Charakter der Sprache zu reden. Jeder abstrakte Ausdruck ruht auf einem Bilde, und wo wäre mehr der Ort, von dieser Eigenheit der Sprache zu

* Auserwählte Oden von Klopstock. Zum Schulgebrauch erklärt und herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1836.

reden, als bei Dichterwerken, deren ganzes Daſeyn, wenn es wirklich poetiſchen Werth hat, ſymboliſcher Natur iſt!

Was weiter die innere Aufgabe, die Sacherklärung, betrifft, ſo iſt das Feld noch viel umfaſſender, ja es wird unter den Händen eines durchgebildeten Lehrers eben ſo reich, als die Poeſie überhaupt, d. h. unermeßlich; auch läßt ſich hier jenes kecke Wort anwenden, daß nur der Dichter den Dichter verſtehe. Glücklicherweiſe aber, da nicht jeder, der Dichter zu erklären hat, auch ein Dichter iſt, beſitzen wir Vorarbeiten für dieſe Aufgabe, und es läßt ſich vorausſehen, daß dieſer Weg noch öfter und mit ſteigendem Erfolg werde betreten werden. Zuerſt Valentin Schmidt,* und nach ſeinem Vorbild, in weiterem Umfang, Götzinger** haben Sammlungen veranſtaltet, mit der beſtimmten Abſicht, jedes aufgenommene Gedicht ſowohl hiſtoriſch als äſthetiſch zu beleuchten. So erfahren wir z. B. bei Bürgers Lenore, dieſem Stolz deutſcher Balladen, wann Bürger ſie gedichtet, welche Aenderungen er auf den Rath ſeiner Freunde dabei angebracht, welche Aufnahme ſie gefunden hat; ferner, daß der Stoff einer niederdeutſchen Sage entnommen iſt, daß aber Bürger ohne Zweifel ſchon die verwandte engliſche Ballade kannte, auch daß eine altdäniſche Ballade und ein deutſches Volkslied denſelben Stoff behandeln; endlich werden wir auf die eigenthümlichen Verdienſte der Behandlung hingewieſen, auf die gelungene künſtleriſche Form, wie auf den Geiſt, den Bürger ſeinem Stoffe eingehaucht hat. Die Zugaben zum Ring des Polykrates beſtehen in der älteſten Erzählung des Ereigniſſes, wie Herodot ſie gibt, der Verarbeitung durch Hans Sachs, einigen verwandten Sagen aus andern Völkerkreiſen, einer Vergleichung der Schiller'ſchen Ballade mit ſeiner Quelle u. ſ. w. Dieſe Methode iſt ſehr geeignet, nicht allein Schüler, ſondern auch Erwachſene den erfreulichſten Blick in die geiſtige Werkſtätte unſerer großen Dichter, in die Entwicklung unſerer Literatur, ja in das Leben der Poeſie überhaupt werfen zu laſſen, und Verdienſte,

* Balladen und Romanzen von Bürger, Stolberg und Schiller. Erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin, 1827.

** Deutſche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. Leipzig und Zürich. 1831.

Schönheiten werden uns klar, die wir bei früherem Leſen nicht ahnten. Eine Menge von Bemerkungen jeder Art knüpft ſich auf dieſe Weiſe an, und es iſt für umfaſſende Ausbildung des Geiſtes und Gemüths ein unabſehbares Feld eröffnet.

Bei dieſem Anlaß noch einige Worte über einen ſehr verbreiteten und ſehr traurigen Irrthum. Für Knaben und Jünglinge, hört man ſagen, müſſe die eigentliche Poeſie noch verſchloſſen bleiben; die Fabelſänger des achtzehnten Jahrhunderts, die Anekdotendichter des neunzehnten und etwa ein zahmer Balladenmacher oder bürgerlicher Naturſänger ſeyen für ſie die geeignete Nahrung; denn einen hohen Flug faſſe dieſes Alter noch nicht, und es ſey gefährlich, durch officielle Beſtrebungen der Phantaſie ein Uebergewicht über den Verſtand zu geben.

Was zuerſt die Gefahren der Phantaſie betrifft, ſo gibt es freilich Dichter, die für die Jugend nicht taugen; aber Deutſchland beſitzt auch einen Schatz echter Dichtungen, die, von Geiſtern voll edeln Ebenmaßes geſchaffen, dieſes Ebenmaß im Leſen fördern. Ueberdies mag es für einen phantaſiereichen Knaben beſſer ſeyn, wenn man ſeine Phantaſie durch reine Vorbilder regelt, als wenn man ſie unbeachtet wuchern läßt,* und endlich iſt zu bedenken, daß das ſpätere Leben hinlänglich dafür ſorgt, die Zauberbilder der Phantaſie erbleichen zu laſſen, daß alſo eine kleine Morgengabe davon, die der Knabe erhält, wohl zu ſchätzen iſt. Ueberhaupt lieber keine Dichter, als ſchlechte: ohne Phantaſie aber iſt keine guter gedenkbar, denn alle Poeſie iſt eine ſymboliſche Sprache, und alle Symbolik iſt eine Tochter der Phantaſie.

* Goethe führt im neunten Buch von Dichtung und Wahrheit aus der allgemeinen deutſchen Bibliothek eine Stelle an, die er für „bedeutend“ erklärt und die ſo beginnt: „Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre nöthige Kultur, und zwar gleich in den erſten Jahren zu geben nicht verabſäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphyſik, Latein oder Griechiſch kultiviren kann; wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern ſie ſich nicht der erſten beſten Vorſtellungen ſelbſt bemächtigen ſoll, die ſchicklichſten und ſchönſten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müſſen, das Schöne überall, und in der Natur ſelbſt, unter ſeinen beſtimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben.“

Der andere Einwurf, daß die Jugend des Sinnes für erhabene Poesie entbehre, könnte sich nur auf Erfahrung stützen, allein er widerspricht ihr. Man hat es zwar an manchen Orten glücklich dahin gebracht, daß Alt und Jung ohne Geschmack für Poesie sind, und da mögen die Alten schwer begreifen, daß die Jungen anders sollen zwitschern können, aber in Wahrheit sind die Jugend und selbst das derbe Knabenalter, mit ihrem weiten Herzen und ihrer frischen Einbildungskraft, eben die rechte Zeit für den Dichter, und je früher man den Menschen in den poetischen Lustwald einführt, desto sicherer darf man seyn, daß die Bekanntschaft mit demselben ihm als trostreiche, heiligende Mitgabe für's arme Leben bleibt. Auch hier wird sich Goethes Wort bewähren: „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie seyn sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind."

Natürlich darf, wenn die Beschäftigung mit Poesie weder schädlich noch unnütz seyn soll, die leitende Hand des Lehrers nie fehlen; denn um beim Gleichniß zu bleiben: jener Lustwald ist labyrinthisch und stößt an Abgründe. Alles kommt darauf an, daß die erste Einführung im rechten Geist geschehe: wem einmal eine weise Hand die Schönheit der rechten Poesie enthüllt hat, der findet sicherlich an dem Flitter der falschen keine Freude mehr.

Ein Uebelstand ist noch zu bedenken, der dem Lehrer der Poesie wie dem der Musik manches Unangenehme bereitet: viele Naturen sind nur spärlich mit jenem Sinne bedacht, der an der Schönheit des Liedes Gefallen findet; aber wie dieser Sinn bei den Begabteren oft durch Rohheit der Umgebungen und Mangel an Pflege niedergehalten, vielleicht selbst erstickt wird, so kann durch treue Pflege gewiß in dem minder Begabten etwas von jenem himmlischen Lichte geweckt werden, womit die Poesie, gleich der Religion, das Leben verklärt. Die Aufforderung zu der Mühe, die solches Pfla[illegible] Begießen oft mit sich bringt, glaube ich nicht stärker unte[illegible] zu können, als durch die schönen Worte, mit denen Goethe seinen Liebling Wilhelm Meister den Segen der Poesie verfechten läßt: „Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, so schreitet

die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächst die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuern Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtigt werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein wachender, und das Seltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen."

2. Literaturgeſchichte.

Es gibt eine äuſſerſt trockene, langweilige Manier, dieſes Fach zu behandeln, das iſt, wenn ſich der Lehrer darauf beſchränkt, ein Verzeichniß der Dichter, ihre Geburts- und Todesjahre, etwa auch ihre Lebensſchickſale, die Titel und die chronologiſche Reihefolge ihrer Werke mitzutheilen und zu verlangen, daß der Schüler ſich das einpräge. Eine reichere Behandlung, heißt es, ſey nicht möglich, weil dem deutſchen Fach, ſomit auch den einzelnen Theilen deſſelben, die Zeit zu karg gemeſſen ſey.

Aber was hindert, die Literaturgeſchichte in lebendigen Zuſammenhang mit verwandten Beſchäftigungen zu bringen, zunächſt mit der Erklärung der Dichter, und dann mit deutſcher Geſchichte? Jene liefert, wie bereits S. 190 angedeutet iſt, die Beiſpiele und verleiht ſo der Literaturgeſchichte Leben; ſie zeigt, indem ſie eine Reihe von Dichtungen Eines Mannes, oder von Dichtern Einer Zeit reden läßt, die Entfaltung des Einzelnen, wie einer ganzen Zeit, im Zuſammenhang; ſie lehrt, wie Schickſale und Umgebungen den Geiſt ausprägen, wie umgekehrt der Geiſt des Einzelnen, der Völker und der Zeiten im Stand iſt, die Macht der Verhältniſſe zu brechen und Geſtalten ins Leben zu rufen, die ohne ſolche ſchaffende Kraft nie erſchienen wären.

Die Verbindung mit der Geſchichte darf aus dem Grunde nicht unterbleiben, weil über die geiſtige Entwicklung eines Volkes, über den Stand ſeiner Einſichten, Vorſtellungen und Gefühle kein klareres Zeugniß vorhanden iſt, als ſeine poetiſche Literatur, die nothwendig von den kleinſten Veränderungen des politiſchen, religiöſen

und geselligen Lebens so empfindlich betroffen wird, wie der Barometer von den Schwankungen im Gewichte der Luft.

Dieser enge Zusammenhang der Literaturgeschichte mit der eigentlichen beweist auch umgekehrt, wie wenig es gebildeten Männern gestattet seyn kann, mit der Poesie ihres Vaterlandes, und nicht allein mit der gegenwärtigen, unbekannt zu seyn; denn genaue Kenntniß der Geschichte des Vaterlands gehört doch wohl zu den Grundbedingungen eines gebildeten Geistes.

Und noch einen Schritt weiter führt uns der Faden dieser Betrachtung. Es ist oben bemerkt worden, daß von den ältern deutschen Sprachen im Gymnasialunterricht besonders die mittelhochdeutsche berücksichtigt werden müsse, zum Theil als der Schlüssel zu unserer mittelalterlichen Literatur. Beim Studium derselben — wenn man nicht ihren organischen Zusammenhang mit der neueren verkennt — dringt sich oft und stark die Nothwendigkeit jener Sprachkenntnisse auf; denn was nützen die gelehrtesten, geschmackvollsten Notizen über die Erhabenheit des Nibelungenlieds, den vielseitig gebildeten feinen Sinn Walthers von der Vogelweide, die warme Mystik des Bruders Berthold, wenn wir das Alles nur auf Treue und Glauben annehmen sollen, und vielleicht bei eigener Betrachtung nur Plattheit oder Rohheit zu entdecken glauben! Denn alles Feine und Tiefe erschließt sich nur dem, der die Sprache wirklich gelernt hat und weiß, wie oft sie uns mit Scheinverständniß neckt. Der indirekte Vorwurf, der hierin für manchen Kenner und Beurtheiler liegt, erstreckt sich selbst auf neuere Schriftsteller, deren wir leicht mächtig zu werden glauben, auf Luthers Werke in ihrer älteren Gestalt und auf den noch jüngeren Fischart, dessen wilde Innigkeit besser gekannt zu werden verdiente.

Wenn im Bisherigen der Werth der älteren Literaturgeschichte mehr als der der neuern hervorgehoben ist, so soll damit nicht dem Irrthum derer gehuldigt seyn, die sich der neuern beinahe ganz entziehen, weil sie mindere Gelehrsamkeit heischt. Die neuere steht uns vielmehr näher, und es wäre sogar nicht einmal etwas einzuwenden, wenn sie auf Gymnasien zuerst für sich allein gelehrt würde, und dann am Ende des Lehrgangs, wenn die ältere inzwischen vorgetragen ist, noch einmal, im Zusammenhang mit dieser.

III. Rhetorik und Poetik.

Dieſe beiden Zweige ſind wegen ihrer Verwandtſchaft hier zuſammengefaßt. Zwar nähert ſich die Rhetorik, inſofern ſie die geeignete Darſtellung des Gedachten zur Aufgabe hat, mehr den philoſophiſchen Wiſſenſchaften, beſonders der Logik, wogegen ſich die Poetik mit der Muſiktheorie vergleichen läßt, und mehr ins Kunſtgebiet hinübergreift; aber beide Wiſſenſchaften ſtimmen doch darin überein, daß ſie darauf ausgehen, zur Fertigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Gebrauch der Sprache behülflich zu ſeyn. Obwohl ein nicht geringer Unterſchied dadurch begründet wird, daß die Rhetorik dieß auf dem proſaiſchen, die Poetik aber auf dem poetiſchen Felde thut, ſo reichen ſich doch beide wieder die Hand, indem an die Darſtellung des Gedankens immer künſtleriſche Anſprüche gemacht werden müſſen, auf der andern Seite aber die poetiſche Darſtellung ohne verſtändigen Sinn ihre Zwecke nicht erreicht. Dazu kommt noch, daß zwiſchen Proſa und Poeſie ſelbſt formell keine ſcharfe Scheidelinie zu ziehen iſt, von der zwangloſeſten poetiſchen Form, die ſich in freien Rhythmen bewegt, laufen abwärts zur ſtrengwiſſenſchaftlichen Proſa und aufwärts zum unabänderlichen Anſtand des Sonnets und anderer künſtlicher Formen zwei ununterbrochene Ketten.

Aeußerlich zeigt ſich die Verwandtſchaft der Rhetorik und Poetik darin, daß jede eine philoſophiſche und eine techniſche Seite hat: die Rhetorik iſt philoſophiſch, ſofern ſie von den Zwecken und Mitteln handelt, deren ſich der Redner oder Schriftſteller bei jeder einzelnen Gattung zu erinnern hat, und ſofern ſie dafür die philoſophiſchen Disciplinen der Pſychologie und Logik herbeizieht. Die Poetik iſt gleichfalls philoſophiſch, ſofern die Aeſthetik, welche vom Princip des Kunſtſchönen aus Sinn und Maß in die poetiſchen Beſtrebungen bringt, ein Zweig der Philoſophie iſt. Die techniſche Seite beſteht bei der Rhetorik in jenem Mittelding von Regel und Geſchmack, von Grammatik und Logik, das einige Grammatiker unter dem Namen Periodenbau, Styllehre, Architektonik des Satzes behandelt haben; bei der Poetik in der Verslehre, der man noch die Lehre von den poetiſchen Gattungen beigeſellen könnte.

Da Rhetorik und Poetik wenigſtens theilweiſe ins philoſophiſche Gebiet fallen, ja in dieſem gewiſſermaßen wurzeln, ſo kann die

Frage, wie ſie auf Gymnaſien behandelt werden ſollen, erſt beantwortet werden, wenn man ſich darüber verſtändigt hat, wie weit überhaupt philoſophiſche Wiſſenſchaften in dieſen Anſtalten zuläſſig ſeyen. Philoſophie wird, wie alle Abſtraktion, nur dann mit Nutzen getrieben, wenn der Stoff, von dem es ſich handelt, durch eine Reihe von Beobachtungen und Irrthümern dem Geiſte geläufig geworden iſt. Steht der Jüngling in dieſem Stadium ſeiner geiſtigen Laufbahn, ſo regt ſich lebhaft das Bedürfniß, das Gemeinſame zu erkennen, welches den beobachteten Erſcheinungen zu Grunde liegt; wer ihm in dieſer Zeit dazu behulflich iſt, wird von ihm als Freund begrüßt und wird ſchönen Erfolg ſehen. So lange aber jene Reife noch fehlt, erregt die Philoſophie in der Regel nur lange Weile, bleibt als etwas Aufgenöthigtes ein äußerer Beſitz und bringt im beſten Fall, bei pflichtgetreuen Schülern, die Früchte nicht, die von der verwendeten Mühe zu erwarten wären. Mit ſeltenen Ausnahmen wird die Erfahrung zeigen, daß vor dem achtzehnten, ja zwanzigſten Jahr die Reife des Geiſtes, die zum philoſophiſchen Studium gehört, nicht zu finden iſt, und da man die Schule nicht nach Ausnahmen, ſondern nach Durchſchnittserfahrungen einrichten ſoll, ſo folgt, daß dem ſyſtematiſchen Unterricht in der Philoſophie auf Gymnaſien keine Stelle gebührt.

Es ſprechen dafür noch zwei andere Betrachtungen. Einmal iſt dem genannten Alter zum Erſatz für den fehlenden philoſophiſchen Sinn ein großer Hang, und im Einklang damit eine große Fähigkeit für Erwerbung poſitiver Kenntniſſe verliehen, ein gewiſſer Sammelgeiſt, der Schätze des poſitiven Wiſſens anzuhäufen ſucht. Wenn ſpäter der philoſophiſche Sinn erwacht, ſo werden dieſe Schätze geſichtet, geordnet, für die Abſtraktion ausgebeutet, und er wirkt für die Bildung des Geiſtes in dem Maße, als ſein Vorgänger mit Fleiß und Glück gearbeitet hat.

Eine zweite Betrachtung gilt der Natur des Gymnaſialunterrichts: derſelbe hat vor dem akademiſchen, wenigſtens wie letzterer gewöhnlich betrieben wird, den großen Vorzug, daß er auf Wechſelſeitigkeit zwiſchen Lehrer und Schüler beruht, und deßhalb im Durchſchnitt eher beſſen darf, poſitive Kenntniſſe zurückzulaſſen, ſolche zumal, die auf mühſamer Gedächtnißarbeit beruhen.

Aus dieſen beiden Gründen iſt oben S. 185 das Altdeutſche den Gymnaſien zugewieſen werden, und überhaupt ſollten dieſe

alle ihnen angewiesene Zeit auf Mittheilung positiver Kenntnisse verwenden, als da sind: Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Sprachen; denn der Gymnasialbildung liegt es ob, den Jünglingen jene Vielseitigkeit des Wissens auf ihren Lebensweg mitzugeben, ohne die keine allgemein menschliche Bildung, ja nicht einmal recht Berufsbildung gedenkbar ist. Die Erfahrung lehrt ja, daß immer nur Wenige, nämlich die Besten, auch unter dem Drang des Brodstudiums und später des Geschäftslebens, darauf bedacht sind, jene Vielseitigkeit zu bewahren und auszudehnen.

Man könnte freilich dieselbe Erfahrung sofort benützen, um auch die Philosophie in den Kreis der Gymnasien zu ziehen, aber immer steht jener Mangel an Reife entgegen, und wenn sichs einmal so verhält, daß die philosophische Ausbildung entweder unterbleiben oder auf Kosten des positiven Wissens erlangt werden muß, so ist gewiß das erste vorzuziehen, indem viel eher ein Mensch mit reichen Kenntnissen sich selbst das Nöthige abstrahirt, als umgekehrt ein Unwissender durch sorgfältigen philosophischen Unterricht aufgefordert wird, fehlendes Wissen zu ergänzen. Der Werth der philosophischen Ausbildung soll damit nicht beeinträchtigt seyn, vielmehr gewinnt er, wenn man ihn für das passende Lebensalter aufspart und bis zu dessen Eintritt die Jünglinge mit den erforderlichen Kenntnissen ausstattet. Welches aber die äußeren Mittel seyen, der Philosophie ihr Recht zu sichern, ob Lyceen, die den Uebergang vom Gymnasium zur Hochschule machen, ob eine Prüfung, durch welche die Jünglinge etwa nach der ersten Hälfte des akademischen Studiums ihren Fortschritt in den philosophischen Fächern darzulegen hätten, das kann hier füglich dahin gestellt bleiben.

Wenn nun wirklich philosophische Wissenschaften im Gymnasialunterricht keine Stelle finden, was ist dann das Loos der Rhetorik und Poetik? Soll man sie ganz ausschließen? Das geht durchaus nicht, weil sie mit tausend Fäden am Ganzen des deutschen Unterrichts befestigt sind, und namentlich eine hohe praktische Bedeutung für ihn haben. Bei so widersprechenden Anforderungen bleibt nichts übrig, als daß man von jeder der beiden Wissenschaften nur so viel nehme, als eben für unsere Zwecke nothwendig ist, nämlich den technischen Theil, (s. S. 199), dem sich noch eine

Aufzählung und Beſchreibung der rhetoriſchen und poetiſchen Gattungen beigeſellen ließe.

Wenn ſolches Zerſetzen die Würde der Wiſſenſchaft zu beleidigen ſcheint, ſo wolle man die Schuld davon in der Natur der Sache ſuchen und bedenken, daß es ſich bei Gymnaſien doch nie darum handeln kann, irgend eine Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfang zu lehren, ſondern, daß dieß nur der „Univerſität" gebührt. Auch machen wir uns, wenn wir die Wiſſenſchaften ſo darſtellen, als ob ſie in der Philoſophie wurzelten, aus ihr hervorgegangen wären, immer einer gewiſſen Unredlichkeit oder wenigſtens eines geſchichtlichen Verſehens ſchuldig; denn nicht die Theorie iſt der Anfangspunkt der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern Erfahrung. Was insbeſondere die Eintheilungen auf dem Gebiete der Rhetorik und Poetik anlangt, ſo gilt von ihnen wieder, was oben S. 189 über die grammatiſchen geſagt worden iſt: wenn unſere Lehrbücher ſagen, daß ein Dichter entweder epiſch oder lyriſch u. ſ. w. auftreten könne, wenn ſie vornehm die Regel aufſtellen, wonach er ſich zu richten habe, um den Charakter der Gattung nicht zu verletzen, ſo verbergen ſie uns, wie ſehr die einzelnen Gattungen in einander zerfließen, daß ſie ihre Weisheit nicht aus freier Spekulation, ſondern aus der Betrachtung vorzüglicher Dichter geſogen haben, daß alſo dieſe Weisheit in dem Maße beſſer iſt, als das Muſter, das ſie mit kritiſchem Meſſer zerlegt haben, vom ächten Genius beſeelt war. Wenn alſo der Unterricht in der Poetik — und ebenſo in der Rhetorik — damit anfängt, ſoviel zu geben, als zum Verſtändniß der Muſter und zu ſelbſtſtändiger Nachfolge auf ihrem Weg von Nöthen iſt, das Uebrige aber, nämlich Ueberſicht und Theorie, einer ſpäteren Zeit anheimſtellt, ſo thut er nur das, was die natürliche Entwicklung der Kunſt ihn lehrt. Es ſoll damit keineswegs geſagt ſeyn, daß alles Heil auf der Praxis beruhe, vielmehr müſſen bei jedem der beiden Gebiete neben den Uebungen, woraus die äußere Fertigkeit hervorgeht (praktiſche Seite), auch die Geſetze erwogen werden, auf deren Anwendung der richtige Gebrauch der Sprache beruht (theoretiſche Seite). Im Leben iſt es ohne Zweifel paſſender, man laſſe die praktiſche Seite zuerſt hervortreten, bei einer Abhandlung ſpricht billig die theoretiſche den Vorgang an.

1. Theoretiſche Seite.

Für die Proſa kann alles hieher Gehörige unter dem Namen der Stylleh re (vergl. S. 199) zuſammengefaßt werden, was von der Poeſie zu ſagen iſt, unter dem Namen der Verslehre. Letztere geht voran, weil die Erfahrung zeigt, daß die Schüler den abſtrakten Gang der Stylleh re ſchwerer faſſen, als die Regeln der Verslehre, die von Auge und Ohr gefällig unterſtützt werden. So hat ja auch die Menſchheit im Ganzen die Kunſt der Rede zuerſt an der Poeſie ausgebildet. Die erſten Denker und Geſchichtſchreiber jedes Volks waren Dichter.

Verslehre. Die Punkte, worauf es hier ankommt, ſind der Reim, die Versfüße und die Versmaße (der Strophenbau). Die Reim iſt hier zuerſt genannt, weil er als die Grundlage unſerer heutigen Verskunſt angeſehen werden darf. Wie viel aber für Reinheit in dieſem Gebiet noch zu thun wäre, lehrt jede Seite ſelbſt unſerer beſten Dichter, wenn wir damit die tadelloſe Kunſt der Minneſänger zuſammenhalten. Die Lehre von den Versfüßen, d. h. vom Tone (oder, wie man es durch eine merkwürdige Verwechslung gewöhnlich nennt, von der Quantität) und von der ſonſtigen Oekonomie im Innern der Zeilen, hat für uns nicht dieſelbe hohe Bedeutung wie für die antike Poeſie, wo dieſes Princip das alleinige war. Doch darf ſie keineswegs vernachläſſigt werden, indem ſie ſich durch die Beſtrebung, unſere Sprache für antike Versmaße brauchbar zu machen, zu eben ſolcher Geltung erhoben hat, wie die Lehre vom Reim. Aus den zahlreichen Kombinationen der Reimſtellung und aus dem Wechſel der Versfüße nach Art und Zahl ergeben ſich endlich jene zahlreichen Versmaße, die zum Reichthum unſerer modernen Dichtung ſo weſentlich beitragen. Man hat dieſe dritte Rückſicht bisher nicht hinreichend gewürdigt, weil ſich die Wiſſenſchaft der Metrik noch nicht von den Feſſeln der antiken Kunſt losgemacht hat, und es unſeren Metrikern immer viel wichtiger war, die künſtlichen klaſſiſchen Gewebe zu beſchreiben, worin ſich Klopſtock und ſeine Nachahmer verwickelt haben, als z. B. die reizende natürliche Mannigfaltigkeit in den Formen eines Bürger, Goethe, Schiller, die ſich ſchon ergibt, wenn man nur die Balladen dieſer Dichter ihrem Baue nach zuſammenhält. Freilich darf dabei nicht bloß auf die Zahl der Zeilen Rückſicht genommen werden, das Grundprincip

iſt vielmehr das der Zweiheit, Dreiheit u. ſ. w., das von der Zahlenzahl ziemlich unabhängig iſt. Dieſs wäre der rechte Weg für deutſche Metriker und würde ihre Wiſſenſchaft an die der Minne- und Meiſterſänger anknüpfen, wodurch ihr ein ungeahnter Reichthum der ſchönſten, echtdeutſchen Formen zufloſſe. Bis jetzt haben ſich unſere Dichter hauptſächlich bei den Fremden Raths erholt, zuerſt bei den Griechen und ihren Schülern, den Römern, als man deſſen ſatt war, bei Romanen, Skandinaviern, Perſern, Serben u. ſ. w. Es iſt zwar allerdings eine Pflicht der Metrik, die bunte Schaar von Versmaßen aufzuzählen, die auf dieſe Weiſe in unſerer Poeſie mehr oder weniger heimiſch geworden ſind, und ihr in Hinſicht des Stoffes, ſo wie in formeller, vielerlei Gutes zugeführt haben; aber ſehr in der Irre geht ſie, wenn ſie damit anfängt und die einheimiſchen natürlichen Versmaße in den Anhang verweiſt.

Styllehre. Sie ſchlieſst ſich unmittelbar an den letzten Theil der eigentlichen Grammatik, die Satzlehre, an; aber doch ſind beider Gebiete zu ſcheiden: die Satzlehre gibt mit unwandelbarer Strenge die Regeln an, wonach wir die Worte zuſammenfügen müſſen (συντάττειν); ſie iſt eine faſt mathematiſche Wiſſenſchaft; die Styllehre dagegen bewegt ſich ſchon auf dem Gebiete der Kunſt, alſo der Freiheit, des Geſchmacks. Sie kann alſo nur in dem Sinn mitgetheilt werden, wie jede Kunſt: ſie läßt ſich durch verſtändige Leitung entwickeln bei dem begabten Jünger, demjenigen, der von Natur die Anlage zum richtigen Denken und zugleich ein feines Gefühl für Rundung, Maß und Wohlklang beſitzt, logiſches und äſthetiſches Talent. Beide ſind gleich nothwendig, denn die Wirkungen des Stoffes und der Form durchdringen ſich bei künſtleriſchen Darſtellungen ſo ſehr, daß weder der geſchmackloſe Denker, noch der geiſtesarme Schönredner je ein Meiſterſtück oder nur etwas Erträgliches zu Stande bringen können. Damit iſt die Behandlung der Styllehre gegeben: wie der Meiſter in Muſik und Malerei den Zögling nicht lange mit Theorien über Allerlei, was in ihrer Kunſt erlaubt, verboten, nothwendig ſey, hinhalten dürfen, ſondern ihn raſch in die That führen und bei jedem vorkommenden Fehler die verletzte Regel andeuten müſſen, ſo auch der Lehrer des Styls; denn das Rechte iſt immer nur ein Punkt, die möglichen Fehler ſind eben ſo zahlreich, als für den Schützen die

Stellen neben dem Schwarzen in der Scheibe, und alle Fehler zuerst theoretisch durchmachen wollen, hieße den Meersand zählen. Zudem ist es überflüssig, weil bei jedem Schüler die Fehler wieder andere sind: mancher wird durch eine glückliche Gabe vor vielen bewahrt, die sonst häufig gemacht werden, und ein Anderer kann unter einem so unglücklichen Sterne geboren seyn, daß er sich auf Wege verirrt, von denen selbst ein erfahrener Lehrer keine Ahnung hätte haben können. Doch das führt schon auf praktisches Gebiet.

Ehe wir dasselbe wirklich betreten, fragt sich noch, wie es der Unterricht anstellen müsse, um die Vers- und Styllehre unterzubringen; denn obwohl ihre Gebiete wesentlich kleiner sind, als die der Poetik und Rhetorik, verlangen sie doch noch immer einen ziemlichen Raum, um sich auszubreiten. Es stehen hier zwei Wege offen, entweder behandelt man sie als selbstständige Wissenschaften, oder man gibt ihre Lehren gelegentlich. Im ersten Fall muß der Lehrgang eine bestimmte Stelle für sie ausmitteln, und zu bestimmten Zeiten muß ein Lehrer entweder eigene Werke über Vers- und Styllehre durchmachen, oder eine Grammatik nehmen, die, wie die Götzingerische, beide Wissenschaften in ihren Kreis hereingezogen hat. Im zweiten Fall muß die Styllehre bei den mündlichen und schriftlichen Uebungen, die Verslehre bei der Literaturgeschichte und der Erklärung der Dichter ein Unterkommen finden. Bei dieser zweiten Methode kann aber dem Lehrer doch nicht erlassen werden, daß er, so wie der Schüler die Kenntnisse nach und nach gewinnt, in Zwischenräumen eine Uebersicht gebe und so die Theorie aus der Erfahrung hervorgehen lasse. Dieser Weg ist ohne Zweifel der naturgemäßeste.

2. Praktische Seite.

Im theoretischen Theil konnte der Unterschied zwischen mündlichem und schriftlichem Gebrauch der Sprache übergangen werden; denn wenn auch Goethe Recht hat, daß Reden und Schreiben ein- für allemal ganz verschiedene Dinge seyen, und wenn auch demgemäß die Theorie für beide verschieden seyn muß, so greift doch diese Scheidung schon zu sehr in die besondern Gebiete. Dagegen wo es darauf ankommt, die Wege anzugeben, die zur Fertigkeit im Gebrauch der Sprache führen, muß jener Dualismus unserer Bildung berücksichtigt werden. Billig beginnt die

Betrachtung mit der mündlichen Rede: wir lernen zwar meiſtens früher gut ſchreiben als gut reden, aber es ſollte doch nicht ſo ſeyn. Eine andere Spaltung, die in poetiſche und proſaiſche Rede, findet nur bei der Lehre von der ſchriftlichen Fertigkeit Statt, bei der mündlichen unterbleibt ſie füglich, da deutſche Improviſatoren doch ſobald nicht an die Tagesordnung kommen werden.

Mündliche Rede. Dieſer Unterrichtszweig geht darauf aus, unbedingte Herrſchaft über den Gebrauch der lebendigen Rede, zu alltäglichen wie zu feierlichen Zwecken, zu verſchaffen. Der Gang, den er nimmt, bewegt ſich in zwei Kreiſen: Vortrag gegebener Stücke (Deklamation) und freier Vortrag. Die Uebungen der erſten Art machen den Anfang, müſſen aber auch, wenn die der zweiten beginnen, fortgeſetzt werden, da dieſe ihres Beiſtands nicht entbehren können. Zur Deklamation taugen ſowohl proſaiſche als poetiſche Stücke, letzteren gebührt jedoch der Vorzug, weil ſie größere Schwierigkeit darbieten: denn im Metrum liegt eine große Verſuchung, die logiſche Richtigkeit und die Muſik des Vortrags unter einem einförmigen pathetiſchen Geleier zu begraben. Wer Gedichte gut vorträgt, wird ſich an Proſa ſelten verſündigen; jenen gebührt alſo beim Unterricht überwiegende Aufmerkſamkeit.

Die Deklamation kann verſchieden betrieben werden, entweder aus dem Gedächtniß oder mit dem Buch in der Hand. Die aus dem Gedächtniß gibt dem Lehrer willkommene Gelegenheit, einmal die Kunſt des Behaltens, dieſe wichtige Seelenkraft, auf würdige Weiſe an edeln Gegenſtänden üben zu laſſen, ſodann den Schülern für ihr ganzes Leben einen herrlichen Schatz mitzutheilen. Denn was der Geiſt in dieſen Jahren friſcher Eindrücke gewonnen hat, ſteht ihm für immer zu Gebot, und wie Namen, in Baumſtämme geſchnitten, mit ihnen an Höhe und Breite zunehmen, ſo wird mit zunehmender Reife des Geiſtes auch das Lied, das ſich ihm eingeprägt, von Tag zu Tag heller und lebendiger in ihm; immer bewußter wird er ſich der unergründlichen Schönheit und Heiligkeit, die der echten Kunſt inwohnen und ihr mit Recht eine Stelle neben der Religion ausgewirkt haben; der Saame, der in frühern Jahren geſtreut ward, geht auf, wird zum Begriff und zur That. Die edeln Geiſter, die ihn ſtets umſchwebten, ſind nun ſeine Erquickung in Zeiten des Kummers und der Mühe, ſein Schutz gegen

die zahlreichen Stunden im Leben, die den Menſchen zu matter Gewöhnlichkeit ſtimmen und durch ihre beharrlich wiederholten Angriffe unmerklich das Edle in uns ſchwächen, wie der Wellenſchlag am Ufer das gute Erdreich ablöst.

Da ſolche Gedächtnißübungen der Natur der Sache nach nicht ſo häufig ſeyn können, als überhaupt die Deklamation eintreten ſollte, ſo muß dieſe ſich noch an eine andere Thätigkeit anſchließen, ſie muß das Buch zu Hülfe nehmen. Hier iſt entweder wie bei den Gedächtnißübungen die Erläuterung und das Beiſpiel des Lehrers vorausgegangen, oder das Gedicht wird vom Blatte geleſen. Goethe ſagt in den Lehrjahren: „Wie man von jedem Muſikus verlangt, daß er bis auf einen gewiſſen Grad vom Blatte ſpielen kann, ſo ſoll auch jeder wohlerzogene Menſch ſich üben, vom Blatte zu leſen, einem Drama, einem Gedicht ſogleich ihren Charakter abzugewinnen und ſie mit Fertigkeit vorzutragen.“ Dieſe Fertigkeit, eine Zier des geſelligen Lebens, ein Zeichen wahrer Bildung, zu bewirken, gehört offenbar zu den Aufgaben des deutſchen Unterrichts. Vor allen Dingen iſt dazu nöthig, daß ſich der Schüler durch häufige Uebung gewöhne, jedes geleſene Stück in ſeiner Ganzheit zu faſſen; denn ſo bildet ſich die Kunſt, einem Ganzen, das man zum erſtenmal ſieht, mit einer Art von Ahnung ſeinen „Charakter abzugewinnen,“ oder wie Goethe ſich bald nachher ausdrückt, „eine Art produktiver Imagination.“ Weiter verlangt jenes „vom Blatte Leſen,“ daß, bevor ein Satz zu Ende geſprochen iſt, das halbe Auge und der halbe Sinn ſchon den nächſten erfaßt haben; denn der Ton eines Satzes richtet ſich bereits nach dem Sinne des folgenden. Endlich muß der Leſer auf die Unterſcheidungszeichen ſorgſam achten: ſie ſind oft ſein einziger Anhalt, beſonders wenn ſich der Styl nicht an die Regel hält, wie dieß bei Dichtern das Gewöhnliche iſt. Unerläßlich iſt für alle dieſe Anforderungen ein langſamer Vortrag, wenigſtens ſolange der Leſer noch nicht im Zug iſt, ſolang er ſich noch in den Ton hinein zu finden hat. Auch wenn dieß erreicht iſt, fährt er ſicherlich mit einem gemäßigten Tempo beſſer, als mit einem raſchen, da die wenigſten Hörerkreiſe bloß aus ſolchen beſtehen, die ein geleſenes Stück, wenn es ihnen neu iſt und dazu noch raſch an ihnen vorübergeht, mit Leichtigkeit faſſen. Das mag nur bei der leichteſten literariſchen Waare der Fall ſeyn.

Der freie Vortrag iſt gleichfalls doppelter Art: bei jüngeren Schülern beſteht er darin, daß ſie größere und kleinere Stücke, die ſie vom Lehrer vernommen, oder unter ſeiner Anleitung ſelbſt geleſen haben, am beſten erzählende oder beſchreibende, mündlich wieder geben und dabei auf vorkommende Verſehen in Anordnung, Styl, Betonung, Ausſprache hingewieſen werden. Man könnte dieſen Vortrag den formellfreien nennen.

Bei älteren wird dann ganz freier geübt: der Lehrer nennt nur den Gegenſtand und bemerkt vielleicht die Grundzüge ſeiner Behandlung, im Uebrigen iſt es Sache des Schülers, Stoff und Form dafür zu finden, wobei ihn aber fortwährend der Rath des Lehrers unterſtützt. Die Gegenſtände ſind hier entweder beſchreibend und geſchichtlich, und dann natürlich aus bekannten Kreiſen: Scenen der vaterländiſchen Geſchichte, Reiſeerlebniſſe, Thiere und Pflanzen der Heimat, Alles, was uns umgibt, was die Aufmerkſamkeit des Tages erregt — oder ſie ſind, für reifere Schüler, philoſophiſch, wobei der Lehrer vornehmlich Bedacht zu nehmen hat, daß er nichts wähle, was die Sphäre der Schüler überſteigt.

Die Aufgabe, die der Lehrer auf dieſem Gebiete hat, läßt ſich, wie früher ſchon geſchehen iſt, in eine innere und eine äußere theilen. Die äußere, die auch der ungebildetſte Lehrer anerkennt und begreift, iſt die Sorge für richtige Ausſprache und Betonung, beim freien Vortrag auch für Gebrauch der richtigen Formen. Was zur richtigen Ausſprache gehört, hat die Grammatik auszufechten; hier nur eine allgemeine Bemerkung. Die Anſprüche der Meißner, die lange Zeit unſere Sprachgeſetzgeber ſeyn wollten, bezogen ſich nicht allein auf den Satzbau und die Wahl der Wörter, ſondern auch auf die Ausſprache. Dieſe iſt aber beim Volk in Meißen eben ſo fehlerhaft wie irgendwo, und wenn man nun ſeine Zuflucht zu den Gebildeten nehmen will, ſo iſt der Boden der Provinzialautorität ſchon verlaſſen; ein anderes Prinzip iſt anerkannt, das des Geſchmacks oder einer gebildeten Tradition, woran jede Landſchaft eben ſo viel Antheil gewinnen kann, als die Bemühungen ihrer gebildeten Männer und Stände werth ſind.

Ein feſtes Geſetz fehlt auf dieſe Weiſe, und man muß entweder unſere haltloſe Orthographie, dieſe Tochter des Zufalls, zur Richterin machen, oder die Geſetze für richtige Ausſprache der vergleichenden Sprachforſchung anheimſtellen. Dem Kapitel der

Grammatik, das ſich ſpeciell mit der Ausſprache abgibt, liegt es ob, in dieſer Hinſicht eine Anzahl Canones aufzuſtellen. Hier nur zwei, über die man ſich leicht verſtändigen wird: Unrichtig iſt, was organiſche Sprachunterſchiede aufhebt, z. B. die ſehr verbreitete Ausſprache **i** und **e** in ſüß, ſchön u. ſ. w.; aber auch das **ö** und **ü** in ergötzen, trügen, das nur entſtehen konnte, weil die meiſten Deutſchen **ü** wie **i**, **ö** wie **e** ausſprechen. Unrichtig iſt ferner die Aufnahme lokaler Eigenheiten, die nach dem Entwicklungsgang der Geſammtſprache in ihr keine Stätte finden, z. B. der ſchwäbiſch-alemanniſchen Diphthongen in gut, vier u. dgl. (gu-et, vi-er); der bayriſchen (und alemanniſchen) Kürzen in gſchribn, gſchlogn (gſchribe, gſchlage). Dieſer Canon läßt ſich auch auf die Streitfrage zwiſchen **ſt** und **ſp** anwenden: die Niederdeutſchen ſprechen **ſ** in dieſer Verbindung eben ſo ſpiz, wie wenn es allein ſteht: es lautet ihnen bei Stein, Spalt, Laſt, Eſpe ganz wie in Sand, Glas. Die Süddeutſchen dagegen ſprechen zwar auch Sand, Glas, aber die andern Wörter faſt wie Schtein, Laſcht u. ſ. w. Wenn es ſich darum handelt, die Süddeutſchen der Sprachrohheit zu zeihen und die Niederdeutſchen als die echten Sprachmeiſter hinzuſtellen, ſo wird keine Eigenheit mehr hervorgehoben als dieſe. Man könnte ſich zwar darauf berufen, daß die breite Ausſprache des **ſ** wahrſcheinlich die urſprüngliche ſey oder darauf, daß, wenn Stein geſprochen wird, auch Swamm, Slag, Smid, Snitt conſequent wären, bei denen orthographiſch das **Sch** ſo wenig Grund hat, als es bei Schtein, Schpalt hätte; indeſſen frommt ſo gelehrtes Gezänke nicht, und es iſt wohl das Gerathenſte, daß man hier dem mitteldeutſchen Brauch folge, der, ſowohl die ſüddeutſche als die niederdeutſche Conſequenz ausſchließend, jene Verbindungen im Anlaut breit, im In- und Auslaut ſpiz gibt, und ſo dem Niederdeutſchen wie dem Oberdeutſchen ein Zugeſtändniß macht. Damit hat ſich auch bereits die Mehrzahl der Gebildeten zufrieden erklärt.

Gänzliche Uebereinſtimmung in Sachen der Ausſprache läßt ſich wohl nie erwarten, und ſie iſt nicht einmal nöthig. Der Dienſt der Bildung verlangt kein knechtiſches Haſchen nach vollſtändiger Gleichmäßigkeit, und es iſt kein Grund vorhanden, weshalb der Deutſche, wenn er nur ſeine Sprache edel zu reden weiß, verbergen ſollte, daß er ſie in dieſer oder jener Landſchaft zuerſt erlernt hat. Man kann dieſen Ehrgeiz denen überlaſſen,

die Bildung und Firniß verwechſeln und Mangel an wirklicher Feinheit ihrer Sprache durch fremdartigen Laut und ſonſtigen Trug verhüllen möchten. Vernehmlich mögen ſich dieß die Süddeutſchen merken: ſie haben ſich in Hinſicht der Ausſprache und der Sprache überhaupt allzulange von ſolchen Stämmen ängſtigen laſſen, denen entweder wegen ihrer Vermiſchung mit ſlawiſchen Elementen, oder wegen ihrer niederdeutſchen Herkunft auf keinen Fall die erſte Stimme in dieſem Gerichtshof zukommt; die deutſche Geſammtſprache iſt vorzugsweſe hochdeutſch, d. i. ſüd- und mitteldeutſch, und ein Schweizer, Schwabe, Bayer, Franke, Thüringer, Heſſe darf ſich daher in ihrem Gebrauche viel kecker gehen laſſen, als der Weſtphale und Hanſeate, oder der Oberſachſe und Schieſier. Wenn man uns aber gar das Deutſch der Kurländer und ihrer Nachbarn als Muſter vorhält, ſo ſollten wir das ungefähr mit demſelben Gefühl aufnehmen, wie etwa der Pariſer, den man nach Turin oder Canada weiſen wollte, damit er ſich das dortige Franzöſiſch zu eigen mache.

Leichter verſtändigt man ſich über die Betonung, über den Wortton, zum Theil auch über den Satzton, weil er ganz beſtimmten Geſetzen folgt, die auf der Wort- und Satzbildung beruhen; über das, was man Muſik des Vortrags, auch Sprachgeſang nennt, weil es da kaum möglich iſt allgemeine Geſetze aufzuſtellen und die Sache, wie bei jeder Kunſt, vornehmlich im Geſchmacke liegt. Dennoch iſt es eine wichtige Aufgabe des Lehrers, auch dieſen Theil des Vortrags bei ſeinen Schülern aufmerkſam zu beachten, und alles Gemeine, Falſche, Geſchmackloſe, was bei jeder Individualität wieder anders zum Vorſchein kömmt, ſofort zu rügen. So bildet er in den Schülern ein edles Gefühl, das am ſicherſten leitet, wo es ſich von der Melodie, dem Rhythmus und dem Tempo des Vortrags handelt.

Die Betonung im engern Sinn (Wortton, Satzton) zu fördern, iſt es eine paſſende Uebung, wenn die Schüler unter Anleitung des Lehrers Tonzeichen über den betonten Silben anbringen: Hochton und Tiefton (Acut und Gravis), denen ſich, wo man ganz genau ſeyn will, ein dritter unter dem Namen Mittelton, und mit einem beliebigen neuen Zeichen beigeſellen ließe. Soll dabei das Lehrbuch geſchont werden, ſo kann man einzelne Gedichte diktiren, was noch den Vortheil hat, daß ſich daran mit jüngern

Schülern Orthographie und Interpunktion einüben laſſen, und daß gute Gedichte, die neu erſchienen ſind, oder aus andern Gründen in der Muſterſammlung fehlen, mitgetheilt werden können. Die Maſſe unſerer Leſebücher pflegt ſich ohnehin in einem traditionellen Kreiſe zu bewegen, und iſt gewöhnlich um ein Jahrzehnd zurück, bis ein kühnerer Sammler auch die nachgeborenen Kinder der Poeſie einführt. Nimmt das Diktiren zu viel Zeit in Anſpruch, ſo gebe man lithographirte Abdrücke ohne Interpunktion, etwa auch mit abſichtlichen Schreibfehlern (kakographiſche Stücke).

Die innere Aufgabe dieſes Unterrichts, die Sorge für den geiſtigen Gehalt des Geſagten iſt ſchwerer zu begreifen, und daher auch öfter vernachläſſigt. Manchem wird ſie ſogar überflüſſig erſcheinen, ſofern der Reichthum an Ideen, die richtige Folge der Gedanken, die geſchmackvolle Wahl des Ausdrucks, das Maaß zwiſchen ſchlagender Kürze und anmuthiger Fülle allerdings vorzugsweiſe Naturgaben ſind; aber zur Steigerung dieſer Gaben kann unendlich viel geſchehen, wenn das Urtheil über die Werke Anderer, das Verſtändniß edler Vorbilder und die Beachtung der mannigfaltigen Erſcheinungen in Vergangenheit und Gegenwart — mit andern Worten, wenn kritiſcher, äſthetiſcher und hiſtoriſcher Sinn — durch weiſe Leitung genährt und einem rechten Ziele zugeführt werden.

Zu dieſer Leitung geben dem Lehrer nicht nur gute, ſondern auch ſchlechte Muſter Anlaß; denn jede fehlerhafte Anzeige oder Nachricht, wie ſie in unſern Zeitungen ſchaarenweiſe auftreten, kann lehrreich werden, wenn dem Schüler die Aufgabe geſtellt wird, die ſchlechte Form in eine edle zu verwandeln. Was die guten Muſter anlangt, ſo kommen poetiſche und proſaiſche in Betracht. Jene laſſen ſich benützen, indem man an die poetiſche Freiheit den ſtrengen Maßſtab der Proſa legt und eine ähnliche Umwandlung vornimmt, wie eben für die Verirrungen des Zeitungsſtyls vorgeſchlagen wurde. Mehr ins Große geht die Wirkſamkeit guter proſaiſcher Muſter Beim Unterricht zwar iſt nicht viel Zeit zu finden; denn, wenn auch der Lehrer, wo er in ſeiner Lektüre etwas Schönes findet, davon bei den Schülern ſpricht, es vorlieſt, auf die Feinheiten der Form und des Gedankengangs aufmerkſam macht, ſo ſind das doch nur Ausnahmen. Aber eine große Wirkſamkeit iſt dem Lehrer geöffnet, wenn er darauf

hinarbeitet, daß die Schüler für sich die besseren Prosaiker des Vaterlands kennen lernen, was ihnen, wenn sie sich an Dichtern geübt haben, wenig Mühe und viel Freude macht. Sind in solcher Lektüre das rechte Maß, die rechte Wahl und der rechte Sinn, so ist sehr viel Werth darauf zu legen; denn was wir lesen, wirkt formell und logisch mit geheimer Macht auch auf den mündig gewordenen Geist, wie viel mehr auf den weichen jugendlichen! Schülerbibliotheken, die an manchen Gymnasien Sitte sind, sollten besorgt seyn, daß es leselustigen Jünglingen nie an ausgewähltem Lesestoff gebräche; ist ja doch an guten Prosaikern kein Mangel, besonders wenn wir nicht zu streng bloß neuere zulassen. Auch haben wir gute Beispielsammlungen, unter denen die von Pischon zeigt, wie sich unsere älteren Schriftsteller für solche Zwecke ausbeuten lassen. Jede Landschaft könnte ein Lesebuch besitzen, worin die Sagen, Geschichten und Bilder aus der Heimath versammelt wären, sey es aus neueren Schriften, sey es aus älteren. Diese müßte man, wenn sie lateinisch geschrieben sind, in guten Uebersetzungen geben; sind sie aber deutsch, so können sie eine gute Vorschule für die heimische Mundart, ein Anlaß zu Vergleichungen mit der Sprache der Gegenwart werden. Zudem erzählen die Alten in der Regel treuherzig, klar und einfach, so daß wir uns oft genug an ihnen spiegeln können.

Bei allen solchen Privatstudien ist es dem Lehrer leicht möglich, seinen leitenden Einfluß auszuüben, durch Umgang, den er mit den Schülern außer der Schule hat, oder indem er ihnen zur Pflicht macht, bei den Redeübungen von dem, was sie gelesen haben, in gehaltvoller Kürze Rechenschaft abzulegen.

Da wir auf das Aeußere dieser Uebungen zurückgekommen sind, so seyen, bevor wir sie verlassen, noch einige Bemerkungen vergönnt. An vielen Orten, besonders da, wo die Mundart der Gesammtsprache gegenüber ein gewisses Recht erworben hat, und in einzelnen Gebieten, z. B. im häuslichen und geselligen Leben auf alleinige Geltung Anspruch macht, hat sich eben damit ein Vorurtheil gegen die Anwendung der reinen Gesammtsprache festgesetzt, so daß nicht allein Schüler, sondern auch Lehrer sich überhaupt scheuen, sie zu sprechen, und jeden, der sie nicht aufs geschriebene Wort beschränkt, für geziert halten. Das sollte nicht so seyn; wenn eine Sprache nicht im Wort lebendig wird, entwickelt

sie auch in der Schrift nicht die gehörige Natürlichkeit, Fülle und Klarheit, und wenn im Verkehr mit Ausländern oder mit Deutschen anderer Stämme die Nothwendigkeit eintritt, hochdeutsch zu reden, so ist man der Verlegenheit und gerechtem Spotte preis gegeben. Daher sollte jeder Lehrer, ganz besonders aber der des Deutschen, beim Unterrichte weder an sich selbst, noch am Schüler etwas dulden, was nach seiner Ueberzeugung den Gesetzen unserer Gesammtsprache entgegen ist. Niemand wird den Verfasser dieser Abhandlung des Unrechts gegen die Mundarten zeihen, aber jedes Ding hat seine Zeit: wenn es der Schule Ernst ist, für Beredsamkeit, die in unserem Vaterlande gewiß nicht fröhlich blüht, das Ihre zu leisten, so darf sie in diesem Punkt nicht spröde thun und blödem Partikularismus dienen; denn in zwei Sprachen wird Niemand beredt, und wenn wir uns nicht ganz der Mundart ergeben wollen, so müssen wir der Gesammtsprache huldigen.

Den Werth der Redeübungen glaube ich nicht zu hoch anzuschlagen, wenn ich sie die Vorschule der Beredsamkeit nenne. Am Kleinen entwickelt sich der Sinn fürs Große; durch jene Uebungen aber erwacht die schöne Kunst, Alles mit objektivem Sinn zu fassen und in klarer Kürze wiederzugeben, Eigenschaften, ohne die, sowohl im geselligen Kreis, als auf dem Lehrstuhl, der Rednerbühne und der Kanzel Niemand sich wirklicher Gewalt über die Sprache rühmen, Niemand bedeutenden Erfolg hoffen darf. Man wird zwar von der Schule nicht erwarten, daß sie die künftige Gewandtheit schon mitgebe; denn diese ist bei Jedem wieder in anderer Weise nöthig, und die Gabe dazu muß nicht allein von Gott geschenkt seyn, sondern auch das halbe Leben hindurch reifen; aber die Schule kann den Boden ebnen: auch der reichste Geist hat die Regeln der Kunst und die systematischen Uebungen nicht ohne Schaden vernachlässigt; diese Regeln aber sind eine Sache der Ueberlieferung, diese Uebungen verlangen den Rath der Erfahrenen.

Schriftliche Rede. Unsere Verhältnisse haben dieser eine höhere Wichtigkeit eingeräumt als der mündlichen; eine höhere, als ihr vielleicht gebührt, insofern dadurch die Sorge für die mündliche zu sehr in den Hintergrund getreten ist. Mehr Gleichgewicht in dieser Sache wäre allerdings zu wünschen, da bekanntlich Deutschland, das südliche zumal, kein Land der strömenden Beredsamkeit ist; indessen soll damit nicht gesagt seyn, daß der Anfang einer

Aenderung in dieſer Hinſicht der Schule zukomme; denn ihre Pflicht iſt es, jedem wirklich beſtehenden Zeitbedürfniß zu genügen. Ein ſolches aber iſt gewiß vorhanden; denn während im Alterthum, bei engeren Verhältniſſen, der Verkehr der Geiſter faſt ganz auf das Mittel des geſprochenen Worts beſchränkt war, und die Schrift nur zur Aufbewahrung des Gediegenſten diente, iſt er jetzt im Gegentheil faſt ganz von der Schrift getragen, und die groſſe Mehrzahl deſſen, was geſchrieben wird, macht gar keinen Anſpruch auf weitergreifende Wirkſamkeit, begnügt ſich mit Erfolgen des Augenblicks, wofür dem Athener oder Römer die Rednerbühne, der Markt, der Rathsſaal, dem Hebräer Tempel, Thor und alle grünen Höhen geöffnet ſtunden. Die Menſchen der Gegenwart brauchen daher eine größere Vielſeitigkeit in ſchriftlicher Rede, und es iſt eine Aufgabe des Sprachunterrichts, dieß Bedürfniß zu befriedigen. Zu dieſem Ende unterwerfen wir die beiden Hauptrichtungen dieſes Fachs, den proſaiſchen und den poetiſchen Styl, einer genaueren Betrachtung.

Der proſaiſche Styl. Die Sorge für denſelben findet ihre Erledigung theils in demjenigen, was bereits bei Gelegenheit der mündlichen Rede geſagt worden iſt, inſofern beide Gebiete die innere Aufgabe gemeinſam haben, theils in den ſchriftlichen Arbeiten (Aufſätzen). Es iſt allgemein anerkannt, daß ohne dieſe Uebungen der Feder kein Sprachunterricht beſtehen kann; beim Deutſchen tritt für ſie noch die beſondere Rückſicht ein, daß ſie den Geiſt nicht allein formell bilden, wie dieß bei Stylübungen in fremden Sprachen der Fall iſt, ſondern auch materiell, indem ſie ihn nöthigen, über ſeinen Beſitz ins Klare zu kommen. Das haben ſie zwar mit den mündlichen Uebungen gemein, es läßt ſich aber ohne Zweifel behaupten, daß ſie in höherem Grade zu jenem Ziel mitwirken, indem eine gerundete und erſchöpfende Darſtellung nur möglich iſt, wenn man ſie auf dem Papiere verſucht hat. Iſt dieſe Anſicht auch nicht allgemein richtig, ſo iſt ſie es doch für unſere Verhältniſſe; denn durch das oben erwähnte Uebergewicht der Schrift haben wir verlernt, eine lange Reihe von Thatſachen und Anſichten im Gedächtniß zu überblicken, wie es vielleicht den Alten möglich war.

Die ſchriftlichen Uebungen ſollten, wie die parallelen mündlichen, bei guter Zeit ihren Anfang nehmen, und auch nie ausgeſetzt

werden; denn die Leichtigkeit im Gebrauch der Mutterſprache, ſchriftlichem und mündlichem, beruht, wie die Ausübung jeder Kunſt, vornehmlich auf der Uebung, und der gewandteſte Schriftſteller wird es, wie der beſte Reiter, Muſiker und Fechter, empfinden, wenn er längere Zeit ſeine Kunſt nicht angewendet hat.

Je länger jedoch jene Uebungen der Feder fortgeſetzt werden, deſto gröſseren Schein von Wahrheit gewinnt jene vielfach ausgeſprochene Klage, daß es an Stoff für die Aufſätze fehle. Sie mag begründet ſeyn, ſo lang überhaupt der deutſche Unterricht noch in ſeinen Anfängen iſt, und die gebührende Stelle im Ganzen der wiſſenſchaftlichen Ausbildung noch nicht gewonnen hat. Iſt er aber einmal als ebenbürtig anerkannt, gehört es einmal zu den Erforderniſſen der Bildung, beſonders an Lehrer, die Deutſch lehren wollen, daß ſie die deutſche Wiſſenſchaft nach ihrem ganzen Umfang kennen und würdigen, ſo kann es auch am Stoffe für Ausarbeitungen nicht fehlen, weil ſämmtliche Gebiete des deutſchen Unterrichts in ihrem engen Zuſammenhange unter ſich, wie mit andern Wiſſenſchaften und mit dem Leben erkannt ſind, und die geiſtigen Thätigkeit von vielen Seiten anregen. Man wird dann vielleicht die Klage umkehren und ſagen, es ſey zu viel Stoff da, d. h. nicht allen Richtungen, worin die Feder möglicher Weiſe geübt werden kann, vermöge man hinreichende Aufmerkſamkeit zu widmen.

Ich füge zum Beweiſe, wie reich dieß Feld iſt, eine kurze Ueberſicht der Gebiete bei, aus denen der Lehrer wählen kann, wenn es ſich um Gegenſtände für jene Arbeiten handelt. Sie nützt vielleicht auch dadurch, daß ſie Vorſchläge enthält für den nothwendigen Stufengang, der in den verſchiedenen Klaſſen einer Anſtalt eingehalten werden muß. Welche Gegenſtände auch für die mündlichen Uebungen paſſen, wird jeder Lehrer leicht ſelbſt beurtheilen; dort iſt abſichtlich des Stoffes nur nebenher gedacht worden.

Den Anfang machen, als die leichteſten Arbeiten, die über geleſene Stücke: Auszüge und Inhaltsangaben. Damit der Knabe wirklich das Verlangte leiſte und nicht den vorliegenden gedruckten Stoff gröſstentheils wieder dem Heft einverleibe, beſtimmt man ihm eine Zeilenzahl, die er nicht überſchreiten darf. So erlangt er die werthe Eigenſchaft, den Kern von der Schale zu ſondern.

Iſt das gegebene Stück ein poetiſches, ſo ſey man beſonders aufmerkſam gegen unrechte Proſa und verlange, daß Alles, was dem poetiſchen Styl eigenthümlich iſt, der Veränderung unterworfen werde.

Ein Schritt weiter geſchieht, wenn man Vorerzähltes niederſchreiben läßt. Dieß gibt willkommenen Anlaß, die Jugend mit dem beſten aus dem Schatze der deutſchen Sagen und Märchen bekannt zu machen, auch mit ſolchen hiſtoriſchen Bildern, die im Geſchichtsunterricht keine Stelle finden.

Es folgt hierauf die Bearbeitung ſolcher Gegenſtände, die der Lehrer mit den Schülern beſprochen und wovon er das Wichtigſte ſchriftlich mitgetheilt hat: Gleichniſſe mit ihrer Deutung, Geographiſches, Mythologiſches, Schilderung von Charakteren, deren Bekanntſchaft man durch die geleſenen Schriften, alte und neue, profane und heilige, hiſtoriſche und poetiſche, gemacht hat: Scipio und Barbaroſſa, Saul und Wallenſtein, Kaiſer Karl und Marquis Poſa. Daran laſſen ſich plutarchiſche Charaktervergleichungen knüpfen, für die übrigens die genannten drei Paare keinen Vorgang eröffnen wollen. Auch Abhandlungen leichterer Art, wie das Lob der Tanne, des Eiſens u. ſ. w. Vergleichungen zwiſchen zwei geleſenen Stücken von ähnlichem Inhalt, exegetiſche Verſuche nach dem Vorgang von Valentin Schmidt (ſ. S. 194), endlich grammatiſche Arbeiten, wie z. B. die gereinigte Orthographie eines Hebelſchen Gedichtes, Vergleichung der heimiſchen Mundart mit der Geſammtſprache, und was deſſen mehr iſt, kann auf dieſer Stufe gewählt werden.

Nicht eben ſchwieriger, aber von anderer Art ſind die Beſchreibungen von Geſehenem und Erlebtem, die Schilderungen eines Gemäldes, Gebäudes, Ortes; einer Gegend, Jahreszeit, Reiſe; eines Brandes, Truppenzugs, Feſtes, und was ſonſt der Wechſel der Tage mit ſich führt. Solche Arbeiten lehren den Geiſt achten auf Alles, was in ſeinen Umgebungen vorgeht, und ſind daher ein weſentlicher Beitrag zu ſeiner Ausbildung und Bereicherung.

Am Ende kann man zu ſolchen Arbeiten übergehen, die ein ganz ſelbſtſtändiges Schaffen vorausſetzen. man laſſe z. B. eine einfache Wahrheit, wie ſie oft in einem Sprichwort niedergelegt iſt, in eine freierfundene Geſchichte einkleiden; laſſe ein merkwürdiges Familienerlebniß, wie von einem verlornen oder geraubten Sohne, durch

eine Reihe von Briefen mittheilen; einer hiſtoriſchen Perſon eine Rede in den Mund legen u. ſ. w.

Bei einem gewiſſen Alter und gewiſſen Naturen mehrt es die Liebe zur Arbeit, wenn der Lehrer den Stoff ganz freiſtellt, oder wenigſtens die Wahl zwiſchen mehreren läßt; auch er ſelbſt kann aus dieſer Emancipation Gewinn ziehen, indem er dadurch in Erfahrung bringt, welche Gegenſtände den Schülern vornehmlich munden. Dieſe Rückſicht iſt keineswegs die geringſte; denn alles Anſehen und alle Furcht erleichtern den Unterricht nicht ſo ſehr, wie jene Kunſtgriffe, durch die es dem Lehrer glückt die Theilnahme der Schüler an ſeinen Unterricht zu feſſeln.

Zwei Klippen hat er in dieſer Hinſicht beſonders zu meiden. Die eine ſind jene abſtrakten Gegenſtände von der Eitelkeit des Nachruhms, von der Weisheit Gottes die uns die Zukunft verhüllt, vom Werthe der Freundſchaft u. ſ. w. Es mag Naturen von ſo vorherrſchend ſpekulativem Sinne geben, daß ſie ſich ſchon im Jünglingsalter mit Vorliebe zu ſolchen Stoffen wenden, aber im Ganzen findet gewiß die oben geäußerte Anſicht von der Unzuläſſigkeit der Philoſophie auf Gymnaſien auch bei der Wahl der Aufſatzthemate ihre Anwendung.

Eine andere Gefahr iſt die allzu praktiſche Richtung: als Nebenübungen zwar mögen die Arbeiten, die rein formelle Fertigkeit beabſichtigen, wie Anſtands- und Geſchäftsbriefe, Billets, Rechnungen, Quittungen, Anzeigen u. dgl. immerhin ihre Stelle finden, denn ſie ſind jedem nütz; aber immer müſſen ſie eine untergeordnete Stelle behalten, und damit ſich dieſe auch äußerlich darſtelle, laſſe man ſie als Subitaneen (Improviſationen, Extemporaneen) in der Schule machen. Da es ſich bei ihnen nur um Aeußerlichkeiten, Titulaturen, Adreſſen, Datum u. ſ. w. handelt, ſo braucht ſich die Kritik des Lehrers gar nicht auf jede einzelne Arbeit zu erſtrecken, ſondern läßt ſich in Bauſch und Bogen abthun.

Wenn auch wirklich dieſe beiden Richtungen, die manchem Lehrer auf dieſem Felde die wichtigſten ſcheinen, ſomit unterbleiben oder doch ſehr untergeordneten Werth erhalten, ſo beſitzen wir doch noch einen großen Reichthum an Stoff: Alles, was im täglichen Leben oder auf dem Gebiete des Wiſſens, oder im Reich der Phantaſie dem Schüler entgegentritt, kann ihm ein Anlaß zu ſchriftlicher Darſtellung werden. Dieſe nährt ſich demnach an den

Erſcheinungen der Gegenwart, der Wiſſenſchaft, der Kunſt; aber umgekehrt kommen auch dieſe in ihrer unbegränzten Mannigfaltigkeit erſt dadurch dem Geiſte recht zum Bewuſtſeyn, daß er allmählich eine Reihe von ihnen im Spiegel ſeiner Betrachtung auffängt und in dieſer Faſſung leichter überſchaut.

Bei der Lehre von der mündlichen Rede iſt neben der innern Aufgabe noch einer äuſieren gedacht worden. Jene hat ſie mit dem gegenwärtigen Abſchnitt gemein, indem für beide der Stoff und ſeine Geſtaltung ungefähr derſelbe iſt; dieſe wird hier zwar eine andere, folgt aber doch der Analogie der dortigen: was beim mündlichen Vortrag als Ausſprache und Betonung erſchien, tritt hier als Orthographie und Interpunktion auf. Jene iſt das Abbild der Ausſprache, dieſe das Abbild der Betonung; beide freilich dem Urbilde gegenüber ſo unvollkommen, wie je ein Bild gegenüber ſeiner Sache, ein Schatte ſeinem Leib. Rechnet man zu dieſer nothwendigen Unvollkommenheit noch die Meinungsverſchiedenheiten über die Orthographie, und die Abhängigkeit der Interpunktion von perſönlichen Anſichten und Bedürfniſſen, ſo kann es wohl nicht anders ſeyn, als daß dieſe beiden Theile der Sprachwiſſenſchaft zu lebhaftem Gezänke geführt haben, und ein Friedensvertrag darüber zu den ſchwierigſten, vielleicht zu den unmöglichen Dingen gehört.

Bei der Orthographie bekämpfen ſich Neuerer und die Anhänger der hergebrachten Ordnung. Gegen letztere läßt ſich ſehr viel ſagen; denn ſie iſt zum Theil für Sprachverhältniſſe gemacht, die längſt zu Grabe gegangen ſind, wie unſer ei ſtatt ai in zwei, feil u. ſ. w., zum Theil verdankt ſie ihr Daſeyn rein dem Zufall, dem Gutdünken der Setzer in den letzten Jahrhunderten, und in hundert Fällen widerſpricht ſie den Sprachgeſetzen oder ſich ſelbſt. Ein Lehrer der deutſchen Sprache ſtößt bei ſeinen Schülern faſt in jeder Stunde auf Irrthümer, die nie entſtanden wären, wenn wir eine vernünftige Orthographie hätten; wie ſchwer läßt ſich nur begreiflich machen, daß **th** nichts anders iſt als **t** und daß **h**, womit wir lange Vokale bezeichnen, nur als Leſezeichen gelten darf, nicht als Buchſtab, und daß die **e** in Feld, Held, Güte, Vater ganz verſchiedener Art ſind, und daß in Gefährte der Wurzelvokal lauten muß, wie in fertig, nicht wie in gefährlich, und was ſolcher wunderbarer Dinge mehr ſind. Ein Herkules

wäre dieſem Augiasſtalle hoch nothwendig; ganz irrig iſt es, wenn Einige dadurch helfen wollen, daß ſie auf eigene Fauſt ein neues Syſtem einſetzen; denn eine neue Ordnung kann ſich nur bilden, wie ſich die alte gebildet hat, durch Uebereinkunft, und dieſe kann jetzt nur durch Verbreitung richtiger Einſichten bewirkt werden. Das große deutſche Wörterbuch, deſſen Herausgabe die Brüder Grimm vorbereiten, könnte uns das werden, was den Franzoſen ihre Akademie war, ein Richterſtuhl für unſern Sprachſchatz und alſo auch für unſere Orthographie.

Das Geſetz, das in der Interpunktion jetzt gilt, wird mit Recht angegriffen, weil es ſeine Beſtimmung verkennt. Die Interpunktion ſoll dem Auge die Muſik der Rede darſtellen, muß alſo wie dieſe der freien Anſicht des Schreibenden anheimgegeben ſeyn. Statt deſſen hat man unabänderliche Normen zu ſchaffen getrachtet, an die ſich Niemand binden kann, er wolle denn dem Götzenbild äußerer Gleichförmigkeit das Weſen der Sache zum Opfer bringen. So hören wir z. B. das Gebot, daß vor Infinitiven mit zu, vor den Relativen, vor daß u. ſ. w. ein Komma ſtehen müſſe; aber die Pauſe, deren Abbild das Komma iſt, läßt der Sinn vor dieſen Wörtern hundertmal nicht zu, wogegen er unmittelbar nachher ein Innehalten der Stimme verlangt, an Stellen, wo ſie vielleicht die ſteife Regel verbietet. Wenn z. B. Schiller ſagt: „ein glaubenswerther Mann Johannes Müller bracht' es von Schaffhauſen," ſo verlangt der Sinn eine Pauſe nach Mann und bracht' es, aber die ſchulmeiſterliche Regel wird das zweite Komma nach Müller ſetzen und ſo die Rede zum Unſinn ſtempeln; denn Betonung und Interpunktion haben hier die Aufgabe, einen Mangel des Satzbaus gut zu machen und zu zeigen, daß von Schaffhauſen nicht die Nachricht kommt, ſondern der Mann herſtammt. Freilich wird auf dieſe Weiſe die Interpunktion für den Unterricht eine ſchwere Frage. Vielleicht iſt am paſſendſten, die Schule theilt, ſolang nicht eine neue ſachgemäße anerkannt iſt, die alte mit, macht aber die reiferen Schüler auf den wahren Sachverhalt aufmerkſam. Fühlen ſie dann die Kraft in ſich, der beſſeren Regel zu folgen und ihr Ohr zum Richter zu machen, ſo mögen ſie es thun.

Poetiſcher Styl. Hier tritt der ganz beſondere Fall ein, daß in jeder Anſtalt einem Theile der Schüler die natürliche

Anlage, die doch bei poetiſchen Uebungen nicht entbehrt werden kann, verſagt ſeyn wird. Wenn ſich nun auch annehmen läßt, daß ſie bei Manchem nur ſchlummere und durch ſorgſame Hand zu wecken ſey, ſo bleibt doch der Grundſatz ſtehen, daß dieſe Seite des Unterrichts keine allgemeine werden kann. Dem iſt aber abzuhelfen, wenn der Lehrer jedem Schüler, bei dem er jenen Mangel erkannt hat, frei ſtellt, ob er einen Aufſatz ſtatt des Gedichts übergeben wolle.

Als Stoff zu dieſen Uebungen bietet ſich für Anfänger die Methode dar, von der Gözinger in ſeiner Grammatik eine Anzahl Proben gibt: Gedichte von minder bekannten Verfaſſern ſind mit Beibehaltung der Ausdrücke in ungebundene Rede aufgelöst und werden ſo dem Schüler vorgelegt, der die poetiſche Form herzuſtellen hat. Reifere mögen aus fremden Sprachen oder aus einheimiſcher poetiſcher Proſa überſetzen, zuerſt nur metriſch, ſpäter auch mit dem Reim und in künſtlichen Versmaßen. Gerade bei dieſen Anfängen iſt der Ort, auf grammatiſche Genauigkeit, Klarheit der Diktion, Reinheit der Form nach Betonung und Reim zu dringen; wer das einmal gelernt hat, beſitzt es; und wenn er auch kein Dichter wird, erfreut ſich ſeine Rede doch allezeit der wohlthätigen Folge. Iſt auf dieſe Weiſe einige Leichtigkeit in Behandlung der Form gewonnen, ſo kann man Aufgaben wählen, die poetiſche Selbſtthätigkeit fordern, zunächſt Verwandlung epiſcher Gedichte in dramatiſche, oder umgekehrt; epiſche oder dramatiſche Behandlung geſchichtlicher Scenen; zuletzt vollkommene Freiheit der Erfindung. Die Freiheit darf freilich nie ſo weit gehn, daß man überhaupt nur ein Gedicht verlangt; bei der Maſſe der neuhochdeutſchen Dichter, die kein Lehrer alle kennen kann, läge dem Schüler die Verſuchung nahe, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken. Angabe eines beſtimmten Gegenſtandes iſt alſo nothwendig, und wenn er gut gewählt iſt, wird dieß wenigſtens bei epiſchen und dramatiſchen Verſuchen eher fördernd als hemmend einwirken.

Die Sorgfalt, die nach dem Bisherigen für poetiſche Ausbildung in Anſpruch genommen wird, könnte Manchem unverträglich ſcheinen mit dem Zwecke von Anſtalten, die auf wiſſenſchaftliche Bildung ihrer Zöglinge ausgehen. Ich erwidere einmal: in ihrem Zwecke liegt auch eine gewiſſe Vielſeitigkeit, damit keine der mannigfaltigen Kräfte, die ihnen anvertraut ſind, brach liege und

verderbe; wenn auf den hölzernen Bänken ein Jüngling mit ſäße, der ſeinem Vaterlande ein Virgil oder Shakeſpeare werden ſoll, ſo hätte er auch das Recht, für dieſe ſeine Zukunft Belehrung zu erwarten, wie er ſie bedürfte. Das Genie bricht ſich zwar überall Bahn, aber gerade uns Deutſchen fehlt es auf dem Felde der Poeſie an Schule, wir huldigen ſo gerne der Anſicht, daß die Begeiſterung hinreiche, den Dichter zu machen, und vernachläßigen darüber die Ausführung, überhören die läſtigen Geſetze der Schönheit. Aus unſern erſten Dichtern laſſen ſich Beiſpiele herholen, daß ſie nicht allein die Regeln der Metrik, nein auch die der Grammatik und der Styllehre hintangeſetzt haben. Und was geſchieht erſt am dürren Holz: welche Pein bringen oft nicht dem feinern Ohr Gedichte, hinter denen minder glänzende Namen ſtehen! Wie man auch über den Werth der franzöſiſchen Dichtkunſt im Allgemeinen denke, in Einer Hinſicht könnten wir uns an ihr ſpiegeln: jeder franzöſiſche Dichter glaubt der Poeſie eine reine, edle Sprache, Sorgfalt im Gedankengang wie im metriſchen Bau ſchuldig zu ſeyn; jeder übt ſeine Kunſt als Kunſt, und darum bleibt ſie verſchont von jenem Dilettantenheer, das ohne Klarheit der Gedanken, ohne Schönheit der Formen, ja ohne Kenntniß der Mutterſprache der Göttin unwillkommene Opfer bringt. Es wäre anders, wenn die Schule ſchon zeigte, wie viel man geſehen und gelernt, gedacht und gewacht haben muß, um ein Dichter zu ſeyn.

Wenn nun aber trotz all dem ein Geſtrenger die „Schule" nicht verpflichtet glaubt, „Dichter" zu ziehen, ſo laſſen ſich für jene oben geforderte Sorgfalt noch andere Gründe geltend machen. Zunächſt, daß die Schönheit der Dichtung nur dann recht gefühlt und in der Seele wirkſam wird, wenn ein Menſch von ihren Geſetzen weiß; allgemeine Eindrücke ſind vergänglich. Wenn alſo verlangt werden darf, daß Jeder, der auf allgemeine Bildung Anſpruch macht, im Stande ſey, von einem ſchönen Gedicht wirklich ergriffen zu werden und „Rechenſchaft zu geben ſeines Glaubens," ſo erwächſt damit der Schule die Verpflichtung, dieſes Feld nicht unbebaut zu laſſen.

Weiter muß noch eines mehr äußerlichen Gewinnes gedacht werden: für die Ausbildung des lateiniſchen Styls hat man die Wichtigkeit des Verſemachens immer und mit Recht ſehr hoch angeſchlagen. Seit aber über die Beſtimmung der Gelehrtenſchulen

andere Ansichten aufgekommen sind und seine Latinität nicht mehr als ihre oberste Aufgabe gilt, ist den Schülern diese Mühe meistens geschenkt, worüber man sich um so mehr freuen darf, da unsere lateinische Aussprache nur in den wenigsten Fällen ein Bild von dem Verhältniß in der Sprache gab, auf dem die antike Verskunst beruht, von der Quantität, die Aufgabe demnach über Gebühr erschwert war. Wenn man dafür jetzt anfinge, auf Ausbildung des poetischen Styls in der Muttersprache bedacht zu seyn, so hätte man einen ähnlichen Gewinn, aber um weit geringeren Preis, weil der Schüler im Stoffe daheim ist. Das Ziel wäre überdieß viel anziehender, sofern jeder, dem ein Lied in der Muttersprache gelingt, nicht bloß auf den Beifall des Lehrers und einiger Kenner des Lateinischen angewiesen ist, sondern die Freude hat, allgemein verstanden zu werden.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einem Worte Fr. A. Wolfs, des klaren Geistes, dessen klassische Bildung so umfassend war, daß sie Sinn und Liebe für deutsche Studien in ihm nicht allein duldete, sondern weckte. Der Eingang zu einer Vorlesung,* die er 1811 vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin hielt, enthält die Worte: „Sie wissen aus Erfahrung, wie die ersten bedeutenden Versuche des Componirens in der Muttersprache den Geist des Jünglings befruchten, wie sie unter verständiger Leitung seine noch schlummernden Kräfte wecken. Dasselbe werden in höherem Grade die empfohlenen Uebungen der Metrik leisten; sie werden auch der prosaischen Composition die schönste Ausbildung geben, und der junge Leser wird bald mit ganz anderer Empfindung seine kunstreichen Dichter studiren und die andern ihrem Naturwerthe überlassen.“

IV. Alterthumskunde.

Es könnte ein Eingriff ins Gebiet der Geschichte scheinen, wenn die deutsche Philologie einzelne Zweige der Alterthumskunde als ihr Eigenthum in Anspruch nimmt; allein der Geschichtsunterricht kann sich doch nicht so aufs Einzelne einlassen, daß er den Schülern eine umfassende Kunde des deutschen Alterthums versprechen dürfte, und auf der andern Seite muß die deutsche

* Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst.

Philologie, bei der geſchichtlichen Richtung, die ſie jetzt genommen hat, ſo häufig in jenes Gebiet hinüber greifen, daß eine genaue Scheidung unmöglich iſt. Dieſes engen Zuſammenhangs iſt ſchon bei der Literaturgeſchichte gedacht worden; äußerlich beurkundet er ſich auch dadurch, daß die Sprachforſcher der hiſtoriſchen Schule ſich mehrfach Zweigen der vaterländiſchen Geſchichte mit Eifer und Glück zugewendet haben, wie wir denn ihrem edeln Haupte, Jac. Grimm, mehrere Werke dieſer Art, die Rechtsalterthümer und die Mythologie verdanken. Und nicht umſonſt iſt ſeine Grammatik zuerſt dem Vorkämpfer der hiſtoriſchen Rechtsgelehrten, Savigny, gewidmet. Auch unſere Hiſtoriker erkennen von Tag zu Tag mehr die Wichtigkeit der deutſchen Philologie für ihre Forſchungen; ich führe nur zwei Beiſpiele an, Heinrich Leo, der dieſe Anerkennung direkt und indirekt überall ausſpricht und manche eigenthümliche Leiſtung eben jenen Studien verdankt; ſodann Kaspar Zeuß, deſſen ausgezeichnetes Werk über die deutſche Urgeſchichte, „die Deutſchen und die Nachbarſtämme," durch und durch auf der feſten Grundlage der geſchichtlichen Sprachforſchung ruht. Wenn ein Hiſtoriker griechiſche Geſchichte ſchreiben wollte, ohne Griechiſch zu verſtehen, man würde das ſelbſt jetzt, wo er alle ſeine Quellen überſetzt leſen kann, höchſt anmaßend finden; daß aber ſeit langen Jahren deutſche Hiſtoriker zur Bearbeitung der vaterländiſchen Geſchichte keine Kenntniß der alten Sprache mitbringen, wird erſt ſeit Kurzem als mißlich anerkannt. Wenn einmal dieſe Einſicht allgemein iſt — und wenige Jahre reichen vollends hin, dieß zu bewirken — ſo findet man dann vielleicht auch zweckdienlich, die Geſchichte des Vaterlands auf hohen und niedern Schulen in eben die Hände zu legen, denen die übrigen deutſchen Wiſſenſchaften anvertraut ſind. Wenn einmal alle dieſe Forſchungen auf einen höheren Stand gediehen ſind, kann man vielleicht auch die deutſche Alterthumskunde als eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft behandeln; jetzt, wo ſie noch zwiſchen philologiſchem und hiſtoriſchem Charakter ſchwankt, wird ſie gewiß mit Recht zur deutſchen Philologie gezogen, da dieſer das Verdienſt gebührt, ſie zuerſt zu Ehren gebracht zu haben. Daß ſie erſt im Werden iſt, wolle man auch bei der Beurtheilung des vorliegenden Verſuches bedenken.

Die Eintheilung beruht am beſten auf den drei Hauptperioden unſerer Geſchichte: Urzeit, Mittelalter, Gegenwart. Der letzte

Name nimmt sich freilich in der Alterthumswissenschaft seltsam aus, findet aber seine Rechtfertigung darin, daß für mehrere Forschungen, die aufs höchste Alterthum Bezug haben, nur aus der lebendigen Gegenwart bedeutende Thatsachen zu gewinnen sind.

1. Kenntniß der Urzeit.

Die dunkeln Fragen, die auf diesem Gebiete zahlreich entgegentreten, lassen sich unter vier Namen bringen: Herkunft, älteste Geschichte, Glaube, Sitte.

Herkunft. Welches die ursprüngliche Heimath der Germanen sey; wann sie den Boden besetzt haben, auf dem die Geschichte sie zuerst findet; wie sie sich zu den benachbarten Völkern, Kelten, Slawen, Pelasgern, wie zu den Brüdern im fernen Persien und Indien verhalten; in welchem Zusammenhang die einzelnen germanischen Stämme unter einander stehen, das sind Räthsel, zu deren Lösung Niemand Hoffnung hat, als wer die Sprache zu Hülfe nimmt,* denn geschriebene Urkunden sind nie da gewesen, die Sage gibt nur dunkle Andeutungen, und was auf Physiognomie, Sitte, Glauben u. s. w. gebaut werden kann, ist wenigstens sehr unsicher, weil daran eine lange Reihe von Jahrhunderten solche Einflüsse geübt hat, daß der Charakter der Ursprünglichkeit an den Stellen, wo er sich vielleicht noch findet, nicht nachgewiesen werden kann.

Geschichte. Was die ältesten Schicksale des Volkes betrifft: die Vertheilung des Bodens unter den einzelnen Stämmen; ihre Gränzen gegen die Nachbarvölker; später ihre Bündnisse, die an die Stelle vieler kleiner Namen wenige große setzten; zuletzt die mächtigen Wanderungen, die der Welt eine neue Gestalt gaben und die Wurzel aller europäischen Verhältnisse seit vierzehn Jahrhunderten sind, so müssen natürlich die Geschichtschreiber, griechische, römische und germanische, als die wichtigsten Führer gelten, aber

* Ein Beispiel gibt H. Leo in seiner Geschichte von Italien, wo ihm eine Zusammenstellung einzelner Wörter aus langobardischen Rechtsbüchern zur Stütze wird, um die hochdeutsche Herkunft der Longobarden zu beweisen. — Die Vergleichung der deutschen Helden- und Ortsnamen ist ein noch immer nicht genug ausgebeutetes Mittel für diesen Zweck; neben Vielem, was die Namengebung aller Germanen gemein hat, verfolgt jeder Stamm einige Richtungen mit besonderer Vorliebe.

auch hier läßt ſich Vieles nur durch die Sprachforſchung ermitteln: von dem hiſtoriſchen Werthe der Heldennamen iſt oben die Rede geweſen; einen ähnlichen haben andere Eigennamen, z. B. die zahlreichen keltiſchen, oder keltiſch-römiſchen Benennungen für ſüddeutſche Flüſſe, Berge, Ortſchaften, denn dieſe weiſen die Gränze nach, hinter der lange Zeit die germaniſche Bevölkerung von der keltiſch-römiſchen gehalten wurde; aus dem Charakter der Ortsnamen in den verſchiedenen deutſchen Landſchaften laſſen ſich, wie ſchon Neugart geahnt und Zellweger für Appenzell anzuwenden verſucht hat, wichtige Schlüſſe für die Geſchichte der germaniſchen Ausbreitung und die Gränzen der einzelnen Stämme gewinnen. Alle jene Namen aber ſind Hieroglyphen, die ſich nur aus ſich ſelbſt und mit Hülfe der alten Sprache deuten laſſen. Auch die Kenntniß der Mundarten iſt für die älteſte Geſchichte überaus wichtig; denn noch ziehen ſich in dieſer Hinſicht durch Deutſchland unverkennbare, oft ganz ſcharfe Gränzen, wie z. B. der Sprachunterſchied auf beiden Ufern des Lechs noch heute ſehr ſtark iſt und die alte Angabe beſtätigt, daß dieſer Fluß Bayern und Schwaben trenne.

Glaube. Unter den Beweiſen von Stammverwandtſchaft zwiſchen den Germanen und den übrigen Völkern des indiſcheuropäiſchen Stammes, z. B. Griechen, Slawen u. ſ. w., nimmt die Aehnlichkeit der Mythologie nicht die letzte Stelle ein; denn wenn man erwägt, daß uns die griechiſche aus einer Zeit überliefert iſt, wo ſie längſt den Kreis des unbewußten Glaubens und Dichtens verlaſſen hatte und in die Hände der Künſtler übergegangen war, welche ſie nach Zwecken der Kunſt beliebig umgeſtalteten; wenn man als das Urſprüngliche jene gigantiſchen Vorſtellungen anerkennt, die ſich bei Homer und ſelbſt bei ſpäteren noch nicht ganz verleugnen, ſo ergeben ſich zahlreiche Anknüpfungspunkte mit dem Götterglauben unſerer heidniſchen Ahnen, der, wenn er nicht frühe ſchon dem Chriſtenthum gewichen und wenn er nicht unter einen zu nördlichen Himmel verſchlagen worden wäre, wohl auch ſeine kraftvolle, formloſe Jugend mit ſolcher Reife und Ruhe männlicher Schönheit vertauſcht hätte. Der germaniſche Götterglaube iſt uns lange Zeit nur vom nördlichſten Stamme her, dem ſkandinaviſchen, bekannt geweſen, weil bei dieſem ſeine ſyſtematiſche Auffaſſung und ſchriftliche Feſthaltung dem Sieg der chriſtlichen Lehre veranging;

bei den südlichen Germanen haben sich, neben zerstreuten Nachrichten, nur arme, unverstandene Bruchstücke in Sagen, Märchen, abergläubischen Ansichten und Gebräuchen erhalten, bis sich J. Grimms Genius auch dieser verwaisten Schaaren erbarmte und in seiner deutschen Mythologie ein Gemälde entwarf, das bei zahlreichen Lücken doch durch seine Vollständigkeit überrascht und durch die dargelegte Verwandtschaft des deutschen Heidenthums mit dem nordischen über jenes einen Theil der Helle verbreitet, deren sich dieses erfreut.

Sitte. Was Römer und Griechen in dieser Hinsicht von unsern Vorfahren melden, fällt natürlich nicht hieher, und so dankenswerth es ist, reicht es auch nicht aus. Wie beim Götterglauben, so haben auch auf diesem Gebiete die Entdeckungen, die wir der deutschen Philologie verdanken, die höchste Wichtigkeit, und J. Grimms deutsche Rechtsalterthümer sind hier dasselbe, was dort die deutsche Mythologie. Sitte gilt hier nämlich nicht im engern heutigen Sinn, sondern befaßt auch das Recht, denn dieses war in der Urzeit nichts anderes, als Herkommen und Sitte, sofern das Zusammenleben der Einzelnen durch sie geregelt wird.

2. Kenntniß des Mittelalters.

Was hier zu sagen ist, fällt unter die Namen Geschichte, Glaube, Sitte, Recht. Die beiden letztern sind jetzt schon nicht mehr so lebendig vereint, daß sie, wie beim vorigen Abschnitt, ungetrennt zu betrachten wären.

Geschichte. Sie gehört weniger, als bei der vorigen Periode, aber doch immer noch in ziemlichem Umfang, ins Gebiet der deutschen Philologie, sofern ihre Quellen gutentheils in den Händen derselben liegen; Chroniken, Urkunden, Inschriften, selbst wenn sie lateinisch geschrieben sind, lassen sich oft nur dann recht verstehen, wenn man den deutschen Ausdruck unterlegt.* Die Wichtigkeit der Eigennamen ist wieder dieselbe, ja die Quelle fließt reichlicher, weil alle Verhältnisse sich ausdehnen und heller werden, z. B. durch das Aufkommen der Familiennamen beim Adel und beim Bürgerstand.

* Der Schweizer braucht rühren für werfen, daher erzählt ein sanggallischer Mench von seinem Heiligen: *tetigit* idola in lacum (Gall rührte die Götzenbilder in den Bodensee).

Glaube. Die deutſchen Stämme machen zwar in dieſer Periode nur einen Theil der Chriſtenheit aus, und Belehrung über die religiöſen Anſichten, die bei ihnen walteten, hat alſo die Dogmengeſchichte zu geben; allein wenn man bedenkt, welche Kluft gleichzeitig mit Ausbreitung des Chriſtenthums zwiſchen Morgenland und Abendland, welche ſpäter zwiſchen Katholiken und Proteſtanten entſtand, und daß jene mit dem Unterſchiede zwiſchen jüdiſch-griechiſchem und romano-germaniſchem, dieſe aber mit der Verſchiedenheit zwiſchen romaniſchem und germaniſchem Weſen aufs Innigſte zuſammenhängt, ſo ergibt ſich für diejenigen, welche das religiöſe und kirchliche Leben im Mittelalter verſtehen wollen, ſofort die Nothwendigkeit, den germaniſchen Geiſt in ſeiner Entwicklung zu begreifen. Es iſt eine unleugbare Thatſache, daß bei jedem Volke das Chriſtenthum eine nationale Färbung annimmt; aber der Einfluß der deutſchen Götterlehre, oder wie ſichs ſpäter darſtellt, des deutſchen Aberglaubens, überhaupt des ganzen deutſchen Weſens auf die religiöſen Vorſtellungen des Mittelalters iſt noch keineswegs genau ergründet. Wenn er's wäre, ſo würde ſich vielleicht ergeben, daß ohne die Germanen das Chriſtenthum ſich unter jüdiſchen Händen in Formendienſt, unter griechiſchen in Spekulation aufgelöst hätte, und daß ohne den germaniſchen Widerſtand gegen Rom das Chriſtenthum der Abendländer ein corpus juris geworden wäre; mit andern Worten, daß erſt die Germanen das Chriſtenthum von den Feſſeln der antiken Aeußerlichkeit befreiten und mit dem Stifter begriffen, wie Gottes Reich inwendig im Menſchen iſt. In allen religiöſen Kämpfen der Germanen gegen andere Auffaſſungen des Chriſtenthums kommt dieſe ſeelenvolle Anſicht zum Vorſchein, die ſchon ihr Heidenthum, wenn es auch eine Nacht war, doch zu einer ſternenvollen macht. Selbſt wo Deutſche gegen Deutſche für jüdiſche, griechiſche oder römiſche Auffaſſung fechten, verleugnen ſie dieſe Grundſtimmung nicht, und das Banner wird in ihren Händen ein anderes. Bei dieſem engen Zuſammenhang des Glaubens mit dem innerſten Weſen und der Seelengeſchichte des Volks darf die Sprachforſchung, die ſich ja überall als ein wichtiges Hülfsmittel der Geſchichte zeigt, ohne Erröthen ihre Dienſte anbieten. Wie man z. B. Dichter benützen könne, hat Gieſelers Kirchengeſchichte gezeigt, deren Berufungen auf Walther von der Vogelweide und andere mittelhochdeutſche Dichter

über kirchliche Verhältnisse und Ansichten so helles Licht verbreiten. Und um auf eine weit spätere Erscheinung überzugehen — wie ganz anders liest Luther's Schriften, diese vornehmsten Zeugen der Reformationsgeschichte, wer in der alten Sprache lebt, als wer nur die Kenntniß der gegenwärtigen mitbringt!

Sitte. Die Dürftigkeit der meisten Chroniken weist unsere Nachforschungen über die Lebensweise der Deutschen im Mittelalter zwar nicht aus dem Gebiet der Geschichte, aber doch vornehmlich an die Angaben der Sprachkunde. Wie die mittelhochdeutschen Gedichte dafür auszubeuten seyen, und welche reichen, klaren Bilder sie bieten, wenn man sie mit dem rechten Sinn zu lesen weiß, das beweist Leos klassischer Aufsatz über Bau und Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter, den uns Raumers historisches Taschenbuch vor einigen Jahren brachte. Wer Schriften, wie den Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein, zuerst liest, verwundert sich in der Regel über die tiefe Unwissenheit, worin uns die meisten Werke über das Mittelalter gerade in Betreff des täglichen Lebens lassen. Eine Sittengeschichte des Mittelalters, die diesem Mangel abhälfe, haben wir, dem Vernehmen nach, von J. Grimm zu erwarten, dem Gott noch langes Leben für seine segensreiche Wirksamkeit gönne möge!

Recht. Was oben von der Geschichte gesagt worden ist, gilt auch hier: die unmittelbaren Quellen fließen im Vergleich mit der Urzeit so reichlich, daß man der Unterstützung durch die emsige deutsche Philologie wenigstens eher als an andern Orten entbehren kann und auch größtentheils noch entbehrt. Dennoch würde es unsern Rechtsgelehrten wohl anstehen, wenn sie mit gründlicher Kenntniß des Deutschen an den Sachsen- und Schwabenspiegel, an Grimms Rechtsalterthümer und an dessen eben erscheinende Weisthümer gehen wollten. Grimms Rechtsalterthümer haben gerade für die Wissenschaft, der sie eigentlich zu dienen bestimmt sind, noch wenig Früchte getragen, nicht sowohl durch die Schuld der Juristen, als durch die der Schule; denn sie setzen vielseitige Sprachkenntnisse voraus, und nirgends gibt die Schule ihren Zöglingen die nöthige Vorbereitung dazu mit. Es war daher ein glücklicher Gedanke, den Professor Ettmüller in Zürich, vielleicht auch andere deutsche Philologen, ausgeführt haben, für Juristen eine eigene Vorlesung über dieses Buch zu halten und ihnen

namentlich die angelſächſiſchen, altnordiſchen und andere unverſtändliche Stellen zu erklären. Das darf freilich nur als Uebergangsmaßregel gelten, bis der Wunſch in Erfüllung gegangen iſt, den die Vorrede zu jenem Buch ausſpricht, daß nämlich die Gelehrten in ihre Mutterſprache hinlänglich eingeführt werden möchten, um über ſolche Zugaben zu gelehrten Werken nicht bloß wegſpringen zu müſſen. Die viele Zeit, welche den Juriſten das Griechiſche wegnimmt, wäre ſo vielleicht beſſer angewandt.

3. Kenntniß der Gegenwart.

Wie ein Abſchnitt der Alterthumskunde zu dieſem Namen komme, iſt ſchon oben (S. 224) angegeben. Die Erſcheinungen der Gegenwart, die für unſern Zweck Werth haben, ſind: das Ausſehen der Menſchen und des Landes, die Volksſprache, Ueberreſte alter Poeſie, endlich Tracht, Sitte, Recht. Des Beiſtandes, den zum Verſtändniß dieſer und verwandter Erſcheinungen die Sprachkunde leiſtet, iſt oben gedacht worden; hier handelt ſich's davon, wie ſie für Kunde des Alterthums zu benutzen ſind. Der Dienſt iſt gegenſeitig: die Gegenwart dient zur Aufhellung der Vergangenheit, das Verſtändniß der Vergangenheit erſchließt uns erſt recht die Gegenwart, und ganz hell ſieht nur, wer ſich beiden ergibt.

Auffallend und erfreulich iſt, daß ſich auch bei andern Nationen dieſer Gedanke regt, wenn gleich überall nur erſt wie die Puppe, wenn der Schmetterling hervorbrechen will. In dem **tableau des idiomes populaires ou patois de la France par Schmakenburg** lieſt man S. 6 den Vorſchlag, in jeder Provinz Akademien, theils aus Gelehrten, theils aus Leuten vom Volk zu bilden und ſo die verborgenen Schätze von Frankreichs Sprache und Geſchichte zu heben. „So gelänge es vielleicht, die galliſche Urſprache wieder zu entdecken und herzuſtellen, wodurch ſich nothwendig die Löſung für eine Menge verwandter Fragen ergäbe. Gewiß würde man in den keltiſchen, griechiſchen, römiſchen, germaniſchen und morgenländiſchen Niederſchlägen die foſſilen Wurzeln von einem großen Theil des heutigen Franzöſiſchen entdecken, denen außerdem nicht bis in die letzten Verzweigungen beizukommen iſt.“ Dieſe Hoffnungen ſind vielleicht zu kühn, aber ſie nennen gewiß den rechten Weg, auf dem ſich Vieles ergibt, wovon wir noch

keine Ahnung haben. Für Deutſchland, das faſt an allen ſeinen Grenzen einen ähnlichen Wechſel der Nationen hat (Kelten, Romanen, Slawen), gilt gewiſſermaßen daſſelbe, und auch da, wo immer nur Germanen geweſen ſind, iſt ſo viel gewandert, verlaſſen, erobert worden, daß mancher reiche Fund zu erwarten ſteht.

Ausſehen des Volks. Keinem denkenden Menſchen, zumal wenn er ſchnell reist oder an Einem Ort Leute verſchiedener Landſchaften beiſammen ſieht, wird es entgehen, wie ſehr ſich die Bewohner der einzelnen Gaue eines Landes von einander unterſcheiden. Es iſt nicht allein Sprache und Tracht, es iſt etwas Beſonderes in Bewegungen, Geſtalt und Zügen. Man darf freilich, um das zu ſehen, nicht die großen Städte aufſuchen, noch die Flußthäler und Straßen, wo ſich die Heere, der Strom der Reiſenden und der Handel bewegen, denn da verwiſcht ſich, wie in Tracht und Sitte, ſo auch im Ausſehen alles Eigenthümliche; den rechten Beweis liefern jene ſtillen Gegenden, die vom Weltverkehr faſt unberührt bleiben und in allen Aeußerlichkeiten um Jahrhunderte zurück ſind, wie dieß bei manchen Gebirgsgegenden, z. B. im Schwarzwald und in den Alpen, oder auf fernen Küſten und Inſeln buchſtäblich behauptet werden kann und ſelbſt in Reichsſtädten noch unlängſt der Fall war.

Die beiden Elemente, worauf jene eigenthümlichen Unterſchiede beruhen, ſind: die angeborne Art und der Einfluß der Verhältniſſe. Ein geübter Sinn, dem einige Zeit zur Beobachtung gegeben iſt, wird in beiden Beziehungen manches überraſchende Ergebniß gewinnen und dadurch über das innerſte Weſen eines Volks, wie über ſeine Geſchichte und ihre Wirkungen ſchöne Aufſchlüſſe geben können, die für mehr als eine Wiſſenſchaft von Werth ſind. Freilich läßt ſich nicht bergen, daß dieſe Aufgabe eine der ſchwierigſten iſt, um ſo ſchwieriger, da noch Wenige das Feld angebaut haben, alſo noch keine lange Reihe von Beobachtungen zu Gebote ſteht. Für ſich allein dürfen ſie allerdings nicht auf eine entſcheidende Stimme Anſpruch machen, weil gleiche Schickſale und Verhältniſſe, ſelbſt manchmal zufällige Urſachen, bei Leuten verſchiedener Abkunft gleiche oder ähnliche Erſcheinungen herbeiführen können, aber im Verein mit andern Merkmalen legen ſie wohl ein Gewicht in die Schale. Am eheſten hätten vielleicht Maler den Beruf, die Verſchiedenheit der deutſchen Stämme in dieſer Hinſicht zu ermitteln.

Bauart, Tracht, Gebräuche. Dieſe Dinge fallen ſtärker in die Augen und ſind deshalb auch ſchon mehr gewürdigt worden. Auch hier wirken ſeit Jahrtauſenden zwei Kräfte: urſprüngliche Sitte und äußere Verhältniſſe. Zu letzteren gehört Alles, was die Natur des Landes, politiſche und religiöſe Einflüſſe im Bildungsgange des Volks veranlaßt haben. In beiden Beziehungen läßt ſich auch auf dieſem Gebiete mancher ſchöne Gewinn erwarten; doch muß auch hier geklagt werden, daß ſo Wenige ihr Auge auf Dinge richten, die vor dem ausgleichenden Tritte der neueren Zeit von Jahr zu Jahr mehr verſchwinden. Die Urſache liegt theils in einem ſehr häufigen Mangel an hiſtoriſchem Sinn, an jener blinden Neuerungsſucht, der das Alte mißfällt, weil es alt iſt; theils darin, daß Leute, die viel reiſen, ſelten ſolche Forſchungen anſtellen, der Forſcher aber meiſt zu Hauſe bleibt und alſo nicht vergleichen kann. Vereine, die ſich die Hand reichten, könnten hier Vieles retten, was ſchon die nächſten Jahrzehnde dem unvermeidlichen Untergang beſtimmt zu haben ſcheinen.

Mundarten. Obwohl auch ſie dem Einfluß der Umgebungen nicht ganz entgehen, wie man z. B. aus dem vielen Gemeinſamen ſieht, was in der Sprache von zwei ganz unverwandten Stämmen, Alemannen und Schwaben, durch Bundesgenoſſenſchaft und Nachbarſchaft herbeigeführt worden iſt, ſo iſt doch dieſes Gebiet dasjenige, deſſen Bearbeitung die ſicherſten Ergebniſſe für die Urgeſchichte der Stämme verheißt. Frühere, zwar unreife, aber doch höchſt verdienſtliche Leiſtungen für die Grammatik einzelner Dialekte, wie z. B. Stalders für den alemanniſchen, ſind ſeit einiger Zeit durch des gediegenen Schmellers Arbeiten über die Mundarten des Königreichs Baiern (bairiſch, ſchwäbiſch, oſt- und weſtfränkiſch) überflügelt, und die ganze Forſchung iſt außerordentlich vorwärts geſchritten. Die Literatur dafür, worin M. Uſteri's und Hebel's alemanniſche Dichtungen obenan ſtehen, und M. Rapps ſchwäbiſche in den Atellanen durch feine Orthographie und poetiſchen Werth zwiefaches Verdienſt haben, nehmen mit jedem Jahre zu. Ueberall iſt ein reges Streben erwacht, die provinziellen Schätze ans Licht zu fördern, und nicht zu gedenken des früher ausgeführten Gewinns, den die Schriftſprache für ihre eigene Erweiterung, Ausbildung und ſtete Erfriſchung aus dem Zurückgehen auf dieſe ihre Wurzel erwarten darf,

muß auch die ganze Behandlung der deutschen Geschichte und das deutsche Leben anders werden, wenn man sich gewöhnt, jeden Theil des deutschen Volks, der sich durch seine Sprache als selbständig darstellt, in seiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln.

Eigennamen. Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß die Sprachwissenschaft sich mit diesem Theil der Sprache eigentlich nicht zu befassen habe, indem er gleichsam unter der Herrschaft des Zufalls stehe, und indem sowohl für die Bildung der Eigennamen, als für ihre Darstellung durch die Schrift keine allgemein gültigen Gesetze da seyen. Dieser Ansicht, welche die Eigennamen ungefähr so behandelt, wie der Gärtner das Unkraut, die aber im Grunde nur ein Bekenntniß der Unwissenheit enthält, tritt die historische Grammatik mit der Behauptung gegenüber, daß die Egennamen so gut als jeder andere Theil der Wortlehre den allgemeinen Sprachgesetzen unterthan seyen, daß sich ihre scheinbare Unbotmäßigkeit durch sorgfältige Behandlung zu heben lasse, ja daß mit diesen Sonderbarkeiten der eigenthümliche hohe Werth dieses Feldes zusammenhange.

Eigennamen sind nämlich die ältesten Denkmäler unserer Sprache: beinahe 500 Jahre vor Ulfila, dem Stifter germanischer Schriftsprache, nennen uns die Alten einzelne deutsche Namen, und die spärlichen Reste sind das Zeugniß für den damaligen Stand unserer Sprache, auf umfassende Weise von J. Grimm in der ersten Ausgabe seiner Grammatik gewürdigt, aber natürlich ein Studium, vor dessen Begründung jede andere Gelehrsamkeit als die seine erschrecken mußte. Doch abgesehen von diesen Anfängen unserer Geschichte, noch weit später bietet sich für die Sprache der meisten deutschen Stämme kein anderes Hülfsmittel als die Eigennamen. Um nur von Schwaben und der Schweiz zu reden: ihre ältesten Sprachdenkmäler im eigentlichen Sinn gehören erst dem achten Jahrhundert an, aber eine ungefähre Vorstellung vom früheren Zustand der Sprache gewährt die Heerschaar der Ortsnamen, die vom Anfang des fünften Jahrhunderts an unsere schwäbisch-alemannischen Ahnen in dieser Gegend hinterlassen haben. Vom historischen Werth dieser älteren Bruchstücke ist bereits die Rede gewesen; er erstreckt sich auch auf die neuesten Schöpfungen, die Familiennamen, die für Sprachforschung und Sittengeschichte eine Reihe der anziehendsten Thatsachen liefern.

Wenn für die ältere Klaſſe der Eigennamen eben ihr hohes Alterthum ein Hinderniß des Verſtehens iſt, ſo liegt für die jetzt geltenden die Schwierigkeit zwar zum Theil auch darin, daß ſie aus grauer Vorzeit ſtammen und in unſere Sprachwelt oft ſo wenig paſſen, wie die Knochen vorweltlicher Thiere in das Syſtem unſerer Zoologen; aber ein zweiter Anſtoß entſteht aus dem überwiegenden Einfluß der Mundarten auf dieſes Sprachgebiet. Ein ſtrenger Zaum iſt ſeit Jahrhunderten der Geſammtſprache durch die Wiſſenſchaft angelegt, ſo daß ſie dem angebornen Hange zur Verwilderung nicht folgen darf, und in der Hoheit, die ſie dadurch gewinnt, wirkt ſie aller Orten ſegensreich auf die Mundart zurück; aber auf dem Gebiete der Eigennamen iſt eine ſolche Rückwirkung nur ſelten wahrzunehmen.* Wenn das verwilderte Gebüſch beſchnitten und mit geordneten Wegen durchzogen werden ſoll, ſo iſt es unerläßlich, daß das Altdeutſche und die Mundarten hülfreiche Hand dazu bieten.

Märchen, Sagen, Volkslieder. Auch hier begegnet uns, wie ſo oft, der Name Grimm als anregend und maßgebend; zu den früheſten und gemeinſamen Arbeiten der Brüder gehören die deutſchen Sagen und die Kinder- und Hausmärchen. Dem Volksliede hat zuerſt Herder die verdiente Aufmerkſamkeit zugewendet; in des Knaben Wunderhorn haben Arnim und Brentano mit Bienenfleiß, wenn auch nicht mit der gehörigen Kritik, das Schönſte zuſammengetragen; aus L. Uhlands Feder ſteht eine Arbeit über das deutſche Volkslied zu erwarten, die in Hinſicht des Stoffes und der Behandlung gewiß jedem Anſpruch genügt.

---

* Ein Beiſpiel: die häufigen Bildungen mit — heim (d. i. Wohnort) ſind von der Mundart überall zu einer ton- und bedeutungsloſen Nachſylbe entſtellt: Arnheim heißt brandenburgiſch Arnim, Steinheim heißt ſchwäbiſch Steinen. Aber dort iſt die Schreibung von der Mundart abhängig: wir leſen Achim von Arnim ſtatt Joachim von Arnheim; hier dagegen enthält die Schreibung das Urſprüngliche, und wenn auch die Mundart im täglichen Leben die Oberhand hat, ſo weiß doch jedes Kind, daß ſein Ort Steinheim heißt und nicht Steinen. — Größer iſt der Einfluß der Mundart und die Willkür etymologiſcher Unwiſſenheit überall bei den Geſchlechtsnamen; man denke nur an die Meier, Meyer, Mayer, Moyer, Moier, Mair u. ſ. w., die alle im ſchriftgemäßen Maier, d. i. major, ihr gemeinſames Band fänden.

Den Unterſchied von Märchen und Sage bezeichnet die Vorrede zu den deutſchen Sagen ſo: „das Märchen iſt poetiſcher, die Sage hiſtoriſcher; jenes ſteht beinah nur in ſich ſelber feſt, in ſeiner angebornen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Beſondere, daß ſie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geſchichte geſicherten Namen.“

Manchem entlockt vielleicht die Hereinziehung dieſer fröhlichen Geſellen in die ernſten Kreiſe des Unterrichts ein Lächeln, aber die Sache hat ihre ſehr wiſſenſchaftliche Seite. Unſere Märchen ſind kein Erzeugniß phantaſtiſcher Müßiggänger, ſondern enthalten großentheils die Bruchſtücke unſerer älteſten Dichtung und Philoſophie (Heldenſage und Mythologie). Sind dieſe Reſte auch oft bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, immer geben ſie ſehr werthvolle Beiträge zur Geſchichte unſerer Poeſie und zur Beurtheilung des Ganges, den das geiſtige Leben der Nation genommen hat. — Aehnliches läßt ſich von der Sage rühmen, nur gehört ſie mehr dem Menſchenleben als der Götterwelt an, iſt mehr hiſtoriſch als philoſophiſch, und ſtreckt daher ihre Zweige durch alle Räume der Geſchichte, ja treibt ihre jüngſten Schößlinge noch unter den Augen des lebenden Geſchlechts. Ein richtiger Blick in ihr geheimnißvolles Walten iſt nicht das letzte Erforderniß zu kritiſcher Ausbildung, vornehmlich des Geſchichtsforſchers, und die Wiſſenſchaft hat es durch trockene Dürftigkeit ſchwer genug gebüßt, daß ſie ſo lange ihren Zuſammenhang mit dieſen Studien des unmittelbaren Lebens verkannte. — Das Volkslied endlich, der Ausdruck des Volkes bei Freude und Leid, Liebe und Haß, iſt mit ſeinem Geſchick und Weſen ſo enge verſchlungen, wie der Epheu mit der Fichte, es iſt von jeher ein Hebel der Geſchichte geweſen, und ſeine epiſche Seite wie ſeine lyriſche dürfen nicht überſehen werden, wenn es ſich darum handelt, die Entwicklung des Volkes von Anbeginn bis heute zu begreifen.

Ausſehen des Landes. Wenn die Geographie als Wiſſenſchaft bloß die Aufgabe hätte, die irdiſchen Räume ſo darzuſtellen, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgegangen ſind, ſo käme ſie zwar immer noch als Hülfswiſſenſchaft der Geſchichte in Betracht, aber da ſie ſelbſt kein hiſtoriſches Element in ſich ſchlöſſe, fände ſie hier keine Stelle. Dem iſt jedoch nicht ſo: der Menſch verändert

die Oberfläche des Landes, das er bewohnt, ſehr bedeutend, und der Charakter eines Volks, wie er durch die Natur des Bodens zum Theil bedingt iſt, ſpiegelt ſich auch wieder in den Veränderungen ab, die er darauf anbringt; der Europäer, der die Ebene mit Kornfeldern, die Abhänge mit Weingärten bedeckt, die Wälder mit Kanälen und Eiſenbahnen durchzieht, an jedem gelegenen Orte ſein Haus, ſeine Stadt baut, iſt ein anderer geweſen und ein ganz anderer geworden, als der rothe Indianer, der dieſelben Waldgegenden in einſamer Jagdluſt durchſtreifte, als der Beduine, der mit ſeinen Heerden, Roſſen und Zelten bald da bald dort in der grasreichen Oede ſein Lager ſchlug. Die Geſtalt der Länder auf dieſe Weiſe zu betrachten, iſt eine von den Hauptaufgaben der Geographie; jedes Land, jede Landſchaft hat in dieſer Hinſicht eine eigenthümliche Phyſiognomie, und wer mit Aufmerkſamkeit reist, die Vergangenheit des Volks, vornehmlich die Geſchichte ſeiner innern Bildung von Anfang an erwägt, der erkennt im Ausſehen der Landſchaften, in der Wahl und Einrichtung der Wohnorte, ſo gut wie in deren Benennung, in Märchen, Liedern und Sagen, in Mundart, Tracht und Sitte ein übereinſtimmendes Gepräge, wodurch ſich ein Volk oder Stamm vom andern unterſcheidet und wodurch uralte Gränzlinien kund werden.

Die Zeugniſſe, die auf dieſe Art die Gegenwart von der Vergangenheit ablegt, ſind zwar nur demjenigen verſtändlich, der ſich der Geſchichte der Vergangenheit mit Vorliebe zugewandt hat; aber wie den Bäumen des Waldes ihr eigenes abgefallenes Laub zur Nahrung dient, ſo nährt ſich auch jenes Wiſſen aus ſich ſelbſt. Deshalb darf kein Theil deſſelben, nicht einmal der zuletzt genannte, der in die Geographie eingreift, ausgeſchloſſen werden: ſie ergänzen ſich alle, und wenn die Sprachforſchung geſchichtlich ſeyn will, ſo muß ſie auch geographiſch werden. Wie ſie durch Vergleichung einem Zweige der Geographie, der Völkerkunde, allein ſichere Angaben über Verwandtſchaft und Herkunft der Nationen liefert, ſo nimmt ſie von dem andern Zweig, der Länderkunde, eine Anzahl Materialien für ihren Bau.

Bevor ich den Abſchnitt über Alterthumskunde ſchließe, muß ich noch einem Vorwurfe begegnen, der ſehr nahe liegt: daß eine ſolche Ausdehnung des Unterrichts auf Gymnaſien unter allen Umſtänden unzuläſſig ſey, nicht allein, weil dieſe Dinge noch der

gehörigen wissenschaftlichen Reife ermangeln, sondern auch und vornehmlich, weil sie dem eigentlichen Zwecke des deutschen Unterrichts zu ferne liegen und überhaupt die Zeit dafür gar nicht aufzutreiben wäre. Diese Gründe sind so wahr, daß es auch dem begeisterten Germanisten nicht einfallen wird, auf Gymnasien Vorlesungen über Sagenpoesie, Eigennamen, die Trachten und Mundarten Deutschlands zu halten; aber davon handelt es sich auch gar nicht, sondern davon, daß der Lehrer beim Unterricht in Grammatik, Literatur und vaterländischer Geschichte, desgleichen bei der Wahl des Stoffes für mündliche und schriftliche Sprachübungen, auf jene Dinge, die sich Jedem täglich aufdringen, Rücksicht nehme und den Sinn öffne, damit die Sprache des Lebens nicht tauben Ohren ertöne. Bieten sich dann später gute Vorlesungen oder Schriften über die genannten Gegenstände dar, um so besser; sie finden das Feld geebnet und gepflügt.

Das steht fest, daß Kenntniß und Anerkennung des Vaterlandes, so wie praktisches Geschick — Dinge, deren Mangel man den Deutschen und der deutschen Erziehung so oft und nicht mit Unrecht vorwirft — auf keine Weise besser gepflegt werden, als wenn sich schon der Knabe gewöhnen muß, das, was ihn umgibt, aufmerksam zu betrachten, und dem tieferen Zusammenhang nachzuforschen, der alle Erscheinungen seines Kreises trägt. So wird die Wissenschaft die gesunde Dienerin des Lebens, und rettet sich gegen die Vorwürfe, die ihr der Realismus einseitig zwar, aber mit vielem Grunde gemacht hat.

Mögen diese Worte eine freundliche Stätte finden bei allen, die einsehen, wie viel auf richtige Behandlung des deutschen Unterrichts ankommt, und mögen sie zu seiner endlichen Organisirung auf Gymnasien das Ihre beitragen! Der Boden, den wir durchwandert haben, ist voll reicher Keime und harrt längst des erweckenden Sonnenlichts, um dem Vaterland edle Saaten zu tragen. Aber zuvor muß noch viel gearbeitet werden, daß die alten Sümpfe des Vorurtheils abfließen und das Dickicht widerstrebender Meinungen sich lichte.

Albert Schott.

Ueber die Errichtung

staatswiſſenſchaftlicher Fakultäten

auf den deutſchen Univerſitäten.

In dem Begriffe der deutſchen Univerſität liegt die Nothwendigkeit einer von Zeit zu Zeit eintretenden Ausdehnung. Die Univerſität iſt nämlich dazu beſtimmt, in allen Wiſſenſchaften ſyſtematiſchen und organiſchen Unterricht zu geben, wie ihn gründlich vorbereitete junge Männer verſtehen und bedürfen, und ſo, daß auf ihn kein weiterer höherer Kurs mehr folgt. Die einzigen Ausnahmen bilden ſolche Wiſſenſchaften, welche entweder eine ganz eigenthümliche Örtlichkeit, oder eine beſondere Disciplin der Zöglinge erfordern, oder welche nur in ſehr ſeltenen Fällen getrieben werden und Anwendung finden. Es iſt ſomit einleuchtend, daß jede neuentſtehende Wiſſenſchaft von irgend allgemeinerer theoretiſcher oder praktiſcher Bedeutung alsbald von der Univerſität berückſichtigt werden muß, ſobald ſie den zum regelmäßigen Unterrichte erforderlichen Grad der Conſiſtenz und Ausbildung erhalten hat. Oder iſt dieß nicht etwa ſo gefordert und ſo gehalten werden bei den Naturwiſſenſchaften, der orientaliſchen und der modernen Philologie u. ſ. w.?

Nun werden aber wohl Wenige geneigt ſeyn, beſtreiten zu wollen, daß jetzt zu den ſowohl ſcientiviſch gehörig ausgebildeten, als praktiſch und theoretiſch zum Bedürfniß gewordenen Disciplinen die Staatswiſſenſchaften gehören. Syſtematiſche Beſchäftigung mit dem Staate iſt zwar allerdings, ſowohl vom rechtlichen als vom politiſchen Standpunkte aus, von den älteſten Zeiten an

ein wesentlicher Theil der höheren Bildung gewesen. Dieß beweisen Plato und Aristoteles, Cicero, Machiavel, Bodinus, Hugo Grotius, Hobbes und Locke, Puffendorf, Wolf, Montesquieu, J. J. Moser und Pütter. Allein erst seit zwei Menschenaltern haben alle Seiten des Staatslebens eine umfassende und, soweit unsere jetzigen Ideen gehen, richtige wissenschaftliche Begründung gefunden. Auf der einen Seite nämlich wurde die geschichtliche Seite durch die Schaffung und Ausbildung der Statistik und der Geschichte der Staatensysteme in das gehörige Licht gestellt. Auf der andern Seite hat A. Smith es möglich gemacht, die ökonomisch-politischen Disciplinen, also die Volkswirthschaftspflege und die Finanzwissenschaft, auf sichere Grundlagen zu stellen, und ist die Polizei aus ihrem chaotischen und prinziplosen Zustande gezogen worden. Durch die zu gleicher Zeit eingetretene wissenschaftliche Ausbildung der privatwirthschaftlichen Fächer, namentlich also der Forstwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie und der Handelslehre, haben aber die politischen Wissenschaften eine sehr wichtige materielle Stütze erhalten. So daß, wenn man die zu keiner Zeit vernachlässigten Fächer des Staats- und Völkerrechtes und der allgemeinen Politik dazu nimmt, jetzt jede Richtung und Beziehung des Staatslebens wissenschaftlich erforscht und entwickelt, das Ganze aber in einem harmonischen, überall in einander greifenden Zusammenhang ist. Kurz, die Zeit ist weit hinter uns, in welcher die älteren Fakultätswissenschaften die Unwissenschaftlichkeit, Unbildung und Zerstücktheit des „Kameralwesens" in sicherer Vornehmheit bespötteln und verachten konnten. Die Staatswissenschaften haben nicht nur ihre Bedeutung für das Leben erwiesen, sondern es wagt ihnen auch Niemand mehr wissenschaftliche Ebenbürtigkeit in Beziehung auf Gelehrsamkeit und formale Behandlung abzusprechen.

Schon dieser scientivische Zustand wäre an sich hinreichender Grund, um die Ausdehnung des Universitätsunterrichtes auf die gesammten Staatswissenschaften zu verlangen. Allein ist es erst nöthig zu bemerken, daß gerade in der jetzigen Phase der Menschheitsentwicklung der Unterricht in dem politischen Wissen eine unabweisbare praktische Forderung ist? Dreht sich doch seit einem halben Jahrhundert Alles in dem europäisch gesittigten Theile der Erde um den Staat als Axe. Was haben die erdbebengleichen

Erſchütterungen und Umkehrungen anders beabſichtigt, als eine andere Geſtaltung der ſocialen und ſtaatlichen Verhältniſſe? Wofür haben Millionen geblutet, ſind Milliarden verſchwendet worden, als für eine den Bedürfniſſen oder Launen entſprechende politiſche Geſtaltung? Was bewegt in dieſem Augenblick uns Alle mit Hoffnung, Furcht oder Verzweiflung, als eben unſere Meinung, wie der Zuſtand der Dinge in der politiſchen Welt nächſtens, künftig ſeyn werde, könne, müſſe? Unter dieſen Umſtänden kann denn auch kein Theil des menſchlichen Wiſſens von häufigerer und wichtigerer Anwendung ſeyn, als die Kenntniß von dem, was in äußern oder innern Staatsſachen Recht iſt, wie das hinſichtlich ihrer Wünſchenswerthe zu bewerkſtelligen iſt, was in der Welt von ähnlichen oder entgegengeſetzten Zuſtänden ſchon vorhanden war, oder irgendwo in fernen Landen noch beſteht. Und zwar iſt ein ſolches umfaſſendes ſtaatliches Wiſſen nicht bloß für die Hochſtehenden, von deren Ermeſſen der Gang der Dinge im Großen abhängt, und für ihre untergeordneten Beamten als Ausführende nothwendig; ſondern es kann kein gebildeter Mann, welchen Standes er ſey, deſſelben ganz entbehren, damit er ſich wenigſtens Rechenſchaft darüber geben kann, was um ihn und mit ihm vorgeht. Wie zu Zeiten der Reformation ſelbſt die Fürſten und Soldaten mehr oder weniger Theologen ſeyn mußten, ſo muß jetzt der über das bloße Handwerk ſtrebende Theolog und Arzt einige politiſche Kenntniſſe haben. Natürlich kann er kein beſonderes Studium machen; allein es müſſen Viele da ſeyn, welche durch gründlich Fachbildung verhindern, daß nicht die Ideen und Handlungen der Dilettanten ins Bodenloſe und Widerſinnige verfallen.

Dazu kommt aber für uns Deutſche insbeſondere noch ein weiterer, wenn man will tiefer ſtehender, allein wegen ſeines unmittelbaren Eingreifens ins Leben und Studium doch ſehr zu beachtender Umſtand. Wir meinen die Einrichtung, daß in allen deutſchen Staaten für Bekleidung der Verwaltungsſtellen eine eigene ſichere Laufbahn beſteht, in welcher der Beamte nicht viel weniger, als der Richter in der ſeinigen geſchützt iſt, ſo lange er nicht durch Vergehen der ſtrafenden Gerechtigkeit anheimfällt. Dieſe, in mehr als Einer Beziehung höchſt einflußreiche und im Ganzen gewiß ſehr wohlthätige Anordnung hat denn namentlich auch die Folge, daß zum Behufe der einſtigen Verſehung ſolcher Aemter eine

eben ſo gründliche, ausgedehnte und koſtſpielige Vorbereitung möglich iſt, als für die Laufbahn des Richters oder Rechtsanwaltes. Bei uns ändert nicht jede neue politiſche Conſtellation und jedes neue Miniſterium das geſammte höhere Perſonal in dem Miniſterium des Innern und der Finanzen. Es haben alſo die Inhaber ſolcher Stellen nicht nöthig, ſich in der Hauptſache um eine andere ſichere Stellung im Leben umzuſehen, auf welche ſie ſich zurückziehen können, wenn ſie unverſehens aus ihren Stellen geworfen werden; ſie brauchen nichts anders zu ſeyn, als Verwaltungsbeamte, nichts anders zu verſtehen, als Staatswiſſenſchaften. Somit kann aber natürlich der Staat auch von ihnen verlangen, daß ſie ſich ausſchließlich tüchtig machen zur Verſehung ihrer Aemter, ſo gut wie die Kirche dieß von ihren Geiſtlichen, der Staat ſelbſt von den Rechtsgelehrten, den Aerzten u. ſ. w. verlangt. Hierdurch wird die Möglichkeit und ſelbſt die Nothwendigkeit eines ausgedehnten ſyſtematiſchen Studiums der Staatswiſſenſchaften gegeben, wie ſie in dieſem Grade und für ſo Viele in Frankreich, England, Belgien, den Vereinigten Staaten u. ſ. w. allerdings nicht ſeyn kann.

Sind nun aber dieſe allgemeine Forderungen, iſt dieſer beſondere Umſtand in der Organiſation unſeres Studienweſens bereits gehörig berückſichtigt? — Offenbar nein. Mit ganz wenigen Ausnahmen iſt auf den deutſchen Univerſitäten nur Geringes, Zufälliges und Unorganiſches für das Studium der Staatswiſſenſchaften gethan, und es begnügen ſich die meiſten Staaten auch für reine Verwaltungsämter entweder mit Juriſten, höchſtens einige oberflächliche politiſche Kenntniſſe nebenbei von ihnen verlangend; oder aber ſie übertragen dieſe Stellen ſogar in der Regel bloßen Routiniers, welche durch langen Aufenthalt in den Schreibſtuben ſich eine Kenntniß der hergebrachten Formen und beſtehenden Befehle mechaniſch erworben haben, ohne aber weder in ihrem, noch in einem andern Fache zu wiſſenſchaftlicher höherer Bildung gelangt zu ſeyn. Die Nachtheile dieſer Einrichtung, oder vielmehr dieſes Mangels an Einrichtung, liegen nun aber klar vor Augen.

Die Uebertragung der Verwaltung an Rechtsgelehrte hat den Nachtheil, daß es ſolchen Beamten leicht nicht nur an den materiellen Kenntniſſen zur Beförderung der Staats- und Volkswirthſchaft fehlt, ſondern daß ihnen ſogar der Sinn für ſolche Thätigkeit

abgeht. Sie haben gelernt, die Ertheilung der Gerechtigkeit als die Hauptſache im Staate zu verehren, und laſſen ſich dadurch leicht verleiten, die Beſorgung des geiſtigen und materiellen Wohles der Nation als unbedeutend oder bereits in jener Staatsthätigkeit begriffen zu betrachten. Nur zu leicht ſetzt ſich bei ihnen die Anſicht der Dinge feſt, welche alles gethan findet, wenn nur der formale Rechtspunkt im Reinen iſt, und welche wähnt mit dem Civilprozeſſe die Welt regieren zu können. Der aus dieſer verkehrten und ſtumpfen Anſicht und Handlungsweiſe entſtehende und ſich in jedem Augenblicke aufs Neue wiederholende Schade iſt unermeßlich. Die Gemeinden ermangeln in ſolchem Falle der intelligenten Leitung und Aufmunterung zum Nachtheile ihres Geſammtvermögens und des Wohles der Einzelnen. In der Bezirksverwaltung herrſcht Gleichgültigkeit und Nichtvollziehung der etwa beſtehenden vernünftigen Geſetze und höheren Anordnungen, während vielleicht die formelle Aufſicht und die Perſonenpolizei auf eine widrige und leer geſchäftige Weiſe die Zeit des Beamten ausfüllt. Bei den höheren Stellen iſt keine Einſicht deſſen, was Noth thut; keine Fähigkeit zur Auffindung der Mittel, welche beſtehenden Uebeln abhelfen könnten; keine Vorausſicht künftig erſt drohender Mißſtände. Anſtatt daß die Regierung auf der Bahn der Verbeſſerungen voranſchritte, die Privaten an ſich ziehend, aufmunternd, belohnend, läßt ſie ſich unter ſolcher Leitung von den Einzelnen den Vorſprung abgewinnen, und häufig wird ſie den Zuruf, zu helfen und zu unterſtützen, nicht einmal verſtehen und befolgen, wenn er auch noch ſo laut von einſichtsvolleren Bürgern, oder von den Ständeverſammlungen an ſie gerichtet wird. Wird ja doch nicht über Verletzung eines Rechts geklagt. Die Folge von dieſem Allen aber iſt ein viel geringerer Grad, nicht nur von materiellem Gedeihen des Ganzen und des Einzelnen, ſondern auch von Anhänglichkeit und Achtung der Unterthanen. — Hier kann nur eine tüchtige, für den Zweck eigens berechnete Bildung der Verwaltungsbeamten helfen. Und man enthalte ſich, auf einzelne Beiſpiele von beſonders talentvollen Männern, welche den Mangel eines ſyſtematiſchen Studiums durch Lektüre oder ausgezeichnet praktiſchen Takt erſetzten, als auf Gegenbeweiſe hinzuzeigen. Ausnahmen gibt es freilich, glücklicherweiſe; allein ſie beweiſen nichts und genügen nicht, eben weil ſie Ausnahmen ſind. Und deßhalb reicht denn

auch zur Beseitigung des Uebels die Forderung, daß der junge Jurist auf der Universität nebenbei auch einige staatswissenschaftlichen Kenntnisse erlangen müsse, weit nicht aus, weil sowohl die Rechtswissenschaft immer mehr ihren ganzen Mann in Anspruch nimmt, als auch die Staatswissenschaften ihr eigenes gründliches Studium erfordern, wenn es fruchtbar seyn soll. — Wie soll es aber, wird man fragen, in jenen Staaten, welche Justiz und Administration durch dieselbe Behörde ausüben lassen, anders gehalten werden? Ist hier nicht Rechtskenntniß durchaus für den Verwaltungsbeamten nöthig? Allerdings hier. Allein solcher Staaten sind nur noch wenige, und auch diese bereiten sich wohl zu einer Aenderung vor, welche nicht nur für einige derselben durch die Grundsätze des konstitutionellen Staatsrechtes über Unabhängigkeit der Richter, sondern mindestens eben so dringend für alle durch die Bedürfnisse der Verwaltung verlangt wird. Es ist somit diese Einwendung nur eine geographisch und eine verübergehend richtige. Für die Mehrzahl der Fälle und bei einem sonst wünschenswerthen Organismus greift sie gar nicht Platz.

Was aber die Verwendung der bloßen Routiniers betrifft, so unterliegt es zwar keinem Zweifel, daß es unter dieser Klasse manchen Mann gibt, welcher, der Ungunst der äußern Lage trotzend, schöne wissenschaftliche Kenntnisse sich zu erwerben weiß, oder bei welchem ausgezeichnetes natürliches Talent den Mangel an systematischer Bildung ersetzt. Es ist ferner nicht zu läugnen, daß solche rein praktische Geschäftsmänner häufig sehr anstellig und brauchbar sind zur Besorgung der gewöhnlichen Geschäfte. Allein mit Letzteren ist es lange nicht immer gethan, und Jene bilden die Minderzahl. Nur allzuoft fehlt es an allen allgemeinen Prinzipien, sowohl bei der formellen Besorgung der Geschäfte, als hinsichtlich des materiellen Handelns. Wo nur das Hergebrachte die Richtschnur des Handelns ist, da kann weder von einem Triebe nach Verbesserung, noch von einer Kenntniß der zu einem solchen Ziele führenden Mittel viel die Rede seyn. Der Standpunkt in Betrachtung des Bestehenden pflegt ein gar niederer zu seyn; denn die tägliche mechanische Arbeit des Geschäftslebens kann keine Ideale schaffen, wie dieß der Wissenschaft möglich ist. Davon nicht zu reden, daß selbst unter den Ausgezeichnetern eine Uebereinstimmung des Handelns nicht denkbar ist, weil Jeder von

andern Vorderſätzen ausgeht, indem keine allgemeine Theorie Richtung und Maß gebend vermittelt. An Männern von ſo geringer Bildung gehen natürlich die Lehren und Erfahrungen fremder Völker ungekannt vorüber; denn es fehlt ihnen ſchon an den Vorbedingungen einer richtigen Auffaſſung. Allerdings will man, im Gegenſatze mit den in der Schreibſtube Aufgewachſenen, gegen die wiſſenſchaftliche Bildung der angehenden Verwaltungsbeamten die Einwendung machen, daß die auf ſolche Weiſe erzogenen jungen Männer zu den doch nothwendigen mechaniſchen Arbeiten ſich zu gut dünken, zu den einfachſten Geſchäften anfänglich zu ungewandt ſeyen. Hierauf läßt ſich aber die Antwort geben, daß zum bloßen Abſchreiben beſſere Kräfte zu verwenden, eine unverzeibliche Sünde gegen den Geiſt iſt, und daß eine wiſſenſchaftliche Bildung keineswegs den vorübergehenden Eintritt in eine Geſchäftsſtube zur Erwerbung der mechaniſchen Gewandtheit ausſchließt, ſondern vielmehr ein ſolcher vor dem Behufe der Univerſität und nach Vollendung des Gymnaſialkurſus als ganz zweckmäßig und wünſchenswerth erſcheint.

Hiermit dürfte ſowohl die Möglichkeit als die Nothwendigkeit eines eigenen vollſtändigen Studiums der Staatswiſſenſchaften für jeden richtig organiſirten Staat erwieſen ſeyn; und waren die Eingangs aufgeſtellten Sätze über den Zweck der Univerſitäten richtig, ſo kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß dieſe — wenn nicht etwa beſondere Ausnahmsgründe geltend gemacht werden können — hiezu die nöthigen Mittel liefern müſſen.

Sind aber etwa ſolche Ausnahmsgründe vorhanden? Wir denken nicht. Es wäre getrennt von dem Univerſitätsunterrichte eine doppelte Einrichtung möglich, nämlich: entweder die Errichtung eigener Lehrinſtitute für die Staatswiſſenſchaften, oder Verbindung dieſes Studiums mit einer der für die privatwirthſchaftlichen Fächer beſtimmten Anſtalten, als z. B. mit einem polytechniſchen oder einem landwirthſchaftlichen Inſtitute. Beide Mittel ertragen aber keine genauere Unterſuchung. Wider die Errichtung eigener Akademien ſprechen ſämmtlich die ſchon ſo oft vorgebrachten Gründe gegen die Trennung der einzelnen Fakultäten. Namentlich würde in dem vorliegenden Falle entweder ein ganz unverhältnißmäßiger und ganz unnöthiger Aufwand an Lehrern verurſacht werden, oder es würde bei deren Verweigerung das doch ſo nöthige Studium mancher philoſophiſchen, geſchichtlichen und mathematiſchen Fächer, ſo

wie der betreffenden Theile der Rechtswiſſenſchaft, unterbleiben müſſen, d. h. die Bildung der Zöglinge einſeitig und ungenügend ausfallen. Da nun, wie bereits oben bemerkt wurde, von einer wiſſenſchaftlichen Unebenbürtigkeit der politiſch-ökonomiſchen Disciplinen keine Rede mehr iſt, und die Verſpottung von Seiten der älteren Fakultäten, namentlich der juriſtiſchen, jetzt die Errichtung jener Kameral-Hohenſchule in Lautern wahrlich nicht mehr veranlaſſen könnte, ſo iſt gar keine Urſache abzuſehen, welche die Aufnahme der ſtaatswiſſenſchaftlichen Disciplinen unter die Lehrgegenſtände der Hochſchule beanſtanden ließe. Vielmehr werden dieſelben ſogar noch für die zunächſt mit andern Studien Beſchäftigten ein nützliches allgemeines Bildungsmittel abgeben. Und da ferner auch in der Perſönlichkeit der Zöglinge kein Grund liegt, warum ſie nicht den übrigen Studirenden angereiht werden könnten, ſo kann man in jeder Beziehung ſich von dem Plane einer eigenen Lehranſtalt nur abwenden. — Die Verbindung mit einer privatwirthſchaftlichen Unterrichtsanſtalt hat auf den erſten Anblick für ſich, daß die künftigen Beamten eine genaue Kenntniß von einem der hauptſächlichſten Produktionszweige erhalten, und ſomit Unterſtützung und Schonung derſelben mit Sachkenntniß vornehmen würden. Allein auch hier fehlte es wieder an dem ſo nothwendigen allgemeinen und rechtlichen Unterrichte. Dieſer würde aber durch die größern techniſchen Kenntniſſe um ſo weniger erſetzt, als ſolche für den Staatsmann in dieſem Detail und Umfange keineswegs nothwendig ſind. Auch iſt es höchſt zweifelhaft, ob überhaupt der rein wiſſenſchaftliche Unterricht, wie ihn das Studium der politiſchen Disciplinen erfordert, ſich an derſelben Anſtalt leicht verbinden ließe mit der ganz andern Richtung und Betreibung der Bildung in einer techniſchen Schule. Deſſen nicht zu gedenken, daß die vielen, bei ſolcher Verbindung zuſtrömenden Zöglinge für den eigentlichen Zweck einer ſolchen Anſtalt leicht ſehr ſtörend ſeyn könnten, ſo daß Zweierlei verdorben, anſtatt gemeinſchaftlich Beides gefördert würde.

Somit bleibt es entſchieden bei der Forderung, daß die Univerſitäten für den Unterricht in den Staatswiſſenſchaften zu ſorgen haben. Dieß kann nun aber wieder auf verſchiedene Weiſe geſchehen: nämlich entweder durch Errichtung einer eigenen neuen Fakultät zu dieſem Zwecke, oder durch Ausdehnung des

Lehrkreiſes einer der alten Fakultäten, wozu wieder entweder die juriſtiſche oder die philoſophiſche auserſehen werden mag. Die Frage, welche von dieſen Einrichtungen die vorzüglichere ſey, iſt zwar von geringerem Belange, als die bisher erörterten; doch iſt ihre Beantwortung keineswegs gleichgültig. — Wir unſeres Theiles ſtehen nicht an, uns unbedingt für die Errichtung *eigener ſtaatswiſſenſchaftlicher* * *Fakultäten* zu erklären.

Vor Allem iſt nicht einzuſehen, warum dieſer Complex von Wiſſenſchaften nicht auch ſeine abgeſonderte Organiſation haben ſoll, wie dieß bei den übrigen Kreiſen von Disciplinen ſchon längſt der Fall iſt? Man wird vielleicht auf die Naturwiſſenſchaften verweiſen wollen, welche ebenfalls ein geſchloſſenes Ganzes ausmachen und doch kein ſelbſtſtändiges Gremium von Lehrer haben, ſondern den andern Fakultäten zugetheilt ſind. Wir bemerken, daß wir dieſes ſchon längſt für einen Uebelſtand und eine Folgewidrigkeit halten, und daß ſomit, weit entfernt, von hieraus einen Schluß auf die gleichmäßige Zerſplitterung und Unterordnung der Staatswiſſenſchaften gelten zu laſſen, wir vielmehr auch für die Naturwiſſenſchaften eine eigene Fakultät verlangen. Die Vermehrung der hergebrachten Zahl kann kein Hinderniß ſeyn. Nach welchem unwandelbaren Geſetze müſſen denn gerade nur *vier* Abtheilungen der Lehrer an einer Univerſität ſtattfinden? Auch der Umſtand kann nicht hinderlich ſeyn, daß Staatsrecht und Völkerrecht eben ſo gut zu den Rechtsdisciplinen gehören. Entweder mag der Lehrer dieſer Fächer in beiden Fakultäten zu gleicher Zeit ſitzen, oder es kann, auf größern Univerſitäten, ohne allen Schaden und Ueberfluß jeder der zwei Fakultäten ein eigener Publiziſt zugetheilt ſeyn. Die doppelte Beziehung des Kirchenrechtes zu der Theologie und zur Rechtswiſſenſchaft iſt doch auch kein Hinderniß der Trennung dieſer Fakultäten. Allein es iſt nicht einmal genug an dieſen bloß negativen Gründen. Die Bildung einer eigenen Fakultät hat mehr als Einen bedeutenden poſitiven Nutzen. Einmal hebt ſie das Daſeyn

* Nicht *ſtaatswirthſchaftlicher*. Der Kreis der in Frage ſtehenden Wiſſenſchaften begreift nicht bloß die ökonomiſchen, ſondern auch die rechtlichen, geſchichtlichen und die eigentlich politiſchen Disciplinen. Und es iſt nicht einmal ein Grund vorhanden, jene auch nur als die Hauptſache zu bezeichnen.

eines eigenen geschlossenen Studiums am bestimmtesten heraus. Es wird dadurch vielfaches Schwanken und Umhertappen vermindert, für Manchen sogar der Wissenschaft erst der Stempel der scientivischen Legitimität aufgedrückt. Zweitens aber ist einleuchtend, daß die Organisation und Vollständigkeit des Lehrplans, die Wahrung der speziellen Interessen des Studiums und seiner Angehörigen, namentlich die Besetzung der Stellen, ferner, daß die Ertheilung der akademischen Grade, die Vornahme der Prüfungen, wo solche vorgeschrieben ist, viel ungestörter und folgerichtiger vor sich geht, als wenn die Betheiligten einem oder gar mehreren fremdartigen Lehrerkreisen zugewiesen sind. Und zwar wolle man wohl bemerken, daß derselbe Vortheil, welchen eine Trennung für die staatswirthschaftlichen Fächer zur Folge haben muß, eben sowohl den juristischen oder philosophischen Disciplinen zu Gute kommt, welche durch die Verbindung eben so wenig in ihrem wahren Gedeihen gefördert werden. Ungleiches zu verbinden ist immer ein Fehler; eine Absonderung des Gleichartigen läßt es erst in seiner Eigenthümlichkeit erstarken und blühen. Als thatsächliche Bestätigung der Zulässigkeit und Richtigkeit der Trennung berufen wir uns auf die Beispiele von Tübingen, München und Würzburg, wo nirgends ein Nachtheil verspürt wird. — Unter diesen Umständen ist es völlig überflüssig, zu untersuchen, ob es besser ist, wenn bei einer Verbindung mit anderem die Staatswissenschaften der juristischen, oder wenn sie der philosophischen Fakultät zugetheilt sind, wie jenes z. B. auf den Schweizer Universitäten, dieses in der Regel auf den deutschen der Fall ist. Beides taugt weniger als die Trennung; bei Beidem ist ein die Nachtheile ausgleichender Nutzen nicht zu finden.

Vielleicht ist es nun an der Stelle, dem allgemeinen Grundsatze einige Bemerkungen über das Nähere der Einrichtung einer staatswirthschaftlichen Fakultät beizufügen. Wir werden uns dabei vor allzugroßen Forderungen hüten und die Erfahrung immer zu Rathe ziehen.

Natürlich ist hier vor Allem nothwendig, daß man den Zweck der staatswissenschaftlichen Fakultät scharf auffasse, und namentlich Nichthergehöriges entschieden entferne. Als hauptsächlichster praktischer Zweck wurde oben die Bildung der Verwaltungsbeamten anerkannt. Auf dessen Erfüllung sind denn auch die einzelnen

Einrichtungen zu berechnen, was um ſo leichter und unzweifelhafter geſchehen mag, als die an den Mann vom Fache gehenden Forderungen die weiteſten ſind, und ſomit die Mittel zu ihrer Befriedigung auch mehr als hinreichen für diejenigen, welche das politiſche Studium nur zu ihrer allgemeinen Bildung betreiben wollen, namentlich für die jungen Rechtsgelehrten, welchen allerdings eine encyklopädiſche Bekanntſchaft mit den Saatsdisziplinen beſonders heilſam ſeyn wird. Es könnte ſich höchſtens fragen, ob etwa auf ſolche, welche ſich der diplomatiſchen Laufbahn beſtimmen, beſondere Rückſicht zu nehmen ſey? Allein auch dieß ſcheint zu verneinen; theils weil ſelbſt in den größten Reichen, geſchweige denn in kleinern Staaten, die Zahl ſolcher jungen Männer viel zu klein iſt, um eigene Anſtalten zu rechtfertigen; theils weil ſie durch paſſende Wahl aus den Vorleſungen der juriſtiſchen und der ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultäten ihre wiſſenſchaftliche Bildung wohl vollenden können. Am entſchiedenſten hat man ſich aber vor dem Fehler zu hüten, die ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät auch für Techniker einrichten zu wollen, ſey es nun für die ſeiner Zeit in Staatsdienſten zu verwendenden, wie Bergmänner, Forſtbeamten, ſey es für ſolche, welche auf eigene Rechnung Gewerb und Fabriken betreiben wollen. Für ſolche ſind entweder polytechniſche Schulen oder ſpezielle Lehranſtalten, wie Berg- und Forſtakademien, vorhanden. Für die ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät paßt ſolcher Unterricht ſchon ſeinem Inhalte nach nicht, denn er bezieht ſich nicht auf den Staat als Mittelpunkt. Sodann würde die Ausdehnung des Lehrerperſonals viel zu groß, um nicht mannigfache Verwicklungen herbeizuführen. Die Art des Unterrichts, welcher für die Techniker zum bedeutenden Theile in praktiſchen Uebungen beſtehen muß, würde einen Umfang von materiellen Anſtalten erfordern, welcher mit den Verhältniſſen einer Univerſitätsſtadt nur ſelten vereinbar ſeyn dürfte. Auch iſt keineswegs zu überſehen, daß die Vorbildung der meiſten dieſer Techniker ſich mit dem Schnitte des akademiſchen Unterrichts ſchwer vertrüge. Natürlich iſt damit nicht geſagt, daß nicht ſolche Techniker, wenn ſie entweder das Bedürfniß einer allgemein wiſſenſchaftlichen Bildung haben, oder wenn ſie ſich außer ihrem Gewerbefache auch noch formell zu Staatsdienern bilden wollen, die Univerſität und beſonders die ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät vor oder nach ihrer ſpeziellen

technischen Bildung besuchen könnten oder dürften. Es ist dieses sogar bei manchen derselben, so z. B. den für den höheren Forstdienst Bestimmten, sehr wünschenswerth. Nur ist die staatswissenschaftliche Fakultät nicht für ihre Fachstudien einzurichten. Wir legen bedeutendes Gewicht auf das richtige Verständniß dieses Punktes, weil wir aus Erfahrung wissen, daß gerade hierüber manche Unklarheit obwaltet. — Kehren wir nun aber nach Abweisung des Fremdartigen zu dem eigentlichen Zwecke zurück, so finden wir bei näherer Betrachtung allerdings, daß die Verwaltung des Staates in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen zerfällt, nämlich in die Polizei- und in die Finanz-Verwaltung. Da nun diese keineswegs ganz die nämlichen Kenntnisse bei ihren Organen fordern, so muß auch zwischen den Studirenden der Staatswissenschaft unterschieden werden, je nachdem sie für die Polizei oder für die Finanzen sich bestimmen, Regiminalisten oder Kameralisten sind. Dieser Unterschied geht aber nicht so tief, daß daraus zwei verschiedene, ganz getrennte Studienkreise und eine doppelte Aufgabe für die Fakultät entstünden. Der Hauptstamm der Begriffe und Kenntnisse ist für beide derselbe; nur einzelne Vorlesungen werden mehr für die Einen, andere hauptsächlich für die Andern berechnet seyn und passen müssen. Es ist ein ähnliches Verhältniß wie bei den medicinischen Fakultäten, welche Aerzte und Wundärzte nebeneinander zu bilden haben, ohne daß sie oder ihre Zuhörer deßhalb in ganz verschiedene Abtheilungen zerfielen.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, wird es uns nicht schwer werden, zu bestimmen, welche Zahl von Lehrstühlen und welche Arten von Instituten für eine vollständig ausgerüstete staatswissenschaftliche Fakultät erforderlich sind. Auch wird sich eine allgemeine Skizze des Studienplans leicht entwerfen lassen.

Die Zahl der Lehrstühle kann nicht unter sechs seyn, und es ist sogar wünschenswerth, daß einige weitere besetzt werden, falls die tauglichen Männer dazu gefunden werden können. Von den sechs unentbehrlichen werden vier von den eigentlichen Staatswissenschaften in Anspruch genommen; wenigstens zwei verlangen die privatwirthschaftlichen Vorträge. Jene aber sind: ein Lehrstuhl für das öffentliche Recht in seinem ganzen Umfange; ein Lehrstuhl

für politiſche Oekonomie, natürlich einſchließlich der Finanzwiſſenſchaft; ein Lehrſtuhl für Statiſtik und politiſche Geſchichte; endlich ein Lehrſtuhl für die poſitiven Verwaltungsgeſetze des betreffenden Staates und die Vergleichung mit den Legislationen anderer Staaten. Die unentbehrlichen Stellen für die privatwirthſchaftlichen Fächer ſind eine für Technologie, die andere für Landwirthſchaft und Forſtwirthſchaft. Iſt es möglich, vollkommen brauchbare Lehrer zu finden, ſo iſt eine Stelle für Straßen- und Hochbauweſen und eine zweite für Handelswiſſenſchaft ſehr nützlich.

Wir rechtfertigen dieſe Forderungen im Allgemeinen und im Einzelnen, und zwar ſowohl was wir verlangt, als was wir als überflüſſig übergangen haben.

Im Allgemeinen möchte es zuerſt auffallen, daß, trotz des kaum gegen die Verbindung mit privatwirthſchaftlichen Lehranſtalten Vorgebrachten, nun dennoch mehrere Lehrſtühle für Vorträge über privatwirthſchaftliche Fächer verlangt werden. Wir ſind hier keineswegs in einem Widerſpruch mit uns ſelbſt. Einen deutlichen Begriff von dem Betriebe aller Hauptgattungen von Gütererzeugung muß der Verwaltungsbeamte nothwendig haben; denn wie wollte er ſonſt die Bedürfniſſe und Streitpunkte recht verſtehen, wie die Staatsunterſtützung mit Verſtand und Nutzen verleihen, wie überhaupt ſchützen und helfen? Allein alles dieſes ſelbſt arbeiten und machen braucht er keineswegs zu können. Der Unterricht, welchen wir für ihn in techniſcher Beziehung verlangen, iſt ſomit ganz anderer Art, als er für künftige Techniker gegeben werden muß. Einerſeits nämlich genügt es für ihn an bloß encyklopädiſchen Ueberſichten, und es iſt weder von einer Belehrung über das Detail, noch weit weniger aber von praktiſchen Uebungen und von Erwerbung manueller Fertigkeit die Rede; andererſeits müſſen dieſe privatwirthſchaftlichen Vorleſungen einer ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät eine beſtändige Rückſicht auf die politiſche und volkswirthſchaftliche Seite der Gewerbe haben, ſie müſſen, um Vollgraff's Ausdruck von den antiken Völkern zu parodiren, eine „ſtaatlich-centripetale" Richtung haben. Ein ſolcher Vortrag würde natürlich dem Techniker nicht genügen, umgekehrt aber der für dieſen vortrefflich ſich eignende Unterricht durchaus nicht paſſen für den künftigen Beamten. Nicht nur wäre das Meiſte für dieſen überflüſſig und ſomit nur Zeitverderb, ſondern er würde auch aus der

großen Masse das, was gerade ihm zu wissen noth thut, nur mit Mühe und unklar herausfinden. Daher kann zwar von keiner gemeinschaftlichen Bildung die Rede seyn, wohl aber muß Jeder in *seiner* Art gebildet seyn. — Eine zweite Einwendung allgemeiner Bedeutung haben wir vielleicht darüber zu erwarten, weil wir außer für das *öffentliche* Recht keine andere Lehrstellen für Rechtsdisciplinen verlangen. Wir setzen allerdings deren Studium voraus, nur glauben wir in Beziehung auf sie lediglich auf die juristische Fakultät verweisen zu können. Um deren Nachbarschaft nicht zu verlieren, haben wir uns hauptsächlich gegen eine von der Universität abgesonderte Errichtung einer politischen Lehranstalt erklärt. Bei weitem in den meisten Rechtsfächern, deren Studium auch für die Verwaltungsbeamten nöthig ist, macht die Verschiedenheit der künftigen Bestimmung keinen Unterschied in der jetzigen Auffassung; und wenn etwa da oder dort, z. B. bei den Prozessen, eine kurze Uebersicht genügt, so wird sich ein Lehrer der Juristenfakultät zur Ertheilung einer solchen Encyklopädie wohl finden.

Was nun aber das Einzelne hinsichtlich der aufgeführten Fächer betrifft, so könnte man vorerst vermissen, daß kein Lehrstuhl für die Polizeiwissenschaft verlangt werde, als welche doch einen Haupttheil des Studiums ausmache. Wir sind aber der Ansicht, daß mit diesem Fache, dessen Vortrag doch nicht allein einen Mann beschäftigen würde, entweder der Staatsrechtlehrer oder der Nationalökonom unbedenklich beauftragt werden kann. — Auf die Frage, ob wir Landwirthschaft und Forstwirthschaft für so verwandt erachten, daß wir sie Einem Mann zu übertragen vorschlagen, erwiedern wir, daß dieß unserer Ansicht nach nicht der Fall ist, daß aber kaum eine andere Möglichkeit bleibt, wenn nicht zwei zum Theil unbeschäftigte Lehrer bestellt werden wollen. Die Schwierigkeit, einen Mann zu finden, welcher beiden Fächern gewachsen ist, kann, mannigfacher Erfahrung gemäß, nicht als unüberwindlich betrachtet werden. Jedenfalls kann die Regierung, im Falle eines bevorstehenden Bedürfnisses, einen jungen Mann besonders aufmuntern zu dem nöthigen doppelten Studium. Ganz entbehrt werden kann übrigens keines von beiden Fächern, denn wenn die Verwaltungsbeamten auch nicht selbst Waldungen und Landgüter zu bewirthschaften haben (was übrigens auch der Fall gelegentlich seyn kann), so haben sie wenigstens solche Verwaltungen

zu beaufſichtigen und zu kontroliren. — Eine weit größere Schwierigkeit bietet die Beſetzung der Stellen für die Verwaltungsgeſetzgebung, für die Baukunſt und die Handelswiſſenſchaft dar. Daß ſie alle drei wichtig und zur Abrundung des Studiums nothwendig ſind, bedarf ſchwerlich eines Beweiſes. Von der Kenntniß der vaterländiſchen Geſetze verſteht es ſich von ſelbſt. Die Beaufſichtigung und Anordnung der Bauweſen aller Art, für welche der Staat ſo große Summen ausgibt, und deren gute oder ſchlechte Ausführung von ſo weſentlichem allgemeinem Intereſſe iſt, liegt häufig dem Verwaltungsbeamten ob. Offenbar iſt eine geordnete Kenntniß und eine Belehrung über die gewöhnlichen landesüblichen Fehler und Betrügereien von weſentlichem Nutzen für ſie und für den Staat. Kenntniß des techniſchen Theils des Handels aber gehört ſich für den vollendeten Finanzmann und Polizeibeamten, ſo gut als eine Ueberſicht über die Urproduktion und über die Gewerbe. Nun wird es aber bei allen drei Fächern in der Regel ſchwer ſeyn, Männer zu finden, welche die erforderliche praktiſche Erfahrung mit der für den akademiſchen Vortrag nöthigen formellen Bildung vereinigen. Und wenn je ein ſolcher Mann vorhanden iſt, ſo fragt ſich, ob er nicht im Alter oder in der Geſchäftslaufbahn bereits zu weit vorgerückt iſt, um noch Profeſſor werden zu können und zu wollen. Bei dem Fache der Verwaltungsgeſetzgebung iſt ſogar noch der weitere Uebelſtand, daß eine gleichzeitige und gleichmäßige Erfahrung im Finanzdepartement und im Miniſterium des Innern ſelten genug bei demſelben Mann ſtattfinden, und doch von der Errichtung zweier Lehrſtühle nicht wohl die Rede ſeyn kann. Hier iſt nun wohl zu unterſcheiden. Für die Verwaltungsgeſetzgebung muß unter allen Umſtänden ein Mann unter den jüngern Beamten gefunden werden, und ſollte er ſich erſt hierzu auf Veranlaſſung des Staats ausbilden. Kann er nicht in den ſämmtlichen Zweigen des Dienſtes gerechten Forderungen entſprechen, ſo kann vielleicht einer der Amtsgenoſſen die fehlenden mehr oder weniger paſſend übernehmen. Vielleicht, aber auch nur vielleicht, findet ſich in der Univerſitätsſtadt ein tüchtiger praktiſcher Beamter, welcher mit einem dieſer Lehrzweige beauftragt werden kann. Der mannigfache unglückliche Erfolg ſolcher Verſuche wird künftig, wenn erſt materiell und formell wiſſenſchaftlich gebildete Verwaltungsbeamte herangezogen ſind, ſich

günstiger gestalten können. Die Besetzung der beiden andern Fächer aber hängt wohl davon ab, ob sich zufällig der tüchtige Mann findet, und ob er zur Uebernahme geneigt ist. Am seltensten wird sich dieser doppelte Zufall wohl ereignen bei der Handelswissenschaft. Glücklicherweise mag diese Stelle von allen noch am leichtesten entbehrt werden, weil der Handel leichter für sich allein und ohne Beihülfe der Regierung zu sorgen weiß.

In Beziehung auf Sammlungen sind keine großen Forderungen zu machen. Die Staatswissenschaften erfordern zu ihrem Verständnisse kein Versinnlichungsmaterial. Die privatwirthschaftlichen Hülfsfächer aber können sich zur Erreichung des hier vorliegenden Zwecks mit einem technologischen Modellkabinet begnügen. Da bei der Forst- und Landwirthschaft es sich nicht von der Erwerbung manueller Uebung und eigener Erfahrung, sondern nur von allgemeiner Kenntniß und Uebersicht handelt, so bedarf es auch keiner eigenen Bewirthschaftung von Wald oder Grundstück, sondern es genügen verständig geleitete Exkursionen. Da und dort kann die Modellsammlung nachhelfen; eben so der allgemeine botanische Garten der Universität.

Einen ganz im Einzelnen ausgeführten Studienplan für die Zuhörer einer staatswissenschaftlichen Fakultät wird man ohne Zweifel hier nicht verlangen. Es ist auch ein solcher in völlig allgemeiner Gültigkeit nicht zu entwerfen, da von der Anordnung des Geschäftsumfanges der verschiedenen Verwaltungsstellen und deren innerer Organisation, welche doch in den einzelnen deutschen Ländern weit von einander abweichen, Manches im Einzelnen wieder abhängt. Allein im Allgemeinen dürften nachstehende Sätze wohl eine Prüfung aushalten. Daß das Studium der künftigen Beamten des Ministerium des Innern, der sogenannten Regiminalisten, und das der Finanzbeamten in manchen einzelnen Punkten von einander abzuweichen hat, liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als daß es von einer gemeinschaftlichen Grundlage ausgehen muß. Als beiden gemeinschaftlich nothwendig betrachten wir aber — abgesehen von der jedem Studirenden zu empfehlenden allgemeinen Bildung — von den Lehrfächern der staatswissenschaftlichen Fakultät selbst: das Studium der Statistik und der politischen Geschichte, der sämmtlichen privatwirthschaftlichen Fächer, welche bei der Fakultät vorgetragen werden, der

Nationalökonomie, des öffentlichen Rechtes; von den Lehrgegenſtänden der juriſtiſchen Fakultät aber: die Rechtsphiloſophie, eine Einleitung in das gemeine bürgerliche Recht, die ausführliche Theorie des Partikularrechts, eine Ueberſicht über die Prozeſſe. Den Regiminaliſten abgeſondert würden wir rathen: Polizeiwiſſenſchaft, Erläuterung der poſitiven vaterländiſchen Polizeigeſetzgebung, Strafrecht und Kirchenrecht; den künftigen Finanzbeamten dagegen: die ſämmtlichen finanzwiſſenſchaftlichen Vorleſungen und die poſitiven Finanzgeſetze. In beiden Fällen werden drei wohl angewendete Jahre zureichen; kann weitere Zeit zugegeben werden, ſo iſt ſie, namentlich von Regiminaliſten, allerdings mit großem Nutzen auf größere Gründlichkeit und Selbſtſtändigkeit des Wiſſens zu verwenden.

Man ſieht, es handelt ſich von unerſchwinglichen Opfern weder für den Staat, noch für den Einzelnen. Von jenem mag für weniger, als ihm die falſche Leitung eines einzigen der täglich vorkommenden Verwaltungsgeſchäfte Nachtheil bringen kann, die ganze Einrichtung ein Jahr lang unterhalten werden. Und bedenkt man, wie viel geiſtiges und materielles Wohl von einer geſchickten und gebildeten Adminiſtration in einem ganzen Lande erzeugt und gefördert, von einer unwiſſenden und trägen aber verſäumt werden kann, ſo verſchwindet der öffentliche Aufwand für ein umfaſſendes und gründliches Studium der Staatswiſſenſchaften völlig. Selbſt ein kleinerer Staat hat das Intereſſe und die Mittel, ein ſolches anzuordnen. Wie viel mehr gar große Staaten und ſolche, welche ihre hauptſächliche Stütze in der Güte ihrer Verwaltung ſuchen. Was aber die Einzelnen betrifft, ſo wird von ſolchen, welche ohne eigene Einrichtung für die Staatswiſſenſchaften das Rechtsſtudium als Vorbereitung für ein Verwaltungsamt gewählt hätten, gar kein weiterer Zeit- oder Geldaufwand verlangt. Diejenigen freilich, welche ſonſt ihren Weg durch die Schreibſtuben aufwärts genommen hätten, müßten zu Vollendung ſolcher Studien ein Opfer bringen. Allein nicht nur ſcheint dieß keineswegs eine unbillige Forderung bei der Sicherheit des deutſchen Verwaltungsdienſtes, ſondern es dürfte auch die Folge haben, daß eine größere Anzahl von Männern von höherer geſellſchaftlicher Herkunft ſich der adminiſtrativen Laufbahn widmen, was wir in mehr als Einer Beziehung für die Sache förderlich finden müßten. Natürlich ſind

wir weit davon entfernt, zu glauben, daß durch einen beſſern theoretiſchen Unterricht künftig alles Fehlerhafte an Dingen und Perſonen verbeſſert, alles Mangelnde ergänzt werden werde. Außer dem Wiſſen gehört hiezu auch das Wollen, und dieſes wird nicht vom Profeſſor eingetrichtert. Allein unzweifelhaft kommt auch das Wollen ſehr oft mit der Einſicht. Eine gründliche Bildung hebt auch den Charakter und veredelt die Ideen. Sich des Wiſſens zu berauben, heißt ſomit auf die Möglichkeit eines vollkommenen Zuſtandes in mehr als Einer Richtung verzichten, und umgekehrt.

Wenn dem aber ſo iſt, warum wird ſo wenig nach dem einfach Vorliegenden gehandelt? Die auch in dieſer Beziehung ſo ausgezeichnete Karls-Akademie in Stuttgart, die erſte Hochſchule, welche eine eigene „ökonomiſche" Fakultät beſaß, iſt längſt aufgehoben. Ihrem Beiſpiele aber iſt wenig nachgelebt worden. Mit Ausnahme der beiden bayriſchen Hochſchulen in München und Würzburg, der württembergiſchen Landes-Univerſität, und des, unſerer Anſicht nach im Plane nicht richtig konſtruirten, Inſtitutes in Eldena bei Greifswalde hat keine deutſche Univerſität noch eine ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät. Die größeren preußiſchen Hochſchulen, ſo reich ausgeſtattet in allen andern Beziehungen, entbehren nicht nur der organiſchen Einrichtung, ſondern faſt jeder Gelegenheit zum umfaſſenden Studium der Staatswiſſenſchaften. Da und dort iſt ſogar nur Ein Mann für alle politiſchen Disciplinen ſammt ihren Hülfsfächern beſtellt. Wie kann dieſer möglicherweiſe ſeine Aufgabe gewältigen? Und wie genügen jene andern berühmten Sitze der deutſchen Gelehrſamkeit, Göttingen, Leipzig, Heidelberg u. ſ. w. dem Bedürfniſſe? Wir geben gerne zu, daß ſie einzelne ſehr ausgezeichnete Männer beauftragt haben mit Vorträgen über Staatswiſſenſchaften. Rau nimmt unzweifelhaft die erſte Stelle ein unter den deutſchen Nationalökonomen, und Dahlmann hatte vom Staatsmanne mehr, als in der Regel auf dem Katheder getroffen wird. Allein vereinzelt können ſelbſt ſolche Männer nicht das Nöthige leiſten; denn es iſt nichts Organiſches, Ausgeſchiedenes, Umfaſſendes angeordnet. Wir glauben deßhalb nicht, daß uns nur individuelle Vorliebe zu der Anſicht bringt, es könne hier noch viel Gutes gethan werden, und zu dem Wunſche, es möge bald und allgemein geſchehen. Durch eine

allgemeine Errichtung von ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultäten an ſämmtlichen deutſchen Univerſitäten würden dieſe letzteren eine weitere Begründung in den befriedigten Bedürfniſſen der Nation erhalten, noch mehr Eindruck machen durch die Maſſe in ihnen vereinigten Kenntniſſe, und noch entſchiedener die ohnedieß weit dürftiger ausgeſtatteten Hochſchulen anderer Länder überragen.

Hätte man aber vielleicht die Furcht, durch Förderung des Studiums der politiſchen Wiſſenſchaften noch mehr Oppoſitionsmänner ſelbſt zu bilden und die Kannegießerei zu fördern? Nichts könnte ungegründeter ſeyn, als eine ſolche Beſorgniß. In keinem menſchlichen Verhältniſſe führt wirkliche und volle Bildung auf Abwege, wohl aber thut dies Unwiſſenheit und Halbwiſſerei. So denn auch in der Beurtheilung der Staatsangelegenheiten und der Regierungshandlungen. Wo iſt gegenwärtig, ſo fragen wir, der Hauptſitz der unvernünftigen Widerſetzlichkeit gegen die Staatseinrichtungen, wo der Sitz unbegründeten Mißtrauens und des unſeligen Wahnes, daß Tugend und Vaterlandsliebe nur in einer feindlichen Geſinnung gegen alle beſtehenden ſocialen Geſtaltungen beſtehe? Unleugbar in den mittlern und untern Klaſſen der Städter, deren halbe Bildung durch falſche Gläſer ſieht und keiner Belehrung und Erfahrung irgend zugänglich iſt. Aber wahrlich, der Verwaltungsbeamte, welcher das Geſammtgebiet der Staatsthätigkeit deutlich und ſyſtematiſch überſieht, die ungeheuren Forderungen und die beſchränkten Mittel kennt, unſere Zeit mit den früheren, unſere Zuſtände mit denen anderer Länder vergleicht, welcher weiß, was er will und ſoll, ein ſolcher Mann iſt von unvernünftiger und ungerechter Tadelſucht, von unbeſtimmten Wünſchen und thörichten Planen entfernter und vor ihnen geſicherter, als irgend ein anderer Staatsgenoſſe. Allerdings wird, ſo iſt wenigſtens zu hoffen, ſein Ideal vom Staatszuſtande durch die wiſſenſchaftliche Bildung geſteigert werden; er wird nicht Alles, was iſt, bloß weil es iſt, unverbeſſerlich finden; er wird ſich im Gefühle ſeiner Bildung auch gegenüber von Höhern und Vorgeſetzten ſeines Werthes und ſeiner Aufgabe bewußt bleiben. Allein in alle dem iſt nicht entfernt Gefahr für den Staat und die Regierungen. Man befrage doch nur die Erfahrung. Sind nicht unter allen Ständen gerade die Verwaltungsbeamten, trotz ihrer jetzt noch oft mangelhaften Bildung, am wenigſten von unerlaubter

und verkehrter Unruhe erfaßt? Dieß aber iſt ſicher zum größten Theil ihrer beſſern Einſicht in Staatsangelegenheiten zuzuſchreiben. Erhöhte und ſyſtematiſirte Kenntniß wird hier nur vermehren und kräftigen.

Uebrigens wünſchen wir nicht mißverſtanden zu werden. Wir ſind nämlich keineswegs der Anſicht, daß der Beſuch der Univerſität zur unerläßlichen Bedingung der Bekleidung eines Verwaltungsamtes gemacht werden möge. Nicht nur verſteht ſich von ſelbſt, daß eine ſolche Vorbereitung für eine große Anzahl von ganz untergeordneten Stellen, beſonders im Finanzdienſte, lediglich überflüſſig und zeitverſchwendend wäre, und daß ſolche zu allen Zeiten Männern übertragen werden können, welche nur die erſten Elementarkenntniſſe inne haben; ſondern wir möchten auch für die höheren Stellen, bei denen es ſich von Einſicht und Gedanken, nicht bloß von ſtrengem Vollzuge im Einzelnen handelt, das akademiſche Studium nicht als Zwang anordnen. Bei den jetzt überall angeordneten ſtrengen und umfaſſenden Prüfungen kann ſich der Staat bei jedem Dienſtkandidaten zur Genüge von Kenntniſſen und Fähigkeiten überzeugen. Wo und wie aber derſelbe zu ſeiner Bildung gelangt iſt, falls er ſie nur beſitzt, iſt völlig gleichgültig. Wenn alſo auch nach Beſtellung leichter und ſicherer Gelegenheit zur Erlangung einer vollſtändigen theoretiſchen Bildung der Eine oder der Andere glaubt, durch bloßes Privatſtudium ſich bilden zu können, ſo verſuche er es immerhin. Der Erfolg wird ſchon ausweiſen, wie weit es ihm wirklich gelingen kann. Und ſicher wird ſich ſehr bald an der Hand der Erfahrung die allgemeine Ueberzeugung bilden, daß zu einem vollſtändigen und gründlichen Studium der Staatswiſſenſchaften der regelmäßige Beſuch einer Hochſchule eben ſo förderlich, wenn ſchon nicht unerläßlich nothwendig, iſt, als dieß ſchon längſt anerkannt iſt für die Bildung des Theologen, des Arztes und des Rechtsgelehrten. Wir ſind ferner noch weniger der Anſicht, als ſolle nicht in konſtitutionellen Staaten der Weg gerade zu den erſten Stellen in der Verwaltung über die ſtändiſche Rednerbühne führen. Iſt doch die Berufung der ausgezeichneteſten Talente zur Leitung der Staatsangelegenheiten gerade einer der unzweifelhafteſten Vortheile dieſer Regierungsform, welcher manche Nachtheile und Unbequemlichkeiten erſetzen muß. Und daß man den durch Rednergabe, Kenntniſſe

und Geiſtesgegenwart im Ständeſaal Herrſchenden, ehe er ſich auf der Miniſterbank niederlaſſen darf, nicht erſt nach ſeinem alten Prüfungszeugniſſe von der ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät befragen kann und wird, iſt klar. Er hat ſich auf andere Weiſe, und wahrlich genügender, ausgewieſen, mag er nun bisher den Degen geführt, ſein väterliches Gut bewirthſchaftet, als Richter oder Rechtsfreund ſeinen Verſtand an Rechtsfragen geſchärft haben. Er kann der Mann der Nothwendigkeit geworden ſeyn, ohne daß er je eine Hochſchule beſuchte. Allein der auf ſolche Weiſe zu beſetzenden Stellen ſind nur wenige; für die große Menge der Aemter bleibt immerhin der regelmäßige Dienſtgang. Und wer wird am Ende läugnen wollen, daß auch ſolche, welche ſich durch das Gefühl von Talent, durch Neigung und äußere Stellung zur parlamentariſchen Laufbahn hingezogen fühlen, es in den meiſten Fällen, und ſehr mit Recht, nicht verſchmähen werden, in ihren Bildungsjahren die dargebotene Gelegenheit eines ſyſtematiſchen Unterrichtes in dem politiſchen Wiſſen zu benützen? Es ſey ein Gleichniß geſtattet. Die Feldherrn werden freilich nicht bloß durch den Unterricht über Strategie in der Militärſchule gebildet. Hoche, Soult und Ney ſaßen nie auf den Bänken einer ſolchen Anſtalt, und Mancher, welcher Jahre lang darin war, taugt am Ende kaum zum Hauptmann einer Kompagnie von Halbinvaliden. Den Profeſſor ſelbſt hätte man vielleicht nicht einmal dazu brauchen können. Allein hat man gehört, daß der Unterricht Davouſt geſchadet? iſt er dem großen Imperator ſelbſt im Wege geweſen?

Ueber die Kaltwasser-Heilmethode.

(Von einem Nichtarzt.)

Nachdem der enthusiastische Lärm einerseits, und die fanatische Verfolgung andererseits, welche die Kaltwasserkuren und Kaltwasser-Heilanstalten hervor gerufen haben, zur Ruhe zu kommen und einer ruhigen Prüfung und gewissenhaften Beobachtung Platz zu machen begonnen hat, dürfte es an der Zeit seyn, über das bisher Geleistete, so wie über die zu hoffenden Erfolge der neuen Heilmethode für einen größern Kreis des gebildeten Publikums Einiges zur Verständigung mitzutheilen. Der Verfasser gibt die folgenden Bemerkungen als Frucht vielfacher Erfahrung und Beobachtung an sich und Andern, während und nach einem vielmonatlichen Aufenthalt in einer Kaltwasser-Heilanstalt, dem er Unendliches zu danken hat. Zu Feststellung und Berichtigung seines Urtheils diente die Lektüre schlechter und guter Wasserschriften, an denen er die Extreme zu vermeiden lernte. Er würde sich glücklich schätzen, durch das Folgende ein Kleines dazu beizutragen, daß eine für die ganze Generation so höchst wichtige Angelegenheit gebildeten Lesern auf ansprechende Weise nahe gelegt würde.

Zwei Bemerkungen sind es vor Allem, welche sich bei Betrachtung der Kaltwasserkuren aufdrängen. Sie tragen nämlich den Stempel unserer Zeit, welche ein beachtenswerthes Streben nach der Einfachheit der Natur in sich beherbergt, und die Bevormundung der Laien, des Volkes, der Masse nicht mehr dulden zu wollen scheint.

Unsere Zeit fühlt es, daß die Menschheit unter der Last der Jahrhunderte zusammenbrechen würde, wenn sie die ungeheure

Maſſe von Erübrigungen aus der Vergangenheit und Gegenwart nicht zu ordnen, zu ſichten, auf ihren einfachen Werth und Zweck zurückzubringen ſuchte. Und das im Leiblichen wie im Geiſtigen. In Wiſſenſchaft und Kunſt, in der Technik, im Leben und in ſeinen Genüſſen iſt nicht das Maſſenhafte, nicht die Menge der Größen Zweck und Ziel, ſondern an das Kleine Großes, an das Einfache und Natürliche eine Fülle von Beziehungen und Erfolgen zu knüpfen, mit einem Worte jenes weiſe Geſetz der Sparſamkeit, das die Natur in ihren reichen Wirkungen anwendet, auch den menſchlichen Zwecken und Bedürfniſſen einzuordnen, das iſt eine nicht zu verkennende Triebkraft der Gegenwart. Nur dadurch wird ſie auch der Zukunft ein erſprießliches Vermächtniß hinterlaſſen. Statt Revolutionen werden nur ruhig ſich fortentwickelnde Reformen möglich und nothwendig bleiben.

In Beziehung auf die diätetiſchen und mediziniſchen Lebenskreiſe, die uns hier zunächſt liegen, kamen nach einander Mäßigkeitsvereine und Homöopathie, und zuletzt die Waſſerkuren mit dem Anſchein, ja mit dem Verſprechen, das Beſtehende umzuſtürzen, eine Revolution in jenen Kreiſen zu bewerkſtelligen. Sie haben das Einfache, Naturgemäße auf ihre Panner geſtickt, und enthuſiaſtiſche Vorkämpfer pflanzten dieſe im Geiſte ſchon über den Trümmern einer alten Welt auf. Allein die Abſtraktion Rouſſeau'ſcher Rückkehr zur Natur iſt vorüber, nicht rückwärts, ſondern vorwärts liegt das Ziel. Dennoch haben jene beiden erſten einſeitigen Verſuche viel, ſehr viel ſchon gethan. Die Mäßigkeitsvereine haben in weitern und engern Kreiſen die Aufmerkſamkeit auf den Segen einer einfachern, natürlichern Lebensweiſe gewendet. Daß aber die alte Medizin eben das Prinzip der Einfachheit aus der Homöopathie mehr und mehr mit Erfolg ſich anzueignen weiß, iſt eine eben ſo bekannte als erfreuliche Thatſache. Einen noch größern Einfluß wird die Waſſer-Heilmethode ausüben, welche diätetiſch und mediziniſch jenes Prinzip mit aller Energie und Konſequenz auch bis zur Einſeitigkeit verfolgt. So weit ſie einſeitig iſt, hat ſie in der Zeit ihr Beſtehen und Vergehen, aber je geſunder, kräftiger und gewichtiger der Kern iſt, den dieſe Methode in ihrer Mitte trägt, deſto umfaſſender werden ihre Wirkungen auf eine innerliche Umgeſtaltung, auf eine weſentliche Reform jener Lebenskreiſe ſeyn.

In der Vereinfachung, die ſie erſtrebt, hat die Kaltwaſſer-Heilmethode auch den nächſten Anlehnungspunkt an jene andere Zeitrichtung. Was von Hippokrates bis auf Schönlein in tauſenden von Folianten Scharfſinniges und Tiefgelehrtes über Geſundheit, Krankheit und Heilung niedergelegt iſt, bleibt bislang dem nichtärztlichen Publikum verſchloſſen, wie der Giftſchrank der Apotheke. Keine Kunſt und keine Wiſſenſchaft vermochte ſich ſo zu verſchanzen und jedes Eindringen von außen abzuhalten. Dem Volke zwar mußte die Medizin ſeine Hausmittel laſſen und den Gebildeten mußte ſie mit der Zeit durch ſparſame Mittheilungen einen Köder hinwerfen. Aber dem Leben wußte dieſe Wiſſenſchaft nicht wie die andern Reſultate zu geben, weil ſie ſelbſt noch zu keinem Reſultat gekommen iſt. So lange das noch nicht geſchehen iſt, darf ſie freilich nicht aus der Schule plaudern, um ihrer und des Publikums willen. Nie könnte es gerathen ſeyn, dieſe ungeheuern Maſſen des Wiſſens und Wollens und Könnens vor ungelehrten Augen auszubreiten, denen der Baum dieſer Erkenntniß nur noch mehr ein Baum des Verderbens werden müßte. Aber es kann nicht fehlen, daß auch dieſe ſeit Jahrtauſenden aufgeſtapelten Schätze mehr als bisher, wenn auch nicht in gewöhnlicher Art, zum Gemeingut werden. Innerhalb ihrer ſelbſt iſt gerade in den letzten Dezennien in jeder Beziehung der entſchiedenſte Fortſchritt zu dem Ziele gemacht worden. Chemie und Phyſiologie haben mehr geleiſtet, als jemals, um Ueberſicht, Harmonie und Einheit in die Wiſſenſchaft zu bringen. Man hat ſich über die wichtigſten Prozeſſe mehr und mehr verſtändigt, und aus der unendlichen Zerſplitterung will ſich ein Ganzes bilden, Hand in Hand mit der fortſchreitenden Erkenntniß des leiblichen Lebens als eines geſchloſſenen Organismus. Aber faſt ſcheint es, als ob ſich eine im Leben ſo häufige Erſcheinung auch hier wiederholte. In die eigenen Kreiſe vertieft, findet der Blick Alles, nur das nicht, was er ſucht. Er tritt heraus, und wie durch einen Zauber ſtellt ſich alsbald dem befreiten Auge das punctum saliens dar. Wie nun, wenn der freie ſcharfe Blick eines außer den enggeſchloſſenen Kreiſen der Wiſſenſchaft ſtehenden Laien zufällig auf dieſen Punkt gefallen wäre, und nun der Wiſſenſchaft ſelber den Augpunkt gegeben hätte, in den ſie ihre Kreiſe und Linien einfach und harmoniſch könnte auslaufen laſſen? Wie, wenn der Geiſt der Zeit durch dieſen

glücklichen Mann ſeine Anſprüche auf Gemeinſamkeit und Oeffentlichkeit ſich auch von dieſer Wiſſenſchaft, wie ſie es von allen andern that, erobern laſſen wollte? Und wenn es jetzt noch nicht geſchehen iſt, daß, wie vor fünfzig Jahren die lettres de cachet im Staate, ſo die in der Medizin, die verhängnißvollen Rezepte, abgeſchafft ſind, wird das in noch fünfzig Jahren geſchehen ſeyn? Doch ehe wir an die Zukunft denken, betrachten wir Gegenwart und Vergangenheit näher.

Daß Laien ins Handwerk pfuſchen, hat die Aerzte am meiſten in Allarm gebracht. Und ſie haben Recht auf ihrem Standpunkt. Ganz und gar ſehen wir ab von der materiellen Bevortheilung, welche nur kleinen, verächtlichen Seelen den Ausſchlag in ihrer Betrachtungsweiſe geben könnte. Aber es muß gerade der tüchtige, gewiſſenhafte Arzt jeden Griff in ſeinen Beruf für um ſo unſtatthafter erklären, als nur die gemeſſenſte Vorſicht, die umſichtigſte Beſonnenheit ihn ſelbſt einigermaßen über das Zufällige in ſeinem Wirken erheben kann. Die meiſten Arzneimittel ſind, wenn ſie nicht unter jenen Vorausſetzungen gegeben werden, Gift für den kranken Körper, dem ſie ohnehin im Innerſten fremd und zuwider ſind. Mit vollem Recht iſt alles Quackſalbern von Staats- und Polizeiwegen verboten; mit vollem Recht wird in und außerhalb der Apotheke von einem gewiſſenhaften Arzte jede Unbefugtheit gerügt und verfolgt.

Aber etwas Anderes ſcheint es zu ſeyn mit dem Waſſer. Da iſt ein einiges und einfaches Mittel, an und für ſich dem Körper nicht fremd und zuwider, ſondern ein weſentliches Element für das Beſtehen alles Lebendigen. An ſich alſo etwas Naturgemäßes, wendet es ſich einfach an die Natur, an ihre Lebens- und Heilthätigkeit, welche es nicht künſtlich alteriren, ſondern einfach unterſtützen und fördern will. Schon hieraus erklärt es ſich, warum durch Laien vermöge dieſer Methode ſchon ſo viel gethan worden iſt, und warum ſie ſich wohl auch fernerhin dieſe Heilweiſe nie ganz aus den Händen winden laſſen werden. Waſſer gibt es einmal überall und kann nie und nirgends unter das Siegel der Fakultät, unter das Schloß des Arzneikaſtens gelegt werden. Der Standpunkt hat ſich alſo geändert, und die Gefahr iſt bei Anwendung des an ſich unſchädlichen Waſſers bei weitem geringer, ja nach den bisherigen Erfahrungen keine im Vergleich mit einer

etwaigen ähnlichen Anwendung der mediziniſchen Mittel von Seiten ungelehrter Laien.

Um ſich vor dem Eindringling deſto eher zu verwahren, ſucht die Medizin der Methode ihre Neuheit zu beſtreiten, indem ſie das Waſſer als einen uralten Beſtandtheil ihrer materia medica darthut. Es iſt wahr, in jeder Zeit finden ſich Spuren von diätetiſcher und mediziniſcher Anwendungsweiſe des Waſſers. Bekannt iſt die Verehrung des Waſſergottes bei den Chaldäern, des Nylfluſſes bei den Aegyptern. Herkules, der Gott der männlichen Kraft, iſt der Beſchützer der Bäder, und läßt auf alten Münzen einen Strahl Waſſers aus dem Rachen eines Löwen auf ſich ſprühen, und bei Gottesdienſten goß man Waſſer über ſeine Statue. Spartaner, Scythen, Macedonier badeten kalt, ſelbſt ihre Frauen nach der Niederkunft. „Alles Waſſer wäſcht das Meer hinweg," hieß es, und Pindar ſingt: ἄριστον το ὕδωρ (Waſſer iſt das Beſte). In der ganzen alten Mythologie iſt ja Waſſer das Prinzip der Erzeugung, Belebung — Aphrodite, die Göttin der weiblichen Schönheit, iſt die Schaumgeborne.

Allbekannt iſt, wie große Verehrer vom kalten Waſſergebrauch die alten Römer waren. Selbſt der weiche Auguſtus verließ ſeine Pelze und Teppiche, um auf den Rath des Antonius Muſa durch den innern und äußern Gebrauch des kalten Waſſers von der Schwindſucht zu geſunden. Darauf hin wurde das kalte Waſſer in der vornehmen römiſchen Welt förmlich zur Modeſache. Derſelbe Arzt heilte durch Sturzbäder den Lieblingsdichter des Kaiſers und des damaligen Roms (Horat. ep. 1, 1). Seneka gebrauchte kalte Bäder, ſogar im Winter, und nannte ſich in ſeinem Enthuſiasmus einen ψυχρολουτης (Kaltwaſſerbader).

Die Geſchichte der Waſſerheilkunde (wie die treffliche Schrift Mauthner's über die Heilkräfte des kalten Waſſerſtrahls, und Hirſchel's Hydriatica einen Abriß davon geben) gibt ſehr intereſſante Belege eines vielſeitigen, methodiſchen Gebrauchs des kalten Waſſers, von Hippokrates an bis Galen, der ihm einmal für allemal das Bürgerrecht in der Arzneikunde verlieh. Auch einzelne arabiſche Aerzte benützten dieſes Mittel. Allein das Mittelalter gab ſich mehr und mehr der Scheue vor dem kalten Waſſer hin. Warme Bäder wurden in den Kreuzzügen gegen Ausſatz und weiterhin vor dem Ritterſchlag, am Feierabend, in der Brautnacht gebraucht.

In unserm Deutschland findet Erasmus von Rotterdam bei den niedern Klassen dieselben überheißen Stuben und unsaubern, weichlichen Körper, wie man sie in den meisten Gegenden noch heute trifft.

Der große Paracelsus gab in seinem kühnen System die Grundlage auch für die Wasser-Heilkunde, so fern er auf Physiologie seine Theorie und auf die Naturheilkraft seine Praxis gründete. Von Paracelsus bis auf den genialen van Helmont, dem das Wasser Urstoff aller Dinge war, erscheint eine Reihe von Aerzten, welche vom kalten Wasser die schönsten Erfolge hatten. — Kaiser Maximilian I. rettete sich aber trotz seinen Aerzten, die ihn aufgegeben hatten, durch einen tüchtigen Trunk kalten Wassers, den ihm sein Bedienter heimlich reichte, in einer hitzigen Krankheit vom Tode.

Epoche machte der berühmte englische Arzt J. Floyer, dessen Psychrolusia (1702) für Aerzte und Nichtärzte Anstoß zu umfassender, verbreiteter Anwendung des kalten Wassers wurde. Auch der holländische Börhave that einen tiefen Einblick in die Heilwirkung desselben. Italiener indessen gaben das erste Beispiel von einem großartigen, heroischen Betrieb der Kaltwasser-Heilmethode. Der Pater Bernando Marcade Castrogiane aus Sicilien, der früher Medizin studirt hatte, erregte durch seine um 1724 verübten Wunderkuren auf Malta Aufsehen in ganz Europa. Bemerkenswerth ist, daß bei dieser Gelegenheit Nikolo Crescenzo in Neapel erklärte: „Es ist leicht zu erachten, daß die edle Wasser-Heilmethode nicht sowohl für einen Arzt, als vielmehr für einen Nichtarzt von natürlichem Verstande und guter Fassungskraft geeignet ist. Denn es fällt dem Arzte überaus schwer, seine früh einstudirten Grundsätze auf ein Mal aufzugeben, und dafür Grundsätze anzunehmen, von welchen er nie eine Ahnung hatte, nie einen Wink im Hörsaal erhielt." — Bis zur Charlatanerie trieben diese Methode Todano, medicus per aquam, Sangez aus Raffina, medicus per glaciem genannt, welche Alles durch kaltes Wasser und Eis heilen zu wollen sich anmaßten. — In Frankreich wurde die Anwendung des kalten Wassers im vorigen Jahrhundert sehr allgemein. Geoffroy, als Vorsitzer des medizinischen Kollegiums in Paris, erklärte, daß das Wasser im Allgemeinen gegen alle Krankheiten nützlich, für jede insbesondere spezifisch sey. Es

habe den einzigen Fehler, daß es zu allgemein, zu bekannt, und deswegen zu wenig geachtet ſey. Der durch ſeine populären Schriften unſterbliche Tiſſot pries mit gewaltiger Ueberredungskraft (1761) den Nutzen der kalten Bäder an. — Auch im Norden fand dieſe Anwendungsweiſe volle Anerkennung. Beſonders aber bereitete ſich in Deutſchland die wichtige Epoche, namentlich durch den berühmten Fr. Hoffmann vor, der (1660 — 1742) als glücklicher Praktiker und tüchtiger Schriftſteller die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das kalte Waſſer hinlenkte. Aber das Meiſte haben dafür die Schweidnitzer Aerzte Dr. Sigm. Hahn († 1742) und ſein Sohn Johann Sigm. Hahn († 1773) gethan. Der Letztere empfiehlt das Waſſer in allen ſeinen Formen gegen alle Krankheiten für Alle. Er hat eine Art von Waſſer-Heilkunde geſchaffen und Ungeheures gewirkt. Seitdem wurde das Waſſer nie mehr vergeſſen, Typhus und Cholera, Hufeland und Oertel thaten das ihrige, um ihm in ärztlichen und nichtärztlichen Kreiſen Geltung und Verbreitung zu verſchaffen.

So ekelhaft ſich Oertels Perſönlichkeit herausſtellt, ſo toll ſeine Kapuzinaden über das unſinnige Thema „Trinkt Waſſer im Uebermaß, je mehr, je beſſer, denn Waſſer hilft gegen Alles," ſo groß die Nachtheile des Mißbrauchs und der Uebertreibung ſind, das Verdienſt gebührt ihm, einer guten, einer wichtigen Sache ſeine Kräfte geliehen zu haben. Der Ruhm bleibt ihm, „Verbreiter der Kaltwaſſer-Anwendung in neuerer Zeit geweſen zu ſeyn."

In der Chirurgie iſt die Anwendung des kalten Waſſers ohnehin allgemein, namentlich ſeitdem in den Revolutionskriegen ein elſäßiſches Mittel durch ſeine Verbindung des Waſſers mit Sympathie die Aufmerkſamkeit auf Werth und Wirkung des erſtern gelenkt hat.

So alt und ſo allgemein alſo ſind bei Aerzten und Laien die Heilungen mit kaltem Waſſer. Nichts Neues unter dem Monde. Auch der jetzige Lärm hat nichts auf ſich, wie jede Mode wird auch dieſe nach ſechs, höchſtens zehn Jahren *geweſen* ſeyn, — ſo tröſtet ſich mancher kleine Geiſt. Aber mit dem vornehmen Ablehnen iſt es nicht gethan, und mehr und mehr ſehen wir die Aerzte ſich mit der eigenthümlichen Erſcheinung der Gräfenberger Waſſerkuren beſchäftigen.

Und da zeigt es ſich, daß das kalte Waſſer zwar von jeher auf die verſchiedenſte Art, in allen Formen und Krankheiten ſchen angewendet worden iſt, und mit Vortheil, aber noch nie auf dieſe Weiſe und mit ſolch erſtaunlichem Erfolg. Es zeigt ſich, daß der originelle Geiſt des Vinzenz Prießnitz die verſchiedenen Gebrauchs- und Wirkungsweiſen mit einer Genialität zu vereinigen weiß, daß ſeine Methode als eine durchaus neue, ſelbſtſtändige, originelle erſcheint. Die Natur, der man nicht mit Haken und Schrauben beikommen kann, ſcheint ſomit einem ungelehrten, kaum des Leſens und Schreibens kundigen Laien einen Einblick in ihre tiefſten Wirkungen, in ihre geheimſte Werkſtätte geſchenkt zu haben. Nicht wiſſenſchaftliche Erkenntniß, ſondern ein genialer Takt hat Prießnitz zu Entdeckungen geführt, die, fern von empiriſcher Zufälligkeit, ſich als durchaus rationell für den gelehrten und gelehrigen Beobachter erweiſen.

Es iſt hier nicht am Orte, eine ausführliche Beſchreibung der neuen Methode zu geben. Wer ſich für eine ſpeziellere Darlegung intereſſirt, dem ſind die Schriften von Zeller, Munde, Bergmann, Malzer, Schnitzlein, Mauthner, Hirſchel, Richter, Cläſſen als ſehr empfehlenswerth zu bezeichnen. Aus der Sündfluth der Waſſerliteratur ragen die genannten als die wenigen Gerechten zu wahrem Gewinn für Leben und Wiſſenſchaft hervor. Sie kommen alle darin überein, daß kein gewiſſenhafter Arzt, kein denkender Laie mehr ſeine Aufmerkſamkeit der Prießnitz'ſchen Methode entziehen kann.

Einen überſichtlichen Begriff von den Prinzipien der Waſſer-Heilmethode mögen indeß folgende Andeutungen geben.

Der Körper iſt ein Organismus, eine Einheit von verſchiedenen, einander ergänzenden Thätigkeiten, in deren harmoniſchem Zuſammenwirken die Geſundheit des Körpers beſteht. Tritt eine einzige Thätigkeit oder mehrere aus dieſer harmoniſchen, einheitsvollen Wechſelwirkung heraus, will ſich ein Glied, ein Organ nicht in gehöriger Weiſe dem Ganzen ein- und unterordnen, will es dieſem nicht mehr geben und nicht mehr von ihm nehmen, was ſein iſt, ſo entſteht Krankheit. Die Krankheit iſt die Sünde des Leibes; denn das iſt ja das Weſen der Sünde, daß der Wille des Einzelnen dem allgemeinen göttlichen Willen ſich entzieht, gegenüberſtellt, zuüberzuordnen, alſo die Weltordnung

zu verkehren ſucht. Mit der Ordnung des Ganzen iſt das für ſich Seynwollen des Einzelnen unvereinbar, entweder muß jene oder dieſes aufhören. Auf den Körper angewendet, heißt das: entweder muß er geſund werden oder ſterben. So lange nur ein einziges Glied, ein einzelnes Syſtem von Gliedern und Organen ſich der Harmonie entzieht, tritt der letztere Fall nicht ein; nur wenn der Organismus in allen ſeinen Gliedern oder im innerſten Keim und Weſen ſelber von jener Disharmonie und Unordnung ergriffen iſt, iſt die Auflöſung unvermeidlich. So lange aber dieſes nicht der Fall iſt, kehrt ſich der ganze Organismus dem einzelnen Organe, das ſich ihm entziehen will, mit ſeiner harmoniſchen Lebenskraft zu, und ſucht es ſich wieder zu gewinnen und einzuordnen, indem er die Verkehrung der normalen Thätigkeit aufzuheben und dieſe wieder ihr ſelbſt zurückzugeben trachtet. Dieß iſt die Heilkraft der Natur, d. h. der Inbegriff aller Kräfte der Organiſation, wie ſie ſich gegen die vorhandene Krankheit, gegen die Verkehrung und Verwirrung einer oder mehrerer Kräfte und Organe zuſammennimmt. Vermöge des innigſten Zuſammenhangs des Einzelſten mit der Geſammtheit erſtreckt ſich einerſeits die Störung des Einzelnen auf das Ganze: wenn der entlegenſte, unbedeutendſte Theil meines Körpers erkrankt, ſo bin Ich krank; andererſeits hilft das Ganze wiederum dem Einzelnen, ſich in ſeine eigenthümliche Kraft und Thätigkeit herzuſtellen: wird jenes Glied wieder geſund, ſo werde Ich geſund. Indem ſich die ganze Lebenskraft zuſammennimmt und zu einer Gegenbewegung gegen den Ort, wo der Organismus angegriffen iſt, aufrafft, ſo entſteht jene eigenthümliche Aufregung und Unruhe, jenes Fliehen und Suchen, jenes Schwanken und Ringen, das nicht eher aufhört, bis das Gleichgewicht und die Harmonie wieder hergeſtellt iſt: es entſteht das Fieber. Und ſo ſagt nun die Wiſſenſchaft, wie ſie in einem Schönlein letztlich ihren wichtigſten und tüchtigſten Ausdruck gefunden hat: „Das Fieber, das in der mittlern Stärke jede Krankheit zu beſiegen ausreicht, zu lenken und zu leiten, damit es dieſe mittlere Stärke behalte, oder wenn ſie verloren iſt, ſie wieder herzuſtellen, iſt Grund aller Therapeutik.“

Das Fieber iſt alſo ſelbſt nicht Krankheit, ſondern es bekämpft und beſiegt die Krankheit. Die Fieberhitze macht den Krankheitsprozeß rapider, bringt die Entmiſchung der Säfte in volle

Gährung, das Ungeſunde wird durch ſie mächtiger vom Geſunden ausgeſchieden. So iſt das Fieber entſcheidend, indem es die Ausſcheidung und Entfernung des Entarteten und Verdorbenen im Organismus, die verbrauchten und verdorbenen Materien aus dem Körper mit der ganzen Gewalt der geſteigerten Lebensthätigkeit befördert und beſchleunigt.

Das Geſchäft jenes Ausſcheidens und Ausführens übernimmt die Haut (Schweiß) und die Nieren (Harn). Der geſunde Organismus, das Lebendige iſt in ſteter Reproduktion begriffen, das Leben iſt nie ein ruhiges, unthätiges Seyn, ſondern, wie ſchon Heraklit ſagt, ein fortgeſetztes Werden. Daher die Annahme, daß innerhalb eines Zeitraums von 6—8 Jahren der ganze Körper bis in die letzte Faſer ſich vollſtändig reproducirt und wiedergebiert, ſo daß keine Faſer unverändert und unerneuert bleibt. Die verbrauchten und abgenützten Stoffe ſind todte Maſſe und müſſen, ſollen ſie nicht ſchädlich wirken, aus dem Kreiſe des Lebendigen entfernt werden. Ferner kommt mit Speiſe und Trank, mit der Luft, die wir einathmen, überhaupt von Außen eine Menge von Stoffen, die dem Körper fremd und feindlich ſind, die er nicht ſich aſſimiliren und zu ſeiner Reproduktion verwenden kann; auch dieſe muß er ausſtoßen. Fällt dabei nichts Ungewöhnliches vor, iſt die Maſſe dieſer Stoffe nicht zu groß, ſo entweichen ſie auf unmerkliche Weiſe. Berechnungen haben dargethan, daß durch die luftförmige, unmerkliche Hautausdünſtung täglich ein ungeheures Gewicht von todten Stoffen entfernt wird. Iſt aber der Zuſtand des Körpers irgendwie ungewöhnlich, z. B. einfach größere Bewegung der Muskeln, alſo auch größere Abnutzung derſelben, größerer Verbrauch ihrer Stoffe, ſo hilft ſich die Natur durch ſtärkere, merklichere Ausſcheidungen: die Hautausdünſtung wird förmlicher Schweiß. Iſt aber auch dieſes Vehikel unzureichend für die Maſſe des Stoffes, ſo übernimmt es die Haut in Form von Ausſchlägen und Geſchwüren, denſelben auf die Oberfläche auszuführen.

Auf ſolche Weiſe hilft ſich die Natur in den meiſten Fällen. Hat der Organismus aber nicht die volle Kraft, allein mit der Arbeit fertig zu werden, ſo hat ihm die ärztliche Kunſt zu helfen. Hiebei kommt in Betracht, was Paracelſus ſagt: „Der äußere Arzt iſt nicht Herr, ſondern Diener der Natur, der dem innern Arzte bloß die Waffen reicht, mit denen er gegen die Krankheit

ſtreitet und ſie beſiegt. Niemand wird aus Krankheiten geheilt, es heile ihn denn ſein eigener Arzt in ihm ſelber.“ Daher die goldene Regel: naturam aut serves aut imiteris.

Es kommt nun darauf an, ob der Körper ſelbſt noch die volle Elaſticität beſitzt, um ſeine ganze Thätigkeit gegen den einen Punkt aufzubieten, ob die Funktionen von ihm ſelber gleichmäßig angetrieben werden, um dadurch das einſeitige Streben des erkrankten Theiles: ſich auszudehnen und nach und nach den ganzen Organismus in ſein Verderben hineinzuziehen, zu übertäuben und auszutilgen. Iſt dieſes der Fall, ſo wird ſich die „akute Krankheit“ eben durch das ſie begleitende und bezeichnende Fieber vernichten. Dieſes Fieber hat der Arzt auf ſeiner mittlern Höhe zu erhalten, ſein Geſchäft iſt das servare. Hier iſt das eigentliche Gebiet der ärztlichen Thätigkeit.

Wenn aber die Anſtrengungen des Geſammtorganismus gegen den einreißenden Schaden vergeblich blieben, wenn dieſer dann langſam fortwuchert und zur ſogenannten „chroniſchen Krankheit“ wird, ſo wäre das imitari naturam am Platz. Aber hier findet die ärztliche Kunſt in den meiſten Fällen eine leidige Schranke. Sie kann dann nichts thun, als servare: verbauen, verhüten, daß das Uebel nicht ſtärker werde. Den Heilprozeß der Natur künſtlich nachahmen: Fieber zu erzeugen und ſo den ganzen Organismus in ſeiner vollen und geſteigerten Lebenskräftigkeit gegen den Feind führen, das vermag die Arzneikunde nicht.

Darum iſt es hier zumeiſt, wo ſich die Kaltwaſſer-Heilmethode mit ihren Verſprechungen und Leiſtungen geltend macht. Was kein Mittel in der ganzen materia medica leiſtet, will ſie mit dem einfachen kalten Waſſer vollbringen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Anwendungs- und Wirkungsweiſen des kalten Waſſers. Ueber den verſchiedenen Grad der Kälte, welchen das Waſſer zum Heilzwecke haben müſſe, läßt ſich nichts im Allgemeinen ſagen. Es kommt auf das Individuum an, in welchem Grade es die Kälte zunächſt ertragen kann; nach und nach, durch Gewöhnung darf und kann die Kälte bis zu dem Grade ſteigen, wo es noch eben in tropfbarer Form ſich erhält. Die Kälte als ſolche iſt dem Körper feindlich, deſſen Beſtehen ſich an die Lebenswärme und die ſie erzeugende Thätigkeit knüpft. Der Körper hat ſich alſo gegen die an- und eindringende

Kälte zu wehren. So lange er dieſes vermag, wird er aus dem Kampfe gekräftigt und geſtärkt hervorgehen; denn die Kraft wächſt durch ihre Uebung. Wenn alſo die Kälte *zuerſt* das Leben beſchränkt, und Wärme, Blut, Empfindlichkeit, Thätigkeit in das Innere zurückdrängt, ſo ſammeln ſich hier die Lebensmächte und dringen mit geſteigerter Kräftigkeit wieder nach außen. Statt zu erkälten, erwärmt alſo das kalte Waſſer in ſeiner Nachwirkung. Die Rückkehr des Lebens macht ſich fühlbar durch geſteigerte Empfindlichkeit, durch ein Prickeln, Jucken und Brennen, die Haut gewinnt eine ſtärkere Röthe, es entwickelt ſich mehr *Wärme*, das Blut ſtrömt gegen die Oberfläche, die Abſonderung wird ſtärker, die Haut iſt weich, ſtrotzt von Blut und Säften, duftet und ſchwitzt. So wird Wärme und Leben, welche von der einwirkenden Kälte in ihrer Erſtwirkung unterdrückt wurden, nach geſchehener Rückwirkung (*Reaktion*) nur um ſo größer und energiſcher, je ſtärker der Angriff und die Unterdrückung war. Und dieſes Verhältniß ſteigert ſich noch viel mehr, je raſcher der Uebergang aus der möglich größten Körperwärme in die möglich größte Waſſerkälte geſchieht. Dieſe Erregung und Steigerung des geſammten Organismus iſt unmittelbar eine fieberhafte und heilſame. Indem das Blut nach der Kälteanwendung in vermehrter Stärke und Quantität nach der Hautoberfläche ſtrebt, werden die innern Organe von ihrer Ueberfülle *ſtockender Säfte* befreit. Indem weiter die Nerven der Haut an- und aufgeregt werden, wird die Aufregung der innern Nerven gedämpft, die *krankhaft erhöhte Empfindlichkeit der Nerven-Centralorgane* beruhigt. Ganz beſonders aber wird durch den erhöhten Blutzufluß die *Hautabſonderung* ungeheuer verſtärkt, ſomit durch erhöhte Ausſcheidung die *Entſcheidung* — gerade der ſchwerſten Krankheiten — alſo die heilſame Kriſe erzielt.

Dieſen Erfolg verſpricht die äußere Anwendung des kalten Waſſers in ihren verſchiedenen Formen. (Waſchungen, Eintauchen, Uebergießen, kalte Bäder in Wannen, als Regen, Strahl, feſtanliegende, naßkalte Umſchläge, auf die ganze Fläche oder nur einzelne Theile des Körpers angewendet.)

Es wurde oben bemerkt, daß, je größer die Wärme vor Anwendung der Kälte iſt, deſto größer die nachfolgende Wärme mit ihrer reaktionären Kraft. Dieß iſt *ein* Grund, warum Prießnitz

das Schwitzen dem kalten Bade vorangehen läßt. Dieß iſt das Originelle und Heroiſche an der Methode. Aber da der Schweiß nicht durch äußere Bewegung erzwungen, ſondern durch Einhüllung in wollene Teppiche, durch Einſchließung der entweichenden Körperwärme hervorgelockt wird, bleibt die Lunge ruhig, und ſo mußte der plötzliche Uebergang aus der größten Wärme in die größte Kälte, wofern er nur unmittelbar geſchieht, nach tauſend und aber tauſend Erfahrungen als durchaus unſchädlich ſich erweiſen. Angenehm iſt freilich die Prozedur im Anfang nicht, aber die Gewohnheit und die Sehnſucht, den glühenden Körper im kalten Waſſer zu kühlen, läßt bald und in wenig Wochen den natürlichen Schauder vergeſſen, der ſich wohl nie ganz verlieren kann. Durch dieſes Bad werden obige Wirkungen in vollem Grade erzielt, theils unmittelbar, theils mittelbar, ſofern die ſo wieder geſtärkte Haut den Ausſcheidungsprozeß beim nächſten Schwitzen nur um ſo energiſcher vollführen kann. So verſtärkt das kalte Waſſer in ſeiner äußerlichen Anwendung die Wärmethätigkeit der Haut, und die Wärme der Haut verſtärkt die Wirkung des kalten Waſſers.

Die Wirkung des Schwitzens iſt aber nicht bloß auf die erhöhte Hautthätigkeit beſchränkt, vielmehr erſtreckt ſie ſich auf den ganzen Organismus. Der Körper wird nämlich dadurch in ſeiner eigenen Hitze ausgeglüht, alle Flüſſigkeiten kommen in Gährung, alle Säfte kommen in ein Kochen, wobei das Schlechte und Todte vom Geſunden auf's kräftigſte geſondert, das Verfeſtete und Verſtockte aufgeweicht und in Fluß gebracht wird. Das kranke und das geſunde Leben wird auf den höchſten Grad ihrer Gegenwirkung getrieben, und indem das geſunde die volle Energie gewinnt, das kranke auszuſtoßen, ſteigert und beſchleunigt auch das letztere ſeine Thätigkeit und ſeine Produktion, bis ſich dieſe erſchöpft, der Krankheitskeim ſich zum Ende ſeiner Erzeugungen gebracht, und ſo ſich recht eigentlich zu Tode gearbeitet hat.

In dieſen Aufruhr der innern Elemente, in dieſen glühenden Kampf von Leben und Tod gießt nun das innerlich genoſſene kalte Waſſer ſich wie Oel ins Feuer. Die Organe ſelber kräftigt es in und zu dem Kampfe durch ſeine Kühlung und Erfriſchung; zu jenem Gähren und Kochen aber und zur Ausführung der todten Stoffe bildet es das nöthige Vehikel. Daher zum Baden und

Schwitzen, als nicht minder weſentlicher Beſtandtheil der Waſſerkur, reichlicher Genuß reinen, weichen, friſchen Waſſers. Nicht im Uebermaaß; aber bei einem ſo bedeutenden Säfteverluſt durch die, alle gewöhnlichen Begriffe überſteigende Menge des Schweißes, iſt eine Mittelzahl von 20—25 Schoppen, ſo ſehr das gegen das hergebrachte Vorurtheil iſt, für die Tage der Kur nicht zu viel.

Bei ſolcher Anwendung und durch ſolche Wirkungen des kalten Waſſers iſt es denn dieſer Methode möglich geworden, einerſeits in akuten Krankheiten das von ſelbſt ſich einſtellende Fieber zu regeln und zum Heile zu wenden, und ſo Kriſen zu fördern mit einem Mittel, das, wie ein geiſtreicher Arzt (Dr. Cläſſen in ſeiner trefflichen Schrift: Wahres und Falſches in der ſogenannten Waſſerheilkunde) nicht verſchweigt, unſchuldiger und energiſcher iſt, als die meiſten Mittel der gewöhnlichen Heilkunſt. In chroniſchen Krankheiten aber weiß dieſe Methode die Natur in Erzeugung der Fieber nachzuahmen, und ſo ihre erlahmte Lebens- und Heilthätigkeit anzuſpornen und zu fördern; ein Erfolg, der dieſer Methode wenigſtens das Recht der Ebenbürtigkeit mit der bisherigen ärztlichen Kunſt und Wiſſenſchaft verſchaffen muß.

In akuten Fällen heilt man auf dieſe Weiſe ſchnell und ſchneller als durch manche der gewöhnlichen Mittel, jedenfalls aber ohne den großen Nachtheil der meiſten Medizinkuren, ohne die langen Nachwirkungen der überſtandenen Krankheit. Da iſt keine Schwächung und keine Herabſtimmung, keine unnatürliche Reizung und Steigerung, ſondern das Fundament der Heilung iſt Kräftigung des Geſammtorganismus, Herſtellung und Belebung der geſchwundenen Kraft im Ganzen, damit dieſe nun die wiedergewonnene Spannkraft gegen das Einzelne herſtellend und heilend bethätige. Und es iſt auffallend, wie ſchnell dieſe Kräftigung gewöhnlich vor ſich geht; einige Wochen, ja Tage können hinreichen, um die zuſammengeſunkenſten Jammergeſtalten aufzufriſchen und aufzurichten. Man muß das ſelber mit anſehen, an ſich und Andern, um einen vollen Begriff davon zu bekommen.

Zu Hebung chroniſcher Krankheiten bedarf es freilich auch einer langen Zeit und einer großen Ausdauer. Jahrelange Uebel, angeerbte Leiden können nicht nur ſo weggewaſchen werden. Man muß die Wiedertaufe und Wiedergeburt, die nicht leicht ausbleiben

wird, wenn die Bedingungen dazu vorhanden ſind, abwarten können. Im Hinblick auf den hier allein möglichen Erfolg mag man denn ſchon die Opfer und die Beſchwerden vergeſſen, welche ein ſo langer — vielmonatlicher, ja mehrjähriger — Aufenthalt in einer Kaltwaſſer-Heilanſtalt erheiſcht.

Zu Heilung hartnäckiger Uebel iſt letzterer unumgänglich. Die Kurart iſt an ſich mit viel Entbehrung und Unannehmlichkeit verbunden; dieſe aber wird, wie der Verfaſſer auch aus eigener Erfahrung weiß, doppelt beſchwerlich, wenn man die Kur für ſich zu Hauſe und in gewohnter Umgebung braucht. Kein Hausweſen wird ſich die Unruhe, Mühe und Störung wünſchen, welche die Kur mit ſich bringt. Die Entſagungen werden viel peinlicher und es erfordert eine viel größere Feſtigkeit, um auszuharren, wenn aus der Umgebung tägliche und ſtündliche Reizungen, Unterbrechungen und Störungen, ja Geſchäfte ihre pſychiſchen und phyſiſchen Einflüſſe geltend machen. Sodann wird es viel ſchwieriger, Regel und Strenge in Bezug auf die Diät feſtzuhalten. Es iſt dieß ein wichtiger Punkt, und ſo wichtig, daß Manche, wie Dr. Schnitzlein, die Kur vorzugsweiſe als eine diätetiſch wirkende bezeichnen. Indeſſen iſt ſie doch bloße, obgleich weſentliche Vorausſetzung der Kur. Vom Körper ſollen alle ſchädlichen, aufregenden, reizenden Stoffe fern gehalten, dagegen ihm nur einfache, geſunde, leicht verdauliche Speiſen zugeführt werden, damit er leicht und bald die nöthige Kraft und Belebung zu Vollführung ſeines Heilgeſchäftes erhalte. Daher werden Säuren, fremde, zu reizende Gewürze, Gegohrenes, überhaupt das eigentlich Pikante von der Koſt ausgeſchloſſen. Ebenſo würden warme und hitzende Getränke, Wein, Kaffee, Thee, Chokolade, dem Zwecke der Kaltwaſſerkur wenigſtens lähmend und verzögernd entgegenſtehen. All dieſem aber in gewöhnlichen Lebenskreiſen dauernd zu widerſtehen, iſt eine Aufgabe, der nicht Jedermann gewachſen iſt. Endlich iſt die unmittelbare Nähe des Arztes zu Rath zu That immer wünſchenswerth, ganz beſonders nothwendig aber zur Zeit der Kriſen. Dieſe nämlich treten mit einer Schnelligkeit und Stärke auf, welche die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit in der Behandlung erheiſcht. Gewöhnlich befindet man ſich in der erſten Zeit der Kur in einem faſt glückſeligen Zuſtande. Noch nie war es dem Körper und Geiſt leichter und wohler; das Leben gewinnt bei der genannten Anwendungsweiſe

des friſchen Waſſers, bei der einfach guten Koſt, bei dem reichlichen Genuß der freien, friſchen Luft eine nie gefühlte Spannkraft; der Appetit iſt wunderbar geſteigert, die Verdauung geht energiſcher von Statten; die Sinnesorgane ſind geſchärft, jeder Muskel ſchwillt von Kraft, jedes Wirkungsvermögen verlangt thätig zu ſeyn; es erhebt ſich ein Uebermuth des Lebens und der Thatkraft, der ſich ſelbſt nimmer genug thun zu können glaubt. Das ſind die Flitterwochen.

Aber indem man in ſeiner Heiterkeit bereits am Ziele der Kur zu ſtehen glaubt, fängt ſie erſt recht an. Wenn es Einem am wohlſten iſt, beginnen die Tage, von denen wir ſagen: ſie gefallen uns nicht. Da merkt man die Rieſenkraft des Elements, und wenn die Fieberaufregung in voller Gährung iſt, fühlt man, was es heiße, wenn Waſſer und Feuer ſich miſchen. Verfaſſer dieſes iſt in ſeinem Leben nicht ſo krank geweſen, und würde es vielleicht nie geworden ſeyn, als während einiger Monate ſeiner Waſſerkur. Zum Glück ſind dieſe Kriſen ſelbſt von kurzer Dauer; in einigen Tagen kehrt gewöhnlich ſchon wieder Kraft und Heiterkeit vermehrt zurück. Und eben dieſe zunehmende Kräftigkeit des äußern und Freudigkeit des innern Menſchen fördert begreiflicherweiſe beſonders eine ſchleunige und entſchiedene Heilwirkung. Unter dieſen Umſtänden iſt alſo die Nähe des Arztes, wie die Entfernung jeder auch noch ſo gut und freundlich gemeinten Störung doppelt wünſchenswerth. Hat man doch ſogar in einer entfernten Waſſerheilanſtalt die liebe Noth, all die ängſtliche Theilnahme der Angehörigen und Befreundeten zu beſchwichtigen; wie peinlich wird ſie vollends, wenn man in täglicher Berührung damit zu ſtehen hat. Dagegen iſt es gerade die Umgebung, an der man ſich in der Heilanſtalt am beſten wieder aufrichten kann. Man ſieht, wie ſchlecht es Andern gegangen, und wie gut es ihnen jetzt geht; ſie ſelber kommen nicht mit dem Jammer, den die Unkunde der Vorgänge vermehrt, ſondern, weil ſie in dergleichen Dingen erfahren ſind, willkommen zu Rath und That entgegen. Und mancher Spaß, manche Laune durchkreuzt dieſes recht eigentlich humoriſtiſche Waſſerleben, um das Beiſammenſeyn bei allem Ernſt und Eifer zu einem recht heitern und jovialen zu machen.

Man hat die Kaltwaſſerkuren gerne ſchon mit den Badekuren zuſammengeſtellt. Allein beide haben durchaus nichts mit

einander gemein, weder in Bezug auf Art und Weiſe, noch auf Dauer des Gebrauchs, noch viel weniger aber in diätetiſcher Beziehung. Dem Genuß und Vergnügen zu lieb geht gewiß Niemand in eine Waſſerheilanſtalt. Luxusbäder können dieſe nie werden. Und die harte Nothwendigkeit der innern und äußern Verhältniſſe macht einem Jeden ſo viel mit ſich ſelber zu ſchaffen, die Gebrauchsweiſe iſt für Jeden wieder eine ſo beſonders zu modifizirende, daß die Geſelligkeit am allerwenigſten mit der bei den Badekuren zu vergleichen wäre. Ja, wir ſind auch zu Tanz und Spiel gegangen, aber wenn die Propfen der Champagnerflaſchen flogen, und die Köpfe den feſten Boden unter ſich zu vergeſſen anfingen, ließen wir Amphibien Gottes friſches, klares Waſſer in unſeren Gläſern perlen. Wir ſind in Geſellſchaft gegangen zu Bier und Wein, und ſprachen unſerm Kruge Waſſer, den ein gefälliger Wirth ſeinen Waſſergäſten zu einem Kreuzer verabreichte, luſtig in die Wette zu. Man hat die Gefahr der Uebertreibung, welche aus dem Wetteifer der Kurgäſte in Waſſerheilanſtalten entſtehen könnte, gegen letztere als Grund angeführt. Aber ſie iſt eine ſehr ſeltene, ja ſie wird weit aufgewogen durch die Erfahrung und den Rath, durch die Beiſpiele und Vorfälle, die von Seiten früherer und gleichzeitiger Gäſte ebenſo zu Warnung, als zu Ermunterung entgegenkommen. Dagegen könnten Fälle genannt werden, welche die Gefahr einer Uebertreibung bei einer Kur zu Hauſe, wo nicht einmal der Rath erfahrener Mitgäſte die zufällige Abweſenheit des Arztes erſetzen kann, als eine bei weitem größere darthun.

Aus den oben angeführten Gründen der Diät, in weiteſter Beziehung, iſt die Errichtung in kleinen oder großen Städten nachtheilig. Die Nähe großer Städte ſelbſt wirkt nachtheilig, indem ſich dann durch Beſuche, Gaſthofsſcenen, Vergnügungen der Städter ganz das frühere Leben wiederholt, eine Umſtimmung, Abſonderung und Entfernung vom gewöhnlichen Treiben nicht möglich iſt. Denn zu dieſer Kur gehört ein förmliches Hineindenken und Vertiefen in die Behandlung, ein feſter, konſequenter Glaube und Wille; mit einem Worte, es muß dem Arzt und Patienten Ernſt ſeyn mit der Heilung und Herſtellung der Geſundheit, welche eines neuen feſten Grundes und Bodens bedarf.

Durch all die genannten Beziehungen iſt eine Vergleichung der Kaltwaſſer-Heilanſtalten mit den Krankenhäuſern nahe gelegt. Die Bequemlichkeit und Vollſtändigkeit der Errichtung, die Nähe des Arztes, die reine Hingebung an den Kurzweck in jeder Beziehung müſſen für den Erfolg der Waſſerkuren günſtig ſeyn, wie bekanntlich die glücklichen Reſultate der Spitalbehandlung, trotz mancher Ungunſt der Umſtände, namentlich in Epidemien, um viele Prozente die der Privatbehandlung überwiegen. Für die Wiſſenſchaft ſelbſt aber gewähren ſie eben denſelben Vortheil der Vielſeitigkeit der Erfahrung, der Leichtigkeit der Beobachtung, der Zuverläſſigkeit und Selbſtſtändigkeit der Thatſachen und Reſultate. Und ſo ſind dieſe Anſtalten der Ort, wo ſich die Aerzte mit der Heilweiſe und ihren Ergebniſſen genau und umſtändlich bekannt machen, wo ſie einen praktiſchen Kurſus durchmachen können, um für Theorie und Praxis die nöthige Umgeſtaltung und Ergänzung zu erzielen.

Gerade das, daß die neue Heilweiſe ſich ſogleich nach einem eigenen feſten Grund und Boden umgeſehen hat, in dem ſie frei und ſicher einwurzeln konnte, ſcheint für die innere Triebkraft zu zeugen, welche nicht bloß ein Blühen und Verblühen, ſondern einen wirklichen Ertrag von bleibenden Früchten für Wiſſenſchaft und Leben verſpricht. So können die Waſſerheilanſtalten in der That Bildungsanſtalten für die Schule und das Leben werden. Zunächſt für jene. Vorher müſſen die Aerzte ſich mit der Sache einlaſſen, Wahres und Falſches unterſcheiden und ſichten, und demgemäß die Sphäre der neuen Wirkſamkeit beſtimmen. Es iſt ihr Recht und ihre Pflicht, die Sache aus den Händen der Laien zu nehmen, denen die Vorausſetzungen zu Ausübung des Heilgeſchäftes fehlen, und unter denen es keinen zweiten Prieſnitz gibt.

Und je tüchtiger die Männer vom Fache ſind, deſto ernſter nehmen ſie es mit der Sache. Nach den bisherigen Ergebniſſen zu ſchließen, dürfte es nicht mit dem leichten Geſchäfte abgethan ſeyn, ein neues Gewicht auf die Heilwirkung des Waſſers zu legen und die Rubrik ein bischen auszuſtäuben, in welcher bisher dieſes Mittel verlegen iſt.

Der Kategorie der Mittel ſcheint ſich das kalte Waſſer ſchon darum zu entziehen, weil es ebenſo diätetiſche als heilende Wirkung

hat. Darum steht es einzig da. Jedes andere Mittel hat diesen oder jenen Zweck, jede andere genießbare Substanz hat diese oder jene spezielle Wirkung, das Wasser dagegen ist nichts Spezielles, es ist ein allgemeines, ein nothwendiges Element alles Lebens. Vier Fünftheile vom Gewicht einer jeden organischen Materie kommen auf seine Rechnung. Zur Erhaltung des Lebens ist es unentbehrlich. Dieses selbst ist ja nie ein ruhiges Seyn, sondern ein stetiges Werden; daher die Gesundheit selber nichts als die augenblicklich siegreich vollzogene Thätigkeit der Lebenskraft gegen die innern und äußern Feinde, also nichts als eine stetig und fortwährend überwundene Krankheit. So leuchtet ein, daß dasjenige, ohne welches das Leben in seiner normalen Bekämpfung des Feindes, d. h. im sogenannten gesunden Zustand nicht seyn kann, gerade für den krankhaften Zustand, wo der Feind wirklich eingedrungen ist, und mit doppelter Kraft zurückgeschlagen werden muß, nur um so unentbehrlicher und energischer seyn wird. Ist aber das Wasser kein spezifisches Mittel gegen und für spezielle Zustände und Bethätigungen des Körpers, so kann man es auch kein Universalmittel nennen. Dieser letztere Begriff ist ohnehin ein sich selbst widersprechender; denn das Mittel kann nur im direkten Verhältniß zu seinem Zwecke gedacht werden. Ein einzelnes, besonderes Mittel kann nur einen einzelnen und besondern Zweck haben. Darum müßte ein Universalmittel eine Zusammensetzung aller einzelnen Mittel seyn, welche — das eine für dieses Glied, das andere für jenes Organ ꝛc. — einen Heilzweck haben.

Wie gesagt, der Selbsterhaltungstrieb und das Erhaltungsgeschäft des Lebens ist eines und dasselbe in Gesundheit und Krankheit. Dort geht das Geschäft ruhig und harmonisch von Statten, ohne irgendwo im Organismus stärker, als es im Wesen und in der Natur desselben liegt, in Anspruch genommen zu werden. Hier aber stößt das Erhaltungsgeschäft auf ein Hinderniß in dem einen oder andern Organ; entweder von innen oder von außen hat sich eine feindliche, nach Vernichtung des Lebens strebende Macht niedergelassen. Um jenes Hinderniß wegzuräumen, hat es also einer doppelten oder mehrfachen Kraftäußerung nöthig. Was es zu seinen einfachen, normalen Aeußerungen fähig gemacht hat, reichliche Nahrung und verhältnißmäßiger Genuß von Wasser (äußerlich und innerlich), das wird es auch zu der größern, mehrfachen Bethätigung,

in größerer Maſſe genoſſen, befähigen. Daher erſtreckt ſich in der Kur das Waſſer und ſeine Anwendung in Schwitzen, Trinken und Baden auf den ganzen Körper, weil der ganze Körper einen größern Kraftaufwand in ſeinen Funktionen bethätigen muß, und wie vom Ganzen aus der Ueberſchuß auf den einzelnen Theil, wo die Hemmung ſtattfindet, ſich hinrichtet, damit ſo der Feind ausgeſtoßen werde, ſo ſucht die Waſſer-Heilmethode nach und neben der Behandlung im Ganzen auch dem einzelnen Theil durch Theilbäder, Ueberſchläge ꝛc. näher beizukommen. Alſo gilt es nicht, verſchiedene Mittel anzuwenden in verſchiedenen Fällen, ſondern das dem Ganzen und ſomit auch ſeinen einzelnen Theilen zur Erhaltung von Natur angemeſſene Element nach der Verſchiedenheit der einzelnen (erkrankten) Theile zu benützen und zu verwenden. Eben darin iſt Prießnitz ſo groß. Mit bewundernswürdigem Scharfſinn verfolgt er den Heilgang der Natur, um an jedem Orte, in jedem einzelnen Falle ihrer Heil- und Selbſterhaltungskraft die nöthige Aushülfe und Stärkung zu geben. Auf ſolche Weiſe wird es erklärlich, wie bis jetzt nicht leicht eine Krankheitsform nach dieſer Methode ungeheilt geblieben iſt. Nicht das kalte Waſſer heilt, ſondern es belebt, erregt, kräftigt den innern Heilprozeß, durch den der Selbſterhaltungstrieb der Natur ihr Leben gegen die feindlichen Angriffe auf die Harmonie des Organismus vertheidigt und rettet. Daher müſſen denn auch die erklärteſten Gegner zugeſtehen, daß in der ganzen materia medica ſich kein Mittel finde, welches erfahrungsgemäß in ſo vielerlei Krankheitsformen Heilung gewirkt habe. Wenn wir daher mit Laien nicht bloß, ſondern auch mit gewichtigen ärztlichen Autoritäten dem kalten Waſſer die Kraft zuſchreiben, dem Körper in ſeinem Kampfe gegen alle möglichen Formen ſeiner Erkrankung zum Sieg zu verhelfen, ſo geben wir dabei Zweierlei zu bemerken.

Für's Erſte kommt es auf die Individualität des Kranken, auf die Dispoſitionen der Konſtitution und des Alters, auf den Fortſchritt und die Stärke des Uebels an, ob die Heilkraft der Natur noch ſo ſtark angeregt werden kann, daß ein Erfolg zu hoffen iſt. Sodann kommt es auf die Geſchicklichkeit und Ausdauer des Arztes an, dem Körper beharrlich auf ſeinen ſchwächſten Seiten beizukommen, und das kalte Waſſer immer am rechten Orte und

zur rechten Zeit anzuwenden. Absolut unheilbar kann für diese Methode wohl nur der eigentliche organische Fehler seyn.

Aber nun eine weitere Bemerkung in Bezug auf die Ausschließlichkeit dieser Methode. Daß bis jetzt dieselbe behauptet wird, wird zu ihrer schnellern Durchbildung nur förderlich seyn. Aber es ist durchaus nicht einzusehen, warum nicht die wirklich bewährten Arzneimittel neben der Behandlung mit Wasser ihren Werth behalten sollten. Es gibt hundert Zufälle, wo das Wasser zu langsam und zu wenig unmittelbar wirkt; da ist noch immer Raum genug für passende Anwendung der Arznei. Der Enthusiasmus der Wasserfreunde hat freilich auf einmal das ganze alte Reich des Aeskulap in Wasser untergehen lassen wollen. Das darf man ihnen nicht so übel nehmen. Wer nach jahrelangem Leiden und Mediziniren von den Aerzten aufgegeben, zuletzt bei dieser Methode das edelste aller irdischen Güter, Gesundheit, und mit ihr Heiterkeit und Lebenslust wieder gewonnen hat, der mag sich von seiner Begeisterung schon ein wenig über das Reich der Wirklichkeit hinausreißen lassen. Und vollends die Aerzte sollten z. B. einem gewissen H. Rausse, der im Sturm und Drang seiner Begeisterung den Mund freilich etwas gar zu voll nimmt, die Freude schon gönnen, ihre Arzneien schlechtweg Gift und sie selber Giftmischer zu nennen. Indessen wäre es wohl möglich, daß noch manches Mittel über Bord geworfen würde; es ist ja nicht das erstemal, daß in den Apothekerbüchsen aufgeräumt wurde. Für die Wissenschaft wird es sich nun darum handeln, ob sie auf dem neu entdeckten Boden sich förmlich ansiedeln, oder ob sie bloß einige Streifzüge in das fremde Gebiet thun kann, um sich dieses und jenes, was ihr gefällt, zu holen. Arbeit wird es genug geben, hoffentlich wird es auch nicht an Früchten fehlen.

Jedenfalls ist das Auftreten einer so bedeutenden Erscheinung nicht unter die bloße Mode zu rechnen. Trotz so vieler Versuche seit Jahrtausenden hat sich die Hydriatik noch nie diese Geltung zu verschaffen gewußt, weil sie noch nie den Mann gefunden, der mit ihr seiner Zeit als mit einem wesentlichen Bedürfniß entgegen gekommen wäre. Mit der Geschichte der Heilkunde ist es wie mit aller geschichtlichen Entwicklung. Nur dem oberflächlichen, beschränkten Blicke zeigt z. B. die Geschichte der Philosophie oder der Dogmen nur eine Reihenfolge zufälliger Meinungen, welche kommen

und vergehen in der Zeit. Der ſchärfere, tiefere Blick erkennt ein höheres Prinzip und Geſetz in dieſer Entwicklung, eine innere Nothwendigkeit, mit welcher der Menſchengeiſt Periode für Periode ſein innerſtes Leben dargelegt hat. So wäre die Geſchichte der Medizin nichts als ein Protokoll der menſchlichen Irrthümer, wenn ſie ſich nicht zur Aufgabe ſetzte, die zahlreichen, unaufhörlichen Abweichungen in der Kunſtübung, als durch entſprechende Veränderungen des allgemeinen Krankheitscharakters bedingt, und beide als aus den Entwicklungsphaſen der Menſchheit hervorgegangen, nachzuweiſen. Nur ſo werden die verſchiedenſten, ſich widerſprechenden mediziniſchen Syſteme in ihrer hiſtoriſchen Berechtigung begriffen. Die Heilkunſt wäre ein ödes, troſtloſes Feld, auf dem nur der Irrthum im bunten Farbenſpiel blühte, wenn an jede dageweſene Form der Kunſtübung die Anforderung der Gegenwart geſtellt würde, der ſie nimmer genügen könnte.

Gerade nun in unſerer Gegenwart erfährt der pathologiſche Charakter der zeitlichen Krankheitskonſtitution eine weſentliche Umänderung. Dr. Cläſſen führt die Behauptung eines geiſtreichen und erfahrnen Praktikers an, daß der Entzündungsprozeß anfange, ſeinen bis dahin reinen Charakter zu verlieren. Seit 1831 ſey ihm keine Entzündung vorgekommen, die eine allgemeine Blutentleerung erfordert hätte. Das neue Element iſt ein nervöſes. Eine krankhafte Nervoſität läßt ſich als Grundton in der Stimmung der heutigen Generation aufweiſen. Wer nur ein wenig mit den jetzigen Zuſtänden bekannt iſt, kennt dieſe geiſtige Ueber- und Abſpannung, dieſe Ueberſättigung, dieſe geiſtige Appetitloſigkeit, welche, um das widrige Gefühl zu übertäuben, nach Nahrung jeder Art, beſonders aber recht ſaurer und recht ſüßer, recht pikanter, äzender, den Gaumen kitzelnder Speiſe haſcht. Unter der Ueberfüllung hat die Verdauungskraft gelitten. Daher ein allgemeines Mißbehagen, ein Widerwillen, eine Zerriſſenheit, ein Unglück, das man nicht zu nennen weiß. Und dabei ſteht Leib und Geiſt, wie immer, in innigſter Wechſelwirkung. Die großen Nervengeflechte des Unterleibs ſind in ihrer Thätigkeit zu krankhafter Höhe geſteigert; daher eine allgemeine Trübung und Lähmung, eine Unempfänglichkeit und Abſtumpfung der geſammten Lebensthätigkeit, wofür man die vornehmern Namen der Zerriſſenheit und Blaſiertheit hat. Bleichſucht und Hyſterie beim weiblichen,

nervöſe Hypochondrie beim männlichen Geſchlechte ſind wohl nicht leicht zu irgend einer Zeit verbreiteter geweſen.

Dieſer allgemeinen Abgeſtumpftheit und Abgeſtandenheit, dieſem durchgreifenden Mangel an Thatkraft entſpricht denn ganz die Beobachtung der neuern Pathologie in Beziehung auf die Fieber. Sie ſind, wie wir geſehen haben, die kräftigſte Aufraffung des ganzen Organismus, der in voller Rüſtung, im Sturmſchritt den Feind einmal für allemal aus ſeiner Stellung wirft. Aber die Fieberkriſen ſind in neuerer Zeit ſeltener und weniger auffallend geworden. Die Fieber endigen meiſt nicht mehr durch jene energiſche Entſcheidung des Kampfes, ſondern durch allmähliges Nachlaſſen, durch die ſogenannte Lyſis. „Man kann die Frage aufwerfen, ob ein Fieber, welches ohne kritiſche Entſcheidung verlaufen, als völlig geheilt, als ohne Schaden vorübergefüh.et betrachtet werden kann.“

Dieſem allgemeinen Kräftenachlaß, wo nicht einmal mehr die Krankheit energiſch aufzutreten und vernichtet zu werden vermag, iſt dem nicht das große Uebergewicht zuzuſchreiben, welches nach den Angaben der Statiſtik (Quetelet) die chroniſchen Krankheiten heutzutage erlangt haben? Sie allein bilden 38 Prozente, während die an Altersſchwäche, alſo naturgemäß Geſtorbenen nur höchſtens 8 aller Geſtorbenen ausmachen. Vorzugsweiſe aber haftet an dem weiblichen Geſchlecht jenes chroniſche Siechthum, das in der ganzen Erziehung und Lebensweiſe, in der Verweichlichung und Verkümmerung der Natur fort und fort neues Feld zum Fortwuchern erhält. Bedenkt man nun, in welchem genauen Zuſammenhang das Leben des Kindes mit dem der Mutter ſteht, ſo iſt es gar kein Wunder, daß und wenn gerade bei der jungen Generation jene unglücklichen Mißverhältniſſe ſich ganz beſonders auffallend zeigen.

Nun ermeſſe man, ob der Zufall und die Mode zu bewundern, oder die Vorſehung zu preiſen iſt, welche in ſolcher Zeit einen Prieſtig erſtehen ließ. Wir erwarten immer die Geiſter und Größen, welche für Staat und Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion die Meſſiaſſe ſeyn ſollen. Als ob nicht auch damals vorher Johannes gekommen wäre, der mit Waſſer taufte, und dann erſt der, welcher mit Feuer und mit Geiſt taufte und das Bad der Wiedergeburt über die Geiſter ausgoß.

Sey es mit der Um- und Wiedergeburt des modernen Geiſtes, wie es wolle, eine gründliche Waſſertaufe, eine gründliche leibliche Wiedergeburt thut unſerer Generation Noth, wenn nicht vollends die Zukunft in ein bodenloſes Verderben ſtürzen ſoll. Und dieſe Wiedergeburt verſpricht dieſe Heilmethode, welche Stärkung des Geſammtorganismus, erhöhte Lebensthätigkeit der Haut in ihrer Totalität, erhöhte Gefäßthätigkeit der Haut, geſteigerte Nerventhätigkeit der Haut, vermehrte Hautabſonderung, ja Hebung örtlicher Leiden im Bereich ihrer Wirkſamkeit erfahrungsgemäß weiß, und ſo gerade jene innere Verſchlackung und Erlahmung durch Belebung und Steigerung des peripheriſchen Lebens gründlich auszutreiben und aufzuheben vermag. Indem dieſe Heilweiſe das Schlechte und Verlegene, das Entartete und Verſtockte mit der Wurzel auszureißen die Kraft hat; indem ſie auf die erſten Anfänge eines degenerirten Lebens zurück zu gehen, und (wie der Verfaſſer durch chemiſche Analyſe es in ſeiner Kur erfahren hat) ſelbſt angeerbte, angeborne Leiden zu heben weiß; indem ſie eben dem chroniſchen Siechthum ſelber ſich gewachſen zeigt; indem ſie energiſch Fieberkriſen hervorruft, muß ſie für Wiſſenſchaft und Leben, für Gegenwart und Zukunft als eine Glück und Heil bringende Erſcheinung begrüßt werden. Was ſie den Vätern zu gute thut, wird noch den Enkeln zu gute kommen. Es wird ein friſcheres, freudigeres, thatkräftigeres Leben in der Gegenwart die Folge von einer weitern Verbreitung dieſer Heilmethode ſeyn. Denn wie die leibliche Kraft und Energie bei dieſer Behandlung ſo wunderbar wiederhergeſtellt, geſteigert und geſtählt wird, ſo wird auch in geiſtiger Beziehung „Friſche und Natürlichkeit der Auffaſſung, Empfindlichkeit der Sinne ohne krankhafte Reizbarkeit, wiedergekehrtes Selbſtvertrauen, neue Lebensluſt, Kräftigkeit und Energie in allen Lebensäußerungen bei allen Perſonen beobachtet, welche ſich der Einwirkung dieſes Elementes längere Zeit unterworfen haben.“ Die Zukunft aber wird durch erneuten Aufſchwung der geſchichtlichen That der Gegenwart den Dank bezeugen dafür, daß ſie ihr nicht die verzärtelte und entnervte, an Körper und Geiſt kränkelnde Nachkommenſchaft übergeben hat, welche den Keim des leiblichen, ſittlichen und geiſtigen Verderbens in ſich trägt, wie manche in der Geſchichte des Völkerlebens gebrandmarkte Generation.

Und hier kommen wir denn auf den Anfang unſerer Zeilen zurück. Eben die Vereinfachung des ganzen Lebens, die vernünftige Rückkehr zur Natur und einem ihr gemäßen Daſeyn, nach welcher ein allgemeiner, wenn auch meiſt unbewußter Drang die Gegenwart in engern und weitern Kreiſen ergreift, findet den entſchiedenſten Ausdruck, ſo wie die weſentlichſte Bedingung in der immer mehr ſich ausbreitenden und konſolidirenden Waſſer-Heilmethode. Man kann bereits mehr denn 50 Waſſer-Heilanſtalten zählen, die faſt alle von Aerzten in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands geleitet ſind. Eine Menge von Aerzten beſucht dieſe Anſtalten fortwährend, um ſich mit Methode und Ergebniß vertraut zu machen. Aber tauſende von Kurgäſten haben bereits dort entweder die volle Geſundheit, oder doch jene Kräftigung des Geſammtorganismus erlangt, welche, verbunden mit der wiedergekehrten Heiterkeit der Seele, das etwa noch nicht gehobene ſpezielle Leiden leichter und beſſer ertragen läßt. Dazu kommt eine Maſſe von Literatur, die unter vielem Spreu doch auch manches Saamenkorn zum Gedeihen ausſtreut. Endlich die Vereine und Geſellſchaften, die vereinzelten Anſtalten und Einrichtungen, die aller Orten, in Stadt und Land erſtehen.

Demgemäß mag man ſich einen Begriff bilden von den Fortſchritten, welche in ſtillen und in lauten Wirkungen das neue Waſſerleben gemacht hat. Mag viel Lächerliches und Uebertriebenes damit unterlaufen, iſt doch der Humor, die edelſte aller Feuchtigkeiten, ſelbſt mit dieſem Elemente verwandt. Einer, der in einer Waſſer-Heilanſtalt die Wiedertaufe erhalten hat, iſt zum Proſelytenmachen förmlich wiedergeboren. Eifern ſolche auch hie und da mit Unverſtand: das Waſſer iſt kühl genug, um die Welt nicht ganz und gar in Feuer und Flammen der Begeiſterung für daſſelbe aufgehen zu laſſen; und iſt auch die Uebertreibung und die Uebereilung im Gebrauch ſehr gefährlich, ſo iſt doch das Mittel an ſich das unſchädlichſte von Allem, was je zum Heilen verwendet wurde.

Mit der Heilwirkung auf das erkrankte Leben geht die diätetiſche auf das geſunde Leben Hand in Hand, und wie die mediziniſche Wiſſenſchaft, ſo wird das Leben überhaupt den Segen der Vereinfachung in Gebrauch und Genuß erfahren. Mag es immerhin falſch ſeyn, in letzterer Beziehung den Menſchen geradezu mit dem Thiere auf eine Stufe zu ſtellen, das an dem rohen Erzeugniß

des Feldes ſeinen Hunger, an Quelle und Bach ſeinen Durſt ſtillt; mag der Menſch auch in dieſer Beziehung die Kunſt, als zu ſeinem Weſen gehörig, in Anſpruch nehmen; mag immerhin Rumohr ſeinen Geiſt der Kochkunſt ſchreiben, und mögen die Weinverbeſſerungsgeſellſchaften für immer edlere Trauben, die Wirthe für immer beſſeres bayriſches Bier ſorgen, ſo viel iſt doch gewiß, daß das naturwidrig iſt, wenn ſchon die Jugend ihren Durſt nicht anders zu ſtillen weiß, als durch ein künſtliches Getränk, und wenn beſonders im weiblichen Geſchlechte manche ſechzigjährige Dame ſich nicht erinnern kann, je einen Tropfen friſchen Waſſers getrunken zu haben. Freilich kann man auch mit Wein und Bier, mit Kaffee und Thee alt werden, wohl auch ſogar geſund bleiben, aber an ihren Früchten ſollen wir dieſe Verkünſtelung und Ueberbildung erkennen. Wie viele gebildete Familien gibt es denn, in denen der Hausarzt auch nur einen Monat lang die Schwelle nicht beträte? Und wie verwandeln ſich die Kinderſtuben bei oft nur gewöhnlichen Krankheiten in wahre Lazarethe! Welche Summen werden in die Apotheken getragen, während der Hausvater oder die Hausmutter in einer meiſt zu wiederholenden Brunnenkur auf dem Altar der Hygiäa Zeit und Vermögen opfert! Da beneidet man dann die Wohlhabenheit, das Glück und die Zufriedenheit verſchwundener Zeiten. Dieſe haben freilich dem Körper und Geiſt noch nicht ſo viel zugemuthet; ſie nahmen ſich Muße zu Verdauung ihrer einfachern Speiſe für Leib und Geiſt, ſie begnügten ſich noch mit Hausmanns Koſt. Aber eine größere Laſt bedingt auch eine größere Stütze. Unſere Vorfahren bedurften noch keines Prießnitz. In ſeiner ganzen Bedeutung und in allem Ernſte ziehen wir hieher das ſchöne Wort: Wiſſe nur das Glück zu greifen, denn das Gute liegt dir nah.

Schließlich geben wir nun auch noch der andern Bemerkung, mit der wir dieſe Zeilen eingeleitet haben, die dem eben Ausgeführten entſprechende Wendung. In dieſer Methode tritt die Heilkunſt entſchieden aus dem engen, verſchloſſenen Zunftverbande. Bei der Allgemeinheit und Einfachheit des Elements wird ein aufgeweckter Kopf, namentlich, wenn er etwa in einer Anſtalt Erfahrungen und Beobachtungen zu ſammeln Gelegenheit hatte, an der heilſamen Anwendung deſſelben nicht verzweifeln. Es werden alſo gewöhnliche Uebel, kleinere Schäden nicht alsbald

die Anweſenheit des Arztes nöthig machen, und ganz beſonders wird ſich das für die Dorfbewohner auf erfreuliche Weiſe fühlbar machen, für die von jeher namentlich der Geiſtliche gern ſeine Hausapotheke mit Rath und That zu öffnen wußte. Seitdem ſich übrigens die Aerzte ſelbſt mit ſo viel Ernſt und Anerkennung der neuen Heilweiſe zuwenden, iſt die Gefahr einer unbefugten Einmiſchung laienhafter Unkenntniß eine abnehmende. Aber dem Geheimthun der Schule entzieht ſich einmal für allemal dieſe Heilweiſe, bei der es, wie ſchon geſagt, viel weniger gefährlich iſt, wenn auch der Laie in die Karten ſieht und ſie ſogar hie und da miſcht und ausſpielt.

Aber von größerer und wichtigerer Bedeutung in dieſer Beziehung iſt die diätetiſche Anwendung des Waſſers, wenn ſie, wie zu hoffen und zu wünſchen iſt, allgemeiner wird. Gerade auf das diätetiſche Leben hat die bisherige Heilkunde nie den Einfluß üben können, der für ihre eigenen Erfolge ſo wichtig und wünſchenswerth geweſen wäre. Auch ein feſter Wille ſcheiterte am Vorurtheil, an der Convenienz und Gewohnheit. Statt alles Weiteren verweiſen wir blos auf die tables d'hôte der Mineralbadanſtalten. Ganz anders bei dieſer Methode, wo die diätetiſche und die Heilwirkung an ein und daſſelbe Element ſich knüpft. Hier geht die Kunſt und die Wiſſenſchaft im ſchönſten und beſten Sinn des Wortes aus ihren Schranken heraus ins Leben, hier nähert ſie ſich dem Laien, hier weiß ſie ſich populär zu machen, und dieſe Art von Popularität wird der Wiſſenſchaft und dem Leben ſchönere Früchte bringen, als alle Bücher und Syſteme. Im Sinne und im Dienſte dieſer Popularität möchten dieſe Zeilen ſelbſt geſchrieben ſeyn.

H. M.

Die deutschen Gewerbvereine.

Die zahlreichen und vielartigen Privatvereine zur Beförderung gemeinnütziger praktischer Zwecke, welche wir in der neuesten Zeit haben entstehen sehen, gehören gewiß zu den merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen unsers gesellschaftlichen Lebens. Man könnte fast zu einem Zweifel darüber veranlaßt werden, ob das Aufkeimen und Gedeihen dieses Strebens, durch Privatverbindungen Zwecke zu fördern, die zum Theil in den Wirkungskreis der Staatsgewalt zu fallen scheinen, eine Unvollständigkeit des Wirkens dieser letztern andeute, oder vielmehr ein Fortschritt der bürgerlichen Freiheit zu nennen sey, insofern die obere Gewalt der Staaten den Einzelnen unbedenklich erlaubt, für wesentliche Punkte ihres Besten *selber* zu sorgen. Wie dem auch sey: die Existenz jener Vereine ist eine Thatsache, und als solche schon verdient sie die Aufmerksamkeit eines Jeden, der den Gang der Kultur beobachten und mit denkendem Blicke verfolgen will. Wenden wir uns im Besondern zur Betrachtung einer der zahlreichsten Klassen von Vereinen, nämlich derjenigen, deren Gegenstand die Gewerbsindustrie (im engern Sinne des Wortes, also mit Ausschluß der Landwirthschaft) ist, so bietet sich von selbst dar, daß man in Hinsicht auf dieselben sich folgende Fragen zu stellen hat:

Welchen *Zweck* verfolgen die Gewerbvereine?

Durch welche *Einrichtungen* und *Mittel* streben sie denselben zu erreichen?

In wie fern hat der *Erfolg* dieser Bemühungen den Absichten bisher entsprochen?

I. Die in der Natur der Sache liegenden, und in den Statuten der Gewerbvereine mehr oder weniger umfaſſend, mehr oder weniger beſtimmt ausgeſprochenen Zwecke ſolcher Geſellſchaften ſind folgende:

1) Erforſchung und Bekanntmachung des Zuſtandes der inländiſchen Gewerbsinduſtrie; d. h. ſowohl der Stufe von Vollkommenheit, auf welcher ſie in allen ihren Zweigen ſteht, der ſtattfindenden Mängel und Vorzüge, als auch des Umfanges, in welchem die Gewerbe betrieben werden, und der vorhandenen Lücken. Die genaue Kenntniß der hier genannten Punkte muß als die ſicherſte und einzig vollkommene Grundlage angeſehen werden, auf welche eine erfolgreiche Wirkſamkeit der Vereine ſich ſtützen kann; was man verbeſſern, was man heben will, muß zuerſt in ſeinem jetzigen Zuſtande, auf ſeinem jetzigen Standpunkte, richtig und vollſtändig erkannt werden. Maſſen von Akten und daraus gezogene ſtatiſtiſche Tabellen allein ſind es jedoch nicht, was hierin erſtrebt werden ſoll, wiewohl zuweilen gerade hierauf das vorzüglichſte oder ausſchließliche Augenmerk gerichtet worden iſt. Es handelt ſich noch weit mehr um eine lebendige Kenntniß der Betriebsart; um eine techniſche Vergleichung der einheimiſchen Gewerbe, mit denen des konkurrirenden Auslandes; um Einſicht in das Bedürfniß und die Forderungen des konſumirenden Publikums; um Würdigung der Hülfsquellen und Mittel, welche die geographiſche und merkantiliſche Lage, wie nicht minder die finanziellen Kräfte eines Landes der Induſtrie darbieten; lauter Umſtände, welche ſorgfältig berückſichtigt werden müſſen, will man ſich nicht der Gefahr ausſetzen, ſeine Bemühungen entweder ganz zu verſchwenden, oder wenigſtens am unrechten Orte, zur unrechten Zeit, auf die unrechte Weiſe anzubringen.

2) Verbeſſerung der beobachteten Mängel in der Ausübung der Gewerbe; Hervorhebung und Befeſtigung des Vorzüglichen; Vergrößerung des Umfangs vorhandener Gewerbsbetriebe; Einführung ſowohl neuer Erfindungen in den ſchon beſtehenden Gewerben, als ganzer noch fehlender Induſtriezweige. — Der größte Theil der unmittelbaren Aufgabe der Gewerbsvereine iſt mit dieſen Worten ausgedrückt; denn faſt alles Andere, was ſolche Geſellſchaften ſonſt noch wirken oder wirken ſollen, iſt im Vergleich damit Nebenſache, oder bahnt nur den Weg dahin. Aber es

leuchtet ein, wie gewichtig und umfangreich dieſe Aufgabe iſt, indem ſie ein Eingreifen in eine Menge von Einzelnheiten der Gewerbe erfordert, wie ſchwierig zugleich, da den Gewerbvereinen, als Privatgeſellſchaften, nicht der Weg des Befehlens oder Anordnens, ſondern nur der des Rathens, Anregens und Entgegenkommens offen ſteht. Man füge hierzu den Umſtand, daß die Vereine in vielen Beziehungen zwiſchen den Regierungen und dem gewerbtreibenden Theile des Volkes ſtehen, von letzterem als ein natürliches Organ für die bei erſteren anzubringenden Eröffnungen, Vorſtellungen, Bitten betrachtet werden, unzählige Male vermitteln, dabei keine Rückſicht verletzen ſollen, und am Ende manchmal von beiden Theilen wenig Dank erfahren. Die Bekanntſchaft mit neuen Erfindungen und Verbeſſerungen unter den Gewerbtreibenden zu verbreiten, ſcheint eine leichte Sache; allein man ſtößt dabei nicht ſelten auf Schwierigkeiteiten, die aus öfters vorkommender Unbeſorgtheit oder Indolenz entſpringen. Wäre dieß aber auch nicht der Fall, ſo iſt von dem Bekanntſeyn bis zur wirklichen Anwendung des Neuen noch ein Schritt zu thun, und oft ein ziemlich großer, wie Jeder erfährt, der mehr oder weniger auf dieſes Ziel ſeine Bemühungen gerichtet hat. Handelt es ſich nun gar darum, Mängel und Unvollkommenheiten des techniſchen Betriebes zur Sprache zu bringen und auf deren Ausrettung hinzuweiſen, ſo hat man nicht ſelten mit einer gewiſſen Empfindlichkeit der Betheiligten zu kämpfen, beſonders wenn es dabei unvermeidlich iſt, ihre Leiſtungen mit denen der Konkurrenten in Parallele zu ſtellen. Wird zu vermehrter Betreibung eines Induſtriezweiges aufgemuntert, deſſen Umfang mit dem Bedarfe nicht im Verhältniß ſteht, ſo finden ſich wohl ſolche, die bereits den nämlichen Gegenſtand als Erwerbsquelle benutzen, dadurch beeinträchtigt, ſehen die geſchehenen Schritte als feindſelig gegen ſie gerichtet an, und werden nicht nur ſelbſt dem wohlwollendſten Streben abgeneigt, ſondern wirken in ähnlichem Sinne auch auf Andere. Dieß ſind freilich lauter Anſichten von der dunkeln Seite des Gegenſtandes, welche glücklicher Weiſe nicht die einzige iſt; aber ſie ſind hier hervorgehoben worden, um zu zeigen, was auf den erſten Blick nicht einem Jeden vorliegt, nämlich wie ſehr die größte Umſicht und Beharrlichkeit in dem Wirken der Vereine Noth thut, und wie weſentlich es dabei iſt, nicht durch einzelne

Widerwärtigkeiten ſich von der Verfolgung des wohlberathenen Zieles abſchrecken zu laſſen. Eine beſonders wohl zu beachtende Klippe bietet ſich bei den Bemühungen zur Einführung ſolcher (fabrikmäßiger) Gewerbszweige dar, die für das Land noch gänzlich neu ſind. Bei nicht ſehr gründlicher Kenntniß und Berückſichtigung der unter 1) angedeuteten Verhältniſſe können jene Bemühungen leicht dahin führen, nur Treibhauspflanzen von Fabriken zu ſchaffen, welche die freie Luft der Konkurrenz nicht aushalten, ohne zu verwelken; ſchwächliche Geſchöpfe, die nie auf ihren eigenen Füßen ſtehen lernen, und allenfalls nur in einem von Zollbarrikaden geflochtenen Laufkorbe ſich aufrecht zu erhalten vermögen. Die Vollkommenheit der Induſtrie des Landes (dieß ſollte man nie aus den Augen verlieren) liegt nicht darin, daß alles Mögliche fabrizirt wird, ſondern vielmehr darin, daß gute, wohlfeile Waaren produzirt und alle die Fabrikationen betrieben werden, die den natürlichen und kommerziellen Verhältniſſen angemeſſen ſind.

3) Belebung des Forſchungs- und Erfindungsgeiſtes in den Gewerbtreibenden; Hebung des geiſtigen Momentes in ihnen, durch Anerkennung, Belohnung und ehrende Aufmunterung. Hiermit iſt ein Punkt berührt, deſſen hohe Wichtigkeit nur derjenige verkennen könnte, der noch von altem, roſtigem Vorurtheile befangen, den Arbeiter in mechaniſchen Beſchäftigungen nicht höher ſetzte, als das todte Werkzeug, welches derſelbe in ſeinen Händen führt. Daß zur erfolgreichen Leitung größerer induſtrieller Geſchäfte, namentlich eigentlicher Fabriken, geiſtiges Vermögen ein unerläßliches Bedingniß ſey, wird in jetziger Zeit wohl auch der Befangenſte nicht mehr läugnen; aber auch der Handwerksmeiſter muß geiſtig thätig ſeyn, ja der einfache Arbeiter iſt mehr als ein gedankenloſes Inſtrument, wenn er ſeinen Platz ausfüllt. Es iſt betrübend, daß man dieſen Satz noch ausſprechen darf, ohne ſich den Vorwurf zuzuziehen, etwas ganz Ueberflüſſiges geſagt zu haben; tröſtlich aber, daß die wahre Anſicht ſich von Tag zu Tage mehr Bahn bricht. Wer die praktiſchen Einzelnheiten der Gewerbe ſtudirt, kommt leicht zu der Ueberzeugung, daß in denſelben ein Schatz von Scharfſinn, Nachdenken, Urtheil, Beobachtungs-, Erfindungs- und Kombinationsgabe aufgehäuft iſt, wovon ſich die theoretiſche Gelehrſamkeit nichts träumen läßt. Und der Urſprung ſo vieler,

zum großen Theile bewunderungswürdiger Dinge ſind ſehr häufig jene ſonſt gering geachteteten Werkſtätten, in welchen man nur Hände und Füße beſchäftigt glaubte. Wo aber der Geiſt thätig iſt, da genügt auch der Lohn nicht, der bloß Mund und Magen befriedigt, oder den Geldbeutel füllt. Das Bewußtſeyn, nach Verhältniß ſeiner Leiſtungen gewürdigt zu werden, und in der allgemeinen Achtung eine Stufe weiter aufgerückt zu ſeyn, feuert den denkenden Gewerbsmann eben ſo zum Fortſchreiten nach höherer Entwickelung an, ſpornt eben ſo zu geſteigerter innerer Thätigkeit, wie jeden Andern. Die ſchlechteſten Arbeiter, die wahren Handwerker, ſind überall die, welche nichts nach der Ehre fragen; mag nun eben das Schickſal ihnen den Gänſekiel oder den Hobel in die Hand gegeben haben.

4) Beförderung des wiſſenſchaftlichen Unterrichtes in dem gewerbtreibenden Stande, und namentlich in der heranwachſenden Generation deſſelben. Bei den innigen Beziehungen, in welchem die reine und angewandte Mathematik, die Naturwiſſenſchaften, insbeſondere Phyſik und Chemie, zu der Technik ſtehen, iſt der Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften eines der kräftigſten und am tiefſten eingreifenden Förderungsmittel für den rationellen Betrieb der meiſten Gewerbe, ſie mögen nun von geringerem oder großartigerem Zuſchnitte ſeyn. Da ferner eine möglichſt gründliche und vollſtändige Ausbildung in dieſer Hinſicht bei ſolchen Individuen, welche bereits zur Ausübung eines techniſchen Berufes übergegangen ſind, durch äußere und innere Hinderniſſe ſehr erſchwert zu ſeyn pflegt, ſo iſt der günſtigſte Erfolg eines ſolchen Unterrichtes in der der eigentlichen Schulbildung gewidmeten Lebensperiode zu erreichen. Die Wirkſamkeit der Gewerbſchulen und polytechniſchen Inſtitute ſteht daher in dem genaueſten Zuſammenhange mit jener der Gewerbvereine. Unter Umſtänden, wo der Schulunterricht aus allgemeinen oder individuellen Gründen nicht genügend auf das in Rede ſtehende Ziel hat hinwirken können, muß wenigſtens getrachtet werden, dem Mangel einiger Maßen durch Darbietung einer Gelegenheit zu nachträglicher Erwerbung der unentbehrlichſten Kenntniſſe abzuhelfen. Dem Unterrichte in Mathematik und Naturwiſſenſchaften ſchließt ſich unmittelbar, und als ein nicht minder dringendes Erforderniß jener im Zeichnen

und theilweiſe in plaſtiſcher Bildnerei (Boſſiren) an, welcher ſogar für den Bedarf einiger Gewerbszweige in die Hauptſtelle eintritt.

5) Beförderung einer genauen Bekanntſchaft mit den vorzüglichen Seiten der Gewerbsbetriebe in fremden Ländern, wo jene eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, durch Unterſtützung der Gewerbtreibenden in ihrem Beſtreben, die erwähnte Bekanntſchaft mittelſt eigener Anſchauung zu erwerben. Sofern ſolche Anſchauung auf die unmittelbarſte Weiſe die Fähigkeit und den Reiz hervorbringt, fremde Erfindungen oder nützliche Eigenthümlichkeiten in die Heimat zu verpflanzen, iſt dieſer Punkt von einer großen Wichtigkeit; allein es muß dabei um ſo mehr mit Umſicht und gehöriger Auswahl verfahren werden, als das Mittel nur auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Individuen ſeine Anwendung finden kann.

6) Angemeſſene Einwirkung auf die Gewerbepolizei, z. B. in Betreff der Zunftordnungen, des Wanderns der Handwerker und dergl. mehr. Da die hierher gehörigen Anordnungen theils den verwaltenden Behörden des Staates anheim fallen, oder zum Theil auf willkürlichem Uebereinkommen gewerbtreibender Korporationen ſelbſt berufen, ſo wird das Einſchreiten der Gewerbvereine in Bezug auf ſolche Gegenſtände in der Regel nur ein berathendes oder anregendes ſeyn können; allein auch auf dieſem Wege kann innerhalb gewiſſer Grenzen oft viel Heilſames erwirkt werden.

7) Aeußere Unterſtützung der Gewerbtreibenden: durch Geldvorſchüſſe, Vermittlung zwiſchen ihnen und den Abnehmern ihrer Erzeugniſſe, Ermunterung zum vorzugsweiſen Verbrauche inländiſcher Induſtrieprodukte, überhaupt Schritte zur Vermehrung des Abſatzes, Einſchreiten bei den Staatsbehörden zur Erlangung nützlicher Maßregeln (Zoll- und Steuergeſetze, Handelsverträge mit auswärtigen Staaten ꝛc.).

II. Die Einrichtungen und Mittel, durch welche die Vereine nach Erreichung ihrer Zwecke ſtreben, ſind eben ſo mannigfaltig, als dieſe Zwecke ſelbſt, und darum noch zahlreicher, weil Lokalverhältniſſe, Verſchiedenheit der Anſichten, und Ungleichheit der Geldkräfte, ſo wie des materiellen und des moraliſchen Einfluſſes, vielerlei Modifikationen und eine oft ſehr abweichende Auswahl herbeiführen. Wie vielfach die hier möglichen und wirklich

betretenen Wege ſind, mag folgende, von einigen Bemerkungen begleitete Aufzählung darthun:

1) Sammlung von Materialien zur Gewerbs-Statiſtik, um den Zuſtand, wenigſtens den Umfang, der gewerblichen Induſtrie kennen zu lernen. Daß ſolche Materialien nur in ſofern wahren Werth für die Zwecke der Gewerbvereine haben, als ſie mit der Kenntniß der techniſchen Vollkommenheiten und Mängel in den inländiſchen Gewerben gleichen Schritt geben, und fleißig nach dem neueſten Zuſtande berichtigt und vervollſtändigt werden, liegt in der Natur der Sache.

2) Gewerbausſtellungen, periodiſch wiederkehrende öffentliche Darlegungen von Erzeugniſſen der Landesinduſtrie. Sie wirken dahin: a) ein lebendigeres, anſchaulicheres Bild von den Vollkommenheiten und Mängeln der einheimiſchen Gewerbsinduſtrie zu geben, als auf irgend eine andere Art erreicht werden könnte, b) durch ihre Wiederkehr die Fortſchritte, oder den etwa Statt findenden Rückgang dieſer Induſtrie zu dokumentiren; c) die einzelnen Gewerbtreibenden und deren Erzeugniſſe dem Kaufmannsſtande und dem Publikum bekannter zu machen, und dadurch den Abſatz der guten Waaren zu vermehren; d) unter den Gewerbtreibenden gleichen Faches einen rühmlichen und nützlichen Wetteifer hervorzurufen; e) Gelegenheit und Veranlaſſung zu öffentlicher Anerkennung und Auszeichnung der beſten techniſchen Produktionen zu geben, worin für die Gewerbtreibenden ein kräftiger Antrieb zum Feſthalten des erreichten Guten und zu weiterem Fortſchritte liegt. Nicht ſelten geſtattet man den Verkauf der ausgeſtellten Gegenſtände, während der Ausſtellung ſelbſt, was aber ſtets eine ſehr untergeordnete Rückſicht bleiben muß, und eigentlich ganz zu verwerfen ſeyn würde, wenn man bei den beſchränkten Anſichten vieler Gewerbtreibenden immer vermögend wäre, reichhaltige Ausſtellungen ohne jenes Reizmittel zu Stande zu bringen. Beſonders bei Gewerbausſtellungen in kleinen Ländern oder Bezirken, noch mehr in einzelnen Städten, ſcheint die erwähnte üble Nothwendigkeit gefühlt zu werden. Ja, man geht oft noch weiter, und verbindet mit der Ausſtellung eine Lotterie, zu welcher mittelſt der durch den Verkauf der Looſe aufgebrachten Summe ein Theil der ausgeſtellten Waaren angekauft wird. Der (für den Einzelnen durchſchnittlich doch geringe) unmittelbare pekuniäre Vortheil,

welcher aus der Gestattung des Verkaufs und einer Lotterie den Ausstellern entsteht, gibt leicht Veranlassung, daß Manche die Ausstellung fast wie einen Kaufladen betrachten und demgemäß mit ihren Produkten ausstatten, wodurch der wahre Gesichtspunkt verrückt und der richtige Zweck wenigstens theilweise vereitelt wird.

3) Prüfung und Begutachtung solcher Erzeugnisse und Erfindungen, welche von inländischen Gewerbtreibenden dem Vereine vorgelegt werden; so wie von Erfindungen des Auslandes, welche der Einführung werth seyn könnten. In Bezug auf Untersuchungen der letztern Art kann ein Verein kaum jemals zu viel thun; allein mit der Begutachtung einheimischer gewerblicher Erzeugnisse, auf den Wunsch der Verfertiger, ist es etwas Anderes, namentlich, wenn damit verbunden ist, daß der Verein sein Gutachten entweder selbst veröffentlicht, oder den betheiligten Gewerbtreibenden zu veröffentlichen gestattet. Eine solche öffentliche Bekanntmachung günstiger Beurtheilungen wird nämlich sehr gewöhnlich als eine offizielle Empfehlung ausgebeutet, als Lockspeise für das kaufende Publikum benutzt, und Derjenige, welchem das Gutachten zu Theil geworden ist, erhält dadurch einen Vortheil vor seinen Konkurrenten, welcher von Einigen mißgünstig angesehen und dem Vereine als eine Parteilichkeit zur Last gelegt wird, Andere hingegen veranlaßt, auch ihre Erzeugnisse prüfen zu lassen, um ein empfehlendes Gutachten zu erlangen. In so fern das letztere geschieht, geräth der Verein öfters ohne Absicht in die üble Lage, Produkte gleicher Art nicht durchaus nach ganz gleichem Maßstabe zu beurtheilen, also nicht immer ganz der Gerechtigkeit treu zu bleiben. Wenn daher kein Bedenken dabei seyn möchte, ein im Lande noch neues Erzeugniß zu begutachten, und durch das Gutachten selbst zu empfehlen, so scheint es dagegen mißlich, die Bereitwilligkeit unbedingt auch auf die Begutachtung aller zu diesem Zwecke vorgelegten kurrenten Erzeugnisse auszudehnen. Es ist gewiß weit angemessener, solche Gegenstände auf die Gewerbausstellungen zu verweisen, wo sie im Vergleiche mit andern Produkten derselben Art beurtheilt, also jedenfalls mit mehr Sicherheit und richtiger gewürdigt werden können.

4) Beantwortung der von Gewerbtreibenden an den Verein gestellten, auf technische Gegenstände sich

beziehenden Anfragen, Ertheilung von Auskünften und Rathſchlägen. Eine der wohlthätigſten und wünſchenswerthesten Arten, ſeine Thätigkeit zu äuſſern, iſt für jeden Gewerbverein ohne Zweifel die hier genannte; denn in zahlloſen Fällen bedürfen Gewerbtreibende aller Gattungen einer bereitwilligen und zuverläſſigen Quelle, an welcher ſie Rath bei ihren Unternehmungen, Löſung ihrer Zweifel über techniſche Fragen, Auskunft über minder allgemein bekannte Thatſachen und Verhältniſſe ſchöpfen können. Daher iſt es ebenſo zweckmäſſig als lobenswerth, wenn die Vereine in dieſem Kreiſe ihres Wirkens mit der erforderlichen, oft ziemlich groſſen, Gefälligkeit und Geduld ſich ausrüſten. Je mehr ſich aber dieſe Eigenſchaften ſteigern, deſto leichter und öfter pflegt, der Erfahrung nach, der Fall einzutreten, daſſ einzelne Gewerbtreibende die Grenze der billigen Beſcheidenheit ſtark überſchreiten und den Vereinen Leiſtungen zumuthen, für die weder die Zeit noch die Kräfte der leitenden Mitglieder hinreichend ſind. Es hat ſich wohl zuweilen ereignet, daſſ den Vereinen angeſonnen wurde, im Intereſſe eines Einzelnen, der eine Fabrik anlegen wollte, ohne die geringſte Kenntniſſ von dem Objekte derſelben zu beſitzen, koſtenfrei alle Vorerhebungen und Anſchläge zu machen, über alle Details des Betriebes eine Unterweiſung zu geben, ja Zeichnungen und Beſchreibungen ſämmtlicher Maſchinen zu liefern, die Konjunkturen für den Abſatz abzuwägen ꝛc. Gegen ein ſolches gänzliches Verkennen der Zwecke eines Gewerbvereins muſſ ſich dieſer letztere jedenfalls, ſo viel möglich, ſicher ſtellen; denn ſind einmal übertriebene Erwartungen und Anſprüche herangewachſen, ſo wird deren Täuſchung und Zurückweiſung leicht unfreundlich vermerkt.

5) Herbeiſchaffung von Muſter-Exemplaren oder Modellen ſolcher bewährter Maſchinen und Werkzeuge, welche im Auslande erfunden worden ſind, wie nicht minder von Proben neuer ausländiſcher Fabrikate, welche ſodann den inländiſchen Gewerbtreibenden zugänglich gemacht, auch, in geeigneten Fällen, zur probeweiſen oder beſtändigen Benutzung überlaſſen werden. Dieſes Mittel iſt ohne Zweifel das am ſchnellſten wirkſame, um den Erfindungen des Auslandes Eingang zu verſchaffen; allein bei groſſen Gegenſtänden ſcheitert deſſen Anwendung oft an der unvermeidlichen Koſtſpieligkeit.

6) Anlegung von Sammlungen in- und ausländiſcher Induſtrieprodukte, Maſchinen, Werkzeuge: der inländiſchen, um den Zuſtand der einheimiſchen Gewerbe auf eine möglichſt inſtruktive Weiſe fortlaufend zu dokumentiren; der ausländiſchen, um zur Vergleichung und zur Nachahmung des Vorzüglichen Gelegenheit und Anreizung zu geben.

7) Prämien (Ehrenbelohnungen oder Geldunterſtützungen, je nachdem die Umſtände Eins oder das Andere angemeſſener erſcheinen laſſen) für ausgezeichnete gewerbliche Leiſtungen, ſowohl bei Gelegenheit der Gewerbausſtellungen, als außerdem.

Die Ehrenbelohnungen pflegen in goldenen, ſilbernen und bronzenen Medaillen zu beſtehen; auf Veranlaſſung der Gewerbausſtellungen wird in der Regel noch als die vierte (geringſte) Stufe der Auszeichnung die „ehrenvolle Erwähnung" hinzugefügt. Weiſe Sparſamkeit mit allen dieſen Ehrenbezeugungen kann nicht genug empfohlen werden, wenn man Inkonſequenzen vermeiden, und nicht die Werthſchätzung der Ehrenzeichen unangemeſſen verringern will.

8) Preisaufgaben zur Hervorrufung wünſchenswerther Erfindungen oder Verbeſſerungen, wobei die Preiſe in Medaillen oder in Geldſummen, oder in beiden zugleich beſtehen. Solche Aufgaben ſind ein höchſt taugliches Mittel zu dem genannten Zwecke; wenn ſie aber nicht nutzlos Jahrzehnde hindurch in den Programmen figuriren ſollen, ſo muß der (wohl zuweilen vorkommende) Mißgriff vermieden werden, die Forderungen zu hoch zu ſpannen oder auf ein vorausſichtlich unerreichbares Ziel zu richten. Nicht weniger muß die Auswahl der Gegenſtände mit Umſicht veranſtaltet werden, und nur ſolche von wahrem und erheblichem Nutzen treffen; ſo wie endlich die Größe des Preiſes und der Konkurrenzzeit angemeſſen ſeyn muß der Koſtſpieligkeit und Schwierigkeit der anzuſtellenden Verſuche. Alles das verſteht ſich zwar von ſelbſt, aber man ſieht dennoch dagegen nicht ſelten verſtoßen.

9) Herausgabe periodiſcher Schriften zur Veröffentlichung aller der Gegenſtände, welche der Verein ſeinen Mitgliedern und dem Publikum überhaupt durch den Druck mitzutheilen ſich veranlaßt ſieht. Gewöhnlich beſteht der Inhalt dieſer Zeitſchriften aus Mittheilungen von dreierlei Art: a) ſolche, welche

die Organisation, die Verwaltung und Oekonomie, überhaupt die innern Angelegenheiten des Vereins betreffen; b) Nachrichten und Beschreibungen von technischen Gegenständen, welche aus den eigenen Arbeiten des Vereins hervorgehen, oder ihm als eigenthümlich von Mitgliedern und Nichtmitgliedern mitgetheilt werden; c) aus entlehnten (übersetzten oder blos abgedruckten) Abhandlungen und Notizen, vollständig oder im Auszuge. Die Zeitschrift eines Vereins ist das gemeinsame Band, welches alle seine Mitglieder umschlingen, vereinigen und mit dem größern Publikum in Verbindung setzen soll. Oeffentlichkeit ist, wenn überhaupt irgendwo, am allermeisten bei Vereinen zu gemeinnützlichen Zwecken das unerläßliche Prinzip. Selbst die Mitglieder, welche selten oder gar nie Veranlassung finden, direkt an der Thätigkeit des Vereins Theil zu nehmen, bleiben durch die Zeitschrift in belebendem und anregendem Rapport mit demselben. Darum ist es in der Regel gebräuchlich, den Mitgliedern die Zeitschrift ohne besondere Bestellung und Bezahlung zu liefern, und die Kosten derselben ganz aus fest bestimmten regelmäßigen Geldbeiträgen der Mitglieder zu bestreiten. Nur auf solchem Wege kann die Zeitschrift im größten Umfange anregend wirken und das Interesse an geeigneten Gegenständen hervorrufen; während dieses Interesse als schon vorhanden vorausgesetzt werden müßte, wenn man es den Mitgliedern überlassen wollte, die Zeitschrift zu erwerben oder nicht. Der Vereins-Vorstand ist den einzelnen Mitgliedern Rechenschaft schuldig über die Leitung der Gesammtangelegenheiten; diese Rechenschaft legt er ab in der oben mit a) benannten Rubrik der Zeitschrift. Es ist gut, wenn hier die Nachrichten nicht zu kahl, nicht zu sehr von Detail entblößt sind; aber andernseits dürfen sie auch nicht kleinlich werden und in Fraubaserei ausarten, wovon man bei Vereinen eines untergeordneten Ranges manchmal Beispiele gesehen hat. Trinklieder, bei gesellschaftlichen Gastmahlen der Vereinsglieder gesungen, Reden voll gegenseitiger Lobpreisungen oder überschwänglicher Gemüthlichkeit u. dgl., sollte man billig wenigstens dem nicht zum Vereine gehörigen Publikum vorenthalten. Im Ganzen genommen bilden die verschiedenen Zeitschriften der Gewerbvereine den werthvollsten Theil unserer periodischen gewerblichen Literatur. Kleinere Vereine, die wegen Beschränktheit ihres Wirkungskreises und ihrer Geldkräfte keine eigene Zeitschrift herausgeben, pflegen

wenigstens Jahresberichte über ihr Wirken drucken zu lassen und unter den Mitgliedern zu vertheilen, was selbst dann höchst zweckmäßig ist, wenn der Inhalt auch ganz und gar von innern Vereinsangelegenheiten handelt.

10) Korrespondenz mit den Staatsbehörden, mit andern Gewerbvereinen und mit einzelnen Technikern. Eine hierher gehörige, sehr nützliche Maßregel ist der gegenseitige Umtausch der Zeitschriften, durch welchen jeder Verein ohne Kosten schnell in Kenntniß gesetzt wird von allen Verhandlungen der übrigen, und mancher weitere, dem Gemeinwohle nützliche Verkehr herbeigeführt wird. Neuerlich ist die Idee angeregt worden, das Wichtigste aus den Verhandlungen sämmtlicher deutschen Gewerbvereine in einem periodischen General- oder Zentralblatte gesammelt niederzulegen, und einen jährlich wiederkehrenden Kongreß deutscher Techniker (analog den Naturforscherversammlungen) zu veranstalten. Beide Vorschläge sind aus einem ehrenwerthen Sinne entsprungen, haben aber sehr wenig Anklang gefunden, und scheinen mir in der Ausführung manche Schwierigkeiten zu haben. Letzteres will ich namentlich in Bezug auf das beabsichtigte Generalblatt der deutschen Gewerbvereine gesagt haben; die jährlichen Zusammenkünfte möchten eher ins Leben zu rufen seyn, und sind jedenfalls ein Gegenstand, der viel mehr Berücksichtigung verdient, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist.

11) Versammlungen der Vereinsmitglieder zu Anhörung der vom Vorstande zu erstattenden Rechenschaftsberichte und zu Beschlüssen über innere Angelegenheiten nicht nur, sondern auch zu Besprechungen in Ansehung technischer und wissenschaftlicher Gegenstände, zu Vorträgen und Vorlesungen über dergleichen. Unter gewissen Verhältnissen, namentlich bei Vereinen von geringem Umfange, kann sich, wohl angewendet, dieses Mittel zu dem kräftigsten und vorzüglichsten gestalten, um stets frisches Leben und reges Zusammenwirken zu bewahren. Der projektirten General-Versammlung deutscher Gewerbvereine habe ich so eben gedacht.

12) Gewerbschulen und Sonntagsschulen, theils von den Gewerbvereinen selbstständig gestiftet und erhalten, theils mit denselben in Verbindung gesetzt, oder wenigstens von ihnen durch Geldzuschüsse, unentgeltliche Lehrvorträge u. s. w. unterstützt.

13) Bibliotheken von techniſchen Schriften, zur Benutzung der Vereinsmitglieder geſtellt; Leſekabinette und Leſezirkel zur ausgedehnten und zugleich für den Einzelnen möglichſt wohlfeilen Belehrung durch gewerbliche Zeitſchriften und andere Werke aus techniſchen Fächern.

14) Reiſeſtipendien für junge angehende Techniker, ſo wie Reiſen von Vereinsmitgliedern ſelbſt, auf Vereinskoſten, zur Erforſchung des Zuſtandes der Gewerbe in andern Ländern und Landestheilen.

15) Herausgabe und wohl auch unentgeltliche Vertheilung von (ſowohl eigenen als fremden) unterrichtenden Schriften über allgemein wichtige gewerbliche Gegenſtände.

16) Unentgeltliche Vertheilung oder Erleichterung des Ankaufs von Werkzeugen und Geräthſchaften, oder von Hülfsmaterialien, wenn es um die Einführung neuer, einer allgemeinen Verbreitung fähiger Induſtriezweige ſich handelt (z. B. Maulbeerſamen, Maulbeerbäumchen und Seidenwurmeier zur Belebung der Seidenzucht u. dgl.).

17) Geldgeſchenke oder Darleihen zur Gründung gewerblicher Unternehmungen, jedoch mit der Beſchränkung auf Anlagen, welche neue und etwa beſonders ſchwierige Induſtriezweige betreffen, weil ein Gewerbverein keine Wohlthätigkeits- oder Leihanſtalt ſeyn ſoll.

Dem Vorſtehenden mögen ſich einige Worte über die Grundlage der Organiſation der Gewerbvereine im Allgemeinen anreihen, in ſo fern eben dieſe Organiſation die Hülfsquellen zu den unter 1 bis 17 aufgezählten Aeußerungen der Thätigkeit gewährt.

Die beſtehenden Gewerbvereine ſind, der großen Mehrzahl nach, reine Privatgeſellſchaften, unter ausdrücklicher oder ſtillſchweigender Autoriſation der Regierungen gebildet. In einigen Ländern hat jedoch die Regierung einen direkteren Antheil an deren Gründung und Forterhaltung, indem ſie theils die Bildung eines ſolchen Vereins offiziell veranlaßte, theils denſelben bis zu einem gewiſſen Grade unter ihre unmittelbare Leitung nahm, und ihm mehr oder weniger bedeutende Geldhülfe zufließen läßt. In dieſen Fällen, wo ein Ausgehen des Vereins von der Staatsregierung ſtattfand, oder ein näheres Anſchließen deſſelben an die Regierung prinzipmäßig iſt, pflegt denn auch ein weſentlicher Vortheil für

deſſen Wirkſamkeit daraus zu entſtehen, daß der Verein ein offiziell autoriſirtes oder anerkanntes Organ der Staatsverwaltung iſt, durch welches die letztere in gewerblichen Angelegenheiten ſich Raths erholt, was bei andern Vereinen oft nur gelegentlich und mit bedeutender Einſchränkung geſchieht. Daher iſt auch, ſofern nur die Oberleitung der Staatsgewalt nicht zu ſehr in das Detail und in die freie Thätigkeit des Vereins eingreift, eine ſolche Verbindung höchſt zweckmäßig und wohlthätig, indem ſie dem Beſtehen der Geſellſchaft mehr Sicherheit und ihren Vorſchlägen oder Anträgen mehr Autorität verleiht.

In der Regel ſind die Mitglieder der Gewerbvereine ſowohl aus dem gewerbtreibenden Stande als aus andern Klaſſen der Bevölkerung entnommen; eine Ausnahme hievon machen nur die Handwerkervereine an einigen Orten, welche aus Aſſoziationen der Gewerbtreibenden unter ſich beſtehen, in der Abſicht, durch gemeinſchaftliche Maßregeln für das Gedeihen der Gewerbe zu wirken. Der Eintritt der Mitglieder iſt in allen Fällen freiwillig, und eben ſo der Austritt einem Jedem (nach vorausgegangener Kündigung) geſtattet. Zur Aufnahme reicht bei einigen Vereinen die bloße Meldung des neuen Mitgliedes hin, und es wird nur gefordert, daß der Eintretende ſich zur Erfüllung der ſtatutenmäßigen Pflichten verbindlich macht; bei andern hat der Aufzunehmende ſich einer Abſtimmung zu unterwerfen, welche über ſeine Zulaſſung entſcheidet. Die Pflichten reduziren ſich meiſt hauptſächlich oder ausſchließlich auf Leiſtung eines feſtgeſetzten Geldbeitrags; die hierdurch erworbenen Rechte beſtehen in dem Zutritte zu den Vereinsverſammlungen, in der Stimmfähigkeit bei Beſchlüſſen, welche von der Geſammtheit gefaßt werden, in der Theilnahme an ſtatutenmäßiger Benutzung der Sammlungen des Vereins, in dem Anſpruche auf koſtenfreien Empfang der Vereinszeitſchrift u. ſ. w. Ehrenmitglieder und korreſpondirende Mitglieder ohne Verpflichtung zu Geldbeiträgen werden von den Vereinen ernannt, in der Abſicht, ausgezeichneten Männern einen Beweis der Anerkennung ihrer Verdienſte zu geben, oder an verſchiedenen Orten des In- und Auslandes Gelegenheit zur Einziehung von Nachrichten zu gewinnen. Die pekuniären Kräfte zur Erreichung der Vereinszwecke gehen aus den Geldbeiträgen der Mitglieder hervor, wozu öfters noch ein Zuſchuß aus Staatsmitteln,

ſo wie Geſchenke und Vermächtniſſe von Privaten kommen. Einige größere Vereine haben durch ihre Erſparniſſe bedeutendes Vermögen geſammelt, von welchem nur die Zinſen zu den laufenden Ausgaben mit verwendet werden. Zu phyſiſcher und intellektueller Wirkſamkeit werden zwar nach Gelegenheit und Veranlaſſung bald dieſe bald jene geeigneten Mitglieder des Vereins herangezogen; der Regel nach aber konzentrirt ſich dieſe Seite der Thätigkeit in einem Vorſtande (einer Direktion, einem Ausſchuſſe), wozu eine Anzahl Mitglieder durch freie Wahl von der Geſammtheit deſignirt worden. Dieſem Vorſtande, der ſich oft wieder in mehrere Spezialausſchüſſe für beſtimmte Abtheilungen der Geſchäfte verzweigt, iſt der größte Theil der laufenden Arbeiten übertragen, zu deren Verhandlung entweder zu beſtimmten Zeiten oder nach Bedürfniß Sitzungen gehalten werden. Den gewöhnlich nur ein oder einige Mal im Jahre ſtattfindenden Generalverſammlungen, zu welchen ſämmtliche Mitglieder Zutritt haben, ſind gewiſſe Angelegenheiten von allgemeiner Wichtigkeit vorbehalten, worüber die Anweſenden durch Stimmenmehrheit Beſchlüſſe faſſen, die auch für die Abweſenden verbindlich ſind. Die Mitglieder des Vorſtandes treten nach Ablauf einer beſtimmten Periode aus, und werden entweder von Neuem gewählt oder bei der Wahl durch andere erſetzt. Ihr Amt iſt ein Ehrenamt, und daher in der Regel mit keinem Gehalte verbunden; nur allein das eigentliche Dienſtperſonal (an Schreibern u. dgl.) pflegt beſoldet zu ſeyn.

III. Die Erfolge, welche durch die Thätigkeit der Gewerbvereine bereits wirklich erreicht ſind, laſſen ſich im Ganzen genommen durchaus nicht verkennen, wiewohl ſie nicht im ganzen Umfange durch Worte und Zahlen nachzuweiſen ſind. Die Natur derſelben macht eine ſolche genaue Nachweiſung zum Theil ſehr ſchwierig oder ganz unmöglich, da einige der Wirkungen mehr nur gefühlt und im Allgemeinen beobachtet, als gemeſſen und abgewogen werden können. Dieß gilt namentlich z. B. von derjenigen Anregung und Förderung des Gemeingeiſtes, von derjenigen Belebung der induſtriellen Thätigkeit, welche unleugbar mehr oder weniger von allen ſolchen Vereinen hervorgerufen worden iſt. Andere Wirkungen, wie die Unterſtützungen und Ermunterung durch Rath und Beiſpiel, verlieren ſich meiſt ſo ſehr in dem Getriebe der allgemeinen Gewerbsthätigkeit des Volkes, daß eine Sammlung

und Darlegung der einzelnen Fälle nicht ausführbar iſt. Der Nutzen der Gewerbausſtellungen, der Preisaufgaben und Prämienverleihungen, der Bekanntmachung ausländiſcher Erfindungen, der Vereinszeitſchriften und Vereinsbibliotheken, der Vermittelung zwiſchen den Staatsbehörden und den Gewerbtreibenden, der Einwirkung auf Gewerbſchulen, der auf Vereinskoſten unternommenen techniſchen Reiſen, der unentgeltlichen Vertheilung von mancherlei nützlichen Gegenſtänden, endlich der unmittelbaren Geldverwendungen zum Beſten gewerblicher Unternehmungen iſt offenbar und groß. Manche ſchlummernde Anlage, manches unentwickelte Streben, mancher halb gefaßte Vorſatz würde ſpät oder nie geweckt, zur Reife gebracht worden ſeyn; mancher vernachläſſigte Gewerbszweig würde nicht verbeſſert und gehoben, mancher fehlende nicht ins Daſeyn gerufen worden ſeyn, wenn nicht die andeutende, ermunternde, helfende Hand der Gewerbvereine eingegriffen hätte. Der Umſtand allein ſchon, daß faſt alle dieſe Vereine immerfort neue Mitglieder, zum großen Theil aus dem Gewerbſtande ſelbſt, gewinnen, iſt ein ſprechendes Zeugniß für ihre wohlthätige und erfolgreiche Wirkſamkeit; denn gerade in dieſem Stande ſind, allgemein betrachtet, die etwa vorhandenen Vorurtheile eher ungünſtig als günſtig für die Vereine. Wer Gelegenheit hat, den Einfluß eines Gewerbvereines in der Nähe und im Detail zu beobachten, kann ſich leicht die Ueberzeugung verſchaffen, daß das vorſtehende Bild von dem Nutzen ſolcher Geſellſchaften nicht geſchmeichelt iſt. Freilich tragen die ſpeziellen Verhältniſſe überall ungemein dazu bei, die Art wie den Umfang des Erfolges verſchiedentlich zu modifiziren; und auch an einzelnen Beiſpielen von theilweiſe verfehlten Reſultaten mangelt es nicht, da hier, ſo gut wie bei andern menſchlichen Unternehmungen, zuweilen verkehrte Berechnungen und Mißgriffe in der Ausführung eines Planes ſtattfinden, oder die trefflichſten Bemühungen an unüberwindlichen Hinderniſſen ſcheitern. Dieſes wird jedoch nicht hindern, in den Gewerbvereinen überhaupt ein höchſt heilſames Inſtitut zu erkennen, dem alle mögliche Unterſtützung und Förderung von Seite der Staatsgewalten, wie der Staatsbürger zu wünſchen iſt.

Wenn es gelungen iſt, im Vorſtehenden ein deutliches und anſprechendes Bild von dem Wollen und Wirken der Gewerbvereine im Allgemeinen aufzuſtellen, ſo wird es den Leſern auch nicht an Neigung fehlen, jetzt den hiſtoriſchen Nachweiſungen über die einzelnen Vereine des deutſchen Geſammtvaterlandes zu folgen, welche, aus den Originalquellen geſchöpft, jenen Abriß zu vervollſtändigen und weiter auszumalen beſtimmt ſind. Ich laſſe dieſer Darſtellung zur Vergleichung einige Notizen über die zwei vorzüglichſten derartigen Geſellſchaften des Auslandes vorausgehen, nämlich jener in London und Paris.

Die Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte, der Manufakturen und des Handels zu London iſt vor etwa 60 Jahren gegründet worden, und hat zum Zwecke: die Künſte, Manufakturen und den Handel des großbrittaniſchen Königreichs durch angemeſſene Ehren- oder Geldbelohnungen, welche ſie für nützliche Erfindungen, Entdeckungen oder Verbeſſerungen ertheilt, zu befördern. Sie hat zu dieſem Behufe bereits ſehr anſehnliche Summen (bis zum Jahre 1838 ſchon über 100,000 Pfd. Sterl.) angewendet, welche ihr durch freiwillige Unterzeichnung und durch Vermächtniſſe zugefallen ſind. Die Geſellſchaft ſtellt Preisaufgaben auf; allein nicht nur die Löſung einer ſolchen, ſondern auch die Mittheilung einer andern intereſſanten und nützlichen Erfindung oder Verbeſſerung im Fache der ſchönen Künſte, des Ackerbaues, der Manufakturen, der Mechanik und Chemie gibt Anſpruch auf eine Belohnung, welche entweder in Geld, oder in einer Medaille, oder in beiden zugleich beſteht. Im erſten Falle iſt die geringſte Summe, welche zuerkannt wird, 5 Pfd. Sterl. Der Medaillen ſind fünferlei, nämlich goldene in drei Abſtufungen und ſilberne in zwei Abſtufungen der Größe. In den Monaten vom Anfang des Novembers bis zur Mitte des Junius hält die Geſellſchaft jeden Mittwoch Abend eine Sitzung; an den übrigen Abenden verſammeln ſich die Ausſchüſſe zur Berathung derjenigen Gegenſtände, welche ihnen von der Geſellſchaft zugewieſen worden ſind. Solcher Ausſchüſſe ſind neun, jeder von zwei Mitgliedern, welche für das Manufakturweſen, die Mechanik, Chemie, den Ackerbau, die ſchönen Künſte, die Korreſpondenz u. ſ. w. beſtimmt ſind. Die Geſellſchaft hat einen Präſidenten (gegenwärtig und ſchon ſeit vielen Jahren der Herzog von Suſſex), ſechszehn Vizepräſidenten, einen

Sekretär, einen Sekretärsaſſiſtenten und einen Sammler. Unter den Mitgliedern befinden ſich viele hochgeſtellte und angeſehene Perſonen. Um Mitglied zu werden, muß man von wenigſtens drei Mitgliedern der Geſellſchaft in Vorſchlag gebracht werden, ſich dann einer Abſtimmung unterwerfen, und hiebei wenigſtens zwei Drittel aller Stimmen für ſich haben. Peers der vereinigten Königreiche, ſo wie Parlamentsglieder, werden, nachdem ſie vorgeſchlagen ſind, ſogleich durch die Abſtimmung erwählt; alle andern Perſonen werden von dem Sekretär in einer Sitzung der Geſellſchaft vorgeleſen, dann in eine am Verſammlungsorte aufgehangene Liſte eingeſchrieben, und in der zunächſt folgenden Sitzung der Abſtimmung unterworfen. Auch Frauen können Mitglieder werden, und es ſteht ihnen frei, ſich bei den Wahlen durch ein anderes Mitglied als Bevollmächtigten vertreten zu laſſen. Die Mitglieder werden unterſchieden in beſtändige, oder Mitglieder auf Lebenszeit, welche ein für alle Mal wenigſtens 20 Guineen beitragen, und ſubſkribirende, die ſich zur jährlichen Zahlung von wenigſtens 2 Guineen verpflichten. Alle Mitglieder beſitzen, außer der Stimmfähigkeit, das Recht, zwei Perſonen als Gäſte zu den Verſammlungen der Geſellſchaft einzuführen, die Bibliothek der Geſellſchaft zu benutzen, und ihren Freunden die Sammlung, in welcher alle ſeit dem Entſtehen des Vereins durch Belohnungen ausgezeichneten Maſchinen ꝛc. aufgeſtellt ſind, zu zeigen. Jeder Gewerbsmann, Fabrikant u. ſ. w., welcher der Geſellſchaft eine neue Erfindung, Entdeckung oder Verbeſſerung vorzulegen wünſcht, hat ſich ſchriftlich an den Sekretär zu wenden, und die nöthigen Zeichnungen, Modelle und Zeugniſſe zu überreichen, ſofern er eine Belohnung anzuſprechen beabſichtigt. Alle dieſe Gegenſtände bleiben ein Eigenthum der Geſellſchaft, welche die ihr vorgelegten Erfindungen u. ſ. w. in einer eigenen Zeitſchrift öffentlich bekannt macht. Von letzterer erſcheint unter dem Titel: Transactions of the Society for Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce, jährlich ein Band (der 1. kam im Jahr 1783 heraus, der 52. im Jahr 1838). Sie wird an die Mitglieder unentgeltlich vertheilt, kommt aber auch in den Buchhandel. Zur Beförderung der Gemeinnützlichkeit und Vermeidung aller Unterſchleife ſind durch die Statuten hinſichtlich der Ertheilung von Belohnungen gewiſſe Bedingungen feſtgeſetzt.

Niemand erhält eine Belohnung, der eine ſolche für den nämlichen Gegenſtand ſchon von einer andern Geſellſchaft bekommen hat; alle mit Patent verſehenen Erfindungen ſind gleichfalls von dieſer Auszeichnung ausgeſchloſſen. Kein Mitglied der Geſellſchaft kann eine andere Auszeichnung erhalten, als die für beſondere Verdienſte beſtimmte Ehrenmedaille. Jeder Preiswerber, von dem bekannt wird, daß er die Geſellſchaft hat hintergehen wollen, wird dadurch für die Zukunft zu einer Auszeichnung unfähig. Die Vertheilung der Preiſe wird jedes Jahr am letzten Mittwoch des Maimonats vorgenommen, und die Bewerber müſſen entweder ſelbſt oder durch bevollmächtigte Stellvertreter (welche aber Mitglieder ſeyn müſſen) dabei anweſend ſeyn. Die Geſellſchaft hat ohne allen Zweifel ſchon viel Nützliches gewirkt; aber ein Umſtand ſteht ihr dabei, wie es ſcheint, ſehr weſentlich im Wege, nämlich daß ſie für keine Erfindungen, worauf ein Patent genommen iſt, Belohnungen gibt. Der Zweck dieſes Grundſatzes, nämlich möglichſt allgemeine Nutzbarmachung der belohnten Erfindungen, kann nur gebilligt werden; jedoch iſt es Niemanden zu verargen, wenn er es vorzieht, für einen Gegenſtand von erheblicher Bedeutung ein Patent zu nehmen, ſtatt gegen eine Medaille oder eine Geldſumme von fünf bis höchſtens fünfzig Pfd. Sterl. das ausſchließliche Eigenthumsrecht an ſeiner Erfindung aufzugeben. Daher gelangen wenig techniſche Mittheilungen von eigentlicher Wichtigkeit an die Geſellſchaft, und dieſe vertheilt die größere Hälfte ihrer Belohnungen für (wahrſcheinlich auch nicht außerordentlich hervorragende) Leiſtungen in der Malerei, und überhaupt in den ſchönen Künſten. Der Flor der Geſellſchaft ſcheint im Abnehmen zu ſeyn, wie aus folgender Nebeneinanderſtellung ihres Zuſtandes und ihres Wirkens in zwei etwas von einander entfernten Jahren hervorgeht: Im Jahr 1822 war die Zahl der beitragenden Mitglieder 1745, worunter 283 auf Lebenszeit und 1462 ſubſkribirende; von letzteren 7 mit 5 Guineen, 12 mit 3 Guineen, 1443 mit 2 Guineen jährlichen Beitrags. Außerdem waren 24 korreſpondirende auswärtige Mitglieder vorhanden. Es iſt alſo für damals das Jahreseinkommen der Geſellſchaft auf nahe 3000 Pfd. Sterl. anzuſchlagen. In den vom November 1821 bis Juni 1822 gehaltenen Sitzungen wurden 20 goldene und 58 ſilberne Medaillen nebſt 185 Guineen in Geldpreiſen zuerkannt. Im Jahr 1838 zählte die Geſellſchaft nur 833

zahlende, dagegen 38 korreſpondirende Mitglieder, unter erſteren 247 auf Lebenszeit, 7 mit 5 Guineen, 6 mit 3 Guineen, 573 mit 2 Guineen Beitrag, ſo daß das Jahreseinkommen nur 1200 Pfd. Sterl. betragen hat. In den Sitzungen vom November 1837 bis Juni 1838 wurden zuerkannt: für gewerbliche Gegenſtände 2 goldene, 14 ſilberne Medaillen und 25 Pfd. Sterl. an baarem Gelde; für Leiſtungen in den ſchönen Künſten 3 goldene und 25 ſilberne Medaillen; im Ganzen alſo nur 5 goldene Medaillen, 39 ſilberne Medaillen und 25 Pfd. Sterl.

Die Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie in Paris iſt im Jahre 1801 erſtanden, und erfreut ſich fortwährend eines ſehr guten Gedeihens. Sie ſetzt jedes Jahr bedeutende Preiſe für techniſche Erfindungen aus, nimmt auch Mittheilungen über andere gewerbliche Gegenſtände an, belohnt manche derſelben durch Geldpreiſe oder Medaillen (letztere von Gold, Platin, Silber und Bronze), und veröffentlicht dieſelben in ihrer Zeitſchrift (Bulletin de la Société d'Encouragement pour l'Industrie nationale), wovon 1840 der 39. Jahrgang erſcheint, und welche ſtets einen Reichthum an intereſſanten Gegenſtänden enthält. Auch verleiht die Geſellſchaft Stipendien an Schüler der Ackerbau- und Manufakturſchulen. Die Induſtrieausſtellungen in Paris ſind bekanntlich eine vom Staate unmittelbar ausgehende Anſtalt, und fallen daher nicht in den Wirkungskreis der Aufmunterungsgeſellſchaft. Der Jahresbeitrag eines Mitgliedes iſt auf 36 Franken beſtimmt. Die Geſellſchaft beſaß am 1. Januar 1839 200 Aktien der franzöſiſchen Bank, 18,651 Franken fünfprozentige Renten, und 13,760 Franken an baarem Gelde und ausſtehenden Forderungen. Die Geſammteinnahme des Jahres 1838 belief ſich auf 70,282 Fr. 27 Cent. (worunter 2000 Fr. an Beiträgen des Königs und der königlichen Familie, 4000 Fr. von dem Handelsminiſterium, 25,848 Fr. von 718 zahlenden Mitgliedern); die Geſammtausgabe auf 69,186 Fr. 32 Cent. (worunter 13,314 Fr. 86 Cent. für Medaillen, Preiſe und Aufmunterungen). Im Laufe des Jahres 1839 traten 81 zahlende und 6 auswärtige korreſpondirende Mitglieder neu hinzu.

Die deutſchen Gewerbvereine, über welche ich nun das Hauptſächliche der mir zu Gebote ſtehenden Nachrichten mittheilen werde, zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich in ſolche, die für

ganze Länder geſtiftet ſind, und in lokale Vereine, deren Wirkungskreis planmäßig auf einzelne Städte oder kleine Bezirke beſchränkt iſt. Die erſteren, als die einflußreichſten und wichtigſten, gehen voran.

I. Gewerbvereine für ganze Länder.

1) Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, zu Berlin. — Die Gründung deſſelben fällt in das Jahr 1820. Zur Aufnahme als Mitglied reicht die Meldung bei dem Vorſitzenden, verbunden mit der Ueberſendung des Geldbeitrages für ein Jahr, hin. Es werden unterſchieden: einheimiſche Mitglieder, welche in Berlin wohnhaft ſind, und auswärtige (außerhalb Berlin, ſowohl im preußiſchen Staate, als im Auslande). Der jährliche Geldbeitrag iſt für dieſe wie für jene auf 6 Thlr. geſetzt (früher bezahlten die einheimiſchen 10 Thlr.). Jedes Mitglied, welches im preußiſchen Staate wohnt, hat das Recht, in den Verſammlungen zugegen zu ſeyn und ſeine Stimme abzugeben; Mitglieder, die ihren Wohnſitz im Auslande haben, dürfen den Verſammlungen beiwohnen, haben aber kein Stimmrecht. Aus den in Berlin wohnenden Mitgliedern werden durch jährliche Wahl folgende Verwaltungsabtheilungen (Ausſchüſſe) für die einzelnen Geſchäftszweige gebildet: für das Rechnungsweſen ſechs Mitglieder; für Chemie und Phyſik acht, für Baukunſt und ſchöne Künſte ſechs, für Mathematik und Mechanik acht, für Manufakturen und Handel vierundzwanzig Mitglieder. Die Vereinsbeamten ſind: der Präſident (jetzt, und ſeit Gründung des Vereins, der verdienſtvolle Geheime Ober-Regierungsrath Beuth), zwei Stellvertreter deſſelben, der Redakteur der Vereins-Zeitſchrift (Prof. Schubarth), und ein Schreiber. Mit Ausnahme des letzten ſind dieſe Aemter ohne Beſoldung. Am erſten Montag eines jeden Monats wird eine Verſammlung, am erſten Montage im Jahre eine Hauptverſammlung gehalten. Zur Faſſung eines gültigen Beſchluſſes iſt die Anweſenheit von wenigſtens fünfzehn Mitgliedern erforderlich, und die Uebereinſtimmung von zwei Dritteln der Stimmenden. Der Verein ſtellt Preisaufgaben; belohnt bedeutende Erfindungen durch Medaillen und Geldſummen; läßt Entdeckungen und Erfindungen durch ſeine Abtheilungen prüfen; beſitzt Sammlungen von Gewerbsprodukten, Maſchinen, Modellen, Zeichnungen und Büchern, und gibt eine ſehr werthvolle

Zeitschrift heraus (Verhandlungen des Vereins z. B. d. Gsl. in Preußen), von welcher jährlich sechs Hefte erscheinen. Wer sich um einen von dem Vereine ausgesetzten Preis bewirbt, oder auf eine der Gesellschaft gemachte Mittheilung den Anspruch auf Belohnung gründet, ist verpflichtet, den Gegenstand genau und vollständig zu beschreiben, und ihn, sofern seine Natur dieß zuläßt, in einer vollständigen und korrekten Zeichnung, im Modell oder in völliger Ausführung vorzulegen. Beschreibungen, Zeichnungen und Modelle bleiben, wenn ein Preis oder eine Belohnung wirklich ertheilt wird, Eigenthum des Vereins. Gegenstände, auf welche der Staat ein Patent ertheilt hat, sind nur dann belohnungsfähig, wenn der Bewerber sich mit dem Vereine über die Beschränkung seines Patentrechtes geeiniget hat.

Am 1. Januar 1840 bestand der Verein aus 7 Ehrenmitgliedern und 949 zahlenden Mitgliedern, von welchen letzteren 297 in Berlin, 511 außerhalb Berlin im preußischen Staate und 141 im Auslande wohnhaft sind. Nach der von dem Vereine öffentlich abgelegten Rechnung über das Jahr 1839 betrug die Einnahme im Laufe dieses Jahres 8290 Thlr. 15 Sgr.; die Ausgabe 7824 Thlr. 14 Sgr. 11 Pf., und es blieb am 31. Decbr. 1839 ein baarer Kassenvorrath von 172 Thlr. 7 Sgr. 7 Pf., nebst einem Vermögen von 33000 Thlr. in Staatspapieren. Ein noch beträchtlicheres Besitzthum hat der Verein außerdem dadurch erlangt, daß er von dem 1829 in Potsdam verstorbenen Ritterschaftsrathe v. Seydlitz zum Universalerben eingesetzt wurde; aus den Zinsen dieser Erbschaft werden bedeutende Stipendien an fähige junge Männer bezahlt, welche sich in dem königlichen Gewerbinstitute zu Berlin ihrer Ausbildung widmen. Für Geldprämien und Medaillen hat der Verein von seiner Gründung bis zu Ende des Jahrs 1839 über 10,000 Thlr. angewendet, abgesehen von erheblichen Summen, welche in anderer Weise für gewerbliche Zwecke ausgegeben worden sind. Oeffentliche Ausstellungen von Gewerberzeugnissen veranstaltet der Verein nicht selbst; aber derselbe widmete seine Mitwirkung den zwei Ausstellungen dieser Art, welche im Auftrage und auf Kosten der preußischen Regierung in den Jahren 1822 und 1827 zu Berlin Statt fanden.

2) Niederösterreichischer Gewerbverein zu Wien. Die Idee eines über die gesammte österreichische Monarchie sich

erſtreckenden Gewerbvereins iſt zwar bereits vor längerer Zeit gefaßt und offiziell feſtgeſtellt worden, aber nie zur Ausführung gekommen. Das im Jahr 1817 ſanktionirte Organiſationsſtatut des polytechniſchen Inſtituts enthält als einen weſentlichen Abſchnitt die Beſtimmung, daß mit dieſer Lehranſtalt eine „Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte und Gewerbe" verbunden werden ſolle, deren Mitglieder man aus den Angeſehenen und Honoratioren, dem Handelsſtande und den gebildeten Fabrikanten zu „ernennen" beabſichtigte. Dieſe Geſellſchaft, welche jährlich bedeutende Preiſe für Erfindungen und Verbeſſerungen im Felde der techniſchen Künſte ausſetzen ſollte, würde demnach einen amtlichen Charakter erhalten haben, und gleichſam eine Staatsanſtalt geweſen ſeyn. Sie iſt jedoch, aus unbekannten Gründen, nicht zu Stande gebracht worden; dagegen haben ſich in den letzten Jahren einige Privat-Gewerbvereine für einzelne Provinzen des Kaiſerſtaates gebildet. Wir erwähnen darunter zunächſt den niederöſterreichiſchen Gewerbverein. Laut der Statuten dieſes Vereins ſoll ſich deſſen Thätigkeit über das geſammte Gebiet der Gewerbsinduſtrie, daher auch auf jene Wiſſenſchaften und Künſte, welche Einfluß auf dieſelbe haben, erſtrecken. Zur Verbreitung jeder den Gewerbtreibenden nützlichen Belehrung wird in dem Lokale des Vereins eine Bibliothek und ein Leſekabinet errichtet, ferner eine Sammlung von Manufakturzeichnungen, Modellen, Gewerbserzeugniſſen und andern zur Vermehrung nützlicher Kenntniſſe dienenden Hülfsmitteln. Der Verein wird neue Erfindungen prüfen, Gegenſtände, welche von den Staatsbehörden oder von Vereinsmitgliedern zur Beurtheilung an ihn gelangen, begutachten, und ſich mit allen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen beſchäftigen, welche die Vervollkommnung der Gewerbe zum Zwecke haben. Zur unmittelbaren Aufmunterung des Fortſchreitens in dem Gebiete der Gewerbe wird der Verein Preiſe ausſetzen, Ehrenmedaillen ertheilen, an inländiſche Gewerbtreibende für beſonders nützliche Leiſtungen Belohnungen verabfolgen, auch in geeigneten Fällen Unterſtützungsbeiträge zu Verſuchen geben. Nicht minder ſoll darauf Bedacht genommen werden, auf die Mittel und Gelegenheiten aufmerkſam zu machen, welche zur Erleichterung, Erweiterung und Vermehrung des Abſatzes inländiſcher Gewerbsprodukte dienen. Als Organ für die dem techniſchen Publikum zu machenden Mittheilungen wird

eine Zeitschrift in zwanglosen Heften herausgegeben. Der Verein ist unter dem Patronate eines Protektors (Erzherzog Franz Karl) und eines Kurators (Minister Graf Kolowrat) aus ordentlichen, korrespondirenden und Ehrenmitgliedern gebildet. Wer als ordentliches Mitglied beitreten will, muß für längere Zeit in der österreichischen Monarchie wohnhaft seyn, von einem ordentlichen Mitgliede oder einem andern inländischen Gewerbvereine vorgeschlagen werden, und bei der (schriftlichen) Abstimmung über seine Aufnahme die absolute Stimmenmehrheit für sich haben. Jedes ordentliche Mitglied leistet bei seiner Aufnahme eine freiwillige Einlage zur Gründung eines Stammkapitals, und außerdem einen jährlichen Beitrag von wenigstens 15 Gulden Konventionsmünze (sofern es in Wien oder der Umgegend wohnt) oder 10 Gulden (wenn es seinen Wohnsitz entfernt von Wien hat). Die Rechte der ordentlichen Mitglieder bestehen in der Stimmfähigkeit bei den Vereinsverhandlungen; dem Anspruche auf ein Exemplar aller vom Vereine herausgegebenen Druckschriften; der Benutzung des Lesekabinets, der Bibliothek, der übrigen Sammlungen; der Erlangung von Belehrungen über Gegenstände ihrer Gewerbsbetriebe; dem Anspruche auf Begutachtung ihrer Erfindungen.

Zur obern Leitung und Beaufsichtigung der Geschäfte wählt der Verein aus seinen ordentlichen Mitgliedern einen Präsidenten (gegenwärtig Graf Ferd. v. Colloredo-Mansfeld) und zwei Stellvertreter desselben, jedesmal für einen Zeitraum von zwei Jahren. Zur Besorgung der technischen Arbeiten und wissenschaftlichen Untersuchungen sind durch Wahl (ebenso auf zwei Jahre) fünf beständige Abtheilungen (Ausschüsse) ernannt, nämlich für Mechanik (eilf Mitglieder), für Chemie und Physik (eilf Mitglieder), für schöne Künste (neun Mitglieder), für Manufakturzeichnung (dreizehn Mitglieder), für Naturgeschichte und Materialkenntniß (sieben Mitglieder) und für den Handel (neun Mitglieder).

Für diejenigen Angelegenheiten, welche sich auf Verwaltung des Vermögens, der Einkünfte und Ausgaben, des Lokals und der Sammlungen ꝛc. beziehen, besteht ein (gleichfalls auf zwei Jahre erwählter) Verwaltungsrath, der aus dem Vereinspräsidenten, aus dessen zwei Stellvertretern, vier Verwaltungsräthen und den Sekretären der beständigen Abtheilungen zusammengesetzt wird. Die schriftlichen Arbeiten und Rechnungen besorgen zwei

beſoldete Sekretäre. Die beſtändigen Abtheilungen verſammeln ſich wenigſtens in jedem Monate ein Mal; der Verwaltungsrath hält der Regel nach monatlich zwei Sitzungen; die Vereinsverſammlungen theilen ſich in ordentliche und außerordentliche; erſtere werden monatlich (Monatsverſammlungen) oder halbjährlich gehalten (Generalverſammlungen). In allen Vereinsverſammlungen kann nur dann ein gültiger Beſchluß gefaßt werden, wenn die Anzahl der anweſenden, nicht zum Verwaltungsrathe gehörigen Stimmberechtigten wenigſtens doppelt ſo groß iſt, als jene der Mitglieder des vollzähligen Verwaltungsrathes.

Der Verein hielt ſeine erſte Monatsverſammlung am 17. Februar 1840, und zählte zu dieſer Zeit bereits 540 ordentliche Mitglieder.

3) Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeiſtes in Böhmen, zu Prag. Die Konſtituirung deſſelben fällt in das Jahr 1833, wo eine bedeutende Anzahl Perſonen aus dem Adel und der höhern Geiſtlichkeit zu dieſem Zwecke zuſammentrat, und erfolgreiche Aufforderungen zum Beitritt ergehen ließ. Der damalige Kronprinz (jetzige Kaiſer) nebſt den Erzherzogen Karl und Anton ſtellten ſich an die Spitze der Stifter, und bis zum 31. Dezember 1833 zählte der Verein bereits 316 Mitglieder. Nach den Statuten beſteht der Verein aus ſtiftenden Mitgliedern und wirklichen Mitgliedern, unter der Oberleitung einer Generaldirektion. Als ſtiftende Mitglieder werden urſprünglich jene bezeichnet, welche durch ihre bis zu dem Tage der erſten Verſammlung der Stifter ausgeſprochene Beitrittserklärung den Verein begründet haben: ihre Anzahl betrug, am 31. Dezember 1831, 174. Seit Ablauf des genannten Zeitpunktes können als ſtiftende Mitglieder nur aufgenommen werden: a) Landſtände, deren Aufnahme nach geſchehenem Anſuchen bei der Generaldirektion von den urſprünglichen Stiftern genehmigt wird; b) Landſtände, welche als Erben eines ſtiftendes Mitgliedes an deſſen Stelle treten zu wollen erklären. Die ſtiftenden Mitglieder haben kein anderes Vorrecht vor den übrigen Mitgliedern, als a) die in dieſem Titel liegende Erinnerung, daß ſie oder ihre Vorfahren die Gründer des Vereins geweſen ſind; b) die Wahl des Generaldirektors aus ihrer Mitte; c) die Vererblichkeit dieſer Vorrechte. Die wirklichen Mitglieder theilen ſich in beitragspflichtige und nicht beitragspflichtige.

Erstere werden es durch freiwillige Beitrittserklärung; zu letzteren gehören diejenigen, welche entweder a) als arbeitende Mitglieder (und Ehrenmitglieder) von der Generalversammlung aufgenommen werden, oder b) die Mitgliedschaft als höchste Auszeichnung für Leistungen in technischen Fächern von der Generalversammlung empfangen. Jedes stiftende und jedes beitragspflichtige wirkliche Mitglied bezahlt jährlich 24 Gulden Konventionsmünze an die Kasse des Vereins. Die Generaldirektion besteht aus einem Generaldirektor, welcher aus und von den stiftenden Mitgliedern auf sechs Jahre erwählt wird, und neun Direktionsmitgliedern. Letztere werden in einer Generalversammlung auf sechs Jahre gewählt. Der Oberstburggraf und Landesgouverneur von Böhmen ist Protektor des Vereins. Die Generalversammlung, in welcher sämmtliche Mitglieder des Vereins Zutritt und Stimme haben, wird alle Jahr im Monate März gehalten.

Die Mittel, durch welche der Verein seinen Zweck — Ermunterung des Gewerbsgeistes und Belebung des Gewerbsfleißes — zu erreichen strebt, sind folgende:

a) Oeffentliche Ausstellungen von Gewerbserzeugnissen des Königreichs Böhmen, deren bereits einige (in den Jahren 1831, 1834, 1836) veranstaltet worden sind, abgesehen von jenen frühern Ausstellungen, welche 1828 und 1829 von Seiten der böhmischen Provinzialregierung bewerkstelligt wurden.

b) Herbeischaffung und Vorzeigung von Musterstücken, Modellen ꝛc.

c) Mittheilung von Abhandlungen, in- und ausländischen Erfindungen, Verbesserungen ꝛc. durch technische Zeitschriften. Der Verein gibt solcher Zeitschriften drei heraus, nämlich zwei in deutscher Sprache (Mittheilungen für Gewerbe und Handel, bis jetzt 26 Hefte, Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbtreibende ꝛc.); und eine in böhmischer Sprache.

d) Herausgabe gemeinnütziger Werke, sowohl in deutscher als in böhmischer Sprache.

e) Gründung einer Bibliothek (die 1839 bereits 2571 Werke in 5491 Bänden enthielt), eines Lesekabinets und einer Kopieranstalt, woselbst Gewerbtreibende gegen mäßige Bezahlung Kopien von Beschreibungen und Zeichnungen technischer Gegenstände erlangen können.

f) Oeffentliche populärwissenschaftliche Vorträge an Sonntagen, deutsch und böhmisch, desgleichen Unterrichtsstunden im Zeichnen.

g) Geldbewilligungen zu Reisen in technischer Beziehung, sowohl im Inlande als nach dem Auslande angestellt von Professoren und jungen Technikern.

h) Belohnungen für vorzügliche technische Leistungen, sowohl bei Gelegenheit der Ausstellungen und in Folge von Preisaufgaben, als außer dem, durch Geldpreise, Ehrenmedaillen und — als höchste Auszeichnung — Ertheilung des Diploms als wirkliches (beitragsfreies) Vereinsmitglied.

Der Verein zählte, im März 1839, 374 Mitglieder. Mit Ende 1837 besaß derselbe ein Vermögen von 22,568 fl. Konventionsmünze. Im Laufe des Jahres 1838 betrug die Einnahme 12,029 fl., die Ausgabe 7699 fl.

4) Verein zur Beförderung und Unterstützung der Industrie in Innerösterreich, zu Grätz. — Gegründet 1838, auf Veranlassung des Erzherzogs Johann, erstreckt dieser Verein seinen Wirkungskreis über die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain. Nähere Nachrichten über seine Einrichtung und einen Bestand habe ich nicht auffinden können.

5) Polytechnischer Verein für das Königreich Baiern, zu München. — Nachdem dieser Verein seit dem Monat Mai 1815 als Privatgesellschaft bestanden hatte, wurde derselbe durch ein kön. Reskript vom 22. August 1816 bestätigt. In seinen Statuten ist „Beförderung des vaterländischen Kunst- und Gewerbsfleißes" als Zweck angegeben, wonach a) die Werke der schönen Künste, vorzüglich in ihrer Eigenschaft als Handelsgegenstände, b) die Gewerbe, d. h. Fabriken, Manufakturen und Handwerke, mit Ausschluß der Landwirthschaft, c) der Handel, die Gegenstände der Wirksamkeit des Vereins bilden. Das Organ des Vereins, dem Publikum gegenüber, ist eine Zeitschrift, von welcher monatlich ein Heft erscheint (Kunst- und Gewerbblatt des polytechnischen Vereins, 26. Jahrgang, 1840). Die Mitglieder entrichten einen jährlichen Beitrag von wenigstens 2 fl. Zur Führung der Geschäfte besteht ein Centralverwaltungs-Ausschuß, welcher sich selbst ergänzt, aus einem Vorstande, einem Stellvertreter desselben, einem Sekretär, einem Sekretärs-Stellvertreter,

einem Kaſſier, nebſt noch 24 Mitgliedern gebildet iſt, und ſich in jeder Woche Ein Mal verſammelt. Er ertheilt Prämien und Aufmunterungs-Medaillen und bewilligt Geldbeiträge zur Unterſtützung gewerblicher Unternehmungen. Früher (namentlich in den Jahren 1821, 1822, 1823, 1827) wurden auch Induſtrie-Ausſtellungen durch denſelben veranſtaltet, was jetzt nicht mehr der Fall iſt, da ſeit 1830 die (alle drei Jahre wiederkehrenden) Ausſtellungen von der Regierung veranlaßt werden. — Der polytechniſche Verein zählte zu Anfang des Jahres 1840, 555 ordentliche Mitglieder (worven 223 in München) und 32 Ehrenmitglieder. Der Rechnungsabſchluß des Jahres 1839 weiſt an Kaſſebeſtand vom vorhergehenden Jahre (5277 fl. 37 kr.) und neuen Einnahmen (5975 fl. 55 kr.) zuſammen 11,253 fl. 32 kr. nach; an Ausgaben hingegen 6368 fl. 4 kr., ſo daß mit Ende 1839 der Verein ein Vermögen von 4885 fl. 28 kr. beſaß.

6) Gewerbverein für das Königreich Hannover. — Entſtanden im Jahre 1834, unter dem Protektorat des damaligen Vicekönigs, Herzogs von Cambridge. Die Mitglieder werden in wirkliche und außerordentliche, oder Mitglieder erſter und zweiter Klaſſe unterſchieden. Jene der erſten Klaſſe verpflichten ſich durch ihren Eintritt (abgeſehen von der Beförderung der Vereinszwecke im Allgemeinen) zu einem jährlichen Beitrage von zwei Thalern, haben das Recht, den Verſammlungen beizuwohnen und ſind ſtimmfähig; die der zweiten Klaſſe machen ſich nur im Allgemeinen zur Beförderung der Zwecke des Vereins, ſo viel ein Jeder es in ſeinem Wirkungskreiſe für thunlich hält, jedoch zu keinem Geldbeitrage verbindlich. Dieſe letztere Art von Mitgliedern bildet eine Eigenheit des hannoverſchen Gewerbvereins, und kommt bei keinem andern ſolchen Vereine vor; allein der Nutzen dieſer Einrichtung iſt ſehr unſicher, ja problematiſch. Perſonen, welche durch kein anderes Band, als jenes der bei ihnen vorausgeſetzten Geſinnungen an den Verein geknüpft ſind, deren Verpflichtungen höchſt vage ausgeſprochen, und deren Rechte in Bezug auf den Verein gleich Null ſind, ſolche Perſonen können eigentlich gar nicht als Mitglieder betrachtet werden. Es liegt in der Natur menſchlicher Dinge, daß ein bloß innerliches oder moraliſches Gelöbniß, ohne äußere Symbole oder gemeinſchaftliche Handlungen, keine Geſellſchaft zuſammenhält. Daher

iſt auch hier ſehr bald das Inſtitut der ſogenannten außerordentlichen Mitglieder der That nach eingeſchlafen, obwohl der Jahresbericht von 1835 deren Zahl auf nicht weniger als 4262 angibt.

Die Leitung des Vereins wird von der Direktion beſorgt, welche in Hannover ihren Sitz hat; unter ihr beſtehen ſieben Provinzialvorſtände zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück, Aurich und Clausthal; an vielen einzelnen Orten ſind, durch Zuſammentreten der daſelbſt wohnenden Mitglieder, Lokalvereine gebildet, deren Zahl gegenwärtig 39 beträgt. Die Direktion (unter dem Präſidium des Finanzminiſters, Freiherrn v. Schulte) beſteht aus 9 Mitgliedern, welche in einer Generalverſammlung auf drei Jahre gewählt werden, und worunter wenigſtens drei aus dem gewerbtreibenden Stande ſeyn müſſen. Jeder Provinzialvorſtand iſt aus ſechs Perſonen gebildet, worunter wenigſtens zwei Gewerbtreibende ſeyn müſſen; ſie werden in einer Provinzialverſammlung, ebenfalls auf drei Jahre, gewählt. Die Direktion hält wenigſtens Eine Sitzung in jedem Monate und ſchreibt wenigſtens Eine Generalverſammlung im Jahr aus, in welcher alle wirklichen Vereinsmitglieder Zutritt und Stimmrecht haben. Die Provinzialverſammlungen ſind Zuſammenkünfte der in dem ſieben Provinzialbezirken wohnhaften Mitglieder, und werden von den Provinzialvorſtänden berufen.

Von den Geldbeiträgen der Mitglieder fließt die Hälfte in die Kaſſe der Direktion, und die andere Hälfte wird zu eigener Verwendung von den Provinzialvorſtänden zurückbehalten; jedoch bedürfen letztere, für alle bei ihnen vorfallenden Ausgaben, der Einwilligung der Direktion.

Die Direktion gibt eine techniſche Zeitſchrift heraus (Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover), von welcher bis jetzt 21 Hefte erſchienen ſind; ſie veranſtaltet auch öffentliche Ausſtellungen von Gewerbserzeugniſſen des Königreichs (bisher drei: 1835, 1837, 1840), ſetzt Preisaufgaben, bewilligt Geldprämien und Ehrenauszeichnungen (Medaillen) u. ſ. w.

Am Ende des Jahres 1839 zählte der Verein 2100 Mitglieder erſter Klaſſe, ferner außerdem eilf Ehrenmitglieder und acht korreſpondirende Mitglieder. Nach dem Rechnungsabſchluſſe von 1838 betrug während jenes Jahres, bei ſämmtlichen acht Klaſſen des Vereins zuſammen genommen, die Einnahme 9915 Thlr. 17 Sgr.;

die Ausgabe 8877 Thlr. 21 Ggr., der hiernach bleibende Ueberschuß 1037 Thlr. 20 Ggr., unabhängig von 2426 Thlr. 16 Ggr. Kapital, welche auf Verzinsung angelegt waren. Vom Könige empfangt der Verein jährlich 500 Thlr., von der Königin jährlich 200 Thlr.

7) Großherzoglich hessischer Gewerbverein, zu Darmstadt. — Besteht seit dem Jahre 1836. In Folge einer Propesition der Staatsregierung an die Stände des Großherzogthums, wurde von letzteren ein jährlicher Beitrag von 5000 fl. zur Errichtung eines Gewerbevereins bewilligt. Dieser, welcher sonach in seiner Grundlage eine öffentliche Anstalt, und keine reine Privatgesellschaft ist, steht unmittelbar unter der obersten Leitung der Ministeriums des Innern, und hat in Bezug auf das Gewerbwesen amtliche Berichte und Gutachten an dasselbe zu erstatten. Mitglieder werden auf den schriftlichen Vorschlag von drei Ausschußmitgliedern aufgenommen. Jeder Aufgenommene verbindet sich durch seinen Beitritt, jährlich drei Gulden zu bezahlen, und außerdem die Zwecke des Vereins nach Kräften zu fördern, erwirbt dagegen das Recht der Theilnahme an den allgemeinen Vortheilen und Anstalten des Vereins, namentlich an den Berathungen in den Generalversammlungen, und das Recht, Anträge und Anfragen über technische Gegenstände zu stellen. Für die Leitung der Geschäfte ernennt die Staatsregierung einen Präsidenten (dermalen der Ministerialrath Eckhardt), einen Vicepräsidenten und einen Sekretär.

Die Bearbeitung der vorkommenden Gegenstände geschieht durch drei Ausschüsse, die sich theils einzeln, theils vereinigt versammeln: der erste Ausschuß, für mechanische Technik, besteht aus sechs; der zweite, für chemische Technik, ebenfalls aus sechs; der dritte, für Manufakturen und Handel, aus zwölf Mitgliedern. Für jedes Mitglied der Ausschüsse ist ein Ersatzmann bestellt, um in Verhinderungsfällen einzutreten. Die Ausschußmitglieder und deren Ersatzmänner werden in Generalversammlungen jedes Mal auf zwei Jahre gewählt. Die (vierteljährig stattfindenden) Generalversammlungen und die Sitzungen der vereinigten Ausschüsse werden in Darmstadt gehalten; für die Sitzungen der einzelnen Ausschüsse wechselt der Versammlungsort unter verschiedenen Städten des Großherzogthums.

Der Verein ſetzt Preisaufgaben, bewilligt Prämien und Geldunterſtützungen, veranſtaltet Induſtrieausſtellungen (die erſte fand 1837, die zweite 1839 Statt,) und gibt zwei techniſche Zeitſchriften heraus (Verhandlungen des Gewerbvereins für das Großherzogthum Heſſen, 1.—3. Jahrgang, 1837—1839; — Monatsblatt des großherzoglichen heſſiſchen Gewerbvereins, 1.—2. Jahrgang, 1838—1839). — Im Jahre 1839 zählte der Verein 820 ordentliche Mitglieder und 19 Ehrenmitglieder. Die Rechnung von 1838 weist für dieſes Jahr eine Einnahme von 11,809 fl. 56 kr. nach, welche durch die Ausgaben vollſtändig erſchöpft wurde.

8) Kurheſſiſcher Handels- und Gewerbverein, zu Kaſſel. — Analog dem vorigen, iſt auch dieſer Verein, ſo viel bekannt, eine Staatsanſtalt. Ueber ſeine Verfaſſung habe ich jedoch keine Nachrichten auffinden können. Er veranſtaltet Induſtrie-Ausſtellungen, von welchen die neueſte 1839 ſtattfand. Früher ließ er auch eine Zeitſchrift (Gewerbeblätter für Kurheſſen) herausgeben, wovon aber nur drei Jahrgänge (1836—1838) erſchienen ſind.

9) Induſtrieverein für das Königreich Sachſen, zu Chemnitz. — Geſtiftet im Jahre 1830. Die Leitung der Geſchäfte beſorgt ein aus neun Perſonen beſtehendes, gewähltes Direktorium, und für die 18 Bezirke, in welche das Königreich hinſichtlich der Wohnorte der Vereinsmitglieder abgetheilt iſt, ſind Bezirksvorſteher ernennt. Der Jahresbeitrag eines Mitgliedes iſt auf 4 Thaler geſetzt; außerdem genießt der Verein jährliche Zuſchüſſe aus der Staatskaſſe. Die Anzahl der Mitglieder betrug im Jahre 1838 (20 im Auslande wohnende mitgerechnet) 335, worunter 15 Ehrenmitglieder. Das Direktorium erſtattet Gutachten und Vorſchläge an das Miniſterium und übt, allem Anſcheine nach, auf dieſem Wege einen ſehr wirkſamen und nützlichen Einfluß auf die das Gewerbweſen betreffenden Maßregeln der Regierung aus. Nicht minder iſt der Verein für die in Dresden ſtattfindenden Induſtrieausſtellungen (1831, 1834, 1837, 1840) thätig. Er unterſtützt ferner die Sonntags- und Gewerbſchulen, und ertheilt Stipendien an Gewerbſchüler, ſo wie Reiſegelder an Techniker. Von der Vereinsſchrift (Mittheilungen des Induſtrievereins für das Königreich Sachſen) ſind bereits 9 Jahrgänge (1832—1840) erſchienen.

10) Gewerbverein für das Herzogthum Braunschweig, zu Braunschweig. — Gegründet 1838. Außer seinen Statuten hat derselbe bis jetzt nichts weiter bekannt gemacht. Er soll aus wirklichen, korrespondirenden und Ehrenmitgliedern bestehen. Jedes wirkliche Mitglied hat das Recht: die Sammlungen des Vereins zu benutzen; ein Exemplar der vom Vereine herausgegebenen periodischen Blätter unentgeldlich zu fordern; an die Direktion des Vereins Fragen zu richten; den allgemeinen Versammlungen beizuwohnen, in denselben Anträge zu stellen, Vorträge zu halten und bei Wahlen ꝛc. seine Stimme abzugeben; Gegenstände eigener Fabrikation zu den vom Vereine veranstalteten öffentlichen Ausstellungen einzusenden und letztere unentgeldlich zu besuchen; sich um Prämien zu bewerben; endlich, an der Verlosung der Produkte des Gewerbfleißes Theil zu nehmen, welche zu diesem Zwecke bei den Gewerbausstellungen werden angekauft werden. Dagegen ist jedes wirkliche Mitglied verpflichtet, die Zwecke des Vereins nach Kräften zu fördern, und vierteljährlich acht gute Groschen in die Vereinskasse zu entrichten. Es steht den Mitgliedern frei, zur Zahlung mehrerer solcher Beiträge sich verbindlich zu machen, in welchem Falle eine entsprechende Anzahl von Loosen für die gedachte Verloosung verabfolgt wird. Die Leitung der Geschäfte übernimmt ein Direktorium, welches aus den in der Stadt Braunschweig wohnenden Mitgliedern gewählt wird, und dem drei besondere Ausschüsse (ein mechanisch-technischer, ein chemisch-technischer, ein merkantilischer) sich anschließen. Jeder Ausschuß erhält einen Vorsteher. Das Direktorium ist aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, den Vorstehern der drei Ausschüsse, zwei Beisitzern, zwei Sekretären und einem Schatzmeister gebildet. Es versammelt sich monatlich Ein Mal. Die Amtsführung der Mitglieder des Direktoriums dauert drei Jahre. Alljährlich findet eine ordentliche Generalversammlung des Vereins (zu Braunschweig) statt. Wo es zweckmäßig erscheint, können die außerhalb Braunschweig wohnhaften Mitglieder in Lokalvereinen zu gegenseitigen Mittheilungen, Berathungen u. s. w. zusammentreten.

11) Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg, zu Stuttgart. — Konstituirt im Jahre 1830. Zur Leitung der Geschäfte wird ein Vorstand (Direktor), ein

Ausschuß von 30 Mitgliedern (15 in und 15 außerhalb Stuttgart wohnenden) und ein Sekretär gewählt. Von den 30 Ausschußmitgliedern werden 24 in einer Generalversammlung der Gesellschaft, und die übrigen sechs von dem Ausschusse selbst zu seiner Ergänzung ernannt. Von den ersteren (24) tritt jährlich die Hälfte aus; die letzteren (6) treten jährlich alle aus. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen engern Ausschuß von 9 Personen. Jährlich Ein Mal findet regelmäßig eine Generalversammlung statt. Der Jahresbeitrag jedes Mitgliedes ist auf fünf Gulden bestimmt. Die Zeitschrift der Gesellschaft, welche dieselbe in Gemeinschaft mit der Centralstelle des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins heraus gibt, ist das Wochenblatt für Feld- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel (seit 1834). — Nach dem achten Rechenschaftsberichte des Ausschusses bestand die Gesellschaft im Mai 1838 aus einem Ehrenmitgliede und 280 ordentlichen Mitgliedern (welche hier korrespondirende genannt werden). In dem Jahre vom 1. April 1837 bis 31. März 1838 betrug die Einnahme der Gesellschaftskasse 4501 fl. 10 kr. (worunter 2410 fl. 46 kr. Ueberschuß vom vorhergegangenen Jahre und 500 fl. als Geschenk des Königs); die Ausgabe 1292 fl. 54 kr.; der hiernach bleibende Ueberschuß 3208 fl. 16 kr. Unabhängig von der Gesellschaftskasse ist nach einem im Jahre 1831 gefaßten Beschlusse eine so genannte Gewerbs-Hülfskasse auf Aktien gegründet worden, aus welcher kleinere Gewerbtreibende durch Anleihen unterstützt werden, und deren Kapitalfonds am 1. April 1838 die Summe von 2042 fl. betrug.

II. Vereine für kleinere Länderbezirke und einzelne Städte.

(Ohne auf Vollständigkeit des Verzeichnisses Anspruch zu machen,* führe ich folgende Vereine dieser Art an:)

a) In den königlich preußischen Staaten.

1) Aachen: Gesellschaft für nützliche Wissenschaften und Gewerbe. — Gegründet 1836. Ihre Mitglieder theilen sich in aktive (und zwar einheimische: in und zunächst um Aachen; auswärtige: an anderen Orten des Regierungsbezirks Aachen),

* Das „Generalblatt" des Hrn. v. Plaffenroth zählte schon 1838 nicht weniger als 72 deutsche Gewerbvereine auf.

Ehrenmitglieder und korrespondirende Mitglieder. Jedes neu aufgenommene aktive Mitglied hat zur Vermehrung der Vereinsbibliothek ein passendes, darin noch nicht vorhandenes Buch abzugeben, oder statt dessen 1 Thlr. zu erlegen; außerdem einen Eintrittsbeitrag von 5 Thlr. oder 2 Thlr. zu bezahlen, je nachdem es einheimisches oder auswärtiges ist. Der laufende Beitrag beträgt jährlich 5 Thlr. für die Einheimischen und 2 Thlr. für die Auswärtigen. Der Vorstand besteht aus fünf Mitgliedern (einem Vorsitzenden, zwei Vorstehern, dem Kassier und dem Sekretär), welche auf ein Jahr in der Generalversammlung gewählt werden. Im Jahre 1839 waren 133 aktive, 10 korrespondirende, 16 Ehrenmitglieder. Der Verein veranstaltet Industrieausstellungen. (Die erste 1838.)

2) Bielefeld: Gewerbverein.

3) Breslau: Gewerbverein. — Gestiftet 1830 (1828?), mit revidirten Statuten versehen 1835. Jedes wirkliche Mitglied bezahlt jährlich einen beliebigen Beitrag, der jedoch nicht geringer als ein Thaler seyn darf. Die oberste Leitung des Vereins ist in den Händen eines Direktoriums, bestehend aus drei Mitgliedern, von welchen jährlich Eins, der Reihe nach, austritt. Die spezielle Führung der Geschäfte besorgt ein Vorstand, welcher aus neun Mitgliedern (sämmtlich Gewerbtreibenden oder technischen Künstlern) besteht. Von diesen neun Mitgliedern scheiden alljährlich die drei ältesten aus, welche erst nach Verlauf eines Jahres wieder wählbar sind. An ihrer Stelle werden von dem Vorstande neun Kandidaten vorgeschlagen, aus welchen dann eine Generalversammlung des Vereins drei neue Vorsteher wählt. Der Vorstand bewirkt die jährliche Ergänzung des Direktoriums auf die Weise, daß für den Einen ausgetretenen Direktor die beiden noch übrigen drei Kandidaten vorschlagen, aus welchen der Vorstand Einen wählt. Der ausscheidende Direktor ist sogleich wieder wählbar. Der Vorstand wählt alle Jahre zwei Sekretäre, welche in der Vorstandsversammlung Stimmrecht haben, einen Bibliothekar und einen Kassier. Die Versammlungen zerfallen in drei Klassen: Allgemeine Versammlungen (Generalversammlungen), regelmäßig von 14 zu 14 Tagen; Abtheilungs-Versammlungen, d. h. Vereinigungen zur Besprechung unter den Gewerbtreibenden gleichen oder verwandten Faches (wie: Metallarbeiter, Holzarbeiter, Weber und Färber u. s. w.);

Vorstandsversammlungen, gebildet aus den Direktoren, Vorstehern und Sekretären, dem Bibliothekar und dem Kassier, im Sommer alle vier Wochen, im Winter alle 14 Tage.

Der Verein bestand im Jahr 1838 aus 335 wirklichen und 20 Ehrenmitgliedern; 1837 betrug die gesammte Einnahme seiner Kasse 1152 Thlr., die gesammte Ausgabe 394 Thlr. Im Jahre 1837 veranstaltete der Verein seine dritte Gewerbausstellung. In dem nämlichen Jahre wurde auch eine von dem Vereine gegründete Bürgerrettungsanstalt eröffnet, welche den Zweck hat, unverschuldet herabgekommenen Gewerbtreibenden durch Geldhülfen (Anleihen) beizuspringen. Außerdem unterhält der Verein eine Sonntagsschule.

4) Punzlau: Gewerbverein.

5) Danzig: Gewerbverein. — Gibt eine technische Zeitschrift heraus (Gemeinnützige Blätter für Gewerbtreibende, 1.—3. Jahrg., 1837—1839), und unterhält eine Sonntags- und Gewerbschule.

6) Düsseldorf: Gewerbverein für den Regierungsbezirk Düsseldorf. — Besteht seit 1836, und zählte zu Anfang des Jahres 1837 bereits 536 Mitglieder, von welchen ein jedes 5 Thlr. als jährlichen Beitrag zu entrichten hat. Der Verein theilt sich in mehrere Lokalvereine (zu Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Lennep, Gladbach, Crefeld, Cleve), von welchen einem jeden die Hälfte der von seinen Mitgliedern eingekommenen Geldbeiträge zu eigener Verwendung überlassen bleibt. Es ist ferner den Lokalvereinen freigestellt, Handwerker und Landleute als besondere Mitglieder gegen einen geringen Beitrag aufzunehmen, und die daraus sich ergebende Einnahme gleichfalls selbstständig zu verwenden. Zur Leitung der Geschäfte des Gesammtvereins besteht ein (aus fünf Mitgliedern und fünf Stellvertretern gebildeter) Vorstand und ein Verwaltungsrath. Letzterer kommt alle Vierteljahr Ein Mal in Düsseldorf zusammen, und besteht aus den Mitgliedern des Vorstandes, den Präsidenten der Lokalvereine, nebst einigen von der jährlichen Generalversammlung gewählten Ehrenmitgliedern. Den Vorsitz darin führt der Präsident der Königlichen Regierung zu Düsseldorf.

7) Elbing: Gewerbverein. — Gegründet 1828. Die Mitglieder desselben theilen sich in ordentliche (in Elbing wohnhafte), außerordentliche (Einwohner außerhalb Elbing) und Ehrenmitglieder.

Die erſtern beiden bezahlen jährlich 3 Thlr. an die Vereinskaſſe. Verſammlungen des Vereins finden regelmäßig am erſten Dienſtag eines jeden Monats Statt. Eine Gewerbſchule ſteht unter der Leitung des Vereinsdirektors.

8) Erfurt: Gewerbverein. — Errichtet im Jahre 1827. Jedes Mitglied bezahlt jährlich 2 Thlr. Beitrag. Es wird unterſchieden zwiſchen bloß beitragendem Mitgliedern, welche nur dieſe Zahlung leiſten, und werkthätigen Mitgliedern, welche noch außerdem ſich zu perſönlichem Handeln für die Zwecke des Vereins verpflichten. Die werkthätigen Mitglieder verſammeln ſich vierteljährlich wenigſtens Ein Mal; aus ihrer Mitte wird auf drei Jahre ein Vorſtand von fünf Mitgliedern erwählt, unter welchen wenigſtens drei Gewerbtreibende ſeyn müſſen. Alljährlich findet eine Verſammlung aller Mitglieder Statt. Der Verein veranſtaltet Lehrvorträge zur wiſſenſchaftlichen Begründung und Ausbildung der Gewerbe, namentlich über Naturgeſchichte, Mathematik, Phyſik, Mechanik, Chemie und Technologie. Zu Anfang des Jahrs 1831 zählte derſelbe fünf Ehrenmitglieder und 108 wirkliche Mitglieder (worunter ſechs außerhalb Erfurt).

9) Görlitz: Gewerbverein.

10) Greifswald: Gewerbverein.

11) Hirſchberg: Gewerbverein.

12) Koblenz: Gewerbverein. — Entſtand 1835. Der jährliche Beitrag eines Mitgliedes iſt auf 2 Thlr. geſetzt. Die Generalverſammlung wählt einen Vorſtand von ſieben Perſonen, worunter wenigſtens drei Gewerbtreibende ſeyn müſſen. Unter dem Titel „Verhandlungen" gibt der Verein eine techniſche Zeitſchrift in monatlichen Lieferungen heraus (1.—5. Jahrgang 1836—1840); auch unterhält derſelbe eine Sonntagsſchule.

13) Köln: Gewerbverein (Anfangs unter dem Namen: polytechniſcher Verein). — Konſtituirt im Jahr 1830. Jährlicher Beitrag der Mitglieder 2 Thlr. Zur Leitung der Geſchäfte beſteht ein Vorſtand, zu welchem außer acht gewählten Mitgliedern auch die Lehrer der Provinzial-Gewerbſchule ſtatutengemäß gehören. Die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft ſich jetzt auf beinahe 300. Zu Ende des Jahrs 1839 beſaß der Verein als Vermögen ſechs Prämienſcheine (zu 100 Thlr.) und einen baaren Kaſſebeſtand von 107 Thlr. 17 Sgr. Die Einnahme des genannten Jahres hat

484 Thlr. 11 Sgr., die Ausgabe 538 Thlr. 20 Sgr. betragen. Die Verhandlungen erſcheinen unter dem Titel: Gemeinnütziges Wochenblatt des Gewerbvereins zu Köln (1—5. Jahrgang 1836 bis 1840).

14) Königsberg: Kunſt- und Gewerbverein. — Im Jahr 1832 gegründet. Die Mitglieder bezahlen 2 Thlr. als Jahresbeitrag. Die Geſchäfte leitet ein Vorſtand von drei Mitgliedern, mit Zuratheziehung des Comité, welches aus ſechs Mitgliedern beſteht. Der Vorſtand wird in einer Verſammlung des Vereins auf 4 Jahre gewählt, und er ſchlägt ſechs Perſonen als Comitémitglieder dem Vereine zu Beſtätigung vor. Alle zwei Jahre wird eine Ausſtellung von Kunſt- und Gewerbsgegenſtänden veranſtaltet.

15) Liegnitz: Gewerbverein.

16) Mühlhauſen: Gewerbverein.

17) Sagan: Gewerbverein. Entſtand 1829.

18) Schweidnitz: Gewerbverein.

b) Im Königreich Sachſen.

19) Annaberg: Gewerbverein. — Gegründet im Jahr 1829. Die Leitung der Geſchäfte wird von einem Ausſchuſſe und einem Vorſtande beſorgt; Letzterer iſt aus einem Dirigenten, drei Vorſtehern und dem Rechnungsführer gebildet. Zur Erſtattung von Gutachten ſind ſechs Deputationen, für die Hauptgewerbszweige, angeordnet. Jedes neu aufgenommene Mitglied entrichtet 12 Sgr. als Eintrittsgeld, und bezahlt wenigſtens 8 Pfennige wöchentlich als Beitrag.

20) Budiſſin: Gewerbverein. Geſtiftet 1833. — Die Leitung der Angelegenheiten wird von einem Direktorium, beſtehend aus zwei Vorſtehern und dem Sekretär, beſorgt. Verſammlungen des Vereins finden regelmäßig Einmal des Monats Statt. Jedes Mitglied leiſtet einen jährlichen Geldbeitrag von wenigſtens 16 Sgr.

21) Chemnitz: Handwerkerverein.

22) Dresden: Gewerbverein. — Wurde im Jahr 1834 gegründet, und ſcheidet ſich in vier Abtheilungen (für Mathematik, Naturlehre und Mechanik, — Produktenkunde und Chemie, — Handel und Staatswirthſchaft, — wirkliche Gewerbsbetreibung). Die Mitglieder leiſten einen Geldbeitrag von jährlich 2 Thlrn. An

der Spitze des Vereins stehen: ein Vorsteher und dessen Stellvertreter, ein Sekretär und ein Stellvertreter desselben, ein Kassier und eine Geschäfts-Deputation von sechs Mitgliedern, von welchen jedes ebenfalls einen Stellvertreter hat. Alle diese Beamten werden in der Generalversammlung auf zwei Jahre gewählt. Ihnen schließen sich die vier Sekretäre der schon genannten Abtheilungen an. Zu Anfang des Jahrs 1838 betrug die Zahl der ordentlichen Mitglieder 193, und jene der Ehrenmitglieder 27.

23) Großenhain: Gewerbverein.

24) Leipzig: Polytechnische Gesellschaft. — Zuerst gegründet im Jahr 1825; mit verbesserten Statuten versehen 1829, wo zugleich die von ihr gestiftete und unterhaltene Gewerbschule ins Leben trat. Der Jahresbeitrag der Mitglieder ist auf 2 Thlr. bestimmt. Die Leitung aller Angelegenheiten ist einem von und aus den Mitgliedern auf zwei Jahre frei gewählten Direktorium übertragen, welches aus zwölf Personen besteht. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug im Jahr 1836 164, jene der Ehrenmitglieder 50. Die polytechnische Gesellschaft veranstaltet von zwei zu zwei Jahren Gewerbsausstellungen (die erste 1832, die vierte 1838). — Zu Leipzig besteht noch eine zweite Gesellschaft, unter dem Namen: Kunst- und Gewerbverein, welche ihre Versammlungen während der dasigen Messen hält, über deren Verfassung ich aber keine Nachrichten habe auffinden können.

c) In den sächsischen Herzogthümern.

25) Altenburg: Kunst- und Handwerksverein im Herzogthum Altenburg. — Gestiftet 1818. Die Mitglieder werden unterschieden in inländische und ausländische oder korrespondirende: die ersteren bezahlen bei ihrer Aufnahme 1 Thlr. Eintrittsgeld, und jährlich einen Beitrag von 2 Thlrn., in sofern sie zu Altenburg selbst wohnhaft sind, oder 1 Thlr., wenn sie an andern Orten des Herzogthums wohnen. Die ausländischen (korrespondirenden) Mitglieder haben kein Stimmrecht in den Versammlungen, kein Miteigenthumsrecht an dem Besitzthume des Vereins, sind aber auch von der Verpflichtung zu Geldbeiträgen befreit. Das Direktorium besteht aus einem Direktor und Vicedirektor (welche beide auf fünf Jahre gewählt werden), zwei Vorstehern und einem protokollirenden Sekretär (welche drei alle Jahre einer neuen Wahl

unterworfen ſind). Die übrigen Beamten, nämlich ein korreſpondirender Sekretär, ein Kaſſier, ein Aufſeher über die Sammlungen und ein Bibliothekar werden jährlich vom Direktorium ernannt. Monatlich findet eine Hauptverſammlung und wöchentlich (jedoch nur im Winter) eine Zuſammenkunft zu Beſprechungen Statt. Am Stiftungstage (4. Februar) wird jährlich eine Feſtverſammlung gehalten. Der Verein hat eine Kunſt- und Handwerksſchule geſtiftet. Zu Anfang des Jahres 1836 betrug die Zahl der inländiſchen Mitglieder 184 (davon 118 in Altenburg), der ausländiſchen 195. Im Jahr 1835 hatte die (von der Schulkaſſe getrennte) Vereinskaſſe 628 Thlr. 12 Ggr. Einnahme, 476 Thlr. 22 Ggr. Ausgabe, und beim Abſchluſſe ein Vermögen von 1214 Thlr. 2 Ggr.

26) Coburg: Kunſt-, Induſtrie- und Gewerbverein. — Geſtiftet 1825. Der Vorſtand beſteht aus vier Perſonen. 1838 war die Zahl der Mitglieder 377, die Einnahme 567 fl. 24 kr., die Ausgabe 455 fl. 27 kr. Der Verein ertheilt (ſeit 1832) Stipendien an Lehrlinge, ſteht in Verbindung mit einem Vereine für Handwerksgeſellen, und unterhält eine Wittwenkaſſe für Gewerbtreibende.

27) Eiſenach: Gewerbverein.

28) Ronneburg: Gewerbverein.

29) Saalfeld: Thüringiſcher Kunſt- und Gewerbverein, von welchem der ſeit 1836 beſtehende Gewerbverein zu Saalfeld eine Abtheilung ausmacht. Die ordentlichen Mitglieder dieſes Gewerbvereins bezahlen 4 Ggr. Eintrittsgeld und jährlich einen Beitrag von 16 Ggr. Vereinsverſammlungen finden im Winter alle 14 Tage, im Sommer alle Monat Einmal Statt. Das Direktorium wird auf die Dauer Eines Jahres gewählt, und beſteht aus einem Direktor, einem Vicedirektor und einem Sekretär.

30) Weimar: Gewerbverein. Gegründet 1833, mit verbeſſerten Statuten verſehen 1836. Die Mitglieder werden unterſchieden in Ehrenmitglieder, außerordentliche (korreſpondirende) Mitglieder — welche beide von Geldbeiträgen frei ſind — und ordentliche oder wirkliche Mitglieder, welche 1 Thlr. Eintrittsgeld und 1 Thlr. Jahresbeitrag entrichten. Die Leitung der Geſchäfte liegt vier Vorſtehern (wovon zwei aus dem gewerbtreibenden Stande ſeyn müſſen), einem Kaſſier und einem Bibliothekar ob. Alle dieſe Beamten werden auf die Dauer eines Jahres gewählt.

Die ordentlichen Versammlungen finden alle 14 Tage Statt. Von drei zu drei Jahren sollen öffentliche Ausstellungen von Gewerbsprodukten gehalten werden. Zu Anfang des Jahrs 1837 bestand der Verein aus fünf Ehrenmitgliedern, acht außerordentlichen und korrespondirenden, 169 ordentlichen Mitgliedern. Die Einnahme im Jahre 1836 betrug 218 Thlr. 18 Sgr. Die Ausgabe 313 Thlr. 19 Sgr.

d) Im Königreich Bayern.

31)—35) Gewerbvereine zu Anspach, Fürth, Nürnberg; polytechnischer Verein zu Augsburg; Gesellschaft zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe zu Würzburg.

e) Im Großherzogthum Baden.

36) Freiburg: Gewerbverein.

37) Karlsruhe: Gewerbverein. — Gegründet 1831. Die aktiven Mitglieder (im Gegensatze der korrespondirenden und Ehrenmitglieder) bezahlen bei der Aufnahme eine Taxe von 1 fl., und ferner jährlich einen Beitrag von 3 fl. 12 kr. Regelmäßige Versammlungen finden Einmal in jeder Woche Statt. Der Vorstand ist aus einem Vorsteher und dessen Stellvertreter (welche beide Gewerbtreibende seyn müssen), dem Sekretär, dem Kassier, dem Bibliothekar und sechs Vorstandsmitgliedern gebildet, und wird von dem ganzen Vereine gewählt. Im November 1832 war die Zahl der Mitglieder 140.

38) Kehl: Gewerbverein.

39) Lahr: Gewerbverein. — Entstand im Jahr 1836. Die wirklichen Mitglieder entrichten jährlich 2 fl. als Beitrag an die Vereinskasse. Die Gesellschaft wählt alljährlich eine Direktion, bestehend aus einem Präsidenten und zwei Sekretären. Versammlungen finden wöchentlich Statt. Die Verhandlungen des Vereins erscheinen unter dem Titel: Mittheilungen des Gewerbvereins zu Lahr (1—4. Jahrgang, 1837—1840). Nach dem neuesten Verzeichnisse zählt der Verein 15 Ehrenmitglieder und 234 wirkliche Mitglieder.

f) Im Großherzogthum Hessen.

40) Mainz: Verein zur Förderung der Gewerbe. — Gestiftet 1839.

g) Im Großherzogthum Mecklenburg.

41) Güstrow: Mecklenburgischer patriotischer Verein. — Dieser Verein erstreckt seinen Wirkungskreis auf die Landwirthschaft, Gewerbsindustrie, den Handel, das Armenwesen, die Erhöhung der sittlichen Kultur und das Schulwesen. 1839 bestand derselbe aus 506 Mitgliedern, die jedes einen Jahresbeitrag von 3 Thlrn. entrichten. Die letzte Jahresrechnung weist 2625 Thlr. Einnahme und 1927 Thlr. Ausgabe nach. Es werden von Zeit zu Zeit Gewerbausstellungen veranstaltet, von welchen die erste 1838 (oder 1839?) Statt gefunden hat.

42) Rostock: Gewerbverein. — Seit 1834. Im Jahr 1839 war die Anzahl der Mitglieder 381. Die Jahreseinnahme von 1838 betrug 280 Thlr., die Ausgabe 324 Thlr. Der Jahresbeitrag der Mitglieder ist 32 Schilling (⅞ Thaler). Der Verein wählt aus seiner Mitte sechs Vorsteher auf zwei Jahre; und diese Vorsteher haben das Recht, sich noch drei bis fünf andere Mitglieder als Mitvorsteher beizugesellen.

h) Im Fürstenthume Schwarzburg.

43) Arnstadt: Gewerbverein.

i) In Frankfurt am Main.

44) Der hiesige Gewerbverein ist ein neuerlich entstandener Zweig der schon längere Jahre bestehenden „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften," welche im Jahr 1837 388 wirkliche, 178 korrespondirende und 18 Ehrenmitglieder zählte. Die wirklichen Mitglieder haben einen jährlichen Beitrag von 11 fl. zu entrichten. Die Gesellschaft unterhält eine Sonntags- und Gewerbschule, eine Sparkasse, eine Ersparnißanstalt, ein Institut für Garten- und Feldbau, veranstaltet Gewerbausstellungen und Blumenausstellungen.

k) In Hamburg.

45) Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. 1765 errichtet, im Jahre 1832 mit revidirten Statuten versehen. Die ordentlichen Mitglieder der Gesellschaft sind verpflichtet, entweder ein für alle Mal 20 Dukaten zu erlegen, oder einen jährlichen Beitrag von 15 Mark zu bezahlen,

und haben das Recht, bei den wöchentlichen freundſchaftlichen Verſammlungen anweſend zu ſeyn. Aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder werden durch Kugelung die deliberirenden Mitglieder erwählt, welche ſich außer dem ſchon genannten Beitrage noch zu einem Einſchuſſe von 12 Mark verbindlich machen. Hiervon wird ihnen in jeder Deliberations-Verſammlung, bei welcher ſie, ſpäteſtens eine halbe Stunde nach Anfang derſelben, zugegen ſind, 1 Mark zurückbezahlt, und der nach Ablauf von 12 Deliberations-Verſammlungen etwa bleibende Reſt fällt der Geſellſchaftskaſſe zu. Ehrenmitglieder werden von der Deliberations-Verſammlung ernannt. Letztere findet wenigſtens alle zwei Monate Statt, und iſt den eigentlichen Geſchäften gewidmet, während die wöchentlichen Verſammlungen zur allgemeineren Beſprechung gemeinnütziger Gegenſtände beſtimmt ſind. Jährlich wenigſtens Einmal wird eine öffentliche Verſammlung gehalten, welche den Zweck hat, dem Publikum Rechenſchaft von dem Wirken der Geſellſchaft zu geben, weßhalb der Zutritt hierzu allgemein frei ſteht. Die ſpezielle Leitung der Geſchäfte iſt in den Händen von ſieben, für die einzelnen Zweige erwählten, vier Jahre im Amte bleibenden Deputationen, deren jede aus zwei (oder vier) Mitgliedern beſteht.

K. Karmarſch.

Ueber die Hoffnungen unserer Zeit.

Bewußtheit in Wollen, Denken und Thun ist unserer Zeit, wie keiner frühern gegeben; sie erlaubt nicht nur, sie gebietet den Zeitgenossen, über sich selbst zu reflektiren. Hier hilft es aber nicht, in die chaotische Masse der vielköpfigen Bestrebungen einzugehen. Die Tendenz einer Zeit wird erkannt aus dem, was sie gethan hat und thut in den höchsten Spitzen alles Menschenthuns, in Politik und Völkerstellung nach außen, in Religion und Prinzipienkampf nach innen; sie spricht sich aus in den Hoffnungen und Bängnissen, welche die Mehrzahl, oder die Erleuchtetsten unter ihr, für endliche Lösung der großen, die europäische Menschheit am Kern berührenden Fragen hegt, und in den verschiedenen Wegen, die ihr zu diesem Ziele möglich scheinen. Einige von diesen — wer wollte nur die wichtigern alle umfassen? — zu beleuchten, dünkt uns an der Zeit; in einem Moment, da die Spannung der Gemüther, nachdem sie vergeblich auf einen Ausgang der großen Fragen geharrt, sich unwillkürlich gelegt, an den Gedanken der Nichtlösung gewöhnt und eben dadurch auf die Idee eines Cardinalmittels geleitet worden, wodurch der gordische Knoten unserer Zustände, täglich verwirrter durch Menschenhände, von oben herab zerhauen werden könnte.

Man weiß, daß am Wohl oder Weh der europäischen Republik, als dem Mittelpunkt der Menschheit, das der Erde hängt; daß die Uebel, an denen sie krankt, so wie ihre Heilung das Schicksal der Völker bestimmen, die sie an sich gezogen hat; daß die Entwicklung unserer Zustände die des Menschengeschlechts mittelbar in sich begreift. Wer es nicht sieht, daß jene Lebensfragen, weit

mächtigerer Natur, als die, so zu allen Zeiten die Völker beschäftigen, endlich zur Krise führen müssen, weil die Antwort nicht ausbleiben kann, mit dem haben wir nicht zu thun. Wir sprechen zu denen, die auf eine Entscheidung der Geschichte harren.

Unter diesen hoffen Einige auf Beruhigung von innen — auf Restauration des Völkerlebens durch Religion und Philosophie oder auf endliche Schlichtung des Prinzipienkampfs; Andere auf Anstoß von Außen — auf Erhebung (wenn dieß gehofft werden kann) barbarischer Uebermacht, oder auf die Reibung des Occidents am Orient, jenes, um durch den Druck die alternde Kraft zu wecken, dieses, um in der Hingabe unserer Kräfte die des Orients entgegenzunehmen. Ich beginne mit dem letzteren.

I. Orient und Occident.

Im Mittelalter haben die Kreuzzüge, später hat die neue Welt die Völker insgesammt an sich gezogen. Die Zeit ist da, wo Europa eines neuen gemeinsamen Feldes bedarf, das seinen vielgestaltigen Kräften Einheit, seinen zerrissenen Zusammenhang, seinen krankenden Stärke verleihe. Der Orient ist dieß Feld, welcher, wie er uns von Alters her gezeugt und genährt hat, so auch jetzt auf seine Kinder zurückströmen wird. — Auf dieser Idee beruht die Hoffnung, von der wir sprechen. Es ist zu sehen, wie viel der Orient uns zu geben vermag.

Der südwestliche Orient, d. h. das ehemalige türkische Reich, faßt nur zwei Völker in sich, das türkische und arabische. Die Kraft der Türken ist moralisch und politisch gebrochen; es ist ein Stamm, wie es deren mehrere in der Geschichte gegeben, welcher, losgerissen von seiner Wurzel und vom Schicksal zu einer großen Mission ersehen, sich zum Volk erweitert und geblüht hat, um, nach vollbrachter Sendung, dem Tod in dem Lande zu verfallen, das nicht sein eigen ist. Vielleicht war ihre Sendung eben die, als zwischengeschobener Barbarenstamm der allzustarken Verschmelzung Europa's und des arabischen Orients vorzubeugen; genug, ihre Zeit ist vorbei, und über ihren Leichnam werden wir weiter schreiten. — Was Mehmed Ali beherrscht, ist leeres Feld für fremde Pflanzer; Tod und Vergangenheit überall, eine Bevölkerung, die zur Kultur, wie zum Kriegsdienst, dressirt werden kann, aber um sie selbst sich anzueignen, von europäischem oder arabischem

Geiſt durchdrungen werden muß. In Egypten, Paläſtina, Syrien, Meſopotamien gibt es ſeit Jahrtauſenden keine Nationen; all die Länder haben einmal geboren in der frühſten Zeit, da die übermächtig bildende Natur den Menſchen zum Produkt des Nils, des Euphrat und Tigris, der cananitiſchen Küſte ſtempelte; ſeitdem blühen oder leiden ſie als Herrenſitze. Mehmed Alis Stiftung, wie ſie auf europäiſchen Künſten beruht, wird der Rivalität der Europäer zur Beute werden. Dadurch eingeengt, muß die arabiſche Nationalität, dann oder nie mehr, ſich ermannen. — Der Araber, die letzte Hoffnung des Orients, iſt heute, wie er vor Muhamed war, zu Hauſe in der urſprünglichen Stammesfreiheit, auswärts der herumſtreifende Nomade, ohne alle Conſolidation, welche ihm innerlich allein der Muhamedanismus, der ſie ihm ſchon einmal gegeben, wieder bringen kann. Die Religion Muhameds, nachdem ſie durch die Kraft des Fanatismus Araber und Türken zur Eroberung einer halben Welt getrieben, iſt dem ſecirenden Verſtand der neuen Zeit unterlegen; dieſer, wie er das Chriſtenthum in ſeinen innerſten Tiefen erſchüttert, und neben dem Glauben das Gebäude der modernen Philoſophie aufgerichtet, hat auch das Leben des Muhamedanismus, Gluth des Gefühls und ſinnliche Begeiſterung untergraben; und weil kein Erſatz dafür ſich erhob, außer den Spitzfindigkeiten ihrer Theologie und Geſetzesauslegung, denen das fortſchreitende Leben fehlt, das unſere Wiſſenſchaft beſeelt, ſo iſt der Fanatismus zur Apathie, die Begeiſterung zur Indolenz geworden. Gebunden an das Chriſtenthum nach ſeiner erſten Entſtehung — denn Muhamed hat nichts geſchaffen, als eine geniale, der Religion und den Bedürfniſſen ſeines Volkes angepaßte Combination jüdiſcher und chriſtlicher Ideen, — gebunden an weltliche Grundlagen, ein Stück der Völkerwanderung, iſt der Muhamedanismus keiner Regeneration aus ſich ſelbſt heraus fähig. Seine Entwicklung, obgleich über ſechs Jahrhundert ſpäter als das Chriſtenthum in die Welt getreten, läuft der des Chriſtenthums parallel, weil in ihm die innere Idee ſich augenblicklich zur ſtaatlichen Geſtaltung verkörperte, dergeſtalt, daß er in Einem Jahrhundert eine Phaſe vollenden konnte, wozu die chriſtlich-germaniſchen Völker zwei bis drei bedurften. Man braucht nur die Wechabiten (die Nationaliſten des Orients) zu betrachten, um ſich davon zu überzeugen. Hieraus folgt, daß beide Religionen auf

einen gemeinſamen Punkt der Entwicklung gediehen ſind; daß die Belebung nur von derjenigen ausgehen kann, aus der die andere ſich gebildet hat; daß das innerſte Lebensprinzip des Orients an die geiſtigen Bewegungen des Occidents gebunden iſt.

Wahr iſt es, wir ſaugen uns immer tiefer in den Orient hinein: ſeitdem der Taumel, der uns nach Amerika getrieben, ſich gelegt, ſeitdem vollends die Kolonien ſich emancipirt haben, werden wir mit aller Macht der Natur gegen unſere Mutter Aſien getrieben. Aber wenn aus ſolcher Berührung Heil erwachſen ſoll, ſo muß das Eine geben, das Andere nehmen können, und was hat uns der Orient zu geben? Unſere Zerwürfniß empfängt nichts von dem geiſtigen Tode, der ihn gefangen hält; und die Civiliſation, die wir ihm bringen, wenn auch Samen ſtreuend für die Zukunft, dringt vorerſt nicht ins Mark, weil ſie, nur äußerlich thätig, den Quell des Lebens nicht zu berühren vermag. Beide können nehmen, beide geben, wenn, wie im Mittelalter, der überwuchernde Drang junger Lebenskraft Religion gegen Religion, eine Völkermaſſe gegen die andere treibt; aber dieſe Zeiten ſind vorüber.

Nicht anders iſt es im indogermaniſchen Orient, der, ſeit langer Zeit dem Muhamedanismus anheimgefallen, durch Natur und Geſchichte jetzt in unſere Arme zurückgetrieben wird; er hat von uns, nicht wir von ihm zu fordern. Zwar, was ſollte uns Indien nicht geben können, das Urland aller Kultur und Religion, der Sitz der älteſten Weisheit, in der die Dogmen des Chriſtenthums wie die Reſultate der neueſten Philoſophie, wie im Keime zu liegen ſcheinen? In der That, die Eroberung Indiens durch die Engländer (die erſte wahre Beſitznahme, weil alle früheren vom Hochland herab und theilweiſe geſchahen) iſt eines der größten Zeichen unſerer Zeit. Man hat Indien in ſeiner Abgeſchloſſenheit häufig mit China verglichen, man glaubt es ohne geſchichtliche Einflüſſe in ſich verknöchert und kryſtalliſirt; das alles iſt falſch. Eine Geſchichte von Indien würde zeigen, wie die ganze Entwicklung des menſchlichen Geiſtes in den Brahmanismus eingedrungen iſt, wie Judenthum und Griechenthum, Muhamedanismus und Chriſtenthum nicht an ihm vorübergegangen, wie und wie viel er an ſich gezogen und aſſimilirt hat. Darin allein liegt die unerſchütterte Stabilität des indiſchen Lebens, daß das brahmaniſche Syſtem in

vorahnender Weiſe die Weltanſchauungen der Völker in ſich zuſammenfaßt, ſo daß keine der ſpäteren Religionen ihm zu heterogen entgegentreten oder ſeine innere Exiſtenz gefährden konnte; wie denn aus ihm der Glaube der öſtlichen Welt, der Buddhismus, entſprungen und unter ſeinen Einflüſſen das Judenthum (durch Vermittlung Egyptens), das Chriſtenthum (durch Vermittlung der Zendreligion) und das Kind beider, der Muhamedanismus, entſtanden iſt. Dieſer univerſelle Charakter kann nur dann begreiflich werden, wenn man ſich an den früheſten Kulturzuſtand erinnert, da die Menſchen, wie Johannes von Müller ſagt, in den höchſten Dingen richtig dachten, in den niedern wie Kinder waren. Es gab eine Zeit, da der Menſch, im innigſten Zuſammenhang mit dem Schöpfer, eins mit der umgebenden Natur, kindlich unbewußt all das gedacht und gefühlt hat, was Jahrtauſendlanges Ringen ihm erſt zur bewußten Klarheit erhöhen ſollte. Zwiſchen jenem Zuſtand aber und dem Eintritt des letztern, zwiſchen der früheſten Kindheit und der Mündigkeit des Mannes, liegt die Jugend der Menſchheit, d. h. ihre große Erziehung durch Judenthum und Chriſtenthum; aus *jener* Zeit ſind die Inder allein übrig geblieben, kindlich noch heute wie vor Jahrtauſenden, *dieſe* ſcheinen die Germanen herbeizuführen berufen, das Volk, das die neuere Zeit begründet hat und ſie ihrem Ziele zuführen wird. Indem der jüngſte Zweig dieſes Stammes den Indern ſich vermählt (denn bald wird, wie bisher Handelsverbindung, ſtaatlicher Zuſammenhang ſeyn), deutet das Schickſal auf den Ablauf eines großen Abſchnittes: die Zeit der Mündigkeit ſcheint nahe, bewußte Klarheit, einheitliche Manneskraft, Löſung der Wirren wird hiemit verheißen.

Wer iſt alſo auch hier der gebende, wer der nehmende Theil? Zudem, daß der Brahmanismus gegenwärtig verknöchert, daß ſeine Lebensſäfte gedorrt, ſeine Einrichtungen geroſtet ſind, iſt unläugbar; die neue Zeit iſt auch über ihn hinweggefahren, er wartet auf Hülfe. — Was Perſien betrifft — man kennt ſeine hülfloſe Desorganiſation — ſo hat es politiſch nur Einen Rettungsweg: zuſammengepreßt von den umklammernden Armen Englands und Rußlands, muß es ſich ermannen, und einen neuen Stamm aus ſich herauswerfen (denn darin liegt ſeine Geſchichte von den Medern, Altperſern, Neuperſern bis zu den Patanen und Afghanen),

der es einige und beherrsche. Die tiefe Verwandtschaft aber seiner uralten, jetzt eingeschlummerten Zendreligion mit dem Christenthum läßt hoffen, daß aus der Berührung mit europäischer Civilisation die Zukunft neues Leben gebären wird, wie denn schon einmal das Christenthum in Persien eigenthümliche Gestaltung gewonnen hat.

Wenn wir von hieraus noch einen Blick auf China werfen, so geschieht es nicht um ähnlicher Hoffnungen willen, sondern die Bedeutung zu zeigen, die das Hereinziehen Chinas in den europäischen Kreis in der Geschichte einnimmt. Wer Indien besitzt, mußte in kürzerer oder längerer Zeit mit China collidiren; von hier ist die Ostwelt schon einmal gestaltet worden, und der Handel wird bald zum Vehikel des Geistes. In unsern Tagen aber ist die erste ausgesprochene Collision eingetreten, die die Geschichte kennt. Was das für ein Zeichen der Zeit sey, geht aus der Völkerstellung hervor.

Der alte Continent zerfällt in zwei Hälften: im Osten die mongolische, im Westen die kaukasische Völkerwelt. Beide sind in zwei entsprechende Gruppen geschieden; der Westen stellt sich als indogermanischer und semitischer, der Osten als chinesischer und mongolischer dar. Wie der semitische Stamm, wuchernd in den Wüsten Arabiens, durch die Mauren zu den Negern nach Afrika überläuft, so endet der mongolische, entsprossen in den großen Hochsteppen, durch die Malayen hindurch in den Papus auf Neuholland. Solchergestalt parallel, finden beide Welten ihre höchste Spitze einerseits im europäischen Staatensystem, andernseits im chinesischen Reich; und während in der Mitte die Mongolen und Araber durch gegenseitigen Zusammenstoß große Erschütterungen hervorgebracht, liegen jene beiden, als die äußersten Enden, auseinander, damit die östliche wie die westliche Welt ungestört das ausbilde, was ihr eigen ist. Wenn sie sich berühren (wie das jetzt geschieht), so muß jede Welt in ihrer besondern Sphäre, Europa in seinem geschichtlichen Fortschritt, China in seiner geschichtlichen Krystallisation, einem gewissen Ziele nahen. Die Aussicht auf dieß Ziel ist es, die dem Kriege mit China, wie der Occupation Indiens, weltbistorische Bedeutung verleiht.

Ich stehe hier still, um von Europa aus einen Rückblick auf die Völker, mit denen es in Berührung tritt, zu werfen. Frankreich

wälzt ſich gegen die Araber in Afrika und ſtrebt, durch ſein Verhältniß zu Egypten, auf die in Aſien zu wirken. England beſitzt Indien mit ſeiner großen Verbindungslinie von Malta bis Kalkutta, es dominirt in Mittelaſien und fängt an, auf den öſtlichen Continent zu drücken; Rußland geht auf die tartariſchen Völker los, um von hier aus England zu paralyſiren; ja Nordamerika wird gegen Japan, wie England gegen China getrieben. Europa ſelbſt iſt im Begriff, ſeine letzten heterogenen Beſtandtheile auszuwerfen, und ſich in der europäiſchen Türkei (vielleicht auch in Kleinaſien) einen Stapelplatz all ſeiner Nationen zu gründen, zu deſſen Trägern die griechiſch-ſlawiſche Bevölkerung, in täglich ſteigender Emancipation begriffen, durch Natur und Geſchick geeignet iſt. Dergeſtalt gefeſtigt in der alten Welt, beſitzt es in der neuen, ſeit der Freilaſſung des größten Theils von Amerika, einen organiſchen Ableiter für ſeine überflüſſigen Kräfte, welche hier, als Samen einer noch weit entfernten Zukunft, ungeſtört wuchern. Was will das Alles bedeuten, als die (wenn auch noch zerſtreuten) Keime einer organiſchen Weltbeherrſchung, bis jetzt nur in den Hauptrepräſentanten ausgedrückt, in welcher den Germanen die indogermaniſchen, und damit zugleich die öſtlichen, den Romanen die ſemitiſchen, den Slawen die mongoliſch-tartariſchen, den Griechen die levantiſchen Länder zur Ueberwachung beſchieden ſind? Geherrſcht wird aber in der kommenden Zeit nicht durch materielle Gewalt allein; Europa, das größere Rom, kann herrſchen nur in dem Geiſte der wahren Freiheit, durch welche, wie jeder Einzelne, ſo auch jedes Volk ſich bewußt werden muß ſeines Weſens, um zu erkennen, zu welcher Stufe, ob hoch oder niedrig, es berufen ſey in dem großen Bau der Völkerfamilien; dann, aber auch nur dann iſt die Herrſchaft gegeben der Familie, die ſich als die höchſte berufen fühlt, über die nächſt höheren und durch ſie über die niederen. — Zu ſolcher Höhe beſtimmt, hat Europa überall zu herrſchen, zu bringen und zu geben; an ſich gewieſen iſt die Herrſcherin mit ihren eignen Gebrechen, mit der Laſt ihres ſinkenden Gemeinweſens, mit dem Zwieſpalt ihrer religiöſen und ſtaatlichen Prinzipien, mit ihrem ganzen Elend. Hilf dir ſelbſt, heißt es hier, und der Himmel wird dir helfen!

Das fühlt die Zeit, und daher jene Furcht, die, wie ein irrgehendes Geſpenſt, in den Geiſtern und Gemüthern umherſchleicht,

jenes Bangen vor hereinbrechender Barbarei oder Ueberfluthung durch die frischere Kraft der slawischen Massen: leer an Gehalt, aber bedeutungsvoll als ein Zeichen unseres Zustandes. Hiedurch sowohl als durch Anknüpfung großer Hoffnungsideen (wie sie der geistvolle „Schutzredner" der Pentarchie kürzlich entwickelt hat) ist die Bedeutung Rußlands für die andern Europäer angeschwollen. Wie nahe liegt überdieß der Kalkul, daß die europäische Republik, die sich, jemehr ihre Herrschaft nach außen gestiegen, zur Aristokratie, heutzutage fast schon zur Oligarchie gebildet zu haben scheint, endlich zur Monarchie werden könnte, eine Würde, zu der sich die Russen leichtlich berufen fühlen. „Gott ist groß, wie sie sagen, und der Czaar weit," und mit Gottes Hülfe kann der Czaar, der schon jetzt der weiteste ist, weil ihm Niemand mehr an Menschen und Quadratmeilen gleichkommt, noch weiter werden. In dem berufenen Buch über die Pentarchie haben sich diese naiven Hoffnungen (freilich nichts weniger als naiv) entladen; und damit wird es denn Ruhe werden.

II. Politik und Prinzipienkampf.

Wir sahen die Entwicklung Europas nach außen, das Werk, das Vasco de Gama nach Osten, Columbus nach Westen zu eröffnet hat, einem durchzuschauenden Ziele entgegenreisen. Hiefür sind Dampfschiffe und Eisenbahnen dasselbe, was die Buchdruckerkunst für die Reformation gewesen. Wie ist es mit dem zweiten größern Werk, zu dem Luther, den Anstoß gebend, die neue Zeit eröffnet hat, mit der Entwicklung nach innen, wie sie sich in Protestantismus und Katholicismus, in Revolution und Restauration enthüllt hat?

Diejenigen, welche auf Beruhigung hoffen von innen, suchen sie entweder in der Politik, oder, wenn sie anerkennen, daß es Ein geschichtliches Prinzip ist, das der Revolution und Reformation, Eins, das dem Absolutismus in Kirche und Staat zu Grund liegt, in dem endlichen Sieg des einen Prinzips über das andere, oder in einer Transaction zwischen beiden. Einige suchen Hülfe nur bei der Religion oder Philosophie, als den letzten Tiefen des menschlichen Geistes, und allmählige Heilung durch ihre göttlichen Kräfte. Auch hier stehen sich die Parteien schroff gegenüber, oder, wenn nicht, so warten sie auf die Vermählung beider durch

gegenſeitige Conceſſion. Es liegt uns vor, dieſe Hoffnungen der Reihe nach zu beleuchten.

Ein Ueberreſt der alten, jetzt verlachten Zeit der Aufklärung und des Schlendrians iſt eine kleine Zahl unter den Erſten, von denen wir geſprochen, welche ſich getröſtet, unſere politiſchen Zwiſte werden ſich über kurz oder lang, wenn auch mit einigem Blute löſen, während mittlerweile der Geiſt der Humanität und des Friedens ſich dergeſtalt verbreitet, daß die Menſchen endlich ein comfortables, nur durch die Fortſchritte der Aufklärung beſeeltes Leben führen können. Dieſe ſind in ihrer Glückſeligkeit zu belaſſen. — Andere gibt es, die jenen Zuſammenhang des religiöſen und politiſchen Prinzips beſtreiten, weil ſie einerſeits von der Reformation das Ungeheuer der Revolution abwälzen, andererſeits dem Abſolutismus die Vindication des alten Glaubens für ſich entziehen wollen. Sie haben Recht gegenüber der falſchen hiſtoriſchen Beleuchtung, die ſchon oft dieſe Begriffe verwirrt hat. So hat man Liberalismus und Abſolutismus als neue Zeit und Mittelalter vis à vis geſtellt; man hat vom Sieg der neuen Zeit über das Mittelalter raiſonnirt. Das Mittelalter, ariſtokratiſch durch und durch, weiß vom Einen ſo wenig als vom Andern, in ihm iſt kein Abſolutismus zu finden, als der der Kirche, und das Prinzip der Legitimität, ein reines Produkt der neuen Zeit, iſt nichts weiter, als die Frucht der Emancipation von der kirchlichen Weihe, deren das Mittelalter für ſeine Fürſten bedurfte. Durch die Uebertraguug der unmittelbar göttlichen Autorität (wie ſie früher nur der Papſt beſaß) auf die Fürſten, eine Uebertragung, die den Herrſcher von oben herab erblich legitimirt, und der ſich die Völker, vom Geiſt der Zeit getrieben, freiwillig angeſchloſſen haben, iſt der Abſolutismus entſtanden. Eben ſo irrig iſt es, der Reformation, als dem Vorgang der Empörung auf kirchlichem Gebiete, die Revolution aufzubürden; der Zuſammenhang iſt ein tieferer; aber was Conſequenz iſt, iſt das auch die richtige, und beſonders die letzte Conſequenz? Alles liegt hierin, daß unſere Zeit, in Gährung und Bildung begriffen ſeit drei Jahrhunderten, in der Mitte liegt zwiſchen einer altvergangnen, dem Mittelalter, und einer neuen, werdenden; mit dem einen Arm greift jene, mit dem andern dieſe herein; der alte Stoff, noch nicht bewältigt, aber verarbeitet in modernem Geiſt, erzeugt das conſervative, die Ahnung

der Zukunft, richtig oder irrig aufgefaßt und ins Leben gesetzt, das revolutionäre Prinzip in Kirche und Staat. Im tiefern Sinn sind deßhalb jene Anschauungen richtig; die Legitimität ist gebunden an den Glauben an den lebendig persönlichen Gott, die Revolution entsprungen aus dem Zweifel, den die Reformation entfesselt hat.

Noch gibt es eine Klasse, die von der Politik die Lösung der socialen Fragen erwartet, weil sie, erst in unserer Zeit mündig geworden, von nun an durch die Waffen des Geistes, durch Diplomatie und Protokolle, oder, wenn Krieg unvermeidlich wird, durch Aufrechthaltung des Gleichgewichts, die Völker bewahren, und nach allmähliger Lösung der Wirren in den Hafen bringen werde. — Es fragt sich, was die Politik unserer Zeit vermag.

Ringen nach einem festen Organismus ist das Merkmal, das die neuere Politik, in leisem Beginnen seit der Reformation, ausgesprochen in unseren Tagen, charakterisirt. Die Frucht dieses Ringens ist das europäische Gleichgewicht. Zu schwierig für eine größere Anzahl von Staaten, hat das Gleichgewicht die entschiedene Bildung einer Staatenaristokratie herbeigeführt, welche in der Fünfzahl ihrer Glieder die Garantie gegen unauflösliche Wirren und somit die Sicherung der Hegemonie findet. — Es ist hier nicht zu fragen, ob überhaupt ein Gleichgewicht existiren kann, ja existirt hat (was wohl Manchem lächerlich dünken möchte); nur das Eine gehört hieher, daß das Gleichgewicht, unähnlich aller Organisation der Natur (die ein Nebeneinander nur im Ueber- und Untereinander kennt), ein großes Kunstwerk des Jahrhunderts genannt werden muß, das für unsere Zeit den noch nicht gefundenen Organismus ersetzt. Wenn aber die Natur sich regt, so stürzt das Kunstwerk zusammen, wie das auf jedem Blatt der neuern Geschichte zu lesen ist. Deßhalb, weil unsere Politik auf einer künstlichen Balance ruht, gleicht sie einem Katechismus, der lauter Fragen und keine Antworten enthält; deßhalb sind ihrem Schooße die zwei Götter entstiegen, die als treuliche Geschwister, der eine nach innen, der andere nach außen die Welt beherrschen — das Justemilieu und der Statusquo. Das Justemilieu hat sich, aller Verschiedenheit zum Trotz, allenthalben eingenistet; in England und Frankreich, in Oesterreich und Preußen, in der pyrenäischen und scandinavischen Halbinsel dominirt es; der kleineren

Staaten nicht zu gedenken. Den Statusquo haben wir in der griechiſchen und belgiſchen Frage geſehen (iſt er hier gehoben, ſo haben es die übergreifenden Ereigniſſe gethan); wir ſehen ihn noch in der orientaliſchen, in der hannöverſchen und kirchlichen Frage. Die aber ſind des Leichtſinns oder anmaßlicher Thorheit zu zeihen, welche die Schuld ſo viel ungelöster Wirren auf die Regenten oder ihre Diener wälzen, ohne zu bedenken, daß es mehr als Menſchenkraft erfordert, die gleichgewogne Laſt feindlicher Tendenzen zu heben und zu lenken. Die Politik, berufen, den Gang der Geſchicke vorgreifend zu ordnen und zu leiten, iſt in unſern Tagen darauf beſchränkt, die Ereigniſſe, nachdem ſie ſich von ſelbſt gemacht, hinterher zu paralyſiren oder ſich mit Kunſt ins Unvermeidliche zu fügen: das Alles nicht durch eigne Schuld, ſondern durch das Verhängniß der Zeit. Daher geſchieht alles Große nach außen durch die Vermittlung des Handels, der die Politik nachzieht, nach innen durch die Macht der öffentlichen Meinung, welche ſich zur Geſetzgeberin aufgeworfen. Man hat deßhalb unſere Zeit mit Hamlet verglichen, in dem der Dichter das qualvolle Unvermögen einer großen Natur, ähnlich dem einer großen Zeit, geſchildert habe. Aber Hamlet iſt ein Menſch voll Wollen ohne Vollbringen; unſere Zeit hat beides im höchſten Maaß, beides aber gehemmt durch die Macht der unausgleichbaren Gegenſätze. Es liegt aber in dieſem Unvermögen, das uns durch die Länge der Zeit ſchon zur andern Natur geworden ſcheint, nicht nur der Trieb, zu vermitteln, zu laviren, zu temporiſiren, ſondern auch die Herrſchaft der Mittelmäßigkeit, welche, durch alle Gebiete des Geiſtes eingedrungen, ſo oft ſchon beklagt worden iſt, eine Herrſchaft, drückender als die des Despotismus, weil ſie die Knechtſchaft fördert unter dem Wahne, die Freiheit zu geben.

Wir kommen zu denen, die auf Schlichtung des Prinzipienkampfes, auf den Sieg des einen Prinzips über das andere (im Innern wie im Aeußern) bauen. Hiezu zählen wir nicht die Extreme beider Parteien, wie ſie ſich in der Gährung eines langen Friedens, in einer Zeit, die alles auf die Spitze treibt, ausgebildet haben: als Ultramontane und Ultralegitimiſten, als Socialiſten und Demokraten oder Demagogen, und wie ſie alle heißen mögen. Wo die Geſchichte gelehrt hat, muß der Einzelne verſtummen; es iſt ein Geſchlecht, das nur durch Schaden klug werden

kann in der Politik, nur durch ſelbſteigeme Erfahrung (denn mit Schwärmern iſt nicht zu rechten) in den Prinzipien. Zweierlei aber iſt zu bemerken: einmal, wie die Extreme ſich berühren, wie Despotismus und Demagogie auf einerlei Grundlage (auf Gewalt und Verflachung) beruhen; dann, wie viele Talente, getrieben von Haß gegen die „Mitte," ſich auf beide Seiten geworfen, ein Zeichen von der traurigen Unnatur unſerer Zuſtände. — Die Klaſſe, von der wir ſprechen, hat in ihrer Mitte die Mehrzahl der denkenden, gebildeten und wohlwollemden Zeitgenoſſen. Sie glaubt an allmähliges Durchdringen des einen oder andern Prinzips — die Conſervativen an behutſame Heilung des krankhaften Neuerungstriebs durch Annahme des unverweigerlich Geforderten, die Liberalen an ſchonende Entfernung alles Veralteten und endliche Gründung einer in ſicherm Genuſſe freien Zukunft. Hier gilt es alſo gegenſeitige Schätzung der Kräfte.

Die Anhänger des Neuen haben als ſolche keine Superiorität über die des Alten, als die, welche jede Oppoſition vor der Poſition voraus hat. Wenn die Zukunft über die Vergangenheit ihrer Natur nach ſiegen muß, ſo iſt die Frage nur, ob das Neue Lebenskraft genug entfaltet hat, um auf die Zukunft Anſpruch zu machen. Der Liberalismus, nachdem er in der franzöſiſchen Umwälzung alle Phaſen des Irrthums durchlaufen, ſchien geläutert nach langer Büßung durch ſich ſelbſt und die Gegner, in der Juliusrevolution ſich zum erſten Male conſtituiren zu wollen. Die Hoffnung von halb Europa war darauf concentrirt. Nun iſt er der Reihe nach in Frankreich, in Spanien, in Italien zuſammengeſunken, nicht durch die Reaction allein (ein noch tröſtlicheres Geſchick), ſondern durch Enthüllung ſeines eigenen, nach errungener Freiheit zur Schau gelegten Unvermögens. Denn — abgerechnet die Abſchaffung von Mißbräuchen (ein negativer Fortſchritt, den jeder abſolute Staat ſich aneignen kann) — wo ſind die zwei Fundamente des conſtitutionellen Prinzips, die parlamentariſche Gewalt und die Preßfreiheit, jene die Handhabung, dieſe der Ausdruck der öffentlichen Meinung, auf welcher allein die Souverainetät des Volkes dem Herrſcher gegenüber beruht, wo ſind ſie in ein organiſches Leben getreten? Man kann ſich nicht auf England berufen, deſſen Freiheit auf ununterbrochner hiſtoriſcher Entwicklung, nicht auf der Realiſirung von Prinzipien beruht.

Wo iſt dem ſteigenden Verderbniß der Miniſterregierung, wodurch das Land in zahlloſe Intriguen geſtürzt wird, wo der wachſenden Gährung der untern Klaſſen, deren demoraliſirter Zuſtand die Geſellſchaft untergräbt, haltbar begegnet? Wo, mit Einem Wort, iſt die Linie gezogen zwiſchen Freiheit und Gleichheit, ohne die der Staat der Anarchie oder dem Despotismus preisgegeben iſt, wo die Ausſicht ſie zu finden?

Das alles ſind eben ſo viel Triumphe für den Abſolutismus; von alle dem theilt er nichts als die Miniſterregierung, und dieſe ohne ihren Wechſel, nur nach ihrer eminenten Seite, ſo weit ſie nämlich den Ausdruck geiſtiger Ariſtokratie darſtellt. In der That, bei ſonſt guten Vorausſetzungen (für die freilich keine Garantie gegeben wird) iſt die Zahl der Uebel kleiner in den conſervativen Staaten; in Ordnung und Verwaltung überlegen, hat die Centraliſation der Willenseinheit nicht die traurigen Folgen, wie jene andere, die bei demokratiſcher Tendenz entſtehen muß, die der Hauptſtädte. Abe alle Vollkommenheit, deren ein gut regierter Staat fähig iſt, alle Tüchtigkeit und Humanität vermag dem Volke das nicht zu erſetzen, was es, nicht nur real, ſondern ausgeſprochener Maßen begehrt — das Prinzip der Freiheit, ohne welches alle Glückſeligkeit Gnade, aller Wohlſtand materieller Comfort bleibt; und die Idee iſt es, der in unſerer Zeit keine Menſchengewalt zu widerſtehen vermag. Zudem, ſo wiegt der Mangel an Garantie gegen die Gewalt und der Druck des Militärs, ein Druck, auf dem die Exiſtenz der abſoluten Staaten beruht, alle Uebel der liberalen Wirrniß auf; und die Achtung für das Beſtehende, die langgewohnte Pietät, welche die Maſſe des Volks an die abſoluten Regierungen kettet, wird durch den Reiz der Neuerung genugſam paralyſirt.

Im Ganzen beruhen die conſervativen Staaten auf materieller, aber von altersſtarkem Geiſt gehandhabter Größe, die liberalen auf geiſtiger, aber hülflos in ſich zerriſſener Entwicklung. Extenſion und Intenſion, das iſt ihr Verhältniß; das iſt der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen Staatenconglomeraten und Nationen. Was aber das konſtitutionelle Europa an Nationalkraft voraus hat, erſetzt das abſolute durch einheitliche Handhabung der ohnehin zum Theil tiefer ſtehenden Maſſen. Ueberhaupt, die neuere Geſchichte, vor allem die von Rußland zeigt, was die Extenſion zu

bedeuten hat in unserer Zeit, sie zeigt, was die Materie, von einigem Verstande regiert, über den Geist vermag, der in sich gespalten und im Ringen verloren ist. Darin liegt das Geheimniß, aus Halbbarbaren, denen die Civilisation äußerlich, ohne ihr inneres Ferment, mitgetheilt worden, dem westlichen Europa gegenüber eine Macht zu schaffen, die sich zu einem der Hauptvertreter der europäischen Civilisation aufwerfen konnte.

Es sey uns noch ein Wort über Geist und Tendenz der einzelnen Staaten der Pentarchie vergönnt. Als die äußersten Gegensätze, sind Rußland und Frankreich, jenes (um den schärfsten Ausdruck zu nehmen) auf Aberglauben und Knechtschaft, dieses auf Unglauben und Gleichheit basirt. In zweiter Linie vertritt Oesterreich den legitimen Gehorsam, und seine Stütze, den alten Glauben, England die legitime Freiheit, gegründet auf den neuen (dort aber noch positiven) Glauben; mitten inne steht Preußen. Wenn daher jene extremen Parteien, deren wir oben gedacht, die eine in Rußland, die andere in Frankreich die Gewähr ihrer Hoffnungen finden, so stützen sich die Anhänger eines beharrlich milden Conservatismus auf Oesterreich, die eines gemäßigten Fortschrittes auf England, weil beide Staaten in der historisch konsequenten Entwicklung ihres Prinzips ruhige Durchführung zum endlichen Ziel verheißen. Die Männer der Mitte halten sich an Preußen.

Nun gibt es aber noch ein Volk, welches, weder zum ersten noch zum zweiten Rang unter den Staaten gehörig, eine Macht für sich bildet in Europa, und dessen Stimme allein das nöthige Gewicht werfen kann in die eine oder andere Wagschale. Denn gesetzt die unbedingte Einheit der drei nordischen Mächte, die Kräfte bleiben dennoch gleich, weil die Mehrzahl der kleinern Staaten dem liberalen Prinzip angehört. Deutschland, das Land voller Länder, zertheilt in unendlich viele Tendenzen, und doch als Gesammtheit weder liberal noch absolut, weder gläubig noch ungläubig, gelagert zwischen dem conservativen Nordosten und dem konstitutionellen Südwesten, ist der Eckstein, an dem der Andrang des zweispaltigen Europa zerschellt.

Durch die ganze Geschichte zieht sich, gleich einem Gesetze, das Hülfsmittel der Vorsehung, unversöhnliche Gegensätze des Völkerlebens durch natürliche Verschiebung von Ursachen und Wirkungen zu mildern. Hätte dasselbe Volk, das durch die Reformation

den Grund zur Trennung gelegt, auch die ſtaatliche Conſequenz gezogen, Europa würde am endloſen Zwiſt ſich verblutet haben. Statt deſſen hat der romaniſche Geiſt, geneigt zu ſchneller Realiſirung der oberflächlich aufgefaßten Idee, die Revolution geboren, und während die Mehrzahl der katholiſchen Völker dem liberalen Prinzip huldigt, haben die proteſtantiſchen für die Rettung des conſervativen gearbeitet. Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche, verzweifelnd an aller Löſung, von ernſtlichem Bangen ergriffen wurden vor allgemeinem Untergang, und in der That, iſt dieß Bangen ungegründet, ſo ſchuldet es Europa dem deutſchen Volk, das durch die Bedachtheit ſeines Verſtandes und die Tiefe ſeines Gemüths den Prinzipienkampf in undurchdringlichen Schranken gefeſſelt hält.

Soll die große Frage entſchieden werden, ſo muß Deutſchland, wenn nicht einem Prinzip, mindeſtens einer Großmacht, als Vertreterin deſſelben beitreten. Das Protektorat über die deutſchen Staaten würde deßhalb den, der es ausübt, zum Herrn von Europa machen. Das iſt auch für Rußland begreiflich. Aber wer iſt nur denkbarer Weiſe dazu befähigt? Oeſterreich, dem deutſchen Volke ſo heilig durch große Erinnerungen, ſo verwandt durch ſeinen ruhig rettenden Verſtand, ſo lieb durch die Tüchtigkeit ſeiner deutſchen Provinzen, hat den größten Theil ſeiner Macht außerhalb Deutſchlands (denn Böhmen iſt ſlawiſch) und das Geheimniß ſeiner Stärke im Katholicismus, als einziger Staatsreligion. Es ſcheint nur Preußen übrig zu bleiben, denn die andern Mächte, (ſo wenig auch die deutſche Billigkeit anſtehen möchte, ihre Anſprüche zu prüfen,) ſind zufällig durch eben dieſe beiden völlig behindert.

Preußen, eine reine Monarchie, gegründet auf Freiheit des Geiſtes, ein Völkerconglomerat, aber voll Nationalgeiſt, eine Militärmacht mit Volksbewaffnung, ſteht in der Reihe der conſervativen Staaten; aber die Humanität ſeiner Regierung, die Freiheit ſeiner Gemeinden, der Schirm, den es der Wiſſenſchaft gibt, nähern es dem liberalen Prinzip. Die confeſſionelle Miſchung ſeiner Bevölkerung, deren deutſcher oder germaniſirter Charakter, ſeine Rolle im Befreiungskrieg, vor allem ſeine wiſſenſchaftliche Tendenz machen es ganz zur deutſchen Großmacht. Auf der einen Seite an Rußland (den abſoluteſten), auf der andern an Frankreich (den liberalſten Staat) gelehnt, in einer würdigen Stellung zu

beiden, iſt Preußen eines ungeheuern Gewichtes in Europa fähig. Was ihm an materieller Größe abgeht, muß es durch deutſche Intelligenz erſetzen. Aber eben dieſe Intelligenz iſt es, das vielgeſtaltige, unhandſame Weſen, an der Preußen ſcheitert. Dieſer müßte es genug thun, und wie das? Wie z. B. die kirchlichen Wirren löſen, eine Materie, da Jeder Recht, Jeder Unrecht hat, in einer Zeit, wo ein feſtes Verhältniß von Kirche und Staat, geſchweige von katholiſcher Kirche und proteſtantiſchem Staat, noch nicht gefunden iſt?

Die Gemäßigten aller Parteien ſchauen in dieſem Augenblick auf Preußen, und das mit Recht: die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. iſt ein großes Ereigniß. Aber das iſt klar, und die eine wie die andere Partei muß es geſtehen: ohne neue Chancen von weltgeſchichtlicher Macht kann keine Partei ſich des Sieges getröſten; die conſervative, weil das Alte, ſoll es anders noch Jahrhunderte der Zukunft beherrſchen, einer Verjüngung bedarf, die ihm bis jetzt noch nicht geworden; die liberale, weil das Neue, wenn es je von der Negation zur Poſition ſich geſtalten ſoll, ſich conſolidiren muß, um den Einheits- und Endpunkt zu finden, nach dem es bisher vergebens geſtrebt hat. Solch ein Ereigniß aber, ſo ſchwer und mächtig, liegt nicht in eines Menſchen Hand, und wäre Friedrich Wilhelm IV. ein größerer Friedrich, es läge nicht in ſeiner Macht.

Wie aber, wenn jener Verjüngungsprozeß eben durch Amalgamation mit dem Neuen, wie wenn dieſe Conſolidation gerade durch das Maßgeben des Alten vor ſich ginge? Wie wenn aus der Vermählung beider, als beider Kind, die Zukunft geboren würde? Dieſer Gedanke iſt es, der einer andern Hoffnung unſerer Zeit, der Hoffnung auf Transaction zu Grund liegt.

Man könnte fragen: wer iſt der Mann, und wer das Weib bei dieſer Vermählung? (da ja beide geben, beide empfangen ſollen) aber mit denen, welche aus gegenſeitigen Conceſſionen ein friſches Leben erwarten, iſt a priori nicht zu rechten. A posteriori aber, wenn ſie die Erfahrung zweier Decennien, wenn ſie das Juſtemilieu (welches nichts iſt als Transaction), insbeſondere wie es Louis Philippe durchgeführt, noch nicht zu witzigen vermocht hat, ſcheint es nur gerathen, eine frühere, in Blut geſchriebene Lehre der Geſchichte aufzufriſchen.

Nachdem im Laufe der neuern Zeit die Religionskriege in die des politiſchen Gleichgewichts, die Gleichgewichtskriege in Ideenkriege übergegangen waren, vereinigten ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſämmtliche Potenzen, d. h. die Summe aller geſchichtlichen Bewegungen, in dem Kampfe der europäiſchen Mächte gegen Napoleon Bonaparte. Napoleon, der größte Mann der neuern Zeit, obwohl ihr heterogenſter Ausdruck, erwachſen in der Revolution, beſchloß, nachdem er das Ungeheuer der Anarchie gebändigt hatte, durch Vermählung der Neuen mit dem Alten der Zeit den Frieden zu geben. Hiezu die Völker ſowohl als die Fürſten (denn beide hatten, jene durch Empörung, dieſe durch Despotismus geſündigt) mit eiſerner Hand zu erziehen, glaubte er ſich berufen; beiden Tyrann zu ſcheinen unbeſorgt, weil beide es ihm danken würden. Transaction — das war ſeine Stiftung, und wie hat dieſe Stiftung geendigt? Von den Fürſten als Revolutionär, von den Völkern als Despot gehaßt, iſt er untergegangen, als das Opfer ſeines welthiſtoriſchen Verſuches. — Aber auch wir haben durch ihn gelitten und leiden noch; denn er war es, der unſere Zeit auf Decennien hinaus in das peinliche Unvermögen geſtürzt hat, das nichts weiter verſtattet, als ein temporäres Transigiren. Müde vom Kampf, warteten beide Parteien umſonſt auf die Frucht des Sieges, denn beide hatten gewonnen, beide verloren. — Wer will es nach dieſem noch wagen, auf Transaction zu hoffen?

III. Religion und Philoſophie.

Wenn ſolchergeſtalt weder Verſöhnung zu hoffen iſt zwiſchen den ſtreitenden Prinzipien, noch auch Beſiegung des einen durch der andern, ohne ein weltmächtiges, menſchlichen Augen verborgenes Wort oder Geſchick, das von oben herab als Gewicht in die Wagſchale oder mitten inne geworfen wird, ſo bleibt nur Eine Hoffnung übrig, genährt von vielen Zeitgenoſſen, welche Sehnſucht des Gemüths oder Schärfe des Verſtandes antreibt, im innern Ringen allein die Löſung der Wirren zu ſuchen, die im äußern Leben der Geſchichte nicht zu finden iſt, damit aus den letzten Tiefen des Menſchen der Keim erwachſe, deſſen allmählige Entfaltung über alle und jede Gebiete neues Leben ergießen kann.

Soll aber — ſo reflectiren ſie weiter — der Geiſt allein entſcheiden, getragen von der Kraft des Gemüths, ſo iſt es das deutſche Volk, dem dieſe Arbeit gebührt. Denn was immer das Ausland von der Thatkraft des Deutſchen, von ſeiner praktiſchen Energie denken und wähnen mag, die Palme der Ideologie iſt ihm geblieben, und in Religion und Philoſophie hat kein Volk ſo viel gethan, als das deutſche.

Hier thut es alſo Noth, in den innern Zwieſpalt einzugehen, wie er ſich geſtaltet hat in Religion und Philoſophie, und das Verhältniß dieſer beiden zu betrachten: die Partei nicht nur, von der wir ſprechen, die Geſchichte ſelbſt erlaubt uns, den reinſten Ausdruck des Völkerbewußtſeyns über die höchſten Dinge in Deutſchland zu ſuchen.

Der erſte und letzte Gegenſatz, um den ſich das ganze geiſtige Chaos bewegt, iſt der von Glauben und Unglauben; in jenem wurzelt die Religion, in dieſem die Philoſophie unſerer Zeit. Was mit dieſen Ausdrücken gemeint ſey, iſt vorerſt ſchärfer zu bezeichnen.

Dem Glauben iſt das Chriſtenthum unmittelbar göttliche Offenbarung, welche, über aller menſchlichen Entwicklung ſtehend, in ſie hineinragt, um als letztes Endziel die menſchliche Natur und Geſchichte in ihrem Denken und Wollen zu durchdringen.

Der Unglaube hält das Chriſtenthum, gleich andern Religionen, für ein Produkt (gleichviel ob ein veraltetes oder ein ewig beſtehendes) der menſchlichen Entwicklung, und die menſchliche Natur für befugt, durch eigene Kraft Klarheit in den höchſten Dingen zu erringen. — Auf dieſer Befugniß beruht alle Philoſophie, auf jener Unterordnung aber des Menſchen unter eine außer ihm liegende, von oben gebrachte Offenbarung alle Religion unſerer Zeit.

Das Inſtitut, wodurch das Chriſtenthum ſich bethätigt, iſt die Kirche; der Glaube betrachtet ſie als (ſichtbare oder unſichtbare) Erziehungsanſtalt der Menſchheit. Dem Unglauben iſt die höchſte Concentration aller menſchlichen Kräfte der Staat, welcher im Laufe der Zeit die Kirche in ſich abſorbiren muß. In ſeiner höchſten Vollkommenheit beruht er auf der Philoſophie, als der letzten Beſtimmerin alles Denkens und Thuns.

Nicht mehr die Dogmen ſind es alſo, was uns im Innerſten trennt. Die Zeit iſt vorbei, da das civiliſirte Europa, Frankreich

an der Spitze, das Heiligſte als unnützen Ballaſt über Bord warf und ſich gefiel, über Gott und Unſterblichkeit als veraltete Mährchen zu ſpotten. Es war der Leichtſinn der romaniſchen Völker, welche, in knabenhafter Freude über die Emancipation vom langgewohnten Geiſtesdruck, mit der Hülle den Kern zerdrückten. Deutſchland hat hieran nie anders als in ſeinen faulen Gliedern Theil genommen. In unſerer Zeit, wer wäre dumm oder frivol genug, das Chriſtenthum als Betrug oder Aberglauben zu belachen? Ob Wahrheit oder Irrthum, ob ewig oder vergänglich, als das größte Glied in der Kette der menſchlichen Entwicklung (welche ja insgeſammt im letzten Grund eine göttliche iſt), muß es Allen heilig ſeyn. Wenn aber Leſſing z. B. ſeine Ueberzeugung ausſpricht, daß ſämmtliche Grunddogmen des Chriſtenthums ſpäter durch den menſchlichen Verſtand gerechtfertigt werden, wird man ihn deßhalb zu den Gläubigen zählen? Was uns trennt, ſind nur theilweiſe die Dogmen, im Innerſten iſt es der Kampf der menſchlichen Natur um unmittelbare oder mittelbare Freiheit, um Bevormundung und Mündigkeit, um vermitteltes und ſelbſtſtändiges Verhältniß des Menſchen zu Gott.

Auf dem Prinzip der Freiheit beruht der Proteſtantismus. Die Freiheit aber, die er vertritt, hat zwei Grade. Als die Welt in den Banden der Hierarchie ſeufzte, trat Luther auf und ſagte: Die Kirche iſt mit nichten die einzige Auslegerin des Evangeliums; jeder Einzelne hat das Recht, an der Quelle zu ſchöpfen. Dieß war der erſte Schritt: es war die Emancipation von der kirchlichen Autorität. Bald darauf, da das Studium der Quellen die Bibel als menſchliches Buch erſcheinen ließ, geſchah der zweite: die Mehrzahl begann zu zweifeln und emancipirte ſich von der Autorität der Bibel, d. h. der Offenbarung. Das frivole Zeitalter wollte den dritten Schritt wagen; die franzöſiſche Revolution verſuchte ſich von der göttlichen Autorität loszumachen; aber der Verſuch rächte an ſich ſelbſt die Sünde und den Wahnſinn des Beginnens. — So weit der Proteſtantismus beim erſten Schritt verharrt, ſo weit iſt er Kirche geblieben; ſo weit er den zweiten gethan, iſt er der Vater des Unglaubens und der Träger der modernen Philoſophie geworden. Um daher die Gegenſätze rein gegenüberzuſtellen, muß erſt die Stellung der proteſtantiſchen Kirche beleuchtet werden.

Es ist klar, in jenem ersten Schritt (der freilich nicht in Luthers ursprünglichem Willen lag) wurzelt die Zerrissenheit der protestantischen Kirche. Eine Kirche, der die überwachende Auslegung der Offenbarung fehlt, wird sogleich mindestens zur unsichtbaren Kirche. Luthers Opposition war gemüthlich gegen die Werkthätigkeit, geistig gegen den Aberglauben des Katholicismus gerichtet, worein er (in beiden Stücken gleichsam muhamedanisirend) im lezten Jahrhundert des Mittelalters verfallen war. Hiedurch bildeten sich neue Dogmen von selbst. Ihre logische Durchführung übernahm Calvin, der Hauptstifter der reformirten Partei: die Consequenzen liegen vor in den Beschlüssen der Dordrechter Synode. Fertig wie er war und abgeschlossen, eben deßhalb aber auch fanatisch, gefiel der Calvinismus dem germanisch-romanischen Geist, der nicht ermangelte (zuerst in der englischen Revolution), seine Consequenzen auf den Staat zu ziehen, denn was fertig ist, läßt sich gleich appliciren. Weil aber sein Wesen lebendige Fortentwicklung ausschließt, so ist er genöthigt, in den Protestantismus zurückzugehen, eine Verschmelzung, wozu in unsern Tagen die Union den Anfang gemacht hat.

Weiter hat sich aus der protestantischen Kirche, nachdem sie in Dogmenstreitigkeiten schon zu verknöchern begonnen, auf der einen Seite der Rationalismus, welcher fußend auf dem Recht freier Schriftforschung, die Schranken des Symbols durchbrach, auf der andern der Pietismus entwickelt, gegründet auf das Lutherische Grundprinzip: „Wiedergeburt des ganzen Menschen durch den Glauben." Wie der Rationalismus, in der Mitte zwischen Unglauben und Glauben, als Kirche bestehen konnte und kann, mag Manchem räthselhaft scheinen, und ist in der That nur dadurch erklärlich, daß das Christenthum als göttliche Offenbarung (wie früher das Judenthum) noch gelten kann, wenn auch die Person seines Stifters ihrer göttlichen Natur entkleidet worden ist. In unsern Tagen naht sich der Rationalismus, wie die immer noch spuckende Aufklärung, seinem Verfall; Strauß's „Leben Jesu" hat das Verdienst, dem jungen theologischen Geschlechte keine Wahl zu lassen, als die zwischen Glauben und Unglauben. — Der Pietismus aber, obwohl hervorgegangen aus (gemüthlicher) Opposition gegen die ältere Orthodoxie, ist, weil er allein noch an den Symbolen festhält, im Laufe der Zeit, unter Lutheranern

und Reformirten, zur Orthodoxie geworden, und muß daher in Wahrheit als der einzige Ueberreſt von Kirche (denn ohne Symbol keine Kirche), ſoweit die Geſchichte des Proteſtantismus reicht, betrachtet werden.

Nun aber erhellt nicht nur aus dem Zuſtande der Theologie überhaupt, ſondern aus dem ausgeſprochenen Zugeſtändniß der proteſtantiſchen Orthodoxie, daß es nicht mehr die Dogmen als ſolche ſind, was die proteſtantiſche Kirche von der katholiſchen ſcheidet, ſondern allein die Hierarchie, welche, als Stellvertreterin Chriſti, das perſönliche Verhältniß der Katholiken zur Offenbarung und Verſöhnung vermittelt, während im proteſtantiſchen Glauben jeder Einzelne als ſolcher das unmittelbare Verhältniß zum Mittler in Anſpruch nimmt. Daher iſt die Idee einer Wiedervereinigung beider Kirchen nicht mehr unerhört, und die Hoffnung hat ſich hin und wieder geltend gemacht, daß, wie der Katholicismus die petriniſche, die Reformation die pauliniſche Ausbildung des Chriſtenthums durchgeführt, ſo endlich Eine Kirche im Geiſt des Johannes entſtehen möge.

Nach alle dem drängt ſich die Frage auf: wenn der Proteſtantismus in ſeiner hiſtoriſchen Fortentwicklung den Unglauben aus ſeinem Schooße geboren, als Oppoſition aber innerhalb der Religion dergeſtalt auf den Katholicismus zurückgewirkt hat, daß die Dogmen in Eins zurücklaufen, was iſt anders gedenkbar, als daß die proteſtantiſche Kirche im Laufe der Zeit an die Mutter, von der ſie ſich losgemacht, zurückfalle? Denn was immer die Orthodoxie einwenden mag, das Feſthalten am Symbol iſt die Reſignation auf ſubjektive Freiheit der Forſchung, d. h. Rückkehr zum Katholicismus.

Indem wir zu dieſem ſelbſt übergehen, finden wir zuvörderſt durch natürliche Wirkung des Zeitgeiſtes alle jene Parteien in ihm wieder, nur in ſeiner eigenen Weiſe und gehalten von der einheitlichen Kraft der Hierarchie. Was dort die Pietiſten, ſind hier die Ultramontanen, was dort die Rationaliſten, hier die Aufgeklärten, und ſo fort ins Einzelne. Sonſt aber hat der Katholicismus im Laufe der Zeit ſeine Dogmen, wenn auch von der Hand nur theoretiſch, gereinigt, indem er den Aberglauben entweder ſtillſchweigend beſeitigt, oder die alten Lehren vergeiſtigt in ein ideales Licht geſtellt hat. Mit Einem Wort, die Conceſſionen,

deren Weigerung zu Luthers Zeit das unselige Schisma herbeigeführt, sind heutigen Tages zum größten Theile zugestanden. Weil aber der Beruf der Kirche, wenn sie auch im Mittelalter ihn allzu materiell durchzuführen versucht, ewig derselbige bleibt, so ist es in unsern Tagen die Aufgabe der Hierarchie, die alte Herrschaft der Kirche ohne die alten Fehler durch geistige Macht aufs neue zu gründen. Dieß Ziel ist es, was den Erleuchtetern der ultramontanen Partei, zu der sich die Mehrzahl der jungen theologischen Talente und viele geistvolle Männer bekennen, in der Seele schwebt; ein großes Ziel, aber unerreichbar, so lang nicht die Gränze gezogen wird zwischen geistiger und materieller Einwirkung. Die Uebermacht, welche neuerdings das päpstliche über das Episkopalsystem in der Wissenschaft gewonnen hat, bringt es mit sich, daß den Ultramontanen die Führung und Leitung der katholischen Kirche mehr und mehr zufallen wird. — Wenn aber die überwiegende Mehrzahl der Protestanten dem Unglauben sich zugewendet hat, so ist dagegen in die große Masse unter den katholischen Völkern ein Indifferentismus eingedrungen, der, nur durch den äußern Schein der kirchlichen Bande verdeckt, das Wurzelleben des Katholicismus untergräbt.

Die Welt des Glaubens, also getrennt in Confessionen und Parteien, bewegt sich sonach mit all ihren Spaltungen um die Mission und Gestaltung der Kirche, und deren Verhältniß zum Staat. Ist das Volk souverän in der Kirche oder allein eine priviligirte Aristokratie? Ist es reine oder gemäßigte Demokratie (Calvinism und Protestantism), ist es absolute oder eingeschränkte Monarchie (päpstliches und Episkopalsystem), was der Kirche frommt? Und das Reich Gottes auf Erden, steht es als sichtbare, organisirte Stellvertretung Christi dem Staat gegenüber, oder ist es, als unsichtbare Vereinigung aller Gläubigen (welche lediglich durch immer größeren Anwachs die Erziehung der Menschheit fördert), dem Staate unterworfen? Diese Fragen, unendlich wichtig durch ihre dogmatischen und praktischen Consequenzen, sind nicht zu lösen aus den Quellen, nicht einmal aus dem Geiste des Christenthums; und es ist sehr zu fürchten, daß die Kirche vom Unglauben, der diese Fragen aufgerührt hat, auch ihre Lösung erwarten muß.

Der Kirche gegenüber hat der Unglaube die überwiegende Mehrzahl der Zeitgenossen an sich gezogen, und sich hiedurch zum

Beherrſcher des Zeitgeiſtes gemacht. Wenn in den letzten Decennien der Glaube ſich aller Orten ermannt, geiſtige Friſche und gemüthliches Leben gewonnen hat, ſo iſt dagegen der Unglaube durch Reinigung von aller Frivolität und durch das Bewußtſeyn des heiligen Zieles, wonach er ſtrebt, innerlich erſtarkt. Die Wiſſenſchaft und die Literatur, die Erziehung und das Staatsleben unſerer Zeit ſind von ihm durchdrungen. Weil in unſerer Pädagogik die Religion wenig mehr iſt als ein Stück der Bildung, ſo gehört ihm der größte Theil der Jugend, welche nur durch Gemüth zum Glauben, durch Verſtand und Leichtſinn zum Unglauben getrieben wird. Auf ihm beruhen mittelbar oder unmittelbar alle modernen Staaten; denn auch der conſervativſten Politik gilt die Religion weder als Richtſchnur ihres Thuns noch als das erziehende Prinzip der Völker; ſie iſt nur Stütze der ſtaatlichen Macht, ihre Stelle vertritt die Humanität, welche vom Unglauben gepredigt wird, wie vom Glauben. Und während in den große Klaſſen Aberglaube, Leichtſinn und Indifferentismus ſich die Wage halten mögen, huldigt dem Unglauben die größere Maſſe des Mittelſtandes, d. h. der denkenden Gebildeten, und die große Mehrzahl des höchſten Standes, d. h. was durch Geiſt eminirt in Poeſie und Literatur, in Wiſſenſchaft und Politik. Ich will nicht an die großen Namen erinnern, die den Stolz der deutſchen Nation bilden in der neuern Geſchichte. Wenn Einzelne unter ihnen für den Glauben gekämpft (wie Klopſtock und Hamann), ſo war es eine Unterwerfung, der die freie Entfaltung der Perſönlichkeit widerſprach. — Unterwerfung, das iſt das gehaßte Wort in unſerer Zeit; da iſt Niemand mehr, der ſich leiten laſſen wollte an den tauſendjährigen Banden der Religion, geſchweige der Kirche; Jeder ſucht ſich ſeinen Gott und ſeinen Glauben, wie er ihn findet; keine Erziehung mehr, mündig will Alles werden oder ſeyn.

Von dem Prinzip, daß der Menſch durch eigene Kraft die Wahrheit erringen könne, iſt der Unglaube ausgegangen. Die Wahrheit zu finden, hat er ſich zum heiligen Ziel geſteckt. Die Philoſophie hat das Chriſtenthum zergliedert, zerſtückelt, vergeiſtigt; ſie hat einiges als Wahrheit oder Ahnung, anderes als ſpekulativen Typus oder als Mythe erklärt, und was hat ſie dafür gegeben? Wenn das Chriſtenthum der Zeit nimmer genügt, was gibt ſie ihr zum Erſatz?

Die systematische Philosophie zuerst hat hierauf zu antworten. Es ist lächerlich, aus dem Wechsel ihrer Systeme sie der Unmöglichkeit, zum Ziele zu kommen, zu zeihen. Aber da jedes der Reihe nach sich als Wahrheit verkündigt, so kann nur das Gesammtresultat aller, oder eins der (zwei oder drei) noch lebenden in Anschlag kommen.

Nachdem Descartes ausgesprochen hatte, daß der Mensch, an Allem zweifelnd, die Welt und Gott neu construiren müsse, lehrte Spinoza, gegenüber der lebendig persönlichen Anschauung des Christenthums, die Nothwendigkeit und Alleinheit der Welt. Von hier, d. i. vom Pantheismus ausgehend, hat die systematische Philosophie zwei Perioden durchgemacht. Die erste geht bis Kant. Kant, weil er sie begraben fand in dogmatistischen Subtilitäten, die kein Mensch ausmachen kann, erklärte die Religion aus dem praktisch moralischen Bedürfniß und behauptete, der Mensch sey unfähig, die göttlichen (transscendenten) Dinge zu erkennen. Das heißt, die Philosophie schloß damit, sich selbst zu desavouiren. — Die zweite geht bis Hegel. Fichte fand im Ich das Medium, die ausgesprocheme Unfähigkeit umzustoßen, und stellte seine sittliche Weltordnung auf; und wie er denn mächtig war von Charakter und ein Bild deutscher Seelenstärke, so trug er sie — der erste von Allen — mit energischer Consequenz auf alle Zweige des Wissens über. Aber sein Erziehungsplan, sein Handelsstaat zeigten an der Consequenz auch dem Laien die Unhaltbarkeit der Grundlage. Weiter suchte Schelling, auf die reine Spekulation, d. i. auf Spinoza zurückgehend, den Grund der Welt und ihre Entwicklung zu finden; doch nachdem er über Naturwissenschaft und Geschichte ein glänzendes Licht geworfen, hat er, schwankend zwischen Persönlichkeit und Unpersönlichkeit Gottes, in mystischer Theologie geendigt. Endlich hat Hegel in seiner dialektischen Bewegung ein logisches Gebäude aufgerichtet, worein sich sämmtliche Tendenzen bequemlich einfügen lassen, und von dessen organischem Leben nur das zu sagen ist, daß seine Schüler zwischen Glauben und Unglauben gleich getheilt sind, ohne zu wissen, wie der Meister eigentlich über die innern Fragen gedacht habe.

Ueber das persönliche Verhältniß des Menschen zu Gott (und ob überhaupt ein solches zu einem unpersönlichen Wesen möglich),

wohin der Menſch geht und woher er kommt, was es werden ſoll mit Religion und wer ihr Stifter geweſen (welcher entweder als Gott anerkannt oder als Menſch gerechtfertigt ſeyn will) — darüber hat uns die ſyſtematiſche Philoſophie wenig geſagt, oder was ſie geſagt, ſo geſagt, daß ſie dem Volke unverſtändlich geblieben, geſetzt auch, man hätte ſie ihm verdollmetſcht. Iſt ſie aber unfähig, aufs Volk zu wirken, ſo mag ſie Alles vermögen — die Wirren unſerer Zeit zu löſen, die Menſchheit zu beruhigen vermag ſie nicht.

Aber auch ohne das iſt ſo viel klar: dieſe Philoſophie, indem ſie in einem Juſtemilieu zwiſchen Glauben und Unglauben geendet, hat (zum zweitenmal) auf ihren eigenen Beruf verzichtet.

Die andern Philoſophen unſeres Volkes haben deutlicher geſprochen; weit entfernt, ihre Meinung für die gefundene Wahrheit zu halten. Leſſing getröſtet ſich (in der Erziehung des Menſchengeſchlechts) eines neuen Evangeliums, eines dritten Teſtamentes, das die Wahrheiten des Chriſtenthums dem Verſtand rechtfertigen und die Erziehung abſchließen werde. Friedrich II., nach ihm vielleicht der größte ſpeculative Philoſoph, den Deutſchland gehabt, legt (in ſeinen Briefen) ſein individuelles Glaubensbekenntniß ab, ohne ſich ſelbſt gewiß zu ſeyn, ob der Menſch jemals zur Erledigung der höchſten Fragen gelangen werde. Herder, mit dem Gemüth ans Chriſtenthum gebunden, und beſeelt von Gram über die Verderbniß der Zeit, baut auf die Entfaltung der Humanität, d. h. auf neuen Aufbau des Chriſtenthums durch die fortſchreitende Entwicklung des menſchlichen Weſens. Schiller, einer der reinſten und innigſten Jünger der Wahrheit, hat im Marquis Poſa das Weſen einer idealen Zeit, wie ſie ſeinem Sinne vorſchwebte, gezeichnet. Goethe allein, obwohl auch in der Philoſophie dilettirend, hat über die heiligſten Intereſſen der Menſchheit geſchwiegen. Jakobi und Friedrich Schlegel haben in der Religion den Troſt geſucht, den ihnen der Unglaube nicht zu geben vermocht.

Das ſind die poſitiven Reſultate des Unglaubens. — Der Glaube, in dem Jahrtauſende lang die Völker den Frieden gefunden, hat immer noch zu ſpenden, aber Wenige wollen nehmen. Der Unglaube ſoll Alle befriedigen, aber er hat nichts zu geben. Deßhalb kann jener nicht untergehen, dieſer nicht ſiegen.

„Wenn dem ſo iſt, ſo müſſen beide ſich abgeben, beide ſich vereinigen, dann wird Ruhe werden.“ Es iſt natürlich, ſo zu

denken, und Viele denken so. Ich will diese nicht fragen, was Schelling's und Hegel's Transaction (denn dazu haben sich beide Systeme gestaltet) auf die Zeit gewirkt hat, um sie zu versöhnen. Auch das Meiste von dem, was neuerdings in der Philosophie gearbeitet wird (man denke z. B. an Fichte und Weiße), läuft darauf hinaus: überall ein Ringen nach Versöhnung. Aber es ist noch nicht Alles gethan, wenn auch die Philosophie und das Christenthum in den Dogmen einig werden. Kann jene durch Menschenweisheit rechtfertigen, was dieses gelehrt, so braucht es keine Offenbarung, keine Kirche mehr. Wenn dagegen das Christenthum in Concessionen eingeht, verkauft es das Vorrecht seines eigensten Wesens — die Exemtion seines (göttlichen) Ursprungs.

Was wäre nur geholfen, wenn beide, Religion und Philosophie, in voller Ganzheit, gerechtfertigt die eine in der andern Augen, sich genüberstünden, und wie ist das gedenkbar?

In der Politik und im Staatsleben, im Prinzipienkampf und in den socialen Fragen unserer Zeit sahen wir die Hoffnungen schwinden, sahen sie zurückgewiesen auf innere Lösung. Wird auch die letzte Hoffnung scheitern? Soll so die große Mission, zu der das deutsche Volk sich berufen glaubt, zu Grabe gehen? Soll aus dem Schooße eines fünfundzwanzigjährigen Friedens, in dem alle Geister sich gerieben, alle Zwiste sich befehdet haben, kein Wort des Friedens erblühen?

Das Eine bleibt uns, wenn aller Trost verschwindet, und bleibt uns Gewißheit: keine Zeit, die jemals aus tiefem Elend nach Gott gerungen, ist noch von Gott verlassen worden. Derselbige Geist, welcher am Anfang der Tage, als die Erde wüste war und leer, geschwebt hat über den Tiefen des Wassers, kann auch jetzt wieder sein allmächtiges Werde ausrufen über das Chaos unserer Zeit. Abermals kann er sprechen: es werde Licht! — und es wird Licht werden.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Um den großen Zudrang zu den Universitäten zu hemmen und auch nach vollendeten Studien nur die brauchbarsten und kräftigsten Talente für den Staatsdienst zu gewinnen, hat der Justizminister in einem Ministerialreskript an die Obergerichte und juristischen Examinations-Commissionen die Bestimmung ausgesprochen, daß die Zulassung zum dritten Examen künftighin durch das ganze Verhalten und die sämmtlichen Leistungen der Referendarien und von den hierüber abzulegenden Gutachten der Präsidenten abhängig zu machen sey. Denn da weder im mündlichen, noch schriftlichen Examen von wenigen Stunden die Fähigkeit der Examinanden genügend erkannt werden und namentlich die Mittelmäßigkeit es ungehindert passiren könne, so solle künftig jede Arbeit eines Referendars mit dem Votum des vorgeordneten Raths versehen werden, und nur wenn sämmtliche dieser auf eine gewisse Zahl festgesetzten Arbeiten gut censirt sind und auch sonst kein Bedenken obwaltet, soll der Präsident die Zulassung zum dritten Examen beantragen dürfen. Die Arbeiten sollen dann der Examinations-Commission übersendet werden. Sie bestehen nämlich in 18 Civilrelationen und 6 Referaten in Criminal- oder fiscalischen Untersuchungssachen, welche in der Censur für „praktisch brauchbar“ erklärt worden seyn müssen.

Dr. Johann Franz ist zum außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Bonn. In diesem Sommersemester zählt die Universität im Ganzen 607 Studirende, von denen der katholischen Theologie 96 (93 In- 3 Ausländer); der evangelischen Theologie 66 (47 In- 41 Ausländer); der Jurisprudenz 214 (178 In- 36 Ausländer); der Medicin 122 (101 In- 21 Ausländer); der Philosophie 90 (76 In- 16 Ausländer) gehören; außerdem werden noch 97 nicht immatriculirte Chirurgen, Pharmaceuten ꝛc. zu dem Zuhörerkreis der Universität gerechnet.

Durch einen königlichen Gnadenact ist dem seit 1820 mit Beibehaltung seines Gehalts in Ruhestand versetzten Professor Ernst Moritz Arndt sein Lehramt wiedergegeben worden.

Die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr. Immanuel Hermann Fichte und Dr. Karl Bergemann sind zu ordentlichen Professoren der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Breslau. Nach dem gedruckten Verzeichniß der Studirenden an dieser Universität beträgt ihre Zahl 629, nämlich 122 evangelische und 168 katholische Theologen, 119 Juristen, 198 Mediciner, 99 Philosophen. Außer ihnen nehmen noch an den Vorlesungen Theil 8, deren Immatriculation noch in ungewiß ist, 63 Eleven der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt, 20 Pharmaceuten, Oeconomen ꝛc., zusammen 88.

Freiburg. Der Prof. Dr. Staudenmaier hat den Character als geistlicher Rath erhalten und der Lehramtscandidat Dr. Maier ist zum außerordentlichen Professor der theologischen Fakultät ernannt worden.

Gießen. Die Zahl der Studirenden in diesem Sommersemester beträgt 604, worunter 509 Ins und 95 Ausländer.

Se. Maj. der König von Würtemberg hat dem Professor der Mineralogie, Dr. von Klipstein, die große Medaille für Literatur und Kunst überſenden laſſen.

Göttingen. Die Anzahl der Studirenden beläuft ſich auf 693. Bei der Vertheilung der akademiſchen Preiſe, welche am 4. Juni Statt fand, beklagte ſich Hofrath Mitſcherlich bitter, daß das Lateinſchreiben unter den Studirenden vernachläſſigt würde.

An die Stelle Blumenbachs iſt Prof. Dr. Rudolph Wagner in Erlangen berufen worden.

Der Hofrath und Profeſſor der Rechte, Dr. Bauer, hat von dem Herzog von Naſſau den Character als Geheimer Juſtizrath erhalten.

Greifswald. Der bisherige Privatdocent an der Univerſität Berlin, Dr. A. Höfer, iſt als außerordentlicher Profeſſor an dieſe Univerſität verſetzt worden.

Halle. Von Michaelis bis Oſtern 1840 befanden ſich an dieſer Univerſität 696 Studirende, von denen zu Oſtern 135 abgingen; neuaufgenommen wurden vom 2. December 1839 bis 2. Juli 1840 185 Studirende, ſo daß die Geſammtzahl 676 beträgt, von dieſen gehören der theologiſchen Fakultät 408 (330 Ins und 78 Ausländer); der juriſtiſchen 87 (80 Ins und 7 Ausländer); der mediciniſchen 115 (66 Ins und 53 Ausländer); der philoſophiſchen 78 (68 Ins und 9 Ausländer); außer ihnen wohnen den Vorleſungen bei 5 nicht immatriculirte Chirurgen unter der Direction des Prof. Dr. Blaſius, und 8 nicht immatriculirte Pharmaceuten.

Jena. Die Zahl der Studirenden betrug in dieſem Sommerhalbjahr 484, worunter 237 Ausländer; nämlich Theologen 145; Juriſten 168; Mediciner 72; Philoſophen 99.

Königsberg. Die Univerſität zählt gegenwärtig 393 immatriculirte Studirende, von denen 114 der Theologie (110 Ins und 4 Ausländer); 85 der Jurisprudenz (83 Ins und 2 Ausländer); 84 der Medicin (74 Ins und 10 Ausländer); 109 der Philoſophie gehören; außerdem beſuchen noch 9 der Chirurgie Befliſſene die Vorleſungen.

Dr. Sachs, Prof. der mediciniſchen Fakultät, hat das Prädicat als Geheimer Medicinalrath erhalten.

Leipzig. Das Geſammtvermögen der Univerſität beträgt nach einer neuern Schätzung 1,688,616 Rthlr., von welcher Summe 656,749 Rthlr. als mitten Stiftungen und beſondern Zwecken gehörend; und 497,849 Rthlr. als Schätzungswerth von Gebäuden und Grundſtücken abgezogen werden müſſen, da ſie nur zum Theil Zuſchüſſe zu den allgemeinen Bedürfniſſen der Univerſität gewähren. Demnach bleiben zur Deckung dieſer allgemeinen Bedürfniſſe aus eignen Mitteln der Univerſität nur die Renten von 534,498 Rthl., welche gegenwärtig 16,680 Rthlr. abwerfen. Die Geſammtausgaben der Univerſität betragen in runder Summe jährlich 55,399 Rthlr., wozu auf die Finanzperiode von 1840—1843 ein jährlicher Zuſchuß von 27,999 Rthlr. aus den Staatskaſſen bewilligt iſt. Die Profeſſoren beziehen einen jährlichen Gehalt von 44,550 Rthlr., die Univerſitätsexamina 10,949 Rthlr., die Bibliothek erhält jährlich 3700 Rthlr., der botaniſche Garten 1000 Rthlr.

Nach dem neueſten Lektionskatalog ſind ordentliche Profeſſoren in der theologiſchen Fakultät 6, in der juriſtiſchen 9, in der mediciniſchen 10, in der philoſophiſchen 13. Unter den Privatdocenten der juriſtiſchen Fakultät iſt auch Hofrath Dr. Albrecht aufgeführt, der deutſches Privatrecht und Geſchichte des deutſchen Rechts leſen wird.

Die Geſammtzahl der Studirenden betrug bis zum 1. Juli 961, nämlich 675 Ins und 286 Ausländer; davon ſtudiren Theologie 207; Jurisprudenz 256; Medicin 290; Philoſophie 88.

Der Rector der Thomasſchule M. Stallbaum, iſt zum Mitglied der philoſophiſchen Fakultät ernannt worden.

Marburg. Die Zahl der Studirenden betrug im Sommerſemeſter 287, unter denen ſich 40—50 Ausländer befinden.

Der Prof. Karl Adolf von Dangerow hat einen Ruf nach Heidelberg an Thibaut's Stelle erhalten und angenommen.

München. Die Univerſität zählt gegenwärtig 1545 Studirende (1340 Ins und 205 Ausländer). Theologen ſind 179, Juriſten 413, Kameraliſten 33, Mediciner 195, Philoſophen 495, Pharmaceuten 89, Architekten, Forſt- und Induſtrie-Befliſſene 148.

Der Fiskal und Aſſeſſor bei der General-Bergwerks- und Salinen-Adminiſtration Dr. Laud iſt zum Honorar-Profeſſor für das Bergrecht an der Univerſität ernannt.

Einer königlichen Entſchließung zufolge iſt der Oberingenieur Dr. Pauli ſeiner Funktion als ordentlicher Profeſſor der ſtaatswirthſchaftlichen Fakultät an der Univerſität enthoben.

um, wie es heißt, sich ungetheilt seiner Stelle als Vorstand der polytechnischen, landwirthschaftlichen und Gewerbsschule widmen zu können.

Tübingen. Der außerordentliche Professor der katholisch-theologischen Fakultät, Dr. Hefele, wurde zum ordentlichen Professor ernannt, ebenso Prof. Dr. Waitz in der philosophischen Fakultät.

Würzburg. Die Zahl der Studirenden beläuft sich im gegenwärtigen Semester auf 668; worunter 97 Ausländer.

Se. Maj. der König von Bayern hat die auf den Professor Dr. v. Lasaulx gefallene Wahl zum Rector der Universität für das Studienjahr 1840 u. 41 bestätigt und den bisherigen Privatdocenten Dr. Adelmann zum außerordentlichen Professor an der medicinischen Fakultät ernannt.

Kirche.

Se. Maj. der König von Preußen hat den Geheimen Legationsrath Eichhorn zum Minister des Kultus und Unterrichts ernannt.

Se. Maj. der König von Sachsen ernannte zum Minister des Kultus den Geheimenrath von Wietersheim.

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Gongenheim, landgräflich hessischen Amts Homburg vor der Höhe, eine beträchtliche milde Gabe zum Bau einer neuen Kirche bewilligt.

Der Pfarrkandidat Diez aus Karlsruhe ist zum evangelischen Hofprediger der Frau Erbprinzessin von Sigmaringen und zum Professor am Gymnasium zu Hechingen ernannt worden.

Der Professor der Theologie in Wien Janaz Feigerle ist zum Hof- und Burgpfarrer und zum Director des höhern Priester-Bildungs-Instituts ernannt worden.

Se. Maj. der König von Preußen hat den bisherigen Numerar-Kanonikus am Collegiatstifte zu Aachen, Consistorial- und Schulrath, Anton Gottfried Claessen, zum Dompropst am gedachten Stifte ernannt und ihn seines Amts als geistlicher und Schulrath mit Belassung dieses Titels entbunden, mit der Befugniß, als Ehrenmitglied der königlichen Regierung zu Aachen an den Sitzungen derselben für das Kirchen- und Schulwesen Theil zu nehmen.

Der Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnitzky, hat seine Entlassung nachgesucht und ist von Se. Maj. dem König von Preußen unter Gewährung derselben mit Beibehaltung seines fürstlichen Titels als wirklicher Geheimerrath in den Staatsrath berufen worden.

Se. Maj. der König von Bayern hat die Gründung eines Wallfahrtervereins von Seiten mehrerer Bürger zu München genehmigt und gestattet, daß die Vereinsmitglieder alljährlich am fünften Sonntag nach Ostern einen feierlichen Kreuzgang nach dem heiligen Berg Andechs unternehmen dürfen.

Schule.

In Berlin bestehen jetzt 19 normalmäßig eingerichtete Kommunal-Armenschulen, in welchen in 77 Klassen gegen 5800 armen Kindern ein geregelter Tages-Schulunterricht und 2175 Nachhülfe-Schulunterricht ertheilt wird; außerdem werden noch 5856 Kinder in den Parochial- und Privatschulen der Stadt auf Kosten der Kommunen unterrichtet. Von jenen 19 Schulen befinden sich 10 in eigenen den Kommunen oder Stiftungen zugehörigen Gebäuden, und nur 9 in gemietheten Lokalien. Die Gesammtausgabe für das Armenschulwesen betrug im Jahre 1839 55,542 Rthlr.

Se. Maj. der König von Preußen hat die Errichtung eines zweiten katholischen Schullehrerseminars für die Rheinprovinz befohlen, das am 1. Juni zu Kempen eröffnet wurde. Es ist wie das ältere zu Brühl zur Aufnahme von 600 Zöglingen ausgerüstet, mit Stipendien zur Unterstützung mittelloser, dem Elementar-Schulfache sich widmender Jünglinge dotirt und zunächst für die Regierungsbezirke Aachen, Düsseldorf und Köln bestimmt. Zum Director dieses neuen Seminars ist der Priester Johann Lambert van der Driesch, bisher katholischer Religions- und Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Düsseldorf, ernannt.

Der Großherzog von Baden hat die auf den Baurath Prof. Dr. Bader gefallene Wahl zum Director der polytechnischen Schule in Karlsruhe für das Studienjahr 1840 und 1841 bestätigt.

Se. Maj. der König von Schweden hat dem Vorsteher der Rettungsanstalt für sittlich verwahrloseste Kinder in Hamburg, Herrn J. H. Wichern, wegen seines gründlich ertheilten

Rathé bei Stiftung einer ähnlichen Anſtalt bei Hofe die goldne Medaille „für rühmliche Handlungen,“ um ſolche an einem blau und gelben Bande zu tragen, verliehen.

Die polytechniſche Schule in Karlsruhe geſtaltet ſich immer mehr nach außen zu einer Hochſchule, wo die letzte Vollendung der Theorie bezweckt wird. So ſind aus Luxemburg ſtändige Geſuche von jungen Leuten angekündigt, welche, nachdem ſie ihre Studien auf dem dortigen Athenäum abſolvirt haben, dieſe Anſtalt als Univerſität beziehen ſollen. Auch ſchon früher ſuchten Techniker aus den Cockerill'ſchen Etabliſſements in Karlsruhe ſich theoretiſch weiter auszubilden.

Literatur.

Se. Maj. der König von Preußen hat Alexander von Humboldt beauftragt, die beiden Brüder Grimm einzuladen, ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen, um hier ihre Studien fortzuſetzen und, mit Beziehung eines Gehalts, zugleich den wiſſenſchaftlichen Aufträgen Sr. Maj. entſprechen zu können.

Derſelbe hat auch, nachdem ihm Ludwig Tieck ſeine neueſte Novelle überſendet hat, dieſem Dichter eine jährliche Penſion von 1000 Rthlr. ertheilt, da er gehört hat, daß die äußern Verhältniſſe deſſelben nicht ganz ſorgenfrei ſeien.

Dr. Ed. Buchmann, Cuſtos der königlichen Bibliothek zu Berlin und Herausgeber der nachgelaſſenen ſprachlichen Werke Wilhelms von Humboldt's, hat den Titel eines königlichen Profeſſors erhalten. In einem beſondern Werke, betitelt: „Ueber die Sprachen des großen Ozean.“ wird er das große Werk W. v. Humboldts über die Kawiſprache ꝛc. vervollſtändigen. Er beabſichtigt namentlich hierin das Kawigedicht Brata Yudha, wie es Humboldt ſchon im Sinne hatte, im Urtext und Ueberſetzung mit Erklärung und Wörterverzeichniß herauszugeben, ferner eine vergleichende Grammatik der weſtlichen malaiiſchen Sprache ꝛc.

In dem Zeitraum von 1828—1838 hat ſich die königliche Bibliothek in Berlin um 69,418 Bände vermehrt, von denen 60,648 Bände durch Kauf und Schenkung, und 18,770 als pflichtmäßig eingelieferte Exemplare inländiſcher Verlags- und Druckwerke der Bibliothek zugekommen ſind.

Dem Redacteur des württembergiſchen demokratiſchen Courierd, Dr. G. Weil, iſt aus dem Hannoverſchen ein ſilberner Pokal als Ehrengeſchenk zugekommen, der die Inſchrift trägt: „Dem Herrn Dr. G. Weil in dankbarer Anerkennung.“ — „Freies Wort macht freien Mann.“

Die Univerſität Kiel hat zur Feier des Krönungsfeſtes dem Hofrath und Profeſſor Dahlmann das Diplom eines Doctors der Jurisprudenz, dem Buchhändler Fr. Perthes in Hamburg und dem preußiſchen Generallieutenant Rühle von Lilienſtern, Chef der Kriegsſchule in Berlin, das eines Doctors der Philoſophie zugeſchickt.

Der Großherzog von Heſſen hat dem Prälaten Dr. Köhler das Commandeur-Kreuz zweiter Klaſſe, dem Oberconſiſtorialrath Knorr, dem Oberſtudienrath Dr. Dilthey, dem Prof. Dr. Adrian und dem Archivrath Lindit das Ritterkreuz des Verdienſtordens Philipps des Großmüthigen verliehen.

Se. Maj. der König von Dänemark hat den Profeſſoren Steinheil in München, Steffens in Berlin, Mohnike in Frankfurt und Dahl in Dresden das Ritterkreuz des Elephantenordens ertheilt.

Der Profeſſor und Geheimerath Dr. Schönlein in Berlin ſoll durch den ruſſiſchen Geſandten daſelbſt im Auftrag der ruſſiſchen Kaiſerin eine ſchwere goldne Doſe mit 10 Soll. ſchwer ꝛc., und von Sr. Maj. dem Kaiſer von Rußland die Decoration des Annenordens zweiter Klaſſe in Brillanten erhalten haben.

Kunſt.

Ein in Paris anſäßiger, jetzt in Berlin verweilender Kunſtkenner und Chemiker, Hr. Eduard Stolle, hat die Anſicht ausgeſprochen, daß die bisher für Wachsmalerei erhaltenen antiken Wandgemälde al fresco gemalt ſeien, und zwar ſo, daß der Kalk ſowohl als die Farben mit Milch angemacht ſeien, wodurch jene ſchöne Farbenpracht hervorgebracht würde, die noch jetzt an ihnen bewundert wird.

Dr. Bertsch in Wien hat die höchſt wichtige Entdeckung gemacht, die Bilder des Daguerreotyp nicht nur für immer zu fixiren, ſondern auch für den Druck geeignet zu machen. Er theilte ſeine Entdeckung in der Sitzung der k. k. Geſellſchaft der Aerzte in Wien, die Anfang Mai gehalten wurde, mit der rühmenswerthesten Liberalität mit. Das Weſentliche beſteht kürzlich in Folgendem. Die Bilder werden fixirt, wenn man ſie nach ihrer Erzeugung einige Minuten lang über mäßig erwärmte, ſalzſaureſaure Dämpfe hält, und ſie dann in eine

18—20grädige Salpetersäure legt, in welcher Kupfer oder Silber oder beides zugleich in größerer Masse aufgelöst ist. Hierdurch erhält das Bild einen Metallüberzug, der durchsichtig wird, wenn man das Bild in Wasser legt, und den Ueberzug darauf mit Kreide oder Magnesia poliert und vermittelst eines feinen trocknen Tuches oder Leders reinigt und trocknet.

Die Aetzung der Metallplatte und ihre Vorbereitung zum Druck geschieht folgendermaßen: Das fertige Bild wird an den Stellen, wo die ätzende Säure nicht hinwirken soll, mit Asphaltfirniß gedeckt und darauf ein bis zwei Minuten lang über schwache, erwärmte Dämpfe einer 25—30grädigen Salpetersäure gehalten, dann mit einer benzoëischen Auflösung von Gummitragantum übergossen, und die Platte, das Bild nach oben, einige Minuten lang in eine horizontale Lage gebracht. Ist das geschehen, so hält man das Bild, vermittelst einer Art doppelter Pincette, die an ihren haferförmigen Enden mit Asphaltfirniß oder hartem Holz gefüllt sein muß, in 10—15grädiger Salpetersäure, läßt den Gummiüberzug langsam verschwinden, und beginnt durch vorsichtige und allmälige, vom Bilde entfernte Anlage einer 25—30grädigen Salpetersäure die ätzende Kraft der Flüssigkeit zu verstärken. Wenn die um das Bild befindliche Säure 18—19 Grad gewonnen und ein eigner, beißender Dunst, der das Geruchsorgan betäubend ergreift, dem Metalle entströmt, tritt gewöhnlich die Umwandlung des Lichtbildes in ein vertieftes Metallbild ein, und durch vorsichtiges Poussiren kann die Aetzung bis auf den Grad der Schärfe und Reinheit fortgesetzt werden, daß die Platte zum Druck völlig brauchbar wird.

Die von Jacobi in Petersburg erfundene, von Spencer in Liverpool und Prof. von Kobell in München vervollkommnete Galvanoplastik ist in neuester Zeit von Mechaniker Th. Müller in Leipzig auch auf die Typographie angewendet worden; doch hat schon im vorigen Jahre 1839 die Königliche Hofbuchdruckerei in München sich bemüht, nach Jacobi's und Spencer's Methode, erhabene Schriftzüge auf Metallplatten darzustellen, was ihr vollkommen gelungen ist; sogar Holzschnitte hat sie in Metallschnitte verwandelt, deren Schärfe und Reinheit, abgesehen von der Dehnbarkeit des Metalls, auch den vollkommensten Guß und Abklatsch bei weitem übertreffen.

Hr. Franz Kaber in Wien hat eine Sprachmaschine aufgestellt, deren Construction, wie man sagt, aus Lippen von Kautschuk vertretenden Plattenlagen besteht, und welche alle zum Aussprechen aufgetragene Laute, Wörter und ganze Sätze in deutscher, wie in fremder Sprache mit einer Präcision und Deutlichkeit vernehmen läßt, daß man glaubt, in der vorn an der Maschine befindlichen Puppe ein Kind von 5—6 Jahren sprechen zu hören. Die Töne werden durch eben so viele Tasten als das Alphabet Buchstaben zählt, hervorgebracht und die Deutlichkeit wird um so größer und vollkommener, je schneller und genauer dieselben angeschlagen werden. Auf die kräftige Stimme des Mannes soll, nach der Versicherung des Erfinders, eben so wie die kindliche, ohne besondere Veränderung der Constructen auf der Maschine hervorgebracht werden können.

Se. Maj. der König von Preußen hat dem russischen Oberbaumeister von Montferrand zu Petersburg den rothen Adlerorden dritter Klasse verliehen, und dem Kapellmeister Ignaz Ritter von Seyfried die goldne Medaille für Künste und Wissenschaften ertheilt.

Der akademische Lehrer Maler Eduard Dage ist zum Professor der königl. Akademie der Künste in Berlin ernannt worden.

Dieselbe Akademie hat den Steinschneider und Wappenstecher Anton Egidius Otto in Berlin, aus Reinerz in der Grafschaft Glatz gebürtig, zu ihrem akademischen Künstler ernannt.

In Wien ist der seit längerer Zeit bestehende, aber unbesetzte Lehrstuhl der Musik an der dasigen Akademie mit veränderter Bestimmung als Professur der Composition dem Maler Fährich, welcher bekanntlich der ernsten christlichen Kunstrichtung ausschließlich angehört, verliehen worden.

Der Hofkapellmeister Conradin Kreutzer in Wien ist als Musikdirector nach Köln berufen worden.

Die philosophische Fakultät der Universität Gießen hat den großherz. hessischen Hoforganisten, Ehrh. Rinck, aus Veranlassung seines 25jährigen Dienstjubiläums zum Doctor der Philosophie im Fache der Musik honoris causa ernannt.

Preßangelegenheiten.

Nachrichten aus Berlin sprechen von einem schon ausgearbeiteten Entwurf über die künftige Stellung der Presse, demzufolge größere wissenschaftliche wie belletristische Werke ganz von der Censur befreit sein, und die Journale sich einer größern Freiheit erfreuen sollen. Auch soll solchen Personen, die durch ihre Stellung in der Gesellschaft oder Wissenschaft eine genügende Bürgschaft geben, die Censurfreiheit gegeben werden, namentlich würden

die Vorsteher der Universität, die Mitglieder der Akademie, die höhern Beamten ꝛc. in die censurfreie Klasse treten.

Zwischen den Regierungen von Oeſtreich und Sardinien iſt ein Vertrag abgeſchloſſen worden, um die Eigenthumsrechte der in beiden Staaten erſcheinenden literariſchen und artiſtiſchen Werke ſicher zu ſtellen. Er enthält folgende weſentliche Punkte: 1) Die Werke des wenſchlichen Geiſtes in Wiſſenſchaft oder Kunſt ſind Eigenthum des Verfaſſers oder ſeiner Rechtsnachfolger, und nur dieſe haben das Recht, die Veröffentlichung derſelben zu verfügen. 2) Die dramatiſchen Werke genießen dieſelben Rechte, und dürfen ohne Zuſtimmung der Verfaſſer und deren Rechtsnachfolger nicht aufgeführt werden. 3) Die Ueberſetzungen von Manuſcripten und Werken, welche in einer fremden Sprache außerhalb des Gebiets der kontrahirenden Staaten erſchienen ſind, ſollen gleichfalls als Originalprodukte und genießen die Rechte derſelben. Nur wenn der Verfaſſer eines in einem der kontrahirenden Staaten erſchienenen Werkes ſelbſt eine Ueberſetzung von ſeinem Werke zu ſeyen verſprochen, und ſie in den nächſtfolgenden drei Monaten ausgeführt, darf keine andere Ueberſetzung erſcheinen. 4) Doch dürfen Journale und periodiſche Schriften die Artikel anderer Journale und periodiſchen Schriften ohne Anſtand nachdrucken, ſobald dieſe Artikel nicht drei Bogen überſchreiten und die Quelle angegeben wird. 5) Bei anonymen und pſeudonymen Werken gelten die Herausgeber für die Verfaſſer. 6) Jede Nachdruckung, Nachdruck von literariſchen oder Kunſtwerken, in ſofern es ganz oder in einzelnen Theilen auf wortgetreue Weiſe ohne Zuſtimmung des Verfaſſers oder ſeiner Rechtsnachfolger hervorgebracht werden, iſt unterſagt. 7) Das gilt auch, wenn ein Werk unter verſchiedenem Titel, doch in derſelben Ausdehnung und der nämlichen Abtheilung der Materie nachgedruckt wird, wäre es auch bedeutend vermehrt oder vermindert worden. 8) Für den Nachdruck iſt jeder Artikel eines encyclopädiſchen oder periodiſchen Werks, der die Zahl von drei Druckbogen überſchreitet, ein ſelbſtſtändiges Werk. 9) Der Verfaſſer eines literariſchen oder wiſſenſchaftlichen Werkes iſt befugt, die Ueberſetzung des von ihm gewählten Titels zu verbinden, wenn das Publikum dadurch über die eigenthümliche Identität des Werks in Irrthum geführt werden könnte; in ſolchem Falle iſt kein Nachdruck vorhanden, obgleich der Verfaſſer auf angemeſſenen Schadenerſatz klagen kann. Wer die allgemeinen Titel „Dictionnaire," „Wörterbuch," „Abhandlung," „Kommentar," und die Eintheilung eines Werks in alphabetiſcher Ordnung ſich hiervon aufgenommen. 10) Kupferſtiche, Lithographien, Metallen, plaſtiſche Werke und Formen theilen das Privilegium des Art. 6, ſo lange dieſelben mechaniſchen Mittel, und baſirte Originalformat dabei angewendet werden. 11) Das Recht der Verfaſſer und ihrer Rechtsnachfolger geht auf ihre gerichtlichen und letztwilligen Erben über und wird dreißig Jahre nach dem Tode des Verfaſſers in beiden Staaten geſchützt und anerkannt werden. Es kann aber nicht auf den Fiskus übergehen. — Werke, die nach dem Tode des Verfaſſers erſcheinen, werden ſeinen Erben als Eigenthum vierzig Jahre lang, von dem Tage ihres Erſcheinens an, erhalten. 12) Werke, welche gelehrte Inſtitute oder literariſche Vereine herausgeben, verbleiben ihnen fünfzig Jahre lang als Eigenthum. 13) Werke von mehreren Bänden zählen erſt nach Erſcheinen des letzten Bandes oder Heftes, wenn zwiſchen den einzelnen Bänden nicht mehr als drei Jahre verbleichen. Bei Sammlung einzelner Werke oder Memoiren gelten die Beſtimmungen vom Erſcheinen jedes einzelnen Bandes.

Denkmale.

Am 6. Juni wurde in Berlin mit großer Feierlichkeit der Grundſtein zu dem Denkmal Friedrich II. gelegt.

Das Komité für das Goethe zu errichtende große Denkmal in Frankfurt a. M. hat unter den beiden Skizzen Thorwaldſen's die eine gewählt, welche auch der Meiſter für die beſſere erklärte; ſie ſtellt Goethe in ſitzender Stellung dar, in der erhobenen Rechten einen Griffel, in der Linken eine Schreibtafel haltend. Die Statue wird in der Mitte der Baumreihe am Paradeplatz, mit dem Geſicht nach der Zeil gerichtet, aufgeſtellt werden.

Zur Erinnerung an das vierte Jubelfeſt der Buchdruckerkunſt ſoll in Frankfurt den drei Begründern dieſer Kunſt, Guttenberg, Fuſt und Schöffer, ein gemeinſames Denkmal errichtet werden. Die zur Deckung der Koſten eröffnete Subſcription, welche bis jetzt einen ſehr erwünſchten Fortgang hatte, läßt an der Ausführung nicht mehr zweifeln.

In Salzburg ſoll Mozart ein Denkmal errichtet werden, deſſen Fertigung Schwanthaler aufgetragen worden iſt, und das auf dem Domplatze aufgeſtellt werden ſoll.

Der König von Bayern hat die Abſicht ausgeſprochen, dem Geſchichtſchreiber Johannes von Müller auf ſeiner Grabſtätte zu Kaſſel ein Denkmal errichten zu wollen.

Im Dome zu Speier wird dem König Rudolf von Habsburg ein Denkmal errichtet, zu welchem die neun Fuß hohe ſitzende Statue des Königs von Schwanthaler bereits im Gypsmodell vollendet iſt. Sie iſt ganz im Styl des Mittelalters, einfach und würdig

erhalten und wird auf einem hohen vom Oberbaurath von Wörner entworfenen Piedestal, dem Denkmal des Königs Adolf von Nassau gegenüber seine Stelle erhalten.

Das vom Professor Henschel in Kassel gefertigte Standbild des heiligen Bonifacius soll innerhalb der Stadt Fulda auf dem sogenannten Michelsberg vor dem Palais des Landesbischofs aufgestellt werden.

In Krimpen hat sich ein Verein zur Errichtung eines Denkmals für Thomas von Kempen gebildet, dessen Buch „von der Nachfolge Christi" so hervorragend seit Jahrhunderten gewirkt hat. Das Denkmal soll nach der öffentlichen Bekanntmachung des Vereins in einem Standbild und einer Pflegeanstalt bestehen, worin, ganz im Geist des frommen Mannes, die Werke christlicher Barmherzigkeit an Kranken, Waisen und Alten geübt werden sollen.

Stiftungen.

Mehrere Geistliche der Stadt Trier haben sich zur Gründung eines Konviktoriums vereinigt, in welchem arme katholische Zöglinge aus der Diöcese Trier, die sich dem Priesterstande widmen, unentgeldlich, und solche, die nicht ganz zahlungsunfähig sind, gegen eine billige Zahlung Verpflegung erhalten und unter geistlicher Aufsicht stehen sollen. Die Mittel sollen durch freiwillige, jährliche Beiträge der Diöcesen, etwaige Schenkungen, Vermächtnisse und andern wohlthätigen Zuwendungen beigetrieben werden. Der Kapitular-Vikar Dr. Günther hat das Protektorat übernommen.

Der Magistrat von Berlin hat zum Andenken an Friedrich II., am hundertjährigen Todestage seiner Thronbesteigung, ein Reisestipendium von 600 Thlr. für ausgezeichnete Zöglinge der Gewerbeschulen ausgesetzt.

Vereine.

Der Verein zur Besserung entlassener Strafgefangener in Württemberg hat in einem gedruckten Berichte nachgewiesen, daß in der Periode von 1827, wo er gestiftet wurde, bis 1838 ihm 800 Strafgefangene zur Fürsorge empfohlen worden sind, von denen 604 zu geregelter Beschäftigung eingeführt und mehr als die Hälfte seit vier Jahren als dauernd versorgt angesehen sind. Da seine Hauptsorge auf die sittlich-religiöse Besserung der entlassenen Strafgefangenen gerichtet ist, so ist der Erfolg seiner Bemühungen nur nach genauer Zeit zu erkennen; doch auch jetzt schon hat er sehr erfreuliche Erfahrungen gemacht.

In Langenbielau hat sich ein Gewerbeverein gebildet, dessen Statuten vom Oberpräsidenten der Provinz Schlesien bestätigt worden sind. Sein Zweck ist Beförderung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zur Vervollkommnung des Gewerbewesens. Diesen Zweck will er erreichen 1) durch Versammlungen, in denen mündliche und schriftliche Mittheilungen über gemachte Beobachtungen, Erfahrungen und Erfindungen im Gewerbewesen stattfinden; 2) durch Anschließung an ähnliche Vereine; 3) durch Anlegung einer Sammlung nützlicher Bücher, Zeitschriften, Zeichnungen und Modelle zur Benutzung für die Mitglieder; 4) durch Erweiterung des Unterrichts anstehender Gewerbetreibenden, so weit die Mittel des Vereins dazu ausreichen. Mitglieder zählt der Verein bis jetzt 78, die sich theils in Langenbielau, theils in Reichenbach befinden.

Der Apothekerverein für Norddeutschland gewinnt immer mehr an Bedeutung, so daß neben der Generalversammlung noch mehrere Kreisversammlungen gehalten werden, wie z. B. in Bielefeld und Münster deren am 3. und 4. Juli stattfanden. Das Königl. sächs. Finanzministerium hat dem Verein dieselbe Vergünstigung für die Frachtsätze der Anstalt zugestanden, deren sie sich im Königreich Preußen erfreut.

Der Verein der Forstbeamten von Baden, Württemberg und Darmstadt hat dieses Jahr sich in Heidelberg versammelt, und seine wissenschaftlichen Sitzungen im Museumssaale daselbst eröffnet.

In der jüdischen Gemeinde der Stadt Gnesen hat sich, durch die thätigen Bemühungen des Herrn Stengel, ersten Lehrers an der dortigen jüdischen Schule, ein Frauenverein, unter dem Namen „Band der Gnade," gebildet, zur Bekleidung armer jüdischer Schulkinder. Er wird durch laufende monatliche Geldbeiträge seiner Mitglieder und durch Handarbeiten unterhalten, die mehrere derselben halbjährlich liefern, und hat schon elf arme Schulkinder gut bekleidet.

Industrie.

Preußen und die deutschen Zollvereinstaaten haben mit der Hansestadt Bremen einen Vertrag zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs abgeschlossen.

dentschen Dänemark und den beiden freien Hansestädten Lübeck und Hamburg sind zwei Vertrage abgeschlossen worden, welche theils die Verbesserung alter und Errichtung neuer Landstraßen und Chausseen beabsichtigen, theils den Austausch gewerblicher Erfindungen und Gebrauchsartikel erweitern, um eine freiere Handelsverbindung herzustellen.

Zwischen Russland und Oesterreich ist ein Vertrag wegen Beschränkung des Quarantänewesens und Anwendung der Quarantänemaßregeln von den Donaumündungen auf sämmtliche Handelsschiffe abgeschlossen worden.

Preisaufgaben.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften hat zur Säcularfeier des Regierungsantritts Friedrich II. folgende Preisaufgaben gestellt: 1) Physikalisch-mathematische Klasse. — Eine ausführliche Untersuchung der Abel'schen Integralen und besonders der Functionen von zwei oder mehreren Veränderungen, welche als die umgekehrten Functionen derselben anzusehen sind. 2) In Betracht der noch vorhandenen Lücken in der Kenntniß der frühesten Entwickelungsperiode des Säugethierei-Embryos und der gebräuchlichen Methoden, welche bei dem gegenwärtigen Zustande der Kenntniß über die Entfernung der Eiweiß an die Entwicklungsgeschichte zu machen sind, stellt die Königliche Akademie der Wissenschaften die Aufgabe über die ersten mittels des Mikroskops zu beobachtenden Entwicklungsvorgänge im Ei nach einer Säugethierart, und macht namentlich zur Aufgabe, daß der erste Beginn der Theilung, die Entstehung der ersten Anlage des organischen Systems aus der keimenden Schicht des Dotters, der Ursprung der Kumpfhöhle des Embryo, der Nabelstrang, der Allantois und der sogenannten serösen Hülle aufgeklärt werden. Beobachtungen aus der Zeit nach der Bildung des Darmkanals und nach der Empfängniß der embryonalen Bewegungen in das Ovarium gehören nicht zum Umfang dieser Preisaufgabe. — Termin 1. März 1848. Preis 100 Dukaten.

Philosophisch-historische Klasse: Eine aus begründeten Quellen geschöpfte Darstellung der Regierung Friedrich II. mit vorzüglicher Beziehung auf den großen Charakter, in der entwickelt werde 1) das System, der Inhalt und die Richtung seiner innern Verwaltung und seiner äußern Politik; 2) welchen Einfluß hierauf die Zeitverhältnisse und der Zeitgeist, in wie fern Veränderung der Charaktere und der Bildung der beiden Herrscher ausübten; 3) welcher Werth und welche Folgen seinen Grundsätzen und Thaten, sowohl für ihre Zeit als in weltgeschichtlichen Hinsicht beizumessen seyen. — Sprache: französisch, deutsch oder lateinisch. Termin der Einsendung 1. August 1848. Preis 300 Dukaten.

Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hat in ihrer Jahresfeyer folgende Preisaufgabe gestellt: „Waren germanische oder slawische Völker Urbewohner des festen Landes?" — Die Untersuchung muß eine kritische Würdigung der Quellen, welche über die älteste Zeit der Landesgeschichte vorgefunden werden, und eine Uebersicht der über obige Streitfrage vorhandenen Literatur voraussetzlich und eine Kritik der Meinung, daß Kelten die Urbewohner der Lausitz gewesen seyen, beigefügt werden. Preis 50 Thlr. Termin 1. Juni 1848.

Die holländische Gesellschaft der Wissenschaften in Harlem hat in ihrer Sitzung vom 23. Mai d. J. mehrere Preisfragen gestellt, von denen wir bei ihrer großen Anzahl die bedeutendern hier anführen.

1) Da die Metamorphose und Lebensweise einer großen Anzahl von Insekten noch unbekannt, und eine Erweiterung unserer Kenntnisse in dieser Beziehung doch sehr zu wünschen ist, besonders rücksichtlich der schädlichen Insekten, um daraus die besten Mittel zu entnehmen, die Vermehrung dieser Thiere zu verhindern; so wünscht die Gesellschaft a) eine durch Abbildungen erläuterte Darstellung der Metamorphose von wenigstens fünfzig Arten der Koleopteren; b) eine methodische Klassifikation derselben nach ihrer Metamorphose und der Struktur ihrer Larven nebst einer Anleitung, wie man eine zu große Vermehrung dieser schädlichen Insekten umgehen kann. — 2) Da die Erfahrungen von Lavoisier, Seguin, H. Dros, Pfaff, Allen, Pepys, Dulong, Despretz, Prout und Anderen in Bezug auf das Athemholen in mehreren Fällen widersprechende Resultate gegeben haben, und unsere chemischen Kenntnisse rücksichtlich dieses Gegenstandes noch sehr beschränkt sind, so wünscht die Gesellschaft eine kritische Untersucht, und wo es nöthig gefunden wird, die Wiederholung dieser Erfahrungen, so wie die Lösung folgender Fragen: Welcher Unterschied besteht zwischen der ein- und ausgeathmeten Luft? Wird Stickstoff (azote) während des Athemholens absorbirt? Wird der Sauerstoff der Luft in gleicher Menge und in Verbindung mit dem Kohlenstoff im kohlensauren Gas wieder ausgeathmet? Was bemerkt man im Allgemeinen während des Athemholens der Thiere verschiedener Ordnungen? Welche Folgen kann man aus einer erweiterten Kenntniß des Athemholens für die Erkenntniß der Veränderungen schöpfen, welche das Blut durch sie erleidet? Die Gesellschaft wünscht, daß man bei Beantwortung dieser Fragen sich nur an Thatsachen halte, ohne sich in gewagten Vermuthungen zu verlieren. — 3) Aus welchen Bestandtheilen bestehen die Eisenerze der Niederlande, und welche kann man zur Bereitung guten Eisens benutzen? Welche Arten des Eisens

kann man aus den Mineralien des Landes gewinnen? — 4) Aus den Erfahrungen der Hrn. Jacobi in Petersburg, Strating und Becker scheint hervorzugehen, daß man die electro-magnetische Kraft als eine neue Bewegungskraft anwenden könne, welche sowohl durch die Einfachheit des Apparats, als durch die Entfernung jeder Gefahr bei ihrer Anwendung jeder andern Kraft, die man bis jetzt angewendet hat, vorzuziehen sein möchte. Dabei wünscht die Gesellschaft, daß man durch neue Untersuchungen beweise: 1) Bis zu welchem Punkte die electro-magnetische Kraft für diesen Zweck vermehrt werden kann? — 2) Welche Apparate wären z. B. eine electro-magnetische Kraft von drei bis vier Pferdekraft hervorbringen? — 3) Welche Metalle und welche Säuren könnten mit dem größten Vortheil angewendet werden? — 4) Welche Form müßte man diesen Metallen geben, und welche Einrichtungen nehmen, um eine bedeutende Kraft zu entwickeln, die zugleich den wenigsten Verlust an Metall und die größte Ersparniß an Säure mit sich führte? — 5) Da bis jetzt nach dem Ort der Niederlande mit Genauigkeit durch astronomische Berechnungen bestimmt ist, so wünscht die Gesellschaft, ein oder mehrere Orte der Niederlande möchten nach astronomischen Beobachtungen bestimmt werden. — 6) Die Gesellschaft verlangt eine genaue und deutliche Beschreibung und vollständige Theorie der Reflexionskreise mit Prismen (cercle de réflexion à prismes), von Steinheil erfunden und von Ertel vervollkommnet, mit einer vergleichenden Prüfung dieses Instruments, des nautischen Spiegelsextanten und des gewöhnlichen Reflexionskreises. — 7) Die Wetterregeln sind sprichwörtlich geworden. Sie beziehen sich auf den Zustand der Atmosphäre und von Orten benannt, was man besonders im Winter bemerkt, indem der Frost gewöhnlich einige Tage früher in Petersburg als in Kopenhagen empfunden wird. Die Gesellschaft wünscht, daß diese meteorologischen Phänomene in allen ihren Einzelheiten untersucht und ihre Ursachen in genau als möglich angegeben werde. — 8) Warum ist in den Gebäuden die Anwendung der einfachen Luft so verschieden? Kann man sie auch bei andern Operationen, zur Heilung des Grund, wo es jetzt noch nicht gebraucht wird, anwenden? Könnte man sie auch bei der Ventilation anderer Gebäuden als des Elends mit Vortheil statt der heißen Luft gebrauchen? — 9) Der Dr. Prevost in Genf hat seit langer, durch besondere Umstände von Neuem durch ihn interessante Erfahrungen zu bewirken gesucht, daß die Zusammenziehung der Muskeln und folglich alle Bewegungen der Thiere in unmittelbarer Beziehung mit galvanischen oder magnetischen Strömungen stehe der Nerven stehen. Die Gesellschaft ist überzeugt, daß diese Meinung, wenn auch nicht unwahrscheinlich, doch noch nicht bewiesen ist, und verlangt, daß sie genau geprüft werde, daß man die Erfahrungen des Dr. Prevost wiederhole und neue sammele, die entweder ihre Wahrheit bestätigen, oder ihre Falschheit beweisen. — Durch die Erfahrungen der berühmten französischen Naturforscher Breschet und Vergnaud ist es erwiesen, daß man nicht allein metallische Säfte durch die Haut und die unter ihr liegenden Organe in das Innere des menschlichen Körpers bringen könne, was übrigens schon längst bekannt war; sondern auch längst dieser Säfte einen galvanischen oder magnetischen Strom auf einen der innern Organe leiten könne. Die Gesellschaft fragt, in welchem Falle ein solcher auf ein krankhaftes Organ des menschlichen Körpers geleiteter Strom zur Heilung beitragen kann? Sie wünscht, daß man durch neue directe Erfahrungen diese Wirkung studiere, indem man sie unmittelbar auf kranke Organe des menschlichen Körpers anwende. — 11) Die Gesellschaft verlangt, daß man durch genaue Prüfung untersuche, ob in Holland oder seinen Nachbarländern ein solches Steigen oder Fallen des Meeres sich bemerkbar mache, wie mehrere Geologen es in England und Skandinavien haben bemerken wollen, oder ob man im Gegentheil aus der Beschaffenheit des Bodens oder dem Vorhandensein von Fossilien schließen könne, daß nichts der Art stattgefunden habe? — 12) Was haben die Untersuchungen der neuern Physiologen über die Sympathien gelehrt? Kann man sie mit Nutzen auf die Pathologie und Therapeutik anwenden? Die Gesellschaft verlangt, daß der physiologische und medizinische Theil der Frage durch neue Untersuchungen erläutert werde. — 13) Da das Harlemer Meer mittels Dampf ausgetrocknet werden soll, so verlangt die Gesellschaft, daß man durch eine auf theoretische Prinzipien und auf Resultate der Erfahrung gegründete Untersuchung prüfe, welcher durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzte Apparat die größte Wirkung hervorbringe, und deshalb bei dieser großen Unternehmung den Vorzug verdiene. Die Gesellschaft wünscht, daß die Verhältnisse der Hauptdimensionen dieser Maschinen genau berechnet werden, in der Voraussetzung, daß das Wasser des Sees sich zu einer Höhe von vier bis fünf Metres erheben wird. — 14) Der berühmte Professor Hermann ist durch eine große Menge Thermometerbeobachtungen zu der Ansicht gebracht worden, daß die Temperatur der Erde im Allgemeinen alle Jahre zwischen den 5. und 11. Februar und 10. und 13. Mai sich vermindert, und schreibt diese Verminderung einer großen Menge Aerolithen zu, welche sich in dieser Zeit zwischen der Sonne und dem Erdkörper befinden. Die Gesellschaft verlangt, ohne Rücksicht auf die Erklärung des Professor Hermann zu nehmen, die seit langer Zeit ununterbrochen fortgeführten Thermometerbeobachtungen in den Niederlanden einer genauen Untersuchung unterwerfe, und wenn man sie genau findet, nach ihnen untersuche, ob sich diese tägliche Temperatur wirklich in den Niederlanden wie anderwärts vorfinde. — 15) Welches ist das aus genauen Erfahrungen

abgeleiteten Werth, nach welchem sich die Gletscherluft auf feuchtem Boden oder durch andere Ursachen verändert? — 10) Die Gesellschaft verlangt eine während eines ganzen Jahres vermittelst sorgfältiger Beobachtung der Temperatur des Bodens, nebst den Folgerungen, die man daraus ziehen kann. — 11) Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Temperatur der atmosphärischen Luftschichten nach täglichen Thermometerbeobachtungen. — 12) Eine vergleichende Uebersicht der verschiedenen geologischen Formationen Europa's, die bei Marseille sehr ähnlich sind, soweit in Bezug auf ihre natürliche Beschaffenheit, als der Fossilien, die sie enthalten. — 13) Eine geologische Beschreibung von Nord- und Südamerika, nebst einer Darstellung der verschiedenen Beobachtungen des Fahrenheit und ihres Unterschiedes im Vergleich zu den Zeiten, von denen sie herstammen, und einer geologischen Karte, welche die verschiedenen Terrains, so weit sie durchforscht sind, enthält. — 14) Was war die Ursache der heftigen Stürme vom 8. November 1850 und 28. November 1849? Können diese Erscheinungen vorher, die sie ziemlich verständlich? Wie weit hat sich der Sturm vom 28. November 1849 ausgedehnt, und in welchen Zeitpunkt, wie in den Nachrichten angegeben? In welchen Theilen Europa's hat er früher begonnen, in welchen ist er später aufgetreten und weit kann man über die Richtung, die er genommen, schließen? Wird man nach diesen Nachrichten, daß solche heftige Stürme in gleicher oder daß in gleicher Zeit in verschiedenen von einander entfernten Gegenden stattgefunden haben? Welche und die besonders und merkwürdigsten Erscheinungen, die man während des letzten Sturmes beobachtet hat? Die Gebäude und anderen authentischen Nachrichten, die man bei Beantwortung dieser Frage benutzt hat, müssen angegeben werden. — 15) Was kann man aus älteren und neueren Beobachtungen, über das Wesen und den wahren Ursprung der Wasserhosen schließen? — 16) Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Niederschlagungen an den Wänden der Häuser, wie sie von Jahrhunderten erwärmt, und zur Verhinderung Dessen der Häuser, z. B. am Meere, der Wand mit der Mauer in den Wintertagen schützen haben, als Thermometer zu gebrauchen, um die Grade zu bestimmen, wo diese Niederschlagungen anfangen haben. Die Gesellschaft wünscht, daß der Werth dieser Thermometer, so viel möglich, bestimmt werde, indem man das Charakteristische, was die Wärmung dieser Wände hindert, genau mit der Natur der durch diese Wände bewässerten Plätze, als mit dem Zustand der Mauern bei ihren Mündungen und der Wände, auf dem sie Dessen bestehen, vergleicht; und daß man endlich diesen Maßstab auf das Innere der Wohnzimmer anwende, und nach ihm die Zeit bestimme, während welcher die Wärmung dieser Theile aufhören. — 17) Mehrere Wundererzählungen in den mittelalterlichen Chroniken in Schriften sind von Naturforschern noch nicht genau bekannt. Die Gesellschaft verlangt, daß man die verschiedenen Erscheinungen dieser intimen Nachricht untersuche, unter sich vergleiche und beschreibe, und die Genauigkeit der Resultate dieser authorzeugigen Untersuchungen durch genaue Mittheilungen unterstütze. — Die Beantwortungen sämmtlicher Fragen müssen vor dem 1. Januar 1852 an den beständigen Secretär der Gesellschaft, J. H. C. Van Breda in Harlem eingeliefert werden. Sprache: holländisch, französisch, englisch, italienisch, lateinisch oder deutsch (mit lateinischen Lettern). Preis: eine goldene Medaille im Werth von 150 holl. Gulden, welcher noch 150 Gulden hinzugefügt werden, wenn die Beantwortung den Erwartungen völlig entspricht.

Preisaufgaben der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Brüssel für 1851:

A. Classe des lettres. — 1) Quelles ont été, jusqu'à la fin du regne de Charles-Quint, les relations politiques, commerciales et littéraires des Belges avec les peuples habitant les bords de la mer Baltique? — 2) Analyse raisonnée et substantielle, par ordre chronologique et de matières, de ce que les traités sur l'ancien droit de Belgique renferment de plus remarquable sur l'ancien droit civil et politique. — 3) Quel était l'état des écoles et autres établissements d'instruction publique en Belgique depuis Charlemagne jusqu'à la fin du XVII. siècle? 4) Faire l'histoire de l'état militaire en Belgique sous les trois premières, bourguignonne, espagnole et autrichienne jusqu'en 1794. — 5) Mémoire sur la vie et les écrits de Jean Louis Vivès, de l'université de Louvain, en rattachant ce sujet à l'histoire de la Belgique à cette époque.

B. Classe des sciences. — 1) Un mémoire sur l'analyse mathématique, dont le sujet est laissé au choix. — 2) Déterminer par des expériences si les poisons métalliques enfouis dans un terrain cultivés pénètrent également dans toutes les parties des végétaux et particulièrement dans les céréales qui y croissent. — 3) Faire la description des coquilles et des polypiers fossiles des terrains crétacé et tertiaire de la Belgique et donner l'indication précise des localités et des systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 4) Exposer la théorie de la formation des odeurs dans les fleurs. — 5) Déterminer par des expériences les anomalies que peuvent subir les mouvements du sang dans les vaisseaux capillaires des animaux vertébrés, ainsi que la transformation des parties constitutives du sang chez les animaux. — 6) Faire la description des coquilles et des polypiers fossiles des terrains ardoisier, anthraxifère et houiller de la Belgique, et indiquer les localités et les systèmes de roches dans lesquels ils se trouvent. — 7) Mémoire sur les vapeurs qu'émettent le mercure, sur les rôle que quelques,

physiologiques produit à son tour des effets physiques météorologiques. — 6) Examen des moyens convenables pour établir dans les lieux habités, une ventilation appropriée à la température qui doit y être maintenue. — Ouvrage: facultatif, français ou allemand. Prix: für eine jede dieser Fragen eine goldne Medaille im Werth von 500 Frk.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat in ihrer Sitzung vom 16. Juli folgende neue Preisfragen aufgestellt:

Grosser Preis der mathematischen Wissenschaften für 1849: Trouver les équations des limites que l'on doit prendre aux équations indéfinies pour déterminer complétement les maxima et minima des intégrales multiples. — Preis eine goldene Medaille im Werth von 3000 Frk.

Grosser Preis der Physik für 1849: 1. Déterminer par des expériences précises quelle est la succession des changements chimiques, physiques et mécaniques, qui ont lieu dans l'œuf pendant le développement du fœtus chez les oiseaux et les batraciens. Les conséquences devront toutes rompre des rapports de l'œuf avec le milieu ambiant naturel; ils consisteront par des expériences diverses l'influence des variations artificielles de la température et de la composition de ce milieu.

2) Déterminer par des expériences d'acoustique et de physiologie quel est le mécanisme de la production de la voix chez l'homme. 3) Déterminer par les recherches anatomiques la structure comparée de l'organe de la voix chez l'homme et chez les animaux mammifères. — Preis eine goldne Medaille im Werth von 3000 Frk. Diese Fragen waren schon 1847 zum Concurs ausgesetzt.

Preis der Expérimental-Physiologie, vom Frn. von Montyon gestiftet: Die Akademie ertheilt eine goldne Medaille im Werth von 805 Fr. dem gedruckten oder handschriftlichen Werke zu, welches am meisten zur Aufklärung der Experimental-Physiologie beigetragen hat.

Ferner wurden die Preisaufgaben für Physik und Mathematik, von Gegen der Akademie, in wie die über die Anwendung der Dampfkraft auf die Schiffahrt, über die Impfung der Schafpocken und den Schlangenbiß wiederholt, da ihre Beantwortung entweder gar nicht oder ungenügend eingegangen waren (C. Literaturbericht No. 10 S. 209 und 221.)

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat folgende Preisaufgaben bestimmt gemacht. Für 1841: Eine kritische Untersuchung der deutschen Philosophie. — Eine kritische Darstellung der Philosophie des Hamilton. — Wie ist das gegenwärtige Strafsystem Frankreichs mit dem System einer Correctionshaft in Uebereinstimmung zu bringen? — Die Akademie verlangt eine Untersuchung über die verschiedenen, in Frankreich üblichen Arten, das Land zu verpachten, über ihre Vortheile und Nachtheile. —

Für 1842. Die Akademie wiederholt die Preisfrage für 1840, da keine genügende Antwort eingegangen. Sie lautet: De la succession des hommes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique chez les divers peuples de l'Europe au moyen âge. — Dazu hat sie folgende neue aufgestellt: Retracer sommairement l'histoire des états généraux en France depuis 1302 jusqu'en 1614. Indiquer le motif de leur convocation, la nature de leur composition, les modes de leurs délibérations, l'étendue de leur pouvoir. Déterminer les différences qui ont existé à cet égard entre les assemblées et les parlements d'Angleterre et faire connaître les causes qui les ont empêchés devenir, comme ces derniers, une institution régulière du système monarchique. — Preis für jede dieser Aufgaben beträgt 1500 Frk.

Für 1843. Die Akademie wünscht eine gründliche Untersuchung, ob es möglich und praktisch anwendbar für den Staat sey, Privatgesellschaften zur Unterstützung der Armen und Hülfsbedürftigen zu begünstigen und zu befördern. — Preis 3000 Frk.

Die medicinische Gesellschaft zu Paris: 1. Ob die Syphilis seit einigen Jahren häufiger geworden sey. Einflüsse dieser Krankheit auf Mißbildungen und Tode der arbeitenden Klasse; Ursachen die zur Verbreitung dieses Uebels beitragen; Beschreibung der schädlichen Einflüsse dagegen und, wenn letztere unzureichend sind, Angabe der Mittel dieselben den Bedürfnissen der Bevölkerung anzupassen. 2. Ueber die Nahrungsmittel (régime alimentaire) in akuten und chronischen Krankheiten der Digestionsorgane, und die Wirkung derselben, so wie über die Modifikationen die sie in den verschiedenen Perioden dieser Krankheiten, und nach den verschiedenen Umständen und Bedingungen, unter welchen sich die Kranken befinden, erleiden müssen. — Termin der ersten Frage 1. Nov. 1839; der zweiten 1. Febr. 1841. Preis für eine jede Aufgabe: eine goldne Medaille von 600 Frk. Werth. Adresse: Dr. M. Bougier, Generalsekretair.

Preisaufgaben der geographischen Gesellschaft. Die Gesellschaft bietet dem Reisenden, welcher im Lauf des Jahres 1839 eine Entdeckung gemacht hat, welche sie für die wichtigste unter den ihr bekannten hält, eine goldne Medaille zum Werth von 1000 Frk.; ist er ein Fremder, ernennt sie ihn zu ihrem Correspondenten, ist er Franzos, zu ihrem Mitglied; eine

[illegible] Preis von 800 Frs. erhält der Verfasse, welcher während [illegible] Jahren [illegible] Arbeit [illegible] Wissenschaft [illegible] Fortschritte [illegible].

Der Herzog von Orleans hat die Gesellschaft eingeladen, einen Preis von 6000 Frs. demjenigen Gelehrten oder Reisenden zuzuerkennen, welcher wissenschaftliche Arbeiten im Laufe des Jahres 1849 dem Publikum, der Akademie oder der Universität überhaupt die wichtigste Förderung verschafft haben werden. Die Gesellschaft wird beauftragt sein, diesen Preis [illegible] Arbeiten [illegible] Reisenden [illegible] Entdeckungen [illegible].

Zwei weitere Preise, jeder von 600 Frs., werden den Verfassern der ausgezeichnetsten und gründlichsten wissenschaftlichen Arbeiten, welche auf den Gebietsgegenständen der zwei folgenden Jahrgänge angezeigt worden sind, zuerkannt. Die Manuskripte, Pläne, Zeichnungen und Abhandlungen müssen längstens bis zum 31. Dez. 1849 im Bureau der Gesellschaftssekretärs niedergelegt worden sein.

Preisaufgaben der Gesellschaft für Landwirthschaft für Bretagne, Vilaine-Inférieure und Nördl. Dep. Departements. 1. Quelle sera l'influence de la suppression des taxes et des différentes sur la culture [illegible]? 2. Y a-t-il plus de bien [illegible] en général dans les villes relativement aux [illegible] qui ne le sont pas? Termin: 1. Mai 1849. Preis: Ein [illegible] Gesellschaft für Ackerbau. Preis für jede Frage 600 Frs.

Preisaufgaben der Akademie [illegible] und Medizin-Gesellschaft in Paris. Histoire [illegible] de la misère en France: Mon [illegible] les époques auxquelles elle a atteint le plus de ravages sur les [illegible], dans le nombre, quant aux [illegible] qui [illegible] des maladies épidémiques [illegible] pu les [illegible] propagation; 2. expliquer les rapports qui existent entre la misère et la faim; [illegible] la nature [illegible] et les symptômes des diverses variétés de misère; [illegible] sur [illegible] la question de savoir si la misère aiguë et la misère chronique sont deux phases de la même maladie ou deux affections différentes; 3. s'il est certain que la misère et la faim exercent de plus grands ravages parmi les classes de notre population et de nos services publiques que parmi [illegible] les [illegible]; en indiquer la cause; 4. quelle [illegible] d'une manière générale, et en [illegible] d'une série d'observations, une opinion sur la question de savoir [illegible] la misère et la faim. Die Gesellschaft wird den beiden besten Preisarbeiten [illegible] Frs. [illegible] 800; den andern 400 Frs. zuerkennen. — 1. Lorsque des livres impurs ont [illegible] pervers pénètrent il n'appartient [illegible] aux [illegible] de la corriger? Comment [illegible] le même mauvais [illegible] des villes? — Preis: 800 Frs. Termin [illegible]: 15. Nov. 1849. Wesen: [illegible], Präsident der Gesellschaft. 1

Preisaufgaben der Landwirthschaftsgesellschaft (Société d'Encouragement) für [illegible]. 1. Quels sont les caractères, les symptômes et les causes de la maladie épizootique des pommes qui sévit si fréquemment sur les bêtes à cornes dans un très-grand nombre de communes du département du Jura? — 2. Cette maladie est-elle contagieuse? Dans l'affirmative, les mesures de police sanitaire actuellement en vigueur sont-elles les plus convenables, ou serait-il avantageux de leur faire subir quelques modifications? Des modifications pourraient-elles être combinées de manière à rendre les mesures de police moins gênantes pour l'industrie agricole et commerciale? — 3. Quels sont les remèdes propres à la guérison de la maladie et le traitement qu'en général il convient de faire subir aux animaux qui en sont atteints? 4. Quelles précautions doivent être prises par les propriétaires pour en prévenir le retour, quelle que soit d'ailleurs la solution donnée sur la question de contagion? — Preis: 800 Frs. Termin: 15. Nov. 1849.

Die Gesellschaft der christlichen Moral macht folgende Preise bekannt: 1. Einen Preis von 4000 Frs. Pour la rédaction d'un livre qui soit à la portée de la jeunesse française, des femmes et des hommes qui ont un premier degré d'instruction, et qui, dessinant le lecteur à côté[illegible] sur une foule de choses et de phénomènes qui tombent journellement sous ses regards, développât, en appelant sur eux son attention, le sentiment religieux qui toute âme d'homme renferme. — Einen Preis von 800 Frs. Quelles sont les mesures législatives propres à réprimer l'agiotage? — Einen Preis von 1000 Frs. Quels moyens les moyens d'empêcher que les militaires n'oublient les devoirs de citoyens et de les porter à les accomplir? — Einen Preis von 800 Frs. Exposer le système politique de la Société de la morale chrétienne. —

Schweiz.

Universitäten. Der Regierungsrath in Bern hat an die Stelle des abgehenden Professor Kortüm den Professor Dahlmann auf dem Lehrstuhl der Geschichte an der Hochschule mit dem höchsten Gehalt einer ordentlichen Professur berufen.

Kirche. Der große Rath von Schaffhausen hat in Folge auf Petitionsverhandlungen [illegible] Verhältniß erlaßt: „Wenn ein Pfarrer bei Antritt, bei ein öffentlicher Akt bevorsteht, die Religion verletzt, so wird der Gemeinderath, bei ihn ermahnt hat, seinen Pfarrer zu verwarnen, um bei Einer für nöthig zu erachten und zu einer neuen Wahl zu schreiten; der ausgeschiedene Pfarrer kann jedoch nicht wieder gewählt werden. Wenn Personen katholischer Confession wünschen, in eine Gemeinde aufgenommen zu werden, so sind sie durch competenten Gemeinderath in diesen Fall die Gemeinde selbst zu Rathe ziehen. Ein katholischer Pfarrer kann weiter Mitglied des Kirchenrathes, nach Belieben einer Gemeinderath werden.

Schule. Unter den Maßnahmen des neuen vom Kleinen großen Rathe ausgearbeiteten Schulgesetzes sind besonders hervorzuheben: Der Regierungsrath hat von Verfassung wegen Macht eine Visitation einer Schule in Lausanne und Genf durch Schulrath einzusetzen, eben so bei Privatschulen. Die der Schule gehörigen Lehrerinnen sind [illegible] und innerhalb der Schule und öffentlichen Versammlungen tragen. Das neue Lehrmittel in deutschen Schulen ist ein obligatorisches Lehrmittel. Pflicht der Schule der Waldbürger ist Besuch der Gottesdienst und Unterricht einer christlichen Religion.

Literatur. Der [illegible] Maurer-Constant in Schaffhausen hat die Herausgabe der schon von Müller bei von ihm hinterlassenen Briefe von Johannes von Müller zum Druck bei Orell Füssli in Zürich eine gethan. 40 Bogen [illegible] „als ein bedeutendes Zeichen seiner Geschichtsforschung" erhalten, welche auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der anderen die Worte trägt: „Donné par le Roi à M. Maurer-Constant."

Museen. Die Gesellschaft der schweizerischen Augend hielt am 19. Mai in Frauenfeld eine schweizerische Tagung, in welcher der Präsident Dr. Keller in einer Rede den sittlichen Charakter der Gesellschaft und den schweizerischen Geist des Schwurs auseinander legte. Darauf einen Bericht über die Fortschritten der Gesellschaft für innere Mission im Kanton, der Ferien Bericht, daß am 1. April existirt waren, und die Art der Gemeinschaft erörtert, die hier befolgt wird. Die Statuten wurden darauf angenommen und der Comité bestimmt, die Schulbibliotheken und Bücher in Bibliotheken zu besuchen und dort gute Bücher besorgen zu besuchen. — Die Gesellschaft besitzt über ein Kapital von 10,000 Frk. und kann während 5 Jahren auf eine jährliche Einnahme von wenigstens 2000 Frk. rechnen. Die nächste Versammlung ist in Basel bestimmt.

Niederlande.

Universitäten. Die Universität Utrecht erhielt durch den Abgang des Professors und Direktors Bleeksema einen empfindlichen Verlust, welchen die Liebe zum Vaterlande bewogen hat, einem Ruf nach Breslau zu folgen.

Literatur. Das bekannte Werk über Japan (Overzicht) wird fortgesetzt; außerdem wird Siebold auch eine Geschichte der Wechselbeziehungen aller Nationen mit Japan herausgeben.

Auf Anlaß der Regierung ist die Herausgabe einer Geschichte und Beschreibung der überseeischen Provinzen begonnen worden, wie denn der König auch das literarische archäologische Unternehmen des Grafen Wassaer unterstützt.

Einige neue Gedichte haben unsere Literatur bei Wittenhorst Dr. Hoffrey im Haag die bibelisch-frischen, die Deutschland und die Niederlande auch in sprachlicher Hinsicht nachhaltigen Anmerkungen herausgegeben, welche der verdiente Literaturkenner von Most zu dem schon von der vorigen Regierung vorbereiteten und auf Befehl der jetzigen holländischen Regierung gedruckten Werke über die Colonie der Niederlande verfaßt hat.

Kunst. Die reiche, prachtvolle Sammlung, japanischer, chinesischer und orientalischer Alterthümer des Ritters von Siebold in Leiden ist Eigenthum des Staats geworden. Der Besitzer übrig glänzender Auszeichnungen von Seiten der Regierung von Japan sich, um es dem Vaterlande zu erhalten.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21348 / 024

Belgien.

Universitäten. Die freie Universität in Brüssel zählt jetzt 894 Studirende, 72 mehr als im vorigen Jahre.

Literatur. Nach einer statistischen Uebersicht der öffentlichen Bibliotheken Belgiens des Hrn. Voisin in dem Bulletin de l'Académie de Bruxelles beträgt die Bändezahl der gesammten Bibliotheken des Landes 381,222, also ein Drittel weniger als die königliche Bibliothek in Paris Bände zählt (700,000 Bände); und während in Deutschland auf 100 Einwohner im Durchschnitt 373 Bände gerechnet werden, kommen in Belgien auf dieselbe Zahl nur 85 Bände. Die größte Bibliothek besitzt die Universität in Löwen (190,000 Bände); die schwächste ist die Stadtbibliothek in Ypern (1000); Brüssel besitzt 25,000 Manuscripte und eine Bibliothek von 70,000 Bänden.

Dänemark.

Universitäten. Die Universität in Kopenhagen zählte im Jahre 1839 im Ganzen 1037 Studirende, von denen 632 Theologie, 177 Jurisprudenz, 102 Medicin, 30 Philologie studirten, 14 das polytechnische Institut besuchten und 57 für andere Fächer sich ausbildeten.

Se. Maj. der König hat auf Antrag der schleswig-holsteinischen Provinzialstände die für die Universität in Kiel aus Staatsfonds bewilligte Summe von 50,000 Rbth. zur Deckung der jährlichen Ausgaben auf 66,000 Rbthl. erhöht.

Vereine. Der Verein der nordischen Naturforscher hat sich am 3. Juli in Kopenhagen versammelt, an welchem Tage der Conferenzrath Oersted als Vorstand ihre Sitzungen mit einem Vortrag eröffnete. Unter den zahlreich versammelten Mitgliedern bemerkte man die HH. Strömé, Vetzelius, Hansteen und andere ausgezeichnete Naturforscher.

Schweden.

Akademie. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat den als Geschichtschreiber bekannten Professor und Pfarrer Anders Fryxell an die Stelle des verstorbenen Expropriateurs Dr. Wallin, und den Dichter Professor Atterbom zu ihren Mitgliedern ernannt.

Kirche. Der Domprobst in Westerås, Dr. Brahn ist zum Bischof in Gothenburg ernannt worden.

Literatur. Die schwedische Akademie hat dem gekrönten Verfasser [illegible] Gedichte, Consistorialrath Mohnicke in Stralsund ihre große goldne Medaille als ein Zeichen ihrer Achtung bewilligt.

Vereine. Bei Gelegenheit der vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst haben die Buchdrucker Stockholms einen Verein zur Unterstützung armer, durch Alter geschwächter Kunstverwandten gestiftet, welcher den Namen „Gutenberg'sche Stiftung" führen soll. Die Buchdrucker haben dazu 2000 Rthlr., die Kunstverwandten 1000 Rthlr., eine gleiche Summe der König und der Kronprinz 500 Rthlr. beigesteuert.

Am 25. Mai hielt in Stockholm die dasige Mäßigkeitsgesellschaft ihre Jahresversammlung unter dem Vorsitz des Hrn. von Hartmannsdorf, welcher bei Anwesenheit, der schon seit Ungerer Zeit in seiner Haushaltung keine gebrannten Wasser zulässt, mit dem Erbprinzen beiwohnte.

Industrie. Bei Gelegenheit des Buchdruckerfestes in Stockholm hat der König dem Senior der Buchdrucker, Hrn. Dahlén, den Wasaorden verliehen.

England.

Universitäten. Die Königin hat den Studirenden des katholischen Collegiums in Carlow in Irland das Recht gegeben, auf der Londoner Universität zu promoviren.

Kirche. Aus dem bei der 21. Jahresfeier der Gründung der einheimischen Missionsgesellschaft verlesenen Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft geht hervor, daß gegenwärtig 100 Missionäre beschäftigt sind, das Evangelium im Lande zu verbreiten, und daß in 130 Sonntagsschulen 8500 Kinder auf ihre Kosten unterrichtet werden. Auch sind Kirchen und Kapellen eröffnet und Traktate reichlich verbreitet worden. Die Einnahme der Gesellschaft betrug im vergangenen Jahre 8043 Pfd. St., die Ausgabe 6070 Pfd.

Zwei Seiten der Presbyterianer in Irland, die zusammen 700,000 Bekenner zählen, die Synode von Ulster und die sogenannte Secessionssynode, haben sich durch eine förmliche Akte wieder vereinigt, und werden sich fortan die presbyterianische Kirche in Irland nennen. Die feierliche Handlung fand in einer Kirche zu Belfast statt, indem ein Geistlicher die Artikel der Akte verlas und die ganze Versammlung dieselben einstimmig annahm.

Kunst. Die Gesellschaft der Dilettanten (Society of Dilettanti) hat die dritte Abtheilung ihres großen Werks über die antiken Alterthümer herausgegeben. Die Platten sind ausgewählt genommen aus Athen, Aphrodisias und Patara der. Der Text ist vom verstorbenen Sir Wm. Gell und Hrn. C. Deering.

In Bezug auf englische Musik strotzen englische Kunstberichte nur von den Darstellungen fremder Kunstwerke, meist durch fremde Tonkünstler, wenig von englischen Tonkünstlern und Compositionen. Doch scheinen unter diesen letzten zwei als bemerkenswerth erwähnt werden zu dürfen. Zuerst die Sammlung alter irischer Volksmelodien von Edward Bunting, der sein ganzes Leben darauf verwendet, die alten Lieder und Melodien seines Volks zu sammeln und in seinem zuletzt erschienenen Werke eine Sammlung von 150 Melodien dem Publikum als die letzte Frucht seiner Bemühungen überreicht. Nach dem erwähnen wir den Componisten Hrn. Lever, welche durch seine Liedercompositionen einen großen Ruf genießt.

Vereine. Der königl. irische Kunstverein (royal irish artist. union) hat unlängst seine erste Generalversammlung gehalten und versprecht, vorzüglich durch die Bemühungen seines Sekretärs, Hrn. Stewart Blacker, seinen Zweck, in Irland der Cultur der schönen Künste ein weiteres Feld zu eröffnen, vollkommen zu erfüllen. Unter den Namen der aus 21 Mitgliedern zusammengesetzten Commission zur Auswahl der zur Verloosung bestimmten Werke bemerkt man Männer aus den höchsten Ständen. Der jährliche Beitrag ist zur größern Verbreitung der Gesellschaft auf 1 Pfd. St. festgesetzt.

Am 30. Mai fand die Verloosung der von der Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste in Schottland angekauften Preise statt. Aus dem Bericht des Sekretärs Hrn. J. A. Bell geht hervor, daß die Anzahl der Mitglieder sich im vergangenen Jahre um 1371 vermehrt hat (im Ganzen zählt die Gesellschaft 5021 Mitgl.); die Einnahme betrug 6319 Pfd. St.; die Ausgabe für Kunstwerke 6095; von Ueberschuß wurden zum Stich der Vereinsblätter [illegible] Pfd. bestimmt.

Ein Ausschuß von mehreren vornehmen und literarisch berühmten Männern ist in London zusammengetreten, um einen großen Lesecverein zu stiften. Man nennt unter ihnen die Lords Clarendon, Lyttelton und Morpeth, Sir E. Lytton Bulwer, die Hrn. Dickens, Carlyle und Milnes.

Denkmale. Am 18. August wurde unter großen Feierlichkeiten zu Edinburg der Grundstein zu Walter Scott's Denkmal in Prince's Street Gardens gelegt.

Die Stadt Glasgow hat beschlossen, dem Herzog von Wellington ein Denkmal zu errichten und Unterzeichnungen die Modalitäten deshalben aufgetragen.

Frankreich.

Akademie. Die königl. Akademie der Wissenschaften hat den von Hrn. Gobert gestifteten Preis für die beste Bearbeitung der Geschichte Frankreichs unter die Herren Augustin Thierri und Bazin getheilt, indem sie jenen für seine Récits mérovingiens précédés de considérations sur l'histoire de France 3000 Fr. Renten und dem Letztern, Verfasser einer Histoire de Louis XII. 3000 Frk. Renten zuerkannte. Sie hat ferner unter den zahlreich ihr zugekommenen Bearbeitungen über im Jahre 1838 gestellten Preisfrage: „Quelle est été la progrès du droit public en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours?“ die Arbeit eines jungen Diplomaten, Maurice d'Hauterive, mit ihrem Beifall gekrönt.

Universitäten. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat in einer Ordonnanz verfügt, daß in den Rechtsfakultäten des Königreichs alljährlich Preisbewerbungen für die

Studirenden Statt finden sollen und zwar sowohl zwischen den im dritten Jahre Studirenden, als auch denen, welche im vierten Studienjahre stehen und im Laufe des vorigen oder jetzigen Jahres zu Doctoren ernannt worden sind. Unter der ersten Klasse werden zwei erste und zwei zweite Preise für die beste schriftliche Abhandlung über einen Gegenstand des römischen und französischen Rechts vertheilt; unter der zweiten Klasse werden zwei goldne Medaillen für die beste schriftliche Abhandlung über einen vom Minister des öffentlichen Unterrichts zu bestimmenden Gegenstand vertheilt. Die im dritten Jahre Studirenden, welche einen ersten oder zweiten Preis erhalten haben, sind bei Bewerbung um das Doctorat von den Examinations- und Diplems-Kosten befreit.

Nach einer königlichen Ordonnanz sollen in Zukunft bei allen Rechtsfakultäten die Prüfungen in französischer Sprache Statt finden, und die Studirenden ihre lateinischen Theses in französischer Sprache vertheidigen.

Eine andere königl. Ordonnanz verordnet, daß die Fremden, welche irgend einer Fakultät an der Pariser Akademie beiwohnen und sich als akademische Kandidaten einschreiben lassen wollen, zugelassen werden, wofern sie die Zeugnisse ihres Landes und ihrer Behörden vorlegen, die in ihrem Vaterlande verlangt werden, um in ein beliebiges Fachstudium einzutreten.

Kirche. Der bisherige Koadjutor von Straßburg, Hr. Affre, ist zum Erzbischof von Paris, der bisherige Bischof von Périgueux, Hr. Gousset, zum Erzbischof von Rheims, der bisherige Generalvikar von Gens, Hr. Darcimoles, zum Bischof von Puy, der bisherige Pfarrer in Brest, Hr. Graveran, zum Bischof von Quimper, und der Generalvikar von Grenoble, Hr. Chatrusse, zum Bischof von Valence ernannt worden.

Schule. Für den Primärunterricht wurden im Jahre 1839 den Gemeinden 8,361,959 Frs., von den Departementen 4,650,256 Fr. und vom Staate 1,600,000 Fr. bewilligt, wenn noch 4,186,044 Fr. gerechnet werden müssen, welche die Gemeinden für den Bau und die Ausbesserung von Schulhäusern bewilligt haben.

Literatur. Unter dem Titel: Glossarium mediae et infimae latinitatis conditum a Carolo Dufresne domino Ducange etc. erscheint in Paris bei Didot von diesem für die Geschichte des Mittelalters wichtigen Glossar eine neue von G. A. L. Henschel besorgte Auflage, mit den Zusätzen und Supplementen der Benedictiner, Charpentier's und Adelung's. Das erste Faszikel des ersten Bds. ist bereits erschienen.

Englische Blätter rühmen das Reisewerk des Kapitain Lafont de Saucy: Quinze ans de voyage autour du monde, als eben so interessant als gründlich.

Vereine. Der Verein für Erhaltung historischer Monumente ist durch einen zahlreichern Beitritt und größere Geldunterstützungen in diesem Jahre in den Stand gesetzt worden, nicht allein die altrömischen Monumente in Rheims, Langres, Saintes, Poitiers, St. Thomas, Lille und St. Remy, sondern auch die Denkmäler des Mittelalters zu berücksichtigen, und wird zunächst die herrliche Kirche zu Vizelay bedenken, welche der Ausbesserung so sehr bedarf, später aber auch den Kirchen zu St. Benoit-sur-Loire, Issoire, St. Jacques, Dieppe, Montes, Eunault ꝛc. ihre Fürsorge zuwenden.

In Paris hat sich eine pädagogische Gesellschaft aus mehreren Erziehungsvorstehern, Richtern, Aerzten und Geistlichen zur Beförderung und Ausbildung des französischen Schulwesens gebildet. Zu ihren correspondirenden Mitgliedern zählt sie mehrere namhafte Schulmänner in Deutschland und Italien.

Die zahlreichen Vereine und Gesellschaft für Ackerbau, Gartenkunst und Gewerbe, welche fast in jedem Arrondissement Frankreichs bestehen, sind außer der Thätigkeit, die sie zur Beförderung des Landbaues, der Gewerbe ꝛc. durch ihre zahlreichen Preisaufgaben an den Tag legen, auch besonders des Eifers wegen rühmend zu erwähnen, mit welchem sie durch kleinere Belehnungen die Kultur des Bodens und das Wohlverhalten der Dienstboten zu verbreiten suchen. So hat die Agrikulturgesellschaft des Norddepartements in Douai den Knechten und Mägden auf dem Lande, welche sich durch Treue und lange Dienstzeit auszeichnen würden, Medaillen und einen Einsatz in die Spaarkassen von 10—20 Frk. für das Jahr 1840 versprochen.

Denkmale. Zahlreiche Denkmale werden vorbereitet, andere sind schon vollendet. Hr. Lafitte hat in seinem Garten eine kolossale Marmorstatue Napoleons aufgestellt. Die Statue der Siegesgöttinn prangt in Paris auf der Julisäule. Dem bekannten Webermeister Jacquard hat das dankbare Lyon ein Steinbild errichtet; in Straßburg ist das Standbild des Generals Kleber aufgestellt worden, auch Louis Philipp wird eine Reiterstatue an der Porte Maillot erhalten.

Induſtrie. Die franzöſiſche Regierung hat mit der Republik Texas einen Handelsvertrag abgeſchloſſen, der neben andern ſehr günſtigen Bedingungen auch den franzöſiſchen Weinen abgabefreien Zutritt in jenem Staate gewährt.

Zwiſchen Frankreich und Holland iſt ebenfalls ein Handelsvertrag abgeſchloſſen, ſo wie zwiſchen Frankreich und England.

Spanien.

Literatur. Die Akademie der Geſchichte hat als Fortſetzung ihrer Herausgabe der Akten der alten Cortes von Kaſtilien das Ordenamiento de Chancilleria, das in den Cortes von Montgos 1374 von Enrique II. von Kaſtilien entworfen wurde, und die Akten der 1377 in dieſer Stadt verſammelten Cortes herausgegeben.

Don Joſe Yanguas y Miranda hat ein Diccionario de Antigueddades del Reyno de Navarra angekündigt, das, nach dem Proſpektus, eine geographiſche, ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Beſchreibung der Provinz nach urkundlichen Nachrichten aus den Archiven des Landes verſpricht.

Als dramatiſcher Dichter hat ſich abermals ein junger Mann, Romero, durch ſein Schauſpiel Garcilaso de la Vega bekannt gemacht. Unter den neuerſchienenen zahlreichen Novellen werden Los Amigos Enemigos, El Caballero de Madrid und Los Hospitalarios en la Isla de Rodas gerühmt.

Unter der periodiſchen Literatur nennt eine engliſche Correſpondenz im Athenäum ein in Malaga erſcheinendes Blatt, la Guardeloroe, als trefflich redigirt.

Preßangelegenheiten. Die Madrider Gazeta vom 3. Mai publicirt das neue, ſehr ſtrenge Preßgeſetz, das für Preßvergehen Gefängnißſtrafe von 1—3 Jahren und Geldſtrafen von 6000—18000 Realen decretirt.

Denkmale. Im Juni wurden die Ueberreſte der am 2. Mai 1808 für die Unabhängigkeit ihres Landes gefallenen Patrioten mit großen Feierlichkeiten aus der Kirche von S. Iſidro nach dem für ſie auf dem ſogenannten Campo de la Lealtad errichteten Denkmal gebracht. Es hat die Form eines Obelisken und iſt nach dem Entwurf des verſtorbenen Architekten Velasquez gefertigt.

Italien.

Akademien. Die Accademia Tiberina in Rom hat in ihrer öffentlichen Sitzung vom 25 Juni die Königin Marie Iſabelle von Neapel, Mutter des jetzigen Königs, Ferdinand II., zu ihrem Ehrenmitglied aufgenommen. Dem Chevalier Arrant de Monter, Ueberſetzer des Dante, Commentator Machiavels und Verfaſſer mehreren geſchichtlicher Werke über Italien, hat ſie eine Ehrenmedaille als Zeichen ihrer Achtung zuerkannt.

Die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Turin hat in ihrer Sitzung vom 15. Mai den Dr. Dönniges, Privatdocenten der Geſchichte an der Univerſität zu Berlin, zu ihrem Mitglied ernannt.

Univerſitäten. Als in dieſem Frühjahr die Regierung Toskana's beabſichtigte, die Univerſität in Siena aufzuheben in der Ueberzeugung, daß eine Univerſität den Bedürfniſſen des Landes völlig Genüge leiſte, erklärte ſich der Adel bereit, aus ſeinen Mitteln die jährlichen Einkünfte des Inſtituts, welche bis jetzt 50,000 Fl. betragen, ſo weit zu vermehren, daß es, ohne Unterſtützung des Staats, alle Katheder, die der jetzige wiſſenſchaftliche Standpunkt erfordert, aus eignen Mitteln beſetzen könne. Die Univerſität ſoll von 4—500 Studirenden, meiſt Ausländern, beſucht ſein.

Literatur. Der Kammerdiener des Papſtes, Gaetano Moroni, arbeitet an einem Dizionario di erudizione storico, ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni. Es ſoll in alphabetiſcher Ordnung Alles berühren, was die Religion, die Kirchenceremonien und Kirchengeſchichte betrifft, ferner wird es das Leben der vornehmſten Heiligen, Seligen, Märtyrer ꝛc. enthalten. Der erſte Theil iſt bereits erſchienen, die folgenden werden von Monat zu Monat folgen; das Ganze wird in Venedig mit großer Eleganz gedruckt.

In Sicilien erſcheinen gegenwärtig 26 periodiſche Schriften, von denen 13 allein in Palermo herauskommen.

Hr. Politi, ein ausgezeichneter Antiquar und Architekt, hat seine schätzbaren Sammlungen von Gemälden, antiken Vasen, Kupferstichen, Medaillen, Mineralien, nebst einer kleinen Büchersammlung in Cirgenti dem öffentlichen Gebrauch eröffnet.

Serbien.

Der bekannte serbische Gelehrte, Wuk Stephan Karadschitsch, ist in Wien beschäftigt, eine neue um mehr als die Hälfte vermehrte Auflage seiner Sammlung serbischer Volkslieder herauszugeben. Es sind die Ergebnisse seiner letzten Reisen in den adriatischen Küstenländern, und bieten als Schilderungen der Sitten und Gebräuche dieser Gegenden mannichfaches Interesse

Ungarn.

Preßangelegenheiten. Mit dem Monat August ist die neuerrichtete Studien- und Censurcommission in Pesth ins Leben getreten; ihr Präsident ist Freiherr Aloys von Mednyánszky; die bisherigen Censoren der in Ungarn erscheinenden periodischen Blätter sind nun durch Mitglieder dieser Commission ersetzt worden. Die Revision der in Pesth erscheinenden deutschen Blätter ist Hrn. von Czaszar übertragen worden, einem gebildeten jungen Manne, der ein Werk über das ungarische Wechselrecht herausgegeben hat.

Denkmal. Zur Anerkennung des 1809 bei Gelegenheit des Einfalls der Franzosen bewiesenen Heldenmuths hat der Kaiser von Oestreich der königl. Freistadt Pressburg die Büste des Kaisers Franz I., in weißen, inländischen Marmor gearbeitet, als ein Ehrendenkmal geschenkt. Sie trägt die Inschrift: Iovictae Civium Pannoniorum per Gallos. Anno MDCCCIX ossidione pressorum fidei virtutisque memoriam grati animi et exempli ad posteros ergo poenuam cuae valuit Franciscus I.

Industrie. In Bezug auf den die Juden betreffenden Antrag von Seiten der ungarischen Ständetafeln hat der Kaiser entschieden, „daß es den Juden erlaubt seyn solle, auch in den königlichen Freistädten, so wie an andern Orten des Königreichs, die königlichen Bergstädte ausgenommen, zu domiciliren, daß ferner die Israeliten in Ungarn in den Gewerbsinnungen aufgenommen werden und diese Gewerbe gesetzlich ausüben können, wobei sie sich aber sowohl über die Erlernung desselben, als über ihre Moralität und entsprechendes Vermögen auszuweisen haben. Grundbesitz in Pacht zu nehmen, soll ihnen aller Orts in Ungarn unverwehrt bleiben, doch über die Erlaubniß, Häuser und Güter zu kaufen, behält sich die Regierung die Entscheidung zu einer spätern Resolution vor.

Rußland.

Universitäten. Durch eine kaiserliche Verordnung vom 5. Mai ist der juristische Lehrkursus für die Jugend des Königreichs Polen dermaßen festgestellt worden, daß die Rechtswissenschaft für dieselbe zuvörderst in besonderen Klassen des Warschauer Gouvernements-Gymnasiums und dann auf den Universitäten zu St. Petersburg und Moskau gelehrt wird. Am Gymnasium zu Warschau wird zu diesem Zwecke das Gesetzbuch des Königreichs erklärt, ein kurzer Abriß der polnischen und römischen Rechtsgeschichte gegeben, das Civilrecht des Königreichs nebst dem civilrechtlichen Verfahren, das Strafrecht des Königreichs nebst dem strafrechtlichen Verfahren, das Hypotheken- und Notariatswesen, das Handelsrecht und alles die Localeinrichtungen des Königreichs Betreffende gelehrt. Das Gesetzbuch des Kaiserreichs soll in russischer Sprache erklärt, die römische Rechtsgeschichte in lateinischer oder russischer Sprache vorgetragen, außerdem als juristische Hülfswissenschaften noch die Geschichte und Statistik des russischen Reichs in russischer, die römische Literatur in polnischer und die russische Literatur in russischer Sprache gelehrt werden.

Kirche. Da die für Westsibirien bisher bestandenen zwei lutherisch-evangelischen Pfarreien zu Barnaul und Omsk dem Bedarf der Landesbewohner nicht mehr entsprechen, so ist noch ein dritter Pfarrer in Tobolsk angestellt worden, so daß jetzt zwei Divisions- und ein Gouvernementsprediger in diesem Theile des Landes bestehen. Der Gouvernementsprediger hat seinen Sitz in der finnischen Colonie Rückkuno, und bereist jährlich wenigstens einmal die Orte Omsk, Zora, Kainsk und andere in der Umgegend belegene Flecken und Ortschaften;

der erſte Diviſionsprediger wohnt in Tobolsk und leitet die geiſtlichen Angelegenheiten der Lutheraner dieſes Gouvernements; der zweite Diviſionsprediger wohnt in Barnaul und verwaltet die geiſtlichen Angelegenheiten des Gouvernements Tomsk. Der Gouvernementsprediger erhält jährlich 1500 Rubel und 300 Rubel für den Unterhalt eines Küſters und Schulmeiſters; jede der beiden Diviſionsprediger 1000 Rubel aus dem Kriegsminiſterium und 200 Rubel zum Unterhalt eines Küſters aus dem Staatsſchatz; der Prediger in Tomsk bezieht noch 300 Rubel von den Kolywano-Woſkreſenskiſchen Hüttenwerken.

Schule. Seit dem Jahre 1836, wo die ruſſiſche Regierung verordnete, daß zur Ausbildung der Handwerker und Gewerbsklaſſen an den ruſſiſchen Univerſitäten Vorleſungen über diejenigen Wiſſenſchaften zu eröffnen ſeyen, die der Vervollkommnung dieſer Aemter ſpeciell gewidmet ſind, hat ſich die Zuhörerzahl fortdauernd vermehrt. Im letzten Winterſemeſter wohnten in Dorpat 70 — 80 Perſonen den Vorleſungen der Profeſſoren Göbel, Schmalz und Parrot über Metallgewinnung und ihre Anwendung auf Künſte und Gewerbe, populäre Technologie und Mechanik bei. An der Univerſität Charkoff nahmen im Winter 1838 u. 39 an den Vorleſungen zweier Profeſſoren über praktiſche Mechanik und techniſche Chemie 2—300 Zuhörer Theil; in Kaſan war die Theilnahme noch größer, indem eine Menge Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker die Vorleſungen beſuchten.

Einer Verfügung vom 10. April 1839 zufolge ſind Realklaſſen bei den Gymnaſien und Kreisſchulen organiſirt worden, in denen praktiſche Mechanik, techniſche Chemie, Technologie und darauf angewendete Zeichnenkunſt, in den Seeſtädten auch Handelswiſſenſchaft und Buchhaltung gelehrt wird. Dergleichen Realklaſſen beſtehen ſchon an den Gymnaſien in Tula, Wilna, Kurſk, und an den Kreisſchulen in Wilna und Kertſch. Zur Aufmunterung der Jugend werden den Schülern aus den freien, ſteuerpflichtigen Volksklaſſen, deren Fleiß und ſittliche Aufführung durch gute Zeugniſſe dargethan wird, mehrere Vorrechte zugeſtanden, die ſelbſt Bezug auf ihr Familienleben haben. — Zu Lehrern für dieſe techniſchen Unterrichtsgegenſtände werden jetzt an der Univerſität in St. Petersburg ſechs Studirende ausſchließlich für dieſen Beruf gebildet.

In Tiflis wird unter dem Schutze der Kaiſerin ein Fräuleininſtitut für die transkaukaſiſchen Provinzen errichtet. Es wird 60 Zöglinge auf Rechnung der Krone und 20 Privatpenſionärinnen aufnehmen. Von erſteren werden 40 aus der Zahl der Töchter aſiatiſcher Fürſten und Vaſallen Rußlands, die irgend einen Rang im Civil- oder Militärdienſt bekleiden, die übrigen 20 aus der Zahl der Töchter von Civil- und Militärperſonen der transkaukaſiſchen Provinzen genommen.

Induſtrie. Nach einem vom Aſtronomen Hrn. von Struve der Akademie zu St. Petersburg abgeſtatteten Bericht, über die neueſten Fortſchritte und den gegenwärtigen Zuſtand der Expedition, die unter ſeiner ſpeziellen Leitung mit der Meſſung eines Meridianbogens beauftragt war, iſt nur eine kleine Triangelreihe in Finnland noch zu meſſen übrig, um das trigonometriſche Syſtem der baltiſchen Provinzen vollſtändig zu machen; die dabei gebrauchten Inſtrumente werden an die Centralſternwarte auf dem Berge Pulkowa übergehen.

Einem Beſchluſſe des Miniſterkomité zufolge ſollen die im Reiche ſich aufhaltenden Zigeuner, die bisher ohne Anſiedlung und beſtimmte bürgerliche Gewerbe geſchäftlos in zahlreichen Banden zu nomadiſiren pflegten, in den Krondörfern, in deren Jurisdiktion ſie ergriffen werden, angeſiedelt ſeyn; wozu dem Miniſter der Reichsdomänen beſondere Vorſchriften ausgefertigt worden ſind. Zum Endtermin dieſer Anſiedlung iſt der 1. Jan. 1841 angeſetzt.

Den Juden des Reichs iſt durch einen Senatsukas vom 12. Juni unterſagt, die Einkünfte herrſchaftlicher Güter oder die von den Bauern zu leiſtenden Zahlungen in Pacht oder Arrende zu nehmen.

Dem Journal des Miniſteriums des Innern zufolge zählte im Jahre 1838 das Gouvernement St. Petersburg, ohne die Hauptſtadt, 150 Manufakturen, Fabriken und Hüttenwerke, deren jährlicher Vertrieb ſich auf 16,783,599 Rubel belief. Im Jahre 1839 befanden ſich im Gouvernement Witebsk 709 Manufakturen und Fabriken und im Gouvernement Niſchnei-Nowgorod mit Einſchluß der Hüttenwerke 598.

Ein ruſſiſcher Beamter, Mittner, hat die Entdeckung gemacht, daß der Abfall von den zur Zuckerfabrikation verwendeten Runkelrüben zum Brodbacken gebraucht werden kann. Der Geſchmack des aus dieſem Abfall gewonnenen Mehles ſoll dem des Weizenmehles gleichkommen, mit dem es auch bei der Verwendung zum Backen vermiſcht werden muß; 60 Pfd. des ausgepreßten feuchten Abfalls geben 18 Pfd. trocknen Mehles, das ſich lange hält; und von dieſem Mehle werden beim Brodbacken 8 Pfd. zu 2 Pfd. Weizenmehl genommen.

Griechenland.

Universität. Die Zahl der in Athen Studirenden beläuft ſich auf 212, wovon 10 Theologie; 137 Jurisprudenz (38 immatrikulirt und 99 andere ordentliche Zuhörer); 30 Medizin (28 Stud. 2 andere ord. Zuh.); 35 Philoſophie (30 Stud. 15 andere ord. Zuh.) ſtudiren. Das Lehrerperſonal beſteht aus 19 prof. ord., 2 prof. extraord., 9 prof. honor., 4 Privatdocenten; von dieſen Lehrern hat die Theologie 1 ordentl. und 1 außerord. Profeſſor, die Jurisprudenz 2 ord., 5 honorar. Profeſſoren und 3 Privatdocenten; die Medizin 5 ord. und 3 Honorar-Profeſſoren; die Philoſophie 11 ord., 1 außerord. 1 honor. Profeſſor und 1 Privatdocenten.

Türkei.

Kirche. Nach einem neulich vom Großherrn erlaſſenen und den beiden chriſtlichen Patriarchen ſowohl als dem jüdiſchen Oberrabiner mitgetheilten Ferman ſoll, wenn künftig zwiſchen den Bekennern zweier von den drei Religionen eine auf Sachen der Religion ſich beziehende Streitigkeit ausbricht, dieſe dem oberſten Juſtizkollegium übergeben, und entweder in den Sitzungen dieſes Kollegiums, oder durch Bevollmächtigte deſſelben geſchlichtet werden.

Universitäten. In einer der letzten Sitzungen des Conseil de médicine, wurde vom Präſidenten der Antrag gemacht, zum Studium der Medicin auch die Rajas zuzulaſſen, während bis jetzt nur türkiſche Knaben angenommen wurden.

An alle in Konſtantinopel praktizirende Aerzte ſind Einladungen vom Conſeil ergangen, ihre Diplome zur Unterſuchung vorzulegen.

Das Conſeil hat auch in den Profeſſoren Bernard, Kallega und Dr. Spitzer eine Kommiſſion niedergeſetzt, um eine Militär-Pharmakopöe zu verfaſſen.

Literatur. In Konſtantinopel wird ein in türkiſcher Volksſprache geſchriebenes Wochenjournal gegründet, das politiſchen, literariſchen und kommerziellen Inhalts ſeyn und Anzeigen aufnehmen wird.

Induſtrie. Die türkiſche Bevölkerung drängt ſich ſchaarenweiſe zu der neuerrichteten Vaccinationsanſtalt, wo gratis geimpft wird.

Perſien.

Nach franzöſiſchen Reiſeberichten ſoll es dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen Sercey, am perſiſchen Hofe gelungen ſeyn, eine chriſtliche Kirche, die den perſiſchen Chriſten ſeit lange verſchloſſen war, franzöſiſchen Geiſtlichen zum gottesdienſtlichen Gebrauch wieder öffnen zu laſſen.

Oſtindien.

Akademie. Die aſiatiſche Geſellſchaft in Calcutta iſt von der Direction der oſtindiſchen Compagnie in London ermächtigt worden, 2000 Rupien zur jährlichen Beſoldung eines Curators des naturgeſchichtlichen Muſeums der Geſellſchaft zu verwenden und naturhiſtoriſche Sammlungen von Zeit zu Zeit auf Staatskoſten anzukaufen.

Kirche. Die Methodiſten in London und Calcutta haben die Regierung vermocht die Taxe auf die Pilgrime an den Pilgerſtätten abzuſchaffen, und den Einfuhrzoll auf alles Papier, das zum Druck von Büchern beſtimmt iſt, aufzuheben.

Schule. Das Comité für öffentliche Erziehung in Calcutta hat von der Regierung eine Vermehrung ſeiner Fonds von jährlich 100,000 Rupien verlangt, um im Stande zu ſeyn, mehrere längſt beſchloſſene Verbeſſerungen in den Hindu- und mahomedaniſchen hohen Schulen in Agra, Benares und andern Städten ins Werk zu ſetzen.

Der junge Radſcha von Burdwar hat der mediciniſchen Schule in Calcutta 80,000 Rupien geſchenkt, und verſprochen, 20 junge Hindu aus Burdwar nach Calcutta zu ſchicken, um auf ſeine Koſten Medicin zu ſtudiren.

Literatur. In Calcutta hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um die wichtigſten engliſchen Werke über Indien ins Bengaliſche zu überſetzen und im Druck herauszugeben.

Eine Geſellſchaft Braminen, geleitet von dem bekannten, um indiſche Erziehung viel verdienten James Muir, überſetzt nützliche Werke aus dem Engliſchen ins Sanskrit. Sie hat kürzlich eine Geſchichte von Indien und eine Beſchreibung von England in Sanskritverſen herausgegeben.

Die Methodiſten überſetzen die Bibel ſo ſchlecht in Sanskrit, daß ein Correſpondent aus Bengalen in der Allgemeinen Zeitung meint, man ſollte ſie eher verbieten als befördern, da ſie das Chriſtenthum nur lächerlich machen könnten.

Algier.

Schule. Nach der ſtatiſtiſchen Ueberſicht des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums gibt es jetzt in Algier eine höhere Schule, eine arabiſche Elementarſchule, eine Schule für wechſelſeitigen Unterricht, eine mauriſch-franzöſiſche Schule, zwei Kommunalſchulen, eine Schule der barmherzigen Schweſtern, eine Schule für junge Jüdinnen und vier Privatſchulen. Die Zahl ſämmtlicher Schüler, welche dieſe ſeit 1833 beſtehenden Schulen beſuchen, beläuft ſich auf 1430.

Kapkolonie.

Schule. Die Hottentottenniederlaſſung am Katriver, welche vor einigen Jahren von Sir Andries Stockenſtrom gegründet wurde, hat jetzt ſechzehn Schulen gebaut, in denen 970 Kinder unterrichtet werden. Eine Menge Kaffern haben ſich in der Nähe dieſes Fluſſes angeſiedelt, um Prediger und Schulmeiſter von ihnen zu erhalten.

Nordamerika.

In den Vereinigten Staaten erſcheinen jetzt 1385 Journale und periodiſche Schriften, wovon 267 in Neu-England, 274 in New-York, 256 in Pennſylvanien und 164 in Ohio [illegible].

Verbeſſerungen.

Seite	81	Linie	16	v. u.	lies	die Einzelnen ſt. den Einzelnen.
—	85	—	1	v. o.	—	Przempszl ſt. Peremyszl.
—	85	—	2	v. o.	—	Bocſnia ſt. Bocſina.
—	85	—	11	v. o.	—	Ereries ſt. Ereriee.
—	90	—	14	v. o.	—	her ſt. hier.
—	90	—	2	v. u.	—	Biarmien ſt. Biormien.
—	90	—	6	v. u.	—	Biarmien ſt. Biormien.
—	91	—	6	v. u.	—	1399 ſt. 1397.
—	93	—	13	v. o.	—	indeß ſt. nicht.
—	94	—	6	v. o.	—	Nikon ſt. Bikon.
—	94	—	16	v. o.	—	Nikon ſt. Biken.
—	94	—	20	v. o.	—	Nikon ſt. Bikon.
—	94	—	1	v. u.	—	ſüdbaltiſchen ſt. ſüdbeltiſchen.
—	95	—	7	v. o.	—	Ingermannland ſt. Ungermannland.
—	99	—	5	v. u.	—	Madſcharen ſt. Matſcharen.
—	100	—	14	v. o.	—	Duan ſt. Duehan.
—	100	—	19	v. o.	—	furchtbarer ſt. furchtbar.
—	101	—	4	v. u.	—	Komitatsinſtitutionen ſt. Komitatskonſtitutionen.
—	103	—	5	v. u.	—	otetschestwennya ſt. otetschestremnya.
—	104	—	8	v. o.	—	romaniſchen ſt. normaniſchen.
—	105	—	4	v. o.	—	Tygebnik ſt. Tygodrik.
—	105	—	9	v. u.	—	Wuk's ſt. Wull's.
—	105	—	10	v. u.	—	Dubrowski's, Kucharski's ſt. Dabrowski's, Kuctarski's.

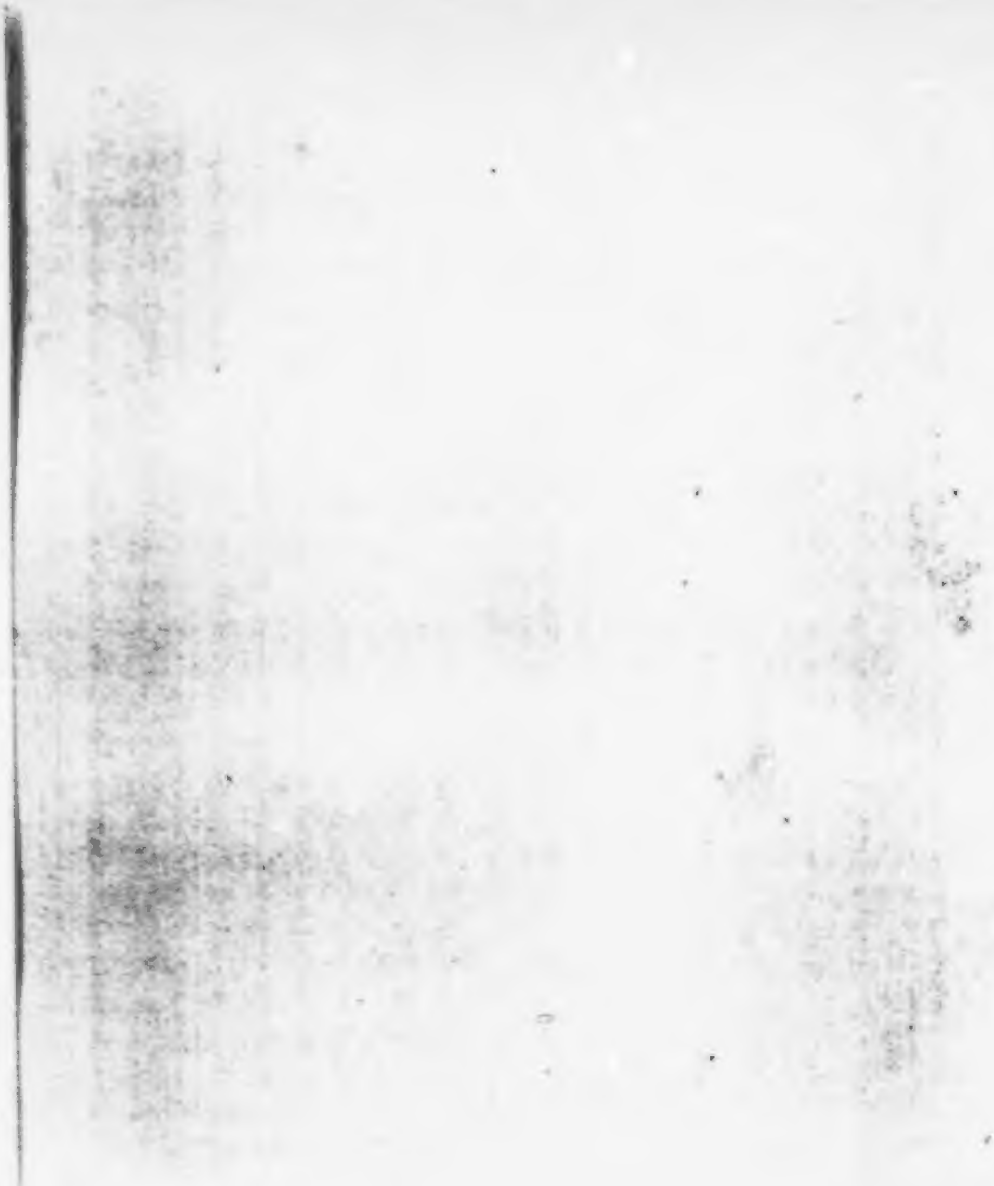

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Erſtes Heft.

1841.

Katalog Nr. 4116.
Katalog Nr. 263.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

142 D 173

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Ueber die Schwankungen des cirkulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreiſe der Dinge in den letzten fünf Decennien	1
Deutſchland und die Schweiz	73
Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unſerer Zeit	113
Unſer Unterrichtsweſen im Verhältniß zur Nationalität	126
Ueber die Vertheidigung des weſtlichen Deutſchlands gegen Frankreich; beſonders Beantwortung der Frage: Soll Raſtatt eine Bundesfeſtung werden?	149
Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen	169
Ueber Provinzialſtände	245
Gedanken über das Verhältniß der Naturforſchung zur heutigen Kultur	273
Ideen zu einer künftigen kritiſchen Geſammtausgabe der Werke von Leibnitz. Vorgeleſen in der Geſammtſitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 2. April 1840	315
Kurze Notizen	337

Volkswirtschaftliche Sammlung der Universität LEIPZIG

Ueber die Schwankungen

des

cirkulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien.

Unter die merkwürdigsten Erscheinungen, die der Haushalt der Völker in den letzten fünf Decennien darbet, gehören die beträchtlichen Schwankungen des Tauschwerths der edlen Metalle, oder des Geldpreises der Dinge aus allgemeinen, weithin wirkenden Ursachen. Wir glauben keine unfruchtbare Arbeit zu übernehmen, wenn wir diese Erscheinungen in der Verkettung mit ihren Ursachen einer nähern Betrachtung unterwerfen. Führt sie uns zur richtigen Beurtheilung der Vergangenheit, so dürfte sie vielleicht zugleich Belehrungen gewähren, welche die Berechnung künftiger Ereignisse aus den Zeichen der Gegenwart erleichtern und in ähnlichen Fällen gegen irrige, in ihren praktischen Folgen oft sehr nachtheilige Ansichten bewahren. Leicht begreiflich kann unsere Absicht nicht seyn, in das unendliche Detail der Preisveränderungen auch nur der wichtigeren Gegenstände des Tausches in einer so langen Periode, oder in eine Erörterung der gewöhnlichen, zu aller Zeit wahrnehmbaren Fluktuationen uns einzulassen, welche das Ergebniß der mannichfaltigsten, dem steten Wechsel unterworfenen Begebenheiten sind. Unsere Aufgabe beschränkt sich auf die Untersuchung jener Ursachen, die ihrer Stärke und Natur nach geeignet waren, einen für *längere Zeitabschnitte* nachhaltigen und erheblichen Einfluß auf die Geldpreise *im Allgemeinen* auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Verkehr

verbundenen, europäischen Marktgebiete, und insbesondere in Deutschland auszuüben. Unter diesen Ursachen nimmt der wechselnde Betrag der Umlaufsmittel eine der wichtigsten Stellen ein. Die Veränderungen, die sich hierin in dem letzten halben Jahrhundert periodisch ergaben, waren von solcher Bedeutung, daß man in der That sich wundern muß, wie man sich über den ursachlichen Zusammenhang mit ihren in den Oscillationen der Geldpreise der Dinge zur Erscheinung gekommenen Wirkungen so vielfältig täuschen konnte. An die Darstellung der Thatsachen, welche diese periodischen Veränderungen, wenn nicht in ihrer bestimmten Größe nachweisen, doch annähernd schätzen lassen, wollen wir die Ereignisse anderer Art, die ihren Einfluß zu verstärken oder zu schwächen geeignet waren, anknüpfen, und soweit es der Raum dieser Blätter gestattet, die Uebereinstimmung der, aus den Schwankungen des cirkulirenden Mediums sich ergebenden natürlichen Folgerungen mit den Erscheinungen darzuthun suchen, die der Markt in den Preisveränderungen wirklich darbot.

Wir haben dem Versuche, diese Aufgabe zu lösen, nur wenige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken. Unter dem Cirkulationsmedium begreifen wir nicht nur Metallmünzen, sondern auch Banknoten, welche zur Bewerkstelligung der Umsätze dienen, sey es nun, daß sie als gesetzliche Zahlungsmittel gelten, oder im freien Umlauf sich befinden, gegen edle Metalle einlösbar sind, oder ihre Einlösung aus irgend einer Ursache suspendirt ist, und sie in solchem Falle ihren in Metallwährung ausgedrückten Werth behaupten oder in deprecirtem Werthe cirkuliren. Nach dem unveränderlichen Gesetze der Nachfrage und des Ausgebots muß jede Vermehrung oder Verminderung der Cirkulationsmittel, unter sonst gleichen Umständen, eine Neigung der Geldpreise zum Steigen oder Fallen hervorbringen; und vermöge des Gesetzes, wornach die Preise der Dinge sich auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Weltmarkt (so weit es der Unterschied der Kosten des Transports der edlen Metalle und der Waaren gestattet, welche der eine Platz dem andern anzubieten vermag) sich auszugleichen streben, wird jeder Zuwachs, den die Cirkulation erhält, sich verhältnißmäßig zu vertheilen suchen. — Es ist klar, daß eine in Umlauf gesetzte Notenmenge, nur in dem Betrage, der die als Deckung dafür hinterlegten edlen Metalle übersteigt,

einer Vermehrung der Münzvorräthe gleichkommt, und daß ein depreciirtes Papier nur nach der Summe der Geld- und Silbermünzen zu berechnen iſt, die man damit kaufen kann. Ebenſo einleuchtend iſt, daß eine Ausgabe von Papieren, obwohl dieſe in ihrem Umlauf auf einen beſtimmten Umkreis beſchränkt bleiben, doch auf dem allgemeinen Geldmarkte in dem Maße fühlbar werden muß, als das Papier auf dem Markte ſeiner Geltung edle Metalle ablöst, die ihren Abfluß in andern Ländern ſuchen und finden. Den Einfluß, den ein mit ſchwankendem Kurſe im Umlauf befindliches Papiergeld auf dem allgemeinen Geldmarkte ausübt, iſt aber ohne Zweifel bedeutender, als er nach dem Mittelkurſe einer längern Periode anzuſchlagen wäre, da ein ſolches Papier, beim Mangel alles innern Werthes, nicht nur in Folge jeder vorübergehenden Abnahme der Werthumſätze, ſowie jeder zeitlichen Ungunſt der Handelsbilanz ſogleich zum Sinken ſich neigt, ſondern überhaupt viel ſchneller als Gold und Silber umläuft. Bei jeder erheblichen Vermehrung der Cirkulationsmittel muß man aber ihre nächſten Folgen von ihrer letzten Wirkung unterſcheiden. Der letzte Effekt jedes dauernden Zuwachſes, und wenn er den zehn- und zwanzigfachen Betrag der frühern Umlaufsſumme überſtiege, wird nur darin beſtehen, daß der Werth der Cirkulationsmittel in dem nämlichen Verhältniſſe mit der eingetretenen Vermehrung herabgeſetzt wird, inſoferne die Menge der Güterumſätze unverändert bleibt; denn das Geld dient nur als Mittel zum Austauſch der Güter und leiſtet denſelben Dienſt auf ganz gleiche Weiſe, es mag in größerer oder geringerer Menge vorhanden ſeyn. Allein dieſe Werthsverminderung wird nur allmählig erfolgen, da die allgemeine Anſicht, die über den Tauſchwerth des Geldes, oder über die Fähigkeit, mittelſt deſſelben über vorhandene, zum Leben nothwendige oder nützliche Dinge zu verfügen, ſich in jedem gegebenen Zuſtande bildet, auf den in der Vergangenheit gemachten Wahrnehmungen beruht. Eine Vermehrung der Cirkulationsmittel wird daher, indem ſie zunächſt die Anhäufung von Geldwerthen erleichtert, welche in der Cirkulation nicht gebunden, als disponible Kapitale erſcheinen, zu Unternehmungen des Handels und der Produktion ſo lange reizen, bis die wachſende Nachfrage nach Produktivdienſten und Produkten allmählig die Preiſe der Dinge nach der Reihe bis zu dem der Menge der Umlaufsmittel

entsprechenden Maße gesteigert hat. Die eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Schwankungen im Betrage der umlaufenden Papiere in kürzern Perioden, aus der so eben angegebenen Ursache hervorbringen, und die wir in mehreren Geld-, Handlungs- und industriellen Krisen in den letzten fünfundzwanzig Jahren zu beklagen hatten, werden wir gar nicht, oder wo es der Zusammenhang der Sache verlangt, nur ganz kurz berühren, da diese Materie bereits in einem frühern Aufsatze (über das englisch-amerikanische Bankwesen, Nro. IV. der Vierteljahrsschrift) auf das Befriedigendste beleuchtet wurde, und da es uns, wie gesagt, hauptsächlich um die Nachweisung der nachhaltigen Veränderungen zu thun ist, die sich in dem Umlaufsmedium überhaupt und in den Geldpreisen der Dinge ergeben haben, zu deren Ursachen die Papierkreationen zwar ebenfalls, aber hier nur in so ferne zu zählen sind, als sie durchschnittlich oder dauernd eine mehr oder weniger bedeutende Stelle in der europäischen Cirkulation einnahmen.

Zwar findet man auch die hierher gehörigen Fragen in zahlreichen Schriften abgehandelt, oder beiläufig berührt; eine vollständige, übersichtliche Darstellung, die zum Theil erst durch genauere Ermittelung mancher Thatsachen in der neuern Zeit möglich geworden,* scheint uns aber noch nicht auf eine, unserem Zwecke

* Hierher gehören hauptsächlich die Untersuchung von W. J. Jacob in seiner Schrift: „Ueber die Produktion und Consumtion der edlen Metalle" (vom Jahr 1831), übersetzt (im Jahr 1838) und mit (sehr schätzbaren) Zugaben versehen von C. Th. Kleinschrod; sodann eine Reihe englischer Consulatsberichte und anderer dem brittischen Parlament vorgelegter Nachweisungen, die zum Theil von Jacob nicht mehr benutzt werden konnten. Die nach unserer Ansicht mißlungene Darstellung in den, der Periode von 1809—1830 gewidmeten fünf letzten Kapiteln jener Schrift ließ uns eine berichtigende, bis auf die neueste Zeit gehende Darstellung als ein Bedürfniß erscheinen. In unserem hier folgenden Versuche glaubten wir aber so viel möglich vermeiden zu müssen, in ausführliche polemische Erörterungen einzugehen. — Auch was der Verfasser des genannten Aufsatzes im Anhange zu seiner Schrift: „Der öffentliche Kredit" (1820) über diesen Gegenstand sagte, findet verschiedene Berichtigungen, doch im Resultate für die Kriegsperiode eine Bestätigung. Die dort umständlich erörterten Fragen, namentlich das Steigen der Getreidepreise während der Kriegsperiode, werden hier nur kurz berührt.

entſprechende Weiſe gegeben worden zu ſeyn. Eine befriedigende Löſung unſerer Aufgabe hängt nach unſerer Anſicht weſentlich von der Erforſchung der Zeitabſchnitte ab, in welchen gleichartige Urſachen ſich konſtant in ihren Wirkungen überwiegend zeigten. Darnach glauben wir im Ueberblick der Ereigniſſe, die in ihrem Einfluß auf den Geldmarkt im Allgemeinen, und unter mannichfaltigen örtlichen Abweichungen, ſich durchkreuzten, von dem normalen Zuſtand vor dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts ausgehend, die Periode bis zum Jahr 1815 als eine ſolche bezeichnen zu dürfen, in welcher eine beträchtliche Vermehrung der Cirkulationsmittel auf dem ganzen europäiſchen Markte und inſonderheit in Deutſchland eintrat. Die folgenden Jahre bis 1818 bilden eine kurze Zwiſchenperiode, in welcher ſich die Urſachen einer bedeutenden Verminderung des cirkulirenden Mediums entwickelten, deren Folgen in der nächſten, ungefähr zwölfjährigen Periode ſich in dem Volkshaushalt anfänglich, und zwar bis 1826, in wachſender Stärke äußerten, dann aber bis 1830 in minderem Maße empfunden wurden, nachdem allmählig günſtigere Rückwirkungen eingetreten waren, welche in der folgenden Zeit ſich verſtärkten und in dem dritten Zeitabſchnitt, von 1830 an, wieder eine erheblichere Zunahme an Cirkulationsmitteln fühlbar werden ließen.

I. Wir finden, daß in der bezeichneten erſten Periode, bis nach Herſtellung des allgemeinen Weltfriedens im Jahr 1815, die Summe der edlen Metalle, welche von Amerika ausſtrömten, und die während der Kriegsperiode eingetretenen Papierkreationen das cirkulirende Medium Europas zu einer früher nie erreichten Größe anſchwellten, und jeden Einfluß, den andere Ereigniſſe auf die Nachfrage nach Umlaufsmitteln ausüben konnten, bei weitem überwogen.

Die in Europa als Münze umlaufenden edlen Metalle konnte man im Jahr 1790 zu ungefähr 7500 Millionen Livres Tournois und im Durchſchnitt der 1780er Jahre ungefähr zu 7100 Mill. Livres anſchlagen. Nahe dieſe Summen ergeben ſich, wenn man von den 8603 Mill. Livres, welche Freiherr v. Humboldt im Jahr 1803 als cirkulirend annahm, den in der Zwiſchenzeit von 1789 oder 1785 gewonnenen wahrſcheinlichen Zuwachs von jährlichen 15 Mill. Piaſtern abzieht. Gerbour berechnete im Jahr 1805

auf die Untersuchungen von Forbonnois sich stützend, die Masse des europäischen Numerärs im Jahr 1805 zu 10,600 Mill. Livr., Andere bedeutend niedriger, wie namentlich Storch (nach ganz willkürlicher Schätzung) nur zu 1662 Mill. Thlr. (circa 6500 Mill. Livres). Der Durchschnitt beider Summen kommt der ersten Schätzung nahe. Wir bleiben bei der Annahme des Freiherrn v. Humboldt stehen, dessen bekannte Untersuchung über diesen Gegenstand wir für die gründlichste halten.

Der cirkulirenden Metallsumme hat man den Werth des Dienstes beizuschlagen, welchen, vor den 1790er Jahren, die den Betrag der Bankreserven übersteigenden Noten der verschiedenen Banken und das auf einzelnen Märkten umlaufende Papiergeld im Durchschnitt leisteten.

Die Summe der englischen Banknoten belief sich im Durchschnitt der Jahre 1780—1789 auf ungefähr 7¾ Mill. Pfd. St. * und gewährten, da in dieser Periode die baaren Vorräthe der Bank in der Regel die Hälfte, oft zwei Drittheile der umlaufenden Notenmenge erreichten, nur einen mittleren Ueberschuß von 3, bis höchstens 4 Mill. Pfd. St. Die englischen Provinzial- und Privatbanken, die irischen und schottischen Banken, welche zusammen gegenwärtig ungefähr die gleiche Summe, wie die englische Bank, in Umlauf setzen, näherten sich erst später in ihrer Notenausgabe diesem Verhältnisse, das sie während der Bankrestriktion noch überstiegen. Namentlich hatte die irische Bank noch unmittelbar vor der Bankrestriktion nur 621,917 Pfd. St. (irisch. Cour.) im Umlaufe. Wie weit die Bank von Schottland in den 1780er Jahren noch von der später erlangten Ausdehnung ihrer Geschäfte entfernt war, ergibt sich aus dem Umstande, daß damals ihr Kapital, welches erst im Jahr 1804 auf 1½ Mill. Pfd. St. erhöht wurde, nur 200,000 Pfd. St. betrug. Mit den größern Banken hielten aber die Privatbanken ungefähr gleichen Schritt. Man darf daher den effektiven Dienst, welchen in den 1780er Jahren die Banknoten der brittischen Cirkulation leisteten, schwerlich höher als zu 6—7 Mill. Pfd. St., oder 152—176 Mill. Fr. anschlagen.

---

* Nach den bekannt gemachten Angaben über die Notenmenge, die am 28. Febr. und 31. August jedes Jahres cirkulirten.

Oeſterreich hatte vor 1790 anfänglich 12, ſpäter 20 Mill. Gulden Banknoten im Umlauf, die aber, gegen Metallmünze einlösbar, eine theilweiſe Deckung erforderten.

In Frankreich gab nur die Pariſer Diskontkaſſe, deren Stammvermögen ſich nicht über 17½ Mill. Livres belief, Zettel aus, deren Umlauf auf den Platz von Paris beſchränkt war. Ihr mittlerer Betrag konnte, ſo lange die Bank Baarzahlung leiſtete, bei weitem die 160 Mill. Livres nicht erreicht haben, die ſich in deprecirtem Werthe und zuletzt mit gezwungenem Kurſe, im Jahre 1790 im Umlauf befanden,* nachdem erſt kurz zuvor die Bank ihre Vorſchüſſe an den Staatsſchatz bedeutend verſtärkt hatte, und dadurch zur Einſtellung der Baarzahlung genöthigt worden war.

Auf ungefähr 54 Mill. Rubel oder 216 Mill. Fr. berechnete ſich nach ihrem Silberwerthe die Menge des Papiergeldes, das in dem ruſſiſchen Reiche in den 1780er Jahren cirkulirte. Bis zum Jahr 1787 befanden ſich nur 40 Mill. Rubel (160 Mill. Fr.) im Umlauf. Von den kleinern nordiſchen Reichen war Dänemark mit einem Papier, deſſen deprecirter Werth 40—50 Mill. Franken betragen mochte, angefüllt, während Schweden erſt in den letzten Jahren jenes Decenniums, mit dem Ausbruch des ruſſiſchen Krieges, ſeine Emiſſionen wiederum verſtärkte.

Hiernach möchten wir die Summe des Metallwerthes des Papiergeldes und der die Bankreſerven überſteigenden (einlösbaren) Banknoten, welche in dem Decennium von 1780—1790 in Europa cirkulirten, nicht über 500—600 Mill. Fr. ſchätzen, und ohne Gefahr eines dem Zwecke unſerer Unterſuchung nachtheiligen Irrthums glauben wir den ganzen Betrag ſämmtlicher Cirkulationsmittel zu Anfang der 1790er Jahre zu 8000 Mill. Fr., und im Durchſchnitt der 1790er Jahre zu 7600 Mill. in runder Summe annehmen zu dürfen.

Sogleich beim Beginn der folgenden 25jährigen Periode wurde nun der Markt des an klingender Münze reichſten europäiſchen Landes mit einer unermeßlichen Summe von Papier überſchwemmt, und wenn daſſelbe auch nach wenigen Jahren wieder gänzlich verſchwand, ſo ergab ſich anderwärts und gleichzeitig ein reichlicher Erſatz. Der zerrüttete Zuſtand der Finanzen hatte bekanntlich in

* Histoire financière de la France par Bresson 1839. II. Bd. S. 156.

Frankreich bereits vor dem Ausbruch des Krieges zum Gebrauche eines Papiergeldes, der Aſſignaten, geführt, deren im April 1790 auf 400 Mill. Liv. beſtimmter Betrag bis 1796 auf 45,975 Mill. Fr. ſtieg, und welchen, nach ihrer gänzlichen Entwerthung, die Ausgabe der Mandate im Belaufe von 2400 Mill. folgte.

Obwohl dieſe Papiere in ihrer fortſchreitenden Depreciation, kaum mehr den Namen von Cirkulationsmitteln verdienten, ſo übten ſie doch auf dem allgemeinen Geldmarkte einen ſehr fühlbaren Einfluß aus; denn, indem ſie in Frankreich in Verbindung mit andern Umſtänden eine gänzliche Stockung des Verkehrs bewirkten, und ihn auf die nothwendigſten Transaktionen beſchränkten, trieben ſie beträchtliche Summen edler Metalle in das Ausland. Sie erleichterten auch den zahlreichen Auswanderern, die Werthe, die ſie nur immer zu realiſiren vermochten, in den von der Cirkulation ausgeſtoßenen Gold- und Silbermünzen zu beziehen. Durch die ſchon früher begonnenen Auswanderungen, und durch fremde Kapitaliſten, die ihre in Frankreich angelegten Fonds ſich zu veräußern beeilten, waren dem Lande nach ungefährer Schätzung bereits am Schluſſe des Jahres 1789 über 500 Mill. Livres edler Metalle entzogen worden.

Von den 2000—2400 Mill. Livres Gold- und Silbergeld, das nach den verſchiedenen Annahmen vor der Revolution in Frankreich cirkulirte, war zuletzt wohl der größte Theil nach England, Deutſchland und der Schweiz abgefloſſen, und hatte ſich von da aus allmählig weiter vertheilt, als man zur Wiederherſtellung der Metallcirkulation zu ſchreiten begann, im November 1796 die Entrichtung der Steuern alternativ in Geld oder Mandaten verordnete,* und ſodann verfügte, daß vom 2. Merz 1797 an

* Um der fortſchreitenden Entwerthung der Papiere nicht durch eine eben ſo raſche Erhebung der Steuern folgen zu müſſen, war man auf den Gedanken gekommen, einen Theil derſelben in Getreide zu erheben. Der Steuerpflichtige hatte für eine Quote des Steuerbetrags ſo viel Getreide verſchiedener Gattung zu liefern, als man im Jahr 1790 nach dem damaligen Preiſe mit dem gleichen Betrag in Silbermünze kaufen konnte. Wer nicht in natura zu liefern vermochte, hatte die berechnete Getreidequantität nach den Preiſen des laufenden Jahres zu vergüten. Die mannichfaltigen auf einander folgenden Beſtimmungen über die Bezahlung der Steuern in Metallmünzen und

die Mandaten als Papiergeld zu cirkuliren aufhören, und die Entrichtung der Steuern in klingender Münze eintreten ſolle. Die Folgen zeigten ſich in Frankreich in der nächſten Zeit in der ungemeinen Wohlfeilheit der Produkte des Ackerbaues, * ſo wie außerhalb Frankreich der Zufluß an edlen Metallen die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht hatte. Mit der allmähligen Herſtellung eines leidlicheren Zuſtandes, nach dem Verſchwinden der Schreckensregierung und mit der Einziehung der Mandate durch Steuern und Domänenverkäufe, kehrten die Summen, welche im Lande als Nothpfennige und verborgene Schätze ſich erhalten hatten, wieder in die Cirkulation zurück, und in wenigen Jahren hatte Frankreich ſeinen frühern Metallreichthum wieder gewonnen. Was dem entleerten Markte der direkte oder mittelbare Verkehr mit andern nicht wiedergab, gewährte in reicherm Maaße das Kriegsglück. In frei umlaufendem, gegen klingende Münze einlösbarem Papier konnte man anfänglich bei der Zerrüttung alles Kredits keine Hilfe ſuchen, und auch ſpäter, nachdem die im Jahre 1800 errichtete geſellſchaftliche Bank dem Verkehr dieſe Hilfsmittel in allmählig bis zum Jahr 1806 wachſendem Betrage angeboten hatte, überſtieg die mittlere umlaufende Notenmenge nicht 100 Mill. Franken, und mochte kaum die mittlere Ausgabe der Discontkaſſe in den 1780er Jahren erreichen. Auf dem allgemeinen Geldmarkte des übrigen Europas konnte aber der beträchtliche Abfluß der edlen Metalle, welche von 1797 an allmählig wieder die Kanäle der franzöſiſchen Geldcirkulation anfüllten, nicht fühlbar werden, weil nun, wie geſagt, gleichzeitig in andern Staaten die Papierkreationen einen

---

Papier nach dem Gleichwerthe, über die theilweiſe Berichtigung deſſelben in Getreide, über die Annahme des Papiers nach dem Kurſe, und über das Verhältniß der Aſſignaten und Mandaten, brachten im Finanzhaushalt eine gränzenloſe Verwirrung hervor, und machten die einfache Darſtellung der rückſtändigen direkten Steuern zu einem Geſchäfte, von dem der Finanzminiſter ſagen konnte: „Ce tableau a coûté 18 mois de travail, a donné lieu à 3800 lettres; mais il prouve qu'on est enfin parvenu à débrouiller le dédale presque inextricable de tout l'arriéré des contributions.“

* Bittere Klagen hierüber enthält der Bericht, der im Rathe der Alten, auf deſſen Beſchluß vom 8. Fructidor IV. (25. Auguſt 1798), über das Budget für das Jahr VII erſtattet wurde.

Umfang gewannen, welche noch weit beträchtlichere Summen ablösten.

In Großbritannien fingen nämlich im Jahr 1796, gerade als in Frankreich die ersten Schritte zur Herstellung der Metallcirkulation geschahen, die Verhältnisse sich zu entwickeln an, welche im Jahr 1797 die Suspension der Baarzahlung der englischen Bank herbeiführten. Die nähern Umstände, unter welchen diese Maßregel eintrat, können wir hier füglich unberührt lassen; wir wollen nur daran erinnern, wie in Folge derselben das gemünzte Gold und Silber, das man zusammen auf 30—36 Mill. Pfd. St. schätzte, immer mehr aus der Cirkulation verschwand, und seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, neben abgeriebenen Silbermünzen und 25 Procent unter dem gesetzlichen Münzfuße ausgeprägten Banklocken, das cirkulirende Medium fast ausschließlich aus Papier bestand. Der Metallwerth der Notenmenge, die sich bis zur Wiederaufnahme der Baarzahlung jeweils im Umlauf befand, läßt sich aber nur annähernd schätzen, da über die Umlaufszeit der Noten der englischen Privatbanken, so wie über den jeweiligen Betrag der irischen und schottischen Cirkulation keine genauen Notizen gegeben sind. Die englische Bank, die im Durchschnitt von 1790—1795 circa 11 Mill. Pfd. St. bei einer mittlern Reserve von circa 4½ Mill. im Umlauf hatte, vermehrte ihre Noten anfänglich nur wenig, sodann allmählig unter zeitlichen Schwankungen bis zum Jahr 1802 auf circa 17 Mill., bis 1810 auf circa 24 Mill., im Jahr 1814 auf 28 Mill. und im Jahr 1817 auf 30 Mill. Mit der Zahl der Privatbanken, die von 1798—1806 von 230 (280) auf 570, und bis 1814 auf 900 (940) zunahm, stieg gleich rasch der Betrag ihrer Noten, der nach den niedrigsten Schätzungen im Jahr 1806 schon circa 18 Mill. Pfd. St. erreichte, von 1809—1814 zwischen circa 20 und 23⅞ Mill. Pfd. St. schwankte, später aber, nachdem von 1814—1817 mehrere Banken fallirt hatten, sich wieder verminderte, während die englische Bank ihre Emissionen verstärkte. Nach Mac Culloch's Angaben über die englischen Banknoten, die im Februar und August jedes Jahres umliefen, über den jährlichen Durchschnittsbetrag der Landbanknoten und über die jährlichen Papierpreise des Goldes, berechnet sich die Summe der Papiercirkulation in England, im Mittel der Jahre 1800—1812,

über 40 Mill. Pfd. St. im Goldwerthe. Nach dem Durchschnitte der Jahre 1813—1815 ist sie etwas niedriger,* allein im Mittel der Jahre 1816—1818 mit nahe 44⅞ Mill. Pfd. St. bedeutend höher, und im Durchschnitt von 1813—1818 ganz nahe 40 Mill. Pfd. Sterling. Die Bank von Irland vermehrte den mittlern Betrag ihrer Noten, der im Jahr 1797 sich nur auf 759,432 Pfd. St. belief, bis 1809 über 3 Mill., bis 1813 über 4 Mill., im Jahr 1815 auf 4½ Mill. Pfd. St. irisch. Da gleichzeitig die Zahl der Privatbanken und ihre Emissionen sich auf eine Weise vermehrten, die zuletzt den Sturz der meisten derselben herbeiführte, und da, wie in Großbritannien, während der Restriktion nur Papier umlief, so mochte der Gesammtwerth desselben in der letzten Hälfte der Kriegsperiode wohl die Summe von 7 bis 8 Mill. Pfd. St. erreicht haben, auf welche man in der neuern Zeit die irische Papiercirkulation schätzte. Den mittlern jährlichen Betrag sämmtlicher Banknoten, welche in Schottland in der spätern Kriegsperiode umliefen, finden wir (wahrscheinlich zu hoch) zu 9—12 Mill. Pfd. St. angeschlagen. Wenn derselbe in seinem Goldwerth auch nur 6 Mill. Pfd. St. und die Summe der irischen und schottischen Cirkulation zusammen daher nur zu circa 14 Mill. Pfd. St. (⅗ der englischen, bei dem weit stärkern Verhältniß der Bevölkerung von 17:20) angenommen wird, so erhält man einen Totalbetrag von 54 Mill. Pfd. St. In so ferne nun die Notenmenge, welche in den 1780er Jahren in den drei Reichen umlief, die Summen der damaligen Bankreserven nur um 7 Mill. Pfd. St. überstieg, so ergibt sich eine effektive Vermehrung von 47 Mill. Pfd. St.** Ein reicher Strom von

---

* Das Cirkulationsbedürfniß hat sich in diesen Jahren gewiß nicht vermindert, dagegen die plötzliche verstärkte Nachfrage nach Gold zur Ausfuhr nach dem Continent den Papierpreis des Goldes bedeutend erhöht. Die Berechnung nach dem, durch solche Nachfrage plötzlich gesteigerten Preise gibt ein zu niedriges Resultat.

** Wollte man den Angaben folgen, welche den Betrag der umlaufenden englischen Privatbanknoten in einer Reihe von Jahren, statt wie Mac Culloch zu 19—23 Mill. Pfd. St., zu 25—29 Mill. Pfd. St. berechneten, so würde die Vermehrung noch beträchtlicher erscheinen. Da aber die englischen Privatbanken ihre Zettel auf Verlangen gegen Noten der englischen Bank einzulösen hatten, und diese Bank auch,

Gold und Silber, dem der brittiſche Handel ſtets wieder neue Zuflüſſe durch mittelbare oder unmittelbare Bezüge aus Amerika zu verſchaffen wußte, ergoß ſich in dieſer Periode von England aus auf den europäiſchen Kontinent. Bald waren es Subſidien, deren Geſammtbetrag 45 Mill. Pfd. St. erreichte, bald Anlehen, bald, wie namentlich in den Jahren 1800—1802, der wachſende Bedarf an Getreide, bald die Koſten des Unterhalts ſeiner Heere, welche Zahlungen erforderten, die, durch die Ausfuhr brittiſcher Handelsartikel nicht vollſtändig gedeckt, Metallſendungen veranlaßten.

In Oeſterreich wurde ungefähr gleichzeitig wie in England der Dienſt der edlen Metalle von dem Papiere faſt vollſtändig übernommen. Die allmählige Vermehrung der Banknoten führte in den Jahren 1797—1798 anfänglich zu einer Beſchränkung, und ſo fort zur gänzlichen Einſtellung der Einlöſung gegen klingende Münze. Die Ablöſung des größten Theils des umlaufenden Gold- und Silbergeldes, deſſen Betrag man früher auf circa 300 Mill. Gulden berechnete, trat ein, als im Jahr 1800 zu den Zetteln von 5 Gulden und darüber weitere von 1 und 2 Gulden kamen, und ihre Geſammtmaſſe bis zu dem Jahre 1806 auf 400 bis 500 Mill. Gulden, ſodann aber, ohne einen weitern Effekt als den einer fortſchreitenden Depreciation hervorzubringen, bis zum Jahr 1811 auf 1060 Mill. Gulden ſtieg. Neben dieſem Papiere, das zuletzt unter ein Fünftel, kurze Zeit hindurch ſelbſt bis auf ein Zehntel ſeines Nominalwerthes herabſank, kurſirte ein Kupfergeld, welches in einer, ſeinen Stoffwerth vielfach überſteigenden nominalen Geltung nicht nur als Scheidemünze, ſondern auch in Stücken zu 15 und 30 kr. ausgeprägt war, und deſſen Nominalbetrag im Jahr 1809 zu 80 Mill. Gulden angenommen ward. Man dürfte, ehe das Marktgebiet des öſterreichiſchen Geldes die im Jahr 1809 eingetretene Verminderung erlitt, den Metallwerth des Zuwachſes, den die europäiſche Cirkulation durch

---

während der Reſtriction ſtets Barrenvorräthe beſaß (von 1809—1815 circa 2—3½ Mill. Pfd. St., von 1800 bis 1808 zeitweiſe größere Summen), ſo möchten wir doch den effektiven Zuwachs, den die Cirkulation durch die verſtärkten brittiſchen Papierausgaben während der Kriegsperiode erhielt, nicht über 40 Mill. Pfd. St. ſchätzen.

ſeine Papierkreationen erhielt, wohl über 200, jedoch in der kurzen Zwiſchenzeit bis zur Herſtellung des Friedens kaum zu 180 Mill. Gulden ſchätzen. Obwohl im Jahr 1812 an die Stelle der Bankzettel andere Papiere (die Einlöſungsſcheine, je 100 für 500 Gulden Bankzettel, im Ganzen 212 Mill. Gulden) traten, und im Jahr 1813 die Anticipationsſcheine hinzukamen, ſofort die Papiermaſſe wieder ſtieg, ſo ergaben ſich doch bis 1816 keine weſentlichen Veränderungen, indem die Schwankungen im Nominalbetrage ſich mehr oder weniger im Metallpreiſe ausglichen.

Beim Eintritt der Friedensperiode befanden ſich über 650 Mill. Gulden Papier im Umlauf, die nach dem mittlern Kurſe von 350 einen Werth von 185 Mill. Gulden in Silber hatten.

Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt die europäiſche Cirkulation ferner durch die allmählige Vermehrung des Papiergeldes des ruſſiſchen Reiches. Die Maſſe der Aſſignaten, die von 1787 bis 1790 von ihrem urſprünglichen Betrage von 40 Mill. Rub. auf 100 Mill. (90 Mill. in Silber) erhöht worden,* ſtieg allmählig bis zum Jahr 1810 auf 577 Mill. Rub. Man berechnete ihren Silberwerth im Jahr 1802 auf 132, im Jahr 1806 auf 232 und in den Jahren 1807—1809 auf 256 Mill. Rub. Die weitern Emiſſionen, welche die Summe der Aſſignaten bis zum Jahr 1817 auf 836 Mill. Rubel brachten, waren von einer in ſtärkerm Verhältniſſe als die Vermehrung des Papiers fortſchreitenden Depreciation begleitet, indem deſſen Kurs im Jahr 1815 bis auf 418 fiel und in den Jahren 1816—1817 zu 383—379 ſtand, wornach ihr Silberwerth ſich auf 200—220 Mill. Rubel berechnete, und gegen den mittlern Umlauf in den 1780er Jahren ein effektiver Zuwachs von 146—166 Mill. Rub. (584—664 Mill. Franken) erſcheint.

In den kleinern nordiſchen Reichen konnte in dieſer Periode das Papier kaum noch ein größeres Feld gewinnen, als es bereits in den 1780er Jahren eingenommen hatte. Doch wurde

---

* Nach andern Angaben hat die Papiermaſſe erſt in den Jahren 1791 bis 1792 die Summe von 94,800,000 Rubel, mit einem Silberwerthe von 75,640,000 Rubel, und in den Jahren 1794—1796 die Summe von 105,700,000 Rubel, mit einem Silberwerthe von 73,990,000 Rubel erreicht.

in Dänemark nichts verſäumt, die klingende Münze, welche damals noch etwa zurückgeblieben war, oder durch die im Anfang der 1790er Jahre getroffenen Anordnungen zur Verbeſſerung des Geldweſens ſich wieder geſammelt hatte, durch eine exceſſive Vermehrung des Papiergeldes bis zum Jahr 1813 wieder abzulöſen. Wenn in Schweden von den Jahren 1803—1807, in welchen man einen Ueberſchuß der Ausfuhr über die Einfuhr von circa 12 Mill. Thlr. berechnete, ſich die Geldverhältniſſe etwas gebeſſert hatten, ſo wurde in den folgenden Jahren bis 1814, unter fortſchreitender Verſchlechterung des hamburger Wechſelkurſes bis auf 120, der ſchwediſche Markt vollſtändiger als je zuvor entleert. Man berechnete den Abfluß in dieſen ſieben Jahren auf nahe 22 Millionen Thaler.

Dem Geldumlauf in Deutſchland fügten in der letzten Hälfte der Kriegsperiode Preußen durch ſeine Treſorſcheine und Sachſen durch ſeine Kaſſenbillets eine Summe bei, deren in die Friedensperiode übergegangener Betrag ſich auf circa 14½ Mill. Thlr. oder 54 Mill. Franken belief.

Abgeſehen von den wenig einflußreichen Veränderungen, die ſich in den italieniſchen Staaten und auf den Märkten der pyrenäiſchen Halbinſel ergaben,* läßt der Ueberblick der hier mitgetheilten Thatſachen auf eine Vermehrung des europäiſchen Papierumlaufs während der Kriegsperiode von 1900 bis 2000 Mill. Fr. ſchließen. Sie mag dieſe Summe ſchon nach der Mitte des erſten Decenniums des gegenwärtigen Jahrhunderts nahe erreicht haben, da die ſpätern verſtärkten Emiſſionen den Kurs der umlaufenden Papiere in demſelben Verhältniſſe herabſetzten, als ſie ihre Maße vergrößerten.

Dieſe Vermehrung der künſtlichen Umlaufsmittel fand in einer Periode Statt, in welcher, mit Ausnahme der letzten ihr noch angehörigen Kriegsjahre, die Produktion der edlen Metalle ihre höchſte Stufe erreicht hatte, und insbeſondere der Zufluß an Silber aus Amerika größer war, als je zuvor. Die mittlere jährliche Ausbeute der mexikaniſchen Minen, die ſich in den erſten Decennien

* Die ſpaniſchen Vales reales, die in der Kriegsperiode einigen erheblichen Zuwachs erhielten, bringen wir, da ſie verzinslich waren, hier nicht in Anſchlag.

des vorigen Jahrhunderts von 5 Mill. auf 12½ Mill. Piaſter erhöht, und in 30jähriger Periode, von 1760—1789, nahe 15 Mill. Piaſter erreicht hatte, ſtieg in dem Decennium von 1790 bis 1799 über 23 Mill. Piaſter, während auch in den übrigen amerikaniſchen Erzeugungsländern, mit Ausnahme von Braſilien, die Produktion im Ganzen fortgeſchritten war.

Die geſammte Gold- und Silberproduktion von Amerika und Europa mit Sibirien, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu 47½ Mill. geſchätzt wurde, erhöhte ſich wahrſcheinlich in der letzten Zeit vor dem Verfall des amerikaniſchen Bergbaues auf circa 52 Mill. Piaſter. Gleichwohl wollen wir den mittlern jährlichen Zuwachs, den Europa von 1791—1809 erhielt, der Schätzung des Freiherrn von Humboldt folgend, nur zu 15 Mill. Piaſter, oder ungefähr 80 Mill. Fr. berechnen. *

Erſt mit dem Jahre 1810 traten jene bekannten Ereigniſſe ein, welche eine fortſchreitende Verminderung der amerikaniſchen Produktion herbeiführten. Die Abnahme war aber in der erſten Zeit der bürgerlichen Unruhen bei weitem nicht ſo bedeutend, als ſie ſich ſpäter zeigte. In die Periode von 1810—1815 fiel für Europa die reiche Ausbeute von 1809, da der europäiſche Markt im Durchſchnitt wohl frühеſtens erſt nach Ablauf eines Jahres ſeinen Antheil an den Lieferungen der amerikaniſchen Münzſtätten empfängt. Iſt der wahrſcheinliche Abfluß der Bergwerksprodukte

---

* Nach dieſer Schätzung wurde vorausgeſetzt, daß von den gewonnenen 47½ Mill. Piaſter 25½ Mill. Aſien zufließen, und 6—7 Mill. theils für andere Zwecke als die Cirkulation verwendet worden, theils den jährlichen Verluſt durch Reibung u. ſ. f. erſetzen. Nach Rau's Grundſätzen der Volkswirthſchaftslehre (Heidelberg 1837. S. 295) ſoll die jährliche Produktion (ohne die Ausbeute von Afrika und von Oſtindien) bis 1810 circa 52 Mill. Piaſter betragen haben. Wir erhalten namentlich für das Jahr 1809 genau dieſe Summe, wenn wir den von den engliſchen Conſulaten angegebenen Summen der Gold- und Silberausmünzungen von Mexiko, Buenos-Ayres, Chili und Peru (mit 34,352,998 Piaſter) ⅕ für den Schleichhandel beifügen, ſodann für Neugranada (Columbia) die von Humboldt angegebene frühere jährliche Ausbeute, für Braſilien, deſſen Produktion erſt ſpäter bedeutend abzunehmen begann, ¾ der Humboldt'ſchen Schätzung, und für Europa mit Sibirien circa 4½ Mill. Piaſter (nach von Villefoſſe und Storch) rechnen.

der neuen Welt nach Europa in den sechs letzten Kriegsjahren, 1810—1815, nach der Ausbeute der amerikanischen Minen von 1809—1814 zu schätzen, so darf man den mittlern jährlichen Zufluß, den Europa in dieser Periode von dort, sodann von seinen eigenen Minen und aus Sibirien noch erhielt, mindestens zu 33 Mill. Piaster * anschlagen.

Die Abnahme beträgt darnach, mit 14½ Mill. Piaster, zwar nahe so viel als der wahrscheinliche Zuwachs, den die europäische Cirkulation früher jährlich erhielt. Allein die Verminderung des Zuflusses ist, da mehrere Seestaaten des europäischen Kontinents ihren gewohnten Verkehr mit Ostindien und China erschwert sahen, ohne Zweifel für Asien weit fühlbarer als für Europa geworden. Wir finden in der That, daß nach den, dem brittischen Parlamente vorgelegten Uebersichten über die Bullioneinfuhr aus Amerika und Europa nach Ostindien und China, und über die Ausfuhr aus Ostindien nach England ꝛc., in den sechs Jahren von 1810—1815 nur 29,151,231 Rupien, oder circa 14,575,000 Piaster, also im Durchschnitt jährlich nicht ganz 2½ Mill. Piaster mehr edle Metalle nach Ostindien versendet, als von daher bezogen wurden, während man den frühern mittlern Abfluß nach Asien, auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, zu 17½ Mill. Piaster berechnete. Es ist daher kaum zu zweifeln, daß mehr als die Hälfte

* Wenn wir für 1810 (resp. 1809) nur den frühern, mittlern Zufluß nach der Humboldt'schen Schätzung, für die übrigen Jahre aber den Betrag der Ausmünzungen von Mexiko, Buenos Ayres, Chili und Peru nach den Erhebungen der englischen Consulate, und von Columbia (Neugranada) nach den Mittheilungen Jakobs, mit einem Zuschlag von nur 10 prCt. wegen des Schleichhandels, ferner die Brasilianische Goldausfuhr für 1810 und 1811 nur zu 1 Mill. Piaster, und da sie von 1812 schnell noch weit tiefer herabsank, für die übrigen Jahre nur zu 350,000 Piaster, endlich die Produktion von Europa und Sibirien zu 4½ Mill. Piaster berechnen, so erhalten wir folgende Zahlen für den jährlichen Zufluß:

Im Jahr	1810 . . .	47,500,000 Piaster.
„ „	1811 . . .	38,611,000 „
„ „	1812 . . .	32,617,000 „
„ „	1813 . . .	25,374,000 „
„ „	1814 . . .	26,987,000 „
„ „	1815 . . .	27,286,000 „
Durchschnitt	. . .	33,062,000 Piaster.

des Ausfalls der jährlichen Ausbeute durch den verminderten Abfluß nach Asien gedeckt wurde. Zwar mußte man den Reibungsverluſt von der jährlich wachſenden Summe des Metallgeldes höher anſchlagen, als früher; dagegen waren gerade die letzten Kriegsjahre der Zunahme des Gebrauchs der edlen Metalle für andere Zwecke, als die der Cirkulation, am wenigſten günſtig. Darf man den Zufluß, den das Umlaufsmedium unſeres Welttheils von den 1790er Jahren bis 1809 mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit zu jährlichen 80 Mill. Franken annehmen, ſo möchten wir für die ſechs folgenden Kriegsjahre denſelben wenigſtens auf die Hälfte dieſer Summe, den Geſammtbetrag daher in der ganzen Periode von 1790—1815 auf 1840 Mill. Franken ſchätzen. Es iſt dabei noch zu erwägen, daß, wenn in jeder Kriegsperiode die Vernichtung des Wohlſtandes zahlreicher Klaſſen mehr oder weniger bedeutende Vorräthe von Gold und Silber, welches dem häuslichen Gebrauche diente, durch die Vermittlung der Münzſtätten in den Umlauf bringt, der Zuwachs, den die Cirkulation in den beiden auf die 1780er Jahre folgenden Decennien auf dieſem Wege gewonnen haben mag, noch durch die Schätze vermehrt worden iſt, welche in manchen Ländern aus den aufgehobenen Klöſtern und Stiftern unter den Prägſtock gebracht wurden. *

Vereinigt man nun die Summen, um welche die cirkulirenden Metallvorräthe Europas, während der Kriegsperiode, ſich wahrſcheinlich vermehrten, mit dem Silberwerthe der Papierkreationen von 1900—2001 Mill. Franken, ſo erhält man eine Totalſumme von 3740—3840 Mill. Franken. Darnach würde das cirkulirende Medium, nach ſeinem mittleren Betrage in den 1780er Jahren zu 7600 Mill. Franken berechnet, einen Zuwachs von 49 bis 50 prCt., oder wenn man daſſelbe zu Anfang der 1790er Jahren zu circa 8000 Mill. Franken annehmen dürfte, einen Zuwachs von 47 bis 48 prCt. gewonnen haben.

---

* Von einem Silberhändler einer ſüddeutſchen Stadt iſt uns der Betrag des Silbers, das, von ſolchen Stiftern und Klöſtern herrührend, ihm zum Einſchmelzen in einer kurzen Reihe von Jahren nach 1802 zugekommen iſt, auf 11 Mill. Gulden angegeben worden. Wie Deutſchland hat auch Italien und in den 1790r Jahren Frankreich, ſpäter auch Spanien, aus ähnlichen Quellen mehr oder weniger bedeutende Summen geliefert.

Der Einfluß der eingetretenen Vermehrung äußerte ſich unter dem Wechſel mannichfaltiger Konjunkturen in den Preiſen des liegenſchaftlichen Eigenthums, wie faſt aller Produkte und Waaren. Unerachtet der Zinsfuß, mit welchem der Güterwerth im umgekehrten Verhältniſſe zu ſteigen oder zu fallen pflegt, ſich erhöht hatte, unerachtet die öffentlichen Abgaben, welche das Eigenthum belaſteten, gewachſen waren, ſah man den Werth der Ländereien bedeutend ſteigen, ſelbſt da, wo, wie in Frankreich und in vielen deutſchen Staaten, eine Maſſe von Gütern aus todter Hand in den Verkehr übergegangen waren. Man ſah die Mittelpreiſe des Getreides ſich über den Durchſchnitt der Preiſe von 1780—1789, obwohl das Theuerungsjahr 1789 denſelben beträchtlich influencirte, um 40, 50 und 60 prCt. erheben. Auf das Steigen aller landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe wirkte theilweiſe der Kriegszuſtand; allein es war in den kurzen Zwiſchenperioden der Waffenruhe, bei der Beſchränkung, wie bei der Erweiterung des Kriegsſchauplatzes, in den Ländern, in welchen die Heere ſich bewegten, wie in jenen, die ihren Kämpfen ferne lagen, fortdauernd fühlbar. *

Da die Maſſe der Papiere, bei der größeren Geſchwindigkeit ihres Umlaufes, der Cirkulation ohne Zweifel einen weit größern Dienſt leiſtete, als eine ihrem Geldwerthe gleichkommende Summe edler Metalle, ſo würde die eingetretene Vermehrung des cirkulirenden Mediums in Verbindung mit andern Urſachen, die während der Kriegsperiode gleichartig wirkten, auf die Preiſe wohl noch einen weit ſtärkern Einfluß ausgeübt haben, wenn nicht gleichzeitig verſchiedene Umſtände theils das Bedürfniß der Cirkulation erhöht, theils den raſchen Umlauf der Metallmünzen gehemmt hätten. Obwohl der Kriegszuſtand den auswärtigen Verkehr der Länder vielfältig lähmte, und den Fortſchritten der Produktion und

---

* Die engliſchen Weizenpreiſe ſtiegen nach den Durchſchnitten der Jahre 1780—1789 und 1800—1809 von 2 Pfd. 5 Sch. 8 Pence auf 4 Pfd. 3 Sch.; alſo, wenn man die Depreciation der engliſchen Banknoten in dem letzten dieſer Decennien zu 10—15 prCt. annimmt, um 54—63 prCt.

Nach den Preislisten einer Reihe von Märkten, die wir im Anhange zu unſerer Schrift: „Der öffentliche Kredit," (1820) mitgetheilt haben, ſtiegen die Weizen- und Kernenpreiſe im weſtlichen Deutſchland um 40—47 prCt., in den deutſchen öſterreichiſchen Provinzen um 40—55 prCt. (Das Papier auf Silbergeld reducirt.)

Konſumtion, und der Bevölkerung auf der einen Seite hinderlich war, ſo brachte er doch in manche Zweige der Gütererzeugung größere Thätigkeit und regte alle Kräfte zu wachſender Anſtrengung an; und wenn in einzelnen Staaten, welche von den Schlägen des Kriegsunglücks härter getroffen wurden, Produktion und Bevölkerung ſtationär blieben, oder nur ganz langſam ſich vermehrten, ſo waren ihre Fortſchritte in einigen andern Ländern, hauptſächlich in England und Rußland, um ſo bedeutender. In ſtärkerm Maße wirkten auf das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln die wachſenden Forderungen der Staaten an die Steuerpflichtigen, die Werthsumſätze, wozu die Anſchaffungen der Kriegsverwaltung die Veranlaſſung gaben, die ungeheuern Summen, welche die Staatskaſſen in ſtets wachſendem Betrage zu erheben und zur Beſtreitung der Koſten der Kriegsverwaltung wieder auszugeben hatten. Große Schätze wurden zwar damals in den öffentlichen Kaſſen nicht niedergelegt, aber ohne Zweifel blieben dem allgemeinen Umlauf große Summen edler Metalle entzogen, die in den vom Kriege bedrohten Ländern für Nothfälle, und da, wo das Papier die Cirkulation ausfüllte, noch aus andern Rückſichten von Privaten zurückgelegt wurden.

Dieſe Summen kamen nach Herſtellung des allgemeinen Friedens allmählig wieder zum Vorſchein. Anfänglich blieben die Papiere in gleichem, wenn nicht noch in höherm (nach ihrem Metallwerthe berechnetem) Betrage in Umlauf. Wo einige Verminderung eintrat, wurde ſie, in Folge des Steigens des Kurſes, nicht fühlbar. In Großbritannien trat ſelbſt, wie bereits erwähnt, im Jahre 1817 eine Vermehrung der Noten der engliſchen Bank auf nahe 30 Mill. Pfd. St. ein, während der Marktpreis des Goldes von 79 Sch. 8 Pence (nach andern Angaben 80 Sch.) für die Unze die Verminderung der Depreciation des Londoner Goldes auf $1^{7}/_{10}$ prCt. ($2^{4}/_{10}$ prCt.) anzeigte.

II. Die aus der Kriegsperiode übergegangene Papiermaſſe berechnet ſich, wenn wir der auf circa 1900—2000 Mill. Franken geſchätzten Vermehrung den wahrſcheinlichen Betrag der Papiercirkulation in den 1780er Jahren mit 500—600 Mill. Franken beiſchlagen, auf 2400—2500 Mill. Franken. Gleichzeitig mochte ſich, wie wir geſehen, der Stock der Metallmünzen auf circa 9300 Mill. Fr. erhöht haben. Von dieſen Umlaufsmitteln erhielt

nun in den beiden erſten Friedensjahren ein guter Theil ſeine Anwendung in den unermeßlichen Werthumſätzen des Getreideverkehrs, den die Theurung der Jahre 1816 und 1817 veranlaßte, ſo wie bis 1818 in den vervielfältigten Finanzoperationen der großen europäiſchen Staaten, während ſich gleichzeitig die Urſache einer weſentlichen allmähligen Verminderung des cirkulirenden Mediums zu entwickeln begann.

Nach der Natur der Sache war im Friedenszuſtande eine größere Lebhaftigkeit des Handels, die Wiederaufnahme mancher Verbindungen, welche längere Zeit unterbrochen waren, eine raſchere Vermehrung der Bevölkerung und der Produktion, und hienach eine wachſende Nachfrage nach Cirkulationsmitteln, wie auf der andern Seite eine Zunahme des Bedarfs an edlen Metallen für induſtrielle Zwecke, in Folge des zunehmenden Wohlſtandes, und endlich eine Reduktion der umlaufenden Papiere zur Herſtellung der Zahlungen in klingender Münze in mehreren Staaten zu erwarten. Nur die wiedergewonnene Freiheit des Verkehrs mußte ſogleich, die Fortſchritte der Bevölkerung und der Produktion konnten nur allmählig fühlbar werden; die größere oder die geringere Schnelligkeit einer Reduktion des Umlaufsmediums mittelſt Verminderung der Papiere hing dagegen von den willkührlichen Entſchlüſſen der Staatsregierung ab. Die erſten Schritte zu dieſem Zwecke geſchahen in Oeſterreich und Rußland. In der erklärten Abſicht, ſeine Cirkulation auf die Baſis des Metallgeldes zurückzuführen, hatte Oeſterreich ſchon von der Mitte des Jahres 1816 verſchiedene Maßregeln ergriffen, wodurch dem Umlaufe bis zum Mai 1818 ungefähr 180 Mill. Gulden Papiergeld entzogen wurden, und in der folgenden Periode rückte es dem Ziele der gänzlichen Vernichtung deſſelben näher. Rußland ſchritt ebenſo in den Jahren 1817 und 1818 zur Reduktion ſeiner Aſſignaten, und fuhr bis zum Jahr 1822 fort, ihren Betrag zu vermindern. Die Wirkung dieſer Maßregeln wurde aber anfangs geſchwächt, theils durch das Steigen des Kurswerthes der Papiere, der insbeſondere in Oeſterrich unter verſchiedenen Schwankungen bis zu 250 Gulden Papier für 100 in Metallmünze ſich erhöhte, theils durch verſtärkte Papieremiſſionen in Großbritannien. Indem nämlich die engliſche Bank ihre Noten, deren mittlerer Betrag im zweiten Semeſter 1816 ſich auf 26 7/10 Mill. Pfd. St. belief,

im Jahr 1817, nachdem ſie einen größern Vorrath an edlen Metallen als je zuvor (11,668,260 Pfd. St.) angehäuft hatte, allmählig auf 29 ½, und zeitweiſe bis auf 31 Mill. Pfd. Sterling vermehrte, floſſen bedeutende Summen edler Metalle wieder auf den Kontinentalmarkt, und als ſie im Jahr 1818 ihre Papiere zu reduciren begann, ſuchten die Landbanken die Lücken auszufüllen. So kam es, daß die natürliche Neigung des Handels, die hergeſtellte Freiheit der Meere ſogleich zu benutzen, einen günſtigen Antrieb erhielt, und durch ungemeſſene gleichzeitige Spekulationen aller europäiſchen Seeplätze im aſiatiſchen Handel dem europäiſchen Markte in kurzer Zeit ungeheure Summen entzogen wurden. Als ſodann aus dieſer und andern Urſachen ſich die Geldkriſe von 1818 – 1819 entwickelte, und im Juni des letzten Jahres die Wiederaufnahme der Baarzahlung beſchloſſen, und die engliſche Bank zur Vorbereitung derſelben vom 1. Februar 1820 an größere Notenbeträge gegen Gold in Barren einzulöſen verpflichtet wurde, ward die beginnende Kontraktion des cirkulirenden Mediums in dem erſten gewaltigen Stoße fühlbar. Gleichzeitig mit Reduktion der Papiere anderer Staaten ſchritt nun, bis zur Wiederaufnahme der Baarzahlung (1. Mai 1821) und in den nächſtfolgenden Jahren, die Verminderung der Noten der engliſchen Bank und der Privatbanken fort, während die übrigen berührten Urſachen, welche nur langſam das Verhältniß des Vorraths an Cirkulationsmitteln und der Nachfrage darnach afficirten, allmählig an Stärke gewannen.

Wir wollen nun verſuchen, die Größe der verſchiedenen Einflüſſe bis zum Jahr 1830 näher zu beſtimmen. Ihre Geſammtwirkung, die erſt in den letzten Jahren dieſer Periode durch nachhaltige Einflüſſe anderer Art wieder geſchwächt zu werden begann, wurde zwar durch eine gegen die Mitte der 1820er Jahre auf dem Londoner Markte wieder eingetretene übermäßige Ausdehnung des Papierkredits durchkreuzt; allein dieſes Ereigniß konnte nur eine kurz vorübergehende Unterbrechung jener nachhaltigern Geſammtwirkung herbeiführen, und diente in ihrem letzten, mit einer Kriſe (1825—1826) endigenden Reſultat ſelbſt dazu, ſie geraume Zeit hindurch noch fühlbarer zu machen. Zunächſt traf den europäiſchen Markt am empfindlichſten der große Verluſt an edlen Metallen, welche der Handel nach Oſtindien und China in den

ersten Friedensjahren verschlang. Man berechnete, nach officiellen Nachweisungen, den Abfluß in den Jahren 1815—1822 auf nicht weniger als 31⅗ Mill. Pfd. St., insbesondere aber in dem Jahre von 1818—1819, in welchem die Spekulation künstliche Nahrung erhielt, über 8¼ Mill. Pfd. St., während er in den folgenden sieben Jahren bis 1829 zusammen nur auf 8⅕ Mill. Pfd. St., und in dem ganzen Zeitraum von 1815—1829 auf nahe 40 Mill. Pfd. St. oder 1008 Mill. Franken geschätzt werden kann.

Die nordamerikanischen Freistaaten nahmen an dieser Ausfuhr einen lebhaften Antheil; ihr Markt war aber nach dem englischen Kriege von edlen Metallen entleert, und was ihre Handelsschiffe an Silber nach Asien brachten, war der jährlichen Ausbeute der amerikanischen Minen oder den europäischen Vorräthen entnommen. Was sie an edlen Metallen in den ersten Friedensjahren zur Herstellung der, während des englischen Kriegs unterbrochenen Baarzahlung ihrer Banken bezogen und in ihrer Cirkulation befestigten, wurde zu 30 Mill. Dollars berechnet, und kann, wenn auch verstärkte Papieremissionen später wieder manche Summen ablösten, da in dieser Periode keine Suspension der Einlösung Statt fand, wenigstens zu 20 Mill. Doll. angenommen werden.

Auf wenigstens 24 Mill. Pfd. St., vielleicht zu 30 Mill. darf man die Summe der edlen Metalle schätzen, welche Großbritannien dem Kontinentalmarkte entzog, um die Zahlung in klingender Münze durch angemessene Bankreserven zu sichern und die Lücke auszufüllen, welche durch die Reduktion der Noten der englischen Bank und aller Privatbanken, insbesondere durch die Abschaffung der Noten unter 2 Pfd. St., entstanden war. Die Ausmünzungen betrugen vom Jahr 1816 bis zum Jahr 1822 30⅞ und stiegen bis Ende des Jahres 1825 auf 40⅞ und bis 1828 auf 53⅝ Mill. Pfd. St. Es konnte darnach scheinen, daß eine weit größere Summe als 24 Mill. Pfd. St. und selbst als 30 Mill. angezogen worden, um die Baarzahlung herzustellen. Allein während der Restriktion hatte das Land, außer den wenigen in Umlauf verbliebenen Münzen und Banknoten immer noch einen beträchtlichen Stock an edlen Metallen, theils in den ab- und zufließenden Vorräthen, welche den Zwecken des auswärtigen

Verkehrs dienten, theils in todten Kapitalien bewahrt, welche nach Herſtellung der Baarzahlung wieder in Umlauf kamen, und von den ſeit 1816 ausgegebenen Münzen floſſen periodiſch, insbeſondere von 1818—1817 und von 1824—1825, bedeutende Summen wieder ab. Auf nicht weniger als 3—4 Mill. Pfd. St. berechnete man die Maſſe edler Metalle, die auf ſolche Weiſe in einem einzigen Jahre, vor der Kriſe von 1825, auf den Kontinent zurückkehrten, um ſpäter aufs Neue von dem brittiſchen Markte angezogen zu werden. Daher erſetzte ein guter Theil der ſpätern Ausmünzungen nur frühere Verluſte. Nicht unwahrſcheinlich iſt es aber, daß die Bezüge des brittiſchen Marktes ſchon bis 1824 den ganzen Betrag erreichten, der zur Zurückführung der Cirkulation auf die Baſis der edlen Metalle erforderlich war, da der ſtärkſte Zufluß der ſtärkſten Contraktion des Papierumlaufs folgen mußte. Die Noten der engliſchen Bank waren aber vom Jahr 1817, in welchem der Papierpreis des Goldes höchſtens eine Depreciation von 2⁵/₁₀ prCt. anzeigte, bis zum letzten Semeſter des Jahres 1822 von 29⁷/₁₀ auf 17⁷/₁₀, alſo um mehr als 11 Mill. Pfd. St., vermindert worden, während ihre noch in Umlauf befindlichen Noten durch einen Werth von 10—11 Mill. Pfd. St. (im Durchſchnitt der Jahre 1821—1824 nahe 11⁷/₁₀ Mill. Pfd. St.) in Münzen und Barren, die in ihren Gewölben lagen, ſich gedeckt fanden. Man darf zwar, in Vergleichung mit den Kriegsjahren, die effektive Verminderung des Dienſtes, den die engliſchen Banknoten der Cirkulation leiſteten, nicht nach dieſen Summen anſchlagen, da anfänglich die Notenmenge geringer und ſpäter die Depreciation mit mindeſtens 20 prCt. im Durchſchnitt viel größer war. Dagegen waren aber die Noten der Landbanken, die man in dieſer Kriegsperiode auf circa 20—29 Mill. Pfd. St. ſchätzte, bis 1822 weit ſtärker, nämlich (ebenfalls nach bloßer Schätzung) auf 11⁷/₁₀ Mill. Pfd. St. reducirt worden. Nachdem für eine kurze Zwiſchenperiode bis 1825 die Londoner Bank, und noch in einem ſtärkern Verhältniſſe die Landbanken ihre Emiſſionen verſtärkt hatten, blieb in den folgenden Jahren der Notenumlauf dem Betrage von 1822 ziemlich nahe, und namentlich wurde in den Parlamentsverhandlungen im Februar 1830 der Belauf der engliſchen Banknoten zu 19⁷/₁₀ Mill., welche Summe der ſpätere mittlere Umlauf nicht mehr erreichte, und der engliſchen Landbanknoten zu 9⁷/₁₀ Mill.,

alſo zuſammen mit 29 Mill. Pf. St. nur um 1 Mill. höher als im Jahre 1822 angegeben. Allein dieſe 29 Mill. Papier waren nun nur noch in ſo weit als ein Beſtandtheil des cirkulirenden Mediums zu betrachten, als ſie die zur Sicherung ihres Umlaufes hinterlegten Summen (im Mittel der Jahre 1821—30 circa 9½ Mill., im Jahre 1830 insbeſondere über 11 Mill. Pf. St.) überſtiegen.* Die Differenz zwiſchen dem durch die Metallvorräthe der Banken nicht gedeckten Notenumlauf von 1822 bis 1830 und dem Kurswerthe der Papiere, die in den letzten Kriegsjahren in den drei Reichen umliefen, möchte wohl weit größer ſeyn als die Summe, welche die Herſtellung der Baarzahlung in der brittiſchen Cirkulation befeſtigte, da im Allgemeinen die Verminderung der Cirkulationsmittel in der Periode von 1818 bis 1830 nicht im Zweifel, ſondern nur ihre Größe in Frage ſtehen kann. Bei dem Mangel zuverläßiger Angaben über den wirklichen Betrag der Noten der engliſchen, ſchottiſchen und iriſchen Banken und ihrer Reſerven bleiben mir bei der Summe von 24 bis 30 Mill. Pf. St. ſtehen, welche Großbritannien, nach den niedrigſten und höchſten Schätzungen, zur Wiederherſtellung der Metallcirkulation und zur Erhaltung der Einlösbarkeit ſeiner Noten, an edlen Metallen dem allgemeinen Markte entzog.

In Rußland blieben zwar die Aſſignaten ſeit 1823 im feſten Betrage von circa 595 Mill. Rubel (nach dem Mittelkurſe vom Jahr 1824 zu 25½, circa 151⁹⁄₁₀ Mill. Rub. in Silber) in Umlauf. Vom Jahr 1817 an waren aber von den 836 Mill. Rubel, welche damals mit einem Silberwerthe von circa 211 Mill. umliefen, bis zum Jahre 1823 über 240 Mill. Rubel vernichtet worden. Nach dem niedrigen Kurſe von 25⅓ kann man den Dienſt,

* Hier weichen wir in ſehr bedeutendem Maaße von Herrn Jakob ab, der keine effektive Verminderung der Banknoten annimmt. Wie kann man aber gegenüber den beiden Thatſachen, daß während der Reſtriktion faſt alles Metallgeld verſchwunden war, und daß von 1816 bis 1830 über 55⁷⁄₁₀ Mill. Pfd. St. Gold und Silbermünzen geprägt und in Umlauf geſetzt wurden, die Behauptung aufſtellen, daß das Papier der Cirkulation noch den gleichen Dienſt wie während der Reſtriktion leiſte? Die engliſche Bank hatte, nicht zur Deckung ihres Notenumlaufs, ſondern zum Betrieb ihres Barrenhandels, von 1809—16 im Durchſchnit kaum 3 Mill. in Barren vorräthig.

den die aus dem Umlauf gezogenen Papiere verſahen, zu ungefähr 60 Mill. Rubel in Silber oder 240 Mill. Fr. anſchlagen. Die Notenmenge hatte ſich zwar bis zum Jahre 1817 nur allmählig vermehrt, aber ſchon ſeit dem Jahre 1803 bis 1806 ſchwankte, wie wir geſehen, der Silberwerth der Papiercirkulation zwiſchen 198 bis 233 Mill. und überſtieg von 1807 bis 1809 mit 256 bis 257 Mill. Rub. den Kurswerth der 836 Mill., die im Jahre 1817 umliefen.

In Oeſterreich waren im Jahre 1829 von den 650 Mill. Papiergeld, welche im Jahr 1816 die Cirkulation ausfüllten, nur noch 62 Mill. Gulden übrig. Von den vernichteten 588 Mill. Gulden war bei weitem der größte Theil, nämlich 466 Mill., bis zum Mai 1824 aus dem Umlauf verſchwunden. Seit 1818, da circa 180 Mill. Gulden getilgt waren, erhielt ſich der Kurs auf 250, wornach die ganze getilgte Summe einen Silberwerth von 231 Mill. Gulden hatte. Man darf aber die Lücke, welche durch die fortſchreitende Tilgung des Papieres bis 1830 entſtand, nur nach einem mittlern Kurſe von 300 bis 350, d. i. auf 168 bis 193 Mill. oder im Mittel zu circa 180 Mill. Gulden ſchätzen.* Dieſe Lücke wurde zum Theil durch die einlösbaren Noten der im Jahr 1817 gegründeten Nationalbank ausgefüllt. Auch hatte das im Umlauf verbliebene Papiergeld zu dem feſten Kurſe von 250 einen höhern Silberwerth als früher, der aber, nachdem es bis auf 62 Mill. getilgt war, nur zu 4 bis 7 Mill. Gulden ſich berechnete. Die Summe, um welche die umlaufenden Zettel der Nationalbank ihre mittleren Kaſſenbeſtände in der Periode bis 1830 überſtiegen, iſt uns nicht bekannt; wir möchten ſie aber nicht über 30 bis 40 Mill. Gulden ſchätzen, ſowohl nach der Größe des Bankkapitals als nach der anerkannten Umſicht, womit die Geſchäfte der Bank geleitet werden. Darnach darf man die Summe der edlen Metalle, welche Oeſterreich zur Wiederherſtellung der

* Wenn man den Dienſt, den die getilgte Summe von 588 Mill. der Cirkulation leiſtete, nach dem beſſern Kurſe von 250, welcher der Verminderung des Papiergeldes folgte, anſchlagen wollte, ſo würde man ein zu hohes Reſultat, und wenn man nach dem Kurſe zur Zeit der ſtärkſten Depreciation von circa 400, die von der größten Geſchwindigkeit des Umlaufes begleitet wurde, rechnen wollte, ein zu niedriges Reſultat erhalten.

Zahlungen in klingender Münze bedurfte und dem allgemeinen Markte entzog, auf 140 bis 150 Mill. Gulden im 20 Gulden Fuße oder 364 bis 390 Mill. Franken anſchlagen.

Abgeſehen von den Maßregeln verſchiedener kleinerer Staaten, welche die Verminderung des Papiers oder die Herſtellung der Einlösbarkeit des Bankgeldes bezweckten, beträgt nach den mitgetheilten Zahlen die Summe der edlen Metalle, welche bis zum Jahr 1830 an die Stelle der vertilgten Papiere traten, mit den Maſſen des Goldes und Silbers, welches nach Aſien abfloß, 2320 bis 2500 Mill. Franken, oder circa 20 bis 22 Procent der Papier- und Metallcirkulation der Jahre 1815—1817. Der Verluſt erfolgte während einer Periode, in welcher ohne Zweifel der Verbrauch der edlen Metalle in den Werkſtätten der Induſtrie für die Zwecke des Privathaushalts und des Luxus in ſtetem Fortſchreiten begriffen war, die Zuflüſſe aus Amerika ſo ſparſam floſſen, daß ſie den jährlichen Verbrauch der Gewerbe und den Verluſt durch Reibung und andere Zufälle nicht erſetzten, und in welcher mit der Bevölkerung, der Produktion und dem Handel das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln in raſchem Wachſen begriffen war. Nach den uns bekannt gewordenen Notizen möchten wir die mittlere jährliche Ausbeute an edlen Metallen in Amerika, Europa und Sibirien, die man von 1810 bis 1814 noch ohngefähr auf 33 Mill. Piaſter berechnen durfte, in der ſechsjährigen Periode von 1816 bis 21 kaum zu 26 3/10 Mill., im Mittel der 6 Jahre von 1822 bis 27 kaum zu 21 7/10, ſodann in den Jahren 1828 und 29 etwa zu 26 1/2, im Durchſchnitt der 14 Jahre von 1816 bis 29 aber höchſtens zu 24 7/10 Mill. Piaſter annehmen.* Die Auswanderungen aus Neuſpanien, die ihren ſtärkſten Einfluß erſt von der Mitte des Jahres 1829 zu äußern

* Wir erhalten dieſe Summe, wenn wir dem Betrag der amerikaniſchen Ausmünzungen in den Jahren 1809—1828 (als den Zuflußjahren von 1810—29 entſprechend) wegen des Schleichhandels 10 prCt. beifügen, die Lücken in den Jahresliſten nach den Angaben der nächſten Jahre ausfüllen, die tiefgeſunkene Produktion von Braſilien nur zu 350,000 Piaſter annehmen, und die ſeit 1825 begonnene nordamerikaniſche Produktion und die Zunahme der ruſſiſchen Ausbeute berückſichtigen.

begannen, haben wohl auch in dieſer Periode die Ausfuhr über den Betrag der jährlichen Ausmünzungen geſteigert, allein was die Münzſtätten während der bürgerlichen Unruhen lieferten, beſtand zum großen Theil aus ſehr geringhaltigen Münzen, und wenn bei der Eile, womit die Bergwerksprodukte dem Prägſtock übergeben wurden, auf der andern Seite auch goldhaltiges Silber in Umlauf kam, das in Europa dem Scheidungsprozeſſe unterworfen wurde, ſo blieben noch bedeutende Summen Piaſter übrig, die mit einem Verluſte von 15 bis 20 prCt. cirkuliren, ſo daß der wahre Betrag der amerikaniſchen Silberausmünzungen geringer war, als er nach den Münzregiſtern erſcheint, welche die Grundlage unſerer Rechnung bilden.

Dürfte man nun mit Herrn Jakob in dieſer Periode den jährlichen Verluſt durch die Reibung der Münzen zu 4⅓ Mill., und den jährlichen Verbrauch an Gold und Silber für andere Zwecke als für die Geldcirkulation zu 26⅞ Mill. Piaſter ſchätzen, ſo würde ſich eine Abnahme der Münzvorräthe von circa 100 Mill. Piaſter oder circa 4½ prCt. des cirkulirenden Mediums, daher eine Geſammtverminderung von 25—26 prCt. ergeben. Ohne Zweifel iſt der Bedarf für induſtrielle Zwecke mit 26⅞ Mill. Piaſter bedeutend überſchäzt; jedoch, wie man aus guten Gründen behaupten mag, weit weniger für die erſten Friedensjahre und für die Zeit, in welcher Herr Jakob ſeine Unterſuchungen angeſtellt hat, als für die folgende Periode. Gerade die erſten 10 bis 12 Friedensjahre waren nämlich dem zunehmenden Verbrauche der edlen Metalle für Luxusgegenſtände ſo günſtig, daß der Zuwachs, den das in ſolchen Gegenſtänden vorhandene Gold oder Silber jährlich erhielt, leicht vielfach größer ſein konnte, als ſelbſt in frühern Friedensperioden. Mehr als der natürliche Einfluß des Friedens auf den allgemeinen Wohlſtand wirkte wohl die Vermehrung des Reichthums der vermöglichern Klaſſen in den Wohnſitzen des Luxus, in den Hauptſtädten der Länder und den größern Handelsplätzen. In den Händen der Bewohner dieſer Städte und Plätze befindet ſich faſt ausſchließlich das ungeheure Kapital, zu welchem die öffentliche Schuld ſämmtlicher europäiſcher Staaten angewachſen iſt, und deren Werth, wenn man die Kurſe beim Beginnen der Friedensperiode mit den ſpätern vergleicht, in wenigen Jahren um 40, 50—100 prCt. ſich erhöhte. Hat dieſes

Steigen der öffentlichen Fonds dem reellen Reichthum der Nationen nicht einen Heller beigefügt, so hat dasselbe doch das, der Gesammtheit der Staatsgläubiger in dem Kurswerthe der Staatspapiere gegebene Mittel, über reelle Güter aller Art zu disponiren, nach approximativer Schätzung um 8000—9000 Mill. Franken vermehrt. Solcher schnell und leicht gewonnene Reichthum der Bewohner großer Städte wird aber jederzeit und überall dem Absatz von Gold- und Silberwaaren förderlich seyn. Wenn indessen in dieser Periode, wie wir weiter unten sehen werden, den ökonomischen Interessen der für die Reizungen des Luxus empfänglichern Klassen überhaupt alle Verhältnisse in hohem Grade günstig waren, und sich hieraus ein nach allen früheren statistischen Forschungen auffallend starker Verbrauch von edlen Metallen für Zwecke des Prunks und der Prachtliebe erklärt, so dürfte derselbe doch, selbst unter den damaligen Umständen, den von Jakob berechneten Betrag bei weitem nicht erreicht haben. Allein wir finden eine Kompensation für eine erhebliche Ueberschätzung dieser Größe in einigen weitern Abflüssen edler Metalle, welche außer Zweifel stehen. Wie der Handel nach Asien, der seinen Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung nimmt, so hat nämlich auch der levantische Handel in der ersten Zeit der Wiedereröffnung der Meere dem europäischen Markte große Summen edler Metalle entführt. Man hat früher den Abfluß auf 4 Mill. Piaster geschätzt, und er mochte in den ersten Friedensjahren schwerlich weniger betragen. Wir finden insbesondere, daß im Jahr 1818 allein aus dem Hafen von Marseille, dem Hauptplatze des französischen Handels nach der Levante, über 16 Mill. Franken an Barren und Münzen ausgeführt wurden. Hat sich in der spätern Zeit im Verkehre mit Asien die russische Ausfuhr an edlen Metallen, die früher ebenfalls in circa 4 Mill. Piaster bestand, auf einigen Punkten in eine Einfuhr verwandelt, so ist diese Veränderung doch nur allmählig, in Folge der wachsenden Industrie des russischen Reiches, eingetreten, deren erheblicher Aufschwung sich erst von der Mitte des Decenniums von 1820—30 datirt. Dazu kommt, daß zeitweise und namentlich in den Jahren 1824 und 1825 ein Abfluß von Kapitalien nach Mexiko und den südlichen Staaten, welche für ihre zerrütteten Finanzen in der alten Welt Hülfe suchten, mittelst Anleihen Statt fand, welche wenigstens theilweise durch Baarsendungen

vollzogen wurden, wie auch der Uebertrag jener europäiſchen Kapitale, die mit circa 20—25 Mill. Piaſter dem amerikaniſchen Bergbau gewidmet wurden. Wenn wir alle dieſe Abflüſſe außer Rechnung laſſen, ſo dürfen wir, ohne Gefahr, die Verluſte der europäiſchen Cirkulation zu hoch anzuſchlagen, bei der Schätzung bei 25—26 prCt. ſtehen bleiben.

Nun iſt noch übrig, die Größe der Wirkung jener Urſachen annähernd zu beſtimmen, die ihrer Natur nach geeignet erſcheinen, das Bedürfniß an Umlaufsmitteln zu erhöhen. Die Schnelligkeit, womit ſich die europäiſche Volksmenge in der Friedensperiode, nachdem die Theurungsjahre 1816—1817 überſtanden waren, bis zum Jahre 1830 vermehrte, und die ſichtbaren Fortſchritte, welche die Kunſt der Produktion in faſt allen Zweigen gemacht hat, laſſen mit Sicherheit darauf ſchließen, daß die jährlich in Umlauf gekommene Gütermenge noch in einem raſchern Verhältniſſe, als die Bevölkerung, gewachſen iſt. Wenn wir aber die ſtatiſtiſchen Nachrichten von dem Bevölkerungszuſtande für die Jahre 1816 und 1829 vergleichen, ſo finden wir für ſämmtliche europäiſche Länder, nebſt dem aſiatiſchen Rußland und mit Ausſchluß der Türkei, eine Vermehrung ihrer Geſammtbevölkerung von ohngefähr 189 Mill. auf 218 Mill. Einwohner, alſo einen Zuwachs von circa 15 prCt. oder im Mittel für die gedachte Periode von circa 7 prCt. Muß man, wie geſagt, den Zuwachs, den die umlaufende Gütermenge erhielt, weit höher anſchlagen, ſo iſt dagegen zu erwägen, daß in bereits dichtbevölkerten Ländern, deren Handel und Produktion ſchon auf einer höhern Stufe ſteht, eine fortſchreitende Vermehrung der Umſätze des Handels nicht in gleichem Maße das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln ſteigert, wie aus einer oberflächlichen Vergleichung des innern und äußern Verkehres verſchiedener Länder und des beiläufig bekannten Betrags ihrer Umlaufsmittel hervorgeht. Für die Schätzung des Maßes des Einfluſſes iſt aber kein ſicherer Anhaltspunkt gegeben, und es genügt, deſſen ohngefähre Grenze bezeichnet zu haben. Ueberhaupt iſt kaum zu bemerken nöthig, daß die meiſten der genannten Größen einer genauen Beſtimmung nicht fähig ſind. Unſere Abſicht, die Stärke der Geſammtwirkung der verſchiedenen berührten Urſachen durch einen Ausdruck in Zahlen etwas anſchaulicher zu machen, konnten wir aber erreichen, wenn es auch nicht möglich iſt, die wirklich

eingetretene Verminderung der Cirkulationsmittel auf mehrere Procente oder einige 100 Mill. Franken hin zu bestimmen.

Bei weitem zum größten Theile war die Entleerung des europäischen Marktes schon in den ersten Jahren dieser Periode erfolgt; die Wirkungen derselben mußten sich daher auch sogleich von 1819 an in rascher Progression offenbaren. Sie hatte wohl schon im Jahre 1822 nahe ihre größte Stärke erreicht, da in der spätern Periode die in ihrer Entwickelung noch fortschreitenden Ursachen allmählig durch Ursachen entgegengesetzter Art in ihrer Wirkung geschwächt oder überwogen wurden.

Im Durchschnitte der ganzen Periode von 1819 bis 1830 war aber der Einfluß der eingetretenen Verminderung des Umlaufsmittels auf die Preise aller Dinge auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Markte der civilisirten Welt unverkennbar. Mannigfaltige allgemeine oder lokale Ursachen, der Wechsel der Fruchtbarkeit der Jahre, gesetzliche Maßregeln, welche die natürliche Ausgleichung der Preise von einem Lande zum andern hinderten, die periodischen Abweichungen der großen Banken von den Regeln einer vorsichtigen Verwaltung, die Verirrungen der Spekulationen in manchen Zweigen des Handels und in dem Gebiete der Produktion, eine Reihe finanzieller großer Maßregeln und politischer Ereignisse, durchkreuzten, hemmten oder verstärkten die Wirkung jener allgemeinen Ursache oder machten dieselbe in den Preisen der Dinge hier mehr, dort weniger fühlbar. Allein mitten unter dem Wechsel der mannigfaltigsten Ereignisse behauptete die Reduktion des Umlaufmediums ihren permanenten Einfluß. Wenn die größere Fruchtbarkeit des einen Jahres geneigt machte, die wohlfeilern Preise ausschließlich dem Ueberflusse an Produkten zuzuschreiben, so zeigte eine nachfolgende, minder ergibige Ernte keine den frühern Preisaufschlägen in ähnlichen Fällen entsprechende Erhöhung, und selbst schlechtere Ernten in einzelnen Ländern steigerten die Preise kaum über die frühern Mittelpreise. Wenn Manche, nur an einzelne Erscheinungen sich haltend und wichtige Thatsachen gänzlich außer Acht lassend, das beispiellose Stocken der Agrikulturerzeugnisse ausschließlich der Erweiterung der Agrikultur zuschrieben, so zeigte sich nicht minder bei allen übrigen Artikeln, bei dem einen etwas früher, bei dem andern etwas später, ein ähnlicher Preisabschlag, und wenn endlich

bei einigen derſelben ſich die Preisveränderung durch das Aufhören der Kriegskonſumtion theilweiſe erklärte, ſo traf ſie nicht weniger auch jene Gegenſtände, auf deren Verbrauch der Friedenszuſtand nur förderlich einwirken kann.

Zunächſt erlitten die Preiſe der Erzeugniſſe des Ackerbaues, hauptſächlich des Getreides und anderer Nahrungsmittel, den beträchtlichſten Preisabſchlag. Da mit den Wirkungen des Geldabfluſſes ſich ſogleich der Einfluß der vermehrten Produktion, wozu die Theurungsjahre einen ſo kräftigen Impuls gegeben hatten, und der Fruchtbarkeit der Jahre verband, ſo mußten die Preiſe, in Vergleichung mit der Periode, welcher die Theurungsjahre angehörten, in einem weit ſtärkern Verhältniſſe ſinken, als nach den auf dem Geldmarkte eingetretenen Veränderungen zu erwarten war. So fanden wir auf einem der Hauptmärkte des Großherzogthums Baden (zu Durlach) die Preiſe der Hauptfruchtgattung, nach dem Durchſchnitte der Jahre 1819—1826, um circa 48 prCt. niedriger, als die Mittelpreiſe von 1811—1820. Wenn man aber die Theurungsjahre zur Beſtimmung der früheren Mittelpreiſe auch ausſchied, ſo zeigte ſich in einer Reihe der nächſten Jahre immer noch ein ſtärkerer Abſchlag, als jene Veränderungen zu erklären vermochten, und den man daher theilweiſe der Erweiterung der Ackerbauproduktion zuzuſchreiben hatte. Vergleichen wir die Mittelpreiſe jenes Marktes von 1811—1820, nach Abzug der beiden Theurungsjahre, ſo finden wir die Mittelpreiſe von 1819 bis 1826, ohne Abzug der theuerſten Jahre, noch um 38 prCt. niedriger. Aber ſelbſt die Mittelpreiſe der zehnjährigen Periode, welche auf die erſten ſechs Friedensjahre folgte, zeigte einen der eingetretenen Verminderung der Cirkulationsmittel nahe ſtehenden Abſchlag, obwohl ſeit 1816—1830 die europäiſche Bevölkerung um 16—17 prCt. geſtiegen und die wachſende Nachfrage nach einem Produkte, das ſich nicht willkürlich, und in der Regel nur unter Erhöhung der Erzeugungskoſten vermehren läßt, einer Preiserniedrigung entgegen zu wirken geeignet war. So wie die Mittelpreiſe des bezeichneten Marktes von 1821 bis 1830 gegen die Durchſchnittspreiſe von 1811—1820 (nach Abzug der Jahre 1816 und 1817) um 34 prCt. niedriger ſtanden, ſo erſchienen ſie ſelbſt noch circa 20 prCt. niedriger als die mittleren Preiſe von 1800—1809, und das ganz gleiche Reſultat gab uns

die Vergleichung des Durchschnitts der Mittelpreise dieser beiden Perioden von sämmtlichen Marktstädten vom Main bis an den Bodensee. Aehnliche Erscheinungen zeigten nicht nur, wie sich von selbst versteht, die benachbarten Märkte, sondern überhaupt die Kornmärkte aller europäischen Länder. Nur war in Ländern, die zeitweise fremder Zufuhren bedurften und sich beim Beginnen des Preisabschlags gegen solche Einfuhr zu schützen suchten, leicht begreiflich das Sinken der Preise in geringerem Maße fühlbar, da die Wirkung der allgemeinen Ursache der Preisverminderung durch eine solche Maßregel für das einführende Land eben so geschwächt wie für das ausführende verstärkt wurde. Doch finden wir in Frankreich, das seit 1819 mit dem Sinken der Getreidepreise steigende Zölle angelegt hatte, dennoch einen beträchtlichen Abschlag. So standen z. B. in den Departements Haute Garonne und Puy de Dome, welche zu jenen gehören, die der fremden Zufuhr weniger zugänglich sind, in der Periode von 1803—1812 die Weizenpreise um circa 40 prCt. höher, als der Mittelpreis von 1821—1826, und um nahe 24 prCt. höher, als der Mittelpreis von 1821—1830.* Wenn man auf die Preise der Seeplätze, die am wenigsten von örtlichen Einflüssen abhängig sind, und die bis zum Jahr 1826 am vollständigsten von Jülich in seiner Darstellung des europäischen Handels angibt, einen Blick wirft, so zeigt sich, daß man in Danzig bis auf die Jahre 1760 bis 1769, in Hamburg auf das Decennium von 1750—1759, in Bordeaux auf die Zeit von 1770—1779 und in Stockholm bis zu dem Jahrzehend von 1730—1739 zurückgehen mußte, um gleich niedrige Preise zu finden.

Am nächsten liegt es wohl immer, bei dem Sinken und Steigen der Getreidepreise die Ursache der Schwankungen lediglich in Verhältnissen zu suchen, welche auf die Konsumtion und Produktion einwirkten. Da die Zahl der Verzehrer sich jährlich um circa $1^{1}/_{10}$ prCt. und bis 1823 sich bereits um 9 prCt. vermehrt hatte, so konnte man unmöglich auf eine Abnahme der Nachfrage

* Die einzige Abweichung, welche die uns zu Gebot stehenden Preislisten darbieten, zeigt sich an den Preisen des Departements der Seine und erklärt sich durch die rasche Zunahme der Bevölkerung der Hauptstadt, die von 500,000 auf 900,000 Einwohner stieg, so wie aus verschiedenen andern Ursachen.

ſchließen, daher wurden nun die Fruchtbarkeit der Jahre und eine ungemeſſene Erweiterung der Produktion als die einzigen Urſachen dieſer Erſcheinungen poſtulirt. Die ganz ungewöhnliche Größe und Dauer der Wirkung hätte gegen dieſe Meinung ſchon mißtrauiſch machen und auf den Gedanken leiten ſollen, daß es nicht an andern, in größerer Stärke mitwirkenden Urſachen fehle. Wer die Erſcheinungen auf dem Geldmarkt in der Periode von 1817 bis 1819 und die auf das Papierweſen bezüglichen Maßregeln der Staaten beobachtete, mußte ſchon vor dem Jahre 1820 ein von dem Wechſel der Fruchtbarkeit ganz unabhängiges Sinken der Preiſe vorausſehen. Während der Periode des Preisabſchlags konnte man von jedem Landwirthe vernehmen, wie wenig der Producent für die Preisverminderung in den Quantitäten die gleiche theilweiſe Entſchädigung fand, wie ſonſt beim gewöhnlichen Wechſel der Ergiebigkeit der Ernten, und in einzelnen Ländern, wie namentlich im Großherzogthum Baden, gaben angeſtellte Unterſuchungen über den Körnerbau und den Zehntertrag die beſtimmte Ueberzeugung, daß die Fortſchritte der Produktion die eingetretenen Preisveränderungen nicht zu erklären vermochten. Höchſt merkwürdig iſt aber die Belehrung, welche über dieſe Frage jene umfaſſenderen Nachforſchungen gewährten, wozu die brittiſche Regierung durch den fortdauernden parlamentariſchen Kampf über die Korngeſetze ſich veranlaßt ſah. Man vernahm jenſeits des Kanals, neben den Klagen der Grundbeſitzer und Pächter über das Sinken der Getreidepreiſe, die Klagen der Konſumenten über die ſchmerzlichen Entbehrungen, die ihnen die Abweiſung der fremden Zufuhren auferlegte, neben dem lauten Ruf nach Milderung oder Aufhebung dieſer Beſchränkungen den Nothſchrei der Producenten, welche als unausbleibliche Folge einer ſolchen Maßregel den Ruin des engliſchen Ackerbaus weisſagten, hinweiſend auf die ungleich niedrigern Preiſe des Kontinents und auf deſſen Ackerbau, der nach ihrer Meinung unermeßliche Ueberſchüſſe liefere. Dieſe Thatſache, ſo weit ſie die, Großbritannien näher gelegenen Ausfuhrländer betraf, in ein klares Licht zu ſtellen, ward von der brittiſchen Regierung ein Mann (Herr W. J. Jacob) beauftragt, deſſen bekannt gewordenen Berichte eben ſo ſehr von ſeiner Tüchtigkeit zur Löſung der ihm gewordenen Aufgabe, als von ſeiner rückſichtsloſen Liebe zur Wahrheit ehrenvolles Zeugniß ablegen. Die

Resultate seiner sorgfältigen Nachforschung standen im geraden Widerspruche mit der herrschenden Ansicht, mit der Meinung nämlich, daß allerwärts die Kultur eine das Bedürfniß der Konsumenten überschreitende Ausdehnung erhalten habe, die Lebensmittel überall im Ueberflusse vorhanden seyen, daher zuletzt nichts übrig bleiben werde, als das schlechtere Ackerland unbebaut liegen zu lassen. „Im Jahr 1825," sagt der Berichterstatter, „fand ich im Nord-Ost von Europa diese Ansicht als die allgemein herrschende bei den Landwirthen, wie bei den Kornhändlern; ebenso leicht hätte man die Winde bekämpfen, als diesen allgemein gültigen Glauben bestreiten können. Jeder Kornbauer, gleichviel, ob im Großen oder im Kleinen, behauptete, es sey genug für den Verbrauch mehrerer Jahre vorhanden. Ich sah viele Scheuern und Kornböden auf vielen Landgütern beinahe oder ganz leer; doch die Eigner, noch von der Wahrheit der allgemeinen Meinung überzeugt, versicherten, Geldnoth habe sie freilich gezwungen, zu dem niedrigen Preise, der ihnen geboten worden wäre, zu verkaufen, doch auf der Weiterreise dürfte ich ungeheure Vorräthe antreffen, die mich überzeugen würden, daß sie recht hätten. Ich reiste weiter, fand nirgends Vorräthe; doch überall versicherte man, daß weiterhin Vorräthe anzutreffen seyen. Je weiter ich mich von der Seeküste entfernte, desto spärlicher fand ich den Vorrath an Brodkorn, vornehmlich aber an Roggen, dem Hauptnahrungsmittel des Landes, welches ich besuchte."

Als der brittische Kommissär später die Niederlande, Oldenburg, die dänischen Staaten, Mecklenburg, Hannover, die hessischen Länder und Nassau besuchte, fand er noch geringere Vorräthe, als auf seiner frühern Reise. Wäre er weiter nach Süden gekommen, so würde er die gleichen Wahrnehmungen gemacht haben. Man verschloß aber beharrlich die Augen vor den Thatsachen, welche die auffallenden gleichzeitigen Erscheinungen, die Mäßigkeit der Vorräthe, die mit der raschen Volksvermehrung wachsende Nachfrage, und die niedrigen Mittelpreise, allein zu erklären vermochten. Nachdem man den Irrthum über die vermeintlichen Ueberschüsse aufgegeben, war es die supponirte allgemeine Verbreitung dieses Irrthums, welche, wie auch Herr Jacob glaubte, das Sinken der Preise hervorgebracht haben müßte. Man bedachte nicht, daß die Wirkung noch fortdauerte, nachdem ihre vermeintliche Ursache,

jene irrige Meinung, immer mehr verſchwunden war. Man bedachte nicht, daß, wenn ſolche irrige Anſichten allerdings augenblicklich einen unberechenbaren Einfluß auf die Preiſe ausüben können, ſie doch niemals dauernde Effekte hervorzubringen vermögen, und die Gewalt der Umſtände ſchnell wieder ihr Recht behauptet. Hier aber war die Wirkung älter als die irrige Anſicht, und einen Irrthum über die Natur einer beobachteten Erſcheinung kann man doch wahrlich nicht als ihre Urſache gelten laſſen.

Bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Umſtände, welche dauernd oder vorübergehend die Preiſe der verſchiedenen Produkte afficiren, konnte ſich der Einfluß der auf dem Geldmarkte eingetretenen Veränderungen übrigens weder überall gleichzeitig, noch in gleicher Stärke offenbaren. So erhielten ſich z. B. die Weinpreiſe länger auf einem höhern Stande, da die Kriegsjahre die Keller geleert und nachfolgende Mißjahre keine Vorräthe zurückgelaſſen hatten. Daher ward das Sinken der Weinpreiſe erſt vom Jahr 1825 an fühlbarer, unter den gewöhnlichen, von der Fruchtbarkeit der Jahre abhängenden Schwankungen. Doch wird man außer dem Holze, das die wachſende Bevölkerung und die in den Kriegsjahren vielfältig anticipirten Hiebe gegen die Preiserniedigung ſchützten, ſchwerlich ein Produkt des europäiſchen Bodens oder doch nur wenige finden, die, von einiger Bedeutung für den allgemeinen Verkehr, nicht an dem Preisabſchlag in der Periode von 1819—1830 Antheil genommen hätten.

Zum großen Theile weit beträchtlicher war die Preisernidrigung, welche in der gleichen Periode die Produkte fremder Welttheile erfuhren. Unmittelbar nach den Ereigniſſen, welche von 1812—1815 ein Küſtenland des Kontinents nach dem andern von der Seeſperre befreiten, ergaben ſich in den Preiſen der Kolonialwaaren Veränderungen, welche mit den erſt ſpäter eingetretenen Verhältniſſen des Geldmarktes nichts gemein hatten, aber die Wirkung derſelben durch ihre mittelbaren Folgen ungemein verſtärkten. Sowie nämlich die Aufhebung der Seeſperre die durch gewaltſame Maßregeln geſteigerten Kontinentalpreiſe der Kolonialartikel bedeutend herabſetzte, und der wohlfeilere Bezug die Nachfrage vermehrte, ſo ſteigerte dieſe wachſende Nachfrage die Preiſe in den Erzeugungsländern, und gab dort einen kräftigen Anſtoß zur Erweiterung der Produktion. Raſcher konnte

der Anbau des Zuckers, als der des Kaffees, da die Kaffeestaude erst im vierten Jahre eine volle Ernte gibt, den vermehrten Begehr befriedigen. Die Preise des Zuckers fielen von 1817 bis 1830 fortschreitend unter unbedeutenden Schwankungen um 40 bis 50 prCt. und später noch tiefer, die Kaffeepreise von 1820 bis 1830 in einem noch stärkern Verhältnisse, und so tief, daß der Preis den Anbau nicht mehr lohnte und eine Rückwirkung eintreten mußte.* Ueberall zeigten sich bei den Erzeugnissen, welche Europa in größern Massen aus fremden Welttheilen bezieht, und deren Preise daher mehr oder weniger von unsern Zahlungsmitteln abhängen, die Ursachen des Sinkens überwiegend. So bei dem Zimmt, der in der Beschränkung des Anbaus auf Ceylon gegen beträchtlichen Abschlag einen Schutz finden sollte, und dessen im Jahre 1829—1830 gestiegener Preis (London Febr. 1830 erste und zweite Sorte 7 Sch. 6 P. bis 9 Sch. 3 P. pr. Pfd.) noch immer unter den Preisen der Jahre 1817 (11¼ bis 13 Sch.) und 1819 (9½ bis 10⅓ Sch.) stehen blieb, während die Preise des chinesischen Zimmts (zu Rotterdam) von 1817 bis 1830 im Verhältniß von 25—28 auf 12—13 herabsanken.** Weit stärker war der Preisabschlag des Pfeffers, der auf dem Markte von London von 1817—1830 unter unbedeutenden periodischen Rückfällen allmählig von 9¼—9½ P. pr. Pfd. auf 2⅞ bis 4 P. herunterging.

Aehnliche Resultate boten mit wenigen Ausnahmen die Erzeugnisse dar, welche die europäische Manufaktur-Industrie aus fremden Welttheilen bezieht. So erlitten alle Farbhölzer einen

---

* Man sehe die Schrift „der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft," 1835, von dem Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, Seite 242—244.

** Die höchsten und niedrigsten Preise der Gewürze in der Periode von 1780—1814, und die niedrigsten in der Periode von 1814—1829 auf den holländischen Märkten waren pr. Pfund:

	Von 1780—1814. höchster	niedrigster	niedrigster seit 1814.	Preis zu Rotterdam am 15. Jan. 1830.
Muskatnüsse . .	26 F. — C.	3 F. 75 C.	1 F. 55 C.	1 F. 50 C. bis 1 F. 65 C.
Muskatblüthe . .	28 „ 40 „	6 „ — „	2 „ 70 „	2 „ 20 „ „ 2 „ 75 „
Ambonia Nelken .	4 „ 20 „	3 „ 40 „	— „ 80 „	— „ 65 „ „ — „ 85 „
Brauner Pfeffer .	2 „ 40 „	— „ 22 „	— „ 12 „	— „ 17½ „ „ — „ 22 „
Piment p. 50 Kil.	200 „ — „	75 „ — „	35 „ — „	40 „ — „ „ 60 „ — „

bedeutenden Abſchlag, namentlich ſank Fernambuk auf dem Londoner Markt vom Jahr 1717 bis Januar 1830 von 140 auf 40 Pfd. St. pr. Tonne.

Wenn die Preiſe des Indigos in Folge der Unſicherheit der Ernten bedeutendern Schwankungen als manche andere Artikel unterworfen ſind, ſo wirkt bei dieſem Produkte doch weit weniger ein Mangel an Ueberblick über die Verhältniſſe des Anbaues und der Nachfrage, da daſſelbe in größerer Menge nur ein Land liefert, und deſſen ſehr koſtſpielige Erzeugung nur durch reiche Häuſer oder mit Hülfe bedeutender Kapitalvorſchüſſe unternommen werden kann. Dennoch ſah man auch dieſen Artikel, nachdem das Schwindeljahr 1824—1825 eine beträchtliche Preiserhöhung hervorgebracht hatte, den niedrigſten Stand annehmen, den man in unſerer Zeit je gekannt. Die Preiſe der gleichen Sorten, die in jenem Jahre auf 10½ bis 16 Sch. ſtanden, ſanken in raſchem Abfall bis zum Jahr 1830 auf 3¼ bis 8¾ Sch.

Unter allen Produkten der fremden Welttheile erlitt aber die Baumwolle die ſtärkſte Preisverminderung. Sie hatte ſchon nach den erſten Friedensjahren begonnen und war in ihrem Fortſchreiten ebenfalls nur durch die ungemeſſenen Spekulationen des Jahres 1824—1825 unterbrochen worden. Der Preisabſchlag von 1817 bis 1830 belief ſich auf nicht weniger als ungefähr 68 prCt.,* und war ungleich ſtärker als bei irgend einem jener Rohſtoffe, welche die einheimiſche Naturproduktion in die Werkſtätten der Induſtrie abliefert.**

Bei den verſchiedenen Artikeln der Manufakturinduſtrie wurde die allgemeine, in der Verminderung der Cirkulationsmittel liegende

---

* Preiſe des brittiſchen Marktes in ihrem Höchſten und Niedrigſten, die verſchiedenen Sorten enthaltend, welche der Handel unterſcheidet.

	August 1817.	August 1818.	April 1825.	Januar 1830.
Bengal	10—12½ Den.	6½—8¾ Den.	7⅞—10 Den.	3⅛—4½ Den.
	August 1817.		April 1825.	Januar 1830.
Louiſiana	19½—21 Den.		16½—21 Den.	5½—7 Den.
Fernambuk	23 —24 „		18 —19½ „	7¼ — 8 „ pr. Pfd.

** Im Jahr 1830 wurde im brittiſchen Parlament behauptet, daß die Preiſe der Wolle von 1814—1830 von 8 Sch. 2 P. auf 2 Sch. 4 P., die der Seide von 1 Pfd. St. 19 Sch. auf 8 Sch. 11 P. geſunken ſeyen. Wir konnten aber in den Preislisten die Beſtätigung eines ſo bedeutenden Abſchlags nicht finden.

Urſache der ſinkenden Geldpreiſe, je nach den Veränderungen, welche die Preiſe der Rohſtoffe erlitten, und je nachdem die Fortſchritte der Induſtrie die Produktionskoſten mehr oder weniger herabſetzten, in ſehr ungleichem Verhältniſſe verſtärkt. Dieſe beiden letzten Urſachen haben hauptſächlich ein bedeutenderes Sinken der Preiſe der Baumwollenfabrikate bewirkt. Die unendliche Verſchiedenheit der Manufakturwaaren erſchwert zwar jede Vergleichung der Preiſe aus verſchiedenen Zeitperioden; einen ungefähren Maßſtab zur Beurtheilung der Größe des Preisabſchlags gewährt indeſſen eine Vergleichung des Werthes der brittiſchen Ausfuhr nach den (ſtehenden) Zollpreiſen und nach den eigenen, den laufenden Preiſen ſich nähernden Schätzungen der ausführenden Manufacturiſten oder Waarenhändler. Darnach ſanken von 1816 und 1817 bis 1830 und 1831 die Preiſe der Baumwollengeſpinnſte um circa 52 prCt., der Baumwollenwaaren um circa 46 prCt., der Wollenwaaren um circa 38 prCt., der Seidenwaaren um circa 53 prCt., der Leinwand um 28 prCt. und die übrigen Ausfuhrartikel der brittiſchen Induſtrie, außer Garnen und Geweben, um circa 20 prCt. *

---

*

	Jahr.	Zollwerth.		Deklarirter Werth.	
Baumwollengarn	1816.	1,380,486	Pfd. St.	2,628,448	Pfd. St.
„	1830.	5,655,569	„ „	4,132,258	„ „
Baumwollenwaaren	1816.	16,335,124	„ „	13,072,757	„ „
„	1830.	35,395,400	„ „	15,203,713	„ „
Wollenwaaren	1816.	5,586,364	„ „	7,844,855	„ „
„	1830.	5,551,664	„ „	4,847,389	„ „
Seidenwaaren	1817.	152,734	„ „	408,523	„ „
„	1831.	469,076	„ „	568,200	„ „
Linnen	1817.	1,943,194	„ „	1,703,632	„ „
„	1831.	3,662,945	„ „	2,301,803	„ „
Andere Fabrikate außer Geweben und Garnen	1817.	9,980,144	„ „	14,869,292	„ „
	1831.	9,386,088	„ „	11,203,884	„ „

Die geringern Garne erlitten einen ſtärkern Preisabſchlag, als die feinern. Die Preiſe waren z. B. im Jahr 1812 für N. 40 pr. Pfd. 30 P., im Jahr 1830 nur 14½ P., für N. 100 im Jahr 1812=62 P. und im Jahr 1830 40⅛ P. Nach den dem brittiſchen Parlamente vorgelegten Nachweiſungen betrugen die Preiſe dergleichen Sorten:

	Oct. 1813.	Oct. 1828.
von ⅝ Cambrics zu 12 Yards	20 —39 Sch.	8½—15½ Sch.
von ⅝ Schirting pr. Yard	14½—23 P.	6 —10 P.;

obwohl behauptet ward, daß dieſe Gewebe in der letzten Zeit an Feinheit des Stoffes und vollendeter Arbeit um 10 prCt. beſſer geworden.

Zum Theil konnte dieſe Entwerthung von der ſchlechtern Beſchaffenheit der Waaren herrühren, und bei einzelnen Artikeln mag ſie nach den Deklarationen höher erſcheinen, als ſie wirklich war, namentlich bei den Seidenwaaren, da hier niedrigere Angaben zur Unterſtützung der Klagen der Fabrikanten über die eingetretene Zollherabſetzung dienten. Allein im Ganzen genommen blieb ohne Zweifel der Abſchlag der Manufakturartikel und der Kolonialwaaren weit beträchtlicher, als die Preisverminderung der europäiſchen Ackerbauerzeugniſſe. Während nämlich die Fortſchritte der Produktionskunſt in den meiſten Zweigen der Induſtrie in ihrem permanenten Einfluß auf die Koſtenpreiſe durch die Zunahme der Bevölkerung nicht geſchwächt werden konnten, und die wachſende Wohlfeilheit der Manufakturwaaren, die das vorzüglichſte Tauſchmittel in dem Verkehre mit andern Welttheilen bilden, auf die Preiſe der Kolonialartikel eine eben ſo ſtetige Rückwirkung äußerte, mußte im Ackerbau die Vermehrung der europäiſchen Bevölkerung und die Nachfrage nach Subſiſtenzmitteln mit jedem Jahr fühlbarer werden. Daher, und da überdieß gegen das Ende des Decenniums von 1820—1830 in einigen Ländern minder fruchtbare Ernten eintraten, wurde im Ackerbau der Druck der Preiſe in der Periode von 1819—1827 am ſchwerſten und nur zuletzt weniger empfunden. — Noch ſtehen die Noth und Drangſale jener Zeit in friſchem Andenken, während die Fluth von Schriften, die ſie in Deutſchland, Frankreich und England hervorgerufen, der Meinungskampf über die Urſachen der wahrgenommenen Erſcheinungen, über das Daſeyn und Nichtdaſeyn eines Uebermaßes von Produktivkräften und über eine allgemeine Ueberfüllung des Produktenmarktes, ſo wie über die Mittel zur Abhülfe bereits der größtentheils verdienten Vergeſſenheit übergeben ſind. Man hat nicht nur in der Regel unterlaſſen, die Thatſachen gehörig zu konſtatiren und die relative Stärke der verſchiedenen Urſachen, die unſtreitig im Spiele waren, etwas näher zu betrachten, ſondern häufig gerade diejenigen überſehen, welche nach unſerer Anſicht den bei weitem entſchiedenſten und jedenfalls den verderblichſten Einfluß ausgeübt hat, und deren näheren Betrachtung dieſe Blätter vorzugsweiſe gewidmet ſind. Uns ſchien es von vorn herein wahrhaft abenteuerlich, das allgemeine Sinken der Preiſe der Dinge und die Uebel, die daſſelbe begleiteten, einem Uebermaß

der Produktion zuzuschreiben. Wohl erscheint das richtige Verhältniß der einzelnen Zweige untereinander bisweilen auf nachtheilige Weise gestört; allein über einen Ueberfluß an Produkten überhaupt oder, was dasselbe ist, an Produktivkräften, wird man zu klagen so lange keine Ursache erhalten, als jeder Mensch stets bereit bleibt, den Kreis seiner Bedürfnisse nach irgend einer Seite hin zu erweitern. Wird aber die Produktion, wie es häufig geschiehet, in der Anwendung ihrer Kräfte irre geleitet, d. h. verfehlt sie in der Ausdehnung der einzelnen Zweige das durch die relative Größe der Nachfrage gegebene Verhältniß, so sucht sie schnell durch Beschränkung in dem einen und Erweiterung in dem andern Gebiete das rechte Maß zu treffen. Ein allgemeines Fortschreiten der Produktion wird, soweit es auch durch die wachsende Gütermenge und der Waarenumsätze ein allgemeines Sinken der Preise hervorbringt, kein fühlbares Mißbehagen erzeugen, da diese Wirkung der Natur der Sache nach nur allmählig eintreten und enger gezogene Gränzen nicht überschreiten kann, auch in dem Beutel der Producenten die Verluste an den Verkaufspreisen ihrer Erzeugnisse durch den gleichzeitigen Abschlag ihrer Bedürfnisse mehr oder weniger ausgeglichen werden. Selbst in den Zweigen, in welchen der Erfolg der Produktion von dem Wechsel der Naturereignisse abhängig ist, wird jenes Sinken der Preise, welches lediglich aus der größern Ergiebigkeit der Ernten entspringt, dem Producenten schon deßhalb weniger und nicht für längere Zeit empfindlich fallen, weil die größere Wohlfeilheit den Verbrauch steigert, und die unendliche Mannichfaltigkeit der Produktion und der auf die Nachfrage wirkenden Umstände immer einige Wege zur Ausgleichung der Verluste übrig läßt, indem die sich häufenden Vorräthe an einzelnen Produktengattungen, z. B. der Körnerfrüchte, die Beschränkung ihres Anbaues schon im nächsten Kulturjahre und die Verwendung der Produktivkräfte auf eine Reihe von Handelsgewächsen und zur Vermehrung des Viehstandes gestatten. Uns dünkt, daß jedenfalls alle Nachtheile, die für die eine oder andere Klasse an eine rasche Erweiterung der Produktion, an die Fortschritte der Kunst zu produciren, an das Wachsthum ihrer Hülfsmittel und an ihre durch menschliche Bestrebungen oder durch die Gunst der Natur erlangten größeren Erfolge sich knüpfen, jederzeit sehr leicht zu

ertragen ſind, und jene Uebel, die wir in ſo auffallender Stärke in einer Reihe von Jahren ſeit 1818 zu beklagen hatten, wenn nicht ausſchließlich, doch hauptſächlich aus der raſchen und bedeutenden Verminderung des cirkulirenden Mediums abzuleiten waren. Das raſche Steigen des Preiſes der edlen Metalle, das ſie bewirkte, blieb zwar für jene, die nur die Produkte ihres Fleißes gegen ihre Bedürfniſſe austauſchen, mehr oder weniger gleichgültig und war für die Klaſſe der Lohnarbeiter von keinem Nachtheile begleitet; dieſe ſahen vielmehr bei den ſteten Fortſchritten der Produktion ihren reellen Lohn wachſen. Aber in hohem Grade zeigten ſich die mißlichen Folgen der eingetretenen Veränderung in den Spekulationen des Handels und in den Verhältniſſen der Gläubiger und Schuldner, in dem weiteſten Sinne des Wortes. Ihre Wirkung kam, wie von ſelbſt einleuchtet, in der letzten Beziehung ganz gleich einer Erhöhung aller ſtehenden Geldverbindlichkeiten um den ganzen Betrag der Wertherhöhung der edlen Metalle. Da noch eine Reihe von Jahren vorüberging, ehe die Ordnung des Haushalts der Staaten und der Kommunen eine erhebliche Verminderung der öffentlichen Laſten geſtattete, ſo fühlten die Steuerpflichtigen den Druck der in den gleichen Geldſätzen fortdauernden Abgaben weit mehr, als in der Kriegsperiode. Die zahlreiche Klaſſe der Privatſchuldner hatte ebenſo in der gleichen Nominalſumme der bedungenen Zinſen einen weit größeren Theil ihres reellen Einkommens, der Früchte ihres Fleißes und ihres Eigenthums zu entrichten. Die große Mehrheit der größeren und kleineren Güterbeſitzer war in der Kriegsperiode genöthigt worden, ihre Güter mit Hypotheken zu belaſten. Mit den Preiſen der Bodenerzeugniſſe fiel nun die Landrente und der Kaufwerth der Ländereien. Einen gleichartigen Einfluß auf den Reinertrag des Ackerbaues übte das Steigen des reellen Arbeitslohns. Indem derſelbe auf ſeinem frühern Nominalſatze beharrte, oder ſelbſt ſich noch erhöhte, nahm er einen größeren Theil von dem Rohertrag des Bodens hinweg. Hatten die größeren Güterbeſitzer, in deren Händen ſich nicht, wie bei der minder begüterten Klaſſe, die Rente und der Arbeitslohn vereinigen, von den Theurungsjahren einen erheblicheren Nutzen gezogen, ſo ſahen ſie ſich nun durch das Sinken der Preiſe bei gleichzeitiger Erhöhung des reellen Lohnes der Arbeit auch härter getroffen. Die fortſchreitende Entwerthung

des Eigenthums erschütterte den Realkredit. Während der Zinsfuß im gewöhnlichen Verkehr und von den in den öffentlichen Fonds angelegten Kapitalien in stetem Fallen begriffen war, blieb derselbe für die Ländereibesitzer auf seinem früheren Betrage stehen, und wenn auch bei neuen Anlagen die Taration der Unterpfänder zu tief herabgesetzten Preisen den Gläubiger zur Bewilligung eines mäßigeren Zinsfußes geneigt machte, so hatten die Schuldner, welche ihre Hypotheken in früherer Zeit gestellt hatten, sich solcher Gunst nicht zu erfreuen. Leicht begreiflich war der Einfluß, den das Steigen des reellen Arbeitslohns auf die Pächte und auf den Verkaufswerth der Güter ausübte, bei den verschiedenen Ländereien in dem Maße verschieden, in welchem die Arbeit mit der Naturkraft des Bodens sich verbinden mußte, um einen Ertrag zu gewinnen. Daher blieb nur bei den besten Ländereien das Sinken ihres Preises dem Verhältniß nahe, in welchem die Geldpreise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse gesunken waren, während minder fruchtbare weit tiefer fielen, und der kultivirte Boden vom geringsten Ertrag fast ganz entwerthet erschien. So kam es, daß eine zahlreiche Klasse von Schuldnern sich außer Stand gesetzt sah, aus dem Ertrag ihrer Güter die Zinsen der darauf ruhenden Kapitale zu bestreiten. Mit jedem Jahre, von 1820 an, vermehrten sich die Ganten, und die vervielfältigten Zwangsversteigerungen drückten die Güterpreise noch mehr. Häufig rettete der Gläubiger, dessen Schuld ursprünglich durch doppelten Verlag gedeckt war, kaum den dritten oder vierten Theil seines Kapitals.

Das fortschreitende Sinken fast aller Waaren, welche die umlaufenden Kapitale der Handelsleute bilden, mußte ihre Gewinnste auf das niedrigste Maß reduciren, und bereitete vorzüglich jenen herbe Verluste, die, darin nur ein gewöhnliches Schwanken der Preise erblickend, bei einer mäßigen Erhebung der Preise, in Folge wechselnder Konjunkturen, sich in bedeutendere Spekulationen einließen. Ebenso war der kontinuirliche Preisabschlag den Besitzern größerer Industrieanstalten, welche beträchtlichere Vorräthe an Rohstoffen anzuhäufen pflegen, nachtheiliger, als den kleineren Manufakturisten, welche sich mehr auf die regelmäßige Anschaffung ihrer augenblicklichen Bedürfnisse beschränkten.

Als in den letzten Jahren der Periode von 1818—1830 für den Ackerbau insbesondere vortheilhaftere Konjunkturen eintraten,

begannen auch, wie bereits bemerkt, verſchiedene Ereigniſſe im Allgemeinen einen günſtigen Einfluß auf dem Geldmarkte zu äußern, und wenn keines derſelben an ſich allein bedeutend genug war, um damit einen beſtimmten Wendepunkt bezeichnen zu können, ſo trat ihre Geſammtwirkung doch in der folgenden Periode immer klarer hervor.

III. Wir wollen dieſe verſchiedenen Urſachen der Veränderungen, welche in den Verhältniſſen des Geldmarktes in dem letzten Decennium ſichtbarer wurden, nur kurz berühren. Bereits haben wir erwähnt, daß im Jahr 1829 die Auswanderungen aus Mexiko, welche dem Lande einen namhaften Theil ſeiner, von früheren Zeiten angehäuften edlen Metalle entzogen, ihre größte Ausdehnung gewannen, in Folge jenes Dekrets des mexikaniſchen Congreſſes (v. 20. Merz 1829), welches alle Spanier für immer von dem Boden der Republik verbannte. Man berechnete die Zahl der Vertriebenen auf 20,000, und das bewegliche Gut, deſſen Ausfuhr ihnen geſtattet war, auf 140 Mill. Piaſter. Ohne Zweifel floß eine ſehr beträchtliche Fraktion dieſes Werthes in baarem Gelde und in großen Maſſen von ſchweren Silbergeräthen, in denen ſich der Reichthum des Mexikaners in ſeiner häuslichen Einrichtung kund gibt, auf den europäiſchen Markt ab und wurde ſeinen Münzſtätten überliefert. Wir wagen die Summe, welche auf dieſem Weg der europäiſchen Cirkulation für frühere Verluſte einigen Erſatz gewährte, nicht zu ſchätzen. Sie erhielt ſolchen Zufluß, als bereits die natürlichen Rückwirkungen der frühern raſchen Entleerung des Geldmarktes und des ſteigenden Tauſchwerthes der edlen Metalle begonnen hatte. Dahin gehörte vor allen der anfänglich abnehmende, dann aufhörende Abfluß der edlen Metalle nach Aſien. Der Ueberſchuß der Ausfuhr nach Oſtindien und China, der, wie wir geſehen, von 1826—1828 auf eine ſehr mäßige Summe herabgeſunken war, verwandelte ſich im Jahr 1828—1829 in einen Ueberſchuß der Einfuhr aus jenen Ländern nach Europa. Der Abnahme des Bezugs indiſcher Manufakturartikel und der vermehrten Ausfuhr europäiſcher Erzeugniſſe nach Aſien waren nicht nur die früheren bedeutenden Silberſendungen nach Oſtindien, ſondern auch die Fortſchritte der europäiſchen Induſtrie günſtig. Während die verſchiedenen indiſchen Erzeugniſſe auf dem Markte zu London ſo tief fielen, daß ſie das

Erzeugungsland nicht mehr liefern konnte, verschaffte einer Reihe von europäiſchen Manufakturartikeln ihre wachſende Wohlfeilheit einen vorher nicht gekannten Abſatz.* Ebenſo neigte ſich, wie bereits bemerkt ward, auch im ruſſiſchen Verkehr mit China und dem innern Aſien die Bilanz auf die europäiſche Seite, und nur im Handel mit der Levante und Perſien deutete, nach vorliegenden Ueberſichten, der Ueberſchuß der Waareneinfuhr auf einen fortdauernden, aber unerheblichen Abfluß edler Metalle aus dem ruſſiſchen Reiche nach dieſer Seite hin. Von dem Jahre 1828 finden wir eine Silbereinfuhr von 6385½, vom Jahr 1829 von 6909 ruſſ. Pfunden aus dem mittlern Aſien angegeben, und nach den Ueberſichten des geſammten aſiatiſchen Verkehrs vom Jahre 1832, wurde die darin angegebene Ausfuhr an Gold und Silber (mit 1,053,456 Rub.) durch die Einfuhr (mit 927,336 Rub.) nahe aufgewogen. Der Abfluß würde 2⅝ Mill. Rubel nicht überſtiegen haben, wenn auch die, nach den laufenden Preiſen berechnete Differenz zwiſchen dem Werthe der Einfuhr (20⅝ Mill. Rub.) und der Ausfuhr (17⅞ Mill. Rub.) in Silber ausgeglichen worden wäre.

Gleich dem verminderten Abfluß der edlen Metalle, kann man auch die größere Regſamkeit der Produktion, das eifrige Aufſuchen des goldhaltigen Bodens und den lebhaftern Betrieb des Bergbaues als eine naturgemäße Rückwirkung der raſchen Erhöhung des Tauſchwerthes von Gold und Silber betrachten. Wie die ruſſiſche Produktion, welche Storch im J. 1815 auf 41½ Pud jährlich berechnete, und die in den Jahren 1821 und 1822 auf 27 bis 28 Pud geſunken war, vom Jahre 1823 bis 1825 und 1826 von 105 auf 234 Pud (im Mittel der beiden letzten Jahre), ſodann bis 1830 auf 347 Pud 27 Pfd. (nach andern Angaben auf 355 Pud) und im Jahre 1837 auf 469 Pud ſtieg, iſt aus

---

* Die Preiſe der oſtindiſchen Waaren fielen auf dem Kontinentalmarkte in ſtärkerm Verhältniſſe als die brittiſchen, z. B. Long-Cloths gleicher Gattung, die in den letzten Kriegsjahren zu 44⅜ Sch. pr. Stück zu 3½ Yards ſtanden, bis 1828 auf 14⅛ Sch., Baſtings, die pr. Stück zu 12½ Yards verſchiedener Gattung von 10—11 Sch. im J. 1823 auf 7½—8⅛ Sch. fielen, kamen, von dieſem Jahre an, nicht mehr nach London, und hätten nach der Angabe der oſtindiſchen Kompagnie im Jahr 1828 dort nur noch zu 3½ Sch. Käufer finden können.

dem Aufſatze zu erſehen, der im vierten Hefte dieſer Blätter über die Schwankungen der Goldgewinnung die intereſſanteſten Belehrungen mittheilte. Der Werth der jährlichen Ausbeute, welcher nach dem Durchſchnitte der Jahre 1820—1825 ſich ſchwerlich höher als auf 6½ Mill. Franken belaufen haben mag, vermehrte ſich daher allmählig bis 1837 auf 26½ oder um nahe 20 Mill. Franken. Die Silberproduktion, die ziemlich ſtationär blieb, finden wir für das Jahr 1835 zu 43,648 Pfd. (avoir du poids) angegeben, und ſie kann daher zu circa 4 Mill. Franken und die Geſammtausbeute an edlen Metallen im ruſſiſchen Reiche zu ungefähr 30 Mill. Franken angenommen werden.

In Oeſterreich hatte ſich die Bergwerkproduktion, die im Mittel der Jahre 1793—1802 jährlich 4,887 Wiener Mark Gold und 104,208 Mark Silber betrug, während der Ueberfüllung des Geldmarktes, und namentlich von 1811—1815 auf 3,188 Mark jährlich an Gold und 55,654 Mark an Silber vermindert. Sie belief ſich im Durchſchnitt der Jahre 1813—1822 an Gold jährlich auf 3,483 und an Silber auf 64,238 Wiener Mark, ſtieg aber (nach Bechers Schrift über das öſterreichiſche Münzweſen) nach dem Mittel der Jahre 1823—1824 auf 4,620 Mark Gold und 84,817 Mark Silber, und in den Jahren 1835—1837 im Durchſchnitt auf jährlich 5744 M. Gold und 95,796 M. Silber (6,892 und 114,955 Kölniſche M.). Die jährliche Ausbeute hat daher einen Betrag erreicht, der, mit circa 5½ Mill. Franken an Gold und nahe 6 Mill. Franken an Silber (zuſammen circa 11½ Mill. Fr.), die mittlere Produktion von 1813—1822 um circa 4 Mill. Fr. übertrifft. Sie iſt noch im Steigen begriffen, und ſoll (nach öffentlichen Blättern) in den letzten Jahren über 600 Mill. Gold und gegen 200,000 (?) Mill. Silber betragen haben. Wir bleiben bei den Angaben von Becher ſtehen.

Was an Gold die deutſchen Flüſſe in ganz unbedeutendem Betrage, und andere europäiſche Länder liefern, möchten wir mit der Produktion von Piemont (circa 119 Kilogr., im Werth von 445,000 Fr.) durchſchnittlich kaum zu ½ Mill. Fr. anſchlagen. Dagegen ſcheint die Erhöhung des Preiſes der edlen Metalle ihren naturgemäßen Einfluß auf den lebhaftern Betrieb der Silberbergwerke, faſt in allen europäiſchen Ländern, die Silberminen beſitzen, ausgeübt zu haben. Wir finden nämlich für die Jahre des letzten

Decenniums die Ausbeute in der Regel höher angegeben, als in dem vorhergegangenen Jahrzehend. So wurde die Silberausbeute für das Königreich Sachsen nach einem Durchschnitt von 1815 bis 1824 zu 50,000 bis 51,000 Mark, später aber auf 60,000 bis nahe 70,000 Mark, insbesondere im Jahr 1831 auf 69,000, im Jahr 1838 auf 64,488 Mark, für Hannover früher auf 34,000 bis 35,000 Mark, später bis auf 44,000 Mark berechnet. Im Durchschnitt der Jahre 1826—1827 soll Norwegen nur 3,659 Mark gegeben, nach dem Durchschnitt der Jahre 1832 bis 1834 aber über 30,000 und nach spätern Nachrichten der Ertrag seiner Minen sich bis auf 80,000 Mark erhöht haben. *

Wie in den metallreichern Ländern zeigte sich auch in manchen andern, die nur wenig liefern, ein Wachsen der Ausbeute. So stieg sie in Baden von 610 Mark allmählig bis 1837 und 1838 auf 2,489 Mark, und in Frankreich, wo sie früher 4,000 bis 4,500 Mark betrug, im Jahr 1835 auf nahe 7,000 Mark. Wenn man die Produktion von Preußen mit circa 20,000 Mark beischlägt, und die unbedeutenden Beiträge, welche, wie Baden, einige andere kleinere deutsche Staaten (ohngefähr 5,500 Mark), sodann Schweden (im Jahr 1838—3,826 Mark) und Spanien aus ihren Minen liefern, nicht zur Seite legt, so möchte man berechtigt seyn, die freilich sehr bedeutenden jährlichen Schwankungen unterworfene Silberproduktion sämmtlicher übrigen europäischen Staaten außer Rußland und Oesterreich in den letzten Jahren zu circa 180,000 bis nahe 200,000 Mark zu schätzen. Darnach ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Gesammtwerth der europäischen und sibirischen Produktion, die im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts auf 9,201 Mark Gold und 302,425 Mark Silber, zusammen circa 23 Millionen Franken berechnet ward, nach der Entleerung des europäischen Marktes von 1818—1822 und hauptsächlich seit 1827 bis zu den letzten Jahren allmählig

* Kleinschrod in einer Note zu der Uebersetzung der angeführten Schrift von W. Jacob, Th. II., S. 258. Nach den Angaben öffentlicher Blatter über die bedeutend schwankende jährliche Ausbeute von Kongsberg, wurden im Durchschnitt von 1829—1831 = 6,760, und von 1832—1839 = 23,395 Pfd. ([?] vielleicht Mark) gewonnen. Im Jahr 1839 war die Ausbeute 20,302 Mark; man war aber im December auf ein sehr reichhaltiges Lager gestoßen.

auf jährlich 52½ — 53 Millionen Franken oder um nicht weniger als ungefähr 29 Mill. Franken ſich erhöht hat. Man darf die gegenwärtige europäiſche Ausbeute um ſo eher auf 53 Millionen Franken oder circa 10 Millionen Piaſter ſchätzen, wenn man ihr die Produktion von Urla in Kleinaſien beiſchlägt, welche jährlich im ungefähren Betrage von ½ Million Piaſter (ſpan.) nach Konſtantinopel gebracht wird.

Was die nach zufälliger Entdeckung von goldhaltigem Boden in mehrern Staaten der Union durch das Steigen des Werthes der edlen Metalle ſeit 1824 angeregten Unternehmungen bis zum Jahr 1829 einbrachten, war mit 109,000 Dollars zwar ganz unbedeutend, die jährliche Ausbeute ſtieg aber von 1829 — 1834 fortſchreitend von 140,000 auf 898,000 Dollars und gab im Ganzen von 1834 — 1836 eine Summe von 4,844,500 Dollars. Vielleicht darf man das raſche Sinken der Produktion im Jahr 1835 auf 698,500 und im Jahr 1836 auf 467,000 Dollars dem Einfluß zuſchreiben, den die Ueberfüllung des Marktes mit Cirkulationsmitteln auszuüben geeignet war. Schwerlich möchte aber während der nächſten Jahre, in welchen ſich ihre Folgen auf eine alle produktiven Unternehmungen lähmende Weiſe offenbarten, eine größere Regſamkeit im Betriebe des Bergbaues und der Wäſchereien eingetreten ſeyn.

Wenn in dem ehemals ſpaniſchen Amerika die Urſachen des Verfalls des Bergbaus größtentheils noch fortdauern, und die durch die Konjunkturen des Geldmarktes in der Mitte der 1820er Jahre hervorgerufenen Unternehmungen fremder Kapitaliſten weit entfernt blieben, die erwarteten Gewinnſte zu bringen, ſo iſt doch kein Zweifel, daß ſie einem weitern Verfalle des Bergbaues und der fortſchreitenden Verminderung ſeiner Ausbeute vorbeugten, und daß hauptſächlich ſeit 1829 die Produktion ſich in mehrern Bezirken wiederum merklich gehoben hat, wie namentlich die Silberausbeute der merikaniſchen Gruben von Guanaruato, Zaccatecas und Veta Grande, welche nach dem Durchſchnitt der Jahre 1819 bis 1827 und 1830 — 1834 von 6½ auf 9⅞ Mill. Doll. ſtieg.*

* Man ſehe Aufenthalt und Reiſe in Mexiko in den Jahren 1825 — 1834 von J. Burkart; Stuttgart 1836. Die Goldausbeute von Guanaruato, welche im Jahr 1821 bis auf 298 Mark geſunken war, ſodann

Nach den, dem brittiſchen Parlamente mitgetheilten ſtatiſtiſchen Notizen, * lieferten ſämmtliche Münzſtätten von Mexiko im Jahr 1836 11,481,827 Doll. in Silber und 573,668 Doll. in Gold, zuſammen alſo 12,055,495 Doll., im Jahr 1837 nahe eben ſo viel, nämlich 11,616,312 Doll., und im Durchſchnitt der beiden Jahre an Gold und Silber 11,835,897 Doll. Wie die Untreue der Arbeiter in den Gruben auf die mannigfaltige Weiſe, welche Burkart beſchreibt, ** die Ausbeute der Gruben geringer erſcheinen läßt, als ſie wirklich iſt, ſo wird der Münze auch ein beträchtlicher Theil der Hüttenprodukte durch den Schleichhandel entzogen. Gewöhnlich nimmt man an, daß was von den Barren, welche die Bergwerksbeſitzer nicht ſelbſt zur Münze liefern, ſondern dem Handel übergeben, ſeinen Weg in das Ausland findet, über ein Fünftel der ganzen Gold- und Silberproduktion ausmache. Wenn wir dem Betrage der Ausmünzungen nur ein Zehntel beifügen, ſo erhalten wir eine mittlere Ausbeute von 13,019,486 Doll.

Die Ausmünzungen von Potoſi in der Republik Bolivia betrugen, nach den berührten Mittheilungen, an Gold im Jahr 1836 88,000 und im Jahr 1837 197,531 Doll., und an Silber im Jahr 1836 1,947,316, im Jahr 1837 2,070,073 Doll., im Durchſchnitt beider Jahre daher an Gold und Silber 2,151,451 Doll.

---

bis 1828 zwiſchen 400 und 598 geſchwankt hatte, ſtieg im Jahr 1829 auf 852, und nach dem Durchſchnitte der Jahre 1830 bis 1833 auf 1,068 Mark (145,236 Doll.). Die Silberproduktion, die vom Jahr 1810—1821 von 511,445 auf 73,983 Mark (628,855 Doll.) gefallen war, und im Mittel von 1818—1827 = 115,117 Mark (973,494 Doll.) betrug, ſtieg im Jahr 1828 auf 183,141 Mark, 1829 auf 269,494 und im Durchſchnitt der Jahre 1830—1833 auf 289,880 M. (2,463,980 Doll.). Die Ausmünzungen von Zaccatecas, welche im Jahre 1820 nur 764,011 und im Durchſchnitte von 1818—1827 = 2,613,443 Doll. betrugen, ſtiegen im Jahre 1829 auf 4,505,180 und nach dem Durchſchnitt von 1830—1833 auf 5,008,588 Doll. Der Ertrag der Gruben von Veta Grande, welcher im Mittel von 1818 bis 1827 = 577,258 Doll. war, ſtieg im Jahre 1828 auf 1,026,095, im Jahr 1829 auf 2,062,733 und nach dem vierjährigen Durchſchnitte von 1830—1833 auf 2,231,414 Doll.

* Tables of the revenue, population, commerce et cet. of the united Kingdom and its dependencies p. VII. London 1840.

** Die angeführte Schrift. Band II. S. 272.

und mit einem Beiſchlag von 10 prCt. für den Schleichhandel circa 2,366,605 Doll.,* während Herr Jacob für das ehemalige Vicekönigreich Buenos-Ayres in dem Zeitraum von 1810 bis 1829 im Durchſchnitt nur 1½ Mill. rechnen konnte.

Lima und Cusco (Peru) lieferten im Jahr 1837 119,925 Doll. Goldmünzen und 2,563,889 Doll. in Silber, wornach, mit Hinzurechnung von $^{1}/_{10}$, eine Summe von 2,952,195 Doll. ſich ergibt, welche die von Herrn Jacob von 1810—1829 angenommene mittlere Ausbeute (3,238,375 Doll.) nahe erreicht.

Von Columbia finden wir nicht die Ausmünzungen, ſondern nur die Ausfuhr aus dem Hafen von Carthagena für 1837 und zwar an Dublonen zu 1,088,532 Doll., und an Silbermünzen zu 49,453 Doll., ſodann die wahrſcheinliche Ausfuhr an Barren und altem Gold und Silber zu 560,000 Doll. angegeben. Die Hauptſumme von 1,687,985 Doll. ſtimmt ebenfalls ganz nahe mit der von Hrn. Jacob berechneten jährlichen Ausbeute (1,678,208 Doll.) zuſammen.

Aus den mehr erwähnten Mittheilungen iſt zu erſehen, daß die Münze zu Santiago (Chili) im Jahr 1836 zwar nur circa 3474 Mark Gold (501,993 Doll.) ausgeprägt hat, daß aber in Barren 723 Mark Gold und 58,885 Mark Silber ausgeführt wurden, deren Werth ſich auf 1,008,669 Doll. und, mit dem Betrag der Goldausmünzung vereinigt, auf 1,510,662 Doll. berechnet. Auch in den frühern, im Jahr 1836 bekannt gemachten Konſulatsberichten, finden wir die Goldproduktion für 1835 mit 5852 Mark und die Silberproduktion für 1831 mit 170,037 und für 1834 mit 164,935 Mark, ebenfalls weit höher angegeben, als ſie Herr Jacob im Durchſchnitt von 1810—1829, ehe die Silberlager von Toriapo entdeckt waren, angenommen hat. Rechnet man nun für die Gold- und Silberproduktion der von Mexiko abgeriſſenen Republik Quatimala (beim Mangel neuerer

* Die Ausmünzungen geringhaltiger Münzen, die in der früheren Periode in größerm Umfang Statt fanden, dauern zwar zum Theil noch fort, jedoch in unerheblicherm Betrage. So befanden ſich unter dem Produkte der Münze von Potoſi, im Mittel der Jahre 1836 u. 1837, nur circa 300,000 Dollars kleinere Münzen, die, um 26 prCt. unter dem geſetzlichen Münzfuß ausgeprägt, circa 78,000 Dollars weniger Werth hatten.

Nachrichten und da der Zuſtand dieſes Landes ſich ſeither nicht gebeſſert hat) nach dem Durchſchnitt der Ausmünzungen von 1820 bis 1825 ½ ungefähr 360,000 Doll., ſo erhält man für ſämmtliche Länder des ehemals ſpaniſchen Amerikas in der letzten Zeit eine Ausbeute von circa 21 ⁷/₁₀ Mill. Doll., welche mit der oben berechneten Produktion der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, der europäiſchen Länder und Sibiriens circa 32 ⅞ Mill. Piaſter geben.

Ueber den Ertrag der braſilianiſchen Goldwäſchereien, welcher ſeit 1812 ſo tief geſunken war, ſind uns von den letzten Jahren keine Nachrichten bekannt. Es iſt jedoch nicht unwahrſcheinlich, daß die Ausbeute in Folge der brittiſchen Unternehmungen ſich wieder etwas gehoben hat, und der Umſtand, daß die engliſch-braſilianiſche Geſellſchaft die einzige war, welche in den letzten Jahren ihren Aktionären Dividenden austheilte, deutet darauf hin.

Was die neue Welt von der eigenen Ausbeute zurückbehält, darf man wohl unberückſichtigt laſſen, wenn man den Werth des Schleichhandels nur zu 10 prCt. anſchlägt, da die heimliche Ausfuhr an Barren, welche nicht unter den Ausmünzungen erſcheinen, höchſt wahrſcheinlich weit bedeutender iſt; auch müßte man in Gegenrechnung bringen, was der neue Welttheil an Gold- und Silberwaaren, welche unter dem Verbrauche Europas erſcheinen, wieder empfängt. Der innere Verkehr in den Staaten des ehemaligen ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerikas verlangt verhältnißmäßig weit weniger Cirkulationsmittel, und findet zum Theile, namentlich in Buenos-Ayres und in Braſilien, im Papiere eine Hülfe. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten aber haben in der letzten Zeit ſchwerlich dem allgemeinen Markte mehr edle Metalle wieder abgewonnen, als ſie früher in Folge ihrer ausſchweifenden Notenemiſſionen und anderer vervielfältigter Kreditoperationen hatten abfließen laſſen. Nur der Bedarf der brittiſch-weſtindiſchen Inſeln hat hauptſächlich durch die Emancipation der Sklaven, welche ein cirkulirendes Geldkapital zur Lohnzahlung erforderte, zugenommen. Die Bevölkerung dieſer Inſeln iſt aber zu unbedeutend, als daß dieſes Bedürfniß einen fühlbaren Einfluß ausüben konnte.

Wenn Aſien ſeit 1829 zeitweiſe mehr edle Metalle nach Europa ausführte, als von daher bezog, ſo hat man dieß, außer dem frühern ſtarken Silberabfluße nach dieſem Welttheile,

hauptſächlich dem indiſchen Opiumhandel nach China, vielleicht auch theilweiſe der Einführung des Papiergebrauchs in Oſtindien zuzuſchreiben. Neben der bengaliſchen Bank, an welcher die Regierung betheiligt iſt, erhoben ſich nämlich geſellſchaftliche Privatanſtalten in Madras, Bombai, Agra und mehrern andern Städten, deren Papieremiſſionen auf dem Geldmarkte nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Auch in dem holländiſchen Indien gewann das Papier eine Stelle in der Cirkulation.

Man hat nun vor mehrern Jahren eine Mehreinfuhr aus Aſien und Afrika (das an Goldſtaub etwa 33—40,000 Pfd. St. liefert) von 4 Mill. Piaſter berechnet. Sie war aber jedenfalls nicht nachhaltig. Die Ausfuhr aus China, die im Durchſchnitt der Jahre 1830—1833 = 5,562,187 Dollar betrug, ſcheint, als das Produkt des Opiumhandels, wenigſtens ſpäter faſt ausſchließlich dem oſtindiſchen Geldmarkte verblieben zu ſeyn. So finden wir namentlich in den officiellen brittiſchen Nachweiſungen für das Jahr 1835—1836 den Ueberſchuß der Silbereinfuhr aus China nach Oſtindien zu 12,837,674 Rup. oder 6⅒ Mill. Doll. angegegeben, während Oſtindien an edlen Metallen aus Europa 907,701 Rup. (405,696 Doll.) mehr bezog, als es dahin ausführte. Auch iſt nicht zu ermitteln, ob der geſammte Handel der europäiſchen Länder mit der Levante nicht noch eine namhafte Summe zur Ausgleichung erfordert; was jedoch nicht der Fall zu ſeyn ſcheint, da wir in den franzöſiſchen Handelsüberſichten einen Ueberſchuß der Geldeinfuhr finden, namentlich in den beiden Jahren 1832 und 1833 im Verkehr mit der Türkei (einſchießlich Kleinaſiens und der Inſeln des Archipels) von 8 Mill. Fr. Wir möchten aber jedenfalls keinen dauernden Ueberſchuß der Einfuhr im Verkehre mit Aſien und Afrika, ſondern die Maſſe edler Metalle, welche in den letzten Jahren der europäiſche Markt einſchließlich des braſilianiſchen Goldes erhielt, nur im Betrage von circa 33 Mill. Doll. annehmen. Obwohl die Produktion erſt allmählig dieſe Stufe wieder erreichte, ſo ſind wir aber doch der Meinung, daß die Metallcirkulation von Europa, ſeit den letzten Jahren des vorletzten Decenniums und in der folgenden Periode bis jetzt, keine weitere Verminderung erlitten, ſondern vielmehr wieder einen allmählig geſtiegenen jährlichen Zuwachs gewonnen hat, der mit den auſſerordentlichen Zuflüſſen an edlen Metallen, die man den

merikanischen Einwanderern verdankte, und mit den aus Asien zurückgekehrten Summen, die Masse des cirkulirenden Metallgeldes dem für die ersten Friedensjahre von 1816—1818 berechneten Betrage wieder nahe brachte.

Wenn wir zur annähernden Bestimmung des jährlichen Reibungsverlustes den gegenwärtigen Betrag der umlaufenden Gold- und Silbermünzen zu 9000 bis 9300 Mill. Franken annehmen, so scheint uns, im Ueberblick der bekannt gewordenen Ausmünzungen mehrerer größern europäischen Staaten, eine bedeutende Ueberschätzung höchst unwahrscheinlich.

Wir finden, daß in Großbritannien von 1816 bis 1835 nicht weniger als 63,109,593 Pf. St. an Gold- und Silbermünzen, und einschließlich der beiden folgenden Jahre, 66,730,431 Pf. St. oder circa 1681 Mill. Franken von der königlichen Münze geliefert wurden.

In Frankreich wurden vom Jahr 1791 bis zum 28. März 1803 = 134,771,380, von diesem Zeitpunkte an bis 31. Dez. 1832 = 3,529,428,892 Fr., im Ganzen von 1791—1832 circa 3,664 Mill. Fr., und in den folgenden Jahren weitere bedeutende Summen, namentlich im Jahre 1836 über 48 Mill. Fr. ausgeprägt.

Der Gesammtbetrag der Ausmünzungen in den österreichischen Staaten betrug von 1793—1837 an Gold 147,615,432 Gulden und an Silber 478,438,642 Gulden im 20 Guldenfuß. Unter dem Silbergelde befanden sich aber, besonders bis zum Jahre 1813, neben der Scheidemünze sehr beträchtliche Summen anderer geringhaltiger Sorten, welche später aus dem Umlaufe verschwanden. Die im 24 Guldenfuß und im Kreuzthalerfuß ausgeprägten Silbermünzen kann man nur zu 288 1/10 Mill. Gulden anschlagen, welche mit den Goldmünzen 435 7/10 Mill. Gulden im 20 Guldenfuß oder circa 1,132 Mill. Franken gaben.

In Preußen wurden seit 1809 bis zum Schluße des Jahres 1836 an Silbergelde 87,792,867 Thlr. ausgeprägt, während von den früher ausgegebenen Münzen, nach Abzug der eingezogenen 1/6, 1/2 und 1/10tel Stücken, noch 95,709,283, im Ganzen daher 182,856,018 Thaler vorhanden sein sollten. Von 1764 bis 1836 waren für mehr als 70 Mill. Thlr. in Gold oder circa 276 Mill. Franken geprägt worden, welche mit dem Silbergelde 942 Mill. Franken gaben.

Wenn man für die russischen Ausmünzungen seit 1801 nur die eigene Ausbeute an edlen Metallen rechnet, obwohl früher auch vieles fremde Silber und Gold ausgeprägt wurde, so erhält man eine Totalsumme von circa 8000 Mill. Fr., welche in den bezeichneten Zeiträumen aus den Münzen sämmtlicher genannten Staaten ausgiengen, deren Bevölkerung zwei Drittheile der europäischen Volkszahl nur unbedeutend übersteigt. Dazu kommt, daß ein beträchtlicher Theil der amerikanischen Zuflüße in den westlichen Seeplätzen, in ihrer ursprünglichen Form, als Piaster, einen Bestandtheil der Cirkulation bildet. Die fortgesetzten englischen Ausmünzungen haben zwar größtentheils nur wieder ersetzt, was in Folge des mangelhaften Banksystems und der fehlerhaften Zollgesetzgebung periodisch in bedeutenden Summen auf fremde Märkte abgeflossen war.* Fester hält aber die französische Cirkulation die einheimischen Münzen. Von den 435 7/10 Mill. Gulden, welche Oesterreich (ohne das schlechtere Geld zu rechnen) ausmünzte, floß das Kronengeld, dessen Prägung nur bis zum Jahre 1813 fortgesetzt wurde, meistentheils nach den südwestlichen deutschen Staaten ab, während die 24r, welche in der Kriegsperiode diesem Markte zugekommen waren, größtentheils wieder nach den österreichischen Ländern zurückkehrten. Von dem preußischen Gelde hat sich vieles auf andern deutschen Märkten verbreitet, und so wie häufig in dem einen Staate die, aus dem andern abgeflossenen Münzen umgeprägt wurden, so wurden auch bedeutende Summen der Cirkulation durch Einschmelzung und Verwendung in den Gewerben entzogen. Kann aber aus jenen Ausmünzungen die Größe der

* In Wechselwirkung hiemit standen auch die Schwankungen des Geldumlaufs in Nordamerika. Wie bedeutend und wie schnell sich hier Veränderungen ergeben, ist bekannt. So schätzte man im Jahr 1833 die umlaufenden Metallsummen auf nur 30 Mill. Doll., im J. 1836 aber auf 73 Mill. Doll. Im Oktober 1837 wurde die, nach der Einstellung der Baarzahlung aus der Union ausgeführte Metallsumme officiell auf 4 1/2 Mill. Doll. angegeben, nach New-Yorker Blättern aber zu 28,355,518 Doll. Diese unzuverlässige Schätzung begriff wohl auch jenen Abfluß, der die Einstellung der Baarzahlung mit herbeiführte. Später flossen bedeutende Summen zurück. Ausgeprägt wurden in der Union: vom J. 1795 — 1835 an Gold und Silber 55 Mill. Doll., und vom 1. Januar bis 1. Novbr. 1836 = 6,496,840 Doll.

Cirkulation nicht mit Bestimmtheit bemessen werden, so macht ein Blick auf die mitgetheilten Zahlen doch geneigter, die Resultate, welche eine, auf die jährliche Ausbeute der Minen gebaute, Schätzung gibt, anzunehmen. *

Zur Bestimmung des jährlichen Verlustes durch die Reibung der Münzen hat man eine Grundlage, die wenigstens gegen sehr erheblichen Irrthum schützt. Wir halten indessen die Ermittlung, die sich auf die Untersuchungen der Münzämter stützt, in der Regel eher für zu hoch, als für zu niedrig. Wie ungleich die Gewichtsverminderung bei verschiedenen Stücken von gleichem Münzalter erscheint, ist bekannt. Zeigen sich einmal die Spuren der Reibung, so bleibt die Münze um so gewisser in unausgesetztem Umlaufe. Zum Einschmelzen für Gewerbszwecke, wie zur Aufbewahrung für

* Nach neuern Schätzungen wird die Summe des Gold- und Silbergeldes in Großbritannien zu circa 36 Mill. Pfd. St. oder 907 Mill. Franken, von Blanqui (im Mittel wohl zu hoch) zu 1000 Mill. Fr. angenommen. Die periodischen Schwankungen des Wechselkurses (oder der zeitliche Abfluß und Zufluß) mögen bis auf 5 Mill. Pfd. St. oder 126 Mill. Fr. steigen. In Frankreich schätzte man die vorhandene Geldmenge im Jahr 1832 zu 3385 Mill. Fr. Blanqui später (wahrscheinlich zu hoch) zu 4000 Mill. Fr., nämlich zu 1000 Mill. Fr. in Gold und 3000 Millionen in Silber. In Oesterreich berechnete man zu Anfang der 1790er Jahre den Geldumlauf zu 300 Mill. Gulden Conv. Münze; gegenwärtig darf man die Menge des cirkulirenden Goldes und Silbers wohl eher weit höher als zu 350 Mill. Gulden C. M. oder 900 Mill. Fr. denn niedriger annehmen. In den Niederlanden nahm man im Jahr 1823 642 Mill. Fr. an. Rechnet man für Großbritannien 900 Mill., für Frankreich 3300, für Belgien und Holland 640, für Oesterreich nur 900 Mill. Fr., für Preußen circa 200 Mill. Thlr. oder gegen 700 Mill. Fr., für das übrige Deutschland und die Schweiz mit 60 Gulden pr. Kopf circa 960 Mill. Fr., so bleiben, wenn man die in Europa umlaufende Geldmenge zu 9000 bis 9300 Mill. Fr. anschlägt, noch 1600—1900 Mill. übrig für Rußland, welches nach Storch im Jahr 1810 nur circa 180 Mill. Fr. Gold und Silber im Umlauf hatte, gegenwärtig aber eine weit beträchtlichere, wohl mehr als zweifach größere Summe besitzt, für Spanien (dessen Umlauf viel zu niedrig zu 400 Mill. Fr. berechnet wurde), für Portugal, dessen Metallcirkulation im Jahr 1821 (wahrscheinlich zu hoch) zu 80 Mill. Cruzados oder circa 180 Mill. Fr. geschätzt wurde, für Italien, außer der Lombardei und Venedig, für die kleinern nordischen Reiche, die nur wenig Gold und Silber besitzen, sodann für die europäische Türkei und Griechenland.

unvorhergesehene Fälle pflegt man vorzugsweise vollwichtige Stücke zu wählen. Daher gibt eine Untersuchung, welche die Gewichtsverminderung nach dem Durchschnittsgewichte einer beliebigen aus dem Umlaufe genommenen Zahl Stücke bestimmt, sicherlich ein zu hohes Resultat. Gleichwohl wollen wir die, auf solche Untersuchungen der brittischen Münzverwaltung gebaute Schätzung von Jacob, der den jährlichen Verlust auf $\frac{1}{144}$ der vorhandenen Metallmünzen berechnet, annehmen; jedoch einschließlich der Summe, die durch unglückliche Zufälle, und des Abgangs, der durch die Scheidungsprocesse entsteht. Diesem Verluste, der von dem wahrscheinlichen Betrage der umlaufenden Gold- und Silbermünzen von circa 9000 Mill. Fr. sich auf circa 4 Mill. Piaster berechnet, hat man nun noch den Werth der edlen Metalle, die jährlich zu gewerblichen Zwecken verwendet werden, nach Abzug des Produkts beizuschlagen, welches die Einschmelzung alter, aus dem Gebrauche tretender Gegenstände gewährt.

Wenn die bereits angeführte Schätzung Jacobs für die Periode von 1816 bis 1829 vielleicht um mehr als $\frac{1}{3}$ überspannt ist, so ist sie dieß noch weit mehr, für die spätere Zeit, nachdem in den 15 ersten Friedensjahren der Stock der im Gebrauche befindlichen Gold- und Silberwaaren, allen Umständen nach, sich ungemein rasch vermehrt hatte. Sehr schwierig ist aber eine genaue Schätzung, und hier liegen die Meinungen weit von einander, obwohl es an bestimmten Thatsachen für die Annahme eines Minimums nicht fehlt. Mac Culloch nimmt den jährlichen Verbrauch in den ersten Jahren dieses Decenniums zu 4,563,000 Pfd. St. oder 21,902,400 Piaster, und was die Einschmelzung alter Gegenstände liefert, zu 913,000 Pfd. St. oder 4,482,400 Piaster, die effektive neue Verwendung also zu 17,520,000 P. an. Freiherr von Humboldt aber rechnete den jährlichen Verbrauch in Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts, einschließlich des Verlusts durch die Reibung der Münzen, nur zu 7 Mill. Piaster. Man stützt sich immer am liebsten auf die Angaben dieses Autors, dessen bewunderungswürdigen Takt in der Lösung solcher Probleme jeder kennt, der in dem Felde, dem sie angehören, sich näher umgesehen hat. Seit 30 bis 40 Jahren, und insbesondere seit Herstellung des allgemeinen Friedens hat indessen der Verbrauch für Bijouteriewaaren, für Uhrengehäuse, für silberne Geschirre, Bestecke ꝛc.,

sodann für Vergoldungen und für Gold- und Silberplattirungen ohne allen Zweifel ungemein zugenommen, jedoch schwerlich in solchem Maaße, wie dieß der Fall wäre, wenn Freiherr von Humboldt diese Produktion nicht zu nieder oder Mac Culloch sie nicht zu hoch berechnete, oder die Wahrheit nicht in der Mitte zu suchen ist. Würde man indessen auch für den Verbrauch die von Mac Culloch berechnete Summe von 21,900,400 Piaster annehmen, so scheint uns jedenfalls das Bruch-Gold und Silber, welches jährlich in Barren verwandelt wird, weit höher als zu 4,482,400 P. angeschlagen werden zu müssen. Der bei weitem geringere Theil des jährlichen Bedarfs der Gewerbe wird auf eine Weise verwendet, die einer gänzlichen Zerstörung gleich kommt, indem sie die künftige Ausscheidung unmöglich macht oder wegen der Stärke der Abreibung bei den abgängigen Stücken nicht mehr lohnend wird, wie bei dem Verbrauche in Porcellanfabriken und bei allen leichten Vergoldungen, bei Versilberungen und Gold- und Silberplattirungen. Die von Jacob erhobenen speziellen Thatsachen lassen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß schwerlich mehr als 20 Procent des jährlichen Verbrauchs zu industriellen Zwecken, also unter obiger Voraussetzung circa 4,380,000 Piaster diese Verwendung erhalten, wornach noch zur Ergänzung und Vermehrung des Stocks an Gold- und Silberwaaren 17,522,000 Piaster übrig bleiben würden. Von den Gegenständen, welche den Stock der in Luxusartikeln, in Geschirren und Utensilien aller Art vorhandenen edlen Metalle bilden, sind nun einer theils rascheren, theils aber einer weit langsameren Verminderung durch Abreibung, wie die umlaufende Münze, unterworfen. Mit Ausnahme der in täglichem Gebrauche stehenden Tafelbestecke, gewöhnlichen goldenen Ringe und dergleichen, ist der Verlust durch Reibung bei den übrigen Gegenständen (Prunkgeräthen, Schmuck u. s. f.,) ohne Zweifel viel geringer, und bei Allem, was die Gewölbe der Gold- und Silberwaarenhändler enthalten, ohne alle Bedeutung.

Dürfte man auch den Vorrath der, andern Zwecken als der Cirkulation dienenden edlen Metalle in Europa mit Jacob auf die unglaublich hohe Summe von 400 Mill. Pfd. St. anschlagen, so würde die Abnutzung, im Durchschnitt zu $^1/_{10}$ desselben gerechnet, jährlich circa 4,420,000 Piaster und daher die Ergänzung des Stocks (zum Ersatz des Abreibungsverlustes) mit der, einer

Zerſtörung gleichkommenden Verwendung (zu Verſilberungen und Plattirungen, ꝛc.) zuſammen 8% Mill. Piaſter betragen. Dieſe Summe und der Werth des Zuwachſes, den der Stock der in Gold- und Silberwaaren aller Art vorhandenen edlen Metalle, in Folge des zunehmenden Luxus, jährlich erhält, wären als effektive Verwendung für induſtrielle Zwecke zu betrachten. Wir haben der Urſachen erwähnt, welche es glaublich machen (und allgemeine Wahrnehmungen im Gebiete des Gold- und Silberwaarenhandels ſcheinen es zu beſtätigen,) daß dieſer Zuwachs nach Herſtellung des Friedens in einer Reihe von Jahren bedeutender war, als ſpäter, nachdem allmählig der Stock eine gewiſſe Höhe erreicht hatte und ein normaler ökonomiſcher Zuſtand ſich herſtellte, in welchem eine weitere Vermehrung ſchwerlich das Verhältniß der Volkszunahme von 1 bis 1½ Proc. überſchritt, zumal da das Sinken des Zinsfußes die vermöglicheren Klaſſen nicht, ſondern hauptſächlich die arbeitenden Klaſſen begünſtigte, deren Nachfrage nach Gold- und Silberwaaren nicht erheblich iſt. Nehmen wir hiernach den jährlichen Zuwachs mit 1½ Proc. zu 6 Mill. Piaſter an, ſo erhalten wir als effektiven jährlichen Verbrauch zu den Zwecken der Induſtrie (durch den Stoff zerſtörende Verwendungen, ſodann zur Ergänzung und Vermehrung des Stockes) 14% Mill. Piaſter, ohne die Summe, welche der Stock ſelbſt durch Einſchmelzung oder Ausſcheidung des Goldes und Silbers aus abgängigen Stücken jährlich wieder erſetzt, und welche, wenn der Geſammtverbrauch in den Werkſtätten der Induſtrie 21% Mill. Piaſter erreichen würde, über 7 Mill. Piaſter betrüge. Im Ueberblick aller frühern und neuern Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand betrachten wir die Summe von 14—15 Mill. als ein Maximum, das der effective Verbrauch, nach Abzug des aus altem oder Bruch-Gold und Silber gewonnenen Erſatzes, ſchwerlich gegenwärtig erreicht. Hier hat indeſſen der Zweifel einen weiten Spielraum, und nur in ſo weit er die Größe des Stocks trifft, wird ſein Einfluß dadurch minder erheblich, daß eine zu hohe oder zu niedrige Schätzung in dem verhältnißmäßigen Anſatz der Abnutzung eine theilweiſe Correction findet. Wenn wir ohnerachtet des Mangels einer ſichern Grundlage den Werth des auf naſſem oder trockenem Wege aus alten Gegenſtänden jährlich zur neuen Verarbeitung gewonnenen Goldes und Silbers unter den berührten Vorausſetzungen

eher über 7 Millionen Piaſter als zu 4½ Millionen oder gar nur, wie Herr Jacob, zu ⅛ des jährlichen Verbrauchs anzuſchlagen geneigt bleiben, ſo ſtützen wir uns auf den Einfluß, den theils der Wechſel der Mode und Formen auf die mittlere Dauer des Gebrauchs mancher Gold- und Silberwaaren, theils eine raſchere Abnutzung auf die Verwandlung des Bruch-Goldes und Silbers in Barren haben, ſodann auf die bekannten Fortſchritte, welche die Scheidekunſt in neuerer Zeit, und vielleicht gerade in Folge des, durch die frühere Entleerung des europäiſchen Geldmarktes gegebenen Antriebes gemacht hat, ſowie auf die raffinirte Spekulation, welche den kleinſten Gewinn auf dieſem Gebiete nicht verſchmäht. Die unbedeutendſten Bruchſtücke von alten Gold- und Silberwaaren finden ihren Käufer, man brennt nicht nur alte Borten und vergoldete Rahmen aus, ſondern ſammelt ſogar die Papierrollen und Säcke, in welchen Münzen verpackt waren und Spuren ihrer Reibung zurückgelaſſen haben, ſowie die Lappen, deren man ſich in den Fabriken zum Abreiben der polirten Goldwaaren bedient. Ganze Lager von Kehricht, welche nach früherer unvollkommener Methode bereits behandelt und ſodann, als gänzlich werthlos, ſeit vielen Jahren in den Höfen der Bijouterieſabrikanten in manchen Städten angehäuft waren, wurden in der neuern Zeit mit großem Gewinn nochmals ausgebeutet. Ob aber die von ſolchen Abfällen, wie von Bruchgold und Bruchſilber gewonnenen Barren in die Münzen gebracht oder von den Gold und Silberarbeitern wieder benutzt werden, iſt in den letzten Reſultaten ganz gleichgültig.

Zieht man nun von der jährlichen Minenausbeute von circa 33 Mill. Piaſter, die der europäiſche Geldmarkt in den letzten Jahren wahrſcheinlich erhielt, den Reibungsverluſt der umlaufenden Münzen und den effectiven Bedarf für die Gewerbe im ohngefähren Betrage zuſammen von 18⅞ Mill. Piaſter ab, ſo bleibt ein jährlicher Zuwachs von circa 14 Mill.

Die Unſicherheit der meiſten Grundlagen unſerer Schätzung läßt dem Zweifel Raum, der ſich jedoch leichter in Beziehung auf zu niedrige Schätzung des letzten Reſultats, als auf andere Weiſe begründen laſſen möchte. Da die Minenausbeute übrigens nur allmählig den berechneten Betrag erreichte, ſo würde der wiedergewonnene jährliche Zuwachs auf dem Geldmarkte weniger

fühlbar geworden ſeyn, wenn nicht gleichzeitig und zum Theil noch früher in mehrern europäiſchen Ländern auch die Menge des umlaufenden Papieres ſich wieder vermehrt hätte. Die franzöſiſche Bank ſteigerte ihre Emiſſionen von circa 100 Mill. Fr. auf 200—220 und zeitweiſe noch höher. Die Vermehrung der umlaufenden Billette blieb jedoch ohne den ihr entſprechenden Einfluß, weil häufig die Baarſchaft der Bank den Betrag ihrer Noten nahe erreichte und ſelbſt zeitweiſe überſtieg; dagegen leiſteten die Banken in den 10 größern Handelsſtädten, wie Bordeaux und Marſeille, und andere Bankunternehmungen zu Paris durch ihre Papiere unter verſchiedenen (von den Zettelbanken abweichenden) Formen eine vermehrte Hülfe.

In Oeſterreich fuhr man zwar fort, das Papiergeld einzuziehen, und von 1829—1835 war deſſen Betrag von 62 auf 20⅞, bis zum Januar 1840 auf 13⅞₀ Mill. Gulden reducirt worden; allein die fortſchreitende Ausdehnung der Geſchäfte der Nationalbank ließen, hauptſächlich in der letzten Zeit, auf einen dieſen Verluſt überwiegenden Erſatz in Banknoten ſchließen. In Preußen ſtieg die Summe der Treſorſcheine, nunmehr Kaſſenanweiſungen, von 1824—1829 von circa 11⅞ Mill. Thlr. auf circa 17⅞ und ſpäter bis 1838 auf 25,742,347 Thlr. Einigen Zuwachs erhielt die Cirkulation auch durch das Steigen des Curſes des ruſſiſchen Papiergeldes, der vor kurzem geſetzlich auf 350 fixirt wurde, nachdem er im Privatverkehr bereits eine ſtärkere Neigung zur Verbeſſerung, nämlich bis 342 für 100 Rub. in Silber gezeigt hatte. Da die Summe der Aſſignaten am 1. Januar 1840, wie früher, unverändert 595,776,310 Rub. betrug, ſo ergibt ſich in Vergleichung mit dem Kurſe in der Mitte der 1820 Jahre (von circa 385) eine Werthserhöhung in Silber von circa 15⅞₀ Mill. Rubel oder 61 Mill. Franken. *

Die königl. ſächſiſche Regierung erhöhte die Summe ihrer Kaſſenbillette von 2½ auf 3 Mill. Thlr. und die belgiſche Regierung

---

* Die Depoſitenbillette gaben der Cirkulation keinen effektiven Zuwachs, da die hinterlegten edlen Metalle deponirt bleiben. Dagegen leiſten ihr (wie zum Theil anderwärts ähnliche Papiere) die Reichsſchatzbillette einen nicht unerheblichen Dienſt, ſelbſt im gewöhnlichen Verkehr, obwohl ſie zinstragend ſind.

emittirte aus Veranlaſſung des Baues der Eiſenbahnen (vorübergehend) 12 Mill. Fr. Papier. Sodann zählt man eine Reihe von Zettelbanken, die erſt neu entſtanden oder ihre Emiſſionen verſtärkten, und welche, wenn ihre Notenausgaben auch, einzeln betrachtet, unbedeutend erſchienen, doch im Ganzen eine namhafte Summe in Umlauf brachten. So vermehrte die Liſſaboner Bank ihre Noten bis zu einem Maaße, das ſie im Jahr 1827 ihre Zahlungen einzuſtellen zwang. Neben der im Jahr 1814 umgewandelten Amſterdamer Bank, deren Notenumlauf wir früher zu 8 und ſpäter zu 12 Mill. Gulden angegeben finden, erhob ſich im Jahre 1823 die Brüſſeler Bank, und neben dieſer, nach der Trennung von Holland, die neue belgiſche. Die im Jahr 1828 im Königreich Polen geſtiftete Bank gab im Jahr 1830 14 Mill. Gulden in Noten aus, und vermehrte deren Betrag allmählig auf 40 bis 42 Mill. Gulden (poln.). Die im Jahre 1834 errichtete bairiſche Bank erhielt die Befugniß, bis zu 8 Mill. Gulden Noten zu emittiren, und weitere Beiträge lieferten verſchiedene andere zur Papierausgabe ermächtigten geſellſchaftlichen Anſtalten in Deutſchland, wie die im Jahr 1824 gegründete Privatbank der pommerſchen Ritterſchaft, die Leipziger Eiſenbahngeſellſchaft, die neue Leipziger Bank und die naſſauiſche Landeskreditkaſſe. Hiezu kommen die Papiere der ſeit 1836 in der Schweiz errichteten Banken von Bern, Zürich und St. Gallen. Alle dieſe Anſtalten gaben der europäiſchen Cirkulation einen dauernden Zuwachs. Noch muß man dem Einfluß Rechnung tragen, den auf die Beſchränkung des Gebrauchs der geſetzlichen Zahlungsmittel das wachſende Leihvertrauen überhaupt, die Vervielfältigung der Kreditanſtalten aller Art, außer der Zettelbanken, ſo wie der Formen der Kreditoperationen, in der letzten Zeit ausübten. Nicht weniger iſt auch der Beſchleunigung zu gedenken, welche die Geldtransporte gewonnen haben, ſo wie der Hülfe, welche die Menge der verzinslichen Staatspapiere den Werthsübertragen ſowohl an denſelben Plätzen, als von einem Markte zum andern, ferthin leiſteten, während der unfruchtbare Papierhandel weit weniger baare Summen feſſelte, als in der frühern Periode der häufigern Schwankungen der Kurſe. Alle dieſe Einflüſſe widerſtreben aber jeder nähern Berechnung.

In Deutſchland wurde die Wirkung der verſchiedenen Urſachen, welche auf den Zuſtand des Geldmarktes einwirkten, durch

vermehrte Getreidesendungen fühlbarer, welche in der letztverflossenen Zeit den Ausfall der brittischen Erndten zu decken hatten.

Diesem Umstand darf man hauptsächlich den plötzlichen Abschlag des Silberpreises des Goldes im Jahre 1839 zuschreiben; er traf in verstärktem Maaße gerade die Münzen, in welche das aus Großbritannien nach den dänischen und norddeutschen Staaten abgeflossene Geld verwandelt worden war. Die Schnelligkeit des Abschlags läßt auf die eigenthümliche Art und Weise schließen, wie die Ausgleichung der Handelsbilanz bewerkstelligt ward. *

In dem volkswirthschaftlichen Zustande verschwanden immer mehr die Nachtheile, welche sich an die frühere rasche Abnahme der Cirkulationsmittel geknüpft hatten. Insbesondere aber verbesserte sich immer mehr die Lage der Grundeigenthümer. Der Werth der Ländereien erhob sich in weit stärkerm Verhältnisse, als die Veränderungen im Zustande der Cirkulation zu erklären vermochten; da die jährlich wachsende Volksmenge die Nachfrage nach den Erzeugnissen des Bodens zu steigern fortfuhr; sodann, wie schon früher in den letzten Jahren des Decenniums von 1820—1830, auch später in mehrern Ländern minder ergiebige Ernten eintraten, mit der Verbesserung der ökonomischen Lage der ackerbauenden Klasse der Kredit der Landeigenthümer sich wieder erhob, und nicht mehr, wie früher, vervielfältigte Zwangsversteigerungen die Preise des Grundeigenthums hinderten, in angemessenem Verhältnisse mit dem gesunkenen Zinsfuße zu steigen. Nur einzelne Zweige der Manufakturindustrie empfanden den Einfluß der nordamerikanischen Geldkrisen.

Wie mannigfaltig auch die Ursachen waren, welche in der letzten Periode den ökonomischen Zustand der europäischen Völker behaglicher erscheinen ließen, und wozu neben den Fortschritten der Produktionskunst auch die allmählige Verminderung der

* Nicht unwahrscheinlich ist es, daß einigen Einfluß auf den Preisabschlag des Goldes die, in Vergleichung mit dem frühern Verhältniß der Produktion beider Metalle, relativ gestiegene Ausbeute des Goldes ausgeübt hat, und daß ein mäßiger Abschlag dauernd sich herausstellen dürfte, wenn die Produktionsverhältnisse bleiben, wie sie gegenwärtig sind. Bereits sind auch die Napoleonsd'or bedeutend gesunken, zum Theile vielleicht nur vorübergehend, wegen des plötzlichen starken Aufkaufs von Pferden für Frankreich.

öffentlichen Laſten und die vervielfältigten Unternehmungen der Regierungen zur Beförderung des materiellen Wohlſeins gehören, ſo muß man dabei den Verhältniſſen, die wir darzuſtellen verſucht haben, doch jedenfalls einen weſentlichen Antheil zugeſtehen.

IV. Blicken wir zurück auf die Erſcheinungen des Geldmarktes in den letzten 50 Jahren, ſo bleibt kein Zweifel, daß drei bedeutende, einflußreiche Veränderungen im Belaufe des cirkulirenden Mediums, abwechſelnd nach ihrer Richtung, in den von uns bezeichneten Perioden Statt gefunden haben, wenn auch die Größe derſelben genau in Zahlen auszudrücken nicht möglich iſt. Wohl mag man zugeben, daß die Zunahme der Umlaufsmittel in der Kriegsperiode in einiger Beziehung nicht ohne günſtigen Einfluß war, daß ſie namentlich zur raſchern Entwickelung der Produktion beitrug, die wachſende Laſt der öffentlichen Abgaben erträglicher machte und die Lage der minder wohlhabenden Klaſſen etwas erleichterte. Der zum Theile zweifelhafte Gewinn wurde aber unendlich theuer erkauft durch gleichzeitige oder ſpäter eingetretene Nachtheile. Theuer bezahlten die Länder, welche mit Papier überſchwemmt wurden, in den verderblichen Folgen der Depreciation und der häufigen Schwankungen ihres Umlaufsmittels, die vorübergehende Benutzung der abgelösten edlen Metalle, als eines produktiven Kapitals. Alle Länder und ſelbſt diejenigen, welche ſich vom Papierumlauf frei zu erhalten wußten, empfanden den gewaltigen Stoß, der in der Periode der Entleerung des europäiſchen Geldmarktes den ökonomiſchen Zuſtand der Völker erſchütterte.

Was Europa in den Jahren 1818—1823 an edlen Metallen Oſtindien und China in reichen Strömen zufließen ließ, trug zwar ſeine Früchte in der Beförderung des Abſatzes europäiſcher Induſtrieerzeugniſſe und in unſerm verminderten Bezug mancher Produkte des fremden Gewerbfleißes, ſodann in dem dauernden Abſchluß des Kanals, in welchem früher regelmäßig ein Theil der edlen Metalle, die Europa ſelbſt producirte oder von Amerika empfieng, nach Aſien ſich ergoſſen hatte.

Die bedeutenden Summen, welche in den erſten Friedensjahren, und zum Theile früher, als andere Urſachen der Entleerung des europäiſchen Geldmarktes zu wirken begonnen, nach jenen außereuropäiſchen Ländern ausſtrömten, deren Bodenerzeugniſſe,

nach Aufhebung der Seesperre, im Preise für Europa eben so sanken, wie sie in Folge der wachsenden Nachfrage für die Erzeugungsorte sich erhöhten, war zwar gleichfalls eine Saat, die gute Früchte trug, indem der, zur Erweiterung der Produktion gegebene Antrieb in solchem Maaße wirkte, daß die europäischen Continentalländer zuletzt für ihren um das doppelte und noch höher gesteigerten Bedarf an Colonialwaaren im Ganzen nicht mehr zu zahlen hatten, als sie in den ersten Jahren nach hergestelltem Frieden für die Hälfte dieses Quantums entrichteten. Aber wenn jener Verlust an edlen Metallen auf solche Weise eine günstige Rückwirkung hatte und in dem Maaße einer natürlichen Folge des plötzlichen Aufziehens der Schleußen des Seehandels, deren frühere Absperrung die Vertheilung der angehäuften Vorräthe lange gehindert hatte, wohl leicht zu ertragen gewesen wäre, so wurde derselbe für die europäische Cirkulation, geraume Zeit hindurch, aus dem doppelten Grund empfindlicher, einmal weil in den 2—3 ersten Friedensjahren die Masse der Papiere, die der Krieg geschaffen hatte, auf dem Geldmarkte in gleichem und theilweise in noch höherm Werthe zu cirkuliren fortfuhr und den Abfluß der edlen Metalle ungemein verstärkte, sodann weil später die großen Verluste hinzutraten, welche die Cirkulation in dem ganzen Umfang dauernd erlitt, in welchem die edlen Metalle den Dienst der vernichteten Papiere übernahmen.

Der Einfluß, den die Ausdehnung und Contraktion des gesammten europäischen Umlaufsmediums in den bezeichneten Zeitabschnitten, in Folge des Zusammentreffens verschiedener gleichartig wirkender Ursachen, hauptsächlich aber die Papiercreationen und Reduktionen auf den Geldmarkt und den ganzen ökonomischen Zustand der Völker ausübten, ist nach seiner Dauer, seinem Umfang und seiner Intensität nicht zu vergleichen mit den kurz vorübergehenden Schwankungen und Crisen, welche der Wechsel der Handelsbilanz und die unregelmäßige Verwaltung einzelner Zettelbanken zeitweise herbeiführen. Jene periodischen Handelskrisen werden so lange in größern oder geringern Intervallen wiederkehren, als nicht das brittische und das nordamerikanische Bankwesen wesentliche, gegen nachtheilige Oscillationen des Papierumlaufs sichernde Reformen erleiden. Aber auch die Gefahr der Wiederkehr einer gewaltigern und den ganzen ökonomischen Zustand

ergreifenden Erschütterung, die nach dem allmähligen Anwachsen der Cirkulationsmittel, in einer längern Periode und in einer Reihe von Staaten, ihrer plötzlichen gleichzeitigen und dauernden Reduktion, der Natur der Sache nach, folgen muß, schwebt so lange über Europa, als das Papier überhaupt eine so bedeutende Stelle in der Cirkulation einnimmt, und sie wächst mit jeder Erweiterung im Gebrauche dieses Hilfsmittels. Wo derselbe einmal Wurzel gefaßt hat, fällt es nicht schwer, allmählig größere Summen in freien Umlauf zu bringen. Wohin aber in kritischen Zeiten auch ein anfänglich nur mäßiger Gebrauch führt, hat man in den Kriegsperioden zur Genüge erfahren. Kommt dann die Zeit, wo die Rückkehr zur bessern Ordnung des Geldwesens möglich wird, so ist die Heilung des Uebels fast eben so schmerzhaft, wie der krankhafte Zustand, den man zu heben sucht. Die gegenwärtig umlaufende Papiermasse kann zwar, wenn man den Bankreserven Rechnung hält, bei weitem nicht so hoch, als der Umlauf während der Kriegsperiode und in den ersten Friedensjahren angeschlagen werden. Dagegen hat der Papiergebrauch einen weit ausgedehnteren Markt gewonnen, da, wie wir gesehen, eine Reihe von Staaten, die früher weder Banken noch Papiergeld hatten, Emissionen begonnen oder einzelnen Anstalten gestattet haben. In der letzten Zeit hat zwar die englische Bank in ihren Emissionen Maaß und Ziel gehalten, aber keine genügende Bürgschaft hat man gegen die Verirrungen der Privatbanken. Die französische Bank wurde bisher mit bewunderungswürdiger Umsicht verwaltet, allein es scheint, daß sie weniger durch höhere Rücksichten, als durch ihr eigenes Interesse geleitet wurde, das ihr die Diskontirung der Wechsel, welche der Verkehr der Hauptstadt mit den Departements auf den Markt bringt, vortheilhafter erscheinen ließ, als die Verbreitung ihrer Noten außerhalb der Hauptstadt. Nun steht der Papiercirkulation eine Erweiterung durch vervielfältigte Privatbanken bevor, und daß nicht Verhältnisse sich entwickeln, welche die französische Bank zur Emittirung von Zetteln von geringerem Betrage (als 500 Franken) bestimmen, die ihren Weg in die Departements finden, läßt sich nicht verbürgen. Leider sind es größtentheils Zettel von ganz mäßigem Betrage, bis auf 10 und 5 Gulden herab, welche die neuen Papierkreationen in den verschiedenen Ländern in Umlauf brachten, die früher dieses Hilfsmittel

nicht kannten. Eine ähnliche Entwickelung des Papierweſens, wie ſie in der Kriegsperiode von geringern Anfängen beginnend Statt gefunden, würde aber bei der Ausdehnung des Marktes, den der Papiergebrauch gewonnen, von bedenklichern Folgen begleitet ſeyn.* Möchte der europäiſche Markt für immer damit verſchont bleiben. Die Erfahrungen der Vergangenheit ſtehen mit ihren ernſten Warnungen noch in friſchem Andenken; wie lange aber ihre Lehren fruchtbar bleiben, vermag keine Scharfſicht vorauszuſehen.

Blicken wir in die nächſte Zukunft, ſo laſſen mannigfaltige Zeichen eines regſamern Betriebes des Bergbaus eher eine Zunahme, als eine Verminderung der jährlichen Ausbeute erwarten; doch wird ſie, ſo lange der politiſche Zuſtand von Mexiko und den ſüdlichern Staaten des amerikaniſchen Kontinents ſich nicht in einer feſten Ordnung begründet, von dem frühern Betrag wohl noch weit entfernt bleiben, und dieſem, wenn auch die vollkommenere Beruhigung jener Länder eintreten ſollte, nur allmählig wieder ſich nähern. Außerordentliche ungünſtige Zufälle liegen gleich ungewöhnlich glücklichen, wie die neuere Entdeckung reicher, goldhaltiger Sandlager in Sibirien, außer aller Berechnung. In naher Ausſicht aber ſtehen verſchiedene Wechſelfälle, welche nicht die Produktion der edlen Metalle, ſondern deren Vertheilung berühren, und die den Zuſtand der europäiſchen Cirkulation weſentlich zu afficiren geeignet erſcheinen.

Die Herſtellung der Baarzahlung der amerikaniſchen Banken und einer wenigſtens etwas leidlichern Ordnung des Geldweſens entzieht dem europäiſchen Markte eine gleiche Summe edler

* Unſchadlich und gefahrlos ſcheint uns die Verwaltung der Zettelbanken nur dann, wenn ſie unter genügenden Garantien für die Einlösbarkeit ihrer Papiere auf den Dienſt des Großhandels beſchränkt werden und ihre Noten dem gewöhnlichen Verkehr gänzlich fremd bleiben, was nur der Fall ſeyn kann, wenn der Betrag, unter welchem ſie keine Note ausgeben dürfen, ſehr hoch beſtimmt wird. Will man Papier für den gewöhnlichen Verkehr, ſo ziehe der Staat den Nutzen von dem künſtlich geſchaffenen Kapital, er ſetze aber nur eine beſtimmte, in ihrem Geſammtbetrage nicht wechſelnde und keine größere Summe in Umlauf, als ſchon die bloße Annahme derſelben bei der Steuerzahlung unter allen Umſtänden auf ihrem geſetzlich beſtimmten Werthe gegen Metallgeld erhalten kann. Beſſer iſt es aber, auf ſolchen Nutzen ganz zu verzichten.

Metalle, als während der Ueberschwemmung der Union mit Papier ihm zugeflossen waren. Tritt eine dauernde Abstellung der Bankmißbräuche ein, so wird Europa für diesen Verlust durch die Veränderung der unregelmäßigen Schwankungen der Handelsbilanz und des verderblichen Einflusses der Oscillationen der amerikanischen Umlaufsmittel auf den Verkehr, welchen wir seit mehrern Jahren schmerzlich empfinden, reichlich entschädigt werden.

Wichtiger sind die Veränderungen, die sich im Verkehr mit Asien ergeben können. Wir haben gesehen, daß in frühern Perioden von der amerikanischen und europäischen Ausbeute an Silber 17½ Mill. Piaster nach Ostindien und China, 4 Mill. nach der Levante und 4 Mill. aus dem russischen Reiche nach China und dem innern Asien, also im Ganzen 25½ Mill. nach diesem Welttheile abflossen. Nähme derselbe an der gegenwärtigen jährlichen Ausbeute an Gold und Silber nach dem frühern Verhältnisse Theil, so würde die europäische Cirkulation nicht, wie wir oben angenommen haben, unter der Fortdauer der günstiger gewordenen Produktionsverhältnisse, einen Zuwachs von circa 14 Mill. Piast. erhalten, sondern die Masse unserer Metallvorräthe eine jährliche Verminderung erleiden. In einer längern Reihe von Jahren würde auch ein mäßiger jährlicher Verlust fühlbar werden; zumal wenn die Bevölkerung, die Produktion von Gütern aller Art und die Umsätze des Handels fortfahren zu wachsen und das Bedürfniß an Cirkulationsmitteln daher gleichzeitig sich erhöht. Ist nun zu erwarten, daß der asiatische Handel auch fernerhin, wie in einer Reihe der letzten Jahre, keinen oder nur einen ganz geringen Antheil an der jährlichen Ausbeute der amerikanischen und europäischen Bergwerke nehmen, oder allmählig die Vertheilung derselben sich wieder dem frühern Verhältnisse nähern werde?

Uns scheinen nun die eingetretenen Veränderungen in der Handelsbilanz zwischen Europa und Asien nicht auf Ursachen zu beruhen, die eine nachhaltige Wirkung hervorzubringen geeignet wären.

Von einer Zunahme der Gold- und Silberproduktion der asiatischen Länder (außer Sibirien) hat man in neuerer Zeit nichts vernommen; die Nachrichten über den Betrag der edlen Metalle, die sie jährlich dem eigenen Boden abgewinnen, sind mangelhaft und unzuverlässig. W. Jacob schätzt denselben nur

auf 6,720,000 Piaſter, größtentheils an Gold. * Der frühere Abfluß des Silbers aus Europa nach Aſien war aber das natürliche Ergebniß des permanenten Strebens der edlen Metalle, ſich auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Markte gleichförmig, d. h. nach Maßgabe des Bedürfniſſes, zu vertheilen, und die früher wahrgenommene Vertheilung des jährlichen Zuwachſes zwiſchen Aſien und Europa mag noch jetzt dem Verhältniß ihres Bedürfniſſes an Umlaufsmitteln für den innern Verkehr entſprechen. Auch in der Verminderung und dem gänzlichen Aufhören des Abfluſſes, ſelbſt in der Rückkehr bedeutender Summen, nach der Entleerung des europäiſchen Marktes hatte man eine Wirkung jenes Geſetzes zu erblicken, da die frühern, durch ungewöhnliche Umſtände herbeigeführten Geldſendungen alles Maß überſchritten hatten. Allein dieſe Anticipationen können ihrer Natur nach nur einen vorübergehenden Einfluß äußern, und ebenſo auch die ungewöhnlich raſchen Fortſchritte der europäiſchen Induſtrie, welche dem Orient den Abſatz ſeiner Induſtrieartikel geſchmälert und ſeine Bezüge aus Europa vermehrt haben. Wie lange aber ſolche Preisveränderungen die Handelsbilanz afficiren mögen, ſo muß doch zuletzt eine Rückwirkung eintreten, und in einem, der naturgemäßen Vertheilung der edlen Metalle entſprechenden Maaße Aſien ſeine Bezüge beſchränken, oder Europa ihm mehr abkaufen. Freilich dauert es oft lange, bis der Wendepunkt eintritt, und man nähert ſich demſelben nicht ohne jenes Mißbehagen, das man überall empfindet, wo die Maſſe der Cirkulationsmittel aus irgend einer Urſache ſich vermindert. Es ſcheint nach den bereits mitgetheilten Thatſachen, daß hauptſächlich China die Folgen der eingetretenen Veränderungen im Verkehr mit Aſien ſchmerzlich fühlte, während in Oſtindien der begonnene Papiergebrauch und der Zufluß aus dem chineſiſchen Reiche der Nachfrage nach den edlen Metallen der weſtlichen Welt ein Ziel ſetzte. Die früher in China angehäuften fremden Münzen (ganze und gebrochene ſpaniſche Piaſter) verſchwanden allmählig, und wie Herr Profeſſor Neumann berichtet,

* Nämlich: Gold 1,235,000 Pfd. St. (380,000 Unzen), Silber in China und Japan 65,000 Pfd. St. (260,000 Unzen) und 100,000 Pfd. St. von Ufa in der türkiſchen Provinz Erzerum.

beſtanden von der im Jahr 1833—1834 abgefloſſenen Metallſumme von 6⅞ Mill. Doll. über 5 Mill. Doll. in einheimiſchen Gold- und Silberbarren. Aus dem Umſtande, daß eine Reihe von Jahren hindurch eine ſo beträchtliche Ausfuhr fortdauerte, möchten wir aber, da es an jeder direkten Anzeige über neuentdeckte reiche Minen mangelt, und im Hinblick auf den regelmäßigen Zufluß, den der chineſiſche Markt früher empfing, nicht ſowohl (wie es geſchehen) auf eine früher nicht geahnte bedeutendere Ergiebigkeit der chineſiſchen Gold- und Silberbergwerke, als vielmehr auf die Größe des Druckes ſchließen, den der Verluſt an edlen Metallen in dem verhältnißmäßig metallarmen Lande in einem mit jedem Jahre wachſenden Maße ausübte.

Kaum iſt es zweifelhaft, daß die gegenwärtigen Zerwürfniſſe zwiſchen China und Großbritannien ihren letzten Grund in jenem Drucke haben, den das Steigen des Silberpreiſes auf dem dortigen Markte begleitete. Schon im Jahr 1836 wurde berichtet, daß dieſer Preis von 1000 Kupfermünzen für eine Unze Silber in wenigen Jahren auf 1320, alſo um 30 prCt. geſtiegen war. Da die Einfuhr des Opiums (in Folge des ſchon länger beſtehenden, aber in der letzten Zeit vielleicht mit größerer Strenge gehandhabten Verbots des Anbaus dieſes Produktes im Mittelreiche) in ſtetem Wachſen begriffen war, und mit ihr die Ausfuhr des Silbers, ſo mußte auch der Preis der edlen Metalle fortfahren zu ſteigen. Die Ausfuhr aus Oſtindien betrug im Durchſchnitte der Jahre 1832—1834 22,460 Kiſten (im Werthe von 14,869,682 Dollar), und ſtieg ſpäter auf 27,000 Kiſten und zuletzt noch höher.

Gelingt es nun der chineſiſchen Regierung, dieſe Quelle des Geldabfluſſes gänzlich zu verſtopfen (was bei der Leichtigkeit der heimlichen Einfuhr der koſtbaren Waare ſchwer fallen möchte), ſo werden wir die mittelbaren Folgen in der wieder eintretenden ſtärkern Theilnahme des Orients an der jährlichen Ausbeute unſerer Minen ſehr ſchnell wieder empfinden. Oſtindien wird den Erſatz der ihm entgehenden Zuflüſſe aus China, in ſo weit denſelben nicht etwa die, von britiſchen Kapitaliſten beabſichtigte Gründung einer oſtindiſchen Bank nach größerm Maßſtabe in einem Zuwachs von Papier gewährt, bei uns ſuchen und durch verſtärkte Sendungen ſeiner Erzeugniſſe oder verminderten Bezug

europäiſcher Waaren finden. Europa aber, und insbeſondere England, kann den Thee, den in der letzten Zeit unmittelbar das indiſche Opium an China, und mittelbar die von Oſtindien bezogenen europäiſchen Manufakturwaaren bezahlten, nicht entbehren. *

Bleiben dagegen die Vorkehrungen der chineſiſchen Regierung gegen den Schleichhandel wirkungslos, oder läßt ſie, um Großbritannien zu verſöhnen und größeres Unglück abzuwenden, das Verbot etwa ſelbſt fallen, ſo wird zwar die fortſchreitende Entleerung des chineſiſchen Marktes zuletzt ebenfalls dem Silberabfluß ein Ende machen und eine Rückwirkung herbeiführen; allein bei der Natur der Urſache, die hier im Spiele iſt — eine bis zur Leidenſchaft geſteigerte Genußliebe und die dadurch beſtimmte Intenſität der Nachfrage, — kann das Uebel, das China beklagt, zumal wenn der Anbau im Innern verboten bleibt, oder der Nachfrage nicht genügt, ſich in ungewöhnlichem Maße entwickeln, und der Zeitpunkt der Heilung daher ſehr weit entfernt liegen.

So knüpft ſich das Intereſſe des ganzen europäiſchen Geldmarktes an den Ausgang des bedauerlichen Streites, der zwiſchen Großbritannien und dem Mittelreiche ſich erhoben, und deſſen mögliche Folgen noch in andern wichtigern Beziehungen nicht zu berechnen ſind.

Ueberhaupt wird in dem gegenwärtigen Zuſtande des Weltverkehrs, in welchem alle Verbindungen in der neuern Zeit ſich vervielfältigt, alle Kommunikationen in ſo hohem Maße ſich beſchleunigt haben, auf keinem Theile des großen Marktes ſich eine erhebliche Veränderung ergeben, die nicht ſogleich auf die weiteſten Entfernungen hin ſich fühlbar machen dürfte.

Daher darf, wer die Urſachen der Erſcheinungen, die ſich in ſeinen nächſten Umgebungen darſtellen, erforſchen oder die Geſtaltung der Zukunft einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung unterwerfen will, nicht unterlaſſen, ſeinen Blick nach allen Seiten hin zu richten. Zwar wird ein ſicheres Urtheil über den Zuſammenhang

* Was Indien und Braſilien angefangen zu liefern, iſt unbedeutend. Von den 36,973,981 Pfd. Thee (ohne Abzug der Wiederausfuhr), die Großbritannien im Jahr 1837 einführte, kamen 36,502,345 Pfd. aus China.

wahrgenommener Thatſachen, ſowie über ihre künftigen Folgen, in dem Gebiete, dem unſere Darſtellung angehört, gar ſehr erſchwert durch die unendliche Komplikation der wirkenden Urſachen und durch ihre, einer genauen Berechnung ihrer Stärke häufig widerſtrebende Natur. Wo ſehr erhebliche Veränderungen eines gegebenen Zuſtandes in Frage ſtehen, und daher die wirkende Urſache durch ihren Umfang oder ihre intenſive Kraft ſich leichter verräth, wird aber eine ſorgfältige Beobachtung der Thatſachen wenigſtens gegen gröbern Irrthum über ihren urſächlichen Zuſammenhang, und gegen die Ueberraſchung durch ungeahnte bedeutende Erſchütterungen des Geldmarktes ſchützen. So konnte aus den Erſcheinungen, welche die erſten Friedensjahre darboten und aus den Maßregeln, welche damals ſchon verſchiedene Regierungen angekündigt hatten und zum Theil zu vollziehen begannen, mit höchſter Wahrſcheinlichkeit auf eine ſehr fühlbare und dauernde Verminderung des cirkulirenden Mediums und auf die fortſchreitende Erhöhung des Preiſes der edlen Metalle geſchloſſen werden. Daß es ſich aber bei der ſteten Aufmerkſamkeit auf die Begebenheiten, welche, wie die Fortſchritte oder Rückſchritte der Produktion der edlen Metalle, die Erweiterung oder Verminderung des Papierumlaufs auf allen Theilen des großen Weltmarktes, alle weſentlichen Veränderungen im großen Völkerverkehr u. ſ. f. den Zuſtand der Cirkulation afficiren, nicht allein um das Intereſſe handelt, das die richtige Erkenntniß des wahren Zuſammenhanges wichtiger Erſcheinungen an ſich ſchon darbietet, ſondern zugleich um praktiſche Zwecke, dieß wird Niemand in Abrede ziehen, welcher auf die Ereigniſſe in der Periode von 1818—1828 und auf den hierdurch herbeigeführten Kampf der Meinungen zurückblickt. Welche abentheuerlichen Vorſchläge zur Abhülfe des wahrgenommenen Nothſtandes hat nicht das gänzliche Ueberſehen unzweifelhafter Thatſachen zu Tage gefördert, wie theuer wurde nicht von Vielen der Irrthum über die Natur der eingetretenen Erſcheinungen bezahlt! Wer ſich bei den erſten Zeichen des Sinkens des Preiſes der Dinge über die wahren Urſachen deſſelben nicht täuſchte, blieb in ſeinen Handelsunternehmungen von jenen großen Verluſten verſchont, welche ſo manchen trafen, der in der begonnenen Bewegung nur eine, dem gewöhnlichen Wechſel der Konjunkturen folgende Schwankung erblickte. Wer ſich in der

Lage befand, einen willkürlichen Entſchluß über die Erwerbung oder über den Verkauf von Liegenſchaften zu faſſen, konnte ſich durch eine aufmerkſame Erforſchung der auf dem Geldmarkte wirkenden Urſachen die ſchmerzliche Reue erſparen, welche Manche über eine zur unrechten Zeit geſchloſſene Transaktion, und Andere über den hiezu verſäumten günſtigen Moment empfanden. Es iſt einleuchtend, daß die richtige Beurtheilung der Verhältniſſe des Geldmarktes während der berührten Periode auch für Fragen, die ſich hier oder dort im Gebiete der öffentlichen Verwaltung erhoben, von hoher Wichtigkeit war, z. B. bei der Frage über Erwerbung oder Veräußerung von Domänen, bei geſetzlichen Maßregeln zur Ablöſung der Grundlaſten und bei der Wahl der Perioden, nach deren Preiſen der Werth der Naturalerträgniſſe oder Leiſtungen zu berechnen ſey; bei der Beſtimmung des Schutzes, den man dem einheimiſchen Ackerbau in einem, ſein Intereſſe mit dem der Konſumenten vermittelnden, Maße gegen die Einfuhr fremden Getreides hie und da ſchuldig zu ſeyn glaubte u. ſ. f.

Hat nicht die Zähigkeit, womit die brittiſche Geſetzgebung den Landeigenthümern den Vortheil überſpannter Mittelpreiſe ihrer Erzeugniſſe zu ſichern ſuchte, ihren urſprünglichen, tiefern Grund in dem gänzlichen Miſtkennen der wahren Urſachen des allgemeinen Preisabſchlags? Mußte man die ſeit 1814 beſtehenden Beſchränkungen nicht in weit größerm Maße, als es in den Jahren 1822 und 1828 geſchehen, mildern, wenn man erkannt hätte, oder hätte anerkennen wollen, daß das Sinken der brittiſchen Getreidepreiſe von einem alle Preiſe afficirenden Steigen des Geldwerthes herrührte, und zwar ſowohl aus einer, nur den brittiſchen Geldmarkt berührenden Urſache (der mit der Baarzahlung der Bank gehobenen Depreciation des engliſchen Geldes), als überdieß aus der allgemeinen Urſache, die in der Erhöhung der Werthes der edlen Metalle auf dem Weltmarkte lag? Mußte man nicht vor der Ungerechtigkeit einer Maßregel zurückſchrecken, welche auf Unkoſten der induſtriellen Klaſſen, die zuerſt die Preiserhöhung des engliſchen Geldes um 10—20 prCt., und ſodann noch die allgemeine Erhöhung der Metallpreiſe von 25—30 prCt. in den Verkaufspreiſen ihrer Erzeugniſſe empfanden, von den Landeigenthümern einen Verluſt abzuwenden ſuchte, für den ſie ſchon in dem gleichzeitigen Abſchlag ihrer Bedürfniſſe eine natürliche

Entschädigung erhielten? Aber sowie man früher die Entwerthung des brtitischen Geldes vielfach in Zweifel gestellt, und aus der dauernden Ungunst der Handelsbilanz, die sie möglicher Weise nur theilweise herbeiführen konnte, ausschließlich zu erklären gesucht hatte, so verschloß man auch später die Augen vor allen Thatsachen, welche mit vollkommener Sicherheit auf die Reduktion der europäischen Umlaufsmittel schließen ließen, und legte alles Gewicht auf minder erhebliche, mitwirkende Ursachen des fortschreitenden Sinkens der Preise. Als zuletzt auch in Großbritannien die richtigern Ansichten sich mehr geltend zu machen suchten, blieb man über die Größe der Wirkung noch gar sehr im Irrthum. Doch auch die bessere Einsicht würde, aus bekannten Ursachen, wohl schwerlich für das Interesse der Konsumenten Früchte getragen haben. Wir wollten nur andeuten, wie auch bei dieser, für den ganzen europäischen Verkehr wichtigen Frage, als sie nach dem Jahr 1818 fast jährlich wiederkehrte, eine der Billigkeit und Gerechtigkeit entsprechende Entscheidung von der richtigen Beurtheilung der hier erörterten Erscheinungen abhing.

Nebenius.

Deutschland und die Schweiz.

Ein böser Stern war es, unter dem unser Vaterland, vor vielen Jahrhunderten schon, die Aufgabe zugetheilt erhielt, die religiösen Wirren Europas auszufechten. Wir haben ihr mit der uns angeborenen Gründlichkeit genügt; unser Eifer war Ursache, daß uns in weltlichen Dingen die andern Nationen überflügelten: der träumende deutsche Adler ließ Krone, Schwert und Reichsapfel dem kleineren Gevögel zum Raube; bürgerliche Freiheit, Kunstfleiß, Handel, Reichthum, Bildung, nationale Einheit, was sonst noch ein Volk im Rathe der Nationen groß macht, gingen eins ums andere verloren, und wie unsere Schale sank, stieg die der Nachbarn, die uns erst beraubten, dann, wie sich's gebührte, verhöhnten. Das Beste hat Frankreich davon getragen: im Norden und Süden hat es je aus einer deutschen Provinz neutrale Bollwerke geschaffen, durch die es den Stier bei den Hörnern hält: die Niederlande und die Schweiz; mitten darin hat es Elsaß und Lothringen weggerissen und sitzt in der Burg, die die Straße nach Oberdeutschland beherrscht, stets wachsam und schlagfertig. Unsere ganze Westgränze, der klassische Boden unserer Geschichte, der Garten und die Schatzkammer Deutschlands, sind, mit Ausnahme der geharnischten preußischen Rheinlande, den Heeren des Volkes offen, bei dem alle Parteien um Eine Fahne sich reihen würden, sobald darauf geschrieben stünde: natürliche Gränze. Diese Gränze ist die natürliche, wenn die Natur verlangt, daß Deutschland aufhöre zu seyn. Der Rhein ist unser Lebensnerv, spaltet ihn der Länge nach und wir siechen elend dahin. Er muß unser seyn von den rhätischen Bergen, bis wo das Meer die Inseln der Bataver bespült; er ist deutsch zur Rechten und zur Linken, nicht bloß der Sprache nach, nein, auch weil wir als Nation mit ihm stehen und fallen.

Von der Frage, die um die Mündungen, und der, die um Straßburg liegt, mögen Andere reden; hier soll unser Verhältniß zur Schweiz erörtert werden. Sie ist unter den drei verlorenen Bollwerken dasjenige, auf dessen Wiedergewinnung Deutschland vielleicht am ehesten Hoffnung hat: sie ist nicht wie Elsaß unmittelbar und längst in Frankreichs Händen, auch hat sie sich nicht wie die Niederlande mit ihrer Bildung und ihren Gedanken von Deutschland losgerissen; denn weder hat sie, wie das kluge Holland, ihren Provinzialdialekt zur Schriftsprache herangebildet, noch hat sie ihn, wie Belgien, durch die eines romanischen Volks in den Staub treten lassen; weder richtet sie, wie Holland, ihr Auge um Gold und Herrschaft nach fernen Zonen, noch empfängt sie, wie Belgien, alle Strahlen des geistigen Lebens von Paris: die Schweiz ist immer nur in ihrer Politik schweizerisch und französisch gewesen, in Sprache und Sitte ist sie so deutsch wie irgend eine deutsche Landschaft, hat eben nur so viel und so wenig wie alle andern mit der Fremde gebuhlt und ist nur etwas später als wir auf dem Wege der Umkehr. Natürlich ist mit all dem nur die deutsche Schweiz gemeint, die welsche geht uns nichts an: sowohl die französische als die italienische sind mit dem deutschen Kern, der ursprünglichen Eidgenossenschaft, zu der sie bis gegen Anfang dieses Jahrhunderts größtentheils in einem drückenden Unterthanenverhältniß standen, so wenig assimilirt; der Zwiespalt von Sprache, Sitte und allen Ideen ist so wenig versöhnt, daß jene Landschaften um die Seen im Westen und Süden eigentlich gar nicht als Schweiz gelten können, so wie man nur ehrlich genug ist, über den Farben der Landkarte und den Deklamationen der Festredner den wahren Sachverhalt nicht zu übersehen. Die welschen Schweizer sind auch so natürliche Leute, daß sie es selbst seltsam finden oder wenigstens kalt bleiben, wenn sie bei eidgenössischen Zusammenkünften als enfans de Tell besungen und angeredet werden.

Bei allen Betrachtungen über die Verhältnisse und Pflichten der Gegenwart, über die Aussichten der Zukunft, ist ein Blick auf die Vergangenheit nöthig; hier doppelt, weil sich Alles um die Thatsache dreht, daß die Spaltung zwischen Deutschland und der Schweiz kein ursprüngliche ist, eine von jenen hellen geschichtlichen Wahrheiten, die aus Rücksichten der Politik lange Zeit verfinstert gewesen sind. Wird sie in der Schweiz auch jetzt noch, selbst von

denen die auf den Höhen wiſſenſchaftlicher Bildung ſtehen, nicht allgemein anerkannt, ſo wird es nicht auffallen, wenn ich behaupte, daß in's Bewußtſeyn des Volkes noch kein Strahl von ihr gedrungen iſt; ſogar Männer aus den höchſten Ständen dürfen ein mitleidiges Lächeln wagen, wenn man verſichert, die Schweiz habe Jahrhunderte lang, mit voller Zuſtimmung ihrer Bewohner, einen Theil des deutſchen Reiches gebildet. Man könnte dieſes Lächeln der Unwiſſenheit zu Gute halten, aber ſelbſt Geſchichtsforſcher tragen ſich noch mit dem lächerlichen Gedanken, die jetzigen Schweizer ſeyen Nachkommen des ſelbſtändigen Stammes der Helvetier, eine Zeitlang zwar durch die Tyrannei der deutſchen Kaiſer unterdrückt, durch die Heldenthaten der Eidgenoſſen aber ihrer alten Freiheit wieder gegeben. Schiller, der ſeine Anſichten über die Schweiz nicht auf eigene Anſchauung gründen konnte und ſeinen Tell aus Tſchudi und Joh. v. Müller (zwei Hauptverfechtern der ſogenannten „ſchweizeriſchen Nationalität") ſchöpfte, hat nicht wenig zur Befeſtigung jenes Wahnes unter Deutſchen und Schweizern beigetragen. Am beſten wußten freilich die Franzoſen der Republik und Napoleon die vermeintliche celtiſche Abkunft, alſo ganz nahe galliſche Verwandtſchaft, für ihre Zwecke zu nutzen, und Napoleon namentlich ſtellte ſich gern als Haupt der vereinigten galliſchen Stämme und natürlichen Vormund der helvetiſchen Brüder dar.* Noch jetzt wird jenes Trugbild von Zeitungsſchreibern und Volksrednern hervorgeſucht, wenn man einen deutſchen Flüchtling oder die eingewanderten Deutſchen überhaupt anbellen will; die freiere Wiſſenſchaft drängt es aber täglich mehr in ſeine Nacht zurück. Es iſt wahr: als Cäſars Legionen an der Rhone und Loire das Celtenthum zertrümmerten, war auch der Boden des Landes, das wir jetzo Schweiz nennen, ja noch eine lange Strecke weiter nördlich bis zum Main, von einem celtiſchen Stamme, den Helvetiern bewohnt; ſie theilten das Loos ihrer Brüder, und in den vier erſten Jahrhunderten nach Chriſtus deckte die römiſche Kultur auch Helvetien; der celtiſche Urſtamm gab, wenn nicht ſein eigenthümliches Weſen, doch ſeine Sprache hier eben ſo gut auf als in Gallien, zu dem die Schweiz damals gezählt wurde.

---

* S. ſeine Antwortsnote an Landammann Reding vom 6. Jan. 1802.

An der ganzen nordöſtlichen Gränze des Römerreichs, von den Mündungen des Rheins bis zu denen der Donau, wogte ſeit dem Anfang unſerer Zeitrechnung ein heftiger Kampf; zahlreiche, kriegeriſche Völker von germaniſchem Stamme raſteten nicht, bis ſie die Gränzen durchbrechen und in den blühenden Provinzen feſten Fuß gefaßt hatten. Die ins Innere drangen, Gothen, Burgunden, Longobarden, verloren dort bald ihre Sprache, Sitte und Religion, ſie wurden Romanen und Chriſten. Anders diejenigen, die aus ihren alten Sitzen nur wenig verrückten und rückwärts mit dem Stammland in Verbindung blieben; ſo ganz beſonders die Alemannen, die das Elſaß, den Schwarzwald und die Schweiz zwiſchen Rhätien und der Aar beſetzten. Ihr Stamm zeichnete ſich durch Römerhaß, wilde Tapferkeit und zähes Beharren am Alten beſonders aus, ſein Heidenthum gab er erſt ſpät, ſeine Sprache und Sitte gar nicht auf. Das ſind die Ahnen der heutigen Schweizer, einer der reinſten deutſchen Stämme, wie ſeine unvermiſchte Sprache zeigt. Was von celtiſchem und römiſchem Blute bei dieſer Einwanderung mit germaniſchem zuſammenfloß, kann nicht in Betracht kommen; denn ins Hochgebirg hatten ſich weder Celten noch Römer ausgedehnt,* und wenn auch auf dem ebenen Lande die Bevölkerung in beſſern Zeiten dicht geweſen war, ſo hatte ſie ſich in dieſem Gränzlande durch die mehr als 200jährigen Einfälle der Alemannen ſo gelichtet, daß zur Zeit der wirklichen Beſitznahme nur ein elender Reſt übrig war, der nach germaniſcher Eroberungsſitte leibeigen wurde und ſo verkam. Man ſieht, die patriotiſchen Verſuche, das moderne Schweizerthum an die helvetiſche Zeit anzuknüpfen, ermangeln aller Begründung; man könnte mit ſolchen Theorien eben ſowohl eine bairiſche und ſchwäbiſche Nationalität der deutſchen entgegenſtellen, denn man weiß, daß in dieſen Landſchaften nicht minder eine celtiſche und celtiſch-römiſche Bevölkerung der germaniſchen vorangegangen iſt. Auch haben die Schweizer noch manches Jahrhundert lang nicht daran gedacht, ihre Nationalität von der deutſchen zu ſondern. Das Schickſal, das bald nach der Völkerwanderung durch die

* Im Berner Oberlande, in den Urkantonen, in Glarus und Appenzell nirgends eine Spur von Celtengräbern und römiſchen Kaſtellen; eine Ausnahme macht Rhätien als römiſcher Heerweg nach Vindelicien herüber.

Hand der tapfern Franken alle ſüdgermaniſchen Stämme unter einer neuen Kaiſerkrone verband, ergriff bald auch die Alemannen ſammt ihren nordöſtlich wohnenden Bundesbrüdern, den Schwaben, und bis zum weſtfäliſchen Frieden gehörten alle Alemannen zu dieſem Reich, den elſäßiſchen Theil riß gleichzeitig Frankreich ab, nur die im Schwarzwald ſind geblieben. Das Herzogthum Schwaben hieß nach ihnen Alemannien, bis im Gewirre der Bürgerkriege, die das 11. Jahrhundert ſah, ein burgundiſches Herzogthum (Rectorat) zuerſt unter Rheinfeldern, dann unter Zähringern entſtand. Letztere ſtritten mit den Hohenſtaufen um die ſchwäbiſche Herzogswürde, und als ſie endlich (1097) nachgaben, wurden ſie durch einen Theil Alemanniens, die jetzige deutſche Schweiz, entſchädigt. Damals ſcheint mit einem ſchwäbiſchen Geſchlecht auch der Name der Schwaben für dieſes Herzogthum herrſchend geworden zu ſeyn; der Name der Alemannen kam im Lande ſelbſt außer Gebrauch, bei den meiſten romaniſchen Völkern aber, Franzoſen, Provenzalen, Spaniern, dauert er als Geſammtname für die deutſchen Stämme noch heute fort, was an ſich ſchon hinreichen würde, den frühern Stand der Sache darzuthun.

So war alſo der leiſe Anfang zur Trennung gemacht, der freilich im gewöhnlichen hiſtoriſchen Bewußtſeyn der Schweizer ganz fehlt, weil er mit dem Namen eines fürſtlichen Hauſes zuſammenhängt und weil er überhaupt in jenen Zeitraum zwiſchen dem alten Helvetien und dem Jahre 1308 gehört, den die Gelehrten und Lehrer des Landes aus politiſchem Intereſſe mit dichter Finſterniß bedeckt laſſen. Das oben erwähnte Verhältniß blieb, bis (1218) die Zähringer ausſtarben und nun keine ſtrenge Fauſt mehr die immer allgemeiner werdenden Tendenzen zur Auflöſung des alten Staatsverbands zügelte. Es begann wie überall im Reich ein Kampf der Einzelnen um Selbſtändigkeit und Gewalt; die Städte, welche die Zähringer aus Eiferſucht gegen den Adel begünſtigt und vermehrt hatten (Freiburg und Bern ſind von ihnen geſtiftet), gingen ſiegreich daraus hervor. Sie verdankten dieß großentheils dem glücklichen Umſtande, daß ſich zu gleicher Zeit in den unzugänglichſten Gebirgsgegenden, bei einem Volke von ungeſchwächter, altgermaniſcher Volksfreiheit ein Bund mit ähnlicher Richtung gebildet hatte, dem ſie ſich anſchloſſen. Dieſer Vereinigung kriegeriſcher Bürger und Bauern erlag die

habsburgiſche Macht, die Haupterbin der Zähringer. Die herrliche Tapferkeit und Ausdauer anfechten zu wollen, womit die alten Eidgenoſſen die Angriffe der Fürſten und des Adels zurückgeſchlagen haben, die Kriegskunſt, durch die ſie bald darauf in der Geſchichte Epoche machen, wäre kindiſch; eben ſo wenig wird ihnen Jemand die Kraft und Einfalt abſprechen, die jener Zeit eigen ſind; aber davon ſollte man ſich endlich überzeugen, daß ihre Nachkommen in provinzieller Beſchränkung und Eitelkeit den Bund und das Weſen der alten Eidgenoſſen viel zu ſehr als etwas Außerordentliches dargeſtellt, namentlich ihnen eine tugendſame, bewußte Begeiſterung angedichtet haben, die ſich mit der Kenntniß der Geſchichte nicht verträgt; denn es war eine eiſerne, zügelloſe Zeit. * Nicht wenig haben auch in den letzten 50 Jahren die Freunde der Volksfreiheit in Europa, voran Schiller in ſeinem Tell, dazu beigetragen, dieſen Kampf, den einzigen, woraus ihre Lieblingsideen ſiegreich hervorgegangen ſind, zu einer idealen Höhe hinaufzurücken, an die nah und fern keine andere Erſcheinung reiche. Das iſt dem Dichter unverwehrt, aber der Geſchichtſchreiber begeht damit eine Sünde und die wirklichen Verhältniſſe leiden unter der Herrſchaft ſolcher Irrthümer; die Exemtion, welche die Schweizer für ſich in Anſpruch nehmen und die ihnen zum Schaden Deutſchlands allzulange gewährt worden iſt, ruht vorzugsweiſe auf jenen Vorausſetzungen. Die damaligen Kämpfe zwiſchen Adel und Bürgern wurden nicht allein am Fuße der Alpen, ſondern im ganzen Reiche mit heldenmüthiger Tapferkeit gekämpft, und die Schlacht bei Reutlingen — durch Uhlands Muſe freilich beſſer bekannt, als durch ruhmredige Schriftſteller — darf ſich im Ausgang, wie in manchen Einzelheiten, wohl neben die von Sempach ſtellen, mit der ſie Zeit und Sache faſt gemein hat. Die Eidgenoſſenſchaft iſt nichts weiter als einer von den Bünden, die ſich zu jener Zeit in ganz Deutſchland bildeten: die Hanſa,

* Man irrt ſich ſehr, wenn man ſich die Alten als durchaus einträchtige, uneigennützige und friedliche Brüder denkt. Sie waren reizbar, nicht ſogleich befriedigt, und beinahe immer haderten ſie; aber Unabhängigkeit von fremder Gewalt und Volksehre gingen ihnen über Alles, und bei einer allgemeinen Gefahr war es Schande, nur an ſich zu denken. Meyer von Knonau, Geſch. der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft. II. 552.

der rheiniſche Städtebund, der ſchwäbiſche Städtebund. Im ebenen Lande haben ſie ſich wieder aufgelöst, weil ihr Beſtehen ſich auf die Dauer mit dem Leben des Staates nicht vertrug; in der Alpenveſte hat ſich die damalige Zerrüttung des Reiches ein bleibendes Denkmal geſetzt. Denn es iſt ein Vorrecht und ein Nachtheil ſolcher Landſchaften, daß alles Alte in ihnen zäher haftet: im hohen Rhätien ertönt noch dieſelbe romaniſche Sprache, die im 12. Jahrh. über die Provence und Oberitalien verbreitet war; an der Limmat, Reus und Aar daſſelbe Oberdeutſch, das zu Kaiſer Siegmunds Zeit geſprochen wurde, und man kann wohl behaupten, daß das Mittelalter erſt dem recht lebendig werde, der eine Zeit lang in der Schweiz gelebt und dort die fliehenden Schatten deſſelben beobachtet hat.

Zwei Schritte zur Trennung waren geſchehen, und man kann in dieſer Hinſicht die Jahreszahlen 1097 und 1308 als Denkſteine feſthalten; der dritte und entſcheidendſte Schritt jedoch fällt erſt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Damals erhielten die Eidgenoſſen vom vorragendſten Glied ihres Bundes, den Schwyzern (nach hochdeutſcher Ausſprache Schweizern), eine Art Nationalnamen, der freilich Anfangs Spottname war; ſie gelangten durch ihre Tapferkeit und Mannszucht zu europäiſchem Rufe, und man ſuchte den Bund mit ihnen. Sie entſchieden ſich für Frankreich und ſchloſſen mit ihm 1452 ein „ewiges Bündniß," deſſen wichtigſter Punkt war, daß ſie Niemanden gegen Frankreich Hilfe leiſten oder Durchzug geſtatten wollten. So war die Losreißung vom Reiche faktiſch da, die Eidgenoſſenſchaft im Sold einer Krone, die damals mit Deutſchland den Kampf um das Uebergewicht in Europa begann.* Den erſten Dienſt in dieſem Sinne erwieſen ihr die Schweizer, indem ſie Karl den Kühnen vernichteten; damit verlor die franzöſiſche Macht nicht allein ihren gefährlichſten Gegner, ſondern gewann auch einen bedeutenden Zuwachs; in demſelben Maaß aber, wie Ludwig XI. ſich des Tags von Nancy freute, hatte Deutſchland ihn zu beklagen; das Gold und die Liſt

* Vom Ende des 15. bis Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Frankreich immer 40,000—80,000 Schweizer im Sold, unter Franz I. ſogar 146,000. Von 1474—1774 betrugen allein die öffentlich ausbezahlten Gelder 300 Millionen Gulden; das rothe Buch nannte eine Million Gulden für geheime Penſionen.

Frankreichs kettete die Eidgenoſſen immer feſter an eine fremde Sache, und als 1499 Kaiſer Maximilian im „Schwabenkrieg" auch die Waffengewalt umſonſt verſucht hatte, war die Schweiz, zwar noch nicht dem Namen, aber doch der Sache nach unabhängig; ſie erhielt, daß ſie weder zu den Laſten des Reiches mehr beitrug, noch beim Reichsgericht Recht zu ſuchen hatte, und Maximilian ließ ſie aus ſeiner Kreiseintheilung weg. Wem das Alles am meiſten nützte, das zeigen die Unterſchriften des Friedens von Baſel im Jahr 1499; an der Spitze der Eidgenoſſen ſteht der franzöſiſche Geſandte. Dem Namen nach dachte man freilich noch lange nicht an Trennung. Selbſt Aegidius Tſchudi, der ſeine Schweizerchronik wenige Jahrzehende ſpäter ſchrieb und die ganze Vergangenheit ſeines Landes unter dem Einfluß eines bittern Haſſes gegen Oeſterreich darſtellte, bewegt ſich in dem Gedanken, daß die Schweiz ein Reichsland ſey. Ja noch 1642 ſchrieb einer der liebenswürdigſten Schweizer, Matthäus Merian aus Baſel, der zu Frankfurt a/M. in köſtlichen Kupfern die Geſtalt Deutſchlands vor dem 30jährigen Krieg verewigt hat: „Nach dem Talent, ſo mir mein himmeliſcher Vatter und Herr anvertrawt, hab ich mir vorgenommen, die Städt und Orth durch das ganze große Teutſchland den Ländern nach hervorzugeben. Den Anfang dieſes Werks hab ich von der löblichen Eydgnoßſchaft gemacht, weilen die Herren Eydgnoſſen und ihre Conföderirte, die Graubündter und Walliſer, nicht allein vor uhralten Zeiten unter dem Namen Austrasiae oder der Oſtfranken und des Teutſchen Reichs begriffen geweſen, ſondern auch noch jetzt zum Teutſchlandt gerechnet werden, das Römiſch Reich teutſcher Nation reſpektiren, auch ſich der teutſchen Sprach, ſonderlich die Herren Eydgnoſſen gebrauchen und zu oberſt der teutſchen Provincien liegen."

Aber während des 30jährigen Kriegs trennte ſich die Schweiz, um ſeine Leiden und die herzuſtrömenden Unglücklichen von ſich abzuhalten, voll ganz von Deutſchland, 1648 erhob der weſtfäliſche Friede, dieſer Grabſtein der deutſchen Größe, die faktiſche Trennung zur rechtlichen, und es blieben nur unverſtandene Trümmer des alten Verhältniſſes; ſo prägten noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Zürich und Unterwalden auf ihre Münzen das alte Symbol des Reichs, dem unmittelbar anzugehören einſt ihr Stolz geweſen war, den Doppeladler; ja der letzte deutſche

Reichsfürſt, als es ſchon kein Reich mehr gab, war 1806 ein Schweizer, der Abt von St. Gallen.

Indeſſen ſtarb doch die Verbindung mit Deutſchland gerade bei den edleren Geiſtern des Landes nicht ſobald aus; ja das geiſtige Leben der Deutſchen, von ſeinem rechten Wege verirrt, hat ſich vor einem Jahrhundert eben von dorther erfriſcht. Es iſt ein erhebender Gedanke, daß das Band, das die Geiſter verknüpft, durch momentane Verirrungen der Politik nicht zerſchnitten werden kann. Die Schweiz, äußerlich von uns geſchieden, hing innerlich noch ſo feſt mit uns zuſammen, daß jeder Ton, der auf der einen Seite angeſchlagen wurde, auf der andern lebhaft nachklang. Ich nenne zuerſt Haller. Sein Geiſt glühte für die großartige Schönheit ſeines Landes und die Einfalt der Bergbewohner; ihre ſtrenge Tugend dünkte ihm beneidenswerther als der leichte Kram, der unter dem Namen Philoſophie damals von Frankreich aus Europa entzückte. Er war einer der Erſten, die gegen die Herrſchaft jener Tagesgötzen ihre Stimme erhoben. Landsleute Hallers gingen auf der Bahn fort; die unbedingte Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks auf dem Gebiete der Literatur fand einen unermüdeten Feind in Bodmer aus Zürich, deſſen Name in der Entwicklung unſerer Poeſie Epoche macht. Er öffnete nicht allein dem damaligen jungen Deutſchland im ſchönen Zürich eine reizende, vielbeſungene Freiſtatt; er war auch der erſte, der durch Herausgabe altdeutſcher Dichter unſere Blicke wieder auf die einheimiſchen Quellen der Poeſie wandte, wodurch unſere Dichtung eine vaterländiſche Tendenz und warmes Leben erhielt. Solchen Männern iſt es zuzuſchreiben, daß die Schweizer überhaupt damals für Träger einer ächt menſchlichen Bildung, einer geraden Lebensweisheit galten, und es iſt wahr, die Städter lebten dort ſo behaglich, und bei allem Unrecht, das ſie an ihren Unterthanen übten, hatten ſie ſelbſt eine ſo ſchöne Freiheit, ſahen bei ihren demokratiſchen Nachbarn das Volksleben in ſo reicher Entwicklung, erfreuten ſich der umgebenden Natur, die an ſchönen Tagen den erſten Schöpfungsmorgen wiederzuſtrahlen ſcheint, mit ſo viel Unbefangenheit, daß die Verhältniſſe für geiſtige Entwicklung damals nirgends günſtiger waren. Auch darum konnte die Schweiz, trotz aller Abgeſchloſſenheit, eine vielſeitige Bildung beherbergen, weil ſie die Wiſſenſchaft nie vom Leben getrennt hat, und weil ſie in

Mitten von drei der gebildetſten Völker Europens liegt, mit denen ſie durch Handel und politiſche Verhältniſſe fortwährend in Verkehr ſteht. Dazu kommt noch, daß die deutſche Schweiz, vermöge ihrer verborgenen Lage, keilförmig zwiſchen zwei romaniſche Sprachgebiete eingeſchoben, einen reinen Schatz deutſcher Sprache bewahrt, und dadurch ihre Denker und Dichter befähigt hat, die deutſche Literatur auch in dieſer Hinſicht zu befruchten. Eine vollkommen begründete Anerkennung fanden in jener Zeit Sulzer aus Winterthur und Wegelin aus St. Gallen, beide Lehrer Friedrichs II.; Zimmermann aus Brugg, der philoſophiſche Arzt; Salis, der zarte Sänger; der patriotiſche Iſelin, Baſedows Freund; vornemlich aber die Zürcher: der harmloſe Salomon Geßner, die kunſtſinnigen beiden Füßli, der ſeelenvolle Peſtalozzi, der bezaubernde Lavater, der klare Hegner, der reiche Ulſteri, — viel Geiſt auf einem kleinen Raume.

Den größten Ruhm hat Joh. v. Müller erlangt, der einzige leuchtende Name aus ſeiner Vaterſtadt Schaffhauſen. Er ſteht mit unſrer Frage in beſonders nahem Zuſammenhang. Sein Gedächtniß iſt viel geſchmäht und viel geprieſen worden. Sein Ruhm als Geſchichtſchreiber der Menſchheit ſteht unangetaſtet, und auch ſeine Verdienſte um die Schweizergeſchichte, wenn gleich vielfach durchlöchert und überflügelt, ſind keineswegs zu läugnen; aber unbeſtreitbar bleibt, daß nie ein Schriftſteller die Geſchichte ſeines Landes aus äußeren Rückſichten ſo unverantwortlich entſtellt hat. Durch ihn iſt jenes Phantom einer ſchweizeriſchen Nationalität ſo angeſchwellt worden, daß es ſich nun über ganz Europa breit macht; er hat dieſe großartige Lüge mit Schmeichelworten in die Seele des lebenden Geſchlechtes geäzt und alle natürliche Anſicht der Dinge ſo verwirrt, daß man ſich nun gar nicht mehr verſteht; er hat die Trennung der Schweiz von Deutſchland zum unverletzlichen Grundſaz für ſeine Landsleute und für Europa gemacht. Hier iſt wirkliche Schuld: ein ſo begabter und gelehrter Mann konnte wiſſen, daß die Geſchichte der Schweiz nur als ein Theil der deutſchen verſtanden werden kann, und daß ſein Gegenſtand nicht ein in ſich geſchloſſenes Heldenvolk iſt, ſondern ein tapferer Stamm einer tapfern Nation, in Gemüthsart und Geſchick dieſem verwandt von Anfang bis heute. Mit der Richtung, die Müller den Anſichten ſeiner Landsleute gab, zerriß das lezte Band;

auch der ſchöne Antheil der Schweizer an der Sache der deutſchen Bildung, war nicht mehr möglich, ſeitdem ſie es politiſch und geiſtig auf ein Urſchweizerthum anlegen und ſich als eine Nation von Gottes Gnaden in den europäiſchen Völkerbund eindrängen wollen.

So iſt die Kluft geworden, die heutzutage die Schweiz und Deutſchland ſcheidet. Die Folgen davon hat Deutſchland oft und ſchwer empfunden; parader mag die Behauptung ſcheinen, daß dieſelben für die Schweiz noch herber ſind. Ich wage ſie dennoch: wo der Sturm Aeſte losreißt, kann zur Noth wohl der Baum wieder aufleben, das Losgeriſſene nimmermehr, wenn nicht die Gunſt des Geſchicks ihm ſeine Stelle wieder verſchafft. Es iſt wahr, die Schweiz verdankt ihrer Iſolirung einige Vorzüge: ihre innere Entwicklung iſt nie gewaltſam geſtört worden, und das friſche Leben hat ſeine Rechte unverkürzt; ihr Volk befindet ſich in angenehmem Wohlſtand; ſie hat das ſchöne Recht, Verfolgten eine Freiſtätte zu gewähren; es waltet ein enger, aber ſtarker Patriotismus, denn wie jedes Volk, das ſich fühlt, erkennen die Schweizer nur ſich als die Auserwählten, ihr Land — oder Landsleuten gegenüber den Kanton, die Gemeinde — als den Mittelpunkt der Erde, das Wohnen darin als das größte Glück, nicht nur für die Eingebornen, ſondern auch für Fremde. Kein Ausländer darf meine Schweiz, keine Mitſchweizer meinen Kanton, kein Landsmann meine Stadt, kein Mitbürger mein Stadtviertel, kein Nachbar mein Geſchlecht eines Mangels zeihen. In letzter Inſtanz gibt freilich der allwaltende Egoismus die Erklärung, aber es iſt doch lobenswerth und verdient, beſonders von den kosmopolitiſchen Thoren in Deutſchland, Nachahmung, daß ſich dieſer Egoismus aufs Gemeinweſen und aufs Vaterland mit Lebhaftigkeit ausdehnt. Damit im Zuſammenhang iſt die Theilnahme aller Einzelnen am Staatsleben, ihr Sinn für Geſetzlichkeit: der Staat iſt nicht in der Idee des Monarchen concentrirt, darum ſieht ſich jeder als einen Theil des gemeinen Weſens an, iſt bei der Erhaltung und Beachtung der Geſetze perſönlich betheiligt und das bildet einen erfreulichen Gegenſatz zu der Lauheit, womit anderwärts die Einrichtungen des Staats überſehen oder umgangen werden.

Das ſind die Vorzüge der Schweizer Freiſtaaten; ich durfte ſie nicht verſchweigen, obwohl ich weiß, daß die Mehrzahl meiner ſchweizeriſchen Leſer dieſes Blatt mit engherzigem Triumphgefühl

herausnehmen und ihren Zeitungen oder Reden einverleiben wird, was ich aber sonst noch zu sagen habe, entweder liegen läßt oder gelegentlich einmal auch aus dem Zusammenhang reißt, und als Beweis von der Frechheit der Deutschen irgendwo aushängt.

Die Schattenseiten zu jenen lichten Stellen sind freilich stärker. Die Isolirung der Schweiz, wie sie ein Verrath am deutschen Vaterlande war, hat auch nur einer Klasse von Menschen gedient, den aristokratischen Stadtregierungen und den reichen oder mächtigen Geschlechtern in den demokratischen Ländern. Nur an wenig Orten konnte sich das Volk frei und glücklich nennen, fast durchgängig war die Souveränetät der eidgenössischen Stände nur die Form, unter welcher die Bevorrechteten die dem Reichsoberhaupt entwundene Macht bewahrten; auch die Offizierstellen, Ehrenbänder und Pensionen, der Preis, um den sich Frankreich den werthen Verbündeten erhielt, kamen den Geringen nicht zu Gute: in keiner deutschen Reichsstadt herrschte ein fester verschanztes, heimlicheres Junkerregiment als in Freiburg, Zürich oder Bern, und wenn gleich die unumschränkte Gewalt damals allgemeines Staatsprinzip war, so wurde sie doch in der Schweiz durch die kleinen Verhältnisse, durch den unerbittlichen Charakter, der keiner Staatsform so sehr wie der aristokratischen und oligarchischen anklebt, besonders drückend. Dazu kam noch die enge Verbrüderung „Myner Gnädigen Herren." Sie erkannten kein höchstes Oberhaupt über sich, wie's der deutsche Reichskörper als letzten Schirm gegen Unrecht besaß; gegen ihre Tyrannei war keine Rettung. Um dieselbe Zeit, wo die Eidgenossenschaft zum höchsten Ansehen in Europa gelangt war, nach den burgundischen Kriegen, hatten sie das sogenannte Stanzer Verkommniß beschworen. In diesem merkwürdigen Vertrag erscheinen die Obrigkeiten der acht alten Orte zuerst als Regierungen; sie geloben einander, sich in ihren Souveränetätsrechten gegenseitig zu schützen, und statt daß Beschwerden der Unterthanen bisher vom Bunde untersucht und vermittelt worden waren, verpflichteten sich die einzelnen Regierungen unbedingt, sie wollen „die Ungehorsamen einander helfen ihren Herren gehorsam machen." Der Ausdruck Herren ist ganz wörtlich zu nehmen: die Bewohner der Landschaften von Zürich, Bern, Schaffhausen u. s. w. waren Unterthanen im strengsten Sinn; sie waren ausgeschlossen von allen politischen Rechten, ein niedrig

geborenes Geſchlecht, gut genug, ſein Leben durch Ackerbau, Krämerſchaft und einzelne erlaubte Gewerbe zu friſten, nicht befugt, ſich in die höheren Berufsarten einzudrängen, die den Stadtbürgern vorbehalten blieben. Nicht einmal den freien Zutritt zu den Quellen des Reichthums ließ man ihnen; ſo durften die Bewohner der Landſchaft Zürich ihre rohen Stoffe, z. B. Seide, nur von der Stadt kaufen und das Fabrikat nur an die Stadt verkaufen, wo die reichen Seidenherren den Gewinn aufſpeicherten. Doch das Loos derer, die nur Einen bleibenden Herren hatten, war golden gegen die Geſchicke der gemeinſamen Unterthanenlande. Was Tell und die Männer vom Rütli an Geßler und Landenberg übten, das haben ihre Enkel im Freyamt, im Thurgau, in den welſchen Vogteien durch Entziehung der einfachſten Menſchenrechte, durch Gewaltthat und ſchamloſe Beſtechlichkeit hundertfach verdient; der Deutſche, der ſoviel von der goldnen Schweizerfreiheit und vom Deſpotismus ſeiner Fürſten gehört hat, traut ſeinen Ohren nicht, wenn er in Frauenfeld oder Sargans, in Muri oder Locarno von den Thaten der Landvögte hört, und begreift dann erſt, weshalb dieſe ſchönen Landſchaften ſo erſtaunlich hinter ihren gegenwärtigen Bundesbrüdern zurück ſind. In der That, das Volk in der Schweiz trug ſo ſchwer wie eines, und nur der niedre Anſatz der direkten Steuern war eine, vielleicht mehr ſcheinbare als wirkliche Linderung für ſo viel bittres Unrecht. Die zweideutige Verſorgung im fremden Dienſt darf nicht in die Wagſchale gelegt werden; denn ſie brachte dem niedern Volke keinen Gewinn, ſondern Entſittlichung und Armuth.

Doch die Leiden eines Landes mögen hingehen, wenn es damit Bürgſchaften der Selbſtſtändigkeit erkauft. Waren die Leiden der Schweizer der Art? Stund und ſteht ſie achtunggebietend auf dem anererbten Boden der Väter? O nein! der ſtolze Stamm war innerlich faul, und als, zum erſtenmal ſeit dem Burgunderkrieg, ein feindlicher Anfall kam, die franzöſiſche Invaſion von 1798, da brach er zuſammen. Die Zeughäuſer wurden geleert, ſchwere Kontributionen fortgeſchleppt und die alte Eidgenoſſenſchaft war unter mehreren Formen eine Provinz der großen Nation, bis 1815 mit Hilfe des Auslands, das ſich über eine Theilung der Schweiz nicht hätte vereinigen können, die alte Ariſtokratie wieder ans Ruder kam. Fünfzehn Jahre lang war ſie bemüht, dem

Zuſtande vor 1798 wieder möglichſt nahe zu kommen, aber die Juliustage von 1830 hallten an den Alpen wieder, mit der franzöſiſchen Reſtauration fiel die ſchweizeriſche, ein neuer Beweis von der Unfähigkeit des Landes, ſeinen eigenen Weg zu gehen.

Seither iſt die Schweiz bemüht, ihren innern Zuſtand umzugeſtalten, und man kann nicht leugnen, daß in der Mehrzahl der Kantone bedeutende Fortſchritte geſchehen ſind, geeignet, die Verſäumniſſe gut zu machen, die ſich die Schweiz Europa gegenüber hat zu Schulden kommen laſſen. Die Selbſtändigkeit freilich, nach der wir fragen, iſt in demſelben Maße gefährdet, als dieſe Bemühungen, ſofern ſie politiſcher Natur ſind, mit dem politiſchen Gang der umgebenden Staaten in Conflikt kommen, und als die außerordentlichen, immer zunehmenden Schwankungen des neuen demokratiſchen Lebens die Beſorgniſſe der Nachbarn erregen. Die Schweiz hat dieſem Zuſtand in den letzten Jahren manche Demüthigung verdankt und liefert einen traurigen Kommentar zur Lehre von der Neutralität der Schwachen. Die Sache iſt in der That betrübend: ein Stamm, der durch ſein wunderreiches Land, durch alten Waffenruhm, durch bewahrte altgermaniſche Freiheit und Thatkraft zu hohen Ehren berufen wäre, wird durch ſeine falſche Stellung mehr und mehr in die Philoſophie Falſtaffs hineingetrieben: „Was iſt die Ehre? Ein Wort! Was ſteckt in dem Wort Ehre? Luft! da endet mein Katechismus.“

Die einzige Conſeil-Geſchichte iſt hinreichend, das eben Geſagte zu belegen. Der Tagſatzung, die im Sommer 1836 zu Bern weilte, war vom franzöſiſchen Geſandten, Herzog von Montebello, unter Androhung von gemeinſamen Zwangsmaßregeln der Mächte die Aufgabe geſtellt worden, Garantien gegen wiederholte Unternehmungen der Flüchtlinge zu geben. Während ſie deliberirte, wie dem Befehl am beſten nachzukommen ſey, zeigte der Herzog dem Vorort an, daß ein gewiſſer Conſeil, in Fieſchis Verſchwörung verflochten, ein höchſt gefährlicher Menſch, der lauter Umſturzgedanken hege, mit einem falſchen Paß auf dem Weg in die Schweiz begriffen ſey, und verlangte, daß der Vorort die nothwendigen Maßregeln zu ſeiner Austreibung ergreife. Dieſer Conſeil, aus Ancona gebürtig, war aber kein Flüchtling, ſondern ein Spion und ſollte unter der Maske eines Schwerverfolgten das Vertrauen der Flüchtlinge ausbeuten. Die Geſandtſchaft zu Bern

gab ihm einen neuen falſchen Paß, die Berner Regierung merkte, wie man ſichs gedacht hatte, den Scherz nicht und duldete den unglücklichen Republikaner. Aber einige italieniſche Flüchtlinge erkannten Conſeil nach kurzer Friſt, und nöthigten ihn unter Androhung des Todes zum Geſtändniß und zur Auslieferung ſeines falſchen Paſſes. Er und ſeine Papiere kamen von Nidau, wo das geſchehen war, nach Bern und der Fall ward ſo wichtig befunden, daß die Tagſatzung übernahm, ihn zu unterſuchen. Die radikale Mehrzahl, auf Frankreich damals nicht gut zu ſprechen, ſtellte die Sache abſichtlich in ein möglichſt grelles Licht, und vergaß ſich ſo weit, die franzöſiſche Regierung vor aller Welt demüthigen zu wollen. Das Mitglied, das den Bericht der Unterſuchungskommiſſion abzufaſſen hatte, verſtand nicht, juriſtiſchen und politiſchen Verſtand zu ſondern, und gab ſeiner Arbeit boshafter Weiſe die Form eines Straferkenntniſſes; nur las man am Ende ſtatt des Urtheils den ſcheinbar milden Beſchluß, daß man der franzöſiſchen Regierung die Akten zur Einſicht ſende und die Sache ihrem Gutdünken anheimſtelle. Weil man aber fürchten mußte, daß ſie ſich nicht beeilen würde, den Skandal öffentlich zu machen, ſo veranſtaltete der Verfaſſer den Druck ſeines Berichts, unter dem Titel: „die entlarvten Diplomaten," und verſandte davon 10,000 franzöſiſche Exemplare nach Paris. So weit ging Alles trefflich, aber der Herzog hatte kaum Kenntniß von dieſer Wendung, als er, bevor die Abſendung der Akten erfolgt war, den diplomatiſchen Verkehr abbrach und glänzende Genugthuung verlangte. Er unterſtützte ſein Verlangen durch ein politiſches Interdikt: kein Paß wurde mehr viſirt, keine Militärpenſion mehr ausbezahlt, der Gränzverkehr geſperrt. Eine ſofort einberufene Tagſatzung entſchloß ſich bald, den böſen Beſchluß zurückzunehmen, die härteſte Stelle ihrer Antwortsnote iſt: „die Schweiz hat dieſes Ereigniß nicht veranlaßt," und bald gleitet das Aktenſtück mit großer Geſchicklichkeit auf eine Nebenſache hinüber, auf gewiſſe Vorwürfe, die der Geſandte gegen den politiſchen Zuſtand der Schweiz erhoben hatte, und redet hier mit ſolcher Entſchiedenheit, daß die anfangs gegebenen unbeſtimmten Ausdrücke der Abbitte in Schatten treten und die Meinung erweckt wird, als ob Frankreich eine Lektion bekommen habe. Dieſes, vielleicht im Bewußtſeyn, daß es doch auch nicht ganz rein ſey, ließ den Schweizern den

Schein und begnügte ſich mit der Sache. Zu ſolchen kleinen Künſten iſt die Schweiz genöthigt; das ſind die Süßigkeiten der geprieſenen Neutralität. Es verrieth freilich geringen Takt, daß ein kleines, innerlich getheiltes Land einen großen mächtigen Staat ſchlagen zu können meinte, bloß weil es Recht hatte; aber die Niederlage wäre doch nur zu vermeiden geweſen, wenn man die grobe Beleidigung hingenommen hätte, und es läßt ſich ſchwer ſagen, welche von beiden Früchten bitterer geſchmeckt haben würde.

Es iſt eine Streitfrage bei den Schweizern, weshalb ihr Land bei ſeiner großen Natur doch keine großen Dichter zeuge. Die Antwort hierauf ſchlägt unmittelbar in unſere Betrachtung ein; denn jener fühlbare Mangel iſt eine Folge der falſchen politiſchen Stellung. Wenn von mehreren Brüdern Einer den Kämpfen und Leiden der Uebrigen ferne bleibt, ſein Erbe zuſammenrafft, um es im Winkel ungeſtört zu mehren und zu verzehren, ſo wird er bald nicht allein die Liebe und Achtung der Andern verloren haben, auch ſein Geiſt und Charakter müſſen nach und nach kläglich zuſammenſchrumpfen. Die Schweizer ſollen es nur hören, daß ſie in dieſem Falle ſind. Sie haben ſich vom Drama der Menſchheit engherzig zurückgezogen, an den theuer erkauften Fortſchritten Europas ſeit den drei letzten Jahrhunderten hängt kein Schweizerfrank, außer den franzöſiſche Kommiſſäre fortgeſchleppt haben; klebt kein Tropfen Schweizerblut, außer den Söldner vor den Thoren der Paläſte verſpritzt haben; mit kluger Berechnung überläßt die Schweiz Andern, die Proben zu machen, und hofft den Antheil am Gewinne gratis. Sie hat ſichs als höchſte Klugheit ausgedacht, daß der Menſch reich werde und dann ſpreche: „nun freue dich liebe Seele; iß und trink, denn du haſt viele Güter,“ mit Einem Worte: der Egoismus iſt als Grundſatz des Staats- und Privatlebens ausgebildet, und von den Seelenkräften ſind nur zwei anerkannt, die ſich freilich um ſo ſtärker ausbilden konnten: Verſtand und Wille. Verſtändigkeit und Energie, das iſt der Typus des Schweizer Lebens; Gemüthlichkeit, Idealität und Zartgefühl ſind verbannt, der Menſch iſt hart wie ſein Felsgebirge, kalt wie die Wolken, die es umhüllen, von Poeſie in demſelben Maß entblößt als das ſchöne Land damit bedeckt. Daher war Napoleon den Schweizern eben ſo hold, als den ideologiſchen Deutſchen abgeneigt. Die Brauchbarkeit des Volkes für

Handel und Krieg hängt eng mit dieſer Lebensrichtung zuſammen; ein Schweizer geht nur auf Ein Ziel los, ſein Trotz und ſeine Berechnung laſſen ſich durch keine Phantaſie, keine ſchnell auftauchende Empfindung kreuzen, er gewinnt oder bricht den Handel ab, er ſiegt oder ſtirbt — keine Mitte. Das iſt gut, aber wo das Gemüth fehlt, da iſt auch keine Stätigkeit des Daſeyns, da zeigen ſich jene Stöße im Erkennen und Handeln, die der benachbarte Schwabe dem Schweizer vorwirft durch das Sprichwort: „Schweizer Rath Nach der That;“ da wird die Wiſſenſchaft, dieſe Leuchte der Menſchheit, entweder verſchmäht, oder ſie ſchrumpft zu einer armſeligen Mumie zuſammen; die Religion wird abgedankt oder zur kalten Abſtraktion und Sittenlehre; die Kunſt bleibt dürftig und kalt, wie man ſich am leichteſten überzeugt, wenn man die berühmten Männergeſänge der Schweizer hört, die bei allem Aufwand von Fertigkeit das Herz nicht ergreifen. Bedarf es nun noch weitläuftiger Unterſuchungen über den Mangel an Dichtern und Dichtkunſt? Der Antheil, den an dieſer Erſcheinung die angeborene Art des Volksſtamms hat, iſt abſichtlich bis jetzt übergangen worden, nicht als ob er gering anzuſchlagen wäre, ſondern weil uns vorzugsweiſe die politiſche Stellung der Schweiz beſchäftigt. Und da iſt nun kein Zweifel: wenn ſie ſich nicht von ihrem natürlichen Mittelpunkt abgeſondert hätte, ihre geiſtige Entwicklung wäre nie auf ſolche Abwege gerathen. Denn das iſt der Segen des brüderlichen Zuſammenlebens, ſo in der politiſchen Welt als in der Familie, daß es dem Einzelnen Lücken ausfüllt und Auswüchſe abthut. Die Abſonderung war ein Werk jener hervorragenden Charakterzüge, der kalten Berechnung und der herben Thatkraft; ohne Widerſtand haben ſich dieſe nun ſeither zum Nachtheil ihrer Beſitzer entfaltet, aber auch das gemeinſame Vaterland hat von dem, was Gutes daran iſt, keinen Gewinn gezogen. So gerieth die Trennung zu beider Schaden; was Gott vereinigt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.

Eine merkwürdige Fähigkeit wohnt der menſchlichen Natur inne. Sie findet ſich in jede Lage, und Verhältniſſe in die ſie einmal eingewohnt iſt, wären ſie auch ganz unnatürlich und mit ihrem wahren Heil unvereinbar, gibt ſie ungern auf, ja ſchon beim Gedanken daran erſchrickt ſie, und derjenige, der die Wahrheit ausſpricht, gilt ihr als Feind, bei größeren Fragen als Verräther

am Vaterland und an der Menschheit. Die Geschichte der Märtyrer, politischer wie religiöser, liefert Beweise genug für die Richtigkeit dieser Ansicht, und ich weiß, daß mich die große Mehrzahl der Schweizer nicht verstehen und mich als einen Frevler am Heiligen bezeichnen wird; das darf aber keine Abhaltung seyn, die Sache beim Namen zu nennen; denn die Frage, von der es sich handelt, greift tief ins Lebensmark, wie meines Vaterlands, so auch der Schweiz ein, und es genügt mir das Bewußtseyn, daß ich es, wenn ich eine Wiederherstellung natürlicher Verhältnisse für eine Aufgabe der Gegenwart erkläre, mit unsern deutschen Landsleuten im Alpenland so aufrichtig meine, wie mit allen andern.

Daß Deutschland auf die Schweiz neben dem altgeschichtlichen Recht auch ein natürliches hat, ist klar; denn ohne sie wird uns ewig fehlen, worauf jede Nation unverjährbare Ansprüche besitzt — Selbständigkeit, Sicherheit der Gränzen. Wer Basel und Zürich hat, der hat auch Schwaben, und wenn wir jene Strecke nicht besitzen, so ist sie in Frankreichs Händen, wenigstens indirekt.

Wohl fragt nun Mancher kopfschüttelnd und mit Recht: woher die Aussicht auf eine Wiedervereinigung? Es ist vor Allem zu erwägen, daß die Sache Deutschlands in der Schweiz seit Jahren im Zunehmen ist, und Frankreich mit und ohne Zuthun fortwährend Boden verliert. Die Aristokraten hassen es als Revolutionskrater und als die Ursache ihres Falls; die Radicalen haben in der letzten Zeit so viel von den Anmaßungen französischer Staatsmänner gelitten, daß die Begeisterung gewaltig abgekühlt ist; alle zusammen erwarten eine Schonung dessen, was die Schweiz Eigenthümliches hat, vom föderativen Deutschland viel eher als von der gewaltthätigen Centralregierung Frankreichs; in Sachen der Bildung ist ohnehin das deutsche Wesen dem französischen weit überlegen, überhaupt wird die Schweiz, seit sie einen natürlichen Weg verfolgt, mehr und mehr wieder zu ihrem natürlichen Magnete hingezogen.

Hier ist der Ort, von einer nicht sehr beachteten, aber sehr gewaltigen Einwirkung zu sprechen, die Deutschland seit 20 Jahren auf die Schweiz ausübt: von der eingewanderten deutschen Wissenschaft. Als 1830 und 1831 im größern Theile der Schweiz neue Staatsformen und Regenten ans Ruder kamen, war es eine Hauptbeschwerde der Unzufriedenen, daß die Restauration, in ihren

Beſtrebungen um Wiedergeburt veralteter Rechte, die Volkserziehung entweder ganz vernachläſſigt oder doch mit äußerſter Lauheit betrieben hatte. Der Vorwurf war gerecht, doch bedachte man nicht, daß noch von früher her viel nachzuholen war: die Reformation war zu politiſch geweſen, als daß ſie das mittelalterliche Schulweſen bedeutend hätte umgeſtalten können; die Revolution zu franzöſiſch, um auf dieſe Seite ihr Augenmerk zu richten. Doch wie alt oder jung der Schaden ſeyn mochte: erſt 1830 wurde das verhüllende Dach herabgeworfen, und es fiel Licht auf die ungeheure Kluft, die für die Schweiz, beſonders wenn man ſie mit Deutſchland verglich, nicht allein im Volksſchulweſen, ſondern in Wiſſenſchaft und Unterricht überhaupt auszufüllen war. In allen bedeutenden Kantonen ging man ſofort ans Werk, der Eifer wurde noch geſteigert durch eine politiſche Rückſicht: man wollte mit Hilfe der Schule im heranwachſenden Geſchlecht alle Hoffnungen der geſtürzten Partei abſchneiden. Bald genug zeigte ſich, daß das Land ſelbſt, eben wegen der bisherigen Uebelſtände, die Menge von Lehrern, die man bei der neuen Einrichtung bedurfte, nicht liefern könne, und man wandte ſein Augenmerk aufs ſprachverwandte Deutſchland. Schon längere Zeit vorher, in den 20er Jahren, hatten ſich deutſche Flüchtlinge oder Unzufriedne nach der Schweiz gezogen und daſelbſt Lehrſtellen verwaltet; beſonders war Baſel — damals der liberalſte Stand — eine Freiſtatt für mehrere bekannte Namen; Aargau, Graubünden, Zürich beherbergten Andre, und waren das auch nur vereinzelte Erſcheinungen, ſo hatten ſie doch die zerriſſene Bekanntſchaft wieder angeknüpft. Als dann die Gründung der Hochſchulen Zürich und Bern, die Umgeſtaltung des mittlern und niedern Schulweſens einen Strom von Deutſchen hereinrief, traten dieſe bereits nicht mehr als vollkommene Fremdlinge auf. Dieſe zweite deutſche Einwanderung iſt entſcheidend in der Geſchichte von Deutſchlands Verhältniß zur Schweiz. Sie kann zwar ihrer Natur nach nur vorübergehend ſeyn, denn ſobald junge Schweizer in hinreichender Zahl herangebildet ſind, um die Lehrſtellen auszufüllen und das begonnene Werk würdig fortzuführen, muß im Perſonal der Anſtellungen das naturgemäße Verhältniß von ſelbſt eintreten. Allein die Wirkung der deutſchen Kolonie wird bleiben. Sie hat ſchon jetzt reichen Saamen ausgeſtreut, der eben ſo ſicher aufgeht, als das junge

Geſchlecht heranwächst; ſie hat in Hörſälen und Schulzimmern, bei Feſten und im täglichen Verkehr eine ſtille Eroberung begonnen, die ihren Lauf vollenden muß, weil ſie in natürlichen Verhältniſſen begründet iſt. Dieß ſo ſehr, daß ſie auch durch eine Reihe ungünſtiger Umſtände, die ſie von verſchiedenen Seiten anfeindeten, nicht weſentlich beeinträchtigt wurde.

Es mag ſich der Mühe lohnen, dieſe Umſtände näher zu betrachten. Die Schweizer ſagen: „wo zwei Deutſche beiſammen ſind, iſt einer zu viel," und wiederholen damit den franzöſiſchen Vorwurf der querelles allemandes. Es iſt wahr, kein Volk erhitzt ſich ſo leicht um abweichende Anſichten, d. h. um Dinge, die bei unſern lebensklugen Nachbarn ſo viel ſind wie Nichts. Unläugbar dürften wir dieſe Eigenſchaft ohne Nachtheil für unſer öffentliches und Privatleben bedeutend einſchränken; ſie hat auch die Lage der Deutſchen in der Schweiz vielfach getrübt. Dieſe Einwanderer hatten unſtreitig Recht, wenn ſie viele Gewöhnungen des geſelligen Lebens, viele Einrichtungen des öffentlichen, beſonders aber die große Maſſe der Anſichten veraltet, tadelnswerth, lächerlich fanden; aber Unrecht hatten ſie, wenn ſie über dem Schlimmen manches Gute überſahen; Unrecht auch, wenn ſie im Kampf gegen das Falſche vergaßen, daß alle dieſe Dinge in der geſchichtlichen Entwicklung des Landes wurzelten, daß Gäſte Rückſichten zu nehmen haben, und daß, wer ernten will, zuvor ſäen und harren muß. Beinah ſchlimmer noch war etwas Anderes. Neben vielen würdigen Männern, denen Wiſſenſchaft und Amtspflicht aufrichtig am Herzen lag, war aus Deutſchland mancher Hochmuthsnarr, mancher politiſche Gaukler und Weltverbeſſerer eingezogen, der mit Schultheorien oder mit unreifer politiſcher Weisheit alles Alte ſofort auf den Kopf ſtellen wollte, und die Widerſpenſtigen ohne Weiteres Tölpel, Bären, Tröpfe ſchalt. Wahrlich, man mußte die Langmuth und den geprüften Anſtand der Schweizer oft bewundern; nicht zu loben aber war es, und ein Zeichen geringer Geſittung, daß um dieſer Auswüchſe willen und aus engherzigem Nationaldünkel, theilweiſe auch aus Unwillen gegen die „fremden unnützen Tagdiebe und Büchermenſchen" vielfach die Deutſchen überhaupt angetaſtet oder wenigſtens gegen rohe Anfälle nicht beſchützt wurden; ſelbſt von ſolchen nicht, die die Vortheile ihrer Anweſenheit einzuſehen geiſtig befähigt waren.

Die Deutſchen haben es redlich erfahren, daß apoſtoliſche Sendungen keine Luſtpartieen ſind. Sie konnten es auch beim beſten Willen keinem Theil recht machen. Die Ariſtokraten verziehen es ihnen nie, daß ſie von den Radikalen berufen waren, und zwar in der Tendenz, die Jugend radikal zu erziehen. Das faſttägliche Gewand, womit die Zürcher Stadtbürger den Stiftungstag der Hochſchule begingen, war der Anfang einer Reihe entſprechender Demonſtrationen von Seiten der zürcheriſchen Ariſtokratie. Auf der andern Seite war es den Deutſchen auch nicht möglich, ſich mit den Radikalen zu ſtellen; denn weit entfernt die Schutzredner und Kameraden dieſer Partei zu machen, hielten ſie ſich faſt ohne Ausnahmen außerhalb des Parteilärms und ſchloſſen ſich in geſelliger Hinſicht eher an die Ariſtokraten an. So wurde die Liebe der Radikalen bald zum Gegentheil, ſie haßten und verachteten dieſe „Zöglinge des Abſolutismus, die im gelehrten Schaafſtall für alle Grundſätze richtiger Politik taub geworden ſeyen, die mit abgeſchmackter Bigotterie an den Vorurtheilen von Religion, Sittlichkeit und Anſtand haften.“

Die Deutſchen ſaßen alſo auf dieſe Art gleichſam zwiſchen zwei Stühlen nieder, doch erſchien das Mißgeſchick geringer, je mehr ſie ſich in der Anſicht befeſtigten, daß doch zwiſchen ihnen und den Schweizern eine tiefe Kluft der Anſichten und Gewohnheiten beſtehe, die ſelbſt bei günſtigeren Umſtänden keine wahre Annäherung geſtattet hätte. Sie mußten ſich alſo, und müſſen ſich noch jetzt, in der Gegenwart mit dem ſchönen Lande tröſten und mit der dankbaren Liebe, die ihnen das unverfälſchte Herz der

---

* Dem eignen Volke gegenüber hüllte man dieſen radikalen Widerwillen in den Vorwurf ein, daß die deutſchen Lehrer keinen Sinn für die ſchweizeriſche Freiheit und Nationalität haben. Das Rechte ſchrieb 1839, während der Strauß'ſchen Wirren, ein Student in Zürich, der ſich die edle Aufgabe geſtellt hatte, die Hochſchule gegen den Andrang des Parteihaſſes zu rechtfertigen: „Das ſoll unſern Lehrern doch nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ſich keiner derſelben im Gebiete der Tagspolitik und Parteiung im einen oder andern Sinne verliert; daß keiner derſelben ſeine Zeit, die der Wiſſenſchaft gehört, auf fremde Gegenſtände verwendet oder gar den Lehrſtuhl, der dem reinen Dienſte der Wiſſenſchaft geweiht iſt, zu unedlem Parteikampf entweiht.“

Jugend darbietet, für die Zukunft mit den Aussichten auf endliche Erlösung und mit der Ueberzeugung, daß ihr Aufenthalt die Wissenschaft und die Erziehung, das gesellige und das politische Leben wesentlich umgestalten werde. Ein Trost wäre ihnen zu gönnen gewesen, und ihn zu spenden wäre jetzt noch Zeit: die Theilnahme Deutschlands; aber sie sollten auch darin Ergebung lernen: indem sie das entfremdete Land zum Wohnort wählten, wurden sie selber fremd, und die Verbote Deutschlands gegen die jungen Hochschulen brachten die deutschen Lehrer dort um einen großen Theil ihrer Wirksamkeit, der um so schöner gewesen wäre, da er sie in lebendiger Verbindung mit Deutschland erhalten hätte. Wenn jene Verbote damals durch die Fehlgriffe der neuen Schweizerregierungen gerechtfertigt waren, so ist das nun vorüber, und das Urtheil derer, die durch eigne Anschauung das Wesen dieser Freistaaten kennen gelernt haben, ist so ziemlich darin einstimmig, daß sie wohl gut sind für den, der ihnen von Jugend auf angehört, aber an eben so starken Mängeln leiden wie irgend ein Staat. Ja bei ihrer gränzenlosen Oeffentlichkeit und dem Preßunfug treten diese Mängel so stark hervor, daß man durch längeren Aufenthalt eher zu ungerechten Urtheilen gegen die republikanische Staatsform geführt wird, als zur Ueberschätzung derselben. Wenn Deutschland die neuen Hochschulen jetzt nach einem ehrenvollen Lustrum ihres Bestehens von jenem Bann befreite, es hätte nichts zu befahren und ein neues Band der Vereinigung wäre geschlungen.

So viel vom geistigen Bunde Deutschlands und der Schweiz. Gesetzt nun auch, er habe guten Fortgang, wird erfolgen was wir wünschen, wird ein sichtbarer Bund den innern zu ergänzen kommen? Es geht ja dem verlornen Sohn annoch so gut, daß er durch Rückkehr ins Vaterhaus sein äußeres Wohlbefinden nicht erhöhen würde. Die Steuern sind ohne Vergleichung geringer als in den umliegenden Fürstenländern, der Heerdienst ist ein Spaß, besonders bei der Neutralität, wo ein uniformirter Gränzpfahl so gut oder besser ist, als anderwärts eine Armee; das Volk regiert sich selbst; wo der Schuh es im Geringsten drückt, da kann es fast in allen Kantonen seine Klagen ungehindert und mit Erfolg laut werden lassen; an vielen Orten wird der Schuh alle sechs oder zehn Jahren nach dem Bedürfniß ganz oder theilweise neu gemacht, und wenn das zu lang währt, oder wenn die

Herren nicht hören wollen, ſo marſchiert ein bewaffneter Haufen in die Stadt und beſetzt die Stühle im Rathsſaal anders. Kurz, die Schweizer haben es gut, und wenn ſie es gleich immer noch beſſer haben wollen, ſo wiſſen ſie doch, daß ſie es beſſer haben als andre, und über die gar ſchwachen Seiten ihres politiſchen Zuſtands, ſo wie über die Lücken in ihrer menſchlichen Ausbildung, kommen ſie durch Leichtſinn und Eigenliebe weg.

Aber unter der glänzenden Blumendecke ſchlummert doch, oder gährt vielmehr im Geheimen manche Kraft, die mit Sicherheit darauf ſchließen läßt, daß die Zukunft andre Dinge im Schild führt. An dem Zuſtand, wie ihn die letzten Jahrzehende, beſonders das zu Ende rollende, herbeigeführt haben, zeigen ſich, ſo jung er iſt, doch ſchon Schattenſeiten, und erfüllen manche Gemüther mit Beſorgniß; die Verſtändigen und Vermöglichen ſehen einer konſequenten Fortentwicklung des gegenwärtigen Treibens nicht mit heiterer Miene zu, und die ſtillen Freunde der Monarchie ſind unter den Schweizern häufiger, als man meint. In Baſel vernahm man zu der Zeit, wo eigner Starrſinn und eidgenöſſiſches Unrecht ſo viel Kummer über die Stadt brachten, zahlreiche Stimmen, die eine Vereinigung mit Baden dem bisherigen Bunde vorzogen; und Schaffhauſen, das ſeine Poſten an den Fürſten von Taxis überträgt, das vom deutſchen Zollverein ernſtlich gedrängt und gelockt iſt, deſſen Antiſtes von der Unzulänglichkeit der heimiſchen Verhältniſſe zur imponirenden römiſchen Kirche, zum Kaiſerſtaat an der Donau hingetrieben wird, dieſes Schaffhauſen iſt nur der Vorpoſten und kühnſte Vertreter einer weitverbreiteten Anſicht. Ariſtokraten und Anhänger der Curie erwarten ihr Heil vom Ausland; freilich dürfen ſie bei der herrſchenden Stimmung damit nicht hervortreten, und man lernt ihre Gedanken nur im Lande ſelbſt kennen. Wenn ſchweizeriſche Patrioten darob ergrimmen, daß man ſolche Dinge ohne Entſetzen mittheilt, ſo mögen ſie wiederholt vernehmen, daß die Exiſtenz der Schweiz ihren Urſprung aus ähnlichen Beſtrebungen gewonnen hat; wir laſſen uns über den wahren Sachverhalt der Schweizergeſchichte längſt nicht mehr durch den kurzen Rütlitraum verblenden, wir glauben längſt nicht mehr, daß es den deſpotiſchen Landsgemeinden und den gnädigen Stadtherren, als ſie den Reichsverband wegſtießen, um Volksbeglückung zu thun war; ſie traten zu Frankreich, ſie wollten

keinen Herrn, nur um selbst die Freuden der Herrschaft zu genießen. Und so kann es uns Deutschen auch nicht verwehrt seyn, einer Erscheinung zu erwähnen, die für die angebliche Nationalität der Schweiz trübe, für Deutschland aber und für die Wiederherstellung natürlicher Verhältnisse frohe Aussichten gewährt. Denn, wenn Deutschland in der Schweiz je wieder zu seinem Rechte gelangt, so geschieht es nicht, so lange sich die Schweiz in ihrer jetzigen Lage behaglich fühlt, sondern erst, wenn die nothwendigen Folgen dieses Zustands anfangen auf ihr zu lasten. Diese Zeit ist im Herannahen, und sie kommt so sicher, daß, wenn Deutschland auch mit erobernden Heeren in Europa geböte — mit welchem zweideutigem Glanz uns die Vorsehung nie wieder heimsuchen wolle — es doch ruhig die Rückkehr der Schweiz zum Bunde der Deutschen erwarten könnte. Das Gewicht der äußern Verhältnisse zeigt sich täglich mehr als ein solches, daß die Schweiz nicht mehr lange darauf rechnen kann, für sich zu seyn. Es ist ein hartes Wort — aber die Eidgenossenschaft trägt die Keime naher Auflösung in sich.

Ein Appenzeller Blatt sagte vor einigen Jahren: „Die Schweizer sind Spinner geworden wie Herkules, und das auch aus Liebe, aber aus Liebe zum Geld." Die Thatsache, die diesen Vorwurf erzeugt hat, ist in der Natur des Landes begründet. Der Boden der Schweiz vermag wenig mehr als die halbe Bevölkerung zu nähren, darum weilen so viele im Ausland; noch Mehrere arbeiten für dasselbe: Fabrikation und Handel, nebenbei Wirths- und Führerpflichten setzen die Mehrzahl der Kräfte in Bewegung; die Viehzucht in den Alpen, Wein- und Ackerbau im offnen Land sind zwar nicht eben Stiefkinder, reichen aber lange nicht aus; ohne fremdes Korn wäre jedes Jahr Hungersnoth. Ein Land wie dieses ist den Nachbarn gegenüber, wofern diese zusammenhalten, nicht stark. Was gegen die Urkantone zuerst von Habsburg, später im Reformationskriege von Zürich und Bern angewandt worden ist, eine Fruchtsperre, das hat man in unsern Tagen gegen die gesammte Schweiz wenigstens gedroht, und der Erfolg wäre nicht zweifelhaft.

So grausam wird man nun wohl nicht seyn, aber an das, was für die Schweiz in gleicher Linie mit dem täglichen Brode steht, ist bereits diese Hand gelegt — an den Absatz ihrer Fabrikate

und damit an den Handel. — Frankreich, Sardinien, Oeſterreich haben um zwei ſtarke Drittel der Schweizergränze längſt Mauthlinien gelegt, der deutſche Zollverein hat ſeit wenig Jahren auch das dritte Drittel geſchloſſen. Es iſt für die Schweiz eine ernſte Frage, was ſie bei ſolchen Umſtänden zu thun habe, und ſie iſt ſchon öfter ernſtlich auf dieſen Gegenſtand zurückgekommen, ſo daß man wohl ſieht, ſie erkennt ſeine Wichtigkeit. Soll ſie Repreſſalien ergreifen? Dieſe müßten natürlich gemeinſam ſeyn, und die Schweiz iſt in nichts ſo conſequent als darin, daß ſie keine gemeinſamen Maßregeln ergreifen kann, wenn nur einige, und wären es auch die Kleinſten im Bunde, keinen Gewinn davon ſehen, oder gar Schaden davon befürchten. Das wäre aber offenbar hier der Fall, denn warum ſollen die Urkantone, die grundſätzlich keine Fabriken leiden und höchſtens einigen Käſe zu verkaufen haben, die unentbehrlichen Produkte des Auslands theurer bezahlen und Laſt und Koſten von einem Zollcordon haben? Ueberdieß, wer wollte bei Staatseinrichtungen wie die der Schweiz und bei einem ſo gewöhnten Volk einen wirkſamen Cordon zu Stande bringen? Aus denſelben Gründen geht auch nicht ein zweiter Ausweg, die Anſchließung an ein fremdes Mauthſyſtem. Dieſem würden ſich dann noch eigenthümliche Schwierigkeiten entgegenſtellen: vor allem die Befürchtung, die auch ſüddeutſche Volkskammern freilich grundlos gehegt haben, daß im Gefolge dieſer Vereinigung politiſche Abhängigkeit komme. Ein franzöſiſcher oder preußiſcher Zollinſpektor in St. Gallen oder auf dem Gotthard iſt für die gegenwärtigen Schweizer ein viel furchtbarerer Gedanke als alle nächſten Folgen der jungen Handelsſperre. Ernſter iſt jedoch ein zweites Bedenken: die Intereſſen von Genf, Teſſin, Chur ſind viel weniger zu vereinigen als die von Köln, Danzig, Paſſau, und viel leichter als daß Graubünden mit Frankreich, Genf mit Oeſterreich oder Deutſchland Zollfrieden ſchlöſſe und ſich dadurch von ſeinem natürlichen Nachbar abſperrte, viel leichter würde die Schweiz in zwei Mauthlager zerfallen; eine Trennung, die an innerer Bedeutung weit Alles überwöge, was das Land bis jetzt an Bürgſchaften der Einheit aufzuweiſen hat; die Scheidung der welſchen Gattin vom deutſchen Manne wäre vollzogen. Eine dritte Auskunft iſt ſchwerlich gedenkbar, alſo bleibt nur — wie in der Schweiz bei Lebensfragen immer — der Statusquo. Die öffentliche

Stimmung iſt überdieß bis jetzt noch der Art, daß ein Staatsmann durch den Vorſchlag zu Repreſſalien leeres Stroh dreſchen, durch den zu einem Anſchluß ſeine Popularität aufs Spiel ſetzen würde.

Es wird aber nicht immer ſo ſeyn. Wenn in einer Haushaltung von früher her Kiſten und Kaſten voll ſind, ſo kann lange Zeit Mißgeſchick walten, ohne daß Mangel zu ſpüren wäre, aber mit Einem Mal zeigt ſich überall der kahle Boden, und dann iſt es in der Regel zu Vorkehrungen zu ſpät. Dieſer Fall ſteht der Schweiz bevor. Bis jetzt hat die Energie der Bevölkerung die anſchwellenden Hinderniſſe noch glücklich überwunden; ſtatt des Marktes, der ſich an den Gränzen verſchloß, haben ſich andere jenſeits der Meere aufgethan; auch kann die alte Induſtrie der Schweizer, eine Folge vieler friedlicher Jahrhunderte, trotz der Zölle mit der heranblühenden der Nachbarſtaaten noch gleichen Schritt halten. Allein der ganze Zuſtand iſt ſchon jetzt einer von denen, die nur darauf berechnet ſind, daß Alles im bisherigen Gleis günſtig fortgehe. Was ſoll geſchehen, wenn Deutſchland ſeine Kräfte ſo entfaltet, wie es in längern Friedensepochen immer gethan hat, und nun wieder im Begriff iſt? wenn Mißjahre das theure Leben in der Schweiz noch erhöhen? wenn europäiſche oder amerikaniſche Kriſen den Handelsſtand öfter in ſolche Verlegenheiten ſetzen, wie wir ſie kürzlich erlebt haben? wenn ein Seekrieg die Ausfuhr nach fernen Küſten mindert oder ſperrt? Dann wird der Nothpfenning hervortreten, und nach ihm die Noth; der verlorne Sohn wird zur Beſinnung kommen und ſich aufmachen. Der Vater wird ihm die Thüre nicht verſchließen, aber er wird Bürgſchaft nehmen, daß er nicht wieder untreu werde.

Dieſe vielen Wenn können freilich ausbleiben, und ſo muß der Leſer ſich bequemen, noch andere Seiten des Schweizer Lebens kennen zu lernen, die mit gleicher Stärke am Thor einer neuen Zukunft pochen. Es war, wenn nicht ein Vorzug, doch ein Vorrecht der alten Schweiz vor 1798, zum Theil noch bis 1830, daß in allen Kantonen eine äußerſt einfache und wohlfeile Verwaltung beſtand, nachdem die Staaten Europas die ihrige längſt umgeſtaltet hatten. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, ob der Vortheil auf Seiten einfacher oder verwickelter Staatsverhältniſſe liege — Europa findet vielleicht noch einen zweckmäßigen Mittelweg — aber Thatſache iſt, daß auf die Dauer kein Land

den Fort- oder Rückſchritten der benachbarten fremd bleiben kann, und die regenerirten Kantone haben ſich mehr oder minder bereits auf die neue Bahn begeben. Früher waren die Stellen der Regenten, Geſetzgeber, Richter, Vögte, Finanzleute und Offiziere in den Händen der bevorzugten Geſchlechter, die an Geld mehr Entſchädigungen als Gehalte bezogen, und ſich mit dem Bewußtſeyn begnügten, daß auf dieſe Weiſe die höchſte Gewalt den Händen der Ariſtokratie nicht entgleiten könne. Denn ſowohl der Reichthum als die Möglichkeit, ihn zu erwerben, waren dieſer Kaſte geſichert, und den Unterthanen, die ſich in Erwerbung der nothwendigen Kenntniſſe und der äußern Güter gehemmt, von aller Gönnerſchaft entblößt, überhaupt als geringere Weſen behandelt ſahen, fiel es nicht ein, nach jenen magern Aemtern zu ſtreben. Dieſe wurden nun freilich mehr im Intereſſe der inhabenden Kaſte, als des Staates verſehen, mehr, wie es bequem und einträglich, als wie es dem öffentlichen Wohl erſprießlich ſchien; immer aber gab die ganze Einrichtung den Staaten der Schweiz ein patriarchaliſches Anſehen, und die vielgeleſenen, vielbeſuchten Berühmtheiten des Landes, die faſt alle jener Kaſte angehörten, die Gäſte, die in dieſen bevorzugten Kreiſen ſich wohl fühlten, trugen nicht wenig dazu bei, jene Anſicht von einem idylliſchen, idealen Zuſtande zu nähren.

Der Sturm von 1789 zerſtörte den ſchönen Traum, er weckte oder enthüllte bei den Unterthanen jene Gedanken von Gleichheit, die nun zum Verdruß der ehemaligen Herren täglich ſtärkere Wurzel ſchlagen, und der alte Gebrauch der müheloſen, ſpärlich bedachten Ehrenämter iſt in ſteter Abnahme. Nicht genug, daß die Zeit dem niedriggeborenen Talent den Weg zu allen Würden gebahnt hat — die Idee der Gleichheit wird ſo weit ausgedehnt, daß man damit umgeht, die Staatsmänner wie Rekruten auszuheben, indem man dem Volke vorſchwatzt, das Land müſſe im Verhältniß der Kopfzahl eben ſo viel Angeſtellte liefern, d. h. an Beſoldungen eben ſo viel aus dem Staatsſchatze ziehen, als die Stadt; ja jeder Landestheil, jede Gemeinde ſolle darin allen übrigen gleichgeſtellt werden — eine rohe Anſicht, die von der ungleich vertheilten Möglichkeit, Bildung zu erlangen, überhaupt vom Weſen und Werthe der Bildung nichts ahnt, aber auf die Faſſungskraft und die Leidenſchaften der Menge ſo gut berechnet iſt, wie nur je ein

Demagogenwort. Die nothwendige Folge des eröffneten Conkurſes ſind größere Anſprüche, die ſofort an den Beamten ergehen; womit ſichs aber übel verträgt, daß eine rohe Preſſe die Würdenträger mit Koth bewirft, und jede Ausführung der Geſetze als Feindſeligkeit gegen die Rechte des Volkes darſtellt.

Es kann bei ſolcher Lage der Dinge nicht auffallen, wenn die Aemterſcheu immer allgemeiner wird, eine wahre Seuche des Austritts aus dem Staatsdienſte einreißt. Nach einander haben Zürich und Bern, Glarus und Schaffhauſen, Appenzell und Solothurn dieſes Beiſpiel gegeben, und was früher unerhört war, iſt ſeit einem Jahrzehend dreimal, einmal in jedem Vorort, vorgekommen, daß die höchſte Bundesſtelle, die eines Präſidenten der Tagſatzung, freiwillig niedergelegt wurde: eine bedenkliche Erſcheinung, von der leider das ſouveräne Volk nur die unmittelbaren Verlegenheiten faßt. Die Schweiz hat auf 2,200,000 Menſchen 22 Staaten oder vielmehr, da Baſel, Unterwalden und Appenzell halbirt ſind, 19 ganze und 6 halbe. Welcher Bedarf an Staatsmännern! Denn ein kleines Hausweſen braucht ſo viel Witz wie ein großes. Staatsmänner aber wachſen nicht wie Kohlköpfe, die man pflanzt im Verhältniß als man ſie braucht; jeder taugliche Mann iſt ſchon in großen Staaten, wie vielmehr hier, ein Kapital und jeder Tag, den er im Staatsdienſte zubringt, eine Vermehrung des Kapitals auf Staatskoſten; ſeine Thätigkeit ſind deſſen Zinſen, und wirft man ihn weg, ſo hat man Zins und Kapital verloren. Davon hat der tauſendköpfige Souverän, ſo gut er ſonſt rechnet, keine Ahnung; beim Volk iſt ſie vielleicht nirgends zu finden, hier nun vollends nicht, wo ſich auch die höheren Stände gutentheils gewöhnt haben, geiſtige Vorzüge wenig zu achten und den Menſchen Dollarweiſe zu ſchätzen.

Indeſſen der Verlegenheit muß abgeholfen werden, die Staatsmaſchine muß gut oder ſchlecht ihren Gang fortgehen, und da zeigen ſich zwei Wege der Abhülfe: Zwang und Lockung. Aemterzwang iſt für deutſche Ohren etwas vollkommen Abenteuerliches; deſſen ungeachtet kann verſichert werden, daß ſelbſt in neueſter Zeit nicht allein das Wort alles Ernſtes ausgeſprochen worden iſt, ſondern wirklich auch Staatsmänner lieber mit höchſtem Widerwillen unter das alte Joch oder in freiwillige Verbannung gegangen ſind, als ſich den Unannehmlichkeiten einer Ablehnung ausgeſetzt

haben; denn wo die Menſchen unter einander in ſo nahen Verhältniſſen ſtehen, wie in kleinen Republiken, da treten Rückſichten ein, die man außerdem nur im Familienkreiſe kennt.

Ein anderes Mittel wäre die Erhöhung der Gehalte. Es iſt keine Frage, daß es an Bewerbern um Staatsämter dann nicht fehlen würde, ſowohl aus Spekulationsgeiſt als weil dann Alle, denen es ums Vaterland oder um Ehre und Einfluß zu thun iſt, auch die Unbemittelten, in Stand geſetzt wären, ſich dieſem Dienſte zu widmen. Käme dazu noch Schutz gegen pöbelhafte Beſchimpfungen der Preſſe, ſo wäre geſorgt. Indeſſen wird es ſoweit nicht kommen, und zwar wegen der unvermeidlichen Ausgaben. Die Staaten der Schweiz weichen zwar in politiſcher und vielen andern Rückſichten ſehr von einander ab, darin aber ſind ſich alle gleich, daß man das Volk durch geringe Abgaben bei guter Laune halten muß, und daß ſich höhere Steuern, wäre die Nothwendigkeit noch ſo klar, nicht durchführen laſſen. Der Staat muß Gott danken, wenn ihm die Bürger die Exiſtenz gönnen, zur Laſt darf er nie werden, und er würde es wohl in hohem Grade, wenn etwas mehr als zwei Millionen Menſchen, in einem nicht überreichen Land, 25 wohleingerichtete Staatshaushalte zu beſtreiten hätten. Alſo abermals das Alte nicht mehr brauchbar, das Neue nicht möglich; abermals der Statusquo für ſo lange geſichert, bis er auf eigene Fauſt von ſelber zuſammenbricht.

Dieſelbe Noth in den Bundesverhältniſſen. Wir kommen hier auf die wichtigſte und ſchwierigſte Frage der neuen Schweiz. Man kann es nicht oft genug wiederholen: die Eidgenoſſenſchaft iſt nicht Ein Staat, wie das Ausland mit bequemer Uebertragung der eigenen Verhältniſſe ſich gewöhnlich vorſtellt; ſie iſt ein Bund von ſo mannigfachen ſelbſtändigen Staaten, wie der Erdball vielleicht keinen zweiten aufzuweiſen hat. Schweizer gibt es bloß dem Ausland gegenüber; ſo wie man den Rhein überſchritten hat, finden ſich keine mehr, ſondern nur Thurgauer, Basler, Waadtländer ꝛc., Angehörige kleinere Staaten, die gemeinſam nie andere Zwecke als den negativen, Wahrung ihrer Selbſtändigkeit, erreicht haben und erreichen können. Auf keinem Raum hienieden, große Städte ausgenommen, iſt ſo viel politiſche und ſociale Regſamkeit beiſammen, aber all dieſe Thätigkeit, ſofern ſie Gelingen verſpricht, iſt rein kantonal; Alles was eidgenöſſiſch heißt, iſt ein künſtliches

Gewebe ohne Lebenshauch und Zukunft. Eine Ausnahme machen einige Privatverbindungen, z. B. der Zofinger Verein, eine Studentengeſellſchaft, die ſich jährlich aus allen Kantonen in Zofingen verſammelt, ein Nachbild der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft; allein was die Jünglinge wünſchen, ein nationales Schweizerthum, das iſt eben der fromme Traum, deſſen Wirklichkeit hier bekämpft wird, und das aus ihren Herzen ſchwinden muß und ſchwindet, ſobald ſie das eigentliche Leben ihres Vaterlands kennen lernen. Außerdem verdienen die gemeinnützige und die naturforſchende Geſellſchaft Erwähnung, ſchöne Seiten des Schweizerlebens, aber ohne Nachwirkung für die politiſche Einheit.

Kein Mangel am Bau der Schweiz wird von den Denkenden im Lande ſtärker empfunden, als dieſe Schwäche der Bundesordnung; keiner hat geringere Ausſicht, auf gefahrloſem Wege beſeitigt zu werden; denn die 150,000 Appenzeller, die 14,000 Urner werden im Guten ewig nicht den 400,000 Bernern bei der Entſcheidung von Bundesangelegenheiten mehr als Eine Stimme zugeſtehen, von einer Vertretung nach der Volkszahl ſchon gar nicht zu reden. Der gegenwärtige Zuſtand iſt zwar in der Entſtehung des Bundes rechtlich begründet; aber ſeitdem die Schweizer eine Nation ſeyn wollen, iſt er im Widerſpruch mit ihrem ganzen Treiben: es iſt lächerlich, daß die vorgeſchrittene ungeheure Mehrzahl einer „Nation“ durch die Verbindung einiger unbedeutender ariſtokratiſcher oder oligarchiſcher Bezirke ſoll zurückgehalten werden. Doch iſt es ſo, daher gilt die Tagſatzung im Lande als ein leergehendes Rad, eine Qual der langen Weile für die „Tagherren,“ ſofern dieſe nicht den Aufenthalt in der jeweiligen Bundesſtadt und die Diners des Präſidenten beſonders anſchlagen; eine Qual auch für Alle, die verdammt ſind, den endloſen Verhandlungen von der Gallerie oder in den Blättern zu folgen; wahrlich, es war eine Grauſamkeit der letzten Revolution, daß ſie dieſe Verhandlungen öffentlich machte. Und wehe der wichtigen Frage, die von dieſem Inſtruktionengewirre, von den endloſen Reden, Protokollen und Ad-Referendum-nahmen dieſes dreizüngigen Körpers ihre Entſcheidung hofft; bei Zwiſtigkeiten, die er zu ſchlichten hat, wird in der Regel nur geholfen, wenn eine der Parteien ſich ſelber hilft; das hat jüngſt noch Wallis erfahren, wo ein paar Flintenſchüſſe am Ende hinreichten, das Friedenswerk zu vollenden, das

die rathloſen Räthe des Bundes über ein Jahr lang zwiſchen Leben und Tod gehalten hatten. Denn ihre Geſchäftsordnung iſt mit wunderbarer Kunſt ſo eingerichtet, daß ſehr häufig durch die Abſtimmungen überhaupt kein Ergebniß erzielt wird, und der beliebte Statusquo triumphirt.

Er wird es auch in der Bundesfrage ſo lange, bis das jetzige Gerüſte ganz zuſammenbricht. Die Nationalen ſind des fruchtloſen Kampfes gegen die Kantonalſouveränetät jetzt müde, und die beſten unter ihnen haben, in Erwartung beſſerer Tage, ihre Kräfte ganz den fruchtverheißenden kantonalen Beſtrebungen zugewandt; manche mögen ſich auch überzeugt haben, daß ohne das Machtwort eines Direktoriums oder eines Napoleon die drei Sprachen und die 25 Geſchichten nicht wohl unter Einen Hut zu bringen ſind; Andere, daß die Verlegenheiten, die ſich kleine Staaten im Verkehr mit großen ſo leicht bereiten, bei dieſer ſchleppenden Vielköpfigkeit eher abgewandt oder verſchmerzt werden, als bei einer Centraliſirung, ja daß die Neutralität — das Herzenskleinod aller Schweizer — bei hergeſtellter Einheit weit mehr gefährdet wäre. Endlich, ſo viel auch über den „Kantonalgeiſt“ geſchimpft wird, ſo ſpuckt er doch eigentlich in jedem Kopf; die Männer laſſen ſich zählen, die ſich mit ihrem Geiſt und Herzen zu einer ſchweizeriſchen Einheit erheben; die meiſten bleiben beim beſten Willen im Zauberkreis kantonaler Anſchauungen und Wünſche. Und ſie haben Recht; denn das nationale Schweizerthum iſt annoch ein Schemen, nur die kantonale Entwicklung ſchreitet mit Lebenskraft voran. Wie verzweifelt die Sache der Einheitsmänner ſteht, ſieht man daran, daß Einige ſogar auf den fabelhaften Gedanken verfallen ſind, den kantonalen Trotz auf die Spitze zu treiben, damit ſeine Nachtheile recht grell hervortreten und recht bald die reife Frucht der Einheit vom überreich gedüngten Baume des Kantonalismus falle.

Eitler Wahn! Die Trennung iſt es, was gedeiht und immer tiefer frißt; überall reiht ſich an das Begehren nach kantonaler Oberherrlichkeit ein ähnliches zum Beſten einzelner Landestheile, jeder politiſche Hader neigt ſich dazu, eine neue Spaltung herbeizuführen, der herrſchende Materialismus ſieht im Staate nur ein nothwendiges Uebel und begreift nicht, warum die neutrale Eidgenoſſenſchaft nicht eben ſo gut aus 2000 unabhängigen Gemeinden,

als aus 22 oder 25 unabhängigen Staaten beſtehen ſolle, damit ſichs jedes Dorf ganz bequem mache. Leider ſind gerade die Regierungen der bedeutendſten Kantone, da moderne Staatstheorien ſie jeder wirklichen Gewalt beraubt und eine Reihe glücklicher Rebellionsverſuche den moraliſchen Staatsverband gelockert haben, außer Stands, den fortgeſetzten Angriffen zu widerſtehen.

Von allen Thatſachen aber, die eine gediegene Centralität unmöglich machen, ja ſogar den jetzigen Zuſtand untergraben, iſt keine ſo bedeutungsſchwer als die bunte Zuſammenſtückung der Schweiz aus drei „Nationen“ (hier iſt das Wort am Platze). Man wende nicht ein, daß die Schweiz ſchon lange ſo beſtehe, denn es iſt unrichtig. Das Verhältniß der drei Elemente war allerdings numeriſch etwa daſſelbe, aber innerlich iſt es ſeit 40 Jahren total verändert. Das Deutſche überwiegt zwar noch jetzt durch Mehrzahl und hiſtoriſche Bedeutung, aber die Welſchen ſind — zuletzt in Wallis — aus Knechten Brüder geworden, und heben ſich mit der eigenthümlichen Raſchheit ihres Charakters aus der verjährten Richtigkeit hervor; das alte, des Gehorſams gewohnte Geſchlecht iſt ins Grab geſunken, ein neues mit franzöſiſchen Ideen genährtes iſt herangewachſen, und mit ihm ein Ferment, das früher oder ſpäter die unnatürliche Einheit der Schweiz aufs Lebhafteſte bedroht. Die Wünſche der welſchen Bevölkerung im Wallis ſind erfüllt, bis jetzt ohne Nachtheil für die Schweiz, weil die Niederwalliſer an der Mehrzahl der Kantone einen Rückhalt hatten; aber die Einheit des alten, ſtolzen Bern und mit ihr das Gleichgewicht der Schweiz ſind noch recht ernſtlich bedroht durch die Losreißungsverſuche des franzöſiſchen Jura. Geſchichte, Recht, Sitte, Religion und Sprache reden dort ſo laut für Frankreich, daß man ſchon offen gehört hat: nur ein Anſchluß an Frankreich kann dem Volke von Pruntrut frommen. Laſſe man einmal Frankreich in einer Lage ſeyn, wo dieſe Gedanken, die bei ſeinem Volke ſchon lebhaft angeklungen haben, von ſeiner Regierung nicht verleugnet werden müſſen!

Man wird zugeben, daß mein Gemälde düſter iſt. Es hat aber doch vielleicht auch für den ſchweizeriſchen Patrioten einen Reiz, den der Wahrheit; denn die Hand, die den Pinſel führte, war weder durch Haß noch durch Vorliebe gehindert, und es ſtund ihr mehr als flüchtige Beobachtung zu Gebot. Wenn in der Schweiz

bis jetzt auch von hellerſehenden Menſchen nur Wenige die Zukunft ihres Landes als eine düſtere anerkennen, ſo iſt das natürlich bei einem Volke von ſo geſchloſſenem Patriotismus und von ſolcher Klugheit; denn wer dem Volk ſo zu predigen wagte, der hätte im beſten Falle das Loos des Jonas oder der Caſſandra zu gewärtigen. Daß die Menge von derlei Dingen nicht träumt, iſt gleichfalls in der Ordnung; denn den gewöhnlichen Menſchen regieren die Eindrücke und Anforderungen der Gegenwart; das Geſtern und das Morgen fechten beſonders den Schweizer wenig an, der ſich mit ſeinem kalten Verſtand und ſeiner ſchroffen Willenskraft nicht zum ſpekulativen Ueberblick der Geſchichte berufen fühlt. Daß die Denkenden gegen Fremde von den Schwächen ihres Landes lieber ſchweigen, wird ihnen Niemand verargen; doch leider wird auch zu Hauſe davon geſchwiegen, und man birgt wie der Vogel Strauß den Kopf im Sande.

Eine ehrenwerthe Ausnahme hat kürzlich ein Aufſatz in der Allgemeinen Zeitung gemacht, betitelt: Was wird der Schweiz bei Ausbruch eines allgemeinen Kriegs bevorſtehen? Die Stimme eines Predigers in der Wüſte, ſo auffallend in Mitten der ſonſt gangbaren, oder wenigſtens zur Schau getragenen Anſichten, daß man zweifeln möchte, ob ein Schweizer der Verfaſſer ſey. Nachdem er anerkannt, daß Europa einem unvermeidlichen Prinzipienkrieg entgegengehe, und daß die Schweiz in den Kämpfen die denſelben vorbereitet haben, betheiligt geweſen ſey, ſich alſo keiner reinen Hände rühmen könne, zeigt er, daß beim Ausbruch eines Kriegs die Schweiz, ſo wie ſie jetzt beſteht, keine Ausſicht habe, ihre Neutralität und die Bürgſchaft für eine unabhängige Zukunft zu bewahren. Denn beim Mangel einer zweckmäßigen Bundesverfaſſung werde die Einheit fehlen, die nothwendig wäre, ſowohl um unentbehrliche Maßregeln auszuführen, als auch um dem eigennützigen, für die Neutralität verderblichen Getreibe der politiſchen Parteien zu ſteuern. Der Gedanke, auf den der Verfaſſer am Ende geführt wird, lebt im Herzen gerade der edelſten Schweizer: Sicherheit für das Ganze durch Vereinigung der zerſplitterten Kräfte. Der Verfaſſer will das Volk ermuntern, jetzt, im Angeſichte der drohenden Gefahr, alle engherzigen Partei- und Kantonalwünſche auf dem Altare des Vaterlands zu opfern. Er hat Recht, daß dieſe Gefahren vor der Thüre, und daß ſie hörbar

sind für den, der hören will; er hat Recht, daß die Schweiz, wie sie ist, weder einmüthige Schritte wollen wird, noch die gewollten ausführen könnte; er hat Recht, daß nur auf dem Wege der Bundesänderung Heil zu erwarten stünde; aber er irrt sich, wenn er hofft, daß aufsteigende Wolken und prophetische Worte den Schlummer seines Volkes zerstreuen werden. Einzelne wird man erregt und thätig sehen, viel Gerede von Patriotismus und Hingabe, von Morgarten und Winkelried wird zu hören seyn, und ist schon zu hören; aber auch die schwache Hoffnung, die jener einsame Redner hegt, wird scheitern an der Macht des Herkommens, am längst entfesselten, allgebietenden Egoismus. Es ist dem Volk zu lange wohl gegangen und die Ueberzeugung, daß das nicht anders seyn könne, wurzelt allzutief.

Dieser Gedanke ist traurig für ein Herz voll Vaterlandsliebe, und darum können ihn eben die Besten gar nicht fassen; sie mühen sich lieber ab, den Ruhm entflohener Jahrhunderte, sammt dem wesenlosen Bilde der schweizerischen Nationalität, auszuschmücken und zu predigen. Aber der Gott, den sie da anbeten, hat nicht Ohren zu hören, noch Hände zu helfen; den Bemühungen der Vaterlandsliebe wird Sinn und Seele und Gedeihen so lange abgehen, bis sie den falschen Dienst lassen und zu den Tempeln des wahren Gottes zurückkehren. Daß sie es noch nicht gethan haben, davon fällt die Verantwortung auf sie nicht mehr, als auf uns: „wir haben Alle schwer gesündigt." Allein es wäre Zeit, daß auch ihnen die Binde von den Augen fiele, wie sie uns gefallen ist. Für die Schweiz handelt sichs nicht mehr und nicht minder als für alle deutschen Stämme um die Erkenntniß, daß wir in der Trennung vom Ganzen nur Elend gefunden haben, und daß uns Hoffnung nur blüht, wenn wir uns die Hände reichen. Vor 50 Jahren war dieses Deutschland in Deutschland überall todt, jetzt erwacht es überall zum Leben; nur an den Enden, wo der Abfall am schwersten war, harren wir noch gespannt auf die ersten Zeichen des wiederkehrenden Lebens.

Wir dürfen leider nicht hoffen, daß die Zeit, wo es dort ganz wiedergekehrt ist, so nahe sey. An der Trennung haben Jahrhunderte gearbeitet, die Vereinigung kann nicht das Werk eines Tages seyn; ein Heer verirrter Vorstellungen lagert noch zwischen uns und den Schweizern. Noch gleichen unsere Wünsche

der Frucht, die zuoberſt im Baum an zartem Zweige hängt und aller Bemühungen ſpottet; wenn ihre Zeit gekommen iſt, liegt ſie eines Tages am Boden. Dieſen Tag weiß Niemand, aber er bleibt nicht aus. Daß er nur im Gefolg eines großen europäiſchen Sturmes, aber dann gewiß kommt, und daß er eben darum nicht ausbleibt, hat uns der obenerwähnte Aufſatz dargelegt. Wenn dieſer Sturm — in Frankreich ohne Zweifel — losbricht, ſo iſt wenigſtens das ſicher, daß die Schweiz als Ganzes weder dem ariſtokratiſchen, noch dem demokratiſchen Prinzip ihre Arme leiht, denn ſie iſt zu ſehr zwiſchen beiden getheilt. Wenn ſie ſich nun darüber verſtändigt, die Neutralität zu beobachten, ſo darf man den Schweizern die Einſicht zutrauen, daß ſie eine dauernde Wahrung derſelben nicht von den Gränzpfählen erwarten, ſondern ſofort Heere aufſtellen. Dann iſt entweder gedenkbar, daß es der Schweiz wirklich gelingt, ihre Gränzen gleich gegen einen erſten Anlauf zu ſchützen, oder daß ihre Maßregeln hiefür ungenügend ſind. Ich ſetze das Erſtere: die überwiegende Mehrzahl der Schweizer vergißt des politiſchen Haders; durch einen unbegreiflichen Aufſchwung bezwingen ſowohl Ariſtokraten als Radikale jenen ſchweizeriſchen Hang zum raſchen Handeln, und beide bringen, auch an den Punkten, wo ſie gegenwärtig beſiegt ſind, die Hoffnungen, die ſie auf einen europäiſchen Sieg ihrer Partei ſetzen, einer hochherzigen, gläubigen Vaterlandsliebe zum Opfer; eine außerordentliche Tagſatzung, mit niegeſehener Eile inſtruirt und beſchickt, mit nie geſehener Eintracht und Aufrichtigkeit raſcher Entſchlüſſe fähig, deckt alle die weitläuftigen Gränzen an den italiſchen Seen, im Jura, am Rhein und Inn durch eine ehrfurchtgebietende Truppenmacht. Wer die Schweiz kennt, weiß auch, wie unwahrſcheinlich alle dieſe Vorausſetzungen ſind. Doch große Momente gebären Großes, und wenn dem Volke zum Bewußtſeyn gebracht wird, daß es ſich um ſein ganzes, durch Jahrhunderte geheiligtes Daſeyn handelt, wenn eine gutgeleitete Preſſe die Schattenſeiten der Monarchie und die Lichtſeiten des bisherigen Zuſtands lebhaft vorführt, ſo iſt jene Begeiſterung wenigſtens gedenkbar. Aber die Schweizer ſind auch Leute, bei denen auf die Dauer Realität und Gegenwart Alles überwiegt; ihre Einrichtungen ſind ſo beſchaffen, daß bei übler Laune der Einzelnen auch die verſtändigſte Leitung nichts vermag. Laſſet den Krieg ſich hinſchleppen,

den Handel ſtocken, Theurung einreißen, und erforſchet nach ſechs Monaten die Haufen an der Gränze. Es wird ſich zeigen, daß bei aller Tapferkeit und Ausdauer auch der heutigen Schweizer ein Land ohne ſtehendes Heer und ohne Soldatenhandwerk, ein Land mit ſehr ſchlaffer Mannszucht und einer winzigen Zahl geübter Offizier dieſem Jammer einer neutralen Gränzhut nicht gewachſen iſt. Die Arme, auf die bei der Pflege des Viehs, auf dem Acker und am Webſtuhl gerechnet war, liegen müßig an der Gränze, während Eltern und Geſchwiſter, vielleicht auch Kinder zu Hauſe darben; die Offiziere, junge Männer aus den beſſern Ständen, haben Weib und Kind, ſammt dem breiten Wohlleben der Städte verlaſſen, das Lager reiht Entbehrung an Entbehrung, und wer leitet zu Hauſe Fabriken und Güter, wer ſitzt am Schreibtiſch, Gewinn und Verluſt zu berechnen? Wofern der Krieg nicht dieſe Arbeiten überflüſſig gemacht hat. In der That, die gewaffnete Neutralität hat geringe Ausſichten auf Gelingen; ſie wird ſich zeigen, wie jene Feſtungen, die ſo lange gut ſind, als Niemand ſie angreift; ſie wird, wie ſchon mehr als einmal, zuſammenſinken, wenn ein entſchloſſener Feldherr das Für- oder Widermich donnert.

Doch der Bruch läßt ſchwerlich ſo lange auf ſich warten. Wenn ſie an der Seine das blutrothe Banner ſchwingen, nach dem die feindſeligſten Parteien Ein Ruf vereinigt, ſo gehören der obere Lauf der Rhone und des Doubs, der Simplon und Pruntrut zu den erſten Punkten, wohin ſich die raub- und beutegierigen Schaaren Frankreichs werfen. Frankreich kennt den Krieg zu gut, als daß es zögern ſollte, die Pforten zu beſetzen, die ihm Schwaben und Italien öffnen, d. h. Baſel und Genf. Die Zuſammenziehungen in Belfort haben keinen andern Sinn. Schlägt die Stunde, ſo wird die Seifenblaſe der Neutralität den Lenkern Frankreichs, tragen ſie Krone oder Federhut, keine ſchlafloſe Stunde verurſachen. Alles käme dann bei den Schweizern auf eine Eile an, die der franzöſiſchen überlegen wäre, und das iſts eben, woran Jedermann zweifeln muß. In Neuenburg freilich wird Preußen feſtſtehen, obwohl dort noch alte Unzufriedenheit gährt; gegen Norden aber längs der langen Gränzen des Bisthums Baſel dürfen die Franzoſen, wie ſchon bemerkt, auf manche Sympathien einer gereizten Bevölkerung rechnen, und das Regiment von Burgdorf wird nicht einmal ſo ehrenvoll erliegen, wie 1798, bei Neuenegg und am Grauholz, das Patriziat.

Gegen Süden können, wenn wir auch keine Spur von Sympathie vorausſetzen, die fröhlichen Schützen der Waat und die Wälle des volk- und ſchätzereichen Genfs einem ernſten Angriff franzöſiſcher Heere kaum einige Tage widerſtehen. Und was dann auf allen übrigen Gränzen der Eidgenoſſenſchaft von den verbündeten Mächten geſchähe, geſchehen müßte, braucht keiner Ausführung.

Es iſt in der That wenig Hoffnung vorhanden, daß die Schweiz mit ſo vielen Keimen innerer Auflöſung, mit ſo geringen Bürgſchaften äußerer Feſtigkeit, ihr Daſeyn noch einmal aus einer Ueberſchwemmung rette. Wie dann die Würfel fallen, welche Linien nach dem Krieg auf der europäiſchen Landkarte die dermaligen durchkreuzen werden, darüber wird Niemand auch nur eine Vermuthung wagen. Aber deutſche Herzen müſſen an der Zuverſicht halten, daß ihr Land aus den Leiden, die ihm gewiß auch dießmal nicht ausbleiben, mit größeren Bürgſchaften nationaler Sicherheit hervorgehe. Soll es einen rechten Schritt weiter thun zu der ſchönen Aufgabe, die ihm beſchieden ſcheint, ſo muß es wieder Fuß faſſen in den Alpen. Wenn ſich aus dem Chaos Europens Geſchicke ſo ordnen, wie die Humanität wünſchen muß, wenn ſich unſer Welttheil für die Beſtimmung ausrüſtet, die ihm füglich klarer wird, die Erde zu beherrſchen im edelſten Sinn, ſo darf an ſeinem Leibe kein müßiges Glied mehr geduldet werden, keine neutrale Abſchließung; es muß aber auch jedes ſo geſtellt werden, daß es gegen Vergrößerungsgelüſte geſichert iſt, wie ſie z. B. Frankreich in unſern Rheinlanden frevelhaft ſchon ausgeführt hat und leichtſinnig nun wieder verkündet. Es iſt aber auch nothwendig, daß die Staaten nicht größer noch kleiner ſeyen als die Völker; daß die politiſchen Gränzen mit denen der Sprache zuſammentreffen. Deutſchland könnte getroſt ſlawiſchen Raub hinſchwinden ſehen, wenn es ſeine weſtlichen Scharten wieder auswetzte, und was Frankreich dadurch einbüßte, dafür böten die welſche Schweiz nebſt Erwerbungen im Mittelmeer (zu denen Niemand herzlicher als Deutſchland Glück wünſchen dürfte) genügenden Erſatz; wenigſtens in den Augen Aller, die einſehen, daß nur ein ſtarkes Deutſchland dem widerwärtigen Gerede von der natürlichen Rheingränze ein Ziel ſetzen kann.

Es iſt die Grundvorausſetzung dieſer Träume, daß die Schweiz als ſelbſtändiges Land verſchwinde, daß ſie an Frankreich,

Deutſchland, Italien falle. Ladet nicht der Träumer damit eine große Schuld auf ſein Haupt? Wer eines Volkes Untergang kaltblütig als Nothwendigkeit erklärt, der iſt ein Feind der Menſchheit, denn in ihrer Kette iſt jedes hiſtoriſch gewordene Volk ein unentbehrlicher Ring, und deshalb durch ein natürliches Bewußtſeyn der übrigen Völker geſchützt. Die Schweizer wiſſen das wohl, daher ihre leidenſchaftlichen Bemühungen, in Europa den Glauben an ihre Nationalität zu pflanzen. Sie werden ſich auch dem Untergang des Schattens, den ſie ſo nennen, nicht mit freundlicher Miene fügen; wenn indeß Europa ſolchen haltloſen Einwürfen kein Gehör ſchenkt, ſo darf man vom geſunden Sinne der Schweizer zuverſichtlich hoffen, daß er gerade während des europäiſchen Conflikts die Richtigkeit jener Nationalitätstheorien werde eingeſehen haben.

Daß ſich bei der Wahl eines neuen Mittelpunkts auch die deutſche Schweiz lieber zu Frankreich wenden werde, darf Deutſchland nicht fürchten. Frankreich hat gerade in der letzten Zeit ſehr viel gethan, um die Neigung ſeines alten Verbündeten zu dämpfen; dagegen ſpricht für Deutſchland eine Reihe ſtiller Wirkungen, die im Bisherigen angedeutet ſind. Und Eins muß den Schweizern noch ans Herz gelegt werden. Wir Deutſchen dürfen kecklich ſagen: die Armuth, Rohheit und Zerſplitterung, worein uns die Kriege der letzten Jahrhunderte geſchleudert haben, mindert ſich zuſehends und die Zeit kommt näher, wo die Wiedervereinigung der abgefallenen Glieder keinem von ihnen Nachtheil oder Schande bringt. Die Schweizer haben ſich, wie die Holländer, im Allgemeinen um ſo gehäſſiger von uns abgewandt, je näher ſie uns eigentlich ſtehen — denn Bruderhaß und Bürgerkrieg ſind die heftigſten; — daher wiſſen die meiſten Schweizer von den Deutſchen nichts, als daß ſie ein zerriſſenes, unfreies, armes, nur in Schulweisheit geübtes Volk ſeyen, eigentlich gar kein Volk. Dieſes Urtheil hegen freilich nicht die Schweizer allein; es war auch nicht unverdient, nach der Rolle, die wir allzulang geſpielt haben; aber der ſchlimme Nachbar, der das Kleid unſerer Ehre mit unſerer eigenen Hülfe zerriſſen hatte, mußte zuletzt ſelbſt wieder den Grund zu unſerem neuen Wachsthum legen, und die Früchte der franzöſiſchen Revolution pflücken wir langſamer, aber reifer. Unſere Winterſonnenwende iſt hinter uns, vielleicht ſchon

unſer Winter, und zerſtreute Boten des Frühlings zeigen ſich, jeder für ſich unſcheinbar, in ihrer Geſammtheit aber ſtärkend für das deutſche Herz und ſeine gerechten Hoffnungen. Daß die Fremde uns noch gering achtet, als dürfte ſie nur die Hand ausſtrecken, um wieder eine Reichsarmee zu klopfen, oder mit einem politiſchen Köder (ſey's Rheinbund, ſey's Republik) das divide et impera zu erneuern, oder die junge Saat bürgerlicher Freiheit durch Ukaſen zu erſticken und die Khanate am Rhein zu inkorporiren, das kann uns am Morgen einer Entſcheidung eher tröſten als betrüben, denn Gott iſt nicht mit den Hoffährtigen. Hört man die Schweizer, die radikalen zumal, über unſer politiſches Leben reden, über unſere „Hundedemuth und kriechende Feigheit," über unſer „ſchaafmäßiges Studieren, Docieren und Bücherſchmieren," ſo zeigen ſie damit nicht nur, daß ſie einſeitig und roh verfahren, ſondern auch, daß ſie trotz der Nachbarſchaft und der gemeinſamen Sprache Jahrzehende hinter der deutſchen Gegenwart zurück ſind. Es mag ihnen verziehen werden, da wir Glaubensbrüder von ihnen in unſerer Mitte haben. Beide mit Worten aufklären zu wollen, kann Niemand einfallen; denn es gibt Dinge, die nicht ſieht, wer ſie nicht ſehen will; aber es iſt gut, wenn wenigſtens wir ſelbſt und billig denkende Schweizer das vernehmen, was eine deutſche Schweiz zu hoffen und was ſie nicht zu fürchten hätte.

Niemand wird ihr in den Dingen, wo ſie ein vernünftiges Recht hat, den Faden ihrer Geſchichte fortzuſetzen, dieſes verkümmern; und ſollte ſie gegen die herrſchende Regierungsform Europas unüberwindliche Abneigung ſpüren, ſo fände gewiß neben unſern vier kleinen Republiken eine große Raum; Deutſchland vertrüge das ſo gut, wie der Mediator Napoleon ſie als Anhängſel ſeines Reichs geduldet hat. Daß ſie nicht aus dem Genuß ſchöner Rechte in die Zwangſchule einer abſoluten Monarchie gezerrt würde, dafür bürgen die republikaniſche Erziehung und die alte Thatkraft des Volkes. Man könnte eben ſo leicht den Bären, den Herrn des Waldes, zum Schooßhund abrichten, als dieſes Volk mit der nie unterdrückten germaniſchen Waldfreiheit in Sklavenfeſſeln ſchlagen. Gewiß empfände, wenn nur die erſten Schmerzen der Angewöhnung vorüber ſind, die Schweiz den neuen Zuſtand als einen Segen: wie kann es anders ſeyn bei einer Veränderung, die aus unnatürlicher Lage in die naturgemäße

zurückführt, unvereinbare Elemente dahin zurückfallen läßt, von wo man ſie nie hätte reißen ſollen. Ungehemmt von Feſſeln, die ihm die Verhältniſſe jetzt anlegen, wird das ſchöne Land, im Bund mit ſeinen natürlichen Nachbarn, Gewerbfleiß, Handel, Staatsformen, geſellige, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung entwickeln; es wird in Tagen der Gefahr ſeine Sicherheit nicht mehr von einer wenig ehrenhaften und ſehr trügeriſchen Neutralität zu erwarten haben, ſondern die Brüder werden ihm zur Seite ſtehen, die dann auch darum ſtark ſind, weil ihnen die ſtarke Burg im Süden nicht mehr entſteht.

Ja Deutſchland kann ſich vielfach zu dem neuen Bunde Glück wünſchen. Ein muthiges Volk wächst ihm zu, das beſſeres thun kann, als um elenden Soldes willen die Paläſte fremder Könige hüten; zu neuen Verbindungen mit Frankreich und der alten Schweſter Italien iſt eben durch die bisherige Geſtalt der Schweiz der Weg gebahnt; die Schweizer haben eine Freiheit, die zwar oft mißbraucht, in Formen und Aeußerungen vielfach unvollkommen, doch ſeit dem Anfang unſerer Geſchichte treulich bewahrt und eine Wahrheit iſt, eingeathmet wird mit der Luft des Landes und durch alle Adern des Volkes ſtrömt; die Freiheitsliebe der Schweizer iſt wie die der Engländer eine ächt germaniſche, die nicht dem Geſetze das Leben ſauer macht, ſondern ihm zur rechten Stütze dient und weder einer Regierung, wofern ſie gerecht und verſtändig iſt, noch der unabänderlichen Verſchiedenheit der Stände und Lebensgüter in den Weg tritt. Ueberdieß ſchlummert in dieſem kernhaften Volke, vornämlich da, wo der vergiftende Strom der Welt ferne geblieben iſt, eine Fülle geſunder geiſtiger Kraft, eine Verſtandesklarheit und Charakterſtärke, die nur eines weitern Spielraums bedarf, um ſchöne Wirkungen zu entfalten.

Wer geneigt wäre, in dieſen Worten aufrichtiger Anerkennung nur Danaos dona ferentes und den Honigſeim der Schmeichelei zu wittern, der wolle bedenken, daß es unter Brüdern, auch entzweiten, ſich geziemt, nach Vorwürfen die verſöhnende Hand zu reichen.

E. D.

Stellung der Freimaurerei

zu den

Hauptfragen unſerer Zeit.

Jeder unſerer Leſer hat gewiß von dem Bunde der Freimaurer reden gehört, ſich aus Beobachtungen und Büchern ein Urtheil über denſelben gebildet und die Ueberzeugung erhalten, daß denn doch jenſeits halbverſtändlicher Symbole und Mythen etwas liegen müſſe, was Männer von allgemeiner Bildung und wohlwollender Geſinnung anziehen und feſthalten müſſe, indem er dieſe für den Bund eingenommen, ja begeiſtert und aufopfernd thätig wußte.

Mochte er auch die Wirkſamkeit der im Verborgenen arbeitenden Brüder nicht ſehr hoch anſchlagen und ſich wundern, Manchen als Mitglied nennen zu hören, welcher ihm eines erhabenen Berufs nicht gerade würdig ſchien, ſo traten denn doch wieder Momente hervor, welche ihn befremden mußten; er wähnte die Geſellſchaft unbedeutend und überlebt, und der Haß der Finſterlinge gibt ihr auf Einmal in Belgien neue Bedeutung, der Prinz von Preußen tritt ihr in bedeutendem Moment bei, in Berlin und Hamburg werden die erſten Jubiläen der Vereine feierlich und würdig begangen. Er ſagt ſich, daß hundert Jahre Beſtehens in derſelben Form denn doch eine innere Lebenskraft, einen Kern andeute, und daß etwas mehr als Spiel mit Formen Männer von Kopf und Herz für den Bund müſſe thätig erhalten haben, und als ſolche muß er Friedrich den Großen, Goethe, Herder, Leſſing, Wieland anerkennen, viele andere gefeierte Namen ungerechnet.

Oder der Leſer gehört einem der Zweige des vieläſtigen Baumes ſelbſt an, und er wird bekennen, daß Alles, was er mit Begier über den Bund aus den vielen Veröffentlichungen erleſen,

ehe er demſelben beigetreten war, ihm einen höchſt unklaren Begriff über Weſen und Form gegeben hatte, ausgenommen die trefflichen Geſpräche in Herders Adraſtea und die Baurede in Goethes Wahlverwandtſchaften. Er wird mit dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes darin übereinſtimmen, daß die überwiegende Mehrzahl der Veröffentlichungen ſtets unreinen Quellen entfloſſen, gekränkter Eitelkeit, Buchhändler-Spekulationen, zuweilen ſogar der Luſt, die Neugierigen zu foppen. Er wird es gewiß nicht mißbilligen, wenn über den Einfluß der Zeit auf den Bund des Bunds auf die Zeit einmal ungeſchminkte Wahrheit geſagt, und das, was längſt veröffentlicht iſt, unter den richtigen Geſichtspunkt geſtellt wird. Vom Innern des Bundes iſt nicht die Rede, aber von der Linie, wo er, und von der Weiſe, wie er die Außenwelt berühre. Denn der Verfaſſer kennt ſeine Verpflichtungen und hält ſie heilig. Er verdankt dem Bunde die werthvollſten Freundſchaften, die angenehmſten Stunden auch in den trübſten Zeiten für ſein Vaterland, und die Erhaltung guten Muths und des Glaubens an die Zukunft. Er legt dankbar und gerührt dieſes Zeugniß ab, und muß es ſich gefallen laſſen, wenn Manches, was er ſagen wird, als Ausfluß dieſer Vorliebe angeſehen werden dürfte.

Er wird den ſchwierigen Stoff mit der Ehrlichkeit behandeln, welche er im vertrauten Geſpräche mit einem gebildeten Nicht-Maurer über dieſen Gegenſtand ſich zum Geſetz machen würde.

Um zu ſehen, was an dieſer räthſelhaften Erſcheinung ſey, ſcheint die Kenntniß ihrer Geſchichte vor Allem nothwendig. Und hier gerade ſtößt man auf widerſprechende Behauptungen, auf unerwieſene Vorausſetzungen, ja auf Widerſprüche und Widerſinn ohne Ende. Dem Einen iſt der Bund ſo alt als die Welt, der Andere rückt ſeinen Urſprung bis zu den Johanniſchriften oder Gnoſtikern, der Dritte zu den Telchinen, der Vierte zu den Culdeern und Bangor, der Fünfte zu den Templern hinauf, und Keiner bedenkt, daß die Welt denn doch auch mit Fug und Recht Belege und Beweiſe fordern könne, beſonders da der Widerſpruch im Innern des Bundes gehört werde, und daß man eigentlich wider eigenes Intereſſe handle, wenn man eines entfernten Urſprungs ſich rühme, ohne Erfolge nachweiſen zu können, welche das verfloſſene Jahrhundert unzweifelhaft bietet, und von einem Orden rede, welcher trennt, ſtatt von einem Bunde, welcher vereinigen ſoll.

Offenbar iſt es klüger, ehrlicher und daher würdiger gehandelt, wenn man die Geſchichte in mythiſche, ungewiſſe und belegbare theilt, wie Niebuhr die römiſche.

Es ſoll weder geläugnet, noch behauptet werden, daß der Bund ſich hohen Alters, glorreichen Urſprungs erfreue. Aehnliche Bedürfniſſe haben zu allen Zeiten und auf vielen Punkten ähnliche Erſcheinungen hervorgebracht, aber weder der Zuſammenhang derſelben mit dem Bunde der Freimaurer, noch der unter ſich iſt im Geringſten erwieſen, obgleich tüchtige Männer ſich Zeit, Koſten und Mühe nicht haben verdrießen laſſen, um dieſen Zuſammenhang zu finden und zu belegen. Daß ſogar die Köllner Urkunde, angeblich aus den Zeiten der Reformation, eine ſinnreiche Forgery ſey, kann mit den ſchlagendſten Gründen der Diplomatik bewieſen werden.

Anders iſt es mit der Brüderſchaft der freien Steinmetzen. Sie nannten ſich frei in dem Sinne der Freiſchöffen, der Freileute, weil ſie an keinen Ort, an keine Lade gebunden waren, und ihre Bauhütten aufſchlugen, wo die großen Kirchenbauten ihnen Arbeit boten. Sie hatten, wie alle Zünfte, ihre geheimen Erkennungszeichen, durch welche ſie ſich als rechtmäßige Glieder der Innung auch alsdann zu erkennen geben konnten, wenn ſie der Landesſprache nicht kundig waren. Sie ſind älter, als die Kreuzzüge, es laſſen ſich an Gebäuden im Rundbogenſtyl ihre unzweifelhaften Spuren nachweiſen. Zwiſchen dem linken Weichſel- und rechten Loire-Ufer, vorzüglich in Flandern, der Normandie, in England, am Rhein, weniger in Italien, bewundern wir das Werk ihrer architektoniſchen Poeſie, ihrer techniſchen Fertigkeit, ihrer durch Jahrhunderte denſelben Plan ausführenden Standhaftigkeit. Ueberall verſchwindet das Einzelnweſen, Niemand kann mit Gewißheit den nennen, deſſen Werk der Plan der Kirche war.

Dieſe Genoſſenſchaft nun erhielt ſich in England, beſonders in London, auch noch in den Zeiten, in welchen die Innungen bereits aufgehört hatten, ſo ausſchließlich und enge gegliedert zu ſeyn wie auf dem Feſtland. Ueber die deutſchen Bauhütten iſt es unnöthig, die Literatur anzuführen. Manches Bedeutende iſt gerettet, Vieles aber leider unwiederbringlich verloren gegangen. Hier genügt es, hinzuzufügen, daß nach engliſcher Sitte auch ſolche der Brüderſchaft ſich zugeſellten, welche keine Werkleute

waren, daß die Heimlichkeit der Versammlungen zu Gegenwirkung gegen unerfreuliche politische und kirchliche Zustände benützt worden seyn mag, und daß ein allgemeiner Menschheitsbund mit Nachahmung der Zeichen und Symbole der Grußmaurer gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts dasteht, ohne daß die Abstammung von den Grußmaurern und die erste Ausbildung im jetzigen Sinne je vollkommen geschichtlich wird erwiesen werden können, denn die ältesten Kunsturkunden wurden geflissentlich interpolirt, und die ersten Konstitutionsbücher suchten bereits die Nichteingeweihten über mehrere wesentliche Punkte irre zu führen.

Geschrieben wurde überhaupt in jenen Zeiten wenig oder nichts, weder für die Eingeweihten, noch für die äußere Welt. Es hatte die Gewissenhaftigkeit der Zunftgenossen sich den free and accepted masons mitgetheilt, und es ist nicht unmöglich, daß die sinnreiche Mystifikation Joh. Val. Andreä's in der Fama fraternitatis einem handelnden, das Praktische behend herausfühlenden Volke die erste Idee zu Errichtung und Ausbildung einer derartigen Brüderschaft gegeben habe.

Wir sehen sie parallel mit den neuzeitlichen Tendenzen von der See her in das Festland eindringen; jedes Volk modificirt sie in seiner Weise, aber Englands Typus bleibt ihr überall aufgedrückt und London der Sitz der Behörde, deren Anerkennung von den festländischen gesucht und gefordert wird.

In der Vermischung der alten Brüderschaft mit der neuen und dem von London unabhängigen Gange, welchen die Baubütten des nördlichen Englands und Schottlands nahmen, ist die Quelle manches Uebelstandes, manches Zerwürfnisses zu suchen, welche die Freimaurerei als eine Art Sündenfall zu beklagen hat, welcher noch nicht gesühnt ist.

So beginnt die wirkliche, an Belegen reiche Geschichte, unabhängig von den Forschungen nach älterem Ursprung, und geziert mit Ergebnissen, wie sie ein Bund bringen mußte, welcher verbinden soll, was Staaten, Kirchen und gesellschaftliche Uebereinanderstellung trennen. Lächle man immer über die Templergrade. Sie waren das nothwendige Mittel, um die höheren Stände für eine Gesellschaft zu interessiren, deren Grundbedingungen ohne jene Zuthat wohl schwerlich Eingang gefunden haben würden. Man denke nur an Hogarth's Mitternacht, um einzusehen, daß es

Noth that, die feiner Gebildeten in größerer Zahl im Bunde zu begrüßen.

Auch die Gegenwirkung gegen Jesuitismus und Obscurantismus hatte vielleicht für den Anfang Verhüllungen nöthig, und das Gewissen manches rechtgläubigen Katholiken wurde nur auf Kosten der alten einfachen Urform beschwichtigt. Denn die Gerechtigkeit muß man der römischen Hierarchie wiederfahren lassen, sie erkannte Zweck und Tragweite des Bundes und die Wichtigkeit derselben früher und klarer, und blieb ihren Ansichten treuer, als viele Glieder des Bundes selbst. Seit mehr als einem Jahrhundert wird sie nicht müde, Bannbullen wider ihn zu schleudern, die ihr bekannten Mitglieder zu verfolgen, und im Volke die sonderbarsten und abschreckendsten Bilder von demselben zu entwerfen. Diese sind auch in protestantischen Ländern noch hie und da im Volke zu treffen. Unglaube, Goldmacherei, ja Zauberei werden ihm aufgebürdet, und mancher unschuldige Scherz kann hier leicht von Leuten als baarer Ernst genommen werden, welchen man solchen Irrthum nicht zutrauen sollte.

Es konnte dem größeren Publikum bei den zahlreichen Veröffentlichungen nicht verborgen bleiben, daß auch in dem Bunde der Freimaurer, wie in der Kirche, sich Annahme von Traditionen und freie kritische Forschung entgegenstehen, und daß s. g. höhere Grade mit mehr Keckheit als geschichtlicher und logischer Folgerichtigkeit auf die ursprünglichen gepfropft wurden, wie der Menschheitsbund auf die Innung. Es verdient Beachtung, daß drei der größten maurerischen Mystagogen, Ramsay, Hundt von Großkrotkau und Zach. Werner sich aus dem selbstverfertigten Gewebe in den Katholicismus flüchteten, und daß Ign. Feßler, welcher sich keine Mühe verdrießen ließ, die in Deutschland eingeführte französische Maurerei zu vereinfachen und zu bereinigen, aus einem Franziskaner nach und nach ein lutherischer Bischoff wurde.

England und seine Kolonien haben im Verhältniß die größte Zahl von Logen aufzuweisen, und diese haben von fremdartigen Zuthaten und falschen Richtungen sich so ziemlich frei erhalten. Dort besteht noch das freundliche Verhältniß mit den Baugewerken, und der Herzog von Susser ist zugleich Obmann der Grußmaurer und Großmeister der Freimaurer. Die Tendenz ist praktisch und anspruchslos, weder grübelnd noch nebelnd und schwebelnd.

Schweden hat den Bund durch Hinzufügen höherer Grade zu sublimiren und dem Geiste des zahlreichen und einst so strebsamen Adels anzupassen gesucht. Dänemark, das nördliche Deutschland, Holland und auch im südlichen Deutschland die meisten protestantischen Gebiete zählen viele, zum Theil altgegründete ehrenwerthe Vereine, verschieden in minder wesentlichen Formen, theilweise auch an Betonung, jedoch mit der sichtlichen Richtung nach größerer Einfachheit und mehr praktischer als mystischer Anwendung ihrer Symbole.

Im katholischen Deutschland ist der Bund theils beschränkt, wie in Bayern, wo kein Staatsdiener in ihn treten darf, theils untersagt, wie in Oesterreich. Verfolgt ist er nur noch in Italien. Die russische Regierung glaubte ihn wegen eingeschlichener politischer Tendenzen verbieten zu müssen.

In Frankreich, wo lange die altenglische und die schottisch prätendentische Maurerei feindlich neben einander standen, wurde kurz vor Ausbruch der französischen Revolution eine Vereinigung vom Vater des jetzigen Königs der Franzosen bewirkt, unter dem Namen le rite ancien et accepté. Die edelsten Opfer der Revolutionswuth, namentlich die Girondisten, gehörten zu dem Bunde. Napoleon suchte ihn über die Gebühr zu verbreiten, um ihn unschädlich zu machen. Ungeachtet der anhaltenden Bemühungen vieler ehrenwerther Vorsteher hat sich bis jezt noch kein erfreuliches Ergebniß, keine Befreiung von störenden Zuthaten zeigen wollen. Es ist der Staat im Kleinen, wie auch in der Schweiz, wo die verschiedensten Tendenzen neben einander sich festgesetzt haben.

Wenn dieses Bild im Ganzen nicht sehr erfreulich ist, so hat es wenigstens den Vorzug der Wahrheit, und ein erkanntes Uebel ist der Heilung näher, als ein nicht erkanntes. Ueberdieß hat der Maurerbund schon oft härtere Kämpfe mit Erfolg bestanden, wenn Schwärmer oder Intriganten ihre Bude an seine ehrwürdigen Hallen anlehnen wollten. Er hat stets sich aller positiven Einmischung in politische oder kirchliche Zustände zu enthalten und seine ursprüngliche schöne Bahn wieder zu finden gewußt, wenn es fremdartigen Einflüssen gelungen war, ihn für kurze Zeit aus derselben abzudrängen. Und daß denen, welche dieses versuchten, weder Feinheit noch Beharrlichkeit, weder materielle Hülfe noch der Wille gefehlt habe, mit jedem Mittel den Zweck zu erreichen, ist nur zu bekannt.

Und dennoch taucht aus dieſen trüben Fluthen der Maurerbund ſtets wieder lebenskräftig und unverſehrt auf, und wenn er das lange noch nicht iſt, was er ſeyn könnte und ſeyn ſollte, ſo verläßt ihn dennoch das Vertrauen auf eine beſſere Zukunft und der Glaube an ſich ſelbſt nicht. Ja das Streben politiſcher Geheimbünde, unter dem Schein und mit Aneignung einiger Formen der Maurerei ſich Eingang zu verſchaffen, ſpricht für dieſe mehr als gegen ſie.

War ſie auch durch ein Menſchenalter in dieſem oder jenem Lande verboten, und wird nun wieder geſtattet, ſo geſtaltet ſich ſchnell eine neue Geſellſchaft und erwirbt ſich bald Geltung durch ſtilles Wohlthun, freundliche Humanität, erhöhte Geſelligkeit und allgemeine Bildung.

Auch hat dem Bunde noch nie der rechte Mann zur rechten Zeit gefehlt, um das Veraltete zu erneuen, dem Verkommenen neues Leben einzuhauchen, Form und Weſen zeitgemäß zu geſtalten. So Schröder in Hamburg.

Was nun den thätigen und umſichtigen Genoſſen des Bundes auszeichnet, iſt theils als Wirkung zu betrachten, welche der Bund auf ihn geübt hat, theils als Urſache, daß er dieſem beigetreten, in demſelben fortdauernd thätig iſt. Denn die Maurerei erhält die Mitglieder bereits fertig, und vermag nicht, ſie durch frühe Eindrücke, durch ſorgfältiges Umbauen frühe für ihre Zwecke zu formen, wie z. B. die Jeſuiten mit ihren Kollegien.

Darin nun liegt das Bezeichnende des Bundes, daß jeder, welcher als würdiges Glied der großen Kette ſich anſchließt, bereits die Richtung des Bundes in ſich ſelbſt ausgebildet haben, oder wenigſtens den lebenskräftigen Keim dafür in ſich tragen muß. Das aber, daß nur fertige oder der Reife nahende Männer in ihn aufgenommen werden, hindert keineswegs, daß ein ſehr kenntlicher Zug, eine ganz eigenthümliche Weiſe im Verkehr mit den Menſchen, ein beobachtendes Wohlwollen bei dem erſten Zuſammentreffen den thätigen Freimaurer überall bezeichnen, und Feßler hat vollkommen richtig den ganz beſonders merkbaren Maurerblick charakteriſirt. Man vergleiche dieſe Wahrnehmungen mit dem Leben und den offenkundigen Grundſätzen der Männer, von welchen zuerſt die Rede wird, wenn von Freimaurerei in Geſellſchaften der Nichtmaurer geſprochen wird. Ein allgemeines Wohlwollen, freundliche Herablaſſung gegen Niedrige, würdige Selbſtſtändigkeit gegen

Vornehmere, Thätigkeit für zeitgemäße wohlbedachte Verbeſſerungen, kurz eine poſitive Größe der Rechtlichkeit, Geſetzlichkeit und des Bürgerſinns, eine von Gleichgültigkeit wohl zu unterſcheidende Milde in religiöſen Anſichten, mögen dem Beobachter zeigen, was der Bund bezwecke und theilweiſe erreiche, was er vorzüglich von denen verlange, welche an ſeine Hallen anklopfen.

Wer andere Geheimniſſe ſuchen wollte, als die, durch welche ein Freimaurer einen andern als rechtmäßig aufgenommenes Bundesglied erkennt, der wird ſich betrogen finden, oder im Fortgrübeln über Symbole und Gebräuche ſelbſt betrügen. Unerwieſenes und Unerweisbares iſt zwar oft dem Aufgenommenen geſagt worden, er hat es geglaubt und nacherzählt und ſelten geforſcht, ob es denn auch wahr ſey, und aus Druckſchriften manche Täuſchung und falſche Anſicht den früheren hinzugefügt. Und weil nun Maurerei und Loge ſich verhalten wie Religion und Kultus, weil rein das Formelle den Bund hält und trägt, ſo iſt es begreiflich, ſo verſchiedenartige Anſichten über Geſchichte, Zweck und Weſen des Bundes ſelbſt von alten, vielfach thätigen Maurern zu hören. Aber man halte ſich an das, was Alle vereinigt, und man wird nicht in Gefahr kommen zu irren oder ſeine Erwartungen getäuſcht zu finden.

Durch ſein Formelles iſt der Maurerbund Vorſchule oder Surrogat für Innung, Gemeinde, berathende Verſammlung, ja für eine praktiſche Kirche. Seine überall bekannten Symbole deuten auf Vereinigung des Rechts- und Sittengeſetzes, auf Gehorchen von Innen heraus, ohne äußeren Zwang, auf Unterordnung unter unveränderliche Formen und ſelbſtgewählte Vorſteher, auf Arbeit an Selbſtveredlung und Feſthalten eines Ideals, obgleich mit dem Bewußtſeyn, daß dieſes nie vollkommen erreicht werden wird. Daher iſt Etwas von Lili in Goethes Fauſt in dem Bunde. Er erſcheint Jedem etwas Anderes und iſt doch für Alle daſſelbe.

Kein Gemeinweſen wird beſtehen können ohne die Tugenden, welche die Maurerei vorzüglich lehrt; wohl aber läßt es ſich denken, daß mitten unter der Auflöſung des Staats die Maurerei beſtehe, ja ſie verdankt wahrſcheinlich ihre jetzige Geſtalt einer ſolchen Auflöſung. Eben ſo die Kirchen. Während der Bund die Dogmen unberührt läßt, und jede Glaubensform äußerlich achten und ehren lehrt, geht ſein Weſen auf die oberſten, leider ſo oft

verkannten Lehren des erhabenen Stifters zurück, ſucht ſie im Leben zu bethätigen und fruchtbringend zu machen. Man könnte die Maurerei die Religion mündiger Menſchen nennen. Daher der unerſchütterliche Haß der Hierarchie gegen ſie.

In der Zeit, in welcher die beiden Hauptformen der chriſtlichen Religion ſich an Verfolgungsgeiſt und Intoleranz zu überbieten ſuchten, mochte nöthig ſcheinen, jene freiere Anſicht in Mythen zu kleiden, von welchen die der Templer die willkommenſte war, weil ſie zugleich dem damaligen philanthropiſch populären und antidogmatiſchen Geiſte der höheren Stände zuſagte. Hier abgelegt, dort wieder aufgenommen, hier zu jeſuitiſchen Zwecken mißbraucht, dort politiſche verhüllend, hat dieſe Mythe, auch als ſolche allein betrachtet, die Probe nicht beſtanden, und vorzüglich durch ſie iſt im Publikum die Meinung ſo allgemein geworden, that something is rotten.

Alles Vorſtehende bezweckte, ſowohl Maurer als Nichtmaurer zu überzeugen, daß es beſſer ſey, wenig zu verſprechen, aber alles Verſprochene zu halten, beſſer, den Bund als jung, einer Innung aufgepfropft, engliſch-proteſtantiſchen Urſprungs, und auf faßliche, klar erkannte Zwecke hinarbeitend darzuſtellen, als in halber oder ganzer Oeffentlichkeit Wahres und Falſches, Geſchichte und Fabel, praktiſche Tüchtigkeit und myſtiſchen Unſinn zu miſchen. Auch mit dieſer baar proſaiſchen Auffaſſung iſt der Bund alt genug, um Ergebniſſe von Wichtigkeit, reinen Gewinn für die Menſchheit als ſein Werk aufweiſen zu können, und noch jung genug, um lebenskräftig und einer Verjüngung fähig zu ſeyn, falls er deren bedarf. Man könnte ihn dem Ahorn vergleichen, welcher ſeine Rinde oft abſchorft, während der Stamm kräftig und geſchloſſen bleibt, während die Mönchsorden dem Weidengeſchlechte ähnlich ſind, und der Kern mit den Stiftern und deren erſtern Schülern abſtirbt und das Leben nur in der Rinde fortbeſteht. Gott verzeihe dem Wörtlein Orden das Böſe, welches er dem Maurerbunde zugefügt hat!

Diejenigen unſerer Leſer, welchen aus Vorſtehendem Weſen Geſchichte und Statiſtik des Maurerbundes klarer vor die Seele getreten ſind, werden nun leicht begreifen, warum er ſo verſchiedenen falſchen Richtungen des Zeitgeiſtes in dem kurzen Zeitraum ſeit ſeiner jetzigen Geſtaltung entgegen getreten iſt, und je nach den Volksthümlichkeiten ſich ſo merklich abſchattet. Einmal flüchteten beſſere Naturen ihre Eigenthümlichkeit gern in ſeine Halle,

wenn der Stand der Dinge in der Außenwelt sie anwiderte, und dann ist geborener Gegner alles Aeußersten, wer Maß, Regelrichtigkeit und freie Unterwerfung unter klar erkannte Zwecke sich zur Aufgabe gesezt hat. Diese Opposition wurde nur zu oft mißverstanden. Man schrieb dem Bunde zu, was Ueberzeugung der einzelnen Mitglieder war. Sie mochten diese durch die Freimaurerei gestärkt und ausgebildet haben, handelten aber und dachten selbstständig, und würden dieselbe rauhe Bahn auch ohne die Maurerei gewandelt seyn, nur vielleicht mit weniger Umsicht und Vorsicht.

Die schroffe Abscheidung der Stände, Völker und Glaubensbekenntnisse hat einen so beharrlich sieghaften Gegner im Maurerbunde gefunden, daß man jezt häufiger Klagen darüber hört, daß in der Gleichmachung bereits zu weit gegangen worden sey. Niemand wird aber wähnen, daß die bereits errungenen Erfolge Strebungen in dieser Richtung überflüssig gemacht haben.

Wir haben gesehen, wie die Maurerei im Gefolge des Welthandels eingetreten ist. Hier sogleich stoßen wir auf eine Anomalie, welche theilweise auch in die Maurerei eingedrungen ist. Es ist dieses die Frage: ob Juden der Zugang zum Bunde zu gestatten sey? Nun weiß jeder, daß der Handel die jüdische Nation, oder besser Konfession, theils aus uranfänglicher Richtung, theils aus Nothwendigkeit beinahe ausschließend beschäftigt. Mehrere Großlogen verweigern aber noch immer beharrlich auch den Israeliten den Eintritt, welche die Grundsätze der christlichen Sittenlehre für die ihren erkennen, und für Unrecht halten, einem Juden zum Nachtheil eines Nichtjuden einen Vortheil zuzuwenden. Wir stehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß wir diese Ausschließung nicht nur für unrecht, sondern auch für unklug halten. Für unrecht halten wir sie, weil wir eine vollkommene Emancipation, eine bürgerliche, wie eine sociale, für das einzige Mittel halten müssen, um Uebelstände zu beseitigen, an welchen die Juden wenigstens nicht allein die Schuld tragen, und weil viele der ehrwürdigsten Großlogen wider diese Ausschließung sich längst erklärt haben, woraus häufig höchst unliebliche Conflikte entstehen. Für unklug halten wir die Ausschließung, weil es dem Bunde gewiß nicht zur Ehre gereichen würde, wenn z. B. ein Moses Mendelsohn deßhalb einem Menschheitsbunde sich nicht anreihen dürfte, weil er nicht ohne innere Ueberzeugung von der Partei der

Verfolgten zu der der Verfolger übergehen wollte, und weil, wenn die überall nöthige Vorſicht auch hier angewendet wird, von einer Gefahr für den Bund überall nicht die Rede ſeyn kann. Ja es finden ſich in andern Glaubensformen ungleich ſchroffere Schwierigkeiten. Man denke nur an die Bannbullen Roms und die Anſprüche des Beichtſtuhls! Wer aber im Wortglauben befangen iſt, und nicht vermocht hat, eine höhere Anſicht zu gewinnen, wird ohnehin nie in Verſuchung kommen, einer Geſellſchaft beizutreten, welche den Zeloten aller Farben ſtets ein Gräuel war, daher ſie nicht ermangelt haben, ſie nach Kräften zu verſchreien.

Das Verhältniß des Maurerbunds zur Preſſe iſt ebenfalls, in neuerer Zeit beſonders, ein höchſt ſonderbares geworden, und man hat ſogar hie und da den Verſuch gemacht, ſich des Formellen gänzlich zu entſchlagen, wie Krauſe u. e. a. Alle Veröffentlichungen aber würden einestheils einen Nicht-Maurer nie in den Stand ſetzen, ſich für einen Maurer halten machen zu können; anderntheils ſind ſie Ausflüſſe ſubjektiver Anſichten, dem Eingeweihten entbehrlich, dem Uneingeweihten aber von geringem oder keinem Nutzen. Die Preſſe iſt der Verbündete der Maurerei, ſie nützt dieſer indirekt, aber ſie ſchadet ihr direkt mehr, als ſie ihr nützt. Beſonders ſchaden ſ. g. Geſchichten der Maurerei, und geben dieſe dem Spott der Gelehrten, dem Lächeln des geſunden Menſchenverſtandes preis, indem ſie Behauptungen aufſtellen, welche ſich auf den erſten Blick als unerweislich, oder als erweislich falſch darſtellen.

Unſere Zeit iſt vorzugsweiſe eine kritiſche, zerſetzende. Was man noch bei Menſchengedenken als himmelfeſte Wahrheit annahm und glaubte, das wird jetzt ohne Erbarmen in den Tiegel geworfen und durchgeprüft. Es iſt alſo in mehrfacher Hinſicht nicht wohl gethan, freimaureriſche Schriften der offenen Preſſe anheim zu geben, es mögen nun geſchichtliche Forſchungen, oder wohlgemeinte Reden oder Gedichte ſeyn. Wir denken über den Verrath wie Sydow (Aſträa auf 1839), wünſchten aber der Maurerei, daß ſie das Motto: **Tecum habita** ſtets befolgen möge.

Es iſt höchlich zu wünſchen, daß alle erleuchteten Brüder des Bundes in deſſen Geiſt ſchreiben mögen, aber auch, daß ſie nicht über den Bund ſchreiben möchten, es ſey denn mit dem feinen Takt eines Herder oder Goethe. Sogar Leſſing hätte ſeinen Ernſt und Falk, Friedr. Nicolai ſeine Geſchichte der Freimaurerei beſſer

unveröffentlicht gelassen; denn beide suchten, jeder ein anderes System geschichtlich zu begründen, und beide erreichten nur, daß verständige Leute merkten, über diesen Punkt seyen auch die Männer nicht im Reinen, welchen man die tiefsten Kenntnisse und den thätigsten Forschungsgeist mit Recht zutraute. Es mußte auffallen, daß man die beschmutzte Wäsche vor Jedes Augen wusch, die zerrissene vor Jedes Augen zum Trocknen aufhieng.

Ferner leben viele im Wahne, durch die gesteigerte Mittheilung, dem bis ins Unglaubliche vermehrten Verkehr sey ein besonderes Band entbehrlich, und durch öffentliches, in Parlamenten verhandelndes Leben eine Anstalt überflüssig geworden, welche als Vorschule oder Surrogat einst wohl habe bedeutend oder fruchtbringend seyn können.

Diesen erwidern wir, daß es uns sehr freuen würde, wenn die Idee des Maurerbundes bis zu dem Grade verwirklicht wäre, daß man ihn als überflüssig betrachten könnte. Ja es scheint eine solche Gemüthlosigkeit, ein so beschränkter Bezug auf das Materielle und Berechenbare durch die neuzeitlichen Strebungen unter die Menschen gekommen zu seyn, daß gerade hier ein Gegengewicht, ein Band jenseits der Ehrlichkeit, welche nur Zuchthaus und Brandmal vermeidet, ein innigeres Verhältniß, als das des Reisenden zum Schirrmeister, Gastwirth und Bankier, sich als Nothwendigkeit herausstellt. Denn man kömmt durch den Maurerbund werthvollen Menschen schneller und vollständiger nahe, man hat und gibt größere Gewähr, als im gewöhnlichen Leben. Er ist nicht das Gewicht selbst, sondern der Haken, an den man das Gewicht hängt, und bewahrt die alte Zunftform und Zunftpflicht in einer Zeit, in welcher Alles droht, sich in Atome, in die Sandkörner der Wüste aufzulösen.

Daher soll er und wird er die Nationalität nicht verwischen, aber verklären, indem er unwillkührlich der Nationalschooßsünde jedes Volks entgegenarbeitet. Er erscheint als Gegenmittel gegen eine zwar großartige, aber wesentlich ausschließliche Politik in England, als Förderer sittlichen Ernstes in Frankreich, als Vereiniger der Stände, Religionen und Volksstämme in Deutschland, und würde, wenn er auf Italien und die pyrenäische Halbinsel wirken könnte, dort als Gegner des Ortsgeistes und des revolutionären, allem Bestehenden den Krieg ankündigenden Geistes auftreten.

Daß der Geiſt der Freimaurerei nicht nur nicht revolutionär, ſondern allen gewaltſamen Umwälzungen entgegengeſetzt ſey, geht bereits aus ihrer Verfaſſung hervor. Es führt den Hammer, wen die Mehrzahl für den Thätigſten, Beſten, Verſtändigſten hält; er herrſcht nur durch das Geſetz, mit dem Geſetz, jeder wirkt an ſeiner Stelle ohne Zwang, ohne Lohn, unantaſtbar ſtehen die Formen, das Ganze iſt feſt gegliedert, der Austritt jeden Augenblick frei. Daß die unumſchränkteſten Regierungen ſie nicht nur nicht fürchten, ſondern durch ſie theilweiſe getragen werden, das bezeugen Dänemark, Preußen und Sachſen von 1815, und daß Umwälzungen und politiſche geheime Geſellſchaften durch Verfolgung der Freimaurer nicht vermieden, ſondern theilweiſe eher herbeigeführt werden, davon liefern Italien und Spanien die Beweiſe. Jene ſuchen die rechte Mitte und erkennen dieſe klarer durch Uebung, daher eine wohlwollende Regierung ſie nicht zu fürchten hat.

Bei der höchſt verſchiedenen Weiſe, in welcher der Maurerbund in Deutſchland anerkannt und geduldet wird, bei der Verſchiedenheit der Formen, in welchen er in Deutſchland den politiſchen Zuſtand abſpiegelt, und bei den Vorurtheilen, welche er noch auf ſo vielen Punkten zu bekämpfen hat, iſt ihm, den hochwichtigen Fragen gegenüber, welche unſerer Zeit vorgelegt ſind, höchlich zu wünſchen, daß er ſich nicht als überjahrt und verkommen, nicht in unweſentliche Nebendinge befangen, ſondern als ein Korrektiv darſtellen möge, wo nicht nothwendig, doch überall wohlthätig, daß er ſich der materialiſtiſchen Richtung gegenüber vergeiſtige, und die heilige Flamme günſtigeren Zeiten, wenn auch nur in der ſtets brennenden Lampe, bewahre. Es iſt den Gebildeten zu wünſchen, daß ſie richtigere Anſicht vom Zweck und den Mitteln des Bundes gewinnen, und daß ſie mitwirken, ihn zu dem zu machen, was er ſeyn ſoll, und in Zeiten, wie die unſern ſind, ſeyn muß.

Man ſollte außen über jedes Logengebäude die Worte ſetzen: An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen, und innen die Worte Luthers:

Iſt's Werk von Gott, ſo wird's beſtehn,
Iſt's Menſchenland, wird's untergehn!

Unſer Unterrichtsweſen

im

Verhältniß zur Nationalität.

Die friſche Bewegung, welche ſchon ſeit geraumer Zeit im ganzen Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtsweſens herrſcht, und ſchon ſo manche edle Kräfte auf den Kampfplatz gerufen hat, nimmt das höchſte Intereſſe in Anſpruch.

Die Volksſchule hat ſich mit rühmlicher Thätigkeit auf eine Höhe gehoben, welche ihr eine gerechte Anerkenntniß verſchaffen muß; aber ſie hat theilweiſe auch, ihrer edelſten Bedeutung und damit ihres innerſten Haltpunktes vergeſſend, einen Kampf mit der Kirche begonnen, in welchem ihre Anſprüche nothwendig zurückgewieſen werden mußten. Die gelehrte Schule, nicht bloß in ihrem vieljährigen Alleinbeſitze, ſondern — bei der Einſeitigkeit leidenſchaftlicher Oppoſition, — ſogar vorübergehend in ihrem hiſtoriſch begründeten Beſtande bedroht, hat pro aris et focis gekämpft, aber, wenn auch in natürliche und beſcheidene Gränzen eingewieſen, dennoch wenigſtens ihre Rechte auch in der öffentlichen Meinung nur um ſo mehr geſichert. Aber ſie iſt auch noch vor ein anderes Gericht geladen, und einer alten und ſchweren Verſchuldung: der Hintanſetzung und beinahe Vergeſſenheit des chriſtlichen Lebenselementes in ihrem deſſelben eben ſo bedürftigen als dafür empfänglichen Bereiche, angeklagt worden. Trotz alles Sträubens und aller ſophiſtiſchen Kunſt, mit welcher ſie ihre Schuld abzulehnen ſuchte, hat ſie dieſe denn doch einigermaßen zugeſtehen

müſſen, und wird hoffentlich die erhaltene Lektion nicht unbenützt vorübergehen laſſen.

Die Real- oder höhere Bürgerſchule, dieſes Kind der neueren Zeit, und zugleich der Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes für die einſeitigen Verfechter der gelehrten Schule, beſteht nunmehr allerdings zu Recht, allein ſie wird und muß noch ſo lange ein Gegenſtand der Unterſuchung und alſo wohl auch des Kampfes bleiben, bis ſie eine Geſchichte gewonnen hat, dadurch über ihre Aufgabe zum rechten Bewußtſeyn gekommen iſt, und namentlich ihre Berechtigung nicht mehr bloß im materiellen Bedürfniſſe findet, ſondern im Organismus unſeres Volkslebens eine tiefere Begründung erhalten und ſo erſt ihre rechte und bleibende Stellung eingenommen hat. So vielſeitig nun aber auch die Sache erörtert, ſo lebhaft der Kampf geführt worden iſt, — Eine Seite der wichtigen Frage ſcheint, wenn auch da und dort angedeutet, ſo doch im Ganzen viel zu wenig beachtet worden zu ſeyn; es iſt die, auf welche hier die Aufmerkſamkeit hingerichtet werden möchte: die nationale Seite unſeres Unterrichtsweſens.

Ueber die hohe Bedeutung der Frage im Allgemeinen bedarf es wohl kaum eines Wortes. Ein Volk ohne Nationalität iſt ein Unding; und allerdings iſt dieſe Nationalität ein freiwilliges, ja nothwendiges Erzeugniß der in jedem Volke liegenden eigenthümlichen Lebenskräfte. Aber ſie iſt dieß auch nur ſo lange, als der Volksentwicklung nicht von Außen oder Innen Gewalt geſchieht. Um ſo wichtiger iſt es, daß die Quellen, aus denen, und die Bedingungen, unter denen ſie erwächst, gewiſſenhaft vor fremden Einflüſſen gewahrt und in ihrer naturgemäßen Wirkſamkeit erhalten werden. Daß ſomit die Erziehung einer der Hauptfaktoren einer geſunden, kräftigen Nationalität iſt, liegt auf der Hand, und darum verdient die Frage, die wir uns hier geſtellt haben, gewiß an ſich ſchon alle Beachtung. Allein ſie verdient es gerade bei der eigenthümlichen Geſtaltung unſerer Zeit in noch ganz beſonderem Maße.

Der Friedensſtand eines Vierteljahrhunderts hat die Künſte des Friedens zu einer früher nicht einmal geahnten Höhe geſteigert, und einen lebhaften Wechſelverkehr der geiſtigen und materiellen Güter und dadurch eine gewiſſe Gemeinſchaftlichkeit der Völkerintereſſen erzeugt. Durch die Dampfſchifffahrt und die Eiſenbahnen iſt das Entfernteſte nahe gerückt, die Schranken der Völker ſind

gewiſſermaßen gefallen, und was der dadurch bis ins Außerordentliche vermehrte Perſonenverkehr nicht thut, das wird durch die unglaubliche Thätigkeit der Preſſe mehr als erſetzt. Die alten ſchroffen und feindſeligen Gegenſätze der Völker fangen an, in Sympathien überzugehen, und ganz neue Beziehungen knüpfen ſich vielſeitig an. Daß ſie den Intereſſen der Humanität, des allgemeinen Friedens, der Kultur, ſo wie des materiellen Wohles der Völker mehr oder weniger dienen müſſen, ſpringt in die Augen, und wer möchte läugnen, daß in der Kulturgeſchichte der Menſchheit eben damit eine neue Aera beginnt, für deren weitere Entwicklung wir noch gar keinen Maßſtab haben. Aber jede Sache hat zwei Seiten, und es dürfte ſich, eben mit Hinſicht auf unſere Aufgabe, fragen, ob dieſer Kosmopolitismus ſich nicht gar zu leicht auf Koſten der ſelbſtſtändigen, charakteriſtiſchen Entwicklung der Völkerindividuen, d. h. der Nationalität, ausbilden werde?

Je materieller ohnedieß eine Richtung wird, — und dieß iſt ja die bekannte Anklage unſerer Zeit, — deſto mehr treten die ideellen Güter zurück und verlieren ihre Geltung, und um ſo näher liegt denn gegenwärtig die Gefahr, daß das an ſich wohlthätige gegenſeitige Abreiben der Charaktere in ein verwiſchtes Abglätten, das humane Nachgeben in ein Preisgeben, der Univerſalismus in eine Verflachung übergehe; und deuten nicht bereits manche Zeichen der Zeit darauf hin?

Endlich aber darf wohl auch noch auf eine ganz andere Gefahr hingewieſen werden: es iſt das Andringen des Slaventhums, das in ſtiller, furchtbarer Macht, dem langſamen, aber unaufhaltſamen Vorrücken eines Gletſchers vergleichbar, ſeinen Weg immer mehr gegen Weſten nehmen zu wollen ſcheint. Was durch politiſche Operationen und materielle Kräfte dagegen geſchehen kann und vielleicht geſchehen wird, liegt außer unſerem Geſichtskreiſe. Aber Ein Mittel ſteht, unabhängig von allen Berechnungen und Maßregeln der Politik, dem deutſchen Volke zu Gebot: ſolchem Eindringen eine geiſtige Macht, die kompakte Einheit nationalen Charakters und nationaler Geſinnung entgegen zu ſtellen.

Und auch darum erſcheint es gewiß als beſonders ernſte Aufgabe unſerer Zeit, nicht gleichgültig vorüberzugehen an allen dieſen Erſcheinungen, und zwar gerade als Aufgabe der Erziehung, dieſer wichtigen Rückſicht auch von ihrer Seite, und ſo weit ſie

irgend dafür wirken kann, die gehörige Aufmerkſamkeit zuzuwenden und entſchiedene Maßregeln dafür zu ergreifen. Verſuchen wir denn in Folgendem, über die Löſung derſelben innerhalb der Gränzen der Schule einige Andeutungen zu geben.

Der allgemeine Menſchheitscharakter erſcheint in dem einzelnen Menſchen nur in der beſtimmten Form ſeiner Individualität, und das höchſte und lezte Ziel für Alle iſt zwar in der Idee ein für Alle durchaus gemeinſchaftliches, in ſeiner Verwirklichung dagegen an die Beſonderheit des Einzelnen gebundenes. Es gibt aber noch ein Mittelglied, in welchem der allgemeine Menſchheitscharakter modificirt erſcheint, es iſt die den Volksindividuen eigenthümliche Form, die Nationalität.

Wie das Individuum, ſo lange ihm nicht Gewalt geſchieht, ſich in der ihm naturgemäßen Form entwickelt, und in dieſer alle ihm gebotenen Nahrungsſtoffe für ſein phyſiſches und geiſtiges Leben ſich aneignet, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, eben ſo auch die Volksindividuen. Je naturgemäßer deßwegen, und allerdings, auf was wir weiter unten noch zu ſprechen kommen, geiſtig intenſiver der Bildungsgang bei beiden iſt, deſto ſelbſtſtändiger und ausgeprägter wird auch die Eigenthümlichkeit werden. Nur mit dem Unterſchiede, daß der perſönliche Charakter — auch unter ungünſtigen Einwirkungen — doch noch entſchiedener ſich geſtaltet und ausprägt, als der nationelle, welchem weit mehr Gewalt geſchehen kann, und welcher namentlich vielfacher Verwiſchung und Verflachung ausgeſezt iſt. Noch weit mehr iſt dieß der Fall, wenn es ſich um die Willensrichtung dabei handelt. Während bei einem natürlichen und geſunden Zuſtande eines Volkes die Entwicklung der nationellen Eigenthümlichkeit von der individuellen getragen und gefördert wird, tritt umgekehrt bei ſittlicher Entartung des Einzelcharakters gerne eine feindſelige Gegenwirkung ein. Natürlich, denn je ſtärker und gebieteriſcher bei dem Individuum alsdann die Beziehung auf das eigene Ich, die Selbſtſucht, ſey es in gröberer oder feinerer Form, ſich geltend macht, deſto mehr leidet nothwendig die Pietät gegen das Vaterland, welche zwar auf niederer Stufe allerdings als unwillkührliche und unbewußte Anhänglichkeit an die Heimath erſcheint, zur Vaterlandsliebe aber nur durch die zum Bewußtſeyn gekommene Idee des Vaterlandes und der Pflichtbeziehung des Einzelnen zu demſelben ſich veredeln kann, und,

weil ſie Opfer fordert, eben mit der Selbſtſucht in unmittelbaren Konflikt geräth.

Darum darf es, zumal in unſern künſtlichen, geſchraubten, ſittlich vielfach ſo bedenklichen Verhältniſſen, nicht bloß der unbewußten Entwicklung der nur unter einfachen und naturgemäßen Bedingungen auch einfach und günſtig wirkenden Kräfte überlaſſen werden, welches Reſultat ſich ergeben möge, ſondern es iſt Pflicht des Staates, hier eines ſeiner heiligſten Intereſſen zu wahren. Und ſo hat denn die Erziehung, als einer der wichtigſten und wirkſamſten Hebel im Leben eines Volkes, von jeher die doppelte Aufgabe gehabt, nicht nur zur Erhaltung und naturgemäßen weitern Entwicklung der nationalen Eigenthümlichkeit, des Nationalcharakters, das Ihrige beizutragen, ſondern auch das Nationalgefühl, die Vaterlandsliebe, anzuregen und zu beleben.

Es iſt hier nicht der Ort, über die Wichtigkeit der Sache erſt zu verhandeln, auch ſollte es in der That keines Wortes darüber bedürfen; ſie ſpricht für ſich ſelbſt. Die Geſchichte hat von jeher darüber gerichtet und an ernſten und ſchweren Erfahrungen gezeigt, daß mit ſeiner Nationalität ein Volk ſich ſelbſt aufgibt, und nicht bloß ein ideelles Gut, ſondern am Ende auch ſeine materielle Wohlfahrt verliert.

Aber wichtig für unſere Frage wird es ſeyn, vorerſt zu unterſuchen, was diejenige Schule, welche durch einen bedeutenden Theil der Geſchichte unſerer Nation hindurch einen ſo wichtigen Einfluß auf ihre geiſtige Entwicklung gehabt hat, die gelehrte Schule, für dieſen Zweck bisher gethan habe?

Geben wir von der Thatſache aus, daß ihr, als der Bewahrerin und Pflegerin der edlen Schätze des klaſſiſchen Alterthums, von jeher eine bedeutende geiſtige Macht zu Gebot ſtand, mit welcher ſie im Allgemeinen Großes leiſten konnte und — wozu es nicht erſt unſeres Zeugniſſes bedarf — auch Großes geleiſtet hat. Wenn wir nun mit Rückſicht darauf, unſern beſondern Geſichtspunkt feſthaltend, uns eine oben gemachte Bemerkung zurückrufen: daß, je geiſtiger die bildenden Momente ſeyen, deſto mehr auch die Originalität und Selbſtſtändigkeit der Bildung gewinne, und wenn ſich daraus ergibt, daß die Stellung der gelehrten Schule gerade auch für die Entwicklung der Nationalität eine ſehr einflußreiche und dadurch doppelt wichtige war, ſo werden wir zum Voraus

geſtehen müſſen, daß ſie mit dieſem Kapital nicht ſo gewuchert hat, wie ſie konnte und ſollte.

Die ganze Maſſe der Anſchauungen, Begriffe und Ideen, die ſie aus dem klaſſiſchen Alterthum zuführt, iſt größtentheils eine fremdartige. Hat ſie nun im langen Laufe der Zeit immer gehörig Sorge getragen, daß gegenüber davon das nationale Element recht gewahrt und feſtgehalten werde, hat ſie darauf hingewirkt, daß die edlen und fruchtbaren Nahrungsſtoffe, welche die klaſſiſche Welt bot, ſich der deutſchen Eigenthümlichkeit gehörig aſſimilirten, und ſo dieſe, während ſie geiſtig gewann, dennoch ihr eigenthümliches Gepräge behielt, oder iſt nicht vielmehr großentheils gerade das Gegentheil geſchehen? Hat ſie nicht lange Zeit ihren Schülern mit den fremden Ideen auch noch die fremde Form, die Sprache, einſeitig aufgedrungen, und zwar nicht ſelten mitten unter den geiſtigen Schätzen mit einer Befangenheit und Geiſtesarmuth, daß über der Form die Ideen ſelbſt beinahe verloren gingen? Hat ſie darüber nicht eines der wirkſamſten Elemente, ſo wie der größten Kleinode unſerer Volksthümlichkeit, unſere edle Sprache, verſäumt, verwahrloſt, ja man möchte ſagen, beinahe mit Füßen getreten? * Hat ſie nicht von jeher und lange Zeit ihre Schüler zwar in der griechiſchen und römiſchen Welt einheimiſch zu machen geſucht, anſtatt aber, was ſo fruchtbar geweſen wäre, die in derſelben lebenden Ideen auf dem vaterländiſchen Boden erſt lebendig werden zu laſſen, der ihr anvertrauten Jugend die Geſchichte und Kunde des

---

* Daß dieß nicht bloße Phraſe iſt, bezeugt die Geſchichte unſerer gelehrten Schulen nur zu auffallend. Um nichts von früheren groben Mißbräuchen zu ſagen, erinnern wir nur an die bekannte Aeußerung eines der Koryphäen der gelehrten Schule, des ſonſt ſo vielſeitigen Erneſti, welche deßwegen auch um ſo eher als Ausdruck der damals unter den Gelehrten herrſchenden Anſicht über die deutſche Sprache gelten kann, wenn er von den Anmaßungen der „Frau Mutterſprache" redet, welche die Aufnahme in die gelehrte Schule anſpreche; wir erinnern ferner, daß 1715 das erſte Mal eine gelehrte Zeitung in deutſcher Sprache erſchien, und daß es als ein Wagſtück galt, als um dieſelbe Zeit der edle Thomaſius auf einer deutſchen Hochſchule ſeine Vorleſungen in deutſcher Sprache begann.

Wie ſchwer es bis auf die neueſte Zeit gehalten hat, und zum Theil immer noch hält, der deutſchen Sprache ihr volles Recht in der gelehrten Schule zu verſchaffen, iſt bekannt genug.

eigenen Vaterlandes und des vaterländiſchen Geiſtes ferne gehalten, und dadurch ihrer nationalen Entwicklung einen der Hauptnerven geradezu abgeſchnitten? Iſt ſie nicht bei der Einführung der Zwingherrſchaft des uns fremden römiſchen Rechtes in Deutſchland von Anfang an ein treuer Bundesgenoſſe dieſer uſurpatoriſchen Macht geweſen? hat ſie nicht den ſchönen Aufſchwung der deutſchen Poeſie im Mittelalter, dieſes Erzeugniß wahrhaft deutſchen Geiſtes und Gemüthes, völlig und unbedingt ignorirt, ſtatt es für die Zwecke der Volksbildung möglichſt zu benützen? Waren es nicht die Gelehrten, alſo abermals die Lehrer, die Schüler, die Organe der gelehrten Schule, welche nach der Reformation, als ein neues Leben mit ſiegreicher Geiſtesmacht ſich erhoben hatte, und die edelſten Früchte für die Volksbildung zu tragen verhieß, in ihrer Beſchränktheit die geſammte Entwicklung alſo aufhielten, daß die ſchon erwachte Geiſtesfreiheit in den kläglichſten Bann überging, und jene geiſtige Dürre und Hungersnoth entſtand, welche in den Steppen der deutſchen Geſchichte über ein Jahrhundert lang herrſchte? waren nicht ſie es, die in ſelbſtiſch hochmüthigem Stolze den Alleinbeſitz der Geiſtesbildung, welche freilich kaum dieſen Namen verdiente, in Anſpruch nahmen, eine gelehrte Kaſte bildeten, ſich von dem Volke losrennten, und ſo dem Fortgange einer wahrhaften Volksbildung beinahe unheilbare Wunden ſchlugen? Endlich, hat die gelehrte Schule der Anglo- und Gallomanie, die ſich im Anfange des vorigen Jahrhunderts nicht bloß im Leben, ſondern auch in der Literatur herrſchend machen wollte, etwa in ſelbſtſtändiger Kraft entgegen gearbeitet, und den deutſchen Geiſt auf die eigene Kraft und die eigenen Quellen zurückgewieſen, oder iſt ſie nicht vielmehr in recht kläglicher Bedeutungsloſigkeit unthätig dageſtanden und hat zugegeben, daß erſt aus den abgeleiteten Quellen engliſcher und franzöſiſcher Muſter der Geſchmack ſich wieder von ſeinen Verirrungen reinigen mußte?

O gewiß, die gelehrte Schule (wir bitten, zwiſchen klaſſiſchen Studien und der gelehrten Schule in ihrer undeutſchen Einſeitigkeit wohl zu unterſcheiden) hat auch in dieſer Beziehung ſchwere Verſchuldungen auf ſich geladen und lange, noch lange daran gut zu machen. Möge ſie nicht auf das pochen, was ſie geleiſtet hat, ſondern an das ernſte Wort des Herrn denken: wem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern. Wir fragen, wie viel mehr

konnte nicht noch geleiſtet, welche noch köſtlicheren Früchte der Geiſtesfreiheit, der Geiſtesbildung und des edelſten Volkslebens erzeugt werden, wenn ſie ihre Stellung immer recht erkannt und benützt hätte? Daß die Schule lange nicht allein die Schuld trägt, daß ſie auch in Zukunft lange nicht allein Alles thun kann, wiſſen wir recht gut; aber ſie hat ihren Antheil, ſie hat ein voll und gerüttelt Maß jener Schuld, und dieſes Bewußtſeyn mag ihr zur heilſamen Selbſterkenntniß dienen und ſie vor dem Uebermuthe bewahren helfen, zu dem ſie je und je ſchon geneigt war.

Wir haben hier abſichtlich nur von der gelehrten Schule geſprochen, weil ſie früher die einzige Schule und bis auf die neueſte Zeit wenigſtens diejenige war, welche am entſchiedenſten in das geiſtige Leben des Volkes eingriff, da ſie ihm ſeine Lehrer und Prediger, ſeine Richter und Beamten, kurz die Verwalter aller ſeiner geiſtigen Güter und Intereſſen zu bilden hatte.

Die Real- oder Bürgerſchule iſt ein Kind der neuern Zeit und ihrer materiellen Beſtrebungen; und wenn es wahr iſt, daß ſie in großer Gefahr ſteht, allzueinſeitig in den Dienſt dieſer bloß materiellen Intereſſen zu treten und die höhere ideelle Richtung, die auch ihr zu Grund liegen ſollte, aus dem Auge zu verlieren oder gar nicht zu gewinnen, ſo gilt dieß eben damit auch von der nationalen Seite ihrer Aufgabe. Ja die Gefahr iſt bei ihr noch größer, als bei der gelehrten Schule; denn in der klaſſiſchen Welt liegt bekanntlich ein reicher Schatz nationaler Ideen, die nur nicht recht beachtet und benützt wurden, und die, weil ſie eine Geiſtesmacht ſind, trotz aller Vernachläſſigung dennoch vielfach auch unbewußt gewirkt haben, und nicht ſelten wie Sonnenſtrahlen durch trübe Nebelmaſſen durchgebrochen ſind. Was hat aber die Realſchule in dieſer Beziehung aufzuweiſen? Was ſie in ihren Hauptfächern den Schülern gibt, entbehrt an ſich aller unmittelbaren Beziehung zu unſerer Aufgabe, ja die Schule erhält durch die in ihr gelehrten Kenntniſſe und Fertigkeiten ſo ſehr den Charakter der Allgemeinheit, daß die Gefahr einer kosmopolitiſchen Richtung *

* Man erinnere ſich nur, wie oft es als großer Vorzug der realiſtiſchen Bildung gerühmt wird, daß ein junger Mann durch den Beſitz mathematiſch-naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe und techniſcher Fertigkeiten gar nicht mehr an ſein kleines Vaterland gebunden ſey, ſondern daß ihm die ganze Welt offen ſtehe; und dieß nicht etwa mit dem

gar zu nahe liegt, und es nicht zu wundern iſt, wenn die nationale Seite meiſt wohl gar nicht zur Beachtung kommt.

Die Stellung der Volksſchule in dieſer Beziehung iſt wohl als eine mehr bloß negative zu betrachten. Mit Bewußtſeyn hat auch ſie wenig oder Nichts für nationale Bildung und Geſinnung gethan. Aber ſie hat wenigſtens in ihrer beſchränkten Sphäre weder durch eine fremde Form, noch durch fremdartigen Stoff die ſelbſtſtändige Entwicklung des Volkes gehindert, und das iſt ſchon viel werth. Noch mehr aber, es wird ſich ergeben, daß ihr Hauptunterrichtsſtoff jedenfalls von jeher dasjenige Element war, in welchem eben dieſe Entwicklung am meiſten gedeihen konnte.

Hat uns ſo der Rückblick auf die bisherigen Leiſtungen wenigſtens der beiden erſten Klaſſen von Schulen nur wenig Erfreuliches geboten, und wir gehen nun zu der Frage über, was die Schule denn forthin zu thun habe, um ihrer Verpflichtung auch in dieſer Beziehung zu entſprechen, ſo glauben wir uns zum Voraus vor dem Verdachte verwahren zu müſſen, der übrigens ſchon durch das Obige nicht veranlaßt ſeyn dürfte, als ob wir künſtliche Mittel beabſichtigten, ein die jugendliche Unbefangenheit ſtörendes Aufdringen von Ideen, die nicht in der Zeit und dem Charakter des Volkes und namentlich im Bereiche der Jugend liegen, oder auch eine künſtliche Aufregung des Gefühls. Beides iſt ſchon aus allgemeinen pädagogiſchen Gründen unzuläſſig, und würde, ſtatt zum Ziele, vielmehr eher davon abführen. Denn alles Vorgreifen ſchadet und zerſtört, ſo wie denn z. B. das frühzeitige Einführen der Jugend in poſitive Verfaſſungsangelegenheiten höchſtens anmaßliche Schwätzer und unzufriedene Menſchen bilden kann. Was aber die Gefühlsſeite der Sache betrifft, ſo kann allerdings die ſchöne friſche Begeiſterung, wie ſie z. B. während der Freiheitskämpfe herrſchte, und das gehobene Gefühl, das auf Jeden, auch den Gleichgültigeren, mit der Macht der jene große Zeit bewegenden Ideen eindrang, jezt, in den Jahren eines langen Friedens, eines geſicherten Beſitzſtandes, eines allgemeinen Völkerverkehrs

---

wehmüthigen Gefühle unabweislicher Nothwendigkeit, wie unſer Schiller es ergreifend bezeichnet: „und zogen aus wehklagend Männer und Weiber," ſondern mit einem gewiſſen freudigen Uebermuthe, als ob die Liebe zum Vaterland etwas Veraltetes wäre, und die Idee des Vaterlandes nur für beſchränkte Geiſter noch exiſtirte.

nicht verlangt, am wenigſten aber durch einen künſtlichen Prozeß hervorgerufen werden. Denn jede Unwahrheit rächt ſich immer ſelbſt, und auch ein ſolches Spielen mit künſtlich erzeugten Gefühlen würde ſich bald genug ſtrafen. Alſo auch an ſolche künſtliche Aufregung zu denken, ſind wir gewiß weit entfernt; dagegen aber, und damit kommen wir denn auf unſere eigentliche Aufgabe, ſtellen wir die bereits oben ausgeſprochene einfachere Forderung an die Schule:

daß ſie eine freie Entwicklung des volksthümlichen Charakters nicht nur nicht hindere, ſondern auch durch jedes in ihrem Bereiche liegende Mittel fördere und unterſtütze; und

daß ſie dieß ſich und ihren Schülern zum Bewußtſeyn bringe, und dadurch auch Nationalgefühl und Vaterlandsliebe erzeuge und nähre.

Wird nur dieſe Bedingung einmal nicht bloß in der Theorie zugeſtanden, ſondern auch faktiſch ins Leben gerufen, ſo wird und muß aus ſolchen nahe liegenden, einfachen Prämiſſen auch das verlangte Reſultat als reife und geſunde Frucht freiwillig hervorgehen.

Verſuchen wir aber nun dieß etwas näher auszuführen, und die Mittel und Wege, durch welche die Erreichung dieſes Zweckes bedingt iſt, anzudeuten.

Der ganze Ideenvorrath eines Volkes, ſo wie ſeine geſammte Lebensthätigkeit tritt nur in der Form ſeiner Nationalität in die Erſcheinung. An den höchſten und geiſtigſten Intereſſen aber, welche eben damit auch die allgemeinſten ſind, prägt ſich die Eigenthümlichkeit eines Volkes immer am entſchiedenſten aus. Denn nur die Lebenskraft wirkt geſtaltend, und je intenſiver dieſe iſt, deſto ſelbſtſtändiger und charakteriſtiſcher ſind auch ihre Geſtaltungen. Das höchſte Intereſſe der Menſchheit aber, und ſomit auch jedes Volkes iſt ſeine Religion, in ihr ſind ſeine höchſten Ideen gegeben, in ihr liegt immer komparativ und — wenn wir, ſtatt Religion im Allgemeinen, die chriſtliche ſetzen, — auch abſolut die intenſivſte Lebenskraft. Wir behaupten deßwegen a priori, daß in ihr ſich die Nationalität der Völker am beſtimmteſten geſtalten und ausprägen müſſe. Allein auch die Geſchichte (wir erinnern nur an die Träger der Weltgeſchichte, die Juden, die Griechen, die Römer, die Völker germaniſchen Stammes) gibt ein vollgültiges

Zeugniß dafür, daß die Religion einer Nation immer gewiſſermaßen der Mittelpunkt und Kern der Nationalität war, ſo wie zugleich das Palladium, für welches ein tüchtiges Volk von jeher Alles eingeſetzt hat. Gilt dieß von jeder Religion, mag die Wahrheit in ihr auch in noch ſo viel Irrthümer eingehüllt ſeyn, ſo gilt es vom Chriſtenthum im eminenteſten Sinne. Und gewiß, wenn es für ſeine Gotteskraft überhaupt eines Zeugniſſes von Menſchen bedürfte, ſo würde auch dieſes Moment einen Beitrag dazu geben, ſeine alles belebende und neugeſtaltende Macht zu beweiſen. Denn es iſt in der That merkwürdig, wie gerade ſein im höchſten Grade univerſeller Charakter ihm eben zugleich die Eigenſchaft verleiht, die Entfaltung der nationalen Beſonderheit zu fördern. Aber freilich, ſo wie ſein Univerſalismus erſt die rechte charakteriſtiſche Nationalität erzeugt, ſo iſt er auch an ſich der allein wahre und richtige, nicht aber jener verwiſchte, aus flacher Sentimentalität oder aus grob materiellen Intereſſen hervorgehende Kosmopolitismus, deſſen Motto das ſelbſtſüchtige: patria ubi bene iſt, während das Chriſtenthum das ſchöne und mit Recht gerühmte nihil humani a me alienum puto des heidniſchen Dichters zur höheren chriſtlichen Liebe verklärt.

So haben wir denn als erſte Bedingung für ein nationales Wirken der Schule die gewonnen: daß ſie das Chriſtenthum als ihr erſtes und wichtigſtes Bildungsmittel betrachte, und durch daſſelbe alle andern Lehr- und Bildungsſtoffe erſt in das rechte, lebenskräftige Wirken treten laſſe.

Alſo auch von dieſer Seite aus begegnen wir der Einen und höchſten Grundforderung an Schule und Erziehung, ſo wie ſie überhaupt die Grundbedingung alles unſeres Seyns und Lebens iſt. Sey die Schule nur eine chriſtliche, gründe ſie ihren Unterricht, ihre Disciplin, ihr geſammtes Wirken auf das Lebensfundament des Evangeliums, ſo wird von dieſem aus, wie nach allen Seiten hin, ſo auch in der hier bezeichneten Richtung, Leben, Geſundheit und kräftiges Gedeihen übergehen. Es iſt ſchon in der Einleitung daran erinnert worden, daß über die Verſäumniß dieſer höchſten und allgemeinſten Pflicht auch von andern Seiten her ſchwere Klage gegen die gelehrte Schule geführt worden ſey, und daß die Vertheidigungsverſuche ſelbſt direkte und indirekte Geſtändniſſe

der Schuld geliefert haben. Möge doch endlich auch dieſe Wahrheit in ihrer ganzen tiefen Wichtigkeit erkannt und beherzigt werden, und möge namentlich die Realſchule gleich von vorn herein es ſich zur ernſten Aufgabe machen, ihre Sache auf dasjenige Fundament zu ſtellen, auf welchem ſie allein ihr volles Gedeihen finden kann, und dieß um ſo mehr, da gerade ſie ideeller Elemente ſo ſehr bedarf, und in einem lebendigen und fruchtbaren Religionsunterricht, und noch mehr in der Durchdringung ihres ganzen Werkes vom biblisch-chriſtlichen Geiſte das ideellſte Moment findet, in welchem zugleich auch das ſicherſte Schutzmittel gegen den drohenden Materialismus gegeben iſt.

Iſt aber dieſe Forderung ſchon für die höheren Schulanſtalten von großer Wichtigkeit, ſo iſt ſie es in noch weit höherem Maße für die Volksſchule, für welche der biblisch-chriſtliche Religionsunterricht in ſeinem ganzen Umfange ohnedieß nicht nur das belebende und leitende Element war, ſondern auch hinſichtlich des Stoffes von jeher die Hauptſache und den Mittelpunkt, an welchen ſich das ſparſame ſonſtige Unterrichtsmaterial am natürlichſten anſchloß, gebildet hat und ſo auch fortwährend bilden muß, wenn ſie nicht den Charakter unſeres Volks und damit die Unterlage des öffentlichen und Familienglückes muthwillig untergraben und unrettbar preisgeben will. Vorgänge der neueſten Zeit, wohin wir z. B. das unſelige Wirken Scherrs beim Züricher Volksſchulweſen rechnen (dem ſonſtige Verdienſte deßwegen nicht abgeſprochen werden ſollen), haben mit ſchwerem Ernſte auf die Bedeutung der Sache hingewieſen.

Für die Wahrheit des Bisherigen dürfte es intereſſant ſeyn, auch noch an eine bekannte Thatſache zu erinnern: den wichtigen Einfluß, welchen einige Hauptträger des chriſtlich-kirchlichen Lebens und Geiſtes von jeher auf Nationalität gehabt haben: die *lutheriſche Bibelüberſetzung*, das *kirchliche Geſangbuch* und die *Liturgie*, überhaupt kirchliche Inſtitutionen. Man iſt allerdings nicht gewohnt, ſie von dieſer Seite zu betrachten, allein dem aufmerkſamen Beobachter kann es nicht entgehen, wie tief gerade dieſe Momente in die Entwicklung und Geſtaltung der Volksthümlichkeit eingegriffen haben. Es iſt auch natürlich. Bibel, Geſangbuch und Liturgie ſind, wie wenig andere, ein *Geſammtgut des Volkes*, das alle Stände und alle Richtungen mit einander

theilen, ſie ſind die Träger ſeiner heiligſten und theuerſten Wahrheiten und Beſitzthümer, ſie ſprechen zum Volk in ſeinen ergriffenſten und feſtlichſten Lebensmomenten, ſie begleiten das heranwachſende Geſchlecht von dem erſten Kirchen- und Schulbeſuche an, ja noch früher, durch den ganzen Bildungsgang, ſie verwachſen mit dem geſammten Bewußtſeyn des Volkes. Erinnern wir uns in dieſer Beziehung nur an England, wie ſeine kirchlichen Formen, ſeine kräftige Liturgie u. ſ. w. in enger Verbindung mit dem ganzen ſo ſcharf ausgeprägten Nationalcharakter ſtehen. So war der große Einfluß der lutheriſchen Bibelüberſetzung auf die deutſche Nationalität eine der erſten Thatſachen, die ſich dem feinen Blicke Couſins aufdrangen, als er ſeine berühmte pädagogiſche Reiſe nach Deutſchland machte, und die ſich ihm in Vergleichung mit dem, was ſein Vaterland in dieſer Beziehung hatte oder vielmehr nicht hatte, nur um ſo ſtärker herausſtellten. Wie wichtig wird die Mahnung für uns, dieſe edlen Beſitzthümer auch bei der Erziehung recht fruchtbar werden zu laſſen, damit ſie — neben ihrer Hauptbeſtimmung — auch in der bezeichneten Richtung ihren wohlthätigen Einfluß äußern. Wie wichtig ferner wird uns auch dadurch ein durch Geiſt, Poeſie und innere, aus dem Evangelium hervorgehende Lebenskraft wirkſames Geſangbuch, das ja zugleich einen Schatz der edelſten Erzeugniſſe nationaler Poeſie enthält; wie wichtig muß uns eine aus denſelben Quellen hervorgehende Liturgie erſcheinen, in welcher ſich die ganze Tiefe des religiöſen Bewußtſeyns unſeres Volks abſpiegelt. Welch großen, ſchwer gut zu machenden Schaden haben die aller Tiefe, aller Wärme und Begeiſterung baaren Erzeugniſſe eines dürren Rationalismus aus der nun hinter uns liegenden Zeit, mit welchen durch mindeſtens eine Generation hindurch das Volk in Geſangbüchern und Liturgien heimgeſucht war, dem Volksbewußtſeyn und Volksleben nicht bloß in religiöſer, ſondern auch in nationaler Beziehung zugefügt! Doch es iſt, Gottlob, wie in ſo mancher andern Beziehung, ſo auch hierin fühlbar beſſer geworden, und es wird nur an uns liegen, dieſe Richtung feſten Blickes zu verfolgen.

Haben wir auf dieſe Weiſe vorerſt eine feſte Unterlage gewonnen, oder vielmehr nicht bloß eine Unterlage, ſondern eine Lebenskraft, welche das Ganze organiſch bildend durchdringt, ſo

können wir die übrigen Maßregeln, welche wir der Schule vorzuſchlagen haben, mit um ſo größerer Sicherheit darauf bauen.

Das Erſte, was uns hier entgegenkommt, iſt die Mutterſprache. Hier können wir kurz ſeyn, da die Ueberzeugung von ihrer nationalen Wichtigkeit endlich in der Theorie wenigſtens ſo ziemlich durchgedrungen iſt, wenn ihr gleich in der Schule noch lange nicht die gehörige Folge gegeben wird. Wenigſtens iſt es mehr die Rückſicht auf Sprachbildung, überhaupt auf formale Bildung, welche dem Unterricht in der Mutterſprache endlich einen allgemeineren Eingang in die Schule verſchafft und jener unverantwortlichen Verſäumniß, die uns nur ſchamroth machen kann, ein Ziel geſetzt hat. Allein theils iſt die Behandlung an ſich ſelbſt — auch für den bloß formalen Zweck — noch vielfach höchſt mangelhaft, theils tritt dabei die nationale Beziehung meiſt gar zu ſehr in den Hintergrund oder kommt auch gar nicht zum Bewußtſeyn. Es fehlt hier theils an den Lehrern, theils an durchgreifenden Maßregeln. Viele Lehrer ſind ſelbſt noch Zöglinge der alten Zeit, in welcher wenig oder Nichts für dieſes Fach gethan worden iſt, und es fehlt ihnen darum an derjenigen Vertrautheit mit dem Gegenſtande, welche allein wie die rechte Befähigung, ſo auch die rechte Liebe zum Unterrichte gibt. Wer nicht mit den neuen, ſo intereſſanten und fruchtbaren Forſchungen und Arbeiten auf dieſem Gebiete die erforderliche Bekanntſchaft und Fertigkeit ſich erworben hat, für den iſt der Unterricht, wie ſchon oft genug geklagt worden, etwas Beſchwerliches, ja Peinliches, und wird es auch für den Schüler. So lange es alſo an dieſer Prämiſſe fehlt, iſt immer noch wenig Heil für die Sache zu erwarten, was neben den bisher beſprochenen Gründen beſonders auch für die Realſchule zu bedauern iſt, in welcher bekanntlich ein recht anregender und bildender Unterricht in der Mutterſprache zugleich einigen Erſatz für das geben muß, was die gelehrte Schule durch die alten Sprachen voraus hat.

Aber wenn wir ſchon für den formalen Zweck mehr verlangen müſſen, als bis jetzt meiſt noch gethan wird, ſo machen wir hier noch weiter die nationale Rückſicht geltend, welche auf die Behandlungsweiſe ebenfalls maßgebend einwirken muß.

Die deutſche Sprache ſoll dem Schüler nicht bloß als diejenige Sprachform erſcheinen, an welcher ihm die Geſetze der

allgemeinen Sprachlehre zur Anſchauung und zum Bewußtſeyn gebracht werden, ſondern zugleich auch als ſeine Mutterſprache, als die Sprache ſeines Volkes, welche den ganzen Entwicklungsgang deſſelben mit durchgemacht, und aus ihren uranfänglichen Wurzeln ſich bis zur jetzigen Stufe der Vollkommenheit ausgebildet hat. Ohne einigermaßen wenigſtens zu wiſſen, wie ſie es geworden iſt, werden wir nie genau erfahren, was ſie jetzt iſt; ohne einige Kenntniß ihrer Geſchichte werden wir nie recht vertraut mit ihr werden, wie wir auch einem Freunde uns erſt dann recht nahe und vertraut fühlen, wenn wir die Geſchichte ſeines innern und äußern Lebens kennen. Es müſſen deßwegen die reichen Forſchungen der neueren Zeit über die geſchichtliche Entwicklung unſerer Sprache, alſo namentlich über die Wortbildung u. ſ. w., auch für die Schule bearbeitet und benützt werden; und man fürchte nicht, daß dieſe Behandlung der Sache den Schüler langweile. Sie hat vielmehr, wie jedes tiefere Eindringen in die Eigenthümlichkeit und beſonders in die Geſchichte eines Gegenſtandes, erfahrungsmäßig auch für den Knaben ein eigenthümliches Intereſſe, und wir werden dadurch den doppelten Gewinn haben, daß unſere Schüler nicht nur die Sprache gründlicher kennen lernen, und daß durch dieſe Behandlungsart der Sinn für eigenes Forſchen und ſchärferes Eindringen in einen Gegenſtand geweckt und ausgebildet wird, ſondern auch, daß ſo an einem ſcheinbar bloßen Unterrichtsgegenſtand das nationale Intereſſe unbemerkt ſeine Fäden anknüpft.

Daß aus denſelben und verwandten Gründen auch die Einführung in die deutſche Nationalliteratur und ihre Geſchichte verlangt werden muß, verſteht ſich von ſelbſt. Auch dieſe Forderung wird längſt zugeſtanden, findet aber ebenfalls ihre Anerkennung noch häufig mehr nur in der Theorie, als in der Praxis. Wenn bei der Behandlung der Mutterſprache es mehr nur die nationale Form iſt, welche ausgebildet werden ſoll, während das Nationalgefühl nur indirekte Nahrung findet, ſo treten bei der Einführung in die Nationalliteratur beide Momente gleichmäßig hervor. Denn wenn die einem Volke eigenthümliche Art zu denken und zu empfinden in den Meiſter- und Muſterwerken ihrer ausgezeichnetſten Männer am ausgeprägteſten, gleichſam in ihrer Blüthe hervortritt, ſo muß die Jugend durch ſie dieſe nationale Form auch am

reinſten erhalten und am wirkſamſten in ſich aufnehmen. Sind es nun zugleich — wie dieß vielfach der Fall iſt — auch volksthümliche Gegenſtände, welche in dieſer Form erſcheinen, ſo verbinden ſich ſchon dadurch beide Beziehungen, und der Erfolg wird um ſo größer ſeyn, je mehr das, was auf dieſe Weiſe aus dem Leben und der Geſchichte des Volkes dem jugendlichen Gemüthe zugeführt wird, ihm zugleich in edler, anſprechender Form nahe tritt. Allein das Nationalgefühl wird noch auf andere Weiſe dabei angeſprochen.

Die Einführung in die Nationalliteratur verſetzt zugleich in den Kreis der edelſten Geiſter der Nation, welche auf der tabula rasa des Knabengemüthes jenen tiefen und bleibenden Eindruck machen, den jede ausgezeichnete Erſcheinung, jede große Geſtalt bei ihm zurückläßt, während der reifende Jüngling ſie immer mehr als die Stimmführer der Nation, als bewegende Kräfte in ihrer innern Entwicklung, als den Stolz des Vaterlandes betrachten lernt, zu welchen ihn ſeine Bewunderung, ſein ahnungsvolles Sehnen und Streben immer ſtärker hinzieht. In der That, es dürfte kaum ein näherliegendes und zugleich fruchtbareres Mittel geben, ein wahres und erhebendes Nationalgefühl anzuregen, als ſolche großartige Muſterbilder. Manches iſt in dieſem Sinne bereits geſchehen; ob allgemein und durchgreifend, dürfte wohl bezweifelt werden. Die Forderung aber, welche hier geſtellt worden, iſt gewiß nur eine billige, und die Ausführung liegt nahe. Schon der Knabe bedarf ja zu dem gemeinſten Unterricht in der deutſchen Sprache eines geeigneten Leſe- und Uebungsſtoffes. Nun, ſo benütze man dieſes Bedürfniß, und gebe ihm, ſo weit möglich von Anfang an, ſtatt des vielen Mittelmäßigen, Unbedeutenden, ja Trivialen, was ſo manche Unberufene in unſere Kinder- und Jugendſchriften einſchwärzen, aus dem reichen Schatze unſerer älteren und neueren Nationalliteratur Gediegenes, — denn der Jugend iſt man das Beſte ſchuldig, — zum Theil natürlich auch nationalen Stoff, in der einfachen, edlen, körnigen Form, welche ſo vielen Erzeugniſſen unſerer klaſſiſchen Literatur eigenthümlich iſt, und einen geſunden Knabenſinn immer unwillkürlich anſpricht. Wird nun dabei jedesmal auch der Schriftſteller genannt, und, je nach der Alters- und Entwicklungsſtufe der Schüler, irgend etwas Bezeichnendes aus ſeinem Leben oder ſeiner geſchichtlichen Stellung

beigefügt, ſo wird ſchon der Knabe mit den wichtigſten Namen unſerer klaſſiſchen Literatur, und zwar durch ihre Erzeugniſſe ſelbſt unmerklich bekannt, was dann nur ſpäter für den Jüngling nach Inhalt und Auffaſſungsweiſe erweitert und zum Bewußtſeyn gebracht werden darf. Dieſem muß ja doch mit der wachſenden Reife ſeines Geiſtes und dem Umfange ſeiner Kenntniſſe auch in dieſer Beziehung mehr und Höheres geboten werden. Darum tritt nun neben der Lektüre auch ein förmlicher Curſus der deutſchen Literaturgeſchichte ein, wie dieß auf manchen Anſtalten bereits der Fall iſt. Nur daß nicht bloß Namen genannt und Urtheile gegeben, ſondern von jedem bedeutenden Schriftſteller auch ein größerer oder kleinerer Abſchnitt geleſen werde, und ſo das Urtheil nicht bloß in der Luft ſchwebe, ſondern auf das gegebene Muſter ſich ſo viel als möglich gründe, und gewiſſermaßen aus ihm erſt ſich bilde. Denn es iſt etwas Gefährliches um das bloße Vorſagen ſolcher Urtheile über Schriftſteller und ſchriftſtelleriſche Leiſtungen. Es erzeugt ſo gerne einerſeits Unſelbſtſtändigkeit, andererſeits aber, weil man ſich im Beſitze einer Anzahl bereits fertiger Urtheile weiß, den Dünkel, man könne ſelbſt ſchon zu Gericht ſitzen, und dadurch leicht ein vorlautes Schwatzen und Aburtheilen.

Fragt man nun aber nach der dazu erforderlichen Zeit, ſo erwiedern wir bloß, daß es dazu nicht gerade eines großen Aufwandes bedarf. Eine wöchentliche Stunde iſt neuerdings doch ſo ziemlich überall für den Unterricht in der deutſchen Sprache ausgeſetzt, ſo wenig dieß allerdings auch iſt. Wird nun nur noch eine zweite hinzugegeben, und dieſe freilich noch ſehr beſchränkte Zeit recht ausgekauft, ſo kann ſchon Einiges geſchehen. Ueberladung von Stunden iſt durch dieſe geringe Vermehrung nicht zu fürchten, und wäre es, ſo entziehe man lieber eben ſo viel Zeit irgend einem andern Fache; der ſcheinbare Verluſt wird ſich mit Wucher erſetzen. Wo mehr Zeit zu Gebot ſteht, kann freilich auch Bedeutenderes geleiſtet werden.

Was von dieſer Einführung in die geiſtige Entwicklungsgeſchichte des Volkes geſagt worden iſt, das gilt nun auch von der vaterländiſchen *Geſchichte* im Allgemeinen, überhaupt von der *Vaterlandskunde*, da dieſe eine nothwendige Bedingung aller nationalen Bildung und Geſinnung iſt. Durch die Bekanntſchaft mit der Literaturgeſchichte iſt allerdings ſchon etwas Namhaftes dafür

gethan; doch bleibt immerhin für vaterländiſche Geſchichte und Geographie noch eine bedeutende Aufgabe übrig. Wie unverantwortlich dieſe Fächer früher verſäumt worden waren, iſt noch in ziemlich friſchem Andenken. Die ſchweren Mahnungen, die wir im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts erfahren haben, ſind auch in dieſer Beziehung nicht ohne Wirkung geblieben, und man hat die alte Schuld und Pflicht gefühlt. Und dennoch iſt man auch hierin eben nicht gerade weit über die theoretiſche Anerkennung des Grundſatzes hinausgekommen. Dazu, daß er auch allgemein und durchgreifend ins Leben getreten wäre, fehlt noch ziemlich viel. Zumal, je mehr in der 25jährigen Friedenszeit der oben beklagte lare, ſelbſtſüchtige Kosmopolitismus herrſchend zu werden droht, deſto mehr ſcheint die Wichtigkeit des Grundſatzes vor den Götzen des Tages zurücktreten und ſich mit aller Beſcheidenheit in den Hintergrund ſtellen zu wollen. Da und dort findet man zwar in den Lektionsverzeichniſſen vaterländiſche Geſchichte und Geographie als beſondere Penſa aufgeführt, in den meiſten übrigen aber kommen ſie nur in ſo weit vor, als im regelmäßigen Ablaufe der allgemeinen Fächer auch ſie die Reihe trifft; und immer noch dürfte nicht wenige unſerer Schulen der alte Vorwurf treffen, daß ihre Schüler in Griechenland und Rom mehr zu Hauſe ſeyen als im eigenen Vaterlande. Einheimiſch aber, das iſt eine unerläßliche Forderung, muß unſere Jugend in der Geſchichte und überhaupt in der Kunde ihres Vaterlandes werden, wenn für nationale Geſinnung ein Gewinn ſich ergeben ſoll. Wir ſagen abſichtlich: einheimiſch; denn eine bloß vorübergehende, gewiſſermaßen gelegentliche Bekanntſchaft kann nicht dazu führen. Wer ſein Vaterland nicht genauer kennt, als andere Völker und andere Länder, dem geht es wie ſo Manchem, der wohl eine große Zahl von Bekannten und guten Freunden, aber keinen Freund hat, und wer während ſeines ganzen Schulcurſus etwa ein Jahr lang die deutſche Geſchichte und Geographie kennen lernt, der macht nicht viel mehr als eine Poſtwagenbekanntſchaft. Uebrigens bedarf es zu dieſem einheimiſch werden nicht gerade außerordentlicher Maßregeln oder künſtlicher Berechnung. Wie auf einem noch höheren Gebiete, bei dem Werke der Bibelverbreitung, der nächſte Zweck nur der ſehr einfache, und, wie es ſchon Manchen hat bedünken wollen, ſehr unzulängliche iſt, daß die Bibel verbreitet und gekannt

werde, weil man von der feſten Ueberzeugung ausgeht, daß die in ihr wohnende Gotteskraft von ſelbſt und unbemerkt wirken, auch in hartem Boden ſchlummernde Keime wecken und Früchte des Lebens treiben werde, eben ſo gebe man auch für unſern Zweck der Jugend nur vorerſt ſchlicht und einfach, aber mit Liebe die Geſchichte unſeres Volkes, und laſſe dieſe in ihrer eigenthümlichen, ſtillwirkenden Kraft gewähren; die Früchte werden nicht ausbleiben. Aber allerdings, dazu gehört eine längere Bekanntſchaft und alſo auch ein fortgeſetzter Unterricht. Mag man immerhin extenſiv nur wenig Zeit darauf verwenden können, und ſey es auch nur eine einzige Stunde wöchentlich, wenn nur dafür der Unterricht den Schüler ſo weit immer möglich durch den ganzen Schulcurſus hindurch begleitet. Was dann extenſiv nicht geſchehen kann, das mag wenigſtens durch das der Aufgabe im Ganzen zugewendete Intereſſe intenſiv erſetzt werden.

Damit man uns aber bei dieſem Vorſchlage nicht eines didaktiſchen Mißgriffes beſchuldige, ſofern wir uns bei dieſem Unterrichtsgegenſtande mit einer einzigen Stunde wöchentlich begnügen wollen, während doch die Unhaltbarkeit und Erfolgloſigkeit einer ſolchen Maßregel bei andern Unterrichtsgegenſtänden immer mehr anerkannt wird, ſo bemerken wir bloß, daß bei dieſem Fache der Schüler nicht erſt in einen neuen Kreis von Anſchauungen und Begriffen eingeführt werden darf, wie z. B. bei der Mathematik, welche ſchon deßwegen mehrfache Einübung erfordert, oder daß ihm ein ganz fremdes Wiſſensmaterial beigebracht werden müßte, wie bei einer fremden Sprache, ſondern daß der Gegenſtand ein bekannter und anſprechender, die Form eine leichte iſt, und daß dabei vorzüglich auch gemüthliche Momente eintreten, für welche, zumal da ſie in Wechſelwirkung mit Anderem ſtehen, auch ein ſehr mäßiger Zeitaufwand immer noch einigermaßen zureichend iſt.

Manches könnte übrigens auch durch Privatlektüre geſchehen, wenn wir nur mehr gute biographiſche Darſtellungen großer deutſcher Charaktere, im rechten Volks- und Jugendton gehalten, beſäßen. Natürlich müßte dieß von den Lehrern angeregt, unterſtützt, geleitet werden, würde aber auch ſchon als Correktiv für die immer mehr überhandnehmende Leſeſucht von Werth ſeyn. Mögen Männer, die den Beruf dazu in ſich fühlen, ſich bald mit dieſer eben ſo wichtigen als dankbaren Aufgabe befaſſen. Es würde

dadurch eine fühlbare Lücke in unserer nationalen Literatur ausgefüllt. Einen beachtungs- und dankenswerthen Versuch hat der würtembergische Schulverein durch seine Preisaufgaben gemacht, welche bereits Eine Lösung, das Leben Herzogs Eberhard, gefunden haben.

Damit aber diese Vaterlandskunde recht in das Jugend-, und dadurch allmählig auch in das Volksleben eingreife, dürfte noch eine Maßregel genommen werden, die übrigens keinen weiteren Zeitaufwand, sondern nur Liebe zur Sache verlangte. Wie nämlich das Kirchenjahr in seiner vielfach nicht genug erkannten großen Bedeutung die wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichte in fortlaufender Reihe auch in den Gang des äußeren Lebens einführt, und sie so in dem Bewußtseyn des christlichen Volkes nicht nur immer lebendig und frisch erhält, sondern sie zugleich auch mit allen Erlebnissen in Familie, Gemeinde und Staat gewissermaßen verwachsen läßt, wie es namentlich durch seine Feste dem Alltagsleben seine Marksteine gibt, und Ruhe- und Weihetage in dasselbe hineinbringt, eben so dürfte auch, zunächst in das Schulleben, ein nationaler Festkalender eingeführt werden, so daß die wichtigeren Gedenk- und Festtage des deutschen Volkes, also namentlich auch Geburts- oder Todestage großer Männer, theils gefeiert, theils wenigstens durch irgend ein Wort der Erinnerung und Mahnung, nach Umständen auch durch Erzählung oder Vorlesen des Ereignisses zur Kenntniß gebracht, im Gedächtnisse fixirt und in die lebendige Theilnahme der Jugendwelt hereingezogen würden. Was aber die Jugend so in der Schule kennen und beachten lernte, das würde sie gewiß später unmerklich auch in das Volksleben hinübertragen.

Endlich müssen wir noch auf eine Maßregel aufmerksam machen, welche in den Bereich der Schule fällt, und welcher eine eigenthümliche nationale Einwirkung auf die Jugend zu Gebot steht, das Turnen. Es ist hier nicht der Ort, von der allgemeinen pädagogischen Wichtigkeit dieser schönen Uebungen zu sprechen; aber in der That schon die hier berührte Seite dürfte sie hinlänglich empfehlen. Bei ihnen kommt der sonst den größten Theil des Tages hindurch gebannte Körper zu seinem Rechte, der Knabe und Jüngling tritt aus der engen Schul- oder Studierstube hinaus, aber nicht zu einer bloß passiven Ruhe, sondern

zugleich zu einem friſchen und freien Regen und Bewegen ſeiner Kräfte, und ſchon dieſer Umſtand, aber dabei auch das Gefühl jugendlicher Gemeinſchaft, der gewöhnlich damit verbundene Geſang u. a. m. übt natürlich einen mächtig anregenden Einfluß auch auf ſeinen Geiſt, und macht ihn für höhere Eindrücke jeder Art empfänglich. Die Beziehung zum Vaterlande aber tritt dabei um ſo leichter entgegen, als ohne dieß von jeher bei allen geſunden und kräftigen Völkern gymnaſtiſche Uebungen eine ſehr nahe liegende nationale Bedeutung gehabt haben. Und warum ſollte der Erzieher dieſes Moment nicht gerne benützen? Hier iſt Gelegenheit, nicht bloß dem Körper, ſondern auch dem Geiſte Geſundheit, Friſche und Elaſtizität zu geben, beide zur Abhärtung und Selbſtüberwindung zu gewöhnen, Freiheit und Gehorſam zu lehren, und auf die Kraft, Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit der Altvordern nicht bloß in der Theorie zurückzuweiſen, ſondern dieſe Eigenſchaften auch wirklich, wenigſtens vorbereitend, wieder ins Leben zu rufen. Wie fügſam und bildſam aber die alſo angeſprochene und angeregte Jugend, wie empfänglich ſie für ſolche Ideen iſt, wie bereitwillig ſie dem Erzieher entgegenkommt, ſobald nur dieſer ſie recht zu faſſen weiß und ihr Vertrauen beweiſt, das weiß der Verfaſſer aus der Erfahrung von bereits mehr als einem Vierteljahrhundert, während deſſen er in kleineren und größeren Kreiſen ſolche Uebungen ſelbſt geleitet, und andere zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Auch darf er wohl ſagen, daß dieſe Erinnerungen zu den angenehmſten ſeines pädagogiſchen Lebens gehören.

Daß die Sache eine Zeitlang aus der pädagogiſch-nationalen Richtung ſich in eine politiſche verirrt hat, lag nicht im Turnen, ſondern in der allgemeinen Aufregung der damaligen Zeit, und kann dem erſteren ſo wenig zum Vorwurfe gereichen, als die Religionskriege dem Chriſtenthum; es beweiſt vielmehr nur, von was wir ausgegangen ſind, daß das Turnen dem Lehrer einen leichten und fruchtbaren Anknüpfpunkt für eine freiere und vielſeitigere Einwirkung auf die Jugend überhaupt, und namentlich für Anregung und Ausbildung nationaler Geſinnung und Haltung darbietet, welche er ſelbſt, und welche die die Volksbildung leitenden und überwachenden Behörden nicht unbenützt laſſen ſollten. Vor den oben bezeichneten und andern etwa möglichen Verirrungen

aber iſt die Sache hinlänglich geſchützt, wenn das Turnen in der Hand der Lehrer und Erzieher bleibt, und, was freilich in hohem Grade zu wünſchen iſt, als integrirender Beſtandtheil der deutſchen Nationalerziehung betrachtet wird. Möchte dieß nicht bloß frommer Wunſch bleiben!

Ueberblicken wir nun Alles bisherige, ſo ſind es vier Hauptpunkte, welche die Schule für unſere Aufgabe zu beachten hat: es iſt das Chriſtenthum, als Unterlage des Ganzen und als belebende Kraft, es iſt die Mutterſprache mit ihrer Literatur, es iſt die deutſche Geſchichte und Geographie, und endlich das Turnen. Wir ſagen ausdrücklich: die Schule; denn daß dieſe nur einen Beitrag dazu geben kann und daß noch ganz andere Momente mitwirken müſſen, daß Staats- und Gemeindeverfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung, das öffentliche und häusliche Leben ebenfalls ihren wichtigen Antheil daran haben, darf nicht erſt wiederholt werden. Aber das Wirken der Schule dafür iſt jedenfalls ein ſehr weſentliches und tief eingreifendes, es iſt gewiſſermaßen die Unterlage des Ganzen. Uebrigens darf auch ſie ihre Thätigkeit nicht bloß auf die hier aufgezählten Maßregeln beſchränken. Nur hängt, was noch weiter geſchehen kann, weniger von äußeren Anordnungen und organiſirenden Inſtruktionen ab, als es vielmehr der Perſönlichkeit der Lehrer und Erzieher und ihrer Erwärmung für die Idee anheimgegeben werden muß. Hier, wir wiederholen es, läßt ſich allerdings wenig oder nichts mehr gebieten; aber auch hier hängt von den Behörden dennoch Manches noch ab. Sobald dieſe nur überhaupt das nationale Element mit rechter Entſchiedenheit in die Aufgabe der öffentlichen Erziehung aufgenommen wiſſen wollen, und es durch die bisher angedeuteten und ähnliche Maßregeln faktiſch bewähren, wird auch dieſe Idee zu ihrem Rechte kommen, und mancher Lehrer, der ſie bisher als außer ſeinem Berufskreiſe liegend betrachtet hat, wird ſie bereitwillig ergreifen, und indem er ſie ſeinen Schülern nahe zu bringen ſucht, ſelbſt auch warm dafür werden.

Man hat bei der wichtigen Frage über die chriſtliche Geſtaltung unſeres gelehrten Schulweſens mit Recht nur einen Theil der Aufgabe in die Behandlung des Religionsunterrichts, in die Wahl des übrigen Lehrſtoffes und in die Einrichtung der Schule geſetzt,

einen andern und ſehr wichtigen aber in die Perſönlichkeit des Lehrers, von welcher aus die rechte chriſtliche Lebenswärme ausgehen, und jeden Unterrichtsgegenſtand, jede erziehende Maßregel, jede Erſcheinung der Schule durchdringen und beleben müſſe. Daſſelbe iſt der Fall bei unſerer Frage. Steht der Lehrer ſelbſt in der verlangten Richtung, ſpricht ſich in ihm das Nationalgefühl wahr und warm aus, ſo wird dieſes auch als eine bewegende Kraft ſeinem geſammten Wirken ſich mittheilen, und in alle oben vorgeſchlagenen Maßregeln ungezwungen, friſch und lebenskräftig übergehen. Namentlich wird er auch die ſittlichen Momente hervortreten laſſen, und die alten, edlen Beſitzthümer unſerer Altvordern: Gründlichkeit und Tiefe, ſittlichen Ernſt und Beſcheidenheit, Treue und Wahrhaftigkeit, vor allem aber die Religiöſität, welche unſerem Volke vorzugsweiſe den Namen des chriſtlichen verſchafft hat, überall, wo es gilt, als Charakterzüge des deutſchen Volkes mit derjenigen Wärme hervorheben, welche ſo leicht den Zugang zum jugendlichen Gemüth findet, und deſto fruchtbarer wird, je mehr die Lehre an dem Lehrer ſelbſt in die Erſcheinung tritt. Solche Lehrer laſſen ſich nun allerdings nicht durch Organiſationen, noch durch Machtgebote hervorrufen, aber ſie laſſen ſich erziehen. Darum lege man nur einmal ernſtlich die Hand an das Werk, nehme das nationale Element als erklärten Faktor in unſer öffentliches Schul- und Erziehungsweſen auf, treffe mit der gehörigen Entſchiedenheit die erforderlichen Anordnungen, ſo wird die Schule ihre künftigen Lehrer ſich allmählig ſelbſt bilden, und dieſe, in die nämliche Richtung eingewieſen und in dieſem Geiſte erzogen, werden ſelbſt wieder auf derſelben Bahn durch Lehre und Beiſpiel anregend, bildend und befruchtend wirken. Und ſo wird denn auch die Schule wieder ihre alte Verpflichtung zu löſen und zur Bildung einer kräftigen und entſchiedenen Nationalität ihren Beitrag, der bedenklichen Richtung der Zeit aber auch von dieſer Seite ein Gegengewicht zu geben ſuchen.

Ueber die Vertheidigung

des

westlichen Deutschlands gegen Frankreich;

besonders Beantwortung der Frage:

Soll Rastatt eine Bundesfestung werden?

Richten wir unsere Blicke nach den Gränzen des deutschen Vaterlandes gegen die Nation, welche seit dem burgundischen Erbe uns feindlich gegenüber stand und uns während trüglicher Waffenruhen die herrlichsten Länder entriß; in welcher angehäufter Gährungsstoff die ärgste aller Revolutionen, in ihrem Wesen weit verdammungswerther, in ihren Folgen weit ausgedehnter, wie die der Mangolen, gebar; deren unstetes, nur auf Erweiterung und Erwerbung gerichtetes Streben nach zweimaliger Besiegung noch immer Besorgnisse für die Zukunft einflößen muß, und die zum Heile der Völker so oft in Anregung gekommene allgemeine Entwaffnung verhindert: dann müssen wir nicht um unserer selbst willen allein, sondern um der Ruhe aller Staaten und der Gesittung willen um so inniger den Verlust von Landstrichen bedauern, welche als die Grundlagen ihrer Macht und ihres politischen Einflusses auf die Nachbarländer angesehen werden müssen. Lothringen, Elsaß, Hoch- und Niederburgund, durch ihre Gebirgszüge und Wälder, ihre natürlichen Positionen und Festungen, so wie durch ihre regsamen, kräftigen Bewohner eine feste Basis für Kriegsoperationen jeder Art, ragen in Form einer wohlverschanzten Halbinsel mit zwei, bei Lauterburg fast in einem rechten Winkel zusammenlaufenden Schenkeln in das Innere der,

mit natürlichen Vertheidigungsanlagen sehr stiefmütterlich begabten deutschen Länder. Ihre Thore sind eben so geschickt, den Eintritt zu verwehren, wie den stürmischen Ausfall nach Nord und Ost zu begünstigen und in weite Ferne zu verbreiten. Kein europäisches Land kann sich eines so starken Bollwerks gegen den feindlichen Angriff, keines dadurch eines so natürlichen Uebergewichtes über das Nachbarland rühmen, und Frankreich, als eine koncentrirte, nur Einem unabhängigen Willen folgende Macht wird sich, auf solche Grundlagen gestützt, auch in der Folge der Offensive gegen das vielgetheilte Deutschland bedienen.

In einem Kriege Frankreichs gegen den deutschen Bund bilden die drei erwähnten Provinzen (in engerer Begränzung wenigstens das Elsaß und der größere Theil von Lothringen) das große Waffenhaus und den Centralpunkt, von welchem seine Offensive über die Nordlinie nach den Ländern des Mittelrheins und weiter in das nördliche Deutschland, und über die Ostlinie nach dem Donaugebiete und in das südliche Deutschland führt; die Operationslinie jener ist nordöstlich, auf zwei Hauptstraßen und einer Nebenstraße gerade nach Berlin, dem Mittelpunkte der preußischen Macht, die der letzten gerade östlich, auf einer Hauptstraße und zwei Nebenstraßen nach der Hauptstadt der österreichischen Monarchie gerichtet. Den Verbindungspunkt beider Gränzlinien, gleichsam die Pünte des strategischen Bollwerks, bildet die Ecke bei Lauterburg; als Bonnet desselben kann die Rheinlinie von Straßburg mit dem Zwischenorte Fort-Louis, und die Landgränze von der Feste Bitsch mit dem Zwischenorte Weißenburg nach diesem Punkte, gedeckt und unterstützt durch die festen Plätze Hagenau und Pfalzburg, und die natürlichen Positionen an der Motter und Zorn und vor den Engpässen der Vogesen angesehen werden. Von hieraus erfolgen, nach Maßgabe des Bedürfnisses, die Ergänzungen und Verstärkungen für die, in den erwähnten Richtungen in Deutschland vordringenden Heere, und sind dieselben auf der linken Seite über den Mittelrhein und bis zum Flußgebiete der Weser, auf der rechten über den Schwarzwald bis zum Lech und in Baiern vorgerückt, so ergießen sich die Reserven, als ein drittes Heer, in das mittlere Deutschland, um die Operationen der beiden Hauptheere miteinander in Verbindung zu setzen und diese auf dem nächsten Wege zu erhalten. Frankreichs Vortheile

liegen hier klar vor Augen, und bei dem praktischen Blicke, welchen die Franzosen in neuerer Zeit fast überall bewiesen haben, ist zu erwarten, daß sie dieselben benützen werden.

Gegen diese, unserer Meinung nach, sehr natürlichen Offensivoperationen des Feindes stellt nun der Verfasser eines, im ersten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift vom Jahr 1840 über die Vertheidigung des südwestlichen Deutschlands gegen Frankreich erschienenen Aufsatzes den Grundsatz auf, daß die westliche Gränze des deutschen Bundes am besten vertheidigt werde, wenn sich die große Masse des Bundesheeres am Mittelrhein vereinige, um von ihrem Centralpunkte, der Bundesfeste Mainz, mit koncentrirter Kraft, sey es offensiv oder defensiv, zu operiren. Da aber diese nothwendige Bedingung nicht erfüllt werden könne, so lange der Feind im Stande sey, sich ungehindert der südwestlichen Länder zu bemächtigen, so sey für die Sicherheit des Bundes erforderlich, der offenen Gränze des Oberrheins durch Befestigungsanlagen einen Grad von Stärke zu ertheilen, der es den vorliegenden Bundesstaaten möglich mache, durch schnelle Zusammenziehung ihrer Streitkräfte die Koncentrirung der nach dem Mittelrheine eilenden Truppenmassen zu sichern. Zu diesem Zwecke schlägt er Rastatt zu eines Bundesfestung vor, und hält weiter gegen ein, durch den Schwarzwald oder die Schweiz nach der obern Donau vordringendes Heer eine Befestigung von Donaueschingen oder Stockach für nothwendig.

Was nun aber vorerst die Voraussetzung der Operationen am Mittelrheine betrifft, so wird das Bundesheer sich nie vereinigen, um von Mainz aus in gesammter Macht gegen Frankreich zu Felde zu ziehen, nicht weil es zu groß, auch nicht weil es zu schwer seyn möchte, sich über die Wahl des Oberfeldherrn zu verständigen, sondern weil die natürlichen Operationslinien gegen den Hauptpunkt der feindlichen Basis, den wir im Herzen von Lothringen suchen müssen, nicht dieselben sind, sondern sich vielmehr wie Radien eines Kreises mit einem Winkel von bedeutender Größe verhalten. Daher sind wir genöthigt, dem Feinde ein nord- und ein süddeutsches Heer entgegen zu stellen; jenes wird aus dem 4ten, 5ten und 6ten, so wie dem 9ten und 10ten Armeekorps bestehen, und die von dem erwähnten Verfasser vorgeschlagene Operationslinie, jedoch mit bedeutenden, durch die Operationen

des Feindes bedingten Abweichungen verfolgen, dieſes aber, das 1ſte, 2te und 3te, ſo wie das 7te und 8te Armeekorps enthaltend, die Operationslinie des feindlichen Südheeres einſchlagen; und in dieſer Trennung und dem damit verbundenen Streben, in dem Hauptpunkte der feindlichen Baſis ſich die Hand zu reichen, um dann, in Eine große Maſſe vereinigt und mit erhöhtem Muthe gegen den Centralpunkt Paris loszugehen, werden wir eine weit größere Stärke entwickeln, als durch eine anfängliche Vereinigung.

So wie nun, zur Beantwortung des zweiten Vorſchlags, die vorſpringende Spitze des feindlichen Landes zu einem gedoppelten Angriffe des deutſchen Bundes von hoher Wichtigkeit wird, ſo iſt eine ſorgſame Befeſtigung der vor derſelben liegenden Punkte, welche in ihrem dermaligen Zuſtande als eine ſchwache ſtrategiſche Tenaille angeſehen werden müſſen, zu unſerer Vertheidigung unerläßliche Bedingung. Nur durch das Feſthalten derſelben ſind wir im Stande, die angreifenden Heere in ihren Operationen von einander zu trennen, das Innere Deutſchlands vor dem Einbruche einer dritten Armee zu bewahren, und die Operationen beider deutſchen Heere in Harmonie zu bringen und darin zu erhalten. Zwiſchen beiden Operationslinien liegt daher der Hauptpunkt der Vertheidigung, und er tritt in umgekehrte Wirkſamkeit, wenn, wie wir hoffen dürfen, unſere, im Anfange des Krieges wahrſcheinlich zur Vertheidigung genöthigten Heere ſpäterhin gegen die feindliche Baſis die Offenſive ergreifen.

Landau und die Linien an der Queich ſind aber wegen ihrer Einſeitigkeit lange noch nicht hinreichend, die Wirkungsfähigkeit des feindlichen Punktes feſtzuhalten; Germersheim liegt zu weit zurück, und kann, wenn ſeine Befeſtigung auch auf das rechte Ufer ausgedehnt würde, nur zu einer ſichern Verbindung der beiden Ufer dienen. Der zu befeſtigende Hauptpunkt iſt in der Hauptmaſſe der deutſchen Länder, alſo auf dem rechten Rheinufer, gelegen; er muß die Linien an der Lauter im Rücken nehmen, die Einwirkung von Fort-Louis auf den Gang der Kriegsoperationen vernichten, daſelbſt den feindlichen Uebergang über den Strom verhindern, den unſrigen aber, ſo wie den Rückzug über denſelben möglich machen und beſchützen, vor allen Dingen aber auf die Operationen unſerer Heere, ſie mögen defenſiver oder offenſiver Natur ſeyn, wohlthätig und kräftig einwirken. Um

diesen Bedingnissen zu genügen, wäre aber Rastatt, dessen Vortheile in strategischer Hinsicht der erwähnte Verfasser so schön entwickelt, vom Rheine zu weit entfernt, und es könnte dieser Punkt vortheilhafter in der Nähe dieser Stadt, von der Einmündung der Murg an bis anderthalb Meilen stromaufwärts, gefunden werden, wobei aber eine leichtere, doch wenigstens sturmfreie Befestigung von Rastatt zur vollständigeren Schließung der Rheinebene, besonders aber, um den Feind zu einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Angriffsmitteln zu zwingen, gewiß nicht unzweckmäßig erscheinen würde.

Behalten wir nun den Zweck der zu erbauenden Feste vor Augen, so muß sie, unserer Meinung nach, 1) in einer Entfernung von dem jenseitigen Ufer gelegen seyn, daß von dorther keine Bombardirung sie belästigen kann; 2) ihre zur Seite liegenden Werke müssen entlang des Ufers sich auf eine bedeutende Strecke ausdehnen, damit das jenseitige Ufer beherrscht werde, und die Brücken zum Uebergange bereitet und gesichert werden können; sie muß 3) einen sichern Hafen für die zu einer schnellen Verfertigung der Brücken nöthigen Schiffe und Pontons enthalten; 4) gleichviel nach welchem der vorhandenen Befestigungssysteme, in einer großen Stärke ausgeführt werden, und endlich 5) einen innern Raum enthalten, daß sie außer einer Stadt von bürgerlichen Einwohnern, so wie den zur Aufbewahrung der Kriegs- und Lebensbedürfnisse bestimmten Militärgebäuden, und der zur unmittelbaren Vertheidigung nöthigen Besatzung noch eine Offensivmacht von 20,000—25,000 Mann beherbergen kann. Nach unserer, hier unmaßgeblichen Meinung würde die Stärke der fraglichen Festung wohl am besten auf die, von A. Dürer, Montalembert und ihren Schülern ausgesprochenen Ideen gegründet werden, nach unserem Befestigungssysteme in einem ganz einfachen kreisförmigen, kasemattirten Vertheidigungsgebäude von drei Stockwerken, mit vorliegendem Graben, bedecktem Wege und Feldabdachung, so wie mit zu beiden Seiten liegenden, sich auf eine bedeutende Strecke ausdehnenden Uferbatterien bestehen. In den Kasematten würde die zur unmittelbaren Vertheidigung nöthige Besatzung von 7000 Mann, sammt der erwähnten Offensivmacht, die sichersten, bequemsten und gesundesten Wohnungen finden, der innere Raum dem des bastionirten Zwölfecks

gleichkommen, und außer einer Stadt von bedeutender Größe sehr ansehnliche Militärgebäude für die Anstalten und Niederlagen aller Kriegs- und Lebensbedürfnisse, während eines Zeitraums von zwei Jahren enthalten; und dennoch würde diese Festung bei völliger Sicherheit gegen jede offenbare Gewalt und gegen alle der neueren Belagerungskunst zu Gebote stehenden Mittel, sammt der, mit Einfluß der Uferbatterien in 850 Geschützen bestehenden Bewaffnung, nicht viel mehr wie eine des neuern französischen Systems von gleicher Größe des innern Raumes kosten.

Nehmen wir nun an, daß die hier beschriebene Festung erbaut, vollständig ausgerüstet und mit der erwähnten Offensivmacht versehen sey, so ergeben sich in einem großen Maßstabe alle die Vortheile, welche der Verfasser des erwähnten Aufsatzes für seine Befestigung von Rastatt dargelegt hat, die wir aber zu wiederholen unterlassen, weil vorauszusetzen ist, daß unsere Leser denselben kennen werden. Aber auch noch andere Verhältnisse entspringen aus ihrer Lage dicht am Strome und zwischen den Operationslinien beider Heere, welche ihren offensiven Wirkungskreis sehr bedeutend erweitern: durch die Festung werden unsere Heere entweder in den Stand gesetzt, eine große Uebermacht mit Erfolg zu bekämpfen, oder durch ihre Einschließung wird der Feind so geschwächt, daß er im Felde uns nicht widerstehen kann. — Wir gehen nun zu den besondern Bemerkungen über, welche die hohe Wichtigkeit dieser Festung für sich allein, so wie in Verbindung mit Neben- und Reserveanlagen, für die beiden gegen Frankreich streitenden Heere kürzlich nachweisen werden.

1. Das norddeutsche Heer, aus den preußischen Bundestruppen und den Kontingenten der andern norddeutschen Staaten bestehend, tritt nach Abzug der Festungsbesatzungen und der nöthigen Reserve, etwa 110,000 Mann stark dem feindlichen Heere entgegen, welches offensiv die Nordlinie überschreitet. Vom Rhein an bis zur belgischen Gränze haben wir einen Raum von 26 bis 27 Meilen meist gebirgiges, nur auf beiden Flügeln mit Militärpositionen für bedeutende Armeen versehenes Land zu decken; der rechte Flügel wird jedoch von Luxemburg, der linke von Landau und Germersheim und die Mitte von Saar-Louis vertheidigt. Unsere Basis und die Schlüssel zum Uebergange über den Rhein bilden Mainz und Koblenz. Wird unsere Linie durchbrochen, — und

das wird der Feind, um sich in den Besitz der Gebirgshöhen zu setzen, nach Zurücklassung eines kleinen Beobachtungskorps vor Saar-Louis, in der Mitte versuchen — so mangelt uns ein fester Platz auf dem Hundsrück, etwa bei Küssel, Oberstein oder Kirn, welcher die Verbindung zwischen den in der Pfalz und im Moselthale fechtenden, sich nach ihren Basen zurückziehenden Armeeflügeln, und diese, durch links und rechts in den Rücken des vordringenden Feindes zu sendende Streifparteien, vor allenfallsiger Uebereilung sichert.

Am Rhein angelangt, hat der Feind beträchtliche Streitkräfte nöthig zur Einschließung von Mainz und Koblenz, und sein Uebergang über den Strom mit einer durch die Einschließungstruppen sehr geschwächten Macht ist in diesen Gegenden mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden, als wir nach zureichender Besetzung dieser Hauptfesten nicht versäumen werden, längs des rechten Ufers alle Punkte zu besetzen, wo ein Uebergang bewerkstelligt werden könnte. Unsere Stellung mit dem rechten Flügel an Ehrenbreitstein, mit dem linken an Kastel bei Mainz gelehnt, auf jenem bis zum Siebengebirge und an die Sieg, auf diesem längs des Mains bis in die Wetterau und zu den Vorbergen des Spessarts sich ausbreitend, und Frankfurt und Hanau besetzend, in der Fronte den reißenden, in zwei Drittheilen der Ausdehnung von schroffen Felsenbergen ganz nahe begränzten Strom, können wir auf das Gleichgewicht mit der bisher angenommenen Uebermacht und auf die Wahrscheinlichkeit rechnen, wenigstens von einem dieser Hauptpunkte aus bald wieder die Offensive ergreifen zu können.

Wir sind hier am Schlusse des ersten Aktes; der Krieg dreht sich um die beiden Hauptfestungen, welche bisher als die Basen und Waffenplätze unserer Operationen erschienen, und auch eine bedeutende feindliche Uebermacht wird gegen diese nichts vermögen, so lange sie nicht im Besitze der auf dem rechten Ufer befindlichen Stellungen ist. Ein Uebergang des feindlichen Heeres im Angesichte des unsrigen ist aber unthunlich, weil es seine Kommunikationen aufgeben, und der Feind also gezwungen würde, unser Heer entweder oberhalb oder unterhalb unserer Stellung zu umgehen. Das erstere ist aber im Laufe der Operationen seines rechten Flügels gegen Mainz, etwa bei Mannheim, oder unterhalb in das hessische Gebiet, nicht auszuführen, weil er das hierzu

erforderliche Korps nicht wohl entbehren kann, und wir für dieſen Fall die nöthigen Vorkehrungen gewiß nicht verſäumt haben werden; das letztere aber, und ſomit die Eroberung des Niederrheins durch ſeinen linken Flügel, um in der Gegend von Bonn oder Köln (denn bis zum erſten dieſer Punkte iſt es durch leichte Vorkehrungen unmöglich zu machen) einen paſſenden Uebergangspunkt zu gewinnen, leitet ihn von ſeiner natürlichen Operationslinie, unſerer neuen Baſis, ab, die mit dem Vogels- und Rhöngebirge die Gränzen des Stromgebietes der Weſer, alſo den Raum zwiſchen den Quellen der Eder und Lahn auf der einen, und denen der Werra und fränkiſchen Saale auf der andern Seite in ſich faßt, und zunächſt von dem Thüringerwalde auf der linken, von dem Weſterwalde und der Poſition bei Frißlar auf der rechten Seite gedeckt und unterſtützt wird, und ſetzt ihn durch eine bloße Schwenkung unſeres rechten Flügels der Gefahr aus, von ſeiner Baſis gänzlich abgeſchnitten, und mit Hülfe der heſſiſchen und anderer umwohnenden Bauern, die zu nichts leichter wie zu einem Aufſtande gegen Franzoſen zu entflammen ſind, gänzlich vertilgt zu werden.

Es liegt alſo klar am Tage, daß der Feind ſchon bei dem Beginnen ſeiner Offenſive ſich des rechten Rheinufers verſichern, und da eine bloße Streifpartie hierzu nicht hinreichen kann, von dem Elſaß aus mit einem ſtarken Armeekorps über den Rhein gehen wird, um durch ſein Vordringen über Karlsruhe, über den Neckar und Darmſtadt unſer Heer zu überflügeln, und durch ſeinen Uebergang über den Main bei Frankfurt oder Hanau, ſo wie durch Beſetzung der Leipziger, und wo möglich auch der Kaſſeler Straße daſſelbe zum Verlaſſen des Rheins zu nöthigen, von ſeiner neuen Baſis entweder ganz, oder doch theilweiſe zu trennen, und es in die unwirthbaren Gebirge des Weſterwaldes und des Sauerlandes zu werfen.

Um dieſes zu verhindern, wird die Anlage einer neuen Bundesfeſte innerhalb des badenſchen Gebietes zur Vertheidigung des Vaterlandes unerläßlich erſcheinen, und wenn dieſelbe an der bezeichneten Stelle und in dem erwähnten Umfange errichtet iſt, ſo wäre der Rheinübergang eines feindlichen Heeres, welches die Stärke der Offenſivmacht derſelben nicht wenigſtens dreimal überwiegt, zwecklos, indem mit Zurücklaſſung des nöthigen Beobachtungskorps ſein Vorrücken in die linke Flanke des unſrigen

gefährlich, die beabſichtigten Folgen aber ganz unmöglich gemacht werden würden. Daß hierdurch ſchon unendlich viel gewonnen wäre, liegt klar zu Tage; wir gewinnen aber durch die Offenſivmacht unſerer Feſte noch überdieß einen Eintritt in das feindliche Land, indem ſie den Rhein überſchreiten, die Linien an der Lauter im Rücken nehmen, Landau entſetzen, oder, wenn es ſchon genommen wäre, blokiren und den rechten Flügel des feindlichen Heeres von ſeiner Baſis gänzlich abſchneiden wird. Sollten aber die Franzoſen unſerer Feſte gegenüber ſolche Anlagen bereitet haben, welche unſern Uebergang unthunlich machen, ſo iſt ihre defenſive Wirkſamkeit, weil ſie den Feind an der Quelle ſeiner Offenſivoperationen zu lähmenden Vertheidigungsanſtalten nöthigt, groß genug, um Beherzigung zu verdienen.

Von dieſer Seite her wäre das Vaterland alſo ziemlich geſichert, und wenn der deutſche Bund zur Vervollſtändigung noch etwas thun wollte, ſo würde es in einer neuen Feſtung des Hundsrücks — außer der zu ihrer Vertheidigung nöthigen Beſatzung für eine Offenſivmacht von etwa 3000 Mann — in einer leichten Umwallung von Sachſenhauſen bei Frankfurt, oder einem befeſtigten Lager auf der vorliegenden Anhöhe, zu mehrerer Stärkung des linken Flügels gegen den Andrang einer, unſere Feſtung an der Murg unverhältnißmäßig überwiegenden Heeresmacht, in der Wiederherſtellung der ehemaligen Feſte Rheinfels, um zwiſchen Mainz und Koblenz einen ſchicklichen Uebergangspunkt über den Rhein und eine nahe Verbindung mit dem Hundsrück feſtzuhalten, und in der Befeſtigung des Engpaſſes von Wertheim an der Kinzig, zur Behauptung der Leipziger Straße beſtehen. — Für den Fall, daß die Belgier mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache machen wollten, haben wir in den Niederlanden ein natürliches Gegengewicht, und dicht an ihrer Gränze mehrere Punkte, vor welchen ihre ganze Macht zerſchellen würde. Und ſollte das Kriegsglück unſerm Bundesheere ungünſtig ſeyn, ſo finden wir in der ungetheilten Macht des preußiſchen Staates, und nöthigenfalls in dem Aufſtande des Volkes, welches, ſobald das Heer über den Rhein gewichen, nur einer geringen Anregung bedarf, um ſchnell in alle Gebirgslande und von hier ſich in die Niederungen zu verbreiten, eine ſichere Gewähr, daß auf dieſer Seite die Feinde nichts gegen uns ausrichten werden.

II. Folgen wir nun den Operationen des *süddeutschen*, aus den österreichischen Bundestruppen und den Kontigenten der andern süddeutschen Staaten bestehenden, nach Abzug der nöthigen Reserve, eines Seitenkorps und der Festungsbesatzungen, ungefähr eben so starken Heeres, so sind die gegenseitigen Verhältnisse hier anders, und *für uns viel nachtheiliger* gestaltet. — Mit keinem bergigen und waldigen, mit Militärpositionen und im Rufe stehenden Festungen versehenen, unser Vertheidigungsheer durch starke Waffenplätze sichernden Lande gränzen wir hier an Frankreich, sondern durch einen Strom, der als ein natürlicher Wallgraben der jenseitigen Festungen für uns nur eine friedliche Gränzscheide bezeichnet, durch eine 23 Meilen lange, stark bevölkerte, mit allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens reichlich versehene Thalgegend, welche in Kriegszeiten den Uebungsplatz und das Speisehaus der feindlichen Reserven, die Vorrathskammer für die Magazine der Offensivheere bildet. Keine der Beachtung werthe Befestigung deckt hier auf weit und breit das Vaterland, selbst die Richtung der zurückliegenden Gebirgszüge und Thäler ist so beschaffen, daß sie, wenn der Feind ihre nahen Scheitel erklommen, nur ihm allein Vortheile gewähren; ja noch ein anderer Nachtheil entspringt aus dem Umstande, daß die Gränzen der österreichischen Staaten von den feindlichen in bedeutender Entfernung liegen, und das politische Interesse dieser gewaltigen Macht sich auch auf Italien richten, und daher getheilt seyn muß.

Eine Aufstellung des Bundesheeres auf den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes ist nun erforderlich, um dem in langer Linie über den Rhein hervorbrechenden Feinde durch unsere Nähe Achtung einflößen, für ihn den Raum, den er zu seiner Zusammenziehung und Entwickelung nöthig hat, zu beengen und durch die Möglichkeit einer leichten Zerschneidung recht unbequem zu machen; sie ist weiter nothwendig, um unserer Nordarmee auf dem kürzesten Wege die Hand zu reichen, und dadurch beide Heere zum gemeinschaftlichen Zwecke gegen den gemeinsamen Feind zu begeistern, und endlich hat sie vor einer vorgeschlagenen Aufstellung weiter rückwärts, oder gar bei Ulm, die überaus wichtigen Vortheile, daß wir dem Feinde nicht die kostbarsten Länder mit mehreren Millionen Einwohnern preisgeben, aller Hülfe und Mitwirkung derselben entsagen, und unser eigenes Heer entmuthigen, da in der

Brust eines jeden Vaterlandsvertheidigers (und das sollen doch wohl unsere Soldaten seyn?) die Ueberzeugung lebt, daß man dem Feinde die Stirne bieten müsse, und nur im Unglück und einer allzugroßen Uebermacht weichen dürfe. Unsere Stellung vor dem Schwarzwalde wird aber nur dann einige Sicherheit gewähren, wenn sie, neben der Deckung aller Gebirgspässe, von einem Hauptwaffenplatze unterstützt, auf ihrer linken Seite durch eine Achtung gebietende bewaffnete Neutralität der Schweiz gesichert ist, und auf der rechten sich an den Wirkungskreis einer starken Feste anlehnen kann, da unser Nordheer, während eines Rückzugs, in immer weitern Kreisen sich entfernt, und dadurch eine Lücke entstehet, welche, wie bereits oben erwähnt, eine dritte feindliche Armee zu einem Einbruche ins mittlere Deutschland benutzen wird, um unsere beiden Heere außer Gemeinschaft mit einander zu setzen. Nur unter solchen Bedingungen sind wir versichert, daß unser Heer nicht sobald der Uebermacht weichen, den Schwarzwald verlassen und sich hinter den Lech und in die vorarlbergschen Alpen, ja nach ungünstigen Gefechten sogar hinter den Inn und nach Böhmen zurückziehen und die Hälfte des südlichen Deutschlands einem raubgierigen Feinde preisgeben wird.

Wir kommen also hier:

1) zu einer Basis der Operationen und zum Hauptwaffenplatze des Heeres, wo strategische und politische Gründe uns für dieselbe Gegend bestimmen, welche der Verfasser des erwähnten Aufsatzes der deutschen Vierteljahrsschrift im obern Donaugebiete gefunden hat. Ihre Stelle würde nur etwas östlich von Donaueschingen und nördlich von Stockach auf badenschem oder würtembergischem Gebiete zu wählen seyn: zwischen Geisingen und Hausen unterhalb Friedingen an der Donau (etwa in Tuttlingen, wo sich die Straßen von Rottweil, Donaueschingen, Schaffhausen, Stockach, Möskirch und Mühlheim vereinigen, oder auf einer der von dem Flusse bei Friedingen und Mühlheim gebildeten Buchten, wohin die meisten dieser Straßen bequem verlegt werden könnten), oder in Möskirch, wo die Straßen von Ulm, Sigmaringen, Tuttlingen, Stockach, Ueberlingen und Pfullendorf zusammenfließen, oder endlich auf dem nahen Scheitel des Gebirgsrückens, welcher den Schwarzwald mit den vorarlbergschen Alpen verbindet, von Herrneck an bis jenseits Liptingen, und

jedenfalls zugleich da, wo sie für den Fall, daß unser Heer vor dem Schwarzwalde geschlagen würde, oder bei einem unvorhergesehenen feindlichen Ueberfalle nicht soweit herankommen könnte, den Stützpunkt einer vortheilhaften Position darbieten würde. Diesen Zwecken gemäß würde sie einen, über das ganze Gebirge sich verbreitenden, offensiven Charakter, und dadurch einen innern Raum erhalten müssen, daß sie außer der, zu ihrer unmittelbaren Vertheidigung nöthigen Besatzung noch eine Offensivmacht von wenigstens 8000 bis 10,000 Mann, und die Niederlagen aller Bedürfnisse für das gegen Frankreich streitende Heer, während des Zeitraums eines Feldzuges, oder bis nach glücklichem Fortgange des Kriegs ein Punkt des Elsasses ihre Stelle vertreten könnte, beherbergen kann. — Wir würden diese Festung nach denselben Grundsätzen wie die an der Murg errichten, daneben ein Heerlager auf das stärkste befestigen, und, soweit es die Lokalverhältnisse erlauben, alle Straßen von Norden nach der Schweiz, von Westen nach Baiern und Tyrol in derselben vereinigen.

2) Die Neutralität der Schweiz kann in den letzten Friedensschlüssen nur unter der Bedingung zugestanden worden seyn, daß die Republik Kraft und guten Willen haben werde, sie nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu behaupten. Träte also der Fall ein, daß ein feindliches Heer in die Schweiz einbräche, um unsern linken Flügel zu umgehen, so müssen wir Basel, Schaffhausen, Kostnitz und alle übrigen Punkte des Rheins und am Bodensee, von wo aus unsere Flanke bedroht werden könnte, besetzen, oder mit einem abgesonderten Armeekorps in das Innere des Landes selbst eindringen, und die Bundesregierung kann solche, zu unserer Sicherheit nöthigen Maßregeln uns um so weniger verargen, wenn wir unser Heer an den Gränzen unseres Bodens, in gleicher Linie mit ihrer allenfallsigen eigenen Vertheidigung gegen Frankreich, oder doch nur wenig rückwärts bei unserer Donaufeste, und nicht 20 Meilen von ersterer, etwa bei Ulm, aufgestellt haben.

3) Die Feste, die unsern rechten Flügel decken soll, kann nur in der bereits oben bemerkten Lage an der Murg gefunden werden, und ist durch eine rüstige, von einem unternehmenden Führer befehligte Offensivmacht von 20,000 bis 25,000 Mann im Stande, alle Festungen des Elsasses im Zaume zu halten,

durch Flankenmärsche den Rücken des feindlichen Heeres auf das äußerste zu beunruhigen, dasselbe von seiner Basis vielleicht gänzlich abzuschneiden, oder wenigstens den Feind zu nöthigen, ein Reserve- und zugleich ein Beobachtungsheer von mehrfach größerer Macht aufzustellen und seine Armee dadurch empfindlich zu schwächen. — Wir sehen also hier dieselbe Wichtigkeit der fraglichen Gränzfeste für das süddeutsche wie für das norddeutsche Heer.

Unter solchen Bedingungen würde unsere Stellung vor dem Schwarzwalde ein Achtung gebietendes Ansehen erhalten, ja gegen eine große Uebermacht unbezwinglich werden, wenn diejenigen Gebirgspässe, die uns zum Vortheile dienen, durch ständige Verschanzungen gesichert, die übrigen unwegsam gemacht, — wenn vor den Hauptübergangspunkten, Straßburg, Neubreisach und Hüningen, die Orte Kehl, Altbreisach und ein anderer in der Gegend von Basel, etwa Lörrach oder in dessen Nähe, worin die Straßen von Freiburg, dem Schwarzwalde und Bodensee nach Basel vereinigt werden könnten, gut befestigt, und nach Abzug der, zu ihrer Vertheidigung nöthigen Besatzung für eine Streitmacht von 1000 bis 2000 Mann, großentheils Reiterei, eingerichtet, — und endlich die Bewohner des Schwarzwaldes und der Alp, die in ihren rührigen Nachbarn, den Tyrolern und Vorarlbergern, ein Vorbild der Vaterlandsliebe, in der nahen Hauptfeste einen Centralpunkt für ihre Operationen finden, zu den Waffen gerufen würden. Ein allgemeiner Aufstand würde bei zweckmäßigen Anordnungen nicht so schwer seyn, wie der Verfasser der zu Freiburg im Breisgau erschienenen Beantwortung des erwähnten Aufsatzes der deutschen Vierteljahrsschrift, nach seiner Schilderung von dem bedächtigen und eigennützigen Charakter der dortigen Gebirgsbewohner, meint, und einmal aufgeregt, würde sich das Feuer schnell nach allen Seiten hin verbreiten; ja für den schlimmsten Fall, daß bei einer Ueberraschung die österreichischen Bundestruppen nicht herankommen könnten, würde das aus dem 7ten und 8ten Armeekorps bestehende, nach Abgang einiger Besatzungen noch etwa 50,000 Mann starke Heer mit Hülfe der Besatzungen am Rhein im Stande seyn, den Feind, wenn auch nicht vor dem Schwarzwalde, doch vor den Positionen unseres Waffenplatzes so lange aufzuhalten, bis er nach Ankunft der drei ersten Armeekorps, von einem großen Heere und dem Aufgebote des ganzen Gebirges von

allen Seiten umringt, ſein Heil in einem eiligen Rückzuge ſuchen müßte. Und ſollte uns wider Verhoffen hier ein Unglück begegnen, ſo finden wir (die geprieſenen Poſitionen von Ulm, wo nur traurige Erinnerungen die Bruſt eines jeden Deutſchen erfüllen müſſen, zur Seite laſſend) hinter dem Lech eine, von den Alpen auf der linken und der Donau auf der rechten Seite gedeckte, um ſo vortheilhaftere Poſition, als der Feind, wenn er nicht eine ſehr bedeutende Heeresmacht zu Reſerve- und Beobachtungskorps zerſplittern will, durch die Offenſivmacht zweier großen und mehrerer kleinen Feſtungen und den Aufſtand der Gebirgsvölker im Rücken angegriffen iſt, und Oeſterreich den Bundeskrieg nun als einen eigenen Reichskrieg betrachten und alle Kräfte aufbieten wird, den gemeinſchaftlichen Feind zurückzuwerfen.

Nach vorliegenden Sätzen wird ſich nun die hohe Bedeutung einer Befeſtigung von Raſtatt oder an der Murgmündung — denn auch erſtere wäre nach unſerer Meinung wohl als Hauptfeſte zuläſſig, wenn das nahe gelegene Rheinufer in einer bedeutenden Länge durch geſchloſſene Nebenwerke befeſtigt und der Strom auf dieſe Art in unſere Gewalt gebracht würde — zur Vertheidigung des Vaterlandes über allen Zweifel erheben. Sie wird aber eben ſo wichtig, wenn unſere Heere, wie nach mannhaftem Widerſtande gegen den feindlichen Angriff zu erwarten iſt, im Laufe des Krieges Gelegenheit finden, ſelbſt die Offenſive zu ergreifen.

Nehmen wir einmal an, daß unſer Südheer zurückgedrängt werde, das Nordheer aber eine Ueberlegenheit über das feindliche behaupte, ſo wird dieſes über Saar-Louis, und wenn umgekehrt das letztere unglücklich ſeyn ſollte, unſer Südheer in der Nähe von Breiſach den Rhein überſchreiten, aus dem obern Elſaß über die Vogeſen heranſtürmen und nach dem Herzen von Lothringen vordringen, wobei die Offenſivmacht der großen Feſte die Feſtungen des Elſaſſes im Zaume hält und dem vorgerückten Heere zur Reſerve dient. Eine Folge davon muß der Rückzug des ſiegreichen feindlichen Heeres werden, welches dann, zwiſchen zwei Feuer verſetzt, ſeinem Untergange nicht entgehen wird, wenn wir nicht eine außerordentliche Ueberlegenheit des Feindes annehmen wollen. Sollten endlich beide feindliche Heere zu gleicher

Zeit zurückgedrängt werden, so folgen die unsrigen auf dem Fuße nach, und wenn der Feind bei vorliegenden besondern Verhältnissen den seltsamen Plan verfolgen wollte, nach Zurücklassung einer Reserve in dem Hauptpunkte seiner Basis, bei Straßburg und unterhalb über den Rhein zu gehen, unsere Feste einzuschließen, und mit koncentrirter Hauptmacht in das mittlere Deutschland vorzudringen, um von der Redniz und dem obern Maine rechts und links sich wendend, die Operationslinien unserer Heere zu durchschneiden und ihnen in den Rücken zu gelangen: so wird es letztern, durch ihren gedoppelten Angriff bei dem Schutze ihres Rückens, nicht schwer seyn, schnell die feindliche Basis zu überwältigen, sich in dem Herzen derselben an der oberen Mosel zu vereinigen, und mit umgekehrter Fronte und vereinigter Macht über die zurückkehrenden feindlichen Armeen herzufallen und eine nach der andern aufzureiben.

Damit aber solche Operationen eines glücklichen Erfolges sich erfreuen mögen, ist vor Allem Eine Seele, ein Alles belebender Geist erforderlich, der mit väterlich liebender, zugleich aber auch mit diktatorischer Gewalt das allgemeine Interesse des Bundes in Zeiten der Noth regiere, dessen geheiligte Majestät unferne der Schlachtfelder throne, die Heerführer in ihren Rinnsalen erhalte, den Volksgeist und den allgemeinen Aufstand wecke und bezähme, und, soviel wie möglich, die durch den Vertheidigungskrieg entspringenden Drangsale einzelner Volksstämme und Gegenden augenblicklich heile. Von seinem Sitze aus, der sich in dem Radius unserer gewaltigen Gränzfeste nach Deutschlands Mittelpunkte vor oder rückwärts bewege, würde das Prinzip der Einheit erhalten; ja wir würden, um einem jeden Anlaß zur Eifersucht im Voraus zu begegnen, das gegenseitige Vertrauen aber recht fest zu begründen, dieses oberste Kriegshaupt weder aus dem österreichischen, noch aus dem preußischen, sondern aus irgend einem andern erhabenen deutschen Regentenhause wählen, und überdieß schon im Frieden alle Festen von der Mündung des Neckars an aufwärts von den Preußen, mit einer Beimischung des 7ten und 8ten, diejenigen abwärts des Stromes von den Oesterreichern mit einer solchen des 9ten und 10ten Armeekorps besetzen lassen, damit im Kriege die letztern sich um so leichter in die Pflicht finden, den Rücken und die Seiten ihrer norddeutschen,

die preußiſchen Krieger aber diejenigen der ſüddeutſchen Brüder zu beſchirmen. Eine weitere Folge hiervon würde nun ſeyn, daß alle neuen Befeſtigungen auf Koſten des ganzen Bundes errichtet, alle Ausgaben, welche die Volksbewegung und die Entſchädigungsleiſtungen veranlaſſen, aus der allgemeinen Bundeskaſſe beſtritten werden müßten.

Nachdem wir unſere Anſichten über einen, für das geſammte Vaterland hochwichtigen Gegenſtand kürzlich dargelegt haben, freuen wir uns, daß ſie mit denjenigen des Verfaſſers jenes in der deutſchen Vierteljahrsſchrift befindlichen Aufſatzes in vielen Punkten ſo nahe übereinſtimmen. Dagegen ſind wir mit den davon abweichenden Anſichten des Freiburger Aufſatzes in mannichfacher Beziehung nicht einverſtanden, und wollen, was vorerſt die Einwürfe gegen die Befeſtigung von Raſtatt, alſo auch gegen die von uns vorgeſchlagene Bundesfeſte an der Murgmündung betrifft, außer den, in dem bisherigen Vortrage bereits enthaltenen Bemerkungen noch folgende Worte anfügen.

1) Da wir die Koncentrirung der ganzen Bundesmacht am Mittelrhein nicht für thunlich, ſelbſt nicht für rathſam, vielmehr die Operationen zweier deutſchen Heere gegen Frankreich für unerläßlich halten, ſo ſoll unſere große Feſte nicht als Baſis, ſondern nur als Stützpunkt der linken Seite des norddeutſchen und der rechten des ſüddeutſchen Heeres dienen, aber als ein ſo gewaltiger Stützpunkt, daß er durch ſeine Flankenſtellung auf die feindlichen Offenſivoperationen überall hindernd und lähmend einwirke, die freien Bewegungen unſerer Heere aber, ſobald ſie gegen den Mittelpunkt der feindlichen Baſis die Offenſive ergreifen, durch Deckung ihres Rückens fördere und beſchleunige.

2) Unſere Feſte deckt allerdings ſchon den Oberrhein gegen ſtreifende Korps, und dieſes wird um ſo kräftiger geſchehen, wenn die Hauptübergangspunkte, Straßburg, Neubreiſach und Hüningen, durch die erwähnten kleinen dießſeitigen Feſtungen verriegelt werden; ſie deckt ferner die obere Donau gegen das weitere Vordringen derſelben, wenn die Hauptpäſſe des Schwarzwaldes verſchanzt, die übrigen rngangbar gemacht ſind. Bei dem Uebergange einer großen Armee werden unſere Truppen Zeit gewinnen, vor dem Schwarzwalde eine vortheilhafte Stellung anzunehmen, und ſollte der Andrang allzu raſch und heftig ſeyn, ſich doch in den

Positionen unseres Waffenplatzes zu versammeln, so daß ein unvorhergesehener Ueberfall keine unglücklichen Folgen nach sich ziehen kann.

3) Der Verfasser bedauert die Schutzlosigkeit des südwestlichen Theils des gemeinsamen Vaterlandes, „welche in dem möglichen Falle, daß Oesterreich und Preußen unter sich, sey es allein, oder in Verbindung mit Bundesgenossen, in Krieg verwickelt würden, und die Franzosen dann unter dem Vorwande einer Fürsorge für ihre Gränzen in die Nachbarländer einrückten, noch viel größer werden würde;" und diese Schutzlosigkeit ist nur zu sehr gegründet, ungeachtet sich bei den tausendfachen bittern Erfahrungen, welche die Trennung an die Hand gegeben, bei einem fünf und zwanzigjährigen glücklichen Friedensstande, welchen die Eintracht hervorgerufen, bei der durch die eindringlichsten Lehren erzeugten innigen Verschmelzung der deutschen Interessen ein Mißverständniß zwischen den deutschen Ländern nicht zu gedenken ist, wollen wir nicht unsern wohlgesinnten Fürsten und ihren Völkern zu nahe treten. Demungeachtet ist der Verfasser gegen die Erbauung einer Feste, deren Wichtigkeit der Aufsatz der deutschen Vierteljahrsschrift bereits so klar erwiesen hat; er hebt das allgewaltige Straßburg empor, mit welchem Rastatt doch nicht rivalisiren könne, als ob ersteres, wie alle Festungen der bisher angewendeten Systeme, der neuern Angriffskunst nicht unterliegen müßte, und man letzterer Festung bei der günstigen Lokalbeschaffenheit nicht eine ganz beliebige Ausdehnung geben könnte, und scheint endlich der irrigen Meinung zu seyn, daß es, um die Drangsale des Kriegs zu vermindern, räthlich sey, keine Mittel dagegen anzuwenden, also den Feind schalten und walten, und sein meisterhaft erlerntes Aussaugesystem ungestört anwenden zu lassen. — Uebrigens möchte es den von Straßburg kommenden Cadres und Rekruten, und wenn es auch solche aus ganz Frankreich wären, wohl nicht so leicht fallen, eine auf richtigen Grundsätzen beruhende Befestigung von Rastatt oder an der Murgmündung mit Wirkung einzuschließen; ihre Kriegsübungen und Begehrlichkeiten dürften ihnen wohl theuer zu stehen kommen!

Dagegen schlägt nun der Verfasser hauptsächlich vor, Ulm, als Hauptwaffenplatz, so wie als Deckungs- und Sammelplatz der Truppen, zu einer Hauptfeste des deutschen Bundes zu machen, und da nicht der Rhein, sondern der Schwarzwald die natürliche

Schutzwehr gegen Frankreich ſey, eine badenſche Landesfeſte im Rücken des Gebirges als Waffenplatz für das Kriegsmaterial anzulegen, und zugleich eine Wehrhaftmachung des Gebirgsvolkes durch Errichtung von Schützenkorps zu bewerkſtelligen.

1) Was den erſten dieſer Vorſchläge betrifft, ſo hat das gute Ulm, als Deckungs- und Sammelplatz geſchlagener Truppen, und folglich als Schlachtfeld für uns etwas ſehr Widriges. Jahrhunderte werden nicht das Gefühl verwiſchen, welches die Bruſt eines jeden Deutſchen bei dem Gedanken an die harten Schläge erfüllen muß, die das Vaterland auf ſeinen Feldern erlitten hat, und die, ſo lange Vorurtheile herrſchen, nicht geeignet ſind, den Muth der Soldaten zu beleben. Aber auch abgeſehen hiervon, muß unſer Hauptwaffenplatz der feindlichen Gränze und unſerem Schlachtfelde näher gelegen ſeyn, um der völligen Auflöſung eines etwa geſchlagenen Heeres vorzubeugen, und wir meinen die hierzu ſchickliche Gegend angezeigt zu haben, eine Gegend, welche noch die weitern Vortheile darbietet, daß unſere Feſte bei einem etwaigen Rückzug des Heeres von deſſen erſtem Raſt- und Sammelplatze hinter der mittlern Iller, und deſſen neuen Aufſtellung hinter dem Lech nicht allzuweit entfernt iſt, bei einer Offenſive aber, wenn unſer Heer in das Elſaß eingedrungen, um gegen die Feſtungen und die Päſſe der Vogeſen zu ſtürmen, ihre Bedingniſſe mit voller Wirkſamkeit behauptet wird.

2) kann die vorgeſchlagene badenſche Landesfeſte für 1000 Mann Beſatzung ihrem Zwecke auf keine Weiſe entſprechen; ſie iſt viel zu klein, um ihr diejenige Stärke und den nöthigen äußern Wirkungskreis ertheilen zu können, welche ſie als Waffenplatz und zur Sicherheit der Kriegsvorräthe erheiſcht, die für das kleine Baden eben ſo wichtig ſind, wie für das große Oeſterreich. Nach dem neueren franzöſiſchen Syſteme auf das beſte befeſtigt und von den tapferſten Soldaten vertheidigt, würde ſie, wenn nicht natürliche Vortheile (die aber auf der andern Seite dem offenſiven Charakter ſchaden) zu Hülfe kämen, nach eröffneten Laufgräben ſich kaum acht Tage lang halten, und dann alle Nachtheile einer höchſt zweckwidrigen Anlage beweiſen. — Ueberdieß würde die Errichtung aller neuen Feſtungen, weil ſie zum Vertheidigungsſyſteme des ganzen Bundes gehören, auch nur eine Sache des Bundes ſeyn, wozu alle Staaten nach Verhältniß

ihrer Größe beitragen müßten, und Baden würde in dem, hier ohnehin zu erbauenden Hauptwaffenplatze eine weit stärkere Gewähr für die Sicherheit seiner Kriegsvorräthe finden.

3) Was endlich die vorgeschlagene Wehrhaftmachung des Schwarzwaldes durch Errichtung von Schützenkorps betrifft, so fühlen wir, da eine wohleingeübte Landwehr fast nirgends mehr besteht, uns verpflichtet, dem Verfasser hierin beizustimmen. Es möchte nur gerathen seyn, dieselbe in einem größern Maßstabe und einer weitern Ausdehnung anzuordnen, so daß nicht nur die Gebirgsbewohner des Schwarzwaldes, sondern auch der Alp, des Odenwaldes, Spessarts, des Röhn- und Vogelsgebirges bis zum Westerwalde, und somit alle Korps der Gebirgsschützen in Baden, Würtemberg, Hohenzollern, dem Großherzogthum und Churfürstenthum Hessen, in Nassau und einem Theile der preußisch-westphälischen Länder, ja für den möglichen Fall, daß die Schweiz mit Frankreich verbündet oder erobert wäre, auch der vorarlberger und tyroler Alpen durch ein allgemeines, von dem Bundestage zu ernennendes, dem jeweiligen Sitze des obersten Kriegshauptes folgendes Oberhaupt zu einem Ganzen verbunden wären, welches im Rücken der Heere einen bewaffneten Kordon bildete, der bei allenfallsigen Unfällen durch den kleinen Krieg die schnellen Fortschritte des Feindes hinderte und uns in die Lage setzte, die zum Sammeln der geschlagenen Heere, so wie zu ihrer Ergänzung und Verstärkung nöthige Zeit zu gewinnen. Diese Schützenkorps würden die durch ihre Linie führenden Hauptpässe besetzen, die übrigen ungangbar machen und erhalten; sie würden durch Hinterhalte und Ueberfälle, durch Abschneiden einzelner Kommandos, so wie der Zufuhren und Ergänzungen, und endlich durch Entziehung aller Unterhaltsmittel dem Feinde große Verluste zufügen, und ihn in die absolute Nothwendigkeit versetzen können, überall starke Reserven zurückzulassen und dadurch sein Heer empfindlich zu schwächen. Durch ihr Beispiel würden endlich die Bewohner der Flächen zu gleichem Widerstande ermuntert, die Liebe zum gemeinschaftlichen Vaterlande erweckt und zu Thaten entflammt, und ein Volkskrieg erregt werden, der dem in das Innere unserer Lande eindringenden Feinde Verderben bringen müßte.

Damit aber diese Schützen im Frieden schon zum Kriege gerüstet seyen, würden wir vorschlagen, die jüngern in ein erstes

Aufgebot zu vereinigen, welches während einer bestimmten Dienstzeit abwechselnd die zur Bedeckung der Hauptpässe und ihrer Waffenplätze nöthigen kleinen Festungen und Schanzen zu besetzen hätte, und aus seiner Mitte ein Korps auserwählter Freiwilliger zu bilden, welche sich verpflichteten, als Parteigänger die streitenden Heere zu umschwärmen, und den von feindlichen Angriffen bedrohten Punkten des Kordons in größern Massen zu Hülfe zu eilen. Unberechenbare Folgen könnten in Zeiten der Noth durch solche Anordnungen herbeigeführt, und unsere westlichen Nachbarn zur Ueberzeugung geleitet werden, daß wir, in ein festes Bündniß vereinigt, unsern Rechten Achtung zu verschaffen wissen, und daß für sie die Zeit vorüber ist, die Völker zu plagen.

Die nationale Bedeutung

Friedrichs des Großen.

I. Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte von J. D. E. Preuß. 5 Bde. 1832—34.
II. Denkwürdigkeiten meiner Zeit, von Chr. W. von Dohm. 5 Bde. 1814—1819.
III. Geſchichte Friedrichs des Großen, von Franz Kugler. Mit 500 Originalzeichnungen von Adolph Menzel. 1840.
IV. Friedrich der Große, von Th. Chamber. 1834.
V. Friedrich der Große und ſeine Widerſacher. Eine Jubelſchrift von K. F. Köppen. 1840.
VI. Ueber die Intereſſen Europens. Nach Anſichten des Philoſophen von Sansſouci. 1840.
VII. Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, vorgetragen von Friedrich Schleiermacher. 1835.

Die Nothwendigkeit einer lebendigen, nationalen Einheit wird von den politiſch und intellektuell Aufgeklärteren unter den Deutſchen immer allgemeiner empfunden und anerkannt, und zumal in den neueſten Zeiten, ſeit man die Sturmvögel am politiſchen Himmel hinflattern hört, hat ſich dieß Gefühl kräftiger kund gegeben; aber während die Einen in naiver Gutmüthigkeit und aus indolentem Optimismus, oder aus euphemiſtiſcher und loyaler Schüchternheit dieß Gut als ſchon in gediegenſter Geſtalt gefunden und befeſtigt ausrufen, glauben Andere daſſelbe erſt ſuchen, erringen, oder doch es mit ſtärkern Bürgſchaften ſichern zu müſſen. Die lebendige, nationale Einheit im politiſchen Sinn beſteht nun, unſers Erachtens, darin, daß alle Genoſſen eines, durch geographiſche Lage, durch Abſtammung, geſchichtliche Erinnerungen und politiſche Conjunkturen, beſonders aber auch durch gemeinſame Sprache zuſammengehörigen Volks ſich als betheiligt fühlen beim Beſtand, Gedeihen,

bei der Macht und Ehre des Ganzen, und daß hinwieder die Gesammtheit den Willen und die Mittel hat, ihre sämmtlichen Glieder in ihrem Bestand, ihren Rechten und Ehren zu erhalten und zu schützen. Es ist bekannt, daß man da und dort schon den Zweifel, ob eine solche nationale Einheit der Deutschen durch die dermalen, seit dem Sturze Napoleons bestehenden Institutionen wirklich hergestellt sey, als ein Verbrechen anzusehen geneigt ist; aber trotz dem können wir uns dieses Zweifels nicht erwehren, und wir dürfen uns wohl darauf berufen, daß man ja in den letzten zehn Jahren den großen preußischen Zoll- und Handelsverein hat ins Leben treten sehen, was doch gewiß auf einen vorher bestandenen Mangel an nationaler Einheit hinweist. Und vielleicht läßt sich sogar behaupten, daß dieser Zoll- und Handelsverein mehr für die Annäherung und eine, freilich zunächst auf materielle Interessen gegründete Sympathie unter den deutschen Stämmen zu wirken geeignet sey, als der rein politische deutsche Bund. Das Wohlthätige und Zweckmäßige des letztern, zumal seiner ursprünglichen Idee nach, deren volle Verwirklichung jedoch auf unüberwindliche Hindernisse stieß, soll auch gar nicht geläugnet werden, und vielleicht ist es noch mehr in dem zu suchen, was er *verhindert*, als was er *gewirkt* hat; aber es ist auch einleuchtend, daß eine, von einer kleinen Anzahl von Staatsmännern repräsentirte Einheit Deutschlands wohl äußere Formen und Regeln für gemeinsames Handeln der Regierungen festsetzen, aber keinen lebendigen und zusammenhaltenden Geist der Nation einhauchen, daß sie wohl äußerlich binden, aber nicht innerlich verschmelzen konnte. Dem von den Einsichtsvollen und Patriotischgesinnten gefühlten Bedürfniß nationaler Einheit steht einerseits die durch alte Tradition und träges Vorurtheil, durch Confessions- und Stammesverschiedenheit befestigte Trennung und Eifersucht der verschiedenen Volksstämme, andererseits wohl auch das vermeintliche Interesse der Dynastien entgegen, welche besorgen mögen, von der zur Wahrheit werdenden Einheit des deutschen Volks die Markſteine und Grenzpfähle der einzelnen Territorien verschlungen zu sehen. — Daß durch gewaltsame Mittel, selbst wenn diese moralisch gebilligt oder gerechtfertigt werden könnten, für die nationale Einheit nichts zu gewinnen wäre, ist gewiß; denn die Geschichte lehrt, daß, wo sich nationale Einheit findet, diese mehr das

Ergebniß des Gangs der Ereigniſſe und kluger Benützung der Umſtände, als eines abſichtlichen, mit Gewalt durchgeführten nationalen Planes war. Eroberungen, Erbſchaften, Liſten und Grauſamkeiten haben in Spanien, in Frankreich, in England die früher geſchiedenen Herrſchaften und Volksſtämme zu einer Einheit verſchmolzen, und was jetzt als Wohlthat empfunden wird, was die Grundlage der Macht, der Größe und des Stolzes der Nationen ausmacht, das ward früher verflucht als Anmaßung, Unrecht, Unterdrückung. Dieß den Deutſchen ins Gedächtniß zurückzurufen, dürfte nicht unangemeſſen ſeyn, — nicht um ſie einzuſchüchtern und ſie von ehrenhaften Wünſchen und Beſtrebungen zurückzurufen, ſondern nur, um ſie vor blendenden Chimären zu warnen, und ihnen diejenigen Mittel zur Förderung des Geiſtes der nationalen Einheit zu empfehlen, deren Anwendung nie ſchädlich werden kann, und in mancher Beziehung heilſam wirken muß.

Manche finden die Einheit der Deutſchen, ſo weit ſie wünſchenswerth, oder dieſer Nation vom Schickſal für die Zukunft beſtimmt ſey, ausſchließlich oder hauptſächlich in ihrem geiſtigen Wirken und Schaffen, in ihrer Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt, und halten jeden politiſchen Zuſtand der Nation für befriedigend, der nur die Selbſtſtändigkeit dieſer geiſtigen Strebungen und der ſie bedingenden, das Volk als organiſche Einheit bezeichnenden und zuſammenhaltenden Sprache unangetaſtet laſſe. Sie können ſich darauf berufen, daß die unſtreitig glänzendſte Periode der deutſchen Literatur und Philoſophie in die Zeit gefallen, wo die alte deutſche Reichsverfaſſung vollends in Trümmer ſank und Deutſchland zerriſſen, ausgeſogen, von Bruderblut überſchwemmt, von Feinden vertheilt, kaum je wieder zu einem politiſch ſelbſtſtändigen Leben erwachen zu können ſchien. Hier kann dieſe Anſicht nicht genauer geprüft werden; mag ſich mit jener geiſtigen Einheit begnügen, mag an die Dauer derſelben, ohne eine lebendige Unterlage der Kraft, glauben, wer da kann! Wie lang aber, meint man, werden in einem politiſch kranken und hohlen Zuſtand jene Garantien, die man doch nicht entbehren kann, beſtehen? wie Vielen kommt jene geiſtige Einheit zu gute? und endlich, vergißt man, daß Deutſchland *jetzt* ſchon über die Entartung und das Verkommen eines wichtigen Zweigs der Literatur und Kunſt, des Drama's, gerechte und bittere Klage führt? daß der Roman in

Deutſchland großentheils ausländiſche Stoffe und Scenen wählt? daß unſere Geſchichtſchreiber in manchen Stücken hinter den Franzoſen zurückſtehen?

Ein wichtiges Förderungs- und Belebungsmittel des nationalen Geiſtes unter den Deutſchen iſt gewiß die fortdauernd genährte oder wieder aufgefriſchte Erinnerung an große und ausgezeichnete Männer, ſolche namentlich, die eine bleibende politiſch-nationale Bedeutung haben, die der Gegenwart nicht zu ferne ſtehen, die nicht ganz dem Reich der Vergangenheit anheimgefallen ſind, ſondern in der Halle der Geſchichte, im dankbaren und bewundernden Andenken der Gegenwart noch leben. Allerdings iſt die Zahl ſolcher Männer, welche ein allgemeines, ein nicht bloß lokales und partikuläres Intereſſe in Anſpruch nehmen, in Deutſchland nicht groß, und es dürfte ſchwer fallen, unſern Heroen im Gebiet des Idealen, unſern großen Dichtern und Schriftſtellern eine gleiche Anzahl eben ſo glänzender und nationaler Namen aus der Sphäre des realen, politiſchen Lebens gegenüber zu ſtellen; um ſo mehr aber iſt es wohl dringende Aufgabe, dieſe in ihr Recht einzuſetzen. Auch wird es erlaubt ſeyn, zurückzugreifen auf eine, freilich durch eine unermeßliche Kluft von Ereigniſſen, Stürmen und Schickſalswechſeln von uns geſchiedene, aber doch noch nicht über die Erinnerung der Greiſe hinausliegende Zeit und deren Heros, Friedrich II. König von Preußen, auf ihn in dieſer Zeitſchrift hinzuweiſen, welche mit den deutſchen Intereſſen im weiteſten Umfang ſich beſchäftigt, — und um ſo mehr, wenn ſich zeigen läßt, daß in ihm Vieles wurzelt, was die Gegenwart beſchäftigt und bewegt, daß er geeignet iſt, ein Anhaltspunkt zu ſeyn für den Blick des Deutſchen, welcher ſich leicht in einem grenzenloſen Feld bunter Erſcheinungen, Träume, Wünſche und Hoffnungen verirrt.

Am 31. Mai des Jahrs 1840 war ein Jahrhundert abgelaufen ſeit der Thronbeſteigung des großen Regenten, der ohne Frage die bedeutendſte geſchichtliche Perſönlichkeit der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts war, und der dieſe Hälfte beinahe völlig mit ſeiner ſechsundvierzigjährigen, thatenreichen und unermüdet thätigen Regierung ausfüllte; die zweite Hälfte aber, von der erſten getrennt durch das Abtreten des großen Mannes von der Bühne, iſt ebenſo oder eigentlich noch ſtärker charakteriſirt durch ein großes, komplicirtes Ereigniß, deſſen Ende noch jetzt nicht erſchienen iſt:

die franzöſiſche Revolution, als deren Centralfigur Napoleon erſcheint, wenn ſchon er das Prinzip der Revolution nicht rein darſtellt und den Geiſt ſeines Zeitalters nicht in der Art vertritt, wie Friedrich II. den Geiſt des ſeinigen. Denn Friedrich ſtand an der Spitze des Zeitgeiſtes im günſtigen und minder günſtigen Sinn, Napoleon aber bekämpfte und unterdrückte den Zeitgeiſt. Die Grundſätze des geborenen Königs, des Eroberers von Schleſien, des Mitzerſtücklers von Polen, waren liberaler und humaner, als die des Sohns der Revolution, und dieß gibt ihm ohne Zweifel Anſpruch, neben Napoleon fortzuleben, ja vielleicht ihn zu überleben. Das ſeit ſeinem Tode verfloſſene halbe Jahrhundert, gewiß eines der bewegteſten und ereignißreichſten, welche die Geſchichte in ihre Annalen eingetragen, hat ſein Bild und Andenken noch nicht auszulöſchen vermocht; immer taucht es wieder, mit neuaufgefriſchten Farben, hervor, und namentlich das Jahr 1840 gab, bei der Neigung der Menſchen, durch große und kleine Zeitabſchnitte und Cyklen ſich feierlicher ſtimmen, Erinnerung und Ahnung lebhafter in ſich anregen zu laſſen, viele Veranlaſſung, auf den großen König des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuſchauen, ſeine Perſönlichkeit und ſein Wirken neu zu beleuchten. Zunächſt freilich und am meiſten iſt dieß in Preußen geſchehen, in dem Staat, dem er als König angehörte, den er zu ſeiner Größe erhoben und in die Reihe der Mächte eingeführt hat, welche eine Stimme haben in dem die Schickſale Europas erwägenden pentarchiſchen Rathe; aber auch im übrigen Deutſchland hat es nicht an Solchen gefehlt, die auf ihn hinwieſen; und mit welchem Recht dieß geſchehen, zu zeigen, iſt der Zweck dieſer Blätter.

Als der Verf. zuerſt den Gedanken dieſes Aufſatzes gefaßt hatte, ſtieß er auf eine Stelle im engliſchen Spektator (in einem Artikel über den Tod des Königs Friedrich Wilhelm III.), worin das, was er zu erörtern ſich vorgenommen, ganz apodiktiſch und zuverſichtlich ausgeſprochen iſt: „Friedrich der Große lebt noch, beflügelt die Thatkraft Preußens, und wird die Thatkraft Deutſchlands beflügeln.“ Was hier gewiſſermaßen poetiſch-prophetiſch ausgeſprochen iſt, das ſollte auch dem nüchternen Verſtand anſchaulich gemacht und im Einzelnen nachgewieſen werden durch Aufzeigung des noch jetzt nachwirkenden Einfluſſes von Friedrich II. in hiſtoriſch-philoſophiſcher Weiſe. Die nationale Bedeutung des

großen Königs für ganz Deutschland scheint immer noch nicht ganz gewürdigt und empfunden zu werden; und der Eifer, womit in Preußen, das mit Recht stolz ist auf seinen Heros, dessen Andenken erneuert und gefeiert wird, könnte wohl gar die Angehörigen anderer deutschen Staaten zur Eifersucht und Opposition reitzen, und so eines der wichtigsten Bindemittel des Nationalgeistes selbst zu einem Stein des Anstoßes, einer Veranlassung zum Zwiespalt werden. Aber sollten nicht die Preußen sich freuen, wenn das übrige Deutschland an ihrem Helden in nationalem Sinne Theil zu nehmen verlangt? Gewiß! Und die Einsichtsvollen und Wohlmeinenden werden keine Eifersucht zeigen noch hegen, sie werden keiner Empfindlichkeit Raum geben, wenn Solche, die nicht dem Staate Friedrichs II. angehören, ihn von einem etwas andern Gesichtspunkt aus betrachten, als der geborene Preuße, und ihn nicht unbedingt rühmen und verherrlichen, falls nur seine Geistes- und Charaktergröße, seine europäische und nationale Bedeutung bereitwillig und aufrichtig anerkannt wird.

Daß sich noch jetzt kein gleichförmiges Urtheil über Friedrich II. gebildet hat, kann denjenigen nicht befremden, der da weiß, welche verschiedene Phasen der Ruf und das Andenken des Königs während seines Lebens und seit seinem Tode durchgemacht hat. Es wird nothwendig seyn, zur geschichtlichen Orientirung Einiges darüber zu sagen. Die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Beobachter (wie z. B. des berühmten Mirabeau) erregte Friedrich II. gleich bei seiner Thronbesteigung durch die Energie seines Geistes, seine Umsicht und Selbstthätigkeit, seine Verschmähung des Hofgepränges und durch einzelne Maßregeln der Humanität. Bald richteten sich besorglich und mißtrauisch die Augen Europas auf den jungen, ehrgeizigen, gewaltthätigen und vom Kriegsglück begünstigten Eroberer Schlesiens, das er im einen Krieg gewann, im andern behauptete, und dadurch Macht und Ansehen seines Staats bedeutend hob. Glückliche Friedensjahre folgten, während welcher er als thätiger, einsichtsvoller Regent und als Freund der Musen sich Anerkennung und Lob erwarb, doch ohne daß man damals schon eine so hohe Meinung von ihm hatte. Erst der siebenjährige Krieg, nur dem äußern Anschein nach von ihm begonnen, in der That aber durch den geheimen Bund mächtiger Feinde ihm aufgedrungen, erhob ihn auf den Gipfel des kriegerischen Ruhms, indem

er ſieben Jahre hindurch, mit einiger Unterſtützung von England und mehreren kleinen deutſchen Fürſten, gegen die Heere Oeſtreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des deutſchen Reichs durch viele glorreiche Siege und trotz großer Niederlagen, oft dem Untergang und der Verzweiflung nahe, am Ende, durch die Gunſt des Schickſals allerdings unterſtützt, aber hauptſächlich durch die Kraft ſeines Genies und Charakters aufrecht erhalten, ſich behauptete, und nicht ein Dorf ſeines Landes verlor, das ſeine Feinde ſchon in Gedanken unter ſich vertheilt hatten. Da ward er auf einmal der Held, nicht nur ſeiner Preußen, nicht nur Deutſchlands, deſſen Heere doch großentheils gegen ihn zu Felde lagen, ſondern auch des Auslands, Englands und Frankreichs. Der nationale Dichter Gleim beſang in ſeinen Liedern eines Grenadiers den Sieger von Prag, Roßbach und Leuthen, und die deutſchen Proteſtanten verehrten in ihm den Beſchützer des Proteſtantismus; dreiundzwanzig darauf folgende, kaum unterbrochene Friedensjahre benützte er mit unermüdeter, umſichtiger Thätigkeit zur allſeitigen Emporbringung ſeiner Länder, deren durch den Krieg geſchlagene Wunden er über Erwarten raſch heilte. Er erwarb ſich große Verdienſte um Vermehrung der Bevölkerung, Ackerbau, Gewerbe, Fabriken, um Aufklärung, um Rechtspflege und Geſetzgebung. Freilich vergaß er auch den Satz nicht: si vis pacem, para bellum! Von all dieſem wird noch weiter die Rede ſeyn. In dieſe Friedensjahre fällt aber auch eine That, die man dem Philoſophen auf dem Thron, dem Weiſen von Sansſouci, dem Verfaſſer des Antimachiavell, ihm, der die ſchönen Worte ſchrieb: „die Herrſcher müſſen der Welt das Beiſpiel der Tugend geben; ihre Pflicht iſt es, das Volk von falſchen Begriffen von der Staatskunſt zu heilen, die nichts Anderes ſeyn ſoll, als ein Syſtem der Weisheit," und: „wenn je dieſe Tugend (die Humanität), welche alle andern in ſich begreift, in der ganzen Welt erlöſche, ſo müßte ſie doch bei den Fürſten unſterblich ſeyn," nie verziehen hat, die ein gerade das Gegentheil in ſich ſchließender, praktiſcher Commentar zu jenen Worten iſt, und wo er nach dem Grundſatz handelte, den er einmal ausſprach: „Reden Sie mir nicht von Seelengröße; ein Fürſt muß nur auf ſeinen Vortheil ſehen," — wir meinen die erſte Theilung Polens. Immer wird dieſer Akt, der freilich die preußiſchen Staaten höchſt erwünſcht vergrößerte und

zuſammenſchloß, ein ſchwerer Vorwurf für Friedrich II. bleiben, auch wenn ſich beweiſen läßt, daß er nicht, wie man früher behauptete, den erſten Anſtoß dazu gegeben. Dieſe That erſchütterte allen Glauben an die Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit der Großen, und ſchien den Grundſatz vom Recht des Stärkeren unbedingt zu ſanktioniren. Auch der Ruhm Friedrichs II. ward durch den Schatten dieſer That verdunkelt, gewann aber doch wieder neuen Glanz durch ſein Benehmen bei dem Projekt Oeſtreichs, die bayriſchen Länder nach dem Ausſterben der bisherigen Linie an ſich zu bringen. Der König widerſetzte ſich mit größter Entſchiedenheit, griff ſelbſt zu den Waffen, unternahm, obwohl ſchon alt und krank, einen Feldzug, der zwar ohne Waffenthaten und Kriegslorbeeren blieb, erreichte aber ſeinen Zweck: die Erhaltung Bayerns für die rechtmäßigen Erben. Die Ergänzung dieſer Politik war dann der kurz vor ſeinem Tode noch mit den bedeutendſten Fürſten Deutſchlands (gegen zu beſorgende Anmaßungen und Uebergriffe des Hauſes Oeſtreich) abgeſchloſſene deutſche Fürſtenbund, deſſen Zweck die Sicherung der deutſchen Freiheit ſeyn ſollte. Wohl gingen bei dieſer Handlungsweiſe ſein eigenes Intereſſe und die Wahrung und Beſchützung der Rechte Anderer Hand in Hand; aber dennoch gewann er dadurch in ganz Deutſchland neuen Ruhm und große Popularität, und ſchloß ſo ſein politiſches Leben aufs Glücklichſte und Glänzendſte ab.

Groß war, nach allen Zeugniſſen, der Eindruck, den ſein Tod 1786 hervorbrachte; indeß waren die Empfindungen dabei ſehr verſchieden. Bei unendlich Vielen, ſeiner Unterthanen namentlich, war freilich das nächſte Gefühl das der überraſchten Trauer, daß ein ſo großer Geiſt dahingegangen, die Ahnung, das Bewußtſeyn einer gewaltigen Lücke, die im politiſchen Leben Deutſchlands entſtanden, — ſo daß Mancher glaubte, Preußen werde ſich überhaupt nach ſeinem Tode nicht mehr als große Macht behaupten können. Seine politiſchen Gegner und Rivale aber waren jetzt, nachdem er ihnen nicht mehr im Wege ſtand, eher geneigt, das Große und Treffliche an ihm anzuerkennen, während ein Theil ſeiner eigenen Unterthanen, für deren Wohlfahrt er doch, auf ſeine Weiſe, Alles gethan, Zeit und Kraft unverdroſſen geopfert hatte, denn doch halb und halb froh war, von ſeinem ſcharfen, viel umfaſſenden Auge, von dem Druck ſeiner mächtigen Hand, von

seinem gewaltigen Willen befreit zu seyn, und sich von einem neuen Regiment größere Ungebundenheit und Behaglichkeit versprach. Die Sucht nach Neuem, welche fast allen Menschen einwohnt, machte, daß Manche einer fast fünfzigjährigen Regierung überdrüssig wurden, wie dieß der König selbst in einem Briefe ausspricht, und nicht Wenige mochten auch sehr bestimmte Gründe haben, sich nach einem Regentenwechsel zu sehnen. Diese Gründe, die mancherlei Beschwerden, die man gegen sein Regiment hatte und die später sollen erörtert werden, schwächten bei Vielen den Eindruck seines Todes; man nahm die Wohlthaten, welche die Regierung des großen Königs gebracht, als etwas Nothwendiges hin, empfand aber das Lästige und Drückende mit Ungeduld. Man wandte sich der neuaufgehenden Sonne zu, gedachte des Lebens froher zu werden, und bald zogen die Ereignisse in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit von der Vergangenheit und ihrem Helden ab, und auf die Gegenwart und Zukunft hin. Die Fluth der Lob- und Schmähschriften auf Friedrich verlief sich bald. Eine nicht mit Stillschweigen zu übergehende Reaktion gegen seinen Geist und seine Grundsätze waren die berüchtigten Censur- und Religionsedikte, schon ein Jahr nach Friedrichs Tode von seinem Nachfolger, unter Einfluß von Wöllner und Bischofswerder, erlassen, welche um so bitterer getadelt und verdammt wurden, je mehr man darin nur das Werk intriganter Heuchelei zu erkennen glaubte. Der von Friedrich II. genährten und begünstigten Aufklärung war damit der Krieg erklärt, und somit ein Hauptgrundsatz dieses Regenten offen und geflissentlich verworfen. Dagegen schien auf Friedrichs II. Bahn sein Nachfolger fortzuwandeln bei der zweiten Theilung Polens, 1792, welcher bald, 1795, die dritte folgte, wodurch Preußen sehr bedeutende Vergrößerungen, einen beträchtlichen Theil von Großpolen mit Warschau, gewann. 1797 starb Friedrich Wilhelm II., welcher gegen das revolutionirte Frankreich ohne Glück gekriegt, und ohne Ehre Frieden mit der Republik geschlossen hatte. Während einer Regierung, deren ganzer Charakter gegen die vorangegangene so stark abstach, konnte natürlich am Hof und in der Residenz, überhaupt in den höhern Sphären, das Andenken des vorigen Monarchen, das bei dem gemeinen Mann durch Tradition und Sage idealisirt fortlebte, nicht sehr frisch und kräftig bleiben; und da man Ursache hatte, sich davor

als einem warnenden und strafenden Geist zu scheuen, gab man sich die Miene, sein Gedächtniß wie ein unheimliches, böses Gespenst zu meiden. Ein Beweis der geringen Achtung, die man dem abgeschiedenen Könige zollte, ist die ärmliche und nachlässige Ausgabe, die man von seinen Werken veranstaltete. Zeitgenossen und Augenzeugen schildern den Zustand der höhern Stände und Kreise in Berlin damals und noch in spätern Zeiten als sehr korrupt, — was zwar theilweise in den Fehlern der Regierung von Friedrichs Nachfolger, aber doch auch schon in dem Geist des Zeitalters Friedrichs II. selbst seinen Grund haben mochte. Ueber die Verderbniß in spätern Zeiten hat sich ein Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern über Gentz sehr energisch ausgesprochen; aber schon während Friedrichs Regierung urtheilte J. G. Forster, wie später angeführt werden wird, höchst ungünstig über Berlin. Die Frömmelei und Frivolität wußte dann auch den großen König nicht zu würdigen und zu schätzen. Das Heer freilich bewahrte noch den alten Stolz auf seinen Helden, aber die Feldzüge gegen Frankreich entsprachen dem traditionellen Rufe der preußischen Waffen nicht. Der Nachfolger Friedrich Wilhelms II. war bei wohlwollender Gesinnung und persönlicher Rechtlichkeit zwar seinem Vorgänger, aber auch Friedrich dem Großen sehr unähnlich, und die Politik Preußens im Anfang seiner Regierung blieb eine unglückliche Nachahmung oder vielmehr Karikatur des dem äußern Anschein nach allerdings auch ungleichen und wechselnden, aber durch den einsichtsvollsten Geist seiner Zeit immer den Umständen angepaßten politischen Systems seines Großoheims. Die Erinnerung an Friedrich II. wurde vielleicht zum Irrlicht für die Regierung Friedrich Wilhelms III., wie dieß die Königin Louise in ihrer Antwort andeutete, welche sie auf Napoleons Frage, wie man denn habe wagen können, mit ihm Krieg anzufangen, gab: „Es war dem Ruhme Friedrichs II. wohl erlaubt, uns über unsere Macht zu täuschen — wenn wir uns anders getäuscht haben.“ Die Tradition der preußischen Tapferkeit und Ueberlegenheit in der Kriegskunst riß wohl auch mit hin zum Beschluß des Krieges, als es zu spät war und Preußen isolirt stand, und berauschte das bei Friedrichs Einrichtungen haftende, aber von seinem Geist verlassene Heer mit übermüthigen Siegeshoffnungen, welche bei Jena schrecklich vernichtet wurden. Bekannt ist, wie schnell die preußische

Monarchie dem Sieger zufiel, wie rasch die meisten Festungen sich ergaben, wie übel sich viele Offiziere benahmen, wie Napoleon bald als Sieger in Berlin einziehen und sich den Degen Friedrichs II. zueignen konnte; wie er im Frieden von Tilsit Preußen als große Macht vernichtete, und es nur aus Gnade und Freundschaft für Alexander verstümmelt bestehen ließ. Die Schöpfung Friedrichs II. schien aufgelöst, der schützende Talisman des jungen Reiches mit dem Degen des Helden geraubt, und wohl konnte es Manchem als Kränkung eines edeln Schatten erscheinen, wenn unter solchen Umständen, während Berlin von den Franzosen besetzt war, der berühmte Historiker, Johannes von Müller, in der Akademie eine Gedächtnißrede auf ihren Wiederhersteller Friedrich II. in französischer Sprache hielt.

Diese Rede hat eine historische Bedeutung erlangt; es sey daher gestattet, dabei zu verweilen. Der Redner wurde sofort (freilich im Zusammenhang mit seiner nachmaligen Handlungsweise, seinem Uebertritt in westphälische Dienste u. s. w.) hart deßhalb angefochten als unpatriotischer, kleinmüthiger Schmeichler, nachdem er doch vorher selbst mit am lautesten in die Kriegsposaune gestoßen und den unfehlbaren Sieg prophezeit; er selbst aber glaubte sich rühmen zu dürfen, eine sehr schwierige und kitzliche Aufgabe mit Klugheit, Geschick, selbst mit Würde gelöst zu haben. Bei dem allgemeinen Geschrei gegen diese Rede suchte Goethe dem Redner etwas Freundliches zu erweisen und ihm seine Billigung auszusprechen, indem er die Rede ins Deutsche übersetzte und im Morgenblatt abdrucken ließ; er gesteht indeß selbst, daß dadurch an der Sache nichts gebessert worden. Lange hatte der ausgezeichnete, eigens damit beauftragte Historiker sich mit den Vorarbeiten zu einer Geschichte des großen Königs (über den er früher ungünstiger geurtheilt) beschäftigt, hatte viele Materialien gesammelt, und seine Rede zeigt (wie auch eine frühere Lobpreisung des Königs in der Vorrede zur Schweizergeschichte, welche in spätern Ausgaben wegblieb) eine genaue und umfassende Kenntniß seiner Thaten und Eigenschaften, eine gerechte Anerkennung derselben, Bewunderung seines Genies und Charakters, und enthält auch eine Aufforderung an sein Volk, sich selbst, den Muth und das Vertrauen nicht aufzugeben; aber ein besiegtes, gedemüthigtes Volk konnte sich doch verletzt fühlen durch das Kompliment,

das der Redner am Schluß dem fremden Sieger glaubte machen zu müſſen: „Und Du, unſterblicher Friedrich, wenn von der ewigen Wohnung herab Dein Geiſt, befreit von vergänglichen Verhältniſſen, noch ſeine Blicke auf die irdiſchen Ereigniſſe wirft, wirſt Du den Sieg, und die Macht, und die Größe immer demjenigen folgen ſehen, der Dir am meiſten gleicht. Und Du wirſt ſehen, wie die unveränderliche Verehrung Deines Namens die Franzoſen, die Du immer ſo ſehr geliebt, mit den Preußen, deren Ruhm Du biſt, in der Feier der erhabenen Tugenden vereinigt, welche Dein Gedächtniß uns vergegenwärtigt.“ Der billig urtheilende Dohm hält mit Recht dafür, daß dieſe Rede, in welcher er lichte Ordnung, feſten Zuſammenhang, edle Ruhe vermißt, und überall Zwang findet, beſſer unterblieben wäre. Die Erinnerung daran, daß Friedrich die Franzoſen ſo ſehr geliebt, konnte die beſiegten Preußen, die zuvor ſo ſtolz auf Roßbach gepocht, nicht wohlthuend anſprechen, und das unbeſtreitbare Faktum von Friedrichs Vorliebe für franzöſiſche Sprache, Literatur und Philoſophie wurde hauptſächlich von dieſer Zeit an, in den Tagen der Erniedrigung Preußens und ſeines neuen Aufſchwungs, ein Hauptvorwurf gegen ſein Andenken, dem ſich in den ernſten Tagen der Bedrängniß und in der Zeit der religiös-patriotiſchen Begeiſterung und Erhebung gegen Napoleon auch die der undeutſchen Geſinnung, der Freigeiſterei, der Rechtsverachtung und machiavelliſtiſcher Politik zugeſellten. In dieſem Sinn hat ſich namentlich der würdige Arndt, der begeiſterte und begeiſternde Patriot, ausgeſprochen, worüber, ſo wie über den geringſchätzigen Ton anderer neuerer Hiſtoriker in Beziehung auf Friedrich II. Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten ſich bitter beklagt. Es iſt leicht begreiflich, wie ſich in den Zeiten der Demüthigung und einer ernſten, patriotiſch-religiöſen Stimmung die Urtheile über Friedrich II. und die Erinnerungen an ihn in Preußen entzweien und durchkreuzen, wie ſie unentſchieden ſchwanken konnten, ja mußten. Einerſeits konnten die nicht entmuthigten Freunde des Vaterlandes auf keinen größern Mann und Regenten die Blicke der Hoffenden und Strebenden hinlenken, als auf den Begründer der Größe Preußens, ihn, der im ſiebenjährigen Kriege unter verzweifelten Umſtänden den Staat gerettet, der den Ruhm des deutſchen, des preußiſchen Namens über die Ausländer hatte triumphiren machen, der nie verzagte und nie in der Thätigkeit

nachließ, der endlich den Sieg davon trug; aber andrerseits sträubten sich die Gesinnungen vieler tüchtigen Männer (man denke an die Grundsätze des Tugendbundes) gegen Friedrichs politische Maximen und Handlungsweise, gegen seine skeptische Philosophie, gegen seine kalte, gemüthlose Aufklärung, und man glaubte wohl auch einen bedeutenden Theil des neuen Unglücks auf seine Rechnung schreiben zu dürfen.

Hier sey uns eine kurze Betrachtung über das Urtheil in historischen Dingen, über das Schwankende in der Philosophie der Geschichte vergönnt. Ohne Zweifel war Friedrich II. derselbe große König, wenn auch Preußen, was ja sehr denkbar ist und Vielen gewiß schien, sich nach 1806 nicht mehr zu seiner frühern Größe erhoben hätte; und doch, denken wir uns diesen Fall, wie ganz anders würde das Urtheil der Gegenwart und der Nachwelt über ihn sich gestalten, als unter den dermaligen Verhältnissen, wo seine Schöpfung wiederhergestellt glänzt! Man konnte während der sieben Leidensjahre, welche Preußen durchzumachen hatte, zwar immer noch das Genie des Königs bewundern, der einen kleinen Staat für einige Zeit zu einer nicht im Verhältniß mit seinen Mitteln stehenden Bedeutung emporgehoben, aber leicht vermißte man an ihm den in die Zukunft schauenden, sie berechnenden Blick, man konnte ihn um so bitterer wegen der harten und zweideutigen Mittel anklagen, deren er sich zur Schöpfung einer so ephemeren und gebrechlichen Größe bedient; die frommen Gemüther konnten in dem Unglück Preußens eine Strafe des Himmels für die irreligiösen Gesinnungen des Königs erblicken; und Alles dieß wäre sehr natürlich gewesen, denn nicht nur dem Orientalen, dem Muhamedaner, gilt der Erfolg als ein Gottesurtheil; unwillkührlich und unbewußt läßt sich Jeder mehr oder weniger in seinem Urtheil davon bestimmen. Nun aber hat sich Preußen wieder erhoben, und damit ändert sich auch die Ansicht über Friedrich II. Durch die Siege über Napoleon, durch die Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrer frühern Größe waren, so zu sagen, Friedrich und das preußische Volk gerechtfertigt und mit einander ausgesöhnt. Das Volk und die Regierung brauchten nicht mehr zu erröthen vor dem Schatten des Helden, und andrerseits durften sie ihn nicht mehr anklagen als den Stifter eines unseligen, nicht zu behauptenden Erbes; ein Arndt selbst mußte sein hartes Wort, daß Friedrichs Gedächtniß dem deutschen Volke zum Fluch geworden

ſey, zurücknehmen oder ermäßigen. Male parta male dilabuntur! konnte Einer nach der Schlacht von Jena und dem Frieden von Tilſit ausrufen, und auf die Gerechtigkeit einer Nemeſis ſich berufen, deren Walten im Leben der Völker und der Einzelnen immerhin ein Poſtulat der ſittlichen Vernunft und der Geſchichtsphiloſophie ſeyn mag, aber deren Daherſchreiten, deren Vergeltungen und Urtheilsſprüche von Verſchiedenen verſchieden gefaßt und gedeutet werden. Man konnte ſagen: die Eroberung Schleſiens und die Theilung Polens mußten ſich an Preußen rächen, ſo wie überhaupt jene ungleiche, wechſelnde Politik, wofür man Friedrich als erſten Urheber glaubte verantwortlich machen zu dürfen. Jetzt aber kann man, in ähnlicher metaphoriſcher Redeweiſe, ſagen: Durch das Unglück Preußens von 1806—1813, durch ſeine Opfer und Anſtrengungen wurde die auf dem Land und auf der vergleichungsweiſe noch jungen Krone haftende Schuld, wurde der Fluch eines ungerechten Beſitzes und einer oft zweideutigen Politik gebüßt und geſühnt; Preußens eigentliche Geſchichte datirt ſich von ſeiner innern und äußern Regeneration ſeit den Jahren 1807 und 1813, an welche ſich nur rühmliche und erhebende Erinnerungen knüpfen, wogegen das Unrecht der frühern Erwerbungen zurücktritt. Und freilich darf hiebei nicht vergeſſen werden, daß die Möglichkeit einer Wiedererhebung ſelbſt auch mit bedingt war durch den im Volke noch fortlebenden und fortwirkenden Geiſt Friedrichs II., der auch in einer Proklamation vom Jahr 1813 angerufen wurde. — So wird es immer ſeyn; der Erfolg influenzirt jederzeit auch die Beſonnenſten und Nüchternſten, und bis auf einen gewiſſen Grad auch nicht mit Unrecht; er iſt in gewiſſem Sinne ein Gottesurtheil, aber man beherzige dabei das Wort Goethe's: „daß Gott nicht jeden Wochenſchluß die Zeche macht," und bedenke, wie leicht der Menſch irrt, der dennoch die Zeche herausrechnen will; man bedenke, daß das oft wiederholte Wort Schiller's: „die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht," eigentlich vorausſetzt, daß man die Weltgeſchichte von Anfang bis zum Ende, in ihrer geſchloſſenen Vollendung im klarſten Lichte mit innerlich erleuch'etem Auge überſchaute!

Doch zurück von dieſer Abſchweifung. Als nach den Befreiungskriegen das Selbſtgefühl der Preußen und die Hoffnung Deutſchlands überhaupt neu auflebte, da war es natürlich und nothwendig, daß

auch Friedrich II. wieder in ein neues Stadium der Verherrlichung trat. Manches Unrecht, das man in der Verzagtheit, im Kleinmuth ihm angethan hatte, war wieder gut zu machen, und man fühlte eine patriotische Freude, die edeln Staatsmänner und Helden der neuesten Zeit um den großen König, als seiner würdige Epigonen, zu gruppiren, man war bestrebt, der neuerrungenen Macht und Größe auch wieder eine gediegene historische Unterlage ruhmvoller älterer Erinnerungen zu geben. In diesem Sinne sind z. B. die Denkwürdigkeiten von Dohm abgefaßt, der selbst noch unter Friedrich II. als Staatsmann gedient hatte, und, ohne seine Ansichten und Maximen durchaus zu billigen, vielmehr seinen Skepticismus und seinen religiösen Indifferentismus beklagend, so wie auch das Mangelhafte, Irrige und Harte vieler seiner Regierungs- und Verwaltungsmaßregeln und das Bedenkliche seiner Autokratie zugestehend, doch mit hoher Ehrfurcht das Andenken des großen Monarchen gegen gehässige Angriffe in Schutz nimmt und gebührende Achtung dafür von Jedermann fordert. In der Literatur über Friedrich II. zählt Dohm aus den Zeiten nach den Freiheitskriegen mehrere für den König sehr günstige Schriften als die neuesten auf, unter andern eine, worin Nachricht gegeben wird von einer Sammlung Kupferstiche und Holzschnitte, welche das Leben und die Thaten des Königs veranschaulichen, und welche 887 Kupferstiche und 58 Holzschnitte aufzählt; denn „auch die ärmste Hütte im Staate der Brennen besaß in irgend einer Form Friedrichs II. Bild; auch der ärmste Mann bewahrte neben einem Marien- und Lutherbilde auch einen Friedrichskopf.“ Ferner nennt er auch beifällig eine Beleuchtung (und Berichtigung) von Arndts Urtheil über Friedrich. Erwähnung verdient hier Becker, dessen populäre Weltgeschichte so großen Beifall gewonnen hat, als enthusiastischer Verehrer jenes Monarchen. Nicht übergangen werden dürfen die Reden, durch welche in der Berliner Akademie das Andenken ihres Wiederherstellers gefeiert wurde, unter welchen mehrere, noch weiter zu erwähnende, von Schleiermacher, dem Philosophen und Theologen, eine ausgezeichnete Stelle behaupten und Friedrich II. als Regenten und Weisen in enthusiastischem Ton beinah unbedingter Bewunderung preisen. Vor wenigen Jahren wurde die ausführliche Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß in fünf Bänden beendigt, ein höchst werthvolles Werk,

auf die reichſte Beleſenheit und gründliches Studium der Quellen geſtützt, eine große Maſſe geſchichtlichen Materials enthaltend und von der höchſten, bewundernden Ergebenheit gegen den Helden und König erfüllt, in welchem jedoch die künſtleriſche Vollendung unter der Fülle des Stoffes und einiger Breite, und hin und wieder die völlige Unparteilichkeit und Freimüthigkeit unter, vielleicht ſehr entſchuldbaren Rückſichten leidet. Gewiß aber hat ſich der Verfaſſer des ehrenvollen Auftrags höchſt würdig gezeigt, der ihm neuerlich ſoll gegeben worden ſeyn: eine neue, würdige Ausgabe der Werke des Königs zu beſorgen. Im Jahr 1840 hat zur Säkularfeier des Regierungsantritts Friedrichs II. die philoſophiſch-hiſtoriſche Klaſſe der Berliner Akademie die Preisaufgabe geſtellt: „Eine aus beglaubigten Quellen geſchöpfte Darſtellung der Regierung Friedrichs II. u. ſ. w.“ Auch außerhalb Preußen fand die neuauflebende Begeiſterung Anklang; Th. Chauber ſchrieb im Jahr 1834 einen „Friedrich der Große“ für Leſer aller Stände, und ihren Gipfelpunkt erreichte vielleicht die Lobpreiſung und Vergötterung Friedrichs II. im Jahr 1840, dem Säkularjubeljahr ſeiner Thronbeſteigung, wo eine Menge Schriften und einzelne Aufſätze ſeine Regierung, ſeine Thaten, ſeine Perſönlichkeit in den verſchiedenſten Richtungen beſprachen und beleuchteten. Es ſind oben nur einige von den vielen Schriften über Friedrich namhaft gemacht, unter welchen die von Köppen durch den überſchwänglichen Ton enthuſiaſtiſcher Vergötterung ſich auszeichnet, wogegen jedoch manche unedle Ausdrücke in der Polemik unangenehm auffallen und der Schrift die Haltung entziehen, die man von einer Jubelſchrift zu erwarten berechtigt iſt. Wir werden auf dieſe Schrift und ihre, nach unſerm Dafürhalten übertriebene, den Widerſpruch nothwendig herausfordernde Verherrlichung, ja Vergötterung Friedrichs noch zurück kommen.

Sehr ſchön ſpricht ſich Schleiermacher über das Schwanken des Urtheils über große Männer, eben aus Veranlaſſung Friedrichs II. aus: Zwiſchen den beiden Zeiten, der ihres lebendigen Wirkens, und der, wo ſie zur geſchichtlichen Ruhe kommen, trete eine Zeit ein, wo ſie durch ein dunkles und verworrenes Daſeyn ſich durchwinden; „dieß iſt die Zeit, wo die Kurzſichtigkeit, das Vorübergehende immer mit dem Bleibenden, das Zufällige mit dem Nothwendigen verwechſelnd, mehr Uebel als Gutes auf ihre

Rechnung ſchreibt, wo die Verkehrtheit, die neidiſch alles Große zu haſſen wünſcht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeſchäft mit dem beſten Erfolg treiben kann, wo dankbare Treue und hohe Einſicht ſich vereinigen müſſen, um das Geliebteſte und Verehrteſte zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen ſollte. Das iſt der Prozeß, welcher der Seligſprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geſchichtlichen Himmel einzugehen. Und dieſem Schickſal," fährt er fort, „unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages iſt... Wie neben dem noch unbegrabenen Leichnam ſtreiten ſich noch gute und böſe Genien um den hohen Geiſt; und dieſer Streit erneuert ſich noch oft lebhaft genug... Je ſtärker aber die entgegengeſetzten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts auseinander treten, um deſto mehr iſt zu beſorgen, daß ſie nur der Spaltung der Gemüther dienen." Auch jetzt noch gilt dieß, und vorausſichtlich wird es noch lange ſo ſeyn; denn das Urtheil über jenen Monarchen geſtaltet ſich nicht bloß verſchieden in Folge mangelhafterer oder vollkommenerer hiſtoriſcher Kenntniß und Anſchauung, ſondern es iſt auch bedingt durch die Verſchiedenheit der Anſichten über die wichtigſten geiſtigen und ſittlichen Probleme und Intereſſen, und die große Bedeutung des Königs wird inſoweit auch von ſeinen Gegnern und Tadlern anerkannt. Um zu zeigen, wie noch heutiges Tags über ihn geurtheilt wird, ſetzen wir eine Stelle aus einer engliſchen Zeitſchrift her (um keinen Deutſchen ſo gegen Friedrich ſprechen zu laſſen), aus dem **Foreign Quarterly Review** von 1840, wo es heißt: „Noch eine Urſache begünſtigte die raſche Verbreitung aller dieſer ſchlimmen Keime (der Irreligioſität). Die Regierung Friedrichs **II.**, der Große genannt, war eine fürchterliche Geißel, deren Folgen noch mächtig auf den Geiſt Deutſchlands wirken. Ein König, der von den Geiſtlichen nie (?) anders ſprach, als mit der verächtlichen Benennung: die Pfaffen, die Chekers, die Mucker, der alle poſitive Religion als ein Vorurtheil anſah, und in fröhlichen Augenblicken ſeinen Witz an Nichts ſo gern übte, als am Glauben und den Bekennern des Chriſtenthums, ein Fürſt, deſſen abſcheuliche Immoralität durch die glänzenden Eigenſchaften eines Schöngeiſts und eines Genies übertüncht, und der von ſeiner ganzen Umgebung nur mit ſklaviſcher Scheu und

Unterwürfigkeit betrachtet wurde, übte natürlich einen höchſt verderblichen Einfluß auf die Religioſität ſeines Hofes und ſeines Volkes."

So wird gegen das überſchwängliche Lob der Bewunderer und Verehrer von anderer Seite ein nicht minder heftiger, ja erbitterter Tadel und Abſcheu geltend gemacht, wobei zu bemerken, daß auch die Gegner dem Könige ausgezeichnete Geiſtes- und Herrſchergaben nicht ſtreitig machen, aber den Gebrauch, den er davon machte, anklagen. Ueber das Umfaſſende ſeines Einfluſſes auf Deutſchland ſind Alle einig, aber ſie ſtreiten darüber, ob er ein wohlthätiger oder ein verderblicher geweſen?

Nicht durch Abzählen der Stimmen für und wider Friedrich kann dieſer Streit entſchieden werden; indeß darf doch wohl das hier erwähnt werden, daß die meiſten und ausgezeichnetſten deutſchen Schriftſteller ihm den Tribut ihrer Bewunderung dargebracht haben, und wenn ſchon wir weit entfernt ſind, ſelbſt auf ihre Anſichten und Worte eine zwingende, das eigene Urtheil eines Jeden gefangen nehmende Autorität gründen zu wollen, ſehen wir doch ſchon in einer ſolchen Zuſammenſtimmung ausgezeichneter Geiſter ein höchſt beachtenswerthes Zeugniß für die Anſprüche Friedrichs auf die Bewunderung und Verehrung der Nation. Gleim feierte ihn in den bald weit verbreiteten Liedern eines Grenadiers, Ramler in Oden; Wieland machte ein Gedicht auf ſein Bildniß und benützte ſeine Kriegsthaten für ein epiſches Gedicht, legte auch ſonſt vielfach ſeine Bewunderung für ihn an den Tag; Herder ſpricht mit Begeiſterung von ihm, in den Briefen zur Beförderung der Humanität: „Wenn Ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt, ſo iſt es Friedrich geweſen. Als er ſtarb, ſchien ein hoher Genius die Erde verlaſſen zu haben; Freunde und Feinde ſeines Ruhms ſtanden gerührt." „Er war eine ſelbſtſtändige, große Seele. Und daß ſein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundſchaft, der Bruder- und Schweſterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten nicht verſchloſſen geweſen, zeigen hundert Stellen ſeiner Schriften, tauſend Momente ſeines Lebens." — „Wenn Friedrich immer ſo gefühlt und gethan hat, wie er hier ſchreibt, ſo wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns ſeinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe." — „Faſt mit jedem Jahre wächſt meine

ſtille Bewunderung des großen Mannes," u. ſ. w. „Die böſe Politik, die leider das Staatsſyſtem Europas ausmacht, zwang ihn dazu (zu Härten), und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität dabei verloren." Thümmel und Schubart ſind ſeines Lobes voll; Kant, der gleichzeitige Philoſoph in Königsberg, verflocht den Namen Friedrichs II. aufs engſte mit ſeiner Abhandlung: „Was iſt Aufklärung?" Jean Paul kann ſich nicht genug thun in immer neuen Wendungen und Metaphern zur Verherrlichung des großen Königs: „Ein geiſtig Großer und geiſtig Gefürſteter kehrt ewig zum Geſetz zurück; Friedrichs des Großen Friede hatte keine andere Aehnlichkeit mit ſeinem Kriege, als den Glanz... Im Kriege iſt Friedrich der Zweite nicht der Einzige; bleib' ers auch im Frieden nicht, und werd' er nicht nur erreicht, ſondern auch übertroffen. Und dann iſt die Welt beglückt.... Ein Fürſt hat in Rückſicht des Vortheils nur die Wahl zwiſchen gänzlicher (obwohl unmöglicher) Sultans- und Mönchsverfinſterung, oder zwiſchen Friedrichs des Zweiten Aufhellungsfreiheit." Einmal nennt er ihn gar „den Heiland ſeines Volks." Schiller nennt ihn „den größten deutſchen Sohn," und Goethe ſpricht von ihm, dem er freilich in ſeiner Poeſie nie unmittelbar begegnete, öfters in ſeinem Leben, und obgleich ſeine Worte ſchon häufig angeführt worden, möge doch auch Einiges hier ſtehen: „Reicher an Begebenheiten als das Jahr 1757 war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherſtellungen folgten auf einander, verſchlangen ſich und ſchienen ſich aufzuheben; immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrichs, ſein Name, ſein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthuſiasmus ſeiner Verehrer ward immer größer und belebter." — „So war ich denn auch Preußiſch, oder um richtiger zu reden, Fritziſch geſinnt; denn was ging uns Preußen an? Es war die Perſönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." — „Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Kriegs in die deutſche Poeſie. Jede Nationaldichtung muß ſchal ſeyn oder ſchal werden, die nicht auf dem Menſchlichen ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann ſtehen... Eines Werks, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Kriegs von vollkommen norddeutſchem Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll

erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von specifisch temporärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: (Lessings) Minna von Barnhelm u. s. w." — „Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit diesem erregten, kriegerischen Trotzgefühle? Welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form.... Was von jener Sucht in mich eingedrungen seyn mochte, davon suchte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien."

Unwidersprechlich bezeugen diese gewichtigen Stimmen, daß der Gesammteindruck der Persönlichkeit und Regierung Friedrichs ein achtunggebietender, gewaltiger gewesen seyn muß; aber man kann vielleicht einwenden: diese geistigen Coryphäen Deutschlands sprachen sich eben nach allgemeinen Eindrücken aus, sie faßten einzelne Eigenschaften und Seiten des Königs vorzugsweise ins Auge, und sahen willkürlich von andern, doch auch wichtigen, ab; die Frage ist immer noch: war er wirklich „jeder Zoll ein König" und ein Weiser? Ein nicht leicht zu bewältigender Stoff liegt sein Leben, seine Regierungsthätigkeit, seine Kriege und Heldenthaten, sein Streben als Mensch, seine Werke und Briefe vor uns — ein sechs und siebzigjähriges, durch strenge Ordnung und Benützung der Zeit, durch große Selbstbeherrschung noch bereichertes, so zu sagen verdoppeltes Daseyn eines herrlich begabten, in die würdigste Wirkungssphäre versetzten Herrschergeistes. Bei der unübersehbaren Fülle dessen, was er, ein nicht vollkommener Sterblicher, gethan, gewirkt, geschrieben, gesagt, ist es auch für den Günstiggestimmten schwer, ja unmöglich, sich Alles in Einer Gesammtanschauung zu vergegenwärtigen, und ist es für die ihm Ungünstigen leicht, aus an sich nicht unwahren Zügen und Umständen ein höchst unvortheilhaftes Bild zusammenzutragen, das jedoch, bei willkürlicher Uebergehung oder Unterschätzung des Vortheilhaften und Rühmlichen, bei bewußter oder unbewußter Verschiebung, und bei einer mehr oder weniger absichtlichen ungünstigen Beleuchtung doch aller Aehnlichkeit und Wahrheit ermangelt. Der Reichthum seines Lebens liefert ihnen die Waffen gegen ihn, und ein

kaltes Anatomiren deſſen, was bei ihm zur Einheit des Lebens gehörte, läßt vieles in einem düſtern Licht erſcheinen. Hier iſt es nicht ſo wohl auf ein Urtheil über ſeinen perſönlichen Charakter abgeſehen, als vielmehr auf die Erörterung der Frage: ob ſein Andenken und Name für Deutſchland ein Fluch ſey, wie Arndt einmal geſchrieben, oder eine Wohlthat, ein Stolz, ein Segen? und wenn Letzteres, in welchem Sinn, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen?

Großen Perſönlichkeiten iſt es gegeben, ihrer Zeit ein neues, eigenthümliches Gepräge aufzudrücken, und noch über die Zeit ihres Lebens hinaus zu wirken, und dieß nicht nur durch die von ihnen geſtifteten Inſtitutionen oder durch ihre Schriften, ſondern gleichſam perſönlich, durch ihren fortlebenden Geiſt. Zu dieſen iſt, unſers Bedünkens, Friedrich wie wenige Andere zu rechnen; und ſeinen Anſpruch, dieſen beigezählt zu werden, hat Schleiermacher in einer ſeiner akademiſchen Reden, „über den Begriff des großen Mannes," (welchen er, mit Ausſchluß des künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Genie's, nur auf die Gründer oder Wiederherſteller der Staaten, und auf die Stifter oder Reiniger der Religion angewendet wiſſen will,) in bedeutungsvollen Worten nachgewieſen. Friedrich II. iſt ihm ein großer Mann, weil er ein Zeitalter geſtiftet hat. „Ein ſolches," ſagt er, „hat es gewiß gegeben. Der Umfang, in welchem ſein Geiſt belebend und organiſirend wirkte, war nicht etwa ſein Staat, wie er ihn fand, oder wie er ihn ließ, ſondern dasjenige Deutſchland, welches wir, ohne es geographiſch zu nehmen, oder gar einen immer mehr verſchwindenden Parteigeiſt wecken zu wollen, das nördliche nennen. Mittelbar und unmittelbar hat er hier Alles belebt und geſtaltet, ja ſelbſt die Sprache, die ſich hier in ſeinem Zeitalter bildete, und die Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſer Sprache, wiewohl von ihm ſelbſt nicht geübt und wenig beachtet, gehört doch mit zu dem Werke ſeines Geiſtes. So iſt ſein Gedächtniß ein Theil unſerer Selbſterkenntniß, ſeine geheime fortwirkende Kraft durchſtrömt noch alle unſere Beſtrebungen." Tritt nun aber nicht Schleiermacher in einigen Widerſpruch mit dieſen Worten, wenn er in einer ſpätern Rede: „über Denkmal und Biographie Friedrich des Großen," 1833 ſagt: „Es liegt ein eigenes Geheimniß in der Gränze zweier Zeitalter. Ein ausgezeichnetes Individuum, welches da eine

waltende Stelle findet und gleichsam auf der Hut steht, ist ein eminenter Gegenstand für die Geschichte. Da ringen entgegengesetzte Kräfte, da walten geheimnißvolle Ahndungen; Gegenhalten und Vorbereiten, Annehmen und Anlocken, große Maßregeln, scheinbare Uebereilungen, leise Anfänge und vergebliche Versuche, alles hat einen tiefern Zusammenhang. In dem, was er gewesen ist und geleistet hat, liegt der Schlüssel zu dem, wie die Stöße des krachenden Welttheils auf den von ihm umfaßten Boden gewirkt haben, und zu Vielem, was sich noch aus diesen Wirkungen gestalten wird." — Dort wird Friedrich als Stifter eines Zeitalters betrachtet, hier aber als auf der Gränze zwischen dem alten und neuen stehend; indeß läßt sich dieser scheinbare Widerspruch wohl ausgleichen. Man kann sagen: das Zeitalter Friedrichs erscheint allerdings uns, nach den gewaltigen, die Gestalt Europas ändernden politischen Ereignissen seit der französischen Revolution, so wie auch nach den geistigen Entwicklungen, besonders in Deutschland, nachdem wir eine neue Blüthe der Wissenschaften, der Philosophie und der Poesie begrüßt haben, und die Interessen der Gegenwart und nächsten Vergangenheit uns umdrängen, — uns erscheint jene Zeit leicht als minder bedeutend, als bloße Vorbereitungs- und Uebergangszeit, die Menschen erscheinen uns als bornirt, philisterhaft, geistlos; es ist vergleichungsweise ein Mangel an bedeutenden Talenten und Genie's, und so ragt Friedrich in jener Zeit um so riesenhafter hervor; aber wenn auch die Fortschritte der neuern Zeit in vieler Hinsicht unbedingt zuzugeben sind, so ist doch auch gewiß, daß Mangel an vertrauterer Bekanntschaft mit jener Periode, an lebendiger Anschauung des Zusammenhangs zwischen damals und jetzt, an Einsicht in den gährenden Vorbereitungsprozeß, die Gegenwart zu einem ihr übel anstehenden Hochmuth verleiten und wohl gar den Gedanken eingeben kann: Friedrich würde in unserer Zeit nicht mehr so sehr hervorragen! Auch große Erscheinungen, ausgezeichnete Persönlichkeiten und Leistungen, fruchtbare Zeitabschnitte schrumpfen vor einer allgemeinern Auffassung des räumlich oder zeitlich entfernter Stehenden, welcher den Maßstab neugestempelter Begriffe und Forderungen anlegt, und große Leistungen und Bestrebungen unter ein paar magere Categorien befaßt, leicht ungebührlich zusammen und werden mit traditioneller Geringschätzung abgefertigt. Nähme

man ſich Zeit und Mühe, Epochen und Männer, über die man vornehm und geringſchätzig abſpricht, zu ſtudiren, man würde oft mit Beſchämung bei den als ſeicht, proſaiſch und pedantiſch erſcheinenden Männern ein überraſchendes Maß von Ernſt, Geſundheit, Tüchtigkeit, wenn ſchon in etwas altväteriſcher Form, finden. Namentlich dürfte dieß gelten von dem Zeitalter Friedrichs II., dem man viel Ungünſtiges nachſagen kann und nachgeſagt hat, das an Glanz der Blüthen und Reife der Früchte dem daraus entſprungenen nachſteht, das aber ſeine eigenthümlichen Verdienſte hat. Wollte die zweite Hälfte des Jahrhunderts ſeit Friedrichs Thronbeſteigung mit der erſten Abrechnung halten — welche ungeheure Verpflichtungen gegen jene würden ſich herausſtellen!

Viele Keime des Reformationszeitalters waren verkommen; der dreißigjährige Krieg hatte Deutſchland tiefe, ſchwer zu heilende Wunden geſchlagen; Wiſſenſchaft und Literatur erholten ſich ſehr langſam; der Unabhängigkeitsſinn und Wohlſtand der Bürger und Bauern war vielfach gebrochen, Heere und üppige Hofhaltungen laſteten ſchwer auf den Völkern, und häufige Kriege ſtörten immer wieder Behagen und Wohlſtand; aber nach und nach gewann doch wieder der deutſche Genius, unterſtützt von emſigem Fleiß und nüchternem Ernſt, Spannkraft und einige Fülle, ſuchte ſich die mißhandelte und geſchändete Sprache zu befreien, begann der Geſchmack ſich zu reinigen, der Sinn für Humanität gegen gewaltthätige Brutalität ſich aufzulehnen, und in die Regierungsperiode Friedrichs II. fallen ſchon die glänzenden Anfänge der deutſchen Geiſtesblüthe. Man kann ſtreiten, ob man, abgeſehen von den politiſchen Ereigniſſen, ein eignes Zeitalter Friedrichs II. annehmen, oder ob man ſeine Zeit nur als eine Uebergangsperiode annehmen ſolle (vielleicht ein müßiger Streit, denn in der Zeit iſt ja Alles Fluß und Werden, und Nichts Seyn und Ruhe); aber darüber wird man ſich leicht einigen, daß, wenn man ſie als eine ſelbſtſtändige Epoche gelten läßt, ſie dann zu bezeichnen iſt als das Zeitalter der Aufklärung, — bei dem Einen ein Ehrentitel, im Mund des Andern ein Verdammungsurtheil. In dieſer Richtung hat ſich Friedrich, obgleich von deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur wenig unterrichtet und berührt, doch als Regent und Philoſoph an die Spitze ſeines Zeitalters geſtellt und iſt Repräſentant einer Epoche.

Die Aufklärung hat freilich nicht mit und durch Friedrich begonnen, aber er hat sie in Deutschland theoretisch und praktisch mächtig gefördert; der Begriff derselben ist übrigens vieldeutig, und man muß unterscheiden zwischen dem allgemeinen, abstrakten, und dem historischen Sinn des Wortes. In jenem Sinn Aufklärung genommen, kann kein Verständiger und Wohlmeinender etwas dagegen einwenden; denn wer riefe nicht mit seinen heißesten Wünschen die Zeit herbei, wo alle Geister von Irrthum und Vorurtheil befreit und zum Licht der Erkenntniß durchgedrungen wären? Aber, was ist Irrthum und Vorurtheil — was ist Wahrheit? Jeder Denker und Raisonneur, der transscendentale Idealist und der tiefsinnige Mystiker, der Anhänger des gemeinen Menschenverstandes und der sensualistische Materialist — Jeder hält sein System für Wahrheit und erblickt in dessen Verbreitung den Sieg der wahren Aufklärung. In bestimmter historischer Bedeutung aber bezeichnet für Deutschland das Wort Aufklärung (und Aufklärerei) das System, oder vielmehr die Richtung, welche nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Aberglauben, dem Mysticismus, dem Glauben an Wunder und Zaubereien, dem Phantastischen und theilweise auch den Dogmen der positiven Religion den Krieg erklärte, und die Erfahrung, den gesunden Menschenverstand, das natürliche moralische Gefühl und den einfachen, unverdorbenen Geschmack zum Maßstab des Erkennens, des Handelns und des ästhetischen und sittlichen Urtheils machte. Der systematischen Philosophie, den Träumereien einer überschwänglichen Spekulation war sie nicht hold. Vorzüglich wichtig ist das praktische Element der Aufklärung, welches kurz als Humanität bezeichnet werden kann und mit dem theoretischen aufs engste zusammenhing. Ihr Prinzip in dieser Beziehung ist: die natürliche Gleichheit aller Menschen, und die Würde der Allen gemeinsamen Menschennatur, ein gewiß sehr schöner und fruchtbarer, aber auch sehr vager, noch sehr der nähern Bestimmung bedürftiger Satz, von dem aus, als einem Bollwerk, gestritten wurde gegen die Unterschiede der Stände, der Kasten, des Blutes, gegen Herabwürdigung der Menschennatur durch eine rohe Erziehung, durch Mißhandlungen, Sklaverei, gegen Nationalhaß und Krieg, gegen religiöser Fanatismus, Intoleranz und Verfolgungssucht. Wer sich lebhaft vergegenwärtigt, daß noch im 18. Jahrhundert Hexenprozesse an der Tagesordnung

waren, daß die Bauern von den Edelleuten und Vögten wie das Vieh behandelt werden konnten, daß die Feindschaften zwischen verschiedenen Confessionen noch heftig ausbrachen, die Juden schutz- und rechtlos waren, durch die Kalender der krasseste Aberglauben von Staatswegen genährt wurde, wer an den jämmerlichen Zustand der Volksschulen in den meisten Ländern, an den brutalen Soldatendespotismus und an das barbarische Untersuchungsmittel der Tortur denkt: der wird den Freunden und Verfechtern der Aufklärung und Humanität (welche hauptsächlich in Berlin ihren Mittelpunkt hatten) seine Hochachtung und seinen Dank nicht versagen, und die Namen eines Thomasius, Spalding, Teller, Nicolai, Mendelssohn, J. Möser, F. C. v. Moser, Campe, Basedow und besonders auch Lessing mit Anerkennung nennen. Hauptorgane der Aufklärung waren die Literaturbriefe und die Allgemeine deutsche Bibliothek. Einzelne der Männer der Aufklärung mochten durch die Schriften und das Vorbild von Ausländern, Engländern und Franzosen, und durch den Verkehr mit ihnen auf ihre Ansichten und Bestrebungen geleitet worden seyn, aber im Ganzen war ihr Bestreben, trotz kosmopolitischer Verirrungen, ein patriotisches, und ganz unbestreitbar, in praktischer Beziehung, für die Humanität segensreich. Ihren theoretischen Ansichten hat man vielfach Seichtigkeit und Trivialität vorgeworfen, und zum Theil gewiß nicht mit Unrecht; aber nicht nur das Urtheil hierüber ist verschieden, sondern die Genannten und ihre Freunde dachten auch nicht vollkommen gleich. Näherten sich die Einen den englischen Freidenkern, den französischen Encyklopädisten, und vergaßen sich Einzelne zu gehässigen Angriffen gegen Glauben und Sitte, so schlossen sich die Aufklärer in andern ihrer Repräsentanten so ziemlich an die Freunde des Positiven an. Das Prinzip der Toleranz begünstigte ja und forderte die größte Weitherzigkeit. Daß spätere große Dichter und Philosophen, Goethe, Tieck, Schelling, Hegel, die Aufklärer hin und wieder mit Spott und Tadel verfolgt haben (und an Blößen fehlte es auch bei ihnen nicht), soll uns nicht blind und ungerecht gegen ihre großen Verdienste machen. Sie hatten den Boden zugerichtet für die großen Geister, die nach ihnen kamen (die sie freilich nicht sogleich anzuerkennen vermochten), für die liberalen Ideen, wenn sie auch oft in ihrer Bestreitung und Verwerfung des Positiven in Religion und Kirche (an den

Staat wagte man ſich weniger), in ihrer Geringſchätzung der Geſchichte, ihrer Abneigung gegen die Phantaſie, und in ihrer Mißachtung der hergebrachten Sitte zu weit gingen. Stillſchweigend war Friedrich der Protektor der deutſchen Aufklärung, während er ſelbſt franzöſiſch philoſophirte; Berlin war ihr Hauptſitz, und ohne Zweifel auch mit darum, weil dort der Philoſoph von Sansſouci, ſelbſt auch Aufklärer und Förderer der Humanität, waltete. Der König rief gleich nach ſeinem Regierungsantritt den von ſeinem Vater unter Androhung des Galgens aus dem Lande gejagten Philoſophen Wolf nach Halle zurück, ſchaffte die Tortur ab, nahm die Verfolgten aus andern Ländern bei ſich auf, ſchrieb gegen die Vorurtheile, ſtellte den Grundſatz der allgemeinen Bildung auf und lebte ihm nach, und leuchtete dem Kaiſer Joſeph und andern Fürſten als Beförderer der Humanität vor. Gewiß! die Geltung ſolcher Anſichten und Grundſätze in einem größern Staat während ſechsundzwanzig Jahren kann nicht gering angeſchlagen werden.

Zwei ſchwere Vorwürfe werden nun aber gegen Friedrich, den Philoſophen auf dem Thron, erhoben: daß das Prinzip und Syſtem, das ihn zum Beförderer der Aufklärung gemacht, ein verwerfliches, daß es der Unglaube, der religiöſe Indifferentismus, oder gar Abneigung und Haß gegen das Chriſtenthum geweſen, daß er ſomit durch ſeine Anſichten den Glauben ſeines Volks verletzt und vergiftet habe; und dann: daß er in der Praxis den Grundſätzen der Humanität nicht getreu geblieben, daß er ein Anderer geweſen ſey als Philoſoph, ein Anderer als Regent. Dieß haben wir näher zu prüfen.

Daß Friedrichs II. philoſophiſche Anſichten nimmermehr in Einklang zu bringen ſind mit den Dogmen des Chriſtenthums, ſelbſt in ſehr freiſinniger Faſſung, bedarf wohl keines Beweiſes. Dennoch hat man verſucht, ihn auf irgend eine Weiſe zum Chriſten zu machen: entweder durch Berufung auf ſeine Aeußerung, daß die Moral des Chriſtenthums die beſte ſey, oder gar durch einen ſeltſamen Schluß a majori ad minus: er ſey ja ein guter, ja nur gar zu eifriger Proteſtant, mithin auch ein guter Chriſt geweſen; und jenen Satz begründete man mit ſeinen eigenen Worten: „die evangeliſche Religion iſt die beſte, und weit beſſer als die katholiſche;“ damit, daß er dem Uebertritt zum Katholicismus abhold war, und die Vermählung ſeiner Schweſtern mit einem ruſſiſchen und franzöſiſchen Prinzen ablehnte, weil ſie hätten die Religion

ändern müſſen; endlich auch damit, daß er bei Beſetzung von Civilämtern Proteſtanten bevorzugte. Aber er bevorzugte den Proteſtantismus wohl nur als die in ſeinen Augen minder abergläubiſche, etwas vorurtheilsfreiere, nicht vom päbſtlichen Einfluß und von der Hierarchie abhängige Confeſſion; er ertheilt der Reformation Luthers große Lobſprüche, weil durch ſie die menſchliche Vernunft viele Irrthümer und Vorurtheile ausgezogen, ſich zur Freiheit vorbereitet habe, und hält Luthern für würdig, daß man ihm als Befreier des Vaterlandes Altäre errichte. Aber eigentlich hatte ihm doch die Reformation nur Werth als Vorbereitung der Aufklärung, und galt ihm Luther als ein Vorläufer Voltaires und der Encyklopädiſten. Er betrachtete das Chriſtenthum in ſeiner urſprünglichen Geſtalt als reinen Deismus; zu dieſem bekannte er ſich auch in vielen Stellen ſeiner Schriften, und bekämpfte das berüchtigte Système de la Nature, welches den Atheismus predigte, in einer eigenen Schrift. An der Idee Gottes ſuchte er feſt zu halten, aber er blieb ſich nicht gleich in ſeiner Auffaſſung; das einemal nimmt er Gott, ihn mit der Welt vermiſchend, als sensorium des Alls, als Weltſeele, und behauptet die Dauer der Welt von Ewigkeit; dann wieder ſpricht er von der Schöpfung und vom Schöpfer, und in einer ſpätern Schrift polemiſirt er gegen den Pantheismus der Stoiker und Spinozas, gegen welchen er das teleologiſche Argument vom Daſeyn Gottes ganz zuverſichtlich geltend macht. Sehr oft aber ſpricht er ſich ſkeptiſch aus, und beſcheidet ſich, daß der menſchlichen Vernunft nur eine entfernte Annäherung an die Wahrheit möglich ſey. Noch entſchiedener tritt ſein Skepticismus hervor in Bezug auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele — obgleich ſein Biograph Preuß manche Stellen in ſeinen Briefen in entgegengeſetztem Sinn zu deuten unternimmt. Charakteriſtiſch iſt Folgendes aus ſeinem Teſtament, das er jedoch ſchon 1769 ſchrieb: „Ich gebe gerne und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beſeelte, der gütigen Natur zurück, die ihn mir verleihen wollte, und meinen Leib den Elementen, aus welchen er gebildet iſt. Ich habe als Philoſoph gelebt, und will als ſolcher begraben werden" u. ſ. w. Daß er ſeinen Anſichten nach kein Chriſt, daß er ein Skeptiker war, ſollte man ohne Weiteres zugeben; aber man ſollte auch anerkennen, daß er, wie ſeine philoſophiſchen Schriften und ſeine zahlreichen

geiſtvollen Briefe beweiſen, nach der Wahrheit mit glühender Sehnſucht und tiefem Ernſt geforſcht und gerungen, — mit einem Ernſt, der ganz verſchieden iſt von den tändelnden Gedanken und Einfällen eines mäßigen Witzlings und Schöngeiſts, einem Ernſt, der uns Achtung vor ſeiner Energie und Beharrlichkeit abnöthigt. Das Suchen nach Wahrheit war ihm ein nie zu befriedigendes Intereſſe des Geiſtes — und vielleicht darf man hinzuſetzen: des Gemüthes, wenn ſchon ihm der Sinn für Religion als höchſtes Gefühlsleben zu fehlen ſchien, vielleicht in Folge der Art und Weiſe, wie er in ſeiner Jugend mit der Religion war bekannt gemacht worden, verkümmert und erſtorben war. Ja, ſollte es nicht erlaubt ſeyn, die Vermuthung auszuſprechen, daß ſich die vielfache Mißhandlung ſeines Gemüths in früher Jugend ſpäter, wie durch ſeine menſchenfeindliche und verachtende Stimmung überhaupt, ſo insbeſondere auch durch ſeine bittern und geringſchätzigen Ausfälle gegen die Religion und die Geiſtlichen gleichſam gerächt, daß ſich das vergiftete und betrogene Liebebedürfniß in der Geſtalt des Haſſes geoffenbart habe? Denn ein frivoler Geiſt war Friedrich einmal nicht, obſchon manche Aeußerungen von ihm frivol lauten; denn die Frivolität beſteht in der leichtſinnigen Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Sittlichkeit, die man eiteln und nichtigen Zwecken ohne Bedenken aufopfert. Daraus, daß ſich ſeine Ueberzeugungen bei dem eifrigſten Streben nach Wahrheit nicht chriſtlich geſtalteten, kann ihm von Billigurtheilenden kein Verbrechen gemacht werden, wenn ſchon Religiösgeſinnte es bedauern mögen, und es muß ihm auch zu gute kommen, was er in ſeiner Schrift: sur l'innocence des erreurs de l'esprit ausführt, wo er die Unmöglichkeit behauptet, daß der menſchliche Geiſt die volle Wahrheit ergründe, und darauf die Forderung unbedingter Duldung gegen alle Anſichten gründet, die den Menſchen nicht an der Erfüllung ſeiner Pflichten hindern. Dieſe Toleranz hat er auch ſelbſt in ſeinen meiſten Regierungsakten bewieſen, hat ſie gegen Männer von ſtreng religiöſen Anſichten in ſeiner Umgebung und ſeinen Dienſten gezeigt, deren feſten, unbefangenen Glauben er ehrte, ja manchmal zu beneiden ſchien; er hat die beſtehenden kirchlichen Einrichtungen überall beibehalten, hat Geiſtliche beim Heer und in den Spitälern angeſtellt, hat die Katholiken nicht gedrückt, keine Klöſter aufgehoben, wie doch ſelbſt Joſeph II. that; aber freilich

hat er in ſchriftlichen und nicht für die Oeffentlichkeit berechneten Aeußerungen und durch ſeine unverhehlte Gleichgültigkeit, ja Geringſchätzung gegen die poſitive Religion, ihre Gebräuche und Lehren, die Andersdenkenden vielfach verletzt und viel Aergerniß gegeben. Die Grundſätze die der König frühe ſchon, in ſeinem Antimachiavell ausſprach: „Das bürgerliche Regiment kräftig handhaben und dabei Jedem ſeine Gewiſſensfreiheit laſſen, immer König und nie Prieſter ſeyn, iſt das ſichere Mittel, den Staat vor Stürmen zu bewahren, die der dogmatiſche Geiſt der Theologen immerdar zu erregen ſucht," ſind gewiß vortrefflich und beifallswürdig, und ebenſo beifallswürdig iſt ſein Wort in einem Briefe an Voltaire: „Wir kennen die Verbrechen, welche der religiöſe Fanatismus veranlaßt hat. Hüten wir uns, den Fanatismus in die Philoſophie einzuführen; ihr Charakter muß Sanftmuth, Milde und Mäßigung ſeyn;" aber wo iſt der Sterbliche, bei dem Maxime und Handeln immer ganz zuſammenſtimmten? Zwar machte Friedrich II. allerdings nie den Prieſter, aber er blieb auch nicht immer der parteiloſe König, und er, der die Satire aus dem Mund eines Königs verbannt wiſſen wollte, ward in Worten und Geſinnungen wenigſtens ein Gegner, nicht ſelten ein Spötter, der Religion und ihrer kirchlichen Form, verläugnete nicht ſelten die Milde und Mäßigung, die er von dem Philoſophen fordert. Die Gränzen der Mäßigung und Parteiloſigkeit überſchritt er ohne Zweifel, wenn er den elenden La Mettrie, Verfaſſer von L'homme machine und andern heilloſen Büchern, nicht nur bei ſich aufnahm, ſondern auf ihn, den Niemand lobte, nach ſeinem Tod eine Lobſchrift verfaßte und in der Akademie vorleſen ließ.

Die unbedingten Panegyriker des großen Mannes wundern und ereifern ſich über den Vorwurf der Irreligioſität, den man einem König, der ganz in der Idee gelebt, zu machen wage, erklären dergleichen für Pfaffengeſchwätze, und ſtellen ſofort den irreligiöſen Friedrich den frommen Regenten gegenüber, welche Inquiſitionen, Autodafe's, Ketzeraustreibungen, Dragonaden und Bartholomäusnächte befohlen, als ob es zwiſchen dieſen Extremen kein Mittleres gäbe! als ob der nothwendige, einzige Gegenſatz gegen religiöſen Fanatismus kalter Indifferentismus wäre! Das Unpaſſende dieſer heftigen Apologien ſcheint das geheime Bewußtſeyn zu verrathen, daß man eine etwas ſchwierige Sache vertheidige. Und in der That ſieht jeder Unbefangene ein, daß zwiſchen

dem verfolgungssüchtigen Zelotismus und der feindseligen Skepsis und dem Hohn nicht nur die aufgeklärte, humane Frömmigkeit, sondern auch die religiöse Lauheit und Interesselosigkeit in der Mitte steht. Diese letztere Gesinnung ist nun, sofern man das Persönliche im Auge hat, nicht eben rühmlich und löblich, und mit der geistigen Energie eines Friedrich war sie in keinem Fall vereinbar; aber dem Volk gegenüber stiftet eine solche Lauheit wenigstens keinen positiven Schaden. Und dieß kann von Friedrichs Gesinnungen schwerlich behauptet werden. Er war zu besonnen und zu einsichtsvoll, um zu wünschen, daß sein Volk irreligiös werde; er erließ im Gegentheil Verordnungen, welche dazu ermahnten, der Jugend „Attachement an die Religion" beizubringen, und vermuthlich hätte er selbst den Punkt nicht anzugeben gewußt, bis zu welchem er die Aufklärung im Volke fortgeführt wünschte; aber er schätzte, nach Dohms Bericht, den Stand der Geistlichen, als solchen, gering, sah im Durchschnitt, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, Dummköpfe, Heuchler, Fanatiker in ihnen (was mit seiner praktischen Menschenverachtung zusammenhing), und mußte, da diese Gesinnungen nicht geheim bleiben konnten, vermöge seiner hohen Stellung als König und großer Geist, die Einen niederschlagen, die Andern erbittern, und wohl nur Wenige waren kräftig genug, ungeirrt fortzuschreiten. Als ein glücklicher Umstand jedoch ist es anzusehen, daß Friedrich II. durch die Fügung der Verhältnisse im siebenjährigen Krieg in der öffentlichen Meinung eine solche Stellung einnahm, daß, wie v. Gemmingen in der Schrift gegen den Fürstenbund sagt: „fast jeder protestantische Prediger in Deutschland sein Alliirter war." Eine merkwürdige Inkonsequenz war es, daß er, wie Schlosser sich ausdrückt: „während er La Mettrie's französische Frevel lobte und drucken ließ, Gebhardi's deutsche Zweifel verbot."

Der Einfluß von Friedrichs II. philosophischer Denkweise und unkirchlicher Gesinnung auf sein Volk und auf Deutschland dürfte schwer zu berechnen seyn; wo ließen sich die Thatsachen finden, die einer solchen Statistik zu Grunde gelegt werden könnten? und wer will sondern, was von dem Könige, was von dem Geist der Zeit ausging? Jeder sah schon zu Lebzeiten des Königs, und Jeder sieht noch jetzt, je nach seiner Ansicht überhaupt, die Dinge in verschiednem Lichte, und selbst wenn das Resultat der

Beobachtungen zusammenstimmte, müssen immer die Urtheile darüber auseinandergehen: was Ursache und was Wirkung gewesen? Griff die freigeisterische Aufklärung um sich, weil keine begeisterte und tiefsinnige Theologen ihr wehrten? oder verstummten diese, weil jene, von dem ersten Manne Deutschlands begünstigt, sich immer mehr ausbreitete? Einem Winkelmann * erschien Potsdam als ein Athen und Sparta zugleich, und er ward „mit einer anbetungswürdigen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen" erfüllt. Hamann verabscheute Berlin als ein zweites Babel; freilich war Jener ein antiker Heide, dieser ein christlicher Mystiker. Keines von beiden war dagegen der tüchtige, männlichgesinnte J. G. Forster,** ein vorurtheilsfreier, gesunder Mann und berühmter Beobachter, welcher im Jahr 1779 an Jakobi schrieb: „Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit; freie aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art . . . und siehe, da fand ich Menschen wie Andere; und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten . . Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von den Füßen schütteln und weiter gehen . . Endlich ist mirs ärgerlich gewesen, daß Alles, bis auf die gescheutesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß." Wieviel hievon auf Friedrichs II. Rechnung kommt, muß unentschieden bleiben; man darf nicht vergessen, daß das Gute, das die Aufklärung wirkte, weniger in die Augen fiel; aber es darf auch daran erinnert werden, daß nach Friedrichs II. Tode eine so heftige Reaktion, wie die unter dem Wöllnerschen Regiment eintreten konnte, und daß in

* Preuß III. 306.

** Der berühmte Reisende, der in einer Unterredung mit Friedrich II. die Eintheilung der Könige in „wilde und zahme" sich erlaubte, und auf letztern den Eindruck eines sehr gescheuten, aber auch sehr groben Mannes machte.

abſoluten Monarchien zumal der herrſchende Ton und Geiſt großentheils ſeinen Impuls von der Individualität des Regenten, und oft nicht gerade von deren edelſten Elementen, empfängt.

Hier drängt ſich die Frage auf, ob Friedrichs II. Denkweiſe auch noch auf die Gegenwart Einfluß, eine Bedeutung für ſie habe? Längere Zeit verſuchte man nicht einmal eine Ehrenrettung des Königs in der genannten Beziehung; ſeine Verehrer gingen leicht über dieſen Punkt weg, und verziehen ihm dieſen Mangel um ſeiner ſonſtigen großen Eigenſchaften und Verdienſte willen. In neueſter Zeit hat man da und dort den Ton geändert, hat man die Geſinnung und Handlungsweiſe Friedrichs als die einem proteſtantiſchen Könige ganz und gar gemäße, als einen Anfang bezeichnet, der weiter verfolgt werden müſſe; ſo ſagt z. B. Köppen: „Verwerfen wir an ihm überhaupt dasjenige, was er von der Aufklärung hat, etwa als üppigen Auswuchs, als eitles Spiel, ſo verwerfen wir ihn ſelbſt ganz und gar — er iſt nicht mehr der große Friedrich, nicht mehr der alte Fritz, nicht mehr der Einzige.“ Hiemit iſt die Aufklärung, in der Art, wie er ſie verſtand und übte, zu ſeinem eigenſten Weſen, zum Begriff ſeiner nationalen Bedeutung gemacht und der Gegenwart, wie es ſcheint, die Aufgabe geſtellt, wenn ſie nicht ihr Urtheil über ihn, als einen großen Mann, reformiren und zurücknehmen wolle, ſeine Geſinnungen zu adoptiren und auf ſeiner Bahn fortzuſchreiten. Noch ſtärker ſpricht ſich derſelbe in Folgendem aus, wo er von Friedrichs Schriften ſpricht: „Felſenfeſt wollen wir uns an ſie anklammern, um nicht in faulende Sümpfe und höllenfinſtere Schluchten hinabzuſtürzen. Seine Werke, ſein Nachlaß, ſeine Oeuvres und ſeine Oeuvres posthumes ſollen unſer altes und neues Teſtament ſeyn, unſere ſymboliſchen Bücher, unſer Ave Maria und unſer Feldgeſchrei im Kampfe der Gegenwart. Unter ſeinen Bannern wollen wir ſiegen oder ſterben.“ Und dieſe Anſichten haben in den Organen der öffentlichen Meinung da und dort Anklang und Beifall gefunden.

Entſchiedener kann man die philoſophiſchen Anſichten Friedrichs nicht billigen und ſich aneignen; auch befremdet den, der mit den dermaligen philoſophiſchen Tendenzen und dem Geiſte in Deutſchland bekannt iſt, eine ſolche Erhebung des Philoſophen von Sansſouci auf den Schild keineswegs. Die Philoſophie in Deutſchland hat ſich ſeit

etwa einem Decennium in vielen ihrer Jünger und Herolde wieder entſchiedener vom Poſitiven abgewendet, ſie hat ihre Autonomie und Souveränität verkündigt; aus den halb myſtiſchen Hüllen und Schalen der mühſamen, verwickelten Spekulation (über welche Köppen ſelbſt ſpottet; er macht ſich über die „Büßer des Begriffs“ luſtig,) iſt als kleiner Kern endlich ſo ziemlich wieder das nackte Reſultat der Aufklärung — beinahe wie eine Maus aus einem Berge — hervorgetreten, von welchem nun Mancher ſpeist, dem die Zähne fehlten, um die harte Nuß der Spekulation aufzuknacken. Zwar ſpricht Köppen nur von „dreihundert Spartanern,“ als ſeinen Meinungsgenoſſen, und die Zahl der Combattanten mag allerdings nicht größer ſeyn; aber die Zahl derer, die ohne Waffen, nur unter Geſchrei mitziehen, iſt Legion.

Wäre es nun aber, wir wollen nicht ſagen thunlich, ſondern nur dem Geiſt und den Anſichten Friedrichs II. gemäß, ſeine (franzöſiſchen) Schriften zum Evangelium der Deutſchen machen, d. h. Bibel und poſitive Religion abſchaffen zu wollen? Schwerlich! Friedrich II. ſelbſt dachte nicht daran, die chriſtliche Religion in ſeinem Lande zu verdrängen; er hieß es gut, er verlangte, daß die Schullehrer die Jugend darin unterrichteten; er verordnete in ſeinem Reglement für die Soldaten, daß alle vierzehn Tage Abendmahl gehalten werde, und die Hauptleute darauf Acht haben ſollen, ob die Soldaten zum heiligen Abendmahl gehen. Morgens und Abends ſollten die Feldprediger bei den Dragonern Betſtunde halten und jeden Sonntag predigen, und die Huſaren ſollten gar an Sonn- und Feſttagen zweimal in die Kirche geführt werden. Solche Verordnungen werden damit motivirt: „weil ein Burſche, der nicht Gott fürchte, ſchwerlich ſeinem Herrn treu dienen werde.“ Gottesfurcht konnte nun aber den Reitern ſchwerlich aus des Königs philoſophiſchen Schriften beigebracht werden. Unſtreitig haben dieſe ihren Werth als Denkmale von dem ernſten Wahrheitseifer, von dem umfaſſenden Geiſte des großen Mannes; aber die philoſophiſchen Reſultate ſind nicht einmal genau anzugeben; und wenn man den Schriften der Bibel ſchon Mangel an Uebereinſtimmung vorgeworfen, ſo wird man gewiß dieſe Ausſtellung in höherem Grade gegen die Werke des gekrönten Philoſophen geltend machen können, der ſelbſt in Zweifeln ſchwankt, und deſſen praktiſche Maximen gewiß den Vorzug verdienen vor ſeinen theoretiſchen

Unterſuchungen und Anſichten. Was ſagt Köppen ſelbſt zu der Schrift Friedrichs: Essai sur l'amour propre, envisagé comme principe de morale, als Handbuch und Baſis zur ſittlichen Unterweiſung der Jugend? So viel praktiſche Menſchenkenntniß in dieſer Schrift liegen mag, ſo iſt doch gewiß wiſſenſchaftlich und ſittlich der Gedanke: die Selbſtliebe zum Prinzip des Handelns zu machen, ungenügend und verwerflich; und wenn ein gutes Lehrbuch der Moral allerdings nicht viel nützen mag, ſo kann doch die Unterweiſung in falſchen Grundſätzen ſehr viel ſchaden. Daß es auf einer ganz willkürlichen und unbefugten Deutung des Begriffs Proteſtantismus beruht, wenn man verlangt oder erwartet, Preußen als der proteſtantiſche Staat, ſein König als der proteſtantiſche König ſollen oder werden die Aufklärung im Sinne Friedrichs II. hegen und fördern, und auf Abolition des poſitiv Chriſtlichen hinarbeiten, kann als unbeſtreitbar vorausgeſetzt werden; und der Eine Verſuch, welcher wirklich gemacht worden, die Religion der Aufklärung, den reinen Deismus der chriſtlichen Religion zu ſubſtituiren, iſt bekanntlich (in Frankreich) jämmerlich und lächerlich mißglückt und kann ſchwerlich zur Nachahmung einladen. Und wenn Friedrich II. ſelbſt, deſſen Entzücken die Philoſophie Bayle's und Voltaire's, und dem die deutſche Orthodoxie ein Greuel war, doch nicht daran dachte, die poſitive Religion durch die Lehren der Philoſophie verdrängen und erſetzen zu wollen, wie er denn überzeugt war, „daß ein fanatiſcher Philoſoph das größte Ungeheuer und zugleich der inkonſequenteſte Dummkopf auf der Welt ſey," — ſo kann man ſich kaum die Möglichkeit denken, daß je ein Regent zur Herrſchaft kommen werde, der durch innere und äußere Beweggründe ſich veranlaßt fände, das auszuführen, was Friedrich II. unterließ. Oder ſollte ſie vielleicht die öffentliche Meinung, die allgemeine Vernunft, die Gewalt der Dinge dazu treiben, das von Friedrich leiſe, aber ſicher Angelegte zu vollenden? Man wird es den deutſchen Denkern und Forſchern zum Ruhm anrechnen müſſen, wenn ſie auch in einer Zeit, wo ſie keine Gunſt von oben aufmuntert und fördert, ihre Ueberzeugungen ausſprechen, die Bahn, die ihnen die der Wahrheit ſcheint, ungeirrt verfolgen, und eine einſichtsvolle, die Wahrheit und das Streben darnach ehrende Regierung wird es ſich ſchuldig ſeyn, ihnen keine äußern Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſie nicht mit den Waffen der Macht

und Gewalt zu bekämpfen: aber wir glauben nicht, daß ſie mit den Lehren einer das Poſitive zerſetzenden Aufklärung im Volke Wurzel faſſen, daß ſie organiſch und auferbauend in weiterem Umfang wirken werden; der Samen ihrer Lehren, wie ſie ihn etwa aus Friedrichs Werken ſchöpfen können, wird verloren gehen und zerſtreut werden, oder dürfte, wo er auf ein empfängliches Land fiele, Früchte tragen, die ihnen ſelbſt nicht gefallen würden. Die negative, ſkeptiſche Weisheit rankt ſich oft wie eine üppige und glänzende Schlingpflanze an dem Stamm des Poſitiven raſch hinan und überragt ihn mit ihren hochemporſteigenden Ranken; aber mit dieſem Stamm zugleich würde ſie ſelbſt niederſtürzen und am Boden kriechen. Unſer Reſultat iſt: Friedrichs II. philoſophiſche Anſichten, ohnehin großentheils von Fremden, von Bayle, Voltaire u. A. überkommen, können für unſre Zeit in Deutſchland keine beſondere Bedeutung mehr anſprechen, weil ſie weſentlich negativ und ſkeptiſch ſind; zerſetzende, kritiſche Elemente haben wir allerdings auch jetzt noch viele, und wir wollen darüber nicht klagen; ſie wirken, mag es mit ihrer Wahrheit ſich wie es will verhalten, gewiß am Ende wohlthätig auf die Geiſtesentwicklung; aber ſie datiren ſich nicht von Friedrich II. oder ſeinem Zeitalter unmittelbar her, ſind von beiden ziemlich unabhängig, und können ſich nur zufällig auf den großen König als Autorität berufen.

Der zweite Vorwurf iſt, daß Friedrich den Grundſätzen der Humanität nicht getreu geblieben, in der Praxis, als König, den Philoſophen verleugnet habe. Dieſer Vorwurf hat bei den Einen, den Fanatikern der Aufklärung, den Sinn: er ſey in ſeiner Beförderung derſelben nicht energiſch und entſchieden genug geweſen, ſey auf halbem Wege ſtehen geblieben und habe ſogar der Aufklärung entgegengearbeitet. Dieß hat, ſo weit es wahr iſt, ſeinen Grund darin, daß dem Könige der Grundſatz der allgemeinen Duldung noch über dem der Aufklärung, und zwar mit Recht, ſtand; in ſeinem Lande ſollte Jeder „nach ſeiner Façon ſelig werden" können, und er wollte ſeinen Unterthanen ſelbſt die Freiheit: dumm zu ſeyn (was ihm ſo erſchien), nicht vorenthalten, ſo weit nämlich dadurch Niemand ein Nachtheil entſtand; durch dieß Princip der Duldung konnte nun ſelbſt die Sphäre der Aufklärung einigen Abbruch erleiden; aber ohne Zweifel verdient Friedrich dafür den wärmſten Dank und Verehrung, daß er den

Grundſatz der Gewiſſens- und Glaubensfreiheit höher hielt, als ſelbſt die Aufklärung in ſeinem Sinne; denn der Zwang zur Aufklärung, wäre dieſe auch lautere Wahrheit, iſt doch kein Gut, ſondern Tyrannei. So weit ging der fürſtliche Protektor und Bannerträger der Aufklärung in ſeiner Duldung, daß er ſogar, als im Jahr 1773 der Pabſt Clemens XIV. den Orden der aus Portugal, Spanien, Frankreich und Oeſterreich vertriebenen Jeſuiten aufhob, ihnen in Schleſien ein Aſyl geſtattete, was Veranlaſſung zu dem Gerücht gab, daß er im Grund ſeines Herzens ein guter Katholik ſey.* Eine härtere Colliſion zwiſchen den beiden Principien, dem der Duldung und der Aufklärung, läßt ſich nicht wohl denken, und die neueſten Wortführer der Aufklärung, welche unbedingte Panegyriker des Königs ſind, dürften in Verlegenheit ſeyn, dieſe Handlungsweiſe des proteſtantiſchen Königs ganz zu rechtfertigen — ſie, die jetzt im erbittertſten Kampf gegen die damaligen Schützlinge Friedrichs zu Felde liegen, und Himmel und Erde aufbieten gegen die „Mächte der Finſterniß," deren Kraft und Anſchläge ſie in ihrem Kampfeseifer wohl oft überſchätzen.

Bei Andern dagegen hat der Vorwurf die Bedeutung, daß Friedrich II. den Grundſätzen aufgeklärter Humanität nicht getreu geblieben, aus Laune, aus Willkür, aus Vorurtheil, aus vermeintlicher oder ſelbſtverſchuldeter Nothwendigkeit. Die Handlungen und Maßregeln, welche zu dieſer Anklage Anlaß gaben, werden zum Theil weiter unten, wo von der innern Regierung Friedrichs die Rede ſeyn wird, zur Sprache kommen; deßwegen wollen wir ſie hier nur kurz erwähnen. Es ſind hauptſächlich: die Zurückſetzung, ja beinahe Ausſchließung der Katholiken bei Beſetzung von Civilämtern; die harte Behandlung der Juden; das Beſtehenlaſſen der Tortur bei einigen Verbrechen; das abſcheuliche Werbeſyſtem, die grauſame Disciplin bei dem Heere; die Menſchenverachtung, die der König öfters in Worten und Handlungen kund gab. Einzelne Fälle ſind folgende: als man ihm den edeln, verdienſtvollen Mendelsſohn zur Aufnahme in die Akademie vorſchlug, ſtrich er ihn aus der Liſte, mit den Worten: „Ich will keine Juden [nach Einigen ſetzte er hinzu: und keine Pfaffen] in

* Uebrigens nannte er die Jeſuiten eine vermine malfaisante, und freute ſich königlich über ihren Sturz. Vergl. ſeine Briefe an d'Alembert.

meiner Akademie haben." — Ein ſchöner Burſche unter den Soldaten hatte ſich aus „ſchwerer Melancholie" zwei Finger abgehauen, um ſich dem Dienſt zu entziehen, und war dafür zu 24maligem Spießruthenlaufen und zwei Jahren Feſtungsarbeit verurtheilt worden. Ein Offizier verwendete ſich bei Friedrich für ihn, daß man ſeine Beſtrafung aufſchiebe, da er noch nicht geheilt ſey, und fragte an, ob man nicht das Anerbieten ſeines 80jährigen Vaters annehmen ſolle, der, wenn man ihm die Strafe erlaſſe, einen ſtattlichen Burſchen ſtellen wolle. Der König antwortete: „Quelle faiblesse!" — man müſſe die Geſetze vollziehen und Exempel ſtatuiren. Welche Barbarei! — In der Schlacht bei Colin ſoll er den erſchöpften Soldaten, um ſie zu einem ſiebenten Angriff zu bewegen, zugeſchrieen haben: „Ihr Racker [nach Andern: Ihr Hunde], wollt Ihr denn ewig leben?" — Sodann ließ der König ohne förmliche Unterſuchung den Weltprieſter Faulhaber in Glatz durch einen Cabinetsbefehl hängen, und den Geheimenrath Ferber in Spandau, wegen Verbreitung landesverrätheriſcher Nachrichten, ohne gehörige Prozedur enthaupten. — Dieß und Aehnliches muß freilich befremden bei einem Philoſophen, wie Friedrich in ſeinen Schriften ſich zeigt, und muß eben auf Rechnung der Inkonſequenz und Leidenſchaft geſchrieben werden, deren kein Sterblicher ſich ganz entſchlägt, theils erklärt werden aus den Grundſätzen einer in einzelnen Punkten minder aufgeklärten Regierungspolitik. Beſonders empörend für das humane Gefühl iſt das harte Rekrutirungs- und Werbeſyſtem und die Mißhandlung des gemeinen Soldaten, und verletzend für den Bekenner der Lehre von dem gleichen Werth der Menſchen aller Stände iſt die grundſatzmäßige Ausſchließung der Bürgerlichen (des Roturiers) von den Offiziersſtellen und den höhern und höchſten Civilämtern. Beides ſteht im engen Zuſammenhang, obgleich Letzteres mehr vom politiſchen Geſichtspunkt aus betrachtet und beurtheilt werden muß, Jenes dagegen den Vorwurf der Inhumanität begründet.

Ein großes Heer war die Bedingung und Stütze von Friedrichs Macht, und ſchon ſein Vater hatte ein ſolches, mit beſonderer Vorliebe für Rieſen, unterhalten, pünktlich dreſſirt, entſetzlich gequält, aber nicht benützt. Ohne harte Maßregeln konnte das Heer nicht vollzählig erhalten und ergänzt werden; daher einerſeits das drückende Cantonsſyſtem, das durch Ausnahmen und Befreiungen

für die ihm Unterworfenen noch härter wurde, und das abscheuliche Werbesystem, dessen Greuel, Listen und Grausamkeiten dem König selbst nicht verborgen bleiben konnten. Oft wurden durch Täuschungen oder mit Gewalt Reisende in Preußen angeworben, oder selbst in andern Ländern junge Leute entführt und geraubt. Bei einem in solcher Weise zum Dienst gezwungenen Heer war eine strenge Disciplin freilich nothwendig; aber ob eine in dem Maß strenge und barbarische, läßt sich sehr bezweifeln. Dabei ist jedoch anzuerkennen, daß Friedrich sich angelegen seyn ließ, einen guten, sittlichen und patriotischen Geist unter den Soldaten zu nähren, und daß ihm dieß auch in gewissem Maße gelang; denn er war der Abgott seiner Krieger, und diese zeichneten sich auch gegen andere Truppen meist durch Mannszucht und Menschlichkeit aus. Die Art der Zusammensetzung und Ergänzung des Heers, und die dadurch nöthig gewordene harte Disciplin, wobei der Stock eine große Rolle spielte, zogen nun eine um so breitere Schranke zwischen dem gemeinen Soldaten und den Unteroffizieren, und den höhern Offizieren. Der Adel war vom Kriegsdienst frei; aber da ihm die Offiziersstellen beinahe ausschließlich vorbehalten waren, drängte er sich freiwillig dazu; die Bürgerlichen, die Söhne der Handwerker und Bauern, waren zum Soldatenstand verpflichtet und von der Geburt an mit der rothen Halsbinde dafür bezeichnet, aber sie konnten in der Regel nicht zum Offizier steigen. Und freilich konnten Menschen, welche zuvor unter dem Stock, dem Symbol der Knechtschaft, gestanden, nicht wohl den adeligen Offizieren gleich gestellt werden. Den meisten Soldaten mochte nach den damaligen Zeitbegriffen dieß als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erscheinen; aber die Angehörigen des gebildeteren Bürgerstandes wurden dadurch vom Militärdienst, wenn sie nicht dazu gezwungen wurden, abgeschreckt, und der Adel gewöhnte sich, den Stand der Offiziere, der beinahe nur aus Adeligen bestand, als den bedeutendsten, ja beinahe einzig bedeutenden im Staat anzusehen und die Bürgerlichen zu verachten. Dazu kam, daß auch alle Minister-, Präsidenten-, Landhauptmanns- und Landrathsstellen dem Adel vorbehalten wurden, wie denn auch das Landrecht dem Adel, unter Voraussetzung der Tüchtigkeit, ein Vorzugsrecht auf alle Aemter zugestand.

Ohne Zweifel fielen die Grundsätze des Königs, welcher auch ungern zugab, daß Rittergüter in die Hände von Bürgerlichen

kamen, und ein entschiedener Feind der sogenannten Mesalliancen war, in der damaligen Zeit weniger auf, als dieß jetzt der Fall wäre; aber dem Vorwurf der Inkonsequenz kann er doch nicht entgehen. Als Philosoph machte er sich lustig über den Ahnenstolz und die Eitelkeit, unter seinen Vorfahren lauter honette Leute zählen zu wollen; er spricht mit geringer Achtung von der Geistesbildung des deutschen Adels und auch dem seines Landes; er spricht aus, daß in einem Staat Alles verloren wäre, wo die Geburt den Sieg über das Verdienst behauptete, und daß die Regierung, welche diesem irrigen und absurden Grundsatz huldigte, davon die verderblichsten Folgen empfinden müßte; aber der Fürst, der erklärte, jeder Bauer, jeder Bettler sey so gut ein Mensch wie der König, trug Bedenken, einen tapfern Bürgerlichen zum Offizier zu avanciren, und säuberte nach dem Kriege seine Linie von den Nichtadeligen, welche sich zu Offizieren emporgeschwungen! Er huldigte hiebei zum Theil dem ältern Herkommen, aber er sprach es auch bestimmt aus, daß nur der Adel als Corporation Ehre im Leib habe, und hielt die Bürgerlichen weit eher der Feigheit und Gemeinheit fähig. Bei dieser günstigeren Meinung vom Adel als Stand war es natürlich, daß er ihm, dem andere Berufsarten verschlossen waren, den Staats- und Militärdienst hauptsächlich vorbehielt; aber wenn er für seinen Adel, als einen bedeutenden und einflußreichen Theil seines Volkes, aus politischen Gründen besondere Sorge trug, hätte er doch nicht ausländische Edelleute (an denen er überdieß oft unangenehme Erfahrungen machte) verdienstvollen, bürgerlichen Landeskindern vorziehen und damit dem abstrakten Kastenvorurtheil huldigen sollen. In dem Unglück Preußens im Jahre 1806 darf man vielleicht auch eine Erfüllung der oben angeführten Worte des Königs sehen, die er selbst in der Praxis außer Acht ließ; sein Geist, seine Thätigkeit machte die schlimmen Folgen mancher irrigen Grundsätze wieder gut, oder verbarg dieselben; erst nach ihm kam das Schadhafte und Irrige an den Tag. Den Jahren seit 1806 war es vorbehalten, den Grundsätzen vernünftiger Humanität in den besprochenen Punkten Geltung zu verschaffen, und gewiß würde der Geist des großen Königs mit Wohlgefallen auf die tüchtigen Schaaren der Linie und der Landwehr sehen, die aus dem Kern der durchgängig wehrpflichtigen Jugend bestehend, von Adeligen und Bürgerlichen

geführt, in den nationalen Kriegen von 1813 — 1815 die Weihe erhielten und in welchen sein Name und Andenken gefeiert fortlebt. Er der klagte, er fühle sich nicht für sein Zeitalter geboren, würde bekennen müssen, daß selbst seine Humanität von der Generation nach ihm überschritten worden sey.

Faktisch und aus Grundsatz scheint nach dem Bisherigen Friedrich II. den Adel bevorzugt und gehoben zu haben, und aristokratisch gesinnte Erben seines Throns könnten sich sonach auf seinen Vorgang als gewichtige Autorität berufen. In gewissem Betracht ist dieß wahr; aber man ziehe keine zu raschen Folgerungen! Friedrich II. war doch einerseits zu sehr Philosoph und andrerseits zu sehr Autokrat, um Aristokrat im strengsten Sinne seyn zu können; in jener Eigenschaft erkannte er, theoretisch, den gleichen Werth aller Stände an, in letzterer sah er in Adeligen und Bürgerlichen gleicherweise nur die Organe zur Vollstreckung seines einzig gültigen Willens; und wenn schon ihm die Adeligen für viele Stellen willkommener waren und passender erschienen, so räumte er doch auch ihnen keinen eigentlichen Einfluß ein. Eine aristokratische Camarilla gab es am Hofe des selbstregierenden Königs von Preußen nicht, und besondere politische Rechte wurden dem Adel nicht zugestanden. In dem berühmten Müller Arnold'schen Prozeß zeigte der König sogar eine gewisse mißtrauische Eifersucht gegen den Adel. Seine Abneigung gegen, ohnehin, dem Geist der Zeit gemäß, seltene Mißheirathen und sein Verbot des Verkaufs der Rittergüter an Bürgerliche waren, obgleich allerdings aus dem Kastenvorurtheil hervorgehend, für den Adel selbst eher lästig und drückend. Je mehr Verbesserungen und neue heilsame Einrichtungen der König in vielen Zweigen der innern Verwaltung einführte, um so mehr scheint er, wie Preuß wohl mit Recht bemerkt, in andern Punkten am Herkömmlichen festgehalten, experimentirende Reformen gefliſſentlich vermieden zu haben, und die Erweckung eines schwunghafteren politischen Geistes, wie er hätte aus Aufhebung der Standesunterschiede entspringen müssen, mochte schwerlich im Sinne des nur Gehorsam und Vaterlandsliebe fordernden Selbstherrschers liegen. Er war mehr Conservativer als Aristokrat. Eine spätere Epoche hat gelehrt, daß die echte conservative Weisheit darin besteht, mit dem Geist der Zeit und seinen Anforderungen fortzuschreiten, und Schranken, welche verjährtes Vorurtheil für heilig ausgeben wollte, zu öffnen.

Wenn man Friedrich nicht eben hart darum tadeln will, daß er in seiner Zeit den Unterschied der Stände noch mehr als billig fixirte, so kann man doch unmöglich auf seine Autorität sich für eine retrograde Theorie und Praxis berufen, da ja bei ihm selbst Philosophie und Regentenpraxis nicht zusammenstimmten. Die Frage nach der Bedeutung und Stellung des Adels hat gerade im jetzigen Zeitpunkt in Deutschland ein neues Interesse gewonnen, und deßwegen seyen hier noch einige Bemerkungen darüber vergönnt. Die Aufgabe der Revolution und ihrer ermäßigten Rückwirkungen, der Reformen in den verschiedenen Ländern, war, die dem Menschengefühl und aller Billigkeit widerstreitenden, einen wahren, offenen oder versteckten Kriegszustand begründenden Folgen der Unterschiede der Stände aufzuheben oder zu mildern. Während in Frankreich das Streben auf absolute Gleichstellung Aller ging — ein unmögliches Ziel! — begnügte man sich in den vorgeschrittenern deutschen Staaten mit einer billigen Annäherung zur Gleichheit durch Aufhebung von niederdrückenden, erbitternden Vorrechten und Verhältnissen, wie Leibeigenschaft und Hörigkeit, durch Abschaffung von kränkenden, für die Bevorrechteten nicht positiv werthvollen Auszeichnungen, durch gleichmäßige Eröffnung der Bahn der Ehrenstellen und Aemter, auf welche Keiner von vornherein bestimmte Ansprüche hatte, für alle Talente. Auch in Preußen griff diese Veränderung Platz; der Geist des Fortschrittes hatte schon Manches erzwungen, und die Schule des Unglücks und Leidens that das Uebrige. Man erkannte, daß nur durch die jedem Talent und jeder Tüchtigkeit freigegebene Concurrenz ein solches Maß von Intelligenz und Kraft gewonnen und in den Dienst des Staats gezogen werden könne, wie es zuerst die schlimme, bedrängte Lage der auf die Hälfte zurückgebrachten Monarchie, und nachher die materielle und physische Inferiorität Preußens neben den andern großen Mächten erheischte. Dabei verlor nun freilich der Adel theils an nutzbringenden, werthvollen Rechten, theils an Einfluß, theils an herkömmlichen, wenn auch nicht gesetzlichen Bevorzugungen, mochte sich aber in Erwägung der drängenden Umstände, und weil er überhaupt am meisten zu verlieren hatte, diese Opfer vor der Hand gefallen lassen. Nachdem aber die Zeiten der Noth und Gefahr vorüber waren, konnte er wohl glauben, nunmehr auf Entschädigungen für die gebrachten Opfer, auf mögliche Restitution

in den alten Stand Ansprüche zu haben. Man hat behauptet, daß seit den Friedensjahren bei Besetzung der (zumal höhern) Offiziersstellen und auch in Civilämtern die Adeligen vorgezogen worden seyen; man hat eifersüchtig von der einen und andern Seite gezählt und berechnet; es ist sehr glaublich, daß der Einfluß vornehmer adeliger Familien vielfach benützt wurde, es ist aber auch gewiß, daß es nie an Beispielen des Emporsteigens von Bürgerlichen zu den höchsten Stellen fehlte, womit wenigstens eine grundsatzmäßige Ausschließung oder Hintansetzung derselben als eine nichtige Beschuldigung dargethan wurde. Auch machte sich in Preußen, besonders in dessen Hauptstadt, eine Aristokratie der geistigen Bildung, der Intelligenz, wenn schon meist verflochten mit dem vornehmen Elemente, in solchem Maß geltend, daß der Gedanke an eine neue, strengere Scheidung der Stände, an eine Restauration der alten Adelsideen und Rechte nicht mehr aufkommen zu dürfen schien. Die Aufgabe der Gegenwart scheint vielmehr zu seyn, die verschiednen Stände, welche durch allgemeiner verbreitete Intelligenz und Bildung sich näher gerückt sind, auch social völlig zu versöhnen und in ein friedliches, neidloses Gleichgewicht zu setzen, dadurch, daß jedem Stand und jedem Beruf seine Rechte, sein Ansehen, seine Ehre zugetheilt und gesichert, aber auch den Individuen, welche Kraft und Talent fühlen und bewähren, die Möglichkeit eröffnet werde, auf jeder Laufbahn nach dem höchsten Ziel der Tüchtigkeit und des Ehrgeizes zu ringen, wobei dem Einen der Zufall der Geburt und des Vermögens wohl Vorschub leisten, aber dem Andern der Mangel derselben kein absolutes Hinderniß seyn darf. Vielleicht hat auch der neue Regent von Preußen in diesem Sinne der Versöhnung und Verschmelzung die Idee gefaßt, einen neuen Adel zu schaffen und mit dieser Schöpfung den Beginn seiner Regierung zu bezeichnen, etwa wie man im bürgerlichen Leben zur bleibenden Erinnerung an wichtige Momente Bäumchen pflanzt, in deren Schatten man einst die Mysterien der freudig-gerührten Erinnerung zu feiern denkt; vielleicht wollte er ein Mittelglied einschieben zwischen dem Blutadel und dem gebildeten Mittelstand, indem er das Verdienst, und dann namentlich auch das mit Vermögen, mit Grundbesitz gepaarte Verdienst mit den Auszeichnungen und Ehrenrechten begaben wollte, die es noch von den gebornen Adeligen trennten. Indeß kann man sich wohl

noch kein ganz beſtimmtes Urtheil darüber bilden, da die leitenden Grundſätze dieſer neuen Schöpfung noch nicht ganz fixirt ſcheinen. Einiges Bedenken aber über dieſe Maßregeln können wir nicht unterdrücken. War dieſe Maßregel nothwendig? wird ſie wohlthätig wirken? Die erſte Frage dürfte geradezu verneint werden; nichts indicirte das Bedürfniß einer neuen Adelsſchöpfung, und Standes-Erhöhungen, wo ſolche am Platze ſchienen, konnten ja vorgenommen werden, ohne neue Prinzipien einzuführen. Die zweite Frage wagen wir wenigſtens nicht zu bejahen. Hat die Maßregel wirklich die Bedeutung, die man ihr beigelegt hat, beabſichtigt ſie nicht einzelne Standes-Erhöhungen, ſondern einen neuen Adel zu creiren, ſo dürfte ſie wohl den alten, den Geburts-Adel verletzen, ihm als eine, ſein Anſehen beeinträchtigende Neuerung erſcheinen; der alte Corporationsgeiſt kann dadurch neu angeregt, zur Eiferſucht geweckt werden, und die Neuaufgedrungenen ausſchließen. Doch dieſer mögliche Nachtheil dürfte geringer anzuſchlagen ſeyn als der andere: werden nicht die Uebergangenen, welche mit den Erwählten gleiche Anſprüche zu haben glauben, ſich zurückgeſetzt und gekränkt fühlen? wird nicht ein Ringen und Jagen, ein Beneiden und Wetteifern entſtehen, welches die Eintracht, das Gleichgewicht der Geiſter ſtören und ein Element der Unruhe, des Hinausſtrebens über den gegenwärtigen Zuſtand, eine Gier nach Gunſt erzeugen muß, wobei wahre männliche Unabhängigkeit und jener Ehrgeiz, der ſeinen Lohn in edeln Leiſtungen, nicht in äußern Gunſtbezeugungen ſucht, wobei Friede und harmoniſches Zuſammenwirken nicht gut beſtehen können? Nur unter Einer Vorausſetzung könnte man die neue Adelsſchöpfung als eine Maßregel anſehen, welche nach keiner Seite hin verletzen müßte, wenn ſie nämlich Hand in Hand gehen ſoll mit einer beabſichtigten politiſchen Hebung des geſammten Volks, wenn der neu creirte Adel einem neu aufzuführenden politiſchen Bau als Stütze und Unterlage dienen, wenn bisheriger Adel und Bürgerſtand zu einer Theilnahme am öffentlichen Leben berufen werden ſollten, welche ſie der Eiferſucht gegen jene Bevorzugten vergeſſen machte, und ſie in dem Namen und den Rechten eines Staatsbürgers ein über die Abſtufungen der Stände erhabenes Selbſtgefühl finden ließe. Möge die Zukunft bewähren, daß wir uns nicht geirrt, wenn wir auch dieſen Schritt eines ſeinen Beruf mit ſeltener Wärme und Begeiſterung umfaſſenden Regenten, als

im Sinne des Fortſchritts gethan betrachten, wenn wir dieſe Standeserhöhungen Einzelner als ein Pfand anſehen von dem Willen des Monarchen, das Volk, welches ſein großer Vorfahr vor hundert Jahren politiſch konſtituirte und mit ſeinem Geiſte, alleinherrſchend, durchdrang, zum Adel der politiſchen Mündigkeit zu erheben.

Wir wenden uns nunmehr zu Friedrichs II. äußerer Politik und ſeinen damit zuſammenhängenden Kriegen. Der ſieggekrönteſte, der gefeiertſte Held ſeines Zeitalters ſchreibt während des ſiebenjährigen Krieges: „Die geſittetſten Nationen kriegen wie die wilden Thiere; ich ſchäme mich der Menſchheit; ich erröthe über das Jahrhundert. Laßt uns die Wahrheit geſtehen: Philoſophie und Künſte verbreiten ſich nur auf eine geringe Zahl Menſchen. Die große Maſſe, das Volk und der gemeine Adel bleiben das, wozu die Natur ſie gemacht hat, boshafte Thiere.“ Und wieder: „Glauben Sie, daß es ein Vergnügen ſey, dieß alberne Leben fortzuführen? Menſchen, die man nicht kennt, um ſich ſterben zu ſehen und ſie dem Tode ſelbſt zu überliefern, Tag für Tag ſeine Bekannte und Freunde zu verlieren, ſeinen Ruf dem Eigenſinn des Ungefährs unaufhörlich ausgeſetzt zu ſehen, das ganze Jahr in Unruhe und ſcheuer Erwartung zuzubringen, ohne Ende und Maß ſein Leben und Glück aufs Spiel zu ſetzen? Gewiß, ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünſche glücklich zu ſeyn, wie irgend Jemand. Aber . . . die Philoſophie lehrt uns unſere Pflicht thun, unſerm Vaterlande ſelbſt mit unſerem Blut treu dienen, ihm unſere Ruhe, ja unſer Daſeyn aufopfern.“ In Wem ſteigerte ſich nicht beim Leſen ſo ernſter und tiefempfundner Worte die Bewunderung für den königlichen Helden, der nur nothgedrungen und wider ſeine liebſten Neigungen ſich das Haupt mit immer friſchen Lorbeeren umwindet, im Kampfe „für das Vaterland und für die Freiheit Europas!“ Aber wenn nur nicht der gequälte, oft faſt zur Verzweiflung getriebene Held des ſiebenjährigen Krieges den erſten ſchleſiſchen Krieg, welcher die Quelle des zweiten und des ſiebenjährigen war, ſelbſt in keckem, jugendlichem Ehrgeiz und Eroberungsluſt begonnen, wenn er nur nicht ſelbſt die Drachenzähne ausgeſäet, die Furien des Kriegs entfeſſelt hätte! Zwar ſchützte er Rechtsanſprüche auf mehrere Theile Schleſiens vor, als

er von Maria Thereſia die Abtretung verlangte und mit Gewalt ſeiner ſiegreichen Waffen erzwang, und Dohm, mit andern, namentlich preußiſchen Publiciſten, gibt ſich die Miene, von der Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche [die jedoch lange Zeit geruht und auf die ſein Vater und Großvater direkt oder ſtillſchweigend verzichtet hatten], überzeugt zu ſeyn; aber das offene Geſtändniß Friedrichs II. ſelbſt in vertrauten Briefen an ſeinen Freund Jordan während des Krieges iſt wohl zuverläſſiger und glaubhafter, als ſeine Manifeſte und die gezwungenen Deduktionen ſeiner Anhänger. Der König ſchrieb in beſter Laune: „Wahrhaftig, wenn die Menſchen klug wären, kümmerten ſie ſich weniger um ein Phantom von Ruhm, das ihnen viel Mühe und Leiden bringt, und ſie eine Zeit, die ihnen der Himmel zum Genuß geſchenkt, unter Sorgen und Anſtrengungen hinbringen macht. Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaft, die Sucht nach Ruhm, der Vorwitz ſelbſt, um dir Nichts zu verhehlen, endlich ein geheimer Inſtinkt haben mich dem ſüßen Genuß der Ruhe entriſſen, und die Befriedigung, meinen Namen in den Zeitungen und dann in der Geſchichte zu ſehen, hat mich verführt... Ich bin ein großer Narr, mein lieber Freund, daß ich jene Ruhe gegen den armſeligen Ruhm unſicherer Erfolge vertauſcht habe; aber es gibt ſo viele Thorheiten in der Welt, und ich zähle dieſe zu den alten.“ Und in der „Geſchichte meiner Zeit“ gibt er als eines der vielen Motive, die ihn zu ſeinen großen Unternehmungen trieben, den Ehrgeiz an, deſſen Keim ſein Großvater durch die Erhebung Preußens zum Königreich in ſeine Nachfolger gelegt: die zwitterhafte preußiſche Monarchie zu einem wirklichen Königreich zu machen. Freilich behauptet er daneben die „unbeſtreitbaren Rechte“ ſeines Hauſes, und auch in jenem Brief verzichtet er nicht auf die Rechtsanſprüche; aber unleugbar iſt, daß er daſelbſt ſein Unternehmen nicht als eine Pflicht gegen ſein Land und Volk, ſondern als einen Entſchluß ſeiner Thatenluſt, ſeines Ehrgeizes betrachtet.

Der erſte Krieg Friedrichs II., deſſen Zweck und Frucht die Eroberung Schleſiens war, muß als das erſte wichtige Glied in der Kette ſeiner äußern Politik angeſehen werden, als ſeine erſte freigewollte, politiſche That, während die ſpätern Kriege ihm, als Folgen jenes entſcheidenden Schrittes, aufgedrungen wurden. Selbſt die erſte Theilung Polens, die man dem König noch viel mehr

übel genommen hat, vielleicht weil sie in eine schon aufgeklärtere Zeit fällt, wo die öffentliche Meinung stärker war, und auch weil sie gegen Wehrlose verübt wurde, läßt sich zum Theil damit eher entschuldigen, daß er durch die Macht der Verhältnisse, durch seine Stellung zu Oesterreich und Rußland, durch die unwiderrufliche Nothwendigkeit, Preußen, um es nicht sinken zu lassen, um jeden Preis zu vergrößern und zu stärken, es als europäische Macht zu konstituiren, dazu gezwungen worden. Aber der Angriff auf Schlesien war völlig freiwillig, und wird trotz aller publicistischen Deduktionen von Preußens Recht dem Vorwurf einer unritterlichen Gewaltthat gegen die Erbin Oesterreichs nicht entgehen können. Wenn der Erfolg für Friedrich entschied, so kann man immerhin seine Voraussicht, die kluge Wahl und Berechnung seiner Mittel rühmen; aber so weit darf doch der Freund des Rechts und der Gesittung nicht dem Erfolg huldigen, daß man deßwegen die That für ganz gerechtfertigt erklärte. Die Anwendung der Privatmoral auf die politische Handlungsweise ist freilich etwas Schwieriges; indeß werden wir doch nie die Ueberzeugung aufgeben, daß immer die Forderung an die Politik bestehen bleiben wird und muß, so lange auch die Erfüllung sich hinausziehen mag: den sonst anerkannten Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit sich zu bequemen. Wird dies ja doch von allen Regierungen der gesitteten Welt im gewöhnlichen Lauf der Dinge, im Frieden, anerkannt, und nur in außerordentlichen Fällen tritt eine Suspension jener Grundsätze ein; warum aber suchte man wohl auch dann noch immer den Schein des Rechts zu wahren und zu retten, wenn man nicht anerkennte, daß das Wesen des Rechts auch den politischen Handlungen und Verhältnissen zu Grunde liegen sollte? Gemildert wird einigermaßen die Eroberung Schlesiens durch folgende Erwägungen: daß Friedrich diese Provinz nicht einem Schwachen, ohne Kampf, wegnahm, sondern sie gegen eine bedeutende Macht mit eigener Gefahr im Streit behaupten mußte; daß er sich würdig zeigte, der Beherrscher dieses schönen Landes zu seyn, daß er dessen Wohlstand hob, und ebenso als König die Herzen, wie als Krieger die Städte eroberte; daß er im Vorgefühl der künftigen Größe Preußens diesen Schritt that, und daß der „geheime Instinkt," auf den er sich merkwürdiger Weise beruft, ihn nicht täuschte, nicht Eitelkeit, sondern Bewußtseyn der Größe

und des Genie's war. Auch das muß ihm zu gute kommen, daß die damalige Politik überhaupt im Argen lag und wenig mehr war, als eine in Rabulistereien und Scheingründe sich hüllende Geltendmachung der List und des Rechts der Stärkeren im günstigen Augenblick. Und freilich hat der große König, der Bekämpfer Machiavells, diese Politik nicht eben viel humaner und sittlicher gemacht. Dies führt uns auf die Theilung Polens. Natürlich kann hier nicht das Verhältniß untersucht werden, in welchem sich die Schuld dieser politischen That — oder Unthat — auf die drei Interessenten vertheilt, kann nicht erörtert werden, ob von Friedrich die erste Idee ausging, oder ob Kaunitz die erste Veranlassung gegeben; gewiß ist, daß alle drei Mächte begierig und rücksichtslos zugriffen; gewiß, daß sie sich über das Unrechtliche selbst nicht täuschten; Friedrich sagte, als man Bedenklichkeiten darüber äußerte, daß Oesterreich auch einen Theil begehrte: „es wird auch den Tadel* theilen." Man muß, um die Sache richtig zu beurtheilen, Friedrichs russische Politik herbeiziehen. Selbst dem großen, alle Zeitgenossen überragenden Geiste Friedrichs war es, bei der Macht und den Verhältnissen seines Landes, nicht möglich, die europäische Politik zu beherrschen; groß und bewundernswerth war es an dem Beherrscher von fünf Millionen schon, daß er die politischen Constellationen so zu benützen verstand, daß er dreiundzwanzig Jahre lang, nach dem siebenjährigen Krieg, seinem Land (beinahe ohne Unterbrechung) den Frieden und politische Geltung erhielt. Um dies zu erreichen, mußte er mit größter Umsicht und Klugheit herüber und hinübersteuern, hier sich annähern, dort trennen, hier gewinnen, dort versöhnen. Im ersten schlesischen Kriege mit Frankreich verbunden, dann von dieser Macht verlassen, mußte er sich im siebenjährigen Krieg auf England stützen. Nach demselben war er auf Rußland angewiesen, da dessen neuer Regent, Peter III., sich ihm freundschaftlich näherte, und die Kaiserin Katharina II. bald auch günstige Gesinnungen zeigte. Der siebenjährige Krieg, also die Schuld Oesterreichs, hat das Hereingreifen Rußlands in die deutschen Angelegenheiten nicht wenig gefördert, und außerdem, daß man dieser Macht preußische Provinzen überlassen

* Le blâme wird wohl zu stark mit „die Schande" übersetzt. Friedrich nahm die Sache nicht so sehr zu Herzen.

wollte, hat auch dieſer Krieg die politiſche Ohnmacht Polens erſt recht geoffenbart. Es war Friedrich nicht zu verargen, wenn er die gegen ihn gewerbene Macht bei erſter Gelegenheit zu ſeinem Bundesgenoſſen machte. Das Bedürfniß der Gegenwart gebot mächtig genug, und nicht immer konnte daneben auf die Forderungen oder Gefahren der Zukunft Rückſicht genommen werden, ſo wenig der König ſich über die drohende Uebermacht Rußlands täuſchte. Schon im Jahr 1746 ſchrieb er: „Alles kündigt an, daß Bevölkerung, Wohlſtand und Stärke dieſes Reichs große Fortſchritte machen werden. Seit dem Mißgeſchick Carls XII. wurde Rußland wahrhaft Schiedsrichter des Nordens und Jedermann furchtbar," und führt aus, daß es durch ſeine geographiſche Lage unangreifbar ſey; und ſpäter betrachtete er mit Unruhe die anwachſende Macht und den Einfluß Rußlands, die er doch nicht zu dämmen vermochte, die er ſelbſt mußte vermehren helfen. Er ſchrieb: „So raſche Fortſchritte beunruhigten ebenſoſehr die Alliirten der Ruſſen, wie die übrigen Mächte Europa's. Preußen hatte zu fürchten, ſein Alliirter dürfte, zu mächtig geworden, mit der Zeit ihm auch, wie Polen, Geſetze vorſchreiben wollen. Dieſe Ausſicht war eben ſo gefährlich als entſetzlich." Mit Oeſterreich blieb Preußen, auch nachdem äußerlich das gute Vernehmen hergeſtellt war, und ſogar der Kaiſer Joſeph ſich dem Könige mit Hochachtung und Bewunderung näherte, immer in einiger Spannung, und beide beobachteten ſich mit Mißtrauen. Durch Heirathen war dieſe Macht mit Frankreich verbunden, ſo daß auch an dieſes Friedrich ſich nicht anſchließen konnte. Wohl erkannte Friedrich das Beklagenswerthe und Unnatürliche der Feindſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen und ſprach dieß bei einer Zuſammenkunft mit Joſeph II. in den Worten aus: „Ich denke, wir Deutſche haben lang genug unter einander unſer Blut vergoſſen; es iſt ein Jammer, daß wir nicht zu einem beſſern Verſtändniß kommen können." Oeſterreich konnte ſeine Demüthigung und ſeinen Verluſt nicht verſchmerzen, und der Widerſtand, welchen Friedrich zweimal ſeinem Projekt der Erwerbung Bayerns entgegenſetzte, erbitterte es aufs Neue. Ein Vergeſſen des alten Haders, ein gutes Verſtändniß konnte nur die Folge eines gewaltigen Impulſes, gemeinſamer Gefahr und gleichen Bedürfniſſes ſeyn. Friedrich ſelbſt dachte auch nicht immer ſo national, und mit den oben angeführten Worten ſteht in ſchneidendem

Contraſt eine wahrhaft naive, aber eben darum für das deutſche Nationalgefühl tief beſchämende Deduktion Dohms, in ſeiner offiziellen Schutzſchrift für den deutſchen Fürſtenbund: daß Frankreich in den von Oeſterreich vorgeſchlagenen Tauſch ſeiner Niederlande gegen Bayern nicht willigen dürfe, „weil Oeſterreich dann dieſe für Frankreich ſo wichtige ſchwache Seite verlöre;" — „daß Frankreichs Macht gegen Oeſterreich nicht zu ſehr geſchwächt werde, iſt für das Gleichgewicht Europa's von äußerſter Wichtigkeit. Allen Mächten muß daran gelegen ſeyn, daß Oeſterreich ſeine ſchwache Seite durch den Beſitz der Niederlande nicht verliere, und durch den Erwerb von Bayern nicht Frankreich auf immer außer Stand ſetze, im deutſchen Reich Alliirte zu haben, und wenn unter dieſen, wie natürlich (!), der Regent von Bayern ſich befindet, durch den Beſitz der Donau bis ins Herz der öſterreichiſchen Staaten einzudringen." !!! So ſchrieb Dohm noch im Jahr 1785, der doch ein redlicher Mann und ein Patriot war! Doch zurück von dieſer Abſchweifung. Die Allianz mit Rußland war nach dem Obigen für Friedrich II. beinahe eine Nothwendigkeit, ſo ſehr er den ſteigenden Einfluß dieſes koloſſalen Reichs unter Katharina II. erkannte und ſcheute und dagegen zu arbeiten ſuchte. Längſt war der ruſſiſche Einfluß in dem zerrütteten Polen, durch Einmiſchung in die Sache der Diſſidenten und vermöge der Stammverwandtſchaft, überwiegend; Polen dieſem Einfluß zu entreißen, wäre für Friedrich ſchwer geweſen, und einen Krieg ſcheute er mit Recht. Rußland gegenüber konnte es gewiſſermaßen als ein Vortheil und Sieg erſcheinen, wenn das politiſch-ohnmächtige, zerriſſene Land nur nicht jener Macht ausſchließlich überlaſſen wurde; was davon an Preußen fiel, entging doch Rußland. Und von dieſer Macht blieb Preußen nach der erſten Theilung, welche damals als definitiv angeſehen werden mochte, immer noch durch den Reſt von Polen getrennt; durch die Erwerbung von Weſtpreußen hatte es ſeine zuvor auseinanderklaffenden Länder vereinigt, durch die Weichſel und die Oſtſeeküſte große Vortheile für ſeinen Handel gewonnen, wenn ſchon ſein Antheil dem Flächeninhalt und der Einwohnerzahl nach weit geringer war als die Erwerbungen der beiden andern Mächte. Hätte es bei dieſer erſten Theilung Polens ſein Bewenden gehabt, hätte Preußen ſich aufrichtig mit Polen verbündet, ſo hätte es an ihm eine Vormauer gegen Rußland

gehabt, und es ließe sich jene Theilung, welche Preußen höchst erwünscht abrundete, vom politischen Gesichtspunkt aus wohl nicht so sehr tadeln. Aber etwas ganz Anderes ist die Rechtlichkeit und Moralität jener That! und hier sind auch in unserer, die vollbrachten Thatsachen so bereitwillig anerkennenden und gut heißenden Zeit Wenige keck genug, mit den unleugbaren, aber von ausländischen Mächten absichtlich genährten, großen Uebelständen und Gebrechen im Schooße der polnischen Republik die wortbrüchige Gewaltthat der Mächtigen geradezu zu entschuldigen. Es war selbst nach dem Gefühl der edlen Kaiserin Maria Theresia eine unerhörte und unentschuldbare Freveltat, für welche Friedrich als Haupt-Entschuldigungsgrund anführt: es sey dieß die einzig mögliche Weise gewesen, einen großen Krieg zu verhindern; ja er nimmt sogar als Friedensstifter großes Lob für sich in Anspruch und behauptet, er könnte sein Recht in dieser Sache vor jedem Tribunal der Erde verfechten, gewiß, zu gewinnen, wenn Alles bekannt würde. Wenn es nun aber eine Art gibt, ein Unrecht zu verüben, welche wieder einigermaßen mit dem Thäter aussöhnt, so muß man leider gestehen, daß die Theilnahme Friedrichs an der Zerstücklung Polens noch gehässiger wurde durch einzelne Züge von Hohn, Gewaltthätigkeit und Gewissenlosigkeit, welche sie bezeichnen. Die gewaltsame Verpflanzung von 12,000 polnischen Familien zwar, welche Joh. v. Müller berichtet, wird von Preuß als völlig unbeglaubigt zurückgewiesen, und seine, sowie Dohms Angaben über vielfache grausame Quälereien und Mißhandlungen in Zweifel gezogen; aber Dohm war doch gewiß preußisch und Fritzisch genug gesinnt, um nicht grundlose Gerüchte und Klagen zu wiederholen, und auch der Behauptung von ihm wird man beitreten müssen: „Man hat behaupten wollen, diese Gräuel seyen ohne Wissen des Königs verübt worden; aber wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dies glaublich finden?“ Gewiß ist, daß Friedrich zur Gewaltthat auch den Hohn fügte und in einem poetisch werthlosen Gedicht seiner Abneigung gegen die polnischen Conföderirten auf unedle Weise Luft machte; gewiß ist, daß er eigenmächtig nach abgeschlossenem Pakt noch weitere Distrikte in Besitz nehmen, daß er noch zweimal die Gränzpfähle unvermerkt weiter rücken ließ; gewiß, daß er die Städte Danzig und Thorn, die ihm die andern

Mächte nicht gegönnt hatten, ſpäter durch harte Chikanen und Bedrückungen zur Unterwerfung unter den preußiſchen Scepter zu zwingen, oder doch für ihre Hartnäckigkeit zu züchtigen ſuchte.

Beinahe allgemein wird man zugeben, daß eine ſolche Handlungsweiſe, ſo wie die Wegnahme Schleſiens, die Verletzung der Kapitulation mit den Sachſen bei Pirna nicht gerechtfertigt, nicht entſchuldigt werden könne, ſondern nur einigermaßen durch die Verhältniſſe gemildert erſcheinen oder durch die ſonſtigen großen Eigenſchaften und edle Handlungsweiſe Friedrichs zugedeckt werden. Köppen jedoch iſt anderer Anſicht, S. 119: dem öffentlichen Wohl, als dem einzigen Staatszweck, habe der Fürſt nicht nur ſein Privatintereſſe, ſondern auch ſeine Privatmoral aufzuopfern. Der Fürſt könne und dürfe nicht immer den abſtrakten Vorſchriften der Moral folgen; und er belobt Friedrich darum, daß er ſich hierüber mit Offenheit und Entſchiedenheit erklärt habe. Friedrich II. ſagt: „Bei einem Fürſten [im Gegenſatz zum Privatmann, dem die ſtrengſte Befolgung der Moral zur Pflicht gemacht wird] handelt es ſich um das Intereſſe eines ganzen Volkes; dies wahrzunehmen iſt ſeine erſte Pflicht; ihr hat er ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen und folglich auch die Verpflichtungen, die er eingegangen, ſobald ſie anfangen, das Wohl ſeiner Völker zu beeinträchtigen.“ Und: „Das Wort des Privatmanns kann nur ihn ſelber unglücklich machen, das Wort des Fürſten aber ganze Nationen. Es fragt ſich alſo: iſt es beſſer, daß das ganze Volk zu Grunde gehe, oder daß der Fürſt ſein Wort breche?“ Ein Vertrag müſſe gebrochen werden, ſobald es für die Rettung des Volks kein anderes Mittel gebe.

In ſolchen extremen Fällen, wo es ſich um Heil oder Verderben des Volks handelt, werden freilich nur die Knechte des tödtenden Buchſtabens die Verletzung des Worts oder Vertrags verdammen; aber an dem war es doch ſtreng genommen nicht in den Fällen, welche man Friedrich II. am meiſten zum Vorwurf machen kann, ſondern nur das konnte er behaupten, daß eine andere Handlungsweiſe das Wohl ſeiner Völker beeinträchtigt hätte, ihnen minder zuträglich geweſen wäre. Wahr iſt es, daß man einen Fürſten, der als ſolcher, als Vertreter ſeines Staats, einen Vertrag bricht, nicht ebenſo anſieht, nicht ſo hart beurtheilt, wie einen, der im Privatverkehr ſeinem Ehrenwort und ſeinen Verpflichtungen

untreu wird, und neben den verwickelteren Verhältniſſen wird auch dieſe Nachſicht der öffentlichen Meinung (welche vielleicht bleiben wird, ſo lang es eine Geſchichte gibt) eine Verſuchung mehr werden; aber unzweifelhaft ſcheint doch auch das zu ſeyn, daß bei Staatsverträgen nicht ſtillſchweigend die Clauſel ſuppenirt wird: „wenn und ſolang die eine und die andere Partei das Verabredete dem Vortheil ihres Landes angemeſſen finde," (mit welchem gar leicht das eigene Intereſſe des Regenten verwechſelt wird); und gewiß iſt, daß der Fürſt, der, angeblich im Intereſſe ſeines Volkes, ſein Wort bricht, auch als Repräſentant ſeines Volks handeln und deſſen Wohl im Auge haben mußte, als er ſein Wort gab; gewiß iſt, daß eine leichtfertige Ausübung jener Grundſätze gar bald alles Vertrauen in die Politik eines Fürſten untergraben, und wenn ſie auch eine Zeitlang vorübergehende Vortheile bringt, am Ende durch allgemeines Mißtrauen und Abneigung ſich rächen muß. Die doppelte Rolle aber, welche ein abſoluter Fürſt leichter ſpielen kann, das einemal als freier Herr ſeines Willens, das anderemal als Vertreter des plötzlich vorangeſtellten Wohls ſeines Volkes, iſt eine gefährliche Verſuchung; und es kann dies zur Empfehlung einer beſchränkten Monarchie angeführt werden, wo öffentliche Treue und Glauben ſtärkere Garantien gewinnen dürften.

Abgeſehen von der Unrechtlichkeit des Akts iſt ein wichtiger, ſchon oben berührter Vorwurf dem Könige darüber gemacht worden, daß er durch die Theilung Polens Rußlands Uebergreifen und Uebermacht befördert und angebahnt, daß er den Grund zu Verhältniſſen gelegt, welche jetzt vielfach als drückend und drohend von Preußen empfunden werden. Er hätte dies vorausſehen und Rußland nicht zum unmittelbaren, läſtigen Nachbar Preußens machen ſollen. Daß Friedrich gegen dieſe Gefahren nicht blind war, iſt oben gezeigt; ob er aber die ſpätere, völlige Zerſtückelung Polens als wahrſcheinlich oder nothwendig angeſehen, ob ſie eine unausbleibliche Folge der erſten Theilung wirklich war? dies getrauen wir uns nicht zu beurtheilen; nur das muß zugeſtanden werden, daß Friedrich ſelbſt durch ſeine Uebergriffe und durch ſein Verfahren gegen Danzig und Thorn die andern Mächte zu gleichen Uebergriffen gleichſam herausforderte und ſo der völligen Theilung vorarbeitete. Wenn er indeß dieſe wirklich als nothwendig vorausſah, konnte er immer noch hoffen, daß Preußen,

wie dieß wirklich geschah, einen solchen Antheil an der Beute bekommen würde, der ein günstiges Verhältniß zwischen den bedeutend erhöhten, durch Intelligenz und gute Verwaltung gesteigerten Kräften des Königreichs Preußen, mit der allerdings sich nähernden und wachsenden Gefahr von Seiten Rußlands herstellen werde; das aber freilich lag außer seiner Berechnung, daß Preußen, wie dieß in Folge der Napoleonischen Kriege geschah, den wichtigen Theil von Großpolen, den es besessen, mit der Hauptstadt Warschau und dem Niemen als Gränze, an Rußland würde abtreten, und dafür nachmals in Sachsen und am Rhein seine Entschädigung suchen müssen; daß es zum unmittelbaren östlichen Gränznachbar Rußland, und daneben eine seiner wichtigsten Provinzen gegen das mächtige, in sich geschlossene Frankreich als westliche Gränze zu vertheidigen haben würde.

Lange Zeit hatte sich Friedrich an fremde Mächte angeschlossen, weil er Oesterreich und Oesterreich ihm mißtraute, und ihre Interessen immer wieder in Collision kamen; beide einig hätten wohl gegenüber von Rußland und Frankreich (dessen Ehrgeiz und die daraus für Deutschland drohenden Gefahren der König sehr wohl zu würdigen wußte, und über das er wahrhafte prophetische Worte sprach, vergl. d. Schrift Nro. VI. S. 33.) unbesorgt seyn können, aber die Einsicht in das beiderseitige wahre und in das nationale Interesse war einer spätern Zeit vorbehalten. Selbst derjenige politische Akt, der als ein nationaler und deutscher dem König von Preußen zu besonderem Ruhm angerechnet zu werden pflegt, war leider gegen Oesterreich gerichtet, und erhielt deßwegen die Billigung und die Gunst der auswärtigen Mächte; wir meinen die Stiftung des deutschen Fürstenbunds, 1785. Ueber diesen Akt sind sehr widersprechende Urtheile gefällt worden, die nach den verschiedenen Gesichtspunkten, auf die man sich stellte, vielleicht alle etwas Wahres hatten. Die Einen priesen die patriotischdeutsche Gesinnung des Königs, die sich hier glänzend kund gethan, die Andern klagten ihn, als Zerstörer der alten Reichsverfassung, unnationaler Gesinnungen an. Die Einen rühmten seine Uneigennützigkeit, die Andern beschuldigten ihn des anmaßenden Ehrgeizes. So verwickelt und seltsam standen die Verhältnisse in Deutschland, daß diese entgegengesetzten Behauptungen in ihrer Art Recht hatten. Das Haus Habsburg, in welchem seit langer Zeit die Kaiserwürde

ſo gut wie erblich, aber mehr eine ehrenvolle Laſt, als ein wirklicher Vortheil geweſen, verfolgte häufig mehr den Vortheil der Dynaſtie als das Intereſſe des Reichs, wo es ohnehin, auch beim beſten Willen der Kaiſer, wenig ausrichtete; denn die Wahlkapitulationen hatten die Fürſten immer unabhängiger, den Kaiſer immer ohnmächtiger gemacht. Die größeren Fürſten, die Könige von Preußen (als Churfürſten von Brandenburg), und namentlich Friedrich II. ſelbſt, kümmerten ſich nicht um das Reich; Dohm ſagt: „die deutſche Reichsverſammlung glaubte er (Friedrich) nur mit unnützen Formalitäten beſchäftigt, und bezeugte ihr daher bei jedem Anlaß Verachtung," und: „des Königs deutſche Staaten wurden dem Reich immer mehr fremd. Man bemerkte innerhalb derſelben kaum irgend eine Folge des Reichsverbands, und Friedrich handelte gegen ſeine Unterthanen, wie gegen ſeine Nachbarn und Mitſtände als völlig unabhängiger Monarch, den keine Rückſichten auf gemeinſame Verfaſſung und Geſetze banden." So machte ihm wohl auch die Reichsacht wenig ſchlafloſe Nächte. Dieß war allmählig von ſelbſt ſo gekommen, ohne daß man Friedrich hart darum tadeln könnte, daß er auf eine veraltete, erſchlaffte und hohle Form nichts hielt; nur konnte er dann auch ſpäter bei Stiftung des Fürſtenbundes ſich nicht auf ſeine Geſinnungen als treuer Reichsſtand berufen, und mit der Verſicherung ſeiner Anhänglichkeit an die altdeutſche Verfaſſung keinen Glauben zu finden hoffen. Dagegen aber hat man nicht das Recht, ihm dabei nationale Geſinnungen abzuſprechen. Zwar iſt ein Bund von deutſchen Reichsſtänden, gerichtet gegen zu beſorgende Vergewaltigungen von Seiten des Reichsoberhauptes (dies war zwar nicht geſagt, aber gemeint) etwas Monſtröſes, und zeugt von völlig verkehrten und abnormen Verhältniſſen; aber das Reichsoberhaupt hatte auch, ſtatt als Beſchützer, ſich vielmehr habgierig und auf Vergrößerungen bedacht gezeigt, und Friedrich II. konnte ſich auf ausdrückliche Beſtimmungen der Reichsgeſetze, auf den weſtphäliſchen Frieden und auf Vorgänge wie der ſchmalkaldiſche Bund berufen. Gewiß ſcheint, daß Friedrich ſelbſt an keine Eroberungen in Deuſchland mehr dachte; aber ebenſo unzweifelhaft, und gewiß auch nicht zu tadeln iſt, daß er eine Vergrößerung Oeſterreichs durch Vergewaltigung der minder mächtigen Fürſten zu verhüten bedacht war. Die Redensarten von „deutſcher Freiheit" und von Erhaltung

der alten Reichsverfassung sind freilich in sehr beschränktem Sinn zu verstehen; die „Freiheit" bedeutet wohl nichts Anderes als die ungefährdete Selbstständigkeit der einzelnen Reichsstände, welche in ihren Staaten immer unabhängiger von Kaiser und Reich sich machten, das Privilegium de non appellando besaßen oder erwarben, und die Freiheit ihrer Völker beliebig unterdrücken konnten; aber einerseits war es doch gut, daß der Begriff, das Wort, wenn auch einstweilen nur als leerer Rahmen, als ein auf die Zukunft ausgestellter Wechsel, wieder im Umlauf kam, und andrerseits hatte das Wort für die protestantischen Völker wenigstens den Sinn, daß durch diesen meist von protestantischen Fürsten geschlossenen Bund ihnen eine Garantie geboten zu werden schien gegen die Unterwerfung unter den Scepter einer katholischen Macht. Eine seltsame Erscheinung war es, daß, während die Oesterreichischgesinnten den Fürstenbund verdammten als eine Auflösung der Reichsverfassung, und ein Herr von Gemmingen in einer halboffiziellen Schrift gegen denselben mit einer Abdankung Oesterreichs von der Kaiserwürde drohte (ein Ereigniß, das bekanntlich 20 Jahre später durch die Stiftung des Rheinbunds herbeigeführt wurde), Andere, Preußischgesinnte, den König tadelten, daß das unförmliche Gebäude des deutschen Reichs mit all seinen Gebrechen durch den Bund im Fortbestand erhalten, den vielen kleinen Fürsten, weltlichen und geistlichen Herren und Reichsstädten ihre dürftige Existenz gefristet, und Preußen die Aussicht entzogen werden solle, sich bei günstiger Gelegenheit zu vergrößern und abzurunden. Der Bund besaßte übrigens nur die größern deutschen Fürsten, von den geistlichen Fürsten nur den Churfürsten von Mainz; die kleinen weltlichen Fürsten, die Grafen und die Reichsstädte wurden nicht zur Theilnahme eingeladen; doch wurde auch diesen die Erhaltung und Beschützung ihres rechtmäßigen Besitzstandes gegen jede widerrechtliche Gewalt zugesichert, und sie waren, nach Dohm's Bericht, dem Bunde ziemlich allgemein geneigt. Ob das einzige Motiv ihrer Uebergehung bei den Aufforderungen zum Beitritt (die drei Churfürsten von Brandenburg, von Sachsen und Hannover schlossen zuerst den Bund unter sich ab) das von Dohm angegebene gewesen: daß man sie nicht der Verlegenheit habe aussetzen wollen, durch Beitritt zu einem dem Hause Oesterreich so unangenehmen Bund sich die Ungunst und Ungnade des Kaisers zuzuziehen, oder

die Theilnahme abzulehnen, laſſen wir dahingeſtellt; aber der Gedanke an eine, ohnehin in der Natur der Sache liegende Bevormundung der kleinern Herren durch die größern Fürſten liegt nicht fern.

Der Zertrümmerung der alten Reichsverfaſſung mag nun Friedrich II. durch die Stiftung des Fürſtenbundes auch noch mehr vorgearbeitet haben; aber doch iſt, wie geſagt, vom nationalen Geſichtspunkt aus, wenn man an die Möglichkeit der politiſchen Wiedergeburt der Völker glaubt, der deutſche Fürſtenbund eher eine erfreuliche und für Friedrich rühmliche Stiftung; vom nationalen Geſichtspunkt erſcheint, was man dem König von Preußen als einen Mangel an vorſichtiger Politik vorgeworfen, als ein Verdienſt, daß er nämlich den Entſchluß faßte, auf die Gefahr hin, Frankreich zu mißfallen, mit welchem ſich enger zu alliiren der Wunſch einer Partei in Preußen, an ihrer Spitze der Prinz Heinrich, war, ſich dennoch auf die deutſchen Fürſten zu ſtützen, und daß er dieſen durch ſeine Verbindung mit ihnen ein Gefühl von Zuverſicht und Vertrauen einflößte, mit welchem ſich das Gefühl der Schaam über fremden Beiſtand nicht miſchen durfte. Es konnte nicht anders als ein kräftigendes und erhebendes Gefühl für den Theil der Deutſchen ſeyn, welche der Bund begriff, einen ſo großen deutſchen König im Fall der Noth an ihrer Spitze zu haben; er wurde dadurch erſt recht ein deutſcher Fürſt und die Deutſchen fühlten ſich als Theile ſeiner Macht. Merkwürdig, erfreuend und ehrend iſt das Vertrauen, mit welchem die deutſchen Fürſten hier dem großen König entgegenkamen; es iſt ein günſtiges Zeugniß des durch einzelne tadelnswerthe politiſche Akte doch nicht untergrabnen Glaubens an ſeine Geſinnung, ſeinen Charakter, es iſt der ſchönſte Schluß ſeines politiſchen Lebens. Allerdings kann der Fürſtenbund, als bloßes hiſtoriſches Faktum, den Deutſchen eben nicht ſehr erheben und erfreuen, denn die Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und Freiheit war mehr nur ein Name; wohl aber als eine Anerkennung des Prinzips der Selbſtſtändigkeit, der in ſich ſelbſt ruhenden Kraft Deutſchlands, als ein Vermächtniß des Vertrauens, welches zu ehren und zu rechtfertigen den Deutſchen aller Zeiten obliegt. Es mag als bedeutungsvoll gelten, daß dreißig Jahre ſpäter an die Stelle des deutſchen Fürſtenbundes der deutſche Bund ſchlechtweg trat, —

in seinem Namen mindestens einen Fortschritt zu nationalen Prinzipien beurkundend. Aber noch eine andre Parallele kann man ziehen; an die Stelle des deutschen Fürstenbundes, innerhalb der deutschen Reichsverfassung, der argwöhnisch gegen Oesterreich war, ist etwa fünfzig Jahre später der große, friedfertige preußische Zoll- und Handelsverein, innerhalb der deutschen Bundesverfassung, getreten; gestiftet zwar zunächst zur Förderung materieller Interessen, aber in humanem und nationalem Sinn, ohne feindselige Absichten — einen gewaltigen Fortschritt bezeichnend über die Grundsätze Friedrichs in Betreff der Handels- und Finanzgrundsätze, aber gewiß anknüpfend an viele Ideen und Wünsche, die in seinem umfassenden und fruchtbaren Geist gelegen. Der „Stein der Weisen," der sein Land auch in Zukunft sichern sollte, und dessen Entdeckung ihm viel Kopfbrechens machte, war auch der deutsche Fürstenbund wohl nicht, aber doch eine Art Grundstein zu einem künftig aufzuführenden Bau.

Nach dem Bisherigen begreift man, welches Ansehen, welche Popularität Friedrich II. in Deutschland haben mußte. Durch den siebenjährigen Krieg war er der allbewunderte Held Europas geworden; er mochte Vielen als besonderer Schützling der Vorsehung erscheinen; der von dem Pabst an Daun gesandte Degen zu Bekämpfung des ketzerischen Königs und andere Umstände trugen dazu bei, ihn als Vorfechter des Protestantismus und der Glaubensfreiheit erscheinen zu lassen; im bayrischen Erbfolgekrieg rettete er die von Oesterreich bedrohte Selbstständigkeit Bayerns, und gewann sich den Dank und die Verehrung dieses deutschen Volksstammes in so hohem Grade, daß man sein Bild neben dem der Heiligen aufstellte; früher schon, im Jahr 1764, hatte er als Garant der würtembergischen Verfassung sich der Landstände gegen ihren gewaltthätigen Herzog auf ihr Anrufen kräftig angenommen, und sich um die Herstellung der alten Verfassung und die Freiheit der evangelischen Kirche wichtige Verdienste erworben; und endlich besiegelte er durch die Stiftung des Fürstenbunds seine nationale Handlungsweise. So stand er in den Augen eines großen Theils der Deutschen da als Repräsentant nationaler Ehre, Kraft und Heldenmuths, als uneigennütziger Freund und Beistand des Rechts und der Selbstständigkeit der Schwächeren gegen Vergewaltigung der Mächtigen, als Beschützer der Volksrechte sogar gegen

Fürſtengewalt, als Protektor des Proteſtantismus, der Gewiſſensfreiheit und der Aufklärung; und wenn dieſe glorreiche Stellung zum Theil ihren Grund hatte in Verhältniſſen, die er mit Glück und Einſicht benützte, ſo iſt doch auch gewiß, daß ſein Genie und ſeine Geſinnung die weſentlichen, unentbehrlichen Bedingungen des Ruſs und der Popularität waren, die er gewann. Sollte man darum ſein Gedächtniß weniger ehren, weil das, was er mit umſichtiger und einſichtsvoller Berechnung des Intereſſes für ſein Land zunächſt that, von Andern als freiwillige Großmuth empfunden, als lautere Eingebung des Gerechtigkeitsſinnes und des proteſtantiſchen Eifers bewundert und geſegnet wurde?

Bedeutungsvoll erſcheint die Stiftung des Fürſtenbundes im letzten Lebensjahre des großen Mannes. Die Macht und Größe ſeines Landes — ſeine nächſte Aufgabe — hatte er zur Wirklichkeit gemacht; die Selbſtſtändigkeit und Freiheit, überhaupt die neue politiſche Conſtituirung Deutſchlands, welches er ſich immer mehr gewöhnte als unauflöslich an das Schickſal Preußens gekettet zu betrachten, und umgekehrt, — zeichnete er nur, ſo zu ſagen, in einer flüchtigen, unausgeführten Skizze hin, den ſpätern Generationen die genauere Feſtſetzung des Problems und die ſchwierige Löſung überlaſſend. Genug, daß ſeine ſpätere Politik doch ſeine Rückkehr von der frühern, gänzlichen Gleichgültigkeit gegen das deutſche Reich beurkundet. Je mehr ihn nun aber ſeine ſpätere Politik als deutſchen Fürſten der geſammten Nation zueignet, um ſo mehr Intereſſe gewinnt auch die Frage: in wie weit er durch ſein inneres Regierungsſyſtem, durch ſeine Grundſätze und ſeine Praxis einflußreich auf andre Regierungen und für die Zukunft Deutſchlands gewirkt, welche wohlthätige oder nachtheilige Folgen ſein Beiſpiel gehabt habe, welche Vor- oder Rückſchritte ſeit ihm gemacht worden?

Friedrich II. war Autokrat, Selbſtherrſcher — darin liegt allerdings ſchon ein ganzes Syſtem involvirt; aber dieß Syſtem iſt ſehr verſchiedener Modifikationen fähig. Manchem wird es als ein unvereinbarer Widerſpruch erſcheinen, daß ein Selbſtherrſcher, ein unumſchränkter Deſpot, zugleich ein Philoſoph, ein Freund des Rechts und der Humanität ſoll geweſen ſeyn; doch wird ſich dieſer ſcheinbare Widerſpruch bei genauerer Betrachtung theils löſen, theils mildern.

Als König in Preußen war Friedrich II. durch älteres Herkommen verpflichtet, die Verfassung des Landes anzuerkennen; als Reichsstand war er in seinen deutschen Landen nicht souveräner Herr; aber wenn er diese Beschränkungen nicht achtete, und keinen Landtag in Preußen halten ließ, so wandelte er nur auf der Bahn seines Vaters fort, und wurde durch keine Forderungen der Unterthanen an jene Verpflichtungen gemahnt. Ganz selbstständig wollte er regieren und blieb diesem Grundsatz bis an seinen Tod mit unglaublicher Beharrlichkeit getreu. Von seinem Kabinet ging, wie die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten, so die gesammte Verwaltung des Landes nach allen Beziehungen aus, und jedem Unterthanen stand auch der Zugang zum König durch schriftliche Eingaben offen. Seine Minister waren meist nur Referenten, deren Rath er nicht oft verlangte; in seinem Testament ermahnt er seinen Nachfolger, sich des Raths der Arbeiter in seinem Kabinet fleißig zu bedienen, weil diesen Viel bekannt sey, was selbst seine Minister nicht wüßten.

Schon die Ceremonien und das Gepränge der Krönung verschmähte er — wie dies auch sein Vater gethan — vielleicht weil ihm der religiöse Anstrich solcher prunkvollen Feste zuwider war. Denn, dieß ist wohl zu beachten, der philosophische König wollte und konnte sich nicht, wie die meisten Fürsten gerne thun, auf die göttliche Einsetzung und Autorität der Herrscher stützen und berufen; er spottete über das image de Dieu; er liebte nicht den Titel von Gottes Gnaden; in seinem Testament sagt er: „das Ungefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth als die Uebrigen.“ Wenn er aber so seine Würde als König nur dem Zufall und dem historischen Recht verdanken wollte, wenn er selbst so weit Philosoph war, daß er die Fürsten als ursprünglich gewählt, die Herrschaft als die Schöpfung eines rechtlichen Vertrags ansah, und ausdrücklich wiederholt aussprach: daß die Fürsten ihre Macht nicht durch göttliche Autorität und nicht zu Befriedigung ihrer Launen und Gelüste haben; daß der Fürst nicht absoluter Herr seines Volkes (d. h. nicht willkürlicher Despot), sondern dessen erster Beamter (magistrat), ja sogar Diener (domestique, serviteur) sey: so war er darum doch nicht gemeint, etwas von den ausgedehntesten Befugnissen des Herrschers

nachzulaſſen, oder die, unter dem Einfluß jener religiöſen Anſicht vom göttlichen Recht der Fürſtenſchaft ausgebildete Majeſtät, im Sinne von Machtvollkommenheit, zu vergeſſen. Ein anticipirender Anhänger des Contrat social, wußte der Philoſoph auf dem Thron mit jenen Prämiſſen die ausgedehnteſte Selbſtregierung eines Einzigen zu vereinbaren. Sein Syſtem war etwa dies: urſprünglich (hiſtoriſch oder ideell) iſt oder war die Geſammtheit, das Volk, ohne Oberherrn, ſouverän und frei; zu ſeinem eigenen Vortheil, oder von der Noth gedrungen, wählte es einen Fürſten, und trat an dieſen die Souveränität wirklich ab, ohne ſie zurückfordern zu können. Für den Fürſten und ſeine Nachfolger bleibt die Verpflichtung, im Intereſſe des Volks (mit Hintanſetzung ſelbſt des eigenen perſönlichen Intereſſes und der Neigung) zu handeln und zu regieren, aber des Rechts, ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, hat ſich das Volk für immer begeben und darf ſich nie gegen ihn auflehnen, denn ſonſt wäre in letzter Inſtanz das Volk der Souverän, und der Fürſt wäre es nur nominell.

Von den drei möglichen monarchiſchen Syſtemen:

1. Alles durch das Volk [auf Koſten des Volks], Nichts für das Volk (egoiſtiſcher, ſultaniſcher Deſpotismus);
2. Alles für das Volk, Nichts mit dem Volke [unter freier Theilnahme deſſelben,] (aufgeklärte Selbſtherrſchaft);
3. Alles für das Volk, möglichſt mit dem Volke (Syſtem der politiſchen Freiheit und Mündigkeit),

huldigte Friedrich dem Zweiten mit einer Conſequenz und Pflichttreue, die vielleicht einzig in der Geſchichte daſteht. Dieſer Pflichttreue wird man auch dann die Bewunderung nicht verſagen, wenn man glaubt zweifeln zu müſſen, ob ſein Prinzip und Syſtem das richtige geweſen, und wenn man in ſeiner Regierung und Verwaltung manche, ſelbſt bedeutende Fehler und Uebelſtände glaubt nachweiſen zu können.

Wenn er ſich ſelbſt als erſten Beamten und Diener des Staats betrachtete, (eine den Verfechtern des göttlichen Rechts höchſt anſtößige und verhaßte Ausdrucksweiſe!) wenn er der Erfüllung ſeiner Obliegenheiten und dem Wohl ſeiner Völker ſeine Zeit und Kraft mit beiſpielloſer Selbſtverläugnung ſechs und vierzig Jahre lang aufopferte, wenn er der geſammten Verwaltung bis ins kleinſte Detail hinaus ſich annahm, ohne den Ueberblick des Ganzen je

zu verlieren: ſo genügte er hiemit einer Pflicht, die er ſich ſelbſt nach ſeinem Gewiſſen und ſeinen Grundſätzen auferlegte, ohne daß er die Formel von der Rechenſchaft, die der Fürſt Gott ſchuldig ſey, im Munde führte, und ebenſo ohne ſeine Unterthanen ſich gegenüber als im ſtrengen Sinn berechtigt anzuerkennen, ohne ihnen politiſche Rechte einzuräumen. Auch Friedrich II. konnte ſich das bekannte Wort Ludwigs XIV. l'état c'est moi aneignen, wie Köppen mit Recht bemerkt, jedoch in einem viel würdigeren und ſtolzeren Sinn; denn er hatte ſich wirklich in innigſter Sympathie mit ſeinem Staate identificirt, ließ ſich von deſſen Intereſſen und Bedürfniſſen leiten und war nicht deſſen ſchwelgender Gaumen und verzehrender Magen, ſondern die belebende Seele, der ſchöpferiſche Geiſt deſſelben. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß der König, ſo ungemeſſen er auch die Anforderungen des Staats an die Unterthanen auszudehnen ſich erlaubte, doch den Privatrechten ſeiner Unterthanen als König nie willkürlich zu nahe trat; daß ſie z. B. gegen ſeinen Fiskus klagen durften (man denke an die berühmt gewordene Antwort jenes Müllers bei Sansſouci); daß er in der Regel keine Kabinetsjuſtiz übte, wie man ſchon behauptet hat, ſondern die Unabhängigkeit und prompte Adminiſtrirung der Juſtiz im Ganzen und Einzelnen eifrig wünſchte und förderte, und nur in einigen Fällen, wie in dem Müller Arnoldſchen Prozeß und bei Verhängung der Todesſtrafe über politiſche Verbrecher, auch in dem Trenk'ſchen Handel, ſich über die Formen der Juſtiz wegſetzte. Daß ſolche Fälle vorkommen konnten, iſt allerdings zu beklagen; und uns, nach unſern jetzigen Begriffen, erſcheint auch das als ein Mißſtand, daß das Volk, dem das Bewußtſeyn, einen ſo großen Fürſten an ſeiner Spitze zu haben, ein nationales Selbſtgefühl einflößte, nicht auch zum ehrenden Gefühl eines zur bewußten Mitthätigkeit berufenen politiſchen Rechtszuſtandes erhoben wurde; zwar galt ſeine Wohlfahrt, ſein Intereſſe als Staatszweck, aber es ſelbſt wurde gar nicht, direkt oder indirekt, befragt; es empfing ſein Wohl willenlos nach dem Ermeſſen eines Einzigen, und dem Prinzip nach höchſter Zweck, diente es in der Praxis überall den Planen und Abſichten des Königs als blindes Mittel und Werkzeug. Aber vergönnte vielleicht der König, wenn er alles politiſche Handeln, die Geſetzgebung, Verwaltung und Vollziehung ſich allein vorbehielt, ſeinen Unterthanen die Genugthuung

des freien Worts, die Luſt frei zu ſprechen und zu ſchreiben, während er unumſchränkt handelte? Auch das nicht! In andern Gebieten, in Wiſſenſchaft, Literatur und Religion, war große Freiheit in Preußen unter Friedrichs II. Regierung, aber in Betreff der Politik kam wieder der Philoſoph und der König in einige Colliſion. Zwar gleich nach ſeiner Thronbeſteigung verfügte er, daß dem Berliniſchen Zeitungsſchreiber unbeſchränkte Freiheit gelaſſen werden, und was er über Berlin ſchreibe, nicht cenſirt werden ſolle, „weil Gazetten, wenn ſie intereſſant ſeyn ſollten, nicht genirt werden müßten;" aber ſchon nach einem halben Jahr hörte dieſe Freiheit, „wegen Mißbrauchs," auf. Ueber den ſpätern Zuſtand ſagt Preuß: „Jede unberufene Einmiſchung in die Verwaltung des Königs, ebenſo wie jede Erörterung der öffentlichen Verhältniſſe galt für durchaus unſtatthaft ... Waren die fremden Flugſchriften nicht im Intereſſe des Königs, ſo wurden ſie ohne Weiteres verboten." Wenn Friedrich die Karikatur, die ihn mit einer Kaffeemühle zwiſchen den Beinen darſtellte, weiter herunterhängen hieß, damit die Leute ſie beſſer ſehen könnten, ſo macht das ſeinem Humor und ſeinem Charakter Ehre, aber mehr als aufgewogen wird dieſer liberale Zug durch die Verbrennung einer Voltaireſchen Schrift, welche Beleidigungen gegen die Akademie und ihren Präſidenten, Maupertuis, enthielt, durch Henkershand auf Befehl des Königs.

Wußte der König die unbeſchränkte Allein- und Selbſtherrſchaft in gewiſſer Art ſelbſt mit ſeinen philoſophiſchen Anſichten vom Staat, vom Staatszweck, von der Stellung und dem Beruf des Regenten ganz wohl zu vereinigen: ſo kann man ſich gar nicht wundern, daß er keinen Schritt that, dem Volke politiſche Rechte einzuräumen und das monarchiſche Prinzip zu ermäßigen; vielmehr müßte man ſich wundern, wenn er anders gehandelt hätte. Das ſtreng monarchiſche Syſtem war damals in den meiſten Ländern an der Tagesordnung; die franzöſiſchen Könige zumal, ein Ludwig XIV. und XV., handhabten es, nur mit gränzenloſem Egoismus und oft mit wenig Einſicht, und waren dabei ſelbſt Werkzeuge von Günſtlingen, Mätreſſen und Hofparteien; es wäre ſchwierig und vielleicht für die Einheit und Kraft eines gerade im Werden begriffenen, aus ungleichartigen Elementen ſich bildenden Staats nachtheilig geweſen, die concentrirte und concentrirende Allgewalt

des Herrschers zu hemmen und ihr Schranken zu setzen; von einem König endlich, der das Bewußtseyn in sich trägt, als Staatsmann, Regent und Feldherr der erste Mann seines Zeitalters zu seyn, läßt sich kaum erwarten oder fordern, daß er seine Macht freiwillig schmälere, daß er sich dem Rath und Beschluß minder Einsichtsvoller unterordne und minder Betheiligten einen Theil seiner Pflichten und Verantwortlichkeit übertrage.

Wenn das System der unbeschränkten Alleinherrschaft und der Selbstregierung vertheidigt und gerechtfertigt werden kann, so mußte es durch Friedrich II. triumphiren; aber selbst er hat es, unsers Dafürhaltens, nur glänzend vertheidigt, seine Vortheile ins hellste Licht gesetzt, aber nicht es triumphiren gemacht; er hat seine fortgesetzte Vertretung Nachfolgern überlassen müssen, von welchen gleich der nächste Erbe der Aufgabe eklatant unterlag. Es ist etwas wahres daran, daß nicht die Regierungsformen die Völker glücklich oder unglücklich machen, sondern die Art, der Geist, wie regiert wird, die Talente und Gesinnungen der Personen. Aber die Institutionen und Gesetze bleiben, während die Personen wechseln, und wo einmal Institutionen und Rechte feststeben, da ist doch auch beim Wechsel der Person des Regenten ein Umstoßen der Ordnung, der Rechtssicherheit darum weniger zu besorgen, weil Mehrere mittelbar oder unmittelbar berechtigt und verpflichtet sind, die bestehende Ordnung zu vertheidigen, als wenn dem guten Willen und der Einsicht eines Einzigen in letzter Instanz Alles überlassen ist. Als nothwendige Mängel dieses Systems stellen sich diese dar: daß dabei den zufälligen Eigenschaften Einer Persönlichkeit unverhältnißmäßig Viel anheim gegeben wird, während moralisch und intellektuell hervorragende Persönlichkeiten überall Ausnahmen sind; und ferner, daß sich das Selbstgefühl eines Volks und der Einzelnen, daß sich ihre moralische Würde bei einem System, welches ihnen die politische Mündigkeit vorenthält, nicht so weit ausbildet, als es sonst möglich wäre. Dies wird selbst durch Friedrichs II. Regierung nicht entkräftet und widerlegt, welcher doch das System insofern auch am reinsten und vollständigsten repräsentirt, als er, wie absoluter Monarch, so auch durchaus Selbstherrscher war. Denn wo ein absoluter Monarch das Letztere zu seyn nicht Lust und Kraft hat, da gibt er im Grund sein System von vornherein preis, und mit gutem Grund spottete Friedrich II.

ſo bitter über Günſtlings- und Mätreſſenregiment, wo der abſolute Monarch ſelbſt fremder Laune dient. Friedrich II. trug perſönlich eine Laſt, die ein Anderer nicht von ihm übernehmen konnte; er berechtigte ſein Volk zu einem höhern Selbſtgefühl und zum Stolz auf ſeinen großen König, aber er gewöhnte es, ſeinen Halt außer ſich, im Genie und im Willen ſeines Herrn, zu ſuchen. Wenn ſeine Geiſtesgröße ſelbſt dem an ſich minder richtigen Syſtem zur hebenden Unterlage wurde, ſo ſollte, könnte man denken, doch bei veränderten Verhältniſſen und Anforderungen des Zeitgeiſtes, Jeder, der ſich ihm nicht gleichſtellen kann, gerne die Laſt einer ungeheuren Verantwortlichkeit — mag man nun ſagen gegen Gott, oder gegen das eigene Gewiſſen, oder gegen das Volk, — erleichtern, und weit entfernt der eigenen Majeſtät etwas zu vergeben, dieſe vielmehr dadurch ſteigern, daß man die, ſo Unterthanen hießen und es auch ſo noch bleiben, durch ausdrückliche Anerkennung ihrer politiſchen Mündigkeit gleichſam adelt.

Die konſequente Selbſtregierung Friedrichs hatte manche eigenthümliche Nachtheile; ſie machte ihn, trotz ſeiner Philoſophie, manchmal, beſonders im Alter, ängſtlich gegen fremden Einfluß, eiferſüchtig, eigenwillig, launenhaft, in einzelnen Fällen ungerecht; auf ſeine Umgebung hatte er den Einfluß, daß ſie ſcheu wurden, und nur das Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe und dem in der Regel ſo klaren Sinn des Königs flößte ihnen den Muth zu Vorſtellungen und Widerſpruch ein, die nicht immer gut aufgenommen wurden. Zu ſeinen Miniſtern wählte er faſt durchaus tüchtige Männer; aber er ſelbſt entſchied immer und überall; dadurch wurde das Talent und der edelſte Ehrgeiz, der ſelbſt, nicht bloß als Werkzeug, Etwas ſeyn will, nicht eben geweckt und gefördert. Ließ ſich jedoch der König von ſeinen Miniſtern nicht Viel einreden, ſo geſtattete er auch andrerſeits ſeinen Freunden und Geſellſchaftern, die ſonſt frei genug mit ihm verkehrten, keinen Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte. Um die glänzenden Seiten der Selbſtregierung des Königs hervorzuheben, müßte man an alle die großen, wohlthätigen, einſichtsvollen Einrichtungen und Reformen in den verſchiednen Gebieten der Verwaltung, an alle ſeine diplomatiſchen Verhandlungen mit andern Mächten, an die zahlreichen von ihm geſtifteten oder gehobenen Anſtalten, an die Verbeſſerung in der Juſtiz, die Bearbeitung und Vorbereitung

neuer Gesetzbücher, an seine Aufmunterung von Ackerbau und Industrie, an seine Vorsorge für das Größte und Kleinste im Militärwesen, an seine weise Sparsamkeit und großartige Freigebigkeit, an die durch ihn urbar gemachten Ländereien, die durch ihn wiederaufgebauten Städte, an die zahllosen Resolutionen erinnern, die er auf alle mögliche Bitten, Beschwerden, Vorschläge, zum Theil mit eigenhändigen Zusätzen, erließ. Dazu fehlt hier der Raum; bei Preuß findet man ein unendliches Material; daher hier nur das Resultat: daß Preußen bei Friedrichs II. Tode die beste Armee, einen großen Schatz, die geregeltsten Finanzen, eine der aufgeklärtesten Bevölkerungen, eine wohlgeordnete Administration und eine gute Justiz besaß.

Wie aber der Schatten dem Lichte folgt, so heften sich sogleich an das eben Gerühmte harte Anklagen an. Die wichtigsten sind: das unverhältnißmäßig große Heer; die Art der Ergänzung desselben, die grausame Disciplin, die hohen Abgaben, der Druck, der sonst noch durch Fourage-, Vorspann-, Quartierforderungen, besonders auf dem Bauernstande, lastete; die arge Verschlechterung des Gelds in den Kriegsjahren, die Monopole, die Accise- und Regie-Maßregeln, (zu deren Vollziehung der König Hunderte von Franzosen ins Land kommen ließ,) welche den Schmuggel auf den ausgebreiteten Grenzen begünstigten, der Moralität großen Schaden brachten, den Einwohnern um theures Geld schlechte Waaren lieferten, sie zudem den größten Quälereien aussetzten, und in Verbindung mit dem Werbeunfug, die preußischen Lande von allen Fremden geflohen machten. Die Hörigkeits-Verhältnisse blieben; die Selbstständigkeit der städtischen Verwaltungen wurde geschwächt; für den Volksunterricht geschah wenig, und die Lehrerstellen wurden häufig mit alten Invaliden besetzt! In welch crassem Widerspruch steht dies Alles, ruft man, mit den Grundsätzen des Philosophen! Einige Inkonsequenzen fallen ohne Zweifel dem Könige zur Last, und wohl auch Mangel an Einsicht in die Grundsätze der seitdem weit vorangeschrittenen politischen Oekonomie; gegen die meisten jener Vorwürfe aber muß man sich eben auf das harte Gesetz der Nothwendigkeit berufen. Preußens Macht und Politik konnte nicht aufrecht erhalten werden ohne ein übermäßiges Heer, und dies zog fast alle die übrigen Uebelstände nach sich. Das große Heer und die Kriege erforderten einen ungeheuern Aufwand, zu dessen

Bestreitung der König alle zum Theil sehr gehässige und wohl selbst zweckwidrige Mittel ergriff, Geld zu erheben, seinen Abfluß ins Ausland zu verhindern, es (durch schlechte Ausmünzung) zu vermehren. So wurden die Steuerpflichtigen gedrückt, und für manche wichtige Bedürfnisse, wie der Volksunterricht, konnte Wenig oder Nichts geschehen. Der König stützte sich auf die adeligen Offiziere als den Kern seiner Heere; aber er konnte selbst seine Offiziere nicht hoch besolden; die Rücksicht auf den Adel war auch der Grund, warum er keine durchgreifende Verbesserung des Zustands der größtentheils leibeigenen, hörigen oder frohnpflichtigen Bauern glaubte vornehmen zu können; er hätte den Adel entschädigen müssen, und dazu fehlten die Mittel, und so blieb es im Ganzen beim Alten. Friedrich schreibt: „Es gibt in den meisten Staaten Europa's Provinzen, wo die an die Scholle gefesselten Bauern Leibeigene ihrer Edelleute sind; es ist dies der unglücklichste, für das Menschengefühl empörendste Zustand. Gewiß ist kein Mensch dazu geboren, der Sklave von Seinesgleichen zu werden; man verabscheut mit allem Recht solche Mißbräuche, und man glaubt, es brauche Nichts als den guten Willen, um dies barbarische Herkommen abzuschaffen; aber dem ist nicht so; es beruht auf alten Verträgen zwischen den Herrn des Grunds und Bodens und ihren Hintersaßen." Im Jahr 1763 hatte der König schon eine Verordnung erlassen, wornach alle Leibeigenschaft in Pommern sollte aufgehoben werden, nahm sie aber auf die Vorstellung der adeligen Stände Pommerns, welche die Maßregel als nachtheilig für die Bevölkerung darstellten, wieder zurück. Obgleich aber Friedrich II. die Stände der Bürger und Bauern als solche nicht eben hob, so muß man doch annehmen, daß sich in ihnen während seiner Regierung Vieles vorbereitete, was einer raschern Entwicklung empfänglich war, da nach dem Unglücksjahre 1806 der gebildete Mittelstand, der Bürger- und selbst der Bauernstand sich großentheils tüchtig und reif zeigte für die echt humanen und politischen Maßregeln, welche Gemeinsinn, Patriotismus, Selbstgefühl und edeln Ehrgeiz beleben sollten und diesen Zweck im Ganzen so glücklich erreichten. Wenn man, was Disciplin betrifft, die Zusammensetzung des preußischen Heeres bedenkt, so muß man nur über den guten Geist desselben, über das Genie des Königs und seine Macht über die Gemüther staunen, der die

unter dem Stock stehenden, mit Gewalt und List eingereihten und karg bezahlten Soldaten zu patriotischen, todverachtenden Helden erhob!

Fassen wir Alles zusammen, so ist das Resultat der Betrachtung von Friedrichs II. innerer Regierung dies: daß sie im Ganzen aufgeklärter, wohlthätiger, anregender gewesen, als die der meisten Regenten seiner Zeit, trotz dem, daß der Aufschwung Preußens zu einer europäischen Macht eine ganz außerordentliche Anstrengung der Kräfte und viele harte Maßregeln nothwendig machte. Durch Einsicht, durch Toleranz, durch Förderung geistiger Interessen entschädigte Friedrich sein Volk für manche Opfer, die er ihm auferlegte. Aber der Einfluß seines Regierungssystems auf Deutschland? Zunächst war dieser in manchem Betracht nicht günstig, denn, wie häufig geschieht, wurde mehr das Unlöbliche als das Große nachgeahmt. Das Selbstregieren des großen Königs im militärischen Styl reizte auch Solche zur Nacheiferung, die nicht seinen Geist, seine guten Gesinnungen, seine Einsicht und Energie hatten; durch ihn wurde das System der stehenden Heere noch fester begründet und weiter ausgebildet, und Schlosser leitet davon die beklagenswerthen Fälle ab, daß deutsche Fürsten viele Truppen gewaltsam ausheben und barbarisch dressirten, um sie dann an ausländische Mächte — zu verkaufen! Sieht man aber von mancher Zufälligkeit, von manchen abstoßenden Formen und verunzierenden Flecken ab, so läßt sich dem großen Regenten der Charakter eines deutschen Fürsten nicht absprechen. Echt deutsch und national erscheint er uns als Feldherr und Landesvater, in der Art, wie er persönlich den Krieg leitete, an allen seinen Mühen und Gefahren Theil nahm und das alte Wort des Tacitus in der Germania wahr machte: Principes pro victoria pugnant, comitos pro principe; in der Art, wie er, unermüdlich thätig, den Anliegen jedes Einzelnen in seinem Volke sein Ohr und seine Aufmerksamkeit lieh; echt deutsch in seiner rastlosen Pflichterfüllung, worin er gewissermaßen eine Veranschaulichung und Verwirklichung der Anforderungen liefert, welche der unter seiner Regierung in Königsberg auftretende große Philosoph an den Menschen stellt: unbedingt der Stimme der Pflicht, dem kategorischen Imperativ, zu gehorchen, ihr das Leben selbst aufzuopfern. Bekannt ist das Wort des Königs: „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich thätig bin.“ Wenn er in der Praxis ein Autokrat

gewesen, so wird doch Deutschland nicht vergessen, daß er die so oft mißbrauchte Theorie vom göttlichen Recht der Könige zurückgewiesen, daß er die auf menschlicher Uebertragung der Macht beruhende Verpflichtung der Regenten vielfach in seinen Schriften anerkannt, daß er den Fürsten den ersten Beamten und Diener des Staats genannt hat, und auf seine gewichtige Autorität kann es sich berufen, wenn es hofft, daß die vom Selbstgefühl eines sittlichkräftigen und intelligenten Volkes geforderten Folgerungen aus jenen Prämissen auch werden gezogen werden. Umsonst wird man dagegen Friedrichs irreligiöse und französische Gesinnung verdächtigen wollen; die Religiosität als Dogma vom göttlichen Recht der Könige, in einem ganz besondern Sinn, hat der Welt noch wenig Früchte gebracht und kann dem Christenthum keine Proselyten gewinnen; und soll man an der französischen Aufklärung auch das verwerfen, was sie ohne Zweifel im Sinn des Fortschritts und der Humanität aufgestellt hat? Uebrigens war Friedrich, obgleich er sich selbst den Schüler der Encyklopädisten nennt, doch keineswegs ihr unbedingter Nachbeter, vielmehr bekämpfte er nachdrücklich ihre Geringschätzung der Vaterlandsliebe und nahm die Regierungen und ihre Unantastbarkeit gegen den Essai sur les préjugés (unter dem Namen Du Marsais erschienen) lebhaft in Schutz. Deutsch war an Friedrich als Regent seine wirthschaftliche Sparsamkeit und Verschmähung des Prunkes im Interesse seines Volks, zu dessen Besten er alle Ersparnisse verwendete; echt deutsch war er in der Offenheit und Naivetät, womit er — wenn es galt, der feinste Staatsmann — die Angelegenheiten seiner Unterthanen ordnete und mit ihnen gelegentlich verkehrte; deutsch in der Beharrlichkeit und Treue seiner Neigungen, in seiner Freundschaft; echt deutsch in seinem Ton mit den Soldaten, und unter dem ganz deutschen Namen: der alte Fritz, lebt er auch, als eine deutsche Gestalt, im Andenken des Volkes fort.

Und doch ist einer der wichtigsten Vorwürfe, die man ihm macht, seine Vorliebe für das Franzosenthum, für französische Sprache und Literatur, Schön- und Freigeister, für das französische Finanzsystem und die französische Allianz. Wußte er doch sogar seine Muttersprache nicht gut zu sprechen, sie nicht orthographisch zu schreiben, und hat in seiner Abhandlung über die deutsche Literatur, die er im Jahr 1780 schrieb (etwa dreißig Jahre später

ſchrieb Frau von Stael ihr berühmtes und rühmendes Werk über Deutſchland), und die vielleicht vierzig Jahre früher nicht ganz übel gepaßt hätte, ſich eben ſo ungerecht als unwiſſend hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen und literariſchen Leiſtungen der Deutſchen gezeigt! Hat er doch über Göthe's Götz von Berlichingen geſchrieben: „erſt vor einigen Jahren iſt ein Götz von Berlichingen auf unſerm Theater erſchienen, eine abſcheuliche Nachahmung jener ſchlechten engliſchen Stücke (Shakſpeare's!), und doch bewilligt unſer Publikum dieſem ekelhaften Gewäſche ſeinen lauten Beifall, und verlangt mit Eifer die öftere Wiederholung.“ Und am Schluß jener Abhandlung tritt er, um doch ſeine patriotiſche Geſinnung zu zeigen, gleichſam als Prophet auf und verkündigt für die Zukunft: „Wir werden auch unſere claſſiſchen Schriftſteller bekommen; Jeder wird ſie leſen wollen; unſere Nachbarn werden deutſch lernen und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unſere guten Schriftſteller es dahin, daß unſere zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einſt von einem Ende Europa's zum andern wird geredet werden. Noch ſind dieſe ſchönen Tage unſerer Literatur nicht gekommen; aber ſie nähern ſich und erſcheinen gewiß. Ich bin wie Moſes, ich ſehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht ſelbſt hineinkommen.“ So ſchrieb er, während das goldne Zeitalter ſchon angebrochen war, und Wieland, Herder, Göthe in Weimar Zierden des geiſtreichen Hofes waren! Genug! dieſe Fakta ſind unleugbar, doch muß man ſie nicht unbillig beurtheilen. Gewiß iſt, hätte Friedrich als Jüngling, im Jahr 1730, an der deutſchen Literatur, wie ſie damals war, den Geſchmack gefunden, wie an der damaligen franzöſiſchen, ſo hätte er nicht der geſchmackvolle, einſichtsvolle, lebendige Geiſt ſeyn müſſen, der er war. In der Beſchäftigung mit der Literatur, ſtudirend oder producirend, ſah er als Regent, mit vollem Recht, nicht ſeinen vornehmſten Beruf, ſondern eine angenehme und nützliche Erholung von den Regierungsgeſchäften, und da hatte er während ſeiner thatenreichen und thätigen Regierung ſchon genug zu thun, ſich in der franzöſiſchen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. — Aber er hätte doch die deutſche Literatur fördern ſollen! ſagt man. Etwa durch eignes Producíren? Dazu war er nicht berufen, die deutſche Sprache aus ihrer Barbarei und Unnatur zu erlöſen; und auch als franzöſiſcher Schriftſteller und Dichter bildete er ſich nicht ein,

Ausgezeichnetes zu leiſten; beſcheiden ſchrieb er an Voltaire: „Ich fühle, daß ich, wenn ich nicht Fürſt wäre, Wenig wäre.“ Oder ſonſt durch Aufmunterung? das wollen wir nicht beſtreiten, und geſtehen auch, nicht ganz klar zu begreifen, was der König damit ſagen wollte: er habe der deutſchen Literatur keinen größern Dienſt erweiſen können, als dadurch, daß er ſich nicht um ſie bekümmert. Aber freilich kommt durch abſichtliche und geſuchte Aufmunterung der Literatur oft nicht viel Geſundes und Erſprießliches heraus und ein Gehenlaſſen iſt oft vortheilhafter als einſeitiges Einwirken. Gilt übrigens nicht allen Schriftſtellern, falls ſie nur Treffliches, Geiſt und Gemüth Ergreifendes leiſten, was Friedrich II., zunächſt allerdings im Hinblick auf franzöſiſche Schriftſteller, ausſpricht: „Autoren ſind die Geſetzgeber des menſchlichen Geſchlechts; ſie bilden gute Bürger, treue Unterthanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Maße verabſcheuen. Ihnen, den Schriftſtellern, iſt man die Tugenden ſchuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was iſt man ihnen nicht ſchuldig!“ Zu rühmen iſt dann ferner an Friedrich II., daß er den von ihm bewunderten franzöſiſchen Schriftſtellern durchaus keinen Einfluß auf Staats- und Regierungsangelegenheiten geſtattete; auch erkannte er ihre Fehler oft recht gut und äußerte ſich z. B. über Voltaire's moraliſchen Charakter aufs wegwerfendſte; dabei befremdet freilich, daß er in ſeiner Lobrede auf ihn, nach ſeinem Tode, dieſe Seite ſeines Weſens nicht überging, ſondern rühmend hervorhob.

Mag man immerhin bedauern, daß Friedrich von deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur ſo wenig Notiz nahm (Ausländer, Guichard und Lucheſini, machten ihn auf ihre Leiſtungen aufmerkſam!), obgleich er ſchon anfing, die neue Aera zu ahnen, und wenn er ſich nicht zu alt gefühlt hätte, ſich wohl auch hineinſtudirt haben würde: anzuerkennen iſt doch, daß unter ſeiner Regierung deutſche Wiſſenſchaft und Literatur erwünſchte Freiheit genoſſen, und daß, wenn auch „die deutſche Muſe von dem größten deutſchen Sohne ſchutzlos und ungeehrt“ blieb, ſeine Perſon und ſeine Thaten ſelbſt (wie Göthe darthut) der deutſchen Literatur zu gute kamen, weil ſie das Gefühl der nationalen Kraft und Bedeutung ſtärkten. Vielleicht hätte Leſſing in ſeiner Dramaturgie die Geißel gegen die Franzoſen nicht ſo keck geſchwungen, wenn nicht Friedrich ſie bei Roßbach geſchlagen hätte. Noch erinnern wir daran, daß

Schiller einmal den Plan hatte, ihn zum Helden eines epiſchen Gedichts zu machen. (Ein nicht bekannter Dichter, Jeniſch, hat dies wirklich gethan in einem Gedicht: Boruſſias, oder der ſiebenjährige Krieg, das uns aber nicht zu Geſicht gekommen). Nun ſoll man freilich nicht urtheilen über ungeſchriebene Werke; indeß geſtatte man uns ein paar ſich aufdrängende Bemerkungen. Gewiß hätte Schiller Nichts geſchaffen, das ſeines Genius und des großen Königs unwürdig geweſen; aber ein Epos im höhern Sinn über dies Thema wäre ihm ſchwerlich gelungen, und vielleicht iſt auch, weil er dies gefühlt, die Ausführung unterblieben. Abgeſehen davon, daß Schiller für das Epos, ſeine heitere Breite, Anſchaulichkeit und Ausführlichkeit weniger geeignet war (wie ihm W. v. Humboldt dies darthut), ſo ſetzten wohl auch der Gegenſtand, die Zeit, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten einem Epos entgegen. So poetiſch einige Entſchlüſſe, Thaten, Worte, Genieblitze des großen Königs ſeyn mögen, ſo unpoetiſch war das Zeitalter im Ganzen, und von einem poetiſchen Höhenpunkte zum andern hätte ſich das Epos durch Schluchten und Sümpfe der tiefſten Proſa und Langweiligkeit durchwinden müſſen. Welche Sprache hätte nur der Dichter dem Könige geliehen, der das Deutſche ſchlecht, mit franzöſiſchen Wörtern verquickt, ſprach? Wie hätte die Schilderung von ſo manchen Aeußerlichkeiten, welche dem Epos zur Anſchaulichkeit faſt unentbehrlich iſt, in prächtigen Oktavreimen ſich ausgenommen! Eine einzelne Schlacht der modernen Zeiten mag ein Dichter effektvoll und poetiſch ſchildern; aber wie will er in eine Reihe von Schlachten Abwechslung und Lebendigkeit bringen, ohne in proſaiſchen, militäriſchen und abſtrakten Details ſich zu verwickeln? Und dann iſt die Politik jenes Zeitalters für die epiſche Poeſie, welche nur einfache und natürliche Motive und Impulſe brauchen kann, zu komplicirt und labyrinthiſch; und eine Reduktion dieſer verwickelten Politik auf einfachere Motive wäre an der hiſtoriſchen Bildung der Zeit geſcheitert. Für Friedrichs Kriegsthaten eignet ſich nur eine in der Grundanlage hiſtoriſche, dabei aber von poetiſcher Wärme gefärbte Erzählung, wie Archenholz's ſiebenjähriger Krieg, oder aber mag ſich ſeine Perſönlichkeit im hiſtoriſchen Roman abſpiegeln — eine Bahn, die ſchon von Mehreren, zum Theil mit Erfolg, betreten worden iſt, und welche dem Autor den Vortheil darbietet, den König nicht immer begleiten

und voranſtellen zu müſſen, ſondern nur je zu den prägnanteſten Momenten ſeines Lebens zurückzukehren. Vielleicht dürfte auch Friedrichs Leben als eine Art Volksbuch bearbeitet, wie das Werk von Kugler, eine glückliche und paſſende Form ſeyn, in welcher der Ernſt und der Humor, das Erhabene und Komiſche ohne Zwang abwechſeln können.

Von der Perſönlichkeit, dem Privatcharakter und Leben Friedrichs II. ausführlicher zu ſprechen und zu urtheilen, ſind wir durch den Zweck dieſes Aufſatzes überhoben; da jedoch ſeine europäiſche Bedeutung und Wirkſamkeit am Ende doch wieder auf ſeiner individuellen Natur beruht, muß auch dieſe hier noch etwas berührt werden; denn der große Mann iſt immer, neben dem Staatsmann oder Feldherrn, auch Menſch, Jener auf dieſen, ſo zu ſagen, gepfropft. Auch bei Friedrich hängen wohl die Eigenſchaften Beider eng zuſammen. Der anhängliche, treue Freund iſt auch der unermüdlich ſorgende und thätige Landesvater; der geiſtreiche Correſpondent mit den franzöſiſchen Philoſophen iſt auch der ſcharfblickende und gewandte Politiker und Diplomat; der ernſte, ſcharfſinnige Denker in metaphyſiſchen Problemen zeigt gleiche Energie und Conſequenz in Geſetzgebung und Verwaltung; der Beherrſcher der Converſation iſt auch meiſt Beherrſcher des Kriegsſchauplatzes; der perſönlich zuverläſſige Mann iſt, ſo weit es die Umſtände geſtatten, Freund einer offenen und rechtlichen Politik. Dagegen aber kann man auch eine intereſſante Gedoppeltheit in ſeinem Weſen finden: der ſeiner natürlichen Neigung nach zum Epikuräismus hinneigende Freund des geſchmackvollen, geiſtreichen Lebensgenuſſes zeigt ſich in der ſelbſtverleugnenden Thätigkeit einer ſechsundvierzigjährigen Regierung, und noch mehr in den ſchweren Stunden des ſiebenjährigen Kriegs, wo ſeine düſtere Stimmung in ergreifenden Briefen ſich Luft macht, als dem Schickſal trotzender, den Tod wünſchender, aber um des Vaterlands willen ihn ſich verſagender Stoiker. So zeigt ſich in ſeinem Privat- und Regentenleben eine wunderbare Einheit und eine noch erſtaunenswerthere Duplicität ſeines Weſens; ein glorreicher Sieg der philoſophiſchen Grundſätze, der Pflicht über die natürlichen Neigungen, des energiſchen Genie's über die Luſt am genio indulgere, des kräftigen Patriotismus über mißmuthig verzagende Miſanthropie, des deutſchen Ernſtes über franzöſiſchen Muthwillen,

des großen Mannes und Beherrschers seines Zeitalters über den oft allzudemüthigen Bewunderer Voltaire's. Darum ist und bleibt er auch seinem ganz persönlichen Wesen nach eine nationale Gestalt, wenn schon ihm die Eigenthümlichkeiten der deutschen Gemüthlichkeit, des häuslichen und Familienlebens mangeln, wenn schon er dem Interesse des Staats, wie seine eigene Ruhe und seinen Genuß, so auch Behagen, häusliches Glück, Wohlstand, Selbstständigkeit und Freiheit von Tausenden von Individuen und Familien aufopfernd, die Grundlage des deutschen Volkslebens, den Familiengeist, zu bedrohen schien. Der sich zersplitternde Geist der Deutschen bedurfte vielleicht die Eingießung eines öffentlichen, nationalen Geistes, die, so schmerzlich sie war für die mitlebende Generation, so wohlthätig auf die folgenden wirken mußte, und die wünschenswerthe Zeit vorbereiten half, wo der öffentliche und der häusliche Geist, das politische und das individuell sittliche Interesse sich versöhnen und ins Gleichgewicht setzen werden.

Denkt man sich Friedrich II. weg aus dem vorigen Jahrhundert, wie viel weniger vorbereitet wären dann die Deutschen auf die Erschütterungen gewesen, welche die Revolution und dann Napoleon in Europa verursachten! Er hatte die Intelligenz der Deutschen mit vorbereiten helfen zur richtigen Würdigung der Grundsätze der Revolution; aber mit Recht wurde auch sein Name von dem Regenten Preußens angerufen, als es galt, das Joch des übermächtigen Kaisers zu zerbrechen. Eine hier sich darbietende Vergleichung des großen Königs mit dem französischen Kaiser wird man nicht unpassend finden; auch Köppen kommt darauf zu sprechen, S. 8. flg., und seine Ansicht ist, daß Napoleon der Größere unter den Beiden sey, daß er eine unendliche Aufgabe mit Riesenkraft gelöst, als das größte militärische, legislative (?) und administrative (??) Talent aller Zeiten. Aber er habe sie gelöst als ein Knecht, nicht als ein Freier; habe gethan, was er mußte, nicht weil er es wollte, sondern weil er es mußte. Daher das Finstere, Schicksalsschwere, Fatalistischentschlossene seines Wesens, aber auch sein grimmiger Haß gegen alles Ideale. „Er glaubte mit der Revolution zu spielen, und sie spielte mit ihm; er glaubte sie überwunden zu haben, und sie (?) überwand ihn." Friedrich II. dagegen „ist der freieste Diener des Weltgeistes, der je gelebt und geherrscht hat; darin ist er einzig. Er ist nicht bloß schaffender,

ſondern auch wiſſender Heros. Der Gedanke hat bei ihm die That und dieſe jenen eingeholt. Er iſt frei durch und durch, und all ſein Wirken und Schaffen iſt eigenſtes, bewußtes, leidenſchaftloſes, rein ſittliches Thun. Er weiß, was er ſoll, und thut nur, was er ſoll. Darum iſt ihm auch kein einziger ſeiner großen Entwürfe mißlungen; er war erkennend und wollend ganz in den Willen des Schickſals aufgegangen."

Es ſind dieß geiſtreiche Reflexionen und Contraſte, die auf manches Wahre hindeuten, aber unſeres Erachtens den Fehler haben, von ziemlich willkürlichen, philoſophiſchen (oder poetiſchen) Begriffen auszugehen, ſtatt ſich auf feſtem hiſtoriſchem Boden zu halten. In des Weltgeiſtes Rath iſt kein Sterblicher geſeſſen; der Begriff des Schickſals bleibt uns immer dunkel; es bleibt ſtreitig, ob es ein Schickſal a priori für den Menſchen gibt, oder nur ein Schickſal a posteriori, als Inbegriff deſſen, was er, unter gegebenen Verhältniſſen, geworden iſt, gethan und gelitten hat, und zumal die Schule, welcher Köppen angehört, wird nur ein Schickſal in dieſem letzteren Sinn gelten laſſen. Dann aber kann von einem Widerſpruch zwiſchen dem Willen und Thun des Menſchen und dem Schickſal oder dem Weltgeiſt eigentlich nicht die Rede ſeyn. Daß Napoleon ſeine unendliche Aufgabe gelöst, iſt nicht bewieſen, und iſt nicht möglich zu beweiſen, es iſt ein willkürliches Poſtulat; und Köppen ſelbſt widerſpricht ſich wohl, wenn er ſagt: die Revolution habe ihn überwunden; denn war wohl das Ueberwundenwerden ſeine Aufgabe? und hat die Revolution ihn überwunden? Eben ſo wenig iſt von Friedrich II. möglich zu beweiſen, daß er ganz in den Willen des Schickſals aufgegangen. Friedrich beklagt während des Kriegs ſein Loos, tagtäglich ſeinen Ruf dem Eigenſinn des Ungefährs ausgeſetzt zu ſehen; er ſchreibt: „je mehr ich dies Handwerk (den Krieg) treibe, deſto mehr überzeuge ich mich, daß das Glück die größte Rolle dabei ſpielt;" und ſpäter noch nennt er ſich „einen Greis, der ſein ganzes Leben hindurch den Launen des Schickſals zum Spielball gedient habe." Iſt dies die Sprache eines ganz im Einklange mit dem Schickſal handelnden Mannes? Bei alle dem verkennen wir die Wahrheiten nicht, welche Köppen, nur in etwas allzu überſchwänglicher Sprache ausgeſprochen hat: daß Napoleon, mit noch umfaſſenderem Genie als Friedrich, das Ungeheure, Maßloſe erſtrebt habe, und deßwegen

geſcheitert ſey; Friedrich dagegen nur das Mögliche, Vernünftige, und darum ſein Ziel erreicht habe. Daher macht auch letzterer einen rein menſchlichen, erſterer einen gewiſſermaßen dämoniſchen Eindruck. Dazu kommt, was auch angedeutet iſt, daß Friedrich in einer Zeit der abſoluten Fürſtenſchaft, und ſelbſt Deſpot, in gewiſſem Sinn doch der Herold und Repräſentant der liberalen Ideen, Napoleon aber, der Sohn der Revolution, Feind derſelben und Stifter eines neuen Weltdeſpotismus war. Dieſe hiſtoriſchen Sätze bezeichnen nun wohl auch die Bedeutung Friedrichs II., verglichen mit der Napoleons, abgeſehen vom nationalen Gefühl gegenüber beiden Helden, vom Standpunkt der Humanität. Napoleon iſt ohne Zweifel für die politiſche Geſchichte wichtiger geworden als Friedrich; aber für die geiſtige, organiſche Entwicklung der Menſchheit hat Friedrich mehr gethan. Nicht blinde Nationaleitelkeit nur, auch reife hiſtoriſche Einſicht berechtigt den Deutſchen, ſeinen Helden und König dem franzöſiſchen Kaiſer kühn gegenüber zu ſtellen, und wir wollen es mit Dank und Freude anerkennen, daß, während der Name Napoleons einer mit Umſturz der beſtehenden Ordnung und mit Eroberungsplanen ſich tragenden Partei zur entzweienden Loſung dient, die Erinnerung an Friedrich II. geeignet iſt, die Deutſchen in einträchtigem und muthigem Nationalgefühl gegen Außen, im Streben nach Kraft, Fortſchritt, Aufklärung, Humanität, Recht und Freiheit im Innern zu vereinigen. Es wird ſich nichts Genügendes dagegen einwenden laſſen, daß man den Namen und die Perſon Friedrichs II. zu einem Mittelpunkt und Symbol der deutſchen Nationalität macht, wie ſie aus den langſam zerfallenden Trümmern des Mittelalters allmählig zu einer neuen, geſunden Einheit ſich zu geſtalten verſpricht, oder wenigſtens ſich ſehnt; daß man ſeinen Geiſt als ſiegverkündenden Bannerträger eines neuen nationalen Aufſchwungs, als Repräſentanten deutſcher Kraft, Unabhängigkeit, Selbſtachtung verehrt, falls man nur dabei ſich dieſer theilweiſe ſymboliſchen Bedeutung eines unſterblichen Namens und der nicht unmotivirten Idealiſirung einer in der Wirklichkeit mit großen Fehlern und Mängeln behafteten Perſönlichkeit bewußt bleibt; falls man nur nicht damit der geſammten Politik Friedrichs II., ſeinen Geſinnungen und Anſichten in Betreff wichtiger und heiliger Gegenſtände eine förmliche Sanktion ertheilen, ſeine Fehler und das ſchlimme Beiſpiel, das er in Manchem

gab, auf den Thron ſetzen, ihn nicht, wie mit Zopf, Perrücke, Uniform und Krücke, ſo auch mit ſeiner gewaltthätigen Politik, ſeinem bittern Sarkasmus, ſeiner gelegentlichen Deſpotenlaune, ſeiner Menſchenverachtung und manchen undeutſchen Neigungen apotheoſiren will. Wir haben uns nicht geſcheut, entgegentretend einer eben jetzt im vollſten Zug begriffenen, von ſchmetternden Trompetentönen begleiteten Vergötterung des großen Mannes, die Flecken in ſeiner Handlungsweiſe und Geſinnung mit Namen zu nennen; ſo viel des Großen, des Bewundernswerthen, des Begeiſternden bleibt trotz jener Abzüge, die ſich ein unbeſtochenes, auf den ewig in ihr Recht zurückkehrenden Grundſätzen der Sittlichkeit beruhendes Urtheil vorbehalten muß, von ſeinem Ruhm und ſeinen Leiſtungen, von dem durch ihn auf dem Boden deutſcher Geſinnung, Ehre und Größe ausgeſtreuten Samen unverkümmert übrig, daß die Ausſtellungen ſelbſt, die man an ihm machen kann und muß, die Größe ſeines Geiſtes, die Bedeutung ſeines Wirkens bezeugen, wenn dennoch die Schale der Verdienſte ſo ſehr überwiegt. Es wäre zu wünſchen, daß auch diejenigen Deutſchen, welche ſich mit den Geſinnungen und Anſichten Friedrichs II. nicht befreunden können, die Bedeutung, das Wohlthätige ſeines Wirkens für den Geiſt und das Bewußtſeyn der Nation anerkennten, daß wir Deutſche überhaupt das Beiſpiel andrer Völker nicht für uns verloren ſeyn ließen, welche ihre wirklich großen Männer mit ſtolzem Gemeinſinn feiern (ja ſogar zweideutige Größen oft mit einer Glorie umgeben), während wir allzugeneigt ſind, uns die freudige und erhebende Anſchauung unſerer herrlichſten Perſönlichkeiten durch ſkrupulöſe Reflexionen zu verkümmern, und in übertriebner philoſophiſcher und hiſtoriſcher Unpartheilichkeit die wärmſten und beſten Gefühle zu Eis erſtarren laſſen.

G. P.

Ueber Provinzialstände.

Die öffentliche Meinung hat sich mit dem Gegenstande, von dem wir sprechen wollen, bisher nicht viel beschäftigt. Man ereiferte sich nur für oder wider die großen Parlamente und sah die Provinzialstände nur mit Geringschätzung als Mumien alter Parlamente, oder als todtgeborne Embryonen nicht zur Entwicklung gekommener neuer Parlamente, oder als kleine Surrogate und Palliative gegen die Gefahren großer Parlamente an. Man wollte hier ausschließlich die absolut monarchische Gewalt, dort ausschließlich die constitutionelle Gewalt. Daß sich die Provinzialstände zu der einen nur als submisse Werkzeuge, nur als eine Scheinrepräsentation verhalten, und, wo die andere zu Recht und in voller Kraft bestehe, ganz entbehrlich seyen, wurde ziemlich allgemein angenommen. Was nützen, frug man, die Postulatenlandtage in absoluten Monarchien, wo doch Alles nur von Einem Willen abhängt? und was nützen die Provinzialstände oder Departementalversammlungen in großen constitutionellen Staaten, wo der Schwerpunkt der Gewalt doch nur in der Majorität der Deputirtenkammer oder des Unterhauses und in dem aus demselben hervorgegangenen Ministerium zu finden ist?

Diese Ansicht ist so sehr verbreitet, und die Mißachtung der Provinzialstände so groß, daß — wie unendlich viel auch schon für und wider das Repräsentativsystem geschrieben worden ist und zu welchen fabelhaften Massen sich die Akten in dem Prozesse der absoluten contra die constitutionelle Monarchie angehäuft haben — doch die Provinzialstände und ihre Bedeutung noch sehr wenig erörtert worden sind.

Und dennoch haben die Provinzialstände, ohne daß man es sich hat eingestehn wollen, nicht überall eine unbedeutende, sondern hin und wieder eine wichtige Rolle gespielt, und es ist ihnen vielleicht vorbehalten, künftig eine noch wichtigere Stellung im Organismus der Staaten einzunehmen. In Spanien haben die Provinzen auf eine unwiderstehliche Weise gegen den Centralismus, der nach französischem Muster eingeführt werden sollte, reagirt. Im großbritannischen Reiche haben die irischen Parlamentsglieder, ohne als besondere Provinzialstände constituirt zu seyn, doch mitten im Schooße des Parlaments als solche gehandelt. Das Resultat der belgischen Revolution war wesentlich die Trennung der Generalstaaten in zwei verschiedene Provinzialversammlungen. Und mit welcher Eifersucht haben die Stände in Norwegen, die Stände der Herzogthümer Schleswig und Holstein über eine verhältnißmäßige Unabhängigkeit ihrer Provinzen gewacht! In der Schweiz geht das Streben nach provinzieller Absonderung sogar bis zur Karrikatur.

Wie reimen sich nun diese Thatsachen mit der Geringschätzung, die man andererseits gegen die Provinzialstände hegt, und mit der Klage, die so häufig vernommen wird, daß man unnütze Provinzialstände habe statt der allein wünschenswerthen Nationalrepräsentation?

Ein Blick in die Geschichte reicht hin, um Beides zu erklären.

Die Natur selbst, die geographische Lage, das Klima, die Produkte ꝛc. haben jeder Provinz ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; auch die Völkerstämme, welche sie bewohnen, waren größtentheils schon ursprünglich verschieden, oder nahmen durch fremde, sogar öfter wiederholte Einwanderungen einen verschiedenen Charakter an. In den Zeiten, wo man noch wenig über die Vortheile großer Staatenvereine nachdachte, zerfielen selbst die Genossen einer großen Nation gern in kleinere Gemeinschaften nach Provinzen, richteten sich im Kleinen ein und verfolgten hartnäckig ihr abgesondertes Interesse. Nur gemeinsame Noth oder die Gewalt eines Eroberers konnte sie vereinen. So schaarten sich die vielfach in Provinzen vertheilten Griechen gegen die Perser zusammen und erhielten endlich ein gemeinsames Haupt am großen Alexander. So schaarten sich die vielfach getheilten Deutschen gegen Rom zusammen und erhielten endlich ein gemeinsames Haupt

am großen Karl. Die Nothwendigkeit, nach Außen zuſammenzuhalten, brachte die verſchiedenen Glieder einer Nation immer auf den Punkt, auch im Innern zuſammenzuſchmelzen und unter einem Haupt ein mächtiges Reich zu bilden. Indem aber die Macht und der Sieg die Herrſcher aufforderte, benachbarte fremde Nationen dem großen Reich einzuverleiben, wurden die natürlichen Grenzen der Nationalität überſchritten, wurden die Nationalitäten vermiſcht und die Kraft, welche die herrſchende Nation früher in ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung entwickelt hatte, erſchlaffte wieder. Der Patriotismus, der die Macht begründet, wurde von nun an abſichtlich hintangeſetzt, verdächtigt und durch den Gehorſam erſetzt, in dem die verſchiedenen, dem Herrſcher unterworfenen Nationen ſich ausgleichen ſollten. Aber dieſe unnatürlich durch Eroberung zuſammengehäuften Reiche hatten keinen Beſtand. Sie fielen wieder aus einander, und zwar naturgemäß in ihre älteſten Beſtandtheile, nämlich in verſchiedene Provinzen. So wuchs das heil. römiſche Reich deutſcher Nation aus getrennten Provinzen zuerſt durch den patriotiſchen Aufſchwung im Kampf gegen das alte Römerreich, dann durch die Eroberungen der großen Kaiſer bis zur Zeit der Hohenſtaufen zu coloſſaler Macht an und zerfiel wieder in zahlloſe provinzielle Immunitäten.

In den Jahrhunderten, welche zwiſchen der Hohenſtaufenzeit und der Reformation in der Mitte liegen, fand dieſe Auflöſung in Provinzen auf eine charakteriſtiſche Weiſe faſt allgemein in Europa ſtatt, auch in den Ländern, die nicht oder nicht mehr mit dem deutſchen Reiche zuſammenhingen. Italien zerfiel, wie Deutſchland, in viele kleine Herrſchaften und Republiken. In Frankreich kämpften die einzelnen Provinzen und Vaſallen gegen die königliche Gewalt noch lange mit Glück, und Burgund, Bretagne, die Normandie bildeten noch unabhängige Reiche. In Spanien hatten ſich im Kampfe mit den Mauren in den verſchiedenen, von der Natur ſelbſt geſonderten Provinzen auch verſchiedene chriſtliche Staaten gebildet. In Großbritannien waren England, Schottland und Irland getrennt, ſelbſt Wales noch verhältnißmäßig unabhängig.

In dieſer allgemeinen Auflöſung der Nationalreiche in Provinzialreiche ſtrebten zwar einzelne Dynaſtien unausgeſetzt nach der Wiedervereinigung großer Territorien, und wenn dieſe durch

Erbschaft, Heirath ꝛc. zusammengebracht waren, auch nach der Herstellung einer Centralregierung; allein diese Versuche blieben noch lange erfolglos. Der Besitz schwankte beständig. Wie bei einem Eisgange die Schollen zusammenstoßen und sich wieder lösen: so damals die Provinzen. Das Haus Wittelsbach gewann Tyrol, Brandenburg, Holland, und verlor sie plötzlich wieder. Das Haus Luxemburg gewann Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg, Tyrol, und wie im Nu verschwand sein Reich wieder. Glücklicher war endlich das Haus Habsburg, allein auch sein Besitz war großen Aenderungen unterworfen und konnte bei dem Unabhängigkeitsgeist der Provinzen dem oft versuchten Centralisationssystem nicht unterworfen werden. Ein burgundisches Reich schwoll mächtig am linken Rheinufer an und zerplatzte wieder, wie eine Blase.

Erst im sechszehnten Jahrhundert hörte dieses Fluktuiren der Staaten auf. Die Reformation schuf zwei große Parteien, die gegen einander zusammenhalten und dem Centralisationssystem mehr oder weniger in der Noth sich bequemen mußten. Der Krieg verzehrte viele Herrschaften und vergrößerte die der Sieger. Der Krieg schwächte die Völker und unterwarf sie den Fürsten; Provinzen, die vorher stolz den Gehorsam verweigert, wurden jetzt gedemüthigt. So bildete sich allmählig in den Glaubenskämpfen die neue österreichische Regierungsgewalt und neben ihr die noch mehr nach Centralisation strebende preußische Monarchie aus.

Gegen das katholische Haus Habsburg hatten sich die reformirten Provinzialstände aller österreichischen Erblande im Jahr 1619 conföderirt. Als nun aber das Haus Habsburg triumphirte, suchte es sich begreiflicherweise vor ähnlichen Conföderationen künftig zu sichern, und vernichtete oder modifizirte die alten Rechte der Provinzen dergestalt, daß nur ein Schatten der alten Landstände in den Postulatenlandtagen übrig blieb. Auch gegen die calvinischen Regenten in Brandenburg hatten die lutherischen Stände in Preußen und Magdeburg wiederholt opponirt. Der große Kurfürst, von Feinden und falschen Freunden mannigfach bedrängt und zu bedeutenden Anstrengungen im Kriege genöthigt, glaubte die Fesseln, die ihn oft zu so ungelegener Zeit im Innern hemmten, zerbrechen zu müssen, unterdrückte jene Oppositionen mit Gewalt und begründete das monarchische Verwaltungssystem, das der

zweite Friedrich zur vollen Reife brachte. Mehr oder weniger folgten auch die kleinen Herren in Deutſchland dem Beiſpiele Oeſterreichs und Preußens, und die ſtändiſchen Rechte wurden faſt überall vernichtet, oder doch ſehr eingeſchränkt.

Noch größern Vortheil zog die franzöſiſche Monarchie aus jenen Glaubenskämpfen, indem ſie in Frankreich ſelbſt die Reformation beſiegte, im Siege die Alleinherrſchaft über die widerſpenſtigen Provinzen gewann und nun ihre Kräfte ſogleich benutzen konnte, um in dem zerrütteten deutſchen Reiche Eroberungen zu machen. Auch in England führten die Glaubenskriege zu einer Verſchmelzung der drei bisher getrennten Reiche in eines, und die Einheit gab der Regierung und dem Volke Kraft genug, ſich, wie Frankreich, nach Eroberungen umzuſehen, die Seeherrſchaft zu erringen und große Colonien in der neuen Welt anzulegen.

Spanien war durch die Reformation nicht zerrüttet worden, aber die kleinen Reiche, in die es bisher getheilt geweſen, waren durch das Ausſterben der Dynaſtien und durch Vererbung und Verheirathung am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in eines zuſammengeſchmolzen. Die völlige Vertreibung der Mauren aus Spanien und die gleichzeitige Entdeckung Amerika's gaben der Nation einen großen Schwung. Auch hier ſtrömte ihre Kraft über die Grenzen; man eroberte oder coloniſirte, und während der Kern des Volkes auf fremdem Boden kämpfte, bemeiſterten ſich die Könige im Innern der abſoluten Gewalt und unterwarfen die Provinzen ihrem mächtigen Willen.

So waren denn die drei Jahrhunderte nach der Reformation dem Provinzialismus eben ſo ungünſtig, als ihm die drei Jahrhunderte vorher günſtig geweſen waren.

Und Vieles vereinigte ſich, um die dem Provinzialismus entgegengeſetzten Centraliſationsſyſteme noch mehr zu kräftigen und populär zu machen. Vor Allem die rationelle Staatsverwaltung und Staatsökonomie, die zuerſt in der ebenfalls aus den Reformationskämpfen hervorgegangenen Republik Holland gepflegt, bald aber auch von den großen Monarchien adoptirt wurde. Die erſt aufſtrebenden Monarchien, wie die preußiſche, erkannten wohl, daß ſie einen weiſen Gebrauch von ihren jungen Kräften machen müßten, um zu gedeihen, die ältern aber ſahen ſich durch Mißbräuche, Vernachläſſigungen, ſchlechte Wirthſchaft und Schulden

in den Fall verſetzt, ihre Kräfte beſſer als bisher zu Rathe zu halten. Ueberdies bemächtigte ſich einiger Fürſten, nachdem ſie einmal unbeſtritten und abſolut herrſchten, ein ſchönes Gefühl väterlicher Liebe für die ihrer Pflege anheimgegebenen Völker und eine gewiſſe ſchöpferiſche Wonne, die königliche Luſt, nicht mehr blos ſelbſt zu genießen und in allen Freuden der Erde zu ſchwelgen, ſondern auch künſtleriſch die Welt um ſich her zu verſchönern, und das Ideal eines Staates, von dem die Philoſophen träumten, zu verwirklichen. Von dieſem edeln Enthuſiasmus war bekanntlich Joſeph II. am lebhafteſten und aufrichtigſten ergriffen. Wurde das Ideal nun auch nicht erreicht, ſo geſchah doch viel Gutes. Fürſten und Miniſter wetteiferten, beſſere und humanere Geſetze und Verwaltungsformen einzuführen, die Hörigkeit abzuſchaffen oder zu mäßigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel emporzubringen, Wiſſenſchaften und Künſte zu pflegen. Dies verpflichtete die Provinzen zur Dankbarkeit, und da die Regenten oft gerade die entlegenen Provinzen mit beſonderer Vorliebe begünſtigten, ſo fanden ſich dieſelben jetzt ſehr gerne in das ihnen früher verhaßte Centraliſationsſyſtem. Viele Provinzialen, beſonders aus dem immer zahlreicher werdenden Bürgerſtande, ſahen den Kreis ihrer Thätigkeit erweitert, konnten ungehinderter ihre enge Heimath verlaſſen, um in der Hauptſtadt oder in andern Provinzen ihr Glück zu machen. Die große Klaſſe der Staatsbeamten fand auf dieſe Weiſe ihre Exiſtenz, ihren Wohlſtand, ihre Macht und Ehre nur in der Einheit des Staats, und half willig die noch übrigen Vorrechte der Provinzen zerſtören.

Vor der franzöſiſchen Revolution wurde das Centraliſationsſyſtem ausſchließlich durch die eben bezeichnete Entwicklung des Staatslebens gefördert. In jener Revolution aber trat ein ganz neues Bindemittel hinzu, das die Provinzen auf eine neue Weiſe und ſcheinbar unauflöslich in der einigen und untheilbaren Geſammtheit verſchmelzen ſollte. Nämlich der Nationalſtolz.

Vorher war dieſe Leidenſchaft aus der europäiſchen Welt beinahe verſchwunden. Die Kirche hatte alle Nationen in eine Maſſe von Rechtgläubigen zuſammengeworfen. Das alte Reich hatte verſchiedene Nationen umfaßt, das Lehenweſen ſie vollends durchkreuzt. Die Grafen von Flandern geboten über Deutſche und Welſche und waren zugleich Vaſallen Frankreichs und des deutſchen

Kaiſers. Die Herzoge von Burgund waren in einem ähnlichen Falle. In den öſtlichen Marken des deutſchen Reichs war auf dieſelbe Weiſe der Slave mit dem Deutſchen vermiſcht worden. Rechtgläubigkeit in Bezug auf die Kirche und Vaſallentreue in Bezug auf die Könige hatten die alten nationalen Gefühle verdrängt, indem ſie oft ſogar geboten, die Nationalität zu vergeſſen. Zu gleicher Zeit hatte ſich ein ſchroffer Unterſchied der Stände ausgebildet, und die Genoſſen je eines Standes hielten unter einander zuſammen ohne Rückſicht auf Nationalität. Die Edeln aller Länder bildeten eine gemeinſame Ritterſchaft, und nicht minder begegneten ſich die Bürger verſchiedener Länder in ihren Sympathien. Alſo war man ſtolz auf ſeine religiöſe Ueberzeugung und ſtolz auf ſeinen Stand, nicht aber auf die Nationalität. Etwas dem Nationalſtolz Aehnliches fand ſich nur noch in der Anhänglichkeit an die nächſte Heimath, an die Vaterſtadt oder an das Ländchen, dem man angehörte. Dies war aber Provinzialſtolz, nicht Nationalſtolz, mit dem er vielmehr im entſchiedenſten Widerſpruche ſtand. Die Genoſſen derſelben großen Nation machten ohne alle Rückſicht auf gemeinſame Ehre und gemeinſames Intereſſe nur ihren kleinen Provinzialſtolz und ihr kleines Provinzialintereſſe gegen einander geltend. Es wurde zur allgemeinen Regel, daß ſich benachbarte Provinzen wechſelſeitig haßten oder verſpotteten. Dieſer Gegenſatz bildete ſich am auffallendſten aus zwiſchen Oeſterreichern und Bayern, Schweizern und Schwaben, Sachſen und Preußen, Belgiern und Holländern, trat aber mehr oder weniger überall hervor, und ſelbſt zwiſchen ſehr kleinen Gauen. Nur die neuen bureaukratiſchen Centralverwaltungen in den größern Staaten und der Corporationsgeiſt der Staatsdiener, von dem wir oben geſprochen haben, wirkte innerhalb deſſelben Staates dem Egoismus der Provinzen entgegen. Aber die Begeiſterung für den Staat war etwas vom nationalen Patriotismus Verſchiedenes, ja ſie gebot den Genoſſen eines Staates, oft die des andern zu haſſen, wenn auch beide innerhalb deſſelben Sprachgebietes und derſelben Nation lagen.

Daher fiel es früher Niemanden ein, den Hader zwiſchen Genoſſen derſelben Nation unnatürlich zu finden. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im ſiebenjährigen Kriege, fand es Niemand auffallend, daß ſich die deutſchen Staaten unter

einander zerfleiſchten und einander verhöhnten und verſpotteten. Auch in Italien war keine Spur von Gemeingeiſt zu finden; in ſeinen Fürſtenthümern und Republiken war keine Kraft mehr, aber immer noch die alte wechſelſeitige Abneigung. In Spanien war die Kraft nicht weniger erſchlafft, aber in dem Maße, in welchem der blendende Glanz der Monarchie erbleichte, traten die alten Farben der Provinzen wieder hervor, und es offenbarte ſich, daß dort noch immer Catalonier, Basken, Caſtilianer, Andaluſier einander fremd ſeyen. Endlich trat auch in England, das bisher noch am meiſten Nationalſtolz gezeigt hatte, ein neuer Gegenſatz hervor, der ihn lähmte, indem die Engländer in Amerika ſich von denen des Mutterlandes losriſſen und das Zeichen der Republik aufpflanzten.

Dieſes Zeichen wirkte verführeriſch auch auf Europa. Man wollte das Ideal der Freiheit verwirklichen und durch eine kühne und großartige Erhebung der Waffen die ganze Menſchheit im Genuß der Freiheit verjüngen und veredeln. In dieſer weltbürgerlichen Schwärmerei ließ man nur noch die Menſchheit überhaupt, nicht mehr die Nationen gelten, die vielmehr ganz in der allgemeinen Verbrüderung der Menſchen zur Freiheit verſchwinden ſollten. Aber auch der Provinzialismus konnte vor dieſer Schwärmerei nicht mehr beſtehen.

Indem die Franzoſen die Idee der Nordamerikaner nach Europa verpflanzten, den alten Thron der Lilien umſtürzten und eine Republik gründeten, gingen ſie ausſchließlich vom Kosmopolitismus aus und hatten eine allgemeine Umgeſtaltung Europa's, den Umſturz aller Throne, die Verbrüderung aller Nationen in einer großen ſogenannten Tugendrepublik im Sinn. Allein die Umſtände führten zu einem ganz andern Reſultate. Die erſte revolutionäre Generation verkündigte die Freiheit und bot allen Völkern den Bruderkuß. Die zweite kümmerte ſich ſchon nicht mehr um die Freiheit, verlangte nur noch Nationalehre und Nationalruhm und ſtellte „die große Nation“ der Franzoſen allen andern entgegen.

Man hat über dieſe ſchnelle und wunderbare Umwandlung in den Geſinnungen der Franzoſen wohl noch zu wenig nachgedacht. Sie überraſcht. Das was man anfangs wollte, wurde weggeworfen, und etwas Anderes, an das man nicht gedacht,

nahm plötzlich alle Gemüther ein. Schon die Flucht der Emigrirten wurde nicht als ein natürliches und verzeihliches Zurückziehen der ſchwächern ariſtokratiſchen Partei vor der ſtärkern demokratiſchen, ſondern als ein unnatürlicher und unverzeihlicher Verrath an der Nation angeſehen. Schon damals fing man an, eine Sünde gegen die Nation höher anzurechnen, als eine gegen die Freiheit. Ohne daß man ſich eigentlich noch Rechenſchaft davon gab, war ſchon das patriotiſche Gefühl ſtärker als das politiſche Princip. Sobald aber die alliirten Heere die Grenzen Frankreichs überſchritten, kam der Nationalſtolz plötzlich allen Franzoſen zum Bewußtſeyn, und dieſes wurde fortan ſo übermächtig und ſo ausſchließlich vorherrſchend, daß die Freiheit ganz vergeſſen wurde. Wie Napoleon dieſen Nationalſtolz benützte und ſteigerte, iſt weltbekannt.

War nun in Frankreich unter der alten Monarchie noch ein Reſt von Provinzialgeiſt und ſogar von Provinzialvertretung übrig geweſen, ſo wurde derſelbe in der Revolution vollends ausgetilgt. Die Privilegien, die Beſonderheiten, ſelbſt die Namen der Provinzen verſchwanden. Alles wurde gleich gemacht. Doch beweiſt der Widerſtand, den die ſogenannten Föderaliſten leiſteten, daß die Bevölkerungen der Provinzen nicht überall freiwillig und mit Ueberzeugung dem Planirungsſyſteme huldigten.

Der Uebermuth der „großen Nation" nöthigte die benachbarten Bevölkerungen, ſich endlich auch *ihrer* Nationalität wieder zu erinnern. Die Engländer verfehlten nicht, ihr edles Vollblut geltend zu machen und den Kampf gegen die Illegitimität in Frankreich, der als Principienkrieg anfing, zum Nationalkrieg zu ſtempeln. Die Spanier thaten daſſelbe, mit weniger Ueberlegung, aber mit deſto mehr Furie der Leidenſchaft. Die Deutſchen beſannen ſich endlich auch, daß ſie doch eigentlich eine Nation, und zwar eine größere ſeyen, als jene ſogenannte große, und mitten im kläglichſten Unglück fingen ſie wieder an zu ſingen und zu ſagen vom heiligen deutſchen Reiche. Zuletzt zwang Napoleon auch die Ruſſen, einen ächten Nationalkrieg zu führen.

Napoleon wurde geſtürzt, aber die Idee der Nationalität, die einmal in die Zeit getreten war, ließ ſich nicht mehr durch die neuen Arrondiſſements beſeitigen, mochten dieſelben auch die Nationalgrenzen durchkreuzen und zum Theil darauf berechnet ſeyn,

die nationalen Aufregungen, nachdem ſie im Kampf gegen Napoleon den wünſchenswerthen Dienſt geleiſtet, wieder zu beruhigen. Im Gegentheil glühte der tiefgekränkte Patriotismus in Frankreich fort, nährte derſelbe auch in Deutſchland eine Gährung, die mit einer kleinen Exploſion (dem Morde Kotzebue's) ihr Ende erreichte, fachte derſelbe nationale Verſchwörungen in Italien, Griechenland und Polen an, und ließ es ſehr oft zweifelhaft, ob nicht auch da, wo es ſich nur von dem allgemeinen Begriff der Freiheit und von liberalen Ideen zu handeln ſchien, vielmehr die beſondere Nationalunabhängigkeit gemeint ſey.

Hatten nun ſchon vor der Revolution die Regierungen durch Bureaukratie und möglichſt gleichförmige Geſetzgebung und Verwaltung den Unterſchied der Provinzen zu verwiſchen und den Provinzialgeiſt zu ſchwächen geſucht, ſo wurde dieſes Beſtreben noch mächtig gefördert durch die in und ſeit der Revolution herrſchend gewordene Idee der Nationalität, deren Größe die bisherige Kleinlichkeit des Provinzialismus beſchämte.

Endlich hat der Provinzialismus auch viel von ſeinem patriarchaliſchen und idylliſchen Reiz verloren durch den Aufſchwung des Verkehrs und durch die auch dem verſtockteſten Spießbürger einleuchtenden Vortheile freier und raſcher Communikationen. Wer möchte heute noch die Abgeſchloſſenheit einer alten Reichsſtadt mit dem großen Markt des Zollvereins vertauſchen! Dieſer Verkehr hebt aber nicht blos die Zollſchranken, ſondern auch die Scheidewände engherziger Provinzialeiferſucht auf, bringt entfremdete Nachbarn vertraulich zu einander und verbündet ſie einem gleichen Intereſſe.

Somit hat ſich dann allerdings ſehr Vieles vereinigt, um in unſern Tagen den Provinzialgeiſt zu ſchwächen und zu unterdrücken. Die Regierungen trachten nach einer möglichſt concentrirten Gewalt; ihr Gedanke, ihr Wille ſoll ſchnell wie der Lichtſtrahl alle Provinzen durchdringen und nirgends auf Störungen und Hemmungen ſtoßen. Die Liberalen ſchwärmen entweder für eine ganz allgemeine Freiheit, deren Segen nicht einmal auf eine Nation, geſchweige auf eine Provinz beſchränkt ſeyn ſoll; oder ſie kämpfen für eine freiere Verfaſſung innerhalb eines großen Staates, und können ihren Zweck nur erreichen durch Uebereinſtimmung aller Provinzen deſſelben. Auch ihnen iſt mithin die provinzielle

Absonderung zuwider. Die Patrioten denken nur an die Größe und Ehre der Nation, des Gesammtvolkes, sind also, wie natürlich, Gegner aller und jeder kleinlichen Landsmannschafterei. Die Industriellen endlich, die mehr und mehr die vorherrschende Macht werden, wollen nur den Schlüssel, der da löset, nicht den, der da bindet, und fahren mit ihren Eisenbahnen schnurstracks durch alle Landchartenfarben hindurch.

Was sollen nun, frägt man, unter diesen Umständen noch Provinzialstände nützen? Vorausgesetzt, daß sie nicht blos zum Schein existiren, sondern irgend eine Meinung geltend machen können, wird diese Meinung nicht eine engherzige seyn? Werden sie nicht den größern Vortheil des Ganzen mißkennen, um einen kleinen Vortheil der Provinz geltend zu machen? Werden sie sich nicht weigern, dem Ganzen Opfer zu bringen? Werden sie nicht überall hemmend einwirken?

Vorausgesetzt, daß sie nicht blos zum Schein existiren — diese Anmerkung ist nicht überflüssig. In der That ist ein großer Unterschied zwischen Provinzialständen, die einen Willen und allenfalls auch die Mittel haben, ihn durchzusetzen, und solchen, die ihn nicht haben. Die Geschichte liefert dazu sehr schlagende Belege. Im Jahr 1619 wagten die Provinzialstände von Oesterreich zu sagen: „Daß die begehrte Erbhuldigung nicht eher geschehen könne, als bis erstens alle und jede, sowohl politische als Religions-Privilegia vorher bestätigt, zweitens die Landesbeschwerden aufgehebt, drittens die Judicia mit gleicher Anzahl aus beiden Religionen besetzt, viertens die Conföderationen (der Stände Oesterreichs mit denen der andern Erblande) bestätigt wären." Im Jahr 1711 sagten dieselben Provinzialstände: „Des Himmels Fürstenlicht erstarret ob Allerhöchst Deroselben niemal gesehenem Glanze, der Erdkreis wird zu klein zum Schauplatz solcher Werke, wobei die treugehorsamsten Stände vermeinen, den Gipfel des Glücks erstiegen zu haben, da sie sich zu Ew. Majestät Füßen legen dürfen ꝛc." Also idem non est idem.

Huldigungen, wie diese letztere, machen freilich nicht einmal dem Ehre, dem sie gelten, geschweige denen, welche sie darbringen. Von solchen Provinzialständen wollen wir auch, als von ganz nichtigen Dingen, nicht weiter reden und bleiben bei der Voraussetzung, daß ihnen noch irgend eine Wesenheit, ein Wille und eine Macht inwohne.

Nun bieten uns die Erinnerungen an unſere frühere Geſchichte allerdings nicht wenig Beiſpiele dar, welche die Wirkſamkeit der Provinzialſtände nicht im günſtigſten Lichte zeigen. Halten wir das eben erwähnte von 1619 feſt, ſo iſt klar, daß die Provinzialſtände ſich eine Rolle anmaßten, die nur Reichsſtände mit Erfolg durchführen können. Ein früherer Verſuch, durch Vereinigung der verſchiedenen Provinzialſtände der Habsburgiſchen Erblande ein der Dynaſtie ſelbſt höchſt günſtiges Hausgeſetz, die Untheilbarkeit, durchzuführen, war an dem Eigenſinn der Tyroler Provinzialſtände geſcheitert, die ihre Provinz durchaus iſoliren und einen Prinzen des Hauſes als Grafen für ſich haben wollten, im Jahr 1439. In beiden Fällen war die Iſolirung der Provinzialſtände ein Unglück, früher für das regierende Haus, ſpäter für die Religionsfreiheit des Volkes.

Die iſolirte Stellung der oſtpreußiſchen Provinzialſtände gegenüber dem großen Kurfürſten am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts konnte ebenfalls nur zu Gehäſſigkeiten führen, die mit dem Untergange der ſtändiſchen Freiheit endeten. Einen wohlwollenden Fürſten in Zeiten der Noth mit Pfaffengezänk behelligen, ihm Hinderniſſe in den Weg legen, ohne doch der Zuſtimmung der übrigen Provinzen verſichert und ſtark genug zum Siege zu ſeyn — das iſt wieder ein ſehr auffallendes Beiſpiel von der falſchen Stellung, in der ſich Provinzialſtände befinden, wenn ſie wie Reichsſtände handeln wollen.

Faſſen wir aber ſolche Provinzialſtände ins Auge, die wirkliche Reichsſtände über ſich haben und ihre Delegirten zu denſelben abſenden, ſo finden wir ſie auch in dieſem Verhältniß oft als unnütze und hemmende Potenzen. Wir dürfen uns nur an die Zeiten unſers alten Reichs erinnern. Sitz und Stimme bei den Reichstagen hatten nicht blos die fürſtlichen Geſandten, ſondern auch die Delegirten von fürſtlichen, gräflichen und ſtädtiſchen Collegien, die wieder unter ſich in Kreis- oder Rathsverſammlungen conſtituirt waren, und inſofern die Bedeutung von Provinzialſtänden hatten. Da hieß es bekanntlich bei allen Votirungen in der Reichsverſammlung: wir müſſen dieſe Propoſition erſt hinter uns bringen, d. h. an unſere Committenten. Und ſo wurden die Berathungen endlos verlängert, die Abſtimmungen endlos verzögert und alle Angelegenheiten des Reichs wurden im buchſtäblichen Sinne hinter

ſich gebracht, und nahmen den Krebsgang. Die Schweizer Tagſatzung befindet ſich noch heute in dem Falle, in dem ehemals der deutſche Reichstag war.

Auf der andern Seite ſcheinen da, wo die Reichsſtände ein freies Votum haben und nichts mehr hinter ſich bringen dürfen, die Provinzialſtände, Departemental- oder Kreisverſammlungen ſehr überflüſſig zu ſeyn.

Indeß läßt ſich doch auch wieder viel Gutes von den Provinzialſtänden ſagen, und die Geſchichte liefert nicht wenig Beiſpiele von ihrer ſegensreichen Wirkſamkeit. Zumal in allen den Fällen, in welchen es ihre Aufgabe war, in einem größeren, mehrere Nationalitäten umſchließenden Staatenvereine die Nationalität, die alte Natur und Sitte und alle mit andern fremdartigen Provinzen unvereinbaren Intereſſen zu wahren. In dieſem Falle waren Jahrhunderte lang die deutſchen Provinzen des durch ſlaviſche, magyariſche und italiäniſche Elemente vergrößerten Erbreichs der Habsburger. In dieſem Falle waren und ſind noch die Provinzen und Provinzialſtände von Liefland, Kurland, Eſthland und der Inſel Oeſel. In dieſem Falle waren und ſind noch die Provinzialſtände von Holſtein und Schleswig, denen der Ruhm gebührt, unter den ſchwierigſten Umſtänden die deutſche Nationalität gegen die däniſche vertreten und geſchützt zu haben. Man denke ſich hier die Provinzialverfaſſungen hinweg; was würde man erblicken? Eine Ueberſchwemmung altdeutſcher Länder mit fremder Sprache, Sitte, Verfaſſung, eine Entartung, vor der nur die treue Ausdauer der oft ſehr beſchränkten, dennoch unſchätzbaren Provinzialſtände ſchützen konnte.

Doch auch in Staaten, deren Bevölkerung zu einer Nation gehört, haben ſich Provinzialſtände als dringendes Bedürfniß und als ſehr praktiſch bewährt. Wir wollen nicht auf das unglückliche Spanien blicken, obgleich alle Kraft, welche dieſes Land entwickelt hat, nie von der Regierung, nie von den Cortes, ſondern immer nur von den Juntas der einzelnen Provinzen ausging, und das Bedürfniß einer Provinzialverfaſſung gerade jetzt wieder lebhafter als je dort empfunden wird. Wir wollen von dieſem noch nicht beruhigten Lande abſehen und ein anderes in Betrachtung ziehen, das in vorzüglichem Grade einer Erwähnung verdient, wenn von Provinzialſtänden die Rede iſt.

Nämlich Nordamerika. Es iſt ſehr merkwürdig, daß man hier die Baſis der Provinzialverfaſſungen nicht verließ und fortwährend neue Provinzen ſchuf, obgleich man von der größten Allgemeinheit der Menſchenrechte ausging und vollkommene Freiheit hatte, ganz eben ſo zu planiren, wie ſpäter in der einigen und untheilbaren franzöſiſchen Republik planirt wurde. Man vereinigte ſich in Nordamerika unter einer Centralregierung, aber man gab deshalb die organiſche Gliederung von Provinzen nicht auf, wie dies in Frankreich und ſelbſt in England geſchah; denn Regierung und Parlament in England legten großen Werth darauf, die abgeſonderte Vertretung Irlands und Schottlands mit der engliſchen in einem Univerſalparlament in London zu verſchmelzen. In Nordamerika ließ man dagegen nicht nur beſondere legislative Körper je in den einzelnen Provinzen beſtehen, ſondern gönnte denſelben auch einen ſehr bedeutenden Wirkungskreis. In der That gibt die nordamerikaniſche Provinzialverfaſſung der ſchweizeriſchen Cantonalverfaſſung in Bezug auf die Wahrung beſonderer Provinzialintereſſen nichts nach, und übertrifft ſie zugleich bei weitem durch die freiwillige und wohlberechnete Unterordnung unter die Centralverwaltung und unter die Centralgeſetzgebung in Waſhington. Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben alles Gute der Eidgenoſſenſchaft angenommen und mit großer Einſicht alles Schlimme derſelben vermieden.

Daß nun ein freies Volk und ein ſo durchaus verſtändiges Volk, wie das nordamerikaniſche, auf einem Boden, der überdies faſt gar keine hiſtoriſchen Erinnerungen bewahrte, auf einem zum Theil ganz neuen und bis dahin gleichſam leeren Boden nicht im Sinne des modernen europäiſchen Centralismus, ſondern im Sinne des ältern Provinzialismus verfuhr, und das, was man in Europa bereits verachtete und immer mehr zu verwiſchen und zu vernichten ſuchte, den Unterſchied und die verhältnißmäßige Selbſtſtändigkeit der Provinzen achtete, aufrecht erhielt und ſogar da, wo erſt Wildniſſe angebaut werden mußten, neu erſchuf — das ſcheint ſehr beachtenswerth und legt ein ſchweres Gewicht in die Waagſchaale, auf der wir den Werth der Provinzialſtände abzuwägen haben.

Betrachtet man ferner die Staaten, die keine Provinzialverfaſſung haben, ſo ſtößt man auf mancherlei Uebelſtände, welche

den Mangel derſelben ſehr fühlbar machen. Nirgends iſt der Centraliſmus weiter getrieben worden, als in Frankreich. Man muß ſo billig ſeyn, anzuerkennen, daß es durch die Umſtände zu dieſem Extrem getrieben wurde und daß es allen möglichen Vortheil daraus gezogen hat. Die Revolution nöthigte Frankreich, wie ein Mann zu ſtehen. Der Krieg gebot die Dictatur und der Dictator erhob Frankreich auf eine fabelhafte Höhe des Glücks und des Ruhms. Dies muß man zugeben. Allein es war dennoch eine unnatürliche Anſpannung der Kräfte, die nicht dauern konnte, und im Verlauf der Zeit hat die Erſchöpfung der Provinzen ſehr augenfällig bewieſen, daß ein ſo weit getriebenes Centraliſationsſyſtem, eine ſyſtematiſche Ausbeute des ganzen Landes zu Gunſten einer einzigen coloſſalen Hauptſtadt, keine Wohlthat, ſondern ein Uebel iſt. Dies iſt häufig von Franzoſen ſelbſt ſchmerzlich gefühlt und ausgeſprochen worden. Noch unlängſt nennt Alletz in ſeinem ſchönen Werk „über die Demokratie in Frankreich“ Paris den Abgrund, der das ganze Land verſchlinge; in Paris ſey Ueberfülle, im übrigen Lande Oede; in Paris eine Treibhaushitze, im übrigen Lande der Froſt der leiblichen und geiſtigen Armuth. Er verlangte daher in vollem Ernſt eine provinziale Polykratie, und der Gedanke, den deutſche Patrioten zuweilen im Scherz ausgeſprochen haben, man ſolle Frankreich dadurch beſtrafen, daß man es zerſtückle, wie Deutſchland, — dieſer Gedanke ſchien dem franzöſiſchen Patrioten keineswegs ſcherzhaft. Er wünſchte vielmehr ſehr ernſthaft, daß die franzöſiſchen Provinzen, wenn auch nicht ſouverän, doch abgeſondert verwaltet würden. Solche Stimmen müſſen freilich ungehört verhallen, und es iſt nicht zu läugnen, daß Frankreich noch immer in ſeiner auswärtigen Politik großen Vortheil von ſeinem Centraliſmus zieht, ſo daß die Klagen über den innern Zuſtand der Provinzen dagegen nicht in's Gewicht fallen; allein jene Klagen ſind gleichwohl gerechtfertigt, ſie werden nie völlig verſtummen und früher oder ſpäter, wenn das Uebel den höchſten Grad erreicht, ſehr laut werden. —

Wir haben uns einigermaßen auf dem Felde der Geſchichte orientiren müſſen, um den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, durch Beiſpiele mehr in's Klare zu ſetzen. Ziehen wir nun aus den hiſtoriſchen Vergleichungen ein Reſultat, ſo iſt es zunächſt

die Thatsache, daß sich in Bezug auf Provinzialstände die jetzt bestehenden Staaten in drei verschiedene Gruppen vertheilen. Provinzialstände, die der Centralgewalt gegenüber eine mächtige Stimme haben, finden sich nur in Republiken. Provinzialstände, welche diese Stimme nicht haben, sondern der Centralgewalt gegenüber ohnmächtig sind, finden sich nur in absoluten Monarchien. Gar keine Provinzialstände finden sich dagegen in den meisten und größten constitutionellen Monarchien.

Dieses Resultat ist überraschend. Man muß sich aber doch hüten, zu viel daraus zu folgern. Man muß nicht vergessen, daß die Bedingungen, unter welchen Provinzialstände existiren oder nicht existiren, in jeder der bezeichneten Staatengruppen **verschieden** sind.

In der republikanischen Gruppe besteht offenbar ein sehr großer Unterschied zwischen den Provinzialständen Nordamerika's und denen der Schweiz. Wenn die der Schweiz, die souveränen Großräthe der Cantone, in das Extrem der Unabhängigkeit und Isolirung gefallen sind, so beweisen dagegen die Provinzialcongresse in den Vereinigten Staaten, die sich dem Congreß der Union unterordnen, daß sich jenes Extrem auch wohl vermeiden läßt, und daß Provinzialstände, wenn sie auch eine große Selbstständigkeit erlangen, doch nicht nothwendig jeden Centralismus ausschließen.

In der absolut monarchischen Gruppe scheint allerdings das andere Extrem dargestellt zu seyn. Aber dieselben Provinzialstände, die der Regierung gegenüber keine Stimme haben, sind deshalb doch keineswegs etwas Unnützes. Es kommt hier nämlich weniger auf Provinzialstände, welche der Regierung opponiren könnten, als vielmehr auf die von der Regierung selbst gepflegte abgesonderte Provinzialverfassung und Verwaltung an. Wenn auch die Stände stumm bleiben müssen, ist schon mit dem alten Herkommen, welches der Provinz garantirt ist, viel gewonnen. Wie dieß zu verstehen ist, erhellt am deutlichsten, wenn man auf Provinzen blickt, deren Bevölkerungen sich in demselben Staatenbande mit ganz andern und ganz verschiedenen Nationen befinden, und wohl gar unter einem fremden Herrscher stehen. In allen solchen Fällen ist die abgesonderte Provinzialverfassung unter dem Schutz der Regierung, abgesehen ob eine ständische Vertretung dabei thätig ist oder nicht, schon an sich sehr viel werth.

Die conſtitutionelle Gruppe, in der hauptſächlich England und Frankreich vorleuchten, ſcheint die Provinzialſtände als etwas Ueberflüſſiges oder den freien Gang der Staatsgewalt Hemmendes gänzlich auszuſchließen. Doch ſehen wir in Spanien eine entgegengeſetzte Anſicht hervortreten. Spanien ſträubt ſich gegen das Centraliſationsſyſtem und begünſtigt die alten Provinzialverfaſſungen. Und können die Beiſpiele Englands und Frankreichs wohl gegen die Provinzialſtände entſcheiden? England iſt ein verhältnißmäßig kleines, aber überaus bevölkertes und mit Straßen überall durchſchnittenes Land. Alles iſt hier nahe beiſammen. Hier kann alſo auch ohne Schwierigkeit die Staatsvertretung mit der Vertretung der Provinzen zuſammenfallen. Und nur ein ſolches Zuſammenfallen beider, nicht ein einſeitiges Ueberwiegen des Centralismus auf Koſten des Provinzialismus, wie in Frankreich, findet in England ſtatt. Die Thätigkeit der iriſchen Deputirten im Parlament hat bewieſen, daß ſich die Provinzen nur unter dieſer Bedingung den Centralismus gefallen laſſen. Alle Reformen haben in dieſem Sinne begonnen und werden in dieſem Sinne fortgeführt. Auch darf nicht außer Acht gelaſſen werden, daß alle Provinzen des großbritanniſchen Reichs unmittelbar durch die Union gewinnen, weil alle gleichen Antheil nehmen an den großen und vortheilhaften Unternehmungen der Induſtrie, des Handels, der Marine und der Colonien, die nur durch die Concentration und coloſſale Repräſentation der Geſammtmacht der Nation möglich ſind. Unter dieſen Umſtänden kann alſo das Beiſpiel Englands gegen den Nutzen der Provinzialſtände in andern Ländern nichts entſcheiden.

Daß auch das franzöſiſche Beiſpiel nicht entſcheiden kann, haben wir oben ſchon angedeutet. Ohne im Geringſten zu verkennen, welchen Werth Frankreich auf ſeine Einheit zu legen hat, dürfen wir doch als unbeſtreitbar annehmen, daß die Concentration der Staatsgewalt hier bis zu einem Extrem ausgedehnt worden iſt, das die Provinzen allzuſehr ſchwächt, was am Ende auch wieder ſchädlich auf die Centralgewalt ſelbſt zurückwirken muß.

Wir wollen nur zwei Uebelſtände hervorheben, die aus dem zu weit getriebenen Centralismus in Frankreich hervorgegangen ſind. Einmal die Corruption und verhältnißmäßige Unfähigkeit der Verwaltungsbeamten. Alle Provinzialbehörden in Frankreich

hängen unmittelbar vom Ministerium ab, gelangen zu ihren Aemtern nur durch die Gunst, die sie sich in Paris, und nicht immer durch Verdienst, sondern weit öfter durch blinden Servilismus, Wahlumtriebe, Stimmenwerbung, Vetterschaft oder Bestechung zu verschaffen wissen, und werden bei jedem der so erstaunlich häufigen Ministerwechsel durch Kreaturen des neuen Ministeriums ersetzt, wenn sie sich nicht durch alle mögliche erlaubte und unerlaubte Mittel demselben zu empfehlen wissen. Daher kommt es denn, daß oft Präfekten in die Provinzen geschickt werden, die weder etwas von der Verwaltung überhaupt verstehen, noch insbesondere die Lokalitäten und Persönlichkeiten ihres Wirkungskreises kennen, und die häufig nur darauf bedacht sind, sich schnell zu bereichern, da sie beim nächsten Ministerwechsel doch wieder entsetzt zu werden fürchten müssen. Unter diesen Umständen können sich natürlich nur sehr wenige Beamte mit den Verhältnissen und Bedürfnissen einer Provinz ganz genau bekannt machen, und auch diesen wenigen gebricht es an Autorität und Einfluß, um jenen Bedürfnissen abzuhelfen. Die Provinzen selbst können zwar Männer in die Deputirtenkammer wählen, die ihre Interessen vertreten. Allein die Deputirtenkammer hat nur selten Zeit und Lust, sich mit Provinzialangelegenheiten zu befassen; die große Politik des Staats und die Ministerialintriguen nehmen sie fast ausschließlich in Anspruch. Und überdieß werden durch Wahlumtriebe, die entweder vom Ministerium selbst oder von den großen Oppositionsparteien des Landes ausgehen, und für die in den Provinzen durch alle Mittel der Verführung oder Abschreckung geworben wird, die Departementalwahlen auf Männer gelenkt, die ein politisches Prinzip, nicht auf solche, die das Interesse ihrer Provinz vertreten. Oft hat der Kandidat die Provinz, in der er gewählt wird, nie gesehen.

Der zweite Uebelstand, den wir hier ausheben zu müssen glauben, ist die Vernachläßigung der Communalfreiheit und Communalökonomie. Auf eine sehr charakteristische Weise theilen die Gemeinden im Kleinen gewöhnlich das Schicksal, das die Provinzen im Großen leiden. Wo die Provinzen einigermaßen selbstständig sind und ihr besonderes Interesse pflegen und wahren, da gedeihen in der Regel auch die Gemeinden durch Selbstverwaltung und verständige Oekonomie, wie in den Vereinigten Staaten, in

der Schweiz und ſelbſt in abſoluten Monarchien. Wo aber die Provinz im Ganzen des Staats verſchwindet, da verlieren auch die Gemeinden ihre Autonomie und Selbſtverwaltung, wie man dies am auffallendſten in Frankreich ſieht. Hier hängt die Verwaltung der Gemeinden ganz eben ſo, wie die der Provinz, ausſchließlich vom Miniſterium ab, und der Maire wird eben ſo willkürlich in die Gemeinde, wie der Präfekt in die Provinz eingeſetzt. Von einer Pflege des Gemeindegutes, von einem Haushalt, wie er ehemals die Städte und ſelbſt Dörfer reich machte, von einer Rückſicht auf gutes Herkommen, auf alte Erfahrungen ꝛc. iſt nun nicht mehr die Rede. Dazu denke man ſich den Einfluß der Polizei und Gendarmerie, der politiſchen Spiogerie, der Wahlumtriebe und Denunciationen in allen großen Gemeinden. So hat man denn nicht Urſache, die Franzoſen wegen ihres Gemeindelebens glücklich zu preiſen. Endlich iſt auch ein ſo hochgeſteigertes Centraliſationsſyſtem koſtſpieliger, als es die Syſteme ſind, die den Provinzen und Gemeinden mehr Spielraum in der Selbſtverwaltung laſſen.

Wir könnten zu den erwähnten Uebelſtänden auch noch die Demoraliſation rechnen, womit die Provinzen von Paris aus angeſteckt werden; doch wird dieſelbe einigermaßen erſetzt durch den moraliſchen Impuls des Nationalſtolzes. Wir möchten wenigſtens die größere Natürlichkeit, Ehrlichkeit und Sittlichkeit, wodurch ſich gewöhnlich die mehr ſelbſtſtändigen Provinzen in andern Ländern auszeichnen, nur unter der Bedingung preiſen, daß ſie die großen nationalen Sympathien nicht ausſchließen. Die Moral der Familien, Gemeinden und Provinzen erhält ihre höhere Weihe allemal erſt durch den Patriotismus, der das große Vaterland umfaßt.

Faſſen wir nun die bisherigen Erörterungen in ein letztes Reſultat zuſammen, ſo kann daſſelbe nur ein dem Provinzialismus günſtiges ſeyn. Doch müſſen wir einige Unterſcheidungen feſtſtellen.

Kleine Staaten bedürfen beſonderer Provinzialverwaltungen und Provinzialvertretungen nicht, weil dieſelben in zu verjüngtem Maßſtab erſcheinen, koſtſpielig, unnütz und ſelbſt lächerlich ſind. Wenn ſie vollends die Souveränität anſprechen, wie die halbirten Schweizerkantone, ſind ſie eine wahre Calamität. Kann ſchon eine mäßig große Provinz nicht die Rolle eines Staates ſpielen wollen, wie viel weniger ein Nexus von nur wenigen Gemeinden!

Je größer aber ein Staat ist, um so wohlthätiger ist demselben, unbeschadet seiner Einheit, die organische Gliederung seiner Provinzen und die Rücksichtsnahme auf deren Interessen durch besondere Provinzialverwaltungen und Provinzialstände.

Natürlicherweise darf die Provinz nicht in dem Grade selbstständig und unabhängig seyn, daß dadurch die Einheit des Staates zerstört, die Kraft desselben geschwächt werden kann. Es darf der Provinz bei den großen Unternehmungen des Staates kein Veto gestattet seyn. Dem allgemeinen Staatsinteresse muß das besondere Provinzialinteresse in allen wichtigen Fällen unbedingt nachstehen. Wenn eine Provinz berechtigt wäre, im Kriegsfall Steuern und Truppen zu verweigern, oder auch nur im Frieden allgemein nützliche Unternehmungen, z. B. Eisenbahnen, zu hemmen oder denselben eine nicht dem Ganzen des Staats, sondern einseitig nur der Provinz günstige Richtung zu geben, so würde alle Kraft des Staats gelähmt seyn. Dann bedürfte es nur noch eines Schrittes, um zur völligen Souveränität der Provinzen zu führen, und das Ende müßte für jeden Staat der politische Bankerot seyn, den weiland das deutsche Reich unter ähnlichen Umständen wirklich gemacht hat.

In den Staaten, in welchen die Bewohner aller, oder doch bei weitem der meisten Provinzen zu ein und derselben Nation gehören, ist es eben so nothwendig und heilsam, daß sie Ein Geist durchdringe, der Nationalgeist, und daß sie nicht, einem kleinen Provinzialstolz fröhnend, die Würde und den Stolz der Nation darüber vergessen, oder wohl gar, in nachbarlicher Eifersucht, ein Stamm den andern hasse und mit den Feinden der Nation gegen die Stammverwandten gemeine Sache mache. Ein Fall, der leider nur zu oft in deutschen Landen vorgekommen ist.

Im Gesammtwohl und in der Gesammtehre des Staats und der Nation muß die natürliche, freie und selbstständige Entwicklung und muß die Autonomie der Provinzen ihre Schranke finden. Die Provinz ist und bleibt immer nur Glied eines größern Körpers und muß demselben dienen.

Allein die Gesundheit des Körpers hängt auch wieder von der seiner Glieder ab, und deßhalb muß, innerhalb jener Schranke, den Provinzen die möglichst freie Entwicklung aller ihrer Kräfte gewährt seyn. Jede ist von der Natur anders ausgestattet; in

jeder modificirt ſich der allgemeine Charakter des Landes und der Nation auf eine eigenthümliche Weiſe. Jede hat beſondere Kräfte und Schwächen, beſondere Tugenden und Fehler. Man kann nicht jeder zumuthen, was der andern. Man darf, wenn man auch überall den gleichen Samen ausſäet, nicht erwarten, daß auch dieſelbe Frucht und in gleicher Qualität aufgehen werde. Es iſt beſſer, jeder ihre natürlichen Produktionen im moraliſchen wie im phyſiſchen Sinne zu laſſen, und der Staat wird ſich dann von allen einer reichlicheren Ernte verſichern, als wenn er gegen die Natur experimentirt hätte.

Soll nun aber den Provinzen das natürliche Recht der freien und eigenthümlichen Entwicklung gewährleiſtet werden, ſo bedarf es dazu dreier Inſtitutionen, deren Nothwendigkeit ſich aus dem dreifachen Verhältniß ergibt, in welchem jede Provinz ſteht, ſofern ſie ein Ganzes für ſich bildet, aber theils wieder nach Innen organiſch gegliedert iſt, theils nach Außen mit dem größern Ganzen des Staats zuſammenhängt.

Um von unten anzufangen, ſo ſcheint uns das erſte organiſche Inſtitut, das der Provinzialverfaſſung noch vorangehen muß, die Communalverfaſſung zu ſeyn, und dieſe denken wir uns in Verbindung mit der Conſtituirung von beſonders berechtigten und verpflichteten Corporationen. Die Provinz zerfällt nämlich theils in Gemeinden, theils in Genoſſenſchaften ſolcher Männer, die einerſeits allerdings im Communalverbande, doch anderſeits durch beſondere Leiſtungen und Intereſſen über die Schranke der Commune hinaus verbündet ſind, z. B. der begüterte Adel, unter gewiſſen Bedingungen die Geiſtlichkeit und nicht minder gewiſſe bürgerliche Innungen, deren Wirkungskreis viele Gemeinden zugleich umfaßt, denen daher eine Conſtituirung, wo ſie noch fehlt, oder wo ſie vernichtet wurde, ſehr zu wünſchen wäre.

Wir vermögen uns nicht mit der atomiſtiſchen Theorie zu befreunden, die das Volk nur wie eine Maſſe von Sandkörnern anſieht, es nach Köpfen abzählt und einer gewiſſen Zahl einerſeits die Pflicht auferlegt, einem Regierungsbeamten zu gehorchen, anderſeits das Recht zuerkennt, einen Volksvertreter der Regierung gegenüber zu wählen. Der Beamte hat es nicht blos mit einer Schaar gleichgeſchorner Köpfe, ſondern mit einer ſchon in ihren erſten Elementen ſehr mannigfach gegliederten Geſellſchaft zu thun,

und auch die Vertretung dieſer Geſellſchaft der Regierung gegenüber wird immer eine natürlichere und zweckmäßigere ſeyn, wenn die Gliederung der Geſellſchaft in Communen und Corporationen dabei berückſichtigt iſt.

Wo den Gemeinden, unter der Oberaufſicht der Provinzial- und Staatsgewalt, die Selbſtverwaltung und unter gewiſſen Bedingungen auch die lokale Geſetzgebung zuſteht, wird nicht nur, wie dies alle Erfahrungen in den altgriechiſchen, altdeutſchen und italiäniſchen Städten und noch jetzt in der Schweiz und in Amerika beweiſen, das Gemeindegut aufs beſte verwaltet, die Zucht und Sitte aufs beſte gewahrt, ſondern es werden auch in hinreichender Anzahl Männer gebildet, die mit allen Lokalintereſſen aufs genaueſte bekannt, durch lange Geſchäftsübung gereift, in ihrer Ehrlichkeit geprüft und durch das öffentliche Vertrauen geadelt, alſo auch aufs beſte vorbereitet und befähigt ſind, der Volksvertretung als die erſten Organe zu dienen. Wir ſagen als die erſten, nicht als die letzten, weil allerdings nicht jeder gute Communalbeamte auch ein großer Staatsmann iſt. Wir ſind weit entfernt, die Deputirtenkammern mit lauter Bürgermeiſtern, Schultheißen, Gemeinderäthen oder Stadtverordneten bevölkern zu wollen. Aber ſolche Verwalter oder Geſetzgeber freier Gemeinden ſind ohne Zweifel die erſten, auf die es bei der Provinzialvertretung ankömmt.

Doch können wir die Frage der Municipalfreiheit kaum von der Frage der Corporationen und Innungen trennen. Dieſe nämlich ſind theils Geſellſchaften, deren Umkreis über den einer Gemeinde hinausgeht, theils aber nur organiſche Glieder der Gemeinde. Je mehr man nun in der Gemeinde ſelbſt, namentlich bei den freien Wahlen zur Communalverwaltung und Vertretung, auf dieſe natürliche Gliederungen Rückſicht nimmt, deſto beſſer wird ſich die Gemeinde dabei befinden. Wenn ſchon bei den Communalwahlen blos die Kopfzahl entſcheidet, ſo werden dieſe Wahlen häufig von einigen wenigen Fabrikherren abhängig, deren zahlreiche Arbeiter die übrigen Bürger überſtimmen, wie dies hie und da in der Schweiz der Fall iſt. Ein kläglicher Fall, der aber wahrſcheinlich immer öfter ſich wiederholen wird, in dem Maße, wie alle Gewerbe immer mehr im Großen und fabrikmäßig getrieben werden. Dagegen hilft nun freilich ein Regierungsſyſtem, das

die Communalverwaltung dem Bürger gänzlich entzieht und in die Hände der Staatsbeamten legt. Allein auf dieſe Weiſe wird einem Uebel nur durch ein eben ſo ſchlimmes vorgebeugt. Zweckmäßiger ſcheint die alte Weiſe, in welcher freie Gemeinden dem ſchädlichen Uebergewicht eines Bürgers mit zahlreicher Clientel durch das Innungsweſen vorzubeugen wußten. Wir wollen natürlich nicht die Rückkehr aller alten Mißbräuche des Zunftweſens, aber daſſelbe läßt ſich, gereinigt von ſeinen Mißbräuchen, ſehr wohl reformiren, und man hätte es überhaupt nur zeitgemäß ſäubern und verbeſſern, nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten ſollen.

Das Innungsweſen iſt ſo ſehr in der Natur und in den Bedürfniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet, daß es ſich auch da, wo es längſt abgeſchafft iſt, unter dem neuen Namen der Aſſociationen und freiwilligen Vereine immer wieder erzeugt hat. Daß man Vereine, die ſich blos für einen zeitigen Zweck bilden, nicht in bleibende Innungen umwandeln kann, verſteht ſich von ſelbſt. Doch läßt ſich auch ſchwerlich leugnen, daß manche Vereine ſehr zu ihrem eigenen und zum Vortheile des Ganzen als Innungen reconſtruirt werden könnten und ſollten.

Wir denken uns nun die Innungen theils als Gliederungen der Gemeinde, theils als Corporationen, außerhalb des Gemeinde-, jedoch innerhalb des Provinzialverbandes. Die erſten würden dazu beitragen, daß in der Gemeinde die Intereſſen der verſchiedenen bürgerlichen Stände gleichmäßig vertreten würden. Die zweiten würden berufen ſeyn, neben den Communen in der Provinzialvertretung zu votiren.

Die Intereſſen der Provinz können möglicherweiſe auch ohne Vertretung der Regierten von unten her, ſchon durch die Regierung ſelbſt, befriedigend gewahrt werden, wenn die Regierung die Abſicht hat, die Rechte der Provinz in jeder Beziehung zu achten und den Flor der Provinz in jeder Beziehung zu fördern, und wenn ſie die Durchführung dieſer guten Abſicht tüchtigen und rechtſchaffenen Männern anvertraut, die mit allen Verhältniſſen wohlbekannt ſind. Allein die Gefahr, daß, wenn die Stimmen der Regierten nicht laut werden dürfen, die Regierer ſich nach und nach der Sorgloſigkeit oder Willkür überlaſſen, wird immer nahe liegen, und das Natürlichſte und für gebildete Völker Würdigſte bleibt immer die Vertretung der Regierten durch Provinzialſtände.

Zu dieſer Vertretung ſind naturgemäß berufen die Abgeordneten der Gemeinden, bei deren Zahl dann allerdings die Einwohnerzahl, bei deren Wahl aber nicht blos die Einwohnerzahl, auch nicht blos die Höhe des Steuerbetrags, wenigſtens nicht ausſchließlich, ſondern auch die Innungen entſcheiden ſollten. Eine Gliederung der Gemeinden in Innungen würde ein weit reineres und volksthümlicheres Reſultat der Gemeindewahl herbeiführen, als es die bloße Zählung der Köpfe und die Bevorzugung der Höchſtbeſteuerten bisher gewährt hat.

Neben den Abgeordneten der Gemeinden müßten Sitz und Stimme in den Provinzialſtänden erhalten die Abgeordneten der provinziellen Körperſchaften, und zwar nach alter Weiſe voraus die des begüterten Adels und die der Geiſtlichkeit beider Confeſſionen. Die Zahl derſelben müßte abhängen von der Ausdehnung jener Corporationen; ſofern eine Provinz einen zahlreichen Adel hat, eine andere nicht, die eine eine zahlreichere katholiſche, die andere eine zahlreichere evangeliſche Geiſtlichkeit. Dieſen Delegirten der Corporationen wären nach alter Weiſe, jedoch in beſchränkter Zahl, beizugeſellen die Abgeordneten der Hochſchulen. Als ein neu hinzutretendes Element aber wären einige beſonders gewählte Abgeordneten des Handelsſtandes ſehr zeitgemäß und wünſchenswerth. Die Wichtigkeit dieſes Standes läßt ſich nicht mehr verkennen, und doch hing bisher ſein Einfluß auf die Miniſterien nur von der Geneigtheit derſelben, und ſein Einfluß auf die Kammern nur von eben ſo zufälligen Deputirtenwahlen ab. Daß ſo lange Zeit hindurch die Kaufleute, oder wenigſtens die rechten unter ihnen, nicht gehört wurden, hat unſerem deutſchen Vaterlande großen Nachtheil gebracht. Eine organiſirte und bleibende Vertretung dieſes Standes, zunächſt in Provinzialſtänden, ſcheint ein wahres Bedürfniß unſerer Zeit zu ſeyn.

Provinzialſtände, die auf ſolche Weiſe conſtituirt wären, müßten dann das Recht haben, über alle innern Angelegenheiten der Provinz öffentlich zu berathen, Anträge zu motiviren, Bitten und Beſchwerden an die Regierung und im Verweigerungsfalle an die Reichsſtände zu bringen, und endlich zur Wahl dieſer Reichsſtände mitzuwirken.

Wo keine Reichsſtände vorhanden oder möglich ſind, pflegen die Provinzialſtände dieſelben in mancher Beziehung, wenn auch

immer nur kümmerlich, zu erſetzen und Rechte an ſich zu nehmen, die eigentlich immer nur Reichsſtänden und nicht Provinzialſtänden zukommen, z. B. die Steuerbewilligung, die Verabſchiedung der Geſetze, wohl gar die Berathung über auswärtige Angelegenheiten. In manchen Fällen mag eine ſolche Ausdehnung der Rechte von bloßen Provinzialſtänden wünſchenswerth erſcheinen, ſofern man ſich in Ermangelung von Reichsſtänden dadurch doch einigermaßen vor Regiminalwillkür geſchützt glaubt. Wer ſieht aber nicht ein, daß ſolche Provinzialverfaſſungen unnatürlich ſind und des guten Zweckes verfehlen. Iſt die Regierung ſchwach, ſo mißbrauchen die Provinzen ihre Gewalt, iſoliren ſich auf eine eigenſinnige Weiſe und heben die Einheit des Staates auf, wie dieß im alten deutſchen Reich der Fall war. Iſt aber die Regierung ſtark, ſo kann eine vereinzelte Provinz den parlamentariſchen Kampf mit ihr nicht durchführen. Sie wird gezwungen, zu gehorchen; ihre Privilegien werden illuſoriſch und die Würde der Provinzialſtände ſinkt nothwendig um ſo tiefer herab, je ſtolzer ſie ſich die Macht und das Anſehen von Reichsſtänden angemaßt haben.

Auch ſchon formell iſt die Verabſchiedung allgemeiner Landesgeſetze auf verſchiedenen Provinziallandtagen etwas Monſtröſes, noch unnatürlicher und zweckwidriger, als ſelbſt die in Schweden übliche Form der vierfachen Berathung und Abſtimmung durch die vier Stände. Haben die Provinzialſtände in dieſem Fall kein Veto, ſo ſind ihre legislatoriſchen Verhandlungen bloße Begutachtungen, ohne irgend die Regierung zur Rückſichtsnahme zu verpflichten. Haben ſie aber ein Veto und votiren ſie in verſchiedenem Sinne, ſo entſtehen daraus die größten Inkonvenienzen.

Mithin muß eine beſonnene Theorie den Provinzialſtänden alle die Rechte abſprechen, die nur *Reichsſtänden* zukommen, denſelben aber allerdings einen beträchtlichen Einfluß auf die Wahl der Reichsſtände vorbehalten. Wir haben uns ſchon oben gegen die atomiſtiſche Theorie erklärt, welche die Parlamentswahlen von der Kopfzahl und vom Cenſus allein abhängig macht. Wir haben eine organiſche Gliederung des Volks in Gemeinden, Corporationen und Provinzen vorgezogen, und müſſen nun auch, wie die Provinzialſtände aus den Gemeinden und Corporationen, ſo wieder die Reichsſtände aus den Provinzialſtänden hervorgehen laſſen. Doch nur zum Theil. Es iſt klar, daß Delegirte der verſchiedenen

Provinzialſtände am geeigneteſten ſind, die Intereſſen aller Theile des Landes in den Reichsſtänden zu vertreten. Allein Reichsſtände haben auch die Intereſſen des ganzen Landes nach Außen zu vertreten, und wenn ſie einerſeits alles Detail der innern Politik in einem Brennpunkt zuſammenfaſſen, müſſen ſie anderſeits von der Idee der Einheit aus auch wieder gegen alle Vereinzelung reagiren und endlich dieſe Einheit nach Außen hin in der Berathung der Geſammtlage des Staats und ſeiner Beziehungen zu andern Staaten geltend machen. Deshalb muß auch dem Provinzialgeiſt, der leicht innerhalb der Reichsſtände die Oberhand gewinnen könnte, wenn nur Delegirte der Provinzialſtände darin Sitz und Stimme hätten, ein Gegengewicht durch Männer gegeben werden, die auf einem allgemeinen nationalen Standpunkt ſtehen, und die Wahl ſolcher Männer muß folgerecht von der öffentlichen Meinung im weiteſten Sinn des Worts, alſo von der Kopfzahl der aktiven Bürger abhängen.

Nur auf dieſe Weiſe, ſo ſcheint es, können alle Intereſſen der Gemeinden, der verſchiedenen Stände und Provinzen und endlich der geſammten Nation wirklich und wahrhaft vertreten werden, und wir glauben nicht, daß wir dabei den Provinzialſtänden einen zu engen Wirkungskreis angewieſen haben.

Wie natürlich immer eine ſolche Vertretung iſt, ſo hat man ſie doch noch nirgends vollſtändig ins Leben gerufen. In der Vertretung aller großen Staaten mangelt noch entweder das eine oder das andere Element. In Oeſterreich und Preußen werden die Provinzen vertreten, aber nicht die Nation. In Frankreich wird nur die Nation vertreten, die Provinzen werden es nicht. In Schweden werden nur die Corporationen vertreten, nicht die Provinzen, ja nicht einmal die Nation, da die verwickelte Quadrille des Reichstags und das Veto jedes einzelnen Standes die reinen Reſultate der Nationalvertretung ungemein erſchwert. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika iſt mit großer Weisheit auf die Vertretung der Nation wie der Provinzen Rückſicht genommen, dort kennt man aber die Corporationen nicht, die im alten Europa ſich erhalten haben.

Man ſollte glauben, daß Preußen den nächſten Beruf hätte, ſeinen Staatsorganismus in der angedeuteten Weiſe zur vollen Reife zu bringen. Doch bitten wir, uns dieſe Bemerkung nicht falſch auszulegen. Wir wiſſen unzeitige Wünſche von zeitigen

wohl zu unterſcheiden. Wir legen ſo großes Gewicht auf die äußere Politik unſres deutſchen Vaterlands und Preußens insbeſondere, daß wir die Einheit und das Vertrauen im Innern, von dem die Macht nach Außen abhängt, durch keinerlei Veranlaſſung zu innerem Hader geſtört wiſſen wollen. Ueberhaupt aber halten wir weit mehr von der ruhigen Entwicklung der Dinge, als von den übereilten Improviſationen. Doch vermögen wir uns nicht zu überzeugen, inwiefern eine weitere Entwicklung der preußiſchen Provinzialverfaſſungen als ſolcher, wovon unlängſt mehrfach in den öffentlichen Blättern die Rede war, möglich und von ſegensreichen Wirkungen begleitet ſeyn könne, wenn dabei nicht auf die Beziehungen der Provinzen zu einander und zum Staatsganzen Rückſicht genommen werden ſoll. Würde darunter eine vermehrte Thätigkeit und ein vermehrter Einfluß der Provinzialſtände verſtanden, ſo kann man kaum die Bemerkung unterdrücken, daß alsdann vielleicht dem immer zu Abſonderungen geneigten Provinzialgeiſt zu viel nachgegeben wäre. Die Provinzialſtände würden gewiß in eine falſche Stellung kommen, wenn ſie irgendwie die Verſuchung beſchliche, in ihrem iſolirten und untergeordneten Kreiſe wie Reichsſtände handeln zu wollen. Wären ſie in der Oppoſition, ſo könnten ſie ſchwer darunter leiden müſſen, und wären ſie, vielleicht unter fremdem Einfluß, mächtig genug, eine Oppoſition durchzuführen, ſo würde das Ganze darunter leiden. Verſtärkung des Provinzialismus iſt nur dann ein Segen, wenn zugleich das Band der Einheit verſtärkt wird, und wenn die größere und freiere Lebensthätigkeit der Provinzen in die concentriſche Bahn gelenkt wird, nicht in die excentriſche. Das Ziel jener concentriſchen Bahn aber iſt für alle Provinzialvertretungen früher oder ſpäter immer unfehlbar die Nationalvertretung.

Das Problem derſelben braucht nicht auf dieſelbe Weiſe gelöst zu werden, wie in andern Staaten. Vielmehr kann hier die Fülle und Kraft des germaniſchen Geiſtes eine neue Schöpfung hervorrufen, in der dieſes Problem vollſtändiger und in mehr welthiſtoriſcher Reiſe gelöst wird, als früher anderwärts.

Das Problem braucht auch nicht mit Uebereilung gelöst zu werden. Man darf nicht verkennen, daß ein Staat, der in vieler Beziehung noch jung und erſt im Werden begriffen iſt, der als ein minder mächtiger zwiſchen mächtigeren in der Mitte liegt

und an ſeinen Grenzen manche verwundbare Seite darbietet, in einem andern Falle iſt, als Staaten, die, wie England oder Frankreich, ſchon in voller Reife des Alters daſtehen, eine vorwiegende Macht repräſentiren, abgerundet und von allen Seiten (wie England) oder doch von den meiſten (wie Frankreich) gedeckt ſind. Die innern Bewegungen, die zuweilen aus dem Conflikt der Kammern mit der Regierung hervorgehen, können allerdings für einen jüngern, ſchwächern und offenern Staat bedenklicher ſeyn, als für große und geſchloſſene Staaten. Durch leidenſchaftliche Parlamentsreden kann allerdings die Diplomatie eines ſchwächern und offenern Staates ſchwerer compromittirt werden, als die jener geſchloſſenen Staaten. Es können Gefahren von Außen drohen, die es jedem Patrioten zur Pflicht machen, alle Wünſche in Bezug auf die innere Politik dem dringenderen Bedürfniß der Einheit und Kraftäußerung nach Außen nachzuſetzen. Und ſelbſt der wärmſte Freund des Verfaſſungsweſens wird unter ſolchen Umſtänden die monarchiſche Gewalt, vorausgeſetzt, daß ſie den Staat nach Außen kraftvoll vertritt, nicht eingeſchränkt, nicht gehemmt wiſſen wollen, ſondern ſie als eine für das gemeine Beſte ſchlechterdings nothwendige Diktatur anſehen, eine Regierungsform, die ſelbſt die auf ihre politiſche Freiheit eiferſüchtigſten Völker des Alterthums ſehr zu ſchätzen wußten.

Wenn man aber einen in jeder Beziehung progreſſiven, ſeit kaum zwei Jahrhunderten in überraſchender Jugendkraft und Lebensfülle aufſtrebenden Staat ſich endlich jenſeits der Gefahren und ſchweren Kämpfe des Jugendalters in der vollen Reife ſeiner Entwicklung denken darf und muß, ſo ſcheint unter den Formen dieſer Entwicklung die Nationalvertretung wohl nicht diejenige zu ſeyn, die man leicht vermiſſen würde. Und darauf ſollte denn auch im Entwicklungsgange ſelbſt die geeignete Rückſicht genommen werden. Man würde, wenn man die Nationalvertretung von allen Berechnungen der Zukunft gänzlich ausſchlöße, nicht nur im Allgemeinen den Geiſt der neuern Zeit, ſondern auch insbeſondere das Entwicklungsgeſetz der germaniſchen Völker mißkennen und in ſo fern vielleicht den Schlüſſel der Zukunft aus den Händen geben.

M.

Gedanken

über

das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur.

Der gegenwärtige Lauf der Welt iſt den Einen viel zu ungeſtüm, den Andern noch nicht raſch genug. Die religiöſen, politiſchen, ökonomiſchen Anſichten und Intereſſen ſind aufs mannigfaltigſte getheilt; während aber in den verſchiedenſten Richtungen Ueberzeugung und Eigennutz auf der einen Seite die Entwicklung niederzuhalten, auf der andern ſie zu beſchleunigen ſtreben, geht ſie in der Diagonale, in gebrochener Linie, aber unaufhaltſam einem beſtimmten Ziele entgegen. Wer nicht gerade glaubt, daß es in der Macht des Eigenwillens liege, den Strom der Geſchichte zu dämmen, oder ſein Gefälle zu ſteigern, der beugt ſich vor dem Geſetz, ohne deßhalb die Hände in den Schooß zu legen und ſeine Freiheit gefangen zu geben. Keiner, der auch nur in das Leben unſerer Väter zurückblickt, ob ihm nun der heutige allgemeine Geiſt gefalle oder nicht, kann die Thatſache verläugnen, daß eine neue Kultur im raſchen Werden begriffen iſt. Der Geiſt iſt überall in voller Arbeit, um im Wiſſen wie in der That, im äußern wie im innern Leben die Dogmen der vorigen Jahrhunderte aufzulöſen. Die organiſche Haut, wie ſie der Menſchheit ſeit der großen Kriſis im ſechzehnten Jahrhundert gewachſen, war längſt wund, drückte und zwängte an zahlloſen Stellen. Der Zeitpunkt der Häutung iſt ernſtlich eingetreten: hier iſt die Hülle von ſelbſt abgefallen, dort ſchmilzt ſie unter Entzündungserſcheinungen, weiterhin wird ſie vom Nachtrieb ſachte gelüftet und abgeſchoben. In dieſem geiſtigen

Gährungsprozesse spielt die Entwicklung der Naturwissenschaften im weitesten Sinn eine sehr bedeutende Rolle.

Die zweite Hälfte und namentlich der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war die ewig denkwürdige Epoche, wo durch eine Reihe der bedeutendsten Entdeckungen und umfassendsten Ideen alle Zweige der Naturkenntniß zumal auf den Punkt der Blüthe getrieben wurden, daß sie sich gegenseitig kräftig befruchten konnten und den geistigen Horizont des Menschen schnell und sehr ansehnlich erweiterten. Die wichtigsten Eigenschaften und Gesetze der unwägbaren Agentien der Natur, der Elektricität, des Magnetismus, der Wärme, des Lichts, der Sauerstoff, die Analyse der Luft und des Wassers, der Gase, der Erden und Alkalien, die Kunde von den streng abgestuften Verhältnissen nach Volumen und Gewicht, in welchen die Elemente der jetzigen Chemie zu bestimmten Naturkörpern zusammentreten — all dies, und wie viel mehr, ist die Errungenschaft weniger Jahrzehnte. — Diese Entdeckungen, indem sie die hergebrachten Vorstellungen vom Wesen der unorganischen Natur reformirten und die überraschendsten Blicke in die Oekonomie der Schöpfung öffneten, wurden zugleich äußerst fruchtbar für die Erforschung der Gesetze der Lebenskraft, welche im Thiere und der Pflanze wenige allgemeine Elemente phantastisch zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gebilden vereinigt und sie dem Chemismus in der einen Richtung entzieht, in der andern ihm gehorchen läßt. — Alles dies gab die Grundlage zu einer neuen Naturanschauung, die, obgleich von verschiedenen Nationen und Schulen verschieden aufgefaßt und ausgebildet, jedenfalls gegen die frühere als eine geistigere und umfassendere erscheint, indem jetzt im Gedanken des Menschen die ganze Natur sich belebte und das Band derselben allgemeinen Begriffe die organische und die unorganische Welt umschlang.

Während sich so über die innersten Bewegungen aller Materie vielfaches Licht verbreitete, machte auch das Studium der äußern Verhältnisse der Naturkörper und ihrer Bildungsgesetze auf allen Seiten die glücklichsten Fortschritte. Die Verzeichnisse der bekannten Thiere und Pflanzen sind zu Ziffern angewachsen, von denen Linné und Buffon keine Ahnung hatten. Noch bleibt unendlich viel zu entdecken und einzureihen, zumal an Geschöpfen des Oceans. Was aber Landthiere und Pflanzen betrifft, so gibt der Zustand

der Geographie hinlänglich Bürgschaft, daß der Fleiß der Nachwelt die Rahmen der Zoologie und Botanik wohl mehr und mehr ausfüllen, aber schwerlich bedeutend erweitern wird. — Die Thatsachen, daß im Bau der Thiere und Gewächse gewisse, im Begriff feste, in der Erscheinung fließende Formen, als Grundideen der Natur, aufs mannigfaltigste umgestaltet und der Bestimmung und Lebensweise der Geschöpfe angepaßt erscheinen; daß im Bau jedes lebendigen Wesens jedes wesentliche Organ in seiner speziellen Beschaffenheit die Gestaltung des andern Organs fordert und voraussetzt; der Begriff vom Thier- und Pflanzenreich als einer großen gesetzmäßigen Evolution — alles dies, alle die Sätze, in welchen die Wissenschaft der Natur ihre Gedanken bei Bildung ihrer Geschöpfe und bei Vertheilung derselben nachdenkt, sind, wenn auch von der frühern Forschung theilweise geahnt, erst in neuester Zeit ausgesprochen worden. Sie sind namentlich Früchte der in ihrer systematischen Ausbildung ganz modernen Wissenschaft der vergleichenden Anatomie, durch welche wiederum der Mensch in der Kenntniß seiner eigenen Leiblichkeit, so wie seines körperlichen und geistigen Verhältnisses zur Thierwelt und der ganzen Natur bedeutend gefördert worden ist.

Um dieselbe Zeit, da einerseits Physik und Chemie, andernseits das Studium der organischen Natur einen fast plötzlichen Aufschwung nahmen, am Ende des verflossenen Jahrhunderts, wurde auch mit Glück der erste umfassende Versuch gemacht, die nach ihren physischen Merkmalen sehr mannigfaltigen, auf den Ebenen des Festlands ruhig übere inander hergegossenen, in den Gebirgen aufgerichteten und durcheinandergeworfenen Steingebilde, aus denen die uns zugängliche Erdrinde besteht, systematisch in ihrer Reihenfolge von unten nach oben zu ordnen, somit ihr relatives Alter zu bestimmen und auf dieses mineralogische Schema eine rationelle Entwicklungsgeschichte der Erde zu bauen. Zwar hat Werners einseitig neptunistische Theorie der Erdbildung neuerdings der fruchtbaren Anschauung Platz gemacht, nach welcher alle Unebenheiten der Erdoberfläche als die Produkte zweier großen, neben und hinter einander wirkenden Naturpotenzen, der Feuer der Tiefe und des peripherischen Wassers, begriffen werden. Nichts desto weniger bleibt der große deutsche Gebirgsforscher der wahre Vater der modernen Geologie, und diese ist das hoffnungsvolle

Lieblingskind des Jahrhunderts, zu deſſen Ausbildung alle ältern Zweige der Naturwiſſenſchaften ſich kräftig in die Hände arbeiten. Der Geiſt hatte im Lauf der Jahrhunderte die Aufgabe, den gegenwärtigen Zuſtand der Oberfläche des Planeten, den Umriß und das Relief der Länder, die Struktur der oberſten Erdſchichten, wie ſie jetzt ſtarr unter und vor uns liegen, die heutige organiſche Welt nach ihren äußern Merkmalen, ihrem Bau und ihrer Vertheilung kennen zu lernen, in den hauptſächlichen Momenten bewältigt. So erſtarkt wendete er ſich der Tiefe und der Vergangenheit der Erde zu, und wenn vor drei Jahrhunderten die Entdeckung der wahren Bewegung der Himmelskörper und ihrer Diſtanzen den Menſchen der Unermeßlichkeit des Raumes gegenüber geſtellt hatte, ſo blickt er jetzt, indem er die Urkunden zur Bildungsgeſchichte der Erde ſammelt, immer tiefer rückwärts in die Unendlichkeit der Zeit. — Zugleich hat aber auch für die Aſtronomie eine neue Aera begonnen, zunächſt durch Erhebung der Thatſache, daß die Newton'ſchen Geſetze nicht nur unſer Planetenſyſtem, ſondern alle Welten gleichmäßig regieren. Der Kalkul hat angefangen, in den Fixſternhimmel einzudringen, der ſich bisher jedem ſichern Maße entzogen, und wenn die jetzigen geologiſchen Kenntniſſe die erſten feſten Linien zu einer Geſchichte der Erde in der Zeit ſind, ſo hat die neueſte Aſtronomie eine feſte Baſis gewonnen, um die Schichten der Sternhaufen zu entwirren und die Rolle zu ermitteln, welche unſer Planet nebſt ſeiner Sonne im Raume ſpielt.

Das Weſen des modernen Naturſtudiums charakteriſirt ſich zunächſt einerſeits durch die ſtarke Theilung der wiſſenſchaftlichen Arbeit, andernſeits durch die organiſche Verknüpfung aller Richtungen des Wiſſens. Der Gelehrte des Mittelalters umfaßte mit dem Geiſte ſo ziemlich das ganze Schema des Wiſſens, war aber dabei zugleich für alle oder doch für viele Fächer ſelbſtthätig mit Kalkul, Beobachtung und Experiment; er umgab ſich gleichmäßig mit Tiegel und Retorte, mit Hebel und Schraube, mit dem Foſſil und dem Thierſkelet, mit Aſtrolab und Erzſtufe. Solche Polyhiſtorie war im Fortgang der Bildung längſt eine Unmöglichkeit geworden; indeſſen wurden noch in der verfloſſenen Periode die einzelnen Zweige des Wiſſens maſſenhaft betrieben. Nunmehr aber ſind die meiſten Disciplinen ſo rieſenmäßig angewachſen, daß

ſie von ſelbſt in mehr oder weniger Fächer zerfallen, deren jedes ſeinen ſpeziellen Bearbeiter und Meiſter verlangt. Der eine widmet ſich vorzugsweiſe der Beobachtung der Witterungsverhältniſſe, oder dem Magnetismus und Elektrochemismus; ein anderer beobachtet zunächſt nur den Bau oder den Lebensprozeß von Organismen, und zwar meiſt nur dieſer oder jener Abtheilung von Thieren oder Gewächſen. Die Pilze, die Mooſe, die Algen, jede Familie hat ihre Monographen; es gibt Ornithologen, Ichthyologen, Entomologen, Conchyliologen, Cryſtallographen ꝛc. — Dieſe Theilung der Arbeit iſt aber keine mechaniſche, iſt keine Sonderung und Vereinzelung zum Zweck eines todten Aggregats, wie beim Fabrikate der Menſchenhand; es iſt vielmehr eine lebendige Gliederung, in der ſich jeder Theil als ein Organ des großen Ganzen fühlt. Der einzelne wiſſenſchaftliche Arbeiter, der ſpezielle Beobachter und Experimentator ſteht fortwährend unter dem Einfluß der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Lebenskraft, der Geſammtreſultate aller Forſchung, und was er hervorbringt, iſt ein Produkt ſeiner eigenen Thätigkeit und des Geiſtes, den er aus allen Richtungen des Wiſſens fertig empfangen.

Erſt ſeitdem ſich alle Naturwiſſenſchaften ſo durchdringen, daß fortwährend an zahlloſen Berührungspunkten Licht und befruchtende Wärme erzeugt wird, erſt ſeitdem iſt die Naturforſchung recht eigentlich in die Bahn eingetreten, welche ihr vor zweihundert Jahren der große Kanzler Baco vorgezeichnet. Daß ſie auf dieſer Bahn lange ungehindert, ja mit beſchleunigter Bewegung fortſchreiten kann, dafür gibt ein Merkmal Bürgſchaft, das neben den eben genannten den Geiſt der heutigen Wiſſenſchaft bezeichnet: wir meinen das klare Bewußtſeyn vom Belang und der Bedeutung der, im einzelnſten Studium wie im allgemeinen Begriff erſtiegenen Stufe im Verhältniß zur unendlichen Aufgabe; die Umkehr vom wiſſenſchaftlichen Dogmatismus, dem das Wort für das Weſen gilt, der die Erſcheinung beugt, bis ſie ſich dem eigenmächtigen Geſetze fügt; die Reſignation, die jeden Moment bereit iſt, die Hypotheſe vor der ſiegreichen Thatſache zurückzuziehen; das lebendige Gefühl von jener organiſchen Gliederung alles Wiſſens, welche alle wiſſenſchaftlichen Arbeiter zu einer Republik verbindet und ſie gleich macht vor den Geſetzen des Geiſtes und der Natur: lauter Tugenden, die der engliſche Kanzler poſtulirte,

die früher oft in einzelnen Geistern lebten, aber erst jetzt die überwiegende Stimmung der Forschenden geworden sind.

Die wahren Helden unserer Zeit, die eigentlichen Vertreter einer frischen Kultur sind die Werner, Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Oken, Lavoisier, Cuvier, Herschel, Humphry Davy; denn in der schönen Blüthe der Naturwissenschaften, wie sie sich im letzten halben Jahrhundert erschlossen, spricht sich sicher der Geist der neuen Zeit am großartigsten und zugleich am reinsten aus. Ja noch mehr, der Geist der Naturforschung ist eigentlich typisch für alle geistigen und materiellen Bewegungen unserer Zeit. Nicht nur sind so viele tief eingreifende Reformen im öffentlichen und häuslichen Leben, im Commerz und der Industrie, in Allem, was das tägliche Leben erleichtert und schmückt, geradezu Ausflüsse der beschleunigten Entwicklung der Naturwissenschaften und ihres Ineinandergreifens: derselbe Geist, der der Natur gegenüber eine so feste und doch so bescheidene Stellung eingenommen, hat auch alle übrige Forschung, alle ethischen, politischen und ökonomischen Wissenschaften durchdrungen, und es wäre darzuthun, daß alles Großartige in den Bewegungen unserer Zeit, aller ächte Fortschritt, daß aber auch die tiefe moralische Unruhe, der Mangel an Thatkraft, die poetische Unfruchtbarkeit, Alles, wodurch das Jahrhundert schwach und haltungslos erscheint, großentheils aus derselben Stimmung fließt. — Es sey erlaubt, über dieses Thema, das ein Einzelner nach seinem ganzen Umfang schwerlich auch nur skizziren, noch viel weniger erschöpfen könnte, hier einige aphoristische Gedanken mitzutheilen.

Die deutschen Naturforscher und Aerzte haben zuerst die Idee verwirklicht, in periodischen Zusammenkünften die geistige Anregung zu suchen, welche das lebendige Wort und der unmittelbare Austausch der Gedanken gewähren. Landwirthe, Schulmänner, Geschichts- und Alterthumsforscher sind gefolgt, andere ähnliche Congregationen werden folgen. Mag auch der unmittelbare Nutzen solcher Vereinigungen eben nicht sehr augenfällig seyn, sie sind wichtig als der sinnliche Ausdruck der gemeinsamen Richtung, welche alle Forschung eingeschlagen, des hell erwachten Bewußtseyns von der unbedingten Unterordnung der Individuen wie der einzelnen Wissenszweige unter den allgemeinen Geist, im Gegensatz zur Geheimnißkrämerei, dem gelehrten Eigendünkel, dem

ſelbſtgefälligen Pedantismus, dem akademiſchen Ceremoniel und der gegenſeitigen Abſperrung der Disciplinen in einer frühern Zeit. Durch dieſe Art von offenkundiger Maurerei ſpricht es ſich aus, daß der groſſe Hebel alles materiellen Fortſchrittes dieſer Zeit, daß Theilung der Arbeit und Aſſociation als das innerſte Prinzip begriffen ſind, wodurch auch das Höchſte, was der Menſch hervorbringt, die Wiſſenſchaft, ſich auferbaut. Darin, daß die Naturforſcher mit dieſen Vereinen vorausgegangen, ſehen wir aber nicht nur die Thatſache ausgeſprochen, daß es die Naturwiſſenſchaft war, welche allen andern Zweigen des Wiſſens und Forſchens im Allgemeinen das Signal zu der eben bezeichneten Richtung gegeben; wir erblicken darin auch ein Symbol dafür, daß alle Wiſſenſchaften und Beſtrebungen, welche die verſchiedenen Seiten und Beziehungen des Menſchenlebens zum Gegenſtand haben, daß Geſchichts- und Sprachforſchung, Staatsökonomie und Geſetzgebung, Erziehung und Kriegswiſſenſchaft, und am Ende die Politik ſelbſt einen naturgeſchichtlichen Anſtrich zeigen, daß die Erſcheinungen und Entwicklungen des Mikrokosmus, im Raum und in der Zeit, aus analogen Geſichtspunkten betrachtet, nach denſelben Grundſätzen erörtert werden, wie die des Makrokosmus.

Es iſt höchſt bedeutſam, daß die Entdeckungen und Ideen, welche für die Richtung und das Weſen der heutigen Naturforſchung entſcheidend geworden ſind, in der Zeit ſo ziemlich mit der Umwälzung zuſammenfallen, wodurch überall die Grundlagen der Geſellſchaft mehr oder weniger erſchüttert, die allgemeinen Vorſtellungen vom Staat umgewandelt und dadurch in allen Lebensäußerungen die bedeutendſten Reformen herbeigeführt wurden. Als der Staub des zwanzigjährigen Kampfes ſich gelegt hatte, als man nach dem Pariſer Frieden, der die Zerſtörung des zu Münſter und Osnabrück geſchaffenen Kunſtwerks definitiv ſanktionirt hatte, ruhiger um ſich blicken konnte, da waren in der Verfaſſung der Staaten, des Bodens und der Gemüther gleich groſſe Veränderungen vorgegangen. Vor Allem waren in der Welt der Begriffe, wie in der äußern, eine Menge Schranken gefallen, welche im frühern Zuſtand die Gedanken des Menſchen und ſeine Thätigkeit in beſtimmten Kreiſen feſtgehalten. Ueberall erwachte das Bewußtſeyn neugewonnener ideeller Sphären und der Trieb, ſie im regen Spiel der entfeſſelten Kräfte mit Geiſt und Materie, mit

Fleisch und Blut auszufüllen. — Durch diesen Stoß, der in so vielen Beziehungen den Bann der Tradition und des einseitigen Begriffs löste, scheint nun der Mensch in der Erkenntniß seiner selbst und alles Menschlichen gerade so gefördert worden zu seyn, wie durch jene natürlichen Offenbarungen in der Erkenntniß der allgemeinen Naturgesetze.

Wie Baco aller Naturforschung die rationelle Marschroute schrieb, lange bevor sie disciplinirt genug war, dieselbe in der Wirklichkeit folgerecht einzuhalten, so hat es auch nie an Männern gefehlt, welche mit dem ächt philosophischen Auge in die Geschichte der Menschheit blickten und durch Lehre und Beispiel zeigten, wie aus dem Staub der Jahrhunderte Geist und Wesen der Zeiten heraufzubeschwören sey. Aber jene Gesinnung und diese Kunst sind erst in neuerer Zeit allgemeiner als die Grundbedingungen aller wahren Geschichtsforschung anerkannt. Mit diesem Bewußtseyn kam in alle historischen Wissenschaften ein bis jetzt nicht gekanntes reges Leben, und während überall nach neuen Geschichtsquellen emsig gegraben wird, reinigt sich auch der allgemeine Begriff, erhebt sich die Betrachtung auf eine Höhe, welche desto auffallender wird, wenn man sie mit den Standpunkten vergleicht, womit sich im Allgemeinen das verflossene Jahrhundert begnügt hatte, dessen aufgeklärte Vorurtheilslosigkeit selbst das gröbste Vorurtheil war. Die Gesinnung, welche die Kultur der laufenden Zeit zum Gesetzbuch nimmt, nach welchem man im großen Prozeß menschlicher Leidenschaften, der sich durch die Jahrhunderte zieht, wohlweise Recht spricht, verliert sich immer mehr aus der Wissenschaft, und damit aus dem Leben. Es wird täglich mißlicher, in historischem Räsonnement, sey es in Schriften oder im mündlichen Verkehr, nach den jetzt gangbaren Begriffen von Gott und der Welt, von Vernunft und Unsinn, von Recht und Vergewaltigung alle Vergangenheit zu hofmeistern. Es nicht begreiflich zu finden, daß es Päpste gegeben haben soll, die an sich selbst geglaubt, sich darüber zu ereifern, daß sich Luther nicht geradezu auf den Standpunkt heutiger Rationalisten gestellt, oder daß man nicht im westphälischen Frieden den Völkern bereits dieselben Versprechungen gemacht, welche man nach dem Wiener Kongreß nicht gehalten — alles dergleichen hält man nur den Nachzüglern der Zeitbildung zu gut, oder muß es in populären Handbüchern der Weltgeschichte von der blinden politischen Leidenschaft ertragen.

Man hat die Geſchichte der Menſchheit als eine große, ſtetige Evolution begriffen, als den tauſendgeſtaltigen Baum mit der verhüllten Wurzel, der ſtets grünes und dürres Laub, Keime, Blüthen, Früchte und todte Hülſen zumal trägt; der im wunderbaren Conflikt menſchlicher Freiheit und Naturgeſetzlichkeit fortwächst, immer neue Geſtaltungen gebiert und im allgemeinen Anblick und weſentlichen Charakter doch ewig derſelbe bleibt, gerade wie der individuelle Menſch, bei der größten Verſunkenheit wie bei der höchſten geiſtigen Entwicklung, doch nie über ſeinen Gattungscharakter hinauskommt. Man erkennt an, daß Alles, was im Leben der Zeiten und Völker zu Tage kommt, Staatsformen und Religionen, Sitten und Geſetze, etwas relativ Nothwendiges iſt, etwas, was nur im Geiſt der Zeit und des Volks begriffen und gerichtet ſeyn will. Man erblickt in der ganzen Natur Vorbilder für dieſe Entfaltung der menſchlichen Geſchicke, im Großen wie im Einzelnen, vom Jahrescyclus des Gewächſes bis zur Bildungsgeſchichte der Erde ſelbſt. — Das Reſultat aller bisherigen Forſchung zwingt uns zur Annahme, daß Muſchelthier und Reptil ältere Bewohner des Erdbodens ſind, als das Landthier mit warmem Blut und doppeltem Herzen; daß das ſucceſſive Auftreten der verſchiedenen Thierfamilien, welche in ihrer Organiſation in gewiſſer Beziehung eine aufſteigende Linie vom Einfachen zum Ausgebildeteren darſtellen, parallel geht mit dem wachſenden Verhältniß zwiſchen Feſtland und Ocean und der Umwandlung des meteoriſchen Zuſtands der Erde. Gerade ſo verfolgt der Hiſtoriker durch die Flötze der Geſchichte herauf die Ausbildung der Organismen, in denen ſich der Geiſt der Menſchheit incarnirt, der Religionen, Sprachen, Verfaſſungen, Geſetze, und er ſucht nicht in der einen Schichte, was einer andern hiſtoriſchen Formation angehört. Aber das Muſchelthier iſt in ſeiner Art ſo wunderbar organiſirt, iſt ein in ſich ſo geſchloſſenes und nothwendiges Glied der Thierreihe, als das entwickeltſte Geſchöpf; bereits ſind in jenem dieſelben Gedanken der Natur ausgeſprochen, denen ſie in dieſem einen höhern, mannigfaltigern Ausdruck gegeben. Ebenſo hat der niedrigſte geſellſchaftliche Zuſtand gleiche Berechtigung mit dem höchſten, und in jenem erkennt der Verſtand bereits die einfachen Lineamente aller möglichen Kultur. — Unverkennbar iſt der große Einfluß, den die allgemeinen Naturanſichten auf alle hiſtoriſchen Studien geäußert

haben. Dies zeigt ſchon die Sprache, wie ſie in denſelben herrſchend geworden: in dieſelbe ſind alle die naturhiſtoriſchen Begriffe von Antagonismus, Polarität, Wahlverwandtſchaft, Attraktion und Repulſion, von den ſtöchiometriſchen Verhältniſſen der Naturkörper, vom geſetzlichen Kreislauf alles Seyns und Werdens u. ſ. w. übergegangen, und wenn man ſich auch nicht immer genau vorhält, ob im Einzelnen ſolche Vergleichung zwiſchen dem Leben der Natur und dem der Menſchheit tiefe Wahrheit oder mehr witziges Spiel iſt, ſo zeigt doch ſchon der allgemeine Sprachgebrauch, daß alle politiſche und Kulturgeſchichte dem Zeitalter menſchliche Naturgeſchichte iſt.

Die großen, eindringlichen politiſchen Lehren, welche die letzten fünfzig Jahre dem lebenden Geſchlechte gegeben, waren vorzugsweiſe der Fruchtboden, dem dieſe hiſtoriſchen Anſichten entwuchſen; ſie werden genährt durch die mannigfachen Ereigniſſe, durch die allſeitigen Reformen, welche den noch fortwährend beſchleunigten Gang der Geſchichte bezeichnen. Nach allen Richtungen, im Staat wie im bürgerlichen und geſelligen Leben, wandelt ſich Alles um; die Zeitgenoſſen ſehen den Zeiger an der Weltuhr rücken und hören das hiſtoriſche Gras wachſen. Man wird gelehrt, ſich in die Lebensformen vergangener Zeiten, wenn ſie uns auch noch ſo antipathiſch ſind, mit leidenſchaftsloſem Antheil zu verſetzen, und ſie als relativ vernünftige Stufen der allgemeinen Entwicklung gelten zu laſſen; und ſo gewöhnt man ſich, auch das, was iſt und wird, als einen Uebergang zu einem andern anzuſehen und auch die lebende Geſchichte als einen Naturprozeß zu betrachten. Und wenn es nachgerade abgeſchmackt iſt, mit der Vergangenheit zu zanken, ſo erſcheint es wenigſtens fruchtlos, eine Zukunft anticipiren zu wollen, welche immer freilich durch die Menſchen, aber eben ſo gut trotz ihnen zu Stande kommt. Wohl wird ſo laut als je, und lauter, aus entgegengeſetzten Rückſichten gegen das momentan Beſtehende proteſtirt; gleich heftig ſind die Leidenſchaften, welche das Jahrhundert in ſeinem Gange hemmen, und welche es fortſtoßen möchten; aber ſie ſind am Ende nur der geſteigerten Entwicklung ſelbſt proportional, und durch das Geſchrei der religiöſen, politiſchen, ökonomiſchen Parteien klingt doch vernehmbar die Reſignation, die ſich dem Weltlauf fügt, das Gefühl, daß der Genius der Geſchichte durch all

den Kampf menſchlichen Wollens und Verneinens ruhig und ſicher hindurchſchreitet.

Die Fortſchritte in der hiſtoriſchen und politiſchen Aufklärung treten einem in einer Menge von Erſcheinungen, in der Preſſe wie im Leben, deutlich genug entgegen, und man darf die große Bedeutung davon nicht verkennen, ſo oft man auch ſich ärgern oder lachen möchte, wenn ordinäre Kannegießer, ſey es hinter dem Tiſch oder in Journalen, mit verzweifeltem Ernſt die moderne Geſchichtsphiloſophie parodiren, oder wenn zu den Anachronismen, womit von jeher Romanſchreiber und Dramatiker den Geiſt der Zeiten ſchändeten, noch die hiſtoriſche Weisheit kommt, welche ſie aus ihren mittelalterlichen Fürſten und Herren, Kanzlern und Schreibern deklamiren laſſen. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß dieſe Aufklärung nicht nur Narrheiten, ſondern auch wirkliche moraliſche Gebrechen in ihrem Gefolge hat, vor Allem die Charakter- und Geſinnungsloſigkeit bei ſo Vielen, welche ſich berufen glauben, in den Welthändeln das Wort zu nehmen, oder gar ſelbſt darein eingreifen. Mit der Verbreitung jener Anſichten von der Geſchichte verliert ſich auch immer mehr der ſociale Glauben, der, indem er die Sphäre des Menſchen im Begriff und in der Wirkſamkeit beſchränkt, die wahre Quelle von Thatkraft und Ehrenhaftigkeit iſt.

Dieſe hiſtoriſche und politiſche „Sageſſe" findet ihren höchſten Ausdruck im Charakter der heutigen Staatsweisheit, in der Stimmung derer, welche die Schläuche hüten, in denen die politiſchen Stürme ſtecken. Wo Jedermann profitirt hat, iſt natürlich auch die Diplomatie nicht zurückgeblieben. Sie zunächſt mußte durch die eindringlichen Lehren der neueſten Geſchichte gewitzigt werden; ſie hat begriffen, daß, wenn je, nach Shakeſpeares Ausdruck, die enge Welt von Individuen als von Koloſſen beſchritten wurde, dies gerade jetzt und von nun an weniger möglich iſt, als je. Ihre Vorgänger, die Fürſten und Räthe **avant le déluge**, konnten der Meinung ſeyn, *ſie* machen die Geſchichte; heutzutage ſieht man klar, daß umgekehrt die Diplomatie von der Geſchichte gemacht wird; daß es nur darauf ankommt, im unſichtbaren Zug, der die Sonnen dieſer Erde mit all ihren Trabanten fortreißt, mit Umſicht das Steuer zu führen, vor Allem aber durch keine willkürliche, unkluge Aufwallung den ohnehin ſo raſchen Lauf der

Welt noch mehr zu präcipitiren und Alles in einen Wirbel zu stürzen, in dem mehr als Ein irdisches Sonnensystem zu Grunde gehen könnte. Macht sich der Sturm drohend auf, wie eben jetzt im Aequinoctium dieses Jahrs, so weiß der Kapitän trotz seiner Sextanten und Seekarten nicht viel mehr als der Schiffsjunge; nur, wenn beiden bange ist, weiß jener besser warum.

Es erging der Diplomatie ungefähr wie der Heilkunde. Früher, bei weit beschränkterem Gesichtskreise, bei weit engerem Dogmatismus, war die Medicin ungleich zugreifender, heroischer, als jetzt. Sie glaubte der Natur, deren Gesetze sie nicht begriff, die ihrigen aufdrängen zu können; sie stürmte gegen Verderbnisse der Säfte, die nur in ihrer Einbildung bestanden; ihre Streiche trafen meist nur die Natur, nicht die Krankheit, und das Resultat war, daß die Lebenskraft statt Einem Feinde zwei vor sich hatte, und wenn sie siegreich aus dem Kampf hervorging, nicht ihren Meisterer, sondern nur sich selbst lobte. Gerade so und in sehr ähnlichem Systeme verfuhren die frühern Staatsdokteren, nur daß ihr Patient nicht geradezu umzubringen war. Jetzt — wie viel haben Medizin und Staatsweisheit gleichmäßig gelernt! Man hat eine weit umfassendere Anschauung vom Lebensprozeß im Menschen und in den Völkern, vom Antagonismus und der Wahlverwandtschaft der Kräfte und der Organe; man sieht sich dadurch in der Schätzung der Symptome, in der Diagnose und Prognose ausnehmend gefördert; man ist auch über die Natur und spezifische Wirkung der Heilmittel bedeutend aufgeklärt. Aber sonderbar, in der Hauptsache, im Heilen selbst, hat man es beiderseitig nicht sonderlich weiter gebracht. Mit der hellern Einsicht in das Wesen der Dinge hat sich der Moderatoren der Krankheiten und der Ereignisse das Gefühl ihrer Unmacht, das Bewußtseyn der Vergeblichkeit und Gefährlichkeit blinder Eingriffe aufgedrängt. Man ist aus der Offensive in die Defensive übergesprungen und hat sich resignirt, das weise zu leiten, was man nicht abschneiden oder erzwingen kann. Unvermerkt sieht sich die Medizin, was die direkte Heilwirksamkeit betrifft, so ziemlich wieder auf dem Standpunkt des Hippokrates und Galenus, und was die Staatsweisheit kann und soll, das haben Platon und Aristoteles längst vorausgesagt. Man denke zurück, mit welcher Profusion von Purganzen und Aderlässen früher gegen Unpäßlichkeiten des Staatskörpers vorgefahren

wurde, und betrachte jetzt der Königin Europa Leibärzte bei ihren Konsultationen über die orientalische „Krisis," wie sie mit hippokratisch-erspectativem Geiste am Siechbett des ottomanischen Reichs stehen. Sie wissen wohl: **quae medicamenta non sanant, ferrum sanat**; aber jeder bebt zurück vor dem desperaten Mittel; man versucht es, so lange es geht, mit dem „**passez moi la rhubarbe, je vous passerai la saignée**;" denn muß man endlich zum Messer greifen, so geschieht es nicht sowohl, um den Patienten zu operiren, als einander über seinem Körper zu zerfleischen.

Für die Sprachstudien, als einen Zweig der Geschichtsforschung, hat im wissenschaftlichen Aufschwung dieser Zeit eine ganz neue Epoche begonnen. Wie viele Vorurtheile wurden erst neuerlich auf diesem Gebiete zerstreut, wie viele Thatsachen erhoben, welche auf die alte Filiation der Völker, auf ihre Berührungen und Wanderungen das überraschendste Licht werfen und die Forschung tiefer und tiefer in das innerste Wesen der Sprachen hineinführen! Auf diesen wunderbaren Geisterflüssen gehen jetzt zahlreiche Expeditionen stromaufwärts, nehmen sorgfältig ihre Ufer auf, beschiffen alle Zuflüsse und dringen unermüdlich bis zu den Quellen vor. Jedermann kennt die Anführer dieser Entdeckungszüge durch die tausendstimmige Wildniß der Geschichte — vorzugsweise Deutsche; — uns genügt hier die Bemerkung, daß es ächte naturwissenschaftliche Reisen sind durch das räthselhafteste Gebiet der Menschenseele, die so tief und weit ist, als die Natur selbst. Sprachen, wunderbare Organismen, so mannigfaltig in Umriß und Gliederung, in Sitten und Gewohnheiten, als die lebendigen Geschöpfe der Natur in Luft und Wasser; und doch, wie diese, aus wenigen Wurzelformen zusammengebaut, wie sie nach wenigen discordirenden Schematen der Bildung in große Gruppen gesondert, und die Glieder derselben Ordnung durch tausendfache Uebergänge verknüpft. Und wie das erkannte Prinzip des thierischen Baues, nach welchem die Organe einander bedingen und voraussetzen, den Zoologen befähigt, nach einem einzigen charakteristischen Knochenstücke wesentliche Eigenschaften eines unbekannten Thiers zu bestimmen, wodurch ihm mit Sicherheit ein gewisser Platz in der Thierreihe angewiesen wird, so, nach einem ähnlichen, die Sprachen regierenden Gesetze erkennt der Sprachkundige in einem

einzigen Wortfragment eines verschollenen Idioms den Stamm und die Familie, dem es angehört; und wenn jenem die Hauptstücke des Knochengerüstes genügen, um das ganze Skelet mit Sicherheit zu ergänzen, so setzt dieser aus dürftigen Urkunden einer in Zeit oder Raum entlegenen Sprache das Gerüste ihrer Grammatik zusammen.

Die Sprachen führen uns von selbst auf Erziehung und Unterricht. Auch auf diesem Felde ist lebendig der Trieb erwacht, die allgemeine und spezielle Naturkenntniß praktisch zu nützen. Das ganze hergebrachte System des Unterrichts wird der Kritik unterworfen; es ist, als sollte vom ganzen alten Gebäude der Erziehung kaum ein Stein auf dem andern bleiben. In aller Unterweisung werden neue Wege versucht, wieder aufgegeben oder abgeändert. Alle diese Neuerungen sind aber hinsichtlich des Methodischen wesentlich auf die auch erst in neuerer Zeit allgemeiner, populärer gewordene Aufklärung über die sinnliche und moralische Natur des Menschen gegründet; in allen herrscht der Gedanke, durch weise Benützung der geistigen und körperlichen Kräfte in kürzester Zeit und mit möglichst geringer Mühe der Jugend möglichst viel beizubringen. In den frühern Systemen mußte sich der Geist des Lernenden in die stereotypen Formen des Unterrichts mühsam hineingewöhnen, ja es war oft, als hätte man dem Geiste, besonders beim Sprachunterricht, absichtlich Schwierigkeiten in den Weg geworfen, um ihn in Ueberwindung derselben durch Gymnastik zu kräftigen. Ob dies Plan war oder nicht, die höhere Erziehung einer frühern Zeit hat sich nicht schlecht dabei befunden, und vielleicht kommt man bei weiterem Raffinement für gewisse Disciplinen auf dieses System künstlicher Hindernisse zurück. Vorerst aber zielt Alles dahin ab, der Jugend die rauhe Bahn des Lernens möglichst zu ebnen und mit Blumen zu bestreuen. Man recognoscirt die Kinderseele in ihren tiefsten Falten, man lauscht ihr alle Associationen und Launen ab und gründet auf diese Studien und die allgemeinen Gesetze des Menschengeistes Methoden, welche sich der Seelenthätigkeit in ihrer stufenweisen natürlichen Entwicklung systematisch anschmiegen, so daß dem Geiste das Wissen nicht aufgezwungen, sondern durch sachte Hebammenkunst wie aus ihm selbst entbunden, das Lernen eine Art spontaner Evolution und ein fast so angenehmes und müheloses Geschäft wird, wie

Eſſen und Verdauen. Was wir hier ſagen, gilt zunächſt vom Elementarunterricht; aber aller Unterricht, der höchſte wie der niedrigſte, wird nach dieſen oberſten Principien betrieben.

Die nächſte Folge dieſer einflußreichen Reformen im Organismus und Mechanismus des Lernens iſt, daß dem Individuum in derſelben Zeit ungleich mehr, wenigſtens mehrerlei, beigebracht werden kann, als früher. So ſehen wir denn auch, daß in die Lehrplane für die Jugend des Volks, ſelbſt für das weibliche Geſchlecht, mehr und mehr Fächer eingeſchoben werden. Die Zeit geht darauf aus, ihre Kultur bis in die Enden der Geſellſchaft hinauszutreiben, ſo vielen Individuen als möglich den geiſtigen Horizont möglichſt zu erweitern, und ſie hat das Mittel dazu im unmittelbaren Ausfluß ihrer Bildung, im modernen Lehrſyſtem gefunden. — Der frühere Volksunterricht glich dem altväterlichen Landbau: Hängen am hergebrachten Brauch, Handgriff und Werkzeug, an Weide und Brach, die Dreifelderwirthſchaft: Leſen und Schreiben, Rechnen und Katechismus, und die Geſinnung, die alles ſchlechte Gedeihen als Gottes Willen hinnimmt. Durch dieſelbe Entwicklung ſind Erziehung und Landwirthſchaft der Routine entriſſen und auf die Höhe des rationellen Betriebs geſtellt worden: auch der geiſtige Acker wird mit neuen ſinnreichen Pflügen umgebrochen, nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen gedüngt und ſeine Ertragsfähigkeit künſtlich geſteigert; auch auf ihm herrſchen die Vielfelderwirthſchaft der wechſelnden Kulturen, künſtlicher Wieswachs und Stallfütterung. Die Vorzüge dieſer großartigen Geiſteswirthſchaft ſollen hier ſo wenig beſprochen werden, als ihre offenkundigen Gebrechen und ihre möglichen Gefahren; es iſt uns nur um die Bemerkung zu thun, daß auch bei dieſer wichtigen, in Gegenwart und Zukunft ſo tief eingreifenden Erſcheinung das Naturwiſſen formell und materiell als ein entſcheidendes Element auftritt. Formell iſt der moderne Unterricht mit Bewußtſeyn angewandte Pſychologie und Anthropologie, und materiell hat ſich im ſogenannten Realismus Naturkenntniß als weſentlicher Bildungsſtoff feſtgeſetzt und ſtrebt auch in der höhern Erziehung die alte Grundlage des Humanismus zu untergraben. Wie Naturkenntniß ein Hauptferment der neuen Bildung war, ſo ſoll ſich an dieſer Kenntniß, indem ſie immer mehr Gemeingut wird, dieſe Kultur fortbilden und fortleiten.

Viel unverdächtiger, viel weniger politiſchen und moraliſchen Scrupeln ausgeſetzt iſt dieſe naturwiſſenſchaftliche Richtung auf der körperlichen Seite der Erziehung. Seit man den menſchlichen Körper nach ſeinem Bau und ſeinen mannigfachen Thätigkeiten, beſonders aber den Rapport zwiſchen den körperlichen und geiſtigen Funktionen beſſer und allgemeiner kennen gelernt hat, iſt eine Maſſe von pedantiſchen Vorurtheilen und Verkehrtheiten in Diät, Tracht u. ſ. w. aus der Kinderzucht verſchwunden. Man verſucht die Gymnaſtik in ihre alten Rechte wieder einzuſetzen, und man hat ſie namentlich in ihrer Bedeutung auch als Geiſtesdiät anerkannt. — Der Sinn, der, ſtatt Körper und Geiſt Zwang anzuthun und ihnen barſch Geſetze vorzuſchreiben, vielmehr die beiden eingebornen Geſetze beobachtet und ſich denſelben bei aller menſchlichen Ausbildung und Abrichtung anſchmiegt, zeigt ſich beſonders freundlich in der heutigen Erziehung des Soldaten. Die alten Exerzierreglements gingen wie vorſätzlich darauf aus, die Handhabung der Waffen zu einem mühſeligen, verwickelten Geſchäft, und den Kamaſchendienſt zu einem eſoteriſchen Handwerk zu machen. Es bezeichnet ganz den neuen politiſchen Zuſtand der Welt und die veränderte Stellung der Heere zur Geſellſchaft, es bezeichnet zugleich die Wiſſenſchaftlichkeit der Zeit, daß die complicirte Abrichtung zum Heldenthum einem populäreren, ſchnellfertigeren, vernünftigeren Syſtem gewichen iſt, wobei man die Handgriffe möglichſt vereinfacht und ſie aus der natürlichen Conſtitution des Körpers hervorgehen läßt. Ein Schulmann des vorigen Jahrhunderts würde ſich nicht wenig wundern, wenn er ſähe, wie man durch die Hexerei ſinnreicher Erziehungskünſte auf der Hirntafel eines jungen Mannes das ganze Gebäude menſchlichen Wiſſens daguerrotypirt, wobei nur der grüne Garten, in dem es ſteht, mit all ſeinem bewegten Leben ſich nicht ausdrücken will. Aber noch weit mehr müßte der große Friedrich nebſt Saltern, ſeinem großen Exerziermeiſter, erſtaunen, könnten ſie Zeugen ſeyn, wie prompt heutzutage eine Donnerwolke ferm gemacht iſt, daß ſie ſechsmal in der Minute nach dem Takt ihren Bleihagel verſendet, oder wie von einem Trupp Menſchen, welche ihre Körper ſo ziemlich frei bewegen, raſcher und beſſer daſſelbe taktiſche Reſultat erzielt wird, zu dem ihre Bataillone mit ſteifem Knie und unverrückter Schulter den Fahnenzügen nachmarſchirten.

Vor dem Einſchnitte, der, durch Alles hindurchgehend, den Anfang einer neuen Epoche ſo ſcharf bezeichnet, hatten ſich in aller Geſetzgebung, in der ganzen Hierarchie der Gebietenden und Gehorchenden die Mißbräuche beſonders darum ſo gräßlich gehäuft, weil die von der Tradition geheiligten Geſetze dieſelben geblieben, die Menſchen ſelbſt nach und nach ganz andere geworden waren. Mochte einſt auch Alles richtig und weiſe einem gewiſſen Geſellſchaftszuſtand angepaßt geweſen ſeyn, ſo hielt doch die Geſetzgebung in ihrer Entwicklung nicht Schritt mit der Geſchichte. Die Geſellſchaft mit ihren ſich verändernden Anſprüchen und Bedürfniſſen und das ſtarre Geſetz kamen immer weiter auseinander: „Vernunft wurde zum Unſinn, die Wohlthat zur Plage," das geſchriebene Recht mit ſeinen logiſchen oder erzwungenen Corollarien war auf tauſend Punkten mit „dem Rechte, das mit uns geboren iſt," in offenen Widerſpruch gerathen, nnd der an die Scholle gefeſſelte Menſch ſchleppte bei ſeinem ewigen Naturkampf mit dem Bedürfniß auch noch die hemmende und zwängende Feſſel von Satzungen, die oft ihre Ratio um ein Jahrtauſend überlebt hatten. Ein herber Stoß hat das verfilzte Gewebe der Traditionen in den Hauptpunkten zerriſſen. Tauſend Fäden waren jetzt vorſichtig wieder anzuknüpfen, tauſend neue zu ſpinnen, und bei dieſem verwickelten Geſchäft nahm nun auch der Geſetzgeber, der Adminiſtrator, der Finanzmann, gleich dem Diplomaten und dem Erzieher, die Bildung der neuen Zeit zum wiſſenſchaftlichen Führer. Faſt das ganze Staatsgebäude iſt ſchnell umgebaut worden, und es iſt noch keineswegs fertig, zum Theil darum, weil man nicht nur Altes, ſondern auch zu raſch und flüchtig hingeſtelltes Neues abzutragen hat. Fragt man aber nach dem gemeinſamen Geiſte, der bei dieſer Regeneration des öffentlichen und bürgerlichen Lebens Köpfe und Hände der Herrſchenden, Berathenden und Ausführenden regiert, ſo iſt es auch hier wieder, neben der juriſtiſchen und kameraliſtiſchen Witzigung, der Trieb, das Pfund des Jahrhunderts an natürlichen Kenntniſſen im weiteſten Sinne klug zu nützen. Bei allen Reformen in den Zweigen der öffentlichen Gewalt geht man darauf aus, das poſitive Recht mit dem natürlichen, wie es heutzutage begriffen wird, möglichſt zu verſöhnen. Der Geſetzgeber, der dem in eine neue Altersſtufe getretenen Geſellſchaftskörper das legislative Gewand theils neu fertigen, theils gründlich

ausflicken soll, ist ein Künstler, der, gleich den großen Pariser Artisten, das Maaß nach rationellen Grundsätzen nimmt und das Kleid den Gliedern so anzupassen weiß, daß es nirgends zwängt und keine Bewegung hemmt, wenigstens keine von der Art, wie ein wohlerzogener Mensch in einem so saubern Kleide sich erlauben mag. Bei dieser Arbeit ist beständige Rücksicht auf die allgemeine Natur des Menschen, wie auf den speziellen Volkscharakter, ein nothwendiges Erforderniß. Manche Richtungen der Gesetzgebung werden nur so, also mittelbar, vom naturwissenschaftlichen Geiste der Zeit berührt; andere aber, wie namentlich Verwaltung und Finanzwesen, sind darauf angewiesen, die täglichen Fortschritte in der Naturkenntniß sorgfältig zu beachten. Die Legislatur darf sich nie weit vom momentanen Naturwissen in seiner praktischen Ausprägung überholen lassen, wenn sie den Zweck erreichen will, den Staatsangehörigen die Steuernorm und die polizeiliche Verordnung so natürlich erscheinen zu lassen, wie der Jugend die Regeln der Grammatik; und wenn auch dieses Ideal in der Wirklichkeit eben nicht immer erreicht wird, so strebt doch in den civilisirten Ländern z. B. die Finanzverwaltung redlich darnach, sich der Natur anzuschmiegen, und, wie der Unterricht aus den Köpfen der Kinder Begriffe entwickelt, so aus den Beuteln der Steuerpflichtigen das Geld zu entwickeln.

So lange die Wissenschaft und die Geschichte sich neben einander in dem Flusse erhalten, in den sie vor etwa zwei Generationen gleichzeitig gerathen sind, so lange wird die Resignation, welche wir oben als einen Hauptcharakter der heutigen Naturforschung bezeichnet, sich auch als Geist aller Gesetzgebung und Verwaltung herrschend erhalten. Der Boden der Wissenschaft und der des Lebens sind noch immer gleich stark bewegt, und so kann sich auf keinem der beiden Gebiete die Gesinnung festsetzen, welche die erstiegene Stufe für einen Gipfelpunkt nimmt, und mit dem gewonnenen Begriff die Zukunft binden zu können glaubt. Der, welcher für Menschen Gesetze vorbereitet, weiß so gut wie der, welcher der Natur die ihrigen ablauscht, daß Lebensformen wie Theorien nur Durchgangspunkte sind; beide sehen klar, daß, wer die Erscheinung nach der Satzung beugt, nicht nur nicht vorwärts, sondern zurück kommt, und so ist auch im Staatsleben der Buchstabendienst vorläufig bedeutend in Abnahme gerathen und hat dem

wiſſenſchaftlichen Experiment Platz gemacht. Der Geſetzgeber faßt ſeine Aufgabe wie ein Naturproblem an, geht vorſichtig von Schluß zu Schluß, von That zu That, ſelbſt wenn er in corpore vili experimentirt, und hütet ſich vor Allem, den Begriff mit der Sache zu verwechſeln und über dem Dogma das Weſen der Erſcheinung ſich entſchlüpfen zu laſſen. — Jeder Adept der Phyſik und Chemie, wenn er nicht gerade nur in einer Realſchule ſeine Weisheit geholt hat, weiß und glaubt, daß die Worte: Elektricität, Magnetismus ꝛc. nur Anthropomorphismen ſind, und daß ein einziger aus der Beobachtung entwickelter Begriff die Bedeutung der Elemente der gegenwärtigen Chemie aufheben und die ganze Operationslinie der Wiſſenſchaft verändern kann; die Phyſiologie iſt bereit, ihre ganze Vorſtellung vom Leben, ihr ganzes Schema von Reizbarkeiten und Antagonismen einer neuen Offenbarung zum Opfer zu bringen; der Geolog iſt jeden Augenblick gewärtig, ſeine Scale, in der er die Thierfamilien nach ihrem Auftreten in den Gebirgsarten geordnet, durch einen einzigen foſſilen Knochen verwirrt zu ſehen. Ebenſo verhehlt man ſich in regierenden Kabinetten und berathenden Verſammlungen nicht, daß das fließende Leben das feierlichſte Statut hinter ſich läßt, und das eben fertig gewordene Geſetzbuch einer vermehrten und verbeſſerten Auflage entgegengeht, wie das neueſte Compendium der Chemie; hat ſich nach einem gewiſſen Zeitraum die Stellung der Kräfte und Intereſſen im Staate weſentlich verändert, ſo wird ſich zeigen, daß auch die Nationalökonomie mit ihren Theorien ſich der Entwicklung angepaßt hat, und kaum mag ein offizieller Herausgeber eines Staatshandbuchs dafür ſtehen, ob nicht in der Hierarchie, wie er ſie nach Klaſſen, Geſchlechtern und Arten coordinirt und ſubordinirt, über kurz oder lang manche Stellen zum Mährchen geworden ſeyn werden.

Im Leben und in den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften gibt es freilich auch jetzt noch weit mehr Dogmatiker und Gläubige, welche am ſeligmachenden Begriffe hängen, als in den Naturwiſſenſchaften, in denen es auch nicht ganz daran fehlt. In der Chemie ſind die Phlogiſtiker ausgeſtorben, in der Politik keineswegs; ja in dieſer gibt es noch Alchymiſten und Anhänger des ptolemäiſchen Syſtems, in dem die Erde ſtille ſteht. Wenn dieſe der Zeit nicht verzeihen können, daß ſie ihnen ihre Arkane verſchüttet und ihre Pentagramme verlöſcht, ſo gibt es auf der andern

Seite Malcontenten genug, welche ungeduldig, nach ihrem Ermessen, alle Geschicke zum Voraus in Formeln projiciren und sich sehr ereifern, wenn der Lauf der Welt mit ihrem Kalkul nie gleich aufgehen will. Aber bei beiderlei Kritikern des augenblicklich Bestehenden und Geltenden zeigt sich deutlich, daß es fast immer nur das Interesse, der eigennützige Wunsch ist, was die Vernunft gefangen hält, und zwar meist nur in gewissen Richtungen. So weit der jetzige Stand der Dinge und der Reformen ihrem Vortheil oder ihrer Bequemlichkeit schmeichelt, oder denselben doch nicht zuwider ist, erkennen sie in der Regel die Legitimität der Thatsachen willig an, ohne daran zu denken, daß die Erscheinungen, über welche sie sich ergrimmen, und diejenigen, welche sie sich gefallen lassen, sich meistens gegenseitig wie Ursache und Wirkung verhalten. Zudem, wie schon oben bemerkt, ist nicht zu verkennen, daß eine gewisse politische Resignation, in Deutschland wenigstens, immer mehr Platz greift. Die große Mehrzahl derer, welche der Gegenwart grollen, daß sie nicht noch Vergangenheit, oder aber nicht bereits Zukunft ist, greift nicht selbst in die Staatsmaschine ein. Werden sie aber dazu berufen, werden sie im Laboratorium angestellt, wo man das Staatswohl wissenschaftlich darstellt, lernen sie hier mit Feuer und Reagentien verständig umgehen, und wie kein Prozeß erzwungen und keiner ungeschehen gemacht werden kann, so lehrt die Erfahrung, daß meistens erträglich vernünftige Laboranten daraus werden.

Am unmittelbarsten zeigt sich der Einfluß der Naturwissenschaften auf die neue Gestaltung und Ausbildung des Lebens im mächtigen Aufschwung aller Industrie. Es liegt nicht in unserer Absicht, diese augenfälligste Seite des Gegenstands näher zu erörtern; daher nur wenige Worte.

Auch die Naturwissenschaften haben ihre Revolution gehabt; auch sie sind aus einem Zustande, nicht unähnlich dem, wie ihn der westphälische Frieden für die Staaten geschaffen, zu frischem Leben erwacht, und haben ihre beste Kraft in dem gefunden, was seitdem die Losung aller Industrie geworden, in Theilung der Arbeit und Association. Diese Wissenschaften mußten sich erst untereinander selbst befruchten, ehe sie jetzt das durchdringende Ferment eines sich ungeheuer steigernden Gewerbfleißes wurden. Auch bei letzterer Erscheinung, wie bei allen eigenthümlichen

Entwicklungen dieſer Zeit, wirkte vorzüglich das moraliſche Moment, daß durch die große politiſche Erſchütterung der Glaube und die Anhänglichkeit an die Traditionen geſchwächt oder vernichtet war. Die Sprengung der alten Gewerbsverfaſſung ſchloß ſich conſequent den übrigen Veränderungen an, und wenn fortan die Mehrzahl der Gewerbenden im ſelben Maße nach Neuerungen griff, in dem ſie früher am Ueberlieferten gehangen, ſo war dies nur Nothwehr in einem Zuſtande, der Unzählige aus einem geſchloſſenen Kreiſe auf die Bahn ſchrankenloſen Wetteifers geworfen hatte. Der Rapport zwiſchen Wiſſenſchaft und Gewerbe, der früher ſo beſchwerlich geweſen war, wie die Wege zwiſchen Univerſitäts- und Handelsſtädten, wird jetzt von allen Seiten ſyſtematiſch hergeſtellt, indem man ſich beiderſeitig hinab und hinauf die Hände entgegen reicht. Die alte Kluft zwiſchen den luftigen Höhen des vornehmen Naturwiſſens und den Tiefen, wo der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichts der Natur Früchte abringt oder ihre Körper mannigfach geſtaltet und aneinander bindet, füllt ſich immer mehr aus. Einerſeits ſehen ſich die Hochſchulen gezwungen, dem wirklichen Leben näher zu rücken, indem ſie einen Complex praktiſcher Disciplinen in beſondere Fakultäten vereinigen oder dieſelben vorläufig in der Rumpelkammer der Philoſophie unterbringen. Daneben entſtehen ſelbſtſtändige Schößlinge, land- und forſtwirthſchaftliche Inſtitute, polytechniſche Schulen u. dgl., und beweiſen, daß mit ſo vielen Monopolen auch das der Wiſſenſchaft erloſchen iſt. Anderſeits iſt eine ganze, vielverzweigte Literatur aufgeſprungen, welche täglich die Reſultate aller Forſchung zum unmittelbaren Leben niederzieht, eine encyclopädiſche populäre Didaktik, welche hier die Natur zu Befriedigung des Wiſſenstriebs in bunten Bildern ausmalt, dort, und hauptſächlich, das edle Metall der Wiſſenſchaft mit der gehörigen Legirung zur Scheidemünze praktiſcher Anweiſungen umprägt. — Seit dieſe große Bewegung recht eingeleitet iſt, hat in den meiſten Zweigen materieller Produktion die ſpießbürgerliche Selbſtbefriedigung mit den vom Alter geheiligten Bräuchen und Handgriffen der ängſtlichen Sorge Platz gemacht, dem Gang des allgemeinen Wiſſens und Forſchens Schritt vor Schritt zu folgen, ſich nichts entgehen zu laſſen, was, in dieſem oder jenem Gebiete auftauchend, dem ſpeziellen Geſchäft irgendwie Förderung verſpricht. Und die kleinſte Hülfe, der

unscheinbarste Handgriff, ein Atom glücklich angewandter Wissenschaft wirkt ja oft das Außerordentlichste, und so zieht sich die rohe Routine aus immer mehr Köpfen und Gewerben zurück, weil sie täglich gefährlicher wird.

Durch den eng geschlossenen Bund zwischen Gewerben und Wissenschaften ist der Sieg im Wettstreit der Produktion vor Allem an eine rege, nach allen Seiten wache Intelligenz gebunden. Schon dadurch, abgesehen von allen andern Verhältnissen und Ursachen, mußte sich, dem einzelnen Gewerb gegenüber, das Fabrikwesen immer mehr ausdehnen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß nur beim Betrieb im Großen, und nur dann, wenn die sicher, aber langsam wirkende Menschenhand durch irgend einen mechanischen Multiplikator ersetzt wird, alle von der Wissenschaft gebotenen Vortheile vollständig genützt werden können. Vom Gründer und Lenker eines solchen, aus Menschen- und Naturkräften combinirten Organismus fordert die Zeit mehr und mehr Talent und Bildung. So vergrößert sich der Kreis derer, welche sich dem höhern, rationellen Gewerbsbetrieb widmen, fortwährend von zwei Seiten: zahlreiche Individuen der bisherigen höhern und gelehrten Stände befassen sich damit, ohne daß sie herabzusteigen meinen, eben so viele aus den arbeitenden Klassen bilden sich dazu hinauf. So werden im Maaße, als die flüssig gewordene Wissenschaft die Stände durchdringt, die Gewerbe wissenschaftlicher, und zahlreiche Zweige des Wissens praktischer. Diese allgemeine Wechselwirkung zwischen dem reinen, uneigennützigen Forschungstrieb und der praktischen Absichtlichkeit, diese Durchdringung von Wissenschaft und Leben, wobei dieses durch die Resultate jener sich erweitert und schmückt, während jene durch die Probleme und Bedürfnisse der Industrie befeuert wird — dieß ist freilich ein Verhältniß, das an sich naturgemäß von jeher bestand. Aber die unendliche Steigerung dieses Prozesses durch den gleichzeitigen Aufschwung der Forschung und der Gewerbe, dieß ist eine noch nicht dagewesene Erscheinung in der menschlichen Entwicklung; es kündigt sich als eine Hauptgrundlage einer neuen Kultur an, und das allgemeine Bewußtseyn, womit dieses Verhältniß jetzt als ein naturgesetzliches begriffen, als ein solches studirt und ausgebeutet wird, ist ein Beleg für das, was wir im Bisherigen über den durchgreifenden geistigen Charakter der gegenwärtigen Bewegungen gesagt haben.

Der Geiſt des Wiſſens, und ganz beſonders des Naturwiſſens, iſt der Genius, der in dieſer Zeit in allen Kreiſen des Lebens ſo Großes und Wunderbares geſchaffen, die Kultur unendlich beſchleunigt, ſo viele Schmerzen der Menſchheit gelindert, ſo viele vor Kurzem noch utopiſchen Wünſche herrlich erfüllt hat. Aber der Menſch ſollte inne werden, daß er nie ungeſtraft haſtig vom Baum der Erkenntniß ißt, daß moraliſcher Schmerz der geiſtigen Eroberung folgt, wie der Schatten dem Licht, daß neue, bisher ungekannte Sorgen der fortſchreitenden Bildung in die Fußſtapfen treten. Alte Wunden ſind geheilt, neue und tiefere ſind aufgebrochen, alte Schreckbilder verſcheucht, neue ſind aufgeſtiegen. Hat nicht auch bei dieſer Nachſeite der ſich neu gebärenden Kultur jener Geiſt als Dämon die Hand im Spiel?

Das ſchlimmſte Gebrechen dieſer Zeit, die fruchtbare Mutter zahlreicher moraliſcher Uebel iſt der Verfall der poſitiven Religion in den Völkern, welche gegenwärtig die Träger der Kultur und der Geſchichte ſind. Längſt, ſeit Jahrhunderten haben ſich nach und nach die religiöſen Ueberzeugungen ſo gelockert, daß ſie immer weniger als disciplinäres Band der Völker taugten. Das vorige Jahrhundert mit ſeiner falſchen, ſchnellfertigen Aufklärung hatte in ſeinem Uebermuth das Chriſtenthum ohne richterliche Unterſuchung verdammt, hatte offen die Legitimität ſeiner Herrſchaft geläugnet, indem es ſie faktiſch beſtehen ließ, und dabei in ſeiner kalten Gemüthloſigkeit kaum einen Gewiſſensbiß empfunden. Aber in dieſem Jahrhundert wendete ſich der Geiſt wieder dem Ernſt und der Tiefe zu. Die gleichzeitige Entwicklung einer neuen Philoſophie und die ſchöne Blüthe aller Naturwiſſenſchaften wirkten zuſammen, um den Senſualismus und die überkluge Befriedigung einer herzloſen Zeit zur Thorheit und den ſuffiſanten Anſpruch auf Vernichtung aller Superſtitionen ſelbſt zur gröbſten Superſtition zu machen. Durch all die Offenbarungen über Weſen und Gang der Natur und des Menſchengeiſtes und den wunderbaren Rapport beider hat ſich der Geſichtskreis des Menſchen ſehr anſehnlich erweitert. Aber auf der Höhe, zu der er gehoben worden, fand er ſtatt des Dünkels die Demuth. Er hat heute die Phänomene der Natur und des Geiſtes tiefer gefaßt als je; aber er mußte ſehen, wie die Fäden, die er mühſam entwirrte, ſich vor ihm nur zu neuen und zahlreichern Knoten verſchlangen, wie mit jedem intellektuellen Fortſchritt

die Perspektive der Räthsel tiefer, mit jeder Leuchtkugel, die er steigen ließ, die Nacht des Abgrunds schwärzer wurde. So erwachte wieder in der Wissenschaft und im Leben die Ahnung eines Mysteriums, und auch auf den Höhen der Gesellschaft das Bedürfniß nach gemüthlicher Befriedigung, ein Gefühl, das in seiner Innigkeit so sehr von den frivolen Glaubensanwandlungen im vorigen Jahrhundert absticht. Der kahle Begriff einer mechanischen Weltordnung hat in der Wissenschaft einem Spiritualismus Platz gemacht, der auf anderem Standpunkte die Weltanschauung wiederholt, wie sie einst aus den Schulen hellenischer Philosophen in die Anfänge des Christenthums übergeflossen. Im Leben aber wirkt diese spiritualistische Stimmung auf diejenigen, welche überhaupt von der Bildung der Zeit nicht nur gestreift, sondern tiefer ergriffen werden, sehr verschieden nach der Verfassung der Gemüther. Den einen ist es gegeben, sich in die christlichen Mysterien nach Form und Inhalt wieder zu versenken; in andern, und mehrern sendet das erwachte Gottesgefühl, einen neuen Haltpunkt suchend, vergeblich seine Ranken in die Höhe und die Tiefe, weil für diese Köpfe derselbe Zeitgeist, der dem Gemüth seine Rechte und Bedürfnisse wiedergegeben, die geschichtliche Grundlage des Christenthums vollends aufgelöst hat. Denn der Wissenstrieb, die leidenschaftslose Anschauung aller Geschichte, wie wir sie oben geschildert, mußte am Ende dahin führen, daß auch der im vorigen Jahrhundert summarisch abgemachte Prozeß des historischen Christenthums jetzt wieder aufgenommen und mit der das Zeitalter bezeichnenden kritischen Schärfe revidirt wurde.

Die geheimnißvollste Seite des menschlichen Geistes sind die eingebornen religiösen Gefühle. Ihr Heraustreten in die Erscheinung, alle die Personifikationen und Vergötterungen, alle die leidenschaftlichen Befürchtungen und Hoffnungen, die sich bald ans Erhabenste, bald ans Gemeinste knüpfen, das ganze wunderliche Gewebe von Gottesgefühl und Sinnlichkeit, wie es sich nach dem Wesen der Völker und ihrer Kulturstufe so mannigfaltig auswirkt — dies ist wohl das verwickeltste und zugleich bedenklichste Problem in der Geschichte. Das Jahrhundert hat aber auch dieses, gleich den andern, keck angegriffen; es hat dabei der Geschichtsforschung die erweiterte Naturansicht als kräftigen Bundesgenossen beigegeben, und darüber sind diese Studien selbst fast Naturgeschichte geworden.

Die Mythen aller Zeiten sind der Betrachtung keine starren Hieroglyphen mehr, wobei man nur antiquarisch ihre historische Abkunft und Verbreitung studirt; man sucht ihre Genesis zu entwickeln, einerseits aus dem innersten Wesen jedes Volks, das freilich überall ein Gegebenes, nicht weiter zu Erklärendes ist, andrerseits aus allen Momenten seiner Naturumgebung, seiner politischen Schicksale, seiner ganzen Entwicklung, die ja selbst wieder großentheils als ein Produkt des jedesmaligen Rapports zwischen der Natur und dem Menschen erscheint. So ist die Wissenschaft in voller Arbeit, in die Mythen und Superstitionen der Mutter so vieler Völker, Indiens, des ägyptischen und hellenischen Alterthums, Scandinaviens, der jetzt um den Koran gruppirten asiatischen Völker einzudringen. Was dem frivolen Franzosen kaum der Mühe werth, was dem hochkirchlichen Engländer höchst bedenklich schien, das hat der geistesfreie Deutsche längst gewagt: er hat die dogmatische Wurzel unserer Religion, die heiligen Bücher der Juden, in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen. Er konnte aber auch hiebei nicht stehen bleiben: die eine der Richtungen, in welche sich nach dem großen Schisma der Protestantismus selbst wieder gespalten, ging sachte, aber geradeaus darauf hin, in derselben Weise die Evangelien zu zersetzen, und der deutsche Rationalismus ist schon lange an der Arbeit, die als Thatsachen vorausgesetzten Berichte, welche die Basis des Christenglaubens bilden, in den Kreis der allgemeinen Naturvorgänge herab und hereinzuziehen. Es war nur ein consequenter, beim ganzen wissenschaftlichen Gang der Zeit unvermeidlicher Schritt weiter, wenn der längst über zahlreiche Stände in Europa verbreitete Deismus, die Laienansicht, welche jenen Berichten auch die völlige historische Begründung abspricht, wissenschaftliche Vertheidiger und endlich im Schooße der Theologie selbst den philosophischen Ausdruck fand; wenn jetzt das Christenthum mit allen Manifestationen des göttlichen Geistes in der Menschheit als Naturerscheinung gleichgestellt wurde, und seine Wunder im allgemeinen großen Wunder der Geschichte untergingen. Dieses letzte Wort der theologischen, auf die neue spekulative Philosophie gestützten Kritik ist das kühle Corollarium aus der ganzen wissenschaftlichen, neben der historischen besonders der naturhistorischen Bildung des Jahrhunderts. Wenn aber bisher alle Forschung in Natur und Geschichte, die

Consequenzen mochten seyn, welche sie wollten, nur den allgemeinen menschlichen Dünkel gedemüthigt oder die religiöse und politische Intoleranz beschämt hatten, so traf jetzt der unausbleibliche Streich gegen die historische Begründung des Christenthums den tiefsten Gefühlsnerven, daß er krampfhaft zuckte und das längst rege gewordene unheimliche Gefühl, wie weit der geistige Flug der Zeit das Gemüth hinter sich gelassen, zum schmerzlichen Bewußtseyn steigerte.

Alle Religionen, die im bisherigen Lauf der Geschichte neben und nacheinander bestanden, sind auf die sinnliche Anschauung der Welt, auf die ruhende Erde und den kreisenden Himmel gegründet. Auch das christliche Gefühl fand seine volle Befriedigung, die Kirche fand ihre wahre Kraft als allgemeine Mutter und Erzieherin nur im Begriff, für den die Erde der Mittelpunkt der Welt und der Mensch der Gipfel aller Schöpfung ist. Als die Inquisition Galiläi zwang, die astronomische Wahrheit abzuschwören, wußte sie wohl, daß der Himmel, den die Wissenschaft aufthat, ein ganz anderer war als der, zu dem die Kirche die Schlüssel hatte. Es konnte nicht ausbleiben: mit der Raum gewinnenden Ueberzeugung von der wahren Bewegung der Himmelskörper, von der Unermeßlichkeit der Welten und der tiefen Unterordnung der Erde mußte auch der Deismus das Haupt erheben. Das neue Schema des Universums, tausenderlei auf dem Gebiete der Natur und der Geschichte, was in den letzten drei Jahrhunderten begriffen und ermittelt und durch die wunderbare Geistesmaschine der neuen Zeit, die Presse, verbreitet wurde, stand freilich nicht mit dem Geist und innersten Wesen des Christenthums, aber mit seinem Buchstaben im Widerspruch. Der Kampf der gespaltenen Kirche gegen die wachsende Macht der Skepsis und des Unglaubens wurde immer ungleicher, in je mehr Köpfe der Naturalismus, die Begriffe vom allgemeinen Naturzusammenhang eindrangen. Die verschiedenen Versuche der Kirchen, besonders der protestantischen, den Zaum und Zügel den Proportionen des Säkulums anzupassen, um den Zeitgeist im Netz eines modifizirten Christenthums einzufangen, konnten wenig Erfolg haben. Noch im vorigen Jahrhundert trennte aber eine ziemlich scharfe Gränze diejenigen, welche sich durch die Aufklärung von der Last alles Göttlichen befreit fühlten, von der großen Masse des Volks, welche unter dem Einfluß der Kirche geblieben war: einerseits, als Schiboleth der

Bildung, die offene Verspottung aller Religion, andernseits im Großen ein kümmerlicher Buchstabenglauben, aus dem die Liebe entwichen war und statt der Furcht Gottes nur die blöde Angst vor seinem Gerichte zurückgelassen hatte. Aber der Lauf der Geschichte ging offen darauf los, eine Kultur, welche vom alten Glauben geradezu abführte, mit beschleunigter Kraft in die Massen zu verbreiten, und so wankten die Stützen des Christenthums in immer mehr, in immer rohern, immer einseitiger vom Zeitgeist berührten Gemüthern, und man spricht nur eine Thatsache aus, wenn man sagt: wo heutzutage noch der altväterliche Glauben lebt, da ist er die Frucht besonderer moralischer Anlage oder einer Erziehung, die nun einmal die allgemeine nicht mehr seyn kann. Daneben ist die alte Standes- und Gewerbsverfassung, die hierarchische Ueber- und Unterordnung der Klassen aufgelöst oder tief erschüttert, und damit ein Band der socialen Disciplin gelockert oder zerrissen, das sich schon lange als so wichtig und oft wichtiger als das der Religion erwiesen hatte. In dieser immer flüssiger und homogener werdenden Gesellschaft mußten auch die uralten Laster der Menschheit den freiesten Spielraum gewinnen, und es war nur natürlich, daß dem großen Aufschwung des Geistes in diesem Jahrhundert die Steigerung der schlimmsten Leidenschaften entsprach.

Lange war es fast nur die theologische und die ascetische Literatur, welche über diesen Lauf der Welt Zeter schrie. Die höhere Gesellschaft sah vornehm und unbetheiligt in den immer rascher kreisenden moralischen Strudel, wie sie einst in den sich öffnenden Abgrund der Revolution hineingelächelt. Da auf einmal entstand ein allgemeiner Schrei des Wehs, aller Welt gingen die Augen auf: ehe man es sich versah, standen die Repräsentanten des selbstklugen Verstandes und der sensualistischen Aufklärung am andern, am untern Pol der Gesellschaft. So war es mit der Aufklärung nicht gemeint gewesen. Man sah mit Entsetzen die Consequenzen einer sich schrankenlos verbreitenden Verstandesbildung. Der Spott über den ehelosen und den beweibten Diener des Herrn, das vornehmste Plaisir unserer Großväter, verstummte auf den gebildeten Lippen, und man wäre gerne wieder fromm geworden, wenn man nur gekonnt und es etwas genützt hätte.

Diese Stimmung, welche zagend wieder nach den Heilmitteln des Glaubens greift, äußert sich heute in Wissenschaft, Literatur

und Leben in den mannigfaltigsten Erscheinungen; zwingt sie doch den Theologen, der eben den Kern des Christenthums chemisch zersetzt, dasselbe hinterher gleich wieder spekulativ aufzubauen. Dieser Drang hat offenbar zwei wesentlich verschiedene Quellen: einmal das Bewußtseyn, daß der unheilbare Verfall des Christenthums von der schwersten politischen Bedeutung ist, und dann, und wohl hauptsächlich, das frisch erwachte, nach der obigen Darstellung aus der höhern Bildung der Zeit selbst hervorgegangene religiöse Gefühl.

Auf keinem der Gebiete, auf denen heute der Kampf der Interessen tobt, ist der Zwiespalt der Geister tiefer als auf dem religiösen, auf keinem versteht man einander weniger, auf keinem vermag der Verstand der politisch und egoistisch Klugen weniger zur Schlichtung der Gegensätze, und zwar aus dem Grunde, weil sich das ewige, unverwischbare Hauptmerkmal unserer Gattung, die religiöse Anlage, in ihrem eigentlichen Kern dem Raisonnement entzieht, weil der dunkle Seelengrund, auf dem sich die religiösen Gefühle projiciren, den Compromissen unzugänglich ist, wie sie im Gebiet der Reflexion zwischen Vorstellungen und Interessen zu Stande kommen. Und daher rührt es wohl auch, daß jene theoretische historische Unbefangenheit, die der neuen Kultur nachzurühmen ist, das klare Bewußtseyn vom organischen Verhältniß der jetzigen Zustände zu verlebten, sich in religiöser Beziehung am wenigsten geltend macht, daß man es so ungern und mit mancherlei Reservationen ausspricht: die unaufhaltsame Entwicklung, welche die Dogmen des Christenthums immer weiter hinter sich läßt, sey ein historisches Geschick wie ein anderes. Es ist aber so, und wer dies erkennt, wird darum an der Zukunft nicht verzweifeln; wenn er dabei die Naturwissenschaft eine noch so große Rolle spielen läßt, er wird es ihr nicht zum Verbrechen machen, wenn er nicht überhaupt Alles verurtheilen will, was ihr Werk ist. Man vergesse nicht, daß auch die geistigere Ansicht von Natur und Geschichte, die sich heutzutage geltend macht, daß Alles, was von der sensualistischen und mechanischen Betrachtungsweise abgeführt hat und mit der Ahnung eines tiefen Geheimnisses in der Natur und den menschlichen Geschicken das religiöse Gefühl wieder geweckt hat, theils unmittelbar, theils mittelbar aus der wunderbar befruchteten und beschleunigten Naturforschung fließt.

Wer weiß, ob hiemit nicht bereits die Keime gelegt sind, aus welchen in der gegenwärtigen Krisis der Geschichte dem Menschengeschlecht Ueberzeugungen erwachsen, welche die im Begriff erweiterte Welt auch gemüthlich ausfüllen! Und wenn dem so wird, so hat derselbe deutsche Geist, der schon öfters die Richtung der Geschichte entschieden, auch hiezu den Grund gelegt;* liegt es im Geschicke, daß der in der neuen Kultur immer greller gewordene Zwiespalt zwischen Begriff und Gefühl sich versöhnt, so kommt die Rettung aus derselben Nation, die das, was am Christenthum von dieser Welt ist, so viel gründlicher untergraben hat, als der Franzose mit seinem oberflächlichen Unglauben und der Engländer mit seinem Deismus auf der einen, und seiner dürren Kirchlichkeit auf der andern Seite. Jene Umkehr vom Sensualismus und Materialismus, von völliger Gottesvergessenheit und atheistischem Aberglauben ist wesentlich durch deutsche Wissenschaft und deutsches Gemüth herbeigeführt. Und man weiß, daß auch die andern Nationen sich gegen diese Umkehr keineswegs sträuben. Der Spiritualismus, der in unserer Philosophie, in unsern Naturansichten, in unserer Poesie herrscht, ist auf mannigfache Weise in sie übergeflossen; er hat, namentlich in Frankreich, zum Theil sehr sonderbar ausgewachsene, aber für die neue Stimmung der Geister bedeutsame Früchte getragen. Der Ernst und die Tiefe einer Weltanschauung, die, aus der neuen Kultur geboren, bestimmt scheint, sie zu reinigen und zu adeln, hat selbst die Franzosen erschreckt und ihren alten Spott über deutsche Ueberschwenglichkeit und Nebulosität halb entwaffnet. Der Einfluß derselben blickt deutlich sogar aus dem unheimlichen, finstern Styl ihrer modernen Laster und Verzerrungen, wenn man sie mit der heitern Ruchlosigkeit der verflossenen Jahrhunderte vergleicht.

Und hierin, nebenher gesagt, scheint uns der Hauptgrund zu liegen, warum sich der Franzose in der gegenwärtigen Periode so gar unbehaglich fühlt, während dem Deutschen jetzt ungleich freier um die Brust ist als zur Zeit, wo er mit dem Franzosen alle moralischen und religiösen Scrupel überwunden zu haben glaubte. Die Sinnlichkeit ist das Lebenselement des Franzosen; wird bei

* Der Leser sieht leicht, daß es keineswegs die speculative Philosophie als solche ist, von deren Ausbildung der Verfasser das Heil der Zukunft hofft.

ihm der dem Uebersinnlichen und der Tiefe zugekehrte Pol der Menschennatur ernst und kräftig angeregt, so wirkt dies auf ihn wie die Luftpumpe auf den Frosch. Wie wohl war ihm damals, als er seinen Begriff von Natur und Gewissen den höhern Ständen aller Nationen aufdrängte, und wie herabgewürdigt und in seiner besten Kraft gelähmt war der Deutsche durch diese moralische Bevormundung, wenn er es auch nicht fühlte, und wie weh that die Selbstverachtung, die ihn denn doch zu Zeiten beschlich, wenn er mit seinen Bemühungen, seiner innersten Natur zuwider leichtfertig und gottlos zu seyn, es weder seinem Lehrmeister noch sich selbst zu Dank machen konnte. Aber heutzutage steigen unsere Geistesaktien im Kurs des Jahrhunderts; der Deutsche fühlt sich so recht in seinem Element als Großhändler mit übersinnlicher Waare, und über dem wiedergewonnenen Selbstgefühl vergißt er manches Aergerniß in seinem indischen Haushalt. Den Geist der Franzosen haben wir in allen höhern Beziehungen überwunden; freilich in Allem, was das gesellige Leben berührt, behalten wir ihren Esprit als Tyrannen.

In allen Kunstzweigen herrscht heutzutage großer Eifer und bedeutende extensive Thätigkeit. Aber fast alle modernen poetischen Hervorbringungen bezeichnet bei wesentlicher Schwäche der Produktion eine gewisse Uebertreibung, sogar Verzerrung, hinter der sich jene Schwäche nothdürftig versteckt; durch alle geht der gemeinsame Zug einer Absichtlichkeit, die mit dem Begriff der Kunst geradezu im Widerspruch steht. Und diese Absichtlichkeit im poetischen Schaffen ist wieder ein Ausfluß jener Stimmung, deren Aeußerungen wir im Bisherigen verfolgt haben. Das Zeitalter nennt sich täglich selbst ein vorzugsweise kritisches, und zwar im Tone des Selbstgefühls, wenn vom Forschen und Begreifen die Rede ist, aber mit dem Ausdruck bittern Selbstvorwurfs, wenn es sich von der That handelt, von der moralischen wie von der poetischen. Viele wollen allerdings von einer radikalen poetischen Impotenz der Gegenwart nichts wissen, und diese erklären den Zustand der Künste aus dem Mangel am Stoff in der heutigen Welt. Alles dies beweist, nach unserer Meinung, daß sich die gegenwärtige Entwicklung, der Poesie gegenüber, in einem falschen Cirkel befindet; man sucht die Poesie, weil sie nicht von selbst kommen will, und sie kommt nicht zum Vorschein, weil man sie

ſucht, die ihrer Natur nach ſich nur ungerufen einfindet. Iſt es nun wahr, daß die erweiterte Naturkenntniß dazu beigetragen, den Körper der Religion zu zerrütten, ſo wird ſie wohl auch der Vorwurf treffen, daß ſie darauf hingewirkt, der verwandten Poeſie den Stoff zu verkümmern. Auch über dieſe ſo reichhaltige Materie nur einige flüchtige Andeutungen.

Wie das religiöſe Gefühl, ſo verlangt auch das poetiſche einen Raum, den es zu erfüllen im Stande iſt. Die Phantaſie, die von der Erde wegfliegt, will einen erreichbaren Himmel, eine feſte, überirdiſche Wand, auf der ſich ihre überſinnlichen Geſtalten abmalen. Eine ſolche war durch die Kultur der alten Welt und die des Mittelalters gegeben: ſie iſt durch den Begriff, für den die Erde in der Unermeßlichkeit der Himmel ſich verliert, im gemeinen Bewußtſeyn eingeſunken. Der gemüthliche Glaube an eine Erde, welche wie ein Kern in der Schale des Firmaments ruht, an einen mit Geiſtern bevölkerten Himmel, den das Gebet erreicht, iſt dem magern Wiſſen gewichen, daß die Erde, ein Atom im Univerſum, durch die Wüſten des Himmels dahingetragen wird, wir wiſſen nicht wohin, noch wozu? Durch dieſe unendliche Ausdehnung der Welt in der Anſchauung iſt auch in den meiſten Gemüthern das Gottesgefühl gleichſam rariſicirt, und eben damit das poetiſche Gefühl in der einen ſeiner weſentlichen Richtungen, in der aufs Ueberſinnliche, desorientirt worden. Der Gedanke der Pluralität der Welten, alles Entdeckte und Gedachte, was unſern Blick in die Tiefe des Weltalls trägt, mag noch ſo erhaben ſeyn, poetiſch iſt es nicht. Es demüthigt ja ſelbſt den Geiſt ſo gut als es ihn erhebt; aber die Einbildungskraft erſchreckt und verſcheuchtert es nur, wenn ſie vom Fluge durch die Oede des Raums immer ohne Oelblatt wiederkehrt, zum Zeichen, daß ſie nirgends ein Ufer gefunden, wo ſie hätte Fuß faſſen können. Young ſagt: „an undevout astronomer is mad;“ ſchon dieß iſt nur in beſchränktem Sinne wahr, aber ganz irrig wäre die Meinung, daß ſich mit der Richtung der Seele auf die aſtronomiſchen Wahrheiten und ſelbſt Ahnungen der poetiſche Sinn hebe und kräftige. Soll das Gewimmel funkelnder Welten, ſtatt verſchwommener Gefühle, oder froſtiger und ſchwülſtiger Rhetorik, lebendige Bilder in uns zeugen, müſſen wir es da nicht gleich zur Erde niederziehen und zum Gewölbe bannen? müſſen wir nicht vorweg Alles vergeſſen, was wir

von Maſſe und Diſtanz und Rapport der Himmelskörper wiſſen, und mit wachen Augen den Jugendtraum der Menſchheit nachträumen?

Nicht nur die Zeit liegt weit hinter uns, wo die Himmliſchen zu Deucalions Geſchlechte herabſtiegen; auch die Leiter in den chriſtlichen Himmel, auf der Engel und Heilige auf und nieder wandelten, iſt für uns in Wahrheit abgeworfen. Aber keine Poeſie kann ohne Götter und Geiſter beſtehen, und ſo halten wir uns den Weg auf den Olymp, in Paradies und Hölle künſtlich offen und holen dort für Dichtkunſt, Skulptur und Malerei den unentbehrlichen Bedarf an Vergötterungen des Menſchlichen und Vermenſchlichungen des Göttlichen. Wohl iſt dies ein allgemeines Recht und Bedürfniß der Poeſie, ſchon darum, weil die verſchiedenen Kulturſtufen aufeinander gepfropft ſind und ineinander übergehen; und wir ſehen ja in der Poeſie des Mittelalters die heidniſchen Vorſtellungen aufs mannigfaltigſte in die chriſtlichen Kreiſe hereingezogen. Aber keine wahre Kunſt kann in der Gegenwart der weſentlichen Stütze eines ſinnlichen Volksglaubens entbehren, und eben dieſe Grundlage hat ſich in der gegenwärtigen Bewegung aller Kunſt entzogen, und ſo erſcheinen in ihr alle Verſinnlichungen des Göttlichen und Ueberſinnlichen kaum je als etwas Unmittelbares, aus den Zeitbegriffen ſelbſt Entſprungenes, ſondern nur als Surrogat hiefür, als conventionelle Phantasmagorie, als ein unfreiwilliges Anleben beim Himmel vergangener Geſchlechter, da unſer eigener noch ſo wüſte und leer liegt. Und dieſe Ablöſung von einem Grund in der Zeit lebender, populärer überſinnlicher Vorſtellungen iſt es, was aller modernen Kunſt und Poeſie den doppelten Charakter der Unpopularität und der Abſichtlichkeit gibt, welche beide Eigenſchaften einander bedingen.

Es bezeichnet ſcharf das Verhältniß der gegenwärtigen Entwicklung zu aller Kunſt, daß der kritiſche Geiſt nicht nur die weſentlichen Gebilde einer frühern Kultur hochpoetiſch findet, ſondern auch den eigenthümlichen modernen Manifeſtationen die Poeſie abſpricht. Jenes hängt mit einer ganz allgemeinen Erſcheinung zuſammen. Jede bedeutende Glaubens-, Lebens- und Staatsform wird in ihrem wahren Weſen, in ihrer eigentlichen hiſtoriſchen Bedeutung erſt dann erkannt, wenn ſie bereits im Abſterben begriffen iſt. Erſt jetzt wird das Recht dieſer Formen zur Fortdauer

gleich leidenſchaftlich behauptet und negirt, und beides gründlich bewieſen. Erſt wenn ſpontan erwachſene Inſtitutionen ſich auflöſen wollen, ſucht man ſie im Rahmen klug abgewogener Satzungen zu conſerviren und mit kühlem Blut die Gemüther dafür zu begeiſtern; erſt wenn die Poeſie der Zuſtände dahin iſt, wird ſie verſtanden und zurückgeſehnt. Zu den Dingen, denen in der heutigen Welt der Lebensnerv abgeſchnitten iſt, gehören unter andern die Majeſtät der Kirche, der Adel und der Hexen- und Geiſterglauben. Und Alles dies wird erſt jetzt mit dem ganzen Apparat des Wiſſens gerettet, da es nicht mehr zu retten iſt. Die künſtliche, hochgebildete ultramontane Schwärmerei, die gelehrte ariſtokratiſche Begeiſterung in Adelstaſchenbüchern und neuen Adelsſtatuten, das Invalidenhotel für Revenants, wozu ein ſchwärmeriſcher Poet ſein Haus und ſeinen Wohnort gemacht, ſind ganz analoge Erſcheinungen. Dieſe und alle andern Elemente der frühern Kultur waren auf der Höhe ihrer Exiſtenz naiv poetiſch, jetzt, da ſie nur noch mit ihren Enden in das Leben hereinragen, wird ihre Poeſie ſentimental fortgeſetzt und kritiſch beleuchtet. Auch dies iſt, wie eben angedeutet, im Ganzen ein allgemeines Verhältniß; ja das ſehnſuchtige Zurückgreifen auf eine frühere Bildung, das wehmüthige Verſenken in die Poeſie verſchwundener oder untergehender Zuſtände war von jeher ein Hauptelement der Kunſt. Charakteriſtiſch für unſere Zeit iſt dabei nur wieder das Bewußtſeyn, die berechnende Abſichtlichkeit, womit man namentlich in Allem, was die Religion betrifft, die Poeſie derſelben als Spiritus braucht, um ihrer weitern Auflöſung zu wehren.

Daſſelbe Bewußtſeyn erklärt nun aber andererſeits faſt alle Aeußerungen der modernen Kultur geradezu für weſentlich proſaiſch, und dieſer Vorwurf trifft zunächſt und vornehmlich Alles, was als Ausfluß der raſchen Fortſchritte im Naturwiſſen betrachtet werden kann, das Fabrik- und Maſchinenweſen, den erleichterten und beſchleunigten Verkehr zu Waſſer und zu Land, den ganzen allgegenwärtigen Induſtrialismus, der im ſelben Maaße die todte Naturkraft zum intelligenten Weſen und den Menſchen zur Maſchine macht. Das freie Gewerbe und die Fabrik, das weidliche Verhältniß zwiſchen Meiſter und Geſellen, und das unheimliche zwiſchen dem Herrn mit dem Kopf und dem Beutel und dem Fabrikſklaven mit der Hand und dem Magen, die Windmühle und

das Dampfwerk, das Marktschiff und das Dampfboot, die rumpelnde Postkutsche und die Eisenbahn, der Hohlweg und der Tunnel, der Knüppeldamm und der Viaduct, das umgeworfene Fuhrwerk und das Eisenbahnunglück ꝛc. — dort Poesie, hier Prosa. — Ja, wenn man mit uns in allen neuen Institutionen und Lebensformen den naturwissenschaftlichen Geist erkennt, so erscheint sein der Poesie feindlicher Einfluß als ein Alles durchdringender. Der halsbrechende Bürgersteg, und das Asphalttrottoir; die dumpfe Boutike, und das strahlende Magazin; die mit dem Mondschein alternirende Straßenlaterne, und das ewige Gaslicht; der wirre Klumpen schmutziger Häuser, und das Dorf nach dem Sonnensystem; der Rudel frohnpflichtiger Hintersassen, und die Gemeinde mit abgelösten Lasten; der Junker mit der Meute, und der Bierbrauer mit sechzehn Ahnen; der freie Forst, und die Holzplantage; der Straßenraub, und der Stockjobberkniff; das Hochgericht, und das Strafarbeitshaus; der Justizmord, und das System der Monomanie; der rauhe Präceptor mit dem Stock, und der milde wissenschaftliche Gedankenentbinder; der Kalender mit dem Aderlaßmann, und das Pfennigmagazin; Arndts wahres Christenthum, und die Stunden der Andacht; der Marktschreier, und der Vorsteher der Wasserheilanstalt; der Musterreiter, und der Handlungsreisende; der Hausirer, und der Zeitungspuff; der aussaugende Finanzienrath, und der rationelle Plusmacher; der pompöse, auf den Vortritt eifersüchtige Ambassadeur, und der Diplomat, der sich äußerlich so klein als möglich macht; der Frankfurter Postreiter, und das Journal de Francfort; das heilige römische Reich, und der deutsche Bund; das Reichskammergericht, und gar nichts mehr; die Reichsarmee, und das achte, neunte und zehnte Armeekorps; die abgestufte Amts- und Standestracht, und der Untergang fast aller äußern Standesunterschiede in einem albern uniformen Kostüm ꝛc. ꝛc. Alles dies und Unzähliges, womit man diese Liste verlängern kann, sind Gegensätze, wobei das ältere Glied immer ungleich pittoresker erscheint als das moderne.

Es ist wahr, der Geist, der in neuerer Zeit Politik, Gesetzgebung, Polizei, Oekonomie, Alles beherrscht, die berechnende Umsicht, womit man sachte die Geschichte fortzuleiten und alles Hemmende oder Verwirrende abzuwehren sucht, kurz, die von uns eben gerühmte „Sagesse" hat unendlich Vieles geebnet, geglättet,

hier durch wiſſenſchaftliche Rückkehr zur Natur, dort durch wiſſenſchaftliche Künſtlichkeit einfacher, expediter gemacht. Durch die Geſetzlichkeit, die alle öffentlichen und bürgerlichen Verhältniſſe durchdringt, ſind ſogar die vorwaltenden Laſter und Leidenſchaften der Zeit, die Eigenſucht und die Habſucht, ſelbſtbewußter, geſetzlicher, eigentlich wiſſenſchaftlicher geworden. Dadurch haben ſich in der moraliſchen Phyſiognomie der Geſellſchaft eine Menge charakteriſtiſcher leidenſchaftlicher Züge verwiſcht. Aber auch der äußere Aſpekt der Geſellſchaft vereinfacht ſich fortwährend durch die über immer mehr Stände ſich verbreitende Kultur. Die tiefe Erſchütterung oder ſelbſt faktiſche Aufhebung der Prinzipien, nach denen früher die Stände hierarchiſch auseinander gehalten waren, hat, neben der moraliſchen Verſchmelzung, auch im Aeußern, im ganzen Koſtüm, in Sprache und Lebensart ein Ineinanderfließen zur Folge. Das kräftigſte Werkzeug hiezu iſt der ungeheure Aufſchwung einer Alles ergreifenden Induſtrie, welche geiſtigen und materiellen Genuß und Comfort immer zugänglicher, populärer macht und unaufhaltſam darauf hinwirkt, in Allem, deſſen der Menſch ſich bedient und womit er ſich umgibt, die alten Gegenſätze zwiſchen Reich und Arm, Vornehm und Gemein, Gebildet und Roh in der Erſcheinung mehr und mehr zu verwiſchen. So viel iſt gewiß, daß uns das heutige Leben und Treiben flacher, eintöniger, farbloſer erſcheint, als ſchon das Leben unſerer Väter; ob es darum abſolut weniger poetiſch iſt, das iſt eine andere Frage.

Unter den Gründen, womit die Zeit ihre poetiſche Unmacht entſchuldigt, hört man häufig die Behauptung: der Fonds der Poeſie ſey erſchöpft, indem die Vergangenheit alle möglichen Situationen und Motive bereits vorweggenommen und vielfältig ausgebeutet habe. Aber dieſe Behauptung beweiſt nur, daß die klare Anſchauung, welche die Gegenwart bezeichnet, eine rein kritiſche und eben darum keine poetiſche iſt. Der Verſtand vermag das Werdende vom Abſterbenden, das Gewordene vom Geweſenen ſcharf zu ſondern, aber die dichtende Einbildungskraft ſtützt ſich ihrer Natur nach auf ein Seyn, auf ein Feſtes, ein Gegebenes. Nun iſt aber gegenwärtig die Geſchichte auf allen Punkten in einer ungewöhnlich beſchleunigten Bewegung begriffen; Alles wandelt ſich um, Alles wird erſt; die Phantaſie erhält von der moraliſchen und ſinnlichen Welt der Gegenwart nur ein zerſtücktes oder

verworrenes Bild. Der reflektirende Verstand steht diesseits der wunderlich ausgezackten Linie, welche, durch alles Geistige und Materielle laufend, die werdende Kultur von einer scheidenden trennt; aber die producirende Phantasie steht naturgemäß in sehr vielen Beziehungen jenseits derselben. Läßt sie sich unter diesen Umständen naiv gehen, so ergreift sie unvermerkt Elemente des frühern fertigen gesellschaftlichen Zustands, der noch ungleich mehr in unser inneres als in unser äußeres Leben hineinreicht, und wenn uns nun in vielen Produkten der modernen epischen und dramatischen Literatur, soweit sie das gegenwärtige Leben auffassen wollen, so viele Motive, Situationen, Charaktere so gar nicht ansprechen, so kommt es nicht daher, daß sie schon so oft poetisch da gewesen sind, sondern vom Gefühl, daß sie in die anders werdende Welt nicht mehr recht passen. Will aber der Poet, wie so oft, mit Gewalt recht modern seyn, will er gerade das ergreifen, wodurch sich das jetzige Leben von dem unterscheidet, auf das es überall gespreßt ist, so verfällt er nothwendig aus der Thätigkeit der Phantasie in die des Verstandes, aus der Produktion in die Kritik. — Dies scheint uns die Hauptquelle der eigenthümlichen Schwäche der modernen Kunst, und zunächst der Gebrechen der epischen und dramatischen Poesie, womit wir uns hier nicht weiter zu befassen haben.

An sich, wenigstens zu gewissen künstlerischen Zwecken, ist eine historische Phase nicht poetischer oder unpoetischer, als die andere. Aber wie einen gemeinen religiösen Glauben und eine damit zusammenhängende Naturansicht, so verlangt die Poesie naturgesetzlich auch einen *socialen* Glauben, in der nie und nirgends rastenden Umwandlung alles Menschlichen einen relativ festen Boden von Sitten, Satzungen, Meinungen, Vorurtheilen, der scheinbar ruht, wie die in doppeltem reißendem Umschwung befindliche Erde. Und gerade weil in der gegenwärtigen stürmischen Gährung aller sittlichen und intellektuellen Elemente dieser Boden fehlt, weil man gleichsam die Schwankung und Bewegung der Geschichte sinnlich empfindet, kann die Poesie nirgends Wurzel schlagen, verflattert und verzerrt sich. Allerdings erscheint der heutige ganze Gesellschaftszustand in Folge all der Reformen, die man im Allgemeinen als auffallende Fortschritte in der Zähmung des Menschen und der Natur bezeichnen kann, farbloser, eintöniger,

regelmäßiger und damit proſaiſcher, als ein früherer, wo die Willkür der Natur und des Menſchen noch mehr Spielraum hatte. Dies iſt aber nur eine optiſche Täuſchung. Das Spiel der Leidenſchaften des Menſchen und ſein Kampf mit der Natur bleiben im Weſen ewig dieſelben. Wenn aus unſerem heutigen innern und äußern Leben eine Menge hervorſpringender, derber Züge und Contraſte, gleichſam Landmarken für die Einbildungskraft, verſchwunden ſind, ſo iſt es an ſich nicht minder reich und mannigfaltig, als alle Vergangenheit; es iſt am Ende reicher, aber es iſt feiner, und für unſere Wahrnehmung bis jetzt zu fein nüancirt. So, um nur Eines herauszuheben, kündigt ſich ſeit der ſtarken innern und äußern Nivellirung das Individuum ſehr oft nicht mehr ſo unmittelbar ſinnlich als das an, was es iſt und werth iſt; aber trotz der um ſich greifenden Uniformirung in Bildung, Sprache und Tracht, verrathen ſich Stand, Gewerbe, Bildungsgrad, und noch gar vieles Andere, durch Ausdruck, Haltung und tauſend kleine Züge; nur gehört in ſehr vielen Fällen Aufmerkſamkeit oder ein ſchärferer Blick dazu. Daſſelbe gilt nun von allen Beziehungen des Lebens, und in dieſe feinere Phyſiognomik und Pathognomik ihrer eigenen Welt haben ſich die Zeitgenoſſen erſt hineinzuleben. Der Verſtand faßt ſcharf das einzelne Moment in ſeinem Verhältniß zum Zuſtand, aus dem es ſich entwickelt hat, aber die Einbildungskraft erhält kein Bild vom Habitus des Ganzen, weil es noch ein Fließendes iſt, weil Alles, Sitten, Bräuche, Meinungen, Superſtitionen, heute noch keinen Styl hat. Wenn der Zuſtand der Bühne für das Weſen der heutigen Kunſt überhaupt typiſch erſcheint, ſo wird einem das eben Geſagte beſonders deutlich bei den dramatiſchen Gattungen, welche den Menſchen der Gegenwart unmittelbar zu faſſen ſuchen. Was in ſolchen Stücken an Charakteren, Geſinnungen, Sitten, Situationen richtig gezeichnet iſt, ſtößt ſehr oft ab, weil es nicht ächt modern, nicht mehr ganz von dieſer Zeit iſt; ſucht aber der Poet das recht Moderne zu greifen, ſo iſt gleich Alles verzerrt, verzeichnet, und er wird aus den bisher berührten Gründen dem Leſer und Zuſchauer und ſich ſelbſt nur halb verſtändlich.

Das Jahrhundert möchte ſo gerne religiös ſeyn, wenn es nur könnte; ſo aber wird es zwiſchen einem Glauben, der ihm entſchwindet, und einem, den es vergeblich ſucht, in ſchweren

moralischen Zuckungen hin- und hergetrieben. Ganz ebenso ist in ihm der Trieb zur Kunst, zum poetischen Schaffen sehr lebendig; aber es fühlt mit Ungeduld, daß die alte Kunst sich nicht zum wahren Leben erwecken, eine neue sich nicht erzwingen läßt. Beide Erscheinungen sind so genau verwandt, wie Religion und Poesie selbst. Auf beiden Gebieten erzeugt das Schwanken zwischen der Sehnsucht nach einem unwiederbringlichen Alten und dem Drang nach einem unfaßbaren Neuen ganz analoge Phänomene: die Auflösung aller Disciplin, den Verfall aller Autorität, das Gezwungene, Gemachte, Eklektische in so vielen Ueberzeugungen, wie in noch mehrern Kunstprodukten, die kokette Alterthümelei und die gleich haltlose Neologie. Ueberall die Gebilde einer schwindenden Kultur abgestorben oder aufgelöst, theils durch das Leben selbst, theils durch den kritischen Verstand, und in der erst werdenden Kultur nirgends ein greifbarer Kern frischer religiöser Ueberzeugungen, neuer poetischer Anschauungen.

Darf man hoffen, daß die geistigere Naturansicht, wie sie sich heutzutage verbreitet, früh oder spät auch zu gemüthlicher Befriedigung führen, daß sie damit auch der Poesie auf ihrer übersinnlichen Seite wieder einen Boden schaffen wird, so ist es noch viel gewisser, daß das sinnliche Element der Poesie erst dann wieder zu wahrer Kraft und Freiheit erwacht, wenn, bei relativem Stillstand der Entwicklung, jener sociale Glaube sich feststellt, der der Fruchtboden aller Kunst ist. Dann wird Alles, was man jetzt am hellen Tag mit der Laterne sucht, auf einmal von selbst da seyn: Poesie, Malerei, Sculptur, Baukunst. Und ist dann der naturwissenschaftliche Geist, der die werdende Kultur bezeichnet, in der fertigen der Genius alles Höhern geworden, so wird sich auch auf der sinnlichen Seite der Kunst überall der Einfluß der Naturkenntniß zeigen, der man jetzt die Verflachung und Verödung des Lebens großentheils Schuld geben muß.

Wenn der Geist der Naturforschung vielleicht erst in ferner Zukunft zum Frieden des Gemüths und zur Kunst zurückleitet, die er in Vergangenheit und Gegenwart zerstören helfen, so scheint dagegen die Wissenschaft in ihrem festen Bunde mit der Industrie für eine lange Zukunft die materielle Wohlfahrt der Welt begründet zu haben. Die nie gesehene Blüthe der Industrie ist die glänzendste und eigenthümlichste Seite der neuen Kultur. Aber

auch hier iſt lange nicht Alles Segen und Frieden und lachende Zukunft; auch dieſem Glanz ſteht eine Nachtſeite mit drohenden Geſpenſtern gegenüber. Wir ſchließen mit einigen Bemerkungen über das unheimlichſte derſelben.

Der ganze Zug der neueſten Geſchichte iſt offenbar auf Zerſtörung der alten Standesverfaſſung, auf die Bildung ganz anderer geſellſchaftlichen Grundlagen gerichtet. Mit und nach der Leibeigenſchaft ſind auch die meiſten andern Inſtitutionen, welche die Maſſe der Bevölkerung in beſtimmte Lebensrichtungen theilten, in beſtimmten Kreiſen feſthielten, gefallen oder untergraben. Noch wehrt ſich das oberſte Glied, die Geburtsariſtokratie, gegen ein unausbleibliches Geſchick; ſie verliert aber immer mehr Terrain, ob ſie nun mit den Mitteln und Befugniſſen, welche die große Umwälzung ihr gelaſſen, in geſchloſſenem Viereck vor der allgemeinen Bewegung ſich ſachte zurückzieht, oder ob ſie die Flanke blos gibt, indem ſie auf dem modernen Wege zu aller Fortüne, auf dem der Induſtrie, neue Kraft und Bedeutung ſucht. Der Grundſatz, für den das achtzehnte Jahrhundert theoretiſch ſchwärmte, der des allgemeinen Menſchenwerthes, iſt längſt als eine Naturwahrheit in die Geſetzbücher niedergelegt und wird zum wenigſten offiziell beobachtet. An die Stelle ungezählter Privilegien und Befreiungen trat im Prinzip, und im Großen in der Wirklichkeit, die faſt allgemeine Gleichheit der Rechte und Pflichten, die Legitimität ſo ziemlich aller, durch die Gaben der Natur und des Glücks zu verwirklichenden Anſprüche. Noch ragt über dieſe ideale Baulinie manches, von der Expropriation verſchonte alte Gemäuer beengend herein; aber der ſanguiniſchen Betrachtung ſchien die Zeit abzuſehen, wo die Kultur, indem ſie mit beſchleunigter Kraft in die Maſſen drang und von dort elaſtiſch zurückwirkte, Alles aus dem Leben verdrängt haben würde, was an die politiſche Are einer Abſchied nehmenden Welt, an die kunſt- und geſetzmäßige Beſchränkung der natürlichen Gleichheit, mahnte, worauf dann, unter der Herrſchaft des Grundſatzes der natürlichen Ungleichheit der innern und äußern Mittel, in einer glücklichern Welt ein tauſendjähriges Reich beginnen werde.

Aber ſchon nach wenigen Schritten auf dieſer glatten Bahn ſah ſich die Geſellſchaft ſchaudernd am Rande eines Abgrundes, und dieſen Abgrund hatte eben vorzüglich der Haupthebel der neuen

Bildung aufgerissen, die Industrie, der großartige, von der Wissenschaft befruchtete Gewerbsbetrieb. Durch das Prinzip, die Arbeit unendlich zu theilen und die überall ins Spiel gezogene Naturkraft von der Menschenhand nur überwachen oder diese jener vorarbeiten zu lassen, sind große Menschenmassen selbst zu Maschinen geworden: eine Bevölkerung, der das Gesetz alle moralischen Fesseln abgenommen, welche sonst der vom Glück verkürzte Sohn der Erde trug, während sie das zwängende Bedürfniß materiell an die Ruderbank schmiedet; Menschen, denen alle Ansprüche nur freigegeben scheinen, damit sie im fruchtlosen Kampf zwischen Unmacht und Gelüste sich tantalisch verzehren. Der Arbeiter nützt die gesetzliche Gleichheit mit allen oder den meisten Staatsgenossen, welche ihm die Zeit wie zum Hohne hingeworfen, nur dazu, um gegen die Tyrannei der neuen Welt, die natürliche Ungleichheit durch Intelligenz und Besitz, grimmig die Fäuste zu ballen. In einer Zeit des Uebergangs, wo keine Tradition mehr ehrwürdig, kein Neues noch sanktionirt ist, scheint die Aufklärung des Proletariers, als eine nothwendig halbe und schiefe, ein Element der Verwirrung. Die Hauptfrage ist nun aber, ob das moderne Sklaventhum, und damit die Gefahr, die davon droht, mit der Steigerung der Industrie, mit der Vervielfachung und Beschleunigung des Verkehrs, mit der Verbreitung der Kultur selbst, wächst oder sich vermindert? Bis jetzt steigert die Kultur, wie sie dem zur Maschine erniedrigten Menschen aus der Luft der Zeit anfliegt, in ihm mit der Begierde nur das Gefühl seines Elends und die Ueberzeugung seiner Bevortheilung; sie treibt ihn, statt zur Resignation, zur Selbsthülfe, und dieselbe Locomotive, welche in der Berline den Aktionär zur Generalversammlung bringt, führt ihn im offenen Karren zum Rendezvous, wo er gegen den modernen Zwingherrn sich verschwört, der seinen Adel nach den Pferdekräften seiner Maschinen und der Masse der sie bedienenden Geschöpfe bemißt. — So sieht die Gesellschaft mit Schrecken, bevor noch die Blüthe der neuen Kultur sich in ihrem ganzen Umriß entfaltet, bereits den Wurm, der vielleicht im Herzen der Frucht nisten wird, den fruchtbaren Keim politischer und bürgerlicher Verwirrung für eine lange Zukunft.

Man formulirt und diskutirt bereits die Probleme, die, wie man deutlich fühlt, in der Zukunft unter Zuckungen sich irgendwie

löſen müſſen, das Problem: wie iſt der große Conflikt zu verſöhnen, der ſich in der Welt offenbart, ſeit die natürliche Gleichheit geſetzlich und die natürliche Ungleichheit faktiſch herrſcht? Wie ſind zunächſt im großen Mechanismus des Jahrhunderts, in der Induſtrie, die Anſprüche des Einen, der zur Arbeit ſeine Hände und die gemeine Vernunft, des Andern, der die Intelligenz, des Dritten, der die Geldmittel hergibt, ſo zu vergleichen, daß aus dieſem Verhältniß ſelbſt wieder ein geregelter Mechanismus wird ohne Elemente allgemeiner Verwirrung und Zerſtörung? Und wie viel verwandte Fragen drängen ſich dem auf, der rückwärts und vorwärts blickt! Hieher gehört gleich die ſchwere Verlegenheit der Zeit, wie ſie ihre Kinder, namentlich die Kinder des Volks, erziehen ſoll. Soll man alle Erziehung von der Grundlage unſerer ganzen Kultur, vom Alterthum, weſentlich ablöſen oder nicht? Iſt das ariſtokratiſche Element des Humanismus, die Disciplin des Geiſtes und der Seele durch verlebte Sprachen und die Thatſachen des Gemüths, im Widerſpruch mit den Forderungen der Zeit, oder bleibt ſie das Palladium des wahren Fortſchritts? Soll die Mündigkeit des Jahrhunderts, der Bruch mit der Vergangenheit, der neue Geiſt auch dadurch bethätigt werden, daß man, neben der ewigen Größenlehre, das eigenthümliche Geiſtesgut der Zeit, Naturwiſſen im weiteſten Sinn, zur hauptſächlichen Grundlage aller Bildung macht, zum demokratiſchen Kern, um den alle Geſellſchaftsklaſſen, von der höchſten bis zu der tiefſten, mit ihren Begriffen und Beſtrebungen concentriſch gelagert ſind? Iſt Ausſicht vorhanden, die Gefahren, welche bei der gegenwärtigen Verfaſſung der Geſellſchaft von der ungleichen Vertheilung der innern und äußern Güter drohen, dadurch zu beſchwören, daß man die reale Bildung der Zeit immer mehr in die Maſſen bis an die Grenzen der Geſellſchaft hinauspumpt? Oder ſind gar ſchon jetzt Symptome vorhanden, daß es einſt im Kampf der ſocialen Elemente zur Nothwendigkeit werden könnte, gewiſſen Klaſſen die Bildung ſyſtematiſch abzugraben?

Wie lange war das Sträuben der Menſchheit gegen die wund drückende Feſſel des Feudalismus nur der Ausdruck eines dumpfen Schmerzens, eines unausſprechlichen Wehs, und jetzt, ſchon beim Beginn einer neuen Weltordnung, legt ſie gewitzigt den Finger auf die faulen Flecke, die einſt freſſende Wunden zu

werden droben. Das Bewußtseyn vom Wesen der Entwicklung ist es auch hier wieder, was die Zeit charakterisirt, das Bewußtseyn vom Wesen der Zustände im Verhältniß nicht nur zu einer abgeschlossenen Vergangenheit, sondern auch zu einer nothwendigen Zukunft. Und dieser Geist, der aus den vergangenen und gegenwärtigen Elementen der Geschichte grübelnd eine Zukunft berechnet, ist derselbe, der in der Naturbetrachtung zur Erkenntniß allgemeiner Gesetzlichkeit durchgedrungen. Dort wie hier, ob sich der Gedanke zum Verhältniß aller Kreatur zur Welt und ihrer ersten Ursache erhebt, oder ob er in den eben spielenden Akt der Menschengeschichte sich versenkt, ist Zweifel und Unruhe der Kaufpreis der Weisheit, und nachdem die Menschheit so viel entdeckt und erfahren, nachdem so viele ihrer Wunden geheilt, sieht sie sich immer gleich weit entfernt von der Erkenntniß der Wahrheit und von der Glückseligkeit.

Ideen

zu einer

künftigen kritiſchen Geſammtausgabe der Werke von Leibnitz.

Vorgeleſen in der Geſammtſitzung der königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 2. April 1840.

Niemand wird wohl in Abrede ſtellen, daß der Zuſtand, in welchem zur Zeit die hinterlaſſenen Schriften und Werke des großen Leibnitz ſich befinden, weder ſeiner, noch der Wiſſenſchaft — daß er der Nation ſelbſt nicht würdig erſcheine. Welches ſind und waren die Hinderniſſe, daß eine ſo empfindliche Lücke in der Literatur, nicht blos Deutſchlands, ſondern der ganzen civiliſirten Welt, welcher der große Mann angehört, bis auf dieſe Stunde unausgefüllt geblieben? und was muß geſchehen, damit eine ſo große Schuld gegen den Heros, gegen die Nachwelt gelöst werde? Ueber dieſe Frage ſey mir erlaubt, meine Gedanken vorzutragen.

Um zu urtheilen, muß man ſich des Grundes ſeiner eignen Forderungen bewußt ſeyn, muß man ſich von dem an die Dinge zu legenden Maßſtabe Rechenſchaft geben. Hierüber möchte ich mich zuerſt erklären.

Man hört und lieſt nicht ſelten: um Leibnitz zu begreifen und darzuſtellen, müßte man Leibnitz ſeyn. Ich erkenne dieſem Satze keinen Werth für die Wiſſenſchaft und Wahrheit zu; im Gegentheile, ich finde ihn unphiloſophiſch, dunkel. Wirklich hat dieſe dunkle Redensart es zu einer ernſtlichen, ertragreichen Forſchung über das Ganze von Leibnitz früher nicht kommen

lassen, weil jedermann — und mit Recht — eine so transcendente Forderung von sich ablehnen zu dürfen glaubte. Es erfolgte vielmehr das Gegentheil: so viele beschäftigten sich in so weit mit Leibnitz, als sie ihn zu sich herunterzogen, und das Maaß ihrer Einseitigkeit und Selbstsucht an ihn legten — die gewiß erschrecken würden, wenn das Bild des großen Mannes in seiner ganzen Größe plötzlich sich offenbarte.

Es bedarf aber, wollen wir ernstlich einem außerordentlichen, großen Individuum beikommen, in uns selbst einer gewissen Vermittelung. Wir erkennen auf der einen Seite (und bei dieser Betrachtung halten wir uns zunächst auf) die eminenten Vorzüge eines Individuums an, und thun dies um so reiner und vollkommener, als wir der Selbstverleugnung fähig sind: wie der Dichter sagt, daß gegen die Vorzüge Anderer es kein Rettungsmittel gebe, als die Liebe; wie derselbe, auf den Neid zielend, anmerkt, es sey der größte Trost der Mittelmäßigkeit, daß das Genie nicht unsterblich ist. Gerade aber an diese Selbstverleugnung knüpft sich, zum Behufe unsrer Betrachtung, einer der kostbarsten Begriffe, in welchem jene allgemeine Tugend der Einzelnen ihre Anwendung und ihre Belohnung erhält: es ist der Nationalstolz. In diesem Gefühle hat das beschränktere Individuum selbst seine Ergänzung, seine Verklärung. Die aus unzähligen Abstufungen, hinsichtlich der Fähigkeiten, bestehende Masse bildet als Nation ein Ganzes, ein Großes; und jeder einzelne, welcher sich im Gefühle des Ganzen weiß, ist gehoben in jedem aus der Gesammtheit hervorgegangenen, die Masse überragenden großen Manne. Es ist ein gegenseitiges Tragen und Heben zwischen der Nation und ihren großen Männern; jedes Monument, das sie ihnen setzt, setzt sie sich selbst. Doch hier zeigt sich schon unserm Blick eines jener allgemeinern, aber wesentlichen Hindernisse, daß das Vaterland Leibnitzens für ihn das Zierende, oder nur das Nothwendige noch nicht gethan hat: der Mangel an Nationalstolz unter seinen Landsleuten, den Deutschen. Dies ist anerkannt, und ist um so auffallender, je eher man sich an die Vorbilder anderer Nationen erinnert, denen wir an Cultur wenigstens nicht nachstehen, wie der Engländer und Franzosen. Aus Mangel an Nationalstolz, an Nationalgefühl hat Deutschland im verflossenen Jahrhundert ruhig zugesehen, daß ein Ausländer

den ersten Versuch machte, die zerstreuten und verstümmelten Glieder des deutschen Heros, mit dem wir uns hier beschäftigen, in einen Körper zu sammeln. Darauf kommen wir weiter unten zurück.

Zum Unglück wird dieser Mangel in unsern Landen durch einen, der Selbstverleugnung und dem Edelmuth schnurstracks widerstrebenden Geist ersetzt; dies ist der Zunftgeist. Der Zunftgeist ist seinem Wesen nach einseitig und ausschließend. Nun ist das allgemeine und abstrakte Element für das Fortbestehen großer Männer nach dem Tode die Literatur; — wenn man jetzt einen Blick auf die Geschichte unsrer Nationalliteratur wirft, so begreift man auf der Stelle, wie so für Leibnitz eine Lücke geblieben ist. Der Begriff von Literatur ist unter uns, so zu sagen, von gestern; er geht kaum über das letzte Viertheil des vorigen Jahrhunderts hinaus. Nach Inhalt und Wesen war sie bis dahin fast nur in den Kreis der Gelehrten gebannt; die Gelehrten schrieben und ließen drucken; sie übten Einfluß auf die öffentliche Meinung; — ich irre mich, ich sollte sagen, sie übten Einfluß auf die Schulen. Schule und Leben waren früher nur allzu schroff getrennt; es fehlte zwischen beiden die Vermittlung, ja das Bedürfniß dazu. Dies ist so wahr, daß selbst Geschäftsmänner, wenn sie schrieben, ihren Stolz darein setzten, wie oder als Gelehrte zu schreiben; wohl schon, um von der Zunft anerkannt zu werden. Alles daher, was ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens Tode über ihn gedacht und in Schriften niedergelegt ward, und was die übrige Folgezeit bis auf uns herab sich als Autorität auflegen ließ, schlich in dem engen, beschränkten Kreise aus den Schulen zurück in die Schulen. In der Nation war der Mann vergessen, war und blieb er todt. Zwar ist seit dem Wiederaufleben des philosophischen Geistes in Deutschland durch Kant und seine Nachfolger, durch den allgemeinern Enthusiasmus für philosophisches Studium und philosophische Bildung, auch der Name Leibnitzens zu einer weitern Verbreitung in der Nation gelangt; allein die materielle, die leibliche Grund- und Unterlage, aus welcher der Geist sich Nahrung holen soll, kurz die philosophische und kritische Beschaffenheit der Schriften oder der Tradition, welche für Geschichte Leibnitzens gilt, ist doch noch immer dieselbe, wie in der guten Zeit der Wolfischen Philosophie, jener Zeit, da, wie gesagt, nicht Nationalstolz

begeiſterte, ſondern Zunftgeiſt vorherrſchte. Noch heute ſuche man nicht in dieſer Sphäre jene freie, neidloſe Begeiſterung, zu welcher das Bild eines unſrer Großen uns ſtimmen ſoll. Engherzig, ja wegwerfend äußert man ſich dort über den Mann, auf deſſen Schultern wir ſtehen. Es fehlt ihnen jenes erſte, weſentliche Moment der Vermittelung, welche wir in uns vollziehen müſſen, um einen über uns ſtehenden Genius zu begreifen: jenes Rettungsmittel beim Dichter, die Liebe.

Was nun das andere Moment dieſer geforderten Vermittelung anlangt, ſo iſt es eigentlich nur die nothwendige und natürliche Folgerung des erſtern: wer nämlich jener Selbſtverleugnung, des Herausgehens aus ſeiner eigenen, beſchränktern Sphäre und Individualität gegenüber einer hervorragenden Größe fähig iſt, der erhebt ſich in den Aether allgemeiner philoſophiſchen Betrachtung, mit einem Worte, zu Ideen; dieſer Ideen bewußt zu ſeyn, darauf kommt es an; es braucht hiezu keines Leibnitz; es bedarf nur der Empfänglichkeit, des Organs für dieſe Ideen. Denen, welche in ihrer Trägheit und Gleichgültigkeit eine Scheidewand zwiſchen dem großen Mann und der Nation errichten möchten, laßt uns zurufen: Denket Leibnitzen nach, und ihr werdet ihn begreifen! Denn am Ende, um was handelt es ſich? Gar nicht um müßige Beſchaulichkeit, wie vor einem fertigen Bilde; nein, wir ſehen uns aufgefordert zur Thätigkeit an einer noch unerledigten Aufgabe; wir ſtehen vor einem brachliegenden Felde für hiſtoriſche und kritiſche Forſchung. Hiezu bedürfen wir einer Idee, als Norm und Maßſtab; kurz es muß uns ein würdiger Begriff von Leibnitz vorſchweben, wenn die Beſchäftigung mit ihm für das Wiſſen fruchtbar ausfallen ſoll.

Was nun Leibnitz vor den meiſten Neuern auszeichnet, und ihm eine eigenthümliche Stelle anweiſt, iſt, daß er in der geſchichtlichen Entfaltung ſeines Geiſtes und in dem Wirken auf die Welt eine Univerſalität zeigt, vermöge deren er nach allen Seiten in die Geſchichte ſeines Jahrhunderts eingreift; nur nicht überall zum Greifen, ſondern oft mehr oder weniger tief hinter der Oberfläche ſich hinziehend; woraus folgt, daß eine tiefere Erforſchung ſeines Lebens auf die Geſchichte ſeiner Zeit manches neue Licht werfen wird; wie andrerſeits, daß es keinen Punkt in Leibnitz's Leben gebe, bei deſſen Bearbeitung nicht die entſprechende Seite des

allgemeinen geſchichtlichen Lebens der Zeit ins Auge gefaßt werden müßte. Der hiſtoriſche Kreis des Jahrhunderts und der Lebensfaden des großen Mannes muß für ſich ununterbrochen verfolgt, beides beſtändig auf einander bezogen werden. Vermöge dieſer Beziehung laſſen ſich geſchichtliche Probleme löſen, für welche früher die Indicationen zu fehlen ſchienen: wie dies bei der Frage über die eigentliche Beſchaffenheit und den Gebrauch der in Leibnitzens Nachlaß zu Hannover befindlichen Concepte merkwürdiger Denkſchriften über die Eroberung von Aegypten, um die Zeit des Krieges Ludwigs XIV. gegen Holland (1672), ſich gezeigt hat *. Es fehlt nicht an Indicationen, aus andern, ſpätern Abſchnitten des Lebens Leibnitzens, wonach durch Forſchungen in den Archiven von Hannover, Wien, Berlin oder London ganz neue Aufſchlüſſe über die Politik jener Zeit ſich finden, oder neue Thatſachen ſich ermitteln könnten.

Es iſt alſo wohl nicht zu viel geſagt, noch gefordert, daß bei der Bearbeitung von Leibnitz die umfaſſende, gründliche und univerſelle Methode angewendet werde, wie bei den Heroen des klaſſiſchen Alterthums. Zweierlei begünſtiget, ſteigert ſogar dieſe Forderung. Erſtlich, daß es bei Leibnitz nicht, wie bei den Helden des Alterthums, einer Abſtraktion von unſern eigenen, innern und äußern Zuſtänden bedarf, und zweitens, was damit zuſammenhängt, daß wir hier die Früchte unſerer Arbeit unmittelbar für unſern Nutzen verwenden können. Leibnitz lebt noch unter uns;

---

* Siehe des Verfaſſers: „Kur-Mainz in der Epoche von 1672." Zwei Theile. Hamburg 1839. Es hat dem großen Hiſtoriker, Herrn Schloſſer in Heidelberg, zwar gefallen, in einem der letzten Hefte der Heidelberger Jahrbücher, in der ihm eigenen, grobgemüthlichen und oberflächlichen Manier mit dem genannten Buche und deſſen Verfaſſer, ohne daß dieſer ihm bekannt, noch das Buch von ihm geſtändlich geleſen war, umzuſpringen: denn die Jahreszahl 1672 und beſonders der beim Blättern ihm aufgeſtoßene Name Leibnitzens hatten — credite posteri! — ſein zartes patriotiſches Gefühl verletzt! Zum Glück indeß hatte Johannes von Müller, lange bevor man von Herrn Schloſſer wußte, das dort behandelte Problem mit wenigen, doch feſten und leitenden Zügen für hiſtoriſche Kritik und Forſchung hingeſtellt; vollſtimmige Gelehrte, in Frankreich und Deutſchland, haben die gegebene Löſung und Aufklärung der Frage angenommen; möge uns immerhin Herr Schloſſer ignoriren!

um ſeine Autorität ſtreiten ſich noch Partheien über Lebensfragen aus der Cultur und Religion, nicht blos Schulen über ſpekulative Probleme. Wir haben es erlebt, daß kirchlicher Fanatismus, das Trübe und Verwirrte in den bisherigen Lebensnachrichten über Leibnitz benützend und mißbrauchend, ein ſogenanntes „theologiſches Syſtem," als eine Art religiöſen Teſtamentes von Leibnitz, triumphirend unter die Menge warf, dem Bekehrungseifer Nahrung zu reichen. * Jene eben erwähnte, früher in myſtiſches Dunkel gehüllte Denkſchrift Leibnitzens an Ludwig XIV. über die Eroberung von Aegypten hat die engliſche Regierung in einer denkwürdigen Epoche zu einem Manifeſte, zu einem Rechtfertigungsmittel der Kampfluſt auf Tod und Leben gegen die franzöſiſche Republik (1803) für brauchbar gefunden. Solches war nur möglich, weil noch nicht unpartheiiſche, leidenſchaftsloſe, kurz wiſſenſchaftliche Kritik jene Fragen auf das Feld der Geſchichte zurückgeführt hatte. Freilich, dieſe Fragen und Probleme, einmal erledigt, von dem Reize des Zweifels und des Helldunkels entkleidet, fallen in die Maſſe hiſtoriſcher Thatſachen zurück, und als ſolche hören ſie auf, eine höhere ſittliche Spannkraft für unſer Geiſtes- und Gemüthsleben zu bedeuten. Allein dieſer Geſichtspunkt wäre auch viel zu eng, wenn wir auf eine Wirkſamkeit ins Große es anlegen. Dann läßt ſich aber auch von vorn herein ermeſſen, welche Wirkung die Schriften Leibnitzens in echter und würdiger, alle wiſſenſchaftlich Gebildeten anſprechenden Geſtalt ausüben werden. Und was kann unterrichtender, fördernder ſeyn, als wenn eine ſo großartige, ſo ganze Erſcheinung durch die Hand des kritiſchen Forſchers, sine ira et studio, in ſeinem Leben und nach ſeinen Schriften, rein und echt herausgearbeitet würde? — Ein großer Schriftſteller, deſſen Stimme zum Lobe unſers Helden ſo oft ertönte, und deſſen Urtheile der Geſchichte angehören, Schleiermacher hat in einer ſeiner Schriften zur Ethik dem Spinoza in demſelben Maaße „eine höhere Sittlichkeit" (ſo lautet ſein Wort) beigemeſſen, als vor Ariſtoteles dem Plato; — bei

* In den Beilagen zum 2. Bande von Leibnitz's deutſchen Schriften. 1840. S. 55—84, habe ich, nach neuen authentiſchen Urkunden, die hiſtoriſche und theologiſche Bedeutung des berufenen: Systema theologicum Leibnitzii feſtzuſtellen verſucht.

Lichte beſehen, meinte jener Schriftſteller doch nur das ascetiſche Leben, welches Spinoza im Unterſchiede von Leibnitz geführt hat; dieſes ascetiſche Leben deuchte ihm ein höheres, aus höherer Sittlichkeit hervorgegangenes. Gewiß, es wird Zeiten geben, wo der Philoſoph in ſich einzukehren, von der Welt ſich abzuſondern das Recht, ja die Pflicht haben möge: doch gibt es andere, in welchen der Philoſoph die Augen nach außen kehren und handelnd eingreifen muß. Und die Subſtanz eines großen Lebens iſt ſchwerer zu erfaſſen, als die Subſtanz eines philoſophiſchen Syſtems: mit dem erſtern wird auch das zweite gegeben ſeyn. Dieſer große Mann — ich rede von Leibnitz — welchem die höhere Sittlichkeit abgeſprochen werden ſoll, zeigt auch darin eine Analogie mit den großen Männern des Alterthums, daß das weichliche ſentimentale Element, womit die Neuern den Mangel an Metallgehalt in ihrem Weſen und Wirken oft bedecken, aus ſeinem Leben beinahe ganz ausgeſchloſſen blieb: er wohnte, daß ich ſo ſage, ſein Leben durch nur in re publica, nicht in re domestica, welche er ſeinen Bedienten überließ....

So viel von den Grundſätzen im Allgemeinen, welche zu Leibnitz mitgebracht werden mögen; werfen wir nun auf die Leiſtungen der Vergangenheit einen Rückblick, um zu erfahren, ob und wiefern ſie ſich mit den richtigen Grundſätzen vereinigen laſſen oder nicht.

Früherhin ſind beides, das Leben und die Werke des großen Leibnitz, als zwei nur ganz äußerlich ſich berührende Dinge angeſehen worden; man hat geglaubt, es handle ſich von der einen Seite um nichts als Wiederholung des Geſagten, und von der andern Seite blos um Sammlung des Zerſtreuten, doch Vorhandenen, Gegebenen, Fertigen. Was das erſtere betrifft, ſo war dieſer Glaube ſo allgemein, daß unſere größten und geiſtreichſten Schriftſteller ihn getheilt haben. So erinnere ich mich, daß Käſtner in der kurzen und körnigten Lobſchrift auf Leibnitz, zu welcher ihn die bekannte, von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften geſtellte Aufgabe, bei welcher Bailly den Sieg davon getragen, veranlaßte, ſeine Kürze zu Anfang damit entſchuldigt, daß er „das Bekannte nicht wiederholen wolle.“ So erklärt man ſich, daß keiner unſerer großen Gelehrten in den mannigfachen Zweigen des Wiſſens mit einer Biographie Leibnitzens ſich befaſſen wollte, als mit

einer Arbeit — so schien es — welche der verächtlichen Beschäftigung des Kompilators, wie Ludovici oder Brucker, oder der des Deklamators, wie Eberhard, zu überlassen wäre. Wenn G. E. Lessing, nur kurz vor seinem Tode, einen chronologischen Abriß zu einem Leben Leibnitzens zu Papier brachte (wie er in Lessings Nachlaß sich vorfindet), so liefert dies zwar ein Zeugniß mehr von der Selbstverleugnung, deren dieser große Mann fähig gewesen, wie er es überhaupt nicht verschmähte, was einige Abhandlungen von ihm bezeugen, Vorgängern, wie die genannten, nachzugehen und ihre gröbsten Fehler zu berichtigen; zugleich aber gibt jenes chronologische Blatt den Beweis, daß Lessing von der Nothwendigkeit einer Neugrabung von Grund aus bei unserm Objekte keine Vorstellung gehabt hat; denn das Gerippe zu der neuen Lebenserzählung nahm er als gegeben an, und würde daher, auch wenn er dasselbe mit Fleisch bekleidet und ihm seine große Seele eingehaucht hätte, für die Zukunft immer keine verächtliche Aufgabe übrig gelassen haben. Denn kurz, die Zeit eignete sich noch nicht, Leibnitz in die Geschichte einzuführen. Wahr ist es, auch in unsern Tagen fehlt es nicht an solchen, welche, in der unbefangenen Voraussetzung, daß die Biographie Leibnitzens, das Material anlangend, etwas längst, ja von Anfang an Abgethanes und Fertiges sey, die Beschäftigung damit verachten; welche darin höchstens ein Repertorium und Index für die Chronologie der Schriften des Philosophen anerkennen. Wir stehen bereits mitten in der Frage: der nämlich von dem Zusammenhange der Nachrichten von den Schriften mit denen von dem Leben des großen Mannes, und wir fragen: leisten die ältern, vorhandenen Arbeiten auch nur ein solches Repertorium? Wer wäre unser Gewährsmann? so lange hat Johann Georg von Eckhart als die erste und letzte Quelle und Autorität bei Lebens- und Büchernachrichten über Leibnitz gegolten... Hier berühre ich aber einen Punkt, den ich in meinen bisherigen kritischen Untersuchungen über das Leben und die Schriften unsers Helden erledigt und gezeigt zu haben glaube, daß die Unphilosophie selbst sich zur diktatorischen Autorität bei einem der größten Philosophen aufgeworfen hatte. — Von denen, welche vor Eckhart lebten, wird man mir umständlich zu handeln gern erlassen. Die fleißigste und ausführlichste Arbeit hat noch Ludovici vor hundert Jahren geliefert; aber es bleibt eine

Kompilation, ohne eigentliche Schärfe, ohne Kritik, und vor allem ohne Geist.

So mager fällt das Kapitel über die Biographie aus. Wie steht es mit dem andern Theile, dem eigentlichen Kern unserer Betrachtung, ich meine die Behandlung der Schriften und Werke, als für sich bestehenden Monumente jenes großen Geistes? Wenn, wie gedacht, die geistreichern Schriftsteller von den dürren, wenig sagenden Lebensnachrichten über Leibnitz kalt sich abwendeten, so haben andrerseits, um der eigentlichen Kritiker und Philologen zu geschweigen, diejenigen deutschen Geschichtschreiber der Philosophie, welche von Kritik und Erudition Profession machten, eine Herausgabe der Werke von Leibnitz, als eine Sache ohne Ruhm und Glanz von sich abgelehnt; denn, dieses Ansehen hatte es, das Geschäft betraf ja nur die Sammlung und den Wiederabdruck des Vorhandenen und Zerstreuten; wozu allenfalls ein Sachregister nachzutragen blieb. — Nun ist wahr, daß schon das bloße Sammeln der Reliquien unsterblicher Männer weder eine verächtliche Arbeit, noch ein so geringes Verdienst wäre; haben doch große Männer mitunter gern sich herabgelassen, den Sammler zu machen; nur, wie durch eine an Leibnitzens Namen sich knüpfende Fatalität, hat keiner von den Großen jemals ihm diesen Liebes- und Ehrendienst, der Literatur aber einen Gefallen thun mögen. Genug, wir hätten wohl bis auf diese Stunde kaum den Schatten einer Sammlung von Leibnitz's Schriften, wenn nicht vor ungefähr 70 Jahren ein edler, begeisterter Ausländer, jener Dutens, uns die bekannte Ausgabe der **Opera omnia Leibnitzii in 6 tomos divisa** gegeben hätte; und dieses Corpus bildet noch jetzt den Stamm, an welchen die künftige kritische Gesammtausgabe jener Schriften sich anschließen wird. Was kann ich besseres thun, als meine übrigen Betrachtungen an dieses Corpus zu knüpfen, daran zu entwickeln, welche Aufgabe für die Zukunft zu lösen geblieben ist?

Ein gedrängter Bericht über die dem Dutens'schen Unternehmen der Zeit nach vorangehende Ausgabe, oder eigentlich nur Entwürfe zu Ausgaben, wird uns nicht erlassen. Natürlich nehmen wir den Faden bei Leibnitz selbst auf.

Daß Leibnitz jemals selbst seine im Druck erschienenen, sämmtlichen Werke hätte sammeln und in ein Corpus vereinigt herausgeben wollen, daran darf man aus mehreren Gründen nicht

denken, unter andern auch, weil Leibnitz bei nicht wenigen ſeiner, und nicht den ſchlechteſten ſeiner Schriften ſtandhaft ſich verleugnet hatte; bei andern ſogar, nicht nur während ſeines Lebens, ſondern auch lange nach ſeinem Tode als Verfaſſer verſteckt und unbekannt geblieben war. Beiſpiele würden uns zu weit führen. Uebrigens jedoch wiſſen wir aus einem Briefe Leibnitzen's wenige Jahre vor ſeinem Tode, wie gern er es geſehen hätte, wenn ſeine in den verſchiedenen Zeitſchriften in Europa zerſtreuten Aufſätze und kleine Schriften geſammelt worden wären. Er ſchrieb aus Wien an Remond de Montmort den 10. Jan. 1714: „Je vous suis obligé du soin que vous prenez Mr., de mes petits ouvrages. Si quelque libraire vouloit mettre ensemble ce qu'il y a de moi dans les différens journaux, il en pourroit faire un petit volume. Quand je serai de retour à Hanover, j'en marquerai les endroits.“ Doch es unterblieb. Dürfen wir uns hierüber leicht tröſten, da dieſe Arbeit das Werk eines Andern ſeyn konnte, es auch mehrfach geworden iſt, ſo haben wir es außerordentlich zu bedauern, daß Leibnitz einen andern, damit verwandten Vorſatz eben ſo wenig zur Ausführung gebracht hat. Er hat nämlich, auch am Abend ſeines Lebens, einmal die Abſicht zu erkennen gegeben, ſeine Korreſpondenz mit den berühmteſten Theologen des Zeitalters bekannt zu machen: wie wichtig, da die Philoſophie darin eine Hauptrolle ſpielte! So ſchrieb er an Basnage im Jahre 1706: „Mes correspondances avec des Théologiens les plus célèbres rempliroient aisément un volume. Mais il me faudrait un peu de temps pour les mettre en ordre.“ Es waren beſonders drei franzöſiſche Theologen, mit denen Leibnitz in verſchiedenen Zeiträumen ſeines Lebens in Briefwechſel geſtanden hatte, nämlich Anton Arnaud, Pelliſſon und Boſſuet. Von dieſen hatte Pelliſſon ſelbſt, nicht mit aller Diskretion für Leibnitzens perſönliche Lage, ſeinen Briefwechſel mit ihm bereits 1699 bekannt gemacht. Boſſuets Briefwechſel mit unſerem Philoſophen iſt der Welt von den Herausgebern des Nachlaſſes des erſtern etwa 50 Jahre nach ſeinem Tode mitgetheilt worden; er dreht ſich bekanntlich um die Reunion der Proteſtanten mit den Katholiken. Wie ſchmerzlich haben wir dagegen die Entbehrung, wo nicht den Verluſt des Briefwechſels Leibnitzens mit Anton Arnaud zu beklagen, deſſelben, bei dem der Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels den

Vermittler machte! Es iſt nicht bekannt genug, was daran verloren gegangen iſt, nicht einmal unter den Geſchichtſchreibern der Philoſophie. Schon dadurch wird unſere Aufmerkſamkeit darauf geſpannt, wenn wir wiſſen, daß Arnaud, wenn auch nicht genannt, doch verſtanden und deutlich genug bezeichnet wird durch den Eingang des 1695 in dem Journal des Savans bekannt gemachten Aufſatzes: Systême nouveau de la nature et de la communication des substances, aussi bien que de l'union, qu'il y a entre l'ame et le corps, dieſem Gruße einer neuen ſchöpferiſchen Conception in der Philoſophie.* Welch tiefe Blicke in dieſe geiſtigen Geburten würde jene Discuſſion Leibnitzens mit Arnaud uns geſtatten! Wirklich hatte Leibnitz ſie im Jahre 1708 für die Veröffentlichung beſtimmt, wie aus einem ſeiner Briefe an den Abbé Bignon erhellt;** es unterblieb jedoch, wie bemerkt iſt. Nun hatte der Herausgeber der Werke und des Nachlaſſes von Arnaud, welche 1776 herauskamen, die ſämmtlichen und vollſtändigen Originalbriefe unſeres Philoſophen an den franzöſiſchen Theologen in Händen, ohne aber die bezüglichen Antworten und Zuſchriften des letztern an Leibnitz wiederauffinden zu können. Was that er? traurige Wirkungen des Fanatismus und der damit verbundenen Vornirtheit: er unterdrückte den Schatz — als gefährlich für die Gläubigen, und ſprach ſo der Philoſophie und dem geſunden Menſchenverſtande Hohn! Man findet darüber in dem IV. Theile der Oeuvres d'Antoine Arnaud eine Nachricht. Der Herausgeber entblödete ſich nicht, ſelbſt zu geſtehen: Plusieurs de ces lettres qui sont adressées à Mr. Arnaud entrent dans la plus grande

* Dieſer Eingang lautet: Il y a plusieurs années que j'ai conçu ce système, et que j'en ai communiqué avec des savans hommes, et surtout avec un des plus grands Théologiens et Philosophes (das iſt eben Arnaud), qui ayant appris quelquesuns de mes sentimens par une personne de la plus haute qualité (nämlich der Landgraf von Heſſen-Rheinfels) les avoit trouvés fort paradoxes. Mais ayant reçu mes éclaircissemens, il se retracta de la manière la plus généreuse et la plus édifiante du monde; et ayant approuvé une partie de mes propositions, il fit cesser la censure à l'égard des autres, dont il ne demeuroit pas encore d'accord etc.

** J'ai eu autrefois un commerce de lettres avec l'illustre M. Arnaud sur certains points de philosophie et de théologie naturelle, que je suis prêt à revoir et à mettre en ordre à la prière de quelques amis

discussion sur des questions de Metaphysique extrèmement subtiles et relatives au système de Leibnitz sur les Monades. Nous ne connoissons aucun ouvrage de Leibnitz, où il ait traité ces questions avec autant de profondeur etc. Um ſo größer ſcheint die Rohheit, Briefe dieſer Art, wahre Traktate, theils zu verſtümmeln, größtentheils aber zu vernichten. Als waltete aber ein eigenes Fatum über dieſen Briefwechſel, ſo iſt er uns ſpäterhin durch einen neuen widrigen Zufall vorenthalten worden.* Es ſteht dahin, ob dieſe höchſt empfindliche Lücke ſobald ausgefüllt ſeyn wird.

Dieſe Abſchweifung geſtatteten wir uns auf Anlaß jener anziehenden Spuren in Leibnitzens Schriften, nach welchen er unbeſtreitbar die Abſicht gehabt hat, die Welt mit einem der merkwürdigſten Theile ſeines wiſſenſchaftlichen Briefwechſels zu beſchenken. Wir gehen in unſerer Betrachtung weiter.

---

* Als Feder 1805 die Specimina selecta commercii epistolici Leibnitiani herausgab, wobei er, planlos genug, nach den Buchſtaben des Alphabets herauszugreifen anfing, alſo mit dem A begann, hätte füglich Arnaud an der Spitze des Buches ſtehen müſſen; dieſe Correſpondenz hätte allein der, obwohl unvollendeten Sammlung unbedingten Werth geſichert. Kaum jedoch wird Arnaud genannt, und zwar gelegentlich in einer Note zu dem oben im Texte angezogenen Briefe von Leibnitz an Abbé Bignon; da merkt Feder nämlich an: Les lettres non imprimées d'Arnaud et de Leibnitz, que la Bibliothèque garde (ſehr wichtiges Geſtändniß!), ont été demandées en copies par Msgr. le Maréchal Mortier pour un savant de Paris; c'est pourquoi je me suis abstenu de les insérer ici, ne voulant pas concourir avec le dessein qu'on pourvoit avoir en France, de les faire imprimer. D'imprimées il n'y a qu'une seule, Opp. tom. II. p. 45. Federn war alſo die Mittheilung und Confeſſion des fanatiſchen Herausgebers der Werke Arnauds über deſſen Briefwechſel mit Leibnitz ganz unbekannt geblieben, ſonſt hätte er die Höflichkeit, zum Schaden der Philoſophie, nicht ſo weit getrieben. Denn was geſchah? Jener „savant de Paris“ war Mr. Emery, bei ſeinem Leben Superieur général de St. Sulpice, aus deſſen Nachlaſſe ſein Nachfolger im Jahre 1819 das ſogenannte Systema Theologicum unter dem erſchlichenen Titel: Exposition de la Doctrine de Leibnitz sur la Religion (ſtatt daß der Titel heißen ſollte: Exposition de la Doctrine de l'Eglise catholique, par un Protestant deguisé ... Leibnitz) herausgab, und demſelben ärmliche, verſtümmelte, aus dem Lateiniſchen überſetzte Auszüge aus der von Feder nach Paris übermachten Leibnitz'ſchen Correſpondenz mit Arnaud anhing.

wo er darnach gesucht, nicht wieder auffinden konnte. Es wird frühzeitig bei Seite gebracht worden seyn. Eine Menge Schriften, besonders ungedruckte, nahm Eckhart selbst mit, als er 1724 von Hannover sich entfernte, und brachte sie nach Würzburg, wo er den übrigen Theil seines Lebens hinbrachte und endigte. Nach seinem Tode haben, so hieß es, die Jesuiten der vorgefundenen Leibnitiana sich bemächtigt. — Ueber Eckharts Verhalten zu der deutschen gelehrten Zeitschrift: Monatlicher Auszug aus neuen Büchern, in drei Theilen, von 1700—1702, welche der große Leibnitz hinter der Maske Eckharts, damals seines Sekretärs, abgefaßt hat, und welche so lange wirklich auf des letztern Namen in der Literaturgeschichte aufgeführt wurde, verweise ich der Kürze wegen auf die diesem Gegenstande gewidmete kritische Untersuchung im zweiten Bande der deutschen Schriften von Leibnitz.

Außer Eckhart haben wir in dem fünfzigjährigen Zeitraum vor Dutens nur Namen solcher Gelehrten aufzuzählen, welche eine Sammlung der Werke Leibnitzens zwar verkündigten, doch es dabei beließen. Dahin gehört D. E. Baring, Unterbibliothekar von Hannover, 1723, Ludwig Bourguet, Professor der Mathematik und Physik zu Neufchatel, der, ehe er an die Ausführung kam, durch Krankheit und andere Hindernisse bewogen, seinen Vorrath an den Prediger der französischen Colonie, Jordan, in Prenzlau überließ, demselben, welcher später von Friedrich dem Großen, noch als Kronprinzen, später als König, so sehr ausgezeichnet ward. Jordan übergab nachher einen Theil seiner Leibnitiana (den Briefwechsel mit D. E. Jablonski) dem Leipziger Professor Kapp, einem der Lehrer Gellerts, zur Herausgabe; das meiste und beste aber scheint für die Literatur verloren gegangen zu seyn. Endlich hat auch Ludovici eine Sammlung zu veranstalten sich vorgenommen, auch sein Vorhaben angezeigt; den Anfang sollte ein Band opuscula metaphysica et logica machen. Da geschah es, daß ein neidischer Buchdrucker in Sachsen sich geschwind hinter Ludovici ein Privilegium für dasselbe Unternehmen auszuwirken wußte. Ludovici durfte nicht drucken, und das schien sein Nebenbuhler nur bezweckt zu haben; wenigstens hat die Welt von seiner Arbeit nichts gesehen.

Wenn somit in dem betrachteten Zeitraum bis Dutens weder in noch außer Deutschland für eine Sammlung der vorhandenen

Schriften Leibnitzens etwas zu Stande kam, so fehlte es doch nicht an Gelehrten und Literaten, welche noch nicht bekannt gewordene, nämlich ungedruckte Schriften, Briefe, Denkschriften u. s. w. von Leibnitz theils einzeln herausgaben, theils gewissen Werken einverleibten oder in Zeitschriften gaben. Diese Bereicherungen nach einander aufzuzählen, wäre hier überflüssig; wem es darauf ankommt, darüber einen bequemen Ueberblick zu haben, der braucht etwa nur die Inhaltsangaben zu den Abtheilungen der Dutenschen Sammlung nachzusehen. Nicht ersparen können wir uns einige kritische Bemerkungen über die Beschaffenheit und die Umstände, womit manche Beiträge, zum Nachtheil der Wissenschaft, behaftet auftraten, und wodurch der Kritiker zur Vorsicht und Umsicht bei einer neuen Bearbeitung gemahnt wird. Nämlich nicht überall waren es rein wissenschaftliche, durchaus löbliche Motive, von denen gewisse Herausgeber bei ihrem Geschäft geleitet wurden. Steigen wir bis zu der Generation hinauf, welche den großen Mann zunächst überlebte, so begegnen uns Motive, von denen zu reden gegen die Würde der Wissenschaft seyn möchte, wäre sie nicht dabei betheiligt. Leibnitzens Papiere waren noch während seines Lebens Gegenstand der Neugierde und Lüsternheit, ja wohl auch der Eitelkeit und des literarischen Ehrgeizes. Einen Reichen zu bestehlen, machen sich Manche kein Gewissen. Das war vielfach das Schicksal des großen Leibnitz, was er auch recht gut, und zu seinem häufigen Verdruß, merkte. So, wenn er, bedauernd, eine von ihm versuchte Uebersetzung von Epigrammen der griechischen Anthologie nicht auffinden zu können, bemerkt (bei Feder, S. 111, Jahr 1706): la plus grande partie de mes vers est perdue, beaucoup de papiers m'ayant été dérobé. Einen dieser Lüsternen hatte er auf der That ergriffen und fortgeschickt, dabei gegen den Unwürdigen die ihm so eigene Mäßigung und Güte bewiesen; dies war Joachim Fr. Feller. Dieser Feller mußte eine gute Partie des bei Seite Gebrachten gerettet haben, denn kaum war Leibnitz todt, so erschien von ihm, dem unterdessen zu Dignität Gekommenen, jenes Otium Hannoveranum, sive Miscellanea ex ore et schedis Leibnitii quondam notata et descripta etc., quibus praemissum est supplementum vitae Leibnitianae. Was er in diesem supplementum vitae gegeben, ist nicht vieler Rede werth; denn in der Fähigkeit, einen

Leibnitz zu begreifen, ſtand er noch eine Linie unter Eckhart; dabei legte er eine ſehr große Dreiſtigkeit in ſeinen Urtheilen über den Heros an den Tag, dem er Nachſicht zu üben Anlaß gegeben hatte. Und doch war er eine bisher ſehr reſpektirte Autorität! — Davon abgeſehen, erhellt wenigſtens die Nothwendigkeit, jene Miscellanea einer kritiſchen Sichtung zu unterwerfen. Wenn wir z. B. bei dem Zuſatz: ex schedis descripta, billig ein Fragezeichen machen, ſo wird auf das ex ore notata auch nicht überall zu ſchwören ſeyn. Ich habe an anderer Stelle Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Bezeichnungen der Art nicht von vorn herein (unter Umſtänden) zu trauen iſt;* die Eitelkeit hängt ſich an Alles, was ſich ihr darbietet, und gewiß kann uns nicht gleichgültig ſeyn, ob uns in dem Nachlaſſe eines großen Genius ein Gedanke überliefert wird, unmittelbar wie er ausgeſprochen, diktirt oder niedergeſchrieben worden, oder erſt nach ſeinem Durchgang durch einen ohne Vergleich untergeordneten Kopf.

Das Zweite, was uns vor Uebereilung bewahren wird, iſt die Wahrnehmung des bei Leibnitz vielfach waltenden Parteiintereſſe's; ein reiches Kapitel, das wir nicht erſchöpfen dürften. Denn es umfaßt die ganze Zeit von Leibnitzens Tode bis auf die gegenwärtige Zeit, und hat noch wenig an der Kritik Widerſtand gefunden. Leibnitz war zu univerſell, um nicht (ich ſehe von den rein wiſſenſchaftlichen Controverſen ab, unter welchen der erſt in neueſter Zeit erledigte Streit wegen der Differentialrechnung obenan ſteht) den verſchiedenſten Klaſſen der Geſellſchaft eine Seite zu bieten, wo er als Autorität gemißbraucht werden konnte. Philoſophie, Religion, Politik, in dieſen Gebieten trifft man Leibnitzens Namen immer wieder an. Beiſpiele aus dem Gebiete der Politik und Theologie ſind oben im Vorbeigehen berührt worden; ſie wären leicht zu vermehren.**

Ein drittes dieſer Motive ſchämt ſich faſt zu geſtehen: es iſt die Gleichgültigkeit der Herausgeber, als ſolcher, der Leichtſinn, womit ſie ihren Autor behandelten. Hier berühren wir alſo näher

---

* S. den Abſchnitt: Vermiſchte Bemerkungen und Urtheile, S. 480, der deutſchen Schriften von Leibnitz II. Band.

** Vgl. die Anmerkung zu dem gemißbrauchten Fragmente einer irenischen Denkſchrift von Leibnitz und Jablonski, in demſelben Werke II. Bd. S. 263—265.

die eigentliche Kritik des Textes (die Aechtheit der Schriften vorausgesetzt). Ein Philolog, welcher von seinen Klassikern einmal den Blick in die Werke Leibnitzens in ihrem gegenwärtigen Zustande würfe, müßte im Namen seiner Wissenschaft über diese schmähliche Beschaffenheit der Ueberreste eines der größten Genien der Menschheit erröthen. Diesen Eindruck machte wirklich das arg mißhandelte **Commercium Epistolicum Leibnitii et Jobi Ludolfi**, aus den Handschriften herausgegeben von Aug. Benedikt Michaelis zu Göttingen, 1755 (höchst schätzbar schon wegen des historisch-politischen Gehaltes, wie er denn auch die Aufmerksamkeit Johanns von Müller auf sich gezogen), auf einen Philologen, Matthiä, ehemals Rektor des Gymnasiums zu Frankfurt am Main. Dieser hatte Gelegenheit, die Handschriften mit der gedruckten Ausgabe zu vergleichen, und die gränzenlose Nachläßigkeit des ersten Herausgebers gleichsam mit den Händen zu greifen. Voll Unwillen ruft er aus (ich wiederhole gerne diese Worte, die ich an anderm Orte bereits angeführt): „So etwas scheint allerdings einer sehr ernsten Rüge werth: was würde man wohl von dem Gelehrten denken, der einen durch glücklichen Zufall ihm etwa dargebotenen Brief eines Cicero oder Plinius, anstatt ihn mit diplomatischer Genauigkeit, ja durch ein Facsimile zu vervielfältigen, so fehlerhaft und lückenhaft dem Publikum mitgetheilt hätte, als Michaelis diesen eigenhändigen Brief von Leibnitz, eines Heroen neuerer Zeit freilich, dessen literarischer Nachlaß uns aber nicht minder heilig seyn sollte, als der Nachlaß irgend eines der großen Geister des Alterthums?"

Nach diesem kurzen Rückblick wenden wir uns endlich zu der, bis jetzt noch einzigen Ausgabe (dem Titel nach) sämmtlicher Werke Leibnitzens durch Ludwig Dutens. Dutens war ein Dilettant, es fehlte ihm die Schule; in dieser Beziehung hat er sich über die meisten seiner Vorgänger nicht erhoben; nur, worin er sie übertraf, und was ihm seinen Ruhm sichert, ist die aufrichtige Begeisterung, womit er sein schwieriges Werk unternahm und durchführte. Gestehen wir es, daß es gewissermaßen ein Glück war, wenn gerade ein solcher Mann der Sache sich angenommen; denn in großen Dingen ist es ungemein viel, den Anfang zu machen, den Grund zu legen. Allein bei dem Anfang, mit seinem tumultarischen Charakter, stehen zu bleiben, wäre mehr als Leichtsinn. Um

jetzt Dutens alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wollen wir ſeine Ausgabe für unſere Betrachtung in Stoff und Form zerlegen.

Was alſo den Stoff betrifft, ſo war es jenes Herausgebers eifrigſtes Beſtreben, alles und jedes, was von Leibnitz, ſowohl von ihm ſelbſt, als aus ſeinem Nachlaſſe in dem langen Zeitraum von ſeinem Tode an erſchienen war, möglichſt vollſtändig zu vereinigen. Unter denjenigen, welche ihn bei ſeinem Unternehmen anfeuerten, wollen wir Voltaire nicht unerwähnt laſſen. Wo man ihm aber ſehr dürftige Theilnahme ſchenkte, war — in Deutſchland; ſo daß Leſſing die Gelegenheit ergriff, den Kaltſinn unſerer Gelehrten gegen das ihrem groſſem Landsmann zu errichtende Monument bitter zu rügen, „daß," ſo lauten ſeine Worte, „daß Deutſchland ſo gar nachläſſig geweſen ſey, die Bemühungen jenes würdigen Ausländers zu unterſtützen. Anſtatt (fährt er fort), daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollten, an die Hand zu geben, hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckten Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freilich nicht alle ſelbſt wiſſen, und der einzige ehrliche Brucker konnte ſie ihm freilich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darin zuvorgekommen, ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alſo gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was im Geringſten eine Anzeige verdient hätte?" So weit Leſſing. In der That ward es bald darauf dem Herrn von Murr, welcher im Beſitze einer ſehr zahlreichen Sammlung von Leibnitiana geweſen iſt, ein Leichtes, eine Liſte der von Dutens überſehenen Schriften, darunter ganze Werke und Sammlungen, zu verzeichnen (wiewohl er mit einigem, aus Uebereilung, Dutens Unrecht gethan hat); und wie ſehr ließe ſich dieſe Liſte, z. B. nur durch Briefſammlungen, wie die zwiſchen Leibnitz und Bernoulli, vermehren, welche, mit der bekannten Raspeſchen Sammlung, gleichzeitig und unabhängig von Dutens herauskam. Wir wollen nicht vergeſſen, daß Dutens ſeinem Unternehmen durch die ſchätzbarſten Beiträge ungedruckter Briefe einen Originalwerth gegeben hat; auffallend

bleibt es jedoch, daß er sich nicht an die überreiche, noch lange nicht erschöpfte Fundgrube des Leibnitz'schen Nachlasses in der königlichen Bibliothek von Hannover wandte; gegen diesen Reichthum, wie gegen die an hundert Orten der Welt zerstreuten Schätze handschriftlich aufbewahrter Leibnitiana ist des Dutens Beitrag gleich einem Tropfen im Meer. So viel von dem Stoffe.

Was die Form anbelangt, in welcher das Corpus in Rede für die Beurtheilung sich darstellt, so müssen wir uns noch viel mehr in ganz allgemeiner Weise aussprechen; denn am Besonderen und Einzelnen durchgeführt erwüchse uns Material zu einem Buche. Was erstlich die Aechtheit und Treue des Textes betrifft, so reicht die Bemerkung hin, daß Dutens überall die Texte, wie er sie vorfand, ohne einige kritische Revision einfach wieder abdrucken ließ; bei den Schriften von zweifelhafter Authenticität aber jedesmal mit Anführung einer Autorität, besonders seines Ludovici, sich genug that. Anlangend die Anordnung und Vertheilung der Schriften, so sagte man vielleicht nicht zu viel, wenn man das Dutens'sche Werk kurz ein formloses nennte. Also ist hier nicht allein eine reiche Ernte zu übernehmen, für Anwendung philologischer und diplomatisch-historischer Kritik, sondern auch für Bewährung philosophischen Denkens, und zugleich eines guten Geschmacks. Oben ließ ich bereits bei der Charakteristik dieses, wie sonst immer höchst löblichen Unternehmens das Wort „tumultarisch" fallen. Zum guten Geschmack aber hätte es, unsers Bedünkens, gehört, in der Ausgabe der Werke eines Originalschriftstellers dieselben jedesmal in der Sprache, wie der Urheber sie verfaßt, und nicht in, noch dazu schlechten Uebersetzungen aufzunehmen, was ein barbarisches Ansehen hat. Und dies verschuldete Dutens nicht allein bei den deutschen, sondern sogar bei französischen Originalschriften, sogar bei der Theodicee. Zuletzt ist auch die typographische Einrichtung bei einem Werke, welches die Bedeutung eines Monuments von selbst annimmt, nichts Gleichgültiges.

Was bliebe nun, fragen wir, nach der mühevollen Arbeit jenes edeln Ausländers als Ertrag für Literatur und Wissenschaft? Streng genommen, nur Stoff, Material zu neuer und rechter Arbeit. Dieses Zusammenbringen einer sehr großen Anzahl, sagen wir, der meisten gedruckten und einiger früher ungedruckten

Schriften des großen Leibnitz geſchah auf äußerliche, wie zufällige Art; kein Prinzip hält dieſes Corpus als ſolches zuſammen; höchſtens daß die ehedem zerſtreuten Glieder vor möglichem Untergang gerettet ſcheinen. Nicht einmal für Bequemlichkeit des Gebrauchs iſt genug gethan. In Ermangelung eines die Beſtandtheile innerlich zuſammenfügenden Prinzipes löst ſich das anſcheinend Ganze vor uns in ſeine discreten Theile und Glieder auf; ſo betrachtet, ſtände heute, nach 70 Jahren, bei allen nachträglichen Bereicherungen der Leibnitz-Literatur durch Leſſing, von Murr, Böhmer, Feder, Emery und Andrer, neuerdings durch Couſin, Bylenbruck, Erdmann und den Verfaſſer dieſer Blätter, dieſe Literatur doch nur auf dem alten Punkte. Sollte auch von hier in fünfzig, in hundert Jahren wiederum ſo viel, oder noch einmal ſo viel an neuen Beiträgen dazu herauskommen, und wollte man daraus Supplementbände zu Dutens machen, oder dieſe Sammlung mit den Nachträgen wieder abdrucken laſſen, man käme nicht weiter. Man würde nicht zu der Genugthuung gelangen, zu denken, zu ſagen: wir haben eine Ausgabe von Leibnitz, wie dies bei den übrigen Heroen der neuern Zeit mit mehr oder weniger Recht geſagt werden kann. Und der Grund? Eben weil die Leibnitz-Literatur noch immer mit dem Charakter jenes Zufälligen, Prinziploſen, Precairen behaftet bliebe, was unſere Freude daran nicht recht aufkommen läßt. Gerade darin möchte der tiefere Grund des mangelnden allgemeinern Intereſſes an unſerm Objekte zu ſuchen ſeyn; es iſt ein Symptom der demſelben noch anklebenden Unwiſſenſchaftlichkeit. Es fehlt uns hier das Maaß unſers Vermögens, ja unſers Reichthums. Daher, während ein aufgefundenes Blatt von Baco, von Spinoza, ja von Geiſtern zweiten-Ranges in der civiliſirten Welt wie ein Ereigniß aufgenommen wird, bleiben die Meiſten kalt und gleichgültig, wenn ganze Lieferungen ungedruckter Sachen unſers Leibnitz angekündigt werden. Wie geſagt, daran hat jenes Zufällige Schuld, und die Wiſſenſchaft muß hier ſich ſelbſt zu Hülfe kommen.

Was muß geſchehen, um die jetzt nicht mehr abzuleugnende Schuld abzutragen? und um an das ſo eben Ausgeſprochene anzuknüpfen: wie kommen wir dahin, jenes Maaß, jene Circumferenz zu treffen, wornach wir in das ſo verwahrloſete Gebiet Ordnung bringen mögen? daß man dahin gelange, eine Ausgabe der Werke

des großen Leibnitz aufzustellen, welche der Kenner mit Genugthuung, der Patriot mit Genuß ansehe? welche geeignet wäre, als eine Grundlage zur Hervorbringung jener humanen Wirkungen zu dienen, welche wir uns von dem Geiste, der in Leibnitz's Schriften webt, versprechen dürfen?

Die Antwort dürfte seyn: man befasse sich mit unserm Heros in seiner Individualität und Totalität; denn wahrlich, er verdient es. Man wird mithin seine literarischen Erzeugnisse durchgängig auf sein Leben beziehen, beides auf einander, wie schon angegeben, in stetige Verbindung setzen. Indem man so das Leben unsers Autors richtig und vollständig beschreiben wird, wird man auch den Kreis aller seiner Schriften beschrieben haben. Das Leben Leibnitzens wird einen integrirenden Theil seiner sämmtlichen Werke bilden. Man sieht schon, daß das Ganze kein Werk ex tempore seyn wird. Gesetzt, man legte schon Hand ans Werk, so müßten, ehe es zum Drucken käme, mehrere Jahre verfließen, weil die erforderlichen kritischen Vorarbeiten zu erledigen sind, und das Vertrauen der Welt durch diese vorbereitenden Anstalten gewonnen werden soll. Man wird sich nicht ersparen dürfen, das noch so reiche und unter den Händen wachsende Material Stück für Stück, Blatt für Blatt, für die neue Ausgabe zu bearbeiten, gleichsam es zuzubereiten, auf daß es als würdiger Bestandtheil in seine Stelle eintrete. Daraus folgt schon, daß, wenn eine so weitläuftige Arbeit nach Einem Plane und in Einem Geiste verrichtet, und, was das wichtigste ist, in einer in Anschlag gebrachten Reihe von Jahren beendigt werden soll, sie nicht das Werk eines Einzelnen seyn werde; sondern daß Mehrere, Gelehrte von verschiedenen Fächern, von gleichem Eifer für das Objekt beseelt, sich in die Arbeit theilen müßten. Jetzt, was die Mittel und Quellen für dieses kritische Geschäft betrifft, so würden diesem Vereine mehrerer Gelehrten von allen liberalen Regierungen und Personen, welche Besitzer von noch unedirten oder selten gewordenen Druckschriften von Leibnitz sind, dieselben, gleichsam wie zu einem allgemeinen Depot, anvertraut werden. Der Gesichtspunkt müßte vorwalten, und bei der Aufnahme der einzelnen Stücke den Ausschlag geben, daß es sich um Stiftung einer ganz Europa interessirenden Monumentalausgabe, nicht etwa um Befriedigung relativer Bedürfnisse, etwa des Unterrichts oder persönlicher

Bildung handle. In das Einzelne hier näher einzugehen, möchte unſtatthaft ſeyn. Ich erlaube mir jedoch die Bemerkung, daß bei dieſem Unternehmen, wo Sprachkritik das erſte Erforderniß bildete, wegen des reichen Beſtandtheils franzöſiſcher Schriften, wenn auch, wie zu hoffen ſteht, Deutſche des Ganzen ſich annehmen, wenigſtens Ein franzöſiſcher Gelehrter hinzugezogen werden müßte.

Setzen wir das Material vollſtändig herbeigeſchafft, geſichtet, kritiſch bearbeitet und für den Druck bereit, alsdann wird es Zeit ſeyn, über die Eintheilung und Anordnung, über Zahl, Stärke, Form der Bände u. ſ. w. ſich zu verſtändigen. Sollte dieſer zweite Theil des Geſchäfts auch erſt binnen hier und ſechs Jahren, wenn wir die zweihundertjährige Wiederkehr des Geburtstags von Leibnitz feiern werden, gehörig vorbereitet ſeyn, ſo wäre dies, dünkt mich, weder zu früh, noch zu ſpät.

Dr. Guhrauer.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin hat die Herren Gutzkow und den Herzog von Luynes zu ihren auswärtigen Mitgliedern ernannt.

Universitäten.

Nach einer in öffentlichen Blättern bekannt gewordenen statistischen Uebersicht der preußischen Universitäten hat die Zahl der Theologen, Juristen und Cameralisten seit zehn Jahren beinahe sich um die Hälfte vermindert, während die der Mediciner und Philosophen sich ansehnlich vermehrte. Das Verhältniß ergibt sich aus folgenden Zahlen noch deutlicher.

	1829	1839.
Im Ganzen studirten auf den preuß. Universitäten	6097	4566
Darunter Inländer	4922	3739
Ausländer	1175	799
Von diesen studirten:		
Evangelische Theologie	2102	1168
Katholische Theologie	881	691
Jurisprudenz und Cameral	1043	1044
Medicin	813	909
Philosophie	878	854

Berlin. Die Zahl der immatrikulirten Studirenden betrug während des Sommersemesters 1837; von denen 256 Theologie, 447 Jurisprudenz, 404 Medicin, und 289 Philosophie studirten.

Während dieses Semesters, nämlich vom 27. April bis 17. Oktober 1840 fanden bei der Universität im Ganzen 94 Promotionen statt, nämlich 89 in der medicinischen und 5 in der philosophischen Fakultät.

Die Gesammtzahl der Lehrer beträgt 96 Ordinarii, 43 Extraordinarii, 35 Privatdocenten, nebst 6 Lehrern der neuern Sprachen und der Künste, wobei jedoch ein freiwillig lehrender Professor einer andern Universität und 8 lehrende Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften noch nicht eingerechnet sind. — Habilitirt haben sich während des letzten Rectoratsjahrs die Doctoren Gneiß und Heidemann in der juristischen, und die Doctoren Dönniges, Erichson, Höfers, Marchand und W. Schmidt in der philosophischen Facultät. Zu außerordentlichen Professoren wurden der Privatdocent Dr. Ideler und Dr. Franz, und die außerordentlichen Professoren Casper, Ehrenberg und Ohm zu ordentlichen Professoren ernannt. Verloren hat die Universität durch den Tod die geheimen Medicinalräthe und Professoren Dr. von Gräfe und Rust und den Professor Dr. Meyen; Professor Dronsen und Privatdocent Dr. Henle folgten einem auswärtigen Rufe.

Es iſt ein Lehrſtuhl für die neugriechiſche Literatur errichtet worden, während ſchon früher Dr. Schott für die moesiſchen Sprachen und Dr. Petermann für die armeniſche Sprache zu außerordentlichen Profeſſoren ernannt wurden. Der Lehrſtuhl für die neugriechiſche Sprache iſt dem um Entzifferung und Erklärung der griechiſchen Inſchriften verdienten und bekannten Gelehrten, Dr. Joh. Franz, nebſt der Profeſſur für claſſiſche Philologie übertragen worden, der das vom Profeſſor Böckh angefangene große Corpus Inscriptionum graecarum fortſetzt.

Zum Rector wurde für das neue Studienjahr von 1840/41 der geheime Medicinalrath und Profeſſor Dr. Lichtenſtein erwählt und vom König beſtätigt.

Bonn. Die philoſophiſche Fakultät der Univerſität hat aus Veranlaſſung der Geburts- und Huldigungsfeier dem Regierungsrath Bruggemann in Berlin, die juriſtiſche Fakultät dem Gerichtspräſidenten Metteler in Arnsberg, dem geheimen Juſtizrath Schlüter in Münſter, dem Präſidenten Wurzer in Koblenz und dem Juſtizrath Lanz in Köln, die katholiſch-theologiſche Fakultät dem Profeſſor der Theologie zu Trier, Licent. Roſenbaum, das Doctordiplom ertheilt.

Der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. Laſſen iſt zum ordentlichen Profeſſor der altindiſchen Sprache und Literatur ernannt worden.

Profeſſor J. M. Arndt hat am 19. Oct. das Rectorat der Univerſität übernommen.

Erlangen. Dr. Stahl, ordentlicher Profeſſor der Rechte, hat einen Ruf nach Berlin erhalten, um die durch den Tod des Profeſſor Ed. Gans erledigte Stelle zu erſetzen, und ihn angenommen, weil er in Berlin über Staatsrecht leſen ſoll, was in ſeiner bisherigen Stellung ihm unterſagt war.

Freiburg. Die ordentlichen Profeſſoren Dr. Arnz und Dr. Perleb haben den Charakter eines Hofraths erhalten; der Privatdocent Dr. Hecker iſt zum Aſſiſtenten der chirurgiſchen Klinik und zum außerordentlichen Profeſſor ernannt worden; dem ordentlichen Profeſſor Dr. Schwörer iſt neben der Lehrkanzel der Geburtshülfe die Direction der chirurgiſchen Klinik übertragen worden, mit der Verbindlichkeit, Vorträge über chirurgiſche Operationslehre zu halten.

Die Profeſſoren von Rotteck und Welker ſind von der großherzoglich badiſchen Regierung wieder ermächtigt worden, als Lehrer an der Univerſität in Thätigkeit zu treten.

Göttingen. Die für das Wintersſemeſter angekündigten Vorleſungen ſind im Vergleich mit andern Jahren, beſonders in der philoſophiſchen Fakultät, ungewöhnlich arm. Die Zahl der Privatdocenten mehrt ſich, namentlich haben ſich vier nun der verwaiſten Fächer zum Theil angenommen. Dr. Unger und Dr. Wolff werden über deutſches Privatrecht, Dr. Roſcher über Nationalökonomie und Finanzwiſſenſchaft, Dr. Waypäus über allgemeine Geographie leſen.

Die Zahl der Studirenden ſcheint im Steigen, es waren im Beginn des Winterhalbjahrs faſt 700 ſchon immatrikulirt.

Heidelberg. Nach dem amtlichen Verzeichniſſe der Studirenden betrug ihre Zahl im verfloſſenen Sommerhalbjahr 658, unter denen im Ganzen 11 Theologen (9 In- und 2 Ausländer) und 82 Philologen und Philoſophen (19 Aus- und 4 Inländer, doch ſind von dieſen mehrere zu den Theologen zu rechnen, da die Philologen in Baden auch fähig ſeyn müſſen, Pfarrämter zu übernehmen). Mitglieder des evangeliſchen Seminars ſind 4 genannt.

Dr. Ludwig Fred, früher Docent der Jurisprudenz an der Hochſchule zu Bern, iſt nach Heidelberg berufen worden, um über franzöſiſches Civilrecht und badenſches Landrecht zu leſen.

Jena. Die Anzahl der jungen Aerzte wächſt im Großherzogthum ſo an, daß die Obermedicinalbehörde angefangen hat, gerichtliche wundärztliche Stellen promovirten Aerzten zu übertragen.

Leipzig. Durch ein Miniſterialreſcript iſt die Ertheilung der venia legendi an der Univerſität der einzelnen Fakultäten beſchränkt worden.

Dem Profeſſor der Medicin Dr. E. H. Weber iſt außer der zeither von ihm bekleideten Profeſſur der Anatomie auch noch die der Phyſiologie übertragen, und dem außerordentlichen Profeſſor der Medicin Dr. J. Radius eine ordentliche Profeſſur der Pathologie, ſo wie dem Proſector des anatomiſchen Theaters Dr. E. H. Weber eine außerordentliche Profeſſur der Medicin verliehen worden.

Dem von Göttingen übersiedelten Hofrath Albrecht iſt die ordentliche Profeſſur des deutſchen Rechts an der Univerſität übertragen worden.

Profeſſor Drobiſch hat vom 1. November das Rectorat der Univerſität für 1860/61 angetreten.

Roſtock. Die theologiſche Fakultät der Univerſität hat dem Profeſſor am Johanneum in Roſtock, Dr. ph. Cornelius Müller propter magna merita scholastica et insignem eruditionem theologicam die theologiſche Doctorwürde honoris causa ertheilt.

Dr. Krabbe in Hamburg iſt an die Univerſität berufen und bereits nach Roſtock abgegangen.

Tübingen. Der Domainenrath K. Knaus zu Amorbach iſt als Profeſſor der Land- und Forſtwirthſchaft an die Univerſität berufen.

Wien. Ritter von Hetzer, Dr. med., hat den Titel eines außerordentlichen Profeſſors der Cameralchemie an der Univerſität erhalten.

Würzburg. Der bisherige Privatdocent an der Univerſität, Dr. Fr. Reuß, iſt zum außerordentlichen Profeſſor der deutſchen Philologie ernannt.

Kirche.

Im Franziskanerkloſter in Würzburg wird ein Knabenſeminar, ähnlich dem in Aſchaffenburg errichtet werden, deſſen Beaufſichtigung und doctrinelle Leitung den Religioſen des Kloſters übergeben wird.

Am 5. Juni fand die feierliche Einſetzung des bisherigen Priors Pater Georg Scherr als Abt des zur Abtei erhobenen Benediktinerſtiftes Metten ſtatt, wobei die Urkunde über die von Sr. Maj. dem König von Bayern dem Stift zugewendete Schenkung von 50,000 fl. vorgeleſen wurde.

Die regierenden Fürſten Reuß jüngerer Linie haben den zeitherigen Regierungs- und Conſiſtorialrath Dr. Bretſchneider zum Kanzler, Regierungs- und Conſiſtorialpräſidenten, ſo wie zum Chef der gemeinſchaftlichen Landesadminiſtration in Gera ernannt.

Um den Geiſtlichen eine unabhängigere Stellung zu ihren Pfarrkindern zu verſchaffen, hat die königlich ſächſiſche Regierung angefangen, den geiſtlichen Decem und andere Naturalentrichtungen für Schullehrer und Geiſtliche abzulöſen.

Die vom Grafen von Zinſendorf im Iſenburgſchen errichtete Colonie ſeiner Glaubensgenoſſen beſteht daſelbſt unter dem Namen der „Inſpirirten“ immer noch fort und bildet eine Gemeinde von 18—1900 Köpfen.

In Hameln hat ſich ein Verein gebildet, um die faſt tauſendjährige Münſterkirche des heiligen Bonifacius, welche ſeit 1809 als Militärmagazin gedient hat, wieder herzuſtellen und ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückzugeben.

Schule.

Durch eine königlich preußiſche Verordnung vom 29. Februar 1860 wird den Superintendenten und Kreisſchulinſpektoren beſondere Sorge für die heranwachſende Jugend empfohlen, um ihre ſittliche Verwahrloſung im Keim zu verhüten. Daher wird namentlich anbefohlen theils genaue Controle über die Sitten der Eltern und Dienſtherren zu führen, unehelichen Kindern rechtſchaffene Vormünder zu beſtellen, offenbar ſchlechten Eltern die Erziehung ihrer Kinder zu nehmen und dieſe in beſſere Familien oder guten Anſtalten unterzubringen und nicht zu erlauben, daß die Kinder zum Viehhüten gebraucht werden.

Die vor vier Jahren in Siegen (Rheinprovinz) errichtete höhere Bürgerſchule hat ſich in der Zeit ſo erweitert, daß noch ein Lehrer nöthig wurde, wozu Sr. Maj. der König von Preußen den bisherigen Zuſchuß von jährlich 1000 Thlr. aus dem Staatsfonds um 200 Thlr. erhöht hat.

Nach der Chronik der Akademie der Künſte in Berlin beträgt die Zahl der Schüler der Akademie aller Lehrabtheilungen 337. Die unter Aufſicht des akademiſchen Senats ſtehende Kunſt- und Gewerbſchule zählt in 19 Abtheilungen 1191 Schüler; die ebenfalls unter ihrer Aufſicht ſtehenden Provinzialſchulen enthalten zuſammen 1296 Schulen.

Fürſt Otto Victor von Schönburg hat zur Errichtung eines Schullehrerſeminars dem Staate (Königreich Sachſen) ein Gebäude mit Garten zu Altſtadt-Waldenburg unentgeltlich überlaſſen und zur Begründung und Unterhaltung der Anſtalt eine Summe von 40,000 Thlr. beſtimmt.

Die königlich sächsische Regierung hat eine Pensionskasse für die Wittwen und Waisen der Lehrer an den evangelischen Schulen angeordnet. Das Grundkapital bildet einen Fonds von 108,700 Thlr., erwachsen aus der durch Auflösung der Seminarien disponibel gewordenen Einlagekasse des vormaligen Seminariums zu Leipzig (10,000 Thlr.); aus der Stiftung des vormaligen Dresdner Superintendenten Dr. Joh. Carl Am Ende (30,000 Thlr.); aus der die Casse der Pensionscollectengelder, zur Unterstützung bedürftiger noch im Amte stehender und emeritirter Lehrer und ihrer Hinterlassenen bestimmt (51,000 Thlr.), und aus zwei Dritteln der für Dispensationen in Ehesachen erhobenen und seit 1. Jan. 1837 für diesen Zweck zurückgelegten Beträge (6700 Thlr.). Außerdem zahlen die Mitglieder nach Verhältniß ihrer Einkünfte beim Eintritt 4 oder 2 Thlr.; bei jeder Beförderung 2 oder 1 Thlr., und jährlich 8, 4, 2 oder 1 Thlr. Die Staatskasse schießt jährlich 3000 Thlr. zu und garantirt den etwaigen Mehrbedarf. Die Mitglieder sind in zwei Classen getheilt, je nachdem zu ihren Stellen akademische Bildung nöthig ist oder nicht. In der ersten erhält, wie bei den Geistlichen, jede Wittwe jährlich 60, jede Waise bis ins 18. Jahr (nach Befinden länger) 12 Thlr.; in der zweiten die Wittwe 30, jede Waise 6 Thlr. Die Pensionen können auch im Auslande verzehrt werden.

Die polytechnische Schule in Karlsruhe hat eine so bedeutende Frequenz gewonnen, daß Neubauten nöthig werden, um den erforderlichen Raum zu gewinnen.

Gemäß einer Verordnung des großherzoglich badenschen Ministeriums des Innern ist das Pädagogium in Offenburg und Lahr zu einem Gymnasium erhoben und damit eine vollständige höhere Bürgerschule mit einem fünfjährigen Curs in 4 Classen, deren oberste 2 Abtheilungen enthält, verbunden worden.

Aus dem vor kurzem erschienenen 2. Jahresberichte über das jüdische Waisenerziehungs-Institut in Berlin von Baruch Auerbach geht hervor, daß diese Anstalt, welche bei ihrem Entstehen nur vier Waisen aufnehmen konnte, jetzt deren 25 verpflegt und ein unantastbares Vermögen von 17,738 Thlr. 27 Sgr. gesammelt hat, das ihr eine feste Begründung sichert.

Literatur.

Professor Haase in Breslau machte in der Versammlung der deutschen Philologen in Gotha den Vorschlag, daß sich ein Verein bilden solle, um 1000 — 1500 Thlr. durch Geldbeiträge zusammenzubringen, damit zwei junge Philologen die besten Handschriften in den verschiedenen Bibliotheken vergleichen könnten. Zur Ausführung dieses Vorschlags wurden von der Versammlung die Professoren Haase, Waitz in Tübingen, Ritschl in Bonn, Bachmann in Berlin, Thiersch in München erwählt, und bereits bedeutende Summen unterzeichnet.

Professor Lanz aus Gießen befindet sich in Brüssel, um in dasigen deutschen Archiven Dokumente aus der Zeit der Reformation, Hessen betreffend, aufzusuchen.

Als ein erstes Lebenszeichen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg bemerken wir eine kleine, doch ausgezeichnete Monographie unter dem Titel: „Ueber die Hülfe brandenburgischer Ritter zur Beseitigung eines im Jahre 1434 entstandenen Aufruhrs in Verona," von dem kön. preuß. wirklichen geheimen Regierungsrath rc. Gustav Adolf von Tschoppe, neu abgedruckt aus dem ersten Bande der von der Gesellschaft herausgegebenen „Märkische Forschungen."

In dem nahe bei Merseburg liegenden Dorfe Teudiz hat der Mädchenschullehrer Meidhardt eine unter der Aufsicht des Geistlichen stehende Lesebibliothek gegründet, durch welche Bücher in Umlauf gebracht werden sollen, welche nützliche Belehrung gewähren, herrschende Irrthümer verdrängen und christlichen Wandel nähren. Insbesondere sollen die Ritter-, Räuber- und Mördermomane allmählig beseitigt werden. Der Ertrag fließt der Schuldbibel-Kasse zu.

Ihre Maj. die Kaiserin von Rußland hat dem Privatdocenten an der Universität in Berlin Dr. Ferdinand Müller für die Ueberreichung seines Werkes, „Historisch geographische Darstellung des Stromsystems der Wolga" einen werthvollen Ring zustellen lassen.

Der Hofrath und Professor Dr. Baumgärtner in Freiburg hat von Sr. Majestät dem König von Preußen, in Anerkennung seiner durch sein neuestes Werk „Die Krankenphysiognomik" um die Wissenschaft erworbenen Verdienste, die große goldene Medaille der königl. Akademie der Wissenschaften erhalten.

Dem Vereine der deutschen Naturforscher und Aerzte hat in ihrer zu Erlangen gehaltenen Versammlung Dr. Koch aus Jena eine große Specialkarte der Länder des Kaukasus vorgelegt, die er als Frucht seines dreijährigen Aufenthalts in diesen Gegenden mitgebracht hat.

Der Senat der freien Stadt Hamburg hat dem Herrn W. L. Meder für die Ueberreichung ſeiner Geſchichte von Hamburg in Anerkennung ſeiner verdienſtvollen Arbeit eine große goldene Denkmünze zuſtellen laſſen.

Kunſt.

Se. Majeſtät der König von Bayern hat das Verbot vom 29. März 1834, an öffentlichen Orten Malereien durch Künſtler ausführen zu laſſen, deren Meiſterſchaft noch nicht hinreichend erprobt iſt und welche durch Vermittlung der Akademie die höchſte Bewilligung noch nicht erlangt haben, unter Androhung von Strafen wiederholt.

In der Verſammlung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins in Berlin vom 19. September legte Profeſſor Rauch eine Anzahl Gypsabgüſſe der in den Gräbern von Kertſch in der Krimm in neueſter Zeit aufgefundenen Urnen und Schmuckſachen vor, die er von einem Ausflug nach St. Petersburg mitgebracht hat, und welche für die Kunſtgeſchichte und die bildende Kunſt gleich wichtig ſind, da mehrere dem Phidias und der äginetiſchen Schule anzugehören ſcheinen.

Gleich intereſſant ſind die Textſchriften, welche in St. Petersburg die Malvaneyſtalt gemacht hat, von denen Hr. Profeſſor Rauch mehrere Statuetten, Urnen und Reliefs von der Arbeit des Bildhauers Halenberger und des Mechanikus Hamburger dem Verein vorlegte. Von bewunderungswerther Zartheit war eine auf einem Blatte ſich ſonnende Eidechſe, die über das Thier ſelbſt geformt worden war.

Se. königl. Hoheit Prinz Albert, Gemahl der Königin von England, hat dem Profeſſor Dr. Breitenſtein in Bonn, der dem Prinzen in der muſikaliſchen Compoſition Unterricht ertheilte, als beſondere Anerkennung ſeiner Bemühungen eine goldene Tabatière überſchickt.

Ein Herr Dehn in Berlin hat die Ouverture herausgegeben, welche Friedrich der Große zu dem italieniſchen Schäferſpiel il re pastore componirte, und die 1763 am 3. Aug. in der Orangerie zu Charlottenburg vor dem verſammelten Hofe aufgeführt wurde.

Der Orgelvirtuoſe Jul. Kattenfeldt, erſt kürzlich zum Organiſten in Klausthal im Harzgebirge gewählt, iſt von Se. Maj. dem König von Dänemark als Organiſt an die Domkirche von Schleswig berufen worden.

Preßangelegenheiten.

Das neue Stempelgeſetz, welches die Prager Zeitung vom 1. September publicirt hat, verfügt unter anderm, daß jede Zeitung, die in den öſterreichiſchen Staaten erſcheint und jede, welche aus dem Auslande hereingebracht wird, und politiſche Tagesgeſchichte enthält (mit Ausnahme derjenigen Blätter, welche im Gepäck der Reiſenden aus dem Auslande gebracht werden, über ein halbes Jahr alt und einzelne Stücke, alle Makulatur ſind) einen Stempel empfangen müſſen, der für die inländiſchen, aus weniger als einem ganzen Bogen beſtehenden Zeitungen 1 kr., für die inländiſchen, die mehr als einen Bogen füllen und für die ausländiſchen unter einem Bogen 2 kr., und für die ausländiſchen, welche mehr als einen Bogen einnehmen, für jedes Exemplar 3 kr. beträgt. Die Zeitungsverleger der im Inlande erſcheinenden Zeitungen müſſen ungeſtempeltes Papier zum Druck nehmen und die Blätter dann zur Stempelung liefern. Die im Auslande oder dem ſtempelfreien Inlande erſcheinenden Zeitungen werden entweder von den Poſtämtern vor ihrer Verſendung zur Stempelung gebracht, oder von den Gränzzollämtern, bei welchen ſie zur Einfuhr anzumelden ſind, unter amtlichen Beſchluß gelegt und mit Beobachtung der für die Ausweiſung ausländiſcher unverzollter Waaren gegebenen Beſtimmungen an das Stempelamt des Bezirks, für den ſie beſtimmt ſind, zur Stempelung angewieſen.

Denkmale.

Se. Majeſtät der Kaiſer von Oeſterreich hat für das Hermanns-Denkmal 1000 fl. unterzeichnet.

Der jetzige Beſitzer der Burg Lichtenſtein, Graf Wilhelm von Württemberg, hat dem Dichter Wilhelm Hauff daſelbſt ein einfaches Denkmal errichten laſſen. Auf einem jener ſäulenartigen Felſenzacken, die am äußerſten Rande des Berges hervorragen, erhebt ſich ein ſchlanker Altar an deſſen Kranze man die einfache Inſchrift „Hauff“ lieſt.

Das für den Donaumainkanal bestimmte Denkmal wird sich unweit Erlangen auf einer hohen Terrasse erheben, die sich unmittelbar an der Stelle befindet, wo der Kanal die Regnitz aufnimmt. Es wird eine schöne Gruppe aus feinem Sandsteine bilden und aus Schwanthalers Meisterhand hervorgehen. Die Donau mit dem jugendlichen Main gießen aus Urnen einen Strom Wasser zusammen. Vater Rhein reicht ihnen die Hand und der Handel und die Schifffahrt mit ihren Emblemen reihen sich an die Gruppe an. Die lateinische Inschrift besagt, daß die Verbindung der Donau und des Rheins, welche Karl der Große vergebens versucht, von Ludwig I. von Bayern ausgeführt worden.

Auf der Stelle, wo 1631 Gustav Adolf vor der Schlacht bei Breitenfeld Musterung hielt und wo 1813 vor der Schlacht bei Dennewitz das schwedische Heer lagerte, in der Nähe von Görlitz, ist ein Denkmal errichtet worden.

Zu Hilgenbach im Kreise Siegen (Westphalen) ist eine Gesellschaft zusammen getreten, um Jung-Stillings ein Denkmal zu errichten, wozu am 12. Sept. in der Nähe der Kronprinzen-Eiche bei Zäpel an der Wittgensteiner Straße, wo der Dichter vor 100 Jahren geboren wurde, feierlich der Grundstein gelegt wurde. Das Denkmal ist nach einer Zeichnung des Professor Rauch gefertigt. Der Verein ladet die Freunde und Verehrer des Verewigten zur Theilnahme ein, indem der Ueberschuß der Beiträge für arme Blinde verwendet werden soll.

Stiftungen.

Der verewigte König von Preußen hat der Stadt Breslau ein Legat von 10,000 Thlr. bestimmt, das zinsbar angelegt für alle Zeiten als eine selbstständige milde Königsstiftung für die Stadt unzersplittert erhalten und von dessen Zinsen verschämte Arme der Stadt ohne Unterschied der Religion und Confession Unterstützung erhalten sollen. Die Vertheilung erfolgt jährlich am 7. Juni, dem Todestage des königlichen Stifters, die Aufsicht führt ein aus zwei Magistratsgliedern und zwei Stadtverordneten bestelltes besonderes Curatorium.

Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Marianne, Gemahlin Sr. königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen, Oheims Sr. Maj. des Königs, hat dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz die Summe von 150 Thlr. zum Besten der Schule zu Rolandswerth überwiesen und dieselbe die nähere Bestimmung des Geschenks überlassen; worauf er bestimmt hat, daß das Capital für ewige Zeiten gegen sichere Zinsen und unter dem Namen „Mariannen-Stiftung" aufbewahrt und die Zinsen theils zur Anschaffung von Unterrichtsmitteln für arme Kinder, theils zur Bezahlung des Schulgeldes für Kinder armer Eltern aus Rolandswerth verwendet werden sollen.

Der am 6. Sept. verstorbene Bischof zu Hildesheim, Franz Ferdinand, hat die schlecht dotirt gewesene Dom- und Pfarrkirche zu Hildesheim zur Universalerbin seines zu 60,000 Thlr. angeschlagenen Vermögens eingesetzt, in dessen vollen Genuß sie nach dem Ableben zweier armer unverehlichter Verwandtinnen des Bischofs treten wird.

Nach einem im Aachner Regierungsblatte bekannt gemachten Verzeichniß sind im ersten und zweiten Quartal des Jahres 1840 von der königl. Regierung an 16,300 Thlr. 4 Sgr. 7 Pfg. für kirchliche Anstalten jenes Regierungsbezirks an Schenkungen oder Vermächtnissen bestätigt worden.

Zur Erinnerung an die Huldigungsfeier wurde in Görlitz durch die Stadtverordneten eine Stiftung unter dem Namen „Friedrich Wilhelms Stiftung" beschlossen, wozu sie 5000 Thlr. bestimmten; der Bürgermeister Demiani fügte dieser Summe noch 100 Thlr. und der Kommerzienrath G. Gevers 500 Thlr. hinzu. Die Zinsen der Summe sind bestimmt, in einem Theile zu Stipendien für die dem hiesigen Kommunalverbande angehörenden Schüler der höheren Bürgerschule, in einem andern Theile zur Unterstützung solcher Schüler, welche nach dem Abgang von dieser Schule sich der höhern gewerblichen Ausbildung widmen, und mit einem dritten Theile zu wöchentlichen, so weit nöthig mit Experimenten verbundenen Vorträgen während des Winterhalbjahrs für hiesige Gewerbetreibende über alle zur wissenschaftlichen und praktischen gewerblichen Ausbildung gehörige Gegenstände, vorzugsweise in specieller Anwendung auf die einzelnen Gewerbe.

In Grüneberg wurde zur Feier desselben für Preußen festlichen Tages mit einem Fonds von 10,000 Thlr. eine höhere Realschule gegründet, welcher Stiftung der Name Sr. Maj. des Königs beigelegt werden soll.

In Naumburg ist zum Andenken an die Huldigungsfeier von der Stadtbehörde eine Bürgerrettungsanstalt mit einem Fonds von 10,000 Thlr. gegründet worden.

Die verstorbene Maria Theresia Neumann zu Freiburg im Breisgau hat verschiedenen Gemeinden die Summe von 12,200 fl. 46 kr. zu milden Zwecken legirt, was von der großherzogl. badenschen Regierung die Bestätigung erhalten hat.

Die jüdiſche Gemeinde zu Berlin hat zum Gedächtniß der Huldigung ein Hoſpital für alte und ehrenwerthe Mitglieder ihrer Gemeinde gegründet, zu deſſen Errichtung und Unterhaltung auf dem Wege der Subſcription in Berlin in wenigen Tagen eine Summe von mehr als 15,000 Thlr. zuſammengebracht wurde.

Nach dem vor Kurzem erſchienenen 20ſten Jahresbericht des „Martinsſtiftes“ in Erfurt beträgt die Geſammteinnahme von der Gründung bis jetzt 51,076 Thlr., von welcher Summe ein Kapital von 22,000 Thlr. auf Zinſen ausgeliehen iſt. In dieſer Zeit von 20 Jahren ſind überhaupt 890 Zöglinge aufgenommen worden, von denen 589 mit Zufriedenheit zu verſchiedenen Gewerben entlaſſen wurden, 150 ſind früher ausgetreten, ehe ſie ſich einem Berufe widmen konnten, und 71 haben als unverbeſſerlich aufgegeben und entfernt werden müſſen. Außerdem ſind noch 1210 Gewerbſchüler geſpeiſt und 1196 Kinder mit Kleidern, Büchern ꝛc. unterſtützt worden.

Vereine.

Der Verein für Alterthumskunde und naſſauiſche Geſchichte in Wiesbaden, entwickelt unter dem Präſidium des Regierungspräſidenten Möller eine ungewöhnliche Thätigkeit. Im vorigen Jahre wurden die Fundamente des Römerkaſtells, welches auf dem Hügel liegt, an deſſen Fuße Wiesbadens heiße Quellen entſpringen, vollkommen aufgedeckt. Die Zahl der Mitglieder hat ſich anſehnlich vermehrt und die Sammlung der Alterthümer iſt durch herrliche Acquiſitionen bereichert worden. Vom Staate erhält der Verein einen namhaften jährlichen Beitrag.

Nach dem am 25. Juli in der Generalverſammlung des Kunſtvereins für die preußiſchen Rheinlande und Weſtphalen, unter dem Präſidium des Oberprokurators Schnaaſe, vorgeleſenen Verwaltungsbericht, zählte der Verein 3748 Aktionäre mit einem Jahresbeitrage von 18,740 Thlr. Statutenmäßig ſoll ein Viertel dieſer Einnahme, nach Abzug der Koſten, für die Verwaltung und die Vereinsblätter zu öffentlichen Zwecken verwendet werden. Der aus dieſem Abzuge gebildete Fonds, der bereits einen Beſtand von 11,000 Thlr. hat, wird, nach den im vorigen Jahre getroffenen Verfügungen, theils zur Ausſchmückung des Kaiſerſaales im Römer zu Frankfurt am Main verwendet, wo der Verein die Ausführung der Portraits der deutſchen Kaiſer aus dem fränkiſchen Hauſe übernommen und in Beſtellung gegeben; theils zu Zuſchüſſen, um die Koſten zur Ausſchmückung mehrerer Kirchen zu decken; auch ſind Verhandlungen mit der Stadt Aachen angeknüpft, um den dortigen Rathhausſaal mit großen Fresken aus dem Leben Karls des Großen zu ſchmücken.

Die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte zu Erlangen, welche über 300 Mitglieder zählte, iſt durch den Beſuch des Profeſſor Olympios aus Athen geehrt worden, der, von der Univerſität Griechenlands abgeſendet, über die naturwiſſenſchaftlichen und mediciniſchen Beſtrebungen und bisherigen Leiſtungen jenes Landes nähere Auskunft zu geben und eine engere Verbindung mit dem wiſſenſchaftlichen Deutſchland einzuleiten hat. Unter den aufgeſtellten Sammlungen ſind beſonders zu erwähnen die mineralogiſch-geognoſtiſche Aufſtellung der Mineralien und ſonſtigen Ausgrabungen, welche der Ludwigskanal bisher ergeben und eine vom Profeſſor Dr. Martius (Bruder des berühmten Reiſenden) ſchon ſeit längerer Zeit auf eigne Hand mit bedeutenden Koſten und großen perſönlichen Anſtrengungen errichtete Sammlung pharmakognoſtiſch-pharmaceutiſcher Gegenſtände von ausgezeichneter Vollſtändigkeit.

Am 8. und 9. Sept. hielt der Apothekerverein in Norddeutſchland in Leipzig ſeine Generalverſammlung, welche in der öffentlichen Sitzung am 8. über 200 Theilnehmer an wirklichen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern, Gönnern und Freunden der Anſtalt zählte, und vom Oberdirektor des Vereins, Hrn. Hofrath Dr. Brandes, mit einer Rede und einem Bericht über den erfreulichen Zuſtand des Vereins eröffnet, und durch einen Beſuch Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Johann von Sachſen beehrt wurde. Der Verein zählt jetzt mehr als 1000 wirkliche Mitglieder.

Sämmtliche Bezirksärzte in Sachſen ſind zu einem Verein zuſammengetreten, deſſen Mittelpunkt Dresden und deſſen Zweck ſchnellere Mittheilung und die Herausgabe eines Journals im Kreiſe ihrer Geſchäftsthätigkeit ſeyn ſoll.

In Zwickau hat ſich ein Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften gebildet. Der Kirchen- und Schulrath Dr. Döhner iſt proviſoriſch zum Director des Ausſchuſſes erwählt worden. Unter den Mitgliedern des Ausſchuſſes bemerkt man mehrere Staatsbeamten, Geiſtliche, Stadträthe und achtbare Bürger. Der Verein ſucht für ärmere und iſolirt liegende Ortſchaften das zu erreichen, was die in neuerer Zeit, vorzüglich von dem Rentamtmann Ritter Preußer angeregte Idee zur Anlegung von Stadt- und Dorfbibliotheken in größern und wohlhabenderen Ortſchaften bezweckt. Der Verein zählt bereits 73 Mitglieder, die einen Geſammtbeitrag von 99 Thlr. 10 gr. unterzeichnet haben, auch iſt ihm ein Geſchenk von 100 Thlr. zugeſichert.

Diesen Sommer hat sich im Königreich Württemberg ein allgemeiner Schullehrerverein gebildet, zu dessen Vorstand Seminardirektor Riecke in Eßlingen erwählt worden. Der Verein wird sich jährlich einmal in der Centralcanz zu Eßlingen versammeln. Nur Volksschul- und Seminarlehrer können Mitglieder werden. Der Verein gedenkt eine Zeitschrift für württembergische Volksschullehrer herauszugeben.

Am 8. und 9. Oct. hatte in Essen die dritte Versammlung des Vereins der Lehrer an den gelehrten Schulen der Rheinlande und Westphalens Statt. Das Präsidium führte der dasige Gymnasialdirektor Dr. Sayal. Es kamen 89 Mitglieder zusammen, 54 aus den Rheinlanden und 35 aus Westphalen. Die gehaltenen Vorträge betrafen vornamentlich die Mathematik der verschiedenen Unterrichtsanstalten an gelehrten Schulen. Für das folgende Jahr wurde, wenn nicht die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha eine niederdeutsche Stadt zu ihrer nächsten Versammlung wählt, Düsseldorf bestimmt und der Vorsitz dem Dr. Fiedler aus Wesel übertragen.

Am 29. Sept. und die folgenden Tage wurde die dritte Versammlung des Vereins deutscher Schulmänner und Philologen unter dem Vorsitz der beiden gothaischen Philologen Fr. Jacobs und Ros gehalten, wozu Jacobs durch ein Programm discribos de re critica aliquando edendos capita duo (30 S. 4.) eingeladen hatte. Die Zahl der Versammelten war 153, worunter namentlich Hermann aus Leipzig, Thiersch, Göttling, Hand u. zu bemerken waren.

In der Provinz Sachsen hat sich ein Verein gebildet zu einer „vaterländischen Töchter-Stiftung," worin hülfsbedürftige Waisen der gebildeten Stände erzogen werden sollen. Die Mittel der Unterhaltung dieser Stiftung sollen auf dem Wege der Subscription genommen werden. Mitglied des Vereins ist Jeder, der jährlich 4 Thlr. unterzeichnet, oder 100 Thlr. im Ganzen bezahlt.

Die Versammlung der deutschen Landwirthe, die dieses Jahr in Brünn zusammenkamen, war nicht so zahlreich besucht wie die vorigjährige in Potsdam, es waren nur 600 Mitglieder gegenwärtig. Ein französischer Forstrath hatte sich auch dabei eingefunden und gestand unverhohlen die Ueberlegenheit der deutschen Landwirthschaft zu. Für das nächste Jahr ward Dobberan als Versammlungsort bestimmt. Besonders beschäftigte die Versammlung die Frage über Forstkultur, die in manchen Ländern durch den Ackerbau beeinträchtigt werde, und Fleischerzeugung, um Deutschland vor der Einfuhr desselben aus Osten zu sichern.

Am 23. Sept. wurde die Generalversammlung der märkischen ökonomischen Gesellschaft durch den Director, Hrn. Geheimen Regierungsrath Dr. Augustin, mit einer Rede über den neuesten Zustand der Oekonomie und die Fortschritte in der Ausbildung und Literatur derselben eröffnet. Der Secretär der Gesellschaft gab dann eine Uebersicht der Leistungen des Vereins im verflossenen Jahre und der der Gesellschaft gewordenen Geschenke und Vermächtnisse. Die Bibliothek ist wieder um 49 Bände und 94 Hefte bereichert worden.

Am 21. Oct. trat der Verein deutscher Wein- und Obstproducenten in Mainz zusammen, und bewährte wieder, welchen erfreulichen Erfolg diese landwirthschaftlichen Vereine für landwirthschaftliche Industrie haben. Als eine bedeutsame Thatsache dafür kann auch der Umstand sprechen, daß vor der Stiftung des Eifelvereins in Rheinpreußen keine landwirthschaftliche Zeitung erschien, und einige Jahre darauf in diesem Lande 6 verschiedene landwirthschaftliche Blätter herausgegeben wurden.

Der durch die Bemühung des Regierungspräsidenten Wißmann in Bromberg ins Leben gerufene Verschönerungsverein feierte am 4. Oct. sein achtjähriges Stiftungsfest. Er zählt jetzt 143 Mitglieder und hat auch in andern Städten des Regierungsbezirks Töchtervereine erweckt, die mit gleichem Eifer nicht allein die Verschönerung der Umgebungen ihrer Städte, sondern auch Obstkultur in weitern Kreisen befördern, deren Wirkungen für Kultivirung des Bodens schon die erfreulichsten Früchte trugen. Die Obstbaumschule in Bromberg, eine Folge des Vereins, erstreckt sich schon auf eine Fläche von 14 Morgen 125 □ Ruthen, zu deren Erhaltung und Ausbreitung der Oberpräsident Flottwell auf 5 Jahre eine jährliche Unterstützung von 150 Thlr. aus Staatsfonds zugesichert hat.

Die Leipziger Bibelgesellschaft hat in den Jahren 1836—1839 eine Einnahme von 2540 Thlr. gehabt und davon 1954 Thlr. ausgegeben; in den genannten vier Jahren wurden 2391 Bibeln und 130 Neue Testamente von der Gesellschaft in der Stadt und Diöces vertheilt.

Nach dem Bericht des Frankfurter Vereins zur Beförderung der Handwerke unter den israelitischen Glaubensgenossen belief sich die Gesammtzahl der Unterstützten im verflossenen Jahre 1839 auf 607. Von diesen gehören 230 dem Großherzogthum Hessen, 93 dem Kurfürstenthum Hessen, 79 dem Herzogthum Nassau, 35 der Landgrafschaft Hessen-Homburg, 17 dem Königreich Bayern, 53 der freien Stadt Frankfurt.

Induſtrie.

Zwiſchen der Pforte und den Zollvereinſtaaten iſt ein Handelsvertrag zu Stande gekommen.

Dem Kunſthandel ſind in Oeſterreich neuerdings namhafte Erleichterungen in Anſehung der Einfuhr zugeſtanden worden. Der Einfuhrzoll für den Centner Bücher, Muſikalien ꝛc. bleibt wie bisher 5 fl. C. M., jedoch unter der weſentlichen Vergünſtigung, daß alle artiſtiſche Beilagen zu literariſchen Werken jetzt in dieſer Abgabe begriffen ſind, während früher ein hoher Zoll beſonders für ſie bezahlt werden mußte. Der Zoll für Bilder auf Papier, Kupferſtiche, Zeichnungen ꝛc. iſt von 60 fl. auf 10 fl. herabgeſetzt worden. Eigentliche Gemälde bezahlen 5 fl. Der Ausgangszoll für alle dieſe Gegenſtände iſt 10½ kr. pr. Centner.

Nach der am 30. Juni 1838 abgeſchloſſenen Münzconvention zwiſchen dem Königreich Preußen und den ſächſiſchen Ländern, wird vom 1. Jan. 1841 eine neue mit der im Königreiche Preußen geltende übereinſtimmende Scheidemünze eingeführt werden, indem der Thaler zu 30 Silbergroſchen, der Groſchen zu 10 Pfennige ausgeprägt werden ſoll.

Die fürſtlich ſchwarzburgiſche Regierung zu Rudolſtadt hat eine Verordnung erlaſſen, nach welcher alle junge Leute, die Maurer oder Zimmerleute werden wollen, vom Lehrling bis zum Meiſter ſich einer Prüfung unterwerfen müſſen. Zu dieſem Behufe ſind ſeit längerer Zeit in mehreren Dörfern freie Zeichenſchulen eingerichtet und unterſtützt worden.

Hofrath Ohmann in Würzburg hat das Verfahren, Abdrücke in metalliſchem Kupfer auf hydro-elektriſchem Wege anzufertigen, bedeutend verbeſſert, indem er die Reinheit und Zuſammenhängigkeit des mit Waſſerſtoffgas reduzirten halbkohlenſauren Kupferoxyds und die Eigenſchaft dieſes Kupfers durch Hitze zuſammenzuſintern und die Beſchaffenheit des geſchmolzenen Kupfers anzunehmen benutzte, um in kürzeſter Zeit, nach einmal hergeſtelltem Kupfer, Abdrücke von jeder beliebigen Dicke hervorzubringen. Dieſe Abdrücke, ſind ſchärfer, da beim Erhitzen der Abdruck ſich ſtark zuſammenzieht, und das Verfahren läßt ſich nicht blos auf Körper anwenden, welche Leiter der Elektricität ſind, ſondern auf alle andere, ſelbſt organiſche.

In Gießen hat ein Belgier Charles Eugène d'Hanens aus Gent in Gegenwart der Profeſſoren Dr. Liebig und Dr. Buff und des Provinzialbaumeiſters Hoffmann einen Verſuch mit einer nach eigenthümlichen Principien conſtruirten Lampe gemacht, welche das flüſſige Oel des Steinkohlentheers vermittelſt eines Luftſtroms in Gas verwandelt, welches ein weit wohlfeileres und ſtärkeres Licht als das gewöhnliche gibt.

Preisaufgaben.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin hat als Preisaufgabe eine chemiſche Analyſe der Pflanzen aufgeſtellt, durch welche aus den den Wurzeln abgehenden Subſtanzen die Art und Weiſe nachgewieſen wird, wie die Elemente des Bodens (Kalk, Thon ꝛc.) ſich in Wachsthum der Pflanzen in ſie verwandeln. — Preis: 300 Thlr. Termin der Ablieferung der in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Abhandlungen 3. März 1841.

Die märkiſche ökonomiſche Geſellſchaft hat folgende Preisaufgaben zur Bewerbung aufgeſtellt: 1) Wie verhält ſich die Milchergiebigkeit des Wieſenheues, Kleeheues, der Kartoffeln, Oelkuchen (beide als Trank gegeben), Runkelrüben ꝛc., den Kühen gegeben, zu einander? Preis: 100 Rthlr. Termin: Ende 1840. — 2) Für die beſte Abhandlung über die Lungenſeuche und deren Entſtehung beim Rindvieh, insbeſondere durch Branntweinſchlempe. Preis: 100 Rthlr. Termin: 1840. — 3) 150 Rthlr., bis Ende 1841, für denjenigen, welcher den Nachweis führt, auf früher unkultivirtem Sandboden der Mark Brandenburg mindeſtens fünf Morgen Landes durch zweckmäßige Bewäſſerungsanlagen und Beſamung mit Futterkräutern in Kultur geſetzt zu haben. — 4) 50, 30 und 10 Rthlr. für den bis Ende Juni 1841 in der Mark Brandenburg fabricirten beſten Käſe, worüber die nähern Bedingungen im Monatsblatte des Vereins bekannt gemacht werden. — 5) Zur Ermunterung in der Läſtungsbienenzucht: für 1841 reſp. 20, 15 und 10 Rthlr.

Die k. k. mähriſch-ſchleſiſche Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde hat folgende Preisaufgabe geſtellt: „Eine Ueberſicht des Fortſchrittes der landwirthſchaftlichen Kenntniſſe, ihrer praktiſchen Anwendung und naturwiſſenſchaftlichen Begründung ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Schluſſe des Jahres 1840, ſowohl in als außerhalb Deutſchland.“ Preis: eine goldne Medaille und 1000 fl. C. M. Termin: Ende December 1841. Die gekrönte Preisſchrift bleibt zwei Jahre lang, von der Bekanntmachung der Preiszuerkennung an gerechnet, das unbeſchränkte Eigenthum der Geſellſchaft. Die Schrift ſoll 9 groß Octavbände nicht überſchreiten.

Die Société des Sciences, des Arts et des Lettres im Hennegau hat folgende Preisaufgaben zur öffentlichen Bewerbung ausgeſchrieben: 1) Déterminer la proportion à établir

entre la profondeur des puits d'extraction des mines de houille et la longueur des galeries d'allongement (voies de traînage), dans le but d'apprécier le résultat économique de cette proportion pour les divers cantons houillers de la province où le prix de la main d'œuvre est différent, savoir: le Borinage ou couchant de Mons, les charbonnages du centre (Houdeng et Morimont) et l'arrondissement de Charleroi. — Für 1841: Donner une analyse chronologique des lois, ordonnances et réglements qui, depuis l'an 1200 jusqu'à l'invasion française, ont régi les diverses localités qui composent aujourd'hui la province de Hainaut.

Die königliche Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris hat für das Jahr 1842 folgende Preisfragen zur öffentlichen Beantwortung gestellt:

Recherches: 1) Quels sont les modes de loyer ou d'amodiation de la terre actuellement en usage en France? 2) A quelles causes tiennent les différences qui subsistent entre ces modes de loyer et les changements qu'ils ont éprouvés? 3) Quelle est l'influence de chacun de ces modes de loyer sur la prospérité agricole. Preis: 1500 Fr.

Tracer l'histoire du droit de succession des femmes dans l'ordre civil et dans l'ordre politique chez les différents peuples de l'Europe au moyen-âge. Preis: 1500 Fr. Zeit der Einsendung beider Fragen, deren Beantwortung in lateinischer oder französischer Sprache Statt finden kann, ist bis zum 30. September 1841.

Der von Hrn. Baron Felix v. Beaujour gegründete und je nach fünf Jahren zu vertheilende Preis von 5000 Fr. ist auf die beste Bearbeitung der Frage gesetzt: Quelles sont les applications pratiques les plus utiles que l'on pourrait faire du principe de l'association volontaire et privée au soulagement de la misère? und wird 1843 bestimmt werden. Die Arbeiten, französisch oder lateinisch, und portofrei, sind bis zum 30. September 1843 an das Secretariat des Instituts einzusenden.

Die Société libre d'émulation in Rouen hat für die beste Denkschrift über einen Plan, die Wasser der Seine in alle Theile der Stadt zu leiten (sur un projet d'établissement pour amener les eaux de la Seine dans tous les quartiers de la ville), den Preis von einer goldnen Medaille im Werth von 300 Fr. ausgesetzt. Postfrei einzuliefern bis zum 15. April.

Die königliche Akademie der Künste und Wissenschaften in Rouen hat folgende Preisaufgaben zur freien Beantwortung gestellt: 1) Apprécier les résultats que peuvent avoir sur la santé des ouvriers des deux sexes et de tout âge le tissage des toiles de coton, soit à la main, soit à la mécanique; on s'attachera à faire connaître l'influence particulière des habitations, des usines, des tissus fabriqués, des substances employées et des divers procédés mécaniques. — 2) Rechercher et proposer les moyens les plus propres à remédier aux inconvénients qui pourront être signalés dans la première partie du mémoire. Preis: eine goldne Medaille im Werth zu 300 Fr.

Außerordentlicher, vom Abbé Goffier gestifteter Preis: Exposer l'état actuel de l'enseignement des mathématiques dans les collèges et en faire connaître le résultat pour le plus grand nombre des élèves. Si l'auteur pensait que ce résultat n'est pas tel qu'on doit le désirer, quel mode pourrait-on substituer à celui qui est en usage? Si le plan proposé pour l'enseignement des mathématiques devait en traîner des modifications dans celui des humanités, il faudrait en faire ressortir la nécessité, et examiner avec soin si les études littéraires ne pourraient pas en souffrir.

Die Akademie in Arras hat zum Gegenstand eines Preises von 300 Fr. das Éloge von Daunou gemacht. Die Bewerbungen müssen postfrei bis zum 1. Juli 1841 an das Secretariat der Akademie eingesendet werden.

Die königliche Centralgesellschaft für Ackerbau, Künste und Wissenschaften in Douai hat folgende Preisfragen zur Beantwortung gestellt: 1) Quelle sera l'influence de la suppression des tours et du déplacement des enfants abandonnés? Appuyer les développements de cette question sur les documents statistiques qu'aura fournis l'expérience, notamment depuis cette suppression. — 2) Y a-t-il plus de bien-être en général dans les villes industrielles que dans celles qui ne le sont pas? Quels sont les avantages attachés à l'une et à l'autre situation? — 3) A quelles causes faut-il rapporter les retards de la ville de Douai dans l'industrie au milieu des villes toutes plus ou moins avancées dans la carrière industrielle? — 4) Quels effets probables produirait pour la ville de Douai l'établissement d'un chemin de fer de Paris à la frontière de Belgique passant par Douai et reliant cette ville avec Lille et Valenciennes? — 5) Quels changements a introduit dans notre agriculture et notre richesse agricole la fabrication du sucre indigène et quels autres changements amènerait son anéantissement? — 6) Quels sont les moyens les plus propres et les plus économiques pour assurer dans chaque commune la bonne viabilité des chemins? Preis für jede dieser Fragen: eine goldne Medaille von 200 Fr. Werth.

Für das beste Fragment der Ortsgeschichte von Douai oder dem Norddepartement angehörend (ou meilleur fragment d'histoire locale sur un sujet appartenant au département de

Nord) ebenfalls eine Medaille von 200 Fr. Zeit der Einsendung aller Denkschriften oder Gedichte: 1. Mai 1840. Adr.: An das Generalsekretariat der Gesellschaft.

Die königliche Akademie zu Metz hat folgende Fragen zur öffentlichen Beantwortung aufgestellt: I. Fragen von allgemeinem Interesse: 1) Indiquer les résultats utiles et les chances d'erreur ou d'exagération dans le caractère actuel des recherches historiques. Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. — 2) Déterminer la différence qui distingue la littérature française du XVIIIe siècle de celle du XIXe et indiquer les causes des changements qu'elle a subis. Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. — 3) Remplacer, dans les bateaux à vapeur, les roues à palettes par un système plus avantageux de locomotion. Preis: eine goldne Medaille von 420 Fr.

II. Fragen von localem Interesse: 4) Pour l'histoire et la statistique de l'industrie dans la Moselle, précédant l'examen et la discussion des causes qui ont présidé à son développement, et de celles qui peuvent le favoriser dans l'avenir. Preis: 600 Fr. — 5) Quelle influence la division de la propriété en petites portions doit-elle exercer sur l'agriculture de la Moselle, sur l'économie et les produits en général, enfin sur le bonheur individuel des habitants des campagnes? Preis: 200 Fr. — 6) 200 Fr. dem Verfasser der besten Schrift über das politische und literarische Leben des Hrn. v. Barbé-Marbois. — 7) Eine goldne Medaille pour le tableau des changements successifs qu'a éprouvés la ville de Metz dans son emplacement, son étendue, son enceinte, et dans la direction de ses rues, la disposition de ses édifices, leur destination, leur plan, etc. — Uebrigens verspricht die Akademie 600 Fr. dem Verfasser der besten Statistik des Ackerbaus im Departement der Mosel (de la meilleure statistique agricole du département de la Moselle). — 1000 Fr. verspricht das Generalconseil des Departements pour la rédaction d'un Manuel d'agriculture appliqué à ce département. — Die Bewerbungen um diese Fragen werden in der Generalversammlung von 1841 entschieden.

Die Centralgesellschaft für Ackerbau zu Nancy hat folgende Preisbewerbungen eröffnet: Für 1841: 100 Fr. pour un Manuel sur les réunions territoriales. Cette mesure qui paraît impraticable à bien des bons esprits, est en usage en Suisse et dans presque toute l'Allemagne, en Suède, en Danemark, en Angleterre et en Écosse; elle a été l'objet des plusieurs excellents Mémoires de Mr. Bertier de Noville. La Société désire que la brochure puisse être livrée aux écoles au prix de 25 centimes. — 150 Fr. pour le meilleur système d'arrosement des jardins et sur le choix d'une machine peu couteuse propre à élever l'eau.

Die Société industrielle in Mülhausen (Elsaß) hat eine Menge Preisfragen aufgestellt. Wir heben folgende allgemein interessantere aus: 1000 Fr. pour une machine propre à éplucher le coton. — 500 Fr. pour le meilleur mémoire traitant de l'économie du combustible dans les foyers domestiques. — 10,000 Fr. pour un réservoir de force matrice qui permette de retenir une partie de puissance mécanique perdue. — 1500 Fr. pour le meilleur mémoire sur l'origine et les effets de l'association des douanes allemandes. — 500 Fr. pour le perfectionnement de la fabrication des briques etc.

Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Grenoble hat 1000 Fr. auf die beste Beantwortung folgender Fragen gesetzt: 1) Prouver par l'Écriture sainte et par la tradition que le despotisme, soit ecclésiastique, soit politique, est contraire au dogme et à la morale de l'église catholique. — 2) Quels seraient les moyens les plus efficaces pour rendre aux libertés de l'église gallicane leur énergie et leur influence, et pour rétablir en entier l'antique discipline? Preis für jede Frage: 1000 Fr. Zeit der Einsendung bis zum 1. Januar 1841.

Die königliche Akademie zu Besançon setzt für 1841 folgende Preisfragen zur Beantwortung aus: 1) Décrire l'ancienne cathédrale de Saint-Etienne de Besançon, détruite après la conquête de 1668 et en raconter l'histoire depuis sa fondation. — 2) L'Éloge de Souard. — 3) Des conséquences économiques et morales qu'a eues jusqu'à présent en France et que semble devoir produire dans l'avenir la loi sur le partage égal des biens entre les enfants. Preis für eine jede 300 Fr. — 4) Recueillir les traditions les plus intéressantes religieuses, chevaleresques et mythologiques qui se sont conservées depuis le moyen-âge en Franche-Comté; signaler les événements auxquels elles peuvent se rattacher, ainsi que les traits des mœurs locales, qui y correspondent; enfin indiquer le parti qu'on en pourrait tirer, soit pour l'histoire, soit pour la poésie. Preis 600 Fr. Adr.: Au secrétaire perpétuel de l'Académie Mr. J. B. Pérennès.

Die Gesellschaft für praktische Medizin in Montpellier hat 300 Fr. für die beste Bearbeitung der Frage: De la tolérance dans les maladies, versprochen. Zeit der Einsendung der Bewerbungsschriften: 15. April 1841. Adr.: A Mr. le docteur A. Jaumes, secrétaire général, rue Dauphine n. 5.

Die königliche Gesellschaft der Medizin in Marseille hat zur Preisaufgabe für 1841 die Feststellung der Therapeutik der Venenkrankheiten bestimmt. Die Bewerber sollen nämlich 1) so viel möglich die Behandlung der verschiedenen Krankheiten der Venen bestimmen, in so weit sie nämlich unsern therapeutischen Mitteln zugänglich sind; 2) diese

Behandlung durch die Kenntniß der verſchiedenen pathologiſchen Zuſtände des Venenſyſtems erläutern; 3) endlich die auf die Venenkrankheiten folgenden Affektionen und ihre Verhütungsmittel angeben. Preis: eine goldne Medaille von 200 Fr. Termin: 1. September 1841. Adr.: Dr. Chorgé, secrétaire général, place de Lyée n. 2.

Die Geſellſchaft zur Beförderung der Induſtrie und des Wohlſtandes in Oneglia (Herzogthum Genua) ſetzt einen Preis von 10,000 Fr. aus für den Erfinder eines Mittels, die Frucht des Oelbaums gegen die ihr feindlichen Käfer zu ſchützen. Es muß ſchnell wirkſam, leicht anwendbar, ökonomiſch und von vollſtändigem Erfolg ſeyn. Derſelbe Preis wird auch dem verſprochen, der ein Mittel findet, den vom Inſekte angerichteten Schaden zu erſetzen. Sprache: italiäniſch und franzöſiſch. Adr.: An die Präſidentſchaft der Geſellſchaft.

Die ungariſche Gelehrtengeſellſchaft in Peſth hat folgende Preisaufgaben zu freien Bewerbungen ausgeſetzt:

1) Die philologiſche Klaſſe für 1842: Die Feſtſetzung der Regeln der Syntax für die ungariſche Sprache.

2) Die philoſophiſche Klaſſe: Das Entwickeln der Idee des Schönen und des Erhabenen, erläutert durch Philoſopheme und die Geſchichte der ſchönen Künſte.

3) Die naturhiſtoriſche Klaſſe für 1841: Welches ſind die Naturprodukte Ungarns, die zum chemiſchen und pharmaceutiſchen Gebrauch tauglich, doch aus dem Auslande eingeführt, oder wenigſtens nicht aus dem Vaterlande ausgeführt werden; was iſt die Urſache davon, und welches ſind die Mittel, ihren Gebrauch zu verbreiten, oder ſie zu Ausfuhrartikeln zu machen.

4) Die juridiſche Klaſſe ſtellte die Aufgabe, es möge der Begriff, der Zweck, die Prinzipien und Gattungen der Strafen beſtimmt werden; kann die Todesſtrafe dabei Statt finden und mit welchem Erfolge ward ſie im Auslande, wie in Ungarn angewendet?

Der Preis für dramatiſche Poeſie wird jedes Jahr ausgetheilt, abwechſelnd dem beſten Trauerſpiel und dem beſten Luſtſpiele. Die Preiſe betragen ſtets 100 Dukaten.

Die Geſellſchaft ſchwediſcher Aerzte zu Stockholm hat einen Preis von 333 Rthlr. 16 Sch. Bko. für die vollſtändigſte Topographie von Stockholm ausgeſetzt. Die Einſendungen geſchehen bis zum 1. Oktober 1841 an den Sekretär der Geſellſchaft, Dr. Sondén, daſelbſt.

Schweiz.

Univerſitäten. Hofrath Dahlmann, der die Profeſſur in Bern anfänglich abgelehnt hatte, wird ſie annehmen.

Die Univerſität in Zürich zählte im Sommerhalbjahr des Jahres 1839 100 immatrikulirte und 29 nicht immatrikulirte Studirende, im Winterſemeſter deſſelben Jahres 190 immatrikulirte und 33 nicht immatrikulirte Studirende. Im Laufe dieſes Jahres wurde der botaniſche Garten vollendet, zu deſſen Einrichtung die Stadtgemeinde 50,000 Francs beigetragen hatte; zugleich wurde das große Herbarium des verſtorbenen Regierungsrathes Hegetſchweiler für die Univerſität gewonnen, und die naturforſchende Geſellſchaft ſchenkte ihr das große Herbarium von Geßner; die zoologiſche Sammlung beſteht aus 440 Säugethieren, 1900 Vögeln, 380 Reptilien, 360 Fiſchen und 4000 Inſekten und niederen Thieren.

Schule. Das Schullehrerſeminarium in Zürich zählte im Jahre 1839 81 Schüler in 3 Klaſſen; die übrigen Kantonsſchulen wurden im Ganzen von 369 Schülern beſucht, nämlich das untere Gymnaſium von 79, das obere von 66, die untere Induſtrieſchule von 161 und die obere von 67 Schülern.

In Schwyz iſt, Schweizerblättern zufolge, der Plan zu einem neuen Jeſuiten-Penſionat ausgelegt.

Kunſt. Die Städte Baſel, Bern und Zürich und zu einem Schweizer Kunſtverein zuſammengetreten, der ſeine Ausſtellung in dieſem Jahre in Zürich eröffnet hat, mehrere deutſche und italieniſche Künſtler haben dazu ihre Beiträge geſchickt.

Der Maler Ifenring in St. Gallen hat vermittelſt ſelbſterfundenen Apparats das Daguerreotyp dahin vervollkommnet, daß er Porträts beliebiger Größe und ſogar mit geöffneten Augen hervorzubringen im Stande iſt, welche eine Wahrheit im Umriß und Schattirung beſitzen, die keine Künſtlerhand erreichen kann.

Belgien.

Kirche. In Löwen hat die franzöſiſche Congregation zur Bildung von Miſſionarien für fremde Welttheile, die ihr Haupthaus zu Picpus bei Paris hat, Gebäude ankaufen laſſen, um eine Anzahl ihrer Zöglinge, gegen 60, daſelbſt ihre theologiſche Studien vollenden zu laſſen. Eine andere Abtheilung ſoll nach Nivelles in Brabant geſchickt werden, wo die Jeſuiten ein Collegium haben, um in dieſem ihre theologiſchen Vorſtudien zu machen.

Schule. Am 20. Sept. wurden zum erſtenmale die Preiſe unter die Zöglinge der Gymnaſien, Collegien und Athenäen in Belgien, welche vom Staate unterhalten werden, vertheilt, wobei die beſten Schüler aus jeder Claſſe dieſer Inſtitute zugelaſſen wurden. Es hatten ſich deren mehr als 150 aus etlichen zwanzig Inſtituten eingefunden, worunter ſich die von Tournay, Brügge und Verviers auszeichneten, während die aus Brüſſel und Lüttich in allen Fächern zurückſtanden. Der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Hr. **Rogier**, überreichte den beiden Schullehrern, deren Schüler die meiſten Preiſe erhalten hatten, den Leopoldsorden.

Der Biſchof von Tournay hat dem daſigen Gymnaſium verboten, an dem vom Miniſter der öffentlichen Arbeiten eröffneten Wettkampf für muſikaliſche Compoſition Antheil zu nehmen.

Kunſt. Einer königlichen Verfügung zufolge ſoll die königliche Kunſtakademie in Antwerpen eine neue Organiſation, und außer der ihr von der Stadt ausgeſetzten Summe vom Staate noch eine jährliche Unterſtützung von 25,000 Francs erhalten.

Denkmale. Zur Errichtung eines Denkmals für **Grétry** in Lüttich hat die Regierung 10,000 Franken beigetragen.

Holland.

Kunſt. Unter dem Protectorat des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs von Holland, hat ſich eine Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Künſte gebildet, welche ausgezeichnete Kunſtleiſtungen herauszugeben gedenkt.

Induſtrie. Der Civilingenieur, Hr. **Diep**, beauftragt mit der Austrocknung des Harlemer Meeres, hat einen Apparat erfunden, der es möglich macht, in einem Tage 900,000 Kubikfuß Waſſer auszuſchöpfen.

Dänemark.

Schule. In den Herzogthümern Schleswig und Holſtein befinden ſich 1095 Volksſchulen, nämlich 284 Elementarſchulen für Kinder von 6 — 9 Jahren, 267 Hauptſchulen für Kinder von 10 Jahren bis zur Confirmation und 1494 gemiſchte Schulen, welche aus 1 Elementarſchule (Unterclaſſe) und 1 Hauptſchule (Oberclaſſe) zuſammengeſetzt ſind. In 201 von dieſen Schulen iſt die wechſelſeitige Schuleinrichtung eingeführt.

Literatur. Se. Maj. der König von Dänemark hat auf den Vorſchlag der ſchleswigſchen Provinzialſtände, die deutſche Sprache in den deutſchen Provinzen des Königreichs aufrecht zu erhalten, den Ständen ſeine Bewilligung dazu ertheilt, und ſelbſt in den Diſtricten des nördlichen Schleswig, wo die däniſche Sprache Sprache der Kirche und Schule iſt, genehmigt, daß die Kinder, wofern es die Eltern verlangen, wöchentlich dreimal unentgeldlichen Unterricht in der deutſchen Sprache erhalten. Zugleich iſt, nach dem Wunſche der Stände, an die gerichtlichen Behörden und Advocaten eine Aufforderung ergangen, ſich in ihren Ausfertigungen aller unnöthigen lateiniſchen Worte und Redensarten zu enthalten.

Kunſt. Die Frauenkirche Kopenhagens hat in der letzten Zeit mehrere Kunſtſchätze von **Thorwaldſens** Hand erhalten. Im Halbzirkel über dem Altare iſt ſein Fries „Chriſti Wanderung nach Golgatha“ aufgeſtellt, der 26 Ellen lang und 3 Ellen hoch iſt und 60 Figuren zählt; Chriſtus in der Mitte, der das Kreuz trägt, Pilatus der ſeine Hände wäſcht, an der einen äußerſten Seite, und den Aufgang nach dem Berge auf der andern. Außer dieſem großen Fries ſind zwei beſonders ſchöne Baſreliefs in Marmor über zwei Armenblöcke

angebracht, die auf jeder Seite des Vordertheils der Kirche stehen und endlich ist man damit beschäftigt, ein Basrelief, 84 Ellen lang und 8 Ellen hoch, Christi Einzug in Jerusalem darstellend, über dem ersten Eingang zur Kirche innerhalb des Säulenganges aufzustellen.

Schweden.

Der Professor an der Universität in Upsala, Samuel Grubbe, ist zum Staatsrath und interimistischen Chef des Kirchendepartements ernannt worden.

Norwegen.

Industrie. In Christiansand hat sich ein Mäßigkeitsverein gebildet, der schon 388 Mitglieder zählt. Man schreibt seinem Einfluß besonders die bedeutende Abnahme der Verbrechen und Polizeivergehungen, wie die Leere der Gefängnisse dieser Stadt zu.

Nach einer vom Lektor Schweigaard herausgegebenen Statistik Norwegens zählte die norwegische Handelsmarine im Jahre 1839 2417 Schiffe mit 63,087 Kommerzlasten Tüchtigkeit.

England.

Universitäten. Nach einem im British scientific Repository enthaltenen Aufsatz ist der Bestand der Lehrer, Zuhörer und Einkünfte der verschiedenen Universitäten und höheren Unterrichtsanstalten in England, Schottland und Irland folgende: Oxford 39 Professoren, 2000 Studenten, 457,000 Pfund Sterling Einkünfte; Cambridge 56 Professoren, 3400 Zöglinge, 370,000 Pfund Sterling Einkünfte; Edinburg 35 Professoren, 2000 Studenten 2000 Pfd. St. Einkünfte; Glasgow 20 Professoren, 1400 Studenten, 10,500 Pfd. St. Einkünfte; das Royal College in Aberdeen 19 Professoren, 400 Zöglinge, 4000 Pfd. St. Einkünfte; das in Marshall 13 Professoren mit 1200 Pfd. Sterling Einkünfte; das in St. Andrews 10 Professoren, 200 Zöglinge, 2000 Pfd. St. Einkünfte; das in St. Mary 4 Professoren, 1000 Pfd. St. jährliche Einkünfte; die Universität Dublin 49 Professoren, 1400 Zöglinge, 90,200 Pf. St. Einkünfte. Zu diesen Unterrichtsanstalten für höhere Wissenschaftlichkeit kommen bekanntlich noch das auf Aktien gegründete und 1827 errichtete London University College mit 36 Professoren, das keine Grade ertheilen darf, das London King's College, das nur für Anhänger der anglikanischen Kirche bestimmt ist, und unter der Protektion der Krone und unter Aufsicht des Erzbischofs von Canterbury steht, und endlich die London University oder London central University, seit 1836 errichtet, und 1837 mit einer neuen Verfassung begabt. Sie hat 36 Professoren, welche alle diejenigen Studien beaufsichtigen und leiten, die auf den Universitäten in Oxford und Cambridge nicht getrieben werden und nimmt diejenigen auf, welche sich den Forderungen der anglikanischen Kirche nicht unterwerfen wollen. Sie ertheilt die Befähigung, Erziehungsinstitute zu errichten, leitet die Examins, welche der Erwerbung der Universitätsgrade vorhergehen und gibt dem Staatssekretär des Innern Berichte über den Zustand der Hochschulen Englands und des Festlands.

Die meisten Professuren der Universität zu Oxford werden nur für 5—10 Jahre besetzt und werfen nur einen sehr mäßigen Gehalt ab. Der Professor der Moral hat 100 Pfd. St., der regius professor linguae graecae 40 Pfd. St. Besoldung. Aus den Staatskassen erhält die Universität eine jährliche Unterstützung von 872 Pfd. St. und 500 Pfd. als Entschädigung für das ausschließende Privilegium, Kalender zu drucken. Dagegen liefert die Universität in die Staatskasse jährlich mehr als 2400 Pfd. St., nämlich 2000 bis 2200 Pfd. St. Stempelgebühren für Promotionen und Stempelgebühren überhaupt (der Stempel für den niedrigsten akademischen Grad, des baccalaur. artium beträgt 3 Pfd. St., für jeden höhern in allen Fakultäten 6 Pfd. St.) und 400 Pfd. St. Immatrikulationsgebühren.

Die einflußreicheren Mitglieder der bischöflichen Kirche in Schottland haben sich vereinigt, in Edinburg ein bischöfliches Kollegium zu gründen, in welchem ein den englischen Universitäten ähnliches Studiensystem eingeführt werden soll, und haben dazu in einer vor kurzem

gehaltenen Verſammlung die nöthigen Maaßregeln zur Begründung dieſer neuen geiſtlichen Lehranſtalt getroffen.

Kirche. Zu Mount Melleray, in der Grafſchaft Waterford, befindet ſich eine Art Mönchskloſter, welches gegenwärtig 86 Mitglieder zählt, die ſämmtlich eine lange braune Kutte tragen und ihre Zeit dem Gebet und der Feldarbeit widmen. Sie geben das ganze Jahr hindurch um 8 Uhr zu Bett und ſtehen um 2 Uhr Morgens auf. Ihre Koſt iſt blos vegetabiliſch und wächſt in ihrem Garten; nie eſſen ſie Fiſch- oder Fleiſchſpeiſen, ihr Getränk iſt Waſſer. Die Mönche beobachten ſtets das tiefſte Stillſchweigen.

Literatur. Der Hofdichter, Dr. Southey, ſoll durch angeſtrengte Arbeiten ſo angegriffen ſeyn, daß er ſchwerlich wieder ſeiner geiſtigen Kräfte vollkommen genug Herr werden dürfte, um als Schriftſteller wieder auftreten zu können.

Vereine. Der Eifer, die literariſchen und Kunſtſchätze der Vergangenheit, der Vergeſſenheit und gänzlichem Untergang zu entreißen, hat einer Reihe von Geſellſchaften den Urſprung gegeben, welche ſämmtlich denſelben Zweck nach verſchiedenen Seiten hin verfolgen.

In Aberdeen hat ſich ein Verein, Spalding Club, gebildet, um Schriften, welche die frühere Geſchichte des nordöſtlichen Schottland betreffen, zum Druck zu befördern. Ihr erſtes Druckwerk wird ſeyn die History of Scots Affairs from 1637 to 1641, verfaßt von James Gordon, Pfarrer zu Rothiemay, gewöhnlich „Straloch Manuscript“ genannt.

In Cambridge iſt eine Geſellſchaft unter dem Namen Cambridge Camden Society zuſammengetreten, zur Beförderung des Studiums der kirchlichen Architektur und Herſtellung alter, werthvoller Baudenkmale. Sie zählt bereits 150 Mitglieder und anſehnliche Summen ſind zur Reſtauration alter Kirchen verwendet worden.

Die Cambridge Antiquarian Society will auf ihre Koſten ein kurzes Chronikon, welches vorzugsweiſe intereſſante Nachrichten über die Univerſität aus den Jahren 1377—1409 enthält, nach einer Handſchrift des Cajus College, und andere die Univerſität insbeſondere betreffende Schriften des Alterthums abdrucken laſſen.

Die Percy Society in London hat ſich zu dem Zwecke vereinigt, alle Balladen, Lieder und Schauſpiele, kleinere Gedichte und Volksſchriften älterer Zeit zu ſammeln und zu drucken. Der jährliche Betrag iſt 1 Pfd. St. Folgende Werke ſind bereits zum Druck beſtimmt: 1. Collection of Old Ballads anterior to the Reign of Charles I., by J. Skelton, J. Heywood, Churchyard, Tarlton, Elderton, Delonay etc. edited by J. Payne Collier Esq. — 2. Songs of the London Prentices and Trades from Henry VII. to James I. by Ch. Mackay, Esq. — 3. A Selection of the Miscellaneous Poems of John Lidgate ed. by J. O. Halliwell. — 4. Christmaff Carols from the XII. to the XV. century ed. by T. Wright Esq. — 5. Lyrical Pieces contained in Old Plays before 1647 ed. by E. F. Rimbault. — 6. Jacobite Ballads and Fragments ed. by W. Jordan Esq. — 7. Old English Ballads from Henry VI. to Edward VI. ed. by W. Chappell Esq. — 8. Early Ballads relating to Naval Affairs ed. by J. O. Halliwell etc.

Eine andere Geſellſchaft in London, unter dem Namen Shakspeare Society, hat ſich zu dem Zweck vereinigt, Schriften, die auf die Schauſpiele Shakſpeare's und ſeiner Zeitgenoſſen, ſo wie auf die Entſtehung und Fortbildung der dramatiſchen Kunſt und Dichtung in England vor der Unterdrückung der Theatervorſtellungen 1642 Bezug haben, oder dieſe erklären, herauszugeben und neu aufzulegen. Jedes Mitglied der Geſellſchaft zahlt jährlich 1 Pfd. St., oder kann ſich mit 10 Pfd. St. für immer abkaufen.

Die vor Kurzem in London entſtandene Historical Society of Science hat den Zweck early and other documents illustrative of the History of the Sciences at home and abroad herauszugeben. Der Herzog von Suſſex hat die Präſidentſchaft übernommen, Sekretär iſt der Stifter der Geſellſchaft J. O. Halliwell Esq. Jedes Mitglied trägt jährlich 1 Pfd. St. bei und erhält ein Exemplar aller von der Geſellſchaft gedruckten Schriften.

Auch in Oxford beſteht eine Architectural Society (for promoting the study of Gothic Architecture). Sie zählt 150 Mitglieder und beſitzt bereits eine anſehnliche Sammlung von Büchern, alten Skulpturen und Grundriſſen mittelalterlicher Bauwerke. Sie will durch den Druck geeigneter Schriften das Intereſſe an alter Baukunſt wecken und beleben, und hat ſchon ein Glossary of Architecture herausgegeben.

Die Central Society of Education hat nach einem in der Verſammlung vom 27. Mai vorgeleſenen Bericht nachgewieſen, daß in dem Bergwerksdiſtrikt von South Wales, der ungefähr von 85,000 Menſchen bewohnt wird, gegen 17,000 Kinder im Alter von 3—12 Jahren ſich befinden, von welchen nur 2308 in 47 Schulen Unterricht erhalten. Von dieſen 47 Schulen gehören 26 den Diſſenters, 15 beſchäftigen ſich mit dem Elementarunterricht für Knaben im Allgemeinen, 27 ſind für die Kinder der Bergleute und armen Handwerker beſtimmt, die übrigen 5 ſind Mädchenſchulen.

Denkmal. In der St. Paulskirche wird dem verſtorbenen Admiral Sir P. Malcolm eine Statue errichtet, deren Ausführung Hrn. Rauch übertragen worden iſt. Sie wird 9 Fuß hoch und, wie das Fußgeſtell, aus weißem Marmor gefertigt werden. Die Koſten ſind auf 1000 Pfd. St. berechnet.

Induſtrie. In dem kleinen iriſchen Städtchen Ballyshannon, in der Grafſchaft Donegal, wurden in Folge des Einfluſſes des Mathew'ſchen Mäßigkeitsvereins auf einmal 11 Schenkſtuben geſchloſſen.

Ein Herr Watson aus Hull hat ein neues Seetelegraphenſyſtem erfunden, vermittelſt deſſen man mit Schiffen mehrere Stunden vor ihrer Ankunft im Hafen korreſpondiren kann.

In England hat man eine neue Art, das Ertrinken zu verhüten erfunden; ſie beſteht nur in einem Hute, der von den gewöhnlichen Hüten in nichts verſchieden iſt, und auf den Kopf geſtülpt werden kann. Man bedient ſich ſeiner wie eines Rettungsbootes, und kann ihn ſo ausdehnen, daß 2 bis 3 Perſonen zugleich gerettet werden können. Er iſt ſehr leicht und nicht theuer.

Ein Herr Wimbridge ſoll nach engliſchen Blättern ein chemiſches Verfahren entdeckt haben, wodurch Stahl ſo hart gemacht werden kann, daß er Glas noch leichter als der Diamant ſchneidet.

Frankreich.

Univerſitäten. Der bisherige Profeſſor der alten Sprachen, Adam Mickiewicz in Lauſanne, iſt nach Paris berufen worden, um eine Profeſſur der ſlaviſchen Sprache und Literatur an der Pariſer Univerſität zu übernehmen.

Schulen. Nach einer im Moniteur vom 13. Oct. enthaltenen königl. Ordonnanz werden die bis jetzt unter dem Namen Ecoles secondaires de médicine beſtehenden Schulen unter dem Namen Ecoles préparatoires de Médecine et de Pharmacie dahin abgeändert, daß ſie einen erweiterten Lehrkurs erhalten und in ihnen Chemie und Pharmacie, 2) mediciniſche Naturgeſchichte und materia medica, 3) Anatomie und Phyſiologie, 4) innere Clinik und Pathologie, 5) äußere Pathologie und Clinik, 6) Hebammenkunſt und die Krankheiten der Frauen und Kinder vorgetragen werden. Jede Schule erhält 6 Titular-Profeſſoren und 9 Aſſiſtenten-Profeſſoren, mehrere Amphitheater und ſoll mit den nöthigen Sammlungen verſehen werden. Die Adminiſtration der Hoſpitäler in jeder Stadt, wo ſich eine ſolche Schule befindet, ſoll für die mediciniſche und chirurgiſche Clinik beſondere Säle mit wenigſtens 80 Betten liefern.

Die neuere Inſtruction für die höhern Unterrichtsanſtalten (Collèges) enthält unter Anderem die Verordnung, daß die Naturwiſſenſchaften und Mathematik von den untern ſechs Klaſſen ausgeſchloſſen und nur in den 2 letzten, den ſogenannten philoſophiſchen Klaſſen, gelehrt werden ſoll.

Es iſt intereſſant, dem Kreislauf zu folgen, den das Unterrichtsſyſtem in Frankreich ſeit der Revolution genommen hat. Vor der Revolution beſchäftigte man ſich ausſchließlich mit dem Lateiniſchen und nebenbei mit dem Griechiſchen. Die Revolution ſetzte an ihre Stelle die exacten Wiſſenſchaften. Als Napoleon 1802 die Secundärſchulen wiederherſtellte, gab er den literariſchen Studien ihre alte Wichtigkeit wieder; es herrſchte jetzt Gleichheit zwiſchen den Wiſſenſchaften und den Sprachen nebſt ihrer Literatur, für jede waren 4 Klaſſen eingerichtet. 1809 fiel die Mathematik in den untern Klaſſen aus; 1821 wurde der ganze wiſſenſchaftliche Unterricht auf die zwei philoſophiſchen Klaſſen eingeſchränkt; 1826 wurden wieder einigen Klaſſen der Sprachſtudien die mathematiſchen Studien beigemiſcht; 1830 ließ man die exacten Wiſſenſchaften ſchon in der vierten, 1833 die Naturbeſchreibung ſchon in der ſechſten Klaſſe beginnen. Jetzt kehrt man auf den Standpunkt von 1821 wieder zurück.

Das Departement des Oberrheins (Elſaß) zählte beim Beginn des Jahres 1840 767 theils Gemeinde-, theils Privatſchulen, außerdem beſtehen noch 15 höhere Privatſchulen und 16 für Israeliten beſonders eingerichtete Schulen. Im Winter beſuchen ungefähr 47,000 Kinder die Schulen. Dagegen im Sommer nur 30,000.

Die Stadt Straßburg beſitzt intra muros 15 Pfarrſchulen, 6 katholiſche, 8 evangeliſche und 1 jüdiſche. Die ſechs katholiſchen hatten Ende 1839 346 Schüler (290 Knaben und 56 Mädchen); die evangeliſchen 1176 Schüler (786 Knaben und 453 Mädchen), die jüdiſche Gemeindeſchule 75 Schüler. Neben dieſen öffentlichen Volksſchulen gibt es in Straßburg noch wenigſtens 70 Privatſchulen, die größtentheils von Mädchen beſucht werden. Zu Ende des

Jahres 1849 zählten ſie 9629 Schüler (900 Knaben und 1730 Mädchen) oder 1990 katholiſche, 1190 evangeliſche und 109 jüdiſche Schüler.

Die Société pour l'extinction de la mendicité hat 18 Freiſchulen (5 katholiſche, 5 proteſtantiſche und 8 gemiſchte) gegründet; auch in der mit dem Schullehrerſeminarium verbundenen von 200 Kindern beſuchten Schule iſt der Unterricht frei. Die Freiſchulen zählten zu Ende des Jahres 1839 gegen 1850 Schüler.

In Paris hat ſich ſeit Anfang des Jahres 1849 ein Inſtitut zur Erziehung bildſamniger Kinder (pour l'éducation des enfants idiots, muets par imbécillité etc.) gebildet, deren Direktor Hr. Eduard Seguin iſt.

In Nantes hat ſich eine Société industrielle gebildet, welche aus Beiträgen ihrer Mitglieder eine Handwerkſchule (école industrielle) errichtet hat und unterhält. Sie iſt ſpeziell für Handwerkslehrlinge und zu Handwerkern beſtimmte Knaben berechnet, und ſteht nur ſolchen offen, die ſich nicht nur ſelbſt gut aufführen, ſondern auch Aeltern haben, deren Betragen tadellos iſt. Der Unterricht, der ſich auf das beſchränkt, was ein Handwerker braucht, iſt völlig frei; ärmere Schüler erhalten von der Geſellſchaft, bis ſie bei einem Meiſter in die Lehre treten, wöchentlich Brod und 3 Fr., von denen die Hälfte der Sparkaſſe übergeben wird. Die Contrakte mit den Lehrmeiſtern macht die Geſellſchaft.

Um den Unterricht der Neger in den Colonien zu verbeſſern, hat das Marineminiſterium den Superior des heiligen Geiſt-Seminars um 24 Miſſionäre gebeten und ihn ermächtigt eine größere Zahl von Zöglingen als bisher aufzunehmen. Seit dem Oktober v. J. bis Juni d. J. ſind 25 Prieſter aus jenem Seminar nach den Colonien abgegangen, 40 Zöglinge befinden ſich gegenwärtig in ihm, ſämmtlich ſchon im theologiſchen Curſus. Auch um chriſtliche Schulbrüder für die Schulen in den Colonien hat die Regierung gebeten, und mehrere frères de l'instruction chrétienne (eine in Bretagne vom Abbé de la Mennais dem Aeltern geſtiftete Congregation) und mehrere soeurs de St. Joseph ſind bereits im vorigen Jahre abgegangen.

Literatur. Der Buchhändler Gardembas in Paris hat ein hiſtoriſches Epos „Napoléon“ in 10 Geſängen verlegt, als deſſen Verfaſſer des Kaiſers älteſter Bruder, Joſeph Buonaparte, genannt wird.

Ein Ungenannter hat in einem kleinen Werke (Recueil d'opuscules et de fragments en vers patois extraits d'ouvrages devenus fort rares; in 16. 100 pag. Paris, Techener) intereſſante Beiträge zur frühern Volkslitteratur Frankreichs in ſeinen verſchiedenen Provinzen gegeben. Leider wird auch dieſes Buch bald zur Seltenheit werden, da nur 100 Exemplare abgezogen wurden.

General Eudières hat als Kriegsminiſter die in Bezug auf die frühere Geſchichte Algiers wichtige Geſchichte der Araber und Berbern von Ibn Khaldun, das in Manuſcript zu Conſtantine gefunden und nach einem in Conſtantinopel befindlichen Codex ergänzt worden iſt, herausgegeben, und mit einer Ueberſetzung verſehen laſſen. Herausgeber und Ueberſetzer iſt Hr. v. Slane.

Der König von Schweden hat Eugene Sue für ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Marine das Ritterkreuz des Waſaordens nebſt einem verbindlichen Handſchreiben geſchickt.

Kunſt. In der Malerei, beſonders den feinern Arten derſelben, in der Aquarell-, Genre-, Glas- und Porträtmalerei, machen die Frauen den Männern eine furchtbare Concurrenz; auch im hiſtoriſchen Fache leiſten ſie Schätzbares, obwohl vom Sarkasmus und der abſichtlichen Indifferenz der Männer verfolgt und gehemmt.

Die franzöſiſche Regierung hat auf die erſte Reihenfolge des vielbeſprochenen Werkes des Grafen Aug. v. Bastard, „Peintures et ornements des manuscrits,“ welches die Miniaturbilder der Manuſcripte der bedeutendſten Bibliotheken Europa's in getreuen Nachbildungen enthalten wird (die erſte Serie umfaßt die Denkmale der fränkiſchen Monarchie vom 7—9ten Jahrhundert), mit 60 Exemplaren ſubſcribirt. Die Serie beſteht aus 16 Heften. Jede Lieferung zu 9 Blättern koſtet 1000 Fr.

Nach dem Plane des Grafen werden ſich dieſer erſten Serie die franzöſiſchen Miniaturen der ſpätern Epochen in zwei andern Reihenfolgen anſchließen, ſpäter aber die byzantiniſchen, deutſchen, niederländiſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen und engliſchen der Reihe nach dargeſtellt werden. Ein ausführlicher Text wird über die Manuſcripte, denen die Nachbildungen entnommen ſind, über die Bilder ſelbſt in Bezug auf chriſtliche Symbolik, Kunſtgeſchichte Coſtume und Gebräuche die gehörige Auskunft geben.

Stiftungen. Mad. Beaumont hat zum Gedächtniß ihres Sohnes, Dr. Ernſt Beaumont, der im Alter von 25 Jahren geſtorben, der Univerſität 50,000 Fr. übergeben, von deren Zinſen die Fakultät der Rechte jährlich Medaillen und Preiſe an diejenigen

Zöglinge dieſer Fakultät vertheilen ſolle, die ſich in dem nach der königlichen Ordonnanz vom 17. März 1840 eingerichteten Lehrkurs am meiſten ausgezeichnet haben.

Der Herzog von Lunnes und Chevreuſe hat in der Gemeinde Dampierre folgende Legate gemacht: 1) eine Rente von 500 Fr. für den Bruder von St. Joſeph, der die Primärſchule leitet; 2) eine Rente von 700 Fr. für die Schweſter und ihre Magd, welche die Kleinkinderſchule leiten; 3) eine Rente von 200 Fr. zur Unterhaltung der Baulichkeiten und Gerätſchaften in dieſen beiden Anſtalten.

Induſtrie. Nach einer Berechnung des Hrn. v. Villeneuve-Bargemont beläuft ſich die Zahl der Bettler in Frankreich auf 178,000 Individuen, nämlich: 40,000 Greiſe, 32,000 Schwache und Kranke, 76,000 Kinder und 30,000 geſunde Männer und Frauen. Im Durchſchnitte kommt 1 Bettler auf 195 Einwohner, doch da das Verhältniß nicht überall gleich iſt, ſo iſt es in den begünſtigtſten Departements wie 1 : 500 bis 600, und in den ungünſtigſten Departements wie 1 : zu 40 oder 50 Einwohnern.

Hr. Halette aus Arras hat ein vollſtändiges Syſtem von Maſchinen erfunden, mit denen man unter dem Waſſer Kanäle und Flüſſe erweitern, ausgraben und reinigen kann. Sie werden durch Dampf in Bewegung geſetzt.

Spanien.

In Madrid hat ſich eine deutſche Akademie der Wiſſenſchaften gebildet, deren Zweck iſt, deutſche Sprache und Litteratur in Spanien zu verbreiten, mit dem Ernſt deutſcher Gründlichkeit den geſunkenen Wiſſenſchaften aufzuhelfen und durch die Prinzipien der Moral und einer geſunden Weltanſchauung, wie ſie ſich in den deutſchen Meiſterwerken finden, wohlthätig auf alle Klaſſen der Nation einzuwirken. Die Regierung hat der Geſellſchaft für ihre Sitzungen ein Lokal in dem ehemaligen Kloſter San Felipe el real angewieſen und unterſtützt ſie noch auf andere Weiſe.

Der bekannte Dichter Quintana iſt zum Lehrer der jungen Königin Iſabelle ernannt worden, und wird ſeine Stellung als Oberſtudiendirektor beibehalten, wiewohl er, ſo lange er jene Stellung einnimmt, auf ſein Gehalt verzichtet hat

Portugal.

Preßangelegenheiten. Das neue von den Deputirten ſanktionirte Preßgeſetz ſucht die Exiſtenz der kleinen Zeitungsblätter, welche bisher ohne Aufſicht in Winkeldruckereien gedruckt wurden, und zur ſittlichen wie politiſchen Anarchie das meiſte beitrugen durch große Summen, welche als Kautionen bei der Regierung niedergelegt werden müſſen, zu unterdrücken.

Induſtrie. Zwiſchen Portugal und den Vereinigten Staaten Nordamerika's iſt ein Handelsvertrag geſchloſſen worden.

Italien.

Akademien. Zu wirklichen, beſoldeten Mitgliedern am Inſtitut der Wiſſenſchaften und Künſte zu Venedig ſind ernannt worden: Dr. B. Gamba, Dr. B. Bizio, Abbate Joſ. Furlanetto, J. Bellavitis, Dr. H. Venanzio, F. Sandri und Dr. J. Biancheti; zu wirklichen, unbeſoldeten: Dr. E. Conti, Dr. A. Fuſinieri, Dr. R. Viſiani, Conte J. A. Scopoli, Dr. D. Nardi und N. Contarini; zum Sekretär: L. Paſini.

An dem Inſtitut zu Mailand wurden zu wirklichen, beſoldeten Mitgliedern ernannt: J. Moretti, A. Levatti, J. Saſari, J. B. Civelli und A. Paganini; zu wirklichen, unbeſoldeten: Dr. J. Frank, Kanonikus A. Bellani, J. Sberardini, P. Friſiani und F. Belotti.

Schule. Um die älternloſen oder verwahrloſten Kinder in Rom zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft heranzubilden, hat der Gouverneur von Rom einem ihm vorgelegten Plan ſeine Zuſtimmung ertheilt, wornach verſuchsweiſe einige 20 Knaben aufgegriffen und unter der Leitung des Säcularabbate Coppi nach einem paſſenden Orte auf dem Lande geführt worden ſind, wo ſie, entfernt von ihrer frühern Lebensweiſe, die Landwirthſchaft erlernen ſollen. Freiwillig haben einige der römiſchen Großen ihre Beſitzungen angeboten, wo die Knaben arbeiten und Unterkommen finden können.

Kunſt. Die Fresken Giotto's in der Kirche Santa Croce in Florenz werden von dem Kalkanwurf, den die Barbarei des vorigen Jahrhunderts darüber gelegt, befreit. Auch läßt der Großherzog von Toskana die herrlichen Fresken Spinelli's in der Sakriſtei von S. Miniato und die des Ridolfo Ghirlandajo in der Kapelle des alten Palaſtes der Republik (Palazzo vecchio) reinigen.

In Rom ſind ſeit einigen Monaten ſehr bedeutende litterariſche Unternehmungen im Gange, wozu die Kapitaliſten bereitwillig ihre Kapitalien hergeben; namentlich wird ein umfaſſendes Werk über alle römiſchen Galerien, die Herausgabe des etruskiſchen Muſeums und endlich die des chriſtlichen Muſeums in der vatikaniſchen Bibliothek beabſichtigt, zu deren jeder Unternehmung wenigſtens eine Kapitalanlage von 20,000 Scudi erforderl wird.

Mercadante wurde auf Verwendung **Roſſini's** als Profeſſor des Contrapunkts an die muſikaliſche Akademie nach Bologna berufen, hat aber eine Einladung des Königs von Neapel vorgezogen.

Preßangelegenheiten. Der Uebereinkunft wegen Sicherheit des litterariſchen und Kunſteigenthums zwiſchen den öſterreichiſchen italiäniſchen Staaten und Sardinien iſt im September Toskana und im Monat Oktober der Kirchenſtaat beigetreten.

Denkmale. Die Stadt Annecy (Königreich Sardinien) will dem berühmten, 1822 als Pair von Frankreich verſtorbenen Chemiker **Berthollet**, ihrem Landsmann, ein Denkmal errichten, wozu der König von Sardinien einen Beitrag verſprochen hat und in Paris eine Subſcription eröffnet worden iſt.

Im Monat Juli wurde das von **Thiers** als Miniſter des Innern 1836 beſtellte und von dem Bildhauer P. **Lemoyne**, Profeſſor an der Akademie von San Luca, verfertigte Denkmal für **Claude le Lorrain** in Gegenwart des franzöſiſchen Geſchäftsträgers, Grafen von **Rayneval**, in Rom feierlich aufgeſtellt. Die Muſe der Malerei hält die Hermenbüſte **Claude's** mit der Linken, in welcher ſie die Lorbeerkrone hält, umfaßt, während ſie mit der Rechten andeutet, was ſie beabſichtigt. Das Monument befindet ſich im linken Seitenſchiff der Kirche S. Luigi de Francesi, erregt aber wenig Beifall.

Induſtrie. Bei der Verſammlung der Gelehrten in Piſa im vorigen Jahre ſchlug ein Herr **Milano** zur ſchnellern Verbreitung tüchtiger Kenntniſſe des Landbaues vor, auf den Muſterwirthſchaften nicht allein Zöglinge für praktiſche Zwecke zu bilden, ſondern auch ſogenannte Ingenieurs des Ackerbaus, nach Art der Civilingenieurs, welche im Stande ſeyen, ausgedehnte Agrikultur-Operationen zu leiten, wie es Profeſſor **Sera** in ſeinen in Venedig herausgegebenen Schriften ſchon empfohlen habe.

In Biella werden jeden Sonntag Abend Vorträge über Landwirthſchaft gehalten, zu denen die Landleute in großer Anzahl herbeiſtrömen. Der Biſchof von Biella, Monſignore **Loſanna**, will die Zöglinge ſeines Seminariums hinſchicken.

In derſelben Verſammlung zu Piſa ſchlug Abbé **Ebraala** vor, den Landbau regelmäßigen Inſpektionen ausgezeichneter Agronomen zu unterwerfen, die von Canton zu Canton ſich unaufhörlich begeben müßten, um unentgeldlich die beſten Mittel der Bebauung des Landes zu lehren und ihre Ausführung zu beaufſichtigen.

Malta.

Die engliſche Regierung in Malta hat beſchloſſen, ein Erziehungs- und Bildungsinſtitut für losgekaufte Negerknaben auf dieſer Inſel zu errichten, in welchem eine Anzahl Negerknaben, die auf egyptiſchen und andern Sklavenmärkten ſo jung als möglich aufgekauft, erzogen und ſpäter als Jünglinge oder Männer mit chriſtlicher Bildung in ihre Heimath zurückgeſchickt werden ſollen.

Serbien.

Schulen. Der Minister der Justiz und Aufklärung in Serbien, Ritter Stephanowitsch, hat für die Erziehung und Bildung seines Vaterlandes vielfach Nützliches gewirkt. Die Hauptschulen sind: die theologische Schule zu Belgrad und das Lyceum mit Gymnasium zu Kragujewatz, an welchem 10 Professoren angestellt sind. Außerdem wurden im Laufe des vorigen Jahres 4 neue Gymnasien errichtet, nämlich in Belgrad, Schabatz, Negotin und Ujitza. In allen andern Orten und größern Dörfern bestehen Normalschulen.

Literatur. Der bekannte serbische Schriftsteller, D. P. Tirol, hat angefangen serbische Urkunden und Alterthümer herauszugeben.

Neben dem schon bestehenden serbischen Musenalmanach, welchen Paul von Stamatovics unter dem Titel Serbska Pczela ili novi svjetnik (serbische Biene oder neuer Blumenkranz) bei dem Buchhändler und Buchdrucker Paul Jankovics erscheinen läßt, giebt mit dem Jahre 1841 auch Dr. Peter Joannovics, ungarischer Landesadvocat, Professor der Humanitätswissenschaften und der Philosophie und provisorischer Director am nichtunirten Gymnasium in Neusatz, einen neuen Almanach in serbischer Sprache unter dem Titel: Bocza Vila (die Bäcser Fee) bei demselben Buchhändler heraus.

Ungarn.

Kirche. Sämmtliche ungarische Bischöfe haben in einem Hirtenbriefe an ihre Clerisei den Seelsorgern untersagt, gemischte Ehen einzusegnen; sie sollen nur auf Verlangen des katholischen Theils bei der Trauung durch den protestantischen Geistlichen erscheinen dürfen, als Zeugen, ohne priesterlichen Ornat, worauf sie die Trauung, als vollzogen, in ihre Protocolle einzuschreiben haben.

Schule. Die höhern Unterrichtsanstalten für die katholische Bevölkerung Ungarns bestehen in einer Universität, 8 Akademien, 11 Lyceen und 66 Gymnasien.

Aus dem ersten allgemeinen Schematismus der evangelischen Kirche in Ungarn vom Jahre 1839 ergaben sich 347 Muttergemeinden, unter welchen 85 rein deutsch, 91 rein magyarisch, 240 rein slavisch (drei wendo-slavische Gemeinden mitgerechnet); die übrigen halten ihren Gottesdienst in zwei oder auch in allen drei angegebenen Sprachen.

Polen.

Literatur. L. Siemieński und Bogdan Zalewski haben die Absicht, eine Auswahl sämmtlicher altslavischer Lieder in einer Uebersetzung herauszugeben. Das Lied vom Zuge Igors ist bereit, die Königshofer Handschrift übersetzt Siemieński aufs neue, da er mit der ältern Uebersetzung nicht zufrieden ist. Die klein-russischen Liedchen (dumki) werden gleichfalls gesammelt. Zur Vervollständigung sind nur noch die böhmischen, slowakischen, großrussischen und illyrischen Lieder übrig. Die ganze Sammlung soll 4 Bändchen umfassen.

Bogdan Zalewski hat jetzt die vollständige Sammlung seiner Gedichte vollendet; sie werden 4 Bände füllen, 2 Bände enthalten Lieder aus der Ukraine und zwei andere Bände sind religiösen Inhalts: die erstern gelten für die kräftigste Blüthe seiner Poesie.

Rußland.

Universitäten. Die Universität zu Dorpat zählte im Sommersemester 573 Studirende, unter welchen 418 aus den deutschen Provinzen, 144 aus den übrigen Gouvernements, und 11 vom Auslande. Von ihnen haben sich 67 der Theologie, 184 der Jurisprudenz, 190 der Medicin und 198 der Philosophie gewidmet.

Der an der Univerſität bereits emeritirte Profeſſor der Arzneikunde, Staatsrath Erdmann, iſt durch Wahl des Univerſitätsconſeils noch auf 5 Jahre für dieſe Charge und der Magiſter der Rechte, Tobias, als Privatdocent der ſeit dem verwichenen Frühjahr an dieſer Univerſität erledigten Profeſſur des ruſſiſchen Rechts beſtätigt worden.

Einer Verordnung Sr. Maj. des Kaiſers zufolge ſollen für die an den Univerſitäten des Reichs erledigten Profeſſuren der orientaliſchen Sprachen und der Architektur, in Ermangelung von Candidaten, welche den Grad eines Doctors oder Licentiaten erlangt haben, dieſe Aemter an nichtgraduirte Perſonen, die ſich durch ihren Eifer und Unterrichtsmethode auszeichnen, ertheilt werden.

Nach einer Verfügung des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts ſind an der mediciniſch-chirurgiſchen Akademie in Wilna vorläufig die Elementarcourſe über mediciniſche Wiſſenſchaften, Pharmacie und Veterinärkunde geſchloſſen. Den Zuhörern iſt geſtattet, auf den übrigen Univerſitäten des Reichs, mit Ausnahme der Kiew'ſchen, ihre Studien fortzuſetzen.

Literatur. Die Akademiker Parrot und Miſchewski ſind in Erwähnung ihrer langjährigen eifrigen Dienſte und ausgezeichneten wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu wirklichen Staatsräthen befördert worden.

Der Kollegienrath Sotoff, welcher dem verewigten Könige von Preußen kurz vor deſſen Tode ein Exemplar ſeiner Militärgeſchichte von Rußland überſandt hatte, hat von Sr. Maj. dem regierenden König eine koſtbare Doſe als Zeichen der Anerkennung erhalten.

Se. Maj. der Kaiſer von Rußland hat dem Warſchauer Lehrbezirk eine Sammlung von 13,000 Bänden zum Geſchenk gemacht.

Stiftungen. Der Stadtrath von Warſchau hat dem unter dem Schutz der Kaiſerin von Rußland ſtehenden Alexandra-Inſtitut, ein Kapital von 250,000 poln. Gulden aus den städtiſchen Fonds angewieſen, mit der Beſtimmung, daß ſtets 6 Penſionärinnen aus Familien, die zu der in Warſchau dauernd anſäſſigen Bevölkerung gehören, erzogen werden. Der Kaiſer hat dieſer Stiftung ſeine Beſtätigung ertheilt.

Denkmale. In Kowno, Kauen, dicht am Memelſtrom wird Rußland ein coloſſales Denkmal zum Andenken an den 1812 glücklich geführten Feldzug errichten laſſen.

Griechenland.

Schule. Der Staat zahlt für die Univerſität 92,000 Drachmen, für Gymnaſien 60,000 Drachmen, für helleniſche Schulen 76,000 Dr., für Gemeindeſchulen 104,000 Dr., für das Waiſenhaus 30,000 Dr., für Zöglinge, die im In- und Auslande auf Koſten der Regierung ſtudiren 74,000 Dr., für die Bibliothek 14,000 Dr., für die naturhiſtoriſche Geſellſchaft 45,000 Dr., für Archäologie 17,000 Dr., für geiſtliche Stipendien 22,000 Drachmen.

Literatur. Die Bibelgeſellſchaft in London hat der griechiſchen Synode das Anerbieten gemacht, auf Koſten der Geſellſchaft eine unter Aufſicht der Synode zu veranſtaltende Ueberſetzung des A. und N. Teſtaments in neugriechiſcher Sprache, ſo wie ſämmtliche Kirchenväter durch den Druck zu verbreiten. Aus Furcht jedoch, es möchten andere Abſichten dabei zu Grunde liegen, hat die Synode das Anerbieten von der Hand gewieſen.

E. Vyblakis aus Kreta hat in einer in deutſcher Sprache geſchriebenen Schrift: „Neugriechiſches Leben verglichen mit dem Altgriechiſchen,“ die unter den deutſchen Gelehrten faſt allgemein gewordene Annahme bekämpft, als ſeien die Neugriechen ſlaviſchen Urſprungs.

Stiftungen. Herr Nicolo Pulo, angeſtellt an der Bibliothek des Inſtitut de France, hat ſeiner Geburtsſtadt Andruſſa in Moreа 7000 Bände geſchenkt, welche die beſten Ausgaben und Ueberſetzungen aller lateiniſchen und griechiſchen Claſſiker und die berühmteſten archäologiſchen und philologiſchen Werke enthalten, die in Europa erſchienen ſind.

Vereine. In der im Monat Juni gehaltenen Generalverſammlung der antiquariſchen Geſellſchaft in Athen wurde der Bericht verleſen, nach welchem die Zahl der Mitglieder auf 70 Perſonen angewachſen iſt und der Fonds ſich ſo vermehrt hat, daß man mehrere Denkmale des Alterthums wiederherſtellen und ausgraben kann.

Siam.

Der Prinz Chan-fu in Bangkok soll von den amerikanischen Missionarien zum Christenthum bekehrt worden seyn.

Algier.

Durch königliche Ordonnanz ist vor einiger Zeit die Errichtung einer protestantischen Pfarrei in Algier beschlossen und Hr. Sauter, ehemaliger reformirter Pfarrer in Marseille und seit einiger Zeit in Algier sich aufhaltend, zum Pfarrer und Präsidenten des Consistoriums der reformirten Kirche in Algier ernannt worden. Hr. Hoffmann, ein Württemberger, welcher schon seit mehreren Jahren durch die evangelische Gesellschaft als Prediger in Algier angestellt und besoldet wurde, ist zum Pfarrer der nämlichen reformirten Kirche ernannt.

Tunis.

Ein junger Architekt, Hr. Jourdain, soll im Auftrag der französischen Regierung auf dem höchsten Gipfel des Gebirges von Carthago, wo, der Sage nach, der heilige Ludwig gestorben, ein Denkmal zu seinem Gedächtniß im Charakter jener Zeit errichten. Der Bey von Tunis hat erst jetzt die Erlaubniß dazu gegeben, obgleich schon Karl X. sie verlangt hatte.

Nordamerika.

Kirche. In der russisch-amerikanischen Colonie bestehen jetzt vier Kirchen, in Sitka, Kadjak, Unalaschka und Atcha, an deren jeder ein Geistlicher angestellt ist. Die älteste ist die in Atcha, welche seit 1740 besteht, die jüngste in Sitka, die seit 1806 besteht. Die Zahl der Christen beträgt in diesen Colonien nach den neuesten offiziellen Berichten 10,313, von denen 706 Russen, 1095 Creolen, und 8312 eingeborne Amerikaner. Außer den 4 Hauptkirchen giebt es noch an besonders sehr abgelegenen Orten, gleichfalls von der Compagnie aufgeführte, Bethäuser. Die Dienstzeit der Geistlichen ist hier wie in Kamtschatka 5 Jahre. Die Kosten der Hin- und Rückreise trägt die Compagnie.

Seit einem Jahre, wo die protestantische Kirche mehr Bekenner erworben hat, ist von der Gesellschaft noch ein besonderer Geistlicher dieses Bekenntnisses in Neu-Archangelsk angestellt worden.

Um die Feier des Sonntags in den Vereinigten Staaten kräftiger zu befördern, hat der Gerichtshof des Distrikts Philadelphia ausgesprochen, daß Niemand, der Sonntags ein Pferd miethet, gerichtlich zum Schadenersatz gezwungen werden kann, wenn er das Pferd auch lahm jagt, für immer unbrauchbar macht oder gar nicht wieder bringt.

Literatur. Der russische Geistliche Wenjaminoff, der sich 20 Jahre in den russischen Colonien Nordwestamerika's aufgehalten hat und erst jetzt zurückgekehrt ist, hat das russische Alphabet für die Sprachen dieser Länder anwendbar gemacht, ein Wörterbuch für den zahlreichen Kalaschen-Stamm bearbeitet, und eine Grammatik, den Katechismus und einige Bücher des neuen Testaments für die Aleuten übersetzt.

Die Regierung von Venezuela hat durch den Obrist Codazzi ihr Gebiet vermessen und eine Karte davon fertigen lassen, welche der Verfasser der Akademie der Wissenschaften in Paris vorgelegt hat. Hr. Codazzi hat 10 Jahr sich mit diesem Werke beschäftigt; alle Gebirgshöhen sind nach sehr genauen Barometer- und Chronometermessungen bestimmt worden. Zu gleicher Zeit hat Hr. Codazzi kleinere Karten für die verschiedenen Flüsse der Republik und für das Land mit den alten und neuen Ortsnamen der Indianer angefertigt; endlich

auch die große Karte in kleinerem Maßſtabe gegeben, und genaue Angabe der Urwälder, Ebenen und bebauten Gegenden beigefügt.

Vereine. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ſich ein Naturforſcherverein gebildet, der in Philadelphia ſeine erſte Zuſammenkunft gehalten hat, die zweite Verſammlung ſoll im April 1841 ſtattfinden.

Induſtrie. Der Congreß von Peru hat die Einfuhr von Kattun, Sätteln, Männerſchuhen, fertigen Kleidern und wollenen und ſeidenen Hüten vom 1. Nov. 1840 an verboten.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1841.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Inhalt.

	Seite
Frankreichs Nord- und Oſtſeite, militäriſch betrachtet	1
Das ſüdweſtliche Deutſchland, als Kriegsſchauplatz betrachtet	10
Die weſtliche Grenzfrage	25
Der Kunſthandel in Deutſchland	70
Eine deutſche Vereinsakademie der Wiſſenſchaften (Phantaſie)	83
Das evangeliſche Miſſionsweſen, welthiſtoriſch und in ſeinem Verhältniſſe zur deutſchen Nationalität	103
Zur Orientirung in den religiöſen Kämpfen des gegenwärtigen Deutſchlands	161
Die Studentenverbindungen auf deutſchen Univerſitäten	191
Unmaßgebliche Anſichten und Vorſchläge über den Betrieb und Geſchäftsgang der jährlichen Verſammlung deutſcher Landwirthe	245
Das deutſche Poſtweſen und die Idee eines großen deutſchen Postvereins	257
Berückſichtigung der Individualität bei Unterricht und Erziehung	293
Kurze Notizen	313

Frankreichs Nord- und Oſtſeite

militäriſch betrachtet.

Bei einem Kriege Deutſchlands gegen Frankreich verdient die Nord- und Oſtſeite des letztern Landes, als diejenige, auf welcher der Kriegsſchauplatz ſich nothwendig entwickeln muß, beſondere Aufmerkſamkeit.

Frankreichs Nordſeite.

Die nördliche Seite Frankreichs beginnt bei Dünkirchen unweit des Canals und ſcheidet in ſüdöſtlicher Richtung dieſes Land bis an die Moſel von Belgien und dem Königreiche der Niederlande, und von der Moſel bis an den Rhein von den Provinzen Rheinpreußen und Rheinbayern.

Dieſe über 140 Stunden lange Grenze iſt eine künſtliche, das heißt eine durch politiſche Verträge herbeigeführte, keine natürliche, durch groſſe Flüſſe oder Gebirgsrücken bezeichnete.

Ein dreifacher Feſtungsgürtel iſt beſtimmt, jenen Mangel zu erſetzen.

Die Nordgrenze Frankreichs wird, den Niederlanden gegenüber, von drei Hauptflüſſen, der Schelde, der Sambre und der Maas, durchſchnitten. Ihre Thäler ſind nur durch unbedeutende Gebirgsrücken von einander getrennt und gewähren, weil ſie ſenkrecht die Grenze durchziehen, nur unbedeutenden Schutz gegen eine feindliche Invaſion auf dieſer Seite.

Innerhalb dieſer Strecke liegen in I. Linie die feſten Plätze: Dünkirchen, Caſſel, Lille, Valenciennes, Maubeuge, Rocroi, Charlemont, Mezières, Sedan, Montmédy und Longwy;

Leipzig

in II. Linie: St. Omer, Aire, Bethune, Arras, Douay, Cambray, Quesnoy und Landrecy;

und in III. Linie: St. Quentin, La Fère, Laon und Soiſſons, auf deren Ausbeſſerung ſeit 1831 beträchtliche Summen verwendet wurden.

Auf dem weitern Striche der Nordgrenze bis nach Lauterburg, den Provinzen Rheinpreußen und Rheinbayern gegenüber, verdienen unter den Flüſſen die Moſel und die Lauter Erwähnung. Die Moſel wird durch das Gebirge des Argonnerwaldes von der Maas getrennt; ſie ſelbſt ſcheidet die Ardennen von den Vogeſen, und durchſchneidet die Grenze gleichfalls ſenkrecht und in nördlicher Richtung, während die Lauter von den Vogeſen herab ihren Lauf öſtlich nach dem Rheine nimmt und auf dieſer Seite entlang der Weißenburger Linien die Grenze bildet.

Zwiſchen der Moſel und dem Rheine liegen in I. Linie die feſten Plätze Thionville und Bitſch;

in II. Linie: Metz und Pfalzburg.

Von der dreifachen Feſtungsreihe der Niederlande aus führen folgende Straßen, ohne irgend natürlichen Hinderniſſen zu begegnen, in kürzeſter Linie nach Frankreichs Hauptſtadt:

1) Von Furnes über Abbeville und Beauvais in 9 Märſchen.

2) Von Ypern über St. Pol und Amiens in 8 Märſchen.

3) Von Tournay und Ath über Peronne und Senlis in 7½ Märſchen.

4) Von Mons über St. Quentin und Noyon in 7 Märſchen.

5) Von Charleroi über Laon und Soiſſons in 8 Märſchen.

6) Von Philippeville über Reims und durch das Marnethal in 9 Märſchen.

7) Von Arlon über Stenay und Reims eben dahin in 9 Märſchen.

Betrachtet man dieſe zahlreichen Communicationslinien durch ein beſonders in der Mitte offenes, von keinem natürlichen Hinderniſſe geſchütztes Land, die alle auf einem kürzern Wege als von jeder andern Grenze aus, nach der Hauptſtadt des Landes zielen; betrachtet man die beiden offenen Grenzſtrecken zwiſchen Avesne und Rocroi, und zwiſchen Sedan und Longwy, von denen die erſte 12, die zweite 14 Stunden beträgt; blickt man ferner auf die ſichere Baſis der niederländiſchen Feſtungen, von welchen

unsere Operationen ausgehen, auf den Zustand des Verfalls, in welchem sich die auf dieser Seite liegenden französischen Festungen seit mehr als einem Jahrzehend, nach dem eigenen Zugeständnisse militärischer Redner in den französischen Kammern, befinden, und wirft man endlich einen Blick auf die 42 Schlachtfelder älterer und neuerer Zeit, welche die Nordseite Frankreichs zum klassischen Boden der Kriegsgeschichte dieses Landes gestempelt haben, so geht klar hieraus hervor, daß dem französischen Reiche auf dieser Seite die empfindlichsten Schläge beigebracht werden können.

Frankreichs östliche Seite.

Auf der Ostseite Frankreichs, welche bei Lauterburg beginnt, und sich in südlicher Richtung entlang den Vogesen, dem Jura und den cottischen Alpen bis zum Einflusse des Var in das Mittelmeer erstreckt, bildet zuerst der Rhein bis Basel die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Die Vogesen, welche Elsaß und Lothringen scheiden, folgen derselben Richtung, bis zu dem Gebirgsdurchbruche bei Basel, wo sie durch einige Verzweigungen mit dem Jura zusammenhängen.

Oestlich fallen von den Vogesen die Ill, die Lauter, die Queich, die Nahe und viele andere unbedeutende Gewässer nach dem Rheine, westlich die Meurthe und die Saar nach der Mosel ab.

Auf dieser 40 Stunden langen Strecke der Ostseite liegen in I. Linie die festen Plätze Straßburg, Schlettstadt, Neu-Breisach; in II. Linie: Belfort zur äußersten Rechten.

Auf dem weitern Striche der Ostseite, von der Rheinbiegung bei Basel bis zur Isère, innerhalb welchem der Jura bis zum Genfer-See und von diesem an die Rhone die Grenze zwischen der Schweiz und Savoyen bildet, liegt auf dieser ganzen, über 80 Stunden langen Strecke nur die einzige Festung Besançon in erster, und Auxonne in zweiter Linie.

Da Besançon nur ein Platz zweiten Ranges und überdies rechts und links durch Seitenstraßen paralysirt ist, so erscheint diese Seite, bei den vielfachen Communicationen über den Jura, die durch Kunst am mindesten vertheidigte von Frankreich.

Von der Isère bis zum Einflusse des Var in das mittelländische Meer sind es theils die cottischen, theils die Seealpen,

welche Frankreich von den ſüdweſtlichen Staaten des Königs von Sardinien trennen.

Entlang dieſer etwa 60 Stunden betragenden Strecke werden die Communicationen über die hohen Gebirgsrücken ſeltener; die wenigen Straßen, welche auf dieſer Seite aus Italien nach Frankreich führen, ſind durch mehrere feſte Bergſchlöſſer gedeckt, von denen das durch Kunſt und Natur gleich feſte Fort Barrault Erwähnung verdient, welches die von Piemont über Montmelian nach Lyon führende Straße, ſo wie das ganze Iſèrethal vollkommen beherrſcht, ſo wie ferner in erſter Linie das Fort Jour, Briançon, Montdauphin, St. Vincent, Colmars und Antibes, und in zweiter Linie Grenoble und Siſteron.

Betrachtet man die Hauptoperationsſtraßen zwiſchen der Moſel und der Lauter, ſo ergibt ſich, daß die erſte von Luxemburg und Saarlouis über Verdun und Châlons durch die Champagne in 10 Märſchen;

die zweite von Saarbrück über Metz oder Nancy und Troyes in 12 Märſchen;

die dritte von Landau über Pfalzburg und Nancy in 15 Märſchen auf Paris führt.

Zwar ziehen die zwei erſten dieſer Operationslinien durch die Defileen des Ardennen- und Argonnewaldes; allein ſind dieſe einmal hinterlegt, ſo leiten ſie bis in die feindliche Hauptſtadt durch ein freies, offenes Land, das keinen einzigen feſten Platz mehr darbietet.

Die Hauptoperationslinien auf der öſtlichen Seite Frankreichs, von der Lauter bis an die Iſère, ſind folgende:

1) Von Baſel über Langres in 13 Märſchen nach Paris.

2) Von Neufchatel über Pontarlier und Dijon in 14 Märſchen eben dahin.

3) Von Genf über Dijon in 13 Märſchen eben dahin.

4) Von Genf über Macon, Châlons und Auxerre in 15 Märſchen eben dahin.

5) Von Genf über den Jura in 4 Märſchen nach Lyon.

6) Endlich von Chambery über La-Tour-Du-Pin in 3 Märſchen nach Lyon.

Von dieſer Seite werden demnach beide Hauptſtädte Frankreichs zugleich bedroht.

Hat man auf einer der drei erſten dieſer Operationslinien einmal die Höhen von Langres erreicht, ſo ſteht man in der Mitte zwiſchen Paris und Lyon. Weder auf den Straßen nach der einen, noch nach der andern dieſer beiden Hauptſtädte finden ſich feſte Plätze, und ſchon durch die von Langres aus entweder ſüdlich oder nordweſtlich abfallenden Gewäſſer ſcheint von der Natur hier die mit den mindeſten Schwierigkeiten verknüpfte Marſchrichtung klar und beſtimmt angedeutet zu ſeyn.

Ein Invaſionskrieg Deutſchlands gegen Frankreich kann ſonach im Allgemeinen entweder von Belgien, oder vom Rhein, oder von Italien aus geführt werden.

Die erſte Operation wird Paris, die zweite Paris oder Lyon, die dritte das Rhonegebiet mit Lyon allein zum Objekte haben. Jedes der feindlichen Heere wird ſein Objekt in kürzeſter Linie und durch Provinzen zu erreichen ſuchen, in welchen es den nöthigen Unterhalt zu finden vorausſetzen darf.

Will man die hier nur kurz angedeuteten verſchiedenen möglichen Operationen näher bezeichnen, ſo wird

I. ein Heer, das ſich zwiſchen dem Meere und der Maas ſammelt, die dreifache Linie der belgiſchen Feſtungen zur Baſis nehmen, und von hier aus über die an mehreren Stellen offenen Grenzen Frankreichs gegen Paris operiren, in ſo fern ſich die politiſche Lage Frankreichs nicht in der Art ändert, daß dieſe Macht ihren Einfluß auf die belgiſchen Feſtungen ausdehnt.

II. Ein Heer, das zwiſchen der Maas und der Moſel ſteht, hat die Rheinfeſtungen Mainz, Coblenz und Cöln, ferner Luxemburg zur Baſis, und anfangs die Städte der Champagne, ſpäter Paris zum Objekt.

III. Ein Heer, das theils zwiſchen der Moſel und dem Rhein, theils am Oberrhein ſich ſammelt, wird die Feſtungen Coblenz, Mainz, Luxemburg, Saarlouis und Landau als Depots betrachten, von dieſen aus in Lothringen und Elſaß eindringen, und dort angelangt, gleichfalls die Champagne und Paris zum Objekte nehmen.

IV. Ein Heer, das von der Schweiz ausgeht, findet ein gröſtentheils offenes Land vor ſich und kann ſich entweder ſeitwärts gegen das Elſaß, oder gegen die Champagne, oder gegen Lyon wenden.

V. Ein Heer endlich, das aus Piemont über die franzöſiſchen Grenzen vordringt, und die Alpenfeſtungen zur Baſis hat, kann entweder ſeine Richtung gegen Burgund und die Champagne, oder unmittelbar gegen Lyon oder ſüdlich gegen Toulon nehmen.

Nach dieſem allgemeinen Bilde der Nord- und Oſtſeite Frankreichs und den von hier aus möglichen Operationen, gehen wir auf die Defenſivſtellungen über, welche die Franzoſen zur Vertheidigung ihres Landes gegen eine feindliche Invaſion nehmen können, wodurch die Richtung unſerer offenſiven Operationen größtentheils bedingt und um ſo beſtimmter herausgehoben wird.

Frankreichs Defenſivſyſtem im Norden und Oſten.

Geht man die in neueſter Zeit von ausgezeichneten franzöſiſchen Militärſchriftſtellern bekannt gemachten Werke aufmerkſam durch, ſo erhält man über dieſen Gegenſtand, der von jenen häufig öffentlich zur Discuſſion gekommen iſt, wichtige Aufſchlüſſe.

Ihre Vorſchläge, kurz zuſammengezogen, enthalten im Allgemeinen Folgendes:

1) Die Aufwerfung eines verſchanzten Lagers (position fortifiée) bei Soiſſons, groß genug, um eine Armee aufzunehmen und zu unterhalten, von welchem aus die unmittelbar von der Nordgrenze aus nach Paris führenden Thäler der Oiſe, Aisne und der Marne beherrſcht werden. Hier ſcheint in neueſter Zeit durch Recognoscirungen franzöſiſcher Ingenieure das Nöthige bereits vorbereitet worden zu ſeyn.

Die Wichtigkeit einer feſten Stellung bei Soiſſons leuchtet ein, wenn man erwägt, daß dieſer Punkt, abgeſehen von ſeiner ſtrategiſch wichtigen Lage, nur einen Marſch von Laon und eben ſo weit von La Fère entfernt iſt, wo ſich Zeughäuſer und Waffen-Depots aller Art befinden; daß er ferner gleichfalls nur einen Marſch von Chauni, Noyon, Compiegne und Chateau Thierri abliegt und ſomit alle dieſe Uebergänge über die Oiſe und Aisne deckt und ſeine Wirkſamkeit bis an die Marne erſtreckt.

2) Die Erbauung eines ſecundären verſchanzten Lagers in den Sümpfen von Marſal, groß genug, um ein kleines Armeecorps aufzunehmen, das die Beſtimmung erhält, in Verbindung mit den feſten Plätzen Metz, Thionville und Bitſch den feindlichen Operationen von der Moſel, der Saar und den Vogeſen zu begegnen.

3) Ein verschanztes Lager bei Straßburg, gedeckt durch mehrere mit der Festung zusammenhängende Forts.

4) Ein großes verschanztes Lager bei Belfort, dessen Wichtigkeit unverkennbar ist, ein feindliches Heer mag von Basel und Porentruy, oder vom Elsaß, oder über den Jura, oder von Besançon kommen.

Eine in diesem Lager befindliche Armee kann sich mit gleichem Erfolge gegen alle diese Seiten wenden; ihr Einfluß erstreckt sich bis Straßburg, Metz und Lyon; sie hat nur 2—3 Märsche nach den Quellen der Maas, der Marne, der Mosel, der Aube und der Seine, und kann daher von Belfort aus die Hauptoperationen des Feindes gegen das Innere Frankreichs im Rücken nehmen.

Ein verschanztes Lager bei Belfort gewährt sonach den doppelten Vortheil, der Vertheidigung der französischen Mosel-, Saone- und Rheinprovinzen größere Kraft zu verleihen und in Betracht der Gesammtvertheidigung Frankreichs ein Mittelglied zwischen der festen Stellung bei Soissons, welche Paris deckt, und zwischen derjenigen zu seyn, welche Lyon decken soll.

Auch auf diesem Punkte hat das französische Geniecorps seit dem Spätjahr 1829 wichtige Arbeiten begonnen, die in der neuesten Zeit allmählig in Ausführung gebracht worden sind.

5) In zweiter Linie ein verschanztes Lager auf den Höhen von Langres, das von hier aus die Quellen der Maas, der Marne und der Seine beherrscht.

6) Zur Deckung von Lyon ein verschanztes Lager bei dem Fort Barrault, das die Straßen vom Mont Cenis und vom kleinen Bernhard nach Frankreich vollkommen sperrt. Dem hier aufgestellten Heere dient Grenoble als Waffenplatz und Stützpunkt. Von hier aus werden die piemontesischen festen Forts auf der Ostseite der cottischen Alpen paralysirt, und jede feindliche Operation über Genf und Chambery im Rücken bedroht.

Außer diesen großen verschanzten Stellungen, in welchen die daselbst aufgestellten Heere gegen jeden Angriff von der Nord- und Ostseite Front zu machen im Stande sind, scheint die Befestigung derjenigen Linien mittelst Anlegung von Brückenköpfen in dem Plane der Franzosen zu liegen, welche, dem natürlichen Laufe der Gewässer folgend, vom Innern nach den Grenzen führen.

Zu dieſen Gewäſſern gehören im Norden die Lys, die Scarpe, die Schelde und die Sambre. Obgleich dieſe Flüſſe in einer Entfernung von je 1—2 Märſchen bereits mit feſten Plätzen verſehen ſind, wird dennoch auf die Vermehrung der Ueberſchwemmungen in dem Bereiche derſelben angetragen.

Auf der nordöſtlichen und öſtlichen Seite wird die Anlegung mehrerer Brückenköpfe an der Maas zwiſchen Verdun und Mezières, ferner an der Meurthe, der Seille und der Saar als nothwendig dargeſtellt, eben ſo die Herſtellung der Weißenburger Linien, endlich der Bau mehrerer Brückenköpfe am Doubs bei Isle-ſur-Doubs, Clairval und Dôle.

Am dringendſten empfehlen jedoch die meiſten franzöſiſchen Militärſchriftſteller die Befeſtigung der beiden Hauptſtädte Paris und Lyon, wenn auch nur, bei den unermeßlichen Koſten, die dieſe Arbeit verurſachen würde, in ſo weit, daß beide gegen einen erſten Angriff geſichert wären.

Die zahlreichen Feſtungen auf der Nordgrenze, ſo wie auch die auf der Oſtſeite, ſollen, nach dem Gutachten der franzöſiſchen Militärs, im Gegenſatze mit Napoleons Verfahren im Jahr 1814, nur mit der geringſt möglichen Anzahl von Truppen beſetzt und hiezu ſtets die neu ausgehobene Mannſchaft verwendet werden, damit die in den drei feſten Hauptlagern aufgeſtellten Armeen um ſo vollzähliger gemacht werden können.

Ueberblickt man das hier auseinandergeſetzte Defenſivſyſtem der Franzoſen noch einmal, ſo ſtellt es ſich in drei, dem Raume und der Zeit nach weſentlich von einander verſchiedenen Perioden dar.

In der erſten Periode des Kriegs ſpielen die Grenzfeſtungen, unterſtützt von den großen verſchanzten Lagern, die Hauptrolle.

In der zweiten Periode werden dieſe großen verſchanzten Lager von Paris und Lyon aus unterſtützt.

In der dritten Periode endlich werden die im Innern des Landes vorbereiteten Hülfsmittel zur Unterſtützung von Paris und Lyon vorpouſſirt.

Bis hierher war von der reinen Defenſive Frankreichs im Falle einer Invaſion der Deutſchen die Rede. Bei dem lebhaften Charakter der Franzoſen, der durch die letzte Revolution nur noch mehr geſteigert wurde, darf man jedoch vorausſetzen — und ihre

erfahrensten Militärs deuten offen darauf hin — daß sie sich keineswegs auf eine reine Defensive beschränken werden.

In dieser Beziehung werden Cüstine's Operationen am Rhein im Jahr 1792 und Napoleons Feldzug in Italien im Jahr 1796 als nachahmungswerthe Beispiele aufgestellt, und der Grundsatz ausgesprochen, die beste Defensive sey diejenige, den Feind im eigenen Lande aufzusuchen. Denn, sey man stärker, als der Feind, so müsse man die eigene Ueberlegenheit benützen; sey man aber der schwächere Theil, so müsse man dennoch angreifen, um dem Feinde die Wahl des Punktes nicht zu überlassen, von welchem aus er uns den empfindlichsten Schlag beibringen will.

Der Entwurf eines Operationsplans gegen Frankreich von der Nord- und Ostseite, mit Bezug auf das hier angedeutete Defensivsystem dieses Landes, gehört in das Gebiet der höhern Strategie und kann wohl eigentlich erst ausgearbeitet werden, wenn festgesetzt ist, welche Heere gegen Frankreich zu kämpfen bestimmt sind und von welchen Seiten der Angriff erfolgen soll.

Ein zweites Memoire wird auf ähnliche Weise Deutschlands Grenzen gegen Frankreich militärisch darstellen, die Hauptumrisse eines deutschen Defensivsystems entwickeln, und in einem Anhange das Kriegshistorische aus den zehn letzten Feldzügen, nebst einer kritischen Uebersicht der besten Karten, welche auf den supponirten Kriegsschauplatz Bezug haben, beibringen.

Das südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet.

Wenn Frankreich einen Krieg gegen Deutschland beabsichtigt, so ist der südwestliche Theil desselben zwischen dem Main, dem Rhein und dem Lech vermöge seiner geographischen Lage zuerst bedroht.

Auf den ersten Anblick sollte man glauben, daß der Rhein mit seinem tiefen Bette und in zweiter Linie das ihm parallel laufende Gebirge des Schwarzwaldes diesem Lande als eben so viele schützende Bollwerke gegen eine Invasion von französischer Seite dienen müßten.

Eine nähere Betrachtung und einige Fragen an die Geschichte zeigen jedoch das Unhaltbare dieser Ansichten nur allzubald.

Auf der 36 Stunden langen Strecke von Basel bis Lauterburg ist Frankreich im Besitze von sechs mehr oder minder festen Plätzen, hinter welchen es ruhig und gedeckt seine Conzentrirungen vorbereiten kann. Die vielen bewachsenen Rheininseln decken seinen Uebergang, während Scheinangriffe den Gegner irre führen; bis dieser überhaupt seine Streitkräfte zu sammeln vermag, hat sich der Feind auf dem rechten Rheinufer festgesetzt.

Diese unter allen Umständen sich gleich bleibenden Verhältnisse geben Aufschluß, warum, seit Franzosen Krieg führen gegen Deutschland, noch kein einziger Rheinübergang derselben je weder durch unsere Vorfahren noch durch uns vereitelt worden ist.

Die Analogie berechtigt zu dem Schlusse, daß, welche Vorkehrungen auch getroffen werden mögen, die unmittelbare

Abwehrung eines ſolchen Unternehmens nur äußerſt wenig Glücksfälle für ſich habe.

Betrachtet man den Schwarzwald, dieſe ſcheinbare Schutzwehr der ſüddeutſchen Staaten gegen ihre weſtlichen Feinde, näher, ſo findet man, daß derſelbe in der Richtung von Weſt nach Oſten, mithin zu unſerm Nachtheil, eine Menge transverſaler Kommunikationen hat, von denen die Franzoſen, wie aus ihren militäriſchen Schriften hervorgeht, die genaueſte Kenntniß beſitzen; während die Kommunikationen in der Richtung von Nord nach Süden, durch welche die Vertheidigung des Gebirges überhaupt nur möglich wird, nicht nur äußerſt ſparſam ſich finden, ſondern ſogar oft an Strecken von 12—15 Stunden gänzlich fehlen.

Entlang des ganzen Gebirgsrückens und 50 Stunden landeinwärts befindet ſich nicht Ein feſter Platz, an welchen unſere Operationen ſich mit Sicherheit anlehnen oder von demſelben ausgehen können.

Die Richtung der den Schwarzwald durchſchneidenden Straßenzüge iſt endlich von der Art, daß die meiſten derſelben in der kürzeſten Linie in das Herz von Deutſchland führen, und daß, wenn der Durchbruch in einer dieſer Richtungen dem Feinde gelingt, die Vertheidigung der übrigen nicht nur völlig nutzlos, ſondern ſelbſt unmöglich wird.

Rechnet man zu dieſen beſondern Eigenthümlichkeiten des Schwarzwaldes noch die allgemeinen jedes Gebirges, daß nämlich ſtets mehrere Wege zu einem und eben demſelben Objekte führen, daß daher derjenige, der in das Gebirge eindringen will, ſeine Angriffslinie frei wählen und mit Leichtigkeit von einer auf die andere übergehen, der Vertheidiger dagegen, der den Angriff in einem Thale erwartet, nur auf beträchtlichen Umwegen eine andere Linie gewinnen kann, daß endlich aus allen dieſen Gründen der Angreifer im Gebirgskriege eine unberechenbare Ueberlegenheit über den Vertheidiger hat, wie denn auch die Kriegsgeſchichte nachweiſt, daß noch nie einem kräftigen Gegner die Hinterlegung eines Gebirges hat verwehrt werden können: ſo ſcheint aus all dieſem die Endfolgerung nicht zu gewagt, daß ſich der Schwarzwald nur wenig zu einer längern Vertheidigung eigne.

Der Vorſchlag, die Haupidebouchéen deſſelben durch bombenfeſte, ſelbſtſtändige Forts zu ſperren, mag wohl hinreichen, einem

feindlichen Heere den Durchmarsch einigermaßen zu erschweren. Mit Zuversicht darf jedoch auf diese Vertheidigungsweise nicht gerechnet werden, weil, abgesehen von allen übrigen Schwierigkeiten, zu so vielen selbstständigen Kommando's in keinem Korps sich eine hinreichende Anzahl Offiziere von solcher moralischen Kraft finden wird, wie sie bei jedem Einzelnen in einem ähnlichen Auftrage unumgänglich nöthig ist.

Daher läßt sich weder mit geschlossenen Massen, noch durch die Sperrungsmittel der Befestigungskunst das Gebirge des Schwarzwaldes vertheidigen.

Mehr noch dürfte von einem thätigen kleinen Kriege, nach Art der spanischen Guerilla'sbanden, zu halten seyn, der von der Gesammtmasse der Gebirgsbewohner, unter der Leitung intelligenter, mit dem Terrain bekannter Offiziere, im Rücken des durchmarschirten Feindes gegen dessen Zufuhren, Munition, Nachschub, kurz gegen seine unmittelbaren Verbindungen geführt würde: vorausgesetzt, es gelänge, die Bewohner des Landes für die geheiligte Sache des gesammten Vaterlandes zu begeistern und in Insurrektionszustand zu versetzen, und man habe die nöthige Zeit gehabt, sie vorher einigermaßen in den Waffen zu üben.

Da Gebirge, mit einiger Aussicht auf Erfolg, überhaupt nur aus einer Centralstellung hinter dem Punkte des Zusammentreffens derjenigen Verbindungen zu vertheidigen sind, auf welchen der Feind vorrücken kann, so scheint in dieser Beziehung für den obern Schwarzwald die Stellung zwischen Donaueschingen und Villingen angezeigt, weil hier die Straßen aus dem Kinzig-, Simenswalder-, Höllenthal und von den Waldstädten sich vereinigen.

Hier war es auch, wo der Feldzeugmeister Kray zu Anfang des Feldzugs 1800 die Franzosen erwartete, die jedoch über Schaffhausen und Basel debouchirten, was der österreichische General hätte voraussehen können.

Für die Vertheidigung des untern Schwarzwaldes mögen Freudenstadt und Rothenburg analoge Punkte seyn.

Alle diese Betrachtungen über die Vertheidigung des Schwarzwaldes erhalten jedoch erst Bedeutung, wenn vorausgesetzt werden darf, daß die Schweiz stark genug und Willens sey, ihre Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Denn in dem entgegengesetzten Falle, wenn nämlich die Franzosen Herrn der Schweiz sind,

hat Bülow's Ausspruch noch immer volle Kraft, daß sich in Schwaben vorwärts einer Linie, die vom Bodensee über Pfullendorf bis Heidelberg gezogen wird, keine haltbare Stellung finde.

Die Untersuchung der Frage: „Wird bei einem Kriege der Franzosen gegen Deutschland die Schweiz ihre Neutralität behaupten?" gehört in das Gebiet der Politik und darf daher hier mit Stillschweigen übergangen werden.

Eine nicht minder wichtige, doch den Militär mehr interessirende Frage ist die: „Welche Stellungen bietet der südwestliche Theil von Deutschland einem aus Frankreich über den Schwarzwald vordringenden Feind dar?" Ein Blick auf die neuere Kriegsgeschichte wird zur Beantwortung derselben führen.

Das Land, welches in dem oben berührten Fall stets das Unglück hatte, der Kriegsschauplatz zu seyn, liegt zwischen dem Main und den Alpen. Es wird in der Richtung der Operationslinien durch die Donau in zwei Hälften getheilt. Entlang diesem Flusse finden sich viele Stellungen, die senkrecht auf den beiderseitigen Operationslinien stehen, und theils den rechten, theils den linken Flügel an den Fluß lehnen.

Seltener sind solche Stellungen, die parallel mit der Richtung seines Laufes gehen. Am seltensten finden sich Stellungen, welche mit Sicherheit auf beiden Ufern zugleich genommen werden können.

Die Donau ist, vermöge der Richtung ihres Laufes, der Schlüssel von Süddeutschland. Zu allen Zeiten hat man sich hier geschlagen; immer aber entschied sich der Ausgang zu Gunsten dessen, der Herr der Ufer dieses Flusses blieb.

Die Stellungen der Donau im weitern Sinn sind es daher vorzüglich, welche unsere Aufmerksamkeit bei Beantwortung obiger Frage in Anspruch nehmen.

Ehe wir dieselben aufzählen, verdient die Stellung bei Cannstatt Erwähnung.

1) Die Stellung bei Cannstatt.

Sie ist gegen einen von Rastatt an die Donau vordringenden Feind von Wichtigkeit und entspricht beinahe allen Forderungen, welche man an eine gute Stellung machen kann; denn ihre Lage ist nach allen Richtungen beherrschend, ihre Flanken sind gesichert durch die steilen Abhänge bei Neckarems und Cannstatt; ihre Front

iſt gedeckt durch das Defilé des Neckars; ſie hat eine ungehemmte Kommunikation im Innern und der Rückzug aus derſelben kann auf dem kürzeſten Wege entweder durch das Remsthal oder durch das Filzthal, oder durch beide angetreten werden.

Der einzige Vorwurf, welcher der Stellung bei Cannſtatt gemacht werden kann, beſteht darin, daß nicht leicht aus ihr in die Offenſive übergegangen werden kann.

Als der Erzherzog Karl im Jahr 1796 nach der Schlacht bei Ettlingen vor Moreau über Pforzheim zurückwich, bezog er die Stellung bei Cannſtatt; er wartete jedoch den Angriff der Franzoſen nicht in derſelben ab, worüber er von St. Cyr, der ihre Stärke in ihrem vollen Werthe würdigt, mit Recht getadelt wird.

2) Die Stellung von Ulm.

Der Erzherzog Karl war der erſte Feldherr, der die Wichtigkeit von Ulm erkannte. Dieſer Punkt, vorausgeſetzt, daß er zu einem ſturmfreien Waffenplatze eingerichtet ſey, dient vorzüglich einem defenſiven Heere gleichſam zum Stütz- und Schwenkpunkte, um welchen ſich der Vertheidiger, ſtets Herr ſeiner Bewegungen, drehen oder denen ſeines Gegners zuvorkommen oder ihnen folgen kann.

In dieſem Sinne war das Vertheidigungsſyſtem des Feldzeugmeiſters Kray im Feldzuge von 1800 ausgedacht; ſein Heer lehnte den einen Flügel an den Michelsberg und den Einfluß der Blau, den andern dehnte es bis Elchingen aus.

Moreau hütete ſich wohl, dieſe ſtarke Stellung offen anzugreifen; aber Kray beging den Fehler, anfangs allzu unthätig zu bleiben und ſich ſpäter durch des Gegners Bewegung an den Lech aus ſeine Stellung weglocken zu laſſen.

Iſt Ulm nicht gegen einen erſten Anfall geſichert und kann es ſomit nicht einige Zeit ſich ſelbſt überlaſſen werden, ſo verliert die dortige Stellung wieder an ihrer Bedeutung.

Jedenfalls iſt der Stellung von Ulm durch die öſterreichiſchen Generale ein zu großer Werth beigelegt worden. Nach dem Frieden von Leoben entwarf General Mack, der damals in Oeſterreich in großem Anſehen ſtand, einen defenſiven Operationsplan, in welchem Ulm, in Ehrfurcht gebietenden Stand geſetzt, die Hauptrolle ſpielte. Dieſer Plan ward angenommen und die Arbeiten

begannen. Der Michelsberg ward als Brückenkopf auf dem linken Ufer befeſtigt, während auf dem rechten Ufer gleichfalls einer aufgeworfen wurde. In dieſer Stellung hoffte Mack ungehindert auf beiden Ufern manövriren zu können, ohne daß ſein Gegner im Stande wäre, ihn zu forciren. Kray's Schickſal, der im Jahr 1800 nach dieſem Plan operirte, iſt bekannt.

In dem Frieden von Luneville verlangte und erhielt das Direktorium die Schleifung der Werke von Ulm. Moreau ſoll ſich dieſer Maßregel widerſetzt, und ſeine Anſicht auf die Behauptung geſtützt haben, die Oeſterreicher legten einen ſo übertriebenen Werth auf die Stellung von Ulm, daß vorausſichtlich dieſe ihre unrichtige Beurtheilung derſelben in dem nächſten Kriege abermals ihr Unglück herbeiführen müſſe.

Die Folge hat die Richtigkeit ſeines Urtheils gerechtfertigt; denn als im Jahre 1805 General Mack zum Oberbefehl berufen ward und jetzt ſeinen längſt gehegten Plan ausführen konnte, warf er ſich abermals nach Ulm und ward in ſeiner Unthätigkeit dort genöthigt, mit 25,000 Mann das Gewehr zu ſtrecken.

Dieſer Unfälle der öſterreichiſchen Generale ungeachtet, hat die Stellung bei Ulm dennoch ihren unbeſtreitbaren Werth. Für ein auf dem linken Ufer ſtehendes Heer iſt ſie ſehr ſtark und gut; nur muß ſich dieſes nicht eigenſinnig darauf beſchränken, ohne alle Rückſicht auf die Bewegungen des Feindes, in derſelben unthätig ſtehen zu bleiben.

Wäre dem General Mack im Jahr 1805 nicht jenes Unglück begegnet, wodurch er den ſicherſten Maßſtab für die Unrichtigkeit ſeiner Combinationen gab, ſo hätte man glauben können, er ſey von Kray im Jahr 1800 nicht ganz verſtanden worden.

Nach Bülow's wohl begründeter Anſicht hätte der öſterreichiſche General im Jahr 1800 nach dem Donauübergang der Franzoſen unterhalb Ulm, ſtatt den übereilten Rückzug auf Ingolſtadt anzutreten, eine Stellung auf dem linken Illerufer nehmen müſſen, wodurch er die Operationslinie der Franzoſen durchſchnitten und die eigene über Kempten und Tyrol hergeſtellt hätte, bereit, entweder die Stellung bei Ulm wieder einzunehmen, oder ſich gegen Vorarlberg zu ziehen, je nachdem Moreau gegen ſeine rechte oder gegen ſeine linke Flanke operirt haben würde. Der Hauptvortheil des Punktes Ulm beſteht darin, die Stellungen auf

beiden Ufern der Iller zu decken und den Uebergang vom einen auf das andere zu unterstützen.

Napoleon hat, wie es scheint, im Jahr 1805 eine ähnliche Operation befürchtet; denn nach seinem Uebergang bei Donauwerth sendete er das vierte Armeekorps unter Soult in Eilmärschen ab, um Memmingen und die Uebergänge über die Iller zu besetzen. 4000 Oesterreicher, welche der Gefangenschaft bei Ulm entgingen und Tyrol zu gewinnen suchten, wurden hier durch dieses Korps aufgehoben.

Die schwäbische Alp und die Flüsse, welche sich oberhalb Ulm von dieser Seite in die Donau ergießen, bieten kleinen Truppenkorps für kurze Zeit mehrere gute Stellungen dar. Allein Mangel an Unterhalt, schwierige Kommunikationen und ein wechselvolles, durchschnittenes Terrain eignen dieses Land nicht zu den Operationen größerer Heere.

Ganz anders verhält es sich auf dem rechten Donauufer, wo sich viele treffliche Stellungen befinden, in denen ein deutsches Heer gegen den vordringenden Feind mit Vortheil kämpfen kann.

3) Die Stellung bei Engen.

Zwischen dem Bodensee und der Donau erheben sich flache Höhen, welche das Becken dieses Flusses von dem des Rheins scheiden. Diese Höhen sind von allen Seiten leicht zugänglich, und bieten auf ihren Abfällen mehrere gute Stellungen dar. Eine derselben ist die bei Engen. Ihr rechter Flügel erstreckt sich bis an die Donau, ihre Mitte ist am Fuße von Hohenhöwen, ihr linker Flügel an Hohentwiel gelehnt. Das Terrain ist wellenförmig, durch Waldstrecken häufig unterbrochen, ohne freie Aussicht und für die Bewegungen der Reiterei nicht besonders geeignet.

Hier war es, wo Kray sich zu Anfang des Feldzuges 1800 gegen Moreau aufstellte und am 3. Mai geschlagen wurde. Hohenhöwen und die Dörfer Welschengen und Ehingen erscheinen als die Schlüssel dieser Stellung; sobald diese von den Franzosen genommen waren, erfolgte der Rückzug der Oesterreicher aus der ganzen Stellung.

4) Die Stellung bei Stockach.

Kaum vier Stunden hinter Engen befindet sich die Stellung bei Stockach. Das Terrain hat hier so ziemlich denselben Charakter

wie bei Engen. Das Gebirge ist nicht hoch, aber es wird von Thälern durchschnitten, die anfangs eng, dann sumpfig, zwischen steilen Wänden eingeschlossen sind. Der Boden ist wellenförmig, waldig, für Reiterei nur an wenigen Stellen geeignet, und gewährt nur selten eine freie Aussicht.

Bei Stockach vereinigen sich die Straßen aus der Schweiz, aus dem Schwarzwalde und den Neckargegenden. Wenn es sich daher von einer Operation handelt, bei welcher die Verbindung mit der Schweiz erhalten werden soll, so ist Stockach ein strategischer Punkt.

Der linke Flügel der Stellung von Stockach lehnt sich an die Sümpfe des Bodensees und dehnt sich auf der erhabenen und schwer zu ersteigenden Fläche hinter den Dörfern Wahlwies und Nenzingen aus. Die Mitte liegt zwischen Stockach und dem Nellenberge, die beschwerlichen Zugänge zu demselben deckend. Der rechte Flügel erstreckt sich auf der sanft gegen Mahlspuren abfallenden Höhe längs der Straße nach Liptingen.

Einen großen Fehler hat diese Stellung: in ihrem Rücken liegt das tiefe und sumpfige Thal der Stockach, durch welches kein Geschütz gebracht werden kann. Im ungünstigen Falle geht daher der Rückzug beider Flügel und der Mitte durch Stockach selbst, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Diese Stellung hatte der Erzherzog Karl am 25. Mai 1799 gegen Jourdan inne. Seine Vorhut war bis Liptingen und Neuhausen ob Eck vorgeschoben, wo der Kampf am heftigsten entbrannte.

Im folgenden Jahre nahm Feldzeugmeister Kray, als er von Moreau bei Conzentrirung seiner Armee in Ausführung eines Flankenmarsches überfallen wurde, mit seinem linken Flügel dieselbe Stellung ein und ward von Lecombe geschlagen.

5) Die Stellung bei Mößkirch.

Die Stellung bei Mößkirch hinter der Ablach sperrt die Straße von Stockach nach dem linken Donauufer. Der rechte Flügel ist durch die waldigen Höhen zwischen Neudorf und Rohrdorf bezeichnet; die Mitte hinter Mößkirch; der linke Flügel dehnt sich bis auf die Höhe von Igelswies aus.

Die Stellung von Mößkirch hat ihre ungehinderte Rückzugslinie unmittelbar hinter sich und ist in dieser Beziehung der Stellung bei Stockach vorzuziehen.

Nach der Schlacht bei Engen nahm Kray hier am 5. Mai eine zweite Aufstellung, ward jedoch abermals geschlagen und ging sofort bei Mengen und Sigmaringen auf das linke Donauufer über.

6) Die Stellung bei Osterach.

Die Osterach, welche in dem Ried entspringt und sich unterhalb Mengen in die Donau ergießt, bietet auf ihren beiden Ufern gute Stellungen dar.

In dem Dorfe Osterach, wo die Straßen von Saulgau und Altschhausen zusammentreffen und in zwei Aesten nach Pfullendorf und Deukingen führen, finden sich Uebergänge über diesen morastigen Fluß; eben so weiter abwärts in den Dörfern Jetkofen, Wangen, Einhard, Enzkofen, Beizkofen, und endlich auf der großen Straße längs der Donau nach Mengen.

Die Flanken beider Stellungen an der Osterach sind durch Sümpfe gedeckt, so, daß wenn die Verhältnisse nicht eine beträchtliche Entfernung von der Operationslinie gestatten, sie nicht so leicht umgangen werden können.

Das Dorf Osterach ist der Schlüssel dieser Stellung; es ist lang, auf mehrern Seiten zugänglich, bildet ferner das Debouché zweier Heerstraßen und den kürzesten Uebergang über das Defilé. Die gegenseitigen Höhen nähern sich hier so sehr, daß sie von den gegenüberstehenden Geschützen wirksam bestrichen werden können.

7) Die Stellung bei Pfullendorf.

Im Jahr 1799 am 21. Mai schlug bei Osterach der Erzherzog Karl den General Jourdan und drängte ihn in die nicht minder vortheilhafte Stellung von Pfullendorf hinter dem Andelbach zurück, die gleichfalls auf ihren Flanken durch Moräste gedeckt und in der Front, des sumpfigen Andelbaches wegen, schwer anzugreifen ist.

Trotz der Vortheile, welche die Stellung bei Pfullendorf gewährt, hielt Jourdan nicht in derselben Stand, sondern zog sich, von dem Angriffe der Oesterreicher bedroht, nach Stockach zurück.

8) Die Stellung an der Schussen.

Als Moreau in dem Feldzuge 1796 durch den österreichischen General Latour allzulebhaft verfolgt wurde, nahm er hinter dem Federsee Stellung, die Mitte zwischen Buchau und Schussenried, den linken Flügel zwischen dem Federsee und der Donau, und den rechten entlang der Schussen gegen den Bodensee ausgedehnt.

Latour stellte sich ihm gegenüber auf, den linken Flügel bei Winterstetten und Steinhausen, die Mitte bei Schafflangen und den rechten Flügel bei Ahlen. Diese viel zu ausgedehnte Stellung hat den Fehler, daß das sumpfige Thal der Riß ihr im Rücken liegt, und wegen der seltenen Uebergänge Biberach der einzige Rückzugspunkt für die Mitte und den rechten Flügel ist.

Am 2. Oktbr. 1796 ward Latour durch Moreau angegriffen, und trotz seiner tapfern Gegenwehr entscheidend geschlagen.

9) Die Stellung hinter der Riß oder bei Biberach.

In dem Feldzuge von 1800 ging Kray von dem linken Donauufer, wohin er sich nach der Schlacht bei Mößkirch zurückgezogen hatte, wieder auf das rechte über, und nahm Stellung auf dem rechten Ufer der Riß.

Dabei beging er jedoch den großen Fehler, daß er eine Vorhut, die beinahe die Hälfte seiner Armee betrug, auf dem linken Rißufer stehen ließ, die, durch das sumpfige Rißthal von dem Reste des Heeres getrennt, nicht unterstützt werden konnte und in das Rißthal zurückgeworfen wurde. Diese fehlerhafte Aufstellung hatte den Verlust der Schlacht am 9. Mai zur Folge.

Die wahre Stellung an der Riß befindet sich auf dem rechten Ufer, auf den Höhen hinter Biberach, das Thal und die Stadt vor der Front. Der rechte Flügel lehnt sich an die Sümpfe der Donau; vor der Mitte liegt das Defilé der Stadt, wo sich alle Straßen vom Federsee vereinigen. Der schwache Punkt der Stellung ist der linke Flügel, weil hier das Thal der Riß weniger sumpfig ist und mehrere Uebergänge hat.

Doch ist zu bemerken, daß ein vom Federsee anrückender Feind einen beträchtlichen Weg hinterlegen muß, um diesen Flügel anzugreifen oder zu umgehen, und daß man selbst in diesem Falle nichts für denselben zu besorgen hat, weil die Hauptrückzugslinie,

die Straße nach Ulm, durch den unterhalb Biberach befindlichen Meraft fortwährend gesichert bleibt.

10) Die Stellung an der Iller.

Diese Stellung erhält nur dann Bedeutung, wenn man Herr von Ulm ist.

Zwischen Memmingen und der Donau, also in einer Ausdehnung von 12 Stunden führen sechs Hauptübergänge über diesen Fluß, nämlich die Brücken bei Aitrach, Egelsee, Kellmünz, Illertissen, Brandenburg und Oberkirchberg. Auf allen andern Stellen ist das sumpfige Thal der Iller nicht zu überschreiten.

Zu einer defensiven Stellung eignen sich die Höhen des linken Ufers besser, als die des rechten.

11) Die Stellung bei Memmingen.

Die Stadt Memmingen ist mit crenelirten Mauern, Thürmen und einigen Außenwerken umgeben, liegt auf dem linken Ufer des Flüßchens gleichen Namens und eignet sich zu einem kleinen Waffenplatze.

Das Thal der Memmingen ist ziemlich weit ober und unterhalb der Stadt sumpfig. Beide Ufer der Memmingen bieten zwei Stellungen dar, von denen jedoch die des linken Ufers die vorzüglichere ist.

Hinter den Gewässern, welche zwischen der Iller und dem Lech in die Donau fließen, stößt man auf mehrere defensive Stellungen, in welchen ein zurückweichendes Heer mit Erfolg einigen Widerstand leisten kann; da diese Stellungen jedoch in den neuen Kriegen keine Rolle gespielt haben, ihr Werth somit noch problematisch ist, so werden sie hier mit Stillschweigen übergangen.

12) Die Stellung bei Höchstedt.

Auf dem linken Donauufer dehnt sich die Ebene von Höchstedt aus, die sich für die Entwicklung von Reitermassen besonders eignet, obwohl sie von einigen Bächen durchschnitten wird.

Im Jahr 1703 schlugen hier der Marschall von Villars und der Churfürst von Bayern ein Korps von 20,000 Oesterreichern, welches sich dem großen kaiserlichen Heere bei Donauwerth anzuschließen beabsichtigte.

Im folgenden Jahre ward das französisch-bayerische Heer den 13. August bei Höchstedt durch Marlborough und Eugen entscheidend geschlagen. Der rechte Flügel der Franzosen lehnte sich bei Blendheim an die Donau, der linke erstreckte sich bis an den Eichbergwald. Der Nebelbach und das Dorf Unterglauheim deckten die Front und die Mitte. Die Ausdehnung des Schlachtfeldes beträgt etwa 1½ Stunde.

Auch in neuerer Zeit erscheint Höchstedt als ein wichtiger Punkt. Im August 1800 hatte Kray Ulm und das linke Donauufer besetzt. Nach Maßgabe, als Moreau sich gegen den Lech ausdehnte, verlängerte Kray seinen linken Flügel; General Harray besetzte Dillingen, General Nauendorf Donauwerth.

Am 19. August erzwang Moreau den Uebergang über die Donau bei den Dörfern Blendheim und Grentheim, wo die Brücke, die er sogleich wieder herstellen ließ, nur halb abgebrochen war. Durch diese Operation trennte er die beiden Oesterreichischen Generale, schlug sie einzeln und zwang den Feldzeugmeister Kray zum Abzuge aus Ulm.

13) Die Stellung bei Neresheim.

Die Stellung, welche Moreau im Jahr 1796 bei Neresheim bezog, hatte den rechten Flügel bei Obermädling an die Donau gelehnt; die Mitte stand bei Neresheim, Ummenheim und Merklingen, der linke Flügel hinter Bopfingen.

Diese Stellung war gut gewählt; Moreau stand in dem offenen Theile des Gebirges conzentrirt und beherrschte die Hauptstraßen nach Nördlingen und an die Donau.

Ihm gegenüber hatte der Erzherzog Karl folgende Stellung inne: sein linker Flügel lehnte sich bei Höchstedt an die Donau; die Mitte stand bei Ammerdingen, der rechte Flügel bei Mädingen hinter Nördlingen.

Die Stellung des Erzherzogs war bei weitem weniger vortheilhaft, als die der Franzosen; denn das Gros seines Heeres hatte die steilen Thäler im Rücken, die gegen die Wernitz abfallen und nur schlechte Wege zum Rückzuge darbieten.

Moreau konnte sich gegen einen der beiden Flügel, oder auf das Centrum seines Gegners werfen, ohne daß dieser bei seinen getheilten Streitkräften die nämliche Bewegung zu machen vermochte.

Moreau dagegen wagte bei einem mißlungenen Angriffe nicht viel, weil er sich stets auf den vortheilhaften Höhen zwischen Ummenheim und Neresheim sammeln und halten konnte.

Die Erwägung dieser Gründe bestimmte den Erzherzog, obwohl er auf dem Rückzuge begriffen war, zum Angriffe überzugehen, die Franzosen, wo möglich, zurückzuwerfen und sodann den Rückzug ungestört fortzusetzen.

Die Schlacht bei Neresheim am 11. August führte wegen der fehlerhaften Angriffsdisposition zu keinem entscheidenden Resultate. Beide Feldherrn blieben im Besitze des Schlachtfeldes. Beide Stellungen waren für Heere von 40,000 Mann viel zu ausgedehnt, indem ihre Länge mehr als fünf Stunden betrug.

14) Die Stellung von Nördlingen.

In der Gegend von Nördlingen fanden zwei Schlachten statt: die erste den 6. Septbr. 1634, die zweite den 3. August 1645. In der ersten hatten die Kaiserlichen unter dem Könige Ferdinand die Höhen zwischen Utzmemingen und Schmähingen besetzt, Nördlingen, welches sie belagerten, im Rücken und den tiefeingeschnittenen, sumpfigen Goldbach vor der Front. Herzog Bernhard von Weimar, der in zwei abgesonderten Kolonnen bei den Dörfern Ederheim und Hirnheim seinen Angriff formirte, erlitt hier eine blutige Niederlage.

Die von den Kaiserlichen inne gehabte Stellung ist noch heutzutage wichtig gegen einen von Ulm nach Nördlingen vordringenden Feind. Ihre Ausdehnung beträgt 1½ Stunde. Schlüsselpunkte derselben sind die Höhen des Ländle, des Häselberges und des Aalbuchs.

Die zweite Schlacht wird uneigentlich nach Nördlingen benannt; sie fand bei dem Schlosse Allerheim zwischen der Eger und der Wernitz statt.

Der kaiserliche General Mercy hatte sich hier zwischen Allerheim und dem Winneberg verschanzt und ward von den Franzosen unter dem Herzoge von Enghien geschlagen.

Diese Stellung bei Allerheim, welche im 30jährigen Kriege die alte Straße von Oettingen nach Donauwerth deckte, hat in neuerer Zeit ihre Bedeutung verloren, weil jene Straße einging und die neue von Nördlingen nach Donauwerth über eine Stunde an ihrer linken Flanke vorbeiführt.

15) Die Stellung bei Donauwerth oder vom Schellenberg.

Die Stellung bei Donauwerth wird durch einen Höhenzug gebildet, der westlich gegen die Wernitz und südlich gegen die Donau abfällt und der Schellenberg heißt. Wer im Besitze dieses Berges ist, gebietet über Donauwerth. Dieser Punkt aber ist wichtig, weil sein Besitz den Zugang an den untern Lech eröffnet und mehrere Straßen aus Schwaben hier zusammentreffen und über die Donau führen.

Am 2. Juli des Jahres 1704 kam es hier zwischen den vereinten Franzosen und Bayern unter dem General Arco und der englisch-kaiserlichen Armee unter Marlborough und Eugen zum Treffen. Die Bayern wurden, während sie mit Aufwerfung von Schanzen auf dem Schellenberge beschäftigt waren, überfallen, geschlagen und am folgenden Tage größtentheils gefangen.

Als General Moreau im Jahr 1800 bei Donauwerth die Donau überschritten hatte, um an den Lech zu rücken, ließ er den Schellenberg gleichfalls befestigen, den er als einen Brückenkopf des linken Ufers betrachtete.

16) Die Linie des Lechs.

Die Linie des Lechs wird erst unterhalb Landsberg von Bedeutung. Oberhalb dieses Punktes erschweren die Ausläufer des Gebirges alle Operationen mit größern Massen ungemein.

Von Landsberg bis zum Einflusse des Lechs in die Donau finden sich drei Hauptübergänge; nämlich bei Landsberg selbst, bei Augsburg und bei Rain.

Diese ausgedehnte Stellung, welche nicht weniger als 18 Stunden beträgt, ward im Jahr 1796 von dem österreichischen General Latour auf dem rechten Lechufer bezogen; sein rechter Flügel stand bei Rain, seine Mitte bei Friedberg, und die linke bei Landsberg. Am 25. August erzwang Moreau den Uebergang auf drei Punkten, durch die Furthen bei Haußstetten, Lechhausen und Langweid.

Latour, dessen Stellung dadurch mehrfach durchbrochen ward, beging noch den weitern Fehler, daß er den Rückzug, statt nach Ingolstadt, zur Vereinigung mit dem Erzherzog, gegen München antrat.

Die Höhen von Friedberg sind zu weit von dem Flusse entfernt, um einen hier versuchten Uebergang durch ein wirksames Geschützfeuer vereiteln zu können.

Betrachtet man die Stellung des Lechs von der entgegengesetzten Seite, so zeigt sich, daß das linke Ufer größere Vortheile gewährt.

Die Lage von Augsburg, am Zusammenflusse der Wertach und des Lechs, hat Aehnlichkeit mit der Straßburgs am Zusammenflusse der Ill und des Rheins. Ist ein feindliches Heer bis hieher vorgedrungen, hat es Augsburg durch einen Brückenkopf befestigt und die Punkte Rain und Landsberg gegen einen ersten Anfall gesichert, so wird es sich hier längere Zeit in einer kräftigen Offensive behaupten können.

Die hier aufgeführten Stellungen sind diejenigen, um welche es in Schwaben im Laufe der neuern Kriege zum Kampfe gekommen ist, und deren strategische und taktische Lage von der Art ist, daß sie bei einem bevorstehenden Kriege der Franzosen gegen Deutschland wahrscheinlicherweise abermals eine Rolle spielen werden.

Die jenseits des Lechs und der Wernitz liegenden Schlachtfelder glaubt man, als zu weit entfernt, mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Fragt man nach den Quellen, aus denen die hier gegebenen Notizen geschöpft sind, so zeigt sich, daß es größtentheils französische sind.

Die Franzosen haben im Laufe ihrer Kriege in Deutschland durch Recognoscirungen aller Art eine solche Menge topographischer, statistischer und militärischer Erkundigungen und Aufnahmen über Deutschland, besonders über Schwaben gesammelt, daß sie dieses Land nach seiner vollen militärischen Würdigung so genau kennen, als die Einwohner desselben.

Auch über die in Süddeutschland liegenden Schlachtfelder besitzen die Franzosen mehr oder minder genaue Aufnahmen, welche uns großen Theils bis jetzt noch mangeln. Es wäre vielleicht in mehr als einer Hinsicht von Werth, wenn es einem Generalstabsoffizier gestattet würde, durch Anschauung an Ort und Stelle diesen Theil unseres Plankabinets zu vervollständigen.

Die westliche Grenzfrage.

Da in Frankreich die Ansprüche an die Rheingrenze traditionell sind, und da man dort bei jeder Gelegenheit und übereinstimmend von Seiten aller Parteien die Miene annimmt, als habe Frankreich ein altes gutes Recht, das ihm Deutschland vorenthalte, wieder zu erlangen, einen schweren Verlust, den ihm Deutschland zugefügt, wieder zu ersetzen und die natürlichen Grenzen, welche Deutschland auf unnatürliche und widerrechtliche Weise durchbrochen habe, wieder herzustellen; da dies die herrschende Ueberzeugung in Frankreich ist und nicht blos ehrgeizige Minister, wie Thiers, und junge Republikaner, sondern auch loyale Pairs, wie der Herzog von Noailles, und sanfte Dichter, wie Lamartine, dieselbe Meinung laut und gleichsam bona fide ausgesprochen haben, so ist es wohl zeitgemäß, diese französischen Ansprüche einmal einer rein historischen Prüfung zu unterwerfen. Wir wollen uns dabei so kurz als möglich fassen, müssen aber doch ziemlich tief in die Geschichte der Vorzeit zurückgreifen, um das Nachbarverhältniß Frankreichs zu Deutschland gründlich klar zu machen.

Die Gallier, die ehemals das Land bewohnten, welches jetzt Frankreich heißt, wurden um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christo durch den großen Cäsar überwunden und all ihr Land dem römischen Reiche einverleibt. Von da an blieben sie fünfhundert Jahre lang Unterthanen der römischen Kaiser, nahmen römische Sprache, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst und zugleich alle Laster der spätern Kaiserzeit an. In demselben Zeitpunkt, in welchem Gallien den Römern unterworfen wurde, nahm die altrömische Republik ein Ende, begann das despotische, stufenweise sich verschlimmernde Regiment der Imperateren. Am Ende

dieſes Zeitpunkts theilte Gallien das Elend der Sklaverei und die tiefſte Entſittlichung mit allen andern römiſchen Provinzen. Geiſtliche und Profanſchriftſteller jener Zeit, deren Werke auf uns gekommen ſind, wetteifern, uns davon die empörendſten Schilderungen zu machen. Insbeſondere klagen ſie über die unſinnige Theaterwuth der Gallier, die mitten im Mord und Brand der Völkerwanderung auf den Ruinen ihrer Städte immer noch nach Schauſpielen ſchrieen. Und die Frivolität der Sitten war ſo groß, daß alles der zügelloſeſten Luſt fröhnte ohne Rückſicht auf Alter und Bande des Blutes. Von politiſcher Freiheit und Würde, war ſo ſehr jede Spur verſchwunden, daß ſelbſt bei der Auflöſung des Kaiſerreichs kein Stand, keine Korporation ſich vorfand, die ein neues politiſches Gebäude hätte gründen können oder wollen. Es gab nur noch Sklaven, die an wenige reiche Satrapen vertheilt waren.

Wir glauben dieſe Thatſachen deßhalb voranſtellen zu müſſen, weil die Franzoſen ſeit dem vorigen Jahrhundert ſich in der Illuſion gefallen, ſie ſeyen die direkten Nachkommen und Erben des antiken Republikanismus. Sie behaupten, ihre Revolution ſey eine Wiederherſtellung jener antiken Bürgerfreiheit, eine Reaktion des demokratiſchen Romanismus oder Latinismus gegen den ariſtokratiſchen Germanismus, eine Befreiung der alten römiſch-galliſchen Bevölkerung von dem Joche der germaniſchen Eroberer, oder dem fränkiſchen Feudaladel geweſen. In dieſem Sinne haben ſie alle fränkiſchen Erinnerungen zu verbannen geſucht, in ihrer neuen Republik die Namen der altrömiſchen Republik, des Senats, der Konſuln wieder hergeſtellt. In dieſem Sinne verfuhr auch Napoleon, der gleich den altrömiſchen Imperatoren den eroberten Ländern die älteſten Namen Ligurien, Cisalpinien, Helvetien, Belgien, Batavien ꝛc. wiedergab. Napoleon verfuhr dabei konſequent. Die Republikaner aber hatten gewiß Unrecht, ſich für die Erben altrömiſcher Freiheit auszugeben, da Gallien dieſelbe niemals gekannt hat, ſondern erſt unter die römiſche Herrſchaft kam, als die Freiheit ſchon zu Grabe getragen war.

Durch die Römer wurden die Gallier aller Freiheit beraubt, entnationaliſirt, entnervt. Erſt durch die deutſchen Eroberer erhielten ſie die Freiheit wieder und wurden ihre Sitten verbeſſert.

Während es den Römern gelang, die Gallier in ſehr kurzer Zeit und vollkommen zu unterjochen, gelang ihnen der gleiche Verſuch bei den Germanen nicht. Die Germanen oder Deutſchen verſtanden ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen alle Angriffe des römiſchen Reichs zu behaupten, und ſetzten den Kampf gegen Roms Uebermacht unermüdet fünfhundert Jahre lang fort, genau in derſelben langen Zeit, in welcher die Gallier die Sklaven Roms waren. Endlich ſiegten die Deutſchen, zertrümmerten das römiſche Reich und eroberten unter andern auch Gallien.

Die Niederlaſſung deutſcher Eroberer in ihrem Lande war eben ſo ſehr ein Glück und Heil für die Gallier, als früher die Niederlaſſung der Römer ein Unglück und Unheil für ſie geweſen war. Durch die Römer hatten ſie die Nationalität, die Selbſtſtändigkeit, die Freiheit, die guten Sitten und geſunde Exiſtenz verloren, durch die Deutſchen erhielten ſie dieſelben wieder. Erſt durch die Vermiſchung der ſklaviſchen und in Laſter verſunkenen Bevölkerung mit den freien und kräftigen Franken, Gothen und Burgundern, kam wieder ein geſundes Leben in die Bevölkerung Galliens, ein neues Nationalgefühl, eine neue Volksſitte, gegründet auf die Ehre, und ein neuer Rechtszuſtand, gegründet auf die Freiheit. Die Unterworfenen wurden ſchonend behandelt und erhielten Rechte, die ſie unter den Römern nie beſeſſen hatten. Bald nahmen ſie an allen Rechten der Eroberer und an den Staatsämtern Theil. Bald lebten ſie ſich ein in die neue verfaſſungsmäßige Freiheit, die ihnen die Franken gebracht hatten. Nicht blos Franken, auch römiſche Gallier erſchienen auf den Märzfeldern und ſaßen im Rath der durch Wahl und Vertrag gebundenen konſtitutionellen Könige. Mit Recht ſagt daher Montesquieu, die Freiheit ſey ein Geſchenk, das die Franken aus den germaniſchen Wäldern nach Gallien gebracht hätten. Aber dieſes ſo ſchöne und wahre Wort Montesquieu's ſuchen die heutigen Franzoſen zu vergeſſen und wollen nicht daran erinnert ſeyn.

Gallien erfuhr noch mehr Wohlthaten von den Deutſchen. Zu Anfang des achten Jahrhunderts eroberten die Muhamedaner Spanien und drangen in unermeßlichen Schaaren über die Pyrenäen. Noch war das neue fränkiſche Reich in Gallien nicht völlig gereift. So weit die römiſche Zunge geſprochen wurde, hatte die germaniſche Tüchtigkeit noch nicht alle Erſchlaffung beſiegen

können. Darum unterlag das westliche Frankreich dem Halbmond, und wäre gänzlich unterworfen und zum Islam bekehrt worden, wenn es nicht durch die Heereskraft der Rheinfranken, Schwaben, Bayern und Thüringer wäre gerettet worden.

Im neunten Jahrhundert schied sich Deutschland als Kaiserthum unter Ludwig dem Deutschen von Frankreich, das unter Karl dem Kahlen ein Königreich für sich bilden durfte. Nun ist wohl zu merken und sollte darauf ein allerdings großes Gewicht gelegt werden, daß die deutschen Kaiser, obwohl weit mächtiger als die französischen Könige, doch immer gute Nachbarschaft mit Frankreich gehalten und dasselbe nie zu beunruhigen oder zu schwächen getrachtet haben. Welches Glück für Frankreich, daß es gerade auf seiner schwächsten Seite von seinem stärksten Nachbar immer am meisten geschont und in seiner Entwicklung nie gestört wurde!

Daß sich übrigens damals das kleine französische Königreich dem großen deutschen Kaiserthum gegenüber noch in einer untergeordneten Stellung befand, war natürlich. Die Deutschen waren die Herrn der Welt. Was waren dagegen die Gallier? Die Deutschen hatten das römische Joch zerbrochen, dem Islam eine eherne Mauer entgegengesetzt, in den altrömischen Provinzen England, Frankreich und Italien ein neues Leben hervorgerufen, einen neuen Grund gelegt zu kraftvoller Staatsverfassung, bürgerlicher Freiheit, Wohlstand und Ehre. Was hatten dagegen die Gallier gethan? Sie hatten als ehemalige Sklaven Roms, als Unterworfene nur die Wohlthaten empfangen, die ihnen die deutschen Sieger großmüthig gewährten. Sie verhielten sich passiv, bei den Deutschen allein war damals die Thatkraft. Alles was geschah, um das alte versunkene und entnervte Gallien in das neue gesunde und blühende Frankreich zu verwandeln, geschah durch die Deutschen. Unter diesen Umständen nun konnte es den Galliern nicht einfallen, sich mit den Deutschen messen oder ein politisches Gleichgewicht ansprechen zu wollen. Daß das deutsche Kaiserthum viel und mächtiger seyn mußte, als das französische Königreich and sich von selbst. Die Gallier genossen ihre neue Freiheit und Selbstständigkeit ja nur als ein Geschenk der deutschen Eroberer.

Wie die ganze Umgestaltung der alten Welt im Mittelalter von den Deutschen ausgegangen war, so blieb auch bei den

Deutſchen die Macht und das äußere Zeichen derſelben, die Kaiſerkrone. Und wie die ganze Eroberung des römiſchen Reichs von Deutſchland ausgegangen war, ſo blieben auch dem deutſchen Reiche die Königreiche Burgund und Italien einverleibt. Wie hätten die Gallier es wagen dürfen, ſich über dieſe Ausdehnung des deutſchen Reichs zu beklagen, ſie, die ſelber den Deutſchen unterworfen geweſen und nur durch die Gunſt derſelben emanzipirt waren? Jahrhunderte mußten verfließen, bis den neuen Franzoſen nur einfallen konnte, ſich mit den Deutſchen meſſen, ſich auf Koſten derſelben vergrößern zu wollen. Das Uebergewicht der Deutſchen war ſo natürlich und hiſtoriſch ſo wohl begründet, daß es erſt einer langen Umwandlung der Zeit bedurfte, bis es der franzöſiſche Neid wagen konnte, ſich an der Majeſtät deutſcher Nation zu vergreifen.

Bis tief ins dreizehnte Jahrhundert blieb Frankreich auf die Gebiete der Garonne, Loire und Seine beſchränkt und nur wie durch einen Zufall beſaß es auch die deutſche Grafſchaft Flandern, die durch ihren Grafen Balduin, den Eidam Karls des Kahlen, unter franzöſiſche Lehensherrlichkeit gekommen war. Dagegen gehörte das ganze übrige Niederland, Luxemburg, Lothringen, die Freigrafſchaft Burgund (franche comté), und das ganze Gebiet der Saone und Rhone (das alte Königreich Burgund oder Arelat) zum deutſchen Reich. Mit Ausnahme Flanderns griff mithin die politiſche Grenze unſeres Reichs weit über die Sprachgrenze hinaus, und dies war natürlich; denn ſeit dem fünften Jahrhundert war ja das alles und noch weit mehr, das ganze ehemalige Reich der Römer, eine rechtmäßige Eroberung der Deutſchen.

Die Sprachgrenze ſcheint ſchon bald nach der Eroberung feſtgeſtellt worden zu ſeyn und hat ſich mit wenigen Veränderungen bis auf unſre Tage erhalten. Je weiter nach Weſten oder Süden, um ſo dünner und zerſtreuter waren die Niederlaſſungen der deutſchen Eroberer, je näher der alten Heimath in Oſten und Norden, um ſo dichter. Dort nahmen die Sieger die Sprache der weit zahlreichern Ueberwundenen an, woraus die verſchiedenen romaniſchen Mundarten des Spaniſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen entſtanden. Hier war die Ueberzahl bei den Siegern und wurde die deutſche Sprache beibehalten. Die Grenze des deutſchen und franzöſiſchen Sprachgebiets beginnt an der Nordſee bei Calais und

läuft von da beinahe in gerader Richtung nach Osten fort, in einer Linie, welcher die Städte Ypern, Kortryk, Renaix, Grammont, Enghien, Brüssel, Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongern, Maestricht und Aachen nordwärts, die Städte St. Omer, Lille, Doornik, Ath, Nivelles, Wavre, Jodoigne, Lüttich und Verviers südwärts zur Seite liegen bleiben. Von Verviers wendet sich die Sprachgränze plötzlich nach Südsüdwest ab und geht über Malmedy, Salm, Houffalize, Bastogne, Rabay bis Virton. Von hier wendet sie wieder nach Südwesten um, geht über Longwy, Thionville (Diedenhofen), setzt bei Metz über die Mosel, läuft in der Wasserscheide zwischen der Mosel und Saar immer südöstlich fort bis an die Vogesen, erreicht dieselben an den Quellen der Saar, läuft auf dem Rücken der Vogesen fort und dringt südwärts bis Altkirch, wendet sich aber von da wieder etwas östlich bis in die Nähe der Stadt Basel, dann wieder rein südlich über den Jura, steigt nach Biel hinab und folgt von da an dem Laufe der Aar und Saane bis in die Hochalpen, übersteigt auch diese, geht mitten durch Wallis und umfaßt noch den Monte Rosa auf savoyischem Gebiet, dessen deutsche Bergdörfer in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit mehrerer Reisenden auf sich gezogen haben. Von Oberwallis an ostwärts geht die Grenze zwischen dem deutschen und italienischen Sprachgebiet mitten durch die Hochgebirge fort mit einem Uebergewicht des deutschen Elements, soferne mehr Deutsches im Süden, als im Norden der höchsten Wasserscheide gefunden wird. Wir wollen sie nicht genau verfolgen, da wir hier nur von der Grenze gegen Frankreich zu reden haben.

Alles nun, was westlich von der bezeichneten Grenzlinie liegt, spricht welsch oder französisch; alles was östlich derselben liegt, spricht deutsch, und hat sich diese Sprachgrenze, mit kaum merklichen Veränderungen, so weit das Gedächtniß der Geschichte reicht, nun schon über tausend Jahre lang erhalten. Daraus erhellt nun, daß das ganze Flußgebiet des Rheins, sein ganzes linkes, wie sein rechtes Ufers in dieser langen Zeit ausschließlich von Deutschen bewohnt war und noch ist.

Aus den oben entwickelten Gründen aber ging das Reich der Deutschen über diese Sprachgrenze noch weit hinaus, und konnte ihm das Recht auf seine alten Eroberungen in den romanischen Ländern nicht bestritten werden.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, als das glorreichste Geschlecht unserer Kaiser, das edle Haus der Hohenstaufen in dem unversöhnlichen Kampfe mit der römischen Hierarchie unterlag, wagte Frankreich, im Bunde mit dem Papste, sich an den Rechten und an der Ehre des deutschen Reichs zu vergreifen. Das Reich, ohne Kaiser, zerrüttet durch die Umtriebe des Papstes, von Bürgerkriegen zerfleischt, konnte auf die Uebergriffe des westlichen Nachbars nicht achten. Frankreich riß das Erbe der Hohenstaufen in Neapel und das burgundische Königreich an der Rhone (das Arelat) an sich und ein französischer Prinz war es, auf dessen Befehl der letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses unter dem Henkerbeile fiel.

Erinnert man sich nun, daß Gallien seine Widergeburt und neue Blüthe nur den Deutschen verdankte, und daß es von deutscher Seite her nie in seiner Entwicklung gestört noch beunruhigt worden war, so erscheint diese Handlungsweise Frankreichs gegen unsre schwäbischen Kaiser keineswegs edel. Deutschland hatte das um Frankreich nicht verdient.

Wir wollen hier nur kurz erwähnen, daß Frankreich in seinen ungerechten Anmaßungen fortfuhr, daß es seine Prinzen wie auf den neapolitanischen, so auch auf den ungarischen Thron setzte, um das deutsche Reich von allen Seiten zu umfassen, daß es den Papst, mit dem es sich anfangs nur verbündet, bald sich völlig unterwarf, ihn von Rom nach Avignon versetzte, gleichsam in ehrenvoller Gefangenschaft hielt und fort und fort zu Maßregeln nöthigte, die dem deutschen Reiche in hohem Grade verderblich waren. Die ganze lange Regierung Kaiser Ludwigs des Bayern war ein verzweiflungsvoller Kampf gegen diese Umstrickung römisch-französischer Intriguen. Erst der Klugheit und Ausdauer der nachfolgenden Kaiser aus dem luxemburgischen Hause gelang es, das römisch-französische Bündniß aufzulösen, den Papst wieder nach Rom zurückzuführen und Frankreich in Schranken zu halten, während zugleich die französischen Dynastien in Neapel und Ungarn in ihren eignen Lastern untergingen.

Doch hatte sich ein Zweig des französischen Königshauses in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich festgesetzt. Das waren die neuen Herzoge von Burgund, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf Kosten unsers Reichs nicht geringe

Erwerbungen machten, bald durch Heirath, bald durch Erbschaft, bald durch List, bald durch Gewalt. Schon hatten Philipp und sein Sohn Karl der Kühne von Burgund sich der Franche Comté, Luxemburgs und der gesammten deutschen Niederlande auf diese Weise bemächtigt. Schon hatte Karl auch das Elsaß pfandweise an sich gebracht, als er auch Lothringen und die Schweiz zu erobern, das ganze linke Rheinufer zu beherrschen und die Königswürde anzunehmen trachtete. Wenn ihm dieser Plan gelungen wäre, so würde der französische Geist, der an seinem Hofe ausschließlich vorherrschte, ein ungemeines Uebergewicht auf Kosten des deutschen erlangt haben. Das fühlte man. Nur ungeduldig ertrugen die Niederländer das Joch des undeutschen Fürsten. Blutige Empörungen der Flämingen und Lütticher waren nur mühsam unterdrückt worden. Das deutsche Oberland aber kam der Gefahr zuvor. Das Elsaß erhob sich und der Landvogt des Burgunders wurde zu Breisach vom Volke gerichtet. Die Schweiz erhob sich und der stolze Karl unterlag in wenigen, aber alles entscheidenden Schlachten. Er selber fiel und sein ganzes Erbe, so weit es deutsches Reichsland gewesen, und dazu noch Flandern, kam an Haus Oesterreich; die übrigen französischen Lehen des Herzogthums Burgund fielen an Frankreich zurück.

Wollte nun Frankreich, auf jene Erinnerung gestützt, noch irgend einen historischen Rechtsanspruch an Flandern machen, so würde Deutschland mit noch mehr Recht das Arelat reklamiren können.

Das natürliche Uebergewicht des deutschen Reichs war wieder hergestellt. Frankreich aber vermochte nicht Ruhe zu halten. Es konnte der Lust nach unrechtmäßigen Eroberungen nicht mehr widerstehen, und da es nicht wagen durfte, Deutschland selbst anzugreifen, so zog es wider Italien, indem es auf die herkömmliche Trägheit der Deutschen rechnete, die sich nicht beeilen würden, für Italien große Anstrengungen zu machen. Frankreich hatte nicht das geringste Recht auf Italien, man müßte denn seinen Anspruch auf Neapel, das es einst auf so unrechtmäßige Weise den Hohenstaufen entrissen hatte, für einen legitimen halten. Aber Frankreich wollte nicht blos Neapel, es wollte auch Oberitalien. Es veranlaßte lange blutige und verheerende Kriege ohne irgend einen triftigen Grund, rein aus Habgier. Aber es erreichte seinen

Zweck nicht. Sein König wurde zu Paris gefangen und gedemüthigt. Der deutsche Kaiser Karl V. blieb Herr in Italien, wie in Spanien, was ihm als Erbe zufiel. Doch beging er den politischen Fehler, seine großen Besitzungen zu theilen, die gesammten Niederlande und die Freigrafschaft Burgund vom deutschen Reich abzureißen und mit Neapel und Mailand seinem Sohne Philipp II. von Spanien zu geben, während sein Bruder Ferdinand nur den Rest behielt.

Gleichzeitig begann die große deutsche Reformation und leider gaben die Parteiungen, die in Folge derselben unser Reich zerrissen, Frankreich bald eine neue Gelegenheit zu räuberischen Uebergriffen. Die Protestanten unterlagen im Schmalkaldischen Kriege. Da übte Kurfürst Moritz von Sachsen, der bisher auf der Seite des Kaisers gegen die Protestanten gestritten hatte, den bekannten Verrath und verband sich mit Frankreich für die protestantische Sache gegen den Kaiser. König Heinrich II. von Frankreich brach in die Grenzen des Reiches ein, vor sich hersendend ein revolutionäres Manifest, das den Deutschen die Freiheit verkündete und mit einem Freiheitshut und Dolch sinnbildlich geschmückt war. Wer gab ihm ein Recht, die Deutschen zur Empörung gegen ihren Kaiser aufzurufen? Nie hatten sich die deutschen Kaiser in die innern Angelegenheiten Frankreichs gemischt. Allerdings war Heinrich II. vom Kurfürsten Moritz eingeladen. Ist es aber völkerrechtlich, der Einladung eines Empörers zu folgen, um ein Nachbarland zu beunruhigen? Heinrich II. wollte die Freiheit der Deutschen, zunächst ihre Glaubensfreiheit retten. Aber war es ihm damit irgend ein Ernst? Er selbst war und blieb katholisch und mit so viel Fanatismus, daß er alle Bekenner des lutherischen Glaubens in Frankreich lebendig verbrennen ließ, und in eigener Person diesen Autodafés beiwohnte. Indem er nun die Deutschen mit der groben Lüge zu bethören hoffte, daß es ihm um die Rettung ihrer Glaubensfreiheit zu thun sey, ging er auf nichts anderes aus, als auf irgend eine Eroberung an den deutschen Grenzen, die ihm bei der allgemeinen Verwirrung im Reiche nicht entgehen konnte. Er bemächtigte sich mit List und Gewalt der drei Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun und durfte sie behalten, da die uneinigen Deutschen ihre Kräfte gegen einander kehrten, anstatt sich vereinigt des Reichsfeindes zu erwehren.

Metz, bisher eine freie deutſche Reichsſtadt, die noch unlängſt ſich zum Lutherthum neigte, verlor ihre alte Freiheit und wurde in eine franzöſiſche Provinzialſtadt verwandelt. Auch die Glaubensfreiheit, für welche der König zu ſtreiten vorgegeben, wurde gänzlich unterdrückt, das lutheriſche Bekenntniß bei Todesſtrafe verboten.

Der leidenſchaftliche Haß der beiden Kirchenparteien in Deutſchland ſteigerte ſich immer mehr, und brach endlich in jenen langen Kampf aus, der unter dem Namen des dreißigjährigen Krieges ein ſo ſchreckliches Andenken hinterlaſſen hat. An dieſem großen Bürgerkriege der Deutſchen nahmen Schweden und Frankreich Theil, beide unter dem Vorwand, den Proteſtanten gegen den Kaiſer beizuſtehen, beide aber in der wahren Abſicht, Eroberungen in Deutſchland zu machen. Schweden kann dabei Vieles zu ſeiner Entſchuldigung anführen. Die jüngſte Geſchichtſchreibung der Deutſchen iſt in der That zu freigebig mit Vorwürfen gegen den König Guſtav Adolph geweſen. Er wollte erobern, er hatte ſogar den kühnen Gedanken, deutſcher Kaiſer zu werden. Gut, wir zweifeln nicht daran. Aber wenn er ſeinen Plan durchgeſetzt hätte, wäre denn das ein Unglück für uns geweſen? Er war ein Fürſt germaniſchen Stammes, er würde ſo ganz Deutſcher geworden ſeyn, daß Schweden fortan nur noch als eine deutſche Provinz hätte gelten können. Ueberdieß war es ihm mit dem Kampf um die Glaubensfreiheit Ernſt. Er war als Proteſtant geboren und erzogen, und innig von der Wahrheit überzeugt, die damals unterdrückt werden ſollte. Miſchte ſich auch in ſeine Empfindung politiſcher Ehrgeiz, — wer mag behaupten, daß die Frömmigkeit dieſes edlen Königs blos Maske geweſen ſey? Sie war es nicht. Sein Andenken muß allen Proteſtanten heilig bleiben.

Schweden alſo war berechtigt, ſich in den dreißigjährigen Krieg einzumiſchen, den hartbedrängten Proteſtanten beizuſtehen. Aber Frankreich? Was wollte denn Frankreich? An der Spitze dieſes Reiches ſtand damals ein Cardinal, und neben ihm ein Kapuziner, der berüchtigte Pater Joſeph, die im Namen des noch unmündigen Königs regierten. Ein Cardinal und ein Mönch! Konnten ſie es wohl mit der Sache der Proteſtanten ehrlich meinen? Und doch ſcheuten ſie ſich nicht, das Gaukelſpiel Heinrichs II. zu erneuern und abermals zu verkünden, ſie wollten für die Glaubensfreiheit der deutſchen Proteſtanten kämpfen. Ihr Zweck war

kein anderer, als Deutſchland in einem Augenblicke zu berauben, in welchem es zu ſchwach war, ſich zu vertheidigen. Frankreich handelte wie ein Dieb, der in eine brennende Stadt kommt, nicht um zu löſchen, ſondern um zu ſtehlen. Es hatte nicht das geringſte Recht, ſich in die deutſchen Angelegenheiten zu miſchen. Das Volk in Deutſchland ſah dies ſehr wohl ein, und machte zwiſchen Schweden und Franzoſen einen großen Unterſchied. Es begrüßte den König Guſtav Adolph als Retter, es warf ſich vor ihm auf die Kniee und erflehte ſeinen Segen. In dem ſogenannten Retter dagegen, der mit franzöſiſchen Truppen über den Rhein kam, in dem General Turenne, ſah es nur einen Räuber und Mordbrenner. Tauſend öffentliche Stimmen jener Zeit, fliegende Blätter, Relationen und Promemoria's ſprachen für die Schweden, nicht eine für die Franzoſen.

Durch den langen Krieg gänzlich erſchöpft, mußte das deutſche Reich den Franzoſen endlich das Elſaß als Beute überlaſſen, mit Ausnahme der Reichsſtädte und inſonderheit Straßburgs, die uns damals noch blieben, aber von franzöſiſchen Truppen umringt und ſchutzlos der Willkür Frankreichs preisgegeben waren. Die Fahne der Lilien war am Rhein aufgepflanzt; der Rhein war nunmehr, wenigſtens ein Stück vom Rhein, Frankreichs Grenze. Kann man dies nun eine natürliche Grenze nennen? In der That braucht man nicht gerade der beſchädigten und in ihrem Recht damals ſo tief gekränkten deutſchen Nation anzugehören, um überzeugt zu ſeyn, daß Frankreich nur per nefas an den Rhein gekommen ſey, daß es nie ein Recht weder auf eine Eroberung im deutſchen Reich, noch überhaupt auf eine Einmiſchung in die Angelegenheiten Deutſchlands gehabt habe.

Deutſchland war dergeſtalt zerrüttet, daß Frankreich ſein böſes Spiel mit leichter Mühe fortſetzen konnte. Mit dem weſtphäliſchen Frieden hörten die Eroberungen Frankreichs in Deutſchland nicht auf, ſondern begannen erſt recht ſyſtematiſch.

Während Deutſchland nur noch dem Namen nach ein Reich, der That nach aber ein lockerer Haufen uneiniger und äußerſt geſchwächter Staaten war, brachte Ludwig XIV. in Frankreich alle Provinzen, Stände und Parteien unter ſich, und ſchuf die abſolute Monarchie, in der Alles einem Willen gehorchte. Dies machte ihm die Erhebung unermeßlicher Steuern und die Werbung

zahlreicher Heere möglich, einen Aufwand von Kraft, mit dem sich die ohnmächtigen Nachbarstaaten nicht messen konnten. Diese Umgestaltung Frankreichs unter dem vierzehnten Ludwig kann man mit Recht als eine gallisch-römische Reaction gegen das germanische Element, das bisher immer noch in Frankreich vorgeherrscht hatte, als eine Vernichtung der altfränkischen Volksfreiheiten und der ständischen Vertretung, eine Rückkehr zum früheren römischen Despotismus, wie er von Cäsar an bis auf Clodwig fünfhundert Jahre lang in Gallien einheimisch gewesen war, betrachten. Daher auch die große Umwälzung im Geschmack, in der Kunst und Literatur. Ludwigs XIV. Hof umgab sich mit den Erinnerungen des römischen Alterthums, und mit Nachahmungen des antiken Geschmacks. Die alte Mythologie trat wieder ins Leben. Statuen und Bilder antiker Götter füllten die Paläste und Gärten; in den Schauspielen, Opern und Gedichten nahm Alles diesen Zuschnitt an. Es war das Zeitalter der Renaissance, der Wiedergeburt des gallisch-römischen Geistes.

Dieser Geist hatte nichts von dem frühern bessern Geist der römischen und griechischen Republiken, Alles aber von dem schlimmen Geist des spätern römischen Kaiserreichs angenommen. Er war gottlos, sittenlos und heidnisch, despotisch und sclavisch. Der französische Hof wälzte sich in allen Lastern der alten Welt, und gab das Beispiel einer Schamlosigkeit des öffentlichen Lebens, von der die Völker keine Erinnerung mehr hatten, die aber von den Gelehrten als klassisch nachgewiesen und bemäntelt wurde.

Unglücklicherweise adoptirte Ludwig XIV. nun auch das altrömische System der Eroberung, der schonungslosen Verachtung aller Völkerrechte, und indem er sich selbst für den Erben der altrömischen Bildung hielt, gefiel es ihm, in den Deutschen wieder nur „Barbaren" zu sehen, die er mit Gewalt und List sich zu unterwerfen dasselbe Recht habe, wie es einst die römischen Kaiser geltend gemacht. Die französischen Könige hatten zwar schon vor ihm dieselbe Politik befolgt und die Rechte ihrer deutschen Nachbarn nie geachtet, allein mit Ludwig XIV. kam weit mehr System in diese Politik; Welteroberung und die Gründung einer französischen Universalmonarchie wurde fortan der herrschende Gedanke des französischen Kabinets und der hierin gern zustimmenden Nation.

Auf die bequemſte Weiſe konnte Ludwig das altrömiſche Syſtem dem europäiſchen Staatskörper einimpfen, wenn er ſelber deutſcher Kaiſer wurde. Alsdann befand er ſich in einer Stellung, die es ihm möglich machte, nach und nach die germaniſchen Inſtitutionen im deutſchen Reich, wie in Frankreich zu verdrängen, und an deren Stelle die Inſtitutionen des römiſchen Deſpotismus zu ſetzen, den deutſchen Kaiſer unvermerkt wieder in einen altrömiſchen zu verwandeln, das Reich, das bisher von Karl dem Großen an datirte, bis auf Auguſtus zurückzudatiren. Sein Einfluß in Deutſchland war groß, der des Hauſes Habsburg ſeit dem dreißigjährigen Kriege ſehr geſchwächt, und nach Ferdinands III. Tode ſchien deſſen junger, etwas träger Sohn Leopold der Gegner nicht zu ſeyn, mit dem es aufzunehmen Ludwig nicht hätte wagen ſollen. Er wagte es. Allein wie ſehr ihn auch damals die Umſtände begünſtigten, ſo fiel doch auch er, wie alle früheren franzöſiſchen Könige im ähnlichen Falle, bei der Kaiſerwahl durch. Die deutſchen Fürſten ließen ſich oft von Frankreich beſtechen, zu offenem Verrath und Aufruhr gegen Kaiſer und Reich verleiten, im Kriege beſolden, aber nie gaben ſie ſich dazu her, bei ihren Wahlen Frankreich zu begünſtigen. In dieſem Punkte bewahrten ſie immer einen gewiſſen Stolz und zeigten mehr Unlenkſamkeit, als Frankreich erwartete. Aber auch nicht ohne Treuloſigkeit, indem ſie Frankreich erſt Hoffnung machten, und dann täuſchten. Die Intriguen bei der Wahl Leopolds I., durch welche ſein Mitbewerber um die deutſche Krone, Ludwig XIV., ausgeſchloſſen wurde, ſind ein Gewebe der niedrigſten Treuloſigkeiten, die nach allen Seiten hin begangen wurden. Um nämlich Ludwigs XIV. Zorn über die getäuſchte Hoffnung zu beſchwichtigen, verband Kurfürſt Johann Philipp von Mainz, der Reichserzkanzler, der die Wahl leitete, und ſein noch talentvollerer Miniſter Boineburg, mit dem den deutſchen Intereſſen günſtigen Wahlakt einen dieſen Intereſſen höchſt ſchädlichen, gerade entgegengeſetzten politiſchen Akt, nämlich die Stiftung eines Rheinbundes gegen den deutſchen Kaiſer, unter dem Protectorate Frankreichs. So hofften die diplomatiſchen Intriganten in Mainz es weder mit dem Kaiſer, noch mit Frankreich zu verderben, und die Hand im Spiele zu behalten. Der ſchwache Kaiſer ließ ſich das gefallen, und ſchonte der Mainzer mit vieler Aengſtlichkeit. Ludwig aber ſtellte ſich

äußerst grimmig, jagte dem Mainzer Kurfürsten Furcht ein und zwang ihn, sich unbedingt Frankreich in die Arme zu werfen. Boineburg aber erhielt keine Verzeihung. Was er durch Stiftung des Rheinbundes für Ludwig gethan, wurde undankbar vergessen; daß er die Wahl Ludwigs bei der Kaiserwahl verhindert hatte, wurde ihm zum schwersten Verbrechen gemacht, und Johann Philipp, der deutsche Reichserzkanzler, ließ seinen Minister Boineburg auf Befehl Ludwigs XIV. am Sitz des Reichstags zu Regensburg verhaften und in den Kerker werfen.

Ludwigs Einfluß wurde immer größer, da er die Fürsten des Rheinbundes mit großen Jahresgeldern bestach, und fast alle westdeutschen Fürsten drängten sich herbei, um große, ja selbst um kleine Summen zu betteln. Sogar am Hofe des Kaisers wurde der alles vermögende Minister Lobkowitz mit französischem Gelde bestochen. Nur der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, vertrat die Ehre und die Interessen Deutschlands, und warf den übrigen Fürsten ihren Verrath und ihre Schwäche vor.

Einen unmittelbaren Angriff auf das deutsche Reich und einen Versuch, darin zu erobern, wagte Ludwig damals noch nicht, um die Rheinbundfürsten nicht zu erschrecken und wieder von sich abwendig zu machen. Er brauchte sie noch. Zunächst lag ihm alles daran, sich der beiden Flanken Deutschlands, nämlich der Schweiz und der Niederlande, zu versichern. War ihm dies gelungen, und er hoffte es gerade vermittelst des Rheinbundes zu erreichen, so konnte er alsdann ohne weitere Schonung des letzteren unmittelbar über die deutschen Reichsländer herfallen.

Die Schweiz gewann er, wie den Rheinbund, durch Bestechung. Ein Angriff auf die Schweiz wäre gefährlich und völlig überflüssig gewesen. Die Schweizer boten sich von selbst an, Frankreich zu dienen, und Ludwig hatte in allen seinen Kriegen gewöhnlich 20—30,000 Schweizer im Solde, die immer voran waren und oft allein den Sieg entschieden oder eine Niederlage verhinderten. Auch diente die Schweizer Diplomatie der französischen. Die Regenten der Eidgenossenschaft waren von Frankreich bestochen, thaten Alles, was Frankreich wollte, und hemmten die Schritte des Kaisers, widersetzten sich allen Zumuthungen des deutschen Reichs, handelten durchgängig so, als ob die Schweiz

eine französische Provinz gewesen wäre. Nur Zürich sträubte sich gegen Frankreich. Alles Gefühl für deutsche Nationalität war in den Schweizern, die doch Deutsche sind, erstorben. Alle politische Voraussicht war von ihnen gewichen. Als Republikaner dienten sie einem Despoten; als Nachbarn verstärkten sie eine Macht, die ihnen selbst früher oder später eben so verderblich werden mußte, wie allen andern Nachbarn. Wenn die Schweizer mit ihren kräftigen Armen für die deutsche Sache gefochten hätten, wäre Frankreich nie so mächtig geworden. Nie errang Frankreich einen Vortheil über Deutschland, außer durch deutsche Arme, durch die Hülfe von Deutschen, die ihr Vaterland verläugneten.

Der Schweiz durch schlaue Kunst und Geld versichert, suchte sich Ludwig nun vor allen Dingen der Niederlande zu bemeistern. Der nach einer großen Revolution in England wieder eingesetzte König Karl II. Stuart gab sich ganz der französischen Politik hin und übernahm es, die wachsamen Holländer durch einen Seekrieg zu beschäftigen. Die spanischen Niederlande, weder von Holland, noch vom deutschen Reiche unterstützt, wurden von französischen Heeren überschwemmt und erprobten ihre Schwäche. Unter der Zucht von Jesuiten war der Volksgeist gelähmt worden. Ludwig riß Arras, Hesdin und einige andere Orte von den spanischen Niederlanden ab, und vereinigte sie mit Frankreich. Niemand kümmerte sich darum. Die spanischen Niederlande ganz wegzunehmen, war es noch nicht Zeit, da Ludwig erst Holland haben wollte. War dieses Land in seinem Besitz, so mußten die südlichen Niederlande von selbst an ihn fallen. Um aber Holland zu erobern, bedurfte er noch des Rheinbundes, der ihm theils die Allianz, theils die Neutralität des deutschen Reiches sicherte. Er ließ alle diplomatischen Minen springen. Der Rheinbund mußte ihm Truppen stellen. Der Kaiser selber wurde durch Lobkowitz gewonnen, der Eroberung Hollands ruhig zuzusehen, da die Holländer ja doch nur calvinistische Ketzer seyen. Auch die Engländer ließen sich aus Handelseifersucht bewegen, den Franzosen gegen Holland beizustehen. Nun schien Holland verloren; aber die heldenmüthige Erhebung der Holländer und die Kunst, mit der sie sich ihrer Wasserkräfte durch Oeffnung der Schleußen und Durchstich der Dämme zur Abwehr des Feindes bedienten, hemmten den Siegeslauf der 200,000 Mann, die Ludwig an die Schelde

geführt hatte. Zugleich war der große Kurfürst von Brandenburg eifrig bemüht, das Reich zum Schutze Hollands aufzubieten; der Kaiser rührte sich endlich, und sein Feldherr Montecuculi war, trotz der hemmenden Befehle von Lobkowitz, entschieden antifranzösisch gesinnt. Ludwig wagte nun nicht mehr das Aeußerste, und ließ Holland in Ruhe.

Er rächte sich aber, indem er dem großen Kurfürsten die Schweden ins Land schickte, und den Kaiser im Osten durch die Türken ängstigen ließ. Ludwig nannte sich zwar den allerchristlichsten König, nahm aber keinen Anstand, in ein offenes Bündniß mit dem Sultan zu treten. Während nun der große Kurfürst und der Kaiser anderwärts beschäftigt waren, griff Ludwig nochmals die spanischen Niederlande und die österreichischen Besitzungen am Oberrhein an, und um ihn nicht noch weiter greifen zu lassen, trat man ihm spanischerseits Burgund (die Freigrafschaft, franche comté) und zwölf wichtige niederländische Städte, Doornik, Ryssel, Koortryck ꝛc., und deutscherseits die Stadt Freiburg im Breisgau ab, die er zu einer französischen Festung machte. Dies geschah im Frieden von Nimwegen (Nimm weg, sagte man damals) 1678.

Die große Schwäche, welche das deutsche Reich durch diese Abtretung offenbart hatte, reizte den König von Frankreich zu immer unverschämteren Forderungen. Er gründete die berüchtigten Reunionskammern, die Alles, was je einmal mit den von ihm eroberten deutschen Landschaften und Städten verbunden gewesen war, verzeichnen mußten, und alles das reclamirte er frischweg als französisches Eigenthum. Der Kaiser, damals schwer bedrängt durch die Türken, konnte sich der neuen französischen Raubgriffe nicht erwehren. Deutsche Verräther halfen den Franzosen, und so fiel Straßburg, das bisher das unantastbare Bollwerk Deutschlands am Oberrhein gewesen war, 1681.

Da die deutschen Geschichtschreiber sich nicht viel um die näheren Umstände jenes kläglichen Ereignisses bekümmert haben, glauben wir sie hier mittheilen zu müssen. Wir folgen dabei dem trefflichen Friese, der seine Geschichte Straßburgs in den Jahren 1791—95 mitten unter den Stürmen der Revolution herausgab, ein Werk, das in Deutschland fast gar nicht bekannt und doch in einer guten deutschen Gesinnung und mit vielem

Fleiße geſchrieben iſt. Man muß wiſſen, daß die Straßburger Bürger nichts ſo ſehr haßten und fürchteten, als unter Frankreich zu kommen, daß ſie die größten Opfer gebracht hatten, um ihre Stadt hinreichend zu befeſtigen, daß ſie oft beim deutſchen Reich und bei den Schweizern, ihren alten Verbündeten, Hülfe geſucht, daß ſie ſich durch Ludwigs Kabalen nie hatten berücken noch beſtechen laſſen, daß dem Advokaten Obrecht, der die Stadt ſchon früher einmal an Frankreich hatte verrathen wollen, der Kopf vor die Füße gelegt worden war. Aber die Franzoſen bedrängten Straßburg von allen Seiten, hemmten ſeinen Verkehr, machten es nach und nach arm und brachten es zur Verzweiflung. Zugleich brütete der jüngere Obrecht, des Hingerichteten Sohn, Rache gegen den ehrenwerthen und unerſchütterlich deutſch geſinnten Ammeiſter Dietrich, der hauptſächlich bei der Entdeckung und Beſtrafung ſeines Vaters mitgewirkt hatte. Mit 300,000 Reichsthalern, die ihm Ludwig XIV. zu dieſem Zwecke anvertraute, beſtach Obrecht den Stadtſchreiber Günzer und eine Anzahl anderer Menſchen, und während die angeſehenſten Bürger Straßburgs gerade abweſend auf der Frankfurter Meſſe waren, wurde Straßburg plötzlich von einer bedeutenden franzöſiſchen Macht überfallen. Furchtbare Drohungen von ihrer Seite, die Umtriebe der Verräther, die Entfernung der beſten Bürger, die Unmöglichkeit eines Entſatzes, die Hoffnung, durch eine Kapitulation die alten ſtädtiſchen Freiheiten zu retten, wirkten zuſammen. Die Stadt wurde übergeben, und nie mehr hat ſeitdem auf ihren Wällen die deutſche Fahne gewehet. Obrecht wurde katholiſch und unumſchränkter Statthalter des Königs von Frankreich in Straßburg. Das Schickſal des edeln Ammeiſter Dominicus Dietrich iſt rührend und hätte nicht ſo unbeachtet bleiben ſollen, wie es der Fall iſt, denn in welcher Geſchichte des deutſchen Volkes iſt wohl das tragiſche Ende dieſes Patrioten irgend erwähnt worden? Es iſt ein hartes Loos, in Deutſchland Patriot ſeyn, denn man wird — vergeſſen.

Dietrich wurde nach Paris citirt und dort zurückbehalten, damit ſich um ihn nicht eine deutſche Oppoſitionspartei bilde. Nachdem man ihn lange hatte warten laſſen, glaubte man, er könne mürbe geworden ſeyn, und verſuchte ihn zu beſtechen, damit er, nach Straßburg zurückkehrend, ſeiner Partei franzöſiſche Grundſätze predige. Der berüchtigte Miniſter Louvois ließ ihn rufen,

empfing ihn, in einer Bibel lesend, und sprach also zu ihm: „Die Hauptleute Antiochi sprachen zu Matathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viel Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind: so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." (I. Makkabäer 2, 17—18.) Dietrich aber, als guter Lutheraner bibelfest, antwortete aus dem Stegreif: „Da sprach Matathias: Wenn schon alle Länder Antiochi gehorsam wären und Jedermann abfiele vom Gesetz seiner Väter und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich, meine Söhne und meine Brüder nicht vom Gesetz abfallen" (die folgenden Verse). Nun machte man kurzen Prozeß mit ihm und schickte ihn ins südliche Frankreich in die Verbannung, aus der er erst im hohen Alter wieder entlassen wurde, um in Straßburg zu sterben.

Nachdem Ludwig XIV. sich dieses deutschen Bollwerks bemeistert hatte, bedurfte er keines Rheinbundes und keiner Schonung der westdeutschen Fürsten mehr. Von diesem festen Punkte aus konnten seine Heere rasch in der Pfalz und in Schwaben einfallen und nach Herzenslust rauben und erobern. Die Maske der vorigen Freundschaft abwerfend, trug er jetzt Tod und Verwüstung in die Länder derselben Fürsten, denen er so lange als ihr lieber Protector geschmeichelt hatte. Zunächst verlangte er den Besitz des ganzen Kurfürstenthums Rheinpfalz für seinen Bruder Philipp von Orleans, der die Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig geheirathet hatte, — mit um so größerem Uebermuth, als der Kurfürst noch lebte, und rechtmäßige Erben des wittelsbachischen Hauses nicht fehlten. Ein Teufel in Menschengestalt gab dem brutalen König ein, er werde am sichersten zu seinem Ziele kommen, wenn er die schwachen und uneinigen deutschen Reichsfürsten schrecke; sie würden sich zum nachtheiligsten Frieden verstehen, wenn er ihnen eine nie vorher erlebte Angst einjage. Darum ließ er die Städte und Dörfer der friedlichen und gesegneten Pfalz, des benachbarten Kurfürstenthums Mainz, der Markgrafschaft Baden und selbst des Herzogthums Würtemberg plündern und bis auf den Grund niederbrennen, die Einwohner berauben,

mißhandeln, schänden, morden, als ob Attila mit den Hunnen wiedergekehrt wäre. Sie verbrannten Worms, Speier, Frankenthal, Alzey, Andernach, Kochheim, Oberwesel, Kreuznach, Mannheim, Ladenburg, Weinheim, Gernsheim, Heppenheim, Oppenheim, Durlach, Bruchsal, Rastatt, Baden, Bretten, Pforzheim ꝛc.; beim zweiten Einfalle Heidelberg, Hirschau, Calw, Neuenbürg, Knittlingen, Marbach, Vaihingen ꝛc., ungerechnet zahlloser verbrannter Flecken und Dörfer. Und das Alles that Ludwig XIV., ohne von Deutschland im mindesten beleidigt worden zu seyn. Und dieser König rühmte sich, an der Spitze der Civilisation zu stehen!

Indeß gelang ihm sein Plan nicht ganz. In Mainz leistete ihm der wackere General Thüngen tapfern Widerstand, ein Mann, den die vaterländische Geschichte ebenfalls undankbar vergessen hat. Das Reich rührte sich wieder. Der Kaiser war eben der Türken im Osten Meister geworden, und so mußte sich Ludwig XIV. im Frieden von Ryßwig (Reiß weg, sagte man damals) mit dem begnügen, was ihm der Nimweger Friede gesichert hatte, und mit Straßburg und den bereits aufs grausamste von ihm mißhandelten und zum Theil ebenfalls niedergebrannten Elsäßer Reichsstädten. Aber die Pfalz bekam er nicht, und mußte auch Freiburg im Breisgau wieder herausgeben, 1697.

Straßburg war ihm von weit größerer strategischer Wichtigkeit, als Freiburg, und überdieß legte er, um eine breite Operationsbasis am Oberrhein zu gewinnen, einen Kanonenschuß weit von Basel die Festung Hüningen an. Die Schweizer murrten, aber er verhöhnte sie und war ihrer Regenten durch seine Jahr- und Soldgelder so versichert, daß er nichts von ihnen besorgte. Sie ließen sich auch wirklich Alles gefallen, stellten ihm fort und fort zahlreiche Regimenter, und verschmerzten sogar, daß er ihnen den Handelsverkehr mit Elsaß und Burgund absperrte. Die damalige Politik der Eidgenossenschaft ist die verächtlichste, deren sich jemals Republiken zu schämen gehabt haben. Als Ludwig die freie Reichsstadt Straßburg, eine den Schweizern von alter Zeit her innig verbündete Republik, die ihnen oft in ihren Kämpfen Hülfe geleistet hatte, wegnahm, leisteten ihm die Schweizer nicht nur keinen Widerstand, sondern schickten ihre Gesandtschaften zu ihm ins Elsaß und huldigten ihm auf die servilste Weise, indem

ſie ihn in ihrer Amtstracht bei Tiſche bedienten und ſich Geld von ihm ſchenken ließen.

Bald darauf, gerade am Ende des Jahrhunderts, ſtarb das Geſchlecht Philipps II. in Spanien aus, und die deutſche Linie des Hauſes Habsburg machte auf ſein reiches Erbe Anſpruch. Nun war aber die ältere Tochter des letzten Habsburgers in Spanien mit einem Enkel Ludwigs XIV. vermählt, und dieſer machte die weibliche Nachfolge geltend. Abgeſehen vom ſtaats- und familienrechtlichen Moment in dieſem Erbſchaftshandel, war es ſehr natürlich, daß Frankreich eine Vereinigung Spaniens, der Niederlande, Neapels und Mailands mit dem deutſchen Kaiſerthum, eine Wiederherſtellung der groſſen Monarchie Karls V., und daß eben ſo ſehr auch Deutſchland eine Verſtärkung der franzöſiſchen Macht durch das ſpaniſche Erbe fürchten mußte. Die Politik alſo gebot unumgänglich eine Entſcheidung dieſes Prozeſſes durch das Schwert.

Deutſchland hatte dießmal den Vortheil, daß ihm England zur Seite ſtand. So oft England mit Deutſchland vereinigt handelte, wurde Frankreich immer überwältigt. Dazu kam, daß Prinz Eugenius, ein Savoyarde, doch im Herzen der beſte Deutſche, den es damals gab, an die Spitze der kaiſerlichen Armee trat, und Wunder der Kriegskunſt gegen die Franzoſen, wie gegen die Türken, verrichtete. Da ſah der alternde Ludwig endlich ſich gedemüthigt, ſeine übermüthigen Feldherren und Heere geſchlagen, ſeine Schätze umſonſt vergeudet. Aber ſeine Liſt und das Glück retteten ihn. England ſagte ſich von Deutſchland los, ließ den Prinz Eugen im Angeſicht der Franzoſen im Stich, ließ die deutſchen Diplomaten bei den Unterhandlungen im Stich, und bewirkte durch ſeine treuloſe Politik, daß uns die Früchte ſo langer und herrlicher Kämpfe wieder verloren gingen. Doch konnte Frankreich nur die Erwerbung Spaniens durchſetzen, und Spanien blieb unter ſeinem Enkel ein von Frankreich getrenntes Königreich, während die ſpaniſchen Niederlande, Neapel und Mailand unmittelbar an Oeſterreich fielen, 1713.

Allein auch dieſe Vortheile wurden zum Theil bald wieder eingebüßt, weil Kaiſer Karl VI. keinen Sohn hatte, und um ſeiner berühmten Tochter Maria Thereſia die Nachfolge zu ſichern, die Einwilligung der andern Staaten, namentlich Frankreichs,

mit großen Opfern erkaufte. Er trat zu dieſem Behuf ganz Neapel und Lothringen freiwillig an Frankreich ab. Die wichtige Abtretung Lothringens wurde damals noch künſtlich bemäntelt, indem der junge lothringiſche Herzog Franz, der Maria Thereſia heirathete, ſtatt Lothringen Toscana bekam, und Lothringen ſelbſt einſtweilen dem abgeſetzten König von Polen, Stanislaus Lescinsky, gegeben wurde, der aber keinen Sohn hatte, und nach deſſen Tod 1766 Frankreich wirklich in den lange erſehnten Beſitz von Lothringen kam. Neapel wurde ein unabhängiges Königreich unter einem franzöſiſchen Könige aus Ludwigs XIV. Geſchlecht, wie Spanien.

Auf dieſe Weiſe erwarb Frankreich, *was es noch heute beſitzt*, von Deutſchland durch Raub, durch ſchnöden Raub mitten im Frieden oder durch ſchlaue Benützung unſeres Unglücks. Es erwarb das alte Königreich Burgund, das Rhonethal von Genf an bis Marſeille, zur Zeit unſers Unglücks beim Ausgang der Hohenſtauffen. Es erwarb die lothringiſchen Bisthümer zur Zeit unſeres Unglücks in der Reformation. Es erwarb das Elſaß zur Zeit unſeres Unglücks im dreißigjährigen Kriege. Es riß zur Zeit unſerer Schwäche mitten im Frieden die Grafſchaft Burgund, einen Theil der Niederlande und Straßburg an ſich. Es gewann zur Zeit unſerer Schwäche durch einen die deutſchen Geſammtintereſſen tief verletzenden Familientraktat Karls VI. mit einem Federſtrich das ſchöne, ſo lange treu beim deutſchen Reiche gebliebene Lothringen. Auch regiert das Geſchlecht Ludwigs XIV. jetzt noch immer in Spanien, wie in Neapel.

Alles, was Frankreich erwarb, erwarb es auf Koſten Deutſchlands. Der Verluſt des alten Königreichs Burgund und Neapels, ſo wie der Freigrafſchaft Burgund, Welſchlothringens und des welſchen Arras ꝛc., war ein großer politiſcher Verluſt, wenn auch kein nationaler. Durch den Verluſt des Elſaß und Deutſchlothringens aber wurden wir überdieß tief in unſern nationalen Intereſſen verletzt. Dieſe ſchönen Landſchaften wurden wie ein geſundes Glied vom lebendigen Körper von Deutſchland abgeſchnitten, und dem Einfluß einer fremden Nationalität unterworfen. Das Schlimmſte aber war, daß durch dieſes Beiſpiel klar bewieſen wurde, die deutſche Nation habe ihren alten Vorrang in Europa verloren. Bisher hatten nur romaniſche und ſlaviſche Völker

deutschen Herren gehorcht. Jetzt gehorchten zum ersten Mal deutsche Völker einem fremden Herrn. Was der romanische Staat im Westen gethan, das that nun auch bald der slawische im Osten, und kaum hatte Frankreich uns das Elsaß genommen, so nahm uns Rußland auf der andern Seite auch das deutsche Liefland weg.

Da wir im Felde den Franzosen unterlegen waren, uns von ihnen deutsche Provinzen hatten entreißen lassen ungestraft, unterlag folgerechterweise auch der deutsche Geist dem französischen. Die äußern Verluste hielten mit der innern Entartung Deutschlands gleichen Schritt. War es Ursache, oder war es Wirkung, gleichviel, das Gefühl für unsere Nationalehre und die Kraft und Treue, mit welcher der Deutsche sonst an seiner Nationalität hing, erstarben in dem Maaße, in welchem die Franzosen siegreich gegen Deutschland vorschritten.

Die deutschen Höfe und der deutsche Adel nahmen sich den Hof Ludwigs XIV., seinen Despotismus, seinen Geschmack und seine Ausschweifungen zum Muster. Sie unterdrückten die altdeutschen, volksthümlichen, sowohl ständischen als städtischen Freiheiten. Bereitwillig nahmen sie das System Ludwigs XIV., die neuen Lehren der absoluten Gewalt an, und dienten der großen gallisch-römischen Reaction gegen den Germanismus freiwillig zu Organen. Schon oben haben wir die moderne Despotie des vierzehnten Ludwig als das Ergebniß jener nationalen Reaction angesehen. Das bisher so lange besiegte romanische Element, welches unter der heiligen Fahne der römischen Hierarchie vergeblich gegen das deutsche Element gekämpft und durch die Reformation zurückgeworfen war, erlangte nunmehr unter der weltlichen Fahne des französischen Despotismus einen unbestrittenen Sieg. Jede Volksfreiheit, jede alterthümliche Volksvertretung auf deutschem Boden wurde vernichtet oder zu einer leeren Formalität herabgewürdigt. Alle deutschen Regierungen nahmen die französischen Formen, den Centralismus der Gewalt, die Bureaukratie an. In den modernen Formen wiederholten sich aber nur wieder die Formen des altrömischen Kaiserreichs mit seinen Statthalterschaften und Präfecturen. Deßhalb gewann auch jetzt erst das altrömische Recht, nachdem es lange mit den deutschen Landes- und Stadtrechten im Streit gelegen, festen Boden in Deutschland, was nimmer hätte

geſchehen können, wenn ihm nicht das Streben nach abſoluter Regierungsgewalt zu Hülfe gekommen wäre.

Zugleich nahmen Höfe und Adel in Deutſchland die franzöſiſche Sprache an und ſchämten ſich, länger ihre gute alte Mutterſprache zu reden. Somit wurde auch die deutſche Literatur von den Großen verachtet und die franzöſiſche eingeführt.

Deßgleichen verſchwand bei den Fürſten und beim Adel die ſtrenge deutſche Sitte. Sie machten Bildungsreiſen nach Paris und brachten alle Moden von dort mit nach Deutſchland. Unzählige Luſtſchlöſſer, ſelbſt geiſtliche, zeigten dem erſtaunten Bürger und Bauer in Deutſchland die wiedererſtandene Pracht und Schwelgerei römiſch-heidniſcher Feſte voll Mythologie und Unzucht.

Deßgleichen verſchwand an den Höfen und beim Adel die alte ſchöne Tracht, und jede neue Mode aus Paris wurde in Deutſchland zuerſt von den Vornehmen, endlich auch vom Bürgerſtande nachgeahmt. Das Kleid macht einigermaßen den Mann, es war alſo allerdings nicht gleichgültig, daß ſich Deutſchland herabwürdigte, bedientenmäßig die abgetragenen Kleider der Franzoſen anzuziehen. Es iſt überdieß merkwürdig, daß die neuen franzöſiſchen Moden, obgleich ſie beſtändig ohne alle Noth wechſelten, ſich doch nie ins Schöne, ſondern umgekehrt immer ins Häßliche veränderten, und im Ganzen nur eine Muſterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungeſunden und Unſchönen darſtellten. Von den Allongeperücken, Reifröcken und Manchetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Plusärmeln herab bieten alle franzöſiſchen Moden zuſammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was ſich in Bezug auf Kleidſamkeit, Würde, Schönheit und Zweckmäßigkeit mit den älteren Nationaltrachten meſſen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeſchichte in dieſer Fügſamkeit Europa's unter eine Geſetzgebung des Häßlichen. Zugleich iſt aber auch damit die ganze Unnatur der franzöſiſchen Suprematie ſymboliſch ausgedrückt.

Endlich griff der franzöſiſche Einfluß auch tief in die ſcheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm ſcheinbar opponirende deutſche Literatur ein. Es iſt wahr, mit Leſſing begann eine Reaction der deutſchen Literatur gegen die franzöſiſche, und in der Bekämpfung der Gotſched'ſchen, d. h. der franzöſiſchen Schule, kräftigten ſich faſt alle jungen Geiſter, die mit und ſeit Leſſing

der deutſchen Wiſſenſchaft und Dichtkunſt einen neuen Schwung gaben. Allein wenn dieſe Geiſter den direkten Einfluß Frankreichs muthig und beſtimmt zurückwieſen, ſo waren ſie doch um ſo mehr, ohne es ſelbſt zu ahnen, ſeinem indirekten Einfluß unterworfen. Ohne das Beiſpiel der franzöſiſchen Literatur nämlich hätten ſich die deutſchen Schriftſteller nie ſo weit vom chriſtlichen Standpunkt entfernt und ſo weit dem heidniſch-antiken genähert, wie ſie gethan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten deſpotiſchen Regierungsformen wären die deutſchen Schriftſteller nie ſo weit vom nationalen und patriotiſchen Standpunkt entfernt und auf den einerſeits ganz individuellen, andererſeits kosmopolitiſchen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Mit den Leidenſchaften der Reformation ging auch der kirchliche Geiſt der deutſchen Schulen ſchlafen und wurde durch nichts erſetzt, als durch die claſſiſchen Studien und durch die franzöſiſche Mode-Literatur. Die jungen Geiſter in Deutſchland gewöhnten ſich daher unwillkürlich an heidniſche und undeutſche Vorbilder, und hatten kaum einen Begriff von der Fülle deutſchen Geiſtes und Kunſtlebens, wie es ſich im Mittelalter entfaltet hatte. Wenn ſie ſich nun auch gegenüber den Franzoſen fühlen lernten, ſo geſchah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem ſie das Antike reiner aufzufaſſen ſich rühmten, als die Franzoſen; und wenn ſie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug gethan ſey, und daß aus der germaniſchen Wurzel noch ſchönere Blüthen der Kunſt wiederaufzuwecken ſeyen, als die ihnen das Treibhaus der Claſſicität brachte, ſo wußten ſie doch dieſe Wurzel im vaterländiſchen Boden ſelbſt noch nicht aufzufinden, und borgten alle Waffen der germaniſchen Reaction von den ſtammverwandten Engländern.

Die Geiſter in Deutſchland waren aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet, durch die deſpotiſchen und ariſtokratiſchen Regierungsformen von aller Mitwirkung in Staatsangelegenheiten ausgeſchloſſen, auf ärmliche Schulämter oder fürſtliche Gnadengehalte angewieſen, von Außen eingeſchüchtert und auf die Welt der Phantaſie angewieſen. Sie gehörten irgend einer ſelbſtſtändigen Provinz an, aber ſie kannten das deutſche Reich als ein Ganzes nur noch in einer Karrikatur, über die damals ſchon Alles ſpottete. Deßhalb bildeten ſie ſich zu irgend

einem Brodſtudium, zu einem Amte in ihrer Provinz, und darüber hinaus zu Weltbürgern. Indem ſie allerdings inne wurden, daß ſie ſich auf einem Extrem des Kleinlichen befanden, daß ihr nächſter Beruf ein äußerſt enger und beſchränkter ſey, fielen ſie ſogleich in das andere Extrem, und ſuchten einen grenzenloſen Kreis der Thätigkeit wenigſtens ihres Geiſtes und ihrer Gefühle. Sie widmeten ſich der Welt (unter dem damals äußerſt beliebten Titel Kosmopoliten, d. h. Weltbürger) oder der Menſchheit unter dem eben ſo beliebten Namen der Humanität. Von der deutſchen Nationalität aber und von den Intereſſen des Vaterlandes war nicht die Rede. Der engherzige Provinzialismus der gemeinen Leute erhob ſich nicht ſo weit, und die Genies flogen darüber hinaus ins Blaue des allgemein Menſchlichen. Daraus erklärt ſich, warum ſchon Leſſing während des ſiebenjährigen Krieges ſich für alles Andere intereſſirte, nur nicht für dieſen, ſein Vaterland zerrüttenden Krieg. Daraus erklärt ſich, warum noch ſpäter Goethe an den großen Schickſalen Deutſchlands keinen Theil nahm, ſich durch ſie nur unangenehm in ſeinen poetiſchen Träumen geſtört fühlte. Selbſt Schiller erklärte ſich einmal in einem Briefe an Körner, der Patriotismus ſey etwas Bornirtes, der wahre Genius könne ſich nie für eine Nation, ſondern immer nur für die ganze Menſchheit begeiſtern. Auch hatte die Schwärmerei, welche ſich der deutſchen Jugend in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, die der ſogenannten Sturm- und Drang-Periode, wirklich nur die Emancipation der Menſchheit oder des Menſchlichen zum Gegenſtand, und war durchaus von keiner nationalen Tendenz. Ja ſie kam urſprünglich von Frankreich her, ſie war nur von Rouſſeau adoptirt.

König Friedrich II. erwarb ſich das unſterbliche Verdienſt, die Franzoſen bei Roßbach zu ſchlagen und die Furcht vor ihnen in Spott zu verwandeln. Die franzöſiſche Politik, jede Gelegenheit ergreifend, um Deutſchland aufs neue zu berauben, hatte die Uebereinkunft, der es Neapel und Lothringen verdankte, gleich nach Karls VI. Tode gebrochen, die ſchöne Maria Thereſia als ſeine Erbin nicht anerkannt, und neue Heere nach Deutſchland geſchickt, mit Preußen im Bunde. Inzwiſchen verſöhnte ſich Preußen mit Maria Thereſia und Frankreich ging leer aus. Mit deſto größerer Begierde ſchloß ſich nun Frankreich der

österreichisch-russisch-sächsisch-schwedischen Coalition an, welche Preußen erobern und theilen wollte. Der schändliche Plan wurde im Herzen Frankreichs, zu Versailles, geschmiedet. Wenn er gelungen wäre, würde Frankreich einen Theil der Beute davon getragen, ein deutsches Land im Westen gewonnen haben. Allein Friedrichs Kriegsgenie und die ausdauernde Treue der Preußen vereitelten den ganzen Plan. Der gefährdete preußische Staat ging glänzender als je aus dem siebenjährigen Kriege hervor, und Frankreich bekam abermals nichts.

Dennoch benutzte Friedrich die Demüthigung der Franzosen keineswegs dazu, den Deutschen eine große politische Lehre zu geben, sie über die nie verjährende treulose Politik Frankreichs aufzuklären, die Herzen gegen Frankreich zu stimmen, die Bande, mit denen französischer Geist und Geschmack, französische Literatur und Mode die Deutschen umstrickt hielt, zu zerreißen. Er that vielmehr Alles, um denselben Franzosen, die er im Felde geschlagen und sogar lächerlich gemacht hatte, ihren Einfluß auf die deutsche Bildung und Gesittung zu sichern und zu erweitern. Er las, sprach und schrieb vorzugsweise französisch, verachtete die deutschen Denker und Dichter (mit den spärlichsten, kaum nennenswerthen Ausnahmen), und zog nur französische Gelehrte und Dichter, zum Theil die demoralisirtesten Charaktere, an seinen Hof. Zugleich begünstigte er die vollkommenste Preßfreiheit in Bezug auf moralische und religiöse Gegenstände (nicht in Bezug auf politische), und da hierin auch der junge Kaiser Joseph II. seinem Beispiele folgte, wurde Deutschland mit Uebersetzungen und Nachahmungen der sitten- und gottlosesten Werke überschwemmt, von denen es damals in Frankreich wimmelte. Als Lessing, der so ritterlich gegen die frühere Gallomanie gekämpft, schon todt war, brach eine neue, noch wüthendere aus. Das altfranzösische Schauspiel, die verliebten Schäferscenen, die obscöne Mythologie ꝛc. blieben zwar verbannt, an ihre Stelle traten aber die neufranzösischen philosophischen Romane, die consequent und mit viel Geist auf die völlige Zerstörung aller sittlichen und religiösen Grundlagen der Gesellschaft ausgingen. Goethe und seine damals aufblühende Schule vermochte diesem Zufluß französischer Frivolität nicht zu steuern und wollte es nicht, gab ihm vielmehr in mancher Beziehung nach, wie dies auch früher Wieland schon gethan hatte,

der hierin von Leſſing abwich, und wie es noch mehr die minder bedeutenden, aber ſehr populären Dichter thaten, z. B. die Nicolaiten, Kotzebue ꝛc. Den größten Einfluß aber übten die franzöſiſchen Ideen in den geheimen Geſellſchaften, unter denen die der Illuminaten ganz entſchieden den Umſturz des Chriſtenthums ſich zum Zwecke ſetzte.

In ſo ausgedehntem Maße durchdrang uns die franzöſiſche Bildung, ohne daß Frankreich umgekehrt irgend einen Einfluß von Deutſchland her angenommen hätte. Es war damals vielmehr als bekannt angenommen, die Franzoſen ſeyen das Muſtervolk der Cultur, das ſich zu den übrigen europäiſchen Völkern verhalte, wie ſich einſt die Griechen verhalten hatten zu den umwohnenden Barbaren, Scythen ꝛc. Die Franzoſen affectirten nicht nur eine unſägliche Verachtung gegen die Deutſchen, ſondern waren wirklich davon erfüllt. In Deutſchland ließ man ſich dies gefallen, denn der große Friedrich ſelbſt anerkannte unbedingt den Vorzug der Franzoſen. Die helleren Köpfe und die ſtolzeren Gemüther, die damals aufſtrebten, ließen ſich, wenn ſie auch Vieles an den Franzoſen mißbilligten und das Deutſche dagegen zu Ehren zu bringen befliſſen waren, doch durch die ſchöne Sprache und durch die blendenden Ideen derjenigen, damals unermeßlich populären franzöſiſchen Philoſophen imponiren, die nach Rouſſeau's Vorgang eine Wiedergeburt der ganzen Menſchheit, die Verwirklichung eines idealen Staats, die Erfüllung aller Träume der Weltverbeſſerer verhießen. Die Kantiſche und Fichte'ſche Philoſophenſchule, der in der proteſtantiſchen Theologie zur Herrſchaft ſtrebende Rationalismus, viele begeiſterte Dichter und Geſchichtſchreiber theilten dieſe Sympathien. Wie aber auch ſonſt deutſche Gelehrſamkeit und deutſches Gemüth in wiſſenſchaftlichen Werken und Dichtungen ſich unabhängig vom franzöſiſchen Einfluß auf mannigfache Weiſe geltend machten, ſo gab es doch damals nirgends in Deutſchland eine eigentliche Nationalpartei, nirgends einen Centralpunkt für eine nationale Oppoſition und Reaction gegen die von allen Seiten eindringenden franzöſiſchen Ideen, nirgends ein patriotiſches Bewußtſeyn, das ſich mit Entſchiedenheit dem Strome entgegengeſtemmt hätte.

Dies war die Stellung des Germanismus zum Gallo-Romanismus in der Zeit unmittelbar vor der franzöſiſchen Revolution.

Dieſes groſse Weltereigniß hat bekanntlich ſchon mannigfache Beurtheilung erfahren. Die franzöſiſche Philoſophie hat ſich gerühmt, es vorausgeſehen, es vorbereitet zu haben. Allein dem iſt nicht ſo. Die Philoſophie, überhaupt die gebildeten Klaſſen und die Preſſe waren nicht im Stande, eine ſolche Kataſtrophe zu improviſiren. Nur der Staatsbankerot und nur die äuſserſte Noth der niedern Klaſſen, gerade derer, die ſich am wenigſten um Philoſophie und Literatur bekümmerten, die nicht einmal leſen konnten, führten die Revolution herbei, in die ſich dann freilich alle edeln und ſchmutzigen Leidenſchaften der Gebildeten einmiſchten. Man ſchreibt den letzteren mit Recht einen groſsen Antheil an dem ſchrecklichen Ereigniß zu, aber er fand nur Statt in Bezug auf die Entwickelung deſſelben, nicht in Bezug auf ſeine Veranlaſſung. Ganz abgeſehen von den Meinungen und Sitten der höheren Klaſſen, brach die Revolution als eine phyſiſche Nothwendigkeit herein, und ging von dem Elend und der Armuth der Provinzen, nicht von den geiſtigen Schwelgereien der Hauptſtadt aus. Ja man muß ſogar behaupten, die Revolution war, ohne daß man es ſich damals klar machte, eine Reaction des lange in Frankreich unterdrückten altfränkiſchen, alſo germaniſchen Elements der Volksfreiheit und Volksvertretung gegen das neue galliſch-römiſche Element des mit Ludwig XIV. aufgekommenen Deſpotismus. Das Volk verlangte einfach die Garantien der altfränkiſchen, altburgundiſchen ꝛc. Verfaſſung zurück, mit einem Wort, die alten deutſchen Inſtitutionen der Urverſammlungen, des Heerbannes, der Reichsverſammlung. Daher die Uebereinſtimmung der neuen franzöſiſchen Conſtitution mit der engliſchen und alle Conſequenzen des Repräſentativſyſtems. Hätte das franzöſiſche Volk, indem es dieſe Revolution begann, für ſich handeln können, ſo würde der germaniſche Charakter derſelben noch deutlicher hervorgetreten ſeyn. Allein von Anfang an miſchten ſich die Philoſophen der Hauptſtadt ein und verfälſchten unmerklich jenen urſprünglichen Charakter der Revolution, indem ſie ihr aufs eifrigſte dienten und ſich zu Leitern derſelben aufdrangen. Dieſe nun erklärten gleich in ihrer gewohnten Arroganz, die Revolution ſey keineswegs eine Reaction des freiheitliebenden Germanismus gegen den deſpotiſchen Romanismus, ſondern gerade umgekehrt eine Reaction des durch die fränkiſchen Könige und Edelleute früher

unterdrückten galliſch-römiſchen Volkes gegen eben dieſe fremden Uſurpatoren.

Die Franzoſen wußten aber wohl, was ſie thaten, indem ſie dieſe Lüge erſannen. Sie wollten der germaniſchen Nation den uralten Ruhm freier Inſtitutionen rauben und ſich die Ehre, die Freiheit gleichſam wieder entdeckt zu haben, allein zuſchreiben. Man darf ſich darüber nicht wundern. Billig aber muß man erſtaunen, daß deutſche Geſchichtſchreiber und Publiciſten ihnen glaubten und nachſprachen. Uebrigens trugen auch die Engländer Schuld an dieſem Mißverſtändniß. Aus Eiferſucht gegen Frankreich wollten ſie (Edmund Burke an der Spitze) durchaus nicht zugeben, daß die franzöſiſche Revolution aus einem Verlangen des unglücklichen Volkes nach germaniſchen Garantien, nach einer der engliſchen ähnlichen Verfaſſung hervorgegangen ſey, und ſtimmten mit Vergnügen ein, ſie für eine phantaſtiſche Nachahmung antiker Republiken auszuſchreien.

Dieſelben Jakobiner der Hauptſtadt, die ſich der Revolutions-Regierung bemächtigt hatten, und deren Treiben bekanntlich in den Provinzen ſeine natürliche Oppoſition fand, hielten das galliſch-römiſche Princip auch vorzüglich darin feſt, daß ſie wieder nach Eroberungen in Deutſchland trachteten. Eine Menge deutſcher Illuminaten, Kosmopoliten und Freiheitſchwärmer ſtrömten ihnen zu. Von dieſen Menſchen, in denen auch nicht eine Spur von Nationalſtolz und Vaterlandsliebe war, wurden ſie ſogar gebeten, nach Deutſchland zu ziehen und dort die neufranzöſiſche Freiheit einzuführen. Wetteifernd bot man ihnen Städte und Provinzen an und flehte ſie wie um eine Gnade, das ſchmählich verrathene Mainz, nach dem Verluſt Straßburgs das letzte Bollwerk für den obern Rhein, mit Frankreich zu vereinigen. Georg Forſter ſelbſt, der berühmte Weltumſegler, einer der geachtetſten Gelehrten Deutſchlands, figurirte bei dieſer vaterlandsverrätheriſchen Geſandtſchaft der Mainzer.

Das Alles war natürlich. Wer wollte ſich darüber ereifern! Solche Folgen waren unausbleiblich, ſobald einmal alles Frühere vorangegangen war. Wir haben oben die Stimmung in Deutſchland vor der Revolution geſchildert. Alles wimmelte von Illuminaten und ihren Freunden, von Bewunderern der franzöſiſchen Literatur und Philoſophie, und leider war man in Deutſchland

der Freiheit so entwöhnt, hatten namentlich die Gelehrten und Schriftsteller so wenig Antheil zu nehmen gelernt am Staatsleben ihres eigenen Vaterlandes, daß die Neuheit der Freiheit, der Gedanke an die Möglichkeit einer Mitwirkung in Staatsangelegenheiten sie überraschte, elektrisirte und mit einer männlichen und zugleich kindischen Begierde nach politischer Thätigkeit erfüllte. Da ihnen nun diese im eigenen Vaterlande versagt war, da bei der ersten Nachricht vom Ausbruch der französischen Revolution in Deutschland strenge Censur und polizeiliche Aufsicht eintrat, wandten sich die Freiheitberauschten nach Frankreich, zogen selbst nach Paris oder erwarteten wenigstens von dorther das Heil.

Die Pariser Jakobiner nahmen ihre deutschen Freunde anfangs sehr gut auf. Sie fürchteten sich vor Preußen und Oesterreich, sie wurden von diesen Mächten angegriffen, sie hofften denselben durch eine Revolution in Deutschland eine Diversion zu machen, und mithin war ihnen viel an der Verbindung gelegen, die ihnen die deutschen Schwärmer anboten. Sie ehrten dieselben sehr; sollte man es glauben, daß ein Preuße, der Baron Cloots, Präsident des Jakobinerklubbs, und ein Schweizer, der Pfarrer Göbel, Erzbischof von Paris wurde? Der Letztere legte feierlich im Nationalkonvent seinen Priesterornat nieder und schwur der christlichen Religion ab, ein Beispiel, das die ganze französische Republik befolgte. Allein wie sehr täuschten sich diese Schwärmer, als sie glaubten, sich der Franzosen bedienen zu können, da sie vielmehr nur selbst deren Werkzeuge waren! Sobald die Jakobiner begriffen, daß der Anhang der Illuminaten in Deutschland doch nicht hinreichend groß sey, um unser Reich förmlich zu revolutioniren, und da sie andererseits hoffen durften, Preußen von der Coalition zu trennen, machten sie kurzen Prozeß mit allen jenen aufdringlichen deutschen Schwärmern in Paris, und ließen ihnen zum Dank für ihren guten Glauben höhnisch die Köpfe abschlagen.

Die Politik der Eroberung lag den Franzosen viel mehr am Herzen, als die Freiheit. Es kam den neuen Republikanern gar nicht darauf an, einem König zu schmeicheln, einem deutschen König in dem Augenblick zu schmeicheln, in dem sie kaum erst der deutschen Bevölkerung die republikanische Freiheit zugesichert hatten. Sie kümmerten sich wenig um das Princip, wenn es einen Vortheil galt.

Und unglücklicherweise ließ sich Preußen in diese Traktate ein. Es war eifersüchtig auf Oesterreich und glaubte im Sinn des unlängst verstorbenen großen Friedrich zu handeln, wenn es eine Verbindung mit Frankreich zum Nachtheil Oesterreichs einginge. Es gab sich einer höchst verderblichen Täuschung hin. Preußen, der junge Staat, in dem Deutschlands Zukunft lag, mußte Alles thun, was den deutschen Gesammtinteressen diente, durfte nichts thun, was ihnen gefährlich war. Es mußte die Nationalehre gegen den alten Erbfeind des Reichs, gegen den übermüthigen Nachbar vertreten. Es durfte nie eine zweideutige und wohl gar feindliche Stellung gegen das übrige Deutschland einnehmen; es durfte nie mit dem Feinde Deutschlands gemeine Sache machen. Schon die Klugheit verbot ihm, französischer Freundschaft zu trauen, denn Frankreich hatte von jeher seine Freunde in Deutschland betrogen.

Preußen, das Anfangs Oesterreich in stürmischem Wetteifer überholt und nach Frankreich vorangeeilt war, nahm nur noch lauen Theil am Kriege, hielt sich bald ganz still und schloß endlich den einseitigen Frieden mit Frankreich zu Basel 1795. Dadurch wurde Oesterreich isolirt, zurückgedrängt, besiegt. Das ganze linke Rheinufer und die Niederlande gingen für Deutschland verloren.

Durch den wohlberechneten Friedensschluß mit Preußen überhoben sich die Franzosen der lästigen Pflicht, die Versprechungen, welche sie den Völkern gemacht hatten, zu halten. Das gefährliche Mittel, die Völker zu insurgiren, war jetzt nicht mehr nöthig, da nach dem Austritt Preußens aus der Coalition die Feinde Frankreichs nicht mehr zu fürchten waren. An die Zusage, die Völker zu befreien, brauchte man sich also auch nicht mehr zu binden. Man konnte jetzt nach alter Manier, ohne sich im geringsten zu schämen, wieder erobern, und die reichen Grenzländer des deutschen Reichs ausplündern. Also wurden die Niederlande, Holland, die rheinischen Kurfürstenthümer, die Pfalz und bald darauf die Schweiz nicht, wie man verheißen hatte, bundesbrüderlich befreit, sondern feindlich erobert und mit einem Militär- und Civilheer von Räubern überschwemmt, die allen öffentlichen und Privatreichthum der genannten Länder mit Gewalt raubten, oder mit der Kunst und List von finanziellen Zauberern wegzustehlen

verstanden. Die französischen Commissäre dachten an Alles, nahmen Alles.

Umsonst protestirten die Niederländer und Holländer und die von Trier; man hätte sie ja blos befreien wollen, sie als eine freie Bevölkerung begrüßt, ihnen die Autonomie feierlich zugesichert, freie Wahlen, Selbstregierung, republikanische Ehre, republikanisches Glück — und jetzt behandle man sie als besiegte Feinde, nehme ihnen Alles, dulde keine freie Wahlen, schreibe ihnen auf brutale Weise Alles vor und lasse ihnen nichts als den blinden Gehorsam; wenn sie blos eine Tyrannei mit der andern und eine schlimmere mit der geringern vertauschen sollten, wozu habe man ihnen die Freiheit verheißen?

Nachdem die überrheinischen Provinzen Deutschlands ausgeplündert waren, erhielten sie allerdings auch politische und bürgerliche Institutionen, die im Vergleich mit dem, was früher bestand, als eine Verbesserung, als eine wohlthätige Reform müssen anerkannt werden. Indeß täuschte man sich über den Ursprung dieser Institutionen. Man nahm sie als etwas ganz Neues, das nur französische Genialität auszudenken im Stande gewesen sey, oder als Consequenzen des antiken, in Frankreich wiedergeborenen Republikanismus. Allein sie waren nichts anders als alte germanische Institutionen, zunächst entlehnt von England, wo sich die altdeutsche Freiheit am reinsten und alterthümlichsten bewahrt hatte. Das Geschwornengericht z. B. war weder etwas Neues, ausschließlich Französisches, noch etwas Antikes, sondern ein englisches, ein ehemals auch bei den Franken wie bei allen deutschen Stämmen eingeführtes, uralt germanisches Institut.

Am kläglichsten geberdeten sich damals die Schweizer. Jahrhunderte lang hatten sie gegen Deutschland eine antinationale Politik befolgt, ihren deutschen Stammgenossen alles zu leide, den Franzosen alles zu liebe gethan. Hunderttausend Schweizer waren nach und nach im Kampf für Frankreich, in den Kriegen der Reformation Ludwigs XIV. und XV. gefallen. Ihr Herzblut hatten sie hingegeben, um Frankreich groß zu machen. Als Deutsche hatten sie gegen Deutsche gefochten, damit Frankreich, über beide hohnlachend, allein gedeihe. Jetzt ernteten sie den Dank. Umsonst erklärten sie, sie seyen ja schon lange, lange frei, schon seit Wilhelm Tell her, es sey also gar nicht nöthig, daß die Franzosen

kämen, um ſie angeblich jetzt erſt zu befreien. Sie bäten geborſamſt, man ſolle ſie nicht befreien. „Schweigt," hieß es, „ihr müßt euch befreien laſſen." Alſo kamen die Franzoſen herein, eroberten das Land, regierten es durch ihre Kreaturen, achteten keine freie Wahl, erklärten die, welche dennoch gewagt wurden, wieder für nichtig und ſtahlen, ſtahlen wie die Raben. Von den Millionen, die hier geraubt wurden, rüſtete Bonaparte die Flotte und Armee aus, mit der er nach Egypten ging, und Kopten und Araber prüften den Werth der alten Berner Goldſtücke am Fuße der Pyramiden.

So wie ſich Frankreich die Eroberung des ganzen linken Rheinufers und Italiens geſichert hatte, hörte es auf eine Republik zu ſeyn. Beide Ereigniſſe hingen genau zuſammen. Das mißvergnügte, leidenſchaftlich aufgeregte, gegen König und Adel, Intendanten und Finanzſchwindelei erbitterte franzöſiſche Volk war durch den Tod des Königs, durch die Emigration des Adels gerächt, der Staatsbankerot war abgewendet, und jetzt hatte man noch dazu Nachbarländer erobert und ſich mit der Beute derſelben bereichert. Alſo war man jetzt zufrieden. Was brauchte man noch das Phantom der Republik? Es wurde von einem Hauch Napoleons weggeblaſen. Napoleon allein war jetzt der Mann der Nation, denn er verſtand es, wie nie ein franzöſiſcher König vor ihm, den beiden Hauptleidenſchaften der Nation, der Ruhmbegierde und der Habgier, zu ſchmeicheln. Er führte ſie überall zum Siege und gab ihnen die Beute aller Länder preis.

Das arme deutſche Reich! Es mußte allen dieſen Wechſeln in Frankreich zuſehen und unter jedem aufs neue leiden. Unter wie vielen falſchen Vorwänden, für welche ganz entgegengeſetzte Prinzipe, waren die Franzoſen nicht ſchon zu uns gekommen, um uns unter der Maske von Hülfsleiſtung zu berauben! Das alte Königreich Burgund entriſſen ſie uns im Namen des Papſtes und der alleinſeligmachenden Kirche. Die lothringiſchen Bisthümer und das Elſaß entriſſen ſie uns im Namen der Reformation, als Beſchützer der Lutheraner. Straßburg und die Republik Holland griffen ſie an im Namen der abſoluten Monarchie. Spanien, Neapel, Burgund und Lothringen gewannen ſie im Namen der Legitimität; und endlich Holland, die Niederlande, das ganze linke Rheinufer und die Schweiz vereinigten ſie, oder verbündeten ſie wenigſtens aufs

engste mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikanischen Prinzips. Viermal wechselten sie das Prinzip, aber mit jedem stahlen sie uns ein Land weg. Und so war es denn wenigstens aufrichtig, daß Napoleon keinen Vorwand mehr brauchte, die scheinheilige Maske der Prinzipe wegwarf und offen als Räuber auftrat, indem er das Interesse allein als Zweck der Politik gelten ließ, und kein Mittel, denselben zu erreichen, verschmähte.

Napoleon stahl sich in die Herzen aller Franzosen, und wird ewig in ihnen leben, nicht allein deßwegen, weil er ein großer Mann war, sondern mehr noch deßwegen, weil er am keckſten aussprach und durchsetzte, was alle Franzosen denken und wollen, weil er durch seine Größe das Gehässige der Habgier entschuldigte, die das Geheimniß ihrer Nationalität ist. Man sage was man wolle, Napoleon verdankt die Bewunderung der Franzosen seinem Genie, aber ihre Liebe verdankt er nur seiner tiefen Immoralität.

Dieses große Kriegsgenie fand in Deutschland die halbe Arbeit schon gethan. Das linke Rheinufer sammt den beiden Flanken unserer Stellung, die Schweiz hier, Holland dort, waren uns bereits entrissen, Preußen bereits von Oesterreich getrennt und neutral, als Napoleon die Rosse seines Siegeswagens zum erstenmal über Deutschlands Fluren jagte. Er hätte nicht halb der große Mann seyn dürfen, der er wirklich war, und er hätte uns dennoch überwältigt. Unser Reich war an muthige Erhebungen und Volksaufgebote nicht gewöhnt, vielmehr an das Gegentheil, an feige Furcht, kriechenden Gehorsam und Zahlen. Gleichviel wem es zahlte. Das kriegerische Preußen that nichts für die Rettung des Reichs, hinderte sie vielmehr durch seine Neutralität, die einer Allianz mit Frankreich beinahe gleich kam, und Oesterreich allein, das unter seinem alten Kaiserhause mit der edelsten Ausdauer und Treue kämpfte, war schon halb verblutet.

Die Resultate sind bekannt. Der westliche Theil des Reichs wurde in einen neuen Rheinbund formirt, gleich dem frühern unter dem Protektorate Frankreichs und mit der besonderen Wohlthat für Deutschland, daß auch die letzten Reste von ständischer und städtischer Freiheit vernichtet, und überall eine vollkommen despotische Regierungsform eingeführt wurde. Oesterreich wurde seiner westlichen und südlichen Provinzen beraubt. Preußen erntete denselben Dank von Frankreich, wie früher die Schweiz; es wurde für

ſeine treuen Dienſte durch Mißhandlung und Verhöhnung belohnt, endlich über den Haufen geworfen und beinahe vernichtet.

Hätte Preußen den Basler Frieden nicht geſchloſſen, hätte es Oeſterreich treue Hülfe geleiſtet, auch den übrigen Reichsgenoſſen Muth gemacht und den Reichthum, der in Deutſchland an Menſchen und (bei den höhern Ständen) auch an Geld vorhanden war, anſtatt ihn bald darauf den Franzoſen in die Hände fallen zu laſſen, vorher zu groſſen gemeinſamen Anſtrengungen gegen Frankreich benutzt, ſo würde Frankreich vielleicht beſiegt, wenigſtens zu einem billigen Frieden genöthigt worden ſeyn. Allein Preußen that nichts und dieſer rechte Flügel der deutſchen Stellung ſah ruhig zu wie der linke (Oeſterreich) geſchlagen wurde. Daß alsdann Napoleon auch über den rechten Flügel herfallen würde, der vom geſchlagenen linken nicht mehr unterſtützt werden konnte, alſo beſiegt werden mußte, hätte ſich Preußen wohl vorſtellen können. Wird Deutſchland wohl je einſehen, daß es Frankreich immer nur darum zu thun iſt, die eine Hälfte Deutſchlands durch die andere oder nach der andern zu ſchlagen, da es dem ganzen nie gewachſen iſt?

Indeß, wie leicht auch unter den angegebenen Umſtänden Napoleon mit Deutſchland fertig wurde, ſagte ihm doch eine innere Ahnung, es ſey dieſen gehorſamen Unterthanen, dieſen liebreichen Nachbarn, die ſich wie Trommeln auf beiden Seiten ſchlagen laſſen, dieſen phlegmatiſchen Deutſchen, die er immer gern mit dem Prädikat „Dummheit“ beehrte, doch nicht ganz zu trauen, es könne einmal irgend ein Gewitter aus ihnen herausſchlagen und der Blitz ihn treffen. Daher nahm er nicht nur ſeine Maßregeln, die Deutſchen zu zerſpalten, die verſchiedenen Stämme derſelben einander noch mehr als bisher zu entfremden, den Einen zu ſchmeicheln, die Andern zu ſchrecken und gänzlich zu entkräften, die deutſche Preſſe unter der ſtrengſten Cenſur zu halten, die perſönliche Freiheit durch die Polizei, ein in Deutſchland in dieſer Weiſe beinahe neues Inſtitut, durchaus zu hemmen ꝛc., ſondern er glaubte auch noch ein groſſes europäiſches Schutz- und Trutzbündniß des Romanismus und Slavismus nöthig zu haben, um den Germanismus ſicher niederzuhalten. Daher ſeine enge Allianz mit Kaiſer Alexander vom Jahr 1807 an.

Dieser Bund der Romanen und Slaven zum Verderben Deutschlands war schon vorbereitet unter Ludwig XIV. und Peter dem Großen. Nur weil der Eine das Elsaß wegnahm, konnte der Andere Liefland wegnehmen. Jetzt war der Verfall Deutschlands um ein Jahrhundert weiter gediehen. Der Franzose herrschte nicht nur am Rhein, sondern auch an der Elbe, und der Russe hatte schon Liefland, Kurland, Esthland, fast ganz Polen, er nahm auch Finnland.

Hätte dieser Bund länger gedauert, so würde Deutschland dazwischen vollends aufgerieben worden seyn, denn Niemand hätte gewagt, dieser Coalition entgegenzutreten, wenn sie z. B. erklärt hätte: „Preußen hat aufgehört zu existiren." Selbst Oesterreich würde haben unterliegen müssen. Es ist nicht indiscret, wenn wir daran erinnern, welche Demüthigungen unsern ehrwürdigen alten Fürstenhäusern zu Erfurt und zu Dresden widerfuhren, wie übermüthig sie von den Franzosen und nicht minder von den Russen behandelt wurden, denn Alexander hatte nicht so viel Zartgefühl, von der großen Hasenjagd, die Napoleon zwei Jahre nach der Schlacht auf dem Schlachtfeld von Jena veranstaltete, wegzubleiben. Wohl darf und soll man solcher Beleidigungen gedenken, damit man sich gelegentlich auch daran erinnere, was zu thun ist, damit sie niemals wiederkehren.

Die langsame, stufenmäßige Vernichtung der letzten noch übrigen Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und der deutschen Nation, die unausbleiblich erfolgt wäre, wenn Frankreich und Rußland auf die Dauer einig geblieben wären, wurde uns zum Glück erspart, nicht zwar durch unser Verdienst, aber durch Gottes wunderbare Fügung. Rußland und Frankreich beneideten einander die Beute und wurden Feinde.

War dies ein großes Glück für Deutschland, wofür wir dem Himmel nicht genug danken können, so knüpft sich daran doch eine Betrachtung der schmerzlichsten Art. Nie zuvor, in zwei Jahrtausenden, seit man die deutsche Geschichte kennt, waren alle Deutsche einem fremden Willen unterworfen gewesen. Nie hatten uns die Römer bezwungen, selbst Attila hatte nur einen Theil der Deutschen unterworfen, die Andern stritten unter unabhängigen Fürsten gegen ihn und besiegten ihn. Erst jetzt zum erstenmal, im Jahr 1812, waren alle Deutsche ohne Ausnahme

einem fremden Herrn dienſtbar, mußten alle deutſche Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen ſtellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen.

Da dieſe Schande an der Nation offenbar wurde, bei der ſeit zwei tauſend Jahren die Herrſchaft Europa's geweſen, ſchien der Himmel ſelbſt ſie unerträglich zu finden und gab deſſen ein Zeichen, um die Menſchen zu erinnern, was ſie auch ohne ihn hätten thun ſollen. Wahrlich, jene großen Schrecken der Natur, die Napoleons Fall verkündeten, gereichen der deutſchen Nation zu tiefer Beſchämung.

Jetzt erſt riß dieſe Nation ſich auf in wildem Muth, rachegluhend, ſchrecklich wie die Natur, deren Zeichen ſie geſehen. Aber die Begeiſterung kam in der That etwas ſpät. Staunend muß man fragen, warum die Deutſchen jetzt erſt thaten, was ſie ſchon lange hätten thun können? Wie viele Provinzen, wie viele Millionen hatten ſich die Deutſchen ſeit den Zeiten Ludwigs XIV. entreißen laſſen! Mit den Mitteln, die man fahrläßig den Franzoſen preisgab, hätte man ſie ſchon vor mehr als hundert Jahren bis über die Seine jagen können. Eine Vereinigung der Fürſten, ein allgemeines Volksaufgebot hätte ſchon weit früher Statt finden können, und würde ein eben ſo günſtiges Reſultat gehabt haben, wie 1813.

Indeß liegt es im Naturell des deutſchen Volkes, daß es ſich zu allen Dingen Zeit nimmt. Es hat auch die Reformation erſt nach langer Prüfung der Geduld vollbracht. Wenn auch ſpät, geſchah doch endlich, was Noth that. Die deutſchen Fürſten vereinigten ſich, das deutſche Volk ſtand auf in Maſſe, und mehr bedurfte es nicht, um Frankreichs ganze Macht und den Helden des Jahrhunderts zu beſiegen. Der Eifer und das Talent der deutſchen Heerführer, die Begeiſterung und Tapferkeit der Heere ſelbſt waren außergewöhnlich, und zwar hauptſächlich deßwegen, weil der Krieg von der ganzen Nation als ſolcher geführt wurde. Dies gab ihm den Nachdruck, dies die ſeltene Begeiſterung, und ſchickte vor den Armeen den Schrecken her, dem nichts widerſteht. Wenn ein ſo großes Volk, wie das deutſche, in Zorn geräth und aufſteht in Maſſe, muß Frankreich zittern, und wenn es zehn Napoleons hätte.

Volk und Heer führten den Krieg rein als Nationalkrieg. Man haßte damals nicht Napoleon allein, sondern die Franzosen. Da indeß nicht die deutschen Regierungen allein diesen Krieg leiteten, obgleich die deutschen Heere allein die Entscheidung gaben; da namentlich Rußland großen Einfluß übte und Rußland eine Vergrößerung der deutschen Macht, weil ihm Deutschland näher liegt, mehr fürchtete, als das Fortbestehen eines mächtigen französischen Staates, der ihm ferner liegt und dessen es sich in künftigen Fällen wieder gegen Deutschland bedienen konnte, so war schon mitten im Kriege selbst die Diplomatie darauf bedacht, den Sieg der Deutschen über die Franzosen nicht zu weit gehen zu lassen. Man drückte dies in der Erklärung aus, der Krieg sey kein Nationalkrieg, kein Krieg gegen Frankreich, sondern nur ein Krieg gegen die Person Napoleons.

In diesem Sinne wurde denn auch der Friede geschlossen. Die Gelegenheit bot sich dar, alle Unbilden, welche Deutschland seit Jahrhunderten von Frankreich gelitten, mit einem Schlage zu rächen, alle vom deutschen Reiche losgerissenen Provinzen wieder zurückzunehmen. Aber diese Gelegenheit wurde nicht benutzt. Frankreich behielt nicht nur das welsche Burgund und Welschlothringen, sondern auch das deutsche Elsaß und Deutschlothringen. Es behielt Straßburg, den Schlüssel Oberdeutschlands. Auch saß der Gewaltbote des besiegten Frankreichs zu Wien mit im Rath und Gericht über Deutschland, z. B. über die sächsische Theilung, während sich in die neue französische Constitutionssache kein Repräsentant einer deutschen Macht einmischen durfte.

Inzwischen war die neue Verfassung Frankreichs der englischen nachgebildet, ein constitutioneller König mit zwei Kammern ꝛc., also wesentlich wieder von germanischer Natur. Nachdem die große Tragikomödie der Renaissance, die antike Republik und die antike Despotie ausgespielt war, kehrte man zu dem ursprünglichen Bedürfniß zurück, welches die Revolution veranlaßt hatte, nämlich zu dem Bedürfniß germanischer Garantien, der altfränkischen Volksvertretung nach Ständen.

Deutschland hatte alle seine Kräfte eingesetzt, den Sieg zu erringen, aber nicht, ihn auch verhältnißmäßig zu benützen. Indeß war schon die einfache Thatsache, daß die ganze französische Macht, der ganze französische Stolz, das ganze französische Kriegsgenie

einem Volksaufgebot der Deutſchen nicht gewachſen ſey, von großem Werthe. Sie bewies den Franzoſen, was Deutſchland vermag, wenn es will. Sie flößte ihnen eine Scheu ein, abermals einen Verſuch mit uns zu wagen. Sie belehrte ihre denkenden Köpfe, daß, wenn die Deutſchen etwa künftig noch einmal zu einem allgemeinen Aufgebot gegen Frankreich geneigt würden, der Sieg eben ſo wenig zweifelhaft ſeyn würde, daß aber alsdann dieſer Sieg zu Gunſten Deutſchlands und zum Nachtheil Frankreichs vielleicht beſſer benützt werden würde, als das erſtemal.

Gleichwohl war es gefährlich, den Franzoſen ſo viel Macht, ja ſogar den Beſitz deutſcher Provinzen und einen ſo wichtigen militäriſch-politiſchen Vorpoſten, wie Straßburg, zu laſſen. Es war gefährlich, Napoleon allein zum Sündenbock zu machen und allen Fluch auf ihn zu laden, Frankreich ſelbſt aber zu ſchonen, da die Geſchichte lehrt, daß Napoleon ja nur fortſetzte, was lange vor ihm die franzöſiſchen Könige Uebles an uns gethan. Nicht Napoleon war die Hauptſache und Frankreich Nebenſache, ſondern Frankreich war die Hauptſache und Napoleon Nebenſache. Napoleon war eine vorübergehende Erſcheinung, Frankreich blieb. Mit Frankreich hatten wir es ſchon vor Jahrhunderten zu thun, mit ihm werden wir es noch in Jahrhunderten zu thun haben. Alſo nicht auf die Schwächung Napoleons, ſondern auf die Schwächung Frankreichs kam es an.

Ganz abgeſehen von der innern politiſchen Anordnung des neuerrichteten deutſchen Bundes, lag es ohne Zweifel im Intereſſe aller deutſchen Staaten, daß Frankreich geſchwächt wurde, daß es wenigſtens Straßburg und die deutſchen Länder nicht behielt. Es iſt in Bezug auf dieſe Grenzfrage ganz einerlei, wie der deutſche Staatennexus innerlich geſtaltet iſt. Ob Deutſchland ein Reich iſt oder eine Conföderation von vielen Staaten, ob die Regierungsform abſolut monarchiſch oder conſtitutionell iſt, gleichviel, immer muß es ſich vor Uebergriffen des weſtlichen Nachbars ſicher zu ſtellen ſuchen und die ſo oft gefährdete Weſtgrenze aufs äußerſte befeſtigen.

Unglücklicherweiſe hat man aber die äußere Frage über der innern vergeſſen. Der Streit, wie Deutſchland in ſeinem Innern zu conſtruiren ſey, hat die Aufmerkſamkeit von jenem weit wichtigeren Grenzſtreite abgezogen. Man bedachte nicht, daß Reformen

im Innern vorzunehmen es an Zeit nicht fehlt, während Grenzprovinzen, die man hat und doch wieder in einem unbedachten Augenblick hingibt, ein Verlust sind, der sich in unberechenbarer Zeit nicht wieder ersetzen läßt.

Sehen wir indeß ab von Deutschland und blicken wieder nur auf Frankreich, so ist es sonnenklar, daß Frankreich den deutschen Mächten, die als Sieger so großmüthig über sein Schicksal entschieden und ihm auf Kosten Deutschlands so viele Vortheile ließen, nur Dank schuldig ist. Nie wurde ein Feind glimpflicher und schonender behandelt, als damals die Franzosen von den Deutschen.

Aber die Franzosen wollen dies nicht anerkennen. Die klaren Thatsachen reden, aber sie wollen nichts davon hören. Sie nehmen die Miene an, als sey ihnen großes Unrecht geschehen.

Die französische Revolution endete mit der Befriedigung des Bedürfnisses, durch welches sie hervorgerufen worden war. Die auswärtigen, namentlich deutschen Mächte waren so großmüthig, diese natürliche Entwicklung in keiner Weise zu stören. Frankreich erhielt die germanischen Rechtsgarantien, die es 1789 verlangt hatte, eine Verfassung, einen constitutionellen König, verantwortliche Minister, zwei Kammern, Gleichheit vor dem Gesetz, Preßfreiheit, öffentliche Rechtspflege ꝛc., wie England. Mehr hatte das französische Volk in den Cahiers, die seine Deputirten aus allen Provinzen zur ersten Nationalversammlung mitbrachten, nicht verlangt. Es konnte damit auch 1815 zufrieden seyn und 1830 es bleiben. Daß diese germanischen Rechtsgarantien dem wahren Bedürfniß des französischen Volkes entsprechen, hat namentlich die Julirevolution bewiesen, welche sie überdauert haben. Es gelang der antigermanischen, romanischen Partei der Renaissance nicht, dieselben umzustoßen, obgleich sie es auf doppelte Weise versuchte, indem sie in den Ordonnanzen das despotische System Ludwigs XIV. und in den republikanischen und bonapartistischen Emeuten den Convent und das Kaiserreich herstellen wollten, jene gespensterhaften Wiedergeburten der altrömischen Welt.

Indeß machte der Unmuth des Romanismus sich überall Luft in der freien Presse. Er appellirte zuerst an die Nationalehre, an das alte Bedürfniß des Ruhms und an die kriegerischen Neigungen, in denen es wurzelt. Sodann an die eben so alte Habgier der Nation, an die Luft, sich mit fremdem Gute zu bereichern.

Wiedereroberung des linken Rheinufers und der Niederlande wurde die Loſung des „National," und fand von Zeit zu Zeit regelmäßig ihr Echo auch in den Kammern. Dieſelbe Idee lag unzähligen Geſchichtswerken und Memoiren zu Grunde, die man in Frankreich und ganz Europa ausſtreute, worin mit allen Farben einer glühenden Phantaſie die Thaten der großen Armee und die Herrlichkeit des Kaiſerreichs den Franzoſen ins Gedächtniß gerufen wurden. Mit dieſen Mitteln, welche das Nationalgefühl erregen ſollten, kämpfte man zugleich gegen die auswärtige Politik des Bürgerkönigs und gegen das Ausland ſelbſt. Hier wollte man mahnen, dort ſchrecken.

Da aber der Bürgerkönig von der Mehrheit der Beſitzenden, der Haus- und Familienväter unterſtützt war, in denen das Bedürfniß der einfachen germaniſchen Rechtsgarantien ſtärker iſt, als der romantiſche Trieb des Kriegs, ſo richtete der Romanismus gegen dieſen Bürgerſtand eine beſondere Waffe, nämlich die republikaniſche. Im Gegenſatz gegen die conſtitutionelle Monarchie, welche dem Bürgerſtande günſtig iſt, verlangte er die Demokratie, die politiſche Emancipation der Proletairs, mit einem Wort, die Pöbelherrſchaft, wie 1793. Er wollte die ihm mißfällige Regierung der Beſitzenden durch die Empörung der Nichtbeſitzenden ſprengen. Zu dieſem Behufe haranguirte er den Pöbel mit altkosmopolitiſchen Theoremen in der neuen Form des St. Simonismus, mit dem Ideal der Arbeiterrepublik ꝛc., und weckte zugleich die blutigen Erinnerungen des Schreckenſyſtems, um theils den Pöbel wieder an kannibaliſche Gelüſte zu gewöhnen und mit furchtbaren Leidenſchaften zu erfüllen, theils um die ruhigen Bürger furchtſam zu machen.

Da ferner ein glückliches Familienleben und die Heiligkeit der Ehe eine Hauptſtütze des Bürgerthums iſt, ſo richtete der Romanismus auch dagegen ſeine Waffen und erklärte der Ehe und den Sitten offen den Krieg, und damit zugleich natürlich auch dem Chriſtenthum, ganz ſo, wie vor und in der erſten Revolution. Alle Gottloſigkeit und Obſcönität der ältern Voltaireſchen Schule wurde wieder hervorgeſucht, die ſittenloſe Literatur der frühern Zeit in neuen Auflagen verbreitet und durch zahlloſe neue Bücher derſelben Gattung ergänzt. Das Theater huldigte dieſen jakobiniſchen Tendenzen. Verbrechen und Unzucht kamen

auf der französischen Bühne, wie in den Unterhaltungsschriften, an die Tagesordnung.

Endlich, da die innern Revolutionsversuche und die oft wiederholten meuchlerischen Anschläge auf das Leben des Königs nicht zum Ziele geführt, ist es dem Minister Thiers gelungen, einen Krieg gegen das Ausland einzuleiten, und obgleich der Ausbruch desselben durch die Weisheit des Königs gehemmt wurde, so hat doch dieser Vorgang die Nachbarn, und vor allen Deutschland, in eine lebhafte Bewegung bringen müssen. Trotz der Weisheit des Königs war das Kriegsgeschrei in Frankreich lauter als je, und stimmten darin Männer der verschiedensten Parteien überein. Nicht mehr blos der National, nicht mehr blos Proletairs und schönhaarige Pflastertreter von Paris verlangten das linke Rheinufer, sondern ein Minister selbst, ehrwürdige Pairs, höchst conservative Deputirte schrien in demselben Ton. Dagegen hörte man wohl Einreden, es sey jetzt nicht an der Zeit, dem ganzen bewaffneten Europa gegenüber wieder an Eroberungen zu denken; aber gegen das Recht und die Moral der Eroberung erhob sich keine Stimme. Daß Frankreich wirklich ein Recht auf das linke Rheinufer habe, und daß der Rhein seine natürliche Grenze sey, wurde überall in Frankreich als bekannt, als etwas, was sich von selbst versteht, angenommen.

Wenn nun auch zunächst Friede bleibt, so wird doch die jüngere Generation in Frankreich in dem Glauben erzogen, sie habe ein heiliges Recht auf den Rhein, und die Mission, ihn bei der ersten Gelegenheit zur Grenze Frankreichs zu machen. „Die Rheingrenze muß eine Wahrheit werden," das ist das Thema für die Zukunft Frankreichs.

Wir glauben in den vorhergehenden geschichtlichen Erörterungen zur Genüge gezeigt zu haben, daß Frankreich nicht den geringsten rechtlichen Anspruch auf die Rheingrenze hat. Aber wir wissen auch sehr wohl, daß Alles, was man den Franzosen darüber sagt, in den Wind geredet ist. Sie wollen nicht hören. Je klarer alle Zeugnisse der Geschichte und Natur und alle Gründe der Vernunft und Moral gegen sie sprechen, um so weniger wollen sie davon hören.

Es kommt also nur noch darauf an, ob Deutschland stark genug ist und bleiben wird, um die widerrechtlichen Ansprüche

Frankreichs unter allen Umſtänden mit Gewalt zurückzuweiſen? Es iſt eigentlich kläglich, daß wir nach einer zweitauſendjährigen Nachbarſchaft, nachdem wir ſo viele Schläge von den Franzoſen empfangen und ihnen ſo viele wieder zurückgegeben haben, ſie doch immer noch nicht dahin bringen konnten, ſich über ihre wahre Stellung zu uns zu verſtändigen. Das Studium der Geſchichte blüht in Frankreich wie bei uns, tauſend Mittel und Wege der Verſtändniß ſtehen offen, und doch herrſcht bei den Franzoſen ſo ſehr die blinde Leidenſchaft vor, daß ſie ſich abſichtlich in eine Illuſion hinein lügen, und die Wahrheit zu ſehen auch in ihrem hellſten Tagesglanz verſchmähen.

Beſonnene Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, die im Verkehr zweier ſo alter und ſo mächtiger Nachbarn Statt finden ſollten, und die wir immer bereit ſind, einzuhalten, werden von den Franzoſen verſchmäht. Nur Gewalt ſoll entſcheiden, ſo oft ſie anderer Meinung ſind, als wir. Gleich ſchlagen ſie an den Säbel. Rückwärts und vorwärts ſoll die Geſchichte verſchwinden vor der Leidenſchaft des Augenblicks. Wie die Erfahrungen der Vergangenheit, ſo werden die Gefahren der Zukunft verachtet. Allem trotzend, ſtürzt ſich die Begierde auf ihren Gegenſtand, gleichviel, wer dabei zu Grunde gehen wird.

Es iſt immerhin traurig, nach ſo vielen Erfahrungen und im Jahrhundert des klarſten Bewußtſeyns wieder die Finſterniß roher, barbariſcher Triebe und das Reich der unvernünftigen Gewalt hereindrohen zu ſehen, ſelbſt wenn wir ſtark genug ſind, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber wer ſteht uns dafür, daß uns nicht irgend einmal eine Schwäche anwandeln wird, daß wir nicht in Conflikte der innern oder äußern Politik gerathen werden, wobei unſere Wachſamkeit und unſere Kraft erſchlaffen? Was haben wir dann von einem Nachbar zu fürchten, der kein Recht anerkennt, als die Gewalt, und der ſich nicht ſchämt, offen zu bekennen, daß er heute noch, wie in den Jahrhunderten des Fauſtkampfes, nur darauf laure, uns einmal ſchwach, uneinig oder unachtſam zu finden, um uns aufs neue räuberiſch anzufallen?

Unſere Aufgabe iſt daher, wenn wir den alten böſen Nachbar nicht belehren können, wenigſtens uns ſelbſt unſer gutes Recht vollkommen klar zu machen, im ganzen Umfange deutſcher Nation zum Bewußtſeyn zu bringen. Keinem Deutſchen darf es verborgen

oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je mit einander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite steht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom historischen Recht aus, so ist Alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen; so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigenthum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reclamiren, als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsaßes geheiligt, aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Theile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland gesichert haben und noch sichern, und die wir immer redlich anerkannt haben, obgleich sie uns sehr nachtheilig sind, — wenn Frankreich selbst diese Verträge bricht und Krieg beginnt, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, so Gott will und der gerechten Sache den Sieg verleiht, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat.

Unsere Aufgabe ist ferner, den politischen Verstand, der nach und nach unter uns zurückzukehren scheint, nachdem wir ihn Jahrhunderte lang verloren hatten, immer besonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip

oder um ein Partikularintereſſe geſtritten werden, aus dem höhern nationalen Geſichtspunkt anzuſehen, und über innern Zwiſtigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergeſſen. All unſer Unglück hatte nur dieſe Vergeſſenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutſche unter einander haderten um Meinungen oder um Provinzialintereſſen, und darüber verſäumten, unſere Grenzen nach Außen zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und ſchwächen. Vieles iſt geſchehen, um die Wiederkehr ſo heilloſer Zerwürfniſſe in Deutſchland für die Zukunft zu verhindern. Die deutſchen Volksſtämme hegen die frühere unvernünftige Eiferſucht gegen einander nicht mehr, oder weit nicht mehr in dem Grade, wie früher. Auch die Dynaſtien ſtehen ſich näher und finden ihr Intereſſe jetzt in einer übereinſtimmenden Politik weit beſſer geſchützt, als ehemals in der Trennung. Nur der Streit um Meinungen und Ueberzeugungen, um Verfaſſungs- und Kirchenfragen iſt noch lebhaft rege und ſeiner befriedigenden Löſung noch nicht nahe. Iſt es aber zu viel verlangt von einer ſo großen, alten, erfahrenen und durch und durch gebildeten Nation, wie die deutſche, wenn man ihr zumuthet, ſich nicht in ſich ſelbſt zu verfeinden, ſo lange ihr noch ſo viele Feinde von Außen drohen? Der Gegenſtand, über den man ſich verfeindet, ſey, welcher er wolle, der Erfolg wird immer ſeyn, daß jeder unſerer innern Zwiſte vom Ausland zu unſerem Verderben benutzt werden wird. Wir müſſen uns, ſelbſt mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angeſicht eines mächtigen Feindes betrachten. In ſolcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem ſcheinbar ſehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geſchehe, uns einander ſelbſt feindlich gegenüber zu ſtellen. Wir müſſen immer nur Front machen gegen den Feind von Außen.

M.

Der Kunſthandel in Deutſchland.

Mit dem lange erſehnten Frieden begann für unſer deutſches Vaterland ein neues Leben. Wenn auch in gewerblicher und beſonders in ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung die erſten Jahre noch überreich an Nachwehen waren, ſo zeigte ſich doch ſogleich, daß die meiſten Regierungen ernſtlich geſonnen ſeyen, für die ſchönen Künſte zu wirken. Die Zurückforderung der Kunſtſchätze, welche den Louvre bis 1815 geziert hatten, wurde auch in Deutſchland freudig begrüßt, und es mögen damals auch politiſche Gründe der ausgezeichneten Gunſt nicht fremd geweſen ſeyn, welche man den bildenden Künſten angedeihen ließ.

Die Gemüther waren in den letzten Jahren ſo gewaltſam aufgeregt worden, die Regierungen hatten ſo viel verſprechen müſſen, daß nothwendig ſcheinen durfte, jedes Mittel zu Beſänftigung, zu Ablenkung von öffentlichen Angelegenheiten anzuwenden. Während der franzöſiſchen Zwingherrſchaft hatte die altdeutſche Kunſt nicht nur verdiente Geltung, ſondern eine an Ueberſchätzung hinſtreifende zärtliche Pflege und Liebe aus Gründen gefunden, welche mit dem politiſchen und ſocialen Zuſtande des Volkes in engſter Verbindung ſtanden. Nachdem nur zu lange alle Kräfte der Kriegsführung ausſchließlich zugewendet geweſen waren, bedurfte man ſinnlicher Zeichen des Friedenszuſtandes und des Vertrauens, welches man in deſſen Dauer ſetzte. Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich überall in Europa.

Deutſchland hatte weniger Verluſte an Kunſtwerken durch die Kriege erlitten, als Italien und Holland, fühlte aber deſto mehr Freude über das Zurückerhaltene, und bedauerte ſchmerzlich, daß Caſſel ſeine Claude Lorrain's und Potter's nicht zurückerhielt.

Ueberall wurden nun die vorhandenen Sammlungen beſſer aufgeſtellt, geordnet, ergänzt und den Beſuchern zugänglicher gemacht. Zu den altberühmten Sammlungen von München, Wien und Dresden geſellten ſich Berlin, Darmſtadt und Frankfurt; es wurde nachgerade eine Ehrenſache für jede deutſche Reſidenzſtadt, eine Kunſtſammlung oder wenigſtens den Anfang einer ſolchen zu beſitzen, und manches Sehenswürdige wurde an's Licht gezogen, durch Sonderung der Fächer nunmehr lehrreich aufgeſtellt, geſäubert, ergänzt und beſchrieben.

Die Privatſammlungen dagegen waren ſeltener geworden, und es bildeten ſich ungleich ſpäter deren neue, als die öffentlichen zu neuem Leben erwachten. Denn in den Kriegszeiten waren die bedeutenden Kunſtwerke, welche ſie enthalten hatten, häufig aus Noth veräußert worden und in feſte Hände übergegangen; der großen, unabhängigen Vermögen waren nur wenige übergeblieben, und ſchon die beſchränktere Wohnung machte die Aufſtellung hiſtoriſcher Gemälde beinahe unmöglich.

Man kann die Sammler von Kunſtwerken in drei Claſſen theilen, in die eigentlichen Liebhaber, die Kenner, und die Reichen, welche Sammlungen anlegen, um im Publikum dafür zu gelten, daß ſie den erſtgenannten Claſſen angehören.

Die Liebhaber ſammeln nach ihrer ſubjektiven Anſicht, möchten ins Endloſe erwerben, und fühlen ſich deſto unglücklicher, je weniger ſie von den nothwendigen Eigenſchaften des Kunſthändlers beſitzen. Sie hängen durch ihr Gemüth mit ihrem Beſitzthum zuſammen, kommen mit ihrer Börſe oft in Verlegenheit, und bezahlen ein theures Lehrgeld für die Kennerſchaft ihrer letzten Lebensjahre.

Die Kenner gehen vom kunſtgeſchichtlichen Standpunkte aus, und ſind gewöhnlich ſo klug, ihre Sammlungen zu ſpecialiſiren. Handel und Tauſch ſind ihnen minder ſchmerzhaft, als den Liebhabern, und häufig geht ein reich gewordener Kunſthändler in ihre Claſſe über.

Die Reichen endlich entbehren gewöhnlich der nothwendigen Vorbildung, laſſen ſich von Rathgebern leiten, welche oft ihr Vertrauen mißbrauchen, ſehen ihren Beſitz als ein köſtliches Geräthe, als das Zeichen einer höhern Bildung an, welche ſie anſprechen, ohne ſie wirklich zu beſitzen, indem ſie gewöhnlich ihre

Kräfte möglichst in Einer Richtung angestrengt hatten, um sich empor zu ringen. Denn gewöhnlich sind es die neuen Reichen, welche streben, sich durch Kunstsinn Geltung zu verschaffen.

Den öffentlichen Sammlungen nun und den Privaten, welche Lust und Geld zum Ankaufen haben, stehen die Kunsthändler gegenüber, welche kosmopolitisch zu denken und zu leben, und daher häufig zu reisen pflegen. Sie müssen bedauern, und wir bedauern mit ihnen, daß viele der ersten Sammlungen gewissermaßen als etwas Abgeschlossenes, Volles betrachtet werden, und nicht des Ueberflusses der Hervorbringungen Eines Künstlers durch Vertauschen der untergeordneten Bilder sich entledigen wollen, wie z. B. München mit seinen van der Werfs. Sie haben ferner mit der Vorliebe der Gallerieinspectoren für gewisse Meister, mit dem Widerwillen der Maler gegen alte Bilder zu kämpfen; denn gewöhnlich wählt man die Gallerieinspectoren aus den Malern, und diese können den alten Bildern nicht hold seyn. Den Privaten gegenüber haben die Kunsthändler einer durch Reisen, Lesen und Mode vielfach verbreiteten halben Kennerschaft nur zu oft Rede zu stehen.

Antike Marmor- und Erzbilder bringen diese Kunsthändler selten zu uns, wegen der großen Schwierigkeit des Transports und der Ausfuhrverbote in beinahe allen Ländern, wo man deren findet. Es gehörte wirklich die Kunstliebe, Beharrlichkeit und Sparsamkeit des damaligen Kronprinzen von Bayern dazu, um in so kurzer Zeit die Antikensammlung zu bilden, welche nun München ziert. Aber ohne die Revolution, welche so manches Fideicommißeigenthum mobilisirte, und den kenntnißreichen, thätigen und vorsichtigen Geschäftsmann in Rom, den Ritter M. Wagner, würde eine ähnliche Sammlung unmöglich gewesen seyn, und es jetzt bereits wieder seyn, indem derlei Besitzthum aufgehört hat, im Handel umzulaufen.

Etwas besser ist der Markt mit geschnittenen Steinen versehen. Indessen ist auch hier das Treffliche schnell in festen Händen, und der Betruge, Nachahmungen und Ueberarbeitungen sind so mancherlei, daß die größten Kenner sich oft mit ganz widersprechenden Urtheilen entgegenstehen, und mancher Liebhaber sich wohl besinnt, ehe er eine bedeutende Ausgabe auf die Gefahr hin macht, daß seine Freude am Besitz von dem ersten, welchem er

dieſen vorzeigt, verdorben werde. Sicherer fuhr man lange mit antiken Glaspaſten. Ihr Studium wurde nur zu lange vernachläßigt, und manche wurde von römiſchen und neapolitaniſchen Steinſchneidern erſt copirt, dann vernichtet. Bereits fängt aber auch hier Betrug und Fälſchung an.

Aehnliches oder noch Stärkeres trieb man mit den ſ. g. hetruriſchen Vaſen, bis die reichen Schätze von Vulci und Campo Scala den Markt überfüllten.

Durch dieſe Vaſen und die ägyptiſchen Sammlungen iſt das Feld der Antike ſehr erweitert worden, und die verhältnißmäßige Billigkeit der Preiſe hat mehreren anſehnlichen Cabinetten ſchnell eine Vollſtändigkeit gegeben, welche man früher kaum zu hoffen gewagt haben würde.

Die Münzcabinette, welche ebenfalls den Kunſthandel angehen, haben durch vermehrte Nachfrage und die große Zahl wiſſenſchaftlich gebildeter Reiſender überall einen erfreulichen Zuwachs erhalten, und werden durch die Leichtigkeit, im Kleinen und Einzelnen zu erwerben, noch am eheſten am Leben erhalten.

Wenn man aber hört, wie ein kunſtliebender deutſcher Graf, begleitet von einer Notabilität in der Kunſtſchriftſtellerei, durch einen vornehmen Engländer mit einem angeblich altgriechiſchen Basrelief betrogen wurde, wie geſchnittene Steine dadurch, daß man ſie durch den Magen eines wälſchen Hahns paſſiren läßt, denen verähnlicht werden, welche zweitauſend Jahre in der Erde gelegen haben, wie ſchön Ruſpi in Rom herkulaniſche Wand-Gemälde, Gargiullo in Neapel hetruriſche Vaſen verfertigt, wie trefflich Becker in Mannheim großgriechiſche Münzen von eigener Fabrik über Smyrna auf den Markt brachte, ja wie aus zwei unbedeutenden echten Münzen durch Verlöthung des Averſes der einen an den Revers der andern eine neue einzige Münze verfertigt wurde, — dann freilich wird man ſelbſt dem wahren Kenner große Behutſamkeit verzeihen, wenn es ſich um Ankäufe für neue oder ſchon beſtehende Sammlungen handelt.

Ehe wir übergehen zu den zahlreichſten Gegenſtänden des deutſchen Kunſthandels, zu den Gemälden, wollen wir auch hier auf die zahlreichen Künſte der Ergänzer aufmerkſam machen. Zuweilen iſt ein Bild mit vieler Kunſt ganz übermalt, aber an einer Ecke gefliſſentlich verdorben, oder recht auffallend reſtaurirt,

ja man verſteht es, ganz neuen Bildern die kleinen Sprünge der Oelfarbenſchichte mittelſt Feilſpänen, und der Copie hiedurch das Ausſehen eines alten Originals zu geben; man benützt hiezu ganz alte Holztafeln, und drückt hinten nachgeahmte alte Siegel auf. Rom, Mailand und Venedig haben Virtuoſen in dieſer Weiſe, wiewohl jedes in eigener Richtung, welche zuweilen ſehr geheim gehalten und durch verſtellte Offenheit und Oeffentlichkeit unverfänglicher Wiederherſtellung mit der bekannten italieniſchen Feinheit verdeckt wird. Man kann ſogar eine Art Schule in der Anwendung der erwähnten Kniffe bemerken, und die Künſtler dieſer Art dieſſeits der Berge haben es zwar theilweiſe ziemlich weit in dieſer Kunſt gebracht, aber auf der Höhe ihrer erwähnten Collegen ſind ſie noch lange nicht.

Daher kann man im Handel mit alten Bildern bemerken, daß die Namen ſtets prachtvoller werden, je weiter man nach Norden kommt, denn je ſeltener die Detailkenntniß wird, um deſto gewiſſer fließt eine ganze Schule in dem berühmteſten Namen zuſammen.

Man braucht keine ſehr ins Einzelne gehende Kenntniß der Werke alter Meiſter zu beſitzen, um zu begreifen, daß es phyſiſch unmöglich ſey, daß alle Bilder, welche unter ihrem Namen laufen, von ihnen ſeyen, und hätten ſie auch ſo lange gelebt, als Tizian, und ſo unglaublich behende gearbeitet, wie Rubens. Nur in den neu auf dem Markte erſcheinenden Gattungen, z. E. der ſpaniſchen Schulen, den Bildern des fünfzehnten Jahrhunderts ꝛc., iſt das Echte noch nicht durch die Mitbewerbung völlig ausgeſogen, und das Bedeutende noch nicht bereits in feſte Hände übergegangen.

Die Kupferſtiche werden ebenfalls mit unglaublicher Kunſt in unſeren Tagen ergänzt. Hier iſt Feld für den reichſten Sammler, er mag nun nach den Meiſtern der Zeichnung, oder nach denen des Stichs ſeine Mappen füllen. Die Sammlung fängt auch an verdienſtlich dadurch zu werden, daß der Steindruck die mühſam geduldige Kunſt des Kupferſtichs auf allen Seiten überflügelt, bis auch dieſer in einem vervollkommten Daguerrotyp aufgeben wird, was mit der Zeit wenigſtens möglich iſt, während jetzt dieſes ſinnreiche Werkzeug nur als ſicherer Maaßſtab der Lucidität und Opacität der Gegenſtände wahren Werth für die Kunſt hat.

Der Kunſthandel muß ſeine Operationsbaſis gänzlich verändern, je nachdem er Sammlern gegenüberſteht, welche für gelehrte, hiſtoriſche, akademiſche Zwecke, oder für eigenen Kunſtgenuß, oder für Oſtentation erwerben. Zuweilen handelt es ſich auch nur um Vervollſtändigung des bereits Vorhandenen.

Bei akademiſchen Sammlungen gehen die Ankäufe mehr auf Ausfüllung der Lücken, auf Seltenheit, auf Stoff für den Unterricht, als daß ſie durch den Beſitz ſehr ausgezeichneter Werke glänzen wollten, obgleich auch dieſe höchlich willkommen ſind, wenn man ſie um billigen Preis erwerben kann. Es muß der Unterricht und die kunſtgeſchichtliche Forſchung zu Vieles umfaſſen, als daß Kräfte zu vollſtändiger Ausbildung Eines Faches vorhanden wären.

Wer für eigenen Kunſtgenuß ſammelt, und nach der Eingebung des Augenblicks in die volle Börſe greift, dem iſt mit neuen Bildern oft am Meiſten gedient, obgleich dieſe verhältnißmäßig ungleich theurer ſind, als alte, und oft die Probe der Zeit nicht beſtehen mögen. Leider gehen die beſten Bilder lebender Künſtler häufig in die Hände von Kunſthändlern über, welche die Geldverlegenheit der Verfertiger benützen, ſehr wohlfeil einkaufen und ſehr theuer wieder verkaufen, wobei die allerkrummſten Wege, Beſtechung ꝛc., trefflich benützt werden. Paris und London haben mehrere dieſer Kunſthändler ſchnell ſich bereichern ſehen, und ähnliche Erſcheinungen bieten einige deutſche Hauptſtädte.

Dem oſtentirenden Kunſtſammler iſt es um Knalleffekte, um recht berühmte, theure, aber dokumentirte Bilder, welche in Katalogen ehemaliger berühmter Cabinete figuriren, mehr als um eigentlichen Kunſtgenuß zu thun. Dieſe Claſſe der Käufer iſt dem Kunſthandel um ſo willkommener, je weniger ſie eigentliche Kenntniß beſitzt, und je häufiger ſie ſich des Raths eines Dritten bedient.

Wo man das Vorhandene gelegenheitlich vermehren, ein Pendant auffinden, und durch einen neuen Erwerb denn doch auch zeigen will, daß man die Gallerie nicht ganz als Rumpelkammer behandle, da iſt das Feld, auf welchem der Tauſch die Hauptrolle ſpielt und oft die beſten Geſchäfte gemacht werden.

Aus Vorſtehendem kann man abnehmen, welcher bedeutende Vorrath von Geld und Kenntniſſen, neben großer Geſchäftsgewandtheit,

einem tüchtigen Künſthändler zu Gebote ſtehen müſſe. Denn um überall verkaufen, und an der rechten Stelle verſchenken, einkaufen und eintauſchen zu können, muß er alle Gegenſtände des Kunſthandels kennen, von Allem Etwas vorzeigen, mit Trödlern und bemoosten Sammlern, mit Fürſten und Kammerdienern zu verkehren wiſſen. Frachten, Lokale, Aſſecuranzen und eine weltmänniſche äußere Erſcheinung, Credit, um bei vorkommenden Fällen bedeutende Einkäufe machen und den Augenblick benützen zu können, und die Möglichkeit, durch Krieg oder Kriegsgeſchrei auf einmal die Einkäufer verſchwinden zu ſehen, wollen ebenfalls bedacht ſeyn.

Noch einen Umſtand wollen wir hier erwähnen, welcher den Kunſthändler von Bildung und Kenntniſſen deſto beharrlicher verfolgt, je mehr er ſeinem Beruf gewachſen iſt. Er pflegt alsdann mit ſeinem Gemüth an dem Schönſten zu hängen, was er beſitzt. Er iſt zu ſehr Liebhaber geworden, und kann doch nicht aufhören, Händler zu ſeyn.

Iſt er aber das Letztere vollſtändig, d. h. ſieht er Alles nur als durchgehende Waare an, auf welche er gewinnen, oder, wie die Geſchäftsſprache lautet, verdienen ſoll, — dann wird es ihm ſchwer, die feine Grenzlinie des ehrenhaften Handels einzuhalten, wenn er leidenſchaftlichen Liebhabern oder unwiſſenden Beſitzern gegenüberſteht.

Wer Reinigung und Wiederherſtellung von Kunſtwerken gründlich verſteht und an Einem Orte ſeßhaft iſt, wird am Ende doch ſicherer und behutſamer handeln, als ſeine ſtets wandernden Collegen. Dieſes hindert aber dennoch nicht, daß zuweilen Fälle auch mit dieſen vorkommen, welche man kaum für möglich halten ſollte. Hier nur zwei Beiſpiele als Warnungstafeln.

Ein Maler copirt in einer Privatgallerie Italiens. Der Cuſtode läßt ihn beinahe immer und für viele Stunden allein. Er benützt dieſe Zeit, um einen herrlichen Rafael ſo durchzuſägen, daß er den vordern Theil des Bretts, alſo das Gemälde, ſtehlen und nach England verkaufen kann, und malt dafür eine Copie auf den hintern Theil, wo Siegel, Stempel ꝛc. in Menge ſich noch befinden.

Ferner: Ein Kunſthändler in Rom, ein Irländer von Geburt, verkauft dreimal eine Copie für das Original auf folgende

Weiſe. Er zeigt eine Caritä von Guido, unbeſtrittenes Original auf Leinwand im Blendrahmen, bietet ſie ſehr billig, und bittet alsdann den Käufer, ſein Siegel hinten auf die Leinwand zu drucken; dieſe aber gehörte einer Copie an, welche unter dem Gemälde auf demſelben Blendrahmen ſich befand.

Solcher Züge könnten wir noch viele anführen, um zu Vorſicht in Bewahrung des Beſitzes ſowohl als in Vermehrung deſſelben durch Einkauf aufzufordern. Es ſcheint ein eigener Reiz in dieſer Richtung des Kunſthandels zu liegen, wie im Schmuggeln, Roßtauſchen und Wildern. Nur iſt bei Jenem die Gefahr nicht ſo drohend, der Gewinn bedeutender, und durch den häufigen Wechſel des Aufenthalts der Leumund weniger gefährdet. Wenn aber zwei reiſende Kunſthändler ſich zugleich an Einem Orte einfinden, ſo ſuche man ſie zutraulich zu machen und einen über den andern abzuhören: man wird gewiß Dinge vernehmen, über welche man ſich wundert.

Was nun die Vertheidigungsmaßregeln betrifft, durch welche man ſich gegen Uebertheuerung, Betrug und gegen Angriffe von unbewachten Seiten her ſchützen kann, ohne die Gelegenheit zu verſäumen, wirklich werthvolle Erwerbe zu machen, oder das Kaufen überhaupt kurzweg aufzugeben, — ſo iſt vor Allem höchſt wünſchenswerth, daß die Käufer, ſie mögen nun Liebhaber oder Kenner, Inſtitute oder Fürſten ſeyn, ſich zuerſt recht deutlich machen, in welcher der oben bezeichneten Richtungen ſie ihre Sammlungen anzulegen gedenken. Um in allen Fächern zugleich etwas zu ſammeln, was zugleich vollſtändig glänzend und unterrichtend wäre, dazu iſt keine Kaſſe ſtark genug. Ueberdem hat der Kunſthandel auch bei dem Einkaufen den Uebelſtand, daß man mit etatsmäßigen Summen deßhalb in Verlegenheit kommt, weil Gelegenheit zu wünſchenswerthen Erwerben ſich nie gleichmäßig darbietet, und oft ganze Sammlungen erkauft werden müſſen, um Ein werthvolles Bild zu erwerben. Man kann das, was man nicht behalten will, immerhin nachher wieder vertauſchen oder verkaufen, aber die Hemmniß einer Etatseinhaltung wird ſtets ſtörend auf Anlegung jeder Sammlung einwirken müſſen.

Wenn man ſich auf einen beſtimmten Zweig der Kunſt, und bei Käufen auf einen gegebenen Zweck beſchränkt, ſo wird man offenbar am beſten fahren, am ſchnellſten zum Ziele gelangen.

Freilich ruft Eine Kunstdisciplin die Betreibung oder wenigstens die nähere Kenntniß einer andern oft gebieterisch hervor, und dieses in unsern Zeiten mehr als je; dafür kann man jedoch durch einen literarischen Apparat zur Genüge sorgen.

Es sey uns vergönnt, ein Beispiel anzuführen. Eine hohe Schule besitze eine kleine Münzsammlung und einige geschnittene Steine aus den verschiedenen Zeiten, in welchen diese Kunst blühte. Hier ist nun hinlänglich, wenn mit Schwefelpasten alles Vorzügliche, anderwärts Vorhandene vor die Augen der Zuhörer gebracht werden kann. Eben so ersetzen Gypse in Kunstakademien die antiken Marmore, und wir können nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß durch wechselseitigen Austausch der Gypse auch solche werthvolle Antiken nutzbar gemacht werden möchten, welche sich einzeln zerstreut in Residenzen befinden, welche der Kunstjünger selten besucht, z. E. Madrid und Stockholm.

Die jungen, frisch aufblühenden Freistaaten von Nordamerika werden besser fahren mit Anschaffung schöner Gypse und alter Copien nach berühmten Gemälden, als selbst durch den Erwerb der Gallerie des verstorbenen Cardinals Fesch; denn diese gibt, trotz einer seltenen Vollständigkeit, dennoch für sich allein keinen deutlichen Begriff von dem Höchsten, was die Kunst in Zeichnung, Composition und Farbe zu leisten im Stande war.

Wer leerstehende breite Wände verzieren will — gallerienartig, oder mit weiser Oekonomie der Bilder — was wir für das Beste halten — der wird leichter zum Ziele kommen, als wer schöne, gut erhaltene Cabinetsstücke sucht. Denn die meisten Käufer gehören dem Norden Europa's an, und dort ist der Raum der Wohnung klein, der Tag meist trübe, das Bild muß demnach dem Auge des Beschauers nahe gerückt seyn. Daher die ungeheuern Preise für reinliche, gut erhaltene Niederländer auf allen Märkten. Man darf überzeugt seyn, daß, wenn die Gallerie Fesch's vereinzelt verkauft werden sollte, der vorzüglichste Erlös aus den Niederländern derselben eingehen würde.

Sammlungen geschnittener Steine, Münzen, Kupferstiche und Handzeichnungen können nur durch Zeit, Geduld und eine durch Kenntniß des Fachs und bereite Geldmittel gehaltene Liebhaberei zu etwas Namhaftem werden, wenn nicht Zeiten, wie die der französischen Revolution und der Kriege, den Käufer auf beispiellose

Weiſe begünſtigen. Auch mit den Gemälden iſt es, wie mit den Brillanten. Das Vortrefflichſte wird ſehr theuer bezahlt, und iſt gewöhnlich um kein Angebot feil, das Mittelgute findet oft zu ſehr billigen Preiſen keinen Käufer, und das Geringe frißt beinahe mit Gewißheit das Kapital auf.

Aber die meiſten Sammlungen in Paläſten ſind beinahe zufällig entſtanden, und kränkeln ſtets an dieſem Fehler ihres Entſtehens. Erworbenes, Ererbtes, Familienbilder von guten Meiſtern, zufällig Hinzugekommenes, vorübergehende Liebhaberei legen den Grund; oft dient der Beſitz zu Verzierung des Prunkgemachs, oft zu einer Kunſtkammer, zuweilen wird auf Dachräumen, oder in verfallenden Landhäuſern etwas entdeckt, was zu Vermehrung des Schatzes dient. Dieſen will man nun weder ſchmälern, noch vermehren; was im Inventar ſteht, ſoll darin bleiben, zu zweckmäßiger Aufſtellung fehlt meiſt Raum und Luſt, zur Vermehrung Geld und Liebhaberei; man hat von Allem Etwas, einiges Ausgezeichnete, aber vereinzelt und unbenützt, viel Mittelgut, ſorgfältig numerirt, regiſtrirt und bei Erbfällen übergeben, oft mit herrlich klingenden Namen, nach der Angabe eines gefälligen Halbkenners. Nun denke man ſich einen warmen Kunſtfreund, einen gründlichen Kenner als Beſitzer des Familienſchatzes. Er wird ihn höchſtens reinigen laſſen und erhalten; was er aber vorher beſaß und nachher erwirbt, wird als ſein Privatgut bei ſeinem Leben abgeſondert und wahrſcheinlich ſchwer zugänglich bleiben, nach ſeinem Tode aber vererbt, vertheilt, verſchleudert werden. Er wird die endloſen Tarationen und Weitläufigkeiten mit den Stammsvettern ſcheuen, ſtatt an den Kunſtſchätzen des Fideicommißvermögens eine weſentliche Aenderung vorzunehmen.

Wo aber die erwähnten Rückſichten nicht beſtehen, und wo man ernſtlich daran denkt, eine vorhandene Sammlung zu vervollſtändigen, oder eine neue in der eben angerathenen Beſonderheit der Richtung zu bilden, da dürften folgende Winke nicht unwillkommen ſeyn.

Eine Sammlung antiker Bronzen oder Marmore wäre jetzt ſelbſt in Rom oder Neapel nur ſchwer und langſam, und außerhalb dieſer Punkte nur durch verſtändig geleitete Nachgrabungen in zerfallenen Städten und in Ländern zu bilden, wo noch kein Ausfuhrverbot des Vorzüglichen beſteht.

Hetruriſche und großgriechiſche Vaſen dagegen drohen durch den nie geahnten Reichthum der Nekropolen des ſüdlichen Hetruriens beinahe zu ſchnell Gemeingut zu werden. So entſtand z. B. die treffliche Sammlung Münchens binnen weniger Jahre, und wie wir hören, ſoll eine ähnliche in Stockholm, aus der Verlaſſenſchaft eines Pariſer Kunſthändlers erworben, aufgeſtellt werden. Auch Carlsruhe ſcheint eine Sammlung in dieſem Fache zu bezwecken.

Münzſammlungen laſſen ſich ebenfalls leichter bilden, weil der Markt ſtets verſehen iſt, und eben jetzt der Verkauf der Doubletten des Wiener Cabinets Gelegenheit zu Erwerben bietet, welche ſelten ſich in ähnlicher Ausdehnung in dieſem Fache finden möchte.

Zu Gemälden übergehend, glauben wir die auf vieljährige Erfahrung gegründete Bemerkung vorausſenden zu müſſen, daß in London und Paris ungleich wohlfeiler gekauft werde, als in Italien und Deutſchland, und daß an den genannten Plätzen größere Auswahl, billigere Preiſe beſonders der Bilder gefunden werden, welche einer Wiederherſtellung bedürfen. Nur muß der Einkäufer zugleich gründliche Kenntniß des Fachs beſitzen, grundehrlich ſeyn und geduldig warten können. Er muß nie auf die Namen des Katalogs, ſondern allein auf das Bild ſehen, wie denn überhaupt der Meiſter nur in höchſt ſeltenen Fällen garantirt werden kann, und garantirt wird. Rathſam iſt ferner, daß bei dem Verdacht kunſtvoller Reſtaurationen ein Kauf nur unter der Bedingung einer vorläufigen, in Gegenwart des Käufers vorzunehmenden Abnahme des Firniſſes abgeſchloſſen werde. Neue Copien, ſie mögen ſo kunſtvoll als möglich das Alter des Originals nachahmen, werden nun leicht daran erkannt, daß die Farbe unter dem Stiche einer Nähnadel nicht kracht, ſondern weicht; aber es iſt nicht dafür zu ſtehen, daß auch hier ein Mittel gefunden werden werde, der Farbenſchichte bald die erforderliche Feſtigkeit zu geben.

Die Abnahme der Uebermalungen, die Ergänzung des Fehlenden, die Uebertragung von Holz auf Leinwand, von einer ſchadhaften Leinwand auf eine neue, das Reinigen vernachläßigter Bilder — alle dieſe Verrichtungen werden jetzt mit ungleich mehr Fertigkeit, Umſicht und Liſt getrieben, als zu den Zeiten Goethe's,

welcher die damals noch einzige Schule in dieſem Fache, die zu Venedig, ſo trefflich beſchreibt. Aber dennoch ſind die vorzüglichen Reſtauratoren noch immer dünne geſät, und es iſt keine der leichteſten Aufgaben des Vorſtehers einer Bildersammlung, zu entſcheiden, wem ein der Wiederherſtellung bedürftiges Bild anvertraut werden ſolle?

Da ſo viele Regierungen und Vereine die glücklichen Friedensjahre zu Aufſtellung und Veröffentlichung des Vorhandenen und zu Erbauung zweckmäßiger Oertlichkeiten für dieſelben benützen, ſo dürfte die Bemerkung hier eine Stelle finden, daß man auf Raum für zukünftige Erwerbe denken ſollte, indem Künſte und Kunſtſtudium ſich ſtets mehr erweitern, und der Beſchauer ſyſtematiſche Ordnung der Gegenſtände ſtets mehr verlangt; denn an die Stelle enthuſiaſtiſcher Liebhaberei tritt ſtets mehr gelehrte Kennerſchaft.

Auch ſey im Vorübergehen bemerkt, daß die zweckmäßigſte Geſtalt wohl die der alten Thermen wäre, wegen Abwechslung der von oben beleuchteten Rotunden und der Gallerien.

Jedenfalls iſt es ſchon ein bedeutender Vorſchritt, daß man überall daran denkt, zu ſammeln, aufzuſtellen, nützlich zu machen. Vielleicht frommt die Sorge einer erkalteten, zum Hervorbringen wenig geeigneten Zeit einer Zukunft, welche den bildenden Künſten günſtiger iſt, als die Gegenwart.

Mögen die Anfänge dieſer Sammlungen auch noch ſo ärmlich ſeyn, ſo ſchützen ſie dennoch vor Verſchleuderung und Vernachläßigung; zuweilen wächst ihnen ein wohlfeiler Erwerb, ein Vermächtniß, ein Geſchenk zu, das Intereſſe wird wach erhalten, und man weiß doch wohin mit Gegenſtänden, welche ſonſt als raumverſperrend möglichſt ſchnell verſteigert oder gar vernichtet wurden.

Es iſt für Regierungen, ſtädtiſche Behörden ꝛc. von dem größten materiellen Intereſſe, nicht nur daß ſie Kunſtſammlungen beſitzen, ſondern daß dieſe auch in oben erwähnter Weiſe am Leben erhalten werden, damit ſie ſtets gerne wieder geſehen werden, weil ſie etwas Neues und das Alte in gereinigter Form bieten. Wie oft hat ſich die Dresdener Gallerie ſchon durch die Mehreinnahme der indirekten Abgaben, durch den Aufenthalt ſo vieler Reiſenden bezahlt, welche in andern Städten nur umſpannen laſſen! Wie viel gewinnt München durch die Schöpfungen ſeines kunſtſinnigen Königs!

Alles beginnt, einestheils in Maſſen anzuſchießen, anderntheils ſich in ſeinen verſchiedenen Unterabtheilungen zu ſondern. Die öffentlichen Bibliotheken werden mehr benützt, aber der Gelehrte kauft nun nur nach ſeiner unmittelbaren Nothdurft. So die Kunſtſammlungen. Der Staat ſoll der Kunſtfreund ſeyn für alte, wie der Kunſtverein für neue Bilder. Es muß demnach Handel und Erwerb in Anſpruch genommen werden, und wenn hier mehr guter Wille als Kenntniß, mehr bedeutende Ausgabe als reiner Gewinn ſich darſtellen, ſo iſt der Grund darin zu ſuchen, daß nicht unabhängige, ehrliche Kenner benützt werden, ſondern lediglich die, welche nach dem Staatshandbuch dieſes Geſchäft ſo nebenher belangt.

Wir hoffen auf Nachſicht, wenn wir die Mängel von Seiten der Käufer, die Handelsweiſe von Seiten vieler Verkäufer mit derben Umriſſen dargeſtellt haben. Es iſt ſo viel löblicher Eifer, es ſind ſo manche Geldkräfte vorhanden! Jener wird nicht geleitet, dieſe werden nicht benützt, wie es ſeyn könnte und ſeyn ſollte. Die Klippen werden entweder nicht vermieden, oder man entſchuldigt ſich mit ihnen, wenn man aus Trägheit nicht ſich aus dem Hafen hinausbegeben will.

F. K.

Eine deutſche
Vereinsakademie der Wiſſenſchaften.

(Phantaſie.)

Eine deutſche Vereins-Akademie der Wiſſenſchaften? Etwa nach den Grundlagen des Zoll-Vereins gebildet, ſo daß die Wiſſenſchaften nach der Länge der Grenzen gegen das Ausland proportional von den einzelnen Staaten repräſentirt und bearbeitet, und die Ergebniſſe mit der Regel de Tri nach der Seelenzahl unter ihnen vertheilt würden?? Welcher Wahnſinn!

Ohne Scheu vor dem wegwerfenden Urtheile und ohne Furcht vor der uns drohenden Verſpottung antworten wir mit klarer Stimme: *ja*, etwas in dieſer Art. Wir bitten nur um einige Augenblicke ruhigen Gehörs; und wenn wir vielleicht auch nicht Alle überzeugen von der Nützlichkeit und Möglichkeit der von uns beantragten Maßregel, ſo hoffen wir wenigſtens von den Gegnern am Schluſſe der Verhandlung mit ernſthaftem und wohlwollendem Gruße entlaſſen zu werden. Und vielleicht gelingt es uns doch, bei Dieſem und Jenem das urſprüngliche Staunen in Zuſtimmung umzuwandeln.

Der Entwicklung des Planes ſelbſt müſſen wir die Erörterung zweier allgemeiner Punkte voranſchicken, weil eine Nichtübereinſtimmung über dieſe allerdings jede Berathung über die Einzelnheiten nutzlos und ſelbſt unmöglich machen würde. Dieſe ſind aber: erſtens, die Feſtſtellung der Vortheile, welche eine gut eingerichtete Akademie der Wiſſenſchaften jedem in der Geſittung vorgerückten Volke verſpricht; zweitens, die Auseinanderſetzung der

Nachtheile, welche namentlich uns Deutschen durch den bisherigen Mangel eines geistigen und wissenschaftlichen Mittelpunkts zugehen.

Was nun aber die Vortheile einer Akademie der Wissenschaften betrifft, so sey es vor Allem vergönnt, den Umfang eines solchen Institutes genau festzustellen, wie wir solchen für nützlich erachten, und wie er also im Folgenden immer angenommen werden wird. Als Gegenstände der amtlichen Thätigkeit der Anstalt nehmen wir drei Wissenschaftskreise an: Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, namentlich Sprachkunde; Naturwissenschaften und Mathematik; Staatswissenschaften mit Inbegriff der Rechtswissenschaft. Wir schließen also nicht nur, wie sich von selbst versteht, die sämmtlichen bildenden und darstellenden Künste aus, deren Organisation eine Sache ganz für sich ist, sondern auch die Dichtkunst. Wir sehen nämlich nicht ein, wie die Dichtkunst durch einen Verein von Dichtern irgend gefördert werden könnte, und vor einem Geschmacksgerichtshofe, welcher der Nation vorschriebe, was sie schön finden dürfe und müsse, behüte uns der Himmel. Man sehe die französische Akademie. Sie ist lediglich nur ein Mittel zur Befriedigung von Eitelkeit und Intrigue, und wäre wohl schon längst ganz eingeschlafen, würde man sie nicht mit ganz fremdartigen Dingen, Vertheilung von Tugendpreisen und dergleichen, beauftragt haben.

Allein für die drei genannten Wissenschaftskreise ist ein Verein ausgezeichneter Männer vom Fache, welche den Auftrag und die Möglichkeit einer ausschließenden Beschäftigung mit ihren Studien erhalten haben, von mehr als Einem bedeutenden Vortheile.

Natürlich sind wir nicht der Meinung, daß hierunter die gemeinschaftliche Ausbildung der Theorien und die kollegialische Entdeckung neuer genialer Beweissätze oder bisher unbeachteter Thatsachen sey. Wir wissen recht gut, daß diese Art der Förderung des menschlichen Wissens und Denkens nur von Einzelnen ausgehen kann, welche dazu von der Natur ausgerüstet und durch eigenen Eifer vorbereitet und im Zuge erhalten sind. Häufig genug sind ja sogar solche Erweiterungen des bisherigen intellektuellen Kapitales unter bitterem Widerstreben der unmittelbarsten Geistes- und Wissensverwandten durchzusetzen. Wer kennt nicht die Verbindung der Eigenliebe und die Gemeinheit des Neides? Wenn an solchen selbstständigen Gedanken und Arbeiten etwas aus dem Schooße

einer Akademie hervorgeht, ſo kann es nicht dem Vereine, als ſolchem, zu Gute geſchrieben werden, ſondern nur dem einzelnen Mitgliede. — Auch das kann uns nicht beigehen, daß wir einer Akademie in theoretiſchen Fragen oder über den Beweis geſchichtlicher Thatſachen einen gelehrten Richterſpruch in letzter Inſtanz zuſchreiben möchten. Wer würde ſich um einen ſolchen Ausſpruch bekümmern? Und würde derſelbe die fragliche Behauptung gegen ſpätere Widerlegung irgend ſchützen? Die einzige Wirkung könnte ein unſterbliches Gelächter über die Akademie ſelbſt ſeyn. Endlich ſind wir nicht etwa (wie Luden) der Meinung, daß die Akademie die Stellung des Kultminiſteriums oder eines Kuratoriums der Univerſität einnehmen ſoll. Dazu halten wir ſie für wenig befähigt, und es ſind im Staate ſchon andere Organe hierfür vorhanden. — Die Vortheile des Vereins liegen wo anders.

Vorerſt leuchtet ein, daß eine Prüfung angeblich neuer Thatſachen in den Erfahrungswiſſenſchaften allerdings möglich, und ſelbſt in vielen Fällen ſehr erſprießlich iſt. Die Akademie handelt hier als eine aus den unterrichtetſten und talentvollſten Männer des Faches zuſammengeſetzte Kommiſſion, und in dieſem Falle iſt ihre Unterſuchung der faktiſchen Wahrheit der neuen Entdeckungen von Bedeutung, ihr Ausſpruch von faſt unumſtößlicher Entſcheidung. Eine ſolche Feſtſtellung kann aber einmal in der Wiſſenſchaft ſehr fördernd ſeyn, weil das wahre Neue dadurch ſchneller bekannt gemacht und beglaubigt, die Täuſchung früher für immer beſeitigt wird. Sodann iſt ſie für viele Fälle des praktiſchen Lebens von Bedeutung. Die Regierung erhält z. B. dadurch eine Grundlage für ihre Verwaltungsmaßregeln; ſo bei Patenten, bei Belohnungen, bei Maßregeln der Geſundheits- und der Sicherheitspolizei. Man denke an den vielfachen Gebrauch, welchen die franzöſiſche Regierung von der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften in dieſer Richtung macht. Auch iſt eine ſolche Prüfung von ausgezeichneten Sachverſtändigen nicht ſelten für die Gewerbe von großer Bedeutung, ſey es als Warnung, ſey es als Aufmunterung und Fingerzeig.

Zweitens hat ein dauernder Verein für die Fortführung und Vollendung großer Sammelwerke entſchiedenen Nutzen. Ein einziges Menſchenleben reicht hiezu nicht aus; und iſt vielleicht auch der Gegenſtand nicht immer von der Art, daß eine Kommiſſion

von Mehreren ſich gleichzeitig mit Vorbereitung und Bekanntmachung beſchäftigen kann (obgleich auch dieſes häufig der Fall iſt), ſo gewährt doch die Uebertragung des Unternehmens an eine Akademie theils eine Bürgſchaft für die wirkliche Fortführung, wie ſie weder bei bloßen Privatvereinen, noch weniger bei unmittelbaren Regierungsaufträgen beſteht; theils die Möglichkeit einer Ueberwachung der Einhaltung des urſprünglichen Planes; theils endlich eine ununterbrochene Reihenfolge von Fortſetzern aus der Zahl ihrer Mitglieder. Die Akademien mögen in dieſer Beziehung die Stelle jener gelehrten, jetzt ausgeſtorbenen, geiſtlichen Korporationen vertreten.

Sodann iſt eine Akademie beinahe die einzige, jeden Falles die einzige quantitativ ausreichende, Möglichkeit, den Häuptern der Wiſſenſchaft eine Stellung zu geben, in welcher ſie ungetrübt durch Nahrungsſorgen und ungeſtört durch fremdartige und ihrer unwürdige Amtsgeſchäfte der Weiterbildung ihrer Fächer obliegen können. Mit ſeltenen Ausnahmen, welche eben wegen ihrer Seltenheit nicht in Betracht kommen, ſind Gelehrte jetzt genöthigt, Profeſſuren zu übernehmen. Sicher iſt nun zwar keine Laufbahn für den jungen Mann bildender, als die des akademiſchen Lehrers, indem alle poetiſchen und proſaiſchen Gründe, welche einen Menſchen zu beſonderer Anſtrengung bewegen können, ihn treiben, die Amtsaufgabe aber ſelbſt ihn zur Abrundung, Klarheit und beſtändiger Ergänzung ſeines Wiſſens nöthigt: allein eben ſo gewiß iſt ihre Fortſetzung während der vollen Reife und gar im Alter für Leben und Wiſſenſchaft verderblich. Die Wiederholung ſtumpft ab; der erlangte Beifall eines halburtheilsfähigen Publikums macht läßig; das unwiderſprochene Reden gibt Selbſtüberſchätzung; die erſten Elementarſätze nehmen allmählig dieſelbe Bedeutung an, wie die feinſten Spitzen der Wiſſenſchaft, vielleicht ſelbſt eine größere. Wer dies nicht glauben will, noch ſelbſt erfahren hat, betrachte die alten auf dem Katheder abgeſtorbenen Profeſſoren. Welch trauriger Anblick! Und ſie waren Beſſeres werth, hätten Beſſeres leiſten können. Dies aber iſt ein augenfälliger Verluſt für die Nation, gegen welchen die, natürlich nicht unbedingt in Abrede zu ziehende, Möglichkeit einer trägen Behaglichkeit einzelner Akademiker nicht in Betracht kommt. Die große Mehrzahl ſolcher ausgezeichneter Gelehrten wird das otium cum dignitate nur zu

gründlichen Forſchungen und zur ſelbſtſtändigen Förderung ihrer Wiſſenſchaft anwenden. Die Erfahrung ſpricht dafür, vorausgeſetzt, daß der ganz widerſinnige Fehler vermieden wird, die Lehrſtühle mit Männern zu füllen, welche im praktiſchen Leben ihre Hauptbeſchäftigung haben, und die Wahl in die Akademie nur als eine Eitelkeitsauszeichnung, als einen gelehrten Orden, betrachten können und wollen.

Ferner hat natürlich das kollegialiſche Zuſammenſeyn zahlreicher Gelehrter, von welchen die einen durch ihr Talent, die andern durch die Maſſe des Wiſſens vor der ganzen Nation voranragen, auch ohne gemeinſchaftliches Zuſammenarbeiten einen für jedes Mitglied mittelbar oder unmittelbar belebenden Einfluß. Alle leben in einer mit Ideen und Thatſachen geſchwängerten geiſtigen Atmoſphäre, deren Einathmung ſie ſich nicht entziehen könnten, ſelbſt wenn ſie wollten. Nothwendig wird der Maßſtab, mit welchem ſie eigene und fremde Leiſtungen meſſen, in ſolcher Umgebung und Vergleichung größer. Sie leiſten ſelbſt Höheres, und ſtecken der Bildung des Volks im allgemeinen eine höhere Aufgabe in allen ihren Theilen, was denn nur nützlich wirken kann. Sogar die, unter Menſchen begreiflich nie fehlenden, Nebenbuhlereien und perſönlichen Abneigungen können ſolche Amtsgenoſſen nur ſtacheln und in Thätigkeit erhalten. Niemand wird läugnen, daß auf unſern Univerſitäten für Lehrer und Studirende dieſe Zuſammendrängung von Kenntniſſen und Anlagen der verſchiedenſten Art bedeutend fördernd iſt. Und hier ſind doch auf jeder Hochſchule immer nur einzelne ſo ſehr hervorſtechende Männer, wie man ſie mit Recht in einer Nationalakademie alle vorausſetzen darf. Oder, wer zieht den belebenden Einfluß einer großen Stadt in Abrede? Und doch ſind hier ſicher die congenialen geiſtigen Elemente ſehr diluirt und zerſetzt. Beſonders wirkſam wird jenes Zuſammenleben dadurch, daß in der Regel *mehrere* ausgezeichnete Männer deſſelben Faches zuſammen in einer Akademie ſind, etwa eine eigene Abtheilung derſelben bilden. Man ſehe z. B. die glänzenden Sternbilder der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften oder der Inſchriften! Es bedarf nicht erſt einer Auseinanderſetzung, wie befruchtend gerade eine ſolche Wechſelwirkung ſowohl für Meiſter ſelbſt, als für Jüngere, welche ſich an dem Umgange und dem Beiſpiele derſelben bilden ſollen, wirken muß. Etwas

dem Aehnliches haben selbst unsere Universitäten nicht. Sind sie doch allzuglücklich, wenn sie Einen berühmten Chemiker, Einen solchen Botaniker, Orientalisten, Nationalökonomen u. s. w. haben. Weitere bedürfen sie nicht, hätten auch nicht die Mittel für sie. Höchstens sind daneben noch untergeordnete Ersatzmänner oder Anfänger.

Endlich ist die nicht geringste Folge des Daseyns einer Akademie das Streben, sich des Eintrittes in solche würdig zu machen. Möchten wir auch nicht gerade die Lösungen der, gewöhnlich von solchen Gesellschaften bekannt gemachten, Preisfragen hoch in Anschlag bringen, weil solche von Außen gegebene Arbeitsveranlassungen doch nur zufällig den eigenthümlichen Anlagen der Bewerber entsprechen, blos in diesem Falle aber von einem bleibenden Nutzen für ihre Ausbildung und Auszeichnung sind: so ist doch im Allgemeinen für die gesammte geistig höher strebende Jugend der Nation die Aussicht der Erringung eines Lehnstuhls von großer Bedeutung. Schon dies kann und muß bei Manchem für eine Lebensrichtung nach einem hoch gesteckten geistigen Ziele entscheiden, daß eine Möglichkeit vorhanden ist, für die Vernachlässigung des gemeinen Praktischen nicht Sorge und Spott, sondern angesehene Stellung und sorgenfreie Muße zu erlangen. Ist nun doch das ganze Beginnen nicht eitel Thorheit und Weltunkenntniß. Sodann aber ist in der Regel unerläßliche Bedingung der Erreichung dieses Zieles eine wirklich ausgezeichnete wissenschaftliche Stellung und Leistung. Gar Mancher also wird sich ungewöhnlich anstrengen, um eine solche Stufe zu erreichen; und selbst wenn es nicht Allen gelingt, sich wirklich in entschiedenem Grade hervorzuthun, oder wenn, was auch wohl möglich ist, nicht jeder ausgezeichnete Mann den verdienten Platz in der Akademie wirklich erhält, so bleiben die Früchte der gemachten Anstrengungen Gesammtbesitz der Nation.

Diese, mittelbaren und unmittelbaren, Vortheile erscheinen nun sicherlich nicht als unbedeutend, und sie mögen jedes Volk zur Gründung und Erhaltung einer Akademie der Wissenschaften bewegen. Allein bei den eigenthümlichen Verhältnissen von Deutschland kommen gerade für uns noch einige weitere Gründe hinzu, welche eine deutsche Centralakademie als besonders wünschenswerth erscheinen lassen.

Vor Allem iſt in das Auge zu faſſen, daß Deutſchland keine Hauptſtadt hat, und dadurch eines geiſtigen Mittelpunkts entbehrt. Sicherlich ſind die mancherlei Vortheile nicht zu verkennen, welche der anſtatt eines ſolchen Zuſtandes vorhandenen Verbreitung der Bildung über die geſammte Oberfläche des Vaterlandes zur Seite ſtehen. Deutſchland hat keine ſtrahlende Centralſonne; allein dagegen ſind auch die übrigen Theile nicht in ſchwarze Nacht verſenkt, ſondern gleichmäßig wohlthätig erleuchtet. Selbſt der Name und der Begriff der „Provinz," welche die Erlaubniß zu Gedanken, Neigungen und zu Wohlgefallen erſt aus der Hauptſtadt erhielte, beſteht nicht. Man erlaubt ſich in Stuttgart ſo gut zu denken als in Berlin, in Gießen ſo gut zu wiſſen, als in Wien, man hat in Weimar beſſer gedichtet, als in beiden großen Reſidenzen zuſammen. Es iſt ferner ganz unmöglich, daß die Geſittung der ganzen Nation eine beſtimmte ſchiefe Richtung erhielte, oder mit Fäulniß angeſteckt würde durch irgend eine Regierung, irgend einen verdorbenen Fürſten. Die Gedankenfreiheit iſt in Deutſchland ununterdrückbar. Aus einem fanatiſch-dumpfen Lande flüchtet ſie in ein vielleicht auf dem andern Extreme befindliches. Unmöglich können alle deutſchen Regierungen zu gleicher Zeit furchtſam, unterdrückend ſeyn; ein einziges gut regiertes Land erhält aber das Feuer der Veſta. Weil keine Hauptſtadt alle ſtrebenden Männer an ſich reißt, wie der Magnetberg das ſämmtliche Eiſen aus den Schiffen, ſondern auch überall in den entfernteſten Landſtrichen und in den kleinſten Wohnorten bedeutende Köpfe und große Gelehrte beſtehen, und von hier aus ſich ſo gut Namen und Wirkſamkeit verſchaffen können, als in der größten unſerer Städte, ſo ſtürzt ſich auch nicht Jeder, der etwas werden und leiſten will, in den Strudel einer Kapitale, in welchem ſo Manche an Geſundheit, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit Schiffbruch leiden. Wir Deutſche dürfen uns keck rühmen, das am gleichmäßigſten und allgemeinſten gebildete Volk zu ſeyn. Selbſt die Engländer müſſen uns hierin nachſtehen, da ihre Bildungsverbreitung nur in den über das Land zerſtreuten Schlöſſern der Ariſtokratie zu ſuchen iſt, die unſrige aber namentlich den geſammten Mittelſtand allerwärts durchdringt. Von dem franzöſiſchen Bettlermantel, den Ein reiches Juwel nur noch jämmerlicher erſcheinen läßt, kann ohnedem keine Rede ſeyn. Und wenn etwa einmal (wenn ſie nämlich Bildung

haben werden) die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sich unsern Zuständen nähern sollten, so rührt dies aus denselben Ursachen her.

Also, Deutschland hat keine gemeinschaftliche Hauptstadt, und erfreut sich dieses Umstandes in vielfacher Beziehung. Allein dennoch sind es keineswegs blos Vortheile, welche hieraus entspringen.

Einmal ist nämlich unläugbar die Vertheilung der Bildungs- und Vorschrittselemente über ein großes Land und unter vielen verschiedenen Staaten Schuld daran, daß sich auch in dieser Beziehung nicht das klare Bewußtseyn der Stärke und des Werthes bildet, welches der Nation beiwohnen könnte und sollte. Auch hier, wo wir es doch so gar nicht nöthig hätten, gewöhnen wir uns daran, uns in den eigenen Gedanken unterzuordnen unter den angeblichen Vorrang Fremder. Bei solchen sehen wir im Umkreise Einer Stadt, gelegentlich selbst im Umfange Eines Saales die sämmtlichen berühmten Männer beisammen. Natürlich macht dies einen Eindruck. Wir denken nicht daran, wissen es wohl gar nicht, daß wir in Deutschland ganz ähnlichen Ruhm und gleich hohes Verdienst, vielleicht selbst in überwiegender Zahl, entgegen stellen könnten. Unsere Landsleute sind nirgends vereinigt. Die Vertheilung und Versteckung entzieht die Kenntniß unserer berühmten Männer selbst dem im allgemein gebildeten Theile des Volkes. Der Sachse weiß wenig, vielleicht nichts, von einem ausgezeichneten Manne in Baden oder in Oldenburg; der Berliner ist nur allzu geneigt zu wähnen, aller Geist und alles Wissen Deutschlands sey an der Spree ansäßig, während doch sicher außerhalb des Sandes eben so tüchtige Männer wohnen, und jener somit es leichter zu einer beschränkten und hohlen Eitelkeit, als zu einem gesunden und befruchtenden Nationalstolze bringen kann. Was aber die Deutschen irgend hindert, sich als Ein geistiges Ganzes, als Ein mächtiges und wichtiges Volk zu denken und zu fühlen, dies ist ein Unglück im Innern und gegen Außen. Und man wolle diese unsere Ansicht nicht für ein kränkliches Raffinement halten, und etwa glauben, das deutliche Bewußtseyn, viele große Gelehrte zu besitzen, werde Deutschland einen geringen weitern Halt geben. Man sehe die Franzosen. Sicher haben sie nicht nöthig, sich auf die Bildung und das Wissen der Masse viel zu gute zu thun; allein der concentrirte Glanz von Paris, und hier wieder der Ruhm der Institutsmitglieder, bringt ihnen die feste Ueberzeugung bei, daß sie an

der Spitze der Geſittung ſtehen. Iſt aber Jemand, welcher läugnen möchte, daß auch dieſe Ueberzeugung gar nicht unbedeutend beitrage zu dem franzöſiſchen Gefühle der Unverträglichkeit einer fremden Herrſchaft und der Nothwendigkeit der eigenen Supremacie? Welch mächtiges Element aber dieſes Gefühl iſt, darüber kann doch zu keiner Zeit weniger Zweifel obwalten, als gerade in der jetzigen.

Dann ſey geſtattet, auch noch auf einen zweiten Nachtheil der Vertheilung und Zerſplitterung aufmerkſam zu machen. Es iſt ein bekannter Satz in den Staatswiſſenſchaften, daß mit der Kleinheit eines Staats keineswegs auch alle Ausgaben in gleichem Verhältniſſe abnehmen. Die Leiſtungen für die Civilliſte, für die auswärtigen Geſchäfte, für die bewaffnete Macht ſind keineswegs zehnmal größer in einem zehnmal größern Staate. Manche materielle Staatseinrichtung würde nicht mehr Koſten verurſachen, wenn ſie auch für ein bei weitem beträchtlicheres Land dienen müßte. Die unvermeidliche Folge hiervon iſt aber, daß für manche öffentlichen Zwecke, welche in großen Reichen ohne Anſtand und ausreichend beſorgt werden, daß namentlich für Gegenſtände von geringer unmittelbarer und materieller Dringlichkeit, ſey ihre wirkliche höhere Bedeutung auch noch ſo groß, in kleinen Staaten nichts geſchehen kann. Zu dieſen nicht erfüllten Staatszwecken gehört nun aber, wie begreiflich, faſt zuerſt die Förderung der Wiſſenſchaft in ihren höhern Potenzen. Einer Seits ſind die Koſten zu groß, anderer Seits iſt der unmittelbare praktiſche Nutzen in ſo engem Kreiſe vielleicht unmerklich. Man muß wirklich hier billig ſeyn. Welcher ſichtbare Vortheil könnte z. B. dem Fürſtenthume Hohenzollern-Hechingen davon zugehen, wenn es den erſten deutſchen Chemiker in die Lage ſetzte, ſeinen Verſuchen ſich ganz ungeſtört zu widmen? Welchen Erſatz für die Koſten würde Lippe-Schaumburg haben von der Unterhaltung einiger berühmten Sprachforſcher, und wären ſie die beiden Grimm? Kann man der Heſſen-Homburgiſchen Steuerkaſſe die Anſchaffung einer großen zoologiſchen Sammlung und die Gehalte eines Kollegiums von Zoologen zumuthen? Auf dieſe Weiſe aber geſchieht von der Geſammtheit der Deutſchen weit weniger für die höchſte Stufe der Volksbildung, als von einer großen Nation geſchehen könnte und ſollte. Wenn auch etwa da und dort durch die Mehrfachheit von Staaten an verſchiedenen

Orten etwas eingerichtet ist, während bei einem Gesammtstaate nur Einmal für einen solchen Zweck gesorgt wurde, und wenn es daher etwa scheinen möchte, als finde dadurch wenigstens theilweise eine Ausgleichung mit der anderwärtigen gänzlichen Unterlassung statt, so ist diese Superfötation wohl nicht hoch anzuschlagen, da es doch theilweise nur verkümmerte Leistungen sind, und jeden Falls nicht die gleichmäßige Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses ins Auge gefaßt ist.

Ein zweiter Hauptgrund, warum in Deutschland eine gemeinschaftliche, durch Menge und Höhe der Talente und Kenntnisse imponirende Akademie der Wissenschaften besonders wünschenswerth erscheint, ist die Wendung, welche unsere Literatur genommen hat und noch mehr zu nehmen droht. Wir werden, etwa mit Ausnahme der Betheiligten, keinen Widerspruch finden, wenn wir behaupten, daß in der langen Friedenszeit eine Art von Schriftstellerei üppig aufgeschossen ist, welche der Nation weder zur Ehre noch zum Vortheile gereicht. Wir meinen jene oberflächlichen, leichtsinnigen, kenntniß- und überzeugungslosen Erzeugnisse in allen Theilen des menschlichen Wissens, welche hundertweise von gewerbmäßigen Skriblern, zum Theil völlig fabrikmäßig mit getheilter Arbeit, blos des Honorars wegen angefertigt und über alle Welt durch die raffinirtesten Mittel verbreitet werden. Sie sind bestimmt für die halbgebildeten Stände, welche in der Ruhe und bei größerem Wohlstand das Bedürfniß zu lesen sich angeeignet haben; sie sind aber gerade für diese ein wahres Gift, indem sie sie nur im hohlen Raisonniren, in der flachen Viel- und Nichtswisserei und in einer falschen Weltansicht bestärken, anstatt sie wirklich zu unterrichten und aufzuklären. Und wäre es nur das Vorhandenseyn der Erzeuger dieser Dinge, so müßte man den Zustand als ein Uebel betrachten. Oekonomisch nicht gesichert, intellektuell verkehrt und verflacht, social tief stehend und nicht selten sittlich verwahrlost, sind diese literarischen Vaganten und Freibeuter sich und Andern eine Gefahr und Qual. Offenbar leidet die werthvolle, gediegene, bleibende Literatur, und mit ihr die ächte Bildung des Volkes hierunter. Gute Werke haben es jetzt weit schwerer, sich eine Bahn zu brechen und allgemein bekannt zu werden; sie werden durch die Massen des Unkrautes auf allen Seiten versteckt und oft genug wirklich erstickt. Die Kameraderie sorgt für das allseitige

Anpreiſen der Schriften ihrer Zunft; das wirklich Werthvolle wird gar nicht beſprochen, ſo daß der nicht ſelbſt und genau Forſchende beinahe in den Glauben kommen muß, nur in jenen heilloſen Produkten beſtehe die ganze geiſtige Leiſtung der Nation. Wer dieſe Schilderung übertrieben finden möchte, erinnere ſich an den ſchnellen und bleibenden Erfolg der guten Werke in der klaſſiſchen Zeit unſerer Literatur, und vergleiche dann damit das Schickſal manches neuen Werkes von ſicher nicht geringerem Gehalte. Oder er ſehe ſich perſönlich um in den Kreiſen dieſer Klaſſe von Literaten, und lerne ihre Fähigkeit und ihren ſittlichen Werth kennen. Natürlich glauben wir nun nicht, daß dieſes Treiben ganz ausgerottet werden könne durch die Stiftung einer deutſchen Geſammt-Akademie der Wiſſenſchaften. Die Urſachen liegen zu tief; und ſo lange namentlich eine ſo große Ueberfüllung in allen Zugängen zu den gelehrten Beſchäftigungen und Stellen iſt, wird es an Menſchen nicht fehlen, welche zur Feder ihre Zuflucht nehmen, weil ſie jene nicht erreichen können, zur eigentlichen Arbeit aber zu hochmüthig und träge ſind. Allein dennoch müßte das Vorhandenſeyn einer ſolchen Akademie viel Gutes auch in dieſer Beziehung ſchaffen. Einmal würde die Nation deutlich vor Augen ſehen, wer denn die wirklich berühmten, tüchtigen und nützlichen Schriftſteller ſind, und ſie würde ſehen, wer hierzu nicht gerechnet wird. Es würde ein richtiger und ein imponirender Schätzungsmaßſtab des Mannes und Schriftſtellers zu allgemeiner Beachtung aufgeſteckt ſeyn. Schon dies müßte bei den zum eigenen Urtheile unfähigen Vielen eine gute Wirkung thun und Schiefes und Verkehrtes beſeitigen. Dann aber würden ſowohl die Beſchäftigungen und Verhandlungen der Geſammtheit, als die Leiſtungen der einzelnen Akademiker (welche natürlich weit mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen würden, als dieſelben Werke von Vereinzelten und Nichtausgezeichneten) an eine kräftige, geiſtige Koſt gewöhnen, und anſtatt des flachen Geredes der penny-a-line men die Probleme des Denkens und Wiſſens dem ganzen Publikum nahe legen. Es wäre die Akademie ein immer ſichtbarer Fels im Gewäſſer der Tagesliteratur und Kaffehausbildung, ein beſtändig flammender Leuchtthurm für Verirrte.

Endlich iſt noch auf ein drittes Bedürfniß aufmerkſam zu machen, welches nur durch eine allen deutſchen Staaten gemeinſchaftliche

Akademie der Wissenschaften befriedigt werden könnte, nämlich auf die dadurch allen Regierungen und — unter den nöthigen Bedingungen — auch betheiligten Privaten gegebene Möglichkeit, sich von völlig zuständigen Sachkundigen Gutachten und Urtheil in schwierigen Fragen der höhern Wissenschaften geben zu lassen. Man weiß, wie oft und zu welchem Vortheile die Pariser Akademie der Wissenschaften von der Regierung zur Beurtheilung neuentstehender Probleme benützt wird. Die Gesundheitspflege, die Gewerbepolizei, die Einrichtungen für das Heer und für die Marine haben schon den entschiedensten Nutzen hieraus gezogen. Eben so ist es für Privaten, welche eine neue wichtige Entdeckung gemacht zu haben glauben, oder eine von der landesüblichen Gelehrsamkeit nicht zu beantwortende Frage aufwerfen müssen, von der höchsten Bedeutung, einen Verein der ersten lebenden Chemiker, Physiker, Mathematiker befragen zu können. Ein Tribunal dieser Art besteht nun aber nirgends in Deutschland, und namentlich sind kleinere Regierungen, welche somit über einen geringern Umfang von Intelligenz verfügen können, häufig ganz verlassen. Wir haben gar manche Lücken in den wichtigsten Theilen unserer Polizeianstalten gerade diesem Mangel zuzuschreiben. — Allerdings handelt es sich hierbei hauptsächlich von naturwissenschaftlichen Fragen; allein auch die Benutzung der Häupter der socialen und geschichtlichen Wissenschaften läßt sich für interessante Fälle denken.

Dies die besondern Gründe, welche neben den überall vorhandenen gerade für die deutschen Verhältnisse eine Nationalakademie der Wissenschaften wünschenswerth erscheinen lassen. Und es ist dabei wohl zu bemerken, daß die Befriedigung dieses Bedürfnisses keineswegs die oben hervorgehobenen Vortheile einer über das ganze Land verbreiteten Bildung neutralisiren würde. Diese bestünde ungestört daneben, indem die Ursachen derselben, die politische Zerklüftung und die daraus hervorgehende große Anzahl von Hauptstädten, freien Städten, Universitäten immer bliebe, durch eine Akademie keine Kapitale entstünde, welche Alles verschlänge. Wir behielten die Vortheile des jetzigen Zustandes und würden die einer geistigen Vereinigung dazu gewinnen.

Allein, hören wir uns einwenden, wozu bedarf es neuer Einrichtungen und Plane? sind denn nicht bereits die Akademien der Wissenschaften in Berlin und in München vorhanden? Sind

nicht in beiden ausgezeichnete Mitglieder? — Sicherlich; allein zwei Worte werden zeigen, daß dieſe Anſtalten nicht genügen können, wie ſie denn auch wirklich die oben ausgeſprochenen Bedürfniſſe bis jetzt nicht befriedigt haben.

Preußen und Bayern ſind allerdings (mit Ausnahme Oeſterreichs, welches aber bei der vorliegenden Frage bei ſeiner abgeſchloſſenen Bildungspolitik und ſeiner zuſammengeſetzten Nationalität gar nicht in Betrachtung kommt) die beiden größten deutſchen Staaten, und haben ſomit relativ die meiſten intellectuellen und wirthſchaftlichen Mittel zur Errichtung und Erhaltung eines großen wiſſenſchaftlichen Vereins. Auch iſt es nicht eben ungünſtig, daß die Hauptſtadt des einen Staates in Norddeutſchland, die andere in Süddeutſchland iſt. Allein mit alle dem ſind dieſe Akademien doch nur, im Verhältniß zu ganz Deutſchland, Provinzialanſtalten. Ihre ordentlichen Mitglieder ſind nur aus dem Lande ſelbſt, um nicht zu ſagen, nur aus der Stadt ſelbſt. Das ganze übrige Vaterland nimmt keinen Antheil daran. Daraus folgt nun nicht nur, daß keiner dieſer Vereine an Zahl ſeiner Mitglieder imponirt, ſondern auch, daß mancher Mann im ſonſtigen Deutſchland ſitzt, welcher in ſeinem Fache mindeſtens ſo hoch als Jeder ſteht, welcher gerade in Preußen oder in Bayern, richtiger geſagt, in Berlin oder München, dieſen Zweig des Wiſſens bearbeitet. So lebt Gauß in Göttingen, Liebig in Gießen, H. Mohl in Tübingen, Rüppell in Frankfurt, Schloßer, Rau oder Mittermaier in Heidelberg, Geſenius in Halle, Laßen in Bonn u. ſ. w. Von einem Einfluſſe der beiden Akademien auf deutſches Leben und Wiſſen im Allgemeinen, ſo etwa, wie das franzöſiſche Inſtitut ihn auf Frankreich, ja wie ihn daſſelbe vielleicht ſelbſt auf uns ausübt, wird kein nüchterner Mann reden. Wir wollen denſelben nicht zu nahe treten; ſie ſind und leiſten, was ſie können: allein dieſes eben iſt nicht das, was als genügend und wünſchenswerth erſcheint.

Geſellſchaften, wie die Göttinger Societät der Wiſſenſchaften, oder die Erfurter Akademie der nützlichen Künſte u. dgl., kommen natürlich in der hier beſprochenen Rückſicht gar nicht weiter in Betracht.

Allein — und mit dieſer Frage kommen wir allerdings zur Hauptſache — auch dieſes Alles zugegeben, wie wäre in Deutſchland

die Errichtung einer großen Nationalakademie der Wiſſenſchaften möglich? Beſteht doch der Bund, ſelbſt wenn Oeſterreich aus den angeführten Urſachen beſeitigt bleibt, aus ſiebenunddreißig Staaten? Und wie iſt es denkbar, daß ſich dieſe zu einer bleibenden Einrichtung dieſer Art vereinigen ſollten? Wie ſind namentlich die vielen ganz kleinen Staaten im Stande, ihr geiſtiges Contingent immer zu ſtellen?

Wir verbergen uns natürlich nicht, daß die Sache große Schwierigkeiten hat; auch glauben wir gerne, daß unſer Plan den Meiſten anfänglich extravagant vorkommen wird. Allein wir meinen doch, daß eine vernünftige Einrichtung möglich iſt; und wir meinen dies um ſo mehr, als ſchon weit Schwierigeres in Deutſchland wirklich zu Stande gekommen iſt. Man denke nur an das Reichskammergericht; an die Geſammtuniverſität Jena; an manche der jetzigen Heereseinrichtungen des Bundes; vor Allem an den Zollverein. Sicher hätte man Den, welcher dieſen unſterblichen Gedanken vor einigen Jahrzehnten in ſeiner jetzigen Entwicklung vorgeſchlagen hätte, für einen Schwärmer ohne Menſchen- und Weltkenntniß erklärt. Und doch beſteht der Verein jetzt, und macht ſich täglich unentbehrlicher. — Es ſey uns daher immerhin erlaubt, erſt die allgemeinen Grundſätze aufzuſtellen, welche die Möglichkeit einer ſolchen Anſtalt zu bedingen ſcheinen. Auf ſie wollen wir dann die Vorſchläge über die Einrichtung folgen laſſen.

Als Grundgedanke iſt, unſeres Bedünkens, der Satz feſtzuhalten, daß alle deutſchen Staaten, von Preußen bis zu Liechtenſtein, ſowohl an den beſondern Vortheilen, als an dem Aufwande verhältnißmäßig gleichen Antheil zu nehmen haben. Erſteres erfordert ſowohl die Klugheit als die Billigkeit; letzteres iſt nur ein Folgeſatz aus erſterem. Als Vortheil aber iſt nicht nur das Recht zu betrachten, von der Geſammtakademie vorkommenden Falles Anſicht und Prüfung einer Regierungsangelegenheit zu verlangen, ſondern namentlich auch der Anſpruch, an der Zahl der Stellen in der Akademie einen verhältnißmäßigen Antheil für ihre Unterthanen zu verlangen. Eine Beſchränkung in erſterer Beziehung, ſo etwa, daß nur die großen Staaten ein Recht der Benützung hätten, wäre eine verletzende Zurückſetzung der kleinern und ein ſicheres Mittel, ſie von der ganzen Sache ferne zu halten.

Die verhältnißmäßige Vertheilung der Mitglieder aber iſt nöthig, theils im Intereſſe der Akademie ſelbſt, daß nicht eine zufällig entſchiedene Mehrheit von Landsleuten ſich nur aus den Stammverwandten ergänze, unter Zurückſetzung höhern anderwärtigen Verdienſtes, theils zur Erhaltung der fortdauernden Theilnahme und Leiſtung auch in den kleinern Staaten.

Allerdings erfordert dieſer Grundgedanke nähere Beſtimmungen, ſoll er nicht zu unmöglichen oder abſurden Folgerungen führen. Daher iſt einmal eine genaue Beſtimmung der Art von Fragen nöthig, über welche ein Gutachten eingeholt werden dürfte. Leicht könnte ſonſt, namentlich von Seiten der kleinen Staaten, welche weniger über eigene hochintelligente Behörden zu verfügen haben, die Akademie durch fremdartige Geſchäfte erdrückt werden. — Zweitens kann die Vertheilung der Mitglieder unter die einzelnen Staaten nicht in der Art geſchehen, daß jeder auch von den kleinſten immer wenigſtens Einen Gelehrten aus der Zahl ſeiner Unterthanen in der Akademie hätte. Nicht nur würde die Geſammtzahl der Akademiker, wegen des proportionalen Anſpruches der großen Staaten, ins Lächerliche gehen, ſondern es könnten auch ſolche kleine Staaten, wie ſie nun einmal in Deutſchland beſtehen, unmöglich immer einen paſſenden Gelehrten beſitzen. Die Akademie würde bei ſolcher Einrichtung eine colluvies obscurorum virorum, anſtatt ein ſtrahlender Verein des Höchſten, was die Nation an Talenten und Kenntniſſen beſitzt. Hochkomiſch würden die Beſetzungen namentlich dann ausfallen, wenn — wie bei dieſer Vertheilung faſt nothwendig wäre — jeder dieſer kleinen Staaten immer ein beſtimmtes Fach zu repräſentiren hätte, z. B. alſo Waldeck immer einen Phyſiker, Lippe-Detmold einen Orientaliſten, Reuß ältere Linie einen Alterthumsforſcher und Anhalt-Köthen einen Pflanzenanatomen aus ſeinen Angehörigen zu ſchicken hätte. Welche herrliche Ausſicht für die Hofapotheker oder die Rectoren der betreffenden lateiniſchen Schulen! Offenbar läßt ſich der Zweck der Vertheilung auf eine vernünftige Weiſe nur dann erreichen, wenn große Staatengruppen gebildet werden, deren jeder eine Anzahl von Akademikern zufällt, ſo daß bei einer Erledigung ein Gelehrter aus ihrem Geſammtumfange (und nicht gerade aus einem beſondern einzelnen Staate) zu wählen wäre. Unter mehreren Millionen iſt mit Sicherheit immer ein der Stelle

nicht Unwürdiger zu finden; und wenn es auch allerdings richtig iſt, daß bei dieſer Wahlart ein noch ausgezeichneterer Mann des erledigten Faches in einer der jetzt nicht zur Wahl berechtigten Staatengruppen könnte übergangen werden müſſen: ſo iſt dies, da es ſpäter an ihn kommen wird, ein kleineres Uebel, als eine Zurückſtoßung aller kleiner Staaten. Daß ſich bei Vereins-Geſtaltungen nicht jeder Uebelſtand vermeiden läßt, und aus dem Ganzen leichter zu ſchneiden iſt, als Moſaik zu machen, weiß Jeder. Die Aufgabe iſt deshalb nur die, unter den gegebenen Umſtänden das Mögliche und doch noch Zureichende einzurichten. — Was endlich drittens die Geldbeiträge der einzelnen Staaten betrifft, ſo können und ſollten dieſe immerhin nach dem Verhältniſſe der Volkszahl geleiſtet werden. Wenn die Akademie für die Bildung aller Deutſchen von gleichem Nutzen iſt, ſo iſt eine gleiche Beitragspflicht auch billig. Freilich müßte durch genaue Beſtimmungen die richtige Einhaltung der Zahlungen geſichert werden. So lange der Zollverein beſteht (und hoffentlich wird er nie wieder aufhören, ſondern vielmehr über ganz Deutſchland ſich erſtrecken), wäre eine ſolche Einrichtung leicht zu treffen durch Abzug an dem Zollantheile jedes Staates.

Ein zweiter Hauptſatz ſcheint ebenfalls einleuchtend. Es iſt die Forderung, daß ſich keine einzelne Regierung der Akademie bemächtigen oder überhaupt einen Einfluß auf ſie ausüben darf. Wäre dem ſo, ſo würden die übrigen Staaten ſich alsbald vernachtheiligt erachten, und es ſtünde dann die Auflöſung des Ganzen in naher Ausſicht. Ueberdieß könnte je nach den Umſtänden die wiſſenſchaftliche Wahrheit und Unbefangenheit unter ſolchem Einfluſſe leiden. Die Aufrechterhaltung dieſes Satzes aber wäre durch zwei Maaßregeln bedingt. — Vorerſt müßte die Wahl neuer Mitglieder lediglich von der Akademie ſelbſt vorgenommen werden, ohne alles Vorſchlags-, Ausſchließungs- oder Beſtätigungsrecht irgend einer Regierung. Natürlich könnten auch ſchlechte Wahlen vorkommen. Cotterien und wiſſenſchaftliche Parteiungen dürften dann und wann den rechten Mann zurückſtoßen zu Gunſten minder verdienter Anhänger. Allein theils würde hiergegen auch ein Regierungseinfluß kaum wirken, theils würde dieſer andererſeits nicht immer ohne dieſelben üblen Folgen ſeyn, ſomit die Quelle des Uebels nur ändern, nicht aber verſtopfen. Allzu unpaſſende

Wahlen aber, welche ein Veto unbedingt erforderten, dürften doch von einer ſolchen Corporation und im Angeſichte der öffentlichen Meinung von ganz Deutſchland nicht oft zu fürchten ſeyn. — Sodann wäre die Akademie nicht in eine der Hauptſtädte zu legen. Hier wäre ein außergeſetzlicher, allein deshalb nicht minder wirkſamer Einfluß unvermeidlich. Ueberhaupt könnte ein ſolcher Aufenthalt nur mannigfache Abziehungen von dem eigentlichen Zwecke zur Folge haben. Der Aufenthalt in einer größern Stadt wäre freilich anſtändig und förderlich, allein glücklicherweiſe bietet Deutſchland ſolche Städte auch außerhalb der Zahl der Reſidenzen. Nürnberg z. B. wäre ein ehrwürdiger und ruhiger Sitz. Vor Allem aber dürfte Frankfurt dazu paſſen. Hier wäre von Regierungseinfluß keine Rede. Die Stadt iſt groß, lebendig, mit wiſſenſchaftlichen Anſtalten wenigſtens für den Anfang ausgerüſtet; des Beſuches von kennenswerthen Fremden iſt faſt mehr als genug. Als ein ſchöner Verein aber erſchiene es, wenn neben den Stellvertretern der politiſchen Macht in Deutſchland die Häupter ſeines geiſtigen Lebens das Geſammtvaterland verkörperten. Als einziger Nachtheil könnte etwa der theurere Aufenthalt in der Geldſtadt angeſehen werden.

Verhalte es ſich nun aber mit der Wahl des Ortes, wie ihm da wolle, ſo müßte unter allen Umſtänden als dritter weſentlicher Satz die Forderung aufgeſtellt werden, daß die Mitglieder der Akademie zu keiner andern Dienſtleiſtung, als der in dem Vereine ſelbſt, benützt werden dürfen. Darin eben beſteht der Hauptvortheil einer ſolchen ganzen Anſtalt, daß die ausgezeichnetſten Gelehrten in Muße ſich ihrer Wiſſenſchaft widmen können, ohne durch Geſchäfte, welche Andere eben ſo gut, wo nicht beſſer, verſehen würden, abgehalten oder abgeſtumpft zu werden. Und dies iſt eine der ſchlechteſten Seiten unſerer jetzigen Zuſtände, daß wir in der Regel ſolche Männer zu Profeſſoren mißbrauchen. Die Stelle müßte unvereinbar ſeyn mit jeder andern im öffentlichen Dienſte. Hiervon hätte man namentlich auch den Vortheil, daß ſich nicht vornehme Männer aus Eitelkeit eindrängen und den verdienten und nützlichen Gelehrten die Stellen wegnähmen. Freilich wäre ein ganz anſtändiger Gehalt der Akademiker in dieſer Vorausſetzung unerläßlich. Reſidenz wäre Verpflichtung, natürlich mit

Ausnahme von wissenschaftlichen Reisen und gehörig gewählten Ferien.

Dies die Grundgedanken über die Einrichtung. In einzelner Anwendung aber würden sie etwa folgende Organisation ergeben:

1) Die deutsche Gesammtakademie der Wissenschaften zerfällt in drei Abtheilungen: für die Geschichte, die Naturwissenschaften und die Staatswissenschaften. Jede derselben theilt sich wieder in mehrere Sectionen, und zwar: die Abtheilung für Geschichte in eine Section für Sprachforschung, bestehend aus zehn Mitgliedern, eine Section für Geschichte, aus fünf, und eine Section für Alterthumskunde, ebenfalls aus fünf Mitgliedern; die Abtheilung für Naturwissenschaften: in eine Section für Mathematik, eine für Physik und Astronomie, eine für Chemie, eine für Geognosie und Mineralogie, eine für Botanik, endlich eine für Thierkunde, jede dieser Sectionen mit fünf Mitgliedern besetzt; endlich die Abtheilung für Staatswissenschaften: in eine Section für Rechtswissenschaft, aus zehn Mitgliedern, eine für Volkswirthschaft, und eine für Staatenkunde, die beiden letzten aus je fünf Mitgliedern bestehend.

Anmerkung. Daß die Zahl der Sectionen sowohl, als die ihrer Mitglieder möglichst gering angenommen ist, zeigt schon ein Vergleich mit andern Akademien, z. B. mit dem französischen Institute. Allein wir wollten uns vor Allem, was übertrieben erscheinen könnte, hüten. Die doppelte Stärke wird den Sectionen der Sprachkunde und des Rechtes beigelegt, weil sonst eine Vertretung der verschiedenen Theile der Philologie, als der deutschen, orientalischen und klassischen, eben so wenig möglich wäre, als die des so verschieden verzweigten öffentlichen und Privatrechtes. — Nichts würde übrigens hindern, verschiedene Sectionen zu gemeinschaftlichen Arbeiten erforderlichen Falles zu vereinigen. Gleichzeitiger Sitz in verschiedenen Abtheilungen oder Sectionen wäre dagegen, wegen des kaum zu vermeidenden Mißbrauches und der Verkürzung der Anstrebenden, gänzlich zu untersagen.

2) Zum Behufe der Wahlen ist Deutschland (mit Ausnahme von Oesterreich) in fünf Kreise gebracht, alle so gleich als thunlich hinsichtlich der Seelenzahl. Aus jedem dieser Kreise ist ein Mitglied in jede Section (in die doppelten je zwei) zu wählen, und beim Abgange immer wieder aus demselben zu ergänzen. Den Vorschlag macht die betreffende Section, die Wahl aber selbst wird vorgenommen von der gesammten Abtheilung. Eine Mehrzahl

von zwei Dritttheilen der Mitglieder in den beiden andern Abtheilungen hat ein Veto.

Anmerkung. Ein Vorſchlag zu dieſer Kreiseintheilung wäre z. B. folgender: Die öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates zwei Kreiſe; Bayern, Württemberg, die Hohenzollern und Liechtenſtein, der dritte Kreis; Baden, die Heſſen, Frankfurt, Naſſau und die weſtlichen preußiſchen Provinzen, der vierte Kreis; alle übrigen mittel- und norddeutſchen Staaten, der fünfte Kreis. Natürlich laſſen ſich auch andere Zuſammenſetzungen denken. Nur iſt ſo viel einleuchtend, daß die Zahl der Kreiſe ſo beſtimmt werden muß, daß ſie rein aufgeht in die Zahl der Mitglieder der einzelnen Sectionen der Akademie.

3) Alle zehn Jahre ernennen die Regierungen der fünf Kreiſe je für jeden derſelben einen Commiſſär zur Viſitation der Akademie. Gegenſtand der Unterſuchung iſt die Einhaltung der ſtatutenmäßigen Beſtimmungen über die Wahlen, die Reſidenz der Mitglieder, die Erledigung der aufgetragenen Geſchäfte. Die Commiſſion hat unbeſchränkte und keiner Ratification der Regierungen bedürfende Vollmacht zur Abſtellung der Mißbräuche. Der Druck aller ihrer Verhandlungen iſt geboten.

4) Jedes Mitglied erhält (6000 fl.?) Gehalt, zu zwei Dritttheilen für, ein Drittheil als Sitzungsgeld. Der Vorſtand jeder Section (2000 fl.?) Zulage; der Vorſtand jeder Abtheilung (4000 fl.) weiter. Außerdem iſt der Akademie für ihre Sammlungen und Verſuchsanſtalten eine Summe (100,000 fl.?) bewilligt, welche mit zehnjährigem Budget in einer Geſammtverſammlung unter die verſchiedenen Inſtitute vertheilt wird. Es werden die Beiträge der einzelnen Staaten in eine gemeinſchaftliche Kaſſe einbezahlt. Die Jahresrechnung wird öffentlich bekannt gemacht.

Anmerkung. Vorſtehende Summen als zugeſtanden angenommen, würde ſich eine Geſammtausgabe von etwa 550,000 fl. ergeben, oder je auf eine Million Einwohner 20,000 fl. Wäre dies nun eine für Deutſchland unerſchwingliche, eine mit dem wahrſcheinlichen Nutzen der Akademie im Mißverhältniſſe ſtehende Laſt? Und ſelbſt wenn man (wie nach der Wahl des Sitzes der Akademie wohl ſeyn könnte) die Gehalte nicht hoch genug fände, ſo würde eine Vermehrung derſelben um einige Tauſende immer noch die Grenze des Möglichen und Vernünftigen ſicher nicht erreichen. Man überſehe dabei namentlich nicht, daß die bisher beſtandenen Provinzialakademien füglich eingehen, und dadurch wenigſtens für die zu den größten Beiträgen pflichtigen Staaten bedeutende Erſparniſſe ſich ergeben könnten.

5) Für die statutenmäßige Ordnung und Geschäftsbesorgung sorgt zunächst der Vorstand der Section; in wichtigen Dingen die Versammlung der sämmtlichen Sectionsvorstände unter der Leitung des Abtheilungsvorstandes; in letzter Instanz und bei Lebensfragen die Gesammtheit der Sectionsvorstände unter gemeinschaftlicher Leitung der drei Abtheilungsvorstände. Die Versammlung aller Akademiker kann ein Mitglied suspendiren oder ausschließen. — Im Verhältnisse nach Außen handelt der im Dienste älteste Abtheilungsvorstand als Vertreter der Akademie.

Anmerkung. Bei dem Mangel einer über die Akademie gesetzten Regierungsgewalt ist die Einrichtung einer kräftigen Disciplinargewalt im Innern der Anstalt selbst ganz unerläßlich. Mißbrauch durch allzu große Strenge und Willkür ist kaum zu besorgen; das gemeinschaftliche Interesse ist dagegen. Eher könnte Schlaffheit zu fürchten seyn. Die unter 3. vorgeschlagene zeitweise Visitation dürfte aber die Möglichkeit einer Abstellung wenigstens der auffallendsten Mißstände geben.

Doch genug des Risses und Ueberschlags zum Luftschlosse. Käme es je zur Ausführung, so würde es an Baumeistern nicht fehlen, welche bis in die feinsten Einzelnheiten das Gebäude entwerfen könnten, unsere Skizze als ersten rohen Entwurf bei Seite werfend. Wir wären dessen gerne zufrieden; ist es uns doch nur um die Erweckung des Gedankens zu thun gewesen. — Ist nun aber dieser Gedanke ein gesunder, ein ausführbarer? Sind die Nachtheile der jetzigen Zustände so, wie sie uns erscheinen; wären die Vortheile der angerathenen Aenderungen die von uns verheißenen? Wird sich die öffentliche Stimme der Sache bemächtigen, und ist bei den deutschen Regierungen so viel Theilnahme an der höhern Bildung der Nation, daß sie etwas Neues, mannigfach Schwieriges und mit Ausgaben Verknüpftes zu deren Förderung unternehmen würden? Sind namentlich alle Regierungen in dieser Stimmung und Richtung?

Wir wissen es nicht. Nichts ist gewiß, als daß Deutschland Männer besitzt, welche mit Ehren in den gelehrten Areopag eintreten könnten. Bleibt aber Alles beim Alten, werden unsere Ansichten und Vorschläge für unpraktisch erklärt, so nehme man das Vorstehende wenigstens — als eine gutgemeinte Phantasie!

Das evangelische Missionswesen,

welthistorisch und in seinem Verhältnisse zur deutschen Nationalität.

Es gibt Momente in dem Entwicklungsgange der Menschheit, welche längere Zeit unbemerkt und unbeachtet ihren stillen Vorbereitungsgang durchmachen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen, mit überraschender Gewalt hervorzutreten, und erneuernd und umgestaltend in die Weltgeschichte einzugreifen. Unter diese gehört auch das Missionswesen, das schlicht und unscheinbar in stiller Geistesmacht überall seine Fäden anknüpft und immer mehr Boden gewinnt.

Aber wer beachtet es? — Die Wissenschaften schreiten in ungeheurem Maßstabe vorwärts, und in stolzem Uebermuthe setzt sich die Philosophie auf den Thron, die Industrie erweitert ihre Gebiete mit Riesenmacht, und der Handel greift mit seinen gewaltigen Armen über die ganze Erde hin; Weltkrieg oder Weltfriede ist die große Frage, welche die Gemüther in allgemeiner ängstlicher Spannung erhält; wer hätte da noch Zeit und Lust, die unbedeutenden Versuche einiger Schwärmer, das chimärische, verfehlte Unternehmen einer Sekte zu beachten?

Seltsame Verirrung des menschlichen Herzens! Man erkennt, man preist die Kraft und Hoheit des Christenglaubens, wie er von jeher an den demüthig-großen Heldengestalten der Kirche erschienen ist, aber man will sie nur in der Entfernung sehen; man bewundert den Heldenmuth jener Glaubensboten, die das Licht des Evangeliums und mit ihm das Licht der Humanität in

die physischen und geistigen Wildnisse unsers deutschen Vaterlandes zu bringen wagten, eines Bonifacius und Columban, eines Fridolin und Gallus, aber man bewundert sie nur — in der Geschichte. Von dem Wirken der schlichten, demüthigen Männer aber, die in unsern Tagen mit demselben Muthe das Evangelium in die Todesschatten des Heidenthums tragen, schweigt man. Oder wer weiß von ihnen, wer liest ihre Berichte, welche öffentlichen Blätter sprechen von ihrem Wirken, ihren Opfern, ihren Erfolgen? Nur wenn als Nebengewinn für Förderung der Natur- und Völkerkunde durch sie etwas geschieht, dann wird ihr Name genannt, oder wenn von wirklichen oder vermeintlichen Mißgriffen derselben etwas verlautet, dann öffnen sich die Spalten der Tagesblätter zu strenger Kritik. Und dennoch schreitet das Werk mit der unwiderstehlichen Macht der Idee fort und wird so lange wachsen, bis seine ungeheure Aufgabe gelöst ist, und man sich staunend fragen wird, wie das möglich gewesen sey?

Da hören wir sogleich die Entgegnung: so mag vielleicht ein wohlmeinender Enthusiasmus sprechen; kann aber diese Behauptung auch vor einer ruhigen und unbefangenen Prüfung bestehen? Erscheint nicht vielmehr die ganze Sache, wo nicht als verkehrt, so doch zum mindesten als fruchtlos und chimärisch? Sollte es denn nicht verkehrt seyn, so lange man mitten in christlichen Staaten selbst noch nach allen Seiten hin gegen physische Noth und moralisches Elend aller Art zu arbeiten und zu kämpfen hat, und es also Pflicht ist, die, gegenüber von der Größe des Bedürfnisses ohnedies immer noch unzulänglichen — Mittel aufs gewissenhafteste zu Rathe zu halten, seine Kräfte ins Ungemessene hinaus für ein, aufs mildeste ausgedrückt, höchst precäres Ziel fruchtlos zu zersplittern?

Sollte es nicht chimärisch seyn, von einem Unternehmen Erfolg zu erwarten, bei welchem die Mittel gegenüber von der ungeheuern Aufgabe, man darf nicht blos sagen zu klein sind, sondern eigentlich verschwinden? Ueber 600 Millionen Menschen, also mehr als das Doppelte der gesammten Christenzahl, bekehren zu wollen, und dies durch die unmächtigen Versuche eines kleinen Häufleins von meist nur unvollkommen gebildeten Missionären, welche ohne Unterstützung von Regierungen, ohne Waffenmacht, ohne großartige Geldmittel, mit allen nur denkbaren innern und

äußern Hinderniſſen zu kämpfen haben, mit den Schwierigkeiten der Sprache, der Nationalvorurtheile und Antipathieen, mit der entſetzlichen Stumpfheit und zum Theil tiefen ſittlichen Verſunkenheit mancher Volksſtämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen, oft tödtlichen Klima's, mit dem Haſſe der Prieſter und den Verfolgungen feindſeliger Regierungen, und über All dies mit der Schwäche des eigenen Herzens — welch ungeheures Mißverhältniß, welch hoffnungsloſes Beginnen!

Und dies Alles, iſt es nicht eine völlig undankbare Mühe? Was gibt man den Völkern, die man bekehren will? Sind es nicht groſsentheils unverſtandene Begriffe, für welche ſie in dem Kreiſe ihrer Vorſtellungen keinen Anknüpfpunkt, keinen Maßſtab haben, die ihnen fremdartig bleiben müſſen, weil ſie mit ihrer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu ſeyn oft in direktem Widerſpruch ſtehen, die deßwegen, wenn ſie wirklich tiefern Eingang finden ſollten, ſogar das ganze nationelle Gepräge zerſtören müßten? Hören wir die Vorwürfe aus der Südſee, die Klagen indiſcher Braminen und Vereine über die Gewalt, mit der man ſie in ihren heiligſten Intereſſen, in dem von den Voreltern her ererbten Glauben antaſte. Haben wir dazu auch nur ein Recht?

Und wenn ihnen ſo das mit ihren nationalreligiöſen Ideen eng verwachſene Gute, das ſie noch haben, genommen, und dafür am Ende doch nur ein Namenchriſtenthum, eine auf fremdem Boden nicht gedeihende Pflanze, gegeben wird, haben wir nicht genug an den vielen Tauſenden von Namenchriſten unter uns, welche durch dieſes äußere Bekenntniß nicht nur nicht beſſer ſind, als jene Heiden, die wir bekehren wollen, ſondern oft noch viel ſchlimmer, da doch jene meiſt der Natur noch viel näher ſtehen? Wollen wir dieſe Zahl noch vermehren, und das Chriſtenthum noch mehr herabwürdigen? — Und dann wiederum, wenn wir ihnen das Chriſtenthum geben wollen, welches iſt es denn? Wie viele Bekenntniſſe gibt es nicht unter den Chriſten ſelbſt, und unter dieſen wieder wie viele Schattirungen, wie viele Kämpfe, wie viel bittern Haß und Streit und leidenſchaftliche Verfolgung um die nach der Meinung eines Jeden allein ſeligmachende Wahrheit? Wollen wir dieſen Zwieſpalt, dieſen Haß auch unter die bis jetzt noch friedlichen Nationen tragen und ſtatt Segen Fluch ernten?

Endlich, ist es nicht ein Eingriff in den Entwicklungsgang des Menschengeistes, welcher nur seinen eigenthümlichen, bestimmten Weg ruhig und stetig zu gehen hat, um am sichersten ans Ziel zu kommen? Wer den noch geschlossenen Kelch der Blume mit knabenhafter Neugierde oder eitler Vermessenheit öffnet, der fördert nicht ihre Entwicklung, sondern stört das stille Wirken der Natur und tödtet das noch zarte Blumenleben.

Nein! gewiß, es ist ein undankbares, ein verfehltes, ja ein verkehrtes Unternehmen; es ist ein Eingriff, ein Meistern der ewigen Weisheit, die schon ihren verborgenen Rathschluß zu vollführen weiß, ohne unsere kleinliche Nachhülfe.

Diese und ähnliche Einwendungen, wie man sie von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Schattirungen zu hören bekommt, haben allerdings auf den ersten Anblick zum Theil etwas Scheinbares. Daß manche davon eine ruhige und unbefangene Prüfung nicht ertragen können, ergibt sich schon daraus, daß es nicht Ueberzeugung ist, die sie vorbringen läßt, sondern daß sie häufig nur als Schild dienen sollen, um sich der andringenden Macht christlicher Ideen, und namentlich der ernsten und in unser innerstes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren, und dem eitlen, selbstsüchtigen, Treiben des eigenen Herzens und seiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen. Es sind zum Theil dieselben Gründe, aus welchen vor kurzer Zeit die mythische Darstellung der Person und Geschichte Jesu sich so manche verdächtige Freunde gewonnen hat, deren sich der sittlich ohne Zweifel höher als manche seiner Anhänger stehende Urheber eben nicht sonderlich rühmen wird. Dahin gehört vor Allem der erste Einwurf aus dem großen, in unserer Nähe stattfindenden Bedürfnisse. Entweder zeugt er, bei wohlmeinender Gesinnung, von großer Unkunde dessen, um was es sich handelt, oder es tritt die sittliche Unlauterkeit und Armseligkeit in ihrer ganzen Blöße hervor. Es handelt sich einfach um die Frage: soll einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für Zeit und Ewigkeit zugänglich gemacht werden oder nicht? — Die innerliche Aneignung kann freilich Niemanden aufgedrungen werden, und den bekehrten Heiden allerdings so wenig, als den vielen unbekehrten Christen inmitten christlicher Staaten. Diesen letztern aber stehen wenigstens alle möglichen Mittel zu Gebote, und die Erkenntniß

der chriſtlichen Wahrheit, ſo wie der Gehorſam gegen das chriſtliche Sittengeſetz iſt ihnen von Jugend auf durch die ganze Organiſation unſeres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert, und ſo weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun, und hat allerdings noch einen weiten Spielraum dazu. Aber ſteht dies etwa in Oppoſition mit der Theilnahme an jenem großen und wichtigen Zwecke, oder wird und muß nicht umgekehrt, und dies iſt Erfahrungsſache, wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden warm iſt, für daſſelbe auch in ſeiner nähern Umgebung nur um ſo lieber wirken und arbeiten? Das eine thun und das andere nicht laſſen, iſt ein altes Gebot der ewigen Wahrheit.

Ja, wir wagen es, jenem Einwurfe ſogar die entgegengeſetzte Behauptung gegenüber zu ſtellen. Es beweiſt gerade einen freieren Blick, ein weiteres Herz, einen höheren Muth, durch das Bedürfniß in der Nähe ſein Herz für die noch größere und tiefere Noth ganzer Völker in der Ferne nicht verſchließen zu laſſen. Während Hannibal vor den Thoren Roms ſtand und das Aeußerſte zu fürchten war, vergaß der Senat dennoch des bedrängten Spaniens nicht, und ließ mit römiſcher Geiſtesgröße Ergänzungstruppen mit ihren Bannern aus der Stadt dahin abziehen. — Sollen wir weniger thun?

Wenn es ſich aber von den Früchten handelt, welche das Chriſtenthum bis jetzt getragen hat, und welche es alſo auch forthin tragen wird, und man dabei auf den niedern ſittlichen, oder vielmehr auf den unſittlichen Standpunkt ſo vieler tauſend Chriſten ſelbſt mit der Behauptung hinweiſt, daß dieſer Entwicklungsgang ſich unter den neubekehrten Völkern eben auch wiederholen werde, ſo können und wollen wir die Thatſache keineswegs in Abrede ſtellen. Allein, wie wir kaum geſagt haben, das Urtheil über das chriſtliche Leben des Einzelnen gehört in das Kapitel von der perſönlichen Freiheit, und wir antworten wohl am ſicherſten, wenn wir den Blick zum großen Ganzen erheben, und den obigen Bedenklichkeiten einfach die große Thatſache entgegenſtellen, daß das Chriſtenthum es iſt, welches die Menſchenrechte — beſonders auch durch Aufhebung des Prinzips der Sklaverei — geachteter, die Geſetze gerechter und menſchlicher, die Geiſteskultur nicht nur

allgemeiner, sondern auch tiefer und vielseitiger, das Verhältniß der Geschlechter edler und sittlicher, die Ehe geheiligter, das häusliche Leben reiner und gemüthlicher gemacht, welches für den Unterricht der Jugend, für die Erziehung der Waisen, für Unterstützung der Armen, für Rettung der Verwahrlosten und Gefallenen gesorgt, welches in alle Verhältnisse wohlthätig eingegriffen, kurz, welches die Welt umgestaltet, und der Geschichte eine andere und höhere Richtung gegeben hat. Freilich geberdet sich unsere Philosophie etwas ungeberdig und vornehm dabei, und gefällt sich in der Behauptung, sich aus sich selbst heraus entwickelt und auf die jetzige Höhe gestellt zu haben. Ist sie aber nicht dennoch aus den Wurzeln christlicher Ideen erwachsen und an den Quellen christlicher Erkenntniß groß gesäugt worden? Mag sie jetzt immerhin in ihrer vornehmen Selbstapotheose dies zu vergessen sich den Anschein geben; es bleibt doch eine unbestreitbare Thatsache, und sie weiß es selbst am Besten.* Oder sind nicht überhaupt die tiefsten Wahrheiten, welche Gemeingut der Gegenwart sind, aus christlichem Boden entsprossen, sind nicht durch das Evangelium ganz neue Kräfte geweckt und lebendig gemacht worden? ist nicht, um nur an Eine Thatsache zu erinnern, das Gemüth, diese in der alten classischen Welt beinahe noch ganz unentwickelte Potenz, erst durch das Christenthum in seiner innersten Tiefe ergriffen worden, und hat seitdem in den edelsten Gebieten des menschlichen Geistes, in Philosophie und Poesie, die reichsten Früchte getragen?

Nein, gewiß! wer einem Volke auch nur die Wohlthat wahrer Civilisation geben, noch mehr aber, wie sein geistiges Leben zur rechten fruchtbaren Entwicklung bringen will, der muß ihm das Christenthum geben. Oder fragt einmal die jetzige christlich civilisirte Welt, ob sie es vorzöge, in die alten Zustände, ich will

* Wiewohl, die speculative Theologie gesteht ja eigentlich die Entwicklung der Gegenwart aus dem Christenthum selbst zu, und so gut speculative Theologen zum christlichen Standpunkte des Volkes herabsteigen, sich für ihn interessiren zu können behaupten, und für die vorzugsweise von der Kirche gegründeten und erhaltenen Institute (Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten) eifrig thätig sind, was ihnen in den neuesten Kämpfen auch von Gegnern zugestanden wird, eben so gut müssen sie, woferne sie nicht inconsequent werden wollen, auch für die Missionssache ein Interesse haben und sie fördern können.

nicht sagen, germanischer Urzeit, sondern auch nur griechischer oder römischer Kultur zurückzukehren? Und wenn denn so einmal an den Gestaden des Quorra, im südlichen Afrika, in Ostindien, in China das Licht des Evangeliums ebenfalls durchgedrungen ist, und diese unermeßlichen Länderstrecken die Wohlthaten christlicher Gesittung und einer christlichen Unterlage aller Lebensgebiete genießen, werden dann nicht die Nachkommen der armen Neger und Kaffern und Chinesen die Füße der Boten, die einst kamen, auch ihnen den Frieden zu verkündigen, eben so segnen, wie wir jetzt das edle Wirken unserer deutschen Apostel?

Wollte man aber etwa ein Gewicht auf das Moment legen, daß durch das Christenthum der zum Theil ganz entgegengesetzten Eigenthümlichkeit der Völker, zumal derjenigen, welche schon auf einer gewissen Höhe der Civilisation stehen, Gewalt angethan werden, und somit ein Unrecht geschehen würde, so erinnern wir, wenn es je einer Antwort darauf bedarf, blos an den wahrhaft und im vollsten Sinne universellen Charakter des Christenthums, das überall nicht beengt, sondern befreit, nicht unterdrückt, sondern entwickelt, nicht verflacht und verallgemeinert, sondern die vorhandenen Kräfte gerade charakteristisch gestaltet, wobei wir schlagende Thatsachen in der Geschichte für uns haben. Denn was schien das aus dem Orient und dem so strengorientalisch ausgeprägten Charakter der Juden entsprossene Christenthum mit dem germanischen Charakter und der Eigenthümlichkeit der rauhen Bewohner seiner Urwälder gemein zu haben? Und dennoch war es eben das Christenthum, das, gerade wie das wärmende und belebende Sonnenlicht, alle Keime des deutschen Geistes hervorgelockt, zur schönsten Blüthe gebracht und so jene gemüthliche Tiefe, jenen sittlichen Ernst, jene Gediegenheit des germanischen Charakters gebildet hat, der als Grundton die ganze mittlere und neuere Geschichte der europäischen Menschheit, und gewissermaßen der ganzen christlich-civilisirten Welt durchzieht.

Allein wir sind noch nicht zu Ende. Denn wir haben im Bisherigen das Christenthum nur als die sicherste Quelle der Civilisation, als die Grundlage alles höheren geistigen und sittlichen Lebens der Völker bezeichnet. Und in der That, wir appelliren an Alle, welche für mehr als blos materielle Güter einen Maßstab, für wahres Menschenwohl ein Herz haben, ob nicht

von diesem rein humanen Standpunkte aus allein schon das Missionswesen in seiner universellen, wahrhaft welthistorischen Bedeutung begründet, und in seinen Ansprüchen an die allgemeine Theilnahme gerechtfertigt erscheint. Wenn wir nun weiter gehen, so dürfen wir vielleicht weniger auf die allgemeine Zustimmung rechnen. Allein der Verfasser vermag es nicht über sich, über dasjenige zu schweigen, was ihm und tausend Andern die heiligste Ueberzeugung, was ihm gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes ist. Denn gerade hier tritt die ernste Frage an uns heran: hat die bloße Civilisation, hat die Philosophie und ihre Sittenlehre je die Menschen wahrhaft und bleibend glücklich gemacht? Hier stehen wir an der bedeutungsvollen Gränze zweier Gebiete. Lassen wir, was wir meinen, den edlen Nikolaus Lenau (in seinem Savonarola) aussprechen:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Traum scherzten sie so gern, und nannten
Des Schmerzens tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend ist's und Ernst geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerstieben in der Wetterluft.

Ja, in der geheimsten Tiefe des armen Menschenherzens liegt die nie versiegende Quelle alles innern, und darum auch alles äußern Elendes, es ist — die Sünde und ihr furchtbares Gericht. Mag der Stumpfsinn dieses nicht kennen, der Leichtsinn damit spielen, mag das unruhige Jagen und Treiben der Leidenschaften es überhören, mag die stolze Selbstgerechtigkeit sich in die eigene Tugend einhüllen, und die Philosophie den eiteln Versuch machen, sich selbst zu versühnen: — gegen dieses zweischneidige Schwert schützt kein Panzer, und für Jeden schlägt einmal die Stunde, in welcher alle diese Täuschungen und Illusionen endlich schwinden, und die furchtbare Wahrheit als Gerichts- und Todesengel vor ihn hintritt. Hier nun, wo dann keine Zerstreuung mehr hilft und auch der

stoische Muth zusammenbricht, da bleibt noch das Evangelium der ewigen Liebe und die frohe Botschaft vom Sünderheilande. Und das ist denn das Höchste, was wir den Heiden zu bringen haben, und was uns der Herr selbst bringen heißt. Die Civilisation mit all ihren Wohlthaten knüpft sich dann freiwillig daran an. Und fürwahr, wie man auch über die Wirkungen des Christenthums in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung urtheilen will, es hat nicht blos ins große Ganze übergewirkt, sondern es hat auch Tausenden in äußerem Elend Muth und Kraft gewährt, es hat bedrängten Gemüthern den Frieden mit Gott gegeben, es hat unzählige geängstete Gewissen in der letzten Todesnoth mit dem Troste der Sündenvergebung erquickt, und wird diesen unaussprechlichen Segen auch forthin aus unversiegbarer Quelle ausspenden. In unseren statistischen Tabellen, die wir, wie über so vieles Andere, so auch über Völkersittlichkeit und Völkerglück führen, steht freilich nichts davon, denn es gehört in die geheime Geschichte des menschlichen Herzens; aber es ist in andern unvergänglichen Tafeln aufgezeichnet, und so gewiß eine ewige Erbarmung über die Völker geht, wird auch dieser Segen ihnen allen dereinst noch zu Theil werden.

Wie übrigens das Christenthum in dieser Auffassung es ist, das den Menschen durch die Erkenntniß der Sünde aufs tiefste demüthigt und ihn in seiner vollen Hülfsbedürftigkeit erscheinen läßt, eben so ist es, und dies muß als Schlußstein des Ganzen hier hervorgehoben werden, ebenfalls das Christenthum, das ihn durch die Versühnung und das dadurch neugewonnene Leben in Gott auch wieder erhebt, das ihn mitten in den Beschränkungen und Unvollkommenheiten dieses Lebens bereits in einer höhern Welt einbürgert, und ihn unendlich höher stellt, als die kalte Größe der Stoa es je vermochte, oder die unglückliche Selbstapotheose der Zeitphilosophie, deren innere Hülflosigkeit da gerade am stärksten hervortritt, wo es am meisten gilt, stark zu seyn.

Gehen wir aber nun zu dem aus den Schwierigkeiten des Missionswesens hergenommenen Einwurf über, so können und wollen wir nicht läugnen, daß sie allerdings sehr groß und vielfach sind, und daß sie einem wohl bange machen könnten. Allein man legt dabei meist nur den gewöhnlichen menschlichen Maßstab an, wiegt sorgfältig Kräfte und Widerstand gegen einander ab,

nimmt alle möglichen Faktoren des Wahrscheinlichkeitskalkuls in Rechnung, und vergißt nur den Einen — den lebendigen Gott. Die weltüberwindende und umgestaltende Kraft des Christenthums lebt heute noch in ihm. Daß aber die Aufgabe unserer Missionäre, so schwer sie immer noch ist, dennoch wenigstens leichter erscheint, als die der Apostel, zum Theil auch als die der ersten Heidenboten Germaniens, läßt sich ohne Schwierigkeiten nachweisen.

„Aber," sagt man, „es fehlt uns dafür auch die heldenmüthige Kraft, die Begeisterung jener großen Zeit. Wir sind ein herabgekommenes, in Selbstsucht und kleinlicher Berechnung befangenes Geschlecht. Eine solche Aufgabe erfordert andere Kräfte, eine andere Zeit." Leider ist an dieser Anklage manches wahr genug, und wer sie erhebt, richtet meist zuerst sich selbst damit. Allein eben in solcher Zeit bewährt sich auch die Gotteskraft des Christenthums, die überall Leben zu erwecken und auch mit kleinen Mitteln Großes zu thun vermag. Wer die anspruchlosen jungen Männer selbst gesehen hat, wie sie mit klarem Bewußtseyn Alles dessen, was sie erwartet, aber in demüthiger Glaubenskraft hinausgehen unter die Heiden, wie sie unter den innerlich und äußerlich schwierigsten Verhältnißen, unter den manchmal beinahe hoffnungslosen Aussichten dennoch mit freudiger Treue Jahrelang fortarbeiten, und immer wieder auf Hoffnung säen, wie in das todbringende Afrika und Westindien, auf dieselben Plätze, wo tödtliches Klima in wenigen Jahren ganze Reihen von Missionären hingerafft hat,* nicht nur immer wieder neue bereitwillig sich absenden lassen, sondern die Sendung sogar sich erbitten, der muß fühlen, daß auch jetzt noch jener Glaube unter uns zu finden ist, welcher die Welt überwindet und den Tod.

Fürwahr, das ganze Missionswesen hat in seinem Muthe und seiner innern Kraft etwas so Großartiges und Ehrfurchterweckendes, daß es wohl als Wahrzeichen gelten kann, an dem sich unsere an Selbstsucht vielfach kranke, und bei all ihrer vermeintlichen Größe dennoch in mancher Beziehung kleine Zeit hinaufstrecken und stärken darf. Es wird seine Größe aber auch äußerlich dereinst durch

* Auf den westindischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jean sind von 1732—1766 66 Missionäre, auf Westafrika in den letzten Jahren von 9 Missionären 8 als Opfer des Klima's gestorben.

seine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menschlicher Berechnung noch nicht den Anschein dazu haben. Denn wenn wir auch von den, übrigens wenigen Stationen ganz absehen, welche wegen politischer Hindernisse ganz aufgegeben werden mußten, wie im russischen Asien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, ist der Erfolg dennoch großentheils, numerisch wenigstens, so klein, daß nach menschlich-äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrschaft des Kreuzes unterworfen haben wird. — Allein wir haben schon oben gesagt: an das Walten der göttlichen Weltregierung dürfen wir unsern Maßstab nicht anlegen.

Jacobs sagt einmal: „das Wort eines tiefen, begeisterten Gemüthes gleicht den Wurfspießen der alten Hindus, die sich, nach der alten Sage, wenn sie abgeworfen wurden, in zahlreiche Pfeile spalteten, deren Spitzen von einem unauslöschlichen Feuer glühten, und alles, was sie berührten, in Flammen setzten.“ Wenn dieses schöne, tiefwahre Bild schon von den Worten eines begeisterten Gemüthes, also von Menschenworten gilt, wie viel mehr muß es von dem Worte der ewigen Wahrheit und Liebe gelten, von dem Worte Gottes, „das da lebendig ist, und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert,“ von dem Worte vom Kreuze, „das eine Gotteskraft ist, vor welcher alle Weisheit der Weisen und aller Verstand der Verständigen zu nichte wird!“ Wo diese Gotteskraft kämpft und wirkt, da können die Siege nicht fehlen, da mögen wohl die Anfänge gering und unscheinbar seyn, die kleinen ersten Vortheile durch Niederlagen und Rückzüge unterbrochen werden, aber auch diese werden nur den Uebergang zu größeren Erfolgen bilden. Daß beides gerade beim Missionswesen in hohem Grade der Fall ist, daran werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung oft genug erinnert werden. Aber es wird auch immer deutlicher hervorspringen, daß es nur eines archimedischen Operationspunktes bedarf, den zu gewinnen freilich oft unendlich schwierig und mühselig ist, und lange Geduld- und Glaubensproben kostet, daß aber dann in natürlicher und nothwendiger Entwicklung die Resultate auch um so überraschender und umfassender sich folgen. Und so darf man denn wohl sagen: die allerdings verhältnißmäßig noch wenigen Punkte

der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche seyn, die in fruchtloser Anstrengung nicht mehr vermöchte? Nein, es sind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrscherin verkündigen sollen. Gedulde dich noch eine Stunde oder zwei, und wie dann das königliche Gestirn des Tages auf einmal siegreich hervortritt und Alles mit seinem Lichte erfüllt, also wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über den Dunkeln der Heidenwelt aufgehen.

Uebrigens denke man sich doch auch den äußeren Umfang der Sache nicht kleiner und unbedeutender, als er wirklich ist. Nimmt man in Rechnung, daß das ganze Werk einzig aus Privatkräften hervorgegangen ist und nur auf ihnen ruht, beachtet man das schnelle, eigentlich außerordentliche Wachsthum aus kleinen Anfängen, so erscheint die Sache in der That auch von dieser Seite weit größer, als man sie gewöhnlich kennt, als man meist auch nur ahnt. Denn man weiß zwar wohl von Missionären in Ostindien und an einigen andern Punkten, man hat von dem merkwürdigen Gützlaff in China in öffentlichen Blättern gelesen, man kennt die Christianisirung einiger Südseeinseln, man erinnert sich der Anklagen, die da und dort gegen Missionäre in Reiseberichten und Tagesblättern erhoben worden sind, aber man weiß auch, daß die Sache als bloßes Privatunternehmen vereinzelt dasteht, und also durchaus im Ganzen nur unbedeutend seyn kann.

Nun so höre man denn. Während im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts wirklich erst eigentlich die Anfänge des Unternehmens sich gestaltet hatten, die Vereine sich erst noch bildeten, und da- und dorthin — zum Theil unter bedeutenden Hindernissen sogar von den Regierungen — ihre ersten Boten aussandten, betrug im Jahr 1838 die Gesammtzahl der in Aktivität befindlichen Arbeiter auf dem großen Erntefelde der Heidenwelt nicht weniger als **dritthalbtausend**, und dies blos von den evangelischen Missionen, und die darauf verwendete Summe an sieben

Millionen Gulden.* Und diese Arbeiter und Arbeiterinnen sind nicht geworben, nicht durch äußere Rücksichten gewonnen, sondern haben sich freiwillig angeboten; und jene Summen fließen nicht aus reichen Fonds oder aus öffentlichen Kassen, sondern aus den freien Beiträgen von Tausenden und aber Tausenden, zum Theil aus Scherflein von Armen, welche aber für solche Zwecke doch noch eine Gabe zu erübrigen wissen, weil sie ein Herz dafür haben. Denn es sind meist die nämlichen, welche auch unsere Bibelvereine und unsere Rettungsanstalten und ähnliche wohlthätige Institute gegründet haben und unterhalten. Und daß diese Summen nicht umsonst gegeben, daß die Arbeit jener Schaaren nicht fruchtlos ist, werden wir unten sehen. Mit dem Talisman ihrer Glaubenskraft sind sie zum Theil bereits in Gebiete eingedrungen, wohin vor ihnen vielleicht noch kein Europäer gekommen ist, und während sonst der Verkehr der Europäer mit diesen Völkern meist nur aus Habsucht oder wenigstens selbstsüchtigen Beweggründen hervorging, und deßwegen auch die ertödtenden Früchte der Selbstsucht: Mißhandlung, Unterdrückung oder gar Vernichtung, trug, und während er sie vielfach mit dem Abschaum der europäischen Bevölkerung in Verbindung setzte, und durch diese alle Sittenlosigkeit und alles Verderben Europa's unter sie einführte (wir erinnern an Amerika, an die Südseeinseln, an den Opiumhandel mit China u. s. w.), haben die Missionäre diese alte schwere Verschuldung wieder zu sühnen begonnen, indem sie beinahe die ersten sind, welche jenen mißhandelten Völkern statt Fluch Segen bringen.

Doch wir wenden uns nun von dieser allgemeinen Auffassung der Sache zu einer Seite, von welcher sie für den Deutschen noch ein weiteres und eigenthümliches Interesse gewinnt: es ist die **nationale**.

---

* Die genauen Zahlen sind: auf 898 Stationen 2517 Arbeiter, die Gesammtausgaben aber 6,981,628 Gulden. Unter den Arbeitern sind auch die sogenannten Nationalgehülfen gerechnet, d. h. diejenigen, welche die Missionäre sich bereits aus den Eingebornen selbst für den Dienst der Mission unter ihrem Volke zugebildet haben. Die obigen Zahlen sind aus den speciellen statistischen Nachweisungen in dem „Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften, von Hoffmann, Basel, 1840, erstes Heft," entlehnt.

Das ganze protestantische Missionswesen trägt einen germanischen Charakter. Ist es doch das germanische Element, das vom Untergang der klassischen Welt an dem ganzen Westen von Europa lange Zeit den Grundton gegeben, und aus dessen Wurzeln sich seine jetzige Bildung entwickelt hat. Allein noch mehr dürfte dem Missionswesen das Prädicat „protestantisch" diesen Charakter vindiciren. Die Reformation ist ja ein Erzeugniß deutschen Geistes, und hat schon darum auch vorzugsweise bei den Völkern germanischen Stammes Eingang gefunden, so wie es auch mit den Engländern nach Nordamerika gewandert ist. Gerade diese Völker sind es nun auch wieder, von welchen das protestantische Missionswesen betrieben wird. Aber auch der unmittelbare Antheil der Deutschen am Missionswerke ist bedeutend genug. Der erste Missionsverein war ein deutscher, die ersten evangelischen Heidenboten waren Deutsche; die ganze Zahl der Deutschen, die gegenwärtig an dem Werke der Heidenbekehrung arbeiten, mag wohl 400 (unter ihnen an 50 Würtemberger) betragen, und unter diesen manche, die durch Geist, Muth und wahrhaft apostolisches Wirken reichen Segen verbreitet haben und noch verbreiten.

Erinnern wir uns nun daran, daß noch nie physische Kräfte es gewesen sind, welche in der Weltgeschichte bleibende Veränderungen hervorgebracht haben, sondern geistige Potenzen, denken wir an die gottbegeisterte Macht eines ergriffenen Gemüthes, welches die heiligsten Wahrheiten des Evangeliums verkündet, und welches damit nicht etwas Aeußerliches gibt, sondern, in seinem innerlichsten Leben selbst ergriffen und durchdrungen, mit diesen Wahrheiten gewissermaßen sich selbst, seine ganze Persönlichkeit mittheilt, so daß die Eigenthümlichkeit des Mittheilenden zugleich mit dem Inhalte gleichsam untrennbar, in seiner vollen Kraft auf den Empfangenden überströmt und neugestaltend in ihm wirkt, — welche tiefe, wenn auch zunächst vielleicht unmerkliche Wirkung muß da nicht allmählig eben die deutsche Eigenthümlichkeit auf diejenigen Heidenvölker haben, unter denen deutsche Missionäre das Evangelium verkündigen, und zwar nicht blos auf die kleinere Zahl der unmittelbar davon Ergriffenen und Neubekehrten, sondern auch auf die größeren Kreise, in welchen diese wiederum wirken, und so nicht blos für den jetzigen Augenblick, sondern in den Nachwirkungen noch auf Kinder und Kindeskinder!

Wenn nun das Zeugniß wahr ist, das wir, um möglichst unparteiisch zu seyn, aus dem Munde eines Schriftstellers französischer Zunge * entlehnen, „daß unser Volk sich vor allen andern durch Ernst, Tiefe und Religiosität auszeichne, und deßwegen vorzugsweise das christliche genannt werden könne," wie wichtig wird dadurch die vorhin herausgehobene Ansicht für die Mittheilenden und die Empfangenden! Für die letzteren: denn eben dieser Ernst, welcher im Forschen und Prüfen, wie im Wollen und Handeln hervortritt, diese Tiefe des Gemüths, welche gerade für die Entwickelung der edelsten Kräfte des Menschengeistes und die Gestaltung eines innerlichen Lebens die erste und wichtigste Bedingung ist, und, weil sie in die Tiefe geht, auch weniger ängstlich sich durch Aeußerlichkeiten beengen läßt, ** diese Religiosität, welche für ihren Glauben Alles zu thun, Alles zu opfern bereit ist, eben diese Grundzüge werden im Dienste des Christenthums von der höchsten Wichtigkeit seyn, indem sie für seine Auffassung im Geiste und in der Wahrheit, und zwar für die Geistigkeit und Lauterkeit der Lehre, wie für die Erzeugung wahrhaft christlichen Lebens, die sicherste Bürgschaft geben. Und gerade in dem Missionär, sobald er für seinen Beruf wahrhaft begeistert ist, muß sich das deutsche Element so rein als möglich aussprechen. Denn hier ist heiliger Ernst, tiefe, ungefärbte Liebe, und die Kraft der Begeisterung für das Christenthum. — Gehen wir aber von den Empfangenden auf die Mittheilenden über: wie erhebend muß es für uns seyn, wenn sich die große Wahrheit auch hier immer entschiedener herausstellt, daß unser Volk es ist, das von Anfang an die ruhmvolle Bestimmung gehabt hat, den geschichtlichen Mittelpunkt der christlichen Welt zu bilden, und so auch forthin das Organ zu seyn, durch das im Reiche der Geister die tiefsten Bewegungen und Gestaltungen hervorgerufen werden, und den Stempel zu geben, der der geistigen Bildung der Menschheit aufgedrückt werden soll! In der That, was man auch über Mangel an politischem Einflusse unserer Nation, als solcher, klagen

* Des geistreichen v. Rougemont, in seiner vergleichenden Erdbeschreibung.

** Wir erinnern, als Gegensatz davon, z. B. an die ängstliche Strenge der englischen Grundsätze in Religionssachen und den starren Formalismus ihrer Kirche, welche offenbar die freiere geistige Bewegung manchmal etwas hindern.

mag, was ist jede, auch die imposanteste politische Stellung gegen eine solche Geistesmacht, was gilt aller Kriegsruhm vor solchen Siegen im Reiche des Geistes, ja was will am Ende selbst aller Glanz einer doch nur vorübergehenden Weltherrschaft heißen gegen Eroberungen, welche unvergänglich fortdauern?

Aber allerdings nur um so ernster und dringender ergeht an uns die Mahnung, das Werk der Mission, während es höhern Zwecken dient, doch zugleich als Nationalsache aufzufassen, und ihm in diesen beiden Rücksichten dasjenige Interesse zuzuwenden, das wir ihm als Christen und als Deutsche nicht versagen können. Diese Theilnahme wird uns nicht nur nach Außen hin jene Doppelspflicht erfüllen lassen, sondern auch rückwirkend für uns selbst wieder gewinnreich werden. Denn wie das Interesse für religiöses Leben außer uns selbst wieder auf das in uns anregend wirkt, eben so wird eine solche thätige Theilnahme an dem Hinausgreifen unserer Nationalität in weitere Kreise uns unmittelbar und mit einer gewissen innern Nothwendigkeit dringen, sie auch in uns und unter uns selbst immer reiner, entschiedener und lebenskräftiger zu entwickeln und auszuprägen.

Nachdem wir nun so den Standpunkt festzustellen gesucht haben, von welchem aus die Missionssache theils im Allgemeinen, theils für den Deutschen aufgefaßt werden will, gehen wir über zu einem Ueberblick ihrer geschichtlichen Entwicklung, so wie zu einer Schilderung des Geistes und der Grundsätze ihrer Wirksamkeit.

Wenn wir das evangelische Missionswerk in seinem bisherigen Gange verfolgen, so stellt sich die interessante Thatsache heraus, daß es, als Ergebniß freier Vereine, mit dem innern Leben in der Kirche Hand in Hand ging, und deßwegen so ziemlich als Maaßstab für das letztere gelten darf. So hätte sich denn freilich mit der Wiedergeburt der Kirche durch die Reformation das frische, kräftige Regen und Bewegen, das Gefühl neuerwachten religiösen Lebens auch nach Außen hin gerade durch das Bestreben beweisen sollen, die neuerlangte Wohlthat auch in neue Kreise überzutragen. Allein theils waren die Gelegenheiten noch viel zu beschränkt und die äußeren Schwierigkeiten noch viel zu groß, während es in der Kirche selbst für ihr unmittelbares eigenes Bedürfniß an Predigern

fehlte, theils hatte ſie für die Freiheit ihres Bekenntniſſes noch zu viele und ſchwere Kämpfe nach Außen zu beſtehen, als daß ſie dieſen friedlichen Eroberungen auf ihrem Gebiete die rechte ruhige Aufmerkſamkeit hätte zuwenden können, und bald darauf trat, zum Theil eben aus dieſem Kampfe um das Dogma ſich entwickelnd, jene unglückliche Richtung ein, welche, in unfruchtbares Schulgezänke und dogmatiſchen Terrorismus ausartend, alles innerlich-lebendige Chriſtenthum zurückdrängte, und ſo natürlich mit der Wurzel auch die Früchte abſchnitt. Erſt als mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in dem tiefen Gemüthe eines Spener und Francke eine neue glaubig-lebendige Auffaſſung der evangeliſchen Wahrheit aufging, als, damit zuſammentreffend, die Brüdergemeinde ſich neu geſtaltete, und durch ihr auf Glauben gegründetes, in ſeinen Früchten ſich ſo ſchön bewährendes Chriſtenthum das Leben der apoſtoliſchen Gemeinden gewiſſermaßen zur Anſchauung brachte, da trieben, wie auf einen erquickenden Regen nach langer Dürre, manche ſchon lange ſchlummernde Knoſpen und Blüthen hervor, und unter die Früchte, die nun anſetzten, gehörte auch das Miſſionswesen.

Es war einem Fürſten vorbehalten, mit ſeinem Beiſpiele voranzugehen. Friedrich IV. von Dänemark, der ſchon als Kronprinz ſich mit der Idee getragen hatte, ſuchte für ſeine Beſitzungen in Oſtindien Miſſionäre und ließ deßhalb in Halle anfragen. Mit Begierde wurde der Antrag hier ergriffen; Benj. Herm. Francke fand bald einige junge Männer, und den 29. Nov. 1705 gingen die erſten evangeliſchen Heidenboten, Ziegenbalg und Plütſchau, zwei deutſche Theologen, von Kopenhagen nach Trankebar ab.

Der Anſtoß war jetzt gegeben, die erſte Bedingung, innerliches Leben, war, wenn auch in engerem Kreiſe, mit aller Friſche erwacht, und die Wege nach Außen fingen an ſich zu eröffnen. Darum bildete ſich auch bald darauf, im Jahr 1732, im Schooße der Brüdergemeinde, die erſte deutſche Miſſionsgeſellſchaft, welche ſeitdem mit der ruhigen, aber glaubenskräftigen Energie, die das ganze Leben und Wirken dieſer Gemeinden charakteriſirt, durch Hunderte von Miſſionären in großem Segen gewirkt hat. Doch blieb ſie längere Zeit die einzige. Denn aus den früheren dogmatiſchen Streitigkeiten ging die Zeit jetzt allmählig in den dürren und gemüthloſen Rationalismus, theilweiſe ſogar in den frechen

und sittenlosen Atheismus über, unter dessen giftigem Hauche alles tiefere Geistesleben erstarb, und vor dem jenes lebendige Christenthum sich, wie auf kleine Oasen in ausgedehnten Sandflächen, zusammendrängte. Erst als in edleren Geistern wieder mehr und mehr das Bedürfniß nach etwas Besserem sich regte, und ein Sehnen nach den preisgegebenen höhern Gütern wieder allgemeiner wurde, als zugleich durch die französische Revolution die Hand des Herrn in furchtbaren Gerichten über die gottentfremdeten Völker ging, da, vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, mehr noch aber im Anfange des neunzehnten, erwachte auch das religiöse Leben wieder mit frischer Kraft, und mit ihm auch trat für das Missionswesen eine neue Periode ein, oder vielmehr mit ihm erst fing es an, in weiteren Kreisen Theilnahme zu erregen und eine Wirksamkeit zu eröffnen, welche seitdem in wahrhaft geometrischer Progression gewachsen ist.

Wie in Deutschland durch die Brüdergemeinde, so war auch in England schon ein Jahrhundert früher ein Verein zur Verbreitung des Christenthums gebildet worden. Um die bezeichnete Zeit aber entstanden nun in England eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften, welche zum Theil in wahrhaft großartiger Ausdehnung thätig sind, und erst im Juni 1840 noch hat sich im Mansionhause unter dem Vorsitze des Lordmayors von London selbst ein Missionshülfsverein gebildet. Auch in den Niederlanden hatte sich damals eine Gesellschaft zu diesem Zwecke vereinigt. Während dessen war unser Vaterland unter der Geißel theils fortwährender Kriege, theils fremder Zwingherrschaft niedergehalten worden. Jetzt, nach den Freiheitskriegen, nahm auch dieses die ihm längst gebührende Stellung entschiedener ein. 1816 bildete sich die Missionsgesellschaft in Basel, und nicht lange hernach folgten ihr die Vereine in Berlin, wo übrigens schon seit 1800 eine Missionsschule bestanden hatte, in Barmen, in Dresden, in Hamburg u. s. w. Zugleich damit entstanden auch in Nordamerika kurz nach einander fünf bedeutende Gesellschaften, so wie später auch in Paris, so daß im Jahr 1838 in Deutschland und der Schweiz, in England und Schottland, in den Niederlanden, in Frankreich und Nordamerika zusammen 28 selbstständige evangelische Missionsgesellschaften bestanden, welche von einer sehr großen und stets wachsenden Zahl von Hülfsvereinen unterstützt werden, wie

denn z. B. in Würtemberg allein nicht weniger als 35 solcher Hülfsvereine bestehen. Ja, auch in den Heidenländern selbst finden wir bereits Missionsgesellschaften, so zwei in Ostindien, eine in Sierra Leone, sogar seit 1818 eine auf Otaheiti.

Betrachten wir nun die Thätigkeit derselben und ihre Erfolge auf dem großen Missionsgebiete.

Die deutsche Brüdergemeinde, von welcher wir oben ausgegangen sind, begann ihre Wirksamkeit damit, daß sie gleich anfangs (also 1732) in vier Richtungen, nach Grönland und Westindien, Nordamerika und an das Kap der guten Hoffnung, an die zwei ersten Punkte unter Begünstigung der dänischen Regierung, Missionäre aussandte.

Drei derselben gingen in den unwirthlichen Norden, nach Grönland, zur Unterstützung des edlen Hans Egede, eines Norwegers, welcher schon eilf Jahre zuvor, dem Drange seines Herzens folgend, für sich selbst dahin abgesegelt war, und bis dahin auch die Kraft seiner Liebe durch treues Ausharren unter schweren äußern Bedrängnissen und der völligsten Erfolglosigkeit bewährt hatte. Denn erst noch sieben Jahre später, also nach achtzehn Jahren demüthigen Wartens, durften sie den ersten Grönländer taufen, aber wenige Jahre nachher hatte sich auch schon eine Gemeinde um sie her gebildet. Seitdem, also bereits über ein Jahrhundert, hat die Brüdergemeinde rastlos hier fortgearbeitet, und vier Hauptgemeinden gegründet, welche gegenwärtig an 2000 Seelen, ein Drittheil der ganzen Bevölkerung, enthalten, und es ist wahrhaft wohlthätig, zu sehen, wie hier, an der Grenze menschlichen Verkehrs, unter dem unwirthlichen Klima, in welchem alle Vegetation erstarrt, das Licht des Evangeliums leuchtend und erwärmend eingedrungen ist und diese in physischen Schmutz, geistige Stumpfheit und tiefes äußeres Elend (die gesammelten Vorräthe wurden gewöhnlich gemeinschaftlich verprasst und dann meist mit einer Hungersnoth gebüßt) versunkenen armen Bewohner für ein höheres Leben und mit ihm auch für die äußere Civilisation gewonnen hat. Denn streng genommen sind auf der ganzen Westküste, auch unter den noch nicht bekehrten Eskimo's, die heidnischen Sitten größtentheils verschwunden, und das ganze Land ist so weit civilisirt, als die so äußerst ungünstigen klimatischen Verhältnisse es überhaupt gestatten.

Einen andern Charakter hatte die gleichzeitige zweite Mission zu den Urbewohnern Nordamerika's. Schon hundert Jahre vorher hatte, wie bei den Grönländern Egede, so bei diesen ein englischer Geistlicher, Eliot, sich unter diese Naturſöhne ohne alle Unterstützung hineingewagt, und mit ſo außerordentlichem Erfolge gewirkt, daß er bei ſeinem Tode eine Gemeinde von über tauſend Seelen um ſich verſammelt hatte. Ueberfälle anderer Stämme zerſtörten ſie, und das Feld blieb brach liegen, bis 1734 die Boten der Brüdergemeinde ankamen. Während Grönland in ſeiner äußern Unbedeutendheit für die Meiſten fortwährend eine terra incognita bleibt, iſt Nordamerika unſerer Aufmerkſamkeit durch viele Gründe nahe gerückt. Unter ſeinen Urbewohnern, den Wilden, iſt unſere Leſewelt ſogar einheimiſch geworden, und wenn auch der Pinſel Coopers und Anderer ſie natürlich ins Schöne gemalt hat, ſo ſtimmen doch auch die Berichte der Miſſionäre darin überein, daß ſie, trotz vieler Schattenſeiten, dennoch die, wenn auch rohen, Vorzüge des Naturſtandes wirklich beſitzen, im Allgemeinen ein kräftiges, verſtändiges und edles Geſchlecht ſeyen, und die Wahrheiten des Evangeliums mit offenem Sinn und kräftiger Empfänglichkeit aufnehmen, ſo daß es an ihnen auch um ſo geſundere Früchte bringe. Neben den Herrnhutern haben nun auch andere, vorzüglich aber die nordamerikaniſchen Vereine ſelbſt, Miſſionäre unter ſie abgeſchickt. Nicht weniger als 400 Arbeiter ſind gegenwärtig daſelbſt (und in dem britiſchen Nordamerika) beſchäftigt, an der ſchweren Schuld abzutragen, welche die Europäer auf ſich geladen haben. Wer kennt dieſe nicht? — Nachdem die Indianer von den blaſſen Männern aus ihren Stammſitzen an der Küſte vertrieben worden waren, und von der europäiſchen Civiliſation als Erſatz dafür zunächſt blos das zerſtörende Gift des Branntweins erhalten hatten, gönnte ihnen die gefühlloſe Selbſtſucht der Nordamerikaner nicht einmal das mehr, was ihnen geblieben war. Bis heute noch dauern die Verfolgungen fort; von Gebiet zu Gebiet wird der arme, verfolgte Sohn des Waldes verdrängt, wird aus den Aſylen, in welchen er ſich mittelſt des Evangeliums raſch und kräftig zu europäiſcher Geſittung emporzuheben begonnen hat, wortbrüchig verjagt, mit Bluthunden gehetzt, und vielleicht iſt die Zeit nicht mehr fern, in welcher ſein Name nur noch in der Geſchichte übrig iſt. — Trauriges Geſchick eines

Volkes, das zu Beſſerem berufen war, und das dieſe Beſtimmung gerade neuerdings ſo ſehr bewieſen hat! „Es fragt ſich," berichtet z. B. ein Miſſionär von den Tſchoctaus, „ob je irgendwo ſolche Fortſchritte im Chriſtenthum und in der ſittlichen und geiſtigen Bildung unter einem Volke in ſo kurzer Zeit ſichtbar geworden ſind, als in den letzten acht Jahren unter dieſen Stämmen." Ob nicht doch vielleicht auch für dieſe armen Mißhandelten noch eine Erlöſung von ihrer äußeren Bedrängniß zu hoffen iſt, und das Gebot der chriſtlichen Liebe, das unter ihnen ſelbſt ſo ſchöne Wurzeln zu ſchlagen begonnen hat, von ihren chriſtlichen Drängern auch gegen ſie angewendet wird?

In Weſtindien waren es die unglücklichen Negerſclaven, zu welchen ſich die Boten der Brüdergemeinde wendeten. Daß an dieſen Unglücklichen, welche die europäiſche Habſucht unter das Thier herabwürdigte, und neben ihrer tiefen phyſiſchen Noth und ihrem unbeſchreiblichen Elende auch dem geiſtigen Tode verfallen, und ohne Licht, ohne Gott, ohne Troſt verſchmachten ließ, daß an dieſen eine noch weit ſchwerere Schuld gut zu machen war, bedarf keiner weiteren Erörterung. Es iſt wahrhaft grauenvoll, aus den Berichten über die Lage derſelben nicht nur ihr ſonſt auch bekanntes äußeres Elend näher kennen zu lernen, ſondern eben auch ihre tiefe geiſtige Stumpfheit, ihr Verſinken in die ſchamloſeſten Laſter des Lügens, Stehlens und namentlich der entſetzlichſten Wolluſt, ihre, man darf beinahe ſagen, ſittliche Vernichtung. In dieſer tiefen Verſunkenheit, für welche die Chriſtenheit kein Auge und kein Herz zu haben ſchien, noch Lebenskeime zu entdecken und anzufachen, wäre in der That an ſich ſchon ſchwer genug geweſen; allein es kam dazu noch das furchtbare Klima, deſſen Todeshauch die Miſſionäre in Schaaren dahinraffte, und die bittere, zum Theil in offenen Verfolgungen ſich ausſprechende Feindſchaft der Pflanzer. — Es waren zunächſt die drei däniſchen Inſeln, und vorerſt S. Thomas, wohin die zwei erſten Herrnhuter ſich wandten, mit dem großmüthigen Entſchluſſe, wenn ein Verkehr mit den Negern nicht anders möglich wäre, ſich geradezu ſelbſt als Sclaven verkaufen zu laſſen. Bald folgten ihnen noch andere Brüder nach; als aber ſechs Jahre ſpäter Graf Zinzendorf — denn dieſer edle Mann war eigentlich der Begründer der ganzen Sache — auf einer Miſſionsreiſe auf

der Inſel ankam, traf er ſie alle im Gefängniſſe. Allein eben unter ſolch unſäglichen Hemmniſſen waltete um ſo ſichtbarer ein höherer Segen, denn die Predigt des Evangeliums fand großen und raſchen Eingang. Auch auf andern Inſeln gründete die Brüdergemeinde jetzt Stationen, ſo daß ſie gegenwärtig deren 30 dort hat, und ſeitdem haben auch die übrigen Vereine ihre Bemühungen unterſtützt, denn nicht weniger als an vierthalbhundert Arbeiter ſind in den letzten Jahren in Weſtindien thätig geweſen. Die Zahl der bekehrten Neger geht aber bereits auch in viele Tauſende (es mögen an 100,000 ſeyn), und die Kraft des Chriſtenthums bewährt ſich in Sitte und Zucht im Leben und Wandel eines großen Theils der Sclaven. Einen glänzenden Beweis dafür geben die neueſten Erfahrungen. Es war bekanntlich die beinahe einſtimmige Anſicht von Staatsmännern, daß die gänzliche Aufhebung der Sclaverei eben um der entſetzlichen Entſittlichung und Verwilderung der Sclaven willen gar nicht zu wagen, daß ſie unmöglich ſey. Das Chriſtenthum hat ſie möglich gemacht. Denn das großherzige Opfer von 20 Millionen Pfund, das England für dieſen Zweck gebracht hat, trägt bereits die ſchönſten Früchte, hat jene Beſorgniſſe zu Schanden gemacht, und gibt die erfreuliche Ausſicht einer baldigen und vollſtändigen chriſtlichen Geſittung der ſchwarzen Bevölkerung Weſtindiens.

Die vierte der oben genannten Stationen wurde auf dem Cap der guten Hoffnung, unter den Hottentotten, errichtet, welche von ihrer früheren Berührung mit den Europäern ebenfalls blos Nachtheile erfahren hatten, ohne irgend an den Vortheilen der Civiliſation Antheil zu nehmen. Freilich fand ſich bei ihnen nicht jene rohe, aber edle Kraft der nordamerikaniſchen Wilden; ſtumpfe Trägheit, rohe Sinnlichkeit und thieriſcher Schmutz ſtellten ſie auf eine weit niedrigere Stufe. Doch was hätten ihnen auch edlere Eigenſchaften genutzt? So freilich betrachteten die holländiſchen Bauern ſie blos als eine Art ſprechender Affen, welche, aus ihrem Beſitzthum vertrieben und nicht viel beſſer als Sclaven behandelt, nur noch mehr entwürdigt werden mußten. Und doch fand das Chriſtenthum auch hier bald willkommene Aufnahme. Wohl zeigte ſich dagegen ſogleich auch der niedrige europäiſche Eigennutz in ſeiner ganzen Blöße; denn ſchon nach ſieben Jahren verbot die holländiſche Compagnie geradezu die Miſſionsarbeit.

Erst gegen das Ende des Jahrhunderts durfte sie wieder beginnen; es schlossen sich nun auch andere Vereine, und zwar namentlich noch mehr deutsche, an, und die Sache hat seitdem nicht nur einen raschen, sondern, man darf wohl sagen, einen außerordentlichen Fortgang gewonnen. Ueberall haben sich größere oder kleinere christliche Gemeinden zum Theil mit mehreren hundert Gliedern gebildet, überall sind zahlreich besuchte Schulen errichtet, und die innere Hebung wirkt namentlich auch nach Außen sittigend. „Das sind," sagt ein neuerer Reisender von einigen solchen Gemeinden, „nicht mehr jene halbthierischen Hottentotten, wie man sie früher schilderte, es sind verständige, bescheidene Menschen, man findet reinliche, freundliche Dörfer, christliche Ordnung, europäische Gesittung. Besonders war ich über die geistige Entwicklung und die angenehmen Sitten erstaunt, die wir bei einigen jüngeren Mädchen wahrnahmen, so daß man nicht hätte glauben sollen, daß sie in einer Hottentottenhütte erzogen worden seyen."

Gefahrvoller, aber in demselben Maaße auch wichtiger, sind die Missionen bei den Kaffern. Erst vor etwa 25 Jahren wagten sich die ersten Missionäre mit entschiedener Lebensgefahr unter diese wilden, gefürchteten Völkerstämme hinein. Was von den nordamerikanischen Wilden gesagt wurde, gilt großentheils auch von ihnen. Sie sind raubgierig, kriegerisch, grausam, aber ein schöner, kühner und mannhafter Menschenschlag, ein Schrecken der angrenzenden Europäer, an denen sie — vielfach übervortheilt, betrogen, mißhandelt — endlich wieder eine grausame, aber leider nicht unverdiente Rache nehmen. Aber für die Wahrheiten des Christenthums haben sie trotz dessen von Anfang an eine merkwürdige Empfänglichkeit gezeigt. In kurzer Zeit konnten zahlreiche Stationen errichtet werden. Nicht nur das Volk, sondern auch mehrere Häuptlinge haben das Christenthum mit überraschender Begierde aufgenommen, und eine auffallende Lernbegierde gezeigt. Ein mächtiger Häuptling, Hinza, ist aus einem heftigen Gegner ein Freund der Missionäre geworden, und hat sie sogar in seine Familie adoptirt; ein anderer ist selbst Vorsteher einer kleinen Gemeinde. In der Umgebung mehrerer Missionspesten wird der Sonntag auch von den Heiden durch Stille und sittliche Ordnung gefeiert. Welch gesunde und kräftige Früchte lassen sich von solch einem tüchtigen, durch den Verkehr mit Europäern noch nicht

verdorbenen Volke erwarten, und in welch naher Zukunft, da die Erstlingsversuche schon so überraschende Erfolge gehabt haben? Bereits sind unter Hottentotten und Kaffern zusammen 160 Missionäre beschäftigt. Während wir kaum etwas davon wissen, bereitet sich hier eine große Umwandlung vor, und ehe der erstaunte Europäer es auch nur ahnt, wird im heidnischen Afrika ein kräftiges, zahlreiches Naturvolk, die Wohlthaten christlicher Gesittung sich aneignend, in die Reihe civilisirter Nationen eintreten und eine neue Aera in der Weltgeschichte begründen helfen.

Daß auch unter den in die furchtbarste physische und moralische Verwilderung, zum Theil leider abermals durch die Schuld der Europäer, herabgesunkenen Buschmännern die Predigt des Evangeliums versucht worden ist, nach einer langen, eben so erfolglosen als gefahrvollen Arbeit endlich doch gesiegt hat, und diese Unglücklichen, die beinahe noch unter dem Thiere zu stehen schienen, allmählig zu Menschen, und zwar zu guten und gesitteten Menschen umzuwandeln beginnt, darf, so unbedeutend auch äußerlich der Volksstamm ist, dennoch als ein Geistessieg und zugleich als ein Ehrendenkmal des echten Christenthums nicht übergangen werden, dessen Liebe auch den noch aufsucht, der von aller Welt preisgegeben ist, dessen Geduld auch in der tiefsten Versunkenheit den göttlichen Funken noch auffindet, und dessen Geistesmacht auch da noch Leben hervorzurufen versteht, wo längst schon geistiger und sittlicher Tod zu herrschen schien.

In dem benachbarten Madagaskar sind die ersten, von dem interessanten Radama sehr begünstigten und darum doppelt glücklichen Versuche durch die neuere politische Reaktion ebenfalls gehemmt, allein die Missionäre warten nur auf günstigere Verhältnisse, und die Zeit des Heils wird auch für diese Insel nicht ausbleiben.

Endlich wird auch im westlichen Afrika, in Sierra Leone, in Liberia, auf der Goldküste, seit einigen Jahrzehnden das Werk der Heidenbekehrung mit großem Eifer betrieben; in den zwei ersten Colonien mit ziemlichem, auf dem dritten Punkte mit äußerst geringem Erfolge. Man muß freilich die Missionäre selbst erzählen hören, um einen Begriff von den unbeschreiblichen Schwierigkeiten zu bekommen, die nicht nur der gedankenlose Leichtsinn, die Stumpfheit, die Lügenhaftigkeit, die Wollust, zum Theil auch die

unmenschliche Grausamkeit, sondern insbesondere die außerordentliche sittliche Schwäche und Kraftlosigkeit der armen Neger, daneben noch die unendlich schwierige Erlernung ihrer Sprache, und über all dies das tödtliche Klima der Arbeit dieser Männer entgegenstellen. Allein solche Hindernisse können wohl erschweren, aber nicht abschrecken. Vielmehr liegt ja gerade darin nur eine um so dringendere Aufforderung, das einzige Heilmittel dagegen anzuwenden. Dies hat auch die erst neuestens von dem edlen Burton gegründete Gesellschaft für Ausrottung des Sclavenhandels und für die Civilisation Afrika's, welche den 1. Juni 1840 in glänzender Versammlung unter dem Vorsitze des Prinzen Albert ihr erstes Jahresfest feierte, vollkommen anerkannt. „Nur die Einführung des Christenthums," erklärte der Redner (Burton), „ist stark genug, dem entsetzlichen, in furchtbarer Weise zunehmenden Sclavenhandel ein Ende zu machen."* Sie schickt zur Erreichung ihres Zweckes gegenwärtig eine Expedition von drei Schiffen in den Niger. — Auf den oben genannten drei Hauptstationen sind gegenwärtig 40—50 Missionäre in Thätigkeit, mit großer Treue und Geduld harrend, bis die Morgenröthe des neuen Tages auch über diese unglücklichen Ländermassen aufgehen wird.

Indem wir in dem Bisherigen, von den frühesten Missionsunternehmungen ausgehend, zugleich den historischen Gang derselben zu zeigen suchten, haben wir das Land, wohin sogar noch früher Missionäre gezogen waren, Ostindien, beinahe übergangen, und kehren deßwegen zu diesem ersten und wichtigsten Schauplatze der gegenwärtigen Missionsthätigkeit zurück. Ostindien, von jeher das Land der Mährchen und Wunder, verschwenderisch gesegnet mit allen Reichthümern der Natur, bewohnt von 140 Millionen Menschen, schon seit grauer Vorzeit im Besitze einer gewissen Civilisation, einer poetischen Mythologie und einer interessanten Literatur, wurde lange Zeit gar gerne von oberflächlicher Sentimentalität, zumal in den Erzeugnissen unserer älteren Belletristik,

* Burton hat die merkwürdige statistische Nachweisung gegeben, daß seit England seine 800,000 Negersclaven auf den westindischen Inseln befreit hat und seine Meeresherrschaft überhaupt zur Bekämpfung des Sclavenhandels benützt, dieser noch ausgedehnter und zugleich durch die nur um so raffinirtere Habsucht der Muhamedaner und Christen grausamer geworden ist.

als das Land eines harmlos-unschuldigen Naturstandes dargestellt, und erscheint auch jetzt häufig noch durch manche anziehende, dichterisch-verschönerte Gestalten seiner Mythologie und Geschichte, so wie durch einzelne reinere Parthien seiner Religions- und Sittenlehre in einem poetischen Helldunkel, über welchem man gerne den schneidenden Gegensatz der Wirklichkeit vergißt, die Gräuel des rohesten Götzendienstes, das Verbrennen der Wittwen, das Opfern von Tausenden von Kindern, die sogar durch religiösen Kultus legitimirte Wollust, den selbstgefälligen Hochmuth der höheren Klassen, die physische und geistige Schlaffheit der übrigen,* den Despotismus des Kastenwesens, welcher einen großen Theil der Kasten beinahe aller Menschenrechte beraubt. Ja man gefällt sich da und dort, aus jenem Trugbilde der Phantasie sogar die Entbehrlichkeit, ja die Unrechtmäßigkeit der Christianisirung dieser ungeheuren Räume darzuthun. Wir enthalten uns einer Apologie derselben, und freuen uns vielmehr, sagen zu können, daß es trotz dieser starken Schattenparteien dennoch unter die gesegnetsten Stätten des großen Arbeitsfeldes gehört. — Ziegenbalgs Absendung wurde schon oben erwähnt. Ihm folgten bald mehrere Gehülfen, ebenfalls Deutsche, von englischen Vereinen nachgesendet, in deren Fußstapfen im Jahr 1749 ein wahrhaft apostolischer Charakter, Christian Schwarz aus Preußen, trat, welcher bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts mit großen Erfolgen fortarbeitete, so daß ihm z. B. ein eingeborner Fürst sogar die Erziehung und Leitung seines Sohnes übergab. Es bestanden jetzt bereits in Trankebar, Madras, Tanjore und andern Punkten der Küste Coromandel Missionsstationen, Kirchen, Schulen, Gemeinden. Die ausgebreitetere Thätigkeit der Mission begann dagegen auch hier erst mit dem Anfang unseres Jahrhunderts, und bereits ist über die ganze ungeheure Ländermasse von Oberindien und Bengalen an auf beiden Küsten bis nach Ceylon herab ein Netz von etwa 150 größeren und kleineren Missionsstationen ausgespannt, auf welchen

* Ein Missionär sagt in einem der letzten Berichte von ihnen: „Zu den Zeiten der Apostel hatten die Völker des mittelländischen Meeres trotz aller sittlichen Verderbniß dennoch, angeregt durch römische Energie, gewiß mehr Männlichkeit und Denkkraft, als dieses Volk, welches Nichtsthun für gut, Schlaf für besser, und Sterben für das beste hält."

fünfthalbhundert Heidenboten thätig sind. Und wie die ersten Arbeiter Deutsche waren, so bestehen auch jetzt mehrere blos deutsche Missionsstationen, besonders auf der Westküste, während noch viele andere deutsche Missionäre im Dienste der englischen Gesellschaften arbeiten. Neben manchen schweren Kämpfen haben sie auch den mit der Feindschaft besonders der höheren Stände zu bestehen, welche förmliche Vereine gegen das Christenthum gebildet haben, und mit welchen die Regierung, um kaufmännischer Berechnungen willen, nur zu lange sympathisirte. Wurde es doch noch 1813 dem amerikanischen Missionär Judson, der sich nachher in Birma ausgezeichnete Verdienste erwarb, nicht einmal gestattet, in Ostindien, wohin er sich eigentlich hatte wenden wollen, zu landen. Ja, bis in die neueste Zeit bezog das Gouvernement unmittelbar vom Götzendienste, und zwar in seiner gräulichsten Erscheinung, Steuern und Einkünfte, und legitimirte ihn dadurch gewissermaßen förmlich, bis im März 1840 endlich eine Parlamentsakte dieser Schmach ein Ende machte. Um so erfreulicher ist es, daß dennoch die Erfolge schon so bedeutend sind. Wenn auch auf einzelnen Posten jahrelang ohne sichtlichen Erfolg gearbeitet wird, so ist die Zahl der Bekehrten an andern Plätzen desto größer, und ein Fragen, eine Unruhe, eine Bewegung zieht sich durch ganze Distrikte hin, so daß vielfach Braminen selbst den baldigen Untergang ihrer Religion fürchten. Durch die feindlichen Bemühungen der obengenannten Vereine hatten sich die Missionsschulen in Bombay eine Zeit lang beinahe ganz geleert, bereits aber füllen sie sich wieder. Bekehrte Hindus in der Nähe von Calcutta, Pächter kleiner Gütchen, wurden von den reichen Eigenthümern durch Drohungen und Bedrückungen zur Rückkehr aufgefordert, blieben aber standhaft. Auf vielen Stationen mehrt sich die Zahl der Uebertretenden stetig. Ueberall werden Schulen errichtet und von hunderten von Schülern besucht. Der 1838 gestorbene deutsche Missionär Rhenius, allerdings durch Kühnheit, Lebendigkeit und Kraft des Geistes ausgezeichnet, hatte, mit einigen Gehülfen, allmählig mehr als 100 Schulen mit wenigstens 3000 Kindern errichtet, und seine sämmtlichen Gemeinden befaßten über 10,000 Seelen. Der auch literarisch bekannte, ausgezeichnete Bischof Heber fand auf einer Visitationsreise 1826 in den Gegenden, wo Schwarz gewirkt hatte, noch gegen 200 kleine Gemeinden mit etwa 15,000 Seelen. Im Norden von

Kischnagore (in Bengalen) hat nach einem Bericht des Bischofs von Calcutta an Lord Chichester neuestens unter der muhamedanisch-hinduschen Sekte der Khurtabuzas, welche ungefähr 100,000 Anhänger zählt, das Christenthum einen überraschend schnellen Eingang gefunden; 6000—7000 haben die Taufe verlangt und 1100 sie bereits auch empfangen. Diese Thatsachen mögen nur als Beispiele angeführt werden; denn noch von vielen Stationen her ließe sich Aehnliches berichten.

Weniger günstig stellen sich bis jetzt die Verhältnisse in **Hinterindien**. Diese, den Europäern noch wenig zugängliche, von der Natur ebenfalls reich gesegnete, aber unter dem schweren Drucke despotischer Herrscher seufzende, von blutigen Revolutionen und Kriegen heimgesuchte und darum nur dünn bevölkerte große Halbinsel ist, wie räumlich zwischen Ostindien und China gestellt, so auch im Charakter ihrer Bewohner, und darum in ihrer ganzen geistigen Entwicklung von diesen beiden gewaltigen Nachbarn abhängig, deren Schicksal auch am Ende das ihrige seyn wird.

Schon im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, kaum nachdem die Portugiesen hier festen Fuß gefaßt hatten, wurden sie von katholischen Missionären besucht. Diese gewannen bald zahlreiche Anhänger und gründeten Gemeinden und Bisthümer, und die Zahl der Bekehrten, die freilich nur zu oft bloße Namenchristen seyn mochten, ging in die Hunderttausende. Erst mit dem Anfang unsers Jahrhunderts nahmen auch protestantische Missionen Antheil, und besonders seit den Siegen der Engländer über die Birmanen 1824—1826 haben diese einigermaßen einen Stützpunkt gewonnen. Es ist dadurch für ihre Arbeit der Westen wenigstens äußerlich aufgeschlossen. Rings umher auf den Inseln des malayischen Archipels hat die Mission mit ungefähr 50 Arbeitern ebenfalls festen Fuß gefaßt, und besonders ist neuerdings Singapur der wichtige Mittelpunkt, von welchem aus mit rastlosem Eifer nach allen Seiten hin gearbeitet wird, die Siege des Christenthums auch in diesen finstern Gegenden wenigstens einstweilen vorzubereiten. Uebrigens haben hier schon frühe, und seitdem von Zeit zu Zeit sich wiederholend, große und furchtbare Verfolgungen, besonders gegen die katholischen Missionäre und die Christengemeinden sich erhoben, welche auch in neuer Zeit mit unerhörter Grausamkeit wüthen. Was auch über das hierarchische

Prinzip der katholischen Kirche bei der Christianisirung heidnischer Völker geklagt werden muß, so viel ist gewiß, daß ihre Glaubensboten, wie sonst häufig, so auch hier, unter den schrecklichsten Verfolgungen und Martern bewundernswürdige Beweise von Standhaftigkeit und Glaubenstreue gegeben, und dadurch von der Lebenskraft, die für Jeden in dem Evangelium liegt, ein schönes Zeugniß abgelegt haben. „Es scheint," sagt das treffende Urtheil eines scharfblickenden Mannes,* „die katholische Kirche habe auch im Missionsgebiete, wie in der Geschichte Europas, die Bestimmung, durch ihre eigene Gesetzlichkeit, ihren brennenden Bekehrungseifer und ihren festen Zusammenhang den Widerstand roher Nationen gegen das Evangelium zu brechen, und der Verkündigung des lautern Gotteswortes die Bahn zu brechen."

Und so kommen wir denn endlich an das merkwürdige China, diesen ungeheuern Länderkoloß, der mit bewundernswerther Zähigkeit allen Einwirkungen europäischen Einflusses widersteht, aber durch seine seit Jahrhunderten stereotyp gebliebene Kultur auch dem Gesetze fortschreitender Entwicklung des Menschengeistes Hohn sprechen zu wollen scheint. Auch hier, wie bei Ostindien, nur in einer weniger romantischen Färbung, weil die chinesische Bildung an sich etwas Kleinliches enthält, hat sich in der europäischen Vorstellung ein Bild von einer gewissen sittlichen Würdigkeit und günstigen socialen Verhältnissen gestaltet, in welchem einzelne Lehren des Congfutsee, die Verehrung des Alters, das Patriarchalische der Staatseinrichtung und dergleichen, höchst verschönerte Lichtpunkte bilden, über welche man die tiefen Schatten, welche durch das Ganze sich hinziehen, den Geistesbann, der diese Millionen niederhält, den oft furchtbaren Despotismus von Oben, die von den Chinesen selbst schwer beklagte tiefe sittliche Gesunkenheit und das zum Theil unbeschreibliche physische Elend gerne übergeht. Das Land war bisher streng abgeschlossen; die englische Expedition wird es ohne Zweifel von Außen mehr eröffnen. Aber was wird ihm der Verkehr mit den Europäern bringen? Kaum etwas Anderes, als zu dem eigenen Elend noch die Zugabe europäischer Verdorbenheit, wie ja dieser Verkehr bisher schon durch den Fluch des Opiums Millionen der Unglücklichen vergiftet hat. Soll

* Hoffmann, in dem Basler Missions-Magazin. 1840. 26 Heft.

es besser werden, soll vor Allem in diese — trotz aller Bildung in Dingen des äußern Lebens — dennoch geistig erstarrten und durch den lächerlichsten Hochmuth auf eine vermeintliche Vollkommenheit noch unzugänglicher gewordenen Massen eine lebendige Anregung, ein Ferment kommen, das geistig und sittlich weckt und entwickelt, so muß dies von einem höheren Lebenshauche ausgehen. Nur das Christenthum kann China retten und neu gestalten.

Schon im siebenten Jahrhundert hatten verfolgte Nestorianer das Christenthum dahin gebracht, es, so weit man noch Nachrichten hat, mit großem Erfolge verbreitet, ihre Botschaft aber endlich mit dem Märtyrertode besiegelt. Mit der Erscheinung der Portugiesen im indischen Meere kamen katholische Missionäre bald auch nach China, und was in dieser Beziehung von Hinterindien gesagt wurde, gilt auch von diesem Lande. Nur sind ihre bedeutenden Fortschritte, so wie ihr Märtyrerthum auch in größeren Kreisen mehr bekannt.

Die protestantische Missionsthätigkeit dagegen ist hier noch in ihren Anfängen begriffen. Denn hier steht sie auf einem Boden, welcher mehr als irgend ein anderer langer und sorgfältiger Vorbereitung, und deßwegen ausharrend treuen Wartens bedarf. Zu den gewöhnlichen äußeren Hindernissen, unter welchen die außerordentliche Schwierigkeit der Sprache, die als die schwerste der Welt gilt, und die feindselige Stellung der Regierung nicht die kleinsten sind, kommen noch die größeren innern: die Entleerung von beinahe allen religiösen Ideen (denn ihre Moral ist vom religiösen Boden ganz losgetrennt), ihre ganze geistige Verknöcherung, und bei all dem doch der lächerliche Dünkel auf ihre hohe Bildungsstufe und die tiefe Verachtung gegen alles Fremde. Da der protestantischen Mission nun nicht, wie der katholischen, Erweiterung der Kirche die Hauptaufgabe ist, sie also nicht blos äußeres Bekenntniß, sondern innerliche Aneignung des Christenthums und Umgestaltung des Lebens fordern muß, so ist es natürlich, daß hier, wo überall kein Gefühl des Bedürfnisses statt findet, dieses vielmehr durch die gefährlichste Selbsttäuschung noch unterdrückt wird, es doppelt schwer seyn muß, nur die Vorbedingungen zu geben und die ersten Anknüpfpunkte zu finden. Und doch ist dies bereits gelungen. Durch die gnädige Führung Gottes sind gerade die rechten Männer hieher geschickt worden, Männer, unter

denen sich mehrere durch Geist, durch Sprachtalent, durch Vielseitigkeit und vor allem durch begeisterte Glaubenskraft auszeichneten. Der erste, der schon 1807 kam, war ein Engländer, Morrison, der sich hohe Verdienste erwarb; der ausgezeichnetste vielleicht unter allen ist gegenwärtig ein Deutscher, der bekannte Gützlaff. Schon durch Morrison wurde eine Hauptaufgabe: die Bibelübersetzung, mit außerordentlicher Anstrengung, aber auch großem Glück gelöst; durch Reisen, welche Gützlaff nebst einigen Andern mit seltener Kühnheit längs der ganzen, bisher für unzugänglich gehaltenen Küste gemacht, und wo er zum Theil eine überraschend bereitwillige Aufnahme gefunden hat, ist auch hier der Zugang für die Zukunft geöffnet; es haben sich bereits die ersten Anfänge von Gemeinden gebildet, und namentlich wird diese Arbeit in China selbst von den malayischen Inseln und von dem oben genannten Singapur aus wesentlich unterstützt, indem unter den Tausenden von Chinesen, die sich immer dort aufhalten, das Christenthum verkündigt wird und dort bereits einen weit rascheren Eingang findet. So sind denn die ersten Schritte gethan, für die weiteren wird abermals Der sorgen, dessen Werk betrieben wird, der große Herr seiner Gemeinde.

Was nun außerdem noch auf den beiden Kontinenten geschieht, ist gegenüber von dem Bisherigen allerdings nicht mehr von größerm Umfang, doch immer noch bedeutend genug, um die Großartigkeit eines mit lauter Privatkräften getriebenen Werkes anschaulich zu machen.

In Guiana und andern Punkten Südamerika's wird theils von der deutschen Brüdergemeinde, theils von andern Gesellschaften vorzugsweise für die Negersklaven gearbeitet. Im mittelländischen Meere bildet Malta einen festen Operationspunkt, von welchem aus nach verschiedenen Seiten hin der Weg zu der muhamedanischen Bevölkerung der Küstenländer eröffnet werden soll. In Aegypten befinden sich deutsche Missionäre. Eine höchst schwierige und gefahrvolle Station, die schon seit einigen Jahren mit eben so viel Muth als Umsicht, ebenfalls von Deutschen, behauptet wird, ist Abyssinien; ja im letzten Jahre hat es einer derselben sogar gewagt, bis an das Land der gefürchteten Gallas vorzudringen, das noch nie der Fuß eines Europäers betreten hat. In Konstantinopel, an den Küsten Kleinasiens, in Syrien versucht es

eine nicht unbedeutende Anzahl deutscher, englischer und nordamerikanischer Missionäre, für die christliche Wahrheit Freunde zu gewinnen, aber freilich nicht nur unter den außerordentlichsten Schwierigkeiten, sondern auch großentheils mit höchst sparsamem Erfolge. Wie ein geistiger Tod liegt der Islam auf diesen Völkern und macht sie für tiefere Lebensanregungen unempfänglich. Einige Missionsstationen auf russischem Gebiete mußten auf Befehl der russischen Regierung aufgegeben werden, weil die griechische Kirche das Recht der Mission in Anspruch nahm.

Auch in Persien und Kurdistan sind Versuche angeknüpft worden, aber ebenfalls bis jetzt mit geringem Erfolge. Daß der Islam überhaupt dem Christenthum den Eingang weit mehr erschwert, als das Heidenthum, ist leicht zu erklären. Die Macht des Fanatismus, auf den er sich gründet, glimmt in dem orientalischen Blute seiner Bekenner immer noch fort, und macht sie an sich schon zu bleibenden Gegnern des Christenthums; ihre, ohnedies größtentheils aus der geoffenbarten Religion entlehnte Sittenlehre stellen sie mindestens neben die christliche, ihre Indolenz macht sie gegen Geisteswahrheiten gleichgültig, ihr Hochmuth läßt sie das Fremde sogar verachten. An den christlichen Völkern sehen sie blos die leider nur zu tiefen Schattenseiten des äußern Lebens; die Geistesfrüchte des Evangeliums, wie sie in allen edlen Gemüthern reifen und die ganze christliche Civilisation durchziehen, können und wollen sie nicht erkennen; an den äußern Vortheilen der Kultur haben sie dennoch ihren Antheil, der Gewinn aus der christlichen Gestaltung der europäischen Staatenverhältnisse kommt mittelbar auch ihnen zu gut; sie nehmen neben und unter den christlichen Völkern eine von diesen anerkannte selbstständige Stellung ein. Was Wunder, wenn sie jede Anmuthung, die ihnen das Christenthum nahe bringen will, hochmüthig und verächtlich abweisen? — Sollten sie aber darum für das Licht des Christenthums abgeschlossen seyn? Gewiß nicht. Wohl vermögen wir den geheimnißvollen Schleier nicht zu lüften; aber wenn wir an die Krisis denken, welcher die muhamedanischen Staaten in ihrer politischen Stellung gegenwärtig sichtlich entgegengehen, wenn wir sehen, wie das alte Gebäude fanatischer Tapferkeit in allen seinen Fugen sich zu lösen beginnt, wie sich ein bängliches Gefühl dieses Zustandes, eine unwillkürliche Angst vor alten Prophezeihungen

durch das Volk hinzieht, ſollte das nicht ein Wink ſeyn, daß bald auch ſeine Zeit erfüllt ſeyn werde, und alle dieſe Vorgänge nur Vorboten auf den Anbruch des neuen Tages ſeyn ſollen, in welchen auch dieſe Völker dereinſt einzutreten beſtimmt ſind?

Es iſt uns nun noch die große Inſelwelt der Südſee übrig. Hat der Blick auf die eben beſprochenen Völker etwas Wehmüthiges, ſo iſt das Gebiet, das wir jetzt betreten, für den Menſchenfreund um ſo erfreulicher. Denn hier kann von entſchiedenen Siegen des Chriſtenthums geſprochen werden, hier treten uns Völkerſtämme entgegen, welche zum Theil bereits ganz für chriſtliche Geſittung gewonnen worden und damit in die Reihe chriſtlicher Staaten eingetreten ſind.

Allerdings gilt dies noch nicht von allen Theilen dieſer großen Inſelwelt. Ihre Bewohner theilen ſich bekanntlich in zwei Hauptſtämme, die Auſtralneger und die Malayen. Während die erſten ſich bisher beinahe für alle Geſittung unempfänglich gezeigt haben, ſo daß die Miſſionäre auf Neuholland an den durch die Mißhandlungen der Europäer noch mißtrauiſcher gewordenen Ureinwohnern trotz aller Liebe und Geduld beinahe immer erfolglos arbeiten, ſind die Malayen, allerdings in verſchiedenen Abſtufungen, ein zwar vielfach wilder und kriegeriſcher, zum Theil ſogar menſchenfreſſender, aber dabei männlich ſchöner, kräftiger und für höhere Kultur meiſt ſehr empfänglicher Menſchenſchlag. Polyneſien gewährt uns deßwegen das höchſt intereſſante Schauſpiel einer, nach Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten, ſo unerwartet raſchen und wohlthätigen Ausbreitung des Chriſtenthums und eines ſo leichten und ſichern Eingehens in die chriſtliche Geſittung, daß man ſich beinahe in die erſten apoſtoliſchen Zeiten zurückverſetzt glaubt. Auf den Geſellſchaftsinſeln begann die Miſſionsthätigkeit ſchon 1797, auf den Sandwichinſeln erſt 1819, nachdem die zerſtörende Einwirkung europäiſcher Seefahrer ſchon große phyſiſche und ſittliche Verheerungen angerichtet hatte, auf den übrigen noch ſpäter; und dennoch bilden bereits ſeit mehreren Jahren die beiden erſten Inſelgruppen (die Geſellſchaftsinſeln mit noch etwa 24,000, die Sandwichinſeln mit vielleicht 150,000 Einwohnern), ſo wie die noch bedeutenderen Freundſchaftsinſeln (mit an 200,000 Einwohnern) vollſtändige chriſtliche, und zwar nicht blos in chriſtlicher Civiliſation, ſondern auch in chriſtlichem Leben theilweiſe ſehr geförderte

Staaten, und die übrigen gehen mit überraschender Schnelligkeit diesem Ziele entgegen. Auch unter den Bewohnern Neuseelands, die derselben Abstammung, und mit denselben geistigen Anlagen, aber noch wilder, kriegerischer und grausamer sind, haben die Missionäre trotz aller Gefahren dennoch einen höchst günstigen Eingang gefunden, der nach den neuesten Aeußerungen des Staatssekretärs der Kolonien, Lord Russel, forthin von der Neuseelandskompagnie unterstützt werden dürfte.

Schade, daß der Raum nicht erlaubt, ausführlicher zu werden. Die Geschichte, besonders der obengenannten drei Inselgruppen, hat etwas so Anziehendes, die erneuernden, veredelnden Wirkungen des Christenthums bei der Gestaltung des häuslichen Lebens, der Staatseinrichtung, der Rechtspflege der Eingebornen — wenn gleich manches zunächst auch nur Wirkung der ersten Wärme und Begeisterung seyn mag, — sprechen das Gefühl mit solcher Einfalt und doch so ernst und wohlthätig an, daß gewiß Niemand eine Darstellung derselben, ohne tief ergriffen zu seyn, aus der Hand legen würde.

Freilich aber ergibt sich bei näherem Eingehen auch, daß die idyllische Ansicht, die sich aus den Schilderungen der ersten Seefahrer in Europa von diesen Inseln gebildet hat, eine vielfach unrichtige war, daß neben der arglosen Gutmüthigkeit und dem freundlichen Entgegenkommen der Bewohner auch Rachsucht und Grausamkeit, Kindermord und Menschenopfer und blutige Kriege wütheten, daß namentlich die ausschweifendste Sinnlichkeit herrschte, die denn freilich auch der Sittenlosigkeit der Europäer auf eine Weise entgegenkam, daß diese die Insel Otaheiti mit dem höchst verdächtigen Namen des zweiten Cythere beehrten. Man überzeugt sich ferner, daß die Missionäre auf den Gesellschaftsinseln Anfangs wenigstens mit unerwartet großen Schwierigkeiten, mit Verfolgungen und Mißhandlungen zu kämpfen hatten, so daß die meisten nach zwölfjähriger, scheinbar fruchtloser Arbeit ihre von ihren Feinden wiederholt geplünderte und zerstörte Station in völliger Hoffnungslosigkeit bereits verlassen hatten, und nur Einer noch zurückzubleiben Muth genug besaß, daß aber dies gerade der merkwürdige Wendepunkt war, in welchem Trübsale, die über den Fürsten und seine Anhänger ergingen, den bisher harten Boden auflockerten und die Saaten rasch aufgehen ließen. Man macht

aber auch die beſchämende Entdeckung, daß vorzugsweiſe die von Zeit zu Zeit landenden Europäiſchen Schiffsmannſchaften und Ausreißer derſelben es waren, welche — gereizt durch die Hinderniſſe, die der Einfluß der Miſſionäre auf die Eingebornen ihrer ausſchweifenden Wolluſt entgegenſetzte — ſo wie die Einwohner zu Verfolgungen und Mißhandlungen aufreizten, ſo wie die Europäer überhaupt für alle freundlich gutmüthige Gaſtlichkeit den armen Inſulanern beinahe einzig das Geſchenk geiſtiger Getränke, europäiſcher Laſter und europäiſcher Krankheiten, und unter dieſen der ſchändlichſten und — bei dem heißen Himmelsſtriche — zerſtörendſten brachten, welche ſchnell einen großen Theil der Bevölkerung wegrafften.

Von den oben geſchilderten wohlthätigen Folgen des Chriſtenthums ſprechen nicht blos die Miſſionsberichte, ſondern es zeugen für ſie auch völlig unparteiiſche Reiſende, nicht blos durch allgemeine Urtheile, ſondern auch durch Mittheilung beſtimmter, zum Theil höchſt intereſſanter Thatſachen.* Nur ungern verſagen wir es uns, Auszüge daraus zu geben.

Was ſoll man nun dazu ſagen, wenn Andere als entſchiedene Ankläger der Miſſionäre auftreten, und wenn unter dieſen ſogar ein Mann iſt, der von einem europäiſchen Monarchen im Dienſte der Wiſſenſchaft und Humanität ausgeſchickt war, Otto v. Kotzebue? Der Bericht ſeiner auf Befehl des Kaiſers Alexander im Jahr 1823 angetretenen dritten Reiſe um die Welt (neue Reiſe um die Welt, 2 Bände, Weimar 1830) enthält die gehäſſigſten Anklagen gegen die Wirkſamkeit der Miſſionäre, ſchildert den Zuſtand der Geſellſchafts- und Sandwichinſeln elender als elend, klagt, daß durch den fanatiſchen Bekehrungseifer der Miſſionäre Tigerwuth der einſt „ſo ſanften Gemüther“ der Eingebornen ſich bemeiſtert habe, Ströme von Blut gefloſſen, ganze Stämme ausgerottet, unter den

* Um Gewährsmänner anzuführen, mögen von Mehreren die Repräſentanten dreier Nationen genannt werden: der Direktor der Dorpater Sternwarte, Simonow, der 1820 ein ruſſiſches Entdeckungsſchiff als Aſtronom begleitete („Iwan Simonows Beſchreibung einer Entdeckungsreiſe ꝛc. Aus dem Ruſſiſchen von Banyi. Mit Vorrede von Littrow. Wien 1824.“); ferner der brittiſche Schiffskapitän Gambier in „Extract from a private Journal on Board his Majesty's Ship Dauntless by Capt. Gambier, London 1827;“ endlich der berühmte franzöſiſche Weltumſegler Dupéré in „Voyage autour du monde de la Corvette de S. M. la Coquille. Paris 1828.“

Ueberbleibseln aber durch die zelotische Strenge der Missionäre die ehemalige jubelnde Freude verstummt und Kopfhängerei eingekehrt sey. Ihre Schulen stellt er als Mißgeburten eines dumpfen Pietismus dar, ihren Ernst während des Gottesdienstes macht er lächerlich, über die Scheue, mit welcher das weibliche Geschlecht die schamlosen Anmuthungen seines Schiffsvolks theils entschieden abgewiesen, theils ihnen wenigstens die ängstliche Besorgniß entgegengesetzt habe: „wenn es nur der Missionär nicht erfährt," spöttelt er. Es ist mehrfach darauf geantwortet, es sind unmittelbare Vertheidigungen von den angeklagten Missionären, es sind Erklärungen von Häuptlingen aus den betreffenden Inseln vorgelegt, es ist gezeigt worden, daß diesen Anklagen die übereinstimmenden Zeugnisse vieler früheren und späteren Seefahrer entschieden widersprechen, es sind jenem Berichte endlich mehrfache falsche Beobachtungen, seltsame Verwechslungen, förmliche Erdichtungen, ja die auffallendsten Widersprüche nachgewiesen worden, von denen wir nur einen der schlagendsten anführen, im Gegensatz gegen die Klage über Kopfhängerei: „Scherz und Freude (bei dem Tauschhandel der Eingebornen mit der Schiffsmannschaft) nahmen kein Ende; lachend wurden die Waaren angepriesen, lachend der Handel geschlossen."* Und dennoch haben englische und deutsche Journale und Zeitungen mit zum Theil unverhehltem Wohlgefallen diese Anklagen — nicht aber ihre Widerlegungen — aufgenommen, ja sogar wissenschaftliche Werke, wie z. B. Röhrs kritische Predigerbibliothek, Volgers Handbuch der Geographie 1836, haben es nicht verschmäht, sie zu benützen, wie es denn in letzterem von den Südseeinseln heißt: „Leider sollen die Missionäre statt des wahren Christenthums traurige Frömmelei verbreiten und mit despotischer Strenge über die Einwohner herrschen."**

* Mit eben so freier und geistreicher Auffassung der Sache als Wahrheitsliebe und Entschiedenheit ist der ganze Streit beleuchtet in der Schrift: „Das Missionswesen in der Südsee, von Fr. Krohn. Hamburg 1833."

** In einer kürzlich erschienenen Schrift von Vollrath Hoffmann: „Die Völker der Erde ꝛc., zur Belehrung und Unterhaltung," 1840. 1. Thl. p. 360 steht, neben mehreren verwandten, wörtlich folgende Stelle: „Der Sonntag (auf den Sandwichinseln) ist von dem herrschsüchtigen, leider noch nicht ausgerotteten Missionärgeschmeiß, das, den Schmarotzerpflanzen gleich, dort sich mästend und lebenraubend wirkt, wo

Wir ſind weit entfernt, und werden unten noch einmal darauf zu ſprechen kommen, die Miſſionäre von allen Gebrechen entbinden zu wollen. Auch bei dem redlichſten und begeiſtertſten Eifer bleiben ſie Menſchen, und es mögen immerhin manche Fehler begangen werden. So z. B. iſt es nicht wohl in Abrede zu ſtellen, daß der ſtrenge Formalismus der engliſchen Kirche in der Sonntagsfeier unſerer freieren chriſtlichen Anſicht nicht zuſagt, und in dieſen neuen Gemeinden unpaſſend ſeyn mag. Aber wir fragen vor allem: iſt es gerecht, ungehört zu verurtheilen, wie dies hier von den Meiſten geſchieht? iſt es human, ein Unternehmen, das an ſich ſelbſt ſchon, als Sache der edelſten Humanität, auf bereitwillige Theilnahme ſollte rechnen dürfen, das, als Unternehmen von Privaten, ſelbſtiſche Zwecke gar nicht geſtattet, meiſt mit völliger Unkunde der Verhältniſſe zu verdächtigen und zu entſtellen? iſt es edel, Männer, welche für die heiligſte Aufgabe Familie und Vaterland verlaſſen, Entbehrungen und Mühſale übernehmen, und nicht ſelten ſchweren und blutigen Verfolgungen freudig entgegengehen, mit leichtfertigem Spotte oder ſchnöder Verläumdung abzufertigen, ſtatt ihnen mindeſtens diejenige Schonung und Billigkeit zu beweiſen, welche doch Jeder für ſich ſelbſt verlangt, und mit welcher man auch in gewiſſen Lebensgebieten manchmal ſo freigebig iſt? — Doch mag es immerhin ſeyn; die Sache der Wahrheit ſiegt dennoch am Ende. Edlere Gemüther werden, beſſer unterrichtet, ſich gerne und freiwillig zu ihr bekennen, und der große Haufe, der überhaupt nur nach dem Erfolge urtheilt, wird bald vor der Größe der Thatſachen ſchweigen, und in dieſer am Ende ihre Berechtigung mit gleicher Urtheilsloſigkeit natürlich finden und Beifall zollen, wie er bisher geſpöttelt und geſchmäht hat.

Ehe wir nun dieſen referirenden Theil ſchließen, haben wir noch einen Zweig der Miſſionsthätigkeit zu berühren, deſſen bloßer Name ſchon häufig, wo nicht Spott, ſo doch mindeſtens ein ungläubiges Lächeln erzeugt; es iſt die Verbreitung des Chriſtenthums

---

man es anwachſen läßt, auf den Sandwichinſeln zum Straftage gemacht worden, an welchem die faulen Pfaffenbäuche gemäſtet werden, während die armen Leute, die das lügneriſche Geſindel unterhalten, Verbrechern gleich, darben müſſen." Gegen eine ſolche Sprache werden uns die Leſer gewiß jedes Wortes der Erwiderung gerne überheben.

unter den Juden. Die unwillkürliche Opposition dagegen, die sich wohl auch bei Besseren regt, ist eine traurige Frucht jener unnatürlichen Stellung, in welche die christliche Welt seit lange her gegen dieses unglückliche Volk gerathen ist, und für welche sie, statt sich einer tiefen schreienden Schuld anzuklagen, gerade in ihrer Verjährung sogar eine gewisse Berechtigung zu finden nicht erröthet. Wenn es nun aber unserer Zeit vorbehalten war, die Abtragung eines Theils dieser Verschuldung durch Verbesserung des äußern Zustandes und allmählige Emanzipirung des Volkes mindestens zu beginnen, so ist es ja dasselbe Ziel, nur in einer tiefer gehenden Maßregel, wenn man versucht, diese Emanzipation innerlich auf eine religiöse Umgestaltung zu gründen? Ja es erscheint dieses Bestreben als doppelte Pflicht, wenn man die traurigen Folgen kennen lernt, welche die blos bürgerliche Gleichstellung der Juden, z. B. in Frankreich, auf ihr geistiges und sittliches Leben äußert. Man sage nicht: zu was bedarf es des lächerlichen und doch fruchtlosen Versuches einer Judenmission, da unsern Juden ja, mitten unter christlichen Völkern und christlichen Instituten wohnend und ihre Vortheile genießend, die Erkenntniß der christlichen Wahrheit beinahe eben so leicht ist, als den Christen selbst? Denn abgesehen davon, daß von den etwa 10 Millionen Juden ein sehr bedeutender Theil unter Muhamedanern lebt, so lernen auch die unter Christen wohnenden das Christenthum theils gar nicht, theils nur höchst unrichtig kennen. Der tiefe, bittere Groll, durch furchtbare Unbilden von Jahrhunderten erzeugt und durch den Fanatismus ihrer Rabbinen sorgfältig genährt, hat in ihnen den feindseligsten Haß gegen Alles, was Christenthum heißt, erzeugt; der Bann des Talmudismus erhält sie meist in der tiefsten Unwissenheit, und macht sie natürlich auch unempfänglich für Belehrung (kennt doch ein großer Theil von ihnen nicht einmal das Alte Testament recht); die Katholiken werden von ihnen ohnedies um ihres Heiligen- und Bilderdienstes willen geradezu als Götzendiener verachtet, und wenn wir uns etwa auf die Früchte des Christenthums im Leben berufen wollten, was können wir ihnen antworten, wenn sie mit bitterem Hohn auf das hinweisen, was sie seit anderthalb Jahrtausenden davon zu erfahren hatten? So ist es denn kein Wunder, wenn Viele, die sich von der Verkehrtheit des Talmudismus abgestoßen fühlen, statt sich zum Christenthum zu wenden, sich lieber von

aller positiven Wahrheit lossagen, und sich einer hohlen Aufklärerei und dem entschiedensten Unglauben in die Arme werfen. Wenn deßwegen eine tiefere und edlere Auffassung dieser unglücklichen Verhältnisse nothwendig zu dem Entschlusse führen mußte, auch an diesem einst so hochbegnadigten Volke das einzig sichere und durchgreifende Rettungsmittel zu versuchen, und dadurch dem ungestillten Bedürfnisse so mancher Wahrheit und Frieden suchenden edleren Gemüther unter ihnen entgegen zu kommen, so liegen freilich gerade in diesen Verhältnissen auch ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, deren Besiegung die Geduld und das glaubige Warten und Harren, das ohnedies eine Bedingung aller Missionsthätigkeit ist, in mehr als gewöhnlichem Grade in Anspruch nimmt.

Die Judenmission hat denselben Gang genommen, wie die für die Heiden. Nach manchen früheren vereinzelten Versuchen, wurde durch A. H. Franke's Anregung schon 1728 in Halle ein Institut dafür gegründet, das im Laufe des vorigen Jahrhunderts etwa 20 Missionäre ausgesandt hat. Erst seit 30 Jahren jedoch hat sich ein neues lebhafteres Interesse dafür entwickelt, und es bestehen nun in London, Berlin, Dresden, Straßburg u. s. w. mehrere Vereine dafür, von welchen eine nicht unbedeutende Anzahl Missionäre, unter ihnen viele Proselyten selbst, nach allen Theilen der alten Welt ausgesendet sind. Ja, die schottische Kirche in ihrer Gesammtheit hat durch einen öffentlichen Beschluß die Stiftung oder vielmehr Neubelebung der Judenmissionsgesellschaft zu Glasgow ausgesprochen. Trotz aller Schwierigkeiten und der oft beinahe völligen Unzugänglichkeit des Volkes ist die Zahl der Bekehrten dennoch bei weitem größer, als man irgend glaubt, wie denn z. B. nur in den preußischen Staaten in den letzten 15 Jahren über 1800 getauft worden sind. Wenn es nun auf der einen Seite auch nicht ganz zu vermeiden ist, daß hie und da auch unreine Motive dazu mitwirken, wiewohl die Missionäre auch hier durchaus auf Ueberzeugung dringen, und den Uebertretenden durchaus keine anderen äußern Vortheile geboten werden können, noch wollen, als daß die um ihres Uebertritts willen etwa Verfolgten die nöthige Unterstützung erhalten, so ist es auf der andern Seite doch auch eine wohlthätige Beobachtung, daß manche edle Gemüther von der Kraft der Wahrheit ergriffen worden sind, daß nicht wenige Gebildete, Lehrer, Rabbinen, Aerzte u. A. unter ihnen sich

befinden, welche die Lauterkeit und die Stärke ihrer Ueberzeugung nicht selten durch schwere Opfer bewährt haben.

Dieselbe Aufregung, dieselbe ängstliche Erwartung und Spannung der Gemüther, wie unter den Muhamedanern, findet gegenwärtig nach vielfachen Berichten auch unter den Juden in Konstantinopel und dem Orient statt. Welchen Beitrag die neueren traurigen Erscheinungen in Damaskus dazu geben mögen, läßt sich noch nicht absehen, aber Eines wissen wir gewiß, daß das große Wort der Verheißung noch erfüllt, und dieses einst auserwählte, und jetzt so tief unglückliche Volk noch zurückgeführt werden wird zu Dem, der auch ihr Erlöser und Heiland ist.

Wir haben in dem bisherigen nun den Umfang des Missionswerkes und seiner Erfolge wenigstens in Ueberblicken kennen gelernt; werfen wir denn noch einen Blick auf die Grundsätze und den Geist, in welchem die Sache behandelt wird, so wie auf die Art und Weise der Ausführung.

Der Zweck ist: allen nichtchristlichen Völkern das Christenthum, und zwar das einfach-biblische Christenthum zu bringen, um dadurch vor allem für das Wohl ihrer unsterblichen Seelen zu sorgen, zugleich aber auch und in nothwendiger Entwicklung ihnen damit die Bedingungen der Civilisation, ja sogar ihres materiellen Wohlstandes zu geben. Daraus ergibt sich, daß es sich durchaus von einer innerlichen, geistigen Auffassung und Aneignung des Christenthums handelt und von blos äußerem Bekenntnisse gar nicht die Rede seyn kann. Freilich wird dadurch die Aufgabe unendlich schwieriger, und es bedarf deßwegen auch so langer Zeit und Arbeit, bis die belebende Kraft des Evangeliums auch nur zu einigen Erstlingen durchzudringen vermag.

Darum wird auch mit der Taufe nicht nur nicht geeilt, sondern auf das vorsichtigste gezögert. Während die katholischen Missionäre, dem hierarchischen Prinzip ihrer Kirche gemäß, vorerst äußere Eroberungen zu machen suchen, und deßwegen mit der Aufnahme in die Kirche durch die Taufe nicht genug eilen können, ertheilen die evangelischen Missionäre sie erst in Folge entschieden ausgesprochener und durch Umwandlung des Lebens bewährter Gesinnung. Und gewiß gibt gerade dieser Grundsatz keinen kleinen

Beitrag zu richtiger Würdigung der evangeliſchen Miſſionsthätigkeit. Nachdem z. B. auf Otaheiti, wie oben erzählt worden, König Pomare 1808 ſich den Miſſionären genähert und dann nach einem noch vier Jahre lang dauernden Religionsunterricht endlich (1812) mit mehreren ſeiner Anhänger die Taufe verlangt hatte, glaubten die Miſſionäre dennoch, ihn eine noch längere Probe beſtehen laſſen zu müſſen, ſo daß ſie erſt 1819, alſo noch 7 Jahre ſpäter ihm und zugleich einem Theile ſeiner Unterthanen dieſelbe ertheilten, ein Vorgang, welchem dann allerdings bald darauf Schritt vor Schritt die übrige Inſel folgte.

Nach dieſen Grundſätzen kann ſomit von Maſſenbekehrung gar nicht die Rede ſeyn. Daß dieſe im Entwicklungsgange der Menſchheit eine große Rolle ſpielen, wiſſen wir wohl, eben ſo, daß ſogar die gewaltſamen Bekehrungen, z. B. der Sachſen, wenn auch an den Individuen ſelbſt ein Akt des ſchlimmſten Deſpotismus, ſo doch für die Nachkommen eine große Wohlthat waren. Wenn nun die Miſſionsſache auch keinerlei ſolchen Zwang weder anwenden kann, noch darf, ſo ſollte ſie doch, könnte man ſagen, mildere Mittel zur Gewinnung größerer Maſſen nicht verſchmähen, und wenn ſie auch zunächſt kein innerliches Chriſtenthum zu erzeugen vermöchte, der folgenden Generationen und des dieſen daraus zufließenden Segens gedenken. Die Antwort liegt nahe und es kann kein Zweifel darüber ſtatt finden. Es wäre ein direkter Widerſpruch gegen den Geiſt des Chriſtenthums und den Befehl des Herrn ſelbſt, der eine Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit verlangt, und alſo jede dieſer widerſprechende Maßregel verwerfen muß. Uebrigens auch nach blos menſchlicher Berechnung würde das Mittel nicht zum Zwecke führen. Denn, wie ließe ſich von einer blos äußerlich bekehrten Bevölkerung eine Erziehung des nachwachſenden Geſchlechts zum innerlichen Chriſtenthum erwarten? und je gefährlicher und verderblicher in unſern chriſtlichen Staaten die Wirkungen des bloßen Namenchriſtenthums ſich herausſtellen, deſto dringendere Pflicht wird es, zu ſolchem Entwicklungsgange der Sache nicht die Hand zu bieten. — Allein auch die äußern Erfolge bleiben auf dieſem Wege dennoch nicht aus. Halten wir uns nur an einen Fall, der bei jedem Volke auch nach menſchlicher Wahrſcheinlichkeit über kurz oder lang eintreten muß, wie er auf den Südſeeinſeln ſchon eingetreten iſt, und auf Madagascar

und auch sonst schon nahe lag, daß nämlich das Christenthum durch seine innere Macht und durch die verborgenen göttlichen Führungen endlich in der Familie eines Häuptlings, eines Herrschers Eingang gewinnt, und zwar eben nicht blos als äußerliches Bekenntniß, sondern als lebenerweckende Kraft, so wird es ja eben damit durch Einen Schlag in seiner vollen geistigen Wirksamkeit herrschendes Bekenntniß, und die ganze Sache ist gewissermaßen entschieden.

In der obigen Bestimmung des Zweckes liegt von selbst auch noch ein anderer Grundsatz: daß man nämlich nicht durch die Civilisirung zum Christenthum, sondern durch das Christenthum zur Civilisation geht. Auf den ersten Anblick scheint sich allerdings das erste als das Naturgemäßere zu empfehlen. Für die geistige Auffassung einer so tiefgeistigen Lehre sollte doch, meint man, der Weg vorerst auch möglichst gebahnt werden. Allein hier zeigt sich eben wieder die tiefe, innere Wahrheit des Christenthums und seine universelle Bestimmung, so wie zugleich seine hohe Einfalt, vermöge der es auch dem Unmündigen, wenn nur Wahrheit und Hülfe suchenden unmittelbar nahe gebracht werden kann, während es zugleich dem philosophischen Wahrheitsforscher immer tiefere Schachten eröffnet. Seine Anknüpfpunkte sind die tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens, an welchen der Ungebildete, wie der geistig Hochstehende gleichmäßig gefaßt werden muß; und gerade bei der Predigt des Evangeliums unter den Heiden bewährt sich die geheimnißvolle Weisheit bei dem Rathschlusse der Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Wichtigkeit einer geschichtlichen Unterlage am auffallendsten. Indem man deßwegen nicht mit sonstigem Bildungsstoffe, sondern geradezu mit dem Religionsunterricht anfängt, ist man aus dem angeführten Grunde eben so sehr auch darüber einig, daß bei diesem selbst wiederum nicht etwa ein allmähliger Stufengang eingeschlagen, dabei von den allgemeinsten Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gott, der Schöpfung, Vorsehung, dem Gewissen, den einfachsten Sittengeboten ausgegangen, und erst nach solcher Vorbereitung vorsichtig auf den Mittelpunkt und Kern der christlichen Lehre, die Lehre von der Sünde und der Erlösung, übergegangen werden dürfe, sondern daß im religiösen Verkehr gerade damit angefangen werden müsse. Wenn übrigens der Vorläufer Johannes mit dem Ruf zur Buße beginnt, wenn der Herr selbst sein erstes Auftreten

mit derſelben Aufforderung eröffnet, ſo iſt die pſychologiſche Richtigkeit dieſes Verfahrens zugleich durch die heiligſte Autorität gerechtfertigt, ſo wie ſie ſich auf dem Miſſionsfelde ſelbſt durch ſchlagende Erfahrungen bewährt hat. Bei den geiſtig ſo tief ſtehenden Grönländern, und noch mehr bei den halbthieriſchen Buſchmännern glaubten anfangs die Herrnhuter Miſſionäre die Sache wirklich ſo anfaſſen zu müſſen, und ſuchten deßwegen ihren armen Schülern zuerſt nur die Idee eines göttlichen Weſens, einer Vorſehung u. ſ. w. recht einfach und kindlich nahe zu bringen. Allein wer beharrlich nicht die entfernteſte Aufmerkſamkeit, nicht die geringſte Theilnahme zeigte, waren eben dieſe Schüler. Da gaben ſie den Verſuch auf, und als ſie nun anfingen, ihnen recht ſchlicht und herzlich von der Liebe des Heilandes zu den armen Menſchen zu erzählen, wie er Menſch geworden ſey und gelitten habe und geſtorben ſey, um ſie glücklich zu machen u. ſ. w., da begannen auf einmal auch jene aufmerkſam zu werden, und nun hörten die Miſſionäre zum erſtenmal aus dem Munde eines Eskimo die Frage: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, ich möchte auch gerne ſelig werden.“ Und nun erſt bereiteten ſich die Reſultate vor, von denen ſchon oben die Rede war. — Unter den geiſtig weit günſtiger organiſirten Creekindianern in Nordamerika ſchilderte einer der zuerſt Bekehrten den Eindruck, den daſſelbe Verfahren auch auf ihn gemacht, ſo naiv und treffend, daß wir es uns nicht verſagen können, es hier als intereſſanten Beleg für unſern Satz anzuführen. „Einſtmals, ſagte er, kam ein weißer Mann zu uns, und ſagte uns, daß es einen Gott gebe. Wir antworteten: meinſt du, das wiſſen wir nicht auch? Gehe hin, wo du hergekommen biſt. Darauf kam ein anderer und ſagte: ihr müßt nicht ſtehlen, nicht lügen, euch nicht betrinken. Wir antworteten: du Narr, meinſt du, das wiſſen wir nicht? Lehre erſt dein Volk ſo thun; denn wer ſtiehlt, lügt und trinkt mehr als dein Volk? und alſo ſchickten wir ihn auch fort. Nach einiger Zeit kam Bruder Rauch (einer der erſten Miſſionäre der Brudergemeinde) in meine Hütte, und ſprach: ich komme zu euch im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Er ſchickt mich zu euch, damit ihr erfahret, daß er euch aus eurem Elend, worin ihr jetzt lieget, retten und euch glücklich machen will. Darum iſt er ein Menſch geworden, und hat ſein Blut für euch vergoſſen. Als er ſo geſprochen, legte er ſich, müde

von der Reise, nieder und schlief sanft ein. Ich dachte: was ist das für ein Mensch? Er liegt und schläft. Ich könnte ihn ja todtschlagen und in den Wald werfen, wer würde darnach fragen? Aber ich konnte seine Worte nicht vergessen, sie fielen mir immer wieder ein, ja ich träumte davon, und so bin ich denn durch die Gnade Gottes ein Christ geworden."

Steht es aber so durch Theorie und Erfahrung fest, daß auf diese Weise gleich mit dem Wichtigsten angefangen werden kann, und somit auch muß, so ist es nicht mehr schwer, weiter zu zeigen, wie aus diesen Anfängen dann, als nothwendiges Ergebniß, die ganze Civilisation sich entwickelt. Ist vorerst nämlich das Herz nur irgend von der christlichen Wahrheit ergriffen, und das Interesse somit angeregt, so ergibt sich das Bedürfniß der weitern Belehrung von selbst. Die Beschäftigung mit religiösen Wahrheiten aber, wenn sie eine innerliche ist, wird auch in der kindlichsten und populärsten Darstellung so geistig, daß sie nothwendig die Seelenkräfte in eine ganz neue Anregung, in eine höchst bildende Thätigkeit versetzt. Da nun aber ferner der Religionsunterricht durchaus biblisch ist, so muß die Bibel erklärt, gelesen werden. Die Neubekehrten müssen also lesen lernen, und so entstehen denn schon um dieses äußern Bedürfnisses willen Schulen. Wie nun die Reformatoren die Schulen als die Bedingung der religiösen Bildung, und somit überhaupt der Bildung des Volkes betrachtet und deßwegen überall errichtet haben, so sind sie auch bei der Bekehrung der Heidenvölker die Ausgangspunkte, die Herde der Civilisation. Denn ein Volk, das einmal mit religiösen Wahrheiten sich beschäftigt, das die heilige Schrift, dieses auch nach blos menschlichem Maßstabe gedankenreichste und bei aller Einfalt erhabenste Buch, liest und darüber nachdenken lernt, tritt eben damit in ein neues Stadium seiner Geschichte. Ist man aber für die höchsten und edelsten Interessen angeregt, so ist man es von selbst auch für die niedern. Die Kultur auch des äußern Lebens, Ordnungs- und Schönheitssinn, Ackerbau und Handwerke u. s. w. reihen sich jetzt als natürliche Ergebnisse daran an. Auch hat dies bis jetzt die Missionsgeschichte auffallend bestätigt, auf den Südseeinseln im Ganzen, in Grönland, Nordamerika, Südafrika u. s. w. in einzelnen Gemeinden, die aber wenigstens als Anknüpfpunkte für die weitern Fortschritte gelten.

Neben diesem ersten und wichtigsten Ausgangspunkt werden aber natürlich auch noch andere Annäherungsmittel aufgesucht und benützt, durch welche sich die Missionäre das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen und das Werk der Civilisation zu fördern hoffen können. Daß dazu eine strenge sittliche Haltung, daß Selbstverläugnung, unermüdete Liebe und Geduld unerläßlich sind, bedarf wohl keines Beweises. Sie suchen sich ihnen auf jede Weise auch sonst nützlich zu machen, in ihre Bedürfnisse ein-, zu ihrem Standpunkt herunterzugehen. Unter den Hottentotten widmen sich mehrere Missionäre neben ihrem Predigtamte mit größter Anstrengung dem Landbau, um jene selbst dazu zu vermögen; und wenn sie den Tag hindurch neben ihren Beichtkindern im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet haben, halten sie Abends noch Schule und Gottesdienst. Auf manchen Stationen sind sie zugleich Aerzte, und gewinnen natürlich dadurch doppelt leichten Eingang.

Eines der sichersten Mittel aber, das Vertrauen und den Dank der Eltern sich zu gewinnen, wo diese nämlich selbst schon etwas höher stehen, wie in Indien, ist der Unterricht der Jugend. Deswegen werden, neben dem vorhin angegebenen, noch wichtigeren Grunde, überall Schulen angelegt. Der Unterricht selbst richtet sich natürlich nach dem Kulturstande des Volks. In einer erst vor einigen Jahren errichteten Schule, welche der Missionär Mögling, ein junger würtembergischer Theologe, in Mangalore (auf der Westküste von Ostindien) leitet, erhalten die Zöglinge Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der englischen und canaresischen Sprachlehre, Geographie, Zeichnen und Gesang, und Lesen und Erklärung der heiligen Schrift. Später sollen auch noch weitere Fächer aufgenommen werden. Wenn nun in diesen Schulen der biblisch-christliche Unterricht auch nach äußerem Umfang nur einen ziemlich kleinen Theil der Fächer bildet, so sind es eben doch christliche Schulen, und da das christliche Element den sämmtlichen Unterricht durchzieht, so sind die Erfolge um so sicherer, als die Zöglinge in diesen Vorstellungen und Begriffen aufwachsen und deswegen auch weit mehr mit ihnen verwachsen, als es bei Aeltern noch möglich ist. Eine wichtige Aufgabe für diese Schulen ist es, daß sie sich aus ihrer eigenen Mitte Lehrer, die schon eben genannten Nationalgehülfen, heranbilden. Der eingeborne Lehrer, mit Sprache, Sitten und Charakter seines Volkes genau vertraut,

durch Stammesverwandtschaft ihm nahestehend, darf natürlich eine Menge Hindernisse nicht erst überwinden, mit denen der Fremde zu kämpfen hat. Auch hat es bereits die Erfahrung vielfach gerechtfertigt, und die Missionäre wenden deswegen dieser Rücksicht alle mögliche Aufmerksamkeit zu.

Wir haben vorhin gesagt, daß die ganze Missionsthätigkeit mit dem Religionsunterricht beginne. Welche Mittel und Wege stehen aber dazu den Missionären zu Gebot? — Es geschieht dies in den Familien, auf dem Felde, bei der Arbeit, auf öffentlichen Plätzen, in den Tempeln, in Anreden an das Volk oder in Debatten mit Priestern, kurz wo das Vertrauen und die Stimmung der Eingebornen, wo Zeit und Umstände es gestatten, und wo die größere oder geringere Menschenkenntniß und Gewandtheit des Missionärs es räthlich erscheinen lassen. Die Aufnahme bei solch öffentlichem Auftreten ist freilich sehr verschieden. Manchmal werden die Sprechenden mit Hohn und Spott empfangen, ja sogar durch Mißhandlungen unterbrochen, an andern Orten aber finden sie auch willige Ohren und Herzen. In einem der neuesten Berichte deutscher Missionäre in Ostindien heißt es von solchen Vorträgen an öffentlichen Orten: „Die Leute sind freundlich und höflich, an Zuhörern fehlt es nie. Wenn man sich in die Heimath versetzt, wo ein Marktprediger gar verächtlich würde behandelt werden, kann man sich nur wundern, daß die Heiden und Braminen so bereit sind, uns anzuhören. Oft sagen sie unter einander: das ist ein weiser Weg, ein guter Weg. — — Doch sind wir geneigt anzunehmen, daß durch eine Unterredung mit den Leuten in ihren Häusern, oder wo man sie gerade einzeln trifft, noch mehr gewonnen wird, als durch öffentliches Predigen auf den Straßen. Sie scheinen in der ruhigen Umgebung des Hauses offeneren Sinn zu haben für sorgfältigere Untersuchung der Wahrheit und für freien, freundschaftlichen Verkehr. Die Gelegenheit, die sich auf diesem Wege darbietet, mit Kindern bekannt zu werden, ist nicht zu übersehen. Wir werden einmal viel gewonnen haben, wenn im Gedächtnisse des um uns heranwachsenden Geschlechts das Bild der Friedensboten zu den frühsten Kindheitserinnerungen gehört."

Ein Hinderniß ist dabei, namentlich in Ostindien, noch zu überwinden: die Abschließung des weiblichen Geschlechts. Die

Frauen sind für die Missionäre meist unzugänglich, und doch ist die Arbeit nur halb gethan, wenn die Mütter der Kinder nicht Christinnen sind. Darum haben die Gattinnen der verheiratheten Missionäre hier eine schöne und wichtige Aufgabe zu lösen. In England hat sich zu demselben Zweck eine besondere Frauengesellschaft für weibliche Erziehung in Indien und China gebildet, welche bereits 22 Arbeiterinnen ausgesandt hat, und in Deutschland bereiten sich ähnliche Vereine vor. Uebrigens sind doch auch hierin schon günstige Anfänge gemacht worden. Allmählig werden die Missionsschulen in Ostindien bereits auch von Mädchen besucht, ja man hat in neuester Zeit in Bengalen an 1000 Heidenmädchen gezählt, die für das Christenthum gewonnen worden sind.

Als eine Hauptschwierigkeit, welche die Missionäre zu überwinden haben, ist schon einigemal die Erlernung der Sprache, welche doch das Organ aller Mittheilung ist, angeführt worden. Bei der chinesischen liegt der Grund in dem eigenthümlichen Charakter der Sprache. Von anderer Art, aber zum Theil noch größer sind die Schwierigkeiten bei ungebildeten Völkern. Bei diesen ist die Sprache noch in ihren untersten Entwicklungsstadien begriffen. Der Verkehr mit den rohen Natursöhnen ist an sich schon schwierig, wie äußerst mangelhaft muß vollends der Unterricht seyn, welchen sie dem Missionär in einem Gegenstand geben sollen, den sie sich noch nie auch nur entfernt zum Bewußtseyn gebracht haben, ihrer Sprache; wie langsam und ungenügend müssen die Fortschritte seyn! Und doch soll der Missionär in diesen oft in blos sinnlicher Sphäre sich bewegenden Sprachen Abstraktionen, übersinnliche Begriffe mittheilen; er soll die Bibel und andere Religionsbücher in dieselbe übersetzen. Vorerst muß also die Sprache selbst mit Einem Schlage aus der ersten Kindheit zu einer gewissen grammatischen Bestimmtheit erhoben, es muß ein Alphabet erfunden, es müssen die Sprachgesetze aufgesucht und festgestellt werden. Ist dies unter unsäglichen Schwierigkeiten geschehen, dann kommt erst die noch schwerere Aufgabe, die Uebersetzung der heiligen Schrift selbst. Hier erheben sich neue Schwierigkeiten, für welche man gewöhnlich gar keinen Maßstab hat. Wie sollen Begriffe richtig und bezeichnend ausgedrückt und dem Fassungsvermögen des Volkes nahe gebracht werden, für welche manchmal noch gar keine Worte existiren, gar keine Anknüpfpunkte gegeben sind? Man höre darüber die speziellen

Berichte der Missionäre von Grönland, Süd- und Westafrika u. a. m., ja auch von Ostindien und China, und man wird eine wenigstens annähernde Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten erhalten, mit denen dieselben auch nur in dieser einzigen Beziehung zu kämpfen haben. Hier können auch bei dem redlichsten Willen und der größten Anstrengung die Leistungen häufig nicht anders als unvollkommen und unzulänglich seyn; in manchen Fällen aber, darf mit Zuversicht hinzugefügt werden, ist die Aufgabe auch durch den angestrengten, Jahrelang ausdauernden Fleiß und das Zusammenwirken gerade der ausgezeichnetsten Männer, glücklich gelöst und damit eine Hauptbedingung für weitere glückliche Fortschritte gegeben worden.

Wenn wir in dem Bisherigen nun vorzugsweise nur die Lichtseiten in dem Wirken der Missionäre herausgehoben haben, so wird man uns nicht für so befangen halten, daß wir für die Schattenseiten kein Auge hätten. Bei einer Aufgabe, welche so außerordentliche körperliche und geistige Anstrengung, so große Umsicht und Klugheit, so große Freiheit des Geistes und doch so viel sittliche Strenge und so manches Opfer fordert, ist es nicht anders möglich, als daß auch bei dem redlichsten Willen und der wärmsten Begeisterung doch noch vielfache Schwächen mit unterlaufen und mancherlei Mißgriffe gemacht werden. Ueberdies aber, wie gewissenhaft auch die jungen Männer gewählt, wie ernst und strenge mehrere Jahre lang ihre innere Lauterkeit beobachtet und geprüft werden mag, die Wählenden und Prüfenden sind keine Herzenskündiger, ja die Geprüften selbst mögen sich im ersten Drange des Gefühls über manche intellectuelle und moralische Mängel täuschen; manche Seiten ihres Charakters, manche Begierden und Leidenschaften treten nothwendig erst hervor, ja mögen ihnen selbst oft erst zum Bewußtseyn kommen, wenn sie aus den einfachen und stillen Vorbereitungsverhältnissen heraus auf ihren Arbeitsplätzen unter dem alles aufregenden und zugleich lähmenden Einfluß der tropischen Sonne und all der neuen und schwierigen Verhältnisse nun allein stehen sollen. Da mag denn freilich bei dem Einen noch geistige Beschränktheit, bei dem Andern mögen sittliche Schwächen und Leidenschaften hervortreten, die Thätigkeit eines Dritten mag in zelotischen Eifer ausarten, während es einem Vierten an Muth und Ausdauer fehlt; ja es kann auch einmal ein Heuchler entlarvt

werden, oder ein Abtrünniger seine Fahne treulos verlassen. Auch solche trübe Erfahrungen sind in den Annalen des Missionswesens aufgezeichnet, und werden in ihren öffentlichen Berichten eben so gewissenhaft mitgetheilt, als die Erfolge. Aber es darf auch mit Beruhigung gesagt werden, daß Fälle von Heuchelei und sittlicher Untreue nur äußerst selten sind, so wie überhaupt hinzugesetzt werden kann, daß die vielen Albernheiten, der Fanatismus und die Herrschsucht und ähnliche Anschuldigungen, in welchen man sich zum Theil gegen die Missionäre gefällt, großentheils in die Klasse derjenigen Mystifikationen gehören, die oben bei Gelegenheit der Südseeinseln bezeichnet worden sind. — Ein bekannter und allerdings nicht ungegründeter Vorwurf, der aber nicht die Missionäre unmittelbar trifft, ist der mit dem Wesen der Missionssache nach unsern Begriffen allerdings nicht wohl zu vereinigende Aufwand, welchen die englischen Vereine ihren Missionären nicht sowohl erlauben, als gewissermaßen anmuthen. Allerdings darf man nicht unbillig seyn, und den Missionären, deren Aufgabe an sich schwer genug ist, nicht auch in äußern Dingen Verläugnungen auferlegen, die man ihnen leicht ersparen kann; eben so ist es wahr, daß z. B. in Ostindien der Missionär eine gewisse, auch äußere Stellung behaupten muß, um seinen Einfluß auf die Bewohner nicht zum Voraus zu paralysiren. Allein die Engländer, welche freilich in Geldangelegenheiten einen ganz andern Maßstab haben als wir, gehen offenbar zu weit. Auf den deutschen Stationen herrschen hierin weit einfachere und strengere Grundsätze.

Zur richtigen Würdigung der Sache ist es uns nun noch übrig, auch einen Blick auf den Bildungsgang der Missionäre selbst zu werfen.

Man hat es der Missionssache schon oft zum Vorwurf gemacht, daß der größere Theil ihrer Arbeiter Handwerker, überhaupt, daß sie nicht aus den gebildeten Ständen hervorgegangen seyen. Daß aus diesem Vorwurfe, wie aus den Löchern des Anthistenischen Mantels, bei Manchen auch jener eifersüchtige Hochmuth der gebildeten Kaste hervorblickt, die sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren kann, wenn der Niedrige durch eigene Kraft sich aufarbeitet, und die es z. B. dem tapfern Offizier, der sich vom Soldaten heraufgeschwungen, oder dem ausgezeichneten

Staatsbeamten, der etwa vom Handwerkslehrling aus durch Talent und Verdienst sich selbst den Weg gebahnt hat, nie ganz verzeihen kann, daß er sich unter sie einzudrängen wagte, das bemerkt ein unbefangenes Auge leicht. Auch wollen wir auf der andern Seite keineswegs in Abrede stellen, daß eine größere Theilnahme von Männern aus gebildeten Verhältnissen mit streng wissenschaftlicher Bildung in mancher Beziehung wünschenswerth wäre. Allein dies kann nur ein Vorwurf für diese, nicht aber für die Sache seyn, während das, was so auf der einen Seite immerhin als Mangel erscheinen mag, auf der andern auch seine eigenthümlichen Vorzüge hat. Der ehemalige Landmann und Handwerker bringt für die Mühen und Strapazen des Missionsberufes offenbar mehr physische Kraft und Abhärtung, für die Opfer an Bequemlichkeit mehr Selbstverläugnung mit, als der Gebildete und darum weichlicher Erzogene. Er hat, selbst aus den untern Klassen des Volks hervorgegangen, auch mehr einen Maßstab für den Standpunkt Ungebildeter, mehr Anknüpfpunkte für den Verkehr mit ihnen, und mehr ein Herz für einen Nothstand, den er selbst vielleicht — wenigstens annähernd — kennen gelernt hat. Die Gewöhnung an Handarbeit, die Fertigkeit in technischen Geschäften macht es ihm endlich leichter möglich, in Nothfällen, und diese treten oft genug ein, sich unabhängig zu stellen, sie verschafft ihm ein Vertrauen, eine Ueberlegenheit bei rohen Völkern, welche der dessen Unkundige gar nicht erwerben kann, und macht es ihm endlich möglich, seinen Schülern auch in Dingen des äußern Lebens nützlich zu werden. Wenn es sich aber sodann um die geistige Befähigung dieser Männer handelt, wer weiß nicht, wie viel eine durch die Begeisterung für eine Idee gesteigerte Willenskraft vermag? was also die Macht des Glaubens muß leisten können, wie sie gewissermaßen neue Quellen eröffnet, schlummernde Kräfte aufregt und Schwierigkeiten überwindet, welchen die gewöhnliche Kraftanstrengung nicht gewachsen wäre. Referent hat einer Jahresprüfung von Missionszöglingen in Basel angewohnt, und sich verwundernd gefragt, wie es möglich sey, daß diese schlichten jungen Männer, von denen auch die reifsten 4—5 Jahre zuvor noch in Werkstätten oder auf dem Felde gearbeitet hatten, in solcher kurzen Zeit in den klassischen Sprachen, in biblischer Exegese, in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, in Geschichte und Geographie, auf welche letztere in Verbindung

mit der Naturgeschichte und mit spezieller Beziehung auf die Missionszwecke in Basel ein besonderes Gewicht gelegt wird, so viele und gründliche Kenntnisse sich haben erwerben können, und das Gelernte mit solcher Klarheit und Sicherheit wiederzugeben vermögen, daß sie die Vergleichung mit Manchen, welche ihren 14jährigen Kursus durch Schule, Gymnasium und Universität gemacht haben, wohl aushalten konnten? Daß die wissenschaftliche Durchbildung bei Manchen doch noch unvollkommen und lückenhaft bleibt, ist nicht anders zu erwarten; allein die Schule des Lebens thut dann auch das Ihrige, und was geleistet wird, ist jedenfalls viel, ist zum Theil außerordentlich. Fragen wir wenigstens die Erfahrungen auf dem Missionsgebiete selbst, so finden wir unter der allerdings großen Schaar der Missionäre nicht blos einige wenige, sondern mehrere, ja man darf wohl sagen, viele solche ehemaligen Handwerker, welche nicht blos durch treue Wirksamkeit in ihrem Berufe, sondern auch durch wissenschaftliche Bildung und eine wahrhaft geistige Auffassung ihrer Aufgabe sich rühmlich ausgezeichnet, und neben ihrem Berufe zugleich auch durch Thätigkeit für andere geistige Gebiete (z. B. Sprachkunde und Naturwissenschaften) erfolgreich gearbeitet haben. Daß übrigens von Anfang an auch nicht wenige Männer aus gebildeten Ständen und mit regelmäßigem Studiengange sich dieser ehrwürdigen Aufgabe gewidmet haben, ist bekannt genug, und es darf wohl kaum bemerkt werden, daß die Vereine die Kräfte derselben immer so fruchtbar als möglich zu verwenden suchen. Es könnten verschiedene solche genannt werden, welche durch Geist und Gelehrsamkeit, wie durch die edelsten Eigenschaften des Herzens gleich hoch standen. Einige, wie Schwarz, Morton, Gützlaff, sind schon eben vorgekommen, einen weitern, der diese Eigenschaften in ausgezeichnetem Grad in sich vereinigte, Henry Martyn, einen Engländer, gebietet uns die Pietät, nicht zu übergehen. Unter den 24 Würtembergern, welche gegenwärtig in Ostindien arbeiten, sind drei durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnete Zöglinge des theologischen Seminars der Tübinger Hochschule.

Machen wir nun noch einen kurzen Besuch in den Bildungs-Anstalten der Missionäre selbst. Gewöhnlich befinden sich diese an dem Sitze eines Missionsvereins, unter der Aufsicht und Leitung desselben. Referent hat die Basler Anstalt aus eigener Anschauung

kennen gelernt, und die folgende Charakteristik ist vorzugsweise daraus entlehnt.

Wir treten mit den neuaufgenommenen Zöglingen in dieselbe ein, und fragen uns sogleich: wie gewinnt die Anstalt dieselben? Daß von einem Werben für einen Beruf, der nur durch den freiesten innerlichen Entschluß erwählt werden kann, gar nicht die Rede seyn darf, ist schon oben bemerkt worden. Vielmehr ist der Andrang immer so groß, daß die Wahl der Vorsteher freie Hand hat. So hatten sich z. B. im vorigen Jahre (1840) für zwölf Stellen, welche in der Basler Anstalt wieder besetzt werden sollten, über vierzig Bewerber gemeldet. Es werden nur solche angenommen, welche schon längere Zeit hindurch von Freunden der Sache beobachtet werden konnten. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die Engländer, welche so große Summen für die Missionssache hergeben, so wenig Leute haben, während die Deutschen allerdings weniger Geld, dafür aber Arbeiter haben. — Der ganze fünfjährige Aufenthalt der Zöglinge in der Anstalt wird nun eine fortwährende Prüfung der innern Lauterkeit. Doch ist die Gefahr vor absichtlicher Täuschung und Heuchelei die kleinere, theils weil der Missionsberuf statt äußerer Vortheile meist nur so große Verleugnungen und Opfer fordert, daß selbstsüchtige Motive dabei an sich schon kaum zu erwarten sind, theils aber auch, weil der Heuchler wohl bei einem blos äußerlichen, disciplinarischen Maßstabe sich etwa längere Zeit erhalten kann, nicht aber bei dem innerlichen des göttlichen Gesetzes, das sich in freier sittlicher Bewegung bewähren muß, und weil das durch diesen Maßstab geschärfte Auge der Erzieher, so wie das oft noch schärfere Auge der Gefährten ihn bald durchschaut. Gefährlicher ist die Selbsttäuschung und der Kampf mit dem eigenen Herzen. Es ist eine nicht seltene Erfahrung, daß der Entschluß, sich dem Missionsdienste zu widmen, ein Akt ergriffener Dankbarkeit ist. Ueberwältigt von dem Gefühle der Wohlthat, welche der aus schwerer Verirrung durch göttlichen Ruf Aufgeschreckte oder aus großer Noth durch göttlichen Schutz Gerettete an sich erfahren hat, ist ihm nun das Herz für das Elend Anderer weit geworden, und er will diese Wohlthat, durch die ihm ein neues Leben aufgegangen, nun auch Andern bringen. So natürlich diese Empfindung auch ist, und so erfreuliche Früchte sie auch schon getragen hat,

so ist doch auch die große Gefahr dabei, daß nachher im Zustande größerer Ruhe und einer gewissen Abspannung leicht der Kampf mit den alten Gebrechen des Herzens auf eine Weise wieder kommt, welcher die Kraft des jungen Mannes nicht recht gewachsen ist; hier muß er allerdings mit Liebe und Geduld unterstützt und geleitet, aber es muß ihm auch zu der vollen Selbsterkenntniß verholfen werden, damit er nöthigenfalls noch zu rechter Zeit zurücktrete. In dieser tiefinnerlichen Beziehung ist ein solches Missionshaus im ausgezeichnetsten Sinne eine Erziehungsanstalt, und gibt dem geschärften Blicke des Beobachters die interessantesten Aufschlüsse über die geheime Geschichte des menschlichen Herzens. Endlich aber kommt hier noch eine eigenthümliche Gefahr zur Sprache. Es läge dem natürlichen Menschen so nahe, daß man diese jungen Männer durch das Verdienstliche und Großartige ihrer Bestimmung zu enthusiasmiren suchte. Allein dies wäre gewiß sehr verfehlt. Denn der Missionär bedarf bekanntlich nicht sowohl der Kraft des ersten Anlaufes, zu welchem ihn ein solcher Enthusiasmus stärken könnte, als vielmehr des passiven Muthes, der ausdauernden Liebe und Geduld, der Treue auch im Kleinen, und des Glaubensblickes, der in die Ferne sieht. Die Sache hat aber noch eine andere bedenkliche Seite. Je mehr das menschliche Herz zur Betrachtung der eigenen Verdienstlichkeit, zu einer wohlgefälligen Selbstbespiegelung geneigt ist, desto wichtiger ist es, daß dieser Feind alles demüthigen Geisteslebens, aller sittlichen Erhebung nicht nur nicht genährt, sondern möglichst unterdrückt werde, und es gilt deswegen als entschiedener Grundsatz, daß nicht gelobt, nicht von Verdienstlichkeit des Entschlusses gesprochen, sondern überall auf wahre und einfältige Herzensdemuth hingewirkt wird, die, ihrer innern und äußern Schwäche sich bewußt, dem Herrn, dessen Werk sie treiben will und von dem sie ja Alles zu Lehen trägt, auch einzig die Ehre zu geben bereit ist.

Ein eigenthümliches, aber sehr fruchtbares Erziehungsmittel und einen Prüfstein für die Lauterkeit und den Ernst des Entschlusses geben für die Zöglinge diejenigen Missionäre, welche von Zeit zu Zeit theils etwa von einer aufgegebenen Station, theils aber häufiger um ihrer zerrütteten Gesundheit willen in das Missionshaus zurückkehren, und in demselben als der gemeinsamen Heimath, oder wenigstens durch dasselbe eine bleibende Unterstützung

erhalten, soferne sie nicht später zur Missionsthätigkeit zurückkehren können, oder in den Dienst der vaterländischen Kirche aufgenommen werden.

Aus dem bisher Gesagten, überhaupt aber aus der Natur des Zweckes ergibt sich, daß das ganze Verhältniß der Erzieher und Zöglinge nicht durch äußerlich disciplinarische Maßregeln, aber auch eben so wenig durch trübe Ascetik beengt werden darf, sondern daß das ganze Streben dahin gehen muß, durch Liebe zu Gott und den Menschen, durch innerlich freiwilligen Gehorsam gegen den göttlichen Willen und durch die Kraft des Gebetes eine freie sittliche Ordnung des Lebens herzustellen. So muß sich denn das Verhältniß, wie freilich eigentlich in jeder Erziehungsanstalt, so hier ganz vorzugsweise zu dem einer großen Familie mit patriarchalischer Form gestalten, und soweit Referent es beobachten konnte, ist der Eindruck auch wirklich vorzugsweise der eines offenen und herzlichen gegenseitigen Vertrauens. Freilich kann eine solche Anstalt wichtigere und schwerere Erfahrungen der Erziehung, welche in ihr mit der Größe und Wichtigkeit des Ziels auch an Bedeutung wachsen, auch nur auf dieser Unterlage glücklich bestehen.

Daß die Einrichtung und Gestaltung des äußern Lebens in Wohnung, Kost, Kleidung u. s. w. nur ein freiwilliger Ausdruck des Geistes sind, der sie bewegt, und daß also durchaus die höchste Einfachheit herrscht, doch immer in der einem edlen, christlich geläuterten Sinne zusagenden Form, versteht sich von selbst.

Was nun den Unterricht und die ganze wissenschaftliche Bildung betrifft, so verweisen wir auf das, was schon eben bei Erwähnung einer Prüfung und ihrer Resultate darüber bemerkt worden ist. Daß die Zöglinge noch die möglichste geistige Durchbildung erhalten, ist allgemeine Aufgabe. Die Anstalt in Basel, so wie die englischen und andere gründen diese zum Theil noch auf die klassischen Sprachen, und nehmen überhaupt eine möglichst streng wissenschaftliche Richtung, um so mehr, als z. B. ein großer Theil der Basler Zöglinge nach Ostindien bestimmt ist; andere, wie die Anstalt in Barmen, lassen die klassischen Sprachen weg, können dies aber auch leichter, weil z. B. eben Barmen seine Zöglinge vorzüglich nach Südafrika sendet.

Jährlich wird an jeder Anstalt ein Missionsfest gefeiert, das in Basel einen eigenthümlich universellen Charakter gewonnen,

und diese Anstalt zu einer Art Mittelpunkt des deutschen und schweizerischen Missionswesens gemacht hat. Wenn man von diesen Festen etwa hört, kann man sich meist eines unglaubigen Zweifels nicht ganz erwehren. Man denkt sich unwillkürlich eine Versammlung, in welcher statt der wohlthuenden Geistesfreiheit dogmatische Einseitigkeit und Beschränktheit, statt allgemeiner Menschenliebe bloses Parteiinteresse, statt praktischen Christenthums ein Spielen mit frömmelnden Gefühlen den Ton angeben, und in welcher es deßwegen dem freieren christlichen Geiste unwillkürlich etwas enge werden müsse. Referent hat sie selbst besucht und darf sagen, daß der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, ein ergreifender, ja ein wahrhaft erhebender war. Erhebend ist vor Allem die Idee selbst, welche in ihrer ganzen Großartigkeit hier gewissermaßen zur Anschauung kommt, dann aber auch das Zusammenströmen von Hunderten von Festgästen aus allen Gegenden, man darf beinahe sagen der Welt,* von den untersten bis zu den höchsten Ständen der Gesellschaft, auf den verschiedensten Standpunkten der Bildung und des äußern und innern Lebens, mit den mannigfachsten und vielseitigsten Erfahrungen, alle aber festlich gehoben und durch Eine Idee in Einem Geiste vereinigt. Die öffentlichen Vorträge haben durch die zum Theil ausgezeichnete Persönlichkeit der Sprechenden, durch die Verschiedenheit der Individualitäten und den Reichthum der Mittheilungen, zugleich aber auch durch die Kraft und Lebendigkeit mancher Reden, so wie den freien und universellen Blick, zu dem man gehoben wird, etwas höchst Anziehendes. Man fühlt sich wie in einem Mittelpunkte des großen Missionswerkes, dessen Fäden aber allerdings auch von beinahe allen Theilen der Welt hier zusammenlaufen, und der Muth und die Glaubensfreudigkeit, durch welche das ganze Unternehmen getragen wird, scheint unwillkürlich der ganzen Versammlung sich mitzutheilen. Endlich, als Folie des Ganzen, macht die edle Hospitalität einen freundlichen Eindruck, mit welcher die Bewohner Basels alle die Fremden, als wären es alte liebe

* Referent traf mit Männern nicht blos aus ganz Deutschland und der Schweiz, sondern auch aus Frankreich und England, vom Nordkap und Sicilien, von Westafrika und Persien zusammen, Landleuten und Predigern, Handwerkern und Gelehrten, Privaten und höhern Staatsmännern.

Gäste, beherbergen, so wie das Anziehende des geselligen Zusammenseyns in einigen gastlich geöffneten schönen Gärten, in welchen die ganze große, äußerlich so bunte und innerlich dennoch einige Gesellschaft in den Abendstunden unter freundlicher Bewirthung sich zusammenfindet, und in freiem, höchst interessantem persönlichen Verkehre sich ergeht. Möchten nur Viele diesen Besuch machen; die Ansicht über Geist und Wirksamkeit der Missionssache würde sich ganz anders gestalten, und das Interesse dafür könnte nur gewinnen, wiewohl auch ohne solche unmittelbare Anschauung eine nähere Bekanntschaft mit dem Unternehmen und eine ruhige und unparteiische Prüfung desselben ihm nothwendig Freunde verschaffen muß.

Fassen wir alles Bisherige noch einmal zusammen, die Idee, die das Ganze trägt, das große Ziel, das verfolgt wird, den Geist, der das Unternehmen belebt, und die verhältnißmäßig so bedeutenden Resultate, welche aus unendlich schwierigen Anfängen in weniger als einem halben Jahrhundert bereits sich herausgestellt haben, — was läßt sich da nicht von der weitern, immer steigenden Entwicklung der Sache erwarten? Wir haben oben auch den secundären Gewinn genannt, den einige Wissenschaften daraus ziehen, und daran erinnert, daß die Missionäre schon von verschiedenen Punkten aus dem europäischen Forschungsgeiste bisher noch unbetretene Gegenden eröffnet haben; und man darf wohl sagen, das Missionswesen in seiner Gesammtheit hat für die Natur-, für die Völker- und namentlich auch für die Sprachenkunde bereits eine so große Bedeutung erlangt, daß sie Keinem, der sich für diese Wissenschaften interessirt, mehr unbekannt bleiben darf. Aber das ist nur Einzelnes. Das große, universelle Ziel, das angestrebt wird, faßt dieses und noch vieles Andere als accidenzielle Ergebnisse von selbst in sich. Wohl entgehen unserem beschränkten Blicke alle Vermuthungen über Zeit und Stunde, in welcher das helle Licht des Christenthums über die sämmtlichen Heidenvölker aufgehen wird. Aber daß es geschieht, das wissen wir, denn das untrügliche Wort der Wahrheit sagt es uns. Und leicht dürfte es bälder geschehen, als menschliche Kurzsichtigkeit es vermuthet, als unser Kleinmuth es nur zu hoffen wagt.

Was wird es dann seyn, wenn einmal diese gewaltigen, bisher mehr oder weniger todten Völkermassen von der innerlich

belebenden Kraft des Christenthums durchdrungen, und wenn, wie bei den Germanen, neue Kräfte geweckt und die vorhandenen entwickelt, gesteigert, veredelt werden; wenn alle diese Millionen, die zum Theil noch gar keine Geschichte haben, eintreten, selbstständig eintreten in das erhabene Drama der Weltgeschichte, jedes mit seiner eigenthümlichen Individualität und neuer, frischer Lebenskraft! Welch unberechenbare Erweiterungen, welch ungeahnte Entwicklungen und Gestaltungen in allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens müssen da hervorbrechen, und in den verborgenen Tiefen des Menschengeistes und Menschenherzens — welche Dankopfer mögen aufsteigen für das Licht der Wahrheit, das Leben in Gott und die Erlösung aus geistigem Tode! Für diese Offenbarungen der ewigen Weisheit und der erbarmenden Liebe haben wir keinen Maßstab mehr.

Es sind bis jetzt noch so viele reiche Kräfte der Sache fremd geblieben, größtentheils gewiß nur aus Unkunde und irriger Ansicht. Und doch hat sie, wie alles Große, gerade für die edelsten Naturen etwas so unendlich Anziehendes. Möge doch Jeder das Seinige dazu beitragen, daß sie, als Sache der reinsten Humanität, als Sache des Christenthums, und zwar des Christenthums im Geiste und der Wahrheit, mehr und mehr bekannt und richtig beurtheilt werde. Freunde wird sie sich dann, mittelst der in ihr liegenden Kraft der Wahrheit, schon selbst gewinnen. Möge die Erziehung, die Schule ihren Beruf und zugleich ihr wahres Interesse erkennen und die Sache in ihren Kreis ziehen! Wie viel höchst interessanten Lehr- und Bildungsstoff kann sie nur daraus als Ausbeute erhalten; wie viel größer aber wird der Gewinn für den Geist und das Gemüth der Jugend werden, wenn ihre Aufmerksamkeit auf diese Weise so leicht und natürlich auf die Entwicklung der Menschheit im Großen hingerichtet, und ihr Herz auch dadurch vor der Verengung und Erkältung bewahrt wird, welche besonders im früheren Alter schon so zerstörend wirkt!

Eben so sprechen wir es unbedenklich als Aufgabe der öffentlichen Blätter aus, forthin der Sache ihr Interesse zuzuwenden, und neben den Kämpfen der Politik und der Leidenschaften, neben den Erweiterungen der Wissenschaften, der Industrie und des Handels auch von den friedlichen Siegen der Humanität, von diesen edelsten Fortschritten des Menschengeistes zu berichten,

und ihren Lesern dadurch nicht nur Befriedigung der Wißbegierde zu gewähren, sondern auch ihren Blick zum großen Ganzen der Weltgeschichte und ihrer Entwicklung, ihre Sympathien zu den höchsten Interessen der Humanität zu erheben, und dadurch, in nothwendiger Rückwirkung, auch für die geistige und sittliche Veredlung des eigenen Volkes zu arbeiten.

Möge unser deutsches Vaterland gerade in dieser Aufgabe, die ihm so nahe liegt, auch in weiterem Kreise nicht zurückbleiben, und auch dadurch beweisen, daß es seine ehrenvolle Stellung in der Weltgeschichte begreift und zu behaupten weiß. *

F. W. K.

* Als beherzigungswerthe Parallele mag hier eine Stimme aus Frankreich (Allgemeine Zeitung, 8. December 1840) stehen: „Paris, den 1. Dec. — Das Seminar der Propaganda sollte eigentlich von Rom hierher versetzt werden, und die Regierung würde wohl daran thun, eine solche Anstalt zu unterstützen. — Die Regierung beraubt sich durch ihre Vernachlässigung der Missionen eines großen Elementes des Einflusses in der Welt, und eines viel legitimeren und dauernderen, als den ihr die Barbaren der Kriegspartei vorschlagen. — In Rom ist das Leben aus der Anstalt gewichen, während sie hier zu einem großen Focus von Civilisation und Wissenschaft werden würde, und weithin Leben verbreiten und Einfluß ausüben könnte.

Zur Orientirung

in den

religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands.

Wenn man in einer Zeit geistiger Kämpfe lebt, und selber von ihnen mitbewegt wird, so muß man darauf Verzicht leisten, sich völlig des Schmerzens erwehren, den solche Kämpfe dem Einzelnen wie dem Ganzen bereiten. Man könnte seiner auch nur los werden durch Abstumpfung des eigenen Bewußtseyns und durch Ertödtung der sittlichen Kraft, auf welche doch im großen Streit der Geister mitgerechnet ist; und am Ende ist ja eben jener Schmerz der Unruhe, das Gefühl individueller Verletzung, welches die Theilnehmer des Kampfes tragen müssen, selbst eines jener Momente, durch welche sich die Menschheit zu einem höhern Frieden vorwärts bewegt. Sogar der Zorn ist eine Wohlthat, und ihm ist in der sittlichen Welt dieselbe Stelle angewiesen, welche im leiblichen Organismus die Galle einnimmt, durch deren Reaktion gegen den in den Körper aufgenommenen fremden Stoff dieser in den nährenden Saft umgewandelt wird.

Gleichwohl muß auch mitten im Streit für den Einzelnen ein Frieden gewonnen werden können; der ringende Geist muß seine Heimat haben, auf welche er sich zurück-, und von welcher er immer neue Kräfte für den Kampf an sich ziehen kann. Und diese Heimat ist das gläubige Hinsehen auf die Gedanken, welche der Geist Gottes durch und unter dem Ringen der Menschengedanken zur Wirklichkeit bringen will; jener Frieden entsteht uns durch die Zurückführung des Bewußtseyns aus dem verworrenen

Streit des Einzelnen auf das unwandelbare Eine, in welchem jenes Urſprung und Verſtändniß hat, ſo daß wir alſo von Perſonen und Namen und von den zeitlichen Ereigniſſen abſehen nach der Quelle dieſer Erſcheinungen, und durch der Menſchen Thun und Reden hindurch die lautere Sprache einer höheren Welt vernehmen, aus der nach einer geheimnißvollen Ordnung die Geſchicke zu uns herabſteigen.

Die folgenden Zeilen wollen nichts anders ſeyn, als ein ſolches Zurückführen, ein Verſuch, die kirchlichen Streitigkeiten unſerer Tage unter eine höhere Benennung zu bringen, nicht aber um ſie damit dem Streit in der Wirklichkeit zu entrücken, ſondern vielmehr den Kampfmuth durch Reinigung zu beſtärken, und hierin muß dann auch ihre Vertheidigung gegen den Vorwurf liegen, oft und viel Beſprochenes abermals zur Sprache zu bringen.

Es iſt noch nicht viele Jahre her, ſo war in der Wiſſenſchaft und in der Geſellſchaft ein harmloſes, hoffnungsreiches Leben. Auf dem durch das Ungewitter der Revolution aufgelockerten Boden hatten ſich allerorten neue Bildungen angeſetzt, mit friſchem Muth war der Geiſt in die Tiefen hinabgeſtiegen, und was er dorther geholt, hoffte er nun unter fröhlicher Entwicklung ſich in der Erſcheinung ausbreiten zu ſehen. Man ging ungeſtört neben einander, Orthodox und Heterodox, Katholik und Proteſtant, und war man ſich gleich auch der Differenzen bewußt, ſo betrachtete man doch dieſe als das minder Weſentliche, und zweifelte gar nicht an baldiger friedlicher Ausgleichung, ſobald nur noch einige natürliche Schritte vorwärts gethan ſeyn, gewiſſe leichte Abſchuppungen in Folge organiſchen Prozeſſes ſtattgefunden haben würden. Von der Entwicklung deſſen, was da war, hoffte man das nahe Heil.

Das iſt jetzt anders geworden. Man darf wohl dieſe Veränderung, ſofern ſie zunächſt innerhalb der proteſtantiſchen Kirche vor ſich gegangen iſt, vom Erſcheinen des „Lebens Jeſu“ an datiren; wenigſtens hat ſich der Zwieſpalt von da an erſt recht deutlich herausgeſtellt, und an dem hiedurch erregten Streit ſich eigentlich kennen gelernt, wiewohl es keineswegs an Vorſpielen zu dem Hauptdrama gefehlt hat. Dieſes Leben Jeſu iſt aber eine nothwendige Entwicklung aus den Anfängen unſerer Bildung, es iſt ein letzter Schritt im Gang der modernen Wiſſenſchaft, — und wenn ſie ſich das nicht gefallen läßt, wenn ſie behauptet, nicht

gewollt zu haben, was hier ausgeſprochen iſt, ſo bleibt ihr nichts übrig, als umzukehren und den Anfang eines neuen Wegs zu ſuchen. — Die Straußſche Aebeit enthält eine doppelte Kritik: diejenige, welche die Einzelnheiten der evangeliſchen Geſchichte ſich unter einander ſelbſt und durch die Widerſprüche des natürlichen Verſtands aufreiben läßt, und diejenige, welche ſie von innen heraus angreift. Jene peripheriſche Kritik, wenn man ſo ſagen kann, hat Strauß von namhaften Vorgängern gelernt, und ſie war ſchon zünftig, ehe er als Meiſter darin ſich erprobte; aber die centrale Kritik, das Anfaſſen, Durchdringen, Auflöſen der Erzählungen aus einem Prinzip heraus, die konſequente Durchführung einer philoſophiſchen Weltanſicht durch alle, auch die härteſten Adern der Geſchichte hindurch, und die Benützung jener verſtändigen Kritik für dieſe ſpekulative, ſo daß der kritiſche Werkmeiſter dem philoſophiſchen Künſtler immer in die Hände arbeiten muß, das iſt das epochemachende in jener Schrift; hierin beſteht auch ihr bleibender Werth, mögen gleich die auf dieſem Wege gewonnenen Reſultate alle widerlegt werden, und wenn auch eben jene Weltanſicht ſelbſt einer andern weichen muß. Die Straußſche Weltanſicht iſt aber dieſelbe, welche die neueſte Philoſophie hat, und die neue Philoſophie iſt eine Entwicklung aus den Anfängen der modernen Bildung, eine Koncentration der bewußten und unbewußten Gedanken unſerer Zeit. Man darf ſich hiebei nicht irre machen laſſen durch die Einreden, welche jene Philoſophie ſelbſt zum Theil gegen ihren Jünger erhoben hat; ja dieſe Einreden beweiſen ſogar durch ihre Künſtlichkeit, womit ſie dem eigentlichen Fragpunkt aus dem Weg zu gehen ſuchen, daß Strauß aus der Mitte heraus gearbeitet und geſprochen hat. Das Verneinen jeder empiriſchen Auctorität, alſo auch die rückſichtsloſe Behandlung der geſchichtlichen Urkunden des Chriſtenthums, die Beſtreitung des Wunders, als übernatürlicher That Gottes, die Unfähigkeit, ein menſchliches Individuum ſpezifiſch als den Gottmenſchen anzuerkennen, das Alles geht mit Nothwendigkeit hervor aus jener Spekulation, ſobald ſie ihre metaphyſiſchen Kreiſe verlaſſend in die Welt der Erſcheinung herniederſteigt, und ihre dort erkannten Denkbeſtimmungen auf die Geſchichte anwendet. Und dies muß ſie thun, und behauptet es auch immer zu thun, ſo ſehr, daß ſie ſogar die Benennung „Metaphyſik" aus ihrem

Wörterbuch streicht, und ihre Logik nichts anders seyn will, als wirkliche Physik, ein Prozeß des Denkens ins Daseyn, und ein natürliches, ungehemmtes Sichfortbewegen der Idee durch die Erscheinung. Die Welt ist ihr der Prozeß, in welchem ein Allgemeines, Bestimmungsloses sich in endliche Bestimmungen auseinanderlegt, und diese immer wieder in sich zurückzieht, so daß weder hinter noch vor jenem Prozeß irgend ein Einzelnes Bestand hat, sondern nur der Prozeß selbst ist das Bestehende; an keinem Punkt der Welt ist demnach Ruhe, kein Punkt hat dauerhafte Geltung, sondern alle miteinander und alle in ihrem Fluß sind die Offenbarung des ewigen Seyns, das gleichsam als der Weltsame in zahllosen Blumen aufblüht und erstirbt und im Sterben sich verjüngt. Ist dies die Grundanschauung des Hegel'schen Systems — und vor dem Erscheinen des Straußischen Werkes war wenigstens hierüber kein Zweifel — so sieht man leicht, daß hier von einem Gott im Sinne des religiösen Glaubens, von einer übernatürlichen, auf Einem Punkt der Geschichte hervorbrechenden Offenbarung Gottes, von einem Menschen, der auf andere Weise Gottmensch wäre, als jeder, nicht mehr die Rede seyn könnte, sobald man den Muth hatte, den Maßstab der Spekulation auf dieselbe Weise an die christlichen Vorstellungen zu legen, wie man ihn an die gesammte übrige Gedanken- und Erscheinungswelt gelegt hatte. Diesen Muth hat Strauß gehabt, und schon um dieses Muthes willen müssen ihn auch die entschiedensten Gegner ehren, sobald sie ruhig genug werden, einzusehen, welche innern Kämpfe ein Forscher durchgemacht haben muß, um nicht nur dem Volk, sondern auch dem eigenen Gemüth gegenüber das Bekenntniß abzulegen: „das, woran ihr glaubt, und woran ich selbst geglaubt habe, hat für mich seine Geltung verloren; mein wissenschaftliches Denken hat es mir zertrümmert." Und wahrlich, es ist etwas ganz anders für den Theologen, auf den Glauben verzichten in unsern Tagen, als es gewesen wäre auch nur vor wenigen Jahrzehnten. Denn was jener Supranaturalismus übrig ließ von dem Inhalt des christlichen Glaubens, das war so in den Hintergrund gedrängt durch den Streit über die Form, so verklausulirt durch Verwahrungen des Individuums, des Menschen gegen Gottes Allmacht, Eingreifen, Herrlichkeit, die theologische Wissenschaft hatte damals so wenig von dem Lebenssaft des Christenthums in

ſich ſtrömen, daß man faſt ſagen möchte, die Theologen, als ſolche, ſeyen nur dadurch noch gläubig geweſen, daß ſie behaupteten, man müſſe glauben; ſobald es aber an das Glauben ſelbſt ging, an das Was? ſo waren ſie ſchüchtern, zweifelhaft, ungläubig. Nun aber iſt eine Theologie aufgetreten mit der Zuverſicht und mit der Verheißung, uns zur friſchen Quelle der Wahrheit zu führen, eine Theologie, welche das, was eben noch als das Schwierigſte, Unbegreiflichſte halb aufgegeben, halb verdeckt worden war, zum Mittelpunkt ihrer Erkenntniß machte: daß Gott Menſch ſey; nun fingen die Vorhänge an zu ſinken zwiſchen dem endlichen Denken und dem Unendlichen, und mit neuer Hoffnungsluſt wendete ſich Alles der Offenbarung zu, die nun wirklich offen ſeyn ſollte und zugänglich für den denkenden Geiſt, und aus den Kreiſen der Wiſſenſchaft heraus bis zum Volk drang die Kunde davon, und erweckte zugleich ein freyeres, muthigeres Leben in der Kirche und für die Kirche: — da regt ſich in Einem, der auch mitgehofft und ſich mitgefreut hatte, der Zweifel, und es wird ihm immer klarer, wie dieſe mit Triumphrufen empfangene Theologie ganz anderswohin führe, als wohin die Jubelnden meinen, wie mit ihrer Erkenntniß erſt recht das Ende des Glaubens, der Tod der heiligen Geſchichte gekommen; und dieſe Einſicht fühlt er ſich gedrungen, auszuſprechen, und kaum hat er ſie ausgeſprochen, ſo hört er, ſtatt des Echos der Zuſtimmung, einen Widerſtandsruf von allen Seiten, ſieht ſich verlaſſen faſt von Allen, die mit ihm einen Weg gegangen waren bis hieher, und muß ein Ketzer heißen! Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Solchen und den verrufenen Ungläubigen des vorigen Jahrhunderts! Dieſe hatten nie das Chriſtenthum angenommen, nie ſeine Herrlichkeit geahnt; aber wer durch die Philoſophie unſerer Zeit hindurchgegangen, der iſt wirklich einmal an der Pforte des Paradieſes geſtanden, und wenn er durch ihre Konſequenz davon vertrieben worden iſt, ſo kann er nur mit ſchwerem Herzen und tiefen Wunden zurückgegangen ſeyn; und das offene Bekenntniß deſſen, das Beharren dabei, während der allgemeine Zug dem alten Glauben ſich zuwendet, ſetzt eine Tapferkeit voraus, die bei geiſtlichen Kämpfen nur noch gewiſſer Anerkennung finden ſollte. Man hat dem Kritiker auch dieſe verſagen zu müſſen geglaubt, weil die von ihm angegriffene Sache zu heilig war, als daß nicht der Eifer für ſie

die Rückſicht auf die perſönlichen Bedingungen des Angriffs hätte unterdrücken müſſen. Aber gerade ein ſolcher Eifer, welcher die Perſonen nicht mehr anſieht, iſt in Gefahr, auch für die Sache das Geſicht zu verlieren, und der Ketzerhaß iſt immer ein Zeuge der Glaubensſchwäche.

Die glaubige Wiſſenſchaft wenigſtens hätte ſich ſollen der Straußſchen Kritik freuen. Sie war ein großer Fortſchritt im Angreifen, alſo auch ein Anlaß zum Fortſchritt in der Vertheidigung. Wenn frühere Kritiker da und dort eine Seite des Chriſtenthums in Anſpruch genommen hatten, und mit ihren ſubjektiven Meinungen gegen den Glauben gekämpft, den geſunden Menſchenverſtand zum Sturm irgend einer Vormauer geführt, oder von ferne die ſtumpfen Pfeile atheiſtiſchen Spottes herübergeſchoſſen hatten in die Burg des Glaubens, ſo gab es wohl eine Bewegung, doch ſie ſetzte ſich bald wieder, der Glaube wußte ſich zu feſt und ſicher in ſeinen Verſchanzungen gegenüber von ſolchen leichten Truppen. Aber hier verhält es ſich ganz anders. Ein Mitbewohner der Burg hat den Krieg in der Mitte angefacht. Nicht mit auswärts hergenommenen Gedanken polemiſirt er, ſondern die eigenſten Hausgedanken des Chriſtenthums ſind ſeine Verbündeten, und aus demjenigen Satz heraus, welcher der höchſte iſt des geſchichtlichen Chriſtenthums: „Gott iſt Menſch," will er beweiſen, daß er es nicht iſt im Sinne eben dieſes geſchichtlichen Chriſtenthums. Gewiß ſo nur kann der Glaube mit Erfolg angegriffen werden, und dann auch nur ſiegen, wenn man ihm ſeinen innern Widerſpruch aufzeigt und er ſich ſelbſt von dieſem Widerſpruch befreit erweiſt. Ein ſolcher Angriff ſchickte ſich allein für eine Zeit, in welcher das Prinzip des Organismus bis in die unterſten Stufen des Daſeyns hinab Licht zu bringen verſucht, und der Streit iſt jetzt zu dem entſchiedenen Punkt vorgeſchritten, wo an das Chriſtenthum die Forderung gemacht wird, ſich darzuſtellen als wirkliche Vollziehung ſeines Begriffs, als wahrhaftige Entfaltung eines Lebenskerns. Ehe die theologiſche Wiſſenſchaft dieſes leiſtet, wird ſie immer den Stachel des Zweifels in ſich fühlen müſſen, ſie wird, wenn auch in manchen einzelnen Grenzgefechten glücklich, doch immer fürchten, im Herzen des Landes neuen ſchweren Krieg ausbrechen zu ſehen. Aber das iſt die Arbeit des theologiſchen Denkens in unſerer Zeit, und durch Strauß iſt

dieſe Aufgabe uns viel deutlicher und ganz unerbittlich vors Bewußtſeyn getreten, daß ganz entblößt aller Stützen einer empiriſchen Auctorität das Chriſtenthum, rein durch ſich ſelbſt, durch die organiſche Kraft ſeiner Idee ſich als die Wahrheit darſtellen, und daß alſo auch Alles, was nicht ſeinen organiſchen Zuſammenhang mit dieſer Idee nachweiſen kann, von demſelben geſchieden werde. Welch eine Aufgabe im Vergleich mit denjenigen, an welchen ſich die alte Apologetik abgearbeitet hatte! Man ſtritt ſich, ob und wie Jeſus auf dem Waſſer gegangen? welche Naturgeſetze nothwendigerweiſe überſchritten, welche möglicherweiſe umgangen wurden, wenn Jeſus Waſſer in Wein verwandelte? Wir könnten das Alles im Voraus zugeben, und dann erſt recht zweifeln, ob Jeſus der Gottmenſch ſey; gerade die Idee der Gottmenſchheit will uns das geſchichtliche Faktum derſelben zerſprengen; und was dann die Verſtandeskritik außen herum an dieſem Faktum bezweifelt, das gewinnt erſt ſeine Bedeutung und ſein Recht im Zuſammenhang mit dem philoſophiſchen Grundſatz, daß die Idee nie in einem Einzelnen ihren adäquaten Ausdruck finde.

Die rückſichtsloſe Anwendung dieſes Grundſatzes auf die Geſchichte und Perſon Jeſu iſt gewiß nothwendig geweſen, um der Theologie einen neuen Schwung zu geben, und ihr zugleich über manche Unſicherheiten hinüberzuhelfen, die ſie bisher gedrückt hatten. Unſere dogmatiſche Theologie war auf dem Wege, reine Wiſſenſchaftslehre zu werden; gleichwohl bildete ſie ſich ein, hiſtoriſch zu ſeyn; dieſe Einbildung hielt ſo lange Stand, als man ſich dem hiſtoriſchen Detail ferne hielt. Da konnte man guten Muths die vorweltlichen Gedanken unter einander ſpielen laſſen, hie und da dann einen der weltgewordenen heraufziehen und in den Reigen ſtellen, oder ihn mit dem Aetherblau der Spekulation betupfen, und ſo den Schein erzeugen, als wären mit ihm alle andern zu ergreifen und zu begreifen.

Oder iſt es wirklich ein Unrecht, aus Unverſtand hervorgehend, wenn man der Spekulation der Hegel'ſchen Schule vor Strauß eben dieſen Vorwurf macht, daß ſie doch eigentlich nie wirklich zum Concret-Chriſtlichen vorgedrungen iſt, ſondern nur ihren hoch über jeder Erſcheinung kreiſenden Gedankenſtrom mit einigen unvermittelt herübergenommenen Ausdrücken chriſtlich gefärbt hat? Nur darf man das nicht Betrug nennen, ſondern es geſchah

in heller Unschuld; daher besonders die theologische Jugend sich mit einer neidenswerthen Leichtigkeit jener Denkmanipulationen bemächtigen, und einem die schwersten Glaubenssätze, an welchen mancher redliche Theologe sonst sein Leben lang nicht auslernte, in wenigen einfachen Schlüssen aufs allernaivste herentwickeln konnte. War so die theologische Spekulation im Stand der Unschuld, so hat sie mit der Straußschen Kritik ihren Fall gethan, und dieser Sündenfall wenigstens war ein nothwendiger, sofern es endlich an den Tag kommen mußte, wieviel Selbsttäuschung und Schuld in jener Unschuld lag, und ein heilsamer, weil dadurch die Spekulation zur Besinnung und zu der Einsicht kommen konnte, daß ihr Denken in dem, was wenigstens für die Religion Daseyn heißt, nicht rein aufgehe, sondern einen unauflöslichen Bruch zurücklassen müsse. Diesen Fortschritt verdankt man der Schärfe, womit Strauß die Grundgedanken der Spekulation auf das Detail der evangelischen Geschichte hat einwirken lassen, und der Aufrichtigkeit und Klarheit, womit er die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschung mitgetheilt hat. Nun weiß man also, was geschieht, wenn jene Spekulation wirklich bis zur Wirklichkeit vorwärts schreitet; vorher, als sie noch nur den Saum derselben berührte, konnte man ungewiß darüber seyn. Darf man noch verkennen, daß die Straußsche Kritik im Dienst der Wahrheit gearbeitet hat? und was ist es anders, als Mangel an theologischer Einsicht und Demuth, wenn man den Kritiker aus der Reihe derjenigen Forscher hinausstoßen will, durch deren Mühen die Wissenschaft in steigender Klarheit zum Bewußtseyn dessen kommen muß, was ihr Noth thut?

Der nächste Eindruck jener Kritik war allerdings ein Schrecken. Aber man wäre nicht erschrocken, wenn man nicht sich getroffen gefühlt hätte, und man fühlte sich getroffen, weil man am Ende, bewußt oder unbewußt, auf demselben wissenschaftlichen Boden stand, auf welchem eben diese Kritik gewachsen war, oder doch auf dem entgegengesetzten Standpunkt sich nicht fest wußte. Die theologische Wissenschaft hat auch bis jetzt — offen gestanden — noch nicht viel geleistet, um sich der Straußschen Resultate zu erwehren, ob sie sich gleich viele Mühe damit gegeben hat. Was wenigstens den Streit um Einzelnes betrifft, z. B. Wunder, Harmonie der Erzählungen, so hat dieser jetzt erst recht angefangen,

und es iſt noch gar nicht abzuſehen, wohin auch die kirchlich geſinnte Kritik durch die mit jeder neuen Prüfung ſich vermehrenden Schwierigkeiten am Ende getrieben werden wird. Auch Strauß hat ihr wieder Konzeſſionen abgerungen, welche im Vergleich mit dem, was ſie aus ſeinen Händen errettet, immer noch namhaft genug ſind, um jedes Siegesgeſchrei als voreilig niederzudrücken. Will man aber auf den vorliegenden Prinzipienſtreit den Kanon anwenden, daß nur durch Hinausgehen über das Reſultat des Gegners dieſer überwunden werden könne, ſo hat ſich davon vor der Hand noch nichts zeigen wollen. Eher möchte man ſagen, die Wiſſenſchaft habe ſich auf den Schleiermacherſchen Standpunkt zurückgezogen; und Strauß ſelbſt hat ſich dieſem Rückzug angeſchloſſen, indem er nicht nur in ſeinen Selbſtgeſprächen die religiöſe Genialität Jeſu in der Weiſe Schleiermachers deduzirt, ſondern auch in der umgearbeiteten Auflage ſeines Lebens Jeſu auf die Perſönlichkeit Jeſu einen weit größern Nachdruck legt, als anfänglich. Ueberhaupt iſt ſeither eine merkwürdige Aenderung in Beziehung auf Schleiermacher vorgegangen. Kaum noch hatte man über ihn geſpottet, ihm Subjektivismus, Sabellianismus, und was alles von Ketzerei und Halbheit vorgeworfen; auf einmal aber iſt man wieder froh an ihm geworden, und bereits ſammeln ſich ſolche um ſeine Zelte, welche ſchon gemeint hatten, von den Zinnen einer wohlgeordneten Stadt mitleidige Blicke auf den Nomaden zurückſenden zu dürfen. Das macht, er hat ſeine Wohnung aufgeſchlagen an einer Oaſe; dahin ſtrömen die Flüchtlinge aus jener verſinkenden Stadt durch den dürren Sand; er hat einen perſönlichen Chriſtus, an dieſen hält er ſich feſt gegen die Anmuthungen der Spekulation, er läßt ihn ſich auch von der eigenen Dialektik nicht nehmen, ſo viel ſie ihn dazu verſucht; durch einen kräftigen Entſchluß hat er ſich den Chriſtus der Gemeinde bewahrt, und iſt im Beſitz einer lebendigen Quelle geblieben. Man muß es wohl bedenken: Schleiermacher iſt nicht durch einen logiſchen Schluß, ſondern durch einen religiöſen Entſchluß dazu gekommen, die Perſon Chriſtus zum Mittelpunkt ſeiner Dogmatik zu machen. Seine Weltanſicht hätte ihn von ſelbſt nicht dazu geführt, ja ſeine Dialektik wollte es ihm eigentlich wehren, im vorbildlichen Menſchen das Urbild, mitten in der Kette der Individuen Einen zu erblicken, der zugleich Mitglied und Schöpfer der Einzelnen iſt. Daß er

nun dennoch einen solchen Christus hat, ist mit ein Beweis für seine Behauptung, daß die Religion auf einem andern Boden, als die Spekulation stehe, und der Rückzug der theologischen Forschung auf Schleiermacher wäre demnach eher zu nennen eine Uebersiedelung derselben, und also vor der Hand kein Rückschritt, sondern der Anlauf zu neuer Entwicklung. Aber nicht nur die Theologen, sondern auch die Philosophen im engern Sinn sind gleichzeitig auf einen Standpunkt zurückgegangen, welcher rückwärts oder eher seitwärts der neuesten Entwicklung der Spekulation liegt. Alles Suchen dreht sich nunmehr um den Begriff der Persönlichkeit, um die Rettung des Ich, das wenigstens nach der schlichten Konsequenz der Hegel'schen Lehre aufgegeben war. Die Lehre von der Unsterblichkeit, als selbstbewußter Fortdauer des Individuums, die Untersuchung des Wie? und Wo? sogar, und die Vereinigung endlicher Individualität mit und neben dem Urich-Gott hat auf einmal wieder die Forscher in Thätigkeit gesetzt; das sind aber Fragen, welche auf die der Naturphilosophie vorausgegangene Spekulation zurückweisen. Die Philosophen scheinen Fichte, wie die Theologen dem zu schnell verlassenen Schleiermacher Abbitte thun zu müssen.

Immer also sehen wir eine Reaction in der Wissenschaft gegen die Resultate der neuesten Spekulation, doch eine Reaction, welche mehr vom Gemüth auszugehen scheint; daher den logischen Schlüssen Behauptungen des Herzens entgegengesetzt werden, dem Muß der Dialektik das Bedürfen des Subjekts; aber diese Bedürfnisse und Behauptungen haben es bisher noch nicht zu der Bündigkeit bringen können, deren die Spekulation in ihrem Kreise sich rühmen darf, und es ist eigentlich doch mehr ein Bitten oder Pochen, als ein muthiges, aufrechtes Verlangen, womit man dem Feinde entgegentritt. Und das kommt, scheint es, daher, daß man im Grunde ihn noch stark fühlt. Wir wollen sehen, warum?

Das Prinzip der modernen Weltansicht ist, wie oben angedeutet, das des organischen Prozesses. Diesem Prinzip huldigt auch die heutige Theologie, nicht allein die spekulative und kritische, sondern selbst die gläubige; man erinnere sich nur, daß sie manche Wunder Jesu, z. B. Verwandlung des Wassers in Wein, Speisung der Tausende mit wenigen Broden, als beschleunigten Naturprozeß zu erklären sucht. — Sieht man aber die Welt aus diesem Gesichtspunkt an, so steht man auf einem wesentlich andern Boden,

als der iſt, auf welchem der alte Glaube der Kirche gründet; und entzieht man ſich denn auch manchen harten Folgerungen der Spekulation, rettet man ſich den perſönlichen Gott, den hiſtoriſchen Chriſtus durch einen gemüthlichen, religiöſen Einfluß, ſo thut man dies immer mit dem geheimen Skrupel einer Erſchleichung; und dieſes Gefühl der Inkonſequenz macht ſchüchtern oder heftig, beides ein Zeichen von innerer Schwäche, und beides gleichweit entfernt vom Muth. Logiſch angeſehen iſt es nämlich immer eine Inkonſequenz, wenn ich über und vor einer Welt, die aus innerer Nothwendigkeit heraus ſich entwickelt, einen Gott annehme; dieſe innere Nothwendigkeit ſelbſt iſt ja der Gott, welcher dem Gott über und außer der Welt nichts zu thun übrig läßt, alſo auch nicht, zu ſeyn. Und wozu brauche ich auf dieſem Standpunkt einen Erlöſer? Alle organiſchen Unvollkommenheiten ſind ja nur nothwendige Uebergänge zum Vollkommeneren, und jeder niedere Zuſtand trägt in ſich den Keim eines höhern. So wenig ein Muſikſtück der Erlöſung bedarf, um aus einer Diſſonanz in den befriedigenden Akkord überzugehen, ſondern es braucht nur die diſſonirenden Töne, jeden auf ſeinem Wege, vorwärtsgehen zu laſſen, ſo ſchreitet es von ſelbſt durch innere Nöthigung zur Harmonie fort: ebenſo iſt es mit der Welt und mit der Menſchheit. Im Kompler der Nothwendigkeit und des natürlichen Organismus gibt es nur Uebergänge, keine Riſſe; ſo iſt alſo auch Keiner nöthig, der ſich vor den Riß ſtelle, und jede Unvollkommenheit iſt Natur: wozu dann ein übernatürliches Einſchreiten, wozu ein außerordentliches Losmachen, wenn doch nur ein vorübergehendes Gebundenſeyn da iſt, das in ſich ſelbſt und durch dieſelbe innere Nothwendigkeit, die es gebunden hat, ſich auflöst? — Man ſieht, um den geſchichtlichen Erlöſer mit vollem Muth feſthalten zu können, den Chriſtus, ſo wie er ſich ſelbſt gegeben hat, und wie ihn die Kirche nimmt, muß man noch einen weitern Entſchluß faſſen: man muß die ſpekulative Weltbetrachtung mit ihren Folgerungen und Schlüſſen zerſchlagen; denn der aufrichtige und ganze Sinn von Erlöſung beſteht nur neben dem Begriff der Sünde, als einer Desorganiſation; und dieſer Begriff hat bis jetzt den ihm gebührenden Rang in der neuern Dogmatik nicht finden können. Sie nimmt die Sünde zu leicht, wenn ſie ſie eine bloße Negation, ein im Verſchwinden begriffenes nennt, und an der philoſophiſchen

Behauptung festhält, daß sie für Gott eigentlich nicht sey. Schleiermacher, welcher hierin ganz auf dem spekulativen Standpunkt geblieben ist, kann daher auch die Erlösung doch immer nur als eine neue Schöpfung, nicht aber zugleich als Wiederherstellung begreifen; und so erhaben jene Anschauung, und ein so wesentliches Merkmal der Erlösung hiemit durch Schleiermacher in das dogmatische Bewußtseyn eingetreten ist, so ist sie doch eine Einseitigkeit, und übt als solche einen theilweise zerstörenden Einfluß auf die christliche Glaubenslehre aus. Um wiederum ein musikalisches Gleichniß zu brauchen: es ist ihm die Menschheit vor Christus ein ungestimmtes Instrument, das vor der Hand noch gar keine hörbaren Töne von sich gibt, außer die tiefen, kaum zu unterscheidenden des sinnlichen Selbstbewußtseyns, durch welches die dunkle Ahnung des kommenden höhern Lebens bebt; und so erscheint ihm dann auch jeder einzelne Mensch, bevor er von der Gnade angezogen wird. Aber dem christlichen Urtheil ist die Sünde vielmehr eine Verstimmung in den Saiten des innern Menschen, die bis in die gellendsten Mißtöne hinauf schreit, und die abgefallene Welt wird als ein in unauflöslichen Dissonanzen brausendes Meer vernommen (Br. P. a. d. Röm. Kap. 1—3). Es geht auf jenem Standpunkt der Begriff der Sünde in dem der Sinnlichkeit, Endlichkeit unter, daher auch gegen die Existenz böser Geister einer höhern Ordnung gestritten, und sich auf ihre höhere Einsicht als auf einen Grund gegen die Möglichkeit einer größern Verkehrtheit berufen wird. Ganz mit Recht, wenn Sünde bloße Negation, bloße Folge individueller Beschränktheit und natürlicher Unvollkommenheit ist; denn in diesem Fall ist sie um so unwahrscheinlicher, je höher ein geschaffener Geist, je befreiter er also von den Schranken der Sinnlichkeit und Endlichkeit dasteht. — Aber mag immerhin die Spekulation in ihre Welt herein keine Sünde brauchen können, die mehr wäre als Uebergang und Negation, — dem religiösen Bewußtseyn erscheint die Sünde als eine Opposition, als eine verkehrte Richtung, auch nicht als nothwendiger Durchgang zu Vollendeterem, von Gott geordnet, sondern als das Nichtgewollte, Nichtseynsollende, folglich als Störung des Weltorganismus. So lange nun die Theologie sich scheut, dieses Wort wissenschaftlich auszusprechen, und ehe sie es unternimmt, der an sich logischen Welt die irrational gewordene Welt des Daseyns

gegenüberzuſtellen, wird ſie immer nur mit halbem Muth und Erfolg den Reſultaten der ſpekulativen Kritik entgegentreten: das Gefühl, die erſte Strecke Wegs mit dem Gegner gegangen zu ſeyn, begleitet ſie als böſes Gewiſſen von da an, wo ſie ſich von ihm trennte; und hieraus läßt ſich eben auch die ängſtliche Scheu Schleiermachers, des Dogmatikers, vor der Spekulation, und ſein wiederholtes Proteſtiren gegen den Verdacht, ſelbſt zu philoſophiren, erklären, — eine Erklärung, wodurch man etwa den Ruf ſeiner Schärfe im Denken ſchmälert, aber in der Anerkenntniß ſeiner religiöſen Tiefe und ſeiner Größe als Kirchenlehrer nur noch mehr beſtärkt wird; denn dieſe beſteht eben ſo ſehr in dem, was durch ihn geahnt, als was in ihm zur Klarheit gebracht worden iſt. — Der Glaube an einen Erlöſer im wirklichen und vollen Sinn iſt weſentlich ſupranaturaliſtiſch; aber wiſſenſchaftlich kann dieſer Supranaturalismus ſich nur halten durch die Nachweiſung des Infranaturalismus (man erlaube das Wort) der Welt; d. h. ohne Anerkenntniß der Sünde, als einer die Welt deſorganiſirenden Macht, läßt ſich vernünftigerweiſe kein Hereintreten einer außerordentlichen Offenbarung, alſo auch kein Erlöſer, kein Wunder annehmen.

Wäre aber dies das Ziel, auf welches loszuſteuern die gegenwärtige Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Glaubenslehre ſeyn ſoll, ſo ſcheint ja alle bisherige Mühe der Spekulation verloren zu ſeyn. Denn dieſe hat uns mit ſtaunenswerther Kunſt ein Weltgebäude hingeſtellt, in welchem Alles an ſeinem Ort ergriffen und ergründet, jedes Dageweſene als ein Erzeugniß des Einen Gedankens, der ſich durch die reichſten Entwicklungsformen lebendig fortbewegt, verſtanden iſt: und nun ſoll ein Reagens gefunden werden, welches den wundervollen Organismus zerſetzt; durch einen einzigen Begriff, zudem einen ſolchen, welcher als ein leerer, kraftloſer aus dem lichten Reich der lebendigen Geſtalten bereits ausgeſchloſſen worden, ſoll vielmehr dieſe geordnete Welt in einen Trümmerhaufen verwandelt werden! — Aber wie, wenn nun gerade jene Gedankenwelt der Spekulation ein neuer Beweis wäre für die Nothwendigkeit, dieſen Begriff wieder aufzunehmen? — Geben wir zu, die Spekulation habe in ihrem Kreiſe volles Recht, und ihre Denkformen ſeyen das Maß der Erſcheinung; ſo iſt ja eben die unläugbare Thatſache, daß, ſo oft das Denken

wirklich vorſchreitet bis zur Erſcheinung, dieſe Erſcheinung immer dem Begriffe inadäquat erfunden wird, und daß, ſo oft ein Geſchichtsdetail in die Idee aufgelöst werden ſoll, immer ein Reſiduum bleibt, das von der Idee nicht überwunden werden kann, die Gewalt, womit ſodann das konkrete Daſeyn von der Spekulation mißhandelt wird, um es in ihre Denkformen zurückzuzwängen, — das Alles iſt ja ein augenfälliger Beweis des Sündenfalls, ein Zeugniß dafür, daß das Daſeyn aus dem Denken, das Wirkliche aus der Vernunft herausgefallen iſt. Jetzt noch wird dies — der Bruchreſt beim Rechnen des Denkens ins Daſeyn — von der Philoſophie Zufall genannt; je mehr es aber ihr Ernſt wird mit ihrem Begreifen, je mehr wird ſie gedrungen werden, ihm den wahren Namen zu geben, welchen der kirchliche Glaube einſtweilen aufbewahrt hat: — Sündenfall, und je mehr wird ſich zugleich herausſtellen, daß die Konſequenz des Denkgeſetzes eben ſo ſehr als die Strenge des Sittengeſetzes ein Zuchtmeiſter auf Chriſtum iſt. — Und ſo ſehen wir auch in derjenigen Arbeit des Menſchengeiſtes, die auf den erſten Anblick von dem, was das religiöſe Bedürfniß erheiſcht, am weiteſten wegzuführen ſchien, vielmehr eine Beſtätigung deſſelben, und ein dankenswerthes Bemühen im Dienſte der Wahrheit, zu der durch alle Anſtrengungen und ſelbſt Irrfahrten hindurch der Geiſt Gottes jenen leitet.

Aber einen noch weit poſitiveren Gewinn hat die Theologie aus jener Spekulation zu ziehen. Offenbar hat die alte Dogmatik der Kirche ihre Glaubensſätze viel zu wenig vermittelt, man möchte ſagen, plump hingeſtellt; auch ihre ſcharfſinnigſte Scholaſtik diente nicht dazu, ſie wirklich ins Leben ein-, ſondern nur im eigenen dogmatiſchen Kreiſe umherzuführen. — Eine Nachwirkung dieſer dogmatiſchen Starrheit iſt auch die Rohheit, womit die abſoluten Anhänger des Alten in unſerer Zeit die neueſten Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und ihre Träger ſich zu behandeln erlauben. — Die ächte Theologie aber darf ſich nicht ſchämen, bei der Spekulation in die Schule zu gehen, und von ihr das Vermitteln und lebendige Einführen der Ideen zu lernen. Ja noch mehr, indem die Spekulation den Faden des Ewigen, der auch durch die Bruchſtücke einer von der Sünde zerriſſenen Welt verborgen ſich hindurchzieht, aufzuweiſen ſich bemüht, hat ſie ſelbſt

ein Glaubensgeschäft übernommen, welches die Theologie zu ihrem eigenen Schaden lange genug vernachläßigt hatte, und hat zugleich dieser es für alle Zeiten wissenschaftlich unmöglich gemacht, ein gegen die Arbeiten auf andern Forschungsgebieten sich abschließendes Leben zu führen; und was ist auch dieser Separatismus anders, als die Wirkung eines geheimen Unglaubens, welcher sich nicht getraut, aus dem Hause zu gehen, weil er unfähig ist, auf den fremden Gesichtern, die ihm begegnen, den göttlichen Stempel zu erkennen, durch den sie zum Daseyn mitberechtigt sind? — Die auf dem Grund des religiösen Lebens gefundenen Sätze müssen also, wie gesagt, flüssig werden durch das philosophische Denken; dann auch können sie, ohne sich selbst untreu zu werden, alles zunächst nur durch den Verstand gefundene Wahre mit sich verschmelzen und damit zu einer höhern Berechtigung bringen. Man bedenke nur z. B., was die historische Kritik hiedurch gewinnen muß. Bisher hat sie mehr mit Verstandeskategorien und Wahrscheinlichkeitsrechnungen für und gegen operirt; stellt sie sich aber auf den religiösen Boden selbst, so darf sie ja die entstellende Macht der Sünde bis in die nächste Nähe der Offenbarung verfolgen, und muß das thun im Dienste des Glaubens selbst; ähnlich wie zur Zeit der Reformation der zur Tradition und Kirche erweiterte Offenbarungskreis durch Hinzutritt eben jenes Begriffs gesichtet worden ist. — Merkwürdig in hohem Grad ist es, zu sehen, wie gegenwärtig unter kirchlichgesinnten Theologen sogar die Ansicht Eingang findet, daß Christus in sich selbst habe die Erbsünde bekämpfen müssen; — ein Beweis von dem epidemischen Charakter der Kritik in unserer Zeit, durch die Ansteckungstheorie [illegible] nicht zu erklären.

Mögen diese Andeutungen genügen, um auf die große Arbeit hinzuweisen, welche zunächst der Theologie aufgegeben seyn dürfte; zugleich auch als Versuch, die bisherige Unsicherheit der kirchlichen Wissenschaft gegenüber den Angriffen der Spekulation und Kritik einigermaßen zu erklären und — wenn man so will — zu rechtfertigen. Ist aber die Phantasie eine Vorläuferin der Erkenntniß, und muß die Wahrheit in ihrer zeitlichen Entwicklung auch den Weg durch dichterische Ahnungen zum klaren Gedanken hindurch machen, so darf man nur auf die geistreichen Phantasien eines Steffens, Meyer, Schubert u. A. aufmerksam werden, um zu

sehen, wie eine tiefere Erfassung der Welt eben mit Hülfe jenes von der Theologie fast beseitigten Begriffs der Sünde, als einer Weltstörung, sich nach und nach zu verständlichen Worten emporringt.

War nun der Widerstand der Wissenschaft gegen die kritischen Resultate der neuesten Spekulation zwar fast allgemein, aber weniger entschieden, so haben diese dagegen eine sociale Reaction erfahren müssen, welche sich kaum hatte erwarten lassen. Denn das ist doch gewiß ein unerwartetes Ereigniß, daß ein Gelehrter durch Herausgabe eines gelehrten Buches, in welchem schwierige Untersuchungen bei weitem den größten Raum einnehmen, und selbst die klarsten Resultate doch nur für die Eingeweihteren in ihrer ganzen Bedeutung verständlich sind; eines Buches, welches zwar nicht frei von Verstößen gegen den theologischen Anstand ist, durch seine Haltung im Ganzen aber diese doch seltenen Verstöße als Erzeugnisse einer gegen das Unwissenschaftliche, nicht gegen das Heilige am kirchlichen Glauben gerichteten Schärfe entschuldigt, — daß hiedurch dieser Gelehrte, welcher zudem seinen Beruf zum Dociren bereits auf eine glänzende Weise beurkundet hatte, ein — verbreitetem Dafürhalten nach — für den Katheder „unmöglicher" Mann geworden ist. Bedenkt man, was für Meinungen seit nun etwa siebzig Jahren von den theologischen Lehrstühlen herab sind verkündigt worden, wie viele und große Abweichungen vom kirchlichen Dogma auf die Kanzeln und selbst in die liturgischen Bücher ihren Weg gefunden haben; bedenkt man ferner, um wie viel verständlicher der alte Rationalismus sich auszudrücken vermochte, so sehr, daß man wohl sagen kann, er habe seine eigenen Dogmen, ausgeprägt, den kirchlichen gegenüber gestellt, und seine Vertreter haben gleichwohl hohe Kirchenämter bekleiden können, und bekleiden sie noch: — so wird es schwer zu begreifen, wie einer rationalistischen Richtung der neuern Philosophie, welche eben, weil philosophisch, weniger populär, zudem noch so sichtbar im Werden begriffen ist, der Zugang zum akademischen Lehrstuhl soll verschlossen, also das Bürgerrecht in der Gelehrtenrepublik vorenthalten seyn. Was namentlich die Popularität betrifft, ohne welche einer der Kirche nicht wohl gefährlich werden kann, so ist diese kaum möglich, so lange ein wissenschaftliches Forschen, wie das besprochene, noch überwiegend

auf dem Wege vom Vorſtellen ins Denken zurück begriffen iſt; und mag man immerhin aus dem Straußſchen Buche manche ſchlagenden Ausſprüche herausleſen, der eigentliche Kern ſeiner Anſicht läßt ſich dem größern Publikum ſchwer begreiflich machen; denn wie viel Trennen und Zuſammenſetzen der Gedanken gehört dazu, bis ein ſchlichter Mann merken kann, was das heißt: die durch Jeſum ins Bewußtſeyn getretene Idee der Gottmenſchheit hat ſich in wunderbaren Erzählungen über ihn verkörpert? Freilich, wenn man ohne Weiteres ſagt: der Verfaſſer des Buches iſt ein Unglaubiger und Ketzer, er erklärt die Erzählungen für Mythen, alſo für Lügen, ſo iſt er auf ſehr populäre Weiſe hingeſtellt, aber — gezeichnet gar nicht, gar nicht unterſchieden von denen, welche Kern und Schaale des Chriſtenthums mit einander weggeworfen haben, während doch Strauß mit dem ſpekulativen Gehalt deſſelben gegen ſeine hiſtoriſche Hülle zu operiren ſuchte. Aber eben dieſe Operation iſt, wie geſagt, nichts allgemein Verſtändliches, alſo, ſcheint es, auch nichts allgemein Gefährliches, und dennoch hat die Geſellſchaft mit großer Entſchiedenheit ſich dagegen erklärt. Und dieſe Geſellſchaft iſt doch ſonſt ſo gleichgültig geweſen gegen wiſſenſchaftliche Diskuſſionen, auch gegen das Chriſtenthum ſelbſt ziemlich lau und unempfindlich. So ſcheint es alſo diesmal in der Kirche gegangen zu ſeyn, wie zuweilen am Himmel bei Gewitterluft, da am blauen Gewölbe hoch oben ſich leichter Flaum anſetzt und die Luft kaum ſichtbar gerinnt, aber plötzlich, ehe jene Wölkchen ſich herunterlaſſen konnten, um den Himmel allmählig zu überziehen, ſtürmen Wolkenhaufen einher, die der Wind an einem andern Orte des Himmels losgeriſſen und zu uns herüber getrieben hat. Unmittelbar aus dem Straußſchen Buche iſt der Sturm, welcher über ihn losgebrochen, unmöglich zu erklären; wir müſſen alſo die Wolkenbildung weiter zurück verfolgen.

Von der Region des Pietismus ging der Angriff aus. Der Pietismus iſt aber vorwiegend eine ſociale Geſtaltung des Chriſtenthums, er iſt — um auch eine Definition zu verſuchen — Beſchränkung des Lebens auf die Religion als Fach, unter der Form der Verbrüderung. Hiemit iſt ſeine Stärke, ſein Recht eben ſo wohl wie ſeine Gefahr ausgeſprochen. In einer Zeit, wo die Kirche als ſolche wenig Geltung beſitzt, ihre Inſtitute von den

weltlichen Staatsformen verdrängt und im öffentlichen Leben die materiellen Interessen zur Uebermacht gelangt sind, so sehr, daß man auch die Religion mehr nur als Hülfsmittel für die Erreichung und Erhaltung des weltlichen Wohlseyns zu betrachten sich gewöhnt hat — in solcher Zeit ist eine Koncentration der Religion gefordert; und wie eine für den ganzen Organismus bestimmte Lebenskraft mit um so größerer Intensität sich auf einzelne Glieder wirft, wenn ihre Thätigkeit in den übrigen Hemmungen erleidet, so ist die Religion, sobald ihr freier Einfluß auf die Gesammtheit unterbrochen wird, genöthigt, ihre Gemeinschaft bildende Macht außerhalb oder vielmehr unterhalb der öffentlichen Gesellschaftsformen zu bethätigen — sie muß Brüderschaften stiften. Aber sie wird das nicht thun können ohne eine gewisse Herbheit gegen Tendenzen in Personen, welche ihrem Kreise sich entziehen; eine Herbheit, welche eben in dem Gefühle ihren Grund hat, daß ein seinem Wesen nach Allgemeines in einer unnatürlichen Besonderheit zurückgehalten wird, und hieraus entspringt denn auch der Reiz, dies Abgesonderte in einen schroffen Gegensatz zu Anderem zu stellen. In einem solchen Gegensatz stand der Pietismus von Anfang an gegen das weltliche Leben und gegen die verknöcherte Theologie der Kirche; ursprünglich mußte er sich ja als heterodox ansehen lassen; seitdem aber die Theologie in den schnellen Fluß der Philosophie mit hineingezogen worden ist, und es sich gezeigt hat, daß der aus dem Zustande der Sprödigkeit erlöste Stoff des alten Glaubens einem neuen Geiste zugänglicher geworden ist, als dem anererbten Geiste der Kirche, seitdem hat auch der Pietismus immer mehr die von der Wissenschaft verlassene Sache des Dogma zu der seinigen gemacht, und mit mißtrauischen Blicken den Gang der theologischen Forschung verfolgt. So lange nun diese Forschung theils in ihren Ausdrücken noch dunkel oder vorsichtig war, theils diejenigen, welche aus der Schule schwatzten, ihren Herausforderungen noch zu wenig Bedeutung verschaffen konnten, beschränkte sich jene beobachtende Partei aufs Warnen und Drohen. Als aber endlich das längst Geahnte wirklich zum Vorschein kam, und die nach ihrer Ansicht total antichristliche Philosophie einen eben so gelehrten als gewandten Kämpfer auf das Terrain der Theologie vorgeschoben hatte, da brach denn auch mit voller Macht der Sturm des verhaltenen Zorns über den los, der das Wagstück

unternommen hatte, und er mußte und muß noch die Zielſcheibe ſeyn, auf welche die heißeſten Pfeile des Haſſes, der Verachtung und des Mitleids abgeſchoſſen werden. Doch mehr als dies: dieſe Richtung hat bis jetzt kein wiſſenſchaftliches Werk von Belang dem von Strauß, aber ſie hat ein ganzes Volk ſeiner Perſon gegenüberzuſtellen vermocht, und hat überall die Maſſen bis auf einen in unſerer Zeit für unmöglich gehaltenen Grad gegen den Kritiker einzunehmen gewußt. Sehen wir zu, wie ihr das gelingen konnte. Ein geiſtreicher Geſchichtſchreiber hat den Gedanken ausgeſprochen, daß in der europäiſchen Politik die Waage immer ſo lange auf eine Seite hinziehe, bis ein auffallendes Uebergewicht zu Tag komme; dann wende ſich der Zug ſchnell auf die andere Seite hinüber. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit der öffentlichen Meinung in Beziehung auf die religiöſen und wiſſenſchaftlichen Intereſſen. Jede Ueberſchreitung wird alsbald empfunden und gerügt; keine Richtung kann auf die Dauer ſich von der andern trennen, und wenn ſie ihnen zu weit vorausgeeilt iſt, wird ſie von den hintangeſetzten in die Schranken zurückgerufen. Offenbar nun hat die Spekulation ihren logiſchen Prozeß mit großer Rückſichtsloſigkeit verfolgt; ſie hat die koordinirten Intereſſen des Geiſtes zu bloßen Vorſtufen ihrer Entwicklung herabzuſetzen verſucht; die Sinnenwelt nicht nur, ſondern auch die Welt des Glaubens hat ſie ihre Wahrheit und Wirklichkeit allein in der das Daſeyn aufhebenden Welt der Gedanken ſuchen heißen wollen, und als ſie ſich hiemit endlich auch an das Nationalheiligthum wagte, da ward das Bewußtſeyn deſſen aufgeweckt, was der menſchliche Geiſt noch neben dem Denken hat, und was er durchs Denken allein ſich nicht entreißen laſſen kann. Wundere man ſich nicht, daß Leute, die vorher wenig vom Chriſtenthum wollten, nun auf einmal eifrige Chriſten und Glaubige geworden ſind. Mancher muß ja erſt durch den drohenden Verluſt auf den Werth der Güter aufmerkſam gemacht werden, die er bisher ſchweigend genoſſen, oder an einem ruhigen Ort hinterlegt gehabt hatte. Dieſe Alle ſchlugen ſich auf die Seite des Widerſtandes, zu welchem der Pietismus in ſeinen Organen das Zeichen gegeben hatte. Der Pietismus war nun zugleich auf dieſem Punkt aus ſeiner Beſonderheit herausgetreten, und hatte den Vorfechter in einer dem allgemeinen Intereſſe offenen Sache gemacht. Denn

die Realität der Glaubenswelt, welche er zwar auf eine wiſſenſchaftlich-beſchränkte Weiſe behauptet, iſt zugleich ein Gemeingut, ja die Grundlage der chriſtlichen Geſellſchaft ſelbſt in ihrer gegenwärtigen loſen Verfaſſung; und eine Spekulation, welche dieſe Realität endlich entſchieden angegriffen hatte, mußte vor der öffentlichen Meinung, ſobald es gelang, ſie darauf aufmerkſam zu machen, unterliegen. Muß es daher gleich den Beobachter öffentlicher Zuſtände betrüben, wenn er in dieſen Kampf die unchriſtlichſten Leidenſchaften ſich einmiſchen und das ungöttliche Feuer eines längſt erloſchen geglaubten Ketzerhaſſes wieder entbrennen ſieht, ſo kann man doch in der Reaktion an ſich, abgeſehen von den einzelnen rohen Ausbrüchen, in welche ſie ſich verirrt hat, eine aus nothwendigen Entwicklungsgeſetzen des menſchlichen Geiſtes hervorbrechende Korrection des einſeitig vorausgeeilten Wiſſenſchaftsprozeſſes erblicken. Für die Wiſſenſchaft, wie für die Geſellſchaft iſt es ein großer Gewinn, wenn das Bewußtſeyn ſich energiſch ausſpricht, daß Beide zuſammen gehören, mit einander ſich entwickeln, keines dem andern untreu werden darf. Es wird wenige Theologen geben, welche nicht eben dem durch Strauß angeregten Streit eine Erneuerung dieſes Bewußtſeyns verdankten, eine Sichtung alſo ihrer wiſſenſchaftlichen Errungenſchaft; und namentlich die Altersgenoſſen, wenn ſie irgend mit innerem Intereſſe ſich an der neueren Theologie heraufgebildet haben, werden wenigſtens vor ihrem eigenen Gewiſſen dem Geſtändniß kaum entgehen können, daß ſie ſich durch Strauß mancher beengenden Zweideutigkeit entledigt, durch ſeinen Mund viele und ſchwere Zweifel gleichſam von ſich weggeſprochen haben. — Jenes Bewußtſeyn von der Zuſammengehörigkeit der Wiſſenſchaft und der Geſellſchaft hat ſich alſo, wie geſagt, in dem vorliegenden Streit energiſcher als ſeit lange ausgeſprochen, und es iſt ganz erklärlich, daß es ſich an demjenigen Orte mit beſonderer Heftigkeit erhob, welcher noch am meiſten kirchlichen Stoff aufbewahrte, in der Gegend des Pietismus. Von jeher iſt ja die Kirche langſam zum Denken geweſen, und immer zurückrufend, wo ihre Angehörigen ins Eilen kommen wollten mit der Wiſſenſchaft. Und muß ſie nicht ſo ſeyn? iſt ſie doch eine Mutter, welcher die ſchwachen Kinder eben ſo und mehr am Herzen liegen, als die muntern; welche keines am Wege liegen laſſen darf, ſondern alle mitnehmen

will auf dem Zug durch's Land der Bildung. Darum warnt und droht ſie, wenn ihr die begabteren Söhne muthwillig vorauseilen und den Zug beſchleunigen wollen über Kräfte, und ſchickt den Ungehorſamen wohl auch herbe Strafen nach, wenn ſie vermag. Man ſoll nicht aufhören, ſeinen Abſcheu laut werden zu laſſen über die Grauſamkeiten, womit eine entartete Kirche ihren gewaltthätigen Zorn an den edelſten Förderern der Wahrheit ausgelaſſen hat; es iſt das nothwendig, um eine immer noch mögliche Wiederkehr jener ſchrecklichen Zuchtmittel zu verhüten; aber man darf auch in jenem Zerrbild der Kirche doch die mütterlichen Grundzüge nicht verkennen. Es gehört zum Weſen der chriſtlich-abendländiſchen Bildung, daß ſie ein Gemeingut für Alle ſeyn will. Die alte Welt hatte Sclaven, Heloten, welche die niedrigen Geſchäfte verrichteten, darauf die Erhaltung und Bequemlichkeit des Lebens beruht; den freien Bürgern blieb die Beſchäftigung mit dem Staat, den Künſten, der Wiſſenſchaft; jede Entwicklung in dieſen Gebieten hatte alſo nur den Bürgeradel zu berückſichtigen; blieb ſie dieſem treu, ſo ließ er ſich willig von ihr vorwärts führen; ſie konnte eben deswegen auch ſchnellere, kühnere Schritte machen. Wir aber können nicht fortſchreiten, ohne das geſammte Volk mit uns zu nehmen; jeder Kunſtgenuß iſt uns nur ein halber, ſo lange wir uns ſagen müſſen, daß wir ſeiner nur als Gebildete theilhaftig ſeyen; und was wir erringen mit Anſtrengung unſerer Geiſteskräfte, wenn wir nicht zugleich die Ergebniſſe unſerer Forſchung in die Hütten der Niedrigen als frohe Botſchaft tragen können, ſo werden wir unſeres Gewinns nicht froh; wir genießen ihn nicht nur darum blos mit ſchüchternem Gewiſſen, weil wir unſere Mitmenſchen, unſere Brüder, nicht mit genießen laſſen können, ſondern weil eben dieſes Nichtmitgenießenlaſſenkönnen uns immer mahnt, daß wir am Ende ſelbſt noch nicht das Wahre genießen. Die Wahrheit, welcher wir im innerſten Geiſte froh werden ſollen, muß Eine ſeyn für Alle, Einen Ausdruck haben für Ungebildete, wie für Gebildete; und ſo lange alſo die Wiſſenſchaft noch in Formen ſich bewegt, welche nicht Formen des allgemeinen Volkslebens und Volksbewußtſeyns werden können, oder ſo lange ſie in den öffentlichen Formen einen von dieſen abgelöſten Gehalt, alſo einen vom Wortlaut verſchiedenen Sinn — und wäre dieſer auch wirklich der feinſte Extract davon — beſitzt,

so mag sie immerhin eine edle und nothwendige Arbeit unter den Händen haben, und mit ihrem Trennungsgeschäft neue, vollkommenere Formen vorbereiten; aber als Lehrerin des Volks kann sie in diesem Zustand nicht auftreten: die Gesellschaft, die Kirche muß sich gegen solche noch nicht zur Reife gediehene Ergebnisse der Wissenschaft wehren. Popularität ist ein Prüfstein der Wahrheit innerhalb der Grenzen derjenigen Gemeinschaft, deren Stifter gesprochen: „den Armen wird das Evangelium gepredigt," und: „ich will sie Alle zu mir ziehen." Wahre Popularität aber besteht nicht im klaren Aussprechen irgend welcher Gedanken, sondern derjenigen, welche aus der Tiefe des allgemeinen menschlichen Bewußtseyns zu Tage gefördert werden; diese, sobald sie ausgesprochen sind, werden sie Gemeingut, und können durch keine äußerliche Gewalt den sehnsüchtigen Gemüthern vorenthalten werden; aber Resultate, die nur für den gebildeten und gelehrten Theil der Gesellschaft verständlich sind, sind eben deswegen noch keine Endresultate, und man kann es der Kirche nicht verdenken, wenn sie Bedenken trägt, in die von der Wissenschaft auf solche Weise gelichteten Stellen sogleich nachzurücken, ja wenn sie vielmehr ernste, warnende Rufe den kühnen Forschern nachsendet, welche auf ihrem bis in die Urwälder der Erkenntniß vorgeschobenen Posten Gefahr laufen, das lockere Band, womit sie an die Glaubensheimath gekettet waren, vollends zu zerreißen; gleichwie es auf der andern Seite bereits nicht mehr im Sinn der Kirche ist, jenen Ansiedlern auf dem neuen Boden die Gemeinschaft aufzukündigen, und sie damit, zum völligen Zerreißen des Bandes genöthigt, in die Wildniß hinauszustoßen.

Wir haben also gesehen, wie die Kirche vermöge ihrer Natur gegen das Vorauseilen der Wissenschaft vor der Gesellschaft seyn muß; wie daher nothwendig von da aus, wo das kirchliche Leben und Glauben am meisten koncentrirt war, auch der erste und — weil es dort zugleich in einem isolirten und beschränkten Zustande war — ein um so herberer Widerstand kommen mußte; wie aber der Pietismus eben in seinem Kampf gegen die philosophische Kritik, wenn auch auf seine besondere Weise, doch ein allgemeines Interesse, das Interesse der von der Wissenschaft vernachläßigten übrigen Geistesbedürfnisse und das Interesse der Gesellschaft, des Volks, vertreten hat. Man kann nicht verkennen, daß die Kraft

der Trägheit auch in der geiſtigen Welt ein bedeutungsvolles Recht ausübt, und daß das Beharren im Alten nicht nur eine Schutzwehr iſt gegen das Eindringen eines Neuen vor ſeiner Reife, ſondern, indem es den Faden der Entwicklung an ſeinem äußerſten Ende abbricht, nöthigt es, denſelben wieder in der Tiefe friſch anzuſpinnen, und aus dem Mittelpunkt des Lebens neue, vollkommenere Geſtalten hervorzutreiben. Denn auf dieſem Wege ſchreitet die Menſchheit vorwärts: nicht in Einem unendlichen Zug, ſondern in immer ſich wiederholenden Abſätzen; ähnlich wie die Natur in der Pflanzen- und Thierwelt nur eine Strecke weit Einen Gedanken verfolgt, dann aber abbricht und, ſich in einen Brudergedanken vertiefend, eine neue Reihe beginnt, um endlich den ganzen Bund von Licht- und Lebensſtrahlen in die Sichtbarkeit zu entfalten.

Wir haben im Bisherigen unſere Betrachtungen angeſtellt über den Streit des Glaubens mit dem Verſtand — und zwar mit dem nicht mehr blos raiſonnirenden, ſondern mit dem ſpekulirenden Verſtand — in der Wiſſenſchaft. Es iſt ein merkwürdiges und gewiß nicht zufälliges Zuſammentreffen, daß zu gleicher Zeit der Glaube auch in Konflikt gerathen iſt mit dem Verſtand im Staate, und zwar auch wiederum mit dem nicht mehr blos raiſonnirenden, ſondern ebenfalls ſpekulirenden und mit ſeiner Spekulation die Kirche ergreifenden Verſtande. Gerade in demjenigen Lande, welches nicht nur die Geburtsſtätte der neueſten Staatsphiloſophie iſt, ſondern in welchem auch der Staat mit dem meiſten Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt ſich geltend macht, iſt jener Konflikt entſtanden, und zwar in doppelter Geſtalt: als Streit des alten Lutherthums gegen eine von der Regierung ausgegangene Union, und als Streit des römiſchen Katholicismus gegen eine von der Regierung geforderte Behandlungsweiſe der gemiſchten Ehen. Offenbar verlangt es die Konſequenz des Staates, daß er durch religiöſe Verſchiedenheiten nicht in ſeiner politiſchen Einheit geſtört werde, welche die Bedingung ſeiner Exiſtenz und der Erfüllung aller ſeiner Zwecke iſt. Ueberall ſehen wir das Beſtreben, die religiöſen Intereſſen mit ſich zu vereinigen, die kirchlichen Gewalten unter die Einheit des Staates zu leiten oder zu beugen. In den vorwiegend katholiſchen Staaten bemerken wir das letztere; eben ſo in England, wo die Hochkirche auf katholiſchem Kirchenrecht

fußt, bis auf die neueste Zeit; — hier werden die andern Konfessionen niedergehalten, ihr kirchliches Leben beengt, und daß auch Verträge und Verfassungen sie nicht gänzlich gegen Beeinträchtigungen schützen, das lehrt die Geschichte bis auf den heutigen Tag. In den protestantischen Staaten aber, zumal der neueren Zeit, da das Interesse an der sichtbaren Kirche weit in den Hintergrund getreten ist, bemerken wir das Streben nach religiöser Einigung vorwiegend als ein aus der Idee des Staates an und für sich hervorgegangenes; kein Staat von Belang ist rein protestantisch, wenigstens nicht von Einer Konfession; die meisten haben einen nicht unbedeutenden Zuwachs katholischer Unterthanen in Folge der durch die französische Revolution herbeigeführten Zertrümmerung der ehemaligen Reichsverfassung erhalten. Sehr natürlich ist, daß sie für die protestantischen Brüderkonfessionen eine Union, vorerst in der Gestalt einer Mischkonfession, gesucht haben, in welcher die Gegensätze nicht ausgeglichen, sondern neben einander gestellt und durch ein äußeres Band zusammengehalten sind. Sehr natürlich ist dies von Seiten des Staats geschehen; aber die Vorfälle im preußischen Schlesien beweisen doch, daß es dort zu frühe oder zu strenge geschehen, und daß die Konsequenz des Staates den Gewissen einzelner Gemeinden vorausgeeilt seyn muß. Sobald aber ein Staat die Gewissen verletzt, so regt er sich einen Widerstand auf, den er zwar mit Gewalt zurückdrücken kann, welchen er aber eben deswegen innerlich nicht mehr überwindet, und er geht also doch der wahren Einheit verlustig. Gewiß ist jene Union aus einem tieferen Bedürfniß entsprungen, als aus dem einer bloßen Toleranz, wie sie die Aufklärung gebietet und die Welt, welche uns „leben und leben lassen" heißt; es hat das Gefühl wesentlichen Zusammengehörens der beiden Konfessionen darin sich ausdrücken wollen; aber sobald dies wahrhaft evangelische Gefühl in den Kreis der Politik hinübergezogen, sobald hinter dem Interesse der Religion zugleich das Interesse des Staats empfunden wurde, so war das ein Anstoß für die Gemüther, und die entfernteren Zuschauer jenes Streites sahen, als ihnen dies klar wurde, in jenen Gemeinden nicht mehr den Eigensinn streiten gegen ein wohlgemeintes Friedenswerk, sondern das Gewissen, den Glauben gegen die dem Glauben fremdartige Behandlungsweise religiöser Dinge. — Wunderbar, daß jener

Staat das Unrecht, welches er beging, fühlen lernen mußte durch ein Unrecht, das ihm angethan wurde, und daß die Anhänger Luthers gerächt werden ſollten durch den Pabſt. Denn der Pabſt hat durch ſeine abſoluten Anhänger unter den preußiſchen Biſchöfen einen Gewiſſensſtreit aufgeregt, durch welchen, wie der Augenſchein lehrt, auch die Rückſicht auf das Gewiſſen der lutheriſchen Unterthanen mit Recht geweckt und geſchärft worden iſt. Für ein deutſches Herz iſt es freilich betrübend, zu ſehen, wie auch jetzt wieder der Same der Zwietracht von Rom aus unter das deutſche Volk geworfen worden iſt; und ein Freund der Billigkeit kann es nicht begreifen, wie die katholiſche Kirche gerade in Preußen, wo ſie mit zuvorkommender Rückſicht behandelt, wo ſogar das ſtreng päbſtliche Syſtem gegen wiſſenſchaftliche Abweichungen geſchützt und die freieren Richtungen des Katholicismus durch die Regierung niedergehalten wurden, eine dem Staat feindſelige Stellung eingenommen hat. Ja, wer hätte ſich das träumen laſſen mögen, daß der Katholicismus gerade unter einer mit Nachdruck proteſtantiſchen Regierung ſich zu erheben und dem Proteſtantismus das gleiche Recht der Exiſtenz abzuſprechen wagen werde? Denn das iſt doch der Sinn jener Weigerungen, gemiſchte Ehen ohne das Verſprechen katholiſcher Kindererziehung einzuſegnen. Wenn die katholiſche Kirche durch ihr Oberhaupt dieſe Weigerung gebietet, ſo erklärt ſie dem Proteſtantismus: du biſt immer noch nicht berechtigt, zu exiſtiren, obgleich du dich durch blutige Kämpfe freizukaufen meinteſt; ich anerkenne kein Bündniß und habe nie eines anerkannt, in welchem du eine brüderliche Stellung neben mir erzwungen haſt! Um des Friedens willen hätte man wünſchen mögen, daß dieſe Erklärung noch wäre zurückbehalten worden; aber um der Wahrheit willen muß man ſich doch darüber freuen; und was hilft ein Friede, wenn er nicht auf dem Grund der Wahrheit ſteht! War es eine angenehme Täuſchung, eine Zeitlang zu meinen, zwiſchen dem an Rom gebundenen Katholicismus und dem Proteſtantismus ſey Frieden möglich, ſo wollen wir dankbar ſeyn, daß mit der Annehmlichkeit zugleich die Täuſchung verſchwunden iſt, um ſo mehr, da ja das Evangelium uns Proteſtanten nicht verwehrt, zu lieben, wo wir gehaßt werden, und auch am Feinde das Wahre anzuerkennen. Und iſt nach unſerer Ueberzeugung der römiſche Katholicismus zwar konſequent, aber

im Irrthum, wenn er aus seinem Glauben heraus die Verdammniß des unsrigen ausspricht, so müssen wir's ja ihm selbst gönnen, wenn er wieder, die politische Behutsamkeit überwindend und aller Zweideutigkeit los, seine wahre Herzensmeinung offen gegen uns herauskehrt. Nur müssen wir dann auch Alles hören wollen, was in seinen Absageworten liegt, und wissen verstehen lernen, daß in den Augen Roms die ganze Vereinigung Deutschlands, so wie sie in der Gegenwart besteht, eine gemischte Ehe, und daß alle Kinder, welche daraus hervorgehen, in Wissenschaft und Kunst und öffentlichem Leben, seiner Benediktion unwerth sind.* Derjenige katholische Bischof oder Priester, welcher sich weigert, eine gemischte Ehe ohne jenes Versprechen einzusegnen, weigert sich zugleich, den ganzen Rechtsbestand im Vaterlande anzuerkennen, und reißt zugleich alle Wurzeln seines Lebens aus dem heimathlichen Boden los. — Wer sieht nicht, daß durch diesen Streit, wenn es nur der weltlichen Klugheit nicht gelingt, ihn wieder zu bemänteln, Fragen von umfassender Wichtigkeit angeregt und eine Entscheidung in Deutschland herbeigeführt werden muß, welche wahrlich der Protestantismus nicht zu fürchten hat, und wonach der Katholicismus in unserer Mitte, so weit er vom Evangelium durchdrungen ist, unter Dulden und Schweigen sich sehnt.

Ob Rom, indem es mit dem preußischen Staate brach, politisch gehandelt habe, vermag ein Laie nicht zu beurtheilen; daß es aber recht gethan hat, seine Grundüberzeugung an den Tag zu legen, das wird man nicht bestreiten können, im Gegentheil wünschen müssen, es hätte von Anfang an mit gleicher Offenheit sich ausgesprochen und nie solche Worte gebraucht, in welchen der gutmüthige Protestantismus einen linden Sinn finden konnte. Sein Glaube ist: „außerhalb meiner kein Heil." Sey dieser Glaube irrig oder nicht: jedes offene Bekenntniß hat wenigstens einen subjektiven Glaubenswerth, den Werth der Ueberzeugungstreue, und jede Ueberzeugung, mit Festigkeit ausgesprochen, muß imponiren. — So heilsam es der Wissenschaft ist, wenn der Glaube ihren Auflösungsversuchen in den Weg tritt, so heilsam ist es dem Staat, wenn sich ihm die Kirche als eine Realität zu

* Man weiß, daß Rom auch diejenigen katholischen Bücher, welche wir für ganz katholisch halten, auf den index prohibitorum setzt.

fühlen gibt, welche in ihm nicht völlig aufgehen darf; auch der Staat muß an ſeine Schranken gemahnt werden. Ihm liegt ob, die Unterthanen alle in ihrem Gewiſſen und die Konfeſſionen bei ihrem rechtlichen Beſtand zu ſchützen, und bei einer gemiſchten Bevölkerung beruht nur hierauf das Vertrauen gegen die Regierung, daß jeder weiß, ſie will mich in meiner religiöſen Freiheit gegen Angriffe bewachen. Merkt aber eine religiöſe Gemeinſchaft, daß man ſie zu noch etwas Anderem brauchen, daß man für kirchliche Wohlthaten politiſche Gegendienſte verlangen will, ſo erkaltet die Dankbarkeit, es entſteht natürlicherweiſe ein Reiz, ſeine Wichtigkeit auch auf mißliebige Weiſe an den Tag zu legen, und gar zu leicht wird das Mißtrauen, welches jeder, der ſich als Mittel gebraucht ſieht, gegen den, der ihn braucht, hegen muß, mitten unter den Wohlthaten heraus den angelegten Plan und dann auch in billigen Anforderungen eine Beeinträchtigung der eigenen Rechte entdecken. Man hat an manchen Orten den Katholicismus gebraucht gegen den Liberalismus, die Hierarchie gegen demokratiſche Beſtrebungen zu Hülfe gerufen; aber die Religion kann es nie ertragen, politiſch angewandt zu werden; immer wendet ſie ſich, ſobald ſie zum Gefühl einer weltlichen Bedeutung gelangt iſt, zuletzt gegen diejenigen ſelbſt, welche ſie in dieſe falſche Stellung gebracht haben. Doch das möge hier bei Seite liegen bleiben. Sey der Eheſtreit mit herbeigeführt durch was immer für weltliche Motive, gleichwohl ſieht man auf dem Grund dieſes Streites eine Proteſtation der Kirche gegen den Staat als einigen, höchſten Zweck der Geſellſchaft, ein ſich Wehren des Glaubens gegen die Konſequenzen des politiſchen Verſtandes. Freilich vermag es der Reziminalismus unſerer Tage nicht zu faſſen, wie ein Menſch um der Religion willen ſich dem Organismus des Staates opponiren, wie einer überhaupt noch einen andern Lebensmittelpunkt haben könne, als die Kanzlei, in der er arbeitet. Aber gerade um dieſer willen, ſcheint es, hat müſſen die kirchliche Oppoſition recht eigentlich am äußerſten Punkt, und wo ſie bereits die Grenze des Rechts überſchritten, zu Tage kommen. Denn das iſt der Lauf der Welt, daß das Recht durch's Unrecht ſich geltend machen, und wer ſich der Möglichkeit, Unrecht zu thun, begibt, darauf verzichten muß, zu ſeinem Recht zu gelangen. Es iſt aber der Lauf der verkehrten Welt; und wer muß

nicht die Kraft beklagen, welche die katholische Kirche in diesem Streit unnöthig verschwendet, und die sie so nöthig hätte, an andern Punkten auf eine edle Weise wirken zu lassen? Gerade im Punkt der Ehe, wie viel gäbe es da in Deutschland zu richten und zu kämpfen! Man betrachte unsere Gesetzgebungen, mit welcher Gleichgültigkeit sie über die Sünden gegen das sechste Gebot hinweggehen; man sehe, mit welchem Leichtsinn solche Vergehungen behandelt, und wie auch der Rest von Schranke, welchen das Gesetz noch gegen die Uebermacht des Fleisches stehen ließ, durch Nachläßigkeit solcher, die wachen sollen, wo nicht gar durch ihre eigene Frivolität niedergerissen wird; man bedenke, daß unsere sogenannten kanonischen Ehehindernisse in der Regel nichts sind, als Einkommensquellen für den Fiskus, welcher die Gewissen durch seine Sportelansätze zu erleichtern meint; man sehe in der Nähe, welche Verheerungen in der öffentlichen Sittlichkeit durch solche Behandlung gerade desjenigen Instituts angerichtet werden, auf welches die ganze Gesellschaft sich gründet — der Ehe: und man wird es nur als eine große Verirrung, als einen tiefen Abfall von der wahren Bestimmung der Kirche ansehen müssen, wenn der Katholicismus unter solchen Umständen den Streit bei den gemischten Ehen anzettelt, den er die Macht hätte mitten hinein zu tragen, da wo die Lebensfragen der öffentlichen Sitten und der Zucht ihren Ursprung nehmen. Wahrlich, da steht es übel um die Heerde, wenn die Hirten sich Zeit nehmen, am Zaun zu bessern, der ihre Schafe von denen des Nachbars trennt, während der Wolf mitten in die Hürden eingebrochen ist; und es ist keine Frage, daß hier der Hirtenberuf sich selbst nicht mehr verstehen muß, wenn er die ihm gelassene, immer noch große Macht, statt sie gegen das notorisch unsittliche Wesen und die himmelschreienden Sünden ins Feld zu führen, in einem Kampf vergeudet, an welchem kirchliche Eifersucht zum mindesten eben so viel Antheil hat, als der Eifer für das Heiligthum. Hätte der Katholicismus sich erhoben zum Zeugniß wider die sittliche Schlaffheit, in welche das öffentliche und häusliche Leben mehr und mehr heruntersinkt, wie die Zucht aus den Händen der Kirche in die der Polizei übergeht; hätte der Klerus seine Schlüssel gezeigt, um den Obrigkeiten und den Völkern die alte Wahrheit ins Gedächtniß zu rufen, daß ihre Uebertretungen noch weit mehr Verfehlungen gegen eine höhere

Weltordnung als gegen die politische Ordnung des Staats seyen, — der Protestantismus wäre ihm dankbar dafür gewesen und hätte sich gefreut, daß diejenige Kirche, welche Gehör erzwingen kann, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen hätte; so aber muß man mit Betrübniß sehen, wie schnell der Lichtstrahl der Wahrheit sich in weltliches Dunkel umgebogen und der Ansatz von Glauben sich in ungewisses Streiten verloffen hat.

Das ist das Ungesunde am römischen Katholicismus, daß er seine Kraft in kirchenrechtlichen Streitfragen erschöpft, die zu lösen sich ein Anderer auf andern Wegen vorbehalten hat. Gleichwohl darf uns aber dies nicht hindern, in seinen Eingriffen zugleich eine Abwehr gegen Uebergriffe des Staats in die Kirche und eine Protestation wider den falschen Frieden, dem man sich voreilig hingegeben hatte, zu erkennen, daher eine Hinweisung auf das Bedürfniß und also auch auf das Kommen eines höheren wahrhaftigen Friedens. Und in diesem Sinn ist die oben ausgesprochene Ansicht zu verstehen, daß hier ein Konflict des Glaubens mit dem Verstande im Staate vorliege. Eine in mancher Hinsicht ähnliche Erscheinung ist der zuvor besprochene Kampf des Pietismus gegen die neuere Wissenschaft. Als Protestation gegen das Vorauseilen des wissenschaftlichen Verstandes, und als Nöthigung zu neuem Zurückgehen und sich Vertiefen in die übersehenen Bedürfnisse des Geistes, hat die gesellschaftliche Bewegung, welche der Pietismus hauptsächlich zu Stande gebracht, ihren Werth. Aber die Art der Behandlung dieses Streites kann kein Vernünftiger billigen. Mischt Ketzerhaß sich in die wissenschaftlichen Streitfragen, so ist dies schon wieder ein sündhafter Eingriff in den Gang der Forschung, welchen ebenfalls ein Anderer, dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind, zu leiten sich vorbehalten hat; und gelingt es einer Gesellschaft, durch ihre Reaktion einen im Dienste der Wissenschaft Arbeitenden vom Sitz der Wissenschaft, vom akademischen Lehrstuhl auszuschließen, so ist sie schon zu einem Punkt vorgeschritten, auf welchem sie selbst wieder eine Reaktion erfahren muß; oder es geschieht, was früher schon oft zum Verderben der Gesellschaft geschehen ist, daß Heuchelei und Lüge sich ihren Vortheil ersehen, die, auf welcher Seite sie auch stehen, immer nur dazu helfen, die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufzuhalten. Die absolute Anhänglichkeit, welche allein der Religion

gebührt, kann nie ohne Schaden einem einzelnen Bekenntniß oder einer dogmatischen Auffassungsweise zugewendet werden, und wenn sich der Eifer um Gott im Streit gegen wissenschaftliche Verirrungen verzehrt, so wird er darüber das nöthigere Geschäft, gegen sittliches Verderben zu kämpfen, versäumen. Liest man in solchen Blättern, welche den Namen des Evangeliums an der Stirne tragen, immer und immer wieder bittere Ausfälle und hämische Verdächtigungen gegen Andersdenkende, so muß man am Ende sich überzeugen, daß es hier doch an der rechten Einsicht, vielleicht mehr noch am echten Muth fehlt, den wirklichen Feind der Kirche aufzusuchen und zu nennen.

So sehen wir also auf der Oberfläche der Ereignisse überall nur Unvollkommenes oder Verkehrtes; gehen wir aber weiter zurück, so entdecken wir immer zu einem unbefriedigenden Ausgang den guten Anfang, in den verschiedenen religiösen Streitigkeiten das Ringen eines Neuen und Besseren, welches aber bis jetzt noch nicht die Kruste menschlichen Unverstandes und weltlichen Sinnes so durchbrechen konnte, daß man die klare Gestalt des Kommenden zu erblicken vermöchte. Das ist jedoch deutlich, daß Wissenschaft und Gesellschaft durch ein Läuterungsfeuer gehen müssen, ehe es mit ihnen zur neuen Geburt kommen kann. Sie bedürfen der Buße, eben so sehr um auf der einen Seite der falschen Ruhe los zu werden, mit welcher sie sich auf die Bündigkeit ihrer Denk- und Verwaltungsformen bisher verlassen haben, als um andererseits den ungöttlichen Eifer sich ferne zu halten, womit sie der Glaubens- und Gewissensmahnungen sich zu bemächtigen pflegen. Mag man über alles Andere streiten, so wird man doch in der Erkenntniß zusammen kommen müssen, daß durch alle Ereignisse hindurch, wie viel sie sonst auch sagen und bedeuten, jene Forderung als die lauteste vernommen wird.

A. Hauber.

Die Studenten-Verbindungen

auf

deutſchen Univerſitäten.

Im zweiten Hefte dieſer Zeitſchrift vom Jahre 1839, wo über die deutſchen Univerſitäten, ihre gegenwärtigen Mißſtände und ihre Heilung geredet ward, wurde auch die Frage aufgeworfen: Wie es mit Verbindungen und Geſellſchaften der Studirenden zu halten ſey? Der wohlerfahrene Verfaſſer erkennt zwar an, daß die, durch den deutſchen Bund und die Regierungen ergriffenen Maßregeln einem faſt unerträglichen Uebelſtande größtentheils ein Ziel geſetzt hätten; „allein," fährt er fort, „weder ſcheint dieſe Geſetzgebung auf die Dauer Sicherheit gegen die Wiederkehr des Uebels zu geben, noch möchten wir ſie dem Inhalte nach, und als bleibende Maßregel betrachtet, vollkommen billigen. Erſteres nicht, weil ſie als bloße Strafgeſetzgebung leicht bei einiger Läſſigkeit in der Aufſicht und nach einigem Zeitablauf da oder dort in Vergeſſenheit gerathen kann, dem Inhalte nach aber gibt ſie inſofern zu Ausſtellungen Anlaß, als ſie blos negirt, nicht aber auch organiſirt."

Es ſind damit die Gebrechen der wider das Verbindungsweſen ergriffenen Maßregeln kurz und ſchlagend charakteriſirt; wir möchten jedoch noch einen Punkt hinzuſetzen. Die Geſetzgebung hat bis jetzt noch auf keiner Univerſität gänzlich durchgegriffen, das Uebel iſt vermindert, nicht aufgehoben. Iſt dies anerkannt, oder leicht nachzuweiſen, ſo entſteht natürlich die Frage: Gibt es kein Mittel der Heilung? Der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſagt: „Wir

unseres Theils, geben unser Unvermögen, hier einen erklecklichen Vorschlag zu machen, gern zu. Da wir aber auf das lebendigste überzeugt sind, daß hier eine wesentliche Lücke in der Ordnung des Lebens der Universitäten ist, so könnte uns nichts mehr freuen, als wenn dieser Punkt, weiter zur Diskussion gebracht, am Ende doch eine genügende Lösung fände."

Wenn man die vielen Reichsgesetze, Bundesgesetze und jene Menge von Experimenten kennt, in denen sich die Regierungen seit länger als einem Jahrhundert abgemüht haben, dem Unwesen dieser Verbindungen zu steuern, und mit einem Vorschlage hervorzutreten wagte, von dessen Ausführung man völlige Aufhebung dieser Uebelstände erwartete, so würde dies gewiß anmaßend erscheinen. Einen solchen Vorschlag zu machen, ist nicht meine Absicht. Allein ich halte es an der Zeit, daß diese Dinge zur Diskussion gebracht werden, und diese Blätter für das geeignete Organ dazu. Nicht Vielen möchte ich aber Sitz und Stimme bei dieser Diskussion zugestehen. Daß so viele Experimente vergeblich sich erwiesen, obgleich sie selbst von Professoren, Kanzlern und Rektoren vorgeschlagen waren, beweist, daß mehr als eine gewöhnliche Bekanntschaft mit dem akademischen Leben dazu gehört, hier irgend welche Vorschläge zu machen; hat sich doch noch vor kurzem Hr. Diesterweg durch seine weisen Vorschläge lächerlich gemacht.

Man darf dem Leben der Studirenden nicht zu fern stehen, sie müssen zu uns als alten Verbindungsgenossen noch so viel Zutrauen haben, daß sie uns alle Geheimnisse, welche keine akademische Inquisition erspäht, offenbaren, und vor allem muß eine langjährige Erfahrung uns unmittelbar zur Seite stehen, wenn wir hier das Wort nehmen wollen. Ich glaube meine Legitimation zu beschaffen, wenn ich versichere, daß ich seit 12 Jahren, von welchen ich fünf selbst als Student zubrachte, Gelegenheit gehabt habe, das Verbindungswesen auf mehreren deutschen Universitäten zu beobachten. Daß ich im Jahre 1834 meine Stimme über den hier zur Anregung gebrachten Gegenstand schon einmal vernehmen ließ, erwähne ich nur, damit ich nicht als Plagiarius erscheine, wenn ich etwa einen Gedanken, aus den „Worten eines Studirenden über die Reform der Universitäten" wiederholen sollte. In vielen Punkten haben sich seitdem meine Ansichten freilich

geändert, während die Anſchauungen von den vorliegenden Zuſtänden des geſelligen Lebens der Studirenden dieſelben geblieben ſind.

Um aber unſerm Ziele näher zu rücken, wo liegen die Uebelſtände in dem Verbindungsweſen der Studirenden, die wir ſtillſchweigend vorauszuſetzen ſcheinen? Es möchte ſchwer, wenn nicht unmöglich ſeyn, aprioriſtiſch zu beweiſen, daß Studentenverbindungen an ſich ein Uebel oder vom Uebel ſeyen.

Unſer ganzes Leben drängt zu Aſſociationen, die neueſte Zeit hat namentlich das Bedürfniß derſelben für alle Richtungen des Lebens, für Wiſſenſchaft und Kunſt, Handel und Induſtrie nachgewieſen. Warum ſollen alſo auf Univerſitäten die Jünglinge atomiſtiſch auseinander gehalten werden?

Alſo nicht jede Verbindung von Studirenden iſt ſelbſt ſchon ein Uebel, ſondern nur die Verbindungen, wie ſie jetzt beſtehen, dieſe Landsmannſchaften, dieſe Korps, dieſe Burſchenſchaft. Wir haben es hier mit hiſtoriſchen Dingen zu thun, die ſich in ihre Anfänge durch mehrere Jahrhunderte hinſchlängeln, und wieder in Sitten, Gebräuchen, Eigenthümlichkeiten früherer Lebensverhältniſſe ihre Wurzel haben. Solche laſſen ſich in ihrem innerſten Weſen nicht a priori konſtruiren. Die Neigungen und Sympathien, die wie geheime Gewalten zu dieſen Verbindungen treiben, erklären ſich nicht allein, wenn auch zunächſt, aus der Bruſt des Jünglings. Es wird daher zweckmäßig ſeyn, wenn wir auf hiſtoriſchem Wege zu finden ſuchen, wie die Studentenverbindungen das geworden ſind, was ſie ſind. Nur wenn wir ihr inneres und äußeres Weſen, ihre Zwecke und ihre Motive auf dieſem Wege kennen gelernt haben, können wir ſagen, hier oder dort liegen die Uebelſtände, nur dann dürfen wir wagen, Vorſchläge zur Hebung dieſer Uebel zu machen.

Um hier vom Anfange anzufangen, ſey erwähnt, daß ſchon der erſten Univerſität, wozu Ariſtoteles Athen machte, indem er es unternahm, vor Schülern männlichen Alters alle Wiſſenſchaften zu lehren, Studentenverbindungen nicht fremd waren. Die Byzantiner erzählen uns von großen landsmannſchaftlichen Verbindungen, die unter der Führung verſchiedener philoſophiſcher Lehrer in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt ſich gleich den heutigen Landsmannſchaften durch Trinkgelage, Schuldenmachen, Aufzüge, Verſpottung der Neukömmlinge u. ſ. w. auszeichneten.

Als Juſtinian aus chriſtlicher Fürſorge die philoſophiſchen Kollegia ſchloß, war es mit den Studentenverbindungen, aber auch mit der Univerſität vorbei.

Als im Mittelalter zu Salerno eine Schule der Arzneiwiſſenſchaften, zu Bologna eine Rechtsſchule, in Paris eine theologiſche Schule entſtanden und als universitates, d. h. Corporationen (nicht wie jetzt, wo wir an universitas literarum denken) Rechte erwarben, theilten und vereinigten ſich Lehrer und Lernende nach Nationen.

In den italieniſchen Univerſitäten ward die geſetzgebende wie die richterliche Gewalt von den Studirenden ausgeübt. Dies erklärt ſich dadurch, daß die größere Anzahl der Studirenden ältere Perſonen waren, ſelbſt in hohen Aemtern und Würden ſtanden. Die urſprüngliche Eintheilung der Nationen in Bologna war die in Transalpiner und Cisalpiner, welche Korporationen jedoch um das Jahr 1360, als eine Universitas Juristarum und Artistarum konſtituirt ward, aufgelöst wurden. Die Universitas Juristarum theilte ſich von jener Zeit in zwei und zwanzig, die Univ. Artistarum in ſieben Nationen, die durch ſelbſtgewählte electores einen Rektor aus ihrer Mitte erwählten. Dieſe Rektorenwahl und Würde wurde in Padua und Piſa erſt gegen den Anfang des 18ten Jahrhunderts aus den Händen des Studirenden genommen. Doch war es nicht dieſe Organiſation, welche den bald errichteten deutſchen Univerſitäten zum Vorbilde diente, ſondern die der Pariſer Univerſität. Hier exiſtirten vier Nationen, die franzöſiſche, die engliſche, ſpäter deutſche genannt, die Niederländer (Picarden) und die Normannen, allein Geſetzgebung und richterliche Gewalt war hier bei den Lehrenden. Der Rangſtreit dieſer verſchiedenen Nationen zog ſich durch mehrere Jahrhunderte und war häufig ſehr ernſthaft. So mußten die Picarden eine Zeit lang Paris gänzlich meiden, weil ſie von Engländern und Deutſchen allenthalben angefallen wurden. Die Picarden und Normannen erkämpften ſich ſpäter jedoch einen Vorrang vor den Deutſchen. Einen Unterſchied nach der Wiſſenſchaft gab es nicht; jede Nation hatte ihre eigenen Lehrer, ihre Kirche, ihren Verſammlungsort, ihr Archiv, ihren Fiscus, promovirte ihre Baccalaureen und Magiſter und bildete ein unabhängiges Korpus. Da veranlaßte ein Streit der theologiſchen Profeſſoren mit den Bettelmönchen, welche eine Anzahl theologiſcher Profeſſuren begehrten, ein Abſondern der theologiſchen

Professoren als facultas theologorum, denen bald Kanonisten und Mediciner folgten, so daß gegen das Jahr 1260 drei Fakultäten den vier Nationen entgegenstanden, und die letztern sich endlich genöthigt sahen, als facultas artium den letzten Platz einzunehmen.

Mangel an passenden Wohnungen für so viele Tausende von Studirenden erzeugte schon sehr früh in Paris die Errichtung von Kollegien, gemeinschaftlichen freien Wohnungen — Bursen, welche nicht nur Freistellen, sondern auch freien Unterricht und andere Unterstützungen boten, ihre eigenen Vorsteher und Lehrer hatten, dagegen die Freiheit der Studirenden unter beinahe klösterliche Beaufsichtigung herniederdrückten. Diese drei Einrichtungen, Fakultäten, Nationen und Bursen wurden auf den in Deutschland, in Prag und Wien errichteten Universitäten nachgeahmt, und gingen auch auf die später errichteten Universitäten über.

Die Vereinigungen der Studirenden nach Nationen dürfen jedoch nicht mit den spätern landsmannschaftlichen Verbindungen verwechselt werden. Sie sind schon dadurch von ihnen verschieden, daß sie Lehrer und Schüler umfaßten. Sie waren es, die in ihrer Großartigkeit alle kleinen Zwiste und Streitigkeiten niederhielten. Kam es zum Kampfe, so war dieser ein massenhafter und großartiger, wie die Universität Leipzig einem solchen ihr Daseyn verdankte. Eine Verbindung vieler Hunderte kann nie kleinliche und egoistische Zwecke verfolgen. Erst als die Kraft der Nationen durch die Fakultäten und Bursen geschwächt war (und das geschah in Deutschland früh), als Universitäten errichtet wurden ohne solche Nationalverbindungen, z. B. Erfurt, entstanden kleinere, zum Theil geheime Verbindungen mit partikulären Zwecken. Geheime Verbindungen aller Art entstanden namentlich aber in den Bursen, die bald eine Schule aller Unsitte wurden. Die epistolae obscurorum virorum schildern den Unfug, der von Lehrern und Lernenden in diesen Kollegien getrieben wurde, nicht mit zu greller Farbe. Die Reformation machte diesem Unwesen ein Ende; haufenweis verließen die Bursarii ihre Kollegien, um sich eigene Wohnungen zu suchen, und sich der unendlichen Pedanterie ihrer Magister zu entziehen. Allein es war das Verderbniß zu groß gewesen, als daß die jetzt erlangte Freiheit zu einer vernünftigen Einrichtung hätte führen können. Auf den meisten Universitäten entstand neben dem Nationalismus der Pennalismus,

d. h. die Studirenden vereinigten sich zwar zunächst nach Landsmannschaften, und schieden sich in diesen wieder nach der Zeit ihres Aufenthalts auf der Hochschule in Schoristen und Pennäle oder Spulwürmer.

Die Schoristen sollten gesetzlich die Aufseher und Lehrer jener seyn, schwangen sich aber zu ihren absoluten Herrn und Unterdrückern auf, und verfügten nicht nur über Geld und Kleidung der Pennäle mit unbedingter Willkür, sondern mißbrauchten sie zu allen möglichen Dienstleistungen. Den Geknechteten blieb in ihren Leiden der einzige Trost, daß sie nach einem Jahr, sechs Wochen, sechs Stunden und sechs Minuten auf gleiche Weise herrschen würden. Wo dieses Unwesen des Pennalismus nicht festwurzelte, tauchte eine andere, eben so widersinnige Erscheinung auf, in der Bevorrechtung derjenigen Studenten, welche bei Professoren Wohnung und Tisch hatten. Diese sogenannten Professoren-Burschen maßten sich vor den Bürger-Burschen und Conviktoristen allerlei Vorrechte an, die zum Theil von den akademischen Obrigkeiten bestätigt wurden. So war z. B. den letztern im Anfange des 17. Jahrhunderts zu Helmstädt bei Relegationsstrafe verboten, die vordersten Plätze in der Kirche, als allein den Professoren-Burschen gebührend, einzunehmen. Diese standen bei allen akademischen Feierlichkeiten zunächst am Katheder, saßen in Collegiis an Tischen, durften bei Duellen allein sekundiren, behielten die Degen an der Seite, wenn sie zum Prorektor gingen, riefen beim Ausgießen des Nachtgeschirrs nur einmal: „Kopf weg," machten nie die Thüren zu u. s. w. Ihre Disputationen wurden in Folio gedruckt, die aller übrigen Studirenden nur in Quart, sie durften ihre Hunde in Kirchen und Kollegien mitnehmen. Damit dieselben nicht weggepeitscht wurden, wie die des übrigen Studentenpöbels, gab man ihnen Halsbänder mit den Buchstaben P. P. H. (Professoren-Burschen-Hund) und machte sie dadurch unverletzlich. *

Erst ein Reichsgesetz vom Jahre 16[illegible] bemühte sich, diesem Unwesen ein Ende zu machen, nachdem eine Vereinigung der protestantischen Universitäten zu einer dauernden Unterdrückung nicht

* Curiöse Inaugural Disputation von dem Recht, Privilegio und Prärogativen der athenienſischen Professoren-Burschen wider die Bürger-Burschen und Communihüter. Auf der Göttinger Bibliothek.

geführt hatte, war aber nicht glücklicher als viele andern Geſetze gegen den Pennalismus. Dieſer wurde erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die geſteigerte Bildung der Zeit in ſeinen rohen Formen gebrochen; an die Stelle der Eintheilung in Pennäle und Schoriſten trat nun eine andere Eintheilung und verſchiedene Berechtigung nach der Anzahl der Semeſter, welche ein Student auf der Univerſität zugebracht hatte. Auch die landsmannſchaftlichen Vereinigungen hörten nicht auf, ſondern es wagte nur eine größere Zahl Studirender, ſich ihnen zu entziehen. Doch waren dieſe landsmannſchaftlichen Verbindungen von denen unſerer Tage weſentlich dadurch unterſchieden, daß ſie nicht Waffenverbindungen waren. Jeder trug damals ſeine eigenen Waffen, man ſchlug ſich auf der Straße, wetzte unter den Fenſtern des Gegners ſeine Klinge, rief ihm ein peroat und provocirte ihn ſo zum Duell. Die landsmannſchaftlichen Verbindungen jener Zeit waren mehr Kränzchen von Landsleuten, die Verbindung mehr äußerliches Spielwerk. Man verſammelte ſich nach der Reihenfolge bei jedem Einzelnen und zechte bei ihm. Man unterſtützte den, welcher in akademiſche Geldſtrafe genommen war, und trug zu den Koſten der Duelle bei, wie man den Senior bei gemeinſchaftlichen Zechereien frei hielt. Man ſuchte in ſolcher Vereinigung und ſolchem Zuſammenhalten einen gemeinſamen Stützpunkt, ein gewiſſes Anſehen auf der Akademie zu behaupten. Es hörte die Willkür der Einzelnen, die früher gegen die Pennäle geherrſcht hatte, auf; denn die Füchſe, welche an ihre Stelle getreten, hatten zwar nicht alle, aber doch die meiſten Rechte der übrigen Studirenden, und wer ſich „forſch paukte“ oder nur immer auf gehörige Weiſe ſich in Avantage zu ſetzen wußte, ſey es durch größere Schimpfwörter, durch den Ziegenhainer oder die Hetzpeitſche, oder durch — das Nachtgeſchirr — (eine in Gießen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſehr gebräuchliche Waffe) konnte ſich leicht gänzlich mit allen andern in Reih und Glied ſetzen.

Zu einer Zeit, wo außerhalb der Univerſitäten in weiteren Kreiſen vieles durch geheime Orden beſchafft werden ſollte, gegen das Jahr 1760, entſtanden auch auf Univerſitäten unter den Studenten Orden, wie jene, mit myſtiſchem Nimbus umgeben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach entſtand der erſte dieſer Orden zu Jena, und ward hauptſächlich von Moſelanern geſtiftet. Jena blieb

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21349 / 025

wenigstens lange Zeit der Sitz dieser Orden, und auf andern Universitäten wurden im Namen der Mutterloge „vom doppelten Kreuz" (XX = vivat amicitia) Ordensmitglieder aufgenommen, Tochterlogen gestiftet und Kontributionen für die Mutterloge gesammelt.

Die Orden unterschieden sich von den landsmannschaftlichen Kränzchen hauptsächlich in drei Punkten: zunächst, daß sie ihre Mitglieder ohne Rücksicht auf Vaterland aufnahmen, dann, daß sie unzertrennliche Freundschaft und gegenseitige Beförderung über das akademische Leben hinaus von den Brüdern verlangten; drittens durch eine Menge Heimlichkeiten und Allfanzereien, welche bei der Aufnahme neuer Mitglieder beobachtet wurden.

War nun gleich der offene, ausgesprochene und voranstehende Zweck aller Orden der, sich auf der Universität Ehre und Ansehen zu verschaffen, „sich in eine solche Positur zu setzen, daß alle übrigen Studenten, die Professoren und der akademische Senat, vor den Ordensbrüdern Furcht und Respekt hätten," derselbe Zweck, der allen akademischen Studentenverbindungen beigewohnt hat, und mehr oder weniger bleiben wird, so lange nicht eine ganz neue Form des akademischen Gesellschaftsleben gefunden ist, so war doch offenbar in diesen Ordensverbindungen ein fremdes Element, das vielleicht in irgend einer unbekannt gebliebenen Verbindung mit den Illuminaten stand. Bei einigen Orden, unzweifelbar bei den Unitisten, welche mit auffallendem Eifer dahin strebten, reiche und angesehene Leute an sich zu fesseln und so später im Staatsleben Einfluß zu erlangen, offenbarte sich dies am stärksten.

Der Orden der Amicisten (l'ordre de l'amitié) war die zuerst entstehende Studentenverbindung, und blieb deshalb wohl am ausgedehntesten. Er findet sich auf allen Universitäten. Außerdem finden sich häufig die Orden der Unitisten, der Constantinisten, der schwarzen Brüder, welche letztere auf allen Universitäten das rohe Renomistenwesen repräsentirten. In Gießen findet sich um das Jahr 1778 ein Orden der Hessen, also eine landsmannschaftliche Verbindung mit Ordensform, ein Orden des heiligen Fensters, ein Renomistenorden, in Göttingen ein Mopsorden,* in Halle

* Dieses Ordens erwähnt Meiners, doch weiß ich nicht, ob der Namen humoristische Bedeutung hat und von den Ordensbrüdern selbst gewählt

die Orden der Inviolabilisten und der Desperatisten, in Jena ein Kreuz-, Faßbinder- und ein Lilienorden.

Nach dem verschiedenen Charakter der Universitäten nahmen diese Orden auch immer einen verschiedenen Ton an; die Jenenser zeichneten sich bei aller Rohheit durch eine gewisse Gutmüthigkeit aus, die Hallenser verbargen unter lauter Renomisterei einen wissenschaftlichen Sinn, die Göttinger schoben äußere Anständigkeit all ihren geheimen Suiten vor.

Die Schädlichkeit dieser Verbindungen war früh anerkannt, wenn auch von sonst wohlerfahrenen Schriftstellern, z. B. von David Michaelis, mehr aus pekuniärem Gesichtspunkte aufgefaßt.

Von Seiten der Gesetzgebung geschah der erste Schritt gegen landsmannschaftliche Verbindungen zu Halle, wo sich die Landsmannschaften zu einer Vertheidigungsalliance verbündeten, nachdem im Jahre 1717 ein Student der Theologie mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt worden war. Wenn Hr. Dreyhaupt und nach ihm Meiners behaupten, daß sich vor diesem Ereigniß keine Spur landsmannschaftlicher Verbindungen in Halle gefunden habe, so ist dies wohl ein Irrthum. Diese Märker mit ihren Pomeranzenfarben, diese Schwaben, Franken und Schweizer mit Gelb und Schwarz, diese Pommern mit Himmelblau, diese Hessen und Westphalen mit Weiß, diese Dänen und Holsteiner mit Violet und Silber, Braunschweig-Lüneburger mit Violet und Gold, Rhein- und Moselländer mit Hochroth, Ostfriesen mit Roth und Silber, Mecklenburger mit Rosenfarb und Weiß, Mannsfelder, Anhalter, Mecklenburger mit Grün, entstanden nicht aus der Erde. Eben so wenig ist es begründet, daß jenes Königl. Rescript vom 22. November 1717, welches die landsmannschaftlichen Vereine und das Tragen von Bändern bei schwerer Strafe untersagte, durchgedrungen sey. Es blieben die meisten Landsmannschaften zu Kränzchen vereinigt, trugen aber öffentlich keine Abzeichen.

Die erste Jenaische Verordnung gegen die Landsmannschaften ist vom 20. Mai 1765. Dieselbe wirft den Landsmannschaften

---

war, oder ob er etwa dem Orden der Unitisten als Spottnamen gegeben. Möpse heißen in der Göttinger Studentensprache, was man auf andern Universitäten „Spieße" nennt, also Gelder; es wäre wohl möglich, daß man den Orden der Unitisten, weil in demselben viel Möpse vorhanden, den Mopsorden genannt hätte.

vor: „daß in denselben von Zeit zu Zeit Seniores und Subseniores erwählt würden, welche eigenmächtig gefertigte Verordnungen abzulesen, deren genaue Befolgung den Uebrigen zu inkulkiren und die Contravenienten zu bestrafen sich anmaßten.“ Außerdem aber werden Mißbräuche und Nachtheile dieser Landsmannschaften hauptsächlich darin gefunden, daß jeder Landsmann die landsmannschaftliche Masche tragen muß, daß ein Zwang zu wöchentlichen Zusammenkünften in Kellern und Wirthshäusern stattfindet, daß derjenige, welcher sich mit einem Landsmann geschlagen, der nicht in die Verbindung eingetreten, und deshalb von der akademischen Obrigkeit bestraft ist, dieser Strafe halber von der ganzen Landsmannschaft Vergütung erhalten muß, daß endlich den Verbindungsgliedern mit andern Landsmannschaften umzugehen untersagt ist, dergestalt, daß verschiedene sogar mit ihren ehemaligen Freunden aus andern Landsmannschaften sich zu schlagen verhetzt wurden. Nachdem die Verordnung sodann mit wohlmeinenden väterlichen Ausdrücken gerügt hat, daß auf diese Weise die akademischen Bürger von ihren Studien abgehalten und um ihr Geld gebracht, auch auf eine unerträgliche Weise zu Sklaven ihrer Mitbürger gemacht und völlig um ihre akademische Freiheit gebracht würden, so wird befohlen, daß binnen acht Tagen, von Publikation dieses Patents, alle Landsmannschaften sammt ihren Zeichen und Einrichtungen gänzlich aufhören sollen. Den Ungehorsamen wird mit Entziehung akademischer Benefizien, mit Relegation und andern empfindlichen Strafen gedroht.

Es hatte dies Gesetz die einfache Folge, daß sich die Landsmannschaften auflösten, um sich als Orden zu konstituiren, so daß schon nach zwei Jahren, am 1. Februar 1767, ein Patent gegen die Orden nothwendig war. Es wurden darin alle Studentenorden für aufgehoben erklärt, befohlen, daß Niemand in Zukunft ein Ordenszeichen tragen, einer Ordenszusammenkunft beiwohnen, ein Ordensmissiv verfertigen oder darin votiren, einen Ordensmeister, Aufseher, Sekretär, Beisitzer oder Anwerber abgeben solle. Im Fall sich Jemand betreten lassen würde, gegen dieses ernstliche Verbot zu handeln, heißt es dann: „so sollen diejenigen, welche in Diensten stehen, ihrer Aemter und Würden, auch anderer Emolumente verlustig seyn, die Studiosi aber mit der stärklichsten und unabbittlichen Strafe der

Relegation angesehen, Unsere Landeskinder aller Versorgung in Unserm Lande verlustig erklärt, die Fremden aber ihren Landesherrn zur wohlverdienten Ahndung bekannt gemacht werden.

Endlich soll auch bei Immatrikulirung der angekommenen Studiosorum von einem Jeden, vermittelst eines Eides, das feierlichste Versprechen geschehen, sich auf dieser Universität in keine Ordensverbindungen einzulassen."

Es war dies Gesetz zu hart und wurde deshalb umgangen; die Orden blieben, oder es tauchten an deren Stellen wieder Landsmannschaften mit gleichem Zweck und Organisation auf, und man hielt das Gesetz für erfüllt, wenn man sich nur nicht mehr Orden oder Landsmannschaft nannte. Bemerkenswerth in dieser Verordnung ist aber, daß ein Ueberdauern der Orden in das bürgerliche Leben hinein angenommen wird. Es deutet dies darauf hin, daß man schon früh Spuren von dem Einfluß der Orden auf die Staatsverwaltung fand. — Bald gab man sich jedoch auch den Namen „Orden" wieder, und obgleich am 8. April 1778 die Verordnung gegen die Landsmannschaften wiederholt wurde, existirten doch, wie man aus dem Leben und den Schicksalen Landtharts weiß, im Jahre 1783 in Jena landsmannschaftliche wie Ordensverbindungen, namentlich die schwarzen Brüder und Amicisten. Nach einem am 2. März 1795 gefaßten Reichsschlusse wurde am 15. August desselben Jahres das Verbot wider die Orden in Jena wiederholt, aber mit gleich geringem Erfolge. — Die geringe Wirkung der Verbote, die beständige Wiederholung derselben Erscheinungen im Studentenleben ist sehr erklärlich. Jede Generation ist eine andere, das Verbindungswesen hat für sie wieder denselben Reiz, sie muß erst dieselben Erfahrungen machen, wie die frühern. Die Traditionen vergangener Zeiten sind dabei reizend und verführerisch.

Zu Rostock waren schon 1750 Orden und Landsmannschaften bei Strafe der Verweisung untersagt; in Kiel setzte man 1774 auf landsmannschaftliche Verbindungen geschärfte Relegation als die geringste Strafe; die Erfurter Gesetze von 1794 bedrohten Ordens- und landsmannschaftliche Verbindungen mit Relegationsstrafe, die preußischen Gesetze verwiesen auf den Reichstagsschluß, die Göttingenschen Gesetze von 1762 verboten landsmannschaftliche Verbindungen ohne bestimmte Strafe, Orden bei Strafe der Relegation,

und doch ſtarben auf allen dieſen Univerſitäten die Verbindungen nicht aus. In Heidelberg kam dieſes Verbindungsweſen erſt Anfangs dieſes Jahrhunderts mit Erhebung der Univerſität zum Aufſchwung, wenigſtens klagte ein alter Student, der ſchon erwähnte Laudthard, im Jahre 1780, daß der Comment in Heidelberg gar elend ſey; den Studenten fehle das freie, unbefangene Weſen und ſie betragen ſich wie Gymnaſiaſten. Schlägereien ſeyen gar nicht Mode, obgleich es den Studenten erlaubt ſey, einen Degen zu tragen. Er ſagt: „Die Herrn in Heidelberg ſpielen ſtatt deſſen Ball, gehen auf Stelzen, ſuchen Vogelneſter, ſpielen mit Weinſchrötern, welche ſie zuſammen jagen und an ein kleines Wägelchen ſpannen“ u. dgl. m.; doch wird von ihnen gerühmt, daß ſie gut trinken könnten, und daß das Pasquiliren auch bei ihnen gar gewöhnlich ſey. Was ſagen die Heidelberger heutzutage zu dieſen Schilderungen? Sicherlich werden ſie ausrufen: wir verſtehen den Comment und erhalten ihn beinah allein noch aufrecht in Deutſchland.

Man muß überhaupt immer daran denken, daß das Studentenleben unſerer Väter und Großväter unendlich roh war. Die akademiſche Freiheit ſchien ihnen hauptſächlich in dem Recht zu beſtehen, Tag und Nacht durch die Straßen zu ſchreien, pereat zu rufen, Fenſter und Laternen einzuſchlagen, die Säbel zu wetzen, zu Zeiten auch einmal gravitätiſch und würdevoll aufzuziehen, ſolenne Fackelmuſiken zu bringen u. ſ. w.

Ein lebendiges Bild des damaligen Univerſitätsunweſens bieten die Annalen der Univerſität Schilda und die Lebensbeſchreibung Laudthards, noch heutzutage leſenswerth. Wir können unmöglich Alles aufzählen, was gegen Landsmannſchaften und Orden gethan worden iſt. Johann David Michaelis ſagte ſchon 1776 in ſeinem Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland, daß allein manches Rieß Papier in Reſcripten und Anſchlägen gegen die Landsmannſchaften verbraucht ſey; doch hielt er die Abſchaffung derſelben nur da für ſchwer, wo Mißbräuche von ſchlimmerer Art eingeriſſen, am ſchwerſten, wo das größte Uebel, die deklarirte Erbfeindſchaft einiger Landsmannſchaften, vorhanden ſey; denn da würden bei der erſten Beleidigung des Weſtphalen durch den Meklenburger die abgeſchafften Landsmannſchaften wieder entſtehen und jeder aus Patriotismus unter die Fahnen fliegen. Es iſt dies ſehr richtig: Oppoſition gibt dieſem Leben erſt ſeinen

größten Reiz, und ohne Streitigkeiten der Landsmannschaften unter sich würden sie bald zu Grunde gehen müssen, da ihr inneres Leben nicht so reich ist, um die vernünftige Mehrzahl von den Studien abhalten, fesseln und vereinigen zu können. Eine merkwürdige Stimme, der erste Anklang der spätern Burschenschaft, ließ sich im Jahr 1791 über die Orden hören, in einer kleinen lesenswerthen Broschüre: „Letztes Wort über Göttingen," deren Verfasser unbekannt geblieben ist. Man überhörte damals diese Stimme, und schien sich 1812 und 1813 erst wieder daran zu erinnern, um wenige Jahre später das zu verdammen, worin man Heil und Rettung gesucht hatte.

Aber man dachte damals in Deutschland nicht ans Organisiren; man trat in das 19. Jahrhundert mit allen Orden und landsmannschaftlichen Verbindungen, und während es sich um Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit handelte, kämpften auf den deutschen Universitäten Pommern und Sachsen, oder Vandalen und Westphalen ihre **Pro-patria-Kämpfe**. Börne sagt von seiner Studienzeit in Halle, 1804—1806: „Sitten, Sprache, Kleidung der damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich anschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern, von unten deutschen Postillonen." Noch schärfer charakterisirt Immermann in seinen Memorabilien das Burschenleben, „das Surrogat der Freiheit, die nun begonnen hat, in das deutsche Leben selbst einzusickern. „Es war," sagt er, „ein ausgebildetes Nichtsthun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze, von Müßiggängern für Müßiggänger gegeben, ein problematischer Staat, in welchem kindische Thätigkeit, kindische Tapferkeit, kindische Ehre regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit. Es war die deutsche Komödie, der nationale Schwank."

Es waren zu Anfang dieses Jahrhunderts hauptsächlich die Landsmannschaften, welche auf Universitäten spukten, doch waren die Orden gleichfalls noch in Blüthe; denn als um Weihnachten 1805, in Folge einiger Schlägereien, ein Auszug aus Göttingen erfolgte, vermuthete man sowohl im Geheimeraths-Collegio zu Hannover, als später, da Preußen Hannover besetzt hatte, von Seiten der provisorischen Regierung des Grafen von Schulenburg,

daß Ordensverbindungen, namentlich der Orden der schwarzen Brüder, die Hauptleiter des Auszuges gewesen seyen, obwohl nach der Darstellung des Studenten Ludwig Spangenberg blos landsmannschaftliche Elemente thätig gewesen zu seyn scheinen. Es ist überhaupt noch nicht aufgeklärt, wann die Orden eigentlich auf den Universitäten unterdrückt sind. Carové, und nach ihm Haupt, behaupten zwar, dies sey zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen, und zwar seyen aus den Vereinigungen einer Menge Studirender, nicht in die herrschsüchtigen Orden zu treten, zuerst die geheimen Landsmannschaften erstanden. „Aus diesen negativen Verbindungen wurden bald positive, welche die Farbe des Zeitalters annahmen, und die Spaltung der Provinzen Deutschlands auch auf die Verhältnisse der Hochschulen übertrugen," sagt Haupt. Allein dies scheint unrichtig. Es bestanden seit 1760 neben den Landsmannschaften die Orden, ja sogar in der Weise, daß Einzelne Mitglieder einer Landsmannschaft und eines Ordens zugleich waren. Gegen das Jahr 1808 verschwinden jedoch die Orden immer mehr, die Landsmannschaften eignen sich die meisten Gesetze der Orden an, und es entstehen von jetzt an auf allen deutschen Universitäten Corps, d. h. Waffenverbindungen, welche an provinzielle Verschiedenheit geknüpft waren, und als Verbindungen von Landsleuten zu geselligem Vereine u. s. w. sich die Duldung der Universitätsbehörden zu verschaffen wußten. Die unruhigen Zeiten trugen viel dazu bei, daß diese kleinen Staaten im Universitätsstaate sich nach allen Seiten entwickeln konnten, und die Stufe der Ausbildung, welche die landsmannschaftlichen Verbindungen und Corps in den Jahren 1806—1817 erreichten, ist später nie überschritten, nur daß sie durch die Opposition gegen die Burschenschaft eine eigenthümliche Bedeutung bekamen und konsistenter wurden. Sie bekamen dadurch einen allgemeinen Zweck und brauchten ihre Existenz nicht allein durch den Kampf unter sich anzufeuern. Alle Gesetze und Gebräuche dieser Verbindungen, wie sie noch heute existiren, schreiben sich aus jener Zeit her und haben höchstens Modifikationen und Beschränkungen erhalten, indem sie Verbote zu umgehen oder sich dagegen auf irgend eine Weise zu schützen suchten.

Die Grundsätze und Prinzipien, oder nach Studentenausdrucke der allgemeine Comment, auf welche das ganze Getreibe der

einzelnen Verbindungen, mögen sie sich Landsmannschaften, Corps, oder Kränzchen nennen, basirt war, lassen sich auf folgende wesentliche Punkte für alle Universitäten zurückführen.

1) Alle Studenten, welche Antheil und Stimme bei den öffentlichen Sachen der hohen Schule haben wollen, theilen sich nach Volksstämmen in Landsmannschaften, Corps oder Kränzchen, deren jede eine besondere Verfassung hat. Auf den meisten Universitäten sind die Namen der Landsmannschaften, welche existiren konnten, ein für allemal festgesetzt. Eine neue Verbindung muß sich daher in der Regel bequemen, den Namen irgend einer dieser Landsmannschaften anzunehmen, welche zu der Zeit zufällig bestanden, als der allgemeine Comment niedergeschrieben wurde, oder sie muß sich mit allen Landsmannschaften, wenigstens mit den drei Chargirten schlagen, um Sitz und Stimme im Seniorenkonvent zu erlangen.

2) Kein honoriger Bursche kann Antheil und Stimme bei den öffentlichen und allgemeinen Burschenangelegenheiten haben, wenn er nicht Mitglied einer der bestehenden Verbindungen wird.

3) Jede Verbindung hat nur eine Stimme auf dem Seniorenkonvent, d. h. auf der gesetzgebenden und die Verwaltung ausübenden Repräsentantenversammlung.

4) Ein honoriger Bursche darf sich keine Beleidigung gefallen lassen, sondern muß sich binnen gesetzmäßiger Zeit (in der Regel binnen 3 Tagen) in Avantage setzen, oder den Beleidiger fordern lassen. Wer dies nicht thut, kommt in Verruf.

5) Die durch Beleidigungen verletzte Ehre wird durch das Duell wieder hergestellt.

6) Die Bestimmung über die Herausforderung, Waffen, Sekundanten, Zeugen, Mensur u. s. w., kurz über das Duell und dessen Vollziehung, sind auf den verschiedenen Universitäten verschieden.

7) Bestimmungen über den Verruf, mit dem jede unehrenhafte Handlung, Bruch des Ehrenworts, gewisse commentswidrige Verbal- und Realinjurien, vor allen Verweigerung des Duells bedroht waren, und wodurch man namentlich den Bürger zu schrecken suchte, nichts zu unternehmen, was den Verbindungen schädlich oder auch nur den Einzelnen unangenehm sey.

8) Bestimmungen über die verschiedenen Rechte der Studirenden in Beziehung ihres Aufenthalts auf der Universität. Es

beſchränkten ſich dieſe auf Commentdinge, daß Füchſe nicht ſekundiren, nicht Kartell tragen, dem Burſchen nicht Schmollis anbieten durften u. ſ. w.*

9) Beſtimmungen über das Verhältniß der Studirenden zu den Nichtſtudirenden, welche unter den Namen Philiſter und Gnoten, als eine verächtliche Maſſe zuſammengeworfen und als eine Kaſte der Parias und nicht Ebenbürtigen betrachtet wurden, gegen die jede nur nicht offenbar ſtraffällige Verhöhnung erlaubt war.

Durch dieſe Commentbeſtimmungen war die Richtung des geſelligen Lebens durchaus vorgeſchrieben. Den einzelnen Verbindungen ſchwebte der damalige Staat als Vorbild vor. Die Corps und Landsmannſchaften der verſchiedenen Univerſitäten ſtehen wie unabhängige Staaten ſich gegenüber, in der Regel ſich haſſend, ſelten in Freundſchaft — Kartell — welche dann dem Individuum der einen Verbindung Staatsbürgerrechte in der befreundeten Verbindung der andern Univerſität ertheilte.

Ein Ideal von Ehre, wenn auch ein ſchiefes und trübes, ſchwebt dem Commentweſen vor; Dominiren, Rivaliſiren iſt von ihm unzertrennlich.

Konnten nun auch die einzelnen Senioren und Chargirten nichts Weſentliches an den Geſetzen und der Conſtitution der Verbindungen ändern, ſo war ihr Geiſt und der Einfluß einzelner ſonſtigen „Hähne“ es doch, der den Charakter einer Verbindung jahrelang beſtimmte, bis ein überwiegender Charakter eine andere Richtung geltend zu machen ſuchte. Es waren vorzüglich zwei Richtungen, die ſich in den einzelnen Landsmannſchaften geltend machten, entweder eine forſch-rohe und ausſchweifende, oder eine nobel-ordentliche. Denn die Geſetze der einzelnen Verbindungen waren ſo eingerichtet, daß innerhalb ihrer jede dieſer Richtungen möglich war, ſelbſt dafür eingerichtet, daß bei einiger Entdeckung durch die akademiſche Obrigkeit nur ein ehrenwerther Zweck zu Tage

* Ein alter Heidelberger Comment definirt den Fuchs als ein Stück Fleiſch ohne Sinn, Witz und Verſtand. — Der Hadeſche Comment hat dieſe Definition aufgenommen, jedoch die Novelle dazu gemacht: „Füchſe ſind ſchlau, ſie denken aber nicht.“ Die Stellung der Füchſe bedielt ſehr viel von dem Pennalismus bei; dieſe unglücklichen Geſchöpfe mußten alles thun und alles geben; für einen Fuchs war nichts zu ſchlecht, ihn anzuführen und auszubeuteln, galt für Witz.

kam. Freundſchaft, Liebe, Eintracht, thätiger Beiſtand, gegenſeitige Unterſtützung waren als die Zwecke der Verbindung angegeben, das Andere ward ſtillſchweigend verſtanden. Manche dieſer Verbindungsgeſetze machten ihren Mitgliedern Fleiß zur Pflicht, während das Verbindungsleben ſolchen unmöglich machte. War es auch nicht mit ausdrücklichen Worten feſtgeſetzt, „daß Jeder alle Kräfte aufbiete, ſeine Verbindung auf die erſte Stufe des Glanzes vor andern Verbindungen zu bringen, in dieſem Range zu erhalten und nicht zu weichen, wenn es die Ehre des Bundes oder einzelnen Mitgliedes gelte," ſo war dies doch der esprit du corps, welcher bei jeder Verbindung herrſchte, gleichſam das Ideal, dem nachgeſtrebt wurde. Und dieſer esprit du corps wurde durch Eiferſucht, durch Feindſchaften unter verſchiedenen Landsmannſchaften, die häufig etwas Traditionelles bekamen und durch Jahrzehnte fortgepflanzt wurden, von neuem angefacht und geſchürt. Auf vielen Univerſitäten gab es einige Hauptverbindungen, die mit einander über die Hegemonie der Univerſität in beſtändigem Kampfe lagen, und um die ſich alle übrigen Landsmannſchaften freundlich oder feindlich gruppirten. Nicht immer entſchied die numeriſche Größe einer Landsmannſchaft über ihre Stellung, obgleich ſie ein großes Gewicht in die Wagſchale legte, ſondern es kam vielmehr auf einzelne gute Schläger an. Denn über Alles entſchied das Duell in letzter Inſtanz. Wurde eine Landsmannſchaft, die numeriſch vielleicht dreimal ſo ſtark war, als ihre Gegnerin, von letzterer im Pro-patria-Kampfe „abgeführt," ſo mußte ſie, wenn es ſich von allgemeinen Angelegenheiten handelte, klein beigeben. Die Streitigkeiten der Landsmannſchaften unter einander waren entweder willkürlich auf der Straße und bei Commerſen geſucht, oder entſtanden, wenn im Seniorenkonvent eine abſolute Majorität nicht zu erreichen war, oder die Minorität gegen einen Beſchluß proteſtirte.

Dieſer Kampf, wir können das nicht genug wiederholen, war es vorzüglich, der den Landsmannſchaften Leben einflößte und ſo viel Reiz hatte, daß er viele tüchtige und kräftige Leute anziehen und ſie alle übrigen Univerſitätszwecke vergeſſen machen konnte.

Aus dieſem Geiſte des Egoismus aber, der in den verſchiedenen Verbindungen und in ihnen wieder in jeden einzelnen lebte, aus dieſem Commentweſen, das für höher und heiliger geachtet

wurde, als jede Stimme der Vernunft, ging jenes unglückselige Spielen mit dem Begriff Ehre und das Spielen mit dem Duell hervor. Nur der erschien als honorig, der sich oft und viel schlug, denn es ward Ehre, „viel Skandäler" ausgemacht zu haben. Auf die Veranlassung zu denselben kam es nicht an. Das Duell war nicht mehr Mittel, sondern Zweck. Man beleidigte sich, um sich zu schlagen. Die Herrschaft des Schlägers und Knechtung der Vernunft war die Folge. So weit nun das Duell das ganze Leben nicht ausfüllte, wurde ein rohes, wildes Treiben, ein Saufen ohne Maß und Ziel auf die Tagesordnung gesetzt.

Es kam eine Zeit, aus der noch Vieles dunkel ist. Wie wenig wissen wir im Ganzen vom Tugendbunde, namentlich von seinem Einfluß auf die Universitäten! Suchte er Anknüpfungspunkte bei den Landsmannschaften oder bei den Ueberresten der Orden? — War seine Einwirkung blos eine geistige, auf das Gemüth einwirkende, oder hatte er Mysterien, in welche die Jugend eingeweiht wurde? Klammerte er sich nur an die Idee des Preußenthums, oder umfaßte er die Idee des einen deutschen Vaterlandes? Waren Fichte's Reden an die deutsche Nation die Grundlage, auf die er zumeist fußte, oder waren es nur dynastische Interessen, die er im Hintergrunde fördern wollte? Werden Memorabilien uns einst über diese Dinge aufklären?

Preußens Entwicklung nach der Schmach von 1806 übte auf das ganze deutsche Leben einen wichtigen Einfluß aus. Ein anderer Geist war über Preußen gekommen, man hatte eingesehen, daß nicht blos Genie, Kriegskunst und Uebermacht den Staat gestürzt hatte, sondern inneres Verderben. Der Verrath von Magdeburg hatte selbst dem Verblendetsten die Augen öffnen müssen. Freiherr von Stein hob die alte Erbunterthänigkeit auf, führte einen freien Verkehr des Grundeigenthums ein, entfesselte die Gewerbe, befreite die Städte von einer drückenden und despotischen Magistratsgevatterwirthschaft. Unter Hardenberg (1810) kündigte der König von Preußen eine repräsentative Verfassung für die Provinzen und für den ganzen Staat an.

Eine Menge Elemente wirkten wohlthätig; namentlich war Berlin der Ort, wo sich eine Menge neuer Ideen erzeugten und sich von da aus verbreiteten. Fichte hielt dort seine kräftigen

Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, das er ein entmanntes und entnervtes nannte. Er forderte den heiligſten Ernſt von der Jugend, vor Allem aber ſolle ſie handeln. Er kämpfte gegen den Egoismus des Individuums, als die Grundquelle alles Uebels, und ſuchte Enthuſiasmus zu erregen für das Leben der Gattung, für das Ganze. Und als nun die Selbſtſucht ihr Werk gethan und ſich dadurch vernichtet hatte, wie Fichte ſagte, als ſich die Zeit zu beſinnen und aufzuraffen gekommen war, da hielt er ſeine begeiſterten Reden an die deutſche Nation. Das erwachſene Geſchlecht war allzu verdorben; von der Jugend und ihrer Erziehung allein hoffte er Rettung. Es ſollte durch deutſche Nationalerziehung den dunkeln Gefühlen in allen Gebieten, beſonders im religiöſen, die Herrſchaft genommen und der Erkenntniß gegeben werden. Nicht früher ſollte der Jüngling in die bürgerliche Gemeinſchaft eintreten, bis er ein klares Ideal von ihr gewonnen hätte. Denn das Leben hier auf Erden, lehrte Fichte, ſey nicht ein irdiſches Jammerthal, nicht ein Vorhof zum Himmel, ſondern ſchon hier ſolle das Ewige, Göttliche ſichtbar werden.

Es fiel dieſe Lehre in einen ſehr fruchtbaren Boden. In allen Gebieten des Lebens ſah man ſich nach den Mißbräuchen um, und wie viele fand man deren gerade im akademiſchen Leben! Auf dieſe richtete man von vielen Seiten doppelte Aufmerkſamkeit, als der Plan einer in Berlin zu errichtenden Lehranſtalt immer mehr Beifall fand und Billigung erhielt.

Schleiermacher ſchrieb ſchon 1808 ſeine „Gelegentlichen Gedanken über Univerſitäten in deutſchem Sinn.“ Er ſchien freilich noch von den Ideen des Romanticismus befangen, wenn er das Duell billigte, „weil die Studenten dem Staate ſonſt mehr als irgend ein Einzelner fremd, und dieſelben nicht gewohnt ſeyen, einander aus dem Geſichtspunkte des Bürgers zu betrachten.“ Er hielt es daher für unvermeidlich, „daß für das höchſte Gut auch der höchſte Preis geboten und gewagt werde.“ Er wollte dagegen, daß alle gymnaſtiſchen Uebungen und namentlich das Fechten unter öffentlicher Auktorität bis zur höchſten Vollkommenheit getrieben werden.

Dieſer Gedanke, den Geiſt durch den Körper zu ſtärken, ward denn von einer andern Seite, von Jahn, bis zur größten

Einseitigkeit aufgefaßt. Er kam 1809 nach Berlin und eröffnete, als Herr von Schmalz die Berliner Universität geschaffen, wie er sich ausdrückte, im Jahr 1811 seinen ersten Turnplatz. Er glaubte durch Ger und Reck die verlorene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder einführen zu können. Fand man bei Jahn auch keinen Ideenreichthum, sondern viel eher Armuth daran, so stand doch der Gedanke eines großen, kräftigen Vaterlandes beständig vor ihm, und mit glühenden Kraftworten hauchte er diesen Gedanken in die Seele vieler hundert Jünglinge.

Wie Fichte namentlich auf die Jugend wirkte, sehen wir an der Begeisterung, mit der ein F. W. M. von Ziemeyki 1812 zu Berlin fünf Reden „über das akademische Leben im Geiste der Wissenschaft" seinen Brüdern widmete. Er suchte unter Anderm die Nichtigkeit und Nachtheile der landsmannschaftlichen Verbindungen, ihre Widersprüche mit sich selbst darzustellen, und drang darauf, daß diese durchaus verwerflichen Formen des akademischen Lebens vertilgt würden. „Es sammeln sich fernerhin die Jünglinge und jungen Männer verschiedener Stämme des einen Volkes in den geheiligten Hainen der Wissenschaft zu einer Brüdergemeinde!" rief er aus, und suchte das Bild eines solchen Lebens auszumalen. Und als nun Fichte im zweiten Jahre der Universität zum Rector erwählt ward, machte er es zu einer Hauptaufgabe seines Berufs: „die vereinzelnden und in jeder Beziehung schädlichen Landsmannschaften zu vertilgen, dagegen unter den Studirenden den Gedanken allgemeiner Vereine anzuregen, deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr, so wie in dem Bewußtseyn des Einen Vaterlandes liegen sollte."

Wir haben nun einige der Momente angeführt, die schon vor 1813 zu einer erhöhten Stimmung der deutschen Jugend beitrugen. Eine ausführliche und organische Darstellung dieser Einflüsse könnten wir hier nicht geben.

Nun kommen die Jahre 1813—15. Was damals geschah, wissen wir Alle. Jene Begeisterung, die über die deutsche Jugend gekommen, war es, die Deutschland rettete. Von den Universitäten zogen Tausende in den Kampf. Wer hätte auch bleiben mögen, wenn ihm eine Schaar kühner Genossen in das Ohr donnerte: „Pfui über den Buben hinter dem Ofen!" — Arnd

mit seinem Buche über den Landsturm, Körner, Max von Schenkendorf mit ihren kräftigen Liedern, Görres mit seiner Donnerstimme — was sie alle thaten, ist uns in der neuesten Zeit nicht durch Zufall wieder kräftig vorgeführt.

Der Sieg war errungen, die Universitäten bevölkerten sich wieder, die alten Kampfgenossen gegen den gemeinsamen Feind wollten jetzt nicht mehr gegen und unter einander kämpfen, weil der Eine etwa in Hessen oder Hannover, der Andere in Preußen oder Baden geboren war. Das unglückselige Parteienwesen, diese Eifersucht Oesterreichs und Preußens hatten Deutschland zerrüttet, man wollte sich nicht abermals zersplittern. Die Geschichte selbst hatte zu deutlich gesprochen. Man fand aber auf Universitäten die alten Verbindungen bestehen, wie ehemals. Ja die während der Feldzüge Zurückgebliebenen hatten erst recht gelebt in ihrem landsmannschaftlichen Uebermuthe. Die aus dem Feldzuge Zurückgekehrten, die von Schulen und Turnplätzen sich von neuem Versammelnden einigten sich bald, nicht in diese landsmannschaftlichen Verbindungen zu treten. Das alte Commentwesen war nicht in dem Geiste, der ihnen durch die schwerere Zeit gekommen, oder auf den Turnplätzen eingeprägt war. Es entstanden bald positive Gesellschaften, die über eine neue Verfassung beriethen. Nach vielen heftigen Debatten kam man über folgende Grundsätze überein:

1) Damit das neuerwachte Bewußtseyn der Volkseinheit nicht untergehe, und um den mancherlei Nachtheilen der Trennung in Landsmannschaften vorzubeugen, möge künftig nur eine Verbindung auf den Hochschulen seyn, welche alle deutschen Bursche umfasse.

2) Durch die Immatrikulation erhalte jeder Studirende mit dem andern in allem Wesentlichen gleiche Rechte; daher müssen Alle gleichen Theil an der Gesetzgebung haben, die Verwaltung durch solche, die von Allen gewählt würden, besorgt, alle Beschlüsse von Allen genehmigt, alle Urtheile, durch welche wesentliche Rechte entzogen würden, von Allen erlassen werden.

3) Das Band der deutschen Bursche dürfe nicht ein spitziger, überreizbarer Eigendünkel, sondern müsse von Liebe und Wahrheit gewoben seyn. Es müsse daher bei vorfallenden Beleidigungen sowohl der Versuch zur Vermittlung eintreten, als auch ein von

Allen ernanntes Ehrengericht im Namen Aller die Ehre des Einzelnen (wenn derselbe aus frechem Muthwillen oder aus Lügenhaftigkeit beleidigt worden) für unverletzt erklären dürfen.

Das war die Burschenschaft. Es waren keine neuen Ideen, die sich hier geltend machten. Der Gedanke der Volkseinheit war durch den Freiheitskampf im ganzen deutschen Volke heimisch geworden; warum sollte er den Studenten fern bleiben? Zu einer demokratischen Gesammtheit drängte die Willkür, mit welcher der Seniorenkonvent auf den verschiedenen Universitäten wirthschaftete, die stolze Anmaßung der bärtigen oder unbärtigen Helden des Schlägers, die Renomisterei, welche alles Höhere und Edlere, worauf die Zeit von selbst geführt hatte, verachtete. Auch der Gedanke eines Ehrengerichts war schon am Ende des vorigen Jahrhunderts von Ludthard in seinen Memoiren der Universität Schilda ausführlich vorgelegt worden, und hatte gewiß auch schon manchen Orden vorgeschwebt. Fichte hatte die Idee der Burschenschaft ziemlich deutlich ausgesprochen, Schleiermacher Ehrengerichte empfohlen.

Es schien, als wollten sich die akademischen Geselligkeitsverhältnisse auf eine schöne Weise gestalten. Aber ein beklagenswerther Irrthum trat jene Organisation, die sich aus dem Burschenleben selbst herauszubilden strebte, in ihren Keimen nieder; nur ein verkrüppeltes Gewächs erblickte das Sonnenlicht, und nicht einmal dieses, denn was für die größte Oeffentlichkeit geschaffen war, was in Oeffentlichkeit seinen innersten Kern hatte, das mußte sich in das Dunkel zurückziehen. — Deutschlands Universitäten wurden um eine Entwicklung gebracht, wozu keine neue Zeit ihnen wieder den Keim legte. Es ist freilich von Einigen behauptet, die Burschenschaft hätte bei dem entgegenstrebenden Sinn der andern Bursche sich nicht behaupten können, sondern hätte schon durch diesen Gegensatz entarten müssen. Allein diese Behauptung widerlegt das Beispiel Jena's, dem gewiß die meisten Universitäten gefolgt wären.

Jena war die erste Universität gewesen, wo sich alle Parteien, Landsmannschaften, Kränzianer, Korps, Wilde, zu einem großen Ganzen vereinigten, und es machte sich dies ganz von selbst, ohne Kampf. In Halle entstand schon 1816, jedoch in landsmannschaftlicher Form, eine Teutonia, und 1817 existirten in

Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Tübingen, Erlangen, Kiel, Marburg, Rostock, Greifswalde burschenschaftliche Verbindungen, deren Formen zwar hie und da noch mangelhaft waren, da sie harte Kämpfe um ihre Existenz selbst zu kämpfen hatten. Gemeinsam war allen, daß sie eine demokratische Gesammtheit mit selbstgewählten Vorstehern bilden wollten. Die Begriffe von einer religiösen, sittlichen, körperlichen und wissenschaftlichen Ausbildung zum Dienste des deutschen Vaterlandes spielten mehr oder weniger klar in den Köpfen. Der Name Burschenschaft stammte schon aus der Zeit vor 1814, denn Fichte hatte schon gegen ihn, wie gegen die gewöhnliche, so viel Unheil anrichtende Verwechslung zwischen mittelalterisch und deutsch geeifert, und den Namen „Deutsch-Jünger" vorgeschlagen, welcher an den Namen der Jung-Deutschen in unsern Tagen erinnert.

Die Jenenser beriefen im Jahre 1817 Männer und Jünglinge aller deutschen Gauen, um an dem 18. und 19. des Siegmonds ein herrliches Doppelfest zu begehen, der Geistesfreiheit und Vaterlandsfreiheit. Wer heute die „kurze und wahrhaftige Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach" oder die Beschreibung jenes Festes von Hofrath Kieser liest, wird nicht begreifen können, wie man in dieser Festesfeier die frevelhafteste Demagogie sehen konnte, wie man öffentlich von einer „Rotte verwilderter Professoren und verführter Studenten, welche es lieber sähen, wenn der rechtliche Bürger in Deutschland, gleichwie in Italien, seine Sicherheit von Räubern erkaufen müßte," sprechen mochte. — Und doch gewann diese Ansicht die Oberhand, nicht die des Freiherrn Karl Wilhelm von Fritsch, welcher am 10. November 1817 im ersten Departement des Staatsministeriums zu Weimar einen Bericht erstattete, worin er sagte: „Ew. Königliche Hoheit werden sich daraus (aus den gesammelten Datis über das Fest) überzeugen können, daß, sowie diese Feier aus einer an sich lobenswerthen Idee hervorgegangen und frei ist von jeder politischen Beziehung, sie zwar mit jugendlicher Begeisterung ergriffen und ausgeführt worden, daß aber dasjenige, was dabei tadlungswürdig erscheint, zufällig hinzugekommen und nur einzelnen Theilnehmern zur Last fällt."

Die politischen Verdächtigungen und Denunciationen, welche jetzt erfolgten, rissen die Jünglinge auseinander, die sich im

schönsten Enthusiasmus Bruderliebe geschworen hatten. — Ich habe schon vor mehreren Jahren an einem andern Orte darzuthun versucht, daß die Burschenschaft der Jahre 1816 und 1817 nicht aus revolutionären Anregungen entstand, daß sie vielmehr nur eine nothwendige und dem Zeitgeiste angemessene Reform des gesellschaftlichen Lebens der Studirenden bildete. Doch läßt sich nicht läugnen, daß auch in der Burschenschaft eine Fülle politischer Ideen, Ahnungen, Wünsche rege war. Wie konnte es auch anders seyn? Der Begriff Staat war zum erstenmal der Jugend vorgehalten, all ihr Leben und Treiben ward jetzt in Beziehung zum Vaterlande und zum Staat gesetzt. Es waren diese Wünsche und Ahnungen neuer politischer Gestaltung nicht auf der Universität oder in der Burschenschaft erzeugt, sie waren Ausflüsse aus dem gesammten Leben der damaligen und vorhergegangenen schönen Zeit der Befreiungskriege, phantastisch und unreif, wie die ganze politische Bildung der Deutschen. Ja der Zweck der Burschenschaft war zu Anfang nicht im entferntesten ein politischer. Hätte man die Dinge ihren ruhigen Gang gehen lassen, wenigstens sie nicht verdächtigt, sondern sich ihrer mit Liebe und Vertrauen angenommen, wie sie es wohl verdienten, so wäre vielleicht nie eine politische Tendenz in der Burschenschaft aufgekommen. Diese entwickelte sich erst dann, als dieselbe ihren Hauptfeind nicht mehr in den Landsmannschaften, sondern in dem Staate zu erblicken glaubte. Der Kampf mit den Landsmannschaften würde die Burschenschaft lange genug beschäftigt haben, die Zeit hätte von selbst die Schwärmerei gedämpft, die unreifen Ideale wären verschwunden.

So aber sah man in jenem Studentenwitze, dem Autodafé auf der Wartburg, eine unverzeihliche politische Demonstration, und der österreichische Beobachter erklärte offen: „daß jede Theilnahme von Jünglingen an dem öffentlichen Leben ein Verbrechen sey.“ — Das konnten nun die, welche noch vor Kurzem für das Vaterland geblutet hatten, nicht wohl begreifen, und bei den Jüngern wurde durch die Verketzerung des Wartburgfestes nicht nur eine Wichtigkeit und Bedeutsamkeit ihrer selbst, an die sie früher nicht dachten, sondern auch eine Erbitterung und ein Haß hervorgerufen, welcher sich später zu jener unglücklichen That des Schwärmers Sand steigerte.

Die Jugend ſuchte ſich anfangs noch vom Standpunkte der Wiſſenſchaft gegen die von allen Seiten erfolgenden Angriffe zu vertheidigen. Es geſchah dies auf eine ernſte und würdige Weiſe, die hätte andeuten ſollen, daß es in der Jugend ſelbſt nicht an fähigen, ſelbſt nicht an organiſirenden Köpfen fehlte. F. W. Carové's Entwurf einer Burſchenſchaftsordnung und Verſuch einer Begründung derſelben (Eiſenach, bei Bärecke, 1818) liefert den Beweis, noch mehr aber „die Verfaſſungsurkunde der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft vom 18. Tage des Siegesmonds im Jahre des Herrn 1818" (bei Haupt, S. 257). Und dieſe Verfaſſung wurde, da eine öffentliche Wiederholung des Wartburgfeſtes nicht vergönnt ward, heimlich von den Abgeordneten von 14 deutſchen Hochſchulen berathen und angenommen.

Die allgemeine Burſchenſchaft ſtellte als Mittelpunkt ihres Wirkens zwei, von allen einzelnen Burſchenſchaften anzuerkennende Prinzipien auf, an denen wir zu keiner Zeit einen Tadel haben finden können:

1) Einheit, Freiheit, Gleichheit aller Burſchen unter einander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten.

2) Chriſtlich deutſche Ausbildung in einer jeden geiſtigen und leiblichen Kraft zum Dienſte des Vaterlandes.

Die einzelnen Burſchenſchaften faßten dieſe Prinzipien zwar konkreter auf und maßten ſich eine Beziehung zum Staate an, die dieſem nicht gleichgültig ſeyn konnte, wenn ſie ſeinem Begriffe oder den herrſchenden Grundſätzen widerſprach. So hieß es im §. 3. der Verfaſſungsurkunde der Jenaiſchen Burſchenſchaft, nachdem dieſelbe ſich als Theil der „allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft" bekannt und deren Ziel als das ihrige erklärt hatte:

„So alſo will ſie, auch für ſich, die Idee der Einheit und Freiheit des deutſchen Volkes ins Leben einführen; ſie will in Jena ein volksthümliches, rechtes Burſchenleben in Einheit, Freiheit und Gleichheit, in der Ausbildung geiſtiger und leiblicher Kräfte und in einem frohen, jugendlichen Zuſammenleben befördern und erhalten; ſie will in der geordneten Gemeinheit ihre Mitglieder zum Dienſt des Vaterlandes vorbereiten."

Die Gießener Burſchenſchaft hatte in ihrer urſprünglichen Verfaſſung nichts von den Beſtimmungen der allgemeinen deutſchen

Burſchenſchaft aufgenommen, und mußte ſich früher auflöſen, ehe nur ihre Kampfordnung angenommen war. Ihr Ehrenſpiegel ſtellte allgemeine Beſtimmungen über Ehre und Burſchenehre im Speziellen auf, die einestheils in der Ritterlichkeit und Chriſtlichkeit des Romanticismus wurzelten, anderntheils aber Anklänge aus der Wiſſenſchaftslehre enthielten, indem ſie der Oeffentlichkeit einen Platz einräumten, der ſich eigentlich nicht mit dem Ordalismus einer Entſcheidung durch Kampf vertrug. Nirgends tritt eigentlich der Einfluß des romantiſchen Prinzips, wie man es in neueſter Zeit genannt hat, auf die Burſchenſchaft deutlicher hervor, als in dieſem Gießener Ehrenſpiegel. Doch liegt uns die weitere Verfolgung dieſes Einfluſſes hier zu fern.

Die Verfaſſung der Leipziger Burſchenſchaft, welche von jedem ihrer Mitglieder forderte, daß er ein Chriſt, ein Deutſcher und ein Ehrhafter ſey, ſetzte §. 5. als ihren Zweck feſt:

„Volksthümliche Ausbildung für den Dienſt des Vaterlandes, Aufrechterhaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung in Beziehung auf die innern Verhältniſſe zu den beſtehenden Behörden und zu allen Nichtſtudirenden.“

So wenig nun auch gegen die Verfaſſung der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft einzuwenden ſeyn möchte, ſo manchem Tadel unterliegt der Geiſt, der ſich ſchon früh in der Burſchenſchaft entfaltete. Müßten wir dieſe Einſeitigkeiten nicht eben als die Folge des Drucks und der Hemmungen anſehen, welche die Burſchenſchaften ſeit 1817 zu erleiden hatten, ſo würden wir dieſe polizeilichen Maßregeln weniger tadeln, denn eine Ausbildung jener Einſeitigkeiten hätte unſer Volksleben nicht weiter geführt, ſondern die Weiterbildung unendlich ſchwieriger gemacht.

Wer möchte die Beſchränktheit des Alten im Bart, dieſe Deutſchheit, welche im Haß des Welſchthums, in ſchwarzen Röcken, langen Haaren, Turnen beſtand, Deutſchland in eine Turnanſtalt verwandeln wollte, Kunſt, Philoſophie und Wiſſenſchaft verbannte?

Oder zu welchem Ziele hätte jene „pedantiſch-religiöſe und engherzig-moraliſche Richtung,“ die uns Pfizer trefflich charakteriſirt, geführt? Hegel wäre von dieſer Sekte verbrannt, Strauß geſteinigt worden. Mit jenem falſchen Idealismus gepaart, den

Herbst und Andere zu Tage legten, führte uns diese Partei direkt in die Arme des Katholicismus zurück, in welchem Herbst und mehrere seiner Genossen ihre Befriedigung fanden.

Und welcher Einseitigkeiten machten sich nicht selbst Follen und seine nähern Freunde schuldig, die den ganzen Inhalt des Lebens einer Form, die über das Mögliche und Nützliche hinausging, opfern wollten?

Es läßt sich schwer sagen, was aus der allgemeinen Burschenschaft bei völlig freier Entwicklung geworden wäre; was durch, wenigstens trotz der polizeilichen Maßregeln, aus ihr geworden, das wissen wir leider.

Der Bundestagsbeschluß vom 18. Oktober 1819 hebt als besonders nachtheilig und unzulässig die fortdauernde Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten hervor; im Allgemeinen war er aber sowohl wider die Landsmannschaften, als wider die Burschenschaften gerichtet.

Der §. 3. dieses provisorischen Schlusses lautete:

„Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisirte Verbindungen auf Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrecht erhalten, und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen „die allgemeine Burschenschaft" bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liegt. Den Regierungsbevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden. — Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß die Individuen, die nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisirten Verbindungen geblieben oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollen."

Es wurde dieser Beschluß noch im Herbst 1819 von sämmtlichen Regierungen publizirt; einzelne derselben fügten noch spezielle Verbote hinzu. Die Folge davon war, daß sich die Burschenschaften an den meisten Orten öffentlich und mit Pomp auflösten, um nach der seit einem Jahrhundert ausgeübten Manier ihr altes Wesen im Geheimen fortzutreiben.

Die Burschenschaft zu Jena bestand sogar noch bis in das Jahr 1820 ziemlich öffentlich fort. Erst da traten drei große Parteiungen aus und bildeten die Corps der Thuringia, Saxonia und Franconia. Dann entstand eine Amicitia, die sich später Teutonia nannte, in den folgenden Jahren aus Abtrünnigen der Saxonia auch noch eine Rhenania.

Wie die deutsche Jugend das Verbot der Burschenschaft überhaupt ansah, beweist am besten das Lied: „Wir hatten gebauet," mit seiner frommen und schönen Weise. Die Form war zerbrochen, der Geist lebte fort. Die Form gerade, die das Spielzeug, der Ableiter alles politisch Verderblichen hätte werden können, die nahm man, die Form, welche Oeffentlichkeit zu ihrem Prinzip hatte. Den Geist, der auch ohne diese Form entstanden und sich verbreitet, den konnte man nicht dämpfen, und da er sein Spielzeug verloren, wurde aus ihm jener gefährliche, unreife Revolutionstrieb, der sich bald darauf im Bunde der Jungen offenbarte.

Hier ist freilich ein Theil der Geschichte dunkel, da durch die von Herrn von Kamptz veröffentlichten Untersuchungsakten über das Verhältniß, in welchem der Bund der Jungen zu dem Bunde der Alten, namentlich zu einigen ausgezeichneten Männern des Tugendbundes stand, nichts bekannt geworden ist, wir daher nicht wissen, verdankt dieser Bund der Jungen dem General Thielemann und Andern seine Entstehung, oder war er eine aus der Burschenschaft entspringende Mißgeburt.

Noch ehe Snell und Herr von Sprewitz jenen Bund der Jungen gebildet hatten, wagte es ein Mitglied der Burschenschaft, diese mit begeistertem und kräftigem Wort in Schutz zu nehmen. Wir meinen Joachim Leopold Haupt in seinem werthvollen Buche über Landsmannschaften und Burschenschaft (Leipzig, 1820). Er suchte die Burschenschaft zu reinigen von der Blutthat, die über sie gewälzt war, und veröffentlichte ihre Verfassung.

Aber Haupt that mehr; er unterwarf die Grundsätze und Gesetze der Burschenschaft einer genauen Prüfung, und gab eine leider nicht genug gewürdigte Erörterung von der Benutzung des damaligen Geistes und der neuesten Ereignisse auf den deutschen Hochschulen zu einer durchgreifenden Verbesserung der geselligen Verhältnisse der Studirenden.

Er sah ein, wie viel für die bessere Gestaltung dieser Verhältnisse verloren sey, wenn man auf dem eingeschlagenen Wege fortfahre, wie es eine geraume Zeit dauern müsse, ehe sich wieder etwas Tüchtiges und Haltbares gestalte. „Unläugbar sind alle Erscheinungen der neuesten Zeit auf den deutschen Hochschulen ein reines, ja das reinste Produkt aus einer Zeit der Erhebung des ganzen Deutschlands über das selbstische Einerlei ihres durch lange Jahre der innern und äußern Knechtschaft abgematteten und verdumpften bürgerlichen und häuslichen Lebens, aus einer Zeit der Begeisterung für etwas Höheres, als das tägliche Brod, für Vaterland, Recht und Freiheit, aus einer Zeit der Verläugnung, des Erwachens, der Erkenntniß. Wird nun auf diesem Geiste nicht fortgebaut — und wer hat da mehr Recht, Pflicht und Kraft, als die Hochschulen? — wird alles zerstört, was ihn erwecken, nähren und fortbilden kann: wer steht uns dafür, daß er nicht ganz untergeht, daß, wenn einst ein neues akademisches Geschlecht in Erinnerung an die alten Verhältnisse, aber unfähig der Erhebung über die Selbstsucht, eine Burschenschaft bildet, diese damit endet, womit sie unvollkommen anfing, und eine große Landsmannschaft, eine Teutonia, eine aristokratische Verbindung wider den Sinn und Zweck der Hochschulen wird?“ So sagt Haupt, und er hatte hierin Recht. Aus jenem Arnd-Jahn'schen Geiste war auch bei ihm eine Verachtung der Kosmopoliterei, wie er sie nannte, entstanden, und er wollte nur von einer Erziehung des Burschen zum Dienst des Vaterlandes wissen, die freilich bestehen sollte

1) in wissenschaftlicher, idealer, rein geistiger Ausbildung — die Hochschule gedacht als Bewahrerin und Fortbildnerin eines systematisch geordneten, immer fortschreitenden Kreises von Ideen;

2) in persönlicher, individueller Thatbildung, Bildung für's Leben — die Hochschule gedacht als die Bewahrerin und Fortbildnerin des edelsten Volkslebens.

Haupt's Vorschlag ging dahin:

„Man gebe der Gesammtheit der Studirenden einen Theil ihrer ehemals besessenen Autonomie wieder; man bringe dieses autonomisch geordnete Gemeinwesen in Berührung und Wechselwirkung mit der Behörde der Hochschule.“

Man gebe einmal:

a) den Studirenden völlige Freiheit über ihre innern Einrichtungen, und behalte ſich blos die Genehmigung derſelben vor;

b) man überlaſſe ihnen ein beſtimmtes Feld der Gerichtsbarkeit, etwa alle niedern Disziplinſachen.

Zum andern:

a) verpflichte man die Burſchenſchaft, bei ihren Verhandlungen einen beſtimmten Profeſſor oder ein Mitglied des akademiſchen Senats als Aufſeher und Leiter bei denſelben zu haben;

b) man gebe der Burſchenſchaft in den Sitzungen des akademiſchen Senats eine berathende Stimme in Burſchenangelegenheiten durch Theilnahme eines ihrer Mitglieder an denſelben.

Um dieſen Vorſchlag anſchaulicher zu machen, fügte Haupt einen Entwurf zur Verfaſſung einer öffentlich anerkannten Burſchenſchaft hinzu, und ſuchte die Gründe auszuführen, warum in ſeinem Vorſchlage das einzige Mittel zur Beſſerung der beſtehenden Verhältniſſe liege.

Ob die Haupt'ſchen Vorſchläge ausführbar geweſen? Wir glauben es, ja wir ſind feſt überzeugt, daß ſie zu einem beſſern und gereinigten Studentenleben geführt hätten. Aber es ſollte ſo nicht kommen. Es wurde eine Centraluntersuchungscommiſſion in Mainz niedergeſetzt, und der Name Burſchenſchafter wurde für gleichbedeutend mit Demagog ausgegeben. Dennoch conſtituirte ſich im Jahr 1820 an mehreren Univerſitäten die Burſchenſchaft, die ſich erſt gegen Ende des vorigen Jahres aufgelöst hatte, von neuem, hier feierlich und ziemlich öffentlich, dort insgeheim. Es wurde in Dresden ein Burſchentag ausgeſchrieben und dort heimlich gehalten. Dagegen wurde in Berlin oder vielmehr Treptow die neue Errichtung der Burſchenſchaft am 15. Juni 1820 feierlichſt begangen unter dem Präſidium von Schleiermacher, v. Savigny, Haſſe und Andern. Brüderlichkeit, Einigkeit, Enthuſiasmus für alles Große war über dieſes Feſt ausgegoſſen, während Politik fern blieb. — Wie viele höhere Staatsbeamte ſprechen noch heute mit Liebe von jenen ſchönen Tagen! denn Alles, was tüchtig, ehrenwerth, hochſtrebend war, ſchwur damals dem ſchwarzroth-goldnen Panier.

Von Seiten mehrerer Staaten glaubte man die Burſchenſchaft am ſicherſten unterdrücken zu können, wenn man die Corps und

landsmannschaftlichen Verbindungen begünstigte, und man that dies, indem man sie unter dem Namen Clubbs oder anderweitigen Namen als stehende Gesellschaften zur Geselligkeit duldete.

In Göttingen, Heidelberg, Jena, Marburg, Gießen, Bonn, Halle kamen landsmannschaftliche Verbindungen von neuem in Schwung; man durfte offen die Farben tragen, wenigstens, wie in Halle, zwei Farben, an die man künstlich und geheim die Unterscheidungszeichen zu knüpfen wußte. Allein eben diese Maßregel, welche gegen die Burschenschaft wirken sollte, trug das Meiste dazu bei, daß sie, trotz der geschärften Verbote, selbst auf den Universitäten wieder erstand, wo sie wirklich gänzlich vernichtet war. Denn der Uebermuth der Corpsburschen, die häufig willkürliche Herrschaft des Seniorenkonvents rief nothwendig eine Gegenvereinigung aller derjenigen herbei, die an dem rohen Corpsleben keinen Gefallen fanden, und die doch eine gänzliche Nichtachtung als „Finten" oder „Wilde" nicht zu ertragen vermochten. Und aus solchen Oppositionsverbindungen zum Schutz und Trutz gegen landsmannschaftlichen Uebermuth entstand nothwendig bald eine Burschenschaft. Denn es ist ein durchaus falscher Begriff, wenn man unter Burschenschaft immer eine politische Verbindung versteht.

Die Landsmannschaften haben darin einen weit feinern Takt; sie nennen jede Verbindung Burschenschaft, die sich in die Reihe der Corps nicht aufnehmen läßt, nicht Sitz und Stimme im Seniorenkonvent begehrt, sondern die Schlüsse desselben in Studentenangelegenheiten nicht anerkennt, welche sich so weit über den alten Comment hinwegsetzt, daß sie ein Ehrengericht hat. Und in der That, das sind so ziemlich die charakteristischen Merkmale der Burschenschaft, wenn sie der Oeffentlichkeit entbehrt, auf die sie vorzüglich basirt ist. Das politische Element in der Burschenschaft ist etwas durchaus Zufälliges, welches 1817—20 gleichsam wie ein Krankheitsstoff in der Atmosphäre lag. Es hätte mit dem Jahre 1820 aufgehört, wäre nicht eben durch das Verbot die öffentliche Burschenschaft in eine heimliche verwandelt worden, und hätte die Unterdrückung nicht eben gereizt, Mißtrauen und Haß erzeugt.

In einer 1824 zu Halle auf ausdrücklichen hohen Befehl erschienenen amtlichen Belehrung über den Geist und das Wesen

der Burschenschaft wird zwar behauptet, wie geheime Vereine die ganze Burschenschaft lediglich als ein geeignetes Mittel zu ihren revolutionären Zwecken und zur Verstrickung der akademischen Jugend in dieselben angesehen, und daß die Burschenschaft von ihrem Ursprunge an bis ganz vor Kurzem als willenloses Werkzeug unter der obern Leitung derjenigen Verbrecher gestanden, welche einen Bund zur gewaltsamen Revolution gestiftet. Allein es scheint aus den Untersuchungsakten klar hervorzugehen, daß Robert Wesselhöft im Jahre 1820, als er Sprecher des Burschentags war, in jenen sogenannten Bund der Jungen noch nicht eingeweiht war, und daß auch Herr von Sprewitz, der Schreiber bei dem 1821 zu Streitberg gehaltenen Burschentage, damals noch nicht mit einer außerakademischen Verbindung im Verkehr stand, sondern daß erst auf dem 1822 im Odenwalde gehaltenen Burschentage andere als auf die burschenschaftliche Organisation der Universitäten selbst bezügliche Dinge zur Sprache kamen.

Wenigstens hat man kein Recht zu sagen: „die geheimen Bünde der Burschenschaft seyen mit nichts Geringerem umgegangen, als mit dem Plane, Deutschlands Staatsverfassung umzustürzen, und zu diesem Zwecke Erregung von Unzufriedenheit unter dem Volke mit den bestehenden Regierungen, Meuchelmord gegen die Feinde des Bundes, unbedingten Gehorsam gegen unbekannte Obere u. s. w. als erlaubt und verdienstlich zu empfehlen," wie es in jener obenerwähnten Schrift heißt. Die Burschenschaft hat nie geheime Bünde mit solchem Zwecke gehabt; der Bund der Jungen stand gänzlich außerhalb der Burschenschaft. Auch scheint die väterliche Warnung, wie sie im Predigtton jene „amtliche Belehrung" enthält, sehr wenig Einfluß auf die akademische Jugend gehabt zu haben; denn im Jahre 1825 existirten auf den meisten preußischen Universitäten ziemlich öffentlich Burschenschaften; in Halle war namentlich die größere Anzahl der Studirenden diesem Vereine zugethan.

Allein von diesen Verbindungen, wie sie außerdem in Heidelberg, Göttingen, Marburg, Gießen, Erlangen von 1824 bis 1830 bestanden, war im Politischen gar nichts zu fürchten, ihr politischer Geist stand ziemlich unter Null, und wenn sich von Jena aus ein Fries'sches Heft über Ethik und Politik nach einer solchen Universität verloren hatte, und in den Kränzchen vielleicht eifrig

studirt wurde, so war das wirklich kein Verbrechen. Es war nur eine gewisse Solidität, einige Grundsätze christlicher Moral und sehr viel Gemüthlichkeit, was diese Verbindungen von den landsmannschaftlichen unterschied. Die meisten jener damaligen Verbindungsglieder sind sehr gute und sehr loyale Unterthanen geworden.

Was das Leben der Landsmannschaften von den Jahren 1820 bis 1830 betrifft, so hat dasselbe einen sehr treuen und eifrigen Biographen in dem Freiherrn v. Schlumb (Dr. Jäger) gefunden. Unter dem Titel: „der deutsche Student, ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19ten Jahrhunderts" (Stuttgart 1835, bei Balz) hat Jäger auf 380 enggedruckten Seiten das siebenjährige Studium seines Helden, Felix Schnabel, in breiten und derben Zügen geschildert. So groß und reich das Material ist, so kömmt doch alles auf Commersiren, Duelliren, Schulden machen, consiliirt und religirt werden hinaus. Das Buch ist gut geschrieben, und doch wird höchstens ein Pennal oder ein junger Student es ganz durchlesen können. Dieser Kreis, in dem sich das Studentenleben immer und immer herumdreht, muß jeden Menschen mit gesunden Sinnen aneckeln. Und doch treiben sich Tausende von Jünglingen 3 bis 4 Jahre ihres Lebens in diesem Kreise herum. Daher jene Stumpfheit des bürgerlichen Lebens, jene Verdumpfung, jener Egoismus und Materialismus in den sogenannten gebildeten Ständen. Es ist ein oft gebrauchtes Wort: „man müsse sich auf Universitäten die Hörner ausrennen." Die Jugend von 1820—1830 hat das in reichem Maße gethan.

Wie sehr das Treiben der Jugend in den landsmannschaftlichen Verbindungen des inhaltsvollen Lebens baar und ledig war, beweist die Ausbildung eines Biercomments, welche in diese Jahre fällt.

Da man sich in den Wirthshäusern und Kneipen nicht mehr über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten und streiten durfte, und jeder Versuch einer solchen Unterhaltung, als „gelehrt," mit Biertrinken bestraft wurde, man auch nicht in einem fort singen und trinken konnte, erfand man eine Form, ein Spiel, welches das Zusammenseyn würzen mußte: das war der Biercomment, resp. Weincomment, die regula bibendi.

Es gibt eine doppelte Art dieses Comments; die eine hat sich in Jena und Halle, die andere in Göttingen, Heidelberg und

Bonn ausgebildet. Die erste beruht in einer Nachbildung des Ritterthums, die andere ist rein juristischer Natur, und hat ihren Witz eben in der Nachbildung der Prozeßform.

Diese Alfanzereien kosteten nicht blos vieles Geld und viele Zeit; das Schlimmste war, daß dieses Commentwesen darauf hinausging, die alten Deutschen möglichst nachzuahmen, so daß es für eine Ehre galt, viel und schnell trinken zu können, daß es daher auf der sogenannten allgemeinen Kneipe nie zu etwas anderem kam, als zu solchen lediglich zum Saufen forcirenden Bierstreitigkeiten, welche denn auch nicht selten unter Parteien, die sich haßten, als Gelegenheit, förmliche Duelle zu kontrahiren, selbst Pro-patria-Skandäler zu suchen, mißbraucht wurden. Noch größern Tadel verdienen jedoch jene einfältigen, zum Theil an das Gemeine gränzenden Bierspiele, mit denen eine kleinere Anzahl von Studenten ihre Nachmittage und Abende todtzuschlagen und sich systematisch voll und trunken zu machen strebten.

Die Starrheit und Festigkeit, welche das ganze Commentwesen auf Universitäten hatte, war auch auf diesen Biercomment übergegangen; wehe dem, der hier eine Neuerung vorschlagen wollte! Wie durch Tradition die eine Generation es bekommen, so mußte es auf die nächste übergehen, und ohne Nachdenken übernahm man den alten Unsinn. Es gehört nicht viel dazu, um einzusehen, daß z. B. das Pereatspiel eben so dumm als schmutzig ist; das Gefühl eines Jeden wird sich von selbst gegen die Eckeleien empören, welche dabei zu singen sind; allein der Ankömmling drängt sich dazu, Spiel und Text zu erlernen, weil es zum Biercomment gehört, auch Pereat spielen zu können, und singt später diese Dinge mit, ohne etwas dabei zu denken. Und was so im Studentenleben geschieht, das gedankenlose Uebernehmen des Hergebrachten, das wird als Gewohnheit auch im bürgerlichen Leben fortgesetzt, bei Dingen, die eine schwerere Bedeutung haben, als das Commentwesen.

Man könnte mir vorwerfen, daß ich dieses Biercommentwesen den Verbindungen zur Last schiebe, da es doch die ganze Universität beherrsche. Allein es verdankt nicht nur seinen Ursprung, sondern auch seine Erhaltung lediglich den Korps- und Klubbverbindungen.

Wie bei dem Biercomment alles darauf hinauskam, viel zu trinken, ſo kam bei dem Ehrencomment alles darauf hinaus, ſich viel zu ſchlagen. Studiren und Lernen galt für eine Pedanterie und war nur dann anſtändig, wenn das Examen in nächſter Nähe drängte. Ob das nicht alles mit zu ſchwarzen Farben geſchildert ſey? Ich verkenne nicht, es lag auch in dieſer Art der Geſelligkeit etwas urſprünglich Humeriſtiſches; mancher Gebrauch hat ſogar etwas höchſt Feierliches und Schönes, z. B. der Landesvater; allein das Ganze verdarb die Jünglinge an Leib und Seele. Wenn dennoch aus den Jahren 1820—1830 tüchtige Männer ins bürgerliche Leben übergegangen, ſo geſchah das, weil ſie in ſich ſo viel Kraft hatten, ſich aus dem Schlamm zu retten; wie viele gänzlich untergegangen ſind, wie viele als ſchlechte Beamte fortvegetiren, das zählen wir nicht.

Das Jahr 1830 mit ſeinen Folgen hat in dieſem Treiben jedoch gleichfalls eine Revolution angerichtet. Wir alle kennen die mächtige Erregung, die 1830 über Deutſchland kam; ſie konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die Univerſitäten bleiben. Im Ganzen war dieſe Erregung für letztere heilſam. Eine ernſtere Stimmung verbreitete ſich über die Jugend, das unbefangene Hingeben an die vorhin geſchilderten Studentenfreuden nahm ab, die Zahl der Korpsburſchen verringerte ſich auf allen Univerſitäten beinah um die Hälfte. Den mächtigſten Einfluß übten dieſe Zeitverhältniſſe jedoch auf die Burſchenſchaft; ſie führten beinah eine gänzliche Umgeſtaltung derſelben herbei. Dieſe Verbindung, welche auf allen deutſchen Univerſitäten um das Jahr 1830 exiſtirte, ſogar hier und da offen die ſchwarz-roth-goldnen Farben trug, traf die Julirevolution gänzlich unvorbereitet. Sie hatte ſeit mehreren Jahren ſchon jedes politiſche Element ausgeſtoßen, und das Schwärmen für Jahnſche und Friſiſche Ideale war, ſofern es wirklich noch herrſchte, ein unſchädliches und unfruchtbares.

Zu einer Zeit aber, wo ſelbſt die Korpsburſchen an den politiſchen Weltereigniſſen Antheil zu nehmen anfingen, wo Politik das Ein und Alles war, um das ſich an jedem Orte Geſpräch und Thun drehte, konnte dieſes Element auch der Burſchenſchaft nicht fremd bleiben. Aber der Zeitgeiſt hatte eine ganz andere Richtung als vor 15 Jahren. Der Haß alles Welſchen hatte ſich in eine Vergötterung verwandelt, Frankreich war das Ideal, dem man

nachſtrebte. Und in dem Sinne dieſes Zeitgeiſtes änderte ſich jetzt auch die Burſchenſchaft. Sie wurde mit einem Worte liberal; während ſie bis dahin chriſtlich deutſch geweſen war, wurde ſie jetzt kosmopolitiſcher.

Daß fremde propagandiſtiſche Einflüſſe auf die Burſchenſchaft in den Jahren 1832 und 1833 eingewirkt hätten, iſt durch keine einzige Thatſache erwieſen. „Die Darlegung der Hauptreſultate ꝛc.“ iſt hier eine gute, wenn auch vorſichtig zu gebrauchende Quelle. Sie geſteht zu, daß in den Jahren 1827 bis 1831 die Burſchenſchaft eine revolutionäre und hochverrätheriſche Abſicht nicht gehabt habe, weil ihre Tendenz bis dahin geweſen ſey:

„Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gezeichneten Staatslebens im deutſchen Volke, mittelſt ſittlicher, wiſſenſchaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochſchule.“

Nach dieſem iſt kaum einzuſehen, wie die Beſchlüſſe des am 26. Septbr. 1831 zu Frankfurt a/M. gehaltenen Burſchentages, wonach die Tendenz der Burſchenſchaft war:

„Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit geſicherten Staats im deutſchen Volke, mittelſt wiſſenſchaftlicher, ſittlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochſchule,“

als hochverrätheriſch angeſehen werden konnten. Unzweifelhaft revolutionär waren dagegen die Beſchlüſſe des Stuttgarter Burſchentages von Weihnachten 1832, welche in den Hauptpunkten dahin lauteten:

„Die allgemeine deutſche Burſchenſchaft ſoll ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutſchlands, auf dem Wege der Revolution erſtreben, und deshalb dem Vaterlandsvereine in Frankfurt ſich anſchließen.“

Die Folge der Stuttgarter Beſchlüſſe war die Theilnahme mehrerer Burſchenſchaften am Frankfurter Attentat.

Ich glaube, daß es bei den Verſtändigen nicht erſt der Vertheidigung des Herrn v. Florencourt in den kritiſchen Blättern der Börſenhalle bedurfte, um zu der Anſicht zu gelangen, daß trotz dieſer Beſchlüſſe und des Frankfurter Attentats das Prinzip der Burſchenſchaft auch in jenen Jahren ein revolutionäres nicht war. Denn es iſt richtig, daß die Beſchlüſſe eines Burſchentages nicht

einmal alle in der allgemeinen Verbindung befindlichen Burſchenſchafter banden, und eine Menge gerichtlicher Erkenntniſſe haben bewieſen, daß, trotz jener hochverrätheriſchen Beſchlüſſe von 1832, nicht jeder Burſchenſchafter, wenn er auch in dem allgemeinen Verbande war, als Hochverräther betrachtet werden durfte. Abgeſehen, daß eine Menge Burſchenſchaften gar nicht im allgemeinen Verbande waren, ſind ſowohl die Stuttgarter Beſchlüſſe, als das Frankfurter Attentat nicht als Werk der Burſchenſchaft als ſolcher zu betrachten, ſondern als Werk eben der Einzelnen, welche die Beſchlüſſe faßten, und welche zu dem Frankfurter Attentat ſich gebrauchen ließen. Denn keine burſchenſchaftliche Verbindung in ganz Deutſchland hat in Folge eines Verbindungsbeſchluſſes an dem Frankfurter Aufſtande Theil genommen, keine hat als Verbindung nur etwas davon gewußt, ſelbſt nicht die Heidelberger Burſchenſchaft, welche doch nach den Stuttgarter Beſchlüſſen die Geſchäftsführung übernommen hatte, ſondern nur einzelne exaltirte Individuen waren die Theilnehmer. Und bei dieſen muß man die Urſache der Theilnahme nicht in ihrer Qualität als Verbindungsmitglieder ſuchen, ſondern in ihren eigenſten Lebensverhältniſſen, in ihrer Individualität, in ihrer Gemüthsſtimmung. Der größte Theil aller Burſchenſchaften war den arminiſchen Grundſätzen zugethan, und ſchätzte ein „gemüthliches Kneiplеben“ höher, als alle Revolution. Ihre Richtung auf Staatliches war unbedeutend, es war auch bei ihnen manchmal die Rede von Einheit des deutſchen Vaterlandes, es blieb dies alles aber in dem unſchädlichen Gebiete der allgemeinen Kategorien. Daß hiermit keine Apologie der Burſchenſchaft hat gegeben werden ſollen, mag um ſo weniger verkannt werden, als ich leider anerkennen muß, daß die Burſchenſchaft die meiſten Fehler der Landsmannſchaften theilte, während es ihr an dem brüderlichen Elemente derſelben mangelte, und Neid, Eiferſucht, Ehrſucht in ihr einen weit größeren Spielraum hatten, als in den Korps.

Aber ich mußte dieſe Verbindung auch vor ungerechten Anſchuldigungen wahren, namentlich gegen jenes Vorurtheil kämpfen, als ſey Burſchenſchaft identiſch mit revolutionären Umtrieben, und liege in dem Prinzip einer burſchenſchaftlichen Verbindung etwas durchaus Gefährliches und nicht zu Duldendes. Man gebe der

Burschenschaft nur volle Oeffentlichkeit, und man wird sie nicht zu fürchten haben, man wird sie nicht zu beargwohnen brauchen.

Während von den einzelnen Regierungen und Universitätsbehörden gleich nach dem April-Attentate Untersuchungen gegen alle Studentenverbindungen eingeleitet wurden, welche im Verdacht der Burschenschaft standen, d. h. welche in landsmannschaftlichen Verbindungen waren, setzte ein Bundestagsbeschluß vom 14. November 1834 allgemeine Maßregeln in Beziehung auf die Universitäten, vorläufig auf sechs Jahre fest. Es interessiren uns diese hier nur in so fern, als sie das Verbindungswesen betreffen. Das Wesentliche derselben besteht aber in Folgendem: Nur mit Erlaubniß der betreffenden Regierung, und unter den von ihr festgesetzten Bedingungen können Vereinigungen von Studirenden zu wissenschaftlichen oder geselligen Zwecken statt finden. Alle anderen Verbindungen sind strenge verboten. Jeder Student hat vor seiner Immatrikulation einen schriftlichen Revers „auf Ehre und Gewissen" auszustellen, an keiner Art von unerlaubter Verbindung Antheil zu nehmen. Besonders verpönt sind alle burschenschaftlichen Verbindungen. Zuwiderhandelnde werden, je nach dem Grade ihrer Schuld, strenge gestraft. Die sämmtlichen Regierungen stehen in einem Cartelle zu gemeinschaftlicher, unerläßlicher Durchführung.

Waren auch mehrere Regierungen mit der Publikation dieses Bundestagsbeschlusses scheinbar lässig, z. B. Preußen, das ihn erst am 5. Decbr. 1835 öffentlich bekannt machte, so waren doch die meisten der vom Bunde berathenen Maßregeln schon vor dem Beschlusse auf vielen Universitäten eingeführt, und seit 1836 trat auch der Bundesbeschluß selbst auf allen Universitäten in Wirksamkeit. Allein wie alle frühern Verbote, hat auch der Beschluß vom 14. Novbr. nicht vermocht, das Verbindungswesen zu vernichten. Die Verbote waren zu allgemein, die Gränzen des Erlaubten und Unerlaubten liefen kaum scheidbar in einander über, die Strafen waren zu hart, als daß sie immer vollzogen worden wären. Nicht nur die Studirenden suchten und wußten diese Verbote zu umgehen, sondern die Universitätsbehörden, selbst Regierungsbevollmächtigte boten ihnen dabei nicht selten hülfreiche Hand. Und wenn gleich, so viel wir erfahren können, auf keiner deutschen Universität sich seit 1834 eine Burschenschaft zu organisiren gewagt hat, so möchte dies doch weniger dem Bundestagsbeschlusse selbst, als jener

unſinnigen That von 1833 zugeſchrieben werden dürfen. Denn durch die Stuttgarter Beſchlüſſe und das Frankfurter Attentat war der Name Burſchenſchaft abermals auf eine ſo gefährliche Weiſe kompromittirt, daß jeder Nachdenkende vor der Theilnahme an einer ſolchen Verbindung zurückſchrecken mußte; war ihr Zweck auch noch ſo ungefährlich, wußte man doch nicht, zu welchen Verwicklungen der Name führte.

Daß aber die Korpsverbindungen nicht unterdrückt ſind, daß auf den meiſten deutſchen Univerſitäten mehr oder minder öffentlich Waffenverbindungen exiſtiren, wer wüßte das nicht? Es möchte ſelbſt nicht ſchwer ſeyn, ſtatiſtiſche Tabellen über dieſe Verbindungen zu entwerfen. Auch mit ihnen ſind jedoch Aenderungen vorgegangen, die wir indeſſen größtentheils dem Umſtande zuſchreiben müſſen, daß viele von den Elementen, welche in andern Zeiten ſich als Burſchenſchafter geſondert hätten, ſich unter dieſe Korps gemiſcht haben. Um in dieſer Beziehung nur eines zu erwähnen, mache ich auf den Wechſel der Kommersbücher aufmerkſam. Vor 1830 und in den erſten dreißiger Jahren waren bei allen Korps das Leipziger Kommersbuch, das Göttinger Kommersbuch und andere gleich ſchlechte, mit ihren alten, zum größten Theil unſinnigen Liedern an der Tagesordnung. Wer damals die in Leipzig erſchienene „Auswahl deutſcher Lieder" empfohlen hätte, wäre für einen Burſchenſchafter gehalten worden. Gegenwärtig kennt man auf keiner Univerſität jenen alten Schund; das letzterwähnte Buch iſt allenthalben eingeführt, und man hört auf dem roheſten Kommers einige von jenen ſchönen, ächtdeutſchen Liedern Körners, Max von Schenkendorfs, Arnds u. ſ. w. Daß Viele gegenwärtig auch nicht alle drei Jahre ihres Studiums in dem Verbindungsweſen zubringen, iſt eine Folge der an allen Orten geſchärften Examina.

Wie wenig aber durch Verbote und blos polizeiliche Maßregeln gegen das Verbindungsweſen gewirkt wird, das beweiſt am beſten das Beiſpiel Göttingens. Auf keiner Univerſität hat man anhaltender und mit größerer Strenge alles Verbindungsweſen zu zerſtören geſucht als dort, und doch iſt es immer nur auf einige Zeit *niedergehalten* worden. Man hat Jahre lang hindurch auf dem gewiß allein richtigen Wege gegen jeden ſofort eine Unterſuchung eingeleitet, bei dem in oder außer dem Hauſe ein buntes Band oder ſonſt ein auf Verbindung hindeutendes Zeichen gefunden

wurde. Man hat im Jahre 1833 mehrere Korpsburschen relegirt, eilf mit dem consilium abeundi bestraft, einige neunzig aufs Karzer gesetzt. Einige Zeit schien es wirklich, als sey dadurch Alles erlangt, was der Bundestagsbeschluß vorschrieb, und Universitätsrath Oesterley konnte in seiner 1837 erschienenen Geschichte der: „Georgia Augusta“ in gutem Glauben aussprechen, daß seit 1833 das Verbindungswesen als zerstört angesehen werden könne; denn man sah keine bunten Mützen mehr in Göttingen, ein Zwang sich zu duelliren, in eine Verbindung zu treten, oder sich zu betrinken, fand nicht mehr statt, der Einzelne fühlte sich befreit von der Herrschaft der Korps. Allein nichts destoweniger existirten die Korps im Geheimen fort, und sobald sie glaubten, eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, traten sie mit größeren Anmaßungen hervor als jemals. So drohten sie beim Jubiläum der G. A. ziemlich offen mit einem Auszuge. Mit großer Klugheit wurden sie damals jedoch für die von der Regierung beliebte Ordnung gewonnen; aber es dauerte mehrere Jahre, ehe sie sich das entreißen ließen, was sie durch die Nothwendigkeit und bei dem Mangel einer andern das Fest leitenden Organisation damals erlangt hatten, die Erlaubniß, farbige Mützen zu tragen.

Eine sehr beachtenswerthe Erscheinung ist es, daß sich auf mehreren Universitäten zu gleicher Zeit eine Reaktion gegen die Anmaßungen der Korps zeigte, indem sich Verbindungen bildeten, die lediglich reine Geselligkeit zum Zweck hatten, und Streitigkeiten unter sich zuerst vor ein Ehrengericht brachten. Die Korps haben immer eingesehen, daß ihr Untergang erfolgen müßte, wenn sich selbstständige Verbindungen neben ihnen organisirten, welche alle Annehmlichkeiten des Verbindungslebens böten, ohne, wie die Korps, zu Schlägereien u. s. w. nothwendig zu führen. Es war daher immer ihre Politik, solche Verbindungen von vorne herein entweder zu zersprengen, oder sie durch eine Menge mit ihnen kontrahirter Duelle zu zwingen, selbst in die Reihe der Korps zu treten. Dies ist ihnen denn auch auf den meisten Universitäten immer gelungen. In Göttingen fand sich jedoch im Sommer 1840 eine solche numerische Ueberzahl auf Seiten der den Korps entgegengesetzten landsmannschaftlichen Verbindungen, daß, nachdem die gegen beide Parteien eingeleiteten Untersuchungen beendigt und die erkannten 1500 Tage Karzerstrafe von den Betheiligten abgesessen waren,

es zu einem Vergleiche kam, in welchem die gleichen Rechte der Landsmannschaften anerkannt wurden. Wie viel durch diese Neuerung gewonnen, und ob es ein so großer Vortheil sey, wenn ein Theil der Studirenden unter sich ein Ehrengericht anerkennt, aber bei Streitigkeiten mit dem feindlichen Theile sich nach wie vor schlägt, muß die Erfahrung lehren. Wir halten es für viel nachtheiliger, wenn solche zwei Parteien bestehen, die sich nothwendig immer an einander reiben und in den Kämpfen erhitzen werden, als wenn nur ein kleiner Theil der Studirenden zu Korps vereinigt ist. Wäre es dagegen möglich, daß die Landsmannschaften ein solches Uebergewicht bekämen, daß sie die Korps zu ihren Grundsätzen hinüberzögen, namentlich auch bei jenen das Prinzip des Ehrengerichts zur Anerkenntniß brächten, so wäre damit ein Großes gewonnen. Wir befürchten aber, daß dieses nicht geschehen wird, weil ein solches Uebergewicht erst mit dem Schläger erkämpft werden müßte, hier sich aber nicht allein die Wagschale für die Korps neigt, sondern der Kampf selbst die Landsmannschaften sich immer unähnlicher und den Korps ähnlicher machen wird, so daß zuletzt nur noch der Name den Unterschied bildet.

Wir haben bei der geschichtlichen Darstellung die Mißstände und Uebelstände, welche die unzertrennlichen Begleiter aller geheimen Verbindungen (seyen sie Landsmannschaften der neuesten oder alter Art, Orden, Korps oder Burschenschaft) gewesen sind und bleiben werden, hervorgehoben, so daß uns nur noch übrig bleibt, kurz zusammen zu fassen, was wir an diesen Verbindungen als vom Uebel halten. Hierhin rechnen wir nun vorzüglich, daß bei Korps und Landsmannschaften von etwas Wissenschaftlichem und Sittlichem gar nicht die Rede ist, daß ihr Zweck dem Zwecke des Universitätslebens, wissenschaftlicher Ausbildung, Liebe zur Erkenntniß und edler Geselligkeit gerade zuwider ist. Zeit, Gesundheit und Geld werden für ein Scheinbild von Freiheit und Ehre vergeudet. Man tadle nicht, daß wir das Geld hier hineinziehen. Die Geldverschwendung hat zur nächsten Folge leichtsinnige Verpfändung des Ehrenworts, und wer, wie wir, hunderte von Ehrenscheinen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, auf die nie eine Bezahlung erfolgte (denn die Umstände in der Heimath überwiegen meistens den besten Willen), weiß, in welcher genauen Verbindung auf Universitäten Geld und Ehre steht. Außerdem aber wird ja

eine Ehrenhaftigkeit und Trefflichkeit heilig gehalten, deren Eins und Alles darin besteht, mit Geschicklichkeit den Schläger handhaben zu können; denn eigentlicher Muth gehört doch wahrlich zu einem Duell in der jetzigen Vermummung nicht. In Göttingen z. B. hat seit dem Jahre 1820 nur ein Student im Duell auf Schläger das Leben verloren, und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß in diesen zwanzig Jahren 8000—10,000 Duelle vollzogen sind, da nicht selten auf einen Tag acht bis zwölfe fielen. Sehr häufig gehört viel mehr Muth und Ehrenhaftigkeit dazu, sich nicht zu schlagen, als sich zu schlagen. — Der freie jugendliche Blick und Umgang wird durch das jetzige Commentwesen gehemmt und beschränkt, die Urtheilskraft wird gefesselt, die selbstthätige Einsicht unterdrückt und bestimmt durch Gesetze des Herkommens, die ihren Ursprung in einer vergangenen Zeit und in Bedingnissen hatten, die nicht mehr existiren. Das Commentwesen ist auf einer Mißachtung aller anderweitigen Bestrebungen begründet, die für das folgende Leben von der allergrößten Folgewichtigkeit ist, und zu Despotismus gegen Untergebene, zur Kriecherei gegen Höhere führt. Es sind jene Verbindungen von der kleinlichsten Herrschsucht und Eitelkeit beseelt, und ihrem Sinne entgeht alles Höhere und Edlere. Sie tödten jeden Sinn für Wissenschaftlichkeit und befördern jenes unglückselige Examensstudium. Sie sind die wahren Verbreiter und Förderer jenes von ihnen selbst so gescheuten und verachteten Philisterthums, das mit bleiernen Flügeln auf unserm Vaterlande lastet. Sie sind die Schule einer gewissen Selbstständigkeit, einer gewissen Charakterbildung, aber einer Selbstständigkeit, die auf ungemessener Eitelkeit beruht, einer Charakterbildung, die Egoismus und Genußsucht als das Höchste im Leben betrachtet. So lange es möglich ist, daß man ein durchaus verwerflicher Mensch und doch ein guter Korpsbursch seyn kann, ist diesen Verbindungen durch sich selbst das Urtheil gesprochen.

Welche große Männer der Jetztzeit sind aus diesen Verbindungen hervorgegangen? Welche Schriftsteller, welche Staatsmänner, welche Künstler? Man nenne sie mir, und ich will die Schlacken nachweisen, die von diesem Verbindungsleben noch an ihnen kleben.

Ich spreche hier natürlich nur von solchen, die drei bis vier Jahre ihres Universitätslebens in diesen Verbindungen ohne Ueberdruß und Eckel zubringen konnten, nicht von denen, die sich

als Füchse verleiten ließen, ein halbes Jahr oder ein Jahr ihrer Studien daran zu wagen, um die akademische Freiheit, welche nur in den Korps blühen sollte, zu kosten.

Das sind die Krebsschäden unserer vielgerühmten Universitäten; sie fressen das beste Mark aus der Blüthe der deutschen Jugend, sie saugen sich wie Vampyre von einer Generation an die andere. Und gäbe es keine Heilmittel? Ich glaube, ja; aber es ist ein Kaiserschnitt, der hier Noth thut, mit halben Mitteln kommt man hier nicht durch. Nicht Verbote sind es, die hier fruchten, sondern man muß größere Freiheit geben, die Hand bieten zu einer neuen Organisation. — Ist die historische Darstellung, die wir von der Entwicklung des Verbindungswesens auf deutschen Universitäten gegeben haben, nicht erlogen, so glauben wir kühn folgende Behauptungen aussprechen zu dürfen.

Kein Verbot, und sey es noch so streng, keine Reichsschlüsse, keine Landesgesetze, keine Bundestagsbeschlüsse haben bis jetzt das geheime Verbindungswesen auf Universitäten zu unterdrücken vermocht, haben die Studirenden atomistisch auseinanderreißen und von einander fern halten können. „Die Verbindungen," bemerkt Hr. v. Florencourt richtig, „hatten die zähe Lebenskraft eines Wurms, jedes abgerissene Glied lebte für sich weiter fort." Und auch in der Zukunft werden durch polizeiliche Maßregeln und Verbote, welcher Art sie auch seyn mögen, die Verbindungen nicht ausgerottet werden.

So lange auf Universitäten alle Streitigkeiten unter Studirenden in der Regel nur durch Duelle ausgeglichen werden, werden nothwendig immer Vereine bestehen, die zur Erleichterung der Duelle dienen, sey es, daß sich eine Anzahl Studirender aus Freundschaft vereinigt, Beleidigungen, die den einen widerfahren, zu rächen, sich gegenseitig als Sekundanten zu unterstützen, oder hätten diese Verbindungen nur den Zweck, durch Waffengemeinschaft sich in pekuniärer Hinsicht Erleichterung zu verschaffen. Die geringste Verabredung über die Art und Weise des Duells führt zu Verbindungen. Duelle und das Verbindungswesen stehen im engsten Zusammenhange, und man wird das eine nie unterdrücken, wenn man nicht auch das andere zugleich unterdrückt.

Bis jetzt sind aber auf allen Universitäten die Duelle halb und halb erlaubt; man drückt wenigstens ein Auge zu, indem man

von dem Grundsatze ausgeht, Duelle seyen einmal nicht gänzlich zu unterdrücken. Trotz aller Verbote der Duelle, wie sie die akademischen Gesetze enthalten, werden daher täglich solche beinahe unter den Augen der Universitätsbehörden vollzogen, und selbst bei wirklicher strenger Aufsicht, wie sie hier und da wohl eine Zeitlang die Tagesordnung zu seyn pflegt, werden die Unterbedienten durch List und Schlauheit getäuscht.

Duelle, die doch das Alterthum nicht kannte, und die daher keineswegs als etwas absolut Nothwendiges betrachtet werden müssen, wie Herr von Florencourt will: „weil es über höchst persönliche Gefühlsweise und Ansprüche keine allgemeine Gesetzgebung geben könne," — sind freilich bei unserm gegenwärtigen Bildungsstande nicht absolut zu vermeiden. Es ist auch nur theilweise wahr: „daß kein Dritter im Stande ist, den Grad der Kränkung meiner persönlichen Stellung zu beurtheilen," und daß deshalb Selbsthülfe nothwendig sey. Die Sache ist nur die: durch das Mittelalter ist in unsere Gefühls- und Denkungsweise ein Begriff von Ehre, Ehrenverletzung, Ehrenrettung durch den Zweikampf übergegangen, und hat sich so in Fleisch und Blut verwandelt, daß er durch Akte der Gesetzgebung nicht sofort zu vertilgen ist. Ist es daher nicht möglich, die Zulässigkeit des Zweikampfes aus rationellen Gründen zu demonstriren, so hat doch Florencourt Recht, wenn er sagt: „Jeder freien, ritterlichen Seele braucht der Zweikampf nicht erst als nothwendig bewiesen zu werden; sie besitzt darüber unmittelbare Gewißheit, trotz aller entgegenstehenden angelernten Schulbegriffe." — Das ist aber eben das Unglück.

Allein das Duell läßt sich vermindern. Und das Duell auf Universitäten, welches nicht als letztes Mittel zur Vertheidigung der persönlichen Freiheit, sondern meistens zur Befriedigung von Eitelkeit, Herrschsucht und Lust, häufig sogar zur Befriedigung kindischer Bosheit gemißbraucht wird, das eben so oft durch Unüberlegtheit und Uebereilung herbeigeführt wird, die eine falsche Scham anzuerkennen verbindert, soll und muß vermieden werden.

Als ausreichendes Mittel, das Duell wahrhaft auf das Minimum zu bringen, hat sich bisher einzig das Ehrengericht zweckmäßig erwiesen.

Ein Ehrengericht unter Studirenden einer Universität kann aber nicht durch Gebot und durch Anordnung der Behörden diese

ſegensreiche Wirkſamkeit erlangen, ſondern es muß aus dem Geiſte der Studirenden ſelbſt hervorgehen, und die Behörden können nur die Hand dazu bieten. Es iſt dazu eine ausdrückliche oder ſtillſchweigende Uebereinkunft, eine Anerkennung ſämmtlicher Studenten nothwendig. Schon dies würde auf ein Geſammtweſen, auf ein Studentenkorps hinführen.

Auf keine andere Weiſe laſſen ſich aber auch die einzelnen ſo ſchädlichen Verbindungen der Korps, der Landsmannſchaften und der Burſchenſchaft vernichten, als wenn man ſämmtliche Studirende der Univerſität zu einem Geſammtweſen, zu einem Korps, zu einer Studentenſchaft vereinigte, welcher gewiſſe Rechte und Befugniſſe zuſtänden. Es fände damit der natürliche Trieb nach Vereinigung und öffentlichem Leben ſeine Befriedigung, und fiele der Reiz zu geheimen Verbindungen weg.

Ein ſolcher Geſammtverein kann aber nicht ohne die größte Oeffentlichkeit, ohne eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit und eine feſte Form exiſtiren.

Dieſe Form vorzüglich iſt es, über die viel geſtritten werden kann. Es iſt daher auch keineswegs unſere Abſicht, in den Grundzügen einer ſolchen Form, welche wir in dem Folgenden vorzuſchlagen unternehmen, die Norm eines ſolchen Geſammtvereins zu geben. Mögen auch dieſe Beſtimmungen mehr als aphoriſtiſche Gedanken angeſehen werden.

Sämmtliche Studirende der deutſchen Univerſitäten bilden ein Geſammtweſen (Studentenſchaft, Studentenkorps), um brüderliche treue Einheit, Ordnung und Ruhe zu befördern und ſich gegenſeitig Gelegenheit zu bieten, daß jeder Einzelne diejenige Lebensbildung, welche ihm das Univerſitätsleben geben ſoll, möglichſt erreiche.

Durch Immatrikulation wird jeder Student Mitglied dieſes einen Korps und hat gleiche Rechte mit Allen, bis ihm ſolche etwa nach den Geſetzen der Studentenſchaft entzogen werden.

Zu der Kompetenz dieſes Studentenkorps gehören folgende Gegenſtände:

1) alle Streitigkeiten unter Studirenden;

2) alle Unrechtlichkeiten und Unsittlichkeiten, sofern dieselben nicht in das Gebiet des rein Civilrechtlichen oder Kriminalrechtlichen fallen;

3) die Anordnung aller Feierlichkeiten und Feste, bei welchen die Theilnahme der Studirenden gefordert werden möchte, oder welche von der Studentenschaft selbst beschlossen werden sollten.

Da dieselben nicht von der Gesammtheit des Studentenkorps geordnet und verwaltet werden können, so wählt dasselbe:

1) einen Vorstand;

2) ein Ehrengericht (Versöhnungsrath);

3) einen Beirath aus der Zahl der akademischen Lehrer;

4) eine gewisse Anzahl Adjudanten.

Der Vorstand besteht aus mindestens 5 Studirenden. Wenn die Zahl der Studirenden auf der Universität mehr denn 500 beträgt, werden für jedes der folgenden Hundert zwei Vorstände gewählt.

Alle Angelegenheiten, welche zu der Kompetenz des Vorstandes gehören, werden durch absolute Majorität aller Vorstandsmitglieder entschieden.

Bei Abwesenheit eines oder dreier Mitglieder des Vorstandes, treten eines oder drei durch das Loos aus dem Ehrengericht jedesmal zu ermittelnde Substitute an deren Stelle. Sollten mehr als drei abwesend oder krank seyn, so wird die zu berathende Angelegenheit entweder verschoben, oder falls dies nicht möglich seyn sollte, nach Lage der Sache und dem Ermessen der anwesenden Vorstandsmitglieder, entweder durch eine Vereinigung des Vorstandes mit sämmtlichen Mitgliedern des Ehrengerichts, oder durch eine allgemeine Versammlung der Studentenschaft berathen und entschieden.

Der Vorstand wählt durch einfache Majorität, oder wenn solche nach zwei Versuchen nicht zu erreichen steht, durch das Loos, aus seiner Mitte einen Präsidenten, zwei Sekretäre und zwei Kassenführer.

Die Geschäfte des Vorstandes bestehen darin, den Gesammtwillen des Studentenkorps aufzunehmen und zu vollziehen, die regelmäßigen oder außerordentlichen allgemeinen Versammlungen auszuschreiben und anzuordnen, den Turnus des Ehrengerichts zu bestimmen, die ordentlichen und außerordentlichen Beiträge jedes

Studirenden in die allgemeine Kaſſe aufzunehmen, die ſpeciellen Feſtordnungen zu übernehmen, darüber zu wachen, daß ſich innerhalb der Studentenſchaft nicht geheime Verbindungen mit landsmannſchaftlichen, burſchenſchaftlich-politiſchen oder korpsartigen Tendenzen und Beſtrebungen bilden, in Gemeinſchaft mit dem Ehrengerichte über unſittliche, unehrenhafte und unrechtliche Handlungen einzelner Studirender zu richten, in gleicher Gemeinſchaft, nach abſoluter Majorität den Beirath zu wählen.

Das Ehrengericht beſteht aus mindeſtens 15 Mitgliedern, von denen je drei, die durch das Loos zu einem Ganzen vereinigt ſind, nach einem durch den Vorſtand beſtimmten Turnus, bei jeder Streitigkeit unter Studirenden, welche dem Vorſtande zur Anzeige gebracht werden muß, die Vermittelung übernehmen und im Entſtehungsfall nach ihrer moraliſchen Ueberzeugung ein Urtheil fällen, welches auf Ehrenerklärung oder Deprekation gerichtet ſeyn kann.

Sollte die Streitigkeit nach der Meinung dieſer drei Ehrenrichter der Art ſeyn, daß an eine Verſöhnung oder an völlige Genugthuung durch Ehrenerklärung nicht zu denken ſey, ſo verſucht das ganze Ehrengericht noch einmal den Beleidiger zur Zurücknahme zu bewegen, oder entſcheidet für Ehrenerklärung, oder erkennt auf das Duell.

Dem Ehrengericht ſteht es frei, zu dieſen Verhandlungen den Beirath zuzuziehen.

Wenn ſich Jemand den Entſcheidungen des Ehrengerichts nicht fügen will, wenn Jemand ſogar die Beleidigungen, die er zurücknehmen ſoll, wiederholt, ſo hat das Ehrengericht die Pflicht, dieſes Betragen dem akademiſchen Gericht zur Beſtrafung zu überweiſen und bei dem Vorſtande auf Excludirung des Beleidigers aus dem Studentenkorps anzutragen.

Ueber alle Verhandlungen des Ehrengerichts wird ein Protokoll geführt.

Ueber unſittliche, unehrenhafte, unrechtliche Handlungen einzelner Studirenden entſcheidet der mit dem Ehrengericht vereinigte Vorſtand. Dieſe Behörde hat das Recht, den Einzelnen für eine Zeit aus der Studentenſchaft auszuſchließen. Soll jedoch ein Studirender für länger als ein halbes Jahr ausgeſchloſſen werden, ſo kann dies nur durch einen zweimaligen Beſchluß geſchehen, und

muß bei der letzten Verhandlung der Sache der Beirath, der dann Sitz und Stimme hat, beigezogen werden.

Außer in dem eben erwähnten Fall, steht es dem Vorstande frei, den Beirath zu allen Berathungen zuzuziehen, und soll letzterem freistehen, bei jeder allgemeinen Studentenversammlung zugegen zu seyn, jedoch ohne hier ein anderes Recht als das der Debatte zu haben.

Der Beirath besteht aus drei akademischen Lehrern, von denen wenigstens einer Mitglied des akademischen Senats, einer Privatdocent seyn muß.

Allgemeine Versammlungen finden regelmäßig in jedem halben Jahre und zwar 8 Tage vor Johannis und 8 Tage vor Weihnachten statt.

Der Zweck dieser Versammlungen ist:

1) die nöthigen Wahlen vorzunehmen;

2) über gemeinnützige Dinge, neue Gesetze und Abänderungen Vorschläge zu thun, zu berathen und abzustimmen;

3) Berufungen an die Gesammtheit vorzubringen;

4) Rechenschaftsablage des Vorstandes im Allgemeinen.

Die allgemeinen Versammlungen des Studentenkorps sind öffentlich und werden, wo dies möglich, in der Aula gehalten.

Jede allgemeine Versammlung muß 8 Tage vorher durch Anschlag am schwarzen Brett und in den Auditorien öffentlich bekannt gemacht werden.

Die Wahl der Vorsteher und Ehrenrichter geschieht durch offene Zettel, welche mit dem Namen des Ausstellers unterschrieben seyn müssen.

Jeder schreibt die Namen von so vielen Studirenden auf, als Vorsteher und Ehrenmitglieder gewählt werden.

Die Zettel müssen zwei Tage vor der allgemeinen Versammlung dem ersten Sekretär oder an den, welchen dieser dazu auserwählt, abgegeben werden. In der öffentlichen Versammlung führen sämmtliche Vorstände, 3 Mitglieder des Ehrengerichts und einer aus dem Beirath ein Protokoll über die öffentlich zu verlesenden Stimmenzettel.

Die einfache Mehrzahl der Stimmen entscheidet darüber, wer Vorstand, wer Ehrenrichter werde. Wer die mehreren Stimmen hat, wird zunächst Vorstand.

Jeder hat das Recht, eine ihm von der Studentenſchaft angetragene Würde abzulehnen.

Jedes Vorſtandsmitglied wählt drei, jedes Ehrengerichtsmitglied einen Adjudanten.

Das Geſchäft dieſer Adjudanten iſt, dem Vorſtande in allen Stücken zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung behülflich zu ſeyn, namentlich aber an geſelligen Vereinen, die ſich innerhalb des Studentenkorps bilden möchten, Theilzunehmen und durch dieſe Theilnahme dafür zu ſorgen, daß ſie nicht zu unerlaubten Verbindungen ausarten.

Als allgemeine Geſetze des Studentenkorps wären folgende anzuerkennen:

Sind zwei Studirende in Streit gerathen, ſo hat der Beleidigte dies binnen 3 Tagen dem Vorſtande anzuzeigen.

Duelle auf Piſtolen oder Stoß ziehen unbedingt den Ausſchluß aus dem Studentenkorps nach ſich, und hat der Vorſtand und das Ehrengericht mit Hülfe der Adjudanten auf jede Weiſe zu ſorgen, daß ein ſolches Duell nicht zur Ausführung komme.

Duelle auf Schläger ſind nur erlaubt, wenn das Ehrengericht dafür entſchieden hat.

Niemand darf bei einem Duelle zuſehen.

Die Duellanten haben das Recht, ſich Sekundanten zu wählen, während das Ehrengericht zwei Zeugen und einen Unpartheiiſchen aus ſeiner Mitte oder aber aus der Zahl der Adjudanten wählt.

Die Kampfregel iſt die bisher gebräuchliche.

Da es nicht möglich iſt, daß ſämmtliche Mitglieder des Studentenkorps an einem Orte zu geſelligen Vereinen zuſammen kommen, die Geſelligkeit durch eine zu große Anzahl auch nur geſtört wird, ſo iſt es geſtattet, daß ſich Landsleute oder ſonſtige Freunde zu rein geſelligen Zuſammenkünften, welche auch ſtehende ſeyn können, vereinigen. Ein jeder ſolcher Verein hat ſich jedoch aus der Zahl der Adjudanten, nach freier Wahl, einen zum Theilnehmer zu wählen.

Es dürfen dieſe Vereine keinen andern Zweck als reine Geſelligkeit haben, auch muß ſich ihre ganze Verfaſſung darauf beſchränken, daß ſie ſich vereinigen, an gewiſſen Tagen der Woche zu geſelligen Vergnügungen zuſammen zu kommen.

Vereine zu wissenschaftlichen oder Kunstzwecken bedürfen eines Theilnehmers aus der Zahl der Adjudanten nicht. — Es ist dem Vorstande, den Mitgliedern des Ehrengerichts und den Adjudanten erlaubt, eine angemessene Uniform zu tragen. Im übrigen ist es den Studentenkorps nicht erlaubt, farbige Mützen, Bänder, Schärpen u. s. w. zu tragen.

Die Studentenschaft feiert in jedem Semester ein großes, allgemeines Fest.

Bei dem Tode eines akademischen Lehrers oder eines Studirenden fordert der Vorstand das Studentenkorps zur feierlichen Beerdigung auf.

Die Kasse des Studentenkorps dient dazu, die Unkosten der Verwaltung zu bestreiten, die allgemeinen Unkosten der Feste und Feierlichkeiten zu decken, Studirende, welche durch besondere Unglücksfälle in Noth gerathen sind, zu unterstützen, so wie bei dringenden Fällen gegen Verpfändung des Ehrenworts einzelnen Studirenden ein Darlehn, auf höchstens 8 Wochen, zu machen.

Zu Studirenden anderer Universitäten steht das Studentenkorps als solches in keiner Verbindung weiter, als daß es in ihnen deutsche Studenten anerkennt und ehrt.

Die angeführten Bestimmungen werden zu einer vollständigen Organisation nicht ausreichen; sie sollen aber auch nur die Art und Weise andeuten, wie ich mir eine solche Studentenschaft organisirt denke. Es versteht sich von selbst, daß erst aus den besondern Verhältnissen einer jeden Universität sich viele der näheren Bestimmungen ergeben müssen.

In einer derartigen öffentlichen und gesetzlichen Gesammtverbindung aller Studirenden sehen wir das einzige Heilmittel gegen die Uebel der Korps, Landsmannschaften und der geheimen Burschenschaft. Wir können uns nicht rühmen, diese Entdeckung gemacht zu haben, sondern die Zeit selbst griff zu diesem Heilmittel, als große Ereignisse sie zur Gebärerin eines neuen Lebens bestimmt hatten. Die ursprüngliche Burschenschaft hatte in dieser Beziehung das Richtige getroffen. Auch Haupt war ganz auf dem richtigen Wege, nur daß er sich nicht von dem verhaßten Namen Burschenschaft trennen konnte.

Es sey uns erlaubt, einzelne Punkte unseres Vorschlags, von denen wir voraussehen, daß sie mancherlei Anfechtungen unterliegen

werden, noch kurz zu erörtern. — Dahin rechnen wir den Vorschlag, das Duell unter gewissen Bedingungen zu erlauben und nicht mit Strafe zu verpönen. Es ist dieser Vorschlag viel weniger auffallend, als er scheint, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig das Duell allenthalben beinah täglich unter den Augen der Behörden ausgeübt wird. Das Duell wird schon gegenwärtig halb geduldet, wenigstens ignorirt, die Strafe trifft nur zufällig. Es gibt Renommisten, die wöchentlich zwei, drei und mehrere Male „auf der Mensur liegen" und niemals ertappt werden, während ein unschuldiger Fuchs, der zum Duell forcirt ist, vielleicht gleich beim ersten Male in die Hände der Pedelle fällt.

Ist schon dies vom Uebel, so ist es noch mehr der Umstand, daß bei den von Seiten der Studenten ergriffenen Vorsichtsmaßregeln von hundert Duellen höchstens eines während des Vollzugs entdeckt wird. Gestört wird im Durchschnitt von zehn eines; allein das hat nur die Folge, daß die Duellanten einen andern Tag und eine günstigere Gelegenheit abwarten.

Ist ein Duell so weit entdeckt, daß die Namen der Streitenden, vielleicht sogar die Ursache des Streits den akademischen Behörden bekannt ist, so hindert spezielles Verbot bei Strafe der Relegation in der Regel das Duell. Allein ohne den Willen der einen Partei, oder ohne einen intervenirenden Freund werden Duelle auf diese Weise selten verhindert. Ich kenne viele Fälle, wo die, denen so bei Relegationsstrafe die Vollziehung eines Duells untersagt war, scheinbar freundschaftlich Arm in Arm durch die Straßen zum Thore hinausgingen, um sich sofort zu duelliren.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß, wenn gegenwärtig bei dem Verbot die Zahl der Duelle auf einer von 500—600 Studenten besuchten Universität, jährlich auf 200—300 angenommen werden kann, bei der Erlaubniß zum Duell unter obigen Bedingungen nur höchstens 20 bis 30 Duelle statt finden würden. Denn ganz abgesehen davon, daß das Ehrengericht alle Duelle, die aus Herrschsucht, Laune, Eitelkeit, Rauflust, Bosheit, Unüberlegtheit entstehen, verhindern würde, würde ein sehr großer Reiz zum duelliren dadurch wegfallen, daß es Niemand erlaubt wäre, zuzusehen. Bis jetzt werden die Duelle unbegreiflicher Weise noch immer als Hahnenkämpfe betrachtet; häufig sind 50—60 Zuschauer gegenwärtig, vor denen man sich schlägt, und es fehlt, um das

Skandal vollständig zu machen, weiter nichts, als daß auch noch die englischen Wetten üblich würden. Dies muß durchaus aufhören. Außer dem nöthigen Sekundanten, den Unparteiischen und dem Arzt (vielleicht dem Fechtmeister), darf kein Zuschauer zugelassen werden. Wozu auch? das Zuschauen ist etwas sehr Ueberflüssiges, und keineswegs so Unschuldiges, als es scheint. Auch jetzt werden die Zuschauer bei einem Duell schon bestraft, aber sehr milde, weil man es nur als eine aus Neugierde veranlaßte, sonst schuldlose Uebertretung des Verbots betrachtete. Man verbiete dasselbe bei harter Strafe, weil es zum Duell reizt und zu vielfachen Streitigkeiten und Duellen direkte Veranlassung gibt. Dann dürfen die erlaubten Duelle nur an einem bestimmten Orte in der Stadt, etwa im Fechtlokale stattfinden. Duelle im freien Felde oder Walde, oder in einem Wirthshause müssen nicht nur auf das strengste verboten, sondern diese Verbote auch ohne alle Rücksichtsnahme vollzogen werden. Auch jetzt ist schon den Wirthen auf den meisten Universitäten untersagt, zum duelliren Lokale herzugeben, und im Wiederholungsfalle mit der Entziehung der Konzession zur Wirthschaft gedroht. Mir ist indeß kein Beispiel bekannt geworden, wo wirklich eine Entziehung dieser Konzession erfolgt wäre. Deshalb ist ein solches Verbot auch immer nur ein halbes Verbot.

Wie ein solches Studentenkorps aber ins Leben einzuführen? ob die Studirenden zur Theilnahme zu zwingen? ob nicht sehr bald eine größere Anzahl von Malkontenten sich ausschließen und separiren möchten, und was gegen solche zu beginnen? dies sind Fragen und Punkte, die ich schließlich noch kurz erörtern will.

Ein Zwang, in das Studentenkorps einzutreten, an den Rechten, die es ausübt, Theil zu nehmen, läßt sich nicht anwenden. Dagegen versteht es sich ganz von selbst, daß ein Student, der sich von dieser Gemeinschaft ausschließt, nicht als ganz vollkommener Student betrachtet werden kann, daß er gewissermaßen extra legem steht. Geräth er mit andern Studenten in Streitigkeiten, so entscheidet nicht der Comment, nicht das Ehrengericht, sondern lediglich die akademischen Gesetze. Hegt er Feindseligkeiten gegen das Studentenkorps, verletzt und verhöhnt er dessen Gesetze, so wird er wie Jemand bestraft, der sich gegen ein anderes akademisches Institut verginge. Indeß ist das nicht zu befürchten. Wenn

ältere Leute, die mit Studenten nichts zu thun haben wollen, immatrikulirt ſind, ſo werden ſie ſich ſchon vor Konflikten zu hüten wiſſen. Jeder aber, der auf die Privilegien eines Studenten Anſpruch machen will, wird ſich nicht weigern, in das Studentenkorps einzutreten.

Ins Leben läßt ſich die Sache ſehr leicht einführen. Man gebe nur die Erlaubniß, ordne die erſte allgemeine Verſammlung an, beaufſichtige die erſten Wahlen, gebe aber dem Studentenkorps ſogleich äußerlich etwas zu thun, etwa einen Fackelzug, einen allgemeinen Commers, ein Vivat, und alles wird ſich von ſelbſt machen.

Malkontenten, welche eine eigene Verbindung neben dem Studentenkorps bilden wollten, können ſich nicht halten, dürfen auch von der akademiſchen Obrigkeit nicht geduldet werden.

Daß ein ſolches organiſirtes Studentenkorps eine ſolche Macht bilden würde, daß die Polizei noch kaum etwas dagegen ausrichten könnte, daß ſchon allein deshalb eine ſolche Vereinigung nicht geduldet werden dürfte, iſt ein Vorwand ängſtlicher Seelen, die ſich gar keine Exiſtenz ohne Polizei denken können. Die Polizei iſt ein Uebel, wenn auch häufig ein nothwendiges. Wo ſie vermieden, wo ſie aus dem Spiel gelaſſen werden kann, ſoll man es ja thun.

Daß das gegenwärtige Studentenleben von der Polizei überwacht ſeyn muß, iſt leider nicht zu vermeiden; doch ſollte dies nimmer in dem Maße, wie in einer gewiſſen Univerſitätsſtadt geſchehen, wo man keinen Schritt gehen kann, ohne auf Landgensdarmen zu ſtoßen, wo dieſe jeden Augenblick das Recht haben, nach Namen und Legitimationskarte zu fragen. Durch vier oder fünf Pedellen, denen nur im äußerſten Nothfall anderweitige polizeiliche oder militäriſche Hülfe zu Gebote ſtehen müßte, laſſen ſich 600—800 Studenten ſehr leicht in Ordnung erhalten. Ich habe es erlebt, daß in einem Haufen von wenigſtens 200 Studenten, welche einem ihrer Lehrer ein Vivat zu bringen beabſichtigten, ein einziger Pedell ſtand, welcher die Leute aufforderte, ruhig nach Hauſe zu gehen, und im Namen des Prorektors das Vivatrufen verbot, und ich ſchäme mich beinah, es zu ſagen, von allen dieſen 200 Studenten hatte keiner den Muth, Vivat zu rufen, obgleich es eine ehrenhafte Sache galt. Und dies blos deshalb,

weil der Pedell ruhig zwischen der Menge herumging und Viele mit Nennung ihres Namens nach Hause zu gehen aufforderte. Hätte rohe Polizeigewalt hier auf ihre gewöhnliche Manier dazwischen gegriffen, so wäre es jedenfalls zum Tumult gekommen. Eine Organisation, wie die vorgeschlagene, wird die Polizei aber in vielen Punkten gänzlich unnöthig machen. Daß von der Menge Tumulte, große Exceſſe ausgeübt würden, daß Auszüge u. ſ. w. erleichtert würden, hat man nicht zu befürchten; denn in der Gesammtheit der Studirenden wohnt soviel vernünftiger Wille, daß da, wo nur Gelegenheit geboten iſt, daß die wirkliche Majorität ihren Willen ausſprechen und geltend machen kann, Unvernünftiges und Unſinniges nicht zu Stande kommt.

Die Tumulte, Auszüge, Verrufe, welche vor mehreren Decennien nichts Ungewöhnliches waren, wurden von den Orden und Landsmannſchaften veranlaßt, welche die Mehrzahl zur Theilnahme zwangen.

Es ließe ſich noch Manches zur Vertheidigung unſerer Vorſchläge ſagen, aber wir wollen lieber den Angriff erwarten, da wir weitläufiger geworden ſind, als es im urſprünglichen Plane lag. Alle diejenigen, welche mit apodiktiſcher Gewißheit etwa ausſprechen ſollten, ſo etwas laſſe ſich nicht ins Leben führen, verweiſen wir auf das Novemberheft der Minerva vom Jahre 1840, und ſie werden ſehen, daß auf jeder holländiſchen Univerſität ein ähnliches Studentenkorps, freilich mit Unterordnungen nach Fakultäten, beſteht.

Uebrigens ſoll es uns genügen, wenn unſere Erörterung einen Anlaß gibt, daß dieſe wahrlich ſehr wichtige Angelegenheit zur weitern Diskuſſion gebracht würde.

— pp —

Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge

über

den Betrieb und Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe.

Nachdem nunmehr vier Versammlungen deutscher Landwirthe zu Dresden, Karlsruhe, Potsdam und Brünn abgehalten worden sind, ist es nicht mehr zu frühe, mit Hülfe der gesammelten Erfahrungen und bereits mehrfältig gemachten Vorschläge den Weg weiter zu bereden, um für die Zukunft die wirklich kostbaren, allzuschnell vorübereilenden Stunden dieser Zusammenkünfte, zu welch letzteren Männer von allen Gegenden Deutschlands mit zum Theil großen Opfern herbeikommen, so zusammen zu halten, daß die grundgesetzlichen Zwecke der Versammlung, „Förderung der Landwirthschaft im Allgemeinen und in allen ihren Theilen," möglichst erreicht werden mögen.

Bei der Bedeutung, welche die Versammlung für die Wissenschaft und das Gewerbe der deutschen Landwirthschaft bereits nach so kurzer Zeit ihres Bestehens erlangt hat und sicher immer mehr erlangen wird, möchte es wohl als keine überflüssige Bemühung erscheinen, unter Anerkennung alles dessen, was von den verehrten Stiftern der Versammlung und manchen andern wackern Männern für die Entstehung und tüchtige Fortbildung der Versammlung geschehen ist, eine unmaßgebliche Meinung hier der öffentlichen Prüfung vorzulegen.

Diese Abhandlung wird sich über die Geschäftsführung der Versammlung, über die zweckmäßigste Abhaltung der jährlichen

Zusammenkünfte, über die Sektionen, über die Preiszuerkennung, über Abänderung des Grundgesetzes, und über den Werth einer für die Zwecke der Versammlung herauszugebenden Zeitschrift aussprechen.

1) Ueber die Geschäftsführung der Versammlung.

Nach §. 13 des für die Versammlung bestehenden Grundgesetzes besorgen zwei Vorsteher und zwei Geschäftsführer die Angelegenheiten der Gesellschaft.

Nach §. 14 wechseln diese Vorsteher und Geschäftsführer alljährlich mit dem Versammlungsort.

Nach §. 15 wählt die Versammlung die zwei Vorsteher, und nach §. 17 die Vorsteher sofort die Geschäftsführer.

Gegen die Art und Weise, wie die Vorsteher gewählt werden, ist nichts zu erinnern. Nur das wäre zu wünschen, daß für den Fall der Verhinderung eines oder beider Vorstände zugleich Ersatzmänner durch die Versammlung bestimmt würden, während nach §. 16 des Grundgesetzes diese Ersatzmannswahl eventuell den letzten Beamten zugewiesen ist. Die Wahl der Vorstände, also auch die Wahl der Ersatzmänner, sollte durchaus von der Versammlung selbst ausgehen.

Was nun die Wahl der Geschäftsführer durch die Vorsteher betrifft, so war es im Entstehen der Versammlung nicht wohl anders möglich, als daß die Vorsteher alljährlich Männer ausfindig zu machen suchten, welche mit ihnen die Mühen des Geschäftsbetriebs aufopfernd theilten.

Man wußte noch nicht, ob die Versammlung einen so bedeutenden Umfang und Theilnahme finden und dauernd erhalten, und ob sie die Kräfte und Mittel erlangen werde, für die Mühen der Geschäftsführung anders, als mit Worten des Dankes zu lohnen.

Man konnte sich den großen Umfang der Arbeiten kaum vorstellen, durch welchen es allein möglich werden kann, eine so viel verzweigte Versammlung vor, während und nach der jährlich in verschiedenen Ländern und Verhältnissen wechselnden Zusammenkunft im Gange zu erhalten und deren Verhandlungen rechtzeitig und umfassend zu veröffentlichen.

Rücksichtlich des letzteren Theils der Geschäftsführung bestimmte anfänglich der §. 27 des Grundgesetzes, daß er zur

Obliegenheit der Vorſteher gehören ſolle. Wirklich hat auch bei der erſten Verſammlung zu Dresden der Vorſtand dieſe große Mühe der Veröffentlichung der Verhandlungen auf ſich genommen. Aber bald zeigte ſich die Unausführbarkeit und es erſchien dieſe Zumuthung für die Dauer als eine — ich möchte ſagen unbillige — Belaſtung der Vorſteher. In der dritten Verſammlung zu Potsdam iſt mit Recht beſchloſſen worden, daß die Bekanntmachung der Verhandlungen (der ſogenannte amtliche Bericht) Sache des Geſchäftsführers ſey.

Da man ſich aber zugleich immer mehr überzeugte, daß die Geſchäftsführung, einſchließlich der Korreſpondenzen und der Redaktion des amtlichen Berichts, mit einem ſo unverhältnißmäßig großen Zeit- und Geſchäftsaufwande verbunden ſey, daß man billiger Weiſe Niemand hiezu fernerhin unbelohnt in Anſpruch zu nehmen vermöge, oder daß, wenn man auf dem anfänglich eingehaltenen Verfahren fortgehen wolle, die Geſchäfte der Verſammlung nothwendig darunter leiden müßten, ſo beſchloß dieſelbe Verſammlung in Potsdam:

„daß einer der Geſchäftsführer zur Beſorgung der bedeutenden genannten Arbeiten in der Regel auf ein Jahr engagirt und aus der Kaſſe honorirt werden ſolle;“

Da aber die Beſtimmung des Grundgeſetzes nicht aufgehoben wurde, welche den alljährlichen Wechſel der beiden Geſchäftsführer zur Vorſchrift macht, ſo iſt jedenfalls damit den Vorſtänden die Möglichkeit abgeſchnitten, auch den tüchtigſten Mann im nächſten Jahr wieder zu engagiren.

Dieſer, wenn auch alljährliche Wechſel des beſoldeten Geſchäftsführers läßt zwar die Geſchäfte der Verſammlung nicht gerade ins Stocken gerathen. Die Einrichtung war alſo ein entſchiedener Fortſchritt. Allein es möchte ſich bei einer Verſammlung, die in allen ihren Theilen einem jährlichen, in Ort und Perſonen ſo bedeutenden Wechſel unterliegt, mehr als irgendwo anders empfehlen, in der wenigſtens mehrjährigen Amtsführung eines einmal als tüchtig erprobten beſoldeten Geſchäftsführers eine weitere Bürgſchaft für einen der Sache angemeſſenen Geſchäftsbetrieb zu haben.

Indeſſen ſteht einer ſolchen Einrichtung die finanzielle Lage der Verſammlung förmlich im Wege.

Da alle Einnahmen derselben lediglich auf den Beiträgen der sich jährlich Zusammenfindenden beruhen, folglich sehr prekär sind, so wäre es durchaus nicht zulässig, über den Beutel kommender Versammlungen zu verfügen.

Die Versammlung in Potsdam hat zwar zu besserer Dotation der Finanzen ausgesprochen, daß der frühere Beitrag von 2 Thaler pr. Person auf 4 Thaler erhöht werden solle. Allein die Leichtigkeit, mit welcher nach der jetzigen Einrichtung jede folgende Versammlung die Beschlüsse der vorigen, und sogar das Grundgesetz durch einfache Stimmenmehrheit abzuändern vermag, hätte die Versammlung in Brünn berechtigt, die 4 Thlr. auf 8 Thlr., oder auf einen Groschen, nach Belieben und Laune abzuändern.

Die Funktionen der beiden Geschäftsführer scheiden sich aber strenge, indem der eine, den ich den wissenschaftlichen nennen möchte, zunächst während der Zusammenkunft keine wichtigere Bestimmung haben kann, als mit der nöthigen Beigabe von Schnellschreibern und Gehülfen für die vollständige und tüchtige Führung der Protokolle zu sorgen, während der andere Geschäftsführer die Kasse, das Mitgliederverzeichniß ꝛc. führt, und den Vorständen auf andere Weise zur Seite und zu Diensten steht. Der erste Geschäftsführer muß nothwendig ein dem gebildeten Stande der Landwirthe Angehöriger seyn, den letztern Posten kann jeder gewandte Arbeiter ausfüllen. Den amtlichen Bericht kann nun Niemand besser als der redigiren, welcher die Protokolle bei den Verhandlungen geführt, beziehungsweise geleitet hat. Der im Sinne der Potsdamer Versammlung zu engagirende eine Geschäftsführer wird also der wissenschaftliche Geschäftsführer seyn sollen und müssen.

Ich mache dabei auf die Schwierigkeit aufmerksam, jedes Jahr solche befähigte Leute zu finden, während ich mir die Möglichkeit weit leichter denke, daß ein mehrjähriges Engagement im Verein mit meinen weiteren Vorschlägen tüchtige Männer bestimmen sollte, sich dieser Funktion zu unterziehen.

Um aber an eine solche Einrichtung zu denken, müssen vor allem die Mittel und Wege in Betracht gezogen werden, durch welche man zu einer solchen gelangen könnte.

Sie scheinen mir nahe zu liegen. Das erste Mittel ist, daß die finanziellen Verhältnisse der Versammlung weniger prekär, als

seßt, geregelt werden. Dies kann geschehen, indem Alle, die an dem Bestehen und Fortgang der Versammlung regen Theil nehmen, sich zu einem jährlichen ständigen Beitrag anheischig machen. Dieser wird ohne Zweifel nur klein seyn dürfen, da die Masse der Theilnehmer dennoch die Bedürfnisse großentheils decken würde, und wobei unbenommen bliebe, solche aktive und anwesende Theilnehmer der Versammlungen, welche keinen ständigen Beitrag geben, während der Zusammenkünfte selbst zu einem unständigen Beitrag von einigen Thalern zu verpflichten.

Ein weiteres Mittel wäre die Redaktion einer lediglich für die Zwecke und Verhandlungen der Versammlungen bestimmten Zeitschrift. Ich will weniger die finanzielle Seite hier hervorheben; sie ist bei weitem die unwichtigere. Allein es möchte nicht schwer seyn, einzusehen, daß nichts so geeignet wäre, die Zwischenverhandlungen von einer Versammlung zur andern zu pflegen, Gegenstände, welche bei der nächsten Zusammenkunft zur Berathung kommen sollen, vorzubereiten, solche Betreffe aber, die in den verflossenen Versammlungen nicht zur vollen Erledigung oder gar nicht zur Sprache kommen konnten, dort zu verhandeln.

Während man dermalen in einer Masse Zeitschriften bruchstückweise und mühevoll solche Verhandlungen zusammensuchen muß, würde eine lediglich und ausschließlich die Verhandlungen der deutschen Versammlung besprechende Zeitschrift einem gewiß allgemeinen Bedürfnisse entsprechen, Theilnahme finden und vielen Nutzen stiften.

Da nicht Jedermann alle landwirthschaftlichen Zeitschriften halten und lesen kann, so folgt daraus, daß viele Gegenstände weit weniger vorbereitet zur Versammlung gerathen, als die kurze Zeit der Zusammenkunft und das große Gebiet der Landwirthschaft erfordern. Jedem, der durch ständigen Beitrag der Versammlung deutscher Landwirthe gleichsam dauernd angehört, sollte ein Exemplar dieser Zeitschrift kostenfrei pr. Buchhandel zur Hand kommen.

Ich sehe die Stirne manchen Redakteurs einer Zeitschrift sich runzeln über dieser Proposition, welche auch früher schon, wiewohl ohne Erfolg, gemacht wurde.

Allein diese allgemeine Maßregel wird schwerlich Blätter unterdrücken, die mit Geist und in gehöriger Richtung herauskommen; sie

wird schwerlich die Möglichkeit abschneiden, über Gegenstände der Versammlung deutscher Landwirthe im Interesse eines speziellen Lesepublikums vieles Sachgemäße und Nutzbringende noch zu verhandeln. Allein sollte auch das Uebermaß der Zeitblätter durch ein solches Unternehmen gemindert werden; ich sehe dabei für die Sache, in deren Interesse ich spreche und in deren Interesse sich die deutschen Landwirthe versammeln, keinen Abhaltungsgrund.

Kann man das Meer, das die Welten verbindet, verwünschen, weil hie und da ein Schiff darin seinen Untergang findet?

Außer dem allgemeinen hohen Werth, den ein solches Blatt haben würde, ist seine Redaktion eine würdige Ausfüllung der Zeit, welche dem engagirten wissenschaftlichen Geschäftsführer noch neben den übrigen Arbeiten für die Versammlungszwecke erübrigt. Und würde das Blatt nicht möglicher und wahrscheinlicher Weise eine Einnahmsquelle für die Versammlung, oder ein Mittel zur Belohnung des Geschäftsführers seyn?

2) Die Versammlungen während der Zusammenkünfte.

Die aus den jeweils sich zusammenfindenden Landwirthen und Freunden der Landwirthschaft sich bildende jährliche Versammlung gibt diesen ihren Mitgliedern Stimmrecht, sofort die Befugniß, Vorträge zu halten. Diese Vorträge sind nach §. 23 des GG. den Vorstehern wenigstens einen Tag zuvor vorzulegen. Nach §. 24 haben die Vorsteher zu bestimmen, welche von den angemeldeten Vorträgen in der allgemeinen, oder in den besondern Sitzungen gehalten werden sollen. (Ausgesprochen ist nicht, aber es folgt hieraus, daß sie auch diejenigen Vorträge zurückzugeben befugt sind, welche nicht gehalten werden sollen.)

Diese Bestimmungen, absolut nöthig für das Kindesalter der Versammlung, dürften jetzt eine Abänderung erleiden. Bei der Masse von Vorträgen, die gehalten werden wollen, bringen viele dieselben entweder in der Tasche mit, oder sie fertigen dieselben gar erst während der Zusammenkunft aus.

Wer will nun vom Vorstande erwarten, daß er, so vielfach durch die Leitung der Zusammenkünfte in Anspruch genommen, den Werth oder Unwerth der bei ihm sich anhäufenden Vorträge gleichsam im Fluge prüfe, und gerade diejenigen herausfinden

werde, welche der ſpeziellen Richtung und den Wünſchen des bei weitem größern Theils der zuſammengetretenen Jahresverſammlung am meiſten zuſagen! Denn wer wollte läugnen, daß, wenn gleich es keine abgeſonderten Tendenzen einzelner Jahresverſammlungen — dem Hauptzweck der Verſammlung gegenüber — geben kann, doch die Eigenthümlichkeiten des Landes, in dem man ſich verſammelt, und welchem natürlich immer der bei weitem größte Theil der Jahresgeſellſchaft angehört, einige billige Rückſicht verdienen dürften?

Jedenfalls glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich den Satz aufſtelle, daß alle bis jetzt abgehaltenen Verſammlungen Data zu dem Wunſche geliefert haben, es möge fernerhin kein Vortrag geſtattet werden, der nicht wenigſtens 14 Tage vor der Zuſammenkunft an die Geſchäftsführung eingeſchickt und bei der erſten allgemeinen Sitzung auf den Vortrag des Vorſtehers von der Verſammlung zur Anhörung gut geheißen worden iſt. Dieſe Einrichtung wendet einerſeits auch eine Maſſe von Widerwärtigkeiten von den Vorſtehern ab, während er andererſeits alle Willkür abſchneidet. Mag man auch einwenden, daß durch eine ſolche ſtrenge Vorſchrift mancher gute Vortrag der Verſammlung vorenthalten werden könnte; ich theile dieſe Beſorgniſſe nicht; denn wer einen Werth darauf legt, in der Verſammlung etwas zur Sprache zu bringen, wird ſich dieſer kleinen Mühe wohl unterwerfen können, oder er kann den Vortrag in der Zeitſchrift der Verſammlung zum Drucke bringen, und ſeine Debattirung für die kommende Verſammlung vorbereiten. Keinen Falls aber ſtehen die denkbaren Nachtheile bei dieſer Einrichtung mit den Vortheilen im Verhältniß, welche aus einer ſolchen Einrichtung für den geregelten Geſchäftsgang der Verſammlung nothwendig entſpringen müſſen.

Noch weiter dürfte man den Vorſtand ermächtigen, Vorträge von großer Wichtigkeit und allgemeinem Intereſſe vor der Zuſammenkunft, nöthigenfalls in Extrabeilagen der Zeitſchrift, oder beſonders abdrucken zu laſſen, damit ſie vor der Debatte vertheilt, vorher reiflich geprüft und mit dem Vortrag ſelbſt, ſo wie mit unnöthigen Debatten keine Zeit verſchwendet werden dürfe. Das Zeitkapital gehört nicht unter die unwichtigſten Kapitale der Verſammlung.

Man hat ferner seither den Weg gewählt, interessante Gegenstände in Form von Fragen aufzuwerfen, und dann in den allgemeinen Sitzungen zur Sprache zu bringen. Allein die Masse der Fragen hat, im Vereine mit dem Zudrang zuvor nicht bekannter und nicht vorbereiteter Vorträge, den Verhandlungen der Versammlung eine Eilfertigkeit gegeben, welche den Wunsch rege machen könnte, die Antworten durch die Kraft des Dampfes beschleunigen zu können, um nur einen, im Verhältniß zu der Masse nicht gar zu unbedeutenden Theil der Fragen zu absolviren.

Mir scheint vielmehr die oben vorgeschlagene Zeitschrift der geeignetste Ort zu seyn, wo solche Fragen aufgeworfen, bis zum Grade möglicher Reife zuvor vorbereitet, sich über Differenzpunkte so gut, wie thunlich, zuvor verständiget werden sollte.

Ich habe, und ohne Zweifel noch viele mit mir, einsehen gelernt, daß eine möglichste Abkürzung der allgemeinen Sitzungen, dagegen der Ideen Austausch im kleineren Cirkel die Zwecke der Versammlung am meisten zu fördern im Stande sey, und daher in der Regel 3, höchstens 4 allgemeine Sitzungen genügen werden.

Denn, ganz abgesehen davon, daß eine gewisse, so vielen Deutschen eigenthümliche Schüchternheit, oder Mangel an Rednergabe, häufig der Grund seyn werden, warum viele tüchtige Leute in den allgemeinen Sitzungen blos als Zuhörer erscheinen, während sie im kleineren Kreise sich freier aussprechen und bewegen, hat eine große Versammlung so viel Schwerfälliges an sich, und man geräth auch bei der sorgfältigsten Leitung so häufig in das Uebel der Weitschichtigkeit, oder es gibt allenthalben Leute, die kein Ende ihrer Redseligkeit finden können, daß man die allgemeinen Sitzungen nur auf das Unvermeidliche beschränken sollte.

3) Sektionen.

Dies führt mich auf die Erörterung über die Räthlichkeit der Verhandlungen in Sektionen (Abtheilungen).

In der Karlsruher Versammlung habe ich mich entschieden gegen die einzelnen Sektionen, die außer der Forst- und Weinbausektion gebildet werden wollten, erklärt. Ich wäre unschlüssig gewesen, welcher Sektion ich mich zuwenden sollte, da ich gekommen war, im ganzen Gebiete der Landwirthschaft so viel als möglich zu sehen, zu hören, zu lernen. Diese Besorgniß fällt aber weg,

ſobald die Sektionsſitzungen nicht zu gleicher Zeit und nicht während der allgemeinen Sitzungen gehalten werden. Jedem Theilnehmer der Verſammlung ſteht dann frei, alle oder nur die Sitzungen einzelner Sektionen zu beſuchen.

Keiner aber wird in allgemeinen Sitzungen durch Gegenſtände ermüdet, die nur die einzelnen Abtheilungen intereſſiren mögen. Es iſt jedem Einzelnen vielmehr möglich, ſeine Zeit einzutheilen und doch möglichſt Vieles mitzumachen.

Ich erlaube mir, meine Gedanken über die etwaige Zeiteintheilung hier vorzulegen.

Wenn die Verſammlung für gewöhnlich 6 Tage, vom Montag bis Samstag, ausnahmsweiſe aber 7 Tage, den Sonntag noch miteingerechnet, dauert, ſo dürften der Montag Vormittag der Eröffnung und den Berathungen über die Art und Gegenſtände der Verhandlung; der Mittwoch oder Donnerstag einer zweiten allgemeinen Sitzung zur Wahl der künftigen Vorſteher, des Verſammlungsorts, zu allgemein intereſſanten Verhandlungen; der Samstag oder Sonntag aber zur Anhörung der Sektions- und Kommiſſionsberichte und zum Schluß der Verſammlung dienen. Dabei würden die Nachmittage des erſten und letzten Tages dem kordialen Zuſammenſeyn, der perſönlichen Annäherung gewidmet ſeyn, aus welcher die freundlichſten Verbindungen hervorgehen dürften.

Der Nachmittag der zweiten allgemeinen Sitzung dürfte zu der gemeinſchaftlichen Beſichtigung intereſſanter Gegenſtände und Ausſtellungen verwendet, ſonſt aber während der Woche keine Exkurſionen gemacht werden. Exkurſionen eignen ſich lediglich für eine ſpätere Woche.

Die übrigen Tage dürften den Sektionsſitzungen gewidmet ſeyn. Der eventuell vorgeſchlagene ſiebente Tag kann dann zu einer weiteren allgemeinen oder noch zu Sektionsſitzungen dienen, wie ſich die Nothwendigkeit hiezu herausſtellt. Dauern die einzelnen Sektionsſitzungen nicht über zwei Stunden und wird Morgens 8 Uhr angefangen, ſo können täglich 4—5 ſolcher Sitzungen abgehalten werden.

Es könnte dieſe Anzahl und Zeitdauer der Sitzungen für den vielen vorhandenen Stoff zu gering erſcheinen. Allein ich gebe zu bedenken, daß es nicht auf die Zahl, ſondern auf den ſorgfältig

gewählten Inhalt ankomme, und daß von einer ſolchen Eintheilung ſicher mehr praktiſcher Erfolg reſultirt, als von vielen langen und großen Sitzungen. Jeder bringt gewiß eine Anzahl Zweifel, Fragen, Anſtände mit, die er mit tüchtigen Männern im engern Kreiſe durchſprechen möchte.

Folgende Sektionen dürften ſich als ſtändig nützlich erweiſen:

1) die über Bodenbearbeitung und Pflanzenkultur;
2) die über Viehzucht;
3) die über techniſche Betriebe;
4) die über Forſtwirthſchaft;

und der Verſammlung alljährlich überlaſſen bleiben, ob ſie nach Lage der Umſtände noch eine weitere Sektion, etwa für Obſt- und Weinbau, bilden wolle.

4) Zuerkennung von Preiſen durch die Verſammlung.

Bekanntlich ſind der Verſammlung von mehreren Seiten her Preiſe für wiſſenſchaftliche Arbeiten zur Vertheilung anvertraut worden. Gerne will ich zugeben, daß die Neuheit der Sache und die mannichfaltig noch mangelhafte Geſchäftsorganiſation der Verſammlung in dieſer Beziehung bis jetzt manches zu wünſchen übrig gelaſſen haben. Es ſind deshalb viele Stimmen laut geworden, welche ſich gegen die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Preiszuerkennung ausgeſprochen haben. Allein meines Erachtens iſt etwa blos der ſeither eingehaltene Weg, nicht aber die Sache ſelbſt zu tadeln.

Ganz abgeſehen von dem Beweiſe öffentlichen ehrenden Vertrauens, welches diejenigen gegen die Verſammlung an den Tag legen, welche ihr ſolche Preiszuerkennungen überlaſſen, wird gewiß nicht verkannt werden wollen, daß auch vom Standpunkte der öffentlichen Wirkſamkeit aus die Verſammlung einen großen Werth darauf legen ſollte, ein ſolches Vertrauen ſich zu erhalten, ſtatt es abzulehnen. Es kann nicht mißkannt werden, daß ſolche Preiſe ein mächtiges Förderungsmittel für die Landwirthſchaft ſind, und warum ſoll die Verſammlung deutſcher Landwirthe, welche das gebildete landwirthſchaftliche Publikum von Deutſchland repräſentirt, nicht den Weg finden, ſolche Preiſe mit der Gründlichkeit und Umſicht zuzuerkennen, die man allerdings von ihr erwarten darf?

Man muß vorausſetzen, daß das Richteramt Männern übertragen wird, welche hiezu kompetent ſind. Wenn aber oft die

tigſten Leute keine geordnete Geſchäftsmänner ſind, die im Cirkel befindlichen Aktenſtücke alſo nicht ordentlich befördert werden, ſo bedarf es blos von Seiten der Geſchäftsführung der nöthigen Anmahnungen, oder man darf etwa die Beſtimmung treffen, daß ein Kommiſſionsglied, das die Arbeiten über ſechs Wochen unerledigt läßt, ſo angeſehen werden ſolle, als habe ſich ſolches der Abſtimmung begeben. In einem ſolchen Fall wäre ſofort deſſen Kommiſſorium einem gleichzeitig mit der Kommiſſion zu ernennenden Erſatzmanne ohne weitere Umſtände zuzuwenden. Ordnet man ferner als allgemeine Regel an, daß die jedenfalls ſchriftlich abzugebenden Vota der einzelnen Preisrichter mit den Verhandlungen der Verſammlung gedruckt werden, ſo wird dies zur gründlichen und gewiſſenhaften Beurtheilung um ſo mehr aneifern. Wenn dies alles ſo beobachtet wird, ſo iſt mir undenkbar, wie irgend ein Nachtheil aus einer ferneren Preiszuerkennung hervorgehen könnte und ſollte. Die einzige Unannehmlichkeit für die Verſammlung iſt dabei denkbar, daß ein Kommiſſionsmitglied, das weder in dem Termin ſein Gutachten abgibt, noch die Akten zur weiteren Erledigung herausgibt, durch öffentliche Blätter hiezu aufgefordert werden müßte.

Iſt aber eine ſolche, hoffentlich nie oder ſehr ſelten eintretende Widerwärtigkeit von dem Belange, um deshalb die ganze Preiszuerkennung aufzugeben?

Die Permanenz der Geſchäftsführung wird vieles ordnen, was bisher mangelhaft war.

5) Abänderungen im Grundgeſetze.

Ueber das Ungeeignete, daß zu Abänderung des Grundgeſetzes nur eine einfache Stimmenmehrheit einer einzelnen Verſammlung erforderlich iſt, habe ich oben ſchon eine Andeutung gegeben. Ich weiß keine andere Geſellſchaft, deren Grundgeſetze ſo leicht wie hier geändert werden können.

Und hier wäre es doppelt nöthig, da Anſichten, Perſonen und Ort ſo häufig wechſeln und in der folgenden Verſammlung oft kaum 30 Mitglieder ſich befinden, die in den früheren Verſammlungen ſchon zugegen waren, alle übrigen aber neue, ſonſt noch nicht anweſend geweſene Theilnehmer ſind, wenigſtens bis jetzt waren. Was ſoll am Ende aus einem ſolchen Grundgeſetz

werden, wenn jede Jahresversammlung nach ihren individuellen Ansichten und Richtungen die Bestimmungen desselben nach Belieben abändern kann? Diesem Uebel kann etwa dadurch abgeholfen werden, daß man festsetzt, es könne keine Aenderung des Grundgesetzes erfolgen, ohne daß zwei auf einander folgende Versammlungen solche gutgeheißen haben. Ist ein Antrag auf Abänderung, den eine Versammlung macht, von der Art, daß derselbe entschieden nützlich ist, so wird er in der folgenden keinen Widerspruch finden und man bald damit fertig seyn.

Nun habe ich noch über einige Klagen zu sprechen, welche laut geworden sind.

Man hat nämlich getadelt, daß zu Gunsten einzelner Journale die Verhandlungen der Versammlung, beziehungsweise der Sektionen, in dem amtlichen Bericht nicht vollständig gegeben worden seyen. Diese Klage wird verstummen, sobald ein permanenter Geschäftsführer die Fertigung sämmtlicher Protokolle überwacht, zu Aufzeichnung der Sektionsverhandlungen gleichfalls Schnellschreiber verwendet werden und ein Blatt redigirt wird, das ausschließlich alle Verhandlungen der Versammlung beachtet, und sobald der amtliche Bericht auf den Grund solcher Vorarbeiten durch einen tüchtigen Geschäftsführer aus einem Gusse erfolgen wird.

Ferner kann nicht genug wiederholt und empfohlen werden, daß den Mitgliedern der Jahresversammlung Gelegenheit gegeben werden muß, alle Notizen über anwesende Mitglieder, Geschäftsverhandlungen ꝛc. während der Zusammenkünfte jeden Tag unter allen Umständen zu erhalten.

Zum Schluß muß ich, wiewohl ungerne, einen Umstand berühren, den ich lieber umgangen hätte, wenn er nicht dennoch zur Abstellung berührt werden müßte. Es ist dies die nach Versicherung von Augenzeugen in Brünn vorgekommene Manier, die Redner der Versammlung, gleich Schauspielern zu beklatschen oder durch Zeichen des Unwillens zu kränken. Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß ein solches Verfahren, auch ferner beobachtet, nicht nur der Würde der Versammlung, sondern auch der Sache selbst schaden müßte.

Tübingen. Professor Dr. Knaus.

Das deutsche Postwesen

und

die Idee eines großen deutschen Postvereins.*

Wer wollte leugnen, daß der reformatorische Geist des Jahrhunderts, der so gewaltig an allem Bestehenden rüttelte, so unendlich Vieles, was die vergangenen Jahrhunderte überliefert hatten, bald mit glücklichem, bald mit zweifelhaftem, bald mit entschieden ungünstigem Erfolge umgestaltete, mächtig erweiterte oder beschränkte, rascher entwickelte oder zurückstellte, gänzlich verschwinden machte oder nur umstürzte, um es wieder neu aufzubauen, seine Kraft nicht auch in dem Gebiete des europäischen Postwesens, und zwar auf eine Weise versucht habe, die in dem gegenwärtigen Zustand erfreuliche Merkmale seiner Wirksamkeit erblicken läßt? Wie konnte bei seinem vorherrschenden Charakter, der sich vorzugsweise durch eifrige Bestrebungen im Gebiete der materiellen Interessen, leider bisweilen unter beklagenswerther Hintansetzung höherer Bedürfniße der menschlichen Kultur, kund gibt,

* Das Postwesen in Deutschland, wie es war und seyn könnte. Von Klüber. 1811. — Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend. Weimar 1814. — Beleuchtung der patriotischen Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend (ohne Druckort), im Monat Oktober 1814. — Zeitschrift für das Postwesen, besonders für jenes der deutschen Bundesstaaten. 1820. — Die Posten und Postregieen u. s. f. Von W. H. Matthias. 2. B. 1832. — Das deutsche Postwesen, patriotische Wünsche und Bemerkungen. Wiesbaden 1836. — Deutscher Postverein, ein Aufsatz im Atlas, Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde. Decemberheft 1840.

seiner Aufmerksamkeit eine Anstalt entgehen, die so tief in das Getriebe des allgemeinen Verkehrs eingreift und, als ein Hauptstück seines Räderwerks, die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit seiner Rotationen, seine ganze Entwickelung nach Umfang und Lebhaftigkeit bedingt? Kein Zweifel auch, daß sie insbesondere in Deutschland seit einigen Decennien in ihrer ganzen innern Einrichtung und dem Maße ihrer Leistungen Veränderungen erfahren hat, die weit erheblicher erscheinen, als diejenigen, welche in den äußern oder staatsrechtlichen Verhältnissen des Postinstituts, in Folge bekannter politischer Ereignisse, sich ergeben haben. Blicken wir zurück in die Vergangenheit, so finden wir seit der allmähligen Verwandlung des mittelalterlichen, unbehülflichen Botenwesens in eine regelmäßige Post, schwerlich eine Periode, die so rasche und wichtige Verbesserungen in diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung aufzuweisen hätte, als eine nicht gar lange Reihe der letztverflossenen Jahre. Ist der Hauptzweck der Post Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Sicherheit des brieflichen Verkehrs, des Personentransports und der Versendung werthvoller Gegenstände, so muß man zugestehen, daß sie in der Lösung ihrer wesentlichen Aufgabe in unsern Tagen Riesenschritte gemacht hat. Während vor 30—40 Jahren tägliche Postverbindungen zu den Seltenheiten gehörten, die wichtigsten, durch mehr oder minder bedeutende Entfernungen getrennten Plätze nur drei- bis viermal die Woche sich wechselseitige Mittheilungen machen konnten,* erfreuen sich gegenwärtig fast alle größern deutschen Handelsplätze und Hauptstädte in ihrem wechselseitigen Verkehre unter sich und mit den Hauptplätzen des Auslandes, nach allen sich mannigfaltig durchkreuzenden Richtungen hin, eines täglichen Postenlaufes, der zugleich den Zwischenstationen zu Gute kommt.

Die Zahl der Hauptrouten, auf denen sich die Briefpost bewegt, hat sich wie die Menge der Nebenkurse überall auf eine Weise vermehrt, die das lichte Netz, das die frühere Postkarte darstellte, in ein dichtes Gewebe verwandelte.

Mit der Zahl der Kurse sah man die Schnelligkeit des Postenlaufes wachsen. Selbst auf jenen größern Routen, die schon

* Wie noch vor einer nicht gar langen Reihe von Jahren Frankfurt und Basel.

längst zu den frequentesten gehörten, gelangt jetzt ein Brief in einer um ein Viertel, um die Hälfte kürzern Zeit, oder in verhältnißmäßig noch mehr abgekürzter Frist, an den Ort seiner Bestimmung, als früher, und wenn man mit diesem Zeitgewinn den Vortheil, der sich an die Verwandlung der unterbrochenen Kurse in tägliche knüpft, combinirt, so erscheint häufig die Schnelligkeit der wechselseitigen Korrespondenz verdoppelt, verdreifacht und vervierfacht.

Nicht unerhebliche Fortschritte hat auch die, dem Geld- und Waarentransport dienende fahrende Post in der Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, wie in der Vervielfältigung ihrer Fahrten auf den alten Routen, und in der Ausdehnung derselben auf neue Poststraßen aufzuweisen. In welchem Maße hat aber nicht der Personentransport, wie an Schnelligkeit, an Zahl der Routen, die er belebt, und an Vermehrung der täglichen Kurse, so auch an Bequemlichkeit für die Reisenden gewonnen! Wo sonst auf Straßen ersten Rangs zwischen zwei bedeutenden Plätzen in der Woche einmal bis höchstens zweimal ein Wagen von ebenso monströser, schwerfälliger Form, als wenig einladender Beschaffenheit im Innern, mit der Langsamkeit eines überlasteten Frachtkarrens 3 bis über 4 Tage brauchte, um eine Strecke von 40 — 60 Stunden zu durchlaufen, sieht man jetzt elegante, jeden billigen Anspruch auf Reinlichkeit, Anstand und Bequemlichkeit in der Regel befriedigende Wagen in dem dritten bis vierten Theil jener Zeit den gleichen Raum in täglichem Laufe durcheilen, und zahlreiche neue, dem postmäßigen Personentransport gewonnene Bahnen schließen sich an die ältern Poststraßen an, die jetzt häufig, in Vergleichung mit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, eine zehn- und zwanzigfach größere Menge von Reisenden in ihren Charten erscheinen lassen.

Dieses schöne Aufblühen des Postinstituts hätte allerdings nicht eintreten können, wenn nicht zuvor für die Erleichterung der Kommunikationen jeder Art nach allen Seiten hin reichlich gesorgt worden wäre; aber nichtsdestoweniger bleibt der Eifer, womit die deutsche Post die Verbesserung und Vermehrung der öffentlichen Verbindungswege für ihre Zwecke zu benutzen strebte, ihr unzweifelhaftes Verdienst, und ein guter Theil dessen, was zu ihrer Vervollkommnung geschah, war von den Fortschritten des Straßen- und Wegebaus ganz unabhängig.

Wie das deutsche Postwesen aber auf der einen Seite einer wohlthätigen Richtung der Zeit folgte, so hat es auch ihre nachtheiligen Einflüsse in einer andern Beziehung empfunden. Heilsame Reformen, mannigfaltige wohlthätige Fortschritte waren von einem raschen Wachsen der öffentlichen Lasten begleitet, und unter den Quellen, aus welchen sich die erhöhten Bedürfnisse der Staaten schöpfen ließen, wurden die Posten nicht vergessen.

Wie der Personen-, der Geld- und Waarentransport, ist — und zwar noch in stärkerem Verhältnisse — die Versendung der Briefe theurer, viel theurer geworden. Nicht nur die Taxen für kürzere und längere Distanzen sind gestiegen, sondern auch die Entfernungen sind in Folge genauerer Ermittelung hie und da größer angenommen, und die einfachen Briefe, welche das geringste Porto tragen, zum Theile leichter geworden. Auf manchen Routen zahlt der Reisende die Hälfte mehr bis nahe das Doppelte für die gleiche Strecke; die Briefporto sind in gleichem und theilweise in einem weit stärkeren Verhältnisse erhöht worden.*

Gleichwohl übersteigen die Vortheile, welche die Verbesserung der Postanstalten dem Publikum gewährt, bei weitem den Nachtheil der höheren Belastung des Postverkehrs. Wer möchte sich den alten Zustand zurückwünschen, um die frühern Tarife wieder in Geltung zu bringen? Die Beschleunigung der Korrespondenzen

---

* Das Porto eines einfachen Briefes

	betrug vor 1806	beträgt gegenwärtig
Vom Bodensee bis Hamburg . . .	16 — 18 kr.	34 kr.
Von Mannheim bis Hamburg . . .	12 „	25 „
— — — Cassel	10 „	18 „
— — — Wetzlar	6 „	15 „
Von Stuttgart nach Nürnberg . . .	8 „	12 „
— — — München . . .	8 „	12 „
— — — Augsburg . . .	6 „	10 „
— — — Frankfurt . . .	8 „	12 „
— — — Mannheim . . .	6 „	9 „
— — — Karlsruhe . . .	4 „	7 „

In der Zwischenperiode waren die Preise zum Theil noch höher.

Ein einfacher Brief kostet gegenwärtig von Stuttgart nach Hamburg 30 kr., von Karlsruhe nach Berlin 35 kr., von Freiburg im Breisgau bis Stettin 48 kr., von Kehl nach Wien bis an die österreichische Gränze (also ohne das österreichische Porto) 22 kr.

und Verſendungen, die Vervielfältigung der Kurſe und ihre Regelmäßigkeit haben nicht nur für den Handelsverkehr, ſondern in mannigfaltigen andern Lebensverhältniſſen, in unzähligen Fällen, einen ſo hohen Werth, daß, wenn jene Wahl gegeben wäre, man keinen Augenblick zögern dürfte, das Geſchenk der Tarerniedrigung von der Hand zu weiſen. Beim Perſonentransport läßt aber die Erſparniß an Zeit und Unterhaltskoſten der Reiſenden in Vergleichung mit der Tarerhöhung noch einen beträchtlichen unmittelbaren Gewinn erblicken.

Dankbar iſt daher die große Wohlthat anzuerkennen, welche man in der Vervollkommnung des deutſchen Poſtweſens dem raſtloſen Eifer, der Umſicht und Sorgfalt der Regierungen und einer Reihe ausgezeichneter Männer verdankt, deren Händen in dem Umfang der deutſchen Gebiete die Leitung dieſes wichtigen Zweiges der öffentlichen Verwaltung in der letzten Periode ihrer ſchönen und kräftigen Entwicklung anvertraut war. Gleichwohl vernimmt man häufig den Ruf nach weitern heilſamen Reformen.

So unbeachtet in einem ſeit lange gewohnten, gleichförmigen, ſtationären Zuſtande Unvollkommenheiten, Mängel und ſelbſt bisweilen Mißbräuche oft bleiben, ſo ſchnell ſtellt ſich, ſobald einmal die kritiſche Prüfung und die ihr folgende Reform begonnen, jener Geiſt unermüdlich fortſchreitender Unterſuchung ein, der zu einem Streben nach erreichbaren, nicht ſelten auch unerreichbaren Idealen führt, und wo er, durch wirklich gewonnene Erfolge einſtweilen befriedigt, wieder zur Ruhe gekommen, erwacht er urplötzlich wieder, ſobald er anderwärts, wo es auch ſey, ein noch weiter geſetztes Ziel erſtreben, oder gar ſchon erreicht ſieht.

Dies gerade iſt eine der koſtbarſten Früchte des bis auf die weiteſten Entfernungen hin unendlich erleichterten Verkehrs jeder Art, daß keine bedeutende, heilſame Verbeſſerung in irgend einem Gebiete der menſchlichen Thätigkeit gewonnen wird, oder kein großer, glücklicher Gedanke, der ſie in Bewegung ſetzt, irgendwo auftauchen kann, ohne daß die ganze civiliſirte Welt ſogleich davon Kenntniß nimmt, und was ſich als bewährt erweiſt, ſo weit es die Verſchiedenheit der Verhältniſſe geſtattet, ſich anzueignen trachtet.

Wurde nicht auf ſolche Weiſe der glückliche Gedanke eines großen deutſchen Zollvereins, nachdem ihn zu verwirklichen der Weisheit und dem beharrlichen redlichen Willen der deutſchen

Regierungen gelungen war, mit überraschender Schnelligkeit, als ein fruchtbarer Samen, in die entferntesten Regionen eines fremden Welttheiles getragen, welche die Civilisation noch weit entfernt ist zu ihren vollständigen Eroberungen zu rechnen, die aber in analogen Verhältnissen dem fremden Samenkorn einen geeigneten Boden darboten. *

Wie könnten wir von einer glücklichen Idee, die wir in einer andern, aber nicht minder wichtigen Sphäre gesellschaftlicher Interessen, in dem nahen brittischen Eiland sich realisiren sahen, unangeregt bleiben? Kaum war auch der kühne Gedanke des Pennysystems der englischen Post geboren, der Gegenstand parlamentarischer, gründlicher Untersuchungen ** und Verhandlungen geworden und zuletzt zur wirklichen Ausführung gekommen, als sich in Deutschland, wie in Frankreich ꝛc. eine lebhafte Theilnahme offenbarte. Bereits wurde diese Maßregel, unter ausführlicher Darstellung der neuen brittischen Einrichtung, auch in diesen Blättern (1s Heft 1840. S. 368) besprochen. Ihr Gelingen und ihr wohlthätiger Einfluß ist nun nicht mehr blos eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine gewisse, eine von allen Seiten und selbst von ihren ursprünglichen Gegnern anerkannte Thatsache. Die Verminderung der Brieftaxen um etwa ⅘ des Durchschnitts der frühern Tarifsätze war zwar viel zu bedeutend, als daß man hoffen durfte, die Zahl der Briefe auch nur allmählig in gleich starkem, umgekehrten Verhältnisse wachsen zu sehen, zumal in einem Lande, in welchem von 100 Verheiratheten 41 nicht fähig sind, auch nur ihren Namen zu schreiben. Erlitt aber die Postkasse, wie natürlich, einen sehr beträchtlichen Ausfall, so wurden dagegen die frohen

---

* M. s. den Aufsatz in der Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung vom 10. Januar 1841. Ostindien. Zollverträge.

** Die vor uns liegenden, auf Befehl des Parlaments vom 4. April 1838 gedruckten Arbeiten des select Committee on postage füllen 3 Foliobände (zusammen 1608 Blattseiten) und enthalten, außer den Berichten des Comités und zahlreichen, auf das Postwesen bezüglichen offiziellen Nachweisungen und durch Korrespondenz erhobenen Thatsachen, eine Reihe von Verhörprotokollen, in denen man die, auf 11,683 gestellte Fragen von den vernommenen Personen ertheilten Antworten liest. — Für die Reform waren 320 Petitionen eingereicht worden, die 38,709 Unterschriften trugen.

Erwartungen, mit denen das Publikum im Intereſſe des mannigfaltigen Verkehrs, dem die Poſt ihre Dienſte anbietet, dem Vollzuge der Maßregel entgegenſah, ſo vollſtändig erfüllt, daß nicht eine Stimme ſich erhob, welche das entſchiedene Uebergewicht der Vortheile auch nur nach den erſten Erfolgen zu verkennen wagte. Vorausſichtlich werden die wohlthätigen Wirkungen des neuen Syſtems, nach deſſen Einführung ſogleich die Zahl der von der Poſt beförderten Briefe über das Doppelte der früher in einem gleichen Zeitraum ihr zugekommenen Menge von Briefen ſtieg,* ſich fortſchreitend in reicherem Maße entwickeln, und die nachtheiligen Einflüſſe auf den Ertrag der Poſt ſich vermindern.

So befriedigend nun der gegenwärtige Zuſtand des deutſchen Poſtweſens in Vergleichung mit der frühern Vergangenheit erſcheint, ſo lebhaft wird, im Hinblick auf die in Großbritannien gewonnenen Erfolge, die Sehnſucht, wenn nicht nach gleicher Einrichtung, doch nach einer dieſem Ziele ſich nähernden Reform empfunden werden. Mag man auch die Schwierigkeiten, die ſich in Deutſchland der

---

* Folgende Ueberſicht enthält die Zahl der Briefe, welche der Poſt in den drei vereinigten Königreichen je in einer Woche in drei verſchiedenen Perioden, nämlich vor dem 5. Dezember 1839, an welchem Tage die 4 D. Taxe eintrat, ſodann während der Dauer dieſer, der Einführung der Pennypoſt vorangegangenen Taxe, endlich nach der mit dem 10. Januar 1840 erfolgten Einführung der Pennypoſt übergeben wurden:

	Woche endigend		
	am 24. Nov. 1839	am 22. Dec. 1839	am 21. Febr. 1840
in England und Wales (einſchließlich d. öffentl. Blätter)	1,252,977	1,583,766	2,495,775
in Irland	179,931	225,889	349,928
in Schottland	153,605	199,032	353,933
Summe:	1,585,973	2,008,687	3,199,637.

Nach Berechnungen, die auf der einen Seite die Briefe, welche ſchon früher nur 1—2 P. bezahlten, nicht aufnahmen, und auf der andern Seite den Einfluß der aufgehobenen Befreiungen berückſichtigten, zeigte ſich bei den Korreſpondenzen, auf welche die Maßregel vorzugsweiſe wirkte, eine Vermehrung der beſtellten Briefe um 165 Prec. — Der Reinertrag der Poſt war in den drei Quartalen vom 5. Januar bis 10. Oktober 1839 = 1,168,000 Pf. St.; 1840 = 343,000 Pf. St.; der Verluſt daher 825,000 Pf. St., und für das ganze Jahr wurde derſelbe zu 1,079,138 Pf. St. berechnet. The british Almanac. London 1841. S. 100—104.

Einführung des Pennysystems entgegenstellen, für unüberwindbar halten, so ist wenigstens kein Zweifel, daß wesentliche Verbesserungen möglich sind, die annähernde Vortheile gewähren, und vielleicht zuletzt noch zu einem vollständig befriedigenden Resultate führen.

Die Prinzipien einer Reform, wie sie aus der Natur der Sache sich ergeben, leuchten schon aus der geschichtlichen Entstehung und der ersten Entwickelung des deutschen Postwesens hervor. Man findet darin die klare Erkenntniß der Natur dieses Instituts und des Gesichtspunkts, unter dem die wahre Staatskunst dasselbe zu betrachten und zu behandeln hat.

Man erkannte schon im sechszehnten Jahrhundert, daß, wenn die Besorgung der Geschäfte, die der Post obliegen, auch nicht wesentlich im Staatszwecke liegt, sie dagegen in erster Reihe zu jenen Unternehmungen gehört, welche die Staatsfürsorge nur deshalb in Anspruch nehmen, nur deshalb ihr anheimfallen, weil ihr Zweck für die Gesammtheit, für ihre geistigen oder materiellen Interessen von hoher Wichtigkeit ist, und von den Einzelnen nicht so vollständig und sicher, wie vom Staate oder einer von ihm gegründeten und überwachten Anstalt erstrebt werden kann. Man erkannte, daß eine Anstalt, die der Staat nur zur leichtern Befriedigung eines gesellschaftlichen Bedürfnisses zu begründen sich berufen fühlt, das Prinzip ihrer Einrichtung und ihrer Entwickelung nur in ihrem Zwecke findet, der bei der Post kein anderer ist, als die größtmögliche Sicherheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit der brieflichen Mittheilungen und der Transporte.

Man erkannte, daß diese Forderung um so leichter befriedigt wird, je größer das Gebiet ist, auf welchem eine Verwaltung, nach gleichen Regeln, die dem Postinstitut gesetzte Aufgabe zu lösen hat, und daß bei einer Anstalt, welche den Nutzen der Staatsbürger bezweckt, der Grundsatz der Gemeinnützlichkeit unbedingt vorherrschen müsse, ihre Benutzung als Quelle des Staatseinkommens ausschließe, und nur Gebühren gestatte, welche das Maß einer Vergütung für geleistete Dienste (Kostenersatz) und einen angemessenen Unternehmungsgewinn nicht erheblich überschreiten.

Auf diesen Ansichten beruhte die erste Entstehung der ehemaligen Reichspost, welche zwar nicht in ganz Deutschland, doch aber theils ausschließlich, theils konkurrirend in der großen Mehrzahl der deutschen Reichslande (1790 auf einem Areal von

3922 □ Meilen mit 11,263,400 Einwohnern) zur Herrschaft gekommen war, Einheit, Regelmäßigkeit und Ordnung in das frühere Botenwesen brachte, oder vielmehr eine geordnete Verwaltung an dessen Stelle setzte, und die Post der landesherrlichen Besteuerung in der Regel gänzlich entzog. Daß der Reichsstaat nicht selbst verwaltete, daß die Reichsanstalt zuerst in einfacher Verleihung, sodann in der Form eines erblichen Reichslehens, später als Reichsthronlehen, dem Tarischen Hause überlassen wurde, daß das Reichserbpostgeneralat seinem fürstlichen Inhaber ein fürstliches, seiner Würde und seinen Verdiensten um das deutsche Postwesen angemessenes reichliches Einkommen gewährte — alles dies ändert nichts an dem Wesen der Sache, nichts an den Grundideen, aus welchen die Reichspost hervorging,* und die jedenfalls, wenn auch nicht überhaupt die Erfindung der Posten, das hohe Verdienst des Tarischen Hauses bleiben.

Gibt es für das Bedürfniß der Einheit des Postwesens auf einem weit ausgedehnten Gebiete und der Abwehr fiskalischer Tendenzen einen schlagendern Beweis, als die in der großen Mehrheit deutscher Reichslande gelungene Einführung der Reichspost? In einer Periode, in der die Landeshoheit sich bereits vollständig ausgebildet, die unmittelbare Reichsgewalt in den einzelnen Gebieten sich durch Gesetz und Herkommen fast gänzlich beseitigt fand, und fast keine Spuren gemeinsamer Einrichtungen zu entdecken waren, wo die Landesherren nicht nur eifersüchtig ihre Territorialrechte gegen jede, auch die leiseste Mißachtung bewachten, sondern beharrlich und eifrig auf ihre Erweiterung bedacht waren — in einer Zeit, in der die Territorialherren, durch die Reichsgesetze in der Erhebung direkter Auflagen beschränkt, um so höhern Werth auf nutzbare Regierungsrechte legen mußten, und ihre

* Es verstand sich nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen von selbst, war aber in den Reichsgesetzen ausdrücklich verordnet, daß das Postgeld billig, d. h. wohl nicht höher bestimmt werde, als es das Maß der Kosten und eines der Größe der Unternehmung angemessenen Gewinnes verlangte. — Aus der reichsgesetzlichen Bestimmung, daß der General-Reichspostmeister seine Posten mit aller Nothdurft zu versehen habe, wurde seine Verbindlichkeit abgeleitet, auf Verlangen der Landesherren auch solche Kurse anzulegen, deren Ertrag die Kosten nicht voraussichtlich deckte, in so fern andere Postämter im Lande hiezu die Mittel gewährten. Deutsches Staatsrecht von Böhmer. 1804. §. 405.

Finanzkammern das Gebiet der Regalien sorgfältig auszubeuten suchten, — in einer solchen Zeit sah man theils willig, theils anfänglich widerstrebend, aber zuletzt bald dem Gebot, bald nur der Empfehlung des Kaisers nachgebend, die große Mehrheit der Reichsstände eine ganz neue, von ihnen mehr oder weniger unabhängige, mit mehr oder weniger ausschließlichen Befugnissen ausgestattete Anstalt und zahlreiche fremde Beamte, denen die Reichsgesetze die Personalfreiheit zugesichert hatten, in ihren Territorien aufnehmen, und auf den Gewinn verzichten, den ihnen die eigene Verwaltung oder die privilegienweise Verleihung der Territorialposten gewähren konnte. Sie zeigten diese Nachgiebigkeit, obwohl ein beharrlicher Widerspruch sich nicht nur auf das Beispiel, das der Kaiser selbst in der Exemtion von Oesterreich, Böhmen ꝛc. gegeben, sondern zugleich auf die in einigen Reichsgebieten, wie in Brandenburg und Chursachsen, unter Ausschluß der Taxischen Post, oder in mehrern andern, neben dieser fortbestehenden Landesposten stützen konnte. So mächtig wirkte die Ueberzeugung von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit der Einheit zum Gedeihen des Postinstituts, und wenn der Kampf mit der Reichspost in manchen Gebieten nicht aufhörte, so war es weit weniger das Verschwinden dieser Ueberzeugung, welches den Kampf unterhielt, als der mit der Entwickelung des Instituts, ohnerachtet der mäßigen Taxen, allmählig steigende Gewinn des Unternehmens, den man im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts (wahrscheinlich sehr übertrieben) auf jährliche 100,000 Dukaten schätzte. Hat sich ja der Verband, in dem die ehemalige Reichspost zahlreiche Territorien vereinigte, in veränderter Form noch in einem ziemlich bedeutenden Theile ihres ehemaligen Gebietes, selbst unter den mächtigen politischen Bewegungen erhalten, welche das deutsche Reich auflösten, ihr Ziel in dem gegenwärtigen Zustande unseres gemeinsamen Vaterlandes fanden, und in der Gestaltung des Postwesens mannigfaltig wechselnde Veränderungen hervorbrachten.

Wir finden gegenwärtig in Deutschland, außer Oesterreich, Preußen, Holstein und Luxemburg, noch acht weitere Bundesstaaten, welche die Post in eigener Regie verwalten,* mehrere kleinere

* Nämlich: Bayern, Hannover, Königreich Sachsen, Baden, Oldenburg, Mecklenburg Schwerin, Mecklenburg Strelitz, Braunschweig.

Staaten, die sich an benachbarte Regien ganz oder theilweise angeschlossen haben,* und also unter den Postbezirken nicht zählen, sodann 17 größere und kleinere Bundesstaaten, in welchen die Tarische Regie ausschließlich herrscht,** während sie in Hamburg und Bremen mit verschiedenen andern Regien in die Verwaltung des Postwesens sich theilt, und ihre Wirksamkeit im Süden bis über die Gränzen Deutschlands, nämlich in den Kanton Schaffhausen, ausdehnt.***

Wir haben daher in Deutschland 15 verschiedene Postbezirke, wenn man das vereinigte Gebiet der Tarischen Post für einen, und 31, wenn man jeden Bundesstaat, welcher die Tarische Regie ausschließlich aufgenommen hat, als einen abgesonderten Bezirk betrachtet.

Während in manchen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, welche früher ausschließlich dem Wirkungskreise der Partikularstaatsgewalt angehörten, sich die Verschmelzung zahlreicher deutscher Gebiete in größere Massen heilsam zeigte, so hat, wenn man den frühern Zustand mit dem gegenwärtigen vergleicht, die Einheit und der Zusammenhang der Postgebiete wohl hie und da im Einzelnen, aber schwerlich im Ganzen gewonnen.

Hatten auch schon unter der Reichsverfassung, außer Oesterreich,

---

* Lichtenstein hat sich an Oesterreich, Anhalt Köthen, Dessau und Bernburg, sodann Waldeck und Schwarzburg Sondershausen (ohne Arnstedt, das zum Bezirk der Fürstlich Tarischen Regie gehört) an Preußen angeschlossen, dessen Regie von Oldenburg auch die Post in Berkenfeld überlassen wurde.

Im Lippeschen und in Parcellen thüringischer Staaten findet man preußische und Tarische Postämter.

** Der vereinigte Tarische Postbezirk begreift: Würtemberg, Churhessen, Großherzogthum Hessen, Sachsen Weimar, Koburg-Gotha, Meinungen und Altenburg, Nassau, Schwarzburg Rudolstadt mit Arnstedt von Schwarzburg Sondershausen, Hohenzollern Hechingen und Sigmaringen, die Reußischen Lande, Lippe Detmold, Schaumburg Lippe, Hessen-Homburg, Lübeck, Frankfurt.

*** Hamburg hat ein eigenes Stadtpostamt, sodann ein preußisches, hannöversches, mecklenburgisches, Tarisches, dänisches und schwedisches Postamt; Bremen ein preußisches Stadtpost-, ein hannöversches und ein Tarisches Postamt. — Die Versuche der Fürstlich Tarischen Verwaltung, ihre Wirksamkeit über Schaffhausen hinaus in benachbarte Kantone auszudehnen, blieben bis jetzt ohne Erfolg.

Preußen und Churſachſen, mehrere andere Länder Territorialpoſten, ſo war in den kleinern dieſer Staaten theils die Landesanſtalt auf die fahrende Poſt beſchränkt, und Taxis im ausſchließlichen Beſitz der Briefpoſt, theils die Taxiſche Konkurrenz auf eine Weiſe zugelaſſen, die den Zuſammenhang der Reichsanſtalt auf ihrem weiten Gebiete nicht ſtörte. Wo aber jetzt noch die Verwaltung der Poſten Taxis verblieben, iſt ihr Verhältniß ein ganz anderes geworden, das ihre Einheit weſentlich ſchwächt. Während ſie früher als allgemeine Reichsanſtalt einer weit größern Unabhängigkeit von der Landesherrſchaft genoß, hat ſie jetzt in jedem der ihrem Bezirke angehörigen Bundesſtaaten in der That einen abgeſonderten Poſtbezirk, das Poſtregal dieſes Staates zu verwalten, und iſt ſeinen Anordnungen unterworfen, welche von den, in andern, ihr gleichfalls überlaſſenen Poſtgebieten beſtehenden Anordnungen mehr oder weniger abweichen.* Mit der Auflöſung der Taxiſchen Poſt als Reichsanſtalt traten in allen Ländern, über die ſie ſich verbreitet hatte, die Regierungen in das Recht ein, die Anſtalt für ihre Finanzen nutzbar zu machen, und ſie übten dieſes Recht hier mehr dort weniger, ſelbſt da, wo man die Taxiſche Regie beibehielt oder, nachdem ſie beſeitigt worden, wiederherſtellte. Indem nun Taxis an mehrere Staaten bedeutende jährliche Abgaben zu entrichten und andere, einer Geldleiſtung gleich wirkende läſtige Bedingungen (wozu ausgedehntere Befreiungen von Portozahlungen zu Gunſten des Staates und ſeiner Beamten gehören) zu erfüllen hatte, und deshalb ermächtigt werden mußte, die Poſtpreiſe zu erhöhen, fanden die übrigen Staaten, welche ſchon früher eigene Regien hatten, oder ſie ſpäter einführten, ſich um ſo weniger gehindert, auch wo ſie etwa Taxiſche Konkurrenz berührte, die Poſt als ergiebige Quelle für das Staatseinkommen zu benutzen. So knüpfte ſich an die Auflöſung der politiſchen und adminiſtrativen

* Von dem Gebiet der Taxiſchen Poſten ſind ſeit dem franzöſiſchen Revolutionskriege abgelöſt worden: die öſterreichiſchen Niederlande und die deutſchen Bundesländer auf der linken Rheinſeite, mit Ausnahme von Rheinheſſen, ſodann Bayern, Baden, ferner bedeutende Bezirke der preußiſchen zum Bunde gehörigen Länder, und von Oeſterreich das Innviertel. Dagegen hat die Fürſtlich Taxiſche Regie einige Bezirke neu erworben. Die Geſammtbevölkerung ihres gegenwärtigen Gebietes beläuft ſich auf etwa 4½ Million Einwohner.

Einheit des Postwesens in einem großen Theile Deutschlands, in dem ganzen Gebiete der ehemaligen Reichspost, die früher dort unbekannte Besteuerung dieser Anstalt, und in den übrigen deutschen Ländern eine beträchtliche Erhöhung der Postpreise.

Wenn wir nun, ohnerachtet der eingetretenen Vermehrung der Postgebiete, das deutsche Postwesen in den oben angegebenen Beziehungen sich auf eine für das Publikum höchst erfreuliche Weise entwickeln sahen, so geschah dies nicht in Folge, sondern trotz der Zersplitterung der ehemaligen Reichspost; und wenn die Erhöhung der Postiaren ohne Zweifel größtentheils nicht der Vermehrung der Postgebiete und der hiedurch kostbarer gewordenen Verwaltung, sondern einer, ihrer Natur und Wirkung nach, der Besteuerung der Transporte ganz gleich kommenden Ursache zuzuschreiben ist, so darf man dennoch einen guten Theil jener Erhöhung auf Rechnung der Vervielfältigung der Postadministrationsbezirke setzen. Jene Fortschritte verdankt man, wie gesagt, dem regsamern Streben der neuern Zeit nach Verbesserung in fast allen Gebieten der gesellschaftlichen Interessen, das in seiner Richtung auf das Postwesen in einzelnen wichtigen Beziehungen und namentlich durch die erweiterte unmittelbare Einwirkung der Staatsgewalt, in Folge eingetretener politischer Veränderungen, wesentlich begünstigt wurde.

Ist der Postanstalt ihre administrative Einheit auf einem weit ausgedehnten Bezirke vortheilhaft, so ist ihrer kräftigen Entwickelung auf der andern Seite gewiß die eigene Verwaltung des Staates, wenn er es nur an seinem Willen nicht fehlen läßt, ohne allen Zweifel am zuträglichsten. * Wohl hat man schon bezweifelt, ob wenigstens nicht die Fahrpost sich vorzugsweise eigne, der Privatunternehmung überlassen zu bleiben, wie dies in England, Frankreich, den Niederlanden und in den meisten fremden Ländern der Fall ist. Allein uns scheint, daß durch die deutschen Fahrposten, denen das vollkommene Vertrauen des Publikums zur Seite steht, das Problem zu Gunsten der Staatsregien gelöst ist. Für Reisende zumal, die sich den Eilposten anvertrauen, ist es eine

* Die Vorzüge der Staatsregie wurden von Klüber in der angeführten (sonst an treffenden Bemerkungen reichen) Schrift verkannt, weil er sich von einzelnen, kurz vorübergegangenen Erscheinungen in seinem allgemeinen Urtheil bestimmen ließ.

wohlthuende Beruhigung, sich in den Händen einer Anstalt zu wissen, die unter der unmittelbaren Leitung der Regierung steht, und sie es ist, welche die Sorge für seine Sicherheit unmittelbar übernommen hat. Nur so viel mag man zugeben, daß für die Staatsregie bei der Briefpost noch weit dringendere Gründe als bei der Fahrpost sprechen. Dem Staate stehen alle Mittel zu Gebot, die Posten überhaupt zweckmäßig und den Bedürfnissen des Verkehrs gemäß einzurichten, den wachsenden Forderungen desselben stets zu genügen, und auf dem kürzesten Wege alle Hindernisse zu beseitigen, die ihrem Gedeihen entgegentreten. Für ihn sind die mittelbaren Vortheile, die sich an einen lebhaften Postverkehr knüpfen, weit größer, als der unmittelbare Gewinn, den er in dem größtmöglichen Ertrage der Posten finden könnte. Durch die eigene Verwaltung wird er von Allem, was die allmählige Vervollkommnung der Anstalt verlangt, am gründlichsten unterrichtet, und bleibt er stets in der Lage, neue, durch Zeit und Umstände herbeigeführte Forderungen, die er an eine unter bestimmten Bedingungen andern Händen überlassene Regie bisweilen gar nicht stellen könnte, unverweilt zu befriedigen. Zu nützlichen Unternehmungen und Verbesserungen fehlt es ihm nie an Fonds; ein blos möglicher oder ein nur vorübergehender Verlust wird ihn von Verwendungen nicht abhalten, welche wahrscheinlich sogleich, oder doch allmählig vortheilhaft sich zu erweisen versprechen; ihm fällt die Wahl tüchtiger Beamten und der zahlreichen Hülfspersonen, die kräftige Handhabung der Dienstpolizei leichter; mannigfaltige Konflikte, welche die, andern Händen übertragene Verwaltung des Postregals herbeiführen, fallen hinweg; in den unzähligen Fällen, in welchen die Post der Hülfe, der Mitwirkung, des Beistandes der Staatsregierung bedarf, zeigt sich der Vortheil, welcher aus der eigenen Verwaltung des Staates entspringt, der alle Mittel zur Beförderung des Interesses der Anstalt in sich vereinigt. In dieser Hinsicht war es ein günstiger Umstand, daß ein größerer Theil der deutschen Post in die eigene Verwaltung der Staaten überging, daß die preußische Post ein weit ausgedehnteres Gebiet gewann. Bayern, das einen ansehnlichen Bezirk bildet, Baden, das in seinem geringern Umfang eine vortheilhafte postalische Lage hiezu einlud, eigene Regien gründeten. Man weiß, welche Vervollkommnung das preußische Postwesen, unter der trefflichen Leitung

eines ausgezeichneten Staatsmannes, erhielt, wie Bayern, Baden und Sachsen in Verbesserungen wetteiferten, und Taxis sich anstrengen mußte, um in der Konkurrenz nicht zurückzubleiben. *

Wenn man auf der einen Seite die weitere Ausdehnung des, einer Verwaltung unterworfenen Bezirks, und auf der andern Seite die eigene Staatsregie als günstige Bedingungen für das Gedeihen des Postinstituts betrachten muß, so erscheint eine, mehrere Staaten umfassende Regie, die nicht einmal den Vortheil einer vollständigen legislativen und administrativen Einheit gewährt, als ein wohlthätiger Nothbehelf wohl nur für solche Staaten, deren Gebiet für eine eigene Verwaltung entweder zu klein oder ungünstig gelegen ist.

---

* Nach dem Wachsen der Bruttoeinnahmen der Verwaltung lassen sich die Fortschritte der Anstalt auf dem Wege der Verbesserung, so weit keine Tarifserhöhung einwirkt, ohngefähr bemessen. Die rohe Einnahme von allen Zweigen der Post betrug nun im Großherzogthum Baden, nachdem der Staat (1811) die Regie übernommen hatte, im Jahre 1812 = 287,681 fl., im Jahre 1813 = 277,708 fl., also im Durchschnitt beider Jahre 282,694 fl.; sie stieg in den nächsten 20 Jahren nach dem Durchschnitt von 1831—34 auf 556,005 fl. und unter der gegenwärtigen, ungemein umsichtigen und thätigen Verwaltung in den 6 Jahren bis $18^{39}/_{40}$ auf 1,068,335 fl. und kann, da sie in stetem Wachsen begriffen ist, jetzt wohl zu 1,100,000 bis 1,200,000 fl. angenommen werden. In dieser ganzen Periode ist weder eine Erhöhung des Tarifs noch eine Verschärfung des Postzwangs eingetreten. Den Einfluß, den die Aufhebung der Portofreiheit, welche bis 1832 verschiedene Beamtenklassen für ihre Privatkorrespondenz genossen, auf die Einnahme ausübte, möchte die 1834 eingetretene Erhöhung des Gewichts des einfachen Briefes, von $^1/_2$ auf $^5/_8$ Loth leicht balanziren, und die vor Kurzem verordnete wohlthätige Ausdehnung der geringsten Brieftaxe auf größere Distanzen dürfte schwerlich die Einnahme schmälern. — Man darf nach den hier mitgetheilten Thatsachen annehmen, daß der Werth der Dienste, welche in dem bezeichneten Postbezirk die Anstalt dem Publikum leistet, im Verhältniß von 100 : 400 gewachsen sey, während die Bevölkerung im gleichen Zeitraum nur im Verhältniß von 100 : 130 gestiegen ist. Dieses überraschende Resultat hat man der Vermehrung der täglichen und der Einrichtung zahlreicher ganz neuer Kurse und der Verbesserung der Anstalt in allen ihren Zweigen zuzuschreiben. Bei dem Zusammenhang des Postwesens der verschiedenen Staaten kann man aus jenen Resultaten zugleich auf die Fortschritte schließen, welche die Postanstalten in andern deutschen Ländern in der gleichen Periode gemacht haben.

Es handelt sich aber darum, eine Einheit zu gewinnen, welche zugleich die Vortheile der Staatsregie in ungeschmälertem Maße gewährt. Sollte man dieses Ziel nicht erreichen, ihm sich nicht in irgend einer Form nähern können, da in einem Zweige der Staatsverwaltung, in welchem unzählige Interessen der Staaten und aller Klassen ihrer Angehörigen sich mannigfaltig durchkreuzen, und das in andere Zweige des öffentlichen Dienstes vielfacher eingreift, bereits ein vollendetes Vorbild vor Augen liegt? Schon wurde der Gedanke eines Postvereines in öffentlichen Blättern angeregt, und warum sollte, so wie das Zollwesen der meisten Bundesstaaten ein gemeinsames geworden ist, nicht auch das Postwesen sämmtlicher Staaten des großen deutschen Zollvereins und vielleicht noch einiger weitern deutschen Länder in eine gemeinsame Anstalt umgewandelt werden können? Für eine Reihe von Fragen, auf welche eine Untersuchung über die Ausführbarkeit eines solchen Gedankens leitet, läßt die Analogie der Sache in der Art und Weise, wie die ähnliche Aufgabe durch die Zollvereinigung gelöst worden, eine befriedigende Antwort finden. Eine gemeinschaftliche Gesetzgebung, eine gleichförmige Organisation der ganzen Anstalt, des innern und äußern Dienstes, möglichst gleichförmige polizeiliche und Verwaltungsvorschriften würden das Ergebniß gemeinsamer Verabredung seyn müssen. Ob für gewisse Funktionen zur sicherern Erzielung der administrativen Einheit eine gemeinschaftliche Centralstelle in diesem Zweige nicht förderlich und unbedenklicher wäre, wollen wir nicht untersuchen. Wir erinnern nur, daß, wie im Zollvereine die, durch sachgemäße Vorausbestimmungen gewährleistete administrative Einheit nicht gestört erscheint, obwohl die Verwaltung in jedem Vereinslande, das einen dem Wirkungskreise einer eigenen Direktion angemessenen Umfang hat, der Landesregierung überlassen blieb, die gleiche Anordnung auch im Postvereine sich darbieten würde. Wie die kleinern Vereinsstaaten und einzelne, von Hauptgebieten getrennte Parzellen aber theils an die Direktionsgebiete oder Regien der größern sich anschließen lassen, oder, wie in Thüringen, einer von den betheiligten Regierungen gemeinschaftlich angeordneten Behörde unterworfen werden können, lehrt uns ebenfalls ein analoges Verfahren bei der Bildung des großen deutschen Zollvereins. Ueberhaupt aber möchten gleich zahlreiche Anstände und Schwierigkeiten, als sich einer Gemeinschaft

des Zollwesens entgegenstellten, einen ernsten Versuch, einen großen deutschen Postverein zu gründen, schwerlich erwarten, obwohl nicht zu verkennen ist, daß eine solche Gemeinschaft einige schwierigere Seiten darbiete. Sie erscheint von vornherein schon deshalb minder bedenklich, weil die Posten nicht, wie die ganze Einrichtung des Zollwesens, dem Gebiete der unmittelbaren Wirksamkeit der Staatsgewalt **wesentlich**, sondern, der Natur der Sache nach, vielmehr der Privatunternehmung angehören, und nur zur Beförderung ihres gemeinnützigen Zwecks der Staat, indem er die Verwaltung übernimmt, dem Publikum seine wirksamern Dienste leiht. In den Gerechtsamen des Fürstlich Taxischen Hauses liegt wohl kein unübersteigliches Hinderniß, da es ja bereits mehrern Staaten gelang, sich in billiger Weise mit demselben über den Verzicht auf seine Rechte abzufinden. Die schwierigere Seite einer postalischen Gemeinschaft möchte aber in dem wirthschaftlichen Detail der Verwaltung, der Akkorde, Anschaffungen, überhaupt des ganzen Ausgabewesens, sodann in den kollidirenden allgemeinen und Lokalinteressen bei Bestimmung der Haupt- und Nebenkurse und in dem Wechsel der Bedürfnisse, vorzüglich aber in dem Maßstabe der Revenüenvertheilung zu finden seyn. Ist es aber möglich, für eine gleichförmige Verwaltung in einem großen Reiche sichernde Reglements und Instruktionen zu ertheilen, so kann das gleiche Resultat auch in einer Gemeinschaft mehrerer Staaten erreicht werden, die sich gegenseitig kontroliren und sich bereits in einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten wechselseitiges Vertrauen schenken. Alle Schwierigkeiten müßten aber um so leichter verschwinden, je mehr die Post in solcher Gemeinschaft ausschließlich als eine Anstalt zum Nutzen des Publikums betrachtet und der Besteuerung entzogen würde. Würde sie forthin als eine ergiebige Quelle des Finanzeinkommens behandelt, so wäre es schwer, für die Vertheilung des Ueberschusses einen sichern Maßstab zu finden, da die Erträgnisse des Postregals, bei gleichen Taxen, weit entfernt sind, sich, wie die Verbrauchsabgaben, ganz nahe nach der Volksmenge der Länder zu richten. Sie hängen gar sehr von der, für den allgemeinen Postverkehr mehr oder weniger günstigen Lage der Postbezirke ab, und diese ist in solchem Maße verschieden, daß der gleiche Tarif hier einen verhältnißmäßig zwei- und dreifach höhern Ertrag abwerfen kann, als dort. Man müßte durch die Vergleichung der

bisherigen Erträgnisse und Tarife einen den gerechten und billigen Ansprüchen der Theilhaber möglichst nahe liegenden Maßstab zu ermitteln suchen, was bei der Verschiedenheit der Tarifsätze keine leichte Aufgabe wäre. Im nämlichen Maße, als man der Benutzung der Anstalt für finanzielle Zwecke entsagt, verliert aber diese Frage, wie gesagt, an ihrer Bedeutung. So wie der Verzicht auf die Besteuerung oder eine bedeutende Ermäßigung der Tarife auf solche Weise die Erstrebung einer Einheit im Postwesen und aller ihrer Vortheile wesentlich erleichtern würde, so scheint uns auf der andern Seite hinwiederum die Herstellung solcher Einheit durch einen Verein, wenn nicht die Befreiung des Postverkehrs von lästigen Auflagen gerade zu bedingen, doch ihr sehr förderlich zu seyn. Da die Portopreise nämlich so ziemlich auf ohngefähr gleicher Höhe stehen, so möchten bedeutende Ermäßigungen viel leichter von gemeinsamen Verabredungen, als von einseitigen Entschlüssen der einzelnen Staaten zu erwarten seyn, indem jeder einzelne, der aus freiem Antrieb vorangeht, offenbar fremden Ländern so lange ein mehr oder minder bedeutendes Opfer bringen würde, als in diesen die höheren Taxen noch fortbestehen. Ja, die Verhältnisse sind von der Art, daß, je tiefer der eine Staat die Taxen nicht nur für die inländische Korrespondenz, sondern auch für die auswärtige und für den Transit herabsetzt, desto mehr für eine Reihe anderer Staaten das wichtigste Motiv zur Ermäßigung ihrer Tarife geschwächt werden kann. Es verhält sich damit, wie mit den Zöllen von einer Waare, die ein Staat lediglich aus finanziellen Gründen mit Eingangs-, Ausgangs- oder Transit-Gebühren belastet hat, obwohl er aus volkswirthschaftlichen Rücksichten den Bezug, die Ausfuhr oder den Transit gerne erleichtert sähe. Wäre er deshalb geneigt, jene Abgaben um ⅓, sobald es ihm die Umstände erlauben, herabzusetzen, so würde der Grund seiner Geneigtheit alsbald an Stärke verlieren, so wie in dem Lande, aus welchem er jene Waare bezieht, oder wohin er sie ausführt, oder, nachdem er sie anderswoher bezogen, versendet, eine Verminderung des Ausgangszolles, beziehungsweise der Transitgebühr oder des Eingangszolles einträte, welche, in ihrem Effekte auf den Verkehr, der von ihm ursprünglich beabsichtigten Herabsetzung seines Tarifs gleich käme.

Wir wollen nun die Vortheile, welche sich an die Einheit

des Postwesens in einem weit ausgedehnten Kreise knüpfen, oder die Nachtheile der Zersplitterung eines größern Gebietes in mehrere Bezirke, sodann die finanzielle Seite des Instituts und das Verhältniß der fiskalischen Zwecke zu den volkswirthschaftlichen und höhern socialen Interessen, die bei der angeregten Frage betheiligt erscheinen, näher betrachten. Gelingt es uns auch nur, die Wichtigkeit der Frage mehr ins Klare zu stellen, ihre hohe Bedeutung für die mannigfaltigsten gesellschaftlichen Interessen mehr hervorzuheben, und zu einer gründlichern und tiefer gehenden Erörterung, die man nur von Männern vom Fache erwarten darf, eine Anregung zu geben, so haben wir unsere Absicht erreicht.

Wie die Postanstalt die Forderungen der Schnelligkeit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Transporte um so leichter befriedigt, je weiter der Umkreis ist, in welchem sie in allen ihren Einrichtungen, Normen und Bewegungen von einem Willen, nach gleichen Regeln bestimmt und geleitet wird, ergibt sich aus der Natur der Sache. Es ist klar, daß, um die kürzesten oder bequemsten Verbindungen zwischen allen großen Hauptplätzen und mit den Mittelpunkten des Verkehrs in engern Umkreisen, an welche die Nebenverbindungen sich anschließen, benutzen, oder mit andern Worten, die zweckmäßigste und fruchtbarste Bestimmung der Kurse und Routen, ihrer Kombinationen und Influenzen treffen zu können, die freie Wahl, von dem Standpunkt des allgemeinen Vortheils des Verkehrs aus, gestattet, und jede diesem Interesse widerstrebende Rücksicht dabei ausgeschlossen bleiben muß. In einem großen Gebiete, in das 10, 12 und mehr von einander unabhängige Postanstalten sich theilen, hat eine jede diese freie Wahl nur in ihrem eigenen Bezirk, und alle weitern Verbindungen hängen von wechselseitiger Uebereinkunft ab. Das Bedürfniß einer Verständigung führt diese zwar in der Regel herbei; aber was auf dem Wege solcher vereinzelter Verabredungen, wonach jeder Theil sein besonderes Interesse im speziellen Falle verfolgt, und die Gunst seiner Lage, so viel an ihm liegt, benutzt, um seinen privativen Vortheil zu befördern, im glücklichsten Falle zu erreichen ist, bleibt leicht begreiflich weit entfernt von dem Resultate, das von einer, das Ganze in seinem großen Zusammenhange erfassenden und eine vollständige Ausgleichung der Gesammtinteressen in einer heilsamen Gemeinschaft suchenden Vereinbarung aller in dem großen

Gebiete betheiligten Staaten erwartet werden kann. Man sucht in solcher Isolirung hier um so unbedenklicher sich Vortheile zu verschaffen, weil man dort, in minder günstiger Lage, sich einen Nachtheil gefallen lassen muß. Wenn man, um dem Nachbarlande die Durchgangskorrespondenz zu entziehen, den für das entfernte Ausland bestimmten Briefpaketen auch nicht, wie es gleichwohl schon geschehen, eine Richtung gibt, in der sie, statt einer mehr geraden Linie von 50—60 Stunden, fast den, einem Durchmesser von dieser Länge entsprechenden Halbkreis zu durchlaufen haben; so wird man, wo ein solches Interesse in Frage steht und sich verschiedene Wege darbieten, doch nicht immer sorgfältig den kürzern, oder, da oft auch einem etwas längern seine Beschaffenheit, die Umgehung der Gebirge u. s. f. einen entschiedenen Vorzug gibt, überhaupt den bessern suchen. Ebenso wird, wo eine Wahl für die Bestimmung der Stationen für einen Durchgang, Eingang oder Ausgang gegeben ist, und mit dem allgemeinen das eigene Interesse kollidirt, leicht das letztere, auch bei minderer Erheblichkeit, die Entscheidung geben. So ist es auch in der Regel die eigene Konvenienz, welche den Anstalten anderer, näher oder entfernter gelegener Länder die, den Postverkehr so wesentlich erleichternde Durchfuhr geschlossener Briefpakete oder Postfelleisen gestattet oder versagt. Daß, je mehr das finanzielle Interesse vorherrscht, bei allen solchen Konflikten die Entscheidung für den allgemeinen Verkehr um so ungünstiger ausfalle, läßt sich von vornherein erwarten. Finanzielle Rücksichten stellen sich insbesondere der Begünstigung des Transits um so leichter entgegen, da im Zustande der Isolirung der hievon abfließende Ertrag als ein rein von dem Auslande erhobener Gewinn erscheint, während in einer Gemeinschaft sich die Vortheile wechselseitiger Erleichterung wohlthätig ausgleichen.

Wenn die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Versendungen der Post durch die Hindernisse, die der freien Wahl der Kurse und Routen, nach dem wohlberechneten Bedürfniß des allgemeinen Verkehrs, entgegenstehen, nothwendig leiden, so sind in der gleichen Beziehung die Erschwerung ihrer Geschäfte und die Verwickelung ihrer Verwaltung, die aus der Zersplitterung der Anstalt entspringen, nicht minder nachtheilig. Die Verschiedenheit der Tarife, die ungleiche, von einem Bezirk zum andern wechselnde

Bestimmung des Gewichtes eines einfachen Briefes u. s. f., die Vervielfältigung der Umsätze, der Umspedirung und der Auswechslung der Korrespondenzen u. s. f. erschweren und vermehren die Arbeit und damit die Kosten. Die Vermehrung der Manipulationen macht die Wechselfälle des Irrthums, der Versehen und der Unachtsamkeit häufiger, und vermindert daher die Sicherheit der Versendungen. Je größer die Anzahl der Anstalten ist, deren Bezirke eine Versendung berühren muß, um ihre Bestimmung zu erreichen, desto schwieriger wird auch die Verfolgung jeder Beschwerde oder Reklamation, die sich darauf bezieht.

Obwohl der gegenwärtige Zustand des deutschen Postwesens die hier angedeuteten Folgen einer Zersplitterung bei weitem nicht mehr in dem Grade wahrnehmen läßt, in welchem sie in der unseligen Zwischenperiode nach der Auflösung des deutschen Reichs bis zur Gründung des deutschen Bundes sich offenbarten,* so bleiben sie noch bedeutend genug, um von der Herstellung der Einheit, des bessern Zusammenhanges, der Gleichförmigkeit der Verwaltung für die Schnelligkeit, Sicherheit, Wohlfeilheit und Bequemlichkeit des allgemeinen Postverkehrs reichlichen Gewinn erwarten zu dürfen.

Welches schöne Feld bietet aber nicht Deutschland oder auch nur die Gesammtheit der Vereinsstaaten, als ein großes Postgebiet, der durch die Erfahrung und Sachkenntniß unterstützten Kombinationsgabe ausgezeichneter, höher gestellter Männer vom Fache dar!

Kein anderes Land hat auf dem gleichen Flächenraum so viele Hauptplätze verschiedenen Ranges, die den Mittelpunkt eines gleich lebhaften postalischen Verkehrs in engern oder weitern Kreisen bilden; in keinem ist die Bewegung der Post komplizirter und so wenig vorzugsweise nach einem großen Centralpunkte, in gleichförmig gegebener Richtung hingeleitet. Kein anderes Land

* Vor 1811 nahmen einige Zeit hindurch die Briefe, welche aus Frankreich über Straßburg kamen, wie diejenigen, welche von Karlsruhe abgingen und für Augsburg bestimmt waren, ihren Weg nicht über Stuttgart, sondern über Heidelberg, Bischofsheim an der Tauber, Mergentheim und Donauwörth. — In jener Periode litt der deutsche Postverkehr auch sehr durch die drückenden Maßregeln und die Ausdehnung der französischen Post. Nach der Vereinigung von Holland mit Frankreich (1810) mußten die Briefe aus Holland nach Würtemberg, Bayern und den österreichischen Staaten über Paris laufen.

hat als Postgebiet für den europäischen Verkehr, auch nur nahe, die gleiche hohe Bedeutung. Die Posten der Vereinsstaaten vermitteln den brieflichen Verkehr zwischen dem Osten und Westen des mittlern Europa's, eines großen Theils des Nordens mit unsern westlichen Nachbarn, und mit mehreren südlich gelegenen Ländern. Sie empfangen und überliefern größtentheils die Briefe, die Frankreich mit Oesterreich, Rußland, Schweden und Dänemark, die England, Holland und Belgien mit der Schweiz, mit Oesterreich und Italien, die Italien mit Rußland und den nordischen Reichen wechselt. Sie erhalten auch Korrespondenzen, die von den westlichen und nordwestlichen Ländern nach der Türkei und der Levante gehen. So bilden die vielfach sich durchkreuzenden Poststraßen der deutschen Staaten ein dicht geflochtenes Netz, in welchem von allen Weltgegenden her die Postlinien der übrigen europäischen Länder zusammenlaufen. Bei dieser günstigen postalischen Lage des Vereinsgebiets könnte es einer Anstalt, die dasselbe in seinem ganzen Umfange beherrscht, nicht schwer fallen, den wohlthätigsten Einfluß auf das ganze europäische Postwesen auszuüben und nach allen Seiten hin, gegen angemessene Gegenkonzessionen, der deutschen Korrespondenz Erleichterungen zu verschaffen.

Würde auch eine Einheit im deutschen Postwesen, wie sie uns nach dem im Zollverein hergestellten Vorbilde als ein Ideal vorschwebt, vor der Hand nicht zu erreichen seyn, so wäre schon ein fortgesetztes gemeinsames Streben, die gemeinschaftliche Berathung aller betheiligter Staaten zum Zwecke eines einheitlichen Wirkens gegen Außen und der Verminderung der Nachtheile der Zersplitterung im Innern, zur allmähligen Herstellung mehr übereinstimmender Postgesetze, gleicher Tarife, einer größern Gleichförmigkeit der Verwaltung in allen erheblichen Beziehungen, und eines wohlthätigern Zusammenhangs aller einzelnen Theile des großen Ganzen, ein hoher Gewinn.* Wer wollte bezweifeln, daß nicht für wesentliche

* Welche beträchtliche Ersparniß an Kosten könnte z. B. nicht erzielt werden, wenn die Kurse der Eilwagen und Packwagen, so viel möglich, auf eine Weise eingerichtet würden, daß die Pferde jeder Station, die einen Wagen zur nächsten brachten, für einen, in entgegengesetzter Richtung oder seitwärts her kommenden Wagen benutzt werden könnten. Auf jeder Poststraße begegnet man gegenwärtig zahlreichen Zügen ledig zurückgehender Eilwagen- und Packwagenpferde.

Verbesserungen ein solcher Kongreß fruchtbar werden müßte, der sich periodisch zur Aufgabe setzte, Alles, was sich aus dem Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit der Anstalt, des allgemeinen Interesses des Verkehrs, im Gesammtüberblick aller Verhältnisse, als ein Bedürfniß zur Beförderung der Schnelligkeit, Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlfeilheit des Postverkehrs herausstellt, gründlich zu ermitteln und die anerkannten Bedürfnisse so viel möglich zu befriedigen? Immer klarer würde es bei einer solchen zusammenhängenden Prüfung werden, wie zuletzt alle Partikularinteressen, die bei einzelnen Konflikten so scharf hervortreten, in einem, die mannigfaltigen Gegensätze vermittelnden, das gemeinsame Interesse befriedigenden Resultate eine vollständige Ausgleichung finden können. Jener erste Schritt dürfte daher schwerlich fehlen, zu dem höher gesteckten Ziele einer Vereinigung zu führen.

Würden aber auf dem einen oder andern Wege die wesentlichen Vortheile der Einheit und Gleichheit errungen, so ist eine vollständige Befriedigung der Wünsche, welche der gegenwärtige Zustand erregt, doch nur von der Zurückführung der Posttarifsätze auf mäßigere Gebühren zu erwarten.

Betrachten wir die Natur des reinen Einkommens, das die Staaten von den Posten beziehen, so ist kein Zweifel, daß es, mit unbedeutender Einschränkung, lediglich als das Produkt der Besteuerung zu betrachten ist. Wie hoch man auch, ohne alles Maß zu überschreiten, den Gewinn berechnen mag, den die Post als produktive Unternehmung in einer Fraktion des ihr gewidmeten Kapitals bringen soll, so ist derselbe doch überall höchst unbedeutend im Verhältniß zu dem ganzen Reinertrag der Anstalt, und so weit dieser Ertrag jenen Gewinn übersteigt, müssen wir darin eine wahre Steuer erblicken, und zwar eine Steuer, die weit entfernt bleibt von dem gewöhnlichen Maß einer bloßen Gewerbesteuer, welche ja, etwa neben einer mäßigen Abgabe von dem persönlichen Verdienst, auch nur auf das Kapital der Unternehmung wirken, und nur eine geringe Fraktion des davon abfließenden Gewinnes hinwegnehmen dürfte. Was der Staat von den Posten an reinem Einkommen bezieht, hat darnach größtentheils die Natur einer indirekten Auflage, einer Steuer auf den Briefwechsel und auf den postmäßigen Transport von Geld, Waaren und Personen.

Der gewöhnliche Einwurf gegen die Höhe der Postaxen gründet sich in der Regel auf die Behauptung, daß billige, mäßige Postpreise leicht einen reichlichern Ertrag, als höhere und lästige Taxen abwerfen. Dies ist eine Wahrnehmung, die man im Gebiete aller Steuern macht, welche einen Verbrauch, den man einschränken, einen Genuß, dem man entsagen, oder Handlungen treffen, die man je nach den Umständen vornehmen oder unterlassen kann. Schon unter diesem rein finanziellen Gesichtspunkte, ja in der Voraussetzung, daß es sich lediglich um die Lösung der Aufgabe handle, den höchstmöglichen Ertrag von der Post zu ziehen, möchten die gegenwärtigen Postpreise, theilweise wenigstens, gegründeten Anfechtungen unterliegen.* Wohl wäre es vielleicht möglich, daß, wie in Frankreich die im Jahr 1806 eingetretene Erhöhung des Briefporto's um ein Drittheil der frühern Tarifsätze den im Jahr 1805 auf nahe 10 Mill. Franken berechneten Reinertrag der Posten, statt denselben im gleichen Verhältnisse auf etwa 13 Mill. zu erhöhen, vielmehr (nach den Rechnungsresultaten des Jahres 1808) um $\frac{1}{10}$ Mill. Franken verminderte, gerade umgekehrt eine Herabsetzung der deutschen Postpreise um ein Drittheil eine allmählige Vermehrung des reinen Postertrags gewähren könnte. Bisweilen wird freilich der nachtheilige Einfluß überspannter Abgabensätze durch entgegen wirkende günstige Umstände ausgeglichen oder überwogen. In der neuern Zeit insbesondere mußte allerwärts die rasche Zunahme der Bevölkerung, der Produktion und des Handels auch in der Lebhaftigkeit des Postverkehrs und in dem wachsenden Einkommen der Anstalt fühlbar werden. Das Steigen der Posterträgnisse läßt daher keineswegs darauf schließen,

* Der Zufall wollte, daß gerade das Land („Altengland"), von welchem Herr W. H. Matthias noch im Jahre 1832 (in der angef. Schrift, B. I. S. 272) rühmte, daß dort allein das Publikum über die Höhe des Postgeldes nicht klage, das erste war, in welchem eine durchgreifende Herabsetzung stattfand. Mußten nicht die Erscheinungen, welche der Personentransport auf den Eisenbahnen darbot, auf das neue System führen? — Wenn einmal große Eisenbahnlinien die deutschen Gebiete durchziehen und ein Reisender für seinen Transport (auf dem wohlfeilsten Platze), selbst auf Entfernungen von 100—200 Stunden hin, nicht mehr zu entrichten hat, als was 20 einfache Briefe kosten, welche die Brusttasche seines Reiserocks aufnehmen kann, so wird das Bedürfniß einer Taxermäßigung jedenfalls fühlbarer werden.

daß eine eingetretene Erhöhung der Tarife nicht in der That unproduktiv geblieben sey, indem die frühern niedrigen Postpreise, wenn sie beibehalten worden wären, allmählig den gleichen oder einen noch höhern Ertrag hätten liefern können, der die Verwaltung in Stand gesetzt hätte, das Porto noch mehr zu ermäßigen.

Die nach Zeit und Umständen wechselnden Gränzen genau auszumitteln, welche die Höhe der Taxe nicht überschreiten darf, ohne die Einnahmen zu vermindern, oder, wo die Herabsetzung der Preise unfehlbar beginnt, den Ertrag zu schmälern, ist überall nicht möglich. Aber darauf darf man rechnen, daß, je bedeutender eine Ermäßigung, und je größer der Revenüenausfall ist, den sie zunächst zur Folge hat, der Verlust um so gewisser und im stärksten Maße sich nur in der ersten Zeit offenbaren, sodann aber in rascher Progression sich vermindern wird. So läßt sich erwarten, daß der rohe Postertrag in Großbritannien, den die Einführung des Pennysystems im ersten Jahre um c. 40 Proc. herabsetzte, sich mit jedem kommenden Jahre dem frühern Betrage mehr nähern wird. Die Stärke der Motive zum Briefwechsel ist so unendlich verschieden, daß gar nicht zu berechnen ist, in welchem Umfang die Höhe der Steuer auf die Masse der Korrespondenzen wirkt. Es gibt nicht nur Grade der Dringlichkeit brieflicher Mittheilungen, welche in der Höhe der Taxen einen weiten Spielraum für ihre beschränkende Wirkung darbieten, sondern auch ganze Klassen von Korrespondenzen, welche lediglich ihren Grund in Sitten und Gewohnheiten, in jenen Gesetzen des konventionellen Lebens haben, die ihre Herrschaft durch die Höhe der Taxen ebenso leicht fast gänzlich verlieren, wie bei ungemeiner Wohfeilheit des Porto's wieder gewinnen. Das Eine und das Andere, hauptsächlich aber das Letzte, ist nur in allmähliger Entwickelung zu erwarten. Je niedriger die Post ihre Preise stellt, desto leichter vermeidet man die Nachtheile eines zu weit ausgedehnten Postzwanges und harter Strafgesetze zur wirksamen Handhabung desselben, und desto mehr schwächt man den Reiz, statt der Post, mannigfaltige andere, erlaubte und unerlaubte Mittel und Wege zu wechselseitigen Mittheilungen zu benutzen.*

* Die mannigfaltigen Mittel und Wege, welche in Großbritannien früher zur Umgehung der Briefpost benutzt wurden, findet man mit Andeutungen darüber, in welchem Umfang dies geschah, in dem: Third

So wenig wir nun bezweifeln möchten, daß eine Portoermäßigung theilweise schon aus reinen finanziellen Rücksichten rathsam seyn, und hier oder dort, statt Verlust, Gewinn bringen möchte, so ist es doch nicht dieser Gesichtspunkt, den wir hier für entscheidend halten. Wir stellen die Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit einer den Postverkehr treffenden Auflage überhaupt in Frage, und sind der Meinung, daß nicht leicht ein anderer Gegenstand zu finden ist, der weniger zu einer indirekten Besteuerung geeignet wäre. Daß die Post, neben der vollständigen Vergütung für die Dienste, die sie dem Publikum leistet, und die ihr Maß in den Kosten der Verwaltung und in einem dem verwendeten Kapitale entsprechenden Gewinn findet, noch einen weitern mäßigen Ueberschuß gewähre, welcher die Gewerbesteuer repräsentiren soll, mag man etwa billigen. Sie wird in diesem Falle noch nach strengern Grundsätzen behandelt, als in der Regel für andere gemeinnützige Anstalten oder Unternehmungen des Staats gelten. Wo die Regierung z. B. für die Brandassekuranzen, statt sie der Privatspekulation zu überlassen, eine Staatsanstalt gründet, pflegt sie hievon nicht den mindesten Nutzen für den Staatsschatz zu ziehen, obwohl solche Unternehmungen da, wo sich der Staat nicht damit befaßt, der Besteuerung und, wie das übrigens nicht nachahmungswürdige Beispiel von Großbritannien zeigt, bisweilen einer sehr hohen Besteuerung unterliegen.

Im Interesse des Verkehrs verzichten die Staaten häufig auf jede Vergütung für die Benutzung öffentlicher Straßen, und wo hiefür Gebühren erhoben werden, bleiben sie überall weit unter dem Betrage, den sie erreichen müßten, um die Kosten des Unterhalts und die Zinsen der ursprünglichen Anlagskapitalien zu decken.

Nicht Großbritannien allein ist es, das sich in der Behandlung der Post dem Prinzip nähert, welches die gleiche Regel für alle jene Anstalten und Unternehmungen bilden sollte, denen der Staat nur zur sicherern Erreichung ihres gemeinnützigen Zwecks, unter Ausschluß der Privatspekulation, seine Sorgfalt zuwendet.

---

raport from the select committee on postage S. 12 u. f. f. angegeben. Sie sind größtentheils gleicher Art, wie diejenigen, deren man sich überall bedient. Bei der Fahrpost ist aber die Mitbewerbung anderer Versendungsmittel für Geld, kostbare Güter und kleine Packete weit freier und lebhafter.

In der nordamerikanischen Union, die schon seit lange jenem Grundsatze huldigt, haben seit einer Reihe der letztverflossenen Jahre die Kosten der Post die Einnahmen überschritten und einen in früherer Periode gesammelten Ueberschuß verzehrt. Obwohl aber dieses Hülfsmittel zur Deckung des Defizits erschöpft war, und das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben sich noch nicht hergestellt hatte, entschloß man sich dennoch zu keiner Erhöhung der Taxen, sondern beabsichtigte vielmehr, in dem Dienst der Post, zu Gunsten des Publikums, weitere Verbesserungen einzuführen und das Briefporto herabzusetzen.

Läßt sich eine Liberalität der Postverwaltung nicht rechtfertigen, welche die Gefahr herbeiführt, daß die Gesammtheit kontribuire, damit die Post ihre Preise um so wohlfeiler stelle, so sind die Interessen, die sich an einen erleichterten Postverkehr knüpfen, doch wichtig genug, um ihn, schon aus Gründen der legislativen Politik, nicht neben den Gebühren, welche Kosten, Kapitalgewinn und eine der Unternehmung angemessene Gewerbssteuer begreifen, noch weiter indirekte Auflagen tragen zu lassen, wenn eine solche Auflage auch mit den Grundsätzen einer gerechten Besteuerung vereinbar wäre. Sie ist es aber nicht; denn für alle indirekten Steuern, welche nicht blos diesen Namen tragen, während sie, ihrer wahren Natur nach, nur als Gebühren für geleistete Dienste zu betrachten sind, und in diesem Falle ihre hienach bestimmte Norm haben, gilt die der Gerechtigkeit entsprechende Regel, daß sie in ihrer, aus einer zweckmäßigen Wahl der Besteuerungsobjekte und der Tarifsätze hervorgehenden Gesammtwirkung, das gleiche Einkommen der Staatsbürger so viel möglich in gleichem, und das höhere Einkommen in stärkerm Verhältnisse treffen sollen. Wenn kein System der indirekten Besteuerung je wird erdacht werden, das dieser Forderung vollkommen entspricht, so bleibt sie doch ihr Prinzip, ihr ewiges Gesetz, dessen Ziel sie nie aus den Augen verlieren soll. Hat sich die Finanzkunst leider gar häufig mit der bloßen Wahrscheinlichkeit einer unmittelbaren oder mittelbaren, dem Grundsatz der Gerechtigkeit mehr oder weniger nahe entsprechenden Vertheilung zu begnügen, so muß sie um so sorgfältiger vermeiden, in das System der indirekten Besteuerung solche Abgaben aufzunehmen, von welchen von vornherein klar sich nachweisen läßt, daß sie die Steuerpflichtigen weder zunächst in einem ihrem Einkommen

angemessenen Verhältnisse treffen, noch sich möglicher Weise mittelbar in einem gerechten Verhältnisse vertheilen können, sondern vielmehr in unzähligen Fällen wie eine Besteuerung wirken, welche das Verhältniß, das die Gerechtigkeit verlangt, gerade umkehrt.

Die Kosten der Korrespondenzen, welche nicht auf produktive Unternehmungen sich beziehen oder darin ihren Ursprung nehmen, bleiben denen, die sie einmal getragen haben, unwiderruflich zur Last. Der Zufall trifft hier blind, bald den Armen, bald den Vermöglichen, mit einer Steuer, der er sich ohne Gefahr reeller Verluste, oder ohne sich sehr schmerzlichen Empfindungen Preis zu geben, nicht entziehen kann. Warum soll, wer sich ohnehin schon in der unangenehmen Lage befindet, ein Geschäft nicht persönlich besorgen zu können, auch noch eine Steuer entrichten, wenn er schriftlich verrichtet, was er mündlich zu thun verhindert ist? Sind die Verwickelungen von Vermögens- und andern Angelegenheiten, welche einen häufigen Briefwechsel veranlassen, nicht in der Regel für die Betheiligten schon an und für sich lästig genug? Steht das Objekt, welches dabei in Frage liegt, nicht oft außer allem Verhältniß mit den Kosten, welche allein das Briefporto schon verursacht? Wird der unvermeidliche Nachtheil, der aus der Vereinigung der Staatsbehörden in der Hauptstadt oder in größern Provinzialstädten für die Bewohner der davon entfernt liegenden Orte entsteht, durch eine Besteuerung schriftlicher Mittheilungen nicht auf künstliche Weise noch vergrößert?

Wirft man einen Blick auf jene Klasse von Korrespondenzen, welche höhere menschliche Bedürfnisse befriedigen, die Verbindungen zwischen Familienangehörigen, Verwandten und Freunden unterhalten, so ist vollends nicht einzusehen, wie hier ein Objekt einer gerechten Besteuerung gefunden werden mag. Sind es etwa nur die Vermöglichern, welche in die Lage kommen, jene Bedürfnisse zu befriedigen? Gewiß nicht! Gerade in den ärmern Klassen sieht man häufig und auf längere Zeit, oft für immer, die jüngern Familienglieder sich nach allen Seiten hin zerstreuen. Wenige Familien verschont die Konscription für den Kriegsdienst;* in der

* Von mehrern Staaten ist uns bekannt (und in andern, deren Postgesetzgebung wir nicht kennen, wird es wohl ebenso der Fall seyn), daß für die Korrespondenzen der bei ihren Korps stehenden Militärs besondere erleichternde Vorschriften gelten.

Regel sind die Ehen der Mindervermöglichen die fruchtbarsten; sie liefern den Städten zahlreiche männliche Arbeiter, männliche und weibliche Dienstboten. Alle Handwerker verleben einen großen Theil ihrer jüngern Jahre in mehr oder weniger großer Entfernung von ihrer Heimath. Gerade die minderwohlhabenden Klassen zählen die meisten Auswanderer, die von einem Orte des eigenen Landes zum andern oder in entfernte Länder ziehen, um den Platz zu suchen, wo ihre persönlichen Kräfte ihre fruchtbarste Anwendung finden. Kein Zweifel also, daß hohe Briefstaxen, welche die bezeichnete Gattung von Korrespondenzen treffen, vorzüglich auf den mindervermöglichen Klassen haften. Ebenso empfinden sie vorzugsweise die höhern Gebühren, welche die Fahrpost für geringe Geldsummen erhebt, und die so häufig die ärmliche, durch schmerzliche Entbehrungen gewonnene Unterstützung, die der Vater dem Sohne, oder den mühsam erworbenen Sparpfennig treffen, den ein sparsamer Arbeiter seinen mit Mangel und Noth kämpfenden Eltern zusendet. Es ist bekannt, welche beträchtliche Menge von Briefen wegen der Höhe des Porto's nicht angenommen wird, und nicht selten befinden sich solche darunter, die Anweisungen, Thalerscheine u. s. f. enthalten, welche der augenblicklichen Noth, die sie zurückwies, steuern sollten.

Aber denkt man vielleicht, daß wenigstens jene umfangreiche Korrespondenz, welche produktiven Unternehmungen und Geschäften, den Spekulationen des Bankiers, des Kaufmanns, des Fabrikanten, der Industrieleute aller Art ihre Entstehung verdankt, sich vorzugsweise zur Besteuerung eigne? Darf man nicht annehmen, daß hier der Betrag der Steuer sich in ganz natürlicher Weise nach Maßgabe der Größe jener Spekulationen auf die Gewinnste vertheile, oder in angemessenem Verhältnisse die Preise der Gegenstände des Handelsverkehrs und der Gütererzeugung afficire, und daher in letzter Instanz von den Verzehrern oder Verbrauchern, in einem gerechten Verhältnisse, als Konsumtionsauflage getragen werde?

Auf den ersten Blick möchte man versucht seyn, diese Frage zu bejahen. In welchen großen Irrthum man aber dadurch verfallen würde, lehrt eine nähere Betrachtung der Sache. Sie zeigt, wie gerade in diesem Gebiete die Besteuerung des Postverkehrs eine Wirkung hervorbringt, die das Verhältniß, welches die Gerechtigkeit verlangt, vollkommen umkehrt. Manche Bankiers, Großhändler, oder Besitzer weit ausgedehnter Industrieanstalten zahlen

allerdings jährlich mehrere oder auch viele tausend Gulden an Porto, während der Handels- und Gewerbsstand bei der Höhe der Postpreise im Allgemeinen diese Nebenausgabe möglichst zu beschränken sucht. Sie ist im einzelnen Fall gleich groß für eine Korrespondenz über einen Werth von 10 und 100 wie über einen Werth von 1000 und 10,000 Gulden. Sie begünstigt daher die Konkurrenz der großen Spekulanten und Unternehmer, gegenüber der zahlreichen Menge, der nur mäßige Kapitalien zu Gebot stehen. Die stete Kenntniß der Wechsel- und Geldkurse von allen wichtigern Handelsplätzen, der Waarenpreise und der Handelsnachrichten von allen Hauptmärkten, die von entgegengesetzten Richtungen her in Mitbewerbung stehen, die Kenntniß von Allem, was in dem ganzen Umkreise ihrer Thätigkeit auf Nachfrage und Angebot Bezug hat, gewährt Vortheile, die man sich nur durch eine lebhafte, weit verzweigte und kostbare Korrespondenz verschaffen kann. Wer sich mit den Mittheilungen, die er von Andern erhält, oder mit öffentlichen Nachrichten begnügt, wird in der Regel den rechten Zeitpunkt oder die gute Gelegenheit versäumen. Die Beschränkungen, die sich in solchen Korrespondenzen und in der Ausgabe von Cirkularen die große Mehrheit auflegen muß, um die Kosten derselben nicht auf einen mit der Masse ihrer Umsätze außer allem Verhältniß stehenden Betrag zu steigern, während die Wenigen, welche weit beträchtlichere Fonds besitzen und vielfach stärkere Werthe umsetzen, solche Nebenkosten viel leichter tragen und sie auf die große Masse ihrer Umsätze repartiren, äußern ihre Folgen in der allgemeinen Mitbewerbung auf eine Weise, welche das natürliche Uebergewicht des großen Reichthums verstärkt, die Gewinnste der Mindervermöglichen vermindert und die der großen Spekulanten erhöht.

Die Besteuerung des Postverkehrs erscheint in keinem günstigern Lichte, wenn man ihren Einfluß auf eine weitere Gattung von Mittheilungen, nämlich auf litterarische Korrespondenzen und auf die Versendungen von Drucksachen erwägt. Auch in diesem Gebiete wirkt sie in hohem Grade hemmend und beschränkend, da die Gelehrten in der Regel sich nicht in einer ökonomischen Lage befinden, die ihnen gestattet, in das Budget ihres Haushalts die bedeutenden Summen aufzunehmen, welche der häufigere Briefwechsel erfordern würde, den sie mit Männern ihres Faches, oft auf weite Entfernungen hin, zu unterhalten wünschen möchten,

und wofür öffentliche Blätter und Zeitschriften so wenig wie die Korrespondenzen einiger reich ausgestatteten wissenschaftlichen Institute zureichenden Ersatz gewähren. Wer wollte bezweifeln, daß für die Wissenschaft ein lebhafterer schriftlicher Verkehr, der freiere Austausch der Ideen und Ansichten, den er erlaubt, und die Beseitigung eines Hindernisses mannigfaltiger wechselseitiger Mittheilungen, die man sich nur ungern versagt, wünschenswerth und von entschiedenem Nutzen wäre? Solchen Verkehr zu besteuern, gibt es keinen einleuchtenden Grund; ihn zu befördern, hat man nirgends mehr Ursache, als in Deutschland, das keine große Hauptstadt hat, die ausschließlich fast alle ausgezeichneten Kräfte anzöge und in unmittelbare nahe Berührung brächte.

Für Drucksachen unter Kreuzband bestehen zwar herabgesetzte Taxen und für die Versendung der Tagblätter in der Regel billige Akkorde. Die Verbreitung der öffentlichen Blätter wäre reine Unmöglichkeit, wenn sie von dem gewöhnlichen Porto getroffen würde; hier hat das offen zu Tage liegende Bedürfniß sich geltend gemacht. Aber für die Versendungen unter Kreuzband bleibt noch Vieles zu wünschen übrig. Sie finden sich selbst in Frankreich mehr, als im Umkreis der deutschen Posten erleichtert.*

---

* Die französische Taxe für die Versendung periodischer Druckschriften, die ausschließlich den Wissenschaften, der Kunst oder der Industrie gewidmet sind, beträgt, ohne Rücksicht auf die Entfernungen, 4 Cent. vom Bogen zu 25 Quadratdezimetern und 2 Cent. vom halben Blatt. Von Büchern, Brochüren, Anzeigen u. s. f. sind 5 Cent. vom Bogen zu 25 Quadratdezimetern, 2½ Cent. von der Hälfte und 1¼ Cent. von dem vierten Theil (6¼ Qdtdz.) zu entrichten. In Deutschland beträgt die Taxe ¼ des Briefporto's und steigt daher mit den Distanzen. — Wir finden, daß in einzelnen Staaten auch für die schriftliche Korrespondenz wissenschaftlicher Gesellschaften die Versendung unter Kreuzband dem geminderten Porto unterliegt, eine solche Begünstigung wirkt aber nicht über die Grenze des eigenen Landes. — Ein Norddeutscher, der an einer süddeutschen, ein Süddeutscher, der an einer norddeutschen Zeitschrift Antheil nehmen will, zahlt für einen einfachen Brief leicht 35 kr.; liefert er einen Aufsatz oder eine Rezension, die zwei oder vier gedruckte Quartseiten enthält, so werden, wenn der Zusendung des Manuscripts die Bestellung oder Anfrage und die Antwort darauf vorher ging, leicht schon 2 fl. bezahlt, ehe der Druck beginnt. Oft kommt dann noch eine unfruchtbare Anfrage und die Antwort hierauf mit 1 fl. 10 kr. hinzu.

Wollte man auch das Prinzip der Besteuerung in dem angedeuteten Sinn gelten lassen, so möchten die bestehenden Taxen, wenn man, was als das eigentliche Objekt der Besteuerung zu betrachten ist, ins Auge faßt, doch schwerlich mit andern öffentlichen Abgaben in einem angemessenen, billigen Verhältniß stehen. Es ist ja doch nicht der Inhalt der Briefe, es sind nicht die Herzensergießungen der Freunde und Verwandten, die Thatsachen, die Ansichten und Gedanken, die man sich mittheilt, welche besteuert werden sollen, sondern die Abgabe kann wohl nur den Werth ergreifen, die Transportkosten darstellen. Wenn man dem reinen Einkommen der Post den Betrag, den ihr die Befreiungen entziehen, welche hier in geringerm, dort in größerm Umfang gesetzlich bestehen, wie billig, beischlägt, insbesondere den Werth der Dienste, welche die Post der Staatsverwaltung unentgeldlich leistet, so darf man den effektiven Betrag der Steuer, je nach der Höhe der Tarife der verschiedenen Staaten, wohl zu 25 bis 50 und mehr Prozenten des besteuerten Objektes, bei der Briefpost insbesondere aber im Durchschnitt wohl noch weit höher und bis gegen 100 Proz. schätzen.* So drückend die Abgabe im Verhältniß zu ihrem Objekte erscheint, so nimmt doch nirgends in den Budgets der Staaten die Post eine so bedeutende Stelle ein, daß ihr Ertrag nicht leicht durch eine andere Steuer oder deren Erhöhung ersetzt, oder in Folge jener Zunahme der Staatseinkünfte entbehrt werden könnte, die sich fast allerwärts in Friedensperioden als das Resultat der wachsenden Bevölkerung und Produktion zeigt und oft schon in zwei bis drei Jahren einen den gesammten Postrevenüen gleich kommenden Ueberschuß gewährt. In der bunten Reihe der Abgaben, welche die neuern Steuersysteme bilden, wird man wenige finden, die ihr Objekt in gleich starkem Verhältnisse treffen, und, wie gesagt, schwerlich auch nur eine, die dem Prinzip einer gerechten Vertheilung der Staatslasten weniger

* In Großbritannien belief sich vor der Einführung der Pennypost der Bruttoertrag der Briefpost über $2^1/_4$ bis $2^3/_{10}$ Mill. Pf. St.; die Gesammtausgaben auf nahe $^3/_4$ Mill. Pf. St. — Im Großherzogthum Baden berechnet sich der reine Ertrag der Posten, einschließlich der Fahrpost, auf c. 250,000 fl., und die Summe der Transportkosten, der Reparaturen, des Packmaterials und der Büreaukosten (mit Ausschluß der Direktionskosten, Besoldungen und Gehalte) auf c. 481,000 fl.

entspräche, und die daher, wenn der Finanzhaushalt eine Verminderung der Steuern erlaubt, eher herabgesetzt oder beseitigt zu werden verdiente, als die Briefsteuer. Man wird auch überall unter den bestehenden Abgaben einzelne finden, durch deren Erhöhung eine Erleichterung des Postverkehrs nicht zu theuer erkauft werden dürfte. Selbst die Konsumtionsauflagen auf nothwendige Lebensbedürfnisse erscheinen Jedem, der nicht blos ihren ersten und nächsten Effekt festhält, sondern auch ihre mittelbare Wirkungen im ganzen Zusammenhang des Volkshaushalts verfolgt, in einem weit günstigern Lichte. Gerade je allgemeiner und dringender ein Bedürfniß ist, das von einer Konsumtionsauflage getroffen und dessen Preis durch die Besteuerung erhöht wird, desto sicherer darf man darauf zählen, daß die Abgabe nicht auf den Verzehrern liegen bleibt, sondern ihr Werth in den Arbeitslohn übergeht, und in letzter Instanz unter den mannigfaltigsten Formen von der wohlhabendern Klasse getragen wird.

Freilich ist es immer besser für Reformen, welche erhebliche Kosten oder Revenüenverlust verursachen, einen Zeitpunkt abzuwarten, der in den Ueberschüssen des Staatseinkommens die Mittel zum Vollzuge darbietet. Wir dürfen nun hoffen, daß die Umstände, welche im gegenwärtigen Augenblick jede das reine Einkommen der Posten bedeutend schmälernde Maßregel bedenklich erscheinen lassen könnten, nicht lange dauern, und unter günstigern Zeitverhältnissen manche Verbesserungen, die vielleicht heute noch von Vielen als fromme Wünsche betrachtet werden, in rascher Folge eintreten, sobald sie nur einmal der Gegenstand gemeinsamer Berathungen geworden sind. Wie man selbst im Zustande der Isolirung, durch angemessene gemeinsame Verabredungen, das Bedürfniß der Einheit des Postwesens, wenigstens annähernd, befriedigen könnte, so würde jede Uebereinkunft, welche die Progression des Portos nach den Distanzen und die Transitgebühr herabsetzte, dem brittischen Pennysystem uns nähern. Vor Allem ist es auch gerade die Verminderung der Postpreise für Versendungen auf mittlere und weitere Entfernungen, welche sich als wünschenswerth darstellt, da die Gebühren für die geringsten Distanzen in der Regel bereits sehr mäßig sind. Eine gleiche Postaxe, ohne Rücksicht auf die Distanzen, dürfte man für den innern Verkehr mit den öffentlichen Behörden als eine strikte For-

derung der Gerechtigkeit betrachten. Im allgemeinen Verkehr aber erscheint eine, dem Verhältniß der Distanzen nur in einer stark abnehmenden Progression folgende Steigerung schon aus dem Grunde als billig, weil ein Hauptbestandtheil der Kosten, die Behandlung bei der Aufgabe und bei der Abgabe, überall gleich groß und der eigentliche Transportaufwand für weitere Entfernungen ganz unbedeutend ist. Ja, es wäre nicht schwer nachzuweisen, daß die Kosten mancher ganz kurzen Routen sich bei der Vertheilung auf die einzelnen Briefe weit höher belaufen, als bei weit größern Entfernungen auf sehr frequenten Poststraßen. Dem Grundsatze der abnehmenden Progression huldigen auch mehr oder weniger, nur nicht in hinlänglichem Maße, die Tarife der einzelnen Länder; er trägt aber da keine Früchte, wo die Transportlinie aus einer Reihe kürzerer oder mittlerer Entfernungen, in verschiedenen Postbezirken, und das Porto des einzelnen Briefes aus der Taxe der Länder, wo er aufgegeben, sodann aus der Taxe des Bezirks, wohin er zu laufen hat, und überdies noch aus Transitgebühren dritter Staaten sich bildet. Sich aber dem System einer gleichen Taxe zu nähern, ist in dem ganzen Umkreis, in welchem man den zerstreuten Bewohnern ihre wechselseitigen Berührungen zu erleichtern wünschen muß, auch ein Gebot der Politik.

Eine Reduktion der Postpreise auf das Maß einer angemessenen Vergütung für geleistete Dienste in dem Umfange der Vereinsländer wird den Postverkehr nicht nur im Innern dieses Gebiets, sondern auch nach Außen hin erleichtern und beleben. Den Postverkehr zwischen den meisten europäischen Ländern, der unsere Transitrouten in verschiedenen Richtungen nicht entbehren kann, beherrschend, wird der Verein alle Nachbarstaaten geneigt finden, sich mit ihm über wechselseitige Erleichterungen zu verständigen. Man weiß, daß Großbritannien, nachdem es aufgehört hat, die Post als eine Quelle des Staatseinkommens zu benützen, gleichwohl aber im auswärtigen Verkehr noch unerträglich hohe Sätze festhält, gerne die Hand bietet, und die Vortheile, welche der Verein in seiner günstigen geographischen Lage überall hin in die Waagschale legen kann, würden voraussichtlich ihm den glänzendsten Erfolg sichern, wenn er sich die Aufgabe setzen wollte, nicht nur den europäischen internationalen Postverkehr,

ſondern auch die Korreſpondenzen mit andern Welttheilen, welche die Seeplätze Europas vermitteln, weſentlich zu befördern und wohlfeiler zu machen.

Nicht nach der Summe ihres Ertrages ſind aber die Nachtheile der auf dem Poſtverkehr laſtenden Steuern zu ſchätzen, ſondern vielmehr nach dem Maße, in welchem ſie den Gebrauch einer ſo wohlthätigen Anſtalt beſchränken. Ja, in hohem Grade wohlthätig darf man die Poſt, als eine der mächtigſten Springfedern der Civiliſation, in hohem Grade ſchädlich Alles nennen, was ihre kräftige Entwickelung hemmt und ſie hindert, im vollſten Umfang dem Publikum die Dienſte zu leiſten, die ſie, ausſchließlich nur ihren Zwecken dienend, ihm anzubieten berufen iſt. Gibt es eine gemeinnützige Anſtalt, die unmittelbar oder mittelbar in mannigfaltigere Lebensverhältniſſe eingreift, und in dem Gerüſte, das den Bau der modernen Civiliſation ſtüzt, weniger entbehrlich wäre?

Ihre Vervollkommnung berührt die zahlreichſten Intereſſen der ſittlichen und geiſtigen Ordnung, wie der Volkswirthſchaft, des Familien- und bürgerlichen und des öffentlichen Lebens, wie der internationalen Verhältniſſe.

Ein wohlfeiler und ſchneller Poſtverkehr dient zur Verſtärkung der Familienbande; er erleichtert die wohlthätige ununterbrochene Einwirkung der Eltern und Verſorger auf die Gemüther ihrer Kinder und Pflegbefohlenen, die ſie in zärterem Alter zum Zwecke ihrer Ausbildung aus ihrer Nähe entlaſſen, oder die ſie in reiferem, jugendlichem Alter den Wogen des Lebens anvertrauen müſſen; er begünſtigt daher den heilſamen Einfluß, den häufig wiederkehrende freundliche Ermahnungen und ernſte Zurechtweiſungen auf die ſittliche Haltung einer zahlloſen Menge ausüben; er erleichtert die Befriedigung jener Bedürfniſſe des Herzens, die in den edlern Gefühlen der Verwandtenliebe und der Freundſchaft ihren Urſprung nehmen. Die Poſt befördert die Verbreitung der Erkenntniß in allen Zweigen des Wiſſens, die befruchtende wechſelſeitige Anregung der Geiſter. Sie war es, die der Erfindung der Buchdruckerkunſt erſt ihre ganze Bedeutung gab; denn wie beſchränkt bliebe nicht die Wirkſamkeit der Preſſe in manchem ihrer Gebiete, wenn ihr die Poſt nicht die helfende Hand reichte? Sie vermindert die mannigfaltigen Nachtheile, welche im Geſchäftsleben jeder

empfindet, der seine Angelegenheiten nicht an Ort und Stelle besorgen kann; sie beschleunigt und erweitert den Kreislauf des Güterverkehrs und leitet die Produktion sicherer nach dem rechten Ziele, bewahrt sie vor falschen Berechnungen und macht sie um so fruchtbarer, je schneller und vollständiger sie ihr von allen Bewegungen der Nachfragen Kenntniß gibt. Sie ist im großen, gigantischen Maßstabe für den allgemeinen Verkehr, was die Börse für den einzelnen Handelsplatz ist. Sie erleichtert der öffentlichen Verwaltung ihre kräftige und rasche Wirksamkeit. Sie vervielfältigt die Berührungen der Völker, erleichtert ihnen, sich gegenseitig kennen zu lernen und begünstigt, neben dem materiellen Verkehr die geistigen Wechselwirkungen zwischen ihnen. Sie dient als großer Versammlungssaal, in welchem die zerstreut lebenden Bewohner eines Landes und verschiedener Staaten, alle Angehörigen der ganzen civilisirten Welt sich einfinden, um sich zu besprechen, ihre Wünsche, Empfindungen, Anliegen, Erfahrungen, Ansichten, Ideen sich mitzutheilen. Wir haben gesehen, wie Deutschland vorzugsweise berufen ist, diese Anstalt im allgemeinen europäischen Interesse zu pflegen. Ihre Vervollkommnung auf dem bezeichneten Wege befriedigt aber ein uns weit näher liegendes Bedürfniß. Einen hohen Werth hat nämlich für uns Alles, was mit den Vortheilen, welche in manchen Beziehungen die Trennung Deutschlands in mehrere Staaten uns gewährt, jene vereinigt, die aus der organischen Einheit großer Staaten entspringen, und was die nationalen Bande fester und inniger knüpft, ohne dem Sonderleben der einzelnen Länder wesentlichen und nachtheiligen Eintrag zu thun. Haben die deutschen Völker, in dem politischen Bunde, der sie vereinigt, zugleich den Bund der Herzen gefeiert, so können sie nur eifrigst wünschen, daß den Angehörigen aller deutschen Staaten ihre wechselseitige Annäherung, jeder Verkehr im Gebiete des wirthschaftlichen, wie des sittlichen und intellektuellen Lebens, so viel möglich, erleichtert werde.

F. N.

Berückſichtigung der Individualität

bei

Unterricht und Erziehung.

Man hört jetzt von bejahrten Männern häufig die Bemerkung ausſprechen, daß in unſerer Zeit die Leute, welche man im gemeinen Leben Originale nenne, allmählig ganz ausgingen. Auf ſolche Menſchen, deren es früher bei uns viele gegeben, welche durch ihre ganze Handlungsweiſe oder einzelne durchgreifende Charakterzüge eine ſcharf markirte Geſtalt abgeben und bei allen Berührungen und Einflüſſen Anderer immer nur ſie ſelbſt ſeyen und bleiben, treffe man unter dem nachgewachſenen Geſchlechte beinahe gar nicht mehr. Dergleichen Originale ſeyen zwar häufig etwas einſeitig und in manchen Verhältniſſen bisweilen unbequem, aber immer ſeyen es reſpektable und anziehende, bisweilen auch liebenswürdige Perſönlichkeiten geweſen, die in engen ſittlichen Zuſtänden etwas von dem dargeſtellt hätten, was die höchſten Geiſter auf ganz andere Weiſe in Kunſt und Wiſſenſchaft leiſteten. Jetzt aber, fahren jene Alten zu ſprechen fort, verſchwimme der Einzelne in die leere Allgemeinheit, ſo daß, wer Einen dieſes jüngern Geſchlechtes geſehen und gehört habe, ſo ziemlich Alle kenne, nach Bildung, Anſichten, Charakter, Lebensgewöhnung; und das Individuum gliedere ſich innerhalb ſeiner Gattung höchſtens noch durch unbedeutende Aeußerlichkeit, durch einſtudirte Abſichtlichkeit, öfters auch durch manches Widerwärtige, aber nicht mehr trete uns ſein tiefſtes, eigenſtes Weſen in freien, bleibenden, feſten Zügen beſtimmt vor Augen. Darum ſey auch

Persönlichkeit ein Lieblingsausdruck der Zeit geworden, denn bedeutende Persönlichkeiten würden immer seltener. Ehemals, als Jeder eine charakteristisch bestimmte Persönlichkeit darstellte, wem sey es da eingefallen, von Persönlichkeit zu reden? Jetzt aber halten wir im Begriffe fest, was sich ehemals bei Jedem von selbst verstanden habe, und bei Keinem weiter beachtet oder geschätzt worden sey. Bald werde es in geistiger Hinsicht keine Individuen mehr, sondern nur noch Klassen geben, jeder Einzelne werde eine traurige Repetition des Ganzen seyn, ein charakterloser, wenn auch gewandter Träger der allgemeinen Bildung, und ein gesinnungsloser, wenn auch geschickter Vollstrecker des ihm anbefohlenen Geschäfts und der einmal übernommenen Arbeit. Bei dieser überwiegenden Unselbstständigkeit der Individuen in den höhern Kreisen der Gesellschaft müsse aber, besonders in unserer Zeitlage, auch das Ganze leiden, welches sich in Tagen der Gefahr und bei ungewöhnlichen Ereignissen nicht durch äußere Maschinerie, sondern nur durch die eigene Kraft und ausgeprägte Gediegenheit der Individuen halten könne; die Erzeugnisse der Kunst müßten matt, farb- und haltungslos seyn, und die Wissenschaft werde höchstens fortgepflanzt, aber im Großen nicht weiter gebildet und in der innersten Denkungsart und Gesinnung der Menschen nicht lebendig und fruchtbar erhalten. Wohl sey diejenige Form eines Ganzen achtenswerth, welcher jedes Individuum leicht entbehrlich sey, aber etwas ganz Anderes trete doch da ins Leben, wo der Einzelne, mit der vollen Kraft seiner eigenthümlichen Bildung, seine Stelle so ausfülle, daß Jeder unersetzlich erscheine.

Gegen diese tadelnden Stimmen erheben sich dann eifrig die Verfechter und Lobredner der neuen Bildung.

Was ist es, erwiedern sie, in unserm Zeitalter der Dampfschiffe und Eisenbahnen, des regsten Verkehrs und des vielseitigsten Gedankentausches denn für ein Verlust, daß wir jene barocken Figuren, jene überlästigen Sonderlinge und Ausgeburten des engen deutschen Spießbürgerthums verloren haben, die man sonst nach einem sonderbaren Provinzialismus Originale nannte, und an denen eigentlich nichts originell war, als ihr schwerfälliges, eckiges, uncivilisirtes Wesen? Mögen solche Originale, wie sie sich früher in Deutschland in den mittleren Schichten der Gesellschaft aufthaten, immer verschwunden seyn, wenn uns nur die ächte Originalität

bleibt, welche nie höher geschätzt war, als in unsern Tagen. Alle Eigenheiten mögen wir mit jenem untergeordneten Entwickelungszustand, über den wir uns erhoben, zurückgelassen haben — wenn wir uns nur die Eigenthümlichkeiten bewahrten! Auch ist es grundverkehrt, zu glauben, man müsse ängstlich eine engherzige Partikularität in sich nähren und hegen, gleichsam als habe der Einzelne nichts Anderes zu thun, als in dem großen Ganzen vor seinem kleinen Individuum Schildwache zu halten. Vielmehr stecken uns die vorgeschrittene Kultur und die ächte Weisheit ein ganz anderes Ziel vor. Der Mensch muß alles Besondere in seinem Wesen zum Allgemeinen erheben und seine Individualität zur Idealität hinaufläutern. Für das Besondere, Individuelle sorgt ohne unser Zuthun schon die Natur hinlänglich, und unsere Empfindungen und Bedürfnisse führen uns stündlich darauf zurück, halten uns fortwährend dabei fest. Dagegen ist es Sache der Kultur und die eigenthümliche Aufgabe des Menschen, daß wir das Allgemeine in uns herausbilden, dem allgemein Gültigen den Sieg in unserer Lebensentwickelung verschaffen, den schlummernden Idealmenschen in dem Realmenschen erwecken, und auf diese Weise in uns die Menschheit im Kleinen darstellen. Das einzig und allein ist das große Werk der Kultur, in welchem wir gerade durch unsere Zeit, indem sie uns über uns selbst erhebt, uns an ein größeres Ganzes anschließt und von aller Einseitigkeit heilt, trefflich unterstützt werden. Denn jetzt ist es Keinem mehr möglich, auf einem untergeordneten Standpunkt, in isolirter, subjektiver Befangenheit sein Leben zu verträumen, sondern jeder Einzelne wird, dem großen Kulturstrome hingegeben, auch wider Willen dem erhabenen Ziel der Gattung entgegen geführt; und es ist jetzt, Gottlob! eben so unmöglich, gewisse Sonderbarkeiten zu behaupten, als es früher in niedern Kreisen schwer war, sich einen weiten, großen Gesichtskreis zu verschaffen. Was Sonderlinge und Pedanten sind, wird man bald nur noch aus der Sittengeschichte und dem Wörterbuche lernen können.

So stehen sich die widerstreitenden Ansichten entgegen, und wie Niethammer in seiner bekannten Schrift die Gründe des Humanismus und Realismus einander entgegenstellte, so könnte man nach dieser Doppelgestalt der Kultur auch die Stimmen für eine mehr auf das Individuelle und für eine mehr auf das

Generelle gerichtete Erziehungsweiſe einander gegenüber rubriziren. Und ich würde die letztere Gegenüberſtellung, die aus der ewig gleichen Menſchennatur geſchöpft wäre, für noch bedeutſamer als jene Niethammer'ſche, ſeither ſo oft wiederholte, halten, die zunächſt doch nur aus partikulären, wenn auch großen geſchichtlichen Verhältniſſen entſpringt.

Wenn auch im Alterthum der Menſch mehr als ein organiſches Ganzes in die Erſcheinung trat und als ſolches behandelt wurde, ſo haben ſich durch den eigenthümlichen Entwickelungsprozeß der Geſchichte früher größtentheils verdeckte Unterſchiede der Menſchennatur, wie z. B. zwiſchen Wiſſen und Glauben, zwiſchen Kopf und Herz, zwiſchen Realem und Idealem, in das Bewußtſeyn und die Sinnesweiſe hervorgebildet, Unterſchiede, deren Momente oft in verderblichen Streit mit einander gerathen und durch ihr Vorherrſchen den Charakter des Volkes und der Individuen beſtimmen. Zu den wichtigſten dieſer Kulturgegenſtände rechne ich den Gegenſatz von Individuellem und Allgemeinem, indem die Bildung eines Menſchen und Volks eine ganz andere wird, wenn die Erziehung, das Wort in weiteſter Bedeutung genommen, vor Allem darauf geht und hinwirkt, den Einzelnen nach ſeinen Anlagen und Neigungen frei zu entwickeln, oder wenn ſie vor Allem darnach ſtrebt, die Individuen durch Unterricht, Ermahnung und Gewöhnung dem Allgemeinen zuzuführen, ſey dieſes nun die Wiſſenſchaft, Kunſtfertigkeiten, das Sitten- und Staatsgeſetz, die Konvention oder Religionsſtatuten.

Jede ächte Erziehungskunſt umfaßt und verbindet nothwendiger Weiſe dieſe beiden entgegengeſetzten Elemente: das Individuum und das Allgemeine, die Perſon und die Sache, das Subjekt, welches gebildet, und das Objekt, wodurch gebildet wird, und bewegt ſich vermittelnd und einigend zwiſchen dieſen beiden Endpunkten. Freilich ſind die nothwendigen Geſetze und Formen, die Einem Menſchen ſo gut als dem andern zukommen, auch etwas Allgemeines; aber wenn dieſe ſich nicht zu beſondern Lehr- und Erziehungsobjekten ausgeſchieden haben, ſo kommen ſie nur in ſo fern in Frage, als ſie ſich im Individuum in beſtimmter Beſonderheit darſtellen. Mit dem Menſchen in Abſtracto hat es die Erziehung nie zu thun, ſondern nur mit dem Einzelnen.

Von dieſem Standpunkte aus läßt ſich die ganze Unterrichts-

und Erziehungslehre beherrschen und jede Bildungskunst würdigen. Auf die Grunddifferenz der individuellen Person und der allgemeinen Sache gehen alle bedeutenden Fragen der Pädagogik zurück, in ihrer harmonischen Verschmelzung liegen das ganze Geschäft und die größten Schwierigkeiten der Erziehung und des Unterrichts, und das Menschenleben selbst hat eine verschiedene Gestalt, je nachdem bei der Bildung entweder die Individuen oder die Bildungsobjekte in den Vordergrund gestellt sind. Lesen wir irgend eine pädagogische Schrift, so werden wir sie selbst in dieser Thürangel sich bewegen, oder auch aus der Ferne bis zu diesem Mittelpunkte zurückgreifen sehen. In der Praxis haben wir es als Lehrer und Erzieher immer mit diesem Hauptunterschied zu thun, und alle Meinungsverschiedenheit bewegt sich auf diesem Felde.

Die alleräußersten Extreme sind da, wo die Erziehung noch nicht begonnen, und da, wo sie aufgehört hat, Erziehung zu seyn. Am einleuchtendsten stellen sich diese Gebiete, welche gleichsam *vor* dem Beginne und *nach* dem Ende der Erziehung liegen, in dem Leben wilder Völker und im Daseyn asiatischer Staaten, besonders der Chinesen, dar. Dort herrscht ausschließlich, unumschränkt das Individuum; dieses hat die Form der Seele noch mit keinem bleibenden Bildungsstoff erfüllt, und die schweifende Willkür noch an keine allgemeine Regel oder feste Gewohnheit gebunden. Weil das Individuum allein gilt, sind nothwendig alle Lebensäußerungen ganz individuell, und der immer wechselnde Augenblick allein ist der bleibende Gebieter. Dagegen bestimmt bei den Chinesen die Regel den Einzelnen so sehr bis in das Kleinste hinein, daß sie in ihm alles Individuelle und Persönliche vernichtet, und der Mensch nur ein Gefäß ist für das, was man ihm eingießt, ohne daß er die ungeheure, erdrückende Masse des aufgenommenen Stoffes im Geringsten zu modifiziren berechtigt wäre oder sich versucht fühlte. Dort dominirt die ungebändigte Natur, welche noch kein Gesetz kennt, hier despotisirt die erstarrte Kultur, welche in Mechanik umgeschlagen ist. Wenn der Mensch beginnt, ist der Einzelne *Alles*, wenn er in dieser Entartung und Erniedrigung endigt, ist der Einzelne *nichts* mehr, als ein reines Blatt für eine fremde Schrift, ohne menschliches Bewußtseyn, ohne Selbstgefühl, ohne Freiheit.

Sind dieses die außen liegenden, entgegengesetzten Endpunkte, so besteht das Höchste, was für die Menschenbildung geleistet werden

kann, darin, daß das Allgemeine und Individuelle ſo verſchmolzen werden, daß weder das Eine noch das Andere Etwas von ſeiner Eigenſchaft und ſeinem Weſen einbüßt, ſondern daß jedes durch das andere ſein Ziel und ſeine Vollendung erreicht. Wenn das Allgemeine, Wiſſenſchaft, Kunſt, Kenntniſſe, das Sittengeſetz ꝛc., ſich in alle Faſern des individuellen Menſchengeiſtes verzweigt, ſo bekommt es hier eine Lebendigkeit, Wirklichkeit, Wahrheit und Bedeutung, die es an und für ſich nicht in ſich trägt, ja alle Kunſt und Wiſſenſchaft hat überhaupt nur in dieſer großen, reichen Beziehung zu dem individuellen Geiſt einen Werth. Wenn man gemeinhin ſagt, daß dieſe Güter in ſich gelten, meint man nur, daß ſie nicht nach beſondern Rückſichten des Nutzens, des Vergnügens, der Ehre, welchen ſie der Einzelne leicht unterwirft, zu ſchätzen ſeyen. Nur wenn das Allgemeine in eine beſondere Menſchenſeele eintritt, vervollſtändigt es ſich hier mit einer großen Mannigfaltigkeit einzelner Ausführungen und konkreter Geſtaltungen, die ihm an und für ſich keineswegs zukommen. Wenn die Wiſſenſchaft das Element der Seele iſt, ſo iſt auch die vom Geiſte nicht bewohnte Wiſſenſchaft eine leere Behauſung. Aber nur wenn die Seele, in welche ſich die Wiſſenſchaft einſenkt, eine freie, ſelbſtkräftige und lebendige iſt, kann dieſe ſich aus ihr bereichern. Doch ich habe hier nicht von der Nahrung zu ſprechen, welche die Wiſſenſchaft einzieht, wenn ſie in individuellem Trieb und Talente wurzelt, ſondern vielmehr von der Vollendung, welche der Perſon durch das Allgemeine zu Theil wird. Hier bedarf es nun keiner weitern Ausführung, daß das Individuum nur dann ſeine Beſtimmung erreicht, wenn es ſich über momentane Anregungen zu einem allgemeinen Bewußtſeyn erhebt, wenn es möglichſt vielen Gehalt in ſich aufnimmt und die gährenden Maſſen der innern Welt wiſſenſchaftlich und ſittlich beſtimmt, begränzt und läutert. Wird nun auf dieſe Weiſe dem Objekt nach Form und Gehalt ſein Recht, ſo darf auf der andern Seite das Bildungsgeſchäft eben ſo wenig die Anſprüche, welche das Subjekt durch ſeine Talente, ſeine Neigungen, ſeine ganze Lebensrichtung mitbringt, beeinträchtigen; denn nur durch dieſe Eigenſchaften werden die allgemeinen Bildungsgegenſtände im Einzelleben einheimiſch, wahrhaft innerlich und bleibend wirkſam, nur aus dieſen individuellen Eigenſchaften gehen Geiſtesklarheit, Lebendigkeit, Kraft und Herzensreinheit hervor, in

denen allein gedeihlich und dauernd fortzuleben vermag, was die Kultur dem Menſchen geben kann. In dem Menſchen, welcher zur wahren Bildung erhoben wird, darf ſeine eigenthümliche Natur nicht erſtickt, ſondern ſie muß verklärt werden und in dem Allgemeinen nur einen reinern, höhern Ausſpruch bekommen. Wenn alſo die Ineinsbildung der individuellen Kräfte und der Bildungsobjekte der eigentliche Zweck der Erziehung iſt, ſo folgt, daß der bildende Lehrer beide gleichmäßig begriffen haben, beider Verhältniß durchſchauen und beide fortwährend im Auge behalten muß.

Von dieſem geſunden Mittelpunkt gehen nun die Erziehungsweiſen nach zwei entgegengeſetzten Linien aus einander, mit ihrer weitern Entfernung immer mehr entartend, bis ſich jede Richtung in den oben angegebenen Extremen ſelbſt vernichtet. Ich will die zwei Gegengeſtalten, welche zwiſchen der geſunden Mitte und den beiden Extremen liegen, im Allgemeinen näher charakteriſiren, ohne mich auf die vielfachen Varietäten näher einzulaſſen.

Das zu bildende Subjekt ſteht in den Zeiten im Vordergrund, wo ſich noch keine große Kulturmaſſe aufgehäuft hat, und nicht durch die Uebervölkerung, das Bedürfniß der Subſiſtenz, oder fremdher durch den Staat und die Konvention geſteigerte Anforderungen des Wiſſens und Könnens gemacht werden. Die Freiheit des Zöglings tritt hier von Anfang an mehr hervor, und weil des Lernens weit weniger iſt, wird weit mehr Rückſicht auf phyſiſche und auf die damit zuſammenhängende Charakterbildung genommen; — denn man ſollte, durch tägliche Erfahrung belehrt, es doch endlich einſehen, daß der Charakter viel weniger mit dem Wiſſen zu ſchaffen hat, als er durch phyſiſche Ausbildung bedingt iſt. Selbſt das, was hier gelernt wird, wird ſo vielfach geübt, und alle Bildung beſteht eigentlich ſo ſehr aus fröhlichen, der Natur der Zöglinge angemeſſenen Uebungen, daß die Schule eine Fortſetzung der Kinderſpiele und ſelbſt ein Spiel iſt. Weil man vorzüglich um das Individuum beſorgt iſt, ſo gibt man jedem Zögling, wo möglich, ſeinen eigenen Pädagogen, und das Individuum iſt nicht einer allgemeinen disziplinariſchen Norm unterworfen, ſondern wird nur durch den Willen eines Individuums leiſe gelenkt. Lebendige Kräfte treten in Wechſelwirkung, und die Methode des Unterrichts wird bei einiger Reife des Zöglings von ſelbſt heuriſtiſch, dialogiſch. Die Erziehung hat hier ſo wenig

Allgemeines an ſich, daß ſie größtentheils Privatangelegenheit iſt. Bei dem Produkte dieſer Bildung iſt die Mäßigung die gefeiertſte Tugend, weil ſie die ſpäteſte und ſeltenſte iſt; denn nur von der Selbſtbeherrſchung, nicht von dem äußern Leben empfängt der Menſch den zähmenden Zügel. Zu dieſen Zeiten hören wir die Alten immer Klage führen, daß die Jugend zu wenig lerne und zu jung und unvorbereitet an Staatsgeſchäfte gehe, ins praktiſche Leben eintrete. Aber eigentlich rechnet dieſe Jugenderziehung auf das freie öffentliche Leben, in welcher trefflichen Schule ſich der Begabte redend und handelnd, im Wetteifer oder Streit mit Andern, ſelbſt zu dem ausbildet, was er nach Maßgabe ſeiner Anlagen ſeyn und für das Ganze bedeuten kann. Wo die freieſte Regſamkeit des öffentlichen Lebens, eine zeitlebens und in jedem Augenblick belehnende, treibende, erweckende Bildungsanſtalt iſt, wird der Schulunterricht nicht als das Höchſte und Entſcheidende angeſehen.

Dieſe ganze Erziehungsweiſe findet dann in der am Objekte haftenden Form ihre natürliche und nothwendige Gegengeſtalt.

Die von dem Objekt ausgehende Form iſt nothwendiger Weiſe vorzüglich an den Unterricht gewieſen. Denn das reichſte, gediegenſte, feſteſte, ſich ſelbſt genügende Material beſitzt ſie ja in den überlieferten Wiſſenſchaften, während die pädagogiſchen Regeln und Mittel der eigentlichen Erziehung weniger beſtimmt und umfangreich, und für ſich ſo leer und unſelbſtſtändig ſind, daß ſie nur in ihrer Anwendung auf Individuen Bedeutung erhalten. Mit dieſer ganzen Richtung iſt es alſo von ſelbſt gegeben, daß beſonders auf Ausbildung des Erkenntnißvermögens gewirkt wird, und die Kultur des Gemüthes, des Charakters, ſo wie die phyſiſche Erziehung um ſo mehr zurücktritt, als die Maſſe des zu Erlernenden viele, ja beinahe alle Zeit und Kraft in Anſpruch nimmt. Es kann hiebei leicht ſo weit kommen, daß nur noch gelehrt wird und alles Uebrige nur beiläufig, beinahe nur für den Unterricht, oder, meiſt unabſichtlich, mittelbar durch den Unterricht geſchieht. Der Pädagoge wird zum Lehrer, der Zögling zum Lehrling. Wenn dieſe Einſeitigkeit erſt durch eine reiche Erbſchaft und hohe Ausbildung der Wiſſenſchaft ermöglicht wurde, ſo wird umgekehrt der Werth, den man auf das bloße Wiſſen, die reine Erkenntniß legt, durch dieſe Bildungsweiſe noch bedeutend erhöht und in der öffentlichen

Meinung wenigſtens eine Zeitlang bis zum Höchſten geſteigert. Und wie ſich in allen Kreiſen derſelbe allgemeine Bildungszuſtand wiederholt, ſo nehmen denn auch unbewußt die Philoſophen dieſes Vorurtheil in ihr Syſtem auf, indem ſie z. B. alle Seelenkräfte auf die Vorſtellung zurückführen, Begriff und Objekt einander gleichſtellen, den Glauben in ein Wiſſen verwandeln, und Alles, was ſich nicht begreifen läßt, dem thieriſchen Theil unſerer Natur zuwerfen. Erſt wenn ſich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Kunſtregeln angehäuft haben, ſind eigentliche Schulen als bleibende Bildungsanſtalten möglich, und in ihnen, beſonders wenn ſie öffentliche Staatseinrichtungen geworden ſind, erhält dieſe ganze Bildungsweiſe ihren völlig ausgeprägten Charakter. Wenn früher Ein Pädagog Einen Zögling in Allem zu bilden ſuchte, ſo läßt man hier Einen Lehrer in Einem Gegenſtande möglichſt viele Schüler unterrichten; und wenn dort die Kunſt des Pädagogen ganz in dem zu bildenden Individuum befangen war, ſind jetzt die Individuen nur vorübergehende, untergeordnete Momente des Einen bleibenden, herrſchenden Lehrplanes. Die Jugendbildung hat ſich hier in den feſten Formen eines kleinen Staates ausgeprägt. Sie hat ſich ein feſtes Ziel geſteckt, ſich hinreichender Mittel verſichert, die Kräfte der Zöglinge im Allgemeinen abgewogen, deren Zeit und Leiſtungen eingetheilt und geordnet, und verlangt von ihnen vor Allem gleichmäßig Gehorſam und Unterwerfung, ohne welche ſie ſelbſt in dieſer Form nicht beſtehen kann.

Vergleichen wir nun dieſe aus einander gehenden Bildungsweiſen, ſo fällt in die Augen, daß die erſtere, obgleich in vielen Nüancirungen, vorzüglich dem klaſſiſchen Alterthume angehört, die letztere dagegen die Grundform der jetzigen Zeit iſt, ſo daß man mit ähnlichem Rechte, wie man eine antike und moderne Poeſie unterſcheidet, eine antike und moderne Erziehungskunſt einander gegenüberſtellen könnte. Beide Geſtalten gründen ſich mit Nothwendigkeit auf zwei entgegengeſetzte Kulturzuſtände, deren ſich beſtreitende Lobredner wir ſchon in der Einleitung dieſes Aufſatzes das Wort führen hörten. Wir werden jedem auf ſeinem Standpunkt Recht geben müſſen, aber Beiden Unrecht, wenn wir die Wahrheit ſelbſt an ihre Ausſprüche halten. Denn die wahre Erziehung wird das Individuum ſowohl, als das Allgemeine des Objekts, jedes in ſeiner eigenen Berechtigung heilig halten, und

aus der freien und doch nothwendigen Vereinigung beider die ächt menſchliche Kultur hervorgehen laſſen.

Daß in unſerer Zeit die Aufmerkſamkeit der Jugendlehrer vorzugsweiſe auf die Objekte des Unterrichts, auf Wiſſenſchaft, Schuleinrichtungen, Lehrmittel ꝛc., gerichtet iſt, wird wohl nicht in Abrede geſtellt werden können. Man wird von Schulmännern und Lehrern leicht hundert Schriften, welche irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand rein in ſich unterſuchen, gegen eine Einzige eigentlich pädagogiſche Abhandlung aufzählen können; und die geiſtloſeſte Kompilation über einen Alterthumsgegenſtand ꝛc. wird in der Regel mehr Beachtung finden, als ein fördernder und belehrender pädagogiſcher Aufſatz. Erſcheint aber einmal eine ſolche Schrift, ſo gibt ſie uns häufig nur zu der Bemerkung Anlaß, daß wir in Beobachtung und Begründung pſychiſcher Erſcheinungen zur Zeit noch ſehr ungeübt ſind. Welch einen engen Geſichtskreis wir aber in dieſem weiten und tiefen Reiche der Anthropologie und Pädagogik beherrſchen, geht ſchon daraus hervor, daß, obſchon die partikulären Fragen, welche der hiſtoriſche Kulturgang oder der Zufall uns zu beantworten nöthigt, oft bis zum Ekel wiederholt und ausgeſponnen werden, es dennoch uns meiſtens nicht glückt, ihren tiefern Sinn zu erſchließen. Auch ſprechen die hier einſchlagenden Schriften gewöhnlich nur von der Zubereitung beſonderer Lehrgegenſtände für den Unterricht, und behandeln daher mehr das partikulär Methodiſche, als das allgemein Didaktiſche oder gar das Pädagogiſche. Indem man ganz mit den Unterrichtsgegenſtänden beſchäftigt iſt, ſetzt man gemeiniglich voraus, daß die Uebertragung dieſes oder jenes Unterrichtsgegenſtandes an den Schüler leichte Sache ſey, die ſich von ſelbſt gebe. Gerade da, wo das Bildungsgeſchäft erſt anfängt, hört unſere Vorbereitung für dieſes Geſchäft ſchon auf. Der Lehrer kennt den Schüler nur in Einer Lage des Geiſtes, in Einer Aeußerung ſeiner Kräfte, ſo wie der immer in derſelben Stellung vor ihm Sitzende ihm auch nur Einen Theil und Eine Seite ſeines Körpers zeigt, und er intereſſirt ſich öfters nur wegen der Sache für ſeine Perſon. Der Schüler reicht für ſein Auge nicht über den Unterrichtsgegenſtand hinaus, ſo wie er ſelbſt ſpäter wahrſcheinlich höchſtens ſo groß als ſein Geſchäft ſeyn wird. Denn Jeder wird endlich ſo, wie man ihn würdigt und behandelt.

Wie viel man mir auch an dieſer Charakteriſirung abläugnen möchte — und über Einzelnes ſtreiten würde ich mit Niemanden — ſo wird man mir doch, was ich allein bezwecke, folgenden Satz gelten laſſen: Die ganze neuere Bildungsform iſt mehr auf das Objekt, als auf das Subjekt, mehr auf die Maſſe des Stoffs, als auf die ſubjektive Aneignung deſſelben, und mehr auf das bloße Wiſſen, als auf die Ausbildung des ganzen Menſchen gerichtet. Es iſt aber nothwendig, daß ſie dieſen Weg einſchlug. Sie mußte gleichen Schritt mit der neuern Zeit halten, deren Grundtendenz unſtreitig bisher auf die Wiſſenſchaft ging, und ſie hatte ſo die moderne und die antike Kultur, die komplizirteſte Bildung aus ſo vielen Jahrhunderten und den verſchiedenſten Völkern ſich anzueignen und zu verarbeiten. Was Wunder, daß ſie bei dieſer ungeheuern Aufgabe das zu bildende Subjekt aus den Augen verlor, zumal da es ſehr nahe lag, jenen Grundſatz, daß der Einzelne nur des Staatszweckes wegen da ſey, auch auf die Erziehung anzuwenden.

Aber dieſe ganze Manier — denn Manier iſt es ſowohl, wenn man das Einzelne, als wenn man das Allgemeine einſeitig beachtet, und der hohe, reine Styl liegt in der Ineinsbildung des Allgemeinen und Individuellen — hat ihren Kulminationspunkt erreicht, und nachdem das Allgemeine in ſeiner vollen Gültigkeit erkannt und in allen ſeinen Rechten, in der Schule wie im Leben, begründet war, mußte ein Umſchwung eintreten. Dieſe Reaktion verlangt, daß nun, wie im Staate, ſo auch in der Erziehung die heilige Berechtigung des Individuums anerkannt und hierdurch jenes Ideal erreicht werde, welches wir mit ſeinen beiden einſeitigen Formen und ſeinen beiden Karrikaturen oben gezeichnet haben.

Da machte man nun zuerſt die *Bedürfniſſe* des Individuums geltend, und in Erwägung, daß es nicht ſowohl auf die Unterrichtsgegenſtände ſelbſt, als auf deren Behandlung und Gebrauch ankomme, verlangte man, daß bei der Jugendbildung die künftige Thätigkeit des Zöglings berückſichtigt, und die Maſſe der Lehrmittel in der Schule *getheilt* werden ſollte, damit die Jugend nicht durch das Viellernen erdrückt und entnervt werde, wie ja auch im Leben die Arbeit nach Amt und Geſchäft ſelbſt in den höhern Ständen vielfach getheilt ſey. Dieſe Anſicht trug, trotz vieler Angriffe und Anfeindungen, den Sieg davon. Die Bildung ward

mit dem individuellen Leben in engere Verbindung geſetzt, und die Jugend wurde durch Theilung der Lehrmittel erleichtert. Es entſtanden neben den Gymnaſien ſogenannte Realſchulen, welche in der modernen Bildung wurzeln, wie die Gymnaſien in der antiken, ſo daß man ſie, da ſie doch wohl nach ihrem Hauptobjekt benannt werden dürfen, bei mehr vorgeſchrittener Ausbildung am füglichſten als moderne Gymnaſien den antiken Gymnaſien nebenordnen kann.* Von einer andern Seite trat Lorinſer in die

---

* Hr. Thierſch, der nicht müde wird, immer von Neuem ſeine veralteten Anſichten mit unendlicher Selbſtgefälligkeit zu wiederholen, und der guten Sache des Humanismus, für die er ſtreitet, durch ſchlechte Gründe und Uebertreibung zu ſchaden, hat noch in der letzten Verſammlung der Schulmänner in Mannheim dadurch den klaſſiſchen Studien das Wort zu reden gemeint, daß er im Gegenſatz zu ihnen dieſe Bildung durch die modernen Kulturmittel als eine blos technifche Bildung charakteriſirte und alle Humanität von ihr ausſchloß. Er bediente ſich dabei der plumpen Sophiſtik, daß die Realſchulen auf die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften, beſonders in deren Anwendung auf das Leben, beſchränkt ſeyen, — wie wenn nicht die deutſche, franzöſiſche und engliſche Sprache und Literatur recht eigentlich in ihrem Bereich lägen, ein Kulturobjekt, welches zwar nicht die große grammatiſche Ausbildung und die edle, reine Form, aber dafür ſogar einen noch tiefern und reichern Gehalt hat, als die Sprache und Schriftwerke der Alten. Und ſollten denn nicht auch die Naturwiſſenſchaften geiſtig belebend, ideenerweckend, menſchenbildend behandelt werden können? Man ſollte doch, zumal im Hinblick auf ſo viele hohe Celebritäten, endlich Bedenken tragen, den Naturwiſſenſchaften abzuſprechen, was man ſchon der Naturbetrachtung nicht ſtreitig machen kann, ohne ſelbſt ein Barbar zu ſeyn. Oder ſollte die Natur nur unendlich reich für den flüchtigen Blick, und es nicht auch für den weilenden ſeyn? nur auf der Oberfläche und nicht auch in der Tiefe? Freilich aber iſt es ſchwerer, das Buch Gottes gehörig zu interpretiren, als einen Schriftſteller. Was aber die Behauptung betrifft, daß dieſe neuen Anſtalten dem Nutzen dienten, ſo iſt dieſes, wo es ſich beſtätigt findet, ein Fehler, der weder nothwendig in ihrem Weſen begründet, noch auf ſie beſchränkt iſt. Das Nützlichkeitsprinzip herrſcht nicht allein bei dem Studium, welches Gewinn und Reichthum im Auge hat, ſondern auch bei demjenigen, welches des Examens und des Unterkommens wegen, oder auf das fremde Gebot der Eltern und Umſtände, ohne innern Beruf getrieben wird; und in allen Anſtalten huldigt man gleichmäßig dem Materialismus der Zeit, wo man nicht aus Luſt und innerm Antrieb ſowohl lernt als lehrt.

Schranken, indem er die Geſundheit der Zöglinge gegen den übermäßigen Lehrſtoff in Schutz nahm, welcher ihre ganze Kraft und alle ihre Zeit beſetzt halte. Ohngeachtet die Schrift, worin er dieſe Anſicht entwickelte, nicht ſehr bedeutend iſt, ſo zeigte es ſich doch recht, wie ſehr Lorinſer einen allgemein gefühlten Mangel unſers Unterrichtsweſens berührt hatte, denn es erhoben ſich viele achtbare Stimmen, welche die Anklage weiter ausdehnten und tiefer begründeten, daß bisher den bloßen Lehrmitteln in ihrer ſtarren Objektivität zu viel eingeräumt worden ſey, und daß man auf alle Weiſe die Individualität der Zöglinge mehr berückſichtigen müſſe. Von dieſem Standpunkte aus wurden denn eine Menge Vorſchläge gemacht, nicht nur für die Einführung der phyſiſchen Ausbildung, ſondern auch für die Erleichterung der Jugend durch Beſeitigung mancher Lehrobjekte oder Ermäßigung anderer, für die Hebung der Gemüths- und Charakterbildung, für eine beſſere Methodik und zweckmäßigere Vorbereitung der Lehrer ꝛc. Auch iſt nicht zu läugnen, daß der beinahe gleichzeitige Angriff Dieſterwegs auf unſer jetziges Univerſitätsweſen die gleiche Tendenz hatte, indem dieſer ausgezeichnete Lehrer auch noch hier, wo die Wiſſenſchaft rückſichtslos dominirt und die Rechte der Individuen im Unterricht kaum zur Sprache kommen, die hohe Kunſt der Pädagogik und Didaktik ausgeübt ſehen wollte, welche in neuerer Zeit unſtreitig da die herrlichſten Früchte getragen und ſich am ſchönſten ausgebildet haben, wo Unterricht und Erziehung am wenigſten oder gar nicht durch die Maſſe des Lehrſtoffs niedergedrückt werden — nämlich in den Elementarſchulen. Dagegen iſt es nothwendig, daß, um ſo unumſchränkter das Lehrobjekt als ſolches ſchaltet, in demſelben Maße Pädagogik und Didaktik zurücktreten, bis endlich jene den Zögling ſich ganz ſelbſt überläßt, dieſe ſich in das dogmatiſche Dociren verliert.

Um die achtbaren Rechte, die der Menſch als ſolcher in die Schule mitbringt, ſeyen ſie ihm nun mit Allen gemein, oder mehr an ſein Individuum gebunden, gegen die ungeheure Maſſe des Wiſſens auszugleichen, und den individuellen Kräften einen möglichſt freien und weiten Spielraum zu fröhlicher, eigenthümlicher Geſtaltung zu gewähren, haben endlich die vorgeſetzten Behörden in Deutſchland viele zweckmäßige Einrichtungen getroffen und Verfügungen erlaſſen. Sie haben die verſchiedenartigſten Schulen geſtiftet, ſie haben die Anforderungen an die Abiturienten ermäßigt,

und anempfohlen, die Individualität der Schüler zu berückſichtigen, ſie geſtatten eine hinreichende Erholungszeit von der anſtrengenden Arbeit, ſie verlangen, daß die Lehrer ihre Zöglinge in deren Wohnungen fleißig beſuchen und zu ihnen in ein väterliches Verhältniß treten, ſie haben ihre Sorgfalt auf Verbeſſerung der pädagogiſchen Seminarien gerichtet, und ſie dringen wiederholt und nachdrücklich auf ein gründliches Studium der Didaktik und Pädagogik von Seiten der Lehrer.

So liegen denn mannigfache unabweisbare Thatſachen für die Behauptung vor, daß es in der jüngſten Zeit ein Grundtrieb der Erziehung geworden iſt, von den Lehrobjekten, in welche ſie ſich, lange genug, einſeitig verſenkte, und die ſie jetzt ziemlich vollſtändig ausgebeutet hat, zu einer gleich gründlichen und umfaſſenden Betrachtung und Erforſchung der zu bildenden Menſchennatur nach allen Richtungen und in der vollen Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinung ſich auszudehnen, damit dem Erzieher nicht nur im Allgemeinen eine wiſſenſchaftliche Kenntniß des Menſchen und eine ſich hierauf gründende Pädagogik und Didaktik zu ſeinem beſondern Lehrobjekt hinzu gewonnen, ſondern beſonders auch ſein Sinn für die individuellen Erſcheinungen des Seelenlebens geſchärft werde, und er eine Gewandtheit bekomme, das Einzelne zum Allgemeinen zu ſteigern, das Nächſte mit dem Entfernteſten zu verbinden und das Kleinſte zum Größeſten zu verwenden. Hierdurch wird das Unterrichtsweſen wiſſenſchaftlich eine Provinz in Beſitz nehmen, in welcher es bisher ziemlich planlos umherirrte, wie es der Zufall und die Neigung des Einzelnen wollte, meiſt nur gezwungen und auf kurze Zeit, um ſich ſchnell wieder in ſein heimiſches Aſyl des Fachſtudiums zu begeben. So kehrt die Erziehung wieder zu ihrem natürlichen Anfang zurück — denn ſie begann mit dem Zögling — aber im vollen Beſitz der Kultur und mit dem Lichte des Bewußtſeyns. Es liegt am Tage, daß, wenn die Anlagen, Kräfte, Neigungen, kurz die ganze Natur des Menſchen in ihrer beſtimmteſten Beſonderheit, von ihren flüchtigſten Erſcheinungen bis zu ihren tiefſten Gründen, eben ſo ſorgfältig erforſcht und ſo vielfach beſprochen ſeyn wird, als bisher die einzelnen Unterrichtsgegenſtände, daß dann, bei den reichen Schätzen unſerer Wiſſenſchaft, Kunſtregeln und Geſchicklichkeiten und bei dem feſten Mechanismus unſerer Einrichtungen, etwas noch nie da Geweſenes geleiſtet

werden muß. Dann wird nicht mehr, wie jetzt, vorzüglich der Staatsbürger, der Gelehrte, der Induſtrielle, ſondern es wird (ſey es nun durch die antiken oder die modernen Bildungsmittel) der Menſch gebildet werden, weil ſich dann das Bildungsgeſchäft in den Mittelpunkt der rein menſchlichen Intereſſen geſtellt hat und die Entwickelungsgeſetze kennt und anſchaut, wonach es verfahren muß. Die Humanitätsbildung kann dann eine Wahrheit werden — aber ſie wird auch in größerer Fülle und mit mehr Sicherheit erreicht werden, als in früherer Zeit. Wenn dieſes, das Subjekt und Objekt gleichmäßig würdigende und verſöhnende Prinzip ſich erſt ausbildet, ſo möchte mancher Unterrichtsgegenſtand an Bedeutung ſinken, mancher an Werth ſteigen, mancher vielleicht ganz verſchwinden oder neu herzutreten, alle aber würden methodiſcher und mehr im Zuſammenhange mit der Totalität des Menſchen behandelt werden, die Wiſſenſchaft endlich für ſich möchte nicht mehr den höchſten oder gar den einzigen Werth in Anſpruch nehmen können, ohne doch zum bloßen Mittel hinabzuſinken.

Wie nothwendig es aber iſt, bei Unterricht und Erziehung dem Subjekte ſein volles Recht zu laſſen oder zu geben, möge endlich aus folgender Betrachtung hervorgehen.

Die Geſchichtſchreiber leiten den Untergang der Völker und Staaten, wie mich däucht, mit mehr Beredtſamkeit als Scharfblick, hauptſächlich von der ſittlichen Entartung ab. Die Kultur iſt ja erfindſam genug an Heilmitteln für die zahlloſen Uebel, die ſie in ihrem Gefolge hat, und wir ſehen es an einzelnen Geſchlechtern, wie viele Zeit die äußerſte Verderbniß braucht, um die unerſchöpfliche Kraft der Natur aufzureiben, die ſich wunderbar in jeder neuen Generation möglichſt wiederherſtellt, und die, wenn ſie auch leicht das Individuum aufgibt, ſich doch in jedem größern Ganzen als unſterblich erweiſt. Ja wir ſehen uncivilisirte Nationen durch Gräuel und Verruchtheiten aller Art hindurchgehen und bei einem menſchlichern Zuſtande anlangen. Wie dem aber auch ſey, dann jedenfalls ſcheint ein Volk, ein Gemeinweſen allmählig zerfallen zu müſſen, wenn die Maſſe der allgemeinen Bildung, die ſich einmal in beſtimmten Formen ausgeprägt hat, ſo groß und ſchwer geworden iſt, daß der Einzelne ſich ihr gegenüber nicht mehr geltend machen kann und nichts mehr bedeutet. Denn bei dieſem Mißverhältniß muß das geſellſchaftliche Ganze, weil die ungeheure Kulturmaſſe

keine Subjekte mehr findet, die ſie vertreten können, bald eine leere, todte Form werden und eine leichte Beute der Noth und des Zufalls. So gehen Nationen ihrem Schickſal entgegen und finden unter der Laſt ihrer eigenen Kulturformen ihr Grab, die ſie als Vermächtniß einem neuen Menſchenſtamme überlaſſen. Wenn die Lebensalter des Einzelnen durch die phyſiſche Entwickelung in beſtimmten Zeitverhältniſſen bedingt ſind, ſo liegt die Jugend eines Volkes in dem Uebergewicht des Perſönlichen über die beſtehende Kultur, ſein Mannesalter iſt in dem Ebenmaß des Individuellen und Allgemeinen enthalten, ſein Greiſenalter beruht auf der erdrückenden Maſſe der überlieferten Kultur, und ſein Tod endlich beſteht in der völligen Vernichtung aller individuellen Perſönlichkeit durch eben dieſe Kultur. Es gibt nicht nur eine objektive, ſondern auch eine ſubjektive Tugend, welche in Geiſtesregſamkeit, Lebendigkeit, Energie, Selbſtgefühl, kurz in perſönlicher Tüchtigkeit liegt, und wir werden alle objektiven Güter der Welt nur durch dieſe ſubjektiven Eigenſchaften erringen und behaupten können.

Nachdem ich nun bisher meinen Gegenſtand mehr von kulturhiſtoriſchem Standpunkte betrachtet und erörtert habe, wird es angemeſſen ſeyn, ſeine Verzweigungen in das wirkliche Bildungsgeſchäft auf eine kurze Strecke zu verfolgen, damit es im Einzelnen erhelle, wie richtig und fruchtbar der Geſichtspunkt ſey, unter welchen ich das ganze Erziehungs- und Unterrichtsweſen geſtellt habe. Denn überall begegnen ſich dieſe entgegengeſetzten Anſprüche, welche die Erziehungskunſt zu vermitteln und zu vereinigen hat. Aber es ſind nur einzelne Züge, die ich als Belege meiner Abhandlung noch beifüge, an deren Ziel ich eigentlich bereits angekommen bin.

Darin liegt eine Hauptſchwierigkeit der Erziehung, daß der Lehrer, um dieſen Gegenſatz zu vermitteln, entgegengeſetzte Eigenſchaften in ſich zu vereinigen hat. Um der Wiſſenſchaft im Zögling gleichſam eine Lebenswirklichkeit zu verſchaffen, muß er nothwendig zugleich Sinn für das Individuelle und Talent für das Allgemeine beſitzen. Eine Verbindung, die ſonſt ſo außerordentlich ſelten iſt, daß ſich z. B. der Dichter, welcher ganz im Individuellen weilt, und der Philoſoph, welcher es mit dem Abſtrakten zu thun hat, beinahe nie in Einer Perſon vereinigt finden. Aber die Anlagen

des Erziehers müſſen nothwendig Beides umfaſſen, ſonſt iſt ſein Geſchäft in dem einen Fall ein gehaltloſes Spiel, im andern entweder ein ſchonungsloſer Deſpotismus oder eine erfolgloſe Arbeit. In der Wirklichkeit wird man beinahe immer eine Hinneigung auf die eine oder die andere Seite finden, aber dieſe wirkt verderblich oder hebt den Erzieher auf, wenn ſie die Gegenſeite ausſchließt.

Es gibt nicht nur in der Moral, ſondern auch in der Erziehung einen ſchädlichen Rigorismus. Wenn man zuviel lehrt, wird für die eigentliche Bildung wenig gewonnen, und wenn man zuviel verbietet und befiehlt, wird entweder nichts gehalten, oder der Menſch wird eine Maſchine und verliert alle innere Kraft und Lebendigkeit. Auch wird die Majeſtät des Sittengeſetzes verdächtigt, wenn man Kleinigkeiten als eben ſo unverbrüchlich, wie jenes, behandelt; und ſobald der Zögling entlaſſen iſt, wirft er ohne Unterſchied Beides von ſich. So muß die Rückſicht auf das Individuum ſowohl das Lehrobjekt als die Disciplin, dem Grad wie der Menge nach, auf die rechte Mitte zurückführen.

Eben wegen dieſes nothwendigen Gleichgewichtes muß der Erzieher zugleich ein Mann der Wiſſenſchaft und des Lebens ſeyn. Ungeachtet er Theorie und Praxis immer vermiſcht, ſo hält er doch beide immer geſondert. Nie kann ihm die Theorie in die Praxis aufgehen, wie es bei den Künſten und andern Geſchäften der Fall iſt, denn die Wiſſensmaſſe iſt zu groß, und der Lehrer wirkt nur gedeihlich und würdig, wenn er ſich immer der Wiſſenſchaft bewußt bleibt. Während er in der bleibenden Wiſſenſchaft wohnt und zu Hauſe iſt, iſt ſeine Thätigkeit und deren Erfolg an den Augenblick gebunden, deſſen er ſich raſch und voll verſichern muß. Er hat beſtändig ein Schauſpiel ewig wechſelnder geiſtiger Erſcheinungen vor ſich, die er im Fluge zu erkennen und weiſe zu behandeln hat, wenn ſein Werk gelingen ſoll. Keines Menſchen Wirkſamkeit iſt ſo abhängig und unſicher, als die des Erziehers: ſie liegt recht in Gottes Hand!

Gewiß wird ein blos wiſſenſchaftlicher Kopf eben ſo wenig ein guter Lehrer ſeyn, als ein ganz unwiſſenſchaftlicher. Wer nur das höchſte Intereſſe für die Wiſſenſchaft hat, behält leicht keines für die Zöglinge übrig. Was gehen denjenigen die mühſeligen Vereinzelungen des Wahren und Schönen in der realen Welt an, welcher ſich ſchon im Reiche der Ideen, in ſtiller

wissenschaftlicher Zurückgezogenheit einzig glücklich fühlt? Aber je weniger Anforderung die Wissenschaft macht, desto mehr Aufmerksamkeit kann der Erzieher der Person zuwenden, so daß in der Regel die Lehrvirtuosität mit der Masse des Lehrstoffs im umgekehrten Verhältniß stehen wird. Der Elementarlehrer kann sich den fremden Eigenthümlichkeiten hauptsächlich deswegen ganz hingeben, weil sein Stoff ihn nicht so sehr gefesselt hält, während der Lehrer, der sich ganz in die Wissenschaft versenkt hat, die Lehrmethode leicht mit dem dogmatischen Dociren vertauschen wird.

Die häusliche Bildung hält mehr am Individuum, die Schulbildung mehr an der Sache; jene erzieht daher mehr, diese lehrt mehr. Aber so wie man verlangt, daß das Haus mit der Schule sich in Verbindung setzen solle, so könnte sich auch die Schule dem Hause nähern durch möglichste Berücksichtigung der Individualitäten.

Je weiter der Zögling in der Bildung vorschreitet, desto mehr dehnt sich der Stoff aus, aber desto bestimmter, entschiedener und selbstständiger muß gleichmäßig die Individualität des Zöglings hervortreten, wenn sie nicht unter der Schwere des Stoffes zu Grunde gehen soll. Das Objekt muß immer nicht nur dem Fassungsvermögen, sondern auch der Tragungsfähigkeit des Zöglings gemäß seyn.

Man sagt, der Erzieher und Lehrer müsse Nachgiebigkeit mit Konsequenz, Liebe mit Strenge in schönem Vereine verknüpfen. Mit vollem Recht! Nachgiebigkeit und Liebe, weil er das Individuum schont, Konsequenz und Strenge, weil er die Sache will. Und es ist gewiß diese Vereinigung im Sittlichen eben so schwer, als die Verbindung des Sinnes für das Individuelle und Allgemeine, der Praxis und der Theorie im Intellektuellen. Läßt der Erzieher Nachgiebigkeit und Liebe allein walten, so gibt er die Zöglinge der Zügellosigkeit und Frechheit preis. Kennt er nur Strenge und Konsequenz, so raubt er ihnen das unersetzliche Gut einer glücklichen Jugend, deren Wohlthat uns auf unserer ganzen Laufbahn begleitet, deren Erinnerung noch den Greis mit den Unfällen des Lebens versöhnt; und er erzeugt leicht bei Einer Klasse von Zöglingen Erbitterung und Widerwillen, bei der andern Sklavensinn mit Arglist und Heimtücke. Aber wie schwer und selten ist es, daß die nachgiebigste Mutter auch die konsequenteste, der liebevollste Vater auch der strengste ist!

Wegen derselben Nothwendigkeit, die Ansprüche und Rechte der Sache und des Individuums gegen einander auszugleichen, will die Erziehung nicht nur den Gehorsam, sondern den freudigen Gehorsam, nicht nur Ruhe, sondern die regste Bewegung in der Ruhe, nicht nur Ernst, sondern einen heitern Ernst, nicht nur äußere Gesetzlichkeit und sittlichen Anstand, sondern auch eine freie innere Zustimmung aus geneigter Seele. So unentbehrliche Hülfsmittel auch Zwang, Strafe und Furcht sind, so ist doch die Hauptsache verfehlt, wenn die Erziehung dieses innere Ziel nicht endlich erreicht. Ueberall muß der Zögling in seinem Innern das Beste zu den Lehrobjekten, zu der Disciplin und dem Sittengesetz hinzubringen, und die Erziehung hat durch diese Mittel jenes Element hervorzurufen und zu entwickeln. Sie muß den Zögling mit Nothwendigkeit so bestimmen, daß sein Inneres — nicht frei bleibt, sondern frei wird. Jenes Beste aber ist Liebe, Lust, Vertrauen, Hingabe, Achtung, und diese Gemüthskräfte, wahrlich! sind es, welche das Talent steigern, welche die rechte Beharrlichkeit und Ausdauer und hierdurch oft große Erfolge verschaffen, welche das Angelernte und Angeübte in die Totalität des Menschen übergehen lassen und es mit seiner Natur unzertrennlich verschmelzen, ja aus denen der ideale Mensch, der Mensch der edeln Kultur selbst hervorgeht! Es gibt nicht nur einen Mechanismus des Gedächtnisses, sondern auch des Verstandes, der Gefühle und der sittlichen Kräfte, und die Erziehung kann überhaupt erst da aufhören, eine Dressur zu seyn, wo die eigene Liebe des Zöglings beginnt. Aus dieser Liebe entspringt im Intellektuellen die Selbstständigkeit, worin der Charakter, der Kern des Menschen liegt, und die Erziehung wird von hier aus in immer steigendem Grade Selbsterziehung. Ehe der Schüler für die Sache gewonnen ist und sie zu der seinigen gemacht hat, ist es dem Lehrer bei seinem Geschäfte selbst dann nicht wohl, wenn auch der Schüler gut voranschreitet. Ohne jenen individuellen Gemüthsbeitrag bleibt der eigentliche Mensch von dem, was man an ihn bringt, unberührt, alles ist ein Außenwerk, und er geht gleichsam innerlich seinen besondern Weg für sich. Auch setzt er, wenn ihn die Schule entlassen hat, ohne Noth das Gelernte nicht fort, und von Pietät gegen seine Lehrer ist von Anfang an nicht die Rede. Es ist aber gewiß, daß, so wie die edle Kultur nur in freier Entwickelung

gedeiht, ſo dieſe Pietät nur durch einen innigen, herzlichen Antheil des Erziehers an der Perſon des Zöglings erweckt wird. Nur wer ſich als ganzer Menſch dem Zöglinge hingibt, wird den ganzen Menſchen von ihm zurückerhalten.

Doch ich beendige hier dieſe zerſtreuten Schlußbemerkungen, durch welche ich nur die Wahrheit und Fruchtbarkeit des Grundgedankens meiner Abhandlung im Einzelnen und Praktiſchen nachweiſen wollte. Ich würde die Feder nicht ohne alle Befriedigung aus der Hand legen, wenn ich glauben dürfte, einige Verſtändigung über einen hochwichtigen Gegenſtand und Anlaß zu weiterer eigener Betrachtung deſſelben gegeben zu haben. Ich hatte aber überhaupt den gebildeten Leſer vor Augen, indem ich überzeugt bin, daß Unterricht und Erziehung mehr und mehr eine allgemeine Angelegenheit und ein Geſammtintereſſe aller Edeln werden müſſen. Jede Mutter und jeder Vater gehören zum Lehrerſtand, und von dem großen Menſchen bildenden Verein iſt Niemand, als der Rohe und der Gemeine, ausgeſchloſſen. Auch möchte eine Schrift über ſolche rein menſchliche Gegenſtände, welche nicht jedem Gebildeten verſtändlich und genießbar iſt, in der Regel auch nicht verdienen, von Männern vom Fach geleſen zu werden. Hätte ich geglaubt, Leuten vom Fach etwas Bedeutſames ſagen zu können, ſo würde ich meinen Aufſatz überſchrieben haben: Hauptentwickelungsmomente des Unterrichts und der Erziehung, und die Frage der Gegenwart.

Karl Hoffmeiſter.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Das Direktorium der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen ist zu Michaelis vorigen Jahrs von Hofrath Gauß in der mathematischen Klasse auf den Geheimen Justizrath Heeren in der historisch-philosophischen Klasse übergegangen. Von Göttinger Mitgliedern hat sie im Laufe des Jahres den Obermedizinalrath J. F. Blumenbach und den Hofrath Ottfried Müller durch den Tod verloren. An auswärtigen Mitgliedern sind gestorben: Professor Dr. L. G. Kühn zu Leipzig, der Obermedizinalrath Stieglitz in Hannover, Dr. H. W. M. Olbers in Bremen, Baron Poisson in Paris, und der General-Feldzeugmeister Graf von der Decken in Hannover. — Zu neuen Mitgliedern wurden erwählt: Hofrath H. Ritter in Göttingen, Sir J. Herschel, Professor J. G. Jacobi in Königsberg und A. Cauchy in Paris.

Universitäten.

Bonn. In dem Wintersemester 18$^{40}/_{41}$ zählte die Universität 894 immatrikulirte Studirende, von denen evangelische Theologie 67 (46 Inländer, 21 Ausländer), katholische Theologie 89 (88 Inländer und 1 Ausländer), Jurisprudenz 198 (158 Inländer, 40 Ausländer), Medizin 206 (190 Inländer, 16 Ausländer), Philosophie 114 (98 Inländer, 22 Ausländer) studiren. Außer diesen immatrikulirten Studirenden besuchen die Universität, als zum Hören der Vorlesungen berechtigt: 1) Studirende, die nur vorläufig aufgenommen worden, und deren Immatrikulation noch in suspenso ist, 19; 2) nicht immatrikulirte Chirurgen 9; 3) Pharmaceuten 3; 4) Hospitanten, die nicht immatrikulirt werden können, 4. Im Ganzen sind also 649 Zuhörer.

Breslau. Die hiesige Universität besuchten in diesem Wintersemester 684 Studirende. Von diesen gehören der katholisch-theologischen Fakultät 179 an, der evangelisch-theologischen Fakultät 114 (darunter 1 Ausländer), der juristischen Fakultät 106 (1 Ausländer), der medizinischen Fakultät 185 (3 Ausländer) und der philosophischen Fakultät 100 (darunter 2 Ausländer). Außer diesen immatrikulirten Studirenden besuchen die Universität als zum Hören der Vorlesungen berechtigt 4, deren Immatrikulation noch in suspenso, 40 Eleven der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt, 15 Pharmaceuten und 34 Oekonomen, so daß im Ganzen 785 an den Vorlesungen Theil nehmen.

Gießen. Nach dem amtlich aufgestellten Personalbestand der großherzoglichen Ludwigs-Universität beträgt die Gesammtzahl der Studirenden in diesem Wintersemester 487, worunter 331 Inländer und 76 Ausländer sind.

Göttingen. Das offizielle Verzeichniß der Studirenden gibt die Zahl der in diesem Wintersemester Immatrikulirten auf 793 an, von denen der Theologie 167 (136 Inländer, 31 Ausländer), der Jurisprudenz 268 (151 Inländer, 117 Ausländer), der Medizin 286 (139 Inländer, 60 Ausländer), der Philosophie 74 (58 Inländer, 21 Ausländer) gehören.

Halle. Die Gesammtzahl der immatrikulirten Studirenden auf dieser Universität beträgt im laufenden Wintersemester 698, von diesen studiren Theologie 400 (389 Inl., 11 Ausländer), Jurisprudenz 90 (83 Inländer, 7 Ausländer), Medizin 110 (70 Inl., 40 Ausländer), Philosophie 61 (57 Inländer, 5 Ausländer). Außer diesen immatrikulirten Studirenden besuchen die Vorlesungen noch 11 nicht immatrikulirte Chirurgen unter der Direktion des Hrn. Professors Dr. Blasius, als Direktor des chirurgischen Studiums an der Universität, und 4 nicht immatrikulirte Pharmaceuten, so daß im Ganzen 697 Studirende an den Vorlesungen Theil nehmen.

Heidelberg. Nach dem Adreßbuch beträgt die Zahl der die Universität besuchenden Studirenden in diesem Wintersemester 644, also 48 weniger als im Sommer; daneben werden die Vorlesungen noch von 19 Personen reiferen Alters und 11 niedern Chirurgen besucht.

Königsberg. Die hiesige Albertus-Universität zählt im jetzigen Wintersemester 399 immatrikulirte Studirende, von denen Theologie 114 (109 Inländer, 5 Ausländer), Jurisprudenz 81 (79 Inländer, 2 Ausländer), Medizin 79 (67 Inländer, 11 Ausländer), Philosophie 117 (109 Inländer, 8 Ausländer) studiren. Außer diesen besuchen noch die Vorlesungen 16 der Chirurgie und 3 der Pharmacie Beflissene.

Marburg. Nach dem gedruckten Verzeichnisse beträgt die Zahl der in diesem Wintersemester an der hiesigen Universität Studirenden 285. Von diesen widmen sich der Theologie 67 (darunter 10 Ausländer), der Jurisprudenz 107 (19 Ausländer), der Staatswissenschaft 3, der Medizin 41 (11 Ausländer), der Chirurgie 21 (3 Ausländer), der Pharmacie 5, der Philologie 15 (5 Ausländer), den übrigen philosophischen Wissenschaften 13, ihrer Ausbildung 9.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden in diesem Wintersemester ist 730, worunter 51 Ausländer.

Kirche.

Am 9. November v. J. hatte die Einführung der Frauen vom guten Hirten in die zu einem Kloster dieses Ordens bestimmte Lokalität, ein ehemalig gräflich Preysing'sches Landhaus, in Haidhausen (Königreich Bayern) statt. Es wird vorläufig nur verwahrlosten und verlassenen Mädchen vom 12ten bis 20sten Jahre eine Zufluchtsstätte gewähren, und demnach eine Bewahranstalt für Mädchen reiferen Alters, später aber auch bei zunehmenden Mitteln eine Rettungsanstalt für gefallene Frauenspersonen werden.

Auf Antrag des Staatsministers von Lindenau ist dem M. Peschel in Zittau und den Pastoren an den Strafanstalten zu Waldheim und Zwickau, Dreschke und Würdig, der Auftrag geworden, Andachtsbücher für die sächsischen Gefängnisse herzustellen.

Schule.

Das Schullehrerseminar in Zittau, dessen Vorsteher M. Peschel ist und zu dessen Direktor Dr. phil. Burdach ernannt worden, zählt 25 Seminaristen und 10 Proseminaristen. Es wurde 1811 von dem Stadtrath gestiftet und seither, ohne Unterstützung von Seiten des Staates, von der Stadt allein unterhalten. Die Stadtpfarrer sind verpflichtet, auf Ersuchen des Magistrats gegen eine Remuneration den Unterricht zu übernehmen.

Die unter Leitung der Frau Doktor Kleberg in Königsberg in Preußen bestehende und durch milde Beiträge unterhaltene Erwerbschule zur Bildung weiblicher Dienstboten zählt gegenwärtig 82 Schülerinnen. Ihr Bestehen und die Vergrößerung dieser wohlthätigen Anstalt ist durch Zusicherung eines jährlichen allerdächsten Beitrags gesichert.

Die öffentlichen Blätter enthalten eine Zusammenstellung der Frequenz auf sämmtlichen preußischen Gymnasien im Sommerhalbjahr 1839 und dem folgenden Wintersemester von 1839 bis 1840. Im Sommer 1839 befanden sich auf sämmtlichen 113 Gymnasien des Staats 21,789 Schüler, auf den 13 Progymnasien 899 Schüler; an ihnen lehrten 934 ordentliche und 583 Hülfslehrer und 51 ordentliche und 21 Hülfslehrer. Die meisten Schüler waren auf den 20 schlesischen Gymnasien, nämlich 4258, die wenigsten auf den 4 posenschen, nämlich 1020. Im Wintersemester betrug die Zahl der die 113 Gymnasien Besuchenden 21,946, auf den Progymnasien 935. Diese Gesammtzahl von 22,881 vertheilt sich auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen: 3877 in Brandenburg, 4395 in Schlesien, 3296 in Sachsen, 3143 in der Rheinprovinz, 3085 in Preußen, 2009 in Westphalen, 1591 in Pommern und 1496 in Posen.

Literatur.

M. Peschel hat von Sr. Majestät dem König von Sachsen für die Geschichte der Stadt Zittau (2 Bde. 8.) eine werthvolle Medaille, und vom Stadtrath in Zittau das Ehrenbürgerrecht erhalten.

Bei Frommann in Jena erscheint ein periodisches Werk: „Deutsches Staatsarchiv.“ Sammlung für Deutschland wichtiger Aktenstücke, welches sich das Ziel gesetzt, den Nationalgeist des deutschen Volkes, der sich mehr und mehr zu regen beginnt, und durch manche äußere Bande, Bundestag, Zollverein ꝛc. einer organischen Gestaltung entgegengeht, auch von innen heraus durch ein allgemeines, kräftiges und freudiges Zusammenwirken von Regierung und Volk, durch gegenseitige Anerkennung aller Stände unter sich zur Verständigung zu bringen. Der erste Band enthält die aktenmäßige Darlegung der Ergebnisse des wider den Magistrat der Stadt Hannover wegen Beleidigung der Regierung eingeleiteten Untersuchungsverfahrens und der vom Bürgermeister von Osnabrück, Dr. J. Stüve, eingereichten Vertheidigungsschrift.

Der Freiherr Karl von Hügel hat in seinem Reisewerke: „Kaschmir und das Reich der Sikhs“ (Wien, bei Gollinger) die Resultate seiner Erfahrungen niedergelegt, die er auf einer sechsjährigen Reise im Innern Indiens gesammelt hat. Wenn er auch den großartigen Plan, den er vor Beginn seiner Reise entworfen, später als unausführbar aufgeben mußte (er wollte über Griechenland, Aegypten nach Asien gehen, den ostindischen Archipelagus besuchen, in China und Australien sich aufhalten und über Amerika nach Europa zurückkehren, und auf dieser Reise um und durch die bekannten Erdtheile die Völker in ihren Sitten und ihrer Lebensweise kennen lernen), so macht doch sein Aufenthalt in den noch so unbekannten Gegenden Asiens, worauf er sich gezwungen beschränkt sah, sein Eifer und seine Beharrlichkeit, mit der er seine Forschungen fortsetzte, sein Werk zu einer reichen Quelle von neuen Aufschlüssen über jene durch die politischen Verhältnisse und Verwicklungen immer wichtiger werdenden Länder.

Unter dem Titel: „Urkunden (von dem Archäologen Roß in Athen aufgefunden) über das Seewesen des attischen Staats, hergestellt und erläutert von A. Böckh“ ist ein wichtiger Nachtrag zu dem berühmten Werke dieses Gelehrten: die Staatshaushaltung der Athener, erschienen.

Von Ranke's Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation ist der dritte Band erschienen. Manche Kritiker wollen zu wenig historische Kunst in der Verarbeitung der neuern Forschungen finden, die der berühmte Historiker hier zusammengestellt hat.

Ein neues Organ für Erziehung und Schulwesen ist seit einem halben Jahre in der „Pädagogischen Revüe“ von Dr. Mager in Stuttgart gegründet worden. Der Name des Herausgebers, der in mehreren kleinern und größern Schriften (wir nennen nur „die Bürgerschule,“ „über moderne Philologie“ ꝛc.) seine eigenthümlichen und durchdachten Ideen über diesen Gegenstand ausgesprochen hat, das Verzeichniß der Mitarbeiter und die zeitgemäße, trefflichen und gehaltvollen Aufsätze, die die Revüe bisher enthalten, sichern ihr einen bedeutenden Platz unter den periodischen Schriften ihres Faches.

Der neueste Band der historischen Schriften von Gervinus, der erste der „Neuern Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen,“ enthält in dem Vorwort an Dahlmann das entmuthigende Geständniß, daß unsere schöne Literatur ein stagnirender Sumpf geworden sey. Die Verachtung der neuern Zeit und ihrer Erzeugnisse in Wissenschaft und Kunst ist so wiederholt ausgesprochen, daß man wohl am Ende glauben muß, was die Herren sagen, wenn man auch stets daran erinnert wird, daß alte oder abgelebte Leute nur an den Knochen der Vergangenheit nagen.

Die beiden Gesänge aus Tristan und Isolde, ein Nachlaß Immermann's, welche das diesjährige Rheinische Jahrbuch enthält, stellen den geschiedenen Sänger an die Seite der besten Lichter, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat.

Sollte denn Julius Mosen auch zu den elitären Bestandtheilen gehören, von denen Hr. Gervinus spricht, welche ein Orkan austreiben soll? Oder gehören die Klagen über den Verfall der Literatur, von Männern, die nichts gethan haben, ihn zu verhindern oder aufzuhalten, vielleicht mehr zu jener Zerrissenheits-Literatur, welche vor einigen Jahren Mode war und jetzt zum Gespött geworden ist?

Talvj, bekannt durch die Uebersetzung der serbischen Volkslieder, einer Charakteristik der Volkspoesie ꝛc., hat sich die Mühe gegeben, in einer Schrift nachzuweisen, daß Macpherson's Ossian nicht die eigentlichen Gedichte dieses alten Barden enthält, woran in England schon bald nach ihrer Erscheinung stark gezweifelt wurde. Der Werth dieser Nachweisung ist wohl sehr problematisch. Den deutschen Gelehrten war es längst bekannt, daß Macpherson in seinen Liedern Ossian's zum Theil eigene Dichtungen gegeben und wem außer ihnen kann es sonst nützen? Die Poesie, die in diesen Dichtungen herrscht, wird ihnen stets Freunde erwerben, wenn auch der Antiquar sich von ihnen wendet.

Eine interessante Schrift ist in Berlin bei Lüderitz erschienen: die deutschen Stämme und ihre Fürsten ꝛc., von Dr. Ferd. Heinr. Müller. Erster Band: Vorgeschichte der deutschen Stämme bis zur Bildung des fränkischen Reichs der Merowinger. — Der Verfasser

versucht hier die Geschichte der deutschen Stämme in ihrer ethnographisch-genealogischen Bildung und Entwicklung zu zeichnen, ein Unternehmen, das namentlich für unsere vaterländische Geschichte interessante Resultate gewährt.

Kunst.

Unsere Zeit möchte eine ganz der Kunst geweihte genannt werden, wenn man alle die Anläufe zu berücksichtigen genöthigt wäre, die von allen Seiten gemacht werden, die Kunst populär zu machen. Es wäre aber auch eine große Kunst, hier überall die Kunst aufzufinden, wo nur die Kunst vorherrscht, recht viel Gewinn zu machen. Wir wollen nicht in den Fehler fallen, den man manchen Kritikern der neuen Literatur vorwerfen könnte. Alles schwarz zu sehen und rechnen also den größten Theil, wir könnten sagen alle Illustrationen, Stahlstiche und andere Zierrathen der sogenannten Kunst im Buchhandel weg, aber auch in den eigentlichen Kunstwerken zeigt sich die bloße Handarbeit, das Handwerk, auf eine Schrecken erregende Weise. Ob es wohl auch in den goldnen Zeiten der Künste eben so der Fall gewesen?

Der Maler Lippmann in Berlin geht mit festem Schritte in der gefundenen Bahn weiter, Abdrücke in Oelfarben von ausgezeichneten Gemälden zu fertigen.

Das Daguerreotyp ist von Jenring in St. Gallen, von Optikern in Wien und endlich auch von Daguerre selbst so weit verbessert worden, daß jetzt in kürzester Zeit Porträte von lebenden Personen mit offenen Augen gefertigt werden, was nach der frühern Einrichtung unmöglich war.

Preßangelegenheiten.

Die Parlzeitung, herausgegeben von Hitzig, ist jetzt von der preußischen Regierung empfohlen und unterstützt.

Die deutschen Bundesstaaten finden nur selten eine Stelle in der preußischen Staatszeitung.

In Oesterreich ist das Preßgesetz von 1810 wieder als Norm der Censur in Erinnerung gebracht worden.

Stiftungen.

In den verschiedenen Provinzen und Regierungsbezirken des Königreichs Preußen sind zur Feier des Huldigungsfestes eine Menge milder Stiftungen gemacht worden. Auf Veranlassung des Landraths des Kreises Montjoie im Regierungsbezirk Aachen wurde von den Kreisständen eine neue Stiftung zur bessern Unterstützung dürftiger Familien einberufener Landwehrmänner beschlossen. Die Stadt Bielefeld (Westphalen) stiftete ein Krankenhaus. Die Kaufmannschaft der Stadt Kottbus gab 300 Thlr. zur Errichtung einer Anstalt für verwahrloste Kinder. — In Strzeleno (Regierungsbezirk Bromberg) bildete sich ein jüdischer Verein zur Bekleidung armer Knaben ohne Unterschied der Religion und in Czarnikow traten unter der Judenschaft zwei Vereine zusammen zur Unterstützung armer Wöchnerinnen und Ausstattung armer Mädchen, ein anderer zur Bekleidung und sonstigen Unterstützung armer Schulkinder. — Die Stadtgemeine Stargard bestimmte 12,000 Thlr. zur Erweiterung und selbstständigeren Begründung des städtischen Waisen- und Kinderinstituts.

Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland hat unterm 21. Oktbr. v. J. der Stadt Berlin ein Kapital von 30,000 Thlrn. geschenkt, mit der Bestimmung, eine Anstalt zu gründen, worin solche Leute, die durch Unglücksfälle, Krankheiten, auch wohl gebüßte Vergehen arbeitsunfähig geworden, nach Maßgabe ihrer Kräfte, Fähigkeiten und Arbeitswilligkeiten, Beschäftigung finden sollen.

Der im November v. J. in Königsberg in Preußen verstorbene Oberamtmann Albrecht hat in seinem Testamente ungefähr 25,000 Thlr. mit der Bestimmung ausgesetzt, daß dieses Kapital so lange unberührt bleibe, bis es durch Zins auf Zins vermehrt, die Höhe von 200,000 Thlrn. erlangt hat, worauf es zur Gründung und Unterhaltung eines Hospitals werden soll, in welchem die Kranken nur nach homöopathischer Methode behandelt werden sollen.

Vereine.

Die Bibelgesellschaft in Königsberg in Preußen feierte am 22. November ihr 25jähriges Jubelfest. Sie hat im verflossenen Vereinsjahr 1181 Bibeln und 1135 Neue Testamente theils unentgeldlich, theils zu ermäßigten Preisen vertheilt und eine Einnahme von 1963 Thlrn. erhalten.

In Schippenbeil und Bartenſtein unweit Königsberg haben ſich neue Hülfsvereine gebildet.

Die Bibelgeſellſchaft in Poſen hielt am 1. November v. J. ihre 23ſte Stiftungsfeier. Sie hat im verfloſſenen Jahre nach den Sprachen und Konfeſſionen an Bibeln verbreitet: an evangeliſche Chriſten 1212 deutſche, 309 polniſche, 25 böhmiſche, 3 franzöſiſche, 4 italieniſche, 2 engliſche; an römiſch-katholiſche Chriſten 65 deutſche, 86 polniſche und 15 griechiſch-lateiniſche Exemplare. Die Jahreseinnahme betrug 1300 Thlr. 6 Sgr., die Ausgabe 1161 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf.

Induſtrie.

Die Glasfabrikation in Böhmen, durch Waldreichthum und geognoſtiſche Geſtaltung des Landes mehr als in irgend einem andern begünſtigt, übertrifft die engliſche um mehr als ein Drittel, die franzöſiſche Produktion um mehr als die Hälfte. Von den 75 Glashütten, wovon mehrere zu den großartigſten Fabrikanſtalten gehören, und welche mehr als 2500 Familien Verdienſt gewähren, erzeugen 13 feinſt raffinirtes Hohl- und Tafelglas, 14 blos rohes Hohl- und 11 blos Tafelglas; 22 beſchäftigen ſich nur mit dem Raffiniren (Schleifen, Schneiden, Poliren ꝛc.) von gekauften oder beſtellten Hüttenprodukten. Jährlich werden über 25,000 Centner Glas, meiſt verfeinerte, durch Schnitt, Schliff, Vergoldung oder Färbung im Werth erhöhte Glaswaaren ins Ausland verführt, ſo daß das Minimum des Geſammtwerthes der Glasproduktion jährlich zu 6 Millionen Gulden C. M. angenommen werden kann.

Preisfragen.

Die Göttinger Societät der Wiſſenſchaften hat einen Preis von 12 Dukaten für die gründlichſte und umfaſſendſte Beſchreibung der Landwirthſchaft einer Provinz oder Gegend des Königreichs Hannover ausgeſetzt, von welcher bis jetzt eine ſolche noch nicht geliefert worden. — Termin: Ende September 1842.

Die Muſikalienhandlung von Schuberth u. Comp. in Hamburg verſpricht der beſten Klavierſonate, eingeſendet bis Ende Juni 1841 an die genannte Handlung, einen Preis von 20 holländiſchen Dukaten, der zweitbeſten einen Ehrenpreis von 10 Dukaten. Als Richter ſind genannt: Kapellmeiſter Bernhard Romberg, Muſikdirektor W. Grund, Eduard Marxſen, Kapellmeiſter E. Krebs, Organiſt J. F. Schwenke, Chriſtern, J. Schuberth.

Der niederöſterreichiſche Gewerbeverein hat den Preis von 2000 fl. C. M. für eine Abhandlung ausgeſetzt, über die Mittel, die im Große geleimten Maſchinenpapiere ebenſo feſt und haltbar zu machen, als die von der Hand geſchöpften und mit thieriſchem Leime geleimten Papiere. Die Abhandlungen, deren Verfaſſen ſich bei Verſuchen im Großen vollkommen bewähren, und nöthigenfalls auch mit Zeichnungen verſehen ſeyn müſſen, ſind bis zum 31. Dezember 1841 dem niederöſterreichiſchen Gewerbeverein zu übergeben. Das Nähere Wiener Zeitung vom 4. Januar 1841.

Die Direktion der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft ſchreibt folgende Fragen aus: 1) Wie kann für Ausbildung des Handwerkerſtandes geſorgt werden, während der Schulzeit und der Zeit der Handwerkslehre? — 2) Welche Vortheile kann die Anlegung von Eiſenbahnen in der Schweiz für Induſtrie und allgemeinen Verkehr darbieten? welchen Einfluß wird ſie auf Sitte und Sittlichkeit ausüben? und wie kann hiebei dem Verdrängen ſchätzenswerther, bei uns beſtehender Sitten und Verhältniſſe vorgebeugt werden? — 3) Sind in unſerm Vaterlande zwiſchen Fabrikherren und ihren Arbeitern neben den bloßen Vertragsverhältniſſen noch beſondere freundſchaftliche Verhältniſſe und vorſorgliche Einrichtungen vorhanden? was für welche? und was wäre in dieſer Hinſicht noch weiter zu thun möglich? — Einzugeben bis zum 28. September 1841.

Das Institut historique de France ſchreibt folgende Fragen aus: 1) Indiquer avec précision et soumettre à une application rigoureuse les diverses courses de l'histoire des peuples anciens en général, et en particulier des Assyriens, des Egyptiens, des Perses, des Phéniciens, des Hébreux et des Grecs. — Preis: 600 Fr. Termin: vor dem 15. Juni 1842. — 2) a) Allgemeine und franzöſiſche Geſchichte: Faire l'histoire du concile de Trente dans ses rapports avec la politique française. — b) Geſchichte der Sprachen und Literaturen: Déterminer les causes qui ont fait parvenir la langue française au rang de langue internationale, et qui ont préparé son élévation définitive au rang universelle succédant à la langue latine, comme celle-ci avait succédé à la langue grecque. — c) Geſchichte der phyſiſchen, mathematiſchen ꝛc. Wiſſenſchaften: Faire l'histoire abrégée des divers systèmes économiques qui ont été enseignés ou essayés en France depuis Colbert jusqu'à la fin de l'Empire: montrer les relations qui existent entre ces systèmes et les diverses doctrines politiques qui se sont produites depuis deux siècles dans

la société française. — d) Geſchichte der ſchönen Künſte: Déterminer l'ordre de succession d'après lequel les divers éléments qui constituent la musique moderne ont été introduits dans la composition, signaler les causes qui ont donné lieu à l'introduction de ces éléments. — Preis für jede dieſer Fragen: 900 Fr. — Termin: 18. Juni 1841. Sprache der Abhandlung franzöſiſch oder lateiniſch. Die gekrönten oder ehrenvoll erwähnten Preisſchriften machen den Verfaſſer, wenn er es wünſcht, zum Mitglied der Geſellſchaft.

Die limnäiſche Geſellſchaft in Bordeaux gibt folgende Fragen zur öffentlichen Bewerbung: „Présenter l'histoire des vins de Bordeaux depuis l'époque de l'introduction de la vigne dans ces contrées jusqu'à nos jours, en indiquant autant que possible les causes des changements, des améliorations, des altérations qu'ont subies les diverses qualités de ces vins.“ — Preis: eine große ſilberne Medaille. — „Rechercher les meilleurs moyens de procurer à l'agriculture les capitaux qu'elle réclame et dont l'absence est pour elle une cause de langueur qu'aucune autre mesure ne saurait corriger. Présenter à ce sujet le tableau des systèmes proposés et des tentatives déjà faites par les économistes et les compagnies qui se sont occupés de cette importante question.“ — Preis: eine ſilberne oder auch eine goldene Medaille. — „Indiquer d'une manière claire et précise en s'appuyant sur les faits historiques, la relation directe qui a toujours existé entre le bien-être des sociétés et une juste considération accordée à l'agriculture. Appliquer le résultat de ces recherches à l'époque actuelle et faire connaître les moyens qu'il conviendrait de mettre en usage pour rendre à l'agriculture, envisagée comme l'une des conditions du bonheur social, le rang qui lui est naturellement dévolu et qui assurera de nouveau son heureuse influence. Preis: eine große ſilberne Medaille.

Die Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Bordeaux hat mehrere Preisfragen in ihrer letzten Sitzung vom November v. J. aufgeſtellt. Wir geben nur die allgemein intereſſanten: 1) Déterminer les causes diverses qui portent la population des campagnes à venir se fixer dans les villes et indiquer les moyens de remédier à cet état des choses. — Preis: eine goldene Medaille im Werth von 300 Fr. — 2) Est-il possible d'annexer à l'hospice des Enfants-Trouvés du département de la Gironde des ateliers agricoles et manufacturiers, organisés de manière à ce que chaque enfant, sortant de l'hospice à sa majorité, ait remboursé par son travail les avances faites par l'établissement pour son éducation et son instruction, et possède une profession qui assure son avenir dans la société? — Preis: 200 Fr. — 3) Constater par des expériences exactes l'influence que peut exercer, relativement à la végétation, l'application de la chaux ou de tout autre agent sur l'écorce des plantes, et démontrer, autant que possible, les causes physiques et physiologiques de cette action salutaire. Etudier l'influence de cette application précitée sur les fruits en général et principalement sur ceux de la vigne et sur la qualité du vin. — Preis: 200 Fr. Zeit der Einlieferung der Abhandlungen: vor Monat November 1841.

Die Geſellſchaft für Wiſſenſchaft, Ackerbau und Künſte im Departement Tarn und Garonne hat folgende zwei Preisfragen ausgeſchrieben: 1) 200 Fr. für die beſte Denkſchrift sur les moyens de faire disparaître de nos cultures les plantes nuisibles à leur prospérité. Jede dieſer Pflanzen muß nach ihrem wiſſenſchaftlichen und gewöhnlichen Namen benannt, die Orte und die Pflanzenarten, denen ſie am meiſten ſchaden, müſſen genau bezeichnet, und die zu ihrer Vernichtung dienlichſten Mittel vorgeſchlagen werden. — 2) 200 Fr. für die beſte Denkſchrift sur les divers modes d'exploiter les terres, soit par le métayage, soit par des maîtres-valets, soit par des fermiers, soit par des valets, des journaliers ou tout autre moyen de les faire valoir. Der Verfaſſer muß eine Uebernicht jeder dieſer verſchiedenen Arten, ihrer Vortheile und Nachtheile je nach der Oertlichkeit geben, und eine annähernde Berechnung des Brutto- und reinen Ertrags beifügen; er muß die wohlfeilſten Mittel anzeigen, ſie gegenſeitig einander zu ſubſtituiren, die Hinderniſſe angeben, die ſich erheben, ſey es aus dem Klima und der Beſchaffenheit des Bodens, ſey es aus den Gewohnheiten der Bevölkerung ꝛc. — Adreſſe: an das Sekretariat der Geſellſchaft in Montaudan.

Die königliche Akademie der Medizin hat im Auftrag mehrerer Perſonen folgende Preisfragen geſtellt: Frau von Civrieux hat einen jährlichen Preis von 1500 Fr. ausgeſetzt für die Behandlung und Heilung der aus Ueberreizung der Nerven entſtehenden Krankheiten, und die Akademie verlangt daher für 1842 „die pathologiſche und phyſiologiſche Geſchichte der Hypochondrie.“ — Der Marquis Le Baële d'Argenteuil vermachte der Akademie ein Kapital von 30,000 Fr., deſſen Intereſſen alle 6 Jahre demjenigen zuerkannt werden ſollen, welcher die wichtigſte Verbeſſerung in der Heilung der Verengerung des Urinkanals gefunden haben wird; im Falle, daß dieſer ſpezielle Theil der Heilkunde ohne Vervollkommnung geblieben ſeyn ſollte, iſt dieſelbe Summe der wichtigſten Verbeſſerung in dem Verfahren anderer Urinkanal-Krankheiten beſtimmt. Dieſer Preis, welcher 1844 verfällt, und 9239 Fr. beträgt, wird jetzt zur Erinnerung gebracht. — Der Doktor Itard ſtiftete teſtamentlich einen dreijährigen Preis von 2000 Fr. für das beſte Buch oder die beſte Abhandlung über praktiſche Medizin oder angewandte Therapeutik, das aber wenigſtens ſchon ſeit 6 Jahren erſchienen ſeyn und ſeinen Werth erwieſen haben muß. Der nächſte Termin iſt 1843.

Die medizinische Gesellschaft in Belgien hat für die beste Denkschrift über die physische Erziehung der Kinder von ihrer Geburt bis zu ihrer Volljährigkeit (sur l'éducation physique des enfants depuis la naissance jusqu'à la puberté) einen Preis von 1000 Fr. ausgesetzt.

Schweiz.

Preßangelegenheiten. Im Kanton Zürich ist der Regierung eine Mittheilung eingereicht worden, um Sicherheit des literarischen Eigenthums herzustellen.

Schule. Die Anstalt für Blinde und Taubstumme in Zürich enthielt im abgelaufenen Jahre 46 Zöglinge, nämlich 33 Taubstumme und 13 Blinde, wovon 4 im Laufe des Jahres ausgetreten sind. Im ganzen Kanton zählt man 163 Blinde und 266 Taubstumme. Aerztliche Beobachtungen lassen vermuthen, daß die Taubstummheit meistentheils in diesen Gegenden ein erhöhter Grad von Strophulosität sey, da dieses Gebrechen am häufigsten an solchen Orten vorkommt, welche dem kalten, rauhen Nordwind ausgesetzt sind ꝛc. Das Vermögen der Anstalt beträgt 92,500 fl. 20 fl.

Belgien.

Literatur. Seit 1834, wo die Regierung von Neuem eine Commission ernannte für die Herausgabe der Quellen für vaterländische Geschichte, wie es schon 1827 die holländische Regierung gethan hatte, beschäftigt man sich in Brüssel eifrig mit dem Aufsuchen und Redigiren der reichen handschriftlichen Schätze, welche bis jetzt in den Bibliotheken und Archiven dem Staube Preis gegeben waren.

Hr. Buchon hat die Chronik des Jehan Molinet herausgegeben; es ist eine Sammlung Itinerarien und Reisen der ehemaligen Fürsten Belgiens, ein Corpus chronicorum Flandriae und eine Fortsetzung der Acta Sanctorum erscheinen.

Die Gesellschaft der Bibliophilen im Hennegau hat durch den Baron Reiffenberg die Mémoires du Comte de Mérode d'Oignies avec une introduction et des notes herausgegeben.

Ein Maler in Limburg, Hr. Aertè, hat ein altes Manuskript auf Pergament aufgefunden und dem Professor Debruyn in St. Trond übergeben, welches alte flamändische Dichtungen aus dem 13. Jahrhunderte enthalten soll; namentlich das Leben der heiligen Luthgarde, der heiligen Christine, übersetzt von Thomas Cantipratanus (von Cambray) durch Guillaume, einen Mönch von Affligem gegen 1260.

Vom Monat November 1839 bis zum November 1840 wurden in Belgien 380 Originalwerke gedruckt, und zwar 218 in französischer, 92 in flamändischer, 6 in lateinischer und 4 in deutscher Sprache. Davon gehörten 32 der belgischen Geschichte, 63 der Literatur, 11 der Biographie, 4 der Numismatik, 14 der Grammatik und Numismatik, 1 der Literärgeschichte, 9 dem öffentlichen Unterricht, 9 der Ascetik, 15 der Medizin und ihren Hülfswissenschaften, 3 der Kriegskunde, 6 der Bibliographie, 10 politischen und religiösen Flugschriften, 10 der Jurisprudenz, 15 der Staatsökonomie ꝛc., 6 der Mathematik, 4 den schönen Künsten ꝛc.

Industrie. Hr. Fourneyron hat mit Glück den Dampf zum Ersticken einer Feuersbrunst benutzt, indem er alle Klappen zu gleicher Zeit an der Dampfmaschine öffnete und das vom Feuer ergriffene Gebäude mit dem Dampfe erfüllte.

Holland.

Kirche. Auf Vorschlag des Generaldirektors der katholischen Angelegenheiten hat Se. Maj. der König von Holland beschlossen: 1) die religiöse Congregation der Väter Redemptoristen zu Wittem im Limburgischen unter der Bedingung anzuerkennen, daß die sogenannten Missionen nur in dem Umfang der Kirche, und nicht auf öffentlichem Wege vorgenommen werden; 2) 10 religiöse Ordensgesellschaften, und zwar die der regulären Canonici, der Karmelitermönche und Karmeliternonnen, der Augustinernonnen, der Kapuzinernonnen, der Klarissinnen, der Franziskanermönche, der Väter vom Kreuze, der Töchter der heiligen Brigitta, sämmtlich in Nordbrabant bestehend, werden ermächtigt, wieder Novizen anzunehmen — in Gemäßheit ihrer Statuten, ohne Präjudiz des rechtmäßigen Bischofs.

Schweden.

Hr. Stockfleth, der sich seit 1825 in Lappland aufgehalten und während dieser Zeit die Sprache dieses Landes gründlich erlernt hat, ist bemüht, sie auf Prinzipien zurückzuführen, und hat jetzt die Elemente einer Grammatik bekannt gemacht, nebst einer Uebersetzung der Evangelien und des Katechismus, die er in diese Sprache übertragen. Diesen Werken soll nächstens eine vollständige Sprachlehre und ein Wörterbuch folgen.

England.

Literatur. Philarète Charles urtheilt über die neuere englische Literatur, daß sie zwar keinen ausgezeichnet hohen und kräftigen Flug nehme, nichts biete, was Childe Harold und Old Mortality gleichkomme, kein ausgezeichnetes Drama, keinen hervorragenden Dichter habe, doch immer noch Manches von hohem Interesse biete, und geht dann auf eine nähere Schilderung einiger Dichterinnen über, unter denen er Mrs. Norton in ihrer jüngsten Schöpfung The Dream eine bedeutende Stelle einnehmen läßt. Wir gestehen, daß uns die Seufzer und Klagen der Mehrzahl der neuern Kritiker über den Verfall der neuern Literatur nicht ganz begründet scheinen. Das Zeichen unserer Zeit scheint ein eigenthümliches Eingehen und Versenken in die Persönlichkeit und Individualität zu seyn. Daher diese Schilderungen der Gegenwart in den englischen neuesten Romanen, wie Bulwer, Dickens ꝛc., diese Bilder aus dem täglichen Leben, welche, wie ungenügend und dürftig als Kunstwerke, immer eine bemerkenswerthe Stelle in der Geschichte der Literatur einnehmen werden.

Der Roman, das eigentliche Organ der neuern Poesie, nimmt in dieser Hinsicht eine ganz eigenthümliche Stellung in unserer Literatur ein. Wir sprechen nicht von den deutschen Romantikern, die freilich nicht ganz frei von Nachahmung sind und dennoch ein gewisses politisches Element enthalten, da andere Organe zum Aussprechen des politischen Bewußtseyns einen versagt sind. Auch die englischen Dichter, welche sich mit ihrer Zeit ausschließlich beschäftigen, wenn sie nicht blos für den lieben Broderwerb schreiben, sind beziehungsreicher und historischer, als sie es vielleicht selbst glauben.

Bulwer hat das lesende Publikum wieder mit einem neuen Romane: Night and Morning, beschenkt. — Miß Martineau verherrlicht die Negeremanzipation in Haiti durch einen Roman unter dem Titel: the Hour and the Man, worin sie Toussaint l'Ouverture vergöttert.

Die Poesien von Milnes, Sterling, der Maria Brooke, Elisabeth Charlesworth, Louise Costello, Miß Lowe, Mitford, Elisabeth Barrett ꝛc. finden in den verschiedenen englischen Reviews ihre Freunde und Lobredner.

Henry Hallam, der Verfasser einer Geschichte Englands und Europa's im Mittelalter, hat auch eine Einleitung zur Literärgeschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts herausgegeben. Er hat sich einerseits seine Arbeit sehr erschwert, indem er eine Masse Namen und Titel zusammengetragen hat, was freilich Manche als eine Erleichterung ansehen werden, da er nur nach eigener Bequemlichkeit hie und da diesen Titeln kritische Reflexionen beifügt, gleichsam als wolle er Athem holen von dem beschwerlichen Schreiberdienste; andererseits geht er sehr kavaliermäßig mit seinem Verzeichniß um, indem er viel Bedeutendes ganz unerwähnt läßt. Geschichte und Reisen und religiöse Kontroversen hält er, mit wenigen Ausnahmen, der Erwähnung nicht werth.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der neuern englischen Literatur ist Carlyle, der Uebersetzer Goethe's und Verfasser mehrerer anderer Schriften. Seine Sprache, die nach der deutschen gebildet ist und die englische mit mehreren neuen Wortformen, der deutschen entlehnt oder nachgebildet, zu bereichern versucht, hat in der neuern Zeit manche Nachahmer gefunden, die aber freilich, wie es bei einem so ganz eigenthümlichen, originellen Geiste nothwendig, ihn nicht verstehen.

Die Richtung unserer Zeit, wenn sie von jener selbstsüchtigen Eigenliebe abgezogen wird, die den Einzelnen überall als Mittelpunkt setzt und seinem besondern Interesse den Vorrang gibt, ist historisch und die Geschichte selbst mehr antiquarisch. Die sogenannte pragmatische Richtung der Geschichtschreiber des vergangenen Jahrhunderts, wo jeder Einzelne nur gar zu gern und zu oft seine eigenen dürftigen Gedanken dem Geist der Geschichte unterlegte, ist in dem Streben, neue Ansichten und Thatsachen aufzustellen, untergegangen, und mit Eifer und nicht ohne Erfolg durchsucht man Archive und alte Handschriften.

England ist eines der ersten Länder gewesen, das diese Richtung in der Geschichtsforschung einschlug. Die verschiedenen antiquarischen und historischen Gesellschaften, die fast in jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt bestehen, geben ein glänzendes Zeugniß von dem Eifer,

womit dieſe Forſchungen getrieben werden. Die Früchte haben nicht lange auf ſich warten laſſen. Doch darf man nicht glauben, daß dieſe archivaliſchen Unterſuchungen nur rein geſchichtlicher Tendenz, d. h. nur in der Abſicht gemacht wären, die Thatſachen und Ereigniſſe der Vergangenheit in ein helleres, von den Leidenſchaften ungefärbteres Licht zu ſetzen. Der Wunſch, neu zu ſeyn, iſt eine gefährliche Klippe für jede unparteiiſche Unterſuchung.

Archibald Alliſon hat die Annalen Europa's vom Anfang der franzöſiſchen Revolution bis zum Jahr 1815 in 9 Bänden geſchrieben. Die Tendenz iſt toriſtiſch und ariſtokratiſch; doch enthält das Werk, das in einem klaren, reinen Styl geſchrieben iſt, eine vollſtändige Darſtellung der Debatten im engliſchen Parlament während dieſer Zeit und nimmt dadurch eine wichtige Stelle in den neuern Geſchichtswerken Englands ein.

Der Schotte Patrick Fraſer Tytler, der gerühmte Geſchichtſchreiber Schottlands, in deſſen aus Archiven geſchöpfter Geſchichte des Landes manche Thatſachen ein ganz neues Licht erhalten, hat in einer jüngſt erſchienenen Schrift (England under the reigns of Edward VI. and Mary with the contemporary history of Europe; illustrated in a series of original Letters never before printed, with historical introductions etc.) es unternommen, den Beinamen der „Blutigen", mit welchem Maria von England bisher bezeichnet wurde, als ungerecht und ihr von den parteiiſchen Gegnern ihres Glaubens und ihrer Regierung nur gegeben zu bezeichnen. Es iſt wahr, die Briefe, in denen ſie für zwei arme Diener ihres Haushalts ſpricht, oder Eliſabeths Verſuch, ſie mit Hülfe der Verſchwörung von Wyatt zu entthronen, mit einer Nachſicht behandelt, welche Eliſabeth in einem ganz ähnlichen Falle gegen die Königin Maria von Schottland nicht nachahmte, athmen keineswegs jene finſtere Tyrannei, welche gewöhnlich ihr zugeſchrieben worden.

Buchhändler Moxon in London hat, unter der Leitung des auch als dramatiſcher Dichter vortheilhaft bekannten Leigh Hunt, eine neue Ausgabe der Komödien von Beaumont und Fletcher und der Luſtſpiele Wycherley, Congreve, Vanbrugh und Farquhar veranſtaltet. Die biographiſchen Einleitungen des Herausgebers und kritiſchen Bemerkungen ſind von hohem Intereſſe.

Auch die Schauſpiele von Philipp Maſſinger mit Gifford's Noten dürfen nicht unerwähnt bleiben, wenn auch die Noten oft ein völliges Mißverhältniß ihres Verfaſſers mit dem Dichter verrathen.

Dürfen wir wohl neben dieſen Thaten der Vergangenheit des dichteriſchen Genius Englands auch ſeine neuern Verſuche auf demſelben Felde beſprechen oder erwähnen? Das Geſchrei der Kritiker iſt gegen ſie, und doch ſprechen ſie als Erſcheinungen der Zeit eine Art Geltung an, wenn auch die Kunſt weniger Antheil haben ſollte, als ihr in einer Dichtung gebührt, die ſo ganz ihr eigen iſt. Seltſam iſt es, daß auch hier das Einzelne, Fragmentariſche vorherrſcht. Joanna Baillie ſchildert in einzelnen Schauſpielen einzelne Leidenſchaften, Sheridan Knowles thut daſſelbe in den ſeinigen, Bulwer arbeitet mit ſicherem Takt für die Scene, er iſt faſt nur Theaterdichter, Leigh Hunt allein ſcheint ein höheres Ziel zu verfolgen.

Die Gräfin Wilton hat eine Geſchichte der Künſte mit der Nadel, von den früheſten Zeiten, herausgegeben. Wir finden darin die Beſchreibung einer großen Tapiſſerie-Arbeit der Herzogin Mathilde, Gemahlin des Herzogs Wilhelm des Eroberers, die in Rouen aufbewahrt wird. Das ganze ungeheure Werk iſt 227 Fuß lang und 20 Fuß breit, es hat die Ereigniſſe zum Gegenſtand, welche der Eroberung Englands durch die Normannen vorausgingen.

Ein Walliſer, Hr. Maclean, hat bewieſen, daß Adam die celtiſche Sprache geſprochen. In einer Schrift (betitelt: the History of the Celtic Language) führt er den Beweis (S. 30) auf folgende Weiſe: Homer ſprach celtiſch; wenn Homer, warum nicht ſein Vater Japhet? Wenn Japhet, warum nicht ſein Vater Noah? Wenn Noah, der vor der Sündflut lebte, wo alles Land eine Sprache ſprach, warum nicht Methuſalem, der 600 Jahre lang ſein Zeitgenoß war? und wenn Methuſalem, warum nicht Adam, der wieder Methuſalems Zeitgenoß und, wie wir nicht anders wiſſen, 243 Jahre lang ſein Buſenfreund war?

Die engliſche Regierung hat eine Summe von 400 Pf. St. zum Druck einer Bibel für Blinde angewieſen, der in Glasgow beſorgt wird. Das Werk wird 15 Bände im größten Royalquart umfaſſen, jeder Band enthält 2470 Blattſeiten, jede Seite 27 Zeilen. Es werden 200 Exemplare gedruckt. Die Glasgower Bibelgeſellſchaft hat ſchon 10,000 Bände zum Unterricht für Blinde herausgegeben.

Kunſt. Das Studium der Muſik wird in England immer mehr verbreitet, wie die zahlreichen Ankündigungen von Kompoſitionen engliſcher Komponiſten beweiſen.

Eine Geſellſchaft Kunſtliebhaber iſt zuſammengetreten, welche die Herausgabe aller Porträts und Familiengemälde bezweckt, an denen England ſo reich iſt.

Frankreich.

Literatur. Die Buchhändler Paulin und Heyel haben angefangen Scènes de la vie privée et publique des animaux herauszugeben. Der Text, welcher die Debatten der Vertreter des Thierreichs im Jardin des Plantes gibt, über das beste Mittel, das tyrannische Joch der Menschen abzuschütteln und manche Anspielungen auf die Vorgänge im Palais Bourbon enthält, ist von mehreren Schriftstellern gefertigt, die Zeichnungen, in Holz geschnitten von den ersten Künstlern in Paris, sind von Grandville, dem unübertrefflichen Maler der Thiergestalten und Thiercarikaturen.

Bazouge Pigoreau hat eine neue Gesammtausgabe von Buffon's Werken in 6 Großoctavbänden veranstaltet, in der die Eintheilung Cuviers befolgt und frühere Unrichtigkeiten berichtigt sind. Die Abbildungen sind nach Victor Adam's Zeichnungen.

Derselbe Verleger hat auch zwei sogenannte Koepiales der Naturgeschichte herausgegeben, von denen der eine Band die Naturgeschichte der Vögel mit 150 Zeichnungen, der andere die Naturgeschichte der Säugethiere mit 140 Zeichnungen enthält.

Die Geschichte Frankreichs von Theodosius Burette mit 500 Holzschnitten, von Jules David illustrirt, ist beendet.

Baron Walkenaer, Mitglied der Académie des inscriptions et belles lettres hat eine Geschichte des Lebens und der Werke des Horaz geschrieben, welche von der französischen Kritik mit den Worten gelobt wird, daß sie an den Fleiß und die gewissenhaften Studien deutscher Gelehrten in solchen Werken erinnere. Sie umfaßt zwei starke Octavbände und gehört zu den interessantesten Würdigungen des Horaz, wie ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung versichert.

Im südlichen Frankreich lebt ein Mann, Namens Jasmin, seines Handwerks ein Barbier, der seit einigen Jahren großen Enthusiasmus unter seinen Landsleuten durch die Originalität und Kraft seiner poetischen Erzeugnisse erregt. Er zieht von Stadt zu Stadt, wie ein alter Troubadour, und gibt von Zeit zu Zeit Lieder, Fabeln und Gedichte, zum Theil im Styl Berangers, im provençalischen Dialekt heraus.

Die historische Gesellschaft in Frankreich (Société de l'Histoire de France) hat auf den Vortrag ihres Mitgliedes, Hrn. Quicherat, die vollständige Herausgabe der Prozeß- und Revisionsakten der Jungfrau von Orleans beschlossen. Der erste Band wird die Akten des Prozesses und der Verurtheilung enthalten und zugleich das einzige noch übrige Fragment des ersten Entwurfs derselben und des Verhörs der Angeklagten in französischer Sprache, nach welchem erst nach ihrer Hinrichtung die Akten in lateinischer Sprache redigirt wurden; der zweite Band wird die ersten Schritte gegen das Urtheil von 1431, seit der Eroberung der Normandie bis zur Zeit, wo das vom päpstlichen Hofe niedergesetzte Gericht in Thätigkeit trat, nebst den Revisionsakten selbst enthalten.

Hr. F. Michel hat in Edinburg in der Bibliothek der Advokaten eine Sammlung von handschriftlichen Briefen von fast allen Fürsten Europas und den berühmtesten historischen Personen des 16. Jahrhunderts an die Könige Schottlands, namentlich an die Königin Maria Stuart, aufgefunden. Er hat die Correspondenz der Mutter dieser unglücklichen Fürstin mit dem Hause Guise ausgewählt und gedenkt sie durch den Druck zu veröffentlichen.

Die königliche Bibliothek zu Paris hat durch Hrn. Munck, der auf Kosten der Regierung Aegypten bereis't, eine Abschrift der Geschichte der Aerzte des Ibn Abi Osaiba erhalten, eben so hat derselbe Gelehrte eine Anzahl Manuscripte, die Secte der Karaiten betreffend, und verschiedene Theile eines großen Commentars über die Bibel aus dem 10. Jahrhundert für die königliche Bibliothek gewonnen.

Das Conservatorium der königlichen Bibliothek in Paris hat eine Schilderung der Kriege Ludwig XIV. während des Jahres 1675 mit illuminirten Karten und Plänen gekauft.

Kunst. Lerebours setzt seine Excursions Daguerriennes, eine Reihe von Ansichten der merkwürdigsten Städte und Monumente nach Daguerreotypischer Aufnahme in 80 Stichen fort.

Ein Kunstblatt, l'Artiste, das seit zehn Jahren in Paris besteht, wird seiner Unabhängigkeit im Urtheilen und seines aufrichtigen Strebens nach Allseitigkeit und Reichthum wegen sehr gerühmt. Schöne Stahl- und Holzstiche zieren dieses Blatt, und geben dem Leser die merkwürdigsten Anhaltspunkte der französischen Kunstgeschichte.

Stiftungen. Der Baron von Morogues, Mitglied der Académie des sciences morales et politiques, hat diesem Institute eine Summe von 10,000 Fr. vermacht, deren Zinsen,

5 Jahre lang zum Kapital geſchlagen, die nächſtfolgenden 4 Jahre geſammelt und als Preis wechſelsweiſe der beſten Schrift über den Pauperismus in Frankreich und die beſten Mittel, ihm abzuhelfen, und dem Werke, welches den Ackerbau in Frankreich am meiſten verbeſſert, zuerkannt werden ſollen.

Der im vorigen Jahre verſtorbene Engländer Frank Standiſh hat dem König der Franzoſen ſeine Bücher, Manuſcripte, Kupferſtiche, Gemälde und Zeichnungen teſtamentlich vermacht, als Zeichen ſeiner großen Achtung für eine Nation, ſtets gaſtfrei gegen Reiſende und hülfreich den Fremden. Seine Gemälde enthalten treffliche Stücke aus der ſpaniſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und flamändiſchen Schule und ſeine mehr als 4000 Bände ſtarke Bibliothek beſitzt ſehr ſchätzbare und ſeltene Werke.

Spanien.

Literatur. Korreſpondenznachrichten aus Madrid im Athenäum ſprechen von der Geſchichte der ſpaniſchen Civiliſation des Don Eugenio de Tapia mit großer Achtung.

Fray Antonio Quevedo überſetzt die Geſchichte des Krieges der Comuneros unter Karl V., die im 16. Jahrhundert ein Augenzeuge, Namens Maldonado, lateiniſch niedergeſchrieben, die aber ihres freiſinnigen und unabhängigen Geiſtes wegen, in dem ſie verfaßt iſt, nie herausgegeben werden durfte; und hat ſie, mit einigen ſcharfſinnigen Bemerkungen vermehrt, herausgegeben.

Eine Geſellſchaft in Barcelona will aus dem ſtatiſtiſchen Material, das in den Händen der Regierung iſt, ein geographiſches, ſtatiſtiſches und hiſtoriſches Wörterbuch von Spanien und den der ſpaniſchen Herrſchaft noch unterworfenen Kolonien herausgeben.

Salazar, Marineminiſter unter Ferdinand VII., hat es verſucht, der Geſchichtſchreiber und Lobredner der Stiergefechte zu werden. Er ſucht zu beweiſen, daß dieſe Art Volksbeluſtigungen ein unſchuldiger Zeitvertreib, ja ſogar eine edle Beſchäftigung ſeyen und deßhalb von der Regierung unterſtützt werden ſollten.

Espartero iſt zum Gegenſtand eines Heldengedichts geworden, das unter dem Titel „Luchana“ vor kurzem gedruckt worden iſt — nämlich nur gereimte Proſa.

Ein neues Drama: Christoval Colon, o los Glorias Españolas, von einem jungen Dichter Ribot, iſt auf dem Theater el principe mit Erfolg aufgeführt worden.

Mit dem neuen Jahre haben mehrere patriotiſche Werke begonnen; z. B. El Mentor, ein monatliches Magazin für den Unterricht, el Seminario industrial, ein Wochenblatt für Ackerbau, Gewerbe, und Alles, was die Entwicklung der Nationalhülfsquellen befördern kann.

An Ueberſetzungen fehlt es nicht, doch meiſt nur aus dem Italieniſchen und Franzöſiſchen. Drei Ueberſetzungen von Thiers „Geſchichte der Revolution“ ſind angekündigt.

Engliſche und deutſche Literatur iſt höchſtens nur durch franzöſiſche Ueberſetzungen bekannt. So wurden „Mills Elemente der politiſchen Oekonomie“ von Encina y Piedra aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Portugal.

Literatur. Dieſelbe Korreſpondenz, der wir die Mittheilungen aus Spanien entlehnen, ſpricht auch über Portugal. Wir ſind erſtaunt zu vernehmen, daß in dieſem Lande ein reges literariſches Treiben anfangen ſoll, ſich zu zeigen, nachdem erſt im vorigen Jahre franzöſiſche Blätter, namentlich das Journal des Debats, das Gegentheil zu verſichern ſich genöthigt ſahen.

Fray Antonio Moura, der 1838 eine portugieſiſche Ueberſetzung der Geſchichte Afrika's des Abi el Kaſim (eines arabiſchen Schriftſtellers des 13. Jahrhunderts) herausgegeben, hat kürzlich das Originalwerk des Ibn Batuta's, von dem Profeſſor Lee in Cambridge 1829 einen Auszug gab, überſetzt.

In Oporto hat eine monatliche Revue begonnen, welche für alte Geſchichte und Literatur beſtimmt iſt, und gute Hoffnungen erweckt. Unter andern enthält eine Nummer ein noch unedirtes Tagebuch über die Expedition König Duarte's nach Tanger im Jahre 1437, einen trefflichen Aufſatz über Geſchichte und Statiſtik von Macao und eine Nachricht über einige ältere portugieſiſche Dichter.

Kunſt. Eine Geſellſchaft hat die Erlaubniß erhalten, ein Nationaltheater in Liſſabon zu erbauen und 60 Contos durch eine Lotterie dazu aufzubringen. Die Steine zum Bau

ſollen von den in Verfall gerathenen königlichen Gebäuden genommen werden, die man nicht erhalten will. Bis jetzt ſpielt die einzige daſelbſt befindliche portugieſiſche Schauſpielergeſellſchaft in einem Gebäude, das ſchlechter iſt als das geringſte Theater in London.

Denkmale. Am 27. Juli d. J. wurde zu Sagres der Grundſtein zu einem Denkmale für den Infanten Dom Henrique, den Seefahrer, Sohn König Johann I., geſetzt, der einen großen Theil des weſtlichen Afrika's entdeckte und im Jahre 1460 zu Sagres ſtarb, wo er einen Palaſt hatte und eine Navigationsſchule und eine Sternwarte gründete.

Italien.

Schule. In dem Schuljahre 1859/60 zählte man in den 9 Provinzen des lombardiſchen Königreichs 170.480 Knaben und 165.999 Mädchen, welche nach der kaiſerlichen Verordnung zum Schulbeſuch verpflichtet waren.

Es beſtehen in dieſen 9 Provinzen 9 von der Regierung unterhaltene größere Schulen (Scuole maggiori), 56 von den Kommunen unterhaltene und aus 3 Klaſſen beſtehende Schulen, ſo wie größere Elementarſchulen, welche dem Collegium Callochi-Taeggi in Mailand, Gallio in Como, und den Vätern Barnabiten in Monza zugeſtanden wurden, 2307 kleinere Kommunalſchulen mit 2 Klaſſen und 218 Privatſchulen für die Knaben; für die Mädchen dagegen 11 von der Regierung und 3 von den Kommunen unterhaltene größere Schulen mit 3 Klaſſen, 1492 kleinere Kommunalſchulen, 93 in Penſionaten und Privaterziehungsanſtalten, von denen 92 von Kloſterfrauen geleitet werden und 432 Privatſchulen. Außerdem ſind mit jedem theologiſchen Seminar größere Elementarſchulen zur Uebung der Zöglinge verbunden, und 240 Sonntagsſchulen für diejenigen Mädchen, welche das Alter der Schulpflichtigkeit überſchritten haben und ihre Kenntniſſe ferner noch erweitern wollen.

Die Oberaufſicht über dieſe ſämmtlichen Schulanſtalten iſt von der Regierung den Biſchöfen übergeben; neben und unter ihnen nehmen an der Leitung Theil 9 Provinzial- und 130 Diſtriktsinſpektoren. Für die zahlreicher beſuchten größeren Schulen ſind 22 Direktoren mit beſondern Stipendien verſehen. Die Direktoren der weniger beſuchten Schulen verſehen ihr Amt gratis; auch der Religionsunterricht (Catechizzazione) wird von den Ortspfarrern oder Katechiſten unentgeltlich ertheilt. An den größeren Schulen ertheilen den Unterricht 264 ordentliche und 40 Hülfslehrer; an den kleinern 2310 ordentliche und 84 Hülfslehrer; an den größern weiblichen 49 Lehrerinnen und 22 Gehülfinnen und an den kleinern 1390 Lehrerinnen und 82 Gehülfinnen.

Unter den 2220 Kommunen, aus denen die Lombardei beſteht, haben 57 noch keine Schule, weder für Knaben, noch für Mädchen und 809 nur eine Knaben-, aber keine Mädchenſchule.

Ein großer Theil der Armen- und Sonntagsſchulen wird von Privatperſonen und Privatgeſellſchaften unterhalten. Graf Mellerio hat der Schule von Ronchetto unentgeltlich ein Haus zum Gebrauch überlaſſen, hat auf ſeine Koſten die Schule zu Campo S. Fiorenzo in der Provinz Como geſtiftet und unterhält ſie und unterſtützt das Privatinſtitut der Filiale di Maria in Mantova mit der Bedingung, daß man Mädchen unentgeldlich darin aufnehme. Don Giacomo Caſtiglioni hält in Mailand ein Convict für 60 arme Mädchen und eine Armenſchule auf ſeine Koſten. Der Verein Pia Unione hat 6 Armenſchulen für Mädchen und die Compagnia degli Operai della Dottrina Chriſtiana della Metropolitana 18 dergleichen gegründet ꝛc.

Literatur. Der Pater Perrone hat in einer der Sitzungen der Congregation de propaganda fide einen Vortrag über das Werk des Antiſtes Hurter: „Geſchichte des Papſtes Innocenz III. und ſeiner Zeitgenoſſen" gehalten, und die Verdienſte dieſes Werkes, das eben ſo durch Tiefe und Gründlichkeit der Forſchung, wie durch die Unparteilichkeit des Urtheils ſich auszeichnet, gerühmt.

In Neapel sind Memorie di Compositori di Musica del Regno di Napoli, raccolte dal Marchese di Villarosa erſchienen (Memoiren von neapolitaniſchen Componiſten) und Aleſſandro Mamrieri hat Teoriche elementari di Musica herausgegeben, eigentlich eine muſikaliſche Grammatik.

Vereine. Die dießjährige Verſammlung der italieniſchen Gelehrten iſt in Florenz auf den 15. September feſtgeſetzt, wozu der Präſident der Geſellſchaft, Marquis Coſimo Ridolfi, auch auswärtige Gelehrten einladet.

Ungarn.

In Peſth wurde am 8. November v. J. in der hieſigen Franziskanerkirche das Feſt der päpſtlichen Heiligſprechung dreier Franziskanermönche feierlich begangen. Ein daſelbſt ſehr ſeltenes und befremdendes Ereigniß, wie öffentliche Blätter berichten.

Böhmen.

Von dem böhmiſchen Dichter Celakowsky iſt eine neue Dichtung „Sentiſelle, Wahrheit und Dichtung" erſchienen. Sie zerfällt in 2 Abtheilungen, jede von 30 Blättern. Liebe und Vaterland ſind der Gegenſtand des Gedichts.

In Preßburg erſchienen kürzlich Gedichte von Gorislaw Sculteti, die ſich, mit Ausnahme einer poetiſchen Erzählung: Dimitri Donskoi, in der ſich ein größeres Talent zeigt, durch lyriſchen Schwung auszeichnen.

Der bekannte böhmiſche Schriftſteller Tyl erhielt kürzlich von den in Wien lebenden Böhmen einen werthvollen goldenen Ring zum Zeichen ihrer Achtung. Der Ring hat die Form eines Lindenzweigs mit vier Granaten (welche die vier tſchechoſlaviſchen Völker, Böhmen, Mähren, Slawaken und Schleſier bezeichnen) und einem Diamant in der Mitte zum Zeichen der Vereinigung der Nationalliteratur.

Polen.

Ein polniſcher Offizier, Eduard Kurzweil, der in Paris die Diplomenkunde (école des chartes) ſtudirt, hat unter den Manuſcripten der königlichen Bibliothek eine gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem am polniſchen Hofe accreditirten franzöſiſchen Geſandten verfaßte Denkſchrift aufgefunden: „Idée de la république de Pologne" und durch den Druck veröffentlicht, die wahrſcheinlich den Grafen von Broglie zum Verfaſſer hat, welcher unter Auguſt II. in Warſchau Geſandter war. Sie gibt über den damals ſchon ſeiner Auflöſung entgegenreifenden Staat, über die Sitten und Inſtitutionen des unglücklichen Volkes intereſſante Aufſchlüſſe, und ſucht durch Hinweiſung auf Geſchichte und Politik ihm Mittel an die Hand zu geben, ſeinem nahen Falle zu entgehen. Natürlich ohne Erfolg, wie die Zeit gelehrt hat.

Mit dem Anfang dieſes Jahres iſt in Warſchau eine neue Zeitſchrift unter dem Namen „Warſchauer Bibliothek" erſchienen. Ihr Gegenſtand iſt Geſchichte und Literatur ſlaviſcher Völker und alle ausgezeichnete polniſche Schriftſteller werden an ihr Theil nehmen.

Der Redakteur der Warſchauer Morgenzeitung, Hr. Stimborowicz, ſchreibt gegenwärtig an einer Geſchichte der periodiſchen Schriften in Polen vom 15. Jahrhundert an.

Maciejowski hat eine Geſchichte der urſprünglichen chriſtlichen Kirche bei den Slaven herausgegeben.

In Lemberg beſchäftigt man ſich viel mit den chriſtlichen Alterthümern in Gallizien und unterſucht namentlich alte Gefäße und Bilder. Die Geſchichte der Union wird wohl eine völlig neue Geſtalt annehmen, indem man kürzlich die Handſchriften von Hypatius Pozei entdeckt hat.

Profeſſor Theiner und Kopitar ſind nach Lemberg gegangen, um Materialien zu einer Geſchichte der Union zu ſammeln.

Die Warſchauer Morgenzeitung gibt Lebensnachrichten über den Alterthumsforſcher Sorian Dolenga Chodakowski, der im Jahre 1825 im ruſſiſchen Gouvernement Taurien ſtarb. Sein eigentlicher Name war Adam Czarnecki, den er im Jahre 1813 während ſeines Aufenthaltes in Gallizien mit jenem vertauſchte. Schon vorher durch mannichfache Studien dazu vorbereitet, widmete er ſich ganz den Forſchungen über alte Lieder und Sagen und die alten in Kleinrußland vielfach zerſtreuten Gräber (Kurgane), weshalb er viel in Kleinrußland herumreiſ'te. Seine nachgelaſſenen Handſchriften befinden ſich in Rußland in den Händen der Herren Polewoi und Pogodin. Eine ſeiner merkwürdigſten Schriften iſt die „über das vorchriſtliche Slaventhum" in polniſcher Sprache geſchrieben.

In Lemberg wird nächſtens Neſtors Chronik mit einer polniſchen Ueberſetzung und mit Erläuterungen herauskommen.

Graf J. Dunin Borkowski will die von Hrn. Wahllewicz geſammelten alten rothrußiſchen, beſonders religiöſen, Lieder herausgeben; und Auguſt Bielowski beſorgt eine Ausgabe des Liedes vom Zuge Igors mit einem weitläufigen Commentare.

Hr. Wahllewicz arbeitet auch an einer Symbolik der ſlaviſchen Volkspoeſie und Graf Dunin Borkowski an einer Geſchichte der Literatur ſämmtlicher ſlaviſcher Völker.

Graf Batowski iſt mit einer kritiſchen Ueberſicht der Handſchriften in der Oſſolinskiſchen Bibliothek beſchäftigt. Unter andern Handſchriften in Lemberg erwähnt Profeſſor Maciejowski eine ſehr vollſtändige der Memoiren des Fürſten Albrecht Radziwil aus dem

17. Jahrhunderts über die Geſchichte der Union und der Koſaken. Hr. Raczinski hat dieſe Memoiren nach einer andern weniger vollſtändigen Handſchrift in Poſen herausgegeben. Auch wichtige Materialien für die Geſchichte Peter des Großen ſollen ſich unter den Handſchriften in Lemberg befinden, namentlich merkwürdige Angaben über ſeine Zuſammenkunft mit dem König Auguſt von Polen in Rawa.

Der unirte Geiſtliche Lewicki (vielleicht derſelbe, der auch eine Grammatik der rothruſſiſchen Sprache geſchrieben) hat Schillers Lied von der Glocke ins Rothruſſiſche überſetzt. Die Ueberſetzung ſoll ſehr treu und ſchön ſeyn.

Rußland.

Univerſitäten. a) Petersburg. Die Univerſität wird von 400 Studirenden beſucht, die Studien leiten 58 Docenten und Beamte, die Bibliothek umfaßt gegen 19,000 Bände, neben ihr iſt den Studirenden und Profeſſoren ein phyſikaliſches Kabinet, eine Naturalienſammlung, ein chemiſches Laboratorium und ein Münzkabinet geöffnet.

b) Moskau. Die Zahl der Studirenden betrug im vorigen Jahre über 700; die der Docenten 106; die Univerſitätsbibliothek enthält 65,927 Bände. Die Univerſität beſitzt ein Naturalien- und Münzkabinet, Obſervatorium und chemiſches Laboratorium.

c) Charkow. Die Zahl der Docenten und Beamten beträgt 77, die der Studirenden gegen 400. Die Univerſität beſitzt eine 26,692 Bänden ſtarke Bibliothek, ein phyſikaliſches und Naturalienkabinet, Münzſammlung, chemiſches Laboratorium, anatomiſches Kabinet und einen botaniſchen Garten. Neben der Univerſität beſteht eine Veterinärſchule für freie Zuhörer.

d) Kaſan. An der Univerſität ſind 79 Docenten und Beamte angeſtellt, die Zahl der Studirenden beträgt über 900. Sie beſitzt eine Bibliothek von 34,748 Bänden, Handſchriften, Kupferſtichen ꝛc., ein phyſikaliſches und Naturalienkabinet, einen botaniſchen Garten, eine Sternwarte, ein chemiſches Laboratorium und Münzkabinet.

e) Dorpat. Die Univerſität hat 35 Docenten und Beamte und wird von ungefähr 500 Studirenden beſucht. Außer der Bibliothek von 64,776 Bänden, Naturalien- und phyſikaliſchem Kabinet, dem Muſeum der Künſte, botaniſchen Garten und der Sternwarte iſt auch eine Modellſammlung für Oekonomie, Technologie und Architektur vorhanden.

f) Kiew. Die Zahl der Docenten und Beamten iſt 54, die der Studirenden gegen 100. Die Bibliothek zählt 56,157 Bände, 147 periodiſche Blätter und 70 Handſchriften. Neben den gewöhnlichen Sammlungen und Kabinetten findet ſich hier eine Sammlung Kiew'ſcher Alterthümer.

Kirche. Die katholiſche Kirche in Rußland beſitzt in Wilna eine geiſtliche Akademie und 18 Seminarien. Man zählt im ganzen Reiche 112 katholiſche Klöſter, von denen 51 Nonnenklöſter, 935 Parochial-, 876 Filialkirchen und 1176 Kapellen, bei denen 1894 Mönche verſchiedener Orden, 660 Nonnen (Laienſchweſtern und Novizen mitgerechnet) und 1990 Geiſtliche verſchiedenen Grades angeſtellt ſind. Die katholiſche Bevölkerung Rußlands beträgt 909,809 Individuen, das Vermögen dieſer Kirche aus einem Kapital von 5,134,548 R. Silber; die jährlichen Einkünfte der Kirche berechnet man auf 793,988 R. Silber.

Die armeniſch-gregorianiſche Kirche beſitzt in Rußland 619 Kirchen und 310 Kapellen mit 1307 Prieſtern, 1717 Sängern ꝛc., 40 Klöſter mit 133 Mönchen und 31 Nonnen.

Die Zahl der lutheriſchen und reformirten Kirchen beträgt 902 mit 494 Geiſtlichen.

Die Juden haben 586 Synagogen und 1277 Tempel- oder Religionsſchulen unter 935 Rabbinern, 1007 Aelteſten und 1699 Schatzmeiſtern.

Die muhamedaniſche Geiſtlichkeit beſteht aus 14,517 Perſonen und beſitzt 5896 Moſcheen.

Die Kalmüken, die ſich zum Buddhismus bekennen, hatten früher eine Menge Churuls oder Tempel, ſo daß die Einkünfte dieſer Klöſter größtentheils von den Prieſtern verzehrt wurden. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, iſt mit Uebereinſtimmung der obern Geiſtlichkeit dieſes Kultus die Zahl der Tempel auf 76 beſchränkt worden.

Schulen. Das Lyceum in Odeſſa zählt 18 Lehrer und Beamte und 57 Schüler, das bei demſelben befindliche Gymnaſium 305 Schüler, in der adeligen Penſion befinden ſich 74 Zöglinge. Mit dieſer Anſtalt iſt eine Bibliothek, ein phyſikaliſches und Naturalienkabinet, ein Münz- und technologiſches Kabinet verbunden und eine Sammlung von Ackergeräthſchaften.

Im weißruſſiſchen Lehrbezirke befinden ſich die Gymnaſien in Wilna, Grodno, Bialyſtok und Minsk mit 790 Lehrern und Beamten. Die Zahl der Schüler im Lehrbezirk beträgt 18,778.

Im Königreich Polen ſind 11 Gymnaſien, mit 165 Aufſehern und Lehrern und 4027 Schülern; 29 Bezirksſchulen mit 190 Aufſehern und Lehrern und 2037 Schülern; 60 Sonntagsſchulen für Handwerker und 934 Elementarſchulen mit 50,695 Schülern; außerdem noch 31 höhere und 67 niedere Privatlehranſtalten.

Die transkaukaſiſchen Schulanſtalten beſtehen in einem Gymnaſium in Tiflis und 14 Kreisſchulen mit 89 Beamten und Lehrern.

Die ſibiriſchen Schulen befinden ſich in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Jenisseisk, Irkutsk, in allem 3 Gymnaſien, 21 Kreisſchulen, 25 Pfarrſchulen, 1 Privatſchulen mit 1713 Schülern.

Literatur. Die archäographiſche Geſellſchaft in St. Petersburg iſt ſehr eifrig in der Auffindung, Vergleichung und Herausgabe von noch unbekannten Quellen der alten und neuern Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Da bei genauerer Vergleichung der verſchiedenen Handſchriften der Chronik des Nestor ſich gezeigt hat, daß der Text oft durch Interpolationen verändert, durch Zuſätze erweitert worden iſt, ſo hat ſie die 53 vorhandenen Handſchriften dieſer Chronik in drei Kategorien getheilt; die erſte umfaßt die Manuſcripte, welche im 12. und 13. Jahrhundert geſchrieben ſind, die zweite diejenigen, welche aus dem 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts ſtammen, die dritte diejenigen, welche dem 15. und der erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören.

Die Sammlung der Regierungsakten von 1256 bis 1700 wird 4 oder 5 Bände füllen, von denen 2 unter der Preſſe ſind. In dieſer Sammlung wird man auch den Codex von Iwan Waſiljewitſch finden, deſſen Text nach 14 Handſchriften und 4 gedruckten Ausgaben redigirt iſt.

Profeſſor Solowieff hat in der Bibliothek zu Upſala ein Manuſcript des Gregor Koſchkhine aufgefunden. Gregor war Sekretär der Geſandtſchaftskanzlei in Moskau, mußte aus unbekannten Urſachen nach Schweden fliehen und fertigte hier dieſe Schrift, welche eine ſehr intereſſante Beſchreibung des Zuſtandes und der Sitten des ruſſiſchen Reichs zur Zeit des Zaar Alexei Michailowitſch enthält, wie es ſcheint auf Befehl der ſchwediſchen Regierung. Profeſſor Solowieff wird das Manuſcript durch den Druck veröffentlichen.

Eben ſo hat der Profeſſor Solowieff in den königlichen Archiven zu Stockholm eine Sammlung von Dokumenten in ruſſiſcher Sprache aufgefunden, welche der berühmte De la Gardie aus Nowgorod mit ſich hinweggenommen, als er dieſe Stadt im Anfang des 17. Jahrhunderts mit ſeinen Truppen beſetzt hielt.

Se. Maj. der Kaiſer hat der Akademie mehrere Manuſcripte übergeben, die der Staatsrath Turgeneff in der vatikaniſchen Bibliothek in Rom gefunden und kopiren laſſen. Sie enthalten mehr als 400 Dokumente, wichtig für die ruſſiſche Geſchichte ſeit dem Jahre 1074, mehrere auf die Geſchichte der griechiſchen Kirche Bezug habende, namentlich Dokumente in Bezug auf das, was der römiſche Hof zur Aufnahme der katholiſchen Kirche in Livland und Littauen gethan, höchſt intereſſante Nachrichten über die Zeit der falſchen Dimitri; eine Abſchrift von der Schilderung der Reiſe des Patriarchen von Conſtantinopel, Jeremias, nach Moskau, um daſelbſt den erſten Patriarchen Rußlands einzuſetzen, mehrere für die Geſchichte Rußlands, die Ukräne und die Kriege von 1560—1680 wichtige Dokumente ꝛc.

Türkei.

Literatur. Der Orient iſt die Welt des Stillſtandes. Von Fortſchritt und Civiliſation der Literatur, der Induſtrie und des Handels kann man eigentlich nur in Bezug auf die Fremden, die Europäer, ſprechen. Es ſey daher erlaubt die Studien der Europäer in Bezug auf Sprache und ältere Literatur dieſer Länder hier in einem Geſammtüberblicke zu ordnen, womit wir natürlich die geringen Zeichen des eignen geiſtigen Lebens verbinden.

Der Großvezier Chosrew hat eine franzöſiſche Grammatik in türkiſcher Sprache in Conſtantinopel drucken laſſen.

Hr. Bernhardt in Berlin hat eine türkiſche Grammatik in deutſcher Sprache herausgegeben; Hr. Bianchi in Paris einen Guide de la conversation en français et en turc. Derſelbe hat auch den Druck eines franzöſiſch-türkiſchen Lexikons begonnen. Prinz Handſcheri gibt ein großes türkiſches Wörterbuch heraus, dem er das Dictionnaire de l'Académie française zum Grunde legt.

Hr. v. Hammer hat in Wien ein intereſſantes türkiſches Manuſcript Nagnameh, über Falknerei, nebſt einer deutſchen Ueberſetzung, herausgegeben.

Perſien.

Für das Studium der alten perſiſchen Sprachen iſt in der neuern Zeit von europäiſchen Gelehrten viel gethan worden, namentlich ſeitdem man die keilförmigen Inſchriften mit größerer Treue kopirt und in größerer Anzahl geſammelt hat. Für ihre Entzifferung hat Grotefend Bedeutendes geleiſtet; in Paris und Bonn haben Burnouf und Laſſen Denkſchriften über die von Niebuhr in den Ruinen von Perſepolis geſammelten Inſchriften herausgegeben, und die übereinſtimmenden Reſultate der unabhängigen Forſchungen beider Gelehrten zeigen, wie wichtig dieſe Inſchriften für Geographie und Geſchichte des alten perſiſchen Reichs ſind. In der neueſten Zeit hat Rawlinſon in dem weſtlichen Perſien eine große Anzahl noch unbekannter Inſchriften dieſer Art geſammelt, andere bekanntere neu und richtiger abgezeichnet, und wird ſie bei ſeiner Rückkehr der königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft in London übergeben.

Burnouf in Paris wird nächſtens eine Reihe von Monographien über einzelne Stellen der Bücher des Zoroaſter und der Zendſprache herausgeben. Die bedeutenden Reſultate, welche das tiefere Studium der Zendſprache auf die vergleichende Grammatik hat, zeigt ſich immer mehr; in der neueſten Zeit hat Hr. Bullers ſie bei ſeiner neuen perſiſchen Grammatik mit Erfolg angewendet.

Hr. Longperrier hat die Kenntniß der Pehlviſprache mit großem Nutzen bei der Entzifferung der Legenden auf den Münzen der Könige aus dem Geſchlecht der Saſſaniden angewendet.

Hindoſtan.

Der Tod von James Prinſep wird ſehr ſchmerzlich in Indien gefühlt, da ſein unermüdlicher, keine Opfer ſcheuender Eifer um die Literatur und die bürgerliche Wohlfahrt dieſes Landes das Unglaubliche geleiſtet hat. Die aſiatiſche Geſellſchaft in Calcutta hat beſchloſſen, ſeine Büſte von Chantrey verfertigen zu laſſen. — Zu ſeinem Andenken baut die Stadt einen prachtvollen Ghat (eine in den Fluß führende Treppe, die als Landungsplatz, Badeplatz ꝛc. dient) am Südende der Stadt am Hoogly; die mediziniſche Schule von Calcutta hat ſeinen Namen auf ihre Preismünzen ſchlagen laſſen und der Dramin Saro-dapraſad hat ſein Andenken in einem Sanskritgedicht verherrlicht.

Die oſtindiſche Geſellſchaft ſchickt Kapitän Boileau auf Humboldts Verlangen in den Himalaya, um Beobachtungen über Meteorologie und Magnetismus zu machen.

Dr. Mac Clelland gibt ein Journal für Naturgeſchichte unter dem Titel: Calcutta Journal of Natural History heraus.

Bei Gelegenheit der Journalliteratur in Bengalen gedenken wir mit kurzen Worten noch einiger anderer periodiſcher Blätter, welche ſchon ſeit einiger Zeit daſelbſt gegründet ſind.

Das erſte Journal in der Bengaliſprache wurde von den Miſſionären in Serampur gegründet unter dem Titel Semedscheh Darpan (Spiegel der Intelligenz) und erſchien zuerſt am 23. Mai 1818.

Babu Bhabanitſcharan Banardſchi gründete ein anderes unter dem Titel: Kamatschar Tschandricka (Mondſchein der Neuigkeiten). Seitdem ſind immer mehrere erſchienen, der Christian Observer of Calcutta gibt ihre Zahl auf 12 an, von denen 9 mit Ausnahme des Sonntags alle Tage, 1 zwei Mal im Monat und die übrigen wöchentlich erſcheinen. Sie werden in hindoſtaniſchen Druckereien gedruckt und von Hindus herausgegeben. Dieſe Blätter, deren Druck oft ſehr von Fehlern entſtellt wird, beſſern ſich immer mehr in Bezug auf Styl und Sprache. Neben ihnen, von denen viele eben ſo ſchnell verſchwinden, als ſie auftauchen, müſſen wir noch den „Vollmond des Verſtandes“ (Sambad Purnutschandrodoy) und ein anderes „Die Dämmerung des Verſtandes“ (Sambad Arunodoy) erwähnen, beide von denſelben Redakteuren verfaßt. Das letzte erſcheint alle Tage und macht Oppoſition gegen die engliſch-indiſche Regierung.

Die Bibliothek der oſtindiſchen Compagnie in London beſitzt gegen 1900 Bände Manuſcript, meiſt auf Palmblättern in Telugu-, Canareſe- oder Tamilcharakteren. Nach dem Katalog, welchen Hr. C. P. Brown, ein talentvoller Mitarbeiter am Madras-Journal, während ſeiner Anweſenheit in London von ihnen fertigte, ſind 468 Bände in Tamilcharakteren, 397 in Canareſiſcher, 336 in Telugu-, und ungefähr 220 in Devanagari-, Mandinagari-, Bengali- oder Oriſſa-Schrift verfaßt.

China.

Hr. Marcellin Legrand gravirt unter der Leitung des Herrn Pauthier in Paris ein vollſtändiges chineſiſches Alphabet, wenn man ſo ſagen darf; mit dem die erſte Lieferung des Tao-te-king von Laotſeou (herausgegeben von Pauthier) gedruckt worden iſt. Auch die königliche Buchdruckerei hat zwei Alphabete dieſer Sprache angekauft, die in der Provinz Se tſchuen gegoſſen worden ſind.

Hr. Profeſſor Mohl in Paris hat den zweiten und letzten Theil der lateiniſchen Ueberſetzung des Y-king von P. Regis herausgegeben. Hr. Staniſlaus Julien beſorgt für die chineſiſche Geſellſchaft in London eine franzöſiſche Ueberſetzung des Li-ki, ſo wie derſelbe Gelehrte auch eine Ueberſetzung der vom buddhiſtiſchen Prieſter Hi-uen-tſiang gegen Ende des 7. Jahrhunderts in Indien gemachten Reiſe angekündigt hat.

Hr. Ed. Biot kündigt ein Dictionnaire der alten und neuen Namen der Städte und Bezirke des chineſiſchen Reichs an.

Hr. Bazin, Ueberſetzer des chineſiſchen Theaters ꝛc., hat im vorigen Jahre einen ſehr beſuchten Curſus der neuern chineſiſchen Sprache gehalten.

Von Hrn. Pavie iſt im vorigen Jahre eine Auswahl von Erzählungen und Novellen erſchienen, die er aus dem Chineſiſchen überſetzt hat. Sie ſind meiſt von größerm Intereſſe. Eine ähnliche Sammlung hat der Engländer Robert Tom unter dem ſonderbaren angenommenen Namen Sloth gegeben. Die Anmuth, mit der dieſe Erzählungen verfaßt ſind, gibt den darin dargeſtellten, von den unſern oft abweichenden, Sitten dieſes Landes ein noch höheres Intereſſe.

Außer den Wörterbüchern, welche Medhurſt über den Dialekt Fokien, Morſon über den von Canton gegeben, iſt noch wenig in dieſer Hinſicht geſchehen. Erſt im Jahre 1839 erſchien eine chineſiſche Chreſtomathie, in 4to in Canton gedruckt, ohne Namen des Verfaſſers, als Druckort iſt China angegeben. Sie enthält Geſpräche über verſchiedene Gegenſtände, mit beigefügter engliſcher Ueberſetzung und der Ausſprache des Chineſiſchen in lateiniſchen Buchſtaben. Unter dem Text iſt eine Erklärung der Worte beigegeben.

Bedeutender iſt das vom Biſchof von Iſauropolis Tabert verfaßte und auf Koſten der literariſchen Geſellſchaft in Calcutta herausgegebene Dictionnarium anamiticolatinum und latino-anamiticum in 2 Quartbänden. Beigegeben iſt eine Abriß der Geſchichte, ein Grammatik, eine Flora von Cochinchina und Geſpräche im Cochinchineſiſchen, nebſt einer trefflichen Karte des Landes. Bekanntlich iſt der Verfaſſer ſeitdem geſtorben.

Abyſſinien.

Der bekannte Reiſende Dr. Abbadie hat der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris ein reiches vergleichendes Vocabularium von 4 äthiopiſchen Dialekten und der Gallasſprache übergeben, das gedruckt werden wird, ſobald die nöthigen Lettern gegoſſen ſind.

Hr. Rödiger in Halle arbeitet ſchon ſeit lange an einer äthiopiſchen Chreſtomathie.

Algier.

Aſſa, die ehemalige Favoritin von Achmed Bei von Conſtantine, iſt in Begleitung der Schweſter des in Algier befindlichen Biſchofs Dupuch nach Afrika gereiſt, um eine Erziehungsanſtalt für junge Maurenmädchen zu gründen.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1841.

Journal Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

142 D 143

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Intoleranz und Toleranz	1
Das Verhältniß der drei christlichen Konfessionen zu einander und zu Deutschland	72
Eine Periode der Geschichte unseres Erdballs	88
Die danische Elementar-Schuleinrichtung	152
Deutschland in bewaffnetem Frieden	177
Die Geschichte des Bilderstreits	193
Eisenbahnen auf Staatskosten, mit besonderer Beziehung auf Würtemberg	213
Der Schutz des Verlagsrechts gegen auswärtigen Nachdruck	237
Zur Beurtheilung des Handelsvertrags zwischen den Staaten des großen deutschen Zollvereins und den Niederlanden	313
Tüchtige Fortbildung des Bauernstandes, mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung von Ackerbauschulen	353
Kurze Notizen	367

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Intoleranz und Toleranz.

Physisches Bedürfniß und äußere Nothwendigkeit zwingen die Menschen unter allen Verhältnissen zu einiger Geselligkeit; geistige und gemüthliche Bedürfnisse und die edelsten Gefühle, Ahnungen und Strebungen der Seele ertheilen der Geselligkeit theils größere Festigkeit, theils eine sittliche und religiöse Weihe; andrerseits aber führen nicht nur die Interessen des gröbern Egoismus, Habsucht, Neid, Herrschsucht, Ehrgeiz u. s. w. Störungen des geselligen Lebens und selbst dessen Ruin herbei, sondern sogar Verschiedenheit der Ansichten und Ueberzeugungen, durch welche die Sphäre des Besitzes, des Wohlbefindens, der Macht, der Ehre gar nicht beeinträchtigt, der materielle Egoismus gar nicht verletzt wird, zieht oft jene traurigen Folgen nach sich. Nicht selten beklagt man, und in gewisser Hinsicht mit Recht, die Thorheit der Menschen, daß sie, um bloßer Meinungen willen, ohne praktischen, realen Zweck, sich veruneinigen und befehden; aber man sollte doch nicht außer Acht lassen, daß sich hierin gewissermaßen die geistige, ideale Natur des Menschen, wiewohl häufig in höchst unangemessener, roher und bedauernswerther Gestalt, beurkundet; denn nur wenn das Geistige, das Innere und Unsinnliche im Menschen im Grunde für sein wahres Wesen gehalten wird (im Gegensatz zur Homer'schen Ansicht, welche den Körper als das Selbst bezeichnet), nur dann ist es möglich, daß abweichende Ueberzeugungen in Betreff übersinnlicher Gegenstände oder Fragen, Anlaß zur Entzweiung und zum Kampf werden. Unläugbar ist allerdings, daß die selbstischen und niedern Leidenschaften und Interessen sich fast immer in den Streit wegen edeller Meinungsverschiedenheit mischen und gar

häufig das ideelle Intereſſe anſcheinend ganz oder beinahe ganz verſchlingen und verdunkeln; Herrſchſucht, Habſucht, natürliche Grauſamkeit und Bosheit nehmen oft, wiſſentlich oder ſelbſt ſich täuſchend, die Maske jenes ideellen Intereſſes vor, verbinden ſich wenigſtens nach und nach damit; und Hochmuth, Eitelkeit, eiferſüchtiges Trachten nach geiſtiger Ueberlegenheit und Autorität, welche keine neue Anſicht, keine ſelbſtſtändigen Denker, keinen intellektuellen oder moraliſchen Einfluß aufkommen laſſen wollen, fließen oft ununterſcheidbar zuſammen mit dem reinen, zur That ausbrechenden Gegenſatz widerſprechender Anſichten und Ueberzeugungen; aber nur die Kurzſichtigkeit oder der Eigenſinn kann das Vorhandenſeyn und die Macht jenes reinen Intereſſes für die eigene gegen die fremde abweichende Ueberzeugung läugnen; und die Energie dieſes Intereſſes ſteigert ſich zu einer unbeſtreitbaren Anſchaulichkeit, ja wir möchten ſagen zu einer ſchauerlichen Erhabenheit, wenn, wie ſchon oft vorkam und noch vorkommt, gute Bekannte oder Freunde ſich gegenſeitig (oder Einer den Andern) für ewig verdammt halten, Einer die Seele des Andern als verloren beklagt, weil die Verſchiedenheit ihrer Religion, ihrer Konfeſſion oder ihrer philoſophiſch-religiöſen Anſicht überhaupt ſie in gewiſſen, für das praktiſche Leben gleichgültigen Punkten trennt. Ja! etwas Erhabenes, eine ergreifende Vorſtellung von der Macht des Geiſtigen, des Ideellen, liegt darin, daß man gewiſſen Ueberzeugungen die Kraft zutraut, das weſentliche Schickſal einer Menſchenſeele für die Ewigkeit zu beſtimmen! Es iſt dies nicht Liebloſigkeit, denn es gibt Beiſpiele genug, daß die von der Verdammung Andrer Ueberzeugten ſich darüber auf's bitterſte grämten; und wenn man es immerhin Wahn und Aberglauben nennen mag, muß man doch die Wahrheit des Faktums, die Energie jenes ideellen Intereſſes anerkennen, das ſich, zwar in andrer Geſtalt, auch bei ſolchen offenbart, welche ſich der größten Vorurtheilsloſigkeit rühmen. Die Erklärung, daß jene Verdammung anders Glaubender nur die Frucht eingepflanzter, anerzogner Vorurtheile ſey, trifft mehr nur die kraſſe Form, in welcher ſich die intolerante Ueberzeugung ausſpricht, läßt aber doch das Faktum der Erfahrung unerſchüttert: daß Verſchiedenheit der Anſichten zu allen Zeiten die Menſchen tiefer zu ſcheiden, einander ärger zu entfremden vermochte, als ſelbſt die Motive des gröbſten Egoismus, der

gewaltigſten Leidenſchaft. Ein reiner Religionskrieg — diejenigen von welchen die Geſchichte meldet, ſind alle mehr oder weniger nur Masken von politiſchen oder Eroberungskriegen, wenigſtens von politiſchen Zuthaten ſtark gefärbt, — wäre auf der einen Seite ein großartiges, erhebendes Schauſpiel, — wenn gleich andrerſeits wieder das grauenhafteſte, — weil darin aufs anſchaulichſte zu Tage käme, wie hoch der Menſch das rein Geiſtige in ſich, ſeine Ueberzeugung, ſtellt, wie er ihr Werth genug beimißt, um dafür Leib und Leben einzuſetzen. Eine Annäherung daran geben in der hiſtoriſchen Zeit die Kriege der Mahomedaner und die Kreuzzüge, wenigſtens in einigen Momenten. Iſt aber ſchon die Betrachtung, daß ideelle Gegenſätze dem Sterblichen das Höchſte werden können, wofür er mit Enthuſiasmus, mit Fanatismus, Ruhe, Wohlſtand und Leben einſetzt, geeignet, uns einen nicht gemeinen Begriff von der menſchlichen Natur zu geben, ſo erſcheint denn doch als etwas weit Höheres die Selbſtbezwingung, die Ueberwindung jenes ideellen Kampfmuths, welche nicht Gleichgültigkeit und Schlaffheit, ſondern Anerkennung der geiſtigen Menſchenwürde im Gegner, Achtung eines verwandten Strebens im anders Glaubenden iſt; welche als höhere Kraft die gebändigten Gegenſätze bis auf einen gewiſſen Grad verſöhnt, die unangemeſſene Art des Kampfes, Krieg und Verfolgung, aufhebt, und nur die Waffen des Geiſtes, oder die Ueberwindung durch moraliſchen Einfluß und Beiſpiel übrig läßt.

Wir würden dies Thema nicht in dieſen Blättern behandeln, hätte es nicht eine ſehr praktiſche Seite auch noch für unſere Tage; jeder weiß, daß noch heute in Europa, daß in Deutſchland, viele laute und leiſe Klagen ertönen über Intoleranz, und daneben über zu weit gehende Toleranz; wir wollen jedoch den Gegenſtand nicht blos vom Geſichtspunkt des augenblicklichen Bedürfniſſes und der Zeitbildung ins Auge faſſen, ſondern durch hiſtoriſche Rückblicke die verſchiedenen Erſcheinungen auf dieſem Gebiet in ihren Wurzeln zu verſtehen ſuchen, die bei einer blos räſonnirenden Betrachtung leicht oberflächlich gefaßt werden; die hiſtoriſche Behandlung wird uns eher belehren, was zu hoffen oder zu fürchten, was zu thun räthlich, welche Energie aufzubieten iſt, auf welche Punkte man hauptſächlich losgehen und welche Schranken man anerkennen muß. — Erſt ſeitdem die Intoleranz in ihrer wildeſten Geſtalt, als

Verfolgung und Inquisition, in fast allen europäischen Ländern aufgehört, ist es streitig geworden, worin Toleranz und Intoleranz bestehe, während man es in frühern Zeiten, wo Kerker gähnten, Bannflüche zuckten und trafen, und Scheiterhaufen rauchten, recht gut zu wissen glaubte. Es herrscht in dieser Beziehung eine ziemliche Begriffsverwirrung, die theils durch Unverstand, theils auch wohl von Manchen absichtlich genährt wird; eine historische Betrachtung zeigt uns vielleicht am besten die verschiednen, im umgekehrten Verhältniß zur abnehmenden Intoleranz stehenden Gestaltungen der wachsenden Toleranz, zeigt uns, worin der moralische und legislative Triumph der letztern bestände. Man kann uns einwenden: Ist denn der Triumph vollständig, ist er nicht blos äußerlich, wenn die Duldung sich nur auf das Moral- und Staatsgesetz gründet, wenn sie nicht eine religiöse Sanktion erhält? Aber man besinne sich, ob man nicht etwas Unmögliches verlangt? Die Duldung betrifft religiöse Differenzen; fielen diese weg, entweder indem die eine Partei die andere zu sich bekehrte, oder indem alle Religion aufgegeben würde, so brauchte es keine Toleranz mehr; bleiben sie aber bestehen, so muß, wenn trotz derselben ein friedliches Abkommen getroffen werden soll, ein gemeinsamer, neutraler Boden, so zu sagen, gefunden werden, und dieser ist das Sitten-, das Staats- oder Rechtsgesetz. Dabei mögen immerhin auch die Beweggründe zur Duldung, welche in den Religionen oder Konfessionen selbst liegen, von den Einzelnen und von den Lehrern besonders, so sehr als möglich geltend gemacht und benützt werden. Entbehrlich könnte die Toleranz auch in dem Falle erscheinen, wenn allen Staatsgenossen ihre Religion gleichgültig würde; dem ist aber nicht ganz so, denn es gibt Viele, welche den Glauben und die Lehren ihrer Religion gering schätzen und preis geben, und doch an ihren äußern Satzungen und Bräuchen hartnäckig festhalten; mancher Katholik bespottet die ganze kirchliche Dogmatik, und eifert doch für den katholischen Ritus, für katholische Architektur und für die Hierarchie; und mancher Franzose, der lediglich nichts glaubt, sieht Guizot auch als Protestanten etwas mißfällig an. So lange aber die Toleranz Bedürfniß ist, bleibt sie auch der Natur der Sache nach etwas Beschränktes, eine über eine Kluft gesprengte Brücke, welche die Kluft nicht zusammen zieht, sondern nur den Verkehr herstellt und sichert.

Die Geſchichte der Toleranz, ſo weit ſie für uns in chriſtlichen Ländern Lebende ein näheres Intereſſe hat, iſt in der That ziemlich jung und neu, und ſie löst die Geſchichte der Intoleranz ab, oder vielmehr geht neben ihr her, erſt ſeit der Kirchenreformation; und ſelbſt in dieſen drei Jahrhunderten ſind bis ſpät herab ihre Manifeſtationen noch ziemlich ſparſam:

„Like angels' visits few and far between."

Wir wollen jedoch nicht nur die Geſchichte der chriſtlichen Intoleranz in ihren Haupterſcheinungen verfolgen, ſondern auch einige Blicke auf vor- und nicht-chriſtliche Zeiten und Völker werfen, um den Gegenſtand vielſeitiger zu erfaſſen, und auch um das Chriſtenthum von dem Vorwurfe zu reinigen, daß es allein, oder vorzugsweiſe, das vielgeſtaltige, proteusartige Ungeheuer der Intoleranz hervorgebracht habe.

Bis in die grauеſten Zeiten der Geſchichte und des vorgeſchichtlichen, mythiſchen Zeitalters hinauf reichen die Kunden und Sagen von gewaltigen, blutigen, langedauernden Religionskämpfen. Der Kampf verſchiedner Religionsſyſteme wird geſchildert in den großen Epopöen der Indier; und noch jetzt iſt das Reſultat jener Kriege ſichtbar in dem Verhältniß, in welchem bei den brahmaniſchen Indiern die Parias, vermuthlich Abkömmlinge der beſiegten Ureinwohner, gegenüber den übrigen Kaſten ſtehen. Den Charakter religiöſer Kriege tragen ebenſo die im Epos der Perſer gefeierten Kämpfe zwiſchen Iran und Turan. Wo im Alterthum Kaſten beſtanden, wie in Egypten, da laſſen ſie entweder auf vorangegangene religiöſe Kämpfe ſchließen, oder ſind ſie wenigſtens die Veranſchaulichung einer gewiſſen religiöſen Intoleranz, dies Wort freilich in einem eigenthümlichen Sinne genommen. Ein weſentlicher Zug nämlich des Kaſtenweſens, das nicht blos ſocial, ſondern zugleich religiös zu faſſen iſt, beſteht darin, daß der den verſchiednen Kaſten aufgeprägte Charakter in ſo fern unauslöſchlich iſt, als man aus der niederern Kaſte nicht, durch eine Art Bekehrung, in die höhere übergehen konnte, — auch nicht durch einen der Emancipation der Sklaven entſprechenden Akt. Wer in einer Kaſte geboren iſt, der muß darin ſterben — wenn er nicht durch Sünden in eine tiefere hinabſinkt. Uebrigens wäre, nach manchen neuern Forſchungen, das Kaſtenſyſtem der Indier nicht in dem Grade drückend und hart, als man es gewöhnlich darſtellt; einerſeits

betreibt die höchſte Kaſte, die der Brahminen, die keineswegs alle Prieſter ſind, eine Menge bürgerliche Geſchäfte gleich den übrigen Kaſten, und die unterſte, die der Sudra's, iſt nicht eigentlich unrein, obgleich ſie die Veda's nicht leſen dürfen und nicht zu den Zweimalgeborenen gehören; wohl aber laſtet das härteſte Schickſal auf den, dem Kaſtenorganismus nicht mehr angehörigen Paria's; ſie ſind die Verworfenen, die von den andern Kaſten Verabſcheuten, die Unreinen, deren Berührung und Nähe verpeſtet. Nicht religiöſe Irrthümer haßt man an ihnen, die ſie ablegen könnten, ſondern man flieht in ihnen mit Abſcheu einen anſteckenden Fluch. Die Paria's veranſchaulichen das Prädeſtinationsſyſtem in ſeiner härteſten, herbſten Geſtalt, auf das zeitliche, äußere Leben, wie auf das innere und auf das ewige Heil angewendet; ſie ſind die Gottverlaſſenen und die Gottloſen — und allerdings entſpricht dem Druck und Fluch, womit dies Vorurtheil auf ihnen laſtet, ihre eigene faſt thieriſche Rohheit und Verſunkenheit; ſie müſſen ſelbſt an ihre Verworfenheit glauben, und auf jede Hoffnung der Erhebung und des Heils verzichten. Empörend für das menſchliche Gefühl iſt dieſe ſtarre, unerbittliche Vernichtung und Aufhebung aller Gleichheit; — aber iſt nicht faſt noch empörender die Inkonſequenz des nordamerikaniſchen Sklavenhalters, des weſtindiſchen Pflanzers, der ſeine Negerſklaven wie Thiere peitſchen, aber dennoch ſie zu Chriſten taufen läßt? der ſich entehrt glaubte, wenn er ſich mit Einem zu Tiſche ſetzte, der Negerblut in den Adern hat, aber der ohne Bedenken die Terzereninnen und Quarteroninnen zur Befriedigung ſeiner Lüſte mißbraucht? Uebrigens herrſcht in Aſien, neben dem ausſchließlichen Brahmaismus in weiter Ausdehnung der duldſame Buddhaismus, welcher den Kaſtenunterſchied verwirft und keine Verfolgungen kennt; und das Regiment der Engländer in Indien wirkt wohl auch allmählig dem Kaſtengeiſt des Brahmaismus entgegen, wenn Fälle vorkommen, daß ein Paria als Offizier Brahminen befehligt.

Eine harte und verhärtende Schule der Intoleranz machten die Israeliten durch bei den Egyptiern, einem Kaſtenvolk, das, nach der Geneſis, in den urſprünglichen Gäſten nachgerade nur noch die Fremden, die Andersglaubenden, die ſeine Götter und ſeinen Kultus Verachtenden, und in den Viehzucht treibenden Nomaden nur etwa Ebenbürtige ſeiner unterſten Kaſten ſah; „ſie

hielten die Kinder Israel wie einen Gräuel.“ Die härteſte Intoleranz hätten nach jener Urkunde die Herrſcher Egyptens geübt durch Auflegung ſchwerer Abgaben und drückender Frohnen, und durch anbefohlene Ermordung der neugebornen Kinder, — bei welchen Maßregeln jedoch nicht blos der Miniſter des Kultus, ſondern noch mehr der der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten mitwirken mochte. Dieſe Schule war an den Israeliten nicht verloren. Wenn ein großer Theil des Volks nach der Auswanderung eine ſtarke Hinneigung zu dem ſinnlichen Apiskultus der Egyptier wiederholt zeigte, gelang es doch ſeinen Führern, den Kultus des unſichtbaren Jehovah ohne Bild durchzuſetzen und zu befeſtigen, und als ein Hauptgebot dieſes Nationalgottes, deſſen Uebertretung unfehlbar Unglück und Niederlage brachte, galt es, die feindlichen, abgöttiſchen Völker in dem gelobten Lande, das ſie mit ſchwachem Rechtstitel, jedoch in Kraft göttlicher Vollmacht anſprachen, nicht zu ſchonen und am Leben zu laſſen; und daß dies Vertilgungsſyſtem nicht blos politiſch war, ſondern einen religiöſen Charakter hatte, erhellt daraus, daß auch die Beute von dieſen Götzendienern vernichtet, oder doch entſündigt werden mußte. Ebenſo ſollten abgöttiſche Städte der Israeliten (Apoſtaten) mit Allem, was darin war, vertilgt werden. Die ſtrengen Grundſätze, deren Uebertretung nach den heiligen Büchern der Juden ihnen häufig als Strafe großes Unheil brachte, und namentlich dem erſten Könige, Saul, welcher die Amalekiter ſchonte, die Ungnade Samuels und Gottes zuzog, erlitten jedoch manche Einſchränkungen. So wurden die Edomiter als Stammgenoſſen, als Nachkommen Eſau's, die Moabiter als Nachkommen Lots verſchont; gegen die Egyptier ſogar wurde Toleranz eingeſchärft, weil die Kinder Israel bei ihnen Gaſtfreundſchaft genoſſen. Den Gibeonitern, welche durch eine Liſt, indem ſie ſich durch Geſandte für ein fernes Volk ausgaben, Bund und Freundſchaft mit den Israeliten erlangt hatten, um ſich vor der Vertilgung zu ſichern, wurde in ſo weit das gegebene Wort gehalten, daß ſie nicht getödtet, aber Knechte wurden. Ueberhaupt aber kamen die Israeliten dem Gebot der Vertilgung der Kananiter oft ſehr ſäumig nach; häufig meldet der Bericht, daß ſie „unter ihnen wohnten,“ und noch mehr, daß ſie zur Abgötterei dadurch verleitet wurden, — eine ſehr natürliche Folge davon, daß ſie ſich mit den vorherigen Bewohnern vermiſchten

und verheiratheten. Auch wird dergleichen nicht immer mit Mißbilligung erzählt. Der fromme und gepriesene Sängerkönig David sucht eine Zuflucht vor Saul bei dem König Achis zu Gath und nennt ihn seinen Herrn, wiewohl er ihn dann täuscht, und schickt friedliche Gesandtschaften zu den Ammonitern. Die Vermählung des weisen Salomo mit einer Tochter des Königs von Egypten und seine Freundschaft mit dem König Hiram von Tyrus wird nicht gerügt. Wären später die Assyrer und Babylonier eben so intolerant gewesen, wie es die Israeliten dem Prinzip nach waren, so wäre es um diese geschehen gewesen; aber die Sieger, statt die Besiegten zu vertilgen, begnügten sich, viele, besonders die Vornehmsten, in die Gefangenschaft wegzuführen, aus welcher dann unter Cyrus ein Theil zurückkehrte. Im Exil lernten sie durch die Noth einige Toleranz, da sie selbst zufrieden seyn mußten, menschlich behandelt zu werden; aber in der Seele begeisterter Propheten dämmerte in der Nacht des Unglücks das tröstende Bild eines Messiasreiches, das die Heiden überwinden und bekehren würde. Ihrer Religion wegen wurden die Israeliten erst eigentlich verfolgt zu den Zeiten der Makkabäer von den syrischen Königen; Antiochus ließ ein Gebot ausgehen, „daß alle Völker einerlei Gottesdienst haben sollten." Die Verfolgung wegen der Religion gab den Juden die Kraft, sich wieder eine Zeit lang auch politische Unabhängigkeit heldenmüthig zu erkämpfen, sie mußten aber bald bei den Römern Schutz gegen die Uebermacht der Feinde suchen, und kamen nach und nach unter die theils mittelbare, theils unmittelbare Oberherrschaft derselben.

Politischer Druck, Verlangen nach nationaler Selbstständigkeit, und wohl nicht minder religiöser Enthusiasmus und Fanatismus vermochten die Juden zu dem verzweiflungsvollen Wagestück einer Auflehnung und eines Kriegs gegen die Römer, dessen Ausgang bekannt ist. Ihre Hauptstadt und ihr Tempel wurden zerstört, das Volk zerstreut, ihre Religion jedoch, wie sie zuvor eine erlaubte, religio licita, gewesen, blieb auch nachher unverfolgt, wiewohl Proselyten zu machen ihnen streng, jedoch nicht mit Erfolg, untersagt war. Aber theils ihre Intoleranz überhaupt, theils ihr Fanatismus in dem Vernichtungskrieg, und ihre Verbitterung, welche die unausbleibliche Folge des Unglücks seyn mußte, mochte beitragen, sie den Römern gehässig zu machen. Diese Stimmung

zeigt ſich deutlich in den feindſeligen Worten des Tacitus über ſie, Hiſt. V. 5. 19. „Moſes gab ihnen neue religiöſe Gebräuche, zuwiderlaufend denen der übrigen Sterblichen. Ihnen iſt Alles unheilig, was bei uns heilig; hinwieder bei ihnen erlaubt, was bei uns verrucht und verabſcheut. Ihre übrigen heilloſen Einrichtungen behaupteten ſich durch häßliche Verkehrtheit. Unter ihnen ſelbſt findet man hartnäckigen Glauben, bereitwillige Barmherzigkeit, aber gegen alle andre Menſchen feindſeligen Haß; ſie ſondern ſich beim Eſſen und in der Wohnung ab, und enthalten ſich der Heirath mit Fremden. . . Ein Volk voll Aberglauben, den Religionen feind.“ Auch in dem einſeitigen, ungerechten Urtheil des großen Hiſtorikers verläugnet ſich der ſcharfe Beobachter nicht. Von dieſer Zeit an waren die Juden nicht mehr in der Lage, ſelbſtſtändig und ſelbſtthätig eine praktiſche Intoleranz zu üben, vielmehr hatten ſie darunter grauſam zu leiden; aber auch im Zuſtand der Zerſtreuung und Unterdrückung beſeelte ſie noch häufig ein ihnen ſelbſt verderblicher Geiſt der Intoleranz, der theils durch ihr Schickſal, theils durch ihre geſchichtlichen Erinnerungen, theils durch das immer noch mit hartnäckiger Beharrlichkeit feſtgehaltne moſaiſche Geſetz ſammt den ſpätern Zuſätzen wach gehalten und genährt wurde. Das theokratiſche Volk, das erwählte Volk Gottes, wofür ſie ſich zu halten nie aufhörten, mußte als ſolches wohl das allerintoleranteſte ſeyn. Hochmuth und Abſcheu erfüllte ihre Seelen gegen die Anhänger der Götzenreligionen, wenn nicht gerade Sinnlichkeit ſie zu ihnen herabzog, und eben die Gefahr der Verführung ſteigerte dann wieder den Abſcheu. So galten ihnen die Heiden als Empörer, als Feinde Gottes; die Chriſten hatten zwar die Verehrung ihres Gottes mit ihnen gemein, aber den Stifter ihrer Religion hatten die Juden als einen Gotteslästerer zum Tode gebracht; das Chriſtenthum hatte das Judenthum antiquirt, verdrängt, und der Gegenſatz zwiſchen den beiden verwandten Religionen ward bitterer, als der zwiſchen ganz und gar verſchiednen Religionen. Das Feſthalten an den moſaiſchen Speiſegeſetzen ſchloß in ſich, daß ſie alle übrigen Menſchen als Unreine betrachteten — was der Toleranz freilich nicht förderlich ſeyn konnte. Mit Recht ſagt gewiß ein neuerer Schriftſteller: „Auch ihre iſolirenden Sitten waren es, was den Juden im Mittelalter den Haß der Chriſten zuzog. Sie ſelbſt nährten einen angeerbten Haß gegen das Chriſtenthum.“

So konnten manche, in gewiſſem Betracht achtbare Eigenſchaften der Juden ſelbſt noch die gegenſeitige Unduldſamkeit ſteigern. Wir verfolgen kurz ihr Schickſal bis in die neueſten Zeiten. Die entſetzlichſten Verfolgungen erlitten ſie kurz vor den Kreuzzügen und während derſelben; in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, aus Veranlaſſung einer großen Peſt, wodurch eine große Menge derſelben veranlaßt wurde, nach Polen auszuwandern, wo man ſie gut aufnahm, und auf der pyrenäiſchen Halbinſel durch die Inquiſition. Auch ſonſt waren ſie unzähligen Neckereien, Mißhandlungen und Beſchimpfungen ausgeſetzt, durften keinen Grund und Boden erwerben, waren von den Zünften ausgeſchloſſen, und mußten in Deutſchland die Duldung als des heiligen römiſchen Reichs Kammerknechte erkaufen. Sie galten als an ſich rechtlos, und ſelbſt das ihnen gegebene Wort ward oft nicht heilig gehalten. Kein Wunder, wenn auch ſie ſich viel erlaubten und oft unter der unerläßlichen Maske demüthiger Unterwürfigkeit den Geiſt der lebhafteſten Intoleranz athmeten! Die Aufklärung und der mildere Geiſt der Zeit brachte auch ihnen, beſonders ſeit dem 18ten Jahrhundert, viele Erleichterungen und Verbeſſerungen; in Frankreich, wo die Revolution ſo viele Scheidemauern niederriß, und wo Napoleon ein Synedrium berief, ſtehen die Juden den chriſtlichen Staatsbürgern völlig gleich; in England ſind ihnen nur die Funktionen verwehrt, zu deren Antritt die Ablegung eines chriſtliches Eides gefordert wird; in Deutſchland hat mindeſtens ihre Schutz- und Rechtloſigkeit überall aufgehört, wenn ſie auch noch nicht überall, und nirgends alle die Rechte der übrigen Staatsbürger erlangt haben. Man kann aber auch die Frage aufwerfen, ob ſie auf völlige Gleichſtellung mit den Chriſten gegründeten Anſpruch haben, ſo lange ſie noch an ihren Speiſegeſetzen und dergleichen feſthalten, durch welche ſie ſich von den Nichtjuden als von Unreinen abſondern?

Einen ſtarken Kontraſt gegen die Intoleranz der Juden macht die Toleranz der Griechen und der Römer. Zwar auch bei ihnen, wie bei allen alten Völkern, und bei den Juden nicht am wenigſten, waren religiöſe und politiſche Einrichtungen und Geſetze aufs engſte verbunden, und die Religion war ſomit vom Staat keineswegs mit Gleichgültigkeit behandelt oder in eines Jeden Belieben geſtellt; es gab überall eine entſchiedene Staatsreligion mit einer Menge von Prieſtern, Tempeln, Feſten, religiöſen Bräuchen und

Funktionen; aber die religiöse Ansicht war weit weniger ausschließlich bei ihnen als die Politik oder Nationalität. Dies sieht man sehr deutlich z. B. bei Herodot, der doch kein reflektirender, ungläubiger Philosoph war; „alle Trennung und Verschiedenheit der Völker ist nach ihm," wie Baur sagt, „auf eine höhere gemeinschaftliche Einheit des religiösen Bewußtseyns zurückzuführen. Nur die Namen der Götter sind verschieden, der Glaube aber bei allen Völkern derselbe." Daraus folgte, daß keines das andere als irrgläubig und gottlos ansah, sondern jedes die religiösen Lehren und die Götter des andern auf die seinigen möglichst zurückzuführen suchte. So schreibt Herodot I. 131: „Der Name der Aphrodite ist bei den Assyriern Mylitta, bei den Arabern Alitta, und bei den Persern Mitra." Und II. 59: „Die Egyptier halten häufig Festversammlungen, vornehmlich und am eifrigsten in der Stadt Bubastis der Artemis; zum zweiten in der Stadt Busiris der Isis; und Isis ist nach der hellenischen Sprache Demeter. Zum dritten halten sie in der Stadt Sais der Athene eine Festversammlung; zum vierten in Heliopolis dem Helios; zum fünften in der Stadt Butos der Leto; zum sechsten in der Stadt Papremis dem Ares."

Eben so aber wie der naive Herodot, thut dies fünf Jahrhunderte nach ihm der philosophische, römische Geschichtschreiber Tacitus, sonst in manchen Stücken das Gegentheil von Herodot. In seiner Germania erzählt er ganz unbedenklich von den Germanen: Cap. 9: **Deorum maxime Mercurium colunt... Herculem ac Martem concessis animalibus placant; pars Suevorum et Isidi sacrificat**; über dies letztre aber wundert er sich als über ein peregrinum sacrum, eine advecta religio. Eben daselbst Cap. 43: **Deos, *interpretatione Romana*, Castorem Pollucemque memorant.** Zwar verehrten die verschiednen Völker die einen mehr diese, die andern mehr jene Gottheiten; in Griechenland hatte jede Stadt ihre besondere Schutz- oder Lieblingsgottheit, und im troischen Krieg theilen sich die Götter selbst in zwei Parteien; aber die Schutzgötter der Feinde werden darum doch auch von der andern Partei anerkannt, und im Kultus des Hauptes, Vaters und der Einheit der Götter, des Zeus, stimmen sie alle zusammen. So schwierig es nun ist, auf die Schöpfungen einer ganz unbefangenen und naiven, von Naturanschauungen und lokalen

Anregungen ausgehenden, dieſe individualiſirenden und perſoniſizirenden Phantaſie die Begriffe des nüchternen Verſtandes anzuwenden, kann man doch wohl etwa ſo viel behaupten: die Griechen und Römer dachten ſich ihre Gottheiten zunächſt in nationaler Beſchränktheit; die Gottheiten anderer Völker aber, von welchen ſie Kunde erhielten, erſchienen ihnen weder als ganz andere Weſen, denn die ihrigen, noch auch als bloße Phantaſiegebilde ohne Realität — mithin mußten ſie ihnen mit den eigenen zuſammenfallen; man ſtieß ſich nicht daran, wenn andre Völker weniger Götter verehrten, noch fühlte man bei ſich einen Mangel, wenn dieſelben mehr hatten, obwohl in einzelnen Fällen die Aufnahme eines fremden Kultus beliebt wurde. Die Aufſchrift auf dem Altar in Athen: Ἀγνώστῳ θεῷ (einer unbekannten Gottheit) beweiſt, daß dies gottesfürchtige Volk die Möglichkeit zugab, daß ihm eine Gottheit fremd geblieben, und daß es auch dieſer ſeine Ehrfurcht bethätigen wollte. Die Einführung des Kultus einzelner fremder Gottheiten erregte zwar, wie man zu glauben Grund hat, in frühern Zeiten in Griechenland manche Unruhen und Feindſeligkeiten; mit der Zeit jedoch verſchmolzen dieſe neuen Kulte mit dem ältern. In einer ſpätern Zeit vermiſchte Alexander der Große, wiewohl zum Verdruß eines Theils der Griechen, den perſiſchen Kultus mit dem helleniſchen; und die von ihm gegründete, nach ihm benannte Stadt Alexandria in Egypten wurde mit der Zeit, um die Geburt Chriſti, der Hauptſitz einer geſchichtlich höchſt merkwürdigen Verbindung aller religiöſen und philoſophiſchen Ideen, woraus eine ganz neue Weltanſchauung ſich zu geſtalten trachtete. Wie Alexander, nach dem Ausdruck eines geiſtreichen Schriftſtellers, „ein von dem Geiſt der Weltgeſchichte ſelbſt inſpirirter Heros, mit vollkräftigem Bewußtſeyn die Idee ins Leben führte, die das Entwicklungsprinzip des neuen Weltalters wurde, die Idee des Weltreichs," wie er der Repräſentant einer großartigen Völkereinheit und Toleranz war, ſo begegneten ſich in der Religionsphiloſophie, welche ſich nach ſeiner Stadt benennt, nicht nur griechiſche und orientaliſche, religiöſe und philoſophiſche Syſteme, einander durchdringend und ſteigernd, ſondern ſelbſt auch die intolerante, ſpröde jüdiſche Religion ſchmolz in einem Philo mit den Elementen der griechiſchen und orientaliſchen Philoſophien und Religionen zu einem weitherzigeren Univerſalismus zuſammen.

Bei den Römern war, wie bekannt, das religiöse und politische Element aufs innigste verschmolzen und durchdrungen; alle politischen Akte erhielten eine religiöse Weihe, und der kapitolinische Jupiter oder Mars war die Personifikation des Römergeistes selbst in seiner Tapferkeit und Herrschsucht. Aber darum waren sie doch durchaus nicht intolerant, sie ließen die fremden Völker, die sie sich unterwarfen, in ungestörter Ausübung ihrer Religionen, und waren nur darauf bedacht, sich deren Götter geneigt zu machen. Im Allgemeinen verboten zwar die Gesetze, den Kultus fremder Gottheiten in Rom einzuführen, aber in einzelnen Fällen beschloß der Staat selbst eine Ausnahme. Bekannt ist, wie der Kultus der phrygischen Cybele in Rom förmlich eingeführt wurde; hierüber schreibt Dionysius von Halikarnaß: „Wiewohl eine unzählige Menge Völker in die Stadt gekommen sind, welche sich genöthigt sahen, ihre vaterländischen Götter mit den hergebrachten Förmlichkeiten zu ehren, so hat doch die Stadt öffentlich keine jener fremden Religionen angenommen, wie dies bei so vielen andern geschehen ist, sondern wenn auch in Folge eines Orakelspruchs fremde Heiligthümer aufgenommen wurden, so hat sie dieselben doch ihren eigenen Einrichtungen angepaßt, und alles Fabelhafte davon entfernt. Dies zeigt sich z. B. bei der Götter-Mutter (der Cybele). Opfer und Festspiele stellen ihr die Prätoren nach den römischen Gesetzen alljährlich an, Priester und Priesterin ist aber dabei ein Phrygier und eine Phrygierin." Dies gilt von den früheren Zeiten; aber schon aus der Zeit des zweiten punischen Kriegs berichtet Livius: es sey ein solches Gemenge fremder Religionen eingedrungen, daß man hätte glauben können, entweder die Menschen oder die Götter seyen plötzlich Andere geworden, und erzählt von der unsittlichen Feier der später eingeführten Bachanalien. Und gar in den ersten Jahrhunderten nach Christus wurde die herrschende Weltstadt „für die verschiedenartigsten Religionsformen ein vereinigender Mittelpunkt, eine cultrix numinum cunctarum, wie sie Arnobius nennt, oder vielmehr, wie Tacitus sagt: urbs, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque." * Rom bietet in dieser Hinsicht eine Parallele mit Alexandrien, nur daß dort mehr das Aeußerliche

* Baur's Symbolik. I. 379.

und Sinnliche vorherrschte. Noch umfassender erscheint die Toleranz bei den Alten, wenn man erwägt, welche Ansichten über die Staats- und Volksreligion bei ihnen geduldet wurden. Stoiker und Epikuräer, weit verbreitete philosophische Schulen, deuteten die herkömmliche Mythologie in einem Sinne, der wenig davon übrig ließ. Polybius, der Freund Scipios, sagt: „Es scheint mir, daß die Alten die Vorstellungen von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt keineswegs ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben," und Strabo: „Es ist dem Philosophen unmöglich, das gemeine Volk anders zu regieren, als durch Aberglauben, und dieser kann ohne Fabeln und Wundergeschichten nicht seyn. Denn der Donnerkeil, die Aegide, der Dreizack, die Lampen, die Drachen, die Thyrsusspeere der Götter sind Fabeln, wie die ganze alte Götterlehre." Indeß hatte doch die Toleranz auch bei den Griechen und Römern ihre Ausnahmen und Grenzen. Zwar war ihnen, da sie keine eigentliche Lehre, keine heiligen Bücher hatten, sondern ihre Religion hauptsächlich im Kultus bestand, an welchen sich die Mythen anknüpften, der Begriff der Ketzerei im späteren Sinn eigentlich fremd, was aber bei ihnen an dessen Stelle vorkam, war die Beschuldigung der Gottlosigkeit, des Atheismus, gerichtet gegen solche, welche das ganze System der hergebrachten Religion bekämpften oder zu bedrohen schienen. So wurde in Athen Protagoras des Atheismus beschuldigt; Anaxagoras mußte aus demselben Grunde fliehen und Sokrates den Giftbecher trinken. Bei den weniger philosophischen Römern kamen zwar solche Fälle nicht vor; die Ausrottung der Bachanalien im Jahr 568 hatte sittlich-politische, und die (unter den Kaisern) öfters wiederkehrenden Vertreibungen der Mathematiker und Chaldäer, d. h. der Astrologen und Wahrsager, wohl mehr polizeiliche Gründe; die auffallende Intoleranz und die politische Widersetzlichkeit der Juden rief als Reaktion härtere Maßregeln gegen sie hervor; ganz auffallend aber trat die Intoleranz der römischen Staatsreligion erst gegenüber dem Christenthum hervor, welchem zuerst die Verwandtschaft und Verwechslung mit dem Judenthum schaden mochte, das aber auch nachmals, in seinem wahren Wesen erkannt, eine nur noch härtere Behandlung erfuhr. Die Gründe dieser Intoleranz liegen in Folgendem: Die Römer erkannten, und zwar ganz richtig, daß der Gegensatz des Christenthums (wenn gleich

ſie es nicht recht auffaßten) gegen die römiſche Religion ein radikaler, daß es ein ganz anderer war, als der von andern heidniſchen Kulturen und Religionen; und aus demſelben Grund war auch ſchon der Uebertritt zum Judenthum ſchwer verpönt geweſen. Der alte römiſche Grundſatz, welchen Cicero ausſpricht: „Keiner ſoll für ſich ſeine beſonderen Götter haben, Keiner ſoll neue oder fremde Götter, wenn ſie nicht durch öffentliche Staatsgeſetze anerkannt ſind, für ſich beſonders verehren," mochte ſtrengere Beobachtung und Handhabung zu erheiſchen ſcheinen in einer Zeit, wo man große Furcht vor politiſchen Neuerungen hegte, ſo daß Mäcenas bei Dio Caſſius zu Auguſt ſagt: „Verehre die Götter nach den vaterländiſchen Geſetzen und zwinge die Uebrigen, ſie ſo zu verehren. Diejenigen aber, welche irgend etwas Fremdes in dieſer Hinſicht einführen, haſſe und ſtrafe, nicht allein der Götter wegen, ſondern auch weil ſolche, indem ſie neue Gottheiten einführen, Viele verleiten, auch fremde Geſetze anzunehmen. Daher kommen Verſchwörungen und geheime Verbindungen. Geſtatte Keinem, weder die Götter zu läugnen, noch Zauberei zu treiben." * Anſtößig und verdächtig mochte den römiſchen Staatsmännern der religiöſe Eifer und die zu allen Opfern bereite Begeiſterung der Chriſten, ſo wie die Menge der Proſelyten ſeyn, und allerdings konnte man in gewiſſem Sinn auf ſie das Geſetz anwenden, das mit harten Strafen diejenigen bedrohte, welche neue und unbekannte Religionen einführten, wodurch die Gemüther aufgeregt und unruhig würden. Somit fehlte es nicht an einem legalen Vorwand zu Verfolgungen, welche zunächſt ihren Grund in einer auf Unbekanntſchaft mit dem Weſen des Chriſtenthums, auf vagen Gerüchten und Verleumdungen, auf Anhänglichkeit am Alten und indolenter Verwerfung des Neuen beruhenden Abneigung haben mochten. Das Sichzurückziehen der Chriſten von dem öffentlichen Leben, das vielfach den ausgeſprochenen Charakter des Heidenthums an ſich trug, wurde ihnen natürlich übel gedeutet, und ſo wurden ſie theils als Irreligiöſe und Atheiſten (weil ſie keinen ſichtbaren Gott anbeteten und die heidniſchen Götter läugneten), theils als ſchlechte Bürger, mit der Zeit auch als ungehorſame Unterthanen, weil ſie den Büſten der Kaiſer keine

* Neander. Kirchengeſchichte. I. 82.

göttliche Ehre erzeigen, ihnen nicht Weihrauch opfern wollten, verfolgt. Omne ignotum pro magnifico! sagt irgendwo der philosophische Tacitus; aber bei ihm selbst hat seine Unbekanntschaft mit dem Christenthum nicht die Wirkung gehabt, es ihm in einem glänzenden Licht erscheinen zu lassen, vielmehr spricht er sich über sie eben so abgeneigt und feindlich wie über die Juden aus. Er erzählt, wie Nero die Schuld des von ihm selbst gestifteten großen Brandes auf die, nach Tacitus' eigener Ansicht, unschuldigen Christen gewälzt, — per flagitia invisos! Er spricht vom Christenthum als einer exitiabilis superstitio, und sagt von den Angegebenen: haud perinde in crimine incendii, quam odio humani generis convicti sunt. Diese grausame Verfolgung unter Nero wird gewöhnlich als die erste bezeichnet; den Christen wurde ein bestimmtes Verbrechen, an dem sie gewiß unschuldig waren, schuld gegeben, und sie dafür grausam hingerichtet, aber dies darum, weil sie zuvor schon verhaßt und verläumdet waren; und durch diese Verfolgung der Christen in Rom glaubte sich nun auch das Volk anderwärts dazu gleichsam ermächtigt, und wurden viele Christen dem blinden oder boshaften Haß geopfert. Natürlich ist es uns hier nicht um Erzählung der Fakta, sondern nur um Feststellung der leitenden Grundsätze bei diesen Verfolgungen zu thun. Unter dem die Angebereien begünstigenden Domitian wurden viele Christen theils mit dem Tode, theils mit der Verbannung bestraft, in Kraft der älteren allgemeinen Gesetze, wie es scheint. Nerva war ein Feind der Angebereien, und bestrafte Sklaven und Freigelassene, die mit jener Anklage gegen ihre Herrn auftraten, mit dem Tode. Des berühmten Trajans Gesetz gegen geschlossene Verbindungen (ἑταιρειαι) konnte füglich gegen die Christen benützt werden; und die Anfrage des Plinius, Statthalters von Bithynien, bei dem Kaiser, wie er gegen die Christen zu verfahren habe, rief bestimmte, ausdrückliche Verordnungen von Seiten des Kaisers hervor, welche, obwohl in gewissem Sinne mild und human, doch für die Lage der Christen im Ganzen eher nachtheilig wurden, sofern sie das Verfahren gegen sie legalisirten. Plinius hatte dem Kaiser das Thun und Treiben der Christen im Ganzen ziemlich treu geschildert, aber dennoch sah er in einer von der Staats- und Volksreligion so sehr abweichenden, Lebenswandel und Gemüthsverfassung ihrer Bekenner so eigenthümlich verändernden Religion

eine superstitio prava et immodica. Um dieſer Unordnung zu ſteuern, verlangte er von den Chriſten, ſie ſollten verleugnen, die Götter anrufen, der Büſte des Kaiſers mit den Büſten der Götter Weihrauch ſtreuen und eine Libation darbringen, Chriſto fluchen. Die dies hartnäckig Verweigernden verdammte er, als Bekenner einer unerlaubten Religion und als Ungehorſame gegen die Staatsgeſetze, zum Tode. Diejenigen, welche das Verlangte thaten, erhielten Verzeihung. Dies Verfahren billigte Trajan vollkommen, und ſprach aus: die Chriſten ſollten zwar nicht aufgeſucht, wenn ſie aber angegeben und überführt würden, beſtraft werden, falls ſie nicht zur Verehrung der römiſchen Götter zurückkehrten. — Man kann in dieſer Entſcheidung eine Inkonſequenz finden, wenn Solche, die man doch als Verbrecher ſtrafte, nicht aufgeſucht werden ſollten; der Gedanke des Kaiſers ſcheint aber der geweſen zu ſeyn: nicht ſowohl wegen des Inhalts ihres Glaubens (als Ketzer) ſollten die Chriſten beſtraft werden, als vielmehr wegen Widerſetzlichkeit und unbeugſamer Hartnäckigkeit; nicht ſowohl Beſtrafung der Individuen lag in ſeiner Abſicht, als energiſcher Widerſtand gegen das Umſichgreifen des böſen Beiſpiels einer die Staatsreligion verachtenden Schwärmerei, und es mochte ihm genügen, wenn ſich nur dieſe ſcheu zurückzog und nicht öffentlich trotzte. Aber es war nun einmal damit das Bekenntniß des Chriſtenthums für ein Verbrechen erklärt, die Denunciation war freigegeben, und nicht nur Statthalter und andre Beamte, ſondern auch der wilde Pöbel konnte ſich zur Verfolgung der Chriſten autoriſirt glauben. Wirklich fand Kaiſer Hadrian ſich veranlaßt, dem tumultuariſchen Verfahren durch Geſetze Einhalt zu thun, welche in der Hauptſache nichts änderten. Unter dem der Staatsreligion eifrig zugethanen, auch ſonſt preiswürdigen Mark Aurel wurden die Chriſten aufgeſucht; ſeine Abſicht war, ſie zum Abfall von ihrer Schwärmerei, wie ihm ihr Glaube erſchien, zu bewegen; um ſie zur Verleugnung zu zwingen, ſollten alle Mittel angewandt, und nur im Fall der beharrlichen Hartnäckigkeit Todesſtrafe verhängt werden, was zu vielen Grauſamkeiten führte.

Ohne daß die beſtehenden und neu erlaſſenen Geſetze zurückgenommen wurden, hatten doch die Chriſten von Zeit zu Zeit Ruhe, und zwar öfters gerade unter ſonſt ſchlechten Kaiſern; dies war die Folge theils davon, daß die Volkswuth nach gewaltigen

Ausbrüchen von ſelbſt nachließ und die Chriſten, wo ſie in kleiner Anzahl lebten, ſich nach einer Verfolgung um ſo mehr ſtill und zurückgezogen hielten, theils wohl auch davon, daß an andern Orten die große Anzahl der Chriſten von gewaltſamen Maßregeln abrathen mochte. Ein Geſetz vom Anfang des dritten Jahrhunderts milderte im Grund, indem es den Uebertritt zum Chriſtenthum mit ſtrengen Strafen bedrohte, die beſtehenden Geſetze, ſo fern es gewiſſermaßen das Beſtehen von chriſtlichen Geſellſchaften anerkannte. In einigen Gegenden konnten chriſtliche Gemeinden von den Behörden die Erlaubniß zu ungefährdeter Ausübung ihrer Religion erkaufen. Heliogabalus, vom Jahre 219 an, ſelbſt dem ſyriſchen Sonnendienſt ergeben und der Staatsreligion Feind, zeigte ſich auch gegen die Chriſten tolerant, um ſie für ſeine Religion zu gewinnen. Alexander Severus, 222, ein trefflicher Fürſt, in der Religion Eklektiker, ſtellte in ſeiner Hauskapelle unter den Büſten von Solchen, die er für Weſen höherer Art hielt, auch die von Chriſtus auf, und anerkannte durch die Entſcheidung einer Streitſache die chriſtliche Kirche in Rom implicite als eine geſetzmäßig beſtehende Korporation; doch wurde das Chriſtenthum, ſo viel man weiß, nicht unter die religiones licitæ aufgenommen. Somit wurde auch Verfolgungen in ſpäterer Zeit nicht vorgebeugt, und gleich der Nachfolger Alexanders ließ ſeinen Haß gegen dieſen den von ihm geſchützten und geehrten Chriſten entgelten. Philippus Arabs, 244, ſoll ſelbſt Chriſt geweſen ſeyn; dies iſt nun zwar ganz unwahrſcheinlich, gewiß aber ſo viel, daß unter ihm die Chriſten ruhige Zeiten hatten. Während dieſer mochte ſich ihre Zahl bedeutend mehren, aber auch die Feſtigkeit Vieler erſchlaffen; und der Sieger und Nachfolger des Philippus, Decius Trajanus, vom Jahr 249 an, wiederum den Schützlingen ſeines Vorgängers abgeneigt, und darauf bedacht, die alte Staatsreligion herzuſtellen, mußte in der großen Anzahl der Chriſten eine ſtarke Aufforderung zu energiſchen Maßregeln, und in der Nachgiebigkeit und Schwäche Vieler mochte er Grund zu der Hoffnung finden, das Chriſtenthum ganz unterdrücken zu können. Er verordnete im Jahre 250 eine ſtrenge Unterſuchung in Betreff aller der Nichtbeobachtung der Staatsreligion Verdächtigen; die Chriſten ſollten aufgefordert werden, die Ceremonien der römiſchen Staatsreligion zu verrichten. Gegen

die ſich Weigernden ſollten Drohungen und zuletzt Martern angewandt werden. Wenn ſie ſtandhaft blieben, ſo wurde gegen ſie, namentlich gegen die Biſchöfe, der Tod erkannt. Die Verfolgung verbreitete ſich von der Hauptſtadt, wo der den Chriſten feindliche Kaiſer das härteſte Verfahren eintreten ließ, in alle Provinzen. Viele Chriſten fügten ſich, oder wurden durch Nachſicht und Beſtechlichkeit der Behörden, ohne zu verläugnen, als gehorſam ausgegeben; viele Confiskationen und Martern wurden verhängt, ſeltner, wie es ſcheint, Todesſtrafen. Uebrigens war in einem ſo großen Reich, bei ſo verſchiedenen Verhältniſſen in den Provinzen, und dem Spielraum, welcher immer noch der perſönlichen Willkür blieb, das Verfahren gegen die Chriſten keineswegs überall gleich. Der Kaiſer Decius, anders beſchäftigt, wurde von der Verfolgung abgezogen. Indeß wurden auch unter ſeinem Nachfolger Gallus römiſche Biſchöfe hingerichtet; und der Kaiſer Valerianus ſuchte, vom Jahr 257 an, dem Chriſtenthum dadurch entgegen zu arbeiten, daß er von den Gemeinden ihre Lehrer und Biſchöfe trennte und die Gemeindeverſammlungen verbot. Als dieſe Maßregeln ſich unwirkſam erwieſen, gebot Valerian, 258: „die Biſchöfe, Presbyter und Diakone ſollten ſogleich mit dem Schwert hingerichtet werden, Senatoren und Ritter ihre Würden und Güter verlieren, und, wenn ſie Chriſten blieben, den Tod erleiden; die Frauen von Stande verbannt, die Chriſten im kaiſerlichen Hofdienſt als Sklaven in die kaiſerlichen Güter zur Arbeit vertheilt werden.“ Der Hauptzweck war: die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den höhern Ständen zu hemmen.

Dagegen erließ ſchon ſein Sohn Gallienus, im Jahr 259, ein förmliches Toleranzedikt, worin den Chriſten nicht nur freie Ausübung ihrer Religion geſtattet, ſondern auch die Zurückgabe der unter der vorigen Regierung ihren Gemeinden entzogenen Begräbnißplätze, Häuſer und Grundſtücke verfügt wurde. Somit war das Chriſtenthum jetzt religio licita. Ueber vierzig Jahre blieb nun die chriſtliche Kirche im Zuſtand ungeſtörter Ruhe und gewann natürlich an Zahl, Einfluß und Beſitz. Man findet manche Chriſten in bedeutenden Hof- und Militärämtern, namentlich unter Diokletian, der vom Jahr 284 an regierte. Die Grundſätze dieſes Kaiſers konnten den Chriſten nie günſtig ſeyn; in einem Geſetz gegen die Manichäer ſagt er: „keine neue

Religion ſollte es wagen, die alte zu tadeln, denn es iſt das größte Verbrechen, das umzuſtoßen, was einmal von den Vätern feſtgeſetzt und im Staate herrſchend iſt:" Diokletian, ein glücklicher und glänzender Regent, trug ſich mit der Idee, den alten Glanz des römiſchen Reichs wiederherzuſtellen, und hiezu ſchien ihm auch unumgänglich nothwendig, die alte Staatsreligion wieder zu heben, gegen die immer mehr um ſich greifende chriſtliche Religion. Den Chriſten gab er ausdrücklich ſchuld, daß ſie den Staat zu Grunde richteten. Von Verfolgungen ſcheinen ihn anfangs die Rückſichten abgehalten zu haben, daß das Chriſtenthum einmal religio licita und ſo weit verbreitet ſey, daß ſeine Unterdrückung viel Blut koſten, leicht die öffentliche Ruhe ſtören, und vielleicht, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht einmal gelingen würde. Aber dieſe Bedenklichkeiten wurden endlich überwunden durch den Einfluß ſeines ungeſtümen, brutalen Schwiegerſohns und Mitkaiſers, Galerius, der, ein glücklicher, aber ziemlich roher Soldat, der alten römiſchen Religion mit ihren abergläubiſchen Gebräuchen blind ergeben, den Chriſten als ſchlechten Bürgern und Unglück bringenden Soldaten mißtraute, durch welche der glückliche Fortgang aller heidniſchen sacra gehindert würde. Er verlangte zuerſt, daß alle Soldaten an den Opfern Theil nehmen ſollten; die ſich deſſen weigerten, verloren ihre Würden und mußten aus dem Heere treten; zum Tode verurtheilt wurden, wie es ſcheint, nur ſolche, denen zugleich andre Vergehen, Widerſetzlichkeit oder Majeſtätsbeleidigung, zur Laſt fielen. Im Jahre 303 vermochte er endlich den Diokletian zu einer Verfolgung gegen die Chriſten überhaupt. An einem Feſttag der römiſchen Religion wurde die prächtige Kirche in Nikomedien, wo die beiden Kaiſer waren, erbrochen, die darin gefundnen Exemplare der Bibel verbrannt, die Kirche geplündert und zerſtört. Am folgenden Tag wurde ein Edikt erlaſſen: die Verſammlungen der Chriſten ſollten verboten ſeyn, die Kirchen niedergeriſſen, alle Handſchriften der Bibel verbrannt werden; die nicht verläugnenden Chriſten ſollten alle Ehrenſtellen und Würden verlieren; gegen alle Chriſten ſollte, wie gegen Sklaven, die Anwendung der Folter geſtattet, die Chriſten niederen Stands ihrer Rechte als Bürger und Freie verluſtig ſeyn, chriſtliche Sklaven nicht frei gelaſſen werden können. — Die Tendenz dieſes, blutige Verfolgungen umgehenden

Edikts, das jedoch große Willkür der Auslegung zuließ, war: die Christen als solche politisch rechtlos zu machen. Bemerkenswerth ist darin auch die Idee, das Christenthum durch Vertilgung der heiligen Schriften zu unterdrücken. Aus Anlaß einer den Christen schuldgegebenen Feuersbrunst im kaiserlichen Palast und auf den Verdacht einer Verschwörung hin wurden Viele verhaftet, gefoltert und ohne Geständniß hingerichtet. Verschiedene Empörungen gaben Veranlassung, politischen Argwohn auf die Christen zu werfen. Nach einem neuen Edikt sollten alle Geistliche verhaftet und in Fesseln gelegt werden. Als alle Gefängnisse voll waren, erging der Befehl, diejenigen von den Gefangenen, welche opferten, sollten frei gelassen, die Uebrigen auf alle Weise zum Opfern gezwungen werden. Endlich erging das vierte, schärfste Edikt, welches dasselbe in Bezug auf alle Christen gebot. In einigen Städten wurde es wirklich aufs strengste vollzogen, alle Männer, Weiber und Kinder in die Tempel entboten, namentlich aufgerufen, und Alle festgenommen, die man als Christen erkannte. Das Todesurtheil war zwar nicht förmlich ausgesprochen, aber ziemlich in die Willkür der Behörden gestellt. Schon wurde in Inschriften über das **deletum nomen christianum** triumphirt, als plötzlich eine wichtige Aenderung eintrat. Diokletian und Maximian legten 305 die Regierung nieder, und mit dem bisherigen Cäsar Galerius trat Constantius Chlorus, ebenfalls bisher Cäsar, Beherrscher von Gallien, Spanien und Britannien, in die Würde eines Augustus. Dieser, dem Christenthum geneigt, wenn auch nicht selbst Christ, hatte in seinen Provinzen die Christen so sehr geschont, als er konnte, ohne den Edikten der Auguste offen ungehorsam zu seyn. Einer der neuen Cäsare, Maximinus, verhängte zwar wieder in Aegypten, Syrien und andern Provinzen über die Christen grausame Verfolgungen; aber der durch schwere Krankheit gebeugte Galerius, entweder überzeugt von der Fruchtlosigkeit der Verfolgungen, oder auf eine günstigere Ansicht vom Christenthum gekommen, erließ in Uebereinkunft mit Constantius 311 das Toleranzedikt, welches den Verfolgungen der Christen im römischen Reich ein Ende machte. Darin wurde erklärt: es sey die Absicht der Kaiser gewesen, die Christen zur Religion ihrer Väter zurückzuführen, Alles nach den alten Gesetzen und der römischen Staatsverfassung zu verbessern. Da nun aber doch die

meiſten Chriſten in ihrer Denkart verharrt, ſie weder ihren Gott verehren könnten, noch auch den Göttern die ſchuldige Ehrfurcht erwieſen, ſo wollen die Kaiſer ihre gewohnte Gnade auch auf ſie ausdehnen, ſie ſollen wieder Chriſten ſeyn und ihre Verſammlungen halten dürfen, unter der Bedingung, daß ſie gegen die Ordnung des römiſchen Staats Nichts vornähmen; ſie ſollen nun zu ihrem Gott beten für das Wohl der Kaiſer, des Staats und ihr eigenes. Damit ſtimmte ziemlich zuſammen, was des Galerius Nachfolger, Mariminus, nach Jenes Tod durch den Präfekten Sabinus unter der Hand bekannt machen ließ: „da die Kaiſerlichen Majeſtäten erwogen, daß es ihrem milden Sinne zuwider ſey, ſo viele Menſchen in Gefahr zu ſtürzen, ſo ſolle ferner kein Chriſt um ſeiner Religion willen geſtraft oder beunruhigt werden, indem es ſich durch die Erfahrung eines ſo langen Zeitraums erwieſen habe, daß ſie auf keine Weiſe dazu gebracht werden könnten, von ihrem Eigenſinn abzuſtehen. — So ſahen ſich alſo zwei der heftigſten Feinde des Chriſtenthums durch die Macht der Umſtände, durch die Menge und Standhaftigkeit der Chriſten gezwungen, eine Religion zu dulden, mit der Keiner ſich verſöhnt hatte, und die der Letztere fortwährend für falſch erklärte. Dieſe Duldung erbitterte Viele gegen die Chriſten, und Maximin ſuchte aus allen Kräften den Glanz des Heidenthums wieder zu heben; aber Conſtantin, Sieger zuerſt über Maximin, dann über Maxentius, erklärte ſich öffentlich, als Auguſtus, für die Chriſten. Gemeinſchaftlich mit Licinius erließ er ein Geſetz, das, wie man annehmen darf, den verſchiednen im Reiche beſtehenden Religionsparteien freie Religionsübung gewährte, aber noch Beſchränkungen (vermuthlich das Verbot des Uebertritts) enthielt, welche durch ein zweites Edikt aufgehoben wurden, des Inhalts: daß Jeder die Grundſätze derjenigen Religion ausüben dürfe, die er für die rechte halte, und daß insbeſondere Jedem geſtattet ſey, ſich zum Chriſtenthum zu bekennen. Dies wurde damit motivirt: daß dies der Ruhe dieſer Zeit angemeſſen ſey, und damit Alles, was es von göttlichen und himmliſchen Weſen gebe, den Kaiſern und ihren Unterthanen gnädig ſeyn könne. — Wie ernſt es dem Conſtantin mit dieſer allgemeinen, unbedingten Religions- und Gewiſſensfreiheit geweſen, ſieht man daraus, daß er ſich über die Lehre der Manichäer eifrigſt Aufſchluß zu verſchaffen ſuchte, um

ſich zu überzeugen, ob er ohne Nachtheil für den Staat die Toleranz auch auf dieſe ſehr verrufene Sekte ausdehnen könnte.

Die Toleranz Conſtantins, die ſich namentlich in einer muſterhaften Proklamation an die Orientalen ſehr ſchön ausſprach in den Worten: „die Irrenden mögen ſich freuen, gleichen Genuß des Friedens und der Ruhe mit den Gläubigen zu erhalten; eben dieſe Wiederherſtellung des gemeinſamen Verkehrs unter den Menſchen kann die Leute auch auf den rechten Weg hinführen. Keiner beunruhige den Andern, Jeder handle nach der Neigung ſeiner Seele. Rathen würde ich das (der alten Religion zu entſagen) allen Menſchen“ u. ſ. w.; dieſe Toleranz erklärt ſich um ſo leichter, wenn man erwägt, daß Conſtantin längere Zeit noch einem monotheiſtiſchen Eklekticismus gehuldigt zu haben ſcheint, der freilich dem Chriſtenthum am nächſten ſtand, mit welchem er jedoch auch die andern Religionen in einigen Einklang bringen zu können hoffen mochte. Im Sinne dieſer Toleranz war es, wenn er für die nichtchriſtlichen Soldaten eine monotheiſtiſche Gebetsformel in lateiniſcher Sprache aufſetzte, die ſie vor der Stadt auf dem Felde verſammelt herſagen mußten. Allerdings aber ſchenkte er, beſonders nach Beſiegung des Licinius, den Chriſten ſeine entſchiedene Gunſt, und benahm ſich, obgleich er ſelbſt erſt kurz vor ſeinem Tode ſich taufen ließ, ganz als Chriſt, als „Biſchof deſſen, was außerhalb der Kirche iſt,“ und wenn er der Feindſeligkeit gegen die römiſche Religion ſich enthielt, ſo glaubte er doch, daß die Heiden dadurch am leichteſten zum Heil geführt werden könnten, wenn ihnen der Zuſtand der Chriſten in jeder Hinſicht als ein beneidenswerther erſcheine. Daher that er in Freigebigkeit und Begünſtigung jeder Art für die chriſtliche Kirche, die Biſchöfe und die Chriſten überhaupt viel zu viel, und begünſtigte eben ſo ſehr die prieſterliche Herrſchſucht, als die Heuchelei. Die Zerſtörung einzelner Tempel wurde durch die anſtößigen Ausſchweifungen beim Cultus, oder durch die daſelbſt geübten trügeriſchen Künſte veranlaßt, und ſo dieſe Ausnahmen von der Toleranz motivirt. Von Intoleranz gegen die Chriſten konnte jetzt nur noch unter Julianus, Apoſtata genannt, die Rede ſeyn; aber dieſer für die altrömiſche Religion, für heidniſche Kunſt und Weisheit begeiſterte Monarch war zu einſichtsvoll, um mit Gewalt das Chriſtenthum bekämpfen zu wollen; auch er huldigte dem Grundſatz

der Toleranz und der Redner Themiſtius durfte ihn mit den Worten anreden: „Ihr allein ſcheint zu wiſſen, daß der Regent nicht Alles von ſeinen Unterthanen erzwingen kann, daß es Dinge gibt, die über jeden Zwang, jede Drohung, jedes Gebot erhaben ſind, wie überhaupt alle Tugend und insbeſondere die Frömmigkeit.“ Ganz konſequent und gerecht, wenn ſchon vielleicht nicht eben wohlmeinend, war denn auch die Zurückberufung der wegen der arianiſchen und ſonſtigen Streitigkeiten unter den vorigen Regierungen verbannten Biſchöfe und Geiſtlichen.

Mit Ausnahme der Regierung des Julianus war von Conſtantin dem Großen an das Verhältniß zwiſchen den Anhängern der alten Religion und den Chriſten das umgekehrte von früher; das Chriſtenthum war Religion der Kaiſer, und damit in gewiſſem Sinn, wenn auch noch nicht förmliche Staatsreligion. Ehe das Verfahren und die Grundſätze von dieſen erörtert werden, ſoll noch in der Kürze von der Toleranz und Intoleranz der Chriſten gegenüber den Nichtchriſten während der drei erſten Jahrhunderte die Rede ſeyn.

Natürlich äußerte ſich die Intoleranz der Chriſten auf ganz andre Weiſe, als die der Römer gegen ſie; nicht davon konnte es ſich handeln, die Heiden zu verfolgen und zu drücken, ſondern nur davon, ſie zu meiden, und das Bewußtſeyn der beide Parteien trennenden, tiefen religiöſen Differenz im Verkehr und im Urtheil hervortreten zu laſſen. Wenn ſchon die ſonſt tolerante römiſche Religion ſich des tiefgreifenden und unverträglichen Gegenſatzes zwiſchen ihr und dem Chriſtenthum ziemlich deutlich bewußt wurde, ſo war dies nothwendig noch viel mehr der Fall auf der Seite des Chriſtenthums, als einer erkluſiv monotheiſtiſchen Religion. Doch kann man auch hier verſchiedene Anſichten unterſcheiden. Die ſtrengſte und ſchärfſte ſah in den alten Religionen eine Anbetung des Teufels und der böſen Geiſter, eine Rebellion gegen Gott. Andre erblickten in den heidniſchen Gottheiten bloße Wahngebilde, in dem Cultus der Römer und Griechen einen Dienſt des durchaus Nichtigen, in den Heiden gänzlich Blinde. Die am mildeſten Urtheilenden endlich erkannten auch in den andern Religionen eine zu Grunde liegende, wiewohl entſtellte Wahrheit, und geſtanden der ſubjektiven Frömmigkeit ihrer Bekenner einen gewiſſen Werth zu, wenn ſie auch deren objektive Ausprägung

verwarfen. So der Apostel Paulus selbst in seiner Rede zu Athen, wo er die Geneigtheit der Athener zur Verehrung der Gottheit anerkennt, an den „unbekannten Gott" seine Lehre anknüpft, und den Spruch eines heidnischen Dichters über das Verhältniß von Gott und Mensch billigend anführt. Diese mildere Ansicht mußte aber in dem Verhältniß zurücktreten, als die Römer und Griechen sich durch das ihren Religionen mit der neuen Gemeinsame nicht fürs Christenthum gewinnen ließen, vielmehr zu Feindseligkeiten dagegen schritten, und so die Christen veranlaßten, die heidnischen Religionen absolut zu verdammen. Bei ihrer anfangs geringen Zahl, und argwöhnisch belauert, konnten die Christen zwar den Verkehr mit den Heiden nicht ganz abbrechen, aber er wurde vielfach beschränkt. Den Christen war verboten, am heidnischen Kultus direkt oder indirekt Theil zu nehmen, verboten Götterbilder zu verfertigen, das Gewerbe von Gladiatoren, Schauspielern u. s. w. zu treiben. Auch der Besuch der Thierkämpfe und Schauspiele war, als eine pompa diaboli, verwehrt. Durch den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Kultus war, abgesehen von andern Motiven, die heidnische Kunst den Christen unrein; dasselbe galt von der Poesie und Philosophie, wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl, und so wurden die Christen gegen manche Gebiete des geistigen Lebens intolerant. In der Regel ruhige und gehorsame Bürger, trugen sie doch längere Zeit Bedenken, weltliche Aemter anzunehmen, weil dabei manches mit heidnischem Kultus Zusammenhängende vorkommen mochte, und Viele hatten Bedenklichkeiten gegen den Soldatenstand. In Betreff der gemischten Ehen ward zwar das Eingehen der Ehe mit Nichtchristen mißbilligt oder verwehrt, dagegen galt eine bereits bestehende Ehe vollständig, wenn auch das Eine der Ehegatten zum Christenthum übertrat, das andre nicht. Als die Zahl der Christen sich mehrte, und in ruhigen Zeiten, wurden auch die Grundsätze toleranter, und es scheinen sich nach und nach viele Christen am Hof, in Staatsämtern und Kriegsdiensten befunden zu haben. Wahre Toleranz konnte sich aber erst bewähren, als das Christenthum politisch gegen das Heidenthum im Vortheil war, als es dieses verdrängte. Diese Probe fiel nicht glänzend aus; doch kommt hiebei sehr vieles auf Rechnung des Despotismus der Kaiser, der Willkür dieser unbeschränkten Monarchen und auch etwa ihrer

Statthalter und Beamten. Christliche Bischöfe hatten häufig am Hof großen Einfluß, nur waren die am Hof Geltenden nicht eben immer die würdigsten und reinsten Vertreter des christlichen Geistes.

Der Toleranz Constantins ist schon Erwähnung geschehen. Er erlaubte den Heiden, öffentlich ihren Kultus zu üben, und verbot nur, vermuthlich aus politischen Gründen, Opfer in Privathäusern; auch wurden dieselben von Staatsämtern nicht ausgeschlossen. Aber seine Nachfolger verfuhren anders. Bald wurde das Verbot des Opferns bei Verlust von Gut und Leben geschärft, und die Ausrottung des ganzen heidnischen Aberglaubens (zunächst im Orient) geboten. Ueberall sollten alle Tempel geschlossen, der Zutritt Jedem untersagt, und „den verlorenen Menschen die Freiheit des Verbrechens verweigert werden." Die Ausübung des Heidenthums erschien jetzt als politisch gefährlich, oder wurde doch so dargestellt. Berühmte Tempel wurden zerstört, geplündert, oft an Unwürdige verschenkt; doch that ein Dekret vom Jahr 346 der Zerstörung der Tempel Einhalt, im Interesse der Erhaltung von Nationalalterthümern und Kunstwerken. Der Nachfolger des toleranten Heiden Julianus befolgte dessen Toleranz, und erlaubte allen seinen Unterthanen, die Religion auszuüben, die sie wollten. Aber Gratianus (der noch den römischen Titel Pontifex Maximus beibehielt, das Gewand desselben jedoch verschmähte) zog Grundstücke, welche heidnischen Tempeln gehörten, ein, entzog Priestern und Vestalinnen ihren Unterhalt aus der Staatskasse, und mehrere andern Privilegien. Er wies eine Vorstellung der heidnischen Partei im römischen Senat hierüber zurück, und auch Valentinian II. verweigerte die Zurücknahme dieser Verordnung, obgleich man ihm vorstellte, daß die Stadt nur ein altes Recht anspreche, und er zwischen der Religion der Stadt und der Religion des Kaisers eine Unterscheidung machen sollte, — denn der Bischof Ambrosius von Mailand wußte, was der heidnische Anwalt mit Recht aus einander hielt, zu confundiren, und machte es dem Kaiser zur Gewissenssache, den Götzendienst nicht zu fördern, das Heidenthum nicht gut zu heißen. Theodosius schärfte die Verbote der Opfer; wilde Schaaren von Mönchen zerstörten Tempel, worin geopfert worden seyn sollte. 384 oder 386 gebot er Schließung aller Tempel und

Unterdrückung des ganzen Tempelkultus im Orient, obgleich heidnische Räthe und christliche Bischöfe sich noch um den Einfluß bei ihm stritten. Große, blutige Unruhen in Alexandrien, durch den Fanatismus eines Bischofs erregt, führten die Zerstörung des dortigen Serapistempels auf den Befehl des Kaisers herbei, worauf sofort alle Tempel in Alexandrien und einem Theil Aegyptens, wie auch in Syrien, zerstört, oder in christliche Kirchen und Klöster umgewandelt wurden. Im Occident jedoch, namentlich in Rom, blieb die römische Religion noch längere Zeit unangetastet, und ein späterer Kaiser gewährte sogar die von Valentinian II. zurückgewiesene Forderung. So sehr Theodosius dem heidnischen Kultus entgegen gearbeitet hatte, mußten doch die Gesetze dagegen immer aufs neue eingeschärft werden. In Afrika währte der Dienst der alten Götter lange fort; heidnische Gutsherrn begünstigten ihn, und christliche ignorirten das Opfern, weil es ihnen vortheilhaft war. Honorius erließ 399 ein Gesetz, daß alle Tempel auf dem Land ohne Unruhen zerstört werden sollten; die für die Kunst wichtigen in den Städten nahm ein Gesetz in Schutz; aber zehn Jahre später wurde allgemeine Religionsfreiheit verkündigt. Schon im Jahr 416 dagegen schloß ein Edikt die Heiden von bürgerlichen und Militär-Würden aus. Im fünften Jahrhundert mußten sie im Allgemeinen ihre Religion schon geheim ausüben, um Verfolgungen und Bedrückungen zu entgehen. Justinian, 527, suchte die letzten Reste des Heidenthums zu unterdrücken; Verfolgungen besonders gegen Vornehme hatten statt; in Athen, einem letzten Sitz des alten Cultus, verbot er die Vorlesungen der meist neuplatonischen Philosophen. Von den christlichen Geistlichen hatten manche zu verschiednen Zeiten ihre Stimme gegen gewaltsame Unterdrückung der Heiden erhoben; so namentlich hin und wieder Augustinus, der aber, wie später selbst Melanchthon, in theoretischer Intoleranz so weit ging, zu behaupten: daß alle Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seyen, und der, sehr inkonsequent, das Verbot der Opfer bei Todesstrafe gut hieß.

Den Sieg des Christenthums, die Mittel und die Benützung desselben in andern europäischen Ländern übergehen wir; erinnert werde nur an die grausame Bekehrung der Sachsen durch Carl den Großen, welcher ihnen seine Herrschaft und das Christenthum zugleich, sammt allen Lasten der kirchlichen Hierarchie mit Feuer

und Schwert aufzudrängen ſuchte, was ihm am Ende auch ziemlich gelang. Die ſich nicht taufen ließen, oder rückfällig wurden, traf Todesſtrafe. Auch der Kreuzzüge iſt zu gedenken, als einer Aeuſſerung fanatiſcher Intoleranz — allerdings neben anderen Motiven. Nach damaligen Begriffen erſchienen alle Nichtchriſten als Feinde Gottes, und deren Vertilgung als ein höchſt verdienſtliches Werk. Die Eroberung des heiligen Landes durch die Kreuzfahrer hatte ſo wenig einen Rechtstitel als weiland die durch die Kinder Iſrael; auch finden ſich manche Züge von Aehnlichkeit; manche Franken, zumal die Templer, glaubten den Ungläubigen, den Feinden Gottes nicht einmal Heilighaltung des gegebnen Wortes ſchuldig zu ſeyn; andrerſeits aber führte die zuerſt feindliche Berührung manchmal zu einem Abfall, wo nicht vom chriſtlichen Glauben, doch von chriſtlicher Sitte, und zu großer Schlaffheit der Grundſätze. Auch gehören hieher die Kriege der Spanien gegen die Mauren.

Wichtiger aber iſt uns hier die Geſchichte der Toleranz und Intoleranz innerhalb des Chriſtenthums, der Kirche ſelbſt, — das Verfahren der Gemeinſchaft der Chriſten gegen Chriſten, oder Solche, die den Namen anſprachen, aber in einzelnen Ueberzeugungen von denen der Mehrheit, oder auch der Mächtigeren, wirklich oder ſcheinbar abwichen; die Toleranz und Intoleranz der chriſtlichen Gemeinden, der Kirche, der chriſtlichen Fürſten, Staaten und Geſetze.

Die chriſtlichen Gemeinden der erſten Zeiten, gedrückt und verfolgt, wenigſtens nicht begünſtigt, konnten durch weltliche Vortheile und Rückſichten in der Regel Keinen anlocken; die Mitglieder beſtanden daher meiſt aus innig Ueberzeugten; das gemeinſame Bekenntniß des Namens Chriſti und gemeinſame Andacht bildete unter dieſen Umſtänden ein Band der Einigkeit, das über kleinere Differenzen wegſehen ließ. Doch bildeten ſich ſchon frühe unter den verſchiedenen Mitgliedern Einer Gemeinde und dann in Gemeinden verſchiedener Gegenden und Länder theilweiſe Abweichungen in Lehre und Gebräuchen aus, welche nicht immer durch Verſtändigung beizulegen, durch eine anerkannte Autorität zu entſcheiden oder durch den Geiſt der Liebe auszugleichen waren. Den Gemeinden ſtand natürlich das Recht zu, Wen ſie wollten, wegen unchriſtlichen Wandels oder wegen auffallend abweichender Anſichten auszuſchließen oder nicht aufzunehmen. Ausgeſchloſſene der letztern Klaſſe ſchloſſen ſich dann häufig wieder in eigene

Gemeinden, die von mehr wiſſenſchaftlicher Richtung in Schulen zuſammen. Zwiſchen manchen Sekten war die Abneigung ſehr ſtark. Diejenigen Gemeinden, welche die Mitte hielten zwiſchen einer ſtarken Anhänglichkeit an den Moſaismus und zwiſchen einer überſchwänglichen, phantaſtiſchen Spekulation, überflügelten bald durch ihre Anzahl die übrigen vielverzweigten Sekten, und durch Gemeingeiſt, ſo wie durch verſchiedene Bedürfniſſe und Beweggründe getrieben, ſich eng aneinander anzuſchließen, bildeten ſie jenen geſpaltenen Sekten gegenüber bald eine impoſante Einheit. Dieſe große Maſſe mußte ſich auch organiſch gliedern, und die Umſtände fügten es ſo, daß dieſe Organiſation zuerſt eine ariſtokratiſche, ſpäter eine monarchiſche ward. An die Stelle der Entſcheidung der Gemeinden trat allmälig die der Biſchöfe, und wenn auch das Syſtem der Synoden dem Princip der Gleichheit zu huldigen ſchien, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß die Biſchöfe es waren, die darin ſaßen. Die gefährliche Hypotheſe, daß in den Entſcheidungen der Synoden, namentlich der (urſprünglich und dann ſpäter öfters von den Kaiſern berufenen) ökumeniſchen Synoden der heilige Geiſt ſich ausſpreche, nährte nicht nur einen ungemeſſenen geiſtlichen Hochmuth (und Heuchelei), ſondern auch bald eine thätliche, gewaltſame Intoleranz. Die weltliche Gewalt, welche bei Berufung der Synoden die Initiative ergriffen, wurde dann auch zu Vollziehung ihrer Beſchlüſſe in Anſpruch genommen.

Urſprünglich aber halfen ſich, wie geſagt, die Gemeinden ſelbſt durch Ausſchließung, und ſo verfuhren ſie theils gegen die ſogenannten Ebioniten, welche von der Perſon Chriſti eine geringere Anſicht hatten (obgleich einzelne Chriſten auch ſie, als noch ſchwache Brüder, Kinder im Glauben, geduldet hätten), theils gegen die Gnoſtiker, Liebhaber hochfliegender Spekulationen, mehr auf Erkenntniß und Wiſſen, als aufs Praktiſche gerichtet, welche eine eſoteriſche Lehre neben der kirchlichen aufſtellen und in einem engeren Kreiſe kultiviren wollten. Auch dieſe, obwohl ſie zum Theil gar nicht gemeint waren, ſich von den übrigen chriſtlichen Gemeinden zu trennen, wurden von dieſen zurückgewieſen. Es waren dieſer Sekten und Schulen vom zweiten Jahrhundert an ſehr viele, von den verſchiedenſten Grundſätzen; manche gingen bald wieder unter, andere erhielten ſich lange, wie die Manichäer,

falls man auch dieſe dazu rechnen will; einige mußten durch praktiſche und ſittliche Extravaganzen ſchon den chriſtlichen Sinn abſtoßen; aber ſelbſt denjenigen Gnoſtiker, welcher ſich am meiſten an die Kirchenlehre anſchloß, und welchem Neander (dem wir in dieſer ganzen Skizze folgen) in mancher Beziehung den Ehrennamen eines Proteſtanten zuerkennt, Marcian, nannte der berühmte Biſchof und apoſtoliſche Vater Polykarp von Smyrna ins Angeſicht „den Erſtgebornen des Satans!“

Ob die erſten Gemeinden die Ausſchließung immer vernünftig und billig handhabten, mag dahin geſtellt bleiben; aber daß ihnen das Recht zuſtand, kann nicht bezweifelt werden. Die Nichtaufnahme Solcher, mit welchen man keinen gemeinſamen Grund des Glaubens zu haben überzeugt war, lag in der Natur der Sache; verſchieden hievon war die Ausſchließung Solcher, welche der Gemeinſchaft angehört, aber ſich durch theoretiſche oder praktiſche Verirrungen als dieſer Gemeinſchaft nicht würdig gezeigt hatten, — die Exkommunikation. Dieſe war jedoch nicht immer definitiv; ſie hatte oft den Charakter einer Beſſerungsſtrafe, und der Ausgeſtoßene konnte, bei wahrer Reue, ſpäter wieder aufgenommen werden; ſie war in den früheſten Zeiten oft die einzige Nothwehr einer Gemeinde, und, da ſie keinen bürgerlichen Nachtheil brachte, nur für das Gemüth derer, die ſich innerlich zu der Gemeinde hingezogen fühlten, und denen die Hoffnung der Wiederaufnahme blieb, empfindlich, für Gleichgültige und Kalte gleichgültig. Aber verhängnißvoll wurde die Exkommunikation in ſpätern Zeiten, als ſich die Meinung befeſtigte, daß die Exkommunikation an ſich ſchon alle Folgen der bürgerlichen Ehrloſigkeit mit ſich führe, auch für die mit dem Exkommunicirten Verkehrenden.

Der ohne Zweifel nothwendigen Einheit des Glaubens (die man freilich oft ſchon durch geringfügige oder ſcheinbare Abweichungen gefährdet wähnte) ſollte nun aber nachgerade auch die Einheit, nicht nur Einigkeit, der äußeren, ſichtbaren Kirche entſprechen, welche überdies immer mehr einer monarchiſchen Geſtaltung entgegenging. Die allerdings ſchöne Idee der Einheit konnte leicht verführen, für die Realiſirung Allem aufzubieten, und die aus der Einheit ſich ſteigend entwickelnde Macht bot dazu viele Mittel. Mit der Hochhaltung und Vergötterung der ſichtbaren Kirche hing die Ausbildung der (bald nicht mehr nur lehrenden und helfenden,

ſondern hauptſächlich herrſchenden) klerikaliſchen Hierarchie zuſammen. Der ſchon frühe, in der Mitte des dritten Jahrhunderts, von Biſchof Cyprian in Karthago in einer beſonderen Schrift entwickelte Grundſatz von der Einheit der Kirche (der Einheit des Glaubens ſubſtituirt), welcher anzugehören zur Seligkeit unentbehrlich ſey; das Beſtreben, in dieſer Einen Kirche eine ſtrengere Gleichförmigkeit in der Lehre, in den einzelnen Dogmen, zu bewahren; der ſteigende Wahn von der Unfehlbarkeit der Einen, katholiſchen Kirche, und die mit dem Gewicht, das man auf ſtrenge, innere und äußere Einheit legte, proportionale Erbitterung gegen Solche, welche dieſelbe zu bedrohen ſchienen, welche ihre Privatmeinung den Entſcheidungen des heiligen Geiſtes gegenüberzuſtellen wagten — dies waren ſchon in frühern Zeiten reichliche Elemente zu einem Geiſt der Verfolgung, der, wenn ihm auch äußere Macht, eigene oder geliehene, zu Gebote ſtand, leicht zu Gewaltmitteln ſchreiten konnte, gegen welche allerdings längere Zeit der chriſtliche Sinn ſich ausſprach.

Längere Zeit noch mußte ſich die Kirche fremder weltlicher Macht bedienen, was vielfachen Nachtheil brachte. Es begünſtigte die Schmeichelei und Kriecherei weltlicher und gewaltthätiger Biſchöfe, die ſich Einfluß zu gewinnen trachteten; es gewöhnte die weltliche Macht daran, ſich in die innern kirchlichen Angelegenheiten zu miſchen, und bereitete die Geiſtlichen vor, ſobald ſie in den Beſitz von äußerer Macht kamen, in der Weiſe der weltlichen Gewalt in geiſtlichen Dingen zu verfahren; beſonders aber gab es Anlaß, abweichend Lehrende und Glaubende als Ungehorſame, als Majeſtätsverbrecher zu behandeln, und ſo dem Namen eines Häretikers einen höchſt gehäſſigen Begriff beizumiſchen. Die Neigung der Kirche, ſich an die Macht zu wenden, zeigte ſich ſchon in einem merkwürdigen Fall zu Ende des dritten Jahrhunderts. Die Gemeinde in Antiochien wandte ſich an den Kaiſer Aurelianus mit der Bitte, daß ein durch Synodalbeſchluß entſetzter Biſchof, Paulus von Samoſata, zur Niederlegung ſeines Amts genöthigt werden möge. (Der Kaiſer entſchied: der ſolle Biſchof ſeyn, den der Biſchof ſeiner Reſidenz, Rom, anerkennen würde.) Später wurde den chriſtlichen Kaiſern ein Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten manchmal beinahe aufgedrungen, ſo gleich Conſtantin dem Großen, der jedoch bald in ſeinen Anſprüchen

weit genug ging, und dabei, wie seine Nachfolger, nicht den gehörigen Widerstand fand. Stimmen wie die des Hilarius von Poitiers, der den Constantinus ermahnte: „Deshalb regiert und wacht Ihr, auf daß Alle der süßen Freiheit genießen. Die Ruhe der Kirche kann auf keine andre Weise wieder hergestellt, ihre Zerrissenheit geheilt werden, als wenn Alle, frei von aller Knechtschaft, ganz nach ihrer Ueberzeugung leben können. Wenn auch für den wahren Glauben solche Gewalt angewandt würde, so würden (?) Euch die Bischöfe entgegen treten und sprechen: Gott ist der Herr des Weltalls, er bedarf keines erzwungenen Gehorsams u. s. w." verhallten fruchtlos, weil sie den Kaisern und den Bischöfen nicht behagten. Constantin der Große berief das erste ökumenische Koncil nach Nicäa, wegen des arianischen Streits; so bescheiden er sich anstellte und aussprach, wirkte doch er hauptsächlich auf die Entscheidung hin; unter seiner Autorität wurden die Beschlüsse verkündigt und erhielten dadurch eine politische Bedeutung; nur die sie Annehmenden genossen alle Vorrechte der katholischen Christen, und die sich nicht Unterwerfenden trafen bürgerliche Strafen. In der Entscheidung des Koncils selbst aber wurde nicht nur des Arius Lehre verdammt, sondern auch die Personen, die sie vortrugen; Arius und zwei Freunde wurden des Amts entsetzt, exkommunicirt und vom Kaiser exilirt. Seine Schriften sollten verbrannt, und die sie verheimlichten, mit dem Tode gestraft werden. Verbannung traf auch zwei Bischöfe, welche nur das Verdammungsurtheil nicht unterschrieben. Aber die Gesinnung der Kaiser änderte sich so oft, daß Athanasius, der Gegner des Arius, ebenfalls mehreremale verbannt und wieder zurückgerufen wurde, und die Parteien Beider wurden abwechselnd gedrückt, und triumphirten wieder.

In der nestorianischen Streitigkeit kehrten ähnliche Erscheinungen wieder; auch jetzt wieder wurden auf kaiserlichen Befehl Bischöfe entsetzt und verbannt, und Nestorius, der sich in ein Kloster hatte zurückziehen müssen, wurde auf Betrieb seiner Gegner am Hofe in eine Oase exilirt und vielfach herumgeschleppt. Der römische Bischof, Leo der Große, gab sich zu einer Aufsuchung der Manichäer in Rom, mit Zuziehung der bürgerlichen Obrigkeit, her; dieselben wurden verbannt. Eben dieser Bischof, der hierin dem Princip der Inquisition huldigte, ist auch, schon

in der Mitte des fünften Jahrhunderts, der heftigste Vertreter der hierarchischen Einheit: „Wer dem Apostel Petrus seinen Primat streitig macht, stürzt sich, aufgebläht von dem Geist seines Hochmuths, selbst in die Hölle." Hier ist schon der Prototyp von Innocenz III.! — Das Haupt einer Sekte in Spanien, Priscillian, vor eine Synode gerufen, Ende des vierten Jahrhunderts, kam deren Urtheil durch eine Appellation an den Kaiser Maximus zuvor, und die Bischöfe protestirten nicht dagegen, daß eine rein geistliche Sache vor ein weltliches Gericht gebracht wurde. Alle Angeklagten und Verdächtigen wurden vor ein kaiserliches Gericht gestellt, Priscillian mit mehreren Anhängern verurtheilt und hingerichtet; seine Anhänger sollten durch Soldaten aufgesucht werden. Zwar erhoben einige Bischöfe ihre Stimme gegen das Verfahren des Kaisers und der Bischöfe, aber die Praxis griff doch um sich. Und nicht nur die Praxis, unterstützt von der Leidenschaft, bildete sich allmählig; auch eine förmliche Theorie wurde aufgestellt, und zwar von dem größten Kirchenlehrer jener Zeit, Augustinus: die Theorie des Compelle intrare in ecclesiam. Seltsamer Weise mußte er seine Theorie entwickeln gerade aus Veranlassung eines Streits mit den Donatisten, einer separatistischen Sekte, welche von der Kirche eigentlich die allerstrengsten Grundsätze hatten, und sie zu einer Gemeinschaft von lauter Heiligen machen, besonders Keinen, der im Bekenntniß des Christenthums nicht vollkommen standhaft geblieben, darin dulden wollten, mithin sehr intolerant waren; ihnen gegenüber stellte Augustinus eine tolerantere Ansicht auf: daß Viele in der Gemeinschaft der Sakramente mit der Kirche stehen, und doch nicht in der Kirche seyen; und daraus hätte er folgern können und sollen, daß die Kirche auch unächte Mitglieder getrost dulden könne, da die wahre Einheit doch nur innerlicher Art sey; aber indem er jenen separatistischen Hochmuth bekämpfte, welcher eine sichtbare Kirche von lauter Heiligen stiften, und zwischen der Kirche und der Welt nicht nur im Begriff, sondern in der Wirklichkeit eine strenge Scheidung herstellen wollte, gerieth er in eine Vermischung des Kirchlichen und Politischen, vermöge der er die Anwendung politisch zulässiger Maßregeln auf das Verhältniß der Kirche anwendbar fand. Den Worten eines Donatisten: „Christus fordert uns auf, die Verfolger zu fliehen. Du, der du dich einen Jünger

Christi nennst, du darfst die Uebelthaten der Heiden nicht nachahmen. Meint Ihr Gott damit zu dienen, daß Ihr uns mit eigener Hand mordet? Ihr irrt, wenn Ihr Elende dies glaubt; denn Gott hat keine Henker zu Priestern. Christus verfolgt Keinen, denn er wollte die Menschen zum Glauben einladen, nicht zwingen," trat Augustinus, frühern Ansichten untreu, mit seiner durch gewandte Dialektik und feurige Beredtsamkeit unterstützten, in den Worten theilweise plausibel erscheinenden, in der Praxis aber entsetzlichen Theorie entgegen. Zwar leugnete er nicht, daß Belehrung und Ueberzeugung die besten Mittel seyen, um zum Glauben zu führen; er lehrt, Alles müsse aus der Gesinnung der Liebe fließen; aber aus den Analogien der Erziehung in der Familie und des Zwangs und der Strafen im Staat sucht er die Befugniß der Kirche zu bessernden und äußerlich zwingenden, dadurch die Reue und Buße vorbereitenden Strafen abzuleiten. Mit Recht urtheilt Neander, daß des Augustinus Theorie den Keim des ganzen Systems des geistlichen Despotismus, der Intoleranz und Verfolgungssucht bis zum Inquisitionsgericht enthalten habe. Auch Leo der Große achtete die weltliche Gewalt für die Kirche, welche für sich blutige Strafen scheue, heilsam, weil doch Mancher durch Furcht vor Strafen und vor dem Tod zu geistlichen Heilmitteln zurückkehre. Und während die weltliche Macht in das Kirchliche und Geistliche eingriff, bekamen andererseits die Geistlichen allmählig eine sich mehr und mehr ausdehnende Gerichtsbarkeit in weltlichen Dingen.

In den Jahrhunderten der Völkerwanderung, der Verwirrung und Verwilderung scheint den Geistern nicht genug Muße geblieben zu seyn, theologische Systeme und Häresien zu ersinnen, namentlich im Abendland nicht, das sich unter den römischen Bischöfen, die die Zeitumstände zu Geltendmachung und Befestigung ihrer Alleinherrschaft trefflich zu benützen verstanden, von der orientalischen Kirche getrennt hatte. In der Mitte des neunten Jahrhunderts wurde der Mönch Gottschalk wegen seiner Ansicht über die Prädestination auf einer Synode zu Chiersy für einen Irrlehrer erklärt, aufs härteste gegeißelt, bis er vor Schmerzen die Vertheidigungsschrift für seine Lehre ins Feuer warf, und dann in einem Kloster eingesperrt. Da er auch in seiner letzten Krankheit noch ausdrücklichen Widerruf verweigerte, wurde ihm die Kommunion

und ein chriſtliches Begräbniß verſagt. Durch Todesfurcht wurde Berengarius von Tours, Ende des elften Jahrhunderts, zum Widerruf ſeiner Abendmahlslehre gezwungen. In dieſem Jahrhundert wurde überhaupt theils durch die Anmaßungen der auf ſtrenge monarchiſche Einheit losgehenden katholiſchen Kirche, durch das Verderben und die Sittenloſigkeit unter einem großen Theil der Geiſtlichen, durch die beabſichtigte Bevormundung der Laien und durch die ſich wieder hebende Geiſtesbildung in Europa eine in verſchiedenen Geſtalten ausbrechende, nie mehr ganz gedämpfte Reaktion gegen die Einrichtungen und Lehren der katholiſchen Kirche rege. Aber gerade jetzt war die mächtig erſtarkte Kirche, welche häufig große Talente und energiſche Charaktere an ihrer Spitze hatte, am wenigſten geneigt, die mühſam errungene Einheit der Lehre und des Regiments ungeſtraft ſtören und gefährden zu laſſen, und die Erhaltung des kühnen und prächtigen Baues der Hierarchie ſchien die härteſten Maßregeln zu rechtfertigen. Im Jahr 1017 wurden in Orleans zwei Geiſtliche, als angebliche Manichäer, verdammt und verbannt; ſpäter weitere zehen; ein Kanoniker, der ſchon drei Jahre begraben lag, wurde als Ketzer wieder ausgegraben. Eine ähnliche Sekte fand ſich in Lüttich, welche die Verehrung des Kreuzes, der Bilder, die Kraft der prieſterlichen Weihe, den geweihten Altar und die geweihte Kirche verwarf. Die zuerſt Verhafteten wurden auf ihre Erklärungen hin freigeſprochen; ſpäter wurden ſie wieder verhört, über ihren Irrthum belehrt, und widerriefen, vermuthlich aus Todesfurcht. Später wurde Einer, der ſich weigerte (als Unſchuldsprobe) das Abendmahl zu nehmen, in Cambray verbrannt. Man leitete ihre Häreſie von Italien ab, wo ebenfalls, in Turin, fremde Häretiker vom Erzbiſchof von Mailand entdeckt und verbrannt wurden. In Frankreich wie in Italien zeichneten ſie ſich durch ein aſcetiſches Leben aus; auch miſchte ſich einige Schwärmerei dazu, ſo daß ſie zum Theil die Ehe verwarfen; beſonders aber achteten ſie die Sakramente und die kirchlichen Gebräuche und Inſtitute gering. Dieſe antikirchliche Richtung mußte beſonders die Geiſtlichkeit beunruhigen und die Anklage wegen Ketzerei vergiften, während der Vorwurf des Manichäismus durch die ſich daran knüpfenden verworrenen und abenteuerlichen Vorſtellungen den Fanatismus des Volks gegen ſie zu erhitzen geeignet war. Der wüthenden

Verdächtigungsſucht, die in jedem bleichen Geſicht einen Ketzer, einen des Scheiterhaufens Würdigen witterte, trat als Repräſentant der Mäßigung und Toleranz ein Biſchof Wazo um die Mitte des elften Jahrhunderts entgegen, welcher ſagte: „Obgleich man ſolche Lehren als unchriſtlich verdammen müſſe, müſſe man doch nach dem Beiſpiel des Heilands auch gegen ſolche Menſchen ſich duldſam erweiſen. Wir Biſchöfe mögen wohl eingedenk ſeyn, daß wir bei der Ordination nicht das Schwert der weltlichen Macht empfangen, und von Gott nicht den Beruf zu tödten, ſondern lebendig zu machen empfangen haben."

Aber von ganz andern Grundſätzen und Anſichten gingen die Päpſte und die Gewaltigen der Kirche aus. Die Einheit und die Reinheit der Kirche von Häreſie war das groſſe, unabläſſig verfolgte Ziel; und leicht mochte Gregor VII. ſelbſt, der groſſe Eiferer gegen das weltliche Verderben unter der (höhern) Geiſtlichkeit, gegen die Simonie, und gegen die Ehe der Geiſtlichen, wie gegen ihre Sittenloſigkeit, die nachmaligen, beſonders gegen die Kirche gerichteten Ketzereien gefördert haben, deren blutige Unterdrückung hauptſächlich ſeinem berühmten Nachfolger Innocenz III. zufiel. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zeigten ſich im ſüdlichen Frankreich eine Menge Catharer, Waldenſer, Albigenſer, die ein einfacheres, freieres Chriſtenthum lehrten, ſich dem Klerus entzogen, die Kirche tadelten und die Bibel in ihrer Landesſprache laſen. Als ein Graf Roger von Beziers ſich weigerte, die Ketzer aus ſeinem Lande zu vertreiben, wurde er mit dem Bann belegt, und ſeine Feſtung von einem päpſtlichen Legaten erobert. Innocenz III., von 1198 an Papſt, ſandte ſogleich zwei Ciſtercienſer ins ſüdliche Frankreich, um die Ausrottung der Ketzer aufs thätigſte zu betreiben, und mit der Vollmacht, die weltlichen Großen durch das Interdikt zu zwingen. Ueberſetzungen der Bibel in der Landesſprache ließ er verbrennen. Bald wurde auch der berüchtigte Pierre de Caſtelnau als Mitinquiſitor abgeſchickt; trotz ſeiner und ſeiner Genoſſen Thätigkeit verbreiteten ſich Catharer und Waldenſer in mehreren Ländern; und nach Ermordung des Pierre von Caſtelnau wurde ein Kreuzzug gegen die Albigenſer unternommen von einem päbſtlichen Legaten, 1208, und eine Menge Ketzer durch den Krieg und die Inquiſition hingerafft. 1226 wurde ein neuer Kreuzzug gegen den Grafen von Toulouſe unternommen, und der

König Ludwig VIII. von Frankreich zog ſelbſt gegen die Ketzer. Alle Güter von dieſen wurden konfiscirt; wer einen Ketzer gefangen nahm, und wer einen ſolchen angab, erhielt eine Belohnung. Die vierte lateranenſiſche Synode verdammte aufs neue die Ketzer, namentlich die Waldenſer, und ſanktionirte die Inquiſition, das Kind Innocenz's III.; Kaiſerliche Geſetze bedrohten aufs härteſte alle Arten von Ketzern und ſchloſſen ihre Familien bis ins zweite Glied von allen bürgerlichen Vortheilen aus. In Deutſchland wurde der verrufene Inquiſitor Conrad von Marburg erſchlagen; im ſüdlichen Frankreich wurde die Inquiſition förmlich eingerichtet, an den Dominikanerorden übergeben, und verfuhr ſo grauſam (mit Verbrennen und Lebendigbegraben), daß Innocenz III. ſelbſt Sicherheitsbriefe gegen die Inquiſition auszuſtellen und ihr Verfahren einigermaßen zu beſchränken für nöthig fand. 1254 wurde auf des heiligen Ludwigs Verlangen die Inquiſition in ganz Frankreich eingerichtet; in der Lombardei und in Sicilien war ſie es ſchon; daſſelbe geſchah in dieſem Jahrhundert noch in Katalonien und Venedig, im folgenden in Polen u. ſ. w. Angeſehene Scholaſtiker erwieſen, daß Ketzer die Todesſtrafe verdienen; und Intereſſe der Kirche und oft auch der weltlichen Großen, befangene Theorie und grauſame Praxis ließen das Vorurtheil tiefe Wurzeln ſchlagen. Zwar predigte ein Innocenz: „Der Bund der Ketzer muß durch treue Belehrung gelöst werden; denn der Herr will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe;“ er war auch bereit, die Zurücktretenden aufzunehmen und zu ſchützen, aber, ſagt ſein Biograph und Panegyriker, Hurter: „Wenn keine gütlichen Mittel halfen, dann glaubte er alle Maßregeln der Strenge anwenden zu dürfen, zu müſſen. Die Pflicht gegen das Geſunde ſtand ihm höher als die Schonung des Kranken.“ Nur Schade, daß er ſich mehr an eine ſophiſtiſche Metapher, als an die klaren Worte Chriſti hielt! Er erklärte die Ketzer für ſchlimmer als die Sarazenen, und auf einem Concilium in Avignon wurde beſchloſſen: Ein Biſchof möge Grafen, Schloßvögte, Ritter und Jedermann zur Vertilgung der von der Kirche ausgeſchloſſenen Ketzer ſchwören laſſen. — Die Anführung der Verfolgungen der Ketzer im Einzelnen wollen wir nicht zu ſehr häufen; es genüge, daß unter die Anklage der Ketzerei alle möglichen Beſchuldigungen hereingezogen und dadurch vergiftet wurden; ſo wurde die Simonie

gelegentlich als Ketzerei behandelt, die Templer der Ketzerei angeklagt, die Hexen unter die gleiche Kategorie gestellt, und deren Verbrennung von einem berühmten Rechtsgelehrten für rechtmäßig erklärt. Wenn nach der Berechnung von Thomasius die Zahl der wegen Hexerei Verbrannten sich in die Millionen belaufen soll, so mag man sich einen Begriff machen von der Zahl der als Ketzer Hingerichteten, zumal da die Gesetze gegen sie immer wieder eingeschärft und auf die vorher etwa Geschonten und milder Behandelten ausgedehnt wurden. So wurden Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Geißler in Deutschland, die Wiklefiten in England blutig verfolgt. Im fünfzehnten Jahrhundert erregte die Lehre des Huß, der in Konstanz trotz des ihm bewilligten freien Geleits als hartnäckiger Ketzer verbrannt wurde (denn hæretico non est servanda fides!), lange blutige Unruhen in Böhmen. In demselben Jahrhundert wurde das allgemeine Inquisitionsgericht für ganz Spanien durch das Auto da Fé in Sevilla eingeweiht, welches nachmals so viele Tausende von Opfern, Mauren, Juden, Protestanten und wohl auch gute Katholiken in Spanien und in den Niederlanden verschlang.

Hier können wir einen Ruhepunkt in der Anführung so trauriger und greuelvoller Thatsachen machen, deren ernste Betrachtung doch wohl diejenige Ansicht zum Schweigen bringen sollte, die in der Geschichte eine nothwendige *vernünftige* Entwicklung des Geistes findet. Eine kausale, pragmatische Nothwendigkeit kann und muß man zugeben, im Gegensatz gegen blindes Ungefähr; aber diese Nothwendigkeit zu einer logischen, vernünftigen stempeln, jene unsinnigen Greuel rechtfertigen „aus einem höheren Gesichtspunkt," statt sie aus einem von der Freiheit unzertrennlichen möglichen Mißbrauch der Vernunft und Freiheit zu erklären, ist eben so absurd als empörend, so vornehm philosophisch eine solche Ansicht aufgestutzt seyn mag. Aber auch wenn man alles Entsetzliche in den Annalen der Intoleranz anerkennt, braucht man nicht eben an der menschlichen Natur zu verzweifeln, und thut man gut daran, sich Grundsätze und Handlungen einigermaßen erklärlich zu machen, die ganz unvermittelt betrachtet, einem gebildeteren Gemüth in unserer Zeit fast unglaublich erscheinen. Das ursprünglich milde Verfahren der Kirche gegen Häretiker — Entsetzung von geistlichen Aemtern und Ausschließung von der Kirchengemeinschaft —

erhielt ſchon durch Einmiſchung der weltlichen Gewalt leicht eine Verſchärfung, indem oft die Anklage des Ungehorſams hinzukam. Von der weltlichen Gewalt wurde der erſte Ketzer zum Tod verurtheilt. Karls des Großen Verfahren gegen die Sachſen vermiſchte die politiſchen Feinde und die Ungläubigen. Als die römiſche Kirche den Gipfel ihrer Macht erreicht hatte, war das Verfahren der weltlichen Macht gegen Irrlehrer ſchon den Gemüthern geläufig und gewohnt geworden; und der Begriff, den die Kirche in ihrem Repräſentanten und Herrn, dem Papſte, von ſich ſelbſt gewonnen, leiſtete der Unduldſamkeit allen Vorſchub. Wenn an ſich ſchon die Glaubenseinheit, unter allen durch gemeinſchaftlichen Namen Vereinigten, der natürliche Wunſch eines Jeden, und der Mangel, die Störung derſelben, ein beunruhigender Stachel für die Denkenderen, Gebildeteren, ein Aergerniß für die Hochmüthigen und Geiſtesträgen iſt, ſo mußten dieſe Gefühle ſich noch verſtärken, wo der Mangel an Einigkeit, wo abweichende Lehren und Neuerungen Einzelner nicht nur die ideelle Einigkeit ſtörten, ſondern auch den realen, gleichſam architektoniſchen, Organismus der zu einer hierarchiſchen Einheit verbundenen Kirche gefährdeten. Es erſchien als ein freches, frevelhaftes Beginnen, wenn Einer oder eine kleine Zahl gegen Lehren oder Inſtitutionen ſich auflehnten, welchen die Entſcheidung von Concilien und nachmals des Papſtes den Stempel der Unfehlbarkeit aufgedrückt hatte. Wer an einem, anſcheinend geringfügigen, Punkt der Kirchenlehre zweifelte, verwandelte ſich in den Augen der auf ſtrengſte Einheit und Gleichförmigkeit eiferſüchtigen Macht in einen Feind Gottes und der Kirche, deren Unfehlbarkeit und alleinſeligmachende Kraft als katholiſche Kirche ſelbſt zum Glaubensartikel erhoben wurde. Den urſprünglichen Gemeinden lag zunächſt die Reinheit des Glaubens am Herzen; kein Unwürdigwandelnder und kein Irrgläubiger ſollte in ihnen ſeyn; doch war es der Wunſch der Liebe, daß die Verirrten zurückgeführt würden; die allmächtige katholiſche Kirche aber wollte, daß Gleichheit des Glaubens in ihr herrſche und daß Keiner aus ihr heraustrete; ihre Macht bot ihr Mittel, die Stimme der Andersglaubenden meiſt zu unterdrücken, und durch Ueberredung und Drohung Manchen zum Widerruf zu bewegen; die Hartnäckigen aber wollte ſie nicht fahren, nicht aus ihrem alleinſeligmachenden Kreis heraustreten laſſen; und ſie machte ſelbſt dann

noch, wenn ſie den beharrlichen Ketzer einkerkerte und ſpäter verbrennen ließ, Anſpruch auf den Namen einer aus Liebe, mit bekümmertem Herzen, züchtigenden Mutter, die den Leib dem Verderben preis gab, um wo möglich die Seele zu retten. Daher das ſeltſame Phänomen des Contraſtes einer rührenden, milden Sprache und eines erbarmungsloſen Handelns. Oder auch die Verfolgung der Ketzer wurde als eine Nothwehr der vom heiligen Geiſt beſeelten Kirche gegen die Angriffe des in den Ketzern waltenden Teufels dargeſtellt — eine Auffaſſung, welche ihre Begründung ebenfalls in dem Dogma fand, daß Chriſtus oder der heilige Geiſt einzig und ganz in der Einen wahren katholiſchen Kirche walte und ſelbſt die Verdammung der Ketzer durch die Organe der höchſten Kirchenglieder diktire, und eine ſcheinbare Begründung, bei dem einmal beſtehenden Wahne, in der Hartnäckigkeit ſelbſt, womit viele der Ketzerei Beſchuldigte bei ihren Anſichten, trotzend den Martern und dem Tode, verharrten, was als eine ſataniſche Verſtocktheit dargeſtellt wurde, während ein unbefangenes Urtheil darin nur die Kraft der Ueberzeugung hätte erblicken ſollen. Manche Schwärmerei, welche bei Ketzern vorkam, und wirkliche Unſittlichkeiten und Verbrechen, welche Einzelnen zur Laſt fielen, verſchmolzen unbewußt mit dem Begriff der Ketzerei, die für das Volk der Inbegriff alles Ruchloſen und Abſcheulichen wurde, und gewiß von manchem fanatiſchen Prieſter aufrichtig verabſcheut wurde, wenn ſchon Andere bei der Verfolgung derſelben mehr äußere, politiſche und hierarchiſche Zwecke im Auge haben mochten.

In Shakſpeare's Julius Cäſar ſagt bei der Berathung über Cäſars Ermordung Brutus:

Laßt Opferer uns ſeyn, nicht Schlächter, Cajus!
Wir alle ſtehen gegen Cäſars Geiſt,
Und in dem Geiſt des Menſchen iſt kein Blut.
O könnten wir des Cäſars Geiſt erreichen
Und Cäſarn nicht zerſtücken! aber ach!
Cäſar muß für ihn bluten. Edle Freunde,
Laßt kühnlich uns ihn tödten, doch nicht zornig;
Zerlegen laßt uns ihn, ein Mahl der Götter,
Nicht ihn zerhauen, wie ein Aas für Hunde.
Laßt unſre Herzen, ſchlauen Herren gleich,
Zu raſcher That aufwiegeln ihre Diener

Und dann zum Scheine schmähten. Dadurch wird
Nothwendig unser Werk und nicht gehässig;
Und wenn es so dem Aug' des Volks erscheint,
Wird man uns Reiniger, nicht Mörder, nennen.

In diesen Worten ist, dünkt uns, mutatis mutandis, treffend das Verfahren der Kirche bei Verfolgung und Tödtung der Ketzer geschildert, und auch die Sprache, die sie dabei führte, welche manchmal eher die des mißhandelten Lamms als des reißenden Wolfes war. Nur den Geist der Ketzerei wollte sie treffen, aber wo dieser sich nicht anders unterdrücken ließ, da entschloß sie sich, ungern und mit Seufzen, zur Opferung der Leiber, „um die weitere Verbreitung des Gifts, der Pest der Ketzerei zu verhindern." Nachher, als die Völker sich in die Argumentation mit der blutigen Conklusion gefunden und daran gewöhnt hatten, als in eine kaum mehr gehässige Nothwendigkeit, nahm man die Sache leichter.

Die Fragen: dachten sich die Intoleranten, die Inquisitoren und Ketzerrichter jener und aller Zeiten in die Seele der von ihnen Verfolgten und Verurtheilten hinein? glaubten sie, oder glaubten sie nicht, daß die als Ketzer Angeklagten von der Wahrheit ihrer Behauptungen innig überzeugt waren? wie erklärten sie es sich, wenn dieselben oft im Angesicht der grausamsten Martern und des Todes, und trotz aller Anerbietungen für den Fall des Widerrufs, bei ihrer Ansicht beharrten? finden ihre Beantwortung theils in dem oben Bemerkten, daß man die Ketzerei als Werk des Teufels ansah und ihre Hauptquelle in einem diabolischen Hochmuth fand, der sich gegen die Autorität der Kirche sträubte, theils in Folgendem: man darf wohl mit Recht eine zweifache Intoleranz unterscheiden, eine mehr äußerliche, politisch-kirchliche, und eine mehr innerliche, religiös-fanatische. Die erste Art von Intoleranz sieht die Verfolgung der Ketzer als ein Recht der Nothwehr, als eine politische Nothwendigkeit, ein Gebot der Selbsterhaltung an, als ein unentbehrliches Mittel für den Zweck der Behauptung der Glaubens- und Kircheneinheit, und kann sich der tiefern Reflexion über die Motive der Ketzer überheben; ihr Prinzip ist: die Kirche kann ihrem Begriff nach ohne Einheit nicht bestehen; nun will und muß die Kirche bestehen, also darf und muß sie mit allen erforderlichen Mitteln wegräumen, was der

Einheit der Kirche ſich widerſetzt. Die fanatiſche Intoleranz kann mit der politiſchen verbunden, aber auch ohne ſie ſeyn; ihre charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit beſteht in der intellektuellen und moraliſchen Unfähigkeit, ſich in die Denkweiſe und den Gemüthszuſtand Anderer hinein zu verſetzen, ja dies auch nur zu wollen; ſie wirft die obigen Fragen gar nicht auf, oder beantwortet ſie aufs unzulänglichſte dahin, daß die Ketzerei die Frucht des Hochmuths, der Eitelkeit, des Fleiſches und des Teufels ſey. Das Wort vom Kreuze: „Sie wiſſen nicht, was ſie thun!“ paßt mehr oder weniger auf Alle, die ſich, von fanatiſcher Intoleranz verblendet, zu Verfolgungen hinreißen laſſen.

Durch die Reformation ward der eherne Bann der faſt ganz Europa umſpannenden, in ihrer politiſchen Macht früher ſchon erſchütterten Hierarchie gebrochen, und man ſollte glauben, hiemit habe auch die Intoleranz abnehmen müſſen. Ohne Zweifel iſt auch die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, die Toleranz, das Reſultat der Reformation; aber dieſe köſtliche Frucht reifte langſam, und zunächſt entzündete die Reformation die Intoleranz nur zu neuer Wuth. Im Verfahren gegen Luther zwar kann man eine gewiſſe Langmuth oder wohl beſſer Sorgloſigkeit der römiſchen Kirche oder Curie bemerken; aber als die Reformation um ſich griff, bot ſie in den Ländern, wo ſie die Macht beſaß oder behielt, Allem auf, um die Grundſätze und Lehren der Proteſtanten in Blut zu erſticken. Bemerkenswerth iſt aber, daß von dieſer Zeit an die praktiſche, blutige Intoleranz aus den Händen der Kirche wieder mehr in die Hände der Fürſten, deren Autorität und Macht überhaupt ſtieg, zurückkam; die Einheit und Allgemeinheit der katholiſchen Kirche war denn doch ſchon durchlöchert und zerriſſen, und nicht nur die proteſtantiſchen Fürſten ſagten ſich von der Macht des Papſtes los, ſondern auch die katholiſchen (man denke an Karl V.!) bekümmerten ſich weniger um ihn, beſchränkten ſeine Befugniſſe und betrachteten ihn mehr als einen nützlichen Bundesgenoſſen, denn als einen Herrn in geiſtlichen Dingen. Von den Fürſten, wenn ſchon häufig auf Betrieb der Beichtväter und Prieſter, gingen aus die Verfolgungen und Hinrichtungen der Proteſtanten in Spanien, Frankreich, England, in den Niederlanden, in Oeſterreich, Ungarn, Böhmen u. ſ. w. Theils eigner bigotter Fanatismus, häufig geſchürt von Prieſtern und

Beichtvätern, wie bei jenem Fürſten, welcher ausrief: „lieber eine Wüſte, als ein Land voll Ketzer!“ theils politiſche Aengſtlichkeit, die Gefahr fürchtete, wenn die Unterthanen zu verſchiedenen Konfeſſionen ſich bekannten, und despotiſcher Eigenſinn, der eben nicht dulden wollte, daß ſie anders glaubten als der Landesherr, ganz übereinſtimmend mit den mehr und mehr aufkommenden Begriffen von unbegrenzter fürſtlicher Gewalt, — trieben viele katholiſche Fürſten zu grauſamen Verfolgungen, welche in Spanien zumeiſt, und ſpäter auch in Frankreich ziemlich ihren traurigen Zweck erreichten, das ganze Land von Ketzern, d. h. Proteſtanten zu reinigen. In Spanien war dies das Werk der von einem Philipp II. maßlos begünſtigten, und ſeine ſchwachen Nachfolger beherrſchenden Inquiſition, in Frankreich aber das Ergebniß langer Unruhen, blutiger Bürgerkriege, und ſolcher Greuel und Treuloſigkeiten, wie die Pariſer Blutbochzeit und die Widerrufung des Religionsfreiheit gewährenden Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. im J. 1685. Dieſer despotiſche König ſah eine Art Majeſtätsverbrechen darin, wenn Unterthanen von ihm eine andere Religion haben wollten als er. Auch die habsburgiſchen Kaiſer ſuchten in ihren deutſchen und übrigen Ländern den Proteſtantismus, welcher mächtig um ſich gegriffen hatte, mit den gewaltſamſten Mitteln wieder zu unterdrücken, und es ſchien ihnen ihr Werk gelingen zu wollen, als in Folge ihrer Gewaltthätigkeit und Intoleranz der dreißigjährige Religionskrieg ausbrach, in welchem jedoch ſpäter die Religion gar ſehr in den Hintergrund trat, und deſſen Ergebniß die Duldung der drei chriſtlichen Konfeſſionen in Deutſchland war. Wenn ſchon jedoch dieſe Verfolgungen der Proteſtanten zunächſt von den einzelnen Fürſten ausgingen, ſo hat man doch wohl ſchwerlich Unrecht, wenn man mit Ranke annimmt, daß ein großer Plan denſelben zu Grunde gelegen habe, der Plan: den Proteſtantismus wieder gänzlich in ganz Europa zu unterdrücken und die katholiſche Einheit wieder herzuſtellen, ein Plan, als deſſen kühne und rückſichtsloſe Schöpfer, und beharrliche, gewandte Beförderer nud Werkzeuge die Jeſuiten betrachtet werden dürfen. Dieſer berühmte Orden, deſſen Entſtehung der Reformation ziemlich gleichzeitig iſt, wußte die Fehler und Schwächen der Proteſtanten trefflich zu benützen; und wenn Geiſt, Klugheit, Liſt, Beharrlichkeit, Rückſichtsloſigkeit in der Wahl der Mittel, Ueberfluß an Talenten und

treffliche Disciplinirung und Benützung derselben den Sieg allein bedingten, hätte er den Jesuiten bleiben müssen; aber dennoch behauptete sich der Protestantismus bei den meisten germanischen Völkern und ging aus der blutigen Probe des dreißigjährigen Kriegs mit gleicher Berechtigung wie der Katholicismus in Deutschland hervor.

Wenn sich der Protestantismus von Anfang an vergleichungsweise tolerant zeigte, so hatte er darum doch das wahre Prinzip der Toleranz, der Glaubens- und Gewissensfreiheit, noch keineswegs erfaßt, und auch in der Praxis entfernte er sich oft arg davon. Der Begriff der Ketzerei stand auch Luthern fest und war ihm nicht minder gehässig, als den Katholischen; nur konnte er zum Maßstab dafür nicht mehr allein die Entscheidungen der Kirche machen (wiewohl er die Verdammungen der verschiedenen Häresien aus ältern Zeiten annahm), sondern hauptsächlich die Entscheidung der reinen Bibellehre — freilich so wie er sie faßte und erklärte. Ketzerei war auch ihm Gotteslästerung, Blasphemie, Majestätsverbrechen gegen Christum; die Folgen derselben für das Seelenheil dachte er sich eben so wie die Katholiken, und er nahm daran, daß man sie als wirkliches Verbrechen der schlimmsten Art behandelte, eigentlich keinen Anstoß, denn er leitete die Ketzerei entweder aus fleischlichen, hartnäckigem Hochmuth, oder aus teuflischer Eingebung ab. Wenn ihm aber einerseits daran liegen mußte, der katholischen Kirche gegenüber seinen Eifer für Rechtgläubigkeit und Reinheit der Lehre an den Tag zu legen, so erlitten doch andererseits seine Ansichten vielfache Ermäßigungen und Milderungen schon dadurch, daß er den Begriff der Ketzerei doch nicht sofort auf die ganze alte Kirche und ihre Mitglieder anwenden konnte und wollte, ferner durch seine natürliche Humanität und durch reiflicheres, ihm vielfach nahe gelegtes Nachdenken über die Sache. „Wenn Verbrennen gegen Ketzerei hälfe, so wäre der Henker der beste Theolog!" sagte er. Sein Verstand sah ein, daß man mit Gewalt keinen Ketzer bekehre; sein christlicher Sinn lehnte sich gegen Exekutionen, durch die geistliche Macht ausgeübt oder veranlaßt, auf; aber die Selbstgewißheit seines Glaubens ließ ihn in den anders Glaubenden und Lehrenden gar leicht Verstockte, Organe des Satans erblicken. In Bezug auf diejenigen, welche die Religion beharrlich verachteten, war seine Ansicht: Eltern und

Familienväter ſollen ſolchen Menſchen keinen Unterhalt gewähren, und ihnen vorhalten, daß es der Wille des Fürſten ſey, daß ſie ins Exil getrieben würden; denn dies müſſe geſchehen, obgleich zum Glauben Niemand gezwungen werden könne noch ſolle, damit das Volk erkenne, was das Recht, und was dem Recht derer zuwider ſey, mit denen man lebt. Denn das ſey erforderlich, daß Jeder die Rechte ſeines Staats, auf deren Schutz und Vortheil er Anſpruch mache, kenne und beobachte, möge er nun wahrhaft glauben, oder ein böſer Bube ſeyn. In Betreff der Ketzer aber lehrte er: Man müſſe Ketzerei mit dem Wort Gottes bekämpfen; man müſſe Ketzer meiden, ihnen ſteuern und wehren, daß ſie nicht ſich eindrängen und unterſtehen, öffentlich zu predigen. Daß ſie heimlich in Winkeln murren und ihr Gift ausſpeien, könne man ihnen nicht wohl wehren. Der Bann, zeitliche oder bleibende Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft, ſolle recht gebraucht werden als Mittel der Beſſerung, und mehr geliebt als gefürchtet ſeyn. Weltliche Gewalt ſolle man gegen die Gebannten nicht anwenden; dagegen aber ſolle die weltliche Gewalt die Ketzer, die ſich nicht ruhig verhalten, als öffentliche Läſterer und böſe Buben ſtrafen. Prediger ſchädlicher Meinungen ſolle man des Landes verweiſen, und das Volk im rechten Glauben unterrichten; die man nicht zurecht bringe, ſollten binnen einer beſtimmten Zeit das Land verlaſſen, die Widerſpenſtigen beſtraft werden.

Gewiß waren dieſe Grundſätze, obgleich noch weit entfernt von völliger Gewiſſens- und Glaubensfreiheit, ſehr mild, und ſie konnten eigentlich kaum milder ſeyn, wenn man von den damals und nach lange gültigen Anſichten ausging, daß es in jedem Lande eine herrſchende Landes- oder Staatsreligion gebe, und daß der Regent darüber zu entſcheiden habe, nach dem Satz: cujus regio, ejus religio. Die Religionsfreiheit, welche die Proteſtanten ſich errangen, galt nämlich nur den proteſtantiſchen Reichsſtänden, d. h. den Fürſten, den Herren und Obrigkeiten, aber nicht den Unterthanen, und noch der Augsburger Religionsfriede 1555 behielt den Ständen das Reformationsrecht vor, d. h. das Recht, ihren Unterthanen ihre Konfeſſion aufzudrängen. So mußte die Pfalz in kurzer Zeit viermal die Konfeſſion wechſeln, natürlich in Begleitung vieler Mißhandlungen, Greuel und Nichtswürdigkeiten. Erſt der weſtphäliſche Friede im Jahr 1648 verſchaffte den drei

verſchiedenen Konfeſſionen in der Perſon der Unterthanen, ſelbſt auch unter anders glaubenden Herren, Religionsfreiheit. Calvin, mit Zwingli Eines der Häupter der Reformirten, ließ den Michael Servet wegen ketzeriſcher Anſichten über die Dreieinigkeit (er war ein Unitarier) in Genf 1552 verbrennen, und dieſe Exekution hatte ſelbſt den Beifall des ſanften Melanchthons! Ein Beweis, daß die alten, tiefeingewurzelten Anſichten noch immer fortbeſtanden, obgleich in den neuen Kirchen das Motiv der katholiſchen Kirche: die ſtrenge Einheit des Glaubens in der Einen Kirche auf jede Weiſe zu wahren, wegfiel. Ein heftiger Geiſt der Intoleranz bei den Calviniſten brach hervor in den Niederlanden, wo die Remonſtranten auf der Synode von Dordrecht 1688 verdammt und verfolgt wurden; der lutheriſche Zelotismus aber opferte 1601 den ſächſiſchen Kanzler Crell als Kryptokalviniſten. Ueberhaupt entbrannte zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Konfeſſionen ſelbſt ein heftiger Groll, wenn ſchon dieſer nicht zu gewaltſamen Ausbrüchen kam.

Die Reſultate der Reformation für Toleranz oder Intoleranz laſſen ſich ſo zuſammenfaſſen: jene, gewiſſermaßen allmächtige Intoleranz der römiſchen Kirche, welche ihr Netz beinahe über ganz Europa ausſpannte, um jede Irrlehre zu erſticken, wurde durch die Reformation unmöglich gemacht und ſie auf die einzelnen Länder beſchränkt, welche katholiſch blieben oder von der Kirche mit Gewalt wieder erobert wurden; aber neben und zwiſchen dieſen waren nunmehr proteſtantiſche Länder und Fürſten, mit welchen ſich die katholiſchen doch vertragen mußten, zu welchen die Verfolgten flüchten konnten. Die Proteſtanten hatten nicht mehr, wie die katholiſche Kirche, eine ſtrenge und geſchloſſene Einheit zu vertheidigen, und die auch in proteſtantiſchen Ländern nicht fehlenden Bedrückungen und Verfolgungen gingen mehr von der Willkür einzelner, zelotiſcher, auf ihre biſchöfliche Gewalt eiferſüchtiger Landesherrn, als von einem konſequenten Prinzip hierarchiſcher Politik aus. Ein gewiſſer fortwirkender Reſpekt vor der alten Kirche, die Grundſätze Luthers, aufgeklärte Denkweiſe und wohl auch mitunter das Gefühl der politiſchen Inferiorität und Scheue vor Repreſſalien machten die Proteſtanten toleranter zunächſt gegen die Katholiken, und dann allmählig auch gegen andere abweichende Anſichten. Vermöge dieſer Vorbereitungen

und ſeiner politiſchen Getheiltheit, war denn auch Deutſchland das erſte Land in Europa, wo nach dem dreißigjährigen Krieg die freie Religionsübung für die drei Hauptkonfeſſionen definitiv feſtgeſetzt wurde. Doch traten auch hier Reſtriktionen für die Unterthanen ein, und der Kaiſer erließ noch 1652 ein Edikt, wornach in ſeinen Landen bei Todesſtrafe jede Seele katholiſch ſeyn ſollte, und noch im achtzehnten Jahrhundert vertrieb der Erzbiſchof von Salzburg viele Tauſende ſeiner evangeliſchen Unterthanen.

Am verfolgungsſüchtigſten und blutdürſtigſten trat der Proteſtantismus in England auf — wenn man anders den brutalen, grauſamen Reformator Heinrich VIII., welcher mit der Gewaltthätigkeit und dem Eigenſinn eines grauſamen Despoten die Anſprüche auf päpſtliche Unfehlbarkeit verband, zu den Proteſtanten zählen darf. Nachdem er ſich von der engliſchen Geiſtlichkeit als Oberhaupt der engliſchen Kirche hatte anerkennen und den Suprematseid ſchwören laſſen, verfolgte er mit gleicher Härte und Grauſamkeit die am Papſt haltenden Katholiſchen, wie die Evangeliſchen, und war ſchon gefaßt, ſeine eigne ſechste Gemahlin, gegen deren Rechtglaubigkeit er Zweifel gefaßt, als Ketzerin exequiren zu laſſen. Unter ſeinen zahlloſen Opfern war der bekannte Kanzler Thomas Morus. Die Anklage des falſchen Glaubens und des Hochverraths fiel bei dieſem Wütherich meiſt zuſammen. Die von ihm ſelbſt diktirte Lehre war ſo ziemlich die katholiſche — ohne den Papſt und die römiſche Kirche. Erſt nach ihm breitete ſich in England die evangeliſche Lehre aus, aber die neue Kirche, auf die 42 Artikel gegründet, verhängte Todesurtheile gegen Ketzer, Schwärmer und Katholiken, und politiſcher Haß und Parteiung verband ſich mit religiöſer, fanatiſcher Intoleranz. Wie die katholiſche Maria, Gattin Philipps II., gegen die Proteſtanten wüthete und das Papſtthum für lange Zeiten in England gehaßt und verabſcheut machte, ſo drückte und verfolgte Eliſabeth wieder die Katholiken, ein Gegenſtück zu der fabelhaften Päpſtin Johanna. Niemand ſollte geſtattet ſeyn, zur Rechten oder zur Linken von der Schnur abzuweichen, die ſie in Glaubensſachen gezogen. Unter den vier Regenten aus dem Hauſe Stuart, mehr oder minder dem Katholicismus geneigt, wurden die Anhänger des freieren presbyterianiſchen Syſtems in England und beſonders in

Schottland gedrückt; dies führte zum Bürgerkrieg, in welchem das englische Parlament und Schottland sich gegen den König, den Katholicismus und die Episkopalkirche verbanden. Nachdem der König gefangen und enthauptet worden, gab der Protektor Cromwell volle und allgemeine Religionsfreiheit; nur die Episkopalen wurden aus politischen Gründen niedergehalten. Auch verwendete er sich für die in Piement schrecklich verfolgten Waldenser. Daß er seine politischen und religiösen Glaubensgenossen, die Independenten, mannigfach vorzog und begünstigte, ist natürlich. Ganz anders verfuhren die restaurirten, unklugen Könige: Karl II. führte das Episkopalsystem wieder ein in England und in Schottland, und bedrückte, die Katholiken begünstigend, die übrigen Nonconformisten; dafür verfolgte das Parlament die Katholiken, welche der König nicht zu schützen den Muth hatte. Viele, darunter mehrere Jesuiten, wurden auf unerwiesene, grundlose Anklage eines Komplotts hingerichtet. Jakob II. bekannte sich offen zum Katholicismus, und erlaubte sich, neben andern Eigenmächtigkeiten, den Testeid, zum Besten der Katholiken, abzuschaffen. Er erließ den Befehl allgemeiner Gewissensfreiheit, aber das Motiv machte diese an sich löbliche Maßregel verhaßt. Er errichtete ein außerordentliches kirchliches Gericht, „hohe Kirchenkommission" genannt, nahm einen Jesuiten in seinen geheimen Rath auf, und machte Aemter und Beförderungen zum Preis des Uebertritts zum Katholicismus. Die Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron setzte, hatte die Abschaffung der Pönalgesetze gegen die Dissenters in England, mit Ausnahme der Katholiken und Socinianer, die Abschaffung des Episkopats und königlichen Supremats in Schottland zur Folge. Zwar wurde die englische Kirche von Wilhelm in ihrem Bestand gesichert, aber die andern Parteien mit Schonung behandelt, und es durften schon die Deisten und Freidenker, die Vorläufer des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts, in England ihre Stimme erheben. Alle religiösen Parteien, außer den Katholiken, hatten sich gegen Jakob II. erhoben, und so mußten nun auch alle ihren Antheil an der Frucht des Sieges und an der Wohlthat der Toleranz haben.

Das philosophische achtzehnte Jahrhundert ließ in seinem Beginn für die Toleranz noch nicht eben das Höchste hoffen. Die

Protestanten wurden mehr oder minder hart gedrückt und verfolgt in Ungarn, in Polen (namentlich in Thorn!), in der Pfalz; die evangelischen Salzburger vertrieben, die Kamisarden in den Cevennen ausgerottet, noch im Jahr 1724 die Hugenotten aufs neue verfolgt und 1746 drei hugenottische Prediger hingerichtet. Ja noch im Jahr 1762 wurde der unglückliche Jean Calas, ein Protestant, in Toulouse hingerichtet, weil man ihn ohne Grund beschuldigte, seinen Sohn, der zur katholischen Kirche übergetreten war und der sich selbst entleibt hatte, ermordet zu haben — ein Opfer des blinden Fanatismus. In Spanien und Italien wurden ohnehin die Protestanten nicht geduldet. Im Ganzen aber war in den aufgeklärteren Ländern Europas doch die Intoleranz im Abnehmen, und die Reaktion gegen dieselbe wurde eröffnet zuerst von den Philosophen und Freidenkern, in Deutschland auch von den Pietisten, und dann von den männlichen und weiblichen Philosophen auf den Thronen fortgesetzt. Das Bewußtseyn der durch die Forderung eines blinden Gehorsams im politischen Leben und in Glaubenssachen schwer verletzten Menschenwürde regte sich in vielen ausgezeichneteren Geistern, denen sich freilich auch manche frivole und unwürdige Stimmen anschlossen; und während man von politischen Rechten der Völker noch nicht zu sprechen, sie nicht zu fordern wagte, getraute man sich doch schon, an die individuellen Rechte der Denk- und Glaubensfreiheit zu erinnern. Die aufgeklärteren Fürsten glaubten, daß sie ihren Völkern dies wohl gestatten könnten, wenn sie nur dabei gehorsame Unterthanen blieben. In dem politisch vorangeschrittenen, freieren England wurden auch zuerst die freiern Ideen über Religion und Christenthum vorgebracht, und die Schriften, welche dort, und später in Frankreich, nicht hätten erscheinen können, wurden in den Niederlanden gedruckt. Von den Verfechtern der Aufklärung und der Toleranz, den Bekämpfern des Aberglaubens, der Verfolgung, der hierarchischen Anmaßung, aber dann auch weiter des Christenthums und aller Religion überhaupt, mögen hier genannt werden Toland, Shaftesbury, Bolingbroke; die Franzosen Bayle, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert; die Deutschen Leibnitz, Thomasius (der Gegner der Hexenprozesse), Reimarus, Lessing; die Fürsten Friedrich II., Joseph II., Katharina II. Die Hinrichtung des Calas diente dem

frivolen Propheten der extremen Aufklärung, Voltaire, zu einem mächtigen Stützpunkt für seine Duldung fordernde, aber zugleich aller Religion im Grund feindselige, und in ihrer Art, bei entsprechender Macht, gewiß auch wieder intolerante Lehre. Zu billigerer Beurtheilung mancher Gegner der Religion muß gesagt werden, daß sie zum Theil das Christenthum nur in gewaltthätigen, ränkesüchtigen, heuchlerischen oder bigotten Jesuiten, oder in orthodoxen Zeloten ohne Geist und Liebe verkörpert sahen. Wurden doch von den Letztern die Pietisten selbst vielfach verfolgt, und in vielen deutschen Ländern Edikte gegen sie erlassen! Zwar hatten manche der oben genannten Männer Unannehmlichkeiten und Verfolgungen zu bestehen; Voltaire mußte einmal aus Frankreich fliehen und war einige Zeit gefangen; Rousseau's Emile wurde vom Henker in Paris verbrannt und er selbst vertrieben, und auch in Genf ließ der Magistrat das Buch verbrennen, und die Herren von Bern verboten dem geflüchteten Verfasser ihr Gebiet. Thomasius wurde das Ziel einer Menge Verleumdungen und Verfolgungen; und der ganz harmlose Christian Wolf wurde noch im Jahr 1723 von Friedrich Wilhelm I. von Halle weggejagt. Aber die Intoleranz verbrannte jetzt doch lieber die Bücher als die Menschen; die Verfolgten fanden doch leichter Asyle, und der Beifall von Vielen war häufig ein lohnender Ersatz für ein nicht allzuhartes Märtyrerthum. Der leichtfertige Geist am französischen und englischen Hof und in den dortigen höhern Kreisen, das Verderben und die Nachäfferei des Franzosenthums an vielen deutschen Höfen, Kriege von rein politischem und dynastischem Interesse — diese und andere Ursachen dämpften den Geist der verfolgungssüchtigen Intoleranz, und dafür wußte sich der Geist der Toleranz in mancherlei Formen, entweder als vornehme und witzige Religionsspötterei, oder als blasirter Indifferentismus, als politische Klugheit, oder als weitherzige und milde Humanität Eingang zu verschaffen. Ein großer und folgenreicher Triumph für die Sache der Toleranz war die Vertreibung der Jesuiten, der heftigsten Vertreter einer konsequenten Intoleranz, zuerst aus Süd-Amerika, dann aus Portugal, aus Frankreich und Spanien, worauf 1773 die Aufhebung des Ordens selbst durch den Papst erfolgte, — doch entsprach das etwas tumultuarische Verfahren selbst schwerlich den Grundsätzen strenger Toleranz. Das Beispiel von solcher gaben

aber Friedrich II. und Katharina II., welche die Exjesuiten in ihren Ländern duldeten. Auch hob Jener kein Kloster in Schlesien auf, während Joseph II. dies mit einer Menge that. Uebrigens war die Regierung dieses unglücklichen, verkannten Monarchen höchst segensreich für seine protestantischen Unterthanen, welchen er durch sein Toleranzedikt freie Religionsübung, (wenn schon nicht mit gleicher Oeffentlichkeit wie den Katholiken) gewährte und gleiche politische Rechte ertheilte. Dagegen wurden inkonsequenter und barbarischer Weise diejenigen, die sich als Deisten angaben, mit Prügeln bestraft! Die Toleranz Friedrichs II., der jedoch die Katholiken etwas hintansetzte und die Juden hart anlegte, ist bekannt, so wie sein Spruch: „In meinem Lande soll Jeder nach seiner Façon selig werden." Die Kaiserin Katharina briefwechselte mit den französischen Philosophen und ließ Diderot, der unterwegs in Deutschland öffentlich dem Volke seinen Atheismus predigte, zu sich kommen; sie hatte die Gewohnheit, alljährlich ein sogenanntes Toleranzessen zu geben, zu welchem die Priester aller der zahlreichen Glaubensformen geladen waren, welche in ihrem ungeheuren Reiche bestanden.* 1787 wurden die den Protestanten in Frankreich entzogenen bürgerlichen Rechte ihnen wieder zurückgegeben. Die Inquisition wurde in Sicilien, in Spanien und Portugal beschränkt und gemildert.

Bei diesem erfreulichen Umschwung ist jedoch Folgendes nicht außer Acht zu lassen: die Reaktion gegen die frühere Intoleranz hatte großentheils ihre Quelle in einer geheimeren oder unverhohlenen Abneigung und Opposition gegen Kirche und Religion überhaupt, welche theils in der bisherigen Gestalt und Wirkungsweise gerechte Klagen und Wünsche nach Aenderung hervorriefen, theils an sich weltlichen, nüchternen, kalten und leichtsinnigen Gemüthern ein Aergniß und eine Thorheit waren. Sodann aber schien auch das in der Praxis der Intoleranz gealterte Europa den Begriff der wahren und strengen Toleranz noch immer nicht recht fassen, sich mit ihm in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht befreunden zu können. Wie die Motive verschieden waren, aus welchen man Toleranz forderte oder gewährte, so auch häufig der Sinn, den man mit dem Worte verband; und wie in Frankreich

* Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen. S. 150.

die kurze Frist der wiederhergestellten Religionsfreiheit nur der Uebergang war zur gänzlichen Abschaffung des Christenthums durch die Revolution, und zur Verfolgung der christlichen Priester, so konnte es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts überhaupt scheinen, als ob hinter dem Feldgeschrei der Toleranz die Hoffnung und das Bestreben laure, die Religion abzuschaffen; und mancher schien nicht zu ahnen, daß Intoleranz gegen das Christenthum auch Intoleranz sey, daß es einen Fanatismus des Unglaubens so gut wie des Glaubens gebe. Es ist ein sehr verbreiteter, vielfach gepflegter Wahn, daß nur den Anhängern positiver Religionen die Unduldsamkeit (in jeder Form, von der des Scheiterhaufens bis zur Unduldsamkeit in Worten) eigen sey, dagegen bei denjenigen, welche das Positive verwerfen und bekämpfen, die Duldsamkeit sich von selbst verstehe. Aber die Unduldsamkeit, wenn schon begünstigt oder eingeschränkt durch gewisse Religionsformen und Dogmen, ist einmal eine in der Menschennatur tief wurzelnde, mit gewissen Grundtrieben und Neigungen innig verflochtene Schwäche, die nur durch einen kräftigen sittlichen Willen, mit geläuterter Einsicht verbunden, besiegt wird; sie hängt zusammen mit der Eigenliebe und Eitelkeit einerseits, mit der Herrschsucht andererseits, und diese Eigenschaften legen die sogenannten Aufgeklärten und Freigeister nicht eben immer mit den Vorstellungen und dem Glauben der positiven Religion ab. Es ist interessant, wie Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik diese Intoleranz der Freigeister seiner Zeit, denen er den Plan beilegt, eine Kirche für Freigeister in Deutschland zu bauen, sarkastisch rügt: „Man muß, läßt er sie sagen, alle Sekten der Freigeister dulden, die Türken auch (von den Heiden versteht sich's von selbst), nur die Christen nicht. Denn es ist eine lächerliche Schwachheit, wenn man es auch nur einigermaßen an sich kommen läßt, die große Lehre von der Duldung bis auf die Christen zu erstrecken. Rühmen sich nicht die inquisitorisch gesinnten Christen, und nur diese sind die rechten eigentlichen Christen, denn alles Uebrige ist Sekte; rühmen sie sich nicht gegen uns, daß sie die Feder und den Degen zugleich führen, da wir Freigeister hingegen nichts, als die Feder allein führten? Und solchen Leuten, die uns mit diesem Stolze begegnen, die sich des hinzukommenden Degens gegen uns rühmen (mögt

ihr euch doch unsernthalben auch des hinzukommenden Scheiterhaufens rühmen!), sollten wir unsere mit so vielem Recht gepriesene Duldung angedeihen lassen? Aber uns denn doch wenigstens, sagt vielleicht ein Christ, der ein Sektirer ist. Euch auch nicht, denn ob ihr euch gleich auf den Degen nichts zu gute thun könnt, und auch wohl eine bessere Feder führt, als das Inquisitionsgezücht, so seyd ihr denn doch einmal Christen; und sobald wir diesen Namen auch nur von ferne hören, so können wir schlechterdings keine Duldung widerfahren lassen." Klopstock scheint hier fast als Prophet gesprochen zu haben — oder vielmehr: das scharfe Erfassen und Aussprechen einer tieferen Wahrheit bekommt einen prophetischen Charakter, indem die betreffenden Erscheinungen sich nothwendig wiederholen.

Das Beispiel Frankreichs übrigens, wo, im revolutionären Taumel, alle Kreuze und Bilder an den Wegen zerstört, der Verkauf der Rosenkränze verboten, der republikanische Kalender eingeführt, und die den Bürgereid und den Eid des Hasses gegen die Monarchie verweigernden Priester deportirt und guillotinirt wurden, war, so sehr Viele auswärts im Anfang nach gleichen Prozeduren gelüsten mochten, doch in die Länge mit den Greueln und der Anarchie, die sich daraus ergaben, nicht eben verführerisch, und in Frankreich selbst wurde durch Robespierre schon der Kultus des höchsten Wesens, durch Napoleon das Christenthum wieder als Staatsreligion eingeführt und sogar ein Concordat mit dem Papst geschlossen. Dabei besaß Napoleon politische Klugheit und religiöse Gleichgültigkeit genug, um alle Religionsparteien frei gewähren zu lassen, und er versammelte sogar in Paris ein jüdisches Synedrium, um über die Constituirung der Juden zu berathen. In Deutschland hatte unter Friedrich II. und Joseph II. eine theils auf Humanität und vernünftiger Politik, theils auf religiöser Gleichgültigkeit beruhende Toleranz mächtige Fortschritte gemacht, und war mitunter selbst wieder zur einseitigen Intoleranz geworden. Durch Regentenwechsel und besonders durch die langen Kriege traten wieder theilweise Reaktionen ein; aber als man nach beendigten Kriegen 1815 die Errungenschaft der letzten Jahrzehnte im Frieden übersehen konnte, da ergab sich denn doch, daß im Ganzen für die Toleranz überall ungemein viel gewonnen war, wenn schon vielleicht auch das

religiöse Leben und Interesse an Intensität verloren hatte. Hauptsächlich hatte die Toleranz gewonnen in Frankreich, Deutschland und England. Im ersten Lande war von unberechenbarer Wichtigkeit, daß das Land eine Zeit lang ohne Staatsreligion gewesen, daß die Ehe ein blos bürgerlicher Akt geworden war, und daß auch später zwischen diesem und der kirchlichen Trauung unterschieden wurde. Zwar kamen im südlichen Frankreich blutige Mißhandlungen von Protestanten vor, aber dies waren einzelne Ausbrüche aufgehetzter Volkswuth, und wenn auch die Regierung den katholischen Klerus und die hierarchische Partei begünstigte, so wurden doch ihre Tendenzen von der Opposition vielfach übertrieben geschildert, und die liberale Partei gewann durch Verhandlungen, wie die über die Sakrileziengesetze, nur neue Kraft. In Deutschland sicherte die Bundesakte den verschiedenen Konfessionen gleiche Rechte, und das eigene Interesse gebot den verschiedenen Regierungen, ihren Verpflichtungen in dieser Hinsicht nachzukommen. In England sah man sich genöthigt, während des Krieges schen den Katholiken (besonders in Irland) neue Konzessionen zu machen, und im Jahr 1829 wurde ihre völlige Emancipation durch die Häupter der streng protestantischen Tory's selbst durchgesetzt. Ihren höchsten Triumph aber feiert die Toleranz in Nordamerika, wohin seit langer Zeit viele wegen Religion Gedrückte geflohen und Genossen aller Zungen und Konfessionen eingewandert waren; da ist keine Staatskirche, keine Bevorzugung einer Konfession, keine Ausschließung einer Sekte; kein religiöser Zwang irgend einer Art; dort ist keine kirchliche Trauung erforderlich; Jesuiten, Quäker, Socinianer, Wesleyaner, Methodisten, Prebyterianer, Herrnhuter, Juden, Kalvinisten leben da einträchtig und friedlich beisammen.

Dagegen wurde in Spanien von Ferdinand VII. die Inquisition wiederhergestellt, und selbst in der neuesten Verfassung Spaniens ist die römisch-katholische Religion zur allein geduldeten Staatsreligion gemacht. In Italien wurde meist Alles auf den alten Fuß wiederhergestellt; der Papst restituirte den Jesuitenorden, und der Bannfluch wird noch alljährlich gegen alle Ketzer feierlich in der Peterskirche ausgesprochen. In beiden Ländern scheint das Benehmen der Regierungen der religiösen Bildung des Volkes zu entsprechen. In Rußland, wo der Czar zugleich

Oberhaupt der Kirche iſt, herrſcht zwar in ſo weit Duldung, als man die verſchiedenen Religionen, chriſtliche Konfeſſionen, Muhamedaner, Juden, Zigeuner, gewähren läßt; aber in neuerer Zeit hat die Abſicht des Czars, die unirten Griechen alle mit der orthodoxen griechiſchen Kirche zu vereinigen, und die gewaltſamen Schritte, welche zu dieſem Zweck gegen mehrere Biſchöfe und Prieſter gethan wurden, ſo wie die Verleihung polniſcher Güter an ruſſiſche Edelleute von griechiſcher Konfeſſion, großes Aufſehen erregt. Die Jeſuiten wurden, nach Wiederherſtellung des Ordens, aus Moskau und Petersburg vertrieben, und kürzlich las man in den öffentlichen Blättern, daß einige ruſſiſche Edelleute, welche in Rom zum Katholizismus übertraten, mit Konfiskation ihrer Güter bedroht worden ſeyen. Auch ſoll in Rußland eine feierliche greuliche Verfluchung aller Ketzer noch immer üblich ſeyn.

Nach dem Bisherigen ſcheint nun im mittlern Europa im Ganzen eine befriedigende Toleranz zu herrſchen; aber wenn auch keine blutigen Verfolgungen, keine empörenden Mißhandlungen der ſchwächern Konfeſſionen vorkommen, iſt doch das ſchwierige Problem der Toleranz noch weit nicht befriedigend gelöst; vielmehr thun ſich nur immer neue Fragen und Schwierigkeiten hervor. In Deutſchland kommt dies Thema neueſtens wieder hauptſächlich aus Veranlaſſung der gemiſchten Ehen, und dann innerhalb der proteſtantiſchen Kirche in Bezug auf die Rechte der Wiſſenſchaft, der Philoſophie, und der verſchiedenen theologiſchen Richtungen und Syſteme, ſo wie der Sekten, zur Sprache. Auch kann die Frage der Emancipation der Juden hieher gezählt werden. Dieſe drei Probleme ſind in Frankreich vermöge der Revolutionen von 1789 und 1830 faktiſch ſo gut wie erledigt. 1830 wurde die Gleichheit der Kulte proklamirt und nur einige Kongregationen ſo wie die Trappiſten traf der Bann. Es gibt im Grund keine Staatsreligion mehr; der Klerus derjenigen Konfeſſion, welcher die große Mehrzahl der Franzoſen dem Namen nach angehört, iſt wegen der ihm beigelegten illiberalen und bigotten Geſinnungen vielleicht am meiſten angefeindet, und der (Voltaire'ſche) Liberalismus ſucht die Regierung aus ihrer neutralen Stellung gegen alle Konfeſſionen zu einer gewiſſen Feindſeligkeit gegen die Religion überhaupt zu drängen. Die Regierung jedoch ſcheint mehr und mehr das Bedürfniß zu fühlen, ſich mit der Kirche, und

zwar der katholischen, auf einen guten Fuß zu setzen und der bisherigen Gleichgültigkeit zu entsagen. Die seitherige Neutralität des Staats beruht noch nicht auf einem klar erkannten und ausgesprochenen staatsrechtlichen Prinzip, sondern mehr auf einer antireligiösen Stimmung; auch ist man noch nicht dahin gekommen, daß man Schmähungen der christlichen Religion von Staatswegen für straflos erklärte, und der St. Simonistischen Kirche ist, aus Gründen der Sittlichkeit, ein Ende gemacht worden. Eine Intoleranz des Klerus aber hat sich in einigen Fällen darin gezeigt, daß er Individuen die Sterbsakramente oder die religiösen Ceremonien bei der Beerdigung versagte. Ob die französische Toleranz die rechte Basis habe, wird sich aus dem Späteren ergeben.

In Deutschland hat die Frage wegen der gemischten Ehen viele Bewegung, viel Geschrei über Intoleranz verursacht. Man wirft sich diese von beiden Seiten vor; die Protestanten den Katholiken, daß sie jene Ehen nach dem Grundsatz von der alleinseligmachenden Kirche verwerfen oder doch die katholische Erziehung aller Kinder fordern; die Katholiken den Protestanten, daß sie den Gewissen katholischer Priester, von denen sie die Einsegnung verlangen, Gewalt anthun. Unsre Ansicht ist: wenn die Katholiken von der strengsten Observanz alle Protestanten für ewig verdammte Ketzer halten, und daher die Einsegnung gemischter Ehen verweigern, so ist dies keine praktische, sondern nur theoretische Intoleranz, und diese muß man Jedem lassen, wenn man nicht selbst intolerant werden will. Praktisch intolerant aber ist es von Protestanten, die Einsegnung einer (auch ohne dies vollkommen gültigen) gemischten Ehe einem katholischen Priester abzunöthigen, denn dies ist wirklicher Gewissenszwang. Die gemischten Eheleute aber können sich nicht über Intoleranz beklagen, wenn ihnen die Benediktion bei einem Akt versagt wird, der dem Dogma der katholischen Kirche zuwider läuft. Kann der katholische Theil sich über das Dogma seiner Kirche wegsetzen, so mag er sich auch über die fehlende Benediktion wegsetzen; die Toleranz der katholischen Kirche zeigt sich darin, daß sie ein dogmatisch verwerfliches Ehebündniß als bürgerlich und sittlich gültig anerkennt. Denn das höchste Princip der praktischen Toleranz besteht darin: daß man jedem Menschen, ohne Unterschied und Ansehen seiner religiösen Ansichten, alle bürgerlichen und sittlichen Rechte und

Ehren unverkümmert einräumt, und seiner Freiheit, so weit sie mit der der Andern verträglich ist, kein Hinderniß in den Weg legt. Die Gesinnung bleibt außer Frage; Gedanken und Ueberzeugungen können nicht aufgedrungen, nicht gefordert werden. Der eifrigste Katholik kann praktisch vollkommen tolerant seyn; ob er Nichtmitglieder seiner Kirche für ewig verdammt hält, hat Niemand ein Recht, ihn zu fragen; auch darf man ihn nicht schelten, wenn er sie als Privatmann deswegen meidet, falls er nur ihre Rechte ehrt. Daß diese Gesinnung wünschenswerth und löblich sey, ist nicht unsere Meinung; aber man muß nicht Alles zugleich fordern, nicht die Gesichtspunkte vermischen, sonst läuft man Gefahr, Alles zu verlieren. Wo einmal vollkommene praktische Toleranz herrscht, stellt sich gewiß allmählig auch die innere ein.

Also vollkommne Rechtsgleichheit Aller, aller Religionen und Konfessionen, der Frommen und der Ungläubigen, von den Gesetzen ausgesprochen, von den Einzelnen geübt, heißt Toleranz? Mit Wenigerem begnügt sie sich nicht, aber mehr fordert sie auch nicht? So ist es, nach unserm Dafürhalten, allerdings in abstracto; und in einem neu sich konstituirenden Staate, wie Nordamerika, wird dies Prinzip sich Geltung verschaffen können, wie es denn auch dort so ziemlich der Fall ist. Anders aber verhält es sich freilich in ältern, historischen Staaten und Ländern; auch erleidet der Grundsatz unbeschränkter Toleranz Modifikationen theils in dem Fall, wenn die religiösen und sittlichen Grundsätze einer Sekte oder Einzelner unverträglich sind mit einer vollkommenen, bürgerlichen und rechtlichen Gleichstellung mit den Uebrigen, oder mit den Grundsätzen des Staats, theils auch wenn historische Rechte und Institutionen mit abstrakten und doch nicht unbedingten Rechtsansprüchen* collidiren.

Um dies an Beispielen zu veranschaulichen: der christliche Staat darf und kann gewiß nimmermehr dulden, wenn er es hindern kann, daß z. B. Heiden Menschenopfer darbrächten; die Engländer in Ostindien müssen einem unsittlichen Kultus und den Suttee's Einhalt thun; der christliche europäische Staat würde

* Zu den unbedingten gehört: Gleichheit vor dem Gesetz und Befreiung von sklavischen Leistungen; zu den abstrakten: gleicher Anspruch auf alle Würden, Ehren, Auszeichnungen und Vortheile des Staats.

zwar einem Christen nicht verwehren, zum Koran überzutreten, wohl aber, sich einen Harem anzulegen; er wird Bedenken tragen dürfen, Genossen nicht christlicher Religionen oder auch christlicher Sekten und Orden den übrigen Staatsgenossen in Allem gleichzustellen, so lange er sich nicht versichert hat, daß ihre religiösen Grundsätze ihnen gestatten und gebieten, gegen alle Menschen streng rechtlich zu handeln, daß sie keine Verpflichtungen gegen Dritte haben, welche mit dem Wohl des Staates in Kollision kommen können, und daß sie von keinen thätlich sich manifestirenden Vorurtheilen gegen andere Staatsgenossen beseelt sind; in einem Staat, wo die allgemeine Wehrpflicht gilt, können Quäker, welche aus religiösen Bedenklichkeiten sich des Kriegsdienstes weigern, auf die Rechte eines Vollbürgers nicht Anspruch machen. Diese Maximen wird man schwerlich bestreiten können; nur wird über die Beweislast und über die Zulänglichkeit der Beweise in manchen Fällen Streit entstehen, wie z. B. in Bezug auf die Emancipation der Katholiken, der Juden, und die Duldung der Jesuiten. Zweifelhafter erscheinen andere Fragen: soll man herkömmliche Eide, die eine bestimmte Religion voraussetzen und welche beim Antritt gewisser Aemter und Funktionen abgelegt werden müssen, darum abschaffen oder abändern, weil manche Individuen sie nicht schwören können? Soll der Meineid härter als eine gewöhnliche Lüge bestraft, sollen überhaupt Blasphemien, sollen Sakrilegien ausgezeichnet bestraft werden? Die Verfechter einer extremen Toleranz würden mit Nein antworten und sich ihrer Konsequenz rühmen, aber der christliche Staat kann dem nicht beistimmen. So lang jene Funktionen und die Staatsinteressen beim Bestehen des Diensteides nicht Noth leiden, gebietet die Toleranz die Abschaffung oder Aenderung desselben wegen einzelner Weniger wohl nicht, sofern dadurch das Prinzip des christlichen Staats gefährdet erscheint.* Den Meineid wird der christliche Staat bestrafen, weil der in den falschen Eid Willigende die Absicht hatte, durch Eingehen auf eine der Gesellschaft heilige Form der Versicherung eine ausgezeichnete Täuschung zu begehen, und die Gotteslästerung und Verunglimpfung

* Neuestens scheint jedoch allerdings diese Frage im englischen Parlament in Beziehung auf die Befähigung der Israeliten zunächst zu gewissen Gemeindeämtern, vielleicht auch auf den Sitz im Parlament, bejahend entschieden werden zu wollen.

der Religion, weil dadurch auf muthwillige und rohe Art der Glaube einer religiösen Gemeinschaft verletzt wird — und eine Analogie dafür bietet die Bestrafung theils von Injurien, theils von unbefugter Ruhestörung dar. In Wahrheit müßte es zu einem krassen socialen Materialismus führen, wenn man die Möglichkeit einer Beleidigung des öffentlichen, religiösen und moralischen Bewußtseyns durch Blasphemien und durch Verunglimpfung des Glaubens der Gesammtheit, oder einzelner religiöser Parteien im Prinzip schon leugnen, wenn man nirgends ein strafbares Vergehen statuiren wollte, wo nicht eine so zu sagen greifbare Beschädigung und Beeinträchtigung vorliegt. Warum sollte auch einigen Wenigen das Privilegium der Intoleranz förmlich ertheilt werden, obgleich man häufig nicht einsieht oder einsehen will, daß auch eine Minderzahl intolerant seyn und verfahren kann?

In den einzelnen oben berührten Fällen mag allerdings (wie auch im Kapitel von den Injurien) schwer die Grenze zu ziehen seyn zwischen historischer Behandlung und wissenschaftlicher Polemik und zwischen muthwilligem Spott und Hohn, und es ist eine fast widersprechende Forderung: es solle Einer, der nun einmal eine religiöse Ansicht absurd findet, in seinen Reden und Schriften nie außer Acht lassen, daß sie Andern heilig ist. Trotz dieser Schwierigkeiten würde die Staatsgewalt, so lange nicht eine Majorität der Staatsgenossen sich gegen den Bestand einer Staatsreligion ausgesprochen, unrecht handeln, wenn sie so verführe, als ob keine in anerkannter Geltung bestände, wenn sie gegen Lästerungen derselben nicht selbst einschritte, sich nicht wenigstens die Befugniß vorbehielte. Steht doch in einem Staat, wo mehrere Konfessionen neben einander bestehen, den Genossen von jeder das Recht zu, über Verunglimpfungen ihrer Konfession von der andern Seite, als über eine thätliche Intoleranz, Klage zu führen; und eine Staatsreligion sollte sich in dieser Beziehung ganz wehrlos stellen? Eine Staatsreligion im *weiteren* Sinne besteht aber auch da, wo stillschweigend oder erklärtermaßen vorausgesetzt ist, daß die Hauptmasse der Staatsbürger aus *Christen*, ohne Ansehen der Konfession, bestehe. Mit dem Recht jedoch, ja der Pflicht des christlichen Staates, Lästerungen seiner Religon und Blasphemien polizeilich oder gerichtlich zu verfolgen, d. h. eine Art Intoleranz zurückzuweisen, kann oft die Klugheit in Kollision

kommen, und rathen, die Entscheidung lieber der öffentlichen Meinung zu überlassen, aus mehreren Gründen: weil eine Freisprechung durch das Gericht nur eine weitere Kränkung für die angegriffene Partei und je nach dem Stand der Sachen ein öffentliches Aergerniß mehr wäre; weil eine Verurtheilung selbst dem in der That intoleranten Lästerer in den Augen Vieler den Nimbus eines Märtyrers verleiht; weil endlich die Strafen für solche Vergehen nach einem ganz willkürlichen Maßstab bestimmt werden müssen, und eine kleine Strafe ein lächerliches Licht auf die Ankläger wirft, die vielleicht Himmel und Hölle angerufen, während eine schwere Strafe diejenigen empört, die mit dem Bestraften ganz oder theilweise sympathisiren, und in der That auch, subjektiv, nach den Gesinnungen und der Eigenthümlichkeit des Verurtheilten bemessen, sehr hart seyn kann.

Jeder der über diese Gegenstände ernst und unparteiisch nachdenkt, wird gestehen, daß dies sehr schwierige und verwickelte Verhältnisse sind, während freilich solche, denen Freiheit gleich gilt mit Anarchie und Zügellosigkeit, fast immer über Intoleranz schreien, und solche, die ihren Glauben nicht nur für den alleinseligmachenden halten, sondern ihn auch Andern aufzwingen möchten, über das Uebermaß von schlaffer Toleranz klagen. Die Regierungen aber, besonders die in solchen Dingen liberaleren, scheinen unsicher zu schwanken und nach einem leitenden Prinzip erst zu suchen. Namentlich in protestantischen, in deutschen Staaten wird einerseits behauptet: das Prinzip der protestantischen Freiheit sey noch nicht zu voller Geltung und Entwicklung gelangt; und andererseits: die richtige Linie der Duldung sey längst und werde täglich mehr überschritten; der Staat handle nicht mehr als ein christlicher, sondern als ein abstrakter Vernunftstaat. Namens der Freiheit der Wissenschaft und der Achtung, die der Entwicklung des Geistes gebühre, wird einerseits jede Bevorzugung des Hergebrachten und Positiven in Religionssachen als intoleranter Obskurantismus und Aberglauben verdächtigt, andererseits jedes Gewährenlassen der wissenschaftlichen Forschung als unchristliche Gleichgültigkeit verdammt. Die praktischen Punkte, um die es sich hier handelt, sind hauptsächlich diese: die Uebertragung von Staatsämtern überhaupt, jedoch hauptsächlich von Lehrstellen an höhern und niedern Schulen, auf Universitäten, und von

geiſtlichen Aemtern an Solche, welche von der herkömmlichen Kirchenlehre ſich mehr oder minder entfernen, ja die Grundlehren des Chriſtenthums beſtreiten. Daran knüpfen ſich dann noch einzelne Fragen, die Ausdehnung der Schreib- und Lehrfreiheit betreffend; und den unzähligen Schattirungen der leiſeren oder entſchiedeneren Abweichung vom kirchlichen Glauben entſprechen ungefähr ebenſo viele Abſtufungen in der Forderung von Toleranz für die Freiheit der Wiſſenſchaft. Es iſt ungefähr derſelbe Fall, wie vor vierzig Jahren mit Fichte, der als Profeſſor der Philoſophie in Jena des Atheismus beſchuldigt wurde, und, da ſeine Regierung ihn nicht entſchieden in Schutz nahm, die Univerſität verließ; nur daß, was damals gegen Einen, heute gegen eine große Zahl von Philoſophen und Theologen geltend gemacht wird, daß ſie nämlich nicht geeignet ſeyen, in einem chriſtlichen Staat als Lehrer der Jugend oder des Volks aufzutreten.

Der Grund dieſer verwickelten, ſchwer zu löſenden Verhältniſſe liegt darin, daß Staat und Kirche ſich im Verlauf der Zeit eng verbunden, und namentlich in proteſtantiſchen Ländern zur Einheit eines ſogenannten chriſtlichen Staats verſchmolzen haben. Der Staat hat von der Kirche, mit gewiſſen Rechten, auch Pflichten übernommen, deren er ſich nicht entſchlagen kann, wenn er nicht von der Geſammtheit der Staatsgenoſſen davon entbunden wird; dieſe Geſammtheit aber iſt unter ſich ſelbſt nicht einig; die Einen machen das hiſtoriſche Recht der Kirche, die Andern das philoſophiſche Recht der (nur in ihnen) fortſchreitenden Vernunft und Wiſſenſchaft geltend; und der Staat kann unmöglich Beiden genügen; er ſucht ſich nur mit Beiden abzufinden, und ſtößt abwechſelnd bei Beiden an. Gewiſſe Punkte ſind einmal keiner Vermittlung fähig. Die Anhänger des Hergebrachten, des Poſitiven, ſofern ſie zugleich für das Prinzip der Toleranz ſind, haben nichts einzuwenden gegen die Freiheit des Schreibens und Druckenlaſſens. Die Cenſur iſt eine päpſtliche Erfindung und wird da beſonders in Ehren gehalten, wo man noch feſter am alten Kirchenthum hängt; doch hat man auch in proteſtantiſchen Ländern, wo man den verbeſſerten Gregorianiſchen Kalender lange verſchmähte, ſich dieſe Entdeckung eifrig zu Nutze gemacht; aber der tolerante Proteſtant wird dieſen unſichern Schutz verſchmähen. Er wird auch dafür ſeyn, daß mündliche Privatvorträge, wenn ſie

nicht die Ordnung und Sitte beleidigen, unverwehrt ſeyen; er wird die Anſtellung ſcharfſinniger und tüchtiger Philoſophen, ohne Vorliebe für ein beſtimmtes Syſtem, billigen, was auch ihre religiöſe Anſicht ſey; er wird von andern Beamten des Staats keine Religionsprobe verlangen: aber von Lehrern der Jugend und des Volks wird er verlangen, daß ſie innerhalb einer gewiſſen (verſchieden beſtimmten!) Sphäre religiöſer Ueberzeugungen ſtehen. Aber damit ſind die Andern nicht zufrieden. Sie verlangen völlige Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung und Lehrfreiheit, verſtehen aber darunter, vermöge einer Erſchleichung, das, daß das Reſultat der Forſchung durchaus keinen Einfluß auf die Stellung und das Schickſal des Einzelnen habe; die freie Wiſſenſchaft, behaupten ſie, laſſe ſich ihr Ziel nicht vorſchreiben; dies thun wollen, wäre Geiſteszwang und Obſkurantismus; eine verwerfliche, unproteſtantiſche Maxime ſey es, die kühnſten und freieſten Geiſter zum Lohn für ihren rückſichtsloſen Wahrheitseifer zu ſtrafen und zu ächten, und auf das faule oder heuchleriſche Hängen am Alten eine Prämie zu ſetzen, um welche die Konkurrenz durch Ausſchließung der Tüchtigſten erleichtert werde. Hierin liegt Wahres, aber dies Wahre iſt ſophiſtiſch gewendet; es iſt gerecht, daß die wiſſenſchaftliche Freiheit nicht beſchränkt werde, aber mit der bürgerlichen Verſorgung hat die Toleranz nichts zu ſchaffen. Um jedoch aus dem Feld der Allgemeinheiten auf beſtimmte Fälle überzugehen: wenn der chriſtliche Staat ſich zur Einrichtung und Pflege der Schulen verpflichtet glaubt, wenn er den Religionsunterricht als ein weſentliches Element der Schulbildung anſieht, und wenn er ſeine Verpflichtung anerkennt, den Staatsgenoſſen ihre Religion durch beſondere geiſtliche Lehrer vortragen und den geſammten Kultus begehen zu laſſen, ſo muß er doch gewiß, und zwar um ſo mehr, je weniger er Luſt oder den Grundſatz hat, lokale und individuelle Wünſche, Stimmungen und Richtungen zu berückſichtigen, einige Gleichförmigkeit der Anſichten bei den Schullehrern und mehr noch bei den Geiſtlichen fordern, denen er als chriſtlicher Staat ein Amt überträgt. Daß es eine Grenze gibt, jenſeits deren Einer nicht mehr mit Ehre und gutem Gewiſſen chriſtlicher Religionslehrer ſeyn kann, wird nicht beſtritten werden. Dieſe Grenze mag ſchwer zu ziehen ſeyn in einer wiſſenſchaftlich und religiös ſo geſpaltenen Zeit; ſie wird ſehr verſchieden gezogen

werden, je nachdem die oberſte kirchliche Behörde zuſammengeſetzt iſt; der oberſte Biſchof (der Fürſt), oder ſein Miniſter kann ſie mit ſtarren Orthodoxen, oder mit Neologen beſetzen. So hängt in letzter Inſtanz in den proteſtantiſchen Ländern Alles vom Landesherrn oder ſeinem Miniſter ab, und die Kirche hat in ſich ſelbſt durchaus keine Garantie weder gegen eine, vielleicht der Mehrheit verhaßte Unduldſamkeit und Strenge, noch gegen eine, alles Poſitive preisgebende, in völliger Gleichgültigkeit wurzelnde Toleranz. Eine Kirche aber, die das höchſte Lob verdient, wenn ſie Alles neben ſich duldet, verdient Verachtung, wenn ſie, ſich ſelbſt preisgebend und erniedrigend, Alles in ſich duldet, d. h. als förmliche Lehre, (— denn wenn ſtillſchweigend Ausgeſchiedene dem Namen nach noch zu ihr gehören, ſo thut ihr dies wenig Eintrag) — und eher ſollte ſie die Sache zu einer Entſcheidung treiben, auf die Gefahr hin, daß Alles durcheinander gehe, als eine ſo kümmerliche Exiſtenz fortſchleppen.

Im Bisherigen iſt der Begriff des chriſtlichen Staats als ein gegebener, faktiſcher angenommen und vorausgeſetzt worden; aber — hält er wirklich die Probe? Schwerlich wird man aus den dermaligen Kolliſionen und Halbheiten hinauskommen, ſo lange man an der Idee eines chriſtlichen Staates im jetzigen Sinne des Worts hängen bleibt; ſo lange die als Einheit handelnde (chriſtliche) Staatsgewalt widerſtrebenden, unvereinbaren Forderungen genügen ſoll, welche an ſie in ihrer gedoppelten Eigenſchaft geſtellt werden. Möge Chriſtenthum und wahre Wiſſenſchaft am Ende zuſammentreffen oder nicht, gewiß iſt, daß jetzt Kirchenlehre und eine in Deutſchland weit verbreitete Philoſophie ſich nicht vertragen, und daß der Staat, wenn er der letztern genügen wollte, gegen die erſtere intolerant ſeyn müßte, und wenn er die wiſſenſchaftliche Freiheit, wie er verpflichtet iſt, begünſtigt, ſich ſelbſt die verdrießlichſten Kolliſionen bereitet. Hurter in ſeinem Leben Innocenz' III. ſagt irgendwo: „Es beſteht ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Staaten, die von Chriſten bewohnt ſind, und zwiſchen chriſtlichen Staaten. Chriſtliche Staaten ſind nur ſolche, in welchen das Chriſtenthum auch den Staatsorganismus, wie das Leben der Einzelnen, durchdringt und weiht. Wie viele ſolche zählen wir noch? La loi doit être athée, iſt nur eine unter Louis XVIII. geſtattete, feinere Ausbildung der früher gröber aufgetretenen revolutionären

Doktrinen." Jene Unterscheidung unterschreiben wir gerne; aber wir glauben, daß der wahre christliche Staat nur ein Ideal ist, das nie wirklich existirt hat, daß es unnütz und verderblich ist, den Schein eines christlichen Staats zu erheucheln, wo die wesentlichen Bedingungen fehlen, und daß jenes französische Wort, in gewissem Sinne verstanden, eine große Wahrheit, wenigstens eine Nothwendigkeit ausspricht, kurz, daß der Staat die Kirche und die Religion gänzlich frei geben, sich nicht damit identificiren sollte. Man erwäge nur Folgendes: dadurch daß der Staat von jedem Bürger verlangt, er solle einer Kirche oder Religionsgemeinschaft angehören, übt er einen harten Zwang gegen den Einzelnen, wie gegen die religiösen Korporationen; wer nicht zu einer bestimmten Religionspartei sich hält, kann nicht in den Stand der Ehe treten; ohne einen Taufschein sind manche Wohlthaten und Rechte nicht zu erlangen. Stimmt Alles dies zusammen mit dem übrigen Ton und den Ansichten der Zeit? Wird dadurch ein Staat christlich, wenn die Kirche verurtheilt wird, zur Legalisirung bürgerlicher Akte mitzuwirken durch eine Sanktion, in der Viele nur eine bezahlte Formel sehen? Stark, aber wahr spricht Schleiermacher hierüber sich aus: „Möchte doch allen Häuptern des Staats auf immer fremd geblieben seyn auch die entfernteste Ahnung von Religion!... So oft ein Fürst eine Kirche für eine Gemeinheit erklärte mit besonderen Vorrechten, für eine ausgezeichnet angesehene Person in der bürgerlichen Welt ... war das Verderben dieser Kirche fast unwiderruflich beschlossen und eingeleitet. Wie das furchtbare Medusenhaupt wirkt eine solche Konstitutionsakte politischer Präponderanz auf die religiöse Gesellschaft; Alles versteinert sich, so wie sie erscheint. Alles nicht Zusammengehörige ... ist nun unzertrennlich aneinander gekettet; alles Zufällige ist nun auf immer befestigt; das Gewand ist mit dem Körper aus einem Stück und jede unschickliche Falte ist wie für die Ewigkeit. Die größere und unächte Gesellschaft läßt sich nun nicht mehr trennen von der höheren und kleineren, wie sie doch getrennt werden müssen; sie läßt sich nicht mehr theilen, noch auflösen; sie kann weder ihre Form, noch ihre Glaubensartikel mehr ändern; ihre Einsichten, ihre Gebräuche, Alles ist verdammt, in dem Zustande zu verharren, in dem es sich eben befand ... Und nachdem der Staat der Kirche diese unselige Wohlthat erwiesen, meinte er ein Recht auf ihre

thätige Dankbarkeit zu haben, und hat sie belehnt mit drei höchst wichtigen Aufträgen in seinen Angelegenheiten (Schulbildung, Religionsunterricht, Vorbereitung zum Eid). Zur Vergeltung aber für diese Dienste, die er begehrt, beraubt er sie nun ihrer Freiheit; er behandelt sie als eine Anstalt, die er eingesetzt und erfunden hat; und er allein maßt sich die Entscheidung darüber an, wer tüchtig sey als Vorbild und als Priester der Religion aufzutreten ... Sogar in die innersten Mysterien der religiösen Geselligkeit trägt er sein Interesse hinein und verunreinigt sie (Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung). Hinweg mit jeder solchen Verbindung zwischen Kirche und Staat! Hinweg mit Allem, was einer geschlossenen Verbindung der Laien und Priester unter sich oder mit einander auch nur ähnlich sieht!"

Wir haben das Verhältniß von Staat und Kirche hier nur vom Gesichtspunkt der Toleranz zu betrachten, und es scheint uns außer Zweifel, daß die unglückliche Vermischung Beider *jetzt* die nachtheilige Folge hat, auf die Kirche den Schein und Vorwurf der Intoleranz fallen zu machen, wo sie nur ihr natürliches Recht, oft schwach genug, vertheidigt, während sie *früher* den angeblich im Namen und Interesse der Kirche handelnden Staat zu *wirklicher* gewaltthätiger Intoleranz und Verfolgung hinriß. Es wäre nutzlos, den Gang der Geschichte korrigiren zu wollen, nutzlos zu klagen, daß die ersten Kaiser, welche Christen waren, das Christenthum auch wieder in der Weise der römischen Religion zur Staatsreligion machten und die Macht der durch Karl den Großen gestärkten Hierarchie vorbereiteten; nutzlos, zu beklagen, daß auch die protestantischen Kirchen zur Zeit der Reformation sich so sehr dem Schutz und der Gewalt der Fürsten hingaben; aber erlaubt wird die Vermuthung seyn, daß nach so manchen Zeichen der Zeit eine neue Phase des Protestantismus eintreten dürfte, die zu einer Trennung des nicht mehr zeitgemäßen Verhältnisses von Staat und Kirche führen könnte. Schleiermacher sagt: „Wie eine solche Veränderung bei uns Deutschen geschehen wird, ob auch nur nach einer großen Erschütterung, wie im nachbarlichen Lande, und dann überall auf einmal, oder ob einzeln der Staat durch eine gütliche Uebereinkunft, und ohne daß beide erst sterben um aufzuerstehen, sein mißlungenes Ehebündniß mit der Kirche trennen, oder ob er nur dulden wird, daß eine andere,

jungfräulichere erscheine neben der, welche einmal an ihn verkauft ist; ich weiß es nicht." Und er gesteht, daß man wenig dabei thun könne, als wünschen und hoffen. Wünschen nun muß es jeder wahre Freund der Toleranz, sey er sonst gesinnt wie er wolle, aber es für eine nahe Zukunft zu hoffen, ohne außerordentliche Ereignisse, hat man wenig Grund. Die energischen kirchlichen Gesinnungen hat der Staat meist erstickt, und wenn auch die Kirche, was bei der großen Zahl ihrer blos offiziellen Mitglieder unwahrscheinlich ist, die Energie zu einem kräftigen Entschluß hätte, so würde dies als eine unbefugte Auflehnung und Empörung vom Haupt des Staats und der Kirche geahndet werden. Unserer bureaukratischen, regierungssüchtigen Zeit ist die Idee einer vom Staat unabhängigen, wenn auch noch so bescheidenen, Kirche ein Greuel, und nimmermehr würde der Staat die Kirche aus seiner centralisirenden Zucht und Kontrole, aus seinem polizeilichen und statistischen Registerdienst entlassen, gewiß aber, wo immer möglich, die Güter, auf welche ihr äußerer Bestand basirt ist, ihr nicht herausgeben, sondern sich zueignen. Und wenn die Kirche schon jetzt, in gewissem Betracht vielleicht mit Recht, da und dort über stiefmütterliche Ausstattung von Seiten des Staats klagt, wie sollte sie den Muth und die Kraft finden, sich der Garantie ihrer äußern Existenz zu begeben? Aber wie, wenn der Staat die Kirche, die nun doch einmal an ihn gefesselt ist, ganz verschlänge? Es wäre nicht unmöglich, daß dies, scheinbar das Gegentheil von jener Freilassung, am Ende doch auf das gleiche Ziel hinführte, vorausgesetzt, daß der Staat das Recht der religiösen Vereine nicht beschränkte; denn eine Aufhebung der Kirche in den Staat würde sich nicht als christliche Vergeistigung des Staats, sondern nur als eine Art Paganisirung des Christenthums erweisen, und vielleicht so lebendiger das unbefriedigte Bedürfniß religiöser Gemeinschaft erwecken (vielleicht ist England auf diesem Wege!). So könnte dann das Christenthum, wie es ursprünglich vom Staat ignorirt oder verfolgt heranwuchs und erstarkte, nach vielen Jahrhunderten, unverfolgt, aber auch unabhängig, als freier Stamm seine innere Kraft erproben, statt an die Spaliere des Staats gebunden zu vegetiren. Der Staat aber müßte dann nicht eben antichristlich und antireligiös werden, sondern nur wahrhaft neutral; er könnte sich so gut wie jetzt die praktischen Resultate des

Chriſtenthums, die edelſte Blüthe der Humanität, aneignen, und bei einem freien Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche würde ſich erſt herausſtellen, was der erſtere letzterer zu verdanken haben kann, und welchen Schutz dagegen dieſe von jenem gerne annimmt. Wie das Chriſtenthum — ein es von andern Religionen weſentlich unterſcheidender Zug — nicht mit der Entſtehung eines neuen politiſchen Lebens und Organismus zuſammenfiel, im Gegentheil in einer Periode der geſchichtlichen Auflöſung, der Gährung und des Zerfalls in die Welt trat und erſtarkte, während Moſes und Mahomed mit der Stiftung ihrer Religionen zugleich Völker und Staaten konſtituirten, und die Religion der Griechen und Römer mit ihrem Staat wuchs und verdorrte: ſo ſcheint es überhaupt nicht beſtimmt, Staatsreligion zu ſeyn, womit es ohnehin ſeinen univerſaliſtiſchen Charakter aufgäbe; und ſeine Freunde und ſeine Gegner ſcheinen ſich, mehr oder minder bewußt, in dem Beſtreben zu vereinigen, es in die ihm gebührende Stellung zurückzuführen. Was hierüber von verſchiedenen Seiten her geſagt worden, dürfte auch in der Erwägung eine nicht unbedeutende Verſtärkung finden, daß die Toleranz, die man faſt allerwärts verlangt, aber ſo oft mißverſteht und häufig ſo ausdehnt, daß ſie ihr Gegentheil wird, dann auf ganz ſichere und klare Grundlagen geſtützt werden könnte. Dann, aber auch nur dann, wären alle Religionsparteien und Bekenntniſſe geſetzlich und rechtlich gleichgeſtellt, durch die Geſetze und die Macht des Staates gleich geſchützt, und ſie hätten dieſen Rechtsſchutz weder mit einer gezwungenen Stabilität, noch auch mit einer unwürdigen Nachgiebigkeit gegen Forderungen, die von Außen her kommen, zu erkaufen. Freilich hätte man ſich dann mancher tief eingewurzelten Vorurtheile, welche durch Alter und Gewohnheit die Würde von unbeſtreitbaren Axiomen erſchlichen haben, zu entſchlagen, und es würde dies neue Verhältniß wohl auch manche wirkliche Nachtheile mit ſich führen — denn welche menſchliche Inſtitution wäre ohne ſolche? — aber man würde doch auch ohne jene Vorurtheile leben lernen; man würde finden, daß die Vortheile überwiegen, und der Scharfſinn und Erfindungsgeiſt, der immer mit Ueberwindung von Schwierigkeiten, mit der Abhülfe von Unvollkommenheiten beſchäftigt iſt, hätte dann eben eine neue, aber gewiß nicht undankbare noch unrühmliche Aufgabe.

Wir betrachten kurz einige Haupteinwendungen. Wenn man

die Möglichkeit und Wirklichkeit einer wahrhaften Toleranz dadurch erkaufen wollte und ſollte, daß der Staat aufhörte, ein *chriſtlicher Staat* zu ſeyn, ſagt man, ſo wäre das Heilmittel ſchlimmer, als die Krankheit. — Aber welcher Unterſchied wäre denn wohl zwiſchen dem jetzigen *chriſtlichen Staat*, und dem von uns in Ausſicht geſtellten neutralen oder nichtchriſtlichen? Es fielen im letztern manche offizielle, religiös lautende Formeln, manche Anforderungen äußerlicher Religioſität oder Kirchlichkeit an die Staatsgenoſſen, es fiele das ſo häufige amtliche Mittel des Eides zur Erforſchung der Wahrheit, der Dienſt- und Huldigungseid in der jetzigen Geſtalt weg, und vielleicht noch manches Andere: aber wie ſchlimm ſtünde es, wenn damit das Weſen des Staats, oder noch ſchlimmer, der Beſtand der Religion, gefährdet wäre! Die Pflichten der Menſchenliebe, der Humanität, könnte und müßte der Staat auch dann immer noch anerkennen und üben, — aus wohlverſtandenem Intereſſe, aus Gründen der Klugheit, des Rechts und der Sittlichkeit. Und hat etwa den Staat ſein chriſtlicher Charakter vor Grauſamkeit, vor Barbarei, vor Unſittlichkeit, beſonders aber vor unredlicher, gewaltthätiger Politik gegen Außen bewahrt? hat nicht lange Jahrhunderte in chriſtlichen Staaten die Sklaverei und der Sklavenhandel beſtanden? Dem Chriſtenthum bleibe das Verdienſt ungeſchmälert, in neueſter Zeit zur theilweiſen Abſchaffung dieſer Schändlichkeit mitgewirkt und ſtarke Beweggründe geliefert zu haben, aber die Humanität, die man als Frucht des Chriſtenthums anſehen mag, wird ſo wenig wie dieſes mehr untergehen. Und hören denn die *wirklichen* Chriſten im religiösneutralen Staat auf, Chriſten zu ſeyn, und im Staat und auf ihn als Solche wohlthätig zu wirken? Manche würden ungern die vom Staat *geforderte* kirchliche Weihe der Ehe vermiſſen; aber reicht dieſe Weihe hin, die Ehe vor Unfriede, Rohheit, Untreue zu bewahren, wo einmal die Sitten verwildert oder überfeinert ſind? und müßte die Geſetzgebung über die Ehe in weſentlichen Punkten laxer werden? Die bedenklichſte Einwendung wäre vielleicht die: daß der Zwang zu einer gewiſſen äußern Religioſität und Kirchlichkeit, den der chriſtliche Staat übt, denn doch für Manche wohlthätige Folgen habe, daß er nicht ſelten die Natur eines heilſamen Schutzes der Kinder, gegenüber von rohen und nachläſſigen Eltern oder Pflegern, annehme, wenn der Staat

nämlich dafür Sorge trägt, daß Kinder Religionsunterricht empfangen müssen. Dies wird sich nicht so leicht befriedigend lösen lassen; doch könnte eine aufgeklärte und wohlwollende Gesetzgebung auch hiefür einige Abhülfe, und für die Kinder, in Verbindung mit einem wohlgeordneten Unterrichtswesen, schützende Bestimmungen finden; dazu kommt, daß der Zwang gar oft die beabsichtigte gute Wirkung verfehlt, und daß die Freiheit das als eine Wohlthat und als ein Gut erscheinen läßt, was, aufgedrungen, für eine Plage galt. Der Einwurf, daß die Anhänger einer Konfession, einer Religion oder Sekte, die sich in der Minderzahl befinden, auch bei der religiösen Neutralität des Staats von der Mehrzahl sich hintangesetzt und ausgeschlossen sehen dürften, mag für die ersten Zeiten eines solchen Zustandes, wie wir ihn vorausgesetzt, gelten; aber wo keine Partei legale und rechtliche Vorzüge besitzt, wird sich dieser Mißstand mit der Zeit verwischen; wenn aber nicht, so kann man nur die Individuen anklagen, nicht aber die Institutionen, und muß darauf verzichten, die in persönlichen Gesinnungen, in Vorurtheilen, Antipathien oder Idiosynkrasien begründete Intoleranz, so fern sie die Gesetze und Rechtsformen nicht verletzt, auszurotten oder zu zwingen.

Wenn aber selbst bei dieser Radikalkur zur Beseitigung der Intoleranz ein ganz befriedigender Erfolg nicht gewährleistet werden könne, dürfte man weiter einwenden, warum nicht gelindere, leichtere Mittel versuchen? Muß denn die Wurzel des Staats und der Kirche erschüttert werden, um die verderbliche Schlingpflanze der Intoleranz zu vertilgen? Sollte man nicht durch Belehrung und Aufklärung, durch gegenseitige Verständigung, durch Appellation an Menschenliebe, Billigkeit, Verträglichkeit und Geduld, durch Hervorhebung der in jeder Religion liegenden Beweggründe zur Toleranz denselben Zweck ohne so gewaltsame Mittel erreichen? Könnte nicht endlich der Staat, ohne jene in manchem Sinne bedenkliche Trennung von der Kirche, ohne die manchen Anstoß gebende Ausziehung seines christlichen Charakters, die Maxime befolgen: gegenüber den verschiedenen übrigen Religionen, Konfessionen und Sekten, außer der herrschenden oder vorwiegenden, möglichst so zu handeln, als ob er wirklich neutral wäre? Könnte er nicht so die Vortheile eines christlichen Staats mit denen eines neutralen vereinigen? Die letzte Frage muß entschieden verneint

werden; gerade das erzeugt eine unſelige Unentſchiedenheit und Halbheit, eine gefährliche Unredlichkeit und Heuchelei, daß dermalen an gar manchen Orten die Einen ſtillſchweigend von jener Fiktion ausgehen, die ſie doch nicht offen auszuſprechen wagen, die Andern dagegen ſich auf die nirgends widerrufenen und aufgegebenen Grundſätze des ausſchließlich chriſtlichen, katholiſchen oder proteſtantiſchen Staats ſteifen, und jeder Theil ſeine, in verſchiedenem Sinn unhaltbare Stellung mit ſophiſtiſchen Argumenten und hitziger Erbitterung verficht. Wenn behauptet wird, nur im religiösneutralen Staat werde die Intoleranz aufhören, oder doch gewiſſe Schranken finden, ſo findet dieſe Anſicht gewiß in den obigen hiſtoriſchen Rückblicken vielfache Beſtätigung; die Intoleranz in ihren kraſſeſten Geſtalten herrſchte immer am meiſten da, wo die weltliche Macht, der Staat in ein engeres Verhältniß mit der Religion getreten war, ſie in Dienſt nahm, oder ſich ihr dienſtbar erzeigte, oder wo die Religion, die Kirche ſelbſt ſich als weltliche Macht, als Hierarchie geſtaltete und geberdete. Die Chriſten der erſten drei Jahrhunderte waren auch dogmatiſch am toleranteſten.

Indeſſen, nicht um dogmatiſche Toleranz iſt es uns zunächſt zu thun; und wenn man tadeln wollte, daß in dieſen Blättern überhaupt der Begriff der Toleranz zu äußerlich, juridiſch und politiſch gefaßt ſey, ſtatt daß auf innerliche Toleranz gedrungen werden ſollte, auf Verſtändigung u. ſ. w., ſo muß hier nur wiederholt werden, was ſchon oben geſagt wurde: dieſe Art Toleranz zu fordern, muß man ſich zunächſt begnügen, wenn man nicht ſelbſt intolerant werden, d. h. den Ueberzeugungen und Geſinnungen Andrer Gewalt anthun will. Innerliche Toleranz zu lehren und zu predigen, vom Standpunkt jeder Religion oder Konfeſſion, oder auch von dem des Indifferentismus aus, ſteht Jedem frei, und iſt bei aufrichtiger Ueberzeugung immer löblich; aber es muß dies die Aufgabe der Religions- und Volkslehrer nach ihrer eigenen Ueberzeugung, muß die Sache des moraliſchen und intellektuellen Fortſchreitens jedes Einzelnen ſeyn. Zwingende, Anerkennung fordernde Grundſätze hierüber aufſtellen wollen, wäre ſelbſt eine intolerante Anmaßung. Aeußere praktiſche Toleranz wird immer auch die innerliche Intoleranz in engere Grenzen zurückweiſen, und es iſt nicht denkbar, daß daneben eine feierliche Anathematiſirung der anders Glaubenden beſtehen kann, wie eine ſolche noch in der

römiſchen und in der ruſſiſch-griechiſchen Kirche an gewiſſen Tagen üblich iſt. Uebrigens kann nicht bezweifelt werden, daß in den verſchiedenen Religionen und Konfeſſionen ſelbſt vielfache Keime einer innerlichen Toleranz liegen, welche zum Heile der Menſchheit entwickelt und gepflegt werden könnten und ſollten. Der leidenſchaftloſere Jude muß im Chriſtenthum und im Muhamedanismus die wichtigſten Grundzüge ſeiner Religion, den Glauben an einen heiligen und allmächtigen Gott, an Vorſehung und Vergeltung wieder erkennen; der Chriſt hält mit ihm die Bücher des alten Bundes in Ehren. Der Muhamedaner verehrt Moſes und Chriſtus als Propheten, und der berühmte indiſche König Akbar hatte ſich das Prinzip einer nicht nur äußern, ſondern auch innerlichen Toleranz angeeignet, ſo daß er einer Verſöhnung der verſchiedenen Religionen entgegen ſah; und ſelbſt in den Zeiten des eifrigſten Katholicismus hat in dem prachtvollſten, unvergänglichen poetiſchen Denkmal, das demſelben geſetzt ward, hat Dante Alighieri in ſeiner göttlichen Komödie, wo er ſo ſtreng an das Dogma ſich anſchließt, dem heidniſchen Dichter Virgilius das Ehrenamt ſeines Führers durch die Regionen der Hölle und des Fegefeuers übertragen, und ſchildert er das Loos der großen und edeln Heiden, die allerdings in der Hölle ſind, mit mildern, ſogar gedämpft heitern Farben — ſie weilen in prato di fresca verdura und reden con voci soavi; daſelbſt ſind nicht nur Elektra, Hektor, Aeneas, Homer, Horaz, Lukan, Brutus, Sokrates und Platon, ſondern auch der große Sultan Saladin. Der Proteſtantismus hat ohnehin eine etwas humanere Dogmatik, und in ſeiner unſichtbaren Kirche einen fruchtbaren Anknüpfungspunkt für tolerante, freiherzige Anſichten. In der That, wenn ein Zuſtand gewonnen oder errungen werden könnte, wo jedes Bedürfniß ſeine Befriedigung, jede lebendige Kraft ihre Freiheit, jede Anſicht und Lehre ihren unverkümmerten Spielraum, und durch ungehemmte Entwicklung ihre Probe und ihr Gottesurtheil fände: könnte der ächte Proteſtant ſich am leichteſten tröſten über eine verlorene irdiſche Kirche, im politiſch hierarchiſchen Sinne, und dafür Erſatz finden in der noch unbekannten, nicht zu errathenden Geſtalt, die der religiöſe Geiſt, welcher Freiheit fordert und Freiheit gewährt, ſich neu erbauen mag.

G. P.

Das Verhältniß
der drei christlichen Konfessionen
zu einander und zu Deutschland.

Niemanden, welcher die großen europäischen Bewegungen aufmerksam verfolgt, ist entgangen, daß der weitverbreitete kirchliche Streit in eine neue und entscheidende Phase getreten ist. Er war im Jahre 1837 über das Kölner Ereigniß zu offenem Ausbruche gekommen, und hatte seitdem unter uns das ganze Gebiet des christlichen Glaubens und Lebens nicht ohne mannigfaches Ueberschweifen in Politik umfaßt. Während aber beide mächtige und wohlgerüstete Gegner mit allen Kampfmitteln gegen einander zu Felde lagen, ist ein dritter aufgetreten, der sich während ihres Kampfes und auf Kosten von ihnen beiden gerüstet hat, und nun wohlgeordnet und kühn gegen beide Feldlager heranrückt. Es geschieht nach dem alten Sprüchlein, daß, wo zwei streiten, der Dritte daran sein Wohlgefallen und davon seinen Nutzen hat: duobus litigantibus gaudet tertius. Irren wir nicht, so wurden dadurch die Gemüther im Abendland auf sich und auf neue Erwägung ihrer Sache und ihres Verfahrens zurückgewiesen, der billigen Rücksicht mehr zugänglich gemacht und die Möglichkeit der Verständigung dadurch eingeleitet, welche vor diesen Ereignissen ferner schien als je. Diese soll in der folgenden Darlegung versucht werden. Ich beginne sie mit einer Bemerkung, zu welcher die weiland pentarchistischen Hoffnungen veranlassen. Ein Jeder weiß, daß die in ihnen vertretene Partei, welche mit entschiedenem Ingrimm alles Katholische angreifen und mit den protestantischen

Interessen und Vorstellungen eine verderbliche Buhlschaft gegen die katholischen beginnen wollte, auf die innere Zerwürfniß zwischen den deutschen Protestanten und Katholiken in ähnlicher Weise spekulirten, wie die Nachbarn im Westen, nur mit dem Unterschied, daß, während diese bemüht waren, uns zu ihrem Vortheil die Vorstellungen von Reunion des linken Rheinufers, gewickelt in die Ideen französischer Freiheit und französischer Civilisation, einzugeben oder einzuimpfen, behauptend, daß wenn wir nur erst zu ihnen gehörten, aller Streit ein Ende hätte, die vom Osten mit dem Heil und Segen ihrer apostolischen rechtgläubigen anatolischen Kirche als der alleinheilbringenden bei der Hand waren, um sie, so weit ihr Arm reicht, auf protestantischem und katholischem Boden zwischen uns einzupflanzen, sie zu Ansehen und am Ende zu der Herrschaft zu bringen, die ihr nach ihrer Meinung eben so bestimmt gehört, wie ihrem sichtbaren Oberhaupte, dem Imperator-Patriarchen, das praesidium oder dominium orbis terrarum. Mit den Nachbarn im Westen nun haben wir jezo nicht zu rechten. Unsere katholischen Brüder waren die ersten, ihnen begreiflich zu machen, daß sie umsonst suchen würden, hinter dem Vorwand der kirchlichen Hülfe sich über die deutschen Fluren auszubreiten. Die Sicherheit von Deutschland bleibt dort unserer Eintracht und unserem guten Eisen anheimgestellt und der über Alle richtenden Gewalt nach dem alten Spruche des Pyrrhus beim Ennius:

Vosne velit an nos regnare *hera*, quidque ferat *Fors*
Virtute experiamur.

Den Nachbarn im Osten aber möchten wir bemerken, daß sie mit ihren Hoffnungen auf Fortschritt oder Sieg ihrer Glaubensnorm durch unser inneres Zerwürfniß, oder mit Hülfe der protestantischen Gesinnung gegen die katholische sich am Ende eben so möchten verrechnet haben, wie mit ihren Hoffnungen auf ein russisches Prätorium im Herzen von Europa. Denn einmal glauben die Protestanten eines solchen Beistands nicht zu bedürfen, da mit ihnen und dem Prinzip ihrer Kirche, dem Prinzip freier Forschung und geistiger Selbstständigkeit, der Geist der ganzen neuen Zeit streitet, dem auf die Länge Keiner widerstrebt und dessen Einfluß zulezt auch das stärkste Bollwerk überlieferter Verordnung empfindet. Ferner sind sie überzeugt, daß der Sieg oder Vortheil, den sie mit einem solchen Bundesgenossen gewinnen würden, sich

bald genug gegen sie selbst wenden, und sie allein der politisch-hierarchischen Macht einer Kirche gegenüber bringen würde, mit welcher sie in ihrer abendländischen Entwickelung nie auf gleichem Grund und Boden gestanden haben, gegen die darum ein inneres Verhältniß unmöglich ist, und von der, bei der Starrheit ihrer Formen und dem hierarchischen Mechanismus ihrer fast durchaus in das Aeußerliche übergeschlagenen Bewegung, für uns bei einer engeren Berührung nichts zu erwarten steht, als kirchlicher Tod und nationaler Untergang. Die deutsche Nationalität trägt die Stoffe des Protestantismus wie des Katholicismus in sich. Es gibt deutsche Protestanten und Katholiken; aber es gibt keine russischen Protestanten und Katholiken, und der Uebertritt aus einer abendländischen Kirche in die orientalische schließt von Seiten des Uebertretenden eben so das Aufgeben seiner selbst, d. i. seiner Nationalität, ein, wie umgekehrt.

Was wir auf diese Weise als eine bloße Wahrnehmung und Erscheinung bezeichnet, läßt sich auch in seiner innern Beschaffenheit begreifen, doch nur auf historischem Wege. Es sey darum erlaubt, auf diesen zu treten und zum angedeuteten Zwecke Folgendes zu bemerken.

Die orientalischen Kirchen behandelten das Christenthum mehr im Ganzen als eine Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts, zur Befähigung für göttliche Erkenntniß und zur Gottgefälligkeit. Sie ordneten mit Bezug darauf die Dogmen als die unveränderliche Form, in welcher jene Erkenntniß ausgeprägt sey, und den heiligen Dienst (θρησκεία) als die Form, durch welche die Gottgefälligkeit vermittelt werde. Anerkennung jener Form durch den Glauben, und dieses Dienstes durch Uebung seiner Ceremonien (λειτουργίαι) und durch Werke war ihr Gesetz, und da es seiner Natur nach die tieferen Gefühle, Bedürfnisse und Bekümmernisse des menschlichen Gemüthes wenig berührte, auf keinen Fall durchdrang und gestaltete, ging es, als mit dem Leben wenig verkehrend, in den durchgeführten Ceremonien- und Werkdienst über, in welchem es gegen jede Reform von innen heraus verschlossen und mit den höhern Bedürfnissen des menschlichen Geistes und seinem nie ruhenden Fortgange außer Verkehr blieb. Mit diesem orientalischen Formalismus stand in der ersten Zeit das abendländische Christenthum auf gleicher Basis; doch richtete dasselbe

zu Folge des Geiſtes ſeiner Völker ſich gleich anfangs mehr an das menſchliche Gemüth und ging an die Befriedigung ſeiner tieferliegenden Bedürfniſſe. Die Lehre und die Richtung ſeiner größten Väter, des Cyprianus, Tertullianus und vorzüglich des Auguſtinus folgen dieſem Zuge nach dem Inneren und Tieferen, und es iſt beſonders dieſer letzte große und edle Kirchenlehrer, den die römiſch-katholiſche Kirche nicht verſtoßen, und den die proteſtantiſch-evangeliſche nie verleugnet hat, in deſſen Lehre und Glauben beide Kirchen, nachdem ſie die gleiche Baſis ihres Glaubens in dem göttlichen Worte bewahrt, einen gemeinſamen Mittelpunkt des Verſtändniſſes über das religiöſe Bedürfniß bewahrt haben. Dieſes aber iſt bei aller Verſchiedenheit der Glaubensformen und der kirchlichen Inſtitutionen im Weſen eines und daſſelbe, wie ſich auch in dem aus ächtem Auguſtiniſchen Grund und Boden rein entſproſſenen Buche von der Nachahmung Jeſu offenbart, das von den Gläubigen beider Kirchen mit gleicher Innigkeit gebraucht und ihrem Bedürfniß angeeignet wird.

Dieſe Richtung und Lehre führt in geradem und entſchiedenem Wege auf das Gemüth des Menſchen, auf die Erkenntniß der tiefen Alterirung ſeines Wollens, Denkens und Begehrens, auf die Wiedergeburt zur Gottgefälligkeit durch den Glauben und auf die Aneignung der Erlöſung durch die Kraft deſſelben. Daß aus dieſer Lehre im Jahrhundert der Reform ſich der Streit über die Nichtzulänglichkeit des Glaubens ohne die Werke entſpann und das Abendland erſchütterte, hebt die Gemeinſamkeit des Grundes jener Lehre nicht auf, da, wenn die katholiſche Kirche fortdauernd zu dem Glauben die Werke begehrt, die proteſtantiſche den Glauben ohne die Liebe und darum ohne Werke nicht für den wahren, nicht für eine Kraft hält, die da ſelig macht, ſondern für todt.

In dieſer Innerlichkeit aber der abendländiſchen Kirche, welche die Entfaltung eines umfaſſenden und tiefſinnigen äußern Kultus nicht ausſchloß, gegenüber der Aeußerlichkeit des orientaliſchen Chriſtenthums, liegt der Keim ihrer tieferen, reicheren und freieren Geſtaltung, welche durch Miſchung der germaniſchen Völker in das Abendland und durch das Einſtrömen ihrer Kraft, ihrer Unſchuld und ihres Gemüthes in ſeine Glaubensformen entfaltet wurde. Zu Folge jener urſprünglichen und durch das germaniſche Element geſtärkten Richtung und Eigenthümlichkeit wurde die

abendländische Kirche in den Stand gesetzt, in dem 14., 15. und 16. Jahrhunderte alle Stoffe der neuerwachenden Bildung durch Poesie, Wissenschaft und Kunst, sammt der ganzen Herrlichkeit des wieder erstehenden klassischen Alterthums in sich aufzunehmen, mit christlichem Hauche zu durchdringen und zu beleben, und in ihrem eigenen Schooße die Reform zu entwickeln, die auf dem ganzen ideellen Gebiete des Denkens und Bestrebens durch Dichter und Künstler, durch Philosophen und Staatsmänner, durch Päpste und Fürsten schon vollendet war, ehe sie durch die Reformation des 16. Jahrhunderts in das Gebiet kirchlicher Mißbräuche eindrang, um aus ihm in die Bestreitung traditioneller Lehren überzugehen, und durch den Widerstand wie durch den eigenen Uebermuth jugendlicher und freier Forschung gesteigert, den ganzen Bestand des Abendlands zu erschüttern.

Es ist nicht dieses Orts, im Einzelnen nachzuweisen, durch welchen äußern Widerstreit und durch welches innere Mißgeschick die kirchlich-politische Reform des 16. Jahrhunderts in Deutschland gehemmt worden, und wie in Folge davon der Plan zu gewaltsamer Unterdrückung der Reformation zu dem dreißigjährigen Kriege geführt hat, aus dem Deutschland voll innerer Zerrüttung, aber doch fortdauernd mit dem Prinzipe der Regeneration in seinem Innern durch das siebzehnte in das achtzehnte Jahrhundert überging, um während desselben jenes Prinzip auf eine friedlichere Weise im Innern beider Kirchen zu entwickeln, welche nun staatsrechtlich nebeneinander gestellt und in ihrem Besitze durch das Reich und die Garanten des westphälischen Friedens geschützt waren. Die katholische Kirche namentlich war in den Jahren vor dem Ausbruch der französischen Revolution in allen Hauptdiözesen von Salzburg, Wien, Würzburg, Mainz u. a. in einer raschen und erfreulichen Bewegung, die, ohne das tridentinische Dogma zu alteriren, die kirchlichen Institutionen mit der Wissenschaft und der Bildung der neuern Zeit in innere Uebereinstimmung bringen sollte, als durch den Umsturz in Frankreich Alles gehemmt und mit einer politischen Bewegung erfüllt wurde, die dem Christenthum selbst in jeder seiner Formen feindselig entgegentrat. Die Noth der revolutionären, dann der konsularen und kaiserlichen Zeit stärkte die Völker wie an Muth so an Kraft des Glaubens, und aus dieser Wurzel entfaltete sich die Hingebung und Begeisterung, der wir die Befreiung

und die Rettung alles Edlen und Eigenen verdanken, durch welches wir groß und vor Europa wie vor uns selbst würdig geworden sind. Als aber der Friede zur Erwägung der neuen Zustände und zur Benutzung ihrer Vortheile Zeit und Gelegenheit gab, zeigte sich, daß in beiden Kirchen innerlich verschiedene Parteien zu Einem Zwecke vereint gewesen waren, und sich nun in Grundsätzen und Bestrebungen trennten. Im Protestantismus erschien neben der rationalistischen Richtung die andere, nach den Lehren der Reformatoren zurückweisende, mit vermehrter Kraft, im Katholicismus, neben der milderen Gesinnung und Praxis des deutschen Episkopats und der durch Pius VII. und Consolvi vertretenen Grundsätze, das Zurückdringen auf alte Formen und starke Glaubensbollwerke, gefördert durch die Wiedererscheinung des mächtigsten und gefürchtetsten Ordens der abendländischen Christenheit und durch die politische Macht des französischen Klerus unter der Restauration. Im Schooße dieser energischen, aber beschränkten Gesinnung keimte die Ueberzeugung, es sey möglich, die neuen, den Ansprüchen früherer Zeit widerstrebenden Mächte, den Liberalismus und den Protestantismus, durch Kampf zu bewältigen. Der zu rasch und kühn getriebene Versuch gegen den Liberalismus scheiterte durch die Julitage von 1830, und der Sturz der Bourbonen älterer Linie, des mächtigsten Bollwerks dieser Partei, hemmte zugleich das Vorschreiten der apostolischen Propaganda, deren Gestaltung und Ausbreitung noch das Gemüth von Niebuhr beunruhiget und sein Vertrauen auf die Dauer des kirchlichen Friedens erschüttert hatte. Indeß blieb der Geist dieser Bewegung, er trat in den Gemüthern der entschiedenen und durch das Mißgeschick nicht gebesserten Eiferer als die Ueberzeugung hervor, daß der Protestantismus innerlich zerfallen und rathlos geworden sey, darum aber einem entschiedenen Angriffe um so weniger widerstehen könne, als dieser zunächst mit den Waffen des Geistes müsse geführt werden, und, so glaubte man, mit der Kraft auch die Wissenschaft und intellektuelle Ueberlegenheit von den Protestanten auf die Katholiken in Deutschland übergegangen sey. Das war der Grund des Kampfes, der durch das Kölner Ereigniß nicht erst eingeleitet wurde, sondern nur zum Ausbruche kam, und dessen Erscheinungen und Thaten seit drei Jahren nun schon der Geschichte verfallen sind. In wiefern geheime Wirkung einer dem preußischen

Einfluß in Deutschland feindseligen Politik dazukam, bleibt hier füglich unerörtert.

Was hat sich in demselben bis jetzo herausgestellt? Vor Allem die Unmöglichkeit eines neuen dreißigjährigen Krieges, und in Folge davon die Geneigtheit der angreifenden Partei, die Sache nicht weiter zu treiben.

Ferner die noch andauernde Lebenskräftigkeit beider kirchlichen Prinzipe des Abendlandes. Das katholische Prinzip hat sich seiner traditionellen Wissenschaft und Intelligenz wieder bemächtiget oder ihrer mächtig gezeigt, die seit der Erstickung im dreißigjährigen Kriege von ihm in einer Weise gewichen war, daß die Wissenschaft und Literatur von Deutschland während des letzten Jahrhunderts fast nur eine protestantische genannt werden konnte.

Zweitens hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß der Katholicismus auch ohne die Gewährschaften der früheren Ordnung durch seine innere Festigkeit und durch die Stütze, welche er in allen Lebensfragen an der Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles und seiner Macht hat, überall gesichert und unerschütterlich ist, wo und so lange er sich in den Schranken hält, die ihm die neue Staaten- und Lebensordnung von Europa gezogen haben.

Auf der andern Seite hat sich der Protestantismus in seiner alten Stärke gegen die kühnen Angriffe erfahrener Gegner gezeigt. Keine Ueberzeugung ist durch sie erschüttert worden, im Gegentheil hat man alle Parteien in seinem Schooße zu Schutz und Abwehr als gegen einen gemeinsamen Gegner vereiniget gesehen. Es gab keinen Zwiespalt gegenüber dem Alle gleich bedrohenden Angriffe, und die Ueberzeugung ist seinen Bekennern wieder lebendiger geworden, daß, wie mannigfach und wechselnd auch die Glaubensformen in seinem Schooße seyen, hinter diesen unter allen Völkern, unter denen er Bekenner zählt, und hinter der Verschiedenheit der kirchlichen Einrichtungen sein inneres Wesen sich als ein Ganzes darstelle, das in dem göttlichen Wort seine Einheit und in der verschiedenen Art seiner Auffassung seine Entfaltung in das Mannichfaltige zeigt.

Zu dieser Wahrnehmung, durch welche die Fruchtlosigkeit und Eitelkeit aller gegenseitigen Befehdung offen gelegt wird, gesellt sich die Schlichtung des Ehestreites in der Hauptsache. Die Staaten gemischter Konfessionen halten im Ganzen das Prinzip fest, daß

der Vater als Haupt der Familie auch über die kirchliche Erziehung ſeiner Kinder zu entſcheiden hat. Sie kommen ſeiner Entſcheidung gegenüber den kirchlichen Anſprüchen dadurch zu Hülfe, daß ſie dieſe Erziehung unter geſetzlichen Schutz nehmen, und ſie entweder an die Konfeſſion des Vaters knüpfen, oder Zuſagen und Verträge vor Vollzug der Ehe nicht geſtatten. Eine Vermittlung im Sinne gleicher Berechtigung iſt durch die Trennung der Kinder nach den Geſchlechtern verſucht, in jedem Fall aber den Betheiligten der Schutz des Staates gegen Uebergriffe geſichert. Zugleich aber iſt man von der Zumuthung abgeſtanden, die kirchliche Einſegnung zu erzwingen, im Falle die eine oder die andere Kirche ſie nur unter beſondern Bedingungen glaubt gewähren zu können, und da auf der andern Seite durch das Breve vom 25. März 1836 nachgegeben iſt, daß auch, wo jene Bedingungen nicht zugeſtanden werden, der katholiſche Geiſtliche gleichwohl durch Verſagung ſeiner Gegenwart die Abſchließung einer ſolchen Ehe nicht nach den tridentiniſchen Beſtimmungen unmöglich machen, außerdem auch bei einer ſolchen ſich weiterer geiſtlicher Cenſur enthalten ſoll, ſo hat man am Ende ſich theils nachgebend, theils ſchweigend dieſen mittleren Terminus als einen Vereinigungspunkt gefallen laſſen, und konnte es um ſo mehr, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß jene Konceſſionen für die Hauptſache hinreichen, wenn der Staat durch ſeine Geſetzgebung die Gleichheit der Rechte auf dieſem Gebiete zu wahren weiß.

Iſt aber auf der einen Seite die Unmöglichkeit, ſey es dem Katholicismus auf proteſtantiſcher Seite, oder dem Proteſtantismus auf katholiſcher Seite einen Krieg der Worte, der Gründe, der Schlüſſe und Folgerungen mit Erfolg zu machen, klar, und iſt mit dem allgemeinen Objecte des Streites das beſondere ſeiner Veranlaſſung den Kriegführenden gleichſam unter den Händen entrückt worden, ſo wäre kaum begreiflich, warum der Streit ſelbſt fortgehen ſollte. Hofften die proteſtantiſchen Vorkämpfer immer noch die Gegner zu überzeugen, daß Chriſtus dem Apoſtel Petrus nicht das Amt der Schlüſſel allein gegeben, daß Petrus nicht der erſte Biſchof von Rom geweſen, daß er eben ſo wenig dem erſten Biſchof von Rom, Linus, eine Gewalt geben konnte, die, wenn er ſie hatte, ihm perſönlich verliehen war? Oder hofften die katholiſchen Vorkämpfer, daß die Gründe, durch welche ſie jene

Angaben und Thatsachen zu stützen gewohnt sind, jetzo nach dreihundert Jahren mehr Kraft auf die Ueberzeugung der Gegner haben würden, als während der langen Zeitfolge, in welcher sie schon so oft aufgestellt und verfochten wurden? Dieselbe Frage kehrte bei jedem kontroversen Punkte zwischen beiden Kirchen wieder. Man steht überall vor Problemen, die gleich so vielen andern auf dem Gebiete der Intelligenz unlösbar geworden sind, und welche darum dem Gewissen und dem freien Willen der Einzelnen anheim fallen. Es verhält sich nicht anders in Bezug auf die Lage beider Kirchen, die man sich gegenseitig zum Vorwurf macht. Es half den Protestanten nichts, wenn sie dem Katholicismus die innere Morschheit und Rathlosigkeit der Staaten, die ihn in ungemischter Bevölkerung bekennen, vorwarfen, denn der Gegner sagt, daß nicht durch den Katholicismus, sondern durch die ihm feindseligen Kräfte das Verderben in jene Staaten gekommen sey, und es half eben so wenig, wenn die Gegner des Protestantismus ihm die Mannichfaltigkeit seiner Glaubensformen als eine Zerrüttung und Rathlosigkeit vorwarfen. Denn die Vertheidiger machten gerade in jener Mannichfaltigkeit die Bedingung des evangelischen Prinzipes der Selbstprüfung und die innere Entfaltung christlicher Lebensform geltend. Sie rühmen sich jener Mannichfaltigkeit als der Offenbarung eines reichen und freien Lebens, und betrachten die Einheit der andern Partei, so weit sie besteht, als ein Zeichen einer Abtödtung, die nur durch Ausscheidung alles selbstständigen Bestrebens zu bewahren sey.

Das Alles ist denn in vielfacher Weise gesagt, erwogen und ausgeführt worden, und das Beste wird darum schon auf doctrinellem Standpunkte seyn, daß man die katholische Einheit und die protestantische Mannichfaltigkeit auf sich beruhen und sie den Kirchen, denen sie gehören, sey es zur Pflege, sey es zur Entwicklung, überläßt, dabei aber sich zweier Sprüche Desjenigen erinnert, auf den Alle hoffen, welche ihn in Wahrheit bekennen: des Einen, daß, wo Zwei oder Dreie in seinem Namen versammelt sind, er mitten unter ihnen ist; und des zweiten, daß Himmel und Erde vergehen werden, aber nicht die Worte, die er ausgesprochen hat.

Was wir aber, um dieser doctrinellen Erwägung weiteren Eingang zu verschaffen, hier noch erinnern möchten, ist, daß beide

Kirchen zu einem gegenseitigen versöhnlichen und verträglichen Verfahren noch außerdem und nicht weniger durch die Rücksicht auf sich selbst, auf ihre Natur und Bestimmung angewiesen sind. Der Katholicismus ist durch sein inneres Daseyn berufen, das Christenthum, wie es sich traditionell gestaltet hat, als ein auch in der äußern Erscheinung Bleibendes zu zeigen und zu wahren, und hat darum nicht ohne Anstrengung, Vorwurf und Schaden das von dem Festgestellten Abweichende von sich ausgeschieden, verstoßen, und nach Umständen bekämpft und vernichtet. Gleichwohl ist es ihm unmöglich, bei seiner Richtung auf das Gemüth und das Denken der Menschen, bei dem Wechsel menschlicher Bestrebungen, Ansichten und Kenntnisse den Widerspruch gegen das Angenommene, oder das Bestreben der Verbesserung des Bestehenden, als den Gegensatz und die Bedingung alles Lebens zu besiegen, und wäre es möglich, so wäre die Kirche nicht auf Fels gebaut, sie würde selbst zu Fels oder versteinert werden. Was also bleibt übrig, als daß sie den in ihrem Schooße selbst und in Folge eines Prozesses von zwei Jahrhunderten entwickelten Widerspruch, nachdem sie ihn als Protestantismus ausgeschieden, als solchen gewähren läßt, um durch ihn als ihren Gegensatz ihr inneres Leben zum klaren Bewußtseyn zu bringen, den nothwendigen Gang der Expansion im christlichen Prinzip, den sie in sich, ohne sich aufzugeben, nicht dulden kann, außer sich zu belassen, diese Herausstellung als ein ihr selbst erwünschtes Ereigniß anzusehen, und sich, wie sie in Deutschland thut, durch Vergleichung beider Thätigkeiten, durch Wetteifer und die aus ihm entspringende Kraft, bei Leben und Gedeihen zu halten? In der That braucht es nur einen Blick auf den deutschen Katholicismus und auf den nichtdeutscher, um sich zu überzeugen, um wie viel jener höher steht denn dieser, und wodurch er zu seiner Ueberlegenheit gekommen ist.

Wie aber der Katholicismus auf das Bleibende sich gestellt hat, so hat der Protestantismus gleich bei seinem Ursprung als Gegensatz desselben einen doppelten Charakter, den negativen und positiven, entwickelt. Indem er, um in Kirche und kirchlicher Lehre das Mißbräuchliche vom Wahren zu unterscheiden, allein das göttliche Wort als Maß und Norm gelten ließ, *hob er auf*, was er darin nicht begründet fand, und *stellte auf*, was er als biblisch erkannte, sey es in Lehre oder in Form des

kirchlichen Lebens. Das „reine Evangelium“ und die Kirche der erſten Bekenner in ihrer Einfachheit zurückzuführen und zu behaupten, war das Loosungswort und der Ruf, mit dem er den Beſtand erſchütterte, den die Koncilien zu Baſel und Konſtanz umſonſt zu feſtigen geſucht hatten. Die Norm des Glaubens und die Form der Kirche, welche im Zeitalter der Reform feſtgeſtellt waren, beſtanden unerſchüttert bis vor etwa 50 Jahren, wo die Prüfung ſich auf den Inhalt der heiligen Schrift ſelbſt wendete und der Rationalismus geboren wurde. Dieſer ging darauf aus, der Lehre von der Erlöſung durch Chriſtus die Lehre von dem Meſſiasreiche als einer unſichtbaren Kirche der Tugend und Glückſeligkeit in ſichtbarer Form unterzuſtellen, welches zu gründen Chriſtus mit Weisheit und Macht in Wort und That, vor Allem aber mit hoher Tugend und Güte ausgeſtattet geweſen ſey. Dieſe Form des Proteſtantismus, die, im Socinianismus vorbedeutet, im letzten Menſchenalter zur Entwicklung kam, iſt, im Fall man auf ihr Prinzip achtet, allerdings nur eine Weiterung des Grundſatzes der Selbſtprüfung, der den Proteſtantismus geboren hat, und in ſo fern eine in ihm und durch ihn gegebene Erſcheinung. Denn iſt es erlaubt, bei Begründung chriſtlicher Lehre und ihres Kultus allein auf die Bibel zu bauen, ſo kann auch die Frage nicht abgewieſen werden, in wiefern die Lehre der Bibel die Prüfung beſtehe, welcher man ſie mit Hülfe der fortgerückten Einſicht in Sprache, Geſchichte und Kunde des Orients unterwirft. Kaum aber hatte der Rationalismus ſeine Miſſion vollendet, das Chriſtenthum als eine aus dem Entwicklungsgange des menſchlichen Geſchlechts auf natürlichem Wege hervorgegangene Erſcheinung zu erklären, gleichviel mit welchem Erfolge für die außer ſeiner Sphäre Stehenden, ſo trat mit gleicher Folgerechtigkeit die dritte Phaſis dieſer Erkenntnißform unter der Geſtalt der neueſten ſpekulativen Philoſophie hervor. Der Rationalismus hatte den perſönlichen Gott, die Weltregierung durch ihn, die Beſtimmung des Menſchen zur Seligkeit durch Chriſti Lehre unberührt gelaſſen, oder vielmehr ſie nach Auflöſung der alten Dogmen als Gehalt des Chriſtenthums allein herausgeſtellt. Was aber hinderte, ſelbſt dieſe Lehren als die Frucht beſchränkter Anſicht unphiloſophiſcher Zeiten anzuſehen, und beim Fortgang der philoſophiſchen Spekulation und der Naturerforſchung zu dem Satze

zu gelangen, daß hinter der Erscheinung der Dinge als ideale Seite des Weltalls überhaupt keine Persönlichkeit als Grund und Ursprung der Dinge zu setzen ist, sondern allein im Denken, welches sich durch den philosophisch-logischen Prozeß zum Gedanken, zum Begriffe, zum Geist potenzirt und in dessen Totalität Gott offenbart, der demnach allein im Menschen zum Bewußtseyn seiner Selbst kommt, und in der Totalität des menschlichen Geistes sich selbst begreift? Allerdings ist auch bei dieser Ansicht, welche die Persönlichkeit Gottes aufhebt und die Dauer eines Jeden auf das irdische Leben beschränkt, noch eine Stellung Christi und eine Wahrung seines Kultus möglich, in so fern nach dieser Lehre in ihm Gott zu vollem Bewußtseyn gekommen und er sich selbst als Gott erkannt habe. Daß aber damit alle positive Lehre aufgehoben, und im Fall man die Potenz des Geistes sich als einen Genius der Menschheit denken will, der Kultus dieses Genius, d. i. eine Art von Selbstvergötterung und Selbstanbetung, allein übrig bleibt, ist eben so klar, und in der That haben ihn die am meisten fortgeschrittenen Mystagogen dieser Lehre aus ihr als bevorstehend und als den Tröster bezeichnet, dessen wir gewärtig seyn sollen. Es ist also vor Allem den Gegnern des Protestantismus dieses zuzugestehen, daß seine Lehre von dem Dogmatismus der symbolischen Bücher als ihrem ersten Resultate, oder von dem rein ausgeschiedenen Inhalte der heiligen Schrift in gerader Linie und mit innerer Nothwendigkeit zu dem Rationalismus, oder der Aufhebung des Wunders und der Offenbarung im Christenthum, von diesem aber mit gleicher Kraft zu dem unpersönlichen Idealismus des Begriffes oder der Aufhebung der Persönlichkeit Gottes geführt hat.

Dabei aber ist vor Allem zu bemerken, daß von der zweiten Richtung die erste so wenig, als von der dritten die erste und zweite aufgehoben wird, sondern daß jede zwar auf dem Boden der andern begonnen hat, aber ohne sie in sich zu absorbiren, und ihre Bahn von jenem Centrum aus verfolgt, ohne das, was sie in dem gemeinsamen Mittelpunkt zurückläßt, zu alteriren; ja man wird leicht wahrnehmen, daß gerade die neueste Zeit alle drei in einer gewissen Lebensfrische sich gegenseitig bewegen, bedingen und an einander ihre Kraft versuchen gesehen hat, und während der unpersönliche Idealismus in die Sterne, oder wenn man will in

die Wolken steigt, haftet der Dogmatismus, obwohl im Besitz des Gebietes beschränkt, gleichwohl noch mit alter Kraft in den Gemüthern, ja er hat sogar gerade in neuester Zeit seine beiden tiefsten und gewaltigsten Lehren, die Erlösung durch den Glauben allein in der strenglutherischen Form, und die Prädestination zur Seligkeit in der strengreformirten, schärfer und lebenskräftiger hervorgestellt, als es vor dieser Zeit geschehen war.

Zweitens ist nicht zu verkennen, daß in keiner dieser Formen und auf keiner Stufe irgend eine aus dem Schooße des Protestantismus hervorgegangene Lehre und Richtung sich so weit von dem Boden und Wesen des Christenthums entfernt hat, wie in ihrer weitesten Entfaltung die Bildungssphäre eines großen und vordem reinkatholischen Reiches, das den Protestantismus in seinem Schooße mit Waffen und Edikten besiegt und vertilgt hatte, sofort aber zum ärgsten Naturalismus herabsank, und seinen hohen Priester zu dem berüchtigten Refrain seiner antikatholischen Expectorationen führte: écrasez l'infâme!

Drittens suche man in jener dreigestaltigen Entfaltung nicht so sehr die Frucht des Protestantismus, als die Offenbarung einer Macht, deren erstgeborner Sohn er selbst ist, des starken und freien Geistes der neuern Zeit. Ist dieser, wie wir nicht zweifeln, unter den germanischen Völkern, von denen uns allein obliegt zu sprechen, ein männlicher, mündig und selbstständig gewordener, der Geist persönlicher Selbstständigkeit und Würde, so ist ihm durch seine Natur geboten, jede der Intelligenz und dem Selbstbewußtseyn gestellte Aufgabe bis an ihr letztes Ziel zu verfolgen, vorausgesetzt daß er es mit Aufrichtigkeit und reiner Absicht thut. Selbst die Möglichkeit einer Stellung außer der Sphäre des Christenthums, wo dieses sich ihm als eine aus der Zeit entwickelte und mit dem Bedürfniß, aus dem es geworden, vergängliche Erscheinung zeigt, bliebe von dieser weiten Sphäre geistiger Entwickelung nicht ausgeschlossen, und die tiefe, auf das innerste menschliche Wesen gegründete Natur des Christenthums wird sich, wie sie thut, am stärksten gerade darin offenbaren, daß aus jener excentrischen Bahn der unbefriedigte Geist desto sicherer auf seinen Anfang zurückgeht und sich in der Substanz des Christenthums wie in einem sittlichen Hauche und Balsam verjüngt.

Es ist schon ein großer Gewinn, daß man vor einer solchen

Möglichkeit nicht erſchrickt, daß Werke wie das Leben Jeſu von Strauß, ſo ſehr man auch ihre Erſcheinung beklagen mag, überall in deutſchen Landen freien Paß haben. Man vertraut alſo in der That, daß die Sonne der chriſtlichen Ueberzeugung, welche ſeit achtzehnhundert Jahren die Welt beleuchtet und erwärmt, nicht erlöſchen, und die Freiheit der Erörterung, ehedem mit Schwert und Scheiterhaufen verfolgt, auch hier ihre Kraft bewähren werde, vermöge welcher ſie allein die Wunden heilt, die ſie geſchlagen hat.

Daran ſchließt ſich nun endlich die letzte Erwägung, daß der Gegenſatz, zu dem das Chriſtenthum ſich unter den germaniſchen Völkern in beiden Kirchen entfaltet hat, gegenüber ſeiner Natur und Beſtimmung unter uns ſich nicht nur als ein nothwendiger zeigt, wie wir erwieſen haben, ſondern auch, daß die Aufhebung deſſelben, ohne daß die beiden Glieder in einem Höheren und Dritten vereinigt würden, beiden ſelbſt verderblich ſeyn würde. Man denke einen Augenblick, daß die katholiſche Kirche in der proteſtantiſchen unterginge, und das Gegengewicht wäre vernichtet, welches als Wahrung des Traditionellen auf dem Gebiete der Religion der freien Forſchung entgegenſteht, um ſie vor Umſchlagen in das Beſtimmungsloſe zu wahren und ihrem Wechſel das Bild der Dauer entgegenzuſtellen.

Geſchähe das Gegentheil und würde der Proteſtantismus in die katholiſche Kirche zurückgenommen, ſo würde er nicht ohne ſein Prinzip in ihr einkehren, das ſich weder aus dem Chriſtenthum, noch durch ein neues Credo aus dem Geiſte bannen, das ſich in ihm jetzo ſo wenig, wie früher, erſticken läßt. So würde geſchehen, daß die katholiſche Kirche das ihr widerſtrebende Prinzip von Neuem in ſich trüge, und durch ſeine unbeſiegbare Wirkung entweder zu einer neuen Reformation getrieben, oder durch den aus dem Innern treibenden Gegenſatz zerriſſen und vernichtet würde. Wer aber ſagen wollte, daß man es ſchon anders machen, daß man den Feind ſchon in ſich abthun würde, der verkennt ſeine eigene Kraft, die eine beſchränkte, ſeine Thätigkeit, die eine dem Zufall unterworfene, und ſeine Zeit, die eine vorſchreitende iſt, darum aber den Widerſtand gegen die Löſung der Probleme der Intelligenz und gegen die Befriedigung ihrer intellectuellen, ſittlichen und politiſchen Bedürfniſſe, hier mit ſtiller Reaction, dort mit offener Gewalt, zu beſiegen fortfährt.

Sollten diese Erwägungen zusammen die Gemüther nicht zur Ruhe und zu dem Entschlusse bestimmen können, von dem Trachten nach einem unmöglichen, und wäre es ein mögliches, nach einem verderblichen Resultate abzustehen, in Folge davon aber einen thörichten und ungerechten Kampf zu endigen? Sollte nicht vielmehr jede der streitenden Parteien, unbekümmert oder wenig bekümmert um die andere, bemüht seyn, die eigene Kirche rein zu halten, zu schmücken und mit christlicher Gesinnung zu erfüllen, als die Schwächen der andern aufzuspüren und sie als Siegeszeichen auf ihren Lanzen oder Hellebarden emporzutragen? Es ist in diesem Verfahren etwas so Thörichtes, und man darf sagen so „Ignobles," daß man überhaupt nicht begreifen kann, wie verständige Männer sich dazu herbeilassen konnten. Doch, wie wir zu Anfang bemerkten, die Zeit ist auch hier auf einem Wendepunkt angekommen, und wenn früher etwa Erwägungen, wie wir sie eben angestellt, ohne Erfolg blieben, so ist ein solcher jetzo mit größerer Bestimmtheit zu erwarten, wo sie nur dazu beitragen sollen, den äußeren, politischen und die wichtigsten Interessen nationaler und kirchlicher Unabhängigkeit berührenden Gründen mehr Gewicht und Nachdruck zu verschaffen. Die vereinte Kraft von beiden allein wird uns helfen, wenn uns überhaupt auf diesem Punkt noch zu helfen ist. Daß wir aber deshalb weniger besorgt seyn dürfen, scheint außer Zweifel, und viele Zeichen deuten an, daß beide Parteien geneigt sind, ihre gegenseitige Gereiztheit und Befehdung dem öffentlichen Frieden und dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Eines der bedeutendsten Symptome dieser Stimmung war schon vor längerer Zeit die Erklärung des Herrn Michaelis, welche, wenn ächt, einen tiefen Blick in Absicht und Richtung derjenigen thun läßt, welche mit Aufrichtigkeit in jenen Streit gegangen sind. Obwohl im dritten Jahre seiner Freiheit beraubt, ohne einem Gericht unterworfen zu werden, obwohl, wie er behauptet, mit Unrecht öffentlich angeklagt, wollte er doch nicht, daß man ihn vertheidige. Er fürchtete, daß seine Vertheidigung den Streit nähren werde, der nach der Absicht fremder Intriken, die wir theils ahnen, theils kennen, Preußen schaden und es schwächen solle, ohne welches er die Selbstständigkeit der katholischen Kirche in Deutschland für unmöglich hält. Allerdings ist in der Sache noch

Manches dunkel. Iſt aber Aufrichtigkeit in dem Grund dieſer Erklärung, wie wir zu glauben geneigt ſind, ſo iſt das Benehmen dieſes Mannes, dem ſchon als einem wider das öffentliche Recht von Deutſchland ohne Urtheil in Haft Gehaltenen unſere ganze Sympathie gehört, als edel und preiswürdig laut anzuerkennen. Auch iſt es für die Führer ſeiner Partei nicht verloren geweſen, und ſein Wort erſcholl gleich einer Friedensbotſchaft über das Land, es drang als eine langerſehnte Kunde durch die Gemüther. Bald nach ihm trat in Preußen durch den Umſchwung der öffentlichen Verhältniſſe die Wirkung jenes milderen Geiſtes hervor, der die Gegenſätze im Sinne der Gerechtigkeit und Milde zu vermitteln bemüht iſt, und deſſen Wirkungen ſich wie die Hauche des Frühlings über die erweichten Fluren lebenweckend verbreiten. Wird unter ihnen die junge Saat der Eintracht friſch und fröhlich entſproſſen? Wir hoffen es und vertrauen auf Geiſt und Geſinnung der Gegner, die nie und nirgend aufgehört haben, Deutſche zu ſeyn, und zu voll der Einſicht ſind, um nicht das Wohl des gemeinſamen Vaterlandes in ſeiner innern Eintracht zu erblicken. Zwar wird an einen eigentlichen Friedensſchluß nicht zu denken ſeyn, d. h. an einen in publiziſtiſcher Form mit gegenſeitiger Anerkennung der Unabhängigkeit und gleicher Berechtigung; indeß auf dem Gebiete der Intelligenz finden überhaupt keine ſolche Kompacte cum titulo et clausula ſtatt, und der Entſchluß reicht hin, beruhen zu laſſen, was ſich nicht ſchlichten läßt, und die Entſcheidung dem öffentlichen Urtheil oder der Zeit anheimzuſtellen, die am Ende überall Recht ſpricht und Recht behält, oder vielmehr demjenigen, in deſſen Hand wir gegeben ſind und vor deſſen Stuhl wir ſtehen werden. Geſchieht dieſes, und kehrt auf dieſem Wege der Friede wieder unter uns in die kirchlichen Gebiete zurück, nachdem er auf den ſocialen ohnehin wenig oder nicht war geſtört worden, ſo werden wir um ſo leichter mit vereinten Kräften dem gemeinſamen Gegner unſerer Unabhängigkeit und unſeres Glaubens begegnen und mit verbundener Kraft Angriffe zurückſchlagen, die er mit gleicher Frechheit gegen die politiſche Freiheit wie gegen die Selbſtſtändigkeit der chriſtlichen Lebens- und Glaubensformen unſerer Nation geführt oder zu führen begonnen hat.

Fr. Thierſch.

Eine Periode

der

Geſchichte unſeres Erdballs.

Es liegt ein eigener Zauber für den Menſchengeiſt in der Erforſchung der Vergangenheit ſeines eigenen Geſchlechts. Welche Macht hat ihn auf dieſe Erde geſetzt, und ihn zu ihrem Herrn und Meiſter ernannt? War er das erſte Produkt der ſchöpferiſchen Kraft, welche die Tauſende belebter Weſen auf unſerem Planeten hervorrief, oder gingen ihm andere Schöpfungen voraus? Und wie war dieſe Erde beſchaffen, ehe die Kraft ſeines Geiſtes und die Arbeit ſeiner Hände ihr das unauslöſchliche Siegel ſeines Daſeyns aufgedrückt hatten? Leicht wären dieſe Fragen zu vervielfältigen, ſchwer aber ihre richtige Löſung zu geben. Denn das Dunkel, welches Früheres verbirgt, weicht nur ſchwer der Fackel der Forſchung, und gelingt es auch, einen Schritt hinein zu thun, und einen geringen Weg darin den Nachfolgenden zu bahnen, ſo hüllt ſich die Umgebung des erhellten Pfades in deſto dichtere Finſterniß. Freilich, wo der Menſch ſelbſt noch zu ſeinem Stammesverwandten redet, wo er ihm ſelbſt die Geſchichte ſeiner Schickſale erzählt, da kann noch eher die Rede ſeyn von Verſtändniß, von richtiger Auffaſſung des Geſchehenen, mit einem Worte, von Kenntniß der Vergangenheit.

Wo aber die Quellen der Geſchichte in der Kindheit der Völker verſiegen, oder nur in mährchenhaft-zauberiſchem Schimmer ſprudeln, da wird die Antwort auf unſere wißbegierigen Fragen ſchwerer und die vermeinte Löſung zweifelhafter. Wer aber kann die Räthſel löſen, welche hinter der Erſchaffung des Menſchen in

dunkler Zeitennacht vergraben liegen? Wer beſitzt das Zauberwort, ſolchen verborgenen Schatz zu heben?

Wo Menſchen ſchweigen, müſſen Steine reden, ſagt ein altes Wort, und täglich beſtätigt es ſich auf's Neue. Und ſie reden zu uns, die Steine und Felſen, die Berge und Thäler; aber ein Jedes hat ſeine beſondere Sprache, ein Jedes ſeine eigene Art zu reden, und gleich den Völkern Amerika's verſteht keines des Andern Zunge und nicht jedem menſchlichen Geiſte iſt es gegeben, ſich aller Sprachen zu bemeiſtern und in ihren eigenthümlichen Ausdrücken die Antworten auf ſeine Fragen zu finden. Iſt es zu verwundern, wenn noch immer ſo viel gefragt und noch immer ſo wenige Antworten nur verſtanden werden?

Allein was gethan, erweckt die Hoffnung, daß noch Schöneres gefunden werde, und jeder, der ſein Scherflein zur Vermehrung beitragen kann, thue es ungeſcheut, es wird, wenn auch noch ſo klein, ſo doch nicht verloren ſeyn.

Man wird errathen haben, daß ich die Geologie meine. In der That iſt es dieſe Wiſſenſchaft und nur dieſe, welche uns verſpricht, dereinſt über die Fragen, die wir im Anfang geſtellt, genügende Antwort zu geben. Sie iſt die einzige poſitive Wiſſenſchaft, die mühſam der Vergangenheit das abzuſtreiten ſucht, was dieſe mit ihrem nächtig finſtern Schleier ſchon längſt gedeckt hat; und was ſie hier oben nicht findet, das klopft ſie, den Hammer in der Hand, beim düſteren Scheine des Grubenlichts aus dem hartnäckigen Geſteine. Sie in der That iſt es, welche der Geſchichtsforſchung die Fackel abnimmt, um weiter vorzudringen in das Dunkel, welches keine Mythen mehr erhellen. Denn ſie hat ſich die Geſchichte der Erde zum Zwecke gemacht; ſie will erforſchen, was da war, als der Menſch nicht da war; was lebte, ehe die Schöpfung ihr Werk gekrönt hatte durch Erſchaffen des Weſens, welches allein durch Sprache und Schrift ſich ſeinem Geſchlechte auch in weite Räume und Zeiten hin verſtändlich machen kann.

Früher kaum beachtet, hat erſt in neueſter Zeit die Geologie ſich zu dem Range einer Wiſſenſchaft erhoben. Man ſuchte die Löſung der Räthſel auf anderm Wege; begnügte ſich entweder mit dem, was man für unmittelbar göttliche Belehrung hielt, oder ſuchte durch Grübeleien und endloſe Reihen von Schlüſſen,

welche leider der faktischen Basis entbehrten, zum Ziele zu gelangen. Die Erde selbst über ihre Geschichte zu fragen, daran dachte man erst spät, allein dann auch mit um so mehr Eifer; und man kann in der That sagen, daß die Geologie, wie alle neu auftauchenden Wissenschaften eine Zeit lang, jetzt Mode geworden sey.

Es ist aber auch gar zu bequem, eine solche Wissenschaft, in der noch das Meiste zu thun bleibt, und welche noch keine Geschichte, oder höchstens eine solche von einigen Decennien hat! Zudem ist es noch eine Wissenschaft, welche Sammlungen bedarf, um betrieben werden zu können. Man befriedigt seine Liebhaberei unter dem Scheine, der Wissenschaft Dienste zu leisten. Welche könnte sich im Besitze so ausgesuchter Eigenschaften mit der Geologie messen? Keine! Sie wird noch lange das Schooßkind der wissenschaftlichen Dilettanten und der reichen Mäcenate der armen Naturforscher bleiben. Möge sie allen Nutzen, der ihr von ihnen werden kann, gezogen haben, ehe sie das altgewordene Spielwerk bei Seite werfen und ein neues ergreifen.

Ich hoffe, man wird mich nicht der Modesucht zeihen, wenn ich einen Gegenstand zur Sprache bringe, der dieser mir liebgewordenen Wissenschaft angehört, den ich mit besonderer Vorliebe verfolgt und den ich namentlich hier zu besprechen wünschte, weil er mehr vielleicht, als alle andern der Geologie, auch in unser Tagesleben eingreift und deshalb um so mehr für ein ausgebreitetes Publikum Interesse hat. Denn nicht von einer Epoche in der Erdgeschichte ist die Rede, die, uns entfernter liegend, kaum in indirekter Beziehung zu unserer jetzigen Epoche steht; es ist eine Epoche, deren gewaltige Reste noch heute ganze Länderstrecken unter ihrem vernichtenden Einfluß ersticken, und deren mächtige Dämme sich noch heute in manchen Gegenden den Fortschritten der Civilisation entgegenstellen; eine Epoche, deren Ueberbleibsel so viele Besucher unserer Schweiz heranziehen, die, im Bewundern ihrer Majestät versunken, nicht ahnen, daß nur die Trümmer einer verschwundenen Größe es sind, welche sie anstaunen.

Es sind die Gletscher und die Erzeugerin dieser gewaltigen Söhne, die Eiszeit, von welcher ich meine Leser unterhalten möchte.

Allgemein ist durch die Forschungen der Geologie die Ueberzeugung geworden, daß unsere Erde nicht zu allen Zeiten in

derſelben Geſtalt beſtanden hat, wie jetzt, daß das Relief ihres feſten Bodens ſowohl, wie der Umfang ihrer Gewäſſer ſie einſt durchaus anders erſcheinen ließ, als ſie jetzt unſerm Blicke ſich darſtellt; daß erſt nach und nach, durch mächtige Umgeſtaltungen, deren Einfluß ganze Länderſtrecken und Bergketten erhob und andere verſenkte, die feſte Rinde des Erdballs ihre heutige Form erhielt. Dieſe Revolutionen, deren Reſultate im Einzelnen zu unterſuchen eine Hauptaufgabe unſerer Forſchung im geologiſchen Felde iſt, ſind die Säulen, auf welchen die Geſchichte unſerer Erde ruht, die Markſteine, welche die Zeitabſchnitte ihrer Entwicklungsperioden von einander trennen und ihr verſchiedenes Alter beſtimmen; freilich nur relativ, denn das Problem, die zeitliche Länge einer jeden ſolchen Epoche auch nur annäherungsweiſe zu beſtimmen, iſt noch ungelöst. Wir wiſſen, daß die Kreide älter als die tertiären Formationen, jünger als der Jura iſt, wir wiſſen dies mit völliger Beſtimmtheit; allein wie lange die Epoche der Kreide gedauert, welche Zeiträume während ihrer Ablagerung verfloſſen, wiſſen wir nicht; es fehlen uns zur Zeit noch alle Anhaltspunkte für die Beantwortung einer ſolchen Aufgabe. Möchten ſie uns bald durch den Fleiß unſerer Geologen gegeben werden!

Eine eigenthümliche Schöpfung belebte die Erde in den Zwiſchenzeiten der einzelnen Revolutionen. Eine jede Epoche hatte ihre eigene Schöpfung, ihren beſonderen Typus organiſcher Weſen, und wie in der Geſchichte der Menſchheit eine jede große Kulturepoche durch eine beſondere, ihr eigenthümliche Geiſtesrichtung ein beſonderes Gepräge erhält, ſo drückt auch die Geſammtheit lebender Weſen, welche zu einer gewiſſen geologiſchen Zeit auf der Erde lebten, und deren Reſte wir in ihren Eingeweiden begraben finden, dieſer Periode ihr eigenes unverkennbares Siegel auf.

Ja, unſere heutige Geologie fußt faſt einzig und allein auf der Kenntniß der Reſte dieſer einzelnen Schöpfungen, und oft reicht für den Kundigen die Anſicht eines einzigen, charakteriſtiſchen Foſſils hin, um zu beſtimmen, welcher Formation ſeine Lagerſtätte angehört.

So wenig nun, wenigſtens für die älteren Formationen, bis zu den tertiären heran, beſtritten werden kann, daß eine jede Epoche eine ihr ganz eigenthümliche Fauna und Flora beſeſſen, und daß mit Beendigung einer jeden ſolchen Epoche die ſämmtlichen

Arten, welche ihre Fauna bildeten, aus der Reihe der Lebendigen schwanden, um andern Arten belebter Wesen Platz zu machen; eben so wenig kann in Zweifel gezogen werden, daß die schöpferische Kraft, welche alle diese Organismen ins Daseyn rief, durch mannichfaltige Stufenleitern hindurch allmählich erst zur Erschaffung jener Formen gelangte, welche unsere heutige Erde beleben. Ja es kann sogar nachgewiesen werden, daß in dem großen Schöpfungsplane, nach welchem die einzelnen Perioden der Erscheinung lebender Wesen geregelt wurden, der Anfang schon eine gewisse Tendenz zeigt gegen das Ende, das Ziel errathen läßt, nach welchem er strebt, und namentlich in der Reihe der Wirbelthiere läßt sich, durch die stets gesteigerte Menschenähnlichkeit der nach und nach ins Leben gerufenen Geschöpfe, der Endzweck, gegen welchen die Succeſſionen sich erheben, ohne viele Mühe anschaulich machen. Für die wirbellosen Thiere reichen die aus einem solchen Gesichtspunkt angestellten Untersuchungen noch nicht hin, um mehr als Andeutungen eines ähnlichen Zweckes des Schöpfungsplanes uns liefern zu können. Gewiß ist es jedoch, daß je tiefer wir zurücksteigen, je ältere Formationen wir untersuchen, desto unähnlicher die Formen den jetztlebenden werden, desto abweichendere Gestalten uns entgegen treten, desto weniger von Identität mit Geschöpfen unserer Epoche die Rede seyn kann.

Diese gesteigerte Unähnlichkeit der Formen, im Verhältniß des Alters der Schichten, ist so auffallend, daß ihre richtige Erkenntniß Manche zu dem falschen Schlusse verleitet hat, als habe die Natur im Anfange nur äußerst rohe unvollkommene Versuche zur Herstellung belebter Wesen gemacht; bald aber, nachdem sie ihre Fehlgänge eingesehen, ihre Mängel entdeckt, ihr eigenes Werk vernichtet und eine neue Schöpfung hervorgerufen, bis sie endlich, nach so mannichfachen, verunglückten Versuchen, dazu gelangt sey, die Krone ihrer Anstrengungen, den Menschen und eine seinen Bedürfnissen entsprechende Schöpfung ins Leben zu rufen. Es beruht dieser falsche Schluß auf derselben einseitigen Kenntniß der Thatsachen, wie die Ansicht, welche in unserer jetzigen Schöpfung die Wiederholung dieser Versuche erblickt, und eine Stufenleiter annimmt, welcher entlang die Idee des vollkommenen Organismus hinansteigen soll, um sich endlich im Menschen in voller Blüthe zu entfalten. Kein Zweifel, daß ein Polyp, ein Wurm,

unvollkommener organiſirt ſey, als ein Säugthier, oder der Menſch; unvollkommener dem Prinzipe nach; allein folgt denn daraus, daß dieſe Geſchöpfe für die ihnen beſtimmten Verhältniſſe unvollkommener organiſirt ſeyen? Iſt der Menſch im Waſſer etwa vollkommener, als der Fiſch in der Luft? Gewiß nicht.

Was aber für die ſtufenweiſe Entwicklung der Idee des vollkommenen Organismus in der Geſammtheit unſerer heutigen Schöpfung gilt, kann auch für die Entwicklung deſſelben durch die Stufen der geologiſchen Epochen nachgewieſen werden.

Müſſen wir anerkennen, daß die Organismen der Grauwacke, in ihrer Geſammtheit betrachtet, unvollkommener ſind als die des Jura, und dieſe wieder als die der Tertiärzeit, ſo dürfen wir auf der andern Seite nicht aus dem Auge verlieren, daß ſie den jedesmaligen Verhältniſſen, unter welchen ſie lebten, auf das genauſte entſprechen, und daß ſie eben ſo vollkommen waren unter den damaligen Verhältniſſen, als unſere jetzige Schöpfung in der heutigen Epoche. Oder wäre es zweckmäßiger geweſen, Menſchen auf die beſchränkten Inſeln des juraſſiſchen Oceans zu ſetzen, ſtatt jener ungeſchlachten Reptilien, welche ihre Ufer bevölkerten? Oder hätten die plumpen Dickhäuter, welche die Moräſte der Tertiärzeit durchwühlten, in den heißen Meeren der Grauwacke herumſchwimmen ſollen?

Verſuchen wir in kurzen Zügen eine Charakteriſtik der älteren Geſchichtsepochen der Erde zu geben, um ſo auf die einfachſte Weiſe zu derjenigen zu gelangen, welche uns näher beſchäftigen ſoll.

Es kann hier nicht die Rede davon ſeyn, eine ins Einzelne gehende Charakteriſtik der Formationen zu geben, welche die Geologie uns kennen gelehrt hat; nur in großen Zügen mögen die Hauptpunkte des Geſammtbildes der Erdgeſchichte angedeutet werden. Darum auch kann von keiner ſtreng geologiſchen Sichtung die Rede ſeyn; ich faſſe die erſten Belebungszeiten bis zum Abſchluſſe der Steinkohlenzeit hier als eine Formation zuſammen, in der freilich drei Perioden unterſchieden werden können, während welcher die Fiſche als höchſte Entwicklung des thieriſchen Lebens erſcheinen; eben ſo die ſämmtlichen Schichtenreihen vom Rothliegenden bis zum Muſchelkalk und Keuper, die Reihe der triaſiſchen Gebilde als eine zweite

Hauptepoche; die juraſſiſche Zeit mit allen ihren Unterabtheilungen als dritte, die Kreide als vierte Hauptepoche; abermals drei Perioden, worin das häßliche Volk der Reptilien die Oberhand gewinnt und als Höchſtes der Schöpfung ſich hinſtellt; und endlich die Tertiärzeit und die ihr folgende Epoche der ſogenannten Diluvialbildungen, durch welche hindurch das Säugethier allmählich zu ſeiner jetzigen Geſtaltung ſich heranbildet, und die Erſchaffung des Menſchen nebſt ſeinen Schöpfungsgenoſſen vorbereitet.

Wie auch die urſprüngliche Geſtalt der Erde geweſen ſeyn möge, alles weiſt darauf hin, uns darzuthun, daß damals, als die erſte organiſche Schöpfung ihre Oberfläche belebte, weit ausgedehnte, aber um deſto ſeichtere Meere ſie überflutheten, aus denen nur wenige Inſeln, kaum über den Spiegel der Gewäſſer erhaben, hervortauchten. Eine wunderbare thieriſche Schöpfung belebte dieſe Oceane; eben ſo auffallende pflanzliche Organismen bedeckten das verſumpfte, feſte Land. Die ungeſchlachten Orthoceratiten, ungeheure Tintenfiſche, welche die Jahre lang bewohnten Schalen hinter ſich herſchleppten, nebſt ihren winzigen Verwandten, den ſchaarenweiſe angehäuften Goniatiten; die Menge der ſo tief organiſirten Terebrateln, welche man bisher in eine eigene Klaſſe verwieſen hatte, was ihnen durchaus nicht zukommt, indem ſie nur als eigene Familie, noch obendrein als die unterſte, in der Klaſſe der Acephalen betrachtet werden können; ſeltſam geſtaltete Polypen und Enkriniten, gefeſſelt an den ſeichten Grund der Geſtade, ſtellen ſich als die erſten Organismen in den beiden großen Geſammttypen der Weichthiere und Strahlthiere dar. Die Richtung der Gliederthiere, deren todte Reſte freilich der Zerſtörung keine ſolche feſten Theile entgegen ſetzen konnten, als die Thiere anderer Klaſſen, findet ſich ebenfalls durch Scorpionen und die ſonderbaren Trilobiten repräſentirt. Wie abweichend die Geſtalt, namentlich dieſer foſſilen Krebſe aus der Ordnung der Entomoſtraken geweſen ſey, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß lange die Naturforſcher nicht wußten, was aus ihren Körpern zu machen ſey, bis eine genauere vergleichende Unterſuchung zeigte, daß es Cruſtazeen ſeyen, den Aſſeln und den Limulen verwandt, deren Typus aber nicht weiter ſich erhielt, ſondern ſpäter andern, weiter ausgebildeten Formen Platz macht.

Abentheuerlich gestaltete Fische, durch harte Knochenschuppen gegen die Angriffe ihres eigenen Geschlechtes bewaffnet, lebten und webten in den heißen Gewässern der Grauwacke; und merkwürdiger Weise gehören alle Fische der Grauwacken- und Kohlenformation den Placoiden (Rochen und Haien) und den seltsamen Ganoiden (Schmelzschuppern) an, deren aufwärts in die Schwanzflosse hin gebogene Wirbelsäule eine im erwachsenen Fisch ausgeprägte Bildung darbietet, welche heutiges Tages unter Knochenfischen nur Embryonen zukommt, und deren Zahnbau deutlich nachweist, daß sie hauptsächlich von harten Mollusken, welche sie mit ihren platten Zähnen zermalmten, oder verfaulten Pflanzenüberresten und Weichthieren lebten. Manche dieser merkwürdigen Fische, namentlich einige aus dem Old red Sandstone, hat man noch kürzlich der ungewöhnlichen Verlängerung ihres gegliederten Kiemendeckels wegen als Insekten, als Wasserkäfer, beschrieben und abgebildet.

So war denn auch schon in der ersten Schöpfung der Keim der Wirbelthiere angelegt, jener vierten Richtung im Reiche des thierischen Haushaltes, die später im Menschen ihre höchste Ausbildung erhalten sollte.

Die riesenhaften Farren und Monocotyledonen, deren Ueberreste noch heute als Steinkohlen die mächtigsten Hebel der menschlichen Civilisation bieten, bedeckten das feste Land. Wenige Mannigfaltigkeit nur zeigte sich in Ausbildung der Formen; allein waren die Arten weniger zahlreich und ihr Typus beschränkter, so ersetzte große Menge der einzelnen Individuen den Mangel an Verschiedenheit.

Sie schwand dahin, diese erste Schöpfung, ihre thierischen Reste wurden begraben in den Gesteinschichten, welche auf dem Boden der Gewässer sich abgelagert; ihre Wälder wurden versenkt und zugedeckt in den Abgründen. Einzelne Inseln erhoben sich über die Fläche der Gewässer, früher bestandene vergrößerten sich; das feste Land nahm zu an Umfang. Und neben den Ganoiden des Mansfelder Schiefers und den übrigen seltsamen Fischen des bunten Sandsteins und des Muschelkalkes, deren Kiefer man sogar Säugethieren hat zuschreiben wollen, neben diesen räthselhaften Organismen lebten gewaltige See- und Landreptilien; der Nothosaurus und Dracosaurus, zwei große Meereidechsen, dem Plesiosaurus verwandt, jagten in der hohen See ihrer Beute nach, während andere salamanderartige

Gattungen, namentlich der Labyrinthodon, am Ufer ihrem Fraße auflauerten. Noch fehlen die übrigen Familientypen der Amphibien, welche erst mit dem Jura nach und nach ins Leben traten. Schon sind die Trilobiten verschwunden und durch schöne, ausgestorbene Geschlechter langgeschwänzter Krebse ersetzt; die gestielten Seesterne, diese thierischen Wasserlilien der alten Oceane, entfalten sich in ihrer schönsten Blüthe. Schachtelhalme, Nadelhölzer und Cycadeen nebst einigen Farren bedecken den Boden.

Das Innere der Erde wüthete von neuem. Als parallele Dämme standen die Gebirgszüge des Schwarzwaldes und der Vogesen auf, nebst dem Thüringer- und Böhmerwald die Ufer der jurassischen Meere zu begränzen, in welchen ein neues Leben begann. Die mächtigen Ichthyosauren, deren Organisation, wie schon ihr Name zeigt, so nahe an die der Fische anstreift; die langhalsigen Plesiosauren mit den kurzen Flossenfüßen; die Pterodactylen, denen noch heute die Mehrzahl der Naturforscher eine durchaus unrichtige Stellung anweist, indem sie als Luftthiere betrachtet werden, als fliegende Reptilien, während sie ihrer ganzen Organisation nach bestimmt Wasserthiere sind; diese, schon von Cuvier als die bizarrsten aller vorweltlichen Geschöpfe bezeichneten Thiere bewohnten die Gewässer dieser ausgebreiteten Oceane.

Ihrer ganzen Beschaffenheit nach waren diese, zum Theil riesenhaften Fresser dazu angewiesen, sich unter den Fischen der See ihre Nahrung zu suchen und noch heute können wir in den Coprolithen, ihren versteinerten Auswürfen, die Schuppen und Knochen der Fische und Reptilien erkennen, welche ihnen zur Nahrung gedient, und aus der Masse, die ihre Rippen ausfüllt, auf die Größe ihres Magens und Appetites schließen. Mit ihnen im Kampfe durchzogen zahlreiche Schaaren gewaltiger Haifische und anderer, den heutigen Fischgeschlechtern zwar schon näher gerückten Formen, die indeß noch stets nur den Ganoiden und Placoiden angehören, die Wogen; unzählige Massen nackter Tintenfische, deren Rückenknochen, als Belemniten, mächtige Gesteinslager bilden und Zeugniß geben von der ungeheuern Zahl dieser Geschöpfe, treten uns hier zum erstenmale entgegen; sie scheinen verdrängen zu wollen die Familie der Armfüßler mit gekammerten Schalen, welche die früheren Oceane bevölkerten; in der That sind auch die abweichendern Formen, wie namentlich die

Orthoceratiten, verſchwunden und nur die zahlreichen, zierlich aufgerollten Ammoniten und Nautilen halten noch in der hohen See Stand in ihrem Panzer, der Nacktheit gegenüber. Die mannichfaltigſten Formen aus allen Familien der Muſcheln und Seeigel bevölkerten die See und trieben ihr Weſen an den Geſtaden, während die lieblichſten Geſtalten von Polypen und geſtielten Echinodermen die Klippen und Bänke des Meeres beſetzt hielten und verſchiedenartige Schildkröten nebſt rieſenhaften, den Krokodilen verwandten Eidechſen, in mannigfaltigen Geſtalten an die jetzigen großen Dickhäuter der Tropenländer mahnend, am Ufer der Gewäſſer ihrer Beute nachgingen.

Und welche Sammlungen von Krebſen, Waſſerjungfern, Käfern, Würmern und anderen Formen der Gliederthiere hat nicht der unermüdliche Eifer der Suchenden zu Tage gefördert! Tropiſche Vegetation hatte ſich auf dem feſten Lande gebildet, wenn auch nicht in ſo ungemeiner Ausdehnung als in der vorigen Periode. In der That ſind Seealgen und die ſeltſamen Cycadeen nebſt einigen Nadelhölzern die einzigen Zeugen, daß, wenn auch durch die thieriſche Schöpfung überwogen, die pflanzliche dennoch nicht ganz unterdrückt war.

Die Dome und Kämme des Jura erhoben ſich in ihrer Geſammtheit als gewaltige Dämme und bildeten nebſt den früher erhobenen Gebirgen die Ufer der Meere, deren größere, dem freien Auge ſichtbare Bewohner eingeſchloſſen liegen in den Maſſen kohlenſauren Kalkes, welche man früher noch, ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit wegen, als das reinſte Beiſpiel anhaltender Niederſchläge aus einem kalkhaltigen Waſſer betrachtet hatte. Früher noch, ſage ich, denn heute ſehen wir mit dem unermüdlichen Ehrenberg in jenen formloſen Niederſchlägen der Kreide die ſtaunenwertheſten Anſammlungen unzähliger mikroſkopiſcher Thierchen, deren kalkigte Schalen, in unermeßlichen Mengen angehäuft, mächtige Gebirgszüge bilden.

Doch, abgeſehen von dieſen, nur dem bewaffneten Auge ſichtbaren Organismen, welch bedeutender Fortſchritt zur Ausbildung der Typen, welche heute unſere Erde bevölkern! Die Strahlthiere befreien ſich mehr und mehr von dem Boden, welchem ſie in den früheren Epochen angeheftet waren; die Enkriniten in ihren mannigfachen Formen, welche noch die juraſſiſchen Meere bewohnten,

weichen zurück und die mannigfachen Geſtalten der Seeſterne, deren Ankunft kaum durch einige ſchwache Anklänge in den Kalkgeſteinen des Jura angekündigt war, nehmen größtentheils ihre Stelle ein. Leider beſitzen wir über die Aufeinanderfolge der Familien der Weichthiere und ihre geologiſche Entwicklung trotz der endloſen Reihen von Verſteinerungskatalogen der Kreide keine hinlänglichen Data; doch modifizirt ſich der Charakter der Cephalopoden namentlich bedeutend und die übrigen Muſchelgeſchlechter verlieren mehr und mehr das fremdartige Anſehen der älteren Epochen. Die Cruſtazeen haben nicht mehr die Mannichfaltigkeit ausgeſtorbener Geſchlechter, wie früher; kurz überall zeigt ſich ein Schritt mehr zum Ziele der bis jetzt erreichten Vollkommenheit. Durch meine mannigfachen, vergleichenden Unterſuchungen der foſſilen Fiſche habe ich nachweiſen können, daß in der Entwicklung des Wirbelthiertypus, und dieſer Klaſſe namentlich, die Kreide einen weſentlichen Markſtein bildet und ſchärfer hier die Trennung durchgeführt iſt, als in irgend einer anderen Formation. Die alten Fiſche deckten entweder feſte Knochenſchuppen mit Schmelz überzogen, den Schuppen der jetzt lebenden Sauroiden, Polypterus und Lepidosteus analog, oder ihre Haut war der der Haie und Rochen ähnlich; in der Kreide zuerſt treten die Repräſentanten der beiden großen Abtheilungen auf, welche heute die überwiegende Mehrzahl von Gattungen bilden, die Fiſche mit hornigen, gezähnten oder ganzrandigen Schuppen, die Cteneiden und Cycloiden. Allein nur wenige Arten werden gefunden, welche Geſchlechtern angehören, die noch heute unſere Meere oder Flüſſe bewohnen; die meiſten ſind ſo abweichend gebaut, daß ich neue Gattungen und Familien für ſie aufſtellen mußte.

Doch nicht blos in der Klaſſe der Fiſche zeigt ſich dieſer Fortſchritt der Wirbelthierentwicklung, noch ein anderer ſehr wichtiger Umſtand iſt neuerdings entdeckt worden, welcher der Epoche der Kreide eine wichtige Rolle in der Ausbildung der Schöpfung anweiſt.

Durch genaue Unterſuchung der Fiſche, die ſie in ihren Platten verbergen, habe ich nachweiſen können, daß die berühmten Glarner Schiefer, die man früher für ein ſehr altes Gebilde hielt, der Kreide angehören und nur, durch gewaltige plutoniſche Einflüſſe verändert, ihr heutiges ſonderbares Anſehen erhielten. Und dieſe Schiefer ſchließen Vogelüberreſte ein! Die leichtbefiederten Bewohner

der Luft haben ihre zarten Gebeine als Zeugen in dieſen Schiefern zurückgelaſſen. Meinem Freunde Eſcher von der Linth, dem unermüdlichen Erforſcher der alpiniſchen Formationen, verdankt man dieſen unſchätzbaren, für Paläontologie und Zoologie gleich wichtigen Fund, und gewiß kann dagegen, daß das gefundene Foſſil wirklich ein Vogel ſey, auch nicht der mindeſte Zweifel erhoben werden. Es fehlt nur der letzte Schritt, die letzte Stufe der Wirbelthiere zu erklimmen, und in der Epoche, welche der Kreide folgt, wird er gethan, das Säugethier tritt uns entgegen in den Schichten der tertiären Formation.*

Ehe Cuvier, der größte Naturforſcher unſerer Zeit, und Alex. Brongniart ihre unſterblichen Arbeiten über dieſe Formation gemacht hatten, war ſie von den neueren Anſchwemmungen nicht gehörig unterſchieden worden. Sie erſt lehrten, durch die genaue Vergleichung ihrer Foſſilen, und namentlich des Pariſer Beckens, die Fauna dieſer mehr zerſplitterten Formation umſtändlich kennen. Noch jetzt ſteht ihre Arbeit als ein Muſter und die Unterſuchungen Cuviers über die foſſilen Knochen als das größte Denkmal menſchlichen Scharfſinnes in der Wiſſenſchaft da.

Einige weſentliche Punkte bringen die tertiären Schichten in den nächſten Zuſammenhang mit den Verhältniſſen, welchen die heutige Erdkruſte unterworfen iſt. Während die älteren Formationen überall, wo ſie auf der Erde angetroffen werden, eine überraſchende Gleichheit ihrer Faunen darbieten, ſo daß man, abgerechnet die Verſchiedenheiten, welche die Configuration ihres Reliefs mit ſich führen mußte, überall dieſelben Reſte antrifft in derſelben Schicht, möge man ſie auf dieſer oder jener Hemiſphäre unterſuchen; während demnach dieſe gleichmäßige Vertheilung der lebenden Geſchöpfe auf der Erde für die früheſten Epochen eine gleichmäßigere Verbreitung der Temperatur nachweiſt, an den Polen wie am Aequator: ſo finden ſich in der Tertiärzeit, vielleicht auch ſchon früher, beſtimmte Anzeigen, daß verſchiedene Klimate ſich bildeten, welche verſchiedenen Zonen einen verſchiedenen organiſchen Charakter aufdrückten. Doch iſt dieſe Eigenthümlichkeit

* Die kleinen, beutelthierartigen Säugethiere, welche Buckland in der Juraformation von Stonesfield entdeckte, ſtehen noch immer als eine vereinzelte Erſcheinung da.

der Klimate durchaus noch nicht ſo ſcharf in den eigentlichen tertiären Formationen ausgeprägt, als in dem Diluvium oder gar in unſerer heutigen Epoche; noch immer behält die Schicht im Allgemeinen denſelben zoologiſchen Charakter aller Orten, wo man ſie antrifft, wenn auch große Modifikationen im Einzelnen ſich finden.

Ein zweiter großer Fortſchritt iſt der genaue Unterſchied, den man in der Tertiärperiode zwiſchen Bildungen des Meeres, des Süßwaſſers und des Brackwaſſers ziehen kann. Man werfe mir nicht ein, daß man ja ſchon in älteren Formationen Meer- und Süßwaſſergebilde zu trennen ſuche. Freilich geſchieht dies, allein ſicherlich mit wenig Grund, und die Thiere, welche ausſchließlich faſt eine ſolche Trennung beſtimmen ſollten, die Fiſche, deuten erſt in der Tertiärzeit ſolchen Unterſchied an; — ja meine Unterſuchungen über die foſſilen Fiſche ſprechen ſelbſt dafür, daß die alten Meere Süßwaſſeroceane geweſen ſeyen, und daß erſt ſpäter, wahrſcheinlich durch plutoniſche Einwirkung, das Seewaſſer ſeinen Salzgehalt erhielt. Vielleicht mögen dieſe Einwirkungen keinen geringen Einfluß auf die Entwicklungsfolge der verſchiedenen Faunen gehabt haben.

Immer zahlreicher werden die Geſchlechter der Weich- und Gliederthiere, welche noch heute Repräſentanten unter den lebenden Arten zählen. Wie mit einem Schlage verſchwinden die Ammoniten, jene gefräßigen Armfüßler, deren zierliche Schalen in allen Schichten bis hierher angetroffen werden, und, wie es ſcheint, werden ſie in ihrem Verhalten zu den übrigen niedern Thieren durch die fleiſchfreſſenden Bohrmuſcheln erſetzt, deren Anzahl ungemein zunimmt und von deren verderblichem Appetite noch heute ſo viele tertiäre Schalen die beſtimmteſten Beweiſe in den Löchern tragen, welche ihre Maſſe durchbohren.

Allein was die tertiären Lager beſonders charakteriſirt, das ſind die mannichfaltigen Reſte der gigantiſchen Säugethierknochen, welche ſich in ihnen vorfinden und welche Cuvier's ſchöpferiſche Hand zum zweitenmale aus dem Staube erſtehen ließ.

Dieſe Knochen, deren zufälliger Fund zu all den ſeltſamen Rieſenmährchen der Vorzeit, ja wie Unger neulich nachgewieſen, ſelbſt zu manchen der Fabeln von Drachen und andern Ungeheuern Veranlaſſung gab, beweiſen auf das evidenteſte, wie auch in den

Säugethieren die Natur von dem Schwerfälligen, gleichſam Grotesken, allmählig zu dem wirklich Schönen, Ebenmäßigen ſich erhob. Noch hatte zwar der Continent nicht ſeine jetzige Geſtalt, und namentlich erſtreckten ſich noch Meeresarme tief ins Innere, wo jetzt feſter Boden iſt; noch war die Kette der Alpen nicht erhoben, allein dennoch überwiegen weit die inneren Bildungen, welche in großen Becken ſüßen Waſſers und weit verbreiteten Sümpfen ſich niederſchlugen. Nur zwei der vielen Säugethierordnungen waren durch abweichende Gattungen repräſentirt: die Cetaceen, die Giganten des Meeres, durch Gattungen, den heutigen Seekühen ähnlich; und die Dickhäuter, Bewohner der Sümpfe und Ebenen, durch jene ſeltſamen Geſtalten der Palaeotherien und Anoplotherien, welche zwiſchen Pferd und Tapir die Mitte halten, und deren Formen, wie ſie Cuvier reſtaurirte, in alle Pfennigmagazine und Familienblätter übergegangen, aller Welt bekannt ſind.

Indeſſen waren die Perioden der Molaſſe und der Diluvialzeit reicher an Formen als die des Grobkalkes. Affen bedeutender Größe bevölkerten die Wälder Europa's, wie heute die der heißeren Zonen; flüchtige Hirſche und Elenne durchſtreiften die Gebüſche der Ebene; in den ſumpfigen See'n, an den Ufern der Flüſſe ſuhlten ſich gewaltige Nashörner und Flußpferde; Heerden wilder Elephanten zerſtampften die ungebauten Fluren; Babiruſſa's und Schweine verſchiedener Arten durchwühlten den Schlamm der Gewäſſer; das ungeheure Dinotherium ſcharrte mit ſeinen abwärts gekehrten Hauern die Ufer der Flüſſe auf, um die Maſſen vegetabiliſcher Nahrung, welche ſein Rieſenleib täglich bedurfte, ſich zu verſchaffen; furchtſame Haſen duckten ſich in ihrem Lager vor der Raubgier der Füchſe und Marder, welche mit ihnen gleiche Stätten bewohnten. War aber das friedliche Volk der Pflanzenfreſſer in gigantiſchen Formen der Dickhäuter und Wiederkäuer entwickelt, ſo waren ihre Feinde nicht minder zahlreich und an Stärke und Kraft ihren gewaltigen Gegnern gewachſen. Die Höhlen der Berge ſind angefüllt von den Knochen, die ihre Bewohner hinein ſchleppten und dort abnagten; gefräßige Hyänen, plumpe Bären, Löwen, Tiger, Hunde und Katzen aller Art waren die raubgierigen Vertilger der Elephanten und Flußpferde, wie der wehrloſe Hirſche und Antilopen. Und nicht allein in den wärmeren Gegenden, wo jetzt noch ihre Verwandten hauſen, nein unter unſerm Himmel bis hinauf in die Steppen Sibiriens lebten alle dieſe

Geſchöpfe eines mildern Klima's. Und wo früher Elephanten ſich nährten und Flußpferde hinreichende Weide fanden, da dehnen jetzt ſich weite Ebenen aus, die kaum das flüchtige Rennthier ernähren, Ebenen, wo der Boden nur wenige Wochen im Jahre aufthaut und kaum dem isländiſchen Moos eine kümmerliche Stätte gewährt! Die Erde war wärmer, wo ſie jetzt kalt geworden, und gleichmäßiger war ihre Wärme vertheilt. Doch laſſen ſich durch Vergleichung der Faunen verſchiedener Zonen die beſtimmteſten klimatiſchen Abgrenzungen wahrnehmen, die ſelbſt, merkwürdiger Weiſe, mit den Klimaten unſerer Epoche in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen. Denn als in der alten Welt die Elephanten, Flußpferde und Nashörner hausten, da waren die Sawanen des ſüdlichen Amerika's bevölkert von den rieſenhaften Zahnloſen, jenen Höhlenbewohnern, deren plumpe Geſtalten meiſt ein harter Panzer gegen die Angriffe der Raubthiere ſchützte, welchen ſie ſonſt, ihrer Schwerfälligkeit wegen, ein leichtes Opfer hätten werden müſſen. Das Megatherium, deſſen Skelett ſo viel Aufſehen erregte, daß ſelbſt Spaniens Regierung die Koſten ſeiner Heraberſchaffung nach Europa trug, will ich nur als einzigen Typus der ſeltſamen braſilianiſchen Fauna hinſtellen, welche Dr. Lund's mühſame Unterſuchungen in neueſter Zeit uns haben kennen lehren.

Und Neuholland, das wunderbare Land, mit ſeinen bizarren Formen von Menſchen, Säugethieren und Pflanzen, das Vaterland des Schnabelthiers, des Känguruhs, der Echidna, der mannigfaltigſten Beutelthiere; es erhält dies Siegel des Wunderbaren ſchon in dieſer früheren Epoche, denn Knochen rieſenhafter, foſſiler Känguruhs hat ſchon des Forſchers Eifer zu Tage gefördert, und die fortſchreitende Civiliſation wird, während ſie die Erzeugniſſe des Bodens zu nützen ſucht, auch von dort her noch ſchöne Geſchenke der Wiſſenſchaft darbieten.

Solche Geſchöpfe lebten, als eine unerwartete Kataſtrophe ihrem Daſeyn ein Ziel ſetzte. Ein Klima, wie die Pole unſerer Erde es kaum erzeugen, eine Kälte, in welcher alles Lebendige erſtarrte, trat plötzlich ein. Konnten die Thiere, welche für ein gemäßigtes Tropenklima geſchaffen waren, eine ſolche durchgreifende Veränderung überleben? Gewiß nicht; denn nirgends bot ihnen

die Erde Schutz dar gegen die Uebermacht der Kälte. Wohin ſie auch flohen, in die Höhlen der Gebirge, die vielen früher als Schlupfwinkel gedient, in das Dickicht der Wälder — überall erlagen ſie der Macht des vernichtenden Elementes. Die Waſſerdünſte, welche die warme Atmoſphäre der Erde damals in größerer Menge enthalten mußte, und deren Menge unſtreitig im Verhältniß ſtand mit der weitern Ausbreitung der Gewäſſer und namentlich der bedeutendern Binnenſeen und Moräſte der Diluvialzeit, wurden bei ſolch plötzlicher Veränderung der Luftwärme in feſter Geſtalt niedergeſchlagen. Eine Eiskruſte deckte bald die Oberfläche der Erde, und hüllte unter ihrem ſtarren Mantel die Reſte der Organismen ein, die kaum noch in fröhlichem Treiben darauf gehauſt. Mit einem Worte, es trat eine Zeit ein, wo der größte Theil der Erde bedeckt war von einer ungeheuren Maſſe gefrornen Waſſers; eine Periode, wo alles Leben vernichtet, alles Organiſche auf der Erde aufgehoben war: die Eiszeit. Es iſt dieſe Periode unſerer Erde, deren Beſtand und deren Hinübergreifen in unſere jetzige Epoche zu unterſuchen ich mir ſeit längerer Zeit zur Aufgabe gemacht habe; deren Exiſtenz die Männer der Wiſſenſchaft anfangs nicht einmal zu läugnen ſich die Mühe nehmen wollten, bis die Macht der Wahrheit, wenn auch nicht über alle, doch über viele den Sieg davon trug und man die Richtigkeit deſſen anerkennen mußte, was man früher als eine traurige Verirrung einer überſpannten Phantaſie mitleidig belächelte.

Es iſt dieſe Eiszeit die Trennungsepoche zwiſchen der von den Geologen ſogenannten Diluvialzeit und unſerer jetzigen Periode; — ſie iſt es, welche wie ein ſcharfes Schwert die Geſammtheit der jetzt lebenden Organismen getrennt hat von ihren Vorgängern, die in dem Sande unſerer Ebenen oder unter dem Eiſe unſerer Polargegenden begraben liegen; ſie iſt es endlich, welche noch zu unſeren Zeiten die Zeugen ihrer früheren Größe auf den Spitzen und in den hohen Thälern unſerer Alpen, die Gletſcher, zurückgelaſſen hat. Die Eiszeit und die Gletſcher ſind der Vorwurf unſeres Aufſatzes.

Wenn man an einem ſchönen windſtillen Frühlings- oder Herbſttage Morgens den ſüdlichen Höhenzug des Jura beſteigt, ſo begegnet es oft, daß dichter Nebel die Thalebenen noch bedeckt,

während droben die belebende Sonne ſchon ihre Strahlen ungehindert herabſchickt, und der Himmel im ſchönſten Azurblau ſtrahlt. Nichts kann das forſchende Auge in der Tiefe entdecken. Eine weiße Wolkenmaſſe, oft ſilbern in den Strahlen der Sonne glänzend, verdeckt die große ſchweizeriſche Ebene mit ihrem lachenden Grün, ihren freundlichen Auen, ihren blühenden Städten und Dörfern. Kaum daß ein leiſes Hin- und Herwogen der Oberfläche dem aufmerkſamen Beſchauer verräth, wie leicht beweglich der Schleier ſey, deſſen dichtes Gewebe ſeinem Auge die bedeckten Schönheiten verhüllt. Gegenüber aber glänzen in meilenweiter Entfernung die Koloſſe der Alpen in ihren ſchneeigen Gewändern. Hell und klar malen ſich ihre Umriſſe gegen das tiefe Blau des heiteren Himmels, und hoch ragt ihr Haupt, während ihr Fuß umwallt iſt von dem undurchdringlichen Nebelgewand, das unten der Menſchen Treiben deckt. So eigenthümlich iſt der Eindruck dieſes Gemäldes, welches ſo ganz die Natur in ihrer einfachen Größe uns gegenüber ſtellt; ſo ſeltſam wird das empfängliche Gemüth ergriffen von dieſem Anblick, wo Nichts das Leben verräth, welches ſonſt überall unſerer Umgebung ſeine Spuren aufdrückt, daß gewiß Jeder, der zum Erſtenmale dieſes Schauſpiel genoſſen, es unter ſeinen liebſten Erinnerungen aufbewahrt. So, denke ich, wenn es überhaupt erlaubt iſt, einen ſo kleinen Maßſtab an das Unermeßliche anzulegen — ſo mag der Anblick der Erde etwa geweſen ſeyn, als zur Eiszeit eine erſtarrte Schneekruſte ihre Oberfläche deckte.

Schon hatte die Erde ihr jetziges Relief, mit Ausnahme vielleicht des Hauptzuges der Alpenkette und der durch gleichzeitige Hebungen emporgeſtiegenen Gebirge; ſchon hatte der Montblanc ſein Haupt erhoben über die umgebende Fläche; der weite Kamm des Jura, die Vogeſen, der Schwarzwald, Englands und Schwedens Gebirge waren Zeugen ſeines Emporſteigens geweſen. Da erſtarrten die leichten Segler der Luft, die Wolken und Dünſte; eiſige Winde zwangen ſie in feſter Geſtalt zur Erde nieder und wie ein ungeheures Leichentuch umhüllten ſie die Polargegenden, den Norden Europas und Aſiens. Die großbritanniſchen Inſeln, Schweden, Norwegen und Rußland, Deutſchland und Frankreich, die Gebirgsgegenden Tyrols und der Schweiz, bis hinab in die glücklichen Gefilde Italiens, der Kontinent Nordaſiens waren zweifelsohne

nur ein Eisfeld, deſſen ſüdliche Marken die Unterſuchung noch nicht abgeſteckt hat. Und wie auf der öſtlichen Halbkugel, ſo erſtreckte ſich auf der weſtlichen, über Nordamerikas weite Kontinente eine gleiche Eisfläche, deren Grenzen freilich noch nicht erforſcht ſind. Das Polareis, welches heute Spitzbergs, Grönlands und Siberiens ärmliche Gefilde deckt, dehnte ſich herab bis weit in die gemäßigte Zone beider Welttheile, und ließ wahrſcheinlich nur einen breiteren oder ſchmäleren Gürtel um den Aequator frei, auf welchem beſtändig Waſſerdämpfe ſich entwickelten, welche an den Polen von neuem ſich verdichteten; — ja wenn Tſchudi's Beobachtungen aus den Cordilleren und die von Newbold bei Seringapatam ſich beſtätigen ſollten, welchen wir die von früheren Reiſenden am Atlas und dem Libanon angeſtellten anreihen können, ſo war die ganze Oberfläche der Erde allem Vermuthen nach eine Zeitlang eine einzige zuſammenhängende Fläche von Eis, aus welcher nur die höchſten Bergkämme, von ewigem Schnee bedeckt, hervorragten. Die Grenzen, welche durch die mannigfachen Erſcheinungen, welche wir ſpäter berühren werden, gezogen ſcheinen, beziehen ſich höchſt wahrſcheinlich nur auf eine ſpätere Epoche, wo die allgemeine Eiskruſte ſchon hie und da zu ſchwinden begann, und einzelne Landſtriche wie Oaſen in der ungeheuren Eiswüſte auftauchten. Sey dem wie ihm wolle, gewiß iſt es, daß auf der nördlichen Hälfte des europäiſch-aſiatiſchen Kontinentes nur wenige, und im Verhältniß kleine Strecken gefunden werden, welche nicht die Spuren ihrer ehemaligen Einhüllung unter Eis an ſich trügen, und daß ſelbſt an dieſen Stellen ſogar meiſt die Beſchaffenheit des Bodens der Erhaltung dieſer Spuren durchaus ungünſtig geweſen iſt.

Allein nur wenige Jahre ſind auch verfloſſen, ſeit man die hohe Wichtigkeit der Phänomene, welche als Spuren der Eiszeit zurückgeblieben ſind, für die allgemeine Phyſik unſerer Erde zu ahnen anfing; nur wenige Naturforſcher beſchäftigten ſich damit, dieſe Spuren aufzuſuchen, noch wenigere, ich darf es wohl ſagen, verſtanden ſie zu finden, manche ſogar wollten nicht ſehen, was ſie fanden, und ſo mag man ſich nicht wundern, wenn noch keine genaueren Angaben über die allſeitige Ausdehnung der Eisdecken, ihre Verbreitung nach Süden ꝛc., gegeben werden können.

Schon ſicherere Data haben wir über die Höhe, bis zu welcher dieſe Eisdecke angeſchwollen war, und über die Mächtigkeit,

welche ſie an vielen Orten erreicht haben muß. Ich habe ihre Merkzeichen verfolgt an den Küſten von England, Schottland und Irland, und es kann jetzt kein Zweifel mehr erhoben werden gegen die Thatſache, daß in unſeren Breiten bis unter das Niveau des heutigen Meeres hinab das Eis ſich erſtreckte. Ich habe an vielen Punkten der genannten Küſten die Spuren, ſo weit mein Auge das Waſſer durchdringen konnte, tief unter dem Meeresſpiegel erblickt,* und ſo unauslöſchlich ſind dieſe Spuren, ſo tief eingeprägt ihre charakteriſtiſchen Kennzeichen, daß die toſende Brandung noch nicht ſie hat verwiſchen können.

Anderer Seits aber hat das Eis aller Bergkuppen Großbritanniens, welche ſelbſt bis zu 4000 Fuß Meereshöhe in Ben Nevis hinanſteigen, das Siegel aufgedrückt, welches ſeine frühere Anweſenheit bezeugt, und es kann kein Zweifel herrſchen, daß über die höchſten Gipfel dieſer Gebirge hinaus ſeine koloſſalen Maſſen angehäuft waren.

An den hohen Kämmen und Spitzen der Alpen läßt ſich die Mächtigkeit der Eismaſſe ebenfalls direkt ermeſſen, wenigſtens läßt ſich beſtimmen, bis zu welcher abſoluten Höhe das feſte Gletſchereis hinaufragte. Wie hoch der Firn und die Schneemaſſe, welche vielleicht darüber lag, hinauf gereicht habe, davon können wir heute keine beſtimmte Kenntniß mehr haben, da nur das feſte

---

* Es leidet daher keinen Zweifel, daß, wenn überhaupt eine Nordſee zu jener Zeit exiſtirte, ihr Spiegel weit tiefer als in unſeren Tagen ſtehen mußte; denn durch die neueren wiſſenſchaftlichen Nachrichten von den Gletſchern und Eisfeldern der Polarregionen ſteht es feſt, daß die Eismaſſen, welche man im hohen Norden als ſchwimmende Eisberge ſo ſehr fürchtet, Abſtürze der Gletſcherwände ſind, welche, über das feſte Land in das Meer hinaus vorragend, von den Wogen unterwühlt und ihrer Baſis beraubt werden, bis endlich ihre Schwere den Zuſammenhang mit den auf feſtem Boden ruhenden Maſſen überwiegt, und der Block in das Meer fällt. Es iſt durch die Beobachtung dieſes Herganges ſowohl, als durch direkte Wahrnehmung erwieſen, daß, ſo weit das Meer reicht, das Gletſchereis aufgelöst wird, mithin den Seegrund nicht berührt.

Das Nordmeer der Eiszeit hatte demnach entweder einen weit niederen Spiegel, oder, wie durch die Geſammtheit der Erſcheinungen faſt erwieſen ſcheint, ſein Becken war bis auf den Grund mit feſtem Eis erfüllt.

Eis Spuren ſeiner Anweſenheit den Felſen, wenn ich ſo ſagen darf, einkratzt, während der leichte Schnee und der körnige, unzuſammenhängende Firn kein Denkmal ihres Daſeyns hinterlaſſen. Durch verſchiedene barometriſche Meſſungen habe ich gefunden, daß in unſeren Alpen die Grenze des feſten Eiſes an den Seitenwändern von Thälern, deren Sohle zwiſchen 2000 und 3000 Fuß abſolute Höhe hat, und die jetzt von Gletſchern ganz entblößt ſind, bis zu 8000 Fuß Meereshöhe und mehr hinan ſteigt.

Welch ungeheure, alle Vorſtellungen überſchreitende Maſſe! Wollen wir auch zugeben, was auch in der That angenommen werden muß, daß die Decke in ihrer Ausdehnung den verſchiedenen Unebenheiten des Bodens gefolgt ſey, daß mithin dadurch, daß in den Alpen die Spuren des Eiſes bis zu einer ſolchen Höhe gefunden werden, noch gar kein Beweis für eine überall gleiche abſolute Höhe der Eisfläche geliefert iſt, daß dadurch durchaus nicht bewieſen iſt, daß über der Schweizer Ebene, den Gauen Deutſchlands ꝛc. eine Eislaſt von 8000 Fuß Mächtigkeit gelagert hätte; mögen wir ſo viel als nur irgend möglich wegſchneiden und abzwicken, um unſere Phantaſie nicht abzuſchrecken durch die Größe des Gegenſtandes — ſtets wird ein Ungeheures bleiben, dem unſere Kenntniß der heutigen Welt nichts Aehnliches, geſchweige denn Gleiches an die Seite ſetzen könnte.

Man würde ſich indeß, meiner Anſicht nach, eine falſche Vorſtellung von dem Verhalten dieſer Eiskruſte machen, wollte man ſie als aus derber Maſſe beſtehend annehmen. Wo eine ſo ungemein niedrige Temperatur herrſchte, als nöthig war, um die Erde in ſolcher Ausdehnung unter einer gefrornen Decke einzuhüllen, da fehlten alle nöthigen Elemente, um die atmoſphäriſchen lockeren Niederſchläge in kompaktes Eis zu verwandeln. Denn nur durch Zutritt flüſſigen Waſſers, nur durch öfteren Wechſel von Aufthauen und Gefrieren der mit Waſſer durchtränkten Schneemaſſen werden dieſe allmählich in feſtes Eis umgewandelt, das indeß, wie wir weiter unten auseinander ſetzen werden, noch ſtets die Spuren ſeiner Abſtammung an ſich trägt.

In unſern Hochalpen trifft man nur bis zu einer gewiſſen Höhe feſtes Eis, darüber nur lockeren Schnee oder von den Aelplern ſogenannten Firn an, deſſen unzuſammenhängende loſe

Maſſe keine Spur ihrer Exiſtenz auf den Felſen zurückläßt. Es hängt dies einfach davon ab, daß über dieſe Grenze, die Firnlinie, hinaus, die Temperatur nie auch nur einigermaßen anhaltend ſich auf einer Höhe erhalten kann, welche zur Hervorbringung flüſſigen Waſſers und dadurch zur Bildung feſten Eiſes erforderlich iſt. In einer Epoche allgemeiner Erkältung aber, wie die der Eiszeit war, trat die geſammte Erde in ein Temperaturverhältniß, welches dem der Alpen in heutiger Zeit analog ſeyn mußte, d. h. die Firnlinie ſank im Verhältniß der Erkältung, herab und zwar wahrſcheinlich ſo weit, daß, wenigſtens in den gemäßigten Zonen, ſelbſt im Niveau des Meeres nur Schnee oder Firn, aber kein Eis exiſtirte, indem die Luftwärme, faſt ſtets unter 0° ſtehend, nicht hinreichend war, um durch Schmelzung der oberen Schneeſchichten eine Bildung feſten Eiſes hervorzurufen.

War aber ein ſolches theilweiſes und oberflächliches Aufthauen der unermeßlichen Schneegefilde der Eiszeit und die Umbildung in feſtes Eis nicht möglich, ſo konnte auch in jener Epoche keine Rede ſeyn von einer Bewegung der Eisfelder nach irgend einer Richtung hin, und ich muß hauptſächlich auf dieſem Punkte beſtehen, da er einen weſentlichen Unterſchied darbietet zwiſchen meiner Anſicht und der mehrerer anderer Gelehrten, welche gleichfalls den Transport der erratiſchen Blöcke durch Eismaſſen, allein auf abweichende Art, zu erklären ſuchen. Zur Eiszeit war keine Bewegung; kein Bächlein, kein Wäſſerchen durchfurchte die Oberfläche der ſchneeigen Decke, und erinnerte durch ſein Murmeln, daß noch nicht alles Leben erſtarrt. Kaum daß die ſonſt ſo belebende Sonne durch ihre mächtigſten Strahlen die Oberfläche des Schnees erweichen konnte; das Waſſer exiſtirte, ſo weit die Eisdecke reichte, nur in gefrorenem Zuſtande. Es kann aber, nach unſeren jetzigen Kenntniſſen, und ich werde ſpäter die Gründe für dieſe Behauptung umſtändlicher auseinander ſetzen, von einer Bewegung des Gletſchereiſes nur dann die Rede ſeyn, wenn eine hinlängliche Wärme der umgebenden Medien das Schmelzen der oberflächlichen Schichten bewirkt. Wie das Leben überhaupt nur unter ihrem erregenden Einfluſſe beſtehen kann, und ohne ihre wohlthätige Einwirkung zu Grunde gehen muß, ſo kann auch die einzige Lebensregung, welche der Gletſcher zeigt, das einzige Phänomen, wodurch er an dem allgemeinen Naturleben Theil zu

nehmen ſcheint, die Bewegung, nur durch Wärme zu Stande kommen, nur durch ſie vermittelt werden. Alſo erſt zu der Zeit, wo eine Wiederkehr der Wärme, ſey es aus welcher Quelle ſie wolle, dem erſtarrten Erdball lächelte, als die Sonne ihren gewaltigen Einfluß mit erneuter Macht zu üben begann, als unter ihren heißeren Strahlen die Kruſte zu ſchmelzen, das Eis zu weichen anfing; erſt zu jener Zeit konnten alle jene großen Ereigniſſe eintreten, deren Zeuge unſere heutige Erdfläche iſt. Was alſo die Mehrzahl der Geologen bis jetzt noch als das Ergebniß ungeheurer Fluthen und Strömungen, wenige als durch das Anwachſen und Vorwärtsſchreiten der Gletſcher, durch ihre fortſchreitende Bewegung thalabwärts veranlaßt glaubten: das Fortſchaffen der Fündlingsblöcke, der Alluvialgerölle, die Polituren und Streifungen der Felſen, das ſind mir Rückzugserſcheinungen der Eiszeit, Phänomene, welche den Moment bezeichnen, wo eine Aenderung der klimatiſchen Verhältniſſe unſeres Erdballs die Kälte in jene engen Grenzen einzuſchnüren anfing, welche ſie heute einnimmt; Phänomene, welche uns die Orte bezeichnen, von wo aus der ſtarre Winter ſeinen langſamen Rückzug gegen die Felſen unſerer Hochgebirge und die vereisten Kontinente des Nordens antrat.

Rückzugserſcheinungen? wird man mich fragen. Woher denn der Rückzug? denn daß ein Rückzug ſtattgefunden, das mag wohl keinem Zweifel unterworfen werden können von uns, deren Leben nur durch und nach einem ſolchen Rückzug beſtehen konnte. Das Faktum iſt freilich eben ſo unleugbar, als ſeine Gründe hypothetiſch. Noch vor kurzer Zeit zwar konnte ich einen wahrſcheinlichen Grund angeben, welcher auf den ſchönen Unterſuchungen eines der geiſtreichſten unſerer Geologen, Elie de Beaumont, beruhte, und auf dem von dieſem mit ſo groſſer Sicherheit ausgeſprochenen Satze, daß die Alpen zu zwei verſchiedenen Zeitepochen dem Schooße der Erde entſtiegen ſeyen, indem der Montblanc mit ſeinen nach Süden und Norden fortgeſetzten Ketten älter ſey, als die Geſammtkette der öſtlichen Alpen, welche die jüngſte aller erhobenen Bergketten wären und als Markſtein das Diluvium von unſerer heutigen Epoche trennten. So wie die gewaltigen Revolutionen, deren Reſultate die Erhebungen älterer Bergketten waren, jedesmal auch eine Entwicklungsphaſe des thieriſchen Lebens auf der Erde abgeſchnitten hatten, um einer neu beginnenden

Raum zu ſchaffen, ſo dachte ich, ſey auch die Erhebung der öſtlichen Hauptalpenkette diejenige letzte Anſtrengung der gewaltigen innern Kräfte unſeres Erdballs geweſen, welche der Eiszeit ein Ende gemacht und das Leben unſerer heutigen Schöpfung möglich gemacht hätten. Fußend auf Elie de Beaumonts Anſichten habe ich in meinem letzthin erſchienenen Werke* folgende Anſicht aufgeſtellt: Nur der Montblanc mit der Kette der Seealpen exiſtirte, als das Eis die nördliche Halbkugel einhüllte. Als aber die Kette der Hauptalpen aus dem Schooße der Erde emporſtieg, da wurde auch die eiſige Decke, welche ihre Stätte bedeckte, mitgehoben, bildete ſo eine geneigte Fläche, und wurde bedeckt mit den Trümmern der Geſteine, welche durch dieſe ungeheure Umwälzung geſprengt wurden. Die Temperatur der Erde änderte ſich durch dieſe Erhebung, und eine Folge ihrer Aenderung war der Rückzug der Eisdecke nach den nordiſchen Gegenden und den alpiniſchen Höhenzügen hin.

Neuere Unterſuchungen zweier Freunde aber, welche zwar noch nicht veröffentlicht, deren Reſultat aber mir privatim mitgetheilt wurde, laſſen ſtark an der Thatſache der Erhebung der Diluvialſchichten durch die öſtlichen Alpen, welche E. de Beaumont als Hauptſtütze ſeiner Anſicht aufgeſtellt, zweifeln, und führen vielmehr zu der Annahme, daß auch die öſtliche Alpenkette mit der des Montblanc gleichzeitig und vor dem Diluvium gehoben worden ſey und mithin ſchon in ihrer ganzen Größe beſtanden habe, als die Eiszeit ihren Anfang nahm. Sollte ſich dieſe letztere Verneinung der Beaumont'ſchen Unterſuchungen als richtig bewähren, ſo können wir freilich keinen vom Erdinnern ausgehenden, keinen geologiſchen Grund, wenn ich ſo ſagen darf, für den Rückzug der Eisdecke anführen, ſondern müſſen ihn da ſuchen, wo wir auch die Gründe für das Auftreten einer Eiszeit ſuchen mußten, im Reiche der Vermuthungen, oder uns mit den Thatſachen einſtweilen begnügen, ohne ihren Zuſammenhang mit der Geſchichte der Erde im Allgemeinen zu kennen.

Mögen wir indeß in dem wandelbaren Zuſtande der Sonne, in einer Periodicität ihrer Licht und Wärme hervorbringenden Thätigkeit, in einer Umwandlung der Atmoſphäre, in einer

* Unterſuchungen über die Gletſcher von L. Agaſſiz. 8. mit einem Atlas in Folio. 1841. Soluthurn, bei Zent und Gaßmann.

Erhöhung der inneren Temperatur der Erde, in einer veränderten Stellung ihrer Are zur Sonne oder in einer allgemeinen, beſtimmten Bewegung unſeres Sonnenſyſtems im Weltraume ſeinen Grund ſuchen, und für die eine wie für die andere Annahme und dagegen gleich viel Wahrſcheinlichkeiten anführen — der Rückzug war angetreten. Aber nicht eine übereilte Flucht in die Schlupfwinkel der Gebirge war es, welche das weite Land der Schöpfung öffnete, es war ein langſamer Rückzug, der das ſo lange beſeſſene Feld nur Schritt vor Schritt räumte.

Die Ebenen waren es, welche zuerſt von ihrer ſtarren Decke ſich befreiten. Wo die langen Haiden des nördlichen Deutſchlands, Rußlands und Frankreichs ſich ausdehnen, da begann zuerſt unter dem Einfluſſe einer heißeren Sonne, einer Sonne, wie ſie jetzt uns leuchtet, die ſchneeige Decke zu ſchmelzen, und durch das Einſickern des Waſſers und das Wiedergefrieren deſſelben in den Zwiſchenräumen der verhältnißmäßig lockeren Schneeſchichten in kompakteres Eis ſich zu verwandeln. Mit dieſer Verwandlung des Schnees in Eis waren zwei wichtige Momente gegeben, welche wir ſpäter, bei Betrachtung der heutigen Gletſcher, näher unterſuchen werden, die Bewegung der Eismaſſen nach der Richtung der Bodenneigung, und ihre Einwirkung auf den feſten Grund und Boden, auf welchem ſie ruhten. Ein reges Leben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, verdrängte die ſtarre Unthätigkeit der gefrornen Maſſen. Spalten öffneten ſich unter der ausdehnenden Kraft der Sonnenwärme, und geſtatteten ſo den Gewäſſern, welche die Schmelzung der oberflächlichen Schichten in reichlichem Maße hervorrief, einen willkommenen Ausweg nach unten, wo ſie in dem Gerölle des Bodens ſich Betten gruben, begränzt und beſchützt von den kryſtallenen Wänden, welche ſie kaum durchbrochen hatten.

Wenn heute in der dünnen Luft unſerer Hochgebirge die Verdunſtung der gefrorenen Eis- und Schneemaſſen, an heißen Tagen namentlich, weit das Schmelzen zu flüſſigem Waſſer überwiegt, ſo mußte ſich dies anders verhalten auf jenen weiten Flächen, welche, weniger über der Meereshöhe erhaben, unter einem weit bedeutenderen Druck der Atmoſphäre ſtanden. Zudem begünſtigte die ſehr geringe Neigung, ja die faſt vollkommene Ebene dieſer Flächen nur wenig die Bildung häufiger Schründe und Spalten, und es mußten deshalb die aus den einzelnen Rieſeln

auf der Eisfläche sich zusammensetzenden Gletscherbäche weit bedeutender seyn, als die unserer heutigen Gletscher, wo meistens verhältnißmäßig geringe Oberfläche, häufige Spalten und geringer Luftdruck die Ansammlung größerer Bäche auf der Gletscherfläche verhindern. Nur wenige Bäche mögen sich auf der Oberfläche unserer Alpengletscher finden, deren jenseitige Ufer der geübte Springer zu erreichen zweifeln müßte. Damals aber gruben die krystallhellen Fluthen mächtiger Flüsse sich ihr veränderliches Bette auf der weiten Fläche ein und stürzten, wenn endlich nach langem Laufe eine Spalte ihnen den lange gesuchten Ausweg verstattete, in prachtvollen Fällen in die blaue Tiefe, die mächtigen Geröll- und Sandschichten, welche die Eismasse durch ihre reibende Bewegung auf dem festen Boden unter sich ansammelte, bis auf den Grund durchwühlend. Von Eiswänden eingeschränkt, nagten diese Gletscherströme unter der Eisdecke hin sich Gewölbe, durch welche sie nach den tieferen Eindrücken, welche der ungleiche Boden darbot, sich hinbewegten; wühlten in dem Gerölle tiefe Betten aus und schufen so Entblößungsthäler, deren Richtung oft nach dem jetzigen Bodenrelief unbegreiflich ist und nur dann erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß Eisufer es waren, welche die Richtung dieser untergletscherischen Ströme bestimmten und ihr Bette eingrenzten.*

So begann der Rückzug. Die Centren, nach welchen seine Flucht sich bewegte, waren einerseits der hohe Norden, andererseits die hohen Gebirgszüge des mittleren Europas, welche noch jetzt theilweise in ewigem Schnee begraben liegen, und aus jenen Gegenden, von den Gebirgen Norwegens und Schwedens und den Ketten der Alpen unseres Kontinentes, stammen die gewaltigen

* Ich hege die Ueberzeugung, daß die mannichfaltigen Traditionen und Mythen der alten Völker von ungeheuren Fluthen und Ueberschwemmungen sich auf jene Wiegenzeiten des Menschengeschlechts beziehen, wo Menschen nur in den gemäßigteren Tropenklimaten wohnten, während die nördlichen Breiten noch von den Gletschern der Eiszeit bedeckt waren. Die Fluthen der Traditionen waren, dieser Ansicht folgend, ähnliche Ereignisse, wie die Ueberschwemmungen, welche noch heute oft von den Gletschern verursacht werden, freilich, im Verhältniß zur größeren Ausdehnung jener Gletscher, in weit größerem Maßstabe.

Zeugen der Ausdehnung der Eisdecke, jene mächtigen Blöcke, welche in den Ebenen Norddeutſchlands und Rußlands, der Schweiz und ſelbſt auf den Kämmen der niederen Gebirge, wie des Jura, zerſtreut liegen und ihren Urſprung nicht verleugnen können, ſo charakteriſtiſch iſt meiſtens die Geſteinsart, welche in ihre Zuſammenſetzung eingeht. Von den Kämmen der ſcandinaviſchen Gebirgszüge losgeriſſen, wurden dieſe Fündlingsblöcke auf der Oberfläche der Eisdecke fortbewegt, über das baltiſche Meer, deſſen Becken von Eis, ſtatt von Salzwaſſer, erfüllt war, hinübergeſchafft und in Norddeutſchlands Ebenen an dem Rande des Eisfeldes abgeſetzt. Von den Spitzen der Alpen her bewegten ſich auf gleiche Weiſe ſtrahlend nach allen Richtungen hin die Trümmer, welche die zerſtörenden atmoſphäriſchen Einflüſſe, vielleicht auch die Erhebung eines Theils der Kette von ihrem Lager abgeſprengt und auf die Eisfläche geſchleudert hatten. Die Schweizer Ebene und die ſüdlichen Abhänge, ja ſelbſt die Binnenthäler des Jura, die lombardiſchen Thäler, die Gegenden des öſtlichen Frankreichs wurden von den Schweizer Alpen her mit jenen Blöcken beſchenkt, deren die wachſende Kultur ſchon ſo unzählige Mengen zur Erfüllung induſtrieller Zwecke verbraucht hat, und deren Menge doch noch ſo groß iſt, daß Jahrhunderte nicht hinreichen werden, um ſie gänzlich aus dem Reiche des Beſtehenden auszutilgen.

Als der Rückzug der Eiskruſte nach dem Norden und den Alpen hin begann, da wurden jene Blöcke von dort aus nach ihren jetzigen Lagerſtätten hin bewegt.

Man wird mich eines Widerſpruches beſchuldigen. Wie iſt es möglich, wird man fragen, daß die Eisdecke ſich gerade nach den Punkten hin zurückzog, von welchen her die Blöcke bewegt wurden? wie kann es geſchehen, daß dieſe vom Centrum der Ketten aus nach der Peripherie der Eisfelder hingetragen wurden, während ihre Träger, die Eismaſſen, eine rückgängige Bewegung von der Peripherie nach den Centren hin hatten, die mithin der der Blöcke diametral entgegengeſetzt war in ihrer Richtung?

Es iſt richtig, es liegt ein ſcheinbarer Widerſpruch in dieſen ſo eben ausgeſprochenen Wahrheiten, allein auch nur ein ſcheinbarer, denn der Rückzug einer Eismaſſe iſt ſtets nur das Reſultat eines Mißverhältniſſes zwiſchen den ſie zerſtörenden Kräften einerſeits und ihren bildenden Elementen andrerſeits, wobei erſtere das

Uebergewicht behalten. Schnee und Waſſer ſind [illegible]bildenden Elemente, von deren Zuſammenwirken die Erzeug[illegible]g wie die Vorwärtsbewegung der Gletſchermaſſen abhängt; durch ihren ſteten Zuſchuß vermehrt ſich ihre Geſammtheit, und dieſe Vermehrung, verbunden mit der Ausdehnung, welche das gefrierende Waſſer erleidet, ſind die Urſachen der Vorwärtsbewegung, welche eigentlich nur eine Ausdehnung der Maſſe in einſeitiger Richtung iſt. Ueberwiegt aber die durch die Wärme hervorgebrachte Schmelzung und Verdunſtung der Eismaſſen jene einſeitige Ausdehnung, wird mehr von der Maſſe in flüſſiger und dampfförmiger Geſtalt entführt, als ſie auf dem Wege der Kondenſation der atmoſphäriſchen Niederſchläge gewinnt, ſo muß ſie offenbar abnehmen, und zwar da am meiſten abnehmen, wo dieſe zerſtörenden Einflüſſe am ſtärkſten einwirken, nämlich entfernt von den kälteren Centren, an der äußerſten Peripherie der Maſſen, wo dieſe mit einer wärmeren Luft und einem wärmeren Boden in Berührung kommen. Dieſes Uebergewicht der bildenden Einflüſſe über die zerſtörenden der Gletſchermaſſen iſt es demnach, welches dem Auge des oberflächlichen Beobachters als Vorwärtsſchreiten, das Niederdrücken der Bildungselemente, welches als Rückzug der Maſſen erſcheint und mit dieſen Ausdrücken bezeichnet wird, während, genauer die Sache betrachtet, die Maſſe ſtets vorwärts ſich bewegt, wenn auch die ſtärkere Abnahme an einzelnen Stellen dort einen Rückzug zu bedingen ſcheint.

Daſſelbe Verhältniß mußte auch eintreten, als die Eiskruſte den zerſtörenden Einflüſſen ausgeſetzt wurde, welche ein Wärmezuſtand, wie der unſerige, mit ſich bringen mußte. In den Ebenen begann, wie ſchon oben bemerkt, der Kampf, worin der Tod ſelbſt unterliegen und das neue Leben unſerer heutigen Schöpfung ſiegen ſollte. Von außen durch die Strahlen der Sonne, von innen durch die Strahlen der eigenen Erdwärme angegriffen, ſchwand das Eis dahin, und je mehr Land frei wurde, deſto mächtiger wurden die Gewalten, welche den Kampf unterhielten. Allein gerade da, wo das Eis dahin ſchwand, an den Grenzmarken des Eisfeldes, war auch die Stätte der lebhafteren Bewegung, welche, in den angeführten Centren ihre Stützpunkte findend, von ihnen aus nach allen Seiten ausging; denn, wie wir ſpäter erörtern werden, iſt ſtets die ſtärkere Bewegung der Eismaſſe da, wo die

Wärme am ſtärkſten auf ſie einwirken kann. Wenn aber an den Grenzmarken die zerſtörenden, ſo überwogen in den Centren die bildenden Elemente und die dort angehäuften Maſſen rückten ſtets wieder als friſche Reſerve hinab in den Kampf, die Trümmer ihrer Bildungsſtätten, die Fündlingsblöcke, mit ſich hinabführend. Aus der Vertheilung der verſchiedenen alpiniſchen Gebirgsarten an den juraſſiſchen Ketten, wie aus der Ausdehnung der Blockzonen, welche von Scandinaviens Höhen ſtammen, wird wohl einſt die Zeit berechnet werden können, welche der Rückzug der Eisdecke in ſeine engeren Grenzen nothwendig hatte.

Doch vergebens war der Kampf. Mehr und mehr wurde die Eismaſſe zurückgedrängt, mehr und mehr das grünende Land entblößt. Deutſchlands, Rußlands, Frankreichs und Italiens Ebenen waren erlöst aus der Erſtarrung, das baltiſche Meer wurde frei, die Nordſee größtentheils wogte von neuem. Allein die bedeutenderen Ketten der Gebirge, durch ihre Erhöhung über dem Meeresſpiegel der Eisdecke einen feſteren Ruhepunkt bietend, hielten noch auf ihren Häuptern und in ihren Thälern den ewigen Winter zurück, und es entſtanden ſo *einzelne* Gletſcherzüge, welche nicht mehr ein zuſammenhängendes Ganze bildeten, wie ihre gemeinſchaftliche Erzeugerin, ſondern getrennte Gruppen, deren jede einen beſonderen Gebirgszug behauptete. Die ſcandinaviſche Halbinſel, die Höhen der großbritanniſchen Inſeln, die Alpen, die Vogeſen und wahrſcheinlich die meiſten, den letzteren an Höhe und Lage ähnlichen Ketten boten dieſe Gletſchergruppen dar, deren Spuren noch nicht ſo verfolgt ſind, als nöthig wäre, um eine vollſtändige Karte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der Gletſchergruppen des Rückzugs liefern zu können. Noch war die ganze Schweizer Ebene mit Eis erfüllt, denn ihr Raum iſt zu klein, die Entfernung zwiſchen den beiden ſie einſchließenden Kämmen der Alpen einerſeits und des Jura andrerſeits zu gering im Vergleich zu der Höhe dieſer Gebirgszüge, als daß ein gleichzeitiges Aufthauen dieſer Ebene mit denen der übrigen, tiefer gelegenen und weiter ausgedehnten Länder gedacht werden könnte. Ja, die Erhebung der Alpen iſt ſo bedeutend, daß die von ihnen ausgehenden Eismaſſen ſelbſt Anfangs die ſelbſtſtändigen Gletſcher des Jura überflutheten, und daß die geſammte, die Schweiz deckende Gletſchergruppe eine Bewegungsrichtung von Südoſt nach Nordweſt

bekam, entgegengeſetzt mithin der Richtung der von Schweden und Norwegen ausgehenden Eisbewegung. Die augenſcheinlichſten Beweiſe für dieſe Uebermächtigkeit der von den Alpen genährten Eismaſſen liefern die aus granitiſchen und andern plutoniſchen Felsarten gebildeten Blöcke, welche hauptſächlich auf dem Südabhang des Jura, und ſogar auch in ſeinen innern Thälern abgeſetzt wurden und welche offenbar Zeugniß dafür ablegen, daß die von den Alpen ausgehende Bewegung bis in die innern juraſſiſchen Ketten ſich fortſetzte. Allmählich nur ſank das Niveau der ſchweizeriſchen Gletſchergruppen und aus der Vertheilung der verſchiedenen Felsarten, deren Urſprung in der Alpenkette man auf das genaueſte beſtimmen kann, namentlich aus derjenigen der ſo auffallend zuſammengeſetzten Puddinge von Valorſine, laſſen ſich ziemlich ſichere Data über die Höhe der verſchiedenen Niveaus der Eismaſſe herleiten. Schritt für Schritt wich indeß auch das Eis der Ebene unſeres Vaterlands dem belebenden Einfluß der Wärme, die blauen Gewäſſer ſeiner Seen rollten frei ihre Wogen, die Molaſſenhügel entblößten ſich, nur die höchſten Spitzen des Jura, wie die Dent de Vaulion und mehrere andere hatten noch eigene unabhängige Gletſcher. Allein die ſchönen Alpenthäler, deren wilde Natur ſo manchen Freund des Erhabenen anzieht, waren noch ausgefüllt von den Gletſchern, welche mehr und mehr den heute noch ſie beherrſchenden Verhältniſſen ſich unterwarfen. Die großen Thäler der Rhone, der Aar, der Reuß, des Rheins, der Adda, und wie ſie alle heißen mögen, welche von hier aus ihre Wellen nach allen Weltgegenden wälzen, waren von ungeheuren Gletſchern verdeckt und mögen etwa denſelben Anblick gewährt haben, wie jetzt in ſchneereichen Wintern, wo ihre Tiefen ausgefüllt werden und nur ein leichter Eindruck dem Wanderer die Schluchten verräth, die er ſorgloſen Fußes überſchreitet.

Und ſo wären wir denn, der Geſchichte folgend, da angelangt, von wo wir bei unſeren Unterſuchungen ausgehen mußten, an den Gletſchern unſerer Alpen, an den Wiegen der Hauptſtröme Europas, an jenen Gletſchern, von ſo Vielen begafft, von Wenigen unterſucht und leider! von den Wenigſten gekannt und begriffen. Möge die Zeit nicht ferne ſeyn, wo die Geologen eingeſehen haben

werden, wie wichtig ihr Studium ſey, wie herrlich die Aufſchlüſſe, die ſie uns geben können, wenn nur Muth, Beharrlichkeit und guter Wille dem Beobachter nicht abgehen.

Es war unvermeidlich auf dem Wege, den wir bis hierher eingeſchlagen, Behauptungen aufzuſtellen, für welche der Leſer keine hinreichenden Gründe zur Seite fand, und um Wiederholungen zu vermeiden, konnten nur die Reſultate hier gegeben werden, zu welchen der Zuſammenhang der Thatſachen geführt und zu deren Entwicklung alle einzelnen Kettenglieder fehlten; ich hoffe, der Leſer wird in dem Folgenden ſich überzeugen, daß meine Schlüſſe auf genau beobachtete und richtig aufgefaßte Erſcheinungen gebaut ſind, welche eine mehrjährige Unterſuchung, häufige Reiſen in die Alpen, ſelbſt ein ununterbrochener Aufenthalt durch acht Tage und Nächte auf dem Aar-Gletſcher und zuletzt ein Beſuch zur Winterszeit mich kennen gelehrt hat.

Steigen wir in unſeren Alpen zu einer gewiſſen Höhe hinan, welche nach Lage, Form und Beſchaffenheit der Berge in ziemlich weiten Grenzen variirt, ſo ſehen wir allmählich die Vegetation verkrüppeln, fremdartiger werden und endlich gänzlich aufhören. Kahle, nackte Felſen, hie und da vielleicht von einer faſt zur Unkenntlichkeit verſchrumpften Flechte bekleidet, ſtarren uns entgegen und zwiſchen ihnen hebt ſich in ſcharfem Kontraſte das blendende Weiß des ewigen Schnees hervor. Laſſen wir uns nicht abſchrecken durch die furchtbare Einöde, welche uns umgibt, durch die Gefahren, welche der in jenen Höhen ſo häufige Sturm, Nebel und Schneegeſtöber uns bereiten mag, und unterſuchen wir aufmerkſam die weiten Flächen, deren weiße Decke unſer Fuß nur furchtſam betritt; denn hier iſt es, wo uns die Löſung mancher Räthſel erwartet, hier haben wir die Aufſchlüſſe über Bildung, Bewegung, Ernährung der Gletſcher zu ſuchen, welche die Wiſſenſchaft an uns fordert.

Die hohen Thäler unſerer alpiniſchen Ketten, von deren Exiſtenz der Sterbliche im Thale kaum eine Ahnung hat, ſind erfüllt mit einer beſonderen Art eines feinkörnigen Schnees, welchen der deutſche Aelpler Firn nennt. Die Gehänge der Kuppen, wo ſie nicht zu ſteil ſind, ſind damit überkleidet, die tiefen Einſchnitte dazwiſchen durch ſeine Maſſe mehr geebnet, ſo daß man in den Firnregionen nirgends ſo tief eingegrabene, enge Thalſchründe

zwiſchen einzelnen Gipfeln findet, als in den tieferen Regionen des Gebirges. Es bilden die Thäler der Hochregionen, bis an den Rand mit dieſem Firn erfüllt, mehr eine zuſammenhängende Maſſe, gleich einem erſtarrten Meer, aus welchem, Inſeln gleich, die hohen Häupter der einzelnen Hörner hervorragen. Man hat deshalb auch nicht mit Unrecht dieſe weit ausgedehnten Firnfelder der Hochregionen Firnmeere genannt, aus welchen, Strömen gleich, die einzelnen Gletſcher durch die Seitenthäler und Tobel des Gebirges zu Thale ſteigen, und in der weſtlichen Schweiz beſonders drei ſolche Firnmeere unterſchieden, das der Berner Alpen, von den Kuppen des Wetter-, Finſteraar- und Schreckhorns, des Mönchs, Eigers und der Jungfrau nebſt ihren Fortſetzungen umſchloſſen, das des Monte Roſa, zwiſchen den zahlreichen Hörnern dieſes majeſtätiſchen Gebirgsſtockes, dem Matterhorne und der Dent blanche eingegrenzt, und das des Montblanc, dem dieſer Rieſe der europäiſchen Gebirge als Mittelpunkt dient. Im Berniſchen Firnmeere entſpringen die zahlreichen Gletſcher des Oberlandes, welche theils, wie die den Reiſenden ſo bekannten Grindelwald-Aar- und Roſenlauigletſcher nach Norden, theils, wie Vieſch-, Aletſch- und Lötſchgletſcher nach Süden ins Wallis münden; das Monte-Roſameer nährt nach der einen Seite die gewaltigen Gletſcher von Zermatt, Finelen und Zmutt, gegen Italien die von Macugnaga, und Lys; der Montblanc endlich die ſchönen, romantiſch wilden Eisſtröme der Glaciers de Tours, des Bois, des Boſſons ꝛc., welche der Touriſt in der Schweiz eben ſo wenig ungeſehen laſſen darf, als den Papſt zu Rom. Ueberall in dieſen Eis- oder beſſer Firnmeeren verhält ſich der Firn auf gleiche Weiſe: eine locker angehäufte körnige Maſſe, keine Spur von flockiger Struktur, wie unſer gewöhnlicher Schnee, zeigend, meiſt trocken, unballbar, nur bei ſtarker Sonne und milder Sommertemperatur zuweilen feucht und zuſammenbackend. Auch in unſeren Tiefen ſehen wir zuweilen Firn ſich bilden, wenn der Schnee längere Zeit liegt und öfteres Aufthauen und Gefrieren die Kryſtallformen ſeiner Flocken zu einfachen Kügelchen reduzirt. Offenbar liegen dem Firn der Alpen größtentheils dieſelben Bildungsmomente zum Grunde, wenn es auch richtig iſt, daß der in jenen Höhen fallende Schnee nur ſelten die ausgezeichneten Flocken darbietet, welche er in den Thalregionen annimmt.

Zwei Umſtände namentlich tragen zu dieſer eigenthümlichen Geſtaltung des Firnes bei, der häufige Wechſel der Temperatur in den Sommermonaten in der Nähe des Gefrierpunktes und die Dünne der Luft in der bedeutenden Höhe. Sobald die Sonne am weſtlichen Horizont hinabgeſtiegen, fällt das Thermometer unter 0°, auch bei dem ſchönſten Wetter. Selten ſteigt es in jenen Hochregionen über 5 — 10 Grade über den Eispunkt. Alsdann beginnt der Firn zu ſchmelzen; allein da ſeine Grenze nur an dem nördlichſten Gehänge der Berner Alpen bis höchſtens zu der Tiefe von 7000′ hinab ſteigt, an den penniniſchen Alpen hingegen meiſt über 10,000′ ſich hinzieht, ſo iſt bei der großen Dünne der Luft in ſolchen Höhen die unmittelbare Verwandlung des Firnes in Waſſerdampf und ſeine gasförmige Auflöſung in die Atmoſphäre weit beträchtlicher, als das Schmelzen zu flüſſigem Waſſer. Daher findet man denn an ſchönen Tagen (und meiſtens nur an ſolchen wagt man es, die beſchwerliche Fahrt auf die Firnmeere zu unternehmen) den Firn meiſt leicht zuſammen geſetzt, ballbar, und nur wenn Regen droht und die Atmoſphäre ſchon mit Waſſerdampf überſättigt iſt, ſo geſchmolzen, daß man ſeine oberflächlichen Schichten erweicht, durchthaut antrifft und tief in ſeine weiche Maſſe einſinkt. Meiſt dagegen iſt er trocken oder mit einer dünnen Eiskruſte überdeckt, welche ſein Ueberſchreiten erleichtert; oft ſo ungemein fein und leicht, daß auch ſchwache Winde große Maſſen in die Lüfte emporwirbeln, um ſie an tieferen Orten abzuſetzen, und gar oft glaubt der Thalbewohner Nebel und Wolken auf den Hochgebirgen zu erblicken, wo er nur die Wirbel des fortgeweheten Flugſchnees ſieht.

Je tiefer man indeß in den Firn eindringt, deſto feſter wird ſeine Maſſe, deſto geringer die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Körnern. Leicht zugängliche Spalten haben hie und da dem Beobachter einen Blick in die Abgründe geſtattet, welche ihm die mächtigen Firnſchichten verdecken, und man hat ſich bei ſolchen Gelegenheiten auf das Klarſte überzeugen können, daß je größer die Tiefe, deſto dichter gedrängt die Firnkörner, deſto enger die Lufträume dazwiſchen, deſto feſter die Maſſe, deſto größer ihre Eisähnlichkeit. Das blendende Weiß nimmt in größerer Tiefe allmählich eine bläuliche Tinte an, ein Zeichen, daß die Maſſe der eigenthümlichen Natur des Gletſchereiſes, welchem dieſe Farbe zukommt, ſich nähert. Die Tiefe mehrerer ſolcher, dem Beobachter

zugänglichen Abgründe iſt gemeſſen worden, allein, wie leicht zu erwarten, mit ſehr verſchiedenem Reſultat; denn die leicht bewegliche Maſſe ſammelt ſich in den tiefen Einſchnitten der Hochthäler in ungeheurer Mächtigkeit, oft mehrere 100 Fuß dick an, während ſie auf den mehr oder minder ſteilen Gehängen der Kuppen zuweilen nur eine geringe Dicke darbietet. Jedenfalls indeß hat die Beobachtung dargethan, daß die Mächtigkeit der Firnmeere im Allgemeinen weit beträchtlicher iſt, als die der Gletſcher in tieferen Regionen.

Die Firnmeere ſind die Geburtsſtätten der Gletſcher, der Firn die Grundmaſſe, woraus ihr Eis ſich hervorbildet in Folge einer Reihe verſchiedener Entwicklungsphaſen. Ein jeder Gletſcher ſetzt daher als Nothwendigkeit eine Firnmaſſe voraus, die ihn nährt und den Abgang deckt, welchen die wärmere Luft der Thaltiefe ihm zufügt. Die Bildung des Gletſchereiſes aus der Firnmaſſe bedarf demnach einer näheren Betrachtung.

So eben erſt habe ich dem Leſer die Beobachtung vorgeführt, wie die oberflächlichen Schichten des Firnes am lockerſten zuſammengehäuft ſeyen, wie aber, je mehr man den unteren Schichten ſich nähere, die Dichtigkeit der Maſſe zu und die Menge der in ihr enthaltenen Luftblaſen abnehme. Es erklärt ſich dies Verhältniß ganz einfach aus dem Drucke, den die Maſſe durch ihr Gewicht auf ſich ſelbſt ausübt; ein Druck, welcher, wie natürlich, mit der Tiefe zunimmt. Allein ſo groß der Druck auch ſeyn mag, den eine ſolche, oft mehrere 100 Fuß mächtige Maſſe auf ihre unterſten Schichten ausübt, ſo geht doch aus der Beobachtung der höchſten Regionen, wo trotz der Anhäufung der mächtigen Firnmaſſen kein Eis gefunden wird, hervor, daß der Druck nicht allein genügt, die Umwandlung des Firnes zu bewerkſtelligen; es gehört dazu die Mithülfe des flüſſigen Waſſers. Die oberen Schichten des Firnes in etwas geringerer Meereshöhe ſind allen Einflüſſen der Atmoſphäre, namentlich aber der Einwirkung der Sonne ausgeſetzt. An warmen Tagen ſchmilzt ein Theil ihrer Körner, während der größte Theil unmittelbar als Waſſerdampf in die Luft übergeht. Das geſchmolzene Waſſer ſickert zwiſchen den locker angehäuften Firnkörnern in die Tiefe. Allmählich erkältet es ſich von neuem und gefrieret. Wie alle kryſtalliſirenden Körper ſetzt es ſich beim Erſtarren um die feſten Theile vorzugsweiſe an, welche

ſchon vorhanden ſind, alſo um die Firnkörner der Tiefe, und vergrößert ſo allmählich deren Volumen. Zugleich backt es die einzelnen Firnkörner zuſammen und verhindert das Entweichen der in den Zwiſchenräumen enthaltenen Luft. So werden denn allmählich, je mehr man den unteren Schichten ſich nähert, die Firnkörner feſter, größer, durchſichtiger, die Lufträume dazwiſchen kleiner und ſtellen ſich als unregelmäßig verzweigte, leere Gänge zwiſchen den einzelnen Eisfragmenten dar. Der Druck der darauf laſtenden Maſſen verändert ebenfalls mächtig die Form der einzelnen Fragmente der unteren Schichten. Statt rund zu ſeyn, wie die Firnkörner, erhalten ſie theils dadurch, theils durch die unregelmäßige Ausbreitung der Lufträume zwiſchen ihnen, die mannichfaltigſten, vielfachſt gewundenen Begrenzungsflächen, welche bald mit ſcharfen, bald abgerundeten Kanten ſich gegenſeitig an einander fügen. So wird denn auf dem Boden der Firnmaſſen ein ſprödes Eis von bläulich weißer Farbe, aus unzähligen Fragmenten zuſammengeſetzt, von den verworrenſten Lufträumen durchwebt, gebildet, welches durch Farbe, Kleinheit der Fragmente und Häufigkeit der Zwiſchenräume auf das deutlichſte ſeinen Urſprung dokumentirt, wenn gleich ſeine Härte und Zuſammenhang auffallend genug mit den loſen Maſſen der oberen Firnſchichten kontraſtiren. Derſelbe allmähliche Uebergang der Firnmaſſen in Eis, welchen man an geeigneten Orten in den höheren Regionen beobachten kann, wird auch angetroffen, wenn wir einem der Eisſtröme folgen, welche das Firnmeer nach allen Seiten hinausſendet.

Je weiter man hinabſteigt aus jenen Regionen, wo man nur weißen Firn und dunkle Felſenmauern anſtehend findet, deſto weniger ſinkt der Fuß ein, deſto größer werden die Fragmente, die er betritt, deſto mehr verkündet ein eigenthümliches Kniſtergeräuſch beim Auftreten, daß der leicht bewegliche, körnige Firn in feſtes Eis übergegangen.

Es kann dies nicht anders ſeyn. Bedenkt man, daß die mittlere Temperatur im Verhältniß zunimmt, als wir uns der Ebene nähern, daß daher die Tage, an welchen die oberflächlichen Schichten von der Wärme der Atmoſphäre geſchmolzen werden können, häufiger werden und dieſe Wärme ſelbſt intenſiver wird, ſo begreift man leicht, daß die Umbildung des Firnes in Eis ſchneller und leichter in den tieferen Regionen von Statten gehen, und endlich

ſelbſt die oberflächlichen Schichten ergreifen muß, als da, wo die Wärme in weit geringerem Grade wirkt und ihr verflüſſigender Einfluß noch durch die Dünne der Luft mehr in Schranken gehalten, ja bedeutend überwogen wird, während in größerer Tiefe, bei zunehmender Schwere der Luftſäule, welche auf der Eismaſſe ruht, die unmittelbare Verdampfung des Eiſes mehr und mehr zurücktritt im Verhältniß zu ſeiner Verwandlung in flüſſiges Waſſer.

Aus den angeführten Thatſachen ergibt es ſich klar, wie Gletſchereis ſich bildet, und welchen Umſtänden es ſeine eigenthümliche Struktur verdankt. Denn eigenthümlich iſt es in ſeiner Art und dem Eiſe, welches der Thalbewohner kennt, durchaus nicht vergleichbar. Man gleitet nicht auf dem Gletſcher, wie auf einer Eisbahn und Schlittſchuhe würden ein höchſt unbrauchbares Mittel des Fortkommens ſeyn. Rauh und uneben iſt die Oberfläche des Gletſchers, überall ſtehen Kanten und Ecken hervor, welche dem Fuße einen ſicheren Stützpunkt gewähren, und nur wo das Waſſer, welches die Fläche durchrieſelt, ſie geebnet hat, nur da mag der Gletſcherwanderer den Stock einſetzen, um ſich vor dem Ausgleiten zu wahren. Es rührt dieſe Rauhigkeit der Oberfläche einzig und allein von der Verſchiedenheit her, womit die Wärme die Fragmente, woraus das Eis zuſammengeſetzt iſt, angreift und ihre Fugen löst und erweitert, während der Kern längere Zeit widerſteht. So lang auch der Lauf des Gletſchers ſeyn mag, und man findet deren von 6—8 und mehr Stunden Länge in unſeren Gebirgen, nie verwiſchen ſich die Spuren dieſer Fragmente, im Gegentheile, ſie werden ſtets größer und derber, je weiter zu Thal man dem Gletſcher folgt, ſo daß man oft an dem Thalende Fragmente von einem Zoll und mehr im Durchmeſſer findet. Meiſt iſt das Eis ſo kompakt und ihre Fugen paſſen ſo vollkommen auf einander, daß es auch dem ſchärfſten Auge nicht gelingen möchte, die feinen Haarſpalten zu erblicken, welche dies vollkommen durchſichtige Eis nach allen Richtungen hin durchkreuzen und in einzelne Stücke ſpalten; ſobald aber die Wärme der Luft es angreift, zerfällt es in ſeine einzelnen Kryſtalle, denn ſo hat man auch, wiewohl mit Unrecht, dieſe Eisfragmente genannt. Ja es genügt, ſtark gegen das anſcheinend kompakteſte Gletſchereis zu blaſen, um dies Zerfallen zu bewerkſtelligen. Mit leiſem Kniſtern dringt die Luft in

die Fugen und Haarſpalten; die Verbindung wird lockerer, und in demſelben Augenblicke macht die vollkommene Durchſichtigkeit des Eiſes einer mattweißen Farbe Platz, welche den Lichtſtrahlen keinen ungetrübten Durchgang mehr geſtattet.

Und ſonderbar! wie das Eis der Gletſcherfläche ſelbſt ſtets vollkommen hell und durchſichtig iſt, wo es gegen den Einfluß der Wärme durch Steine ꝛc. geſchützt iſt, während es da, wo es allen Wechſeln des Wetters, dem unmittelbaren Einfluß der Sonne und des Regens und der Auflockerung ſeiner Fragmente bloß geſtellt iſt, eine mattweiße Farbe annimmt, ſo iſt es auch hier. So lange die Fugen der Fragmente noch genau paßten, war der Block durchſichtig; aufgelöst durch die mit Gewalt eindringende Luft, wird er weiß und undurchſichtig; bricht man aber einen einzelnen Kryſtall heraus, ſo glänzt er in derſelben waſſerhellen Klarheit, die vorher dem ganzen Stücke zukam. Ich glaube, es kann nicht überzeugender dargethan werden, daß die mattweiße Farbe des durch die atmoſphäriſchen Agentien angegriffenen Gletſchereiſes nur eine Folge der Auflockerung ſeiner Fugen und der verſchiedenen Lichtbrechung ſey, welche die unregelmäßigen Flächen und Kanten der Kryſtalle und die feinen Lufträume dazwiſchen nothwendig herbeiführen müſſen. Nicht ſo verhält es ſich mit der blauen, oft ins Grüne ſpielenden Farbe des Gletſchereiſes; ſie ſcheint, wie die bläuliche oder grünliche Tinte vieler Gewäſſer, nicht von äußeren Umſtänden abzuhängen, ſondern dem Gletſchereiſe eigenthümlich zu ſeyn, und ſtets dann hervorzutreten, wenn es in großen Maſſenanhäufungen unſerem Blicke ſich darſtellt, während die Färbung zu ſchwach iſt, um in kleinen Maſſen wahrnehmbar zu ſeyn. Je derber das Eis, deſto tiefer dieſe herrliche Azurbläue, welche eine der vorzüglichſten Schönheiten der Gletſcher ausmacht.

Doch kehren wir zu der Bildung des Gletſchereiſes und den eigenthümlichen Verhältniſſen, welche ſie bedingt, zurück; denn es liegt in dieſem, ſo einfachen Verhältniſſe der Schlüſſel einer Erſcheinung verborgen, welche vielleicht mehr als alle anderen die Aufmerkſamkeit der Alpenbewohner ſowohl als der Naturforſcher auf die Gletſcher gelenkt hat, einer Erſcheinung, welcher ſie ſelbſt ihren Namen verdanken — ich meine die Bewegung. Gleiten ſie die engen Thalſchlünde hinab, durch die innere Erdwärme von dem Boden gelöst? Drückt das Gewicht ihrer Maſſen und namentlich

der Firnmaſſen ſie über den geneigten Boden der Felſenthäler hinab? Iſt es eine organiſche Thätigkeit, eine Art inneres Leben, welches ſie vorwärts treibt? Eine jede Anſicht zählt ihre Vertheidiger, eine jede ihre Gegner. Jeder hoffte das Richtige behauptet, die beweiſendſten Thatſachen angeführt und ſo die Unpartheiiſchen von ſeiner Anſicht überführt zu haben; ich hoffe daſſelbe von meiner Theorie der Gletſcherbewegung. Möge entſcheiden, wer mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Sinnen geprüft hat.

Wir haben ſo eben die Bildung des Gletſchereiſes geſchildert und als eine nothwendige Folge derſelben die eigenthümliche Zuſammenſetzung aus einer großen Menge einzelner Fragmente, zwiſchen welchen ſich ein wirres Netz enger Haarſpalten, wie feinſte Gefäße durch die thieriſchen Gewebe, durchzieht, kennen gelernt. In dieſer eigenthümlichen Zuſammenſetzung liegt auch der Grund der Bewegung dieſer Eismaſſen.

Bekanntlich zeigt das Waſſer ein es vor allen andern Körpern auszeichnendes Verhältniß gegen die Wärme. Während alle andern Flüſſigkeiten im Verhältniß des Wärmegrades an Volumen zunehmen, mithin, je größerer Kälte ausgeſetzt, deſto dichter werden, bis ſie endlich aus dem flüſſigen in den feſten Zuſtand übergehen, ſo zeigt das Waſſer die ſonderbare Eigenſchaft, daß der Punkt ſeiner größten Dichtigkeit nicht mit ſeinem Erſtarrungspunkte zuſammenfällt, ſondern etwa bei 4 Grad Wärme erreicht iſt, und daß von dieſem Punkte an ſeine Dichtigkeit in ziemlich gleichmäßigem Verhältniß, ſowohl gegen den Siedepunkt als gegen ſeinen Erſtarrungspunkt hin, abnimmt; daß es mithin beim Gefrieren, ſtatt ſich zuſammen zu ziehen, im Gegentheile ſich ausdehnt und einen größeren Raum einnimmt, als es vor dem Gefrieren inne hatte. Waſſer, in engen, von allen Seiten her geſchloſſenen Räumen gefrierend, erweitert entweder den Raum durch dieſe Ausdehnung oder es zerſprengt die Wände, welche es einſchließen, wenn ſie zu ſtarr ſind, um nachzugeben, und ſorgfältig angeſtellte Verſuche mit Metallgefäßen haben kennen gelehrt, welch ungeheure Kraft ſelbſt die kleinſten Quantitäten Waſſer bei dieſem Vorgange entwickeln. Dieſe Kraft der Ausdehnung beim Erſtarren iſt die Kraft, welche vereinigt mit der Gravitation die Bewegung der Gletſchermaſſen bedingt.

Betrachten wir die Art, wie die Wärme eines ſchönen

Sommertages auf die Oberfläche der Gletſcher einwirkt. Die Flächen der Fragmente erweichen ſich und werden feucht; die Fugen zwiſchen ihnen, die zu Tage ausgehenden Haarſpalten öffnen ſich und füllen ſich mit geſchmolzenem Waſſer; hie und da ſammeln ſich kleine Rieſel zu Bächlein, welche über die Oberfläche hin zu der nächſten Spalte ſich winden, um durch ſie hinab einen Ausweg zu finden. Allein nicht blos auf der Oberfläche füllen ſich die Haarſpalten mit Waſſer; das flüſſige Element dringt tiefer und tiefer hinab, ſickert zwiſchen den Fragmenten durch, erweicht die Wände der Schründe, ſaugt ſich in den Grund der nach unten geſchloſſenen Spalten ein, und je heftiger droben die Sonne ihre Strahlen herabſendet, deſto weiter dringt das Waſſer hinab in die blaue Tiefe zwiſchen die Fragmente der unteren Schichten der Gletſchermaſſe. Allein hinabgleitend in den engen Räumen zwiſchen den Eiskryſtallen erkältet es ſich allmählich an den kalten Wänden, welche ſeinen Weg einſchließen und erſtarrt von neuem wieder. Eine nothwendige Folge dieſer Erſtarrung iſt die Ausdehnung des gefrierenden Elementes. Allein nach welcher Richtung hin iſt eine ſolche Ausdehnung denkbar? Nach allen Seiten hin von ſtarren Maſſen eingeſchloſſen, müßte ſie unmöglich werden, wäre es nur eine Haarſpalte, welche den Gletſcher durchſetzte. Allein es ſind ihrer eine ungeheure Menge; nach allen Richtungen durchſetzen ſie den Gletſcher, wie die Poren einen Schwamm, und wenn man dieſe Unzahl kleiner, ſich ſummirender Kräfte bedenkt und überlegt, welche ungeheure Macht ſie vereinigt darſtellen, ſo wird man nicht umhin können, anerkennen zu müſſen, daß dieſe Ausdehnung des gefrierenden Waſſers in den Haarſpalten hinreichend ſey, die gewaltigen Gletſchermaſſen nach allen Seiten hin zu bewegen, ein allgemeines Aufſchwellen, eine Vergrößerung derſelben nach jeder Richtung zu bewirken, wie ein Schwamm durch das Einſaugen einer Flüſſigkeit nach allen Richtungen hin auseinandergeht und ſich vergrößert. Nach oben, nach der Seite, nach unten hin alſo richtet ſich dieſe allſeitige Ausdehnung gleichmäßig, allein nur nach einer Seite, thalabwärts, kann ſie ihre Wirkung äußern.

Die ſtete Verſchiebung der Haarſpalten durch das ſchnellere Vorrücken der oberen Schichten, ihre Verſchließung an der Oberfläche durch den Nachtfroſt, ſo wie die Gravitation der oft mehrere 100 Fuß mächtigen Eismaſſen, reduciren das durch die Ausdehnung

bewirkte Aufſchwellen in vertikaler Richtung auf ein Unbedeutendes. Steile Felswände, die jede ſeitliche Ausdehnung der Maſſe unmöglich machen, engen die Flanken der Gletſcher ein; — thalaufwärts ſetzt ſich das Gewicht der ungeheuren Maſſen der Firnmeere, nach unten der feſte Felsgrund einer jeden Vergrößerung nach dieſer Richtung hin entgegen; nur thalabwärts ſteht dem Gletſcher der Weg offen, nur dort hinaus tritt kein hemmender Fels, kein Hinderniß der freien Entwicklung der dehnenden Kraft entgegen, und dort hinaus nimmt ſie deshalb auch ihren Lauf.

Ich weiß es wohl, ſie hat wenig poetiſches, dieſe Anſicht von der Gletſcherbewegung, ſie geht von einer gemeinhin für zu geringfügig erachteten Urſache aus, als daß ſie auf den erſten Anblick viele Freunde und Anhänger finden konnte. Deswegen folgte man auch, Scheuchzers, des alten, ſinnigen Naturbetrachters, richtige Erklärung vergeſſend, trotz mancher gewichtigen Einſprache allgemein der Sauſſureſchen Annahme, welche durch die Wärme der Erde die Gletſcher von dem Grund und Boden, auf dem ſie ruhen, loslöſte, und dann auf der geneigten Thalſohle hinab gleiten ließ. Das geheimnißvolle Wirken dieſer innern Erdwärme hatte etwas Anziehendes, und in der That ſchienen auch viele Erſcheinungen, das Abſtürzen der Gletſchermaſſen, die großen Höhlungen, aus welchen Bäche hervorſtrömen unter dem Eis, und welche man oft weit unter den Gletſcher verfolgen kann, und namentlich die Meinung der Aelpler ſelbſt und ihre Erzählungen für dieſe Hypotheſe zu ſprechen. Allein wenn man weiß, daß die Gletſcher auch noch vorrücken in denjenigen Regionen, wo die mittlere Temperatur des Bodens unter 0° ſinkt, mithin auf Schmelzung des Eiſes keinen Einfluß mehr üben kann; eine Thatſache, welche durch jährliche Meſſung des Vorrückens einer auf den Unteraargletſcher in einer abſoluten Höhe von 7500 Fuß erbauten Hütte jetzt über allen Zweifel erhoben iſt;* — wenn man ferner aus genauer Erwägung der über Gletſcherfälle bekannten Fakten zu dem Schluſſe kommen muß, daß gerade dieſe Unglücksfälle beweiſen, wie wenig das Gleiten der Maſſen zu ihrem

* Nach Profeſſor Biſchofs Beſtimmung iſt in einer Höhe von 6100 Fuß die mittlere Bodentemperatur gleich 0°, und ſinkt natürlich im Verhältniß der ſteigenden Höhe über der Meeresfläche.

Falle beigetragen haben kann, indem große, durch Spalten von dem Gletſcher gänzlich getrennte Eisberge, welche auf ſteil abſchüſſigem Boden ruhen, trotz ihrer vollſtändigen Löſung von der Hauptmaſſe nicht hinabſtürzen, ſondern feſt gefroren an dem Grunde haften; wenn man ferner die Bewegung der Trümmer auf dem Gletſcher und noch manche andere, ſpäter zu erwähnende Eigenthümlichkeiten der Gletſcher kennt, welche alle nur auf dem einfachen Hergange der Infiltration des Waſſers und ſeinem Gefrieren in den Haarſpalten beruhen, ſo wird man nicht umhin können, dieſe ſo einfache Urſache der Gletſcherbewegung als die richtige anzuerkennen. Man hat Felſen ſtürzen, Berge zerfallen ſehen beim Aufthauen des in ihren Ritzen eingefrorenen Waſſers, welches die Spalten beim Gefrieren erweitert hatte, und kann demnach nicht mehr an der Größe der Wirkung zweifeln, welche dieſe Kraft bei gemeinſchaftlichem Zuſammenwirken im Großen ausüben kann.

Es erklären ſich aus dieſer Urſache die mannichfaltigſten Erſcheinungen, welche ſo lange als räthſelhaft daſtanden, als man noch andere Kräfte annahm, welche die Bewegung der Gletſcher vermitteln ſollten. Das Gletſchereis wird, je weiter man in die Tiefe ſeiner Maſſe vordringt, um deſto härter und ſpröder und die Haarſpalten ſtets feiner, die Fugen der Fragmente gedrängter. Offenbar kann demnach in die tieferen Schichten des Gletſchers weit weniger Waſſer eindringen als in die oberen, deren Haarſpalten weiter geöffnet und loſer ſind. Zudem haben direkt angeſtellte Bohrverſuche mir dargethan, daß nur etwa bis auf eine Tiefe von 8 Fuß (während des Sommers) die Schwankungen der Lufttemperatur in der Gletſchermaſſe ſich fühlbar machen, daß hingegen in größerer Tiefe das Eis entweder eine gleichmäßige Temperatur beibehält, oder daß vielleicht im Verhältniß der Tiefe die Kälte zunimmt. Eine natürliche Folge dieſer Verhältniſſe iſt, daß das einſickernde Waſſer meiſt ſchon in den oberen Gletſcherſchichten gefriert, während nur wenig in die unteren Schichten gelangt, die auch vermöge der Enge ihrer Haarſpalten nur äußerſt wenig Waſſer aufzunehmen vermögen. Die oberen Schichten müſſen demnach ſtets eine weit größere Ausdehnung erleiden, als die unteren, oder mit andern Worten, ſchneller vorrücken als dieſe, und ihre Geſchwindigkeit muß um ſo größer ſeyn, als, getragen von den unteren Schichten, deren Geſchwindigkeit ſich zu der ihren

eigenen noch ſummirt. Es bewegt ſich nur die unterſte Gletſcherſchichte auf feſtem Felsgrund, jede höhere auf ſchon in derſelben Richtung bewegten Schichten, und es muß deshalb die Progreſſion ihrer Geſchwindigkeit in arithmetiſcher Reihe zunehmen.

Und hierauf beruht jene eigenthümliche Erſcheinung, welche, den Aelplern ſo wohl bekannt, früher geleugnet wurde, nämlich, daß alle fremden Körper, Steine, Leichname, was es auch ſeyn möge, welche in die Gletſchermaſſe gerathen, in Spalten fallen ꝛc., wenn ſie nicht bis auf den feſten Grund hinabſtürzen, nach einer gewiſſen Zeit wieder, aber thalabwärts von der Stelle ihres Einſinkens, auf der Oberfläche des Gletſchers zu Tage kommen. Die Aelpler glauben, der Gletſcher leide nichts Fremdes in ſeinem Innern, ſondern ſpeie es wieder aus; — und in der That hat auch Hugi dieſes Auswerfen als eine Art organiſcher Thätigkeit erklären wollen. Allein es iſt leicht einzuſehen, daß bei der ſchnelleren Bewegung der oberen Gletſcherſchichten und der beſtändigen Abſchmelzung und Verdunſtung der Oberfläche, die unteren Schichten allmählig mit den in ihrem Inneren eingeſchloſſenen fremden Körpern, die zudem durch das tiefer als ſie einſickernde Waſſer auch wirklich gehoben werden, weiter thalabwärts an die Oberfläche gelangen müſſen.

Alle Gletſcher, welche durch ein enges Thalbette ſich hervordrängen und in einem breiteren Thale ausmünden, breiten ſich meiſt fächerförmig aus, wie z. B. der Rhonegletſcher; — die ſeitliche Ausdehnung iſt nicht mehr durch unbewegliche Felswände eingedämmt; alle Einbuchtungen des Gletſcherthales werden erfüllt, ja Abhänge, die ſich entgegenſtellen, überſtiegen, Felſen, welche ſich im Gletſcherbette aufthürmen, umgangen von beiden Seiten und rund umſchloſſen von Eis. Alles Erſcheinungen, unerklärbar durch jede andere Urſache als die Ausdehnung. Ebenſo rücken, was man auch dagegen ſagen möge, die Gletſcher nur im Sommer vor, oder überhaupt nur zu der Zeit, wo die Wärme der Luft öfters über dem Gefrierpunkte ſteht und alſo die Oberfläche des Eiſes geſchmolzen wird, und je wärmer das Jahr, deſto ſchneller iſt das Vorrücken der auf dem Gletſcher liegenden Felsblöcke. Wäre die innere Erdwärme es, welche durch Abſchmelzen der Unterfläche der Gletſcher das Gleiten bedingte, ſo müßte die Bewegung Sommer und Winter, ein Jahr wie das andere, die

nämliche ſeyn; ihre Variation beweist, daß ſie von einer weit veränderlicheren, als dieſer Urſache ihren Urſprung herleitet. Daß der Gletſcher im Winter wirklich ganz erſtarrt, unbeweglich und feſtgefroren iſt, habe ich übrigens direkt beobachtet. Glitten die Gletſcher durch den Druck von oben vorwärts, ſo müßte die Bewegung in der Mitte ſchneller ſeyn als an den Rändern, da der Kiel der Thalſohle ſtets tiefer ausgehöhlt iſt und ſich hier nicht die mannichfaltigen Hinderniſſe darbieten, welche die Vorſprünge und Einbuchtungen der Thalwände einer gleitenden Bewegung in den Weg ſetzen. Allein gerade die Zerſtreuung der in der Mitte angehäuften Steine nach den Seiten hin, ſo wie die bogenförmige, nach oben konvere Richtung der Spalten beweist, daß die Flanken ſchneller vorrücken als die Mitte, und wenn man bedenkt, daß die ſteilen, oft äußerſt glatten Felswände der Thäler durch Zurückwerfen der Wärmeſtrahlen, die ſie von der Sonne empfangen, einen bedeutenden Einfluß auf Erhöhung der Wärme an den Seiten ausüben müſſen, und daß die Schnelligkeit der Bewegung ſtets im Verhältniß zu der Menge des einſickernden Schmelzwaſſers ſteht, ſo wird man finden, wie ſehr dieſe Erſcheinung für unſere Anſicht ſpricht. Aus denſelben Gründen rückt auch der Gletſcher, je tiefer in's Thal hinab er kommt, deſto ſchneller vor; denn wärmere Lüfte, längeres Anhalten der Hitze des Sommers, ſelbſt laue Nächte empfangen ihn dort, in Gegenden, wo man wenige Schritte von ſeinem Ende Getreide baut, oder wenigſtens Bäume wachſen ſieht.

Man wird leicht entnehmen können aus dieſer Darſtellung der Gletſcherbewegung, wie ſehr ich Recht hatte, wenn ich oben, bei Darſtellung des Rückzuges der Eiszeit, einen ſcheinbaren Widerſpruch in Hinſicht der Bewegung aufſtellte. Die Schnelligkeit der Vorwärtsbewegung kann direkt nur an Gegenſtänden ermeſſen werden, welche auf dem Gletſcher getragen und von ihm mitgeſchoben werden, und es haben namentlich die auf mehreren Gletſchern befindlichen ausgezeichneten Steinblöcke oder Hütten, von Naturforſchern oder Gemsjägern erbaut, deren Entfernung von einem beſtimmten Felſen man gemeſſen, zur Feſtſetzung dieſer Schnelligkeit gedient. Das Vor- oder Rückſchreiten des Thalendes aber, deſſen Beobachtung freilich für die Aelpler, ihrer Güter und Weiden wegen von großem Intereſſe iſt, kann für uns an und

für ſich nur eine ſehr untergeordnete Erſcheinung ſeyn, erlangt aber, wie wir ſpäter ſehen werden, dadurch eine hohe wiſſenſchaftliche Wichtigkeit, daß wir die Spuren, welche dieſes ſtete Hin- und Herſchwanken zurückläßt, mit den Spuren früherer bedeutenderer Ausdehnungen vergleichen können.*

Wir haben die Bildung des Gletſchereiſes, die Phaſen ſeiner Entwicklung von dem feinkörnigen Firn an bis zu dem derben Eiſe der unteren Regionen verfolgt, und die aus dieſer eigenthümlichen Bildung hervorgehende Art und Weiſe der Gletſcherbewegung geſchildert; kehren wir noch einmal zurück in jene hohen Regionen, um einem andern, innig an die Gletſcher geketteten Phänomen thalabwärts zu folgen, deſſen Studium nicht minder intereſſant und fruchtreich iſt, zumal für die Beſtimmung der früheren Grenzen der Gletſcher.

So weit unſer Auge ſchweift auf den Firnmeeren der Alpen und den Gehängen der hohen Spitzen, entdeckt es nur öde, weiße Fläche, kaum hie und da unterbrochen von einzelnen Felsſtöcken oder Wänden, zu ſteil, als daß der Schnee daran haften könnte. Unterſucht man näher dieſe Felſen, ſo findet man ſtets, daß ſie anſtehendes Geſtein ſind, einzelne Vorſprünge des großen Steingerüſtes, welches die Schneemaſſe trägt, unbeweglich verwachſen mit den von dem Firn bedeckten Felſen. Steigt man aber hinab nach der Grenze des Firnes, nach den Regionen, wo ſeine Umwandlung in Eis beginnt, ſo begegnet man hie und da mehr oder minder großen Blöcken, welche anfangs kaum über die Oberfläche der Firnes hervorragen, allmählich aber, je tiefer man hinab ſteigt, deſto mehr ſich emporrecken und allmählich ganz frei auf der Oberfläche liegen. Unterſucht man näher, ſo findet man mit Ueberraſchung, daß dieſe hervorragenden Blöcke keine den Firn überragenden Felsnadeln ſind, ſondern freie, bewegliche Bruchſtücke,

* Es mag die Vorſtellung dieſer Verhältniſſe näher beſtimmen, wenn ich hier bemerke, daß die von Hugi 1827 auf dem Aargletſcher nahe am Abſchwung erbaute Hütte, deren Vorrücken ich ſeit mehreren Jahren zu wiederholten Malen gemeſſen, jetzt 4972 Fuß weiter unten ſteht; eine andere, die ich im vorigen Auguſt (1840) errichtet und bewohnt, iſt bis jetzt (März 1841) um 93 Fuß vorgeſchritten; ſie ſteht aber auch höher auf dem Gletſcher, als die von Hugi, welche letztere in derſelben Zeit um 173 Fuß vorgerückt iſt.

welche, losgeriſſen von ihrer urſprünglichen Lagerſtätte, in dem Firn eingebettet ſind, allein durch die Natur ihrer Geſteine deutlich zu erkennen geben, daß ſie früher den benachbarten Felswänden angehörten.

Ich habe oben, bei der Schilderung der Umbildung des Firnes in Eis, hauptſächlich hervorgehoben, wie dieſe Umbildung nach der Tiefe der Maſſe zunehme, und wie man überall in der Nähe des Ueberganges der Firnmeere in die eigentlichen Gletſcher eine Region finde, wo der Grund ſchon in Eis verwandelt ſey, während die oberen Schichten noch aus reinem Firn beſtehen. In dieſen Gegenden trifft man zuerſt loſe Blöcke an, welche, von verſchiedener Größe, kaum über die Oberfläche hervorragen, oft ſelbſt in mehr oder minder tiefen Aushöhlungen verſenkt liegen, und alle auf einem Piedeſtal feſteren Eiſes ruhen, während rings noch lockerer Firn ſie umgibt. Dieſe auffallende Bildung eines Fußes feſteren Eiſes unter den Blöcken erklärt ſich leicht, wenn man berückſichtigt, daß die Oberfläche dieſer feſten Körper von dunklerer Farbe ſich an den Strahlen der Sonne ſtärker erhitzt, als der umgebende Firn, dieſen ſchmelzt, und ſo durch vermehrte Bildung geſchmolzenen Waſſers die Entwicklung feſteren Eiſes unter dem Blocke vorzugsweiſe begünſtigt. Anfangs hie und da zerſtreut längs den Seiten der Firnthäler an den Thalwänden hin, beginnen dieſe Blöcke, je weiter man gegen den eigentlichen Gletſcher hinabſteigt, häufiger zu werden und in lange Linien, den beiden Gletſcherrändern entlang, ſich zu ordnen. Je weiter hinab, deſto mehr nimmt ihre Mächtigkeit zu; — hohe Wälle bilden ſich, welche mit ihren dunkeln Maſſen die weißen Gletſcher zu beiden Seiten einſchließen, und oft, durch ihren Abfall gegen die Thalwand, eine ſchwer zu überſteigende Schutzmauer bilden, da die Steine zuweilen nur kaum das Gleichgewicht halten und dem Fuße keinen ſicheren Stützpunkt gewähren. Oft liegen dieſe parallelen Dämme nur theilweiſe noch auf dem Gletſcherrand, theilweiſe auf der Thalwand ſelbſt, und dann bilden ſie einen Abfall gegen die Wand, wie gegen den Gletſcher hin, oft werden ſie ganz von Eis getragen, — Verhältniſſe, welche von der Beſchaffenheit der Lokalitäten und dem wechſelnden Stande des Gletſchers abhängen. Man hat dieſe Dämme mit einem Kollektivnamen Moränen und die ſeitlichen beſonders Gandecken

genannt. Ueberrascht einerseits die zunehmende Mächtigkeit nach unten, so zeigt andererseits die Zusammensetzung dieser Moränen auffallende Eigenthümlichkeiten. Denn gar oft trifft man in unsern Alpen Firnmassen, welche von einem Urgesteine umschlossen sind, während ihre Ausläufer, die Gletscher, zwischen Felswänden anderer Art sich hinwinden, und dann sieht man oben z. B. nur Blöcke von Granit, während da, wo die Thalwände aus Alpenkalk gebildet erscheinen, allmählig Blöcke von diesem Gesteine sich mit den Granitblöcken mengen. Und wechselten die verschiedenen anstehenden Gesteine der Thalwände auch noch so oft mit einander ab, man kann sicher seyn, am Gletscherende Proben von allen Gesteinsarten in der Gandecke zu finden, und eben so untrüglich kann man aus einer besondern, in der Gandecke vorgefundenen Felsart auf ihr Anstehen in größerer Höhe des Gletscherthales schließen.

Jedoch nicht blos die Zusammensetzung, auch die Form der Gesteinsstücke, welche die Gandecke bilden, ist eigenthümlich. Keine Regelmäßigkeit läßt sich erblicken; Alles liegt bunt durch einander, große, eckige Platten, derbe, scharf abgestutzte Quaderstücke auf kleinen runden Stücken mit abgenutzten Ecken und Kanten; — alle Größen, vom feinen Sandkorne bis zum viele Centner schweren Blocke, findet man in der unbegreiflichsten Verwirrung angehäuft. Doch läßt sich bei aufmerksamer Betrachtung ein Faden finden, der uns in dieser Verwirrung zur Aufklärung führt. Die Blöcke, welche aus höheren Regionen stammen, findet man in den tieferen Abschnitten des Gletschers meist abgenutzt, abgestumpft, oft sogar völlig abgerundet, wie Rollsteine, und der feine Sand der Gandecke ist deutlich durch Zerreibung dieser Trümmer entstanden; der Sand und die kleineren abgerundeten Stücke bilden auch meist die Grundlage, während die von der nächststanstehenden Thalwand herstammenden Blöcke oben auf liegen, und scharfe Ecken, frische Sprungflächen, aber keine Abnutzung oder Abreibung ihrer Oberfläche gewahren lassen. Gerade dieses Ueberlagern der mächtigen Blöcke mit scharfen Kanten auf runden Geröllen und Sand bildet neben dem verwirrten Ansehen und dem verschiedenen petrographischen Charakter der Gesteine, die sie zusammensetzen, die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der Moränen.

Es hält nicht schwer, diese Eigenthümlichkeiten aus den

beſonderen Verhältniſſen zu erklären, unter welchen die Geſteine der Moränen ſich befinden. Losgeriſſen von den Thalwänden durch die Verwitterung, werden oft ungeheure Maſſen ſolcher Blöcke auf die Gletſcher, welche die Thäler ausfüllen, hinab geſchleudert, und faſt täglich hat man in den hohen Alpenthälern Gelegenheit, ſolcher Felsſtürze Augenzeuge zu ſeyn. Allein die ſtete Bewegung des Gletſchers thalabwärts trägt die auf ſeinem Rücken befindlichen Laſten hinab, und mehrt ſo durch den Zuſchuß von oben die unten durch die Trümmerung ſich anhäufenden Maſſen. So mengt ſich das Geſtein der oberen Thalwände mit dem der unteren, und da, was unten fällt, die von den oberen Thalregionen herabgetragenen Maſſen bedeckt, ſo erklärt ſich leicht, warum die friſchen Felsſtücke meiſt oben, die abgenutzten unten liegen. Die Abnutzung ſelbſt aber, die Abrundung der Kanten, das Zerreiben der ſchon länger in der Gandecke befindlichen Geſteine iſt die nothwendige Folge der Gletſcherbewegung, indem dieſe beweglichen Stücke zwiſchen ſtarre Felswände einerſeits und vorwärtsrückendes Gletſchereis andererſeits eingekeilt, abgenutzt und abgeſchliffen werden, wie wir dies ſpäter noch weitläufiger auseinanderſetzen werden. Daß dieſe Trümmer in lange parallele Linien längs den Seitenrändern der Gletſcher allmählich ſich ordnen, geht aus der größeren Geſchwindigkeit der Bewegung der Ränder hervor, wodurch alles auf dem Gletſcher befindliche nach den Seiten hingeſchoben wird.

So iſt denn ein jeder Gletſcher von zwei parallelen Steindämmen eingefaßt, deren lockere Maſſen zwiſchen ihm und der feſten Thalwand ſich häufen. Allein nur wenn der Gletſcher einfach iſt, d. h. mit keinem andern Gletſcher während ſeines Laufes zuſammenfließt, nur dann auch erſcheinen einfach die zwei parallelen Seitendämme. Anders aber geſtaltet ſich das Verhältniß, wenn, wie dies ſehr häufig der Fall iſt, zwei oder mehrere aus einem Firnmeere herabſteigende Gletſcher in einem gemeinſchaftlichen Thalbette zuſammenfließen und ſo einen zuſammengeſetzten Gletſcher darſtellen. Es iſt natürlich, daß die einander zugewandten Gandecken der zuſammenfließenden Gletſcher unter einem Winkel zuſammenſtoßen. Allein hören ſie hier auf? Durchaus nicht. Beide Gandecken miſchen ſich mit einander und werden auf dem Rücken des gemeinſchaftlichen Gletſchers weiter hinab getragen, wie ſie vor ihrer Vereinigung einzeln dem Rande entlang fortbewegt wurden.

Aus je mehr Zuflüſſen ein Gletſcher zuſammengeſetzt iſt, eine deſto größere Zahl ſolcher Mittelmoränen oder Gufferlinien, wie ſie die Aelpler nennen, beſitzt er demnach, und man kann aus der Zahl der Gufferlinien beſtimmen, wie viel Hauptzuflüſſe ein zuſammengeſetzter Gletſcher beſitzt, indem die äußere Gandecke eines jeden Zufluſſes jedesmal Gandecke des einen Gletſcherrandes wird, während die aus den inneren beiden Gandecken zuſammengeſetzte Gufferlinie auch auf dem gemeinſchaftlichen Gletſcher noch weit hin die Grenzmarke der Zuflüſſe bezeichnet. Denn wie das Waſſer zweier Flüſſe ſtets durch beſondere Nüancen der Farbe, der mitgeführten Beſtandtheile ꝛc. ſich unterſcheidet, und oft noch Stunden weit nach ihrem Zuſammenfluſſe ſich unterſcheiden läßt, ſo hat auch ein jeder Gletſcher ſein eigenthümliches Anſehen durch die größere oder geringere Dichtigkeit und Färbung ſeines Eiſes, die Häufigkeit und Richtung ſeiner Spalten u. ſ. w., und auch nach dem Zuſammenfluſſe behalten die einzelnen Gletſcherarme, wie die Waſſerſtröme, ihren eigenthümlichen Charakter bei; ja ſie verlieren ihn erſt weit ſpäter als dieſe, da die Langſamkeit ihrer Bewegung und die Starrheit ihrer Maſſe weit weniger eine gegenſeitige Vermiſchung begünſtigt. Die Gufferlinien ziehen ſich auf der Grenzlinie hin, und erſcheinen demnach um ſo näher der einen Gandecke, je größer das Mißverhältniß der beiden Zuflüſſe iſt. Allein da auch die Gufferlinien an der allgemeinen Bewegung des Gletſchers Theil nehmen, ſo werden die der kleineren Zuflüſſe, welche der ſeitlichen Gandecke des zuſammengeſetzten Gletſchers näher ſind, allmählich im weiteren Verlaufe gegen dieſe hingeſchoben und verſchmelzen um ſo eher mit ihr, je näher ſie ihr in ihrem Entſtehen waren, während die aus gleich ſtarken Zuflüſſen gebildeten Gufferlinien die Mitte des Gletſchers behaupten, und nur gegen das Ende des Gletſcherlaufes hin mehr oder weniger auf der Oberfläche nach beiden Seiten ſich ausdehnen, und ſo oft, wenn ſie bedeutend genug ſind, eine Decke von Blöcken über die ganze Gletſcherfläche bilden, welche zuweilen, wie z. B. die Blockdecke des Unteraargletſchers, während einer halben Stunde Wegs dem Wanderer gänzlich das Eis verbirgt, welches ſie trägt.

Außer ihrer Lage unterſcheidet aber auch die Zuſammenſetzung die Guffer weſentlich von der Gandecke. Denn leicht iſt einzuſehen,

daß ſie nur diejenigen Felsarten enthalten kann, aus welchen die inneren Gandecken der Zuflüſſe zuſammengeſetzt waren vor der Vereinigung, daß mithin in einem gemeinſchaftlichen Gletſcherbette, deſſen Thalwände Blöcke von Alpenkalk unter die granitiſchen Moränen der Zuflüſſe mengen, die Guſſer nur Granitblöcke enthalten kann, da der Alpenkalk erſt unterhalb der Vereinigung anſteht, und ſo oft durchaus von den Geſteinen der Gandecke verſchiedene Felsblöcke darbieten muß. Jedoch iſt dies nur ein ſehr relativer, von der petrographiſchen Beſchaffenheit der Gletſcherbetten abhängiger, mithin lokaler Charakter, während die Form der einzelnen, die Guſſer zuſammenſetzenden Blöcke unter allen Umſtänden ſie von der Gandecke unterſcheidet.

Denn während hier abgerundete Gerölle, ſtumpfeckige Blöcke und zerriebene Trümmer die Hauptmaſſe bilden, ſo herrſchen in der Guſſer ſcharfe Kanten und Ecken vor, und im Allgemeinen ſetzen weit größere Blöcke ihre Maſſen zuſammen. Es fällt dieſer Unterſchied um ſo mehr auf, je höher oben die beiden Gletſcher ſich vereinigen, während er mehr und mehr verſchwindet, je näher dem Thalende die Zuſammenmündung ſtattfindet. In der Guſſer findet keine Reibung der Geſteine gegen widerſtehende Felswände ſtatt, wie in den Gandecken. Auf dem Rücken des Gletſchers ruhend, ſonſt frei in der Luft, werden die Blöcke hinab getragen ins Thal und behalten ſo die Form, welche ſie hatten, als ſie Beſtandtheil der Guſſer wurden. Je geringer demnach der Weg war, den ſie vorher in der Gandecke zurücklegen mußten, deſto unbedeutender iſt ihre Abnutzung, deſto ſchärfer ihre Kanten.

Die Guſſerlinien bilden ſtets mehr oder minder erhabene, ſcharfe Rücken, und oft ſpringt die Kante ihrer Erhebung ſechzig und mehr Fuß über die Gletſcherfläche hervor, gegen welche hin ſie nach beiden Seiten unter ſtumpfem Winkel meiſt abfallen, ſo daß ein Querdurchſchnitt der Guſſer ein gleichſchenkliches Dreieck mit breiter Baſis darſtellen würde. Während nämlich die umgebende Gletſcherfläche frei allen Einwirkungen der Atmoſphäre bloßgeſtellt iſt und täglich durch Abſchmelzen und Verdunſten einen nicht unbedeutenden Verluſt erleidet, beſchützen die dicht an einander gedrängten Steine der Guſſer das unter ihnen befindliche Eis gegen den verderblichen Einfluß der Sonne, des Regens und der Winde, und werden ſo allmählig,

durch Vertiefung der umgebenden Oberfläche, kielförmig über dieſelbe erhoben. Man beobachtet dieſelbe Erſcheinung an großen, einzeln auf dem Eis liegenden Steinen, welche allmählich aus der gleichen Urſache auf Piedeſtalen, die anfangs ihre vollſtändige Breite haben, ſich über die Gletſcherfläche erheben; und je mehr dieſe durch Verdunſtung und Abſchmelzung verliert, auf deſto höheren Füßen ruhen dieſe Gletſchertiſche, wie man ſie ihrer Aehnlichkeit mit Theetiſchen wegen nicht unpaſſend genannt hat. Je höher aber, deſto ſchlanker wird auch der Fuß, da mit zunehmender Erhebung der Block ihn ſtets weniger ſchützt; bald wird er ſo dünn, daß es oft unbegreiflich ſcheint, wie der Block noch im Gleichgewichte ſich erhält, bis der Fuß endlich zuſammenbricht unter dem Gewichte ſeiner Laſt und dann, ſeines Schutzes beraubt, bald wieder ſchwindet, während der Block an einer anderen Stelle die erneute Veranlaſſung eines Tiſches wird.

Oft bilden ſich an dem Vereinigungspunkte zweier Gandecken, in dem Winkel, von welchem die Gufler ausgeht, oder auch in Einſprüngen der Thalwand kleine Seen und Tümpel, indem die an den Abfällen der Moränen hinabrieſelnden Gletſcherwaſſer, durch das auf der Thalſohle ruhende Eis zurückgehalten, keinen Abfluß nach unten finden. Oft häuft ſich in dieſen Randſeen eine bedeutende Waſſermenge an, und das verwirrte Durcheinander der Moränen wird dadurch auf auffallende Weiſe geändert, daß das Gewäſſer ſie unterwühlt, den feinen Sand und die Gerölle wegſpült und endlich der ganzen Moräne, welche unter Waſſer geſetzt wird, ein undeutlich geſchichtetes Anſehen gibt, welches namentlich dadurch auffällt, daß, wie bei allen im Waſſer abgeſetzten oder von ihm durchwühlten Depots, die ſchwerſten und größten Steine den Grund behaupten, während die leichteren Gerölle und der Sand ſich darüber ablagern. Wie oben bemerkt, findet aber in den vom Waſſer unberührten Moränen gerade eine entgegengeſetzte Lagerungsweiſe ſtatt, und Schichtung, wenn auch noch ſo verwirrt, iſt ihnen durchaus fremd.

Kehren wir nach dieſer kleinen Digreſſion, die wir der geologiſchen Wichtigkeit dieſer durchwühlten Moränen und Randſeen wegen machen mußten, zu unſerem Gegenſtande zurück, um das Verhalten der Moränen am Thalende des Gletſchers zu unterſuchen. Diejenigen Gufferlinien, welche bis dahin nicht vollſtändig

mit den Gandecken verſchmolzen ſind, breiten ſich als Blockdecken aus, die Gandecken ſetzen ſich in einem breiten Gürtel am Fuße des Gletſchers fort und ſchließen meiſt halbmondförmig ſein Ende ein, ſo daß man erſt über dieſen Gürtel hinüberklettern muß, ehe man an das Gletſchereis gelangen kann. Der Bach, welcher dem Gletſcher entſtrömt, durchbricht an einer oder mehrern Stellen dieſe gürtelförmige Endmoräne, die ſonſt ſtets in weitem Bogen, deſſen Konvexität nach unten ſchaut, die Thalſohle überzieht und ſchließt. Stets bieten dieſe Endmoränen am auffallendſten die oben angeführten Eigenthümlichkeiten der Moränen dar.

Dicke, hohe Maſſen von Sand und kleinem Gerölle, theils von den Gandecken, theils aus dem Gletſcherbette herrührend, bilden ihre Grundlage; darauf liegen die großen Blöcke, welche von den Gufſern abſtammen, und oft bilden ſie wahre Hügel von ziemlicher Höhe, deren Abfall, gegen den Gletſcher wie gegen das Thal hin, ermüdend ſteil iſt und den Zugang zum Gletſcher erſchwert. Auf den erſten Blick fällt das äußerſt wechſelnde Verhältniß des Abſtandes dieſer Endmoränen zu dem Gletſcherende ſelbſt auf. Bald ſind ſie gegen das Eis des Gletſcherendes ſelbſt angelehnt und bilden mit dieſem einen und denſelben Abfall, ohne eine Böſchung gegen das Eis hin: ein ſicherer Beweis, daß der Gletſcher im Vorrücken begriffen; bald, für Rückzug ſprechend, ſtehen ſie weit von dem Thalende ab, und man hat erſt einen mehr oder weniger breiten Raum zu durchmeſſen, bevor man nach ihrem Ueberklettern an den Gletſcher gelangt. Ja oft trifft man, das Thal hinabſteigend, mehrere ſolcher concentriſchen Gürtel, einen hinter dem andern in wechſelnder Entfernung gelagert, an, und kann ſich ſo auf das leichteſte überzeugen, daß der Gletſcher bei jedem Halt in dem Rückzuge eine Endmoräne anhäuft, welche er bei ſpäter fortgeſetzter rückgängiger Bewegung als Zeuge ſeiner vormaligen Größe zurückläßt. Die ungemeine Wichtigkeit dieſer alten Endmoränen für die Beſtimmung der früheren Ausdehnung eines Gletſchers leuchtet von ſelbſt ein; wir werden darauf zurückkommen, ſobald wir eine nicht minder wichtige Erſcheinung, die Einwirkung des Gletſchers auf ſein Bette, unterſucht haben werden.

Jedem Gletſcher entſtrömt ein Bach der bald aus einem weiten, gewölbten Thore, bald aus einzelnen Spalten hervorquillt und deſſen Mächtigkeit im Verhältniß ſteht zu der Oberfläche,

welche der Gletſcher der Wärme ausſetzt. Oft ziehen ſich weite, geräumige Gewölbe längs des Laufes dieſer Bäche unter dem Gletſcher hin, welche von den warmen, aus dem Thale aufſteigenden Luftſtrömen veranlaßt werden, und theils ſolchen Höhlungen folgend, theils durch Spalten in das Innere vordringend, kann man ſich über die Beſchaffenheit der Unterfläche des Gletſchers und des Felsgrundes unter ihr belehren. Ueber uns, um uns ſtrahlt das Eis im ſchönſten Azurblau der vollkommenſten Reinheit, aber zu unſern Füßen, dicht an dem Felsgrund, mit dem es zuſammenhängt, iſt es unrein und eine Maſſe feinen Sandes und Grandes, mit kleinen abgerundeten Kieſeln gemengt, ganz von derſelben Beſchaffenheit, wie die Grundlage der Moränen, iſt mit der unterſten Schicht zuſammengefroren. Mit dem Felsgrunde ſelbſt ſteht dieſes gefrorene Geröllbett in dem innigſten Zuſammenhange und nur mit großer Mühe läßt es ſich von ihm losbacken. In Gletſchern, deren Thalende eine niedrige Höhe über dem Meere hat, ſind dieſe untern Maſſen im Sommer nicht gefroren, ſondern liegen als ein beweglicher Brei zwiſchen Eis und Boden. Es iſt derſelbe feine Sand und Grand, dieſelben abgerundeten Kieſel, welche der Bach mit ſich hinausführt und deren feinſte Theile, in ihm ſuspendirt, dem Gletſcherwaſſer eine trübe Farbe geben, welche bei Granit- und Glimmergeſteinen meiſt weißlich, bei Schiefergrund ſchwärzlich iſt; es iſt dieſelbe Maſſe, welche unter vielen Gletſchern, die auf leicht zerreiblichem Boden ruhen, als ein förmlicher Schlammſtrom hervorquillt; es iſt dieſes Geröllbette, deſſen abgelöſten Theil der Gletſcher als Grundlage der Endmoränen vor ſich herſchiebt, und auf welches die großen Blöcke ſich auflagern, welche von dem Thalende hinabfallen. Ihre Entſtehung iſt leicht begreiflich. Eine Menge kleinerer und größerer Steine der Guffern und Gandecken gerathen durch Spalten auf den Felsgrund. Eingebacken in Eis, werden ſie durch die ſtete Bewegung deſſelben hin und her gerieben auf dem feſten Felsgrund, um ihre Are gerollt durch die verſchiedenen, ſtets ſich kreuzenden Ausdehnungen und Zuſammenziehungen der Eismaſſen, und ſo entweder zu feinem Sande gerieben oder als runde Rollſteine, denen vom Waſſer hervorgebrachten ziemlich ähnlich, an dem Thalende ausgeworfen. Um ſo mehr Sand wird erzeugt, je zerreiblicher das Geſtein, um ſo mehr Rollſteine,

je härter ſeine Textur iſt. Die härteren Theile der zuſammengeſetzten Mineralien, die Quarzkryſtalle und die harten plutoniſchen Felsarten widerſtehen ſolcher Zerreibung natürlich länger als die weicheren ſchieferartigen Geſteine. Wenn ſolche Blöcke von härteren Geſteinsarten eine Form haben, die das Rollen nach allen Seiten wenig begünſtigt, ſo werden ſie, längere Zeit auf einer und derſelben Fläche liegend, von dem Gletſcher vorwärts geſchoben und dann wird die dem harten Felsgrunde zugekehrte Fläche geglättet und geritzt. Anders verhält es ſich im Winter. Die ganze bröckelige und ſchlammige Unterlage des Gletſchers iſt alsdann mit der Unterfläche des Eiſes und der Oberfläche des harten Felsgrundes feſt gefroren. Kein Tropfen Waſſer entquillt dem Gletſcher ſelbſt; und wo trotz allem dem kleine Bäche unter dem Gletſcher hervorkommen, da iſt ihr Waſſer kryſtallhell, ein ſicherer Beweis, daß es von Quellen herrührt, und daß der Gletſcher darüber unbeweglich iſt.

Nicht blos aber die Geröllbette des Gletſchers und die es zuſammenſetzenden Geſteine, ſondern auch das Felsbette ſelbſt, auf welchem der Gletſcher ruht, trägt Spuren dieſer reibenden Wirkung. Die härteſten Granite und Serpentine, welche man finden kann, werden abgenutzt durch ſolch eine ſtete, anhaltende Bewegung, die um ſo kräftiger einwirkt, als die reibende Maſſe ein ſo ungeheures Gewicht beſitzt, und die Abnutzung iſt um ſo gleichmäßiger, als die Bewegung, wie wir wiſſen, durch die Ausdehnung bedingt, langſamer und anhaltender iſt. Die vorſtehenden Spitzen und Ecken der Felſen werden geebnet, ihre ſcharfen Kanten zugerundet, größere Nadeln und Vorſprünge ihrer ſcharf zulaufenden Ecken beraubt und in angenehm wellenförmig zulaufende Höcker verwandelt, weithin ausgedehnte Schichten abgeſchliffen. So findet man denn überall, wo man den Gletſchergrund erreichen kann, gleichmäßig polirte Felsflächen, mag das Geſtein Kalk, Granit, Serpentin oder irgend ein anderes ſeyn; und nur je nachdem die Felsart eine ſchönere Politur annimmt oder nicht, wechſelt das Anſehen. Stets ſind dieſe vom Gletſcher noch bedeckten Felsflächen friſch, glänzend und glatt, und oft die Politur, wie z. B. im feinkörnigen Serpentin, ſo ebenmäßig, daß ſie im Nothfalle eine Spiegelfläche vertreten könnte. Ob Adern verſchiedener Geſteine den Felsgrund durchziehen, ob mehrfache Schichtenwechſel ꝛc.

vorkommen, iſt durchaus ohne Belang, die Politur zieht ſich gleichmäßig über den Kalk weg, wie über den Quarz, der ihn durchſetzt, und ihre ebene Oberfläche wird durch ſolchen Geſteinswechſel nicht im mindeſten unterbrochen. Selbſt die Quarzkryſtalle des Granites, die Petrefakten der Kalkſteine werden durchſchnitten und ihre Durchſchnitte geglättet, polirt und geritzt.

Schon durch dieſe Merkmale unterſcheidet ſich die Gletſcherpolitur weſentlich von der Abnutzung, welche das Waſſer an den Felſen ſeiner Ufer zurückläßt. Die vom Waſſer abgenutzten Flächen ſind nie eben und gleichmäßig, ſondern bilden gewundene, dem Uferabfall folgende Rinnen mit ſcharfen Kanten; die Oberfläche dieſer Runſen iſt nicht glänzend polirt, ſondern matt und bietet nie die glatte Fläche der Gletſcherpolitur dar. Adern und Schichtenwechſel werden je nach dem Grade ihrer Auflöslichkeit verſchieden angegriffen und bleiben bald als ſcharfe, vorſtehende Kanten zurück, bald werden ſie tief ausgehöhlt und bilden ſo die mannichfach gewundenen Rinnen; Schichtenflächen werden nie, wie unter dem Gletſcher, weit ausgedehnte glatte Flächen, ſondern im Gegentheile ſtellenweiſe eingeſchnitten und uneben gemacht. Indeß gibt es außer dieſen Unterſchieden der Polirung, welche ſo auffallend ſind, daß ſie dem nur einigermaßen geübten Auge auf den erſten Blick entgegen treten, noch ein anderes Kennzeichen, welches die Gletſcherpolitur auch den Ungeübten leicht unterſcheiden läßt.

Es ſind dies die Ritzen und Streifen, welche, im Allgemeinen einer beſtimmten Richtung folgend, die polirten Flächen durchziehen, und welche der Menge kleiner, feſter Kryſtalle mit ſcharfen Ecken, welche in den alpiniſchen Geſteinen und mithin auch in dem Geröllbette der Gletſcher ſich finden, ihr Daſeyn verdanken. Im Allgemeinen überſehen, haben dieſe feinen, oft wie mit dem Diamant gekratzten Linien, deren Derbheit, Breite und Tiefe übrigens im Verhältniß der Weichheit des Geſteins zunimmt, ſtets die Richtung, welche der Gletſcher bei ſeinem Vorrücken einhält, und es läßt ſich demnach aus ihrer Anordnung die Richtung der Gletſcherbewegung beſtimmen. Doch verwirrt ſich ihre Ordnung an den Punkten, wo durch Einbuchtungen der Thalwand, Windungen des Gletſcherbettes ꝛc. die Ausdehnung der Eismaſſen nach verſchiedenen ſeitlichen Richtungen möglich wurde, und man findet an ſolchen Stellen Ritzen und Streifen, welche ſich unter

allen möglichen Winkeln ſchneiden und in mannichfaltiger Durchkreuzung keine allgemeine Bewegungsrichtung mehr unterſcheiden laſſen. Die Entſtehungsweiſe dieſer Streifen iſt leicht erklärlich. Eingebacken und feſt gehalten in dem feſten Eiſe, wie ein Griffel in ſeinem Stiel, werden die ſcharfen Quarzkryſtalle unter dem Drucke einer ungeheuren Maſſe über die Felſen hinbewegt und kratzen ſo den Weg ein, welche die ſie haltende Maſſe ſelbſt beſchreibt, daher ſie denn auch oft über lange Strecken ohne Unterbrechung in gerader Richtung ſich fortſetzen. Der feine Sand, die Rollſteine des Geröllbettes demnach, vielleicht auch das ſo feſte und ſpröde Eis ſelbſt poliren die eckigen Kryſtalle, ritzen die polirten Flächen, und ſo gewaltig iſt der Druck, mit welchem dieſe Streifen eingekratzt werden, daß ſelbſt die Quarzgänge der Felſen nicht von ihnen verſchont bleiben.

Nie bringt das Waſſer etwas Aehnliches zu Stande. Ich habe die Ufer unſerer Seen, welche ihrer gefährlichen Gewäſſer wegen ſo gefürchtet ſind, die Betten unſerer Alpenbäche, deren wilde Wogen oft ſo ungeheure Zerſtörungen verurſachen, die Felſen, welche unſeren Waſſerfällen ſich entgegen ſtellen, die Wände unſerer größeren Ströme an ſchnell fließenden Stellen derſelben, den Strand des Meeres an Englands, Schottlands und Irlands Küſten, wo die bedeutendſten Ebben und Fluthen beobachtet werden, unterſucht und genau unterſucht, da ſo Vieles von der Feſtſtellung dieſer Thatſache abhing, und ich kann mit völliger Beſtimmtheit verſichern, daß ich nirgends etwas dieſen Streifen Aehnliches erblickt habe, welches nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit für Produkt der vom Waſſer mitgeführten Gerölle hätte gehalten werden können. Selbſt da, wo die Wellen, die Brandungen und Waſſerſtürze mit raſender Gewalt anſchlagen, wo ſie große Maſſen von Sand, Grand und Geröllen mit ſich führen, welche man an die Felſen anprallen ſieht, ſelbſt an ſolchen Orten fand ich keine Streifen. Wie ſollten ſie auch entſtehen? Sie tragen das Gepräge einer ruhigen, ſteten Bewegung, mit bedeutendem Drucke verbunden, wie die Linien, welche der Graveur dem Metalle eingräbt. Und in dem leicht beweglichen Elemente des Waſſers ſollten ſolche Wirkungen der Stetigkeit erzeugt werden können? von den Geröllen, welche, fortgeriſſen vom wilden Strudel der Wogen, bald an-, bald abprallen und nie eine längere Strecke hindurch mit dem Felſen

im Kontakt bleiben? Man hat zwar auf alle erdenkliche Weiſe die Möglichkeit, daß Waſſergerölle ſolche Streifen hervorbringen könnten, darthun wollen; allein, wenn es wirklich möglich iſt, warum geſchieht es nicht in der That durch das Waſſer noch heute? Noch niemand hat ſolche vom Waſſer erzeugte Streifen, trotz aller Mühe, die man ſich gegeben, nachweiſen können; ob demnach Erzeugung durch daſſelbe möglich ſey, iſt für den nüchternen Forſcher, der Thatſachen will, durchaus gleichgültig.

Ich ſchweige von den übrigen Erſcheinungen, welche die Gletſcher im Allgemeinen darbieten, den Schründen und Spalten, welche ſie nach allen Richtungen hin durchſetzen, den Schuttkegeln, welche ſich auf ihrer Oberfläche bilden und ſo vielen anderen Eigenthümlichkeiten, welche theils ihrem Eiſe zukommen, theils von den verſchiedenen Lokalitäten abhängen, in welchen die Gletſcher ſich finden. In einer den Gegenſtand rein wiſſenſchaftlich behandelnden Arbeit, wie mein oben angeführtes Buch ſeyn ſollte, mußten freilich alle dieſe Erſcheinungen mit größerer Ausführlichkeit behandelt werden; der Zweck dieſes Aufſatzes hingegen erlaubte einen andern Gang und das Uebergehen ſo mancher für die geologiſche Wichtigkeit der Gletſcher unweſentlichen Erſcheinungen, während die für die Erkenntniß der Spuren alter Gletſcher ſo wichtigen Thatſachen über Bildung, Bewegung, Moränen und Einwirkung auf das Bette einer weitläufigeren Darſtellung gewürdigt werden mußten.

Was bleibt, wenn der Gletſcher verſchwunden, wenn ſein Eis aufgelöst iſt? Nur das kann ſeine Vernichtung überdauern, was, aus feſterem Material als das leicht auflösliche Eis zuſammengeſetzt, dem Wind und Wetter widerſteht, was der Zahn der Zeit nur langſam angreifen kann. Es bleiben die Schliffe der Felſen, es bleiben die Anhäufungen der Moränen und der Blöcke da zurück, wo der Gletſcher ſie abgeſetzt hatte, und geben Zeugniß von ſeiner früheren Anweſenheit ſo lange, als noch ein Stück von der Politur der Verwitterung widerſtanden, ſo lange noch ein Stein der Moränen auf dem andern liegt, ſo lange noch die Blöcke, welche fern von ihren urſprünglichen Lagerſtätten abgeſetzt wurden, nicht von der Erdoberfläche vertilgt ſind durch die Hand des Menſchen. Es wird lange dauern, und manche Aeonen werden darüber hingehen, bis ſie vernichtet ſind, alle dieſe Zeugen,

welche von dem Eiſe reden, und bis dahin werden ſie laut und vernehmlich genug geſprochen haben, um von allen zukünftigen Generationen verſtanden worden zu ſeyn.

Die gürtelförmig das Gletſcherthal ſchließenden Endmoränen ſind es hauptſächlich, welche bei Verfolgung der Gletſcherſpuren im Gebiete der Alpen uns ſichere Nachweiſe geben. Weit weniger bleibt von den alten Gandecken zurück, aus leicht erſichtlichen Gründen. Denn meiſt ſind die Felswände ſo ſteil, daß nur hier und da ein Block auf einem geeigneten Stützpunkte abgeſetzt zurückbleibt, während der Reſt der Gandecke, der Unterſtützung beraubt, ſtets beim Schwinden des Gletſchers nachrutſcht ins Thal hinab, und nur ſelten gleichförmig fortlaufende Linien, wie die Gandecken der Gletſcher doch ſind, ſich erhalten. Zudem ſind unſere Alpen ungemein waſſerreich, und namentlich bei ſtarkem Regen ſtürzen die zahlreichſten Bäche von allen Seiten über die Felswände hinab, welche dann die liegen gebliebenen Reſte der Gandecken unterwühlen, wegſchwemmen und ins Thal führen. So bleiben denn nur die größeren Blöcke der Gandecken hier und da zurück, oft in den wunderbarſten, kühnſten Stellungen aufgepflanzt, wie es nur geſchehen konnte durch eine ſtetig wirkende Urſache, die anfangs die Blöcke dahin trug und nur langſam und allmählich ſich wieder zurückzog. Oft ſcheint ein geringer Stoß ihr Gleichgewicht ſtören und ſie umwerfen zu können, oft ruhen dieſe Blöcke auf ihrer ſchmalſten Seite, einer Spitze, und man braucht nur die Lagerungsweiſe einiger wenigen genauer unterſucht zu haben, um ſich zu überzeugen, daß kein Bergſturz, kein Waſſerſtrom ſie an ihren Platz bringen und noch weniger in einer ſolchen Stellung ſie aufpflanzen konnte. Doch, wenn auch in den häufigſten Fällen nur ſolche aufgepflanzte Blöcke von den Gandecken übergeblieben ſind, ſo finden ſich nichts deſto weniger zuweilen an Stellen, wo die Thalwand terraſſenförmig gebildet iſt und einzelne Abſtufungen darbietet, die Gandecken oft in ihrer ganzen Linie erhalten. So z. B. im Abenethal, oberhalb St. Maurice, ſo bei Meyringen, nahe am Reichenbach.

Ein anderes Verhältniß tritt bei den Endmoränen ein. Der muldenförmige Thalgrund, den ſie meiſt in querem Halbmonde durchſetzen, bietet ihnen eine feſte Grundlage; nur ein einziger Bach durchſchneidet meiſt ihre Mitte, während ihre Flanken dem

zerſtörenden Einfluß der Bergwaſſer keine linienförmige Erſtreckung entgegen ſetzen. Deshalb ſind ſie gewöhnlich weit beſſer in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erhalten, und ſtellen ſich, wenn man von einem erhöhten Punkte aus das Thal in ſeinem ganzen Verlaufe überſehen kann, als eben ſo viel parallele, nach unten konvere Halbmonde dar. Man verfolge z. B. das Rhonethal von ſeinem Anfange an bis hinab zu dem weiten Becken des Leman, und betrachte jene Gürtel, welche ſich von Zeit zu Zeit wie gekrümmte Dämme dem Laufe des Bergſtromes entgegen ſtellen zu wollen ſcheinen. Der Rhonegletſcher iſt jetzt im Rückzuge begriffen; ſchon etwa zehn Schritte vor ſeinem Ende, wo er eine unbedeutende Moräne zu ſammeln beginnt, zieht ſich in weitem Halbmonde die im Verlaufe des Sommers zurückgelaſſene Endmoräne hin, nackte, unordentlich angehäufte Steine, auf loſem Sand und Grand ruhend. Wir können nicht zweifeln, daß es eine vom Gletſcher zurückgelaſſene Moräne ſey, denn Augenzeugen haben ſie noch im Frühjahr im Kontakt mit dem Gletſcher geſehen. Wir folgen dem Laufe der Rhone. Ein zweiter Halbmond empfängt uns; wir überklettern ihn. Es iſt loſes Geröll, hie und da ein Pflänzchen zwiſchen den Steinen im Verborgenen grünend; darauf folgt ein dritter, ein vierter und ſo fort mehrere Dämme; daß auch dieſe Moränen ſeyen, kann keinem Zweifel unterliegen, und Traditionen ſagen uns, daß zu einer gewiſſen Zeit der Gletſcher ſelbſt noch weiter gereicht habe. Allein je weiter hinab wir ſteigen in das blühende Thal des Wallis, deſto mehr der Halbmonde treffen wir an, in meilenweiter Entfernung von dem Gletſcher, und wenn die dem Gletſcher näher gelegenen eine rohe Zuſammenhäufung nackten Geſteines ſind, ſo grünen die entfernteren ſchon mit einer Decke von Raſen und Alpenblumen, und die letzten tragen ſtolze hundertjährige Tannen und ſelbſt menſchliche Wohnungen, und wenn man die Geſchichte des Landes fragt, ſo hat, ſeit Menſchen hier wohnen im Thale, der Wald auf der Moräne geſtanden, und keine Tradition erzählt, daß der Gletſcher bis hierher ſeine eiſigen Vorpoſten geſchoben.

Faſt in allen Alpenthälern finden wir dieſe alten Endmoränen, und nur wo ſteile Felswände in ſpitzem Winkel auf dem Grunde zuſammenſtoßen und der Strom, welcher das enge, gewundene Bette durchbraust, kaum einem ſchmalen Saumpfade Platz läßt

neben ſich, nur da fehlen ihre Spuren und nur einzelne an den Thalwänden aufgepflanzte Blöcke geben noch Zeugniß. Doch was ſage ich? Wo ſelbſt dieſe fehlen, da reden deutlich die polirten Flächen der Felswände, dieſe Nothwendigkeit des Gletſchergrundes, deren Ritzen und Streifen, deren glatte Oberfläche der Einwirkung von Jahrtauſenden widerſtehen und oft eben ſo friſch und neu uns entgegen glänzen, als hätten wir ſie eben erſt vom Eiſe entblößt.

Alle Thäler unſerer Alpen, die aus feſten Graniten, Kalken und andern, eine mehr oder minder feine Politur annehmenden Geſteinen gebildet ſind, werden von dieſen polirten Flächen überdeckt und die Richtung der Streifen in dieſen Alpenthälern deutet meiſt auf eine von den Höhen der Ketten als Centrum ausgehenden Bewegung, welche ſtrahlenförmig nach allen Seiten hin die Gletſcher in die Ebene hinab trieb. Die Seitenwände der Thäler ſind alle, wenn nicht beſondere Verhältniſſe modificirend eintreten, dem Thalboden parallel geſtreift, eine Richtung der Streifen, welche, obgleich ſie den Lauf der vielen Gewäſſer, die über die Thalwände herabſtürzen, in rechtem Winkel durchſchneidet, dennoch durch die ſeit Jahrtauſenden ſtürzenden Bäche nicht hat verwiſcht werden können. In den engeren Alpenthälern, wie namentlich in dem Haslithale, fällt auch die Bildung der Rundhöcker der abgerundeten Felſen ſehr in die Augen, und an vielen Stellen kann man deutlich in der Höhe die Grenze erkennen, wo die polirten Rundhöcker aufhören und ſpitz zugeſchnittenen Granitnadeln Platz machen. So auffallend iſt in den Alpen dieſes Verhältniß, daß Sauſſure, deſſen ſcharfem Auge es nicht entgangen war, wenn er gleich die Urſache mißkannte, es als eine Eigenthümlichkeit des Granites hinſtellte, indem er behauptete, in der Tiefe zeige der Granit ſtets ſolche abgerundete, glatte Formen (die er roches moutonnées nannte), während in der Höhe ſcharfe Nadeln und eckige Kämme ihn auszeichneten. Für uns, die wir die Urſache kennen, welche die Ecken abrundete, für uns ſind dieſe Rundhöcker und Schliffflächen ein ſicherer Beweis, daß, ſo weit ſie reichen, feſtes Eis in einer gewiſſen Zeit den Boden bedeckte und abſchliff, und wenn wir an dem Aarabhange des Sidelhornes und an der gegenüberſtehenden Thalwand bis gegen 8000 Fuß Höhe, an dem Ausgange des Haslithales bis gegen 6000 Fuß Höhe ſolche Rundhöcker und polirte Flächen antreffen; ſo zaudern wir keinen Augenblick,

zu behaupten: „ein ungeheurer Gletſcher hat einſt das ganze Haslithal erfüllt und ſeine vereisten Maſſen bis gegen Meyringen und Brienz vorgeſchoben.“ Und wenn ein Kenner jener Gegenden uns einwendet: der Sattel des Grimſelpaſſes iſt nur 6000 Fuß hoch, warum hat ſich euer Gletſcher nicht über dieſen hinaus in das Rhonethal entleert? ſo brauchen wir um keine Antwort verlegen zu ſeyn; denn die Natur ſelbſt gibt ſie uns einfach durch die Thatſache, daß der Grimſelpaß ebenfalls polirt iſt und die Streifung in querer Richtung über ihn wegläuft; ein Beweis, daß der Gletſcher des Oberhasli (deſſen Reſt jetzt die beiden Aargletſcher ſind) einſt durch eine Brücke über den Grimſelpaß weg mit dem Rhonegletſcher zuſammenhing, und demnach wirklich die ihm zugeſchriebene Höhe hatte.

Es iſt leicht, die eben angeführten Erſcheinungen in den meiſten Alpenthälern zu verfolgen und nachzuweiſen, daß ſie ſich genau auf dieſelbe Weiſe verhalten, wie das Haslithal; daß mithin einſt eine Zeit beſtand, wo die großen Wiegenthäler der Hauptſtröme Mitteleuropas die Hauptgletſcherarme des ungeheuren Firnmeeres enthielten, welche durch ſie gegen die Ebenen der Schweiz und Italiens hervorbrachen. Treten wir aber aus dem Gebiete der Alpen hinaus in die Ebene, ſo ſehen wir uns plötzlich in andere Verhältniſſe geworfen. Die feſten Geſteine des Gebirges: die Granite, Serpentine, Kalke ꝛc., welche eine vollkommene Politur annehmen und lange Zeit hindurch, der Verwitterung trotzend, ſie erhalten, verſchwinden, und in geologiſch trauriger Einförmigkeit dehnen ſich die Molaſſengegenden der Ebenen vor uns aus. Dieſe Molaſſe, ein bröcklicher, weicher, äußerſt leicht verwitternder Sandſtein, nimmt keine Politur an; gelingt es auch, ihn zu glätten, ſo hat in kurzer Zeit die Atmoſphäre die Glätte vernichtet und die vorige rauhe, ungleichmäßige Oberfläche wieder hergeſtellt. Es kann demnach in der Ebene keine Rede ſeyn von Fortſetzung der polirten Flächen, und man könnte zweifeln, ob wirklich die Gletſcher je weiter gereicht, als zur Grenzmarke der Alpen; denn auch die Moränen verlaſſen uns. Zwar iſt die Molaſſe überdeckt von ungeheuren Maſſen größerer und kleinerer Geſchiebe, von runden Geröllen und Anſammlungen von Sand und Grand, deren alpiniſcher Urſprung nicht geläugnet werden kann; zwar liegen überall zerſtreut oft ungeheure Felsblöcke

alpiniſcher Geſteine; allein die charakteriſtiſche Anordnung in langen Linien fehlt, und wenn wir auch annehmen wollten, daß die Civiliſation viele dieſer Halbmonde zerſtört und ihre Ordnung unkenntlich gemacht habe, ſo reicht doch dieſe Annahme bei weitem nicht aus, um den gänzlichen Mangel linienförmiger Anordnung zu erklären. Allein ein Blick auf die Gletſcher reicht hin, die genügendſte Erläuterung zu geben. Breiten ſie ſich nicht aus im Verhältniß der Breite des Thales? Und ein Gletſcher, der in eine weite Ebene mündet, dehnt er ſich nicht nach allen Seiten, ſie zu erfüllen? Und wird die Endmoräne nicht ſchwächer und ſchwächer im Verhältniß dieſer Ausdehnung, da ſie auf eine weit größere Erſtreckung verbreitet iſt? Muß ſie nicht in einer großen Ebene nur noch in einzelnen Fetzen beſtehen, und ein jeder Block, der am Ende anlangt, muß er nicht für ſich abgelagert werden, ohne mit ſeinen Genoſſen einen zuſammenhängenden Wall zu bilden? Erwägt man dies, bedenkt man, daß deshalb die Gletſcher nicht mehr Blöcke und Schutt herabbrachten, weil ſie in die weite Ebene ausmündeten, ſo wird man auch begreiflich finden, daß auf der Schweizerebene nur einzeln zerſtreute Depots, keine zuſammenhängenden Linien von Endmoränen mehr ſich finden.

Haben wir aber die mannichfaltigen Hügel und Thäler der Molaſſenformation durchmeſſen und gelangen wir an den Fuß der juraſſiſchen Ketten, die wie ein ungeheurer Halbmond auf der nördlichen Seite den Kreis ſchließen, welchen gegen Süden die Alpen fortſetzen, ſo ändert ſich aufs neue der Boden. Hohe Dome bildend, ſteigen die Kalkſteinſchichten dieſes Gebirges unter der Molaſſe hervor, und ſobald dies feſte Geſtein zu Tage kommt, erſcheinen auch auf's neue unſere Wegweiſer, die polirten und geritzten Flächen. Ja zum Beweiſe, daß ſie auch in der Ebene vorhanden ſeyn würden, wenn das Geſtein der Molaſſe fähig wäre, die Politur zu erhalten, ſteht der Hügel von Chamblon bei Yverdun da. Dieſer, ein Erhebungsdom, aus dem körnigen gelben Kalkſtein des Néocomien, einer Stufe der Kreideformation, gebildet, hat nicht die Höhe mehrerer Hügel und Plateau's der Molaſſeformation, und dennoch iſt ſeine ganze Oberfläche bis zum tiefſten Niveau der Ebene polirt und die polirten Flächen geritzt, wie alle Felſen, worauf Gletſcher einſt geruht. An dem ganzen Südabhange des Jura aber, von Aarau bis Genf und bis zur

Perte du Rhône, ſind die polirten Flächen auf das ſchönſte entwickelt und ſelbſt in weit größerem Zuſammenhange, als in den Alpen. Denn meiſt waren die Schichtenflächen in ihrer ganzen Ausdehnung, ſelten nur die Schichtenköpfe der Einwirkung des Eiſes ausgeſetzt, während in den Alpen die zahlloſen Verwerfungen, Riſſe und Spalten der Felſen eine weit ungleichförmigere Oberfläche verurſachten. Die Streifenrichtung aber geht im Allgemeinen von Südweſt nach Nordoſt und beweist ſo, daß die Eismaſſe, welche die ſchweizeriſche Ebene erfüllte, dieſe allgemeine Bewegungsrichtung gehabt habe. Denn daß dieſe Ebene vollſtändig von Eis erfüllt war, daß dieſes Eis bis zu den höchſten Höhen des Jura hinan ſtieg und ſelbſt in die inneren Thäler der Ketten dieſes Gebirges drang, wie wir dies im Anfange dieſes Aufſatzes behauptet, würde ſchon die bloße Exiſtenz der polirten Flächen beweiſen, wenn nicht noch andere Zeugen dafür ſprächen, die zahlloſen Blöcke alpiniſchen Urſprungs, welche überall auf dem Südabhange, wie in den inneren Thälern des Jura zerſtreut liegen. Dieſe Blöcke ſind meiſt eckig und haben wohlerhaltene Sprungflächen und Kanten; ſie haben oft ein ungeheures Gewicht und liegen, wenn dies nicht weggeſchwemmt worden, auf einem Bette von feinem Sand, Grand und Rollſteinen; bis zu den höchſten Spitzen des Jura, wenigſtens bis zu 4000 Fuß, finden ſie ſich zerſtreut; ungemein groß iſt ihre Zahl, und ihre Verbreitung an dem Jura in ſenkrechter Linie ſteht im Verhältniß zu der Höhe, in welcher ſie in den Alpen anſtehend gefunden werden. Ich kann hier nicht weitläufiger auf die Geſetze ihrer Verbreitung und die Widerlegung aller jener Hypotheſen eingehen, welche ſie durch andere Urſachen als durch Gletſchereis an ihre Lagerungsſtätte haben bringen laſſen wollen; man findet dies weitläufiger in meinem oben angeführten Werke entwickelt; es genügt hier, dieſe alpiniſchen Fündlingsblöcke als Beweis einer die geſammte Schweizerebene ausfüllenden Eismaſſe angeführt zu haben.

Doch war dieſer Kreis der Erſcheinungen zu klein, um hierauf die Annahme einer Eiszeit zu gründen, was den bis jetzt feſtgeſetzten Grundſätzen der allgemeinen Phyſik der Erde ſo ſehr entgegenlief. Sie konnten nur eine Erſtreckung der alpiniſchen Gletſcher bis zum Jura beweiſen, nur eine Eisfüllung der ſchweizeriſchen Ebene, und in der That haben ſich auch einige Gelehrte

auf dieſe Annahme beſchränkt. Allein gewichtige Thatſachen waren dieſer Beſchränkung entgegen, und je mehr ich dieſe in's Auge faßte, deſto lebendiger erwachte in mir die Idee einer allgemeinen Vereiſung der Erde, wie ich ſie oben ausgeführt habe.

Faſt in allen Ländern der Erde, welche die Geologie mit Aufmerkſamkeit durchforſchen konnte, hatte ſie Fündlingsblöcke entdeckt, welche weit von ihren Lagerungsſtätten weg auf fremdartigem Geſteine zerſtreut waren. Ihre Lage in Polen, Rußland, Deutſchland, Frankreich und England war bekannt, nachgewieſen der Urſprung dieſer Blöcke aus den hohen Ketten der ſcandinaviſchen Halbinſel, und allgemein faſt hatte man zu der Annahme einer gewaltigen, vom Norden her ausgebrochenen Fluth ſeine Zuflucht genommen, welche dieſe gewaltigen Blöcke über die Oſt- und Nordſee hinübergeſchleudert und in weitem Kreiſe in den genannten Ländern abgeſetzt hätte. Man kannte außerdem die Streifen und Schliffe der Felſen in Schweden und England, und ſelbſt dieſe mußten für die Exiſtenz einer ſolchen Fluth ſprechen, obgleich kein Menſch für die jetzigen Gewäſſer eine einigermaßen ähnliche Einwirkung nachweiſen konnte. Die Fluth war einmal als ein Dogma in der Wiſſenſchaft hingeſtellt und man wagte höchſtens, in einzelnen Punkten an ihr zu rütteln, nicht aber ſie in ihrer Geſammtheit zu beſtreiten. Man hörte nicht auf Cuvier's Worte, der ſchon bei Erwähnung des vorweltlichen Elephanten, welchen man mit Fleiſch, Haut und Haaren wohlerhalten im Eiſe der Lena gefunden hatte, nachwies, daß nur eine plötzliche Kataſtrophe dieſen ungeheuren Leichnam eingehüllt haben könne, daß er augenblicklich, nicht erſt nach langem Treiben im Waſſer, eingehüllt worden ſeyn müſſe, und daß er da eingehüllt worden, wo er im Leben gehaust. Man beachtete nicht, was die nordiſchen Seefahrer von den Lagerungsſtätten der foſſilen Elephantenknochen im Eiſe des hohen Nordens vom weſtlichen Amerika erzählten, was man von der ungeheuren, im gefrornen Boden verſenkten Menge von Elfenbein in Sibirien berichtete, welche einen bedeutenden Handelsartikel bildet; alle dieſe Erſcheinungen ſtanden vereinzelt in der Wiſſenſchaft da; ſie unter einem allgemeinen Geſichtspunkte zu betrachten, wagte man nicht.

Schon auf die oben angeführten Thatſachen hin, wie auf die allgemeine Zerſtreuung der Fündlingsblöcke, deren Bewegungsurſache

einmal erkannt war, über alle Terrains und Gebirgsformationen weg (was ihre Zerſtreuung als eine der letzten Kataſtrophen, welche unſere Erdrinde betroffen, betrachten ließ), und auf die Lagerung der foſſilen Knochen der Diluvialſchichten im gemäßigten Europa geſtützt, hatte ich die frühere Exiſtenz einer allgemeinen Vereiſung, einer zeitlichen Erkältung unſeres Erdkörpers ausgeſprochen. Neue Beobachtungen kamen ſeither zur Unterſtützung. In den Vogeſen, einem Gebirge, welches heut zu Tage keinen ewigen Schnee mehr nährt, wurden die deutlichſten Spuren nicht blos von polirten Felſen und Findlingsblöcken, ſondern auch wohlerhaltene End- und Seitenmoränen gefunden und ſo nachgewieſen, daß dort eine Temperatur geherrſcht haben mußte, welche in dieſem niederen Gebirge die Exiſtenz von Gletſcher und Firn nicht beeinträchtigte. Meine eigenen Beobachtungen in England, im Herbſte verfloſſenen Jahres, beſtätigten aufs Neue meine Anſicht und erweiterten zugleich bedeutend die Kenntniß der Modifikationen, welche ein verſchiedenes Relief des Bodens mit ſich bringen muß. Von der Richtigkeit meiner Anſichten überzeugt, hatte ich ſchon bei der Verſammlung der engliſchen Naturforſcher in Glasgow auf das beſtimmteſte ausgeſprochen, im ſchottiſchen Gebirge müßten Gletſcherſpuren ſich vorfinden, und nach einigen Tagen fand ich auch wirklich in Begleitung meines Freundes, Dr. Buckland, die erſten Moränen in einem Thale der Oſtküſte Schottlands. Bald erkannte ich, nachdem ich ganz Schottland durchkreuzt, an der Stellung der Moränen, welche in allen Thälern ſich vorfanden, an den polirten Flächen der Felswände und an der Richtung der Streifen namentlich, daß einſt durch alle Thäler der Kette des Ben Nevis, dieſes gewaltigen Gebirgsſtockes, nach allen Richtungen hin Gletſcher nach der Ebene vordrangen, welche bis tief in das Meer hinab reichten; denn wie ich ſchon eben angeführt, konnte ich an vielen Stellen der Küſte noch weit unter dem Meeresſpiegel die polirten Flächen und Streifen erkennen. Was Schottland gezeigt hatte, das fehlte auch in England und Irland nicht, und in Irland namentlich kam die weite Erſtreckung der polirten Flächen in der Ebene ſehr der Anſicht über die Schweizerebene zu Hülfe und bewies, daß nicht die Geſtaltung des Bodens, ſondern die Natur ſeines Geſteines die Schuld trug, wenn die Spuren der Gletſcher nicht mehr erhalten waren. Denn in Irland, wo Granit,

Gneiß und andere harte Geſteine den Boden der Ebene auf breite Strecken hin bilden, ſind dieſe Spuren eben ſo wohl erhalten, als irgendwo in den Bergen. Dagegen fehlen ſie in denſelben Gegenden und unter anſcheinend denſelben Verhältniſſen, wo Sandſtein auftritt, deſſen Zuſammenſetzung ihre Erhaltung nicht begünſtigt. Wie ſehr auch dieſe Gletſcherſpuren in Irland für eine allgemeine Vereiſung in unſeren Gegenden ſprechen mußten, iſt leicht erſichtlich. Haben ja doch die höchſten Berge Irlands kaum eine bedeutendere Höhe über dem Meere, als manche Ebenen von Frankreich, Deutſchland und Rußland!

So geſtaltet ſich denn mehr und mehr ein großes Ganze aus den vereinzelten Bruchſtücken, welche Einzelne zu ſammeln vermögen, und ſtets neue Erweiterungen und Bereicherungen reihen ſich dem ſchon Bekannten an. Mehr und mehr lichten ſich die Reihen der Gegner, während die Zahl der durch Thatſachen Ueberzeugten von Tage zu Tage ſich mehrt. Aus den harten Kämpfen, welche ſie im Schooße der verſchiedenen Geſellſchaften, namentlich aber der geologiſchen Societät in London zu beſtehen hatte, iſt meine Anſicht ſiegreich hervorgegangen, und Buckland's und Lyell's vortreffliche Arbeiten über die Gletſcherſpuren in Schottland und England haben ſeither bewieſen, daß die Wiſſenſchaft noch gar manche Männer zählt, welche ſelbſt ihre eigenen Anſichten, die ſie früher aufgeſtellt und vertheidigt, der Wahrheit zum Opfer zu bringen wiſſen, ſobald ſie ſich überzeugt haben von der Richtigkeit der Thatſachen, welche ihnen entgegenſtehen. Möge die Zeit nicht ferne ſeyn, wo auch die deutſchen Geologen, vorgefaßte Meinungen und vielleicht auch perſönliche Rückſichten hinter ſich laſſend, ihre herrlichen Kräfte dieſer Aufgabe zuwenden! Denn ich bin überzeugt, daß die meiſten Gebirgszüge Deutſchlands bald für die Wahrheit dieſer großen Naturereigniſſe ſprechen werden.

Profeſſor Dr. Agaſſiz.

Die
dänische Elementar-Schuleinrichtung.

Unter uns nachahmungssüchtigen Deutschen, die wir es auch auf dem Felde der Erziehung und Unterweisung sind, und so z. B. früher neben den guten Ideen und wahren Grundsätzen Pestalozzi's auch die zufälligen und spielenden Formen seiner Methode und noch in neuerer Zeit den ganzen Hamiltonismus in vielen Anstalten und Schulen aufgenommen haben, hat gleichwohl die, vom Auslande ringsumher, ja in allen Welttheilen mit Begeisterung aufgenommene Erfindung von Bell und Lankaster keinen rechten Geschmack und Anklang gefunden. Es war bei ihrer Bekanntmachung höchstens ein vorübergehender Lärm entstanden, welcher etwa den schon früher aus Bedürfniß in Uebung gekommenen Gebrauch reiferer Schüler zur Nachbesserung der jüngeren und schwächeren in neue Bewegung und zur häufigeren, geregelteren Anwendung brachte.

Nun handelt es sich aber von einer neuen eigenthümlichen Einrichtung und Ordnung des Volksschulwesens, welche seit mehr als zwanzig Jahren in den dänischen Staaten mit vollständiger Organisation eingeführt und verbreitet ist. Darüber haben sich in dem jüngsten Jahrzehend auch deutsche Pädagogen in Büchern und Zeitschriften ausgelassen. Die erwähnte Schuleinrichtung, welche sich die wechselseitige — indbyrdes Undervisning — nennt, knüpft schon durch diesen Namen und durch die ganze Geschichte ihrer Veranlassung und Entstehung an den Vorgang von Bell und Lankaster an. Sie wird von den Vielen, welche sie auch für

Deutſchland empfehlen und vertheidigen, als die zweckmäßige Verbindung der älteren und der neueren, der deutſchen und der engliſchen Unterrichtsweiſe geprieſen, worin eben das Wahre, das Natur- und Zeitgemäße und das Heilſame der Bell-Lankaſterſchen Vorſchriften, aber auch nur dieſes Wahre und Gute davon zur Anwendung komme.

In den deutſchen Provinzen von Dänemark beſteht eine Normalſchule mit dieſer Einrichtung, und alle holſteinſchen und ſchleswigſchen Lehrlinge des Schulamts haben ſich daſelbſt einige Wochen aufzuhalten, um ſie praktiſch einzuſehen und ſich anzueignen. Aus dem übrigen, ſüdlichen und nördlichen Deutſchland haben bekannte und ſtrebende Schulmänner ſich an Ort und Stelle begeben und von der Beſchaffenheit und den Wirkungen des dortigen Schulweſens unmittelbare Kenntniß genommen. Mehrere derſelben, aus Preußen, Sachſen, Heſſen, ſind im beſondern Auftrag ihrer Regierungen dort geweſen und haben öffentlichen Bericht über das Ergebniß der von ihnen angeſtellten Unterſuchungen erſtattet. Man hat auch bereits in mehreren, mit deutſchen Schullehrerſeminarien vereinigten Schulen den Verſuch einer vollſtändigen — Magdeburg, Schlüchtern — oder doch einer theilweiſen Nachbildung der däniſchen Schuleinrichtung gemacht. Es frägt ſich nun, ob und wieweit, in Betracht des Zuſtandes der deutſchen Volksſchule überhaupt und im Beſonderen, die fernere Verbreitung und ſtrengere Anwendung dieſer vorbildlichen Verſuche wünſchenswerth und zweckmäßig ſey.

Dieſe Frage kann erſt im Zuſammenhange mit einem Rückblick auf das Weſen und den Zweck der engliſchen Methode, auf welche ſich die däniſche Schuleinrichtung baſirt, und unter Beachtung der hiſtoriſchen und lokalen Bedingungen, unter welchen dieſe letztere ins Leben getreten iſt, beantwortet werden.

Von den Erfindern des engliſchen Syſtems iſt bekannt, daß der eine, Dr. Bell, in Dienſten der engliſchen Hochkirche, deren Geiſtlicher er war, an der Schule des Waiſenhauſes zu Egmora bei Madras, bei der Unfähigkeit und Widerſpenſtigkeit der ihm untergeordneten Lehrer, vielleicht veranlaßt durch die früher beſtandene Einrichtung indiſcher Nationalſchulen, ſeine beſſeren Schüler zu Lehrern der ſchwächern bildete und ſo allmählig ein Unterrichtsſyſtem zur Ausführung brachte, deſſen Grundzüge er, ſieben Jahre

ſpäter nach Europa heimgekehrt, durch ſein Experiment in education (London 1797) öffentlich bekannt machte; während bald hernach der junge Quäker Lankaſter, beſeelt von dem Eifer, Kenntniſſe und Geſittung unter den Armen ſeines Volkes zu verbreiten, und ſey es, mit den Anſichten des Dr. Bell zuvor bekannt geworden oder nicht — er ſelbſt behauptete das Letztere — im J. 1798 zu London eine Armenſchule für wechſelſeitigen Unterricht eröffnete. Der Beifall und die Unterſtützung, welche Lankaſter bald von vielen Seiten, auch vom Hofe, gewann, und die freiere religiöſe Richtung, womit er als Parteimann der Diſſenters erſchien, veranlaßten die Freunde der herrſchenden Kirche, den im Stillen lebenden Dr. Bell auf einen öffentlichen Schauplatz hervorzuholen und den Beſtrebungen deſſelben jeden Vorſchub zu thun. Im Weſentlichen iſt es ganz dieſelbe Methode, welche von Beiden betrieben wurde. Von England aus nahm dieſelbe nunmehr ihren Lauf durch die Welt, und viele hunderttauſende von Kindern genießen Unterricht und empfangen die erſte moraliſche Zucht und Weiſung auf dieſem Wege.

Zweck der Methode iſt, die Unterweiſung in den zum Leben nothwendigſten Kenntniſſen und Fertigkeiten, und Erziehung zu geordneten Sitten und chriſtlichen Grundſätzen für möglichſt viele Kinder auf die einfachſte und wohlfeilſte Weiſe zu bewirken.

Die eigenthümliche Form des Unterrichts und der Erziehung, wodurch dieſer Zweck erſtrebt wird, beſteht nun darin, daß Kinder auf Kinder lehrend, ordnend und bewachend einwirken in einem und demſelben Schulzimmer und unter Aufſicht und Leitung eines einzigen Schulmeiſters. Dieſer Letztere iſt wirklich blos Regent und Richter und überwacht von ſeinem erhöheten Sitze aus den mannichfach organiſirten und in ſtetem Wechſel bewegten Staat der Schule. Der ihm allein zufallende Unterricht beſchränkt ſich auf die Anweiſung, Vorbereitung und Zurichtung derjenigen Schüler, welche dazu beſtimmt ſind, die Woche oder den Monat über den Unterricht in der Schule zu ertheilen, zu den vorgeſchriebenen Penſen, welche ſie zu behandeln haben. Die ganze zahlreiche Jugend — man hat ſie in einzelnen engliſchen Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts bis auf 1000 Kinder geſteigert — iſt nun in verſchiedene Rotten vertheilt, deren jede eine beſondere Kenntnißſtufe einnimmt, auf welcher die gleichartigen Schüler vereinigt

werden. Lankaſter hat ſogar, abweichend von Bell, eine doppelte ſolche Klaſſifikation ſämmtlicher Schüler, die eine für den Unterricht im Leſen und Schreiben, die andere für den im Rechnen gemacht. Jede dieſer Rotten hat ferner den Beſten in ihrer Mitte, denjenigen Schüler, welcher die von ihr eingenommene Kenntnißſtufe am vollkommenſten behauptet und darſtellt, zu ihrem Lehrer (monitor). Dieſer Monitor hat die Mitſchüler ſeiner Rotte in dem Fache, worin er eben jetzt der Beſte iſt, nach den beſtehenden Vorſchriften und nach beſonderen Weiſungen des Schulmeiſters, mittelſt der eingeführten Tabellen oder Bücher zu unterrichten, und muß damit ſo lange fortfahren, bis er einen unter ſeinen Schülern ſo weit gebracht hat, daß dieſer von dem Schulmeiſter bei dem, ſey es wöchentlichen oder monatlichen Wechſel der Lehrer, in ſeine Stelle einzutreten werth gefunden wird; worauf dann der bisherige Lehrer als Schüler in eine andere Rotte auf einer höheren Kenntnißſtufe übergeht. Die Monitoren werden indeſſen auch mit Rückſicht auf ihre Sitten gewählt und haben zugleich den Dienſt als Aufſeher ihrer Rotten, Unordnung zu wehren oder anzuzeigen, Gehorſam, Fleiß und das ganze übrige Betragen der Mitſchüler zu bewachen, und Lob und Tadel dem Schulmeiſter vorzutragen. Auſſer dieſen Rottenaufſehern beſtehen ſodann allgemeine Monitoren, welchen die Sorge für die Schulpolizei überhaupt obliegt, **Monitors of absentees**, welche nach den Abweſenden fragen, **of ruling**, welche die Schreibhefte in Ordnung und lineirt erhalten, **of slates**, welchen die Schiefertafeln zum Bewahren, Austheilen, Einſammeln übergeben ſind u. dgl. m. Bei größeren Schulen, von hundert und mehr Schülern, ſind es deren mehrere; auch werden dann den Rottenlehrern noch Gehülfen oder Stellvertreter beigeordnet.

Die Disciplin der engliſchen Schulen iſt bekanntlich auf den Ehrtrieb baſirt und hat eine reiche, bunte Abſtufung von belohnenden und ſtrafenden Auszeichnungen, dort bis ins Lächerliche, hier bis zum Grauſamen. In der Idee der Urheber des Syſtems mag ſie wohl mit dem Zuſtand und Bedürfniß des Volks oder der Volksklaſſe, worauf ſie das Abſehen ihres Plans richteten, oder mit ihrer Vorſtellung von der menſchlichen Natur und Empfänglichkeit überhaupt, in organiſchem Zuſammenhang geſtanden haben; aber weſentlich für die Methode ſelbſt iſt ſie nicht. Auch die von

Bell und Lankaſter eingeführten einzelnen Unterrichtsmittel und Vorſchriften, Sandtiſch, Vorlegeblätter, Rechnen- und Leſetabellen, ſind im Vergleich mit demjenigen, was um dieſelbe Zeit in der Schweiz und in Deutſchland vorhanden war, mangelhaft und unbedeutend; aber auch dies thut der Beurtheilung des Prinzips der ſogenannten Wechſelſeitigkeit im Unterricht, der lehrenden, beaufſichtigenden und erziehenden Einwirkung durch Schüler auf Schüler unter Anordnung, Bewachung und Leitung des Lehrers, keinen Eintrag. Wir haben es lediglich mit dieſem Prinzip zu thun.

Wo daſſelbe ſeinen Boden fand, da mußte es durch ſeine Wohlfeilheit, wie durch ſeine Wohlthätigkeit ſich bald empfehlen und einbürgern. Dies geſchah in Ländern, wo, wie in England, Frankreich, Italien, Rußland, in den übrigen Welttheilen, eine große Maſſe von Kindern, in Frankreich z. B. von ſechs Millionen unterrichtsfähiger Kinder über vier, alſo mehr als zwei Drittheile von der Jugend der großen Nation, in Stadt und Land ohne irgend welchen Unterricht, und großentheils ohne rechte Aufſicht und Erziehung bis dahin geweſen waren. Dieſe rohen, in jeder Hinſicht verwahrloſten Kinder kennten ſo wenigſtens mit möglichſt geringen Koſten und in möglichſt großer Zahl im Nothwendigſten unterrichtet und an Zucht und Ordnung gewöhnt, nicht mehr als ein verlorenes Geſchlecht und als ein Schreckbild der Gefahr für die Wohlfahrt und Geſittung des Staats erſcheinen. Die Meinung davon war jenſeits des Rheins ſo geſtiegen, daß man ſogar in das der Begeiſterung entgegengeſetzte Gefühl, das der Beſorgniß und Furcht, noch während der Reſtauration, gerieth, es möchte durch dieſe Schulen zu viel Intelligenz in dem Volke geweckt und verbreitet werden.

Anders war der Standpunkt, freier, unbefangener das Urtheil diesmal in Deutſchland, wo in ſämmtlichen Territorien der Staat ſelbſt, in den meiſten proteſtantiſchen Ländern ſeit der Reformation her, die Fürſorge für den Volksunterricht übernommen hat, und wo bei dem ruhigen Fortſchritt einer bewährten Praxis, deren ſich Oeſterreich erfreut, und bei dem kräftigen Aufſchwung eines vielgeſtaltigen Schul- und Erziehungsweſens und namentlich der ſorgfältigſten theoretiſchen Vorbildung des Schullehrerſtandes in Preußen, auch die übrigen Länder in einem tüchtigen Zuſtand und friſchen Streben, zumal ſeit den letzten fünfzig Jahren, ſich befinden.

Davon zeugt auch die neueſte Schulgeſetzgebung in Baden und in Württemberg, woraus bei allen unverkennbaren Mängeln, namentlich in der äußeren Lage und Stellung der Lehrer, doch der Ernſt und die Einſicht erhellt, womit ſich die deutſchen Regierungen und Stände dieſem wichtigſten Gegenſtand öffentlicher Fürſorge widmen.

Die Bewegung und Thätigkeit, welche durch Aufſtellung und Vertheilung der Gehülfen an viele einzelne Reihen in die engliſche Schuleinrichtung kam, und wobei das Lernen und Lehren an den einzelnen Schülern in einen förderlichen Wechſel trat, mußte auch dem deutſchen Pädagogen einleuchten, welcher dem gegenüber in dem ununterbrochen paſſiven Verhalten der Schüler in unſeren Anſtalten etwas Hemmendes und Erſchlaffendes erkannte. Dazu die äußere Ordnung, der militäriſche Ton und Zuſchnitt, das wohlberechnete Ineinandergreifen verſchiedener Kräfte und Dienſtleiſtungen in dem Organismus des Unterrichts und der Erziehung der Schule, mußte als eine nützliche frühe Gewöhnung an Zucht und Unterordnung, Handreichung an Andere und Selbſtbeſchränkung auch für die künftigen Verhältniſſe des bürgerlichen Gemeinweſens und einer öffentlichen Berufsthätigkeit erſcheinen.

Allein das Zurücktreten des Lehrers von der unmittelbar lehrenden Einwirkung auf die Geſammtheit der Schüler, und das Ueberlaſſen des ganzen, wiewohl vielfach getheilten und vorbereiteten Unterrichtes an Schüler, alſo an unreife Kinder, wurde alſobald als ein gar zu unbefriedigendes Mittel gründlicher und lebendiger Bildung angeſehen. Auch hatte Lankaſter ſelbſt die neue Erfindung **a new mechanical system of education for the use of schools** genannt. In der That war dieſer Unterricht, welcher in Vor- und Nachſprechen des vorgeſchriebenen Penſums beſtand und beinahe ausſchließlich das Gedächtniß in Anſpruch nahm, nur im Stande, ein äußeres, halb- und unbewußtes und unverſtandenes An'ernen und Abrichten zu bewirken, keinesfalls aber, eine innere, geiſtige Aneignung des Gegenſtandes zu vermitteln und eine gründliche, klare, ſichere Einſicht und Ueberzeugung hervorzubringen. Denn wie ſollte da von einer Entwickelung, von einem ſtetigen Fortſchritte des Verſtändniſſes, von einer deutlichen Rechenſchaft des Schülers über das Gelernte die Rede ſeyn? Und wie konnte bei aller äußeren Anregung und Belebung der Schüler ein inneres Leben und eine lebendige Luſt am Lernen entſtehen? Deshalb

unſtreitig ſuchten die Gründer dieſer Schuleinrichtung gleich anfangs dem Lerneifer durch egoiſtiſche Reizmittel und ehrſüchtige Triebfedern unter die Arme zu greifen. Am traurigſten zeigte ſich der Fluch des Mechanismus an dem Unterrichte der Religion, der in den Schulen von Bell und Lankaſter gleicherweiſe, nur mit dem Unterſchiede, daß jener den Katechismus der Hochkirche, dieſer bibliſche Abſchnitte lehren und auswendig lernen ließ, in bloßer Mittheilung von Formeln und Sprüchen ohne Auslegung und Anwendung, ohne Innigkeit, Helle und Wärme des Verſtändniſſes beſteht.

In England ſelbſt ſollte die Einſeitigkeit dieſer Unterrichtsweiſe noch greller dadurch an den Tag kommen, daß man ſie auch auf die alten Sprachen und auf Realwiſſenſchaften in höherem Bezug anzuwenden ſuchte. Rektor Pillans in Edinburg that dies zuerſt mit 900 Schülern in fünf Klaſſen, welche er vorzüglich in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, ſo wie in alter und neuer Geographie nach Bell-Lankaſterſchem Vorbilde zu unterrichten pflegte. In London und Paris fing man vor zwanzig Jahren an, im Zeichnen, im Geſang, in der Sprach- und Raumlehre den Unterricht eben ſo zu ertheilen, und beſonders verſuchte man in einzelnen Schulen zu Paris und Beſançon den Unterricht in der deutſchen Sprache.

Bell's Schulmethodus erſchien in das Deutſche von Tilgenkamp überſetzt, im Jahr 1808; zu gleicher Zeit und an demſelben Orte (Duisburg und Eſſen), von Natorp überſetzt und mit Anmerkungen begleitet: Ein einziger Schulmeiſter unter tauſend Kindern in Einer Schule; ein Beitrag zur Verbeſſerung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niedern Volksſchulen von J. Lankaſter. Eine zuſammenfaſſende, überſichtliche Darſtellung und Beurtheilung beider Syſteme hat ſpäter, im Jahr 1817, der letztgenannte Ueberſetzer, der preußiſche Ober-Conſiſtorialrath Natorp in Münſter, unter der Aufſchrift: Andreas Bell und Joſeph Lankaſter, veröffentlicht, und eine ähnliche Schrift von unbefangenem Urtheil iſt, auf dem Grund der im Jahr 1813 erſchienenen Mittheilungen des ruſſiſchen Akademikers Dr. Joſeph Hamel, von dem nunmehrigen wohlbekannten Seminardirektor Dr. Harniſch zu Weißenfels, damals in Breslau, (im J. 1819) ausgegangen; der vielen andern Schriften und Schriftchen nicht zu erwähnen, welche mit

mehr oder minder richtigem Blick das Wesentliche der Bell-Lankasterschen Schulweise herausgefunden und mit theilweiser Anerkennung und Empfehlung ihres Systems sie doch von den Grenzen deutschen Schulwesens beinahe einstimmig abgewehrt haben.

Mittlerweile hatte sich in dem benachbarten Norden eine modificirte Behandlung des wechselseitigen Unterrichts vorbereitet. Herr von Abrahamsen, Obristlieutenant und Flügeladjutant des Königs von Dänemark, mit den dänischen Occupationstruppen eine längere Zeit in Frankreich und dann auf Reisen sich in England und Italien verweilend, hatte die Bell-Lankasterschen Schulen durch Augenschein kennen gelernt, und sich von ihrer Anwendbarkeit in seinem Vaterlande unter verbessernden Bestimmungen überzeugt. Im Jahr 1819 wurde durch seinen Einfluß in der Infanteriekaserne zu Kopenhagen eine Schule für wechselseitigen Unterricht eröffnet, welche nach den ersten acht Monaten ihres Bestehens das Resultat erzielt hatte, daß ihre, freilich blos fünfundzwanzig, Schüler lesen, schreiben und rechnen konnten. Die persönliche Theilnahme des Königs Friedrich VI. bewirkte ein allgemeines Interesse des Hofes und der Beamtenwelt und bekämpfte den nicht leisen Widerspruch, welchen das neue Schulwesen im Lande gefunden hatte, und die nicht geringen Hindernisse, auf welche es gestoßen war. Zwei Kommissionen wurden niedergesetzt, welche für die zweckmäßige Gestaltung und Vervollkommnung des wechselseitigen Unterrichts wirken sollten, die eine für die dänischen Provinzen zu Kopenhagen, die andere für die deutschen zu Eckernförde. Die deutsche Kommission stand unter der Leitung des Herrn von Krohn, damals Major und Vorstand des Militär-Waisenhauses zu Eckernförde, mit welchem eine Normalschule der neuen Schuleinrichtung verbunden ward, welche zu ihrem ersten Lehrer den nunmehrigen Inspektor der Waisenhausschule zu Altona, Eggers, hatte. Diese Eckernförder Normalschule ist es nun zunächst, durch welche die dänische Schuleinrichtung sich in der übrigen deutschen Welt bekannt gemacht hat, und worauf sich namentlich die Schriften preußischer und sächsischer Pädagogen beziehen, welche bis daher das erste Wort über den Werth oder Unwerth dieser Einrichtung geführt haben. Nach den neuesten Nachrichten, welche auch die deutsche Vierteljahrsschrift in ihrem 13ten Hefte aufgenommen hat (S. 349), befinden sich in den

Herzogthümern Schleswig und Holſtein 1895 Volksſchulen, nämlich 224 Elementarſchulen für Kinder von 6—9 Jahren, 267 Schulen für Kinder von 10 Jahren bis zur Konfirmation und 1404 gemiſchte Schulen, welche aus einer Elementarſchule (Unterklaſſe) und einer Hauptſchule (Oberklaſſe) zuſammengeſetzt ſind. In 921 von dieſen Schulen, in ⅔ der Elementarſchulen, iſt bereits die wechſelſeitige Schuleinrichtung eingeführt.

Die Eigenthümlichkeit dieſer Schuleinrichtung in ihrem Verhältniſſe ſowohl der Verwandtſchaft als der Abweichung zu dem engliſchen Syſtem beſteht in Folgendem.

Die Wechſelſeitigkeit ſoll ſich zunächſt auf Elementarſchulen oder Unterklaſſen gemiſchter Schulen, alſo für Kinder vom ſechsten bis in das neunte Jahr beſchränken. Aller Unterricht in Kenntniſſen und Fertigkeiten liegt allein dem Lehrer ob. Nur die Uebung im Gelernten und gleichfalls blos oder doch vorzugsweiſe in den, der mechaniſchen Aneignung bedürftigen Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens, wird von Schülern mit Schülern in wechſelſeitiger Art betrieben. Zu dieſem Behufe des Unterrichts durch den Lehrer allein und der Uebung durch Schüler iſt die ganze Schule nicht nur im Großen in zwei oder höchſtens drei Abtheilungen, der älteren und vorangeſchrittenen, der jüngeren oder der jüngſten, ſondern auch nach den Kenntnißſtufen in kleinern Unterabtheilungen oder Reihen geordnet. In der größeren Abtheilungsweiſe erfolgt der Unterricht des Lehrers, in der kleineren Abſtufung die Uebung durch die Gehülfen aus den Schülern ſo, daß, während der Lehrer ſich mit der einen Abtheilung durch Unterricht beſchäftigt, die Uebungen der andern Abtheilungen in den getheilten Stufenreihen oder Unterabtheilungen ſtattfinden. Indeſſen pflegt der Lehrer ſeine Lektionen etwa zehn Minuten vor dem Abſchluß der Stunde zu beendigen, um in der übrigen Zeit die Uebungsreihen näher anzuhören und durchzuprüfen, und ſind für dieſen letzteren Zweck, außer den Lektionen, etwa ſechs beſondere wöchentliche Stunden noch beſtimmt, worin ſämmtliche Stufen in allen Abtheilungen der Schule mit Uebungen beſchäftigt ſind. Eine ſolche Stufenabtheilung wird nicht blos einfach, wie bei Bell, noch auch blos zweifach, wie von Lankaſter, ſondern in der Regel in den drei Fächern des Leſens, Schreibens und Rechnens gemacht. Die Zahl der Stufen bemißt ſich nach dem Zuſtand und

Bedürfniß der Schule, dieſes Bedürfniß nach dem Unterſchiede der Schüler in Fähigkeit, Fleiß und Fortſchritt, doch ſo, daß überall der Natur der Sache nach ein Lehrgegenſtand mannichfaltigere Unterſchiede als der andere begründet. In der Eckernförder Normalſchule ſind für das Leſen fünfzehn, für das Schreiben nur zehn, für das Rechnen dreizehn Stufen angenommen, ſo daß jedes Kind ſich zugleich auf drei Stufen befindet, und je nach ſeiner Anlage und Liebe in dem einen oder anderen Fach zugleich einer höheren Stufe, z. B. des Leſens, und einer niedrigeren, z. B. des Schreibens oder des Rechnens, angehören kann. Der Lehrer iſt es, welcher jedem Schüler ſeine Abtheilung und ſeine Stufen anweiſt und ihn von einer Stufe zur anderen nach Erfund ſeiner Fortſchritte verrücken läßt. Diejenigen Schüler nun, welche auf den verſchiedenen Stufen die Einübung des Gelernten bei ihren Mitſchülern zu beſorgen haben und Lehrgehülfen heißen, werden für jedes Fach auf jeder Stufe beſonders und mit häufiger Abwechslung gewählt. Der Lehrgehülfe ſelbſt muß allerwenigſtens einer dreimal höheren Stufe deſſelben Faches angehören als diejenige iſt, auf welcher ihm das Uebungsgeſchäft übertragen werden kann. Sie werden aber möglichſt oft gewechſelt, damit nicht ſie ſelbſt dem eigenen Unterrichte des Lehrers und den Uebungen ihrer eigenen Stufe entzogen werden. Mit der Aufgabe des Lehrgehülfen in dem Kreiſe der ihm anvertrauten Stufe iſt auch die disciplinariſche Aufſicht über ſeine Mitſchüler verbunden. Die Wahl der Lehrgehülfen iſt mithin auch durch die Rückſicht auf ihre moraliſche Perſönlichkeit und Aufführung und auf die Achtung, worin ſie deshalb bei den Mitſchülern ſtehen, bedingt.

Um dies Alles leicht, raſch und ſicher bewirken zu können, iſt die militäriſche Haltung, die ſich bei einer Soldatenkinderſchule obnedem mit leichterer Mühe handhaben läßt, ein nicht geringes Mittel. Es beſtehen aber noch daneben beſondere Einrichtungen für dieſen und den allgemeinen Schulzweck. Zur Beſchaffung des äußeren Dienſtes der Schulen ſind aus der Mitte der Schüler mehrere Ordnungsgehülfen erwählt, welche ſich in die Beaufſichtigung, Bewachung und Verwaltung der einzelnen Lernmittel, Tafeln, Griffel, Schreibhefte u. ſ. w., der einzelnen Räume und Wände des Schulzimmers und dergl. theilen. Dieſe Ordnungsgehülfen wie jene Lehrgehülfen ſind erkennbar an einem Abzeichen,

welches ſie vor der Bruſt tragen, und das in der Normalſchule zu Eckernförde in einem blechernen Schilde beſteht. Der Lehrer führt ferner ein Tagebuch und Protokoll, oder bedient ſich einer ſogenannten Ordnungstafel an der Wand, worauf die Vertheilung der Schüler und die Abordnung der Lehrgehülfen für jeden einzelnen Tag verzeichnet, und das Reſultat der Wahrnehmungen an Geſchäften und Schülern eingetragen wird, woraus er ſich ſodann ſpäter genau über den Stand und Fortſchritt eines jeden Schülers und über die Art und das Maß der bisherigen Verwendung der Lehr- und Ordnungsgehülfen erkundigen kann. Um dieſe Verzeichnungen abzukürzen, wird jedes Kind mit einer Nummer belegt und ſo ſchriftlich eingetragen, mündlich aufgerufen. Die Nummern ſind an drei Wänden des Schulzimmers — an der vierten befinden ſich Thüre, Ofen und Käſten — nahe unter der Decke und in ſolcher Entfernung von einander auf einer fortlaufenden Leiſte angeſchrieben, daß die Schüler täglich beim Eintreten in die Schule, vor jeder Unterrichtsſtunde und vor Entlaſſung aus der Schule ſich unter ihre Nummern in Reihe und Ordnung ſtellen. Von hier aus werden ſie — jeder blos mit ſeiner Nummer — zu ihren Gehülfen abgerufen. Die genannten Wände ſind ferner mit den Unterrichtstabellen, Landcharten u. ſ. w. behängt. Pulte ſammt Bänken ſind ſo gefertigt und geſtellt, daß vor jedem Pulte gehöriger Raum für den Lehrgehülfen freigelaſſen iſt. Der Unterricht wird in den Fächern, für welche das Gehülfenweſen zur Anwendung kommt, vor Tabellen ertheilt, an welchen ſodann auch die Uebungen in Kreiſen gehalten werden. Damit aber der Lehrer um deſto ungehinderter Alles leiten und überſchauen, und doch dem Geſchäfte des Unterrichtes allein und in genügender Weiſe und Ausdehnung obliegen könne, wird ihm ein Gehülfe zur Seite gegeben, der einen Theil der Liſten und Protokolle führt und für äußere Ordnung, Zucht und Sitte unter den Schülern beſtändig wacht. Zu ſolchen Gehülfen wählt man entweder Zöglinge des Schulſtandes, welche das Seminar ſchon verlaſſen haben, oder junge Leute, die ſich im Zwiſchenraum zwiſchen der Zeit der Schule und des Seminars befinden.

Während ſpezielle Aufſicht und Lehrübung den verſchiedenen Gehülfen zufällt, iſt die eigentliche Schulzucht wie der wirkliche Unterricht in den Händen des Lehrers und ſoll ohne körperliche

Züchtigung aufrecht erhalten werden. Eigenthümlich ſind dabei, neben der Abſtufung ſtiller, lauter und feierlicher Verweiſe, die ſogenannte Warnungstafel und die ſchwarze Straftafel. Auf die Warnungstafel wird zuerſt nur die Nummer des Kindes, bei welchem auch der feierliche Verweis fruchtlos blieb, angezeichnet; wenn es ſich dann zwei Wochen lang untadelhaft betrug, wird die Nummer ausgelöſcht; hat ſich der Schüler jedoch nicht gebeſſert, ſo wird ſtatt der Nummer der Anfangsbuchſtabe des Namens, und wenn zwei weitere Wochen ohne günſtigen Erfolg verſtrichen ſind, der ganze Name hingeſchrieben. Die äußerſte Züchtigung, bis zu welcher es der Lehrer aber nur in ganz ſeltenen Fällen kommen laſſen darf, beſteht in Anſchreibung des Namens auf der ſchwarzen Straftafel. In einigen Schulen dieſer Einrichtung findet ſich im Gegenſatze damit auch zur Aufzeichnung fleißiger und ausgezeichneter Schüler die ſogenannte rothe Belobungstafel.

Es iſt leicht herauszufinden, was in dieſen Beſtimmungen zum Weſentlichen, was zum Willkürlichen und Zufälligen gehöre. Im Vergleich mit dem engliſchen Syſteme muß als ein weſentlicher Vorzug anerkannt werden, daß zwar, wie dort, das Prinzip der Wechſelſeitigkeit Bewegung und Rührigkeit in das Schulleben bringt, und die Receptivität der Schüler in ein angemeſſenes Verhältniß mit der, die intellectuellen und moraliſchen Kräfte ſtärkenden und reifenden Aktivität ſetzt, und daß ein planmäßiges, ſtrenggeordnetes und wohlbegrenztes Verfahren alle Zweige des Unterrichts und der Schulaufſicht durchdringt; daß aber auch, abweichend von den engliſchen Grundſätzen, die Anwendung der Wechſelſeitigkeit ſich zunächſt auf die Elementarſchule und in dieſer ſich nur auf wiederholende Uebung und Aneignung des Gelernten, und zwar zunächſt in den, eine mechaniſche Fertigkeit fordernden Penſen, beſchränkt; daß der Lehrer als Lehrer im unmittelbar anregenden, entwickelnden und leitenden Einfluſſe auf ſämmtliche Schüler bleibt; daß die Lehrgehülfen aus höherſtehenden Kreiſen gewählt werden und ſomit reifer ſeyn müſſen, als die ihrer Uebung und Aufſicht anvertraute Lernſtufe; daß bei mehrfacher Abſtufung der Kinder, je nach den für den Lebensbedarf wichtigſten Fächern, jedem Kinde in jedem Unterrichtszweige ſein geeigneter Platz und die ihm förderlichſte Uebungsſtufe jederzeit angewieſen werden kann, und ſo für den Lehrer die genauere Beobachtung und gründlichere

Kenntniß jedes Kindes möglich iſt; daß endlich, weil die Wechſelſeitigkeit lediglich den Uebungen des Gelernten vorbehalten bleibt, die Wahl der eigentlichen Lehrmethode in allen Unterrichtsfächern dem Lehrer überlaſſen iſt und keine Feſſeln und Beſchränkungen durch die Nothwendigkeit erleidet, Kinder durch Kinder in irgend Etwas wirklich unterweiſen zu laſſen.

Zufällig ſind auch hier die äußeren Formen der Disciplin, die Nummern, die Protokolle, die Warnungs-, Straf- und Belobungstafeln u. dgl., und man hat ſich wohl beſonders dagegen vorzuſehen, in denſelben einen weſentlichen Beſtandtheil der däniſchen Schuleinrichtung zu erkennen, weil ſie unſtreitig etwas Verwickeltes, Künſtliches und bei aller Beſchleunigung der Sache, wofür ſie erfunden ſind, doch am Ende mechaniſch Läſtiges an ſich tragen; wiewohl ſich jedenfalls auch in anderen Formen und Anordnungen das Bedürfniß einer ſtrengen disciplinariſchen Ordnung und zweckmäßigen Ineinanderfügung der mittheilenden und empfangenden Kräfte der Schule kundgeben wird.

Man hat gleich von vorne herein, wie ſchon geſagt, dieſe neue Schuleinrichtung die wechſelſeitige genannt; eine Benennung, die aber doch wenig verſtändlich iſt und, ſoweit ſie ſich verſtändlich macht, von dem Bell-Lankaſterſchen Schulweſen nicht minder wie von der neuen, modificirten Anwendung deſſelben gilt. Jedenfalls iſt dadurch die Eigenthümlichkeit dieſer letzteren in ihrem Unterſchiede von dem engliſchen Syſtem nicht bezeichnet. Mit Rückſicht auf ihre pädagogiſche und disciplinariſche Wirkung wurde der Name der Erziehungsſchule vorgeſchlagen, der aber gerade die Beziehung auf den beſondern Antheil des Prinzips der Wechſelſeitigkeit an dem Organismus dieſer Schulen umgeht. Es dürfte ſich überhaupt aber ein genügender prägnanter Ausdruck für die Sache ſelbſt nach ihrer Tendenz, Bedeutung und Leiſtung kaum auffinden laſſen. Deshalb iſt ſchon von mehreren Schriftſtellern die lokale Bezeichnung als Eckernförder Elementar-Schuleinrichtung vorgezogen worden. Geeigneter erſchien es aber, dem nationalen Namen der neueren engliſchen Schuleinrichtung gegenüber, gleichfalls einen nationalen Ausdruck zu wählen, und in Deutſchland dadurch den nachbarlichen Urſprung der zum geregelten Syſtem ausgebildeten neuen Schuleinrichtung anzuerkennen, ſo mit gleicher Willigkeit in der Kunſt der Volksbildung die Strebungen und Verdienſte

des Landes anzuerkennen, aus deſſen Schooße in einem anderen Kunſtgebiete der größte Bildner unſerer Zeit und deſſen Schule hervorgegangen iſt.

Indeſſen darf damit nicht verkannt noch verſchwiegen werden, daß auch in Deutſchland ſchon vor dem Jahre 1819 ähnliche Anſichten theils in Schriften vorgetragen und empfohlen, theils in Schulen da und dort verſucht und erprobt worden ſind. Vor Allem verdient angeführt zu werden, was Natorp in ſeiner ſchon erwähnten Schrift: Andreas Bell und Joſeph Lankaſter (1817) geſagt hat.

„Es liegt in dieſer brittiſchen Einrichtung etwas, was allerdings nachahmenswerth iſt und allgemeiner eingeführt zu werden verdient. Und dieſes iſt eben die Anordnung, nach welcher die Gehülfen verfaſſungsmäßig zum Perſonale der Schulverwaltung gehören. Eine Schule iſt nämlich nicht blos eine Unterrichtsanſtalt, in welcher den Schülern eine gewiſſe Summe von Kenntniſſen, Einſichten und Fertigkeiten beigebracht werden ſoll, ſondern ſie iſt zugleich ein Staat, in welchem das häusliche und bürgerliche Leben im Kleinen abgebildet wird. Als ein ſolcher kleiner Staat hat ſie ihre Verfaſſung, ihr Ordnungsſyſtem, ihre Geſetze, denen Lehrer ſowohl als Schüler unterworfen ſind. Sie hat auch eine Verwaltungsbehörde in der Perſon des Lehrers. Die Verwaltung ſelbſt bezieht ſich auf zwei Hauptgegenſtände, nämlich auf den Unterricht und auf die Disciplin oder Schulzucht. Jeder dieſer beiden Hauptgegenſtände hat mehrere Beſtandtheile, und jeder dieſer Beſtandtheile bedarf einer beſonderen Beachtung und Beſorgung. So wie nun bei der Verwaltung eines jeden größeren oder kleineren Staats die dabei vorkommenden Geſchäfte nicht von einem einzigen beſorgt werden, ſondern unter mehrere Perſonen vertheilt ſind, ſo kann auch bei der Verwaltung des kleinen Schulſtaats eine ähnliche Anordnung ſtattfinden. Aus den kleinen Bürgern dieſes Staats kann man die verſtändigſten, ordentlichſten und zuverläſſigſten auswählen, und dieſe zu einem Ausſchuß bilden, welcher ſich mit dem Lehrer, als der oberſten Verwaltungsbehörde, in die vorkommenden Geſchäfte theilt und dieſe unter ſeiner Leitung nach der Verfaſſung und den Geſetzen der Schule verwaltet. Es kommt hierbei aber vornehmlich darauf an, daß dieſem Ausſchuß keine andern Geſchäfte anvertraut werden als ſolche, welche er gehörig zu

verwalten im Stande iſt; daß man durch dieſe Anordnung die Einrichtung des Hauptzwecks des Schulvereins auf keine Weiſe hindere; daß man keine Störung der Einheit des Plans veranlaſſe, und daß man die an der Verwaltung theilnehmenden Schüler zur größten Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit in allen Verrichtungen und zur genaueſten Befolgung der Schulordnung aufs ſtrengſte anhalte. Welche Theile der beiden Hauptgegenſtände der Verwaltung dem Ausſchuß zur Beſorgung übergeben werden können, fällt von ſelbſt in die Augen. An dem Unterrichte kann ein zu dem Ausſchuſſe gehöriger Schüler nur da theilnehmen, wo es blos darauf ankommt, etwas vom Lehrer Vorgemachtes nachzumachen, um gewiſſe, nur durch viele Uebung zu erlangende techniſche Fertigkeiten hervorzubringen, als die Fertigkeit im Sprechen, im Leſen, im Schreiben, im Zeichnen, im Rechnen, im Auswendiglernen. Wo hingegen Verſtandesbegriffe entwickelt, Grundſätze und Regeln deutlich gemacht, die Urtheilskraft geübt, die Phantaſie belebt, das Gefühl geweckt, das Herz gebildet, Kenntniſſe mitgetheilt werden ſollen, da kann nicht der unmündige Schüler des erziehenden Lehrers Stelle vertreten. So kann z. B. der Schüler nicht dazu gebraucht werden, ſeine kleineren Mitſchüler rechnen zu lehren, weil hierbei Verſtandesbegriffe entwickelt und Gründe für gewiſſe Regeln aufgeſucht und deutlich gemacht werden müſſen; aber er kann ihnen behülflich ſeyn, ſich in der Anwendung der bereits gefaßten Regeln zu üben und ſich darin eine praktiſche Fertigkeit zu erwerben. Er kann ſie nicht in der Religion unterrichten, weil zur Ertheilung dieſes Unterrichts viel Einſicht, Bildung und Kenntniß erforderlich iſt; aber er kann ihnen wohl behülflich ſeyn, bibliſche Sprüche und geiſtliche Poeſien, in welchen Wahrheiten der Religion angedeutet ſind, auswendig zu lernen, u. ſ. f. — Mehr als am Unterrichten kann der zum Ausſchuß gehörende Schüler an der Handhabung der Schuldisciplin theilnehmen. Es kann ihm aufgetragen werden, für die äußere Ordnung in der Schule und für die Befolgung der Schulgeſetze zu ſorgen, über den Schulbeſuch die Aufſicht zu führen, über die Reinlichkeit zu wachen, den Lehrapparat gehörig aufzubewahren, die nöthige Stille zu befördern, u. ſ. w. — Die Schüler werden nach Maßgabe des durch den Lehrplan vorgeſchriebenen Unterrichtskurſus in zwei oder mehrere Hauptklaſſen gebracht, und jede Klaſſe nach Maßgabe der Anzahl der dazu

gehörenden Schüler in mehrere kleine Abtheilungen zerlegt. Der Schulmeiſter iſt der alleinige Lehrer für alle Fächer des Unterrichts und zugleich die oberſte Verwaltungsbehörde in der Schule. Der Ausſchuß beſteht aus allgemeinen Vorſtehern und beſonderen oder Klaſſenvorſtehern. Erſtere haben die Verwaltung allgemeiner Schulangelegenheiten, und letztere haben den Vorſitz und die ſpezielle Aufſicht bei einzelnen Abtheilungen der Schüler. Der allgemeinen Vorſteher ſind drei. Der eine ſorgt dafür, daß die Schule immer rein gehalten werde, daß die Schüler reinlich erſcheinen, daß Tiſche und Bänke ſtehen wie ſie ſtehen ſollen u. ſ. w. Der zweite hat die Aufſicht über den Lehrapparat. Der dritte führt die Aufſicht über den Schulbeſuch. Der beſondern oder Klaſſenvorſteher ſind ſo viele, als Abtheilungen von Schülern in den Klaſſen vorhanden ſind. Jede Abtheilung hat etwa ſieben bis neun Schüler. Ihr Vorſteher ſitzt in der Mitte, ſo daß er an jeder Seite drei bis vier Schüler ſitzen hat. Er ſelbſt iſt übrigens eines der geübteſten Mitglieder der nächſtfolgenden höheren Abtheilung. Dieſe Klaſſenvorſteher ſorgen dafür, daß die Schüler der ihnen anvertrauten Abtheilung den ihnen angewieſenen Platz einnehmen, ſich ſittlich betragen, ſich ruhig verhalten, die ihnen aufgegebenen Arbeiten verfertigen, ihre Bücher bei ſich haben, von ihren Sachen nichts liegen laſſen und in allen Stücken die Schulgeſetze gehörig befolgen. Dieſe Lehrgehülfen nehmen in einigen Unterrichtsfächern, in welchen viel auf Erwerbung techniſcher Fertigkeit ankommt, einzelne Abtheilungen der Schüler, nachdem ſie von dem Lehrer unterrichtet worden, an dem Tiſche des Lehrers oder beſſer in einem Nebenzimmer beſonders vor, um mit ihnen das bei dem Lehrer Erlernte weiter einzuüben. Daß der Schullehrer über dieſe Vorſteher eine ſorgfältige Aufſicht führen und ſie in dem Geleiſe der pünktlichſten Ordnung halten müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Thut er dies, begegnet er aller Unordnung und Schlaffheit, welche ſich möchte einſchleichen wollen, gleich von Anfang aufs ernſtlichſte, ſo muß dieſe Art der Anordnung in Hinſicht der Disciplin unſtreitig von großem Einfluſſe ſeyn. Der Geiſt der Ordnung und Pünktlichkeit wird in der Schule herrſchend werden, und die Schüler werden frühzeitig lernen, ſich in die beſtehende Verfaſſung zu fügen, ſich den Geſetzen und getroffenen Anordnungen zu unterwerfen, und wo ſie ſelbſt an der Handhabung der Ordnung theilnehmen,

dies auch mit Thätigkeit, Ueberlegung und geregeltem Eifer zu thun." (S. 47 ff.)

Dieſe Andeutungen, welche Natorp ſelbſt (S. 55) „den Grundriß zu einer mehr geordneten und in ſich ſelbſt bündiger zuſammenhängenden Anlage der bisherigen Verfaſſung unſerer deutſchen Volksſchulen, und zugleich eine Berichtigung und Vereinfachung des Lankaſter-Bellſchen Schuleinrichtungsſyſtems" nennt, enthielten in der That mit wenigen Abweichungen, nur ohne nähere Beſtimmung eines Hauptpunktes, der die Schülerzahl der von dem Lehrer jedesmal zu unterrichtenden Abtheilungen betrifft, die weſentlichen Beſtandtheile der däniſchen Schuleinrichtung, die auch nur wie eine, durch die Praxis ſelbſt vervollſtändigte Ausführung jener deutſchen Ideen erſcheint. Es ſoll aber damit die Originalität des däniſchen Inſtituts nicht beſtritten, noch irgendwie der Vermuthung Raum gegeben werden, daß die däniſchen Schulkommiſſionen nicht von ſelbſt auf die von ihnen durchgeführte Vervollkommnung des engliſchen Syſtems gelangt ſeyen. Allein die Priorität der Idee kommt gleichwohl dem deutſchen Pädagogen zu.

Nicht minder darf behauptet werden, daß ſeit längerer Zeit in verſchiedenen Gegenden des ſüdlichen und nördlichen Deutſchlands die Benützung des Gehülfenweſens im wiederholenden und übenden Unterrichte ſtattgefunden hat. Häufig hat man ſich, wo ein Seminar mit den Schulen verbunden war, der Lehramtszöglinge zur Leitung und Uebung der Abtheilungen und Kreiſe bedient. Aber auch Schüler ſelbſt wurden als Vorſteher von Abtheilungen und Stufen ſchon vor 1820 zu Breslau, und ſeit zwanzig Jahren in den Elementarſchulen in Eßlingen und Stuttgart verwendet, wo ich als Inſpektor der ſtädtiſchen Volksſchulen mich von der Zweckmäßigkeit dieſer Einrichtung lebhaft überzeugen lernte. Allein, wie mannichfach und nützlich dieſe Verſuche einer Uebertragung der beſſeren Beſtandtheile des engliſchen Syſtems auf die gewöhnliche deutſche Schuleinrichtung ſeyn mochten, ſo unterſcheidet ſich doch hiervon das däniſche Schulſyſtem nicht blos durch eigenthümliche Momente, ſondern vornehmlich dadurch, daß es dieſe Anwendung in vollſtändiger Organiſation durchgeführt, in einem weiten Kreiſe verbreitet und ſeit 20 Jahren und darüber in Vollziehung erhalten hat.

In wie weit und bei welcher Art aber die däniſche Schuleinrichtung mit der ihr eigenthümlichen Organiſation für Lehre und Schulzucht ſich zu einer Anwendung auf das deutſche Volksſchulweſen eigne, iſt im Näheren verſchiedentlich geprüft und mit entgegengeſetztem Ergebniß beurtheilt worden.

Probſt Zerrenner in Magdeburg, welcher in Deutſchland am frühſten, am ausführlichſten und am günſtigſten ſich für das däniſche Syſtem ausgeſprochen, rühmt vor Allem, daß die Eckernförder Schulkommiſſion Alles gethan habe, die ſogenannte wechſelſeitige Schuleinrichtung dem Bildungsgrade der deutſchen Provinzen anzupaſſen, und daß ſie überall dahin gearbeitet habe, jeden leeren und geiſttödtenden Mechanismus zu verbannen, den großen Erziehungszweck feſtzuhalten und nirgends etwas zu dulden, was mit den Grundſätzen einer geſunden Pädagogik ſtreite, ſo daß, wer Zeuge ihrer Arbeit und ihres Strebens war, ihr die Anerkennung und den Dank nicht verſagen könne, zu welchem ſie nicht nur die däniſchen Provinzen, welchen ſie vorſtehe, ſondern ganz Deutſchland ſich verpflichtet habe. (Ueber das Weſen und den Werth der ꝛc. Schuleinrichtung S. 15.)

Außer den ſchon oben erwähnten und anerkannten Vorzügen des däniſchen Syſtems hebt derſelbe noch Folgendes, was der Beachtung werth ſeyn dürfte, heraus. Einmal, die feſte Begrenzung, die ſtrenge Ordnung und genaue Abſtufung des Lehrſtoffes, welchen dieſe Schuleinrichtung mit ſich bringe, zwinge den Lehrer zu einem geregelten Plan und feſten Gang in ſeinem Unterrichte, und erleichtere dem Schulaufſeher die Beobachtung und ſtete Verfolgung des Unterrichtsgangs; ſie verhüte das ſo häufige Ueberſchreiten des Ziels der Volksſchule in einzelnen Fächern zum Nachtheil anderer, und die oft ſo argen Fehlgriffe, welche die Lehrer in der Auswahl und Anordnung des Lehrſtoffes machen. Ferner, es gewinne der Lehrer mehr Zeit für den wirklichen Unterricht, wenn ihn Lehr- und Ordnungsgehülfen mit gehöriger Thätigkeit und Treue unterſtützen; er vermöge ſich ganz der Abtheilung, welche er gerade unterrichtet, hinzugeben und ſeinen Unterricht an die Bedürfniſſe von Kindern, die, wenn auch auf mehreren Stufen des Fortſchrittes ſtehen, doch in dieſelbe Abtheilung zuſammen gehören, anzuſchließen. Sodann, weil Elementarſchüler unbewacht in den ſogenannten ſtillen Penſen

oder Selbſtbeſchäftigungen am liebſten der Faulheit und anderer Unarten pflegen, ſey die Aufſicht der Gehülfen eine Bürgſchaft und Bedingung guter Zeitbenutzung, und weil zu Hauſe unter den niederen Volksklaſſen — und wie oft auch in den höheren! — kein großer Ernſt vorauszuſetzen, die Kinder an ihre Aufgaben zu mahnen und dieſe mit ihnen durchzunehmen, ſo diene die ſogenannte wechſelſeitige Schuleinrichtung zum vollſtändigen Erſatz, indem hier das Ueben, Auswendiglernen und Arbeiten des Aufgegebenen in der Schule ſelbſt geſchehe, und es bleibe dem Kinde nach beendigter Schule noch Zeit, im Freien beim Spiele ſich zu erfriſchen und zu beluſtigen, oder bei häuslicher und ländlicher Arbeit die Hand mitanzulegen. Auch wird auf die Erfahrung berufen, daß, wo die Aufſicht ſo genau und die Luſt der Schüler am Schulbeſuch durch den Reiz des aktiven Antheils an den Schulgeſchäften erhöhet ſey, auch die Schulverſäumniſſe ſeltener werden. „Es ſind mir Fälle erzählt," ſagt der Verfaſſer, „wo Kinder ſich gegen ihre Eltern erboten, lieber die Zeit zur häuslichen Arbeit, um deren willen ſie aus der Schule bleiben ſollten, ſich vom Schlafe abzubrechen, und allgemein hörte ich, was Keinem, der die Kindesnatur kennt, auffallen kann, daß ſeit Einführung der wechſelſeitigen Schuleinrichtung unter der Jugend eine viel größere Luſt und Liebe zur Schule unverkennbar ſey." Jedenfalls wirkt auch ein lückenhafter Schulbeſuch da weniger nachtheilig, wo das Kind, welches einige Zeit lang nicht zur Schule kam, nun, da es kommt, nach einer kurzen Prüfung deſſen, was es vom frühern Unterricht noch inne hat, auf diejenige Stufe geſtellt, in diejenigen Kreiſe gewieſen wird, welchen es durch ſein Maß von Kenntniſſen angehört. Endlich hofft man, bei ſchwachen Lehrern wirke wenigſtens der Mechanismus des Gehülfenſyſtems mittelſt der vorgeſchriebenen Tabellen beſſer, als man es bei der gewöhnlichen Schuleinrichtung erwarten dürfe, wo Alles auf dem Lehrer liege; und in Verhinderungs- oder Erkrankungsfällen auch des tüchtigen Lehrers, zumal bei dem Altern und Schlafwerden deſſelben, könne der einmal in Zug gebrachte Organismus der Schule rüſtig erhalten und können die drohenden Nachtheile wenigſtens von dem mehr mechaniſchen Theile des Schulunterrichtes abgewendet werden. (Vergl. Mittheilungen und Winke, 1834. S. 13. folg.)

Hiegegen hat es nun auch nicht an einem geiſtreichen Gegner des däniſchen Schulſyſtems gefehlt, der zwar in einer anderen wichtigen Frage nach der Einrichtung und dem Bedürfniß der hohen Schulen ein vorlautes Wort geſprochen hat und darüber von mehreren Seiten zur Ordnung gewieſen worden iſt, welchem aber gerade in Beziehung auf die Volksſchulen und auf das elementariſche Unterrichts- und Erziehungsweſen eine der achtbarſten Stimmen zugehört. Dieſterweg in Berlin hat nach einem, wie er ſelbſt bekennt, nur flüchtigen und zumal in ungünſtiger Stimmung gemachten Beſuch in Dänemark und deſſen deutſchen Herzogthümern alſobald die ſogenannte wechſelſeitige Schuleinrichtung angegriffen und ſeinen Angriff hernach gegen die Widerlegungen, welche dawider erſchienen waren, wiederholt und weiter ausgeführt.

In ſeinen „Bemerkungen und Anſichten, auf einer pädagogiſchen Reiſe nach den däniſchen Staaten im Sommer 1836. u. ſ. w. niedergeſchrieben“ (Berlin 1836. S. 134. ff.) läßt er ſich unter vier Hauptgeſichtspunkten gegen die däniſche Schuleinrichtung vernehmen. Der erſte und dritte ſeiner Einwürfe, in Beziehung auf die Fortſchritte der Schüler im Unterricht und auf die disciplinariſch moraliſche Kraft der ſogenannten wechſelſeitigen Schuleinrichtung, fließen darin zuſammen, daß der Lehrer zu wenig in unmittelbar anregendem Verkehr mit den Schülern ſtehe, um einen allſeitig und ununterbrochen begeiſtigenden Einfluß auf ſie ausüben zu können. Er ſetzt aber dabei voraus, daß ein Schüler nur den zehnten bis zwölften Theil ſeiner Schulzeit von dem Lehrer ſelbſt unterrichtet, in allen übrigen Stunden blos durch Lehrgehülfen beſchäftigt werde. Dieſe Vorausſetzung hängt damit zuſammen, daß Dieſterweg die großen und kleinen Abtheilungen verwechſelt und der Meinung iſt, der Lehrer ertheile nur je einer einzelnen Stufe Unterricht, weil er bei ſeiner kurzen Anweſenheit in der Normalſchule zu Ekernförde geſehen hatte, wie der Lehrer ſich zunächſt nur den am Sandtiſch befindlichen Anfängern widmete. Allein dem iſt im durchſchnittlichen Verhältniß der Sache nicht ſo. Der Lehrer unterrichtet insgemein in größeren Abtheilungen, wo er die verwandten Stufen zuſammennimmt, ſo daß jeder Schüler, je nachdem die Elementarklaſſe aus zwei oder drei Hauptabtheilungen beſteht, den dritten oder halben Theil des unmittelbaren, anregenden und begeiſtigenden Unterrichts und Einfluſſes von

Seiten des Lehrers genießt. Freilich hat den Gegner zu ſeiner Meinung nicht blos der Eindruck ſeiner eigenen flüchtigen Wahrnehmung verführt, ſondern es iſt ihm die ungeſchickte Weiſe, wie in anderen Schriften, namentlich der erſten von Zerrenner, dieſer Gegenſtand behandelt und dabei ein ſtrenger Unterſchied zwiſchen Abtheilungen und Stufen nicht durchgeführt war (z. B. S. 24.: „der Lehrer unterrichte immer nur ganz auf Einer Stufe ſtehende, oder doch hinreichend gleich gebildete Schüler"), entgegengekommen. Auch iſt, wenn nicht ein ſehr tüchtiger Lehrer bei dieſem Schulſyſteme wirkt und waltet, kaum zu vermeiden, daß die techniſchen Fertigkeiten durch das Gehülfenweſen raſcheren Fortgang nehmen, als das Verſtändniß der Schüler durch den Unterricht des Lehrers. Indeſſen, der gleichmäßige Fortſchritt vieler, verſchieden begabter und in ihren Kenntniſſen mannichfach abgeſtufter Schüler iſt eine nimmermehr genügend zu löſende Aufgabe, wenn ſie ſich nicht dem natürlichen Fingerzeige, der in der wirklichen Abſtufung der Fähigkeiten und Fortſchritte der Schüler liegt, anſchließt und demgemäß den Unterricht verſchiedenartiger Schüler, deren Stufen aber doch aneinander grenzen müſſen, durch gleichzeitige Anregung und durch lebhaften Wechſel in den, die Aufmerkſamkeit jeder Stufe beſchäftigenden Fragen und Belehrungen zu ertheilen weiß, den ertheilten Unterricht hingegen in getrennten Uebungen nach dem Stufengange des gleichen Talents, Fleißes und Fortſchrittes zur Fertigkeit gewöhnt und zum bleibenden Eigenthume macht. Mag dann bei einem großen Theile der Schüler gleichwohl die mechaniſche Uebung in techniſcher Fertigkeit vorwiegen, wie ſolches von unbefangenen Beobachtern der Schulen des neuen Syſtems in Schleswig und Holſtein mehrfach iſt wahrgenommen und bezeugt worden, ſo werden doch jedenfalls die von Natur Aufgeweckteren und Empfänglicheren methodiſch gebildet und geiſtig gefördert, während die von Natur Trägeren und Stumpferen durch die äußerlich anregende und nöthigende Macht der ſogenannten wechſelſeitigen Schuleinrichtung wenigſtens mehr lernen, als ihnen in der gewöhnlichen Volksſchule ohne jene fortwährenden Anregungen und Uebungen zu Theil geworden wäre. Ueberhaupt fehlt es in der däniſchen Schulordnung an dem unmittelbaren Wirken des Lehrers auf den einzelnen Schüler nicht, und daſſelbe wird, wo es in rechter Weiſe ſtattfindet, durch

ſeine jedesmalige Beſchränkung auf einzelne Abtheilungen für jeden Theilnehmer derſelben um deſto näher und inniger, und durch die nachfolgenden Uebungen nur noch ſicherer und nachhaltiger gemacht.

Eine ähnliche Verwechſelung zwiſchen den Begriffen des Unterrichtes, der dem Lehrer, und der Uebung, welche den Lehrgehülfen zubeſchieden iſt, ſcheint bei Dieſterweg vorzuwalten, wenn er nebenbei ſich darüber beſchwert, daß in den kleinen, von Schülern regierten Kreiſen nur ein undeutliches oder unverſtandenes Leſen, wo zumal, weil es in der Stille geſchehen müſſe, damit der zugleich bei einer anderen Abtheilung ſtattfindende Unterricht des Lehrers nicht geſtört werde, keine Ausbildung der Sprachorgane möglich ſey und die Accente ganz verſchwimmen, — daß ferner ein bloßes Rechnen nach dem Wie? und ohne Rechenſchaft durch das Warum? daß endlich ein höchſt mangelhaftes Schreiben ohne Geſchmack am Regelrechten und Schönen erzielt werde. Dieſe Beſchwerde verkennt offenbar den ſpezifiſchen Unterſchied des däniſchen Syſtems von dem engliſchen. Das beſtimmte, ſichere, laute und bewußte Leſen, das von klarer Verantwortung ſeines Verfahrens begleitete Rechnen, das richtige Ziehen und geſchmackvolle Verbinden der ſchriftlichen Linien wird in der däniſchen Schule nicht, wie bei Bell und Lankaſter, von unreifen Schülern, ſondern von dem Lehrer ſelbſt in den Unterrichtsſtunden jeder Abtheilung klar gemacht, vorgezeigt, durchgeſprochen und eingeſchärft, und nur die Wiederholung im Stillen, die Uebung auf einzelnen Stufen, die Angewöhnung zur Fertigkeit des im Unterrichte mit Bewußtſeyn Aufgenommenen iſt den Gehülfen und ihren Kreiſen vorbehalten. „Es leuchtet aber von ſelbſt ein," ſagt Gräfe in Jena, „daß bei der genauen Abſtufung der Lehrgegenſtände, und bei der vielfachen ſtrenggeregelten Selbſtübung unter ſonſt gleichen Verhältniſſen die wechſelſeitige Schuleinrichtung mehr leiſten müſſe, als die gewöhnliche."

Ein Hauptvorwurf Dieſterwegs iſt aber, daß der Lehrer ſelbſt bei dem däniſchen Schulſyſtem zum Mechanismus verleitet werde, und die gewichtigeren Gründe, welche er dafür geltend macht, beſtehen in dem Nummer-, Liſten- und Protokollweſen, wodurch die wechſelſeitige Schuleinrichtung den Anſtrich eines Fabrikweſens gewinne, und in der Haſt, womit am Ende der Lektionen und

Uebungen der Lehrer das Kontroliren derjenigen Abtheilungen, welche nicht gerade ſeinen Unterricht empfangen hätten, vorzunehmen habe, wo zu ruhig geiſtiger Einwirkung und Entwickelung es ihm an Zeit fehle. Allerdings kann hier nur ein eben ſo tüchtiger, gewandter, umſichtiger und gewiſſenhafter als eifriger Lehrer mit ſeiner Aufgabe zu Stande kommen, und ſich von den Feſſeln eines mechaniſchen Formalismus frei und gegen die Gefahr einer oberflächlichen Wirkſamkeit ſtark erhalten. Aber die Pflicht des Kontrolirens der ſtillen Penſen bei mehreren Abtheilungen einer Schulklaſſe hat der Lehrer auch in der gewöhnlichen Schuleinrichtung, und ſie muß dieſem doch um deſto ſchwieriger fallen, als er allein ſteht und des Mitwirkens zur Uebung und Aufſicht von Seiten der Lehr- und Ordnungsgehülfen entbehrt. Dagegen hebt ein ausgezeichneter norddeutſcher Pädagog (Sickel, die Bedeutſamkeit der wechſelſeitigen Schuleinrichtung für unſere ungetheilten Volksſchulen, Erfurt 1839.) gerade dies an dem däniſchen Syſtem hervor, daß es die Kraft des Lehrers nicht durch die Einförmigkeit mechaniſcher Uebungen abſtumpfen laſſe, noch in dem Doppelgeſchäfte der Beaufſichtigung der Nebenbeſchäftigungen und des Lehrens zerſplittern wolle.

Die größte Schwierigkeit findet Dieſterweg endlich darin, daß die ſogenannte wechſelſeitige Schuleinrichtung, wenn durch ſie etwas geleiſtet werden ſolle, eine höhere Bildung als die eines gewöhnlichen Schullehrers vorausſetze. „Was Alles muß er nicht verſtehen? Er muß die Gabe des Organiſirens beſitzen; er muß ein organiſirender Geiſt ſeyn; er muß ſich auf das Kontroliren, Ueberſehen, Beaufſichtigen verſtehen. Er muß die, feineren Gemüthern ſehr ſchwere Kunſt verſtehen, ſich durch verſchiedene, mehr oder weniger laute Thätigkeiten nicht ſtören zu laſſen. Er muß gelernt haben, mit ſeiner Aufmerkſamkeit eine Mehrheit von Thätigkeiten und Menſchen zu beobachten. Er muß die Energie beſitzen, unreife Kinder in ſo hohem Grade zu erregen und für das Gute zu beleben, daß ſie ſeine Stelle vertreten, als ſeine Organe auftreten können. Er muß ein Mann von ſo hohem Pflichtgefühl und von der Liebe zu den Kindern und zu ſeinem Berufe ſo durchdrungen ſeyn, daß die ſtets nahe liegende Verſuchung, in den geiſttödtenden Lankaſterianismus zu verſinken, nichts über ihn vermag. Kurz er muß ein Mann von ſeltner Kraft, ein homo

omnis ſeyn. Wie viele gibt es deren? Darum wird, nach meiner feſten Ueberzeugung, nur ein ungewöhnlicher, ſeltener Lehrer bei dieſer wechſelſeitigen Schuleinrichtung die Schule zu einer wahrhaft den Geiſt bildenden Anſtalt zu erheben und als ſolche fortzuführen im Stande ſeyn. In bei weitem den meiſten Fällen wird die Schule in geiſttödtenden Mechanismus verſinken, die Kinder werden zwar in ſcheinbar äußerlich lebendiger, aber innerlich in gleich ſtumpfer Weiſe, wie in den ſchlechten Schulen alter Art, die Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens erlernen, aber nimmermehr werden wir im Allgemeinen und der Regel nach aus den Schulen der wechſelſeitigen Schuleinrichtung geiſtgeweckte Kinder hervorgehen ſehen." Was hier, und in dem weiteren Vortrag über die Schwierigkeit eines zweckmäßigen und erfolgreichen Unterrichts in der däniſchen Schuleinrichtung unbeſtreitbar wahr iſt, beſteht in den erhöheten Anſprüchen an den Lehrer, an deſſen intellektuelle, moraliſche, methodiſche und pädagogiſche Perſönlichkeit. Dieſe Schwierigkeiten ſind aber nicht unüberſteiglich, wenn ſich die Fürſorge des Staates dieſem Bedürfniſſe zuwendet und die Organiſation der Vorbildungsanſtalten deſſelben feſt im Auge behält.

Für tüchtige Seminarbildung hat bis jezt Preußen am meiſten gethan. Zwar auch die Seminarien haben die Gefahr einer theoretiſchen Einſeitigkeit, eines methodiſchen Formalismus, einer unbrauchbaren Ueberbildung. Aber man richte ſie ſo ein, daß dieſer Gefahr vorgebeugt ſey. Man laſſe nur eine mäßige Anzahl von Zöglingen zu. Man ſtecke ein vernünftiges Ziel der pädagogiſchen Vorträge, und vermeide den Anſtrich des gelehrten Weſens und einer hohen Terminologie. Man treibe Alles in praktiſchem Bezuge. Man ſetze das Seminar mit einer größeren Schule und wo möglich mit Rettungs- oder Waiſenhäuſern in Verbindung. Man dringe auf friſches, freies, umſichtiges Bewegen des ſtrebenden Lehrlings unter den Zöglingen und Schülern. Man karge nicht mit dem Brode, das man ihm in ſeinen Bildungsjahren reicht. Man zwinge ihn in keine Manier, zu keinem Syſteme, und laſſe ihn die Methode, die er mit Liebe ergriffen hat, ausbilden.

Tüchtig vorgebildete Lehrer werden dann und müſſen mit Erfolg die däniſche Schuleinrichtung in Elementarſchulen und in

ungetheilten Volksſchulen zur Anwendung bringen. Namentlich wird ſich die Probe, wie ſie es bereits auch ſchon in Heſſen gethan, fernerhin in Gegenden rechtfertigen, wo die Kinder von weitem her zur Schule kommen, und wo die Verſuchung zu Schulverſäumniſſen in ſolchen örtlichen Umſtänden, oder in der frühen Beiziehung der Kinder zu den ländlichen Geſchäften oder häuslichen Arbeiten des Vaters und der Mutter dringend nahe liegt.

Bleibt alsdann der Umfang der damit verbundenen Wechſelſeitigkeit auf die Gewöhnung an techniſche Fertigkeit im Leſen, Schreiben, Rechnen, dann etwa auf die Wiederholung des Unterrichtes in Realkenntniſſen, und auf die religiöſen und moraliſchen Gedächtnißübungen beſchränkt; ſo iſt für den wirklichen Unterricht in dieſen ſämmtlichen Fächern, namentlich aber für den ausſchließlichen Unterricht in den chriſtlichen Lehren und bibliſchen Geſchichten, in der Denk- und Sprachlehre, dem Lehrer ein groſser Raum übrig, um durch die Klarheit, Lebendigkeit und Pünktlichkeit ſeiner Unterrichtsweiſe, und durch die Wärme und Innigkeit ſeiner perſönlichen Anſprache den unmittelbaren begeiſtigenden Einfluß auf die Gemüther der Jugend vollkommen und mit dem glücklichſten Gedeihen geltend zu machen.

G.

Deutſchland in bewaffnetem Frieden.

So ſehr wir gewünſcht hätten, daß Beckers Rheinlied zugleich mit einer Melodie in das deutſche Volk eingetreten wäre, wie einſt Rouget de l'Isle's Marſeillaiſe in das aufgeregte Franzöſiſche, ſo müſſen wir dennoch einen charakteriſtiſchen Zug unſeres Volkes darin erkennen, daß es denſelben Text in mindeſtens zwölf Melodien zu ſingen nicht müde wird.

Denn dieſes, ſo wie manches alte und neue Lied, ſingt bei uns jeder in ſeiner Weiſe, der Text iſt überall derſelbe, und wenn auch in der Ferne dieſer Geſang ſich wie ein muſikaliſches Babel vernehmen läßt, ſo iſt dennoch der Wortinhalt des Lieds, es iſt der Ausdruck, mit welchem es geſungen wird, der gleiche, und die Diſſonanz kann ſich in eine Fuge, ſo wie dieſe in ein Uniſono ſchnell auflöſen.

Zwar nicht ohne Sorgen für die Dinge, welche die Zukunft nach allen Berechnungen in Frankreich über kurz oder lang bringen muß, aber dem ſchnellen Erwerb, dem ſchnellen Verbrauch, dem allſeitig geſteigerten Genuß hingegeben, hie und da mit der kaum verhehlten Luſt zu politiſchen und religiöſen Rückſchritten, befangen in kleinlichen Händeln zwiſchen Nachbarn, Glaubensformen, Ständen, wie man es liebt, ſich in ruhigen Friedenszeiten die Langeweile zu vertreiben, — ſo fand uns der Augenblick, in welchem Frankreich aus Veranlaſſung der morgenländiſchen Verwicklungen ſeine Hände nach dem linken Rheinufer ausſtreckte und zum Kriege ſich rüſtete, nur um einmal etwas anderes zu haben, als den Frieden, in welchem es ſeiner lieben Jugend zu enge wurde.

Die vollkommene Unrechtlichkeit der Anſprüche und die höhnende Weiſe, mit welcher dieſe täglich in den öffentlichen

Blättern zu unſerer Kunde kamen, ſie haben Deutſchland unendlich gefrommt, denn ſie mußten das Rechts- und Selbſtgefühl aller Klaſſen der Geſellſchaft verletzen, und den durch den Zollverein geweckten Gemeinſinn auf eine Höhe ſteigern, welcher den Franzoſen gar ſeltſam vorkömmt.

Dieſe pflegten von den zurückgekehrten Auswanderern mit Recht zu ſagen: ſie hätten nichts gelernt und nichts vergeſſen. Es ſcheint aber, daß auch ein großer Theil der Nicht-Ausgewanderten im Lernen und Vergeſſen es zu eigenem und allgemeinem Frommen noch etwas weiter bringen ſollte. Lernen ſollte er die Zeit begreifen, wie ſie ſeit 1815 an anderen Völkern in jeden Beziehungen des Lebens gearbeitet hat; vergeſſen ſollte er, wie das Genie Eines Mannes, und dieſes durch eine vorangegangene Umwälzung und beiſpielloſe Fehler der Gegner begünſtigt, Frankreichs kriegeriſchen Ruhm ſo hoch erhoben hat; vergeſſen ſollte er, wo möglich, wie dieſes Genie dennoch zweimal binnen fünfzehn Monaten von dem Volke verlaſſen wurde, welches jetzt auf die Großthaten dieſes Heros hin Recht und Verträge mit Füßen treten will.

Doch iſt die Beſinnung wiedergekehrt, vermehrte Auflagen und die Befeſtigung der Hauptſtadt ſind der Niederſchlag aus dieſer Gährung, und daß jene der gewerblichen Entwicklung Frankreichs Feſſeln anlegen, dieſe aber die Frankreich ſo nothwendige Decentraliſation unmöglich macht, und das im Angriff ſo furchtbare Heer an die Defenſive feſſeln wird,* kann uns Deutſchen nur angenehm ſeyn. Gewiß lachten die deutſchen Häuptlinge freudig auf, als ſie vernahmen, Kaiſer Aurelian laſſe Rom mit einer Mauer umgeben!

Und ſo wird die Nachwelt einſt aufzeichnen, daß ſeit Jahrhunderten das deutſche Geſammtvolk nie ſo einig und ſelbſtbewußt ſich bezeigt habe, als während es neulich von Weſten her bedroht war. Wenn man Tadel der Regierungen hörte, ſo war es Tadel der Langſamkeit, mit welcher die Rüſtungen betrieben wurden, mit welcher man zum Ausfuhrverbot der Pferde ſchritt, der Nachſicht, mit welcher man die Großſprechereien franzöſiſcher Reiſender und Sendlinge behandelte.

---

* Le Français qu'on attaque est à demi vaincu.

Voltaire Henriade.

Wenn die Franzoſen mit liebenswürdiger Anmuth ſich jetzt gebärden, als wäre Alles nicht geſchehen, was ſie jüngſt geſagt, geſchrieben und geſtrebt haben, ſo iſt dagegen bei uns Deutſchen die Wirkung zwar langſam geweſen, aber nachhaltig, und für die Folge höchſt wichtig, ja es will ſcheinen, daß die hiedurch hervorgebrachte Kräftigung des Volksgeiſtes auf die von Deutſchland losgeriſſenen Länder eine bedeutende Wirkung äußere.

Wer auch in Belgien ſiegen mag, Ultramontane oder Liberale, die Richtung des Volks geht ſichtlich, beſonders wegen des franzöſiſchen Zollſyſtems, gegen Deutſchland. Die flamändiſche Sprache fängt an, ſich daran zu erinnern, daß ſie exiſtire, und die Eiſenbahn nach Aachen iſt in mehr als Einer Hinſicht von großer Bedeutung.

Holland dagegen muß ſich darein ergeben, daß man ihm nicht alle Vortheile willig zugeſtehe, und dagegen alle Nachtheile demüthig hinnehme. Je bedeutender ſein Markt wird innerhalb der deutſchen Zelllinie, deſto weniger kann es ſich ab- und ausſchließen, wenn von den großen Intereſſen ſeiner Handelsfreunde die Rede iſt.

Dänemark wird eben ſo mächtig von dem ſcandinaviſchen Prinzip angezogen, als das deutſche neu erwacht in Holſtein und Schleswig. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß es jetzt leichter ſeyn würde, Jütland deutſch zu machen, als jene Länder zu däniſiren.

Die Schweiz fühlt die Geburtswehen der kommenden Zeit um ſo ſchmerzlicher, je weniger ſie ſich in Sprache und Sitten vom deutſchen Geſammtvolke ausgeſondert hat (die romaniſchen Beſtandtheile natürlich ausgenommen); die Weiſe, in welcher eine im 13ten Heft dieſer Zeitſchrift enthaltene Schilderung ihrer Zuſtände von ihr aufgenommen wurde, beweiſt klar das Mißbehagen, nichts durch ſich, und nicht mit denen zu ſeyn, zu welchen man eigentlich gehört.

Alle dieſe Erſcheinungen ſcheinen darzuthun, daß in demſelben Verhältniß, in welchem unſere Volksthümlichkeit ſich zuſammennimmt, ihre anziehenden und abſtoßenden Pole ihre Thätigkeit verſtärken müſſen.

Die Entwicklung des Nationalbewußtſeyns, wie die franzöſiſchen Eroberungsplane es geweckt, und die unfeſten öffentlichen Zuſtände Frankreichs zu beſtändiger Thätigkeit aufgefordert haben, zeigt ſich vorerſt in Vermehrung der Streitkräfte und endlicher Erbauung der Feſtungen, welche zu Sicherung des ſüdweſtlichen

Deutſchlands nöthig ſcheinen, und ſeit 1815 vergebens von der öffentlichen Stimme gefordert wurden.

Früher wurde die politiſche und militäriſche Geſtaltung in demſelben Maße ſchwächer, je näher ſie der ſtets bedrohten Grenze gegen Frankreich war; denn die größeren Maſſen hatten ſich vornämlich in den ſlaviſchen Eroberungen gebildet und erhalten. Nun aber iſt der Bund für die Sicherung des Ganzen vornämlich da thätig, wo ſonſt eine unerfreuliche Reichsarmee dem eigenen Lande zum Gegenſtand des Spotts dienen mußte, und 5 Huſaren ummauerte Reichsſtädte von 5000 Einwohnern zu brandſchatzen wagten. Das mögen die unbedingten Lobredner vergangener Zeiten wohl bedenken!

Die Vermehrung der Streitkräfte wird durch Einrichtung oder Erweiterung der Landwehr herbeigeführt werden. Sie kann meiſt ohne Auflegung drückender Abgaben gedeckt werden, obgleich die Opfer nicht geringe zu achten ſind, und manche nothwendige Verbeſſerung dadurch vertagt werden wird.

Die allgemeine Wehrverpflichtung wird mit unbedeutenden Abſchattungen im nicht-öſterreichiſchen Deutſchland endlich eingeführt werden müſſen, wie ſie es längſt in Preußen iſt, und dieſes müſſen wir für einen ſehr bedeutenden Vorſchritt in vielfacher Beziehung halten. Denn nur durch ſie kann die ſittliche Kraft der Heere auf die Höhe gehoben werden, welche ein Krieg um Exiſtenzfragen erheiſcht, und nur ein ſolcher ſcheint möglich, ſo lange die transigirende und aufſchiebende Diplomatie an der Tagesordnung iſt, und von der Stellung aller Regierungen zu ihren Völkern gebieteriſch gefordert wird.

Ferner gibt nur die Beiziehung der Vornehmeren und Reicheren die Möglichkeit, den Verluſt von Offizieren und Unteroffizieren ſchnell zu erſetzen, und in Friedenszeiten die Landwehr mit gebildeten und für ihr Fach hinlänglich ausgebildeten Befehlshabern, ohne den härteſten finanziellen Druck, zu verſehen.

Wenn die geſammte männliche Bevölkerung während einiger Jugendjahre dem Wehrſtand angehört haben wird, dann erſt werden die heilſamen Folgen für formelle Bildung, für die im Leben ſo nothwendige Ueber- und Unterordung zu Tage kommen. Niemand wird die vielfach bedeutenden Ergebniſſe dieſes Syſtems für Preußen verkennen, und wir wollen hoffen, daß bei der ſtets

zunehmenden Bevölkerung die jährlichen Einſtellungen zu Ergänzung der bewaffneten Macht überall zureichen werden, ohne die Verheiratheten anders als im höchſten Nothfall zum Felddienſt aufrufen zu müſſen.

Gerade, weil die Franzoſen eine, gewiſſermaßen in ihrer Heimat kantonnirende Landwehr und Linie nicht wagen können, und nicht wagen werden, gerade deshalb ſind wir an dieſelbe, als an das bewährteſte Mittel unſerer Sicherung und Rettung gewieſen. Ein bewaffnetes Volk mit Ueberlieferung kriegeriſcher Kenntniſſe und Begebenheiten vom Großvater auf den Enkel, mit der Anſicht, daß wehrlos-ſeyn gleichbedeutend ſey mit ehrlos-ſeyn, wird eher zu kräftig und thatenbereit ſeyn, als umgekehrt, und wir müſſen es unſern Nachbarn gegenüber für ein Glück halten, wenn die Geſammtheit der Deutſchen in dieſem Falle ſeyn wird.

Denn der Franzoſe iſt ſchneller als der Deutſche zum Soldaten ausgebildet, aber er denkt ſich nur als Soldat, will nur als Solcher emporſteigen, plündern, herrſchen und adminiſtriren, und der Ruſſe, welchen das Loos, für ſein ganzes Leben beinahe, zum Liniendienſt aus dem Volk ausſondert, mag noch ſo trefflich eingeübt, noch ſo ſtandhaft und gehorſam ſeyn, er iſt einem bewaffneten und eingeübten Volke gegenüber dennoch in bedeutender numeriſcher und dynamiſcher Minorität.

Die Uebungen des achten deutſchen Armeekorps ſcheinen uns unter den obwaltenden Umſtänden deshalb eine Begebenheit, weil ſie bewieſen haben, wie ſchnell bei großer Verſchiedenheit der Formation und Bewaffnung dennoch Einheit in den zuſammengeſetzten Körper gebracht werden könne, und wie ſehr bei Hervortreten wichtigerer Fragen kleinliche egoiſtiſche Rückſichten jetzt bei uns in den Hintergrund zurückweichen können.

Alſo hat das Kriegsgeſchrei, welches Frankreich ohne alle Veranlaſſung erhoben, und ohne großen Ruhm bis auf Weiteres vertagt hat, unſerem Geſammtvaterland eben ſo ſehr genützt, als der Revolutionskrieg, die Napoleoniſche Diktatur, die hundert Tage und der Villèle'ſche Mauthtarif ihm genützt hatten. Es ſcheint ein Fingerzeig der Vorſicht, daß der Druck, welchen Frankreich ſeit Jahrhunderten auf Deutſchland ausübte, nur dieſem frommen ſoll, nicht jenem, daß wir kräftiger, einiger, wohlhabender und aufgeklärter als je daſtehen, während unſere Nachbarn täglich

Zeichen eines Unbehagens geben, welches ſich mit dem Beſtehenden nie zurechtfinden, etwas Beſſeres, Dauerndes aber nicht an deſſen Stelle zu ſetzen vermag. Ja es ſcheint, daß eine unbegreifliche Verblendung, eine Unmöglichkeit, ſich in die Zuſtände anderer Völker hineinzudenken, über die Franzoſen ausgegoſſen ſey, wie ſie über die andern romaniſchen Völker ausgegoſſen war, als dieſe die Welt abwechſelnd beherrſcht hatten.

Wenn Tacitus beſorgte Blicke über den Rhein wirft, und dann in ſeiner diplomatiſchen Denkſchrift den Deutſchen Uneinigkeit anwünſcht, ſo erkannte er, aber vielleicht auch nur er, die Sachlage klar; daß aber unter den Franzoſen unſerer Tage auch nicht Einer es wagt, ſeinen Landsleuten über ihre Zukunft die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu ſagen, das kann uns zeigen, wie weit Eitelkeit und Verblendung vom rechten Weg abführen können.

Wenn früher über die Unthätigkeit des Bundestags, über ſtillſchweigende Duldung von Uebergriffen von Seiten einzelner Bundesregierungen manche Klagen laut geworden waren, ſo ſind in neueſter Zeit nicht nur die Nothwendigkeit, gegen außen als einig und Eins ſich darzuſtellen, ſondern auch der ernſte Wille im Innern Deutſchlands, jede Urſache des Zerwürfniſſes ſchon im erſten ſichtbaren Keime zu erſticken, auf eine noch nicht dageweſene Weiſe hervorgetreten, und die Behendigkeit des Einſchreitens erregte überall freudiges Erſtaunen. Das Volk murrt nirgends, auch wenn drückende Maßregeln zur Vertheidigung genommen, wenn die hergebrachten Formen hiebei umgangen wurden, und die Etatsüberſchreitungen werden den Kriegsminiſtern keine Sorge machen, den nächſten Ständeverſammlungen gegenüber.

Die Einſtimmigkeit aller franzöſiſchen Blätter, als es ſich handelte um Vernichtung der Verträge von 1815, gab uns eine Lehre, welche nicht verloren gehen wird. Verſuchten die Pariſer Blätter doch ſogar die Köllner Wirren zur Waffe gegen die preußiſche Regierung zu machen! Was in Belgien den Revolutionären gelungen war, der Bund mit den Ultramontanen, konnte ja vielleicht auch den neuen, vielfach unbequemen Nachbar wenigſtens in Verlegenheit ſetzen.

Die deutſche Tagesliteratur hat ſich hiebei, und zwar aus freiem Willen, würdig und volksthümlich benommen, einige von Frankreich bezahlten Blätter allein ausgenommen. Auch die Feinde des

Beſtehenden, die, welche ſeit Langem alles Heil von Frankreich erwartet hatten, welche nur in Aneignung aller Formen und Bedingungen der Revolution Rettung für Deutſchland ſahen, auch ſie ſchwiegen, und wurden von der Uebereinſtimmung aller Stämme, Stände, Regierungen und Organe der öffentlichen Meinung wo nicht bekehrt, doch wenigſtens einigermaßen enttäuſcht.

Geläugnet ſoll nicht werden, daß das revolutionäre Prinzip unter uns noch fortlebt, wenn gleich entkräftet durch das, was in Frankreich geſchieht, und durch die unverkennbaren Vorſchritte, welche das deutſche Geſammtvolk als ſolches macht. Aber Unvorſichtigkeiten oder gar Unredlichkeiten einzelner Regierungen, Verſuche, frühere, jetzt unhaltbare Zuſtände zurückzuführen, oder ſich den allgemeinen Intereſſen gegenüber zu iſoliren, könnten es möglich machen, daß dieſe vielfach abgeſchattete Partei an gerechter Unzufriedenheit einen Verbündeten fände, ſich an Tendenzen anſchlöße, welche ihr eigentlich fremd ſind, dieſe aber verſtärkte, leitete und für ſich benützte. Wer dieſe Bemerkung überflüſſig findet, möge bedenken, daß er noch Unwahrſcheinlicheres ſogar in neueſter Zeit erlebt hat.

Von der Seite der Finanzen her, welche der franzöſiſchen Umwälzung zuerſt Halt und Gelegenheit zu geregeltem Angriff gab, iſt vorläufig bei uns noch keine Gefahr vorhanden. Häufig können die vermehrten Ausgaben aus Erſparniſſen gedeckt werden. Dieſe werden zwar zu Verbeſſerungen, welche die früheren Zeiten weder ausführen konnten noch wollten, nicht verwendet werden können, aber das Gefühl größerer Sicherheit gegen die Seite, von welcher her wir ewig wiederkehrende Angriffe erfahren hatten, iſt auch von Gewicht in der andern Wagſchale.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der nächſten, vorläufig friedlichen Zukunft eine ungemeine Thätigkeit in induſtriellen Unternehmungen vorausſagen. Die Wolken, welche über dem Geſichtskreis des Zollvereins ſich zu bilden drohten, ſind zerſtreut, ja es iſt gegründete Ausſicht, daß er ſich ausdehne, und auswärts Anerkennung und bedeutende Zugeſtändniſſe finden werde. Wenn auch Oeſterreich durch die eigenthümliche Stellung Ungarns noch gehindert wird, auch ſeine Zollſchranken einzureißen, ſo wird es gewiß ſtreben, durch Handelsverträge ſich dem übrigen Deutſchland ſo ſehr zu nähern, als es mit ſeinem wohlverſtandenen Intereſſe nur irgend vereinbar

iſt. Denn, ſo wichtig die finanzielle Seite des Zollvereins auch iſt, ſo ſehr ſie andere Beziehungen bedingt und hervorruft, ſo iſt dennoch die moraliſche und politiſche offenbar in erſter Linie, und eine Monarchie, deren zukünftige Wirkſamkeit in Oſten liegt, welche aber deutſche Sprache und Kultur und drei auf einander folgende Dynaſtieen von Weſten her erhalten hat, wird dieſen weder als Vormauer noch als Rückhalt je aus den Augen verlieren. Der Lauf des Hauptſtroms der öſterreichiſchen Monarchie bezeichnet den Weg, welchen ihre Heere einſt zu endlicher Erfüllung ihrer weltgeſchichtlichen Aufgabe beſchreiten werden, ſo wie ihr von Deutſchland übernommener Doppeladler die gleiche Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Seiten, von welchen her Gefahr drohen kann.

Bereits iſt Oeſterreichs Kunſtfleiß ſo weit vorgeſchritten, daß er durch Anſchluß an den deutſchen Zollverein keinen weſentlichen Nachtheil zu fürchten hätte, bereits deuten erleichternde Verordnungen auf allmählige folgerechte Annäherung in gewerblichem und geiſtigem Verkehr, und ganz Deutſchland wird den Erzherzog freudig begrüßen, welcher ein preußiſches, den preußiſchen Prinzen, welcher ein öſterreichiſches Heer muſtert, um zu unterſuchen, ob ſie kriegsgerüſtet ſeyen. Die liebe deutſche Langſamkeit und Ausführlichkeit bringen am Ende doch Etwas hervor, und wir wollen hoffen, daß uns endlich klar werde, wo wir ſie bei Seite zu laſſen haben.

Bei den Gegenrüſtungen, welche die deutſchen Regierungen verfügten, war bereits dieſe Langſamkeit nicht zu beklagen. Theilweiſe ſind die Opfer allerdings ſchmerzlich, welche an Geld, Lebensberufen und den ſeitherigen Genüſſen eines tiefen Friedens gebracht werden mußten, und für eine unbeſtimmt lange Zukunft werden gebracht werden müſſen.

Aber dieſe Opfer haben auch ein Gefühl größerer Sicherheit, einen feſteren Glauben an eine deutſche Zukunft hervorgebracht, und die Verſchleuderung öffentlicher Gelder, wie die Franzoſen ſie bei ihren Rüſtungen zu beklagen hatten, wurde bei uns nicht bemerkt.

Es wird ſich nun das überſchießende Kapital mit größerer Zuverſicht und mit Vertrauen in Erhaltung äußerer und innerer Ruhe auf induſtrielle Unternehmungen werfen, welche den klimatiſchen Verhältniſſen Deutſchlands, der Lebensweiſe des Volks und ſeinem Charakter gemäß ſind. Handwerksartige Anfänge,

Verbeſſerung der Gewerbe durch den erzielten Gewinn, bedachtſames Vorſchreiten, und eher Nebenbeſchäftigung des Landmanns, als Einpferchung in Fabriken, eher kleinen Gewinn bei geringer Wagniß, als große Aktienvereine mit koſtbarer Verwaltung und ſchwindelnder Gewinnſucht, ſo haben wir den deutſchen Kunſtfleiß am Niederrhein, im Vogtland, in der Schweiz entſtehen ſehen, und ſo wird er ſich fortan ſchneller entwickeln, wenn man ihn weder hemmt, noch durch künſtliche Mittel zu ſteigern verſuchen wird.

Freilich haben wir einen Vorgang, welcher glauben machen könnte, daß die Lehren der Gegenwart ſehr bald als abgethan werden behandelt, ja ſogar theilweiſe werden vergeſſen werden. Wir meinen die Cholerazeit. Aber einmal hat dieſe dennoch bleibende Folgen für die Reinlichkeit der Städte und Krankenhäuſer, für zweckmäßigere Einrichtung der Friedhöfe ꝛc. hervorgebracht, und dann iſt die politiſche Gefahr nicht ſogleich ſpurlos verſchwunden, wie der räthſelhafte Todesengel jener Seuche. Die politiſche Gefahr beſteht noch fort, kann täglich an unſere Thüre klopfen, und in welcher Geſtalt und Begleitung ſie erſcheinen werde, kann bei ihrer proteusartigen Natur nicht vorausgeſagt werden. Das 16. Jahrhundert ſah einen Bundſchuh, einen armen Konrad, den großen Bauernkrieg in Deutſchland. Wie damals das Landvolk gegen Adel und Rathsherrn, ſo können nun die abhängigen Arbeiter gegen Fabrikbeſitzer und Kapitaliſten, es können überhaupt die Nichts-Beſitzenden gegen die Beſitzenden einen äußeren Anſtoß benützen wollen. Die Genußſucht, die Steigerung der Anſprüche und Bedürfniſſe, die Erſcheinungen, welche wir überall bemerken im Verhältniſſe der dienenden Klaſſe zu den Dienſtherrn, mögen beweiſen, daß wir an raſtloſe Umſicht und Vorſicht gewieſen ſind. Mit den vermehrten Leiſtungen erweitern ſich die Anſprüche der Maſſen, und wenn in Frankreich jede Angelegenheit mit Heftigkeit beſprochen, und mit Leichtſinn und Gleichgültigkeit ſchnell wieder beſeitigt und vergeſſen wird, ſo arbeitet die Unzufriedenheit im deutſchen Volke innerlich und ſtill fort, wurmt, wie ſich unſere Sprache bezeichnend ausdrückt, und kommt dagegen unerwartet zu furchtbarem, nachhaltigem, und auch nach einer Beſiegung noch erfolgreichem Ausbruch.

Wenn die Beſitzenden unſerer Zeit den Regierungen nur bedingungsweiſe anhängen und die Nicht-Beſitzenden nur gezwungen

gehorchen, ſo iſt der beſtändige Wechſel zwiſchen Wohlhabenheit und Armuth gleichfalls Gefahr drohend. Er erſcheint überall, wo Kunſtfleiß und Gewerbe ſich ſehr ausgebildet haben. Die Genußſucht, über welche Sittenprediger und Chroniſten in den Zeiten von 1570—1618 in Deutſchland ſo bitter klagten, iſt in veränderter Geſtalt wiedergekehrt. Damals waren Gelage und Zutrinken durch alle Stände, koſtſpielige Feſte an den Höfen, zahlreiche Dienerſchaft bei dem Adel, Geſchmeide und köſtlich Gewand bei allen „Honoratioren" an der Tagesordnung. Nun wird der Gleichheit der äußeren Erſcheinung mit den Reicheren und Hochgeſtellten vom Mittelſtande Alles aufgeopfert, und der Geheime Oberkriegsrath unterſcheidet ſich von ſeinem Schneider höchſtens durch ein Stückchen Band im Knopfloch. Dieſe äußere Gleichheit würde bei uns eben ſo unverfänglich ſeyn, als es in England der Begriff eines Gentleman iſt, wenn unſer Adel ſeine politiſche und ſociale Stellung klar erfaſſen, und mit der Zeit ins Gleichgewicht ſetzen wollte; hiezu iſt aber keine nahe Ausſicht vorhanden.

Nachdem wir der zerſetzenden Elemente gedacht haben, welche in unſerm bewaffneten Frieden berückſichtigt werden müſſen, erfordert es die Billigkeit, anzuerkennen, daß der Aſſociationsgeiſt in einer Weiſe thätig iſt, wie ſie früher nie bemerkt wurde, und daß er bei fernerer Entwicklung ein kräftiges Gegengewicht gegen die atomiſtiſchen, ſelbſtſüchtigen Richtungen bilden werde. Beſonders geben die unterſten Klaſſen durch die Sparkaſſen den Regierungen eine bedeutende Gewähr. Dieſe dagegen haben an der Geſammtheit der Staatsgläubiger in der ganzen Welt eine furchtbare Kontrole, eine hemmend in alle äußerſten Maßregeln eingreifende, und an jedem Börſentag ihre Meinung äußernde, ihrer Unentbehrlichkeit bewußte Nebenbuhlerin. Die Regierungen der alten Welt ſicherten ihren Beſtand durch baare Schätze, und Friedrich der Große ahmte ihnen auch hierin noch mit Glück nach. Jetzt aber ſind es die aller Orten aufgeſchlagenen groſſen Bücher, welche alle Regierungen zugleich ſichern, indem ſie allen die Möglichkeit genommen haben, jenſeits einer gewiſſen Linie kräftig und herausfordernd aufzutreten. Wir geben zu, daß dieſer Zuſtand ein widernatürlicher, folglich vorübergehender ſeyn und daß er ein Ende mit Schrecken nehmen müſſe, jedoch für die nächſte Zukunft vertagt er wenigſtens die Löſung der politiſchen und ſocialen

Fragen, aber dieſe Löſung wird in dem Maß furchtbarer werden, in welchem ſie hinausgeſchoben worden ſeyn wird, ohne an gründliche Heilung zu denken.

Auch für das literariſche Leben Deutſchlands werden die Folgen eines Zeitabſchnitts fühlbar ſeyn, in welchem man genöthigt war, ſich zuſammen zu nehmen, die Wahrſcheinlichkeiten der Zukunft zu berechnen, die Kräfte der Gegenwart zu erforſchen, und in der Vergangenheit Anhaltspunkte, Beruhigung und heilſame Warnungen aufzuſuchen. Wenn großartige Reizmittel auf das ſchreibende und leſende Publikum wirken, ſo werden die kleinlichen und unnatürlichen von ſelbſt wegfallen, und wie gegen 1812 die Gebrüder Schlegel und Kotzebue aufgehört hatten, ſich in Druckſchriften zu verfolgen, weil ſie ſich Beide Einer gewaltigen Richtung unterordneten, ſo werden hoffentlich mit dem Hervortreten großer Volksintereſſen die kirchlichen Streitigkeiten, ſowohl die zwiſchen der Hierarchie und der Staatsgewalt, als zwiſchen den zwei Hauptformen des Chriſtenthums und deren inneren Abſchattungen untereinander, in den Hintergrund ſich zurückziehen.

Unſere Literatur muß der Bewegung des Volks unwillkürlich folgen, und iſt dieſer oft ſogar vorangegangen. Daher der ernſte männliche und volksthümliche Charakter, welcher ſeither oft ſchmerzlich in ihr vermißt wurde, in der nächſten Zukunft ſich gewiß in ihren Erſcheinungen ausdrücken wird.

Wir wollen zwar die Nordamerikaner dem deutſchen Volke keineswegs als Vorbilder in Allem hingeſtellt haben, aber es wäre jedenfalls beſſer als eine Erziehung durch franzöſiſche Bonnen, wenn man den Kindern die Geſchichte der franzöſiſchen Angriffe in die Hand geben würde, ſo weit Deutſch geſprochen wird, wie die Bewohner der vereinigten Staaten ihren Kindern die Geſchichte der engliſchen Bedrückungen und des Befreiungskriegs zu erſter Leſeübung geben.

Auch könnte es nichts ſchaden, wenn man in den Schulen zur Strafe Kapitel aus Werken vorzuleſen gäbe, welche in den Zeiten der tiefſten Erniedrigung unſeres Vaterlandes geſchrieben wurden, in Zeiten, wo unſere deutſche Sprache in Gefahr war, halb franzöſiſch zu werden, wie das Engliſche durch die Normannen, oder ein Gemiſche wie das Türkiſche.

Wir kennen keinen ſchlagenderen Beweis der inneren Kräftigung

unſeres Volks, als die Weiſe, in welcher es ſeine Sprache gebildet und bereinigt hat, und unabläſſig hierin, wiewohl auf vielfach gewundenem Pfade, vorſchreitet. Unſere Höfe und unſer Adel ſind dieſer Bewegung nur gefolgt, zuweilen etwas unfreiwillig, geführt aber haben dieſe Bewegung nicht ſie, ſondern der Mittelſtand und das Volk ſelbſt. Was aber auch ein kleiner Fürſt in dieſer Richtung vermöge, hat der vorige Großherzog von Sachſen-Weimar bewieſen, aber auch nur er allein. Ehre ſeinem Andenken!

Wir geſtehen bei dieſer Veranlaſſung offen, daß wir bedauern müſſen, den großen Anlauf, welchen Preußen 1813 nahm, in Einer Richtung ſo wenig folgereich zu finden. Wir wiſſen zwar recht gut, daß das preußiſche Heerweſen vorzüglich den Hugenotten ſeine Vervollkommnung, daß Berlin dieſen ſeine geſellſchaftliche Ausbildung verdankt, allein daß die volksthümliche Bewegung, daß ſogar die eigens hiezu beſtimmte Sprachreinigungsgeſellſchaft nicht vermocht haben, eine Unzahl überflüßiger franzöſiſcher Benennungen aus dem preußiſchen Militärlexikon auszubracken, das iſt ſchwer zu begreifen. Vielleicht denkt man jetzt daran, ſo wie an zweckmäßigere, mehr waidmänniſche Bekleidung des Heers. Oeſterreich iſt in Beidem längſt in der Stille weiter vorgeſchritten.

Es wird nicht zu kühn ſcheinen, wenn wir behaupten, daß die Preſſe in demſelben Verhältniſſe von willkürlichem Drucke werde befreit werden, in welchem man die Kräfte des Volks in Bewegung ſetzt und in Anſpruch nimmt. Auf der Stufe der Kultur, auf welcher wir nun ſtehen, läßt man ſich ſo leicht nicht verführen und verhetzen; klare und ſtrenge Preßgeſetze greifen tiefer ein, als vorgängige Cenſur, und es liegt nun einmal im Weſen der Deutſchen, daß ſie williger gehorchen, wenn man ſie wie Mündige behandelt und ihnen Vertrauen zeigt. Sie dienen nicht gerne unbedingt.

Wenn wir die verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten berechnen, welche der bewaffnete Friede unſerm deutſchen Vaterland bietet, ſo ſetzen wir, wie billig den beſten Willen, die tiefſte Einſicht und die freiſinnigſte Anſicht bei den Regierungen voraus. Sie werden daher die äußere Gefahr nicht wider die verbrieften Volksfreiheiten benützen, weil der Fall leicht eintreten könnte, daß ein doppelter Stoß von Oſten und von Weſten zugleich die

Dictatur Eines Mannes zu ihrem und zu unſerem Schaden herbeiführen könnte; denn wenn die möglichſte deutſche Einheit nicht vorher erzielt und befeſtigt wird, ſo könnten Unglücksfälle eine der franzöſiſchen oder ruſſiſchen ähnliche herbeiführen, und gegen dieſe proteſtiren unſer Volkscharakter und unſere Geſchichte.

Aber beſtreben werden ſie ſich, den Uebeln zu ſteuern, welche der Luxus und die Entwicklung des Kunſtfleißes überall und immer mit ſich bringen. Sie werden dem Zollverein Achtung, Wechſelſeitigkeit der Zugeſtändniſſe und Märkte zu verſchaffen ſuchen, durch welche das Uebermaß der Hervorbringung Abſatz erhält, ſie werden den Gefahren der Uebervölkerung durch Organiſation der Auswanderungen, der Verweichlichung des Friedenslebens durch Vorbildung zur Wehrpflicht in Schulen abzuhelfen ſuchen, ſie werden die Rechtspflege öffentlicher, wohlfeiler und ſchneller, die Polizei minder inquiſitiv darſtellen, ſie werden, jede in ihrer Weiſe und nach den von der Sachlage gegebenen Bedingungen, für das Wohl und das Behagen ihrer Unterthanen eben ſo eifrig ſorgen, als ſie die Sicherung gegen außen wahrnehmen.

Es gibt aber auch eine noch großartigere Weiſe, den Zuſtand des bewaffneten Friedens mit innerem Vorſchritt zu verbinden, für die geſteigerten Auflagen Entſchädigung, für die ſorgenvolle Gegenwart Gewähr einer beſſeren Zukunft zu bieten.

In derſelben Weiſe, in welcher den früher ſo ſchreienden Uebelſtänden des Münzweſens abgeholfen worden iſt, kann auch der Handelsgeſetzgebung die nothwendige Einheit ohne bedeutende Schwierigkeiten gegeben werden. So weit auch das Heerweſen des Bundes gegen die Zeiten des deutſchen Reichs vorgeſchritten iſt, ſo iſt ihm dennoch ſehr viel von der alten Buntheit, Ungleichförmigkeit in Formation, Reglement, Offiziersauszeichnungen ꝛc. geblieben, welche billig etwas Gemeinſchaftlichem, Einfacherem, Zweckmäßigerem überall zugleich weichen könnten.

Wenn wir die Vortheile näher beleuchten, deren ſich centraliſirte Staaten rückſichtlich ihrer inneren Verwaltung rühmen können, ſo finden wir nur wenige, in Verhältniß zu den Vortheilen, welche die Vielherrigkeit unſerem deutſchen Vaterland in dieſen Beziehungen ſo augenſcheinlich gebracht hat. Und die, zu welchen die Ausdehnung der deutſchen Staaten nicht zureichen will, welche

die Zerſplitterung ſeither verhinderte, können leicht und ohne bedeutende Geldopfer, mit geringen Modifikationen auch in Deutſchland eingeführt werden. Man wird uns nicht der Eitelkeit oder Vorliebe beſchuldigen, wenn wir daran erinnern, daß eine Vereinsakademie der Wiſſenſchaften, eine deutſche Vereinspoſt zuerſt in dieſen Blättern (der Vierteljahrſchrift Heft 14.) in Anregung gebracht worden ſeyen. Es will uns auch ſcheinen, als ob die Ausführbarkeit hinlänglich bewieſen, die Anträge genügend begründet worden ſeyen.

Auch Telegraphenlinien, gemeinſchaftliche Patente für Erfindungen und Verbeſſerungen, gemeinſchaftliche Sicherung literariſchen Eigenthums ſcheinen keine bedeutende oder weſentliche Schwierigkeit zu finden; wir haben uns viel bedeutenderer Ergebniſſe des Zuſammenhaltens zu erfreuen!

Wenn in allem Nothwendigen und Nützlichen die von den Umſtänden geforderte Einheit wird erzielt worden ſeyn, wer mag alsdann den franzöſiſchen Zuſtänden noch das Wort reden, wenn es ſich um Einführung derſelben in Deutſchland handeln ſollte? Man vergleiche einmal das Land und deſſen Bewohner mit den Deutſchen, welchen doch die Befreiung von Frohndienſten, Grundlaſten und allen Herrſchaftsrechten nicht als Lohn für die Theilnahme am allgemeinen Umſturz unentgeldlich gegeben worden iſt; man vergleiche die bedeutenden Städte beider Länder, ihre gewerbliche Thätigkeit, ihr geiſtiges Leben, ihren häuslichen Wohlſtand; man forſche ehrlich nach Armenpflege, Gemeindehaushalt, Zuſtand der Kirchen, Schulen, Verbindungsmittel; man berechne, was hier und dort an Abgaben bezahlt werden muß, und was man dafür erhält! Ueberall wird man finden, daß Paris alle Kräfte an ſich zieht, alles Leben bedingt und modelt, und wie ein krankhaft erweitertes Organ am Körper die Schwäche aller andern hervorruft, erhält und ſteigert; daß es über fünfzig Millionen Franken ſtädtiſcher Auflagen zu tragen hat, iſt eine Kleinigkeit in Vergleich der 1400 Millionen Franken — vierzig auf den Kopf — welche das Ganze jährlich aufzubringen hat, die örtlichen Auflagen ungerechnet.

Wir wollen und werden keinen ſo reizenden, aber auch keinen ſo abnormen Mittelpunkt des deutſchen Weſens jemals entſtehen ſehen, dagegen uns nach Orts- und Stammverſchiedenheit ſtets

eines vielgeſtalteten eigenthümlichen Lebens, und beſonders einer geſchichtlichen, ſittlichen und religiöſen Unterlage deſſelben zu erfreuen haben. Die ausgezeichnetſten Dichter und Gelehrte, die hervorragendſten Staatsmänner und Feldherrn ſogar gehören in Deutſchland durch Geburt und Erziehung den kleineren Staaten in bedeutendem numeriſchen Uebergewicht an. Jeder ſucht im Stillen ſeinen Weg für ſich, und wenn häufig dem Talent ein angemeſſenes Feld zu ſeiner Thätigkeit fehlt, ſo fehlt den Feldern doch nicht immer das nothwendige Talent, und für untergeordnete Verdienſte bietet unſere Gemeindeverfaſſung, unſere ſorgfältig beaufſichtigende und beaufſichtigte Verwaltung hinlängliche angemeſſene Berufe.

Da der Reichthum an Stoff in allen Fächern des Wiſſens jetzt ein Eingehen in das Einzelne, eine Zerſpaltung, und für dieſe Beſonderheit des Talents und des Lebensberufs fordert, ſo wird freilich mancher Mann, auf welchen Deutſchland ſtolz zu ſeyn Urſache hat, ſo lange Beſchäftigung im Ausland ſuchen müſſen, bis eine gemeinſchaftliche deutſche Akademie auch in dieſen Fächern einem dringenden Bedürfniſſe abgeholfen haben wird. Aber ſtets iſt der jetzige Zuſtand, ſelbſt bei der noch nicht ganz abgeſchliffenen Eckigkeit der Formen, noch beſſer als die Verflachung der Charaktere, die ſittliche Verderbtheit, der Neid und die Hoffart, welche eine große alleinherrſchende Stadt in den Seelen der Häupter der Wiſſenſchaften erzeugt, beſonders wenn dieſe aus Gelüſten oder aus Nothwendigkeit ſich in das öffentliche Leben werfen.

Doch zurück von einem Vergleichen, welches man zum Buche aufſchwellen müßte, um zu beweiſen, daß unſere Vergangenheit ſchuldloſer, unſere Gegenwart erfreulicher und unſere Zukunft viel bedeutender ſey, als die Frankreichs und der romaniſchen Völker überhaupt. Genug, daß wir die theuren, ſchmerzvollen Lehren der Vergangenheit in jeder Beziehung gewiſſenhaft zu nützen verſtehen; genug, daß wir durch die aufgezwungenen Gegenäußerungen ſelbſtbewußter, aufmerkſamer auf unſere Intereſſen, wachſamer auf unſere Zukunft geworden ſind. Die Strömung iſt verſchnellert, wider ſie zu ſteuern, würde jetzt ſchon unmöglich ſeyn, und die frühere Verſumpfung und Zurückſtauung iſt jetzt nicht mehr zu fürchten, dagegen zu wünſchen, daß dem Steuer ſcharfes Auge, Kenntniß der Geſtirne und feſte Hand niemals fehlen möge.

Wir werden ſtets Moden, Riechwaſſer, ja meinetwegen auch Vaudevilles aus der Stadt des ewigen Wechſels holen, aber was Wöhnlichkeit, Reichlichkeit und den feinſten Genuß großen Reichthums berührt, was das öffentliche Leben und die Stellung ſeiner Lebensfragen betrifft, uns ſtets mehr in London Rath und Vorbilder ſuchen, und dabei dennoch nicht aufhören, gute Deutſche zu ſeyn, auf unſere eigenthümliche Weiſe voranzugehen, im Nothwendigen, aber auch nur in ihm Einheit, unter uns Einigkeit zu erſtreben, und gegen Alle das freundliche Wohlwollen, die weltbürgerliche Theilnahme uns zu erhalten ſuchen, welche von jeher uns ausgezeichnet hat.

A. M.

Die Geſchichte des Bilderſtreits.

Unter den Bewegungen, welche das erſte Jahrtauſend der chriſtlichen Kirche erfuhr, iſt der Bilderſtreit des achten und neunten Jahrhunderts eine der merkwürdigſten auch für diejenigen, welche ſonſt an dem Zwiſte kirchlicher Meinungen als ſolcher kein Wohlgefallen empfinden. Denn dieſe Erſcheinung hängt nicht blos näher, als andere Ereigniſſe auf demſelben Gebiete, mit Ausſichten und Beweggründen eines politiſchen Intereſſes zuſammen und hat in ihrer Folge zu den größeſten Veränderungen in der Stellung und Macht des chriſtlichen Orients, in dem Anſehen und Gewicht des päpſtlichen Stuhles beigetragen; ſondern es tritt auch kein Gegenſtand öffentlicher Befehdung in der älteren Kirche ſo unmittelbar wie dieſer an das Leben, die fromme Sitte, die heiligen Gebräuche und Uebungen der Familie wie der Gemeinde heran, und hat deshalb in allen Kreiſen des Volkes und in allen Bezirken der Chriſtenheit ſo allgemeinen und ſo lebhaften, größtentheils leidenſchaftlichen Antheil hervorgerufen.

Die Geſchichte des Anfangs und Verlaufs jener Streitigkeiten aber iſt einfach dieſe.

Vom vierten Jahrhundert an war der Gebrauch chriſtlicher Bilder in den Kirchen und Häuſern immer allgemeiner geworden, und der Streit wider Neſtorius, der die beiden Naturen des Erlöſers auseinander geriſſen hatte, führte die rechtgläubige Partei in der Ueberzeugung, daß Göttliches und Menſchliches in Chriſto eben ſo wenig geſchieden als verſchmolzen, ſondern in genaueſter Vereinigung mit einander ſeyen, dahin, auch im Leiblichen den Einfluß und Ausdruck göttlicher Eigenſchaften und

Tugenden zu erkennen und vor seinem Bilde, ihn selbst anbetend, niederzufallen. Auch wurde die Abbildung der evangelischen Geschichten an der Kirchenwand als eine Unterweisung des Volks empfohlen, welches, der Schrift unkundig, die heiligen Erzählungen nur bisweilen und einzeln im Gottesdienst vorlesen höre, hier aber vor den Standbildern und Gemälden eine fortdauernde Erinnerung daran und wohl auch einen kräftigeren Eindruck davon erhalte. Mit der Vermehrung der Heiligen in der Kirche wuchs aber auch die Zahl und die Verehrung ihrer Bildnisse und die Liebe zu heiligen Darstellungen aus der Geschichte ihres Lebens, ihrer Thaten und Schicksale, insbesondere ihrer Leiden und ihrer Bluttaufe. Man begrüßte die Statuen und Gemälde der gebenedeiten Mutter, der Apostel und anderer Vollendeten, in welchen der Geist des Herrn die neue Kreatur gewirkt und große Thaten, freimüthige Bekenntnisse zum Heil der Gemeinde und zum Vorbilde der Mit- und Nachwelt geleistet hatte, nach der Sitte des Morgenlandes durch Niederknien, durch Küssen, durch Anzünden von Lichtern und Weihrauch, durch Bekleidung mit kostbaren Gewanden, Ringen, Kronen u. dgl. a. Man erzählte sich von solchen Bildern, die nicht auf menschliche Weise und aus irdischem Stoffe entstanden, sondern von dem Herrn selbst gemacht und vom Himmel herabgelassen wären. Man fing an, diese und andere Bildwerke selbst als wunderwirkend zu rühmen, deshalb nach ihnen zu wallfahrten, sie besonders auszuzeichnen, zu ehren und zu beschenken.

Daß bei dem ursprünglich gewiß löblichen und mehrfach nützlichen Gebrauch der Bilder, welcher eine engherzige Meinung und beschränkende Sitte des ältesten Christenthums hinweggeräumt hatte, allmählig auch mancher Aberglaube und Mißbrauch, nicht nur in der Auswahl der Personen und Gegenstände, die man im Bilde sich vergegenwärtigte, sondern vornehmlich in dem Dienste, den man den Heiligen vor ihren Bildern darbrachte, sich eingeschlichen haben werde, ist eine sehr nahe liegende Erwartung bei Völkern, deren Zustand auf der einen Seite sittlich und politisch entnervt, auf der andern Seite noch roh und unentwickelt war. Diesen Mißbrauch erkennend, hatte schon im sechsten Jahrhunderte der Bischof Severus von Marseille mit der Strenge, die ihm der Geist der ältesten Kirche zuwehte, allen christlichen Bildern in seinem Sprengel die Duldung verweigert und sich dadurch jene

Zurechtweiſung zugezogen, welche, neben der ausdrücklichen Billigung des Verbotes der Bilderanbetung, in den ſchönen Briefen des groſsen Gregorius an ihn enthalten iſt, und den weiſen und nützlichen Gebrauch der Kirchenbilder zum Unterrichte des Volks, zur Nährung der Andacht und zur Erweckung frommer Entſchlüſſe vertheidigt.

Lauter und allgemeiner war der Vorwurf über Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienſt einerſeits von den unterdrückten Juden, andererſeits von den ſiegreichen Bekennern des Islam erhoben worden. Von dem Kalifen Ized wird erzählt, er habe noch vor dem Iſaurier Leo die Verdrängung heiliger Bilder aus den chriſtlichen Tempeln ſeiner Herrſchaft angeordnet. Ueberhaupt, wie die mißverſtandene Lehre von der Dreieinigkeit, ſo gereichte den Arabern die Anrufung und Abbildung von Heiligen, ſo die Verehrung ſogar der Bildniſſe derſelben für ein Zeichen des Heidenthums und Götzendienſtes, womit ſich die Chriſtenheit beflecke.

In dieſe Zeiten fiel es, daſs der obenerwähnte Leo den Thron zu Conſtantinopel beſtieg (717 nach Chr. G.), der, mit den Greueln früherer Kaiſer befleckt, nun, wenn auch nicht ohne despotiſche Mittel, doch auf mehr denn zwei Menſchenalter eine größere Feſtigkeit und Würde empfing. Leo traf eine Beſchäftigung mit den Bildern im chriſtlichen Gottesdienſte an, die er nicht ferner gewähren laſſen wollte. Wie muſs auch die Menge und Pracht der Bilder in einer Stadt geweſen ſeyn, wie Konſtantinopel, worin ſchon die einzige Sophienkirche ſechzig Aelteſte, hundert Diakonen, vierzig Diakoniſſen, neunzig Subdiakonen, hundertundzehn Anagnoſten, hundert Thürſteher und einen Schatz von 40,000 Pfund Silber in heiligen Geräthen hatte! Leo, welcher ſich auf den Inhalt der Moſaiſchen Gebote berief und von den Bildern ſagte, ſie wären an die Stelle der Götzen in der Chriſtenheit getreten, verbot anfänglich (726) eine abgöttiſche Verehrung der Bilder, wie ſolche namentlich im Sichniederwerfen vor denſelben beſtand, ließ ſodann diejenigen Kirchenbilder, welche von dem Volke geküſst zu werden pflegten, höher an der Wand hängen und befahl zuletzt (730) die wirkliche Fortſchaffung derſelben aus den Kirchen und von öffentlichen Plätzen. An die Stelle des Patriarchen Germanus, der die Erhaltung und Verehrung der chriſtlichen Bilder eifrig vertheidigt hatte, und nun im Ueberdruſſe wegen deſſen, was geſchah, freiwillig das Amt niederlegte, ſetzte Leo den

Synkellen deſſelben, Anaſtaſius, welcher die Anſichten des Kaiſers theilte und ſeinen Beſtrebungen gern zu Dienſte war. Weder ein Volksauflauf, der aus Anlaß der Wegnahme eines Kruzifixes in der Hauptſtadt ausgebrochen war, noch andere Unruhen, die ſich in den Provinzen, zumal in Italien, einander folgten; weder die Einſprache des römiſchen Biſchofes Gregorius II. aus dem Abendlande (mit dem, im Munde eines Papſtes doppelt merkwürdigen Ausſpruch: der Kaiſer dürfe ſich ſo wenig in das geiſtliche, als ein Geiſtlicher ſich ins weltliche Regiment miſchen), noch die Angriffe und Vorwürfe des gelehrten Mönches Johannes zu Damaskus im Oſten konnten den Entſchluß beugen oder ſchwächen, dem Gebrauch und Dienſte der Bilder im römiſchen Reich, ſoweit es ſeinem Scepter unterworfen war, ein Ende zu machen. Da man in Italien daran dachte, ſich einen neuen Kaiſer zu wählen, woran aber die Einfälle der Barbaren für diesmal hinderten, zog Leo die Einkünfte der römiſchen Kirche in Sicilien und Kalabrien an ſich, reizte jedoch dadurch nur noch mehr den innern Widerſpruch, der ſich zur äußeren Trennung vorbereitete.

Der Sohn dieſes Kaiſers, Conſtantin Copronymus, (741) trat auch nach dieſer Seite in des Vaters Fußſtapfen. Indem er ſeinen eigenen Schwager, der ſich an die Spitze einer Empörung der Bilderfreunde geſtellt hatte, überwand, gewann er zugleich einen Vorſprung im Streit mit den für den Bilderdienſt erhitzten Mönchen, unter welchen ſich mehrentheils die Bildhauer und Maler befanden, und ließ die Verwerfung der Bilder, ja der Maler- und Bildnerkunſt überhaupt als einer dämoniſchen Verführung, auf einer im Jahr 754 in Conſtantinopel gehaltenen, aus allen Theilen der Chriſtenheit zuſammenberufenen, wiewohl von keinem der Patriarchen beſuchten Synode zum allgemeinen Kirchengeſetz erheben, welchem jedoch nur in dem Umkreiſe Folge geleiſtet wurde, der unter der unmittelbaren Strafgewalt des byzantiniſchen Herrſchers ſtand. Er begnügte ſich auch nicht mit der Vertilgung der chriſtlichen Bildwerke, ſondern ſchritt zur grauſamen Verfolgung ihrer Vertheidiger und Freunde fort. Er ließ in den Kirchen die Wände, woran die Darſtellung heiliger Perſonen und Geſchichten abgenommen oder ausgelöſcht worden war, mit Gegenſtänden aus der Natur, mit Obſtbäumen, Jagden, Thieren u. ſ. w. bemalen. Auch in den Kirchenbüchern wurden

die heiligen Malereien vernichtet, oder die Bücher ſelbſt, bisweilen in groſſer Anzahl, verbrannt. So hatte ſich im Lauf eines halben Jahrhunderts, trotz fortgeſetzter Entgegnungen und Widerſprüche, vornehmlich aus der Mitte des Mönchsthumes, doch von dem Hofe aus in der Hauptſtadt und in dem Heer eine bilderfeindliche Anſicht verbreitet, und war allmählig bei bildloſem Gottesdienſt ein jüngeres Geſchlecht herangewachſen, ſo daß, als nach der kurzen Regierung des dritten Iſauriers, Leo Chazarus, welchem Conſtantin Copronymus das Reich hinterlaſſen hatte, und der auch in Hinſicht der Kirche und des Kultus den Grundſätzen ſeines Vaters, nur mit milderer Geſinnung, treu blieb (775—780), die Vormünderin ſeines Sohnes, des Conſtantinus Porphyrogenetus, Kaiſerin Irene, vorerſt nur mit liſtiger Entfernung der alten, und durch Bildung einer neuen Leibwache ihren Plan für die Herſtellung der Bilder und ihres Dienſtes durchzuſetzen verſuchen konnte. Sie verlegte die durch einen Aufſtand geſtörte Synode von Conſtantinopel nach Nicäa (787) und vollbrachte in wenigen Sitzungen das Werk durch ihren zum Patriarchen von Conſtantinopel erwählten Geheimſchreiber Taraſius. Es wurde der Beſchluß gefaßt, daß gleich dem Kreuzeszeichen auch gemalte, oder muſiviſche oder plaſtiſche Bildwerke in den Kirchen, an Gefäßen, Kleidern, Wänden und Tafeln, in Häuſern und öffentlich auf Straßen ſeyn und die Darſtellung des Herrn Chriſtus, der Maria, ſeiner Mutter, der Engel und aller frommen und heiligen Perſonen enthalten ſollten. Man habe die Bilder zu ehren, eine Ehre, die ſich aber nicht auf das Holz, den Stein, die Farbe, ſondern auf die in dem Bilde dargeſtellten Gegenſtände beziehen müſſe. Die Zeichen der Ehrerbietung und Liebe, die man vor den Bildern durch Kniebeugen darbringe, und womit auch Weihrauchſtreuen und Anzündung von Lichtern verbunden werde, ſeyen jedoch kein eigentlicher Gottesdienſt und wohl zu unterſcheiden von der wirklichen gottesdienſtlichen Anbetung, welche allein dem göttlichen Weſen ſelbſt gebühre.

Dieſen Grundſätzen wurde mit Nachdruck erſt wieder von Leo dem Armenier widerſprochen, welcher nach den kurzen Regierungen des Nicephorus und Michael Rhangabe (813) die Kaiſerwürde empfing. Es konnte auch mit um ſo beſſerem Erfolge etwas geſchehen, als von früherher noch viele Gegner des Bilderweſens

bei der Geiſtlichkeit, in der Hauptſtadt und unter dem Heere waren, und als andererſeits die Bilderfreunde das ihnen eingeräumte Recht ſchon wieder zu ſolchem Unfuge geſteigert hatten, daß unter Anderm die Bilder da zu Gevatter gewonnen, dort zur Theilnahme an der Kommunion beigezogen wurden, und aller Orten von ihrer Wunderkraft ein ärgerliches Rühmen war. Doch war, eines Synodalverbotes von Conſtantinopel (815), der von Mißhandlungen begleiteten Abſetzung des ſtandhaften und freimüthigen Patriarchen Nicephorus ſo wie der Beſtrafung vieler Mönche und anderer Widerſpenſtigen ungeachtet, namentlich durch den unerſchreckenen Abt Theodor Studita, welcher die Klagen und Vorwürfe des Johannes von Damaskus wieder ins Leben rief, eine Veränderung vorbereitet. Schon Michael Balbus, der Mörder des Armeniers Leo, genehmigte den Privatgebrauch und die häusliche Verehrung der Bilder, und obwohl deſſen Sohn, Kaiſer Theophilus, die allgemeineren und ſtrengeren Verbote eingeſchärft und durch ſtrafendes Einſchreiten gegen die Mönche bekräftigt hatte, ward Theodora, ſeine Wittwe und Reichsverweſerin für den unmündigen Michael, durch den Einfluß der Mönche zuletzt beſtimmt, den Patriarchen Johannes zu verdrängen und die Bilderverehrung nicht nur zu genehmigen, ſondern auch durch ein großes Feſt, welches von jener Zeit an (842) in der morgenländiſchen Kirche alljährlich begangen wird, zu verherrlichen.

Zwiſchen die beiden Perioden des morgenländiſchen Bilderſtreits tritt die merkwürdige Behandlung der ihn betreffenden Fragen im fränkiſchen Abendlande herein. Schon im Jahr 767 fand zu Gentilly unter König Pipin eine fränkiſche Nationalſynode ſtatt; was hier auf Anlaß einer Geſandtſchaft des Kaiſers Conſtantinus Copronymus über die Bilder verhandelt wurde, iſt zwar nicht bekannt, aber doch ſoviel iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Schrift, welche gegen das Ende deſſelben Jahrhunderts im Gegenſatz mit den Beſchlüſſen der zweiten Nicäniſchen Synode erſchien, und mit Recht den Namen Carls des Großen trägt (**libri Carolini**), weil ſie unter dem Einfluſſe dieſes Mächtigen ſelbſt entſtanden, wo nicht ganz von ihm ausgegangen iſt, eine Grundrichtung der religiöſen Anſicht über den chriſtlichen Kultus unter den Geiſtlichen und Laien der germaniſchen Völkerſtämme vorausſetzen läßt, wie ſie auch ſpäterhin auf der Verſammlung,

die Carl nach Frankfurt berufen hatte (794), allgemein und entſchieden ausgeſprochen wurde, und ohne Zweifel ſchon durch die Berathungen und Schlüſſe jener älteren nordiſchen Synode angeregt und vorbereitet war. Auch zu Paris, wo unter Ludwig dem Frommen auf Anſuchen des Michael Balbus eine Synode (825) gehalten ward, beſtätigte ſich nur die eigenthümliche Verſtellung und Sitte der fränkiſchen Kirche, wornach die Bilder immerhin zu kirchlichem Gebrauch willkommen, aber von jeder Form der Ehrerbietung oder Anbetung frei zu erhalten ſind. Die fränkiſche Kirche unterſchied ſich dadurch eben ſo von den, mit dem Morgenland einigen, die Bilderverehrung beſchützenden Anſichten der Päpſte, von welchen ſich beſonders auch Hadrian I. in einem Schreiben an Carl den Großen dafür ausgeſprochen hatte, wie ſie anderntheils das Verbot des Gebrauches der Bilder zum Kirchenſchmucke tadelte, dem Benehmen des Biſchofes Claudius von Turin, welcher, um den Aberglauben zu vertreiben, die Bilder aus den Kirchen ſeines Sprengels ſchaffte, mehrere tüchtige Gegner zum Kampf ſtellte und auch ſpäter dem Erzbiſchof Agobard von Lyon, welcher, in ſeinem Buche über die Bilder, die Zeit ſelig pries, wo man in den Kirchen nur das Kreuzeszeichen gekannt und geliebt habe, keine Zuſtimmung gab.

Aus dieſer gedrängten geſchichtlichen Zeichnung ergibt ſich, daß drei Anſichten einander gegenüberſtanden, oder vielmehr zwei im äußerſten Gegenſatz, und eine dritte zur Vermittelung, die aber von den beiden andern nicht angenommen worden iſt. Die eine Partei erklärte die chriſtlichen Bilder nicht blos für erlaubt, ſondern für weſentliche Beſtandtheile der Kirche und des Kultus, und forderte ihre Verehrung. Die andere hielt chriſtliche Bildwerke nicht ſowohl für gleichgültig und fremdartig, als für entſchieden unerlaubt, gefährlich und verderblich. Die dritte billigte den Gebrauch, ohne ihn zu fordern, aber ſie verſagte jeden Dienſt.

Die Bilderſtürmer (Ikonoklaſten) gingen immer von der Erfahrung aus, daß man mit den Bildern Unfug treibe, daß man Gott ſelbſt und die wahren Gegenſtände des Glaubens über einer ſinnlichen Andacht vergeſſe und bei todten Stoffen ſeinen Troſt ſuche. Sie verbanden mit der Hinweiſung auf dieſe Thatſache der Wirklichkeit die Erinnerung an das moſaiſche Verbot, welches nicht nur den Bilderdienſt, ſondern auch die Verfertigung und

Beſtellung von Bildern einſchließt. Dazu kam, wenn die Gegner des Johannes Damascenus der Beſchränkung des alten Teſtaments die Freiheit des neuen entgegenſetzen wollten, die Idee des Gottes, der, als ein Geiſt unſichtbar und undarſtellbar, auch nur im Geiſte wolle angebetet ſeyn; und wenn die Andern erwiederten, das Wort, welches von Ewigkeit bei Gott iſt, ſey Fleiſch geworden und habe menſchliche Geſtalt und Gebärden angenommen, wenn ſie daran erinnerten, die Mutter des Herrn und die andern Heiligen, die man in Bildern darſtelle, ſeyen ja wirkliche Menſchen geweſen: ſo wurde hierauf gleichfalls verwerfende Antwort gegeben. Das Göttliche in Chriſto laſſe ſich nicht ſichtbar machen und abbilden, ſondern blos das Menſchliche; befaſſe man ſich daher mit Bildern, die das bloße Menſchliche von Chriſtus darſtellen, ſo falle man in die Ketzerei des Neſtorianismus, d. h. der Zertrennung beider Naturen; meine man hingegen, im Menſchlichen werde das Göttliche kund und im Bilde der Logos ſichtbar, ſo werde man der entgegengeſetzten Häreſie des Eutychianismus, d. h. der Verſchmelzung beider Naturen, ſchuldig. Auch die Heiligen, welche mit der Kraft und Fülle des Geiſtes Chriſti ausgerüſtet und geſättigt, und nunmehr ſeiner Herrlichkeit im ewigen Leben theilhaftig wären, beſitzen eine Beſchaffenheit und genießen einen Zuſtand, welche das Faſſungs- und Darſtellungsvermögen menſchlicher Kunſt unendlich überſteigen.

Gingen die Ikonoklaſten von der Wirklichkeit und Erfahrung aus, ſo begannen die Andern mit der Theorie, und hatten immerhin Recht, von hier aus den Schimpfnamen der Bildanbeter und Götzendiener (Ikonolatren oder Idololatren) von ſich abzuwehren, indem ſie in den Beſchlüſſen zu Nicäa den Unterſchied machten zwiſchen der Latrie als Anbetung, welche nur Gott gebühre, und der Proskyneſe, als Verehrung, die man den Heiligen zolle und beweiſe, und indem ſie ferner behaupteten, auch dieſe Verehrung gelte nicht den Bildern, ſondern den im Bilde Dargeſtellten und vielmehr noch dem höchſten Gott und dem Erlöſer, welcher ſich in ſeinen Heiligen mächtig und gnadenvoll erzeigt habe. Sie nannten dieſe Zeichen der Verehrung den aufrichtigen Ausdruck der Liebe und Ehrerbietung, den ſie empfänden und wobei ſie ſich bewußt ſeyen, keinen Götzendienſt zu treiben, ſo wenig als man dies thue in der herrſchenden Sitte des Niederfallens vor Mächtigen oder

des Küſſens geliebter und verehrter Menſchen. Daß aber Bildwerke ſeyen in der Kirche, ſey ſchon ein angemeſſener Schmuck dieſer heiligen Räume und mehr als irgend Anderes geeignet, das Gemüth zur Andacht zu ſtimmen und darin zu erhalten. Ja, der Menſch bedürfe ſolcher Anregung durch das Bild wie durch das Wort. Die Kunſt ſey ihm eine Lehrerin geworden, welche die Thaten und Leiden des Erlöſers und ſeiner Bekenner anhaltender, anſchaulicher und eindringlicher als die bloße Sprache mit Wort und Schrift vor Augen rücke. In dieſer Hinſicht geben die chriſtlichen Bilder, weit entfernt, Gottes Weſen, welches undarſtellbar ſey, darſtellen zu ſollen, doch ein Zeugniß ſeiner Menſchwerdung, indem ſie den Sohn vor Augen ſtellen, und die Verbindung des Göttlichen und Menſchlichen im Bilde ſey dann dieſelbe, wie in ſeiner wirklichen Geſtalt und Erſcheinung unter den Menſchen. Desgleichen verhalte ſich's mit den Heiligen und Frommen, welche die Kunſt zu ihren Gegenſtänden habe, und welche, wie Johannes Damascenus beſonders ausführt, an der Herrlichkeit des Herrn, alſo auch billigerweiſe an der ihm ſchuldigen Verehrung einen Antheil gewinnen. Umgekehrt, wenn Bilder zu haben Sünde wäre wegen des irdiſchen Stoffes, aus dem ſie gemacht ſeyen, ſo müßte man auch das Kreuz und die Bücher, die ſo oft in bildlicher Sprache von Gott und Chriſto reden, ſo müßte man Chriſtum ſelbſt, der in der heiligen Schrift das Ebenbild Gottes heiße, verwerfen und verdammen.

Es leuchtet ein, daß auf beiden Seiten Wahres und Verkehrtes gemiſcht war. Mit Recht bezweifelten die Gegner der Bilder die Fähigkeit des Haufens, mit der Ehre, die man vor Bildern bezeige, das Bewußtſeyn zu verbinden, daß man dieſe Ehre nicht den Bildern ſelbſt, ſondern den Heiligen, welche ſie vorſtellen, zolle, und daß man die Heiligen nur immer als Diener und Werkzeuge des Allerhöchſten vor Augen habe, und ihre Verehrung von der Anbetung, die nur jenem gebühre, deutlich unterſcheide; aber mit Unrecht wehrten ſie das Daſeyn und die Verfertigung chriſtlicher Kunſtwerke dieſer Art, und ſtützten dieſe Abwehr nächſt der Berufung auf vorchriſtliche Anordnung und Sitte mit theologiſchen Spitzfindigkeiten, deren Unhaltbarkeit auf den erſten Eindruck erhellt. Mit Recht knüpften auch die Freunde der Bilder in ihrer Beweisführung bei dem an, was die menſchliche

Natur vermöge und begehre, und wieſen nach, daß ihr die äußere Anregung zur Frömmigkeit und Andacht nützlich und förderlich ſey. Nur war es ein Irrthum, wenn man, wie namentlich ſpäter geſchah, behaupten wollte, dergleichen ſey dem chriſtlichen Kultus unentbehrlich; und wenn man beſtritt, daß auf höheren Entwickelungsſtufen des religiöſen Lebens ein von äußeren Eindrücken unabhängiger und freier Gottesdienſt ſtattfinden könne. Es war ferner eine grobe Täuſchung, ſich mit der idealen Unterſcheidung der Verehrung und Anbetung, von welchen jene den Heiligen und ihren Bildern, dieſe dem höchſten Weſen allein zukomme, zufrieden zu ſtellen und einerſeits die Thatſache, daß von dem unwiſſenden Volk keine ſolche Unterſcheidung gemacht, andererſeits die Gefahr, daß trotz der Belehrung über jenen Unterſchied doch mit der Verehrung der Bilder ein Mißbrauch werde getrieben werden, zu leugnen.

Den Irrthum auf beiden Seiten vermied, die Wahrheit von beiden Theilen vereinigte unſtreitig die Anſicht der fränkiſchen Kirche. Sie nennt chriſtliche Bildwerke zur Nährung des religiöſen Gefühles und zur Erinnerung an heilige Perſonen und Geſchichten, wie zur Zierde der kirchlichen Gebäude, willkommen, ohne aber ihre Nothwendigkeit dafür zu behaupten, da vielmehr zur Erweckung und Pflege des chriſtlichen Glaubens und Thuns ganz andere Quellen, zunächſt im göttlichen Wort der heiligen Schriften, fließen. Dem wahrhaft gläubigen Bewußtſeyn, lehren die Caroliniſchen Bücher, müſſen die Thatſachen der chriſtlichen Wahrheit immer gegenwärtig ſeyn, ohne daß es an dieſelben durch ſinnliche Darſtellungsmittel erinnert zu werden bedürfte. Nicht an den ſichtbaren Dingen müſſe der Glaube des Chriſten haften, ſondern im Herzen müſſe er geſucht werden. Erſchienen aber die chriſtlichen Bildwerke als erfreuend und erbaulich, ohne gerade weſentlich und unentbehrlich zu ſeyn, ſo ward doch ihre Verehrung in jeder Weiſe verſchmäht. War es ungerecht, wenn die Franken der zweiten Nicäniſchen Synode zum Vorwurf machten, ſie habe die Verehrung der Bilder gleich der Verehrung der Dreieinigkeit gefordert; ſo iſt es doch unzweideutig, daß ſie die Bilder dulden und mit ihnen die Kirche ſchmücken und erheitern, den Glauben erfriſchen und erbauen, aber nichts von Ehrenbezeugung gegen die Bilder zulaſſen wollten, weil ſolches nie ohne Aberglauben und Wahn geſchehen könnte.

Legt man indeſſen die Sache ſelbſt zur Seite, und beobachtet blos die Perſönlichkeit und das Verfahren derjenigen, die von der einen und andern Seite dieſen Kampf geführt haben; ſo wird es auch hier ſchwer zu entſcheiden ſeyn, welche von den einander ſchroff entgegengeſetzten Erſcheinungen und Handlungsweiſen den Vorzug verdiene. Auf beiden Seiten zeigt ſich die orientaliſche Hofdespotie in Sachen des Glaubens und der Kirche. Gewalt und Liſt wirken zuſammen, um bald der einen, bald der andern Anſicht die Oberhand zu ſichern. Was überall dem Gewiſſen und der Ueberzeugung hingegeben, oder nach katholiſchen Grundſätzen wenigſtens das Ergebniß einer ſelbſtſtändigen Prüfung und einer durch den heiligen Geiſt von innen heraus bewirkten Einſtimmigkeit der Biſchöfe ſeyn ſollte, iſt entweder durch den Einfluß der Kaiſer auf die Biſchöfe, oder durch jenen der Biſchöfe auf die Kaiſer, durch Vermengung weltlicher und geiſtlicher Autorität und Macht zur Ausführung gekommen. Leo der Iſaurier drängt den Germanus, bis er ſich ſelbſt vom Patriarchenſtuhle zu Conſtantinopel zurückzieht. Conſtantinus Copronymus beſtraft den Mißbrauch ſeines Vertrauens an dem Patriarchen Conſtantin durch Hinrichtung und verfolgt wüthend die Mönche, die ſich ſeinem Verbote widerſetzten. Leo der Armenier entſetzt den ſtandhaften Patriarchen Nicephorus, martert andere Bilderfreunde und verbannt den heldenmüthigen Theodor Studita, welcher die andern Mönche Lügen geſtraft hatte, die aus Furcht ſich dem von dem Kaiſer geforderten Bekenntniß durch eine ſchlaugedeutete Formel anſchloſſen. Aber eben ſo weiß Irene den ſchwachen Patriarchen Paulus zur Abdankung zu beſtimmen, damit ihr Freund und Gehülfe Taraſius den geiſtlichen Thron beſteige. Dieſelbe ertrotzt in Nicäa den Sieg und umſtellt bei der Verkündigung der Nicäniſchen Beſchlüſſe zu Conſtantinopel das verſammelte Volk mit einer Maſſe von Truppen, wodurch allein bewirkt werden konnte, daß, wie es in den Akten heißt, Aller Herzen von der Wahrheit erweicht wurden. Eben ſo nöthigte die Partei der Kaiſerin Theodora den Patriarchen Johannes, ſein Amt niederzulegen und ſeine Tage in klöſterlicher Verbannung zu beſchließen, damit ſeine Gewalt und Würde dem für den Bilderdienſt eifrigen Mönche Methodius übertragen würde. Zum groſſen Theile ſind es auch dieſelben Biſchöfe, welche im Jahr 754 zu Conſtantinopel ſich dem Begehren

des Conſtantinus Copronymus, im Jahr 787 ſich dem Dogma der Irene unterwarfen. Und damit ſo das Bekenntniß des Hofes den Sieg und die Herrſchaft davon trage, hatte der Iſaurier zuerſt den milden Weg der Ueberredung, nicht ohne Täuſchungen, (Neander, Kirchengeſchichte III. S. 414.) bei dem alten Patriarchen Germanus verſucht; hatte auf der entgegengeſetzten Seite auch Irene nur durch einen ſchlauen Betrug — Schloſſer nennt es einen niedrigen Kniff — die Erhebung des weltlich gebildeten Taraſius zum ökumeniſchen Patriarchen durchgeſetzt, ferner die Menge der Bilderfeinde aus ihrer Umgebung, und das Concil aus der dem Bilderdienſte damals abgeneigten Hauptſtadt entfernt. Und wie der Armenier in der Verſammlung der Biſchöfe zuerſt ein Bild aus ſeinem Buſen hervorzog und es küßte, ſo log Theodora, wie es ſcheint auf Anrathen und Zuſprechen, als hätte Kaiſer Theophilus, ihr Gemahl, noch ſterbend wegen ſeines Bilderhaſſes die Qualen des Gerichts vorempfunden und Buße gethan. Bei aller Ungehörigkeit ihres Verfahrens in der Bilderſache muß aber doch, abgeſehen von dem Lob ihrer Partei und den Vorwürfen und Verfluchungen von Seiten der ergrimmten Gegner, den bilderſtürmenden Kaiſern die Anerkennung ertheilt werden, daß ſie zu den tüchtigeren Regenten des byzantiniſchen Reiches gehört haben; und von keinem unter ihnen gilt, was von Irene notoriſch iſt: die Unſittlichkeit ihres Lebens bis zur Vertilgung ihrer nächſten Anverwandten. Mögen politiſche Motive, zumal die Rückſicht auf eine erwünſchte Verſtändigung mit den Arabern, dasjenige vorbereitet und unterſtützt haben, wozu jeden, über die rohe Meinung der Zeit Hervorragenden ſein vernünftiges Nachdenken leiten konnte; ſo waren es, wenigſtens in Italien, ähnliche politiſche Triebfedern, mehr oder minder klar bewußt, welche den beharrlichen Widerſpruch der Päpſte nährten, und daß bei den Mönchen das perſönliche Intereſſe des Abſatzes ihrer Bildereien und Gemälde vielfach an dem religiöſen Feuer mitgeſchürt habe, wer könnte ſo verblendet ſeyn, daran zu zweifeln? Leo der Armenier war neben ſeinem Jähzorn nicht ohne Aberglauben; aber ſogar Feinde erzählen Züge ſeiner Langmuth und Gerechtigkeitsliebe, namentlich ſeiner Geduld im Verfahren mit den bilderfeindlichen Mönchen, und ſeine Gottesfurcht war von ungeheuchelter Innigkeit. Unter den Eiferern für die Bilder zeichnet ſich durch die Lauterkeit wie Entſchiedenheit

Jeſuit Maimbourg ſtellt die Ikonoklaſten als dämoniſche Ungeheuer, die Irene und ihre Tendenzverwandten als Heilige dar, während der Reformirte Spanheim jene in Allem, was ſie thun, rechtfertigt, dieſe in ihren Meinungen und Beſtrebungen des Unſinns und der Verfinſterung beſchuldigt. Erſt mit Mosheim beginnt auch hier eine unbefangene Auffaſſung der Perſonen und Thatſachen. Die unparteiiſche Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des römiſchen Reichs, wie Schloſſer ſie geliefert, gehört zu den rühmlichſten Denkmalen ächter Geſchichtsforſchung. Unter den Kirchenhiſtorikern hat Gieſeler in kurzen Umriſſen im zweiten Bande ſeines eben ſo reichen als gedrängten, überall mit Stellen aus den Quellenſchriften belegten Werkes, Neander mit ausführlicher Sorgfalt im dritten und vierten Bande dieſen Gegenſtand behandelt, und die gewohnte Redlichkeit beider gibt ſich auch hier zu erkennen. Auch Henke's Darſtellung (in der allgem. Encycl.) iſt gründlich und unbefangen. Mit feinen Fingerzeigen erzählt Schleiermacher in ſeinem jüngſt von Bonnell herausgegebenen Nachlaß. Hagenbach, in den Vorleſungen über den Geiſt und die Geſchichte der Reformation (Leipzig 1837), hat den Verlauf der Bilderſtreitigkeiten nicht ohne Hinneigung zu der Grundanſicht des reformirten Symbols aufgefaßt, als einen merkwürdigen Kampf der weltlichen Macht gegen Prieſteranmaßung und Mönchsfanatismus, worin, der Vernunft zum Trotze, aber von Rom unterſtützt, die Partei der Bilderfreunde den Sieg davon getragen, und wodurch das Chriſtenthum keine geringe Blöße ſeinem neuen Feinde, dem immer weiter um ſich greifenden, auf den Glauben an einen Gott und auf gänzliche Bilderloſigkeit des Kultus geſtützten Mahamedanismus gegeben habe. Aber doch erhält das klare Gemüth des ſinnigen Forſchers ſich im ruhigen Geleiſe unparteiiſcher Beurtheilung der heftigen, mit allen Waffen der Leidenſchaft rechts- und linksher geführten Fehde. Nicht eben ſo iſt es in einer jüngeren Monographie geſchehen, welche als „hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung" den Bilderſtreit der byzantiniſchen Kaiſer auf merkwürdige Weiſe beſpricht. (Trier, 1839.) Der Verfaſſer, J. Marx, Lehrer der Kirchengeſchichte und des Kirchenrechts am biſchöflichen Prieſterſeminar zu Trier, hat ſich mit unverkennbarem Fleiß in den Quellen umgeſehen und ſeine Aufgabe mit regem Intereſſe gelöst. Aber bei dieſem Intereſſe hat er nicht zu leiſten vermocht, was er

verſprochen; nämlich „die Entſtellungen und Verfälſchungen dieſer Geſchichte, wie ſolche durch konfeſſionelle Befangenheit zu Tage gefördert worden, aus den Quellen zu berichtigen.“ Ob nämlich dieſes Intereſſe unbefangen genug war, ſich ſelbſt von Entſtellungen der Geſchichte frei zu erhalten, mag ſich aus dem Umſtand ergeben, daß in dieſer Darſtellung des orientaliſchen Bilderſtreits überall Theorie und Gewöhnung des Bilderdienſtes unbedingte Anerkennung, die Handlungsweiſe und Geſinnung der Bilderfreunde ungemeſſenes Lob, die Anſicht und das Benehmen, der Charakter und die Perſönlichkeit der Ikonomachen uneingeſchränkten Tadel und Vorwurf davon tragen. Auch darin liegt ein Unrecht oder doch eine Beſchränktheit des Urtheils, daß der Schauplatz beinahe ganz in das Morgenland verlegt, und auf die, chronologiſch ſehr frühe Behandlung der Bilderfrage im fränkiſchen Abendlande ganz ſpät und wie nebenher, und nur unvollſtändige Rückſicht genommen worden iſt. Sodann hängt ſich der „kritiſche“ Verfaſſer mit vollem Glauben an die Ausſagen der orthodoxen Chronographen, welche die Galle ihres Zorns und Haſſes in vollen Schalen über die Gegner des Bilderdienſtes ausſchütten, und eine Reihe von Beſchuldigungen vorbringen, deren hiſtoriſche Gewißheit ſehr im Unſichern liegt. Da findet man die Anekdote von den Juden, welche den Kalifen Yezid und den Kaiſer Leo den Iſaurier durch das Verſprechen einer glücklichen Herrſchaft und langen Lebensdauer zum Verbot und zur Zerſtörung der chriſtlichen Bilder in ihren Reichen bewogen haben ſollten, unverworfen wieder. Eine belächelnswerthe Anekdote, weil der Jude, der in den Bildern einen Gegenſtand des göttlichen Haſſes zu ſehen meinte, eher ihre Verbreitung als Vertilgung wünſchen mußte. Da gebärdet ſich das Gerücht von dem ſechsmaligen Befehl, den Leo der Iſaurier ſeinen Dienern gegeben haben ſoll, den römiſchen Papſt Gregor II. umzubringen, als unzweifelhafte Wahrheit. Da werden die Legenden nicht nur von den Mißhandlungen, welche der Patriarch Germanus erfahren, ſondern auch von dem gewaltſamen Tode, den er erlitten haben ſoll, mit ſchwacher Andeutung des ſpäteren Urſprunges dieſer Nachricht, in die geſchichtliche Erzählung als zuverläſſige Momente eingeflochten. Und hingegen von dem Unfug, welchen die Mönche getrieben, von der Gewinnſucht, welche ſich bei einem wohl nicht geringen

Theil derſelben, der die Heiligenbilder in den Klöſtern zu verfertigen pflegte, mit der dogmatiſchen Ueberzeugung und dem kirchlichen Eifer verbunden hatte; von dem ſchwankenden Benehmen, womit der geprieſene Germanus im früheren Monotheletenſtreite ſich nach der Meinung des Hofes bequemt und zur Häreſie bekannt hatte; von dem unſittlichen Charakter und den unzweifelhaften Schandthaten der Irene u. dgl. iſt nirgends die Rede. Sodann wird das Verhalten der römiſchen Biſchöfe dem byzantiniſchen Hofe gegenüber und bei den wiederholten Empörungen Italiens gegen den Kaiſer in einer Zeit, wo wenigſtens ſo viel als gewiß vorliegt, daß Gregor III. den Carl Martell ins Land rief, daß Zacharias den Uſurpator Pipin krönte und von ihm das Exarchat ſich ſchenken ließ, und daß Leo III. dem Könige Carl dem Großen die Würde eines römiſchen Kaiſers verlieh, als ein durchaus pflichtgetreues geſchildert. Will man auch von den unartigen Urtheilen abſehen, die ein angehender Autor über langerprobte und hochverdiente literariſche Namen fällt, deren vorgebliche Befangenheit nur darin beſteht, daß ſie jedem Theile zu geben ſuchen, was ihm gebührt, und daß ſie ſich über das Prinzip der Unfehlbarkeit deſſen, was die römiſche Kirche thut und billigt, mit freiem Geiſte zu erheben wiſſen: ſo iſt es doch gewiß ſchon an ſich auffallend, mit welcher, in neuerer Zeit auf dieſem Gebiete der Forſchung unter deutſchen Gelehrten unerhörten Einſeitigkeit die Bilderſtreitigkeiten hier vorgetragen und erläutert ſind. Beſonders auffallend iſt es aber, daß gewagt wird, die Grundſätze der fränkiſchen Kirche mit den Anſichten der Nicäniſchen Synode und des römiſchen Stuhles zu identificiren, indem hiefür die Hauptſtellen aus den Caroliniſchen Büchern und aus den Dekreten des Frankfurter Concils angeführt werden, in welchen doch auch nicht ein Schatten liegt von einer andren Ueberzeugung und Zulaſſung, als daß die Bilder wohl geduldet, aber in keiner Form verehrt werden dürfen. Auch die Berufung auf den Brief Gregors I. in den Caroliniſchen Büchern und den Beſchlüſſen der Pariſer Synode liefert keinen andren Geſichtspunkt, indem die einzige Stelle Gregors, welche für die Sitte des Niederwerfens vor Bildern zu ſprechen ſcheint, eben ſo leicht und, da jene Anſicht und Sitte ſonſt nirgends in dem ganzen Schreiben zulaſſend berührt wird, noch wahrſcheinlicher die Erklärung enthält, daß die

Sitte des Niederwerfens in Rom bei dem römiſchen Biſchofe noch nicht zur herrſchenden geworden ſey. Dagegen werden, den ungünſtigen Symbolen der fränkiſchen Kirche gegenüber, günſtigere Stellen aus einzelnen Schriften, zumal Streitſchriften gegen Claudius von Turin aufgerafft, um zu beweiſen, daß auch im nordiſchen Abendlande ſich frühe eine Verehrung der Bilder eingewohnt habe, nur mit dem Unterſchiede, daß die Abendländer ſich blos verbeugt hätten, wo die Morgenländer ſich niederwarfen. Sodann wird mit einer durchaus unbegründeten Sicherheit der durchgängige Unterſchied von Anbetung (λατρεία, adoratio) und Verehrung (προσκύνησις, cultus) der ganzen dem Bilderdienſte geneigten Partei zugeſprochen. Allerdings tritt dieſer Unterſchied theilweiſe ſchon in den Briefen Gregors II. an den Kaiſer Leo Iſauricus, wenn er das anbetende (λατρευτικῶς) und das äußerliche (σχετικῶς) Ehren von einander trennt; noch mehr aber tritt er in den Beſchlüſſen der zweiten Nicäniſchen Synode hervor; und es iſt deshalb unrichtig (der Verfaſſer nennt es mit jener unglaublichen Dreiſtigkeit, die dem Gegner jedes Wort ins Gewiſſen ſchiebt, eine infame Lüge), wenn Rühs in ſeiner Geſchichte des Mittelalters angibt, dieſe Kirchenverſammlung habe die Anbetung und Verehrung, τιμητικὴ προσκύνησις καὶ λατρεία, geheiligt und dazu ermuntert. Aber auf der andern Seite bedienen ſich die Väter der Nicäniſchen Synode ſelbſt unvorſichtiger Weiſe ſolcher Ausdrücke, worin beide Wörter, die doch als getrennte Begriffe bezeichnend und dadurch den Bilderdienſt vom Götzendienſt wie vom Gottesdienſt unterſcheidend auf das Genaueſte hätten allezeit ſollen auseinander gehalten werden, mit einander verbunden ſind, wie z. B. anbetende Verehrung, ἡ τῆς λοιπρας προσκύνησις, ἡ κατὰ λατρειαν προσκύνησις, und in den fränkiſchen Verhandlungen kommt, wie Herr Marr ſelbſt nicht beſtreitet, das Wort Anbetung als eine Bezeichnung der beiderſeitigen Ehre vor, die man Gott und die man Menſchen zu bezeugen pflegt. Wenn nun offenbar ſo in der ſprachlichen Praxis keine ſtetige Unterſcheidung der Ausdrücke iſt, wie war es möglich, daß der Bilderdienſt ſelbſt die durch die Theorie ihm vindicirte Unſchuld in der Wirklichkeit bewahrte? Wie kann ein unbefangener Geſchichtsforſcher ſo begeiſtert für ſeinen Satz, daß man im Dogma die Verehrung von der Anbetung ſcheide, und doch blind genug ſeyn, um den offenkundigen

Mißbrauch einer ohnedem für die Meiſten gewiß nur logiſchen Unterſcheidung zu verkennen? Von dem faktiſchen Aberglauben, von der ärgerlichen Wirklichkeit des Bilderweſens, von dem Zauberſpuck und Teufelsſpiel, das man mit demſelben trieb, ſchweigt er ganz, und macht es ſich dadurch leicht, die Grundſätze und Maßnahmen der Ikonomachen als brutalen Wahnſinn, als Zeichen politiſcher Feigheit oder als Beweis abergläubiſcher Abhängigkeit von jüdiſchen Goeten darzuſtellen. So erſcheint die ganze Arbeit als eine Parteiſchrift und als ein neuer Beleg, wie ſchwer es wird, da, wo man die Intereſſen der Hierarchie und die Sache Gottes identificirt, der Wahrheit die Ehre zu geben. Es mag aber deshalb um ſo mehr am Orte ſeyn, die kurze Darſtellung eines andren Hiſtorikers, eines andren, und zwar bayeriſchen Katholiken, hier ins Gedächtniß zu rufen. Leonhard von Dreſch ſagt im zweiten Theile ſeiner Ueberſicht der allgemeinen politiſchen Geſchichte, insbeſondere Europens (Tübingen, 1816.): „Zum zweiten Male ward der Unmenſch (Juſtinian II.) durch Philippus Bardanes vertrieben: bei dieſer Gelegenheit Heraklius Haus vertilgt. Philippicus (uneingedenk, daß Niemand ſicher ſey, wenn die geſetzliche Ordnung einmal unterbrochen iſt) vernachläſſigte ſich, wie auch das Reich, ward von Ehrgeizigen überfallen, geblendet. Nach ihm ward Anaſtaſius (Artbemius) erwählt, ein guter Regent im Frieden und im Kriege. Er mußte einem unbedeutenden Staatsbeamten weichen, dem die Flotte, blos weil er Theodoſius hieß, die Krone aufdrang: er legte ſie nieder, ſobald er konnte. Endlich erhielt in Leo dem Iſaurier die Thronfolge wieder feſte Ordnung."

„Die nicht übelgemeinte Verfolgung der Bilder, welche durch die herrſchende Denkweiſe nicht unterſtützt ward, war ein arger Mißgriff der vortrefflichen Regenten des neuen Hauſes. Die Menge wird nie aufhören, ihren Glauben zu verſinnlichen, und die Verſtändigen verehrten den Stein nicht, ſondern den, welchen er vorſtellte. Die Kaiſer mochten hoffen, durch Entfernung der Bilder die Bekenner des Islams dem chriſtlichen Glauben näher zu bringen. Allein Italien ging darüber verloren, und das Andenken guter Fürſten ward von der eifernden Geiſtlichkeit bei der Nachwelt verläſtert; ſo Leo des Stifters, der vierundzwanzig Jahre lang das Reich glücklich beherrſchte, und zwei Jahre

Konſtantinopel gegen ununterbrochene Anfälle der Araber behauptete; noch mehr ſein nicht in Allem gleichmäßiger Sohn Conſtantin V., Copronymus, der Sieger über Bulgaren und Araber, der am Euphrat und an der Donau focht, und in dem ſteigenden Wohlſtande des Volks, in dem lange verehrten Andenken ſeiner Regierung die ſicherſten Bürgen ſeiner Tugenden hinterließ. Als Leo IV. nach kurzer Regierung, man glaubte an Gift, ſtarb, befolgte die Kaiſerin Irene ein anderes Syſtem." — —

„Dieſe Frau gab das erſte Beiſpiel einer ſelbſtherrſchenden Kaiſerin. Um dieſen Preis befleckte ſie ſich mit dem Blute ihres unſchuldigen Sohnes; ſie ſelbſt ward nach fünf Jahren von Nicephorus, durch Hülfe von Verſchnittenen, die ihr Alles verdankten, vom Throne geſtürzt, und friſtete auf der Inſel Lesbos durch ihrer Hände Arbeit ein bitteres Leben.

„Nicephorus wird von den Freunden des Bilderdienſtes, mit denen er aufs Neue den Kampf begann, aller denkbaren Laſter beſchuldigt; ſie haben wohl auch das Andenken anderer unſtreitig guter Fürſten aus Parteigeiſt befleckt. Die Folge des unklug wieder aufgeregten Streites ward eine unglückliche Regierung."

„Wenige Menſchen waren würdiger zu regieren und mit edleren Eigenſchaften ausgeſtattet, als Leo V. (der Armenier); allein ſeitdem Irene durch das abſcheuliche Verbrechen, den Mord ihres Sohnes, jede andere Greuelthat, die zum Throne führte, gleichſam im Voraus entſchuldigt hatte, war lange kein Kaiſer mehr ſicher. Michael der Stammelnde, der einſt Leo IV. genöthigt hatte, die Kaiſerwürde anzunehmen, erſchlug ihn und ſetzte ſich an ſeine Stelle. Unter dieſem Kaiſer ging Kreta, Sicilien, ein Theil vom untern Italien an die Sarazenen verloren, tobte im Innern Aufruhr ſolcher, die, wie Michael, nach der Krone ſtrebten, verwirrten Hof- und Mönchsparteien das wankende Reich. Michael hinterließ den Thron ſeinem würdigeren Sohne, dem Kaiſer Theophilus, einem gerechten Regenten, der ſein Volk und die Künſte liebte, und dem nichts fehlte, als im Kriege Glück. Er war der letzte Fürſt, der wider die Bilder kämpfte. Seine Gemahlin Theodora entſchied während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Michaels III., den Streit auf immer zu Gunſten ihrer Freunde."

So ſehr hat ſich in der katholiſchen Wiſſenſchaft ſeit einem Vierteljahrhundert die Neigung zu einer freiſinnigen Anſicht und

offenen Beurtheilung der Geſchichte verloren? Es iſt mit Bedauern wahrzunehmen, wenn akademiſche Lehrkanzeln — und dahin ſind doch auch diejenigen eines biſchöflichen Seminars mitzurechnen — einen Geiſt athmen und eine Tendenz verfolgen, wie ſolche in dem Inhalt der neueſten Schrift des Herrn Marx und in dem Tone ihrer Darſtellung vorliegen. Kein Wunder, wenn in den deutſchen Rheinlanden von ſolchen Heerden aus, auf welchen eine ſo ganz ungründliche, engherzige und einſeitige Auffaſſung der Geſchichte dargeboten wird, ein Gelüſten nach kirchlichem Abſolutismus in allen Lebensverhältniſſen gegenüber von Andersdenkenden angefacht, und vorzugsweiſe auch den Kreiſen ſolcher nicht fremd geblieben iſt, bei deren höherer Bildungsſtufe man den Anſpruch darauf zu machen ſich für berechtigt hielt, daß ſie von der Höhe der Bildung freier umherſchauen. Und eben ſolche Gegenſtände, wie die Geſchichte des chriſtlichen Bilderſtreits im Morgenlande, werden für die Laien herausgegriffen, um an den unleugbaren Antaſtungen eines vorgeblich unſchuldigen Kultus in vormaliger Zeit die Gemüther gegen andersdenkende Chriſten der Jetztwelt zu erhitzen, weil ein ſolches Thema durch die künſtlich verſtärkten Licht- und Schattenpartien des Gemäldes am unfehlbarſten rührt und empört. Aber es iſt vergeblich, die Geſchichte chriſtlicher Vorzeit und Gegenwart mit der Feder eines Bellarmin und Baronius ſchreiben zu wollen. Der thörichte Wille muß an den Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts gebrochen werden. Mögen die Regierungen wachſamer, kräftiger, einiger; mögen die Biſchöfe klüger und demüthiger ſeyn; ſo wird man in der deutſchen Kirche ſich nicht mehr ſcheuen, über die römiſche wahr zu ſeyn.

C.

Eiſenbahnen auf Staatskoſten,

mit beſonderer Beziehung auf Würtemberg.

Eiſenbahnen ſind das Loſungswort des Tages; ſie gelten für die Panacee, von der man die Hinwegräumung aller Hinderniſſe erwartet, welche den materiellen Intereſſen der bürgerlichen Geſellſchaft im Wege ſtehen. Weil da, wo die Induſtrie den Gipfel erreicht hat, Eiſenbahnen entſtanden ſind, ſo ſchließen Manche, es bedürfe blos der Eiſenbahnen, um die Induſtrie auf den Gipfel zu bringen, ein Schluß, der Aehnlichkeit hat mit folgendem: weil ein reicher Mann großen Aufwand machen kann, ſo braucht man blos großen Aufwand zu machen, um reich zu werden. In der That beruht das Urtheil über Eiſenbahnen häufig auf dergleichen Trugſchlüſſen.

Der Verſuch, dieſes Urtheil zu berichtigen, iſt eine mißliche Sache, weil man dabei Gefahr läuft, gegen Lieblingsideen des Publikums und gegen Modeanſichten anzuſtoßen. Gleichwohl wagt der Verfaſſer nachſtehender Betrachtungen dieſen Verſuch, und zwar in ſpezieller Richtung auf die Frage: ob und unter welchen Bedingungen die Anlegung von Eiſenbahnen auf Staatskoſten räthlich ſey? und mit beſonderer Beziehung auf Würtemberg. Die Motive, welche den Verfaſſer geleitet, glaubt er nicht beſſer ausdrücken zu können, als wenn er die Worte von Sir Robert Peel anführt, welcher kürzlich in einer Debatte über die Kolonie Neu-Südwales ſich alſo äußerte: „Ich fühle mich bewogen, an dieſer Debatte Theil zu nehmen, weil ich mit jener unglücklichen Dulderin, der Staatskaſſe, wahres Mitleid fühle; der Staatsſchatz iſt wirklich

das hülfloseste, erbarmungswürdigste Subjekt, für welches jemals die öffentliche Sympathie in Anspruch genommen wurde." Diese unglückliche Dulderin ist es, welche die unermüdlichen Vorfechter in der Eisenbahnfrage in Anspruch nehmen, wenn ihre Versuche an dem Privatinteresse scheitern, und diese Dulderin ist es, deren Sache der Verfasser zu führen unternimmt, weshalb er hoffen darf, daß man jedenfalls seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Uebrigens könnte dem Verfasser eine nähere Prüfung und selbst eine Widerlegung seiner Ansichten nur erwünscht seyn, insofern dadurch über die so wichtige und keineswegs hinreichend erörterte Eisenbahnfrage weiteres Licht verbreitet wird.

Wo Eisenbahnen zu rentiren versprechen, so daß durch den Ertrag wenigstens die Zinsen aus dem Anlagskapital nebst den Unterhaltungs- und Betriebskosten gedeckt werden, bemächtigt sich ihrer gewöhnlich die Privatindustrie.

Es kann aber auch der Staat sich bewogen finden, die Anlage solcher (d. h. voraussichtlich rentirender) Eisenbahnen zu übernehmen, namentlich dann, wenn von einem ausgedehntern Eisenbahnsystem die Rede ist, wovon Privatunternehmer etwa blos die einträglicheren Strecken für sich auszuwählen geneigt wären. Eisenbahnen dagegen, die voraussichtlich nicht rentiren, auf Staatskosten anzulegen, erscheint bedenklich, weil das Deficit auf die Steuerpflichtigen fällt, und zwar großentheils auf solche, welche von den Eisenbahnen keinen direkten Vortheil ziehen. Man möchte vielleicht einwenden, dieses finde auch bei den gewöhnlichen auf Staatskosten angelegten Straßen statt. Gewöhnliche Straßen sind aber ein nothwendiges Kommunikationsmittel und somit ein Bedürfniß, für dessen Befriedigung von Staatswegen gesorgt werden muß. Eisenbahnen dagegen kann man kein Bedürfniß nennen; der Staat hat keine Verbindlichkeit, Personen und Waaren mit der Geschwindigkeit des Sturmes * zu transportiren; wer solche

---

* Wenn man die mittlere Geschwindigkeit eines Sturmes (nicht die eines Orkans) auf 50 Fuß in der Sekunde setzt, so wird sie der mittlern oder doch leicht erreichbaren Geschwindigkeit der Eisenbahnen ungefähr gleichkommen. Mißt man die Entfernungen mit der

Geſchwindigkeit verlangt, mag ſie bezahlen. Wenn man von dem Staat verlangen kann, daß er Armenhäuſer baue, ſo folgt daraus nicht, daß er verbunden ſeye, Paläſte für die Armen zu errichten; ungefähr in demſelben Verhältniß ſtehen Eiſenbahnen zu gewöhnlichen Straßen. Ja man kann mit vielem Grund ſagen: weil der Staat bedeutende Koſten auf gewöhnliche Straßen zu verwenden hat, ſo kann er nicht noch größere, vielleicht enorme Koſten auf Eiſenbahnen verwenden, zumal als die gewöhnlichen Straßen durch Eiſenbahnen nicht entbehrlich werden. * Die Forderungen, die man an den Staat macht, werden von Tag zu Tag mehr geſteigert; Juſtiz, Verwaltung, Unterricht, Militär, Wiſſenſchaften, Künſte u. ſ. w. ſind Rubriken, welche die Staatskräfte ſchon ſo ſehr in Anſpruch nehmen, daß es wohl zu überlegen iſt, ob das Staatsbudget noch mit Eiſenbahnen zu belaſten ſey, welche Millionen verſchlingen können, ohne daß auf einen dem gemachten Aufwand entſprechenden Erfolg zu zählen wäre.

Jede Staatsanſtalt, jeder Zweig des öffentlichen Dienſtes nimmt einen verhältnißmäßigen Antheil des Staatsaufwandes in Anſpruch, und wenn auf einen Zweig eine unverhältnißmäßige Quote verwendet wird, ſo muß ein anderer Zweig darunter leiden, oder es muß den Steuerpflichtigen eine größere Laſt aufgebürdet werden. Würde aber das, was auf Eiſenbahnen verwendet wird, der Landesvertheidigung, oder der Juſtizpflege, oder dem Unterricht entzogen, ſo wäre der nationalökonomiſche Nutzen der Eiſenbahnen, wie groß er auch ſcheinen möchte, ſehr problematiſch.

Nüchterne Staatsökonomen und Finanzmänner werden ſich daher durch die glänzende Seite der Eiſenbahnen nicht verblenden

---

Geſchwindigkeit eines raſchen Fußgängers (etwa 5 Fuß in der Sekunde), ſo kann man ſagen, die Entfernungen werden durch die Eiſenbahnen auf den zehnten Theil reducirt.

* So wenig, daß vielmehr die Bewohner der von den Eiſenbahnen nicht berührten Gegenden mit Recht verlangen können, für die Entbehrung der aus den Eiſenbahnen erwachſenden Vortheile durch vorzüglich gute Straßen entſchädigt zu werden, zumal dann, wenn ſie zu einer auf Staatskoſten angelegten, nicht rentirenden Eiſenbahn zu kontribuiren haben. Auch ſind gute Straßen das Komplement von Eiſenbahnen, und verhalten ſich zu denſelben wie Flüſſe, aus denen ſich die Ströme bilden.

und ſich nicht verleiten laſſen, denſelben andere gleich wichtige Zwecke zu opfern.

Es gibt aber eine gewiſſe Klaſſe von Nationalökonomen, deren Wahlſpruch iſt: „Eiſenbahnen um jeden Preis.“ Die Lehre dieſer Vorfechter der Eiſenbahnen, wie wir ſie der Kürze wegen nennen wollen, läßt ſich folgendermaßen kurz zuſammenfaſſen:

„Da wo Eiſenbahnen durch nationalökonomiſche Rückſichten (d. h. nach der Anſicht genannter Nationalökonomen) indicirt ſind, müſſen ſie angelegt werden, wenn ſie auch nicht rentiren; ſolchenfalls übernimmt die Koſten der Staat. Das pekuniäre Opfer, das er dabei bringt, wird durch die Erhöhung des Nationalwohlſtandes reichlich erſetzt; werden auf die Anlage von Eiſenbahnen Millionen verwendet, ſo ſteigt dagegen der Werth des Grundeigenthums um Millionen; überhaupt werden Ackerbau Handel und Induſtrie durch Eiſenbahnen auf einen nicht zu berechnenden Grad gehoben, und der nationalökonomiſche Werth der Eiſenbahnen liegt ſo am Tag, daß die deutſchen Regierungen ſich nicht entziehen können, durch jedes Mittel zu Vollendung des großen Eiſenbahnnetzes mitzuwirken, welches die verſchiedenen Gegenden Deutſchlands unter ſich zu verbinden beſtimmt iſt.“*

* Dieſe Art der Auffaſſung ſpricht ſich auf eine merkwürdige Weiſe in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung vom 26. Merz 1841 aus, wo es heißt: „Auch Bayern hat eine Verdopplung ſeines Einkommens von indirekten Abgaben, eine Verdopplung ſeines Nationalvermögens, ſeiner Agrikultur- und Manufakturproduktion, ſeiner Bevölkerung und Streitmacht von einem tüchtigen Transportſyſtem zu erwarten. Auch in Baiern iſt die Ausführung eines ſolchen Syſtems nur durch unmittelbare Verwendung der Staatskraft möglich, weil hier nicht wie in England die Fülle der Privatkapitalien ſo groß iſt, daß ſie nothgedrungen in dergleichen Unternehmungen überſtrömen, und weil auch bei uns der Staat wohlfeiler baut, als die Privaten, weil er mehr moraliſche Kräfte zu ſeiner Diſpoſition hat, weil er zu wohlfeileren Preiſen in den Beſitz des erforderlichen Bodens gelangt (?), weil ihm die Kapitalien zu 3½ Proc. zu Gebot ſtehen, während der Privatunternehmer 5 bis 6 Proc. verlangt, weil er ſelbſt dann unermeßlich gewinnt, wenn die Eiſenbahnen in der erſten Zeit gar nicht rentiren.“

Hiebei beruft ſich der Verfaſſer des Artikels auf die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, wo Eiſenbahnen ebenfalls auf Staatskoſten

Dieſes nennen die Vorfechter der Eiſenbahnen: „die groß-artige Auffaſſung der Eiſenbahnfrage.“ Groß iſt bei dieſer Auffaſſung jedenfalls die Keckheit, mit der die gewagteſten Hypotheſen für Axiome ausgegeben werden. Obwohl die Vorfechter der Eiſenbahnen verſichern, daß die Richtigkeit jener Auffaſſung eine bei den Verſtändigen längſt ausgemachte Sache ſey, ſo ſoll uns dieſes nicht abhalten, die Frage über die Anlage der Eiſenbahnen auf Staatskoſten einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Dabei müſſen wir vor Allem den Vorwurf zurückweiſen, daß wir die hohe Wichtigkeit der Eiſenbahnen im Allgemeinen verkennen, ſo wie wir uns ferner dagegen verwahren, daß wir die Anlage der Eiſenbahnen auf Staatskoſten unbedingt verwerflich finden. Wir haben es zunächſt blos mit der Frage zu thun, ob es räthlich ſey, Eiſenbahnen auf Staatskoſten anzulegen, wenn vorauszuſehen iſt, daß die Zinſen aus dem Anlagskapital und die Koſten der Unterhaltung durch den Ertrag nicht gedeckt werden. Um ſolchenfalls für die Anlage einer Eiſenbahn das Staatsvermögen in Anſpruch zu nehmen, müſſen unſeres Erachtens die aus derſelben erwachſenden nationalökonomiſchen Vortheile aufs Bündigſte nachgewieſen werden, wozu bloße allgemeine Verſicherungen von Erhöhung oder gar Verdopplung des Werthes des Grundeigenthums, von Vermehrung der Agrikultur- und Manufakturproduktion, und wie dergleichen nationalökonomiſche Phraſen mehr heißen, natürlich nicht genügen können. Dieſen allgemeinen Verſicherungen wollen wir nun einige ſpezielle Betrachtungen entgegenſtellen, aus denen ſich ergeben möchte, daß der nationalökonomiſche Werth der Eiſenbahnen im Allgemeinen überſchätzt wird, wenn ſie auch unter beſondern Verhältniſſen große Vortheile gewähren können.

Eiſenbahnen zeichnen ſich vor andern Transportmitteln, an denen in Deutſchland kein Mangel iſt, hauptſächlich durch die größere

---

angelegt werden, ohne aber des heilloſen Finanzzuſtandes zu erwähnen, in welchem ſich beſagte Staaten in Gefolg der Schwindeleien befinden, denen ſie ſich mit Hülfe des Papiergeldes überlaſſen haben, wohin namentlich die Anlegung der Eiſenbahnen auf Staatskoſten zu rechnen, d. h. in letzter Analyſe auf Koſten derer, welche mit den nicht einlösbaren Banknoten betrogen worden. (Vergl. den Artikel: „Vereinigte Staaten von Nordamerika,“ Allgemeine Zeitung vom 21. April 1841.)

Geschwindigkeit aus. Die größere Wohlfeilheit, die übrigens nur unter gewissen Einschränkungen stattfindet, kann wenigstens bei nicht rentirenden auf Staatskosten angelegten Eisenbahnen nicht angeführt werden, weil bei denselben der Staat einen Theil der Transportkosten übernimmt. Um aber den Werth der größern Geschwindigkeit zu bestimmen, muß man zwischen Personen- und Waarentransport unterscheiden.

Was vorerst den Waarentransport betrifft, so hat es mit den meisten Waaren keine solche Eile, daß ihre Versendung nicht ohne allen Nachtheil auf den gewöhnlichen Wegen geschehen könnte. Zu den Waaren, deren schneller Transport wünschenswerth ist, gehören hauptsächlich solche, die durch einen langsamen Transport dem Verderben ausgesetzt sind, z. B. Eßwaaren. Die meisten übrigen Waaren, z. B. Zucker, Kaffee, andere Kolonialwaaren, Rohstoffe, Manufakturprodukte u. s. w. gelangen auf den bisherigen Wegen schnell genug an den Ort ihrer Bestimmung, wenn sie zu rechter Zeit bestellt und abgeschickt werden. Für die wenigen Waaren, bei denen der schnelle Transport von Werth seyn kann, möchte übrigens die Versendung durch Eilwagen, Eilfrachtfuhren und Dampfschiffe jede wünschenswerthe Geschwindigkeit gewähren; dergleichen Eilwagengüter sind gewöhnlich von geringem Gewicht und werthvoll genug, um die höhere Fracht zu ertragen. Insoweit aber die Beschleunigung des Transports blos dem Spekulationshandel — der Wette auf Auf- und Abschlag — Vorschub leistet, kann man der Eisenbahnen füglich entbehren, indem dergleichen Wetten, als unproduktiv, in nationalökonomischer Beziehung gleichgültig, wenn nicht gar schädlich sind, und im Uebrigen das Verhältniß der Wettenden unverändert bleibt, ob die Waarenversendung mit gleicher Langsamkeit oder mit gleicher Geschwindigkeit geschieht.

Ueberhaupt wäre unseres Erachtens vorerst zu zeigen, daß die Langsamkeit des Waarentransports der Entwicklung der Nationalindustrie bisher hinderlich gewesen sey. Der Mangel an Absatz, über den man Fabrikanten hie und da klagen hört, rührt wohl selten davon her, daß sie Waaren nicht schnell genug auf den Markt zu bringen, oder die Rohstoffe nicht schnell genug herbeizuschaffen vermögen, sondern der Grund liegt einfach darin, daß der Markt überführt ist.

Wird er es aber weniger ſeyn, wenn die Waaren ſchneller dahin gebracht werden? Wollte man hiegegen den lebhaften Waarenverkehr zwiſchen Liverpool und Mancheſter anführen, ſo iſt darauf zu erwiedern: Wenn wir erſt ein Liverpool und Mancheſter haben, wird ſich eine Eiſenbahn von ſelbſt geben, ohne daß der Staat ein Opfer zu bringen hätte; durch die Anlegung einer Eiſenbahn aber werden wir kein Liverpool und Mancheſter ſchaffen.

Der Accent wird aber, und das mit Recht, auf den Perſonentransport gelegt. Dieſer iſt es, durch den der Ertrag einer Eiſenbahn geſichert werden muß, und die Waaren, namentlich die ſchweren ſind gewiſſermaßen der Ballaſt, deſſen Transportkoſten großentheils durch den bei der Perſonenfracht ſich ergebenden Ueberſchuß gedeckt werden müſſen. * Beim Perſonentransport kommt es aber darauf an, zu welchem Zweck die Eiſenbahnen benutzt werden, ob nämlich blos zum Vergnügen oder zu Reiſen in Geſchäften, nämlich zu induſtriellen und andern nützlichen Zwecken. Was die Geſchäftsreiſen betrifft, ſo iſt wohl ſelten ſo viel daran gelegen, daß die Reiſenden mit der Geſchwindigkeit der Eiſenbahnen dahin befördert werden, wohin ihre Geſchäfte ſie rufen können. Die meiſten Geſchäfte laſſen ſich ſchriftlich abmachen, und es wäre Zeit- und Geldverſchwendung, wenn man dem ſchriftlichen Verkehr den perſönlichen ohne Noth ſubſtituiren wollte. Diejenigen Geſchäfte aber, die ſich nur perſönlich abmachen laſſen, haben gewöhnlich keine ſolche Eile, daß nicht die bereits beſtehenden, auf möglichſt ſchnelle Beförderung der Reiſenden berechneten Einrichtungen einen hinreichenden Grad von Schnelligkeit gewährten. Die durch die Geſchwindigkeit bewirkte Zeiterſparniß kommt

* So verhält ſich z. B. auf den belgiſchen Eiſenbahnen die Einnahme vom Perſonentransport zu der vom Waarentransport ungefähr wie 40:13, wornach der Perſonentransport $^3/_4$ der ganzen Einnahme beträgt. Wenn man ſich in neueren Zeiten auf mancher Eiſenbahn (z. B. der Ferdinand-Nordbahn) mehr als bisher auf den Waarentransport legt, ſo geſchieht dieſes ohne Zweifel deshalb, weil man ſich mit dem Perſonentransport verrechnet hat, und daher genöthigt iſt, den Waarentransport weiter auszudehnen, um größeren Schaden abzuwenden. Auf den Waarentransport werden Unternehmer von Eiſenbahnen ihre Spekulation ſchwerlich baſiren, und eine blos auf den Waarentransport berechnete Eiſenbahn würde wohl nie rentiren können.

ebenfalls nur bei wenigen Perſonen in Betracht, und die Perſonen, deren Zeit ſo koſtbar iſt, daß die Differenz der Eiſenbahngeſchwindigkeit und der Eilwagengeſchwindigkeit für ſie großen Werth hätte, ſind in den meiſten Orten unſchwer zu zählen.

Sodann fragt ſich immer noch, ob die Eile, mit der gereist wird, eine nationalökonomiſche Bedeutung hat, wohin wir wenigſtens die Reiſen bloßer Spekulanten, deren Handel nur in der Wette auf Auf- und Abſchlag beſteht, in keinem Fall zählen möchten. Um der wenigen Geſchäftsreiſenden willen aber, denen an möglichſt ſchneller Beförderung gelegen ſeyn kann, wird man nicht verlangen, daß der Staat Millionen zum Opfer bringe. Bei denen, welche blos zum Vergnügen reiſen, hat die Geſchwindigkeit des Transports nur inſofern Werth, als dadurch die Luſt zum Reiſen und ſomit die Zahl der Reiſenden vermehrt wird. Die Eiſenbahnen befördern ſonach die Vergnügungsſucht und vermehren den Geldumlauf und die Konſumtion.

Wenn hienach diejenigen, welche die Vermehrung der Konſumtion als das ſicherſte Mittel zur Beförderung des Nationalwohlſtands betrachten (eine Lehre, die noch mancher Anfechtung unterliegt), die Anlegung von Eiſenbahnen auf Staatskoſten empfehlen, ſo geben wir ihnen zu erwägen, daß auf den Eiſenbahnen die Länder ſo zu ſagen durchgeflogen und alle minder bedeutenden Orte und Gegenden überſprungen werden. Durch die Eiſenbahnen werden daher die Reiſenden eigentlich nur den größern Städten oder intereſſanten Gegenden zugeführt, und ſo kommen Eiſenbahnen, ſofern ſie zu Luſtreiſen dienen, eigentlich nur den Gaſtwirthen und dem gewerbetreibenden Publikum jener Städte und Gegenden zu gut; weniger bedeutende Orte dagegen, die gegen die größern Städte ohnedies ſchon im Nachtheil ſind, verlieren dabei. Man kann daher Eiſenbahnen zu denjenigen Anſtalten rechnen, welche den Wohlſtand Einzelner befördern.

Daß aber das, was ſich bei Einzelnen ſammelt, auf dem Wege der Cirkulation wieder auf Alle in richtigem Verhältniß abfließe, iſt ein bloßes theoretiſches Poſtulat. Das Reichwerden des Einzelnen hat oft die Verarmung Vieler im Gefolg, und was man Beförderung der Nationalinduſtrie nennt, iſt oft nichts anders als Beförderung des Luxus auf der einen und des Pauperismus auf der andern Seite. Dieſer würde aber nicht ausbleiben,

wenn die Eiſenbahnen, wie ihre Vorfechter verkünden, der Propagation ſo unermeßlichen Vorſchub leiſten, daß ſie die Bevölkerung verdoppeln.

Daß durch die Eiſenbahnen die Diſtanzen vermindert und Länder, Orte und Menſchen einander näher gebracht werden, iſt die natürliche Wirkung der Geſchwindigkeit, indem in Beziehung auf den Verkehr der Raum mit der Zeit gemeſſen wird, den die Zurücklegung des Raumes erfordert. Der Werth der Geſchwindigkeit ſteigt aber mit den Entfernungen; daher haben Eiſenbahnen für Länder von einer dünnen, auf einem weiten Raum zerſtreuten Bevölkerung, wie Nordamerika,* einen eigenthümlichen Werth; die Geſchwindigkeit verdichtet, ſo zu ſagen, ihre Bevölkerung, und ſomit verſchaffen ihnen die Eiſenbahnen die Vortheile, welche die Dichtigkeit der Bevölkerung, nämlich das nahe Zuſammenwohnen gewährt. Daß in Deutſchland bei ſeiner dichten Bevölkerung und den nicht ſehr großen Entfernungen die Eiſenbahnen für den innern Verkehr dieſen eigenthümlichen Werth nicht haben, iſt für

---

* So kann der Satz, daß die Bodenproduktion mit der Vermehrung der Transportmittel zunehme, in manchen Gegenden Nordamerikas richtig ſeyn, weil ſich die Produktion in den dortigen Neubrüchen ſo weit treiben läßt, als Hände zur Bearbeitung des Bodens vorhanden ſind; weil man geneigt iſt, ſo viel zu produciren, als man verwerthen kann; weil das Verwerthen der Produkte von der Leichtigkeit, ſie auf den Markt zu bringen, alſo von den Transportmitteln abhängt; weil der Markt von dem Ort der Produktion oft ſehr entfernt iſt, und weil die Entfernung durch die Geſchwindigkeit der Transports vermindert wird. In Deutſchland dagegen iſt der Satz im Allgemeinen unrichtig, weil hier die Bodenproduktion ſo ziemlich ihren Sättigungspunkt erreicht hat (Beweis, die täglich zunehmende Auswanderungsluſt des Bauernſtandes), und weil es ſelten an Transportmitteln und an Gelegenheit fehlt, die Produkte zu verwerthen. Eiſenbahnen können daher in den ausgedehnten Länderſtrecken Nordamerikas der Produktion großen Vorſchub leiſten, während ſie in manchen Gegenden Deutſchlands vielleicht eine Superfötation ſind. So muß man denn die Lehren amerikaniſirender Nationalökonomen mit großer Vorſicht aufnehmen, beſonders dann, wenn ſie über Millionen verfügen, gleich als ob ſie in amerikaniſchen Banknoten zahlbar wären. Ueberhaupt ſcheint uns keine Vergleichung unſtatthafter als die des übervölkerten Europas mit dem noch im Zuſtand der Koloniſation befindlichen, dabei aber allen Arten von Schwindelei zugänglichen Nordamerika.

sich klar; auch ist es wohl eine große Illusion, wenn man glaubt, der Verkehr werde zunehmen im Verhältniß der Geschwindigkeit, mit der er betrieben wird. Es scheint uns hierin eine Verwechslung von Ursache und Wirkung zu liegen. Wenn es viel zu transportiren gibt, so kann es vortheilhaft seyn, den Transport zu beschleunigen. Deshalb aber, daß der Transport beschleunigt wird, gibt es nicht um so viel weiter zu transportiren. Ferner: wenn man viel zu reisen hat, reist man gerne schnell; aber, wenn man schnell reist, so hat man deshalb nicht viel zu reisen.

Nach unserer Ansicht tragen Eisenbahnen zur Emporbringung der Industrie nur da wesentlich bei, wo diese bereits auf einer solchen Höhe steht, daß es zu ihrer weitern Entwicklung nur noch der größern Geschwindigkeit des Transports bedarf. Ist dieses der Fall, so ergeben sich Eisenbahnen von selbst und rentiren auch, wie z. B. diejenigen englischen Eisenbahnen, bei denen diese Voraussetzungen vorhanden sind. Wo dagegen Eisenbahnen nicht rentiren, fehlt es ihnen an Frequenz, und dann wird auch ihre nationalökonomische Bedeutung zweifelhaft.

Legt man Eisenbahnen an, wo die Industrie noch nicht auf der angegebenen Höhe steht, so dienen sie zunächst zur Beförderung der Reiselust und des Vergnügens. Dieses scheint uns der vorherrschende Charakter der meisten auf dem europäischen Kontinent bis jetzt angelegten Eisenbahnen zu seyn, namentlich der von Paris-Versailles und St. Germain, der Taunusbahn, der von Heidelberg bis Mannheim, mehr oder weniger der von Berlin bis Potsdam, der von München bis Augsburg, zum Theil wohl auch der von Dresden bis Leipzig. Um aber solchen Luxusbahnen eine nationalökonomische Bedeutung zu geben, sucht man sie als Anfänge des großen Eisenbahnnetzes darzustellen, welches man über Deutschland auszubreiten beabsichtigt. Die Spekulanten, welche sich der Luxusbahnen bemächtigt, sie auch sofort zur Agiotage benutzt haben, finden sich nämlich bei der wirklichen Ausbeutung in ihrer Berechnung hie und da getäuscht. Um nun die Luxusbahnen zu einem bessern Ertrag zu bringen, wäre den Unternehmern die Verbindung derselben mit industriellen Eisenbahnen sehr erwünscht; sie werden daher nicht müde, zur Anlegung solcher industriellen Eisenbahnen anzutreiben, und das Lob der

Eiſenbahnen in periodiſch wiederkehrenden Zeitungsartikeln * zu verkünden, und durch andere verkünden zu laſſen. Daher dann auch die ſtereotype Phraſe: „Würtemberg dürfe mit der Anlegung einer Eiſenbahn nicht länger zurückbleiben, wenn es ſich nicht wolle überflügeln laſſen.“

Bei Eiſenbahnen, die auf Staatskoſten angelegt werden, könnte es ſich treffen, daß Manche zu den Eiſenbahnen zu kontribuiren hätten, die aus denſelben keinen Vortheil zögen, oder durch dieſelben wohl gar in Nachtheil verſetzt würden. Dieſe Betrachtung führt uns auf die beſondern Verhältniſſe, die in manchen deutſchen Ländern bei der Anlegung von Eiſenbahnen zu berückſichtigen ſind.

---

* Wahrhaft ergötzlich ſind die aus allen Enden und Ecken Deutſchlands datirten, vielleicht aus einer und derſelben Quelle fließenden, von Tag zu Tag dringender und drohender werden Zeitungsartikel, durch welche die betreffenden Regierungen zu Vollendung des großen deutſchen Eiſenbahnnetzes beſtimmt werden ſollen. Als Muſter vorangeſtellt wird Bayern, wo die Anlegung einer Eiſenbahn von Augsburg nach Nürnberg (ohne Zweifel auf Staatskoſten) unwiderruflich beſchloſſen ſey, und auch unverzüglich ins Werk werde geſetzt werden; daß es an der Verbindung der Augsburg-München-Nürnberger Bahn mit der Heilbronn-Ulmer und Ulm-Friedrichshafer nicht fehlen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Würtemberg wird ſeine bisherige Lauigkeit nachgeſehen, weil es nunmehr die Hand raſch ans Werk lege, ſo daß die Bahn von Heilbronn über Ulm nach Friedrichshafen in unglaublich kurzer Zeit zu Stande kommen werde, wobei die ſtändiſche Verwilligung der zur Ausführung erforderlichen 26—30 Mill. Gulden als bereits erfolgt, vorausgeſetzt zu werden ſcheint.

Baden, heißt es, müſſe ſein Zögern ſchwer büßen, indem es ſich von der Mühlhauſer-Straßburger Bahn habe überflügeln laſſen; doch ſey Alles noch gut zu machen, nur müſſe man ſich durch die kleinliche Rückſicht auf den Koſtenpunkt nicht abhalten laſſen. So würde das Rheinthal zwiſchen Baſel und Straßburg an Kommunikationsmitteln ohne Zweifel das geſegnetſte in der Welt. Es hätte nämlich: zwei parallele Eiſenbahnen; zwei parallele frequente Straßen; einen ſchiffbaren Strom und einen ſchiffbaren Kanal, und da nach der Theorie der Vorfechter der Eiſenbahnen der Verkehr den Kommunikationsmitteln ſtets proportional iſt, ſo muß die genannte Landesſtrecke eine induſtrielle Bedeutung erhalten, gegen welche ſelbſt die von Liverpool und Mancheſter weit zurückſteht.

Wenn zwei zu Eisenbahnstationen geeignete Punkte miteinander verbunden werden sollen, so kann bei der Zerstücklung von Deutschland der Fall eintreten, daß die Bahn durch ein zwischen diesen beiden Punkten gelegenes Land führt, ohne einen bedeutenden Ort dieses Landes zu berühren, ja es kann sich fügen, daß die bedeutendern Orte ihre bisherige Frequenz durch die Eisenbahn verlieren. Wenn nun die durch besagtes Land sich ziehende Bahnstrecke noch überdies der verhältnißmäßig kostspieligste Theil der ganzen Bahn ist, so müßte die Regierung dieses Landes doch wohl Bedenken tragen, die Anlegung jener Bahnstrecke auf Staatskosten zu übernehmen, vorausgesetzt, daß der Ertrag der Bahn die Kosten der Anlage und der Unterhaltung nicht deckt.

In dem hier supponirten Fall befindet sich gewissermaßen Würtemberg in Beziehung auf die in Anregung gebrachte Anlegung einer Eisenbahn, welche den Zweck hätte, die Augsburg-Münchner Eisenbahn mit dem Rhein zu verbinden. Nachdem man den Gedanken, eine Eisenbahn von Stuttgart über die Alb nach Ulm anzulegen, aufgegeben zu haben scheint,* befaßt man sich mit dem Projekt einer Bahn, welche von Heilbronn aus dem Lauf des Neckars folgt, von dem Neckar in das Remsthal einmündet und dieses durchzieht, bis sie an geeigneter Stelle in das Kocherthal und von diesem über die kaum merkbare Wasserscheide in das Brenzthal übergeht, welchem die Bahn folgt, bis sie in der Gegend von Lauingen an die Donau gelangt und sich an die ihr von Augsburg entgegenkommende bayrische Eisenbahn anschließt. Außer Heilbronn wird von dieser Bahn kein Ort von Bedeutung

* Der Gedanke, die Bahn von Heilbronn über Stuttgart und die Alb nach Ulm zu führen, wird neuerdings hie und da wieder in Anregung gebracht, und diese Richtung der Bahn wäre allerdings die einzige, welche dem innern Verkehr konveniren könnte. Ueber die Ausführbarkeit dieses Plans mögen Techniker urtheilen, und da der Plan dem Vernehmen nach von einem Techniker herrührt, so wäre zu wünschen, daß derselbe den Plan der Diskussion preis gäbe. Sollten übrigens die Schwierigkeiten, mittelst der Dampfkraft über die Alb zu gelangen, zu groß seyn, so möchte die Pferdekraft auf dieser Linie der Dampfkraft auf der Remsthaler Linie immer noch vorzuziehen seyn; denn Stuttgart und Ulm müssen unseres Erachtens zwei Hauptstationen einer Eisenbahn seyn, welche auf den Namen einer würtembergischen Anspruch macht.

berührt.* Stuttgart und Ulm bleiben ſeitwärts liegen, dagegen werden dieſen beiden Städten Zweigbahnen zugedacht. Ob ſie durch dieſelben für den Verluſt ihres bisherigen Tranſits entſchädigt werden, bleibt ſehr problematiſch. Die nationalökonomiſchen Vortheile aber, welche Würtemberg aus der Hauptbahn erwachſen möchten, ſtehen in ferner Zukunft, und vorerſt ſcheint es, daß der Staat, welchem die Anlegung der Bahn angeſonnen wird, ungeheure Opfer zu bringen hätte, um die nach dem ſüdöſtlichen Deutſchland Reiſenden ohne Aufenthalt und mit Umgehung der bedeutendern Orte durch das Land zu ſchaffen und einen Theil der Transportkoſten für ſie zu bezahlen.

Die Urheber des Projektes der Heilbronn-Ulmer Bahn ſcheinen dieſes ſelbſt zu fühlen, und ſie bringen daher, als ein nothwendiges Komplement dieſer Bahnlinie, eine weitere Linie von Ulm an den Bodenſee in Vorſchlag, durch welche ſowohl jene Hauptbahn als die Ulmer Zweigbahn erſt ihre volle Bedeutung erhalten ſoll. Was die Ulmer Zweigbahn betrifft, ſo würde Ulm durch die Fortſetzung derſelben an den Bodenſee allerdings gewinnen. Eine Eiſenbahn von Ulm an den Bodenſee an ſich betrachtet, würde jedoch die darauf zu verwendenden bedeutenden Koſten ſchwerlich lohnen. Der innere Verkehr iſt in dieſer Richtung nicht von der Bedeutung, um der Eiſenbahn eine genügende Frequenz zu verſchaffen. Hiezu werden ſtets zwei in lebhaftem Verkehr ſtehenden Punkte erfordert, z. B. zwei volkreiche Städte, welche der Eiſenbahn zur Baſis dienen. Was dazwiſchen liegt, mag zur Speiſung der Eiſenbahn ebenfalls beitragen, iſt aber immer nur Nebenſache. An zwei Punkten dieſer Art fehlt es aber der genannten Bahnlinie; weder Ulm und Friedrichshafen, noch Ulm und Lindau können als ſolche Punkte betrachtet werden.

* Ob dieſe Richtung der Bahn, namentlich in Beziehung auf den Punkt, wo ſie ſich an die badiſche Eiſenbahn anzuſchließen hätte, den Anſichten der würtembergiſchen und der badiſchen Regierung entſprechen würde, läßt der Verfaſſer dahingeſtellt, indem er zunächſt blos die von den Vorfechtern der Eiſenbahnen in den öffentlichen Blättern gemachten Vorſchläge zu beleuchten beabſichtigt. Uebrigens möchte von dem, was der Verfaſſer über dieſe Vorſchläge bemerkt, die Anwendung auf jede andere Bahnlinie leicht zu machen ſeyn.

Es müßte daher hauptsächlich auf den Verkehr mit der Schweiz und Italien gerechnet werden. In der Schweiz sind es die Kantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau und allenfalls Graubündten, die hier in Betracht kommen.

Die für den Eisenbahntransport geeigneten Artikel, die sie nach Deutschland versenden, sind wesentlich Manufakturprodukte, die aber in keinem Fall von solchem Belang sind, um die Anlegung einer Eisenbahn zu lohnen. Das gleiche gilt von den Einfuhrartikeln, die hauptsächlich in Getreide und Salz bestehen. Beide sind nicht einmal Eisenbahngüter, sie sind dafür zu schwer und es hat damit keine Eile. Was sollte z. B. daran gelegen seyn, das Getreide mit der äußersten Geschwindigkeit in die Bodenseehäfen zu schaffen, damit es Wochen und Monate lang in den Kornhäusern zu Rorschach und Zürich lagere? Ueber den Verkehr mit Italien über den Splügen und den Bernhardin erlauben wir uns kein bestimmtes Urtheil, doch scheinen die bisherigen Transportmittel hiezu genügend gewesen zu seyn, und es ist wohl eine Illusion, wenn man glaubt, mit der Vermehrung der Transportmittel werde der Verkehr in gleichem Verhältniß zunehmen. Eben so möchte man sich täuschen, wenn man glaubt, die Zahl der in die Schweiz Reisenden werde durch die erwähnte Bahnlinie einen bedeutenden Zuwachs erhalten, oder die in die Schweiz Reisenden werden sich vorzugsweise dieser Bahnlinie bedienen. Der Hauptzug der von dem nördlichen Deutschland in die Schweiz Reisenden, namentlich der Engländer, nimmt die Richtung gegen die nordwestliche und nicht gegen die nordöstliche Schweiz, und es ist sehr zu bezweifeln, daß eine Eisenbahnlinie von Ulm an den Bodensee, wenn sie auch weiter fortgesetzt werden sollte, hierin eine Aenderung bewirken würde, da sich die zum Vergnügen Reisenden (und diese machen die große Mehrzahl aus) gewisse Orte und Gegenden zum Richtpunkt nehmen. Aus allen diesen Gründen ist für eine Eisenbahn von Ulm an den Bodensee keine solche Frequenz zu erwarten, wie sie bei so kostspieligen Unternehmen, als es Eisenbahnen sind, vorausgesetzt werden muß.

Zur Aufklärung der Eisenbahnfrage in Beziehung auf Deutschland überhaupt und auf Würtemberg insbesondere mögen noch folgende Bemerkungen dienen. Es gibt Eisenbahnen, die hauptsächlich die Belebung des innern Verkehrs des betreffenden Landes

zum Zweck haben, und wiederum andere, durch welche die deutſche Nationalinduſtrie im allgemeinen befördert werden ſoll. Man kann die erſtern provinzielle, und die letztern nationale Eiſenbahnen nennen, wozu noch als eine Unterabtheilung der provinziellen die lokalen Eiſenbahnen kommen, welche blos den Verkehr zwiſchen dieſem und jenem Ort und ſeinen nächſten Umgebungen vermitteln. Bei der Anwendung dieſer Klaſſifikation auf Würtemberg bieten ſich nachſtehende Betrachtungen dar:

Würtemberg iſt von guten Straßen in allen Richtungen durchſchnitten, und es wird nichts geſpart, dieſe Straßen ſtets in gutem Stand zu erhalten.

Durch die bisherigen Kommunikationsmittel iſt daher für den innern Verkehr aufs Beſte geſorgt, und es könnte nur die Frage ſeyn, ob die vermehrte Geſchwindigkeit (denn dieſe allein iſt es, welche durch die Eiſenbahnen gewonnen würde) einen beſondern und zwar einen ſo großen Werth habe, um den mit der Anlegung von Eiſenbahnen verbundenen enormen Aufwand zu rechtfertigen?

Wir haben hierüber ſchon Einiges bei dem Verkehr mit der Schweiz bemerkt, und glauben, daß dieſe Bemerkungen auf den innern Verkehr von Würtemberg überhaupt anwendbar ſind. Der Perſonen und der Waaren, bei denen die Geſchwindigkeit des Transports in beſondern Betracht kommt, ſind gewiß nur wenige, und dann fragt ſich erſt noch, ob die Eiſenbahn gerade diejenigen Gegenden durchzieht, wo der geſchwinde Transport wünſchenswerth wäre. Denn von einem förmlichen, das Land in allen Richtungen durchſchneidenden Eiſenbahnnetze kann doch wohl in Würtemberg, bei ſeinen ſchwierigen Terrainverhältniſſen, die Rede nicht ſeyn. Wenn ſonach die in Vorſchlag gebrachte würtembergiſche Eiſenbahn für den innern Verkehr keine große Bedeutung hat, ſo würde ſie, namentlich die Linie von Heilbronn nach Ulm, nicht ſowohl eine provinzielle als eine nationale zu nennen ſeyn, in ſo fern ſie das ſüdweſtliche mit dem ſüdöſtlichen Deutſchland zu verbinden beſtimmt iſt. Wenn nun die würtembergiſche Regierung gewiß nicht abgeneigt iſt, dem allgemeinen deutſchen Intereſſe Opfer zu bringen, ſo fragt ſich doch, ob das Opfer in Betreff einer von Heilbronn nach Ulm herzuſtellenden Eiſenbahnlinie für Würtemberg nicht zu groß ſey, und ob es mit ſeinen finanziellen Mitteln in

Verhältniß ſtehe, worüber wir unten das Weitere ausführen werden. Für Bahnlinien, welche eine nationale Bedeutung haben, ohne dem Lande, durch welche ſie ſich ziehen, bedeutenden Vortheil zu bringen, wäre das Angemeſſenſte, wenn der Zollverein ins Mittel träte, und die Anlegung ſowohl als die Ausbeutung für Rechnung des Vereins übernähme, und es wundert uns, daß die Vorfechter der Eiſenbahnen, die es an kühnen Vorſchlägen nicht fehlen laſſen, nicht längſt auf dieſen ächt nationalen Gedanken gekommen ſind.

Die Unterſcheidung zwiſchen provinziellen und nationalen Eiſenbahnen iſt in gewiſſem Sinne auch auf die vielbeſprochene Eiſenbahn anwendbar, welche zwiſchen Mannheim und Baſel angelegt werden ſoll. Man macht es der badiſchen Regierung zum Vorwurf (und die Vorfechter der Eiſenbahnen ſind nicht die letzten, es zu thun), daß ſie ſich von der Mühlhauſen-Straßburger Bahn habe überflügeln laſſen, ein Vorwurf, der uns ſehr ungerecht ſcheint. Die Mühlhauſen-Straßburger Bahn wäre ohne die bedeutende Unterſtützung der franzöſiſchen Regierung ſchwerlich zu Stand gekommen, wenigſtens nicht ſo ſchnell beendigt worden (man erinnert ſich noch der Konteſtationen zwiſchen den Unternehmern der Bahn und den Aktionären über den langſamen Fortgang des Unternehmens). Die franzöſiſche Regierung ſcheint nämlich die erwähnte Bahnlinie als eine franzöſiſche Nationalangelegenheit betrachtet zu haben,* und daher wurde der Beitrag zu den Anlagekoſten nicht etwa von den Departements des Nieder- und des Oberrheins, ſondern von dem franzöſiſchen Staatsſchatz beſtritten. Die badiſche Regierung iſt alſo von der franzöſiſchen überflügelt worden, und dieſes kann man ihr nicht zum Vorwurf machen; denn, was für den franzöſiſchen Staatsſchatz ein mäßiges Opfer zu nennen iſt, wäre für die badiſchen Finanzen eine große

* Vielleicht iſt es der ſtrategiſche Werth der Mühlhauſen-Straßburger Eiſenbahn, welcher die franzöſiſche Regierung beſtimmt hat, dieſer Bahn eine ſo bedeutende Unterſtützung zufließen zu laſſen. Von dieſem Standpunkt aus erhalten Eiſenbahnen allerdings eine ganz andere Bedeutung, als wenn man ſie blos als Mittel zur Beförderung der Nationalinduſtrie betrachtet. Dann würde aber nicht ſowohl von bayeriſchen, würtembergiſchen und badenſchen, als von Bundeseiſenbahnen zu ſprechen ſeyn.

Anſtrengung, wenn man die finanziellen Kräfte beider Staaten zum Maßſtab nimmt. Wäre dagegen die Mannheim-Basler Eiſenbahn zur deutſchen Nationalangelegenheit gemacht worden, ſo träfe Deutſchland mit Recht ein Vorwurf, daß es ſich von Frankreich habe überflügeln laſſen. Dies iſt die Antwort auf die ungerechten Vorwürfe von deutſcher und die Neckereien von franzöſiſcher Seite; denn man gefällt ſich, von jenſeits des Rheins die franzöſiſche Rührigkeit gegen die deutſche Langſamkeit in dieſer Sache hervorzuheben.

Um auf die Heilbronn-Ulmer Eiſenbahn zurückzukommen, ſo könnte Würtemberg, wie gezeigt worden, zur Anlegung derſelben nur durch Rückſichten auf das allgemeine deutſche Intereſſe beſtimmt werden. Eine nationale Bedeutung würde aber dieſe Bahnlinie erſt dann erhalten, wenn ſie einerſeits mit der Heidelberg-Mannheimer und andererſeits mit der Augsburg-Münchener Eiſenbahn in Verbindung geſetzt wird. Die Augsburg-Münchener Bahn müßte daher der würtembergiſchen bis Ulm, und die Heidelberg-Mannheimer müßte ihr bis in die Gegend von Heilbronn entgegenkommen. Dieſes ſetzt eine Uebereinkunft zwiſchen Bayern, Würtemberg und Baden (vielleicht auch Heſſen-Darmſtadt) voraus, in welcher die gleichzeitige Ausführung der ganzen Bahnlinie von Heidelberg bis Augsburg ſtipulirt würde. Ohne eine ſolche Uebereinkunft wäre Würtemberg nicht zuzumuthen, ſich in die Sache einzulaſſen, und ſich der Gefahr auszuſetzen, iſolirt zu bleiben. Dieſes iſt die Antwort auf die Phraſe: „Würtemberg dürfe nicht länger zurückbleiben.“ Es muß unſeres Erachtens zurückbleiben, ſo lange nicht zwiſchen Bayern, Würtemberg und Baden eine Uebereinkunft wegen gleichzeitiger Ausführung einer das ſüdweſtliche mit dem ſüdöſtlichen Deutſchland verbindenden Bahnlinie zu Stand gekommen iſt. Hiebei iſt aber Bayern und Baden beinahe mehr intereſſirt als Würtemberg, weil in jenen beiden Staaten bereits der Anfang zu dieſer Bahnlinie gemacht iſt, und weil Bayern ein ſpezielles Intereſſe dabei hat, der Augsburg-Münchener Eiſenbahn durch ihre Fortſetzung in weſtlicher Richtung eine größere Bedeutung zu verſchaffen. Was nun hier das Ueberflügeln betrifft, ſo kann darunter, wenn man den Begriff nicht über die Gebühr ausdehnen will, nur der Fall verſtanden werden, daß Bayern oder Baden Eiſenbahnen anlegen, durch welche

Würtemberg in seinem bisherigen Verkehr beeinträchtigt würde; damit hat es aber vorerst noch gute Wege.

Um auch über die Kosten der Anlage, der Unterhaltung und des Betriebs, so wie über den voraussichtlichen Ertrag einer würtembergischen Eisenbahn einige Bemerkungen beizufügen, so können hier die vagen Versicherungen der Verfechter der Eisenbahnen, denen zufolge die Kosten der Anlage durchschnittlich etwas über 200,000 Pr. Thlr. auf die geographische Meile betragen, keinen Anhaltspunkt geben. Dergleichen allgemeine Schätzungen sind rein illuserisch, da die Erfahrung lehrt, daß die Anlagekosten nach der Verschiedenheit des Terrains und der sonstigen Verhältnisse um das zwei- und mehrfache variiren.

Gleichwohl möchte sich ein Minimum des Aufwands und ein Maximum des Ertrags der würtembergischen Eisenbahn wenigstens annähernd bestimmen lassen, wenn man die belgischen Eisenbahnen zum Anhaltspunkt nimmt. Ueber die belgischen Eisenbahnen, welche gleichfalls auf Staatskosten angelegt, und die für Rechnung des Staats verwaltet werden, liegen nämlich bestimmte Erfahrungen vor, die Hr. Regier, Minister der öffentlichen Arbeiten, in einer kürzlich vorgelegten Uebersicht öffentlich bekannt gemacht hat (siehe Journal des Débats v. 22. März 1841). Zufolge dieser Uebersicht beträgt das ganze (projektirte) Netz der belgischen Eisenbahnen 563 Kilometer, wovon die Kosten berechnet sind auf 125,664,707 Fr., was auf das Kilometer 223,206 Fr. beträgt. (Verwendet waren 1841 77,909,207 Fr. und vollendet 335 Kilometer, wornach der Aufwand mit der Berechnung ziemlich genau übereinstimmt.) Nimmt man das Kilometer zu 3490 Fuß (genau 3490′ 5″ 1⁷⁄₁₀‴) und die geographische Meile zu 25,900 Fuß (genau 25,899′) würtemb. Maß an, so betragen die Anlagekosten auf die geographische Meile 1,656,412 Fr., oder in runder Summe 773,000 fl. Nun darf man annehmen, daß die Anlagekosten in Würtemberg in keinem Fall geringer seyn werden, als in Belgien. Das Terrain ist in Würtemberg ohne Zweifel schwieriger, die Schienen und alles übrige Material sind theurer, die Ingenieure und die Arbeiter sind weniger geübt, und wenn auch in Belgien der Ankauf des Bodens im Durchschnitt vielleicht kostspieliger ist, so hat doch dieses auf die Kosten weniger Einfluß, als die größere

Terrainſchwierigkeit. Die Länge einer Eiſenbahn von Heilbronn durch das Neckar- und Remsthal bis in die Gegend von Lauingen kann man rechnen auf 16 geogr. Meilen, die von Ulm nach Friedrichshafen auf 12 geogr. Meilen und die Seitenbahnen nach Stuttgart und Ulm auf 6 geogr. Meilen; macht zuſammen 34 geogr. Meilen, welche, die Meile zu 773,000 fl. gerechnet, koſten würden 26,282,000 fl. Die Bruttoeinnahme auf den belgiſchen Eiſenbahnen betrug 1840 von den vollendeten 335 Kilometer 5,335,167 Fr., wovon auf den Perſonentransport 4,046,950 Fr. und auf den Waarentransport 1,288,216 Fr. fallen. Die Geſammtausgabe für die Unterhaltung und den Betrieb betrug 2,997,113 Fr., mithin der Reinertrag 2,338,054 Fr. oder etwas über 4 Proc. des zu 55,942,415 Fr. angenommenen Betriebskapitals (capital engagé).

Setzt man in dieſer Beziehung die Parallele zwiſchen Würtemberg und Belgien fort, ſo iſt wohl nicht entfernt daran zu denken, daß die würtembergiſchen Eiſenbahnen je die Frequenz der belgiſchen erreichen und ſomit verhältnißmäßig einen gleichen Bruttoertrag gewähren würden.

Die geographiſche Lage Belgiens, ſeine Induſtrie, ſeine volkreichen Städte geben dem innern Verkehr einen Grad von Lebhaftigkeit, der in Würtemberg nie zu erhalten ſeyn wird. Ja wenn man die Frequenz der würtembergiſchen Eiſenbahnen auf die Hälfte der belgiſchen anſchlägt,* ſo iſt dieſes immer noch eine gewagte

* Einſichtsvolle Männer, denen der Verfaſſer ſeine Schätzung mitgetheilt, ſind der Anſicht, daß die Frequenz (und ſomit der Bruttoertrag) der würtembergiſchen Eiſenbahnen nicht über den vierten Theil der der belgiſchen angeſchlagen werden dürfe. Dagegen will der Verfaſſer annehmen, daß die Unterhaltungs- und Betriebskoſten der würtembergiſchen Eiſenbahnen nur die Hälfte der der belgiſchen betragen. Gründet man eine Berechnung auf dieſe beide Annahmen, ſo wird die Bruttoeinnahme auf den würtembergiſchen Eiſenbahnen gleichwohl durch die Unterhaltungs- und Betriebskoſten abſorbirt. Auf den belgiſchen Eiſenbahnen verhält ſich nämlich die Bruttoeinnahme zu den Unterhaltungs- und Betriebskoſten ungefähr wie 9:5; reducirt man die erſteren auf den vierten Theil und die letzteren auf die Hälfte, ſo ergibt ſich das Verhältniß von $2^1/_4 : 2^1/_2$ oder von 9:10, d. h. die Unterhaltungs- und Betriebskoſten betragen $^1/_{10}$ mehr als die Bruttoeinnahme, und zur Deckung des Intereſſes aus dem Anlagekapital bleibt nichts übrig.

Annahme. Die Unterhaltungs- und Betriebskoſten dagegen werden ſich in Würtemberg nicht viel niedriger ſtellen, als in Belgien. Denn wenn auch in Belgien durch den ſchwunghaftern Betrieb der Aufwand vergröſſert wird, ſo iſt dagegen in Belgien die Feuerung mit Steinkohlen wohlfeiler, für die Unterhaltung der Schienen, Maſchinen u. ſ. w. iſt Alles bei der Hand, das Material iſt wohlfeiler und die Arbeiter ſind geübter.

Wenn man aber den Bruttoertrag der belgiſchen Eiſenbahnen (5,335,167 Fr.) auf die Hälfte (2,667,583 Fr.) reducirt, und dagegen die Unterhaltungs- und Betriebskoſten (2,997,113 Fr.) unverändert läßt, ſo reicht der Bruttoertrag nicht einmal zur Deckung der Koſten hin, und zu Beſtreitung der Intereſſen aus dem Anlagskapital bleibt nichts übrig.

Dieſes iſt das wahrſcheinliche Reſultat der würtembergiſchen Eiſenbahnen, wenn man die Parallele mit den belgiſchen Eiſenbahnen durchführt. Bei dieſer Parallele wird vorausgeſetzt, daß die Koſten der Anlage, der Unterhaltung und des Betriebs bei den würtembergiſchen Eiſenbahnen nicht kleiner ſeyen, als bei den belgiſchen, daß dagegen die Frequenz der würtembergiſchen Eiſenbahnen höchſtens die Hälfte von der Frequenz der belgiſchen betrage, verſteht ſich Alles nach Verhältniß der Länge der Bahnen oder Meile gegen Meile gehalten. In dieſen Vorausſetzungen wird man nichts Uebertriebenes finden. Sollten auch die Koſten der Unterhaltung und des Betriebs für Würtemberg zu hoch angeſchlagen ſeyn, wenn man ſie den belgiſchen gleichſetzt, ſo könnten dagegen die Anlagekoſten in Würtemberg leicht auf das Anderthalbfache der belgiſchen ſteigen, wodurch ſich am Ende das Zuviel auf der einen mit dem Zuwenig auf der andern Seite ausgleicht, inſoferne ſich die Zinſen aus dem Anlagskapital höher ſtellen.

Wendet man gegen dieſe Berechnung ein, daß ſich über den Ertrag der belgiſchen Eiſenbahnen nicht mit Sicherheit urtheilen laſſe, ſo lange das belgiſche Eiſenbahnnetz nicht vollendet ſey, und daß ſich nach Vollendung deſſelben der Ertrag der Bahnen wahrſcheinlich höher ſtellen werde, ſo wollen wir dieſes nicht gerade beſtreiten; inzwiſchen könnte auch das Gegentheil eintreffen, wenn die einträglicheren Bahnſtrecken bereits vollendet ſeyn ſollten. Wie dem aber auch ſey, ſo muß man ſich in dergleichen Berechnungen an die vorhandenen Data halten, was immer ſicherer iſt,

als wenn man ſich, wie die Vorfechter der Eiſenbahnen gerne thun, auf das Unberechenbare beruft.

Diejenigen, welche Würtemberg die Anlegung der mehrerwähnten Bahnlinie auf Staatskoſten anſinnen, verlangen alſo im Grunde, daß der Staat ein Kapital von wenigſtens 26 Mill. Gulden, das wahrſcheinlich keine Zinſen trägt, aufwende, wogegen eine unermeßliche (d. h. unberechenbare und daher ungewiſſe) Vermehrung des Nationalwohlſtandes in Ausſicht geſtellt wird.

Mögen die nicht verantwortlichen Vorfechter der „Eiſenbahnen um jeden Preis" über die Staatsgelder, verſteht ſich in der Idee, in der angegebenen Weiſe verfügen. Die verantwortlichen Verwalter des Staatsvermögens werden es wohl zu überlegen haben, bevor ſie ſich in Projekte einlaſſen, welche gewiß augenblickliche enorme Koſten verurſachen, während die daraus erwachſenden Vortheile vielleicht künftigen Generationen zu gut kommen könnten. Uebrigens ſcheinen die Vorfechter der Eiſenbahnen die finanziellen Kräfte der Staaten, denen ſie die Anlegung nicht rentirender Eiſenbahnen anſinnen, gänzlich zu ignoriren. Die projektirte Eiſenbahn von Heilbronn über Ulm nach Friedrichshafen, nebſt der Zweigbahn nach Stuttgart, würde vorſtehender Berechnung zufolge ein Kapital in Anſpruch nehmen, welches dem zwei- bis dreifachen Betrag des jährlichen Staatseinkommens von Würtemberg gleichkommt, und die Zinſen aus dieſem Kapital könnten etwa den zehnten Theil des Staatseinkommens in Anſpruch nehmen. Nebenbei würden auch noch einige hunderttauſend Gulden für den gewöhnlichen Straßenbau erfordert. Das Enorme eines ſolchen Aufwandes fällt noch mehr in die Augen, wenn man dieſen Maßſtab (nämlich den das Staatseinkommens) auf größere Staaten anwendet. So würde z. B. Frankreich, das Staatseinkommen auch nur zu 1000 Mill. Franken angenommen, auf Eiſenbahnen ein Kapital von zwei bis drei Milliarden zu verwenden haben, wovon die jährlichen Zinſen mit etwa 100 Millionen Franken im Staatsbudget figuriren würden. Warum ſollte aber die Parallele zwiſchen größern und kleinern Staaten nicht zuläſſig ſeyn, wenn man dabei das Verhältniß der finanziellen Kräfte beider Staaten beobachtet?

Geſetzt aber, die Zinſen aus dem Anlagskapital würden bei der angegebenen würtembergiſchen Eiſenbahn durch die Einnahmen theilweiſe gedeckt, ſo daß die Staatskaſſe noch etwa 2 Procent

zuzuſchießen hätte, ſo müßte der jährliche Aufwand doch circa eine halbe Million Gulden betragen, eine Etatsposition, die für die finanziellen Kräfte Würtembergs immer noch viel zu hoch erſcheint.

Als entſchieden darf man annehmen, daß, wenn die von den Vorfechtern der Eiſenbahnen projektirte würtembergiſche Bahnlinie auf Staatskoſten ausgeführt werden ſollte, die finanziellen Kräfte des Staates durch die Eiſenbahnen dergeſtalt abſorbirt würden, daß alsdann von Verbeſſerungen in andern Zweigen der Staatsverwaltung, die heut zu Tag von allen Seiten in Anregung gebracht werden, nicht weiter die Rede ſeyn könnte.

Als Schlußfolgerung aus vorſtehenden Betrachtungen ergibt ſich:

Eiſenbahnen, die vorausſichtlich nicht rentiren, auf Staatskoſten anzulegen, iſt nur dann räthlich, wenn ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß durch die Eiſenbahn die Nationalinduſtrie und der Nationalwohlſtand überhaupt befördert werde. Selbſt dann aber muß der mit der Anlegung verbundene Aufwand den finanziellen Kräften des Staates angemeſſen ſeyn, und es dürfen den Eiſenbahnen nicht andere gleich wichtige Zwecke (die ſittlich-religiöſe und intellektuelle Erziehung des Volkes, die äußere Sicherheit des Staates, die durch eine geordnete Rechtspflege bedingte Sicherung des rechtlichen Zuſtandes, die Beförderung der Nationalinduſtrie im Allgemeinen) aufgeopfert werden. Mit den hier angeführten Einſchränkungen, unter denen wir die Anlegung von Eiſenbahnen auf Staatskoſten für zuläſſig halten, werden auch die entſchiedenſten Anhänger der Eiſenbahnen einverſtanden ſeyn, und da Alles, was wir über Eiſenbahnen geſagt, nur den Zweck hat, dieſe Einſchränkungen zu begründen, ſo glauben wir den Vorwurf, daß wir den großen Werth der Eiſenbahnen verkennen, entſchieden zurückweiſen zu dürfen. Wir ſind auch keineswegs gemeint, die Theilnahme des Staats an der Anlegung von Eiſenbahnen ganz auszuſchließen. So mag der Staat, um ihre Anlegung zu befördern, durch ſeine Techniker das Terrain unterſuchen und nivelliren laſſen, damit Privatunternehmer die Ausführbarkeit und den Umfang des Unternehmens zu beurtheilen

vermögen. Der Staat kann ferner, wenn das Unternehmen Erfolg verſpricht, ſich mit einer Anzahl Aktien intereſſiren, wobei nicht viel gewagt wird, weil das bei dem Unternehmen betheiligte Privatintereſſe ſchon eine gewiſſe Garantie des Gelingens darbietet. Ja wir würden ſelbſt unter gewiſſen Umſtänden ein den Kräften des Staates angemeſſenes mäßiges Opfer nicht ausſchließen, ſey es, daß der Staat den Unternehmern einen Beitrag an Geld verwilligt, oder daß er ihnen, was auf daſſelbe hinauslauft, auf eine Reihe von Jahren ein unverzinsliches oder theilweiſe verzinsliches Anlehen macht.

Am wenigſten räthlich ſcheint uns, wenn der Staat den Unternehmern einen gewiſſen Reinertrag garantirt. Geht dieſe Garantie bis zu dem gewöhnlichen Zinsfuß, ſo übernimmt der Staat jedes Riſiko, ohne irgend eine günſtige Chance, und das Verhältniß des Staats zu den Unternehmern erſcheint als eine wahre Löwengeſellſchaft, bei welcher der eine Theil allen Nutzen und der andere allen Schaden hat. Ueberdies ladet ſich der Staat durch eine ſolche Garantie eine beſchwerliche Kontrole auf, und die Unternehmer werden in dem Betrieb der Eiſenbahnen lau werden, ſobald ſie ſehen, daß der Ertrag nicht auf die Höhe des gewöhnlichen Zinsfußes zu bringen iſt.

Beſſer noch als eine ſolche Garantie iſt es, daß der Staat die Anlegung der Eiſenbahnen auf eigene Rechnung übernehme, wo er neben der Chance des Verluſtes auch die des Gewinns hat.

Wenn aber eine Eiſenbahn zu rentiren verſpricht, ſo daß ſie neben den Unterhaltungs- und Betriebskoſten wenigſtens das Intereſſe aus dem Anlagekapital trägt, ſo kann ihre Anlegung auf Staatskoſten unter gewiſſen Umſtänden als räthlich erſcheinen.

Dies iſt namentlich dann der Fall, wenn von einem über ein ganzes Land ſich verbreitenden Eiſenbahnnetz die Rede iſt (wie in Belgien), von dem etwa die Privatinduſtrie die einträglichen Strecken zu übernehmen geneigt wäre, ſo daß die weniger einträglichen oder gar nicht rentirenden dem Staat überlaſſen blieben. Solchenfalls handelt der Staat im allgemeinen Intereſſe, wenn er die Anlegung der Eiſenbahnen ſelbſt übernimmt, zumal als er die Preiſe für den Transport billiger ſtellen kann, als Privatunternehmer, welche Eiſenbahnen zum Gegenſtand der Spekulation machen.

Wenn von der Anwendung vorſtehender Regeln auf die in Vorſchlag gebrachte würtembergiſche Eiſenbahnlinie die Rede iſt, ſo würden wir ſie in die Kategorie derjenigen Eiſenbahnen ſetzen, deren Anlegung der Staat vorbereitend unterſtützen mag, ohne ſich ſelbſt mit ihrer Anlegung zu befaſſen, es wäre denn, daß er durch Rückſichten auf das allgemeine deutſche Intereſſe und durch das Entgegenkommen der Nachbarſtaaten dazu beſtimmt würde.

Wenn man weiter in Betracht zieht, daß die Konfiguration von Würtemberg der Anlegung von Eiſenbahnen im Allgemeinen ungünſtig iſt,* und daß eine würtembergiſche Eiſenbahn vielleicht zu den koſtſpieligſten in Deutſchland zu zählen wäre, ſo iſt jedenfalls zu rathen, daß man ſich mit der Anlegung einer Eiſenbahn in Würtemberg nicht übereile, weil es nach dem Urtheil von Männern vom Fach ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die Theorie der Eiſenbahnen ſich immer mehr vervollkommnen werde. Es könnte geſchehen, daß eine wohlfeilere Konſtruktion als die bisherige erſonnen würde, oder daß Terrainſchwierigkeiten, die man bisher für unüberwindlich gehalten, im Gefolg neuer Erfindungen aufhörten es zu ſeyn (wenn z. B. eine ſtärkere Steigung als die bisher angenommene für zuläſſig erkannt würde). Dann könnte auch die Frage von einer von Stuttgart über die Alp nach Ulm anzulegenden Eiſenbahn eine befriedigende Löſung erhalten, ohne welche die von Heilbronn an die Donau ſich ziehende Bahnlinie Würtemberg eher Schaden als Nutzen bringen würde.

K.

---

* Der Verfaſſer ſpricht hier die Anſicht eines nun geſtorbenen ſehr landeskundigen Mannes vom Fach aus. Zwar mögen die Terrainſchwierigkeiten am Ende zu überwinden ſeyn; es fragt ſich aber mit welchen Koſten? Will man Eiſenbahnen nicht blos der Mode wegen anlegen, ſo müſſen die Anlagekoſten den aus der Anlage zu erwartenden Vortheilen proportional ſeyn. Stehen die Vortheile mit den Koſten gar in umgekehrtem Verhältniß (große Koſten und geringer Ertrag, oder kleine nationalökonomiſche Vortheile), ſo wird die Räthlichkeit der Anlage mehr als zweifelhaft.

Der Schutz des Verlagsrechts

gegen auswärtigen Nachdruck.

Mag immerhin der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, in der Reihe der Zeitfragen nur eine untergeordnete Stelle einnehmen; ganz streitig machen wird man ihm diese Stelle nicht.

Der Verkehr der Völker unter einander hat, was die materiellen Bedingungen anlangt, eine noch vor Kurzem ungeahnte Leichtigkeit erreicht. Ihn zu fördern, Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, Schwierigkeiten zu überwinden, diese Aufgabe beschäftigt den Scharfsinn und reizt die Spekulation. Sollte es nicht an der Zeit seyn, auch an die Beziehungen zu denken, welche von der zum Theil mangelhaften, zum Theil geradezu ungünstigen Gesetzgebung der einzelnen Staaten abhängig sind, und Verhältnissen, welche einer stets unwillkommenen Fiscalität, oder der individuellen Laune und Willkür preisgegeben sind, eine geordnete, durch Völkerverträge verbürgte Rechtsgrundlage unterzubreiten?

Gewiß, das Paßwesen in seiner jetzigen Gestalt und die Plackerei der Reisenden bei den Grenzzöllen verträgt sich schlecht mit einem System von Eisenbahnen.

Die Anwendung auf die Bewegung des Buchhandels, auf eine völkerrechtliche Ordnung der Rechtsverhältnisse der Schriftsteller und Verleger springt vielleicht nicht in die Augen. Vielmehr könnte es scheinen, als ob der auswärtige Nachdruck vorzugsweise das Verdienst hätte, die Nationen in Bezug auf die Literatur einander näher gebracht, den Austausch mächtig gefördert zu haben.

Doch wird Niemand in Abrede ſtellen, daß zur Zeit, mit wenigen, rühmlichen Ausnahmen, in dieſer Hinſicht ein vollkommener Naturzuſtand obwaltet — wenn es Naturzuſtand heißen ſoll, daß der Spekulation, welche ungenirt ernten will, wo ein Ausländer die Saat geſtreut, daß der Oekonomie, welche wohlfeil kaufen will, unbekümmert um die Art und Weiſe, wie der Verkäufer in den Beſitz gekommen iſt, keine geſetzliche Schranke entgegentritt.

Aber das Wort: „internationales Verlagsrecht" iſt in verſchiedenen Staaten faſt gleichzeitig ausgeſprochen worden. Iſt es Recht, iſt's ehrenhaft, die Hand zu bieten, dann Schande für uns, wenn wir zurückbleiben!

Nachdem der Nachdruck zwiſchen den Staaten des deutſchen Bundes nur eben, man kann nicht ſagen, verbannt, aber doch beſchränkt iſt, nun auch dem Ausländer ſein Verlagsrecht ſicher ſtellen zu wollen, mag als ein großer Sprung erſcheinen. Mag es ſeyn; am wenigſten gefährlich iſt doch immer der Sprung, der von der Willkür, von der Rechtloſigkeit zum freien Entſchluß des gegenſeitigen Rechtszuſtandes führt.

Und auch der Frage der Nützlichkeit wollen wir nicht aus dem Wege gehen. Wie, wenn es auch hier ſich bewährte, daß Rechtlichkeit die beſte Politik iſt?

Die früheren Anſichten über dieſe Angelegenheit, die vereinzelten Verſuche der Geſetzgebung, den Stand des Uebels und die vielen Vorſchläge der neueſten Zeit darzuſtellen, iſt der Zweck des gegenwärtigen Aufſatzes. Wenn derſelbe, gegen die löbliche Gewohnheit der deutſchen Vierteljahrsſchrift, mit Citaten beladen erſcheint, ſo möge man dies entſchuldigen; einen oder den andern Leſer kann es intereſſiren, die (ziemlich reichhaltige) Literatur des Gegenſtandes nachgewieſen zu finden, und für die nicht geringe Zahl der Thatſachen, welche zuſammen geleſen werden müßten, ſchien es wünſchenswerth, wenigſtens die Gewährsmänner zu nennen.

1) Die früheren Anſichten.

Gleich an der Schwelle tritt uns der Widerſtreit zwiſchen der milderen und der ſtrengeren Anſicht entgegen.

Der Kanzler Ludewig[1] meinte, Niemand werde die Holländer

[1] Reliqu. Mss. 1,132.

des Diebſtahls anklagen wollen, wenn ſie Bücher, die in England oder Frankreich erſchienen, ſofort nachdrucken, und durch billigeren Verkauf derſelben ſich bereichern. Der „aufrichtige Patriot“[1] antwortete ſeiner Zeit: „es kann ſeyn, daß ſich noch bis Dato Niemand ſolches unterſtanden; daraus folgt aber nicht, daß er nicht auch dazu berechtiget ſey. Recht bleibt allemal Recht,“ fährt er fort, „ob ſich gleich die Menſchen deſſelben willkürlich nicht bedienen; wo einmal ein Diebſtahl iſt, bleibt die daraus fließende Klage allezeit in Rechten begründet, man mag ſich nun dieſer Rechtswohlthat gebrauchen oder nicht.“ Gundling,[2] deſſen Animoſität gegen Ludewig bekannt iſt, läßt ſich durch das Beiſpiel der Holländer eben ſo wenig irre machen. „Was in Holland geſchiehet, iſt nicht gleich recht und vernünftig. Es gibt überall gottloſe Leute, ungerechte Menſchen, deren böſe Sitten Niemand nachahmen muß, der unter honneten Perſonen annoch ſeinen Rang behalten will. Wie man denn auch wahrnimmt, daß nicht die vornehmen Buchhändler dergleichen unzuläſſiger Mittel ſich bedienen, ſondern nur ſchlechte, unbekannte, unverſtändige petits-maitres, die mehr Liſt als Vernunft haben, und die ſich eben ſolcher Raffinements zu bedienen keinen Umgang nehmen, eben weil ihnen der wahre Verſtand mangelt, wie man in der Welt ſich nähren ſolle.“ Somit verweist er Alles, was für den Nachdruck, auch der ausländiſchen Verlagswerke, angeführt wird, ohne Weiteres in das Gebiet der „ſogenannten Ochſenphiloſophie.“ Man ſieht, hier ſteht der Begriff des literariſchen Eigenthums in voller Blüthe. Und ſobald man den Nachdruck unbedingt als einen Eingriff in die natürlichen Rechte eines Andern qualificirt, ſo iſt nicht abzuſehen, wie man einen Unterſchied zwiſchen einheimiſchen und auswärtigen Verlegern begründen will. Von demſelben Standpunkt aus ſagt Sonnenfels,[3] in ſeinem berühmten Bericht, von deſſen Wirkungen man ſich einſt durchgreifende Maßregeln für das deutſche Reich vergebens verſprach: „was zwiſchen Nationalbuchhändlern Unbilligkeit iſt, nach welchen Grundſätzen kann es gegen Fremde zur Billigkeit werden? Oder ſollen die

[1] Verfall der Buchhandlung 57. (Schweinfurt, 1733.)
[2] Rechtliches Bedenken 160. (Halle, 1732.)
[3] Bei Kayſer, Abſtellung d. N. 50.

Geſetze, welche dem Eingebornen gegen Gewaltthat und Raub ſicher Geleit geben, auf der Heerſtraße den reiſenden Fremden unſicher laſſen?“

Merkwürdig ſind die Betrachtungen von Johann Gottwerth Müller (von Itzehoe) über den Nachdruck ausländiſcher Bücher. Wer weiß nicht, wie viel der Verfaſſer des Siegfried von Lindenburg von den Nachdruckern gelitten, und wie ſcharf er ſie gegeißelt? Nun, derſelbe Mann, in ſeiner Schrift gegen Reimarus,[4] ſagt über unſern Gegenſtand: „Alles in der Welt muß reciprok ſeyn. Da die Franzoſen, die Holländer, die Schweizer ſich an unſre Legislation in Verlagsgeſchäften nicht kehren, ſo verbindet uns die ihrige nicht. Wir haben Beiſpiele, daß Werke deutſcher Gelehrter im Auslande, und Beiſpiele, daß ausländiſche Schriften in Deutſchland nachgedruckt ſind. Das iſt gewiſſermaßen ein jus talionis, zu dem ſich noch die große Schwierigkeit geſellt, auswärtige Bücher in hinreichender Menge haben zu können.“ — Zudem beziehen die Ausländer unſere Meſſen nicht, und wir bringen gegenſeitig einander nicht in Anſchlag, wenn wir unſere literariſchen Spekulationen kalkuliren. — Die Buchhändler jener Nationen ſtehen mit den unſrigen in keiner ſolchen Verbindung, wie die unſrigen unter einander; ſie machen ihre Bücher nicht in unſerm Meßkatalog bekannt, führen ſie nicht auf unſern Markt, bekümmern ſich alſo ganz nicht darum, uns nur Luſt zum Ankauf zu machen, und ſetzen unſere Buchhändler nicht à même, ſie in Deutſchland verbreiten, noch uns, ſie kaufen zu können; dabei ſind für den deutſchen Buchhändler, was ſehr in Anſchlag gebracht werden muß, ihre Zahlungstermine zu kurz, und ihr Rabatt zu klein, als daß er dabei beſtehen könnte. — Auch ſenden die Deutſchen ihre Nachdrücke engliſcher u. ſ. w. Schriften nicht nach England u. ſ. w., und ſtören den Debit des Ausländers auf keinem Markte, den er bezieht, und in keiner Gegend, auf die er rechnet. Anders verhält es ſich mit den Dänen und Schweden. Dieſe beziehen unſere Meſſen, bringen ihren Verlag und holen den unſrigen. Wenn alſo der Nachdruck eines franzöſiſchen oder engliſchen Buches in Deutſchland große Entſchuldigungen für ſich hat, und umgekehrt, ſo läßt ſich's in keine Wege entſchuldigen,

[4] Ueber den Verlagsraub 100. (Leipzig, 1792.)

wenn Deutsche und Dänen einander nachdrucken. Der Kopenhagner Buchhändler kann schlechterdings kein deutsches Buch ohne Schaden verlegen, wenn ihm der Debit in Deutschland gesperrt ist, auf der andern Seite würde der Däne, der dem Deutschen nachdruckte, größtentheils den Debit seines Nachdrucks auf Deutschland kalkuliren; das hieße, Jemanden des Nachts den Garten bestehlen, und ihm am hellen Tage seine eigenen Früchte verkaufen. — Läge mir das allermindeste daran, den Nachdruck ausländischer Bücher in Deutschland, und umgekehrt, unserer Bücher im Auslande, noch weißer zu brennen, so würde ich wenigstens um Holz noch lange nicht verlegen seyn. Aber ich bin sehr davon entfernt, ihn für etwas Besseres und Edleres als einen Kaperkrieg zu halten. Diese Art von Kaperkrieg gehört unter die Nationalangelegenheiten, die nicht anders als durch Verträge ausgemacht werden können. — Noch zur Zeit ist also ganz kein Grund vorhanden, unsern Kapern die ohnehin nicht sehr einträgliche Jagd auf ausländische Bücher zu verbieten, und umgekehrt. Es ist aber möglich, daß die Umstände sich künftig einmal ändern können, und dann werden die Nationen ja wohl finden, was sie zu thun haben."

Reimarus[1] erwidert mit großer Gelassenheit: „Die Kaper, mit denen Herr M. sie vergleicht, rauben doch nur im Namen ihrer Fürsten. Eben so wäre die Schwierigkeit, fremde Bücher in Menge zu erhalten, keine Rechtfertigung des Raubes; sondern dies gälte nur nach der Moral der Diebsinseln, denen es auch schwer wird, europäische Geräthe, deren sie bedürfen, auf andere Weise zu haben. Und doch wird der Nachdruck in solchen Fällen gerechtfertigt, oder nur, um sich nicht offenbar zu widersprechen, schwach und zweifelnd getadelt. Ein Zeichen, daß man zugibt, es sey kein allgemein gültiges Eigenthumsrecht, welches den Nachdruck verbiete, sondern, daß die Befugniß dazu nur durch die Grenzen der bloßen Billigkeit oder Unbilligkeit eingeschränkt werde." Erbaulich und bezeichnend für die Verlegenheit der Schriftsteller von der strengeren Ansicht ist's, wenn man in Scheidemantels Repertorium[2] liest, der Nachdruck ausländischer Bücher sey „in der Theorie" gar nicht so schlechterdings erlaubt, wie

[1] Erwägung des Verlagsrechts, 24. (1792.)
[2] Artikel: Bücherwesen §. 4 und 20.

Einige behaupten wollen; einſtweilen aber ſcheine er „nach dem herkömmlichen Völkerrecht“ erlaubt zu ſeyn.

Indeſſen war es ein Fortſchritt, die Frage dahin verwieſen zu ſehen, wohin ſie gehört: auf den Boden des Völkerrechts und der internationalen Politik. So hat auch Rössig[1] ſie aufgefaßt, wenn er von Retorſion und von Repreſſalien ſpricht. Krug[2] leugnet nicht, ſondern behauptet vielmehr, daß auch der Nachdruck ausländiſcher Bücher nach ſtrengem Rechte nicht erlaubt ſey; derſelbe werde und müſſe aufhören, wenn wir erſt ein europäiſches Buchhandelsrecht haben werden. Uebrigens iſt er der Meinung, daß ausländiſchen Schriftſtellern und Verlegern (ſeltene Fälle ausgenommen) wenig oder gar kein Abbruch dadurch geſchehe. Ganz derſelben Anſicht iſt Karl Ernſt Schmid:[3] jene Gattung des Nachdrucks iſt weniger von Seiten des Rechts zu vertheidigen, als durch die Umſtände zu entſchuldigen; ſie beruht auf einer „völkerrechtlichen Obſervanz.“

Herr von Berg hat in einem Vortrag, den er am 22. Juni 1818 als Geſandter für die fünfzehnte Stimme beim Bundestag[4] erſtattet, die Anſichten folgendermaßen reſumirt: — „Wird die innere Rechtswidrigkeit des Nachdrucks anerkannt und als Grund der Geſetzgebung angenommen, ſo ſollte allerdings kein anderes, als ein allgemeines und unbedingtes Verbot erfolgen. Und dennoch findet ſich in mancher, den Nachdruck verdammenden Geſetzgebung eine dem ausländiſchen Verlag nachtheilige Ausnahme. Er wird des Nachdruckers Willkür ohne Vorbehalt preisgegeben. Wie ſoll man dieſes erklären? Von der Verbindung, welche die Wiſſenſchaften unter allen Völkern ſtiften und erhalten, gilt gewiß zuerſt und vorzüglich, was Cicero ſagt: wer nur auf Einheimiſche, nicht auf Fremde Rückſicht genommen wiſſen will, der zerreißt jenes Band, welches das menſchliche Geſchlecht umſchlingt, der entwurzelt von Grund aus das Wohlthun, den Edelmuth, die Güte, die Gerechtigkeit; von ihm iſt zu urtheilen, daß er auch die unſterblichen Götter nicht ehrt, die ja unter den Menſchen jene Gemeinſchaft aufgerichtet haben. — Gerechtigkeit iſt Pflicht

[1] Buchhandelsrecht, 222.
[2] Schriftſtellerei, Buchhandel und Nachdruck, 35. (1823.)
[3] Büchernachdruck, 115. (1823.)
[4] Protokolle der Bundesverſammlung, 655.

gegen Fremde, wie gegen Einheimiſche. Iſt der Nachdruck ein Diebſtahl: welche Regierung wird erlauben, Fremde zu beſtehlen? Allein es iſt zu erwägen: erſtens, daß ein Verbot, da wo kein Schaden zugefügt wird, unangemeſſen wäre, weshalb auch immer dafür gehalten iſt, daß in Ländern, wohin fremder Buchhändler Spekulationen ſich nicht erſtrecken, deren Verlagswerke nachzudrucken nicht unerlaubt ſey; zweitens, daß, wenn fremde Staaten nur ihren Einwohnern gegen den Nachdruck Schutz verleihen, die Erwiderung gerecht iſt; endlich, daß manche, beſonders frühere, Geſetzgebung zwiſchen dem Grundſatz der Unrechtmäßigkeit und dem der bloßen Unbilligkeit des Nachdrucks unentſchieden ſchwankt. In allen ſolchen Fällen können indeſſen dem Ausländer Privilegien gegen den Nachdruck nützliche Dienſte leiſten."

2) Einſchreiten der Regierungen; ältere Geſetze.

Es iſt kaum der Mühe werth, den fleißigen Sammlern die wenigen Fälle nachzuerzählen, in welchen Klagen über auswärtigen Nachdruck nicht ganz fruchtlos geblieben ſind.

Im Jahr 1657 brachte E. Wolf beim Reichshofrath an, daß die Holländer und Genfer den ganzen Buchhandel im Reich mit Nachdruck beſchädigten; der Reichshofrath wollte zwar durch ſeine Privilegien den Ausländern nichts befehlen, aber wenn ſolche Uebertreter ihre Bücher nach Frankfurt verſendeten, ſo werde man ſich an die Waaren zur Entſchädigung halten.[1] Alſo, wie es ſcheint, nur Konfiskation, keine Beſtrafung deſſen, der ſich zur Einführung und Verbreitung hergegeben; wie denn auch Kurſachſen 1661 nur den, oder diejenigen, ſo die Bücher zur Ungebühr nachdrucken laſſen, *wenn ſie zu erlangen*, mit Strafe bedrohte, und erſt 1773 auch das Einbringen und Verbreiten, außer der Konfiskation, mit einer Geldbuße von 50 Thlr. belegte.

Aehnliche Klagen über Nachdrücke, welche in Irland und Holland angefertigt waren, kamen 1737 vor das Parlament. Nachdrücke der Schriften von nicht weniger als 29 engliſchen Autoren[2] wurden nachgewieſen; die ſeit 1709 (8. Ann. c. 13.) beſtehende Strafe — Konfiskation und 1 Penny für den Bogen — war zu gering, um die Verbreitung in England zu hemmen. Die

[1] Scheidemantel Repertorium 1,414.

[2] Lowndes Law of Copyright 37. (1840.)

Bill von 1739 (12. Geo. II. c. 36.) bestimmte für jeden innerhalb 20 Jahren eingeführten ausländischen Nachdruck Konfiskation und Erstattung des doppelten Werthes der vorgefundenen Exemplare, und eine Geldbuße von £ 5, die durch das noch geltende Statut von 1801 (41. Geo. III. c. 107. sec. 7.) auf £ 10 erhöht wurde.

Ein anderes Schutzmittel waren Requisitionsschreiben in einzelnen Fällen an die Regierung des Nachdruckers. Pütter hat solche zweimal zu seinen Gunsten ausgewirkt. Hechtel in Frankfurt ließ die **Elementa Juris Publici** bogenweise in der Göttinger Druckerei stehlen. Als er beim 38sten Bogen war, wandte sich Kur-Hannover an Bürgermeister und Rath von Frankfurt a. M., und ersuchte um Verbot und Konfiskation des Nachdrucks. Das Verbot erfolgte, die Konfiskation ward aber nur angedroht; denn zehn Monate später (Oct. 1754) fand Kur-Hannover sich genöthigt, den Vertrieb des Hechtelschen Nachdrucks bei 20 Thlrn. zu untersagen. Im Jahr 1768 schrieb das Hannoversche Ministerium (wie es scheint, ohne Erfolg) an die Bambergischen Geheimen Räthe, um den Nachdrücken, welche der famose Goebhard angekündigt (derselbe, dessen Besuch Lichtenberg nicht angenommen hätte, wenn er nicht „erst seine Uhrkette weggesteckt"), Ziel und Maß zu setzen, und der Vandenhoek'schen Handlung zu billiger Entschädigung zu verhelfen.[1]

Eine gewisse Celebrität hat der folgende Fall erlangt. Bei Kaiser Karl VI. lief eine Klage ein, daß die „Nachricht von gezogenen Büchsen und etliche rare Anmerkungen vom Schießen," aus dem Verlag der Akademie von St. Petersburg, in Nürnberg nachgedruckt worden. Der Kaiser erließ sofort (ungeachtet das Buch nicht von ihm privilegirt war) an den Nürnberger Magistrat den Befehl, „nicht nur die noch vorhandenen Exemplare von gedachter Nachricht u. s. w. gleich abzufordern und zu konfisciren, sondern allen dasigen Buchführern und Buchdruckern ein vor allemal dergleichen Nachdruckereien, absonderlich aber der zu St. Petersburg gedruckten Bücher bei Vermeidung empfindlicher Strafe ernstlich zu verbieten.[2] Für das Prinzip beweist dieser Fall ganz und gar nichts. Der Kaiser hatte ohne Zweifel keine Lust, von der Büchersache weiter zu hören; er fand sich einer

[1] Bei Kayser 27. ff.

[2] Pütter Beiträge zu dem Staats- und Fürstenrecht 1,288.

Reichsſtadt gegenüber, wo er ohne Weiteres befehlen konnte, denn, wie Moſer ſpricht, „es ſeynd der Kaiſer und die Reichsgerichte in dem Beſitz, daß ſie in der Reichsſtädte innerlichen Angelegenheiten viel mehr zu ſagen haben, als in anderer Reichsſtände Landen.“ Wie wenig es um den Schutz der Ausländer im Allgemeinen zu thun war, ſieht man aus dem gleichzeitigen Reſkript an den kaiſerlichen Bücherkommiſſar zu Frankfurt, welcher „auf die St. Petersburger nachgedruckten Bücher fleißige Obacht geben ſoll.“ Die ganze Prozedur iſt eine Sache der bloßen Willkür. Hätte die ruſſiſche Regierung an die engliſche mit einer ähnlichen Beſchwerde ſich gewendet, ſie würde (da kein Geſetz ihr zur Seite ſtand) eben ſo wenig Erfolg gehabt haben, als das Anſinnen Peters des Großen, daß dem Londoner Bürger, der den ruſſiſchen Geſandten ſchuldenhalber hatte verhaften laſſen, der Kopf abgeſchlagen werden ſollte.

Wenn der Schutz ſo unvollkommen war, den die Staaten ihren eigenen Unterthanen gegen auswärtigen Nachdruck gewährten, ſo wird es uns nicht befremden, wenn ſie ſich nicht beeiferten, dem Ausländer gegen die Kränkung ſeines Verlagsrechts innerhalb ihres Gebietes geſetzliche Sicherheit zu geben. Zu um ſo größerer Ehre gereicht es der ſächſiſchen Regierung, daß ſie auch in dieſer Hinſicht ein Beiſpiel gab, von dem man nur bedauern kann, daß es bis auf dieſen Tag einzig daſteht. Mögen denn die ruhmredigen Lobpreiſer desjenigen, was in neueſter Zeit von andern Regierungen theils gewährt, theils angeboten worden, mögen ſie beſchämt werden durch eine einfache Analyſe der kurſächſiſchen Geſetzgebung von 1773.

Der Eingang kündigt die Abſicht an: „die rechtmäßigen, ſo inals ausländiſchen Verleger in unſern Landen bei ihrem von den Schriftſtellern, auch wohl von uns ſelbſt erlangten Rechte kräftigſt zu ſchützen.“

Zuerſt iſt von Ausländern die Rede, welche in Sachſen haben drucken laſſen. Es ſcheint, daß ſie bevorzugt werden ſollen. Sie ſind es nicht; aber wenn ſie es wären, wenn auf dieſem Wege die ſächſiſchen Preſſen begünſtigt und ausländiſchen Verlegern empfohlen wären, ſo würde zu einer ſolchen, zunächſt auf einheimiſche Intereſſen berechneten Anordnung der Stand der franzöſiſchen Geſetzgebung einen ſchneidenden Contraſt bilden, nach welcher

bis zum Jahr 1810 kein Ausländer ein Verlagsrecht auf ein Werk, wenn es gleich in Frankreich gedruckt und herausgegeben war, vor den französischen Gerichten geltend machen konnte.[1] Wenn man einem Franzosen, an den der Ausländer sein Recht abgetreten, eine Klage einräumte,[2] so lag darin zwar ein Akt der Billigkeit, zugleich aber ein seltsamer Widerspruch; denn unmöglich konnte doch der Ausländer einem andern Rechte übertragen, die er selbst nicht besaß.[3] Erst durch das Gesetz vom 5. Februar 1810[4] ward mit jener gänzlich unmotivirten Härte auch dieser Widerspruch beseitigt.

Kehren wir zur sächsischen Gesetzgebung zurück. Will der Ausländer, der in Sachsen hat drucken lassen, über Verbreitung eines Nachdrucks Klage führen, so hat er gehörig zu beweisen, daß er das Verlagsrecht von dem Schriftsteller redlicher Weise an sich gebracht, und daß an dem Orte seiner Heimat das Reciprocum gegen sächsische Unterthanen beobachtet werde.

So finden wir also bereits 1773 in Sachsen in voller Kraft die Reciprocitäts-Klausel, die 1828 von Dänemark, 1829 von Norwegen, 1837 von Preußen, 1838 von Großbritannien als Maxime angenommen, dieselbe, die im amerikanischen Kongreß und in den französischen Kammern durchgefallen ist.

Vergleichen wir damit die Gesetze anderer Staaten, so gestattet eine Verordnung Josephs II. von 1781 in den österreichischen Erblanden den Nachdruck ausländischer Verlagswerke; nur muß die Erlaubniß der Polizei-Hofstelle dazu nachgesucht werden. Scheidemantel bemerkt dazu: „da Joseph, Vater der Deutschen, redet, so würde man sehr unrecht denken, wenn man unter dem

---

[1] 17 nivôse an 13. — Pleyel c. Sieber. — Cassation. „Considérant que la loi de 1793 ne peut être applicable qu'aux ouvrages faits par un Français, contrefaits par un autre Français etc.“

[2] 23 mars 1810. — Dites. Erard c. Sieber. — Cour royale de Paris. „Attendu . . . qu'il ne peut pas être douteux que Cramer, étranger à l'empire français, n'aurait pas eu le droit de poursuivre en France les contrefacteurs de son oeuvre; mais qu'ayant transmis sa propriété à des Français etc.“

[3] Étienne Blanc, der das Widersinnige hervorhebt, bemüht sich vergebens darzuthun, daß in dem Gesetz von 1793 die Ausschließung der Fremden nicht begründet sey. Traité de la contrefaçon 276. (Paris, 1838.)

[4] Art. 40. les auteurs soit nationaux, soit étrangers etc.

Wort Ausländer auch diejenigen verſtehen wollte, welche keine öſterreichiſche Erblandesunterthanen ſind; inländiſch iſt in Deutſchland deutſch, und ausländiſch iſt, was nicht zu Deutſchland gehört." Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieſe Worte eben ſo nichtsſagend als ſchönlautend ſind. Eine öſterreichiſche Cenſurvorſchrift vom 14. September 1810 beſagt, daß Werke, welche von fremden Buchhändlern der Cenſur vorgelegt, von dieſer zugelaſſen, und dann erweislich in einer der Hauptſtädte der Monarchie gedruckt ſind, nicht nachgedruckt werden dürfen.[1]

Das preußiſche Landrecht hat ſich nicht begnügt, den Grundſatz der Gegenſeitigkeit auszuſprechen, wie er von Sachſen zwanzig Jahre früher aufgeſtellt war: es droht ausdrücklich mit Retorſion: „in ſo fern auswärtige Staaten den Nachdruck zum Schaden hieſiger Verleger geſtatten, ſoll letzteren gegen die Verleger in jenen Staaten ein Gleiches erlaubt werden." Was den Begriff Ausland betrifft, ſo hat Preußen im Jahr 1817 erklärt, es wolle gegen diejenigen deutſchen Bundesſtaaten, wo der Nachdruck noch geduldet werde, kein Vergeltungsrecht eintreten laſſen, nachdem Naſſau 1814 den Nachdruck deutſch geſchriebener, von einem deutſchen Buchhändler verlegter Werke deutſcher Schriftſteller verboten hatte.[2] In dem Geſetz von 1837 hat Preußen die Erwähnung des Vergeltungsrechts überhaupt unterdrückt.

Die ſächſiſche Geſetzgebung aber will den Ausländer nicht allein in dem Fall ſchützen, wenn er den Beweis der in ſeiner Heimat beobachteten Reciprocität führen kann. „Da ein ſolcher Beweis theils öfters verſchiedenen Schwierigkeiten unterworfen, theils auch in manchen Fällen unmöglich ſeyn kann: ſo haben diejenigen Verleger, ſo deſſelben überhoben und einer geſchwinderen Execution verſichert ſeyn, auch Auswärtige, ſo ſich in Anſehung ihrer in unſern Landen nicht gedruckten Bücher gegen den Nachdruck ſicher ſtellen wollen, entweder, wie bereits bisher gewöhnlich geweſen, bei uns ein Privilegium auszubringen, oder auch ihre Verlagsbücher in ein bei der Bücherkommiſſion in Leipzig ... zu haltendes Protokoll einzeichnen zu laſſen, inmaßen wir ſolchem Einzeichnen die Kraft und Wirkung eines ausdrücklich erlangten Privilegii beilegen."

[1] v. Berg — Protokolle der Bundesverſammlung 6,63.
[2] Ebendaſelbſt 68.

Privilegien als Schutzmittel für Ausländer sind bekannt, und auch andere Staaten haben sie häufig gewährt. Auffallend ist indessen eine Aeußerung von Didot. Für seine neue Ausgabe des griechischen Thesaurus erhielt er Privilegien von 13 deutschen Staaten, wie denn auch Henricus Stephanus, außer den kaiserlichen Freibriefen, sein Werk einst unter den speziellen Schutz der pfälzischen, sächsischen und brandenburgischen Regierung, und selbst der Königin Elisabeth von England gestellt hatte. Nun aber heißt es, nach der Aufzählung der dreizehn: „andere Staaten waren zwar nicht abgeneigt, die von Herrn Didot nachgesuchten Privilegien zu ertheilen, glaubten aber doch noch zögern zu müssen, bis ein Gesetz über die Gegenseitigkeit zwischen Frankreich und jenen Staaten bestehen würde.[1]" Sollten dies deutsche Staaten seyn? Sollte irgendwo dem Ausländer auch der speciell und unter manchmal ziemlich lästigen Bedingungen nachgesuchte Schutz verweigert werden? Bemerkenswerth ist dagegen die Liberalität der sächsischen Regierung, welche neuerdings erklärt hat,[2] es solle auch in Fällen, wo Privilegien künftig etwa nachgesucht werden, lediglich von der Freigebigkeit der Verleger abhängen, ob und inwiefern sie den öffentlichen Bibliotheken Exemplare ihrer Verlagsartikel zukommen lassen wollen.

Der sächsischen Gesetzgebung ganz eigenthümlich ist jedenfalls der Schutz, den sie dem Ausländer, ganz unabhängig und abgesehen von aller Reciprocität, durch die Einzeichnung in das Protokoll der Bücher-Kommission gewährt, an deren Stelle, was den Beweis des Verlagsrechts anlangt, seit 1836 die Eintragung in das Bücherverzeichniß mit völlig gleicher Wirkung getreten ist.[3] Daß aber in Bezug auf den daraus entspringenden Rechtsschutz auch durch die Publikation des Bundesbeschlusses von 1837 nichts geändert worden, ist durch eine Entscheidung der königlich sächsischen Kreis-Direktion zu Leipzig vom 14. Oktober 1839 ausdrücklich anerkannt.[4]

---

[1] Bignon: Lettre sur la contrefaçon étrangère XXIX. Vor dem siebenten Bande der Geschichte Frankreichs. (Leipzig und Paris, 1838.)

[2] Bekanntmachung vom 21. März 1837. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1837. Seite 505.

[3] Kanzleibescheid vom 3. März 1837. Ebendaselbst 507.

[4] V. Börsenblatt 1839. S. 2547. Vergl. 747.

Etienne Blanc[1] hat ſich viele Mühe gegeben, durch ein auf Schrauben geſtelltes Raiſonnement einen Rechtsſchutz auch für Verlagswerke des Auslandes aus der franzöſiſchen Geſetzgebung heraus- oder in dieſelbe hinein zu interpretiren. Dieſe Anſicht (er ſelbſt nennt ſie opinion généreuse und meint, das Ausland würde wohl thun, ſie zu erwidern) hat Auguſtin Charles Renouard widerlegt: „une telle largesse nationale ne pourrait dériver que d'un texte formel de loi.“[2] Wohl; dieſe poſitive, dieſe ausdrückliche Geſetzbeſtimmung, von deren Exiſtenz die beiden franzöſiſchen Gelehrten keine Ahnung haben, ſie beſteht in Sachſen ſeit dem Jahr 1773.

Unabhängig von äußeren Rückſichten das einmal als recht Erkannte zu üben, das war von jeher und in allen Verhältniſſen der ſicherſte Maßſtab des Rechtsgefühls. So gibt denn auch der Schutz, der dem Ausländer, wenn gleich unerwidert, geboten wird, den Maßſtab für den Ernſt, mit welchem die Rechtsverhältniſſe des Schriftweſens überhaupt vom Staat aufgefaßt und behandelt werden. Unter dem Einfluß ſolcher Grundſätze war Leipzig vor allen Städten des weiten Vaterlandes geeignet, dem Börſenverein ehrenwerther Buchhändler nicht allein das gaſtliche Obdach zu flüchtiger Begrüßung, ſondern den feſten Mittelpunkt, die bleibende Stätte zu bereiten. Das geſammte Ausland hat Nichts, was dieſem Inſtitut an die Seite zu ſtellen, Nichts, was dem Organismus des deutſchen Buchhandels, der befreundeten und ſprachverwandten Volksſtämmen die Hand reicht, irgendwie zu vergleichen wäre. Hoffen wir denn, daß dieſer Verein die Lebenskraft und den Lebensmuth hat, in enggeſchloſſenen Reihen zu überwinden, was noch entgegenſteht, um das deutſche Schriftweſen in ſeine vollen Rechte (ſie greifen aber vielfach in allen Richtungen in einander) einzuſetzen. Und möchte doch dieſelbe Regierung, die ſo frühe ſchon das Rechte in der einen Beziehung erkannt und ſo treulich geübt hat, auch das andere, noch größere Verdienſt hinzuthun (um ſo viel größer, als das ſittliche Gut in der Würdigung aller Denkenden dem materiellen voranſteht), möchte ſie die Initiative ergreifen, auch an die Stelle der Cenſur, das iſt, der

[1] Traité de la contrefaçon 378.

[2] Traité des droits d'auteurs 1178. (Paris, 1839. Jules Renouard.)

Willkür, einen geordneten Rechtszustand der deutschen Presse treten zu lassen!

3) Jetziger Stand des Uebels.

Wie laut und lebhaft auch in früheren Jahrhunderten über auswärtigen Nachdruck geklagt wurde, es fehlt doch viel, daß der wirkliche Schaden mit dem Nothstand irgend zu vergleichen wäre, der in neuester Zeit für Frankreich und England eingetreten ist, und der in nicht ferner Zukunft für Deutschland einzutreten droht.

Wenn Erasmus in einem Brief an Pirkheimer klagt, der Baseler Froben verwende große Summen auf gute Handschriften und korrekten Text der Klassiker, zum Dank aber werden ihm in seiner Druckerei Exemplare weggestohlen und auswärts nachgedruckt; wenn die Manutier gegen dies „französische Unwesen" eiferten, und die Päpste über die Mißachtung ihrer Privilegien in Lyon sehr ungehalten waren,[1] so wurden doch nur einige Wenige dadurch beschädigt, und die betreffenden Schriften (wenn gleich die Mühe des ersten Herausgebers nicht verkannt wird) fallen doch am ehesten unter den Begriff des Gemeingutes.

Weit ernstlicher war das Uebel, das dem französischen Buchhandel in den beiden letzten Jahrhunderten aus dem Nachdruck in den Niederlanden und der Schweiz entstand. Die holländischen Unternehmungen waren ohne Frage die bedeutendsten; doch blieben auch die österreichischen Niederlande nicht zurück. Marmontel berichtet, launig genug, was ihm auf der Durchreise in Lüttich begegnet. Ein anständiger Bürgersmann kam auf ihn zu und redete ihn an: „Mein Herr, ich bekenne mich Ihnen sehr verpflichtet, und komme, Ihnen zu danken; mein Name ist Bassompierre; ich bin Buchdrucker und Buchhändler in dieser Stadt; ich drucke Ihre Werke und setze in ganz Deutschland eine Menge davon ab; ich habe vier starke Auflagen Ihrer contes moraux gemacht, und bin jetzt bei der dritten Auflage des Belisar." — Wie, mein Herr, Sie stehlen mir die Früchte meiner Arbeit, und rühmen sich dessen noch? — „Schon gut," versetzte der Mann; „Ihre Privilegien gelten hier nicht; Lüttich ist ein pays de franchise; wir haben das Recht, alle guten Bücher zu drucken; das ist unser

[1] Beispiele bei Klostig 202, 237.

Gewerbe.“ Eine von Baſſompierres Töchtern ſagte zu Marmontel: „Bleiben Sie bei uns; Sie werden ganz nach Bequemlichkeit arbeiten; was Sie heute ſchreiben, wird morgen gedruckt.“ Marmontel fügt hinzu: um ſeine Plünderung wieder gut zu machen, ſchenkte mir Baſſompierre eine kleine Ausgabe von Molière; ſie koſtet mir zehntauſend Thaler. Das war allerdings ſchlimm; aber hören wir, was Didot ſagt:[1] „Ungeachtet der gegründeten und kräftigen Vorſtellungen, welche damals von dem franzöſiſchen Buchhandel ausgingen, brachte doch die öffentliche Meinung, die in Frankreich der Cenſur ſtets abhold war, das Handelsintereſſe zum Schweigen, zu Gunſten der Freiheit der Literatur, welche damals in Holland und der Schweiz eine ſichere Zuflucht fand, woſelbſt jeder ohne Beſorgniß politiſche, religiöſe und philoſophiſche Lehren ausſprechen konnte, die in Frankreich zur Zeit geächtet waren.“ Dazu kömmt noch der Umſtand, daß manche Ausgabe mit fremdem Druckort ohne Zweifel heimlich aus franzöſiſchen Preſſen hervorgegangen, und manche Originalausgabe von den Schriftſtellern (namentlich von Voltaire) im Auslande veranſtaltet iſt.[2]

Was England betrifft, ſo war die Einfuhr des Nachdrucks zwar verbannt, indeſſen wucherte in Irland ſelbſt das Uebel fort. Richardſon[3] klagt 1753, ein Dubliner habe die Ausbängebogen des Grandiſon in der Druckerei ſtehlen laſſen, und faſt gleichzeitig mit dem Original den Nachdruck geliefert. Für die engliſchen Schriftſteller, ſagt er, mag dies ein Zeitalter der Freiheit ſeyn, aber gewiß nicht des Eigenthums. Mit der Union von Irland

---

[1] Bei Bignon XII. Die Ueberſetzung von Didot's Memoire fand ich im Börſenblatt (1837 S. 185 ff.), nachdem Freunde, deren Gefälligkeit ſich ſtets bewährt hat, ſich vergebens bemüht hatten, das nicht in den Buchhandel gekommene Original in Paris aufzufinden.

[2] Linguet (Annales 1777, 314) ſtellt die Klagen über den Nachdruck als einen Vorwand dar, deſſen die Schriftſteller ſich bedienen, um Mitleid zu erregen und Penſionen zu erbetteln; Marmontel habe auf dieſem Wege 8000 Franken Penſion erhalten; Diderot habe für ſeinen Antheil an der Encyklopädie 200,000 Franken bekommen, und ſich dabei ſo dürftig geſtellt, als wäre er in die Lage verſetzt, ſeine Bibliothek veräußern zu müſſen. Linguet haßte die Encyklopädiſten und ſagte ihnen gerne Böſes nach; aber wahr iſt, daß ſie gar zu jämmerlich lamentirt haben.

[3] Lowndes 39.

aber hatte auch dieser irische Nachdruck ein Ende, der gerade durch das Verhältniß der beiden Länder und die Gemeinschaft der Sprache so gehässig gewesen war. Die Abdrücke englischer Werke, welche Tourneisen in Basel in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts veranstaltete, pflegten weniger ungünstig beurtheilt zu werden. Gibbon sagt:[1] „die irischen Nachdrucker sind zugleich meine Freunde und meine Feinde; aber ich kann mich nicht mißfällig äußern über die beiden starken und korrekten Ausgaben, welche in Basel für den Kontinent erschienen sind.“[2] Die hohen englischen Bücherpreise und die außerordentliche Mangelhaftigkeit des buchhändlerischen Verkehrs mit England[3] waren als Entschuldigungsgründe zur Hand. Wenigstens kann man sagen, durch jene Ausgaben ist die englische Literatur zuerst bei uns eingebürgert; und schwerlich ist durch die Besorgniß vor einem Baseler Nachdruck irgend einem englischen Schriftsteller sein Honorar verkürzt worden.

Doch dies sind Verhältnisse, die einer längst vergangenen Zeit angehören. Auf eine wahrhaft furchtbare Weise aber wird der französische Buchhandel seit dem letzten Jahrzehent durch den belgischen Nachdruck angefallen. Werfen wir einen Blick auf die allmählige Entwickelung dieses Uebels. In Brüssel producirten[4]

im Jahr	1815	20	Druckereien mit	27	Pressen	5,000,000	Druckbogen.
„ „	1829	40	„ „	84	„	14,000,000	„
„ „	1838	53	„ „	229	„	62,000,000	„

Darunter ist nur ein Minimum von belgischem Verlag; man kann demnach annehmen, daß die Nachdrucks-Industrie dieses einen

[1] Memoirs 189.

[2] So Bignon X. über den belgischen Nachdruck: Je ne lui sais pas mauvais gré, pour mon compte, de la prédilection particulière qui a multiplié les éditions des six premiers volumes de mon Histoire de France.

[3] Leibnitz wünschte, daß ein reisender Gelehrter einen englischen Buchhändler bewegen möge, sich mit einer Anzahl von Exemplaren seines Codex Juris Gentium zu befassen, der in England gar nicht zu haben sey; sein Verleger sey bereit, einige englische Werke dagegen einzutauschen und zu verkaufen. Epp. ed. C. Korthold 4,171. Das war vor bald 150 Jahren. Aber noch vor 20 Jahren entschuldigte eine süddeutsche Buchhandlung die um 9 Monate verspätete Ablieferung des Edinburgh Review mit den „schweren Stürmen, welche auf dem Meere geweht!“

[4] Preßzeitung 1840. S. 645.

Platzes (von dem andern Hauptquartier, Lüttich, ganz abgesehen) der Thätigkeit aller Pressen Leipzigs[1] so ziemlich gleich kömmt; auch stellt sich in den obigen Zahlen die ungeheure Zunahme in der neuesten Zeit, seit der Trennung Belgiens von Holland heraus. Man muß aber nicht glauben, daß die frühere Regierung strengere Grundsätze befolgt habe. Vielmehr berichtet Didot:[2] „Im Jahre 1827 vereinigten sich zehn der bedeutendsten Buchhandlungen in Frankreich zu einem Etablissement in Brüssel, um gegen die belgischen Nachdrücke anzukämpfen. Wahrscheinlich würde es gelungen seyn, den Nachdruck, der damals noch von geringer Wichtigkeit war, zu entmuthigen, wenn nicht zu jener Zeit der König der Niederlande,[3] der beträchtliche Summen auf Förderung der Industrie verwandte, die bedeutendsten Nachdrucker kräftig unterstützt hätte. Die französischen Buchhändler konnten nicht das Budget Frankreichs dem der Niederlande entgegenstellen, und hielten es für gerathen, sich aus einem zu ungleichen Kampfe zurückzuziehen." Eine Vorstellung französischer Buchhändler vom 1. Juni 1829 sagt: „Die Lage eines französischen Verlegers ist jetzt die eines Seefahrers, der Freibeuter den Hafen umschwärmen sieht, bereit, sich auf jedes Fahrzeug zu werfen, das sich auf die See hinauswagt; er stellt seine Unternehmungen ein und harrt, bis seine Regierung der Nationalflagge die gebührende Achtung verschaffen wird." Beispielsweise wird angeführt, daß eine einzige Brüsseler Handlung in den beiden Jahren 1825 und 1826 und in den sechs ersten Monaten von 1827, nicht weniger als 318,615 Bände, größtentheils französischer Verlagswerke, zum Werth von 1,183,315 Franken, auf den Markt geworfen.[4] Indessen scheint damals der Absatz mehr auf den Bedarf der Niederlande

[1] Man rechnet, daß aus den 243 Leipziger Pressen (darunter 11 Schnellpressen) jährlich 60 bis 70 Millionen Druckbogen hervorgehen. Börsenblatt 1840. S. 1917.

[2] Börsenblatt 1837. S. 202.

[3] An Fürstengunst scheint es überhaupt dem Nachdruck niemals gefehlt zu haben; ist doch selbst die Religion des verstorbenen Königs von Preußen so weit überrascht worden, daß dem Nachdrucker Wahlen für seine Verdienste um die Typographie eine Auszeichnung zu Theil ward! Preßzeitung 1840. S. 604.

[4] Requête présentée à LL. EE. MM. les ministres du Roi par la commission d'enquête de la librairie de Paris. S. 9. und 19.

und vielleicht Deutschlands, sich beschränkt zu haben. Jetzt wird ganz Europa überschwemmt; belgische Agenten durchstreifen Schweden und Rußland so gut als Italien und Spanien; in London sollen wöchentlich für 12 bis 1500 Franken belgische Nachdrücke eingeführt werden. In Frankreich selbst sind es besonders die nördlichen Provinzen, Flandern, Picardie, Lothringen, welche damit überschwemmt werden; eine Niederlage in Kehl versorgt die Departements des Rheins; eine andere besteht bereits in Algier![1] Seitdem die Grenzbewachung strenger auf eingeführte Bücherballen achtet, ist eine ganz neue Art der Schmuggelei ersonnen worden; man macht von dem Satz einen Abklatsch (cliché), schafft diesen über die Grenze, wobei weniger Gefahr ist, als wenn man eine große Anzahl von Exemplaren der möglichen Konfiskation aussetzt, und irgend eine Winkeldruckerei macht die Abzüge für Frankreich, die dann ohne Schwierigkeit verbreitet werden.[2] Kein Wunder, daß man der Leichtigkeit der Einfuhr, welche eine Eisenbahn gewähren mußte, vollends mit der größten Besorgniß entgegensah. Im Januar 1838 gaben die Pariser Buchhändler eine Petition an die Kammer ein, um das Votum für die Eisenbahn nach Brüssel aufzuschieben, bis ein Gesetz die Einfuhr jedes französischen Buches bei Strafe der Konfiskation verbieten würde.[3] Wie wenig es in Frankreich für einen Vorwurf gilt, Nachdrücke zu kaufen, mag man daraus abnehmen, daß in dem Gerichtshof einer Grenzprovinz ein Advokat, nicht etwa von dem Gegner, der ihn chikaniren wollte, sondern von dem Präsidenten mit der Frage unterbrochen wurde, ob es vielleicht die fehlerhafte belgische Ausgabe gewesen, nach der er so eben einen bekannten Rechtsschriftsteller citirt."[4]

Fragt man, was wird nachgedruckt, so ist die Antwort: Alles — Alles ohne Ausnahme, wenn es nur irgend Absatz verspricht; sogar die Journale, und nicht allein die Revuen, sondern selbst der Voleur. Die Journale spielen eine Hauptrolle; die **Revue britannique** hat 1000 Abonnenten, die **Revue de Paris** 3500; in der letzteren werden aber, wie in der **Revue des deux mondes**,

---

[1] Ch. Lahure observations sur la demande . . . de reconnaître en France la propriété littéraire des étrangers, p. 11. (Paris, 1840.)

[2] Lahure 12.

[3] Börsenblatt 1838. S. 276. Vergl. Bignon XXXII.

[4] Lahure 12.

Aufſätze weggelaſſen und durch andere, aus andern Zeitſchriften, nach Belieben erſetzt.[1] Aehnliche Willkürlichkeiten ſollen ſich die Belgier auch mit geſchätzten Werken franzöſiſcher Rechtsgelehrten erlauben. Die Auswahl der Werke iſt glücklich; nicht allein die flüchtige Tagesliteratur, ſondern hiſtoriſche, mediciniſche, juriſtiſche Werke von dauerndem Werth; man kann annehmen, daß kein gutes Buch übergangen wird. Für den deutſchen Bedarf ſind eigene Kataloge vorhanden. Vor mir liegt ein Katalog von Meline, Caus & Co., vom Oktober 1840; die Preiſe ſind nur in Thalern und Groſchen notirt. Er enthält 1544 Nummern; die Theile, welche einzeln verkauft und darum doppelt aufgeführt werden, abgerechnet, betragen die Preiſe zuſammen über 3800 Thlr. Darunter ſind nur 27 Nummern (zum Werth von 110 Thlr.) in anderer als franzöſiſcher Sprache. Ich darf nicht verſchweigen, daß unter den 1544 Nummern auch ein Verlagsartikel der Herren Meline, Caus & Co. ſich findet: **Traité de l'échange et du louage, par Troplong.** Dabei heißt es: **NB. La propriété de cet ouvrage nous a été vendue par M. Troplong.** Ein anderer Artikel (**Mémorial de l'artillerie**, 12 Thlr.) iſt nicht den Buchhändlern, ſondern der franzöſiſchen Regierung nachgedruckt, welche das Werk an die Offiziere vertheilt hat. Nimmt man an, daß von jedem Artikel nur 500 Abdrücke gemacht ſind (auf weniger ſetzt ein Nachdrucker ſchwerlich an, Geſchichtswerke werden zu 1200 bis 1500 Exemplaren abgezogen), ſo enthält dieſer eine Katalog für 190,000 Thlr. Waare.

Aber wo ſind die Springfedern, wer ſind die Unternehmer, woher kömmt das Geld? Wenn man die Geſchichte der einzelnen Matadore und ihrer Thaten lieſt,[2] ſo wird man lebhaft an die Schlachten der Krähen erinnert.[3] Sie verbinden ſich, trennen ſich;

---

[1] Carron in der Revue du Nord, Börſenblatt (nach dem Morgenblatt) 1838. S. 1715.

[2] Carron erzählt ſie ziemlich ausführlich — ebendaſelbſt.

[3] Man erinnert ſich der Beſchreibung Luthers (in einem Brief aus Coburg — Pfizers Auswahl): „da haben die Dolen und Kräben einen Reichstag hingelegt .... So viel ich von einem Dollmetſcher habe vernommen, haben ſie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerſten, Hafern, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher Ritter hie werden, und große Thaten thun.

ſie verſtändigen ſich über die Fakultät, in welcher, über die Länder, für welche Jeder nachdrucken ſoll; dann fällt wieder Einer in des Andern Gebiet; und, wie es immer in der Welt geht, die Großen behalten das Beſte für ſich, die Kleinen nehmen, was übrig bleibt. Der König gibt keine Unterſtützung; aber große Aktiengeſellſchaften treten zuſammen; alle Welt drängt ſich, Theil zu nehmen. Als Hauman ſeine Geſellſchaft bildete, deren Kapital aus anderthalb Millionen beſteht, war ſolche Nachfrage, daß die Beſtellungen von Aktien, als deren nur noch 300 disponibel waren, auf 80 Millionen anliefen!' Bei Haumans Geſellſchaft iſt ordentlich ein Comité de surveillance. Die Notabilitäten, welche darin ſitzen, und welche ſich zu dem Glauben zu bekennen ſcheinen, daß ſie bei einer löblichen National-Induſtrie betheiligt ſind, werden uns nicht verdenken, wenn wir ſie mit ihren Titeln hier aufführen: — [2]

Président: le Chevalier de Sauvage, ancien ministre de l'intérieur, président à la cour de cassation.

J. Engler, sénateur.

J. Walter, ancien inspecteur de l'instruction publique.

Jaemart, professeur émérite de médecine à l'université de Louvain.

Charles de Bonne, ancien magistrat.

Félix Legrand, banquier.

Bosso, ancien inspecteur en chef des ponts et chaussées, directeur de l'institut Gaggia.

J. Vinchent, secrétaire-général du ministère de la justice, secrétaire du comité.

Die Rückwirkung eines ſo ſyſtematiſchen Angriffs auf den franzöſiſchen Buchhandel konnte nicht ausbleiben. Amtliche Mittheilungen (in der vom Handelsminiſterium publicirten Statiſtik des auswärtigen Handels) ergeben, daß die Ausfuhr von Büchern 1816 ſich auf 3,170,000 Franken belief, 1825 auf 5,093,000

Aber ſonderliche Freude haben wir, wenn wir ſehen, wie ritterlich ſie ſchwänzen, den Schnabel wiſchen, und die Wehr ſtürzen, daß ſie ſiegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünſchen ihnen Glück und Heil, daß ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpießet wären."

[1] Didot — Börſenblatt 1837. S. 203.

[2] Nach Lahure 30.

geſtiegen, 1836 aber wieder auf 4,257,000 Franken gefallen war. Während alſo der franzöſiſche Handel im Allgemeinen in den zehn Jahren 1825 bis 1836 um 55 Proc. (668 Millionen) zugenommen, hat der Buchhandel um 22 Proc. abgenommen.[1] Zugenommen hat (gleichfalls nach amtlichen Berichten) nur die Zahl der nach Frankreich wieder eingeführten Bücher. Das Gewicht der Wiedereinfuhr betrug 1825 nicht mehr als 9345, 1834 ſchon 19,851, und im erſten Semeſter von 1836 gar 11,864 Kilogramme.[2] Im Jahr 1836 ſollen 25 Millionen Bogen weniger in Frankreich gedruckt ſeyn als 1835.[3] Vom 1. Januar bis 1. November 1839 haben in Paris 43 Buchhändler und Buchdrucker (7 Proc. der ganzen Anzahl) fallirt.[4] Die Stärke der Auflagen hat ſich durchgängig vermindert; ſelbſt Werke von Georges Sand und Victor Hugo werden nur in 12 bis 1500 Exemplaren abgezogen.[5] Damit hätte Immermann ſich tröſten mögen, der da meinte, in England oder Frankreich würde Niemand es Wort haben wollen, daß er das neueſte Werk von Lamartine oder Thomas Moore nur aus der Leihbibliothek kenne; die deutſchen Dichter bleiben immer nur Bänkelſänger; ſeine Epigonen, ſein Münchhauſen ſeyen ſo viel gelobt und geprieſen, und doch vielleicht nur 500 Exemplare verkauft; für Champagner habe Jeder Geld, aber Keiner wende die paar Thaler an ein gutes Buch. Dabei ließe ſich anmerken, daß der Champagner bis jetzt in der Leihbibliothek nicht zu haben iſt, ſonſt ſteht dahin, ob man ihn bei dem Verleger ſuchen würde. Uebrigens können wir uns der Ungunſt nicht anſchließen, mit welcher hin und wieder über die Leihbibliotheken geurtheilt wird. Dr. Lieber hat neuerdings dieſen Gegenſtand zur Sprache gebracht. Er iſt der Meinung, daß ſtreng genommen das Geſchäft des Bücherverleihens um Geld als ein Eingriff in die Befugniß deſſen zu betrachten ſey, dem das Recht der Publikation ausſchließlich zuſtehe; er will aber doch Gnade für Recht ergehen laſſen, theils weil die überwiegende Nützlichkeit

[1] Börſenblatt 1838. S. 1491 — aus der Allgemeinen Zeitung.
[2] Kommiſſionsbericht — Börſenblatt 1837. S. 572.
[3] Börſenblatt 1837. S. 979.
[4] Preßzeitung 1840. S. 168.
[5] Ebendaſelbſt.

es rathsam mache, theils weil die Mühe der Durchführung eines Verbots größer seyn würde, als der erzielte Vortheil; theils endlich, weil wohl im Grunde kein wirklicher Nachtheil für den Verfasser vorliege, indem das Bekanntwerden eines Werkes auch den Absatz zu fördern geeignet sey.[1] Schon Lackington,[2] der mit scharfer Beobachtung in diesen Dingen unermeßliche Erfahrung verband, hatte vor 50 Jahren Zeugniß gegeben, daß die Leihbibliotheken dem Buchhandel im Ganzen mehr nützen als schaden. So viel ist gewiß, daß beim jetzigen Stand der Dinge in Frankreich eine große Anzahl von Büchern vollends ungedruckt bleiben würden, wäre nicht das augenblickliche Bedürfniß der Leihbibliotheken und Lesezirkel, die nicht wohl, wie der einzelne Käufer, den fremden Nachdruck erwarten können. Bei manchen Artikeln genügt die Auflage genau diesem wohlbekannten Bedürfniß, ohne weitere Ansprüche auf Absatz zu machen, ein Umstand, zu welchem sich in Deutschland, wenn gleich aus andern Gründen, manches Seitenstück finden möchte.

Vergleicht man die Preise der belgischen Nachdrücke mit denen der Originalwerke, so springt in die Augen, daß die Differenz durch das Honorar an den Schriftsteller nicht ausgeglichen wird. Die wohlfeilere Fabrikation kömmt hinzu. Diese beiden Elemente der Bücherpreise zu ändern, steht nicht in der Macht der französischen Verleger. Anders verhält es sich mit dem splendiden Druck, mit der ungebührlichen Dehnung des Textes, dem überreichlichen Durchschuß, den zur Hälfte oder zu drei Vierteln weißen Blättern. Der französische Verleger kauft das Manuscript in Bausch und Bogen, dehnt es nach Möglichkeit und noch was weniges über die Möglichkeit hinaus, und setzt den Preis natürlich nach der Bogenzahl. Spazier führt ein Beispiel von Arthur Bertrand an, der eine Novelle mit allen Goldschlägerkünsten (wenn's Gold war) nicht bis auf zwei Bände hinauszudehnen im Stande war, und deshalb die letzte Hälfte des zweiten Bandes mit seinen Verlagskatalogen füllte.[3] Auch von Franzosen ist dieser Mißbrauch kräftig gerügt worden.[4] Er rührt daher, daß der

[1] Francis Lieber on International Copyright 35. (New-York, 1840.)
[2] Memoirs of James Lackington 386. (Lond. 1793.)
[3] Börsenblatt 1837. S. 77, aus dem Ausland.
[4] Besonders von Lahure 6; 25.

Verleger bei dem beſchränkten Abſatz und in der kurzen Friſt, bis der Nachdruck da iſt, mit jedem Artikel ſo viel als möglich zu machen ſucht. Es iſt ein fehlerhafter Zirkel: dieſelbe Maßregel, durch die man vor dem Nachtheil des Nachdrucks ſich zu ſchützen ſucht, thut wiederum dem Nachdruck Vorſchub, und vielleicht den bedeutendſten; denn das muß man den Belgiern laſſen, ſie verſtehen ſich herrlich auf's Zuſammenpreſſen bei deutlicher Schrift.

Wir haben bis jetzt von den Leiden des franzöſiſchen Buchhandels geſprochen. Die Thätigkeit der franzöſiſchen Preſſen würde noch geringer ſeyn, wenn ſie nicht zum Theil ſich ſchadlos zu halten ſuchten durch Ausbeutung der engliſchen Literatur. Dieſe Induſtrie iſt eigentlich etwas älter als die belgiſche. Galignani und Baudry, die früher einmal ein Abkommen mit einander getroffen, ſcheinen ſich wieder entzweit zu haben; es iſt nicht mehr zu ſagen, was der Eine drucken, was der Andere nicht drucken wird. Galignani macht wohl die hübſcheren Ausgaben; von den Zeiten ſeines Byron her und durch ſeinen Meſſenger (der mehr als bloße Kompilation iſt) hat er unter den Engländern auf dem Kontinent einen guten Namen. Baudry druckt unermüdlich an ſeiner Sammlung von Fünf-Franken-Bänden. Die belgiſchen Nachdrücke engliſcher Bücher ſind ſchlecht und können nicht gegen ihn aufkommen. Nehmen wir Baudry's Katalog von 1840. Da ſind 648 Bände von Originalwerken, zum Preiſe von mehr als 7000 Frkn., zuſammengedrängt in 280 Bände, welche 1400 Franken koſten. „Unſere Bücher ſind zu theuer," ruft Kapt. Marryat.[1] Und es iſt im Grunde doch nicht ſo; die wohlfeilen engliſchen Bücher ſind die wohlfeilſten von der Welt. Freilich, die neuen engliſchen Romane gehören nicht zu den wohlfeilen Büchern. Und in den neuen Romanen beſteht zum großen Theil Baudry's Vertrieb; außerdem druckt er faſt nur poetiſche und hiſtoriſche Werke, die letzteren in guter Auswahl. Da iſt Mackintosh's Revolution, Hallams ſämmtliche Schriften (auch die Literaturgeſchichte), Lingards England, und der Mammuth unter

[1] Bei Lahure 10. Marryat behauptet, Pariſer Nachdrücke werden längs der engliſchen Küſte offen feilgeboten. Bei ſo ſtarken Auflagen wie z. B. Mrs. Trollopes amerikaniſche Reiſe (15,000 Exemplare, nach Poulett Thomſon's Angabe im Parlament, 20. Merz 1838), ſollte man es faſt denken.

den Nachdrücken, Hume, Smollett und Hughes, Alles in einem Quartband, zu 60 Franken. Lediglich unter dem Gesichtspunkt der Beschäftigung für die französischen Pressen sind die zahlreichen Ausgaben italienischer Bücher zu erwähnen; denn so lang in Italien immer Einer dem Andern nachdruckt, so lang man in Florenz der Meinung ist, die Gewerbefreiheit bringe das so mit sich,[1] ist weiter nicht viel darüber zu sagen. Baudry's häßlichste Spekulation war wohl der Nachdruck des Edinburgh Review. Er hätte sich schwerlich gehalten, wenn nicht die zahlreichen Engländer, denen unter allen Merkwürdigkeiten des Kontinents die Wohlfeilheit am besten gefällt, eine annehmliche Ersparniß darin entdeckt hätten. Wie es damit geworden, besagt der Katalog: „In Folge einer Verständigung mit den englischen Verlegern werden die Abonnenten des Edinburgh Review auf dem Festlande für 1840 und die folgenden Jahre die Londoner Ausgabe erhalten, zum Preise von 18 Franken jährlich, oder 5 Franken das einzelne Heft, statt des Londoner Preises von 7 Franken 50 Centimen." Aber mit dem belgischen System kann sich dies französische, was Umfang und Konsequenz betrifft, noch lange nicht messen. Ich wüßte kein juristisches, kein medizinisches, kein naturwissenschaftliches englisches Werk zu nennen, das in Paris nachgedruckt wäre. Und die Hauptsache bleibt immer, die beiden Länder reden nicht eine und dieselbe Sprache.

Dagegen entspricht dem belgischen Nachdruck in seinem Verhältniß zum französischen Buchhandel der amerikanische Nachdruck englischer Bücher. Da ist jedes gute englische Buch gute Prise. Eine stets anwachsende, in jeder andern Hinsicht unvergleichlich rührige Bevölkerung scheint die literarische Produktion fast ganz dem Land ihrer Väter überlassen, und fast nur das Geschäft der Bücherfabrikation für eigenen Bedarf sich selbst vorbehalten zu wollen. In keiner andern Beziehung wird eine so entschiedene Ueberlegenheit des Mutterlandes bemerkbar, in keiner wird ihm schlechter vergolten. Diese Erscheinung ist um so auffallender, da es für Originalwerke keineswegs an Schriftstellern fehlt, sondern an Verlegern. Das Interesse der amerikanischen Pressen gilt für ein ganz anderes, als das der amerikanischen Literatur. Das

[1] Börsenblatt 1838. S. 1243.

Bedürfniß der Lektüre iſt vorhanden, und zwar in großem Maßſtab; es kömmt nur darauf an, es auf die wohlfeilſte Weiſe zu befriedigen. Die Fabrikanten, welche für das Bedürfniß arbeiten, haben längſt ausgefunden, daß Nachdruck weniger koſtet, als eigener Verlag. Das Publikum erfreut ſich der reichen Auswahl, welche die engliſche Literatur darbietet. Gegen einheimiſche Schriftſteller verhält ſich das Publikum ſo, daß es ſie nicht weiter beachtet, als es ihrer zu bedürfen glaubt. Daß amerikaniſche Geſchichte und Politik, überhaupt daß die heimiſchen, im Lande ſelbſt wurzelnden Intereſſen durch Inländer vertreten werden, verſteht ſich von ſelbſt. Ob auf andern Gebieten ihre Landsleute mit den Europäern wetteifern oder nicht, ſcheint den Amerikanern äußerſt gleichgültig zu ſeyn. Nicht, daß ſie nicht gerne davon reden hörten, wenn Einer oder der Andre in Europa großen Schriftſtellerruhm erwirbt, aber ſie laſſen ihn den fremden Markt ſuchen. Wenn ein Verleger ein Werk annimmt, das an und für ſich eben ſo gut in Europa hätte erſcheinen können, ſo zweifeln wir ſehr, daß er eine ſo ſtarke Auflage wagt, wie er bei dem Nachdruck eines ähnlichen, nicht eben vorzüglicheren engliſchen Werkes thun würde. Die Spekulation iſt ſehr einfach: ob der Verlag ſich lohnen wird, iſt noch die Frage; das fremde Werk, oder der fremde Autor, hat bereits einen Namen; der Nachdruck wird ſich verkaufen.

Dieſer Stand der Dinge ſcheint in England wenig beachtet worden zu ſeyn, bis die Romane von Walter Scott ans Licht traten. Dieſe wurden aber ſofort zum Gegenſtand einer ganz außerordentlichen Induſtrie. Es kam aber darauf an, mit dem erſten Schiff ein Exemplar der Originalausgabe zu erhalten; mehrere Druckereien theilten ſich in die Arbeit; wenn weder die Schrift, noch das Papier der verſchiedenen Bände recht harmoniren wollte, gleichviel; ward doch der Nachdruck mit überraſchender Schnelligkeit gefördert, und hatte vor allen Mitbewerbern den Vorſprung. Der ungewöhnliche Beifall, den dieſe Romane fanden, ließ es der Mühe werth erſcheinen, durch eine eigene Einrichtung jene Ungleichförmigkeiten und Mißſtände abzuſtellen. Die Preſſen ſuchten auch in den Zwiſchenzeiten Beſchäftigung und fanden ſie. Der Nachdruck ward immer mehr organiſirt. Die engliſchen Schriftſteller zuerſt, dann die Verleger, wurden aufmerkſam auf den

Gewinn, der ihnen auf diese Weise entging. Die große Empfänglichkeit des amerikanischen Publikums war außer Zweifel gestellt; aber an bedeutenden Absatz in Amerika hatte Niemand gedacht, bis er verloren, an den amerikanischen Nachdruck verloren war. Dieser fand, schon durch die Wohlfeilheit der Preise, einen stets anwachsenden Markt. Von einem Werk, das in England 4 Auflagen, jede zu 1000 Exemplaren erlebte, sollen in Amerika 100,000 Exemplare verkauft seyn.[1] Ein solches Verhältniß gilt nicht allein von den Romanen, wenn gleich diese eine der bedeutendsten Rubriken ausmachen. Die Bridgewater-Bücher, die in England £7 15 Sh. kosten, erscheinen in Amerika zum Preise von £1 2 Sh.[2] Einen bekannten Nachdrucksartikel bilden die größeren englischen Journale und die Almanache. Eine ganz neue Art des Nachdrucks von Werken der schönen Literatur haben die amerikanischen Riesenblätter angefangen; eine doppelte Nummer der **Philadelphia News** enthielt den ganzen Text des Taschenbuchs: **Friendship's Offering**, für 4 Cent.; acht Romane von Marryat waren in derselben, ebenso unbequemen als wohlfeilen Gestalt erschienen.[3] Wenn angeführt wird, in fünf Jahren (1833—1837) habe die Zahl der Originalschriften im Verhältniß zu der der Nachdrücke sich verdoppelt,[4] so muß man sich nicht irren lassen: es wird nicht gesagt, die Zahl der Nachdrücke habe abgenommen; vielmehr freut sich das **New York Review**,[5] daß man anfange, auch Schriften aus einer höheren Region der Literatur nachzudrucken, wie z. B. Basil Montagu's Bacon und die neue Gesammtausgabe von Bolingbrokes Werken. Ganz neu ist übrigens auch der Nachdruck solcher Schriften nicht, die man als Bibliothekwerke zu bezeichnen pflegt. So ist von Hallam's Literaturgeschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts ein amerikanischer so gut als ein pariser Nachdruck erschienen. Wenn die englische Literatur auch für Werke dieser Art den ganzen amerikanischen wie den ganzen europäischen Kontinent anderweitig versorgt findet, so wird die Folge seyn, daß solche Unternehmungen immer seltener, oder, wenn ein berühmter Name den Verleger

[1] Börsenblatt 1837. S. 977.
[2] Tegg. Remarks on the speech of Sergeant Talfourd 9. (Lond. 1837.)
[3] Börsenblatt 1837. S. 307, aus dem Athenäum.
[4] Börsenblatt 1837. S. 978.
[5] Januar 1841. S. 284.

ermuthigt, wenigſtens die Preiſe, mit Rückſicht auf den ohnehin nur allmähligen und nun noch verminderten Abſatz, immer höher werden.

Vom Nachdruck deutſcher Bücher im Ausland war verhältmäßig nur wenig die Rede, ſo lang es in Deutſchland ſelbſt noch Orte gab, wo der Nachdruck unter den Augen der Originalverleger florirte. Seitdem aber vollends in Würtemberg der Nachdruck, zwar nicht unterdrückt, indeſſen doch für die bekannte kurze Friſt (freilich unter Sanctionirung des bereits „veranſtalteten“[1] und Amneſtirung des anzumelden verſäumten[2]) unterſagt worden, hat er ſein Hauptquartier nach der Schweiz verlegt. Die neue Züricher Zeitung erwarb ſich das Verdienſt, die öffentliche Meinung zuerſt gegen dies Treiben aufzurufen. Darauf erließen die Nachdrucker ein ordentliches Manifeſt, unter dem Titel: „Das freie Buchdruckereigeſchäft gegenüber dem Buchhändlerprivilegium.“ Darin heißt es unter Anderm: „Jeder Staat wird ſeine Fabrikanten und Künſtler ſchützen. Die meiſten Staaten haben ſogar fremde Konkurrenz durch Mauthlinien ausgeſchloſſen, um dadurch ihre Bürger zur Nacheiferung anzuſpornen. Und die Schweiz nun — die von

---

[1] Verfügung vom 19. Okt. 1838. Börſenblatt 1838. S. 2323. Daß durch die verſpätete Publikation des Bundesbeſchluſſes v. 9. Nov. 1837 die „Veranſtaltung“ von manchen Nachdrücken noch möglich geworden, wird bemerkt, und die Frage aufgeworfen, ob den Betheiligten nicht deshalb eine Klage auf Schadenerſatz gegen die würtembergiſche Regierung zuſtehe, im Börſenblatt 1838. S. 2382. Es iſt dies einer der ſehr ſeltenen Fälle, in welchen über verzögerte Vollziehung eines Bundesbeſchluſſes öffentliche Klage laut geworden. — Vergl. übrigens Rödingers Bericht über die in Stuttgart als „veranſtaltet“ angemeldeten Nachdrücke, von deren einem nur ein abgeklatſchter Titelbogen vorlag, Börſenblatt 1838. S. 2718. ff. — Bei Linguet hätte Rödinger eine hübſche Parallele finden können, die Stempelung in Paris 1777: „moyennant quoi ces bâtards ainsi légitimés pourront circuler impunément, en concurrence avec les enfans de la maison.“ Ein Beamter, de Bure, war mit der Stempelung beauftragt. „Il s'y est réfusé nettement: il a déclaré, que son honneur et sa conscience ne lui permettaient pas de concourir, même passivement, au tort que cette légitimation des fruits du brigandage typographique allait faire aux libraires honnêtes du royaume. En conséquence il a été conduit à la Bastille, par lettre de cachet.“ Annales, 3, 190.

[2] Verfügung u. ſ. w. Börſenblatt 1838. S. 2323.

allen Seiten durch Handelssperren und Mauthlinien eingeschlossen ist, deren Produkten und Fabrikaten die Einfuhr ins Ausland verboten ist, deren Bücher man verpönte wie Gift — die Schweiz allein sollte gehalten seyn, Alles vom Auslande annehmen zu müssen, und ihr Bücherbedürfniß nicht selbst zu drucken? Ein Volk sollte sich gestehen, die Rechte, die jedes Land dem Auslande gegenüber hat, sind dir allein verkümmert? Nein! kein auswärtiger Staat wird ein Wort dazu sagen, wenn wir ausländisches Korn auf unsere Aecker säen, um künftighin selbst Brod genug zu bauen, und kein Fürst wird sich darum kümmern, wenn wir Buchdruckereien genug besitzen, um unser literarisches Bedürfniß selbst befriedigen zu können."[1] Diese Stellen sind sehr bemerkenswerth: sie verleugnen offenbar die Absicht, die Nachdrücke nach Deutschland zu senden. Wie ehrlich es mit dem Drucken „für eigenen Bedarf" gemeint war, ist bekannt genug. Schlechte Subjekte gaben sich dazu her, die Kolporteurs zu machen; Ankündigungen wurden von Berlin aus an norddeutsche Buchhandlungen mit der Post verschickt;[2] Zehnder in Baden hatte die Frechheit, einer ehrenwerthen Sortimentshandlung anzubieten, er wolle (jedoch nur auf Verlangen) ihre Firma auf die Ankündigung setzen.[3] Doch muß man sagen, daß die Nachdrucker ihr Wesen in der Schweiz von Anfang an weit nicht so ungestört, wie in Belgien, treiben konnten. Die öffentliche Meinung und die Behörden haben wenigstens nicht unbedingt ihre Partei genommen. Basellandschaft erklärte (was freilich noch nicht viel sagen will), ein vom Kanton früher ertheiltes Privilegium respektiren zu wollen;[4] der große Rath von Appenzell (a. Rh.) ließ dem Egli in Herisau das „Mißfallen der Regierung" an den Tag legen und „ähnliche Unternehmungen" für die Zukunft untersagen.[5] Die ehrenwerthen Züricher Handlungen vereinigten sich, einem gewissen Geyser, der sich den „Kommissionär der deutschen Klassiker" nannte, der übrigens die Nachdrücke zur Abwechselung etwas theurer verkaufte, als die Originalausgaben, kein Blatt

[1] Börsenblatt 1838. S. 718.
[2] Börsenblatt 1839. S. 1943.
[3] Börsenblatt 1838. S. 1076.
[4] Ebendaselbst 480.
[5] Börsenblatt 1837. S. 2291.

ihrerseits zu überlassen;[1] sie haben sich noch im vorigen Spätjahr kräftig über die Nothwendigkeit eines Schutzes für den deutschen Verlag ausgesprochen. Aber weder diese Aeußerungen, noch die Worte von Casimir Pfyffer und Bluntschli, noch der von mehreren Ständen ad referendum genommene Antrag des Kantons Aargau, konnten zu einem genügenden Ergebniß führen, das nur von einer Vereinigung aller Kantone zu erwarten steht. Medizinische und naturwissenschaftliche Werke, schöne Literatur und Andachtsbücher scheinen bis jetzt den schweizerischen Nachdruck besonders zu beschäftigen; es ist aber sehr zu besorgen, daß er bedeutend um sich greifen, und daß Deutschland, wenn nicht ein Concordat der Kantone zu Stande kömmt, in nicht ferner Zeit hier sein Belgien finden wird.

Auf die „deutschen Klassiker" allein scheint das Unternehmen der Gebrüder Tètot in Paris sich zu beschränken. Diese Herren haben von Anfang an erklärt (wie der Löwe im Sommernachtstraum), sie seyen Nachdrucker, sie seyen aber nicht die rechten Nachdrucker: „sie spekuliren nur auf die vier Millionen deutscher oder Deutsch verstehender des französischen Bodens, so wie auf gänzlich neutrale Länder, die Schweiz, England u. s. w., wo die deutschen Verleger das Recht des Monopols auch erst zu dokumentiren hätten; kein einziges Exemplar gehe in die deutschen Bundesstaaten, was nicht ausdrücklich von den Pariser Verlegern verlangt und förmlich verschrieben werde." Sie legen sich ein förmliches Verdienst bei, indem sie für die Verbreitung der anlockendsten Proben deutschen Geistes arbeiten; sie nehmen den Dank der deutschen Verleger in Anspruch, deren übrige Artikel in Frankreich sich um so besser verkaufen werden, weil sie, die Gebrüder Tètot, das Allerbeste zuerst vorweggenommen und den Franzosen zugeführt.[2] Man sieht nicht recht deutlich, wie der eine oder der andere Zweck gefördert werden soll, wenn die Ausgaben von Tètot frères in Hamburg verbökert werden, wozu ein schöner Anfang gemacht, und nur durch das Einschreiten der zeitig aufmerksam gewordenen Polizei in seinem Fortgang unterbrochen worden.[3] Selbst abgesehen von der Einschwärzung in Deutschland,

[1] Börsenblatt 1838. S. 75.
[2] Börsenblatt 1837. S. 1033.
[3] Ebendaselbst S. 1850.

kann es für den deutschen Buchhandel keineswegs gleichgültig seyn, ob er in dem Augenblick, wo die deutsche Literatur im Ausland (und wäre es auch nur als Modesache) mehr beachtet wird als jemals, zugleich auch den ausländischen Markt verlieren soll.

4) Palliative.

Jeder sucht sich zu schützen, so gut es geht. Die Aufgabe ist, den mangelnden gesetzlichen Schutz durch Maßregeln, die in der Hand des Einzelnen liegen, zu ersetzen. Von den zahlreichen Vorschlägen mögen die bedeutendsten und zweckmäßigsten hier erwähnt werden.

Man hat versucht, auf einem Umweg das Verlagsrecht unter den Schutz eines auswärtigen Gesetzes zu stellen, indem ein auswärtiger Buchhändler als Mitverleger auftrat, und in seinem Lande die vorgeschriebenen Förmlichkeiten erfüllte. Dieser Gedanke ist nicht neu. Humboldts Reisen erschienen unter den vereinigten Firmen von Cotta und Levrault; das Verlagsrecht ward in beiden Ländern respektirt. Vor zwei Jahren brachten Brockhaus und Avenarius[1] vor deutschen Gerichten ein paar Fälle zur Entscheidung, welche zu den causes célèbres des Verlagsrechts gehören. Eine lebhafte Kontroverse war vorausgegangen; namentlich war geltend gemacht worden, Niemand könne auf zwei Hochzeiten zugleich seyn, also könne der Mitverlag eines Deutschen ein französisches Werk in Deutschland nicht schützen;[2] ferner, ein französischer Autor habe in Deutschland überall kein ausschließliches Recht, könne also auch kein solches übertragen.[3] Die Gerichte waren anderer Meinung. Nicht allein von sächsischen Behörden (denn nach der sächsischen Gesetzgebung würde ein Verlagsschein in Leipzig selbst den französischen Verleger schützen), sondern auch von preußischen Behörden ward anerkannt, daß ein späterer Nachdruck unzulässig ist,[4] sobald der Verlagsschein von dem deutschen Verleger zeitig genug genommen wird, daß von der im Ausland

[1] Die Erklärung über die Tendenz ihres Etablissements in Paris. — Börsenblatt 1839. S. 468.

[2] Ebendas. S. 627.

[3] Ebendas. S. 676.

[4] Auch belgische Nachdrücke wurden daraufhin in Berlin mit Beschlag belegt. Ebendas. 2195.

rechtmäßig veranstalteten Auflage kein Nachdruck vorher veranstaltet und in Handel gebracht werden konnte. Ausdrücklich ward auch darauf hingewiesen, daß das preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 zwischen deutschen und ausländischen Schriftstellern keinen Unterschied macht.[1] Es würde nun darauf ankommen, die Sache auch bei französischen und schweizerischen Gerichten zur Entscheidung zu bringen. Sollte der Versuch gemacht werden, so dürfte, namentlich bei jenen, eine neue Auflage irgend eines beliebten Sprachunterrichtsbuches vielleicht die passendste Gelegenheit darbieten.

Aber wenn der Versuch auch glücklich ausfällt, so bleibt dies doch immer, zumal für deutschen Verlag, nur ein Palliativ. Nur in seltneren Fällen, wo die Versuchung zum Nachdruck besonders nahe liegt, würde man im Voraus auf dies Mittel verfallen und sich dazu entschließen. Geht man die Verzeichnisse der deutschen, auswärts nachgedruckten Werke durch (und es ist deren eine ziemliche Anzahl), so überzeugt man sich, wie sehr hier der Zufall waltet. Man kann aber nicht warten, ob nachgedruckt wird, oder nicht. Tritt der Fall ein, so ist es für die in Frage stehende Maßregel zu spät. Auch sind die buchhändlerischen Verbindungen, mit wenigen Ausnahmen, nicht so enganschließend und (wenn der Ausdruck von Geschäftsbeziehungen gebraucht werden soll) nicht so vertraut, daß eine Verständigung so leicht zu Stande kommen könnte. Endlich würde auch das Technische des Kontraktes nicht ohne Schwierigkeit seyn. Der Ausländer soll bona fide Mitverleger werden. Wenn gleichen Procenten der Kosten gleiche Procente des Gewinns entsprechen (was doch wohl das Natürlichste scheint), so wird das Geschäft gar leicht doch ein ungleiches, dem einheimischen Verleger nachtheiliges, so fern durch des Ausländers Vermittelung etwa nur wenige Exemplare abgesetzt sind. Es würden also entweder Scheinkontrakte kommen (deren Inhalt nicht sowohl Verlagsgemeinschaft, als gewisse Procente von verkauften Exemplaren stipulirt), oder der dem Ausländer zukommende Antheil wird nach den Grundsätzen eines Assecuranzgeschäftes bestimmt werden.

---

[1] Die Entscheidungen des K. Polizeipräsidiums in Berlin (auf das Gutachten der Sachverständigen), Börsenblatt 1839. S. 2193. ff. Uebrigens ward zugleich entschieden, daß die Bezeichnung eben das Verlagsrecht noch nicht konstatire. Vergl. Preßzeitung 1840. S. 97. ff.

Ein zweites Schutzmittel ist Preisherabsetzung, wenn ein Nachdruck vorbereitet oder schon verbreitet wird. Dies bekannte Mittel ist auch von fremden Verlegern hin und wieder ergriffen worden. So setzte z. B. Gosselin vor einigen Jahren deutsche Sortimentshandlungen in den Stand, Tocquevilles Amerika zum Preise des belgischen Nachdrucks zu lassen. Es ist nicht zu verkennen, daß plötzliche Preisherniedrigungen durch dringende Nothwendigkeit geboten seyn können. Aber sie enthalten dennoch eine Unbilligkeit gegen den früheren Käufer, und setzen den Sortimentshändler (der vollends an Allem unschuldig ist) Verdrießlichkeiten und unverdienten Vorwürfen aus.

Besondere Ausgaben fürs Ausland wurden früher hauptsächlich von französischen Autoren veranstaltet, welche sich dann natürlich Honorar dafür bezahlen ließen, und den fremden Verleger in den Stand setzten, gleichzeitig mit seiner Ausgabe zu erscheinen. Voltaire sagt in einem Briefe:[1] „ich reservire mir immer das Recht der fremden Ausgaben." Scott und Byron haben in unsern Tagen ein Gleiches gethan. So lang es mit Wissen und Genehmigung der beiden betheiligten Verleger geschieht, kann kein Mensch etwas einzuwenden haben. Von Voltaire behauptete man nur (was besonders aus den Verhandlungen über den Anti-Machiavel[2] bekannt ist), er verkaufe gleichzeitig das Manuscript an Mehrere, und lasse Jeden in dem Glauben, daß er der einzige Verleger sey.

Ch. Labure hat im vorigen Jahr einen Vorschlag gemacht, der gewiß der Beachtung nicht unwerth ist. Jeder Verleger, indem er vom Verfasser das Recht an sich bringt, eine gewisse Anzahl Exemplare (sagen wir 1000) von einem Werk zu verbreiten, erwirbt eben dadurch, und ohne daß es eines weiteren Kontraktes bedürfte, die Befugniß, die gedoppelte Anzahl (2000) vom selben Satz fürs Ausland abzuziehen. Der Autor hat dafür keine Entschädigung anzusprechen. Der Verleger ist nicht verbunden, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen; aber der Autor kann ihn

---

[1] Memoires pour servir à l'histoire de M. de Voltaire, 2, 6. (Amsterdam, 1785.)

[2] Ebendaselbst. Vergl. übrigens Friedländers Einleitung zu seiner Ausgabe des Anti-Machiavel. S. 38. ff.

auf keine Weiſe daran verhindern. Dieſe Ausgabe trägt auf dem Titel, Schmutztitel, Umſchlag und ſelbſt neben der Signatur jedes Bogens die Bezeichnung: édition étrangère. Sie darf in keinem Fall, ſelbſt nicht mit Zuſtimmung des Verfaſſers, in Frankreich verkauft werden. Kein Exemplar darf unter irgend einem Vorwand, nachdem es ins Ausland verſandt iſt, die Grenze Frankreichs wieder überſchreiten; es wird ſonſt als Kontrebande mit hoher Buße belegt.

Mit vielem Scharfſinn ſind die Inkonvenienzen beſeitigt, welche möglicher Weiſe für den Autor hervorgehen könnten, wenn der Verleger irgend einer Verſuchung unterliegen möchte, die Befugniß zu mißbrauchen. Eine Hauptſache für den Autor iſt, daß der Verleger in Stand geſetzt iſt, ihn ordentlich zu honoriren: ein geſicherter Abſatz iſt dazu die Hauptbedingung. Das Intereſſe des Verlegers liegt zu Tage. Er kann den Nachdrucker erfolgreich bekämpfen. Der Nachdrucker muß doch immer die Koſten des Satzes aufwenden; der Satz aber muß dem Verleger ſchon durch die Ausgabe fürs Inland ſich bezahlt machen. Durch Verzichten auf breite, weiße Ränder, durch Wegnehmen von Durchſchuß (während der Winkelhaken unverändert bleibt und das Umbrechen vermieden wird) läßt ſich eine, bei bogenreichen Werken nicht unbedeutende Oekonomie anbringen. Ausgaben mit „gewiſſenhaft" gehaltenem Druck laſſen ſich billig herſtellen: Charpentier verkauft Balzac's Werke wohlfeiler als zwei Brüſſeler Nachdrucker thun.[1] Endlich das Intereſſe des Publikums. Es ſcheint unbillig, wenn der Franzoſe theurer bezahlen ſoll, als der Ausländer. Aber iſt es beim jetzigen Stand der Dinge etwa anders? Der Unterſchied iſt nur, daß jetzt der Verleger und der Verfaſſer dabei verlieren; durch die neue Maßregel würden beide gewinnen. Und ſind denn Ausfuhrprämien (neben welchen das Inland auch theurer bezahlt) etwas Unerhörtes?

Man muß geſtehen, daß dieſer Vorſchlag wohl durchdacht iſt. Aber er erfordert zur Durchführung unausbleiblich ein Staatsgeſetz. Das abſolute Verbot der Wiedereinfuhr würde das Syſtem des ausſchließlichen Verſendens auf feſte Rechnung verewigen;

---

[1] Lahure 25. Le père Goriot, bei Charpentier 3 Fr. 50 C., bei Hanman 4 Fr., bei Méline 7 Fr.

und Nichts ſteht dem lebhafteren Vertrieb fremder Literatur mehr im Wege, als dies Syſtem, das den Sortimentshändler entmuthigt und ihn zu hoher Berechnung des fremden Geldes zwingt. Ueberhaupt, ſollte die Geſetzgebung ſich entſchließen, ſich in ſolche Verhältniſſe, wie die zwiſchen dem Verfaſſer und Verleger, gebieteriſch einzudrängen? Eine freiere Bewegung der Induſtrie durch Anlegung neuer, wenn gleich wohlmeinend angepaßter Feſſeln herbeiführen zu wollen, bleibt immer — ein Experiment.

Uebrigens iſt im Einzelnen Manches verſucht worden, was mit Lahure's Grundgedanken zuſammentrifft, wenn es auch von ſeiner Konſequenz weit entfernt iſt. Engliſche Verleger (darunter ſelbſt Murray) haben für einige Bücher „deutſche Preiſe" geſtellt, die aber freilich den engliſchen noch ziemlich nahe ſtehen. Franzöſiſche Verleger haben an Belgier ganze Portionen gangbarer Artikel (1000 vom neuen Wörterbuch der Akademie), trotz aller Nachdrücke, verkauft.[1] Irren wir nicht, ſo hat auch Baudry von Originalabdrücken deutſcher Klaſſiker namhafte Portionen angekauft.

Nehmen wir Alles zuſammen: bei der jetzigen Lage der Sache ſind unerhört billige Preiſe bei guter Ausſtattung (ſo fern ſie möglich ſind) das einzige Univerſalmittel gegen fremden Nachdruck. Hat doch auch Lahure ſeine Herzensfreude daran, daß der Zwölf-Franken-Schiller den Zwanzig-Franken-Nachdruck todt gemacht hat.[2]

5) Der Zwang.

Lieber ſagt in ſeiner ſchon angeführten Schrift:[3] „wie wenig es auch rathſam ſeyn möchte, was das Recht an und für ſich anlangt, habe ich durchaus keinen Zweifel, daß ein Staat vollkommen berechtigt ſeyn würde, einen andern Staat durch Repreſſalien, oder andere gewaltſame Mittel zu zwingen, daß er das Eigenthum ſeiner Bürger, in der Geſtalt des Verlagsrechts, reſpektire; Frankreich hätte das Recht, Belgien zu zwingen, daß es des Nachdrucks ſich [illegible]."

---

[1] Lahure 24.

[2] Lahure 31. „Ainsi, par le bon marché de son édition, Cotta aura tué la contrefaçon en France."

[3] On International Copyright 49.

Bignon hatte schon zwei Jahre früher allen Ernstes die Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen Belgien vorgeschlagen. „Die Gerechtigkeit gebietet der belgischen Regierung, bei Strafe der Konfiskation und Entschädigung, den Wiederdruck jedes französischen Werkes, das in Frankreich noch nicht Gemeingut geworden, und der ohne vorgängige Genehmigung des Verfassers oder Verlegers veranstaltet wäre, zu verbieten. Wenn Belgien ein solches Gesetz nicht von selbst erläßt, so hat Frankreich das Recht, es zu fordern. Nicht uns kömmt es zu, unsrer Regierung die Mittel anzuzeigen, deren sie sich bedienen muß, um ihrer Forderung volle Wirksamkeit zu verschaffen. Zwischen zwei Nationen, deren eine ihre Unabhängigkeit Feldzügen verdankt, welche der andern vielleicht mehr als hundert Millionen gekostet haben, sind wohl einige Ausgleichungen zu treffen, einige Rechnungen in Ordnung zu bringen. Sollt' es, von Seiten Frankreichs, eine Ueberschreitung des Maßes seiner Rechte seyn, wenn es den Vortheil dieser Stellung sich zu Nutzen macht, um von der belgischen Regierung unbedingt und unabweislich gesetzgebende Maßregeln zu verlangen, welche geeignet sind, das literarische und wissenschaftliche Eigenthum der französischen Schriftsteller vor jedem weiteren Eingriff zu beschützen? Wir wollen gerne glauben, daß die belgische Regierung gutwillig sich dazu verstehen wird. Die Namen der Parteien, deren vereinter oder getrennter Einfluß diese Regierung leiten, die ehrenwerthen Namen der Katholiken und der Liberalen, wären angemaßte und lügenhafte Titel im Munde von Menschen, welche Anstand nehmen könnten, den Vorschriften des natürlichen Gesetzes die Sanktion einer strengen Buße für die Uebertreter zu ertheilen. Wir wollen also diese nothwendige Sanktion erwarten; aber, wenn die Initative dazu noch eine Zeitlang verzögert würde, so müßte Frankreich seine Forderung verfolgen, mit einer Willenskraft, welche keinen Widerstand vertrüge. Man wird sagen, das wäre Zwang. Wir stellen es nicht in Abrede. Nur zu häufig, und es ließen sich zahlreiche Beispiele anführen, hat man durch Zwang gewissen Völkern die Erfüllung der im Sittengesetz bestbegründeten Verpflichtungen auferlegen müssen. Das ist kein Mißbrauch der Gewalt; es ist vielmehr der reinste, der rechtmäßigste Gebrauch der Gewalt .... Wird die Schwierigkeit nicht ohne Vorzug durch Unterhandlung gelöst, so werden die Ereignisse

den Knoten zerhauen und die Sache wird um so viel mehr Aufsehen machen. Die einzige Lösung, was den Buchhandel betrifft, ist die Assimilation des belgischen Gesetzes mit dem französischen. Diese Assimilation muß kommen, sey's nun gutwillig oder erzwungen. Ein Drittes gibt es nicht. Kein Widerstand ist möglich gegen diesen Despotismus der Nothwendigkeit. Eine friedliche Ausgleichung ist, was wir aufrichtig wünschen; aber, wir wiederholen es, wenn Belgien zögert, so muß an die Stelle der Aufforderung der Zwang treten, und der Zwang wird unter solchen Umständen nichts Anderes seyn, als die gerechte Anwendung der ewigen Grundsätze des Völkerrechts."[1]

Man bemerke wohl, das besondere politische Verhältniß Belgiens zu Frankreich, die Verpflichtungen des ersteren Landes gegen das letztere sind nicht der Grund, durch welchen der Zwang gerechtfertigt werden soll. Es sind ganz allgemein die ewigen Grundsätze des Völkerrechts, es ist das natürliche Recht und das Sittengesetz, was Bignon anruft. Eine ganze Reihe von Stellen aus Vattel hat er zusammengetragen, welche für seine Behauptung sprechen; hier sind sie:

„Eine Nation ist Herrin ihrer eigenen Handlungen, aber nur so weit sie die eigenthümlichen Rechte einer andern nicht betreffen[2].... Jede Nation, wie jeder Mensch, hat das Recht, vor jeder Verletzung sich sicher zu stellen; das ist, was man das Recht der Sicherheit nennt;[3].... das Recht, kein Unrecht zu dulden, ist ein Zweig dieses Rechtes der Sicherheit;.... ist das Uebel geschehen, so berechtigt dasselbe Recht der Sicherheit den Gekränkten, vollständige Genugthuung zu erzielen, und, wenn es Noth thut, dazu Gewalt zu gebrauchen;[4].... wenn die Nation oder ihr Oberhaupt die Thathandlung des Bürgers gut heißt, welcher die Verletzung zugefügt hat, so macht die Nation diese zu ihrer eigenen Sache; der Gekränkte hat dann die Nation als die wirkliche Urheberin der Unbill zu betrachten.[5].... Es gibt noch einen Fall, in welchem die Nation im Allgemeinen die Schuld der Attentate

---

[1] Lettre sur la contrefaçon étrangère XV—XVII; XXV.

[2] Vattel droit des gens. Prélimin. §. 20.

[3] Vattel l. II. §. 49.

[4] 4. l. II. §. 51.

[5] Vattel l. II. §. 74.

ihrer Mitglieder trägt, wenn sie nämlich durch ihre Sitten die Bürger gewöhnt und befugt, Fremde zu plündern;[1] .... die Fürsten, deren Unterthanen beraubt werden, können sich an die ganze Nation halten."[2]

Sollte man nicht denken, Vattel rede eben vom Nachdruck, und empfehle Repressalien gegen den Verlagsraub? Schade nur, daß die Stellen dem Zusammenhang entnommen sind. Wir haben deshalb (was Bignon nicht thut) nachgewiesen, wo sie stehen, für diejenigen, welche sie etwa im Zusammenhang nachlesen wollen, Da lauten denn die beiden letzten Stellen, wie folgt: „Es gibt noch einen Fall u. s. w., wenn sie nämlich durch ihre Sitten, durch die Maximen ihrer Regierung die Bürger gewöhnt und befugt, Fremde ohne Unterschied zu plündern und zu mißhandeln, Einfälle in benachbarte Länder zu machen u. dgl. So trägt die Nation der Usbecken die Schuld der Räubereien der Einzelnen, aus welchen sie besteht. Die Fürsten, deren Unterthanen beraubt und massacrirt werden, deren Länder von diesen Räubern heimgesucht werden, können sich gerechter Weise an die ganze Nation halten. Was sag' ich? Alle Nationen haben das Recht, sich gegen sie zu verbünden, sie niederzuhalten, sie als gemeinsame Feindin des menschlichen Geschlechts zu behandeln." Ganz so arg ist's denn doch wohl mit den Belgiern nicht, so üble Nachdrucker sie auch sind.

Doch halten wir uns dabei nicht auf, was Vattel im Sinn gehabt haben mag. Wir gestehen, daß wir überall nicht begreifen, wie Bignon in dieser Weise sich auf das Völkerrecht beziehen mochte. Und wenn aus dem Völkerrecht, wenn aus dem Naturrecht wirklich die Unerlaubtheit des internationalen Nachdrucks sich

---

[1] Vattel, 78.

[2] Ebendaselbst. Wird vielleicht noch eine fernere Autorität verlangt? hier ist sie; sie paßt auch mindestens eben so gut auf den Nachdruck, als die Stellen aus Vattel. „Ex neglectu tenentur reges et magistratus, qui ad inhibenda latronicia et piraticam non adhibent ea quae possunt ac debent remedia." Grotius de jure belli ac pacis II. 17. § 20. Das Beispiel, das Grotius anführt, „so seyen einst die von Skyros durch die Amphiktyonen verurtheilt," läßt freilich vermuthen, daß er auch an etwas Anders gedacht, als an den Büchernachdruck.

erweisen ließe (was wir hier nicht untersuchen wollen), er hätte sich dennoch, als Franzose den Belgiern gegenüber, nicht darauf beziehen müssen.

Ist denn etwa in Frankreich der Nachdruck auswärtiger Verlagswerke verboten? Keineswegs; Bignon will ihn auch gar nicht verbieten, nicht mit Bezug auf die Länder, welche eine andere Sprache reden. „Mögen in einem oder dem andern dieser Länder, für die moralischen Bedürfnisse der Bevölkerung, die Schriften nachgedruckt werden, welche in den andern Staaten erschienen sind; die Reciprocität ist Rechtens; es ist ein Austausch, der sogar das allgemeine Interesse der Humanität fördert.“[1] Wie kann man ewige Grundsätze des Völkerrechts im Munde führen, und ihre Anerkennung erzwingen wollen, wenn man sie selbst weder faktisch anerkennt, noch für die Zukunft rechtlich sie anerkennen will?

Aber man sieht, weshalb der belgische Nachdruck so besonders völkerrechtswidrig seyn soll: es ist wegen der Gemeinschaft der Sprache. Wohl, aber ist denn der Nachdruck belgischer Bücher zur Zeit in Frankreich verboten? Die Belgier haben freilich nicht so eigentlich, was man so nennt, eine Literatur; aber sie haben doch Bücher (darunter recht gute Bücher), welche von Belgiern geschrieben, gedruckt, verlegt sind. Nehmen wir den einzigen Verlagsartikel der Herren Méline, Caus & Co. (wir wollen diesen Herren nicht zu nahe treten, wir meinen die einzige Nummer in ihrem Katalog vom October 1840, die sie als Verlag bezeichnet haben): nehmen wir das Buch des Herrn Troplong. Wenn ein Franzose dieses Buch nachdruckt, was sagt Bignon's Sittengesetz, Naturrecht, Völkerrecht dazu, und was die französische Gesetzgebung? Wie, wenn nun die Herren Méline, Caus & Co. ihrerseits auch von der Sprachgemeinschaft reden wollten? Einen komischen Effect würde es wohl machen:

quis tulerit Gracchos, de seditione querentes?

Aber, was die Maxime anlangt, so trifft dies eben so gut die französische Gesetzgebung. Von Zwang muß man in der That im Namen des Völkerrechts nicht reden wollen, so lange man an die Anerkennung der Grundsätze, die man als allgemein gültig ausruft, selbst noch gar nicht gedacht hat!

---

[1] Bignon VIII.

Dies ist noch nicht Alles. Belgien soll von Völkerrechts wegen gezwungen werden, das französische Gesetz anzunehmen. Die Bestimmung der Zeitfrist nach dem Tode des Verfassers, während welcher der Nachdruck verboten seyn soll, jede Bestimmung einer solchen Frist, jede Beschränkung der Dauer des Verlagsrechts ist etwas rein Willkürliches, ist (wozu die Gesetzgebung das Recht zu haben behauptet) Sache der bloßen Konvenienz. Wenn ein Eiferer für das ewige Verlagsrecht davon reden wollte, dieses den fremden Staaten aufzudrängen, so ließe sich das verstehen; das ewige Verlagsrecht hat einen innern Grund; die willkürliche Zeitfrist hat keinen. Aber es ist einmal das französische Gesetz; Belgien muß es annehmen, freiwillig oder gezwungen! Das sind Nachklänge der napoleonischen Zeit: es ist dieselbe Politik, die im Namen des Völkerrechts Mexico im Frieden blokirte und von Buenos-Ayres einen Handelsvertrag erzwingen wollte.

Man hat immer Grund zum Mißtrauen, wenn der Stärkere gegen den Schwächeren das Völkerrecht citirt. So wie der Lauf der Welt geht, ist es viel häufiger das Recht des Schwächeren gegen den Stärkeren. Deshalb schien es nicht überflüssig, die obigen Behauptungen zu beleuchten, wenn es sich auch nur um die belgischen Nachdrucker handelt. Leid sollte es uns thun, mit Lieber's Aeußerung in Widerspruch zu treten; doch würde er schwerlich die Drohung vom französischen Standpunkt aus billigen; dafür bürgt der Geist, der in seinen „Political Ethics" weht.

6) Die Selbstentäußerung.

Es gibt ein Motiv, das jenseits des strengen Rechtes liegt, jenseits der buchstäblichen Verpflichtung: das Motiv der Ehre.

Sechs Ehrenmänner, sämmtlich Vorsteher der ersten Pariser Buchhandlungen (darunter Firmin Didot,[1] derselbe, an den Bignons Epistel gerichtet war), vereinigten sich am 20. Januar 1840 zu dem Vorschlag einer Reihe von Modifikationen des von der Pairskammer angenommenen Gesetzentwurfes über das „literarische Eigenthum." Die von der Regierung beantragte

[1] Das Circular ist außerdem unterzeichnet von den Herren Ch. Gosselin, Jules Renouard, C. F. L. Panckoucke, J. Delalain, Pitois Levrault u. Co., J. B. Baillière, J. F. Masson u. Co., L. Hachette, Bachelier.

Reciprocitäts-Klauſel war von der Pairskammer verworfen. An der Stelle derſelben beantragen jene Männer, mit Bezug auf den ausländiſchen Nachdruck, nicht etwa Drohungen gegen das Ausland, noch Repreſſalien, noch Zwang, ſondern unbedingte Anerkennung in Frankreich für das literariſche Eigenthum der Ausländer, und ein Verbot der Einfuhr von Nachdrücken aller Art.

In den „Bemerkungen,“[1] denen im Ganzen 54 angeſehene Pariſer Buchhandlungen ſich angeſchloſſen haben, heißt es unter Anderm:

„Eine ſolche Beſtimmung ſtellt ein fruchtbares Prinzip auf, ein ſolches, das Nachfolge finden wird. Sie erwirbt den Dank der fremden Schriftſteller. Sie gibt der franzöſiſchen Regierung das Recht, und legt ihr die Pflicht auf, bei jeder Gelegenheit vom Ausland ein Prinzip in Anſpruch zu nehmen, welches Frankreich ſelbſt zu Gunſten des Auslandes anerkannt hat. Auf den erſten Anblick mag dieſe Maßregel einem Opfer ähnlich ſehen; aber ſie enthält unſererſeits eine ehrenhafte Initiative; ſie wird, unſeres Dafürhaltens, in nicht ferner Zukunft reiche Früchte tragen. Die Wagniß iſt nur ſcheinbar.“

In demſelben Sinne erließen die Urheber des Vorſchlags, unterm 1. Februar 1840, ein Rundſchreiben an geachtete Buchhandlungen des Auslandes. Wir entnehmen demſelben die folgenden Stellen: —

„Die Unterzeichneten glauben, daß die Bedingung der Reciprocität, als Grundlage des literariſchen Eigenthumsrechtes zwiſchen Nationen, kein genügendes Reſultat haben, und der Literatur eben ſo ſehr als dem Buchhandel nachtheilig ſeyn würde.

„In der That, handelt es ſich hier um einen willkürlichen und örtlichen Handelsvertrag, oder um ein allgemeines, unverjährbares Recht? Sind Bücher eine Waare, deren Erzeugung je nach den induſtriellen Bedürfniſſen eines jeden Landes begünſtigt oder verboten werden ſoll? — oder ſind es vielmehr individuelle Schöpfungen, Privat-Eigenthum, welches eben ſo zu achten iſt, wie jedes andere Eigenthum, und welches, mehr als jedes

[1] Modifications proposées au projet de loi adopté par la chambre des Pairs sur la propriété littéraire, et observations présentées au gouvernement par des libraires de Paris. 16. S. 4. (Nicht im Buchhandel.)

andere, Schutz verdient, da es so zu sagen der öffentlichen Rechtlichkeit anvertraut ist?

„Hierin besteht die ganze Frage. Ein Vertrag, bei welchem die Reciprocität als Grundlage angenommen würde, wäre eine bloße, einfache, kommercielle, nach Umständen veränderliche Uebereinkunft. In der That, was hieße die Bedingung, durch welche Jeder sich das Recht vorbehielte, Nachdrucker zu seyn in Bezug auf denjenigen, der sich weigerte, sich mit ihm zu verbinden? Ist sie nicht die öffentliche Rechtfertigung des Nachdrucks? Benimmt sie uns nicht jedes Recht, diejenigen zu verfolgen und zu brandmarken, welche den Buchhandel zu Grunde richten und die Schriftsteller entmuthigen?"

„Uebel angebracht wäre ein solches Abkommen in der sittlichen Ordnung der Dinge. Ist der Nachdruck eine widerrechtliche Anmaßung fremden Eigenthums, so muß man den Muth haben, dies laut zu erklären, so muß man vor allen Dingen selbst das Beispiel des Opfers geben, um damit das Recht zu erlangen, von Andern zu fordern, daß sie desgleichen thun."

Das wird Niemand in Abrede stellen, ein ungemein richtiges, sittliches Gefühl spricht sich in diesen Bemerkungen aus. Im Verfolg des Rundschreibens heißt es: —

„Man muß die Diskussion aufklären, welche sich bald eröffnen wird, man muß ihr die Ungewißheit und jeden Zweifel nehmen, indem man aus allen Theilen Europas die rechtmäßigen Wünsche des Buchhandels versammelt, damit die beiden politischen Tribünen Frankreichs sich nicht darüber täuschen mögen.... Die Schriftsteller, deren Interessen von den unsrigen unzertrennlich sind, werden Ihnen ihren Beistand in den periodischen Blättern nicht versagen, und hierdurch sowohl Ihre Mitbürger als Ihre Regierung zu unsern Gunsten stimmen. Das öffentliche Zeugniß Ihrer Zustimmung wird der gebildeten Welt beweisen, daß Frankreich nicht vereinzelt steht, wenn es eine sittliche Ueberzeugung darlegt, die für die Zukunft der Literatur und des Buchhandels so hochwichtig ist."

In Deutschland ward der Gegenstand hin und wieder besprochen; nicht so lebhaft, als man hätte wünschen können. Doch war nur Eine Stimme der Anerkennung für die Intentionen der Pariser. Das Buchhändler-Börsenblatt und die Preßzeitung

theilten das Rundschreiben mit und nahmen die Diskussion auf; auch bei Gelegenheit des schönen Festes, das wir am Johannistag 1840 feierten, ward der Sache mehrfach erwähnt.

Widerspruch kam eigentlich nur in Frankreich selbst zum Vorschein. Ein anonymer Autor, in einer Flugschrift, fast zu klein, um eine Flugschrift zu heißen,[1] gab sich das Ansehen, die Urheber des Vorschlags wegen ihres unbefugten und eigenmächtigen Schrittes zurecht zu weisen. Da wird ihnen vorgeworfen, daß sie ihren fleißigen Kollegen das Brod nehmen, „welche ihre schönsten Lebensjahre der Verbreitung des Studiums der fremden Sprachen geweiht, indem sie Bücher gedruckt, die im Bereich jeder Geldbörse liegen;" und nicht diesen allein, sondern auch den Buchdruckern, Papierhändlern, den Buchbindern und denen, welche die Bücher nur falzen und heften (**Brocheurs**), werde ihr Verdienst entzogen und wem zugewendet? Den Belgiern — auch dies noch den Belgiern! Zudem werde diese, wenn gleich an und für sich noble Idee die intellektuelle Bewegung zurückhalten, das Studium beschränken, die literarischen Genüsse schmälern u. s. w. u. s. w.

Bald darauf trat Ch. Lahure mit Namen auf, erklärte den Vorschlag für eine Don-Quixoterie, verhöhnte den Gedanken, daß eine freiwillige Entsagung, oder daß selbst Reciprocitäts-Verträge das Mindeste fruchten würden, und brachte das oben bereits besprochene Auskunftsmittel der für's Ausland ausschließlich bestimmten, wohlfeilen Nebenausgaben in Anregung. Gar sehr Schade findet er es, auf den Nachdruck englischer und anderer Werke zu verzichten, der mindestens den fünften Theil der Pariser Pressen beschäftige,[2] auf diese „Industrie, welche Frankreich sich angeeignet hat" (**du domaine de la France**), und die Belgier zu bereichern „mit einem Handel, der ihnen bis jetzt durch die Vorzüge unserer Abdrücke vorenthalten war." Vor uns liegt ein Exemplar, dessen Ränder ein Pariser Freund (kein Schriftsteller, sondern ein Buchhändler) mit ingrimmigen Bleistiftglossen versehen hat; bei obiger Stelle heißt es: „**c'est soutenir que nous sommes meilleurs**

---

[1] **Observations sur l'article 18 du projet de loi concernant la propriété littéraire, présentée à la chambre des Pairs en 1839. — Observations additionnelles. 8. pp. 8. (Imprimerie de Crapelet.)**

[2] **Lahure l. c., nach dem Journal officiel de la librairie.**

contrefacteurs que les Belges!“ Auch die Preßzeitung lieferte gute Gloſſen zu dem Pamphlet von Lahure.[1]

In der Thronrede des Königs von Frankreich (5. November 1840) war, in einer halben Zeile, das „Intereſſe der Literatur“ genannt; daraus ſchloß man, der vorjährige Geſetzentwurf werde wieder aufgenommen und an die Deputirten gebracht werden. Die politiſchen Ereigniſſe drängten dieſe und andere Dinge in den Hintergrund. Aber die Buchhändler feierten nicht. Am 20. Januar 1841 unterzeichneten 53 bedeutende Verleger eine bündige Petition an die Deputirtenkammer. Darin heißt es: —

„Indem wir das literariſche Eigenthumsrecht zwiſchen Nationen auf eine abſolute Weiſe und ohne Beſchränkung anerkennen, erlangen wir unverzüglich den Beitritt jener Länder, welche bereits die Bedingung der Reciprocität angenommen haben, namentlich von Preußen, Dänemark, Holland, von einem Theil der deutſchen Bundesſtaaten, von Sardinien, Toskana, den römiſchen Staaten, von England ſelbſt und den vereinigten Staaten, wenn die Berichte, die uns über die Stimmung dieſer beiden Länder zukamen, richtig ſind. Wir befeſtigen das moraliſche Prinzip, welches in Frankreich und im Auslande den Nachdruck mit einer Art Verabſcheuung trifft, und bis jetzt deſſen größere Entwickelung verhindert; wir ermuthigen die Gelehrten und Verleger aller Nationen, die öffentliche Anerkennung ihrer Rechte unaufhörlich zu fordern. Wir waffnen, ſo zu ſagen, unſere Regierung mit dem Recht, fortwährend und bei jeder Gelegenheit bei dem Auslande dieſe Forderung zu erneuern. Wir ergreifen die Initiative eines ehrenvollen und nützlichen Beiſpiels.“

Dieſe Petition ward gleichfalls durch ein Rundſchreiben vom 1. Februar 1841, unterzeichnet von Jules Renouard & Co., im Ausland (diesmal auch in deutſcher Sprache) verbreitet.[2]

Zu Ende März kam endlich der Geſetzentwurf an die Reihe.

---

[1] 1840. Nr. 41 u. ff.

[2] Vor mir liegt ein an die Redaktion der „deutſchen Vierteljahrsſchrift“ adreſſirtes Exemplar. Ich darf hinzufügen, daß das Material zu gegenwärtigem Aufſatz bereits zum größeren Theil geſammelt war, als das Rundſchreiben eintraf.

Zum Artikel 19 hatte der Marquis de la Grange[1] folgendes Amendement beantragt: —

„Die Nachbildung (contrefaçon) von Werken der Literatur, der Wissenschaft und Kunst, welche zum Erstenmal im Ausland erschienen sind, ist in Frankreich abgeschafft (abolie). Die Bestimmungen des Titels 6 von gegenwärtigem Gesetze finden Anwendung auf fremde Werke, welche in Frankreich zum Nachtheil der Urheber oder ihrer gesetzlichen Vertreter herausgegeben werden."

Der Marquis de la Grange motivirte seinen Antrag, indem er das Unwürdige hervorhob, was in der Inkonsequenz liegt, den Nachdruck französischer Verlagswerke zu bestrafen, den der auswärtigen gut zu heißen, also die Urheber geistiger Erzeugnisse, so fern sie Ausländer sind, für rechtlos zu erklären. „Wie," rief er aus, „unsere Gesetze sollen gastlich seyn nur für die Personen, barbarisch gegen die Literatur! Ein Sklave, sobald er unsern Boden berührt, ist frei; ein fremdes Werk, im Augenblick da es erscheint, soll dem Nachdrucker verfallen seyn! Auf afrikanischer Erde hätten wir unsere Banner gepflanzt, um den Seeraub zu vertilgen, und Frankreichs Erde sollte eine Zufluchtsstätte seyn für die Korsaren der Literatur!"

Zwei Einwendungen beleuchtet der Redner. Zuerst diejenige, daß man sich die Hände binde, daß man nicht mehr unterhandeln, keine Gegenseitigkeit stipuliren könne, weil man Alles schon zugestanden und nichts mehr anzubieten habe.

„Ich bestreite nicht den Grundsatz der Reciprocität, er dient den Unterhandlungen zur Basis, das ist die gewöhnliche Regel; aber in gewissen Fällen ist es nützlich, sich davon zu entfernen; ich könnte glückliche Ausnahmen von dem gewohnten Verfahren anführen."

„Wenn ein Volk, im allgemeinen, socialen, menschlichen Interesse sich berufen hält, eine große Initiative zu ergreifen; wenn es einen Eindruck hervorbringen, einer fruchtbaren Wahrheit Eingang verschaffen will, so muß man den gewöhnlichen Weg zu verlassen wissen; es ist wohlgethan und klug, den breitgetretenen Pfad der Diplomatie zu meiden; es ist politisch, sich selber

[1] Die Debatte: Moniteur 3e supplément au No. 91, jeudi 1 avril 1841.

uneigennützig zu erweiſen, wenn man die Großmuth Anderer in Anſpruch nehmen will.

„Ich will hinzufügen, daß dies das einzige unfehlbare Mittel des Gelingens iſt.“

„Das iſt, was Frankreich gethan, als es das Heimfallsrecht (droit d'aubaine) abſchaffte, und England, als es dem Sklavenhandel entſagte.“

„Ein moraliſches Prinzip trägt in ſich eine Fähigkeit der Ausdehnung, einen Einfluß, der ihm eigenthümlich iſt; es naturaliſirt ſich überall, es ſiegt früher oder ſpäter über Widerſtand und Vorurtheil .... “

„Die fremden Sprachen, trotz der löblichen Beſtrebungen meines ehrenwerthen Freundes Herrn v. Salvandy, ſind zur Zeit noch in Frankreich Wenigen geläufig; Goethe und Shakspeare werden mehr nach Ueberſetzungen, als nach ihren unſterblichen Werken ſelbſt gewürdigt; endlich (um, was ich ſagen will, in Ziffern zuſammen zu faſſen), unſere Bücherausfuhr überſteigt vier Millionen, unſere Einfuhr hebt ſich kaum auf 800,000 Franken.“

„Aus dieſem Stand der Dinge geht hervor, daß, wenn wir mit dem Ausland unterhandeln, unſere Lage der ſeinigen nicht gleich iſt.“

„Gegenſeitigkeit verlangen, heißt größeren Vortheil verlangen, als den wir ſelbſt dem Auslande gewähren können.“

„Man muß alſo den Erfolg der Unterhandlungen unter die Gewährleiſtung eines Prinzips ſtellen; man muß den Fremden ſagen können: wir verlangen von euch die Abſtellung des Nachdrucks, nicht weil wir ſehr dabei intereſſirt ſind, ſondern weil ihr dadurch einem ſittlichen, allgemein menſchlichen Grundſatz genügen werdet, deſſen Anwendung von Niemand beſtritten werden kann.“

Der zweite Einwand — der Verluſt für franzöſiſche Nachdrucker — iſt beſonders von Herrn Meilheurat ausgebeutet worden, dem einzigen Redner, der gegen das Amendement das Wort nahm. Die einzige Thatſache, die er geltend machte, war, daß Baudry ſeit 1830 für nahe an zwei Millionen Franken engliſche Bücher gedruckt habe. Er fügte hinzu, das Haus Baudry würde ruinirt ſeyn, wenn der Vorſchlag durchginge.

Dieſer Einwand war ſchon von dem Antragſteller widerlegt; Herr Bavin, der dritte Redner über (und für) das Amendement,

zerstörte ihn vollends. Beide führten an, die Hälfte des in solchen Unternehmungen angelegten Kapitals sey auf Werke verwendet, welche bereits nach den Gesetzen der betreffenden Länder Gemeingut seyen;[1] ferner seyen es nur zwei Häuser, welche auch solche Werke nachzudrucken pflegen, die in den Ländern ihres Ursprungs noch unter dem Schutze der Gesetze stehen; auch wegen dieser Nachdrücke würden sie mit den Originalverlegern ohne Mühe sich verständigen.

Herr Meilheurat hatte Nichts zu erwidern, als ein Privatmann dürfe wohl großmüthig, ein Gesetzgeber müsse vor allen Dingen gerecht seyn und kein Interesse (!) kompromittiren.

Das Amendement ward von der Kammer verworfen.

Zwei Bemerkungen dringen bei dem Ueberblick dieser Debatte sich auf. Einmal die Gleichgültigkeit (um nicht mehr zu sagen), mit welcher die Kammer den Gegenstand behandelte. Als la Grange die Petition der Buchhändler verlas (von welchen doch in der That vorauszusetzen wäre, daß sie ihr Interesse verstehen), bedeckte (sagt der Moniteur) das Geräusch der Privatunterhaltungen die Stimme des Redners. Der Präsident mußte der Kammer erst ins Gedächtniß rufen, daß es um eine Sache sich handle, welche ganz besonders den Gesetzentwurf veranlaßt habe, um den auswärtigen Nachdruck. Freilich, es sind nur Rechtsgrundsätze, nur Rücksichten der Billigkeit, nur die Interessen einer ganzen Klasse von Staatsbürgern, die auf dem Spiele standen; die Diskussion hatte Nichts zu thun mit der königlichen Prärogative, Nichts mit der Schwäche des Ministeriums, mit der Stärke dieser oder jener Partei in der Kammer; sie bahnte offenbar Niemanden den Weg zu einem Portefeuille; sie konnte den parlamentarischen Illustrationen und ihrem Anhang wenig Anziehendes darbieten.

Auffallend ist ferner das Minimum von Sachkenntniß, das bei dieser Gelegenheit entwickelt wurde. Herr Meilheurat schien nicht einmal zu wissen, daß die englische Gesetzgebung den Grundsatz der Reciprocität ausgesprochen; er behauptete, Herr de la Grange

[1] Hätte Herr Meilheurat sich die Mühe nehmen wollen, Baudry's Katalog durchzugehen, so würde er gefunden haben, daß dies keineswegs übertrieben ist, wenn man außer den englischen Artikeln (von welchen die angezeigten Originalausgaben in Abzug zu bringen wären) auch die italiänischen und spanischen in die Rechnung aufnimmt.

ſey im Irrthum, und fügte hinzu: „wir ſind nicht bezahlt, meine Herren, um an die Uneigennützigkeit der engliſchen Regierung zu glauben.“ Keiner der Redner hatte eine Ahnung davon, daß der Grundſatz, den das Amendement beantragte, in Sachſen ſeit mehr als ſechzig Jahren zu Recht beſteht; daß er vom nicht-deutſchen Ausland zwar wenig benutzt, für die Verleger der andern deutſchen Staaten aber (in dieſer Beziehung früher auch Ausländer) aufrecht gehalten worden; und daß anſtatt der fürchterlichen Folgen, welche die Kammer für Frankreich zu beſorgen ſchien, in Sachſen vielmehr die groſte Metropole des deutſchen Buchhandels zu finden iſt. Noch auffallender würde dies Alles ſeyn, wenn nicht ein großer deutſcher Rechtslehrer, in einer juriſtiſchen Zeitſchrift, über internationales Verlagsrecht geſchrieben, dabei aber um die beſtehende Geſetzgebung deutſcher Staaten ſo wenig ſich bekümmert hätte, daß er meinte, ein in perpetuum ſich vererbendes Schrifteigenthum ſey von keiner Geſetzgebung in der Welt anerkannt.[1]

7) Die Gegenſeitigkeit.

Die drei erſten Staaten, welche in ihrer Geſetzgebung gegen den Nachdruck auf die Rechte des Ausländers ausdrückliche Rückſicht genommen haben, waren Sachſen (1773), Preußen (1794) und Dänemark (1828). In Sachſen ſoll der Ausländer eigentlich das Reciprocum in ſeiner Heimat beweiſen; in Preußen durfte nur den Unterthanen derjenigen auswärtigen Staaten nicht nachgedruckt werden, welche den Nachdruck zum Schaden preußiſcher Verleger nicht geſtatten; in Dänemark ſoll der Schutz des Geſetzes den Unterthanen derjenigen fremden[2] Staaten zu Statten kommen, welche dieſen Schutz auch däniſchen Unterthanen gewähren.

[1] Börſenblatt 1839. S. 1680.

[2] Nach der Bemerkung des Grafen Ahlefeld Lauvig beſteht für die Provinzen der däniſchen Krone ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Wenn A. in Schleswig ein Buch verlegt, und B. in Kopenhagen, und C. in Holſtein druckt es nach, ſo wird der Holſteiner zwar unfehlbar beſtraft, den Kopenhagener aber trifft kein poſitives Geſetz; nicht das Geſetz von 1741, denn es gilt nicht mit Bezug auf Schleswig; nicht die Reciprocitäts-Klauſel von 1828, denn der Schleswiger iſt nicht Unterthan eines „fremden Staates.“ Dem Schleswiger bleibt alſo Nichts übrig, dem Kopenhagener Nachdrucker gegenüber, als mit einer Schadenklage nach gemeinem Recht ſein Heil zu verſuchen. Mittermayers Zeitſchrift f. Geſetzgebung d. Auslandes XIII. 1. (1840.)

Diese drei Staaten beschränkten das Verlagsrecht nicht auf eine willkürlich bestimmte Zeitfrist. So allgemein, wie die Ausdrücke gehalten sind, wird man annehmen müssen, daß sie vom Ausland eben so unbeschränkten, völlig gleichgeltenden Schutz für ihre Angehörigen erwarteten, um Ausländer an dem dargebotenen Schutze gleichfalls Theil nehmen zu lassen. Die Frage läßt sich aufwerfen, ob z. B. in Preußen ein fremder Verleger, in dessen Heimat der Nachdruck nur auf eine beschränkte Frist verpönt war, auf dieselbe beschränkte Frist geschützt worden wäre, falls seine Regierung preußischen Unterthanen eben diesen Schutz angeboten hätte. Aber die Frage ist müssig, weil kein Staat, der das Verlagsrecht willkürlich beschränkte, zur Zeit daran dachte, Ausländern irgend etwas zu gewähren.

Müssig war überhaupt (die Wahrheit zu sagen) diese ganze Reciprocitäts-Klausel, außer mit Bezug auf das Verhältniß der sächsischen und preußischen Verleger unter einander. Die Schriftsteller und Verleger der meisten deutschen Staaten wären übel berathen gewesen, wenn nicht rechtliche Buchhändler in Preußen[1] überall nicht nachgedruckt, und wenn nicht Sachsen, ganz abgesehen von dem Reciprocum, den Ausländern andere Mittel und Wege wirksamen Schutzes gewährt hätte.

Aber vergessen wir nicht: daß jene Verfügung unfruchtbar blieb, lag nicht sowohl an der Gesetzgebung von Sachsen, Preußen und Dänemark, in welcher wenigstens ein Gedanke, mit Konsequenz durchgeführt, sich darstellte, als vielmehr an der mangelhaften, divergirenden, rein willkürlichen Gesetzgebung der meisten (nicht aller) andern Staaten.

In das Chaos der deutschen Gesetzgebungen fiel der erste Strahl von Licht durch den Bundesbeschluß vom 6. September 1832. Dieser Beschluß — die erste, die späte Frucht des Artikels 18d. der deutschen Bundesakte, setzt fest, „daß bei Anwendung der gesetzlichen Vorschriften und Maßregeln wider den Nachdruck, in

[1] „Sehr übel," schrieb Friedrich Perthes 1829, „wenn die preußischen Verleger das, wozu sie berechtigt sind, ausführten." — „Und Gottlob," fügt Hitzig hinzu, „mir ist auch kein Fall bekannt, wo ein preußischer Buchhändler von dem Rechte der Retorsion Gebrauch gemacht hatte." Hitzig, das königl. preußische Gesetz vom 11. Juni 1837. S. 5. (Berlin, 1838.)

Zukunft der Unterſchied zwiſchen den eigenen Unterthanen eines Bundesſtaates und jenen der übrigen im deutſchen Bunde vereinigten Staaten gegenſeitig und im ganzen Umfang des Bundes in der Art aufgehoben werden ſoll, daß die Herausgeber, Verleger und Schriftſteller eines Bundesſtaates ſich in jedem andern Bundesſtaate des dort geſetzlich beſtehenden Schutzes gegen den Nachdruck zu erfreuen haben werden."

Alſo, mit kürzeren Worten: die Unterthanen jedes Bundesſtaates ſollen in jedem andern Bundesſtaat mit Bezug auf den Schutz gegen Nachdruck den Inländern gleichgeſtellt ſeyn.

Es ſpringt in die Augen, daß dies nicht die „gleichförmigen Verfügungen" ſind, welche die Bundesakte „über die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger" verheißen hatte. Die „geſetzlichen Vorſchriften und Maßregeln wider den Nachdruck" in jedem einzelnen Bundesſtaate wurden durch dieſen Bundesbeſchluß nicht modificirt, viel weniger wurden ſie in allen gleichförmig gemacht. Nach wie vor beſtand in Preußen und Sachſen unbeſchränktes Verlagsrechts, in Würtemberg galt das Privilegium oder der Nachdruck.

Eben ſo wenig iſt es dasjenige Reciprocum, welches Sachſen, Preußen und Dänemark früher angeboten und verlangt hatten. Denn dieſe Staaten verlangten für ihre Verleger im Ausland ganz denſelben Schutz, den ſie im Inland fanden, um auch Ausländern dieſen Schutz angedeihen zu laſſen.

Sondern es iſt ein ganz neues Prinzip, welches der Bundesbeſchluß vom 6. September 1832 mit Bezug auf das Verlagsrecht aufſtellt, aber ein ſolches, welches dem Sprachgebrauch des neueren Völkerrechts gemäß allerdings, und zwar eher, als jenes frühere, mit dem Namen der Reciprocität bezeichnet werden kann. Wenn z. B. England mit Preußen einen Reciprocitäts-Vertrag geſchloſſen hat, ſo bedeutet das nicht, daß in England nicht höhere Zölle und Schiffsabgaben erhoben werden ſollen, als in Preußen, ſondern nur, daß von preußiſchen Schiffen in England nicht höhere Abgaben entrichtet werden ſollen, als von engliſchen, noch von engliſchen Schiffen in Preußen höhere als von preußiſchen. Es iſt nicht eine gleichförmige Verfügung über die Höhe der Abgaben, ſondern eine gleichförmige Anwendung des für Nationalſchiffe beſtehenden Abgabenſatzes auf die fremden Schiffe, die ſich auch

dahin erſtreckt, daß Rückzölle und Prämien den fremden im betreffenden Fall eben ſo gut zu Theil werden ſollen, als den Nationalſchiffen. Der Bundesbeſchluß iſt eben ein ſolcher Reciprocitäts-Vertrag zwiſchen ſämmtlichen Bundesſtaaten, der mit Bezug auf den Nachdruck den Ausländer dem Inländer gleichſtellt.

Wer mag leugnen, daß dies ein Fortſchritt war? Es war Preußen, dem man dieſen Fortſchritt verdankte. Als die Sache beim Bundestag nicht vorwärts kam,[1] ſchloß Preußen in den Jahren 1827—1829 mit allen deutſchen Bundesſtaaten, bis auf fünf,[2] Separatkonventionen über die Gleichſtellung der beiderſeitigen Schriftſteller und Verleger. Nachdem die Angelegenheit ſo weit im Einzelnen vorbereitet war, ſtellte Preußen in der 24. Sitzung des Jahres 1829 den Antrag auf den in Rede ſtehenden allgemeinen Bundesbeſchluß, und es dauerte nur noch drei Jahre, bis der Beſchluß wirklich zu Stande kam.

Endlich kam denn auch der Bundesbeſchluß vom 9. Novbr. 1837, und brachte die Vereinbarung über das bekannte Minimum. Es war eine „gleichförmige Verfügung" über eine Schutzfriſt von „*mindeſtens*" zehn Jahren in allen Bundesſtaaten. Der Reciprocität geſchah diesmal keine Erwähnung.

Nun entſteht die Frage: gilt noch der Bundesbeſchluß vom 6. September 1832, oder iſt er durch die ſpätere, gleichförmige Verfügung ſtillſchweigend beſeitigt?

Was die Beſorgniß vermehrte, war das Geſetz vom 11. Juni 1837, mit welchem Preußen unmittelbar nach der Publikation des Bundesbeſchluſſes hervortrat. Darin war die Schutzfriſt auf dreißig Jahre nach dem Tode des Verfaſſers beſtimmt, und der letzte Paragraph (§. 38) lautet, wie folgt: —

---

[1] Man leſe die Klagen bei Hitzig 23 ff.

[2] Man findet die ganze Reihe, wo man ſie nicht ſuchen würde, bei Lowndes 124. Die Mühe, welche Lowndes ſich gegeben, Data zu ſammeln, iſt ſehr anzuerkennen; ſeine Irrthümer ſind größtentheils harmlos. Daß in Preußen nicht deutſch, ſondern preußiſch geredet werde, iſt eine den Engländern geläufige Vorſtellung; Lowndes ſcheint aber zu glauben, daß die Regierung in Preußen franzöſiſch ſpricht; er läßt ſie vom Bulletin des Lois reden, worin die Konventionen abgedruckt werden ſollen. Wer mag ihm wohl geſagt haben, in Hamburg ſey der Nachdruck auf *zwei Jahre* verboten? —

„Auf die in einem fremden Staat erſchienenen Werke ſoll dieſes Geſetz in dem Maße Anwendung finden, als die in demſelben feſtgeſtellten Rechte den in unſeren Landen erſchienenen Werken durch die Geſetze dieſes Staates ebenfalls gewährt werden."

Hier iſt wieder eine andere Art von Reciprocität; es iſt die dritte, von beiden andern weſentlich verſchieden. Staaten, welche eine kürzere Schutzfriſt anſetzen, als Preußen, können auch für ihre Verleger nur auf die kürzere Dauer des Schutzes Anſpruch machen.

Iſt dies nun von Bundesſtaaten geſagt? Sind unter den „fremden Staaten" auch deutſche Bundesſtaaten gemeint? Es hängt zunächſt davon ab, ob der Bundesbeſchluß von 1832 noch in Kraft ſteht.

Die Frage iſt von großer praktiſcher Bedeutung. Sie veranlaßte eine ſehr lebhafte Debatte in der würtembergiſchen zweiten Kammer.[1] Die Kommiſſion zur Begutachtung des Geſetzesentwurfes[2] war der Meinung, das würtembergiſche Geſetz müſſe mit dem preußiſchen in der Hauptſache in Uebereinſtimmung gebracht werden: ein Anſchluß an Preußen ſey hier, wie beim Zollverein, durch das dringendſte Intereſſe geboten.[3] Sie motivirte dieſe Anſicht unter Anderm durch längere Stellen aus einer Petition der Stuttgarter Buchhändler, welche die betrübenden Folgen entwickelte, die für den würtembergiſchen Buchhandel, Preußen gegenüber, aus einer kürzeren Schutzfriſt, als die preußiſche, entſpringen müßten. Dieſe Beſorgniſſe wurden von mehreren Rednern getheilt; alle bezogen ſich auf den §. 38 des neuen preußiſchen Geſetzes.

Der Miniſter erklärte die Beſorgniſſe der Kommiſſion für ungegründet: eine Retorſion könne völkerrechtlich (und daran wird Niemand zweifeln) nur dann ſtattfinden, wenn Ausländer anders behandelt werden, als Inländer, und das ſey bei der würtembergiſchen Nachdrucksgeſetzgebung durchaus nicht der Fall. Uebrigens verſicherte er, unter Beziehung auf die Bundestagsprotokolle, der Bundesbeſchluß von 1832 ſey noch in Kraft.

---

[1] 26. Juni 1838. Börſenblatt 1437 ff.

[2] Referent: Dr. Menzel, Korreferent: Kanzler v. Wächter.

[3] Kommiſſionsbericht 8. Die trefflich ausgeführte Petition der Buchhändler ſteht auch im Börſenblatt 1265 ff.

Sollt' es wirklich dieser Versicherung erst bedurft haben, um die Kammer über die Intentionen des preußischen Gesetzes zu beruhigen?

Einmal: Preußen hat durch dies sein Gesetz von 1837 seinen früheren Grundsatz aufgegeben, es hat die Dauer des Verlagsrechts auf 30 Jahre nach dem Tode des Schriftstellers beschränkt. Gewiß ging man dabei von der Ueberzeugung aus, daß diese Zeitfrist nichts Unbilliges enthalte; wahrscheinlich glaubte man auch, daß andere deutsche Staaten einem Gesetz, welches ein beschränktes Verlagsrechts anerkenne, leichter sich anschließen würden, als einem solchen, das ein unbeschränktes feststelle. Aber die Bestimmung ist doch (damit wir darauf zurückkommen) eine willkürliche, auf individueller Ansicht, auf Rücksichten der Konvenienz beruhende, ohne innern, einleuchtenden, logisch' zwingenden Grund. Warum 30 Jahre? warum nicht 29? warum nicht 31? Das Recht zugegeben, selbst die Zweckmäßigkeit der Anordnung zugegeben, erscheint doch der Augenblick, wo man im eigenen Staat die Dauer des Schrifteigenthums beschränkt, nicht gerade geeignet, um die Ausdehnung desselben einem andern Staat sehr dringend anzumuthen, und noch weniger geeignet, um im Verweigerungsfall Maßregeln der Vergeltung anzudrohen, die man nicht einmal früher in Anwendung brachte, so lange man noch selbst an den strengeren Grundsätzen festhielt.

Ferner: Preußen hat mit nicht geringer Mühe, indem es einzeln mit den einzelnen Staaten unterhandelte, dem Prinzip der Gleichstellung von Inländern und Ausländern (so fern letztere nur einem Bundesstaat angehören) Eingang verschafft. Diese Gleichstellung ist Preußens eigenstes Werk: ein Verdienst, das in der Geschichte der deutschen Gesetzgebung schon darum eine so wichtige Stelle einnehmen wird, weil es zu den anbahnenden Bürgschaften einer, wenn gleich fernen, doch ersehnten, deutschen Einheit gehört. Und dies Verdienst sollte Preußen sich selbst verkümmern, dies Werk sollt' es wiederum zerstören? Daß Preußen seine Nachdrucksgesetzgebung zur Grundlage einer allgemein deutschen zu machen wünscht, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber man verkennt gleich sehr Preußens Politik und seinen moralischen Einfluß, wenn man wähnt, es stehe dieser Macht kein anderes Mittel zu Gebot, um ihre Zwecke zu erreichen, als

eine rauhe und nach früherer Schonung vollends unmotivirte Wiedervergeltung.

Endlich, auch ohne Einsicht in die Protokolle der Bundesversammlung, läßt sich der Beweis führen, daß Preußen den Bundesbeschluß von 1832 noch anerkennt; nämlich aus dem gedoppelten Vorbehalt,[1] unter welchem Preußen den Bundesbeschluß vom 9. November 1837 publizirt hat. Wir werden die Stelle im Zusammenhang herſetzen: —

„Nachdem — — wir zu dieſer Vereinbarung durch unſern Bundestags-Geſandten unſre Zuſtimmung unter der gleichzeitigen Erklärung ertheilt haben, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß

a) auch nach Ausführung des gegenwärtigen Beſchluſſes ein über deſſen Inhalt hinausgehender Schutz gegen Nachdruck und unbefugte Nachbildung, wo derſelbe durch die Landesgeſetzgebung ſchon früher gewährt worden iſt, und in Folge des Bundesbeſchluſſes vom 6. September 1832 allen Unterthanen deutſcher Bundesſtaaten zu Gute kömmt, nicht beſchränkt werden ſoll, und daß

b) denjenigen deutſchen Staaten, welche künftig noch günſtigere Beſtimmungen zum Schutze des ſchriftſtelleriſchen und künſtleriſchen Eigenthums, als ihre bisherige Geſetzgebung und der gegenwärtige Bundesbeſchluß dieſelben aufſtellen, für ihre Unterthanen und die Unterthanen der ſich mit ihnen über gleiche Grundſätze vereinigenden Regierungen treffen wollen, hierin durchaus freie Hand bleibt,

ſo wollen wir hierdurch dieſe, unter ſämmtlichen deutſchen Bundesregierungen getroffene Vereinbarung dergeſtalt zur allgemeinen Kenntniß bringen, daß unſere Behörden und Unterthanen, und zwar nicht bloß in unſern zum deutſchen Bunde gehörigen Landen, ſondern, in Vorausſetzung der Beobachtung einer diesfälligen Reciprocität, von Seiten der andern deutſchen Staaten, auch in den übrigen Provinzen unſerer Monarchie ſich darnach zu achten haben."

Daraus ergeben ſich denn für die Interpretation des §. 38 des neuen Geſetzes folgende Reſultate:

---

[1] 29. November 1837. Börſenblatt 2481.

1) Der Bundesbeschluß vom 6. September 1832 wird als in Wirksamkeit stehend selbstverstanden vorausgesetzt und als solcher ausdrücklich anerkannt.[1]

2) Die in dem Satze b) von uns unterstrichenen Worte könnten uns einen Augenblick stutzig machen, und zu dem Gedanken verleiten, nur die frühere preußische Gesetzgebung soll den Unterthanen aller Bundesstaaten zu Gute kommen, die besondern Vortheile des Gesetzes vom 11. Juni 1837 aber (und sie sind nicht gering) nur den Unterthanen derjenigen deutschen Regierungen, welche sich mit Preußen über gleiche Grundsätze einigen werden. Aber der Satz a) spricht so bestimmt, der Bundesbeschluß von 1832 macht so ganz und gar keinen Unterschied zwischen jetziger und künftiger Gesetzgebung, er statuirt so unbedingt die Gleichstellung, die Aufhebung jedes Unterschiedes zwischen Inländern und einem andern Bundesstaat angehörigen Ausländern, daß man, um das Publikationspatent nicht mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, unter den „sich vereinigenden Regierungen" wohl fremde, nicht zum deutschen Bunde gehörende Regierungen verstehen muß.

3) Ein Anderes ist es mit den nicht zum deutschen Bunde gehörenden preußischen Provinzen. Wenn Preußen auch auf diese[2] den Bundesbeschluß von 1832 ausdehnte, so ging es durch einen Akt freier und souverainer Entschließung im Interesse eines heilsamen Prinzips über die Bundespflicht hinaus. Daß es eine diesfällige Reciprocität, einen gleichen Schutz für die in diesen Provinzen erscheinenden Werke von Seiten aller deutschen Bundesstaaten voraussetzt, ist eine Bedingung, deren Billigkeit zu Tage liegt.

Sachsen hat den Bundesbeschluß von 1837 mit dem Bemerken publizirt,[3] daß es „bei den Landesgesetzen, in so fern sie .... in Beziehung auf die Zeitfrist oder sonst einen noch ausgedehnteren Rechtsschutz gewähren, als durch vorstehenden

---

[1] Wenn ich Hitzig (S. 108) recht verstehe, so scheint er entgegengesetzter Ansicht zu seyn. Ich will lieber annehmen, daß ich ihn nicht richtig verstanden habe; das Publikations-Patent spricht gar zu entschieden.

[2] 12. Februar 1833. Hitzig 28.

[3] 4. Januar 1838. Börsenblatt 169.

Bundesbeschluß geschieht, sein unverändertes Bewenden enthält." Ein Bedenken des Magistrats zu Leipzig über die Fortdauer des „ewigen Verlagsrechts" in Sachsen ward durch eine Entscheidung der königl. Kreisdirektion[4] beseitigt, woraus zugleich zu entnehmen ist (was nach dem eben angeführten Dokument kaum noch einer Bestätigung bedurfte), daß auch die Gesetzgebung zum Schutze des Ausländers unverändert fortbesteht.

Hannover hat den Bundesbeschluß von 1837 mit dem Anfügen publizirt,[2] daß der von 1832 daneben aufrecht erhalten werden soll. Sachsen-Weimar hat das preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 sich vollständig angeeignet, mit der einzigen Abänderung[3] des §. 38, daß allen in deutschen Staaten erschienenen Werken der zugesicherte Rechtsschutz gewährt werden soll, ohne daß die Nachweisung der Gegenseitigkeit erforderlich ist.

Wenn demnach über das zwischen den Bundesstaaten fortdauernde Rechtsverhältniß kein Zweifel übrig bleibt, so stellt sich zugleich heraus, daß die größte Verwirrung durch die abweichenden Gesetzgebungen angerichtet wird, ungeachtet aller Versuche, einen gegenseitigen Rechtszustand zu begründen. Man nehme doch nur einige von den mannichfaltigen Abstufungen. In Sachsen, Hannover, Braunschweig ewiges Verlagsrecht; in Preußen und Weimar Schutz auf 30 Jahre nach des Verfassers Tode; in Würtemberg Schutz auf 10 Jahre nach dem Erscheinen des Werkes. Befürchtungen in entgegengesetztem Sinn sind laut geworden. In Hannover wird geklagt:[5] „die Werke norddeutscher Verfasser und Verleger werden demnächst für Süddeutschland Gemeingut; für Norddeutschland wird Nichts Gemeingut, selbst das nicht einmal, was in der eigenen Heimat der süddeutschen Verfasser und Verleger Gemeingut geworden ist." F. G. Becker in Gotha ruft aus:[6] „die neuen Gesetze begünstigen mithin einen Raubkrieg der Armen gegen die Reichen im Felde der Literatur; diejenigen Staaten, in welchen der Nachdruck durch die Gesetzgebung

[1] Börsenblatt 1839. S. 2547.
[2] Börsenblatt 1838. S. 1660.
[3] Börsenblatt 1839. S. 425.
[4] Börsenblatt 1838. S. 1660. Aus den Hannov. Landesblättern.
[5] Ebendaselbst 1995. Aus dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen.

am früheſten ſtraflos wird, dürften zu förmlichen Raubſtaaten werden, gegen die weder ein Tribut, noch eine ſtarke Grenzbewachung ſchützen kann." Dagegen beſorgen die Stuttgarter Buchhändler,[1] aller bedeutende Verlag werde ſich den Ländern des Rechtsſchutzes zuwenden; weder das Publikum noch die Buchhändler werden von der kürzeren Schutzfriſt einen Vortheil haben; der größte Nachtheil werde unvermeidlich auf den würtembergiſchen Buchhandel zurückfallen.

Wir theilen die letztere Anſicht. Wir glauben, daß die Konſequenz der ſächſiſchen Regierung, wir hoffen und vertrauen, daß die energiſche Einheit des Börſenvereins den Nachdrücken, welche anderwärts eine Geſetzgebung noch gutheißen mag, und den Verbreitern ſolcher Nachdrücke den Zugang zum Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels verbieten wird; wir glauben, daß man ſelbſt durch das Geſpenſt einer zweiten Meſſe, wenn es irgendwo zum Vortheil einer „geſchwinden Induſtrie" auftauchen ſollte, ſich nicht dürfte ſchrecken laſſen; wir zählen auf die Mitwirkung der Journale, auf die überwältigende Macht der öffentlichen Meinung.

Gerade herausgeſagt: wenn nicht die Reviſion des letzten Bundesbeſchluſſes im Jahr 1842 erfolgt, ſo wird über kurz oder lang ein unerträglicher Zuſtand, der den ſeitwärts ſich Abſondernden wenig Ehre und nicht mehr Gewinn bringen würde, die allgemeine Sehnſucht nach Rechtsgleichheit herbeiführen, und ſo der jetzigen Verwirrung ein Ende machen. Haben wir doch Größeres erlebt, haben wir doch die Mehrzahl der deutſchen Staaten zu einer deutſchen Handelseinheit ſich verbinden ſehen.

Blicken wir wieder über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, ſo finden wir im Jahr 1837 (16. Febr.) dem amerikaniſchen Kongreß einen Bericht von Clay und zugleich eine Bill vorgelegt, wodurch die Rechte der amerikaniſchen Autoren auch auf die brittiſchen ausgedehnt werden ſollten.[2] Es ſcheint aber nicht, daß die Bill weiter als bis zur erſten Leſung gelangt iſt. Es war der erſte Verſuch, die Sache in einem Lande anzuregen, das ſcheinbar durch den auswärtigen Nachdruck mehr gewinnt als verliert; daß er das erſte Mal mißglückte, iſt um ſo weniger zu

[1] Commiſſionsbericht 11. ff.
[2] Lowndes 115.

verwundern, wenn wirklich ein amerikaniſches Kongreß-Mitglied einem brittiſchen Schriftſteller geſagt haben ſollte:[1] „bedenkt, daß die Bilanz zu unſern Gunſten ſteht; eure Autoren ſind zahlreicher als unſere; wenn ihr uns zehn Werke ſtehlt, ſo ſtehlen wir euch hundert.“ Klaſſiſch, im Munde eines Geſetzgebers!

Ernſtlicher ward die Sache in England angefaßt. Talfourd hatte ſie in ſeinen bekannten Reden mehrfach erwähnt. „Geplündert, und im Plündern entſtellt, werden die edelſten Gebilde verſtümmelt, ohne Spitze fällt der Witz hin, der Vers wird nur in Fragmenten gebrochener Melodie durchgefühlt — trauriges Loos für das gereizte Geſchlecht der Poeten! Die großen Geiſter unſerer Zeit ſprechen zu einem Kreiſe, unendlich weiter, als ihre Vorgänger ihn jemals geträumt; einem Kreiſe, der ſich erweitert, wie die Bevölkerung in Amerika's Städten anſchwillt, durch Amerika's Wildniſſe ſich vertheilt; ſie reden unſere Sprache, unſere alten Dichter ſind ihre unſterblichen Ahnen. Soll unſere Literatur ihr Erbtheil ſeyn, ſoll ihre Verbreitung dem muthigen Sinn, dem ſtarken Arm folgen, der über die ſich entgegenſtemmende Natur den Sieg erbeutet; ſollen in den tiefen Waldungen Geſichte der Schönheit erſtehen, wie unſere Dichter ſie geſchaffen, wohl, ſo mag denen, die den Sinn der jungen Gemeinde mildern und veredeln, auch ein Zoll des freundſchaftlichen Dankes nicht vorenthalten ſeyn, ſo ſollen ſie Schutz finden gegen die Entſtellung, die ihre Werke in unwürdiger Geſtalt ihren transatlantiſchen Schülern zuzählt.“[2]

Talfourd hatte der Bill, die er am 14. December 1837 einbrachte, eine Klauſel über internationales Verlagsrecht angefügt, die er aber wieder zurücknahm, weil die Regierung ſich damit beſchäftigte, den Gegenſtand in einer beſondern Bill anzutragen.

Dieſe Bill wurde denn von Poulett Thomſon[3] am 20. März 1838 eingebracht. Er bemerkte ausdrücklich, daß auch die Einfuhr von Büchern, welche den geſetzlich geſchützten fremden Verlegern auswärts nachgedruckt ſeyen, in England verboten werden ſoll. Wir führen dies an, weil die franzöſiſche Rednerbühne dieſe

[1] Lahure 85.
[2] Lowndes 84.
[3] Die Debatte in Hansard 41, 1096. ff.

Absicht des englischen Gesetzes ignorirt hat. Die Widersacher der Bill (Hume, Wakley und Milnes) bestritten sie mit den Gründen, die man gegen alles Verlagsrecht anzuführen pflegt. Lord John Russell glaubte, wenigstens mit Frankreich, Deutschland und Amerika werde man zum Ziel kommen. Lord Mahon meinte, da die deutschen Staaten noch nicht einmal unter einander einig werden könnten, wie man da erwarten dürfe, daß sie mit dem Ausland zu solchem Zweck sich einigen würden? Poulett Thomson versicherte, der Bundestag — „ein Bundestag," wie er sagt — in Frankfurt, habe vorigen Herbst „die Regierungen ermächtigt," mit fremden Staaten, namentlich mit England, Verträge über internationales Verlagsrecht abzuschließen! Da die Bundesverhandlungen geheim sind, so können wir nicht widersprechen.

Die Bill ging ihren Gang; am 19. Juli 1838 ward sie im Oberhaus,[1] wo der Marquis Lansdowne sie empfahl, zum dritten Mal verlesen. Der Vorschlag, mehrere Exemplare der angemeldeten Werke (auch für die Universitäten) zu verlangen, ward abgelehnt; man könnte sonst Hunderte von Exemplaren auf dem Kontinent für alle die Universitäten hinterlegen müssen. Lord Ellenborough erwarb sich das Verdienst, darauf hinzuweisen, daß der Entwurf ungenannte Autoren rechtlos lasse; ein Mangel, der noch ergänzt ward, bevor die Bill[2] die Zustimmung der Königin erhielt.

Dies Gesetz nun[3] ermächtigt die Regierung, durch einen Beschluß im Staatsrath (order in council) den in fremden Staaten erscheinenden Werken für eine Zeitfrist, welche jedoch nicht länger seyn darf, als die für brittische Autoren gesetzlich bestehende, Schutz gegen Nachdruck oder Verkauf von Nachdrücken zu gewähren. Die Frist kann für verschiedene Staaten verschieden bestimmt werden. Der Titel des Buches, Name und Wohnsitz

---

[1] Hansard 44, 709. Vergl. Lownden 93.

[2] 1. Victoria c. 59. (31. Juli 1838.)

[3] Zachariä hat in Mittermayers Zeitschrift eine Uebersetzung mit Kommentar gegeben — wiederholt im Börsenblatt 1839. S. 1649 ff. Das Wesentliche steht im Companion to the British Almanac, 1839. p. 188. — Wann werden wir für Deutschland ein statistisches Jahrbuch haben, das so compendiös, so durchaus zweckmäßig eingerichtet, so gemeinnützig wäre?

des Verfassers oder doch des Verlegers, Zeit und Ort des ersten Drucks im Auslande, müssen innerhalb bestimmter Frist in das Register der Stationer's Hall eingetragen, und ein Exemplar (bei neuen Ausgaben nur so fern sie verändert sind, auch genügt ein besonderer Abdruck der Aenderungen und Zusätze) muß ebendaselbst für das brittische Museum hinterlegt werden. Uebertretungen sind klagbar im Court of Record; außer dem Schadenersatz und doppelten Prozeßkosten findet Konfiskation und eine Buße von 3 Pence für jeden gedruckten Bogen statt. Solche Staatsrathsbeschlüsse sollen nicht gültig seyn, wenn sie nicht ausdrücklich besagen, daß sie auf den Grund zugesicherter Reciprocität erlassen sind; auch sollen sie binnen sechs Wochen, oder doch sechs Wochen nach Eröffnung der nächsten Session, dem Parlament vorgelegt werden. Der Verfasser eines Buches, welches außerhalb des Gebietes ihrer Majestät erscheint, oder seine Bevollmächtigten, sollen kein Schrifteigenthum an demselben innerhalb des Gebietes ihrer Majestät haben, ausgenommen wenn und sofern diese Akte ihnen Anspruch darauf ertheilt. Musikalien, Karten, Kupferstiche sind unter dem Ausdruck Buch mitverstanden.

Seit bald drei Jahren besteht dies Gesetz, und noch hat es keine Früchte getragen; noch hat Großbritannien mit keinem fremden Staat eine Vereinbarung getroffen. Wir haben Grund zu glauben, daß im Jahr 1839 Verhandlungen mit Preußen gepflogen wurden, die sich aber ohne Ergebniß wieder zerschlagen haben.

Wenden wir uns nach Frankreich. Während Guizot Minister des öffentlichen Unterrichts war (Oktbr. 1836), wurde eine Kommission aus Schriftstellern und Buchhändlern niedergesetzt, um über die Abwendung der Nachtheile des auswärtigen Nachdrucks in Berathung zu treten. Schon die Kommission von 1829 hatte ein Gesetz in Vorschlag gebracht,[1] um den Schutz, dessen Nationalwerke genießen, auch auf Werke auszudehnen, die in solchen Staaten erscheinen, welche dem Schrifteigenthum der Franzosen gleichen Schutz gewähren würden. Im Namen der Kommission von 1836 berichtete Villemain:[2]

[1] Requête 38.

[2] Renouard des droits d'auteurs I, 388.

„Es scheint, daß der auswärtige Nachdruck nicht im Brennpunkt seiner Fabrikation selbst getroffen werden kann; man muß daher seine Verbreitung und seinen Debit durch Hindernisse zu bekämpfen und zu vermindern suchen, ein Resultat, daß nur auf diplomatischem Wege und durch Conventionen, die sich auf die Grenzbewachung der verschiedenen Staaten beziehen, erreicht werden kann.

„Dennoch wäre ein besonderes Gesetz in Vorschlag zu bringen, oder vielmehr dem Gesetzentwurf über das Schrifteigenthum eine Bürgschaft anzufügen, welche man dem fremden Buchhandel anbieten und folgendermaßen formuliren könnte:

„Alle Werke in französischer oder fremder Sprache, die zuerst im Ausland erscheinen, können bei Lebzeiten des Verfassers, oder während der durch Verträge bestimmten Schutzfrist nach seinem Tode, in Frankreich ohne seine oder seiner Bevollmächtigten Zustimmung nicht wieder gedruckt werden. Jeder Wiederdruck, durch welchen dies Verbot übertreten wird, wird für Nachdruck geachtet und mit derselben Strafe belegt. Diese Verfügung gilt ausschließlich nur für diejenigen Staaten, welche den in Frankreich zuerst erscheinenden Werken dieselbe Bürgschaft zugesichert haben werden."

Die Kommissien beantragte ferner einige Maßregeln über die Bücher einfuhr. Bücher in französischer Sprache sollen vom Ausland her nur bei zwölf Grenzzollämtern eingeführt werden. Kein Buch, das in Frankreich gedruckt und von dort ausgeführt, soll in Frankreich wieder eingeführt werden dürfen. Selbst auf einzelne Exemplare, so fern sie nicht erweislich zum Privatgebrauch des Besitzers dienen, ist dies Verbot zu erstrecken.

Die Kommission versprach sich große Dinge von diesem letzten Vorschlag. Dann könne man wohlfeile Ausgaben drucken für's Ausland; dann möge man, corps à corps, den belgischen Nachdruck bekämpfen.

Im Jahr 1839 ward der obige Antrag, als §. 26 des Gesetzentwurfes über Schrifteigenthum, der Pairskammer vorgelegt und verworfen.[1]

Villemain, Montalembert und de Gérando gaben sich viele Mühe, ihm Eingang zu verschaffen. Cousin meinte, kein Recht werde

[1] Renouard, ebendas.

durch den Nachdruck fremder Werke verletzt; dem Ausländer sey man Nichts schuldig (!); das Nationalinteresse werde durch den Nachdruck ausländischer Werke begünstigt.

Einen andern Einwand hatte der Herzog v. Broglie: „Dieser Artikel gibt der Regierung keine Erleichterung bei Unterhandlungen; er verbietet jede Unterhandlung; er zwingt die Regierung, unbedingte Reciprocität zu gewähren, sobald ein Staat sie verlangt.“

Die Kommission modifizirte den Antrag und fügte hinzu, ein fremder Staat müsse auch die Einfuhr von Nachdrücken französischer Verlagswerke verbieten, um der Reciprocität theilhaftig zu werden. Auch dies ward verworfen; der Graf Flahaut sah eine Verzichtleistung auf das Recht der Kammern darin, wenn man die Regierung zu Staatsverträgen im voraus ermächtige; der Baron Fréville dagegen sah eine Verletzung der königlichen Prärogative darin, wenn man der Regierung vorschreiben wolle, was sie in Staatsverträgen zugestehen müsse.

Am 1. und 2. April 1841 ward die Reciprocitätsklausel bei den Deputirten[1] diskutirt. Die Debatte war lang und lebhaft; man fand Interesse daran, von der königlichen und von der parlamentarischen Prärogative zu reden. Zur Sache ward bemerkt, man müsse der Regierung nicht die Hände binden, wenn sie im Interesse Frankreichs mehr als bloße Gegenseitigkeit zu stipuliren Veranlassung und Gelegenheit habe. Herr Dubois war überzeugt, daß der Artikel nichts tauge, weil er der Verbreitung französischer Ideen, der Macht der französischen Literatur im Auslande Schranken setzen wolle. Lamartine, als Berichterstatter, mäßigte seinen Flug, und langte bei folgenden sorgfältig erkundeten Ziffern an: „das eigentliche Kapital des französischen Buchhandels ist 50 Mill.; das Kapital, das damit in Verbindung steht, Buchdruck, Papier, Arbeitslohn, beträgt 60 Millionen; thut 110 Millionen. Für 6 Mill. jährlich werden französische Bücher ausgeführt. Belgien schwärzt für 2 Millionen Nachdrücke in Frankreich ein, es verkauft für weitere 4 Millionen an England und Deutschland. Das macht einen Schaden von 6 Millionen!“ Lamartine fügte hinzu, er sey von einflußreichen Parlamentsmitgliedern ersucht und autorisirt, auf der Rednerbühne zu erklären, daß England lebhaft einen

[1] Moniteur — 3 Suppl. zu Nr. 91; Suppl. zu Nr. 92.

Reciprocitätsvertrag wünsche, daß England bereit sey, belgische Nachdrücke französischer Bücher zu verbannen, wenn Frankreich belgische Nachdrücke englischer Bücher nicht dulden wolle.

Endlich ward ein Amendement von Renouard angenommen, des Inhalts: „durch diplomatische Konventionen kann den Urhebern von Werken der Literatur, der Wissenschaft und Kunst, welche zum ersten Mal im Ausland erscheinen, das Ganze oder ein Theil der in gegenwärtigem Gesetz aufgestellten Rechte eingeräumt werden."

Man sieht, hier ist von Reciprocität gar nicht die Rede; die Regierung soll freie Hand haben, irgend eine entsprechende Konzession von jedem Lande, nach Umständen, zu stipuliren.

Aber die ganze Diskussion war vergeblich. Nachdem alle einzelnen Artikel des Entwurfs, zum Theil in sehr veränderter Fassung, angenommen waren, ward über das ganze Gesetz abgestimmt und dasselbe mit 154 gegen 108 Stimmen verworfen. Also man steht wieder, wo man früher stand.

Während hier die Zeit mit Redensarten verloren ward, und anderwärts der Grundsatz der Reciprocität zwar dasteht, aber noch keine Frucht getragen, hat Oesterreich gehandelt.

Am 22. Mai 1840 hat Oesterreich mit Sardinien einen Staatsvertrag[1] geschlossen, dessen Tendenz aus einer einfachen Wiederholung der Hauptartikel sich ergeben wird, ohne eines Kommentars zu bedürfen.

„Art. 1. Die Werke oder Produkte des menschlichen Geistes oder der Kunst, die in einem der kontrahirenden Staaten veröffentlicht werden, bilden ein Eigenthum, welches den Verfassern oder Urhebern derselben zusteht, um es durch ihre ganze Lebenszeit zu genießen oder darüber zu verfügen. Nur sie selbst, oder ihre Rechtsnachfolger, haben das Recht, die Veröffentlichung jener Werke zu gestatten.

„Art. 18. Das Recht der Verfasser und ihrer Rechtsnehmer geht auf ihre gesetzlichen oder letztwilligen Erben über. Dies Recht kann jedoch nie im Wege der Erbschaft an den Fiskus gelangen, und soll in den kontrahirenden Staaten durch dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers anerkannt und beschützt werden. Art. 19. Für Werke, die nach

[1] Preßzeitung 1840. S. 537.

dem Tode des Verfaſſers erſcheinen, wird dieſe Friſt auf 40 Jahre, von dem Tage des Erſcheinens angefangen, ausgedehnt. Art. 20. Für Werke, die von gelehrten Inſtituten oder literariſchen Vereinen herausgegeben werden, wird jene Friſt auf 50 Jahre erweitert. Art. 24. Nach Ablauf der in den Artikeln 18. ff. beſtimmten Termine werden die Erzeugniſſe der Wiſſenſchaften und der Kunſt ein Gemeingut des Publikums.

Art. 27. Die beiden kontrahirenden Staaten werden die übrigen Regierungen Italiens und jene des Kantons Teſſin einladen, der gegenwärtigen Konvention beizutreten. Dieſe, durch das alleinige Faktum der von ihnen geäußerten Zuſtimmung, ſollen als mitkontrahirende Theile angeſehen werden."

Dies iſt das erſte und bis jetzt einzige Mal in der Geſchichte der Geſetzgebung, daß wirklich das Schrifteigenthum unter den Schutz des Völkerrechts geſtellt worden.

8) Die wohlverſtandenen Intereſſen.

Ueberaus ſpärlich ſind doch dieſe Reſultate. Warum ſo ſpärlich? Darum, weil man die Sache als einen Handel betrachtet, bei welchem der Staat den möglichen Gewinn (die Mehreinnahme) ſeiner Produzenten gegen den möglichen Verluſt (die Mehrausgabe) ſeiner Konſumenten abzuwägen und eine Bilanz zu ziehen hätte.

Und dieſer Geſichtspunkt wiederum ſcheint uns zu entſpringen aus einer unklaren Vorſtellung vom Schrifteigenthum, und einer eben ſo unklaren Vorſtellung von literariſchem Gemeingut. Der Streit dieſer beiden Vorſtellungen ſoll dann durch ein paar zu Hülfe genommene ſtaatswirthſchaftliche Sätze ausgeglichen werden, wird aber in der That dadurch nur noch mehr verwirrt.

Wir ſind nicht gemeint, eine der bekannten Deduktionen des Schrifteigenthums hier zu wiederholen, noch eine neue zu verſuchen. Schon die Ueberſchrift dieſes Abſchnitts (und es iſt wirklich der letzte, bei dem der ermüdete Leſer angelangt iſt) mag darüber beruhigen.

Aber ſchweigen dürfen wir nicht über die Inkonſequenz, welche darin liegt, ein Schrifteigenthum anzuerkennen, und in demſelben Athem es wieder zu beſchränken.

Sehen wir doch zu, aus welchen Gründen denn der Schutz für das schriftstellerische Eigenthum allein (im Gegensatz gegen alles andere Eigenthum) auf eine bestimmte Zeitfrist im voraus beschränkt werden soll.

Das wird man doch nicht geltend machen wollen, daß das Schrifteigenthum von späterm Ursprung, das ist, daß es erst seit Erfindung der Presse in der jetzigen Weise nutzbar geworden, und daß es darum keinen Anspruch habe auf Gleichstellung mit anderm Eigenthum. Man müßte denn raisonniren wollen, wie Mehemet Ali, als Dr. Bowring sich darüber verwunderte, daß die Rechtgläubigen auf den Dampfböten der Giaours das rothe Meer beschiffen; „im Koran," versetzte der Pascha, ohne eine Miene zu verziehen, „im Koran steht kein Wort gegen die Dampfböte der Giaours." Oder noch schlimmer, man möchte in die Lage des irischen Dorfvoigtes sich versetzt finden, vor welchen ein Mann gebracht ward, der Betttücher gestohlen hatte; der Voigt schlug sein Gesetzrepertorium nach unter B, und als er blankets gar nicht finden konnte, erklärte er, ihm sey kein Gesetz bekannt, welches das Stehlen von Betttüchern verbiete. So leichten Kaufs wird man mit einem Prinzip sich nicht abfinden wollen. Wenn der Staat einmal das Wort Eigenthum ausspricht, so darf man annehmen, daß er es ernstlich meint.

Eben so wenig wird man anführen wollen, daß auch sonst Privateigenthum zu Gunsten öffentlicher Zwecke abgetreten werden müsse. Ein Rechtsstaat (und nur in einem solchen ist ein Expropriationsgesetz erforderlich) sorgt dafür, daß in solchem Fall der Privateigenthümer entschädigt werde. Wer aber entschädigt den Schriftsteller, den ein literarisches Expropriationsgesetz nach einer bestimmten Zahl von Jahren seines Eigenthums verlustig erklärt?

Sondern man pflegt ganz allgemein zu sagen: es gibt gar kein Schrifteigenthum, unabhängig von der positiven Gesetzgebung; das Schrifteigenthum ist lediglich die Schöpfung der positiven Gesetzgebung.

Allerdings, ganz in demselben Sinn, wie alles Eigenthum überhaupt. Lord Monteagle sagte sehr richtig, in einer der Debatten über Talfourd's Bill: „Mein ehrenwerther Freund (Herr Ward) wendet ein, es gebe kein Eigenthum an literarischen Produktionen, das nicht die Schöpfung des Gesetzes wäre. Nun,

alles Eigenthum iſt die Schöpfung des Geſetzes. Das Eigenthum iſt ein Prinzip von allgemeiner Nützlichkeit für die Geſellſchaft. Eigenthum aller Art iſt die Schöpfung des Geſetzes, gerechtfertigt durch das Prinzip der Nützlichkeit.“ [1]

Schrifteigenthum ſoll alſo gar nicht als ein natürliches, unveräußerliches Menſchenrecht in Anſpruch genommen werden. Aber wenn es überhaupt ein Eigenthum iſt, ſo wird man den Beweis erwarten dürfen, daß es mit der Nützlichkeit ſtreiten würde, wenn der Staat es ſchützen wollte, wie er jedes andere Eigenthum ſchützt.

Da ſagt man uns denn, die Literatur müſſe Gemeingut werden. Eine hübſche Phraſe. Aber will man nur ehrlich ſeyn, ſo verſteht man darunter nichts Anderes, als: „wir wollen, daß die Bücher wohlfeiler werden.“

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß das „ewige Verlagsrecht“ die Bücher weniger wohlfeil werden laſſe: es iſt eine Inkonvenienz, aber, mit dem Grundſatz des Privateigenthums ſind überall manche Inkonvenienzen verbunden. Ein Mann vernachläſſigt ſein Grundſtück, läßt es verwildern, unbebaut liegen; ſolang er ſeine Schulden bezahlt und ſeine Steuer entrichtet, taſtet das Geſetz ſein Grundſtück nicht an, ungeachtet es zur Vermehrung des Nationalreichthums dienen würde, wenn es beſſer bewirthſchaftet wäre. Ein Anderer beſitzt ſeltene Kunſtſchätze, ſeltene Bücherſchätze, Handſchriften; wie Schade, daß er ſie hütet wie ein Drache, und keinen vernünftigen Gebrauch davon zugibt; aber das Geſetz ſelbſt bewacht ſein Recht, ſeine Schätze zu bewachen. Noch ſtärker, ein Dritter hat ein gutes Buch geſchrieben; er iſt aber ein Narr, und läßt es nicht drucken. Das läuft der öffentlichen Nützlichkeit, der Lehre vom literariſchen Gemeingut zumal, noch viel mehr zuwider, wenn das Buch ungedruckt bleibt, als wenn es theuer verkauft wird. Was thut das Geſetz? Spricht es die Handſchrift demjenigen zu, der ſie am wohlfeilſten gedruckt verbreiten würde? Nein, es ſieht ruhig zu, wenn der Verfaſſer die Handſchrift in's Feuer wirft.

[1] Ein Satz, in welchem Rehberg (Unterſuchungen 1, 14) mit Rouſſeau übereinſtimmt, darf wohl als ziemlich allgemein geltend angenommen werden. Rehberg ſetzt (1, 59) ausdrücklich hinzu: „Das Recht, Etwas auf ſeine Nachkommenſchaft zu vererben, iſt kein von der Natur geheiligtes Recht.“

Man ist übereingekommen, dem Privateigenthum einen so unverletzlichen Charakter beizulegen, daß das Gesetz nur aus ganz überwiegenden Gründen es beschränken kann. Sind etwas weniger wohlfeile Bücherpreise ein so überwiegender Grund?

Andere Einwendungen gegen das „ewige Verlagsrecht" sind nicht von der Art, daß nicht die Gesetzgebung sie leicht beseitigen könnte, so fern sie eine wirkliche Inkonvenienz als mögliche Folge darstellen.

Fürchtet man, daß die Erben um ein Buch sich gar nicht kümmern, und daß es gar nicht wieder aufgelegt werden möchte, weil nur sie es wieder auflegen dürften? Der Begriff der Dereliktion kömmt hier gerade der Eigenthumstheorie zu Hülfe. Talfourd, als er eine sechzigjährige Schutzfrist beantragte, schlug vor, wenn ein Buch nach dem Tode des Autors vergriffen sey, so soll nach fünf Jahren Jeder das Recht haben, nach dreimaliger öffentlicher Ankündigung und nach schriftlicher Anzeige an die bekannten Eigenthümer, das Buch wieder aufzulegen.

Fürchtet man willkürliche Unterdrückung einzelner Stellen von Seiten der Erben? Eine englische Wochenschrift [1] hat in einem sehr verständigen Artikel über Macaulay's Rede gegen Talfourd bemerkt, daß durch ein einziges Wort sich abhelfen lasse: wenn in bestimmter Zeit keine „unverstümmelte" rechtmäßige Ausgabe erschienen sey.

Fürchtet man endlich den neuen „Erbadel?" Renouard hat sich sehr darüber lustig gemacht; auch Frommann,[2] in seiner Kontrovers mit Schellwitz, hat gefragt, mit welchen Augen der „neue Papieradel" würde betrachtet werden? Darauf hat bereits Kramer [3] geantwortet: „beim Erbadel gehen alle Persönlichkeiten des Vaters auf den Sohn über, und dieser wird, was der Vater war, gleichviel, ob er dessen würdig ist, ob nicht; der Sohn des Schriftstellers wird kein Schriftsteller, wenn er dies nicht aus eigener Kraft wird; er erntet nur, was sein Vater oder Urvater gesäet hat."

Keinenfalls würden solche Einwendungen vorgebracht werden können, wenn man einmal ein Schrifteigenthum anerkannt hat.

---

[1] The Tablet. Nr. 40. Feb. 13. 1841.

[2] Börsenblatt 1839. S. 1139.

[3] Rechte der Schriftsteller und Verleger 117. (1827.)

Indeſſen, wir legen keinen großen Werth auf das Wort: Eigenthum.[1] Wir glauben, daß man der Eigenthumstheorie nicht bedarf, um darzuthun, daß von zwei Schutzfriſten immer die längſte, und daß der unbeſchränkte Schutz jedem beſchränkten vorzuziehen iſt. In dieſem Sinn, und zugleich im Intereſſe der öffentlichen Nützlichkeit, hat noch jüngſt (und ſoviel uns bekannt, am kräftigſten) ein engliſcher Rechtsgelehrter, William Dougal Chriſtie, argumentirt. Wir möchten ſeine kleine Schrift[2] Jedem empfehlen, den die Angelegenheit intereſſirt; auch nach Kramers ſcharfſinnigen Analogien, auch nach der ſtrengen Deduktion von Schellwitz,[3] auch nach den willkommenen, praktiſchen Winken von Hitzig, wird man ſie nicht ohne Belehrung aus der Hand legen.

Wenden wir uns denn zu Denjenigen, welche von ſchriftſtelleriſchem Eigenthum kein Wort ſagen, ſondern, ſehr viel vorſichtiger, ſehr viel konſequenter, nur „Rechte der Schriftſteller und Verleger“ anerkennen, um ſie in demſelben Athem wieder auf irgend eine Schutzfriſt zu beſchränken. Kommen wir, Dieſen gegenüber, auf den Satz, die Literatur müſſe Gemeingut, die Bücher müſſen wohlfeil werden, zurück.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß bei einem längeren Verlagsſchutz die Bücher weniger wohlfeil werden, wäre es denn ein ſo großes Unglück? Denkt man gar nicht daran, daß bei längerem Verlagsſchutz manche Bücher auch beſſer werden würden? Iſt es denn (um bei einem ganz trivialen Motiv ſtehen zu bleiben) etwas ſo Unerhörtes, daß man ſich mehr Mühe gibt, wenn man Ausſicht hat, der Früchte ſeiner Arbeit froh zu werden? Gar Viele ſchreiben keineswegs dem Honorar zu lieb, aber ſie ſind nicht in der Lage, ſchreiben zu können ohne Honorar, und ſie begreifen recht gut, daß ſie mehr Zeit auf Dasjenige verwenden können,

---

[1] Um ſo viel weniger kann es uns irre machen, wenn irgendwo am Miniſtertiſch erklärt worden iſt, von literariſchem Eigenthum könne im 19. Jahrhundert nicht die Rede ſeyn. Das iſt vollends in der Ordnung, daß nicht die öffentliche Meinung vom Miniſtertiſch den Impuls empfängt, ſondern (mit der Zeit) der Miniſtertiſch von der öffentlichen Meinung.

[2] A Plea for perpetual Copyright, in a letter to Lord Monteagle. By W. D. Christie, Esq. London, 1840. Ridgway. 38. pp.

[3] Vierteljahrsſchrift 1839. Heft I.

was anständig honorirt wird. Wenn der gesicherte Grundbesitz oder eine längere Pachtdauer die Verbesserung eines Grundstücks, die Gewinnung besserer und reichlicher Früchte allein möglich macht, so die Sicherstellung wohlerworbenen Lohns die gesammelte Benutzung aller Fähigkeiten, die mühsame Durchforschung aller Quellen, die Möglichkeit gediegener Leistungen, nicht in allen Fällen, aber in gar vielen. Und ist es nicht wichtiger, daß es mehr gute, als daß es mehr wohlfeile Bücher gebe? Ist es nicht der Gesetzgebung unwürdig, den Maßstab des Verkaufspreises an den inneren Werth eines Buches legen zu wollen? Ist nicht eine tüchtige Literatur ein besseres „Gemeingut" eines Volkes, als eine wohlfeile?

Aber ist es denn wirklich gegründet, daß ein längerer Verlagsschutz die Bücher vertheuert? Daran müßten entweder die Ansprüche der Autoren Schuld seyn, oder die Ansprüche der Verleger.

Was die Ansprüche der Autoren anlangt, so ist klar, daß bei gesichertem Verlagsschutz ein Verleger mehr Honorar bewilligen kann, ohne den Preis des Buches zu vertheuern, weil er die Aussicht hat, die ganze Auflage abzusetzen, so fern sie überhaupt absetzbar ist, was er selbst zusehen mag. Will man aber durchaus dafür sorgen, daß kein Schriftsteller zu viel Honorar beziehe, so wäre es viel einfacher, zu bestimmen, was als angemessenes Honorar gelten soll, als den Verleger mit zu strafen, indem man das Verlagsrecht früher erlöschen läßt. Bis jetzt gilt für ein angemessenes Honorar dasjenige, welches das Publikum durch Ankauf des Buches den Verleger in den Stand setzt zu bezahlen. Das Publikum aber versteht sich trefflich aufs Nichtkaufen von Büchern, welche zu theuer sind. Ist das etwa den Schriftstellern unbekannt? Und will man durchaus bei der eckelhaften Voraussetzung stehen bleiben, daß ein Schriftsteller nur daran denke, wie er bezahlt, nicht ob er gelesen und allgemein bekannt werde? Gehört ein so seltener Grad von Ambition dazu, um zu wünschen, daß man nicht ungelesen bleibe?[1]

Doch man fürchtet wohl noch mehr die Gewinnsucht, oder, wie die Nachdrucker reden, die „Habsucht" der Verleger. Ein Verleger, der wirklich sehr habsüchtiger Natur wäre, wird überall

[1] d'Israeli's Argument — bei Christie 28.

nicht ſonderlich gern von ſeinem Gelde ſich trennen, wird kein anſehnliches Honorar bieten, alſo auch die Schriftſteller eben nicht an ſich ziehen, und im Verhältniß nur wenige Bücher vertheuern. Im ſchlimmſten Fall: ſelbſt bei „ewigem Verlagsrecht“ wird ein habſüchtiger Verleger nicht ewig leben. Die Sache wird ſich ins Gleiche ſetzen, ohne daß die Geſetzgebung intervenirt. Ein Verleger, der zu rechnen verſteht, weiß auch, daß es vortheilhafter iſt, viele Exemplare eines wohlfeilen, als wenige Exemplare eines theuren Buches abzuſetzen.

Bedeutet denn die Erfahrung gar nichts für Diejenigen, die beſtändig vor hohen Bücherpreiſen zittern? Zu den wohlfeilſten Büchern gehören die Werke von Schiller und Goethe. Für beide iſt und wird fortwährend das höchſte Honorar entrichtet; beiden iſt (wenn gleich faktiſch nicht ungeſtört) der längſte Verlagsſchutz zu Theil geworden. Gibt es wohl Werke, die im ſprechendſten Sinn des Wortes Gemeingut der Nation geworden ſind, wenn nicht dieſe?

Das ſind Ausnahmen. Allerdings; aber alle unſere klaſſiſchen Autoren, auch die noch im Verlagsrecht ſtehen, erſcheinen nach und nach in wohlfeilen Ausgaben. Freilich, um recht viele wohlfeile Klaſſiker zu haben, muß man überhaupt viele Klaſſiker haben.

Die Bücher ſind von Natur verſchieden; vermuthlich je nach dem Geſtirn, unter welchem ſie in die Welt getreten. Für die große Mehrzahl iſt es ganz gleichgültig, ob ſie nach zehn, oder nach hundert Jahren, oder gar nicht nachgedruckt werden dürfen, dieweil bei Leibes Leben Niemand daran denken wird, ſie nachzudrucken. Eine zweite Klaſſe verſpricht und erwirbt großen Abſatz; die werden von ſelbſt wohlfeil, weil es im Intereſſe der Verleger iſt, der Stimmung des Publikums entgegenzukommen. Ein Buch, wie Rankes „Deutſchland im Zeitalter der Reformation“ würde in England jetzt ſchon in wohlfeiler Ausgabe erſchienen ſeyn, und ſo viele Tauſende abſetzen, als jetzt vielleicht Hunderte. Es geht nicht ganz ſo raſch bei uns; aber unſere Verleger ſind auf der rechten Spur; wir werden ſicherlich immer mehr Beweiſe davon haben, daß ſie zu rechnen verſtehen. Eine dritte Klaſſe von Büchern bleibt immer theuer; für einen kleinen Kreis berechnet, dieſem unentbehrlich, können ſie nicht wohlfeil hergeſtellt werden;

übertheuert hat man ſie ſelten, da die Verfaſſer bei großem Verdienſt geringe Anſprüche zu machen gewohnt ſind; nachgedruckt hat man ſie eigentlich niemals.

Aber, ſagt man, die wohlfeilen Bücher würden noch wohlfeiler werden, wenn für die Fabrikation ganz freie Konkurrenz in die Schranken treten könnte. Sehr möglich. Es liegt ſogar ein Vorſchlag vor, die freie Konkurrenz mit den Rechten der Schriftſteller in Einklang zu bringen. Hector Boſſange[1] hat im Jahr 1836 eine originelle Idee aufgeſtellt. „Man erlaube aller Welt, jedes Buch zu drucken, aber unter der Bedingung eines Honorars an den Schriftſteller (oder deſſen Erben), das, wie gering es auch ſeyn mag (denn gering muß es ſeyn, um nicht dem Abdruck bedeutende Schwierigkeiten in den Weg zu legen), doch mit der Zeit einen anſehnlichen Gewinn bilden wird, ausgenommen bei ſchlechten und mittelmäßigen Büchern; und ſelbſt bei dieſen kann man das Gegentheil nicht mit Gewißheit behaupten. Natürlich muß eine, jedoch nicht ſehr lange Zeit feſtgeſetzt werden, für deren Dauer der erſte Verleger das alleinige Verlagsrecht hat, damit der Verfaſſer ſicher iſt, einen Buchhändler zu finden, der es wagt, die Gefahr des Drucks eines noch unbekannten Buches zu übernehmen. Ferner müßte feſtgeſetzt werden, daß bei keinem Abdruck Veränderungen gemacht, oder Etwas ausgelaſſen oder zugefügt werden könne, ohne Bewilligung des Verfaſſers. Das Honorar müßte nach der Bogenzahl, oder nach Procenten von den Koſten der Herſtellung beſtimmt werden."

Gewiß, dieſer Vorſchlag verdient geprüft zu werden. Man ſieht es freilich kommen, daß die Beſtimmung des Honorars (wenn nicht eine Taxe eintreten ſoll) auf eine Verſtändigung mit dem Verfaſſer oder ſeinen Erben, alſo auf das ewige Verlagsrecht, hinauslaufen würde. Jedenfalls iſt die Idee nur das ewige Verlagsrecht in einer neuen Geſtalt, und ein neuer Ausdruck der Ueberzeugung, daß man die Frucht der ſchriftſtelleriſchen Produktion nicht zu konfiſciren und an den Nachdrucker zu verſchenken braucht, um wohlfeile Bücher zu ſchaffen.

Wenn aber der Vorwand, „die Literatur müſſe Gemeingut werden," nicht ausreicht, um die Schriftſteller nach beſtimmter Friſt

---

[1] Börſenblatt 1837. S. 939. Lowndes 199.

ihrer Rechte verluſtig zu erklären, ſo ſpricht dagegen ein anderes Motiv, das mit viel größerem Recht auf die öffentliche Nützlichkeit ſich berufen darf. Wenn man nicht geradezu den Nachdruck vertheidigen will, ſo muß man zugeben, daß es ein übles Beiſpiel iſt, wenn der Staat ſeine Bürger ausdrücklich autoriſirt, ſich einen Vortheil anzueignen, der nur durch die Thätigkeit eines Andern in ihren Bereich kommt, und die Früchte fremder Arbeit auszubeuten. Dies üble Beiſpiel iſt aber gerade bei dieſer Angelegenheit von doppelt ſchlimmer Vorbedeutung. Der Nachdrucker war überall verachtet, ehe der Nachdruck überall verboten war. Die Macht der öffentlichen Meinung, durch inwohnendes Rechtsgefühl und Ehrgefühl verſtärkt, hat es dahin gebracht, daß, wenigſtens für eine kurze Friſt, der Nachdruck überall in Deutſchland unterſagt worden. Dieſem unbezweifelt richtigen Gefühl arbeitet man ſchnurſtracks entgegen, wenn man nach irgend einer kurzen Friſt den Nachdruck nicht allein duldet, wie früher, ſondern ihn geradezu legaliſirt. Und wozu? Damit einige Bücher vielleicht noch etwas wohlfeiler werden. Iſt es nicht eine würdigere Aufgabe für den Staat, Rechte zu ſchützen, die er nicht umhin kann anzuerkennen, als auf Koſten der Produzenten den Konſumenten eine nützliche Erſparniß bereiten zu wollen?

Wozu dies Alles hier? Weil man auf dieſem Wege den Standpunkt auch für die Beurtheilung des auswärtigen Nachdrucks gewinnen wird. Iſt nur erſt das Vorurtheil zerſtört (und es liegt in der Hand der Verleger, das Wichtigſte dazu beizutragen), iſt jener Wahn zerſtört, daß der längere Verlagſchutz eine Vertheuerung der Bücher nothwendig herbeiführe; zeigt die Erfahrung (wie ſie an vielen Beiſpielen es jetzt ſchon zeigt), daß man die Herſtellung billiger, ja auffallend wohlfeiler Bücherpreiſe dem wohlverſtandenen Intereſſe der Betheiligten ruhig überlaſſen kann, ſo wird kein Staat mehr ſich berufen halten, die Rolle eines Vertreters der „ſpottwohlfeilen Literatur“ und unter gewiſſen Verhältniſſen der „geſchwinden Induſtrie“ zu übernehmen, ſo wird kein Rechtsſtaat mehr zögern, die Rechte der Schriftſteller in ihrem ganzen Umfang mit den ſchützenden Formen zu umgeben, die dem Privateigenthum zur Seite ſtehen. Dann wird aber auch kein Rechtsſtaat mehr Anſtand nehmen, den Ausländer in ſeinem Recht auf gleiche Weiſe zu ſchützen, wie den

Inländer. Die unwürdige Bilanz wird verſchwinden, die in den Büchern nichts ſieht, als ein Fabrikat, das im Lande eben ſo gut, und billiger, für den „eigenen Bedarf" hergeſtellt werden kann. Die Einigung der Staaten wird ſich von ſelbſt ergeben, wenn ſie von einem Prinzip ausgeht, von einem einleuchtenden, einfachen Prinzip, während ſie jetzt gar ſehr erſchwert wird durch die verſchiedenen, ganz willkürlich angeſetzten Schutzfriſten, und durch Rückſichten, die Alles umfaſſen ſollen, die Ziffer der Einfuhr und Ausfuhr, die Koſten der Fabrikation, die Papieraccise, den Bücherzoll, Alles, nur nicht dasjenige, worauf es ankömmt, nur nicht die Rechte der Schriftſteller. Wir ſind vollkommen überzeugt, daß die Anerkennung des ewigen Verlagsrechts einem vollſtändigen internationalen Verlagsrecht vorangehen muß.

Eben ſo ſind wir überzeugt, daß die Rechte der Schriftſteller ihre volle Anerkennung einſt finden werden. Mag das Ziel fern ſeyn; dies iſt kein Grund, an der Erreichung zu verzweifeln, noch weniger ein Grund, es zu verleugnen. Auch die Ungunſt der geſetzgebenden Verſammlungen, die faſt gleichzeitige Verwerfung der Bill von Talfourd und des franzöſiſchen Entwurfs ſchreckt uns nicht. Das Rechte bricht ſich ſeine Bahn.

Erfreulich iſt es, mit Andern in dieſer Ueberzeugung zuſammenzutreffen; erfreulich vor allem, das ruhige Beharren der ſächſiſchen Geſetzgebung bei ihrem Grundſatz zu ſehen. Auch der Ausſchuß, der im Jahr 1831 in den Vereinigten Staaten niedergeſetzt wurde, war bei der Ueberzeugung von einem ausſchließlichen und ewigen Recht der Schriftſteller angelangt. Wenn er nur eine beſtimmte Schutzfriſt beantragte (28 Jahre, und fernere 14 Jahre, wenn dann der Verfaſſer, oder ſeine Wittwe, oder eines ſeiner Kinder noch am Leben iſt), ſo war es nur, weil man die öffentliche Meinung für einen größern, für den richtigen Schritt noch nicht vorbereitet hielt.[1] Jede beſchränkte Schutzfriſt iſt, wie Talfourd bemerkt hat, eine Transaction, ein Kompromiß, eine Konceſſion auf Koſten des Prinzips zu Gunſten des Vorurtheils.

Eben wegen „des Herzens Härtigkeit" iſt es gerathen, auch die wohlverſtandenen Intereſſen voranzuſtellen. Mögen

[1] Lowndes 114 aus dem American Jurist.

denn zum Schluß noch ein paar Bemerkungen, aus dieſem Geſichtspunkte gefaßt, über den auswärtigen Nachdruck hier ſtehen.

Wenn Deutſchland dem Nachdruck auswärtiger Verlagswerke und der Einfuhr deſſelben entſagt, ſo beſorgt man, wir werden wieder auf die theuern, fremden Bücher angewieſen ſeyn.

Dieſe Beſorgniß iſt in mancher Hinſicht ungegründet. Es gibt engliſche Bücher, die ſo wohlfeil ſind, daß ſie nicht um ſo viel wohlfeiler hergeſtellt werden könnten, um den Nachdruck herauszufordern. Der ganze Waverley für vier Schilling Sterling würde einem Nachdruck, der auch ein paar Groſchen billiger wäre, vorgezogen werden. Von Lardner's Cabinet Cyclopædia ſind ein paar Bändchen in Brüſſel nachgedruckt, um ſo weniges wohlfeiler und ſo ſcheußlich, daß die Unternehmung aufgegeben worden. Der Atlas der Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe (zwei große Karten, Stahlſtich, mit Umſchlag — 1 Schilling) kann wohlfeiler nicht nachgeſtochen werden.

Andere engliſche Werke gibt es, welche ſehr theuer ſind und immer geweſen ſind und bleiben werden; ſie ſind niemals nachgedruckt, weil kein Markt dafür da iſt; alſo verliert Niemand dabei, wenn ſie nicht nachgedruckt werden dürfen.

Nun gibt es eine ſehr zahlreiche, ſehr gemiſchte Mittelklaſſe, im Verhältniß ziemlich viel theurer, als unſere Bücher.

Darunter ſind manche nachgedruckt worden und haben einen weiten Markt gefunden. Die engliſchen Verleger haben es ſich wohl gemerkt, was ſich auf dem Feſtland verkauft, ſobald es wohlfeil iſt. Sie werden entweder ſelbſt wohlfeilere Ausgaben veranſtalten, oder ſolche auf dem Feſtland unter ihrer Genehmigung veranſtalten laſſen. Die Schriftſteller werden ein direktes Intereſſe geltend machen, neben der engliſchen eine Ausgabe auf dem Feſtland zu autoriſiren. Daß in Frankreich, Belgien und Deutſchland Bücher wohlfeiler fabrizirt werden können, iſt keine Frage. Ein Grund liegt im Arbeitslohn, ein anderer in der Papieraccife, gegen welche die franzöſiſche Rednerbühne zu Felde zog, ohne jedoch, wie es ſcheint, zu wiſſen, daß die engliſche Papieraccife von 3 d. auf 1½ d. für das Pfund Papier ermäßigt worden.[1] Indeſſen bleibt es eine drückende Abgabe, weil ſie mit

[1] 6 u. 7 William IV. c. 58. (13. Aug. 1836.) Das umfaſſendere Geſetz 2 u. 3. Victoria c. 23. (19. Juli 1839.)

Einemmale entrichtet werden muß, ehe man noch weiß, ob das Buch sich verkaufen wird. Die Accise wird für jedes ausgeführte Buch nach dem Gewicht (Umschlag eingerechnet, da Pappe dasselbe bezahlt hat) zurück erstattet. Der Rückzoll beträgt wenig für das einzelne Exemplar, für die kleine Partie Bücher; er setzt den Verleger nicht in den Stand, das Buch wohlfeiler an den fremden Sortimentshändler abzulassen. Beim autorisirten Druck auf dem Festlande wird dies und Aehnliches vermieden. Die Engländer spekuliren viel zu gut, um den Markt ganz aufzugeben, den sie wenigstens theilweise sich offen halten können.

Und wenn nun einmal ein Roman (denn die möchte es meistens treffen) in keiner wohlfeilen Auflage erschiene, wäre es denn ein so großes Unglück? Vielmehr sehen wir im Geist die Anhänger des Merkantilsystems sich die Hände reiben, daß „das Geld im Lande bleibt!" Im selben Geist wäre hinzuzufügen: die Uebersetzungen werden stärker aufgelegt werden; da bleibt Honorar, Arbeitslohn, Fabrikkosten, Alles hübsch im Lande.

Bücher, die zu Zwecken des Sprachunterrichts bestimmt sind, pflegt man mit Anmerkungen, Wörterbuch und dergl. zu versehen. Das wäre denn kein Nachdruck; auch dafür behielte man das Geld im Lande (die große Angelegenheit!), sofern man nicht die hübschen, gleich wohlfeilen, kleinen Originalabdrücke vorzieht.

Was Frankreich betrifft, so sind wir nicht gewiß, daß Belgien um ein Namhaftes billiger fabriziren kann, als Paris. Aber das ist gewiß, daß der französische Buchhandel wieder zu Athem kommen, Etwas wagen, und die gewaltige Verbreitung der Brüsseler Nachdrücke sich zum Vorbild würde dienen lassen.

Aber die Handelsbilanz? Darüber wissen wir in der That zur Zeit keine ganz beruhigenden Versicherungen zu geben. Doch hat unsere Nationalliteratur die Aufmerksamkeit fremder Nachdrucker in ziemlichem Maße auf sich gezogen. Unsere klassische Philologie hat in England, fast alle unsere Literatur im skandinavischen Norden einen nicht zu verachtenden Markt. Und auch das wäre nicht zu verachten, wenn die Deutschen in Amerika von ihrem heimatlichen Schriftwesen etwas mehr Kunde nehmen wollten.

Der größte Gewinn bei der Abschaffung des internationalen Nachdrucks wäre auf Seiten der eigentlichen Nachdrucksstaaten: nämlich eine anständige Industrie statt einer unanständigen. Die

Fonds, welche die Senatoren und die Profeſſoren Belgiens dem Nachdruck anvertraut haben, würden in irgend einer der 90 Aktiengeſellſchaften, die Arendt ſchon vor zwei Jahren aufzählte, ein Unterkommen finden; der Buchhandel würde ſich heben.

Hat denn Belgien jetzt eine Literatur? Und was iſt die amerikaniſche Literatur, im Verhältniß zu dem, was ſie ſeyn könnte? Miß Martineau hat gewiß Recht, wenn ſie glaubt, ein großer Schriftſteller würde ſich auch durch die ungünſtigſte Lage der Dinge nicht zurückſchrecken laſſen; Amerika würde, wenn es auf ſein ungemeſſenes Nachdrucken verzichten wollte, nicht mehr große Schriftſteller, aber es würde ſehr viel mehr gute Bücher haben. Unſer Landsmann Lieber hat das Mögliche gethan, ſeinen neuen Mitbürgern dies Verhältniß anſchaulich zu machen. Auch den Schweizern wäre (nicht zu dieſem Zweck allein) die Einigkeit zu gönnen, die zu einem gemeinſamen Beſchluß erforderlich iſt, um den Nachdruck auszuſtoßen.

Was aus den vereinzelten Beſtrebungen, bei den abweichenden Anſichten und den willkürlichen Beſtimmungen über das Verlagsrecht, werden kann, wagen wir nicht zu errathen. Nur der Behauptung möchten wir widerſprechen, daß Alles nicht fruchten werde, ſo lang auch nur ein Staat, ſo lang Belgien nicht den Nachdruck aufgebe; daß ſelbſt in dieſem undenkbaren Fall der Nachdruck von Land zu Land (bis nach China, ſagt Kapt. Marryat) ſich flüchten würde. Wenn Deutſchland, Großbritannien, Frankreich einig ſind, ſo wird Belgien den Markt verſchloſſen finden.

Für den buchhändleriſchen Verkehr würden große Vortheile, ein viel regerer Austauſch und vielfach erleichterte Geſchäftsformen ſich ergeben. Man thut dem deutſchen Sortimentshandel großes Unrecht, wenn man ihm die erhöhten Preiſe vorwirft, zu welchen er die fremden Bücher liefert. Unter gar zu ungünſtigen Bedingungen werden ſie ihm dargeboten. Allerdings, man kann das Buch, das man haben will, wohlfeiler bekommen, wenn man es in Paris beſtellt und dem Packet des Papierhändlers beiſchließen läßt. Aber das iſt kein Sortiment, wo keine Auswahl iſt, ſondern nur gelegentliche Beipackung des gelegentlich und ausdrücklich Beſtellten. Die Nachläſſigkeit der engliſchen Kommiſſionäre iſt vollends ſprüchwörtlich. Das Alles kann ſich nur beſſern, wenn

die Beziehungen freundlicher, lebhafter, dem gegenseitigen Intereſſe entſprechender ſich geſtalten.

Ein hoher Eingangszoll für fremde Literatur iſt eine Barbarei. Vielleicht iſt die augenblickliche Konjunktur in England Unterhandlungen günſtig.

Große Uebel, fromme Wünſche — das iſt, mit wenigen Ausnahmen, die Summe des Dargeſtellten. Die großen Uebel will man lieber tragen, als einem möglichen, geringen Nachtheil ſich ausſetzen, als ein oder das andere Buch einmal etwas theurer bezahlen. Von den frommen Wünſchen will man nicht zum Entſchluß übergehen, ſie nicht mit einem Grundſatz vertauſchen, den die Ehre und das Rechtsgefühl empfiehlt, der, ſelbſt wenn er unerwiedert bliebe, die Würde des Staates nicht gefährden kann, der mit den wohlverſtandenen Intereſſen nicht ſtreitet. Iſt das weiſe, iſt es wohlgethan?

Dennoch, weil wir, wenn gleich langſam, vorwärts gehen, vertrauen wir der Zeit und Vernunft, und hoffen dereinſt (um mit den Worten von Chriſtie zu ſchließen) ein „internationales, ewiges Verlagsrecht.“

Hamburg, im Mai 1841.

C. F. Wurm.

Zur Beurtheilung

des

Handelsvertrags zwiſchen den Staaten des großen deutſchen Zollvereins und den Niederlanden.

Kenntniß iſt die nothwendige Grundlage jedes zuverläſſigen Urtheils. Der Zweck dieſer Schrift iſt: eine möglichſt gedrängte und doch klare Zuſammenſtellung alles desjenigen, was zur richtigen Beurtheilung des deutſch-holländiſchen Handelsvertrages erforderlich ſcheint; und die Schrift ſelbſt zerfällt demgemäß in drei Abtheilungen:

I. Die Lage der kontrahirenden Parteien.
II. Ihr Verhältniß zu einander und die Frage: ob daſſelbe zu einem Handelsvertrage geeignet erſcheint?
III. Die Unterſuchung: in wie fern der Vertrag von 1839 ſeinem Zwecke entſpricht.

I. Die Lage der kontrahirenden Parteien.

A. Deutſchlands Lage.

1. In induſtrieller Beziehung.

Deutſchland iſt nie ein Handelsſtaat geweſen und konnte es nicht ſeyn, ſo lange die tauſenderlei verſchiedenen und großentheils divergirenden Intereſſen der vielen, in unſeliger Selbſtgenügſamkeit

nur der Form, oder dem Namen, nicht dem Weſen nach vereinigten Beſtandtheile des großen Ganzen jedes erſprießliche Wirken zur Förderung des Geſammtwohls unmöglich machte.

Die Geſchichte liegt nicht im Bereiche unſerer gegenwärtigen Aufgabe; wir haben es mit Gegenwart und Zukunft zu thun; nur was unmittelbar zur Beurtheilung dieſer unerläßlich ſcheint, haben wir aus der Vergangenheit zu berühren. Wie ſich die Verhältniſſe durch den weſtphäliſchen Frieden geſtaltet hatten — traurig genug für uns —, ſo fand ſie der Heros unſerer Kriegsgeſchichte noch vor, als er mit ſeinen ſieggewohnten Truppen auch Deutſchland überzog, und wenn ſein Ziel nicht weiter hinaus gelegen hätte — wer weiß, ob jene Verhältniſſe, ſo fern von Handel und Induſtrie die Rede, nicht heute noch im Weſentlichen dieſelben wären? — Deutſchland hat dem korſiſchen Helden viel zu danken. Er hat das ſchlafende Bewußtſeyn der Nationalkraft geweckt und aufgerüttelt, bis dieſe ſich ſtark genug fühlte, ihn ſelber zu überwinden und die kecken Eroberer hinter die Grenzen zurück zu treiben, welche ihnen die Großmuth der Sieger zog. Eben deshalb ſteht es uns wohl an zu bekennen, daß wir ihm Dank ſchuldig ſind. Aber Napoleon drang nicht nach Wien, Berlin und Moskau vor, um Deutſchland zu erobern, ſondern um das ſtolzeſte aller Nationallieder: „Rule Britannia, rule the waves," als eine Lüge zu ſtempeln und den Dreizack Albions zu zerbrechen.

Dieſer Zweck gebar die Idee der Kontinentalſperre, und die Ausführung dieſer Idee hat auch die Induſtrie Deutſchlands aus dem langen Schlafe geweckt. Wir wollen dieſe Wirkung der Kontinentalſperre nur an einem Beiſpiele anſchaulich machen. Bis ins erſte Decennium dieſes Jahrhunderts war England gewohnt, die deutſchen Märkte unter andern mit dem Bedarf an ſogenannten Callicos und ſonſtigen gedruckten Baumwollenzeugen zu verſorgen. Als die Nordſeehäfen verſchloſſen waren, gingen die werthvollen Ballen in ganzen Schiffsladungen durch den Sund, und als ſucceſſive auch die deutſchen Oſtſeehäfen geſperrt wurden, ſuchten ſie zuletzt die ruſſiſchen Häfen, theils direkt, bei 30 Procent Aſſekuranz und entſprechend hoher Fracht, theils via Gothenburg, von wo man die Waaren landwärts bis Karlshamm, dann wieder ſeewärts nach Memel, Libau, Riga führte und von dort abermals landwärts auf großen Umwegen bis nach

Deutſchland zu bringen ſuchte, und auch theilweiſe wirklich hinein brachte. Allein die Lager der genannten Häfen waren bald mit engliſchen Waaren überfüllt; die Notirungen blieben dieſelben, aber nominell; denn es ward nichts mehr verkauft. Man hatte ſich in Deutſchland an franzöſiſche und ſchweizeriſche Fabrikate, zum Theil auch ſchon an eigene gewöhnt. Daß aber der Geſchmack ſich geändert, der Bedarf ſich vermindert habe, ward von den ehrlichen Kommiſſionären vergebens nach England berichtet. Die dortigen Fabrikanten glaubten es nicht; ſie arbeiteten beharrlich fort, faſt immer nach den alten Muſtern, und kalkulirten ſo: 1805 wurden in Deutſchland für X Pf. Strl. Callicos verkauft; von 1806 bis 1809 ſehr wenig, von 1810 bis 1814 faſt nichts, alſo braucht der deutſche Markt 1815 mindeſtens für 5 X Pf. Strl. Und als den Kaufleuten die Rechnung nicht einleuchten wollte, ſchickten jene ihren Ueberſchuß ſelbſt in die Welt, und verkauften natürlich billiger, immer billiger, bis zuletzt die alten Lagervorräthe weit unter dem wahren Werth verſchleudert wurden. Das war freilich dem Handel als ſolchem ſehr nachtheilig; es ward aber andererſeits die Veranlaſſung, daß von nun an die Baumwollenzeuge auch von den Landleuten gekauft wurden, zum ſpätern Vortheil der einheimiſchen Baumwollenweberei.

So mußten die Folgen der Kontinentalſperre, in mannichfacher Verzweigung, zur Belebung der deutſchen Induſtrie dienen, und dies iſt der Standpunkt, von welchem wir unſere Gegenwart zu betrachten haben. Der Friede hat uns bei weitem nicht Alles gebracht, worauf wir wohlbegründeten Anſpruch hatten; aber die Induſtrie iſt nicht wieder eingeſchlafen, ſondern lebendig geblieben, mithin auch vorwärts geſchritten; und das iſt viel, denn wir haben dadurch einſehen gelernt,

daß wir in induſtrieller Hinſicht ſelbſtſtändig und unabhängig werden können, wenn wir wollen.

Der Induſtriezweige, in welchen ſich der Fortſchritt klar und entſchieden darſtellt, ſind ſchon viele; — wir können hier nur einige der wichtigſten etwas näher ins Auge faſſen. — Einzelne, wie z. B. die Eiſen- und Baumwollenindustrie, haben in Deutſchland eine Stufe erreicht, auf welcher — bei ſonſt gleichen Verhältniſſen — jede kleinliche Beſorgniß vor der Konkurrenz mit dem Auslande ſchwinden müßte. Wiſſen wir doch, ſelbſt aus

neuern Parlamentsverhandlungen, daß deutsche Fabrikate aus diesen Industriezweigen nicht blos im Auslande mit den brittischen Erzeugnissen derselben Art wetteifern, sondern auch in England selbst, trotz den hohen Eingangszöllen, theilweise mit Nutzen verkauft werden können.

Um aber den gegenwärtigen Standpunkt unserer Industrie etwas näher zu bezeichnen, lassen wir in möglichster Kürze einige statistische Angaben folgen, und legen dabei außer den bekannten Werken von Ferber, Dieterici, Weber und Bowring, offizielle Berichte neuerer Zeit, so weit sie uns zugänglich sind, zu Grunde.

1. Die Baumwollenindustrie.

In der preußischen Monarchie allein waren 1837 schon 45,000 Baumwollenwebestühle im Gange; außerdem noch 4340 Band- und 2118 Strumpfwebestühle, und — was bei dem geringen Eingangszoll auf englischen Twist noch auffallender erscheint — 43 Baumwollenspinnereien, mit circa 120,000 Spindeln. Für diese Industrie waren, außer dem direkt beschäftigten Personal, noch in Thätigkeit:

Für die Baumwollenzeugdruckerei 971 Meister und 4202 Gehülfen, und

für die Färberei 3387 Meister mit 3852 Gehülfen.

Wie diese Industrie, und namentlich die Weberei, in neuerer Zeit zugenommen, erhellt aus Folgendem:

Wenn schon 1828 auf etwa 18,000 Stühlen für 23 Mill. Thaler Waare gewebt ward, so betrug der Werth dieser Manufakturen im Durchschnitt der 3 nächsten Jahre 18$^{7}/_{9}$ schon beinahe 30 Mill. Thaler, während das Gewicht des verwebten Garns gleichzeitig von 132,000 auf 152,000 Ctr. stieg. Die Zahl der Baumwollenwebestühle in Preußen betrug aber 1825 nur 22,139, 1834 schon 31,759 und 1837, wie gesagt, 45,013, hat sich also in den 12 Jahren mehr als verdoppelt und ist auch seitdem in steter Zunahme geblieben. Für den ganzen Zollverein betrug die Ausfuhr von verarbeiteter Baumwolle (Garn, Gewebe ꝛc. zusammen) 1835 schon 81,000 Ctr., 1837 aber über 120,000 Ctr.; und in dem letztgenannten Jahre stellte sich das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr sehr günstig; denn es wurden zum Konsum eingeführt, an roher Baumwolle, ungezwirntem Garn und

Watten 562,255 Ctr., ausgeführt nur 64,091 oder der neunte Theil; dagegen von gezwirntem und gefärbtem Garn nur 6808 Ctr. ein- und 16,802 Ctr. oder 2½ Mal mehr ausgeführt, und an geſtrickten und gewebten Waaren nur 15,653 Ctr. ein- und 75,193 Ctr. oder 4¼ Mal ſo viel ausgeführt.

2. Die Seidenindustrie.

Auch die Seidenmanufaktur iſt im erfreulichſten Fortſchreiten geweſen. Die Zahl der Seidenwebeſtühle im preußiſchen Staate ſtieg von 4000 im J. 1822 auf 8400 im J. 1826 und auf 14,111 im J. 1837, und der reine Gewinn dieſes Induſtriezweiges für den Staat ward für 18$^{26}/_{28}$ jährlich auf etwas über 2 Millionen, für 18$^{36}/_{37}$ ſchon mehr als 3½ Millionen pr. Jahr geſchätzt, d. h. es ward an Seidenfabrikaten für 1½ Mill. Thlr. mehr aus- als eingeführt, wovon nach Abzug von 4 Mill. Thlr., als Werth der eingeführten ſogenannten rohen Seide, 3½ Mill. als Gewinn bleiben. An dieſer preußiſchen Induſtrie iſt bekanntlich die Rheinprovinz ſehr überwiegend betheiligt; von den erwähnten 14,111 Stühlen waren in Sachſen und Schleſien nur 205, in Brandenburg 2345, in der Rheinprovinz aber 11,591 in Thätigkeit. — Im ganzen Zollverein wurden 1837 eingeführt und verzollt: an reinen Seidenwaaren 2473 Ctr., an Halbſeidenwaaren 1407 Ctr.; ausgeführt dagegen von jenen 4512, von dieſen 2907 Ctr.; alſo Mehrausfuhr 2038 Ctr. reine und 1500 Ctr. Halbſeidenwaaren. (Das Jahr 1835 ſtellte ſogar einen Ueberſchuß der Ausfuhr über die Einfuhr von 4743 Ctr. reinen und 2248 Ctr. Halbſeidenwaaren heraus; leider können wir nicht beurtheilen, wie ſich die Reſultate der letzten Jahre zu den hier aufgeſtellten verhalten, weil neuere offizielle Angaben nicht vorliegen.)

3. Die Wollenindustrie.

In Betreff dieſes Induſtriezweiges, der freilich bei uns alten Urſprungs und wahrhaft einheimiſch, deshalb auch beſonders wichtig iſt, hat man neuerlich viele Klagen vernommen, und es hat ſich auch wirklich in einzelnen Gegenden unſeres Staats Abnahme gezeigt; in andern jedoch, und auch im Ganzen, eine große Zunahme. Die ruſſiſche Grenzſperre hat jene veranlaßt. Der Handel über Kiächta nach China hörte auf; allein die Ausfuhr

dahin belief sich in einem der besten Jahre (1820) auf nicht mehr als 40,000 Stück Tuch von etwa 1 Million Thaler an Werth. Nach andern Richtungen hin hat der Absatz weit mehr zugenommen. Vor 1806, in der sogenannten guten Zeit, ward der Werth der gesammten preußischen Tuchfabrikation auf circa 13 Mill. Thlr. jährlich geschätzt; in unserer Zeit beläuft sich derselbe, trotz den erniedrigten Preisen, durchschnittlich auf circa 32 Mill. Thlr. pr. Jahr. Ziehen wir für die hinzugekommenen Provinzen die Hälfte ab, so bliebe für Altpreußen immer eine Zunahme im Werth von 3 auf 13. — Was den Zollverein betrifft, so betrug der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von gewebten Wollenzeugen und Strumpfwaaren 1832 schon 33,000 Ctr.; er ist seitdem noch bedeutend gestiegen, während gleichzeitig auch der inländische Bedarf mehr und mehr durch eigene Fabrikation gedeckt wird. Im Jahr 1837 wurden von solchen Waaren (Teppiche nicht mitgerechnet) 17,634 Ctr. zum Konsum eingeführt und 68,767 Ctr. ausgeführt. Die Ausfuhr war also an Gewicht beinahe auf das Vierfache der Einfuhr gestiegen.

4. Die Leinenindustrie

hat freilich ein weniger günstiges Schicksal gehabt, was um so mehr zu beklagen ist, als dieselbe, gleich der Wollenindustrie, von Alters her einen recht eigentlich deutschen Industriezweig bildete, überdies mit den Interessen des Ackerbaues auf das Innigste zusammenhängt. In Preußen ging die Zahl der als besonderes Geschäft betriebenen Webestühle von 1819 bis 1831 von 43,000 auf 31,000 herunter, stieg dann wieder 1834 auf beinahe 37,000, betrug aber 1837 nur 35,877. Es müssen indeß zur Beurtheilung des Ganzen die Nebengeschäftsstühle hinzugerechnet werden. Man schätzt die Produktion eines solchen Stuhls auf $^1/_{12}$ der Produktion eines Hauptstuhls. Zählen wir nun die Anzahl der Nebenstühle, mit 12 dividirt, zu der Anzahl der Hauptstühle hinzu, so erhalten wir für 1826 noch 55,414, für 1831 nur 49,266, für 1837 aber wieder 56,400. — In Bezug auf den gesammten Zollverein bemerken wir, daß im J. 1837 von gewebten Leinenwaaren aller Art nur 15,027 Ctr. einverzollt und 132,707 Ctr. (beinahe das Neunfache) ausgeführt wurden; von gefärbtem und gebleichtem Garn gingen 5049 Ctr. ein und

13,056 Ctr. aus; von rohem Garn dagegen 35,198 Ctr. ein und 28,688 aus, und von Zwirn 5066 ein und nur 385 Ctr. aus. — Doch die Klagen der bei dieſem Geſchäfte Betheiligten ſind notoriſch begründet und unſchwer zu erklären. Der Freiherr von Reden hat, in ſeinem Werke über den deutſchen Leinenhandel, den Gegenſtand trefflich beleuchtet. Es iſt in der That nicht wohl zu begreifen, weshalb die Baumwollenwaaren mit einem Zoll von 50 Thlrn., die Leinenwaaren nur mit 11 Thlr. pr. Ctr. gegen fremde Konkurrenz geſchützt ſeyn ſollen.

5. Die Lederfabrikation

bietet wieder ein günſtiges Reſultat dar. Preußen zählte 1822 nur 894, dagegen 1834 bei ſtetiger Zunahme 1117 Lohmühlen, und in derſelben Zeit wuchs die Zahl der mit der Gerberei beſchäftigten Perſonen von 8937 auf 9859. Im ganzen Zollverein betrug an fertigem Leder (loh- und weißgar ꝛc.) die Einfuhr 1834 — 2903 Ctr., 1837 — 4498 Ctr.; die Ausfuhr 1834 — 11,502 Ctr., 1837 — 14,844 Ctr.; beide alſo, Ein- und Ausfuhr, haben zugenommen, aber auch der Ueberſchuß der Aus- über die Einfuhr hat ſich von 8599 auf 10,346 Ctr. gehoben und auch von Lederarbeiten wurden 1837 beinahe 2000 Ctr. mehr aus- als eingeführt.

6. Die Glasfabrikation

iſt ebenfalls im Zunehmen. In Preußen arbeiteten 1831 nur 96, 1834 ſchon 107 Glashütten, und von gewöhnlichen, beſonders von grünen Glaswaaren, ward beträchtlich mehr aus- als eingeführt. Hinſichtlich des geſchliffenen und Spiegelglaſes war es umgekehrt, doch hat ſeit Gründung des Zollvereins auch in dieſer Branche die Abhängigkeit Deutſchlands vom Auslande merklich abgenommen. Im ganzen Zollverein war 1837 das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr folgendes: an grünem Hohlglas 550 und 22,317, an weißem Hohl- und nicht geſchliffenen Tafelglas 9364 und 13,796, an Spiegelglas 6559 und 6826 und an Glaswaaren in Verbindung mit unedlen Metallen 149 und 6687 Ctr.; alſo in dieſen 4 Gattungen Ueberſchuß der Ausfuhr von reſp. 21,767, — 4432, — 267, und 6538 Cntr.; dagegen wurden von gepreßtem, geſchliffenem, vergoldetem ꝛc. Glas

7153 Ctr. ein- und nur 1657, also 5496 Ctr. weniger ausgeführt.

7. Die Eisenfabrikation,

deren wir schließlich gedenken wollen, ist zwar zu komplizirt, um die Resultate in wenigen Zeilen klar hinstellen zu können; doch dürfte das Folgende für unsern Zweck genügen. Das Bergbau- und Hüttenwesen im Allgemeinen hat wohl unbestreitbare Fortschritte gemacht; aber es bleibt doch noch Vieles zu thun übrig, wenn die Resultate der Produktion denen der Fabrikation auch nur einigermaßen entsprechen sollen. Im preußischen Staate betrug nach offiziellen Angaben der Gesammtwerth der Produktion des Bergbauwesens im Jahre 1837 — 23,629,572 Thlr.; 1838 — 25,126,344 Thlr. und 1839 27,868,057 Thlr.; also in 2 Jahren eine Zunahme von mehr als 18 Prozent. Von den einzelnen Hauptabtheilungen ist in diesen 3 Jahren der Werth der Salinenproduktion mit 1,350,000 Thlr. sich ungefähr gleich geblieben; dagegen stieg die Steinbruchproduktion von 352,585 auf 459,507 und dann auf 782,235 Thlr.; die Braun- und Steinkohlengewinnung von 4,046,347 auf 4,633,425 und 5,134,828 Thlr.; die Erzgewinnung aber nur von 1,513,201 auf 1,719,739 und 1,861,219 Thlr., und von letzterer betrug der Werth von Eisenerz und Eisenstein 1837 — 481,504, 1838 — 567,748 und 1839 nur 559,614 Thlr. Die Gesammtproduktion des Hüttenbetriebes stieg dagegen in denselben Jahren von 16,372,910 auf 16,953,387 und dann auf 18,804,339 Thlr. Werth; von diesen Summen kommen auf die Eisenproduktion erst 12,511,466, dann 13,058,438, und dann 14,291,474 Thlr., und davon wieder auf Gußwaaren erst nur 620,886, dann 2,123,714 und 2,571,715 Thlr.; während die Anzahl der Hütten überhaupt von 986 auf 1093 und 1205, und die der Eisenhütten von 829 auf 919 urd im Jahr 1839 auf 1040 stieg. — Zur Erleichterung der Uebersicht drücken wir die Zunahme der Eisenproduktion von 1839 gegen 1837 in Prozenten aus: sie betrug an Eisenstein und Erz 16⅓, und in der gesammten Eisenhüttenproduktion 13⅗, in Gußwaaren allein aber 314⅓ Prozent, also eine Vermehrung um mehr als den dreifachen Werth, während die Produktion von Roh- und Frischeisen im Jahre 1839 um 1½ Prozent geringer war als 1837.

Was den Absatz dieser Produktionen betrifft, so wurden in Preußen in den Jahren 18$^{37}/_{38}$ durchschnittlich an Roheisen, Gußeisen ꝛc. 51,864, an geschmiedetem Eisen, Blech und Drath 55,248, zusammen 107,112 Ctr. mehr ein- als ausgeführt; dagegen an Eisenwaaren 68,111 Ctr. mehr aus- als eingeführt. Wiederum ein hinsichtlich der Fabrikation erfreuliches Zeichen; aber schon damals machte Ferber die Bemerkung, daß Preußen dieser blühenden Industrie auch an Rohstoff weit mehr liefern könnte.

Für den ganzen Zollverein stellt sich ein ähnliches Resultat heraus. 1834 wurden von Roheisen, Schmiedeeisen, Blech, Drath und Ankerketten 384,849 Centner mehr ein- als ausgeführt, von Eisenwaaren dagegen 90,423 Centner mehr aus- als eingeführt. Die Mehreinfuhr jener betrug aber 1836 nur 248,179 und 1837 nur 242,754 Ctr., und die Mehrausfuhr dieser hob sich 1836 auf 108,527 und betrug 1837 102,075 Ctr.; also ein entschiedener Fortschritt zum Bessern, Abnahme der Einfuhr von rohen Produkten, Zunahme der Ausfuhr von Fabrikaten. Besonders günstig stellt sich aber der Vergleich in Betreff der feinen Eisenwaaren, wovon 1834 die Einfuhr 1887, und die Ausfuhr 12,161 Ctr., 1837 dagegen jene 2275, diese 16,425 Ctr. betrug, so daß der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr feiner Eisenwaaren in den 5 Jahren von 10,274 auf 14,150 Ctr. gestiegen ist.

Endlich darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Maschinenfabriken in neuester Zeit an Zahl und Leistungsfähigkeit bedeutend zugenommen haben. Zu den in Preußen allein (nach Webers Handbuch) im Jahr 1838 bestehenden 23 Etablissements dieser Art sind seitdem wieder mehrere hinzugekommen, und die Fabrikate derselben gewinnen alljährlich an innerem Werth.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um den Zustand der deutschen Industrie vor Abschluß des Vertrags mit Holland zu bezeichnen. Wir haben zwar keinen Widerspruch gefürchtet, als wir weiter oben sagten, daß die Industrie in Deutschland nicht wieder eingeschlafen, sondern lebendig geblieben und weit genug fortgeschritten sey, um in manchen Zweigen — unter sonst gleichen Umständen und Verhältnissen — die Konkurrenz des Auslandes nicht mehr fürchten zu müssen. Aehnliches ist oft

gesagt und wohl fast eben so oft geglaubt worden; ein solcher Glaube hat aber nur Werth, wenn er auf eigener Kenntniß der wahren Zustände beruht. Deshalb schien uns eine kurze Schilderung des Fortschritts einiger der wichtigsten Industriezweige nicht überflüssig, vielmehr zu unserm Zwecke erforderlich.

„Bewußtseyn in Wollen, Denken und Thun ist unserer Zeit wie keiner frühern gegeben; sie erlaubt nicht nur, sie gebietet den Zeitgenossen, über sich selbst zu reflektiren." — Mit diesen Worten wenden wir uns jetzt: 2) zu der kommerziellen Lage Deutschlands.

2. Die kommerzielle Lage Deutschlands.

Um den gegenwärtigen Standpunkt Deutschlands in der Handelswelt zu bezeichnen, müssen wir vor Allem die nächste und wichtigste Folge des Bewußtseyns einer auch in dieser Beziehung möglichen Selbstständigkeit nennen. In der Handelswelt existirt Deutschland als solches, d. h. als eine einige Macht, nur im Zollverein. Was von diesem sich gesondert hält, gehört einer andern Handelswelt an, nicht der deutschen. Aber die Deutschen werden mehr und mehr zur Einsicht kommen, daß die wahren National-Interessen nicht ungestraft in der Absonderung von den Handels-Interessen beharren dürfen, und die Zeit wird nicht mehr fern seyn, in welcher die Namen „Deutschland" und „der Zollverein" identisch sind. Diesem guten Glauben wolle man es zuschreiben, wenn wir uns wissentlich eines Anachronismus schuldig machen und jetzt schon, statt „der große deutsche Zollverein," mitunter kurzweg Deutschland sagen.

Wenn Deutschland in Betreff seiner Industrie einem kräftigen Manne vergleichbar ist, der, obwohl ihm oft der nächste Weg versperrt wird, dennoch sein Ziel nicht aus dem Auge verliert, vielmehr dasselbe auch auf Umwegen beharrlich zu erreichen strebt, so erscheint uns dagegen das kommerzielle Deutschland als ein Jüngling, der, mit schönen Anlagen reich gesegnet, seine werdende Kraft wohl fühlt, aber auch leicht überschätzt, weil er noch viel zu wenig gelernt hat, noch viel zu unreif ist, um sich selbst und was ihm Noth ist, richtig beurtheilen zu können. Freilich ist ein vielerfahrener, kluger Lehrer nahe genug; jener braucht nur den Blick gen Abend zu wenden, um ihn mit all seiner Weisheit vor

ſich ſitzen zu ſehen; und er ſieht ihn täglich, hat ihn täglich ſchon als Kind geſehen, aber — ſtumm, die Lippen nur öffnend, um den Rauch aus ſeiner Tabakspfeife vor ſich hin zu blaſen und ſeine Weisheit möglichſt zu verhüllen. Die Hülle trübt denn auch mitunter den eigenen Blick, und ſo glaubt er immer noch den Knaben vor ſich zu ſehen, den er fortwährend als Schüler und zugleich als Koſtgänger zu behalten wünſcht. — Der Wunſch wird nicht in Erfüllung gehen; es gibt noch andere, entferntere und doch billigere Lehrer. — Zwar ſind auch dieſe, mit ſehr wenigen Ausnahmen, nicht eben bereit, dem Wißbegierigen die Bücher der Weisheit zu öffnen und zu erklären, wenn ſie ſich zuvor nicht überzeugt haben, daß ſein Intereſſe mit dem ihrigen übereinſtimmt. Es geht indeß mit der Geheimnißkrämerei mehr und mehr zu Ende; die Macht der Oeffentlichkeit gewinnt immer weiteres Feld. Wir reden hier natürlich nicht von Privatbeziehungen und Einzelintereſſen, ſondern von allgemeinen Verhältniſſen.

England hat längſt gewußt, daß Kenntniß Macht iſt, und es daher für zweckdienlich erachtet, die allgemeinen Reſultate ſeiner kommerziellen Operationen in möglichſt vollſtändiger und genauer Zuſammenſtellung, und zugleich möglichſt friſch zu veröffentlichen. Auch in Frankreich geſchieht in dieſer Hinſicht viel Löbliches. Selbſt Rußland, trotz ſeiner ſchroffen Abſperrung in Bezug auf induſtrielle Intereſſen, ſtrebt den Handel nicht allein durch Belehrung zu fördern, indem es die detaillirteſten Berichte über alle Aus- und Einfuhren alljährig publiziren läßt; ſondern es zieht auch bei jeder zeitgemäß ſcheinenden Aenderung in der Handelsgeſetzgebung den betheiligten Handelsſtand vorher zu Rathe. In dem kleinen Handelsſtaat Hamburg dagegen, der zwar zu Deutſchland, aber bis jetzt nicht der deutſchen Handelswelt angehört, ward bis jüngſt, in Bezug auf die Ausfuhren wenigſtens, die für uns das Weſentlichſte ſind, die alte Lehre des Geheimhaltens für unantaſtbar erachtet. Nachdem es indeß dem Herrn v. Reden gelungen war, in manchen Beziehungen den Schleier endlich einmal zu lüften, hat man ſich auch dort bewogen gefunden, Herrn Soetbeer mit einigen intereſſanten Dokumenten behufs der Veröffentlichung zu verſehen. — Mit welcher Offenheit man in Belgien verfährt, iſt bekannt; für das Land ſelbſt aber geſchieht noch Manches, was nicht immer zur Kunde des Auslands

kommt; ſo werden den Handelskammern häufig die neueſten, nicht ſelten mit Muſtern begleiteten Berichte der auswärtigen Handelsagenten zur Benutzung und weitern Verbreitung unter die Betheiligten anheim geſtellt. — Und auch in Holland greift, trotz der oben erwähnten Umhüllung, das Prinzip der öffentlichen Belehrung immer weiter; nicht allein die neueſten ſtatiſtiſchen Ueberſichten, ſondern auch namentlich alle Aenderungen und Eventualitäten, die auf den Handel im Allgemeinen von Einfluß ſeyn können, werden dort raſch, wie es das Gedeihen des Handels erfordert, publizirt. — In Deutſchland ſind wir leider ſo weit noch nicht. Hatten wir doch unlängſt noch zu beklagen, daß eben der Handelsvertrag, deſſen Beleuchtung der Zweck dieſer Schrift iſt, nach erfolgter Ratifikation am 2. April, zuerſt den Sachſen am 13., dann den Holländern am 17., und den ihnen zunächſt wohnenden preußiſchen Rheinländern erſt am 24. April offiziell bekannt ward; den Holländern aber war durch halboffizielle Veröffentlichung des weſentlichen Inhalts ſchon mehrere Wochen früher die volle Ueberzeugung des Abſchluſſes geworden, während die Deutſchen in völligem Zweifel gelaſſen wurden, ſo daß letztere, ohnehin ſchon dem Abſchluß größtentheils entgegen, ſich nun durch das unerklärliche Verzögern der Publikation doppelt gegen Holland benachtheiligt ſahen. Und ſo geht es bei uns faſt immer. Dem Handel wichtige und intereſſante Nachrichten werden entweder gar nicht oder zu ſpät veröffentlicht. Es fehlt zwar in manchen Hauptgegenden der Handelswelt nicht an Konſuln und Agenten für einzelne deutſche Staaten, und dieſe ſind auch wohl gehalten, über Alles, was ſie von kommerziellen Verhältniſſen erfahren, ausführlich zu berichten; aber keineswegs zum Nutzen des kommerziellen Publikums, ſondern nur zu einſeitiger Belehrung ihrer reſpektiven Miniſterien, und dadurch geht nicht ſelten aller Nutzen verloren. Es wird ſogar bedauert, daß einer der beſten, früher zur Belehrung der Betheiligten nicht unweſentlich beitragenden deutſchen Jahresberichte über den Verkehr eines der wichtigſten Handelsplätze ſeit einigen Jahren nicht mehr erſcheinen darf, weil deſſen Verfaſſer einen Konſulatspoſten angenommen hat, und mehr noch iſt es zu beklagen, daß die früher übliche Publikation der gehaltreichen Berichte unſerer Handelskammern neuerlich wieder eingeſtellt worden iſt. — Wir dürfen indeſſen wohl die Hoffnung hegen, daß

auch in dieſer Beziehung ein Fortſchritt zum Beſſern nicht mehr fern ſeyn werde. „Kenntniß iſt Macht.“

Es darf unbedenklich angenommen werden, daß die oben angedeuteten, außerordentlichen Fortſchritte des deutſchen Gewerbfleißes zum Theil und beſonders in neueſter Zeit dem Wirken der Gewerbvereine zuzuſchreiben ſind, deren Zahl ſich bis in unſere Tage fortwährend mehrt. Einer der älteſten Vereine dieſer Art iſt die im Jahr 1765 errichtete Geſellſchaft zur Beförderung des Kunſtfleißes ꝛc. in Hamburg, welche jedoch ihre jetzige Geſtaltung vor 26 Jahren erſt erhielt, und deren Wirkſamkeit eine meiſt lokale blieb, bis ſie im verfloſſenen Jahre, durch Errichtung einer „merkantiliſchen Sektion zur Beförderung allgemeiner Handels-Intereſſen,“ einen erweiterten Umfang gewann. Der umfaſſendſten Wirkſamkeit dagegen erfreuten ſich vielleicht die ſchon ſeit 60 Jahren beſtehende Geſellſchaft zur Aufmunterung der Manufakturen und des Handels (!) in London, und die 1801 begründete Geſellſchaft zur Beförderung des Nationalfleißes in Paris. — In Deutſchland ſind die derartigen Inſtitute (mit Ausnahme des Hamburger) neuern Urſprungs, und die Verwirklichung der Idee eines das ganze Vaterland umſchließenden Vereins iſt der glücklicheren Zukunft vorbehalten. Bis jetzt hat ſich keiner über die Grenzen des Staats, dem er angehört, hinausgewagt, und ſelbſt ein den Zollverein umfaſſendes Patentgeſetz wird ſchmerzlich vermißt. Von Induſtrievereinen für größere deutſche Staaten und Provinzen ſind uns 12 bekannt; der älteſte derſelben iſt der polytechniſche Verein in München (ſeit 1816); darauf folgen: 1817 das polytechniſche Inſtitut in Wien und 1820 der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Berlin; die übrigen 9, für Sachſen, Würtemberg, Böhmen, Hannover, Heſſen-Kaſſel, Heſſen-Darmſtadt, Braunſchweig, Inner-Oeſterreich und Nieder-Oeſterreich, ſind ſämmtlich ſeit 1830 entſtanden. Außerdem gab es aber, nach „Pfaffenroths Generalblatt,“ im Jahr 1838 ſchon 72 deutſche Lokal-Gewerbvereine. Karmarſch hat in einem Heft der „deutſchen Vierteljahrsſchrift“ 45 derſelben näher bezeichnet, und darunter 18 in Preußen, ſämmtlich ſeit 1827 begründet. Bekanntlich ſind gleichzeitig auch landwirthſchaftliche Vereine von analoger Tendenz in allen Gegenden Deutſchlands entſtanden. Daß bei ſo regem Gemeinſinn zum Beſten der

Industrie (wiederum mit Ausnahme der erwähnten Hamburger Sektion, und der vor Kurzem gebildeten Triester Gesellschaft zur Beförderung des Absatzes österreichischer Produkte) noch kein einziger ähnlicher Verein zur Beförderung des Handels in Deutschland sich gebildet hat, könnte befremden, wenn es nicht in der Natur des Handels läge, daß hier fast immer das unmittelbare Sonderinteresse vorwaltet, so daß jede Handelsgesellschaft nur auf ihren eigenen Vortheil und sogar darauf bedacht ist, diesen Vortheil allein, oder doch vor allen Andern zu erringen. — Es gibt zwar großartige Vereine der Art in andern Ländern (England und Belgien); es gab auch einen großartigen Verein der Art in Deutschland; die rheinisch-westindische Kompagnie hätte dem auswärtigen Handel Deutschlands eine nicht zu berechnende Kraft und Ausdehnung geben können, wenn sie nicht unglücklich in ihren Spekulationen gewesen wäre, — auch trotz dem Unglück noch, wenn die Betheiligten mehr Muth und Beharrlichkeit gehabt hätten. Daß aber ihr Bestand vom Glück abhängig war, bezeichnet ihre Tendenz, bei aller Großartigkeit, als eine wesentlich merkantile, nicht blos gemeinnützig anregende und helfende, wie die Tendenz der Gewerbvereine. — Zu einem auf solcher Tendenz basirten Vereine ward zu Anfang des Jahres 1839 im Berliner „Centralblatt der Gewerbe- und Handelsstatistik" ein von Herrn W. Ritter in Dresden ausführlich motivirter Plan (zur Bildung eines deutschen Central-Handels-Vereins) dem betheiligten Publikum zur Prüfung vorgelegt, wozu der Verfasser vorwortlich bemerkte: „die Klagen über Mangel an Absatz sind ziemlich allgemein im deutschen Handelsvereine, obgleich man sich im Jahr 1834 sehr sanguine Hoffnungen von der größeren Ausdehnung des Zollverbandes machte. Diese Klagen beruhen auf der größern Gewerbs-Produktion (welche die vereinsländische Konsumtion in den meisten Artikeln unverhältnißmäßig übersteigt, also nothwendig auswärtigen Handel bedarf); in der Bequemlichkeit, nur im Binnenverkehr den Absatz der Gewerbserzeugnisse zu suchen; in der Engherzigkeit des deutschen Unternehmungsgeistes, sich so schwer zu einer gemeinschaftlichen Vereinbarung hinsichtlich der Absatzwege nach Außen hin entschließen zu können." ꝛc.

Aus denselben Gründen hat denn auch der in mancher Hinsicht

treffliche Vorſchlag bisher keine weitern Folgen gehabt. Aber eben deshalb ſollte zur Förderung der Geſammt-Intereſſen des deutſchen Handels mehr von Oben her geſchehen, und es würde ohne Zweifel mehr dafür geſchehen, wenn nicht die höher geſtellten Beamten in ihrer Ausbildung allzuſehr von den bisher allein gültigen Fachſtudien in Anſpruch genommen wären, um Zeit und Neigung zu behalten, ſich auch in Handelsangelegenheiten diejenige Einſicht zu erwerben, ohne welche eine wahrhaft förderliche Wirkſamkeit für dieſelben unmöglich iſt. Es wäre in dieſer Beziehung ſehr zu wünſchen, daß der Aufſatz „Ueber die Errichtung ſtaatswirthſchaftlicher Fakultäten auf den deutſchen Univerſitäten" (in der deutſchen Vierteljahrsſchrift — Dezember 1840) eine gedeihliche Beachtung fände.

Was indeß gleich geſchehen könnte, wäre die Anſtellung geeigneter, ſachkundiger Agenten, vorzugsweiſe in ſolchen Ländern, die unſerm Ueberfluß an Fabrikaten einen vortheilhaften und ſtetigen Abſatz verſprechen — nicht für einzelne Staaten, ſondern für den ganzen Zollverein — und die raſche Veröffentlichung der von dieſen Agenten zu liefernden Berichte über die neueſten Zuſtände und Bewegungen in allen Zweigen der Produktion und des Handels. Wenn dergleichen Berichte, auch nur über Ein- und Ausfuhren im Zollverein ſelbſt, bis Ende 1840 gegenwärtig vorlägen, ſo würde z. B. die Beurtheilung der Wirkungen des Vertrages mit Holland auf die deutſchen Handelsverhältniſſe nicht nur viel leichter, ſondern auch zuverläßiger ſeyn, als ſie es bei dem Mangel an ſolchen Berichten ſeyn kann. (Denn die an ſich ſehr löblichen Nachweiſungen in dem Berliner „Centralblatt der Abgaben-, Gewerbe und Handels-Verwaltung," über die Einfuhren im Zollvereinsgebiet, ſind nur von ſtaatswirthſchaftlich-finanziellem, nicht von kommerziellem Intereſſe, da die Angaben über die Ausfuhren ganz fehlen, und überdies ſo eben erſt die Einfuhrliſten für das Jahr 1839 erſchienen ſind.) Wir müſſen uns hier aber gegen die Suppoſition verwahren, daß nach unſerer Anſicht etwa mit Erfüllung aller dieſer Deſiderate für den Handel genug geſchehen wäre; — ſie ſind vielmehr ſämmtlich nur von relativem und indirektem Werth überhaupt nur dann von Werth, wenn dem Handel im Allgemeinen eine möglichſt freie Bewegung geſtattet iſt.

Nach diesen Erörterungen wollen wir die gegenwärtige kommerzielle Lage Deutschlands hier vorerst in wenigen allgemeinen Zügen charakterisiren. Den schwebenden und vielleicht nie zu schlichtenden Streit zwischen den Anhängern der sogenannten Merkantil- und Prohibitiv-Systeme können wir dabei glücklicherweise fast unberührt lassen, da wir uns nicht mit der Theorie, sondern mit der Praxis zu befassen haben; also mit Zuständen und Verhältnissen nicht wie sie seyn könnten oder sollten, sondern wie sie wirklich sind. Die Wahrheit liegt, auch in Bezug auf diese Gegensätze, wohl in der Mitte. Daß Freiheit das wahre Element des Handels an sich ist, wird kein Verständiger und Unbefangener leugnen; jeder Zwang, gleichviel welcher Art, muß nothwendig mehr oder weniger seine Lebenskraft zügeln. Eben so gewiß aber ist es, daß die ungezügelte Kraft gar leicht verderblich wird, und warum sollte dies weniger beim Handel der Fall seyn, als bei andern Richtungen des socialen Lebens? — Uebrigens ist die Handelswelt einem schönen, reichen Garten vergleichbar, umgeben von mancherlei Behausungen, deren Insassen Alles in Fülle haben und genießen könnten, wenn sie friedlich und freundlich den Gottessegen unter sich theilten. Hat aber der Egoismus den Engel des Friedens verscheucht, haben von eilf Anwohnern zehn das zu exclusiver Ausbeute angemaßte Revier umzäunt und ummauert, so ist der eilfte ein Narr, wenn er allein das seinige den Andern zur Benutzung offen läßt. Mit andern Worten: die volle Anwendung des theoretisch schönen Prinzips der Handelsfreiheit ist in größern Staaten nicht möglich, so lange es nicht in der ganzen Handelswelt allgemeine Gültigkeit erlangt hat. Aber richtig ist und bleibt, was Montesquieu in seinem „Geist der Gesetze" sagt: „der wahre Grundsatz ist: ohne die wesentlichsten Ursachen keine Nation von seinem Handel auszuschließen; die Konkurrenz bestimmt den richtigen Preis der Waaren und das richtige Verhältniß derselben zu einander." Praxis und Theorie sollen mehr und mehr in Einklang gebracht werden, und dahin führt die verständige Anwendung und kräftige Durchführung des Reciprocitäts-Prinzips, zu dem sich der deutsche Zollverein bekennt.

Was aber der Verein bisher für den Handel geleistet hat, ist viel und auch wenig, wie man es nimmt. Wir haben hier

zur richtigen Auffaſſung der Frage noch des beſondern Umſtandes zu erwähnen, daß in neuerer Zeit — doch ſchon vor Gründung des Vereins — in Deutſchland gar Manches zur Erleichterung und Beförderung der Kommunikation im Innern geſchah. Bleibt auch in dieſer Beziehung noch Vieles und mitunter das Weſentlichſte (die Anlage guter Vicinalwege) zu thun übrig, ſo war doch das Geleiſtete ſchon von auffallender Wirkung. Es iſt kaum ein Vierteljahrhundert her, daß deutſche Frachtfuhrleute mit ihren Transportzügen zwiſchen Thüringen und der Oſtſee lieber auf der altgewohnten, ſogenannten Straße blieben, deren Unwegſamkeit ſie nicht ſelten nöthigte, bis zu zwölf Pferden Vorſpann zu nehmen, als daß ſie ſich entſchloſſen hätten, für ein geringes Wegzgeld die Benutzung der neuen trefflichen Chauſſee zu erkaufen; — ſo wenig wußte man die vielfachen Vortheile guter Straßen, ſo wenig *den Werth der Zeit* zu ſchätzen. Dieſer wird leider auch jetzt noch bei weitem nicht vollgültig erkannt, ſo wenig, wie die unglaublichen Wirkungen des raſcheren Geldumlaufs zum Beſten des Gemeinwohls; — aber jene Verbeſſerungen der Kommunikation hatten doch dem Zollverein weſentlich vorgearbeitet, ſo daß die heilſamen Folgen der *Beſeitigung aller Zollſchranken im Innern* um ſo raſcher und beſtimmter an's Licht treten konnten. Fragt man nun: was hat der Verein für den *Handel* Deutſchlands geleiſtet? ſo lautet die Antwort: *ſehr viel für den inländiſchen — ſehr wenig für den auswärtigen* Verkehr; die Reſultate für *jenen* waren ſo *glänzend*, daß *dieſer* den Augen der Geblendeten faſt gänzlich entſchwand. — So aber kann es auf die Dauer nicht fortgehen. Der wachſende Abſatz im Innern hat allerdings den Produzenten aller Art große Vortheile gebracht, die in Folge der vermehrten Konkurrenz theilweiſe wieder auf den Konſumenten zurückfließen. Aber dieſelben Vortheile führen natürlich zu fortwährender *Vermehrung* der Produktion, und das iſt ein Glück, denn ein Land, das nicht *mehr* produzirt als konſumirt, und doch Produkte anderer Länder *bedarf*, muß nothwendig und ſchnell verarmen. Es iſt vielfach behauptet worden, daß Deutſchland einem ſolchen Schickſale entgegen gehe, weil der Werth ſeiner Einfuhren den der Ausfuhren *weit überſteige*. Wäre es aber wirklich ſo ſchlimm, dann hätten die deutſchen Staaten längſt Bankerott gemacht,

anſtatt daß ſich in Wirklichkeit ihre Finanzen recht wohl befinden. Die Wahrheit iſt, daß, wie ſchon oben bemerkt, die Einfuhren weit mehr als die Ausfuhren kontrolirt werden, und daher nur von jenen der ganze Werth bekannt wird. Aber wahr iſt es auch, daß, wenn Deutſchland die betretene Bahn des induſtriellen Fortſchrittes und der ſteigenden Wohlfahrt im Allgemeinen nicht wieder verlaſſen ſoll, nothwendig weit mehr für den Ausfuhrhandel geſchehen muß, als es bis jetzt der Fall war. Früher beſtanden unſere Ausfuhren nur aus Rohprodukten des Ackerbaues und der Viehzucht. Bowring iſt noch der Meinung, daß Deutſchland beſtimmt ſey, ein Ackerbauſtaat zu bleiben, d. h. in ſeiner Abhängigkeit vom Ausland zu verharren. Die Lehre findet indeß bei uns keinen Anklang mehr. Wir haben zwar vor Kurzem noch durch den Ueberſchuß unſerer Rohprodukte viel Geld in's Land gezogen, und der Glanz des Goldes mag auch dazu beigetragen haben, manches Auge zu blenden. Es war aber nur ein Glück, veranlaßt durch zufällige Umſtände, die im Auslande ungewöhnlich großen Bedarf hervorriefen. Zufällige Umſtände ſind nie von Dauer; es werden Jahre folgen, in welchen das Ausland nur wenig Korn und Saat von uns bedarf; — und dann muß für andere Ausfuhr geſorgt werden, ſonſt läuft nothwendig das baare Geld wieder zurück, und noch mehr dazu; ſonſt gibt es auch kein Mittel, den Ueberſchuß der Induſtrieproduktion zu verwerthen, der, wie wir oben gezeigt, wirklich ſchon vorhanden iſt, und nur im Ausland verwerthet werden kann. Fehlt aber der Abzug dahin, ſo drückt die Konkurrenz den Preis unter den wahren Werth herab, das Anlagekapital kann nicht mehr verzinst werden, die Induſtrie ſtockt, und der Triumph der kaum errungenen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit wird zum leeren Traumbild, zum Spott des klügern Auslandes. Denn dieſes weiß den Ausfuhrhandel zu ſchätzen und zu fördern, weil es erfahren hat, daß die verarbeitete Waare durch Abſatz im Ausland nicht allein mehr Geld ins Land bringt, als der Rohſtoff, ſondern daß auch die Fabrikation ſelbſt vorher ſchon viele Menſchen beſchäftigt und ernährt, viel Geld in Umlauf gebracht hat.

Kurz, die ſchöne Bahn, die Deutſchland mit ungewohnter Energie betreten hat, kann nur zum Ziele führen durch nicht minder energiſche und umſichtige Beförderung des auswärtigen

Handels, — und das iſt bei ſeiner bisherigen geographiſchen Begrenzung eben keine leichte, aber auch keine unerreichbare Aufgabe. Wir kommen weiter unten darauf zurück. — Jetzt erſt einige Worte

II. Ueber die Lage Hollands.

Es wird zur Bezeichnung derſelben, in Bezug auf den eigentlichen Staat in Europa, nur weniger Worte bedürfen, weil dieſer nicht, wie Deutſchland, in neuer Geſtaltung begriffen, ſondern im Gegentheil ſeit geraumer Zeit ohne weſentliche Aenderung in statu quo geblieben iſt. Die künſtliche Vereinigung mit Belgien hätte zwar nothwendig mit der Zeit zu einer weſentlichen Aenderung führen müſſen; allein die Epiſode war von zu kurzer Dauer, um nachhaltigen Einfluß auszuüben, und nach erfolgter Trennung war Holland, einige beibehaltene Handelsreſtriktionen ausgenommen, wieder derſelbe kleine Staat wie früher, durch und durch ein Produkt menſchlicher Thätigkeit und Beharrlichkeit, der Grund und Boden ſelbſt den Waſſern des Rheinſtroms und der Nordſee mühſam abgewonnen, und künſtlich gegen die Macht des fremden Elementes geſchützt, daher auch die Bewohner mit dieſem Elemente ungewöhnlich vertraut — von Natur ein Handelsſtaat — klein von Umfang und Volkszahl, aber reich durch fleißigen Anbau entlegener Kolonien. Der Boden des Mutterſtaates iſt wohl fruchtbar, beſonders geeignet zur Viehzucht, die ſo geſchickt benutzt wird, daß die Produktion den Bedarf bedeutend überſteigt. Sonſt aber iſt der Raum zu eng, um auch nur die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe in hinreichender Menge zu liefern. Außerdem fehlt es gänzlich an Holz und Metallen. Das Mutterland iſt ſonach abhängig vom Ausland. Dagegen iſt der ſtets wachſende Reichthum der Kolonien groß genug, um nicht allein die erforderlichen Einfuhren, ſondern auch bei gutem Abſatz des Ueberſchuſſes die Zinſen einer faſt übermäßig großen Staatsſchuld zu decken.

Um den Reichthum der Kolonial-Produktion und den Umfang des darauf beruhenden Handels etwas anſchaulicher zu machen, wollen wir die Reſultate der Einfuhren in Rotterdam und Amſterdam zuſammenſtellen, und zwar für dieſelben Jahre 1834 und 1837, die wir oben zur Bezeichnung der deutſchen Induſtrie-Verhältniſſe wählten; doch können wir, da die Holländer, wie alle Handelsſtaaten, in ihren Publikationen raſch ſind, auch die

Reſultate des letztverfloſſenen Jahres (1840) hinzufügen. — Die Haupteinfuhren waren:

an Zucker	1834	21,500 Fäſſer,	31,058 Kiſt. u.	94,680 Matten.
„ „	1837	19,347 „	60,907 „ „	194,210 „
„ „	1840	29,299 „	67,621 „ „	190,892 „

Alſo die entſchiedenſte Zunahme, und zwar an Matten, d. h. an Javazucker, um das Doppelte, an Fäſſern, meiſt von Surinam, um mehr als ein Drittel, und an Kiſten (fremden Urſprungs, von Braſilien und Havanna) wieder um das Doppelte. Die außerordentliche Vermehrung der Produktion in den eigenen Kolonien kann alſo doch mit dem noch raſchern Aufſchwung des Geſchäfts nicht Schritt halten.

An Kaffee finden wir für dieſelben drei Jahre gleichfalls eine enorme Pregreſſion, nämlich von 555,731 Ballen, 2084 Fäſſern auf 633,783 Ballen, 1095 Fäſſer, und jetzt ſogar auf 866,620 Ballen und 5895 Fäſſer. — Von Reis haben wir die Angabe von 1834 nicht zur Hand; 1836 betrug die Einfuhr von den eigenen Kolonien 31,721 Ballen; 1837 125,741; 1838 76,735; 1839 262,101 und 1840 172,497 Ballen, alſo im Ganzen genommen, bei ſtarker Fluktuation, doch ſehr große Zunahme. — Stetiger zunehmend waren die Einfuhren von Indigo, bekanntlich einem neuen Kulturzweige in Java, nämlich: 1834 2726; 1837 4395; 1840 9054 Kiſten. Von Gewürzen ſind die Einfuhren weniger bedeutend und ſehr ungleich; wir finden z. B. an Pfeffer 1834 5931, 1837 23,100, 1840 13,546 Ballen, und die Einfuhr feinerer Gewürze war ſeit 1836 durchſchnittlich abnehmend, weil ſich bei den niedrigern Preiſen dieſer Artikel die Kultur derſelben weniger gewinnbringend gezeigt hat, als die jener großen Stapelartikel. Schließlich erwähnen wir noch der Häute, wovon 1834 159,000, 1837 191,000 und 1840 172,000 Stück in den genannten Häfen eingeführt wurden.

Noch auffallender erſcheint die Zunahme der Ausfuhren aus den holländiſchen Kolonien (vor Abſchluß des Vertrages) nach den allgemeinen Wertbangaben der ausführlichen in Batavia erſchienenen ſtatiſtiſchen Tabellen; nämlich in runden Summen: 1828 = 16 Millionen, 1834 = 29 Millionen und 1836 = 40 Millionen Gulden (und ſeit dem iſt die Progreſſion nach Verhältniß nicht minder ſtark geweſen). In welchem Grade

dies aber für Holland vortheilhaft iſt, geht beſonders daraus hervor, daß die Einfuhren in den Kolonien gleichzeitig noch faſt gar nicht zunehmend waren, denn der Werth derſelben betrug 1828 ſchon beinahe 18 Millionen, 1834 = 18¾ und 1836 nur wenig über 18½ Millionen, mit Inbegriff der Einfuhren aus China, Japan, Neu-Holland, Bengalen ꝛc. — Uns intereſſirt zunächſt nur das Tauſchverhältniß mit Europa, und dahin wurden aus Java und Sumatra ausgeführt: 1828 für 9½, 1834 ſchon für 20 und 1836 für mehr als 29½ Millionen Gulden, während die Einfuhren in den holländiſchen Kolonien aus Europa und Amerika zwiſchen 8 und 9½ Millionen ſchwankten, und 1836 10¼ Millionen erreichten. Eine fernere und weit bedeutendere Zunahme kann in Zukunft nicht ausbleiben; aber von dieſen 10¼ Millionen kamen nur für 5⅞ Millionen aus Holland, und davon wieder für 4¼ Millionen mit holländiſchen Urſprungszertifikaten. Der deutſche Ausfuhrhandel war alſo höchſtens mit 1½ Millionen Gulden daran betheiligt, und gerade bei den für uns wichtigſten Gegenſtänden finden wir in Java ꝛc. Abnahme der Einfuhren; z. B. fremde (nicht holländiſche) Wollenwaaren 1834 für 193,440, 1836 nur für 114,800; fremde Leinen- und Baumwollenwaaren 1834 für 4,120,000, 1836 nur für 2,900,000; Glas- und Irdenwaaren 1834 für 303,000, 1836 nur für 209,000; Stahl und Stahlwaaren 1834 für 82,000, 1836 nur für 52,000 Gulden u. ſ. w.

So verhielt ſich's vor Abſchluß des Vertrags. Aus dem Amſterdamer „Handelsblad" vom 17. September v. J. fügen wir noch folgende Reſultate d. J. 1839 als Beleg der fernern Zunahme bei. Der Geſammtwerth der Ausfuhren aus Java und Madura war bereits auf 57¾ Millionen Gulden geſtiegen und wird, nach den offiziellen, auf Ausdehnung und Verbeſſerung der verſchiedenen Kulturzweige baſirten Schätzungen, auch ferner noch ſehr bedeutend ſteigen. — Andererſeits finden wir, wie ſich erwarten läßt, auch Zunahme der Einfuhren in Java ꝛc.; — im Ganzen zwar immer noch verhältnißmäßig gering, in einzelnen Branchen aber ſtark, wie namentlich in Leinen- und Baumwollenwaaren; denn davon allein betrug der Werth der Einfuhr 1839 über 10½ Millionen Gulden; aber — von dieſen kommen auf die holländiſche Nationaleinfuhr 7⅞ Millionen

(1½ mehr als 1838), auf die fremde nur circa 3⅕ Millionen. (¾ Millionen weniger als 1838), und — von dieſer fremden kommen wieder auf England allein 2⅖ Millionen, mithin bleiben für Deutſchland und die übrigen europäiſchen Staaten nur circa ⅗ Millionen oder 600,000 Gulden als Werth der ganzen Ausfuhr von Leinen- und Baumwollenwaaren nach Java ꝛc.

Es dürfte für unſern Zweck überflüſſig ſeyn, dieſe gedrängte Skizze hier weiter auszuführen. Man ſieht aus obigen Angaben, daß es zwar in Holland auch nicht an Gewerbfleiß fehlt; daß aber — wie es in der Natur der Sache liegt — die Produktion deſſelben, auch in den wichtigſten Zweigen, bei weitem nicht hinreicht, um den Bedarf des eigenen Landes, incluſive der Kolonien, zu decken, alſo auch in dieſer Beziehung das Ausland in Anſpruch genommen werden muß. Von den europäiſchen Einfuhren in Java ꝛc. kamen circa 42 Proz. aus Holland, 43 Proz. aus England ꝛc. und nur 15 Proz. aus Deutſchland. Wenn aber Holland den deutſchen Ausfuhrhandel befördern wollte, ſo würde es, bei der außerordentlichen Zunahme der Kultur in ſeinen Kolonien, ein Leichtes ſeyn, demſelben in kurzer Zeit eine ſehr bedeutende Ausdehnung zu verſchaffen und für alle Zukunft zu ſichern.

Und nun gehen wir zu der zweiten Abtheilung unſerer Erörterung über und erwägen, auf obige Darſtellungen fußend:

II. Das Verhältniß der beiden Länder zu einander und die Frage: ob daſſelbe zu einem Handelsvertrage geeignet erſcheint.

Das ausgedehnte, von etwa 26 Millionen Menſchen bewohnte Gebiet der deutſchen Zollvereinſtaaten iſt der Hauptſache nach als Binnenland zu betrachten. Nur nach einer, der nordöſtlichen Seite hin reicht es bis ans Meer, und die dort befindlichen Häfen ſind eines Theils von den induſtriereichſten Bezirken des Gebietes zu weit entfernt, um für dieſe die erforderlichen Ein- und Ausfuhren zu vermitteln, andern Theils zunächſt auf ein Binnenmeer angewieſen, deſſen nordiſche Küſtenländer dem Handel Deutſchlands in keiner Weiſe genügen können, und deſſen Verbindung mit dem großen Weltmeer durch den fatalen Sundzoll gehemmt und gedrückt wird. Sonſt aber iſt das ganze Gebiet ringsum von Land umgeben, und zwar nach Süden hin zum großen Theil von Gebirgen begrenzt, welche die freie Kommunikation ſehr erſchweren, und nach

Weſten von Frankreich, das aus manchen Gründen zur Vermittlung des deutſchen Handels mit entlegenern Gegenden durchaus nicht geeignet iſt, und bei ſeinem excluſiven Handelsſyſteme auch ſelbſt als Abnehmer der deutſchen Ueberproduktion von keiner großen Erheblichkeit ſeyn kann. Zwei Seiten bleiben noch übrig, Südoſt und Nordweſt, und auf dieſe muß unſer Augenmerk zur Beförderung des auswärtigen Handels vorzugsweiſe gerichtet ſeyn. Die Donau kann ihm den Weg ins ſchwarze Meer und aus dieſem in den Orient eröffnen; Elbe, Weſer, Rhein und Schelde ſind die natürlichen Straßen in die Nordſee und aus dieſer zum Occident. Elbe und Weſer ſind beide ganz deutſche Ströme, aber — wir ſagten ja weiter oben ſchon: was ſich vom Zollverein geſondert hält, gehört einer andern, nicht der deutſchen Handelswelt an. Dennoch iſt hier bereits viel, und kann und muß hier zur Förderung des deutſchen Handels noch weit mehr geſchehen. Die Mittel dazu gehören zwar nicht eigentlich in das Bereich unſerer gegenwärtigen Erörterung. Sie ſtehen aber mit derſelben, wenn auch indirekt, in ſo enger Verbindung, daß ein paar Worte darüber hier wohl am rechten Orte ſeyn möchten. Man ſchreibt aus Berlin (in der Allgem. Zeitung vom 26. März), die Löſung der Aufgabe, die Länder des nordweſtlichen Zollverbandes, nebſt Hamburg und Bremen, in den großen deutſchen Zollverein herein zu ziehen, ſey zwar höchſt wünſchenswerth, aber ſchwierig, wegen Divergenz der beiderſeitigen Intereſſen, nämlich: Zollfreiheit der ausländiſchen Produktionen für die Ackerbauſtaaten, Schutzzölle gegen dieſelben für die Manufakturſtaaten. Sollten aber dieſe divergirenden Intereſſen wirklich wichtiger ſeyn, als die gemeinſchaftlichen? Was wird denn in den ſogenannten Ackerbauſtaaten (die übrigens eben ſo gut Manufakturſtaaten werden können, als manche große Bezirke des Zollvereins) mit der Zollfreiheit der Einfuhren bezweckt? Nichts anderes als ungeſchmälerter Genuß, in Folge billigern Ankaufs. Wenn aber die Produktionen der Ackerbauſtaaten nicht zu verwerthen ſind, womit wollen ſie dann die billigern Produkte des Auslandes bezahlen? Je mehr ſich dagegen die Manufakturinduſtrie in den übrigen deutſchen Staaten hebt, deſto mehr muß der Bedarf an Ackerbauprodukten zunehmen, deſto mehr Geld oder Geldeswerth muß alſo den Ackerbauſtaaten zufließen, und dieſer Geldeswerth wird in

billigen, zollfrei eingehenden Manufakturen beſtehen. Andererſeits werden die Ackerprodukte bei regelmäßigem Abſatz um ſo viel beſſer zu verwerthen ſeyn, als ſie zollfrei in die Manufakturſtaaten eingeführt werden können, und der Gewinn aus dieſer doppelt vortheilhaften Wechſelwirkung wird mehr als hinreichen, um die Differenz der vielleicht etwas zu ermäßigenden Eingangszölle auf Kolonialwaaren u. ſ. w. zu decken, und den Handel und die Rhederei von Hamburg und Bremen nicht allein im bisherigen Ganze zu erhalten, ſondern durch den Aufſchwung des ganzen deutſchen Handels noch weit blühender und kräftiger und ſelbſtſtändiger zu geſtalten. — Die Scheldе iſt zwar kein deutſcher Strom, doch für den Weſten Deutſchlands kaum minder wichtig, weil dieſer bald durch die Eiſenbahn in direkte Verbindung mit ihr kommen, und weil auch die Waſſerkommunikation mit Antwerpen durch die Oſtſchelde vermittelt werden könnte, wenn ſie nicht den frühern Stipulationen zuwider von Holland fortwährend geſperrt würde. Das Intereſſe des deutſchen Handels erheiſcht die baldige und energiſche Beendigung der desfalls ſchwebenden Unterhandlungen, im Sinne der frühern Anſprüche und Verſprechungen. Hier aber haben wir es zunächſt mit dem Rhein zu thun. Der deutſche Rhein, den wir ſo gern den freien nennen, iſt naturgemäß die Hauptſtraße zur Vermittelung des Handels der induſtriereichſten Länder Deutſchlands mit dem Auslande. An ſeine Mündungen hat ſich Holland hingelagert, und der Rhein — iſt nicht frei. — Hier liegt eine Lebensfrage für den deutſchen Handel. — Alles, was Holland bedarf, kann Deutſchland ihm geben: Getreide, Saat, Wein, Holz, Steinkohlen, Metalle und Fabrikate aller Art. Alles, was Holland übrig hat, kann Deutſchland gebrauchen: Käſe, Butter, Fiſche, Reis, Indigo und Kolonialwaaren aller Art. — Man meint, es müßten natürliche Theile eines und deſſelben Ganzen ſeyn, aber — der Rhein iſt nicht frei; die Zuſtände ſind eben nicht natürlich, — Holland und Deutſchland ſind getrennt. — Nun wenden wir die Poſitionen obiger Schätze um, und müſſen ſie negiren: Nicht Alles, was Deutſchland bedarf, kann Holland ihm geben, — bei weitem nicht Alles, nicht einmal genug von dem, woran Holland Ueberfluß hat. Nicht Alles, was Deutſchland übrig hat, kann Holland gebrauchen;

bei weitem nicht Alles, nicht einmal den Ueberschuß der Produktion der nächsten Provinzen. Worauf beruht die Richtigkeit jener Bejahungen und dieser Verneinungen? Erstens darauf, daß Deutschland groß und Holland klein ist; zweitens darauf, daß Holland zwar ein Handelsstaat, aber kein freier, sondern ein gebundener Handelsstaat ist, — gebunden durch das von einer Gesellschaft reicher Kaufleute monopolisirte Kolonialsystem; — Deutschland dagegen ein im Ueberfluß produzirender Agrikulturstaat und zugleich ein in kräftiger Entwickelung begriffener Manufakturstaat. Holland könnte daher für den Handel Deutschlands durch wachsenden Ankauf deutscher Waaren für sich und seine Kolonien direkt von der größten Wichtigkeit seyn und werden, aber nimmermehr so unentbehrlich, wie es Deutschland direkt für den Handel Hollands ist. — Indirekt dagegen ist das, durch sein Kolonialmonopol selbst gebundene Holland bei weitem nicht im Stande, den billigen Ansprüchen unseres auswärtigen Handels zu genügen, denn dazu bedarf es eines freien Zwischenhandels, eines lebhaften Verkehrs mit allen überseeischen Ländern, die den Ueberfluß der deutschen Produktion gebrauchen und mit eigenen Produkten bezahlen können, namentlich und zunächst mit Nordamerika, Westindien, Brasilien u. s. w., und dahin sind die holländischen Unternehmungen, z. B. in Vergleich mit denen von Hamburg und Bremen, eben in Folge seiner kommerziellen Unfreiheit, von sehr geringer Bedeutung. — So erscheinen uns die Verhältnisse beider Staaten zu einander: für jeden ist der direkte Verkehr mit dem andern von der größten Wichtigkeit, und da sie eben getrennte Staaten sind, und schwerlich zu einem Ganzen verschmolzen werden können, so ist ein auf diesen Verhältnissen basirter Handelsvertrag zwischen beiden allerdings wünschenswerth, wo nicht nothwendig.

Wir schreiten nun

III. Zur Untersuchung: in wie fern der Vertrag vom 21. Januar 1839 seinem Zwecke entspricht, d. h. dem gegenseitigen Verhältniß der kontrahirenden Parteien angemessen ist.

Man wird es in Ordnung finden, wenn wir mit der Zuckerfrage beginnen, die ohne Zweifel für Holland eine Hauptsache ist. — Ob auch für Deutschland? — Wer die Verhältnisse nur

aus den Zeitungen und kleinern Broſchüren unſerer Tage kennt, der wird ſich vermuthlich ſchon wundern, daß wir ſo fragen, — weit mehr aber noch, wenn wir die Frage verneinen. Wir wiſſen, daß Hollands Exiſtenz von ſeinem Kolonialhandel abhängt, und daß die Einfuhr von rohem Zucker, namentlich im verfloſſenen Jahre, doppelt ſo ſtark war als 1834. — Für 1838 ward im Amſterdamer Handelsblad das Gewicht des importirten Zuckers auf 84 Millionen Pfund (Zollvereinsgewicht) angegeben; die Ausfuhr als Rohzucker auf 24 Millionen. Rechnen wir dieſe nur zu 15 fl. pr. Zollcentner, ſo gibt das allein einen Werth von 3,600,000 fl. — Die übrigen 60 Millionen Pfund gingen in die holländiſchen Raffinerien, und lieferten etwa 56 Millionen diverſe Raffinaden und Syrup. Davon wurden zu 8 Pfund pr. Kopf etwa 20 Millionen im Lande konſumirt, und ſo wären 36 Millionen Pfund zur Ausfuhr geblieben. Wenn wir nur den damaligen Durchſchnittspreis für Lompen (18 fl. pr. Zollcentner) auf das Ganze rechnen, ſind dafür 6½ und mit dem Rohzucker zuſammen über 10 Millionen Gulden an Geld oder Geldeswerth ins Land gefloſſen, und dabei iſt noch der indirekte Nutzen der Fabrikation, der Rhederei und des Tauſchhandels mit Java gar nicht in Anſchlag gebracht. Im verfloſſenen Jahre aber iſt die Ausfuhr, beſonders von Lompen, viel, ſehr viel größer geweſen; es liegt alſo in der Natur der Sache, daß Holland Alles aufbietet, um dieſen Handelszweig zu behaupten und zu befördern. Ob das zu dieſem Zweck erwählte Mittel der Rückzölle ſtaatswirthſchaftlich richtig iſt, bezweifeln wir. Es iſt eine Operation zu Gunſten der Raffinerie (und zwar nur der Raffinerie im Großen, die gegenwärtig von drei Häuſern betrieben wird), auf Koſten der Konſumenten und der Staatskaſſe, und das Geſchäft im Ganzen würde wohl für die Geſammtheit vortheilhafter ſeyn, wenn nur der Bedarf des Landes im Lande ſelbſt fabrizirt und alles Uebrige als Rohzucker ohne Rückzoll ausgeführt würde. Aber die Raffinerie in Holland iſt eine Geldmacht, die man nicht fallen laſſen kann, der man ſelbſt Konzeſſionen macht, weil man nur durch ſie den ganzen Zuckerhandel der Kolonien an das kleine Mutterland binden zu können meint; und für die man Konzeſſionen verlangt, weil ſie trotz dem Rückzoll die Konkurrenz mit England, mit Belgien und mit dem deutſchen Rübenzucker fürchtet. Jedenfalls

ſehen wir in dieſer Beziehung in Holland, dem Auslande gegenüber, Einheit der Intereſſen vorwalten. Nicht ſo in Deutſchland, wo ſich vielmehr der verworrenſte Widerſtreit kund gibt, — nicht allein zwiſchen Raffinerie und Handel, zwiſchen beiden und der einheimiſchen Produktion, zwiſchen allen dreien und dem holländiſchen Uebergewicht, ſondern auch zwiſchen den einzelnen Intereſſen der Zollvereinsſtaaten und ſelbſt der Raffinerien unter ſich u. ſ. w. Daher der gewaltige Lärm in den Zeitungen. Das Publikum wird dermaßen mit Zuckeraufſätzen überfüttert, daß es Gefahr läuft, in Folge der Indigeſtion den ganzen Handelsvertrag zu vergeſſen. Dazu kommt noch, daß die Mehrzahl der Aufſätze ohne Sachkunde geſchrieben war, namentlich in Betreff der Berechnung und Wirkung der holländiſchen Rückzölle. Wir beziehen uns in dieſer Hinſicht auf neuerlich veröffentlichte Erklärungen, namentlich in Nr. 36 des Allgem. Organs für Handel und Gewerbe, und halten uns übrigens in möglichſter Kürze an die Hauptſache, d. h. an die Herabſetzung des deutſchen Eingangzolls auf Lompenzucker von 11 auf 5½ Thlr. pr. Centner. Auch hier hat ſich's gezeigt, daß die ſpeziellen Wirkungen der Zolltarifſätze nicht immer vorher zu beſtimmen ſind. Unter manchen Herren vom Fach ging die Meinung dahin, daß die großen Raffinerien des Inlands durch dieſe Herabſetzung des Lompenzolls nur leiden, die kleinen dagegen ſich wohl dabei befinden würden. Der Erfolg hat den Irrthum dargethan: die kleinen haben theilweiſe ihr Geſchäft aufgeben müſſen, die großen haben das ihrige erweitert und ſogar den erfreulichen Beweis geliefert, daß ſie trotz der Verminderung des Schutzzolls, und obgleich der verhältnißmäßig geringe Rückzoll bei der Ausfuhr keineswegs als Ausfuhrprämie wirkt, wie bei den Holländern, doch mit den letzteren ſelbſt im Ausland konkurriren können; denn die Ausfuhr deutſcher Raffinaden hat merklich zugenommen, wenigſtens von Köln aus, wo freilich in neuerer Zeit außerordentliche Fortſchritte in der Kunſt des Raffinirens gemacht worden ſind; im Ganzen möchte daher von dem 5½ Thalerzoll für die deutſche Raffinerie nicht viel zu beſorgen ſeyn, und für die Rübenzuckerproduktion kann derſelbe auch nicht als entſcheidend betrachtet werden; denn dieſe genießt bei der Rohzuckereinfuhr 5, bei der Lompeneinfuhr 5½ Thaler Schutz und die Raffinade aus

Lompen wird nicht billiger verkauft, als die aus Rohzucker. Wo aber die einheimiſche Zuckerinduſtrie bei einem ſolchen Schutz wirklich nicht beſtehen kann, da hat man den Grund in andern Verhältniſſen zu ſuchen, und dürfte, wenn dieſe nicht zu ändern ſind, beſſer thun, ſie mit andern Induſtriezweigen zu vertauſchen.

Die Gefahr für die deutſche Induſtrie liegt nicht in dem Tarifſatze, ſondern in dem holländiſchen Rückzoll, den zu ändern freilich nicht direkt in unſerer Macht liegt. Da es indeß nicht leicht eine dem Geſammtwohl erſprießlichere Nationalinduſtrie geben kann, als die rationell betriebene Rübenzuckerproduktion, ſo ſcheint es Deſiderat, daß man bei der grundſätzlich unerläßlichen direkten Beſteuerung derſelben vorerſt noch mit groſſer Schonung und Vorſicht zu Werke gehe. Doch das gehört hier nicht her. Wenn dagegen die deutſche Raffinerie des Kolonialzuckers bei den jetzigen Verhältniſſen nicht beſtehen könnte, ſo wäre das allerdings ein harter, wohl auf Entſchädigung Anſpruch gebender Schlag für die direkt Betheiligten, für das Geſammtwohl jedoch kein ſo großer Verluſt, daß er nicht durch entſchiedene Vortheile anderer Art leicht aufgewogen werden könnte. Was für dieſen Induſtriezweig mit einigem Grund als Nationalintereſſe in Anſpruch genommen wird, iſt ſein indirekter Einfluß: namentlich die Möglichkeit, einen Eigenhandel hervorzurufen, wenn der gröſſere Schutzzoll gegen fremde Raffinade direkte Beziehung des Rohzuckers aus den Produktionsländern zuließe. Solche Beziehungen und dadurch veranlaßte eigene Zuckermärkte wären ohne Zweifel ſehr wünſchenswerth, insbeſondere auch für die kleinern Raffinerien des Inlandes, wenn ſie, wie z. B. in Hamburg, ihren jedesmaligen Bedarf an Rohzucker vom Lager der Spekulanten kaufen könnten. Zunächſt und hauptſächlich würde indeß das Geſchäft nur von den groſſen Fabrikanten ſelbſt betrieben werden und dem Handel als ſolchem wenigſtens nur ein wandelbarer Vortheil daraus erwachſen. Man hat ferner mit Recht die Beſchäftigung und Ernährung von Arbeitern als einen indirekt wichtigen Einfluß bezeichnet; allein auch darin kann die Raffinerie mit manchem andern Induſtriezweige keinen Vergleich aushalten. Eben deshalb iſt aber der Zollunterſchied zwiſchen dem ſogenannten Lompenzucker und andern Raffinaden nicht zu billigen; denn, ſoll dieſe Kolonial-

zuckerinduſtrie in Deutſchland durch Schutzzoll, alſo durch Beſchränkung des freien Handels, erhalten werden, ſo ſollte man ſie auch nicht zur Spielerei herabwürdigen, und als ſolche müſſen wir die ganze Lompenwirthſchaft betrachten, weil Lompen nichts anderes ſind als Raffinaden, die um des Zolles willen verdorben und noch einmal raffinirt werden.

Noch Eins — und vielleicht die Hauptſache bei der ganzen Zuckerfrage — bleibt uns zu erwägen übrig, nämlich die Reſultate dieſer Induſtrie für die Zollkaſſe.

Die Beſorgniß, daß die Rübenzuckerproduktion die Zolleinnahme für Kolonialzucker ſchmälern werde, ſcheint uns, wo nicht unbegründet, doch vorzeitig. Bis jetzt wird überhaupt ſo wenig Zucker in Deutſchland konſumirt, daß eine Abnahme des Verbrauchsquantums nur zu beſorgen wäre bei abermaliger Verarmung des Volks, oder bei weſentlicher Vertheuerung des Zuckers. Der Eintritt beider Urſachen iſt gleich unwahrſcheinlich; jene zu verhüten, iſt eben der Hauptzweck der Handelsverträge und der Beförderung des Handels überhaupt, worauf jetzt mehr wie je das Auge der Geſetzgebung gerichtet iſt; dieſe zu verhüten (ſelbſt im ſchlimmſten Falle eines langwierigen Krieges), iſt Aufgabe und natürliche Wirkung der Konkurrenz des Rübenzuckers mit dem Rohrzucker, und wo die einheimiſche Zuckerproduktion gedeiht, da ſind übermäßig hohe Zuckerpreiſe nicht wohl denkbar, da iſt das Intereſſe der Konſumenten ſowohl, wie die relative Unabhängigkeit von ausländiſchen Eventualitäten, geſichert. Wenn aber, wie zu hoffen, der allgemeine Wohlſtand dauernd, oder ſogar zunehmend bleibt, ſo kann noch viel, ſehr viel Rübenzucker in Deutſchland produzirt werden, ohne den Kolonialzuckerverbrauch zu ſchmälern. Denn im Ganzen genommen werden, durchſchnittlich pr. Kopf der Bevölkerung, im Zollverein kaum über 4 Pfund, in Holland 4 Kilo oder 8 Pfund, und in England ſogar 20 bis 23 Pfund jährlich verbraucht. — Der Mehr- oder Minderbetrag der Zolleinnahme wird daher vorläufig nur von der Zweckmäßigkeit der Tarifſätze abhängen. — Nach dem jetzigen (Vertrags-) Tarif können die Holländer ihren Zucker in dreierlei Weiſe uns zukommen laſſen: roh zu 5 Thaler Zoll, und raffinirt entweder als Lompen zu 5½, oder in anderer Geſtalt zu 10 Thlr. Da ſie nun für Raffinaden in

beiderlei Geſtalt denſelben Rückzoll erhalten, ſo müßten ſie ſich ſchlecht auf ihren Vortheil verſtehen (und deſſen wird Niemand ſie beſchuldigen), wenn ſie nicht der Lompeneinfuhr den Vorzug gäben. Wir erhalten daher von dem Zucker zu zehn Thaler Zoll wenig oder nichts. Nehmen wir aber — gleich den Holländern — die Lompen für das, was ſie ſind, d. h. für Raffinaden, und beſteuern ſie als ſolche, ſo werden uns die Holländer zwar mehr Rohzucker zu 5 Thlr. Zoll, aber zuverläſſig auch eine hübſche Quantität Raffinaden zu 10 Thlr. Zoll in's Land ſenden; denn von jenem erhalten ſie bei der Ausfuhr nur 20 Fl. 50 C., von dieſen 30 Fl. 36 C. pr. 100 Killogr. Rückzoll, und gewinnen bei letzterm nicht nur mindeſtens 1 Fl. 5 C. pr. 100 Kill. Rohzucker an Ausfuhrprämie, ſondern auch indirekt noch ein paar Gulden mehr. Bemerkenswerth iſt, daß der Chef des Hauſes Stupe und Sohn in Amſterdam (einer der größten Zuckerraffinerien), Hr. Wythoff, der zur Erreichung dieſer Konzeſſion außerordentliche Anſtrengungen machte, in einem ſeiner vor Abſchluß des Vertrages vertheilten Memoiren den Gewinn der holländiſchen Raffinerie durch den Rückzoll auf 4 Thlr. pr. Ctr. angibt, wonach unſer Einfuhrzoll auf Lompen in der Wirkung für ſie nur 1½ Thlr. pr. Ctr. betragen würde. Andere halten dieſe Angaben für übertrieben. Gewiß aber iſt es, daß die neuere Gleichſtellung des Rückzolls für Lompen und andere Raffinaden der holländiſchen Raffinerie vortheilhaft iſt und die Zunahme der Lompenfabrikation und Lompenausfuhr noch vermehren muß. — Nach den offiziellen Angaben im Berliner „Centralblatt der Abgaben ꝛc." vom 4. Juli 1840 und 4. März 1841, über die Einfuhrverzollungen im ganzen Zollvereinsgebiet, ſtellte ſich die Zolleinfuhr wie folgt: an Raffinaden zu 11 Thlr. Zoll 1838 40,946 Ctr., 1839 nur 12,014; dagegen an Lompen 1838 zu 11 Thalern nichts, 1839 zu 5½ Thalern ſchon 216,276 Ctr., an Rohzucker zu 5 Thlr. Zoll 1838 1,049,531 und 1839 nur 917,484 Ctr. Die preußiſche Staatszeitung vom 13. März a. c. brachte ausnahmsweiſe auch ſchon eine Angabe der Zuckerverzollung von 1840, um nachzuweiſen, daß dieſe der Zollkaſſe 650,000 Thlr. weniger eintrug als im Jahr 1839. Die Rechnung iſt richtig nach dem Kalenderjahr, aber nicht nach dem Handelsjahr, worauf es bei der

Beurtheilung allein ankommt; denn ein bedeutender Theil der in das Handelsjahr 1840 gehörenden Einfuhren ward bekanntlich durch den frühen Winter am Niederrhein (vielleicht auch in andern Gegenden) zurückgehalten. Raffinaden werden wenig dabei geweſen ſeyn, und ſo wäre, nach Angabe der Staatszeitung, die Einfuhr von dieſen wieder ſtark herunter gegangen, nämlich von 11,343 (wobei einzelne Zollvergünſtigungen in Abzug gebracht) auf 6941 Ctr., trotz der Erniedrigung des Zolls von 11 auf 10 Thlr. Nach holländiſchen Berichten war aber die Ausfuhr im Ganzen 1840 bedeutend ſtärker als 1839. Nehmen wir die Einfuhr bei uns im Ganzen nur als gleichgeblieben, und für die im Winterverſchluß geweſene Quantität die Hälfte als Lompen an, ſo erhalten wir, auf den Poſitionen der Staatszeitung fußend, für 1840 an Rohzucker 643,389, an Lompen 495,155; alſo 274,095 Centner weniger an Rohzucker und 278,879 Ctr. mehr an Lompen als 1839; und in Handelsbriefen wird die ganze Lompenausfuhr Hollands im verfloſſenen Jahr ſogar um 340,000 Ctr. höher geſchätzt als im vorherigen. Ueberdies muß von dem erwähnten Defizit von 650,000 Thlr. in Abzug gebracht werden, was etwa die Zollkaſſe an Syrupzoll mehr eingenommen hat; denn da bei der Lompenumſchmelzung ſehr wenig Syrup zurückbleibt, ſo wird nach Verhältniß der zunehmenden Lompeneinfuhr auch eine verhältnißmäßig größere Quantität Syrup vom Ausland bezogen und verzollt worden ſeyn.* So viel iſt aber gewiß, daß die Lompeneinfuhr in Deutſchland zunimmt, und nicht minder gewiß, daß die Zollkaſſe dabei zu kurz kommen muß, ſo daß, auch abgeſehen von dem erwähnten Winterverſchluß, wie auch von der größern Syrupzolleinnahme, das in der Staatszeitung nachgewieſene Defizit von 650,000 Thlr. ſich leicht erklären läßt, ohne — wie es dort geſchehen — die Urſache in der Zunahme der Rübenzuckerkonſumtion zu ſuchen. — Der

* Nimmt man dagegen an, daß jenes vom Winter zurückgehaltene Quantum nicht dem Handelsjahr 1840, ſondern dem Raffinerie-jahr 1841 angehört, ſo kommt auch von 1839 in Abzug, was für 1840 zur Raffinerie beſtimmt war; und dafür iſt in Erwägung der mit dem 1. Januar 1840 eintretenden Aenderung der Tara und der Verſteuerung nach dem um 3 Prozent leichtern Zollcentner mindeſtens ſo viel zu rechnen, daß die Differenz der Zolleinnahme von 1840 gegen 1839 dadurch ausgeglichen werden kann.

Lompenzucker wird nicht zum Konsum eingeführt und verzollt, sondern zum Umschmelzen. Was zum Konsum kommt, ist das entweder aus Lompen oder aus Rohzucker gewonnene Produkt der Raffinerie. Angenommen, daß aus 100 Pfund Rohzucker 60 Pfund, und aus 100 Pfund holländ. Lompen nur 80 Pfd. diverse Raffinaden gewonnen werden (Farin ꝛc. nicht mitgerechnet), so würden, um 100 Ctr. zum Konsum zu liefern, 166⅔ Ctr. Rohzucker und nur 125 Ctr. Lompen erforderlich seyn. Die im Jahr 1840 wirklich importirten 434,780 Ctr. Lompen lieferten sonach dem Konsum 347,825 Ctr. Um dieselbe Quantität aus Rohzucker zu gewinnen, würden aber von diesem 579,708 Ctr. erforderlich gewesen seyn, und diese hätten der Zollkasse zu 5 Thlr. Zoll eingebracht . . . . . 2,898,540 Thlr.
während die 434,780 Centner Lompen zu
5½ Thlr. nur . . . . . 2,391,290 „
gebracht haben, also ein Defizit für die
Kasse von . . . . . 507,250 Thlr.
Es fehlen also nur noch . . . . . 142,725 „
um das ganze in der Staatszeitung nachgewiesene Defizit von . . . . . 649,975 Thlr.
zu decken. Ohne die Herabsetzung des Lompenzolls wären aber ohne Zweifel 1840 nicht weniger Raffinaden zu 10 Thlr. eingeführt worden, als 1838 zu 11 Thlr. Zoll; also wäre der Zollkasse für 40,946 Ctr. noch die Differenz von 10 minus 5½ = 4½ Thlr. pr. Ctr. zu gute gekommen, macht 163,784 Thlr. oder 21,059 mehr, als zur Deckung des ganzen Defizits erforderlich war, und dazu kommt nun noch der ganze Zollbetrag für das im Winterverschluß gewesene Quantum. Kurz, ohne die Reduktion des Zolls auf Lompen hätte die Zollkasse ein sehr ersprießliches Jahr gehabt; mit Beibehaltung der Reduktion dagegen wird die Lompeneinfuhr noch größer, die Zolleinnahme in demselben Verhältniß geringer werden. Geht also der Zweck nur dahin, diese letztere zu erhöhen, so muß man anders tarifiren. Das Einfachste wäre, den Namen Lompen ganz zu streichen und sie, wie gesagt, zu nehmen für das, was sie sind, eine besondere Art von Raffinaden. Man könnte aber auch z. B. den Zollsatz für Raffinaden überhaupt noch mehr reduziren; nur müßten dann auch die holländischen Rückzölle

gleichmäßig reduzirt werden, ſonſt könnten unſere Raffinerien nicht dabei beſtehen. Wollen die Holländer, wie ſich mit Beſtimmtheit vorausſetzen läßt, ſich auf eine ſolche Aenderung ihres Syſtems nicht einlaſſen, und der deutſche Eingangszoll würde dennoch herabgeſetzt, z. B. auf 8 Thlr. pr. Ctr. für Raffinaden aller Art, ſo wäre die nächſte Folge wahrſcheinlich — der Untergang des ganzen deutſchen Kolonialzuckergeſchäfts. Die Holländer würden ſich deſſelben allein bemächtigen, und nicht blos ihren eigenen, ſondern auch allen andern Kolonialzucker für Deutſchland raffiniren. Dann würden ſie aber etwa eine Million Centner Raffinaden nach Deutſchland ſenden und dafür würden der Zollkaſſe 8 Millionen Thaler zufließen, während ſie bis jetzt als Maximum 5,900,000 Thlr. erhielt. Dieſes Plus von 2,100,000 Thlr., welches zu 5 % ein Kapital von 42 Millionen Thlr. repräſentirt, könnte vielleicht hinreichen, die ganze deutſche Kolonialzucker-Raffinerie vollſtändig zu entſchädigen. Außerdem genöſſe dann der Rübenzucker einen Schutz von 8 Thlr., er könnte alſo bis 3 Thlr. pr. Ctr. beſteuert werden, ohne den jetzigen Schutz von 5 Thlr. zu vermindern; und von Holland ließe ſich wohl auch noch ein erkleckliches Aequivalent für eine ſolche Begünſtigung erzielen.

Es iſt keineswegs unſere Abſicht, eine Maßregel der Art zu empfehlen, nur die verſchiedenen Intereſſen von mehreren Seiten zu beleuchten. Aber, man muß wiſſen, wohin man eigentlich will, bevor man das Steuer links oder rechts dreht, und es feſt halten, wenn man das gewählte Ziel erkannt und das rechte Fahrwaſſer gefunden hat.

Die Herabſetzung des Zolls auf Lompenzucker von 11 auf 5½ Thaler erſcheint jedenfalls, und von allen Seiten betrachtet, als eine den vereinsländiſchen Intereſſen nachtheilige Konzeſſion, nicht zum Beſten Hollands, ſondern zu Gunſten eines einzelnen, durch unnatürliche Mittel in die Höhe geſchraubten und nur durch übermäßige Opfer haltbaren Induſtriezweiges.

Uebrigens iſt dieſe Tarifänderung bekanntlich, gemäß der in Art. 9 des Vertrages vorbehaltenen Befugniß, die beiderſeitigen Zugeſtändniſſe auch andern Staaten zu bewilligen ꝛc., für allgemein gültig erklärt worden, wodurch aber, bei den gegenwärtigen Verhältniſſen der holländiſchen Raffinerie, der Vortheil für dieſe um wenig oder nichts beeinträchtigt werden kann.

Daſſelbe gilt von einer zweiten zu Gunſten Hollands ſtipulirten Tarifänderung.

Für niederländiſchen Reis iſt (Art. 4. B. 3) der Eingangszoll von 3 auf 2 Thlr. reduzirt worden. Gegen dieſe, jetzt allgemein gültige, Herabſetzung an ſich iſt nichts zu ſagen. Wenn ein Aequivalent dafür zu erreichen war, ſo hätte man wohl, unbeſchadet der dieſſeitigen Intereſſen, den Zollſatz noch niedriger ſtellen können. Den Holländern blieb aber, nach der anfänglichen Beſtimmung, die Freiheit, allen unter ihrer Flagge eingehenden Reis für niederländiſchen zu erklären, da dieſſeits der Urſprung ſchwerlich nachgewieſen werden kann. In ſo fern iſt ihnen daher, durch Anwendung des Artikels 9 auf dieſe Beſtimmung, ein zugeſtandener Vortheil wieder entzogen worden; um ſo mehr, da der gleiche Zolſatz die theure Waare weniger drückt, als die wohlfeilere.

Wir wenden uns zu der bedenklich lautenden Beſtimmung im Art. 4. A. 1. Der Einfuhrzoll für Erzeugniſſe der holländiſchen Viehzucht wird auf die Hälfte herabgeſetzt; und gegen die Zollermäßigung an ſich iſt auch hier nichts zu erinnern, um ſo weniger, da ſie Bedürfniſſe des täglichen Lebens betrifft. Aber — „auf die Hälfte der Eingangsabgaben, wie ſie jetzt beſtehen — oder in der Folge feſtgeſetzt werden möchten." — Alſo immerwährende Differenzzölle zu Gunſten Hollands, von welchen überdies zu Gunſten Deutſchlands durchaus nichts Aehnliches erlangt worden iſt. Eine dem Prinzip des Zollvereins ſo zuwiderlaufende Beſtimmung kann nur den Wunſch nähren, den Vertrag baldmöglichſt aufgehoben zu ſehen, um bei Abſchließung eines neuen ſolche Fehler zu vermeiden.

Was Deutſchland für dieſe Konzeſſionen von Holland erlangt hat, finden wir in Art. 1 verzeichnet.

A. 1. Wein. Der frühere Einfuhrzoll auf Wein in Fäſſern iſt von 2 Fl. pr. Hektoliter auf 10 Cents ermäßigt. Das klingt wie eine Konzeſſion; aber der Zoll, von dem hier die Rede iſt, betrifft nur den Zwiſchenhandel, und ſo erſcheint der frühere Satz als ein großer Mißgriff der holländiſchen Geſetzgebung, die, nach der natürlichen Lage des Staats, den Zwiſchenhandel in aller Weiſe zu erleichtern trachten mußte. Die Aenderung iſt alſo, dem Prinzip nach, vortheilhaft für Holland, für Deutſchland dagegen faktiſch von keiner Erheblichkeit, da erſtens der deutſche

Wein in Holland überhaupt wenig beliebt, zweitens der beſſere, in Flaſchen, immer noch mit 5 Cents pr. Flaſche belaſtet, und drittens aller Wein, außer dem Eingangszoll, noch der Acciſe (Konſumtionsſteuer) unterworfen iſt, welche, mit dem Oktroi in den Städten, oft 4—5 Sgr. pr. Flaſche beträgt. Dem deutſchen Weinhandel könnte daher nur ein wirklicher Vortheil zu Theil werden durch Verſendung nach Java. Aber auch dieſem Nutzen iſt vorgebeugt. In den holländiſchen Kolonien exiſtiren bekanntlich manche Differenzzölle nach den Urſprungs-Zertifikaten. Für Wein in Flaſchen ſind dieſe ſo hoch, daß der von Holland kommende Wein beinahe ⅔ weniger Zoll zahlt, als der von Deutſchland kommende. Bei der Einfuhr in Fäſſern beſteht dieſe Differenz nicht, aber der deutſche Wein kann in Fäſſern nicht die Linie paſſiren. Die Folge davon iſt, daß die Holländer den Wein (aus franzöſiſchem) ſelbſt fabriziren und in Flaſchen verſenden, alſo den Vortheil des Geſchäfts allein genießen. Von einem Aequivalent gegen eine der obigen Konzeſſionen kann hier alſo nicht die Rede ſeyn, und überdies iſt der Eingangszoll auf franzöſiſche Weine in Fäſſern durch den neuen Traktat ganz aufgehoben, Frankreich alſo gegen Deutſchland noch ein wenig bevorzugt worden.

2) Getreide. Ermäßigung des beſtehenden Eingangszolls um 10 %. Was heißt das? Der Eingangszoll beruht auf der Höhe des Preiſes, nach folgender Skala: z. B. Weizen. Bei einem Preiſe von 5 Fl. oder weniger pr. Malter (Hektoliter) iſt der Zoll 3 Fl.; bei 5 bis 6 Fl. Preis — 2; bei 6 bis 7 — 1½, bei 7 bis 8 — 1, bei 8 bis 9 — ½, und bei dem Preis von 9 Fl. und darüber pr. Hektoliter erreicht der Zoll mit ¼ Fl. ſeinen niedrigſten Stand. Bei dem höchſten Satz betragen nun die bewilligten 10 % zwar 30 Cents, oder pr. Laſt von 30 Hektoliter 9 Fl., was allerdings erheblich ſeyn könnte, wenn bei einem noch bleibenden Zoll von 81 Fl. pr. Laſt ein umfangreiches Geſchäft überhaupt möglich wäre, was begreiflicher Weiſe nicht der Fall iſt. Ueberdies ſind beim Getreidebau die guten Jahre als Regel zu betrachten; dann wäre alſo der koulante Abſatz von beſonderer Wichtigkeit, und gerade dann wird er, trotz der ſcheinbaren Vergünſtigung, durch den hohen Zoll auf das Minimum des Bedarfs beſchränkt. In minder guten Jahren aber, wo es überhaupt nicht

leicht an Abſatz fehlen wird, ſinkt in Holland der Zoll auf ½ Fl. und die uns gewährte Differenz beträgt pr. Laſt nicht mehr als ¾ Fl. Ganz ähnlich iſt das Reſultat für die übrigen Getreidearten. Iſt das eine beachtenswerthe Konzeſſion? iſt dabei, gegenüber den holländiſchen Viehzuchtsprodukten, auch nur das Reziprozitäts-Prinzip berückſichtigt? Nach dieſem, den Zollverein charakteriſirenden Prinzip, mußte die Ermäßigung nicht 10, ſondern 50% betragen, und ſich überdies auch auf Schweine und Schinken erſtrecken, deren Holland viel von uns bezieht; oder wenn dergleichen für den Getreidehandel nicht zu erreichen war, mußte wenigſtens der Zoll für Schinken, wie auch für Mehl und Schiffsbrod, auf die Hälfte herabgeſetzt werden; denn dieſe Dinge möglichſt wohlfeil zu beziehen, liegt im Intereſſe des Handelsſtaats und ſeiner Rhederei.

Auch aus andern Gründen iſt dieſe Beſtimmung des Vertrages verwerflich. Die Vergünſtigung, die man wenigſtens dieſſeits zu erzielen meinte, mußte den ganzen Zollverein gleichmäßig umfaſſen; ſie iſt aber auf Nationalſchiffe und dadurch auf die Rheinlande und die preußiſchen Oſtſeehäfen beſchränkt, während die Binnenländer, deren Ausfuhren mittelſt der Weſer und Elbe ſeewärts gehen, faktiſch von dem Vortheil ausgeſchloſſen ſind. Und kann überall von Vortheil die Rede ſeyn, da Holland befugt war (nach Art. 9), die 10 % Ermäßigung auch Rußland und andern Ackerbauſtaaten zu gewähren, während wir die Produkte ſeiner Viehzucht für die Hälfte der jetzigen und aller künftigen Tarifſätze zulaſſen müſſen? Wir müſſen es wiederholen, dieſe Beſtimmung des Vertrages erſcheint durchaus verwerflich; es war auf gänzliche Aenderung des holländiſchen Getreidegeſetzes zu dringen, um ſo mehr, da bekanntlich in Holland ſelbſt dieſes Geſetz ſehr viele und entſchiedene Gegner hat. Was endlich

3. Die Steine betrifft, die Holland braucht und von uns beziehen muß, ſo würde es in ſeinem eigenen Intereſſe liegen, auch die jetzigen 3 % noch fallen zu laſſen und das Prinzip des Zollvereins zu befolgen, Rohſtoffe, deren Bezug keine Intereſſen beeinträchtigt, zollfrei einzulaſſen.

Daſſelbe gilt von Art. 1. B. Nutz- und Bauholz. Ueberdies iſt die hier eingetretene Aenderung durchaus keine Begünſtigung, ſondern nur eine mit vollem Recht in Anſpruch zu nehmende

Gleichſtellung der deutſchen Rheinlande mit andern Ländern, deren Holz ſeewärts nach Holland geht.

Der kleine Vortheil, den Deutſchland dabei genießen könnte, wird annullirt durch den holländiſchen Tarif, welcher geſägtes Holz nicht zu Bau- und Nutzholz zählt, ſondern für ſich weit höher belaſtet. Wir aber könnten unſer Holz mit größerm Vortheil ſelbſt gebrauchen, wie wir es weiter unten näher bezeichnen werden. — Viel wichtiger erſcheint der Gegenſtand des

Art. 1. C. Manufakturen und Fabrikate, und darauf, wie auf Getreide, war nach der obigen Schilderung der Lage Deutſchlands, bei Abfaſſung des Vertrages ganz beſonders Bedacht zu nehmen. Wenn hier überhaupt eine Begünſtigung erlangt worden wäre, ſo würden wir die Zweckmäßigkeit der einzelnen Zollſätze zu unterſuchen haben; hier hat ſich aber das negirende Wirken des mehrerwähnten Art. 9 ſehr handgreiflich gezeigt: die für Deutſchland bedungenen Ermäßigungen ſind auf England ausgedehnt worden, gerade auf den Staat, gegen deſſen Uebergewicht die deutſche Induſtrie den Beiſtand Hollands in Vermittelung und Beförderung des Abſatzes bedurft hätte. Durch dieſen engliſchen Vertrag fällt dann auch der ſcheinbare Vortheil des Art. 2 in Nichts zuſammen (wie wir weiter oben nachgewieſen haben), weil nun auch England, hinſichtlich der Einfuhren in die holländiſchen Kolonien, zu den meiſt begünſtigten Staaten gehört. Scheinbar aber war der Vortheil an ſich ſchon, da der ganze Handel mit Java von der Willkür der weiter oben erwähnten, monopoliſirenden Handelsgeſellſchaft abhängig iſt, welche ſelbſt den Handel des eigenen Landes in alter Weiſe drückt, dem fremden alſo nimmermehr einen Vortheil einräumen wird, wenn ſie nicht im eigenen Intereſſe kontraktlich dazu verbindlich gemacht iſt.

Was endlich den Vertrag in rein kommerzieller Hinſicht noch beſonders charakteriſirt, iſt der Art. 5, worin ſich die Vereinsſtaaten verbindlich machen, ihre Tarifſätze auf die wichtigſten holländiſchen Handelsartikel — nicht zu erhöhen, wobei man nur vergeſſen hat, ſich eine ähnliche Verpflichtung von Seiten Hollands geben zu laſſen; alſo auch hier: Verletzung des Reziprozitätsprinzips. — Wir wenden uns nun zu dem Vertrage im Allgemeinen, zu ſeiner eigentlichen Tendenz.

Was zunächst dabei in die Augen fällt, ist die Abweichung von der sonstigen Allgemeingültigkeit des Vereinszolltarifs. Der große deutsche Zollverein gestattet Differenzzölle zu Gunsten Hollands, freilich, nach mehrerwähntem Art. 9, mit Vorbehalt, die Begünstigungen auch Andern zu bewilligen, oder selbst eintreten zu lassen; aber das Prinzip der Differenzzölle an sich ist für das Gedeihen des Handels immer bedenklich, und nur zu rechtfertigen durch die entschiedensten Vortheile für das Gesammtwohl, wenn diese auf keine andere Weise zu erreichen waren. Lagen hier Vortheile vor, über deren Wichtigkeit in ganz Deutschland nur Eine Stimme gewesen wäre? Wenn auch der Erfolg nicht das Gegentheil dargethan hätte, so würde schon aus der oben bezeichneten Lage der Zollvereinsstaaten der Ungrund einer solchen Voraussetzung hervorgehen. In Holland könnte und sollte seiner Lage nach die dazu erforderliche Einheit der Interessen vorhanden seyn, und doch finden wir auch dort, namentlich in Betreff der Hauptsache für Holland — der Zuckerfrage — keineswegs eine völlige Uebereinstimmung der Ansichten. In unserm jungen Handelsstaate aber sind die Interessen noch so kombinirt und in mancher Hinsicht noch so schwankend, daß es a priori unmöglich erscheint, dieselben in Bezug auf einzelne Handelszweige unter sich in Einklang zu bringen. Die durch Handelsverträge für Deutschland zu erlangenden Vortheile sind daher zunächst auf allgemeine Verhältnisse zu basiren. Erleichterung und Beförderung des Absatzes überhaupt, der Kommunikation, der Schifffahrt, das sind Punkte, wo Einheit der Interessen vorausgesetzt werden darf. Die Verwaltung aber soll alle verschiedenen Interessen im Auge haben, wo möglich keines gegen das andere zurücksetzen, wenigstens vorzugsweise stets das Gesammtwohl berücksichtigen. Der Schifffahrt — auch dieser wird in dem Vertrage gedacht. Durch Art. 3 werden die Bestimmungen des preußisch-holländischen Schifffahrtsvertrages vom 3. Juni 1837 (Lit. B. Nr. 1 und 2 des Art. 7.) auf die Flaggen der andern Rheinuferstaaten ausgedehnt. „Das ist doch eine dem Handel vortheilhafte Konzession" so sagt man, und mit Recht; die Vortheile gegen früher sind nicht zu verkennen. Aber es fragt sich: Von wem hat Deutschland für die freie Benutzung des Rheins Konzessionen zu

begehren? — Wir legen zu näherem Verſtändniß den fraglichen Vertrag bei, halten jedoch eine jede Kritik der einzelnen Punkte für überflüſſig, da die Exiſtenz des ganzen Vertrages beweiſt, daß die Rheinſchifffahrt nicht frei iſt (freie Schifffahrt kennt keinen Unterſchied der Flagge), nicht einmal frei iſt für die preußiſche und holländiſche Flagge! Sonſt hätte es ſtatt der 14 Art. nur eines einzigen bedurft. Daher mußten denn auch die ſchönen, obwohl etwas phantaſtiſchen Pläne zur Wiederbelebung der alten kölniſchen Seeſchifffahrt an der Unfreiheit des Rheines ſcheitern. Ueberdies hat Holland bekanntlich auch hinſichtlich dieſes Vertrages ſeine Meiſterſchaft in der Auslegung neuerdings bewährt. Nach Art. 6 ſollen die Rheinſchiffe das Rheinſchifffahrtspatent führen. Aber von Rheinſeeſchiffen wollte Holland nichts wiſſen. In Folge desfallſiger Remonſtrationen ward verfügt, daß den üblichen Seebriefen der preußiſchen Oſtſeeſchiffer die Erlaubniß angefügt werden ſollte, den Rhein zu befahren. Aber Holland erkannte die Gültigkeit dieſer Papiere nicht an, und der „Thomas" von Danzig ward nicht durchgelaſſen. Holland verhindert alſo den Verkehr nicht allein zwiſchen den Ländern des Zollvereins, ſondern auch zwiſchen den Provinzen derſelben Monarchie, mit welcher der Vertrag, ausdrücklich zur Erleichterung des Verkehrs, abgeſchloſſen ward. Die Wichtigkeit der freien, lebhaften Kommunikation zwiſchen den entlegenen Theilen eines und deſſelben Staats muß an ſich ſchon Jedem einleuchten. Daß die freie Schifffahrtsverbindung zwiſchen dem Rhein und den preußiſchen Oſtſeehäfen auch in rein kommerzieller Hinſicht von nicht geringer Bedeutung iſt, geht aus der Thatſache hervor, daß Köln und Neuß allein in einem Jahre von dortigen Produkten genug bezogen, um 60 Küſtenfahrer zu befrachten. Wie würde aber der Rheinhandel wachſen und gedeihen, wenn die Schifffahrt frei wäre, wenn die zahlloſen kleinern Seeſchiffe der Oſtſee, der däniſchen Weſtküſte, der Elbe, Weſer, Ems unbehindert ein- und auslaufen dürften. Es bedarf dazu keiner eigenen Rheinſeeſchiffe; in jenen Gegenden wimmelt es von Küſtenſchiffen mancher Art (das holſteiniſche Dorf Blankeneſe allein hat deren 155 von nahe an 3000 Kommerzlaſt), die alle die Nordſee durchfahren und eben ſo gut geeignet ſind, bis nach Köln hinauf zu kommen (verſteht ſich mit Schleppdampfſchiffen; denn ſie haben

weniger Zeit übrig, als die Rheinschiffer). Später würde es dann auch nicht an Rheinseeschiffen und diesen nicht an Beschäftigung fehlen, da, wie weiter oben erwähnt, Holland allein nicht im Stande ist, unsern ganzen auswärtigen Handel zu vermitteln; den Rheinlanden würden also auch noch die Vortheile der Rhederei zu Theil werden, und das wenige Holz, das Holland von uns bezieht, würde doppelt und dreifach gewinnbringend zu eigenem Schiffbau verwandt. Solche Vortheile würden durch gleichfalls allgemeine Konzessionen, wie z. B. bedeutende Herabsetzung der Tarifsätze (natürlich immer mit Vorbehalt der Ausdehnung auf alle andern Staaten für ähnliche Vortheile) nicht leicht zu theuer erkauft werden, wenn sie überhaupt erkauft werden müßten und nicht als naturgemäß in Anspruch genommen werden könnten. Denn Deutschland kann wohl ohne Holland, Holland nicht wohl ohne Deutschland bestehen.

Nach dieser Auseinandersetzung will es uns bedünken, daß von einem Handelsvertrage auf Grundlage eines solchen Schifffahrtsvertrages, im Interesse des deutschen Handels, durchaus nicht die Rede seyn kann. Wir wiederholen unsern obigen Satz: Hier liegt eine Lebensfrage für den deutschen Handel! Doch — auch abgesehen von dem direkten Handelsinteresse — wenn zwei Parteien überhaupt zu gegenseitig dauerndem Vortheil mit einander kontrahiren sollen, müssen sie in gewissem Grade freundlich zu einander stehen; das ist aber nicht wohl möglich, sobald die eine Partei die Ehre und Würde der andern mit Füßen tritt. Jede Beschränkung der Rheinschifffahrt erscheint uns als eine Verletzung der deutschen Nationalwürde, daher wahre, volle Freiheit der Rheinmündungen als conditio sine qua non, und ohne die bündigste Sicherung dieser Bedingung jede weitere Unterhandlung vom Uebel.

Köln, 31. März 1841.

A. v. Binzer,
Redakteur des Allgemeinen Organs
für Handel und Gewerbe.

Tüchtige Fortbildung des Bauernstandes

mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung von Ackerbauschulen. *

Die Landwirthschaft ist die Mutter des Menschengeschlechts, die Ernährerin aller Künste und Wissenschaften.

Xenophon.

Man ist — zur Ehre des Zeitalters sey es gesagt — je länger, desto mehr bemühet, die mannigfaltigsten Anstalten zur Bildung der verschiedenen Volksklassen, zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe ins Leben zu führen. Wer möchte läugnen, daß nicht da mehr, dort weniger auch für den Stand der Landwirthe geschehen sey! Allein, wenn man die verschiedenen Klassen dieses Standes durchblickt, so findet man die höheren Landwirthe durch verschiedene Bildungsanstalten (landwirthschaftliche Akademien, Institute ꝛc.) berücksichtigt, dem ärmeren Theile durch eine Masse von Wohlthätigkeitsanstalten von Kindesbeinen an unter die Arme gegriffen. Nur der Stand der mittleren Gutsbesitzer, unter welchem der sehr ehrenwerthe Bauernstand vorherrscht, findet sich noch spärlich berücksichtigt.

Man hat zwar für dessen politische Emancipation Vieles gethan, ihm manche Fessel abgenommen, die seine Vorfahren niederbeugte; die unverkennbar besseren und vervielfältigten Einrichtungen

* Schon bei einigen Gelegenheiten, namentlich in den Verhandlungen der Versammlung deutscher Landwirthe, ist die Wichtigkeit von Ackerbauschulen zur Sprache gekommen. Allein keineswegs ist der wichtige Gegenstand gebührend erschöpft, namentlich aber die Idee der Errichtung von besonderen — für sich bestehenden — Ackerbauschulen noch nicht genügend ausgeführt, weshalb es zeit- und zweckgemäß erschien, hierüber weiteren Austausch der Ansichten zu veranlassen.

der Volksschulen haben seine Elementarbildung wesentlich unterstützt; vielfache landwirthschaftliche Vereine haben ihn der gebildeten Klasse seiner Berufsgenossen näher geführt; faßliche Schriften, Aufsätze in Kalendern werden immer mehr als ein nützliches Mittel zur Belehrung in Anwendung gebracht; allein für eine tüchtige planmäßige Fachbildung dieses Kernes im Volke ist nur wenig noch gesorgt.

Unbestritten gehört im ackerbautreibenden Staate der Bauernstand (ich verstehe darunter nicht den Kleinhäusler, sondern den pflugführenden, für den Markt noch etwas erübrigenden Bauern) zu den bedeutendsten Volksklassen, und von seinem Wohlstande, von seiner Vervollkommnung hängt mehr oder weniger das Gedeihen der übrigen Stände ab.

Diesem Bauernstande hat man so oft schon seine Vorurtheile, sein blindes eigensinniges Beharren an der Lehre der Alten zum Vorwurfe gemacht. Noch aber gehört es zu den Seltenheiten, Anstalten zu finden, auf denen er mit Liebe und Erfolg sich in seinem Gewerbe, in seiner Lebensbeschäftigung gehörig auszubilden im Stande wäre.

Der Handwerker reis't; der Bauer bleibt auf dem elterlichen Gute, und wird er nicht zum Soldaten ausgehoben, so kommt er häufig nicht viel über die Gemarkung hinaus, auf der er das Leben erblickte.

Wie kann es also anders seyn, als daß ihm schwer werden muß, Vorurtheile abzulegen!

Wer will ihn unter diesen Umständen billiger Weise tadeln, wenn er die Anpreisungen über Verbesserung landwirthschaftlicher Zustände mit Mißtrauen betrachtet, da er andere Einrichtungen und Gebräuche, als die seiner unmittelbaren Heimat, so selten nur zu Gesicht bekommt! Diesem wesentlichen Mangel abzuhelfen, gibt es verschiedene Wege. Wenn es zur Regel gemacht werden könnte, daß der Bauer in seinen jungen Jahren auch wanderte, in fernen, im Ackerbau vorgeschrittenen Gegenden Dienste leistete, oder wenn nur der Sohn des vermöglichen Bauers, der bestimmt ist, selbst Gutsbesitzer zu werden, sich entschlösse, auf gut bewirthschafteten Gütern seiner Umgegend als freiwilliger Arbeiter eine Zeit lang einzutreten, so würde vieles Gute dadurch gefördert werden. Allein da man ihn hiezu nicht zwingen kann, er aber das Bedürfniß

ſelbſt noch nicht fühlt, ſo wird dieſer Weg der Fortbildung erſt ſich verallgemeinern, wenn das Streben nach tüchtiger Fachbildung in dem Bauernſtande durch andere Mittel erweckt ſeyn wird.

Vielfach wird von dem landwirthſchaftlichen Unterricht ſchon in den Volksſchulen Gutes erwartet. Man ſagt, das jugendliche Gemüth iſt leicht erregbar, in ihm wurzeln viel beſſer die Lehren, die Eindrücke ſind bleibender; im Keime ſchon ſind die Vorurtheile leichter zu verbannen, deren Ablegung in älteren Jahren ſo ſchwer wird. Auch ich geſtehe, dieſer Anſicht längere Zeit gehuldiget zu haben. Reifere Prüfung aber hat mich belehrt, daß es geeigneter ſeyn dürfte, die bäuerliche Jugend zur Zeit des Schulganges einfach und tüchtig mit den Schulelementen blos vertraut zu machen, einen Unterricht über landwirthſchaftliche Gegenſtände aber erſt dann eintreten zu laſſen, wenn das tägliche Angreifen landwirthſchaftlicher Arbeit die Lehre unterſtützt und der Sinn und Eifer durch tägliche Uebung leicht rege erhalten werden kann. Dieſer Zeitpunkt tritt im vierzehnten Jahre ein, wenn die Kinder, aus der Schule tretend, ihren Eltern in den bäuerlichen Verrichtungen zur Hand gehen. Durch tüchtige Sonn- und Feiertagsſchulen, in denen die Grundbegriffe der Landwirthſchaft gegeben werden, Liebe zur Natur erweckt wird, in einem Zeitpunkte des Lebens, wo das Gemüth noch rein und empfänglich, der Verſtand jedoch ſchon mehr geweckt iſt, ſcheint weit mehr erreicht werden zu können.

So lange freilich es zur Seltenheit gehört, daß die Volksſchullehrer — ſonſt auf alle Weiſe in ihrem Wiſſen geſchraubt — der Kenntniß der Landwirthſchaft theilhaftig ſind, muß man allerdings fürchten, daß ein aufgedrungenes Unterrichtgeben nur Nachtheile haben würde, und ſo lange muß man mit ſolchen frommen Wünſchen zu Hauſe bleiben. Dürfte übrigens in dieſen wenigen Worten nicht wieder eine neue und dringende Aufforderung liegen, der landwirthſchaftlichen Ausbildung der Volksſchullehrer mehr Aufmerkſamkeit zuzuwenden?

Unter allen Mitteln, welche zunächſt weiter zur Bildung des Bauernſtandes dienen, ſteht ſicher die Gründung einer den Bedürfniſſen genügenden Anzahl ſogenannter *Ackerbauſchulen* oben an.

Dieſe Ackerbauſchulen ſind Anſtalten, in welchen zunächſt Söhne von bäuerlichen Gutsbeſitzern — mit der mechaniſchen Fertigkeit und mit der Körperkraft zu Verrichtung der gewöhnlichen

bäuerlichen Arbeiten bereits ausgerüſtet — vom 17ten etwa bis ins 20ſte Jahr unter fortgeſetzter täglicher Uebung in allen, in der Landwirthſchaft im weiteren Sinne vorkommenden Arbeiten mit den Grundſätzen der Landwirthſchaft und ihrer Hülfskenntniſſe, auf eine populäre, ihrem Standpunkte angemeſſene Weiſe unterwieſen, und neben der Pflege und weiteren Ausbildung ihrer in der Volksſchule erlernten Kenntniſſe und Ueberwachung ihres ſittlichen Betragens, zu tüchtigen Wirthſchaftern und Vorbildern für ihre dereinſtigen Nachbarn gebildet werden ſollen.

Manches läßt ſich zwar dafür ſagen, die Leute früher, als im 17ten Jahre in ſolche Ackerbauſchulen zu bringen; namentlich ſagt man, daß ſie bis dahin ſchon viele Elementarkenntniſſe wieder vergeſſen, daß das zum Lernen und Begreifen geſchmeidigſte Alter mit dem 17ten Jahr bei dieſer Klaſſe von Leuten ſchon vorüber ſey. Allein ich halte das 17ten Jahr aus dem Grunde für das paſſendſte, weil ich darin eine Bürgſchaft für die erleichterte Ausführbarkeit und möglichſt große Ausdehnung dieſer Anſtalten erkenne,* und da ich hoffe und vorausſetze, daß die oben ſchon angedeutete weitere Bildung der Jünglinge in den Sonntagsſchulen immer allgemeiner werden, und vorzugsweiſe mit deren Beihülfe die im elterlichen Hauſe und Hofe zugebrachte Zeit vom 14ten bis 17ten Jahre durchaus nicht nutzlos an den Bauernſöhnen vorübergehen ſolle.

Die nächſte und unmittelbarſte Beſtimmung ſolcher Ackerbauſchulen für künftig ſelbſt wirthſchaftende Bauernſöhne ſchließt nicht aus, daß, wenigſtens mit einzelnen ſolcher Schulen, auch Veranſtaltungen verbunden werden, welche es weniger wohlhabenden, ja ſelbſt ärmeren Gliedern dieſes Standes, die keine Ausſicht zum eigenen Gutsbeſitze haben, möglich machen ſollen, ſich zu tüchtigen Aufſehern, Geiſelmeiern ꝛc. auszubilden.

Kaum braucht berührt zu werden, daß ſolche Anſtalten nicht beſtehen können ohne angemeſſene Güter und ohne die weiteren Hülfsmittel zu dem vorgezeichneten Zwecke.

Um aber die Hülfsmittel überſchauen zu können, welcher ſolche

* Sollen die Bauernſöhne ſchon früher, ehe ſie vollkräftig im Körper und erfahren im Mechaniſchen der Arbeit ſind, in ſolche Anſtalten kommen, ſo vertheuert ſich der Aufwand ſolcher Anſtalten auf eine Weiſe, welche deren weiteren Ausdehnung ſehr im Wege ſteht und nur wenigen die Theilnahme geſtattet. A.

Anstalten bedürfen, ist es nöthig, tiefer einzudringen in die Einrichtungsart solcher Schulen.

Sie sollen denjenigen landwirthschaftlichen Stand bilden, der künftig entweder selbst Hand anlegen, oder doch mit seinen Arbeitern in einer so nahen Berührung stehen soll, daß die genaueste Detailkenntniß aller Handgriffe und Beschäftigungen in der Landwirthschaft absolutes Bedürfniß wird.

Diese Detailkenntniß, verbunden mit dem Ueberblick über Zeit und Kräfte, die jede einzelne Arbeit erheischt, kann aber nur erworben werden, indem man Alles *selbst* mitgemacht hat, aus eigener Uebung kennen und beurtheilen lernt. Die Ausbildung *höherer* mechanischer Fertigkeit (häufig uneigentlich Kunstfertigkeit genannt) muß also eine Grundlage dieser Schulbildung seyn.

Gemeine, rein handwerksmäßige Fertigkeit kann und darf nicht genügen. Darum muß an die Fortbildung der mechanischen Fertigkeit stets die Auseinandersetzung der Gründe geknüpft werden, *warum* jede Arbeit so und nicht anders, zu dieser und zu keiner andern Zeit zu verrichten ist; es muß die Schule nach und nach auf die vorurtheilsfreie Vergleichung der Gebrauchsweisen und Verfahrungsarten verschiedener Gegenden übergehen, mit der besonderen Aufgabe, in den Lernenden eigene Beobachtung und eigenes Nachdenken mit der Liebe und einem höheren Sinne für ihren Beruf zu wecken.

Mit dieser Ausbildungsweise, welche die Lernenden den größeren Theil des Tages in der Wirthschaft beschäftiget, und zwar abwechselnd theils auf dem Acker, theils auf der Wiese, theils im Pferdestall, theils beim Milchvieh, in der Brennerei oder Brauerei ꝛc., ist ein planmäßiger Lehrunterricht zu verbinden, der die Leute fähig macht, Alles richtig zu begreifen, den Zusammenhang der verschiedenen Wirthschaftszweige, das Ineinandergreifen, die Verhältnisse, unter denen dieses oder jenes Verfahren einzuhalten ist, die auf die Landwirthschaft einflußreichsten Erscheinungen in der Natur und im Verkehrsleben aufzufassen, mit einem Worte ihren künftigen Standpunkt überschauen zu lernen.

Dieser Unterricht soll ihnen klare Begriffe geben:

a. über den Organismus der landwirthschaftlichen Pflanzen und Thiere, nicht blos der nützlichen, sondern auch der schädlichen;

b. im Fache der Mathematik so weit, daß die Schüler ohne

Schwierigkeit jede gewöhnliche vorkommende Rechnung sowohl im Kopfe, als auf dem Papier machen, daß sie ein Feld in bestimmte Theile ein- und abtheilen, den Inhalt von Körpern und Flächen berechnen, letztere geometrisch aufnehmen, auch zum Behuf von Bewässerungs- und Entwässerungs-Anlagen, zu Planirarbeiten ꝛc. ein richtiges Nivellement vornehmen können;

c. über Landwirthschaftskunde und zwar

aa. einfache Boden- und Klimakunde;

bb. Kunde von den verschiedenen landwirthschaftlichen Werkzeugen und den Grundsätzen, auf welchen deren Konstruktion beruht;

cc. Pflanzenbau, natürlich mit Einschluß des Obst- und, wo möglich und nöthig, des Weinbaues;

dd. Thierzucht und Thierheilkunde;

ee. Fruchtfolge;

ff. einfache Begriffe von der Zusammensetzung der Wirthschaft, der richtigen Vertheilung der Kräfte, dem erforderlichen Kapital, so wie von der Ertrags-Schätzung;

und endlich

gg. über die wichtigsten technischen Betriebe.

Alles jedoch mit sorgfältiger Auswahl für den bestimmten Lehrzweck und mit der Hauptrücksicht, daß kein encyklopädisches Vielwissen und eben so wenig ein überstiegenes Gelehrthun die Anstalt verunreinige, sondern durchaus Alles dem einfachen Auffassungs-Vermögen und den einfachen Vorkenntnissen der Lernenden angepaßt sey.

Mit diesem eben angegebenen Unterricht sind ohne Benachtheiligung der laufenden Wirthschaftsarbeiten Uebungen im Lesen, Schreiben, im Aufsätzemachen, Feldmessen, Exkursionen in die Umgegend zu verbinden.

Dies Alles weiset darauf hin, daß die Schüler solcher Anstalten unter unausgesetzter Aufsicht und Leitung stehen müssen, mit welcher dann auch die Obsorge über ihr moralisches und kameradschaftliches Verhalten leicht in Verbindung gebracht werden kann.

Jeder wird zugeben, daß es, wenigstens für die Regel, nicht Sache eines einzelnen Gutsbesitzers oder Gutsbeamten seyn und werden kann, sich einem solchen Unterricht und ununterbrochener

Aufsicht neben den Sorgen für einen bedeutenden Gutsbetrieb zu unterziehen, daß also mehrere Kräfte hiezu einheitlich zusammenwirken müssen. Dies und das schon oben Angedeutete weisen darauf hin, daß eine solche Anstalt sich nicht auf eine Zahl von nur wenigen Schülern beschränken könne, weil sonst der Nutzen offenbar nicht im Verhältniß stünde mit dem Kosten. Aber selbst die Ausdehnung auf eine größere Zahl von Schülern unterliegt manchen Schwierigkeiten.

Wie schon bemerkt, ist es nämlich durchaus nöthig, die Schüler in der Zeit ihres Kurses in allen verschiedenen Verrichtungen vollkommen einzuüben und fertig zu machen. Es muß also ein ständiger Wechsel in den Arbeiten statt haben. Da der Unterricht im Hause, wenn er auch gleich nur wenige Stunden täglich, je nach Witterung, Jahrszeit oder mehr oder weniger großem Drange der Feldarbeiten, in Anspruch nehmen soll, dennoch eine Zeit kostet, in welcher die Wirthschaft nicht stille stehen darf; da es einerseits vielfache Arbeiten gibt, welche man jungen Leuten nicht, oder doch noch nicht mit voller Verlässigkeit anvertrauen darf; da andererseits namentlich die älteren und tüchtigeren Schüler — als wesentlicher Theil ihrer Bildung — zur Beaufsichtigung einzelner Wirthschafts-Branchen oder Arbeiten zu verwenden sind, so wird man ständige, stets obligate Dienstboten daneben noch bedürfen und jedenfalls die größeren, so wie die auf einen kurzen Zeitraum sich zusammendrängenden Arbeiten, z. B. die Ernte ꝛc., mit Beizug von Akkordsleuten oder Tagwerkern verrichten lassen müssen.

Die Anzahl dieser Schüler kann also über eine bestimmte Grenzlinie, über ein bestimmtes, durch den Wirthschaftsbetrieb und Gutsumfang gegebenes Maß nicht ausgedehnt werden.

Um aber dennoch so viele Schüler aufnehmen zu können, als ein richtiges Verhältniß zwischen Nutzen und Aufwand erheischt, sind somit nur Wirthschaften von einiger Ausdehnung geeignet.

Bei der Wahl des Guts muß wesentlich berücksichtiget werden, daß die Hauptbestandtheile nicht fehlen, daß die verschiedenen Thiergattungen gehalten werden können, richtige Ackerwerkzeuge in Anwendung kommen, und nicht blos die gewöhnlichsten Gewächse, sondern auch einzelne wichtige Handelsgewächse gebaut

werden können, daß ein kunstmäßiger Wiesenbau ausführbar sey, wo möglich eines oder das andere technische Gewerbe mit betrieben werden könne ꝛc.

Weil nun die Mannigfaltigkeit der verschiedenen landwirthschaftlichen Betriebsarten ein sehr wichtiges Förderungsmittel ist, die jungen Leute vielseitig zu üben und zu unterrichten, so findet man solche Ackerbauschulen hie und da mit größeren Anstalten in Verbindung, namentlich mit landwirthschaftlichen Instituten. Dies ist z. B. in Hohenheim der Fall. Dort ist bei einer sehr verzweigten, mit allen möglichen Anstalten ausgestatteten Gutswirthschaft von circa 950 württ. Morgen eine Ackerbauschule eingerichtet, welche trotz aller dieser Verhältnisse nach den einstimmigen Ansichten sowohl der Institutsbehörden,* als vieler anderen Sachverständigen die Zahl von 25 Schülern nicht überschreitet. Es kommt folglich auf beiläufig 38 Morgen Areal ein Ackerbauschüler.

Wenn ich nun gleich nicht zu behaupten wage, daß dieses Verhältniß für alle anderen Ackerbauschulen durchaus Norm gebend seyn möchte, so hat doch ein Beispiel aus dem Leben gezeigt, daß die Zahl der Schüler mit dem angegebenen Maß im richtigen Verhältniß stehe und ohne Nachtheil für die Schule dieses Maß in der Regel nicht überschritten werden dürfe.

Bei manchen Vorzügen, die eine solche Verbindung niederer Schulen mit höheren Anstalten haben mag, läßt sich eine Schattenseite dieser Verbindung durchaus nicht verkennen.

Diese besteht darin, daß namentlich die aufgeweckteren, häufig zugleich die fähigeren Subjekte der niederen Anstalt, durch die Berührungen mit den Angehörigen der höheren Anstalt oder den schälen Blick auf diese leicht von dem einfachen Ziele ihrer Laufbahn abgeführt, mit ihrer Lage mehr oder weniger unzufrieden werden dürften, oder daß zu unpassenden Parallelen zwischen beiderlei Anstalten Veranlassung gegeben wird.

Fassen wir solche für sich selbstständig bestehende Ackerbauschulen näher ins Auge, so sind sie allerdings mehr geeignet, als

* Vergleiche unter anderem die Aeußerung des jetzigen Direktors der Hohenheimer Anstalt im amtlichen Bericht über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Potsdam S. 88, und das Schriftchen: die k. württ. Lehranstalt Hohenheim. Stuttgart 1838. S. 17.

die höheren Unterrichts- und Verſuchsanſtalten es in der Regel ſeyn werden, in ihren wirthſchaftlichen Geſammtreſultaten Muſter für die bäuerlichen Verhältniſſe zu werden.

Sie werden zwar gemäß ihrer beſondern und wichtigen Beſtimmung als Bildungsanſtalten etwas komplicirter organiſirt ſeyn, als reine Privatlandwirthſchaften. Allein ſie dürfen den endlichen Reinertrag des Guts nicht in den Hintergrund treten laſſen; ſie müſſen durch jährliche Veröffentlichung ihres Ertragsreſultats das Vertrauen der Maſſe eben ſo, wie durch täglichen öffentlichen Beweis eines geregelten, im Detail vortrefflich ausgeführten Betriebes zu erſtreben ſuchen.

Die für die reinen Unterrichtszwecke erforderlichen Mittel und Kräfte müſſen natürlich der laufenden Wirthſchaft aus beſonderen Fonds zugeſchieden werden.

Sie bedürfen z. B. natürlich eines größeren Inventars, als gewöhnliche Wirthſchaften, weil es ſich um Vergleichungen handelt, folglich auch eines größeren Betriebs-Kapitals; ſie bedürfen eines eigenen Feldes, auf dem, wenn auch nur im Kleineren, des Unterrichts wegen Pflanzen angebaut werden, die im Allgemeinen wichtig, aber für die Oertlichkeit des Betriebs vom Privatwirthſchafter nicht berückſichtiget würden; ſie bedürfen eines Feldes, auf welchem in freien Stunden oder bei der Prüfung eines neuen Werkzeuges Uebungen angeſtellt werden können; ſie bedürfen endlich einiger Sammlungen, die den Unterricht verſtändlicher machen ſollen ꝛc. ꝛc.

Was nun das Perſonal betrifft, ſo iſt vor Allem ein Vorſtand des Ganzen nöthig, der mit Intereſſe und Ueberblick nicht blos die Gutswirthſchaft, ſondern auch die Schule leitet, die wichtigſten Gegenſtände des landwirthſchaftlichen Unterrichts ſelbſt vorträgt.

Ihm iſt ein Buchhalter für's Rechnungs- und Kaſſenweſen und für die unvermeidlichen Schreibereien beizugeben.

Ein Guts-Aufſeher wird die tägliche praktiſche Beſchäftigung der Schüler auf dem Felde unmittelbar zu leiten haben, in Verbindung mit der untern Aufſicht über die Wirthſchaft.

Sofort iſt noch ein tüchtiger Lehrer nöthig, den man aus dem gebildeteren Theile der Volksſchullehrer vielleicht jetzt ſchon herausfinden kann, jedenfalls aus dieſem Stande für die Zukunft herauszubilden ſuchen ſollte.

Absolute Bedingung ist, daß der letztere außer einem allgemeinen Interesse für Landwirthschaft selbst einen solchen Grad von Bildung, namentlich in den Hülfsfächern besitze, um der schwierigen Aufgabe, den richtigen Weg des Unterrichts zu finden, gewachsen zu seyn.

Er muß mit den Sitten und Gebräuchen des Bauernstandes wohl vertraut seyn, um im täglichen Umgange mit den Ackerbau-Schülern auf sie besonders einwirken zu können; er soll ihr Lehrer und väterlicher Freund zugleich seyn. Sehr gut ist es, wenn er in der Nähe der Schüler wohnen kann, die nächste Aufsicht im Hause und sogar eine niedere Strafgewalt über die Schüler hat. *

Da aber ohne strenge Ordnung die Anstalt im Ganzen keinen gehörigen Halt haben würde, so muß der Vorstand stets die letzte Instanz seyn.

Den Unterricht in der Thierheilkunde kann mit Leichtigkeit der Thierarzt des Bezirks ertheilen, wenn bei der Besetzung dieser Stelle auf dieses Bedürfniß geeignete Rücksicht genommen wird.

Eines Aufwärters für die Anstalt bedarf man nicht, da abwechselnd stets einer der Ackerbau-Schüler das dahin Einschlagende besorgen kann.

Nachdem wir nun das erforderliche Personal angeführt haben, ist vom Kostenpunkte zu reden.

Der Vorstand der Anstalt müßte an und für sich schon der Gutswirthschaft wegen da seyn. Da ich jedoch sehr gern zugebe, daß viele zu tüchtigen Gutswirthschaftern, nicht aber zu Vorständen solcher Anstalten taugen mögen, daher in letzterer Rücksicht möglicher Weise ein höherer Gehalt, als gewöhnlich, zu verwilligen wäre, so scheint es in der Ordnung, dem Unterricht, oder dem Schulzwecke einen Theil des Gehalts des Vorstandes aufzubürden.

Setzen wir dafür	300 fl.
Der verantwortliche Buchhalter wird mit 400 fl. zur Hälfte der Gutswirthschaft, zur Hälfte der Ackerbau-Anstalt zur Last gelegt; hierher also . .	200 „
	700 fl.

* Ein sehr ehrenwerthes Beispiel eines solchen Lehrers ist der Oberlehrer der Hohenheimer Ackerbau-Schule, Herr Schlipf, dem ich bei dieser Gelegenheit gern öffentlich meine Achtung beweise.

Transport	700 fl.
1 Lehrer neben freier Wohnung, Holz und Gartengenuß	700 „
1 Aufseher	350 „
Für Versuchsfeld, Sammlungen, Beleuchtung, Heizung, Schreibmaterialien	700 „
Remuneration des Thierarzts	150 „
	2400 fl.

Die Gutswirthschaft wird bei dreijährigem Kursus der Schüler wohl im Stande seyn, für eine Entschädigung von 80 fl. im ersten, von 40 fl. im zweiten Jahre, im dritten aber ohne Entschädigung für die Verköstigung und Verpflegung der Schüler zu sorgen. Wird nun die Kleidung nebst anderem kleinen Aufwand im dreijährigen Kurse zu 80 fl. veranschlagt, so bildet sich, ausschließlich der oben erwähnten Unterrichtskosten, per Kopf ein Aufwand von 200 fl.

Die Schule auf 24 Schüler berechnet, trifft es an oben berechneten 2400 fl. jährlich jeden Schüler 100 fl., in 3 Jahren also	300 „
Gesammt-Aufwand für einen Schüler	500 fl.
Auf 24 Schüler würde dieses in 3 Jahren betragen	12,000 fl.
per Jahr also	4000 „

Es entsteht nun die Frage, in wie weit soll der Schüler selbst ins Mitleid gezogen werden? was soll er für Lehrgeld, Kleidung ꝛc. der Anstalt vergüten?

Bekannt ist, daß auch der vermögliche, größere Bauer, sollte er für sein Kind in drei Jahren mehrere hundert Gulden zahlen, sich sehr schwer und sehr selten entschließen würde, den Sohn, der ihm vom siebenzehnten bis ins zwanzigste Jahr die nützlichsten Dienste zu Hause leisten kann, in eine Ackerbauschule zu geben, und sich indessen mit fremden, weniger verlässigen, kostspieligen Dienstboten zu behelfen.

Wird er es thun, wenn er fürchten muß, daß am Ende den also mit vielen Opfern herbeigebildeten Sohn die Konscriptionspflicht treffe und ihn abermals dem elterlichen Herde entziehe?

Könnten Begünstigungen wegen der Militärpflicht damit, wenigstens für diejenigen verbunden werden, welche, zu einem eigenen Gutsbesitz bestimmt, mit den besten Zeugnissen aus der

Anstalt treten, wie würde dies, ich möchte sagen, mehr als alles andere, der Anstalt aufhelfen! Wie gerne würde der Vater das Geld, das jetzt ein Einsteher kostet, dahin geben, um dem Sohne dafür in einer Ackerbauschule eine Ausbildung zu sichern!

Aber nur ungerne entschließe ich mich, eine Begünstigung dieser Art anders, als in der Form einer vorübergehenden Maßregel vorzuschlagen, da alle und jede Begünstigungen solcher Art mit Recht gehässig und nur durch triftige öffentliche Zwecke entschuldigt sind. *

Will man indessen das Höchste auf die dreijährige Periode für einen Schüler fordern, mit 125 fl., so würde dadurch an dem jährlichen Aufwande von 4000 fl. der vierte Theil mit 1000 fl. der Kasse vergütet, der Gesammtaufwand bliebe aber per Jahr noch 3000 fl. Die Grundrente des Guts muß sich dabei durch die Bewirthschaftung des Guts noch herausbringen lassen und das erforderliche Betriebskapital sich nebenbei verzinsen. Die ersten Einrichtungskosten, welche der Anstalt zum Opfer zu bringen wären, dürften, je nachdem namentlich die vorhandenen Gutsgebäude unter die Arme greifen, auf 4—6000 fl. anzuschlagen seyn. **

Wenn ich nun je für eine ackerbautreibende Bevölkerung von 350,000—400,000 Seelen eine solche Ackerbauschule für nöthig erkenne, also für ein Land von ungefähr anderthalb Millionen landwirthschaftlicher Bevölkerung beiläufig vier solcher Schulen, so höre ich schon von vielen Seiten die Größe der Kosten einwenden.

Vier Anstalten, je mit 4—6000 fl., also im Mittel mit 5000 fl. ersten Einrichtungskosten, würden kosten . . . . . 20,000 fl.
jährlicher Aufwand à 3000 fl. . . . . 12,000 fl.

Allein ich entgegne, daß hiebei erst auf 12,000 Köpfe jährlich einer in den Genuß der Anstalt neu eintreten kann, da von 96 Schülern der vier Schulen jährlich der dritte Theil nur an die Stelle der abgehenden eintreten kann, und knüpfe daran nur einige kurze Fragen:

Steht diese Anforderung im Mißverhältniß mit der Bedeutung des Bauernstandes im Staate? mit dessen Leistungen für den Staat? mit dessen Genußansprüchen an die öffentlichen An-

* Auch bei Gründung der Hohenheimer Anstalt wurde den ersten Zöglingen Freiheit vom Militärstande bewilligt.

** Natürlich ausschließlich des wirthschaftlichen Betriebskapitals.

ſtalten? mit dem, was andere Stände — ihren öffentlichen Verpflichtungen gegenüber — genießen?

Wer dieſe Fragen gründlich ſich beantwortet, dem wird es leicht werden, ſich hierüber ein richtiges Urtheil zu bilden.

Iſt es mir in dieſer der deutſchen Nation gewidmeten Abhandlung erlaubt, eine Anwendung auf einen einzelnen Staat, namentlich Württemberg zu machen, ſo kann ich nur von ganzem Herzen der neu und mächtig auftauchenden Idee huldigen und beipflichten, zu der bereits vorhandenen Hohenheimer Ackerbauſchule für jeden Kreis des Landes noch eine weitere Ackerbauſchule, ſomit noch vier weitere ſo bald zu errichten, als hiezu Vorſteher und Lehrer, ſo wie Güter gefunden ſind. Erſteres iſt nicht leicht und die Auffindung tüchtiger Vorſteher und Lehrer ſchwieriger, als man ſich beim erſten Anblick denken kann. Denn für die geforderte Richtung haben ſich noch wenige Männer gebildet, und eine unglückliche Wahl möchte der in dieſer Art neu zu begründenden Anſtalt eher bleibenden Nachtheil, als Vortheil zuwenden. An Gütern dürfte es weniger fehlen, da die Staatsdomänen offenbar keine würdigere Verwendung finden könnten.

Im Neckarkreiſe, dem Hohenheim ſelbſt angehört, dürfte zunächſt auf die Ausbildung von Weinbauern bei einer weiter zu errichtenden Anſtalt reflektirt werden. Denn bekanntlich iſt der Weinbau in Württemberg einer der wichtigſten landwirthſchaftlichen Beſchäftigungszweige und die Lokalität von Hohenheim geſtattet nicht, hierin etwas zu thun.

Erſcheint für den jetzigen Augenblick die gleichzeitige Eröffnung von vier neuen Anſtalten auch kaum gedenkbar, ſo durfte das Bedürfniß, das vorliegt und das ſich immer mehr und mehr entfalten wird, hier nicht unerwähnt bleiben.

Es möchte vielmehr für jetzt nur rathſam ſeyn, zunächſt eine dieſer Anſtalten in's Leben zu rufen und vor Allem weitere Erfahrungen zu ſammeln.

Man hat davon geſprochen, ſolche Ackerbauſchulen als Filialanſtalten von Hohenheim zu betrachten, und es mochte ſich daran die Folgerung knüpfen, daß ſie der Hohenheimer Anſtalt untergeordnet werden möchten. Allein mannigfache Bedenken erheben ſich gegen ſolche Plane.

Wird, frage ich, dadurch nicht gleich von vorne herein eine

Weitschichtigkeit in diese Anstalten gebracht, ein Verhältniß, das tüchtige Männer abhalten möchte, die Vorstandschaft zu begleiten?

Wird nicht die mehr lokale Richtung, zunächst aus den Kreisbedürfnissen hervorgehend, darunter leiden?

Wird über der Kreirung zu vieler Instanzen die neue Anstalt, und wird Hohenheim, dessen Vorsteher und Beamte durch das, was schon ist, voll in Anspruch genommen seyn müssen, durch weitere Verzweigungen nicht Noth leiden?

Unter allen Umständen aber hüte man sich ja, die Vorstände solcher Ackerbauschulen mit allzu vieler Detailrechenschaft und Schreibereien in Anspruch zu nehmen, damit über den Förmlichkeiten der animus nicht Noth leide!

Sehr zweckmäßig finde ich einen Zusammenhang der Hohenheimer Anstalt mit den neuen Ackerbauschulen, namentlich in der Weise, daß die fähigeren Köpfe der Kreisschulen nach dort vollendetem dreijährigen Kurse wo möglich noch ein viertes Jahr in Hohenheim zubringen, wo sie, fest an Charakter, voll von Liebe für die Sache, tüchtig im Geschäft, noch Vieles sehen und lernen können, wozu ihnen in der beengteren Kreisanstalt keine, oder doch keine so umfassende Gelegenheit gegeben ist.

In Hohenheim wird man sie gerne aufnehmen, gut brauchen und somit auch gut belohnen können.

Allein eine unmittelbare Vermischung und Unterordnung ist darum nicht nöthig.

Da jede öffentliche Anstalt einer höheren Behörde untergeordnet und zur Rechenschaft verpflichtet seyn muß, so schiene die Centralbehörde, der Hohenheim bereits untergeben ist, auch die geeignete Stelle, der die Kreisschulen unterzuordnen wären.

Durch sie wird der nöthige Zusammenhalt zwischen Hohenheim und den Kreisschulen am einfachsten bewirkt werden können.

Schon im Jahr 1839 habe ich als Mitglied des großen badischen landwirthschaftlichen Vereins im dortigen Wochenblatte die Idee solcher abgesonderten Ackerbauschulen in der Anwendung auf badische Verhältnisse geltend zu machen gesucht; zum Beweise, daß ich mit dem Gedanken nicht erst seit gestern mich beschäftige.

Tübingen, im Mai 1841.

Prof. D. Knaus.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannte in ihrer Sitzung vom 11. Februar die Herren Wilhelm Grimm, von der Hagen, Dirksen und den Orientalisten Schott zu ihren Mitgliedern. An die Stelle des verstorbenen Geheimrath Bekker wurde Hr. von Raumer, dessen abwesender Mitbewerber Hr. Ranke war, mit großer Stimmenmehrheit gewählt.

Universitäten.

So weit amtliche Nachrichten reichen, folgen die deutschen Universitäten ihrer Frequenz nach alle auf einander: Berlin 1678, München 1454, Leipzig 925, Tübingen 720, Göttingen 704, Halle 699, Breslau 631, Heidelberg 614, Bonn 591, Gießen 497, Königsberg 389, Würzburg 348, Erlangen 311, Freiburg 301, Marburg 285 immatrikulirte Studirende. Darf man aus der Zahl der Ausländer einen Schluß auf den ausgebreiteten Ruf der Professoren einer Universität machen, so hatte Heidelberg bis zum Ende Trimonds den größten; denn von 600 Studirenden waren 407 Ausländer, auch gehörten zu dieser Zeit im Verhältniß die größte Anzahl derselben der juristischen Fakultät zu; Breslau wird am wenigsten vom Auslande besucht, es waren im vorigen Jahre nur 7 Ausländer daselbst. Nach Heidelberg zählten am meisten Ausländer Jena (210 Ausländer bei einer Gesammtzahl von 660 Studirenden), Göttingen (201 Ausl.), Berlin (mit 200) ꝛc.

Die Frequenz hat sich vermindert bei Heidelberg (um 40), Jena (um 65), Bonn (um 6), Königsberg (um 9); gestiegen ist sie bei Berlin (um 71), Tübingen (um 15), Göttingen (um 11), Halle (um 6), bei Gießen (um 8).

Nach den Fakultäten zählt Halle 600, Berlin 554, Leipzig 354 Theologen; Juristen sind in Berlin 514, München 390, Heidelberg 373, Leipzig 360, Göttingen 301; Mediziner in Berlin 408, Leipzig 244, Göttingen 195, Heidelberg und München 140, Halle 110, Breslau 105, Bonn 106.

Bonn. Dr. Ernst Förster aus München ist an des verstorbenen Professors Hüllen Stelle an diese Universität berufen worden, um über Kunstgeschichte zu lesen. Früher Maler, hat er sich erst später mit literarischen Arbeiten im Gebiete seiner Kunst beschäftigt. Dadurch, wie durch Zeichnungen vieler Kirchen Italiens, hat er, wie das Frankfurter Journal bemerkt, die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Königs von Preußen auf sich gezogen und diesen Fürsten[illegible] erhalten haben.

Breslau. Der Professor der Theologie am Lyceum zu Braunsberg, Dr. Schwarz, hat einen Ruf an die katholisch-theologische Fakultät dieser Universität erhalten.

Erlangen. Nach dem amtlichen Verzeichniß des Personalstandes dieser Universität befanden sich während des Winterhalbjahres 311 Studirende daselbst, von denen 145 Theologie

96 Jurisprudenz, 57 Medizin, Chirurgie und Pharmacie, 49 Philosophie, Philologie ꝛc. studiren. Ausländer sind 18.

Göttingen. Ein Anschlag des Prorektors hat von neuem jede unerlaubte Verbindung der Studirenden, auch wenn sie keine politische Tendenz haben sollten, unter Androhung der völligen Ausschließung vom Staatsdienst für die Betheiligten, untersagt.

Halle. Mehr als 180 Theologie Studirende dieser Universität, denen sich auch Einige aus andern Fakultäten angeschlossen, haben dem Senat eine Petition eingereicht, in welcher sie den König bitten, den Dr. Strauß als Lehrer zu berufen. Natürlich wurden sie mit einem Verweis abgewiesen.

Jena. Die Zahl der im verflossenen Wintersemester anwesenden Studirenden betrug 620, von denen 220 Ausländer. Es gehörten 139 der Theologie, 137 der Jurisprudenz, 78 der Medizin und 91 der Philosophie an.

Dr. Apel, Schüler von Fries, ein talentvoller junger Mann, dessen Collegien stark besucht werden, ist zum Professor der Philosophie ernannt worden.

Die philosophische Fakultät hat dem königl. schwedischen General und Präsidenten des Kriegskollegiums, G. v. Peyron, Generaldirektor der Posten von Schweden und Norwegen, in Berücksichtigung seiner ausgezeichneten Verdienste um den wissenschaftlichen Verkehr zwischen Scandinavien und dem übrigen Europa durch die vortreffliche Einrichtung der schwedischen und norwegischen Posten, das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie geschickt.

Kiel. Der außerordentliche Professor der Theologie, Dr. C. P. M. Lindemann ist zum ordentlichen und der Privatdocent Dr. phil. L. N. A. H. Thomsen zum außerordentlichen Professor der Theologie an dieser Universität ernannt worden.

Leipzig. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat den protestantischen Studirenden Ungarns und Siebenbürgens neben Berlin, Erlangen ꝛc. auch den Besuch dieser Universität wieder gestattet.

München. Die Gesammtzahl der Studirenden beträgt 1371, worunter 464 Nichtimmatrikulirte. Von ihnen studiren Theologie 190, Jurisprudenz 398, Kameral 18, Chirurgie und Medizin 140, Philosophie und Philologie 408, Pharmacie 58, Forstwissenschaft 79, Architektur 95, Industrie 9, Bergwesen 5.

Am 23. Januar hielt der Rector der Universität, Professor Dr. Zenger, in der neuen Aula die gewöhnliche Amtsrede, die jedesmal zum Zweck hat, den Studirenden die akademischen Gesetze zu erläutern und zu deren Befolgung zu ermahnen.

Rostock. Der Professor Elvers ist einem an ihn ergangenen Ruf ans Ober-Appellationsgericht in Kassel gefolgt.

Wien. Der niederösterreichische Regierungsrath und gewesene Dekan der medizinischen Fakultät, Dr. Med. J. G. Schiffner, ist zum Rector der Universität für das Jahr 1841 gewählt worden. Zu neuen Dekanen der Universität wurden ernannt: theologische Fakultät, Dr. Theol. Fritz, juristische, Dr. L. W. Diers, medizinische, Dr. J. J. Knolz, philosophische, Dr. Clemens Staudt.

Würzburg. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug im vergangenen Semester 443, von denen 81 dem Auslande gehören. Die medizinische und chirurgische Schule wird selbst von Engländern, Sallizien, Russen und Asiaten besucht.

Kirche.

Der königl. preußische Staatssekretär, Hr. Duesberg, ist zum Direktor der katholischen Abtheilung des Kultusministeriums ernannt worden, so daß jetzt Preußen wirklich eine Art von katholischem Consistorium besitzt. Der Geheime Oberregierungsrath Dr. Schaudding, der bisher an der Spitze des katholischen Clerus stand, ist wirklicher Geh. Oberregierungsrath und der Ober-Landesgerichtsrath Aulike zu Trier Geh. Regierungsrath für diese neue katholische Behörde geworden.

Die Nonnen in dem vormaligen Dominikaner-Frauenkonvent Habsthal in Sigmaringen, welche sich seit der Aufhebung des Klosters durch Sterbfälle und Austritt bis auf sechs an der Zahl vermindert haben, haben das Kloster jetzt nach freiwilliger Uebereinkunft verlassen. Aus dem fürstlichen Rentamte Sigmaringen erhält jede eine jährliche lebenslängliche Pension von 400 fl., welche sie nach Belieben im In- oder Auslande verzehren können. Das Kloster wird zu wohlthätigen und nützlichen Zwecken eingerichtet.

Die in Stuttgart neu entstandene Wiedertäufergemeinde hat die Erlaubniß erhalten, eine eigne Schule zu errichten. Die Taufe der Erwachsenen und die Grabreden werden durch

Mitglieder der Gemeinde gehalten. In den Kirchenregiſtern werden die neugebornen Kinder als „ungetauft“ aufgeführt.

Literatur.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin hat, nach öffentlichen Berichten, nun wirklich von Sr. Majeſt. dem König von Preußen den Auftrag erhalten, eine neue Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen zu beſorgen. Die dazu ernannte Kommiſſion ſoll aus den HH. Alex. von Humboldt, Profeſſor von Raumer, Ranke und Böckh beſtehen.

In dem Nachlaß des kürzlich in Heidelberg verſtorbenen Prof. Abegg hat ſich außer mehreren wichtigen Urkunden zur Geſchichte der Pfalz manche vortreffliche Arbeit vorgefunden. Ein bekannter Gelehrter iſt mit der Sichtung und Herausgabe des Nachlaſſes beſchäftigt.

Nach einer in der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Notiz hieß der Verfaſſer der Schrift: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung,“ welche ihren Verleger, dem Buchhändler Palm, den Tod brachte, Pelin. Er hatte ſeinen Verleger ermächtigt, ihn im Nothfalle zu nennen, was dieſer aber nicht that, im Glauben, daß man ihm, nach dem damaligen Gange deutſcher Prozeſſe, nichts anhaben könne.

Die Verwaltung der durch Wilkens Tod erledigten Oberbibliothekarſtelle an der königlichen Bibliothek in Berlin iſt Hrn. Dr. Spiker übergeben worden. Zwar kann nach den Statuten nur ein Professor legens auf ſie Anſpruch machen, doch in Berückſichtigung der vielfach geleiſteten Dienſte des Hrn. Dr. Spiker ſoll dieſe Stelle bei deſſen Lebzeiten durch keinen Andern beſetzt werden.

Der als Dichter bekannte Kriegsrath Karl Müchler hat eine Broſchüre herausgegeben, worin er beweiſt, daß er Verfaſſer des bekannten Gedichtes „An den Kaiſer Napoleon“ iſt, welches Schiller zugeſchrieben und in der Nachleſe zu deſſen Werken aufgenommen worden iſt. Er erzählt, daß er eben dieſes Gedichtes wegen, welches er im Jahre 1803, ein Jahr nach dem Tode Schillers, verfaßt habe, von Napoleon verfolgt und proſcribirt worden ſey.

Die Freunde und Verehrer Grillparzers haben ihm am 15. Januar, wo er ſeinen 50ſten Geburtstag feierte, eine Medaille überreicht, die, von Joſeph Schön ausgeführt, auf der Vorderſeite das Bruſtbild des Dichters mit der Umſchrift: „Franz Grillparzer, geb. den 15. Jänner 1791 in Wien,“ auf der Kehrſeite eine Bardendarfe, von einem Eichenkranze umſchlungen, mit der Umſchrift: „Von ſeinen Verehrern. Zur Feier des 15. Jänner 1841.“ zeigt.

Sr. Majeſt. der König von Griechenland hat dem in Berlin lebenden Herausgeber der neugriechiſchen Volksgeſänge, Dr. Firmenich, ein ſehr huldvolles Schreiben zugeſandt, worin der König demſelben für die Widerlegung der irrthümlichen Anſicht, als ſeyen die heutigen Griechen ſlaviſcher Abſtammung, „welche ſich in unſern Tagen,“ wie der königliche Schreiber ſagt, „ohne gehörig geprüft zu ſeyn, in Europa zu verbreiten ſcheint,“ in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken dankt, und demſelben für den dadurch dem griechiſchen Volke geleiſteten Dienſt ſeiner königlichen Huld verſichert. Wie man hört, iſt Dr. Firmenich zur Zeit mit der Herausgabe eines zweiten Bandes neugriechiſcher Volksgeſänge, in Zuſammenſtellung mit den uns überlieferten altgriechiſchen Volksliedern beſchäftigt, da er durch ein ſehr günſtig urtheilendes Schreiben, das Alex. v. Humboldt an ihn gerichtet hat, zur Fortſetzung dieſes ſchwierigen Werkes aufgemuntert ward.

S. Majeſt. der König von Bayern hat dem Dichter und Profeſſor Friedrich Rückert aus freiem Antrieb nicht nur eine anſehnliche Gehaltszulage bewilligt, ſondern ihm auch ein namhaftes Geſchenk zuſtellen laſſen. Doch wird der berühmte Dichter Bayern nicht erhalten werden, da er einer Einladung, nach Berlin zu kommen, Folge leiſten wird.

Dr. Kunſtmann, bisher Religionslehrer am königl. Kadettenkorps und an der polytechniſchen und Gewerbſchule zu München, hat den Ruf als Religionslehrer bei der Prinzeſſin Tochter der Frau Herzogin von Braganza, verwittweten Kaiſerin von Braſilien, und die landesherrliche und erzbiſchöfliche Erlaubniß zu deſſen Antritt und zur Reiſe nach Liſſabon erhalten.

Die Literatur der Gegenwart läßt ſich ſchwer in ihrem Fortſchritt oder Rückſchritt erfaſſen, noch ſchwieriger, ja faſt unmöglich iſt es, ſie aus den einzelnen Erſcheinungen, wie ſie die Zeit nach und nach bietet, richtig beurtheilen zu wollen. Denn ſie iſt an ſich ein Bildungsprozeß wie jede andere Aeußerung des Geiſtes. Die Kritiker können nur entweder den Maßſtab einer vergangnen Zeit anlegen oder die Zeichen einer zukünftigen Bildung in ihr erkennen und aufſuchen. Auf beiden Wegen wird ſie zu kurz kommen. Dies gilt vorzugsweiſe für die ſogenannte ſchöne Literatur. Ihre wahre Würdigung liegt in einer künftigen Zeit. Anders verhält es ſich mit den Forſchungen im Gebiete der Wiſſenſchaft, ſo fern ſie der Vergangenheit gehören. Aus ihr können wir den eigenthümlichen Geiſt einer Zeit ſelbſt in der Gegenwart erkennen, wenn gleich das tiefere Urtheil auch in dieſem Zweige der Literatur einer ſpätern Zeit zukommt.

Den Ernſt unſerer Zeit zeigen uns am beſten die hiſtoriſchen Forſchungen, die auch in Deutſchland immer häufiger erſtehen und ſich bemühen, die mit oder ohne Bewußtſeyn vergangenen Fehler in Darſtellung früherer Geſchichten zu verbeſſern und auszugleichen. Es kommt nicht darauf an, die ganze Summe dieſer Forſchungen hier aufzuzählen; ſchon Einzelnes genügt.

Vor Allem erwähnen wir die Bemühungen des hochverdienten Pertz, die Quellen der deutſchen Geſchichte Jedermann zugänglich zu machen. Aus dem Monumentis Germaniae historicis hat er zum Gebrauch der Schulen einen wohlfeilen Abdruck von Nithard's Geſchichte, der Werke des Biſchofs Luitprands von Cremona, Widukindi res gestae Saxonicae, Richer's Chronik beſorgt.

Ein glücklicher Zufall hat die Entdeckung bedeutender Fragmente des Biſchofs Maximinus über Ulfila's Leben und Lehre herbeigeführt. Das Manuſcript, welches wahrſcheinlich bald nach dem Tode Ulfila's geſchrieben wurde, fand Kunſt in einem Codex, der die Akten des Koncils zu Aquileja enthielt, auf der königl. Bibliothek zu Paris. Herr Waitz, den er darauf aufmerkſam machte, hat die Herausgabe eines großen Theils des ſehr unleſerlichen und vielfach verdorbenen Manuſcripts beſorgt. (Hannover. Hahn. 4.) Es iſt bekannt, daß beide Herren zur Durchſuchung der Bibliotheken für Pertz's Monumente Frankreich und Spanien bereiſen.

Der Lieutenant v. Orlich, bekannt in der Literatur als ein fleißiger Sammler, Aufſucher und Forſcher in der vaterländiſchen Geſchichte, hat im Archiv zu Deſſau gegen 2000 faſt nur eigenhändige, deutſche Briefe Friedrichs des Großen an den Fürſten Leopold von Deſſau und den Erbprinzen Leopold aufgefunden, die über die ſchleſiſchen Kriege die wichtigſten Aufſchlüſſe geben; außerdem noch 1000 Briefe des Königs an den Fürſten Moritz von Anhalt-Deſſau über den ſiebenjährigen Krieg. Sie lagen ſeit 1761 verſiegelt, und Jedermann unzugänglich im Archiv. Herr v. Orlich bearbeitet nach ihnen die ſchleſiſchen Kriege.

Geheimerath v. Langenn in Dresden, Erzieher des Prinzen Albert, hat die Geſchichte des Kurfürſten Moritz von Sachſen nach bisher unbekannten Quellen bearbeitet, wodurch manches Räthſelhafte in dem Leben dieſes Fürſten gelöſ't, mancher Flecken, mit dem ihn die bisherige Geſchichte behaftet, verwiſcht ſeyn oder in einem milderen Lichte erſcheinen ſoll.

Die preußiſche Staatszeitung rühmt die von Dr. Richard Ropell bearbeitete Geſchichte Polens, deren erſter Theil bei Perthes in Hamburg im vorigen Jahre erſchienen iſt, als ein Werk, das die Lücke, welche bisher in unſerer Literatur beſtand, auf eine ausgezeichnete Weiſe ausfülle, indem der Verfaſſer nicht allein die älteren lateiniſch geſchriebenen Quellen, ſondern auch, bei völliger Vertrautheit mit der Sprache, die in den verſchiedenen Archiven aufbewahrten handſchriftlichen Urkunden und Dokumente ſorgfältig benutzt habe.

Die Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen bedürfen wohl keiner beſondern Anpreiſung, da der Gehalt, wie die geiſtvolle Darſtellung dieſes Buchs vom Fürſten des neunzehnten Jahrhunderts es gleich ſehr empfiehlt.

Es iſt uns intereſſant, die Anerkennung eines Literaturzweiges unſeres Volkes hier ausſprechen zu können, der in neueſter Zeit und ſelbſt in dieſer Zeitſchrift vielfach geſchmäht und zum Theil, mit Uebergehung deſſen, was geiſtvolle Dichter der Gegenwart geleiſtet haben, verachtet wurde. Bei Gelegenheit einer Kritik von Klein's „Maria von Medici“ heben die Halliſchen Jahrbücher manche treffliche Arbeiten in dem dramatiſchen Zweige der Literatur mit Anerkennung hervor. Sie weiſen auf die Schöpfungen Immermann's, Grabbe's, Michael Beer's hin, ſie erinnern an Gutzkow's neueſte Dramen; es ſey uns erlaubt, auch die, freilich durch die geringe Theilnahme, welche das Publikum ihnen zeigt, untergegangenen dramaturgiſchen Jahrbücher von Mararaff zu erwähnen, die der guten Beiträge viele enthielten. Wir begreifen nicht, wie man bei hiſtoriſchen Ueberſichten einer Literaturepoche ſo ſehr im induſtriellen Verkehr des Augenblicks befangen bleiben kann, da man doch in Begreifung der Vergangenheit nur bei dem Beſten ſtehen bleibt, was die Zeit hervorgebracht hat. Freilich hier hat die Zeit ſelbſt die Aufgabe erleichtert, indem die Werke des Augenblicks mit ihm verſchwinden.

Die Herren v. Finke, v. Moltke, v. Mühlbach und Fiſcher, die den türkiſchen Herren im Jahre 1839 beigegeben waren, haben ihren Aufenthalt in Kleinaſien benutzt, Materialien zu einer neuen Karte dieſes Landes zu ſammeln, indem ſie die vielfältigſten Aufnahmen mit dem Meßtiſch gemacht, zahlloſe Croquis genau entworfen und namentlich die Flußbette des Euphrat und Tigris, die großentheils eine terra incognita waren, durchforſcht und aufgenommen haben. Die erwarteten Karten werden in der Schroppſchen Handlung in Berlin erſcheinen.

Der Hauptmann Veningſen von Veningſen arbeitet an einer geognoſtiſch-militäriſchen Karte des öſtlichen Frankreichs.

Wiener Briefe erwähnen unter den dort erschienenen Literaturartikeln Tschabuschnigg's neuen Roman „Ironie des Lebens."

Der bekannte Dichter Halm hat Lope de Vega's „König und Bauer" für die Bühne bearbeitet, und D. A. Langerhanns eine französische Zeitschrift begonnen unter dem Titel Journal de la littérature française.

Die österreichische deutsche Literatur steht sehr gegen das übrige Deutschland noch zurück, doch ist es erfreulich, in neuester Zeit ein lebhafteres Streben anerkennen zu dürfen.

Kunst.

Die begonnenen Arbeiten in München nahen sich mehr und mehr ihrer Vollendung. Der Bau der Basilica des heiligen Bonifacius wird in diesem Jahre noch fertig werden, und von der Ausschmückung derselben durch die Hand und unter der Leitung des Professors Heinrich Heß, welcher sich das Leben des Heiligen und die Geschichte der an seine Wirksamkeit geknüpften Ausbreitung des Christenthums in Deutschland in einer zusammenhängenden Folge von Freskobildern zur Aufgabe gesetzt hat, ist schon Manches vollendet. Die Kirche wird als symbolisches Bild die Darstellung der triumphirenden Kirche unter dem Bilde des Welttheiles enthalten, das für die Ebornische bestimmt ist; auf den unteren geräumigen Wandflächen des Mittelschiffs werden 12 große Darstellungen aus dem Leben des heiligen Bonifacius folgen, eine jede in der bedeutenden Länge von beinahe 23 Fuß, bei einer Höhe von fast 11 Fuß. Von ihnen sind zwei, die Abfahrt des Bonifacius aus England und sein Tod, das erste zur Hälfte, das zweite vollständig, im vorigen Jahre al fresco vollendet worden. Zur Vermittelung der großen Wandgemälde werden 10 kleinere episodische Darstellungen dienen, und die obere Fensterwand des Mittelschiffs mit 36 ebenfalls kleinern Bildern geschmückt werden, die Verbreitung des Christenthums vom 8. bis 9. Jahrhundert schildernd. Von ihnen sind schon 19 vollendet.

Die in der neuen von dem königl. Conservator Fernbach erfundenen Enkaustik ausgeführten Bilder in den Kaisersälen des neuen Saalbaues der Residenz schreiten schnell ihrer Vollendung entgegen. Die Gemälde des Kaiser-Rudolf-Saales sind seit Jahresfrist beendet, auch in dem benachbarten Saale Friedrich Barbarossa's sind drei große Wandgemälde schon vollendet, und die drei andern werden es binnen Kurzem seyn. Hier befindet sich auch der von Schwanthaler meisterhaft entworfene plastische Fries, den Kreuzzug des Kaisers darstellend. (Er wird von Amsler in München und unter des Meisters Leitung auf 18 Blättern nächstens im Stich erscheinen.) Von den sechs großen Wandgemälden im Saale Karls des Großen sind bis jetzt keine vollendet, dagegen sind sechs der zwölf kleineren Bilder in dem hohen Friese dieses Saales beendet. Sie sind von den Historienmalern Gießmann, Jäger, Palme und Strähuber komponirt.

Die Ausstellung der vom Münchener Kunstverein im verflossenen Jahre angekauften Kunstwerke gibt Gelegenheit, den schönen Kranz trefflicher Talente, welche München in sich vereint, auch hier zu erwähnen. Unter den jüngern Historienmalern zeichnet sich besonders Anton Fischer als würdiger Schüler und Nachfolger von H. Heß und J. Schrodolph aus; neben ihm sind auch Storch, Anschütz und Hanson zu nennen. Unter den Genremalern ist Flüggen trefflich, namentlich in einem Bilde „die unterbrochene Verlobung;" Volz und Eberle haben schöne Thierstücke geliefert, doch sind auch die Bilder von Carl Heß, Kirchmair, Marr, Holm ꝛc. voll Ausdruck und Anmuth. Unter den Landschaftsmalern ist Chr. Ezdorf schon hinreichend bekannt, ebenso Heinlein, Albert Zimmermann, Lope, Stange, Broide ꝛc. Gail lieferte zu der Ausstellung ein treffliches Architekturbild, die zerstörte Kirche St. Juan in Toledo. Die Aquarellen von Neureuther sind zu bekannt und geschätzt, um mehr als genannt werden zu dürfen. Zart ausgeführte Glasmalereien lieferten Scheerer, Engelmann, Förster.

Der Maler Simonsen, der eine Reise nach Algier unternommen, ist wieder in München eingetroffen, und hat seine Mappen wohlgefüllt mit Skizzen und Studien, deren Ausführung den Künstler längere Zeit beschäftigen wird.

Briefe aus München rühmen ein Bild von Riedel, Judith darstellend, das der Künstler von Rom geschickt hat, und welches in seiner eigenthümlichen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes zahlreiche Zuschauer anzieht.

Von den 49 Bildnissen der deutschen Kaiser, welche den Kaisersaal in Frankfurt schmücken werden, sind schon 28 provisorisch aufgestellt; viele sind sehr gelungen zu nennen.

Kaufmann Schletter in Leipzig hat seit einigen Monaten seine Bildergallerie, welche viele gute alte niederländische, italienische und spanische Bilder enthält, besonders eine Mutter Gottes von Murillo, doch auch manche treffliche Arbeit neuerer Künstler, z. B. drei kleine idyllische Mädchen des Schweden Wicxenberg in Paris, in sich faßt, dem Besuch der Fremden und Einheimischen eröffnet.

Der Maler M. v. Schwind aus Wien ist nach Karlsruhe berufen, um das neue Museum mit einem großen Freskogemälde zu schmücken. Der Carton dazu, den er im Februar in München in der königl. Akademie der Kunst ausstellte, hat den Beifall der Künstler und Kunstfreunde errungen.

Preßangelegenheiten.

Das bibliographische Institut zu Hildburghausen hat bei dem Herausgeber der Allgem. Preßzeitung sich beklagt, daß die Verlagshandlung der Lessing'schen Werke, die Voß'sche Buchhandlung in Berlin, den Wiederabdruck des Lessing'schen Nathan des Weisen ihm als Nachdruck untersagt habe, und droht in der Ueberzeugung, daß die Werke so lange verstorbener Schriftsteller, wie Lessing, der Konkurrenz auch anderer Buchhändler freistehen, mit einer Oppositionsausgabe. Die Allgem. Preßzeitung zeigt aber, daß der Bundesbeschluß vom 9. November 1837 neue Auflagen von Druckschriften, welche in den letzten 30 Jahren erschienen sind, wenigstens 10 Jahre, und das preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 auf noch längere Zeit schütze, und also die Lessing'schen Werke nach dem Bundesgesetz nicht vor dem November 1847, nach dem preußischen aber nicht vor dem Jahre 1867 von einer andern als der Voß'schen Buchhandlung vervielfältigt werden dürfen.

Stiftungen.

Der verstorbene Professor Nuß hat in seiner großen Hinterlassenschaft ein beträchtliches Legat zum Besten armer Studirenden der Medizin angewiesen und vermacht.

Dr. David Friedrich Strauß aus Ludwigsburg hat die Summe von 1000 fl. gestiftet mit der Bestimmung, daß von den Zinsen jedes Jahr am 19. März, am Todestage seiner Mutter, 4 Portionen von je 10 fl. an in Ludwigsburg wohnende, einer Unterstützung bedürftige und würdige Wittwen oder sonstige (auch ledige) Personen weiblichen Geschlechts vertheilt, und hierbei besonders sogenannte verschämte Arme vor andern, namentlich vor solchen, die schon aus öffentlichen Kassen Unterstützung erhalten, berücksichtigt werden sollen.

Vereine.

Am 24. Januar feierte der Berliner Verein für Gewerbfleiß sein 21stes Stiftungsfest. Er zählt jetzt 938 Mitglieder, von denen 380 in Berlin leben. Sein Kapitalvermögen beträgt 24,000 Thlr., die Jahreseinnahme betrug 7239 Thlr., die größtentheils zu Belohnungen für eigenthümliche Erfindungen und nützliche Verbesserungen im gewerblichen Fache verwendet wurden. Außerdem besitzt der Verein noch mehrere sehr bedeutende Legate, z. B. die v. Seydlitz'sche Stiftung, welche 11,074 Thlr. groß ist. Von den Zinsen dieser Stiftung erhalten 15 junge Leute aus den höhern Ständen, die sich dem Gewerbfache widmen, ein jährliches Stipendium von 300 Thlr., nebst dem freien Unterrichte im königlichen Gewerbinstitut. Von einer andern, der sogenannten Weber'schen Stiftung werden unentgeldliche Vorlesungen für Handwerker über Geometrie, Physik und Chemie gehalten.

Die in Frankfurt a. M. bestehende Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, muß ihrer vielverzweigten segensreichen Wirksamkeit wegen rühmend genannt werden. Durch sie blühen sieben nach und nach von ihr gegründete Anstalten. 1) Ihre Unterrichtsanstalt für Gewerbtreibende, die vor Kurzem durch eine architektonische Zeichenschule, in welcher auch mathematische Erläuterungen ertheilt werden, erweitert wurde; 2) der Lesevereín für die Jugend aus dem Gewerbstande ist seit November 1839 jeden Sonntag in drei Schulzimmern geöffnet, wo auch Abends von 7—8 Uhr Vorträge über Technologie gehalten werden; 3) die von ihr begründete Sparkasse, in welcher an 800,000 fl. eingelegt wurden, hat beschlossen, den Zinsfuß von 2½ auf 3 Proc. zu erhöhen; in Verbindung mit ihr steht eine spezielle Ersparungsanstalt für Gewerbtreibende, von welchen im Laufe des vorigen Jahres 831 über 36,000 fl. eingelegt haben; 4) die Sektion für Garten und Feldkultur; 5) der Gewerbverein, der jetzt alle acht Tage eine Versammlung hält, um neue Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen ꝛc. aus dem Gebiete der Kunst und Gewerbe zu besprechen; 6) das Institut zur Beförderung der Sittlichkeit und des Wohlverhaltens unter der dienenden Klasse. 7) Die von ein paar Jahren begründete Unterrichtsanstalt für Blinde, die schon ein Kapital von 3677 fl. besitzt.

In Augsburg ist ein Verein der bedeutendsten Fabrikherren zusammengetreten, zur Beförderung der Industrie und des Handels zunächst für das Königreich Bayern. Die Statuten sind bereits der Regierung zur Prüfung vorgelegt worden.

Denkmale.

Se. Majestät der König von Preußen hat zum Armin's Denkmal, das im Teutoburger Walde errichtet werden soll, abermals einen Beitrag von 100 Friedrichsd'or bewilligt.

Zu dem Goethe-Monumente in Frankfurt a. M. ſind bereits 30,000 fl. zuſammengebracht worden, und da die Unterhandlungen des Komité mit Thorwaldſen zu keinem Reſultate geführt haben, iſt es, wie man hört, entſchloſſen, die Errichtung des Monumentes einem deutſchen Künſtler zu übertragen.

Zur Ausführung des herrlichen von Hrn. v. Launitz aufgeſtellten Modells des Guttenberg-Denkmals ſind bereits 17,000 fl. ſubſcribirt. Es fehlen alſo an der erforderlichen Summe noch 11,000 fl., die man in Bälde aufzubringen hofft.

Induſtrie.

Eine Vergleichung zwiſchen Leipzig und Stuttgart, den beiden bedeutendſten Verlagsorten des deutſchen Buchhandels zeigt, daß in Leipzig bei 120 Buchdruckerpreſſen mit 10 Schnellpreſſen 611 Setzer und Drucker beſchäftigt ſind; in den 26 Buchdruckereien Stuttgarts dagegen arbeiten gegenwärtig 603 Perſonen an 121 Preſſen, mit 20 Schnellpreſſen (incl. 7 Doppelſchnellpreſſen). Lithographiſche Anſtalten beſitzt Leipzig 10, Stuttgart 22 mit 26 Preſſen.

Eine in neueſter Zeit gemachte von Sr. Majeſtät dem Könige von Bayern privilegirte Erfindung, die Lithoſtereotypie, verſpricht für die Buchdruckerkunſt unberechenbare Vortheile. Dieſe Erfindung beſteht darin, daß mittelſt einer eigens gefertigten Dinte eine Zeichnung auf Stein gebracht, dieſelbe mit einem Schutzmittel umgeben und durch Säuren hervorgehoben wird, und meiſt die Höhe der Typen und Buchdruckervignetten noch übertrifft. Eine ſolche Platte kann in jeder Buchdruckerpreſſe gedruckt werden, und liefert im Vergleich mit lithographirten Arbeiten bei weitem reinere und klarere Abdrücke. Sie wurde durch die Nöël'ſche Hofbuchdruckerei in München ins Leben gerufen.

Preisaufgaben.

Die Akademie der Wiſſenſchaft in Paris hat für 1843 folgende Preisaufgabe, die ſie für 1840 ſchon ausgeſchrieben, erneuert; „Perfectionner les méthodes par lesquelles on résout le problème des perturbations de la lune ou des planètes et remplacer les développements en séries de sinus et de cosinus par d'autres développements plus convergents, composés de termes périodiques que l'on puisse calculer facilement à l'aide de certaines tables construites une fois pour toutes."

Die Geſellſchaft des Friedens in London hat der Geſellſchaft der chriſtlichen Moral in Paris durch Hrn. Rigault die Summe von 1250 Fr. zuſtellen laſſen, als Preis für die beſte Löſung folgender Aufgabe: „Exposer les moyens d'avancer et d'obtenir le bienfait d'une paix universelle et permanente. Démontrer que toute guerre non seulement fait violence au sentiment de l'humanité, mais qu'elle est complètement opposée à la vraie prospérité des peuples et au bonheur de l'homme considéré dans ses rapports, physiques, moraux et intellectuels; qu'elle est, de plus, entièrement en contradiction avec l'esprit et avec les préceptes du christianisme. Indiquer aussi les meilleurs moyens de concilier les différends entre les nations et d'établir une paix universelle sans avoir recours aux armes."

Die Société académique d'Arras hat einen Preis von 1000 Fr. für die beſte, innerhalb eines Zeitraums von 4 Jahren vollendete franzöſiſche Ueberſetzung des Werks „P. Malbranecq: Du Morinis et Morinorum rebus" ausgeſchrieben, welches theils durch die Schwierigkeiten des Styls, theils wegen ſeiner Seltenheit wenigen Gelehrten zugänglich ſey. Als erſtes Penſum ſind für das Jahr 1841 die zwei erſten Bücher aufgegeben. Wer dieſe am beſten überſetzt haben wird, ſoll 200 Fr. erhalten und zur Anfertigung des übrigen Theils autoriſirt werden. — Zugleich hat dieſelbe Akademie für 1841 einen Preis von 300 Fr. auf die beſte Eloge historique de Dounou ausgeboten.

Die Société des Antiquaires de la Morinie hat folgende Preisfragen ausgeſchrieben: 1) Quelle a été l'influence des croisades sur les sciences, les arts, le commerce, la littérature et la civilisation dans le comté de Flandre aux onzième, douzième et treizième siècles? — Preis 300 Fr. 2) Rechercher et décrire les établissements militaires désignés sous les dénominations *Mansiones, castra stativa* etc. fondés par les Romains près des voies qu'ils avaient construites dans la partie de la Gaule belgique comprise entre la Canche, la Scarpe, l'Escaut et la mer du Nord, pays dont l'ancienne cité des Morins occupait la plus grande portion et dont le reste était habité par des Atrébates et des Ménapiens. Faire ressortir le système de domination qui a guidé les Romains dans ces travaux de communication et de défense. — Preis 900 Fr. Termin für beide Aufgaben 30. December 1841.

Für den 19. December 1842: 1) Déterminer les caractères qui distinguent les souterrains refuges de toutes les époques, dans la Morinie et le pays des Atrébates, depuis le temps de la domination gauloise jusqu'à nous. (Beſondere Beſchreibung einzelner Monumente in Bezug auf architektoniſchen Charakter und chronologiſche Klaſſifikation.) 2) Quelles furent

pour la ville de St. Omer les causes de sa prospérité commerciale pendant le moyen âge? Quelles furent celles qui amenèrent la décadence de cette prospérité. (Die Gesellschaft wünscht eine genaue Untersuchung über die Genossenschaften und Zünfte der Handwerker, besonders Tuchmacher, eine Entwicklung ihrer Freiheiten und Privilegien.) Preis: 200 Fr. Termin 1. Oktober.

Die Akademie zu Dijon bestimmt 150 Fr. für die beste Beantwortung der Frage: Quels sont les caractères particuliers auxquels on peut reconnoître et distinguer les sépultures gauloises, romaines et barbares que l'on découvre dans la partie des Gaules qui forme l'ancienne province de Bourgogne. (Termin 15. Juni.)

Preis der Académie des sciences, belles lettres et beaux arts de Besançon. Geschichte und Beschreibung der durch die Eroberung 1676 zerstörten St. Stephans-Kathedrale. 200 Fr. Zugleich reklamirt die Akademie im Namen des Grafen von Montalambert folgenden Preis von 200 Fr.: Récueillir les traditions religieuses, chevaleresques et mythologiques qui se sont conservés depuis le moyen âge en Franche Comté; signaler les événements auxquels elles peuvent se rattacher, ainsi que les traits de mœurs locales qui y correspondent, enfin indiquer le parti qu'on pourrait en tirer, soit pour l'histoire, soit pour la poésie.

Die Akademie zu Caen setzt einen Preis von 400 Fr. auf die beste zu ihrer Novembersitzung eingelieferte Eloge de Pierre Daniel Huet, erwartet aber nicht sowohl eine „éloge académique" als vielmehr eine appréciation critique des divers travaux du savant évêque d'Avranches.

Die Akademie zu Mâcon verspricht 300 Fr. für die beste bis 13. November eingeschickte Beantwortung der Frage: „Quels seraient les moyens de faire tourner les secours de la charité à l'amélioration de ceux qui sont dans la nécessité de les recevoir?"

Das Ministerium der Staatsgüter in Rußland hat in einem am 23. December v. J. vom Kaiser unterzeichneten Ausschreiben folgende Preisfrage gestellt. „In den nördlichen und mittlern Strichen des Reichs ist eine der Hauptursachen, welche den Fortschritten des Landbaus entgegentreten, die geringe Zahl des Viehes; der Boden, durch vieljährige Bearbeitung erschöpft, gibt ungenügende Ernten, seine Zeugungskraft wird nach und nach schwach, und es ist deßwegen eine reichliche Düngung erforderlich; diese erfordert eine entsprechende Menge Futter ꝛc.; man behilft sich mit schlechtem Grase, das in Wäldern, an Sümpfen und dergl. wächst; das ist verderblich und kann nicht dazu dienen eine hinreichende Menge Vieh zu ernähren. Bei dem jetzigen Zustande der Landwirthschaft ist die Verbesserung ein Gegenstand dringender Nothwendigkeit, da ohne diese der Landbau nicht nur nicht blühen, sondern nicht einmal mehr bestehen kann. Ein ähnlicher Fall ist es mit großen Strichen im Süden, namentlich im Südosten in den Steppen von Saratow und Astrachan. Es fragt sich also hinsichtlich den nördlichen und mittlern Strichen, wie man die natürlichen Wiesen an Sümpfen in Wäldern u. dergl. verbessern, und künstliche Wiesen durch Aussaat von Grassamen erzeugen kann; hinsichtlich des südlichen Landes handelt es sich namentlich um die Verwässerung der Steppen."

Schweiz.

Kirche. Am 20. Januar hat der große Rath des Kantons Aargau den Gesetzentwurf angenommen, die Klöster des Kantons, als der öffentlichen Ruhe des Landes feindlich, sämmtlich aufzuheben und das Klostervermögen zu milden, frommen Stiftungen und Errichtung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zu verwenden.

Dr. Friedrich Hurter hat seine Würde als Antistes, Vicepräsidenten des Kantonsschulraths und Ephorus des Kollegiums und Gymnasiums niedergelegt.

Belgien.

Universitäten. Unter den belgischen Universitäten nimmt die freie Universität in Löwen den ersten Rang ein, ja sie ist die einzige, welche wirklich auf den Namen „Universität" einen Anspruch machen kann, indem sie allein eine theologische Fakultät hat und daher alle Disciplinen umfaßt, während die andern eine wesentliche Lücke haben und immer behalten werden.

Im Jahre 1834/35 zählte Löwen nur 261 Zöglinge, im vorigen Jahre dagegen war die Zahl der Zuhörer auf 644 angewachsen, von denen 40 der eigentlich theologischen Fakultät angehörten.

Die Staatsuniversitäten zählen nicht so viele Schüler. Brüssel hatte nämlich im verflossenen Jahre nur gegen 300 Zöglinge; Gent, mit Einschluß der Zöglinge seiner Specialschule

für Gewerbe, Straßenbau ꝛc. 491; eigentliche Studirende der Universitäten 103; Lüttich mit Einschluß der Zöglinge einer ähnlichen Specialschule für Bergbau, Manufaktur ꝛc. 340, eigentliche Studirende der Universität 142.

Die beiden letztern hohen Schulen erhalten vom Staate einen jährlichen Beitrag von 549,608 Fr., wovon 342,300 Fr. für das im Ganzen aus 78 Individuen bestehende Lehrerpersonal abgehen. Doch sind noch bedeutende Lücken auszufüllen. In Gent ist noch kein Lehrer der orientalischen Sprachen, der Geschichte der neuen Literatur, der Philosophie des Rechts und die Geschichte des Gewohnheitsrechts angestellt; in Lüttich kann die Geschichte der Medizin nicht gelehrt werden.

In diesem Jahre ist in den belgischen Kammern der Antrag gemacht worden, die Universität Löwen als Civilperson anzuerkennen, und sie zum Besitz von Eigenthum zu befähigen. Bis jetzt konnten die Schenkungen, von denen die Anstalt erhalten wird, nur dem Seminar in Mecheln vermacht werden, das sie getrennt für Rechnung der Universität verwaltete.

Welche sonderbare Stellung der öffentliche Unterricht in Belgien einnimmt, geht uns aus einem Jahrbuch der Universität Brüssel hervor, das, von einigen Schülern dieser Anstalt verfaßt, jüngst erschienen ist. Hier wird der Katholicismus verworfen und statt seiner eine Lehre aufgestellt, der von jeder christlichen Grundansicht abweicht.

Dänemark.

Literatur. Die königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher hat im Laufe des verflossenen Jahres ihre Arbeiten in 6 neuen Bänden veröffentlicht; es sind der zehnte Band der Isländischen Geschichten ins Lateinische übertragen von Swinbjörn Egilsen, die Annalen der Gesellschaft zur Kunde der Alterthümer des Nordens, ihre Denkschriften; und historische Relationen über die Reisen der Isländer im In- und Auslande, von Petersen, nach dem Urtext bearbeitet.

Die Literatur überhaupt im Ganzen wird in Dänemark eifrig gepflegt. Schriftsteller wie Munster, Engelstoft, Clausen, in der Theologie; Vang, Larsen, Spanners, Sternfeldt ꝛc. in der Jurisprudenz; Uldall, Bremer für die Heilkunde sind durch frühere Leistungen schon hinreichend bekannt.

Allan's dänische Geschichte wird sehr gerühmt; für Specialgeschichte arbeiten Jahn und Knudson mit Glück.

Unter den Dichtern hat Holst schnell einen Namen errungen. Von den anerkannten brauchen wir nicht zu sprechen. Karl Bernhard, ein Pseudonym, findet in seinen „Samle Minder" vielen Beifall.

Im nördlichen Schleswig ist mit Bezug auf das Rescript vom 14. Mai 1841 die Kanzleiresolution an alle Advokaten ergangen, sich vom 1. Januar 1841 ab, statt der deutschen Sprache nur der dänischen in allen Aktenstücken zu bedienen. Ein Artikel dieser Resolution verfügt sogar, daß, wenn eine Partei ihre Sache in deutscher Sprache geführt wissen wollte, oder Jemand wünschen sollte, Dokumente, als Obligationen, Vollmachten ꝛc. in deutscher Sprache ausstellen zu lassen, solches nicht stattfinden könne.

Preßangelegenheiten. Die jütischen Stände haben sich mit 42 Stimmen gegen 9 für Aufhebung der Censur und andere beschränkende Verordnungen der Presse erklärt.

England.

Universitäten. Nach dem der Versammlung der Eigenthümer der Universität London vorgelegten Bericht über den Zustand dieses Instituts während des akademischen Jahres von $18^{39}/_{40}$ erhellt, daß die Zahl der Zöglinge in den Klassen des Kollegiums und der damit verbundenen Schule 981 betrug, nämlich 167 in der Fakultät der Künste, 423 in der medizinischen Fakultät und 391 in der Schule. Die Einnahme von den Schülern betrug 19,070 Pf. St. Die Zuhörer der medizinischen Fakultät haben seitdem um ein Zehntel zugenommen.

Literatur. Man könnte die englische Literatur in ihrer ganzen Gestaltung und Ausbildung eine Literatur der Reisen nennen. Ganz abgesehen davon, daß fast zwei Drittheile der sämmtlichen neuen literarischen Erscheinungen den Reisen und geographischen Entdeckungen angehören, so sind auch die meisten übrigen, selbst poetischen Schöpfungen auf Sammlung interessanter Züge fremder Nationen und Sitten beschränkt, oder vielmehr ausschließlich hingerichtet.

Auch ist keineswegs zu läugnen, daß das ihnen eigenthümlich von vielen andern Nationen gehörende Beobachtungstalent, ihre Fertigkeit, scharf die unterscheidenden Zeichen und Merkmale

der Persönlichkeit eines einzelnen Menschen oder einer Gesammtheit aufzufassen, wenn das Bild auch nicht ganz durch ihre Individualität in seiner ursprünglichen Reinheit festgehalten wird, ihre Gabe, das Formelle des Lebens leicht und anschaulich darzustellen, daß Alles dieses ihnen dazu eine besondere Befähigung gibt.

Ihre ernste, wissenschaftliche Literatur hat fast gar keine Bedeutung und manche Fächer, wie Theologie, Jurisprudenz, Erziehungswesen, spekulative Philosophie ꝛc. werden wenig oder gar nicht angebaut. Man möchte glauben, daß der Eifer, das Bestehende, sinnlich Ergreifbare und Erkennbare zu erforschen und kennen zu lernen, mit dem seit Locke Englands Gelehrte und Männer der Wissenschaft erfüllt worden sind, ihnen keine Zeit gelassen hätte, über dieses engbegränzte und doch in seinem Detail so weitschichtige Feld hinauszugehen. Sie sammeln noch immer Stoff an.

Die schöne Literatur, in wie mannichfaltige Formen sie sich verhüllen mag, sie ist immer Sittenschilderung, und zwar nie oder höchst selten des innern Charakters, sondern stets des äußern Lebens und Seyns. Selbst die sogenannten historischen Romane gehören in diese Klasse der Reiseliteratur. Die Nationen, deren Sitten geschildert werden, von denen die Kleidung, ihr häusliches und Straßenleben im lebensathmenden Spiegelleben gemalt wird, sind nicht immer weit zu suchen. Am öftersten wird das Festland zur reichen Goldgrube bezeichnet, aber nicht selten auch und namentlich in der neuesten Zeit ist auch die Heimath und namentlich die Hauptstadt eine reiche Fundgrube für diese Art sogenannter Fantasie-arbeiten.

Die Belege dazu lassen sich in jedem Bande englischer Literatur finden. Sie werden aber auch fort und fort nachgeliefert von jeder neuen literarischen Erscheinung, als da sind, um nur einige der bemerkenswerthesten neuen englischen Bücher zu nennen. Mrs. Gore's Greville, or a Season in Paris, welches die Sitten und Eigenthümlichkeiten der pariser hohen Aristokratie der londoner gegenüber zeichnet; Records of real life in the palace and in the cottage, worin namentlich das Familienleben der vornehmen deutschen Welt geschildert wird, Patchwork von Kapitän Basil Hall und eine Menge anderer mehr oder weniger dem Leben entnommener Dichterwerke.

Zuweilen ist es zwar wohl der Fall, daß noch andere Zwecke mit solchen Schilderungen verbunden werden; namentlich religiöse Erbauung verbindet sich gern mit diesem Herumstreifen in aller Herrn Länder und Auffammeln einzelner äußern Züge des Lebens und der Natur, um jene ernstere Tendenz in einem angenehmern Gewande erscheinen zu lassen. Zu dieser Klasse Schriften gehören Alda, the British Captive von Agnes Strickland, South Sea Islanders, a Christian Tale; und Morsig, a metrical Tale von John Dunlop.

Ja selbst das sorgfältige Aufsuchen und Herausgeben des Briefwechsels bedeutender historischer Personen, wie sie in unserer Zeit bei so unendlicher Menge aufgetaucht sind, abgesehen von dem wirklichen historischen Interesse, das manche haben, das aber andern gar sehr abgeht, wenigstens in der Ausdehnung, wie sie gegeben werden, was ist es anders als das leichtfertige Spiel mit Kräften, deren innern Gehalt das tändelnde Kind nicht kennt, nicht ahnt, das Ausdäuen von Schätzen in einem verschlossenen Behälter.

Die neueste Zeit scheint hier eine neue Bewegung hervorbringen zu wollen, indem theils durch Uebersetzung und daher ernsteres Studium ausländischer Werke eine Forschung gemacht wird, die sich gewiß immer kräftiger zeigen muß. Die Coryphäen dieser neuen Richtung sind Carlyle und Thirlwall, die namentlich für deutsche Literatur mit rühmlichem Eifer wirken. Wie viel die deutsche Literatur ihrer unermüdlichen Uebersetzerin Mrs. Austin verdankt, ist bekannt.

Von bedeutender Wirkung für eine Reform brittischer Bildung wird wohl auch die neue Lesebibliothek werden, welche auf Carlyle's Anregung in London ins Leben treten und bei der man besondere Rücksicht auf die neuere ausländische Literatur nehmen wird.

Schließlich dürften einige Notizen über die Thätigkeit des orientalischen Uebersetzungs-comité nicht ohne Interesse seyn.

Die Geschichte der mohamedanischen Dynastien in Spanien von Al Makkari, übersetzt von Pascual de Gayangos, ist zur Hälfte gedruckt; Dr. Sprenger übersetzt Masudi's „goldene Wiesen und Silbergruben;" Dr. Stephenson den Rama Veda; Quatremère Makrizi's Geschichte der Mamelucken-Sultane in Aegypten; Flügel Hedschi Chalfa's bibliographisches Dictionnär; die Uebersetzung des Dabistan, von Prof. Eben angefangen und durch seinen Tod unterbrochen, wird vom Kapitän de Troyer fortgesetzt. Alle diese Werke sind im Druck begriffen, der auf Kosten der Gesellschaft ausgeführt wird.

Kunst. Bei Gelegenheit der jährlichen Londoner Kunstausstellung, welche gegen 600 Gemälde umfaßte, bemerkte ein Kunstbericht im M. Chronicle, den aus der Einbildungskraft geschöpften Bildern fehle fast durchgehends Poesie und Wärme und die „historische Schule" scheine in England leider nur noch in der Historie zu existiren.

Stiftungen. Der kürzlich verstorbene Dr. Mason, ehemals Professor der Universität Oxford, hat dieser Anstalt 70,000 Pfd. St. zur Vermehrung ihrer Bibliothek vermacht;

außerdem seine ganze werthvolle Sammlung ägyptischer, griechischer und römischer Antiquitäten, seine Papyrusrollen ꝛc. In dieser Sammlung befindet sich unter Anderm eine werthvolle Abbildung des Thierkreises aus dem Tempel von Tentyra, die in der „Picture Gallery" der Universität aufgestellt werden soll.

Denkmale. In der Westminster-Abtei wurde im Februar eine Marmorstatue des berühmten Philanthropen William Wilberforce, von S. Joseph, einem vielversprechenden Bildhauer, aufgestellt. Er sitzt in einer Art Schlafrock (ein Auskunftsmittel für die antike Gewandung) mit Pantoffeln an den Füßen, auf einem Armstuhl; die eine Hand hält eine Bibel, die andere ruht auf der Brust.

Frankreich.

Literatur. Wenn es erlaubt ist, aus den vorherrschenden literarischen Bestrebungen eines Volkes den Charakter desselben zu errathen, so muß der französische der neuern Zeit mehr als je in Zweifel gezogen werden. Die herrschenden Interessen der Literatur verrathen nur ein ewiges Schwanken, ein unsicheres Herumtasten nach einem festen Haltpunkt, der ewig verschwindet.

Die Hauptzüge der französischen neuern Literatur sind Journalistik, wozu auch die Masse politischer ꝛc. Flugschriften kommen, und Romanliteratur. Beide dienen dem Augenblick der Laune, und sind selbst in ihren bessern Mustern kaum geeignet, den Tag zu überleben, der sie hervorbrachte.

Dieses Urtheil geben die Franzosen selbst von sich, und es kann also nicht als einseitig gescholten werden. Ein Hr. Desplaces in einer kritischen Uebersicht der Romanliteratur des Jahres 1849 in der Revue de Paris, meint zwar, daß George Sand, Mérimé und Alfred de Musset bedeutendere, auf längere Dauer berechnete Werke hervorbringen; doch er selbst wie ein anderer Kritiker Leon Durocher, finden mit Bedauern eine Unnatur in der Charakteristik der Helden und Schilderungen, welche die erstgenannte Schriftstellerin aufstellt, die nur durch den Sieg der Sprache, die Abgeschliffenheit des Ausdrucks veredelt wird. Wir unserseits gestehen gern, in den Produkten französischer Romantik und Poesie noch wenig Anziehendes gefunden zu haben. Es ist immer nur das Gewand, die Sprache, was anmuthig dem Ohre schmeichelt, die innere Struktur stößt durch Leerheit, oder Ueberladung der Phantasie eben so häufig ab.

Doch Frankreich will auch Anspruch auf philosophische Bildung nach Art Deutschlands machen. Ein Brief aus Paris in der Allgemeinen Zeitung gibt einen seltsamen Aufschluß über dieses Haschen nach System. Er spricht über Lerroux und dessen Versuch, das sechste Buch der Aeneide in ein System zu bringen, in welchem St. Simon wieder als Meister thront, er spricht von Lamennais und seiner Skizze der Philosophie — es ist immer nur der Augenblick, welcher verehrt und angebetet wird.

Ein junger Lyoner, Blanc St. Bonnet, scheint tiefere Forschungen sich zum Ziel gesetzt zu haben, wie denn in den Provinzen, und deren Hauptstädten sich ein neues Leben regt, das trotz der Befestigung von Paris und dem Centralisationssystem Frankreich leicht in seinen Grundfesten erschüttern und reformiren könnte.

Das bringt uns wieder auf die antiquarisch-historischen Studien, die in Frankreich mehr fast als anderwärts gepflegt werden, und eine bessere Zukunft dem Lande versprechen.

Spanien.

Kirche. Die provisorische Regierung soll die Absicht haben, die bürgerlichen Unfähigkeiten (Nichtberechtigung zum Grundbesitz ꝛc.), welche dermalen auf Protestanten und andern Nichtkatholiken in Spanien lasten, aufzuheben.

Literatur. Auch in Spanien wie anderwärts bildet einen bedeutenden Theil des literarischen Lebens jenes Zurückgehen auf die Schätze, welche eine frühere Zeit hervorbrachte und deren Benutzung ungünstige Umstände bisher nicht gestattet haben. Es ist der Ernst, die Feindseligkeit der Gegenwart, welche zu einem Blick in die Vergangenheit ermuntert und anregt.

Die königl. Akademie der Geschichte namentlich ist in dieser Hinsicht sehr thätig. Die Herausgabe der Akten der Cortes früherer Jahrhunderte wird eifrig fortgesetzt. Auch eine Chronik Heinrich V. von Alonzo de Palencier, einem Schriftsteller des 15 Jahrhunderts ist unter der Presse.

Von Quinto's Discursos politicos sobre la Legislacion y la Historia del Antiguo Reyno de Aragon ist der erste Band erschienen, und hat, seiner gesunden Kritik und tiefen Gelehrsamkeit wegen, allgemeinen Beifall erhalten.

Llaguno's Dictionnair der spanischen Architekten mit Erläuterungen von Juan Bermudez, enthält manches Interessante über die Geschichte der Malerschule in Sevilla.

Zorrilla's Leyendas y Tradiciones Historicas, eine Sammlung alter Legenden, haben große Aufmerksamkeit erregt.

Schätzbar ist auch ein Dictionnair der alten spanischen Sprache von Don Miguel Cortes y Lopez (Turracconense Betico y Lusitano.).

Industrie. Hr. Manado läßt gegenwärtig die reichen Steinkohlenminen zu Sama in Asturien in sehr bedeutendem Umfange bearbeiten. Eine Eisenbahn von ungefähr 10 Leguas führt nach dem kleinen Hafen von Gijon, und verschafft den Kohlen einen leichten Absatz im ganzen cantabrischen Golf. Wir würden diese Thatsache nicht erwähnen, wenn in einem Lande wie Spanien, das fast in ängstlicher Unthätigkeit versunken, durch Priesterherrschaft und durch die Greuel eines langen Bürgerkrieges verödet und zerrissen erscheint in zahllose Parteien, jedes Zeichen eines erwachenden Lebens nicht von hoher Bedeutung wäre.

Die Wollenmanufaktur ist in Spanien am weitesten verbreitet, und bildet in einer großen Anzahl Städte fast die ausschließliche Beschäftigung. In der Stadt Alcoy, deren Bevölkerung sich seit 1800 fast verdoppelt hat, und jetzt 30,000 Seelen beträgt, wurden im Jahr 1839 allein 24,000 Stück von 28 Varas (fast ein englisches Yard) fabricirt. Outenciente mit einer Bevölkerung von 10,000 Seelen enthält gegen 40 Manufakturen, wo mittlere Tücher gemacht werden, die, ohne schön auszusehen, dauerhaft und wohlfeil sind. Bei dem hohen Zoll von 41 Reales für die Vara auf fremden Tüchern können nur die feinsten französischen und englischen Tücher eingeführt werden.

Italien.

Literatur. Das Selbstbewußtsein eines Volkes als ein großes, in sich zusammenhängendes, unabhängiges Ganzes liegt in dem Verständnisse seiner Geschichte. Was die Vergangenheit gleichet und vollendet, oder verfehlt und mißverstanden hat, die Fäden, welche ein Volk geistig und körperlich mit andern Völkern verbinden, die Beziehungen der Begebenheiten, ihre Triebfedern sind es, welche die Gegenwart allein über ihre Stellung, ein Volk über seine Anforderungen und Erwartungen aufklären können.

Wie wenig diese historische Bildung den Italiänern unserer Zeit klar geworden ist, sieht man am deutlichsten aus den Schränkungen ihrer Dichter. Man kann nicht leugnen, daß seit mehreren Jahren, namentlich in Norditalien, historische Studien mit Eifer getrieben werden. Die zahlreichen „historischen" Novellen der Canti, Rosini, Manzoni beweisen diese Richtung mehr als zu sehr. Sie zeigen aber auch, wie sehr diese Dichter noch mit dem historisch gegebenen Stoffe kämpfen, wie schwer es ihnen wird, ihn nur einigermaßen zu bewältigen. Auszüge aus Chroniken mit eingemischten Beschreibungen von Kleidertrachten und Gesprächen können noch keine Dichtung hervorbringen.

Ein anderer Beweis liegt in den dramatischen Werken der Italiäner vor, von denen in neuerer Zeit eine große Menge geschrieben worden sind, die alle sich mit der eigentlichen Geschichte Italiens im Mittelalter beschäftigen, alle auf ein Selbstbewußtsein im Volke, auf seine Sympathie berufen.

Man kennt Niccolini's Foscarini, seinen Giovanni da Procida, man kennt die Trauerspiele Silvio Pellico's, die er theils in seiner Gefangenschaft auf dem Spielberg, theils nach seiner Befreiung geschrieben. Außer ihnen hat Marenco da Seva eine Reihe von Dramen aus der italiänischen Geschichte geschrieben, wie „Buondelmonte," „Corso Donati," „Berengario Augusto," „Cecilia di Konne;" ein Hr. Briano in Turin machte in seinem „Pier delle Vigne," den berühmten Kanzler Kaiser Friedrichs zum Helden seines Stückes. Den Stoff zu „La famiglia Lescari" entnahm er der genuesischen Geschichte. Giuseppe Revere, ein anderer junger Dichter, schrieb „Lorenzino dei Medici," der sehr günstig aufgenommen wurde; Felice Turotti gab ein Drama „Il Conte Anguissola" heraus; Carlo Tedaldi „La Beatrice Tenda," endlich gegen den Schluß des v. J. erschien das Drama „Luisa Strozzi" von Giacinto Battaglia.

Wir wollen die überstrenge Form des italiänischen Theaters, wie sie sich der französischen antiken Form anschmiegt, nicht tadeln, da vielleicht die Ehrfurcht vor so bedeutenden Mustern wie Alfieri u. A. sie ihnen theurer macht. Wir beklagen nur den beschränkten Gesichtskreis der Dichter, der ihre Helden, die doch der Geschichte angehören, völlig aus den historischen Beziehungen und ihrem Verständniß herausreißt, und so im Keime jede Wahrheit, jede freiere Entwickelung des Drama vernichtet.

Jüngere Dichter, wie namentlich die letztgenannten in unserm obigen Verzeichniß, scheinen dies nach und nach zu fühlen, und haben wohl deßhalb die prosaische Rede in ihren

Dichtungen vorgezogen, und namentlich kann man den Giacinto Battaglia ein tieferes Eindringen und Würdigen der Geſchichte nicht abſprechen, obgleich ihn dieſes enge Anſchmiegen an das hiſtoriſch Gegebene noch ſehr ängſtlich und gezwungen erſcheinen läßt.

Kunſt. Obgleich der Künſtler nicht Italien von Geburt angehört, ſo iſt es doch vielleicht nicht ganz am unrechten Orte, wenn wir hier ein Kunſtwerk erwähnen, das in Rom gemacht wird. Wir meinen Kriehmayer's, eines Schülers von Schwanthaler, Denkmal Hofer's und ſeiner Genoſſen, das ihm zur Ausführung übertragen worden, und der Vollendung entgegenreift. Eine ſehr ſchöne Compoſition der Abnahme vom Kreuz, die der Künſtler in Marmor ausführen will, hat er bereits in Gyps ausgießen laſſen. Sie wird in einem paſſend verzierten Rahmen von Marmor über einem Sarkophag aufgeſtellt werden, auf deſſen Deckel der Todesengel mit einem Kranz von Mohnköpfen um die Schläfe ſitzt, eine Tafel in den Händen haltend, auf der man den Spruch lieſ't: „Für Gott, Kaiſer und Vaterland.“ Zu beiden Seiten deſſelben kommen zwei Engel, der eine mit dem Wappen des Hauſes Oeſterreich, der andere mit dem von Tirol.

Südſlaven.

Literatur. Die größere Kenntniß der ruſſiſchen Sprache gewährt einen intereſſanten Blick in die literariſchen Beſchäftigungen der Völker ſlaviſcher Zunge und Sitte. Es würde unrecht ſeyn, wollten wir dieſe Kenntniß dazu benutzen, wie es ſchon vielfach geſchehen iſt, hier einen neuen Aufſchwung jugendlicher Völker zu ſehen und ein Phänomen als ſeltſam und wunderbar hervorzuheben und anzupreiſen, was doch nur die natürliche Folge der innern Entwicklung des menſchlichen Geiſtes iſt. Wir wollen damit nicht läugnen, daß manche dieſer ſlaviſchen Völkerſchaften erſt ſeit Kurzem dazu gekommen, ihre alten Erinnerungen zu ſammeln und umzuarbeiten. Die meiſten literariſchen Erſcheinungen in jenen Ländern ſind auch nichts weiter als Sammlungen des bisher Ungekannten und Verachteten. Es iſt derſelbe Prozeß, den wir auch im Abendlande beobachtet und nachgewieſen haben.

Es hat Wenzig alte Sagen und Skizzen geſammelt und in vier Bändchen herausgegeben.

Das ruſſiſche Journal für Volksaufklärung (November 1849.) erwähnt ſehr weitläufig dreier Sammlungen ſüdſlaviſcher Lieder, nämlich 1) Illyriſche Volkslieder, welche Stanko Vraz, einer Aufforderung von Gelakowsky zufolge, ſammelte; 2) Lieder und Erzählungen des ſlaviſchen Volks von Andrei Kacic und 3) Geſänge der Montenegriner und Herzegowiner von Tſchoikowitz.

Ein Pole, Milan Kornika, ſammelte Lieder des Volkes in Krain, wozu unterrichtete Männer wie Smole, Kaſtelic, Prèschern, Kawnikar u. A. beitrugen.

Böhmen.

Eigentliche Sprachforſchung und tieferes geſchichtliches Eindringen in die Schätze der Vorzeit und ſelbſtſtändiges Wiedererzeugen und dichteriſches Schaffen ſcheint doch mehr in Böhmen zu Hauſe. Wenn ruſſiſche Gelehrte und Sammler mit dem einſeitigen Zwecke, politiſche Beziehungen der früher nicht ruſſiſchen Slavenvölker in den alten Sagen und Literaturen aufzufinden und wieder anzuregen, ihre Forſchungen verfälſchen und ihren Werth ſelbſt vernichten, oder in ihren eigenen Schöpfungen fremden Muſtern ſklaviſch nachzueifern, wodurch ein großer Theil dieſer Literatur dem Auslande völlig gleichgültig bleibt; ſo iſt in Böhmen bei weiter vorgeſchrittener Bildung, wie es uns wenigſtens ſcheint, eine freiere Kunſtrichtung unverkennbar, die freilich bei ſchon älterer, faſt ununterbrochener Bildung hier leichter zu erringen war.

Wir brauchen nur Männer wie Schaffarik und Palacky zu nennen, um unſere Meinung in der Hauptſache beſtätigt zu finden.

Böhmen hatte ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert ein Theater, wie Hanka z. B. das Bruchſtück eines Drama aus dieſer Zeit auf der Pergamentdecke einer lateiniſchen Handſchrift entdeckt. Erſt im 14. Jahrhundert kamen geiſtliche Dramen, meiſtens aus dem Lateiniſchen oder Polniſchen überſetzt in den Klöſtern zur Aufbewahrung. Doch ſcheinen ſich neben dieſen ſtets Volkskomödien erhalten zu haben, wenn man auch erſt in ſpätern Jahrhunderten gedruckte Nachrichten von unſern wandernden Schauſpielertruppen findet.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und ſpäter werden beſonders als dramatiſche Schriftſteller genannt: die beiden Tham, Stwan, Thaledri, Heimbacher, Klicper, Machnacek, Chmelenſki u. A.

Im Anfange dieſes Jahrhunderts wurde das böhmiſche Theater in Prag von dem deutſchen verdrängt, und auf Anſuchen der Stände von der Regierung die Aufführung böhmiſcher

Stücke völlig verboten. Seit 1823 aber iſt es wieder erlaubt, an Sonn- und Feſttagen böhmiſche Stücke zu ſpielen, doch nur in der Zeit von 4—6 Uhr des Abends.

Böhmiſche Vorſtellungen finden auch in Brünn, Pilſen, Leutomiſchl ꝛc. ſtatt, doch ſelten und nur mit Hülfe von Dilettanten.

Polen.

Wie ſehr die literariſche Thätigkeit polniſcher Schriftſteller auf gelehrte Forſchungen beſchränkt iſt, und wie wenig ſelbſt die geſchätzteren Dichter, auf eine lebendige Theilnahme ihrer Landsleute rechnen können, zeigt ein Artikel in Tygodnik literacki im Januarheft d. J. mit dem Titel: Unterhaltungen in Polen. Der Verf. weiſt hier nach, daß die höhere Geſellſchaft in dieſer Stadt ſich nur der franzöſiſchen Sprache bediene. In Gallizien liegen die ſchätzbarſten Dokumente und Reſte älterer polniſcher Literatur vergeſſen oder verachtet in Klöſtern, oder verborgen und unzugänglich in Archiven und Bibliotheken, von wo ſie, nach einem neuen Befehl der öſterreichiſchen Regierung, in die Wiener Hofbibliothek abgeliefert werden müſſen. Die Thätigkeit der Polen für ihre Literatur ſcheint nur ruſſiſchen Partei-zwecken zu dienen.

Chodzko hat „litthauiſche Umriſſe“ herausgegeben, die von ruſſiſchen Kritikern ſehr gelobt werden.

In Wilna arbeitet Graf Rzewuski an einem neuen Werke über die Verhältniſſe der Literatur zur Nationalgeſchichte, das mit großer Spannung erwartet wird.

Der unirte Geiſtliche Hlowacki in Gallizien ſammelt rothreuſſiſche Sagen, Märchen und Alterthümer; Zubrzicki gibt eine Geſchichte Rothruſſlands heraus; Taszkewicz ſammelt Materialien zu einer Geſchichte der Fürſtenthümer Oſwiecym und Zator; Lawrowski hat ſeine Geſchichte der polniſchen Kirche beendigt, und Podaleci ſammelt Materialien zu einer Geſchichte der Konföderation von Bar; Zegota Pauli hat den zweiten Band ſeiner roth-reuſſiſchen Lieder herausgegeben.

Czaykowski, der thätigſte Novellendichter der Polen, arbeitet an einer neuen Novelle „Jan Wachowski“.

Dr. Hanuſz, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Lemberg, hat ein Werk über die ſlaviſche Mythologie beendet.

Rußland.

Kirche. Auf den Vorſchlag des Synods wurden alle ehemaligen unirte Geiſtliche im Weſten Rußlands hinſichtlich ihrer Rechte und Pflichten der altrechtgläubigen griechiſch-ruſſiſchen Geiſtlichkeit gleichgeſtellt.

Durch eine neuere Verordnung iſt die teſtamentariſche Vergabung von unbeweglichen Gütern, auch ſolchen, die nicht mit Bauern beſetzt ſind, an Klöſter und Kirchen nur dann gültig, wenn dieſe dazu durch den Synod die Erlaubniß des Kaiſers eingeholt haben.

Schule. Der heilige Synod hat verordnet, in Warſchau eine Unterrichtsanſtalt für die Erziehung junger Geiſtlichen der griechiſch ruſſiſchen Kirche zu gründen.

In den Unterrichtsanſtalten in den Gouvernements Kiew, Podolien und Wilna ſollen für die Zöglinge gemeinſame Quartiere gemacht und zur Aufſicht über dieſelben Ruſſen beſtellt werden.

In dem Penſionat bei dem Gymnaſium zu Tiflis befinden ſich 20 von der Regierung bezahlte Freiſtellen. Nach einer neueren Verfügung ſollen 20 dieſer Plätze an die Söhne ruſſiſcher Beamten in Transkaukaſien und 40 an die Kinder von Einwohnern des Landes gegeben werden.

Dem einheimiſchen Adel iſt geſtattet, für einen der beſten Zöglinge des Adelsinſtituts in Reval ein Stipendium zu gründen, vermittelſt deſſen derſelbe zuerſt auf zwei Jahre nach Dorpat, dann drei Jahre auf eine großruſſiſche Univerſität gehen ſoll, um ſich in der ruſſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Dagegen muß derſelbe dann wenigſtens ſechs Jahre als Lehrer der ruſſiſchen Sprache auf der Unterrichtsanſtalt zu Reval dienen.

Nach einer Bekanntmachung des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, Grafen Uwarow, ſollen auf allen Punkten des ruſſiſchen Reichs, wo iſraelitiſche Bevölkerungen ſind, auf Koſten des Staats Seminarien zum Unterricht in der jüdiſchen Theologie errichtet und vom 1. Jan. 1843 an kein Rabbiner angeſtellt werden, der nicht von den Profeſſoren dieſer Anſtalten ein

Zeugniß beibringt, daß er zu dieſer Stelle die nöthigen Kenntniſſe beſitzt, und noch außerdem nachweiſen können, daß er als einer in- oder ausländiſchen Univerſität regelmäßige Studien gemacht hat.

Die Commiſſion, welche die Organiſation dieſer jüdiſchen Seminarien leiten wird, hat zum Präſidenten den Oberrabbiner von Riga, Dr. Lilienthal, erhalten.

Literatur. Nach öffentlichen Blättern ſoll die ruſſiſche Regierung eine Zeitſchrift in Deutſchland gründen wollen, welche zum Zwecke haben wird, die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte Rußlands im Auslande zu verkünden und die irrthümlichen Meinungen über dieſes Land in Deutſchland und dem übrigen Europa zu beſtreiten. Vor der Hand ſoll ſie in Berlin, ſpäter in Leipzig erſcheinen. An der Spitze des Unternehmens ſteht der Finanzminiſter Graf Cancrin.

Die ruſſiſche Literatur an ſich iſt bis jetzt kaum einer Aufmerkſamkeit des Auslandes werth; ſie geht großentheils von der Regierung aus und ſteht daher zu ſehr unter der Controle, um ſich frei genug bewegen zu können, obgleich wir damit keineswegs ihren großen Einfluß für die Bildung des Landes ſelbſt beſtreiten wollen.

Induſtrie. Die ruſſiſche Induſtrie hebt ſich außerordentlich ſchnell. Im vorigen Jahre hat ſich die Zahl der Fabriken und Manufakturen um 405, die Zahl der darin beſchäftigten Arbeiter um 35,111 vermehrt. Namentlich iſt es das Innere des Reichs, wo die größte Thätigkeit herrſcht. Moskau iſt der Mittelpunkt der nationalen Induſtrie.

Der Handelsſtand Rußlands beſtand im Laufe des Jahres 1839 aus 869 Kaufleuten erſter Gilde, 1879 zweiter und 23,809 dritter Gilde, mit einem Geſammtkapital von 453,696,000 Rubel, faſt 16 Millionen mehr als das Jahr zuvor.

Indien.

Schule. Der Generalgouverneur hat dem Comité für öffentlichen Unterricht in Calcutta eine neue Summe von 160,000 Rupien jährlich angewieſen, um ſie in Stand zu ſetzen, viele längſt vorgeſchlagene Verbeſſerungen in den indiſchen und mohamedaniſchen Hauptſchulen von Calcutta, Delhi, Benares und Agra auszuführen und beſonders Normalſchulen für Erziehung von Lehrern zu bilden.

Literatur. Seit 24 Jahren ſind in Indien 175 engliſche Bücher ins Bengaliſche überſetzt worden, von denen viele Unterſuchungen über Geſetzkunde, Religion, Philoſophie und Medizin enthalten.

Das Journal, Friend of India, von etwas engherzigen Miſſionarien redigirt, wünſcht, daß man der Preſſe in der Volksſprache Schranken ſetze, da ſie oft nur diene, Irrthümer zu verbreiten und die niedrigſten Leidenſchaften zu entflammen.

Induſtrie. Die Seidenkultur wurde in Hindoſtan von einem Italiäner, Namens Joſeph Mutti, eingeführt. Die Regierung hat ihm zu dieſem Zwecke mehrere Gärten in Punah überlaſſen, wo er anfangs ſein Geſchäft mit ziemlichem Glück trieb. Nach Verlauf eines Jahres fand er aber, daß die niedrigen Maulbeerſtauden, die er bisher gepflanzt, nie ſchöne Seide hervorbringen würden. Er pflanzte daher italieniſche hochſtämmige Maulbeerbäume. Dies zog ihm viele Feinde zu, die Regierung behandelte ihn als einen Schwindler, und entzog ihm ihre Unterſtützung, unaufhörliche Berichte der Ackerbaugeſellſchaft, der Verluſt ſeines Compagnons, eines reichen Parſen, brachte ihn um ſeinen Credit; doch beharrte er, arm und faſt ganz hülflos, in ſeinem Syſtem. Und es gelang. Nach ſechs Jahren waren ſeine Bäume erwachſen und die Proben ſeiner neu gewonnenen Seide, die er nach Calcutta, Bombay und London ſandte, erhielten überall den größten Beifall. Er wurde jetzt eben ſo gerühmt, beſchenkt und von der Regierung geachtet, als er früher vernachläßigt wurde. Die Seidenkultur wird bald einen Hauptinduſtrie- und Handelszweig Indiens bilden.

Malayen.

Das „Ausland" enthält intereſſante Mittheilungen aus einem Reiſetagebuch in Java. Die malaiiſche Sprache ſchildert der Verfaſſer als vorzüglich weich und angenehm. Ein holländiſcher Naturforſcher Roorda von Eyſinga hat ein Handbüchlein für diejenigen geſchrieben, welche ſich die zur Unterhaltung nöthigen Kenntniſſe in dieſer Sprache erwerben wollen. Er hat dabei lateiniſche Buchſtaben benutzt, um die Mühe, die eigenthümlichen Schriftzeichen zu erlernen, zu beſeitigen. Eine gründlichere Kenntniß geben Marsden's Grammatik und Lexikon.

Die Poeſie iſt ſehr einfach, es gibt nur zwei Formen für poetiſche Produkte, das Panton und Sayar, von denen die letztere (arabiſchen Urſprungs) Fabeln, Romanzen und Legenden von großer Ausdehnung enthält.

Die proſaiſche Literatur iſt reicher als die poetiſche, wenn auch nicht an ſich von großer Bedeutung. Die vornehmen und fürſtlichen Familien auf Java beſitzen häufig malayiſche Manuſcripte, die mit ehrwürdiger Scheu betrachtet und oft als Talismane angeſehen werden. Sie geben ein Bild der Ariſtokratie, welche von den Fürſten, Lehrern und Vornehmeren dieſer Inſulaner repräſentirt wird.

Eins der wichtigſten und ſeines Inhalts wegen hochgeſchätzteſten malayiſchen Schriftwerke iſt die Maketa segalla Radja (die Krone aller Könige). Hr. Roorda von Eyſinga hat in Batavia eine holländiſche Ueberſetzung dieſes Buches drucken laſſen. Sie zerfällt in 24 Abhandlungen und enthält den Kern einer Menge ethiſcher und politiſcher Schriften. Sie ſteht in hoher Achtung bei den Fürſten und Vornehmen des Volkes.

Die hiſtoriſchen Werke ſind ohne alle geſchichtliche Glaubwürdigkeit, aber ſehr charakteriſtiſch für die Sitten und Gebräuche des Volkes.

Nordamerika.

Kirche. Die Konferenz der wesleyaniſchen Methodiſten in Canada hat ihre Trennung von der Konferenz in England angezeigt. Die Zahl der Wesleyaner in Canada iſt in in wenigen Jahren auf 100,000 geſtiegen.

Literatur. Die Bibliothek des ſogenannten legislativen Raths wurde kürzlich von Quebec nach Montreal gebracht. Sie ſoll viele jetzt ſehr ſeltene franzöſiſche juridiſche Werke, ſo wie eine vortreffliche Sammlung von Schriften, die auf die Geſchichte der alten Kolonie Bezug haben, enthalten.

Die Quebec Gazette bemerkt, daß die franzöſiſche Sprache neues Leben in Canada zu erlangen ſcheine, indem eine ziemlich bedeutende Anzahl neuer franzöſiſcher Zeitungen entſtehe.

Braſilien.

Der Unterricht in dieſem Lande iſt noch ſehr mangelhaft. Für die höhere Ausbildung beſtehen eine juridiſche und mediziniſche Schule, deren Beſchaffenheit noch Manches zu wünſchen übrig läßt. Im Rechtsfache fehlt es an Lehrbüchern für das adminiſtrative und römiſche Recht, ſelbſt die vorbereitenden Studien werden planlos betrieben.

Zum Studium der Medizin beſtehen zwei ſogenannte Akademien (Academias de Medicina) in Rio Janeiro und Bahia. Lehrbücher und chirurgiſche Inſtrumente ſollen aber erſt herbeigeſchafft und eine Klinik mit den Vorleſungen ſelbſt in Verbindung geſetzt werden, die man bisher in dem weitentfernten Hoſpitale Santa Casa da Misericordia ſuchen mußte. Unter den vorbereitenden Studien zur Aufnahme in den mediziniſchen Schulen wird die griechiſche Sprache, Geographie, Algebra und die engliſche Sprache ganz außer Acht gelaſſen, ſollen aber in Zukunft gelehrt werden. Zum Reiſen in Europa iſt bisher den jungen Aerzten von der Regierung ein Zuſchuß von 3000 fl. bewilligt worden, der jetzt auf 5000 fl. erhöht werden ſoll.

Das Kollegium Peter II. in Rio Janeiro iſt bis jetzt die beſte Schule in Braſilien, zählt aber nicht viel über 100 Schüler. Sie wird größtentheils durch Lotterien erhalten und 50 arme Zöglinge bekommen unentgeltlich Nahrung und Unterricht. Neben ihm beſtehen zwei Handelsſchulen (aulas do Commercio).

Für den Elementarunterricht (Instrucçao de primeiras letras) hat man die Lancaſteriſche Methode vorgeſchlagen, es fehlt aber an Gebäuden und — an Schülern, da Eltern und Vormünder wenig ſich um die Erziehung der Kinder bekümmern. Der Gehalt der Lehrer iſt ſo ſchlecht, daß Niemand eine ſolche Stelle annehmen mag.

In der Provinz Rio ſind 20 Elementarſchulen für Knaben, von denen nur 17 wirklich beſucht werden (von 967 Schülern); die Mädchenſchulen belaufen ſich auf 7, wovon 4 Unterricht geben und 187 Schülerinnen haben. Von 5 lateiniſchen Schulen werden nur 3 beſucht. Die Anzahl ihrer Schüler beträgt 38.

Im Ganzen kann man annehmen, daß unter 200 Bewohnern einer die Schule beſucht; denn bei einer Bevölkerung von 5,000,000 Seelen empfangen nur 25,451 Kinder Unterricht, wobei es immer noch zweifelhaft bleibt, ob ſie Vortheil davon haben.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1841.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

	Seite
Deutschland und England.	1
Gedanken über Aberglauben und Aufklärung.	38
Ueber Staatsdienstprüfungen.	79
Altdeutsche und normannische Kunst.	104
Deutsche Memoiren und Briefwechsel.	139
Gelehrten- und Geschäftsbildung in Deutschland.	196
Das deutsche Eisenbahnsystem, als Mittel zu Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt	213
Die Novembermeteore	248
Reform des Choralwesens. Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge	276
Die englische Parlamentsuntersuchung von 1840 und die deutsche National-Industrie	310
Kurze Notizen.	338

Deutſchland und England.

Nachdem eine bedeutende politiſche Kriſis für den Augenblick vorübergegangen, ohne daß die von Vielen mit Grund befürchteten Erſchütterungen und Kataſtrophen eingetreten, iſt es, wie für jede Nation, ſo auch für die deutſche, natürlich zu erwägen und zu überſchlagen, was dieſe Kriſis in Bezug auf ihre Verhältniſſe und Zuſtände geoffenbart, welche Stellung ſie ihr angewieſen, welche Kräfte und Stimmungen ſie an den Tag gebracht, welche Beſorgniſſe und welche Hoffnungen ſie geweckt habe? Die Antwort hierauf fällt für Deutſchland in mancher Beziehung befriedigend aus; beſonders Eines verdient hervorgehoben zu werden: in Frankreich und in England iſt in den neueſten Zeiten ein engeres Sichanſchließen an Deutſchland zur Sprache gekommen; an die Stelle des halb mitleidigen, halb höhniſchen Lobes der Deutſchen iſt die Sprache der Beſorgniß, ſelbſt der Gereiztheit getreten, die doch eine höhere Achtung verräth, und man könnte ſich ſchon mit dem ſchönen Glauben ſchmeicheln, Deutſchland habe nunmehr nur ſeine Allianzen frei, nach ſeinem beſten Vortheil, zu wählen. Pochen wir aber nur nicht zu frühe und geben wir nur nicht unſere Rechte und Intereſſen für ſchöne Worte und für ein Linſengericht hin!

Die wichtige Frage der Allianzen ſcheint dadurch, daß in den jüngſten Jahrzehnten fünf europäiſche Großmächte (die Pentarchie!) ſo ziemlich die Entſcheidung aller politiſchen Verhältniſſe ausſchließlich in Anſpruch und in ihre Hand genommen haben, ſehr vereinfacht worden zu ſeyn; aber dennoch bleibt noch eine ſchöne Zahl von Kombinationen übrig, welche theils wirklich ſchon vorgekommen, theils nur projektirt, welche gewünſcht oder gefürchtet wurden.

Vier Mächte waren verbündet gegen das Napoleoniſche Frankreich; während des Wiener Kongreſſes ſtanden einmal England, Oeſterreich und Frankreich ſchon faſt zum Kriege bereit gegen Rußland und Preußen; eine ähnliche Kombination ſchien ſich wiederholen zu wollen, als das Uebergewicht Rußlands die Türkei allzu ſehr bedrohte; als Frankreich, gleichſam im Auftrag der drei öſtlichen Mächte, die ſpaniſche Revolution und Konſtitution unterdrückte, hielt ſich England, wiewohl ohne Feindſeligkeit, iſolirt; neueſtens ſah ſich Frankreich, unter kriegeriſcheren Ausſichten, durch den Vertrag vom 15. Julius 1840 in dieſelbe Lage verſetzt, nachdem es zehn Jahre lang, mit England (auch mit Spanien und Portugal) verbündet, ein Gegengewicht gegen die abſoluten Mächte gebildet hatte. Gegen das Ende der Reſtauration aber ſoll ein Bündniß zwiſchen Rußland und Frankreich im Plane geweſen ſeyn, deſſen Koſten Deutſchland hätte tragen müſſen, und in neueſten Zeiten iſt hievon wieder öfters die Rede geweſen; die Wahrſcheinlichkeit davon iſt von einſichtigen Stimmen behauptet und dargethan worden, wenn gleich ſich noch die Erinnerung an die Revolution von 1830 und das Geſpenſt Polens zwiſchen dieſe, den beiderſeitigen Intereſſen eben ſo gemäße, als den politiſchen Grundſätzen zuwiderlaufende Allianz drängen. Die Beweggründe zu Allianzen ſind, wie man aus dem Erwähnten abnehmen kann, ſo mannigfaltig, — negative und poſitive, bleibende und vorübergehende, nationale und individuelle, — daß die Anſicht, es werde ſich durch natürliche und nothwendige Allianzen ein bleibendes Gleichgewicht herſtellen, gar wenig verbürgt erſcheint.

Seit in neuern Zeiten wieder von der franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz die Rede geweſen, — welche allerdings für Frankreich, falls es zur Offenſive übergehen wollte, eben ſo vortheilhaft wäre, als ihm die engliſche war, ſo lang es den Frieden aufrecht zu erhalten wünſchte, und welche auch Rußland Vortheile in Ausſicht ſtellt, welche ihm unmittelbar keine andere verſpricht, — mochten ſich wohl die Blicke Deutſchlands für einen möglichen Fall auf England, als einen natürlichen und mächtigen Bundesgenoſſen, richten. Aber gerade in neueſter Zeit haben ſich auch Stimmen gegen England, laut abrathende, warnende und feindſelige Stimmen erhoben, welche ſich darauf beriefen, daß jene franzöſiſch-ruſſiſche Allianz nicht beſtehe und nur ein Hirngeſpinnſt von

Furchtſamen oder von Charlatans ſey, welche behaupteten: der aufgeklärteſte, einflußreichſte Theil der Franzoſen habe den Eroberungsideen entſagt, und ſey entſchloſſen, auf Verbeſſerung und Fortſchritt im Innern, auf Koloniſirung Afrika's u. ſ. w. den Strom ihrer Kräfte zu lenken; Rußland habe nicht die Abſicht und Beſtimmung, in Europa weiter vorzudringen, ſondern vielmehr Aſien zu civiliſiren, und es von der Tyrannei der Engländer zu befreien; Deutſchland ſey durch ſeine Verhältniſſe und Intereſſen angewieſen, mit dem öſtlichen und weſtlichen Nachbar in gutem Vernehmen zu bleiben. Vielmehr aber ſey England, gegen deſſen Präponderanz in Seemacht und Seehandel und übermächtigen außereuropäiſchen Einfluß jene beiden Mächte ſich rüſten, der gemeinſame Feind von ganz Europa; und obgleich es an Eroberungen auf dem Kontinent allerdings wohl nicht denke, ſey es doch im beſten Zuge, durch ſeine Seeherrſchaft, ſeine Handels- und Schifffahrtsgeſetzgebung, ſeine Induſtrie alle Völker Europas, insbeſondere Deutſchland, in die drückendſte Abhängigkeit von ſich zu verſetzen, ſie ſyſtematiſch auszuplündern und ohnmächtig zu machen. Der engliſche, eiskalte Egoismus, der berechnende Krämergeiſt, ſey ein viel gefährlicherer, weil ſchlauerer und beharrlicherer Feind, als der aufbrauſende franzöſiſche Ungeſtüm und die kriegeriſche Eitelkeit dieſes Volks, — ohnehin als das nur eingebildete ruſſiſche Gelüſten nach weiterem europäiſchen Einfluß. Napoleons Genie habe das wohl begriffen, als er die Idee des Kontinentalſyſtems gefaßt, wodurch Europa der drückenden Handelsherrſchaft Englands habe verſchloſſen und entriſſen werden ſollen; zu bedauern ſey nur, daß er nicht noch eine Reihe von Jahren Zeit gehabt, durch ſtrenge Handhabung deſſelben Englands Macht und Reichthum ganz zu vernichten; dieſe Idee ſollte wieder, allenfalls mit Modifikationen, aufgenommen, und der Hochmuth des Krämervolks gründlich gebrochen werden.

Die Berufung auf Napoleon könnte die Deutſchen ſchon etwas mißtrauiſch machen gegen die Vortrefflichkeit der Idee; denn ſo wenig ſie an Napoleons gründlichem Haß gegen England zweifeln, ſo wenig werden ſie an ſeine wohlwollenden Abſichten für Deutſchland glauben; ſie erinnern ſich wohl noch der Quälereien und Brutalitäten, welche im Gefolge des Kontinentalſyſtems Deutſchland heimſuchten, ſo wie der leichtſinnigen Fahrläſſigkeit, womit

jenes Syſtems gehandhabt, und bald hauptſächlich nur zu einer ergiebigen Finanzquelle für den Herrſcher und ſeine Kreaturen gemacht wurde; ſie wiſſen endlich, daß Englands Handel, Reichthum und Macht dadurch keinen Stoß erlitt, daß es nur genöthigt wurde, ſich neue Quellen und Bahnen der Induſtrie und des Handels zu erſchaffen und zu öffnen. Indeß darf allerdings das Vorurtheil gegen Napoleon nicht als Beweis gelten; man muß die Sache kalt und unbefangen anſehen.

Es iſt die Frage von der Räthlichkeit und Möglichkeit eines engern Anſchluſſes Deutſchlands an England, aber es drängt ſich hiebei ſogleich die Bemerkung auf: daß ſchon eine genauere, beſtimmtere Stellung der Frage ihre Schwierigkeiten hat. Was für ein Verhältniß, welche Art des engeren Anſchließens iſt möglich? und: was iſt das Deutſchland, das ſich anſchließen könnte und ſollte? welche Art des Handelns ſteht ihm zu? Nach dem pentarchiſchen Syſtem nämlich zählt Deutſchland unter den europäiſchen Mächten entweder doppelt, oder gar nicht; doppelt, ſofern es von den zwei Großmächten vertreten wird, die größtentheils, beſonders Preußen, aus deutſchen Provinzen beſtehen; gar nicht, ſofern ſein Name nicht genannt, der deutſche Bund in den wichtigſten politiſchen Akten nicht ſogleich beigezogen wird. Das geſammte Deutſchland, wo deutſche Sprache und Sitte herrſcht, fällt ſo ziemlich zuſammen mit dem deutſchen Bund (außer den von Rußland und Frankreich abgeriſſenen Provinzen, und der Schweiz), der deutſche Bund aber läßt verſchiedene Weiſen der Anſchauung und Berechnung zu; er umfaßt, vorausgeſetzt, daß Dänemark für Holſtein, Holland für Luxemburg und Oeſterreich und Preußen für ihre deutſchen Länder mit ihrer ganzen Macht einſtehen, eine Seelenzahl von weit über ſechzig Millionen; die dem Bunde ſelbſt zugeſchriebene Seelenzahl mag jetzt etwa ſechsunddreißig Millionen betragen; aber wenn die dem Bund nur theilweiſe angehörigen Staaten, die auch andere als deutſche Intereſſe haben, ihre deutſchen Länder von dem Bunde zurückzögen, ſo blieben für Deutſchland nur etwa fünfzehn Millionen, wovon möglicherweiſe auch noch die Bevölkerung Hannovers abgehen könnte, falls dieſes Land wieder denſelben Regenten mit England hätte; und ſo freilich ſänke die Macht Deutſchlands zu einem Umfang herab, vermöge deſſen es, zumal beim Mangel an kompakter Einheit, nicht in die

Reihe der Groſsmächte eintreten kann, ſondern dem Impulſe derſelben folgen, und ihm eine Vertretung, dermalen durch die gemeinſam handelnden beiden deutſchen Mächte, willkommen ſeyn muß. Da nun dieſe ſchon als Mitglieder der Pentarchie ihre Beſchlüſſe faſſen, ſo kann nicht die Rede ſeyn von einer Deutſchland oder dem deutſchen Bunde eigenthümlichen, beſonderen Politik; eine eigentliche politiſche Allianz Deutſchlands mit England iſt nur denkbar als die (nothwendige?) Folge einer Allianz Oeſterreichs und Preuſsens mit demſelben; und nur etwa Handelsverträge können einzelne deutſche Staaten, oder auch eine Vereinigung von ſolchen, wie der Zollverein, mit ihm abſchlieſsen. Handelt es ſich nun von einer wirklichen Allianz, ſo ſind eigentlich nur die Verhältniſſe Oeſterreichs und Preuſsens, England gegenüber, zu erwägen; wenn aber von einer bleibenden Annäherung, einem engeren Verhältniſſe, dann ſind auch die materiellen und ideellen Intereſſen des geſammten Deutſchlands, intellektuelle und gemüthliche Sympathien unſeres Volkes für das engliſche und umgekehrt zu befragen; und auf Letzteres vorzugsweiſe werden wir hier die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer zu lenken ſuchen. Doch kann natürlich die politiſche Seite des Gegenſtandes nicht ganz umgangen werden, und wir wollen dieſe zuerſt kurz erledigen.

Bei Betrachtung des politiſchen Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und England könnte es auf den erſten Blick vielleicht ſcheinen, als ob durch die mit dem Tode Wilhelms IV. von England erfolgte Uebertragung der Krone Hannovers an einen eigenen König, der nicht zugleich König von Groſsbritannien und Irland iſt, Deutſchland England mehr entfremdet, das Verhältniſs gelockert worden ſey; in der That aber iſt damit vielmehr einem ganz unnatürlichen Verhältniſs, das an die Lehensverhältniſſe des Mittelalters erinnerte, wo auch oft ein mächtigerer oder gleich mächtiger Monarch für einzelne Landestheile einem Andern als Vaſall huldigte, ein Ende gemacht worden. Weder Hannover noch Deutſchland, nur etwa England hatte unter den Verhältniſſen der neuern Zeiten einen Vortheil davon. Für Hannover, das nicht zum brittiſchen Reiche, ſondern nur zufällig dem Könige Englands als Erbland gehörte, wollte und durfte das Parlament nichts thun, und der König konnte, als engliſcher König, nichts dafür thun; die Freiheiten und Handelsvortheile durfte Hannover nicht mit England

theilen; dagegen durfte auch England nicht die Militärmacht Hannovers benützen, da dies den Geſetzen des deutſchen Bundes zuwider lief. Die Abweſenheit des Königs und deſſen relative Gleichgültigkeit gegen dies Königreich kam dann nur einer mächtigen Ariſtokratie zu ſtatten, welche ungeſtörter walten konnte, wo kein eiferſüchtiges Königthum ihr das Gleichgewicht hielt. Eine Allianz Englands mit dem deutſchen Bunde oder den beiden Großmächten war dadurch in keiner Weiſe geſichert; denn das engliſche Kabinet und Parlament konnten natürlich nicht gemeint ſeyn, durch die Rückſicht auf Hannover ſich die Hände binden, ſich vom deutſchen Bund ans Schleppтau nehmen zu laſſen. Dagegen konnte ſehr leicht das engliſche Intereſſe die Stimme Hannovers am Bundestag influiren und nationalen Maßregeln und Beſchlüſſen entgegentreten; eine auswärtige Großmacht war unvermeidlich im Beſitz aller etwaigen Bundesgeheimniſſe; die engliſche Regierung konnte, wenn ſie es ihrem Intereſſe gemäß fand, eine wirkliche oder vermeintliche Verletzung des Königs von Hannover zu ihrer Sache, und zum Vorwand und Anlaß von Feindſeligkeiten machen, wie denn auch wirklich im Jahr 1805 das Danaergeſchenk, welches Napoleon dem König von Preußen mit Hannover machte, dieſem die Feindſeligkeit Englands zuzog; England dagegen konnte im geeigneten Falle ſehr leicht in Deutſchland Poſto faſſen, und ſich durch deſſen eigene Kräfte an Menſchen, Geld, Vorräthen verſtärken. Und endlich trat in Folge jener ſchwachen Vereinigung blos im Haupte ein Handelsverhältniß ein, das ohne Zweifel weit mehr zum Vortheil des übermächtigen und bevorzugten Englands, als des ſtiefmütterlich behandelten Hannovers gereichte, was aber ganz gewiß Hannover und die benachbarten Länder und Städte dem deutſchen Intereſſe entfremdete, und ſo materiell und ideell ſchädlich auf das übrige Deutſchland zurückwirkte. Nachdem dies läſtige und abnorme Verhältniß, hoffentlich für immer, zerriſſen, iſt es nunmehr möglich, an die Herſtellung eines natürlichen, auf freie Gegenſeitigkeit gegründeten Verhältniſſes zu denken.

Oeſterreich und Preußen, im pentarchiſchen Syſtem Deutſchlands Vertreter, ſtehen zu England in einem Verhältniß, welches politiſche Rivalitäten ſo ziemlich ausſchließt, wenigſtens ſind ſolche für die nächſten Zeiten ſchwerlich zu beſorgen, wenn auch die Behauptung Grund haben ſollte, daß England ſelbſt die Möglichkeit,

eine öſterreichiſche oder preußiſche Kriegsmarine erſtehen zu ſehen, mit fernblickender Eiferſucht nicht gleichgültig betrachte. Beide Mächte können als Bundesgenoſſen England willkommen ſeyn, ſofern ſie im Fall eines Krieges den beiden übrigen Großmächten, die zugleich Kontinental- und Seemächte ſind, eine einfluß- und folgenreiche Diverſion machen können. Aber allerdings hat England von den beiden deutſchen Mächten noch weniger poſitiv zu fürchten; es iſt für ſie unangreifbar, und vom rein politiſchen Geſichtspunkt betrachtet, dürfte es eine Allianz mit Frankreich vorziehen. Gegen dieſe jedoch kann hinwiederum die Eiferſucht ſprechen, welche den deutſchen Mächten gegenüber verſtummt, mit welchen doch der Handelsverkehr ſo wie die Einfuhr engliſcher Fabrikate ihm nichts weniger als gleichgültig ſeyn kann. Und ein feindſeliges Verhältniß zu England haben dieſe beiden Staaten allen Grund zu ſcheuen, da die engliſchen Kriegsflotten ihnen und dem übrigen Deutſchland in der Nord- und Oſtſee und im adriatiſchen Meer nicht geringen Schaden zufügen könnten. Ohne den Eintritt ganz beſonderer Verhältniſſe hatte wohl England keinen Grund, die Allianz mit Frankreich aufgelöst zu wünſchen, durch die es, bei ſeiner ohnehin ſo günſtigen inſulariſchen Lage gegen alle übrigen Seemächte zuſammen hinlänglich ſtark war; aber ſolche Verhältniſſe ſind nun einmal eingetreten; auch das gute Vernehmen mit Rußland könnte leicht einen Stoß erleiden, und dann wäre es für England in hohem Grade wichtig, Deutſchlands Allianz oder mindeſtens Neutralität zu gewinnen. In der Politik wie im Schach- und Kartenſpiel gilt die Regel, nicht blos das eigene Spiel genau zu prüfen und inne zu haben, ſondern auch das Spiel des Andern eben ſo zu überſehen, deſſen Vortheile und Schwächen, die nicht ganz zu Tage liegen, möglichſt zu errathen, um die richtige Methode, den rechten Ton zu treffen, um ſich nicht vom Andern Bedingungen vorſchreiben zu laſſen, um nicht nothgedrungene Konzeſſionen als freie Großmuth aufzunehmen, um ſeinen Berechnungen der auf unſerer Seite ſich findenden Mängel und Blößen und der uns erwachſenden Vortheile eine entſprechende Gegenberechnung ſogleich gegenüberſtellen zu können. Vortheile und Nachtheile, Beſorgniß und Bedürfniß mit einander verglichen, ſcheint ſich uns das Verhältniß von Deutſchland und England im Allgemeinen ſo zu ſtellen: ſchaden durch Feindſeligkeit und Krieg kann Deutſchland,

ohne eine Seemacht, England nicht, wohl aber umgekehrt; Deutſchland hätte mithin einen Krieg mit England wohl zu ſcheuen, England aber, als politiſche Macht, ihn gar nicht zu fürchten; aber dagegen hätte England als Handelsſtaat ein Verhältniß der Erkältung, der Abbrechung und Ausſchließung ſeines Handels ohne wirkliche Feindſeligkeit, ſehr zu fürchten, während Deutſchland England viel eher würde entbehren lernen; ſo könnte ſich Deutſchland am Ende mit einem ganz neutralen, indifferenten Verhältniß begnügen, während England ein gutes Einverſtändniß dringend wünſchen muß. Es hat nämlich die kommerzielle Abhängigkeit (und in dieſer ſteht zur Zeit Deutſchland noch von England) das Eigenthümliche, daß der einführende, kommerziell überlegene Staat, wenn anders die von ihm eingeführten Waaren nicht die dringendſten Bedürfniſſe ſind, gewiſſermaßen mehr von dem abnehmenden Staat abhängig iſt als umgekehrt; nur der Monopoliſt mit unentbehrlichen (oder dafür geltenden) Artikeln hat den Abnehmer im Bann; in andern Fällen hängt der Verkäufer von den Kunden ab. Dieſe Wahrheit leuchtet wohl an ſich ein; aber ſie wird vielfach verdeckt durch das ſichere und ſtolze Auftreten jener „königlichen Kaufherrn“ (einzeln und als Nation), welche allerdings durch ihren Reichthum, durch die Menge der ihnen offen ſtehenden Märkte und durch die gewaltige Seemacht ihres Landes, gegen die Verſuche Einzelner ihrer Abnehmer, ſich ihnen zu entziehen oder ihnen Bedingungen vorzuſchreiben, ziemlich geſichert ſind, oder doch ſorglos darüber ſcheinen können. Die Engländer bilden in dieſer Beziehung in gewiſſer Art den Gegenſatz zu den Juden einer früheren Zeit; wenn dieſe, ein nothgedrungenes Handelsvolk, dem Handel und Gewinn zulieb, vielfach mißhandelt und geneckt, gegen Jedermann die Knechtsrolle ſpielen mußten, ſo ſpielt dagegen das Handelsvolk der Britten, durch Reichthum und Macht unterſtützt, überall den Herrn (außer in China), und erwirbt ſich zum Gewinn hin auch das Anſehen. Von dem Nimbus dieſer Autorität und dieſes Reichthums ſollten ſich die Deutſchen nicht blenden und täuſchen laſſen, daß ſie die relative Abhängigkeit Englands von Deutſchland verkennten, jedoch auch dieſelbe nicht zu hoch anſchlagen, ſondern ruhig und unbefangen überlegen, ob und wie die beiderſeitigen Vortheile und Intereſſen zu vereinigen, und durch engeres Sichanſchließen an einander zu ſichern und auszudehnen

wären. Iſt dies der Fall, ſo muß auch einmal der günſtige Zeitpunkt eintreten, welchen wahrzunehmen und zu erfaſſen Aufgabe der Staatsmänner iſt, wo auf beiden Seiten zugleich ein Bedürfniß ſich kund gibt, durch engeres Anſchließen ſich zu ſichern und zu ſtärken, wo Geneigtheit der Geneigtheit begegnet, und keines von Beiden ſich Etwas zu vergeben braucht. Je mehr Deutſchland, in irgend einer Weiſe, eine kompakte und zuverläſſige Maſſe bildet, deſto eher wird es ſeine Allianzen zu wählen, ſtatt zu empfangen haben; je mehr es auch nur in merkantiliſcher Beziehung eine impoſante Maſſe darſtellt, wie durch den Zollverein, der nunmehr Ausſicht hat, ſich bald überall bis ans Meer hin auszudehnen, deſto mehr wird England ſeiner relativen Abhängigkeit gerade bei ſeiner Handelsüberlegenheit ſich bewußt werden, und ſich zum Tone und zu den Bedingungen freier Gegenſeitigkeit bequemen müſſen. Freilich iſt ein Handelsvertrag, zumal nur mit einem, wenn auch großen Theile Deutſchlands, noch lange keine politiſche Allianz, aber jener kann doch dieſe einleiten und anbahnen, und wird jedenfalls das Eintreten feindſeliger Verhältniſſe verhindern oder erſchweren. Die die Kabinette und Regierungen beſtimmenden politiſchen Motive ſind ſchwer feſtzuſetzen und zu berechnen, ſie ſind oft vorübergehend, zufällig oder ganz individuell, und überdies erforderte die Unterſuchung: ob ein politiſches Anſchließen Deutſchlands an England derzeit wahrſcheinlich oder wünſchenswerth ſey, eine Erwägung und einen Ueberblick der geſammten Weltlage — abgeſehen davon, daß ſelbſt die Kontrahenten deutſcher Seits ſich nicht leicht und ſicher beſtimmen ließen; daher richten wir unſer Augenmerk auf die *nicht politiſchen* Momente, welche, wenn auch nicht in jedem gegebenen Augenblicke, doch immer wieder auch für die Politik die Grundlage und die Linie bilden, und die, bei fortſchreitender Aufklärung und Intelligenz, immer weniger überſehen werden dürfen; ſie zerfallen in die materiellen Handels- und Induſtrie-Intereſſen, und in die geiſtigen und gemüthlichen Beziehungen, welche zwiſchen beiden Nationen obwalten.

Wir beginnen mit den materiellen Intereſſen. Es iſt einleuchtend, daß wenn der deutſche Zollverein ſich bis ans Meer ausdehnt, wozu jetzt ſtarke Ausſichten vorhanden, und eine Seelenzahl von etwa dreißig Millionen umfaßt (und noch mehr, wenn

Oeſterreich ihm beitreten ſollte), er eine ſehr bedeutende Maſſe darſtellte, die vom Ausland nicht gering geachtet werden kann. Auf dieſelbe Grundlage nun aber des merkantiliſch einigen und großen Deutſchlands ſtützen ſich, das Verhältniß zu England betreffend, zwei ſehr verſchiedene, ſich entgegengeſetzte Syſteme oder Anſichten. Die Einen ſagen: einem ſo geeinigten Deutſchland, das ſo große Märkte darbietet und ſo viele Hülfsquellen in ſeinem reichen Boden und ſeiner fleißigen Bevölkerung hat, werden die Engländer, bisher ſchon unſere Handelsfreunde, nun auch noch günſtigere Bedingungen anbieten müſſen, und es auch willig thun; die Andern dagegen ſagen: ein ſo geeinigtes, ſtarkes Deutſchland hat es in ſeiner Macht und hat die Aufgabe, die ihm eigner Vortheil und die Ehre ſetzen, ſich von den Engländern, die in der That unſere Unterdrücker und Feinde ſind, zu emancipiren. — Man ſieht, die Einen nennen den Verkehr Englands mit Deutſchland eine (Handels-) Freundſchaft, und allerdings iſt der Verkehr das Zeichen eines guten Vernehmens; die Andern glauben die Engländer als Feinde betrachten zu dürfen, weil ſie der deutſchen Induſtrie Abbruch thun, weil ſie unermeßlich mehr einführen, als wir bei ihnen, weil die Handelsbilanz gegen Deutſchland ſteht. Denn freilich kommt, was Deutſchland an England abſetzt, hauptſächlich Wolle und zu Zeiten Korn, nicht in Vergleich mit den engliſchen Fabrikaten, die nach Deutſchland kommen, Baumwollen-, Eiſen- und Stahlwaaren, und den Kolonialwaaren, die von engliſchen Schiffen eingeführt werden. Aber es iſt doch wohl klar, daß die Begriffe Feindſchaft und Freundſchaft, auf Handelsverhältniſſe angewendet, ganz ungehörig und verwirrend ſind, daß der Kaufmann weder das Wohl noch das Wehe ſeines Abnehmers beſonders im Auge hat, ſondern nur ſeinen eigenen Gewinn und allerdings eben ſo ſehr, aus Klugheit und Ehrgefühl, ſeinen Kredit. Abgeſehen von jener ungeeigneten Betrachtungsweiſe, bleiben nun aber die Behauptungen ſtehen: Deutſchland ſollte ſich von Englands Handelsübermacht ganz befreien; und: Deutſchland ſoll und wird von England günſtigere Bedingungen — Handelsfreiheit — erlangen, und ſich mit ihm auf den Fuß der Gegenſeitigkeit ſtellen.

Beide Sätze klingen ganz gut; aber es erheben ſich die Fragen: entſpricht dem einen oder dem andern Sollen ein Können?

und: wie würden ſich in der Praxis die Folgen des einen und des andern Verſuches herausſtellen?

Kann Deutſchland, und wie kann es ſich von Englands Handelsübermacht emancipiren? Entweder, indem es das Kontinentalſyſtem freiwillig wieder aufnähme, und zwar im allerſtrengſten Sinn, ſo daß es auf alle Kolonialprodukte, für die es keine Surrogate gibt, überhaupt auf alle Schifffahrt verzichtete und ſich vorzugsweiſe der Agrikultur widmete; — Fichte's geſchloſſener Handelsſtaat! — und daran wird heut zu Tage kein Menſch im Ernſte denken. Eine mildere Form wäre nur etwa, daß man ſich an Holland, ſtatt an England, wegen der überſeeiſchen Produkte hielte, wobei Deutſchland den Troſt hätte, daß der Goldhonigwaben, Holland, doch eigentlich *Deutſchland* angehöre, — oder daß man nur die engliſchen *Fabrikate* ausſchlöße, womit aber der Zweck doch nicht erreicht würde. Oder — und dieſe aktive Art der Emancipation ſchwebt den Vertheidigern dieſer Anſicht hauptſächlich vor — Deutſchland werfe ſich mit geſammter, vereinigter Kraft auf Schifffahrt und überſeeiſchen Handel; es hole mit eigenen Schiffen die Kolonialwaaren und den Bedarf ſeiner durch Zölle zu ſchützenden Induſtrie von den Erzeugungsorten; es erbaue, zum Schutze ſeiner Handelsmarine, Kriegsflotten, es werde eine Seemacht, es laſſe die deutſche Flagge auf den Meeren wehen, es mache ſich mit dem Gedanken deutſcher Kolonien vertraut! Hat es nicht das glänzende Beiſpiel der alten Hanſa vor ſich?

Dieſe Gedanken ſind wohl etwas kühn für eine Zeit, wo der deutſche Zollverein noch nicht einmal die Nordſee erreicht hat, wo die freien Städte ſich wohl hüten, durch die koſtſpielige Ausrüſtung auch nur kleiner Kriegsſchiffe den Spott und das Mißfallen der Seemächte zu reizen; — indeß hat man doch ſchwerlich Recht, dieſe Ideen ſo ganz verächtlich abzuweiſen, wenigſtens dürfte unſeres Erachtens Deutſchland ſich nie dazu verſtehen, auf das Recht, auf den Gedanken, bei günſtigen Umſtänden auch einmal eine Kriegsflotte auszurüſten, förmlich und für immer Verzicht zu leiſten; es dürfte ſich keine läſtigen Beſchränkungen ſeiner Handelsſchifffahrt auferlegen laſſen, deren es ſich durch Androhung und Ausübung von Repreſſalien zu erwehren ſtark genug wäre; es dürfte nicht den Anſprüchen auf vollkommene Gegenſeitigkeit und Gleichheit entſagen; und wenn einmal ſeine Schifffahrt recht in

Hier käme, ſo würde auch eine Kriegsmarine im erforderlichen Falle ſich bilden können. Aber dies Alles iſt ſchon gegen die Vorausſetzung eines im Grunde feindſeligen Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und England; denn wenn die letztere Macht ſolche Beſtrebungen als hauptſächlich gegen ſich gerichtet betrachten müßte, ſo würde ſie, bei der ihr ſchuldgegebenen Rückſichtsloſigkeit in der Wahl der Mittel, nicht lange ſaumen, der deutſchen Schifffahrt Hinderniſſe in den Weg zu legen und jede Kriegsmarine im Keime zu erſticken. Man kann bezweifeln, ob Deutſchland, mit einem verhältnißmäßig kleinen Theil ſeines Territoriums das Meer berührend, und bei ſeiner dermaligen politiſchen Organiſation, den Beruf habe, eine impoſante Marine aufzuſtellen; für eine anſehnliche Zeit hinaus hat es gewiß noch genug zu thun, bis es durch Belebung und Förderung des innern Verkehrs, der Produktion jeder Art, mittelſt Kanälen und Eiſenbahnen, Handel und Induſtrie zu einem ſolchen Aufſchwung bringt, um eine große Handelsmarine gehörig zu beſchäftigen. Und ſollte Deutſchland, durch Eintracht, ächten Nationalgeiſt und Benutzung aller ſeiner innern Hülfsquellen ſtark, nicht im Stande ſeyn, auch ohne Kolonien und eine Kriegsmarine eine ſolche Stellung zu behaupten, daß es nicht nöthig hatte, die Schwindel erregende Größe, die Ausdehnung und den Reichthum Englands zu beneiden, da dies ſtaunenswerthe, dem Unternehmungsgeiſt, der Beharrlichkeit und Umſicht dieſes Volkes alle Ehre machende Rieſengebäude denn doch auf einer Grundlage ruht, welche ſeine ruhigſten Staatsmänner zuweilen mit Beſorgniſſen erfüllt, und die impoſante und bereichernde Induſtrie jenes Landes von politiſchen und moraliſchen Phänomenen begleitet iſt, die zwar oft unſchädlich oder mit leichtem Nachtheil vorübergehen, aber doch einmal dauerndes Unheil bringen können und immerhin manche Blöße aufdecken; man erinnere ſich nur des Chartiſtenaufſtandes und der Arbeitervereine in Glasgow! Daß Kolonien eben nicht immer ein Glück ſind, hat am ſchlagendſten das Beiſpiel Spaniens gezeigt; für England iſt Nordamerika nützlicher geworden, ſeit es ſich losgeriſſen hat, und noch jetzt iſt das Maß der Begünſtigung und wieder der Beſchränkungen der Kolonien für Frankreich und für England ein ſchwieriges Problem. Und wenn es bei den Engländern ſtände, den förmlichen Beſitz und die Adminiſtration ihrer außereuropäiſchen Beſitzungen und Kolonien

aufzugeben, ohne beſorgen zu müſſen, von andern Seemächten, oder zu deren Gunſten, vom freien Handel verdrängt zu werden — wer weiß, ob nicht die Regierung ſich gerne mit dem Beſitz einzelner feſter Plätze, militäriſch und kommerziell wichtiger Stationen, wie Gibraltar, Malta, die joniſchen Inſeln, St. Helena, Aden und einigen andern in Amerika, in Oſtindien und China begnügen würde?

Eine Emancipation Deutſchlands von dem bisherigen Handelsübergewicht Englands, mit feindſeligen Geſinnungen gegen dieſe Nation, mit dem Gedanken, es ihr als Seemacht gleich thun zu wollen, erſcheint uns denn nach dem Bisherigen eben ſo wenig wünſchenswerth, als ſie unmöglich wäre; aber wenn auch der Gedanke an feindſelige Rivalität unſtatthaft iſt, ſo iſt doch der friedliche Wetteifer keineswegs ausgeſchloſſen. Auch dieſen wird England nicht dulden! rufen vielleicht die Gegner Englands aus; aber wenn dem ſo wäre, ſo duldeten ſie ganz gewiß noch weniger eine deutſche ſelbſtſtändige, rivaliſirende Marine! Wir aber glauben, daß ſie ihn dulden würden, weil ſie müßten, weil Deutſchland die Mittel hat, dies von ihnen zu erzwingen, ſich mit ihnen auf den Fuß der Gegenſeitigkeit zu ſtellen. Wenn nun aber Solche, die für ein engeres Anſchließen Deutſchlands an England ſind, behaupten: eine ſolche Gegenſeitigkeit erreiche ihren Gipfelpunkt nur in der völligen Handelsfreiheit (wobei allenfalls Finanzzölle, aber keine Schutzzölle zuläſſig ſeyen), ſo haben ſich die Deutſchen wohl vorzuſehen, einmal, ob die Handelsfreiheit und Gleichſtellung, die man ihnen zuſagt, dieſen Namen wirklich verdient,* und ſodann, ob nicht, was im Grundſatz und in abstracto als Gleichheit erſcheint, in der Wirklichkeit, in den Folgen eine unerträgliche Ungleichheit ſey? Die völlige Gleichſtellung einer längſt erſtarkten, lang ohne auswärtige Konkurrenz gebliebenen Induſtrie mit einer erſt heranwachſenden iſt nur dem abſtrakten Grundſatz nach Gleichheit, der leicht zu berechnenden Wirkung nach aber ſchwere Benachtheiligung der letzteren. Ein freundliches, für beide Theile vortheilhaftes Vernehmen in Handelsbeziehungen zwiſchen Deutſchland und England iſt gewiß möglich, ohne daß jenes durch

* Vergl. hierüber beſonders den Aufſatz in Nr. 13. der Beilage der Allgem. Zeitung von 1841 u. Nr. 138.

voreilige Annahme von allgemeinen Grundſätzen wichtige Intereſſen preisgibt; wenn Deutſchland vorſichtig unterhandelt, und, wie es jetzt meiſtens geſchieht, Probefriſten ausbedingt, wird es von England am Ende alle Bedingungen erlangen, die dieſes noch mit ſeinem Vortheil verträglich findet; und wenn zuletzt England noch einen Voraus an Vortheilen behält, ſo muß Deutſchland darin eine natürliche Folge des gewaltigen Vorſprungs erblicken, welchen jene Nation in Induſtrie, Handel und Schifffahrt einmal gewonnen hat. Knüpfen ſich die Bande des Verkehrs enger und zu beiderſeitiger Befriedigung, erwächst auf dieſem Boden ein gegenſeitiges Vertrauen, ſo ließe ſich wohl denken, daß ein wirkſamer Schutz des Handels und der Schifffahrt Deutſchlands in überſeeiſchen Ländern durch die engliſche Kriegsmarine zum Gegenſtand eines Vertrags gemacht würde. Einen ſolchen Schutz könnte England gewähren, weil es doch vermöge ſeiner Lage, ſeiner Erfahrungen, ſeines Reichthums einen ihm nicht leicht abzugewinnenden Vorſprung voraus hat, und ſeine Handelsverbindungen mit Deutſchland wichtig genug ſind, um ihretwegen etwas zu leiſten; — Deutſchland aber könnte ihn annehmen, ſo fern er vertragsmäßig ſtipulirt wäre, und es im Fall eines Krieges England auf dem Kontinent nicht minder wichtige Dienſte zu leiſten im Stande wäre. Im Bunde und durch vielfache Intereſſen verknüpft mit England, könnte auch Deutſchland am eheſten nach und nach eine Kriegsmarine ſich bilden. Iſt ein lebhafter und engerer Handelsverkehr für beide Völker wirklich vortheilhaft, ſo iſt es die Aufgabe der Staatsmänner und der Staatsökonomen, die Bedingungen und Modalitäten aufzufinden und feſtzuſtellen, wodurch das Intereſſe beider gewahrt wird, und es iſt wohl zu glauben, daß deutſcher Seits, wo man weit weniger Erfahrung, und das Uebergewicht des engliſchen Reichthums und Handels gegen ſich hat, weit mehr Vorſicht erforderlich und ein Mißgriff viel eher möglich iſt; aber darum einen feindſeligen Ton gegen England anzuſtimmen, ſo lange es nicht wirkliche Gewaltthätigkeiten und Anmaßungen ſich zu Schulden kommen läßt, ſondern nur ſein Intereſſe ſo viel als möglich verfolgt, wenn es mit den mindeſten Konzeſſionen die größten Vortheile zu erkaufen ſucht; ſich über hinterliſtige Ueberrumpelung und grobe Täuſchung beklagen, wenn England die Maßregeln und Anträge, deren faktiſchen Gehalt und Folgen zu

prüfen jedem Sachverſtändigen frei ſteht, und die ernſte Pflicht der eigens Beauftragten iſt, aufs empfehlendſte und vortheilhafteſte hinzuſtellen ſucht, erſcheint mindeſtens nutzlos, und kann nur erbittern; während klare Einſicht, nationale Geſinnung und entſchiedene Feſtigkeit die deutſchen Intereſſen auch wahren und dazu noch mit den engliſchen bis auf einen gewiſſen Grad verſöhnen können. Eine Unterſuchung, ob England durch Handelsintereſſen mehr an Deutſchland gekettet ſey oder gekettet werden könne, als an andre Länder, namentlich an Frankreich, liegt außer unſerm Bereich.

Den Uebergang zu den geiſtigen und moraliſchen Beziehungen zwiſchen beiden Nationen mögen die hiſtoriſchen Verhältniſſe und Traditionen machen, welche zwiſchen ihnen obwalten, die freilich einen willkürlich anzuſchlagenden Werth haben, und die Manchen gar nur als nichtige Vorurtheile erſcheinen mögen. Sieht man von den, in England ſelbſt und in Schottland beinahe ganz untergegangenen und erloſchenen Ureinwohnern, den Celten, ab, deren Sprache jedoch noch in Irland und in Wales fortlebt, ſo kann man ſagen, daß in England ſeit vielen Jahrhunderten das germaniſche und das franzöſiſche Element ſich mit einander ſtritten, und ſich mit dem noch nachwirkenden urſprünglichen zu einem dritten, freilich längſt ganz ſelbſtſtändigen amalgamirten. Das franzöſiſche Element (in den Normannen) war aber ſelbſt in ſeinem tiefern Grunde germaniſch; die Normannen hatten nur in ihrem zeitweiligen Wohnſitze die Sprache des eroberten Landes angenommen, dem ſie ihren deutſchen Namen gegeben. Sprache und Sitten in England waren deutſch, ſächſiſch-däniſch, als Wilhelm der Eroberer 1066 England unter ſeine 45,000 Sieger von Haſtings, als Herren des Landes, vertheilte, und ihre Sprache, die franzöſiſche, zur Sprache des Hofes, der Herren, der hohen Gerichte, kurz zur offiziellen Sprache machte. Aber das germaniſche, ſächſiſche Element war in der Sprache und im Volke ſelbſt mächtig genug, um ſich doch wieder emporzuringen, wenn auch eine Zeit lang nur in einer Vulgarpoeſie, und während in der offiziellen Sprache des Hofes, der Parlamente, der Geſetze, in den feudaliſtiſchen Traditionen und den Familiennamen der Ariſtokratie ſich noch viel Franzöſiſches erhalten, hat ſich die allgemeine Sprache des Volkes und der Literatur bei weitem mehr der deutſchen wieder genähert, und

beſonders nach Abzug der Wörter, die in allen neuern Sprachen lateiniſche oder griechiſche Namen haben, haben die meiſten engliſchen Wörter deutſche Wurzeln. Da die Zahl der eingewanderten Eroberer verhältnißmäßig gering, und ſie auch von germaniſchem Stamm waren, kann man ſich leicht erklären, daß germaniſche Sitten und germaniſches Leben in England nach den erſten Zeiten brutaler Bedrückung doch wieder empor kamen. Indeß mag ſich die Vertheilung des ganzen engliſchen Grundeigenthums unter ſo wenige Eigenthümer (die urſprüngliche Zahl hat ſich vielleicht jetzt höchſtens etwa verdoppelt) aus jener Zeit herſchreiben. Die normänniſche Eroberung begründete aber auch eine fortwährende Berührung zwiſchen den Engländern und Franzoſen, die meiſt feindſeliger Art war, und wohl den Anlaß zu dem beinahe als eine Naturnothwendigkeit betrachteten Nationalhaß gab. Engliſche Könige hatten, und erwarben dazu durch Heirathen große Güter und ganze Provinzen in Frankreich, wofür ſie dem franzöſiſchen Könige den Vaſalleneid leiſteten, aber auch Anſprüche auf die Krone Frankreichs ſelbſt, welche dem Kinde König Heinrich VI. wirklich in Paris aufgeſetzt ward, jedoch bald ſeinem Haupte wieder entfiel. Die Schlachttage von Creey, Azincourt, Poitiers ſind, zum Verdruß der Franzoſen, unvergeſſen in der engliſchen Geſchichte; aber auch ein franzöſiſcher König war einmal ſiegreich in England gelandet, und am Ende kämpften doch die Franzoſen den Engländern das ganze Land ab — den letzten Platz, Dünkirchen, räumte der elende Karl II. für Geld. Dieſe langen Kriege mochten um ſo eher die Idee einer unausrottbaren Nationalfeindſchaft erzeugen, als ſie ſich auch in den neuern Zeiten, ſeit der Reformation, beſtändig wiederholten, zum Gegenſatz der Nationalität auch der verſchiedner Konfeſſionen ſich geſellte, und Eiferſucht wegen Handelsintereſſen und Kolonien ausbrach; trotz dem aber war der Verkehr zwiſchen beiden Nationen ſehr bedeutend. Faſt immer ſtützte ſich ſeit der Zeit der Reformation die Partei der franzöſiſchen Hugenotten auf England, und hinwiederum in England die Partei der Stuarts auf das katholiſche Frankreich — ein Zunder beſtiger, politiſcher und religiöſer Erbitterung und Feindſchaft, aber auch ein nothwendiger Anlaß vielfacher Berührungen und Freundſchaften. Nach der Zeit Shakſpeare's und Milton's ließ ſich das engliſche Publikum ganz vom franzöſiſchen Geſchmack

in der Literatur und im geſelligen Leben beherrſchen, zum Theil in Folge der Regierung Karls II. mit ſeinem zügelloſen Hof; Shakſpeare und die andern großen engliſchen Dichter, von Chaucer an, fielen vergleichungsweiſe in Vergeſſenheit; die franzöſirenden, die witzigen, die ſchönredenden und korrekten Poeten und Autoren galten Alles. Dieſer Geſchmack erhielt ſich lange, bis endlich der engliſche Genius, zuerſt in den nicht ſtreng poetiſchen Gattungen der Literatur, im Roman namentlich, ſich wieder ſein Recht erkämpfte. Eine Reiſe nach Frankreich, nach Verſailles und Paris gehörte zum Gentleman, denn „in Frankreich verſtehen ſie die Sache beſſer!“ galt noch in manchem andern Sinne, als worin Sterne es meinte. Die Ariſtokratie beider Länder lebte großentheils auf freundſchaftlichem Fuße mit einander. Die Franzoſen ihrerſeits hielten zwar einen Shakſpeare für einen Barbaren, und ſelbſt Voltaire erhob ſich noch nicht über dies dornigte, eitle Vorurtheil; aber gerade dieſem ſo einflußreichen Autor machten ſeine Landsleute eine für einen Franzoſen unziemliche Vorliebe für England (wo er längere Zeit ein Aſyl gefunden) zum Vorwurf, wofür ſie allerdings namentlich ſeine berüchtigte Pucelle anführen konnten. Dagegen übten die engliſchen Freidenker einen mächtigen Einfluß auf die ſpäteren franzöſiſchen Philoſophen aus. Tauſende von Engländern lebten vor der Revolution (wie auch ſeit den Friedensjahren wieder) in Frankreich; viele der vornehmſten Emigranten wandten ſich, Beiſtand oder ein Aſyl ſuchend, nach England — auch Talleyrand begab ſich damals ſchon nach England — ein Voltaire des Lebens und der That! — der ſpäter die engliſch-franzöſiſche Allianz zu Stande brachte. Indeß hatte auch die Revolution in England viele warme Freunde oder wenigſtens Vertheidiger, theils unter dem Volke, theils auch unter den Staatsmännern im Parlament, — wie Fox und Grey, die immer, gegen Pitt, für den Frieden ſprachen. So groß der Haß war, der ſich während der Napoleoniſchen Kriege zwiſchen beiden Nationen entzündete, wurden doch ſogleich nach dem Frieden wieder viele Verbindungen angeknüpft; England zumeiſt verwendete ſich mit Erfolg dafür, daß Frankreich, Deutſchland gegenüber, nicht geſchwächt wurde; die engliſche, franzöſiſche und ruſſiſche Flotte vernichteten die türkiſch-egyptiſche bei Navarin; England geſtattete Frankreich die Invaſion in Spanien und die Eroberung von Algier; ſo

verbündete ſich nach der Revolution von 1830 enger mit dieſer Macht (und nachmals mit Spanien und Portugal), und ſchloß ſich mit ſeiner Parlamentsreform dem von Frankreich ausgegangenen Impuls an; bekannt endlich iſt, mit welchem Enthuſiasmus vor wenigen Jahren Soult als Krönungsbotſchafter in England empfangen wurde. Trotz der jüngſten Erkältung ſcheint doch ein neuer Handelsvertrag den Verkehr beider Völker noch enger knüpfen, das beiderſeitige Intereſſe an der Erhaltung des Friedens erhöhen zu wollen. Der Handel herüber und hinüber iſt bedeutend; vier bis fünf Millionen Pf. Sterl. ſollen jährlich von Engländern in Frankreich verzehrt werden; die engliſche Ariſtokratie ſpricht das Franzöſiſche beinahe wie eine zweite Mutterſprache, und iſt mit der franzöſiſchen Literatur wohl bekannt. Letzteres iſt umgekehrt weniger der Fall, doch weit mehr als früher. Mit all dieſem verträgt ſich ganz gut, daß John Bull gelegentlich den alten Nationalhaß wieder aufwärmt und ſich auf Koſten des Nachbars über'm Kanal beluſtigt.

Dieß Verhältniß Englands zu Frankreich wurde mit einigen Zügen angedeutet, um einen Vergleichungspunkt für das Verhältniß zu Deutſchland zu haben. Auf den erſten Blick ſcheint dieſes bei weitem larer und gleichgültiger. Die gemeinſame Wurzel beider Sprachen war lange Zeit über der jedes Verſtändniß, ohne ausdrückliches Erlernen, ſchlechterdings ausſchließenden Ausſprache des Engliſchen vergeſſen. Bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts mochte ein Deutſcher, der Engliſch verſtand, eine ziemliche Rarität, und der umgekehrte Fall beinahe ein Meerwunder ſeyn. Und doch war ſchon im frühern Mittelalter, zur Zeit der Hohenſtaufen, die engliſche Literatur, d. h. damals namentlich die engliſchen Helden- und Zauberromane von König Arthur, Merlin u. ſ. w. in Deutſchland bekannt, benützt, überſetzt, nachgeahmt. Nicht daſſelbe gilt umgekehrt, mag man nun darum die Engländer oder die Deutſchen loben oder ſchelten. Im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert wirkte das engliſche Drama, beſonders die Komödie, damals wohl eher zum Nachtheil deutſcher Entwickelung, auf Deutſchland ein. Später, im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nachdem die deutſche Sprache und Literatur in Stagnation und Barbarei verfallen, und man in unbedingter Bewunderung und hölzerner Nachahmung der Franzoſen das Heil

erblickte, war der Einfluß der engliſchen Literatur ohne Zweifel ein heilſames Gegengewicht — ganz gewiß aber iſt er höchſt bedeutend zu nennen. Die damaligen Erzeugniſſe der engliſchen Literatur, die Schriften eines Swift, Gullivers Reiſen, Addiſon Cato, Pope, Youngs Nachtgedanken und Thomſons Jahreszeiten, Sterne, Smollet, Fielding und Richardſon und Anderer wurden allmählig in ungelenken und ungeleckten Ueberſetzungen in Deutſchland verbreitet, begierig geleſen, und wirkten natürlich theils für die Kenntniß des engliſchen Lebens und Geiſtes, theils überhaupt auf die Zeitanſichten und den Geſchmack in verſchiedenen Richtungen — unter welchen auch die Anſichten und Beſtrebungen der Deiſten und Freidenker Erwähnung verdienen; aber mehr noch vielleicht wirkten die großen älteren Dichter Englands, Milton mit ſeinem verlornen Paradieſe, das gewiß zur Erweckung unſeres Klopſtocks nicht wenig beitrug, und beſonders Shakſpeare, deſſen mit Ernſt, Eifer, Gelehrſamkeit und Begeiſterung betriebenes Studium in Wahrheit eines der ſtärkſten und bleibendſten Bande zwiſchen dem deutſchen und brittiſchen Geiſt bildet. Viele der ausgezeichnetſten Namen der deutſchen Literatur ſind auch an die Empfehlung, Verbreitung und Erleichterung des Studiums Shakſpeare's geknüpft, — ſo Leſſing, Eſchenburg, Wieland, Voß, A. W. Schlegel, Tieck, Schiller, Göthe, und die trefflichſten deutſchen Mimen verdankten ihre vollſten Lorbeeren dem großen Dichter, deſſen Gebilde in ihnen ein neues anſchauliches Leben gewannen, wie Schröder, Eckhof, L. Devrient, Eßlair, Seydelmann. Die kritiſchen und äſthetiſchen Bemühungen, der Enthuſiasmus der Deutſchen wirkte ſogar auf die etwas erſtarrte Empfänglichkeit der Landsleute des Dichters belebend zurück, und im bewundernden Genuſſe ſeiner wunderbaren Schöpfungen (die auch dem vorurtheilsloſeſten Franzoſen, ſelbſt wenn er ſich mit der Verzweiflung des Romantismus entſchließt und zwingt, Alles zu preiſen, halb verſchloſſen und insgeheim ein Aergerniß bleiben dürften) begegnen ſich in gleichem Entzücken die gebildetſten Geiſter der engliſchen und deutſchen Nation, und werden ſich in dem Gefühle, mit gleichen Empfindungen in dem Wundergarten dieſer Poeſie ſich zu ergehen, ihrer alten Stammverwandtſchaft lebendig bewußt. In ſo meiſterhaften Bearbeitungen, wie die von Schlegel und Tieck, wehte den deutſchen Leſer ſchon der Geiſt des Dichters ſelbſt

an; aber Viele lernten doch wohl darum oder hauptſächlich darum Engliſch, um Shakſpeare im Original leſen zu können. Als mit Ausbruch der amerikaniſchen und ſpäter der franzöſiſchen Revolution das politiſche Intereſſe ſich ſteigerte, lernte man in Deutſchland, neben dem Franzöſiſchen, der Sprache der Höfe und der Diplomatie, häufiger auch das Engliſche, welches im Handelsverkehr wichtig, und außer Europa Weltſprache wurde; und als in unſerm Jahrhundert in England neue glänzende Sterne der Literatur aufgingen, gewann dies Intereſſe einen verſtärkten Schwung. W. Scott's Novellen fanden in vielfachen Ueberſetzungen ſeit dem Frieden ein ungeheures Publikum in Deutſchland, aber auch deutſche Abdrücke des Originals anſehnlichen Abſatz; die leidenſchaftliche Melancholie, die wilde und glänzende Kühnheit und — Frechheit Byron's, der ſüße Wohllaut und die üppige Pracht Th. Mooris, von deren Ruhm bald der Kontinent wiederhallte, reizten Viele, von den nie ganz befriedigenden Uebertragungen zu dem unerreichbaren Original ſich zu wenden, und dem Ueberwinder der nicht großen Hinderniſſe der Sprache fielen noch eine Menge nicht zu verſchmähender Schätze der engliſchen Literatur zu. Auf W. Scott folgten Cooper, W. Irving, E. Bulwer u. A.; den Dichtern geſellten ſich Coleridge, Wordsworth, Wilſon, Shelley, Campbell und eine ſehr große Zahl anderer Namen zu. Bei Hohen und Niedrigen, bei Alt und Jung hat die engliſche Literatur Eingang gewonnen, und die Menge von neu erſcheinenden engliſchen Grammatiken und Wörterbüchern in Deutſchland beweiſt, in welcher Ausdehnung in Deutſchland die engliſche Sprache erlernt wird, die nunmehr der Diplomat, der gebildetere Kaufmann, der Politiker jeder Stufe und Kategorie, der gründlichere Gelehrte und Aeſthetiker, der Mann und die Dame von Welt kaum mehr entbehren können. Ob der Einfluß der engliſchen Literatur in jeder Beziehung oder überhaupt ein günſtiger ſey, laſſen wir hier unerörtert; aber das ſcheint unbeſtreitbar, daß ſie in ihren poetiſchen Erzeugniſſen im weiteſten Sinne bei weitem reichhaltiger, gediegener, geſunder und lohnender iſt, daß ſie das deutſche Publikum bei weitem mehr anmuthet als die franzöſiſche; namentlich iſt die eigentliche engliſche Poeſie viel eher einer Uebertragung in das nahverwandte Deutſche fähig, als die franzöſiſche, bei welcher eine gänzliche Metamorphoſe vorgehen muß. Wie viel immer bei

der Beliebtheit der engliſchen Literatur in Deutſchland der Reiz des Fremdländiſchen und die bloße Unterhaltungsſucht mitwirke, gewiß iſt doch, daß der Deutſche ſich davon angeheimelt fühlt, daß er Sinn hat ſowohl für den poetiſchen, phantaſtiſchen oder melancholiſchen, wie für den gemüthlichen und moraliſchen Ton, der ſich bei den meiſten und ausgezeichnetſten engliſchen Autoren findet. Wenn Deutſchland einmal mehr der öffentlichen Beredtſamkeit bedarf, werden auch ſeine Staatsmänner und Rechtsgelehrten die engliſchen Redner, neben den Alten, ſtudiren müſſen. Dagegen üben die Leiſtungen der engliſchen Kanzelredner, der Theologen und Philoſophen wenig Anziehungskraft auf den deutſchen Gelehrten aus. Englands ſpekulative Philoſophen ſind wohl am eheſten ſeine Dichter; die Philoſophen vom Fach beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit Moral- und Rechtsphiloſophie, mit Pſychologie, oder mit einer mehr äußerlichen, gelehrten und hiſtoriſchen Behandlung der ältern Philoſophie. Dem praktiſchen Volke der Engländer gelten die abſtrakten, ſubtilen Analyſen und Denkprozeſſe deutſcher Philoſophen, ſobald ſie die Sphäre der Begriffe des gemeinen Verſtandes verlaſſen, ſogleich für *träumeriſch* und *myſtiſch*, wenn ſie auch gar nichts Poſitives aufſtellen, und ſehr kritiſch und nüchtern ſind. Die Abweichungen vom orthodoxen Glauben in England liegen meiſt auf der Seite des zweifelnden, an die Erfahrung ſich haltenden, nüchternen Verſtandes. Im Recht und in der Geſetzgebung hängen die Engländer ebenfalls zäh am Hergebrachten, und werden nur durch den Drang des unabweisbaren Bedürfniſſes, nicht durch den Reiz neuer Theorien zu Aenderungen vermocht. In Beziehung auf die Religion iſt jedoch nicht auſſer Acht zu laſſen, theils daß Deutſchland, als ein zum größten Theile proteſtantiſches Land, eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dem ebenfalls proteſtantiſchen England hat, daß der Geiſt einer ſtrengeren Frömmigkeit, als deſſen Schatten die ängſtliche Sonntagsfeier in England gelten kann, beiden Völkern, beſonders dem Mittelſtande, gemeinſam iſt oder war, theils, daß auch wirklich in dieſer Hinſicht Bande angeknüpft worden ſind durch das Miſſionsweſen und die Bibelgeſellſchaften; die hierauf bezüglichen deutſchen Vereine und Beſtrebungen haben ihren Mittelpunkt in England, woher ſie auf einen großen Theil ihrer Geldmittel beziehen.

Das Interesse Englands für deutsche Literatur und Geistesstrebungen ist allerdings viel jünger, und mußte es seyn, da erst seit etwa achtzig Jahren die deutsche Literatur sich bedeutend hob, man auch in England nicht sofort davon Kunde nahm. Schwere, fast unausgesetzte Kriege erschwerten den Verkehr und beschäftigen die Gemüther lebhafter. Erst seit den Friedensjahren eigentlich gewinnt das Deutsche in Englands Boden, was auch einen politischen Grund haben mag: in den Befreiungskriegen hatten die Deutschen als Nation den Engländern Achtung abgewonnen, und Blücher wurde in England 1814 beinahe vergöttert. Doch geberdete sich der englische Geschmack der deutschen Literatur gegenüber noch längere Zeit ziemlich ekel und eklektisch; die deutsche Form, allerdings bei verhältnißmäßig wenigeren Schriftstellern zur vollendeten Klassicität durchgebildet, stieß ihn häufig zurück; die deutschen Philosophen insgesammt waren (und sind) dem Engländer unverständlich, und kaum etwa die Resultate, in der Philosophie ohne die Methode oder Beweise eigentlich Nichts, wurden mit bedenklichem Lächeln, oft sehr entstellt, zu Buche genommen. Göthe und Schiller haben die Bahn gebrochen; W. Scott versuchte sich unter Anderm an einer Uebersetzung von Göthe's Götz von Berlichingen; später übertrug Carlyle den Wilhelm Meister; eine Menge englischer Uebersetzungen existiren von Göthe's Faust, und sogar den schwierigen zweiten Theil hat L. J. Bernays in rhythmischer Prosa sehr getreu und fließend übertragen. Nicht wenig trug die Huldigung, welche Lord Byron dem deutschen Dichter mit Worten und mit der That zollte, zu seiner größern Verbreitung in England bei. Auch Shelley übersetzte Einiges von Göthe; Coleridge aber mit großem Geschick und Erfolg Schillers Meisterwerk Wallenstein (jedoch ohne das Lager). Ferner wurde sein Geisterseher übersetzt, und seine meisten Dramen, einzelne sogar dreifach, und neuerlich sein Don Carlos von J. W. Bruce. Alle namhaften deutschen Dichter wurden nach und nach bekannt und theilweise übersetzt; die der fremden Literatur gewidmeten kritischen Zeitschriften bringen immer mehr deutsche Schriften, zum Theil in übersetzten Proben, zur Kenntniß der Engländer. Außer deutscher Poesie (die deutschen Romane sind den Engländern meist zu wenig substanziell) finden besonders noch ansprechend und lebhaft geschriebene ästhetisch-kritische Werke in England Beifall, wie

A. W. Schlegel's dramaturgiſche Vorleſungen und W. Menzel's deutſche Literatur, und hiſtoriſche Werke, wie v. Raumer's Hohenſtaufen, L. Ranke's Päpſte, Hurter's Innocenz III., ſämmtlich, wenn wir nicht irren, ins Engliſche überſetzt. Schon glauben ſich einige eiferſüchtige Albionswächter gemüßigt, vor Teutomanie zu warnen, und beinahe möchte man den Vorwurf paſſend finden, wenn ein berühmter engliſcher Autor die Deutſchen ſammt und ſonders „ein Volk von Denkern und Kritikern" nennt. Ohne Zweifel gewinnt noch immer das Deutſche in England an Gunſt, aber die Bilanz ſteht noch bei Weitem nicht gleich. Man behauptet, ob mit Recht? bleibe dahingeſtellt, die Tory's beſonders ſeyen es, die ſich der deutſchen Literatur mit Vorliebe zuwenden; die Dichter der Seeſchule, die ſehr viel Deutſches hat, ſind (und waren) in der That toryſtiſch geſinnt, ſo auch W. Scott, und wenn wir recht unterrichtet ſind, Carlyle und Bruce; die Liberalen in England behaupten, Göthe ſey (oder wäre als Engländer) ein Tory geweſen; dieß erklärt ſich aber wohl zum Theil ſo: die feineren, koſtbareren Genüſſe, geiſtige wie phyſiſche, und dazu iſt dermalen in England auch noch der Genuß der deutſchen Literatur zu rechnen gehören dem ariſtokratiſcheren Elemente der Geſellſchaft, deſſen Mitglieder doch zum größern Theile Tory's ſind; die beſchäftigten, wie auch die auf politiſchen Fortſchritt bedachten Geiſter haben weniger Zeit zum Studiren, zu beſchaulicher, harmloſer Lektüre, oder ſuchen eine lebhaftere Aufregung in franzöſiſchen Schriften. Der wirkliche oder affektirte Abſcheu vor der franzöſiſchen Romantik und der Verzweiflungsliteratur begünſtigt nothwendig bei Manchem die Vorneigung für die deutſche Literatur, von der bis jetzt nur das Gediegene nach England kommt.

Eine kurze Erinnerung an die politiſchen Beziehungen Englands zu Deutſchland ſeit etwa anderthalb Jahrhunderten mag uns zu der Betrachtung der traditionellen Sympathien oder Antipathien, der allgemeinen Geſinnungen der Deutſchen gegen die Engländer und umgekehrt leiten. Durch die engliſche Revolution von 1688 wurde England in ein näheres politiſches Verhältniß zu Deutſchland geſetzt, ſofern ein urſprünglich deutſcher Prinz, der Erbſtatthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, den engliſchen Thron beſtieg, und Deutſchland durch das Mittelglied Holland in den Kriegen mit Louis XIV. an England gekettet

wurde. Deutschland, England und Holland hatten im spanischen Erbfolgekriege anfänglich das gemeinsame Interesse, die Vergrößerung und Anmaßung Frankreichs zu hemmen; der deutsche Feldherr Eugen und der brittische Marlborough vermählten ihre Namen durch glänzende, zum Theil gemeinschaftlich erfochtene Siege über die Franzosen, und jedes der beiden Völker pries und bewunderte den Helden des andern neben dem eigenen. Aber nachdem der Zeitpunkt zu einem höchst günstigen Frieden versäumt war, ließ in Folge veränderter Umstände und von wahrhaft verrätherischen Parteiintriguen die englische Regierung unter Anna (die öffentliche Meinung war dagegen) die deutschen Alliirten im Stich und ließ sich in Separatunterhandlungen ein, in Folge deren der deutsche Kaiser zum Nachgeben sich gezwungen sah, und der größte Theil der Erbschaft, Spanien mit Amerika, an einen französischen Prinzen fiel. Nach der Königin Anna Tod bestieg ein deutscher Prinz, Georg I. von Hannover, den englischen Thron, und war bei den politischen Verhältnissen Deutschlands näher betheiligt. Seine Vorliebe für Hannover und seine Unkenntniß der englischen Sprache verdrossen die Engländer, und machten sie gegen die Deutschen eifersüchtig, und sein häusliches Leben konnte ihm so wenig als seine Regierung Achtung und Liebe gewinnen. Um Hannovers willen wurden von einem feilen Ministerium und Parlament ungeheure Geldsummen nutzlos verschwendet, und eine dem Lande nachtheilige Politik eingeschlagen. Der Haß und die Eifersucht gegen die Deutschen in Folge hievon erhielt sich noch lange, und Spuren davon waren in den neuesten Zeiten wieder sichtbar. Mit unehrenhafter, schwankender Politik nahm das englische Kabinet, dem König und seinen deutschen Planen zu gefallen, bald für das Haus Oesterreich Partei, und unterstützte Maria Theresia mit großen Subsidien, bald stellte es sich wieder, als England mit Frankreich in Krieg kam, auf die Seite Preußens, und während Frankreich zur See und in Nordamerika bekämpft wurde, unterstützte im siebenjährigen Krieg England, unter Pitts Administration, „den Helden des Protestantismus" mit großen Subsidien und mit hannöverschen und englischen Truppen unter Ferdinand von Braunschweig. Das Kabinet Lord Bute's ließ zwar auch wieder Friedrich II. im Stich, doch hinderte der bald darauf abgeschlossene Frieden die nachtheiligen Folgen

hievon. — In hohem Grade nahm dann der Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner gegen England das Intereſſe, aber leider auch die Mitleidenſchaft der Deutſchen in Anſpruch; viele Hannoveraner wurden nach Amerika geſchickt, und Tauſende von Heſſen und Braunſchweigern wurden von ihren Fürſten an England ververkauft und größtentheils geopfert, um die Anerkennung der Unabhängigkeit noch um ein paar Jahre hinauszuſchieben. Damals freilich war in Deutſchland die Stimme aller Freigeſinnteren für Nordamerika, für Waſhington und die Freiheit, und gegen England; indeß waren ja auch die Nordamerikaner Engländer. Das Benehmen Englands gegenüber der franzöſiſchen Revolution und Republik fand natürlich in Deutſchland ſehr verſchiedene Beurtheilungen, wie dort ſelbſt immer eine lebhafte Oppoſition; aber auch ſolche Deutſche, welche die Bekämpfung der Prinzipien der Revolution, die erſten Kriege Englands gegen Frankreich und die Gewaltthat gegen Kopenhagen mißbilligten, mußten, als Napoleons Joch auf dem europäiſchen Kontinent laſtete, ſich freuen, daß bei den verſchiedenen Koalitionen gegen Frankreich England kräftig, wiewohl lange vergebens, mitwirkte, den Feind in Spanien fortwährend bekämpfte und zu ſeiner endlichen Niederwerfung beitrug. Dagegen hatte man ſich zu dem Einfluß, welchen England bei den Verhandlungen und Kongreſſen nach dem Krieg ausübte, deutſcher Seits weniger Glück zu wünſchen. Seit den Friedensjahren hat ſich die Aufmerkſamkeit Deutſchlands vielfach England zugewandt, wo ſeither die Whigs und Torys ſich unaufhörlich bekämpften, und der Kampf ſich um wichtige Fragen der äußern und innern Politik als Gegenſtand oder Vorwand drehte. Aber politiſche Einſicht und Bildung waren in Deutſchland bei Wenigen reif, gründlich und lebendig genug, um nach feſten, deutſch nationalen Geſichtspunkten, oder nach allgemeinen politiſchen Grundſätzen die verſchiednen Ereigniſſe und Phaſen konſequent zu würdigen; man folgte mehr natürlichen, oft zufälligen Sympathien, Impulſen oder Vorurtheilen. Man hörte nachgerade die Deklamationen der Oppoſition über die Mißhandlungen des „modernen Prometheus“ halb beifällig an; man betrübte ſich nicht, als Caſtlereagh Hand an ſein eignes Leben legte, nachdem er das Anderer nicht geſchont; man hoffte, als Canning, der freiſinnigere Tory, ſich emporſchwang, man bewunderte ihn, als er die Stürme des Aeolus zu entfeſſeln

ruhmredig drohte; obgleich man zu bedauern wagte, daß England der Unterdrückung der Konſtitutionen in Spanien und Italien ruhig zuſehe; man ſchrie über den Verrath von Parga; man klagte über die Gleichgültigkeit Englands beim griechiſchen Aufſtand, man jubelte über Navarin; man pries mit Wärme die Emancipation der Katholiken und die Freikaufung der Neger; man triumphirte über das endliche Durchgehen der Reformbill. Man beklagte (und das Kabinet war vermuthlich ſehr froh), daß der Kampf um dieſe England gehindert, Polen zu Hülfe zu kommen; man ſah mit Freude die Quadrupelallianz zwiſchen den vier konſtitutionellen Mächten, man ſah mit Spannung der Abſtimmung bei der Wahl eines Sprechers oder über die iriſche Kirchenſteuer entgegen. Man begeiſterte ſich für den „ehrwürdigen" Grafen Grey, für den gewaltigen Agitator O'Connell und ſeine derbe, an Luther erinnernde Beredtſamkeit und Grobheit, und ſtieß ſich wieder an ſeiner „Rente" und ſeinem „beſchränkten Katholicismus." Man hoffte, England werde mit Rußland Krieg anfangen, ließ ſich beweiſen, daß dieſer unvermeidlich ſey, und wurde durch die engliſch-ruſſiſche Allianz Brunnow überraſcht; in den orientaliſchen Angelegenheiten wußte man nicht, Wer eigentlich im Recht, Wer der Schlaueſte und Wer ehrlich ſey, aber man erkannte bald Englands Stärke im Seekrieg; man pries den Commodore Napier, den Helden von St. Vincent, Don Miguels Beſieger, und hörte mit Erſtaunen, wie er den alten Mehemed Ali, „ſeinen Freund" pries, dem er ſeine Feſtungen zuſammengeſchoſſen hatte; man ſah mit geſpanntem Intereſſe auf die Entſcheidung des engliſchen Parlaments in der Frage der Korngeſetze, bei deren Aenderung, wie man belehrt wurde, hauptſächlich Deutſchland benachtheiligt werde, und ſieht mit Ungeduld den Ergebniſſen der nächſten Zukunft entgegen.*

So rhapſodiſch und unzuſammenhängend dieſe Impulſe und Empfindungen waren — ſo viel konnte man ſich in Deutſchland denn doch leicht abſtrahiren: erſtens, daß in der äußern Politik die Handlungsweiſe von Whigs und Torys ſo ziemlich dieſelbe, die von den durch freie Organe beleuchteten und vertretenen Intereſſen Englands vorgezeichnete ſey und bleiben müſſe (nur ein kleiner Theil der Radikalen erklärte ſich für Kanada und für

* Dieſer Aufſatz iſt Mitte Mai's geſchrieben.

Frankreich), und daß auch in der innern Politik jede Regierung nunmehr an eine gewiſſe von der öffentlichen Meinung vorgeſchriebene Linie gebunden ſey; und ferner: daß einer andern Nation, namentlich Deutſchland gegenüber, die engliſche Regierung von politiſchen Grundſätzen leicht abſehe, daß das liberalſte engliſche Miniſterium ſich nicht berufen glaube, dem liberalen Prinzip um ſeiner ſelbſt willen irgendwo ſeinen Beiſtand zu leihen; daß England, ſo lange es mit Frankreich verbündet war, Deutſchland lieber getheilt und ſchwach, als ſtark, einig und frei ſah.

In dem Obigen liegt ſchon, daß man in England das Intereſſe der Deutſchen für das brittiſche Volk keineswegs in gleicher oder ähnlicher Art erwiederte. Seit dem ſiebenjährigen Kriege, wo Friedrich II. auch ſein Held war, nahm das engliſche Volk von Deutſchland nur in den Fällen Notiz, wo ſein eigenes Intereſſe betheiligt war, ohne jenes Mitgefühl für unſere Schickſale zu empfinden, in welchem ſich humaner Weltbürgerſinn und ſpießbürgerliche Neuigkeitsluſt miſchen, — alſo eigentlich nur bei den Kriegen gegen Frankreich, wo England mit Deutſchland verbündet war, in den Jahren 1813—1815 beſonders, und zur Zeit des Wiener Kongreſſes. Einiges Intereſſe zeigte es an den bekannten Handlungen und Maßregeln des Königs Ernſt Auguſt von Hannover, der zugleich der nächſte Prinz am engliſchen Throne war, und endlich machte das Zuſtandekommen des deutſchen Zollvereins und deſſen zu beſorgende Ausdehnung ernſtliche Beſorgniſſe rege. Den bedenklichen Folgen deſſelben für das engliſche Handelsintereſſe zuvorzukommen, ſoll nach Einigen der Vertrag vom März 1841 mit Preußen und dem Zollverein zum Zweck haben, über deſſen für Deutſchlands Induſtrie, Handel und Schifffahrt höchſt nachtheilige Folgen die Deutſchen aufzuklären und zu warnen, mehrere gewichtige Stimmen ſich zur Aufgabe gemacht haben. Wie unwillkommen nun aber auch der Zollverein den Engländern ſeyn mag, und welche Mühe ſie ſich geben mögen, ſeine Wirkungen zu neutraliſiren: es kann ihnen doch nicht einfallen, den Deutſchen das Recht dazu irgend beſtreiten zu wollen; ſie müſſen erkennen, daß dieſe in ihrem Intereſſe als Nation handeln, und ſie müſſen dieſe darum achten. Mögen den Deutſchen einzelne Stimmen des Verdruſſes und der Empfindlichkeit als ein Zeichen beginnender Achtung gelten, und ihnen mehr werth ſeyn, als zweideutige halb

mitleidige Lobſprüche, die man ſonſt wohl ihrem Fleiß und ihrer Loyalität ſpendete, aber mögen ſie auf ſolche Stimmen, ſtatt mit Recriminationen, vielmehr mit beſonnenen, nationalen Schritten antworten! Auch um die Wehrverfaſſung Preußens und um die Schuleinrichtungen dieſes und anderer deutſchen Länder haben einſichtsvollere Engländer neuerzeit ſich bekümmert, und während die Ununterrichteten oder Mißgünſtigen in banalen Phraſen von Schulzwang und Korporalſtock deklamiren, erkennen die Unterrichteten die theilweiſen Vorzüge des „despotiſchen Landes" an. Geſtehen wir jedoch unumwunden, daß man in England jenes politiſche Intereſſe, das ſich zur wirklichen Parteinahme und zum Enthuſiasmus für Perſonen ſteigert, Deutſchland gegenüber weit nicht hat noch haben kann, wie umgekehrt; jene allgemein menſchlichen und poetiſchen Sympathieen ſind dem Engländer, Deutſchland gegenüber, fremd, und müſſen es wohl ſeyn; Blücher war der letzte öffentliche Charakter, der ihre Theilnahme erregte; ſeitdem ruht die mehr ins Auge fallende, große Geſchichte in Deutſchland, und über der innern liegt für Ausländer ein nicht leicht zu durchſchauender Schleier; die Politik der großen Staaten wird nicht öffentlich verhandelt; von großen Thaten und Entſchlüſſen war nichts zu melden; die Kämpfe und Bewegungen in den kleinen Staaten ſind den Engländern gleichgültig und geringfügig. Politiſche Zeitungen, welche es ſich verlohnte, nach England zu ſchicken, zählt Deutſchland nicht viele, und dieſe dürfen gerade über deutſche Verhältniſſe Wenig, oder doch nicht Alles ſagen, daher ſie natürlich nur mit Mißtrauen, vielleicht oft mit zu großem, geleſen werden.

Es iſt wahr, dieſe Schilderung der gegenſeitigen Kenntniß und Theilnahme, der gegenſeitigen Schätzung iſt für die Deutſchen nicht ſchmeichelhaft; die Britten achten deutſche Verhältniſſe und Perſonen ſehr wenig ihrer Aufmerkſamkeit werth, während Deutſche theilweiſe in der engliſchen Politik leben und hitzig Partei nehmen; und ſelbſt dieſe Sympathie, für den Engländer in gewiſſem Sinne ſchmeichelhaft, gewinnt ihn nicht ſowohl für die Deutſchen, als ſie ihm vielmehr für ein demüthigendes Bekenntniß der Armuth an nationalen Intereſſen, an öffentlichen Charakteren, an politiſcher Selbſtſtändigkeit gelten muß. Dieſe Ungleichheit der Stellung, durch mancherlei Umſtände geſteigert, ſpiegelt ſich in vielen einzelnen Verhältniſſen ab. Die Engländer haben vor den Deutſchen

wie die politiſche Macht und die Freiheit, ſo auch den Reichthum voraus, — denjenigen Reichthum, vermöge deſſen, unter anderem, eine Menge von Privaten im Stande iſt, ein unabhängiges und behagliches Leben zu führen. Dieſe Thatſache, aus Romanen und Zeitungen wenigſtens jedem Deutſchen bekannt, wird nun auch, ſeit die Verkehrsmittel ſo ſehr zugenommen, immer mehr zur Anſchauung; alljährlich führen Reiſen und Bäder eine Menge Engländer nach und durch Deutſchland; dadurch werden in manchen Fällen Bekanntſchaften und freundſchaftliche Verhältniſſe geſtiftet, aber häufig wird, wo ſich kein regelmäßiges Verhältniß durch gegenſeitige Angewöhnung bildet, dadurch nur eine Art Krieg zwiſchen Deutſchen und Engländern genährt. Der Engländer bringt oft übertriebene Vorſtellungen von der Armuth und Wohlfeilheit in Deutſchland mit, — der Deutſche hat fabelhafte Ideen von dem Reichthum der Engländer; Jener glaubt für Gold Alles fordern und ſich herausnehmen, — dieſer eine ſchroffe und herriſche Behandlung ſich unmäßig zahlen laſſen zu dürfen; dann hält der Engländer den Deutſchen für habgierig und niederträchtig, und dieſer ihn für hochmüthig und geizig. Dies kann gar leicht ſo kommen, wenn beide Parteien ungebildete Leute ſind, und dies iſt nicht ſelten der Fall; denn es reiſen gar viele Engländer ohne ſonderliche Bildung, und kommen dann zunächſt mit Gaſtwirthen, Vermiethern von Wohnungen und Meubles, Handwerkern, Kutſchern, Schiffern, Dienern verſchiedener Art in Berührung; ungebildete reiche Leute aber ſind meiſt geldſtolz, und die Engländer überhaupt mögen leicht in Deutſchland ein gewiſſes nationales und perſönliches Selbſtgefühl zeigen, und ein ungenirtes oder linkiſches Weſen oft den Schein des Hochmuths auf ſie werfen; die Deutſchen aber nehmen im Handel und Wandel jeden reiſenden Engländer für einen vornehmen Herrn, und behandeln ihn darnach, und die engliſche Eitelkeit wird auch dadurch geſchmeichelt, daß diejenigen dieſer Nation, die in Deutſchland reiſen, in der ſocialen Hierarchie leicht um eine oder einige Stufen hinaufgerückt werden. Engliſche und deutſche Schwäche begegnen hier einander; ein deutſcher höherer Beamter, ein Graf oder Baron, der einen Pfarrer über die Achſel anſieht, plaudert und trinkt ohne Anſtand mit einem engliſchen Clergyman, und ein engliſcher Kaufmann von einiger Haltung und Bildung erſcheint in den Augen der „guten

Geſellſchaft" ſchon durch ſein Gold geadelt; — ja, ehrſame Handwerker von London ſollen ſchon das Glück einer Introduktion an deutſchen Höfen erſchlichen oder ertrotzt haben! In manchen deutſchen Köpfen ſcheint in der That das Vorurtheil zu ſpuken, daß die Engländer im Ganzen, als Nation, gleichſam den Adel des germaniſchen Stammes vorſtellen, und natürlich laſſen ſich die Engländer nicht ungerne in dieſem Licht betrachten. Ein übler Umſtand iſt das, daß die reiſenden Engländer, zumal wenn ſie nicht längere Aufenthalte irgendwo machen, nicht oder ſelten mit dem gebildeten Mittelſtand Deutſchlands bekannt werden, entweder weil ſie ſelbſt nach höherer Geſellſchaft ſtreben, oder weil jener aus verſchiedenen Gründen ſolchen Bekanntſchaften ferner ſteht, und ſie dann meiſt nur theils mit den erwerbſuchenden, habgierigen Klaſſen verkehren, theils mit Geſellſchaftsmenſchen ohne Gehalt, Charakter, höhere Bildung und Geſinnung, nur mit etwas Form und Schliff, oft Schmeichlern und Schmarotzern, in Berührung kommen. Die Gehaltvolleren aber können oft ihre geiſtigen und gemüthlichen Vorzüge in dem Treiben der „guten Geſellſchaft" nicht kund geben, und ſo fördert der perſönliche Verkehr die gegenſeitige Achtung und Neigung nicht eben viel. Von deutſchen Reiſenden in England iſt Wenig zu ſagen. Die Ueberlegenheit des engliſchen Reichthums zeigt ſich beſonders auffallend darin, daß Deutſchland für die vielen Beſuche, die es aus England erhält, verhältnißmäßig ſo wenige dahin ſendet, namentlich ſolche, die nur zu ihrem Vergnügen reiſen. Außer Kaufleuten, Gelehrten und Aerzten beſuchen nur etwa die Söhne reicher ariſtokratiſcher Familien England auf einige Zeit; deutſche Familien finden ſich wohl ſelten ein. Die namhafteſten deutſchen Reiſenden in England aus der neueſten Zeit ſind wohl Fürſt Pückler und von Raumer, welche, Jener vermöge ſeines Rangs und ſeines geſelligen Talents, dieſer vermöge ſeines Rufes als Hiſtoriker, eine ſehr gute Aufnahme fanden, und gewiſſermaßen als Lions galten. Die Seltenheit deutſcher Reiſenden und ihre, ſo wie der Geſandten kleiner deutſcher Höfe nothwendige Sparſamkeit muß natürlich die Engländer in ihren Vorſtellungen von der Armuth der Deutſchen noch beſtärken, und der Geldhochmuth der Engländer ſpricht ſich denn wirklich manchmal plump genug aus. Zur Zeit der Vermählung der Königin Viktoria mit Prinz Albert waren die ewig

wiederkehrenden, oft ſehr ungeſalzenen Witzeleien des Sonntagsblattes: The Satirist, über die Armuth des deutſchen Prinzen, die Litaneien von Sourkrout und Würſten, der Jammer über die Apanage eben ſo ermüdend, als die Zoten aus derſelben Veranlaſſung ekelhaft, und beides für Bildung und Geſchmack desjenigen engliſchen Publikums, dem dergleichen gefallen mag, kein günſtiges Zeugniß.

Sieht man indeſſen von ſolchen einzelnen Erſcheinungen ab, und fragt man nach dem ſittlichen Charakter der Engländer überhaupt, ſo dürften die einander widerſprechenden und aufhebenden, oft ſich kundgebenden Vorurtheile, einerſeits von der Großmuth der „reichen" Engländer, andererſeits von ihrem kalten Egoismus und ihrer engherzigen Krämergeſinnung, ſich auf Folgendes zurückführen laſſen: was für's erſte Privatverhältniſſe betrifft, ſo iſt in dem bei weitem reicheren England der Maßſtab und Werth des Geldes ein ganz anderer als in Deutſchland; der Einzelne gebietet oft über Summen, die uns mährchenhaft bedünken; und wie großer Reichthum, bei Eitelkeit, Leichtſinn, Leidenſchaft und Parteigeiſt oft unſinnige Verſchwendung erzeugt, die in manchen Fällen als Großmuth erſcheint, ſo gibt er auch die Mittel, großmüthigen Impulſen zu folgen, wo Andere bei der Regung es bewenden laſſen müſſen, und ein frei ſich bewegender Thätigkeitstrieb ſcheut auch großen Aufwand nicht, wenn es gilt, etwas Gutes und Großes durchzuſetzen. Andererſeits iſt bei großem Reichthum auch Knickerei nicht ſelten, und fällt um ſo widriger auf; aber auch bei großem Vermögen iſt oft eine berechnende Sparſamkeit durch beſondere Umſtände geboten; Mißbrauch der Großmuth macht kalt, Betrug mißtrauiſch, und der in England ſo ſchroffe Gegenſatz von Armuth und Reichthum mag leicht unedlere Gemüther in die feindſelig abgeſperrte Feſte des Egoismus ſcheuchen. Uebrigens wird man den Engländern im Durchſchnitt Solidität und pünktliches Worthalten nicht abſprechen können, da dieſe die Grundlage eines ſichern Handels ſind; in dem harten, von engliſchen Schriftſtellern ſelbſt behaupteten Satz aber: daß in England die Armuth ein Verbrechen ſey, kann man nur eine parador ausgedrückte, leider überall wiederkehrende Beobachtung erkennen, daß der Reichthum an ſich viele Vortheile gibt, und daß er bei dem dermaligen Stande der Civiliſation übermäßig geſchätzt wird.

Was aber die Handlungsweiſe, die Geſinnung und Politik

der Engländer als Volk, der engliſchen Regierung betrifft, ſo dürfte ſich davon, wenn nichts Beſſeres, doch auch nichts Schlimmeres ſagen laſſen, als von der Politik anderer Kabinette. Einzelne Unwürdigkeiten, Treuloſigkeiten, Barbareien, wie die Wegnahme der däniſchen Flotte und der Verrath von Parga, befleckten in dieſem Jahrhundert die engliſche Politik; aber die öffentliche Meinung brandmarkt auch dieſe Thaten und legt ſie Individuen und einer einzelnen politiſchen Partei zur Laſt. Bezeichnet man die engliſche Politik, und zwar in der jüngſten Periode, als ſelbſtſüchtig, ſo hat man damit eigentlich keinen Tadel ausgeſprochen, ſo wenig als es ein Lob wäre, wenn man ſie mit Recht großmüthig nennen dürfte. Dies iſt näher zu erklären. Wenn Großmuth die Bethätigung der individuellſten, ungebundenen Freiheit, das Gewährenlaſſen aufwallender Gefühle iſt, ſo kann ſie nimmermehr die Sache einer delegirten, verantwortlichen Regierung ſeyn. Eine ſolche hat nur das Recht und das Intereſſe der Nation zu befragen, und beide möglichſt in Einklang zu ſetzen, mit vorzugsweiſer Beachtung des erſteren. Oft freilich iſt die Welt geneigt, Großmuth zu nennen, was nur Gerechtigkeit iſt, weil man auch dieſe ſo häufig verweigert ſieht, und allerdings braucht eine Regierung den ehrenden Titel der Großmuth nicht abzulehnen, wenn er ihr für bloße Erfüllung des Rechts und der Pflicht entgegengetragen wird. Aber als Großmuth im eigentlichen Sinne laſſen ſich weder die Subſidien betrachten, welche England in den Kriegen mit Frankreich bezahlte — denn entweder waren ſie von den andern Mächten ausdrücklich ausbedungen und von der engliſchen Regierung als billig und nothwendig erkannt, oder es war eine Verſchleuderung der Staatsgelder, — noch die Ausgabe für die Befreiung der Neger, wenn die Regierung erkannte, daß jene Verletzung der Menſchlichkeit nicht länger geduldet werden und doch die Beſitzer der Sklaven entſchädigt werden müßten; ein ehrenhafter Entſchluß war es, aber keine Großmuth, — ſelbſt wenn man nicht glaubt, daß England dabei den politiſchen Hintergedanken gehabt habe, das Sklaven haltende Amerika zu bedrohen. Nicht großmüthig ſoll die Politik einer Regierung ſeyn, aber gerecht und aufgeklärt, — dann begründet auch die Selbſtſucht keinen Tadel. Wir verſtehen in der That nicht, was man mit den Vorwürfen des Egoismus und der Krämerpolitik will, ſo lang

eine ſo prädicirte Regierung nicht wirkliche Gewaltthätigkeiten und Rechtsverletzungen ſich erlaubt, wie bei dem Kriege gegen China allerdings der Fall geweſen ſeyn mag. Was ſollte daran verwerflich ſeyn, wenn die Engländer ihr eigenes Intereſſe vor Allem im Auge haben, wenn ſie es durch freie Verträge möglichſt zu ſichern bemüht ſind, wenn ſie für Prinzipien und Ideen, die ſie billigen mögen, aber bei welchen ſie ſelbſt nicht betheiligt ſind, ſich bedenken ihre Waffen und ihr Gold ein, den Frieden der Welt und die Wohlfahrt Englands aufs Spiel zu ſetzen? Damit jedoch ſoll nicht geleugnet werden, daß ſchon eine erleuchtete Politik bisweilen gebieten kann, zur Wahrung der eigenen Ehre, des eigenen Anſehens und Einfluſſes, bei Fragen, die noch nicht unmittelbar das eigene Intereſſe berühren, ſelbſt mit Gefahr und Opfern ins Mittel zu treten. Unterlaſſungsſünden ſolcher Art fallen jedoch nicht gerade dem Krämergeiſt zur Laſt, ſondern leicht läßt ſie ſich jede Regierung eines Landes zu Schulden kommen, das in ſeinem dermaligen Zuſtand zufrieden und ruhig, über jenes Stadium des Jugenddranges hinaus iſt, wo man jeden Anlaß zur Kraftentwicklung, zur Ausbreitung, zum Dreinreden willkommen heißt. Jener Drang, und nicht Großmuth, war es, der die Römer die Bitten fremder Völker um Hülfe gegen ihre Feinde ſo bereitwillig erhören und gewähren ließ. Von jedem Volke gilt, was Fauſt von Mephiſtopheles ſagt:

„Der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem Andern nützlich iſt!“

Der größere Theil der bisherigen Bemerkungen ſcheint für ein gemüthliches Sichnäherkommen der beiden Nationen keine ſehr günſtigen Ausſichten zu eröffnen: auf der einen Seite ſtarkes Selbſtgefühl, Selbſtgenügſamkeit und ziemliche Gleichgültigkeit gegen die meiſten Verhältniſſe und Intereſſen des andern Volkes; auf der andern faſt unterwürfige Anerkennung der fremden Superiorität in wichtigen Beziehungen, eine bis ans Charakterloſe ſtreifende Theilnahme an den fremden Angelegenheiten, im perſönlichen Verkehr eine auf Bewunderung oder Gewinnſucht ſich gründende Demuth, und daneben bei Einzelnen, in der Literatur, ein Pochen auf geiſtige Vorzüge, auf umfaſſendere und fruchtbarere Gelehrſamkeit, auf tiefſinnigere Philoſophie, wohl gar auch auf größere Moralität.

Um ein beſſeres Verſtändniß, ein gleicheres Verhältniß herbei zu führen, deſſen tiefere Bedingungen in Charakter und Geiſt beider Nationen nach unſerer Ueberzeugung nicht fehlen, müſſen allerdings viele Vorſtellungen und Anſichten auf beiden Seiten modifizirt und aufgeklärt werden, aber beſonders auch muß ſich in den Sachen und im Weſen Vieles noch ändern. Es gilt in dieſer Hinſicht: dem Engländer mehr Achtung und lebendigeres Intereſſe für Deutſchland abzugewinnen, und das Selbſtgefühl des Deutſchen *faktiſch* und *weſentlich* zu heben und zu ſtärken, und von müßiger Bewunderung des Fremden zu thätiger und kräftiger Wahrung und Vertretung des Nationalen zu führen. Manche Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Deutſchen in Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit werden von einſichtsvollern Engländern wohl gefühlt und anerkannt; das regere Geiſtesleben auf unſeren Univerſitäten muß ihnen einleuchten; Kunſtſchöpfungen wie in München ſind geeignet, Intereſſe bei ihnen zu erwecken; aber wenn ein Verhältniß der Gleichheit eintreten ſoll, muß bei den Deutſchen dazu auch ein Behaupten ihrer nationalen Bedeutung, ein größeres Selbſtgefühl nach Außen, England ſelbſt gegenüber, und ein männlicher Rechts- und Freiheitsſinn im Innern kommen. Durch ein kräftiges und einſichtsvolles Unterhandeln und Wahren unſeres Vortheils und Rechts werden wir in der Meinung der Engländer mehr gewinnen, als durch die uneigennützigſten, bewunderndſten Huldigungen; die freien Bürger Albions werden ihre Stammverwandte nur in einem Volke, das ſich eines würdigen politiſchen Zuſtands erfreut, erkennen und begrüßen; das kommerziell geeinigte Deutſchland mag dem engliſchen Volke ſchon in Etwas imponiren, aber nur wenn das deutſche Volk, wie das engliſche, zum **self-government** ſich erhoben — d. h. zu den weſentlichen Grundſätzen hievon — wird der Engländer nicht mehr auf den Deutſchen herabſehen. Zu den *weſentlichen Grundſätzen*, ſagen wir, denn nicht eben in Allem kann das Engliſche als Muſter gelten, und England kann gar manche deutſche Einrichtungen ſich theilweiſe zum Vorbild nehmen. Es iſt in England neueſtens in manchen Punkten das Bedürfniß einer größeren, mehr von der Regierung geleiteten Centraliſation anerkannt und darnach gehandelt worden, wie z. B. in der Organiſation der Polizei; auch die Civilgerichte in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem in einander laufenden Reſſort — Ver-

mächtniſſe älterer Zeiten — bedürften wohl einer Vereinfachung; ſolche, allerdings romantiſche und poetiſche Anomalien, wie das Privilegium des Schmieds von Gretna-Green, ſprechen eigentlich den Grundſätzen des ſtreng religiöſen und kirchlichen Englands Hohn; Medizinalweſen und Medizinalpolizei ſind offenbar in England ſchlechter beſtellt und beaufſichtigt als in Deutſchland; das Volksſchulweſen könnte einiges Eingreifen der Regierung wohl brauchen; aber welche Vorzüge dagegen die Unabhängigkeit der Gemeinden, das Geſchwornengericht, und ſo vieles andere Bekannte! Wollten und dürften doch die beiden ſtammverwandten Völker gegenſeitig von einander ihre wohlthätigen Inſtitutionen erlernen und austauſchen, und ſich ſo einander nähern!

Man wird vielleicht ſagen, dieſe Betrachtungsweiſe der engliſchen Verhältniſſe, verglichen mit den deutſchen, gehören einem beſtimmten, dem liberalen Geſichtspunkt an, und ſeyen ſomit einſeitig. Allerdings glauben wir im Sinne des gebildeten, unabhängigen Mittelſtandes, ſo weit er für ſolche Gegenſtände Empfänglichkeit und Intereſſe hat, uns ausgeſprochen zu haben; aber wie denken und urtheilen denn die deutſchen Konſervativen oder Ariſtokraten durch Geburt und Carriere über England? Iſt ihnen dies Land ein Greuel und Abſcheu, während es den Liberalen ein Troſt, ein Gegenſtand des Neides und ein Sporn iſt? Fliehen ſie etwa die verpeſtende Berührung jener Nation mit einer unabhängigen Vertretung, mit einer von parlamentariſchen Majoritäten abhängigen Regierung, mit wahrhaft unabhängiger, öffentlicher Juſtiz, mit Jury's, mit dem Recht der Vereine und Verſammlungen, mit der **Habeas Corpus**-Akte und der freien Preſſe? Nicht daß wir wüßten. Der Unmuth mag wohl Manchem ein heftiges Wort auspreſſen, wenn ein Tory-Miniſterium weichen muß; aber bald findet man ſich denn doch darein, auch die Whigs gelten zu laſſen; man beſinnt ſich, daß doch auch unter ihnen guter Leute Kinder ſind: Herzoge, Marquis, Grafen u. ſ. w.; man bequemt ſich, einen Ruſſel und Palmerſton für etwas Anderes als Revolutionärs zu halten, und bei Whig-Geſandten vortreffliche Diners und Soupers einzunehmen. Kommt die Königin Viktoria ſo gut mit dieſen Reformers aus, daß ſie ſich gar nicht von ihnen trennen will, ſo können wohl auch deutſche Ariſtokraten jeden Rangs mit ihnen verkehren; die Whigs müſſen denn doch

dem Königthum nicht gefährlicher ſeyn als die Tory's, die ja auch nicht daran denken, die Verfaſſung des Reichs, die Freiheit der Preſſe und der Perſon und das Self-government anzutaſten. Mancher deutſche Edelmann, dem ein junger Adelsbrief ein Aergerniß iſt, würde an dem „Baumwollenkönig" und Millionär Sir Robert Peel nichts auszuſetzen haben. Jene Volksrechte und die Begrenzung der königlichen Gewalt mögen deutſchen Ariſtokraten und Abſolutiſten ein Dorn im Auge ſeyn; aber müſſen ſie nicht geſtehen, daß denn doch ein engliſcher Souverän an königlicher Ehre und Herrlichkeit gar hoch ſteht, wenn ſchon ihm die Geltendmachung eines abſoluten Eigenwillens unmöglich, und ſelbſt das Parteinehmen erſchwert iſt? Daß es um den Reichthum und die Rechte des engliſchen hohen Adels etwas ſehr Schönes ſey, leuchtet ihnen ohnehin ein, und gegen den Satz: daß auch bei einem freien Volke hiſtoriſche Rechte und Vorrechte, Stand und Vermögen reſpektirt werden, können ſie nur etwa einwenden: auch dieſen Vorrechten drohe allmählig Gefahr. Aber wenn ſchon manche Mißbräuche fallen mögen, droht doch den hiſtoriſch begründeten Rechten der Ariſtokratie in England wohl keine größere Gefahr als, bei der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge, jeder andern Inſtitution auf der Welt, falls ſie mit dem Geiſt der Zeit Schritt zu halten wiſſen. — Die als Regel geltende Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums muß ihnen nicht wenig gefallen, und die Vorrechte der Ariſtokratie überhaupt, welcher jene Unveräußerlichkeit hauptſächlich zu Gute kommt, könnten dem Anhänger liberaler Grundſätze anſtößig ſeyn, wenn nicht Manches ihn wieder verſöhnte, z. B. der Umſtand, daß die hochadeligſte Familie in nachgebornen Söhnen und deren Kindern in das Volk ausläuft; daß der reichſte und ſtolzeſte Herzog ſeine Titel mit einer Gattin aus jedem Stande theilen kann, es alſo eigentlich keine Mißheirathen gibt; daß das wirklich ausgezeichnete Talent ohne Kriecherei und Hofgunſt ins Oberhaus emporſteigen kann. Wenn die Freunde des Fortſchritts, die Liberalen, und die Konſervativen oder Ariſtokraten in Deutſchland ſich immer ſtreiten, ſich nie vereinigen werden über die Verwerflichkeit oder Berechtigung der franzöſiſchen Revolution, ſo müſſen ſie dagegen ſtillſchweigend, ohne Streit, im Ganzen zuſammentreffen in der Anerkennung der politiſchen Inſtitutionen Englands, wie ſie in den letzten 150 Jahren, ohne

Revolution, geworden ſind, und nur ungeſtüme, blinde Anhänger beider Extreme könnten einen Umſturz des Beſtehenden in England von Oben oder von Unten für wünſchenswerth, und nur Thoren zumal das Erſtere für irgend möglich halten. So ferne wir Deutſche nun auch dem Zuſtand Englands ſtehen, es wäre gewiß bei allen politiſchen Diskuſſionen wohlthätig, ſtatt der ſtillſchweigend ſo häufig zu Grunde liegenden, erbitternden Parallele mit franzöſiſchen Verhältniſſen und Einrichtungen, ſich lieber auf die des germaniſchen Englands zu beziehen, in deren Beurtheilung ſich die entgegengeſetzten Anſichten doch einigermaßen begegnen, und wo eine 150jährige ſtetige Entwicklung die Einreden, die von einem ſchwankenden und prekären Zuſtand der Dinge hergenommen werden wollen, entkräftet.

Die Kabinette wollen oder können oft nicht erſt die Stimmungen der Völker gegen einander befragen, wenn politiſche Konjunkturen und der Drang des Augenblicks zur Schließung von Verträgen und Allianzen auffordern; manche Beweggründe können mächtiger ſeyn, als jene Stimmung, Geneigtheit oder Abgeneigtheit, Verwandtſchaft oder Entfremdung; daher könnte die erſchöpfendſte und bündigſte Auseinanderſetzung der geiſtigen und gemüthlichen Beziehungen eines Volkes zum andern keinen Anſpruch machen, bei wichtigen politiſchen Entſchließungen zu Rathe gezogen zu werden. Nehme man daher auch dieſe Betrachtungen nicht ſowohl vom politiſchen, als zunächſt vom humanen Standpunkt; als Andeutungen über den auf geiſtige, ſittliche und politiſche Aehnlichkeiten und Anziehungen gegründeten Wechſelverkehr der Völker, der, falls die Hypotheſe und das Ideal des ewigen Friedens zur Wirklichkeit werden ſollte, ſich immer mehr ausbilden, und als ein Band wirklichen Vertrauens und bleibender Freundſchaft an die Stelle wechſelnder, eiferſüchtiger Allianzen treten muß.

V. R.

Gedanken

über

Aberglauben und Aufklärung.

In den Gemüthern haftende Reste eines von der Entwicklung verdrängten Glaubens — dies ist der allgemeine Begriff des Aberglaubens. Niederdeutsch sagt man „Bigleve," Beiglaube, und so zeigt Jakob Grimm, daß in unserer, wie in der niederländischen, dänischen, isländischen, schwedischen Sprache das Wort für Aberglauben nach dem Lateinischen superstitio gebildet ist; dieses selbst ist von superstes abzuleiten, und überall hat der Ausdruck den Sinn des Beiglaubens, des Ueberglaubens.

Als das Christenthum zu unsern heidnischen Vätern drang, behauptete sich der alte Götter- und Geisterglaube noch lange in den rohern oder trotzigern Gemüthern, hier als offener Widerspruch, dort als geheimer Opferdienst. Und wie auf den Gebieten der griechischen und römischen Religion, so setzte sich die neue Lehre auch gegen das germanische Heidenthum nur dadurch fest, daß sie demselben Zugeständnisse machte. Es weihte die alten heiligen Orte zum Dienste des einzigen Gottes; heidnische Feste und Wallfahrten heiligte es um, indem es die Ceremonien der Mutter Gottes und den Heiligen zueignete; was es immer dulden konnte im weiten Tempel germanischen Naturdienstes, segnete es mit dem Zeichen des Kreuzes für die neue Weltordnung ein. — Das Christenthum warf die Keime höherer geistiger Entwicklung in eine Welt, die einer solchen aus sich selbst vielleicht nicht fähig war. Es gab den obersten übersinnlichen Begriffen der bekehrten Völker eine andere Richtung; dagegen ihre angestammten Vorstellungen vom

Leben der Natur, und eben damit einen groſsen Theil ihrer Geisterwelt, in der sich die Naturansichten personifizirten, mußte es wesentlich stehen lassen. Diese Ueberbleibsel der eigenthümlichen Weltanschauung unseres Volks erhielten, indem sie jetzt in ein anderes Verhältniß zum Göttlichen traten, nur eine andere Färbung. Die heidnische Religion war keine Dualismus; wenigstens war darin der Gegensatz zwischen gutem und bösem Prinzip nirgends scharf ausgesprochen. Das Christenthum brachte den hebräischen Teufel mit. So fiel, gegenüber der strahlenden Himmelsglorie, ein tiefer Schlagschatten auf alles Dämonische und Magische, und damit auf alles Natürliche; denn jenes war ja nur die Philosophie des letztern. Die alten groſsen Götter, denen der Bekehrer nicht die Existenz, sondern nur die Berechtigung absprach, verkehrten sich in böse Geister, welche fortan die Welt, von deren Thron sie gestoßen worden, teuflisch durchspuckten; so wurde der groſse Wuotan zum wilden Jäger des wüthenden Heeres. Aber die Religion unserer Väter kannte so viele Abstufungen und Klassen übermenschlicher Wesen als die der Hellenen. Diejenigen Dämonen, welche dem Menschen am nächsten standen, sich freundlich oder neckisch an ihn anschlossen, waren mit der ganzen paganischen Naturansicht aufs engste verwachsen. So widerstanden die meisten dii minorum gentium des heidnischen Olymps dem Exorcismus der Kirche. Die mannigfaltigen Geschlechter der Riesen und Zwerge, der Nixen und Kobolde, zauberischer und weisender Thiere theilten sich mit den Heiligen in die Herrschaft über die Gemüther, und jene, als die Träger der Volksphysik und Hyperphysik, wurden im Schooße des Christenthums die Pfeiler eines ausgebreiteten Aberglaubens, eines Hausglaubens, dessen Gestaltungen zur Kirche in sehr verschiedenem Verhältniß standen. Manche heidnischen Vorstellungen und Bräuche hatte sie geradezu in sich aufgenommen, andere duldete sie nothgedrungen, andere wurde sie zu verfolgen nicht müde. Kurz, zur Zeit, wo Deutschland aus den Nebeln der Geschichte in deutlichern Umrissen hervortritt, ist diese Verschmelzung von Heidnischem und Christlichem längst vollendet und erscheint als das System eines Aberglaubens, der von der Tiefe der Erde bis an die Pforten des Himmels Alles durchdringt; und der gröſste Theil dieser Vorstellungen hat sich durch alle Jahrhunderte bis auf diesen Tag im Volk erhalten.

Derſelbe Hergang, daſſelbe Uebergreifen des Alten in das Neue wiederholte ſich in kleinerem Kreiſe, als die in der Zeitentwicklung erſtarkte Ketzerei mit der allgemeinen Kirche brach und in einem neuen Ritus den bilder- und farbenreichen Schmuck ausſchied, der im Lauf der Zeit den Kern der chriſtlichen Lehren umrankt hatte. Die groſſe Maſſe der Proteſtanten behielt von der populären wunderlichen Naturphiloſophie und Theologie nicht allein das bei, was mit dem Kirchlichen zunächſt nichts zu thun hatte: in ihrem praktiſchen Aberglauben blieb Manches vom Ritus der alten Kirche zurück bis auf dieſen Tag. Dieſer Ritus ſtand jetzt in einem ähnlichen Verhältniß zur neuen Lehre, wie einſt der Paganismus zum Chriſtenthum ſelbſt. Er war jetzt ſeinerſeits durch die Ueberlieferung geheiligt und von jenem poetiſchen Duft umfloſſen, den das Alter den Satzungen des Menſchen wie den Werken ſeiner Hand ertheilt. Im wachen Gehirnleben der Reformirten wurden gewiſſe Glaubensſätze der katholiſchen Kirche unſchwer getilgt; aber wie der heidniſche Neophyt in Bedrängniß oder gemüthlicher Aufregung zu den alten Göttern und Bräuchen ſeines Volks zurückflüchtete, ſo kam in gleichem Falle und kommt noch jetzt in der Einbildungskraft des proteſtantiſchen Landvolks den Formen des alten Gottesdienſtes eine geheimnißvolle Kraft zu, deren ſich, dem offiziellen Glauben zum Trotz, der Aberglaube verſichert. Noch jetzt gibt es Striche in Deutſchland, wo der proteſtantiſche Bauer ſich vorzugsweiſe des Kapuziners bedient, um ſein behextes Vieh beſprechen zu laſſen. Die Hoſtie und das Oel von der ewigen Lampe ſind wichtige Artikel in ſeiner magiſchen Materia medica, und bei all ſeinen abergläubiſchen Augurien, Verwahrungen und Heilungen ſpielt die Bekreuzung, die aus dem Gottesdienſt verſchwunden iſt, eine groſſe Rolle.

Die Naturnothwendigkeit dieſes Prozeſſes bewährt ſich nun aber auch in unſerem Zeitalter, welches nach der Einführung des Chriſtenthums und nach der Reformation eine dritte Kriſis in unſerer Kultur zu bezeichnen ſcheint. Der Aberglaube lebt noch jetzt in den mannigfaltigſten Graden und Formen in allen Klaſſen der Geſellſchaft. — Wenn wir über dieſen Gegenſtand einige Gedanken mittheilen, ſo geſchieht es nicht, um unſern Zeitgenoſſen Vernunft zu predigen und zur Verbreitung der Aufklärung ein Scherflein beizutragen. Es ſoll nur gezeigt werden,

daß der Aberglaube in seiner historischen und gemüthlichen Bedeutung auf den gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkten ganz anders aufgefaßt wird, daß er aber auch in ganz anderem Verhältniß zur Naturforschung steht als in den Perioden, welche der heutigen merkwürdigen Bewegung der Geister unmittelbar vorausgegangen. Unsere Betrachtungen werden sich dabei genau an die Ideen anschließen, welche im Aufsatz über das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur (im 13ten Heft dieser Blätter) vorgetragen worden sind.

Bei allen Völkern, welche zu Anfang unserer Zeitrechnung eine geschichtliche Rolle spielten, finden wir eine mehr oder minder ausgebildete magische Physik und Hyperphysik, einen ausgebreiteten Glauben an Dämonen und Gespenster, an Vorbedeutungen und Weissagungen, an Hexerei, an zauberische Heilung und Schädigung durch die in der Pflanze und dem Stein schlummernde Kraft, durch Wort und Blick und Handlung, durch Anordnung und Zahl von Naturkörpern. Ein solches verwickeltes System einer Dämonomagie tritt uns nun aber überall auch in den Schriftdenkmälern des christlichen Mittelalters, und zunächst des deutschen entgegen. Auf dem frühern Standpunkt der Geschichtsforschung wurde diese merkwürdige Erscheinung sehr oberflächlich behandelt. Man fragte sich meist gar nicht, wie viel von jenen Vorstellungen etwa zugleich mit dem Christenthum den Weg nach Germanien gefunden, wie viel dagegen uraltes Eigenthum unseres Volks oder nachgeborener phantastischer Auswuchs des Christenthums sey. Der Geist der neuen Geschichtsbetrachtung hat auch diese dunkle Seite unserer Entwicklung mit Liebe und Glück ergriffen. Am meisten verdankt man hier, wie in so mancher andern Rücksicht, Jakob Grimm. Dieser treffliche Forscher hat das alte Vorurtheil zerstreut, als wären unsere Väter fast götterlos gewesen; er hat dargethan, daß, wie Niemand an der Blutsverwandtschaft der alten scandinavischen und der deutschen Sprache und Poesie zweifelt, so auch der scandinavischen Mythologie eine verwandte deutsche von hohem Alter entspricht.

Wenn sich auch der eigentlich philosophische Charakter der alten deutschen Religion nicht mehr ermitteln läßt, wenn auch der Forscher bei manchen durch die Zeit entstellten Mythen den Faden verliert, so ist doch schon das Bild, wie es Grimm in seiner

deutschen Mythologie entwirft, in seiner Skizzenhaftigkeit ein höchst großartiges. Ehrwürdig heiter tritt uns hier die Religion unserer Väter entgegen als die eigenthümliche Weltanschauung, in der Geist und Gemüth eines edeln Volks sich durchdringen. Große, gute Götter, welche die Welt regieren und sich freundlich oder furchtbar zum Menschen niederlassen; lebendiger Glaube an eine Fortdauer nach diesem Leben, aber nichts von jener kränklich melancholischen Sehnsucht der indischen Völker nach Wiedervereinigung mit der Gottheit. „Ihr kriegerisch freudiger Sinn, mit dem sie lachend aller Todesgefahr entgegentraten, dachte sich die ungewisse Zukunft als glänzende Erneuerung des irdischen Heldenlebens in Göttergemeinschaft.“ * Erde, Luft und Wasser von Geistern bewohnt, die freundlich und hülfreich, oder neckend und schädigend in das Geschick des Menschen eingreifen; aber nichts von eigentlich teuflischen Wesen, keine Hölle als Ort der Qual: die Seele des Abgeschiedenen, die nicht in den Himmel der Helden zieht, fährt ruhig gen Nebelheim ins kühle Schattenland. — Für unsere Betrachtung sind zunächst vorzüglich die magischen Vorstellungen des deutschen Alterthums von Bedeutung. — Die ganze Natur war ihnen zauberhaft lebendig; sie glaubten, gleich den hellenischen Völkern, an vielfachen Wechsel und Uebergang der Gestalten unter allem Lebendigen; Götter und Menschen, Geister und Elemente verwandelten sich in Gewächse und Thiere. Alles im Himmel und auf Erden erhielt einen persönlichen Anstrich, von den Gestirnen, dem Herrn Mond und der Frau Sonne, bis zu den körperlichen Plagen des Menschen, die man sich als geisterhafte Thiere dachte. Die ganze Natur mit ihren Kräften und Geistern wirkte in hundertfacher Kreuzung in den Menschen herein, ihn fördernd und hemmend, segnend und schädigend. Und der Mensch seinerseits wirkte hinaus in die Natur, unwillkürlich anziehend und abstoßend, ordnend und verwirrend. Es ist ihm gegeben, jene Elementarkräfte und Einflüsse unter Umständen in den Bewegungen der Elemente und der Thierwelt, im Leben der Gewächse zu beobachten und zu belauschen (Omen); er vermag aber auch durch willkürliche Handlungen, als Anwendung einer magischen Mathematik und Arithmetik, jenen Einflüssen ihre Bedeutung geradezu

* Grimms deutsche Mythologie. XXVI.

abzufragen (sortilegium). Endlich aber kann der Mensch diesen seinen Rapport mit der Natur in sich zur Kunst entwickeln; er kann durch das gestempelte Wort (das Zauberlied) und die abgemessene Handlung, durch gewisse Verwendung der in den Naturkörpern wohnenden Geisterkräfte, durch eigenthümliche Verknüpfung oder Anordnung dieser Körper, den natürlichen Lauf der Einflüsse brechen und ablenken; er kann in bestimmter Richtung, in Nähe und Ferne bestimmte Wirkungen hervorbringen. Nach Grimm führen die mannigfachen Benennungen des Zaubers bei den verschiedenen germanischen Stämmen zurück auf die Begriffe von thun, opfern, sprechen, weissagen, singen, murmeln, kochen, heilen, loosen, womit einem der ganze Umfang der magischen Thätigkeiten und zugleich ihr natürlicher Zusammenhang mit Kultus und Poesie klar entgegentritt.

Grimm hat nun erwiesen, daß ein sehr großer Theil der abergläubischen Meinungen und Gebräuche, welche die Geschichte des christlichen Deutschlands bald nur mit munterem, groteskem Blätterschmuck durchziehen, bald mit Blut und Höllenflammen bemalen, rein aus deutsch heidnischer Quelle geflossen ist, daß es Reste des Götter- und Naturglaubens unserer Väter sind; und so wären denn die Vielen, welche sich heutzutage ungleich gründlicher vom christlichen Glauben als von manchen abergläubischen Vorstellungen losgemacht haben, noch in ganz anderem Sinne Heiden, als sie selbst wissen.

Zwischen der deutschen und der klassischen Mythologie besteht eine innere Verwandtschaft, wie zwischen den beiderseitigen Sprachen, und ungefähr im selben Grade. Und nicht nur in den höheren übersinnlichen Vorstellungen kommen sie häufig völlig überein, sondern auch im Kleinglauben, wenn man so sagen darf, in den gemeinen Superstitionen, und oft bis auf die kleinsten abenteuerlichen Züge hinaus. Auf die schon oft besprochene Analogie der obern Götter bei Germanen und Griechen, wie auf die minder beachtete Uebereinstimmung zwischen den vielfachen halbgöttlichen Wesen der Germanen, den Riesen und Zwergen, Wichten und Elben, Nornen, Schwanjungfrauen und Waldfrauen einerseits, und den niedrigsten Göttern des griechischen Mythencyclus andererseits, brauchen wir hier nur im Allgemeinen aufmerksam zu machen. Die überraschende, oft ins Einzelnste gehende Aehnlichkeit zwischen

dem Zauber- und Hexenwesen, wie es im klassischen Alterthum herrschte, und wie es bei uns, als Rest der alten heidnischen Gebräuche, zum Theil noch herrscht, ist bereits im Aufsatz „über Geister- und Gespensterglauben" im siebten Hefte dieser Blätter besprochen worden. Hier nur noch einige zusammenfallende Züge von leidendem und thätigem Aberglauben.

Kaum ist ein Aberglauben verbreiteter und wurzelt tiefer im uralten Naturglauben der Völker als die Art von Vorbedeutungen, die in unserem Mittelalter Angang oder Widergang hiessen. Der Mensch, das Thier, die Sache, auf die man unter diesen und jenen Umständen zuerst stößt, sind von guter oder schlimmer Vorbedeutung, mahnen zum Aufgeben oder Verfolgen dessen, was man im Sinne hat. Grimm thut dar, wie es kaum glaublich ist, daß dies erst im Gefolge der lateinischen Literatur nach Deutschland gekommen seyn sollte; schon Tacitus erwähnt dieser Auspicien bei den alten Deutschen. Dieser Aberglaube war im Mittelalter, wie bei Griechen und Römern, in ein förmliches System gebracht, und Manches darin fällt ganz zusammen, z. B. die gute Bedeutung des begegnenden Weibs, überhaupt tapferer Thiere, die schlimme des Hasen. Ueberall begegnet man bei diesen Thierauguren den Spuren einer alten magischen Zoologie, die sich zu unsern naturphilosophischen Konstruktionen der organischen Welt im Grunde verhält, wie die beiden Kulturstufen zu einander. Hieher gehören auch die weisenden Thiere. Von den Göttern gesandt, treten Thiere aller Art den Menschen bei wichtigem Vorhaben an; fremd menschlicher Absicht, Boten des himmlischen Rathschlusses, weisen sie ihm voran gehend oder fliegend den Weg zur Stelle, wo er sich niederlassen, wo er irgend ein höheres Werk verrichten soll. Die griechische und römische Geschichte und die deutsche sind gleich voll von Beispielen, wo meistens die bereischen und Lieblingsthiere der Nationen die Stätten, dort von Kolonien, hier von Klöstern, Kirchen, Burgen bezeichnet haben. — Der Zauber, die Schädigung durch den bloßen Blick, das böse Auge, kommt schon bei klassischen Dichtern vielfach vor; der Glaube daran ist heutzutage in Italien und unter slavischen Völkern verbreiteter als gegenwärtig unter uns; er ist aber ein stehendes Beiwerk unseres alten Hexenwesens. Zu den Erkennungsmitteln einer Hexe gehört, daß, wenn man ihr ins Auge blickt, man sich in der Pupille

verkehrt abgebildet ſieht; ein ähnliches Erkennungszeichen führt Plinius in Bezug auf die Zauberer an. — Die Vorſtellung, als ob Zauberer das Vermögen beſäßen, ſich periodiſch in Thiere, namentlich in Wölfe zu verwandeln, haben die Deutſchen mit Griechen und Römern gemein: der griechiſche Lycanthropos entſpricht ganz dem deutſchen Werwolf. — Gemeinſam ſind ferner der Glaube an den magiſch ſchädlichen Einfluß des Lobes, das Ausſpucken, wenn einem etwas Unheimliches begegnet, ferner die Bedeutung des Ohrenklingens, des Augenzuckens und dgl. m., ſo wie die noch heute in ehrwürdigen Reſten blühende Tagwählerei. Eine Menge ganz analoger Vorſtellungen von den magiſchen Wirkungen gewiſſer Kräuter, Steine, thieriſcher Abfälle, Zahlen, Beſprechungen reichen in das beiderſeitige Alterthum hinauf, ſo wie ganze Klaſſen von eigentlicher Zauberei: ſo das zauberhafte Wettermachen und Saatverderben, und das Entführen der Feldfrüchte; ferner der Glaube, daß man entfernten Menſchen durch gewiſſe Mittel etwas anthun könne. Hieher gehören die ſogenannten Verknüpfungen, namentlich das Neſtelknüpfen, der Zauber mit dem durchſtochenen Wachsbild, und der Erdſtich, wobei man Menſchen oder Thiere dadurch verderbt, daß man das Stück Raſen, auf dem ihr Fuß geruht, ausſticht und gewiſſe Dinge damit vornimmt.

Daß die Deutſchen dieſe und tauſend ähnliche Vorſtellungen erſt zur Zeit der weltgeſchichtlichen Vermiſchung mit den klaſſiſchen Völkern überkommen haben ſollten, iſt in den wenigſten Fällen wahrſcheinlich. Das Meiſte weiſt vielmehr zurück auf die in der Zeit weit entlegene Stammverwandtſchaft aller europäiſchen Völker, welche ſich auch aus den Sprachen ergibt. Manches, das ſich faſt bei allen Völkern rund um die Erde verfolgen läßt, ſcheint geradezu unabhängiger Ausfluß der urſprünglichen gemeinmenſchlichen Anlage. — Wir haben obige Beiſpiele nur angeführt, um darauf hinzuweiſen, daß das Chriſtenthum jenſeits wie dieſſeits der Alpen einen ſehr ähnlichen Volksglauben verbreitet und eingewurzelt fand. Im entſcheidenden Punkte menſchlicher Geſittung, in den Begriffen vom Ueberſinnlichen und vom Verhältniß des Menſchen und ſeiner Kräfte zur Natur und ihrem Geheimniß, hatte die Maſſe der Bevölkerung des römiſchen Reichs vor den deutſchen Barbaren nichts voraus. Sind bei dieſen manche Vorſtellungen

roher, so sind sie auch großartiger; erscheinen manche Mythen oder Bräuche toller, so fließen sie am Ende nur aus einer tiefern Aufregung des zur Nachtseite der Natur gekehrten Gemüths. Kurz, der Heidenbekehrer mußte hier wie dort nach derselben Taktik verfahren. Er hatte auf beiden Gebieten, vor Allem auf der Höhe der Vorstellungen, die göttlichen Großmächte zu bekämpfen. Aber es war wider den Lauf der menschlichen Dinge, daß er die uralten Schutzgeister der Nationen mit dem Hauche seines Mundes zu nichte machte; er riß sie nur herab in die gemeine Tiefe, indem er ihnen das Brandmal böser Geister aufdrückte. Aber eben damit ließ er unter einem gewissen Niveau den ganzen Volksglauben an Geister und Dämonen wesentlich fortbestehen, und Alles, was an Naturvorstellungen und Ceremonien mit ihnen zusammenhing. Diese Reste der uralten Bauwerke der Volksgeister konnte das Christenthum nur nach seinem Styl umbauen und für sich wohnlich einrichten. Hier brach es die alten Bilder aus den Nischen und setzte die seinigen ein, dort veränderte es an den alten nur Namen und Legende. Es richtete einen himmelanstrebenden Giebel auf, den die Kreuzesfahne krönte, aber in den tiefen Geschossen weihte es fast nur alte Räume zu neuem Gebrauche ein. Und dieser Umbau erfolgte überall, bei germanischen, romanischen, slavischen Völkern, mit erstaunlicher Gleichförmigkeit, und so, daß noch heute der ursprüngliche Charakter der Anlage an allen Seiten durchscheint. Ueberall, wo sich seit der Christianisirung Roms deutsche, romanische und slavische Völker berührt und durchdrungen haben, sehen wir heute, daß das Ferment des Christenthums aus den alten Elementen heidnischen Naturdienstes mit offenbarer Naturgesetzlichkeit ähnliche Gebilde hervorgebracht hat. So haben sich z. B. die heidnischen Wallfahrten zu Opfern und Festen, und mit Beibehaltung der alten Orte, durch ganz Europa in ein Zauberwesen verwandelt, wobei mit merkwürdiger Einförmigkeit der Teufelsdienst getrieben wird. Im Einzelnen weichen freilich die heidnisch-christlichen Mythen und die Systeme des Aberglaubens von einander ab, je nachdem sie ursprünglich der Hauptmasse nach aus diesem oder jenem alten Mythencyklus, aus dem nordischen und deutschen, oder aus dem celtischen, oder dem klassischen hergeflossen sind; viel hängt dabei aber auch vom allgemeinen Nationalcharakter ab. So, als der dem deutschen und klassischen

Heidenthum fremde Begriff des Teufels eingeführt wurde, begegnete er vielleicht bei uns Mythen, welche sich ungezwungener nach dem neuen bösen Prinzip umdeuten ließen, als anderswo; wenn aber die Vorstellung von einem buhlerischen Bündniß der Zauberinnen mit dem Teufel, und damit der ganze Hexenkultus und die Hexenverfolgung nirgends eine finsterere, blutigere Gestalt angenommen haben als bei uns, so rührt dies wohl nur daher, daß das Christenthum mit seinem Dualismus bei den Deutschen die Gemüther ungleich tiefer aufgeregt hatte als bei sinnlicheren Völkern.

Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, die Eigenthümlichkeiten der altdeutschen Religion und die wunderbaren Bastardbildungen, die sie mit dem Christenthum gezeugt, näher zu schildern. Wir verweisen auf J. Grimms Forschungen. Die Schriften dieses Mannes sind nicht nur Denkmäler deutschen Fleißes und Scharfsinns, Bergwerke für eine ganze Generation gelehrter Minirer; sie sind wahrhaft patriotische Thaten. Er hat das alte Germanien auf den Gebieten der Sprache, der Poesie, des Rechts und der Religion siegreich gegen den hergebrachten Vorwurf der Barbarei vertheidigt und uns ahnen lassen, wie groß an Kraft und Tiefe des Geistes unser Volk war, und wohl schon lange war, bevor es zum erstenmal die Herrn der Welt erschreckte. Vor Allem sollte seine deutsche Mythologie keinem höher Gebildeten fremd bleiben, der in die Kulturgeschichte seines Volks und in die Schicksale des Christenthums tiefer eindringen will, und ein solcher wird sich darum, daß das Buch sich nicht gerade liest wie ein Roman, nicht davon abschrecken lassen. — Nur noch so viel: auch bei unsern heidnischen Vätern, wie bei allen ältern und gleichzeitigen Völkern, entsprang alle Zauberei, alle magische Heilkunst aus den heiligsten Verrichtungen des Menschen, in denen sich sein höchstes Wissen und Glauben ausspricht, aus Gottesdienst und Dichtung. Opfer und Gesang verläuft unmerklich in Zauberkunst; Priester und Sänger, die Vertrauten der Götter und der Geisterwelt, gehen in den Wahrsager, Arzt und Zauberer über. Im Zauberwesen unseres Alterthums ist nun aber Ein Punkt besonders hervorzuheben. Von jeher hat wohl in der Menschheit das dunkle Gefühl geherrscht, daß das eigenste Wesen des Weibes allem geheimnißvoll Wirkenden in der Natur offener steht als das männliche.

Aber keinem Volk war dieses Gefühl tiefer eingeprägt als dem deutschen. Daher die ächt deutsche Scheu und Ehrfurcht des Mannes vor dem Weib, deren schon der römische Geschichtschreiber erwähnt, [8] daher jener Frauenkultus und Minnedienst, wobei der Mann das Weib, das er an Kraft des wachen, bewußten Geistes wie des Körpers sich nicht gleichstellen kann, über sich hinaushebt als ein Wesen, in dem die schlummernde, träumende Seele für die Regungen des Uebersinnlichen empfindlicher, das dem Göttlichen, dem Dämonischen, im guten wie im bösen Sinne verwandter ist. Daher denn auch der Umstand, daß unser höchstes Alterthum weit mehr und ausschließlicher, als andere heidnische Völker, die Gabe des Weissagens und Zauberns Frauen zugeschrieben hat. Sie treten auf als Priesterinnen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen, Heilkünstlerinnen, mit sehr verschiedenem poetischen Anstrich, hier in halb göttliche Wesen vorlaufend, dort als gemeine Druden und Unholden, denen aber der sulphurische Höllengeruch noch gänzlich abgeht. Grimm erklärt diese Erscheinung aus allen äußern und innern Verhältnissen des Weibes. Wie die Bereitung der Speisen, so lag ihnen auch das Kochen der Heilmittel ob; ihre weiche Hand mochte am besten Salbe fertigen, Linnen weben, Wunden verbinden; dem unruhigen, zerstreuenden Treiben des Mannes gegenüber stimmte die behagliche Muße das Weib zur Beschaulichkeit, zum Horchen in sich hinein und in die Natur hinaus; auch wurde in der ältesten Zeit die Kunst zu lesen und zu schreiben ganz besonders Frauen beigelegt. Ließe sich aber das physiologische Moment, auf dem dieses Verhältniß des Weibes beruht, nicht noch näher angeben? Man kann es aussprechen, es ist die Fähigkeit der weiblichen Natur, das, was man heute Somnambulismus und Magnetismus nennt, sey es freiwillig, sey es durch künstliche Nachhülfe, vorzugsweise in sich zu entwickeln. Dieser Punkt scheint uns wichtig, ja entscheidend für eine Menge von Erscheinungen, die sich durch die Geschichte hinziehen, zunächst aber für alle Divination und magische Heilkunst. Wir werden auf diesen Gegenstand später zurückkommen.

Der ganze Prozeß, wie aus der Vermischung der christlichen

[8] Germania. cap. VIII. Inesse etiam sanctum aliquid et providum putant; nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt.

Dogmen mit der alten Naturreligion der bunte Glaube und Aberglaube des Mittelalters gleichsam nach stöchiometrischen Verhältnissen herauskrystallisirte, wie hundertmal die Eigenschaften und Verrichtungen der heidnischen Götter und Geister auf christliche Heilige übergetragen wurden, wie alles Zauberwesen, einst Ausnahme, nicht Gegensatz des Gottesdienstes, jetzt immer mehr in teuflischen Widerspruch gegen das Göttliche sich verkehrte — dies ist in der Geschichte mehr oder weniger deutlich zu verfolgen. — Dem Heiden war die ganze Natur göttlich gewesen, dem Christen des Mittelalters war sie ungöttlich, so fern die Geister, die in ihr walteten, zur großen Sippschaft des Fürsten der Finsterniß gehörten. Andererseits reichten aber doch auch wieder die Heiligen des Himmels vielfältig in sie herein. So ging ihm die ganze Natur in einer Uebernatur auf, die halb heidnisch, halb christlich war, und aus diesem Widerspruche bildete sich die ganze Anschauung des Zeitalters heraus, in der Himmelslicht und Höllendunkel so sonderbar mit einander streiten. In einer solchen Natur war Alles glaublich, sey es als Wirkung der himmlischen oder der dämonischen Kräfte; in ihr war dem Menschen, der sich dieser Kräfte zu versichern wußte, das Ungeheuerste möglich. So lange sinnliche und gemüthliche Anschauung sich so ganz durchdrangen, war Alles gleich nah und begreiflich, eben weil vom Begreifen gar keine Rede wurde, und in solcher Geistesverfassung einer ganzen Zeit mußten nun auch frei, als Naturprodukte, jene magischen Wunder der Seele zu Tage brechen, welche in nüchternern, in einseitiger Geisteerichtung befangenen Zeiten von selbst zurücktreten und in ihren Ahnahnungen zu Unbegreiflichkeiten werden. All die Entzückungen, all die Wunder und Geschichte der Heiligen und Gläubigen, der an psychischen Räthseln so reiche Hexendienst, das ganze System von Vordedeutungen, von zauberischem Heilen und Verderben waren natürliche Ausflüsse einer Stimmung, in welcher der Mensch seine Kräfte mit denen der geisterhaften Natur innig verwachsen fühlte, und in der er sich mit gleichem Ernst und gleicher Unbefangenheit bald Gott, bald dem Bösen ergab.

Diesem Grunde entwuchs jener religiöse und Naturglaube und jene Kunst, in denen sich Sinnliches und Uebersinnliches, Reflexion und Gemüth so innig durchdringen, ein Glaube und eine Kunst, die gerade darum dem Zeitalter der Aufklärung eine

Thorheit waren, und aus demselben Grunde jetzt wieder, ein Gegenstand heißer Sehnsucht für Tausende, in poetischer Glorie vor dem rückwärtsgewandten Blicke stehen. Aber der Verfall dieses Glaubens und dieser Kunst mußte beginnen vom Momente an, wo das gemüthliche Element in der Entwicklung zurücktrat und sie sich einseitig dem sinnlichen Begreifen der Natur zukehrte. — Die eigenthümlichen Geisteobildungen einer Zeit neigen sich immer dem Untergange zu, ihre Poesie ist in der Verflüchtigung begriffen, sobald die Reflexion sich ihrer bemächtigt und sie systematisch zu bannen sucht. So war die gemüthliche Ekstase des Mittelalters bereits auf dem Rückzug, als man mit Ernst daran ging, den bisherigen naiven Naturglauben durch die alchemische, astrologische, kabbalistische Weisheit zum Theil wissenschaftlich zu begründen, als die populäre Weisheit im Netz einer vornehmen Philosophie eingefangen wurde und die Doktoren auf den Hochschulen das bewiesen, was sich bisher von selbst verstanden hatte. — Wie aber so oft in der Geschichte, so wurde auch hier die ruhige Entwicklung bald durch eine Krise unterbrochen, beschleunigt und entschieden in eine neue Bahn geworfen. Eine Reihe der wichtigsten Offenbarungen an Erfindungen, Entdeckungen, entscheidenden Gedanken rüttelte die Menschheit im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vollends aus ihrem Somnambulismus auf.

Vor Allem wurde dem Menschen jetzt erst die sinnliche Ueberzeugung von der wahren Gestalt seines Wohnplatzes und vom mechanischen Verhältniß desselben zur Welt, und dies war der eigentliche Punkt, von dem aus sich die neue Richtung des Geistes auf sinnliches Naturverständniß entschied. Die Natur, die bisher seinem Gefühle überall so lebendig nahe gewesen, stellte sich jetzt seinem Begriffe starr gegenüber; die Räume, die er mit der Empfindung mühelos ausgefüllt, fing er an, mit dem Verstande langsam zu durchdringen; zu was er sich auf den Flügeln des Glaubens und des Aberglaubens frei erhoben, das war auf einmal seinem äußern Sinne so ferne gerückt, und er sollte es erst durch lange Arbeit des selbstbewußten Geistes zu sich niederziehen. Je weiter man auf dieser Bahn fortschritt, desto schwächer und seltener wurden die phantastischen Regungen des innern Sinns; die Poesie des mittelalterlichen Naturglaubens sank zurück, der Mensch wurde immer wacher in der sinnlichen, prosaischen Wirklichkeit,

in der geisterlosen Natur, und lernte das, was ihm früher als freies Spiel der Naturgeister erschienen, in das er gelegentlich verwegen eingriff, als abgewogene Gesetzlichkeiten fassen, denen er mit der ganzen belebten und unbelebten Materie ohne Bedingung unterworfen sey.

Aber indem so die Kenntniß der realen Welt als profaisch esoterisches Wissen fortschritt, kommen die Volksmassen der Bewegung nur langsam und von weitem nachrücken. Diese blieben im Ganzen dem Glauben wie dem Aberglauben treu, während auf den Höhen der Gesellschaft der starken Geister immer mehr wurden, oder man das Christenthum mit der sogenannten vernünftigen Naturansicht so oder so zu versöhnen wußte. Auf keiner Stufe der Kultur bildet die Bevölkerung hinsichtlich des Glaubens und Wissens eine gleichförmige Masse. Immer sind gewisse Individuen und Stände vor dem Durchschnittsmaße der Bildung voraus, andere hinter demselben zurück. Aber wohl nie that sich eine weitere intellektuelle und moralische Kluft zwischen den höher Gestellten und dem Volk auf, als zur Zeit, da jene ernstlich anfingen, das Wesen der Dinge nur mit dem Verstande zu betrachten, und dieses an den gemüthlichen Ueberlieferungen festhielt. Der Unterschied war nicht blos ein quantitativer, er war ein qualitativer, weil beide die Natur und Uebernatur eigentlich mit verschiedenen Organen betrachteten. Und hierin liegt, unserer Meinung nach, der tiefste Grund der Erscheinung, daß seit der Reformation mit der Einheit der Kirche auch das innerste Wesen aller Kunst sich aufgelöst hat, während zu aller positiven Wissenschaft erst damals die fruchtbaren Keime gelegt wurden. Die schönste Blüthe mancher Künste, namentlich der christlichen Malerei und Plastik, ragt, ein herrlicher Nachklang der mittelalterlichen Poesie, noch in das Zeitalter der großen Entdeckungen und der kirchlichen Reform herein. Aber die Weltanschauung, wie sie in den Trägern der Kultur und Kunst sich bildete, und diejenige, welche in der Masse des Volks zurückblieb, deckten fortan einander immer weniger, wurden am Ende inkommensurabel, und so ging Alles aus einander hervor, wenn jetzt einerseits alle im Schooße des Volks entsprungene und fortwährend entspringende Poesie in Verachtung fiel, andererseits die der Bildung der Zeit parallele Kunst sich im Grunde selbst aufhob. Wie wir schon im Anfang

„über das Verhältniß der Naturforschung zur gegenwärtigen Kultur" angedeutet, besteht wahre Kunst nur in einer Zeit, wo der Künstler naiv aus den übersinnlichen und Naturvorstellungen seiner Zeit schöpft, von denen er selbst gemüthlich erfüllt ist. Dies war nun seit der Zerrüttung des religiösen und des Naturglaubens des Mittelalters immer weniger der Fall. Der Poet, der Maler wurden jetzt zur Reflexion getrieben, zur Gelehrsamkeit; sie versenkten sich in die Vorstellungen fremder Zeiten und Völker, und wenn sie im Kreise des Christenthums blieben, so schilderten sie nur zu oft und immer mehr, an was sie nicht glaubten. Darüber verlor die Zeit den Glauben an die Poesie, die in ihr selbst lag, das naive Selbstgefühl, mit dem sie dichtend und bildend ihre eigenen Begriffe und Lebensformen auf alle vergangenen Zustände übergetragen hatte. Diesen Sündenfall der Kunst bezeichnet in Epos und Drama, in Malerei und Skulptur überall der Punkt, wo der Künstler aufhört, die Figuren der ganzen heiligen und Profangeschichte geistig und körperlich geradezu in Kostüm und Styl seiner eigenen Zeit zu halten.

In der deutschen Kulturgeschichte bezeichnet der symbolische Akt eines Pedanten scharf den Punkt, wo sich unsere Poesie endlich ganz von der Volkswurzel losgerissen hatte: im Jahre 1737 wurde Hanswurst zu Leipzig von Gottsched feierlich begraben. Und um dieselbe Zeit, in der jetzt hereinbrechenden eigentlichen Aufklärungsperiode, wurde auch das große Grab des Aberglaubens aufgethan, in dem alles Unheimliche, womit sich bisher die Menschheit geplagt, aller Spuk und Zauber glücklich und auf ewig beigesetzt werden sollte. Man hatte es klar als Aufgabe erkannt, alle bisherigen übersinnlichen Vorstellungen einer, wie man es nannte, freien Prüfung zu unterwerfen, Alles im Menschen und der Natur mit dem Verstande zu fassen, zu begreifen. Es ist bekannt, wie, besonders seit dem Einfluß Friedrichs II. und des französischen Sensualismus, die „Vorurtheile" in Schriften, auf Lehrstühlen und Kanzeln, mit Spott und Beweisführung, mit allen Waffen der im vollen Siegeszug begriffenen Vernunft bekämpft wurden. Es bildete sich zu diesem Zweck eine ganze Literatur, die auf dem jetzigen Standpunkt großentheils unendlich leer und seicht erscheint, weil überall zu viel, also nichts bewiesen wird. Manche dieser Bestrebungen waren neben dem Aberglauben geradezu gegen den

Glauben ſelbſt gerichtet. Der Deismus war auch in Deutſchland viel weiter verbreitet, als man der Literatur anſieht, welche die Schranken eines gewiſſen offiziellen chriſtlichen Anſtandes ſelten überſchritt. Andere Aufklärer aber wirkten redlich im Namen des Chriſtenthums: ſie wollten es von Vorurtheilen *reinigen*; der Aberglaube war ihnen nichts als ein monſtröſer Auswuchs des Chriſtenthums. Die Oberflächlichkeit der Zeit vermochte ihn nicht in ſeinem Weſen zu faſſen: als den Reſt eines alten zertrümmerten Naturdienſtes, auf den das Chriſtenthum gepfropft worden. Weil der Aberglaube weit tiefer in der menſchlichen Natur und in der Geſchichte wurzelt, als man ſich vorſtellte, waren auch die Erfolge der Aufklärungsverſuche weit nicht ſo raſch und entſcheidend, als man erwartete, und nur darum erwartete, weil man in der raſchen, übermüthigen Ausbildung der einen Richtung des menſchlichen Weſens der andern völlig vergeſſen hatte. Die myſtiſchen Nebel zogen ſich ſelbſt von den Höhen der Geſellſchaft nur langſam und ſehr unregelmäßig zurück. Ein Hauptgrund hievon war, daß ganze Reihen abergläubiſcher Vorſtellungen mit dem Altchriſtlichen ſo feſt verwachſen waren, daß Viele meinten, jene nicht abſtehen zu können, ohne das Chriſtenthum ſelbſt in ſich zu gefährden. Dies gilt ganz beſonders vom Glauben an die Perſönlichkeit des Teufels. Der Begriff eines zauberiſchen Bündniſſes mit ihm hatte ſich bei der Einführung des Chriſtenthums Allem nach nur ſchwer ausgebildet und befeſtigt; jetzt war es vorzüglich dieſer Begriff, der dem daran hängenden Aberglauben, aber auch dem Glauben ſelbſt das Leben friſtete. Die letzten Hexenprozeſſe, welche in den verſchiedenen Ländern geführt wurden, bezeichnen nur die Zeitpunkte, wo der Hexenglauben in den betreffenden Territorien aufhörte, gleichſam ein Theil der Staatsreligion zu ſeyn; aber er überlebte überall unter Stadt- und Landvolk die letzten Scheiterhaufen; er lebt noch, ja er lebt ſogar in Vielen ohne den Glauben an einen Teufel und erhält ſomit einen ganz heidniſchen Anſtrich. Das Gleiche gilt von allen Klaſſen des Aberglaubens, von Verbeſſerungen und Weiſſagungen aller Art, von magiſchen, oder, wie man es bald nannte, ſympathetiſchen Heilungen, Schädigungen, Verwahrungen ꝛc.

Wie wir geſehen, lag alle dem die Naturprieſe unſerer heidniſchen Väter zu Grunde. Es hatte, gleichviel ob durch den

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21350 / 026

Segen, oder den Fluch, oder die Duldung der Kirche gleichsam eine zweite poetische Weihe erhalten; aber jetzt, je weiter die allgemeine Entwicklung von diesem Punkte wegrückte, je mehr sich die Verstandesbildung ausbreitete, je nüchterner die Ansichten vom Christenthum selbst wurden, desto unsinniger mußten jene Vorstellungen im höhern Bewußtseyn der Menschheit erscheinen, desto farbleser und paßiver mußten sie da werden, wo sie von den Individuen, die ihrer gern los gewesen wären, nicht ganz abgeschüttelt werden konnten. So kam in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundert die Zeit herbei, wo die Mehrzahl der Gebildeten, der Aufgeklärten, allen Glauben verläugnete oder mit der rationalistischen und moralischen Auffassung des Christenthums sich begnügte, den gemeinen Aberglauben dagegen aus dem Kreise des Denkens ganz verbannt hatte und die unwillkürlichen Anwandlungen davon ungeduldig in sich niederdrückte, Anwandlungen, in denen wir Wahrzeichen der Doppelnatur des Menschen erblicken, die man aber für noch nicht ganz vernarbte Wundflecke von der Sklavenkette hielt, welche der menschliche Geist so viele Jahrhunderte getragen. Die feinere Welt, die „Gesellschaft" war vollständig „demaisirt," so ganz für die „reine, vorurtheilefreie" Ansicht der Natur gewonnen, daß dämonisch magische Ideen im Styl des siebzehnten Jahrhunderts den bittersten Spott herausgefordert hätten.

Aber die sechziger Jahre des Jahrhunderts brachten nun zugleich mit der Hebe des Begriffsübermuths eine der merkwürdigsten, sprechendsten Erscheinungen. Der befreite Geist fiel von seinem Gipfel in die magische Tiefe zurück, aus der er sich keck emporgerungen. Gerade die höhere Gesellschaft mit deistischer oder atheistischer Gesinnung überkam auf einmal, gleich einer Mode, der Glaube an magische Wunder aller Art, an eine ganze zauberhafte Natur, in die der Mensch, indem er sich gewisser Kräfte versichere, einzugreifen vermöge. Man vereinigte sich zu diesem Zwecke in geheime Gesellschaften, oder alte, wie die mancherlei Spielarten des Maurerordens, nahmen diese tolle Richtung. Bekannt sind die oft fast unbegreiflichen Schwärmereien der Illuminaten, der alten und neuen Rosenkreuzer, der Martinisten und Philalethen. Die ganze alte Kabbala und Theosophie, Alchemie und Astrologie wurden aufgefrischt und diese geheimen Wissenschaften und Künste nach neuen absurden Planen betrieben. Die Namen

und Begriffe: Somnambuliren, Magnetisiren, Deserganisiren ꝛc. kamen auf, man citirte und bannte Geister, man laborirte an Wunderessenzen und Recepten zum Goldmachen und brachte sie mehr als einmal zu Stande. Es traten Wunderthäter auf, Geisterbanner, Zauberer, denen der gebildete Pöbel nachlief und das Ungeheuerste kreditirte. Menschen wie Gaßner, Schreyfer, St. Germain, Cagliostro, Mesmer waren die Hauptschauspieler in einem burlesken Zwischenspiel der Kulturgeschichte, welches von der französischen Revolution rasch abgeschnitten wurde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade die Aufgeklärtesten, auf der Höhe der Zeitideen Stehenden von diesem Schwindel ergriffen wurden. Als in ihnen das Christenthum sammt dem damit verwachsenen Aberglauben vom Verstand, oder, wie sie es nannten, von der Vernunft völlig aufgelöst und so das Gemüth vollständig entleert war, da wurde das tief im Menschen wurzelnde, mit der religiösen Anlage eng verbundene Gefühl des Naturgeheimnisses wieder frei, entlud sich in Gebilden, deren Ungeheuerlichkeit der eben emancipirten Vernunft Hohn sprach, und fand im burlesken Priesterthum eines Cagliostro und seiner Geistes- und Handwerksgenossen eine schaale augenblickliche Befriedigung. — Bei einem Theil dieser Schwärmereien wurde der ganze magische Naturkreis von Geistern und Dämonen getragen, und dies sah ganz aus wie ein Rückfall ins Heidenthum, und zwar ins klassische Heidenthum zur Zeit der neupythagoräischen und neuplatonischen Schwärmereien. Die Systeme waren auch sichtbar zum Theil von dorther entlehnt, obgleich es auch an närrischen originellen Zügen nicht fehlt. Trotz der Geister war aber diese Richtung im Grunde so prosaisch wie die andere, welche als ein phantastisch übergreifendes Vorspiel zu der heutigen Entwicklung der Naturwissenschaften erscheint. Hier war die Natur geister- und geistlos, es war von keiner dämonischen Magie die Rede, sondern von einer natürlichen, von geheimer Naturwissenschaft. Man spielte mit den Begriffen von Kräften und Potenzen, von Sympathien und Antipathien, Reiz und Gegenreiz, Spannung und Abspannung u. dgl., die theils der Naturweisheit der mittlern Zeiten entlehnt, theils eben aufgekommen waren und bald in den Wissenschaften die größte Rolle spielen sollten. Das eigentliche Band aber, das aus dieser Zeit der schwindelnden Vernunft in die

heutige wiſſenſchaftliche Bewegung herüberreicht, iſt der thieriſche Magnetismus: er wurde mitten in jener ſeltſamen Ekſtaſe der deutſchen und franzöſiſchen feinen Welt von einem deutſchen Charlatan (Mesmer) entdeckt.

Faſt für alle Wiſſenſchaften beginnt eine neue Aera mit dem merkwürdigen Aufſchwung, den ſie ſeit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts genommen. Im Aufſatz „über das Verhältniß der Naturforſchung zur heutigen Kultur" haben wir es verſucht, das Weſen dieſer Entwicklung zu bezeichnen, und wir müſſen uns hier auf das dort Geſagte beziehen. Es iſt gezeigt worden, wie, beſonders durch den Einfluß der neuen deutſchen Philoſophie, die materialiſtiſche Geiſtesrichtung des vorigen Jahrhunderts zu einer ſpiritualiſtiſchen umkehrt; wie dieſelbe Naturforſchung, welche ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert zum Verfall der Religion beigetragen, Wege eingeſchlagen hat, welche von religiöſer Erfüllung des Gemüths durchaus nicht abführen. Haben wir dort die Erſcheinungen im Allgemeinen richtig aufgefaßt, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß unſere Zeit das Verhältniß des Aberglaubens zur Geſchichte und zur menſchlichen Natur theoretiſch ganz anders auffaſſen wird als die Periode der Aufklärung. — Betrachten wir aber zunächſt die praktiſche Seite, ſo zeigt ſich, daß der Aberglaube, als Inbegriff aller magiſchen Vorſtellungen, wie er die Reformation und die Aufklärung überdauert hat, auch in der heutigen Kultur fortlebt.

Es läßt ſich wohl beklagen, aber nicht läugnen, daß ſeit dem vorigen Jahrhundert im Schooß aller Konfeſſionen eine Bewegung der Geiſter ſich bemerklich macht, welche an ſich gegen die chriſtliche Kirche ſelbſt gerade ſo gerichtet iſt, wie der Proteſtantismus gegen die hiſtoriſche Erſtarrung derſelben. Der äußerliche, aber ſehr weſentliche Unterſchied iſt nur der, daß die laut oder leiſer Proteſtirenden wenig oder keine Neigung zeigen, ſich von der Kirche loszuſagen. Und wie ſollten ſie dies? Iſt es doch bis jetzt nirgends ein beſtimmter, lebendiger Gedanke, der ſie vereinigt, ſondern nur die Leugnung deſſen, an was ſich die Menſchheit ſeit einer Reihe von Jahrhunderten heraufgebildet. Es iſt eine Thatſache, daß die Kirche, wie ſie geworden, wie ſie namentlich als Staatskirche geworden, nur noch nominell das Band iſt, das Alle umſchlingt, welche auf den chriſtlichen Namen getauft ſind. Rationaliſtiſche, naturphiloſophiſche, ſpekulativ philoſophiſche,

naturaliſtiſch deiſtiſche, pantheiſtiſche und atheiſtiſche Geſinnungen trennen in bunter Reihe die gebildeten und halbgebildeten Gemüther unter ſich und von den Hauptgedanken der Kirche. Uns iſt es hier nur um die Bemerkung zu thun, daß in alle dieſe Glaubens- oder Unglaubensbekenntniſſe in den mannigfachſten Verhältniſſen und Miſchungen die alten Superſtitionen hereinreichen, und zwar ſowohl was die heutige profane Wiſſenſchaft, als was nur die unchriſtliche Geſinnung ſo nennt. Wie in der Seele des alten Heiden vor der Lehre vom dreieinigen Gott die ehrwürdigen Götter ſeines Volks nicht verſchwanden, ſondern nur in ein Halbdunkel traten oder in Verwandlungen fortlebten, ſo bleibt beim modernen Heiden auf dem Grund der Seele der Himmel und die Hölle ſeiner Väter tief eingezeichnet, und zu Zeiten thun ſie ſich auf mit all ihren Hoffnungen und Drohungen, Beſeligungen und Schrecken. Es gibt hochgebildete, charakterfeſte Männer, in deren Innerem das Urtheil längſt die Hauptpfeiler der chriſtlichen Lehre umgeworfen hat; aber der religiöſe Inſtinkt reißt ſie zu Zeiten unwillkürlich zum Glauben ſogar an Geſpenſter hin, an chriſtliche Geſpenſter, und damit an die Botſchaft, die ſie von jenſeits mitbringen. Vollends der Pöbel unter den Gebildeten und Aufgeklärten ſchwankt unter den Wechſelfällen des Lebens zwiſchen Glauben und Unglauben, zwiſchen Aufklärung und Geiſtesbann, zwiſchen Hohn und Buße, wie die Queckſilberſäule unter dem veränderlichen Druck der Luft. Aber nicht nur das uns eingepflanzte religiöſe Bedürfniß behauptet auf dieſe Weiſe ſein unveräußerliches Recht in den Bewegungen unſerer Zeit. Genau verwandt mit demſelben iſt jenes andere, tief in uns ſchlummernde Gefühl, das dunkle Bewußtſeyn vom Zuſammenhang aller Bewegungen und Zuſtände in der Natur unter einander und mit unſerer eigenen organiſchen und geiſtigen Thätigkeit, der Trieb, dieſem Zuſammenhang in irgend einer Richtung näher auf die Spur zu kommen, und die Schwäche, das in dieſer Beziehung Ueberlieferte, trotz des Urtheils des Verſtandes, wenigſtens in gewiſſen Stimmungen nicht von ſich zu weiſen. Wir haben geſehen, wie dieſer ſtehende Zug der menſchlichen Seele die ſtolzeſte Aufklärung nicht nur überlebt, ſondern zu Schanden gemacht hat.

Der Beiglaube oder Ueberglaube des Mittelalters herrſcht, in den verſchiedenſten Graden und Verhältniſſen zum Glauben,

noch jetzt unter den rohern Klassen und Ständen, welche heutzutage im allgemeinen Fortschritt von der Kultur wohl schnell gefirnißt, aber langsam durchdrungen werden. Noch immer ist der Hexenglaube über Stadt- und Landvolk, hier mehr, dort weniger, bald mit christlich teuflischer, bald mit heidnisch dämonischer Färbung verbreitet. Noch sind am alten Gewebe der Vorbedeutungen und Weissagungen, von zauberischen Mitteln, um den Dieb und den untreuen Liebhaber zu quälen, um gestohlenes Gut und entfremdete Herzen wiederzubringen, die wenigsten Maschen gefallen. Aber keine Seite des von Uralters überlieferten heidnisch-christlichen Afterkultus hat sich lebendiger und in weiterer Verbreitung erhalten als die magische Heilkunst und der Glaube daran. Wir sehen aller Orten, wie die männlichen und weiblichen Nachfolger der altdeutschen Beschwörer und weisen Frauen den Jüngern des Hippocrates ihre wissenschaftlichen Kreise verwirren, und wie dadurch die Praxis der letztern ungleich merklicher beeinträchtigt wird als der allgemeine Gesundheitszustand. Unvertilglich lebt im Volk der Trieb, in körperlicher wie in geistiger Noth zum Geheimnißvollen zu flüchten, dem Wissenschaftsmann den Naturkünstler, dem nach rationellen Gründen handelnden den naiven Träger des Unbegreiflichen, dem Diagnostiker den Segensprecher, dem individualisirten Recept das starr überlieferte vorzuziehen. Dieser Hang ist der Ausdruck des natürlichen Gefühls, daß alle wahre Heilkunst am Ende Divination, Eingebung ist, ein künstlerisches Errathen und Verbinden des Aufeinander- und Zusammenwirkenden; wie wir denn auch immer und überall, wo die ganze menschliche Natur harmonischer sich entwickelt hat, als in der heutigen Kultur, Priesterthum, Poesie und Heilkunst demselben Seelengrunde entwachsen und auch äußerlich verschwistert sehen. Dieses Gefühl reicht nun aber auch in die höhern Kreise der Gesellschaft herauf und wird vielfach praktisch befriedigt, und zwar in neuester Zeit mit weit weniger Scheu als noch vor Kurzem. In wie fern die moderne Medizin selbst diesem Gefühl entgegenkommt, werden wir später sehen.

Diese Stimmung hängt aber zu genau mit andern Superstitionen zusammen, als daß es überraschen könnte, wenn man selbst bei den Gebildetsten beiderlei Geschlechts auf Paganismen stößt, welche mit ihrer sonstigen Denkweise in grellem Widerspruch zu

ſtehen ſcheinen. Die Fackel der Bildung hat die Fledermäuſe, ſogar des gemeinſten Aberglaubens, keineswegs vernichtet, ſondern ſie nur in die dunkelſten Ritzen der Seele geſcheucht, von wo ſie ſich, wenn eine Wolke das Geiſteslicht verdunkelt, luſtig ſchwirrend aufmachen. Wie manche Dame, der man in der Bildungsanſtalt alle wiſſenſchaftlichen, und darauf in der Welt alle moraliſchen und religiöſen Vorurtheile glücklich abgetrieben, huldigt all den kleinen und großen Künſten der Magie, vom unſchuldigen Augurium der sortes Virgilianæ und des Traumbuchs bis zum geheimen Beſuch bei der kartenſchlagenden Hexe, von der ſympathetiſchen Kosmetik bis zum thätigen Zauber, der ihrer Liebe oder ihrem Haß dienen ſoll! Aber ſelbſt in tüchtigen Männern, in trockenen, kalten Köpfen tauchen zuweilen Gefühle und Gedanken auf, in welchen die geheime, inſtinktive Rechenkunſt der Seele in Beziehung auf Gegenwart und Zukunft halb ins Bewußtſeyn heraufreicht; ſie überraſchen ſich ſelbſt über unwillkürlicher Zeichendeuterei und Zeitwählerei, wovon ihr wacher Sinn nichts weiß und nichts will. Es iſt bekannt, daß ſelbſt die größten Männer ſich nicht frei weder von thätigem noch von leidendem Aberglauben erklärten, daß ihnen nicht nur das Omen, ſondern ſelbſt das Augurium nicht ganz bedeutungslos war. Gab es doch Philoſophen von der ſenſualiſtiſchen Schule, welche ſich der Anfechtungen der Rockenphiloſophie nicht erwehren konnten, wie denn der Franzoſe Nodier die moraliſchen Bedrängniſſe eines ſolchen und ſeine Sophismen mit großer Wahrheit ſchildert.

Die hiſtoriſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften, befruchtet durch die großartigſten Entdeckungen und umfaſſendſten Ideen, haben ſeit einem halben Jahrhundert einen Gang eingeſchlagen, der dem ſocialen und wiſſenſchaftlichen Glauben der Aufklärer gerade zuwiderläuft. Dieſe meinten, eine Stufe erſtiegen zu haben, auf der es ihnen zukomme, allem Unſinn und Aberwitz in der Geſchichte endlich ſeinen wahren Namen zu geben und alle Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens zu richten. Sie ſahen die unbeſchränkte Herrſchaft des Verſtandes in der moraliſchen Welt als nahes Ziel vor ſich. Wie ganz hat ſich in der großen geiſtigen Bewegung der neueſten Zeit das wiſſenſchaftliche Bewußtſeyn und der wiſſenſchaftliche Glaube umgeſtaltet! — Der Grundſatz der heutigen Geſchichtsbetrachtung iſt: nil admirari: das heißt, je

mehr sie in der Geschichte zu bewundern findet, desto weniger wundert sie sich über etwas, weil sie lebhaft vom Bewußtseyn erfüllt ist, daß die Kultur einer jeden Zeit, ihre ganze innere und äußere Verfassung, einen natürlichen Abschnitt im großen Schicksal der Menschheit bildet; daß alle geistigen und sittlichen Erscheinungen in der Geschichte Ausflüsse sind der unveränderlichen, aber im Zug der Entwicklung in verschiedene Richtungen geworfenen menschlichen Anlage; daß im Reiche des Geistes so wenig als in der äußern Natur etwas wider das Gesetz geschieht. Aus solchem Gesichtspunkt muß nun der heutige Geschichtsforscher auch die Phänomene betrachten, welche uns hier beschäftigen, wie überhaupt alle Formen übersinnlicher Vorstellungen, in ihrem Ernst und in ihrer Laune, in ihrer gemüthlichen Tiefe und in ihrem phantastischen Rankenwerk. Er behandelt die verschiedenen Zeitbegriffe von den Einflüssen der Natur und ihrer Geister auf den Menschen und von der Herrschaft des Menschen über die Natur als ein Kapitel der Naturgeschichte des Geschlechts, und er nimmt dazu in einem Grade, von dem die frühere Betrachtung keine Ahnung hatte, die Hülfe der physischen Wissenschaften in Anspruch.

Diese Wissenschaften selbst scheinen nun aber überall an den Stellen angelangt, wo die bisher verfolgten Pfade durch die Tagseite der Natur umbiegen und rückwärts in die Tiefe des Naturgeheimnisses führen. Eine Menge Erscheinungen und Beobachtungen weisen wieder lebendiger als seit langer Zeit darauf hin, daß ein geheimnißvolles Band die Menschen unter sich und mit der sichtbaren Natur und einer unsichtbaren Welt verknüpft, daß zwischen allen Gestaltungen der Materie und allen Thätigkeiten gegenseitig mancherlei Einflüsse und Wirkungen stattfinden, von denen der äußere Sinn nichts wahrnimmt, die man aber zu belauschen und an die man wieder zu glauben anfängt. — Jeder, der mit dem gegenwärtigen Stande irgend eines Zweigs der Naturwissenschaft bekannt ist, hat schon ähnliche Gedanken gehabt, wie die hier vorgetragenen; jeder weiß aus seinem Kreise, daß manche neue Beobachtungen und Ansichten diesen oder jenen Zug der alten magischen Naturpoesie erklären oder gar rechtfertigen; ferner, daß man auf vielen Punkten mit den Bohrern der Wissenschaft nur insofern weiter gekommen ist, als sie in unbekannte Tiefen hinuntergefallen sind, ohne daß der lebendige Springquell der Wahrheit heraufgedrungen

wäre. Das Studium der organischen, wie der sogenannten unbelebten Natur, Physik und Chemie, Physiologie und Medizin sind mit einander in einem Zuge, der einer geistigeren Auffassung aller Materie und der in ihr waltenden Kräfte entgegenführt. Sollte eine Darstellung, welche dieses Verhältniß in Bezug auf alle Richtungen der Forschung entwickelte, den bloßen Liebhabern der Wissenschaft ganz klar und somit für sie von einigem Nutzen seyn, so müßte man wohl viel weiter ausholen, als der Raum dieser Blätter gestattete. Wir glauben die Hauptideen, um die sich unsere bisherige Betrachtung gedreht, deutlicher zu machen, wenn wir uns auf folgende Bemerkungen beschränken.

Das verschiedene Schicksal, das der thierische Magnetismus in Frankreich und in Deutschland gefunden, ist für die ganze Denk- und Gefühlsweise und die Philosophie beider Nationen sehr bezeichnend. Die wissenschaftlichen Autoritäten dort fürchten nichts mehr, als mit dem, was sie die Vernunft nennen, in Konflikt zu gerathen. Kein größeres Aergerniß für sie als ein Phänomen, das sich verwirrend in den prosaischen, beweisbaren Naturzusammenhang einzudrängen droht. Aber die Industrie der Nation weiß etwas, was dem allgemeinen Hang des Menschen zum Geheimnißvollen so willkommene Nahrung bietet, in ihrer Weise trefflich auszubeuten. So wird der thierische Magnetismus von den Akademien im Namen der gesunden Naturforschung aufs Hartnäckigste verläugnet; andererseits ist er den **hommes spéciaux** in die Hände gefallen, und diese richten ihre Somnambülen zu Wahrsagungs- und Receptirmaschinen ab. Das große Publikum spielt mit dem Magnetismus, wie mit jedem Modekram, und denkt bei den orakelnden Schlafwachen nicht viel mehr als bei Mademoiselle Lenormant oder im Amphitheater des Monsieur Comte. — In Deutschland dagegen ist das, besonders in höhern Ständen vielfach wieder rege gewordene religiöse Gefühl durch die somnambüle Mythologie mit dem stehenden frommen Anstrich unverkennbar befeuert und gekräftigt worden. Manche Aerzte haben sich völlig in diese magischen Kreise hineinreißen lassen: sie nehmen die Form in den Visionen als Realität, den subjektiven Ausdruck des Gefühls eines Objektiven für das Objektive selbst, und sie werden so Gefäße, in denen sich der alte heidnisch-christliche Glaube mit neuen Naturansichten seltsam vermischt. Aber

die überwiegend große Mehrzahl deutscher Aerzte und Philesophen erkennt in den bunten Erscheinungen des Somnambulismus einen physiologischen Kern, eine organische Thatsache.

Seitdem nun der Glaube an gewisse Aeußerungen des thierischen Magnetismus sich unter uns befestigt hat, ist so gar Vieles wieder möglich oder selbst wahrscheinlich geworden, wovon sich die frühere empirische Naturforschung nichts mehr träumen ließ. — Das Hinausreichen der Lebenskraft über die materielle Abgrenzung des Körpers; ihr kosmischer Zusammenhang mit der umgebenden Natur; die animalische Atmosphäre, welche die Menschen unter einander verknüpft, in der die Individuen nach verschiedenen Graden der Verwandtschaft organisch zusammenhängen, sich sympathetisch anziehen und antipathisch abstoßen; die eigenthümliche Strömung, welche unter Umständen in dieser Atmosphäre entsteht und zum wunderreichen Rapport zwischen der Magnetisirten und dem Magnetiseur wird; die magische Wirkung, welche dabei das stärkere Subjekt auf das schwächere, empfänglichere durch Berührung, Blick, ja den Willen äußert; die Versetzungen der Sinne, wodurch gewisse, im gewöhnlichen Zustand für Sinneseindrücke unempfindliche Körpertheile zum Sitze von Sensationen werden; die eigenthümliche Steigerung aller oder gewisser Seelen- und Geisteskräfte; das Aufgehen eines innern Sinns in der Somnambüle, vermöge dessen sie die Verhältnisse ihres Körpers durchschaut und Qualitäten ganzer Klassen von Naturkörpern oder nur gewisser, mit ihrem Zustand als Heilmittel in Verbindung stehenden Stoffe erkennt; die sichere Rechenkunst der somnambülen Seele, mit der sie Eintritt und Dauer der Krankheitsanfälle vorherbestimmt; eine, wenn auch noch so beschränkte Fähigkeit, in gewisser Distanz Menschen und Dinge gegen die optischen Gesetze zu erblicken oder vielmehr zu empfinden ꝛc. ꝛc. — Alles dies sind Erscheinungen, die nicht leicht ein deutscher Arzt und Naturforscher, wenn er sie auch noch so sehr einschränkt, völlig zu läugnen wagt, ob er nun selbst Beobachtungen gemacht hat oder nicht. — Bekanntlich gehen die Berichte der Magnetiseurs häufig sehr weit über das so eben flüchtig umrissene Bild hinaus. Jedermann kennt jene erstaunlichen Erzählungen von weitreichenden Fernblicken und Fernwirkungen, vom klarsten Durchschauen des eigenen wie eines fremden Organismus, von wunderbaren Heilungen der

eigenen und fremden Leiden, oft durch ſcheinbar ganz gleichgültige Mittel und Handlungen; alle die bunten Viſionen der bald durch den Himmel der Kirche, bald durch den der Aſtronomie wandernden Seele, alle die himmliſchen Entzückungen und dämoniſchen Anfechtungen. Und wenn bei deutſchen Schlafwachen alle Abgründe des Gemüths in Wonne und Entſetzen ſich aufthun, ſo verrichten die franzöſiſchen Somnambülen mit leichter Grazie Hexereien, welche am Ende noch erſtaunlicher ſind, weil ſie ſich ganz in der proſaiſchen Sphäre der Taſchenſpielerei und Charlatanerie halten.

Gegenüber dieſem Zauberſpiel, das dem nüchternen Bewußtſeyn des wachen Sinnes Hohn ſpricht, befindet ſich die wiſſenſchaftliche Kritik in großer Verlegenheit. Sie fühlt es, der Boden muß ihr unter den Füßen weichen, wenn ſie geradezu ein Gebiet betritt, wo es ſich nicht um das Wiſſen, ſondern um das Schauen und Glauben handelt. Keine der flüchtigen Geſtalten hält ihr Stand, und doch kann ſie ihre völlige Weſenloſigkeit auch nicht beweiſen. Noch hat ſie gar keine Anhaltspunkte, um das naive Seelenbild vom faſelnden Wahn, das innige Naturgefühl von der eiteln oder frechen Lüge, die Divination von der Reminiscenz auch nur mit einiger Sicherheit zu ſcheiden. Wie ſehr der Begriff von dieſem Felde zurückgeſtoßen wird, geht auch aus dem Umſtand hervor, daß in den Verhandlungen über magnetiſche Erſcheinungen noch viel größere Sprachverwirrung herrſcht, und man einander noch viel weniger verſteht, als in der Pſychologie überhaupt. Auf die künſtliche Geographie und Statiſtik der Seelenvermögen kommt dabei freilich das Wenigſte an; aber der Belehrung ſuchende Laie erhält ſo nicht einmal die Befriedigung, daß er in dem verworrenen Prozeſſe etwas zu verſtehen *glaubt*. — Der einfachſte Ausdruck für die Erſcheinung im Allgemeinen iſt wohl dieſer: der menſchlichen Seele kommt die Anlage zu, unter Umſtänden in das auf ihrem Grunde liegende Gebiet der bewußtloſen Inſtinkte das halbe oder ganze Bewußtſeyn hinabzuziehen. Der Zuſammenhang der Dinge und Kräfte innerhalb und außerhalb des Körpers wird bei der magnetiſchen Erregung in gewiſſen Richtungen *erkannt* und in Worte gefaßt, während im geſunden Zuſtand nur ein dunkles Gefühl jenes Zuſammenhangs und eine bewußtloſe Reaktion zwiſchen Seele und Natur beſteht. — Dieſer Rahmen iſt nun freilich ſehr elaſtiſch, ſo fern der Schwärmer ſeine ganze Natur

und Uebernatur, ſeinen Himmel, ſein Mittelreich und ſeine Hölle darin unterbringen kann; dagegen kann ihn der Skeptiker nimmer ſo ganz entleeren, daß der Reſt in ſogenanntem Phantaſieſpiel und Anſteckung der Einbildungskraft aufginge. — Der Schriftſteller, welche mit ächt wiſſenſchaftlichem Geiſte ſich dieſem Stoff genähert haben, ſind nicht viele. Die unbefangenſten derſelben bemühen ſich allerdings redlich, auf dieſem üppig überwucherten Felde das in die Augen fallende Unkraut auszureuten und die tauben Früchte abzuſchlagen, und dieſes Geſchäft iſt ausgiebig genug. Aber ſo manches ſonderbare Gewächs bleibt ſtehen und ſtreckt der Verſtandeskritik von allen Seiten ſtarrende Stacheln entgegen, ſo daß ſie es nur mit bewaffneter Hand roh ausreißen, zur Seite werfen, aber nicht negiren kann. Gerade die ehrlichſten unter den Autoren, ſolche, denen es um die Sache ſelbſt, um die Naturgeſchichte des menſchlichen Geiſtes zu thun iſt, haben keine Antwort, wenn ſie ſich ſelbſt die Frage aufwerfen: ob dieſes oder jenes Mirakel in den modernen **actis sanctarum möglich** ſey oder nicht, und appelliren von der verblüfften Gegenwart an die beſſer orientirte Zukunft.

So viel iſt wohl gewiß, daß in dieſer allgemeinen Anlage der Seele alle überſinnlichen Vorſtellungen der Menſchheit, alle Seelenwunder wurzeln, und am Ende alle Poeſie. Daß das Mittel zu künſtlicher Erregung des Somnambulismus entdeckt oder wieder entdeckt werden, daß das zauberhafte Spiel der krampfhaft erregten Seele auf einen gewiſſen Grad ſtudirt werden kann, dies iſt einer der bedeutendſten, einflußreichſten Schritte unſerer Zeit. Durch die Beobachtung des thieriſchen Magnetismus iſt die Geſchichte der Menſchheit in mancher Beziehung durchſichtiger, ſind die mannigfaltigen, in ihrer Verſchiedenheit wie in ihrer Uebereinſtimmung oft ſo ſonderbaren Zeitenwicklungen dem Verſtändniß näher gebracht worden. Er weiſt aber auch bedeutſam vorwärts auf den Weg, den die noch ſo ſchwankenden Anſichten von Natur und Geiſt einſt mit Entſchiedenheit betreten könnten.

Wie die meiſten pſychiſchen Wunder in der Geſchichte, das ganze Hexenweſen, das Beſeſſenſeyn, gewiſſe Klaſſen von Geiſtererſcheinungen, die Ahnungen, das zweite Geſicht u. ſ. w., mit dem Somnambulismus im Zuſammenhang ſtehen, dies iſt früher

einmal in diesen Blättern (1839. 7tes Heft) besprochen worden. Aber auch die magische und sympathetische Heilkunst und ein guter Theil der Weissagerei, wie sie sich unter so vielen Völkern nach ganz ähnlichem Schema ausgebildet finden, fließen sichtbar aus derselben Quelle. Hierüber nur einige Andeutungen.

Von jeher, und, wie wir oben gesehen, am meisten im germanischen Alterthum, waren Weiber-Priesterinnen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen. Dies beruht offenbar auf der natürlichen Neigung der weiblichen Seele, von selbst oder durch künstliche Mittel sich in jene Schwingungen versetzen zu lassen, welche, indem sie das eigene Wesen in seiner Tiefe aufrühren, zugleich fernfühlend in die Natur hinausreichen, und von denen ein religiös-dämonischer Anstrich fast untrennbar scheint. Ein allgemeiner Zug beim natürlichen und künstlichen Somnambulismus — und häufig sogar der niedrigern Grade desselben — ist das Durchschauen des Körpers und das Angeben geeigneter Arzneimittel für die Verstimmung desselben. Kaum steht in der ganzen Erscheinung ein Punkt fester als gerade dieser. Man kann sich kaum anders ausdrücken, als bei diesen Selbstheilungen komme die instinktive Lebenskraft zu Gedanken und Worten. Fischer* sagt: „Lassen wir die Lebenskraft nicht blos zu Krankheitsgefühlen und dunkeln Heilbestrebungen, sondern zu Gedanken und bewußtem Willen erwachen, was in der Natur und im Gang des Somnambulismus liegt, so muß sich ja doch wohl die medizinische Wahrheit, welche die Lebenskraft in sich selbst trägt, in ihren Gedanken und bewußten Bestrebungen reflektiren und aussprechen. Sie, die im Grunde sich immer selber heilt, wird, wenn sie zu Gedanken und Worten kommt, sich am besten zu rathen wissen." — Auf diese Weise mögen somnambül erregte Weiber von jeher und unter allen Völkern ihre eigenen Aerzte geworden seyn. Es ist aber natürlich, daß in der Geschichte weniger diese egoistische Seite der Erscheinung, als vielmehr eine andere zu Tage kommt, welche auch im heutigen Magnetismus auftritt, aber bedeutend zweideutiger als jene: nämlich die philanthropische Seite, das heißt das Durchschauen fremder Organismen und das Angeben von

* Der Somnambulismus, von Friedr. Fischer. 3 Bde. Basel. 1839.

Heilmitteln für dieselben, die Verwandlung der Selbstheilerin in die allgemeine Heilkünstlerin. Dazu kommen unsere Somnambülen theils von selbst, theils, und wohl noch mehr, durch fremde Anregung. So rein und naiv häufig die Seelenäußerungen beim Selbstheilen sind, so verworren und in ihrer Aechtheit unfaßbar müssen sie werden, wenn der innerlich erwachte Sinn über seine natürliche, freilich von uns nicht abzusteckende Sphäre hinausgreift und sich dabei mit der dichtenden Einbildungskraft vermählt. Unter den tausend stehenden, zum Theil uralten, einfachen und zusammengesetzten populären Heilmitteln mit und ohne magischen Anhang haben sicher die meisten keinen andern Ursprung als gerade diesen; und seitdem man wieder am Bette somnambüler Weiber ärztlichen Rath holt, sehen wir Vorschriften ganz nach dem Zuschnitt der alten sympathetischen Mittel unter unsern Augen entstehen und den Glauben daran sich fortpflanzen.

Ganz so verhält es sich nun auch mit der Wahrsagerei. Ueber die Skepsis erhaben ist in dieser Beziehung bei diesen eigenthümlichen Zuständen nur das Verfließen mit der Seele des Magnetiseurs, das Wahrnehmen durch seine Sinne, das Theilen seiner Empfindungen und Gedanken, ferner das Vermögen der Seele, die Akte und Auftritte des im Körper spielenden zauberischen Dramas nach Verlauf und Zeitdauer mit Sicherheit zu bestimmen, und ein gewisses Ferngefühl für die nächsten Umgebungen in Form von Sinnes-, namentlich Gesichtseindrücken. Auch hier, wie bei den Heilbestrebungen, fliegt leicht der innere Sinn über seine Grenze hinaus und trägt die Rechenkunst, welche ihm an der eigenen Persönlichkeit geläufig geworden, auf andere Menschen und ihre Schicksale über. Aber auch hier ist jene Grenze weder im Allgemeinen, noch im besondern Fall anzugeben; auch hier ist im Orakelspruch die unmittelbare Eingebung von der Kombination, der wahre Bezug vom Zufall schwer, oft gar nicht zu scheiden. — Sicher spiegelt sich das Divinationswesen aller Zeiten und Völker in der Neigung unserer Somnambülen, auf keine Frage die Antwort schuldig zu bleiben, aber auch in ihrer Fähigkeit, die Antwort mit einer Klugheit und Umsicht abzuwägen, welche, wenn für sonst nichts, für die eigenthümliche Steigerung der Seelenkräfte in diesen Zuständen Zeugniß ablegt.

Es steht dahin, ob man schon vor Alters, ob namentlich die germanischen Heiden das uns bekannt gewordene kräftigste Mittel zu Hervorrufung somnambüler Zustände, die Manipulation, gekannt haben. Dafür sprechen könnte die Kraft, welche in mannichfacher Beziehung dem Handauflegen zugeschrieben wurde. Bekannt ist, daß sich die Hexen, wenigstens häufig, mittelst Tränken und Salben in ihre Ekstase versetzten, und sicher hatten sie diese Mittel aus heidnischer Zeit überkommen, wo sie dem Kultus dienten, wie bei den Hellenen. Indessen weiß man, daß schon bei gewöhnlichen, von selbst entstehenden Krämpfen der Weiber nicht selten stoßweise jene eigenthümliche Verrückung mit ihren Symptomen eintritt.

Wer in der Rumpelkammer des Mittelalters ein wenig gekramt und die Rockenphilosophie etwas studirt hat, dem muß die Aehnlichkeit zwischen manchem verschollenen und gangbaren Aberglauben, und den Aussprüchen und Verordnungen der Somnambülen aufgefallen seyn. Die Dinge z. B., welche der Magnetiseur durch Bestreichen zu Trägern magnetischer Kraft und Wirksamkeit macht, und welche, der Somnambülen aufgelegt oder von ihr berührt, gewisse Einflüsse auf sie äußern, haben ganz den Charakter der im Kreise des Aberglaubens so bedeutungsvollen Amulette. Es kommen in magnetischen Wundergeschichten Fälle vor von Uebertragung von Krankheiten auf gesunde Menschen, ja auf Thiere, mittelst Körperabfällen, namentlich Haaren, was ganz mit den Verherungen in der alten populären Mythologie zusammenfällt. Beispiele dieser Art ließen sich in Menge anführen. Die Somnambülen verfallen, wenn sie sich und Andern verordnen, häufig in Zeit- und Ortwählerei, heißen auf den Angang achten, geben Mittel ohne alle bekannte Arzneiwirkung an, lassen die Naturkörper in bestimmter Anzahl nehmen, in eine gewisse Ordnung, an einen gewissen Ort legen u. s. w. Hierin und in so vielem Andern mag man allerdings willkürliche oder unbewußte Nachahmung des populären Aberglaubens erblicken; oft ist man aber doch auch versucht, im alten Aberglauben den originellen Styl des eben so alten Somnambulismus zu erblicken, der erst heutzutage Gegenstand unbefangener Beobachtung wird.

So gewiß der bedeutendste Theil des zauberischen Heilens und Wahrsagens von jeher der somnambülen Wurzel entspringt,

so natürlich ist es, daß zu jeder Zeit keineswegs alle somnambül waren, welche jene Künste übten. Aus dem Typischen, gemein Menschlichen im Somnambulismus und aus den Zeitbegriffen zusammen bildete sich unter jedem Volk ein magischer Ritus mit esoterischen und exoterischen Kapiteln, und zu demselben drängten sich immer auch falsche Priester, innerlich blinde, aber im wachen Leben desto scharfsinnigere Menschen. Und dies mußte immer mehr der Fall seyn, je mehr die Poesie des Christenthums mit ihrer himmlischen und dämonischen Färbung erbleichte, je weniger sie, die Gemüther aufregend, jene Anlage nährte, die zu allem Uebersinnlichen den nächsten Bezug hat. Die heidnische weise Frau und Priesterin hatte sich in die christliche Bublerin des Teufels verkehrt; diese zog immer mehr den dämonisch-priesterlichen Charakter aus und erblaßte zur modern heidnischen Wahrsagerin und Kaffeesatzprophetin, bei deren Manipulationen einiger Hocus-pocus als der unverstandene Bildungsrest eines alten magischen Kultus auftritt.

In derselben Periode, von deren Entdeckungen sich der Aufschwung aller Wissenschaften herschreibt, wurde auch das Mittel gefunden, in geeigneten Individuen den Somnambulismus willkürlich hervorzurufen, zum psychischen Zauberstück, das, wie mit stehenden Charaktermasken gespielt, überall auf dasselbe hinausläuft, gleichsam den Vorhang aufzuziehen. Das Jahrhundert hat sich vom Sensualismus abgewendet, und so ist es ganz dazu gestimmt, Erscheinungen, bei welchen sich die geheimnißvolle Seite der Menschennatur auf Augenblicke herauskehrt, die ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken und sie in ihrer Bedeutung anzuerkennen. Andererseits fühlt man sich aber auch davon abgestoßen, so fern sie dem Wissenstrieb der Zeit neckisch sich entziehen. — Der Somnambulismus blieb auch in unserer Zeit vollkommen dem treu, was sich in der ganzen Geschichte als seine innerste Natur erweist: seine Regungen beziehen sich immer wesentlich auf das Unsinnliche, auf den geheimen Zusammenhang zwischen Seele und Natur; in der Form aber werden sie jedesmal von den höchsten übersinnlichen Vorstellungen, vom religiösen Glauben der befallenen Individuen bestimmt, von denselben wie in Scene gesetzt. So wurden diese Phänomene für die beiden jetzt herrschenden Hauptvorstellungsweisen, für die, welcher Gott in der Natur, wie für die andere,

welcher er außer und über der Natur iſt, gleich bedeutungsvoll. Wo das wieder allgemeiner erwachte religiöſe Bedürfniß am Chriſtenthum feſthält, oder zu ihm flüchtet, da wird die Form der magnetiſchen Erſcheinungen, da werden die Geſichte und Offenbarungen der Seherinnen zur Bürgſchaft der theuerſten Hoffnungen und Ueberzeugungen; da es aber dem Weſen nach die Natur iſt, von deren Eigenſchaften und Beziehungen die ſomnambüle Seele weiſſagt, ſo werden die Gemüther faſt nothwendig mit dem chriſtlichen auch in den heidniſchen Glauben, den Aberglauben, hingeriſſen, wie ſich dies ja in ſehr bekannten Beiſpielen hinlänglich kund gibt. Auf der andern Seite entſpricht das, was dieſen Erſcheinungen organiſch zu Grunde liegt, auch ganz gut den klarern oder dunklern Vorſtellungen derer, welche in einer Naturpoeſie, in einer Vergeiſtigung der Materie friſche Ueberzeugungen ſuchen und ſich dabei an irgend eines der neuern Philoſopheme anſchließen.

Das Verhältniß der poſitiven Wiſſenſchaft zum Magnetismus iſt ſchon oben angedeutet worden. Es erklärt ſich daraus leicht, warum er für die Wiſſenſchaften, mit denen er doch zunächſt zuſammenhängt, für theoretiſche und praktiſche Medizin, für Phyſiologie, Pathologie und Therapie bis jetzt ſo wenig unmittelbare Früchte getragen hat. Nichtsdeſtoweniger fallen die wichtigen Fragen, die er anregt, die Vermuthungen, die er aufdringt, mit manchen Punkten in der gegenwärtigen Kriſis der Heilkunſt zuſammen. Wir haben oben bemerkt, daß die meiſten unſerer Aerzte in den Erſcheinungen des Somnambulismus mehr erblicken als ein weſen- und verſtandloſes Spiel der Körper- und Seelenkräfte. Wer aber in den Senſationen und Ausſprüchen der Somnambülen in einem gewiſſen Grade Naturwahrheit erblickt, der kann ſich ſchwerlich der folgenden Betrachtung entziehen. — Im thieriſchen Magnetismus entwickelt ſich kein neues inneres Sinnorgan. Das Weſen der Phänomene beſteht am Ende darin, daß durch die eigenthümliche Steigerung und Verſchiebung der Seelenkräfte das halb oder ganz zum Bewußtſeyn kommt, was auch ſonſt und immer zwiſchen Seele und Natur vorgeht, aber im Gebiet der unbewußten Triebe bleibt. Wie bei der elektriſchen oder galvaniſchen Batterie die allgemeinen, beſtändig wirkenden Kräfte der Materie nur in beſonders günſtige Umſtände verſetzt

sind, wie dadurch nichts Neues und Eigenthümliches in die Erscheinung tritt, sondern nur das sich sinnlich wahrnehmbar macht, was die ganze Natur still und unbemerkt durchwebt, so ist es auch mit der Somnambülen: in ihr kommt nur stoßweise und stückweise zum Bewußtseyn und Wort, was im gesunden Menschen vom obern, wachen Sinn fast ganz überstrahlt wird und nur in der Form der sogenannten Heilinstinkte und Appetite sich äußert: die prästabilirte Sympathie und Antipathie zwischen der Lebenskraft und ihren Zuständen und den in der organischen und unorganischen Natur, in Elementen, in Gewächsen und Mineralien waltenden Kräften. Und die Annahme eines solchen Zusammenhangs ist nun der gegenwärtigen Stimmung der Medizin nichts weniger als zuwider.

Die Medizin steht dem Naturgeheimniß weit näher, hat es noch in ganz anderem Sinne damit zu thun, als die andern Naturwissenschaften. Diese sind einer davon abgewendeten einseitigen Ausbildung fähig; eine solche ist bei ihnen nur nothwendige Entwicklungsstufe. Die Heilkunst dagegen, eben als Kunst, muß sich auf diesem Wege selbst verlieren. Auf dem unmittelbaren Erfassen der nothwendigen Beziehungen zwischen den Zuständen der Lebenskraft und den Naturpotenzen, ihren Steigerungen und Richtungen scheint das eigentliche Wesen der Heilkunst zu beruhen. Auf niedrigem Kulturstand ist der Arzt ein Künstler, der unter dem Einfluß der höchsten übersinnlichen Vorstellungen und der Naturpoesie seines Volks aus dem vorhandenen, durch die Erfahrung angehäuften Arzneischatz die geeigneten Mittel halb mit verständigem Bewußtseyn, halb durch Inspiration herausgreift. Und dieser Charakter des Priesters und Sehers klebt noch jetzt dem Wunderdoktor, dem Schäfer und Schinder an, dem die Rathlosigkeit der wissenschaftlichen Medizin den vornehmen wie den gemeinen Pöbel in die Hände treibt. Auch er verläßt sich wesentlich auf sein Naturgefühl und weiß nichts vom Individualisiren, weder des Uebels noch der Arzneimittel. Die Medizin konnte nun aber in der Entwicklung der neuern Zeit schwerlich einen andern Gang einschlagen, als sie eingeschlagen hat. Wir haben gesehen, wie sich vor nunmehr drei Jahrhunderten der Geist aus der Versenkung in das Unsichtbare, Magische in der Natur losriß und sich der Sichtbarkeit zuwendete, wo er sofort im Erfassen der Verhältnisse

und Gesetze der äußern Natur sich einseitig befriedigen und zu einer höhern Stufe der Entwicklung vorbereiten sollte. Diesem Zug mußte auch die Medizin folgen. Sie ist und bleibt aber ihrem Wesen nach vielmehr Kunst als Wissenschaft, und so wurde sie, indem sie sich im Bund mit den andern Wissenschaften ganz dem Begriff ergab, von ihrer wahren Quelle weggeführt. In den andern Wissenschaften, die es in dieser Periode nur mit dem Begreifen der Naturgesetze zu thun hatten, waren alle die einander ablösenden Synthesen, Hypothesen, Theorien, in denen der Geist nach seiner Gesetzlichkeit die Erfahrung theils zusammenfaßt, theils ihr vorgreift, Sprossen des Fortschritts. Aber indem auch die Medizin völlig diesen Weg einschlug, gerieth sie, statt fortzuschreiten, nur in falsche Cirkel, eben weil ihr Ziel- und Lebenspunkt nicht im Gebiete der obern, äußern, sinnlichen Natur, sondern der untern, unsinnlichen, oder vielmehr im Berührungspunkte beider liegt. Die andern Disziplinen waren in jedem Augenblick Wissenschaften, d. h. Stufen der Erkenntniß mit augenblicklicher Befriedigung; aber bei der Medizin gilt es nicht nur zu erkennen, sondern auch, und hauptsächlich, zu thun. So war bei ihr der Widerspruch zwischen Wissen und Können jeden Moment offenbar, und so wurde sie, indem sie ihre Ideologien der Natur aufdrang und beide verwechselte, zum Geistesbastard, der meist nicht kann, so viel er auch weiß, und wenn er kann, nicht weiß, wie und warum er kann. Es ist eine wichtige Erscheinung, daß sich die Medizin heutzutage dieses Widerspruchs bewußt wird. Auch ihre Traditionen, wie so viele andere, scheinen in den Bewegungen dieser Zeit einer raschen Auflösung entgegenzugehen.

Zwei unerhörte Rebellionen, Homöopathie und Hydropathie, haben, gleich Erdbeben, in neuester Zeit das Gebäude der hergebrachten Medizin im Innersten erschüttert. Ein großer Arzt hat es offen und laut ausgesprochen, die Medizin, das heißt in seinem Sinne die Heilwissenschaft, nicht die Heilkunst, habe seit der hellenischen und römischen Kultur so gut als keine Fortschritte gemacht, und sie müsse auf ganz neuen Grundlagen von unten auf umgebaut werden. In einer Zeit, welche alles Alte gebieterisch nach seiner Berechtigung fragt, zieht auch die Medizin sich selbst ernstlich zur Rechenschaft. Was früher der Schmerz

oder die Selbſtklugheit der Wenigſten war, das Gefühl und die Einſicht, daß der wiſſenſchaftliche, der rationelle Arzt, rings von Vorausſetzungen umgeben, in ſeinem Gedankengang größtentheils mit Phantomen gegen Phantome ficht, dies will jetzt allgemeine Stimmung werden. Es geht heute in der Medizin ungefähr wie in der Theologie: ihre Dogmen werden in ihrem eigenen Schooße kritiſch aufgelöst, nur daß ſie keine Myſterien ſind, ſondern das, was man Ontologien nennt. Die neuen Schulen behaupten, und die Urheberen mögen es kaum läugnen: alle die phyſiologiſchen, pathologiſchen und therapeutiſchen Begriffe und Satzungen, welche die Medizin beherrſchen, ſind nicht auf dem Wege analytiſcher Naturbeobachtung entwickelt; es ſind Vorausſetzungen, ideale Vorſtellungen, eine Art proſaiſcher Poeſie der geſunden und kranken Lebenskraft, in der die normalen Thätigkeiten, wie die hundertfach ſich kreuzenden und verſchwimmenden Krankheitsſymptome zu Perſonifikationen werden, die man mit der Sache, und deren ideales Spiel man mit dem wahren Zuſammenhang verwechſelt.

Man fühlt es, dieſer Dogmatik muß man entſagen und in gewiſſer Beziehung von vorne anfangen. Die bedeutendſten der Wege, auf denen in der neueſten Zeit eine Reform der Medizin verſucht wird, gehen eigentlich darauf aus, vorläufig das Wiſſen vom Können zu ſondern. Von den Hauptgrundlagen der Heilkunſt iſt nicht nur die Phyſiologie nebſt der Anatomie, ſondern auch die Pathologie einer rein wiſſenſchaftlichen, vom Heilzweck unabhängigen Behandlung fähig; aber eben durch die enge Verknüpfung mit der Heilkunſt wurden ſie von der Ideologie derſelben angeſteckt und in ihrem wahren Fortſchritt gehemmt. Man bemüht ſich jetzt, freilich nach verſchiedenen Methoden, die Erſcheinungen der geſunden und die Produkte der kranken Lebenskraft ohne praktiſches Vorurtheil naiv aufzufaſſen und jene Disziplinen auf ſelbſtſtändigen Grundlagen nach den in der übrigen Naturforſchung herrſchenden Grundſätzen fortzuführen. — Es ergibt ſich von ſelbſt, daß Männer und Schulen, welche die hergebrachte Theorie mit ſolcher Skepſis betrachten, auch zu den alten Heilmethoden und der ganzen Arzneimittellehre alles Vertrauen verloren haben. Nichts zeigt aber beſſer, wie tief die mediziniſchen Traditionen bereits zerrüttet ſind, als der Umſtand, daß überhaupt die große Mehrzahl der Aerzte, auch wenn ſie dem alten Gedankengang und der alten

Sprache treu geblieben ſind, in der Praxis die neuen naturaliſtiſchen Wege einſchlagen.

Die Wirkungen der Arzneimittel wurden bisher größtentheils auf Ontologien bezogen: ſie ſollten auf Irritabilität oder Senſibilität ſo oder ſo einfließen, ſie ſollten reizen oder beruhigen, ſpannen oder abſpannen, ſtärken oder herabſtimmen, Krankheitsſtoffe kochen, ableiten, ausſtoßen, neutraliſiren u. ſ. w. Wie auf einmal hat man faſt allgemein die verwickelte Strategie der Heilplane entweder bedeutend vereinfacht oder ihr ganz entſagt. Man läßt der Natur mehr Spielraum durch verſtändiges Zuwarten im Hippokratiſchen Sinn, man nimmt mehr Rückſicht auf Diät, immer mehr Aerzte kommen zurück vom Unſinn der zuſammengeſetzten, den verſchiedenen Symptomen dogmatiſch angepaßten Rezepte. Der Hauptzug iſt nun aber das Trachten nach ſpezifiſchen Mitteln, d. h. ſolchen, welche den Organismus auf beſtimmte, definitiv günſtige Weiſe umſtimmen, deren Wirkung auf einem unmittelbaren Naturverhältniß zum lebenden Körper beruht und, vorläufig wenigſtens, nicht weiter erklärlich zu ſeyn braucht. Es verſchlägt dabei nichts, daß in dieſer Zeit der Uebergänge ſo viele Aerzte im alten Geiſte räſonniren und im neuen handeln; dies und das Umgekehrte kommt ja täglich auch in andern Kreiſen vor.

Dieſe wichtige Umſtimmung iſt von theoretiſcher Seite hauptſächlich eine Frucht der philoſophiſcheren Anſichten in der Phyſiologie, wie ſie durch die großen Fortſchritte in den phyſiſchen Wiſſenſchaften und durch die Ideen der Naturphiloſophie herbeigeführt wurden; aber von der praktiſchen Seite war es vorzüglich die Homöopathie, was den Ausſchlag gab. Die innere Hohlheit des bisherigen Heilſyſtems konnte ſich nicht offenkundiger darthun als durch dieſe glückliche Empörung, welche Hunderte von Aerzten mit ſich fortriß und ihnen zur Thorheit, ja faſt zum Verbrechen machte, was eben noch die wiſſenſchaftliche Norm ihres Handelns geweſen war. Der geſunde Kern der Homöopathie war der Satz, daß alle wahrhaft wirkſamen Mittel ſpezifiſche, unmittelbar wirkende ſeyen, daß beim Anpaſſen der Mittel an die Anthropomorphismen der Krankheitsbilder nach dem Prinzip der entgegengeſetzten Wirkung der Natur nur zufällig nicht Gewalt angethan werde. Aber wie die Reformation, nachdem ſie die Mißbräuche der alten Kirche im

Namen des Wortes Gottes siegreich bekämpft, sich sogleich in ein neues Dogma einschloß, so fiel die Homöopathie im Namen der Natur von der alten Medizin nur ab, um ihre lebendigen Gedanken in einer neuen Voraussetzung, in einem völlig einseitigen System wieder erstarren zu lassen. Trotz ihrer ganz realistischen Form sind übrigens ihre Ideen im Grunde spiritualistisch. Ihre Sätze von der Heilkraft von Naturkörpern, welche bisher für gleichgültig gegolten, von der Wirksamkeit des unendlich Vertheilten, vom Wachsen der Kraft im Verhältniß der Vertheilung sind ganz im Geist und Styl der alten Vorstellungen von ursprünglichen Sympathien und Antipathien zwischen den menschlichen und den Naturkräften, auf welchen ein wesentliches Stück des populären Aberglaubens beruht. In verbis, herbis et lapidibus, damit war der Kreis der alten zauberischen Heilkunst beschlossen. Schlug ein Funke von Schwärmerei in die homöopathische Atomistik, so kam zum geisterhaften Hauch der unendlich vertheilten Metalle und Kräutersäfte auch das Wort, der Segensspruch.

Durch den Abfall vom Glauben an das, was ihn bisher mit dem Schein der Wissenschaft irre geführt, durch den Drang nach empirisch spezifischen Mitteln, die er keck versucht, dem Veto des bisherigen Systems zum Trotz, sieht sich der heutige Arzt häufig dem Standpunkt des alten Naturkünstlers näher gerückt: er heilt und sagt sich dabei ehrlich, daß er nicht weiß, wie er heilt; er glaubt wieder ans Mittel als solches, während er sonst an sein Wissen, an die Theorie von der Wirkung glaubte. Wenn man heute „domandat causam et rationem quare opium facit dormire“ und einer mit Molière erwidert:

Quia est in eo
Virtus dormitiva,
Cujus est natura
Sensus assoupire,

so ist dies nicht mehr die Antwort des Idioten oder des Spötters, sondern des Wissenden, der weiß, daß man nichts weiß, oder vielmehr, in welchem Sinne man sehr viel, in welchem man so gut als nichts weiß.

So viel ist gewiß, dadurch, daß die Aerzte offen oder stillschweigend, bewußt oder unbewußt, praktisch einen großen Theil

dessen aufgegeben, was sie zu wissen glaubten, ist die Medizin nicht unwirksamer geworden. Man darf es wohl sagen: auch bisher war im wissenschaftlichen Arzt, wo er wirklich heilte — was doch Gottlob! oft genug geschah — vielmehr der Künstler thätig, als der Mann im Doktorhut. Enthält ja doch unser Arzneischatz eine Fülle ächter uralter Naturmittel, sind ja doch eine Menge Mittel und Methoden von der Natur selbst vorgeschrieben; aber in vielen Fällen, wo der Arzt segensreich wirkte, geschah es weniger vermöge seines Wissens als trotz demselben. Und so handelt der moderne Arzt nur scheinbar zufälliger als der alte Dogmatiker, der mit seinem rationellen Verfahren immer nur sich selbst und der Natur meistens nur zufällig Genüge that. Was der Arzt an Selbstbefriedigung verloren, hat er reichlich dadurch gewonnen, daß er mit seinem Naturalismus der Natur näher steht.

Es springt nun aber in die Augen, und um diese Bemerkung ist es uns hier hauptsächlich zu thun, daß der Geist der Medizin heute in ganz anderem Verhältniß, als noch vor Kurzem, zum Aberglauben steht, so weit sich dieser auf das Heilen bezieht. In einer Menge von Uralters überlieferter, von der hochmüthigen Wissenschaft mit dem Stempel der Albernheit und des Unsinns gebrandmarkter Mittel und Methoden erkennt oder ahnt man jetzt ein Korn Naturwahrheit. Je mehr das Vertrauen zu den bisherigen Mitteln und Wegen schwindet, desto weniger fühlt man sich aufgelegt und berechtigt, die alte, aus so tiefer Quelle fließende Naturweisheit so ganz und gar von der Hand zu weisen. Ist doch, nicht nur in der Medizin, sondern in der Natur überhaupt so gar Vieles wieder möglich geworden, das unser äußerer Sinn und unser Calcul nicht ergreift! Diese Stimmung zeigt sich äußerlich im rüstigen Experimentiren mit Arzneimitteln ohne Rücksicht auf die Ontologien, im Wiederaufnehmen alter empirischer Mittel und Methoden, und in der auffallenden Toleranz gegen die medizinirenden Träger des Aberglaubens, welche so weit geht, daß es nicht selten in den höchsten Ständen Kranke wagen dürfen, ihren vornehmen Aerzten den Versuch mit einem sympathetischen Mittel oder gar das Herbeiziehen eines Medikasters vorzuschlagen. Die orthodoxe Wissenschaft ist in den Köpfen so erschüttert, daß es bei weitem nicht mehr in dem Grade wie

früher das ärztliche Gewissen ist, was gegen die Eingriffe naturalistischer Ketzerei zu Felde zieht, sondern nur der Standesstolz und der Eigennutz. Der Raum verbietet uns, diesen Punkt weiter auszuführen; fast jeder Leser wird das Angeführte mit Erfahrungen aus dem täglichen Leben zu belegen wissen.

Diejenigen Leser, welche sich, wie der Verfasser dieser Zeilen, im gewöhnlichen Zustande gegen alles Magische gemüthlich passiv verhalten, werden sich durch diese Bemerkungen so wenig zum praktischen Aberglauben verführen lassen, als dieser in einem tausendjährigen Reich der Aufklärung und des Materialismus auszurotten gewesen wäre.

Wem manche Bestrebungen in der neuen Medizin materialistisch erscheinen, z. B. der Trieb, durch feinste Zergliederung und durch Mikroskopik die physiologischen und pathologischen Erscheinungen dem Begriffe näher zu bringen, der bedenke, wie sehr sich unter dem Einfluß der neuern Philosophie die Vorstellungen vom Wesen der Materie verändert haben. Gerade der Spiritualismus, der heute die Naturforschung durchdringt, hat auch die Medizin in ihre neue Richtung hineingezogen, in deren Verfolg sie mehr und mehr auf die Seite der Kunst getrieben zu werden scheint. So lange aber die Naturwissenschaften im gegenwärtigen lebendigen Flusse sich erhalten, kann in der Medizin der heute schmerzlich offenbar gewordene Widerspruch zwischen Wissen und Handeln nicht zur Versöhnung kommen. Die Heilkunst scheint nun einmal ihr wahres Leben nur in der Erstarrung der Wissenschaft zu finden; sie scheint ihre eigentliche Rolle nur dann spielen zu können, wenn das Naturwissen zu einem Naturglauben geworden, als dessen Priesterin sie auftritt.

Priesterthum, Gesang und Arzneikunst, ursprünglich aus derselben Wurzel entsprungen, sind in unserer Kultur einander völlig entfremdet worden. Unser Arzt ist so gar kein Zauberer, und unser Poet hat mit dem Priester das Wenigste gemein. In nichts spricht es sich augenfälliger aus, daß in den letzten Jahrhunderten im Doppelwesen des Menschen vorzugsweise nur die eine Seite, die dem Tag und der Sinnlichkeit zugekehrte, ausgebildet worden ist. Wohl bemerken wir, daß sich damit eine nothwendige Entwicklung abgesponnen hat und noch abspinnt. Aber mit Freude

begrüßen wir heutzutage die unverkennbaren Zeichen, daß die Umkehr bereits eingeleitet iſt. Gerade die Widerſprüche und Extreme der Beſtrebungen und Ueberzeugungen in dieſer Zeit laſſen ein Ziel des einſeitigen Fortſchritts abſehen. — Noch vor wenigen Generationen konnte man wähnen, die ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert eingeleitete wiſſenſchaftliche Bewegung gehe darauf los, alle magiſchen, myſtiſchen Vorſtellungen, mit denen ſich die Menſchheit von jeher in merkwürdiger Uebereinſtimmung getragen, in proſaiſchem Naturverſtändniß aufzulöſen. Man konnte ſich vorſtellen, die dunkle Seite der Natur werde, gleich dem Schatten im wachſenden Mond, den Fortſchritten des empiriſchen Wiſſens proportional abnehmen. Es iſt offenbar, daß dem nicht ſo ſeyn ſoll. Das Naturgeheimniß liegt auf einmal weit ab und doch rieſengroß vor den innern Blicken, während man bisher unmittelbar an der Verkleinerung deſſelben gearbeitet zu haben meinte. Der Glaube an ein ſolches Geheimniß iſt wieder frei gegeben und dem Spott der Ueberklugen entrückt. Nicht nur iſt die Forſchung dazu gelangt, auf Wegen, die in ganz anderer Weiſe vorurtheilsfrei ſind als die des vorigen Jahrhunderts, die Naturpoeſie und den Naturglauben des Alterthums und ihre Reſte, die Superſtitionen, in ihrer hiſtoriſchen und gemüthlichen Bedeutung zu begreifen; die ganze Weltanſchauung, wie ſie ſich langſam bildet, iſt zwar noch keineswegs eine eigentliche poetiſche, aber es laſſen ſich in ihr die Elemente einer neuen Naturpoeſie erblicken, welche unter Umſtänden ſchnell zu beſtimmten Geſtalten zuſammentreten und Farbe und Gebärde des Lebens annehmen könnten. So könnte man ſagen, während das magiſche Syſtem des Heidenthums und des Mittelalters verſchwimmend in die populären Vorſtellungen unſerer Zeitgenoſſen hereinreicht, und hier als Aberglauben, als *Nachglauben* erſcheint, kommt ihm von Seiten der Wiſſenſchaft ein *Vorglauben* entgegen, und ſo ſammelt ſich vielleicht allgemach der Inhalt einer künftigen Hyperphyſik bis zur Zeit, wo wiederum das Naturwiſſen von einer neuen Erfüllung des Gemüths gefeſſelt und in einen Theil des Kultus verwandelt wird.

Seben wir mitten in der Bewegung auch nicht ab, wie und woher der Menſchheit friſche gemeinſame Ueberzeugungen kommen ſollen, ſo müßten wir doch am Schickſal unſerer Kultur verzweifeln, wenn wir einem ſolchen Ziele derſelben nicht hoffnungsvoll

entgegenblickten, wenn wir nicht mit Leſſing,* wenn auch anders als er, an ein drittes Zeitalter glaubten, in dem auf höherer Erkenntnißſtufe die Blüthen der Menſchheit, Glaube und Kunſt, wieder freudig gedeihen könnten. Möchte dann immerhin das Wiſſen in einen Zauberkreis gebannt ſeyn. Es ſcheint einmal das Loos unſeres Geſchlechts, daß in ihm ein Alle umfaſſender Glauben, eine der Tiefe des Gemüths entſpringende Kunſt, und ein rückſichtsloſ vorſchreitendes Wiſſen nicht zumal beſtehen können.

é á.

* Leſſings ſammtliche Schriften. Berlin 1839. Vol. X. pag. 308. etc.

Ueber Staatsdienstprüfungen.

Niemand wird läugnen, daß die Anstalt der Staatsdienstprüfungen in ihrer jetzigen Ausdehnung und Bedeutung sich als einer der bezeichnenden Unterschiede zwischen den gegenwärtigen Zuständen Deutschlands und sowohl seiner eigenen Vergangenheit als den Einrichtungen mancher fremder Länder aufdrängt. Während noch die ältere Generation unserer Zeitgenossen kaum eine Ahnung von solchen vielverzweigten, wiederholten und geschärften Erforschungen der Kenntnisse der Kandidaten des öffentlichen Dienstes hatte; und wenn dem Engländer, Franzosen oder Nordamerikaner nur mit Mühe ein richtiger Begriff von der ganzen Einrichtung gegeben werden kann: verursacht dieselbe unseren Regierungen ein dem Umfange nach gar nicht unbedeutendes Geschäft, unseren Familien die lebendigste Besorgniß, unseren Studien eine eigenthümliche Färbung. Selbst Verfassungsurkunden haben deren ungestörten Bestand unter die Grundpfeiler der Staatseinrichtung aufgenommen. Und sind wir auch in der Ausdehnung und in der allgemeinen staatlichen so wie gesellschaftlichen Bedeutung des Prüfungswesens hinter dem hierin fast unerreichbaren Muster des Reiches der Mitte noch etwas zurückgeblieben, so ist doch die Hoffnung nicht aufzugeben, daß in Kurzem auch bei uns die Helden der Romane wohlgeprüfte Kandidaten anstatt der Reiteroffiziere oder jungen Lords seyn werden.

Eine kursorische Prüfung des Gegenstandes nach Soll und Hat scheint somit nicht außer Zeit und Ort.

Wie gesagt, die Staatsdienstprüfungen machen für alle, oder wenigstens beinahe alle, deutsche Staaten einen Gegenstand amtlicher

Thätigkeit von großem Umfange aus. Wir wüßten nicht, daß einer unserer industriösen Schriftsteller den Versuch gemacht hätte, die sämmtlichen Prüfungsordnungen der deutschen Bundesstaaten in ein Corpus juris examinatorii germanici zu sammeln; allein so viel ist gewiß, daß sie einen ganz hübschen Band bilden würden. Schon das, was einzelne Staaten für sich angeordnet haben, wäre mit Anstand vorzuweisen, selbst wenn nur die jetzt gültigen Bestimmungen, nicht aber auch die Reihen wiederaufgehobener und geänderter, berücksichtigt werden sollten. Wenn der Verfasser dieser Zeilen um sich blickt, und nur diejenigen Prüfungen überzählt, welche in seinem kleinen Wohnorte (nicht der Hauptstadt des betreffenden Staates) alljährlich gehalten werden, so verfällt er immer wieder aufs Neue in Erstaunen. Da sind des Jahres zwei Konkursprüfungen für evangelische Theologen; zwei für katholische; zwei für die Kandidaten des Justizministeriums; zwei für die des Ministeriums des Innern; zwei für Finanzmänner; zwei für Aerzte, höhere Wund- und Hebärzte; zwei für niedere Künstler dieser Art; zwei für Apotheker; zwei für Hebammen; einmal etwa werden die Bewerber um Notarstellen geprüft. Manche dieser Prüfungen dauern vierzehn Tage und länger; einige werden mit vierzig und mehr Patienten vorgenommen. Doch hüte man sich, etwa zu wähnen, als seyen diese Prüfungen die Gesammtzahl der vom betreffenden Staate veranstalteten. Alle die eben genannten, mit einziger Ausnahme der Hebammen, niederen Chirurgen und Notare, werden anderwärts noch einmal geprüft; und außerdem bestehen noch die Examina für den Forstdienst, den Bergbau, die Baukunst, für Schulstellen verschiedener Art, vielfache Prüfungen für niedere Staatsdienste, für die Offizierstellen u. s. w. Kurz es scheint fast, als ob die eine Hälfte der Bewohner beständig beschäftigt wäre, die andere Hälfte zu prüfen. — Dies aber ist keineswegs eine vereinzelte Erscheinung, eine Eigenthümlichkeit gerade dieses deutschen Staates. In den übrigen ist es im Wesentlichen das Gleiche. Wer kennt z. B. nicht die vielfachen und strengen preußischen Prüfungen?

Eben so bekannt ist, daß diese vielen und strengen Prüfungen bei andern Nationen nicht bestehen, so z. B. nicht in Frankreich, Großbritannien, den Vereinigten Staaten u. s. w. Wenn etwa auch die Erreichung eines akademischen Grades für die Ausübung

eines der gelehrten Gewerbe oder auch, wiewohl ſeltener, zur Bekleidung gewiſſer Aemter nothwendig iſt, ſo iſt nicht nur die Erfüllung dieſer Bedingung an ſich in der Regel ſehr leicht und kaum etwas mehr als bloße Formalität, ſondern es erſtreckt ſich namentlich die Verpflichtung lange nicht auf alle öffentlichen Stellen, welche in Deutſchland nur mittelſt wohlbeſtandener Staatsprüfungen erreicht werden können. So iſt namentlich das Verwaltungsfach in allen ſeinen Zweigen vom Miniſter bis zum unterſten Schreiber eine freie Kunſt. Und doch werden dieſe Staaten auch regiert, beſtehen überhaupt. Eine abſolut nothwendige Stütze des öffentlichen Weſens iſt ſomit der Prüfungsſtuhl nicht. Allein damit iſt nicht geſagt, daß ein folgerichtiges und vollſtändiges Syſtem ſtrenger Prüfungen nicht ſeine bedeutenden Folgen habe. Welche? dies ſoll, wie geſagt, auf den folgenden Blättern unterſucht werden.

Wir beginnen, wie billig, mit dem Nutzen; nicht dem, welchen man ſich verſpricht, ſondern dem, welcher in der That und Wirklichkeit vorhanden iſt.

Natürlich denkt Jeder bei Prüfungen zuerſt an die Kenntniſſe, deren Beſitz durch dieſelben erkundet und bezeugt werden ſoll. Werden ſie doch deshalb veranſtaltet. Nun läßt ſich auch nicht läugnen, daß wirklich hinſichtlich der Kenntniſſe durch die Prüfungen Bedeutendes erreicht wird. Es ſteht nämlich lediglich bei dem Staate, die Ausdehnung und den Grad der Kenntniſſe, welche er nun einmal zu irgend einem Zwecke für nöthig erachtet, bei einem bedeutenden Theile der höheren und einflußreichen Stände wirklich zu erzwingen. Es bedarf jetzt gar keiner mittelbaren, vielleicht nur theilweiſe und langſam wirkenden Begünſtigungsmittel, keiner Belohnung und Aufmunterung. Jeder Bewerber um einen öffentlichen Dienſt muß das Gewünſchte wiſſen. Und kann man auch das ältere Geſchlecht nicht mehr einüben, wogegen ſich Recht und Billigkeit ſträuben, ſo wirkt doch bei den Jüngeren die Zwangsvorſchrift in wenigen Jahren. Die Sache iſt nicht ſo unbedeutend, als man etwa glauben möchte, wenn man von der Anſicht ausginge, auch ohne ſolchen Zwang werden die nothwendigen Kenntniſſe, eben weil ſie nothwendig ſeyen, von dem Betreffenden immerhin erworben werden. Es iſt auch der Fall möglich, und in der That häufig eingetreten, daß ein Studium in

Folge langer Ungunſt der Zeit ſehr verfiel; oder aber es macht ſich ein neues Bedürfniß im Staatsdienſte jetzt erſt fühlbar, es wird eine neue Wiſſenſchaft allmählig von größerer praktiſcher Bedeutung. Man erinnere ſich z. B., was den erſten Fall betrifft, an den Zuſtand der Studien in Frankreich nach dem erſten Sturme der franzöſiſchen Revolution, und ſelbſt nach dem Sturze des Kaiſerreichs. Als Beleg der zweiten Möglichkeit aber möchten wir auf das Studium der Staatswiſſenſchaften für den Verwaltungsbeamten hinweiſen, während früher Rechtsgelehrſamkeit als ausreichend betrachtet wurde. In ſolchen Fällen würde es lange genug anſtehen, ehe die richtige Erkenntniß beim Publikum ſich Bahn bräche gegen Selbſtzufriedenheit der Unbildung und Trägheit der Routine, während Ein Befehl eines höher gebildeten und die Zeitbedürfniſſe begreifenden Miniſters alsbald mittelſt der Prüfungen das Gewünſchte in kürzeſter Friſt und allgemein herbeiführt. Man muß ſelbſt Gelegenheit gehabt haben, die Schwierigkeiten zu betrachten, welche ſich einem neu entſtehenden Studium durch den Mangel eines traditionellen Anſehens und einer vom Vater auf den Sohn ererbten Erlernungsmethode in den Weg ſtellen, um die Nützlichkeit einer ſolchen alle Bedenken mit Einem Schlage beſeitigenden Hülfe gehörig zu erkennen. Sicher reden auch wir der Freiheit der Studien das Wort, dieſem Palladium der deutſchen Bildung, und namentlich der deutſchen Hochſchulen; allein dieſe Freiheit beſteht darin, daß Jeder auf die ihm beliebige Art ſeine Kenntniſſe erwerben kann, und daß er über das Nothwendige hinaus ſich mit Dem, was ſeinen Anlagen und Neigungen beſonders entſpricht, nach Willkür beſchäftigen darf; nicht aber darin, daß dem Staate unterſagt wäre, zu beſtimmen, welcherlei Kenntniſſe er von den Bewerbern um gewiſſe öffentliche Aemter verlange, und daß er Jeden ſich zum offenbaren Schaden des gemeinen Weſens aufdrängen laſſen müſſe, möge derſelbe gelernt und nicht gelernt haben, was ihm eben beliebte.

Einen zweiten Vortheil der Prüfungen finden wir darin, daß der Staat durch ihre bloße Anordnung den Werth der Kenntniſſe und Bildung anerkennt. Sage Keiner, daß dieſe Anerkenntniß für Gelehrſamkeit und Bildung gleichgültig ſey, indem ſie auch ohne Billigung des Staates ihren Werth haben, und von den Beſten der Nation geachtet und geſucht ſeyn werden. Sicherlich.

Allein vor Allem geziemt und nützt es der Regierung, ſich ſelbſt durch die Anreihung an dieſe Beſten zu ehren. Sodann vergeſſe man nicht, daß nicht Alle ſelbſtſtändig und aus eigenem Antriebe bildungsbedürftig ſind. Sie müſſen zur Arbeit äußerlich veranlaßt werden; und wenn ſie fänden, daß die Regierung ſelbſt keinen Werth darauf legt, wohlunterrichtete Diener zu haben, wenn ſie glauben könnten, daß eher eine Fertigkeit in den äußeren Annehmlichkeiten und Künſten, oder eine zeitlange Theilnahme an einer beſtimmten Thätigkeit, oder daß Familienverbindungen von ihr berückſichtigt werden: ſo würden wohl ſehr Viele nur dieſen Empfehlungsmitteln ſich zuwenden. Daraus aber müßte ein allgemeiner Geiſt der Unkultur, eine Abneigung der höhern Stände gegen Wiſſen und Bildung entſtehen. Setzen wir z. B. den Fall, eine Regierung verlange von ihren Civilbeamten keine gründlichen Kenntniſſe in den verſchiedenen Zweigen des öffentlichen Dienſtes, ſondern ſey der Anſicht, daß eine im Heere zugebrachte Jugendzeit an Gehorchen und Befehlen, ſo wie an praktiſche Anſtelligkeit hinreichend gewöhne, um ſpäter auch die Beſorgung bürgerlicher Staatsämter jeder Art und jeden Grades möglich zu machen: welche Folgen würde ein ſolches Nichtanerkennen der Kenntniſſe haben? Vorerſt würden wir die ganze Jugend dem Kriegerſtande ſich zudrängen ſehen, höchſtens die für dieſen unerläßlichen Fertigkeiten und Vorkenntniſſe nothdürftig erlernend, es ſich aber zur Schande erachtend, gelehrten Studien Zeit und Anſtrengung zu widmen. Die nothwendige Konſequenz hievon wäre aber eine, vielleicht glänzend übertünchte, allein deſto tiefer gehende Unkultur und falſche Bildung der höhern Stände, ſomit der Nation. Und nicht minder gewiß würde ſich aus dieſem Zuſtande eine mannichfach ungenügende Beſetzung der öffentlichen Aemter ergeben, bei welcher mechaniſcher Gehorſam und unverſtändige Routine die eigene Einſicht und die Bemühung, die vorgeſetzten Stellen über den wahren Sachverhalt aufzuklären, erſetzen würden, ſomit ſicherlich das Wohl des Volkes nichts gewönne. Ein ſolcher Staat zeige Achtung vor den Kenntniſſen, er verlange ſie; und bald wird, die nöthigen Anſtalten zur Erlangung ſolcher Bildung vorausgeſetzt, der Geiſt ächter Humanität das Ganze durchdringen, auch da, wo die Regierung nicht unmittelbar wirkt.

Von mannichfacher Bedeutung iſt die weitere Folge geſetzlich

angeordneter Prüfungen, daß es nämlich unmöglich ist, den Staatsdienst völligen Ignoranten aus vornehmen Familien zu überlassen. Wir sind nicht so von Menschen- und Weltkenntniß entblößt, um zu glauben, daß der in einer Verfassungsurkunde oder sonst ausgesprochene Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze, und namentlich des Anspruches Aller auf die öffentlichen Aemter, je in dem Sinne eine Wahrheit seyn könne, daß der junge Mann aus einer vornehmen und einflußreichen Familie nicht seinen Weg leichter machen werde, als seine Mitbewerber von dunklem Herkommen und ohne Beschützer. Wir sind nicht nur überzeugt, daß der erstere bei gleichen geistigen Ansprüchen in der Regel den Vorrang erhalten wird, sondern sogar, daß er bei geringerer Fähigkeit darauf rechnen kann. Dafür bürgt der Einfluß der Verwandten, das gemeinschaftliche Interesse der Kaste, der Eindruck eines geschichtlichen Namens. Rechnet man noch dazu die Wahrscheinlichkeit einer gefälligeren äußeren Erscheinung, die Wirkung persönlichen Umganges mit den höhern und höchsten Gewalthabern, und etwa noch die größere Leichtigkeit, durch Uebernahme schlecht oder gar nicht bezahlter, dagegen Aufwand verursachender Anfangsdienste das gewöhnliche Dienstgeleise bei Seite liegen lassen zu können: so hat man lauter natürliche und menschliche Gründe zu beständiger Bevorzugung junger Männer von aristokratischer Herkunft. Und diesem Allem wird die Prüfungsvorschrift keinen unbedingten Eintrag thun. Denn ist sie nur, und wäre es auch mit der letzten zum Dienste befähigenden Note, befriedigt, so kann dem relativen Werthe der Zeugnisse schon allmählig aus dem Wege gegangen werden. Allein in so weit bleibt dem Grundsatze, daß die Erstehung einer Prüfung die unerbittliche Bedingung des Anfanges im Staatsdienste sey, immerhin ein entschiedener Werth, als der Sprößling auch der vornehmsten Familie genöthigt ist, wenigstens das Minimum der nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Ohne diese kann er den ersten Schritt nicht thun; und somit auch keinen folgenden. Hiermit aber ist schon viel gewonnen für den Staat und für die übrigen Stände. Dem Staate nämlich werden denn doch die allerschmählichsten und allernachtheiligsten Ernennungen erspart. Es kann keine Aemter mehr geben, welche auf ewige Zeiten der Dummheit und Unwissenheit zu Leben eingeräumt wären; und der äußerste Skandal in der Verschleuderung der

Gehalte und der Verſäumniß der Aufgabe iſt unmöglich gemacht. Die Wirkung hiervon iſt in gewiſſen Zweigen des öffentlichen Dienſtes ſehr bedeutend für manche Länder. Unzweifelhaft iſt z. B. der ſchlechte Zuſtand ſo vieler Waldungen der jammervollen Unwiſſenheit der früheren Forſtbeamten zuzuſchreiben. Die höchſten Stellen waren privilegirtes Eigenthum Eines Standes; und nur zu oft wurden ſie an Menſchen gegeben, welche zu allen Dingen vollkommen unfähig waren, als etwa einen Hirſch zu ſchießen. Die unteren Stellen, welche zu nichts Höherem führten, fielen Bedienten und Halbwilden anheim. Wenn unſere Enkel ſich weniger werden zu beklagen haben, daß ſie dem Erfrieren ausgeſetzt ſeyen, ſo verdanken ſie es lediglich der Anordnung von Prüfungen für das Forſtfach, welche jetzt nur Männer von wenigſtens erträglichen Kenntniſſen zulaſſen, und damit von unten an auch ſolche verſchafft haben. — Für die übrigen Stände aber liegt der Vortheil hauptſächlich in der verminderten Konkurrenz. Alle diejenigen, welche ſich zu gut dünken, überhaupt im Leben ſich anzuſtrengen, oder welche durch vornehm-ſchlechte Erziehung zu jeder geiſtigen Arbeit unfähig gemacht ſind, werden gar keinen Verſuch machen, dem Civilſtaatsdienſte ſich zu widmen. Dies gibt Raum für diejenigen, welche arbeiten können und wollen, und zwar nicht blos für den Anfang; ſondern es werden namentlich auch die höheren Stellen ſeiner Zeit nicht von einer Menge hochgeborner Bewerber belagert ſeyn, ſondern auch dem Verdienſte ohne Ahnen eine Wahrſcheinlichkeit des Gelingens bieten. Daher ſind denn auch die Anordnungen ſtrenger Prüfungen eben ſo populär beim Mittelſtande, als ſie verhaßt ſind bei einem Theile der Ariſtokratie. Man hat den Schmerz jener Mutter, „daß man ſich gar nicht denken könne, wie viele Kenntniſſe zu **III**, 3 (der ſchlechteſten Note des betreffenden Departements) nöthig ſeyen,“ komiſch gefunden. Es liegt in ihm das Gefühl einer ſozialen Umgeſtaltung, und des Verluſtes großer Privilegien.

Es ſey hier ein kleiner Exkurs geſtattet. Unter allen Zweigen des öffentlichen Dienſtes iſt ſicher gegenwärtig die Beſorgung der auswärtigen Angelegenheiten der am wenigſten von der allgemeinen Meinung gutgeheißene. Man nehme nur die Verhandlungen in ſo mancher Ständeverſammlung. Keine Ausgabe wird mit ſolcher Unfreundlichkeit bewilligt, wie die für das diplomatiſche

Korps; und oft genug wird mit wirklich unbilliger, die einmal bestehenden Verhältnisse nicht anerkennender Sparsamkeit davon abgebrochen. Wenn eine Regierung erklären wollte, daß sie gänzliche Abstellung alles diplomatischen Verkehres beabsichtige, und somit fürder auf die Verwilligungen für Gesandtschaften verzichte: sicherlich würde von den allermeisten Bänken in der Abgeordnetenkammer nur Beifall erschallen, so verkehrt auch das Beginnen wäre. Wir glauben aber, daß man sich irren würde, wenn man diese Abneigung allein dem Gefühle in kleineren Staaten, auf die Leitung der Weltbegebenheiten doch keinen Einfluß auszuüben, und etwa noch dem Neide auf eine im Glanze bei anscheinend geringer Arbeit lebende Klasse beimessen wollte. Sicher würde von dieser Abneigung der größere Theil verschwinden, wenn man das gesandtschaftliche Personal eine vielseitigere und fühlbarere Thätigkeit entwickeln sähe. Jeder würde einsehen, daß die Gehalte und Repräsentationskosten nicht verschwendet seyen, wenn die Gesandten und ihre Gehülfen ihre günstige Stellung in fremden Ländern dazu benützten, um, je nach ihren individuellen Kenntnissen, ihr Vaterland fortwährend mit der schleunigen Kenntniß neuer Entdeckungen in den Gewerben, oder mit den Ergebnissen abweichender Verwaltungseinrichtungen, oder mit literarischen Verbindungen und Austauschen, kurz mit materiellem oder geistigem Nutzen zu bereichern. Eine einzige wichtige und rechtzeitige Nachricht oder Veranstaltung dieser Art könnte die Kosten einer Gesandtschaft auf lange Zeiten werth seyn. Allein freilich, wenn man sieht, daß, so oft man im fremden Lande wirklich für den Staat etwas lernen will, man neben der Gesandtschaft noch eigene Abgeordnete senden muß: so ist es verzeihlich, wenn der Nutzen der erstern minder einleuchtend gefunden wird. Hier scheint eine Verbesserung wünschenswerth zu seyn, sowohl im Interesse des Staates, als in dem der zunächst betheiligten Staatsdienerklasse (welche auf die Dauer bei dieser Stimmung nichts gewinnen kann). Diese Verbesserung aber würden wir unseres Theiles einfach in der Einführung strenger Prüfungen über vielseitige Bildung der Dienstkandidaten für das auswärtige Departement finden. Solche würden mit einemmale alle eleganten Müßiggänger und Pflastertreter, alle Gecken, welche etwas schlechtes Französisch als hinreichend zur Besorgung der Verhältnisse der Staaten und Völker

und zur Einſicht in fremde Zuſtände erachten, alle Mutterſöhnchen, welche zu Allem zu gut und zu Nichts zu gebrauchen ſind, verſcheuchen. Freilich hieße es Manchem dieſer Aermſten die letzte Zuflucht für ihre Nichtigkeit rauben, wenn man gründliches Wiſſen in den Fächern der Statiſtik, des öffentlichen Rechtes, der Nationalökonomie, der Geſchichte u. ſ. w. von ihnen verlangte, falls ſie ſich „attachiren“ laſſen wollen. Wenn ſie ſo Vieles lernen wollten, könnten ſie auch zu Hauſe ihre ſchöne Laufbahn machen! Sicher. Allein eben deshalb, damit Männer, welche man zu Hauſe auch brauchen kann, zu dieſen Stellen gelangen, ſchlagen wir die grauſame Maßregel vor. Und zwar ſey es uns dabei erlaubt zu verſichern, daß wir bei dieſer unſerer Anſicht auch die denkbaren Einwendungen wohl überlegt haben. Dieſe Vorſchriften über den Anfang in der Dienſtlaufbahn würden die Möglichkeit, vorkommenden Falles einen ſiegreichen Feldherrn oder einen großen Staatsmann zum Botſchafter zu ernennen, natürlich nicht ausſchließen. Es handelt ſich nur von der Regel und zunächſt nur vom Anfange des Dienſtes. Eben ſo fürchten wir uns nicht vor dem Spotte über unſere Pedanten im Salon oder im Kabinette. Auch ein wohlunterrichteter junger Mann kann artig und gewandt ſeyn; und Feinheit und Menſchenkenntniß iſt nicht durch Leerheit und Unwiſſenheit bedingt. Das Unglück könnte ſich freilich vielleicht begeben, daß ein Mann, der nicht „geboren“ iſt, ſein Vaterland zu vertreten hätte im Auslande. Auch dies würden wir auf uns und auf ihn nehmen. Würde es nicht als rückſichtslos erſcheinen, wir wären gar wohl im Stande, Männer aus der Zahl der jetzt lebenden Diplomaten zu nennen, welche durch ihre Kenntniſſe nicht gehindert ſind an Ausfüllung ihrer Stellen und dabei von beachtenswerther Haltung im feinſten Zirkel. — Doch, wir brechen ab. Das Ganze iſt ein hors-d'oeuvre, welches uns gelegentlich in die Feder, wenn ſchon keineswegs gelegentlich in die Gedanken kam. Solchen aber, welchen das Vorſtehende als ſpießbürgerliches Gerede erſcheinen will, geben wir zum Schluſſe noch zu bedenken, daß Der, welcher jenen alten Oberforſtmeiſtern die Nothwendigkeit einer erträglichen Brauchbarkeit hätte predigen wollen, ſonder Zweifel auch kurzweg der Bezeichnung eines gemeinen Schreibers ſich zu erfreuen gehabt hätte, daß aber dennoch die beklagenswerthe Nothwendigkeit des Wiſſens über ſie hereingebrochen iſt.

Wir hoffen Niemand gegen uns aufzubringen, wenn wir als letzten, freilich untergeordneten, Nutzen der Staatsprüfungen anführen, daß sie ein Disziplinarmittel sind, welches in den gegenwärtigen Zuständen unserer Hochschulen nicht eben zu verachten ist. Und zwar dies in mehr als Einer Beziehung. Vorerst ist das „Examen" für unzählige junge Leute die zwar unerwünschte, allein deshalb nicht weniger heilsame Veranlassung, doch nicht ihre ganze Studienzeit dem Vergnügen, den Verbindungen, überhaupt dem Burschenleben zu widmen. Ist auch dieses Vorbereiten auf die Prüfungen, d. h. in der Regel das Auswendiglernen, Auszugmachen und Heftreiten, vom eigentlichen, für den ganzen Menschen und das ganze Leben nützlichen Studium himmelweit verschieden, und wird Manches von dem nur für einen Zweck und Zeitpunkt Erlernten so schnell wieder vergessen, wie der vom Kinde für die Schule noch Morgens beim Frühstücke erlernte Liedervers: so ist doch die Nothwendigkeit, ernstlich an die Bücher zu gehen, für Viele eine Mahnung, und für nicht Wenige der erste Anfang natürlicher Studien. Sodann ist die Furcht vor einem schlechten Sittenzeugnisse, welches die Zulassung zur Prüfung hinausschieben, oder das Ergebniß derselben in den Augen der höheren Behörde weniger beachtenswerth machen könnte, auch eine Rücksicht, welche nicht selten von wildem Treiben abhält. Wo namentlich die Einrichtung getroffen ist, daß vor Vereinigung der auf der Universität gemachten Schulden keine Staatsprüfung erstanden werden darf, wird mancher junge Mann von leichtsinniger Verschwendung und vielleicht von sittlichem Schmutze, oder einer das halbe Leben nachwirkenden Verlegenheit bewahrt. Die gewöhnlichen Strafen auf der Universität selbst können bedeutend an Strenge gemildert werden, wenn eine nachtheilige Einwirkung auf die Prüfung für die akademischen Behörden möglich ist. Dies aber halten wir für ein Glück, weil längere Gefängnißstrafen für junge Leute nicht taugen, das Wegschicken aber jetzt bei dem allgemeinen Kartel aller Hochschulen keine Kleinigkeit mehr ist. Endlich möchten wir noch mit einem Worte andeuten, daß da, wo die Lehrer an den Prüfungen Antheil zu nehmen haben, die Rücksicht hierauf der geringer und geringer werdenden Pietät etwas nachhilft. Wir werden unten beweisen, daß diese Theilnahme der Professoren an den Staatsdienstprüfungen unseren Beifall im Allgemeinen

nicht hat. In der eben beſprochenen Rückſicht aber iſt dieſelbe kein Uebel.

Ehe wir nun aber diejenigen Folgen der Staatsdienſtprüfungen, welche als nachtheilig erſcheinen, nachzuweiſen unternehmen, wird es vielleicht an der Stelle ſeyn, auch einige Punkte zu erörtern, in welchen die Einrichtung *das von ihr Verlangte*, und ihr vielleicht auch ziemlich allgemein Zugeſchriebene, in der Wirklichkeit nicht leiſtet; ohne daß übrigens gerade etwas poſitiv Nachtheiliges und Entgegengeſetztes an die Stelle träte. Eine richtige Einſicht auch in dieſer Beziehung gehört natürlich ebenfalls zu den Elementen einer vollſtändigen Würdigung des Ganzen.

Häufig genug wird von den Prüfungen erwartet, daß ſie einen richtigen Maßſtab für das *Talent* der Geprüften abgeben ſollen. Man ſchreibt es einem unrichtigen Verfahren oder der Stumpfheit der Prüfungsbehörde zu, wenn im Geſchäfts- und Weltleben ein Mann eine ganz andere Brauchbarkeit entwickelt, als ſeine im Prüfungszeugniſſe bezeugten Kenntniſſe vermuthen ließen, ſey es, daß er ſich beſſer, ſey es, daß er ſich weniger gut erzeigt. Dies iſt nicht Schuld der Prüfungsbehörde; und man muß ſich hüten, von der Prüfung mehr zu erwarten, als ſie zu gewähren vermag. Freilich kann auch einfältig gefragt werden, und es können urtheilsloſe Menſchen zu Examinatoren beſtellt ſeyn; und Beides ſoll nicht ſeyn, Beides gibt eine falſche Schätzung. Allein ſelbſt, wenn Alles vor ſich ging, wie recht iſt, ſo kann doch von der Prüfung kein ſicheres Zeugniß über Talent erwartet werden. Liegt es doch auf flacher Hand, daß bei der Beantwortung ſchriftlicher Aufgaben oder einer Unterhaltung über theoretiſches Wiſſen keineswegs *alle* geiſtigen Eigenſchaften erforſcht werden können, welche den Geſchäftsmann oder gar den Staatsmann bilden, welche den ſcharfſinnigen Erforſcher der Krankheitsurſachen, den kecken Operateur, den ſegensreich wirkenden Geiſtlichen, oder den lebensvollen, anregenden Lehrer bedingen. Wollen wir auch die Schüchternheit des Kandidaten nicht hoch in Anſchlag bringen, da ſie wenigſtens im Verlaufe der Prüfung nicht ſo häufig, noch ſo groß iſt, als ſchlecht Beſtandene vorzugeben pflegen; wollen wir ferner die Verſtimmung der Geiſteskräfte oder leichtes Unwohlſeyn, welche freilich vorkommen, allein die auch überwunden werden können und ſollen, nicht viel beachten: ſo iſt doch

unläugbar, daß der Scharfſinn in der Auffaſſung konkreter Zuſtände und Abſichten, die Klugheit in Berechnung der Mittel, der Eifer, die Originalität und Erfindungsgabe, die Geiſtesgegenwart, die Beſtändigkeit und Konſequenz des Verfahrens, der Takt im Thun und Laſſen ſich auf dieſer Wiſſens-Wachtparade nicht zeigen können. Auch vergeſſe man nicht, daß manchen jungen Mann oft das Leben geiſtig erſt entwickelt. Die Prüfung kann ſomit im beſten Falle nur nachweiſen, welche *Kenntniſſe* im Augenblicke der Vernahme der Kandidat hat; über die *Talente* kann ſie nichts Sicheres und Umfaſſendes ausſagen. Ihr Zeugniß kann z. B. mit vollem Rechte nur ein ſehr mittelmäßiges ſeyn, und doch ſchwingt ſich der Mann einſt an die Spitze ſeiner Genoſſen. Es iſt nicht blos bösartige Nachrede, ſondern Wahrheit, wenn Männer genannt werden, die jetzt als die erſten, die genialſten ihres Faches von Allen unumwunden anerkannt ſind, und doch ihrer Zeit bei der erſten Prüfung abgewieſen wurden. Die Prüfungsbehörde hatte Recht, denn ſie hatten wenig gelernt; ſie aber hatten auch Recht, wenn ſie trotz dieſes Zeugniſſes mit denen ihnen verliehenen großen Gaben weit über Andere, weit auch über ihre Examinatoren emporſtiegen. — Allein wir gehen noch einen Schritt weiter, und verlangen, daß die Prüfung über die Talente nichts ausſagen *ſoll*. Theils iſt die Gelegenheit, ein richtiges Urtheil hierüber zu fällen, aus den angeführten Gründen wenig paſſend. Theils aber, und dies iſt uns die Hauptſache, würde mit dem Auftrage oder mit der Erlaubniß, der Schätzung der Talente Einfluß auf das Zeugniß zu geben, jeder Willkür und Schlechtigkeit, jeder Idioſyncraſie oder Vorliebe Thüre und Thor geöffnet. Darüber, ob ein beſtimmtes Individuum bei den ihm vorgelegten Aufgaben Kenntniſſe gezeigt habe, kann nur wenig Streit ſeyn; jedenfalls ſind objektive Anhaltspunkte vorhanden, und es vermag ſelbſt die entſchiedenſte Parteilichkeit nicht viel auszurichten: allein wie wollte dem abſichtlich oder wegen vorgefaßter Meinung falſch über das angebliche Talent Urtheilenden die Unrichtigkeit auf eine ſo überzeugende Weiſe dargethan werden, daß er nicht umhin könnte, einzuſtimmen? Er bleibt einfach auf ſeiner Schätzung, als ſeiner Ueberzeugung; und wenn er dieſe wirklich hat, ſo iſt er auch zum Feſthalten ſo berechtigt, wie verpflichtet.

Zweitens aber müſſen wir ſogar die Behauptung aufſtellen, daß nicht einmal für ein ganz richtiges Urtheil über die dem Einzelnen in ſeiner einſtigen Stellung im Leben nothwendigen Kenntniſſe in allen Fällen eingeſtanden werden kann. Wir ſetzen zwar natürlich voraus, daß zweckmäßig gefragt werde, überhaupt die Prüfung vernünftig eingerichtet ſey. Auch ſind wir weit entfernt, den ſo häufig vorgebrachten Klagen und Entſchuldigungen, daß Dieſer oder Jener „Unglück“ gehabt habe, zufällig nur über Dinge, die er nicht gewußt habe, befragt worden, von allem Uebrigen aber, was er ſehr gut gewußt hätte, gar nicht die Rede geweſen ſey, in der Hauptſache großen Werth beizulegen, da wir die Unwahrheit der Vorgabe aus hundertfacher Erfahrung kennen. Allein, wenn auch dem Allem ſo iſt, und Alles recht vor ſich ging, ſo darf man doch nicht aus den Augen verlieren, daß eine Prüfung nur die Aufgabe hat, eine Erkundigung in dem geſammten Kreiſe des Wiſſens anzuſtellen, welches im Ganzen für den Dienſtzweig erforderlich iſt, dem ſich der Kandidat widmen will. Da man einerſeits nicht wiſſen kann, welche beſtimmte Stelle er einſt bekleiden wird, andererſeits ausgezeichnete Kenntniſſe in einzelnen Lieblingsfächern die Unwiſſenheit in andern wenigſtens nicht ganz ausgleichen dürfen: ſo müſſen Alle gleichmäßig in den verſchiedenen Fächern gehalten, und muß aus dem Ergebniſſe ein gemeinſchaftliches Urtheil gezogen werden. Nun iſt aber in der Wirklichkeit, und zwar je größer der Staat iſt, um ſo mehr auch, im Innern der einzelnen Hauptabtheilungen des öffentlichen Dienſtes Arbeitstheilung. Eben ſo ſpalten ſich Wiſſenſchaften, welche zwar nicht unmittelbar zu Zwecken des Staates, allein doch unter ſeiner Oberaufſicht und nur nach vorgängig von ihm erhaltener Erlaubniß, ſomit auch nach einer Staatsprüfung, ausgeübt werden, in weſentlich verſchiedene Zweige, wie z. B. die Heilkunſt. Es braucht ſomit nicht Jeder in allen Zweigen ſeines allgemeinen Studiums gleich gründliche Kenntniſſe zu haben, und kann doch für ſein beſonderes Geſchäft vollkommen ausgerüſtet ſeyn, indem er die hier nöthigen Wiſſenszweige mit Vorliebe ergriff. Und ſomit kann ſich denn wohl begeben, daß ein Mann, deſſen allgemeines Prüfungszeugniß, mit vollem Rechte, nur mittelmäßig war, ſeiner Zeit im Leben den, jetzt von ihm anzuwendenden, Kenntniſſen nach ganz ausgezeichnet iſt.

Es wäre somit verkehrt, wollte man von den Staatsprüfungen verlangen, daß sie auch hinsichtlich der später erst sich herausstellenden ganz besonderen Lebenszwecke immer ein richtiges Kenntnißzeugniß abzugeben haben. Man begnüge sich mit dem Allgemeinen, und benütze dieses mit Umsicht und näherer Erkundigung.

Nun aber ist es Zeit, auch die eigentliche Rückseite der Medaille zu betrachten. Es haben allerdings die Prüfungen und die große Bedeutung, welche man ihnen beilegt, auch ihre entschiedenen Nachtheile. Und zwar sowohl unbedingte, welche eintreten, wie etwa auch die Einrichtung getroffen seyn mag; und andere bedingte, welche von der Wahl der Modalität abhängen, so aber freilich, daß sie bei keiner ganz fehlen.

Als ein unbedingter, und zwar als ein sehr bedeutender, Nachtheil wird vor Allem die Handwerksmäßigkeit des Studiums genannt. Nur auf die Brodstudien, oder richtiger gesprochen, nur auf die bei den Prüfungen berücksichtigten Fächer — darüber ist nur Eine Stimme — verwende jetzt die Jugend ihre Zeit und Mühe. Die allgemeine Bildung leide darunter aber auf das äußerste Noth. Nicht nur die klassischen Studien haben auf unsern Universitäten fast ganz aufgehört, sondern auch das, was den jungen Mann sonst vor Allem angezogen, die Geschichte, die schöne Literatur, die Naturwissenschaften seyen fast verlassen. Höchstens finde man sich mit ihnen im ersten Halbjahre des Universitäts-Aufenthaltes flüchtig genug ab, um so schnell als möglich den Prüfungsfächern zuzueilen. Von einem während der ganzen Studienzeit neben dem Berufswissen mit Liebhaberei und als Zierde und Freude für das übrige Leben getriebenen Nebenstudium sey kaum mehr die Rede; und wenn es je ein träumerischer Mensch nicht lassen könne, so erfahre er selbst von seinen Altersgenossen Tadel. Schon auf den niedern Schulen wissen die Jungen, worin einst geprüft werden werde. Und wenn, was allerdings einige Regierungen befohlen, ein bestimmter Kursus der allgemeinen Wissenschaften vorangehen müsse, ehe das Fachstudium begonnen werden dürfe, so suche man diesen wohlthätigen Zwang auf alle mögliche Weise zu umgehen. So möge es denn kommen, daß zwar wohl in dem, was einst zum Amte oder Berufe unmittelbar gehöre, mehr Kenntnisse erworben werden, als früher; dagegen leide die allgemeine Bildung der höheren

Stände, und dem Einzelnen entgehe die Befriedigung, welche der vielſeitig gebildete Mann während ſeines ganzen Lebens neben dem Geſchäftszwecke in geiſtigen Beſchäftigungen finde. — Unzweifelhaft iſt viel Wahres an dieſen Klagen. Dieſelbe Zeit kann nicht zweimal verwendet werden, zum Fachwiſſen und zur allgemeinen menſchlichen Kultur. Da nun das erſte erzwungen wird, ſo bleibt die letztere zurück. Und zwar iſt dies um ſo gewiſſer der Fall, als theils der große Zudrang zu allen gelehrten Beſchäftigungen, theils die durch den größern Luxus ohne entſprechende Mehreinnahme verminderten Hülfsquellen der meiſten Familien aus den höhern und mittlern Ständen eher eine Abkürzung als eine Verlängerung der Univerſitätsjahre veranlaßen. Man glaube auch nicht, dieſe Thatſachen durch die Bemerkung beſeitigen zu können, daß, wenn die jungen Leute nur ihre ganze Zeit gewiſſenhaft zu Rathe halten wollten, noch Manches von ihnen neben dem Nothwendigen geſchehen könnte. Ohne Zweifel wäre dies jezt möglich, und wäre es zu allen Zeiten möglich geweſen. Allein dies iſt nicht die Frage, ſondern die: ob nicht die beſprochenen Folgen eintreten werden, wenn die jungen Leute bleiben, wie ſie einmal ſind, und in der Hauptſache wohl immer ſeyn werden? Es handelt ſich nicht davon, wie es ſeyn könnte und ſollte, ſondern wie es iſt. Und ſo iſt denn wirklich zu fürchten, daß die künftige Generation gelehrtere Richter, Geiſtliche und Aerzte, allein weniger gebildete Männer beſitzen wird. Auch dürfte die Zahl der ausgezeichneten Männer in den nicht unmittelbar zur Anwendung beſtimmten Zweigen des menſchlichen Wiſſens und Denkens dadurch verringert werden. Selten hat ein berühmter Geſchichtsforſcher, Mathematiker, Literaturfreund von Jugend an planmäßig dieſem ſeinem ſpätern Fache ſich gewidmet. In der Regel wurde es neben dem eigentlichen Berufsfache getrieben, bis die Neigung zu der durch die natürliche Anlage angewieſenen Beſchäftigung übermächtig wurde, und jenes ganz verlaſſen hieß; bis die Liane den Baum, an dem ſie anfangs ſich ſchüchtern hielt, erſtickte. Wie ſoll dies aber kommen, wenn man die Liebhaberei gar nie beginnen laſſen darf? So hören wir z. B., daß eine berühmte wiſſenſchaftliche Anſtalt, welche früher eine große Anzahl von höchſt bedeutenden Männern, und zwar nicht blos Theologen (für welche ſie zunächſt beſtimmt iſt), ſondern Hiſtoriker, Philoſophen,

Orientaliſten, Mathematiker und Staatsmänner, aus ihrem Schooße über halb Europa ausſendete, hiezu für künftig weit geringere Ausſicht eröffnet. Als einziger Grund aber wird angegeben, daß die jetzige ſtrenge Fachprüfung die früher geſtattete Betreibung von Lieblingsbeſchäftigungen ſehr erſchwere. — Bedarf es noch eines weitern Beweiſes, ſo werfe man einen Blick auf die engliſchen Zuſtände. Bekanntlich beſtehen dort nicht nur Prüfungen gar nicht oder ſind wenigſtens nur Schein, ſondern es wird überhaupt die Univerſität nur zur allgemeinen Bildung beſtimmt. Sie ſoll nur den Gentleman entwickeln; will und muß Einer ein Fachſtudium beifügen, ſo thut er es ſpäter und hauptſächlich durch Selbſtſtudium. Scharfſichtige Kenner des dortigen Volkslebens ſehen aber hierin einen der weſentlichſten Gründe des ehrenhaften Charakters der höhern Stände und jedenfalls der ſie ſo allgemein durchdringenden hohen Bildung.

Als ein zweiter Nachtheil der ſtrengen und folgereichen Prüfungen will uns die Angſt und Qual erſcheinen, welche die Ausſicht auf ſie erzeugt, und ſo Vielen die ſchönſten Jugendjahre verdirbt. Tauſenden ſind ſie jahrelang ein Schrecken, und Jeder, der ſie durchgemacht hat, wird nicht ſowohl die kurze Erſtehung ſelbſt, als die Vorbereitungszeit für einen der bangſten und dumpfſten Abſchnitte ſeines Lebens erklären. Wie Mancher hat nicht den Muth gehabt, ſich dieſer Tortur zu unterwerfen, und iſt dadurch für ſein ganzes Leben verkommen und aus jeder nützlichen Beſchäftigung geworfen worden, obgleich es ihm an den nöthigen Kenntniſſen nicht fehlte. Allein je länger er es in ſeiner Angſt anſtehen ließ, deſto ſteiler wurde der Berg, über den er weg ſollte. Dazu nehme man noch die bange Beſorgniß der Familien, deren ganzes irdiſches Glück vielleicht von dem Erfolge einer Prüfung abhängt; die Thränen der verwittweten Mutter, der verwaiſten Schweſtern, der Braut, wenn es unglücklich ablief! — Man wird dies vielleicht falſche Sentimentalität nennen. Man wird ſagen, der junge Mann brauche nur ſeine Schuldigkeit zu thun, und dann habe er weder das Ergebniß für ſich und die Seinigen zu fürchten, noch ſich die erlaubte Heiterkeit ſeiner Jugendjahre trüben zu laſſen. Gerade die ſchlimmen Folgen, welche Leichtſinn und Trägheit für diejenigen habe, welche ihm am theuerſten ſeyn ſollen, müſſen ihn von jenen Fehlern

abhalten. Jedenfalls verdiene der Feigling, welcher nicht einmal wage, das zu zeigen, was er wiſſe, kein Mitleid. Wir unterwerfen uns gerne dieſem Tadel; wir erkennen den Spott als ganz verſtändig an: aber wir bleiben doch bei unſerer Anſicht, daß die ſtrengen Prüfungen aus dieſem Geſichtspunkte ein Uebel ſind. Es iſt des Glückes nicht ſo viel in der Welt, daß eine Einrichtung, welche unwiderſprechlich Tauſenden viel Glück verkümmert, als gleichgültig erſcheinen könnte. Es mag dieſe Einrichtung nothwendig ſeyn; ſie mag ſonſt bedeutende Vortheile haben: allein zu bedauern bleibt ſie aus rein menſchlichem Geſichtspunkte.

Endlich müſſen wir noch als ein unbedingtes Uebel, welches die Strenge und die Bedeutung der Prüfungen zur Folge haben, die manchfachen Betrügereien bezeichnen, zu welchen ſich ſo mancher Kandidat verführen läßt. Unerlaubte Hülfsmittel bei den ſchriftlichen Arbeiten, Beſtechungen, um die vorzulegenden Frageplane vor der Zeit in Erfahrung zu bringen, Unterſchiebung von Fremden verfertigter Arbeiten, ja ſelbſt (in Frankreich) die Unterſchiebung falſcher Perſönlichkeiten, dies und noch vieles Andere ſind täglich vorkommende Erfahrungen. Und zwar helfen hier weder Strafdrohungen, noch die Abverlangung von Ehrenwort, noch ängſtliche und faſt ſchimpfliche Bewachung. Das Intereſſe iſt noch ſchlauer, die Angſt und Verzweiflung kecker und gewiſſenloſer. Und nicht immer ſind es ſittlich verdorbene Menſchen, welche ſich zu dieſen Fehlern hinreißen laſſen. Nicht ſelten bringt übertriebener Mangel an Selbſtvertrauen, ein nur in dieſer Wirkung unerlaubter Ehrgeiz, Furcht vor Strenge des Vaters, kurz ein ſehr erklärliches, menſchliches Motiv dazu. Wir aber können die Sache nicht als einen leichtſinnigen Jugendſtreich anſehen, als ein Schelmenſtückchen, über das man lacht, wenn es gelingt, das man verzeiht, falls es mißrathet. Es iſt eine unſittliche, unrechtliche Handlung; es iſt leicht ein Wurm, der nicht immer im Gewiſſen ſchläft. Freilich ſchließen wir daraus nicht, es ſollen keine Prüfungen ſtattfinden, damit kein Betrug bei ihnen vorkommen könne. Wir ſind nicht der Anſicht, daß man alle Geſetze in der Welt aufheben ſoll, nur damit kein Verbrechen gegen dieſelben begangen werden möge. Auch wiſſen wir kein Hülfsmittel vorzuſchlagen, und glauben nicht, daß ein ſicheres und ausreichendes aufzufinden iſt. Aber erlaubt

wird es immer ſeyn, darauf aufmerkſam zu machen, daß auch hier eine üble Folge in die Erſcheinung tritt.

Es iſt oben behauptet worden, daß außer den unbedingten und mit dem Weſen der Staatsdienſtprüfungen zuſammenhängenden Nachtheilen auch ſolche beſtehen, welche durch die Art der Einrichtung bedingt ſeyen, ſemit verſchieden bei verſchiedenen Modalitäten erſcheinen, nirgends aber ganz fehlen. Wir erklären uns jetzt darüber näher. Der Auftrag, Namens des Staates zu prüfen, kann zweierlei weſentlich verſchiedenen Perſonen anvertraut werden. Entweder werden dazu Beamte aus dem praktiſchen Staatsdienſte gewählt, und zwar ſo, daß beſtimmte hochgeſtellte Kollegien ein für allemal dazu bezeichnet werden. Oder aber es wird der Auftrag den Univerſitäts-Lehrern übertragen. Nicht ſelten ſind beiderlei Einrichtungen in der Art verbunden, daß eine erſte rein theoretiſche Prüfung den Profeſſoren obliegt, eine zweite praktiſche den Beamten. Wir behaupten nun aber, daß ſowohl die eine, als die andere Wahl ihre eigenthümlichen und nicht unbedeutenden Mißverhältniſſe erzeugt.

Wird nämlich **Praktikern** der Auftrag gegeben, ſo iſt zu gefahren, daß dieſelben die Prüfungen auf eine unzweckmäßige und für die Kandidaten unbillige Weiſe vornehmen. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß ein längerer praktiſcher Dienſt das ſyſtematiſche und rein theoretiſche Wiſſen allmählig durchlöchert, indem nur die häufiger zur Anwendung kommenden Sätze dem Gedächtniſſe vollkommen gegenwärtig bleiben. Außerdem wird es ſich wenigſtens ſehr leicht begeben, daß neuere Anſichten und eine veränderte wiſſenſchaftliche Behandlung gar nicht zu ſo vielfach beſchäftigten Männern dringen. Sie werden froh ſeyn, wenn in ihrem theoretiſchen Beſitze kein Eindringling Verwirrung anrichtet. Es gibt Ausnahmen; allein ſie ſind ſelten. Für die Prüfungen folgt nun aber daraus, einmal, daß die Kandidaten häufig nicht um das gefragt werden, was ſie gelehrt worden ſind, und daß, was ſie nach ihren Lehrern vorbringen, nicht gewürdigt, wohl nicht immer verſtanden wird; zweitens, daß nicht ſelten der ſeiner Theorie nicht mehr ganz ſichere Examinator kurz vor der Prüfung in irgend einem Handbuche einige Materien durchgeht, und nun in dieſen, nur in dieſen, und bis in die feinſten Einzelnheiten hinein prüft. Auch wenn ſich gleich

bei der Eröffnung des Gespräches zeigen sollte, daß der Kandidat zufällig gerade hierin wenig bewandert wäre, wird dennoch, aus Mangel anderweitiger eigener Vorbereitung, fortgefahren und auf nichts anderes übergegangen. Es bedarf nun aber nicht erst des Beweises, wie verkehrt und wie gar leicht gegen die Kandidaten ungerecht dieses Verfahren ist.

Anders, allein nicht eben besser, stellt sich die Sache bei den von Professoren unternommenen Prüfungen. Hier wird allerdings, seltene Fälle abgerechnet, der Prüfende den neuesten Stand der Wissenschaft wenigstens kennen; es muß ihm auch das ganze Gebiet seines Faches hinreichend bekannt seyn, um nöthigen Falles auf andere Materien als die zuerst begonnene abzuschweifen. Dagegen aber wird hier vorerst der Schule eine ungebührliche Herrschaft eingeräumt werden. Nur die selbst gelehrte, wohl gar selbst aufgestellte, Ansicht gilt als richtig. Dadurch aber entsteht Gefahr einer Ungerechtigkeit gegen den anders meinenden Kandidaten, und überdies eine Beschränkung der freien Ueberzeugung im Studium. — Ferner ist zu bedenken, daß die Prüfenden mit dem Kandidaten seit Jahren bekannt sind. Je nachdem nun diese Bekanntschaft günstige oder ungünstige Erinnerungen hinterließ, wird auch, und selbst ganz unbewußt, das Urtheil leicht influirt werden. Der, denn doch auch als möglich zu denkenden, Gelegenheit zu einer Rache oder einer wissentlich ungerechten Begünstigung nicht einmal zu erwähnen. — Allein außer diesen, die Prüfungen selbst betreffenden, Uebelständen treten auch noch weitere ein, welche wegen ihrer sonstigen Bedeutung wohl zu beachten sind. Unläugbar entsteht aus dem Prüfungsrechte der akademischen Lehrer ein Kollegienzwang. Nicht vielleicht in der Art, daß die Studirenden, d. h. die künftig zu Prüfenden, bei den Lehrern, welche sie gerne hören möchten, keine Vorlesungen besuchen; wohl aber so, daß sie neben diesen auch noch die Vorlesungen der Examinatoren hören, wenigstens bezahlen. Sie glauben durch das Gegentheil zu beleidigen; wollen doch wenigstens die Methode und die Lieblingssätze kennen lernen, u. s. w. Dies aber ist eitel Zeit- und Geldverlust für die Studirenden; und zwar wolle man wohl bemerken, zu Gunsten der schlechten oder wenigstens mittelmäßigen Lehrer, indem die guten und vorzüglichen auch schon ohne diese Rücksichten ihre Zuhörer gefunden hätten.

Daran aber nicht einmal genug. Dieser Zutrieb in die Vorlesungen ist ein entschiedenes Hinderniß, die relativen Verdienste und den wirklichen Beifall der verschiedenen Universitätslehrer kennen zu lernen. Auch entschieden schlechte Lehrer finden auf diese Weise Schüler; die guten stechen nicht gehörig hervor. Daher denn falsche Beurtheilung im Publikum und bei den Vorgesetzten, wenn von Beförderungen, Begünstigungen, Entfernung von der Hochschule die Rede wird. Und ist die Sache gar so eingerichtet, daß einzelne Lehrer, z. B. die Privatdocenten oder die außerordentlichen Professoren, keinen Antheil an den Prüfungen zu nehmen haben, so ist der Klagen und der Ungewißheit, mit Recht oder nur angeblichermaßen, vollends kein Ende. Diesen Zustand aber wolle man nicht als gleichgültig und der allgemeinen Beachtung unwerth betrachten. Es handelt sich nicht etwa blos von Eifersüchteleien der Professoren unter sich; sondern von der guten Besetzung der akademischen Lehrstellen, welche denn doch für die Bildung des ganzen Volkes und für die Interessen des Staates von wichtiger Bedeutung ist. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir erklären, es jeder Universität an ihrem Personal und an ihren Leistungen ansehen zu wollen, ob die Lehrer an den Staatsprüfungen Antheil nehmen oder nicht. — Dann sey es noch erlaubt beizufügen, daß dieser Kollegienzwang auch die weitere üble Folge hat, von dem Besuche fremder Hochschulen mehr oder weniger abzuhalten. Es wird vielleicht von diesem oder jenem Examinator nicht gerne gesehen; man verliert die Gelegenheit, seine Methode und seine Ansichten kennen zu lernen, und was dergleichen Rücksichten weiter sind. Nun aber ist sicher dieser Besuch fremder Hochschulen ein bedeutendes Bildungsmittel und für manchen jungen Mann ein Surrogat für eigentliche Reisen, zu welchen es ihm an Mitteln fehlt.

Nichts leichter, ruft man uns entgegen, als diesen Uebeln sämmtlich abzuhelfen! Wenn die Beauftragung der akademischen Lehrer mit so bedeutenden Nachtheilen für die Hochschulen verbunden ist, so enthebe man jene allerdings dieses Geschäftes und zwar alle, damit nicht einzelne ein Mehrgewicht gegenüber von ihren Amtsgenossen erhalten; und wenn bei den älteren Praktikern häufig eine wissenschaftliche Verknöcherung eintritt, so vermeide man es, die sämmtlichen Mitglieder gewisser Behörden, z. B. der obersten Gerichte,

Konſiſtorien u. ſ. w., als ſolche zu den Prüfungen zuzuziehen. Dagegen wähle man aus der Geſammtzahl der Staatsdiener, ohne Rückſicht auf Rang und Dienſtalter, ja ſogar vielleicht vorzugsweiſe unter den jüngeren, die fähigſten und gelehrteſten aus. Dieſen aber werde der Auftrag nicht als ein ſtehendes Amt und lebenslängliches Recht, ſondern nur als ein vorübergehender Auftrag gegeben, ſo daß, wenn wieder ein beſonders tüchtiger Mann aufgefunden iſt, ein minder brauchbar gewordener ſtillſchweigend entfernt wird. Eine anſtändige Belohnung kann entſchädigen für beſondere Mühe und literariſchen Aufwand.

Allerdings läßt ſich dieſer Ausweg treffen; allein nur möge man nicht wähnen, damit alle Mißſtände entfernen zu können. Vorerſt leuchtet ein, daß nur in einem größeren Staate überhaupt dieſer Weg eingeſchlagen werden kann, weil nur in ſolchem mit Sicherheit auf das jeweilige Vorhandenſeyn der gehörigen Anzahl von tüchtigen Männern gerechnet werden kann. Für kleine Staaten iſt das ganze Verfahren offenbar nicht anwendbar; und dieſe wollen doch auch Prüfungen haben. Sodann überſehe man nicht, daß ſelbſt in größeren Staaten ein nie ermüdender Eifer, eine genaue Perſonenkenntniß und eigene hohe wiſſenſchaftliche Bildung von Seiten der verſchiedenen Miniſter dazu gehört, um die Prüfungskommiſſionen beſtändig auf das beſtmögliche zuſammenzuſetzen. Fehlt es an einer dieſer Eigenſchaften, ſo werden entweder von vorne herein arge Mißgriffe gemacht werden, oder es wird wenigſtens allmählig Alles in das Fahrgeleiſe des gewöhnlichen Schlendrians gerathen. Ferner iſt nicht zu läugnen, daß ſich Menſchlichkeiten auch bei dieſer Einrichtung gar wohl denken laſſen. So z. B. die Ernennung von unfähigen Günſtlingen, um denſelben den Vortheil der Geldentſchädigung und der Ehrenauszeichnung eines Prüfungs-Kommiſſärs zu verſchaffen; oder die Belaſſung überſtändig gewordener Examinateren, um ſie nicht zu kränken; oder die Begünſtigung gewiſſer Theorien, freilich nicht weil ſie der Schule, wohl aber weil ſie dem Staate zu praktiſchen Zwecken genehm ſind, u. ſ. w. Auch ſind wir nicht eben ſicher, daß nicht ein häufiger Wechſel in den Perſonen ein Schwanken in den Forderungen und eine Verrückung des Beurtheilungs-Maßſtabes zur Folge hätte. Es iſt nicht leicht, gut zu prüfen; und es will namentlich durch Uebung erlernt ſeyn. Bei obigem Vorſchlage

fiele aber der Vortheil der erlangten Erfahrung immer wieder weg. — Kurz, es ist sicherlich auch bei dieser Einrichtung, ihre Ausführbarkeit im einzelnen Staate angenommen, gar Mancherlei auszusetzen, sollte sie auch vielleicht vergleichungsweise noch die beste seyn.

Wir glauben somit den Beweis geliefert zu haben, daß, wie immer die Art der Prüfung bestimmt sey, fühlbare Nachtheile entstehen, und man somit nur die Wahl unter Uebeln habe.

Allein damit ist denn freilich noch nicht gesagt, daß die Staatsprüfungen, weil sie das Loos aller menschlichen Dinge, die Unvollkommenheit, theilen, aufgehoben werden sollen. Dieser Schluß darf erst gezogen werden, wenn bei scharfer Vergleichung die Uebel überwiegen. Wir glauben aber nicht, daß aus vorstehender Erörterung dieses Ergebniß hervorgeht. Es ist eine solche Entscheidung freilich Sache der Schätzung, bei welcher subjektive Vorliebe für diese oder jene Zustände großen Spielraum hat; und es ist namentlich nicht zu läugnen, daß die von den Prüfungen verschuldete Verringerung der allgemeinen Bildung schwer ins Gewicht fallen darf. Auch irren Die gröblich, welche durch die Prüfungen zu einer Herz und Nieren erkundenden Kenntniß der jungen Männer zu gelangen, Verdienst und Talent mit einer Goldwaage bei Gran und Aß würdigen zu können hoffen. Allein bedenkt man dagegen die Leichtigkeit, gewisse Kenntnisse schnell bei allen denen, welche sie besitzen sollten, zu erzwingen; die Beschränkung des Nepotismus und Favoritismus; die Begünstigung des Mittelstandes gegen vornehme Unwissenheit und Anmaßung: so wird man doch im Allgemeinen das Lob überwiegender Nützlichkeit nicht verweigern können. Jeden Falles muß man in diesen Prüfungen einen nicht ganz unbedeutenden Zug in der Geschichte der Verrückung der gesellschaftlichen Gewalt aus den Händen der Aristokratie in die des Mittelstandes erblicken, und somit — man wolle den Ausdruck nicht unpassend finden — ein weltgeschichtliches Ereigniß.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter seyn, Vorschläge zu Verbesserungen der einzelnen Prüfungsordnungen der einzelnen deutschen Staaten zu machen. Nicht nur möchte dergleichen für unsere Zeitschrift kaum passen, sondern es gehörte hiezu auch eine genaue Erfahrung, welche Jeder doch nur in seinem besondern

Vaterlande erringen kann. Doch wird es wohl erlaubt ſeyn, mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu ſchließen, welche wenigſtens das Verdienſt haben, nicht blos aus Theorie hervorzugehen. Sie ſollen nichts weniger, als neue Wahrheiten und geniale Anſichten geben, ſondern nur an Vorſchriften des geſunden Menſchenverſtandes erinnern, welche aber, ſo einfach und naheliegend ſie auch ſeyn mögen, doch bald da, bald dort nicht beachtet werden ſind.

Vor Allem rathen wir, daß die Prüfungsbehörden zahlreich ſeyen, d. h. nicht unter ſechs bis acht Mitgliedern. Die größere Zahl dienet nicht nur zur Sicherung gegen ungebührliche Begünſtigung oder Zurückſetzung einzelner Kandidaten, ſondern verhindert auch Einſeitigkeit in der Stellung der Fragen und in der Beurtheilung der Leiſtungen. Es iſt keineswegs nöthig oder auch nur wünſchenswerth, daß alle Mitglieder jedesmal ſelbſt prüfen; nur ſeyen ſie anweſend und aufmerkſam. Können hohe Staatsbeamte, z. B. Miniſter, den Prüfungen ſelbſt anwohnen, ſo wird dies theils ein Erlahmen verhindern, theils der Sache mehr Wichtigkeit geben. Jeden Falles iſt die Abordnung eines eigenen Kommiſſärs aus ihrer Nähe ſehr räthlich.

Sey die Bezahlung von Sporteln für die erſtandene Prüfung angeordnet, wie ſie da wolle, ſo erhalte nie der Prüfende einen Theil derſelben, ſondern er werde aus der Staatskaſſe und unabhängig von dem Erfolge des einzelnen Aktes bezahlt. Nicht Alle würden, wenn die Abweiſung noch ſo eben in Frage ſteht, bei ihrer Abſtimmung das Entgehen des Sportelantheils außer Acht laſſen. Auch iſt es unvernünftig, die Entſchädigung für Mühe und Zeit vorzuenthalten, wenn das Ergebniß unerfreulich für den Kandidaten ausgefallen iſt. Gerade ſchlecht beſtandene Prüfungen ſind für den Prüfenden anſtrengend und peinlich. Würde man nicht den eben gerügten Fehler in entgegengeſetzter Richtung machen, ſo ſollte für eine nicht beſtandene Prüfung eher das Doppelte gegeben werden.

Werden die ſchriftlichen Fragen für jede einzelne Prüfung neu beſtimmt, ſo ſeyen ſie nicht in die Willkür des einzelnen Mitgliedes geſtellt, ſomit ſeiner möglichen Einſeitigkeit, der gut- oder übelgemeinten Berechnung auf beſtimmte Kandidaten, oder der Begünſtigung eigener Intereſſen hingegeben; ſondern es ſinde

kollegialische Berathung und Beschlußnahme darüber statt. Die Methode, eine größere Anzahl von Fragen ein- für allemal festzustellen und aus denselben durch Loos die für den bestimmten Akt nöthige Anzahl zu ziehen, führt leicht zu einem mechanischen Vorbereiten auf diese feststehenden Fragen, und erschwert wenigstens die Berücksichtigung neuer Ansichten und Thatsachen. Auch ist natürlich keine Garantie gegen eine unpassende Zusammensuchung des Zufalles.

Die Dauer der Prüfungen sey nicht über die Gebühr und ohne Zweck ausgedehnt. Es bedarf nicht mehrerer Wochen oder gar Monate, um ein Urtheil über die Kenntnisse eines jungen Mannes zu fällen; dagegen ist der Zeitverlust, und für entfernt Wohnende der Aufwand, wohl zu erwägen, um von der Zeit der Mitglieder der Prüfungsbehörde gar nicht zu reden. Einige Tage für die schriftlichen Ausarbeitungen, einige Stunden für mündliche Befragung, und, wo dies nöthig ist, die zum Beweise manueller Fertigkeiten genügende Zeit reichen völlig aus.

Zur Beurtheilung der Kenntnisse werde das Hauptgewicht auf die mündliche Prüfung gelegt. Bei den schriftlichen Arbeiten kommt allzuhäufig Betrug vor; auch ist die Gegenwart des Wissens viel werth. Es sollte freilich nicht erst nöthig seyn zu bemerken, daß die mündliche Prüfung andere Gegenstände behandeln muß, als die vorher zur schriftlichen Bearbeitung gegebenen Fragen.

Sehr häufig wird der große Fehler gemacht, daß der erste Grad der Zeugnisses allzu hoch gestellt wird, als daß er irgend wem gegeben werden könnte. Dies ist nicht nur abgeschmackt in Beziehung auf die von einem jungen Mann mit Billigkeit zu verlangenden Kenntnisse, sondern es wirkt eher entmuthigend. Mit Recht hat man es an gewissen Orden getadelt, daß sie viel zu schwer zu erwerben seyen, und daß somit die Wenigsten einen Versuch machen, durch eine besondere Anstrengung sich eine Anwartschaft zu verschaffen. Kommt der ganz außerordentliche Fall eines selbst die erste Zeugnißklasse offenbar bedeutend übersteigenden Reichthums an Wissen, so bleibt ja immer noch die Möglichkeit eines dieses glückliche Ereigniß sattsam anerkennenden außerordentlichen Beisatzes. Dagegen sey man strenger als gewöhnlich in der Ertheilung des letzten Grades. Von wem es zweifelhaft ist, ob er überall dem öffentlichen Wesen noch mit Nutzen dienen kann,

der werde ohne Bedenken zurückgewieſen, bis er den Beweis einer unzweideutigen Befähigung geben kann. Billig und aufmunternd gegen die Ausgezeichneten, ſey man, zum allgemeinen Wohle, ſtrenge gegen Müßiggänger und Unfähige.

Doch, wir beſcheiden uns. Wenn die Prüfungen ſelbſt gar Manchen läſtig ſind, ſo gibt uns dieſes kein Recht, mit Bemerkungen über ſie auch läſtig zu werden. So viel aber glaubten wir ſagen zu dürfen über eine Einrichtung, welche immerhin eine für Deutſchland ſpecifiſch bezeichnende und wichtige iſt.

12.

Altdeutſche und normanniſche Kunſt.

1. Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich, unter Mitwirkung von G. B. Geyſer d. J., Dr. C. L. Stieglitz und C. P. Lepſius. Erſte Abtheilung, das Königreich, das Großherzogthum und die Herzogthümer Sachſen-Erneſtiniſcher Linie, die Herzogthümer und Fürſtenthümer Anhalt, Schwarzburg und Reuß umfaſſend. Erſte bis ſechste Lieferung. Zweite Abtheilung, die königl. preußiſche Provinz Sachſen enthaltend, erſte bis achte Lieferung. Leipzig, auf Koſten des Herausgebers, 1835—1841, kl. Fol.

2. Die Architektur des Mittelalters in Regensburg. Dargeſtellt durch den Dom, die Jakobskirche, die alte Pfarre und einige andere Ueberreſte deutſcher Baukunſt. Herausgegeben von Juſtus Popp und Theodor Bülau. Erſtes bis neuntes Heft. Regensburg, auf Koſten der Herausgeber, 1834—1839. gr. Roy.-Fol.

3. Berichte an die Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer in Leipzig. Leipzig, bei Vogel, 1829—1836. 8.

4. Jahresberichte des Vereins der ſächſiſchen Alterthumsfreunde. Dresden, 1835—1838. kl. Fol.

5. Der Dom zu Halberſtadt, ſeine Geſchichte, Architektur, Alterthümer und Kunſtſchätze. Herausgegeben von Dr. F. G. H. Lucanus. Halberſtadt, beim Herausgeber. Berlin, bei Gropius, 1837. Fol.

6. Alterthümer und Kunſtdenkmale des erlauchten Hauſes Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried. Erſtes Heft. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1838. gr. Fol.

7. *Del Duomo di Monreale e di altre chiese Siculo-Normanne.* Ragionamenti tre per *Domenico lo faso Pietrasanta Duca di Serradifalco.* Palermo 1838. Tipogr. Roberti. Coé-Tipi dell' autore. gr. Fol.

8. Beſchreibung der in der königl. Kunſtkammer zu Berlin vorhandenen Kunſtſammlung. Von Dr. F. Kugler. Berlin, bei Carl Heymann, 1838. 8.

9. Beſchreibung und Geſchichte der Schloßkirche zu Quedlinburg und der in ihr vorhandenen Alterthümer. Bearbeitet

von Dr. C. F. Ranke und Dr. F. Kugler. Herausgegeben v. W. C. Fricke. Berlin, bei Georg Gropius, 1838. 8.

10. Baudenkmale der römiſchen Periode und des Mittelalters in Trier und ſeiner Umgebung; herausgegeben von Chriſtian Wilhelm Schmidt. Trier 1836 u. 1839. Fol.

11. Ueber altdeutſche Skulptur, mit beſonderer Rückſicht auf die in Erfurt vorhandenen Bildwerke. Von Dr. Ludwig Schorn. Erfurt, Verlag von Otto, 1839. 4.

12. Pommerſche Kunſtgeſchichte. Nach den erhaltenen Monumenten dargeſtellt von Dr. F. Kugler (der Baltiſchen Studien achter Jahrg. erſtes Heft). Stettin, 1840. 8.

13. Das Stift des heil. Johannes des Täufers in Monza. Ein Beitrag zur Geſchichte Theudelindens von Bayern und der Kunſtbildung ihrer Zeit. Von Bernhard Grueber. Regensburg, 1840.

14. Die ehernen Denkmale Hennebergiſcher Grafen von Peter Viſcher in der Stiftskirche zu Römhild. Gezeichnet und beſchrieben von A. V. Döbner. München, Kohler und Komp., 1840. Folio.

15. Skizzen zur Kunſtgeſchichte der modernen Medaillenarbeit (1429—1840), von Heinrich Bolzenthal. Berlin, bei C. Heymann, 1840.

16. *Le Moyen-Age pittoresque.* Vues de monumens et détails d'architecture, armures, meubles etc. du dixième au dix-septième siècle, dessinées d'après nature par *Chapuy* et autres etc. 30 Livr. in Fol. Paris, bei Veith und Hauſer, 1839.

17. *Le Moyen-Age monumental et archéologique.* Vues et détails des monuments les plus remarquables de l'Europe depuis le VI. jusqu'au XVIII. siècle. Lithogr. d'après les dessins de *Chapuy*. Erſtes Heft. Paris und Carlsruhe, bei Hauſer und Velten, 1840. kl. Fol.

18. *Les Arts du Moyen-Age* par *Mr. Duſommerard.* Atlas, Livr. 1—25. Album, Livr. 1—8. Paris, 1839. Fol.

19. Gothiſches A B C Buch, das iſt: Grundregeln des gothiſchen Styls für Künſtler und Werkleute; von Friedrich Hoffſtadt. Mit 42 Vorlegeblättern und einer Abhandlung über Geſchichte und Reſtauration der deutſchen Baukunſt, nebſt einem Wortverzeichniß über deren Kunſt- und Handwerksausdrücke. Frankf. am Main, Verlag von Siegm. Schmerber, 1840.

20. Vergleichende Sammlungen für chriſtlich mittelalterliche Baukunſt. Von Bernhard Grueber. Zweiter Theil. Die Konſtruktionslehre. Augsburg, bei Zanna u. Komp. 1841. Fol.

Obige Werke ſind hier zuſammengeſtellt worden, nicht um den Leſer durch eine Anzeige ihres Inhalts zu ermüden, ſondern um in einer kurzen Ueberſicht darzulegen, wie vieles, beſonders in Deutſchland, bei ziemlich mäßiger Ermunterung von Seiten

des Publikums, selbst in den letzten Jahren für Bekanntmachung und Erforschung der altdeutschen Kunst geschehen ist. Man war eine Zeit lang geneigter, neue Gebäude im altdeutschen Styl zu errichten, als die alten gründlich zu studiren und abzubilden; daher wurden am meisten die Musterbücher gesucht, welche Beispiele für einzelne Architekturtheile, Gliederungen und Ornamente enthalten, und aus welchen die Baumeister nach Belieben wählen können, was ihnen für ihre Entwürfe paßt, die gewöhnlich in Absicht auf Charakter, Styl und Durchführung des Ganzen und selbst in den Details der Gliederungen und Verzierungen noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Nachdem schon vor geraumer Zeit Stieglitz, Boisserée und Moller das System der mittelalterlichen Baukunst im Allgemeinen entwickelt, später Schnaase, Kugler und Andere auf die provinziellen Verschiedenheiten seiner Gestaltung hingewiesen haben, gelangt man erst jetzt zur systematischen Nachweisung der Bauregeln im Einzelnen, wozu das A B C Buch von Hoffstadt und die vergleichenden Sammlungen von Grueber ein willkommener Anfang sind. So ist zu hoffen, daß unsere neugothischen Bauten künftig mehr nach dem System der Alten, folgerechter und weniger trocken und unmalerisch als bisher gerathen werden.

Die letzteren Werke, welche das Konstruktive zu ihrem Hauptgegenstand machen und die alte Kunstweise aus ihren Regeln wieder zu erwecken suchen, gehen, so wie die, welche das Geschichtliche der alten Baudenkmälern erforschen, von der Periode des Rundbogenstyls aus, und suchen dessen allmählichen Uebergang in den Spitzbogenstyl nachzuweisen. Das einzige bis jetzt bekannte Beispiel von einem Uebergehen des deutschen Rundbogens in den arabischen Hufeisenbogen um die Zeit des 11. Jahrhunderts bietet die Krypta des Klosters Göllingen in Thüringen (Malerisch, geschichtlich und antiquarisch dargestellt von W. G. Bleichrodt. Sangerhausen, 1838).

In den Werken von Puttrich, Popp, Schmidt, Lucanus und Kugler finden wir überall Rücksicht auf die Skulpturen jener Epochen genommen; Gruebers Schrift über Monza theilt einige willkommene Abbildungen dortiger Bildwerke mit, und ganz besonders darf man von dem gründlichen und trefflich ausgestatteten Werke des Freiherrn von Stillfried eine reiche Ausbeute für die

Geſchichte der Bildnerei erwarten, da die Kirche von Kloſter Heilsbronn bei Anſpach, die einen Hauptgegenſtand deſſelben ausmacht, eine Menge ſchöner Bildwerke in Holz und Metall vom 14. Jahrhundert an enthält. In dem Bericht der Leipziger deutſchen Geſellſchaft vom Jahr 1834 findet ſich eine merkwürdige Notiz über ein bisher ganz unbekanntes Werk des Bildhauers Roſſeni, deſſen prachtvolle Arbeit an dem Mauſoleum der ſächſiſchen Fürſten zu Freyberg bis jetzt in der Geſchichte der Skulptur viel zu wenig genannt iſt. Der Verein der ſächſiſchen Alterthumsfreunde in Dresden hat ſelbſt die Anlage eines Muſeums für deutſche Skulptur in dem Kreuzgange des Doms zu Freyberg begonnen, und mehrere altdeutſche Bildwerke auf ſeine Koſten reſtauriren und abbilden laſſen.

Bei allem dem finden ſich die Denkmäler der Skulptur überall nur gelegentlich beigebracht, und noch niemand hat es unternommen, eine umfaſſende chronologiſche Folge derſelben zuſammen zu ſtellen und daran die allmähligen Veränderungen des Styls, ſeine Ausbildung wie ſeine Ausartung, in dokumentirten Beiſpielen zu zeigen. In der Schrift über die Erfurter Bildwerke habe ich verſucht, an einer Reihe beglaubigter Denkmale, die freilich nicht durchgängig auf der Höhe der Kunſtübung ihrer Zeit ſtehen, die allmähligen Umbildungen des Styls und die verſchiedenen Einwirkungen, durch welche dieſelben hervorgebracht worden, monographiſch nachzuweiſen; die Erwähnung der dortigen Schnitzwerke liefert zugleich einen Nachtrag zu dem, was ich früher im Kunſtblatt 1836 Nr. 1 u. f. „über die Holzbildnerei in Deutſchland" beigebracht, welche Notizen Hr. Kugler durch die Beſchreibung der in der Berliner Kunſtkammer vorhandenen kleinen Schnitzwerke und die reichhaltigen Nachrichten über die Holzſkulpturen in Pommern um Vieles vermehrt hat. Für die Kenntniß der Bildnerei zu Ende des 15. Jahrhunderts iſt die Monographie von Döbner über die Römhilder Bildwerke, und die belehrende Ueberſicht kleiner deutſcher Holzſkulpturen in Volzenthals Werk über Medaillenarbeit, von großem Werth.

Vermiſchte Abbildungen von mancherlei Skulpturen aller Jahrhunderte, darunter viele von großem Intereſſe, finden ſich in den Nr. 16, 17 und 18 angeführten franzöſiſchen Werken, deren Anzahl leicht noch durch einige Nummern hätte vermehrt werden

können, wäre nicht eine zu abſchreckende Länge dieſer Liſte zu befürchten geweſen. Dieſe Werke entſtanden, als die Romantik des Mittelalters und die Ueppigkeit des Renaiſſance-Geſchmacks in Frankreich Mode wurden; daher ſind ſie mehr für das Bedürfniß der letztern, als für wiſſenſchaftliche Zwecke eingerichtet. Das Moyen-Age monumental iſt eine Fortſetzung des Moyen-Age pittoresque, in welchem ſich Elfenbeinwerke, Holz- und Steinſkulpturen aller Jahrhunderte, unter andern die ſchöne ſteinerne Kanzel im Dom zu Freyberg nach einer Zeichnung des Grafen Léon de Laberde finden. Außer dem Werke von Duſommerard hat auch der Trésor de Numismatique et de Glyptique viele kleinere Gegenſtände der Bildnerei des Mittelalters bekannt gemacht, worunter die Proben ſarazeniſcher Kunſt nicht am wenigſten intereſſant ſind. Endlich müſſen hierher auch die Abbildungen figurirter Waffen gezählt werden, die ſich in den Armes, armures, meubles et objets divers du moyen-âge et de la renaissance von Aſſelineau, in der Armeria real de Madrid und dem Musée des armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de t. l. Russies finden.

Der intereſſanteſte und für die hiſtoriſche Forſchung ſchwierigſte Zeitpunkt, ſowohl in der Geſchichte der Baukunſt, als der Skulptur, iſt der des Uebergangs aus dem rundbogigen in den ſpitzbogigen Styl zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

Die Werke von Puttrich und Popp enthalten Denkmäler aus den zwei vorangehenden, wie aus den nachfolgenden Jahrhunderten, und vermehren die Anzahl der früher durch Boiſſerée, Moller und Andere bekannt gemachten; jedoch fehlt es immer noch an einer beſtimmten Nachweiſung, wie und durch welche Veranlaſſung die im Anfang des 13. Jahrhunderts in Deutſchland hervortretende raſche Ausbildung des ſpitzbogigen Syſtems und die gleichzeitig mit ihr ſichtbare Umwandlung und Belebung der Skulptur geſchah. Obgleich ſchon weit früher die Bekanntſchaft mit dem Spitzbogen überall hervortritt, ſind die Bauten, die während des 12. Jahrhunderts in Deutſchland und Italien, in Frankreich und England geführt wurden, noch entſchieden im rundbogigen Syſtem. So der Dom von Siena, das Baptiſterium in Piſa und der Dom von Ferrara, die Klöſter zu Paulinzelle und Lorch, die Paläſte, welche Friedrich Barbaroſſa zu Gelnhauſen, Trifels und Hagenau, die

Kirchen, welche Heinrich der Löwe zu Braunſchweig, Lübeck und Schwerin erbaute. Die Kirchen des 12. Jahrhunderts in England, dort normanniſch genannt, ſind alle im ſchweren Rundbogenſtyl, und eben ſo die gleichzeitigen der Normandie, welche Britton bekannt gemacht hat; ſelbſt die Cathedrale von Paris, 1163 begründet, zeigt in den niedrigen Säulen des Hauptſchiffes und im untern Theile des Chors noch dieſelbe Dispoſition, obgleich bei dem ſpätern Ausbau alles Uebrige ſpitzbogig ausgeführt wurde. Eben ſo bleibt die Skulptur an dieſen Gebäuden durchgängig dem byzantiniſchen Charakter treu, und geht nicht aus deſſen Formen heraus, wenn gleich, beſonders in Deutſchland, eine mannichfaltige Fertigkeit im Einzelnen und ein regſameres Leben wahrzunehmen iſt.

Nur in Sicilien finden wir das ganze 12. Jahrhundert hindurch unter der Herrſchaft der Normannen eine eigenthümliche, durch innere Belebung fruchtbare, durch äußere Mittel reiche, in ihren aus verſchiedenen Elementen entſprungenen Formen neue Kunſtübung, die hier in genialer Beweglichkeit das Nordiſche mit dem Südlichen, das Orientaliſche mit dem Abendländiſchen verband, und durch eine Menge ihr zu Gebote ſtehender Künſtler in kurzer Zeit Werke von bewundernswürdiger Anzahl, Größe und Schönheit hervorrief.

Die genauere Kenntniß dieſer merkwürdigen Kunſtepoche verdanken wir erſt dem unter Nr. 7 angeführten Werke des Herzogs von Serradifalco, der ſich ſchon durch die Erklärung der griechiſchen Alterthümer Siciliens (**Antichità della Sicilia, esposte ed illustrate. 2 Voll.**) ein anerkanntes großes Verdienſt um die klaſſiſche Archäologie erworben hat. Nicht minder ſchätzbar für die geſammte Archäologie des Mittelalters iſt die vorliegende Arbeit, da die normanniſchen Bauten der Inſel, obwohl verſchiedentlich abgebildet und erläutert (namentlich von Hittorff in der **Architecture moderne de la Sicile**), doch noch nirgends ſo vollſtändig zuſammengeſtellt und mit ſo eindringender Kenntniß unterſucht worden ſind, als hier. Die Stellung des Verfaſſers iſt ſeiner Neigung für das Studium der Alterthümer ausnehmend günſtig; demungeachtet würde mancher Andere in ſeiner Lage ſich mit Sammeln und Aufſtellen des Zerſtreuten, oder mit gelegentlichen Bemerkungen begnügen. Was aber Herr Serradifalco der Wiſſenſchaft bietet, ſind durchgearbeitete, mit umfaſſender Kenntniß des

Gegenſtandes ausgeführte Erläuterungen, die uns eben ſo viel Achtung für ſeine Kenntniſſe und ſeinen gründlichen Forſchungseifer, wie für die Richtung ſeiner Thätigkeit erwecken. Das vorliegende Buch hätte füglich als eine Geſchichte der normanniſchen Kirchenbaukunſt in Sicilien auftreten können; der Verfaſſer hat aber vorgezogen, es unter der beſcheidenen Form von drei Abhandlungen erſcheinen zu laſſen, wovon die erſte über den Dom von Monreale, die zweite über die vorzüglichſten und erhaltenſten normanniſchen Kirchen in Sicilien, die dritte über Geſtalt und Bauart derſelben handelt. Hierdurch iſt eine chronologiſche Anordnung der Denkmäler unmöglich geworden, was dem Buch jedoch um ſo weniger zum Nachtheil gereichte, als die Genauigkeit der Unterſuchungen überall die Zeitfolge hinreichend ins Gedächtniß bringt.

Als die Normannen nach Sicilien kamen, fanden ſie die Inſel größtentheils von Griechen und Arabern bevölkert. Aus dem Abendland zuerſt in Unteritalien eingedrungen, gehörten ſie der römiſchen Kirche an; daher befanden ſie ſich in der Nothwendigkeit, den griechiſchen Ritus zu verdrängen und ihre neu erbauten Kirchen den Forderungen des abendländiſchen Kultus gemäß einzurichten. Sicilien war aber in Kultur, Sitten und Künſten ganz byzantiniſch; nur daß es auch von den Arabern noch den orientaliſchen Luxus angenommen hatte. Die Bauleute, welche ſich den Normannen darboten, waren gewöhnt, auf byzantiniſche und arabiſche Weiſe zu arbeiten; daher mußten die neuen Bauherren es ſich gefallen laſſen, daß ſo viel Herkömmliches als möglich in der neuen Bauweiſe beibehalten und nur ihren weſentlichen Forderungen genügt wurde. Durch eine vergleichende Tafel (27) ſucht der Verfaſſer deutlich zu machen, daß bei den italieniſchen Kirchen bis ins 12. Jahrhundert die Baſilikenform, bei den byzantiniſchen oder mit byzantiniſchem Einfluß entſtandenen derſelben Zeit das von einer Kuppel überwölbte Kreuz der Sophienkirche in Byzanz vorherrſchend geweſen. Er ſucht ſodann nachzuweiſen, daß die normanniſchen Kirchen in Sicilien faſt durchgängig eine Zuſammenſetzung beider Formen ſeyen, indem die byzantiniſche Solea mit den drei für Altar, Protaſis und Diaconicum beſtimmten halbzirklichen Niſchen als Grundform des Chors, die Säulenſchiffe der römiſchen Baſilika als Grundform des Langhauſes angenommen worden. In der That war dieſe Anordnung nicht einmal völlig

neu, da Aehnliches nicht nur in italieniſchen, ſondern auch in deutſchen und franzöſiſchen Kirchen jener Zeit bereits vorkommt.

Eine andere bedeutendere Eigenthümlichkeit dieſer normanniſch-ſiciliſchen Bauten iſt die überall durchgeführte Anwendung des hohen Spitzbogens, einer Bauform, welche die Araber aus dem ſchon längſt vorhandenen gedrückten Spitzbogen geſtaltet und in ihren ſiciliſchen Bauwerken häufig angewandt hatten. Dieſer Spitzbogen tritt mehr noch in den ſpäteren als den früheren Gebäuden der Normannen in völlig ſaraceniſcher Form hervor, welche beſonders da, wo er auf Säulen ruht, an dem ſchmalen Verhältniſſe derſelben zu den auf ihnen errichteten hohen Pfeilern kenntlich iſt. Es gibt ſich in dieſer Anwendung eine charakteriſtiſche Vorliebe für das Leichte und Luftige der ſaraceniſchen Bauart, und ſelbſt für die in den Hufeiſenbögen der Araber ausgeſprochenen Verhältniſſe, mithin ein plötzliches Verlaſſen des den Normannen in ihrer Heimat eigenthümlichen ſchweren Rundbogens kund.

Die älteſte von Normannen erbaute Kirche in Sicilien iſt St. Giovanni de Leproſi außerhalb Palermo, im Jahr 1071 errichtet. Im Jahr 1077 baute Robert Guiscard die jetzt zerſtörte Kirche St. Michele auf dem Weg von Palermo nach Termini; ſie hatte die Kreuzesform, während jene die ſchon bezeichnete Form einer Baſilika mit angeſetzter Solea zeigt. Vom Grafen Roger ward im Jahr 1078 die Kirche von Troina gebaut, ebenfalls eine Baſilika mit drei Schiffen, an welche ſich jedoch ein Querſchiff mit drei Abſiden in viereckiger Geſtalt anſchließt. Die Kirche St. Pietro la Bagnara in Palermo wurde 1081 auf Koſten eines gewiſſen Nikolaus, unter dem Schutze Robert Guiscards, in einfacher Kreuzesform errichtet; ſie dient jetzt als Sakriſtei der neuen Kirche des Kloſters St. Maria di Bagnara.

Dagegen iſt die Kirche St. Giacomo la Mazzara, obwohl ebenfalls von den Normannen im Jahr 1088 erbaut, ganz einer arabiſchen Moſchee ähnlich, indem ſie, faſt quadratiſch, aus fünf Schiffen beſteht, deren äußere um 1½ Palm höher liegen als das mittlere. Auch in der Form der Spitzbögen, welche die drei Abſiden ſchließen, zeigt ſich der arabiſche Charakter. Im Jahr 1113 wurde von Rozio oder Giorgio aus Antiochien, Admiral des Grafen und nachmaligen Königs Roger II., die Kirche St. Maria dell' Ammiraglio (jetzt della Martorana) gegründet, aber

erst 1143 dotirt. Dieser Bau hat in seiner ganz viereckigen Gestalt völlig den Charakter einer byzantinischen Kirche; das Hauptschiff ist in seiner Mitte von einer hohen halbkreisförmigen Kuppel überdeckt; die Seitenschiffe mit dem in den römischen Basiliken gewöhnlichen Balkenwerk; die Spitzbogen, welche die Kuppel im Innern tragen, ruhen auf vier Säulen von Granit mit attischen Füßen und korinthischen Kapitellen; auch die Fenster sind alle spitzbogig; nur ein Glockenthurm, der ziemlich entfernt von der Kirche stand, und erst durch den neuen, zu Ende des 17. Jahrhunderts geführten Anbau mit derselben verbunden worden ist, auch seinem obern Theile nach aus späterer Zeit herrührt, zeigt in seiner Mischung von Rund- und Spitzbogen, und hauptsächlich in seinen Verzierungen, einige Annäherung an das Arabische. Den untern Theil der Wände im Innern bekleideten Tafeln von weißem Marmor mit mäandrischen Einfassungen in Musaik; die obern Räume glänzen noch jetzt von musivischen Gemälden auf Goldgrund, welche heilige Geschichten und Figuren darstellen, durch Friese abgetheilt, deren mannichfaltige Verzierungen von den Arabern entlehnt wurden, die sie ihrerseits wieder von den gewirkten Stoffen aus Persien und Indien mögen genommen haben.

So finden wir hier schon den ganzen Reichthum einer lang einheimischen Kunstübung, der von den Eroberern mit wenigen angemessenen Modifikationen benutzt, und bei fortgesetztem Gebrauch zu einer noch jetzt bewundernswürdigen Pracht gesteigert wurde. Vor Vollendung dieser Kirche, unter Wilhelm I. (der 1127 starb), entstand schon die Kapelle im Palast der Zisa, die, obgleich klein und einfach, doch die byzantinische Anordnung zeigt. Der Kirche dell' Ammiraglio folgt zunächst die Kapelle San Pietro im königlichen Palast zu Palermo, von König Roger 1129—1131 erbaut, 1140 eingeweiht, und noch jetzt vollkommen erhalten. Sie gibt einen Begriff von der Trefflichkeit der Baukunst unter diesem ersten normannischen König und zugleich von seiner Geneigtheit, sich den durch die Araber eingeführten Sitten anzuschließen. Die Form ist die ganz einfache einer Basilika von drei Schiffen, an welche sich in gleicher Breite die um einige Stufen erhöhte, mit einer Kuppel überwölbte Solea, und das noch mehr erhöhte Bema mit den drei Absiden anschließen. Dem Altare gegenüber, auf der Eingangsseite des Schiffs, befindet sich, ebenfalls erhöht, der königliche

Thron. Die zwölf Säulen von orientaliſchem Marmor, welche das Mittelſchiff tragen, ſind mit korinthiſchen Kapitellen gekrönt, und die Spitzbögen, die ſich über ihnen erheben, ſind nach arabiſcher Art durch ſchlanke, über den Kapitellen ſtehende Impoſten erhöht, wodurch ſie ein leichtes und luftiges Anſehen gewinnen. Der Triumphbogen, welcher vom Schiff in die Solea, und die Bögen, welche von letzterer in die Seitenräume führen, ſind ebenfalls zugeſpitzt ſo wie die Seitengewölbe der Solea. Die Decke des Schiffs iſt mit Kaſſetten in arabiſcher Art verziert, welche bunt bemalt und vergoldet, und zum Theil mit arabiſchen Inſchriften umgeben ſind. Der untere Theil der Wände iſt mit muſiviſch eingefaßten weißen Marmortafeln, der obere ganz mit Muſaik auf Goldgrund bekleidet. Die Muſaiken des Chors ſind unter Roger 1143 ausgeführt und übertreffen an Schönheit die des Schiffs, welche erſt unter ſeinem Nachfolger Wilhelm I. vollendet wurden. Die Legenden ſind theils griechiſch, theils lateiniſch.

Gleichzeitig mit dieſer prachtvollen Kapelle iſt der Dom von Cefalu. Er wurde 1131 von König Roger in der kurzen Zeit von 10 Monaten errichtet. In der Anlage jedoch nähert er ſich weder den byzantiniſchen noch den italieniſchen, ſondern den occidentaliſchen Kirchen, und nur die höhern Spitzbögen erinnern an das Arabiſche. Die Façade hat einen Portikus von vier korinthiſchen Säulen, und als einzige Ausnahme unter allen dieſen Bauten ein rundbegiges Portal; auch iſt ſie zu beiden Seiten von Thürmen eingeſchloſſen, wie die abendländiſchen Kirchen; das erſte Beiſpiel dieſer Anordnung unter den normanniſch-ſiciliſchen Bauten. Die Fenſter dieſer Thürme, ſo wie die Kreuzesarme und Seitenkapellen ſind auch mit den kleinen Säulen und Rundbögen des damals im Abendland einheimiſchen romaniſchen Bauſtyls verziert. Ueber der Mitte des Kreuzes ſollte eine Kuppel errichtet werden, die aber nicht zur Vollendung kam und durch ein bloßes Balkendach erſetzt wurde. Sechzehn korinthiſche Säulen mit verſchiedenen Kapitellen theilen die drei Schiffe des Langhauſes, das außerdem ohne Schmuck geblieben, denn nur der Chor iſt mit Muſaiken bekleidet, welche der lateiniſchen Inſchrift zu Folge 1148 auf Befehl des Königs Roger verfertigt wurden.

Ganz ähnlich der Kathedrale von Cefalu, jedoch ohne die beiden Thürme, iſt die Kathedrale von Meſſina, ebenfalls von

Roger II. und wohl ziemlich gleichzeitig mit jener erbaut. Vom Jahr 1148 iſt die Kirche S. Giovanni degli Eremiti, ähnlich S. Pietro la Bagnara und S. Michele; von 1150 die Kirche della Magione, und etwas früher die Kapelle in dem von Roger erbauten Kaſtello di Mare dolce.

Die Kapelle San Cataldo wurde, nach des Verfaſſers wahrſcheinlicher Vermuthung, vor dem Jahr 1160 von Majo, dem Miniſter, Admiral und Großkanzler Wilhelms I., als Anbau an ſeinem Pallaſte errichtet. Ihre Form iſt ganz dieſelbe wie die der Chieſa dell' Ammiraglio, nämlich die völlig byzantiniſche, was der Verfaſſer aus dem Umſtand erklärt, daß Majo ein Grieche war, und deshalb nach dem ihm gewohnten Ritus baute, während die normanniſchen Fürſten, Barone und Prälaten darauf ausgingen, den abendländiſchen Ritus und die ihnen gewohnte Geſtalt der abendländiſchen Kirchen einzuführen, obgleich ſie nie dazu gelangten, die an byzantiniſche Weiſe gewöhnten Künſtler ganz von derſelben abzubringen und mit dem occidentaliſchen Style vertraut zu machen.

Endlich im Jahre 1174 beſchloß Wilhelm II., der Gütige, einen Theil ſeines reichen Schatzes zu Errichtung einer Baſilica zu Monreale zu verwenden, die er der h. Jungfrau weihte. Dieſe Baſilica ward mit ſo großem Aufwand und ſo koſtbaren Verzierungen hergeſtellt, daß Papſt Lucius III., der ſie 1182 zur Metropolitankirche erhob, ſeine Bewunderung mit den Worten ausdrückte: „ſeit alten Zeiten ſey kein ähnliches Werk von einem König geſchaffen worden.“ Die Anordnung iſt einfach, majeſtätiſch und Ehrfurcht gebietend. Die Marmore der Säulen, die harten Steinarten, aus welchen die geſchmackvollen Muſaiken des Fußbodens gearbeitet ſind, die Verſchwendung an Porphyrn und andern edlen Steinen zeigen deutlich, wie reich damals Sicilien an dergleichen Schätzen und wie leicht es war, ſolche aus Aegypten und dem Orient herbeizuſchaffen, während die ſicilianiſche Seemacht ein ſo großes Uebergewicht errungen hatte. Den Grundriß bildet ein dreifaches Schiff, deſſen Eingang von zwei Thürmen und einem Portikus, dem griechiſchen Narther, umgeben iſt, und an welches an der entgegengeſetzten Seite in erweitertem, der Kreuzesform genähertem Quadrat die erhöhte Solea nebſt dem königlichen Sitz, dem Bema mit dem Hochaltar und den drei Abſiden ſtößt, deren

mittelſte den biſchöflichen Sitz enthielt. Achtzehn Säulen von ſchönem orientaliſchem Granit, mit zierlichen korinthiſchen und kompoſiten Kapitellen und attiſchen Füßen aus weißem Marmor, tragen die Wände des Mittelſchiffs, deſſen Fenſter, ſo wie alle Eingänge und übrigen Gewölbe, ſpitzbogig ſind. Die Wände ſind ringsum unten mit farbigen Marmorn und darüber mit Muſaiken auf Goldgrund geſchmückt; die Bedachung iſt durchgängig aus Balkenwerk konſtruirt, das mit den zierlichſten Farbenornamenten bemalt iſt. Das Aeußere des Chors iſt mit drei übereinander ſtehenden Reihen engverſchlungener Spitzbogen verziert, deren Zwiſchenräume Roſetten ausfüllen, und vor dem Portal befand ſich ein gepflaſterter Hof, ehemals mit einer ebenfalls ſpitzbogig ornamentirten Mauer umgeben. Die äußere Anſicht, welche der Verfaſſer mittheilt, iſt reſtaurirt, denn die Façade iſt theils unvollendet geblieben, theils verfallen. Von den beiden Thürmen, welche fünf Stockwerke in einer Höhe von 227 Palmen haben und mit fünf Pyramiden bekrönt ſeyn ſollten, fehlten dem zur Rechten des Schiffs drei Stockwerke, dem zur Linken das oberſte. Die korinthiſchen Säulen des Portikus, die Spitzbögen, welche ſie trugen, die Marmortafeln und Muſaiken, womit das Innere deſſelben geſchmückt war, gingen im Jahr 1770 durch Einſturz zu Grunde, und wurden auf ungeſchickte Weiſe durch einen doriſchen Portikus mit Rundbögen erſetzt. Das Innereder Baſilica wurde hauptſächlich durch ein im Jahr 1811 in der Sakriſtei ausgebrochenes Feuer beſchädigt; das Dachwerk des Chors und ſeiner Flügel, die zwei Orgeln mit ihren Säulen von Porphyr und rothem Marmor, der Chorſtühle von Nußbaumholz, der Tempel, welcher den Sarkophag Wilhelms I. überdeckte und die Grabmäler ſeiner Familie, das Monument Wilhelms II., der königliche Sitz, die Weihwaſſerſchaale von Brocatello, und viele Marmorbekleidungen und Muſaiken des Chors und ſeiner Flügel wurden mehr und minder entſtellt. Erſt 1816 begann man die Reſtauration, welche noch jetzt nicht völlig beendigt, aber mit ſorgfältiger Beachtung des frühern Zuſtandes unternommen worden iſt.

An die Kirche ſtieß ein von Wilhelm für die Benediktiner von la Cava eingerichtetes Kloſter, das mit einer Mauer umgeben und durch zwölf Thürme beſchützt war. Von letztern iſt nur wenig, vom Kloſter hauptſächlich das Dormitorium und ein

viereckiger, mit einem Kreuzgang umgebener Hof übrig, der als ein Muſeum der Skulptur jener Zeit betrachtet werden kann. Zierliche gekuppelte Säulchen tragen leichte, mit reichem Muſaik eingefaßte Spitzbögen; die Säulenſchäfte ſind mit den mannichfaltigſten Verzierungen in Relief oder in Muſaik von farbigen Steinen und Glasſtückchen bedeckt, die Kapitelle in korinthiſcher Art, aber jedes auf eigene Weiſe mit Laubwerk und Figuren verziert.

Ehe wir auf die nähere Betrachtung der Skulpturen eingehen, müſſen wir noch einiger gleichzeitig mit dem Dom von Monreale entſtandener Gebäude erwähnen, die von der Thätigkeit, Kunſtfertigkeit und dem Reichthum jener ſicilianiſchen Zeit ein glänzendes Zeugniß geben. Nur vier Jahre nach Monreale, im Jahr 1178, wurde die Kirche und das Kloſter S. Spirito außerhalb Palermo durch den Erzbiſchof Walther erbaut, und von Wilhelm dem Gütigen reich dotirt; derſelbe Erzbiſchof ließ 1185 die alte Kathedrale von Palermo niederreißen und errichtete an ihrer Stelle die neue, wobei die von Elvira, Gemahlin des Königs Roger, erbaute Kapelle der heil. Magdalena, welche die Grabmäler der königlichen Familie enthielt, ebenfalls zerſtört werden mußte. Um die Grabmäler zu ihrer Aufſtellung in der neuen Kathedrale ſchicklich zu bewahren, ließ Walther im Jahr 1188 die Kirche S. Maria Magdalena bauen. Alle dieſe Kirchen ſind in der Art der Baſilica von Monreale, und ihnen ähnlich die Kathedralen von Mazzara und Girgenti, die, obgleich ſpäter mancher Erneuerung unterworfen, den urſprünglichen Typus noch immer erkennen laſſen.

Von der Skulptur machten die Normannen im Ganzen nur mäßigen Gebrauch, obgleich es ihnen weder an Kunſtfertigkeit, noch an Erfindungsgabe fehlte. Eine Haupturſache mag die häufige Anwendung antiker Bautheile und Ornamente geweſen ſeyn, die ſie von den Ruinen des Alterthums nicht blos auf der Inſel nahmen, ſondern auch von auswärts herbeiführten. Die Nothwendigkeit aber, Zerſtreutes und Unzuſammengehöriges zuſammenzupaſſen, ſetzte zunächſt eine genügende techniſche Uebung in Bearbeitung des Materials und beſonders der harten Steinarten, dann auch die Fähigkeit voraus, hie und da Mangelndes in gleichem Sinne zu ergänzen. Der Verfaſſer ſucht zu erweiſen, daß die Porphyrſarkophage, welche Roger in den Dom von Cefalu ſetzen ließ, um einſt zu ſeiner Grabſtätte zu dienen, auf

ſeinen Befehl gefertigt worden. Obgleich dies nicht ausdrücklich aus der von ihm angeführten Urkunde hervorgeht, ſo ſieht man doch an der eigenthümlichen Form und Vollſtändigkeit des Porphyrſarkophags, welcher zum Begräbniß Wilhelms I. in der Baſilica von Monreale diente, daß derſelbe kein aus antiken Reſten zuſammengetragenes Werk ſeyn kann. Er hat die Form einer Badewanne, iſt aber mit einem dazu paſſenden Deckel verſehen, welcher Theil den antiken Badewannen fehlte. Auch zeugen die auf mehrern ähnlichen Sarkophagen, z. E. auf dem der Kaiſerin Konſtanze angebrachten Embleme, deutlich von ihrer Entſtehung durch Künſtler der Zeit, ſo daß Vaſari's Behauptung, die Kunſt den Porphyr zu bearbeiten ſey erſt im 16. Jahrhundert durch Franzesco del Tadda wiedergefunden worden, hierdurch widerlegt wird. Die Kapitelle an den Säulen des Schiffs von Monreale dagegen, von korinthiſcher und kompoſiter Ordnung, ſind von irgend einem antiken Gebäude genommen, ſo wie auch die Schäfte von orientaliſchem Granit in ihren Dimenſionen nicht gleich, folglich aus verſchiedenen Monumenten zuſammengetragen ſind. Wenn nun hier der Skulptur kein großer Anlaß zur Thätigkeit gegeben war, ſo eröffnete ſich ihr ein deſto größeres Feld bei Errichtung des Kreuzganges. Die Abbildungen, welche der Verfaſſer von den Kapitellen deſſelben mittheilt, zeigen einen noch größern Reichthum an Motiven und Formen, als wir an ähnlichen Arbeiten deutſcher Kunſt zu ſehen gewohnt ſind. Der Akanthus bleibt zwar immer die Hauptzierde des Kalathus, iſt aber auf die mannichfaltigſte Weiſe mit anderem Laubwerk, oder mit Thier- und Menſchenfiguren verbunden, und letztere ſtellen bibliſche und heilige Figuren, oder Thaten der normanniſchen Helden, oder phantaſtiſche Erfindungen im bunteſten Gemiſche vor. Vergleicht man mit dieſen Kapitellen die am Dom und Kreuzgang von Cefalu, ſo fällt an letzteren die kleinliche und flache Bearbeitung in die Augen, während jene offenbar nach dem Muſter der antiken Kapitelle in der Baſilica, mit ſtärkerer Ausladung, größerer Freiheit und lebendigerer Schönheit der Formen ausgeführt ſind. So ſehen wir ſchon hier die Einwirkung antiker Muſter und die allmähliche Belebung einer in todte Nachahmung verſunkenen Kunſt. Die Figuren ſind mannichfaltig und keck in den Bewegungen, obgleich noch unbehülflich in den Formen.

Von der damaligen Kunſt des Erzguſſes bewahrt der Dom von Monreale zwar ausgezeichnete Proben in der von Bonanno aus Piſa 1186 gearbeiteten Hauptthür und in einer Seitenthüre, welche von Bariſanus aus Trani in Apulien, wahrſcheinlich früher, um 1176, verfertigt iſt. Dieſe iſt mehr in römiſchem Styl, eleganter und reicher in der Anordnung, und vorzüglicher in Hinſicht auf kunſtgemäße Füllung der Räume; jene mehr im byzantiniſchen Styl, den ehemaligen Thüren von S. Paolo fuori le Mura zu Rom ähnlich, reicher an Gegenſtänden und genauer gearbeitet, aber weniger kunſtvoll verziert. Die beiden Flügel ſind in 44 Kompartimente getheilt, welche 13 Vorſtellungen aus der Geneſis, 7 von Patriarchen und Propheten, 23 aus dem neuen Teſtamente und 2 mit Thiergeſtalten enthalten. Cicognara ſchreibt dem Bonanno außer der im Jahr 1180 von ihm gearbeiteten, 1596 durch Feuer zerſtörten Pforte am Dom zu Piſa, auch die andere noch jetzt dort vorhandene, aber durch keine Inſchrift bezeichnete, wohl mit Unrecht zu; dagegen vergißt er dieſe am Dom von Monreale zu erwähnen, welche mit Bonanno's Namen bezeichnet und jetzt das einzige Denkmal ſeiner Kunſt iſt. Der Verfaſſer macht hierbei die wohl zu ausſchließende Bemerkung, daß die Kunſt in Bronze zu gießen in Byzanz aufbewahrt und der neuern Zeit überliefert worden ſey. Als Beweis dafür dient, daß gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts der römiſche Konſul Pantaleon die ehernen Pforten von S. Paolo fuori le Mura zu Rom in Konſtantinopel durch Nauraki.s Tuchitos aus Rhodus gießen ließ, ſo wie die ähnlichen, welche ſich an der Kirche auf Monte Gargano im Königreich Neapel befinden. Von Konſtantinopel kam auch die innere Thüre an der Taufkapelle von San Marko in Venedig, wahrſcheinlich von der Sophienkirche genommen; und ſchon gegen Ende des 10. Jahrhunderts brachte Waldemar der Große die ehernen Thüren des Doms von Susdal aus Griechenland nach Rußland, welche ganz in Niello mit Gold- und Silberſtreifen verziert ſind. Zu derſelben Zeit aber lieferte auch Italien ſchon viele Erzarbeiten: die eherne Thüre des Doms von Amalfi war ſchon 1062 von einem Italiener Namens Andrea gefertigt, 1087 entſtand die der Kirche S. Salvadore zu Atrani, und gleichzeitig die zweite am Dom zu Salerno, welchen Robert Guiskard 1080 baute. Die eherne Pforte, die in Canoſa das

Grabmal Boemunds, Königs von Antiochien, ſchließt, gehört in den Anfang des 12. Jahrhunderts, wo dieſer König ſtarb, und aus derſelben Zeit ſind die zwei ehernen Thüren des Doms von Troja, deren eine mit 1119, die andere mit 1127 bezeichnet iſt, ſo wie die zwei kleinen Bronzethüren an der kön. Kapelle zu Palermo. Zu Benevent wurden 1150 und 51 die Bronzethüren von S. Bartolommeo gefertigt, die 1702 durch das Erdbeben zu Grunde gingen, und die noch jetzt am Dom daſelbſt vorhandene kann nicht weit von dieſem Zeitpunkt entſtanden ſeyn. In dieſelbe Zeit gehören die beiden ähnlichen Bronzethüren von Ravello und Trani, jene mit dem Datum 1176, dieſe mit dem Namen des Künſtlers **Barisanus** bezeichnet, ſo wie auf der Seitenpforte von Monreale **Barisanus Trauensis** ſteht. Daß aber auch in Sicilien ſchon zu Bonanno's Zeit der Bronzeguß einheimiſch war, ſchließt der Verfaſſer aus dem Umſtand, daß die Leiſten und Roſetten an den Thüren des Bonanno beſſer gearbeitet ſind, als die bildlichen Vorſtellungen, auch mehr nach arabiſcher Art verziert, alſo wahrſcheinlich von einheimiſchen Künſtlern beſorgt ſind, wie denn auch 1136 auf Befehl König Rogers die große Glocke Guzza gegoſſen wurde. 1191 ließ der Abt Joel die Bronzethüren der alten Baſilica von San Clemente, 12 Miglien von Chieti, gießen; 1195 unter Cöleſtin **III.** goſſen die Brüder Uberto und Pietro aus Piacenza die Pforten der öſtlichen Kapelle des Laterans in Rom, und wenig ſpäter fertigte Marchione die von S. Pietro zu Bologna.

Ueber die Richtigkeit aller dieſer Angaben kann ich dem Verfaſſer nicht überall nachkommen, zuverläſſig aber irrt er, wenn er den Niccola Piſano 1132 eine Bronzethüre für S. Pietro Martire in Lucca fertigen läßt. Da es in Lucca keine Kirche dieſes Namens gibt, auch Vaſari nichts von einem Bronzeguß des Niccola weiß, ſo findet hier wohl eine Verwechslung mit dem bekannten Marmorrelief einer Kreuzabnahme ſtatt, welches nach Vaſari's Erzählung von Niccola für die Kirche San Martino zu Lucca verfertigt worden iſt. Auch darin irrt der Verfaſſer, daß er die ehernen Thüren von Nowgorod italieniſchen Künſtlern zuſchreibt. Wie Adelung erwieſen hat, ſind ſie von Riquin, Abraham und Waismuth, wahrſcheinlich Magdeburger Künſtlern, verfertigt. In Deutſchland war überhaupt der Bronzeguß um

dieſe Zeit eben ſo einheimiſch wie in Italien. 957 arbeiteten Gozbert und Abſalon für den Abt Folkard von S. Maximin zu Trier ein kupfernes Gefäß mit Figuren; um 990 entſtehen die kunſtreichen Thüren im Kloſter Petershauſen auf Koſten des Biſchofs Gebhard II. von Konſtanz; um 1000 lebte Meiſter Gottfried, Bronzegießer des Abts Deutemar von Corvey; 993 bis 1022 werden die bronzenen Thüren am Dome zu Hildesheim unter Bernward gegoſſen; 997 bis 1011 die bronzenen Thüren an der Kirche Maria Stiegen in Wien für den Erzbiſchof Willigis; 1088 die erzenen Thüren an der Frauenkirche zu Augsburg, von dort einheimiſchen Künſtlern; 1156 bis 92 die Thüren von Nowgorod; 1170 bis 88 der koſtbare Kleinodienſchrein der h. drei Könige für den Dom von Köln, 1250 das Taufbecken im Dom zu Würzburg.

Von der Malerei machten die Normannen einen weit ausgedehntern Gebrauch zur Verzierung ihrer Kirchen als von der Skulptur, und zwar war es ausſchließlich die koſtbare und höchſt dauerhafte Kunſt des Muſaiks, welche ſie dazu in Anwendung brachten. Schon oben iſt angeführt worden, mit welcher Verſchwendung von Bildern faſt alle dieſe Kirchen geziert waren; das Innere der königlichen Kapelle und das der Baſilica von Monreale iſt von unten bis oben und nach allen Seiten mit muſiviſchen Vorſtellungen auf Goldgrund bedeckt; in der Kirche dell' Ammiraglio und im Dom von Ceſalu iſt wenigſtens der Chor auf dieſe Weiſe verziert. Der Verfaſſer berechnet, daß für die Kirche von Monreale, welche in der kurzen Zeit von 8 Jahren, 1174 bis 1182, vollendet worden, von denen man nur etwa vier auf die Muſaikverzierung rechnen kann, nicht weniger als 107 Muſaikiſten, welche die Bilder, und 43, welche die Ornamente fertigten, mithin im Ganzen 150 Künſtler dieſer Art nothwendig geweſen. Eine ſolche Anzahl hätte ſich weder aus Griechenland noch aus Italien plötzlich herbeiſchaffen laſſen; auch zeigen die ähnlichen Arbeiten in den früher erbauten Kirchen, daß die muſiviſche Kunſt unter den Griechen und Saracenen, welche Sicilien bewohnten, einheimiſch war. Die Inſchriften um die Bilder ſind theils griechiſch, theils lateiniſch, den Styl der Figuren vergleicht der Verfaſſer entſchieden mit den Gemälden in dem von Baſilius Porphyrogenitus verrührenden, jetzt in der vatikaniſchen Bibliothek aufbewahrten

griechiſchen Menologium; in den Ornamenten aber findet er überall den arabiſchen Geſchmack, deſſen Annahme durch das lange Zuſammenleben der Araber und Griechen in Sicilien erklärlich wird. Die Anordnung der Bilder bietet viele intereſſante Vergleichungspunkte mit dem, was ich aus einem neugriechiſchen Malerbuch im Kunſtblatt 1832 Nr. 1 u. f. mitgetheilt habe, und vielleicht gibt die Bekanntmachung einer ähnlichen griechiſchen Malervorſchrift, welche Hr. Didron in Paris veröffentlichen wird, zu weiteren Folgerungen Gelegenheit. Ueberaus bedeutungsvoll iſt die Anordnung in Monreale; ſie geht von der Idee der Göttlichkeit Chriſti aus und hat den Zweck, ſie auf's glänzendſte darzulegen. Die koloſſale Halbfigur des Heilands zeigt ſich im Gewölbe der Abſis des Chors, darunter die ſitzende Madonna mit Engeln und Heiligen, in den Bögen der Protaſis und des Diakoniums ſind die koloſſalen ſitzenden Figuren des h. Petrus und Paulus angebracht, im Mittelſchiffe die Geſchichten des alten Teſtaments, die auf die Ankunft des Meſſias deuten, an den Seitenwänden der Solea einzelne Figuren von Patriarchen, Propheten und den Geſchlechtsverwandten Chriſti, in den Nebenſchiffen die Wunder des Erlöſers und was ſonſt ſeine Göttlichkeit bezeugt.

Die Wahl der Dimenſionen, die Vertheilung und Ausfüllung der Räume offenbart einen großen architektoniſchen Verſtand. Imponirende Größe, einfache Deutlichkeit und ſchöne Uebereinſtimmung mit den architektoniſchen Linien bringen eine Geiſt und Gemüth ergreifende Wirkung hervor, und obgleich in der Kompoſition des Einzelnen, beſonders der dramatiſchen Scenen, noch überall das Steife und Ungelenke einer erſt der Kindheit entwachſenden Kunſt ſichtbar iſt, öffnet ſich doch dem prüfenden Blick ein Reichthum von künſtleriſchen Gedanken und Motiven, der auf jeden empfänglichen Geiſt höchſt anregend und befruchtend wirken muß.

Dieſe große und reiche Kunſtwelt hatten die Normannenkönige in Sicilien trotz innerer Unruhen und Zerwürfniſſe auf alle Weiſe gepflegt und gefördert, während Friedrich Barbaroſſa in Deutſchland, Italien und im Morgenlande den großen Kampf mit den Fürſten, dem Papſt und den Saracenen fecht. Zwei Jahre vor der Erbauung von Monreale gründete Friedrich zu

Altenburg in Sachſen eine Kloſterkirche. Zwei hohe Thürme derſelben, ganz in der damals gewöhnlichen romaniſchen Weiſe angeordnet und verziert, überragen noch jetzt die Stadt, und vier ſtarke niedrige Säulen, gegenwärtig in der Wand des dahinter ſtehenden Waiſenhauſes eingemauert, laſſen vermuthen, daß das Schiff in ähnlicher Art wie das der Kirche zu Kloſter Heilsbronn angelegt war. An einer Mauer, den Thürmen gegenüber, ſteht in ſchön gebauenen Charakteren des 14. Jahrhunderts, folgende Inſchrift: „**Fridericus primus Barbarossa vocatus et Henricus sextus ejus filius ex inclyta domo Suevie Imperatores hujus cenobii fundatores quod ceptum est a. D. 1172.**“

Heinrich VI., der als Mitgründer des Kloſters genannt wird, war im Jahr 1172 erſt ſieben Jahre alt; man muß demnach annehmen, daß er entweder noch ſpäter zur Dotirung deſſelben beigetragen, oder als ein bei der Grundlegung gegenwärtiger Zeuge genannt worden. In einer vor mir liegenden Urkunde Friedrichs I. aus Worms vom Jahr 1173 iſt Heinrich ebenfalls als erſter Zeuge, **Henricus Romanorum Rex**, aufgeführt. Die letztere wahrſcheinliche Annahme ſchließt jedoch jene ſeiner ſpätern Fürſorge für dieſe Gegenden nicht aus. Friedrich hielt ſich häufig in Altenburg auf, im Dez. 1173, im Okt. und Nov. 1180, im Nov. 1181, im Mai 1187, und wieder im Sept. 1188 finden wir ſeine Gegenwart daſelbſt bei Raumer verzeichnet, und ſo war auch Heinrich in ſeinen jüngern Jahren mit Sachſen wohl bekannt. Ein treuer Vaſall war ihm Dedo der Vierte, Graf von Rochlitz, der im Jahr 1190, als Heinrich ſeinen Zug nach Italien vorbereitete, ſo eifrig wünſchte, ihn begleiten zu können, daß er den heroiſchen Entſchluß faßte, ſich vorher das übermäßige Fett, das ihn an freier Bewegung hinderte, vom Leibe ſchneiden zu laſſen, und an der Operation ſtarb.

Dieſer Dedo hatte 1174 das Kloſter Zſchillen, vier Stunden von Altenburg, gegründet, deſſen Kirche, jetzt von dem Orte Wechſelburg umgeben und mit dem Schloß des Grafen von Schönburg Wechſelburg zuſammenhängend, noch ganz erhalten iſt und zu den Denkmalen jener Zeit gehört, die am wenigſten von den Unbilden der nachfolgenden Jahrhunderte gelitten haben. Die Herren Puttrich und Stieglitz haben ſich ein großes Verdienſt

erworben, indem ſie dies lang vergeſſene merkwürdige Gebäude, und die in ihm erhaltenen noch merkwürdigeren Skulpturen, ſo wie die ihnen verwandten an der goldenen Pforte zu Freiberg, in den erſten Heften ihres Werkes durch ſchöne Abbildungen und Erläuterungen an's Licht zogen. Bieten auch die übrigen Hefte vieles bis jetzt Unbekannte und Intereſſante dar, und läſt ſich bei dem raſtloſen Eifer und den großen Aufopferungen, womit Herr Puttrich ſein Unternehmen fortſetzt, beſonders eine um vieles reichere Sammlung für die Kenntniß mittelalterlicher Bildnerei hoffen: ſo wird man die Skulpturen von Wechſelburg und Freiberg doch immer als das Schönſte und Räthſelhafteſte betrachten müſſen, was dies Werk enthält. Denn obgleich die Herausgeber ſelbſt dieſe Skulpturen als völlig gleichzeitig mit dem 1174 gegründeten Kirchengebäude betrachten, ſo waren ſie doch anfänglich in Verſuchung, ſie ihrer großen Schönheit wegen einem italieniſchen Künſtler zuzuſchreiben, wendeten ſich aber ſpäter in der Erläuterung der goldenen Pforte zu Freiberg zu der Anſicht, daß dieſelben nur aus byzantiniſchen Motiven hervorgegangen, ausſchließlich der deutſchen Bildung angehörig, und in dieſer frühen Zeit eine völlig iſolirte Erſcheinung ohne ſpätere Nachwirkung ſeyen. Wäre dies entſchieden, ſo hätte die deutſche Bildnerei ſchon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Werke aufzuzeigen, die auf derſelben Höhe ſtehen, welche Niccola Piſano in Italien erſt um die Mitte des 13. erreicht hat; ſie wäre der italieniſchen um faſt ein Jahrhundert vorausgeeilt, und ſchon lange vor der Umwandlung des Rundbogenſtyls in den ſpitzbogigen, unabhängig von dieſem, zu edleren, freieren und lebendigeren Formen gelangt; mithin hätte der künſtleriſche Geiſt, der ſo kräftig und neu geſtaltend in der Architektur des 13. Jahrhunderts hervortrat, ſich in der Skulptur ſchon faſt ein Jahrhundert früher entwickelt.

Erſt nachdem ich die Ungewißheit, welche mir noch über dieſem Wendepunkt der deutſchen Kunſtgeſchichte zu ſchweben ſchien, in der Schrift über Erfurt angedeutet hatte, fand ich Gelegenheit, die Kirchen von Wechſelburg und Freiberg ſelbſt zu ſehen und meine Zweifel zu prüfen. Ich lege das Ergebniß meiner Wahrnehmungen hier in der Vorausſetzung nieder, daß meine Anerkennung für Herrn Puttrichs Verdienſte durch eine von der ſeinigen abweichende Anſicht in keiner Weiſe geſchmälert erſcheinen kann.

Die Kirche zu Wechselburg gehört völlig dem byzantinischen Style an und ist mit allen ihren architektonischen und figürlichen Ornamenten ganz in der Weise wie alle deutschen Kirchen des 12. Jahrhunderts ausgeführt.

Was die architektonischen Ornamente betrifft, so ist bekannt, daß die Kirchen von Paulinzelle und Kloster Bürgel, die Wartburg und andere dem 12. Jahrhundert angehörige Gebäude der rundbogigen Bauart, an Kapitellen und Friesen jene zwar eleganten und mannichfaltigen, aber unlebendigen und flachen Verzierungen zeigen, deren Motive noch an das klassische Alterthum erinnern, aber durch allmähliche Traditionen verderbt worden sind. So meisterhaft die Behandlung der Steinmetzenarbeit ist, so besteht doch ihr Reiz zum großen Theil nur in der Schärfe der Linien. Die mannichfaltigsten und zierlichst erfundenen Formen sind konventionell geworden und gehören nicht mehr der Nachbildung freier und lebendiger Natur an; daher sind heterogene Theile darin vermischt, z. B. Perlen häufig auf den Blattrippen angebracht, diese selbst immer scharf erhaben und die Zwischenräume meist vertieft angegeben u. s. w.; alle Formen liegen in derselben Fläche, alle sind wie aufgeklebt und gegen den Grund abgeschrägt, nichts ist unterarbeitet, folglich nichts aus dem Grunde frei hervortretend; noch weniger hebt sich ein Theil über den andern heraus, wie dies bei den lebendigen Formen der griechischen, römischen und germanischen Ornamente der Fall ist.

Diese Eigenthümlichkeiten findet man nicht blos an den thüringischen und sächsischen Kirchen der genannten Zeit; auch an rheinischen kehren sie überall wieder. Mehrere Details dieser Art aus der Abtei S. Pantaleon und dem Kreuzgang bei S. Gereon in Köln, aus den Kirchen zu Andernach und Haisterbach hat Boisserée in seinen Denkmalen der Baukunst am Niederrhein mit großer Genauigkeit abbilden lassen. Ich nenne diese Abbildungen vorzugsweise, weil mir scheint, daß sie das Scharfe, Geschnittene und Konventionelle dieses Styls mit vollkommener Deutlichkeit und zugleich mit allem Reiz, der ihm eigenthümlich ist, wiedergeben, während in den meisten andern Abbildungen diese Eigenheiten von dem Weicheren und Ueppigeren des spitzbogigen Styls nicht genug unterschieden sind. Ganz in demselben Charakter sind die Skulpturen der Wechselburger Kirche am Hauptportal der Nordseite,

an der äußern und innern Seite des Chors und an der Säule, welche am Eingang des Schiffs das Orgelgewölbe ſtützt. (Siehe Puttrich 1. Abth. H. 1. Taf. 2. 6. 13.)

Die figurirte Skulptur, welche man an Bauwerken dieſes Styls antrifft, trägt ebenſo, wie das architektoniſche Ornament, das Gepräge antiker Motive, welche von einer nur mangelhaften Naturbeobachtung benützt ſind; daher die feine Empfindung, die in der Auffaſſung wahrzunehmen iſt, gleichſam die harte Schaale nicht zu durchdringen vermag, und die freie lebendige Anmuth nur durch noch ſtarre und gefeſſelte Linien hindurchſchimmert. Die ſchönſten und gefühlteſten Stellungen behalten noch etwas Steifes und Unbeholfenes, und die anmuthigſten und reichſten Drapirungen geben nicht über ein geradliniges und enges Anſehen hinaus. Von dieſer Art ſind die ſämmtlichen Figuren an den beiden vordern Portalen des Doms zu Bamberg, und namentlich an dem Haupt- und Seitenportal der Liebfrauenkirche zu Trier, welche 1223 — 1243 erbaut, ſchon dem Uebergangsſtyl angehört und in der geſammten architektoniſchen Anlage den Spitzbogen zeigt (Taf. 6 und 7. bei Schmidt). Vergleicht man die Skulpturen an der Jakobskirche zu Regensburg (bei Popp und Bülau H. 2 und 6) mit den genannten am Dome zu Bamberg und an der Liebfrauenkirche zu Trier, ſo ſieht man deutlich den Uebergang von dem rohen byzantiniſchen zu dem, ſchon germaniſchem Geiſte ſich nähernden, aber noch harten und plumpen, und von hier aus zu dem feineren, zarten, aber immer noch ſteifen und befangenen Styl dieſer bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts dauernden Periode, und es iſt hier ſchon merkwürdig, wie viel deutſcher Genius vermocht, und wie er ein, offenbar durch die antike Tradition genährtes, tiefes Gefühl für Schönheit im Kampfe mit dieſen unbeholfenen Formen ſiegreich bewährt hat.

In Freiberg befindet ſich ein ohne Zweifel aus dem älteſten Dombau herrührendes Werk, welches den Endpunkt dieſer byzantiniſchen Zeit ungefähr auf derſelben Stufe wie die Steinbilder an der Liebfrauenkirche zu Trier bezeichnet: der in Eichenholz geſchnitzte koloſſale Chriſtus am Kreuz, mit Maria und Johannes zu beiden Seiten, welcher nun im Kreuzgang des Doms aufgeſtellt und von Dr. Klemm im zweiten Bericht über das dort angefangene Muſeum beſchrieben worden iſt. Die Abbildung,

welche Hr. Heuchler zu dieſem Bericht geliefert hat, gibt einen guten Begriff davon, und zeigt recht deutlich das Geradlinige und Scharfe, welches noch über den ſchönſten, man möchte glauben, von Werken der griechiſchen Kunſt entnommenen, Motiven waltet. Dies Geradlinige und Steife gibt aber allen dieſen Werken einen Ernſt und eine ſtille Würde, die den Eindruck des in ihnen ausgeſprochenen Gedankens noch erhöhen, und man kann mit Recht auf ſie anwenden, was Pauſanias von den Werken des Dädalus ſagt: „ſie ſind zwar unerfreulich anzuſehen, aber es iſt etwas Göttliches darin.“

Vergleiche ich nun mit dieſen Holzbildern die Skulpturen an der Kanzel und am Altare zu Wechſelburg und an der goldenen Pforte zu Freiberg, ſo finde ich in den letzteren ein ganz anderes Prinzip, eine neue ſchwungbaftere und lebendigere Figurenzeichnung, und eine gänzlich umgeſtaltete Umgebung. Es iſt etwas Südliches in dieſen Werken, das ſich nur allmählich wieder dem deutſchen Geiſte, aus dem es doch hervorgegangen iſt, völlig angeſchmiegt hat. Betrachte ich ſie nach der Stufenfolge dieſer Entwickelung, ſo möchte ich die Kanzel in Wechſelburg zuerſt, dann die goldene Pforte und den Altar in Wechſelburg zuletzt entſtanden glauben.

An der Kanzel zeigt ſich ein Geiſt, der unmittelbar von der Anſchauung antiker Monumente herkommt, ihre Schönheit neu in ſich aufgenommen und durch einen friſchen Blick in die Natur belebt hat. Die architektoniſche Anlage iſt ganz in der einfachen Weiſe gegliedert, wie der einfache Pfeilerbau des Schiffes; die Säulenſchäfte, obgleich zum Theil noch in byzantiniſcher Art mit muſiviſchen Formen verziert, ſind doch kürzer und ſtämmiger; in den Kapitellen aber tritt die Form des korinthiſchen Kalathus wieder hervor, der mit frei gearbeiteten, ſtark unterbohrten Akanthusblättern umgeben, und ebenfalls in antiker Art mit aufgekehlter Platte und Wulſt bedeckt iſt, deren Verhältniſſe jedoch übereinſtimmend mit dem Architrav noch byzantiniſch, d. h. weit ſchwerer ſind, als am korinthiſchen Kapitell.

Hiermit iſt nun die byzantiniſche Weiſe aufgegeben, die veralteten Motive ſind neu belebt, die Formen frei, rund und völlig, ja üppig hervortretend, die Technik verläßt das Flache und Angeklebte, unterarbeitet und befreit die Theile.

Dieſelbe Freiheit und Belebung tritt in den Figuren hervor.

Jene in den frühern Werken noch ſtarren und zuweilen unverhältnißmäßigen Geſichtszüge ſind hier zu feinen und individuellen Verhältniſſen, zu lebendigem und mannichfaltigem Ausdruck gebracht; jene ſteifen Gewandlinien bewegen ſich bei oft völliger Gleichheit der Motive in fließenden Schwingungen; und in allem dieſem Reichthum lebendiger Naturanſchauung iſt noch ein feines Studium der Antike und ein durch daſſelbe gebildetes tiefes Gefühl für einfache Schönheit wirkſam, welches, wie die Alten, den Ausdruck einer reinen und freudigen Geſinnung im Einfachen und Mäßigen ſucht. Der ſitzende Chriſtus und die Figuren des Kain und Abel ſind von ſo hoher Schönheit, daß ſie den ſchönſten Werken von Niccola Piſano und ſeiner Schule gleichkommen. Das rohere Material und die Bemalung verhindern freilich die an jenen Marmorwerken ſichtbare feine Modellirung zu erkennen; doch iſt ſie noch an vielen Stellen bemerklich. Die Bemalung ſcheint nach deutſcher Art, ganz vollſtändig geweſen zu ſeyn; an allen Theilen der Figuren findet ſich noch Farbe, und zwar ſo deutlich, daß das Ganze noch jetzt ein ziemlich buntes Anſehen hat; ja es blieb wohl in den Bewerken manches allein der Malerei überlaſſen, z. B. an dem Relief des Kain und Abel, wo vielleicht der untere Rand blos durch eine Farbenlinie bezeichnet und zwiſchen beiden ein Hügel mit der Opferflamme angedeutet war, ſo daß Abel hinter demſelben hinauf, Kain hinabſteigend erſchien; dieſer Sinn ſcheint mir wenigſtens in der Dispoſition der beiden Figuren zu liegen. Vergleicht man dieſe Vorſtellungen mit den Muſaiken von Monreale, ſo findet man eine überraſchende Aehnlichkeit in Gedanken und Anlage. Die Figur des Abel erſcheint dort in derſelben Stellung und Bewegung, ja faſt in demſelben Gewand. Ihm gegenüber Kain, zwar nicht im Weggehen, ſondern noch im Opfern begriffen, aber dieſelbe Garbe emporhaltend, die bei Hittorff (Taf. 69.) vielleicht irrthümlich in einen Strauß von Blättern und Früchten verwandelt iſt. Daß er „in Betrübniß und Groll das Opfer verläßt," iſt eine feinere Ausbildung des Motivs, die dem deutſchen Künſtler angehört Die Figur des ſitzenden Chriſtus entſpricht ihrem obern Theile nach der koloſſalen Halbfigur des Heilandes im Chor von Monreale, und dem untern Theile nach der des Petrus in der Seitennische. (Serradifalco Taf. 7. Puttrich Taf. 5. Im Opfer Abrahams endlich finden wir die Figur Iſaaks

ganz eben ſo auf dem Altar liegend, nur bekleidet, die Stellung und Bewegung Abrahams aber ebenfalls in dem deutſchen Kunſtwerk richtiger gedacht und mehr ausgebildet. (Serradifalco Taf. 10. Puttrich Taf. 11.)

Die goldene Pforte war eine Aufgabe, die noch mehr wie eine Kanzel in dem herkömmlichen Gebiete des byzantiniſchen und des dem Uebergangsſtyl angehörigen Kirchenbaues lag. Der Meiſter hat ſie mit allem Reichthum der Motive gelöst, den ihm die Erinnerung an antike und mittelalterliche Monumente eingab. Einige Säulen ſind in mittelalterlicher Weiſe muſiviſch gemuſtert. Dazwiſchen ſtehen aber andere ganz in antiker Art kannelirt; die Kapitelle ſind korinthiſch, das Gebälk auf's reichſte verziert, und ſtatt unter Baldachinen, wie in der ſpitzbogigen Kunſt, ſtehen die Geſtalten in phantaſtiſch verzierten Niſchen. Dieſe Geſtaltenreihe unten und die vierfachen Geſtaltenreihen in den Bogen ſind das reichſte, was die Phantaſie dieſes Zeitalters erfunden hat.

Dieſer Ueppigkeit der Erfindung entſpricht auch die Fülle und Schönheit der Ausführung. Das Freie, Hervorgearbeitete des architektoniſchen Schmucks verbindet ſich hier mit einer, beſonders durch die ſchlanken Säulen hervorgebrachten Leichtigkeit der Verhältniſſe, welche ſchon an den Spitzbogenſtyl erinnert, obgleich nur eine geringe Andeutung deſſelben ſtattfindet. Auch in den Figuren tritt dieſer Reichthum der Erfindung, dieſe Freiheit der Bewegungen und Schönheit der Motive auffallend hervor; ſie zeigen den kühnſten Aufſchwung, den dieſer kraftvolle Meiſter genommen, und den ganzen Umfang der Mittel, über die er gebot. Die Anbetung der h. drei Könige über der Thüre verbindet mit dem einfachen Gefühl jener Vorſtellungen an der Wechſelburger Kanzel eine noch zartere und freiere Vollendung. Vortrefflich iſt die Anordnung der drei knieenden Könige und der ſitzenden Figur des h. Joſeph gegenüber. Den ſchönen Erzengel, der neben der Madonna ſteht, finden wir ebenfalls in Monreale in dem Erzengel Michael neben der Halbfigur des Heilandes, nur daß dort ſein Untergewand auf griechiſche Weiſe verziert iſt (Serradifalco Taf. 8. Vergl. Puttrich Taf. 5). An den Auferſtehenden iſt die Kenntniß des Nackten und die Mannichfaltigkeit der Stellungen, an den übrigen Figuren der Bögen die Schönheit der Anordnung überraſchend. In Erklärung dieſer drei Bögen ſind ſelbſt die

Herrn Stieglitz und Puttrich nicht ganz einſtimmig. Mir ſcheint das Ganze eine höchſt ſinnreiche Darſtellung des Weltgerichts. In der Mitte des innerſten Bogens, dicht über der Darſtellung ſeiner Geburt, ſieht man Chriſtus als Weltrichter, die gekrönte Mutter Gottes als Fürbitterin neben ihm, gegenüber den Engel, der das Buch des Gerichts hält, und Erzengel zu beiden Seiten. Im zweiten Bogen ſitzen die Erzväter, und ein Engel trägt die Seele eines unſchuldigen Kindes in Abrahams Schooß. Die dritte Reihe nehmen die Apoſtel und Heiligen ein, den heiligen Geiſt in ihrer Mitte, durch den ſie begnadigt ſind, und welchen zwei Engel anbeten. Zu äußerſt endlich ſind die Auferſtehenden und in ihrer Mitte der Engel der Gnade, welcher die Demüthigen zur ewigen Seligkeit führt. Die beiden innerſten Figuren zwiſchen den Säulen ſind ohne Zweifel Johannes der Täufer und Johannes der Evangeliſt. Wie die zahlreichen noch vorhandenen Spuren beweiſen, war auch dieſes Werk ganz und gar bemalt und vergoldet.

Wenn nun der Meiſter hier im Einzelnen die Fülle ſüdlicher Erinnerungen, die ſeine Phantaſie bewahrte, faſt verſchwenderiſch ausgelegt hat, in der Anlage des Ganzen aber doch ſchon dem Germaniſchen ſich nähert, ſo ſcheint er mir in dem Altarbaue zu Wechſelburg, obgleich er konſequent bei ſeinen Formen blieb, doch erſt völlig deutſch geworden zu ſeyn.

Ich weiß nicht, ob ich mich geirrt habe, wenn dies letztere Werk, obwohl mit durchgängiger Rückſicht auf die Kanzel behandelt, mir doch in Anwendung des Rundbogens und deſſen Verbindung mit den durchlaufenden Linien, ſich mehr dem Charakter der ſpitzbogigen Bauart nähernd, und in Ausführung der Skulpturen ſowohl jener als der goldenen Pforte nachzuſtehen ſchien. Das Verhältniß der Säulen iſt wieder wie das an der Kanzel; es fehlt die Leichtigkeit der Säulen an der goldenen Pforte; die Verzierungen der Kapitelle und Friese ſind einfacher, obgleich nicht minder lebendig und frei hervortretend. Von den Figuren ſind, wie auch Hr. Puttrich bemerkt, die des Joſua und David denen an der goldenen Pforte ganz ähnlich, ſcheinen aber minder kühn entworfen und weniger ſorgfältig behandelt. Eben ſo iſt die Geſtalt am Eingange des Chors zur Rechten faſt ganz dieſelbe, wie die in der erſten Niſche zur Rechten an der goldenen Pforte, und ich möchte ſie daher nicht für ein Bildniß halten.

Die Maria und der Johannes zu Seiten des gekreuzigten Chriſtus ſind mit Beibehaltung aller Motive aus jener geradlinigen Vorſtellung des Freyberger Krucifixes in den freien und geſchwungenen Styl der deutſchen Schule überſetzt. Am meiſten Freiheit der Erfindung zeigt ſich in den drei liegenden Figuren zu Füßen dieſer Gruppe; ſie laſſen den kühnen Geiſt jenes Meiſters der Kanzel, aber in deutſcher Form erkennen; ja, ich möchte eine beſtimmte Beziehung auf die deutſche Poeſie in der Darſtellung des heiligen Graals finden, welchen Joſeph von Arimathia am Fuße des Kreuzes emporhält. Auch die beiden Königsgeſtalten unter den Füßen von Maria und Johannes gehören wohl jenen Dichtungen an.

Die vollkommenſte Ausbildung aber hat dieſer deutſche Charakter, wie mir ſcheint, in dem vor der Kanzel befindlichen Grabſtein erreicht, deſſen koloſſale, überaus kräftig, rund und hervorgearbeitete Figuren gewiß zu dem Schönſten zu zählen ſind, was die altdeutſche Bildnerei in ihrer eigenthümlichſten Entwickelung irgend geleiſtet hat. Die Kühnheit und Größe des Entwurfs wetteifert hier mit einer Tüchtigkeit der Modellirung, die nur aus dem gründlichſten Verſtehen der Natur erfolgen kann; zugleich aber zeigen die ſtark geſchwungenen, faſt flatternden Gewänder ſchon eine leichte Hinneigung zu jener im 14. Jahrhundert an vielen altdeutſchen Skulpturen bemerklichen Manier, das Gebogene und Wellenförmige der Linien zu übertreiben.

Dieſe Eigenthümlichkeiten des Styls ſind freilich noch immer keine völlig genügenden Beweiſe gegen die Gleichzeitigkeit der Skulpturen mit dem Bauwerke. Der Bildhauer könnte einer andern, weiter vorgeſchrittenen Schule zugethan geweſen ſeyn, als der Architekt, der ihm nur etwa den Platz für ſeine Arbeiten angewieſen hätte. Ich habe mich deshalb bemüht, über die Verbindung der Kanzel und des Altarbaues mit den Theilen des Gebäudes, an denen ſie angebracht ſind, ins Klare zu kommen; was ich aber zu erkennen im Stande war, hat mich überzeugt, daß weder Kanzel- noch Altarbau im urſprünglichen Plane der Kirche waren, ſondern ſpäter eingeſetzt ſind.

Der Pfeiler, an welchem die Kanzel ſteht, iſt völlig konſtruirt, wie die übrigen Pfeiler des Schiffs; an dem Anſatz des Gewölbes, welches die Kanzel trägt, ſieht man, daß er rund herum fertig und wie die übrigen geformt war, als die Kanzel hinzugefügt wurde.

Daſſelbe zeigt ſich am Einſatz des Thürſturzes über dem Eingang der Kanzeltreppe. Wäre die Kanzel gleichzeitig mit dem Pfeiler entſtanden, ſo würden gewiß die Steine in einander gefügt und die Konſtruktion beider Theile für einander berechnet worden ſeyn. Daß mit der Kanzel ſelbſt in ſpäterer Zeit eine Veränderung vorgegangen, iſt mir nicht wahrſcheinlich. Die Seite, auf welcher Abel und Kain vorgeſtellt ſind, iſt wohl von Anfang zur Befeſtigung der hier angebrachten Treppe geſchloſſen geweſen.

Noch deutlicher ſieht man am Altarbau, daß er ſpäter eingeſetzt worden. Wie bei allen Kirchen byzantiniſchen Styls, ſtand auch hier der mit den gewöhnlichen kleinen Rundbogen verzierte Altartiſch urſprünglich ganz frei im Chore. Zum Schmuck des Chors hatte der Architekt die Säulenſtellung mit den zierlichen Bogen an deſſen Rundung hinter dem Altare entworfen; eine Zierde, die jetzt ganz zwecklos und unpaſſend ſcheint. Der Sockel, auf welchem ſie ruht, iſt bei Errichtung des hohen Altarbaues auf eine ziemlich ungeſchickte Weiſe mit dieſem zuſammengeklebt worden, ſo daß man den ſchönen Vorſprung, den er am Ausgang der Chorrundung bildete, nicht mehr wahrnimmt. Vor demſelben, und bedeutend höher, iſt zur linken Seite des Beſchauers an der Wand des Chors ein Sakramenthäuschen von ſpitzbogiger Form angebracht, der einzige Theil im ganzen Baue, welcher in ſpitzbogiger Art gegliedert iſt. Dieſem Sakramenthäuschen aber weicht die Wand des Altarbaues aus, ſo daß es in dieſelbe hineinſchneidet und ihr oberes Geſims um deſſen Ausladung verkürzt iſt, woraus hervorgeht, daß jenes früher und dieſe ſpäter gebaut worden. Auch die innere Seite des ganzen Altarbaues hat ein ſpäteres Anſehen. Hier fiel mir auf, daß die Strebequadranten am mittlern Bogen ſchon urſprünglich mit Steinen zugeſetzt ſind, mithin nicht offen waren, wie es durch Verſehen auf der Abbildung bei Puttrich angegeben iſt. So wie der Altarbau, ſo ſind auch die beiden Figuren am Eingange des Chors (ſollten ſie nicht Abraham und Melchiſedek, als Vertreter des Krieger- und geiſtlichen Standes vorſtellen?) mit den Steinplatten, an die ſie ſich lehnen, in die Pfeiler eingeſetzt, und zwar ſind dieſe Platten nicht von der ganzen Höhe des Sockels, wie bei einer gleichzeitigen Konſtruktion wohl der Fall wäre, ſondern nur ungefähr von der Höhe der Figuren, weshalb auch die Spuren des Einſatzes nicht ganz

verborgen werden konnten, die man an der Figur des Ritters besonders deutlich erkennt.

Jenes früher als der Altar eingebaute Sakramenthäuschen von spitzbogiger Form, mit welchem wohl auch der Anbau der Sakristei oder Schatzkammer zusammenhängt, beweist also, daß erst nach Einführung des Spitzbogenstyls das Altargebäude, und ziemlich gleichzeitig wohl auch Kanzel und Grabstein errichtet werden, die Meister dieser Werke aber den richtigen Sinn gehabt haben, vom Styl der Kirche nicht völlig abzuweichen. Vielleicht ist zugleich mit dieser Veränderung auch die am Eingange der Kirche vorgenommen worden; denn aus der Anordnung des Schiffs ist wahrscheinlich, daß ursprünglich an der Vorderseite auch ein Eingang gewesen. An der äußeren Seite derselben sieht man, daß das Mittelfeld, wo er sich befand, ohne Gliederung, mithin später eingebaut ist. Doch ist diese Veränderung wohl beträchtlich früher als die ungeschickte spitzbogige Ueberwölbung des Schiffs, welche die Fensterräume ungleich zertheilt. Da man äußerlich eine bedeutende Erhöhung der Giebel bemerkt, so ist wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Decke von Holz, entweder flach oder in Gestalt eines Muldengewölbes geformt war.

Wann diese Veränderungen vorgegangen, bleibt freilich bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten bloßer Vermuthung überlassen. Daß Dedo der Vierte 1174 die Kirche gegründet, und 1184 sie eingeweiht, ist der einzige gesicherte Punkt. Dedo's Gemahlin, Mechthilde, starb 1189, er selbst 1190; ob aber ihr gemeinschaftlicher Grabstein schon der nächsten Zeit nach ihrem Tode angehört? Die Nachricht, welche Hr. Puttrich am Ende seiner Beschreibung aus Gretschels Beiträgen zur Geschichte Leipzigs erwähnt, daß noch im Jahre 1305 den Reglern zu St. Thomas in Leipzig in einem Kaufsvertrag zur Pflicht gemacht worden, jährlich eine Gedächtnißfeier Dedo's und eine seiner Gemahlin Mechthilde in der Kirche halten zu lassen, zeigt wenigstens, daß sein Gedächtniß während des ganzen 13. Jahrhunderts in hohen Ehren gehalten wurde, wonach es nicht unmöglich wäre, daß die Fertigung seines Grabsteines, und mit ihr die erneuerte Auszierung der Kirche, gemäß einer Stiftung, erst während dieses Zeitraums besorgt worden seyn könnte. Stieglitz gibt aus einer handschriftlichen Nachricht an, eine lateinische Inschrift an der Wand der

Kirche habe beſagt: im Jahr 1234 ſey dieſe Kapelle von Heinrich, einem Sohne Bertholds, ausgemalt worden. In dieſem **Henricus Bertholdi** hätten wir alſo wenigſtens einen Künſtler, der ein halbes Jahrhundert nach der Einweihung der Kirche an ihrer Verzierung arbeitete. Von Malerei iſt aber in der ganzen Kirche nichts anders zu bemerken, als eben die deutliche Färbung aller Skulpturen; und ſollte ſich nicht eben ſo gut eine Spur an den Wänden erhalten haben, als an Altar und Kanzel? Bezeichnete alſo jene Inſchrift etwa die Bemalung der eben aufgerichteten Skulpturen, ſo fiele dieſe Veränderung in die erſte Zeit Heinrichs des Erlauchten, deſſen frommer Eifer für geiſtliche Stiftungen bekannt iſt. Mit Genehmigung dieſes Fürſten wurde ſpäterhin dies Kloſter von ſeinem Sohne Dietrich dem Weiſen den Rittern des deutſchen Ordens eingeräumt, und zwar geſchah dies zwiſchen 1274, wo Graf Hartmann von Heldrungen Hochmeiſter wurde, und 1282, wo Dietrich ſtarb; alſo könnte auch hier eine Veränderung mit der Kirche vorgegangen ſeyn, und der Pietät jener Zeit nach wäre es immer möglich, daß auch damals noch das Grabmal des Stifters zur Abtragung einer frühern Schuld beſchafft worden wäre.

Die goldene Pforte zu Freyberg ſteht in einem ganz ähnlichen Verhältniß zu dem Gebäude. Ueber die Gründung der Kirche iſt keine beſtimmte Angabe vorhanden; Moller in den Freybergiſchen Annalen a. 1175 ſagt ausdrücklich: bei Erbauung der Stadt ſey die Jakobskirche die einzige Kirche geweſen, und die Petersкirche ſey 1176 gegründet worden. Iſt demnach die Frauenkirche, der jetzige Dom, noch von Otto dem Reichen geſtiftet, ſo wird doch nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſogleich weit prächtiger als die übrigen angelegt und verziert worden wäre. Hr. Puttrich ſelbſt hat darauf aufmerkſam gemacht, daß die Mauer an der Mittelempore, durch deren Wölbung man zum Chor gelangt, noch ein Ueberreſt der frühern Kirche ſey. Taf. 7 iſt auch das dort befindliche Kapitell abgebildet, welches noch ganz den byzantiniſchen Charakter der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts trägt, und vollkommen mit denen an der Vorhalle zu Wechſelburg, zu Kloſter Bürgel und Paulinzelle übereinſtimmt. Dies iſt alſo der einzige wahre Ueberreſt des urſprünglichen Baues. Daß aber zwiſchen dieſem und dem erſt 1484 begonnenen, der noch jetzt beſteht, ein zweiter geführt worden ſey, welcher dem ſpitzbogigen Styl angehört, läßt

ſich aus dem an der nördlichen Außenſeite der Kirche noch übrigen Pfeiler ſchließen, der allein unter allen übrigen mit einer Blätterpyramide nach Art des 13. Jahrhunderts gekrönt iſt. Dieſem, vielleicht noch aus Rund- und Spitzbogen gemiſchten Bau hat ohne Zweifel die goldene Pforte angehört, bei deren Anlage ſich nur eine leiſe Hinneigung zum Spitzbogen zeigt; obgleich das Uebrige ungefähr in der Art, wie an der Liebfrauenkirche zu Trier, mag ſpitzbogig geweſen ſeyn. Hier gelangen wir alſo auch in die erſte Zeit Heinrichs des Erlauchten, welcher bekanntlich durch die Bergwerke zu Freyberg und Scharfenberg allmählig ſo reich wurde, daß er im Jahr 1265 zu Nordhauſen ein Turnier hielt, bei welchem er einen Baum aus gediegenem Silber, mit halb goldenen, halb ſilbernen Blättern aufſetzte, und ſolche als Preiſe vertheilte. Zwar findet ſich weder in Moller's Freybergiſchen Annalen, noch in Horn's Leben Heinrichs des Erlauchten irgend eine Angabe, daß er die Frauenkirche beſonders bedacht; es gab aber außer dem Landesherrn auch reiche Privatleute, welche die Kirchen mit ſolchen Stiftungen ſchmückten. Unter dem Jahr 1288, ein Jahr nach Heinrichs Tode, findet ſich die Beſtätigung der von Dietrich Kuniko gemachten Stiftung einer der heiligen Jungfrau geweihten Kapelle an der erſten Wand des Chors in der Frauenkirche zu Freyberg, alſo dicht neben der Stelle, welche die goldene Pforte einnimmt. Es würde zu kühn ſeyn, dieſe ſelbſt für die fragliche Kapelle nehmen zu wollen, da ſie ſchon außerhalb des Chors ſteht, und obgleich in der Paſſionszeit zu der Vorſtellung des heiligen Grabes verwendet (wozu noch die Gerüſte vorhanden), und alſo in eine Art von Kapelle verwandelt, doch niemals eine eigentliche Kapelle, ſondern immer eine aus dem (ſpäter oder früher angebauten? auch hierüber fehlen alle Nachrichten!) Kreuzgange in die Kirche führende Pforte war. Auch hängt dieſe prachtvolle Thürverzierung gewiß, wie ſchon erwähnt, mit einem größeren Umbau der Kirche zuſammen.

So wenig nun nach allem dieſem eine Möglichkeit vorhanden ſcheint, über die Entſtehung dieſer Werke zur Gewißheit zu kommen, ſo ſehr bin ich doch überzeugt, daß wir ſie nicht dem 12., ſondern dem 13. Jahrhundert vindiciren müſſen. Welchen Künſtlern ſie aber zuzuſchreiben ſey, darüber läßt ſich nur Allgemeines vermuthen.

Soviel ſcheint mir gewiß, daß ſie Deutſchen und nicht

Italienern ihren Urſprung verdanken. Es lebt ein deutſcher Geiſt darin, ein Geiſt, der von ſüdlicher Anſchauung durchdrungen, ein neues Leben in die veralteten Formen bringt, die frühere unvollkommene Kenntniß der Natur mit Scharfblick erweitert und ihre Reſultate mit einem tiefen Gefühl für Schönheit zu verbinden weiß, dabei aber immer wieder, und mehr und mehr, zum Nationalen zurückkehrt.

Bedenken wir, welche Empfänglichkeit und Schöpferkraft des deutſchen Geiſtes ſich zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts in einer kräftig hervortretenden, inhaltreichen und klangvollen Poeſie kund gab, ſo finden wir leicht die einheimiſche Urſache, aus welcher ein raſches Aufblühen künſtleriſcher Talente zu erklären iſt. Die Kreuzzüge und die mächtige Erſcheinung Friedrich Barbaroſſa's hatten den Geiſtern einen kräftigen Aufſchwung mitgetheilt, und die ſchöpferiſche Phantaſie der Deutſchen hatte ſich auf eine Weiſe erhoben, daß ihr die Schilderung des Großartigen und Zauberhaften eben ſo leicht ward, wie das Eingehen in die zarteſten Gefühle der Natur und die innigſten Verhältniſſe des menſchlichen Herzens. In einer Zeit, wo Wolfram von Eſchenbach und die Sänger der Wartburg blühten, wo der poetiſche Geiſt allenthalben in den Sagen und Legenden des Alterthums, in den Zauber- und Wundergeſchichten der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, die Gegenſtände neuer und anmuthiger Schöpfungen ſuchte, wo die Pracht der Natur wie der Glanz der Kirche und der Höfe der Großen ſich aufs Neue vor der erſtaunten Phantaſie zu erſchließen ſchienen, und eine ſüße Schwärmerei ſich gern in die Tiefe des menſchlichen Gemüths verſenkte, um daraus neue Schätze für fromme Geſinnungen und äußere Schönheit des Daſeyns hervor zu holen: in einer ſolchen Zeit war es natürlich, daß auch der Bildner menſchlicher Geſtalten durch eine lebendige Anregung leicht vermocht wurde, aus ſeinen gewohnten Handwerksformen heraus zu treten, und die Erſcheinungen des Lebens, die er nun näher ins Auge faßte, in größeren und ſchöneren Linien wieder zu geben verſuchte.

Eine ſolche Anregung fanden deutſche Bildhauer gegen Ende des 12. Jahrhunderts nicht in Italien, wo wenig und roh gearbeitet wurde, und wo, wenn wir eine Aeußerung Vaſari's im Leben des Niccola Piſano richtig deuten, man ſchon ſeit der Eroberung Mailands durch Friedrich Barbaroſſa deutſch.. Hände zur

Förderung solcher Arbeiten bedurfte. Wohl aber fanden sie Gelegenheit bei der Unterwerfung Siciliens unter Heinrich VI. im Jahr 1194, die reiche und lebendige Kunstthätigkeit kennen zu lernen, welche die Normannen dort entwickelt hatten. Heinrich schickte eine reiche Beute, und sogar sicilische Geißeln nach Deutschland, die erst im Jahr 1200 in ihr Vaterland zurückgingen. Während er nach Deutschland zurückkehrte, blieben seine Gemahlin Constanze, selbst eine normannische Königstochter, und sein Bruder Philipp, der die Wittwe König Rogers, die byzantinische Prinzessin Irene geheirathet hatte, abwechselnd in Sicilien; er selbst brachte das Jahr 1198 daselbst zu, wo er plötzlich starb. Constanze starb eben daselbst im folgenden Jahre, und ihr Sohn, nachmals Kaiser Friedrich II., ward von 1199 bis 1212 in Palermo erzogen.

Wäre nun etwa die Annahme zu kühn, daß mit den deutschen Kaisern und ihren Fürsten und Rittern auch manche Baugewerken und Bildhauer aus Deutschland nach Sicilien gezogen, hier, nachdem sie in Italien bereits Antikes und Byzantinisches kennen gelernt, mit dem Normannischen und Saracenischen vertraut geworden, und in das so kurz vorher noch rege Kunstleben hineintretend, eine Anregung gefunden, die für die Gestaltung ihrer spätern Werke im Vaterland entscheidend wurde? Gar manches empfängliche Gemüth, aus dem Lande des Gesangs und der Poesie, was Deutschland damals war, mitten in die üppigsten Reize der südlichen Natur und der reichsten Kunst aufgenommen, mag zurückkehrend wohl das Vaterland in ähnlicher Stimmung begrüßt haben, wie Friedrich II., der alle jene geistige Frische und Lebendigkeit, jenes hohe Interesse für Wissenschaft und Kunst, jene poetische Heiterkeit und Produktivität mitbrachte, die ihn als das edelste Vatererbe in allen Trübsalen aufrecht erhalten hatte, und nun unter seinem Schutze jedes Gute und Schöne mit vielfach erkräftigtem Trieb emporwachsen ließ.

Jene Aehnlichkeit zwischen den Musaiken von Monreale und den Skulpturen von Wechselburg und Freyberg ist gewiß nicht eine zufällig aus älteren gleichartigen Vorbildern entstandene; denn wollte man auch die Gestalten des Erzengels und des sitzenden Christus als analog mit früheren byzantinischen Vorstellungen erklären, so würde doch immer die seelenvolle Gruppe des Abel und Kain sich als individuelle Erfindung und Nachbildung geltend

machen. Und da es gewiß iſt, daß die Muſaiken von Monreale zwiſchen 1180 und 1184 entſtanden; da ferner, wie ich oben erwieſen habe, die Skulpturen von Wechſelburg erſt nach der Vollendung der Kirche, alſo nach 1184, etwa frühеſtens um 1230, eingeſetzt worden ſind; ſo iſt wohl eben ſo erwieſen, daß dieſe Reminiscenzen von jenen, nicht jene von dieſen enthalten.

So erklärt ſich auch, wie jene Anfänge zu einem freieren Styl der Skulptur an den normanniſchen Werken die deutſchen Bildhauer von der früheren byzantiniſchen Weiſe abbringen und zu größerer Lebendigkeit ihrer Geſtaltungen führen konnte. Und da ſie früher ſchon eine durchgreifendere Uebung in dieſer Kunſt beſaßen als die Italiener, ſo wird es leicht erklärlich, wie ein empfänglicher Geiſt unter ihnen durch jenen Anſtoß ſchnell zu einer Ausbildung gelangen konnte, welche der Kunſt des mittlern Italiens vorauseilte. Zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts findet ſich in Rom nur die Familie der Coſimaten von einiger Auszeichnung als Baumeiſter und Bildhauer, deren Werke jedoch weniger feine Beobachtung und eigenthümliche Verarbeitung ſchöner Motive verrathen. Kurz nach 1226 ſchickt Friedrich II. den deutſchen Baumeiſter Jacob an den Bruder Elias nach Aſſiſi, weil derſelbe ihn für den Bau der Kirche des heiligen Franciscus begehrt hatte. Daß Niccola Piſano mit Friedrich II. nach ſeiner Krönung in Rom 1220 nach Neapel gegangen, daſelbſt das Kaſtel Capoano und Kaſtel dell' Uovo vollendet, mehrere Thürme und Thore in Capua, einen Thiergarten zu Gravina und einen andern zu Melfi angelegt, iſt ein bei Cicognara und Raumer wiederholter Mißverſtand einer Stelle des Vaſari, der alles dies von dem Bildhauer und Architekten Fuccio berichtet. Vaſari nennt dieſen Fuccio einen Florentiner, weiß aber nichts über ſeinen angeblichen Landsmann zu ſagen, als daß er das Grabmal einer Königin von Cypern zu Aſſiſi verfertigt habe, welches ohne Zweifel erſt nach 1240 entſtanden iſt.

Friedrich II. hat in Neapel, Capua und ſonſt in Apulien vieles gebaut und geſammelt; auf der Brücke zu Capua waren ſeine und ſeines Kanzlers Statuen zu ſehen; die unter ihm zu Neapel geſchlagenen Münzen tragen das ſchönſte Gepräge unter allen aus dieſer und der folgenden Zeit; dies alles berechtigt zu der Annahme, er habe einen tüchtigen Künſtler in Dienſten gehabt,

der dieſe Arbeiten leitete. Und könnte unter jenem Fuccio, welchen Bottari und Cicognara ſo räthſelhaft finden, daß ſie ſein Daſeyn ganz in Zweifel ziehen, nicht ein deutſcher Bildhauer verborgen ſeyn, welchen Friedrich, eben ſo wie den Baumeiſter Jacob mit ſich gebracht hatte? Niccola Piſano, vom Vater her aus Apulien ſtammend, tritt gegen 1230 auf; in den Figuren ſeiner Kanzel zu Piſa und Siena wird eine faſt ſklaviſche Nachbildung der Antike ſichtbar; dagegen laſſen ſich die, wie Gaye bewieſen hat, erſt 1260 von ihm gefertigten Reliefs an der Arca des heiligen Dominicus zu Bologna, und die in Gemeinſchaft mit Giovanni und Arnolfo gearbeiteten am Brunnen zu Perugia, in Einfachheit und Individualität der Auffaſſung und Adel des Styls der Wechſelburger Kanzel vergleichen. Man fühlt ſich faſt verſucht, eine Mitwirkung deutſcher Gehülfen an jenen zwei Werken anzunehmen, zumal da Vaſari beſtimmt von deutſchen Bildhauern ſpricht, die mit Niccola und ſpäter auch mit Giovanni gearbeitet hätten.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die deutſche Baukunſt, die um dieſelbe Zeit unter Friedrich II. aus den abſtrakteſten und ſubtilſten Berechnungen jene erhabenen und phantaſtiſchen Formen hervorzaubert, die wir in wunderbarer Konſequenz faſt wie ein organiſches Gewächs an den Gebäuden des 13. Jahrhunderts entſtehen ſehen: ſo drängt ſich auch hier die Vermuthung auf, daß jene in den ſiciliſch-normanniſchen Bauten, wenn gleich noch regellos, aber doch entſchieden vorwaltende Spitzbogenanlage den deutſchen Geiſt zur Schöpfung des Spitzbogenſyſtems geweckt haben könne. Es ſtehe dies hier nur als Anlaß zu weiterer Erörterung. Gewiß iſt, daß deutſche Baukunſt und Bildnerei in dieſer Zeit gleichen Schritt hielten; denn jene volle und üppige Ausbildung der Wechſelburger und Freyberger Werke finden wir, wenn auch nicht mit gleich hohem Natur- und Schönheitsſinn durchgeführt, an allen Skulpturen, welche fortan die ſpitzbogigen Bauwerke ſchmücken. Wenn aber die Bildnerei der Deutſchen nicht ganz dieſelbe Vollendung, wie ihre Baukunſt erreicht hat, ſo liegt wohl der Grund darin, daß ſie meiſt nur dienende und ausſchmückende Kunſt blieb, und nicht, wie in Italien, zu völliger Selbſtſtändigkeit gelangte.

Deutsche Memoiren und Briefwechsel.

Es iſt oft bemerkt und theilweiſe beklagt worden, daß es der deutſchen Literatur an den Memoiren fehle, an denen namentlich Frankreich ſo fruchtbar geweſen iſt. Man würde vielleicht dieſe Erſcheinung aus einem andern Geſichtpunkte aufgefaßt haben, wenn man beſſer bedacht hätte, daß nicht Deutſchland, ſondern Frankreich darin im Weſentlichen iſolirt ſteht, daß eben jenes Genre von Memoiren, das man dabei im Auge hat, Frankreich ganz eigenthümlich iſt.

Dies beſonders ſoviel die neuere Zeit betrifft. Denn, wenn wir auf das 15., 16., 17. Jahrhundert zurückgehen, da finden wir in Spanien, Portugal, England, den Niederlanden, der Schweiz, dem näheren Deutſchland allerdings Mittheilungen, die mit den damaligen franzöſiſchen Memoiren ganz nahe verwandt ſind: Tagebücher, Berichte über merkwürdige Ereigniſſe, über Abenteuer und alle Scenen eines vielbewegten Lebens aufgezeichnete Erinnerungen. Meiſt ohne ſchriftſtelleriſche oder ſonſtige Tendenz, wurden ſie von Männern entworfen, die durch Thatkraft und Unternehmungsgeiſt in Merkwürdiges verflochten worden waren und ſich dabei ſo viel Ruhe und Unbefangenheit bewahrt hatten, daß ſie das Erlebte behalten und in ſeinen hervorſtechendſten Momenten wieder geben konnten, zu welcher Mittheilung ſie dann in der unwillkommenen Ruhe ihres ſpäteren Lebens vorſchritten, um ſich an der Erinnerung zu weiden, um das Gedächtniß ihrer Erlebniſſe wenigſtens den ihnen angehörigen Nachkommen zu hinterlaſſen und — um doch etwas zu thun. Ein eigentliches Bedenken des Geſchehenen, ein auf erſchöpfende Darlegung des Zuſammenhanges der Ereigniſſe, des Totalcharakters der Zeit oder ihrer

einzelnen Erscheinungen gerichtetes Streben, eine Berechnung der Erzählung auf moralphilosophische Probleme, oder auf Ergänzung der historischen Wissenschaft, oder auf politische Theorie, oder auch nur — was am Ersten zu erwarten wäre — auf praktische politische Tendenzen ist da nicht zu suchen. Wir sehen den Verfasser selbst, etwa so weit, wie er sich uns darstellen würde, wenn er uns an einem frohen Abend seine Abenteuer zum Besten gäbe; und wie der geübte Menschenkenner auch in einem solchen Momente seinen Mann erkennen mag, so mag es auch der Leser, um so mehr, als diese Leute sich sehr offen zu geben pflegten; aber sie selbst geben nicht auf ihr inneres Leben ein, haben wenig innerlich gelebt, kennen sich selbst nicht und sind nicht zu Reflexionen gestimmt. Wir lernen ferner das Aeußere der von dem Verfasser mitgemachten, oder durch das Gerücht vernommenen Zeitbegebenheiten kennen und finden es oft in rechter Frische, mit lebensvollen Farben, mit aller Wahrheit des Eindrucks, den der Vorgang auf die Zeitgenossen machte, dargestellt; aber auch in der Befangenheit des zufälligen Standpunktes des Zeugen aufgefaßt, durch seine eigenen Irrthümer und die Täuschungen des Gerüchts, der ungeprüften Nachricht entstellt, ohne Eindringen in das Innere der Sache und ihren Zusammenhang mit Zeit und Lage. Wir gewinnen manchen charakteristischen Zug der Zeitsitte, des Volksthums, der dem Verfasser im Verlauf seiner Erzählung zufällig entschlüpft; ein absichtliches und umfassendes Darstellen dieser Momente findet nicht Statt, da diese Autoren nicht reflektirender Natur sind und jene Dinge als Allen bekannt voraussetzen. Sie erzählen, was *ihnen* auffallend und wunderlich vorkam; nicht das Gewöhnliche, Charakteristische, was *uns* oft das Merkwürdigste und Bedeutendste seyn würde.

Das Schriftstellerthum, die Gelehrsamkeit kamen auf und füllten den literarischen Markt. Die Zeit nahm eine andere Richtung an; die Verhältnisse konsolidirten sich; es war nicht mehr jene gährende, täglich Neues und Bewegteres bringende Zeit, die so wunderbar die Imagination ergriff und zu den kühnsten Entwürfen spannte, der Thatkraft, dem Unternehmungsgeiste so bereite Bahnen eröffnete, jene frischen, lebendigen Naturen so freudig auf den Wogen des Wagnisses, der Abenteuer, des bunten Wechsels dahintrug. Diese Naturen selbst mußten sich in das entstellende und unbequeme Gewand der Formen, der Etikette, des Pedantismus,

des Philisterthums hüllen, worin ihr Wuchs verkümmerte, ihr Aufschwung von bleiernem Gewichte daniedergedrückt ward, ihre Lebenskraft versiegte und immer seltener ihr glückliches Erbtheil auf die Nachkommen übertragen wurde. Die Absicht trat in den Vorgrund und übernahm die Leitung aller Bewegungen. Auch jetzt noch erhalten sich, gerade in Deutschland, noch einige Nachklänge der früheren Richtungen; Mittheilungen, die in Familienarchiven verborgen blieben, bis sie in neuerer Zeit zum Theil hervorgesucht wurden. In den kleineren Staaten jedoch, und so auch in den skandinavischen, niederländischen u. s. w., wurden die Verhältnisse nach und nach zu eng, zu nüchtern, der Rücksichten zu viel, der Gesichtskreis zu beschränkt. In Spanien, Portugal, Italien wirkte die Ertödtung des öffentlichen und geistigen Lebens auch hierin lähmend.

Das Meiste hätte man von England erwarten mögen. Das öffentliche Leben erhob sich hier frei und großartig und entfaltete sich in natürlicher, volksthümlicher Weise. Mehr als irgendwo stand hier der Individualität ein weites Feld des Wirkens offen; weniger als irgendwo ward sie behindert, sich in eigenthümlicher Weise zu entwickeln. So war auch von dort der große Kenner der Menschennatur, der große Geschichtschreiber* William Shakespeare, hervorgegangen. Auch sonst erzeugten die brittischen Inseln zahlreiche Schriftsteller, welche das Leben in seiner Wahrheit und Natürlichkeit aufzufassen, die feinsten Züge des Menschenherzens und des Volksthums, weniger zum Gegenstande der philosophischen Untersuchung zu machen, als in voller Naturtreue vor Augen zu stellen, und sich als unübertreffliche Schilderer wahrer Menschennatur zu erweisen wußten. Diese glückliche Gabe bethätigten sie in der Geschichte und in der dramatischen, romantischen und romantisch-epischen Poesie, und alle gebildeten Völker verdanken derselben eine bildende, erhebende und überaus genußreiche Lektüre. Es wird uns wohl und freudig zu Muthe bei diesen Bildern eines Lebens, das auch auf seinen düstersten Seiten doch einen unverwischbaren Stempel von Natürlichkeit, Wahrheit, Gesundheit trägt. Sanfte Rührung beschleicht unser Herz; ernste Theilnahme wechselt mit „urkräftigem Behagen," und wir fühlen uns gestärkt

* Nicht blos seines Vaterlandes, auch Griechenlands und Roms.

und erhoben und ſteuern muthiger durch die Wellen des Lebens, reichen theilnehmender unſern Mitmenſchen die Hand, urtheilen milder über ihre Schwächen und Thorheiten und blicken vertrauender, zufriedener ins Leben und zu dem Himmel auf. Wie ſelten gehen wir in ähnlicher Stimmung von der Lektüre deutſcher Werke derſelben Gattung! Wie oft treffen wir hier Unnatur, oder Plattheit, oder vages Tendenzgeſchwätz der einſeitigſten, beſchränkteſten Standpunkte! Wie gerade entgegengeſetzt ſind namentlich die Produkte der Weltſchmerzliteratur geweſen! Und daß jene herrliche Ader, die, um nur bei den Romanen ſtehen zu bleiben, in Fielding, Sterne, Goldſmith, Smollet, Swift ſo reichlich floß, auch heute noch nicht vertrocknet iſt, hat, nur ohne den ganzen Humor jener älteren, aber mit größerem ſittlichen Ernſte, Walter Scott, haben mit jenem Humor, mit gleicher Wahrheit, Natürlichkeit und Gemüthlichkeit, wenn auch mit geringerer Dichtergabe, Marryat und Dickens erwieſen, wenn wir Waſhington Irving nicht zu den Britten rechnen wollen, wie Cooper ſicherlich nur in einzelnen Zügen zu dem ganzen Genre gehört, ſonſt aber gar nicht mit vollem Rechte an die Seite Walter Scotts geſtellt worden iſt.

Auch die Geſchichtſchreiber der Britten haben, zum großen Theil wenigſtens, den mittleren Grad in der Kunſt der Charakteriſtik gezeigt, ohne welchen überhaupt keine gute Geſchichtſchreibung denkbar iſt. Sie haben gethan, ſo viel der Verſtand, unterſtützt von der Fähigkeit des Herzens, die Gefühle Anderer zu verſtehen und annäherungsweiſe nachzuempfinden, zu leiſten vermochte. Zur vollſtändigen Herausbildung eines lebensvollen Charaktergemäldes gehört allerdings noch mehr, gehört ein divinatoriſches Erfaſſen und ſchöpferiſches Wiedergeben, wie es nur die Kraft des Dichters vermitteln kann. Ohne dies wird man ſchon ſehr ſchwer den feinen Nüancen und Schattirungen, den kleinen Zügen beikommen können, in denen gewöhnlich die am meiſten charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Individualitäten beruhen, und die den Charakter und das Handeln, wie das Schickſal der Menſchen ganz vorzüglich beſtimmen. Es reicht nicht aus, zu ſagen, daß Jemand ehrgeizig, habſüchtig, leichtſinnig, jähzornig u. ſ. w. iſt, ſondern es kommt darauf an, von welcher Art ſein Ehrgeiz, ſeine Habſucht, ſein Leichtſinn, ſein Jähzorn ſind, und Vieles beruht auf dem Ineinandergreifen der

Triebe und Einflüſſe, und auf kleinen Gewohnheiten und Neigungen, deren die Pſychologie gar nicht zu gedenken gewohnt iſt und die zum Theil ganz individuell ſind. Aber würden auch große Menſchenkenntniß, ſcharfe Beobachtung und tiefes Urtheil es möglich machen, alle dieſe Züge bei einem beſtimmten Charakter aufs Genaueſte herauszurechnen, ſo würde es doch, ohne jene den Dichtern eigenthümliche Gabe, nicht möglich ſeyn, durch eine Aufzählung derſelben die zu ſchildernde Perſönlichkeit in voller Lebendigkeit darzuſtellen, die Art und Weiſe der Verbindung der Züge, das gegenſeitige Durchdringen aller Momente klar zu machen. Es bleibt immer ein Unterſchied, faſt ſo groß, wie der zwiſchen der Beſchreibung eines Geſichts und einem gelungenen Portrait ſeines Trägers. Deshalb, und da jene Gabe den Geſchichtſchreibern nicht immer eigen iſt, und wenn ſie es auch wäre, von ihnen, wenigſtens bei ihrer Arbeit, eher zurückgedrängt, als gepflegt werden muß, damit ſie nicht, was ſie auf der einen Seite fördern kann, auf der andern wieder verderbe, vermiſſen wir auch bei den engliſchen Geſchichtſchreibern, wenn ſie Charaktere zeichnen, jene ſprechende Aehnlichkeit, jenes gänzliche Verkörpern und Sichtbarmachen der Individualität, das wir an den engliſchen Dichtern bewundern.

Ungleich auffallender und weniger leicht zu erklären iſt es aber, daß dieſelben Engländer, welche als Dichter ſo treffend zeichnen und als Geſchichtſchreiber in der Charakteriſtik hiſtoriſcher Perſonen es mit andern Nationen wenigſtens aufnehmen, weit weniger Fähigkeit zur Charakteriſirung der in der Gegenwart wirkenden Perſonen, beſonders ihrer Landsleute, zu haben ſcheinen. England iſt das Land der unbedingteſten Oeffentlichkeit des politiſchen Lebens; aber die Staatsmänner, die auf dieſen geöffneten Bühnen vor Aller Augen handeln, ſind weniger gekannt, als die von Staaten, in denen Alles in dem Dunkel der Büreaus erledigt wird. Selbſt über die äußeren Lebensumſtände iſt es ſchwierig, genaue Notizen zu erhalten. Der Charakter wird mit gewiſſen ſtereotypen Redensarten bezeichnet, die auf hundert Staatsmänner gleichmäßig paſſen und keinen wahrhaft treffen. Die öffentlichen Handlungen werden auf der einen Seite ſchwarz, auf der andern weiß gemalt. Widerſprüche, Uebertreibungen bleiben nicht aus. Ich will mich zum Belege für dieſe Behauptung nicht auf das

eklatanteſte Beiſpiel berufen, das Brougham in ſeinem Werke über die Staatsmänner der Epoche Georgs IV. darbietet.* Denn wenn wir auch hier jene Lückenhaftigkeit in Betreff der äußern Lebensumſtände, jene Widerſprüche und Uebertreibungen, einen gänzlichen Mangel an philoſophiſcher Entwicklung und Erklärung, ein oft bei demſelben Charakter angewendetes unbedingtes und ungemeſſenes Loben und Verdammen finden, wie es etwa dem ſchülerhaften Urtheile eines ohne Kenntniß der Welt und der Menſchen ins Leben tretenden Jünglings entſprechen würde, der eben in der Entwickelungsphaſe ſteht, wo er die Welt in dem Geiſte anſieht, in welchem Schiller ſeine Räuber geſchrieben hat, ſo muß man doch hier Vieles auf das beſondere Temperament des Verfaſſers rechnen. Aber dieſelbe Erſcheinung, nur weniger grell und ohne die dort herrſchende Bosheit, wiederholt ſich nur zu oft. Es ſcheint, der politiſche Parteigeiſt raubt die Unbefangenheit zur Beurtheilung Solcher, die noch wirken, oder zunächſt unter uns gewirkt haben. Dazu mag dann noch der Umſtand kommen, daß die Oeffentlichkeit, die in England im politiſchen Leben vorherrſcht, dafür im Privatleben — ſo weit es ſich nicht um offenen Skandal für die giftige Preſſe handelt — geringer iſt, als anderwärts, der Engländer ſich ſorgfältiger abſchließt, erkluſiver, zurückhaltender iſt, als Andere, und zwar ſeinen politiſchen Charakter gleichgültig den Parteien preisgibt, dafür aber das Heiligthum ſeines Hauſes mit doppelten Mauern umringt. Man beurtheilt den Staatsmann nach ſeinen öffentlichen Handlungen; aber wie ſelten übt da, beſonders in England, wahrhaft die Individualität ihre Rechte! Der Whig und der Tory ſprechen und handeln, wie der Parteizweck es mit ſich bringt, und Einer iſt hier wie der Andere, mit Unterſchieden in der äußern Form, nicht im Weſen. Die Erklärung, die aus der ganzen Perſönlichkeit zu ſchöpfen wäre, entgeht uns, und ſomit können wir auch das öffentliche Wirken nicht vollſtändig beurtheilen.

Ein neuerer engliſcher Dichter, der, ohne ſich von ſeinem engliſchen Boden losreißen zu können, einen Anlauf auf halb deutſch, halb franzöſiſch, auf kosmopolitiſche Bildung genommen

* Vergl. meine Recenſion dieſes Werks in den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik," Jahrg. 1840, Nr. 91—95.

hat, nämlich Bulwer, hat ſich in mehreren Werken die Sittenſchilderung der höheren Stände zur ſichtbaren Aufgabe gemacht. Am meiſten tritt dies im „Pelham“ hervor; aber es tritt hier eben zu ſehr hervor und iſt am wenigſten dichteriſch verhüllt und begründet. Gelungen iſt das Streben doch nur in Bezug auf wechſelnde Aeußerlichkeiten, und der ganze Verſuch konnte ſchon deshalb nicht recht von Statten gehen, weil eben zuviel Tendenz darin war. Derſelbe Dichter hat in Einigen ſeiner Romane neuere Staatsmänner unter anderem Namen eingeführt und zu portraitiren geſucht. Namentlich geſchieht das im „Pelham,“ im „Clifford“ und in dem „Verſtoßenen,“ welchen letzteren ich, beiläufig geſagt, für ſeinen beſten Roman halte. Indeß das Unternehmen beſtätigt nur, was ich oben ſagte; dieſen Geſtalten fehlt das wahre Leben, fehlt, wie der Leſer von ſelbſt herausfühlt, die volle Wahrheit; die Aeußerlichkeiten und einzelne beſonders hervorſtechende Eigenſchaften mögen getroffen ſeyn, ſind aber auch karikirt, oder doch übertrieben; die feineren Züge, die den Charakter erſt ganz machen und oft viel größeres Gewicht haben als jene, mangeln, und dabei iſt die politiſche Tendenz, iſt der Parteigeiſt nicht zu verkennen. Welche matte, todte Geſtalt iſt dieſer Fox in den Memoiren einer Peereß, deren Verfaſſerin ſonſt nicht übel zeichnet!

Allein auch abgeſehen von der eigentlichen Charakteriſtik, wozu Beiträge zu liefern doch eine beſondere Aufgabe der Memoiren iſt, entſprechen die zahlreichen engliſchen Memoiren, mit wenigen Ausnahmen, dem Begriffe der letzteren, wie er ſich namentlich aus der franzöſiſchen Literatur gebildet hat, durchaus nicht. Was in England unter jenem Namen vorkommt, das ſind meiſtens geſchichtliche Monographien, bei denen ihr Verfaſſer hauptſächlich auf ſeine eigene Anſchauung, die von ihm geſammelten Papiere, die Berichte von Augenzeugen fußt, und Alles mittheilt, was ihm in Bezug auf beſtimmte Thatſachen, einen Krieg, eine Revolution, ein Land und dergl. bekannt geworden iſt. Die eigenen Erfahrungen gaben meiſt den Anlaß, und in ſo fern könnte man denken, die engliſchen Memoiren näherten ſich jenen oben charakteriſirten früheſten. Aber wie groß iſt doch die Verſchiedenheit! Hier iſt es nicht eine offene, kunſtloſe, geſchwätzige Erzählung, ſondern es iſt wiſſenſchaftliche Tendenz und ein Anflug von reflektirendem Weſen darin. Die

eigene Erfahrung hat den Schriftſteller eben nur bewogen, das Werk zu unternehmen; dann hat er ſich eifrig bemüht, etwas Vollſtändiges zuſammen zu bringen, und hat ſich ſelbſt, in ſtolzer, ſcheuer Beſcheidenheit, mehr zurückgezogen als vorgedrängt. Kurz, die Engländer ſchreiben Geſchichte, nicht Memoiren.

Einzelne haben das auch gefühlt und haben Werke, die in der That das waren, was die Engländer Memoiren nennen, Geſchichtswerke, bei denen die eigenen Erfahrungen die Hauptgrundlage bilden, und die betreffenden geſchichtlichen Vorgänge, nicht bloß der Tendenz, ſondern auch dem äußeren Geſichtspunkte nach, hauptſächlich von der Seite aus erzählt werden, auf der ſich der Verfaſſer befand, ſogleich Geſchichte genannt. So iſt es mit der in Wahrheit einen vortrefflichen Geiſt und Charakter athmenden, und für die Geſchichte überaus wichtigen Geſchichte des Bürgerkrieges von dem edlen und weiſen Edward Hyde, Grafen von Clarendon. Ein Werk, das, beiläufig geſagt, in der edlen, würdigen Ruhe, der feſten Konſequenz, der Milde und Gediegenheit des Urtheils, die es auszeichnen, einen ſchönen Kontraſt zu dem oben erwähnten Pamphlet des Amtsnachfolgers des edlen Grafen bildet. Aber Geſchichte iſt es nicht, ſchon weil es blos die Vorgänge ſorgfältig und vollſtändig darſtellt, die ſich auf der königlichen Seite zugetragen,* und in den letzten Theilen faſt nur das, wobei der Verfaſſer ſelbſt zugegen war; gleichwohl hat aber der Verfaſſer ſichtbar mehr geben wollen, als Memoiren, und zum Theil auch mehr gegeben; in anderer Beziehung freilich auch weniger. Uebrigens leiſtet dieſes Werk in mancher Hinſicht den Dienſt von Memoiren. Denn es liefert auch durch ſich ſelbſt und abſichtslos viele Beiträge zum Erkennen ſeiner Zeit.

Ich ſetze nämlich das Weſen der Memoiren darein, daß ſie nicht die Forſchungen, ſondern die Erinnerungen eines Individuums enthalten. Es muß ſich in ihnen verwaltend die eigene Anſchauung, der eigene Eindruck, den ihr Verfaſſer empfangen hat, ausſprechen, und die Kenntniß von der Zeit, der ſie angehören, muß nicht blos durch das, was der Verfaſſer direkt in dieſer Abſicht uns verträgt, ſondern auch durch ihren ganzen Charakter, durch tauſend

* Etwa wie von Odeleben den Feldzug von 1813 geſchildert hat, wie er ſich aus dem Hauptquartiere des Franzoſenkaiſers ausnahm.

Züge ihres Inhalts, die dem Verfaſſer wie abſichtslos entſchlüpften, gefördert werden. Sie ſind ein Bericht eines Augenzeugen, die Erzählung eines Zeitgenoſſen aus ſeiner Zeit. Der kritiſche Leſer muß zu erkennen wiſſen, wie viel Glauben ſie verdienen, wie der Wille des Verfaſſers, die Wahrheit zu ſagen, und wie ſeine Fähigkeit, ſie zu kennen, beſchaffen geweſen iſt. Je bedeutender der Geiſt des Verfaſſers iſt, je ſchärfer ſeine Beobachtungsgabe, je ſicherer ſein Urtheil, deſto wichtigere Aufſchlüſſe wird er uns in direkter Mittheilung geben. Aber wir werden auch ihn ſelbſt und Vieles in ſeiner Zeit, in ſeinen Umgebungen, in den Zuſtänden, die er durchgemacht hat, kennen lernen, indem wir ihn im Tone der Zeit, der Verhältniſſe, denen er angehört, reden hören. Wir werden die Zeit, die Zuſtände aus ſeiner Erzählung heraus fühlen und oft beſſer erkennen, als er ſie ſelbſt kannte. Er wird uns ſagen, was er geſehen, was er gehört, was er getrieben und genoſſen, mit wem und wie er mit ihm verkehrt hat, welchen Eindruck auch fernere große Ereigniſſe der Zeit in ſeinem Kreiſe machten, wie die Veränderungen der Zeit auf ſeine Umgebungen einwirkten. Er wird der Spiegel ſeyn, in dem wir die Zeit ſehen; ſo weit er ſie auffaſſen und wiedergeben konnte. Letzteres: wie viel er von der Zeit auffaſſen konnte, wie er ſie, nach ſeinem eigenen Weſen, auffaſſen und wie er ſie wiedergeben konnte, muß uns bei der kritiſchen Benutzung ſolcher Quellen zuvörderſt klar werden und immer vorſchweben.

Die franzöſiſchen Memoiren entſprechen in gewiſſer Hinſicht dieſem Bilde. Indeß unterſcheiden ſie ſich, beſonders ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, von den früheren ſchon dadurch, daß ſie nicht der offene herzliche Erguß eines Mannes, der im Kreiſe von Freunden und Bekannten ungezwungen ſeine ganzen Erinnerungen ausſchüttet, ſind, ſondern eine ſpezielle Berechnung auf die Salons haben. Sie ſind Erzählungen von Erinnerungen; aber die Erzählenden waren (mit Ausnahme ſolcher, die eine ſpezielle politiſche Tendenz hatten und alſo gar nicht hierher gehören) Leute, die ſich die Unterhaltung der vornehmen Geſellſchaft zur Lebensgewohnheit, wo nicht gar zum Lebensberufe gemacht hatten, in der Converſationsſprache nicht blos redeten, ſondern auch dachten und mit ihren Memoiren zunächſt die haute volée auf pikante Weiſe unterhalten und unter der Hand intriguiren wollten. Hätten

ſie auch mehr gewollt, ſie hätten ſchwerlich mehr zu leiſten vermocht. Den Franzoſen geht bekanntlich Alles ab, was in die Tiefe geht. Ebenſo alle Fähigkeit zur Auffaſſung fremder Zuſtände. Sie ſehen auch an dem ihnen Bekannten und Vertrauten nur die Oberfläche und ſie ſehen an dem ihnen Fremden nur ein willkürlich gemachtes Bild, das ſie bald idealiſiren, bald verzerren. Ihren Geſtalten fehlt das individuelle Leben; ſie malen Klaſſen, nicht Individuen, und ſie treffen dabei nur die Standesklaſſe, der ſie ſelbſt angehören, oder mit der ſie ſonſt in ſehr genaue Berührung gekommen ſind, in äußerer Richtigkeit. Einer ſieht wie der Andere aus und es mag auch ſeyn, daß in Frankreich eine weit größere Gleichförmigkeit der Charaktere ſtattfindet, als bei reiner germaniſchen Völkern. — Bei alle dem aber ſind doch die franzöſiſchen Memoiren, theils an ſich ſehr reichhaltig an Beiträgen zur Geſchichte und zur Kenntniß gewißer Stände und Kreiſe, an intereſſanten Bemerkungen, Charakterzügen, Nachrichten und Schilderungen, Bonmots u. dergl., theils in der Anlage und Form das beſte Muſterbild der Memoiren überhaupt. Größere Fähigkeit, abweichende Zuſtände zu würdigen, und mehrere Tiefe des Urtheils und Gemüths überhaupt, und ſie würden auch im Weſen der höchſten Aufgabe derſelben vollkommen entſprechen.

Beides haben die Deutſchen, und wer möchte ſich denken, daß ein Deutſcher, der, mit offenem Sinn und hellem Blicke begabt, ſich in vielen Kreiſen bewegt, mit merkwürdigen Perſonen und Ereigniſſen berührt, das Erlebte und Empfundene ernſtlich bedacht, dabei aber den Entwickelungskampf der Parteien und Syſteme, der Zweifel und einſeitigen Strebungen, Alles überhaupt, was die Unbefangenheit trüben kann, überwunden hätte, daß ein ſolcher in treuer Ueberlieferung ſeiner Erlebniſſe ein eben ſo lehrreiches als anziehendes Werk uns liefern würde. Je bedeutender der Mann ſelbſt wäre, je fähiger, das eigne Weſen und das der Andern zu erkennen und zu beurtheilen, deſto beſſer wird es ſeyn — könnte man denken, und würde Recht haben, ſobald der Autor ſich nicht dadurch zu manchen Abſichtlichkeiten verlecken läßt, ſondern offener, ungezwungener Ergießung treu bleibt. Deutſchland hat ein Werk und nur ein Einziges, was uns zeigt, wie Memoiren ſeyn ſollten. Es iſt von einem der größten Geiſter verfaßt, die jemals auf der Erde geweſen ſind; aber von einem Geiſte, dem die ſeltene Gabe

ward, das Leben in ſeiner ganzen Objektivität zu erfaſſen und wiederzugeben, ohne dabei ſich ſelbſt in den Objekten zu verlieren, ſondern in der bedeutendſten Subjektivität ſie bewältigend und ordnend. Er vermochte es, ſich ſelbſt, ſein Streben und Bilden in reiner Klarheit und Tiefe, offen und ungezwungen darzulegen und dabei die Verhältniſſe und Zuſtände ſeiner Umgebungen, von ſeiner Wiege an und ſchon vor derſelben, das Haus, in dem er geboren ward, den Stand der Eltern und Großeltern und ihr Weſen, das Gemeinweſen, in deſſen Schirm er aufwuchs, die Landesart und das Treiben aller Orte und Stände, wohin ihn ſein Lebensweg führte, die Zeit, wie ſie ſich in ſeinen Kreiſen abſpiegelte und mit großartigen Ereigniſſen und Charakteren in die engeren Beziehungen hineinragte, die merkwürdigen Perſönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, das Alles in dem der Erkenntniß günſtigſten Lichte, in einer Klarheit, Treue und Lebendigkeit vorzuführen, die unübertrefflich ſind und daſſelbe Werk, das uns um ſeines großen Verfaſſers willen und wegen des zauberiſchen Reizes der Darſtellung ſchon genußreich iſt, in der That zu der wichtigſten Quelle der Kulturgeſchichte ſeiner Zeit, zu einem wahren Spiegel der Zeit zu machen. Ich brauchte nicht erſt zu ſagen, daß ich Goethe's Wahrheit und Dichtung meine (Wahrheit durch und durch, was auch Einzelnes mit anderen Aeußerlichkeiten verſehen ſeyn mag). Das ſind deutſche Memoiren und das Höchſte, was in dieſer Art noch geleiſtet worden. Hier geht der Autor nicht auf Zeit- und Sittenſchilderung aus; er ſchildert ſich und lebt ſein Leben nochmals in der Erinnerung durch; aber er lebt es auch vollſtändig nochmals durch, trägt nicht den ſpäteren Standpunkt auf die früheren Zeiten über, oder nur ſo weit die gereiftere Klarheit zur Aufhellung von Manchem beiträgt, was im urſprünglichen Ringen noch unklar war. Aber wir ſehen nicht blos ihn, wir ſehen ſeine Zeit und jeden Kreis, dem er nahe tritt, von wunderbarem, heitrem, wohlthuendem Lichte erhellt; die Anſichten, Gefühle, die Strebungen jener Tage werden uns nicht erzählt, aber vorgeführt, ſichtbar vor Augen geſtellt; ſie geben uns auf, wir denken, wir fühlen ſie nach. Die reichsſtädtiſchen Verhältniſſe Frankfurts, das Univerſitäts- und Handelsleben Leipzigs, das ſtille Kunſttreiben in dem damaligen Dresden, die gemiſchten, im Kerne deutſchen, im Aeußeren

französischen, von deutscher Wissenschaft noch geadelten Zustände Straßburgs, das idyllische Leben in seinen ländlichen Umgebungen; das ganze Wesen der damaligen deutschen Gesellschaft durch alle Stände, den Cavalier, den Patrizier, den Gelehrten, den Kaufmann, den Geistlichen, den Bürger und Handwerker, alle sehen wir in charakteristischen Persönlichkeiten uns lebensvoll und in frischer und ganzer Wahrheit vorgestellt. Wir sehen den Krieg, wir sehen neue Strebungen diese Zustände stören, oder als Keime der Gährung, der Umwandlung hineinfallen. Wir empfinden den Eindruck ferner Ereignisse mit und wir erleben bald auch ihre Wirkungen mit. Soll ich die oft gepriesene Schilderung des Krönungsfestes erwähnen? Nicht die Beschreibung an sich, wie treffend, genau und schön sie auch ist, macht sie so lebensvoll, aber daß es eben nicht eine bloße Beschreibung ist, sondern daß wir ihn sehen, den unbefangenen und doch sachkundigen, den von wißbegieriger Schaulust glühenden Jüngling, wie diese Scenen auf dem günstigsten Standpunkte vor ihm aufgehen, daß wir mit ihm gehen, ihn durch alles dies Gedränge begleiten, ein Bild nach dem andern sich vor seinen und unsern Augen aufrollt, wir ihren Prunk und Genuß und Merkwürdiges und Unbequemes durchmachen, mit ihm hören, was erfahrene Männer ihm zur Erklärung des Geschehenen sagen und was die schaulustige Menge neben ihm urtheilt. Dabei sehen wir nicht blos das Schauspiel, sondern wir merken auch, wie es zur Zeit stand, und fühlen in diesem Glanze den Verfall des Reiches durch. Wo hat jemals ein Geschichtschreiber einen Zeitmoment so ganz in die Gemüther seiner Leser zurückzurufen vermocht, wie es Goethe that, wenn er uns den Eindruck, den das Erdbeben von Lissabon durch alle Kreise der europäischen Gesellschaft machte, weniger schildert, als zeigt? Wo lernen wir die Zustände, die Stimmungen, den Eindruck des siebenjährigen Krieges, wenn auch nicht vollständig, doch im Einzelnen so lebendig, treu und tief kennen, als wo er auch in Goethe's Leben und Weben eingreift?

Dennoch haben wir auch bei dieser wunderbaren Leistung — die ich, mit dem Faust, der Iphigenie und den älteren Gedichten, für sein Meisterwerk halte,* wiewohl sie eben deshalb so gelungen

* Und der Berlichingen, der Egmont, der Tasso, der Wilhelm Meister? Die Wahl wird schwer.

iſt, weil ſie weniger als ein Werk denn als eine freie Blüthe des Geiſtes erſcheint, ſeinem Herzen entſproſſen — Manches zu beklagen, zu vermiſſen. Als Politiker beklage ich, wenn ich es auch im Intereſſe Goethe's und der deutſchen Poeſie nicht beklage, daß Goethe mehr mit literariſchen als mit politiſchen Celebritäten und Kreiſen zuſammengeführt wurde. Dabei theilte er überhaupt die Richtung ſeiner Zeit, auch der beſten und weiſeſten in ihr, und erhielt ſie ſich auch fernerhin, wie manche Edle und Weiſe ſie aufgaben: die Richtung, die ſich von dem Politiſchen, ſo weit es nicht Standes- und Berufsſache war, abkehrte. In der That iſt es merkwürdig, zu ſehen, wie in dem damaligen Deutſchland, während der Geiſt mit ſtürmiſchen Flügeln an die Pforten der Kunſt, der Philoſophie, der Religion ſchlug, während die Forſchung ſo viele alte Geſetze entwurzelte, ſo viele neue fand, während die alte graue Decke der Vorurtheile kühn durchbrochen, auch wohl manch lichter, erwärmender Glaube verſcheucht ward, während man namentlich keine Scheu trug, die heiligſten Ueberlieferungen der Religion in Zweifel zu ziehen; wie da doch die Politik, mit Ausnahme des philiſterhaften Kannegießerns, über Ereigniſſe, die „hinten weit in der Türkei" vorgefallen, wie nicht vorhanden war, man den Staat und was mit ihm zuſammenhing hinnahm, wie etwas in allen ſeinen Theilen nothwendig Gegebenes, Unveränderliches, worüber zu zweifeln und zu ſtreiten müßig ſey. Wenigſtens gerade unter den Männern der großen geiſtigen Bewegung zeigt ſich das, und ſie waren darin wieder der Ausdruck des allgemeinen deutſchen Volksgeiſtes. — Juſtus Möſer hatte es mehr mit dem Volksleben als mit dem Staatsleben zu thun. Die Philoſophen ſpekulirten wohl auch über einen abſtrakten Staat; Wieland vergnügte ſich zuweilen an politiſchen Utopien und Cyropädieen; Moſer gab ſich Mühe, aus dem poſitiven Staatsrechte etwas zu machen, und ſein Sohn ſuchte den Fürſten und ihren Räthen edle Geſinnungen einzupredigen; Schlözer ſammelte Lokalbeſchwerden und Lokalklatſchereien, und letztere hatten auch ihre Leute, die ihnen zuhörten. Doch blieb das Sache beſonderer Berufsklaſſen und berührte die meiſten Stände ſo wenig, wie die Träger des geiſtigen Fortſchritts. Dieſe gehen in ihren Schriften an dem Staate wie an etwas ihnen ganz Fremden, oder auch bis zur Gleichgültigkeit Bekannten und

Gewohnten vorüber. Wie Vieles wird in Thümmel's mit Recht berühmter „Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" beſprochen, oder doch im Vorbeigehen berührt; immer mit ſcharfem Eindringen, geiſtvollem Erfaſſen, hellem Blick, wohlwollendem Sinn; und wie ſelten fällt da ein Streifblick auf Staatliches, immer nur Einzelnes treffend, und auch dies nur als Sonderbarkeit anzeigend, oder mild beſpottend, oder auch ernſt beklagend, aber Alles nur wie die unabänderlichen Naturgebrechen eines Vertrauten! Manche ſogenannte Romane des vorigen Jahrhunderts, wie namentlich die von Hermes, Nicolai, Hippel, Salzmann, Müller, nahmen eine reformatoriſche Tendenz und geißelten manche Mißbräuche und Gebrechen. Immer aber trifft das mehr Thorheiten der Geſellſchaft im Ganzen, als Mängel des Staats, mehr die ſchlechte Geſinnung Einzelner in einzelnen Ständen, eines feilen Hofmannes, eines rohen Landjunkers, eines brutalen Amtmanns, eines bornirten Paſtors, mehr Einzelheiten, Sitten und Gebräuche, als daß auch nur ein ferner Gedanke einer Möglichkeit einer organiſchen Umgeſtaltung des Staatslebens auftauchte. Knigge, der doch ſichtbar einen politiſchen Anlauf nahm und Illuminat war, ſtatuirt grundedle oder grundſchlechte Fürſten und Miniſter und läßt die Erſteren Fabriken anlegen, geiſtreiche Männer an ſich ziehen und für Volksaufklärung wirken; im Uebrigen dreht ſich Alles um Allgemeinheiten und hohle Phraſen, wie das freilich bei einer der ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntniß und Erfahrung ermangelnden ſogenannten Staatsphiloſophie bis auf den heutigen Tag der Fall iſt. Doch ſelbſt in Frankreich war es lange nicht anders. Lieſt man heute das ſeiner Zeit berühmte Jahr 1440, man muß lachen über die Kleinlichkeit und Weſenloſigkeit dieſer Phantaſien, die ſchon 1789 von der Wirklichkeit durch tauſendfach Bedeutenderes überflügelt wurden. Abgeſehen von einem durch die ganze Geſellſchaft, ohne alle Ausnahme, herrſchenden unbegrenzten Edelmuthe, der die Beibehaltung der Todesſtrafe, die der Verfaſſer in ihrer Anwendung auf einen höchſt edlen Jüngling zeigt, ganz unbegreiflich finden läßt, ſind wirklich die Umſtände, daß man in Paris nur noch Schritt vor Schritt fahren darf und daß ſich die Leute nur noch ſehr mäßig und nicht mehr mit Mehl pudern, ſo ziemlich das Kühnſte, worauf den guten Mercier ſeine prophetiſche Begeiſterung

gebracht hat. Doch man weiß es ja auch ſonſt, daß immer in dieſen Dingen die Speculation dem Leben nachhinkt. Wenn ſie das nur auch ſelbſt erkennte und, ſtatt die Gebilde des Lebens für ihre eigenen Schöpfungen auszugeben und in dem Verſuche ihrer rationellen Begründung zu entſtellen, ſich auf die wahre Ergründung des Lebens, der in ihm wirkenden Kräfte und Einflüſſe, des Charakters der Verhältniſſe und Einrichtungen und ihrer Wechſelbeziehung wendete, und wenn ſie nur nicht ſo oft das Leben und ſeine Winke ſo gänzlich mißverſtände.

Viele, die ihre Weisheit aus dem geſtrigen Zeitungsblatt ſchöpfen, werden die Schuld davon, daß die ſtrebendſten Geiſter jenes Jahrhunderts ſo ſtumm an der Politik vorübergehen, auf den Druck, unter dem die Preſſe gelegen, auf die zu fürchtenden Verfolgungen von Seiten der Machthaber und auf den durch den herrſchenden Druck erzeugten knechtiſchen Sinn ſchieben. Aber eben die Schriften beider Moſer, Schlözers u. A. würden, wenn es auch nicht ſonſt bekannt wäre, den Beweis geben, daß die Preſſe damals leicht ihre Stätten fand, wo ſie ſich mit Freiheit bewegen konnte, und daß, wenn in einzelnen Staaten einzelne Vorgänge zur Verfolgung aufregten, über der nächſten Grenze ein ganz anderes Verfahren in Sicherheit einlud. Auch kam und kommt Alles auf die Art an, und was einem Schubart in Württemberg Verfolgung zuzog, würde einem Leſſing in Berlin und Braunſchweig nur Ruhm gebracht haben. Die Zügel wurden erſt dann allgemein ſtrenger gezogen, wie man praktiſch erkannt hatte, wohin das führe, was man damals Philoſophie nannte.* Und was den

* Allerdings iſt die Anſicht, als ſey die franzöſiſche Revolution lediglich ein Produkt der franzöſiſchen Philoſophie, eine ſehr einſeitige, und derſelbe Tadel trifft daher das bekannte Werk des Herrn von Schütz (Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. oder Entſtehung, Fortſchritte und Wirkungen der ſogenannten neuen Philoſophie in dieſem Lande; Leipzig, 1827 ff. 6 B. 8.) mit Recht. (Wenigſtens ſeinen Titel; denn das Werk ſelbſt iſt weniger einſeitig und befangen als der Titel, und iſt gewiß das lehrreichſte Werk über den Anfang der franzöſiſchen Revolution, was wir zeither beſaßen. Wachsmuth's Werk verſpricht etwas noch Trefflicheres zu werden, ohne daß doch das Erſtere dadurch entbehrlich werden dürfte.) Jedenfalls iſt es klar, daß in einem gut regierten Lande, vielmehr in einem Lande, deſſen Volks- und Staatsleben gut beſchaffen geweſen wären,

angeblichen knechtischen Sinn der Zeit betrifft, so sprechen nicht nur die angeführten Beispiele dagegen, sondern es ist auch sonst aus vielen Vorgängen und Zeugnissen bekannt und wird durch den ganzen Charakter jener Zeit erklärt, daß es an unabhängig denkenden und ihr Recht mit festem Muthe vertheidigenden Männern keineswegs gebrach. Waren doch die inneren Kreise des Staatslebens so geordnet, daß der Einzelne nicht so leicht verlassen war, sondern durch die Verhältnisse selbst, denen er angehörte, gestützt und getragen ward! In wie starkem Verbande standen die Landstände als bleibende Korporationen, aus der ganzen Ritterschaft und den Ständen des Landes bestehend! Wie unabhängig, wie sicher und unantastbar standen die Staatsdiener da! Wie heilig war das Ansehen der Gerichte, wie sichernd ihre Organisation! Wie stark und zahlreich waren die Korporationen, wie selbstständig die Munizipalitäten! Wie oft war, in diesem Gedränge zahlreicher kleiner Gemeinwesen, dem an dem einen Ort Verfolgten an dem anderen Schutz und Ehre gewiß! Wie vielfach durchzog und wie fest umkettete eine Masse verschiedener Verfassungen, Rechte und Freiheiten, deren alle Behörden, alle Institute, alle Korporationen und Stände ihre eigenthümlichen hatten, dieses ganze Staatswesen! Wie bildete nicht schon die Reichspraxis und die Vertheidigung dieser Menge von vielverflochtenen Interessen der einzelnen Reichsstände und wieder der ihnen untergeordneten, aber auf gleichem Rechtsboden wurzelnden Gewalten so viele unabhängige und unerschrockene, auf das sichere Gebiet des konkreten Rechts verwiesene Rechtswächter in einer Weise, mit der die heutige Bundesrechtsverfassung, mit ihrem mehr politischen als juristischen Charakter und mit ihrem Mißtrauen gegen jede Einmischung der Doktrin, in großem Kontrast steht! Ueberhaupt

jene Philosophie zu keiner Revolution geführt haben, vielmehr gar nicht entstanden seyn würde. Aber eben so einseitig ist es, ihren Einfluß, das Verderbliche ihres Einflusses ganz in Abrede stellen zu wollen, wo es so klar vorliegt, wie entsetzlich ihre gänzliche Oberflächlichkeit und Bodenlosigkeit, ihre sklavische Gefügigkeit in alle Wünsche grober Leidenschaft und Begierde, ihre den ersten Blick der zahlreichen Mittelmäßigkeit bestechende Faßlichkeit, ihre diabolische Berechnung zum geschmeidigsten Werkzeug wilder Demagogie, ihr glänzender, die innere faule Lüge überziehender Firniß wirkten.

das Juriſtiſche herrſchte vor und es war faſt Alles Juſtizſache und die rechtlichen Sachwalter konnten vielfach als Volkstribunen handeln. — Es waren mit den Meiſten der erwähnten Dinge viele Mißbräuche verbunden und ſie mußten vorfallen, weil mehr und mehr das Leben aus ihnen entwich, ſie der veränderten Geſtalt des Lebens nicht mehr gewachſen waren; es ſoll auch hier nicht unterſucht werden, ob man nicht in manchen Punkten verſäumt hat, unter Entfernung der Mißbräuche das Tüchtige zu erhalten und den Verſuch zu machen, dem entſtiehenden edleren Leben neue Kraft zu geben, ob man nicht in manchen Punkten zu einem entgegengeſetzten Extrem übergegangen iſt; nur der Vorwurf ſoll zurückgewieſen werden, als ſey in jenen Tagen der Sinn des deutſchen Volks ein ſerviler geweſen.

Aber zum Theil eben, weil Alle mehr oder weniger auf dem konkreten Rechtsboden ruhten und bei deſſen unverrückter Erhaltung intereſſirt waren, blieb der Nation der Gedanke der Aenderung fremd und auch die Strebenden gingen an den ihnen unverſtändlichen Formen vorüber und widmeten Kraft und Feuer der Entfeſſelung des Geiſtes und den glänzenden Zielpunkten der Humanität. Im Allgemeinen mochte Pope's bekannter Ausſpruch Vielen ſehr einleuchtend ſeyn. Dann hielt man auch das Wirken im Staatlichen für einen beſonderen Beruf, wie jeden anderen, und war der Meinung, es ſolle nur Jeder in ſeinem Berufe tüchtig und wacker ſeyn, ſo werde es unter jeder Staatsform gut ſtehen; über einzelne Gebrechen, einzelne Fälle des Mißbrauchs müſſe man, als über unvermeidliche Kalamitäten, hinwegſehen; aber eifrig darauf hinwirken, daß immer höhere Bildung und Erhebung von Geiſt und Gemüth dergleichen Uebelſtände immer ſeltener mache. Den großen Herren, deren Einfluß ohnehin, nach dem damaligen Charakter des Staatslebens, der die Regierung weniger ſubjektiv, als objektiv beſchränkte, kein daſſelbe durchdringender war, gingen die Freiſinnigen möglichſt aus dem Wege, wie das z. B. der mit großem Unrecht faſt vergeſſene Göckingk einige Male ſehr offen ſagt, und ſetzten ihr philoſophiſches Glück in den Beſitz eines ruhigen, ländlichen Sorgenfrei, wo ſie, in unabhängiger Sicherheit, der Freundſchaft und Liebe, der Natur und den Muſen leben, in ihrem nächſten Kreiſe den Einfluß eines gebildeten Geiſtes und wohlwollenden Herzens geltend machen

könnten und von dem Getümmel der Welt nicht berührt würden. Die geheimen Geſellſchaften jener Tage waren meiſtens* nicht auf den Umſturz des Beſtehenden, ſondern auf gegenſeitige Veredlung und auf Ergründung hoher Wahrheit gerichtet.** Der Lieblingsſpruch der damaligen Freiſinnigen war: daß der Weiſe auch in Ketten frei ſey. Den Unmuth über ihr Ausgeſchloſſenſeyn von der Macht, der ſpäter ſo viele mit glänzendem Außenſchein gezierte Strebungen beflügelte, ließen ſie neben dem Gedanken, daß dieſe Macht gar nichts wünſchenswerthes ſey, gar nicht aufkommen. Und wenn man ſie auf die Gelegenheit zum Gutesthun aufmerkſam machte, die die Macht gäbe, ſo erwiederten ſie, daß es dem Einzelnen unmöglich fallen dürfte, auch nur die Beſchwerden des kleinſten Dorfes zu heben und daß es ein Leben würdig ausfülle, ſich auch nur der Linderung dieſer Beſchwerden mit ganzem Eifer zu widmen. Das Wirken im Staatlichen hielt man überhaupt nicht für das Höchſte.***

Der Vertreter vieler Seiten dieſer Richtung blieb Goethe, ohne ſich eben oft, wenn auch einige Male ſehr bedeutungsvoll, in dieſem Sinne auszuſprechen, bis an ſein Ende, und noch als ſie ſelbſt längſt, wenn auch nicht aus Deutſchland, doch aus der deutſchen Literatur entſchwunden war. Namentlich blieb ihm der Sinn treu, im Praktiſchen ſich auf das Zunächſtliegende zu richten, das Allgemeine höheren Gewalten, den, wie er meinte, dazu Berufenen und Beſtimmten, zu vertrauen und ein praktiſches Eingreifen in die Räder der Weltgeſchichte nicht für ſeine Beſtimmung zu halten. Daß er in ſeinen näheren Kreiſen auch praktiſch zu nützen befliſſen und der thätige Förderer des Gemeinnützigen war, ſobald er es vollſtändig kannte und ſobald er zugleich wußte, was es wirken und wem es nützen würde, iſt bekannt und von

---

* Eine Ausnahme haben vielleicht die Illuminaten gemacht.

** Vergl. u. A. Hippel's Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z.

*** Eine neuere Schule thut das und hat auf ihrem Standpunkte ganz Recht, da ſie dem Staate ihrer Idee, den ſie, wo nicht gerade ein dialektiſches Bedürfniß eine ſchlaue Verwechslung der Begriffe fordert, gar wohl von dem wirklichen, „dem Polizeiſtaate", unterſcheidet, Aufgaben ſtellt, von denen man zeither — und gleichfalls mit Recht geglaubt hat, ſie müßten zwar im Staate und unter ſeinem Schutze, aber ohne ſeine direkte Leitung betrieben werden.

ſeinen Freunden im Einzelnen nachgewieſen. Aber wie dem auch ſey, das Faktum liegt vor, daß er kein Politiker war, in ſeinem Leben wenig mit bedeutenden politiſchen Ereigniſſen und Zuſtänden in Berührung kam und auch darüber, woran allerdings eine gewiſſe diplomatiſche Manier und übertriebene Vorſicht eine Mitſchuld tragen mag, meiſtens Schweigen beobachtet, oder ſich nur mit Zurückhaltung und großer Gemeſſenheit, Nüchternheit ausſpricht. Seine Memoiren, ſo viel ſie dem Publikum bekannt ſind, brechen gerade da ab, wo ſie vom politiſchen Standpunkte aus den meiſten Aufſchluß verſprechen konnten. So wie Goethe an einen Hof kommt, hören ſie auf und ſetzen ſich nur in einzelnen dürren Bruchſtücken fort, eine lange, die intereſſanteſte Periode ſo gut wie ganz überſpringend. Goethe macht die erſte franzöſiſche Campagne mit und beſchreibt ſie auch; aber dieſe Beſchreibung gehört zu dem Unerquicklichſten, was er geliefert hat, und in der Einleitung zu den „Erzählungen Ausgewanderter," in „Hermann und Dorothea," gibt er weit mehr Aufſchluß über die durch die Revolution erzeugten Zuſtände und Stimmungen in den Grenzländern, als dort. Die Franzoſen, Napoleon und ſeine Satelliten kommen ins Land; ſie ſind dem alten Herrn unbequem und widerwärtig und er ſähe ſie gern wieder fort; aber der Lärm, mit dem ſie wieder fortgeſchafft werden und in dem ſich, wie natürlich, auch viele Tollheiten und Verkehrtheiten erheben, viele Mittelmäßigkeit ſich breit macht, iſt ihm auch ſehr läſtig, und er geht ihm gern aus dem Wege.* In den ihm ſo nahe gebrachten Bewegungen der erſten deutſchen Oppoſition ſchweigt er und zieht ſich, je älter er wird, immer mehr in ſich ſelbſt zurück, aber immer mit jugendlichem Feuer an Kunſt und Wiſſenſchaft und der ewig gleichen Natur ſeine Theilnahme zeigend. Im Ganzen möchte es ihm wohl am liebſten geweſen ſeyn, wenn es im Allgemeinen und formell geblieben wäre, wie 1780; nur mit allgemeiner Humanität der Ausführung, allmählig und einzeln ergriffenen, zweckmäßigen, verſtändigen Ein-

* Er iſt hart darüber getadelt worden. Doch meiſt von ſolchen, die jene Zeit nach einem ſpäter entworfenen und von Jahr zu Jahr anders ausgeſchmückten Bilde beurtheilen. Sie bedenken nicht, daß die Tyrannei in Mittel- und Süddeutſchland damals eine ganz andere war, als in Norddeutſchland, und die Begeiſterung für das „ganze Deutſchland" erſt während des Krieges und hauptſächlich nach ihm in Umſchwung kam.

richtungen und Maßregeln und reger, vorschreitender, aber stets ein edles Maß beobachtender Bewegung des Geistes. Man darf es nicht beklagen, daß Goethe kein Politiker war: er hätte nicht das seyn können, was er war, wenn er ein Solcher gewesen wäre; es ist wahr, die Politik raubt dem Dichter jene Unbefangenheit, die namentlich bei Goethe so Herrliches vermittelt hat, und wenn man vollends in die politischen Parteifragen hineinkommt, da hört alle Poesie auf. Aber gewiß ist es doch, daß jene gerühmten Memoiren durch die Vernachlässigung dieser Seite für uns eine Lücke bekommen haben, und zwar an einem Punkte, auf den wir bei Memoiren vornehmlich zu rechnen gewohnt waren.

Was Friedrich II. von Memoiren veröffentlicht hat, gehört in das oben erwähnte Genre der halb historischen, halb praktisch politischen und hat eigentlich gar nichts Memoirenartiges. Schon der Umstand mußte das bewirken, daß der Erzählende hier zugleich die bedeutendste Person der Weltbegebenheiten war, in deren Betrachtung die Memoiren einführen sollen. —

Eigenthümlicher sind die Selbstbiographieen, von denen wir in Deutschland manche Beispiele haben. Ich denke hier nicht an die zahlreichen, die nur eine Auskunft über die äußeren Lebensumstände berühmter Männer geben. Bei ihnen fällt alle Rücksicht auf Eröffnung eines Einblicks in den Charakter der Zeit hinweg. Aber zuförderst finden sich Einzelne, in denen mehr eine Geschichte des inneren, als des äußeren Lebens gegeben wird. Theilweise mögen hier Rousseau's Confessions mit eingewirkt haben. Aber wie viel Widerwärtiges z. B. in dem „Anton Reiser" von Moritz vorkommen mag, es zeigt doch schon Manches von der Tiefe, Mannigfaltigkeit und Feinheit deutscher Seelenzustände, während bei den Franzosen das Meiste auf Sinnlichkeit und Eitelkeit hinausläuft, welche Themata dann eine glänzende Sophistik in endlose Variationen ausspinnt. Auch mag aus jenem Buche, wie aus Jung Stilling's Mysticismuskämpfen gelegentlich mancher Einblick in einzelne Zustände der Zeit gewonnen werden; indeß führte beide Männer ihr Leben nur wenig zu merkwürdigen Schauplätzen und Begebenheiten.

Anderes war der Fall mit einem allerdings sehr merkwürdigen und überaus achtbaren Mann, mit Seume. Hier vereinigte sich das Interesse an einem, zwar seltsamen und ungewöhnlichen, aber

bedeutenden Charakter mit dem Intereſſe an den merkwürdigen Schickſalen, die er gehabt, den bedeutungsvollen Scenen, zu denen ihn ſein Geſchick geführt hatte. In ziemlich dürftiger Lage aufgewachſen, erfreut er ſich doch einer guten Vorbildung und gelangt zu dem Univerſitätsſtudium. Aber es für unmöglich haltend, das geiſtliche Amt mit ſeinen religiöſen Ueberzeugungen zu vereinigen, verläßt der junge Theolog plötzlich die Univerſität und geht, mit geringer Baarſchaft und ohne ſichern Plan, in die Welt. Er fällt den heſſiſchen Soldatenpreſſern in die Hände und muß mit nach Amerika ſchiffen, um dort gegen die Unabhängigkeit Nordamerika's zu kämpfen. Sein Weſen und Wiſſen verſchaffen ihm die Freundſchaft eines edlen, ſtrebenden Offiziers (v. Münchhauſen) und große Erleichterung des Dienſtes. Er kommt zurück, erlangt ſeine Entlaſſung, fällt aber gleich wieder andern Werbern in die Hände, muß Jahre lang den langweiligen Garniſonsdienſt mitmachen, verſchafft ſich auch hier durch ſeine auszeichnende Bildung Achtung und Gunſt und endlich, nachdem er kaum dem Schickſal entgangen, als Deſerteur beſtraft zu werden, gelangt er zur Freiheit. Er kommt nach Leipzig zurück und es gelingt ihm, Sekretär des ruſſiſchen Generals von Igelſtröm zu werden, mit dem er in dem unter ruſſiſcher Militärherrſchaft ſeufzenden Warſchau lebt. Er iſt in derſelben Stellung, wie die Revolution ausbricht und ſieht ſich als Gefangener der Polen. Später iſt er Führer eines jungen ruſſiſchen Großen, ſieht Finnland und St. Petersburg. Endlich kehrt er nach Leipzig zurück, habilitirt ſich als akademiſcher Docent, findet aber weſentlich ſeinen Unterhalt als Korrektor der Göſchen'ſchen Druckerei zu Grimma. Hier wird ihm noch der Genuß, eine Fußreiſe nach Italien bis Sicilien und rückwärts durch Frankreich zu machen; ſowie überhaupt ſeine letzten Jahre durch Achtung und Theilnahme vieler Freunde erheitert wurden, bis ihn ein verhältnißmäßig früher Tod dahinraffte. Von ſeinen Schriften haben auch nur die ein allgemeines Intereſſe anregen können, die ſich auf dieſe Erlebniſſe bezogen; fragmentariſche Mittheilungen über ſein Leben, ſpezielle Erzählung der Warſchauer Vergänge, die Reiſe nach Rußland („mein Sommer"), „der Spaziergang nach Syrakus." Auch dieſe Schriften haben zwar ein ganz bedeutendes Intereſſe in der merkwürdigen Perſönlichkeit des Autors, in dem kräftigen, ſtrengen,

einfachen Sinn, der in ihnen waltet und in manchen originellen Bemerkungen, hellen Anſichten und Beobachtungen eines ernſten Denkers. Die ſittliche Strenge, die in ihnen waltet und die Richtung des Verfaſſers auf Einfachheit, Selbſtbeherrſchung und patriotiſche Tugend würden ſie zu einer um ſo nützlicheren Lektüre für Jünglinge machen, je mehr auch ſonſt das ganze Weſen Seume's geeignet iſt, die Sympathieen edler, kräftiger Jünglinge zu erwecken; würden ſie dazu machen, muß ich ſagen, denn allerdings enthalten ſie einzelne Stellen, die in religiöſer Beziehung Bedenken erregen müſſen, da darin die gefährliche Waffe des Stolzes gegen das Chriſtenthum gebraucht wird und da ſie mit einer imponirenden Schroffheit auftreten und im Munde eines unzweifelhaft achtungswerthen Mannes doppelten Eindruck machen können. — Memoiren ſind aber alle dieſe Schriften nicht und dazu war auch Seume nicht geeignet. Es ging ihm alle Objektivität ab. Seine Perſönlichkeit bildet faſt allein den intereſſanten Inhalt ſeiner Schriften und Alles außer ihm nimmt in ſeiner Schilderung die Färbung dieſer achtbaren, aber ſehr eigenthümlichen, ſchroffen und abgeſchloſſenen Perſönlichkeit an. Wie wir oft finden, zeigt auch er ſich in dem, was er über ſeine früheſte Jugend und ſein Schulleben anführt, noch am erſten mittheilſam, ſanft und für die Außenwelt froh empfänglich. Von der Univerſität an beginnt er ſich abzuſchließen und eine rauhe Hülle anzunehmen, die, wie ſeine Freunde verſichern, und wie man wohl auch aus einzelnen Stellen abnehmen kann, ihm nicht eigentlich natürlich war. Seine amerikaniſche Expedition könnte eben ſo gut an jeden andern Ort geführt, zu jeder andern Sache gedient haben; wir erfahren wenig von den dortigen Zuſtänden, von dem Leben im Heere und im Lande. An den politiſchen Zeitfragen ſcheint er überhaupt, wiewohl er Republikaner im antiken Sinne war und im Verlaufe der neueren Ereigniſſe zu manchen allgemeinen, der Rouſſeau'ſchen Schule angehörigen Sätzen veranlaßt ward, kein ſehr lebhaftes Intereſſe genommen zu haben. Er wollte andere Menſchen. Ueber die Warſchauer Ereigniſſe hat er eine ſpecielle Schilderung hinterlaſſen, die als ein Beitrag zur Kenntniß jener Vorgänge recht dankenswerth iſt, aber doch viel weniger bietet, als man erwarten möchte. Allerdings mochte die Stellung des Verfaſſers ihn dort noch mehr iſoliren, als er ſich ſelbſt zu

iſoliren geneigt war. „Mein Sommer“ iſt eine reine Reiſebeſchreibung. Seume hat, namentlich von Leipzig aus, in vielem Verkehr mit der Literatur ſeiner Zeit geſtanden; aber aus ſeinen Mittheilungen ſind auch darüber wenig Aufſchlüſſe zu holen. Noch in den günſtigſten Stimmungen iſt der Spaziergang nach Syrakus gemacht und beſchrieben worden, und hier finden ſich auch am reichſten Bemerkungen über Menſchen und Zuſtände; doch iſt auch hier die ſubjektive Anſicht des Verfaſſers überall vorherrſchend und durchgreifend. Seume war — und das thut der Achtung vor ſeiner Perſönlichkeit natürlich keinen Eintrag — zwar ein edler Charakter, aber kein großer Geiſt. Er war nicht ohne geiſtige Kraft und nicht ohne Kenntniſſe. Letztere waren jedoch weder tief, noch ſehr vielſeitig. Erſtere war jedenfalls nicht künſtleriſch und bewährte ſich hauptſächlich in einem richtigen Urtheil über Dinge, denen ein ſchlichter, geſunder Verſtand gewachſen iſt. Die Schickſale Seume's hatten ihn auch dabei, wie in ſeinem ganzen Weſen, mancher Einſeitigkeit ausgeſetzt.

Dennoch iſt das Studium dieſes Mannes nicht ohne Intereſſe, da er als der Prototyp einer Richtung erſcheint, die ſich ſpäter bei nicht Wenigen fand und vielleicht noch jetzt manchen wackeren Jüngling anſpricht, die aber freilich, wo ſie anfängt, mehr Manier als Wahrheit zu ſeyn, einer grellen Ausartung fähig iſt. Kraft iſt ihr Ideal, Abhärtung ihr Streben. Dieſe Abhärtung, namentlich in körperlicher Beziehung, ſo wie in moraliſcher als Gegengewicht gegen krankhafte Weichlichkeit, ferner die äußere Einfachheit, die Verachtung künſtlicher Sittengenüſſe, die Sittenſtrenge, der männliche Stolz, der Freimuth, bilden die Lichtſeiten dieſer Richtung. Sie iſt aber auch manchen Täuſchungen und Verirrungen ausgeſetzt. Der Begriff der Kraft wird nicht immer richtig erkannt; ja ſehr gewöhnlich vermuthet man äußere und innere Kraft, eben ſo Kraft und Stärke, läßt ſich durch äußerliche, räumliche Größe täuſchen, ſtatt die Kraft nach der inneren Anſtrengung zu meſſen, hält die Leidenſchaft für den Träger einer edlen Kraft, weil ſie gewaltige Maſſen in Bewegung ſetzt und vergißt, daß ſie das mit innerer Luſt thut, eine weit höhere Kraft aber in ihrer Ueberwindung liegen würde, die Höchſte in der Liebe. Da findet man denn auch die Thaten des Haſſes, der Rache groß. Jedenfalls ſchätzt man nicht blos die Kraft, ſondern man will auch, daß ſie ſich gleich in der

äußeren Form recht zeige, auch in ihrem Auftreten derb und imponirend ſey. Zuweilen hat jene Abhärtung auch zu wahrer Härte, zur Unempfindlichkeit gegen edle Menſchlichkeit, zur Unempfänglichkeit für das edle Schöne, wie zur Rauhheit geführt; der männliche Stolz iſt wohl in Schroffheit, der Freimuth in maßloſe, übertriebene Derbheit ausgeartet. Gefiel man ſich auch nicht ſelbſt in Letzterer, ſo ließ man ſich doch leicht durch ſie imponiren. Namentlich aber hatte nicht Jeder für ſeine Schroffheiten und Einſeitigkeiten eine ſo gute Entſchuldigung, wie Seume, und nicht Jeder barg hinter der rauhen Hülle einen ſo edlen Kern.

Ich muß nun einen langen Zeitraum, der mir an eigentlichen, für meinen Zweck zu erwähnenden Memoiren keine Ausbeute liefert, überſpringen und mich zu den neueſten Jahren wenden, die uns Verſchiedenes und zum Theil Intereſſantes in dieſer Art gebracht haben. Dabei ſteht Arndt, von dem zunächſt zu reden ſeyn wird, in mancher Verwandtſchaft zu dem Vorigen. Es iſt auch eine gewiſſe Derbheit in ihm, Liebe zur Natürlichkeit, Einfachheit; er iſt auch ein Kraftmenſch und trägt die Kraft nichs blos in ſich, weiß ſie nicht blos zu bethätigen, ſondern ſie ſpricht ſich auch formell aus, ſie zeigt ſich in Wendung und Ausdruck. Beide ſind zudem als echt deutſche Ehrenmänner, treu, redlich, und ohne Falſch, als feſt und unbeſtechlich zu bezeichnen. Es iſt aber Arndt von Haus aus poetiſcher begabt geweſen und hat eine glücklichere Jugend verlebt, womit es ihm leichter wurde, ſich den Fond von innerer, unverwüſtlicher Freudigkeit zu ſammeln und zu erhalten, der noch dem Greiſe ſo köſtliche Früchte bringt. Während ferner der geordnete Bildungsgang Seume's unterbrochen ward und er ſpäter nur mangelhaft die Lücken ſeiner Bildung auf dem Wege des Autodidakten ergänzte und dabei vielfältig an den ſeichten Brunnen der franzöſiſchen Philoſophie verwieſen war, hatte Arndt die Laufbahn des Univerſitätsgelehrten betreten und war gerade mit ſolchen Wiſſenſchaften beſchäftigt geweſen, die ſeiner Anſchauung eine deutſch nationale Farbe und eine hiſtoriſche Grundlage verliehen. Während Seume, von frühen Entbehrungen und harten Schickſalsſchlägen betroffen, und durch die Schuld der Menſchen und Zeiten hin- und hergeworfen, verſchloſſen, mißtrauiſch und ſchroff wurde und die Menſchen zu verachten anfing, war Arndt bis weit in ſein Mannesalter hinein in glücklichen Verhältniſſen, hatte viel Gunſt, Freundſchaft

und Auszeichnung erfahren und Menſchen und Leben ſo lieb gewonnen, daß ihn auch ſpäteres Mißgeſchick nicht verbittern konnte. Jener lebte ein einſames, freudenloſes Leben; Dieſer war glücklicher Gatte und Familienvater, was doch das innigſte und die Tiefen des Gemüths am meiſten aufſchließende Verhältniß der Erde iſt. Jener ſtand zweimal, ohne eigenen Willen, durch den Zug der Umſtände, auf der Seite der Freiheitsgegner und außerdem dem politiſchen Leben fern. Dieſem war es verliehen, für die edelſte Sache auf dem günſtigſten Standpunkte zu ſtreben und zu wirken. —

Doch iſt auch bei Arndt die Subjektivität zu entſchieden, vorwiegend und eigenthümlich, als daß nicht auch ſeine Mittheilungen von ihr aus eine ſtarke Färbung erhalten ſollten. Auch außerdem haben ſeine „Erinnerungen,“* wiewohl gewiß eine der anſprechendſten, wohlthuendſten Schriften, die in den neueſten Jahren die Preſſe verlaſſen haben, nicht allen Erwartungen entſprechen. Unübertrefflich, im höchſten Grade intereſſant, den wohlthätigſten Eindruck machend iſt Alles, was die frühe Jugend des Verfaſſers betrifft, der Charakter, die Verhältniſſe ſeiner Eltern, der ganzen tüchtigen Familie, die Gegenden, wo ſie wohnen, die Zeit, um die es ſich handelt, die Sitten, Anſichten, Zuſtände jener Tage und Orte. Hier leiſtet die Schrift auch in der That den ganzen Dienſt der beſten Memoiren und von dem feſtgehaltenen Mittelpunkte des Lebens, der Erinnerungen eines Einzelnen aus verbreitet ſich ein helles Licht über weitere Kreiſe, das uns deutlicher, als jede reflektirende und kompilirende Schilderung vermöchte, jene Zeit, jene Zuſtände kennen lernen, das ſie uns mitleben läßt. Schon die Schulzeit wird etwas dürftiger; über das Univerſitätsleben, über weite Reiſen, die Arndt gemacht und die er uns allerdings als Reiſebeſchreiber in früheren Zeiten geſchildert, von denen wir aber jetzt gern das Reſumé in der Form der Erinnerungen des Alten geleſen hätten, geht es auf wenigen Seiten raſch hinweg. Lange Jahre des akademiſchen Wirkens in Greifswald werden in wenig Zeilen abgethan. Ueber die politiſche Wirkſamkeit in Schweden nur dunkle Andeutungen. Allerdings hat Arndt die ſchwediſchen Zuſtände jener Tage in einem gleichfalls höchſt anſprechenden Werke neuerdings ausführlich

* Erinnerungen aus dem äußeren Leben von E. M. Arndt. Leipz. 1840. 8.

beſprochen.* Da aber mehr als Geſchichtſchreiber, nicht als Memoirenautor. Endlich tritt er wieder in die deutſchen Wirren ein, macht eine kühne Durchfahrt nach Oeſterreich, von da eine ziemlich im Style des Reiſebeſchreibers beſchriebene Reiſe nach Rußland und kommt zu Stein, den er nun auf allen ſeinen wichtigen Expeditionen begleitet. Hier gehört nur Einiges über Leben und Zuſtände in St. Petersburg 1812 dem Gebiete echter Memoiren an. Alles Uebrige iſt ſehr kurz, dürftig, fragmentariſch und nur die Beſcheidenheit muß man anerkennen, mit welcher Arndt jede Gelegenheit vermeidet, ſeine Rolle für wichtiger auszugeben, als ſie war. Er läßt ſich in Bonn nieder, ohne uns in das dortige Leben einzuführen, kommt in Unterſuchung, wird ſuſpendirt und lebt nun lange Jahre auf ſeiner Villa am Rheine, gewiß in manchem Verkehr mit merkwürdigen Zeitgenoſſen, gewiß mit regem Antheil an wichtigen Zeitereigniſſen und Stimmungen. Aber über das alles kaum ein Wort und ſtatt deſſen eine ſehr unnöthige Vertheidigung gegen Beſchuldigungen, denen Niemand mehr eine Bedeutung beilegte, und eine Abhandlung über Bäuerliches, die zum Theil durch das ſelbſt, was der Verfaſſer von ſeinen Eltern und Verwandten mitgetheilt hat, widerlegt iſt. — Immer aber iſt der Totaleindruck des Buchs durch den Charakter der Perſönlichkeit, die ſich in ihm ausſpricht, ein überaus Günſtiger; es iſt ein edles, kräftiges Gemüth, das aus ihm redet; es wird uns wohl, indem wir mit dieſem Manne geiſtige Zwieſprache pflegen und wir ſcheiden geſtärkt, ermuthigt und achtungsvoll von ihm.

Ungefähr gleichzeitig hat eine andere nordiſche Natur angefangen, ihre Erinnerungen zu veröffentlichen: Steffens. Dieſe Mittheilung** iſt auf einen viel weiteren Umfang angelegt. Der Autor beſchäftigt ſich viel mehr mit ſeinen inneren Zuſtänden und in der That iſt ſeine Perſönlichkeit eine ſolche, daß ſie wohl auch aus ſeinen anderweiten Bemerkungen herauszufühlen ſeyn würde und allen Beobachtungen ihre Färbung mittheilt; aber ſie iſt nicht von einer ſo ſtarken und entſchiedenen, ſich ſo deutlich

* Schwediſche Geſchichten unter Guſtav dem Dritten, vorzüglich aber unter Guſtav dem Vierten Adolf. Von E. M. Arndt. Leipz. 1839. 8.

** Was ich erlebte; aus der Erinnerung niedergeſchrieben von Heinrich Steffens. Erſter und zweiter Band. Breslau, 1840, 8.

ankündigenden Art, wie Arndts. Steffens beſchäftigt ſich aber auch viel mit den äußeren Zuſtänden, die ihn umgaben, und vielleicht beſchäftigt er ſich etwas zuviel damit, ſtatt ſie mehr unbefangen und unbewußt um ſich und ſeine Leſer aufgeben zu laſſen. Es iſt wohl etwas zuviel Reflexion und Studium in dem Buche. Ueberhaupt, wir hören wohl auch von der Kraft und Kräftigung des Knaben; aber ſo eine recht ſtarke, freudige Nordlandsnatur ſpricht uns nicht aus dem Buche an, vielmehr immer etwas Krankhaftes, Träumeriſches, unzufrieden Gährendes. Ich möchte überhaupt zweifeln, ob Steffens zum Memoirenautor ſo ganz geeignet, ob er unbefangen und klar, vielmehr klärend genug dazu iſt. Es ſcheint mir, als werde er es nur da, wo das divinatoriſche Erfaſſen und der gottgetriebene Geiſt des Dichters hinzutreten, nicht aber wo Gedächtniß, Verſtand und Abſicht das Werk verrichten ſollen. Mir wenigſtens ſind die Kopenhagener Zuſtände in den Romanen des Verfaſſers klarer und lebensvoller erſchienen, als in ſeinen Memoiren. Ueberhaupt aber glaube ich, daß bei ihm der ſkandinaviſche Urſprung an vollkommener Erfaſſung des deutſchen Weſens und das Einbürgern in Deutſchland an treueſter Feſthaltung des Skandinaventhums gehindert hat, ſo daß ich auch bei ſeinen Schilderungen in den „vier Norwegern," in „Walſeth und Leith" ſagen mußte: es iſt gut, aber es iſt doch nicht ganz, was es ſeyn wollte. Betrachten ſie Deutſchland, ſo fühlt man doch, ein Fremder hat hier geſchildert; betrachten ſie Skandinavien, ſo wird man an deutſche Geſichtspunkte erinnert. — Doch auch ſo wird jenes noch unvollendete Buch ein Werk, das uns eine edle, ſinnige, reichbegabte Natur unter intereſſanten Umgebungen vorführt, uns auf anmuthige, anregende Weiſe, wenn auch mehr ernſt, wohl auch düſter und melancholiſch, als freudig und aufmunternd, beſchäftigt und über Menſchen und Zeiten manchen nützlichen Aufſchluß gibt.

Ungleich weniger hat mich Immermann in ſeinen „Memorabilien"* befriedigt. Der Mann war mir lange Zeit mehr nur dem Namen nach bekannt. Dann fielen mir ſeine „Epigonen" in die Hand, die ich nicht ohne Genuß und Gewinn, aber doch mit dem Gefühle las, daß hier das Wahre mehr geſucht, als getroffen,

* Erſter Theil. Hamburg, 1840. 8.

am wenigſten das bedeutendſte Wahre getroffen ſey. Als ich aber den „Münchhauſen“ las, da ſchien mir zwar gleichfalls in vielen Partien deſſelben der rechte Kern und Halt, und namentlich die rechte Löſung, das Reſultat des geiſtreichen Geredes über tauſend Punkte zu fehlen; aber der weſtphäliſche Schulze war ſo ganz unübertrefflich gezeichnet, eine ſo lebensvolle, herrliche Geſtalt, ein ſo tiefes Gefühl, eine ſo mächtige Ader echten Volksthums vertretend, daß er mich mit Allem verſöhnte und der Verfaſſer mein ganzes Herz gewann. Die „Memorabilien“ des ſo raſch und früh verſtorbenen Verfaſſers ſind nun freilich nur ein Bruchſtück, und vielleicht lag eine mehrere Umarbeitung in dem urſprünglichen Plane Immermanns. In dem Vorliegenden ſpricht abermals die Jugendgeſchichte freundlich an und was über die Stimmungen in Magdeburg vor und bei der erſten Annäherung der Franzoſen, was von der Perſon von Immermanns Vater aus über manche Seiten des Preußenthums überhaupt bis zurück in die Tage Friedrichs II. mitgetheilt wird, gehört ganz in die echte Memoirenliteratur. Es iſt aber auch das Einzige in dem Buche, was dahin gehört. Es wird uns noch die drollige Figur eines Oekonomicamtmannes vorgeführt; es werden uns einige Studentenſtreiche erzählt; aber das alles bleibt ohne rechten Zuſammenhang mit dem Leben, ohne Aufſchluß für dieſes; es könnte eben ſo gut in die Zeit von Goethe's Jugendgeſchichte fallen. Den Hauptinhalt des Buches aber bilden Reflexionen, und dieſe ſcheinen mir meiſt von der Art, daß ſie mit vielem Aufwand von Scharfſinn, Geiſt und Gemüth ſehr mühſam neben dem Ziele ſich vorbeidrängen, oder, von vorn herein auf eine falſche Bahn gerathen, ſich alle mögliche Mühe geben, nicht dieſe Bahn mit der Rechten zu vertauſchen, ſondern auch auf der falſchen Bahn das Ziel zu erreichen. Man ſieht, man hat es mit einer reichbegabten Natur, mit einem gebildeten Geiſte, mit einem edlen Streben zu thun; aber es iſt etwas in dieſer Natur, was ihr die Helle des Blickes trübt, was ſie hindert, die Dinge im rechten Lichte zu ſchauen, was ſie zwar vor den breitgetretenen Irrwegen der Schule, des Hauſens bewahrt, aber dafür ihren eigenen, oft nahe an der rechten Straße abgehenden, aber meiſt doch ſehr unerquicklichen Irrweg brechen läßt. Oder es trifft ſich auch, daß das alles, was geſagt wird, ſeine Wahrheit hat, daß aber der Verfaſſer auf

ein Paar andere Wahrheiten nicht gekommen iſt, deren Hinzutritt auch aus jenen Wahrheiten ein ganz anderes Reſultat vermittelt haben würde, als er ſo finden konnte. Immermann war ein trefflicher, begabter, edler Menſch, aber er war unter keinem glücklichen Sterne geboren; ſo Manches, das er mit reichen Kräften und mit regem, auch dauerndem Eifer angriff und dem doch das rechte Gelingen fehlte!

Einen weit gemüthlicheren, befriedigenderen Eindruck macht das Stillleben eines deutſchen Gelehrten, was uns Friedrich Jacobs in ſeinen „Perſonalien“* zeichnet. Im Ganzen eine einfache, wenn auch eben ſo mit raſtloſem Fleiß gebrochene, wie mit mancher Gunſt des Himmels und der Menſchen, mit mancher Auszeichnung und Freude geſchmückte Lebensbahn. Frühzeitig mit den weiten Kreiſen der Wiſſenſchaft verflochten, greift ſie auch, namentlich einmal in der Münchner Periode, in die Zuſtände des öffentlichen Lebens überhaupt ein und lehrt uns auch Schattenſeiten der damaligen ſogenannten Aufklärungsperiode in Bayern kennen, ja gibt uns einen Aufſchluß über einen der erſten Vertreter des neueren Liberalismus, über Aretin, der ſehr lehrreich werden könnte, wenn der Parteigeiſt überhaupt Lehre annehmen wollte. Im Ganzen aber läuft ſie friedlich und einfach, wie ein friſcher, lieblicher Bach durch grüne, duftende Wieſen. Die Jugendgeſchichte läßt uns manchen Einblick in ein wackeres Familienleben, voll alter deutſcher Sitte und Zucht thun. Auch von dem ſtillen Wirkungskreiſe des Lehrers aus lernen wir die Zuſtände in jenen Gegenden des mittlern Deutſchlands, durch manche Wechſelfälle hindurch, auf intereſſanten Seiten kennen. Der Verfaſſer nimmt, neben ſeinen Berufswiſſenſchaften, an allem Schönen und Guten regen Antheil. Ein feiner, gebildeter Geiſt, ein beſonnener, zuverläſſiger Charakter, iſt er auch bei den Großen gern geſehen. Er bedenkt auch politiſche Zuſtände in einem reifen, erfahrenen Geiſte und wohlmeinenden Sinnes und gibt uns manche Stimme der Zeitpolitik aus dieſem läuternden Medium wieder. Wir verlaſſen ihn, indem wir uns dieſer würdigen Geſtalt erfreuten, freundlich und dankbar ſeine Erinnerungen aufnehmen und ihm den Segen des Himmels auch für ſeine fernere Lebensbahn wünſchen.

---

* Leipzig, 1840, 8.

Ernſt v. Münch* geht mit leichtem Sinn über die Oberfläche der Begebenheiten hin, gibt aber ein ſo reiches Detail, daß ein denkender Leſer daraus manchen Beitrag zur Erfaſſung einzelner Seiten der Zeit gewinnen mag. Wo wir das Intereſſanteſte erwarteten, in Löwen, verläßt er uns, oder gibt uns politiſche Korreſpondenzartikel, ſtatt Memoiren. — Auch Friedrich Laun** hat über ſein Leben in leichter, loſer, etwas breiter Manier berichtet. Viel Unbedeutendes läuft da mit unter, aber des Gebotenen iſt ſo viel und die ganze Erzählung des wohlmeinenden, anſpruchsloſen und mit vielen intereſſanten Perſönlichkeiten vertrauten Mannes iſt ſo ausführlich, daß ſich Züge genug zum Gemälde einzelner Zuſtände daraus gewinnen laſſen. — Der alte ritterliche De la Motte Fouqué hat auch aus ſeinem Leben erzählt.*** Ich habe es nicht geleſen. Es mag um des Mannes willen ſein Intereſſe haben. Aber von jeher hat er die Dinge der Welt mit beſonderen Augen angeſehen und es dürfte wohl über das wahre Weſen von Zeit und Zuſtänden von ihm der wenigſte Aufſchluß zu erwarten ſeyn.

Varnhagen, der wohl, wenn er ſich von allen diplomatiſchen Rückſichten, ſo wie von aller Tendenz freihalten, ſo ganz ſich unbefangenſter Erinnerung hingeben wollte, vor Vielen berufen wäre, deutſche Memoiren zu ſchreiben, hat uns bis jetzt nur Fragmente gegeben, von denen mir drei bekannt geworden ſind, die zum größeren Theile, namentlich die Schilderung der Schlacht von Wagram und die des Wiener Kongreſſes, der oben ausgeſchiedenen Klaſſe hiſtoriſcher Memoiren angehören. Allerdings in der letzteren Schilderung † iſt es in der That ein Gemälde, was uns der Verfaſſer entwirft und worauf er uns den intereſſanteſten Schauplatz darſtellt, angefüllt mit einem Gedränge merkwürdiger Perſonen, die ſich zu bedeutungsvollen Gruppen vereinigen und wo es auch an bezeichnenden Kontraſten nicht mangelt. Die Schilderung iſt köſtlich; Gruppirung, Charakteriſirung, lebendige

* Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den erſten 37 Jahren eines deutſchen Gelehrten. Karlsruhe, 1836. 2 Bde. 8.

** Memoiren. Bunzlau, 1837, 3 Th. 8.

*** Lebensgeſchichte. Halle, 1840. 8.

† Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften, von K. A. Varnhagen von Enſe; Bd. V., S. 1 ff.

Darſtellung laſſen nichts zu wünſchen übrig. Um aber echtes Memoirenbruchſtück zu ſeyn, hätte die ganze Schilderung mehr ihren Ausgang von dem Verfaſſer nehmen müſſen, als ſie thut. Das iſt nicht blos ein formeller Umſtand, ſondern es handelt ſich dabei auch um den Einfluß der ſchriftſtelleriſchen Abſicht, um das Planmäßige, Tendenziöſe, was alles im Memoire weniger bewußt wirkt, als in der Geſchichtsſkizze. Unbewußt wirkt die Tendenz dort vielleicht ſtärker, aber auch offener. — Ein echtes Fragment von Memoiren iſt dagegen, was derſelbe Schriftſteller über ſeine Tübinger Studien im „Freihafen“* veröffentlicht hat. Hier geht von einer Schilderung, die zunächſt ihn und ſein Treiben betrifft, ein Licht aus auf intereſſante Zuſtände und Stimmungen der ſüddeutſchen Univerſität, des Landes, des weiteren Deutſchlands, der Zeit, ja der Zukunft, da uns Manches, was ſich ſeitdem mit Geräuſch entwickelt hat, dort im ſtillen Keime gezeigt wird.

Memoirenartig iſt eine lehrreiche Darſtellung, die Friedrich v. Kölle in der „Pandora“** von ſeiner Lage, während und nach der Schlacht von Leipzig, in deſſen Mauern er ſich als diplomatiſcher Agent einer noch mit Napoleon verbündeten Macht befand, entwirft und dabei natürlich, eben von da aus, auf die Schlachttage ſelbſt und viele wichtige Einzelheiten in dem Verhalten der Franzoſen und der Verbündeten recht helle Blicke thun läßt. Nur handelt es ſich dabei freilich um ein gewaltiges Ereigniß, deſſen Eindruck ohnehin geeignet iſt, alle Stimmungen aus dem Gleiſe zu bringen, das uns hier gerade im Momente ſeiner unmittelbarſten Nähe vorgeführt wird, und neben welchem alle minder bedeutenden Züge zurücktreten. Den Verfaſſer ſelbſt jedoch ſcheint es nicht zu ſehr außer Faſſung gebracht zu haben, und er repräſentirt in ſeiner ernſten Beſonnenheit, bei aller Einſicht in die Intereſſen Deutſchlands und aller Theilnahme daran, zugleich jene etwas kühleren Stimmungen, die damals im mittleren und ſüdlichen Deutſchland vorherrſchten. Seinem Urtheile über die damalige ſächſiſche Politik kann ich freilich nicht beiſtimmen,*** und

---

* Jahrg. 1838. Heft I. S. 1 ff.

** Deutſche Pandora; Bd. I. S. 207 ff.

*** Aus Gründen, die ich in meiner „Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems“ (Leipzig, 1837 ff. 2 Bände. 8.) Bd. III. Seite 507 und 543. ff. dargelegt habe.

er ſpricht darin auch nichts weniger als die ſächſiſchen Stimmungen aus. Man muß hier zwiſchen dem, was man wünſchen möchte, daß ſich hätte thun laſſen, und dem, was wirklich möglich war, unterſcheiden und nicht nach dem Erfolg richten, nach einem Erfolge, der überdem nur durch ein Verfahren des Wiener Kongreſſes ſo ſchlimm wurde, was Niemand früher für möglich gehalten hätte.

Das wären alſo die Proben deutſcher Memoirenliteratur, die mir beifallen wollen. Rein hiſtoriſche Memoiren kommen wohl noch manche vor, ſo wie unbedeutende Sachen auch anderer Gattung. Immer dürfte in Frankreich manches einzelne Jahr, der Zahl nach, mehr gebracht haben. Deutſchland hat aber dafür etwas, worin ihm andere Nationen nicht ſo gleichkommen, und was ihm einigen Erſatz bietet: es hat ſeine Sammlungen der Briefe und des Briefwechſels bedeutender Männer. Wir haben dergleichen aus früherer Zeit von den Gelehrten aller Nationen, wo aber meiſt nur gelehrte Zwecke vorwalteten und hauptſächlich Briefe veröffentlicht wurden, die ſchon auf eine gewiſſe Mittheilung berechnet waren, für deren Abfaſſung Kunſt aufgewendet wurde, die in einer gelehrten Phraſeologie, in lateiniſcher Sprache verfaßt waren und in denen ſich die Perſönlichkeit nicht ungezwungen und deutlich ausſprach. Dann erſchienen in Frankreich berühmte Briefwerke, namentlich von geiſtreichen Damen verfaßt. Hier kam es wieder auf die briefſtelleriſche Kunſt, auf geiſtreiche Wendungen, auf ein leichtes, angenehmes, pikantes, beziehungsvolles Geplauder an. Engliſche Briefſammlungen ſind Unterlagen für die Geſchichte, meiſt Geſchäftliches berührend. In Deutſchland ſammelt man aber die Briefe bedeutender Perſonen, die ſie, ohne an einen andern Zweck, als den des Briefes, zu denken, geſchrieben, bei denen ſie oft ſich gehen ließen, ganz dem Eindrucke der Minute folgten. Der Deutſche iſt mittheilſamer, zutraulicher als der Engländer, und gibt ſeinen Briefen mehr Inhalt, als der Franzoſe.

Erſetzen können freilich die Briefe die Memoiren nicht. Ihre Hauptbedeutung beruht in ihrer Beziehung auf die Perſönlichkeit der Schreibenden. Wie viel ſie zum Verſtändniß der Zeit und Zuſtände beitragen ſollen, das hängt vielfältig von Zufälligkeiten, von dem Charakter der Schreibenden, den Gegenſtänden, welche die aufgefundenen Briefe gerade berühren, der Ausführlichkeit, in der ſie gefaßt ſind, u. dergl. ab. Sie haben vor den Memoiren

zwar den Mangel der Abſicht der Veröffentlichung, den Mangel der Berechnung auf das Publikum voraus; ſie verrathen Manches, was auch der offenſte Memoirenſchreiber, ſchon um dritte Perſonen nicht zu verletzen, verhüllen würde; ſie gehören ganz dem Momente an und geben ihn alſo in aller Friſche wieder. Aber immer ſind ſie nur Unterlagen, aus denen ein denkender Leſer ſich einen Theil von dem herausnimmt, was ihm in Memoiren verarbeitet und vollſtändig geboten werden würde. Bei dieſen Unterlagen muß er — was freilich nicht immer geſchieht — mit kritiſchem Geiſte verfahren: die Individualität des Briefſchreibers, ſowohl überhaupt, wie ihren Charakter, ihre Stimmung zu jener Zeit, zu erkennen, und zu bedenken wiſſen, eben ſo die Stellung deſſelben zu dem Adreſſaten, den Zweck des Briefes, die einſchlagenden Verhältniſſe, Umſtände, Rückſichten. Nicht Aller Briefe, auch an die Vertrauteſten, ſind ganz ſo offen, ungezwungen, ungekünſtelt, als die Rede; der Ausdruck wird doch noch eher gewogen; in der Feder bleibt manches Urtheil ſtecken, was das Geſpräch hervorlockt. Zuweilen mag ſelbſt der Brief weniger zuverläſſig ſeyn, als die an das Publikum, alſo an allſeitige Prüfung und Beurtheilung, gerichtete Schrift es ſeyn würde. Auf der andern Seite ſind die Briefe oft der Ausdruck augenblicklicher Stimmungen, vorübergehender Eindrücke, unvollendeter Entwickelungen, und man muß in dem auf ſie zu begründenden Urtheile überaus behutſam ſeyn. So weit dieſes Urtheil die Zeit betrifft, muß es ſorgfältig jeden einzelnen Punkt, nach allen Umſtänden, aus denen ſich auf den jedesmaligen Standpunkt des Briefſchreibers ſchließen läßt, prüfen. So weit es dem Manne gilt, muß es den Totaleindruck eines über längere Zeiten ausgedehnten, vielſeitigen Briefwechſels ins Auge faſſen und ſich durch Einzelheiten nicht irren laſſen. Wie viele einſeitige, ſchroffe, ſichtbar einer augenblicklichen Gereiztheit entſprungene Auslaſſungen, wie viele offene Widerſprüche finden ſich nicht ſelbſt in den Briefen eines ſo feſten, konſequenten, mit ſich einigen Mannes, wie Stein war! Wohin ſollte es führen, wollte man über ihn, oder die von ihm Beurtheilten nach ſolchen einzelnen Ausſprüchen richten? Wohl aber wird man von dem Ganzen ſeines Briefwechſels mit Gagern, oder der bekannten Briefe Johannes von Müllers, Niebuhrs, Friedrichs von Gentz, nicht ohne einen ſichern Boden für die Beurtheilung dieſer Männer

gewonnen zu haben, nicht ohne nützliche Aufſchlüſſe über Zeiten und Zuſtände, in denen ſie wirkten, nicht ohne eine reiche Ernte von geiſtreichen, dem innerſten Weſen dieſer Männer entſtrömten Bemerkungen, Maximen, Erfahrungsſätzen ſcheiden.

Ich nannte Johannes v. Müller und wende mich zu ihm zuerſt, da ſein würdiger Bruder, Johann Georg Müller, einen ſehr gelungenen Verſuch gemacht hat, die hierzu beſonders geeigneten Briefe des großen Geſchichtſchreibers an das väterliche Haus und an den Bruder ſelbſt zu einer Art Selbſtbiographie zuſammenzuſetzen. Wir beſitzen das Fragment einer wirklichen Selbſtbiographie von ihm. Wie Alles, was aus ſeiner Feder floß, hat es etwas Imponirendes und gibt von ſeinem edlen Wollen Zeugniß; es iſt auch wohl geeignet, ſtrebende Jünglinge kräftig anzuregen und einzunehmen. Im Ganzen aber hatte wohl Müller wenig Beruf zum Selbſtbiographen. Dagegen ſetzt ſich eine ſolche Selbſtbiographie aus den in den verſchiedenſten Zeiten und Lagen an den Vertrauteſten ſeines Herzens, an den ihm treu ergebenen Bruder geſchriebenen Briefen ſehr natürlich und ungezwungen zuſammen. Ich ziehe dieſe Briefe den viel berühmteren an Bonſtetten bei Weitem vor. Letztere, wiewohl auch in ihnen ein Gefühl waltet, was mit Achtung und warmer Theilnahme erfüllen muß, und ſo hoch und rein iſt, daß aller Spott darüber auf die Spötter zurückfällt, enthalten doch ſo viel Geſchraubtes, Forcirtes, ſo viel (unbewußt) gemachte Exaltation, daß ſie nur einer Zeit entſpringen und behagen konnten, in der ſolche Unnatur Ton war. Unnatur, nicht daß dieſe Gefühle wider die Natur wären, aber ſie waren auch in jener Zeit nicht Natur. Warum ſchreibt Müller an ſeinen Bruder, den er gewiß nicht weniger liebte als Bonſtetten, ungleich einfacher, natürlicher und in Wahrheit herzlicher? Auch ſonſt iſt aus den Briefen an Bonſtetten unter Allen am wenigſten über Menſchen und Sachen zu entnehmen. Darin ſind die Briefe an ſeinen Bruder die reichhaltigſten. Die an Dritte haben meiſt einen beſtimmten Bezug, ſey es ein literariſcher, ſey es ein politiſcher, oder ſonſt geſchäftlicher. Späterhin ſind viele Briefe Müllers an jüngere Männer gerichtet, denen er ein wohlwollender Gönner war und man mag dann wohl ſich ſeiner Humanität freuen, ohne ſonſt viel Gewinn aus den nicht in voller Vertraulichkeit und Unbefangenheit geſchriebenen Briefen entnehmen zu können. Die Briefe an ſeinen

Bruder aber ſind jedenfalls eine ſehr intereſſante Lektüre, die uns in alle Falten ſeines Herzens blicken läßt, und außerdem reich an inhaltsvollen Bemerkungen über Menſchen, Literatur und Leben.

Das Schickſal führte Müller eine wechſelvolle Bahn und brachte ihn auf manchen beachtenswerthen Schauplatz. In Göttingen als Student der Theologie, von den damaligen Koryphäen der Georgia Auguſta geſchätzt, gleichzeitig der früh gepflegten Geſchichte ſich mit ganzer Seele hingebend und mit den deutſchen Gelehrten des Faches in literariſcher Verbindung. Dann in der Schweiz als Lehrer, bereits die Hoffnung und der Stolz des Vaterlandes. Darauf in Kaſſel, mit Schlieffen befreundet, in günſtiger Lage: das damalige Treiben am Hofe, im Militär, in der Literatur zu beobachten und in mehrfacher Verbindung mit Berlin, wo er Friedrich II. geſprochen hatte. Von da wieder in Genf, als Geſellſchafter eines reichen Greiſen, als Freund des Philoſophen Bonnet und mehrerer geiſt- und gemüthvollen Ausländer, in, wie er hoffte, unabhängiger Muße der Wiſſenſchaft lebend. Er erkannte das Trügeriſche des Verhältniſſes, riß ſich los und fand in Mainz eine Stellung, wo er eben nur Sicherheit zum Studium ſuchte und bald durch die Gunſt des Fürſten ſich zu hohen Staatsämtern gehoben, mit wichtigen diplomatiſchen Beziehungen betraut ſah. Die franzöſiſche Revolution überſchwemmt den Kurſtaat; aber bereits hat Müller ſich ſo gezeigt, daß Oeſterreich, ſeinen Eifer für den Fürſtenbund ihm nicht nachtragend, ihn in die Staatskanzlei beruft, wo er gleichfalls in wichtigen publiciſtiſchen Geſchäften wirkt, bis er bei der Bibliothek eine ruhigere und ſeinem urſprünglichen Berufe gemäßere Stellung findet. Gekränkt in ſeinen Anſprüchen, weil er, den man oft der Hinneigung zu Rom beſchuldigt, doch den Glauben nicht wechſeln will und durch einen, ſein argloſes, immer offenes Vertrauen verrathenden Betrüger, dem er Wohlthäter war, geplündert, fühlt er ſich Wien verleidet und findet eine glänzende Stellung zu Berlin, als Hiſtoriograph des preußiſchen Staats. Seine publiciſtiſche Wirkſamkeit iſt hier, wie in Mainz, in Wien, gegen die Franzoſen gerichtet und er wird ein kräftiger Ausdruck der kriegeriſchen Stimmung, die dem Tage von Jena vorausging. Dieſer einzige Tag wirft das ſchimmernde Gebäude um und begräbt auch Müllers Ruhe und Glück in ſeinen Trümmern. Kleine Sorgen,

Unentschlossenheit, Geldmangel halten ihn in Berlin zurück. Wäre er dem Hofe gefolgt, sein Name würde allen den Vorwürfen der Tadelsüchtigen entgangen seyn, die sich über ihn ergossen haben. Die Franzosen kommen; er wird mit schmeichelhafter Rücksicht behandelt; er hat eine Unterredung mit Napoleon und Er, der Millionen hinriß und noch heute in Deutschland, das er so hart geknechtet, die feurigsten Bewunderer hat, fesselte auch den leicht zu gewinnenden Müller durch die Macht des persönlichen Eindrucks. Müller glaubte von nun an, vielmehr schon seit Jena, an den Stern des Kaisers, an die unwiderrufliche Bestimmung des französischen Weltreichs; er glaubte daran, nicht mit Freuden, nein mit sichtbarer Wehmuth, aber mit Ergebung in die räthselhafte Fügung der Vorsehung und mit dem Hinblick auf bessere Zeiten, zu denen dies den nothwendigen Uebergang bilden möchte. Es ist leicht, diesen Glauben heute, wo wir den Ausgang kennen, zu verspotten; aber wie Viele gab es damals, die ihn nicht theilten? Doch suchte Müller die Franzosen nicht, und als Mißverständnisse, die Delikatesse, mit der er Bedenken trug, den bedrängten Staat mit einer wissenschaftlichen Luxusausgabe zu belasten, die falsche Auslegung, die seinem Verfahren zu Theil ward, ihn von Preußen getrennt hatten, als man eine vertrauensvolle Anfrage, ob man ihn beibehalten wolle, für ein Entlassungsgesuch nahm und seine spätere auf die Nachricht von der beabsichtigten Gründung der Universität gegebene Erklärung, daß er bleiben wolle, gar nicht beachtete, entschied er sich für den stillen Musensitz Tübingen. Wäre es ihm doch beschieden gewesen, ihn zu erreichen! Aber der Kaiser suchte ihn und verurtheilte ihn zu der glänzenden Galeere des westphälischen Staatsdienstes, wo er einige Jahre sich mit tantalischen Arbeiten abquälte, nichts als Kränkungen erntete, und in Gram und Sorgen starb, bevor noch eine Ahnung der großen Katastrophe heraufgedämmert war. Hätte er sie erlebt, wahrhaftig sie würde keine Strafe für ihn gewesen seyn, wie Gentz ihm verkündigte;* nein er würde sie, wenn Einer, mit Freude und Begeisterung begrüßt haben.

Das Alles ward angeführt, zunächst um zu zeigen, auf

* Briefwechsel zwischen Gentz und Johannes von Müller; herausgegeben von G. Schlosser. S. 274.

welchen bedeutungsvollen Stellen v. Müller geſtanden hat, in wie Großes er eingeweiht war und wie reiche Gelegenheit er hatte, er, der tiefe Kenner und Forſcher in Geſchichte und Staatskunſt, Beobachtungen zu machen. Doch, wie er gewiß nur ſehr wenig zu einem Memoirenſchreiber berufen geweſen wäre, ſo iſt auch bei ſeinen Briefen nur mit großer — wenn auch nicht ſchwerer — Vorſicht zu verfahren, wenn man ſie als Quellen der Zeiterkenntniß benützen will. Auch v. Müller hatte wenig Objektivität und er ſelbſt war kein ſonderlicher Menſchenkenner. Eine leicht entzündliche Einbildungskraft ließ ihn Menſchen und Zuſtände meiſt in idealiſchem Lichte erblicken; jedem Eindrucke zugänglich, war er leicht gewonnen, leicht hingeriſſen, bis er, durch bittere Erfahrungen, denen er ſich doch immer wieder ausſetzte, verſtimmt und kleinmüthig gemacht, ſich zu Anderem wendete. Alles ſah er im Lichte ſeiner lebhaften Imagination und dieſe führte ihm immer dieſelben Geſtalten zu.

Zum Staatsmanne, das ſieht man auch aus ſeinen Briefen wie aus ſeinen Staatsſchriften, war er nicht geſchaffen. Daß ſeine Wirkſamkeit als Solcher keine ganz undankbare war, das entſprang aus gewiſſen, auch bei dem Staatsmanne allerdings höchſt wichtigen Eigenſchaften: ſeiner Uneigennützigkeit, Redlichkeit, Humanität, ſeinem guten Willen, ſeinem Fleiße, ſeinen Kenntniſſen. Auch mochte ſein publiciſtiſches Talent mit dem Geſchäftsgange des Reiches noch am Erſten harmoniren, weßhalb er auch in Mainz noch mit dem meiſten Glücke gearbeitet hat. Aber, von anderen Dingen noch abgeſehen, der Gewandtheit z. B., der Elaſticität, die nicht Wankelmuth, ſondern gerade das Werkzeug der ſicherſten Konſequenz iſt, dem Gleichmuthe, der Unbefangenheit, der Ruhe, gebrach es ihm gänzlich an dem erſten Erforderniß des Staatsmannes: der Gabe, raſch und ſicher zu erkennen, wie die Verhältniſſe wahrhaft ſtehen und wodurch man unter den gegebenen Umſtänden wahrhaft wirken könne. Er beurtheilte die Vergangenheit richtiger, als die Gegenwart; die großen Bilder, die er aus jener in ſich trug, ſtörten ihn eher in dem Verſtändniß des Nächſten, als daß ſie ihn dabei gefördert hätten. Ja zuweilen ſcheint es, als hätte er ſelbſt in die fernere Zukunft richtiger geſchaut, als auf das Nächſte, ſo daß er einen langen Verlauf der Zeiten mit ſicherem Blicke überſchaute und für den weit zurückliegenden Anfang den

kommenden Ausgang zu finden wußte, während er das Mittelglied verkannte, in dessen Drehung er sich eben befand. *

Den Schriftsteller lernt man auch in seinen Briefen, in seinem Geiste, seinem Wissensdurste, seinem unablässigen Eifer, seinem edlen Zielpunkte, seiner Vielseitigkeit des Strebens, wenn auch nicht des Talentes, achten, den Menschen lieben. Allerdings dem Tadelsüchtigen bietet er manche Blößen, und selbst grobe Verläumdung, giftiger Haß haben sein Leben und Streben mit ihrem Geifer bespritzt. Die Mildesten nennen ihn schwach, für wechselnde Eindrücke empfänglich, nicht ohne Eitelkeit, leicht zu mißbrauchen, leicht von einer Seite zur andern zu ziehen. Das alles ist ausgebeutet, übertrieben, mit grellen Farben dargestellt und zu einem unbedingten Verdammungsurtheile über ihn benützt worden. Aber was ist das für eine grundschlechte Neigung der Menschen, so gern, so scharf die Mängel zu sehen, so obenhin über die Vorzüge wegzugehen, und nur nach Jenen das Urtheil zu bestimmen? Gerade umgekehrt sollte der edle Mensch selbst schwärzere Flecken, als sich bei v. Müller nachweisen lassen, lieber nicht zu bemerken wünschen, um so große Gaben und schöne Tugenden in ungetrübtem Lichte strahlen zu sehen, jedenfalls, wo es darauf ankäme, sie zu beachten, auch den Gegensatz in vollem Maße hervorheben. Haben wir denn so vielen Ueberfluß an Größen, daß wir darauf ausgehen müßten, eine um die andere in den Staub zu ziehen? Und was ist es für eine grundschlechte Taktik der Parteigeister, auf jede, nicht in der Sache, nicht in den ausgesprochenen Meinungen, sondern in der Person, vielleicht nur im Ausdruck, in zufälligen Eigenheiten liegende Blöße zu lauern und sie begierig zu benützen, die etwa ein Mann geben möchte, der anderer

* So findet sich in der vorhin angeführten Schrift ein Meinungsaustausch zwischen ihm und Gentz, in welchem v. Müller, dem Gentz an staatsmännischem Blick für das unmittelbar Vorliegende unendlich überlegen war, über das Ganze und Große der Entwickelung Deutschlands und der neueren Zeit überhaupt viel richtiger urtheilen dürfte, als der durch das Unglück des Augenblicks befangene Gentz. Gentz sah und sagte 1801 schon 1813 voraus, wovon v. Müller keine Ahnung hatte. Aber Gentz dachte und handelte 1815 in dem Geiste, den v. Müller 1805 gegen ihn vertreten hatte. A. a. O. S. 19 ff. und S. 30 ff. Vergl. auch S. 48.

Anſicht iſt, als wir, andern Fahnen folgt? Gerade umgekehrt ſollte der Rechtliche ſein Urtheil über den Gegner mit doppelter Nachſicht, doppelter Mäßigung fällen, wohl bedenkend, wie leicht es Befangenheit trüben kann.

Johannes v. Müller zeichnet in Allem, was wir von ihm wiſſen, ein edles, würdiges Streben aus. Er war für Großes und Schönes begeiſtert und ſein Geiſt lebte in einer hohen, idealiſchen Welt. Er hing mit warmer Liebe an ſeinem Vaterland, er glühte mit heiligem Enthuſiasmus für die edlere Humanität. Daß er nicht für alle Mittel, in denen Parteigeiſt, Zeitmode, das Syſtem des Einzelnen den Weg zu Letzterer ſehen, ſich erhitzte, welcher Vernünftige kann ihm das zum Vorwurf machen? Man hat ſeinen ſchweizeriſchen Patriotismus, ſeine ganze Anſicht von der Schweiz kleinlich und befangen gefunden; ihm vorgeworfen, daß er das Kleine mit großem Maßſtabe gemeſſen. Als machte der Raum die Größe! Als wäre es nicht beſſer, das Kleine groß, denn, wie Frankreich zeigt, das Große klein behandeln! Als wäre es der Entwicklung der Menſchheit nicht günſtiger, wenn überall große Kräfte wirken, als wenn große Maſſen vereinigt ſind, um von kleinen Hebeln bewegt zu werden! Was hilft das Zuſammendrängen von Millionen, wenn ſie nur Objekte der Verwaltung ſind und der ſubjektive Einfluß auf Dieſe hundertfach, tauſendfach kleiner iſt, als er im decentraliſirten Staatsleben ſeyn würde; kleiner ſeyn muß, weil die Größe, Menge, Verflechtung der Intereſſen, die Schwierigkeit der Fragen, ihr weitgreifender Einfluß das gar nicht anders zulaſſen? — Man beſchuldigt Müllern der Schwäche, der Inkonſequenz. Dabei hat man zuvörderſt zu bedenken, daß eine andere und verzeihliche Schwäche die Hauptſchuld davon trug: ſein raſches Hingeben an idealiſtiſch angeſchaute Zuſtände. Er täuſchte ſich leicht über die Sache, der er zugeführt ward, ſchraubte ſich ſelbſt in eine Begeiſterung für ſie, die nicht auf begründeter Ueberzeugung ruhte und es darf nun keine Verwunderung erregen, wenn er ebenſo ſchnell von ſeinem Irrthum zurückkam. Dann iſt wohl zu bedenken, daß nichts Unwürdiges ihn verlockte, daß er ſein wahres Weſen nicht wiſſentlich einem falſchen Götzen, höchſtens einer Selbſttäuſchung opferte und daß er auf ſeinem Poſten ſtets ſeine Pflicht that. In Mainz, nach

der Vertreibung des Kurfürsten, wurden ihm von den Franzosen große Anerbieten gemacht. In Wien hätte er sich durch einen Uebertritt zum Katholicismus, dem er nicht feindlich war, eine schöne Stellung bereiten können. Es wäre ihm leicht gewesen, in der Schweiz eine Rolle zu spielen. Napoleons Gunst hätte er ganz anders benutzen, in Westphalen sich, bei weniger Pflichteifer, ein äußerlich glänzendes Loos bereiten können. Er lebte mäßig, arbeitsam, war unverheirathet, hatte die höchsten Posten bekleidet, und hinterließ nur Bücher und Schulden! Man mag es heute tadelnswerth finden, daß er nach Kassel ging, ich will ihn nicht deßhalb vertheidigen, wiewohl gerade ihn, bei seinem übrigen Wesen, Manches entschuldigen könnte, und wiewohl ihn damals, mit Ausnahme der eifrigsten Preußen, nicht zu Viele darüber tadelten. Aber sey es tadelnswerth; gewiß ist es doch auch, daß gerade sein Wirken in Kassel seinem Charakter die höchste Ehre macht; daß er tausend Kränkungen des reizbarsten Gefühls ertrug, daß er Gesundheit, Gemüthsruhe und Leben der undankbaren, meist vergeblichen Mühe opferte, die Pflanzstätten deutscher Wissenschaft gegen französische Unkenntniß, Willkür und Habsucht zu vertheidigen. Welche Masse von Zeugnissen enthielt darüber die neue Schaffhauser Briefsammlung, auf die ich später komme! Und schon in seinen Werken * finden sich jene denkwürdigen Briefe, die er mit höchster Freimüthigkeit und Unerschrockenheit in der ihm ganz fremden Sache eines alten apanagirten Braunschweigischen Prinzen an die französischen Gewalten schrieb, an eine Sache einfacher Menschenliebe Ruhe, Gunst, vielleicht Stellung und Sicherheit setzend. Soll ich noch erwähnen, wie human, wie leutselig, wie gutwillig er war, wie feurig er sich an edle Menschen anschloß, welches unbegränzte Zutrauen, wie es stets nur edle Herzen begleitet und wie er es auch nach den herbsten Erfahrungen bewahrte, er zu den Menschen hatte, wie musterhaft er sich als Sohn und Bruder zeigte, wie unablässig gefällig und eifrig er war, überall Gutes zu thun und zu helfen, wo er nur konnte, wie viel Jüngere er mit Rath und That unterstützt hat, wie so ganz ohne Neid und Eifersucht, ohne Falsch, ohne einen Zug von Bosheit und Rachsucht, wie so gar nicht absprechend und verdammend er war? Ich

* Erste Ausgabe, Th. 18, S. 104 ff.

will es ſagen; denn ſeine Tadler verſchweigen es und gebrauchen Waffen gegen ihn, die er nie gebraucht hatte.

Während ſeine geſammelten Werke im Weſentlichen nur von ihm ſelbſt geſchriebene Briefe bringen, iſt in dieſen neueſten Jahren eine Sammlung an ihn geſchriebener Briefe veröffentlicht worden,* die ſehr Intereſſantes gebracht hat. Auch ſie enthält vor Allem reiche Beiträge zur Würdigung des Strebens und Wirkens Johannes von Müllers, aber auch Manches, was zum Verſtändniß von Zeit und Zuſtänden nützlich gebraucht werden mag. — Die Briefe von Gentz eröffnen den Reihen; über dieſe ſpäter. Dann folgen Briefe von Böttiger, Literariſches, Neuigkeiten, kleiner Skandal, allerlei Seitenhiebe. Man kennt das und mag wohl glauben, daß dieſe Briefe, mit Ausnahme der kleinen Bosheiten, für die Müller durchaus keinen Sinn hatte, den Empfänger unterhalten haben, wie er die Dienſte, welche die unermüdliche Gefälligkeit Böttigers ihm leiſtete, gewiß ſehr dankbar erkannte. — Der zweite Band bringt 145 Briefe des alten, trefflichen Heyne. In den erſten, aus den 80er Jahren, iſt Heyne der hochſtehende Gönner, ohne jedoch das fühlen zu laſſen. Er fördert Müllers Berufung nach Mainz und bald erhält Müller Gelegenheit, einen Gegendienſt zu leiſten, indem er Forſter, Heyne's Schwiegerſohn, anſtellen hilft. Dann kommt eine lange, ſelten unterbrochene Pauſe, bis mit dem 40ſten Brief Heyne an Müller, den Miniſter, ſchreibt und von da an faſt nur Klagen, Hilfsgeſuche, Anliegen aller Art vorzutragen hat, aus denen ſich ſowohl das Vertrauen zu Müller, als die traurige Lage Göttingens in der weſtphäliſchen Zeit und die Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, mit denen man auf jedem Schritte zu kämpfen hatte, in tauſend Zügen erkennen laſſen. Auch über das innere Univerſitätstreiben kommen manche Aufſchlüſſe. Kleine Intriguen, Kriechereien, Geklatſch auf der einen Seite, auf der Andern die Schwäche, ſich darüber zu ärgern. Merkwürdige Urtheile über einzelne Gelehrte, bei denen ſich wohl die Einſeitigkeit, die in Allem die alte Göttinger Form will, nicht verkennen läßt. Als Anhang kommen ein paar Briefe der Tochter, der edlen, ſchwärmeriſchen Thereſe Huber, zum Theil eine

* Briefe an Johannes von Müller. Herausgegeben von Maurer-Conſtant. Schaffhauſen, 1839 ff. 6 B. 8.

frühe Mittheilung über Fellenbergs Beſtrebungen enthaltend. Den übrigen Theil des Bandes füllen Briefe von Dohm, meiſt ihn und ſeine geſchäftlichen Beziehungen betreffend, den Charakter eines rechtſchaffenen, kenntnißvollen, ſoliden Geſchäftsmannes, eines tüchtigen und zuverläſſigen Arbeiters bewährend, der jedoch ohne ſehr hohen Geiſt iſt, ohne genialen Umblick, ohne ſonderliches Geſchick, mit Leichtigkeit in neue Kombinationen einzugehen, nicht ganz frei von jenem Staatsdienerehrgeiz, den man beſpötteln, der Beſchränktheit beſchuldigen mag, der aber gewiß ſeine nützlichen Dienſte leiſtet. Auf dieſe in Deutſchland nicht unwichtige Sphäre eröffnen dieſe Briefe manchen Einblick. — Der dritte Band beginnt mit Briefen von Goethe, der bekanntlich, wenigſtens an nicht ganz Vertraute, ſehr umſichtig ſchrieb. Dann folgen Briefe von Johannes Falk. Nur durch die Excentricität bemerkenswerth und dadurch, daß ſich Falk nicht blos über Müllers Anſtellung in Kaſſel freut, ſondern auch gleich die ausſchweifendſten Pläne darauf gründet und zuletzt Müller und ſich mit Luther und Melanchthon vergleicht. Schlözer. Nur für den Mann bezeichnend. Niklas Vogt. Auch eine Stimmung, eine Anſchauungsſphäre repräſentirend. Adam Müller, der ſich auch hier doktrinär überſtürzt und aus der bedingungsweiſen Wahrheit, aus dem unter Umſtänden Gegebenen, aus dem cum grano salis zu Verſtehenden ſogleich unbedingte Dogmen, ſtarre Theorien, umfaſſende Syſteme macht; geiſtreich jedenfalls, aber unklar; ſchwer ſich in den Verhältniſſen zurecht findend; wie oben von einem Andern geſagt ward: mit vieler Kunſt den richtigen Weg verfehlend; zu Einſeitigkeit und Extrem geneigt. Er mag Kenntniſſe gehabt haben, in ſeiner Art guten Willen, Talent, auch Gewandtheit zu manchen kleinen Intriguen; zum Staatsmanne war er ſo wenig gemacht, wie zum wahren Forſcher der Wiſſenſchaft. Johann Georg Schloſſer. Bredow. Was Heyne von Göttingen, berichtet Dieſer von Helmſtädt. Ein merkwürdiger Vorgang wird Seite 155 ff. erzählt, der dem Muth ſeiner Kollegen zu ſchlechter Ehre gereicht. Der Mann ſelbſt tritt ſehr offen auf und hat eine modernere Form und weniger akademiſchen Roſt, als Heyne. v. Woltmann. Einer der früheſten und heftigſten, wenn auch nicht offenſten Tadler Müllers; in dieſen von 1797—1808 reichenden Briefen aber voll Verehrung und Bewunderung, an die ſich auch ſeine Gattin

anſchließt. Dort war Neid die Triebfeder, wie es Woltmann überhaupt zum Unglück wurde, daß er immer mit Größeren, oder Glücklicheren zuſammentraf, ſich für berufen hielt, ihnen gleich zu ſeyn, den Abſtand aber doch erkannte und nun ihnen zürnte, daß ſie mehr Gaben oder mehr Glück hatten. Bezeichnend iſt, was er Seite 211 über Gentz ſagt. v. Pfiſter. Lediglich hiſtoriſchen Inhalts, den Eindruck eines ſicheren, ruhigen, gründlichen Weſens machend. Ludwig Wachler; auf daß auch die dritte weſtphäliſche Univerſität vertreten werde: Marburg. Man ſieht, daß der jüngere Gelehrte ſich etwas leichter in die Umſtände fand. C. W. F. Breyer. Hier werden wir mit einem ſtrebenden, geiſt- und gemüthvollen Manne bekannt, der mit großem Zutrauen zu Müller ſpricht, ſich ihm ganz eröffnet, und über die damaligen bayeriſchen Zuſtände, über Fichte, Schelling, Feuerbach, Jacobi, den jetzigen König von Bayern und Andere manches Intereſſante mittheilt. Windiſchmann. Wir achten den Mann und wünſchen ihm eine Verbeſſerung ſeiner Lage. — Im vierten Bande tritt zuerſt Nicolai auf. Es handelt ſich hier hauptſächlich um die früheſte Zeit von Müllers Wirken und es kommen einige theologiſche Curioſa aus Berlin vor, ſo wie auch ſonſt manches Merkwürdige aus Nicolai's Kreiſen. Wieland. Bei allen kleinen Schwächen, bei aller, ums Himmels willen nicht allgemeinen, aber relativen Beſchränktheit, bei aller politiſchen Kurzſichtigkeit, von der er hier (S. 194 und 196) zwei ſchöne Specimina gibt, doch immer liebenswürdig, geſcheidt und gut. — Karl Morgenſtern. Dorpater Briefe, meiſt Literariſches betreffend, mit manchem Einblick in ruſſiſche Zuſtände. Man fühlt etwas durch, was zu Wolfs hartem Urtheil über ihn, das wir weiterhin leſen,* Anlaß gegeben haben mag, findet aber auch Grund zu glauben, daß dieſes Urtheil übertrieben, einſeitig, ungerecht war. Poſſelt. Wie viel Mühe der von Freiheit, Patriotismus und Männerkühnheit überſtrömende Mann ſich gibt, vom Mainzer Hofe unter irgend einem „angemeſſenen" Titel bei dem Hofe von Karlsruhe und den Nachbarhöfen accreditirt zu werden! Seit er einmal dieſen Gedanken gefaßt hat, iſt faſt jeder Brief davon voll. Geld war es nicht, was ihn beſtimmte, er iſt mit 400, ja mit 300 Gulden zufrieden;

* S. 386.

er will das Geld nur als Erſatz der Auslagen und um des Publikums willen; auch der Titel iſt ihm gleichgültig, nur Poſtfreiheit muß dabei ſeyn. Einen guten Eindruck machen die Briefe von Diez, einem jener frühern, vielleicht auch jetzt in Deutſchland nicht ſo ſeltenen einſamen Weiſen, die in behaglicher Zurückgezogenheit ihren Studien leben, die Welt aus der Ferne beobachten, ſich des Guten, Wahren und Schönen freuen, aber theils aus Beſcheidenheit, theils in der Anſicht, daß ſie, den herrſchenden Vorurtheilen der ſogenannten öffentlichen Meinung gegenüber, damit doch nicht durchkommen möchten, ihre Anſichten über Welt und Menſchen meiſt für ſich behalten, oder nur mit den Vertrauteſten austauſchen, im Uebrigen wohlwollend, ihren nächſten Umgebungen wohlthätig und theuer, treffliche Freunde, treffliche Rathgeber* ſind. F. A. Wolf. Aus den Jahren 1807 und 1808. Nicht in Bezug auf Müller, aber ſonſt ſehr vornehm und hochmüthig. Daß der Mann ſehr bedeutend iſt, ſieht man auch hier gar wohl. Zacharias Werner, Seume und Iffland mit je einem, Jean Paul mit zwei kurzen Briefen; Matthiſſon mit mehreren, die aber auch nicht viel Inhalt haben. Aus den achtziger Jahren ſtammend, tönen ſie jene Sprache der Gefühlsüberſchwänglichkeit, die damals Mode war. F. Rühs; Dippoldt; junge Leute, die ſich vertrauensvoll einem wohlwollenden Gönner nähern. — Der fünfte Band beginnt mit Briefen des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Bayern, die Walhalla betreffend, deren ſchöner Gedanke ihn ſchon damals erfüllte, und wo Frage an Frage der ſpeziellſten Art ſich drängt, die Gründlichkeit und ſtrenge Sorgfalt des Planes bekundend. Hierauf Briefe von Nikl. Friedr. von Mülinen, einen denkenden, kenntnißreichen, beſonnenen Mann und warmen Freund bewährend. Müller von Friedberg; 74 Briefe, für die Zuſtände und Zeitgeſchichte der Schweiz wichtig. Die Briefe des Fürſt-Abts Pancratius von St. Gallen und des dortigen Bibliothekar Hauntinger gewähren das intereſſante Schauſpiel, die Ereigniſſe des Krieges von 1799 von jenen Prälaten erzählt, gloſſirt, gemeldet zu ſehen. — Der ſechste Band bringt zuvörderſt 48 Briefe des Erzherzogs Johann, zahlreiche Beweiſe der Wißbegierde, der hohen Bildung

* Bitte nicht an den Rathgeber in Tieck's Blaubart zu denken.

und Güte dieſes trefflichen Prinzen bietend und dabei manche Andeutung von ſeiner Stellung zum Hofe, den Wiener Verhältniſſen und Stimmungen, manche wichtige Bemerkung über die Zeitgeſchichte enthaltend. Zwei Briefe von Kotzebue. Ein kurzer von Niebuhr, dem der Herausgeber, mit einer kleinen unſchuldigen Bosheit, das harte, anmaßend ungerechte Urtheil Niebuhrs über Müller nachſchickt. Die Briefe des Abts Gerbert, des nachmaligen Abts Ribbele, des Pater Neugart, ſämmtlich zu St. Blaſien, machen uns mit frommen, gelehrten, würdigen Geiſtlichen bekannt und führen uns in das literariſche Treiben der Klöſter ein. Von Herder, Stäudlin, Plank, Walch, Z. Werner, nur wenige Briefe; zahlreicher die von Reinhard, mit dem der Briefwechſel zuletzt ſehr lebhaft wurde, da ſich beide Männer über die ihrer Fürſorge vertrauten Univerſitäten ſo Manches zu vertrauen hatten. Blumenbach. Göttinger Univerſitätsſachen und Weſtphäliſche Conſcriptionsleiden; übrigens theilnehmend und herzlich. C. W. Hufeland und ſeine Frau. Voll warmer Freundſchaft. Fichte, über deſſen Milde und Beſonnenheit im Urtheil man ſich hier, nicht ohne einige gelinde Verwunderung, zu freuen Urſache erhält. Seine Frau, die man aus dieſen Briefen lieben lernt. Meiners. Lauter Göttinger Univerſitätsſachen. Sartorius. In beiden Briefen ſpricht ſich eine Neigung aus, die akademiſche Laufbahn mit einer Praktiſchen zu vertauſchen; der Ehrgeiz ſchimmert durch; indeß ſoll auch nichts gewagt werden. Diſſen. Georg Forſter und ſeine Frau. Karoline von Herder. Alles, beſonders für literariſche und perſönliche Beziehungen, intereſſant. Für die Ergründung von Zeit und Zuſtänden wird in dieſer Briefſammlung, ſo viel Allgemeineres anlangt, hauptſächlich auf den übereinſtimmenden Charakter in den von jüngeren Männern geſchriebenen Briefen aus den achtziger Jahren zu achten ſeyn, mit ihren unklaren, vielmehr unſicheren und körperloſen, gährenden, aufs Allgemeine gerichteten Ideen, mit ihrer Kraftſprache und ihrer Erhitzung für ſchallende Klangwörter, vielfach auch mit ihrer perſönlichen Bedrängniß und ihren zahlreichen Entwürfen; dann wieder auf die Briefe aus den Zeiten der Franzoſenherrſchaft.

Was übrigens früher in Betreff Müllers geſchehen war, das iſt in neueſter Zeit abermals und mit beſonderem Geſchick und Takt hinſichtlich Niebuhr's ausgeführt worden: daß man ſeine

Lebensgeſchichte und ſeine Charakteriſtik aus ſeinen eigenen Briefen hervorgehen zu laſſen geſucht hat.* Für die Bildungsgeſchichte Niebuhrs und für das Erkennen ſeines wahren Weſens in den vielfachſten Beziehungen, iſt dieſe Mittheilung jedenfalls von höchſter Wichtigkeit, während auch ſonſt ſeine Briefe, namentlich an Sachbemerkungen, überhaupt an Nachrichten und Urtheilen über die ſeinem allerdings etwas abgeſchloſſenen Kreiſe angehörigen Gegenſtände ſehr reich ſind. Dabei ſpricht er mehr die Reſultate aus, als daß er uns den Weg zeigte, auf dem er darauf gekommen; er ſtellt die Unterſuchung nicht in unſerer Gegenwart an, ſondern wir treffen ihn meiſt ſchon entſchieden, beſtimmt; er war überhaupt nicht der Mann, der viel in ſich einging und über ſeine Seelenzuſtände grübelte; am wenigſten eine zweifelnde, ſich ſelbſt nicht vertrauende Natur; auch in öfterer Verſtimmung ſuchte er die Urſache mehr außer, als in ſich. Er hatte, in Folge der vortheilhaften Verhältniſſe, in denen er, der reichbegabte Sohn ausgezeichneter Eltern, aufgewachſen war, ſeiner frühen Reife, der mannichfachen Auszeichnung, die ihm zu Theil ward, der großen Leiſtungen, die ihm gelangen, und in deren Verfolg er hauptſächlich mit den Waffen der Kritik für unerſchütterlich gehaltene Annahmen aller Vorgänger umzuſtürzen ſuchte, der Stellungen, in die ihn Glück und Verdienſt hoben, des großen Ruhms, der dem gelehrten Staatsmann mit doppelter Leichtigkeit und doppeltem Glanze zu Theil ward, ein hohes Zutrauen zu ſich ſelbſt gewonnen; ſeine geſchäftsmänniſche Laufbahn und ſeine gründlichen, auf Reales gerichteten Studien entfremdeten ihn aller träumeriſchen Spekulation; auch ſein Aufenthalt in England mochte ſeine praktiſche Richtung befeſtigt haben. Das ſieht man wohl, auch bei ihm that der Gelehrte dem Staatsmann, der Staatsmann dem Gelehrten Eintrag. Waren auch ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen vornehmlich Sache des berechnenden Verſtandes, der gründlichen, ſcharfſinnigen Forſchung und Kombinirung, ſo trug er doch auch ein Theoretiſiren in die Anſicht vom Praktiſchen über und hauptſächlich fühlte er ſich in den meiſten Verhältniſſen ſeiner geſchäftlichen Laufbahn nicht recht behaglich, fühlte öfters den geheimen Zug zu den Studien, wenn auch außergewöhnliche Zuſtände, wie

* Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. Hamb., 1838 ff. 3 Bde. 8.

die Tage von 1807 und 1813 ſie ihm vergeſſen machen konnten. Der Staatsmann aber trug zuweilen Tendenzen und Bezüge in die Wiſſenſchaft, die die Forſchung nicht fördern konnten und die hohe Stellung beſtärkte in einer gewiſſen Rechthaberei und Starrheit, in einem etwas vornehmen Weſen, in einem zu großen Vertrauen in die eigene Untrüglichkeit. Ein ernſter, öfters trüber, verſtimmter, überaus reizbarer Sinn ſpricht ſich auch in dieſen Briefen aus und zuweilen verletzen uns abſprechende Aeußerungen, harte Urtheile. Man kann Niebuhr trauen, wenn er lobt; aber nicht ſo oft, wenn er tadelt. Bei Müller war es umgekehrt. Und doch lernt man in dieſen Briefen einen trefflichen Menſchen kennen, doch kann man nicht ohne hohe Achtung, ja nicht ohne Liebe von ihrem Verfaſſer ſcheiden, deſſen hoher ſittlicher Ernſt, deſſen ſtandhaftes Streben, deſſen einfache Gediegenheit, deſſen heiliger Eifer für alles wahrhaft Große und Gute, deſſen Strenge gegen ſich ſelbſt, deſſen Liebenswürdigkeit im Kreiſe der Familie und Freunde überall durchleuchten. Auch iſt in der Ausgabe ſelbſt auf treffliche Weiſe dafür geſorgt worden, daß es dem Leſer leicht wird, die Aufſchlüſſe, welche die Briefe über Niebuhrs Leben und Weſen darbieten, zu erfaſſen, die Verhältniſſe und Stimmungen, unter denen ſie geſchrieben wurden, im Auge zu halten. Sie ſind meiſt an Verwandte und Freunde geſchrieben, denen Niebuhr, wie in einem Tagebuche, ſeine Bemerkungen, Beobachtungen, Alles was ihn in den Zuſtänden der Tagesgeſchichte ergreift und bewegt, mit Offenheit und Genauigkeit mittheilt, und ſo enthalten ſie einen reichen Schatz origineller und geiſtvoller Aeußerungen über Zeit und Leben. Dazu der verſchiedene Schauplatz, von dem ſie ſprechen. Das Univerſitätsleben in Kiel, wo Niebuhr ſich als frühgereifter, ernſter, ſtrebender junger Mann zeigte und meiſt an Aeltere anſchloß; ſeine Stellung als Sekretär des däniſchen Finanzminiſters, Grafen Schimmelmann, in Kopenhagen; darauf ſeine Reiſen und Studien in England und Schottland; ſeine geſchäftliche Wirkſamkeit in Kopenhagen als Bankdirektor; ſein Uebergang nach Berlin, unmittelbar vor der Schlacht von Jena. Sein Leben in Berlin, bald ganz den Studien zugewendet; vorher die Geſchäftsreiſe nach Holland, darauf ſein Eintritt in die große Bewegung des Freiheitskampfes, ſeine Theilnahme an der preußiſchen Diplomatie jener merkwürdigen Jahre; dann die römiſche Legation; endlich das

Stillleben in Bonn, von wo er, aus seinen gelehrten Lucubrationen heraus, doch immer mit gespanntem Auge auf die Zeit, auf die Vorgänge im inneren und äußeren Staatsleben blickt. Man mag im Verfolge dieser Briefe tiefe Einblicke in den politischen Bildungsgang Niebuhrs thun und manchen scheinbaren Widerspruch wohl erklärt finden. Man wird aber auch viele beachtenswerthe Aussprüche und Beobachtungen eines tiefen Denkers und edlen Menschen finden, die, wo man ihnen auch nicht beipflichten mag, doch zu ernster, fruchtbringender Prüfung auffordern und man wird über Zeit und Menschen und über mancherlei Zustände nützliche Aufschlüsse gewinnen, wenn man zugleich die überall kräftig ausgesprochene Subjektivität des Verfassers und die jedesmaligen Verhältnisse und Stimmungen, unter denen der Ausspruch gefällt wird, zu erfassen und bei der Benutzung des Urtheils festzuhalten versteht.

Was Herr v. Gagern, unter dem Titel: „mein Antheil an der Politik" in vier Bänden veröffentlicht hat, gehört größtentheils in die Klasse der historischen Memoiren, in welcher Eigenschaft es übrigens für die diplomatische Geschichte sehr wichtig ist. Im vierten Bande* jedoch theilt er die Briefe mit, die Stein seit 1813 an ihn geschrieben und worin dieser bedeutende Mann über viele Fragen ꝛc. und Zeichen der Zeit sich mit Offenheit ausgesprochen, auch sonst in kleinen Zügen manchen Einblick in sein Wesen, seine Zustände und die seiner näheren Umgebungen eröffnet hat. Das gewiß ein fester, entschiedener, mit sich einiger Mann. Ein Staatsmann, vielleicht weniger für die Zeiten der Ruhe, des allmäligen Ueberganges, der emsigen, das Beschlossene in wechsellose Anwendung bringenden Geschäftsführung, als für ungemeine Zeiten, für Zeiten der Krisis, der Bedrängniß, der kraftvollen Regeneration. Ein Staatsmann, vielleicht weniger für das Büreau, als für das Oberhaus in der Reichsversammlung, als Vorkämpfer geschlossener Kräfte und Strebungen. Auch sein Bild tritt in diesen Briefen in schönem Lichte hervor, als das eines edlen, ritterlichen, freisinnigen Staatsmannes, dem der Blick auf das Rückwärts nur höhere Kraft giebt, muthvoll und hell auch vorwärts zu schauen. Das jedoch ließe sich an vielen Stellen dieser Briefe

* Stuttgart und Tübingen, 1833, 8.

nachweiſen, daß ſich Diejenigen ſehr irren würden, die Stein als Vertreter der heute vorwaltenden Farbe des Liberalismus betrachten wollten; wie dreiſt auch die Partei ihn und ſeine Werke für ihre Seite vindiciren möchte. Wie er überhaupt nach und nach ruhiger, klarer, tiefer eindringend wird, ſo zeigt er auch mehrfach, daß er die Mißgriffe, die von ihm, oder unter ſeiner Leitung, in der ſpeziellen Ausprägung der von ihm ins Leben geſetzten großen Prinzipien begangen worden und die der Mangel an Erfahrung, die Neuheit der Sache und die Eile, mit der Alles betrieben ward, hinreichend entſchuldigen, recht wohl erkannte, daß er nichts weniger im Sinne hatte, als eine nach den Anſichten ausſchweifender Demagogen gemodelte Demokratie, daß er die hohe Bedeutung, die ein ariſtokratiſch organiſirtes Staatsleben für den inneren Halt der Geſellſchaft, die moraliſche Würde, Unabhängigkeitsliebe, den Freiheits- und Rechtsſinn ihrer Glieder hat, richtig würdigte, daß er für ein hiſtoriſch gebildetes, aus den Tiefen des Lebens und des Volksthums erwachſenes Staatsleben ein volles Verſtändniß hatte und nichts weniger als Sklave der Form und der Tagesmeinung war. Wird doch Manches, was uns in dieſen Briefen wie in ſeinem Verfahren von 1813—1815 dann und wann verletzt, durch die in ihm noch kräftig lebenden Erinnerungen des ehemaligen reichsunmittelbaren Standes erklärt, den der Abſtand kränkt, der ſich zwiſchen ihm und Einigen ſeiner ehemaligen Pairs gebildet hat. Wie willig erkennt er die Vorzüge der revidirten Städteordnung von 1831 an!* Wie warm intereſſirt er ſich für das Inſtitut der Provinzialſtände! Wie wenig ſtimmt ſein Urtheil über das Treiben der franzöſiſchen Bewegungspartei und über die Juliusrevolution mit denen der heutigen Liberalen überein! Was ſagen die, welche Stein als den Repräſentanten des Preußens betrachten, was ſie das Freie, als den Ausdruck deſſen, was ſie Entfeſſelung und Vorſchritt nennen, dazu, daß er ſogar ſoweit geht, zu erklären:** die bekannten Halliſchen rationaliſtiſchen Profeſſoren, gegen die ſich 1830 eine von derſelben Regierung, die man als reaktionär verſchreit, unberückſichtigt gebliebene Anklage erhob, ſeyen als höchſt freche Rationaliſten auf einem chriſtlichen

* S. 349 und S. 354.
** S. 304.

Lehrstuhl, einer christlichen Universität nicht zu dulden? Daß er die französischen Liberalen für ein Gemenge von Jakobinern, Konstitutionellen, Napoleonisten, Theoretikern, „alle durch Selbstsucht, den Geist der Intrigue und Lüge beseelt, alle schlechterdings unfähig der Freiheit,“ * erklärt? Oder wenn er sagt: ** „Von der Ungebundenheit des Journalism bin ich kein Freund; die Preßfreiheit mag den Verlegern sehr einträglich seyn, sie ist aber gemacht, die öffentliche Meinung zu verwirren, die schon genug verderbliche Speise in den gelesenen französischen Blättern findet.“ Wahrlich, könnte man annehmen, daß diese Herren nicht eher urtheilen, als bis sie alle Unterlagen des Urtheils geprüft haben, und daß ihnen die Lektüre der neuesten Zeitungen ihrer Farbe noch Zeit läßt, wenigstens solche Reliquien ihrer gefeierten Helden zu lesen, könnte man also annehmen, daß diese Briefe bei der Partei nicht blos aus den Recensionen bekannt geworden sind, die die im Sinne des Liberalismus gefaßten Bemerkungen excerpirt haben, so müßte man sich wundern, daß sie Stein, aus Rücksicht auf das Große, was er auch mit zum Nutzen der Partei gethan hat, solche Aeußerungen verzeihen kann.

Gegen Gentz ist sie nicht so nachsichtig gewesen. Ihm hat sie seine spätere conservative Richtung nicht um seiner früheren Leistungen für die Sache der Partei, und für die Sache der wahren Freiheit, die Jener den Nimbus gibt, willen zu Gute gehalten; ihn hat sie mit einer unversöhnlichen Erbitterung verfolgt und thut es noch. Das einzige, was er mit vollem Beifall der Partei gethan hat, sein Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III., betrachtet sie als ziemlich den einzigen Lichtblick in seinem Leben, zieht ihn aber eben um dessen willen mit doppeltem Ingrimm der Abtrünnigkeit und legt ihm die niedrigsten Beweggründe unter. Seine Kämpfe gegen die Fremdherrschaft, mit wie früher Entschlossenheit, einem wahren Vorauseilen vor der Zeit, mit wie seltener Ausdauer, mit welchen ganz andern Wagnissen, als die der heutige Liberalismus zu bestehen hat, in welcher Einsamkeit und Verlassenheit, wo jetzt der große Chorus zur Seite steht, sie geführt werden mochten, läßt man möglichst im Dunkel und gibt nicht

* S. 303 ff.
** S. 345 ff.

undeutlich zu verſtehen, daß nur das engliſche Gold die Triebfeder dieſes Eifers, dieſer Ausdauer geweſen. Für Alles, was nachher wider die Partei geſchehen, für die ganze Politik, die die großen Mächte ſeit 1814 befolgt, für Alles, worin man Reaktion und Geiſteszwang ſieht, muß Gentz als der große Sündenbock dienen. Dem Fürſten, dem Miniſter, dem Ariſtokraten aus altem, mächtigem Geſchlecht ſieht man es nach, wenn ſie das monarchiſche Prinzip, die Uebermacht der Staatsgewalt, den Glanz der Ariſtokratie vertheidigen und vor Allem für konſervative Tendenzen wirken; man findet es bei ihnen natürlich; wenn ſie ihre Aufgabe mit Geiſt und Konſequenz löſen, ſo zollt man ihnen wohl ſogar Achtung, ja Ruhm; wenn ſie irgend einmal eine Ausnahme von der Strenge ihres Syſtems machen, ſo überhäuft man ſie mit Lob und Dank; zuweilen mag auch etwas Abſicht, ſie zu beſtechen, öfterer mag Furcht mit unterlaufen; aber dem Roturier, der ſelbſt Schriftſteller, Journaliſt geweſen, der Preßfreiheit beantragt hat, und nun in den Sold der Gewalt getreten iſt und gegen Revolution und Demagogie ſtreiten will, kann das nie vergeben werden; vor ihm braucht man ſich nicht zu geniren; er iſt des Haſſes würdig und flößt keine Furcht ein. Er muß nur um ſchnöder Beweggründe willen ſolcher Sache, ſo reinen, erhabenen Prinzipien untreu geworden ſeyn. War er doch obendrein ein leichtſinniger, ſittenloſer Geſelle, der niemals mit ſeinem Gelde auskam, in Berlin ſich mit Leuten umhertrieb, die hundertmal mehr zu verzehren hatten, als Er, beſtändig Weibergeſchichten hatte und noch in ſeinem Alter ſüße Leckereien liebte und über die Fanny Elsler entzückt war! Aus der Mitte derſelben Partei, die für Robespierre, Danton und Marat nicht blos Entſchuldigungen, nein Rechtfertigungen und Bürgerkronen hat, der Mirabeau ein unvergleichlicher Heros ſeyn würde, wenn er ſich nicht zuletzt ſo ſichtlich dem Hofe zugeneigt hätte, und die über alle Schwächen und Blößen der Ihrigen die dichteſten Schleier zieht, iſt, wo es Gentz galt, ein ſittlicher Rigor erſchollen, der mit der cenſoriſchen Strenge eines Cato ſeine Tafelfreuden richtete. Und wie Viele mögen über ihn aburtheilen, die nie eine Zeile von ſeinen Schriften geleſen, die blos die ſtereotype Vorſtellung in ſich tragen, daß er das geſchmeidige Werkzeug, und nicht blos das, nein die geheime Triebfeder jener reaktionären Politik geweſen ſey, die es bewirkt hat, daß in

Deutſchland noch immer das Uebergewicht der öffentlichen Macht auf Seiten der Regierungen, der Fürſten, der Miniſter, und aller Staatsverwaltung und Obrigkeit iſt, daß die deutſchen Journaliſten noch keine Ausſicht haben, Salons zu öffnen, Equipagen zu halten und zu Miniſterportefeuillen zu gelangen, daß Frankreich, Spanien und Portugal ſo lange auf die glücklichen Zuſtände haben warten müſſen, deren ſie ſich jetzt erfreuen, daß — die „freie That“ noch nicht jenen blauen Zuſtand begründet hat, in den ſo Manche zuvörderſt ſich und dann jenes bunte Chaos vieldeutiger, unbeſtimmter Worte und Phraſen hineintragen, für das ſie ſich zu Begeiſterung erhitzt haben; mit einem Worte, daß Gentz der Mann ſey, der den Zuſtand verſchuldet, den uns nun ſo lange ſchon ſo viele Schriftſteller als einen ganz Unglückſeligen und ſo überaus gebildeter und moraliſch großer Völker ganz Unwürdigen ſchildern! Wie viele mögen ihn verdammen, die ihn nicht kennen, viel weniger ihn anders zu widerlegen vermöchten, als in der jetzt beliebten Manier der kecken Behauptung, des allgemeinen, abſprechenden Urtheils, der moraliſchen Verdammung!

Nun es iſt ihnen leicht und angenehm gemacht worden, ihn kennen zu lernen. Weick hat einen großen Theil ſeiner Schriften geſammelt.* Guſtav Schleſier hat eine Auswahl der Intereſſanteſten, worunter vieles Ungedruckte, vieles ganz beſonders für die Individualität des Mannes Bezeichnende, in ſchöner Form, trefflicher Anordnung, mit tüchtigen einleitenden und erklärenden Notizen herausgegeben.** Es iſt darunter Vieles, was nicht auf meinen jetzigen Zweck Bezug hat. Auch das Memoire über den Feldzug von 1806 iſt nur ſtreng hiſtoriſches Memoire, wobei es übrigens den Charakter des Memoires ſehr richtig feſthält und Alles von dem Standpunkte des Darſtellers aus, wie ein Panorama, aufgehen läßt. Allein viele Briefe ſind darin mitgetheilt, die ganz hieher gehören. Zunächſt ſind ſie wichtig für die Beurtheilung des Mannes und wen nicht gänzliche Befangenheit und Parteihaß verblenden, der wird, nach der Lektüre dieſer, auch in wahrhaft

---

* Ausgewählte Schriften. Stuttgart, 1836 ff. 5 B. 8.

** Schriften v. Gentz ꝛc. Ein Denkmal. Mannh., 1838 ff., 5 B. 8. — Dazu noch: Mémoires et lettres inédites du Chevalier de Gentz. Stuttgart, 1841, 8.

klaſſiſcher Form geſchriebenen und, mit Ausnahme einiger Früheſten, durchgehends das Gepräge eines ſichern, mit ſich einigen und großartig angelegten Geiſtes tragenden Briefe, wenigſtens das nicht läugnen können, daß Gentz von wahrer, tief innerer Ueberzeugung getragen ward und ſeine Sache in einer Weiſe auffaßte, wo auch ſie der Begeiſterung fähig iſt. Seine früheſten Schriften, wenn auch noch in manchen Formen und Ideen derjenigen philoſophiſchen Schule befangen, an die ſich der damalige Liberalismus anlehnte, kämpften bereits gegen die Revolution. Der einzige Akt, der wahrhaft der liberalen Parteifarbe angehört, iſt jenes Sendſchreiben. Auch darin bedient er ſich einer andern Sprache, anderer Gründe, als der gangbare Liberalismus. Darauf beginnt er ſeinen mächtigen, mit ſo glänzenden Waffen geführten, Kampf gegen die Eroberungspolitik des revolutionären Frankreichs, vielmehr des Erben der Revolution und wir erſehen aus den gleichzeitig geſchriebenen Briefen an Johannes von Müller,* daß er auch dieſen Kampf in dem Sinne auffaßte, in welchem überhaupt zu handeln er ſich berufen hielt, in dem der Erhaltung. Er hielt es für nöthig, daß immer Einzelne ganz der Sache des Fortſchrittes, Andere ganz der Sache der Erhaltung ſich widmeten. Eine einſeitige, eine irrige Anſicht, aber eine auch bei Tüchtigen und Braven mögliche und eine in jener Zeit, die die verderblichen Folgen der Auflöſung, des Umſturzes erlebte, ohne auch nur eine gedeihliche Frucht einer Regeneration bereits zu genießen, ſehr erklärliche Anſicht. Dieſelbe Richtung ſetzt er dann mit um ſo größerer Feſtigkeit fort, je mehr er durch Erfahrung, durch ſtaats- und geſchäftsmänniſches Wirken von dem Unhaltbaren, dem der eigenen Sache verderblichen ſo mancher unreifen Geburten der Zeitſtimmung, ſo mancher flüchtigen Schöpfungen der Tagesmeinung überzeugt, überhaupt aus dem Reiche des Abſtrakten auf das Praktiſche und Konkrete geführt, je mehr er von den Konſequenzen falſcher Syſteme belehrt, je mehr er auch wohl durch die Leidenſchaft und den Jeſuitismus der Partei gereizt, durch die Bornirtheit und Unverſchämtheit, mit denen ſich herrſchende Vorurtheile ausſprachen, geärgert worden war. Wie mag man nun, nachdem die vorherige und nachherige Richtung Gentz's ganz harmoniren und die Keime

* Bei Schloſſer, B. IV., namentlich S. 176 ff.

ſeines ſpäteren Weſens ſo ſichtbar in dem Früheren liegen, eine einzige dazwiſchen liegende Handlung aber einer anderen Richtung angehört, wie mag man da behaupten, gerade dieſe Handlung ſey aus ſeiner wahren Ueberzeugung gefloſſen und er ſey ſpäter von dieſer abgefallen, was nur aus ſchlechten Beweggründen geſchehen ſeyn möge? Gerade umgekehrt ſollte man jene Handlung als eine Inkonſequenz betrachten und nach ihren Motiven ſuchen.*

Auch Gentz ging vielfach zu weit; er verwarf wohl die Sache um der falſchen Gründe willen, auf die ſie geſtützt, der verwerflichen Motiven willen, aus denen ſie von Vielen betrieben ward, der falſchen Mittel willen, durch die ſie gefördert werden ſollte und die man zu Selbſtzwecken erhob. Die Oberflächlichkeit, die Verblendung Vieler, die ſchlechten Beweggründe Mancher trug er auf Alle über, oder ſchien es doch. Indeß griff er nie zu gemeinen und leidenſchaftlichen Mitteln und verfuhr immer mit Geiſt, Würde und Anſtand. Er machte auch ſeine Sache nicht zu einem Sonderintereſſe, oder zu einem myſtiſchen Schiboleth des einſeitigen Fanatismus, ſondern er erblickte wahrhaft in ihr daſſelbe, was der Liberalismus ſein Ziel nannte: den ſichernden Zuſtand für das Beſte der Völker und der Menſchheit. Er kämpfte für Erhaltung des Rechtsſtandes, des Anſehens der Geſetze, der geheiligten Autoritäten, einer wirkſamen Staatsgewalt, eines, nicht von der Furcht des Sklaven, aber von Ehrfurcht und Pietät durchdrungenen Staatslebens. Die Schattenſeiten der von ihm verfochtenen Zuſtände verkannte er nicht, hielt ſie aber für die kleineren Uebel unter denen, über die die Wahl ſchwebte. Er fand ſich, wie man auch aus dieſen Briefen ſieht, auch in veränderte Geſtaltungen, in neue, regelwidrige Gebilde, wenn ſie dem Hauptzwecke, der Erhaltung der Ruhe, der Ordnung, des Weltfriedens dienten. Allerdings war der Verſtand bei ihm vorherrſchend; ſeine geiſtige Ueberlegenheit machte ihn zuweilen ſchneidend, zurückweiſend, hart im Urtheil; er war keine milde, nachſichtige Natur, aber auch nicht boshaft und rachſüchtig, nicht falſch und gemein; nichts weniger als ſervil, vielmehr ſeiner Ueberzeugung auch Hohen gegenüber

* Vergl. übrigens meine Recenſion der erſten Bände der angezogenen Ausgabe von Schleſier, im Jahrg. 1839 der „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik."

treu und voll hohen Selbſtbewußtſeyns. Seine ganze Gemüthskraft entfaltet ſich in dieſen Briefen überall da, wo er ſeine Richtung, ſein Syſtem berührt, obwohl er das zum Theil in einer Zeit that, wo der Gegenſatz der Syſteme ein ganz anderer war als er ſpäter wurde, wo die politiſche Meinung in Deutſchland ſehr ſchwächlich, trübe und zerriſſen war und wo ihn nicht etwa ein Widerſpruch zu ſolcher Wärme erhitzt hatte. Wie gründlich und gewiſſenhaft er in ſeinen Studien zu Werke ging, wie vielſeitig dieſer „träge, abgelebte Genußmenſch" ſich noch in ſpäten Jahren geiſtig beſchäftigte und wie ſehr es ihm dabei um Wahrheit und wahre Geiſtesbereicherung zu thun war, lehrt ſein merkwürdiges literariſches Tagebuch.* Der Briefwechſel mit Johannes v. Müller iſt von mehrfachem geſchichtlichen, eben ſo von wiſſenſchaftlichem und perſönlichem Intereſſe. Auf die Zeitanſichten darf man daraus aber eben nicht ſchließen. Beide Männer ſtanden in dieſen Briefen über ihrer Zeit. Ueber den höchſt merkwürdigen Abſagebrief Gentzens an Müller, habe ich mich an einem andern Orte ausführlich ausgeſprochen.** — Gentzens Schriften ſind übrigens für Geſchichte und Völkerpolitik gewiß wichtig, als Muſter der Darſtellung anzuerkennen und für den angehenden Staatsmann überaus bildend. Seine Polemik gegen die Irrlehren, die im Verlauf der franzöſiſchen Revolution wirkten, ſo wie Manches, was er über nationalökonomiſche und völkerrechtliche Fragen geſchrieben, iſt ſehr lehrreich. Seine ſpäteren Schriften ſind aber faſt durchgehends Gelegenheitsſchriften, folglich nicht im Dienſte unbefangener Wiſſenſchaft, ſondern dem einer Abſicht gefaßt. Abſicht aber iſt eine Feindin der vollen, der ganzen, der ungetrübt reinen Wahrheit. Der Tendenzſchriftſteller überhaupt ſieht nicht leicht die ganze Wahrheit und hält es nicht für ſeine Aufgabe, alle Seiten der Sache in gleich helles Licht zu ſtellen. Freilich war Gentz zu geſcheidt und kenntnißvoll, als daß er nicht auch in ſeinen Tendenzſchriften viel mehr Wahrheit hätte bringen ſollen, als die gewöhnlichen Tendenzſchriftſteller. Er ſah mehr Wahrheit, als ſie und er achtete ſich zu hoch, als daß er ſeiner Sache mit ſolchen Waffen hätte dienen mögen, wie

* B. V. der angez. Ausgabe von Schlefier.

** In einer Recenſion des 4ten und 5ten Bandes der angez. Sammlung im Jahrgang 1841 der „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik."

sie gebrauchen. — Bei der tiefen Menschenkenntniß übrigens, die Gentz inwohnte, bei seinem richtigen Blick in Zustände und Verhältnisse, seiner Besonnenheit, seinem scharfen Urtheile und der reichen Gelegenheit, die er hatte, in das Wichtigste und Vielseitigste zu blicken, hätte man alle Ursache, zu wünschen, daß er Zeit und Lust zur Abfassung von Memoiren gefunden hätte. Aber, abgesehen von den mancherlei Rücksichten, die ihn banden, so war er bis an seinen Tod noch zu sehr, zu lebhaft bei der Sache, als daß er schon die Ruhe der Betrachtung hätte gewinnen können. Talleyrand'schen Gleichmuth mag er nie besessen haben. Auf Schriftstellerruhm scheint er frühzeitig aufgehört zu haben, Werth zu legen. Seine Stellungen hatten ihm die Gewohnheit der Verschwiegenheit gegeben. Er war gewohnt, nur für unmittelbar praktische Zwecke zu schreiben. Uebrigens, hätte er Memoiren verfaßt, so würde man bei ihrer Benutzung auf die allerdings nicht zu läugnende, wenn schon weit mehr, als Viele glauben, milde Einseitigkeit seines Systems und auf seine ungeduldige Schroffheit in Beurtheilung Anderer haben Rücksicht nehmen müssen. Eine höchst interessante und lehrreiche Lektüre würde es geworden seyn; das sieht man schon aus diesen Briefen.

Passow's Briefe,* die für eine besondere Farbe des deutschen Liberalismus der Epoche des Befreiungskrieges und der nächstfolgenden Jahre bezeichnend seyn mögen, habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Eben so wenig, was von den Briefen an Schütz und aus Böttiger's Papieren** veröffentlicht worden ist. Nach dem, was ich über beide Letzteren gelesen, scheint es, als wären diese Sachen besser ungedruckt geblieben und als seyen die etwa daraus zu gewinnenden Aufschlüsse nur zur chronique scandaleuse der Gelehrten gehörig. Ueber Schütz selbst kann ich nicht urtheilen. Der alte Böttiger hatte, wie nicht zu läugnen, seine sehr sichtbaren Schwächen, durch die er den Tadlern leicht anzugreifende Blößen bot; indessen verdiente er um anderer Seiten willen wohl, daß so Manches, was er gelegentlich und ohne alle Absicht der Veröffentlichung hingeschrieben, und was nur neuen

---

* Leben und Briefe. Breslau, 1839, 8.

** Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig, 1838, 2 Bde. 8.

Groll gegen ihn erzeugen und auch ſonſt manches Aergerniß bereiten mußte, auch ungedruckt geblieben wäre.

Noch beſitzen wir zahlreiche Briefſammlungen, die zu dem Leben und Streben unſerer belletriſtiſchen Klaſſiker gehören, oder ſonſt mehr das Literaturleben, als das Oeffentliche berühren. Doch iſt immer Einzelnes auch für Dieſes und für Zeit und Zuſtände im Allgemeinen auch hieraus zu entnehmen.

Es liegt außer dem Zwecke dieſes Aufſatzes, auf die biographiſche Literatur Rückſicht zu nehmen, die in Deutſchland ſo reichhaltig iſt, aber freilich unter ihren beſonderen Geſichtspunkt gebracht werden muß. Auch ſie geht manchmal, wenn Materialien, die der Geſchilderte ſelbſt geliefert, zum Grunde lagen, Korreſpondenzen benutzt wurden, und die Darſtellung umfaſſend und ſonſt geeignet genug war, in das Memoire über.

Bülau.

Gelehrten- und Geschäfts-Bildung
in Deutschland.

In allen Landen deutscher Zunge muß man so oft vernehmen, daß der Geschäftsmann von dem gelehrten Bearbeiter seines Fachs mit bemitleidender Nachsicht sagt: „der gute Herr hat leicht reden und tadeln; wäre er mitten in den Geschäften, im Streit mit andern Behörden und mit Persönlichkeiten der verschiedensten und oft der schlimmsten Art, so stehe ich dafür, würden seine Theorieen ihm vergehen und er würde, noch früher als ich, finden, wie viel leichter tadeln sey, als besser machen."

Dagegen läßt sich der Gelehrte gewöhnlich also vernehmen: „sollte man nicht glauben, die Leute hätten seit 50 Jahren weder etwas gelernt, noch etwas vergessen? Im besten Falle ignoriren sie uns, wenn sie uns nicht gar verläumden und verfolgen. Es scheint, als ob alle Vorschritte, welche die Wissenschaften seit 50 Jahren gemacht haben, nicht für die vorhanden seyen, welche dazu da sind, sie, wenn nicht hervorzurufen, doch wenigstens zu benützen. Das geschieht aber nur, wenn es sich darum handelt, ein neues Item in die Rechnung der Finanzen zu bringen, oder eine Deduction fertigen zu lassen, sobald, was oft der Fall ist, die Gelehrsamkeit der bestellten Herrn nicht mehr ausreichen will."

Die Praktiker repliziren mit den Worten des gelehrten Spittler: „die Versetzung vom Katheder ins Kabinet hat selten geglückt," (er spricht von Chr. Besold) und die Gelehrten schließen

mit dem Spruche Oxenſtjerna's ab. Hier, wie bei nahezu allen Streitigkeiten wollen wir vorläufig annehmen, daß kein Theil vollkommen Recht habe, keiner ganz Unrecht. Vielleicht kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir verſuchen, aus den Geſchichten uns klar zu machen, wie und woher dieſes bedauerliche Zerwürfniß zweier Faktoren gekommen ſeye, welche man ſich eigentlich gar nicht getrennt ſollte denken können, und deren jeder in ſeiner Art nur alsdann kräftig wirken kann, wenn er den andern in ſich aufnimmt und von dieſem durchdrungen wird.

Laſſen wir Extreme und Zerrbilder beiderſeits abtreten, den eckigen Gelehrten, welcher in der Sonntagscour der Studenten den Cercle haltenden groſſen Herrn ſpielen will, und den unwiſſenden Präſidenten von 32 Ahnen, welcher den Dienern im Vorzimmer Stille gebietet, weil er ſeinen Namen unterzeichnen muß, den jungen Weltverbeſſerer, welcher allem Beſtehenden den Krieg ankündigt und keine ordentliche Quittung gehörig ausfertigen kann, und den Schreiber, welcher mit aufgerafften gelehrten Phraſen prunkt und dadurch wenigſtens den Werth einer gelehrten Bildung anerkennt. Wir wollen uns den Mittelſchlag in beiden auseinandergehenden Richtungen denken und erforſchen, wie dieſe auseinander gegangen ſind, und ob es nicht möglich wäre, dieſe Richtungen in Curven wieder zu vereinen, um ſo mehr, da auf beiden Seiten der Krümmungen viele und ſehr verſchiedene waren. —

Wenn bei den alten Griechen und Römern politiſche und gelehrte Bildung in Eine zuſammenfloſſen und dadurch die Klaſſicität entſtand, welche bis jetzt noch unerreicht iſt, ſo war dagegen bei den germaniſchen Völkern, welche theils das ſüdweſtliche Europa eroberten, theils im jetzigen Deutſchland ſich feſtſetzten, von dem keine Rede, was wir jetzt unter Schulbildung verſtehen, wie denn noch jetzt der Schreiber im Franzöſiſchen mit „Clerc“ bezeichnet wird, zu deutlichem Beweis, woher die Franken ihre Geſchäftsmänner holten. Vielleicht iſt das deutſche Wort „Graf“ eben ſo derſelben Wurzel entſprungen, wie groſſo und groſſier. Die Deutſchen liebten damals das Vielſchreiben nicht und die Einführung der fremden Kirchen-, Geſchäfts- und Unterhandlungsſprache, des römiſchen und des kanoniſchen Rechts mag als Ausgangspunkt der Zerklüftung zwiſchen den angegebenen Richtungen angeſehen werden. Denn der Groſſe, der Reichbegüterte,

welchem nach damaliger Weiſe die wichtigſten Stellen von Rechtswegen gehörten, ſah auf den demüthigen Schreiber als auf ſeinen Untergeordneten herab und that ſich wohl etwas darauf zu gut, von dem Latein nichts zu verſtehen, welches am Ende doch die Sprache des Beſiegten war. Man kann das Verhältniß der Stände und ihrer Bildung ohne Wagniß mit dem vergleichen, welches zwiſchen den Türken und Fanarioten in früheren Zeiten ſtattfand. Wo das unterjochende Volk in dem unterjochten aufging, wie in Italien, Frankreich und Spanien, bildete daher die Volksſprache ſich zur Hof- und Schriftſprache aus — in der Provence früher und vollkommener als im nördlichen Frankreich — in Deutſchland dagegen blieb gelehrte, juridiſche und religiöſe Bildung, lateiniſch, dem Adel und den Maſſen gleich fremd. Wenn die Unwiſſenheit ſich in das Gewand des Nationalſtolzes hüllen kann, bleibt ſie lange unüberwindlich, und je widerwärtiger kaiſerliche Obergewalt mit ihrem römiſchen Adler, römiſches und kanoniſches Recht und wohl auch lateiniſche Meſſe dem deutſchen Dynaſten ſeyn mochten, um deſto ferner wird er ſich gewiß von allem gehalten haben, was aus Rom kam. Einzelne Ausnahmen gab es freilich, aber die überwiegende Mehrzahl haßte gewiß im Latein zugleich die ſchnell emporblühenden Städte mit ihrem Handel nach Wälſchland, die zu großem Reichthum gekommenen Klöſter, den unbequemen Notar und Richter, und die von den römiſchen Imperatoren herübergenommenen Ideen kaiſerlicher Allmacht und kaiſerlichen Vorrechts.

Wie überall, ſo tauchte auch in Deutſchland zuerſt die Dichtkunſt auf, und dieſes am Hofe der Hohenſtaufen. Hätten dieſe, ſtatt Deutſchland und Italien zugleich beherrſchen zu wollen, in Deutſchland Königsmacht gegründet, ſo wäre nun das ſchwäbiſche die Schrift- oder wenigſtens die Dichterſprache, und unſere Literatur begänne mit den Minneſängern, wie die italieniſche mit Dante.

Bei der vorangeeilten Entwicklung der romaniſchen Sprachen war es natürlich, daß der deutſche Adel ſich dieſen zum Behufe einer weltmänniſchen Ausbildung zuwendete, als vermehrter Verkehr dieſe den höher geſtellten nothwendig machte. Betrachtete ſich doch der Adel des ganzen Abendlandes als Eine Familie, Ein Volk, und bei dem unglücklichen Geſchicke des deutſchen Reichs war an ein Vorſchreiten des deutſchen Weſens noch nicht zu

denken. Alle Schriften jener Zeit, ja unſere Sprache geben Zeugniß davon, daß wir damals Alles, was zum feineren Lebensgenuß gehörte, aus Wälſchland geholt haben. Dort wirkten die Ueberreſte alter Bildung wohlthätig als Ferment einer neuen, zwar gewaltſamen und unklaren, aber durch blühenden Handel, freie Munizipalitäten und den Mittelpunkt der Kirche ſehr bedeutenden Zeit. Die lingua volgare — provenzaliſch oder toskaniſch — wurde von Hofleuten und Kaufherrn eben ſo kultivirt, als die lingua nobile — das Latein — von Fachgelehrten, Richtern und Geiſtlichen.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß der alte Katholizismus (im Gegenſatz zu dem durch die Kirchenverſammlung von Trient neu gegründeten) durch höhere Kultur und die Herrſchaft des Talents über die Geburt getragen worden iſt. Er mußte ſtreben, ſeine und des alten Roms Sprache allherrſchend zu machen und zu erhalten. Daher erſcheint Dante als ein Revolutionair der großartigſten Weiſe, als Erſtling der Nationalliteraturen. Darum iſt er noch nach einem halben Jahrtauſend der politiſche Jeremias ſeines Volks, geleſen, kommentirt wie ein Alter, mehr errathen als verſtanden, ſtets aber unerreicht.

Somit ſehen wir in Deutſchland die höhere formelle Bildung den Völkern von Fürſten und Mächtigen entnommen, welche gerade den überwiegenden Einfluß in Europa beſaßen, erſt dem italieniſchen, dann dem ſpaniſchen und endlich dem franzöſiſchen. Und dieſer Einfluß wurde hinwiederum geſteigert durch die Herrſchaft der Sprache und Literatur, und wir waren geiſtig unterjocht, ehe wir es förmlich und politiſch wurden, wie das überall der Fall zu ſeyn pflegt. Das Latein ging neben dieſem her, und wir ſehen durch lange Jahre die dreifache Richtung, deutſche, romaniſche und lateiniſche nebeneinander.

Als nun vollends das griechiſche im 15. und gar das hebräiſche im Anfang des 16. hinzutraten und Lumpenpapier die Buchdruckerkunſt erſt möglich machte, da konnte es nicht fehlen, daß die von den Regierenden unabhängige Meinung ſelbſtſtändig auftreten und ſich kräftigen mußte. Die Entdeckung Amerika's und des Wegs nach Indien ſind Ausſtrahlungen deſſelben neuen Lichts, welches damals entzündet wurde, allen Völkern, allen Klaſſen der Geſellſchaft, allen Formen des Glaubens. Es war der

Ausgangspunkt der neuen Zeit, eine Epoche in der Geschichte aller Disciplinen wie im Leben jedes Einzelnen, die Völker begannen sich als solche zu fühlen, sich wechselseitig zu messen und zu vergleichen, Isolirung wurde dem Staatsmann unmöglich, während der Gelehrte hoffen durfte, die Ideale verwirklicht zu sehen, welche aus den Schriften der Alten vor seine Seele getreten waren.

Es folgte hierauf eine Zeit, in welcher die lebhaften Streitigkeiten über Gegenstände des Glaubens die Gelehrsamkeit bei hohen Häuptern und daher auch bei dem Adel einigermaßen in Mode brachten, und wo sie wie ein wildes Wasser schädlich wirkte. Man denke nur an die endlosen Reden und die pedantischen Wendungen derselben, welche man überall gegen Ende des 16. Jahrhunderts sogar bei guten, geistreichen und geschäftskundigen Geschichtschreibern trifft.

Im Gegensatze gegen die gelehrte, in Bibelterten sattelfeste Gelehrsamkeit der Protestanten arbeiteten die Jesuiten in ihrer Glanzperiode auf weltmännische, daher mehr oberflächliche als tiefgehende Bildung der vornehmen Jugend hin und schenkten den Landessprachen keine besondere Aufmerksamkeit, weshalb nicht befremden darf, daß sie wenige durch eindringlichen, ungezwungenen und fließenden Styl ausgezeichnete Schriftsteller gebildet haben. Die katholische Kirchensprache in ihr voriges Recht einzusetzen, mußte ihnen mehr am Herzen liegen.

Die langen Kriege brachten einen Zustand der Schwankung hervor, beide Hauptparteien standen am Ende sich ungefähr mit gleicher Stärke gegenüber, keine war ganz überwunden, jede aber auf's äußerste geschwächt. Wo die größere Lebenskraft inwohne, zeigten bald England, Holland und das nördliche Deutschland. In England wächst neben klassischer Bildung die Landessprache kräftig empor, und nirgends vereint sich Theorie und Praxis, Gelehrsamkeit und Herrschtalent schöner und inniger als bei dem Seedienste. Holland sehen wir die Latinität vorzugsweise anbauen. Für die Landessprache ist dieses Feld zu enge. Das nördliche Deutschland zeichnete sich durch musterhafte Verwaltung, durch kluge Benützung aller Kräfte eines Landes aus, welches die Natur stiefmütterlich behandelt hatte. Daß Preußen in der Richtung seiner Verwaltung das geworden ist, was wir sehen, verdankt

es dem Umstand, daß der große Churfürst es zu einer Art Nordamerika's, zum Zufluchtsorte der verfolgten Protestanten machte.

Diese französischen Zuthaten, das politische, sociale und bald auch literarische Uebergewicht des Zeitalters Ludwigs XIV. entfremdeten die Höfe noch mehr als alles frühere sowohl der gelehrten als der volksthümlichen Bildung. Wer nicht ganz französisch schrieb, mischte wenigstens in sein Deutsch möglichst viele französische Worte. Das wahre Gute der französischen Sprache, ihre Bestimmtheit und klare Durchsichtigkeit wurde gerade am wenigsten nachgeahmt.

Hier ist eigentlich der Punkt, wo die oben berührten Richtungen am weitesten auseinander gehen. Von hier an kann man die Kräftigung des Volksgefühls, die steigende Gewalt der öffentlichen Meinung, die Befreiung der Sprache von unnöthigen fremden Zuthaten, den steigenden Einfluß der innerlich verwandteren englischen Literatur stätig verfolgen, ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tabellarisch darstellen. Die Gelehrten fangen an einzusehen, daß man von ihnen fordern könne, daß sie verständlich schreiben, und manche Schriftsteller dieses Vorfrühlings unserer Literatur schrieben so, daß sie noch jetzt selten erreicht, schwerlich übertroffen werden. Die höheren Stände hielten zwar hartnäckiger an der französischen Literatur fest, und wurden daher vom Mittelstand bald und weit überholt, man bemerkt aber auch bei ihnen eine Richtung zum Deutschen, so weit die damaligen höchst unerfreulichen Zustände es zulassen wollten. Es war aber mit diesen eine Art politischer Unschuld, ein Glaube an Möglichkeit der Verbesserung, ein patriarchalisches Beharren in freiwilliger Beschränkung bemerklich, welche jetzt als wahrhaft rührend erscheinen müssen. So lange der Adel des Festlandes glauben konnte, er fuße auf sicherem, durch den Besitz seit Jahrhunderten geheiligten, Grund, konnte er den niedern Ständen sich nähern, ohne sich etwas zu vergeben. Goethe's Schilderung des Verhältnisses der verschiedenen Stände in jenen Zeiten ist unerreicht treffend. Die Humanitätstendenz dauerte bis in den Anfang der französischen Revolution hinein, ja wurde hie und da bis zum Zerrbild gesteigert. Kurz nachdem der Degen aufgehört hatte, eine nothwendige Zuthat zur täglichen Kleidung zu seyn, bewaffnete sich

der dritte Stand. Der Adel hatte sich selbst entwaffnet, und die Bastille wurde in Nordamerika erobert.

Während die durch ihre Geburt zu den höchsten Staatsstellen Berufenen sich in ästhetischer Bildung im Nachahmen des französischen Adels gefielen, welcher der Revolution so kräftig vorarbeitete, vereinigten sich viele derselben mit dem gebildeten Mittelstand in dem Versuch, einen längst untergegangenen Ritterorden in verborgenem Wirken wieder herzustellen. So viel Kindisches und Unklares in jenen Bestrebungen liegt, welche alles geschichtlichen Grundes ermangeln, so wenig läßt sich bestreiten, daß aus dem Verein der Notabeln beider Theile viel Ersprießliches erwachsen ist. Die Ueberordnung wurde damals noch anerkannt, es bedurfte eines neutralen Bodens, auf welchem man auf den Fuß der Gleichheit sich nähern und die noch sehr merklichen Verschiedenheiten ausgleichen konnte.

Zur Zeit als die französische Revolution begann, fand sich eine große Anzahl von Männern hoher Bildung, angenehmer Formen und großer Geschäftsthätigkeit unter den Fürsten und Edelleuten Deutschlands. Man dachte, sprach und schrieb vielleicht freier als man jetzt es wagen würde, und wenn die Reformen nicht durchgreifender waren, so mochte das Beispiel des größten Umwälzers, welcher je auf einem Throne gesessen hat, abschrecken. Auch er wurde vom Widerstand seiner Zeit erdrückt, und dennoch haben seine Werke und Ideen seine Lande lange nach seinem frühen Tode gerettet. Es scheint das Schicksal aller Völker zu seyn, daß sie ausgezeichnete Fürsten erst zu Tode ärgern und dann von deren Ideen leben, bis ein anderer kommt.

Es war ganz naturgemäß, daß die privilegirten Stände schnell in die Reaktion übergingen, als sie bemerkten, wie weit die Umgestaltung in Frankreich ging. Religion und geschichtliches Prinzip kamen schnell wieder zu Ehren, und die Deutschheit wurde nun, freilich vergebens, von denen angerufen, welche ihr Leben damit zugebracht hatten, das Franzosenthum auszuhängen in Sprache, Sitten und Ansichten.

Der höhere Bürgerstand nahm die Sache ernster. Er war der Bewegung seiner Vorbilder langsam und besonnener gefolgt, und meinte, die Ergebnisse, welche Frankreich aufzuweisen hatte, seyen nicht so geartet, daß er sie zu verachten und zu verabscheuen

hätte. Kaum hatte er bemerkt, daß man ihm nun mit etwas Mißtrauen und Zurückhaltung begegne, so glaubte er als Recht ansprechen zu können, was seither als freundliche Zugestehung angeboten und hingenommen worden war.

Wenn auch dem bürgerlichen Rath im Kollegium der hochgeborne Präsident ungleich lieber war, als ein emporgestiegener Bürgerlicher — weil jener wenigstens Formen beobachtete, und oft die Lücken des Wissens mit diesen bedecken mußte — wenn auch adelige oder geadelte Schriftsteller in trefflichen Büchern dem Vorschritt in allen Fächern huldigten, so war dennoch dem Bürgerlichen der schnelle und meist mühelose Weg, auf welchem der Junker aufrückte, die ausschließliche Berechtigung dieses zu Offiziersstellen, und manche Anmahnung an eine rohere Vorzeit unbequem genug, um der neuen Bewegung mit Vorliebe zu folgen. Wo der Hochgestellte einen Genuß gefunden hatte, mußte dieser mit einer Betrachtung sich trösten. Wer in den Revolutionskriegen bis 1797 den öffentlichen Geist in Deutschland beobachten konnte, wird sagen können, woraus die beispiellosen Erfolge der Franzosen entstanden sind!

Noch war die Frucht des Schicksals nicht reif, und dieses handhabte mit gleicher Strenge den, welcher schöne Träume geträumt hatte, den, welcher dem unvermeidlichen Gang der Dinge widerstreben wollte, und den, welcher unter der Larve des Menschenfreunds eigensüchtige Zwecke verfolgte. Der Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand verschwand beinahe überall in Staats- und Heeresdienste, und die Opfer, welche die privilegirten Stände freiwillig gebracht hatten, oder hatten bringen müssen, stimmten die Massen billiger gegen sie. Personaladel der vielen neugeschaffenen Orden glich den Unterschied vollends aus, und die Verbindung durch Ehen stieg und steigt noch stets, seit Domkapitel und Ordens-Kommenden nicht mehr die Ahnenprobe beglücken.

Von nun an fand der Beamtenstand den theoretischen Gelehrten in gleichartigerer Masse gegenüber. Jener war durch Kriege, Versetzungen, vielfache Organisationen und die Nothwendigkeit, in der bewegten Zeit seine Existenz zu sichern, ungleich praktischer, geschliffener, toleranter und auch im Styl minder schwerfällig geworden, als er früher war. Daher war sein angestammtes Selbstgefühl begründeter und lebendiger geworden.

Auf der andern Seite hatte sich die literarische Hervorbringung, die Oeffentlichkeit und die Theilnahme an dem Leben der Staaten unglaublich gesteigert. Auch das, was ein Freund dem andern schreibt, das Privatleben des Einzelnen, Alles wurde von der Unzahl der Schriftsteller ans Licht gezogen, welche nun aus der Literatur einen Lebensberuf machten. In demselben Verhältniß, in welchem die Zahl gediegener Schriften von bleibendem Werth abnahm, schwoll die Tagesliteratur an. Die freie formelle Bildung mußte auf den Hochschulen dem reinen Brodstudium weichen, welches die Geister der bevorstehenden Prüfungen drohend umschweben. Der großen Vermögen, welche allein es möglich machen, sich unabhängig und nur nach innerem Beruf auszubilden, werden stets weniger, und wenn der Tod in der Klasse der Schriftsteller die überragenden Geister sehr gelichtet hat und der Nachwuchs nicht gerade sehr hoffnungsvoll ist, so kann dieser sich mit dem trösten, was er in der Verwaltung bemerkt.

Und dennoch, wenn ein Schriftsteller sehnlich nach einer Versorgung durch ein Staatsamt blickt, und seine Meinung durch gewichtige Gründe ändern läßt, oder wenn ein Minister eine bekannte Feder erkauft, ein vielgelesenes Blatt subventionirt, so wird es beiden Theilen vom Publikum verargt, weil dieses verlangt, daß der Schriftsteller durch seine Ueberzeugung, der Staat aber durch Kräfte getragen werde, welche der Schriftsteller nur alsdann angreifen, aber nie wirksam vertheidigen kann, wenn sie aufhören, das zu seyn, oder so zu arbeiten, wie sie seyn und arbeiten sollten.

So machen beide Theile sich das Leben so sauer als möglich. Die Bitterkeit des Angriffs ruft stets herbere Maßregeln der Vertheidigung hervor, die Censur ist eine unvollständige Waffe bei der Verschnellerung und Ausbreitung des geistigen Verkehrs, und wenn der Schriftsteller hier einen Mißbrauch aufdeckt, und dadurch abschaffen macht, so geschieht dort etwas Gutes nur darum nicht, weil er es vorschlug, und die Regierung den Schein vermeiden will, als habe sie dem Tadler nachgegeben, dessen Beruf zum Tadeln sie nicht anerkennen will.

Es ist stets ein Unglück, wenn die ausgezeichneten Köpfe in der Opposition stärker sind als in der Regierung, aber ein noch größeres Unglück ist es, wenn jene vor Zeiten als zur Partei der Regierung gehörig, benützt, geehrt und bevorzugt, und nach

erreichtem Zweck auf die Seite komplimentirt wurden. Sie hatten die Regierung schwach und hülfebedürftig gekannt, waren ihr beigestanden, und legen daher das ganze Gefühl erlittenen Undanks in ihren Tadel. Wärme aber und Ueberzeugung, daß der Schriftsteller das Recht auf seiner Seite habe, verfehlen selten ihre Wirkung bei einem Publikum, welches — es sey Gott dafür gedankt — noch nicht allen Sinn für guten Glauben und Rechtlichkeit verloren hat.

Wenn wir bei den Griechen und Römern den Staatsmann, den Feldherrn und den Schriftsteller in Einer Person zu verehren haben, wenn in England klassische Bildung mit der größeren politischen Tüchtigkeit verschwistert ist, und in Frankreich die Meister in Handhabung der Tagesliteratur auf den Ministerbänken figuriren, so ist freilich in Deutschland eine ähnliche Erscheinung nicht zu finden, und der Grund hievon liegt theils in der Geschichte unseres Volks, theils in seinem Charakter. Bereits hat die öffentliche Meinung, welche von unabhängigen, hie und da sogar verfolgten Schriftstellern geleitet und aufgeklärt wurde, wunderbare Erfolge in der einzigen Beziehung geliefert, in welcher wir politisch einigermaßen als Einheit uns darstellen. Nur zu oft fehlt dem politischen Talent bei uns das Feld sich frei zu bewegen, in Thaten, Schriften oder Reden. Der gute Same muß warten, bis sein Frühling aufleuchten wird, in welchem er keimen, blühen und neuen Samen entwickeln kann. Im Charakter unseres Volks liegt aber auch bis jetzt noch eine Scheu vor Wechsel der öffentlichen Erscheinung, ja vor dieser selbst; der Schriftsteller will seine Studierstube, der Staatsbeamte seine Aktenbündel nicht lassen, und wenn irgendwo so ist bei uns das: Gut für sich und bei sich seyn, der Wahlspruch der edelsten Naturen. Daß wir dieselbe Erscheinung in der deutschen Schweiz bemerken, beweist, daß dieser Zug durchgehend seye; denn dort findet keines der Hindernisse statt, welche man in Deutschland vorschützen könnte. Es mag den Gelehrten das Bewußtseyn zurückhalten, daß er nicht vermögen würde, sich mit Freiheit in den weltmännischen Formen, mit Glätte in den Verhältnissen der Zu- und Unterordnung bewegen zu können, und der Praktiker fürchtet, durch festgewurzelten Referatstyl und vielleicht durch ungenügende Gelehrsamkeit Blößen zu geben.

Wir würden alſo auch ohne Cenſur die leidige Kluft nur mittels großer vaterländiſcher Intereſſen und eines politiſchen Mittelpunkts mit geſellſchaftlicher Reibung und Abſchleifung einigermaßen ausfüllen können. Der Bodengeſchmack würde ſchwächer werden, aber nie völlig ſich verlieren, welcher den bedeutenden Schriften unſerer Literatur, auch in ſprachlicher Hinſicht innewohnt, je nach den Ländern, in welchen die Verfaſſer erzogen wurden und lebten.

Bis dahin aber iſt es die Genügſamkeit, die Gewiſſenhaftigkeit und das ernſtliche Quellenſtudium, welche den Schriftſteller vom praktiſchen Leben nur zu oft ferne halten, während der Geſchäftsmann durch pflichtmäßiges Aktenabwickeln abgemüdet, und durch die Sorge für den öffentlichen Dienſt der Muße beraubt wird, ſich literariſch auf dem Laufenden zu erhalten, und die Ruhe und das Gleichgewicht zu gewinnen, ohne welche ſeine literariſchen Hervorbringungen der formellen Rundung ermangeln würden.

Die Mehrzahl der deutſchen Schriftſteller ſind Söhne von Dorfgeiſtlichen, und Ranke bemerkt mit Recht, daß durch die Reformation eigentlich erſt ein gelehrter Stand in Deutſchland geſchaffen worden ſeye, und daß dieſer nur in proteſtantiſchen Landen ſich bilden und ausbilden könne. Dieſer Urſprung erklärt viele Erſcheinungen, welche wir an ihm bemerken, Genügſamkeit, Antheil an dem Schickſale der Maſſen, ſittlichen Ernſt und Scheu, ſich vorzudrängen, aber auch den Stolz, welcher ſogar erlaubte Künſte und wohlthätige Zier verſchmäht, Vorliebe für Ideen, wie ſie ſich in ſtiller Abgeſchiedenheit ſelbſtſtändig und oft ſchroff ausbilden, und Entſchlagung der Kunſt zu vermitteln und zu vergleichen, wie man ſie nur alsdann üben kann, wenn man in verwickelten Geſchäften mit Menſchen aller Art ſich gebildet hat.

Wenn man die unglaubliche Maſſe literariſcher Erſcheinungen, und in dieſen oft das Gediegenſte, Friſcheſte und Eigenthümlichſte gerade da bemerkt, wo man es am wenigſten geſucht hätte, ſo kann man begreifen, daß hochbegabte Staatsmänner ſich Auszüge fertigen laſſen, um ſich auf dem Laufenden zu erhalten. Dieſe ſind zwar an ſich eine erfreuliche Erſcheinung, ein Zeichen der Annäherung und des Anerkennens; aber wenn ſie auch nach der ſpärlich zugemeſſenen Zeit eingeſotten ſind, ſo können ſie nie ſo naturgemäß als die Schrift ſelbſt wirken, und wenn dieſe nicht

gerade von einem poſitiven Gegenſtand handelt, welcher ein reines Ergebniß liefert, ſo iſt darauf zu wetten, daß der behandelte Gegenſtand ganz anders aufgefaßt werden würde, wenn man das Buch ſelbſt ſtatt des Aufſatzes leſen könnte. Und wenn man ein Buch auf dem Mahagony-Schreibtiſch eines Führers der Völker in die Hand nimmt, ſo wird man zehnmal für einmal bemerken, daß Inhaltsverzeichniß, Eingang und einige Kapitel, deren Rubrum etwas Pikantes verſprach, aufgeſchnitten ſind, das Uebrige aber in jungfräulicher Unberührtheit des Falzbeins wartet. So bleiben ſogar die Tüchtigen beider Richtungen ſich innerlich fremd, und höchſtens ſpringen von den Spitzen beider die elektriſchen Funken herüber und hinüber.

Unſere Memoirenliteratur iſt verhältnißmäßig ſehr arm. Theils waren wir zu ehrlich, um, wie ſo viele gethan haben, begangene Fehler beſchönigen zu wollen, theils ſchämten wir uns, dieſe einzugeſtehen, theils aber verſtehen wir die Kunſt noch nicht, ſo zu ſchreiben, daß man zwiſchen den Zeilen leſen kann. Wir wollen Alles ſagen, und wenn dieſes — wie nur zu oft der Fall iſt — nicht angeht, lieber gar nichts ſagen. Friedrich der Große war auch hierin der Einzige. Zwar ſchrieb er franzöſiſch, aber ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt, ſein Pflichtgefühl und der Wille das für recht und nothwendig Erkannte durchzuführen, ſind vollkommen deutlich, und wenn nicht im Felde der Literatur, doch in dem der Verwaltung hat er eine Schule geſtiftet, welcher Deutſchland in kommenden Zeiten noch viel verdanken wird.

Seit Anſprüche an eine wenigſtens erträgliche Form und an eine leſbare, und wo nicht fließende, doch richtige Sprache an alles Gedruckte gemacht werden, ſo ſcheuen die Geſchäftsmänner ſich vor Veröffentlichung des Beſten, was ſie geben könnten. Auch hat der Drang der Kriege, der beſtändige Wechſel in den Territorien und deren Organiſation wenig Zeit übergelaſſen, und den Beamtenſtand ſo eingeſchüchtert und verwirrt, daß die jüngſt verfloſſene Zeit eine der ärmſten an geſchichtlichen Quellen, an Veröffentlichung der eigentlichen An- und Abſichten ſeyn wird. Und jetzt beſonders, ſeit man druckt, was geſchrieben war, und geſchrieben bleiben ſollte, hütet man ſich zu ſchreiben, was des Druckes wirklich würdig wäre.

Eine falſche Anſicht des Dienſtgeheimniſſes iſt grade bei den

hellsten Köpfen unter den Staatsbeamten am häufigsten zu beobachten. Es ist, als ob sie durch Hinstellung eines Satzes sich ein für allemal vor der Versuchung bewahren wollten, eine Saite anzuschlagen, auf welcher sie gerne recht laut und recht lange spielen möchten. Auch sind die Ministerveränderungen in Deutschland nicht im Schwange, die Staatsbeamten werden nur mit Pension entlassen, bleiben also auch nach ihrer Entfernung gebunden und verbindlich. Nur alsdann, wenn sie gar zu arg mißhandelt wurden, griffen sie zur Oeffentlichkeit als zur letzten Waffe, aber auch hier hüteten sie sich, ein Wort weiter zu sagen, als nöthig war, sie zu vertheidigen und zu rechtfertigen.

Die Entwicklung der neueren Zeit hat also in Deutschland ungefähr folgende Sachlage herbeigeführt:

Der Adel hat das ausschließende Anrecht auf die höchsten Stellen des Staatsdienstes neben vielen andern Bevorzugungen beinahe überall verloren, er muß also darnach streben, sich entweder wissenschaftlich auszubilden, oder industriell eine neue Grundlage seines Bestandes sich erschaffen. Wenn seine weltmännische Bildung ihn auch zu gewissen Stellen vorzüglich befähigt, und sein übergebliebener Einfluß bei den Höfen ihn häufig schneller voranschiebt, als den Bürger, so ist dennoch die Anforderung an seine geistige und wissenschaftliche Vorbildung so bedeutend gesteigert, daß mit einem wichtigen Gesicht, angenehmer äußerer Erscheinung, und oberflächlicher Ausbildung und Geschäftsbehandlung nicht mehr auszukommen ist.

Der Beamtenstand hat es zwar häufig verstanden, durch Verwicklung und wechselseitige Kontrole die Geschäfte in einem wahren Irrgarten abzuthun, in welchem nur er den Weg finden kann. Er hat sich verstärkt, in Zahl, Einfluß und Sicherung seiner Stellung. Er befleißigt sich besserer Formen, reineren Styls und größerer Rücksicht auf die öffentliche Meinung und den wissenschaftlichen Standpunkt seines Fachs. Ordenskreuze setzen ihn dem Adel gleich, die Grundsätze der Regierung sogar oft über diesen.

Die Schriftsteller dagegen müssen sich theils zu sehr in der Scheidemünze der Tags- und Monatsliteratur ausgeben, theils werden sie von der Staatsbehörde so sehr überwacht, daß ihr Einfluß durch Lehre und Schrift nur dadurch bedeutend werden kann, daß sie standhaft für Recht und Vorschritt, mit Kraft, aber

zugleich mit Maß und Billigkeit ſtreiten. Denn Leidenſchaften ſchaden einer guten Sache ſtets, und mehr als einmal hat man geſehen, daß der, welcher in offenbarem Unrecht war, ſeine Sache dadurch einigermaßen zu Ehren brachte, daß er mit diaboliſcher Kälte den Gegner aus einem falſchen Schritt zu einem weiteren verleitete; denn Jener vergaß ſich aus Ingrimm über erlittenes Unrecht, und im Glauben, daß dieſes jedem Leſer eben ſo heiß aufliegen müſſe als ihm.

Die Gefahren, welche den drei erwähnten Richtungen gemeinſam drohen, ſollten ſie vermögen, ſich zu nähern und zu verbinden. Jene kommen von Seite der Volksvertretungen, der allgemeinen Ausbildung und der Entwicklung der materiellen Intereſſen.

Zwar ſind die Staatsbeamten vorzüglich bei den Ständeverſammlungen, die Gelehrten bei der über alle Stände verbreiteten Schulbildung und iſt der Adel durch die Richtung Aller zu Handel und Gewerbe betheiligt, aber dieſe neu entwickelten Richtungen ſpielen dergeſtalt eine in die andern, heben ſich wechſelsweiſe ſo ſehr, daß auch ein gemeinſchaftlicher Widerſtand ihren Sieg zwar aufhalten, ſchwächen, oder modifiziren, aber ſchwerlich eine Beſiegung wird herbeiführen können. Bereits fordert man Gründe für das was geſchehen ſoll, Rechenſchaft über das was geſchehen iſt, und der Handelsſtand rechnet nicht nur *vor*, ſondern auch *nach*. Was ſonſt kaum ein Schriftſteller als Vermuthung oder Zweifel zu äußern wagte, das wird jetzt von Vereinen in Petitionen und Programmen ausgeſprochen, die Redaktoren geleſener Blätter und Zeitſchriften ſind gefürchteter als manches Kabinet; Kapitaliſten und Unternehmer großer induſtrieller Anſtalten erringen ſich Rückſichten, wie man ſie ſonſt kaum einer unabhängigen Macht zollte, und die Gelehrten wiſſen ſich zwar durch Aneignung des allgemein erwachten Aſſociationsgeiſtes mit Wandervereinen einigermaßen zu helfen, nicht aber ſo die Handhaber der Staatsgewalt, deren Wirkung am Sicherſten auf Einzelne, noch zur Noth auf Einſchachtelungen, am Wenigſten aber auf Maſſen geht, welche ſich unabhängig von ihr für eigene abgeſonderte Zwecke konglomeriren. Und dieſe Verbindungen ſcheinen beſtimmt zu ſeyn, den Mangel an überragenden Geld- oder Geiſteskräften zu erſetzen; die Geſammtheit der Theilhaber bildet nun Einen Fugger oder Bacon. Es läßt ſich vorausſehen, daß die gediegenere Bildung für gewerbliche Zwecke

bald einen Stand bilden werde, welche von den Staatsgewalten mit Recht eine weit rücksichtsvollere Behandlung wird fordern können, und welchem die Wissenschaften zinsbar werden dürften.

Wenn schon die Verarmung des Adels und die Aufhebung der Klöster mehrern Zweigen der Wissenschaften fühlbar geschadet hat, so wird die Materialisirung der nächsten Zukunft noch manchen andern verderben oder wenigstens kränkeln machen, wenn nicht ein neuer Reicher, aus Eitelkeit oder wirklicher Liebe Gelehrte unterstützt, die Herausgabe ihrer Werke bezahlt, Reisestipendien aussetzt ꝛc.; denn die Universitäten werden täglich mehr Staatsanstalten, mehr zu Dressirung für künftigen Beruf als zum freien Dienst der Wissenschaft, mehr durch Bibliotheken und Kabinette, Hospitale und Gerichtshöfe gehoben, als durch die Persönlichkeit ausgezeichneter Lehrer.

Alle Künste, sogar die Kriegs-, die Heil- und die Unterhandlungskunst sind mit den Wissenschaften in demselben Fall. Ihre Kräfte stehen außer Verhältniß zu den Forderungen der Zeit, zu der Widerspenstigkeit der neu sich bildenden Stoffe, zu der Masse von Wissen, welche neben der technischen Fertigkeit täglich nothwendiger wird. Die Brücke droht endlos, die Tiefe bodenlos zu werden, beide fordern ihr Recht, und dabei soll die äußere Erscheinung des Mannes weltmännisch, sein Vortrag klar, seine Schrift gefällig geschrieben seyn. Originalität mit einseitiger, aber hier ausgezeichneter Ausbildung, wird kaum noch dem bevorzugtesten Genius verziehen.

Wer sollte nicht glauben, daß bei der sorgfältigen Vorbildung zum Staatsdienst, den strengen Prüfungen, der großen Mitbewerbung sich in demselben der ausgezeichneten Persönlichkeiten ungleich mehr finden würden als früher. Dagegen erblicken wir ein besser bestelltes Mittelgut, welches eine genügendere Durchschnittsqualität geben mag, aber der schaffenden, umbildenden, wahrhaft vorschreitenden Männer eher weniger, als in den Zeiten, wo man es mit allem Erwähnten so genau nicht nahm. Oft möchte man glauben, daß der gesunde, zum Geschäft so hochnöthige, Menschenverstand durch das viele Lernen nicht gerade gewonnen habe. Noch werden die wichtigsten Begebenheiten durch die unbedeutendsten Veranlassungen herbeigeführt, und die schönsten, durchdachtesten Plane während der Ausführung zu etwas ganz anderem, als dem

Bezweckten. Hier ſcheint alſo die Wirkung des Wiſſens auf das Handeln nicht die richtige.

Und noch ſehen wir, wie die Erfahrungen der Zeit an den Schriftſtellern ohne Erfolg vorübergegangen ſind, wie abſtruſe Syſteme, wie unhaltbare Hypotheſen, wie leidenſchaftliche Vorliebe und Abneigung noch ſtets bei Vielen zu finden ſind, während das Publikum praktiſche Brauchbarkeit, mathematiſch richtigen Beweis, tranſigirende Ruhe mehr als je verlangt!

Sollte es denn unmöglich ſeyn, die Gegenſätze zu vermitteln, welche ſich ſo vielfach geſchadet haben, und in einer Art Bruderzwiſts befangen, jeder für ſich nichts Gedeihliches zu Wege bringen kann, weil er der Beihülfe des Andern nicht entbehren kann: könnte nicht der Praktiker die Wiſſenſchaft, der Gelehrte die praktiſche Seite ſeines Wiſſens anders und herzhafter anfaſſen, und beiden dadurch geholfen werden?

Es ſcheint, daß ſowohl der Organismus der Staatsbehörden als der der Univerſitäten bedeutend modifizirt werden müßte, bevor man eine wahre und gedeihliche Einigung hoffen könnte.

Die Staatsbehörden ermangeln überall einer Generalſtabsſchule, wie Napoleon ſie mit ſeinen Auditeurs au conseil d'état bezweckte. Ausgezeichnete Köpfe werden durch die Einzelnheiten des Geſchäftsgangs eher erdrückt, als gefördert; es iſt hinlänglich, daß ſie dieſen im Allgemeinen kennen, ihre Zeit und ihre Kräfte können zu etwas Beſſerem benützt werden, und um zur Oberleitung befähigt zu werden, muß man ſich eben ſo ſehr vom Kanzleimann unterſcheiden, als der Feldherr vom Oberſten, welcher ſein Regiment trefflich in Ordnung hält und ins Feuer führt, wenn es ihm geboten wird.

Außer dieſem Generalſtab bedarf die ſo ſehr verwickelte Staatsmaſchine auch der Specialitäten, welche nicht auf hohen Schulen, ſondern nur unter Aufſicht und Anleitung vorzüglicher Fachmänner gebildet werden können, theoretiſch und praktiſch zugleich.

Es wäre darauf zu wetten, daß die öffentliche Verwaltung auf dieſe Weiſe ſich allgemein die Achtung verſchaffen würde, welche ſich nicht befehlen läßt.

Zu Lehrern auf Univerſitäten ſolle man vorzüglich ſolche Männer berufen, welche ihr Fach früher auch praktiſch erfaßt hätten, und der unabhängige Schriftſteller, deſſen Stimme gehört

zu werden verdient, wird Gelegenheit zur Genüge finden, sein Wissen in praktischen Kreisen anzuwenden, in welche die freie Wahl seiner Mitbürger ihn ziehen wird.

So wie der Begriff des Adels meist bereits in der des Gentleman aufgegangen ist, so wird auch der des Mannes von wissenschaftlicher Bildung in Zukunft den Staatsdiener und den Schriftsteller vereinigen, und das Talent wird bei der schwierigeren Aufgabe leichter als früher die wahre Stelle finden, für welche es geschaffen ist.

Dann wird man nicht mehr fürchten müssen, daß die Opposition der Schriftsteller die Regierungen werde stürzen können; denn der erbärmliche Zustand, wie wir ihn in Frankreich kurz vor der Revolution bejammern, kann nun nirgends mehr eintreten, weil die Interessen allgemeiner und die Völker aufsichtiger geworden sind.

Die allgemeinere Verbreitung politischer und formeller Bildung aber wird auch in dem Feld, von welchem wir sprechen, dieselbe Erscheinung herbeiführen, welche wir in den Heeren, im Handelsstand, in den Gewerben bereits beobachten. Alsdann wird den Männern der That der Beistand und die Ergänzung durch die Wissenschaft so wenig fehlen, als Luthern sein Melanchthon, Blüchern sein Gneisenau.

Prophetische Naturen aber, deren es mehr gibt, als man gewöhnlich annimmt, mögen sich über die geringe Empfänglichkeit der Gegenwart mit den Worten Niebuhrs trösten:

(Denkschriften und Briefe, herausg. von Dorow. III. p. 15.)

„Man kann Schriften als einen gepflanzten Kern ansehen, „aus denen der Baum sich nicht schneller, als frühestens in „einem Vierteljahrhundert erwachsen, erheben kann. Der Augen„blick, der über das Glück oder Unglück unseres eigenen Lebens „entscheidet, ist in der Gewalt der Staatsmänner. Die Schrift„steller, mächtig über die verflossene und über die zukünftige „Zeit, sind ganz ohne Bedeutung für die Gegenwart."

K. M.

Das deutſche Eiſenbahnſyſtem,

als Mittel zu Vervollkommnung der deutſchen Induſtrie, des deutſchen Zollvereins und des deutſchen Nationalverbandes überhaupt.

(Mit beſonderer Rückſicht auf württembergiſche Eiſenbahnen.)

Das Eiſenbahnſyſtem und der Zollverein ſind ſiameſiſche Zwillinge; zu gleicher Zeit geboren, körperlich an einander gewachſen, Eines Geiſtes und Sinnes, unterſtützen ſie ſich wechſelſeitig, ſtreben ſie nach einem und demſelben großen Ziel, nach Vereinigung der deutſchen Stämme zu einer großen und gebildeten, zu einer reichen, mächtigen und unantaſtbaren Nation. Ohne den Zollverein wäre ein deutſches Eiſenbahnſyſtem nie zur Sprache, geſchweige zur Ausführung gekommen. Nur mit Hülfe eines deutſchen Eiſenbahnſyſtems vermag die geſellſchaftliche Oekonomie der Deutſchen zu nationaler Größe ſich emporzuſchwingen, und erſt in Folge dieſes Aufſchwungs kann das Eiſenbahnſyſtem zu voller Bedeutung gelangen.

Das deutſche Eiſenbahnſyſtem wirkt indeſſen nicht blos durch Förderung der materiellen Nationalintereſſen, es wirkt auch durch Stärkung aller geiſtigen und politiſchen Kräfte auf die Vervollkommnung der deutſchen Nationalzuſtände:

— als Nationalvertheidigungs-Inſtrument; denn es erleichtert die Zuſammenziehung, Vertheilung und Direktion der Nationalſtreitkräfte;

— als Kulturbeförderungsmittel; denn es beſchleunigt und erleichtert die Diſtribution aller Literaturprodukte und aller Erzeugniſſe der Künſte und Wiſſenſchaften; es bringt Talente,

Kenntniſſe und Geſchicklichkeit jeder Art in Wechſelwirkung; es vermehrt die Bildungs- und Belehrungsmittel aller Individuen, von jedem Stand und Alter;

— als Aſſekuranzanſtalt gegen Theurung und Hungersnoth und gegen übermäßige Fluktuationen in den Preiſen der erſten Lebensbedürfniſſe;

— als Geſundheitsanſtalt; denn es vernichtet die Entfernungen zwiſchen dem Leidenden und dem Heilmittel;

— als Vermittler des gemüthlichen Verkehrs; denn es verbindet den Freund mit dem Freund, den Verwandten mit dem Verwandten;

— als Stärkungsmittel des Nationalgeiſtes; denn es vernichtet die Uebel der Kleinſtädterei, und des provinziellen Eigendünkels und Vorurtheils;

— als ein feſter Gürtel um die Lenden der deutſchen Nation, der ihre Glieder zu einem ſtreitbaren und kraftvollen Körper verbindet;

— als das Nervenſyſtem des Gemeingeiſtes wie der geſetzlichen Ordnung; denn es verleiht in gleichem Maße Kraft der öffentlichen Meinung wie der Staatsgewalt.

In allen dieſen Beziehungen iſt das Eiſenbahnſyſtem für keine Nation von ſo großer Bedeutung wie für die deutſche.

Durch ihre geographiſche Lage von allen Seiten fremden Angriffen bloßgeſtellt und von der Natur nur kärglich mit Kommunikationsmitteln ausgeſtattet, bedarf keine ſo ſehr künſtlicher Mittel, um ihre Vertheidigungskräfte zu konzentriren und ſie mit Schnelligkeit von einem Grenzpunkt nach dem andern zu werfen.

Ohne Centralpunkt für Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur und Bildung iſt erleichterter und ſchneller Kommunikationsmittel die Kultur nirgends ſo bedürftig wie in Deutſchland, werden die letztern in dieſer Beziehung nirgends ſo großen Nutzen ſtiften.

Durch frühere Zerriſſenheit faſt aller Attribute der Nationalität entkleidet, bedarf keine Nation ſo ſehr inniger Verbindung ihrer Glieder.

Durch dieſes Verbindungsmittel gelangt Deutſchland in den Beſitz jener unermeßlichen Vortheile, welche andern Nationen aus ihren großen Nationalhauptſtädten erwachſen, ohne die damit verbundenen großen Uebelſtände; dadurch wird Deutſchland der Vortheile

des Centraliſationsſyſtems theilhaftig, ohne der Segnungen des Föderativſyſtems verluſtig zu werden.

Zieht man die hier aufgezählten Wirkungen des Eiſenbahnſyſtems in Erwägung, bringt man dabei noch in Anſchlag, wie mächtig alle geiſtigen und politiſchen Vervollkommnungen auf die Förderung der materiellen Wohlfahrt wirken, ſo wird man nicht umhin können, uns beizupflichten, wenn wir behaupten, daß ſchon hiedurch die Herſtellung eines deutſchen Eiſenbahnſyſtems hinreichend motivirt wäre, ſelbſt im Fall man ſich gar keinen finanziellen Ertrag davon zu verſprechen hätte. Kultur, Exiſtenz, Unabhängigkeit, Unantaſtbarkeit der Nation ſind Güter von unſchätzbarem Werth, und eine Nation, die nicht fähig wäre, einen geringen Theil ihres Nationalvermögens auf die Erwerbung und Sicherſtellung dieſer Güter zu verwenden, verdiente nicht, daß ſie exiſtirte; ſie wäre dem Geizhals zu vergleichen, der, um den Aufwand für Schloß und Riegel zu erſparen, ſeine Schätze und ſein Leben fremder Habſucht preisgäbe. Die Franzoſen berechnen die Koſten ihrer beiden Invaſionen auf 6 Milliarden Franken, wenn wir nicht irren, und eine deutſche dürfte kaum wohlfeiler zu ſtehen kommen. Verhindert alſo das Eiſenbahnſyſtem in einem Jahrhundert nur eine Invaſion, ſo vergütet es ſchon damit ſeine Anlagekoſten zehnfältig.

Kommen wir auf die materiellen Intereſſen und den Zollverein zurück, ſo erſcheint das Eiſenbahnſyſtem als ein Hauptmittel, die Arbeitstheilung und die Konföderation der produktiven Kräfte im nationalen Maßſtab zu bewirken, und die gewerbliche Produktion mit der landwirthſchaftlichen, die Ausfuhr mit der Einfuhr ins Gleichgewicht zu ſtellen. Wir haben daher allererſt den Werth dieſes Gleichgewichts ins Licht zu ſtellen, um die ganze Wichtigkeit eines Eiſenbahnſyſtems in dieſer Hinſicht anſchaulich zu machen.

Dr. Bowring ſagt in ſeinem über die deutſchen Handelsverhältniſſe an das engliſche Parlament erſtatteten Bericht — wie wir glauben ganz richtig — in Deutſchland verhalte ſich die Zahl der Agrikulturiſten zu der Zahl der Manufakturiſten wie 3 zu 1, während in England dieſes Verhältniß wie 1 zu 2 ſtehe. Das letztere Verhältniß iſt allerdings ein abnormes; es könnte nicht ſtatt haben, wenn alle Nationen ſich auf gleicher Stufe der induſtriellen Bildung befänden. Nur in Folge ſeiner Handels- und

Gewerbsſuprematie beſitzt England eine ſo übertriebene Zahl von Manufakturiſten. Den Deutſchen aber wird es nie einfallen, nach einer Suprematie zu ſtreben, Deutſchland wird jeder Zeit ſich auf den Normalzuſtand beſchränken, auf denjenigen Zuſtand nämlich, den jede phyſiſch, moraliſch und politiſch geſunde, gebildete und große Nation ſchon Ehren halber und aus Gründen der Selbſterhaltung zu erſtreben und zu behaupten ſich angetrieben fühlen muß, und deſſen keine Nation durch die Vorſchritte anderer Nationen beraubt werden kann. Dies iſt derjenige Zuſtand, in welchem die durch Klima und Territorialbeſitz begünſtigte Nation ihr Bedürfniß an Manufakturwaaren ſelbſt produzirt und ihr Bedürfniß an Kolonialwaaren im direkten Verkehr mit Manufakturwaaren bezahlt. Die einſichtsvollſten Nationalökonomen ſind der Meinung, daß in dieſem Zuſtand das Verhältniß der Manufakturiſtenzahl zu der Agrikulturiſtenzahl ſich ſtelle, wie 1 zu 1.

Nehmen wir indeſſen nur an, daß die Zollvereinsſtaaten im Lauf der nächſten 10—15 Jahre unter dem Einfluß eines Eiſenbahnſyſtems und eines tüchtigen Schutzſyſtems ihre Induſtrie dahin ausbilden, daß zwei Agrikulturiſten auf einen Manufakturiſten kommen, ſo wird die Geſammtzahl der letztern um 2 bis 3 Millionen, und damit in gleichem Verhältniß die Nachfrage nach Agrikulturprodukten, Rohſtoffen und Kolonialwaaren, folglich die Grundrente, der Werth des Grundeigenthums und das Einkommen von indirekten Abgaben geſteigert werden.

Daß dieſe Verheißungen keine Chimären, ſondern natürliche und nothwendige Wirkungen offenkundiger Urſachen ſeyen, dafür liefert die Erfahrung der verfloſſenen 10 Jahre unwiderſprechliche Beweiſe. Es iſt unbeſtrittene Thatſache, daß in Folge der wachſenden Gewerbsproſperität der Werth des Grundeigenthums in dieſem Zeitraum überall im Zollverein bedeutend geſtiegen iſt, in vielen Gegenden ſogar um 50 bis 100 pCt., wohl nirgends unter 20 pCt. Berechnen wir das Territorium Deutſchlands (mit Ausſchluß von Oeſterreich) zu 150 Millionen Acker Landes (à 40,000 Quadratfuß) und im Durchſchnitt den Acker nur zu 40 Thlr., ſo ſtellt ſich die Totalſumme des Werths ſämmtlicher Ländereien in Deutſchland auf 6 Milliarden, wozu noch ungefähr ¼ oder 1½ Milliarde an Werthen von Gebäuden, Bergwerken u. ſ. w. zu rechnen iſt. Dieſer Anſchlag iſt ſicherlich weit unter der Wirklichkeit.

Gleichwohl würde eine Werthzunahme von 20 pCt. im Durchſchnitt 1600 Millionen Thlr. betragen, folglich eine Rentenzunahme von 50 bis 60 Millionen und eine Steigerung des Brutto-Nationaleinkommens von mehreren hundert Millionen anzeigen.

Hält die Schutzpolitik des Zollvereins mit der induſtriellen Entwicklung der Nation und mit ihrer Kapitalvermehrung gleichen Schritt, kommt der deutſchen Nationalinduſtrie im Lauf der nächſten 10 Jahre ein vollſtändiges deutſches Eiſenbahnſyſtem zu Statten, ſo kann es nicht fehlen, daß die deutſche Nationalbereicherung des kommenden Jahrzehnts die des verfloſſenen weit überſteigt. Denn was Deutſchland zu erſtreben hat, um zu einem normalen nationalökonomiſchen Zuſtand zu gelangen, iſt ohne Vergleichung bedeutender als das bisher Erſtrebte. Unſere Einfuhr an fremden Fabrikaten und Halbfabrikaten und an Kolonialwaaren, die wir zur Zeit noch nicht mit eigenen Fabrikaten bezahlen, kann nicht weniger als 40 bis 50 Millionen Thaler betragen. Befriedigen wir dieſes Bedürfniß ſelbſt, ſo erwächst aus der dadurch vermehrten Anzahl von Manufakturiſten vergrößerte Nachfrage nach einheimiſchen Agrikulturprodukten, die hinwiederum größtentheils in einheimiſchen Manufakturprodukten bezahlt werden, folglich, rückwirkend, die einheimiſche Manufakturproduktion aufs neue vermehren, während die vermehrte Zahl der Manufakturiſten an ſich ſchon die Konſumtion an Manufakturprodukten bedeutend ſteigert. In Folge dieſer Wechſelwirkungen muß nothwendig die innere Agrikultur- und Manufakturproduktion um das vier- bis fünffache derjenigen Summen geſteigert werden, welche die Nation in ihren auswärtigen Handelsverhältniſſen, nämlich durch Erwerbung des bisher von dem Ausland verſorgten innern Manufakturmarktes und durch Herſtellung des direkten Verkehrs mit fremden Zonen gewinnt.

Es iſt für Deutſchland ein großes Glück, daß ſo außerordentliche Transportvervollkommnungen juſt in die Zeit ſeiner induſtriellen Wiedergeburt gefallen ſind; denn nur vermittelſt dieſer Transportvervollkommnungen werden die Deutſchen die natürlichen Nachtheile zu überwinden vermögen, die, der Gewerbsſuprematie gegenüber, ihrer induſtriellen Entwicklung im Wege ſtehen. Der bedeutendſte dieſer Nachtheile iſt der, daß die deutſchen Fabriken durch die Natur zum größten Theil auf die Waſſerkraft beſchränkt ſind, während den Fabriken der Gewerbsſuprematie größtentheils

die Dampfkraft zu Gebot steht. Dies scheint parador, wenn man weiß, daß die Wasserkraft, zumal da, wo sie noch nicht kapitalisirt oder benützt worden, bedeutend wohlfeiler ist, als die Dampfkraft, erklärt sich aber leicht, wenn man die beiderseitigen Verhältnisse aus dem Gesichtspunkt der Arbeitstheilung und der Konföderation der produktiven Kräfte betrachtet.

Die Dampfkraft gewährt den großen Vortheil, daß sie da, wo die Steinkohle im Ueberfluß und zu billigen Preisen zu haben ist, eine Konzentration von großen Fabrikanstalten und Kapitalien, von technischen Kräften und Geschicklichkeiten, also große Fabrikemporien ermöglicht und hervorruft. Kamin erhebt sich in diesen Emporien an Kamin. Hundert Fabrikanstalten theilen sich in die verschiedenen einzelnen Zweige der Fabrikation. Jede spinnt nur Eine Sorte Garn, webt oder druckt nur Eine Sorte Zeug. An einem und demselben Ort bilden sich ganze Heere von ansäßigen Fabrikarbeitern jeglicher Art, und jedes Individuum legt sich nur auf Eine Gattung von Handarbeit, erlangt also in seinem Fach den höchsten Grad von Geschicklichkeit. Dem Fabrikanten zur Seite wohnt hier der Bankier, der ihm Vorschüsse macht oder seine überflüssigen Gelder abnimmt, der Importer, der ihn von Tag zu Tag mit Rohstoffen versorgt, und der Exporter, der ihm seine Waare abnimmt, sobald sie fertig ist. Hier bilden sich eine Menge Maschinenfabriken, die — gleichfalls nach dem Prinzip der Arbeitstheilung — sich nur auf Einen Zweig der Maschinenfabrikation legen, folglich die möglichst vollkommensten Produkte zu den billigsten Preisen und aufs prompteste zu liefern im Stande sind. Dadurch wird die Anlegung und die Führung der Fabriken unermeßlich erleichtert. Der Fabrikant kann in kürzester Frist beschädigte Maschinen ausbessern oder verderbene ergänzen. Er kann jeden Tag nach Maßgabe seiner Kräfte und seines Absatzes die Zahl seiner Arbeiter vermehren oder vermindern. Er kann in jeder Woche sein zirkulirendes Kapital umsetzen, ja zur Zeit hoher Prosperität und allgemeinen Vertrauens größtentheils mit Kredit arbeiten. Die Nähe der See kommt seinem Kapitalumsatz außerordentlich zu statten; man hat Beispiele, daß Baumwolle wenige Tage nach ihrer Ankunft in Liverpool wieder in der Form von Waaren zur See gegangen ist.

Die Wasserkraft dagegen ist überall in der Nähe der

Seehäfen rar; sie findet sich nur im Innern des Landes und auch da nur selten in großen Massen, sondern in der Regel in sehr beschränktem Maße auf Einem Punkt, und häufig an abgelegenen Orten, in einsamen Thälern. In Ländern, die mit Wasserkraft arbeiten, steht daher jeder Fabrikant einzeln da. Maschinenfabrikant, Bankier, Importer und Exporter wohnen fern von ihm, der eine da, der andere dort. Seinen Bedarf an Rohstoffen hat er aus entfernten Seeplätzen zu beziehen, folglich, um sein Geschäft nicht ins Stocken gerathen zu lassen, ansehnliche Vorräthe zu halten. Seine Produkte hat er weithin zu versenden. Seinen Bedarf an Arbeitern muß er entweder von ferne kommen lassen oder selbst heranbilden. Jede Erweiterung oder Einschränkung seines Geschäfts ist für ihn eine bedenkliche Sache; er ist genöthigt, es so viel möglich auf gleichem Fuß zu betreiben und oft sogar mit Verlust zu arbeiten, nur um den Kompler seiner Produktivkräfte in Hoffnung auf bessere Zeiten im Stand zu erhalten. Vermittelst eines vervollkommneten Transportsystems nun werden diese Uebelstände der Wasserkraft nicht nur größtentheils gehoben, sondern zum Theil in Vortheile über die Dampfkraft verwandelt. Der Fabrikant des Inlandes wird dadurch dem Importer und Exporter des Seehafens nahe gebracht; der Bezug von Rohstoffen und der Absatz von Fabrikaten wird ihm dadurch in gleicher Weise erleichtert. Er kann mit dem gleichen Kapital viel größere Geschäfte machen; es ist ihm unendlich leichter, persönlich vortheilhaftere Bezugsquellen und neue Absatzwege aufzusuchen, sich Kapitale aus der Ferne zu verschaffen, oder über neue Fortschritte in seinem Fabrikationszweig sich zu unterrichten. Da sein Markt sich nun sehr erweitert, so ist er viel leichter im Stande, sein Geschäft auf einzelne Zweige zu beschränken. Er kann mit viel größerer Leichtigkeit Arbeiter aus der Ferne herbeischaffen. Mit den Maschinenfabriken wird er in viel engere Verbindung gebracht, und diese selbst werden besser im Stande seyn, sich nach dem Prinzip der Arbeitstheilung auszubilden.

Wir haben gesagt, daß manche der mit der Wasserkraft verbundenen Nachtheile durch ein vervollkommnetes Transportsystem in Vortheile über die Dampfkraft verwandelt werden, und wir behaupten das Wort. Die Vereinzelung der Fabriken hat auch wieder ihre vortheilhafte Seite. Ist die Industrie gleichmäßig auf

dem ganzen Territorium der Nation vertheilt, so werden die in ihrer Begleitung erscheinenden Uebelstände unendlich gemildert und zugleich ihre wohlthätigen Einwirkungen auf den Flor des Ackerbaues viel gleichmäßiger vertheilt als da, wo die Industrie in einzelne Emporien zusammengedrängt ist. Der in kleineren Städten oder an abgelegenen Orten wohnende Fabrikunternehmer wird wohlfeiler leben und weniger Ansprüche an das Leben machen, als der Bewohner jener Emporien; er wird also bei mäßigerem Gewinn nicht minder prosperiren, und da er, auf gleichmäßigeren und vorsichtigeren Betrieb seines Geschäfts angewiesen, weder jenem Konkurrenzfieber, noch jenen plötzlichen und verderblichen Fluktuationen ausgesetzt ist, welchen der englische Fabrikant so oft unterliegt, wird er bei angemessenem Nationalschutz nicht so leicht zu Grunde gehen wie jener. Auch der Zustand des deutschen Fabrikarbeiters wird bei viel mäßigerem Taglohn ein weit gesicherterer seyn, als dort, wo er den einen Tag doppelten Lohn zieht, den andern ohne Arbeit und Brod ist. Da er wohlfeiler wohnt und seine Lebensbedürfnisse zu billigen Preisen erhält, so wird sein mäßiger Lohn so weit reichen, als dort der weit höhere. Bei den in Deutschland herrschenden Agrikulturverhältnissen wird er im Stande seyn, unter Beihülfe seiner Familienangehörigen seinen nöthigsten Bedarf an Lebensmitteln selbst zu erzeugen, folglich wird er im Fall einer zeitweiligen Ebbe seines Fabrikverdienstes das Wiedereintreten der Fluth abzuwarten vermögen, ohne dem absoluten Mangel oder den Armenanstalten anheim zu fallen.

Es ist demnach eine unbegründete Furcht, die man den Deutschen durch Hinweisung auf die Uebelstände des englischen Fabrikwesens gegen das Aufstreben der deutschen Fabrikation einzuflößen sucht. Jene Uebelstände haben ihren Grund in der großen Konzentration der englischen Fabrikkraft und in den häufigen Fluktuationen, von welchen das englische Fabrikwesen, in Folge seines ungemessenen Strebens nach einem Weltmanufakturmonopol bewegt ist. Wenn aber beide Ursachen bei uns nicht statt haben, wie wäre zu besorgen, daß wir in Folge des Aufstrebens unserer Fabrikation durch Heere von Proletariern heimgesucht werden?

Man hat gesagt: nach der Natur der Dinge, wie sie im Lauf der englischen Industrieentwicklung sich veroffenbare, müsse die Industrie das Eisenbahnsystem hervorrufen, nicht umgekehrt; das

Haus müſſe erſt da ſeyn, bevor man vernünftigerweiſe darauf denken könne, die Stockwerke durch ein Treppenhaus zu verbinden. Das iſt aber eine Logik, die verlangt, daß die Wirkung der Urſache vorangehe, daß man ſich das Produkt verſchaffen müſſe vor dem Inſtrument, womit produzirt werden ſoll. Es handelt ſich in Deutſchland um die Erhebung des Diſtrikts- und Provinzialverkehrs zu einem nationalen; es handelt ſich um die Arbeitstheilung und die Konföderation der produktiven Kräfte im nationalen Maßſtab. Nun iſt in England dieſer Zweck größtentheils erreicht worden durch Mittel, welche die Natur freiwillig geboten hat, durch den Seetransport, durch den Beſitz von unerſchöpflichen Steinkohlenvorräthen und durch ein Kanalſyſtem, das hauptſächlich durch den Steinkohlentransport hervorgerufen worden iſt. Deutſchland aber, dem die Natur jene Mittel verſagt hat, kann den Zweck nur auf künſtliche Weiſe — durch die Eiſenbahnen — erreichen. Allerdings ſind in England die Eiſenbahnen nur das Komplement eines ſchon ſehr vollkommenen Transportſyſtems, aber in Deutſchland iſt ihre Beſtimmung eine noch weit wichtigere; hier haben ſie auch den Mangel an See- und Kanaltransport zu erſetzen; hier ſind ſie das Komplement eines ſehr unvollkommenen Transportſyſtems, folglich um ſo nothwendiger, um ſo wirkſamer.

Das Gleichniß mit dem Treppenhaus iſt ein gutes, aber es iſt unrichtig angewendet; denn nicht erſt zu erbauen iſt das Haus, es ſteht ſchon da; das deutſche Nationalterritorium ſtellt das Haus vor, deſſen einzelne Stockwerke unter ſich verbunden werden ſollen; ein werthvolles Gebäude, geräumig, wohlgelegen, voll von Mitteln und von fleißigen Bewohnern, das nur eines bequemen Treppenhauſes bedarf, um zu ſeinem vollen Werth zu kommen. Freilich iſt die Herſtellung des Treppenhauſes koſtſpielig, allein ſo thöricht es iſt, ein werthloſes Gebäude mit einer koſtſpieligen Treppe zu verſehen, ſo thöricht erſcheint eine Sparſamkeit, welche eine in einem großen und werthvollen Gebäude befindliche enge, gefahrvolle und unbequeme Treppe nicht durch eine den Bedürfniſſen und Verhältniſſen entſprechende erſetzen will, weil ſie zu theuer käme; die Rentabilität des Hauſes würde unendlich mehr verlieren als durch eine ſo übelangebrachte Sparſamkeit gewonnen wird.

Wir ſchlagen die ganze Länge ſämmtlicher Nationalrouten im Zollverein (mit Einſchluß der noch zu vereinigenden nördlichen

Staaten und Städte und mit Ausschluß von Oesterreich) auf 520 Meilen, und die Anlagekosten auf ungefähr 150 Mill. Thlr. an.* Demnach würden letztere kaum 2 pCt. von dem Werth des liegenden Eigenthums und nicht mehr als ungefähr 15 pCt. seines jährlichen Bruttoertrags ausmachen. Man könnte eben so gut den Tag im Angesicht der Sonne läugnen, als den Satz, daß Deutschland im Lauf eines Menschenalters an produktiven Kräften und Werthen zehn- und zwanzigmal mehr durch das Eisenbahnsystem gewinnen wird als es kostet.

Die Sache ist so selbstevident, daß das deutsche Eisenbahnsystem bereits aufgehört hat ein bloßes Projekt zu seyn. Von jenen 520 Meilen ist mehr als der fünfte Theil bereits hergestellt, oder wird im Lauf des nächsten Jahres hergestellt werden. Die Herstellung der übrigen Nationalrouten ist beschlossen oder so gut als beschlossen. Auch herrscht nirgends mehr Zweifel über die Rentabilität dieser Routen für den Fall, daß das ganze Netz gleichzeitig zu Stande kömmt; denn ein großer Verkehr an Personen und Gütern ist erst dann zu erwarten, wenn alle einzelnen Theile des Netzes auf einander wirken, wenn der Lokal- und Provinzialverkehr sich zum Nationalverkehr erhoben haben wird.

Unter solchen Umständen wäre es überflüssig, über diesen Gegenstand noch ein Wort zu verlieren, hätten nicht in der neuesten Zeit einzelne Stimmen versucht, die Rentabilität und die nationalökonomische Nützlichkeit der Eisenbahnen in Deutschland, insbesondere aber die Räthlichkeit des Baues auf Staatskosten in Zweifel zu ziehen.

---

* Die Opponenten wollen die „amerikanisirenden" Wortführer des deutschen Eisenbahnsystems damit lächerlich machen, daß sie „über Millionen verfügten, als ob sie in amerikanischen Banknoten zahlbar wären." Sie mögen uns erlauben, ihre ganz richtige Eintheilung der Eisenbahnen in lokale, provinzielle und nationale auch auf die Oekonomen anzuwenden; es gibt deren, die nur eine Munizipalwirthschaft, andere, die nur eine Provinzialwirthschaft, und wieder andere, die eine ganze Nationalwirthschaft zu übersehen vermögen. Die erstern rechnen nur nach Tausenden, die andern nur nach Hunderttausenden, die letztern aber nach Millionen. Wenn die erstern die letztern lächerlich machen wollen, „weil sie mit so großen Zahlen um sich werfen," so bedenken sie nicht, daß der Grund davon einzig in dem höheren Standpunkt liegt, den die letztern einnehmen, und daß sie durch ihre kleinliche Anschauung großartiger Verhältnisse im Grunde nur sich selbst lächerlich machen.

Diesen Opponenten ist allererst vorzuwerfen, daß sie die im Eingang unseres Aufsatzes erwähnten Wirkungen eines deutschen Eisenbahnsystems auf die Vervollkommnung der gesellschaftlichen, moralischen und politischen Zustände der deutschen Nation gänzlich ignorirt haben. Wenn es sich davon handelt, ob Württemberg an dem allgemeinen Fortschritte Theil nehmen oder zurück bleiben soll, so wären doch wohl auch die Vortheile in Erwägung zu ziehen, die diesem Königreich aus einer solchen Vervollkommnung der deutschen Nationalität erwachsen; Vortheile, die in der That zum Theil sehr handgreiflicher Art sind, namentlich in Beziehung auf die Nationalvertheidigung.

Offenbar haben in Allem, was die Vertheidigung des meist bedrohten, des verwundbarsten Punktes von Deutschland, der westlichen Grenze betrifft, die westlichen Länder und Staaten Deutschlands ein überwiegendes Interesse.* Um ihre Haut handelt es sich zunächst in einem Krieg mit Frankreich. Sollen sie oder Frankreich das Schlachtfeld hergeben? Sollen sie der Ueberrumpelung des mit Uebermacht anrückenden Feindes ausgesetzt bleiben, während die großen Heere von Oesterreich und Preußen langsam anmarschiren, oder sollen sie sich auf den ersten Wink auf die schleunige Unterstützung der großen Mächte verlassen können? Sollen sie von zahllosen Heeren aufgefressen, oder durch reichliche und schleunige Zufuhr aus dem Osten verproviantirt werden? Es bedarf eben keiner besondern Erörterung, daß die Entscheidung dieser Fragen hauptsächlich von dem Zustand der Transportmittel abhängt, und daß hier eine Existenzfrage für Württemberg und Baden liegt; der gemeinste Verstand muß es begreifen. Nur ist noch bemerklich zu machen, daß der nächste Krieg zwischen Frankreich und Deutschland

---

* Den strategischen Werth der Eisenbahnen berücksichtigen die Opponenten nur, wo sie gelegenheitlich von der Straßburg-Basler Eisenbahn sprechen. Sie bemerken dabei nur im Allgemeinen: „Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erhalten Eisenbahnen allerdings eine ganz andere Bedeutung; dann würde aber nicht sowohl von bayerischen oder württembergischen als von Bundeseisenbahnen zu sprechen seyn.“ Welch ein Raisonnement! Wenn man von Eisenbahnen spricht, so hat man doch wohl ihren ganzen, nicht blos ihren halben Werth in Betracht zu ziehen, und ob man sie bayerische oder württembergische oder Bundeseisenbahnen nenne, ist doch wohl ganz gleichgültig.

wahrscheinlich Heermassen am Rhein zusammenbringen wird, wie sie die Welt noch nie beisammen gesehen hat.

Auch in allen andern obenberührten Beziehungen, namentlich hinsichtlich der Forderungen der Literatur, der Wissenschaften und Künste, der Nationalbildung ꝛc. scheint uns Württemberg nicht minder, ja ungleich mehr bei der Sache interessirt zu seyn, als die meisten andern deutschen Länder von gleich großer Ausdehnung. Offenbar ist dieses Land bei dem gänzlichen Mangel an See- und Stromverkehr von der übrigen Welt zu sehr abgeschnitten, als daß sich dort jene kommerzielle und industrielle Rührigkeit und Intelligenz entwickeln könnte, die nur aus einem großartigen Verkehr erwächst. Der schlagendste Beweis hievon ist jene Opposition und ihre beschränkte Auffassung der vorliegenden Frage.

Nach unsern Opponenten ist die Behauptung, daß die Eisenbahnen die Industrie fördern und dadurch den Ackerbau in Flor bringen, und den innern und äußern Verkehr beleben, folglich das Nationalvermögen und die Staatseinkünfte vermehren, eine kecke, unbegründete Hypothese, während sie von den sogenannten Verfechtern der Eisenbahnen als ein Axiom geltend gemacht wird. „Geschwindigkeit," sagen sie, „ist der einzige Vorzug des Eisenbahntransports. Geschwindigkeit nun ist beim Gütertransport allein von Werth in Ansehung von Eßwaaren; dafür ist aber schon hinlänglich gesorgt durch Eilfuhren ꝛc. Alle andern Waaren kommen jetzt schon zeitig genug an Ort und Stelle. Mangel an Absatz von Industrieerzeugnissen herrscht nicht aus Mangel an Transportgelegenheiten, sondern weil der Markt überführt ist. Große Handels- und Fabrikstädte, wie Liverpool und Mancheſter, werden nicht durch Transportbeschleunigung geschaffen, sondern diese werden nöthig, weil jene schon da sind. Die Erfahrung von Belgien beweist, daß der Waarentransport nur etwa ein Viertel der Gesammteinnahme einbringt. Blos hinsichtlich des Personenverkehrs gewährt der Eisenbahntransport namhafte Erleichterung. Nun reist man entweder um Geschäfte zu machen oder Vergnügens halber. Geschäfte aber lassen sich vrieflich abmachen, und diejenigen, welche persönlich abgemacht werden müssen, haben so große Eile nicht. Durch Beförderung der Lustreisen hingegen wird blos die schädliche Vergnügungssucht gepflegt. Freilich haben davon einzelne Städte und Geschäftszweige Vortheil, allein das

Reichwerden der Einzelnen hat gar oft die Verarmung Vieler im Gefolge, und was man Beförderung der Induſtrie nennt, iſt gar oft nichts anderes als Beförderung des Luxus auf der einen und des Pauperismus auf der andern Seite. Eiſenbahnen können nur da weſentlich zur Emporbringung der Induſtrie beitragen, wo dieſe bereits auf einer ſolchen Höhe ſteht, daß es zu ihrer weiteren Entwicklung nur noch großer Geſchwindigkeit des Transports bedarf. Wo aber die Eiſenbahnen nicht rentiren, fehlt es ihnen an Frequenz, und wo die Frequenz fehlt, wird auch ihre nationalökonomiſche Bedeutung zweifelhaft."

Dies das Raiſonnement der Opponenten. Deutlich merkt man es ihm an, daß ſeine Urheber nicht dem rührigen und raſtloſen Stande der Induſtriellen, ſondern der behaglichen und ſtilllebigen ruhigen Klaſſe der Konſumenten angehören. Solchen Opponenten gegenüber haben wir nur Ein argumentum ad hominem zu führen, aber ein ſtarkes. Schlagen ſie es denn für gar nichts an, daß ihnen vermittelſt der Eiſenbahnen Auſtern und Caviar, Seefiſche und Seekrebſe ſo ganz friſch aus dem Salzwaſſer zukommen? Freilich, was ihren Bedarf an Mode- und Seidenwaaren betrifft, ſo wird er durch den Chauſſeetransport hinlänglich befriedigt. Freilich iſt ihr meiſter Verkehr brieflich abzumachen, und für eine Luſtpartie iſt durch die Dampfſchifffahrt auf dem Rhein ſchon hinlänglich geſorgt.

Anderer Meinung ſind dagegen wahrſcheinlich die Induſtriellen in Würtemberg. Es wundert uns ſehr, daß die Opponenten die in ihrer Nähe wohnenden Buchhändler oder die Bijouterie- und Baumwollenfabrikanten nicht gefragt haben, ob es denn wirklich für ihre Induſtrie ſo ganz gleichgültig ſey, ob der Waarentransport ſchnell oder langſam, regelmäßig oder unregelmäßig von Statten gehe? ob man ſchnell, wohlfeil und bequem, oder langſam, theuer und unbequem reiſe? ob man die Geſchäfte brieflich oder mündlich abmache? Dieſes Raiſonnement iſt durch und durch ſchadhaft, und man weiß wahrhaftig nicht, ſoll man der ſchrecklichen Sachunkenntniß ſeiner Urheber oder ihrer gebrechlichen Logik zuerſt beiſpringen.

Einer ihrer Grundirrthümer iſt der, daß ſie der Meinung ſind, blos die Geſchwindigkeit des Waarentransports, nicht aber auch ſeine Wohlfeilheit werde durch die Eiſenbahnen

erwirkt. Dieser Irrthum, wie andere, die wir später rügen werden, ist daraus entstanden, daß die Opponenten den gegenwärtig auf einzelnen Strecken bestehenden partiellen Verkehr als Maßstab annehmen für den künftigen Nationalverkehr, während doch jedermann einsieht, daß der Güterverkehr unter dem Einfluß eines ganzen Eisenbahnnetzes sich nothwendig ganz anders gestalten muß, als auf der einzelnen Strecke. Daß jetzt die einzelnen Eisenbahnstrecken nur einen sehr geringen Transport von eigentlichen Handelsgütern zu besorgen haben, ist sehr natürlich. Wer z. B. Güter von München nach Stuttgart zu verladen hat, wählt den Chausseetransport, weil es sich nicht der Mühe lohnt, die Güter in Augsburg umzuladen. Er würde aber schon bei gleichen Frachten den Eisenbahntransport vorziehen, vorausgesetzt daß er auf der ganzen Strecke bestände. Andrerseits, da der Waarentransport auf den Eisenbahnen noch nicht bedeutend ist, lohnt es sich der Mühe nicht, wohlfeilere Frachten zu stellen, als auf der Chaussee. Man ist auf diesen Verkehr noch nicht eingerichtet; er verursacht zur Zeit viele Mühe und wenig Einkommen, und der eigentliche Waarentransport könnte durch wohlfeilere Frachten unter den jetzigen Verhältnissen doch nicht vermehrt werden. Man nimmt also einstweilen mit, was mitgeht, und läßt sich so bezahlen, daß es sich der Mühe lohnt. Die geringeren Güter betreffend, die nur auf kurzen Strecken gehen, z. B. Brennmaterialien, Steine u. s. w. so sind theilweise bereits die Frachten derselben so bedeutend herabgesetzt worden, daß sich dieser Verkehr ansehnlich gehoben hat, und daß — wenn auch die Eisenbahnen keine bedeutenden Profite daran machen — doch der nationalökonomische Vortheil um so größer ist.

Vor allem handelt es sich indessen um die Frage: können überhaupt die Eisenbahnen ihrer Natur nach in Deutschland die Güter bedeutend wohlfeiler fortschaffen, als die Chaussee? Wer möchte daran zweifeln, vorausgesetzt, daß der Transport bedeutend genug ist? Eine Eisenbahn mit doppeltem Geleis kann nur allein zur Nachtzeit, wo sie dem Personentransport gar keine Dienste leistet, Millionen Centner fortschaffen. Bei geringerer Geschwindigkeit ist die Dampfkraft so wohlfeil, daß darin kein Grund gegen sehr billige Frachten liegt. Jedenfalls steht Pferdekraft zu Gebot, die, da sie im Durchschnitt zehn Mal mehr leistet, als auf der

Chauſſee, bei zureichenden Transportquantitäten immer ungleich niedrigere Frachten geſtatten wird als die Chauſſee. Bedeutend aber muß der Waarenverkehr jedenfalls werden, nachdem ein ganzes Netz hergeſtellt ſeyn wird. Bedeutend muß er werden, wenn die Regierungen die Eiſenbahnen anlegen, oder das Riſiko auf ſich nehmen, wenn folglich die Frachten mehr mit Rückſicht auf den künftigen nationalökonomiſchen Nutzen, als auf augenblicklich große Dividenden — wenn ſie mehr mit Rückſicht auf den künftigen, als auf den gegenwärtigen Ertrag angeſetzt werden.

Nur approximativ berechne man das Gewicht der in ganz Deutſchland dem Eiſenbahntransport anheimfallenden Güter an Kolonialartikeln, namentlich Zucker, Baumwolle, Kaffee, Tabak; an Landesprodukten z. B. Wolle, Flachs, Hanf, Eiſen und Metalle, Salz, Getreide, Vieh und Häute, Wein, Bier, Branntwein; ſodann an Brenn- und Baumaterialien und an Manufakturprodukten aller Art; man bringe dabei in Anſchlag, wie ſehr durch dieſe Verkehrerleichterungen und durch die in Folge des Aufleben der Induſtrie entſtehende Vermehrung der Produktions- und Konſumtionsfähigkeit der Transport ſich vergrößern muß, und man wird keinem Zweifel Raum geben können, daß nach Herſtellung eines vollſtändigen Eiſenbahnnetzes auf jeder deutſchen Nationalroute der Güterverkehr ein ſehr großartiger werden muß. Uns wenigſtens iſt im Lauf der letztverfloſſenen Jahre kein ſachkundiger Mann vorgekommen, der daran geweifelt hätte.

Der Waarenverkehr wird auf den Nationalrouten groß ſeyn, weil die Frachten niedrig geſtellt werden, und die Frachten werden niedrig geſtellt werden können, weil der Waaren- und Perſonenverkehr groß ſeyn wird.

Auch iſt es ein Vorzug, den der Eiſenbahntransport vor dem Chauſſeetransport voraus hat, daß er, gleich den Kanälen, die Frachten ungleich mehr als die Chauſſee dem Werth der Güter anzupaſſen vermag; daß er ſie nämlich bei werthvollen Gütern, wobei Zeit- und Zinſenerſparniß, Schnelligkeit, Sicherheit und Präciſion Hauptrückſichten ſind, wie z. B. bei Seide- und Modewaaren ꝛc. höher ſtellen kann, als die Poſt, während er bei Gütern von ganz geringem Werth im Verhältniß zu ihrem Gewicht zu viel geringerem Preiſe fahren kann, als der gemeinſte Frachtfuhrmann. Ja, wo der Staat Unternehmer iſt, wird der

Fall gar oft eintreten, daß er sich von gewissen Gütern, deren wohlfeile Verbreitung durch das nationalökonomische Prinzip geboten ist, wie z. B. Steinkohle, nur die Zug- und Bahnreparaturkosten vergüten läßt, und sich mit Vergütung der Interessen seiner Anlagekosten hauptsächlich an den Personentransport hält. *

---

* Wir können die Falschheit der in Betreff des Gütertransports von unsern Gegnern aufgestellten Behauptungen und die Richtigkeit unserer eigenen nicht besser darthun, als durch nachstehenden Auszug aus dem diesjährigen Bericht des Direktoriums der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.

„Die Jahreseinnahme von 1839 bestand in 375,937 Thlr. 3 Gr., und es wurde nach den vorliegenden Verhältnissen eine Einnahme von 437,271 Thlr. 9 Gr. für das Jahr 1840 in Aussicht gestellt. Diese Einnahme hat sich ansehnlich höher gestellt, und zwar auf 460,242 Thlr. 12 Gr. 3 Pf., wofür ein Gewichtsquantum von 11,862,854 Centner an Personen und Frachtgegenständen aller Art auf eine Meile weit transportirt worden ist. Die Jahreseinnahme zerfällt in folgende fünf Abtheilungen: A. 303,739 Thlr. 18 Gr. Personengeld, B. 143,917 Thlr. 15 Gr. 8 Pf. Frachtgelder Bruttoeinnahme nach der beigefügten Uebersicht aus den revidirten Stationsregistern, C. 4299 Thlr. 18 Gr. 7 Pf. Frachtgelder von der königl. Post für 138,639 Ctr. auf eine Meile Transportweite, D. 1494 Thlr. 23 Gr. 6 Pf. Pachtgelder, E. 6790 Thlr. 8 Gr. 6 Pf. Magdeburger Antheil vom 18. Aug. bis 31. Dec. nach vorläufiger Berechnung, und zwar 5276 Thlr. 17 Gr. Personengeld, 1513 Thlr. 15 Gr. 6 Pf. Frachtgelder, zusammen 460,242 Thlr. 12 Gr. 3 Pf.“

„Frequenz. Für den Geldbetrag A. 303,739 Thlr. 18 Gr. sind während des verflossenen Jahres 405,135 Personen befördert worden, welche nach der gebräuchlichen durchschnittlichen Annahme von 160 Pfd. für jede Person mit Freigepäck ein Gewicht von 4,838,366 Ctr. auf eine Meile Transportweite ergeben. Von diesen Personen sind 16,535 in I. Wagenklasse, 83,789 in II. Wagenklasse, 280,759 in III. Wagenklasse und 24,052 Personen mit den Packzügen gefahren. Diese zuletzt aufgezählten 24,052 sind diejenigen Passagiere, welche ihre Billets von den bei den Zügen befindlichen Billeteurs genommen haben, außerdem aber sind noch 12,116 Personen von den acht Hauptstationen aus, und also seit dem 1. Oct. in Allem 36,168 Personen mit den Packzügen befördert worden. Die Totalsumme der Passagiere im Jahre 1840 ist um 6397 geringer als die im Jahre 1839, die Einnahme hingegen um 12,434 Thlr. 20 Gr. höher. Die Minderzahl der Passagiere ist durch die weniger häufigen Vergnügungsfahrten im letzten Sommer, die Mehreinnahme aber dadurch herbeigeführt, daß 2304 Personen mehr in I. Wagenklasse, 4986 Personen mehr in II. Wagenklasse gefahren sind, und daß bei Einführung der neuen

Unſere Opponenten wiſſen von dem allem nichts, und für ſie hätte wohl auch ſolches Wiſſen keinen Werth gehabt, da ſie mit

---

Gepäckordnung, welche entſchiedenen Beifall und Nachahmung im In- und Auslande gefunden hat, die Fahrpreiſe der III. Wagenklaſſe um 2 Gr. erhöht wurden. Das Reſultat des Ganzen iſt gleich, als wenn 3,023,979 Perſonen Eine Meile weit transportirt worden wären, und es ergibt ſich der durchſchnittliche Fahrpreis von 2 Gr. $4^{23}/_{100}$ Pf. oder 3 Ngr. für eine Perſon und Meile. Im Jahr 1839 waren es 3,048,123 Perſonen und der durchſchnittliche Fahrpreis 2 Gr. $3^{\ 57}/_{100}$ Pf.

Frachtfuhren. Die im vorigen Geſchäftsberichte vorläufig angekündigte Einrichtung der Packzüge zum Perſonentransport iſt mit der Eröffnung des zweiten Bahngleiſes am 1. Okt. ins Leben getreten und hat ſich ungeachtet der für die Benutzung ſehr ungünſtigen Wintermonate und der Neuheit der Sache ſchon günſtig genug geſtellt, um für die beſſere Jahreszeit nicht nur einen lohnenden, auf dieſe Packzüge berechneten Zwiſchenverkehr erwarten zu laſſen, ſondern auch die Gemeinnützigkeit derſelben für das an der Bahn wohnende Publikum darzuſtellen. Dieſe Züge halten an 26 Punkten der Bahn, um Paſſagiere und Güter aufzunehmen oder abzuſetzen, und es wird ſich aus dieſer dem Publikum gebotenen Bequemlichkeit ſicherlich eine eigenthümliche lebhafte Frequenz entwickeln. Durch die ebengedachte Einrichtung iſt zugleich eine täglich zweimal regelmäßig erfolgende Abfertigung der Frachtgüter möglich geworden, was mancherlei Annehmlichkeiten und Erleichterungen für die Verſender ſowohl als für die Adminiſtration ergeben hat. Der Frachtverkehr hat ſich anſehnlich gemehrt. Im Jahr 1840 wurden transportirt: I. an Stückgütern zuſammen 31,180,730 Pfund; von dieſen Gütern gingen nach Leipzig 8,701,381 Pfd., nach Wurzen 1,000,428 Pfd., nach Luppe-Dahlen 530,184 Pfd., nach Oſchatz 1,001,207 Pfd., nach Rieſa 597,166 Pfd., nach Priſtewitz 1,037,232 und an Salz 2,676,000 Pfd., nach Niederau 173,149 Pfd., nach Dresden 8,083,983 Pfd. und an Salz 7,380,000 Pfd.; II. zur Produktenfracht 37,721,932 Pfd. Auf eine Meile Transportweite reduzirt wurden expedirt: 1) Eilgut. Frachttare A. 112,358 Centner gegen 4974 Thlr. 15 Gr. Einnahme. 2) Stückgut. Frachttare B. 2,707,758 Centner gegen 60,757 Thlr. 16 Gr. Einnahme. 3) Salz für die königl. Niederlagen. Frachttare B. 1,451,640 Centner gegen 30,102 Thlr. 9 Gr. 8 Pf. Einnahme. 4) Produkte. Holz und Steine. Frachttare C. 2,204,497 Ctr. gegen 30,049 Thlr. 13 Gr. Einnahme. 5) Equipagen (durchſchnittlich zu 20 Centnern angenommen), 280,710 Ctr. gegen 12,184 Thlr. 23 Gr. Einnahme. 6) Pferde und anderes Vieh (das Gewicht nach Verhältniß der Frachttare B. angenommen) 37,953 Ctr. gegen 792 Thlr. 1 Gr. Einnahme. 7) Einnahme für Uebergewicht beim Reiſegepäck 91,028 Ctr. 4893 Thlr.

einer Logik behaftet sind, die aus dem finanziellen Ertrag auf den nationalökonomischen Nutzen schließt. Sie sagen: in Belgien rentire der Waarentransport nur den vierten Theil des Personentransports, folglich könne derselbe bei seiner Unbedeutenheit nationalökonomisch so wenig als finanziell in Anschlag kommen. Sie haben keine Ahnung davon, daß der nationalökonomische Nutzen just in demselben Verhältniß größer seyn kann als der transportirte Artikel finanziell wenig rentirt.

Uebrigens ist es immer sehr gewagt, Parallelen zu ziehen zwischen zwei Ländern, von welchen man nur eines, oder vielleicht

---

22 Gr. Zusammen also 143,755 Thlr. 3 Gr. 8 Pf., und überdem für Bahn- und Wagenzins, für Steintransporte 162 Thlr. 12 Gr. Im Ganzen 143,917 Thlr. 15 Gr. 8 Pf. Einige aus dieser Aufstellung zu entnehmende Vergleichungen mit dem Jahre 1839 dienen dazu, die Zunahme dieses Betriebszweiges anschaulich zu machen. Die Bruttoeinnahme für Frachtgüter aller Art betrug 1839: 84,632 Thlr. 5 Gr. 1840: 143,917 Thlr. 15 Gr. 8 Pf., und die Verladungen von Frachtgütern zur Frachttaxe B. waren

	1839.	1840.
	104,928 Ctr.	211,248 Ctr.
Salz	27,008 „	100,560 „
Total	131,936 Ctr.	311,808 Ctr.

Die ganze im Jahr 1840 fortgeschaffte Gewichtsmasse aller Frachtgegenstände, auf eine Meile Tranportweite berechnet, beträgt 6,885,669 Ctr., und im Jahr 1839 waren es 3,860,223 Ct. Einzelne Abtheilungen dieser auf eine Meile Transportweite berechneten Gegenstände stellen sich folgendermaßen gegeneinander:

	1839.	1840.
unter Frachttaxe A.	166,811 Ctr.	112,358 Ctr.
„ „ B.	1,649,552 „	4,159,408 „
„ „ C.	1,672,387 „	2,484,220 „

Das laufende Jahr wird eine noch größere Vermehrung ergeben, da unter Andern es dem Dresdner und Leipziger Speditionshandel nach und nach gelingen wird, den sehr bedeutenden Transit der Güter, welche jetzt noch ohne Umladung über Dresden und Leipzig hinausgehen, zum Nutzen beider Städte an sich zu ziehen und auf die Bahn zu bringen, wie es mit einem freilich noch kleinen Theile derselben bereits geschieht. Auch der nun eingerichtete Frachttransport auf der Magdeburger Bahn wird eine ansehnliche Vermehrung der Frachten bringen und so auch mittelbar die Rente erhöhen, welche aus diesem Bahnantheile herrührt und nach dem Ergebnisse der ersten vier Monate eine reichliche Verzinsung des darauf verwendeten Baukapitals verspricht.

weder das eine noch das andere kennt. Die Verkehrverhältniſſe Belgiens ſind von denen Deutſchlands gar ſehr verſchieden. In Belgien beſteht ein ausgedehnter und zuſammenhängender Fluß- und Kanaltransport, welcher (mit Ausnahme der Winterszeit) die Bedürfniſſe des Gütertransportes großentheils befriedigt, und zwar in Anſehung der ſchweren und theuren Güter beſſer und wohlfeiler, als es die Eiſenbahn vermag; in Deutſchland dagegen entbehren wir dieſes Hülfsmittels; hier muß alſo der Gütertransport der Eiſenbahnen finanziell und nationalökonomiſch ungleich wichtiger werden als dort.

Gleiche Verhältniſſe beſtehen in Nordamerika. In Beziehung auf dieſe Parallele aber iſt den Opponenten juſt das umgekehrte Unglück begegnet: ſie beurtheilen das fremde Land richtiger als das eigene. In Deutſchland, ſagen ſie, werden Eiſenbahnen keinen ſo großen Einfluß auf die Agrikulturproduktion haben, weil dieſe hier bereits ihren „Sättigungspunkt" erreicht habe, was die täglich zunehmende Auswanderung beweiſe. Welche Auffaſſung der deutſchen Induſtrieverhältniſſe! In Deutſchland können noch wenigſtens drei Millionen Menſchen aus dem Agrikulturſtand in den Manufakturſtand übergehen; dieſe werden die Nachfrage nach Agrikulturprodukten vermehren, die Befriedigung dieſer Nachfrage wird den Eiſenbahnverkehr vergrößern, und die in der Induſtrie Beſchäftigten werden nicht auswandern, ſondern zu Hauſe bleiben und den Reichthum der Nation vergrößern. Wie ſoll man aber geſunde Anſichten von Männern erwarten, welche überlaut ſprechende Erfahrungen mit nichtsſagenden Phraſen von ſich weiſen? Sie ſehen und geſtehen, daß die Ferdinandsnordbahn im Gütertransport und zum Beſten der Landwirthſchaft bereits Großes leiſtet. Anſtatt daraus den Schluß zu ziehen, daß dies auch in dem übrigen Deutſchland der Fall ſeyn werde, ſobald nur erſt durch längere Strecken fruchtbare Reviere mit volkreichen Städten verbunden ſeyen, ſtellen ſie die Vermuthung auf: „man habe ſich dort im Perſonentransport verrechnet, und ſey daher genöthigt, den Waarentransport weiter auszudehnen, um größern Schaden abzuwenden." Geſetzt nun, es wäre dem ſo, was iſt damit geſagt? Leiſtet darum die Ferdinandsnordbahn weniger nationalökonomiſchen Nutzen? Und ſpricht der Umſtand, daß der mangelnde Perſonentransport durch Vermehrung des Gütertransports

zu erſetzen iſt, für oder wider die unmittelbare Unternehmung der Eiſenbahnen durch den Staat? *

Aus dem Irrthum der Opponenten, daß ſie von den gegenwärtigen Ergebniſſen des Eiſenbahnverkehrs einzelner Strecken auf denjenigen Verkehr ſchließen, welchen jede dieſer Strecken nach Herſtellung eines ganzen Netzes zu beſorgen haben wird, erwachſen ferner ihre Zweifel über die Rentabilität der einzelnen Strecken. Und dieſen Zweifeln geht der andere Zweifel zur Seite: ob auch diejenigen Strecken rentiren, welche die Privaten nicht zu unternehmen ſich getrauen? Sie erlauben der Staatskaſſe die Unternehmung, vorausgeſetzt daß die Rentabilität außer Zweifel ſtehe; wo ſie aber von den Privaten in Zweifel geſtellt werde, da ſey die Frequenz zweifelhaft, und bei zweifelhafter Frequenz ſtehe auch ihr nationalökonomiſcher Nutzen in Zweifel.

Man ſieht, unſere Opponenten ſind im Zweifeln ſehr ſtark. Faſt thäte es Noth, wir ſchrieben eine eigene Abhandlung über die Natur der Zweifel. Leider müſſen wir uns aus Mangel an Raum auf die Bemerkung beſchränken, daß die meiſten Zweifel aus der Zweifelſucht entſtehen, von welchem Uebel in der Regel Mathematiker, die ſich auf ein ihnen fremdes Gebiet wagen, am heftigſten befallen werden. Gewohnt an mathematiſche Gewißheit und Beſtimmtheit erſcheint ihnen jedes Reſultat, das aus Anſchauung von andern als mathematiſchen Verhältniſſen gewonnen wird, als bloße Hypotheſe.

Dieſer Zweifelſucht müſſen wir mit einiger Beſtimmtheit entgegen treten. Die Rentabilität ſämmtlicher Nationalrouten in Deutſchland iſt ſo gewiß, als die der Bäume, die wir pflanzen; nur ob ſie ſchon im vierten oder fünften Jahre Früchte bringen,

* Die Opponenten ſagen: „Auf den Waarentransport werden Unternehmer von Eiſenbahnen ihre Spekulation ſchwerlich baſiren, und eine blos auf den Waarentransport berechnete Eiſenbahn werde wohl nie rentiren können.“ Dagegen iſt zu erwiedern, daß es eine Menge Eiſenbahnen gibt, die nicht blos auf den Transport deſſen, was man eigentlich Waaren heißt, ſondern ſogar auf den Transport von Steinkohlen, Holz, Steinen baſirt ſind, und welche ganz vortrefflich rentiren. Selbſt in Belgien iſt in dieſem Augenblick eine Pferdebahn im Werk (die nach der ſogenannten Campine), welche blos für landwirthſchaftliche Zwecke berechnet iſt.

oder erſt im ſechsten oder ſiebenten, iſt ungewiß. Auch iſt, wie bei der Baumpflanzung, mit Sicherheit vorauszuſagen, daß der Werth der Früchte, welche die Eiſenbahnen dereinſt bringen, die Koſten ihrer Pflanzung weit überſteigen werden; denn wie dort nimmt der darauf zu machende Aufwand von Jahr zu Jahr ab, während der davon zu erwartende Nutzen von Jahr zu Jahr ſich vergrößert. Dies iſt handgreifliche Erfahrung. Man müßte an dem Schickſal der deutſchen Nation verzweifeln, um jetzt noch die Zweifel in die Einträglichkeit der deutſchen Nationalrouten begründet zu finden. Die Frage iſt nur eine Frage der Zeit: wann werden ſie rentiren? Wir ſind der Meinung, im erſten Jahr nach der Herſtellung eines vollſtändigen Netzes. Andere mögen vielleicht glauben fünf Jahre nachher — andere zehn Jahre nachher. Das iſt aber gleichviel, wenn der Staat Unternehmer iſt; denn Er berechnet ſeine Lebensperioden nach Jahrhunderten, nicht nach Jahren. Wenn die Opfer, die er in den erſten zehn Jahren bringt, ihm in den folgenden zehn Jahren erſetzt werden, ſo hören ſie jetzt ſchon für ihn auf, Opfer zu ſeyn. * Umgekehrt iſt es aber der Fall mit den Individuen; ſie haben auf unverweilten Ertrag zu rechnen, und ihnen gewährt es keinen Troſt, wenn Verluſte, die ſie heute an ihren Aktien erleiden, nach zehn Jahren dreifach durch die Gewinnſte derjenigen aufgewogen werden, welche dieſe Aktien während ihres niedrigen Standes gekauft haben.

Darum iſt es auch ein ganz verkehrter Schluß, wenn die Opponenten daraus, daß die Privatperſonen auf dieſe Unternehmungen nicht eingehen, folgern, ſie ſeyen auch für den Staat nicht räthlich. Allererſt iſt hier wieder in Erinnerung zu

* Die Opponenten ſagen: „Die verantwortlichen Verwalter des Staatsvermögens werden es wohl zu überlegen haben, bevor ſie ſich in Projekte einlaſſen, welche gewiſſe enorme Koſten verurſachen, während die daraus erwachſenden Vortheile vielleicht erſt künftigen Generationen zu gut kommen könnten.“ Die „nüchternen“ Staatsökonomen ſcheinen alſo nicht viel darauf zu halten, daß die jetzige Generation für die Größe und Wohlfahrt der künftigen ſorge. Wir aber ſind der Meinung, daß eine ſo gemein und egoiſtiſch denkende Nation weit unter dem einfachen Bauer ſtünde, welcher den Baum pflanzt, der erſt ſeinen Enkeln Früchte bringt. Darin unterſcheidet ſich ja hauptſächlich der geſittete Menſch von dem wilden, daß jener auch da pflanzt, wo er nicht erntet, während dieſer den Baum fällt, um ſeiner Früchte habhaft zu werden.

bringen, daß die Gewißheit der Rentabilität von der Gewißheit abhängt, daß jedes für sich bestehende Werk unverweilt zur Vollendung komme, und daß das ganze Nationaleisenbahnnetz gleichzeitig hergestellt werde. Bei Privatunternehmungen ist das Eintreten dieser Bedingung hundert Zufällen blosgestellt. Durch falsche Anschläge, durch unvorhergesehene Bauhindernisse, durch Handelskrisen, Preisfluktuationen und Krieg ꝛc. kann das Werk unterbrochen werden, und bei den besten Aussichten auf Erfolg, im Fall es vollendet worden wäre, können die Aktionäre dadurch den größten Theil ihrer Einlagen verlieren. Durch diese Werkunterbrechung in einem Lande leiden die Unternehmungen in allen übrigen Ländern, weil das Netz unvollständig bleibt. Bei der Staatsunternehmung hingegen treten diese Zufälle nicht ein, oder bleiben sie doch ohne verderbliche Folgen. So kann es sich ergeben, daß Eisenbahnen, von Privaten unternommen, ein halbes Jahrhundert lang nicht rentiren, während sie in den Händen des Staats schon in den ersten Jahren einträglich geworden wären. Dazu kommt, daß die Privatunternehmer in der Regel sehr geneigt sind, die Fahrttaxen zu hoch zu stellen und dadurch ihre nationalökonomische Nützlichkeit zu gefährden, während eine einsichtsvolle Staatsverwaltung den umgekehrten Weg einschlagen, nämlich das nationalökonomische Prinzip voranstellen, und von dem Aufschwung der Industrie und des Verkehrs eine Vergrößerung ihrer Eisenbahneinkünfte erwarten wird.

Hieraus folgt, daß Unternehmungen solcher Art dem Staat zureichende Einkünfte versprechen und gleichwohl Jahrhunderte lang keinen Privatunternehmer finden können. Unternehmungsgeist, Gemeinsinn, industrielle Einsichten und materielle Kapitale in dem großartigen Maßstab, in welchem sie von Unternehmungen solcher Art gefordert werden, sind bei den Privaten nur in solchen Ländern zu finden, über welche schon seit Jahrhunderten eine blühende Industrie und ein großartiger Verkehr ihre Segnungen ergossen haben, nicht aber da, wo beide neuerlich erst in den Besitz der politischen Bedingungen ihres nationalökonomischen Aufschwungs gelangt sind. Dort, bei der herrschenden Ueberfülle an materiellen Mitteln, ist schon die Wahrscheinlichkeit eines gewöhnlichen Zinsenertrags zureichend, um den Unternehmungsgeist anzuspornen; hier fordert man Aussichten auf einen ungewöhnlich

hohen, unmittelbaren Zinsenertrag, um jedenfalls eines gewöhnlichen versichert zu seyn. Dort bringt jeder Industrielle, jeder Land- und Hausbesitzer die gewissen nationalökonomischen Wirkungen der Unternehmung und den Antheil, der davon ihnen selbst zufließt, gegen einen möglichen Verlust an den Aktien in Anschlag; hier herrscht in dieser Beziehung noch so wenig Einsicht, daß jene Vortheile sogar von denen, die in dieser Angelegenheit öffentlich das Wort ergreifen, in Zweifel gezogen wird. Wie dort die Staatsklugheit fordert, daß das Gemeinwesen sich nicht mit Unternehmungen befasse, wofür die Privatkräfte ausreichen, so verlangt sie hier, daß der Staat ein Risiko übernehme, vor welchem die Privaten zurückschrecken, und welches zu tragen ihre Kräfte übersteigt. Diejenigen, welche behaupten, daß in Deutschland die großen Eisenbahnrouten nur durch Beihülfe des Staats zu Stande kommen können, gestehen also damit keineswegs zu, daß diese Eisenbahnen nich rentiren.

Eben so wenig ist dieses Zugeständniß in der Behauptung enthalten, daß der Staat unermeßlich gewinnen würde, selbst im Fall die Eisenbahnen gar nicht rentirten. Man hat diese Behauptung nur aufgestellt, weil sie wahr ist, nicht weil man an dem finanziellen Nutzen der Nationalrouten zweifelt; man hat sie aufgestellt, um die Zweifelsucht der habituellen Zweifler zu bekämpfen, nicht um die eigene Blöße zu decken. Wenn dagegen die Opponenten den Satz aufstellen, die nationalökonomische Bedeutung der Eisenbahnen sey immer zweifelhaft, wo sie nicht hinreichend rentiren, weil daraus folge, daß es ihnen an Frequenz fehle, so ist dies offenbar nationalökonomischer Unsinn. Dieser Behauptung zufolge könnten weder Vizinalstraßen noch Chausseen nationalökonomischen Nutzen stiften; denn unseres Wissens rentiren sie nirgends in Deutschland, ja letztere bringen nur selten ihre Unterhaltungskosten ein. Ihr gemäß würde keine Staatsanstalt, die nicht finanziell rentirt, nationalökonomisch zu rechtfertigen seyn.*

* Die Opponenten wollen diesem Widerspruch begegnen, indem sie sagen: „gewöhnliche Straßen seyen ein nothwendiges Kommunikationsmittel und somit ein Bedürfniß, für dessen Befriedigung von Staatswegen gesorgt werden müsse; Eisenbahnen dagegen könne man kein (nicht ein) Bedürfniß nennen, der Staat habe keine Verbindlichkeit, Personen und Waaren mit der Geschwindigkeit des Sturmes zu transportiren,

Man sieht, den Opponenten fehlt es eben durchaus an klaren Begriffen von dem Zusammenwirken der produktiven Kräfte und von dem Einfluß der Transportmittel auf ihre Entwickelung und auf die Vermehrung des Nationalreichthums. Vorausgesetzt, alle übrigen materiellen geistigen und politischen Bedingungen des nationalökonomischen Aufschwungs seyen vorhanden (und sie sind es in Deutschland, wofern nur das Schutzsystem den Bedürfnissen und Fortschritten der Industrie entspricht), kommt alles auf den Zustand der Transportmittel an. Durch sie wird Deutschland im Lauf eines Menschenalters die Zahl seiner Manufakturisten, seine industrielle und landwirthschaftliche Produktion, den Werth des Grundeigenthums, seinen innern und äußern Handel, sein Staatseinkommen und seine Streitkräfte unermeßlich zu vermehren vermögen. Wer aber diese Behauptung für eine kecke Hypothese hält, muß nie nach den Ursachen geforscht haben, wodurch andere Nationen ähnliche Resultate erzielten. *

---

wenn man von dem Staat verlangen könne, daß er Armenhäuser baue, so folge daraus nicht, daß er verbunden sey, für die Armen Palaste zu errichten." Diesem wird hinzugefügt: „Straßen seyen das Complement von Eisenbahnen und verhielten sich zu denselben wie die Flusse zu den Strömen." Es ist kaum nöthig, auf das Unlogische in diesem Raisonnement aufmerksam zu machen. Offenbar sind Eisenbahnen eben so gut ein Bedürfniß im Nationalverkehr, wie es die Chausseen und Straßen im Distrikts- und Provinzialverkehr sind. Auch ist es noch gar nicht lange her, daß man das Bedürfniß der letzteren so wenig erkannt hat, als die Opponenten heute das Bedürfniß der ersteren einsehen. Uebrigens befaßt sich in kapitalreichen Ländern, z. B. in England, der Staat nicht einmal mit der Anlegung und Unterhaltung von Chausseen, sondern er überläßt die Befriedigung auch dieses Bedürfnisses der Privatsorgfalt, woraus, beiläufig gesagt, im Geist unserer Opponenten zu folgern wäre, daß auch die deutschen Staaten nicht wohl daran thun, sich mit dieser Bürde zu belasten. Armenhäuser aber werden für die Armen, Eisenbahnen dagegen für alle Staatsangehörige errichtet, und uns ist es schlechterdings unmöglich, das Passende dieses Gleichnisses einzusehen. Allerdings sind die Chausseen den Eisenbahnen gegenüber als die tributären Flüsse eines großen Stromes zu betrachten, noch niemand hat aber die Nützlichkeit der Ströme für den großen Verkehr darum in Abrede gestellt, weil die Flüsse dem kleinen Verkehr ersprießliche Dienste leisten.

* Englands Nationalreichthum datirt sich eigentlich erst aus der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Sir William Petty schätzte

In der That, je mehr man über die Wirkungen einer solchen Nationalanstalt nachdenkt, desto unabsehbarer erscheinen sie. Betrachten wir sie nur z. B. in ihren Beziehungen zu der Arrondirung des deutschen Zollvereins und zu der Vervollkommnung des Vereinshandelssystems hinsichtlich seiner auswärtigen Verhältnisse.

Es ist zur Zeit, wie wir glauben, keinem Widerspruch mehr unterworfen, daß der Zollverein höchst unvollkommen bleiben wird, so lange nicht die Ufer der deutschen Meere und die Mündungen der deutschen Ströme ihm angehören, weil er nur durch ihren Besitz in den Stand gesetzt wird, seine internationalen Handelsverhältnisse normalmäßig zu reguliren, eine nationale Marine (wenigstens vor der Hand eine kommerzielle) zu schaffen, und seinen Bevölkerungsüberschuß auf eine der Nation vortheilhafte und würdige Weise zu verwenden. Die besten Köpfe der Staaten, selbst die der seperatistischen, sind darüber einig, und die Macht des Widerstandes wird von Tag zu Tag schwächer, sogar in den

---

noch im Jahre 1664 das englische Nationalkapital nicht höher als auf 250 Millionen Pfund Sterling. Gregory King, der Verfasser des „british merchant“ tarirte es im Anfang des 18. Jahrhunderts schon auf 615 Mill. Noch reißender war die Zunahme in Folge des Methuen-Vertrags und der Ausbreitung des englischen Handels in Westindien und Nordamerika. Sir William Pulteney schätzt es dreißig Jahre nach King auf 2000 Millionen. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhebt es Beeke sogar auf 2600 Millionen. Im Jahre 1839 endlich berechnete Mr. Queen den Kapitalbetrag der drei vereinigten Königreiche auf 4½ Milliarden und Martin den Betrag des in den Kolonien angelegten Kapitals auf 2½ Milliarden, wonach gegenwärtig das gesammte englische Nationalkapital 7 Milliarden betrüge, also 28mal mehr als im Jahr 1664. — In doppelt stärkerem Verhältniß ist das englische Staatseinkommen gewachsen. Zur Zeit der Königin Elisabeth war das Einkommen von Florenz (15 Millionen Franken oder 600,000 Pfd. Sterling) größer als das der drei Königreiche, und heute beträgt das englische Staatseinkommen zwischen 30 und 40 Millionen. Wer diese Resultate kennt — wer weiß, in welchem Maßstab Frankreichs Wohlstand, seinen kostspieligen Kriegen, Invasionen und Revolutionen und einer verschwenderischen Verwaltung zum Trotz, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gestiegen ist, der wird es nicht so lächerlich finden wie die Opponenten, wenn wir von den vereinigten Wirkungen des Schutzsystems und des Eisenbahnsystems eine Verdopplung des deutschen Nationaleinkommens und der deutschen Staatseinkünfte hoffen und vorhersagen.

Seestädten, wo man doch auf die vermeintliche Independenz so hohen Werth legt, und gegen mächtige Nachbarn so eifersüchtig ist. Männer von Einsicht sehen dort klar, daß Handel und Wohlstand der Seestädte mit der Unabhängigkeit und Macht der Nation steht oder fällt, steigt oder sinkt. Sie sehen, daß das Opfer, das sie in Ansehung ihrer partiellen Independenz zu bringen haben, unendlich geringer ist, als die aus der Nationaleinigung erwachsenden Vortheile. Sie haben nicht vergessen, daß einst aller Honig, den sie unter Begünstigung ihrer partiellen Handelsfreiheit Jahrhunderte lang in ihre Zellen getragen, an Einem Tage die Beute des Nationalfeindes geworden ist, und sie erkennen, daß nur eine handelseinige und streitkräftige Nation ihnen gegen die Wiederkehr solcher Unfälle Schutz verleihen kann.

In Hannover hat man sich zu stark über den Werth der deutschen Nationaleinheit und der nationalen Independenz, Frankreich gegenüber, ausgesprochen, als daß man noch lange sollte übersehen können, daß diese schönen und patriotischen Grundsätze England gegenüber gleiche Nutzanwendung finden. Durch den Beitritt Braunschweigs hat ohnehin sein bisheriges System einen gewaltigen Bruch erlitten. Von Mecklenburg und Holstein wird bereits versichert, man gehe stark mit dem Gedanken des Anschlusses um.

Dies alles sind Anzeichen, daß der gütliche Beitritt der separatistischen Staaten und Städte nicht mehr in weiter Ferne steht, und daß zumal irgend ein Anstoß von Außen her ihn schnell zur Folge haben müßte.

Ein gewichtiges Motiv ihrer Herbeilassung dürfte jedoch in dem Umstand liegen, daß es in der Gewalt des Zollvereins steht, ohne Verletzung des Völkerrechts oder der allgemeinen Bundesverhältnisse, diejenigen Städte und Staaten, welche den Forderungen der deutschen Nationalwohlfahrt und ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse durchaus das Gehör verweigern sollten, kommerziell trocken zu legen. Es stünde nämlich, wenn es sich davon handelte, Hannover die Nachtheile seines Separatismus fühlbar zu machen, in der Gewalt, wie in dem Recht des Zollvereins, diejenigen Waaren, welche zu Wasser über Preußisch-Minden und Magdeburg oder über Stettin eingehen, wohlfeiler zu besteuern als diejenigen, welche Transito durch Hannover eingehen. Nach dem Beitritt Hannovers könnte gleiches Verfahren

gegen Hamburg und Bremen eintreten, zumal wenn Oldenburg und Holſtein mit ihren Häfen früher ſchon beigetreten wären. Nun liegt es aber am Tage, daß durch ein Eiſenbahnſyſtem, das Weſer, Elbe und Oder verbände, dergleichen Maßregeln ungemein unterſtützt und erleichtert würden.

Noch klarer tritt in dieſer Beziehung der Vortheil des Eiſenbahnſyſtems, Holland gegenüber, ins Licht. Vorausgeſetzt, die norddeutſchen Staaten und Städte ſeyen dem Zollverein beigetreten und der Rhein einerſeits mit dem belgiſchen Eiſenbahnſyſtem, andererſeits mit der Ems, Weſer, Elbe und Oder durch Eiſenbahnen verbunden, ſtünde es lediglich bei dem Zollverein, Holland durch Differentialzölle zu zwingen, allen ſeinen auf wechſelſeitigen Vortheil baſirten Forderungen nachzugeben.

Nicht allein die Frage: ob ein deutſches Eiſenbahnſyſtem herzuſtellen ſey? ſondern auch die Frage: ob es rathſam ſey, daß die Staaten ins Mittel treten, in ſo weit die Privatkräfte nicht ausreichen? iſt in Deutſchland als entſchieden zu betrachten. Bayern und Baden haben ſich für die Regie des Staats entſchieden; ihre Beſchlüſſe umfaſſen die Hauptlinien des von dem ganzen Syſtem auf ſie kommenden Antheils, und ſie ſind bereits in raſcher Ausführung deſſelben begriffen. Sachſen hat den Weg der Subvention gewählt. Die thüringiſchen Regierungen ſcheinen noch im Zweifel zu ſtehen, ob ſie ſich für dieſen oder jenen Modus beſtimmen ſollen; daß aber die Staaten auf die eine oder die andere Weiſe ins Mittel treten, iſt als entſchieden zu betrachten. Die Regierung von Hannover hat ſich für die Herſtellung der Eiſenbahnen in der Regie des Staats entſchieden ausgeſprochen, und daß ſie dieſen Entſchluß zur raſchen Ausführung bringen werde, dafür bürgt ihr Intereſſe. Auch in beiden Heſſen hat man nach Verſicherung öffentlicher Blätter einen ſolchen Entſchluß bereits gefaßt. Preußen hat ein zu großes Intereſſe, die Rheinlande mit dem Körper der Monarchie zu verbinden, als daß man nicht von den hohen Einſichten und der Thatkraft ſeines Königs demnächſt energiſche Entſchlüſſe und Maßregeln in dieſer Beziehung ſollte hoffen dürfen. Auch ſteht die Rentabilität der preußiſchen Eiſenbahnlinien nach allen Richtungen, mit nur unbedeutender Ausnahme,

so sehr außer Zweifel, daß die von dem Staat zu bringenden finanziellen Opfer den zu erwartenden unermeßlichen Vortheilen gegenüber nicht in Betracht kommen können. Walten hier noch Bedenklichkeiten ob, so haben sie sicherlich nicht die Frage: ob? sondern einzig die Frage: wie? zum Gegenstand.

Wenn in Deutschland mehr als in jedem andern Reich die Regierungen unmittelbar an dieser Transportvervollkommnung Theil nehmen, so ist solche Theilnahme, abgesehen von den bereits angeführten Gründen, auch noch aus dem Umstand zu erklären, daß hier die Regierungen mehr als anderswo von den wohlthätigen Wirkungen dieser Transportvervollkommnungen unmittelbaren Vortheil zu hoffen haben in ihrer Eigenschaft als große Domänenbesitzer. Wenige dürften sich unter ihnen befinden, die nicht durch den erhöhten Werth ihrer Domänengefälle, ihrer Renten, ihrer Forsterträgnisse ꝛc. mehr zu gewinnen hätten, als sie im unglücklichsten Fall zu den Interessen der Anlagekosten zuzuschießen haben.

Dieser Umstand kommt besonders in Württemberg in Betracht, wo allein die Frage: ob? noch schwebt. Wir haben keine statistischen Notizen zur Hand, nach welchen wir den Werth der württembergischen Domänen mit einiger Genauigkeit schätzen könnten, doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß er nicht viel unter, und vielleicht weit über 100 Millionen Gulden beträgt, daß also schon eine Werthzunahme von 20 pCt. des gesammten Domänenvermögens den Staat für einen Aufwand von 20 Millionen auf eine nicht alsbald produktive Eisenbahn entschädigen würde, abgesehen von der aus der gesteigerten Produktions- und Konsumtionsfähigkeit nothwendig erwachsenden Vermehrung des Ertrags aller indirekten Abgaben. Auch diese Annahme ist keine Hypothese. Das Beispiel aller aufstrebenden Länder lehrt, daß der Aufschwung der Industrie und die Transportvervollkommnungen überall eine bedeutende Vermehrung der Einkünfte von Domänengefällen und indirekten Abgaben im Gefolge gehabt haben, und Württemberg selbst besitzt den handgreiflichsten Beweis davon in den bedeutenden Ueberschüssen, die es in den letztverflossenen Jahren in seinen Finanzen gemacht hat.

Es ist ein schreckliches Zeichen von Unkunde oder falscher Beurtheilung der eigenen Verhältnisse, wenn die Bürger eines Landes, wie Württemberg, ihre Mitbürger mit ihren Hoffnungen

auf dergleichen Unternehmungen an den Privatunternehmungsgeist verweisen; denn wer soll sich überhaupt in einem Lande für dergleichen öffentliche Unternehmungen interessiren, wenn nicht diejenigen, welche die meisten Vortheile davon zu erwarten haben? Nun ist dies in Württemberg ganz vorzugsweise der Staat, als größter, ja fast als einziger großer Grundbesitzer. Industrie und Handel sind hier noch nicht erstarkt genug, um große Kapitale entbehren zu können. Die Masse der mittleren und kleineren Grundbesitzer, weit entfernt Kapitalüberschüsse zu besitzen, ist wenigstens den dritten Theil des Werthes ihrer Grundbesitzungen, wo nicht die Hälfte, den Hypothekenbesitzern schuldig, ist also durchaus ohne Mittel, öffentlichen Zwecken Opfer zu bringen. Die Hypothekenbesitzer ihrer Seits haben kein unmittelbares Interesse bei diesen Unternehmungen; ihre Zinsen steigen nicht wie die Landrente in Folge besserer Produktenverwerthung. An regelmäßigen und gewissen Zinsenbezug gewöhnt, sind sie wenig geneigt, ihr Einkommen bei einer Unternehmung zu wagen, deren Rentabilität in ungemessener Ferne liegt. Besitzt nun ein solches Land auch noch so „nüchterne" Staatsökonomen, wie unsere Opponenten, so ist da in alle Ewigkeit keine Transportverbesserung, kein ökonomischer Fortschritt zu hoffen.

Indem wir insbesondere auf diejenige Nationallinie zu sprechen kommen, bei welcher das Königreich Württemberg betheiligt ist, nämlich auf die südliche Westostlinie, haben wir vor allen Dingen zu wiederholen, was wir früher bei jeder Gelegenheit ausgesprochen haben, daß nämlich der auf Württemberg kommende Antheil dieser Linie in Beziehung auf Terrainverhältnisse, wie auf Frequenz und Rentabilität, unter die mindest vortheilhaften des ganzen deutschen Eisenbahnsystems zu rechnen ist, daß wir aber gleichwohl weit entfernt sind von der Ansicht, sie werde dem Land keinen dem Aufwand entsprechenden nationalökonomischen Nutzen bringen, und alle Verzinsung ihrer Anlagekosten werde dem Staat zum größten Theil und für immer zur Last fallen, daß wir vielmehr die Ueberzeugung hegen, sie werde bei kluger und den besondern Verhältnissen des Landes angemessener Herstellung theilweise bald

nach ihrer Vollendung und im Ganzen in einer nicht allzu entfernten Zeit zureichend rentiren.

Alle Unternehmungen und Verbesserungen dieser Art sind unter einem doppelten Gesichtspunkt zu betrachten; einmal fragt es sich, welchen positiven Nutzen die Unternehmung verspreche? und dann, welche Nachtheile zu erwarten stehen, im Fall sie unterlassen würde?

Nehmen wir allererst den letztern Standpunkt ein, den die Opponenten gänzlich unberücksichtigt gelassen haben.*

Es gibt viele Länder und Gegenden, die, zufrieden mit ihren industriellen und kommerziellen Verhältnissen, wie sie sich unter den alten Transportverhältnissen entwickelt haben, gerne auf die Eisenbahnen Verzicht geleistet hätten, und jetzt doch bauen. Das macht, weil es eben nicht immer in unserer freien Wahl steht, den alten Standpunkt zu behaupten, und weil wir gar oft genöthigt sind, vorwärts zu schreiten, nicht um andere zu überholen, sondern um nicht zurück zu bleiben.

Dies war der Fall in der badischen Eisenbahnfrage; er ist es heute in der hannöverischen. Es handelt sich in Baden nicht sowohl um die Erwerbung neuer Vortheile, als um die Behauptung der alten. Hannover gefiel sich lange in seiner bisherigen Lage, die ihm gestattete, „die hintergelegenen Lande" auszubeuten; allein heute sieht es sich von dem Eisenbahnsystem der Elbe mit Trockenlegung bedroht, und diese Besorgniß heilt radikal seine Zweifelsucht, vertilgt all seinen Abscheu vor dem Neuen, und ruft mit Blitzesschnelle seinen Unternehmungsgeist ins Leben.

Württemberg befindet sich zur Zeit allerdings in einem behaglichen Zustand. Die Chausseen sind in gutem Stand und werden täglich noch verbessert. Das Land hat so vielen Verkehr, als es seiner geographischen Lage nach haben kann. Die Finanzen sind in vortrefflichem Stand, man macht jährlich eine Ersparniß von

* Die Opponenten übergehen diese Seite der Frage, mit der Bemerkung: „mit den Eisenbahnen in Bayern oder Baden, wodurch Württemberg beeintrachtigt werden könnte, habe es vorerst noch gute Wege." Seit dieser beruhigende Spruch dem württembergischen Publikum zu Theil geworden, sind erst drei Monate ins Land gegangen, und beide Staaten bauen bereits mit Eifer; wohl hat es also mit den benachbarten Eisenbahnen gute Wege.

15 pCt. an den Staatseinkünften, tilgt damit Schulden oder kauft Domänen und vermehrt die Ueberſchüſſe des nächſten Jahres. Wäre auf den Fortbeſtand dieſer Verhältniſſe zu rechnen, ſo ließe ſich allenfalls ſagen: gut iſt gut; was ſollen wir uns in gewagte Unternehmungen einlaſſen, um das ſichere Gut nach dem ungewiſſen Beſſer zu werfen, da es ſich leichtlich als ein Schlimmer herausſtellen könnte? Ein ſo „nüchternes" Raiſonnement erſcheint aber in der That als zu nüchtern, wenn man einen Blick in die Zukunft wirft.

Man weiß, daß Baden mit erneuertem Eifer ans Werk geht, um ſich einerſeits mit Frankfurt, andererſeits mit Baſel in Verbindung zu ſetzen, und daß man bereits von Fortſetzung dieſer Linie bis Schaffhauſen ſpricht. Es iſt bekannt, daß Bayern den großartigen Entſchluß gefaßt hat, Augsburg mit Nürnberg, Hof und Leipzig in Eiſenbahnverbindung zu bringen, und daß bereits einerſeits die Städte am Main die Fortſetzung der Linie von Bamberg über Würzburg und Aſchaffenburg nach Frankfurt, andererſeits die oberſchwäbiſchen Städte Bayerns die Fortſetzung bis Lindau betreiben. Schwerlich werden dieſe Wünſche unerfüllt bleiben, vorausgeſetzt, daß die Ausführung der bereits beſchloſſenen Hauptſtränge befriedigende Reſultate gewähren, was höchſt wahrſcheinlich iſt.

Hier haben wir alſo zwei Eiſenbahnverbindungen des Rheins mit der Donau, die beide Württemberg umgehen, die eine nördlich, die andere ſüdlich. Nun denke man ſich die Lage dieſes Landes mitten in einem nationalen Eiſenbahnnetz, von welchem es auf keinem einzigen Punkt berührt wird. Stuttgart wird ſo weit entfernt ſeyn von Karlsruhe, als dieſes von Leipzig, ſo weit von Nürnberg, als dieſes von Hamburg, ſo weit vom Bodenſee, als Lindau von Leipzig. Sämmtliche Städte des Landes werden zu Plätzen herabſinken, nach welchen nur ein Fremder kommt, im Fall er an Ort und Stelle Geſchäfte zu machen hat.*

* Es iſt berechnet worden, daß man nach Herſtellung einer Eiſenbahn von Karlsruhe bis Konſtanz um 3 Stunden früher über Karlsruhe von Stuttgart nach Friedrichshafen kommen wird, als auf dem direkten Weg. Sachkundige bezeugen, daß ſeit Eröffnung der Eiſenbahn von Baſel nach Straßburg die Zahl der Reiſenden von Schaffhauſen durch Württemberg um ⅓ abgenommen hat.

Sodann stelle man sich noch vor, welche Konkurrenz unter den Zollvereinsstaaten demnächst in den wichtigen Zweigen der Flachs- und Baumwollspinnerei sich auftun und wie sehr Württemberg durch den Mangel an vervollkommneten Transportmitteln hiebei in Nachtheil gestellt werden wird.

Dies die Nachtheile der Unterlassung. Die Vortheile der Unternehmung sind: daß Württemberg seine Hauptpunkte unter sich verbindet, daß es an den Vortheilen des ganzen deutschen Eisenbahnnetzes und besonders an denen der benachbarten Eisenbahnlinien Antheil nimmt, daß es sich in die Linie der südlichen Ostweströute stellt, die nicht allein von deutscher, sondern von europäischer Bedeutung ist.

Diese Route ist die von Bordeaux und Paris nach dem schwarzen und adriatischen Meer. Auch sie ist nicht mehr eine Chimäre.

Oesterreich nimmt bereits Bedacht auf eine Verbindung Wiens mit Linz, die ihm schon in militärischer Beziehung von so großer Wichtigkeit ist. Zwischen Linz und Gmunden besteht bereits eine Eisenbahn. Gmunden ist von Salzburg nur wenige Meilen entfernt. Eine Verbindung Salzburgs mit München ist wegen des auf dieser Strecke bestehenden ansehnlichen Salztransportes schon früher in Anregung gekommen. Andererseits sind Eisenbahnen von Wien nach Gallizien und nach Ungarn in raschem Fortschritt begriffen, und zu der nach Triest sind die Vorarbeiten im Werk.

Damit glauben wir den Nachweis geliefert zu haben, den die Gegner von uns fordern, daß nämlich die jetzt in Württemberg bestehenden Transportmittel für die Zukunft nicht ausreichend seyen.

Allerdings stellt die Alb einer württembergischen Ostweströute Schwierigkeiten in den Weg, die in technischer Beziehung zur Zeit nur durch eine Verbindung derselben mit der Augsburg-Nürnberger Bahn an einem Punkt im Donauthal und durch Verbindung dieses Punktes mit Ulm zu umgehen sind. Den Nachtheilen dieser Route für Ulm stehen indessen auch ansehnliche Vortheile gegenüber. Ganz Württemberg, und Ulm zunächst, würde dadurch mit dem ganzen bayerischen Eisenbahnsystem, und dem was damit zusammenhängt (Nürnberg, Sachsen, Wien, Triest ꝛc.), in Verbindung gesetzt. Auch dürfte der zwischen Stuttgart und Ulm zu beschreibende Umweg nicht viel größer seyn als derjenige, den man zu

machen hätte, um durch eine ausschließlich württembergische Verbindung die geeigneten Steigungen und Gefälle zu gewinnen. Endlich ließe sich vielleicht noch fernere Entschädigung für Ulm ermitteln durch eine zwischen Württemberg und Bayern zu treffende Uebereinkunft über eine gemeinschaftlich fortzusetzende Linie von Ulm nach Lindau und Friedrichshafen.

Sollte jedoch eine ausschließlich württembergische Linie zwischen Neckar, Donau und Bodensee als die einzig wünschenswerthe erscheinen, so möchte eine Pferdebahn über die Alb den Bedürfnissen des Verkehrs und den Terrainverhältnissen am besten entsprechen. Terrain-, Längen- und Preisverhältnisse sind hier ungefähr dieselben wie zwischen Budweis und Linz; die Verkehrsverhältnisse dagegen dürften sich bedeutend vortheilhafter stellen, zumal wenn die Pferdebahn bis Friedrichshafen fortgesetzt würde. Zwischen Donau und Neckar ist, abgesehen von den werthvolleren Gütern, auf einen ansehnlichen Transport an Bauholz, Brennmaterial, Getreide, Vieh, Gyps und Steinkohlen zu rechnen.

Zwischen Rhein und Neckar und zwischen Donau und Bodensee stehen die Terrainverhältnisse nicht im Weg, doch dürfte auf der letztern Route jedenfalls eine Pferdebahn die Bedürfnisse des Personen- und Güterverkehrs zureichend befriedigen und dem nationalökonomischen, wie dem finanziellen Prinzip am besten entsprechen. Bei der erstern Strecke dagegen sprechen alle Umstände für die solideste Bauart. Eine Linie von Stuttgart nach Heilbronn, und von dort nach einem Punkt der badischen Bahn zwischen Bruchsal und Heidelberg, wird die fruchtbarsten, bevölkertsten und wohlhabendsten Gegenden des Landes unter sich und mit dem ganzen Rheingebiet, mit Frankreich, Belgien und Holland in unmittelbare Eisenverbindung bringen. Hier ist ein bedeutender Personenverkehr und ein ansehnlicher Waarenverkehr zu erwarten. Durch diese Bahn wird Württemberg sein ganzes Bedürfniß an Kolonialwaaren und den größten Theil seines Bedürfnisses an Rohstoffen beziehen und den bedeutendsten Theil seiner Industrieerzeugnisse, auch zu Zeiten ansehnliche Quantitäten Getreide und Vieh versenden. Endlich wird das Land dadurch, insbesondere zur Winterszeit, seinen Bedarf an Steinkohlen beziehen, welcher Artikel nach Herstellung der Rheinschanz-Berbacherbahn zu großer Bedeutung gelangen dürfte.

Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß jede von den drei Strecken, aus welchen die württembergische Linie zwischen Rhein, Donau und Bodensee besteht, ein für sich bestehendes Unternehmen bildet, und daß es keineswegs nöthig ist, sich schon von Anfang an über die Herstellung und Richtung aller zu bestimmen. Wer zu viel auf einmal vornimmt, bringt am Ende gar nichts zu Stande. Klüger ist's, man unternimmt allererst das jetzt entschieden Ausführbare und Nützliche und stellt das Schwierige und Zweifelhafte künftiger Entscheidung anheim. Entschieden ausführbar und nützlich erscheinen aber die Strecken zwischen Rhein und Neckar, und zwischen Donau und Bodensee; man unternehme also diese beiden und suspendire die Strecke zwischen Neckar und Donau. Vielleicht, daß die Fortschritte in den Erfindungen und in den Erfahrungen diese Frage auf entschiedene Weise lösen, während man an beiden Enden baut.* Sollte dies aber auch nicht der Fall seyn, so dürfte ein dritter Modus sich als Auskunftsmittel darbieten; man könnte nämlich die Eisenbahn bis an den Fuß des Gebirges führen, und den Uebergang über das Gebirge durch eine sehr vervollkommnete Chaussee und durch eine, die Regelmäßigkeit, Wohlfeilheit und Schnelligkeit fördernde Organisation des Chausseetransports bewerkstelligen.

Nach diesem Plan würde es sich zunächst nicht, wie unsere Gegner glauben, um einen Aufwand von 26 Millionen Gulden handeln, dessen Rentabilität zweifelhaft ist, sondern nur um 6 bis 8 Millionen bei großer Wahrscheinlichkeit ihrer Rentabilität. Die Gegner scheinen ihre Kostenanschläge sehr übertrieben zu haben. Baden hat zwischen Mannheim und Heidelberg weit wohlfeiler gebaut als Belgien. Freilich ist zwischen Rhein und Neckar das Terrain nicht so günstig wie dort, aber Bodenwerth und Taglöhne sind auch nicht so theuer.

Schwerlich würden hier die Kosten die Summe von 500,000 bis 600,000 fl. pr. Meile übersteigen. Eine Pferdebahn von Ulm nach Friedrichshafen aber könnte höchstens 2 Mill. Gulden kosten. Das Risiko des Staats beträge somit, bei einem Zinsfuß von 4 pCt., nicht über 300,000 fl. jährlich.

* Diese Idee ist nicht bei den Opponenten entstanden; Verfasser hat sie schon in seinem Artikel: „Eisenbahnen oder Kanäle" im Staatslexikon ausgesprochen.

Daß ein Land wie Württemberg, deſſen Schuld kaum den vierten Theil des Werths ſeines Domänenkapitals beträgt, und das zur Zeit ſeinen jährlichen Finanzüberſchuß auf 1½ Mill. Gulden berechnet, damit ein gewagtes Unternehmen mache, und dem Staat die Mittel entziehe, die geiſtige und materielle Wohlfahrt in andern Beziehungen zu fördern, können nur diejenigen behaupten, welche dieſen Aufwand als wirkliche Staatskonſumtion betrachten. Dies iſt er aber in der That ſo wenig als jene Kaufſummen es ſind, womit der Staat in den letzten Jahren neue Domänen erworben hat. Die Eiſenbahn iſt auch eine Domäne, und zwar eine weit vortheilhaftere als Waldungen oder Rittergüter; denn ſie verſpricht außer dem direkten Ertrag auch indirekten durch Vermehrung der übrigen Staatseinkünfte.

F. L.

Die Novembermeteore.

In einer Zeitschrift, die den löblichen Grundsatz festhält, die praktischen Interessen der Gegenwart zu erörtern, scheint es vielleicht gewagt, von einem Naturphänomene zu reden, dem sich lediglich keine praktische Seite abgewinnen läßt. Allein Entdeckungen, die über die große Oekonomie des Sonnensystems neuen Aufschluß versprechen, genießen das Vorrecht, nicht blos den Sternkundigen und Meteorologen von Fach, sondern allen gebildeten Bürgern unsres Planeten interessant zu seyn. Da nun die Novembermeteore wirklich je mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben und es an einer neuern vergleichenden Uebersicht der betreffenden Thatsachen und ihrer verschiedenen Erklärungsversuche gebricht, so dürfte eine Erwägung dieses Gegenstandes hier wohl ihren Platz verdienen.

Die Feuerkugeln und Sternschnuppen sind eine längst bekannte Erscheinung. Aber erst seitdem die berühmten Reisenden, Alexander v. Humboldt und Bonpland, in der Nacht des 12. Novembers 1799 bei Cumana an der südamerikanischen Küste eine fabelhafte Menge dieser Meteore, einen dichten, die ganze Nacht ununterbrochen fortdauernden Sternschnuppenregen fallen sahen, wurde man auf diese Phänomene aufmerksamer. Schon einige Jahre früher (1794) hatte der scharfsinnige und unermüdet prüfende Chladni in einer kleinen Schrift über die Meteorsteine diese fremdartigen Metall- und Steinmassen für Produkte zersprungener Feuerkugeln erklärt und die Vermuthung ausgesprochen, sie seyen nicht in unserem Luftkreis erzeugt, sondern höhern kosmischen Ursprungs. Allein er fand so wenig Glauben, daß noch im Jahr 1803 die Pariser Akademie, der er als ein bescheidener deutscher

Gelehrter seine Ansicht vorlegte, dieselbe für träumerisch erklärte. Der günstige Zufall wollte, daß gerade damals, noch während der Sitzungen der Akademie einer der merkwürdigsten und reichsten Meteorsteinfälle in Frankreich selbst bei l'Aigle sich ereignete. Die Akademie sandte eine Prüfungskommission an Ort und Stelle und fand — alle Voraussetzungen unseres Chladni vollkommen bestätigt, was sie dann reuig anerkannte. Im Jahr 1819 gab Chladni sein größeres (von Herrn von Schreibers fortgesetztes und bereichertes) Werk über die Feuermeteore heraus, worin seine Ansicht durch unzählbare mit dem mühsamsten Fleiß gesammelte Thatsachen aus älterer wie neuerer Zeit belegt ist. Gegen seine Behauptung vom kosmischen Ursprung der Meteorsteine erhob sich mancher Widerspruch; daß aber diese Steine zunächst immer aus Feuerkugeln hervorgegangen seyen, wurde überall anerkannt und fast jedes Jahr durch neue Beispiele bestätigt.

Während man sich mehr mit den Meteorsteinen, als mit den Sternschnuppen beschäftigte, widmeten sich diesen letztern nur die Herren Benzenberg und Brandes und gaben sich die Mühe, die flüchtigsten Erscheinungen am Himmel zu zählen und zu messen. Brandes begründete im Jahr 1817 zu Breslau einen Verein, der sich zum Zweck setzte, von verschiedenen Standpunkten aus genau zu derselben Zeit die Sternschnuppen zu beobachten, und dann die sämmtlichen Beobachtungen zu vergleichen. Auch gelang es diesen Forschern wirklich, die Höhe vieler Sternschnuppen auszumitteln und als man einige zu 60, ja zu 100 deutschen Meilen berechnete, schien diese neue Erfahrung Chladnis kosmische Hypothese zu bestätigen. So hoch, mußte man denken, reicht unsere Erdatmosphäre nicht, also kommen die Sternschnuppen aus höhern Regionen, wie dies schon Chladni von den Feuerkugeln und Meteorsteinen behauptet hatte.

Indeß wußte man noch nichts von einer periodischen Wiederkehr ausgezeichneter Sternschnuppenregen. Zwar sah man am 10. August 1815 sehr viele dieser Meteore fallen, aber wer konnte dabei an einen Zusammenhang mit dem 12. Novbr. 1799 denken? Zwar beobachtete man in der Nacht vom 12. auf den 13. Novbr. 1822 in Potsdam zahlreiche Sternschnuppen (vergl. Gilberts Annalen, Band 72, Seite 219); aber auch dieses Zusammentreffen des Datums erschien noch als ein zufälliges.

Eben so wenig erkannte man in dem Sternschnuppenregen in der Nacht vom 10. zum 11. August 1823 die Konsequenz. Erst 1831 und in den zunächst folgenden Jahren wurde die regelmäßige Wiederkehr des großen Sternschnuppenregens an gewissen Jahrestagen, zunächst im November, klar erkannt. Am $^{12}/_{13}$ November 1831 sah Berard an der spanischen Küste dieses schöne Phänomen in seiner ganzen Pracht. In derselben Nacht des folgenden Jahrs 1832 sah man es fast in ganz Europa; in derselben Nacht des nächsten Jahres 1833 vorzugsweise in Amerika. Davison-Olmstedt beobachtete es in Massachusetts und zählte nach einer nicht zu hohen Schätzung 240,000 Sternschnuppen. Im Jahr 1834 zeigten sich etwas weniger Sternschnuppen und zwar erst eine Nacht später, vom 13. auf den 14. November. Das Jahr 1835 zeichnete sich durch nichts aus; 1836 sah der jüngere Herschel in derselben Nacht des $^{13}/_{14}$ Novbrs. mehrere Feuerkugeln auf dem Kap der guten Hoffnung und am 17. zeigten sich Sternschnuppen in Nordamerika. Das folgende Jahr blieb leer, aber 1838 sah man in Deutschland wieder Sternschnuppen am 12., und noch mehr 1839 in den Nächten vom 10. bis 14. November. Sehr sorgfältig sind alle diese neuen Fälle verzeichnet in der musterhaften Meteorologischen Chronik des Herrn Professor Plieninger, die dem Korrespondenzblatt des königl. württembergischen landwirthschaftlichen Vereins angeschlossen sind. Ueber die ausgezeichneten Fälle von 1832 und 1833 muß man noch vergleichen Poggendorfs Annalen, die Bände 33 und 38.

War nun aber auch die regelmäßige Wiederkehr der Novembermeteore erwiesen, so hatte damit doch die Hypothese ihres kosmischen Ursprungs noch nicht eine unbestrittene Herrschaft erlangt. Indem man nämlich die physische Beschaffenheit der Meteore, so weit dieselbe erkennbar war, schärfer ins Auge faßte, entstanden nothwendig neue Zweifel und bis auf diese Stunde sind die einsichtsvollsten und berühmtesten Physiker in der Erklärung des Phänomens noch nicht einig.

Was zunächst die Feuerkugeln betrifft, die häufig mit den Sternschnuppen vereinigt erscheinen, denselben gewiß sehr nahe verwandt sind, und sich, weil sie größer sind und uns näher kommen, besser untersuchen lassen, so hat man folgende Momente in ihrer Erscheinung festzuhalten.

Die Feuerkugeln werden gewöhnlich erst gesehen, wenn sie ihren vollen Glanz erreicht haben und zerplatzen. Nur selten hat man auch ihre Entstehung beobachtet. In diesen Fällen aber, die Chladni sorgfältig verzeichnet hat, bemerkte man anfangs einen fernen lichten Streifen, der sich erst im Näherkommen zur Kugel abrundete, zuweilen auch mehrere Streifen (z. B. im Jahr 1812 bei Utrecht), auch sogar sich durchkreuzende Streifen (1799 in England). Dies scheint darauf hinzudeuten, daß die Kugeln als solche erst in unserer Atmosphäre gebildet werden und daß der Stoff dazu aus den höhern Räumen von verschiedenen Seiten her zur Kugel zusammenrinne, ohne vorher schon vereinigt gewesen zu seyn und als ein selbstständiger Körper im Weltraume irgend eine Bahn verfolgt zu haben. Dem aber stehen nun wieder andere Beispiele entgegen. Chladni führt mehrere große Feuerkugeln an, die in schiefer Richtung über einen ganzen Welttheil wegliefen, auf viele hundert Meilen weit gesehen wurden und doch nirgends niederfielen, sondern wieder aufstiegen und in weiter Ferne des Himmels verschwanden. Er hält dieselben für selbstständige Körper, die zufällig mit unserer Erde zusammengetroffen, von der Atmosphäre aber wieder abgeglitten seyen und ihre Bahn im Weltraume fortgesetzt hätten.

Die Form der Feuerkugeln ist die einer runden, rasch um sich selbst rotirenden Kugel, zuweilen nach hinten zugespitzt, birnförmig oder lang ausgedehnt in einen feurigen Balken, zuweilen Flammen werfend, glühende Kugeln hinter sich lassend, oder wie eine Rakete verpuffend, hinter sich eine lange Linie von Rauch.

Die Farbe der Feuerkugeln ist gewöhnlich roth, zuweilen auch weiß, seltener blau, noch seltener grün. Auch wechseln sie zuweilen die Farben (z. B. 1756 in Irland); einmal war die Kugel roth und der Schweif grün (1817 in Hessen). Lebhafte Regenbogenfarben sah man an der Feuerkugel bei Glasgow 1752.

Viele Feuerkugeln verschwinden ohne Detonation und ohne Spuren. Häufig aber zerplatzen sie mit dem lautesten Krachen, das bis auf 40 deutsche Meilen vernommen worden ist, und schleudern alsdann in der Regel die sogenannten Meteorsteine oder auch andere Materien aus. Oefters hat man in neuerer Zeit einen Steinregen dieser Art unmittelbar, nachdem er gefallen, untersucht und aus der elliptischen Ausstreuung der Steine die

ſchiefe Richtung erkannt, in der die Feuerkugel in die Atmoſphäre eingetreten ſeyn muß.

Die ausgeworfenen Maſſen ſelbſt ſind entweder Meteoreiſen oder Meteorſteine, bald feſter, bald lockerer, immer aber aus denſelben Beſtandtheilen ſo eigenthümlich zuſammengeſetzt, daß unter den Mineralen der Erde ſelbſt keine ähnlichen Kompoſitionen zu finden ſind. Die Hauptbeſtandtheile ſind immer Eiſen, Schwefelkies, Olivin, Nickel, Chrom, Magneſia ꝛc. Man hat davon bereits ſehr ſorgfaltige Analyſen, die hier anzuführen zu weitläuftig ſeyn würde, da für unſere Frage nichts dadurch entſchieden wird. Denn die Verſchiedenheit dieſer Meteormaſſen von allen andern irdiſchen Mineralen iſt als Entſcheidungsgrund für die Hypotheſe ihres kosmiſchen Urſprungs nicht anerkannt worden, ſofern man es für möglich gehalten hat, daß ſolche neue Minerale auch innerhalb unſerer Atmoſphäre etwa gleich dem Hagel blos aus Stoffen, die von der Erde ausgedünſtet ſind, erzeugt werden können.

Andere Materien, als eine breiartige, eine wäſſerige Subſtanz, oder Staub, kommen ſeltener vor und laſſen ſich noch ſeltener als Produkt zerſprungener Feuerkugeln nachweiſen. Wir können dieſer ſehr problematiſchen Erſcheinungen hier nur im Vorbeigehen gedenken. Das ſogenannte Meteorpapier, das 1686 in Curland vom Himmel gefallen ſeyn ſollte, beſteht nach den neueſten Unterſuchungen von Ehrenberg (Schriften der Berliner Akademie von 1838) aus trocknen Conferven. Der rothe Staubregen iſt, ſeit den neuen Unterſuchungen von Agardt in Lund und von Agaſſiz in Neufchatel ebenfalls für eine mikroſcopiſche Algenart, vermiſcht mit Infuſorien, erkannt worden. Hiebei iſt nun an Feuerkugeln, Sternſchnuppen und kosmiſche Kräfte nicht mehr zu denken.

Mit den Feuerkugeln ſcheint nicht ſelten eine Erſcheinung verwechſelt worden zu ſeyn, die man bei Gewittern beobachtet. Nämlich die Blitze, zumal ſolche, die aus der Erde oder aus dem Meere aufſchlagen, aber auch die abwärts ſchlagenden, zeigen ſich zuweilen als vollkommene Feuerkugeln und bleiben hin und wieder ſogar an einem Flecke ſtehen. Arago hat in ſeinem letzten Annuaire in einer großen Abhandlung über den Blitz mehrere Fälle angeführt. Aehnliche Kugeln bilden die ſ. g. böſen Wetter in den Bergwerken, rotirende Dampfkugeln, die immer größer

werden und plötzlich mit Blitz und furchtbarem Detoniren zerplatzen. Mac Gregor bemerkt in seiner Schilderung der kanarischen Inseln (deutsche Ausgabe S. 11), er habe auf dem Meere eine Feuerkugel gleichsam schwimmen sehen. Im Jahr 1822 warf in der Nähe von St. Omer eine Wasserhose Feuerkugeln aus (Annales de Chemie et Physique. T. 24, S. 435). Diese elektrischen Erscheinungen und Gasentwicklungen auf der Oberfläche der Erde und des Meeres, muß man nicht mit den großen, aus ungemessenen Höhen herabkommenden und ganze Welttheile schreckenden Phänomenen verwechseln.

Die Sternschnuppen unterscheiden sich von den Feuerkugeln durch ein weißeres, meist nur phosphorescirendes Licht, das man planetarisch nennt, während das glänzende Roth der Feuerkugeln etwas Solares hat. Auch fallen die Sternschnuppen geräuschlos, wenigstens ist das Rauschen, das man dabei gehört haben will, etwas sehr Zweifelhaftes. Endlich lassen sie auch nichts Festes zurück. Die gallertartige Masse, die man lange für ihr Produkt gehalten hat, ist bekanntlich eine Pflanzenart (tremella Nostoc). Dennoch fand man da, wo Sternschnuppen niedergefallen, unmittelbar darauf wirklich zuweilen einen räthselhaften, leider immer ununtersucht gebliebenen Schleim. So zuerst Christian Mentzel bei Siena 1652, so andere 1718, 1796, 1811 und zuletzt 1819 in Massachusetts in Nordamerika. (Vergl. Gilberts Annalen, Bd. 55, S. 271; Bd. 63, S. 35; Bd. 66, S. 329; Bd. 71, S. 354 und Schumachers Jahrbuch von 1832 S. 39.) Allein feste Meteorsteine hat man immer nur aus Feuerkugeln, nie aus Sternschnuppen entstehen sehen. Selbst jener Meteorschleim erscheint noch problematisch; wenigstens muß es auffallen, daß in den wenigen Fällen, in denen man ihn fand, immer nur von einer vereinzelten Sternschnuppe die Rede ist, während die Beobachter der großen Sternschnuppenregen, wo viele tausende zumal herabfielen, uns nirgends von einer ausgeworfenen Gallert oder Markſubstanz melden, die dann doch, wenn sie das Produkt der Sternschnuppen seyn sollte, gerade sehr häufig müßte gefunden werden.

Die Sternschnuppen zeigen sich theils als kleine, schnell verschwindende Funken, theils als längeres raketenähnliches Sternschießen, oder große mondähnliche Kugeln mit Funkenschweifen. Die schiessfallenden und kleineren sind immer bleich; an den hellflammenden hat man bemerkt, daß sie senkrecht fallen. Einige irisiren.

Zuweilen bleibt der Schweif noch minutenlang funkelnd ſtehen, wenn der Stern ſchon verſchwunden iſt. Seltſame Formen ſah man im Jahr 1833, eine ſichelförmige, ſogar eine quadratiſche. Da man die Höhe einiger Sternſchnuppen bis auf 100 Meilen berechnet hat, ſo ſcheinen ſie ihr Licht kaum aus dem Dunſtkreis der Erde zu ſchöpfen, ſondern es ſchon mitzubringen, und doch ſcheinen ſie nicht beſtändig zu leuchten, ſondern verſchwinden vor unſern Augen, wie Raketen. Auch müſſen ſie verhältnißmäßig kleiner ſeyn. Der preußiſche Weltumſegler Meyen erzählt, er habe eine Sternſchnuppe zwiſchen ſich und den Cordilleren niederfallen ſehen, ſo daß die Berge der Lichterſcheinung zum Hintergrunde dienten. Vielleicht das Merkwürdigſte von allem iſt aber an den Sternſchnuppen ihre Schnelligkeit. Brandes hat ſie zu 5 deutſchen Meilen in einer Sekunde berechnet.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Richtung der Sternſchnuppen. Man hat ſie zwar in allen Richtungen wahrgenommen, ſchießend aus und nach allen Himmelsgegenden und wenn auch in weit überwiegender Zahl herabfallend, doch auch in einer Minderzahl aufſteigend oder in einer Wellenlinie hinunter und wieder hinaufſchwebend. Aber in den Nächten, in denen ein großer Sternſchnuppenregen fällt, zeigen dieſelben eine gewiſſe Regelmäßigkeit in ihrem Herkommen, in ihrer Verbreitung und in ihrer Richtung. Alexander von Humboldt ſah ſie am 12. Novbr. 1799 vornehmlich von Nordoſt nach Süden ſtreichen; Brandes ſah ſie am $^{10}/_{11}$ Auguſt 1823 vornehmlich von Nordoſt nach Südweſt ſtreichen. Ganz in derſelben Richtung zogen ſie im Jahr 1832, und mithin wiederholt in einer dem Lauf der Erde entgegengeſetzten Richtung. Sie kommen der Erde auf ihrer jährlichen Bahn um die Sonne entgegen. Im Jahr 1833 kamen ſie alle aus der Nähe des Sternes γ im Sternbild des Löwen und breiteten ſich von da fächerartig aus. Ganz eben ſo wieder im Jahr 1834. Dagegen kamen ſie im Jahr 1838 nur zum Theil aus dem Sternbild des Löwen, anderntheils aber aus dem des Krebſes, des Orion und des großen Bären, und je aus dieſen vier Anfangspunkten wieder in divergirenden Strahlen ſchießend.

Bei zahlreichen Sternſchnuppenfällen ſieht man gewöhnlich auch Feuerkugeln, als große Meteore, den kleinern untermengt. Aber außerdem hat man noch mehrere andre ſehr auffallende

Phänomene gleichzeitig und in Verbindung mit dem Sternschnuppenfalle wahrgenommen, nämlich Wetterleuchten, bloßes Aufblitzen des Himmels ohne einen Strahl oder ein schießendes Meteor, langsame Lichtausbreitungen, Zodiakallichter, Nordlichter, seltsame Röthen, ungewöhnliche Nebel, Stürme, Sturmfluthen, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, endlich auch ungewöhnliche Sonnenverfinsterungen und Sonnenflecken. Alle diese Erscheinungen hat man, wenn auch einige nur sehr selten, an den kritischen Tagen (oder Nächten) wahrgenommen, in welchen sich die großen Sternschnuppenregen zu wiederholen pflegen, und zwar entweder mit den Sternschnuppen zugleich, oder auch ohne sie, gleichsam als deren Ergänzung und Ersatz. Wir müssen nun vor allen Dingen diese kritischen Tage kennen lernen, da alle Phänomene, die einander ähnlich sehen, noch eine größere Bedeutung dadurch erhalten, daß sie an Zeitpunkte geknüpft sind, die unter einander in Beziehung stehen.

Schon im Alterthum hat man zuweilen außerordentlich reichliche Sternschnuppenregen fallen sehen. So im Jahr 533 unter dem Kaiser Justinian, und 763 unter dem Kaiser Constantin Capronymos. Aber man achtete nicht auf das Datum. Erst im Jahr 1099 wird der Monat November als in dieser Beziehung ausgezeichnet genannt; wenigstens heißt es in Vogels Leipziger Chronik, damals habe man „sonderlich umb Allerheiligen Tag" eine ungeheure Menge fallender Sterne, brennender Fackeln und feuriger Pfeile in der Luft wahrgenommen. Am 7. November 1494 fiel bekanntlich der große Meteorstein zu Ensisheim im Elsaß. Dann finden wir unter dem Jahr 1574 in Vogels Chronik, den 15. November bemerkt, an welchem man die ganze Nacht hindurch große und schreckliche Feuerstrahle gesehen habe. Ganz ähnliche Erscheinungen sah man nach derselben Chronik am 7. November 1637 und am 16. 1661. Hätte man die Chroniken, auf die ich noch mehrmals zurückkommen werde, bereits sorgfältig verglichen, so würde man wahrscheinlich noch manche merkwürdige und für die Wissenschaft wichtige Zeugnisse gefunden haben. Ich bescheide mich, hier nur einige Beiträge aus dieser Lektüre zu geben, so wie aus den für den Gegenstand, von dem es sich hier handelt, ganz besonders wichtigen und noch nicht benutzten meteorologischen Annalen der alten Breslauer Sammlungen. In diesen letztern wird unter dem 10. Novbr. 1688 einer großen mondähnlichen Erscheinung

gedacht, die mit einer Explosion endete; ferner unter dem 12. November 1721 eines großen Feuerstrahls oder flammenwerfenden Kometen, und unter dem 13. Novbr. der Jahre 1719, 1721 und 1722 je eines Nordlichts. Hierbei ist besonders zu merken, daß 1721 am ersten Tage eine Feuerkugel und am zweiten ein Nordlicht vorkam, Abwechselungen, die wir noch öfter werden wiederkehren sehen. Am 13. November 1822 fiel in England ein außerordentlicher dicker und hoher Nebel (Frorieps Notizen IV. Seite 214). Am $^{12}/_{13}$ November 1824 sah man in Mainz eine Feuerkugel und empfand Erdstöße; im Toskanischen dieses beides ebenfalls und einen dicken Nebel. Furchtbare Orkane beobachtete man vom 12—14. Novbr. 1826 am kaspischen Meere. Besonders mannigfach waren die Erscheinungen am $^{12}/_{13}$ Novbr. 1832. Da sah man nicht nur durch ganz Europa Sternschnuppen (am zahllosesten zu Orenburg in Rußland), sondern auch in Warschau und Köln Wetterleuchten, in Odessa ein Nordlicht-ähnliches Meteor und in Lüttich einen Blitz, aus dem sich eine Art von Lichtvorhang ausbreitete, dann wieder zusammenzog und in den hellsten Farben des Regenbogens glänzte. Auf denselben Tag fiel einer der schrecklichsten Feuerausbrüche des Aetna. Am 17. Novbr. 1836 sah man in Nordamerika wieder Sternschnuppen und ein Nordlicht zugleich; am $^{12}/_{13}$ Novbr. 1837 in Nordamerika unzählbare Sternschnuppen ohne ein Nordlicht, in England aber ein Nordlicht ohne Sternschnuppen. (Diesen letztern Fall untersuchte der Engländer Hind in der Literary Gazette, 31. Oktbr. 1840.) Am $^{12}/_{13}$ Novbr. 1838 sah man in Wien und Bremen abermals Sternschnuppen und kein Nordlicht zugleich, und eben so am $^{13}/_{14}$ Novbr. 1839 in Königsberg und London, worauf in London am 15. ein sehr dicker Nebel folgte.

Auch Erdbeben fallen auf die kritischen Tage vom 12—14. November, doch muß man sich hüten, diesem Zusammentreffen einen großen Werth beizulegen, da die häufigsten und furchtbarsten Erdbeben gerade nicht an diesen, sondern an ganz andern Tagen statt gefunden haben. Ein Blick in die neuerlich erschienene Geschichte der Erdbeben von v. Hoff gibt darüber vollständige Aufklärung. Hier findet man vom Jahr 1318 bis zum Jahr 1832 kaum zwanzig Jahrgänge, in denen Erdbeben am 12—14. Novbr. verzeichnet wären. Nur ein Fall scheint uns in Bezug

auf Periodizität merkwürdig. Nämlich am 13. Novbr. 1646 brach ein großer Vulkan auf der zu den kanariſchen gehörigen Inſel Palma aus, und an demſelben Tage 1677 ereignete ſich auf derſelben Inſel ein großes Erdbeben. Hierzu mag man noch die Wiederholung von Ausbrüchen des Aetna rechnen, am 15. Novbr. 1802 nämlich und am 12. Novbr. 1832; ſo wie den großen vulkaniſchen Ausbruch in Kamtſchatka am 12. Novbr. 1789.

Auch noch ein anderes Zuſammentreffen iſt ohne Zweifel bedeutungsvoll. Jedermann kennt die ſchreckliche Sturmfluth, durch die am 17. Novbr. 1824 Peterſburg mit dem Untergange bedroht war. Eine ganz ähnliche Sturmfluth hat beinahe genau zu derſelben Zeit, ein Jahrhundert früher, ſchon einmal die damals noch kaum aus den finniſchen Sümpfen emporgeſtiegene Stadt zu zerſtören gedroht, am 16. Novbr. 1724. Sollte man da nicht verſucht werden, zu vermuthen, die Meteore vom 12—14. Novbr. übten eine Wirkung auf die Wind- und Meerſtrömung, die auf der Oberfläche der Erde ſich fortſetzend, einige Tage ſpäter die Sturmfluth im finniſchen Meere zur Folge hätten, und in dieſer furchtbaren Naturerſcheinung herrſche eine gewiſſe Regelmäßigkeit, geſetzt auch man könne daran nur den Maßſtab der Jahrhunderte legen? Doch wo nur ſo wenige Thatſachen vorliegen, muß man ſich der Vermuthungen enthalten.

So viel von den berühmten Novembertagen, auf deren Wiederkehr im Jahr jetzt alle Freunde der Aſtronomie und Meteorologie geſpannt ſind, und deren Phänomene ſeit einiger Zeit ſo regelmäßig beobachtet und verglichen werden, daß man hoffen darf, ihrem Verſtändniß von Jahr zu Jahr etwas näher zu kommen. Aber man hat ſich mit dieſem Termine allein nicht begnügt. Da die Wißbegier einmal erregt und der Forſcherblick geſchärft war, hat man noch weitere kritiſche Tage entdeckt und dieſe bereits unter einander ſelbſt in gewiſſe Verbindungen gebracht. Namentlich hat Capocci in Neapel außer dem 13. Novbr. auch den 29. deſſelben Monats, und außerdem den 29. Juli und 10. Auguſt als kritiſche Meteortage bezeichnet. (Echo du Monde savant. 26. Auguſt 1824, Ausland deſſelben Jahrs Nro. 251.) Er nimmt an, die Erde durchſchneide auf ihrer Bahn um die Sonne zweimal, nämlich einmal im Sommer und einmal im Spätherbſt, die Bahn jenes Sternſchnuppenheeres, das jedesmal in zwei Abtheilungen

aufziehe. Die Erſcheinungen des 29. Juli ſtellt er mit denen des 10. Auguſt und die des 29. Novbr. mit denen des 13. Novembers zuſammen. Die Herbſtmeteore aber ſind zahlreicher und auffallender als die Sommermeteore, und im Einzelnen wieder die des 13. Novembers und 10. Auguſt zahlreicher als die des 29. Novbr. und 29. Juli.

Und in der That laſſen ſich die Spuren dieſer kritiſchen Tage und ihrer wechſelſeitigen Beziehungen bis tief in die Vergangenheit verfolgen. Der 29. Novbr., als Anhang zum 13., tritt weniger auffallend hervor. Feuermeteore ſind an dieſen Tagen nur ſehr ſparſam wahrgenommen worden, was freilich daher rühren mag, weil man nicht darauf Acht hatte. Nach Vogels Leipziger Chronik ſah man am 30. Novbr. 1663 ein großes Kreuz und andere Zeichen am Himmel. In den zehn Jahren des vorigen Jahrhunderts, über die uns durch die Breslauer Jahrbücher ſorgfältige meteorologiſche Nachrichten erhalten ſind, wird einiges Erhebliche verzeichnet, nämlich unter dem 28. November 1719 und 2. Dezbr. 1723 Feuerkugeln, unter dem 29. Novbr. 1720 ein Nordlicht und unter dem 27. Novbr. 1725 ein merkwürdiger, „garſtiger und dicker Nebel.“ Hätte man auch andere Jahrzehnte ſo genau kontrolirt, ſo würde man wahrſcheinlich noch mehrere Phänomene auf dieſe Tage fallen ſehen. Indeß ſind in der jüngſten Zeit, in der man wieder genau beobachtet hat, durch Capocci am 29. Novbr. 1809, 1830 und 1839, am 28. 1810 und 1822, am 30. 1821, am 27. 1824 und am 26. 1831 Meteorſteinfälle, ferner anderwärts am 26—28. Novbr. 1825 eine Sturmfluth an den Elbmündungen, am 28. November 1832 ein ſehr merkwürdiger, häufig an demſelben Tage im Jahr ſich wiederholender unterirdiſcher Donner in Beſſarabien und ein ſtarkes Gewitter in London am 29. Novbr. 1839 verzeichnet worden. Auch hat v. Hoff eine erſtaunliche Menge Erdbeben verzeichnet, die am 29. Novbr. und überhaupt zwiſchen dem 28. und 30. ſich ereignet haben. Es ſind deren mehr als doppelt ſo viel vorgekommen als am 13. Novbr. Die vulkaniſchen Ausbrüche dieſer Tage ſind aber unerheblich. Ich finde nur den 30. Novbr. 1744 durch einen Ausbruch des Cotopari ausgezeichnet. In Bezug auf den Zuſammenhang des 29. mit dem 13. Novbr. iſt zu erwähnen, daß ſich in Philadelphia zwei Erdbeben genau am 29. Novbr. 1800 und am $^{27}/_{28}$ Novbr. 1801 wiederholten.

Der 10. Auguſt und die ihm zunächſt liegenden Tage zeichnen ſich weniger durch Feuerkugeln und Sternſchnuppen, als durch andere Erſcheinungen aus. In älteren Werken fand ich folgende Notizen darüber. Am 11. Auguſt 1561 zeigte ſich nach Vogels Leipziger Chronik Vormittags ein ſehr merkwürdiges vielſtrahliges Feuermeteor, alſo am hellen Tage. Ziemlich viel iſt in den mehrerwähnten Breslauer Sammlungen aufgezeichnet. Dort wird unter dem Jahr 1717, Oktober, Seite 218 gemeldet, es ſeyen zu Freyburg im Uechtlande im Auguſt des Jahres 1715 (das Datum iſt nicht näher angegeben) ſehr viele Feuermeteore geſehen worden. Am 10. Auguſt 1717 wurde eine große Feuerkugel in derſelben Stunde in der Lauſitz, Schleſien, Polen und Ungarn geſehen. Am 8. Auguſt 1723 zeigten ſich ſehr viele Sternſchnuppen „in vielen Luftgegenden wie angezündete Schwärmer.“ Am 12. Auguſt 1724 ſah man wieder stellas cadentes. Dieſer Menge von Auguſtmeteoren entſprechen keine Novembermeteore. In den Jahren 1716—1726, über welche die Sammlungen nähern Aufſchluß geben, kommt nur ein einziger ſogenannter Feuerſtrahl am 12. Nov. 1721 vor, gleichſam als Erſatz für die Feuerkugeln und Sternſchnuppen aber eine Menge von Nordlichtern. Sollte vielleicht der Glanz und die Stärke des Phänomens wechſeln? Sollten eine Zeitlang die Auguſtmeteore und dann wieder die Herbſtmeteore vorherrſchen? Und ſollte in dieſem Wechſel vielleicht der Grund liegen, warum die regelmäßige Wiederkehr der Erſcheinung nicht ſchon weit früher beachtet worden iſt? — In neuerer Zeit war nur der 10. Auguſt 1815 und der $^{9}/_{10}$ Auguſt 1823 durch Sternſchnuppen ausgezeichnet. Am 13. Auguſt 1823 ſah Hanſteen eine Sternſchnuppe bei hellem Tage $1^{1}/_{2}$ Sekunde lang im Fernrohr (Friorieps Notizen XIV., 168). Eine Feuerkugel in Verbindung mit Nebel und Erdbeben ſah man am $^{9}/_{10}$ Auguſt 1824 in Toskana. Erdbeben überhaupt kommen (nach v. Hoff's Werk) nur ſelten in dieſen Tagen vor (doch in den Pyrenäen wiederholten ſich dieſelben am 10. Auguſt 1784 und am 11. 1797). Dagegen iſt die verhältnißmäßige Menge der vulkaniſchen Exploſionen zu beachten.

Der 29. Juli iſt noch ſehr wenig unterſucht. Nach Vogels Leipziger Chronik fiel am 26. Juli 1568 ein großer Stern vom Himmel, worauf Sturmwind und Erdbeben folgten. In den Breslauer

Sammlungen haben die Julitage für die Feuermeteorologie gar keine Bedeutung. Erdbeben kommen nach v. Hoff ziemlich häufig in diesen Tagen vor. Ein Meteorsteinfall ereignete sich am 29. Juli des vorigen Jahres 1840. Von Erheblichkeit dürften folgende neue Zusammenstellungen seyn, die über die Beziehungen der verschiedenen kritischen Tage zu einander in der That ein überraschendes Licht verbreiten. In der Basler Chronik von Urstisius finde ich unter dem Jahr 1566: am 28. und 29. Juli seyen Sonne und Mond blutroth gewesen und am 7. August habe sich diese auffallende Erscheinung wiederholt. Und in der Frankfurter Chronik von Lersner unter dem Jahr 1694: am 29. Juli sey der Himmel ohne Wind und Regen voller Feuerflammen gewesen und diese Erscheinung habe sich am 9. August wiederholt. Nach derselben Chronik zeigte sich eine merkwürdige Sonnenröthe am 29. Juli 1575. Ferner ergibt sich aus v. Hoff's Werk über die Erdbeben, daß wiederholte bedeutende Feuerausbrüche des Vesuv ebenfalls genau auf die kritischen Juli- und Augusttage fallen. Dergleichen ereigneten sich nämlich am 28. Juli 1707, am 29. 1779 und am 28. 1790 einer- und andererseits am 12. August 1682, am 7. 1767 und am 8. 1832.

Endlich ist auch ein Zusammenhang des 29. Juli mit den 29. November auffallend. Am erstgenannten Tage wiederholten sich auf den Antillen, zwei Jahre hinter einander, 1784 und 1785, bedeutende Erdbeben, und genau dieselbe Erscheinung fand auf denselben Inseln auch am 30. Novbr. wieder in drei rasch aufeinander folgenden Jahren Statt, nämlich 1824, 1825 und 1826.

Wie frappant auch diese Uebereinstimmungen sind, so wird es doch nicht überflüssig seyn, hier eine kleine Warnung anzuknüpfen. Man darf sich mit der Auffindung von kritischen Tagen wohl in Acht nehmen. Feuerkugeln und Sternschnuppen sind zu allen Zeiten des Jahrs beobachtet worden. Sehr oft ist wohl die wiederholte Erscheinung derselben an einem gewissen Tage des Jahrs nur zufällig an sich, oder nur zufälligerweise beobachtet und aufgezeichnet worden. Hätte man immer und überall scharf zugesehen und sorgfältig verzeichnet, so würde man außer den vier angegebenen kritischen Tagen bald noch mehrere, ja nur zu viele finden. So will ich nur Beispielsweise bemerken, daß in den Breslauer Sammlungen, wo nur drei der kritischen Tage Capocci's

eine bedeutende Rolle ſpielen, der vierte aber gar keine, ſich noch einige Tage finden, an denen innerhalb eines Jahrzehents mehrere auffallende Meteore ſich wiederholt haben. Im Februar: am 21. Febr. 1718 ſah man ein Nordlicht, am 22. 1719 eine große Feuerkugel, die zugleich in Italien, der Schweiz, Schwaben, Böhmen und Schleſien beobachtet wurde; am 22. 1720 ein großes Wunderzeichen zu Nowogrod und Kiew, nämlich ein feuriges Kreuz; am 23. 1721 ein Nordlicht, am 19. 1722 eine große Feuerkugel. Im März: am 29. und 30. März 1719 zeigten ſich in Frankreich große Feuermeteore, am 27. 1723 viele **stellæ cadentes**, und am 17. 1716, am 22. 1718, am 25. 1722, am 24. 1724 und am 24. 1726 Nordlichter, ſo daß der 22—25. März zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Bezug auf die Menge der Nordlichter (nicht der Feuerkugeln und Sternſchnuppen), dem 12—14. November parallel geht. Man ſieht hieraus, daß, wenn Herr Capocci hundert Jahre früher beobachtet hätte, er ohne Zweifel andere kritiſche Tage hätte hervorheben müſſen.

Wir ſchließen hier die Ueberſicht der Thatſachen, und gehen zu den Erklärungsverſuchen über, indem wir uns vorbehalten, am Schluß noch mehrere räthſelhafte Thatſachen anzuführen, die zu noch weiterm Nachdenken auffordern.

Nach dem Grundſatz, daß man Erklärungen nicht von weit herholen ſoll, wenn man ſie näher haben kann, ſchien es mehrern Phyſikern bedenklich, einen kosmiſchen Urſprung der Feuer- und Lichtmeteore zuzugeben. Sie zogen es vor, dieſe Phänomene als ausſchließlich unſerm Planeten angehörige, als atmoſphäriſche zu erklären. Schon vor Chladni und Humboldt, ehe noch die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand gelenkt worden war, hatten gelegentlich Lavoiſier und Volta ein Emporſteigen des Waſſerſtoffs in die höchſten Regionen unſerer Atmoſphäre angenommen und daraus, wie hauptſächlich das Nordlicht, ſo auch andere Lichtmeteore, die nicht gleich dem Blitz der tiefern Atmoſphäre angehören, erklärt. Reynolds nahm ſtatt des Waſſerſtoffs feine Mineraltheilchen an, die auf dieſe Weiſe in die höchſten Regionen aufſteigen. Dalton aber nahm dafür unbeſtimmte Gasarten, die nicht von der Erde emporſteigen, ſondern ſich erſt über dem Luftkreis ſelbſt bilden ſollten aus Grundſtoffen, die uns fremd ſind; ja es ſchien ihm ſogar wahrſcheinlich, daß zwiſchen unſerm

niedern Luftkreiſe, in dem die wäſſerigen Meteore, Regen, Hagel, Gewitter vorkommen, und jener höheren Region der fremden Gaſe eine wechſelſeitige Abſtoßung Statt finde.

Alexander von Humboldt hat es mit der ihm eigenen Mäßigung und Gründlichkeit immer vorgezogen, eine neue Entwicklung der Naturkunde vorzubereiten und abzuwarten, als ihr mit einem entſcheidenden Votum vorzugreifen. So hat er denn auch in dieſem Falle nur zu Beobachtungen ermuntert, und iſt mit ſeinem Beiſpiel vorangegangen, ohne ſich mit einer Hypotheſe zu befaſſen. Doch ſcheint er der Erklärung aus der Nähe gegen der aus der Ferne wenigſtens inſoweit einen Vorzug einzuräumen, als er in ſeinem großen Reiſewerk (deutſche Ausgabe, Band II., S. 296) ein häufigeres Vorkommen der Meteore in den Aequinoktialgegenden, an den Küſten und in der Nähe der Vulkane annimmt, und die Frage aufwirft, ob nicht vielleicht die elektriſche Ladung der untern Atmoſphäre auf die höhern Regionen einwirke, aus denen die Sternſchnuppen herkommen? Den atmoſphäriſchen Urſprung dieſer Phänomene behaupteten mehrere andere Gelehrte des Berliner Kreiſes. So C. G. Fiſcher, der in der Abhandlung der Berliner Akademie von 1820 die Anſicht aufſtellte, die Feuerkugeln und Sternſchnuppen entſtünden aus Anſammlungen von fetten und erdigen Dünſten, die von der Erde bis über die Regenzone aufſteigen und mit ihren feurigen Exploſionen und trocknen Auswürfen durch die Region der wäſſerigen Meteore hindurchſchlügen. Auch Ideler behauptet in einem eigenen, 1832 zu Berlin erſchienenen, Buche den atmoſphäriſchen Urſprung der Feuerkugeln in beſonderer Beziehung auf die Nordlichter. Die Grundſtoffe aber, aus denen ſie ſich bilde, ſcheinen ihm von organiſcher Natur zu ſeyn. Er nahm an, ſie breiten ſich über die niedere Atmoſphäre aus und die darin wahrgenommenen Prozeſſe entſtünden durch Temperaturwechſel, wie die der niedern Luft. Gegen die Pole hin würden dieſe feinen Materien gleichſam gebunden im Nordlicht, gegen den Aequator hin entlüden ſie ſich in Feuerkugeln und Sternſchnuppen; doch kämen auch noch mittlere Zuſtände oder Prozeſſe in derſelben vor, die durch auffallende Nebel, Höhenrauch, zuweilen auch durch ſehr hohe Lichtwolken charakteriſirt ſeyen. Das Organiſche an der fraglichen Materie tritt aber deutlich in den Algen und Infuſorien des rothen Schnees, des Schwefelregens ꝛc. hervor.

Wir haben es hier mit atmoſphäriſchen Organismen zu thun. Nicht minder ſcharfſinnig vertheidigte Egen (in Gilberts Annalen Band 75) den atmoſphäriſchen Urſprung jener Meteore, hielt ſich aber hauptſächlich an die metalliſchen Beſtandtheile, die in den Meteorſteinen gefunden werden, und erkannte als das Material, aus denen ſie ſich bilden, zum Theil die ungeheure Menge von Metalldämpfen, die täglich aus Hüttenwerken ꝛc. emporſteigen. Inzwiſchen dürften ſich einige Beſtandtheile von Meteorſteinen, z. B. Nickel, aus dieſer Quelle nicht herleiten laſſen. Es müßten dagegen außer dem Eiſen andere, häufiger auf der Erde verdampfende Metalle, z. B. Kupfer, Zink ꝛc., auch häufiger in den Meteorſteinen gefunden werden, was bekanntlich nicht der Fall iſt. Gewiß muß es für die Vertheidiger der atmoſphäriſchen Hypotheſe von der größten Wichtigkeit ſeyn, den Beſtandtheilen jener höchſten Dunſtregionen näher auf die Spur zu kommen, und hiefür haben zuerſt Egen und Ideler Bedeutendes geleiſtet. Auch J. W. Ritter hat ſchon im 16. Bande von Gilberts Annalen die Feuermeteore in Verbindung mit dem Nordlicht und den elektriſchen Prozeſſen des Wetters für telluriſche Erſcheinungen erklärt und Perioden von 9 bis 10 Jahren angenommen, innerhalb welcher die Thätigkeit dieſer atmoſphäriſchen Prozeſſe kulminire und wieder nachlaſſe. — Unter den Italienern behauptete Belani den atmoſphäriſchen Urſprung der Sternſchnuppen, indem er ſie für ſtreifenweiſe in der obern Luft vertheilte brennbare Gaſe erklärte. (Nach dem **Giornale di Fisica** in Froriepš Notizen V. 246.) Ferner gab Meyer in Schweigers Journal (Band XII. S. 412) die ſehr intereſſante Bemerkung, daß die meiſten Meteorſteinfälle und Feuerkugeln alsdann vorkommen, wenn der Mond unſerer Erde (von der Sonne aus geſehen) voraneilt, alſo im letzten Viertel, und gewöhnlich, wenn er ſich in einem ſeiner Knoten befindet. Allein es iſt weit entfernt, den Mond für die Quelle jener Phänomene zu halten, ſondern er glaubt an einen rein atmoſphäriſchen Urſprung derſelben.

Dagegen hat ſchon der berühmte Aſtronom Lalande die Meteorſteine wirklich für Auswürfe von Vulkanen im Monde (Mondſteine) gehalten. Benzenberg hat das Nämliche in einer in Bonn 1834 erſchienenen Schrift behauptet, und noch in neueſter Zeit hat der große und berühmte Chemiker Berzelius (in Poggendorfs

Annal. Band 33) dieſe Anſicht vertheidigt. Derſelbe hat die Meteorſteine der ſorgfältigſten chemiſchen Analyſe unterworfen und zwei Hauptſteinarten unterſchieden, die auf unſerer Erde nicht vorkommen und die er für nichts anderes halten zu können glaubt, als für Steine aus zwei verſchiedenen Mondvulkanen. Allein abgeſehen davon, daß die kryſtalliniſche Struktur der Meteorſteine, die darin beobachtete merkwürdige dreifache Durchkreuzung (die ſ. g. Widmannſtättenſchen Figuren) und die Abweſenheit aller Verſchlackung (außer am Rande) einem vulkaniſchen Urſprung nicht zu entſprechen ſcheint, ſo hat ſchon Chladni ſiegreich dargethan, daß ein aus dem Monde auf die Erde fallender Stein bei uns mit der Geſchwindigkeit von 35,000 Fuß in der Sekunde ankommen müßte, während die Geſchwindigkeit der Feuerkugeln und Sternſchnuppen dieſelbe weit übertrifft. Endlich ließe ſich gar nicht denken, daß ein aus dem Monde herabgefallener Stein ſekunden- und minutenlang in der Luft ſtillſtehen, oder daherfahren und in einer Curve wieder aufſteigen könnte, was alles bekanntlich an Feuerkugeln beobachtet worden iſt. Wenn übrigens die Anſicht von Berzelius jemals ſich beſtätigen ſollte, ſo würden wir uns mit Recht über unſern verrätheriſchen Trabanten Mond zu beklagen haben, der uns ſeit Jahrtauſenden unaufhörlich aus ſeinen zwei vulkaniſchen Kratern wie aus ein paar großen Kanonen mit all den faſt unzähligen Meteorſteinen beſchoſſen hat, die Chladni bereits verzeichnete.

Chladni, und unabhängig von ihm faſt gleichzeitig Bergmann, waren die erſten, die den kosmiſchen Urſprung der Feuermeteore behaupteten. Chladni glaubt, ſie kämen aus Räumen des Sonnenſyſtems, auf welche unſere Erde keine Anziehungskraft mehr übe, aus weiter Ferne als unſern Planeten fremde Körper, ſey es auch, daß ſie ſich erſt in unſerm Luftkreiſe durch Reibung entzünden. Nun lag es nahe, dieſe neuen Bürger unſeres Sonnenſyſtems mit den ſchon bekannten zu vergleichen. Um Planeten zu ſeyn, waren ſie an Maſſe gar zu unbedeutend. Selbſt für Kometen, die um die Sonne kreiſen, wagte man ſie anfangs noch nicht zu halten. Man vermuthete, ſie möchten, obwohl frei ſchwebend im Raume außer uns, doch noch an die Erde gebunden ſeyn und ſich zu derſelben verhalten wie die Kometen zur Sonne. Zach erklärt ſie für Erdkometen, Farey für ſehr kleine Erdtrabanten.

Der umſichtig und vorſichtig prüfende v. Hoff fand nach allen bisherigen Erfahrungen noch keinen Grund, dieſe kleinen Körper irgend einem der größeren unſers Syſtems, weder der Sonne, noch der Erde zuzutheilen, und ausſchließlich unterzuordnen. Er ſagt (in Poggendorfs Annalen, Band 36), ſie entſtünden aus einer gasartigen Urmaterie, die zwiſchen den Himmelskörpern verbreitet liege, ohne zu der Atmoſphäre des einen oder andern zu gehören, die aber von unſerer Erde auf ihrer Bahn um die Sonne berührt, in einem phyſiſch-chemiſchen Prozeß ſich zuerſt als Maſſe geſtalte, (daher die innere kryſtalliniſche Struktur) und ſofort entzünde (daher die oberflächliche Verglaſung der Meteorſteine). — Hieran ſchließt ſich der indeß etwas weiter gehende neapolitaniſche Gelehrte Capocci an. Dieſer nämlich macht die Feuerkugeln und Sternſchnuppen zu den erſten Verwandten der Kometen, und hegt die Meinung, beide entſtünden aus der Urmaterie oder aus den zwiſchen den Himmelskörpern zerſtreuten Atomen, und zwar durch die Attraktion der Himmelskörper. Die kleineren Gebilde dieſer Art, Feuerkugeln und Sternſchnuppen, unterliegen der Anziehungskraft und ſtürzen auf die Planeten herab, die Kometen dagegen ſchweben frei zwiſchen den Planeten und folgen nur dem Zuge der Sonne. Die Urmaterie aber oder das Aggregat von Atomen, aus denen die Feuermeteore und Kometen entſtehen, ſoll in gewiſſen magnetiſchen Strömen dergeſtalt im Sonnenſyſtem ſich vertheilen, daß die Erde auf ihrer Bahn jährlich nur an gewiſſen Tagen ſie berührt, und dieſe Tage oder Nächte ſeyen es dann, an denen ſich uns die Meteore in Menge zeigen. Echo du Monde savant. 26. Auguſt 1840.

Noch weiter ging Profeſſor Wildt, der in den Feuerkugeln und Sternſchnuppen ſogar kleine Planeten ſah. Er erklärt (in Voigts Magazin, Band 9, Seite 408) dieſelben für Ueberreſte eines zertrümmerten Planeten. Wie ſchon die vier Aſteroiden durch die eigenthümliche Kombination ihrer Bahnen ſich als Fragmente eines einzigen größern Planeten darſtellen, der vielleicht ehemals allein die Region einnahm, in der wir ſie jetzt finden, ſo ſollen auch die Feuerkugeln und Sternſchnuppen nur Ueberreſte, Ergänzungen, gleichſam eine Nachleſe von letzten und kleinſten Ueberreſten jenes zerſtörten Planeten ſeyn. — Olbers dagegen, der berühmte Aſtronom, war geneigt, die Feuermeteore für Kometen in verkleinertem Maßſtab zu halten, und es ſchien ihm, als ob ein

großes Heer derselben regelmäßig um die Sonne kreise und die Ebene der Erdbahn in der Gegend erreiche, welche die Erde vom 10. bis 14. November jährlich durchläuft. Wenn die Erde auch noch an andern Tagen auf solche Sternschnuppenheere stößt, so möge es wohl mehrere derselben geben, was der weiteren Untersuchung anheimfällt. (Schumachers Jahrbuch von 1837. S. 60.)

Es leuchtet ein, in welchem schroffen und unvereinbaren Gegensatz die rein kosmische und die rein atmosphärische Hypothese stehen. Hier sollen die Feuermeteore selbstständig kometen-, wohl gar planetenartige Körper seyn, die völlig unabhängig von der Erde nur dem höhern Zuge der Sonne folgen; dort sollen es blos Dämpfe seyn, die aus der Erde aufsteigen und in blitzähnlicher Erscheinung sich entladen, also etwas unendlich viel Geringeres. Die Anhänger der atmosphärischen Erklärungsweise sagen mit Shakespeare:

> The eard hath bubbles, as the water has,
> And these are of them.

Und doch, wie unvereinbar beide Erklärungsweisen sind, fühlt man sich durch die Thatumstände gedrungen, eine Vermittelung derselben zu versuchen.

Denjenigen Erklärern, die wie Ideler und Ritter auf das Nordlicht besondres Gewicht legen, begegnet gewissermaßen Biot, der auf das Zodiakallicht aufmerksam macht. Während jene mit dem Nordlicht von der Erde emporsteigen, steigt dieser mit dem Zodiakallicht von der Sonne herab. Obgleich nun Biot an der kosmischen Hypothese festhielt und die Feuermeteore für eine meteorische Wolke voll kleiner kometen- und planetenartiger Körper erklärt, die um die Sonne kreisen, so gesteht er doch auch der Erde einen gewissen Einfluß auf diese Körper zu, indem er annimmt, der Stoß, den die Erde jener Wolke, wenn beide zusammentreffen, gäbe, sprenge viele der kleinen Körperchen von ihr ab, die dann zu uns niederfallen. (Poggendorfs Annalen, Band. 59.)

Wir halten hier die Beziehung des Nordlichts und des Zodiakallichts auf die Meteore fest. Mag es der schwierigste Punkt der Untersuchung seyn, so ist es doch wahrscheinlich auch der wichtigste. Das Nordlicht strömt vom Pole der Erde, das

Zodiakallicht vom Aequator der Sonne aus. Dehnen ſich wohl beide ſo weit aus, daß ſie ſich begegnen können?

Das Nordlicht ſtrahlt gewiß in ſehr weite Ferne. Hanſteen glaubt, es leuchte nur außerhalb unſeres Luftkreiſes. Die Feuerſäulen, die es vom Pol bis in unſern Zenith ſteigen und die Nordlichtkrone bilden läßt, erheben ſich ohne Zweifel ſehr hoch. Ueberhaupt darf man nicht zu klein denken von dem Rayon, innerhalb welchem die Erdkugel phyſiſche Wirkungen äußert, (nicht blos mechaniſche der Gravitation). Ein Körper von mehr als ſiebenzehnhundert Meilen Durchmeſſer hat die Macht, ſich mit ſeinen Exhalationen und magnetiſchen Ausſtrahlungen gehörig auszubreiten, oder auch die feinen Materien, die er auf ſeiner Bahn antrifft, in einem ſehr weiten Umfang an ſich zu reißen und dieſelben im Vorbeigehen zu magnetiſiren, zu elektriſiren, zu galvaniſiren ꝛc., d. h. in ihr Lichtſcheine, Exploſionen und ſogar organiſche Entwicklungen, wenn auch nur der niedrigſten Art, hervorzurufen.

Das Zodiakallicht iſt noch weit räthſelhafterer Natur und noch weit weniger ſcharf beobachtet, als das Nordlicht. Indeß weiß man, es ſteigt immer in einer rothen Säule vom Sonnenäquator auf und wird Morgens der Sonne vorangehend geſehen, Abends ihr nachfolgend. Man nimmt an, dieſe Säule ſpitze ſich pyramidaliſch zu, und ſie beſtehe aus Aether oder irgend einer feinen gasartigen Materie, welche die Sonne in ihrem Umſchwung um ſich ſelbſt in der Ebene ihres Aequators mit ſich fortreißt. Allein ich muß geſtehen, daß es mir nie gelungen iſt, dieſe zugeſpitzte Pyramide zu ſehen. Ich ſah das Zodiakallicht nie anders als in einer umgekehrten Pyramide, die Schenkel nach außen öffnend, wie bei dem ſ. g. Waſſerziehen der Sonne. Es kommt hiebei wohl nur auf die Größe der Erſcheinung oder auf die Länge der Lichtſäule an. Denken wir uns nur eine Aetherſcheibe von geringem Durchmeſſer an den Sonnenäquator wirtelförmig angeſchloſſen, ſo werden wir ſie im Profil allerdings wie einen ſpitzigen Kegel ſehen müſſen. Denken wir uns dieſe Scheibe aber als ſehr weit ausgedehnt, ja uns ſelber nahe gebracht, ſo muß ſie uns im Profil als ein umgekehrter Kegel vorkommen. Wir ſtehen ihr alsdann nahe, wie einer Allee, und das uns zunächſt liegende Ende erſcheint uns weiter als das in die perſpektiviſche Ferne ſich verlierende.

Wie verſchieden auch dieſe an den Sonnenäquator gebundene Lichterſcheinung von der an die Erdpole gebundene iſt, ſo haben dennoch Zodiakallicht und Nordlicht viel Aehnliches mit einander. Beides ſind rothe Gluthen an unſerm Horizont, ungefähr von derſelben Intenſität; ſie ſcheinen aus demſelben feinen Stoffe zu beſtehen oder ganz gleichartige Wiederſcheine zu werfen, mag nun das Licht von der Sonne kommen oder vom leuchtenden Erdpol. Sie ſcheinen beide das Daſeyn des Aethers, einer dünnen zwiſchen den Himmelskörpern verbreiteten Urmaterie, zu beweiſen. Wäre dem nun ſo, alsdann könnte dieſer Aether als ein Leiter betrachtet werden, der phyſiſche Wirkungen zwiſchen der Sonne und uns vermittelte, und ſowohl Nordlicht als Zodiakallicht wären in geringerer oder größerer Ausdehnung die ſichtbaren Zeichen einer ſolchen Fernwirkung. Zwiſchen beiden fallen noch andere Lichtphänomene, die weder Nord- noch Zodiakallichter, aber beiden ähnlich ſind und ſich zuweilen gerade an den kritiſchen Meteortagen gezeigt haben. Von dieſer Art waren die merkwürdigen Röthen, die am 29. Juli und 7. Auguſt 1566 Sonne und Mond in Purpur tauchten, und die Blitze ohne Regen, die am 29. Juli und 9. Auguſt 1694 den ganzen Horizont erfüllten. Desgleichen die räthſelhaften Morgen- und Abendröthen im September 1831, die auf ganz ungewöhnliche Weiſe dem Sonnenaufgang mehr als eine Stunde lang vorhergingen und eben ſo ſpät dem Sonnenuntergang nachfolgten.

Sind vielleicht die Strahlen des Zodiakal- und des Nordlichts wirklich Mittel, durch welche der herrſchende und der beherrſchte Himmelskörper, Sonne und Planet, ſich phyſiſch berühren? Sinnig nennt man das Zodiakallicht den Heliokometen, ſo wie das Polarlicht der Erde den Geokometen bildet. An den Kometen iſt die Erſcheinung konſtant, die im Zodiakal- und Nordlicht nur vorübergehend iſt.

Gleich als ob nun alle dieſe eigentlichen und uneigentlichen Kometen wieder kleinere ihrer Art hervorbrächten, hat man die Feuermeteore für wirklich kometenartige, wenn auch nur ſehr kleine Himmelskörper gehalten. Es iſt zu verwundern, daß man damit nicht den mythiſchen Begriff von Kindern aus der Ehe der Sonne und des Planeten verbunden hat.

Auf eine ſehr überraſchende Weiſe zeigen ſich an der Sonne außer dem Zodiakallicht auch räthſelhafte Körper, ganz ſo wie

ſich an unſerer Erde neben dem Nordlicht die Feuerkugeln und Sternſchnuppen zeigen, und die Aehnlichkeit beider Erſcheinungen läßt den Schluß auf eine Verwandtſchaft beider zu.

Wir haben oben die Fälle angeführt, in denen an den kritiſchen Tagen entweder ein Nordlicht anſtatt der Sternſchnuppen eintrat, oder beide zugleich in verſchiedenen Welttheilen, oder auch ſogar beide zugleich in demſelben Welttheil geſehen worden ſind. Sie ſcheinen demnach nur verſchiedene Wirkungen einer Urſache, oder verſchiedene Momente deſſelben Naturprozeſſes zu ſeyn, oder einander wechſelſeitig zu ergänzen. Allein man könnte ſich auch denken, ſie ſeyen aus ſehr verſchiedenen Urſachen hervorgegangen und reagirten gegen einander als Gegenſätze. Dem ſey wie ihm wolle, ſo darf man wenigſtens daran nicht zweifeln, daß ſie zu einander in Beziehung ſtehen.

Nun findet ſich aber, daß auch in der Nähe der Sonne neben dem Zodiakallicht, das unſerem Nordlicht analog erſcheint, noch Körper vorkommen, die unſern Feuerkugeln und Sternſchnuppen analog erſcheinen, und vielleicht ſogar mit denſelben identiſch ſind.

Ermann hat in Poggendorfs Annalen (Band 48, S. 582) die kühne Behauptung gewagt, ein Sternſchnuppenheer kreiſe um die Sonne und paſſire unſerer Erde jährlich zweimal in zwei Abtheilungen vorüber, einmal nämlich bei Nacht im Auguſt und November, und das zweitemal bei Tage im Februar und Mai. Das letztere ſchließt er aus dem Vorkommen von ganz unregelmäßigen Sonnenverfinſterungen in den gedachten Frühlingsmonaten. Seine Anſicht iſt lehrreich, auch wenn er zu voreilig die Perioden berechnet hat. Die Beiſpiele, die er anführt, ſchwanken ſehr in der Zeit. Im Jahre 1206 war es der letzte Februar, an dem eine ſechsſtündige völlig abnorme Sonnenfinſterniß eintrat. Im Jahr 1545 waren es die Tage vom 23. bis 25. April, im Jahr 1706 der 12. Mai. Auch ſind das viel zu wenig Beiſpiele, um den Frühlingsumlauf jener fraglichen Himmelskörper zu beweiſen. Aber das Vorkommen von ſonneverfinſternden Körpern, von denen man ſonſt keine Spur hat, iſt an ſich, abgeſehen von der irrigen oder wahren Zeitbeſtimmung, ſchon intereſſant und ohne Zweifel insbeſondere für unſere Frage. Unter dem Kaiſer Tiberius erlebte man eine große Sonnenfinſterniß zur Zeit des Vollmonds. In Gilberts Annalen (Band 59, S. 88) ſind noch mehrere Fälle

ungewöhnlicher Finſterniſſe erwähnt, aus den Jahren 537, 789, wo es viele Tage lang finſter geblieben ſeyn ſoll, und noch aus dem Jahr 1793, da eine längliche Maſſe quer über die Sonne lief. Nach dem Muſeum des Wundervollen IX. S. 429 ſah man in Neuengland am 19. Mai 1798 die Sonne den ganzen Tag hindurch verfinſtert. Den merkwürdigſten, aber auch zweifelhafteſten Fall meldet das Theatrum Europaeum Band IV., S. 660. Am 13. Juni des Jahres 1636 ſah man zu Ehingen in Schwaben die Sonne bis auf eine ſchmale noch übrig gebliebene Sichel ſich verfinſtern und zugleich eine große Menge ſchwarzer Kugeln auswerfen, die ſich weit am Himmel verbreiteten und die keineswegs eine optiſche Täuſchung des geblendeten Auges waren, ſondern an der Wand deutlich Schatten warfen und zum Ueberfluß in den Straßen niederfielen und „eines Tiſches breit" auf der Erde ausgebreitet mit blauer Schwefelflamme verbrannten. Es iſt wohl nicht unerlaubt, an einigen Umſtänden dieſer aus ſehr wunderſüchtiger Zeit uns überlieferten Thatſache zu zweifeln; doch wird ſie auch nicht ganz ohne Grund ſeyn.

Wie abnorme Verfinſterungen überhaupt, ſo hat man auch beſtimmt geſtaltete Körper im Vorüberziehen an der Sonne beobachtet. Dr. Roſtan ſah einen ſpindelförmigen Körper über ſie hinwegziehen, wodurch ſie zum Theil verfinſtert wurde. Denſelben finden wir in den Akten der Pariſer Akademie von 1763 beſchrieben. Kleine und planetenartige Körper haben viele Aſtronomen gelegentlich über die Sonne weglaufen ſehen. Soll man dieſe räthſelhaften Erſcheinungen für noch unentdeckte Planeten oder für kometenähnliche Meteore halten? Wenn Lichtenbergs Bruder einen kleinen Körper binnen drei Stunden durch die Sonnenſcheibe ziehen ſah; Schrutter einen andern in der Nähe der Venus (bei der man zuweilen einen Trabanten geſucht hat) ebenfalls binnen drei Stunden; Dangos einen kleinen runden Flecken binnen nicht ganz zwei Stunden ꝛc., ſo ſcheint hier allerdings mehr an langſame, ihre Bahn verfolgende Himmelskörper, als an große Glanzmeteore gedacht werden zu müſſen. Wahre Meteore würden dagegen die Leuchtkugeln ſeyn, die man mehrmals in der Nähe der Sonne geſehen hat (vergleiche darüber Poggendorfs Annalen, Band 6, Seite 247), und die Lichtſtreifen, die Schröter und andere Aſtronomen zuweilen durch das Sehfeld ihrer Fernröhre gleiten ſahen.

Gewiß kann man dieſe Erſcheinungen nicht blos und immer für optiſche Täuſchung und für Reflexe von in den Fernröhren befindlichem Staube erklären, wie Göbel in Poggendorfs Annalen (im 14. Bande) annimmt. Wichtiger als alle dieſe Beobachtungen ſcheint indeſſen eine zu ſeyn, die bisher in den Breslauer Sammlungen unbeachtet begraben lag. Man ſah nämlich, heißt es dort, drei Tage lang vom 11. bis 13. November 1725 „juſt an der Mittagsſtunde merkwürdige Sonnenmakuln“ die nicht länger als die genannte Zeit dauerten. Von Meteoren iſt nicht die Rede. Aber die Sonnenflecken müſſen gerade an dieſen kritiſchen Novembertagen als Erſatz für die Meteore angeſehen werden. Ihr Zuſammenhang iſt wenigſtens nach ſo vielen Zeugniſſen für die meteorologiſche Bedeutung jener Novembertage unläugbar. Das Vorkommen von ungewöhnlichen Sonnenflecken in dieſem Zeitpunkt iſt deshalb vorzüglich wichtig, weil es zu beweiſen ſcheint, daß die Sternſchnuppen, die wir bei Nacht auch im günſtigſten Falle nur als zerſtreute und raſch verſchwindende Lichter ſehen, mit zuſammengedrängten Körpern wechſeln, die bei Tage die Sonne verdunkeln können. Sind beide Erſcheinungen daſſelbe? Sind es vielleicht Sternſchnuppen in der Sonnenferne und Erdnähe, dunkle Körper aber in der Sonnennähe und Erdferne? Zeigt ſich uns dieſes Phänomen in einem Jahr aus der Nähe, in einem andern aus der Ferne? oder ſind es zweierlei Phänomene?

Vielleicht darf man zu dieſen räthſelhaften Körpern auch einige ſogenannte Kometen der früheren Zeit rechnen, die von den gewöhnlichen Kometen auffallend verſchieden waren. In Lubieniecii hist. comet. kommt unter dem Jahr 1107 ein ſchwarzer Komet vor, an dem nur der Schweif leuchtete; und unter dem Jahr 1200 ein runder Komet ohne Schweif, aus dem ſtinkende ſchwefliche Steine fielen. Der Komet, den Phranza im Jahr 1450 beobachtete, ging zwiſchen uns und dem Monde vorüber und bedeckte den Mond mit ſeinem Schatten. Daſſelbe ſoll ein Komet im Jahr 1540 gethan haben, wenn der letztere nicht mit dem erſteren überhaupt verwechſelt iſt. Die neueſten Aſtronomen pflegen von dieſem problematiſchen Fall keine Notiz mehr zu nehmen. Aber wenn ihn die Aſtronomie fallen läßt, darf ihn nicht vielleicht die Meteorologie aufnehmen? Der berühmte neue Stern, der im Jahr 1572 plötzlich im Sternbild der Caſſiopeja und zwar gerade

in den kritiſchen Novembertagen zum Vorſchein kam — denn Tycho de Brahe entdeckte ihn den 11. November — und der auch in ſeinem wunderbaren Farbenſpiel etwas Meteorähnliches verrieth, denn erſt war er glänzend weiß, dann gelb, dann roth und zuletzt grau, kann dennoch nicht hieher gezählt werden, weil er vierzehn Monate lang unverrückt dieſelbe Stelle am Himmel behauptete, und keine Parallaxe zeigte, alſo muthmaßlich in unermeßlicher Ferne von uns weit außerhalb des Sonnenſyſtems ſtand.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Anhänger der kosmiſchen Hypotheſe jenen zweideutigen Körpern, die theils als Verdunkelungen der Sonne, theils als außergewöhnliche Kometen wahrgenommen worden ſind, näher auf die Spur zu kommen ſuchen müſſen. Insbeſondere dürfte die Beobachtung der Sonne und ihrer Flecken an den kritiſchen Tagen und eine ſorgfältige Prüfung der alten Kometenverzeichniſſe, der alten Witterungsgeſchichten und überhaupt der alten Chroniken zu empfehlen ſeyn, in denen ſo vieles Wichtige enthalten iſt, auf das man bisher zu wenig achtete, und aus dem gewiß noch manche Bereicherung der Thatſachen, Konſtatirung der kritiſchen Tage ꝛc. zu ſchöpfen ſeyn wird. Man erwäge, was Alles der thätige Chladni ausſchließlich in Bezug auf die Meteorſteine geſammelt hat. Eine ähnliche Sammlung von Thatſachen, wodurch Sternſchnuppen, abnorme Kometen, Nordlichter, Zodiakallichter und andere hieher gehörige Lichterſcheinungen, ſo wie Verdunkelungen der Sonne, wie man ſie ſeit vielen Jahrhunderten bemerkt hat, zur Ueberſicht gebracht wären, fehlt noch der Wiſſenſchaft.

Vielleicht gelangt man durch längere Beobachtungen zu dem Reſultate, daß bei ſo ſehr verſchiedenartigen Erſcheinungen auch eine weit komplicirtere Kauſalität angenommen werden muß, als man ſie bisher geſucht hat. Wenn man, um eine Hypotheſe ausſchließlich durchzuführen, von gewiſſen unerklärlichen Thatſachen, die doch unmöglich umgangen werden können, abſtrahirt, ſo befindet man ſich auf einem Wege, der etwas ſeitswärts von der Wahrheit abführt. Will man die Sonne aus dem Spiel laſſen, ſo fehlt man; will man der Erdthätigkeit zu wenig Ehre laſſen, ſo fehlt man wieder. Sollten denn aus dem Konflikt beider mit dem zwiſchen ihnen liegenden Aether nicht ſehr verſchiedene Wirkungen hervorgehen können? Wirkungen, die einerſeits

der kosmischen, andererseits der atmosphärischen Erklärung mehr entsprächen?

Sämmtliche Planeten bewegen sich in der Ebne des Sonnenäquators, ein Beweis, welchen überwältigenden Einfluß die Schwungkraft der Sonne, indem sie um sich selbst rotirt, auf den ganzen Raum äußert, in dem die Planeten kreisen. Wenn nun nicht alle Urmaterie, die in diesem Raum ursprünglich vorhanden war, oder die sich vielleicht immer von neuem darin erzeugt oder von außen sich ersetzt, in der Sonne, den Planeten und Kometen koncentrirt und absorbirt wurde, wenn noch welche frei schwebend, wie ein Dunst, oberhalb und unterhalb der Planetenscheibe vorhanden ist, so wird sie wahrscheinlich wenigstens zum Theil und nach und nach in die Drehung dieser Scheibe mit hineingerissen, und könnte man sie sehen, so würde dieser mitrotirende Dunst dem Zodiakallicht gleichkommen; auch wäre denkbar, daß sie wenigstens zum Theil zusammenrinnen und neue planeten- oder kometenartige Körper bilden könnte, die dann um die Sonne kreisen würden; könnte man sie sehen, so würden sie entweder die Sonne bei Tag verfinstern, oder bei Nacht leuchten. Auf diese Art könnte die Sonne in Beziehung zu den Meteoren stehen, von denen wir sprachen.

Aber die Erde hat im Kleinen ganz dieselbe Schwungbewegung, wie die Sonne. Auch sie reißt in die Ebene ihres Aequators alles hinein, was ihr auf dem Wege begegnet und schwächer ist, als sie selbst. Wenn ihre Atmosphäre sich mit dem Aether reibt, den sie durchfliegt, so können Gegensätze, Reaktionen zwischen beiden stattfinden, oder Vermischungen. Je dünner und schwächer der Aether ist, um so weniger heftig wird der Konflikt seyn; es werden vielleicht nur Hellungen entstehen. Je mehr koncentrirte Kraft der Erde begegnet, um so heftiger wird der Konflikt seyn, und es werden sich Explosionen zeigen. Wer möchte behaupten können, wo immer das Material, das zu den Prozessen selbst und ihren Niederschlägen erforderlich ist, herkomme? ob nur aus dem von der Erde unterwegs aufgefangenen Aether? ob nur von Ausdünstungen der Erde selbst? oder ob von beiden zugleich? hier vorzugsweise von diesen, dort von jenen? Wenn aber nicht blos Aether, sondern auch schon feste, aus demselben zusammengeronnene, auf irgend eine Weise gebildete feste Körper, gleich kleinen

Planeten oder Kometen, der Erde begegnen, so müſſen auch ſie, ſofern ſie viel ſchwächer ſind, durch die Schwungbewegung der Erde in die Richtung ihres Aequators fortgeriſſen werden. Und daher ſcheint es zu kommen, daß die zahlreichen Sternſchnuppenregen, die man auf der Nordhälfte der Erde beobachtet hat, ihre Richtung nach Süden nahmen. Allein damit iſt noch nicht geſagt, daß dieſe uns erſcheinenden Sternſchnuppen dieſelben Körper ſeyen, die zuweilen die Sonne bei Tage verdunkeln. Selbſt wenn große Züge von Meteorkörpern periodiſch unſere Erdbahn berühren, kann vielleicht doch ein weſentlicher Unterſchied beſtehen zwiſchen denen, die uns nahe kommen, von unſerm Planeten gefaßt und entzündet werden, und denen, die uns fern bleiben. Denn der Raum zwiſchen uns und der Sonne iſt weit, und gar mancherlei mag ſich darin bewegen und geſtalten. Körper von ſehr verſchiedener Größe und Qualität können ſich darin bilden und nach Maßgabe der fremden Kraft, auf die ſie ſtoßen, mannigfach durch phyſiſche und chemiſche Prozeſſe modifizirt werden. Zwiſchen den Feuerkugeln und Sternſchnuppen beſteht ein noch nicht erklärter Unterſchied. Eben ſo zwiſchen den Meteormaſſen, die zu uns herabfallen. Sie ſind Metall oder Steine, von zwei Hauptgattungen; ſie ſind Gallert, Brei oder Staub. Und dieſer Staub wimmelt von kleinen Organismen. Wir kennen das Verfahren der Natur noch lange nicht ſo genau, um über den Urſprung dieſer Organismen abzuſprechen. Durch Ehrenbergs unſterbliche Entdeckungen mit dem Mikroſkop hat ſich die Geographie des Organismus um große Reiche erweitert. Man ſollte faſt an ein Geſetz der Natur glauben, wornach ſich die rühmliche Ausdehnung der Gattungen umgekehrt ſo verhält, wie die Größe des Individuums. Wenn ganze Gebirge nur aus Schalen vorweltlicher Infuſorien beſtehen, wenn jeder Tropfen Waſſers tauſende von lebenden Geſchöpfen enthält, ſo iſt wohl der Gedanke nicht zu fern, daß ſich auch in gewiſſen Regionen über uns Organismen bilden können.

Ein Gebiet des Raums, deſſen fremdartige Gebilde von der Größe eines ſonnenverdunkelnden Körpers bis zur mikroſkopiſchen Kleinheit des Protococcus im rothen Schnee abwechſeln, läßt ſich nicht mit einer Hypotheſe erobern. Man muß es langſam und mit mühſeligem Fleiße erforſchen.

Noch auf einen Umſtand iſt aufmerkſam zu machen, denn

man muß hier, wie ein umsichtiger General, der in ein unbekanntes Land kommt, überall seine Vedetten ausstellen. Gibt es Meteore kosmischen Ursprungs, und gehören sie, wie die Kometen, zum Sonnensystem, bewegen sie sich um die Sonne, und zwischen uns und der Sonne, so muß ihre Bahn entweder zwischen der Bahn des Merkurs und der Sonne, oder zwischen der Bahn der Venus und des Merkur, oder zwischen der Bahn der Erde und der Venus durchgehen. In dem einen oder andern Fall dürften jene beiden untern Planeten, wenigstens wenn sie sich in der Erdnähe befinden, auf die Meteore irgend einen Einfluß üben. Darum scheint es angemessen, bei künftigen Beobachtungen auch den Stand jener Planeten zu berücksichtigen, so wie auch den des Mondes, worauf schon Mayer geachtet hat.

Nach allem bisher Entwickelten wird man einen runden und befriedigenden Schluß der gegenwärtigen Betrachtung nicht erwarten. Er könnte nur in einer Hypothese versucht werden auf Kosten der Gründlichkeit. Die Wissenschaft sieht hier noch nicht ins Helle, sondern nur in ein dunkles Gebiet, das von mannigfachen und räthselhaften Schlaglichtern schrecklich und schön beleuchtet ist.

Wolfg. Menzel.

Reform des Choralwesens.

Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge.

Das seit Jahrzehnten oft gehörte Wort: Reform, hat in unsern Tagen nach und nach einen Sinn erhalten, welcher von der anfänglich damit verbundenen Meinung um ein Ziemliches abweicht. Der Grundbegriff der Aenderung in demselben ist zwar natürlich immer noch derselbe, aber die Richtung des Aenderungsbestrebens ist eine andere geworden, wenigstens auf dem Gebiet der Kirche und der Kunst. Um es kurz zu sagen, so verstand man früher unter Reform diejenige Aenderungsweise an den Formen des Lebens, welche das Bestehende und Hergebrachte, als veraltet, möglichst beseitigend, das Lebensmaterial zu einer Tafel abschliff, um auf dem glatten Grund derselben die Figuren neuer Theorien einzuzeichnen, oder die vielfarbige Wand alter Gebäude mit dem, dem Licht am verwandtesten scheinenden Weiß überpinselte. Nunmehr, da der neue Ueberzug theils von selbst, theils unter Beihülfe grübelnder Hände da und dort abgefallen, tauchen die alten Farben und Gestalten wieder auf, und treten vor das bewundernde Auge, und es regt sich der Wunsch nach dem genaueren Anblick und gründlicheren Genuß einer unter der Oberfläche der Gegenwart verschwunden gewesenen Vergangenheit. Da ist denn auch von Reform die Rede, aber jetzt mit einer starken Betonung der ersten Sylbe jenes Worts, so daß diese Rede klingt wie eine Aufforderung an die Zeit, dasjenige, was sie übereilter Weise an dem Alten kerrigirt und gemeistert hat, zu revociren. Mag sich immerhin manches Eitle dieser Richtung dem Alten zu beimischen,

ſo daß ſie der oberflächlichen Betrachtung leicht als eine bloße Modethorheit erſcheint; — das iſt gewiß, daß eine theilweiſe Rückkehr, ein Rückſchritt, zu den Bedürfniſſen der Zeit gehört, ſo fern man unter dieſem Zurückgehen eine Vertiefung in Geiſt und Leben der Altvordern, eine neue Berührung mit dem mütterlichen Boden verſteht, von welchem der ringenden Gegenwart neue Lebenskraft zuſtrömen muß.

In der That war auch dasjenige, was die ſogenannte Aufklärungsperiode geleiſtet hat, — wenn man den allerdings großen Gewinn einer theilweiſe gelungenen Sprengung der Feſſeln abrechnet, womit das Hergebrachte den Geiſt gebunden hatte, — nicht ſowohl ein Fortſchritt, als vielmehr ein Seitenſprung; man wich zugleich von dem ſubſtantiellen Inhalt der Vergangenheit ab, indem man nur die Formen abzuſtreifen meinte, an welchen die Anhänger des Alten mit einer freilich herausfordernden Zähigkeit feſthielten; damit beraubte man ſich einer ſoliden Baſis, und es mußte ſo kommen, daß die Gebäude, welche abſeits von dem Felſengrund aufgeführt waren, wankten, und, wie es bei unſolidem Bauen geht, daß ihren Bewohnern der Aufenthalt darin gar bald entleidete. Jetzt fängt man an, einzuſehen, wie viel Schaden durch den Drang jener Zeit, ihre noch jungen Anſichten, ihren neuen Geſchmack dem Volke mitzutheilen, geſtiftet worden iſt; nachdem der Reiz der Neuheit verſchwunden, und das anfänglich Bewunderte in kurzer Friſt ſich abgenützt hat, empfindet man den großen Mißgriff. Man hat z. B. Liturgien gemacht nach dem Bedürfniß der Zeit, mit geläutertem Geſchmack; man hat wunder wie ſchöne Kirchengebete vorgeſchrieben, voll hoher Redensarten, im höchſten Pathos. Dies Pathos erregt jetzt Mitleiden oder Spott, und wenn wir die alten Kirchengebetbücher in die Hand nehmen, ſo erſcheint es uns unbegreiflich, wie ſie je ſo verkannt werden konnten: Gebete von edler Einfalt, aus einer Zeit des innigſten Glaubens ſtammend, Gebete, an welchen der andächtige Gebrauch im Lauf der Zeit mit zarter Hand geebnet, gemildert, gebeſſert hatte, zugleich ein Fluß in der Sprache, ein Rhythmus, der uns erſt recht deutlich wird gegenüber dem ganz unmuſikaliſchen Wortgeſtampf in den neueren Produkten; eine Feinheit ferner in den Beziehungen, ſo daß für jede Handlung, jedes Feſt ſein eigenthümlicher Gedanken- und Wortkreis zu erkennen iſt, gleichſam ſeine Tonart, während

in den neueren alle Töne bunt durch einander laufen, und man mit geringen Aenderungen jedes zu jedem Gebrauch nehmen könnte. Es waren zugleich Zweige an Einem gemeinschaftlichen Stamm. Als aber die Verbesserungssucht sich darüber hermachte, wurden sie abgehauen, und wurzellose Maien an ihre Stelle gestellt, wo dann wohl eine Weile die Blätter rauschten, aber es war das Rauschen welkender Blätter. So hat man auch Gesangbücher gemacht. Statt den neu erwachten Bedürfnissen neben den alten einen Raum zu gönnen, und was die Aufklärungsperiode wirklich Aechtes und Bleibendes zu Tage gefördert, dem Ueberlieferten und Erprobten brüderlich an die Seite zu stellen, hat man das Alte gemeint neu machen zu müssen, mußten sich die Lieder in dem Prokrustesbett des modernen Geschmacks strecken und kürzen lassen, und ward das durch unverdenklichen Besitz und Gebrauch geheiligte Eigenthumsrecht der Gemeinden an den Schatz ihrer Lieder der Willkür weniger Individuen überliefert. Welch eine Noth hiedurch entstanden, ist andern Orts gehörig beleuchtet, und bereits ist auf mehreren Punkten an Abhülfe gedacht und Hand angelegt worden. Ob der Schaden übrigens je wieder ganz gut zu machen, ist zu bezweifeln. Das Prinzip der Stätigkeit im Aendern und Fortschreiten, obwohl von jenen Gesangbüchern selbst ganz verkannt, übt ihnen gegenüber eine zwar unverdiente, aber unumgängliche Schonung; auch spukt ja wohl die Eitelkeit oder Subjektivität, dies Lieblingskind des Zeitgeistes, in manchem Liebhaber des Alten, und verleitet ihn, seine Läpplein den ehrwürdigen Gewändern wohlmeinend aufzuheften, wie es denn überhaupt der Natur gar sauer eingeht, andere Leute in Ruhe, und sie so sich geben und reden zu lassen, wie ihnen der Mund geöffnet ist; und weil wir ein recensirendes und korrigirendes Geschlecht sind, so zuckt uns gleich die Feder hinter dem Ohr, wenn wir so Etwas lesen, das nicht ganz nach unserm Styl ist, und immer wieder sind wir versucht, uns zu den alten Liedern in das Verhältniß eines Präzeptors zu den Exerzitien seiner Schüler zu setzen.

Wenn aber nun einmal das Bedürfniß erwacht ist, und die Reform im oben angedeuteten Sinn begonnen hat, so bleibt sie nicht bei Einem stehen, mit jeder Abhülfe einer Noth taucht eine neue Noth auf; Kirchen, Kultus, Verfassung, Gebete, Lieder verlangen ihr Theil am alten Erbgut, oder wenigstens Fortentwicklung

auf der Baſis des Alten. Wir finden es daher ganz natürlich, daß auch der Geſang in das allgemeine Verlangen miteinſtimmt, und daß in unſrer Zeit die Klagen über Choralbuchsnoth * ſich mit denen über die Geſangbuchsnoth vermiſcht haben. Ja es iſt nothwendig, daß, wenn einmal ein anderes Prinzip bei Abfaſſung von Geſangbüchern thätig war, dann auch die Choralbücher eine entſprechende Reform erfahren und mit dem Text auch die Noten, welche nach Luthers Ausſpruch jenen lebendig machen, vorgenommen und geſichtet werden.

Die folgenden Zeilen haben die Abſicht, Einiges zur Verſtändigung eben über den leztern Punkt beizutragen, über welchen allerdings die Anſichten gegenwärtig noch faſt weiter auseinandergehen, als über die Lieder ſelbſt, und wo der Aberglaube, daß in Geſchmacksſachen keine vernünftigen und alſo auf allgemeine Geltung Anſpruch machenden Prinzipien aufzuſtellen ſeyen, der Willkür ſubjektiven Schaltens den größten Spielraum offen zu laſſen pflegt.

Iſt von Reform der Choralbücher und alſo zugleich des Kirchengeſangs die Rede, ſo muß ſich Referent natürlich zu allererſt gegen die vielen neuen Melodien erklären, welche in den modernen Choralbüchern auftauchen. Unſre Zeit ſcheint nicht dazu auserſehen, hierin viel Dauerndes leiſten zu ſollen. Es fehlt ihr an der Grundſtimmung dazu, an der natürlichen Begeiſterung, dem unmittelbaren Hingenommenſeyn von dem Gegenſtand. Wenn vor Alters ein frommes Gedicht an einer bereits vorhandenen Sangweiſe hinaufwuchs, wenn in geweihten Stunden wohl auch Worte und Töne zugleich hervortraten als Erguß Einer frommen Gemüthsſtimmung, oder wenn zu dem Meiſterlied ein Meiſtergeſang ſich fand wie in bräutlichem Begegnen, ſo will das jetzt nicht mehr recht ſich ſchiken; vielmehr wird die Sache meiſt handwerksmäßig betrieben; man nimmt das Maß vom Gedicht, und fertigt ein Melodienkleid nach gewiſſem Schnitt, nach todten Regeln, und die allertodteſte iſt darunter die der Popularität. Dieſe verſteht man nämlich ſo, daß nur gewiſſe Gänge, Notenfolgen etwa die, welche der Sanglehrer an der Tafel herunterſingen laſſen kann, ohne daß die Kinder fehlen, — populär ſeyn ſollen. Dies

* S. Karl von Raumers Kreuzzüge.

iſt zwiefach unrichtig. Einmal iſt es ein Unterſchied, ob ich ein Intervall allein für ſich zu ſingen habe, oder in einem Geſangſtück; im erſten Fall kann es mir ſchwer ſeyn, im andern nicht, ſo fern nämlich ein an und für ſich ſchwerer zu treffender Ton durch die Verbindung, in welcher er mit dem übrigen Geſangſtück ſteht, ſingbarer werden kann; iſt er vom muſikaliſchen Schönheitsſinn gefordert, gehört er herein in den, freilich von todten Regelnmeiſtern ganz ungeahnten Sphärengang der Melodie, ſo kann ihn auch ein Mindergeübter ſingen, während eine ſchulgerechte, aber triviale Tonfolge der Gebildetere wenigſtens nicht ſingen mag. Die andere Unrichtigkeit in jener Popularitätsregel hat eine tiefere Urſache und reicht weiter, auch über das Gebiet des Geſangs hinaus. Pädagogen nämlich — und Referent ſcheut ſich nicht, das zu geſtehen, obwohl er durch Beruf und Neigung ſelbſt theilweiſe dazu gehört, und alſo eine Schwachheit des eigenen Standes verrathen muß — kommen gerne in die Verſuchung, auch die Erwachſenen wie Kinder zu behandeln, ſie als Bildungsbedürftige anzuſehen, welchen man durch Methode beikommen müſſe. Trifft es ſich nun, daß Organiſten zugleich Pädagogen ſind, ſo kann ihnen geſchehen, daß ſie die Kirche für eine Schule halten, und nun natürlich auch ihre neuſterfundenen Sangregeln auf den Gemeindeſang anwenden wollen. Dies iſt eine große Täuſchung. Das Volk, wenn gleich ungebildet, iſt darum nicht als Kind zu betrachten. Es hat im Grunde Alles, was die Gebildeten haben, es nimmt auch auf, was ihm Geiſtiges entgegentritt, nur, möchte man ſagen, mit andern Organen. Während beim Gebildeten das Urtheil durch Reflexion vermittelt und begrifflich klar ſich ausſpricht, wirkt es im ungebildeten Erwachſenen unmittelbar, aber nicht mit der weichen Unmittelbarkeit des Kindes, deſſen Seele die Eindrücke von Außen widerſtandslos durch ſich hindurch gehen läßt, ſondern ſein Ich iſt ſo gut ein feſtes, wie das des Gebildeten, es leiſtet Widerſtand und gibt Beifall durch inneren Gegenſtoß. Nur kann es ſein Urtheil in ſolchen Dingen, die nicht zum täglichen Leben gehören, nicht motiviren. Gleicherweiſe läßt es ſich auch nicht durch Motive verſtändiger Reflexion beikommen. Sein Vernunftgebiet iſt das Kurze, Scharfe, Körnigte, Sprüchwörtliche; es muß eine Spitze haben, was man ihm gibt, die Breite iſt ihm fatal, es vermag ſie nicht zu überſehen. Solche

nun, die ihr Deutſch allein bei den Lateinern gelernt und ſich angewöhnt haben, nur denjenigen Gedanken gelten zu laſſen, der wohlkonſtruirt ans Tageslicht tritt, bemitleiden das Volk ſeines Unverſtands wegen, weil es die langen Reden, die Relativſätze nicht faßt, nicht ſcheiden kann; eher nicht habe der Volksunterricht ſein Ziel erreicht, bis Alle im Stande ſeyen, unſer gebildetes Deutſch zu reden, d. h. in grammatikaliſch entwickelten Gedanken auszudrücken. Dahin ſtrebt denn auch das Lehren in manchen ſogenannten gehobenen Volksſchulen. Es iſt hier nicht der Ort, das Mißliche dieſes Strebens zu erörtern, noch zu beweiſen, um wie viel nöthiger, zumal bei der kurzen Dauer des Unterrichts, eine rechte Erfüllung mit geiſtigem Inhalt, als das Dringen auf korrekte Form ſey; — nur auf die Karrikaturen ſey hingewieſen, welche auf denjenigen Bildungsſtufen zu Tag kommen, wo die beiden Arten von Verſtand, Volksverſtand und Verſtand der Gebildeten, ineinander zu fließen pflegen, und ſich zum Bewußtſeyn zu bringen, daß jenſeits der Grenzlinie unſerer literariſchen Bildung auch ein Gebiet vernünftigen Urtheilens ſeyn müſſe, weil ſonſt das Verlaſſen deſſelben und das Schweben zwiſchen beiden nicht ſo widerlich auffallen könnte.

So hat das Volk wohl auch ſein muſikaliſches Urtheil und melodiſchen Sinn, auf andre Weiſe zwar, als der durch Regeln Gebildete, aber darum doch nicht wie die Kinder, bei welchen Alles Einzelne nicht nur noch unentwickelt iſt, ſondern auch des Anhalts an dem mit den Jahren erſt erſtarkenden Charakter entbehrt. Man kann deswegen das Volk nicht ſingen lehren, wie man die Kinder lehrt; auch darf man nicht Choräle machen für's Volk, wie man Geſänge macht zum Behuf methodiſchen Singunterrichts in der Schule. Dieſe finden unmöglich Anklang. Kein Menſch lebt von Regeln. Derſelbe Genius, welcher dem muſikaliſch Gebildeten in den Meiſterwerken der Tonkünſtler entgegentritt, muß dem Volke in ſeinen einfacheren Melodien begegnen, und nur was aus der Tiefe geſchöpft iſt, vermag auch beim Singen Luſt und Leben zu ſchaffen; denn für das Faſſen des Wahrhaftgeiſtigen, Urlebendigen hat kein Stand ein Privilegium, kein Menſch iſt davon ausgeſchloſſen; wohl aber iſt dasjenige, was nach äußerlichen Regeln, für gewiſſe Zwecke, zu Nutz und Frommen des einfältigen Volks gemacht werden will, für gar Niemand.

Es ſollen daher Pädagogen, Kinderlehrer, ſich wohl hüten, das Volk wie Kinder und die Kirche wie ihre Schule zu behandeln, am allerwenigſten aber meinen, ihr Beruf ſey, die Geſellſchaft nach ihren methodiſchen Regeln umzubilden, eine neue Art in die Welt einzuführen. Ihr Beruf iſt vielmehr der, die Bildung der Alten den Jungen zu vermitteln, das, was die Erwachſenen können und wiſſen, die Heranwachſenden zu lehren; ſie haben den Stoff ihrer Mittheilungen nicht erſt zu entdecken, zu machen; er iſt da, vor ihnen, ſie dürfen ihn nur nehmen, wie er von der Geſchichte, dem Herkommen und denjenigen ſeltneren Geiſtern dargeboten wird, welche als Träger weiterbildender Ideen in der Welt ſich beurkundet haben, und nur die Form, unter der ſie ihn anbringen, der Nachdruck, welcher durch die Perſönlichkeit gegeben werden muß, iſt ihre Sache. Statt deſſen aber hält ſich Mancher, der an und für ſich ein guter Lehrer wäre, für einen ſchöpferiſchen Menſchen, und meint mit ſeinen Geiſteserzeugniſſen die Welt vorwärts bringen zu müſſen; und iſt einmal dieſe Meinung angenommen, ſo verbreitet ſie ſich immer weiter, die Jungen lernen's von den Alten, und Ein mittelmäßiges Produkt des Meiſters fördert hundert ähnliche von ſeinen Schülern ins Daſeyn. Man werfe nur einen Blick in die Hefte, in welchen unſerem Volk, frommen und weltlichen, Geſänge angeboten werden, einſtimmig, zweiſtimmig, vierſtimmig, und man wird erſchrecken ob der unendlichen Fadheit der meiſten Kompoſitionen; da iſt Alles nach einer ſteifen Regel zuſammengedreht, von Bewegung und Leben keine Spur, Noten und Stimme laufen wie in Rädchen ihren geweisten Weg, ſo daß einer, der einmal Einiges dergleichen gehört hat, nach den erſten Takten einer ſolchen Kompoſition die Augen zumachen darf, und er weiß ſchon, wie's weiter geben und ſchließen wird. So iſt's, wenn man meint, Kompoſitionsregeln wiſſen und Selbſtkomponiren ſey Eines und daſſelbe. Dieſe muſikaliſche Zeugungsluſt hat ſich auch auf den Choral geworfen, und unſere neuen und neueſten Choralbücher ſind voll von neuen Namen. Hie und da gelang wohl ein Verſuch, j unſere evangeliſche Kirche hat aus dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts einige Melodien aufzuweiſen, welche ſich den alten getroſt an die Seite ſtellen dürfen, z. B. „Mein Glaub' iſt meines Lebens Ruh',“ und „Stärk uns Mittler“ von

dem Biberacher Muſikdirektor und Mitherausgeber des uneinsjüngſten württembergiſchen Choralbuchs, Juſtin Heinrich Knecht; aber bei weitem die Mehrzahl wäre lieber gar nicht geboren, und auch der neuerdings angenommene Schein alterthümlicher Einfachheit wird den meiſten Produkten dieſer Art das Leben nicht zu friſten vermögen.

Man könnte hieraus den Einwurf machen, daß ſolche Choräle eben darum unſchädlich ſeyen, und das Eifern dagegen überflüſſig, weil ſie ja doch nicht aufkommen werden. Das iſt richtig, und man iſt in ſolchen Fällen auch verſucht, der verſchrieenen vis inertiæ des Volks eine Lobrede zu halten, ſofern ſie allerdings in der jüngſten Zeit dazu gedient hat, manchen Neuerungsverſuchen den Weg zur Kirche ſo lange zu verſperren, bis ihre Nichtigkeit eingeſehen werden konnte. Allein Schaden erwächst doch hieraus; man plagt wenigſtens die Kinder in der Schule mit dem Lernen unerquicklicher Melodien, und man verderbt den Geſchmack angehender Organiſten, und jede Stunde Mühe den Stümpereien gewidmet, iſt ein Raub, an dem Studium ächter, klaſſiſcher Kirchenmuſik begangen, ja man entleidet dem Lehrling das Gute, und macht ihn träg dazu, indem man ihm Mittelmäßiges und Geringes vorlegt; nichts zu ſagen davon, daß wohl auch mancher gute alte Choral ſeine Stelle an einen neuern unerprobten abtreten mußte.

Hinweg alſo mit den neugemachten Chorälen aus den kirchlichen Choralbüchern. Wer aber den Beruf in ſich ſpürt, Choräle zu komponiren, der biete dieſe in Privatſammlungen an, und warte darauf, bis ſie von ſelbſt den Weg ins Volk finden. Unterwegs wird denn wohl mancher umkommen, aber was ächt und lebensfähig iſt, kommt gewiß vorwärts; es hat ja keine Eile, man muß es nicht erleben wollen, etwas von ſich ſelbſt die Gemeinden ſingen zu hören, die Kirche übt ein langſames, aber gewiſſes Gericht; die katholiſche verſetzt niemand unter die Heiligen, ehe mehr von ihm übrig iſt, als ſeine Gebeine; ſo begnüge ſich denn auch ein evangeliſcher Komponiſt, erſt dann vielleicht in der Kirche geſungen zu werden, wenn ſein eigener Name verklungen iſt auf Erden.

Eine Ausnahme freilich muß bei ſolchen Liedern ſtattfinden, die in neue Geſangbücher aufgenommen werden, ohne daß eine alte, zu ihrer Versart paſſende Sangweiſe vorhanden iſt. Da

erſcheint eine neue Kompoſition nothwendig. Zwar kann man öfters helfen, und alte Melodien da und dort ſtrecken oder kürzen. Es iſt das aber nicht immer räthlich, leicht kann dabei die Schönheit der Melodie durch Verrückung des Ebenmaßes zerſtört werden. Hat man nun die Anſicht, daß unſerer Zeit die Schöpfung neuer Kirchenſangweiſen ſchwer falle, ſo wird man vorſichtig ſeyn mit der Aufnahme neuer Metren in ein Geſangbuch. Unſere heutige Poeſie, weltliche und fromme, hat eine an Zuchtloſigkeit grenzende Mannichfaltigkeit von Versmaßen aufgebracht, und eine volksthümliche Muſik wird nicht im Stande ſeyn, es dieſem Luxus gleichzuthun. Es kann daher wohl ſeyn, daß hie und da ein modernes Lied aufgenommen wird, das, vergebens auf ſeine Melodie wartend, unverehelicht wieder von dannen geht. Man betrachte z. B. das Metrum:

Wenn ich Ihn nur hab,
Wenn Er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grab
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Hier ſind immer die ſich reimenden Zeilen von ungleicher Länge, und das Mißverhältniß ſteigert ſich im letzten Reimpaar beinahe auf das Doppelte der Sylben. In einer Arie mag ſolcher Wechſel erwünſcht ſeyn, aber es muß ein Wunder geſchehen, wenn dies ſchöne Lied von Novalis, das allerdings aus andern Gründen in den neuern Geſangbüchern nicht fehlen wird, eine kirchliche Melodie finden ſoll. Auf jeden Fall darf die Aufnahme dieſes Lieds keinen Vorgang bilden für andere minder bedeutende von unkirchlichem Versmaß, und diejenigen, welche Geſangbücher anlegen, mögen ſich hüten, der nachfolgenden Choralbuchsarbeit Verlegenheiten zu bereiten.

Im Bisherigen war es darum zu thun, vor neuen Chorälen zu warnen, und jeder mit dem Volk und der Kirche Vertraute wird dieſe Warnung ſchon aus dem einfachen Grunde für wohlgemeint anſehen, weil die Kirchen gewiß nicht dazu da ſind, um in ihnen immer wieder Choralproben anzuſtellen, und weil die Alten nicht deswegen ihre Geſangbücher zur Kirche tragen, um ſich von der Schuljugend neue Weiſen einſchreien zu laſſen. Die

falſche Meinung, als wäre immer die neueſte Zeit die geſcheidteſte und geſchickteſte, hat auch auf dem Choralgebiet großen Schaden angerichtet, und es thut noth, daß man wieder Glauben faſſe an den Geiſt und Kunſtſinn der Verfahren; ſchon deswegen, um vor der ewigen Unruhe des Neuerns und Beſſermachenwollens bewahrt zu bleiben.

Aber nun iſt eben die Hauptfrage: wenn man einmal zurückgreift, wie weit ſoll man gehen? ins vorige Jahrhundert, ins vorvorige oder bis zur Reformationszeit zurück? und nach welchen Grundſätzen ſoll man aus der ältern Zeit ſchöpfen?

Auf dieſe Frage mögen einige geſchichtliche Notizen über den Choral antworten, und der Leſer wird ſich dann ſelbſt ſein Urtheil bilden können.

Die Reformation traf in Deutſchland keinen kirchlichen Volksgeſang an. Wie überhaupt die Mitthätigkeit der Gemeinde beim Gottesdienſt auf ein Kleinſtes beſchränkt worden war, ſo war es auch dem Gemeindegeſang ergangen.

Der Biſchof Ambroſius von Mailand (im vierten Jahrhundert) hatte einen Kirchengeſang eingeführt, welcher vermuthlich dem weltlichen Geſang nahe geſtanden hat. Wenigſtens entwickelte ſich aus demſelben eine Geſangweiſe, welche ſpäteren Päpſten bedenklich* erſchien. Papſt Gregor I., zwei Jahrhunderte nach Ambroſius, fand ſich genöthigt, den Kirchengeſang zu vereinfachen, und daß damals in der Erbauung und dem Gemeindeleben ſchädlicher Luxus mit dem Singen getrieben worden iſt, geht aus einer im kanoniſchen Recht ſich vorfindenden Stelle (Decr. Grat. Dist. XCII. cap. 2.) hervor, wo Gregor verbieten mußte, bei der Wahl der Diakonen in Rom auf gute Sänger zu ſehen, und dieſen Kirchendienern überhaupt das Singen niederlegte. Fit plerumque,

* Der beinahe gleichzeitige Hieronymus fand ſchon nöthig zu warnen. Er ſagt in ſeinem Kommentar zum Epheſerbrief cap. 5. v. 19. Deo non voce, sed corde cantandum: nec in tragœdorum modum guttur et fauces dulci medicamine liniendæ sunt, ut in ecclesia theatrales moduli audiantur, et cantica. Johannes Zwick ſcheint dieſe Stelle vorgeſchwebt zu haben, wenn er in ſeiner, ſeinem Geſangbuch vorgedruckten „Vorred zur Beſchirm- und Erhaltung des ordentlichen Kirchengeſangs“ ſagt: „man leert nit, — das allein gwycht Lüt ſingen ſöllind, und das uß dem Geſang ein fleiſchlicher Luſt und Orenweid werde, das man die Burgel mit gutem ſtarkem Weyn ſalben müeßt, u. ſ. w.

heißt es dort, ut ad sacrum ministerium dum blanda vox quæritur, quæri congrua vita negligatur, et cantor minister Deum moribus stimulet, cum populum vocibus delectat. Eine Reaktion erſcheint demnach als gerechtfertigt. Gregor aber entkleidete nun den Kirchengeſang aller Anmuth, er nahm ihm namentlich, indem er alle Noten gleich lang machte, allen Rhythmus, und damit war der Geſang ſchon dem Volk entrückt. Nun wurde das Singen in der Kirche ein Privilegium Weniger, und zog ſich aus dem Schiff der Kirche in den Chor zurück, — derſelbe Gang, den überhaupt der Kultus nahm. Nur einige alte Hymnen, wie „Herr Gott dich loben wir“ u. A. ſcheinen Eigenthum des Volks geblieben zu ſeyn; und dann ſcheint auch das Wallfahrten einigen religiöſen Volksgeſang aufrecht erhalten zu haben, ſofern hier größere Freiheit ſtattfinden mußte, und ſchon der Reiſeſchritt einen Rhythmus mit ſich brachte. Wenigſtens finden ſich unter den alten Chorälen einige, die, namentlich in ihrer urſprünglichen Faſſung, einen ſogleich an den Geſang mahnen, welcher auch jetzt noch in katholiſchen Ländern bei ſolchen Gelegenheiten gehört wird, und wie wäre es möglich geweſen, der heiligen Jungfrau und dem Jeſuskind zu ſingen, ohne Anmuth in den Melodien? Neben dem ſtrengen Kirchen- oder eigentlich Chorſtyl muß bei den freiwilligen Gottesdienſten ein bewegterer, melodiſcherer, rhythmiſcher Geſang ſtatt gefunden haben. Die Reformatoren nahmen dieſe Elemente des religiöſen Geſangs auf, und wir finden in den früheſten Kirchengeſangbüchern vorwiegend die alten Feſtlieder, Hymnen, Pſalmen, jedoch in eine Form gebracht, in der ſie dem Reformationsprinzip gemäß den Gemeinden wieder näher ſtanden.

Allein dieſe alten überlieferten Geſänge machen doch nur einen Theil jener Bücher aus, in welche nach und nach immer mehr andere Elemente übergingen. Was in der Theologie und im religiöſen Leben durch die Reformation geſchah, das ſehen wir im frommen Geſang ſich abſpiegeln.

Luther war ein Mann des Volks durch ſeine Originalität und zugleich durch den tiefen Griff, welchen er in das deutſche Volksleben that. Er hat die zerſtreuten Keime einer neuen Bildung, wie ſie ſeit einem Jahrhundert gegährt hatte, in ſich verſammelt, und durch den in ihm lebendig gewordenen evangeliſchen Geiſt entweltlicht, verklärt. Wie durch ihn manche negative

Richtungen der Zeit, wiſſenſchaftliche und ſociale, poſitiv gefüllt worden und zu ihrem Recht gekommen ſind, ſo hat er es auch verſtanden, und hat den durch ihn gebildeten Gemeinheiten die Kraft mitgetheilt, die Kunſt des weltlichen Geſangs in den Kreis des religiöſen Lebens emporzuheben. Während die mittelalterliche Kirche in der Zeit ihres Verfalls immer mehr genöthigt war, die neuen Lebens- und Kunſtelemente von ſich zu ſtoßen, was die Folge hatte, daß zuletzt eine ganze Welt voll Spott die greiſe Mutter umtanzte, hat die evangeliſche Gemeinſchaft mit jugendlicher Aſſimilationskraft des neuen Lebens ſich bemächtigt. Da wurden weltliche Lieder geiſtlich umgedichtet, und weltliche Melodien, mit geiſtlichen Liedern vermählt, * in die Kirche eingeführt, ſo daß derſelben auch von dieſer Seite her neue Lebensquellen zuſtrömten.

Luther ſelbſt hat aber auch eigene Melodien geſchaffen und mit Hülfe ſeines muſikaliſchen Freundes Walther der Kirche geſchenkt, und neben ihm haben andere von ihm geweckte Geiſter ihre evangeliſchen Weiſen gedichtet und geſungen.

Nehmen wir noch hinzu, was von den böhmiſchen Brüdern den Weg in die erneuerte Kirche fand, ſo ſtellt ſich uns der Geſang der evangeliſchen Gemeinden in den erſten Zeiten ſchon als ein aus mannigfachen Elementen von verſchiedenen Seiten her zuſammengefloſſener dar: alte Hymnen ambroſianiſcher und gregorianiſcher Herkunft, Wallfahrtsgeſänge, weltliche Melodien, Weiſen der böhmiſchen Brüder und Originalerzeugniſſe. **

Die innere Vereinigung dieſer Elemente war der mächtige Geiſt der Reformation; ihr äußeres Bindemittel — eine damals auf bewundernswerther Höhe ſtehende Kunſt, von der weiter unten zu ſprechen Gelegenheit ſeyn wird.

War nun aber einmal der religiöſe Geſang wieder der Gemeinde näher gebracht, — und dies geſchah natürlich nur, indem er wieder die entzogen geweſenen Elemente, Rhythmus und Melodie, erhielt, — war er vom Chor wieder hervorgetreten in das Schiff der Kirche,

* Solcher Umdichtung verdanken wir einen der lieblichſten Choräle, die jetzt unter dem Namen: „Nun ruhen alle Wälder“ bekannte Melodie von „Innsbruck ich muß dich laſſen.“

** Oft meint man einem Choral Abſtammung aus einem religiöſen Schauſpiel anzuſehen; man ſehe z. B. „O Traurigkeit, o Herzeleid“ in ſeiner ältern Faſſung, wie dramatiſch ſein Rhythmus iſt.

ſo war es nicht anders möglich, als daß er nun auch die geſchichtlichen Schwankungen deſſelben mitempfand, und daß ſeine Entwicklung mit der der Gemeinde, welcher er auf die Ehe gegeben war, in innigem Verhältniß ſtand. Das ſehen wir denn auch wirklich eintreten. In Lieb und Leid bleibt der evangeliſche Choral ſeiner Kirche treu. Er jubelt und klagt mit ihr, iſt mit ihr dogmatiſch und moraliſch, er theilt mit ihr ihren Reichthum und ihre Armuth, ihr Polychrom und ihr Ipſerweiß; man hört in ihm den großartigen Heerdengeſang einer ſtarken, objektiv-feſten Kirche, und die ſüßen Klaglaute der zerſprengten Schafe; ſo oft eine neue Epoche, ſey's zum Guten oder zum Schlimmen, in der Kirche eintritt, hallen die inneren Vorgänge wider im Geſang, zwar nicht ſogleich, — denn der Volksgeſang hat einen ſchwereren, langſameren Tritt, — ſondern wie ein Echo an entfernterer Wand. So iſt er treulich der Kirche gefolgt bis dahin, wo ſie ſelbſt, verzagend an ihrem Begriff und ihrer Würde, ſich zur bloßen Großkinderſchule heruntergegeben hat, und alſo auch der Choral ihr nach auf der unterſten Staffel ſeiner Exiſtenz angekommen iſt, als — pädagogiſcher Choral.

Wir haben dies jetzt genauer auszuführen. Die Choräle der Reformationsperiode ſind uns nach Melodie und Harmonie zugänglich, und in der nächſten Zeit ſteht eine allgemeinere Bekanntſchaft mit denſelben zu hoffen durch die überaus verdienſtlichen Bemühungen des Freiherrn v. Tucher, welcher bereits ein nach dem ganzen verheißenen „Schatz des evangeliſchen Kirchengeſangs, aus den Quellen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts geſchöpft," begierig machendes Probeheft (Stuttgart, Metzler. 1840) herausgegeben hat. Aus dieſen Proben ſieht man, wie kunſtreich die Alten ihre Choräle geſetzt haben, und wie viel muſikaliſche Bildung dageweſen ſeyn muß, wenn ſie ſo geſetzt und geſungen werden konnten.* Zwar iſt wohl nicht anzunehmen, weder daß jeder künſtliche Rhythmus, noch viel weniger der dortige vierſtimmige Satz allgemeines Geſanggut des Volks

* v. Tucher gibt übrigens bereits nicht mehr den anfänglichen, auf den Tenor gebauten Satz, ſondern die dem Diskant unterlegte Harmonie, wie ſie gegen das Ende des 16. Jahrhunderts auf eine naturgemäße Weiſe ſich gemacht hatte. Jener iſt nämlich nur bei Künſtlern möglich, dieſe auch von einer größern Anzahl ſingbar.

geweſen wäre; wenigſtens was den erſteren betrifft, ſo findet ſich in alten Kirchengeſangbüchern aus dem Reformationsjahrhundert mit bloßer Melodie, alſo für den Vorſänger eingerichtet, bei einigen Chorälen wohl auch ein einfacherer Rhythmus, als ihn v. Tucher gibt. (Z. B. bei „An Waſſerflüſſen Babylons.“) Aber das muß man doch annehmen, daß wenigſtens in den Städten jene Choräle nach ſolchen Kompoſitionen geſungen worden ſind. Bedenkt man nun die Freiheiten in Rhythmus und Tonarten, die Schwierigkeit, die Noten, welche damals ohne Taktſtriche und Erhöhungs- oder Erniedrigungszeichen waren (denn dieſe mußten nach gewiſſen Regeln ſubintelligirt werden), auch nur zu leſen, ſo ſetzt dies eine im Bürgerſtand vorhandene Kunſtbildung voraus, zu welcher hin wir heutzutage noch gar weit hätten. Man muß ſeine Vorſtellung von der Rohheit jener Zeiten bedeutend herunterſtimmen, wenn man z. B. wahrnimmt, wie die ungelenke Art der durch Sylbenzählen entſtandenen Verſe durch die Melodie aufs allerſchönſte ausgeglichen worden iſt. Man nehme einmal das „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“ (v. Tucher Nr. 42.) Abgeſehen von der Anſchaulichkeit, womit die Kompoſition jeden Gedanken und einzelne Sylben ſelbſt hervorhebt, weiß ſie die periodiſchen Härten des zweiten Theils gerade zur Verſtärkung des Sinns zu benützen. Sie ſkandirt nicht, wie wir etwa leſen zu müſſen meinten:

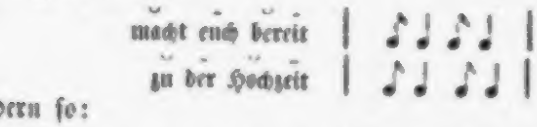

ſondern ſo:

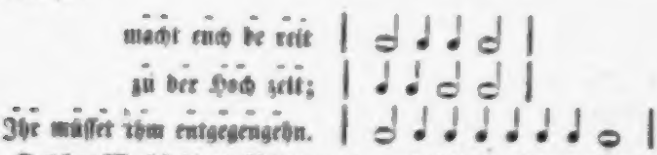

Solcher Wechſel des Rhythmus, aus ſeinem Sinn für den Inhalt und Versbau hervorgehend, begegnet uns überall, und wie ſehr muß ſich daher ein ſolcher wundern, welcher bisher etwa der Anſicht geweſen iſt, je weiter zurück ins Alterthum, je einfacher, leichter ſey der Choral geweſen, und nun auf einmal in einen Geſangkreis verſetzt wird, darin Künſtler zu thun haben, wenn ſie einheimiſch werden ſollen. Unmöglich kann das Landvolk, über

deſſen ſammt ſeiner geiſtlichen Führer Unkultur Luther ſelbſt ſo laut Klage führt, ſolche Choräle ſogleich geſungen haben. Sondern der wohlhabende, gebildete Bürgerſtand in den Städten ſammt den auf Schulen und Univerſitäten in der edlen Muſika geſetzmäßig geübten Gelehrten, das war wohl der nächſte Kreis, in welchem ſich jene hohe Kunſt des mehrſtimmigen Choralgeſangs anſiedelte. Natürlich verbreitete ſie ſich von da auch allmählig über das offene Land, und ehe der dreißigjährige Krieg ausbrach, hatte die mit Wohlhabenheit und Frieden Hand in Hand gehende Kunſt des Geſangs und der Muſik überhaupt ſich überall auch in dem kleinſten Dörflein anſäßig gemacht, wobei man ſich jedoch denken muß, daß die Kunſt mit ihrer Herablaſſung in die Hütten — und dem Prinzip der evangeliſchen Kirche gemäß mußte ſie dieſen Weg nehmen — wohl auch etwas von der gröberen Art in denſelben angenommen haben werde.

Aber der dreißigjährige Krieg zerſtörte mit der Wohlhabenheit des deutſchen Landes, voraus der Städte, auch deren alte Kunſtbildung, und obzwar die Noten nicht verloren gegangen waren, ſo erloſch doch unter den Stürmen der Zeit die künſtleriſche Tradition, welche ſie ſingen gelehrt hatte. Bald verſtand man den Sinn der Alten nicht mehr. Man ſchrieb noch dieſelben Noten, aber man ſang ſie je nach Bedürfniß und Fähigkeit; denn die in alten Vorſängerbüchern eingeſchriebenen Melodieveränderungen ſcheinen dafür zu ſprechen, daß, während man noch lange fortfuhr, im Notendruck traditionell zu ſeyn, man im Geſang ſchon abgewichen war, und daß die Theorie alſo der Praxis nur gezwungen nachgab. Im Munde des Volks alſo war der alte Kirchengeſang durch die Einflüſſe der Zeitumſtände nach und nach umgeändert worden; er war von ſeiner bürgeradelichen Höhe allmählig herniedergeſtiegen, theils durch pflichtmäßige, evangeliſche Herablaſſung zum Volk, theils durch Herunterkommen aus Noth, und es wandeln nun jene alten Melodien unter uns, wie Nachkommen edler Geſchlechter, welche Neigung und Umſtände auf niedrigere Stufen der Geſellſchaft heruntergebracht haben, — die urſprünglich adeligen Züge oft bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, und nur wer die Ahnenbilder geſehen hat, vermag in den heutigen Geſtalten der Enkel wiederum die Spuren ihrer Abkunft zu entdecken.

Die Folgen jenes Kriegs zeigen ſich aber im Gebiet des

Kirchengeſanges nicht blos als Verheerung, ſondern gleichwie im ſiebzehnten Jahrhundert die geiſtliche Dichtkunſt eine neue Phaſe beſchritt, und, man kann ſagen, die Form objektiven kirchlichen Bekenntniſſes durchbrechend, individueller wurde, an die Stelle der Hymnen lyriſche Ergüſſe ſetzte (Gerhard), ſo hat auch die Choralbildung ſich zeitgemäß verändert; die Melodien aus jener Zeit ſind gemüthlicher im Klagen und Jubeln, ſie ſtehen uns gewiſſermaßen menſchlich näher, als die Heroen aus der Reformationsperiode, nicht daß ſie geringer wären in ihrer Art, aber die Art ſelbſt iſt eine andere, es ſind kleinere Verhältniſſe. Man vergleiche z. B. Luthers Melodie zu „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" mit der Neumarks zu „Wer nur den lieben Gott läßt walten": den Donnergeſang des Heldenmuths mit der rührend-milden Weiſe des Dichters, der das Feſt der Wiedervereinigung mit ſeiner aus Armuth verſetzt geweſenen Viola di Gamba durch ſein frommes Lied heiligte. Es bildet ſich hier ein neuer Styl, jedoch nicht auf abgeriſſene Weiſe: die verwandten Melodien des weltlichen Volksgeſangs, welche von der Reformation an den Eingang in die Kirche gefunden hatten, wiewohl langſam, (die Melodie zu: „Innsbruck ich muß dich laſſen," obgleich zur Zeit der Reformation ſchon bekannt und religiös benützt durch Umdichtung in: „O Welt, ich muß dich laſſen" findet ſich in Württemberg nicht durch das Geſangbuch von 1711 kirchlich ſanktionirt)* bahnten den Weg. Eine bedeutende allgemeine Umänderung tritt eigentlich erſt ein mit dem Einfluß der Halliſchen Schule auf die Kirche. In dem urſprünglichen Prinzip des Pietismus, welches das der gemüthlichen Privatfrömmigkeit war, fand auch der Choral einen neuen Boden. Es iſt eine wunderbare Süßigkeit in den Melodien eines Freilinghauſen, Franke's Schwiegerſohn und Nachfolger am Waiſenhaus; zugleich bewegen ſie ſie ſich ſo frei von den alten Regeln, legen ſie ſich ſo weich an die myſtiſchen Dichtungen

* In einem Nürnberger Geſangbuch von 1677 ſteht das Lied bereits, während es in dem württembergiſchen von 1674 noch nicht kommt. Hat vielleicht das ſchweizer'ſche Reformationsprinzip, aus deſſen Vereinigung mit dem ſächſiſchen noch manche andere kirchliche Zuſtände in Württemberg zu erklären ſind, auch hierin nachgewirkt, und Melodien von minder ſtrengem Styl länger, als in andern Ländern, ferne gehalten?

eines Terſtegen u. A. an, klagen wohl auch ſo erotiſch, daß ein zumal an den heutigen Choral gewöhntes Ohr ſich hier in eine ganz neue Welt verſetzt findet, und wirklich iſt es ein weltartiger Ton, der hier durchſchlägt: es ſind Arien; manche davon könnte man mit verändertem Text einer Oper einlegen, und unſere modernen Tondichter vermöchten da manches Motiv aufzufinden, dazu noch bereits ſchon mit dem contrapunktiſchen Anflug verſehen, welcher neuerdings wieder, als Surrogat eines ſtrengeren Styls, beliebt zu werden ſcheint. Die Choralbücher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (z. B. in Württemberg das Stötzel'ſche vom Jahr 1744) laſſen jenen Einfluß nicht verkennen. Da iſt eine große Menge von Chorälen, man hört ganz neue Klänge, das Weiche ſchlägt vor, gar beliebt iſt die Molltonart und der Trippeltakt, beide zwar auch dem Alterthum mehr bekannt, als unſrer Zeit, wie denn der dreigetheilte Takt in der alten Muſik als numerus perfectus * bezeichnet wurde. Doch darf man ſich auch von den vielen Choral-Nummern nicht zu ſehr imponiren laſſen. Denn es kam die Sitte, vielleicht eher Unſitte auf, Originalmelodien durch Verlängerung oder Verkürzung auf neue Versmaße einzurichten, und oft begegnet man einem alten Bekannten in einem neuen, aber nicht immer ſchön zugeſchnittenen Kleide.

Eine neue Epoche des Chorals kommt mit der Aufklärung. Hatten ſchon geraume Zeit vorher die alten Rhythmen ſich verloren, und die früheren großartig ſymmetriſchen Verhältniſſe ſich unter den modernen Taktſtrichen großentheils verwiſcht, jedoch ſo, daß wenigſtens in dem häufigen Trippeltakt die muntere Bewegung des ältern Gemeindegeſangs aufbewahrt war, ſo fing jetzt der viertheilige Takt ſein Nivellirungsgeſchäft an; faſt alle Choräle

* Eigentlich der ſechstheilige; es ſcheint aber dieſe Ehrenbezeichnung nicht unmittelbar auf den muſikaliſchen Vorzug jenes Taktes zu gehen, ſondern mehr aus der allgemeinen Bewunderung früherer Zeiten vor der arithmetiſchen Eigenthümlichkeit der Zahl „Sechs" gefloſſen zu ſeyn, als auf welche zuerſt vor allen andern Euklids Definition einer vollkommenen Zahl paßt (Eukl. Elem. X. 46.). Vgl. auch Kircheri Musurgia I. p. 186 und ſonſt, wo die myſtiſche Natur dieſer Zahl ausgeforſcht wird. — Hat doch Bonifaz der Achte in der Einführungsbulle ſeines Liber sextus ſich nicht wenig davon verſprochen, daß die Bücherzahl der Dekretalen nunmehr eine vollkommene ſey.

der älteren Zeit müſſen ſich ihm fügen, und das liebliche Wogen der urſprünglichen Weiſen verwandelte ſich unter der Herrſchaft einer falſchen Vorſtellung von Feierlichkeit in den eckigen, ſteifen Paradeſchritt, welcher jetzt als Merkmal der Kirchlichkeit gilt. „Der Choral iſt der einfachſte und langſamſte Geſang, der nur gedacht werden kann.“ Das ſind die erſten Worte der Vorrede in des ſchon genannten Knechts Choralbuch vom Jahr 1799. Und in dieſen Worten liegt das umgeſtaltende Prinzip des neueren Chorals; es iſt eine Wiedereinkehr Gregorianiſcher Grundſätze in der evangeliſchen Kirche, und Ambroſius iſt abermals nach zweihundertjähriger Herrſchaft zurückgedrängt, in der großen Kirche wenigſtens; denn in der Brüdergemeinde z. B. hat ſich der Geſang flieſſender erhalten; dort ſind bewegtere Weiſen, zugleich aber auch eine Süßlichkeit der Melodie, wie ſie der dort herrſchenden Lyrik entſpricht. Man möchte ſagen, der Eine ſtattliche Leib des evangeliſchen Kirchengeſangs habe ſich im vorigen Jahrhundert dergeſtalt getrennt, daß das Fleiſch der Brüdergemeinde, das Knochengerüſt aber der Kirche zugefallen ſey, und — mit wenigen Ausnahmen — iſt nun wirklich unſer neuer Choral nicht viel mehr als Knochenbildung, ſteifgeregeltes, anmuthsloſes Weſen, ſchon für's Auge, wie viel mehr für das Ohr. Es iſt die Periode des didaktiſchen Chorals, als deſſen beliebteſten Repräſentanten man die Kinderlehrmelodie „Dein Heil o Chriſt nicht zu verſcherzen“ nennen kann. Der langſame Schritt, oder vielmehr das in gemeſſenen Abſchnitten vor ſich gehende Hervorſtoßen der Töne gilt für feierlich, der Würde der Andacht allein entſprechend, wobei man freilich überſieht, welch wunderliche Gedankenarabesken ſich in die zum Athemholen nach jedem Ton nöthigen Zwiſchenräume hineinranken mögen.

Doch der Choral hatte noch einen Schritt zu thun. Der ambroſianiſche Rhythmus war ihm glücklich ausgezogen; nun mußte auch aus der Tonfolge noch der mailändiſche Biſchof vertrieben werden. Als wäre die menſchliche Stimme eine Leyer mit unveränderlicher Saitenſkala, und als müßte darum jede Melodie nach ſolcher Leyer eingerichtet werden, wird endlich, und zwar mit Berufung auf das Alterthum verlangt, daß ein Choral keine Ausweichungen in andere Tonarten haben dürfe, ſondern ſich auf ſeine Tonleiter zu beſchränken habe. Demgemäß werden nicht

blos aus der Melodie, ſondern ſogar aus der Harmonie, was ſelbſt die Alten nicht gethan haben, die Nichtleitertöne als heimathlos wo immer möglich ausgewieſen, und dieſe ſtrenge Maßregel ſelbſt gegen ſolche Choräle angewandt, welche bereits nach Erlöſchung jenes engherzigen Tonleiterkaſtengeiſtes eingewandert waren. — Denn was war jene alte Regel mit den Tonleitern anders, als der Reſt eines noch viel früheren Tonſyſtems, welches wohl mit Rückſicht auf die damals vorhandenen einfachen Inſtrumente aufgeſtellt worden war? Wollte man nämlich eine Melodie mit jenen Inſtrumenten begleiten, ſo durfte man keine andern Töne darin aufnehmen, als welche das Inſtrument hatte, das Inſtrument aber war geſtimmt entweder von C aus, joniſch, oder von D, doriſch, oder von E, phrygiſch u. ſ. f. Durch dieſe Beſchränkung ward natürlich das Erfinden einer Melodie ſehr erſchwert, der Kreis der möglichen Tonfolgen verengert, zugleich aber auch da, wo eine Melodie glückte, derſelben ein beſonderer Reiz durch die Einfachheit verliehen. Allein, wenn man bedenkt, fürs erſte, daß die menſchliche Stimme an und für ſich eine ſolche Beſchränkung keineswegs fordert, indem ſie in jedem Augenblick auf einen andern Grundton ihre Leiter bauen kann, ja oftmals eher mit Mühe ſich auf der Leiter des Haupttons bewegt, wenn man ferner bedenkt, wie doch mit einer Erweiterung des Kreiſes, innerhalb deſſen ſich die frommen Gemüthsſtimmungen äußern, ganz natürlich auch die Kunſtmittel weiter und freier werden müſſen, — ſo wird man es nicht gerade als Abfall vom alten Choral anſehen, wenn in den Weiſen ſpäterer Zeiten, wie z. B. im zweiten Theil von „Jeſus meine Zuverſicht," chromatiſche Töne vorkommen. Laſſe man immerhin den alten Chorälen ihren ſtrengen Styl, ſie bilden die Korporation der Altſtadt, deren ehrwürdige Privilegien geſchont werden müſſen; aber vergeſſe man nicht, daß um ſie her ſich Vorſtädte angeſiedelt haben in freierem Styl, die man nur mit ungerechter Gewalt an die Geſetze jener bannen könnte. Die alte, freie Weiſe der diatoniſchen Leiter ward zuerſt in der Harmoniſirung durchbrochen; und jetzt hat ſie an und für ſich auch hinſichtlich der Melodie keinen Werth, als den der Einfachheit unter gewiſſen Umſtänden. Dieſe Einfachheit iſt auch der Hauptgrund, auf den man ſich neuerdings ſtützt: man findet darin zugleich die Popularität; und denkt man ſich die

Gemeinde nach Noten ſingend, ſo ſieht freilich ein Choral ohne chromatiſche Zeichen leichter aus; reflektirt man aber aufs Gehörſingen, ſo wird man nicht umhin können zuzugeſtehen, daß oftmals ein chromatiſcher Ton dem Ohr näher liegt, als ein diatoniſcher. Doch davon abgeſehen, ſo hat das Aufſtellen einer bloßen zufälligen, einer gewiſſen Zeit nur angehörigen Regel als Choralprinzips die Folge, daß vollends alle Mannigfaltigkeit des Gemeindegeſangs verwiſcht und nunmehr, in Verbindung mit dem ſteifgewordenen Rhythmus, eine aller Anmuth bare Monotonie in denſelben gebracht wird. Sey's auch, daß ſodann die Choräle eher geſungen werden können, ſo fragt ſich's, wer wird ſie jetzt noch ſingen wollen?

Die Abſicht der bisherigen Bemerkungen iſt dieſe geweſen, zu zeigen, welche verſchiedene Elemente vom Anfang an ſich in dem evangeliſchen Kirchengeſang zuſammen gefunden und demſelben im Lauf der Zeit ſich eingebildet haben. Wir ſehen, es iſt nicht eine einzelne Regel, nach welcher er ſich formirt, und wonach man nun die Melodien zu richten hätte, ſondern es ſind verſchiedene Kunſt- und Lebensgebiete, in räumlicher und zeitlicher Entfernung von einander, die ſich allmählig geltend zu machen wußten, mannigfaltige Farben, eine Zeit lang zu Einem Strahlenbüſchel vereinigt; wir aber ſtehen in einer Zeit, wo ſie wahrlich nimmer weit dahin haben, in ein allgemeines, langweiliges Grau zu zerfließen. Gelingt dieſer Prozeß, ſo iſt es um unſern Gemeindegeſang vollends geſchehen, und es wird abermals gehen, wie es unter der Herrſchaft des gregorianiſchen Geſangs gegangen iſt, daß ſich die Kunſt und die Anmuth aus der Kirche zurückzieht, und auf eigene Fauſt fortlebt, was beiden nur zum Schaden ausſchlagen kann.

Was iſt nun aber zu thun? wie dem ſinkenden Choral aufzuhelfen? In welche Zeit muß man zurückgreifen, um ihn zu reformiren?

Hierauf iſt nach dem Bisherigen zu erwidern, daß es keine einzelne Zeit gibt, in welcher der evangeliſche Choral urbildlich vorhanden geweſen wäre; ſein Weſen iſt eben, dem Prinzip unſerer Kirche gemäß, in verſchiedenen Geſtaltungen zu Tage gekommen, und jedes Jahrhundert hat das Seinige dazu beigetragen, ihm zur Entwicklung zu verhelfen. Gleichwie wir die frommen Dichter aus allen Zeiten vor und von und nach der Reformation

anerkennen und in unſere Geſangbücher aufnehmen, und wie wir jeden am liebſten hören in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, und es nicht mehr haben wollen, daß Alle über Einen Leiſten geſchlagen werden: eben ſo verlangt uns auch nach dem Charakter in den Melodien aus verſchiedenen Zeiten und Entwicklungsſtufen, überzeugt, daß die rechte Luſt am Nach- und Mitſingen entſpringen müſſe aus der Berührung mit der Luſt, aus welcher heraus zuerſt ein Geſang entſprungen iſt. Aber auch gleichwie die Kirche ein Recht hat, die Gaben der Dichter nach dem in ihr ſelbſt liegenden Maß des Heiligen und Schicklichen zu richten, Auswüchſe der Subjektivität, der Mode zu entfernen, ſo gibt es auch eine muſikaliſche Tradition, an deren Maßſtab die Melodien zu legen ſind, wenn ſie Einlaß begehren; und, da ein neues Geſangbuch zwar durch Geldopfer einzuführen iſt, neue Geſangformen aber nicht um alles Geld — denn dazu gehört die Zuſtimmung der Stimme, welche das Volk noch weniger in der Gewalt hat, als die Geldtaſche — ſo kann hier nur mit größter Vorſicht verfahren werden, und man muß einen Weg einſchlagen, welcher zwar langſam zum Ziel führt, aber ſicher und ohne Irrgänge. Denn die Kirche iſt keine Verſuchswirthſchaft: man darf nicht ſeine Einfälle von geſtern, nicht ſeine unterwegs aufgeſtoßenen Kenntniſſe und Meinungen, ſeine ſubjektiven Anſichten an ihr probiren, und am allerwenigſten an ihrem Geſang, ſonſt bringt man ja den Unfrieden und Wirrwarr gerade dahin, wo er unmittelbar tödtend wirkt, ins Reich der Harmonie. — Das erſte, was unſerem Dafürhalten nach geſchehen muß, iſt, daß die Organiſten bekannt werden mit den guten Chorälen in ihren wo möglich urſprünglichen Geſtalten; denn das iſt ſicher, daß Einer, dem einmal die alten Schönheiten aufgegangen ſind, den Choral auch in ſeiner jetzigen Form mehr durchſchaut, begreift, und lebendiger vortragen wird; es iſt dies zugleich das beſte Bewachungsmittel gegen die Einſeitigkeiten und Gewaltthätigkeiten der todten Regel, und erweckt den Glauben an die Möglichkeit eines lebendigen Geſangs; denn was da geweſen iſt, kann wiederkommen. Dann aber muß der ſubjektiven Verbeſſerungsſucht ein Riegel vorgeſchoben werden, es müſſen die willkührlichen Aenderungen neueren Datums in den Melodien, wie ſie den Gemeinden — in beſter Meinung freilich — aufgedrungen werden wollten, ſchleunigſt wieder entfernt werden. Da nehme

man ſich die alten Choralbücher zum Muſter! Sie folgten dem Volk, und gaben nur allmählig dem in den Maſſen wirkenden Geſetz der Schwere nach, wodurch der Choral aus früherer Kunſthöhe herabſank, während man neuerdings bemüht geweſen iſt, dem Unvermögen zuvorzukommen, und Choräle leichter zu machen, ehe ſie jemand ſchwer gefunden hatte. Rette man jetzt, was noch zu retten iſt! Es iſt oben darauf hingewieſen worden, wie die alten Choräle nicht blos aus Noth, ſondern auch aus Pflicht herabgeſtiegen ſeyen zum Volk. Da wird man nun wohl zu unterſcheiden haben, daß man ja nicht Solches wieder einzuführen unternimmt, was immerdar zu hoch, zu vornehm iſt, dagegen aber auch nicht aus Feigheit dem Wiedereintritt des mit Unrecht Vertriebenen im Wege ſey.

Nach dem kaum ausgeſprochenen Grundſatz, daß man in der Kirche nicht probiren dürfe, müſſen nun freilich unſere beliebteſten Choräle in derjenigen Faſſung gelaſſen werden, welche ihnen die Gemeinden ſelbſt im Lauf der Zeit allmählig gegeben haben. An der Notenfolge darf man da nichts ändern, und nur auf zwei Punkten fände eine Erfriſchung des Geſangs vor der Hand Eingang, ja das Volk ſelbſt deutet dieſe offenen Seiten an. Wir meinen hier das unangenehme Schnörkelweſen, das es beim Choralſingen hören läßt. Dies gilt bei den Kundigen für eine Krankheit, und ſie pflegen dagegen zu verſchreiben: 1) langſames, gedehntes Singen, 2) Entfernung aller Zwiſchennoten aus dem Orgelſpiel. Wir hingegen betrachten es vielmehr als ein Symptom, das auf eine tiefer liegende Abnormität hinweiſt, und dem unmittelbar alſo nicht beizukommen iſt. Ja wir halten es ſogar für eine Selbſthülfe der Volksnatur gegen jene Abnormität, deren Schuld wir jenen Arzneimitteln ſelbſt beimeſſen.

Wir müſſen uns näher erklären. Geſang iſt Bewegung, Empfindung im Fluß: er entſteht aus dem Drang der Seele, die ſie bewegenden Gedanken einander nahe zu bringen, und ſo ſteigen die Töne aus der Tiefe hervor, Hand in Hand, ein verſchlungener Reigen, ein Wallen hinüber und herüber. Dies iſt naturgemäß, und der Choralgeſang als Geſang hat dieſe Natur, wie jeder andere. Nun aber iſt die Meinung aufgekommen, es ſey nicht ſchicklich, ſo bewegt, ſo munter in der Kirche zu ſingen, wie man für ſich ſinge; man hat daher für's erſte retardiren, für's

andere die Zwiſchennoten, welche die Hauptnoten, die Träger der Melodie, mit einander verbinden, entfernen zu müſſen geglaubt. Die Folge war, daß nun die Natur ſich rächte, und in die unmuſikaliſchen leeren Zwiſchenräume Ergänzungsſurrogate hineinſchob: dies ſind die verzweifelten Schnörkel des Volksgeſangs. Sie ſind Beleidigungen für das kunſtgeübte Ohr des Organiſten, welche ihm die der Natur des Geſangs angethane Beleidigung reichlich zurückgeben; es ſind die rächenden Schatten der todtgeſchlagenen Anmuth. Die ſingende Gemeinde iſt hier im Stand der Nothwehr, und hilft ſich ſelbſt gegen die Eingriffe eines willkürlichen fremden Geſetzes in ihre Gerechtſame. Wollet ihr alſo die Schnörkel entfernen, ſo müſſet ihr der Gemeinde dasjenige wiedergeben, nach deſſen Verluſt ſie angefangen hat, Schnörkel zu ſingen. Zuerſt alſo ſtellet die Schleifnoten wieder her, welche urſprünglich einem Choral gehören, befriediget das natürliche Bedürfniß des Geſangs nach Bindung und Fluß, ſo wird die natürliche Selbſthülfe aufhören. Und dann gönnt dem Choral wieder einen muntern Gang, daß nicht ein Ton verſchmachtet vor Sehnſucht nach dem folgenden, oder ſich die Langeweile mit jenen ſchnörkelnden Kreiſen um ſich ſelbſt vertreiben muß. Das Singen, auch das fromme Singen iſt eine Luſt: Luſt und Schleppen paßt aber nicht zuſammen. Oder iſt ein bewegteres Singen eine Sünde? iſt es weltlich? — In alleweg, wenn das Frömmigkeit allein iſt, — das Gehen in langem, ſchleppendem Gewand, der bedächtige, gehemmte Schritt im Mönchskleid, oder gar das Schleichen auf den Zehen, dann müſſen wir uns ja in Acht nehmen, daß wir nicht zu ſchnell ſingen. Aber ich denke, es gibt auch eine aufgeſchürzte Frömmigkeit, ein rüſtiges Wandern auf Gottes Erde, und dazu ſingt man dann auch ſein Reiſelied auf hellen und trüben Gängen, und ſingt es nicht wie ein Käuzlein in Stoßſeufzern, ſondern wie die Lerche und die Nachtigall. So haben unſere frommen Vorfahren wenigſtens geſungen, das wiſſen wir. Daß wir's auch ſo dürfen, iſt kein Zweifel; ob wir's können? — das hängt freilich nicht allein von dieſer Einſicht ab, ſondern zugleich von der Lebendigkeit und Friſche unſerer Frömmigkeit. — Der Gemeindegeſang iſt der Puls der Gemeinde. Bei trägem Blut, melancholiſchem Charakter ſchlägt er langſam. Dafür können die Aerzte im Voraus nichts; aber wenn ſie die Meinung haben, ſo ſey's recht, und ſie müſſen noch

eher herunterſtimmen, als hinauf, und den Lebenspendel immer noch mehr retardiren, dann ſind ſie im argen Irrthum, und der Patient in üblen Händen: denn bei langſamem, trägem Blut, das nicht mehr mit kräftigen Schlägen die Organe durchdringt und beherrſcht, ſetzen ſich, ſagen die Aerzte, gerne Schmarozerbildungen im Organismus an, und in dieſen ſitzt der Tod. Als ſolche Paraſyten müſſen wir — was den Gemeindegeſang betrifft — die Schnörkel erkennen, alſo für Symptome einer, ſey's natürlichen, ſey's künſtlichen Geſangesträgheit, wobei die gehemmte Lebendigkeit ſich in einzelnen Difformitäten Luft zu machen ſucht. — Wenn wir nun gleich nicht im Stande ſind, durch einen bewegteren Geſang die Frömmigkeit aufzufriſchen, ſo iſt es doch ſchon ein Vortheil, wenigſtens einzuſehen, daß das ſchnellere Singen keine Sünde iſt, ſondern etwas der Frömmigkeit angemeſſenes; und wenn wir ſodann wieder Lieder in unſere Geſangbücher bekommen, in welchen ein friſcheres Leben herrſcht, ſo kann auch der Geſang ohne Sorge einen munterern Schritt anſchlagen.

Auch hier iſt wieder die Frage: Ambroſius oder Gregorius? und der Blick auf die Reformationszeit nicht nur, ſondern auf die ihr folgenden zwei Jahrhunderte heißt uns dem erſteren mit überwiegender Neigung folgen. Wir ſagen: mit überwiegender, nicht mit der ganzen. Denn wir haben Choräle, namentlich Feſtchoräle, welchen man Gewalt anthäte, wollte man ihnen ihren gregorianiſchen Charakter — feierliche Langſamkeit und unvermittelte Aufeinanderfolge der Hauptnoten — nehmen; die Mehrzahl aber allerdings hat den Ambroſius zum Schutzheiligen, und ihr ſollten ſeine Tugenden, Bewegung und Friſche, nicht vorenthalten bleiben.

Alſo die unangenehmen Schnörkel im Gemeindegeſang, nachdem ihre Urſache erkannt iſt, ſollen uns veranlaſſen, in denjenigen zwei Punkten, wo noch zu helfen iſt, wirklich einzuſchreiten: ſolchen Chorälen nämlich, deren Charakter es verlangt, ihre Zwiſchennoten zu laſſen oder herzuſtellen, und durch einen raſcheren Gemeindegeſang dem Bedürfniß des Volks entgegen zu kommen.

Könnte dieſe Anſicht Beifall finden, ſo hätte man bald noch einen weiteren Vortheil davon: der urſprüngliche Rhythmus der Choräle müßte nach und nach wieder hervortreten. Denn das iſt natürlich: bei einem langſamen Singen der einzelnen Noten verſchwindet der Rhythmus gänzlich; man hört ihn nicht, weil das

Ganze zu lange dauert, um zuſammen gehört zu werden. Daher iſt es mit dem Vorherrſchendwerden des langſamen Geſanges gekommen, daß namentlich der dreitheilige Takt faſt gar nicht mehr gehört wird; während die älteren Choralbücher voll ſind von dergleichen Melodien, kommen ſie jetzt nur noch als Seltenheiten vor, und nur wenige urſprünglich dreigetheilte ſind der nivellirenden Macht des geraden Takts entgangen. Es iſt ein großer Schaden; denn eine wunderbare Anmuth, zugleich ein hoher Schwung liegt in jenem altbeliebten Takt. Und nicht blos ein hallendes: „In dulci Jubilo" ward darin geſungen, und ein glaubenskräftiges: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr';" nicht blos das hochzeitliche: „Wie ſchön leucht uns der Morgenſtern:" auch Weiſen zu Troſtliedern haben die Alten in dieſer munteren Bewegung gedichtet, z. B. zu „Wer nur den lieben Gott läßt walten," und ſelbſt zum Sterbelied: „Chriſtus der iſt mein Leben," „O Welt, ich muß dich laſſen" („Nun ruhen alle" ꝛc.) verſchmähten ſie ihn nicht. Das dünkt uns freilich wunderlich in unſerer korrekten Zeit: Sterbelieder im Walzertakt! eben ſo wunderlich, wie daß die Alten in Moll gejubelt haben.

Wir wollen nun natürlich nicht verlangen, man ſolle genannte Lieder wieder in ihren urſprünglichen Takt zurückbringen; ſie ſind nun einmal da, wie ſie ſind, und ſind auch ſo noch ſchön genug; man darf nicht die Erbauung dem muſikaliſchen Intereſſe zum Opfer bringen, und welch eine Störung der Erbauung wäre es, wollte man auf einmal das: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," im alten Takt zu ſpielen anfangen, in unſern Tagen und vor unſern ängſtlich ſoliden Ohren! Aber das iſt zu beherzigen, daß man nun wenigſtens, wenn mit einem neuen Lied ein neuer Choral eingeführt wird, und dieſer zufällig dreitheiligen Takt hat, davor nicht allzuſehr erſchrecke, als vor einem Weltkind, und daß man durch ein überhaupt ſchnelleres Singen jenem den Alten ſo theuren Takt wieder den Weg zur Kirche öffne; aufgeben darf man dabei die Hoffnung allerdings nicht, daß im Gefolge einer Neubelebung der Religion überhaupt auch jene alten herrlichen Melodien aus ihrer theilweiſen Erſtarrung wieder aufſtehen werden.

Iſt nun vor der Hand an den gebräuchlichen und beliebten Melodien nichts zu ändern, und von dieſer Seite alſo dem

Kirchengeſang — die zwei vorhin berührten Punkte ausgenommen — reformirend nicht beizukommen, ſo bietet ſich dagegen von einer andern Seite eine Gelegenheit dar, welche nicht vorbeizulaſſen iſt. Kommen nämlich neue oder alte Lieder mit bisher nicht vertretenen Melodien in ein Geſangbuch, ſo ſollte man hier gleich von Anfang an die höheren Anforderungen an den Choral geltend machen, und ſie in würdiger Form einführen. Und hieran ſchließt ſich die verwandte Forderung, daß man ſolche alte Choräle, welche zwar bisher in den Büchern recipirt waren, aber erweislich nicht geſungen worden ſind, fortan wo möglich in ihrer urſprünglichen Form gebe. So z. B. das: „Herr Gott, dich loben wir," „Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott" u. a. Bleiben ſie vielleicht auch ewig Chorlieder, ſo ſtehen ſie doch da als Muſterchoräle, und tragen zur Bildung des Gehörs, Veredlung des Geſangſinnes bei, und das Schlechte, Geiſtloſe kann ſich immer weniger hören laſſen neben ſolchen Melodien.

Nach Allem, was bisher geſagt worden iſt, liegt freilich der Einwurf ſehr nahe, daß doch hiemit gar wenig zur Hebung des Kirchengeſangs geſchehen ſolle, und unſere Meinung mehr in frommen Wünſchen, die ſich ſelbſt kaum bis zur Hoffnung hinan wagen, als in erklecklichen Vorſchlägen beſtehe. Wir verlangen nämlich blos zunächſt Einſicht in die gegenwärtige Unzulänglichkeit, theilweiſe Verkehrtheit des Choralweſens und der im Schwange gehenden Anſichten hierüber, Studium des alten Chorals nach ſeinen charakteriſtiſchen Erſcheinungsformen; wir verlangen friſchere Beugung des Takts und einige unſchuldige Schleifnötlein, ſodann aber zwar da und dort einen einzelnen, vielleicht nie allgemein werdenden Choral im alten Styl und Rhythmus; aber in der Hauptſache, was die beliebteſten und neueſten Choräle betrifft, wollen wir's ja doch beim Alten laſſen. Das iſt richtig, aber wenn man wenig verlangt, darf man doch eher hoffen, dies Wenige zu erlangen, und dann iſt nun einmal die Kirche nicht der Ort, wo man — in ruhigen Zeiten — ſchnell ändern kann, und der Geſangfrieden in ihr iſt höher anzuſchlagen, als die Befriedigung muſikaliſcher und ſelbſt kirchlich begründeter Wünſche auf Koſten der Erbauung; jener Frieden hängt aber weſentlich ab von einem leiſen, langſamen Auftreten mit Neuerungen und Reformen.

Wir kommen jetzt noch auf einen Punkt zu ſprechen, welcher

in neuerer Zeit von Wichtigkeit und faſt eine Zeitfrage für die evangeliſche Kirche geworden iſt: den vierſtimmigen Geſang in der Kirche. Es iſt bekannt, daß dieſer gegenwärtig von Manchen als ganz beſonderes Hebungsmittel der Erbauung geprieſen, von Andern aber Einſprache dagegen gethan wird. Man beruft ſich von beiden Seiten auf Erfahrungen und auf Gründe muſikaliſcher wie kirchlicher Herkunft, und der Streit dürfte allmählig ſpruchreif geworden ſeyn.

Was zuerſt die Erfahrungen betrifft, ſo müſſen auch die Gegner des vierſtimmigen Geſangs zugeben, daß man vor Alters, und in den Städten wenigſtens vierſtimmig geſungen hat, und daß jetzt noch in der Schweiz, voraus Zürich, die Gemeinden ſo ſingen. Was nun einmal dageweſen iſt, und was jetzt noch an einigen Orten iſt, das kann auch wieder kommen und allgemeiner werden; dies iſt ein natürlicher Schluß; er iſt aber in dieſer Form doch zu allgemein, denn es können damals und dort Umſtände als Vorbedingungen des vierſtimmigen Geſangs vorhanden ſeyn, welche andern Orten und Zeiten fehlen. Wir haben oben ſchon auf die der Kunſt verderblichen Folgen des dreißigjährigen Krieges hingewieſen, auf das Abhandenkommen der kirchlich muſikaliſchen Tradition in Deutſchland; natürlich, daß eine ſolche Stadt, welche von jenem Krieg unberührt blieb, einen bedeutenden Vorſprung auch hinſichtlich des Kirchengeſangs haben muß; und gleichwohl ſoll auch in Zürich, wie Ohrenzeugen berichten, nur Eine Kirchengemeinde ſeyn, welche ſich eines wahrhaft erhebenden Geſangs erfreue, während die andern hierin zurückſtehen. Was beweiſt nun aber Eine Stadt und Eine Kirche dieſer Stadt für andere Länder mit ganz andern Verhältniſſen, was der vierſtimmige Geſang eines wohlhabenden Bürgerſtandes für arme Dorfgemeinden? — Doch es gibt auch wirklich Dorfgemeinden, wo vierſtimmig geſungen wird, und zwar durch neuere Bemühungen, und nicht als Erbſchaft einer früheren Zeit. Dies iſt richtig. Aber wie iſt dieſer Geſang zu Stande gekommen? Durch den unermüdeten Fleiß irgend eines tüchtigen Lehrers; und wenn dieſer Lehrer die Gemeinde verläßt, ſo pflegt auch der an ſeine Perſon geknüpfte Geſang Abſchied zu nehmen. Wo aber ein Organiſt oder Sanglehrer nicht ganz tüchtig dazu iſt, es ihm alſo an Gehör oder Bildung oder Eifer fehlt, da kommt gewiß nie ein vierſtimmiger

Geſang zu wege, den man auch nur einigermaßen hören könnte. — So ſteht es vor der Hand in denjenigen Ländern, welche bisher einſtimmigen Geſang gehabt haben; das Aufkommen des vierſtimmigen iſt an einzelne Perſönlichkeiten, alſo an ganz zufällige Umſtände geknüpft, und wenn auch der Einzelne da und dort, wiewohl ſelten genug, etwas Ordentliches zu Stande bringt, ſo wird dieſer Vortheil weit aufgewogen durch dasjenige, was dann geſchieht, wann jener Glückliche abgegangen iſt. Man höre einmal den vierſtimmigen Geſang einer ſo verwaisten Gemeinde! welch ein Durcheinander!

Aber, wird man ſagen, man warte nur einige Jahrzehnte, bis dieſer Geſang ſich mehr eingelebt, bis ſich wieder eine muſikaliſche Tradition gebildet hat; dann wird es nicht mehr auf zufällige Perſönlichkeiten ankommen, ſondern der Einzelne im Ganzen vielmehr ſeinen Halt finden und weiter gebildet werden. Dies iſt möglich, aber da eine mögliche Zukunft über die Gegenwart nicht entſcheiden kann, ſo müſſen wir, um ein ſicheres Urtheil zu gewinnen, vom Boden der Erfahrung uns hinüberwenden auf den der Gründe.

Hier führen nun die Freunde des vierſtimmigen Geſangs die Natur ſelbſt als Fürſprecherin auf, als welche den Menſchen vier Stimmgattungen verliehen habe — den Männern Tenor und Baß, dem weiblichen Geſchlecht Discant und Alt, je mit verſchiedenem Tonumfang. Allein, ſo gewiß es iſt, daß durch die Miſchung jener Stimmgattungen, wenn ſie gehörig gebildet ſind, eine liebliche Harmonie entſtehen kann, ſo wird man doch geſtehen müſſen, daß ein Auseinandertreten derſelben von der Natur nicht geboten iſt. Denn erſtlich gehen Tenor und Discant, Baß und Alt ja miteinander parallel, und haben alſo nur um eine Oktave verſchiedene Töne, welche Verſchiedenheit ſich durch das Verhältniß der Töne zu den Organen und zu der ſie hervorbringenden Kraft für das Ohr ausgleicht; und für's andere haben ſämmtliche vier Stimmen Eine Reihe von Tönen gemeinſchaftlich, und zwar gerade den Umfang, innerhalb deſſen ſich der Choral zu bewegen pflegt, ſo daß man wenigſtens mit dem gleichen Recht ſagen kann, die Natur begünſtige den einſtimmigen Geſang. Ja man muß noch weiter gehen und ſagen, daß zur ſpezifiſchen Entwicklung und wirklichem Auseinandertreten der vier Stimmgattungen bereits eine künſtliche

Ausbildung erfordert werde, durch welche die jeder derſelben eigenthümlichen Töne erſt gewonnen zu werden pflegen. Iſt dies aber bei Gemeinden möglich? und wenn auch, ſo weiß man ja, wie es ſich mit den zwei Stimmen, Tenor und Alt, verhält; daß nämlich jener in der Regel nur während der Jugendzeit einen ſchönen Klang zu haben pflegt, ſpäter aber in ein unangenehmes, erzwungenes Getöne ausartet, und daß der Alt meiſt nur von Knabenſtimmen zu beſetzen iſt, alſo von ungebrochenen und in der Periode vor der Entwicklung zu falſchen Tönen nur gar zu ſehr aufgelegten Stimmen. Doch denken wir uns dieſe natürlichen Anſtände alle beſeitigt, ſo gibt es überall immer noch Stimmen genug, welche ſchlechterdings in keine Ordnung zu bringen ſind: falſche Stimmen von Natur, Leute, die ſich ihren ſelbſtgemachten Secund nicht nehmen laſſen, und Bäſſe, welche die Melodie um eine, zwei Oktaven tiefer ſingen zu müſſen glauben. Dieſe Alle ſind nun freilich auch dem einſtimmigen Geſang fatal, aber ſie werden doch eher vom Uniſono überwältigt, bei einem vierſtimmigen Geſang jedoch, bei welchem natürlich die Begabteren zu Mittelſtimmen verwendet werden, treten ſie auf eine Weiſe dazwiſchen, welche das Ohr um ſo empfindlicher beleidigt, je mehr es ſich auf das Hören einer ſchönen Harmonie eingerichtet hat. Der einſtimmige Geſang iſt erträglich, erbaulich ſogar, auch wo er mangelhaft gehört wird, der vierſtimmige aber wird ſogleich häßlich, ſobald er aufhört rein zu ſeyn. Nun aber frage ſich der tüchtigſte Geſanglehrer, welche unſägliche Mühe es koſtet, auch nur ſeine Auserwählten, ſeinen Liederkranz zu einem reinen vierſtimmigen Geſang zu bringen, und dann geſtehe er ſich, wie wenige, ſelbſt muſikaliſch Gebildete im Stande ſeyen, auch nur herauszuhören, in welcher Stimme falſch geſungen wird. Unter zehn Muſikern iſt kaum Einer, welcher vier Stimmen mit Bewußtſeyn zuſammen zu hören vermag. Demnach ſtünden die Hoffnungen für die Zukunft des vierſtimmigen Geſangs nicht eben glänzend.

Aber iſt es denn nicht eine Schande, daß wir in unſern Kirchen nicht einmal dem Herrn ſollen lobſingen können, ohne Beihülfe eines todten Inſtruments, der Orgel? wäre es nicht weit würdiger, proteſtantiſcher, auch hierin frei dazuſtehen beim Gottesdienſt? — Es hat bekanntlich die reformirte Kirche an manchen Orten mit dem übrigen Schmuck auch die Orgeln abſchaffen zu

müſſen geglaubt, während die lutheriſche auch hierin der katholiſchen Kirche näher geblieben iſt. Wenn daher auch in ſolchen Ländern, welche bisher Orgeln hatten, gegen deren Gebrauch polemiſirt wird, ſo iſt dies ein Hereinragen des puritaniſchen Elements in der reformirten Kirche, gegen deſſen Konſequenzen man immerhin auf der Hut zu ſeyn nöthig hat. Doch zugegeben, die Orgeln gehören nicht in die Kirche, was wird die Folge davon ſeyn? — Die Nothwendigkeit des vierſtimmigen Geſangs, weil ſonſt die Melodien keine Stütze an der Harmonie hätten. Wenn aber dies, ſo ſteht allerdings der Geſang inſofern frei da, als er die Orgel nicht mehr zur Dienerin hat, aber die Singenden ſelbſt ſind um nichts weniger frei. Im Gegentheil, Alle diejenigen, welche nicht die Oberſtimmen haben, ſind jetzt bloße Diener geworden, ſie ſind, gegenüber den Andern, nicht mehr Selbſtzweck in der Erbauung, ſondern nur noch Mittel, dazu vorhanden, um den leeren Tonraum auszufüllen; und, zumal bei gegenwärtiger Art, die Harmonie zu ſetzen, müſſen ſie nach einander Töne ſingen, welche unter ſich durch kein Geſetz der Schönheit, ſondern allein durch die, außer ihnen liegende todte Regel des Generalbaſſes verbunden ſind; alſo ein knechtiſches und willkührliches Singen zugleich. Die armen Leute wiſſen gar nicht, was und warum ſie ſingen; ſie geben eben, wie es glückt, die Töne von ſich, welche auf dem Papier ſtehen, und ihre ganze Erquickung beſteht am Ende in dem Bewußtſeyn, vierſtimmig zu ſingen. Da iſt es doch wahrlich beſſer, man läßt die Orgeln, wo ſie ſind, und braucht ſie mit ihrer leicht zu handhabenden Harmonie als Dienerinnen menſchlicher Andacht, als man ſchafft ſammt den Orgeln auch die Freiheit und die Andacht eines größeren Theils der Gemeindeglieder zur Kirche hinaus.

Dies iſt ein Punkt, auf welchen wir namentlich alle Freunde der Kirche aufmerkſam machen möchten; er iſt ganz unabhängig von muſikaliſchen Urtheilen und Vorurtheilen, er geht ganz allein nur die Andacht, die Erbauung an: der vierſtimmige Geſang iſt eine künſtleriſche Produktion, bei welcher ein Theil der Gemeindeglieder zu Mitteln für die Uebrigen herabgeſetzt wird; mag er nun überhaupt ausführbar ſeyn oder nicht, gelingen oder nicht, ſo wird man ſich doch beſinnen, ob er wünſchenswerth ſey und ob man es ohne Weiteres mit ihm auch da verſuchen wolle, wo er

durch das Daſeyn von Orgeln wenigſtens nicht nothwendig gefordert wird.

Aber wir haben auch muſikaliſcherſeits noch etwas gegen ihn, wenigſtens gegen ſeine neuere Erſcheinungsform. Um nämlich alle Gemeindeglieder mitſingen laſſen zu können, hat man natürlich den Satz der untergeordneten Stimmen ſo leicht als möglich machen müſſen, alle ſchwierigen Intervalle vermieden, und hat aus Purismus auch ſchon die ausweichenden Akkorde möglichſt beſeitigt. Die Folge davon iſt nun, daß die Choräle in einer gar ſehr dürftigen Geſtalt auftreten; es fehlt da die Friſche, die Mannigfaltigkeit, und anſtatt der gehofften Erbauung beſchleicht den auch nur einigermaßen muſikaliſch gebildeten Zuhörer das Gefühl der Oede und die Langeweile. Was aber dem Gebildeten langweilig iſt, das kann dem Volke nicht kurzweilig, nicht populär ſeyn, denn das Volk verſchmäht in Kraft ſeiner menſchlichen Natur ebenſowohl wie der Gebildete das durch Seichtigkeit Leichte, und man weiß ja, daß nicht nur beim Singen, ſondern auch beim Dichten und Reden dasjenige am wenigſten beliebt iſt und am kürzeſten dauert, was für die vermeintlich geringe Faſſungskraft des Volks hergerichtet wird.

Ein allgemeiner vierſtimmiger Gemeindegeſang wird alſo in den meiſten Fällen nur auf Koſten der Andacht und der Kunſt ſtattfinden, das heißt, ſeinem eigenen Zweck zuwider ſeyn; und zwar wird dies nicht blos in den Zeiten des Uebergangs ſtatt finden, während welcher ohnedies mehr Geſangprobe als Kirchengeſang zu hören ſeyn wird, ſondern — ganz beſonders günſtige Umſtände ausgenommen — in alle Zukunft. Man ſollte daher unſerm Dafürhalten nach einem ſo fernen, ungewiſſen Ziele nicht zuſteuern, noch weniger das, was man hat von Geſang, durch dies Streben nach dem Ungewiſſen ſtören laſſen. Die Choräle ſollten wieder für die Orgel und das Orgelſpiel geſetzt werden, wo auch ein mittelmäßig Begabter bei gehörigem Fleiß etwas leiſten kann, ſie ſollten ſich alſo auch in Melodie und Harmonie freier bewegen, und ſich ſtatt, dem Volk zu lieb, leicht und ſeicht, im Vertrauen auf den Dienſt der Orgel, reicher und mannigfaltiger hören laſſen.

Hiemit ſey jedoch der vierſtimmige Geſang überhaupt von der Kirche nicht ausgeſchloſſen; vielmehr möchten wir ihm eine

würdigere Geſtalt gönnen, und, falls er nur im hochzeitlichen Kleid erſcheint, den Zutritt gerne geſtatten. Hiezu ſind die Bedingungen bereits vorhanden. Allererten regt ſich nämlich gegenwärtig Freude am Geſang, es entſtehen Vereine für dieſen Zweck ſelbſt in Dörfern, und man muß ſich freuen für das Volk, wenn man ſieht, wie die Kunſt bereit iſt, ihm ſeinen ſauren Dienſt an der Erde zu erheitern; man erblickt hierin ein Streben nach Idealen, das' in einer Zeit, wo die materiellen Intereſſen ſo ſchwer ins Gewicht fallen, Anerkennung und Unterſtützung verdient. Bisher ſchon haben dieſe Vereine der Kirche ihren Dienſt angetragen, und es iſt dies ihr eigener Vortheil, es bewahrt ſie vor Verweltlichung und Ausartung in bloße Trinkgeſellſchaften, wenn ſie ſich mit heiliger Muſik abgeben. Wenn ſie nun allgemeiner ſich dazu heranbildeten, im Chor zu ſingen, ſo würde hiedurch nicht blos ein würdiger Geſang zum Anfang der Gottesdienſte erzielt, ſondern ſie müßten auch einen wohlthätigen Einfluß auf den Volksgeſang überhaupt ausüben; und weil man nun nicht mehr durch die Rückſicht auf die Schwachen beſchränkt würde, ſo könnte man ihnen die Choräle eben in einer reicheren und ſchöneren Harmonie ſetzen, wo es ſich der Mühe lohnt zu ſingen und zu hören, und wo dann auch die Mittelſtimmen nicht mehr in der knechtiſchen, langweiligen Verfaſſung zu bleiben haben, in welcher ſie dem Singenden die Erbauung verkümmern. Im Chor, bei einem kleineren Verein geübter jugendlicher Sänger, iſt der vierſtimmige Geſang am Platz, und wenn überhaupt wieder die alte Herrlichkeit des evangeliſchen Chorals uns aufgehen ſoll, ſo muß die Entwicklung dieſen Weg nehmen, daß zuerſt einzelne Prachtchoräle in ihrer früheren Faſſung von gebildeten Chören vor der Gemeinde geſungen werden; es muß alſo die Pflanze des vierſtimmigen Geſangs aus dem freien Land und rauhen Boden der Gemeinde herausgenommen, in den Blumentopf der Vereine verſetzt, dort veredelt werden, und dann mag es in ſpäteren Zeiten geſchehen, daß günſtige Umſtände wohl auch wieder ein Gedeihen auf offenem Feld da und dort erlauben.

Auf dieſem Punkte treffen wir alſo mit den ſonſtigen Freunden des vierſtimmigen Geſanges zuſammen, nur mit dem einzigen, wichtigen Unterſchied, daß wir die der Schönheit und Kunſt ſo gefährliche Regel der Leichtigkeit um ihren bisher übermächtigen

Einfluß bringen möchten. Daſſelbe Prinzip charakteriſtiſcher Originalität, welches wir oben — wiewohl mit, von der Rückſicht auf den Geſangfrieden der Kirche gebotenen, großen Einſchränkungen — geltend gemacht haben, möchten wir in größerem Maße für die Harmonie der Choräle in Anſpruch nehmen. Jeder Choral erhalte die ſeinem Charakter entſprechende Harmonie, wo möglich ſeine urſprüngliche. Dies letztere iſt bei den älteſten freilich darum in der Regel nicht mehr möglich, weil wir von manchen gar nicht mehr wiſſen, woher ſie ſind;* auch haben die Alten ſelbſt je nach Bedürfniß ſie verſchieden geſetzt, wie denn die Melodie zwar das Bleibende und Stete, die Harmonie aber das Wechſelnde, Flieſſende am Choral repräſentirt, jene das Dogma, dieſe die vermittelnde Auslegung. Es wird ſich aber gleichwohl ſchon in den früheſten Zeiten etwas Charakteriſtiſches bei der Harmoniſirung finden, ein kirchlicher Stempel, durch den ſie ſich auszeichnet. Weiter herunter aber, wo die Herkunft der Choräle ermittelt werden kann, wird man um ſo gewiſſenhafter die mit der Melodie gleichzeitig gewordene Harmonie zu berückſichtigen haben, und nur da in der Regel ändern dürfen, wo die älteren Tonſetzer einen unſerer jetzigen Gehörbildung fremden, anſtößigen Satz haben: denn die Härten der früheren Zeit ſind für uns nicht bindend, und wo wirklich die neuere Kunſtregel einen Fortſchritt gemacht hat, wäre es ſklaviſch, die künſtliche Rohheit der älteren wieder hervorzuſuchen. Die Choralbücher des vorigen Jahrhunderts mit den während deſſelben neu hereingekommenen Chorälen haben aber eine Eigenthümlichkeit, welche bei der Aufnahme einige Vorſicht erfordert. Mit dem Abſterben nämlich des vierſtimmigen Geſangs kam die Gewohnheit auf, von den Chorälen blos Melodie und Baß, letzteren beziffert zu ſchreiben, weil es nunmehr gleichgültig war, wie die Mittelſtimmen von der Orgel geſpielt wurden, wenn nur die Akkorde richtig waren. Je mehr nun die Mittelſtimmen blos zur Ausfüllung des Akkords dienten, je mehr zog ſich Leben und Bewegung aus ihnen zurück und verlegte ſich in den Baß. Wir finden daher hier einen äuſſerſt unruhigen Baß, den man wohl

* Wenn in alten Geſangbüchern über einer Melodie ſteht: „componirt," ſo bedeutet dies nicht die Urheberſchaft der Melodie, ſondern das Anordnen der einzelnen Stimmen, die Harmoniſirung.

anſieht, wie er ſich Mühe gibt, die trägen Mittelſtimmen zu erſetzen. Gegenüber von dem ſteifen Gang des Baſſes in neueren Choralbüchern kann dies auf den erſten Anblick als ein Vorzug erſcheinen, aber an und für ſich iſt es doch ein Uebelſtand; es macht den Eindruck des Unſchicklichen, Gemeinen, wie wenn ein alter Mann tanzte, und bei der Wiederaufnahme ſolcher Choräle, namentlich derjenigen, welche einen dreitheiligen Takt haben, wird man ſich ſehr zu hüten haben, daß eine ſolche unanſtändige Bewegung des Baſſes gemäßigt werde, wie ſie z. B. im zweiten Theil von „Eins iſt noth" und von „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig" vorkommt. Es iſt dieſe Bemerkung zugleich ein Grund mehr, die Choräle vollſtändig auszuſchreiben, und ſich nicht auf die ſeltene Fertigkeit der Organiſten, nach beziffertem Baß zu ſpielen, zu verlaſſen. Dieſe Bequemlichkeit der Drucker hat gewiß nicht wenig zur Verſchlimmerung des Kirchengeſangs beigetragen.

Wo nun alſo entweder die urſprüngliche Harmonie nicht mehr zu ermitteln, oder wo ſie nicht mehr möglich iſt, ſey's wegen einzelner Satzhärten, ſey's wegen unſchicklichen Baſſes, da bleibt nichts übrig, als Berückſichtigung des Charakters der Melodien; und hier darf man ſich durchaus nicht an eine einzelne Regel binden, man darf weder ambroſianiſch noch gregorianiſch ausſchließlich ſeyn, keine Gattung von Akkorden begünſtigen oder ausſchließen; es kommt Alles an auf die Herkunft der Choräle, und haben wir oben nachgewieſen, daß die Choräle der evangeliſchen Kirche aus ſehr verſchiedenen Gebieten und Zeiten ſtammen, ſo wird ein Choralbuch für dieſe Kirche auch in harmoniſcher Beziehung jene edle Weitherzigkeit kund geben müſſen, welche zu den durch die Geſchichte beſtätigten Vorrechten des Proteſtantismus gehört.

In dieſem Sinn wünſchen wir Reform des Choralweſens, als eine Rückkehr zu den Alten, welche zugleich Rückkehr zu dem Geiſt iſt, den die Alten aus ſich und über ſich wirken ließen, und der allein eine lebendige Triebkraft nach Vorwärts hat.

A. H.

Die englische Parlamentsuntersuchung

von 1840

und die deutsche National-Industrie.

Aus dem vor uns liegenden Report of the select committee of the house of commons on import duties 6. August 1840 geben wir hier im Auszug Alles, was die Deponenten in Beziehung auf die Handels-Verhältnisse zwischen Deutschland und England zu Protokoll gegeben haben.

Unseres Wissens ist über diese Verhandlungen bis jetzt in Deutschland nichts bekannt geworden, als was der Verfasser eines im englischen Interesse geschriebenen Artikels des Hamburger Korrespondenten davon anzuführen für gut gefunden hat. Man findet diesen Artikel auch in der Allgemeinen Zeitung (Beilage Nr. 122 und ff. 1841) vollständig abgedruckt. Der Redaktion des letztern Blattes war nämlich von dem Verfasser jenes Artikels der Vorwurf gemacht worden, daß sie für die Anhänger des deutschen Schutzsystems einseitig Partei nehme, wodurch sie sich bewogen sah, durch Aufnahme des ganzen Artikels ihre Unparteilichkeit zu bethätigen.

Diejenigen, welche noch immer bezweifeln, daß es in Deutschland Skribenten gebe, die in den großen Handelsfragen des deutschen Zollvereins gegen ihre eigene Ueberzeugung und als Advokaten fremder Interessen schreiben, werden wohl daran thun, wenn sie die nachfolgenden Auszüge und Noten mit den Auszügen und Urtheilen jenes Aufsatzes vergleichen.

Der erste von den abgehörten Zeugen ist Herr Mc Gregor, Sekretair des Handelsraths, ein Mann von vielen Einsichten und großer Erfahrung in Sachen der Industrie und des Handels. Seit einer Reihe von Jahren wird Herr M'Gregor von dem englischen Handelsrath benützt, um Handelsverträge mit den Kontinentalmächten vorzubereiten. Zu diesem Zweck hat er sich in in den meisten Hauptstädten längere Zeit aufgehalten, namentlich in Wien, München, Berlin, Paris, Amsterdam u. s. w. Herr M'Gregor sagt aus:

Schutzzölle seyen bei dem gegenwärtigen Stand der englischen Nationalindustrie unnütz und schädlich. Die englischen Fabrikanten hätten bald nach dem allgemeinen Frieden begriffen, daß sie, um auf dem Continente die Oberhand zu behalten, große Quantitäten fabriziren und die Preise herabdrücken müßten. * Solches sey in Ansehung der Baumwollenfabrikate gelungen. — In Ansehung der wohlfeileren Wollentücher aber würden sie seit Kurzem durch die Franzosen von den italienischen und ägyptischen Märkten verdrängt. Gleichwohl sey er nicht der Meinung, daß in Folge der Herabsetzung der englischen Schutzzölle die französischen Tücher mit den englischen auf dem englischen Markte würden konkurriren können. Die englischen Fabriken würden gegen die französischen immer noch um 10 bis 15 Procent (nämlich um den Betrag der Transportkosten, Provisionen ꝛc., welche die Franzosen zu bestreiten hätten, um ihre Waaren auf den englischen Märkten zu verkaufen) im Vortheil stehen. — Im verflossenen Jahre habe England an Baumwollenwaaren exportirt: Gewebe für 17,694,393 Pfund Sterling, Twiste für 6,857,826 Pfd. Strl., also im Ganzen für 24,552,129 Pfd. Strl. (oder

* Daß die englische Nation, die allen andern in der Fabrikation um 50 Jahre voraus ist, die Instrumente wegwirft, wodurch sie diesen Vorsprung gewonnen, und andere, die noch zurück sind, überreden will, Gleiches zu thun und einen freien Wettkampf mit ihr einzugehen, halten wir für ungemein klug, jedoch einigermaßen für impertinent, insofern ein bedeutender Grad von Imbecilität bei derjenigen Nation vorausgesetzt wird, welcher man ein solches Beispiel nachzuahmen zumuthet, zumal wenn man, wie hier, die Naivität hat, daran zu erinnern, durch welche Mittel früher die Fabriken der konkurrirenden Nationen ruinirt worden sind.

für 294,625,548 Gulden). — An Wollenwaaren ſeyen ausgeführt worden für 6,278,099 Pfd. Strl. und an Wollengarn für 401,188 Pfd. Strl. deklarirten Werths. — Die Ausfuhr von Wollenwaaren nach Deutſchland habe zwar ſeit der Handelsunion nicht abgenommen, aber der Abſatz der deutſchen Fabrikanten nach Südamerika, Cuba und den Vereinsſtaaten von Nordamerika ſey dagegen auf Koſten der engliſchen Ausfuhr bedeutend geſtiegen. * Zwar habe auch die innere Konſumtion an engliſchen Geweben in den Vereinsſtaaten bedeutend abgenommen, dagegen habe aber das auf den deutſchen Meßplätzen eingeführte Kontirungsſyſtem außerordentliche Gelegenheiten verſchafft, engliſche Waaren über Deutſchland nach andern Staaten (Rußland, Oeſterreich u. ſ. w.) zu verführen (einzuſchmuggeln). Nach dieſem Syſtem werden nämlich die Waaren bei ihrer Ankunft auf dem Meßplatz gewogen, können dort 6 Monate lang liegen bleiben und werden dann bei ihrem Abgange wieder gewogen. Beim erſten Wiegen werde den importirenden Kaufleuten der ganze Zollbetrag in den Zollbüchern in Aufrechnung gebracht. Nach Verfluß von 6 Monaten werde ihnen Kredit gegeben für Alles was zum Tranſit abgegeben worden oder auf Hand geblieben ſey, und der Zoll nur für diejenige Quantität entrichtet, welche man zur Konſumtion verkauft habe; der Zollbetrag für diejenigen Güter aber, welche auf Hand bleiben, werde wiederum auf's Neue für eine weitere Friſt von 6 Monaten vorgemerkt. Auf dieſe Weiſe gewähre die preußiſche Regierung denen, die engliſche Waaren nach Deutſchland exportirten, eine erſtaunliche Erleichterung, denn dieſe Importers hätten längſt ſchon den Werth für die verkauften Waaren einkaſſirt, wann die Zölle zahlbar ſeyen. Die tranſitirenden Güter gingen hauptſächlich als Kontrebandewaare nach Polen und Rußland, oder nach dem Oſten (Oeſterreich?) und würden nicht im Lande konſumirt. **

---

* Hieraus iſt abzunehmen, daß bisher die deutſchen Schutzzölle gar nicht ſo übel auf die Ausfuhr der deutſchen Manufakturwaaren gewirkt haben, als ſpätere Deponenten behaupten wollten.

** Daß die Engländer dieſe Erleichterung ſehr loben, finden wir ganz natürlich, können uns aber dabei der Bemerkung nicht erwehren, daß dieſelbe der deutſchen Induſtrie eben nicht zum ſonderlichen Vortheil gereicht. Die deutſchen Fabrikanten ſehen im Gegentheil in dieſem Kontirungsſyſtem eine Anſtalt, wodurch engliſche Waaren faſt ohne Prämie

Er glaube, daß die Ausfuhr an englischen Wollen- und Baumwollenwaaren nach den Rheinischen Staaten um die Hälfte abgenommen habe. Gleichwohl habe sich die brittische und irländische Ausfuhr an Produkten- und Manufakturwaaren nach Preußen, Deutschland und Holland in den Jahren von 1833 bis 1838 folgendermaßen gestellt:

	Preußen.	Holland.	Deutschland.	Totalsumme.
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
1833 .	144,179	4,355,538	2,181,893	6,681,620
1834 .	136,423	4,547,166	2,470,267	7,153,856
1835 .	188,273	4,602,966	2,648,402	7,439,641
1836 .	160,722	4,463,729	2,509,622	7,134,073
1837 .	131,536	4,898,016	3,040,029	8,069,581
1838 .	155,224	4,938,900	3,549,429	8,693,552

Mit gedruckten Baumwollenzeugen werde gegenwärtig der innere Markt von Deutschland durch berlinische, westphälische, sächsische, württembergische, badische und schweizerische Fabriken versehen. — Daß sie den Markt behaupten, sey nicht sowohl der Schönheit und Originalität ihrer Muster, welche größtentheils nur Nachahmungen der Fabrikate von Manchester und Frankreich seyen, als vielmehr der Wohlfeilheit ihrer Preise zuzuschreiben. — Die groben englischen Tücher hätten in Deutschland ihren Markt verloren, nicht in Folge des hohen Schutzzolls, sondern weil sie in Deutschland wohlfeiler fabrizirt werden könnten. * Gleichwohl habe die Exportation an englischen Wollenwaaren nach Deutschland nicht abgenommen, weil dergleichen Waaren durch die Juden von Brody nach Rußland geschmuggelt, oder auf der Donau nach den Uferländern des schwarzen Meeres exportirt würden. — Befragt, wie es komme, daß während die Amerikaner auf den Messen

nach den Vereinsstaaten im Großen eingeschmuggelt werden. Dieser Gegenstand bildet einen Hauptbeschwerdepunkt des deutschen Fabrikantenstandes.

* Dies ist einer der Sophismen, woran diese Vernehmlassungen so reich sind. Der Schutzzoll hat die Fabrikunternehmungen hervorgerufen, diese haben die innere Konkurrenz erzeugt und die innere Konkurrenz hat die Preise herabgedrückt, und diese niedern Preise haben den einheimischen Markt gewonnen.

von Berlin und Leipzig vortheilhafter fänden, deutsche Tücher zur Exportation nach Amerika einzukaufen, die Kontrebandiers vom europäischen Osten die brittischen Wollentücher immer noch den wohlfeileren deutschen vorzögen? antwortet Herr M'Gregor: es erfordere bei den Völkern des Ostens geraume Zeit bis sie ihre Gebräuche und Gewohnheiten änderten; seit einem halben Jahrhundert gebe man sich in Manchester alle erdenkliche Mühe die für jene Völker bestimmten Waaren ihrem Geschmack gemäß zu produziren. Es sey kaum einem Zweifel unterworfen, daß ihre Kundschaft, wenn sie erst dahinter kämen, daß sie gleich gute Waare von den deutschen Fabrikanten zu wohlfeilerem Preise haben könnten, den Engländern verloren gehe. * Herr Koch, englischer Konsul in Frankfurt, habe ihm diese Ansicht oft ausgesprochen und sie habe sich auch bereits einigermaßen bewährt. —

Einige deutsche Wollen- und Baumwollenwaaren seyen schon nach England gekommen, um dort zum Behuf der Wiederausfuhr unter Schloß gelegt zu werden, namentlich nach Glasgow, aber es sey gesetzwidrig, fremde Waaren mit englischen Zeichen zu versehen. — Er glaube, daß Schutzzölle nirgends erforderlich seyen, als bei denjenigen Artikeln, welche Mode- oder Seltenheitshalber gebraucht werden. — Die Metalle seyen in England viel wohlfeiler und die Arbeitsgelegenheit, indem hier Brennmaterialien und Metalle neben einander gefunden werden, viel größer als in andern Ländern. — Kupfer und Messing würden in Preußen namentlich in Solingen und in andern westphälischen Städten fast so wohlfeil produzirt als in England. — Die Nachfrage nach groben englischen Steingutwaaren habe im nördlichen Deutschland fast aufgehört, dagegen habe die Ausfuhr nach Oesterreich an dergleichen sehr zugenommen, seitdem dort der Einfuhrzoll so bedeutend herabgesetzt worden sey. ** Steingutwaare werde nirgends wohlfeiler fabrizirt als in England, ausgenommen einige grobe Sorten in Holland. Durch zwanzig Prozent Zoll auf den Centner würde die

---

* Diesen Umstand werden hoffentlich unsere Fabrikanten ad notam nehmen. Es ist zur Zeit noch ein großer Fehler bei ihnen, daß sie sich nicht genug anstrengen, den Geschmack fremder Völker zu erforschen und sich demselben zu bequemen.

** Zwei praktische Beispiele von den Wirkungen des Schutzes und Nichtschutzes.

Importation aus Deutschland, der Schweiz und Frankreich immer noch nicht ausgeschlossen. — Stand- und Taschenuhren und einige Bijouterieartikel würden in Wien, in der Schweiz und in Paris wohlfeiler fabrizirt als in England; hier aber von ganz verschiedener Façon und Qualität. — Der Zoll von 20 Proz. auf Spielwaaren sollte nicht beibehalten werden; 100 Proz. würden diesem Artikel keinen Schutz gewähren, die meisten Spielwaaren würden von Frankfurt und andern deutschen Plätzen über Holland und Hamburg importirt; sie seyen Produkte der Schweiz, Bayerns und der deutschen Centralstaaten; 10 Prozent wären bei denselben immer noch ein hinreichender Einkommenszoll. England werde diese Waare nie so wohlfeil fabriziren als das Ausland; man beschäftige sich damit in Nürnberg und zur Winterszeit in Waldgegenden, wo die Leute keine andere Beschäftigung hätten; — auch auf künstliche Blumen sollte nur ein Einkommenszoll gelegt werden, sie werden meistens in katholischen Ländern gefertigt und insbesondere in Klöstern, wo die Leute nichts anders zu thun wüßten. * — Der Zoll auf Glas sey ein Prohibitionszoll, da der Artikel nicht eingeschwärzt werden könne, — übrigens seyen die zur Glasfabrikation erforderlichen Materialien in England nicht theurer als im Ausland. — Wenn der Zoll auf Stickereien von 30 Prozent auf 5 oder 10 Prozent herabgesetzt werde, so sey von den St. Galler Stickereien, die bei sehr wohlfeilen Taglöhnen fabrizirt würden, einige Konkurrenz zu fürchten. Französische Handschuhe würden in London zu denselben Detailpreisen verkauft, wie in Paris, müßten also nothwendig geschmuggelt seyn. Die Schmuggelprämie für Seidenzeug und feine Handschuhe betrage 9 Prozent, alle übrigen Artikel mit Ausnahme der schweren Waaren würden zu 10 Prozent hereingebracht.

Hierauf folgen diejenigen Depositionen, die der Hamburger Korrespondent als Beleg seiner Ansichten zum Theil exzerpirt hat, wie sie in der Beilage der Allgem. Zeitung Nr. 122 zu lesen

* Man sieht, Herr M'Gregor eröffnet uns hier, wie voriges Jahr Hr. Bowring, die erfreuliche Aussicht auf eine bedeutende Ausfuhr an Kinderspielwaaren und künstlichen Blumen.

sind. Es sind just diejenigen, die in der ganzen Vernehmlassung des Herrn M'Gregor am Wenigsten besagen wollen und welche die meisten Sophismen enthalten. Dahin gehört hauptsächlich, daß Herr M'Gregor in Sachsen und Böhmen von den Manufakturisten selbst gehört haben will, daß sie sich über die Höhe der Schutzzölle beklagten, auf Herabsetzung derselben drängen und ihre Manufaktur-Prosperität einzig in der freien Konkurrenz suchten. Ein Berliner Korrespondent der Allgemeinen Zeitung hat zwar diese Sophismen in der Beilage Nr. 133 zu widerlegen gesucht, jedoch, wie uns scheint, auf eine sehr unzulängliche Weise. Als Ursachen der sächsischen Manufaktur-Prosperität ist in erster Reihe zu erwähnen: die Reformation mit ihren wohlthätigen Wirkungen, die frühzeitige Einwanderung von protestantischen Fabrikanten aus den Niederlanden, aus der Mark, aus Salzburg, Frankreich u. s. w., die Einführung feiner spanischer Schafe, die frühzeitige Ausbildung des Bergbaues, die Unfruchtbarkeit des Bodens im Erzgebirge bei großer Regsamkeit seiner Bevölkerung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Sachsen hauptsächlich nur in denjenigen Artikeln, wobei die sogenannte Hausfabrikation vorherrschend ist, besonderes Glück gemacht hat, nicht aber in denjenigen Zweigen, worin die großen Maschinen vorherrschend sind. Ferner ist zu bedenken, daß unter den von Sachsen ausgehenden Ansichten jederzeit ein gutes Theil Leipziger Beimischung ist, wo man das Wohl oder Wehe der Nation nach der Güte der Leipziger Messe und die Prosperität der Industrie nach der Größe der Provisionen bemißt, die sie den dortigen Banquiers liegen lassen. Endlich, und dies ist hauptsächlich zu berücksichtigen, ist es nicht selten der Fall, daß Fabrikanten, die nach einem kleinen Maßstab mit alten und schlechten Maschinen, mit geringen Kapitalen arbeiten und sich auf grobe Sorten von Manufakten beschränken, wenn sie nur irgend ihr nothdürftiges Auskommen haben, die Erhaltung der bestehenden Zustände nicht selten einem außergewöhnlichen Aufschwung vorziehen, von welchem sie in Folge der innern Konkurrenz in den Schatten gestellt oder gar vernichtet zu werden fürchten. Alle diese Ursachen sind dem Herrn M'Gregor um so mehr entgangen, als sie in sein System nicht paßten.

Wir kehren zu der Vernehmung des Herrn M'Gregor zurück. Ueber die Wirkung des öſterreichiſchen Schutzſyſtems befragt, ſagt er: als die Prohibitivgeſetze von Maria Thereſia und Joſeph dem Zweiten gänzlich aufgehoben worden, habe man beſchloſſen, nur allmählig ſich demjenigen Zuſtande zu nähern, den man den natürlichen zu nennen pflegte und die öſterreichiſchen Manufakturiſten hätten nur verlangt, daß man in keinem Fall den Zoll unter 20 Prozent ſtellen möchte; er aber ſey der Meinung, daß die ſächſiſche Bevölkerung von Böhmen, die hauptſächlich ſich mit Betreibung von Manufakturen abgebe, ſich bald auch gegen dieſen Zoll von 20 Prozent ausſprechen und verlangen werde, daß man keinen Zoll über die Einſchwärzungsprämie ſtellen möchte. Dies ſey die herrſchende Meinung. Ein Theil der Bevölkerung Böhmens ſey ſächſiſcher Abkunft und beſtehe aus Manufakturiſten; der bei weitem größere Theil der Ackerbauern und Hirten gehöre der ſlaviſchen Race an. *

In der Schweiz hätten ſich erſt ſeit dem Frieden von 1813 großartige Fabriken gebildet; vorher habe man ſich auf grobe Spinnereien und Webereien, die in den bäuerlichen Wohnungen betrieben worden, beſchränkt; nunmehr ſey man ohne Schutzzölle in der Baumwollendruckerei dahin gekommen, daß die ſchweizeriſchen Fabrikate in den vereinigten Staaten und in Braſilien mit den engliſchen konkurriren könnten.

Im Jahr 1836 auf dem Zollkongreß in München hätten die Sachſen ſich ſehr über den Gewichtzoll und über den hohen Tarif beklagt, weil er ihre Konkurrenz zerſtöre, darum, daß er neue Unternehmungen in Preußen, Baden und Württemberg hervorrufe und folglich die Nachfrage nach Arbeitern vermehre. Grobe Manufakturwaaren von geringem Werth könnten in Preußen nicht geſchmuggelt werden, dagegen werde das Einſchwärzen feiner franzöſiſcher Waaren ſehr ſtark betrieben. **

* Es wäre zu wünſchen, daß über dieſe Anſichten unpartheiiſche Böhmen ſich ausſprächen.

** Die Behauptung in Anſehung Sachſens muß ſehr befremden. Es wäre wünſchenswerth, wenn es wirklich dem ſo iſt, aus Sachſen zu erfahren, ob man in der Zwiſchenzeit nicht auf vernünftigere Anſichten gekommen iſt. Es iſt gar zu unbegreiflich, wie man bei einer Einfuhr von 14 bis 15,000 Ctr. Baumwollenwaaren und von 300 bis

Obschon die preußischen Fabriken keine Fabrikwaaren nach England verkauften, so produzirten sie doch jetzt schon dieselben so wohlfeil, daß sie auf dem Weltmarkt konkurriren könnten; sie produzirten große Massen jener leichten Waaren, womit vormals England Preußen versorgt habe; sie bedürften daher der Englischen nicht mehr. (Hierauf folgt die geschichtliche Darlegung der falschen Politik Englands, wodurch dasselbe die Deutschen gezwungen habe, sich auf die Manufakturen zu verlegen; s. Beil. Nr. 122 der A. Z. pag. 971.) *

400,000 Ctr. Twisten schon so große Furcht vor innerer Konkurrenz hegen kann. Ueberhaupt liegt in den von Leipzig aus sich kundgebenden Ansichten über den Zollverein, sein System und seine Maßregeln noch vieles Unerklärliche. Auf der andern Seite gibt es Stoff zum Nachdenken, wenn die englischen Handelssophisten (M'Gregor, Bowring, Hume ꝛc.) unaufhörlich das Lob Sachsens im Munde führen und seine aufgeklärten, politisch-ökonomischen Ansichten preisen. Vielleicht ist es uns möglich, diesen Schleier in etwas zu lüften. Von jeher wurden die politisch-ökonomischen Ansichten Sachsens großentheils durch die Interessen Leipzigs bestimmt. Leipzig aber schätzt, wie billig, seine Messe über Alles, und in dem sogenannten Kontirungssystem sieht es eine Hauptgarantie seiner Meßprosperität. England seinerseits betrachtet Messe und Kontirungssystem als eine Schmuggelförderungsanstalt sondergleichen. Erster Grund zur Sympathie. Ferner: die Hauptindustrie Sachsens ist die Strumpffabrikation; dies ist eine Art Hausfabrikation, worin zur Zeit kein anderes Land, England selbst nicht, mit Sachsen zu konkurriren vermag; die Engländer wollen daher diesen Artikel den Sachsen preisgeben in der Hoffnung, daß ihnen von Deutschland andere, über alle Vergleichung wichtigere Artikel preisgegeben werden, und damit ist den Sachsen die Aussicht eröffnet, Weltstrumpfmanufakturisten zu werden. Hiernach wird man auch erklärlich finden, warum in allen Zollvereinsstaaten der Londoner Vertrag vom 2. März nur von Leipzig aus vertheidigt wird. Uebrigens muß man nicht glauben, daß die englischen Handelssophisten ihre Netze nur nach den Sachsen auswerfen. In Bayern sprechen sie von Nürnberger Kinderspielwaaren, in Preußen von Weizen und Holz, am Mittelrhein von Rheinwein und Selterser Wasser, in Baden von Schwarzwälderuhren; überall wo sich ein Esau blicken läßt, offeriren sie ihm ein Linsengericht, um ihm sein Erstgeburtsrecht abzuschwatzen.

* Es gibt keine bündigere Vertheidigung des deutschen Schutzsystems und keine einleuchtendere Darstellung des neuen englischen Handelssystems als die vorstehenden und die nachfolgenden Erklärungen des Herrn M'Gregor. Dem blödesten Verstand und dem befangensten

Die Urſache, warum die Deutſchen in den meiſten Fällen ſo wohlfeil fabrizirten, als die Engländer, liege nach ſeiner Meinung einzig darin, daß ſie einen großen Ueberfluß an den erſten Lebensbedürfniſſen in ihrem eigenen Lande beſäßen; und indem ſie ſich auf Manufakturen verlegten, ſeyen ſie viel unabhängiger von andern Ländern, als jene Völker, welche keinen ſolchen Ueberfluß an Nahrungsmittel und an Bau- und Brennholz beſäßen. — Der deutſche Fabrikarbeiter könne mit der Hälfte Geld eben ſo gut leben als der engliſche, in Weſtphalen, in der Nähe von Frankfurt, in Bayern und Oeſterreich mit weniger. — Wäre aber der Preis der Lebensmittel ſo ziemlich gleich in England und Deutſchland, ſo würde hier die Nachfrage nach Manufakturarbeitern ſinken, und die nach Agrikulturarbeitern ſteigen. — Dadurch würden in Deutſchland viele Manufakturarbeiter außer Arbeit geſetzt und genöthigt werden, anderwärtige Beſchäftigung zu ſuchen. — Der erhöhte Preis der Lebensmittel in jenen Ländern (nämlich in Deutſchland) würde die Preiſe ihrer Manufakturwaaren erhöhen und ihnen ſomit die Konkurrenz mit den engliſchen Manufakturwaaren in anderen Theilen der Welt erſchweren. — Dadurch würde die deutſche Fabrikation vermindert und die Nachfrage nach engliſchen Manufakten erhöht. — Der Zweck der engliſchen Schutzzölle ſey dahin gegangen, andere Länder von der Fabrikation abzuhalten, aber der Erfolg ſey gegenwärtig ein ganz entgegengeſetzter. Die Baumwollen- und Seidenmanufakturiſten auf dem Kontinent fürchteten nichts ſo ſehr, als die Herabſetzung der engliſchen Zölle, auf Manufakturwaaren ſowohl, wie auf alle anderen Artikel. Wenn England die Einfuhrzölle dergeſtalt verminderte, daß die Produkte dort ungefähr zu demſelben Preis zu haben wären, wie in anderen Ländern, ſo würde England zu demjenigen natürlichen Zuſtand gelangen, in welchem der Verkehr ſich ſelbſt regulire und es würde dann nicht mehr jenen Fluktuationen ausgeſetzt ſeyn, woran jeder beſchützte Verkehr leide. * Er könne das Komité verſichern, die deutſchen

---

Geiſt muß es einleuchten, daß England nunmehr durch die freie Konkurrenz erreichen will, was es früher durch Prohibitionen bewirkte, nämlich ein Weltmanufakturmonopol für ſich ſelbſt und den induſtriellen Ruin Deutſchlands.

* Dem Herrn M'Gregor beliebte es in der vorſtehenden Deduktion zwei

Fabrikanten namentlich fürchteten nichts so sehr als die Abschaffung der englischen Kornbill. Die öffentlichen Behörden Deutschlands dagegen, einzig die öffentliche Wohlfahrt im Auge, hätten niemals daran gedacht, von ihm (dem englischen Kommissär) zu verlangen, daß die englischen Einfuhrzölle auf Manufakturwaaren herabgesetzt werden möchten; ihre Hauptaugenmerk sey stets nur auf eine Verminderung der Korn- und Holzzölle gerichtet gewesen. *

---

oder drei sehr **verschiedene** Dinge miteinander zu vermischen und vermittelst dieser Konfusion im Trüben zu fischen, nämlich die Schutzzölle auf Agrikulturprodukte und die Schutzzölle auf Manufakturprodukte, ferner die Manufakturschutzzölle bei Nationen, die zur Manufakturſuprematie gelangt sind, und die Manufakturschutzzölle bei Nationen, die erst noch nach Manufakturunabhängigkeit ringen. Die Manufakturschutzzölle haben der englischen Industrie seiner Zeit die vortrefflichsten Dienste geleistet, jetzt sind sie überflüssig geworden, wie eine Stütze, die, nachdem der Baum erstarkt ist, nichts mehr zu stützen hat. Die Kornschutzzölle sind von jeher ein Unsinn gewesen und haben freilich nur dazu dienen können, die englische Industrie niederzuhalten und die fremde emporzubringen. Wie mag aber Herr M'Gregor darum, daß er seine unvernünftigen Kornschutzzölle aufhebt, andern Nationen zumuthen, sie sollen ihre vernünftigen Manufakturschutzzölle vor der Zeit aufheben? wie mag er darum, daß England gar keine Manufakturschutzzölle mehr nöthig hat, andere Nationen überreden wollen, dieser Schutz sey auch ihnen entbehrlich, während er doch überall laut ausspricht, daß die freie Konkurrenz England ein Manufakturmonopol auf Kosten anderer Nationen verschaffen würde? Daß die deutschen Fabrikanten die Aufhebung der englischen Manufakturzölle fürchten, ist nicht wahr; im Gegentheil, es würde ihnen gewiß nichts so sehr Vergnügen machen, als wenn sie durch das neue englische Zollgesetz in den Stand gesetzt werden sollten, ihre schwachen jugendlichen Kräfte mit den Riesenkräften der englischen Fabriken, wenn auch nur Versuchs halber, auf den englischen Märkten zu messen.

* Die deutschen Manufakturisten fürchten nicht die Abschaffung der englischen Kornbill, sie sehen nur ein, daß diese Kornbill bisher zum Theil wie ein Schutzsystem zu ihren Gunsten gewirkt hat, und daß die Aufhebung derselben ihnen einen Theil des bisher genossenen Schutzes entziehen würde. Sie machen diesen Umstand ihren Regierungen bemerklich, um vorläufig den Beweis zu führen, daß im Fall der Aufhebung der englischen Kornbill die deutschen Manufakturschutzzölle in dem Verhältniß erhöht werden müssen, in welchem jene Maßregel ihre Konkurrenz mit dem Auslande erschwert. Wenn aber Herr M'Gregor seine Landsleute glauben machen will, in Deutschland setze

Im Falle Lebensmittel und Rohſtoffe in England ſo wohlfeil wie in andern Ländern zu haben wären, ſo würde für die letztern gar keine Möglichkeit vorhanden ſeyn, wohlfeilere Waaren zu liefern, als England. Die Vortheile ſeiner Lage, die kein anderes Land in dieſem Grade beſitze, die Intelligenz und der Gewerbfleiß ſeiner Bewohner, ſein Ueberfluß an Kapital- und Gewerbsgeſchicklichkeit würde England die Manufakturmärkte der

---

man immer noch das Intereſſe des Fabrikantenſtandes dem Intereſſe der Nation überhaupt entgegen, und die Regierungen ſeyen bei uns immer noch einzig und allein darauf erpicht, Getreide und Holz nach dem Ausland abzuſetzen, ſo ſchwebt er eben ſo ſehr im Irrthum über die Intelligenz und Tendenz der deutſchen Nation, wie ſein Kollege Herr Dr. Bowring. Jene Anſicht einer längſt in Miskredit gekommenen und ſchnell dahinſterbenden Schule, daß Schutzzölle auf Koſten der öffentlichen Wohlfahrt einzelnen Perſonen und Gewerbszweigen Monopole und Privilegien gewährten, wird bei uns nur noch von wenigen unpraktiſchen Stubengelehrten getheilt; der geſunde Menſchenverſtand der gebildeten Stände hat derſelben längſt die Ueberzeugung ſubſtituirt, daß keine Nation ohne einen blühenden Gewerbsſtand zu einem anſehnlichen Grad von Reichthum, von Civiliſation und Macht gelangen und ihre Exiſtenz und Fortdauer ſichern könne. Was hier Herr M'Gregor von deutſchen Politikern und Behörden verſichert, iſt ſicherlich falſch; in Deutſchland iſt kein Gebildeter und Denkender mehr ſo unwiſſend, um die Korn- und Holzausfuhren für ein großes Glück zu halten, zumal wenn in Folge dieſer Ausfuhr die innere Fabrikation zu Grunde ginge. Jedermann weiß in Deutſchland, daß eine gewerbe- und handelsreiche Nation zu einer getreide- und holzausführenden ſich verhält, wie eine große und reiche Stadt zu einem armen und kleinen Dorf. Oder hätte vielleicht Herr M'Gregor in Berlin etwelche Güter- oder Forſtbeſitzer von der Niederelbe oder von der Oſtſee geſprochen, welche die Intereſſen der deutſchen Induſtrie dem Vortheil, einiges Getreide und Holz nach England ausführen zu können, weit nachſtellen? hätte er ſich vielleicht dadurch verleiten laſſen, der ganzen Nation eine ſo beſchränkte Anſicht zuzutrauen? Sollte wirklich in gewiſſen Revieren Deutſchlands eine ſo verkehrte Anſicht beſtanden haben, ſo würde ſie doch jedenfalls durch das vorliegende Parlamentsverhör und durch die letzten Debatten über das Zuckergeſetz vernichtet worden ſeyn. Will man doch auch die Nordamerikaner mit dem engliſchen Getreidemarkt gewinnen, will man doch Canada über den Verluſt ſeines engliſchen Holzmarktes damit tröſten, daß es den engliſchen Markt wohlfeiler als jedes andere Land mit Getreide werde verſehen können. Was wäre da noch für die deutſchen Getreidepflanzer zu erwarten?

ganzen Welt ſichern, wenn die engliſche Geſetzgebung zweckmäßig geändert werden könnte.*

Wenn man berückſichtige, welche Quantität Lebensmittel mit dem Arbeitslohn in Geld zu haben ſey, ſo ſeyen die Arbeiter von Sachſen viel beſſer geſtellt, als die engliſchen. (Hierauf wiederholt der Deponent abermals ſeine Ueberzeugung, daß in Folge der vorgeſchlagenen Reform die brittiſchen Fabrikanten in allen Ländern der Welt nicht nur mit andern Fabrikanten konkurriren, ſondern in den meiſten Fällen ſie ganz ausſtechen könnten.)

In Beziehung auf die Wirkungen des Londoner Vertrags und der Aufhebung der engliſchen Kornbill, heben wir nachſtehende Vernehmlaſſungen beſonders aus:

M'Gregor: der braſilianiſche Vertrag ſey für England bis zum Jahr 1844 verbindlich, in Folge dieſes Vertrags ſey Braſilien gehalten, ſämmtliche brittiſche Produkte und Manufakturwaaren zu einem Einfuhrzoll zuzulaſſen, der 25 pCt. nicht überſteigen dürfe; auf der andern Seite habe ſich England gegen Braſilien nur verbindlich gemacht, von den braſiliſchen Produkten keinen höhern Einfuhrzoll zu nehmen als von denen der meiſt begünſtigten Nationen; allein die Braſilianer verlangten mit Ungeduld die Aufhebung dieſes Vertrags und ſeyen geſonnen, die brittiſchen Manufakturwaaren gänzlich auszuſchließen, wenn man ihre Produkte, namentlich Zucker, nicht zu einem mäßigen Zoll in England zulaſſe. — Die Ausfuhr an engliſchen Manufakturwaaren nach Braſilien betrage jährlich ungefähr 5 Mill. Pfd. St.

---

* Hier iſt mit dürren Worten das Weltmanufakturmonopol als Tendenz der engliſchen Handelsreform ausgeſprochen. Dabei hat Herr M'Gregor nur Eines überſehen, nämlich dies, daß wenn auch England für die ganze Welt Manufakturwaaren fabriziren könnte, das engliſche Volk doch nicht für die ganze Welt Kolonialwaaren zu konſumiren im Stande wäre, und daß es jede zur Fabrikation berufene Nation in ihrer Macht hat, ſich den ihr gebührenden Antheil an dem Weltmanufakturmarkt durch Differentialzölle zu ſichern und vorzubehalten, vorausgeſetzt, daß ſie ſich dieſes Antheils nicht durch hinterliſtige Handelsverträge berauben laßt.

(60 Mill. Gulden). Brasilien sey der beste Markt für englische Baumwollenwaaren. *

* Ein Hamburger Artikel vom 20. Mai in der Allgemeinen Zeitung sagt: „nur ein Land wie Großbritannien könne ganze Ladungen Kunsterzeugnisse nach fremden Märkten schleudern; Hamburg habe seit 1827 seine Ausfuhren nach Brasilien nicht höher treiben können, als auf 5 Millionen Mark banco (ungefähr 4 Millionen Gulden), während die Totalausfuhr Englands nach Brasilien 5 Millionen Pfd. Strl., also 60 Millionen Gulden betrage. Darum fehle es im brasilianischen Handel Hamburgs so sehr an Hinfrachten, daß jährlich 40 Schiffe im bloßen Ballast dorthin segelten. Dies würde nicht der Fall seyn, wären nicht die Brasilianer längst an englische statt an deutsche Fabrikate gewöhnt, wären letztere schöner, billiger und besser als die englischen." Wahrlich es ist ein Jammer, wie weit es in Beziehung auf Nationalindustrie und auswärtigen Handel mit der Verkehrtheit der deutschen Seestädte gekommen ist. In andern Ländern belehren die Seestädte das Binnenland über die merkantilischen und maritimen Interessen der Nation, bei uns kommt nichts als Sophisterei aus den Seestädten nach dem Innern, und dieses hat nicht allein sich selbst über seine auswärtigen Handelsinteressen aufzuklären, sondern auch noch das Licht nach seinen durch Partikularismus, Egoismus und Fremdinteressen verfinsterten Seestädten zu tragen. Wäre Hamburg nationaldeutsch gesinnt, wäre es endlich einmal so weit gekommen, einzusehen, es sey Thorheit, in politischer und sozialer Beziehung der deutschen Nation angehören, dabei aber doch einen eigenen Handelsstaat bilden zu wollen, der zwischen Deutschland und dem Ausland mitten inne stehe; längst hätte es uns selbst darauf aufmerksam gemacht, wie unendlich viel Handel und Schifffahrt die Hansestädte dabei verlieren, daß England für 60 Millionen Gulden Manufakturwaaren nach Brasilien absetzt, dort für einen ungefähr gleichen Werth Kolonialprodukte in Empfang nimmt und die so eingetauschten Waaren mindestens zu zwei Drittheilen auf eigenen Schiffen nach den Hansestädten verführt: längst hätte es Deutschland darauf aufmerksam gemacht, wie auf diese Weise deutsche Industrie, deutscher Handel und deutsche Schifffahrt Fesseln tragen, die so leicht gelöst werden könnten, wenn nur die Hansestädte sich an den Zollverein anschlößen, wenn nur der Zollverein durch Beschützung der innern Spinnereien die Seestädte in den Stand setzen wollte, statt englischer Twiste, Baumwolle, Zucker, Kaffee ꝛc. aus Brasilien einzuführen und diese Güter in deutschen Manufakturwaaren zu bezahlen, wenn nur dieser Verkehr durch wechselseitige Differentialzölle von Brasilien und Deutschland begünstigt und in ähnlicher Art die deutsche Schifffahrt im eigenen Handel nach dem Beispiel aller mächtigen Nationen bevorzugt würde. Dagegen müssen wir hier nicht allein von den alten Gewohnheiten der

Im Lauf der verflossenen 3 oder 4 Jahre sey in Folge des Umstandes, daß England den Kaffee von Brasilien nicht unmittelbar zulasse, die Ausfuhr von englischen Manufakturwaaren nach Brasilien sehr limitirt worden. Nicht daß die englischen Ausfuhren abgenommen, sie hätten nur nicht in dem Verhältniß zugenommen, als von neuen Ländern, wie Brasilien, naturgemäßer Weise zu erwarten gewesen wäre; die Brasilianer konsumirten nun auch deutsche, österreichische, französische und schweizerische Fabrikwaaren, und werden ihre Konsumtion von dergleichen auf Kosten des Absatzes an englischen Manufakturwaaren sicherlich noch mehr vermehren.

Er glaube, der größte Theil des Handels mit Brasilien käme in englische Hände, wäre der Handel frei.

Er sey der Meinung, die Aufhebung der Holzeinfuhrbeschränkungen zu Gunsten der brittischen Kolonien in Nordamerika und die Aufhebung der hohen Zölle auf Holz aus dem baltischen Meere werde sich für England und Canada gleich vortheilhaft erweisen. Der Deponent spricht aus Erfahrung (er residirte lange in Canada), wenn er versichert, daß Canada viel schneller durch die Agrikultur als durch den Holzhandel sich bereichern würde. *

Brasilianer lesen, als ob sie nicht zu überwinden seyen; auch offenbare Unwahrheiten, z. B. daß deutsche Waaren nicht wohlfeil, schön und preiswürdig genug nach Brasilien zu schaffen seyen, müssen wir anhören, Behauptungen, die mit den eigenen Aussagen der englischen Handelssophisten (M'Gregor, Dr. Bowring) am triftigsten zu widerlegen sind. Anstatt von Hamburg aus belehrt zu werden, daß nur die direkte und ausschließliche Einfuhr der Kolonialwaaren aus den Tropenländern unsere Manufacturwaarenausfuhr und unsere Rhederei fördern könne, müssen wir lesen, daß die Ausdehnung unseres Seehandels und unserer Rhederei nur durch die Exportation von Bodenerzeugnissen bewirkt werden könne, und daß eine Ausfuhr von 4 Millionen Mark banco nach Neufundland für Deutschland etwas Bedeutendes sey!

* Freilich Ein Land bereichert sich mehr durch die Agrikultur als durch die Holzkultur, mehr durch die Manufakturen als durch die Agrikultur. Man sieht, die englischen Handelssophisten haben bei ihrer Korngesetzreform nicht sowohl die Agrikulturwohlfahrt Deutschlands als die Agrikulturwohlfahrt von Canada im Auge. Den preußischen

Durch die Korngeſetze werde engliſches Kapital und engliſche Geſchicklichkeit nach andern Ländern getrieben. Welchen Einfluß beide auf den Werth und die Rente des Landeigenthums hätten, davon einige Beiſpiele:

In der Nähe von Liverpool und Mancheſter zahle man für Land, das, entfernt von den Sitzen des Handels und Gewerbes, lediglich zu nichts gut wäre, eine Rente von 3—6 Pfd. Sterl. pr. Acker. In vielen Theilen von Deutſchland betrage die Rente kaum noch den zehnten Theil deſſen, was ſie vor hundert Jahren betragen habe, weil inzwiſchen die Manufakturen zu Grunde gegangen ſeyen. So beſonders in der Gegend der Stadt Augsburg, die einſt eine gewerbreiche Stadt geweſen ſey ꝛc.*

In den letztverfloſſenen Jahren ſey viel brittiſches Kapital und brittiſche Geſchicklichkeit nach Belgien, Frankreich und Deutſchland gewandert. Durch dieſe Kräfte ſeyen eben diejenigen Manufakturen und Fabriken in Bewegung geſetzt worden, deren Produkte jetzt mit den engliſchen in den Küſtenländern des Mittelmeeres in den vereinigten Staaten von Nordamerika, in Weſtindien, Südamerika und Oſtindien ſo lebhaft konkurrirten.**

Oſtſeeprovinzen haben ſie nur denjenigen Grad von Proſperität zugedacht, der ihnen für Canada zu kümmerlich erſcheint — die Proſperität der Holzhackerei und Holzſägerei.

* Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man ſo naive Geſtändniſſe von Leuten lieſt, welche Deutſchland überreden wollen, daß der Beruf Deutſchlands nicht der ſey, Manufakturwaaren zu produziren, ſondern der, etwas Holz und Getreide aus ſeinen nördlichen Provinzen nach England zu verkaufen.

** Freilich, freilich. Dies iſt eine der großen Wohlthaten des Schutzſyſtems, daß es eine Maſſe produktiver Kräfte, die nun in überreichen Ländern keine Beſchäftigung mehr finden, nach dem beſchützten, minder gewerb- und kapitalreichen Lande zieht. Darauf gründet ſich auch unſere Hoffnung, daß, ſobald die Vereinsſtaaten den Spinnereien einen erklecklichen Schutz angedeihen laſſen, Deutſchland im Lauf weniger Jahre ſich in den Beſitz dieſer Induſtrie geſetzt ſehen wird. Nach Tait's Magazin haben ſchon bei mehreren Meetings die engliſchen Spinner erklärt, ſie würden, im Fall der Zollverein dieſe Politik ergreifen ſollte, ſich veranlaßt ſehen, unverweilt einen Theil ihrer Fabriken nach Deutſchland zu verlegen. Hieraus erklärt ſich auch zum großen Theil das ſchnelle Aufblühen der Baumwollenfabrikation in

Dr. Bowring. — Die Konſumtion an Zucker ſey zu ſchätzen: in England bei einer Bevölkerung von 24 Millionen Menſchen auf 17 $^{1}/_{10}$ Pfd. pr. Kopf, in Frankreich auf 4 $^{1}/_{10}$ Pfd. — in Deutſchland auf 3 $^{1}/_{10}$ Pfd. — und bei allen Völkern von Europa im Durchſchnitt 2 $^{1}/_{2}$ Pfd. pr. Kopf. *

Auf dem letzten Kongreß in Berlin ſeyen Offerte gemacht worden zu Eingehung eines wechſelſeitige Vortheile bedingenden Handelsvertrags zwiſchen Deutſchland und England, und dieſelben ſeyen mit der Erklärung begleitet geweſen, man werde ſich im Fall der Nichtannahme genöthigt ſehen, die Zölle auf brittiſche Manufakturwaaren zu erhöhen. Nun habe er in den deutſchen Zeitungen der letztverfloſſenen Woche geleſen, daß von der badiſchen Kammer der Antrag geſtellt worden, den Zoll auf Twiſte (bekanntlich der bedeutendſte brittiſche Ausfuhrartikel) nach Deutſchland, um 100 pCt. zu erhöhen. Auch die ſächſiſche Kammer habe ſich vor Kurzem in gleichem Sinne ausgeſprochen. Dieſelben Staaten, die noch vor wenigen Monaten willig und bereit geweſen, mit England ein freundſchaftliches Uebereinkommen zu treffen, nehmen ſomit eine feindſelige Stellung gegen daſſelbe und verlangten höhere Zölle gegen England.

Er ſey vollkommen überzeugt, ohne die illiberalen Zollgeſetze von England wäre nie ein deutſcher Zollverein zu Stande gekommen. Ebenſo überzeugt ſey er, daß das Manufakturintereſſe in

Neuengland. Iſt es aber bei ſolchen Geſtändniſſen des Herrn M'Gregor nicht lächerlich, wenn Dr. Bowring in ſeiner Vernehmlaſſung — wie wir ſogleich hören werden — behauptet, Deutſchland, indem es ſich in die Baumwollenſpinnerei einlaſſe, ſetze ſich großem Verluſt aus. Wenn dieſes Geſchäft in der letzten Zeit in Deutſchland kein blühendes geweſen iſt, ſo lag die Urſache davon nicht in den Schutzzöllen, ſondern in dem Mangel an zureichendem Schutz.

* Hieraus iſt abzunehmen, daß die Völker in demſelben Verhältniß Zucker (und überhaupt Kolonialwaaren) konſumiren, in welchem ſie Manufakturwaaren nach den Ländern der heißen Zone abſetzen. Durch Herſtellung eines direkten Verkehrs zwiſchen Deutſchland und den Ländern der heißen Zone und durch Beförderungsmaßregeln dieſes direkten Verkehrs, wie ſie dem Zollverein jeden Augenblick zu Gebot ſtehen, läßt ſich die Konſumtion an Kolonialwaaren in Deutſchland, folglich auch das Zolleinkommen der Staaten um das Doppelte und Dreifache ihres gegenwärtigen Betrags ſteigern. So wenig handelt es ſich in dieſen Fragen blos um das Privatintereſſe der Fabrikanten.

Deutſchland mehr und mehr an Kraft gewinne, daß das Agrikulturintereſſe ſich demſelben mehr und mehr unterordnen und daß der Tarif mehr und mehr werde erhöht werden. Daraus werde eine mit jedem Jahr ſteigende Verminderung der engliſchen Manufakturwaarenausfuhren nach Deutſchland hervorgehen. Vormals habe man Stoffe nach Deutſchland geführt, die ſoweit appretirt geweſen, daß man ſie ſogleich zu Kleidern habe zuſchneiden können. Nun beſtehe die Hauptausfuhr nur noch in Baumwollen- und Wollengarn, dieſe aber ſtiegen von Jahr zu Jahr bedeutend. So vermehre ſich mehr und mehr die Tendenz in Deutſchland, nur Rohſtoffe zu importiren.

Gleichwohl hätten die Fortſchritte Deutſchlands ſeine Anſicht von der Schädlichkeit des Schutzſyſtems nicht geändert, ſondern ihn vielmehr darin beſtärkt. Die Manufakturen hätten viele Elemente des Uebelbehagens in Deutſchland eingeführt, wovon man zuvor nichts gewußt. Ihr Verlangen nach höhern Schutzzöllen auf Twiſte ſey einzig dem Umſtand zuzuſchreiben, daß das Kapital eine falſche Richtung genommen; ſie (die deutſchen Fabrikanten) gäben an, ſie hätten in dem Beſtreben, eine neue Induſtrie zu gründen, bereits 1½ Millionen Thaler zugeſetzt, und ſie müßten ſich für dieſe Verluſte wieder dadurch entſchädigen, daß man die Konſumenten tarire. Es wäre beſſer für Deutſchland geweſen, es hätte nie eine Spinnerei geſehen. *

---

* Dr. Bowring erinnert uns hier lebhaft an jenen andern Doktor im Luſtſpiel, der einen kerngeſunden Klienten überreden wollte, er befinde ſich ſterbenskrank und müßte ſich Blut abzapfen laſſen. Was er mit den Elementen des Mißbehagens meint, die durch das Schutzſyſtem eingeführt worden ſeyen, iſt uns unmöglich zu errathen. Wir kennen keine andern Folgen als das Steigen der Produktenpreiſe, der Rente und des Güterwerths — das Steigen des Ertrags aller indirekten Abgaben. 1½ Million Thaler, meint er, ſeyen bis jetzt in Deutſchland in dieſer Induſtrie verloren gegangen? Nun, eine ſolche Entſchädigung werden doch 26 Mill. Menſchen zu reichen im Stande ſeyn, wo es ſich von einer Induſtrie handelt, welche nach Verfluß einer nicht gar zu langen Zeit jährlich eine Bruttoproduktion von 50 bis 60 Mill. Gulden liefern dürfte, wovon weit über die Hälfte Gewinn des Landes wäre. Auch hat Herr Dr. Bowring bei dieſer Sache ganz vergeſſen, welche Maſſen von Kapital uns von Außen zuſtrömen werden.

Am Ende würden freilich die Deutſchen auf dieſe Weiſe ein — Manufakturprodukte exportirendes Volk — würden ſie freilich den Engländern die freien Märkte des Auslandes ſtreitig machen — ja ſie ſeyen ſchon jetzt im Begriff ſolches zu thun — aber das alles könne nur mit großen Verluſten — zu großem Nachtheil der Konſumenten und durch Aufopferung eines großen kommerziellen Reichthums effektuirt werden. *

Die fehlerhafte Geſetzgebung Englands habe eine unnöthige Rivalität erzeugt. Manche Theile Deutſchlands ſeyen gegenwärtig in einem Uebergang begriffen, in welchem ſich das Streben kund gebe, die Manufakturen mit dem Ackerbau zu vereinigen, viele Intereſſen ſchwankten zur Zeit zwiſchen dem Agrikultur- und Manufakturintereſſe. ** Die engliſche Geſetzgebung werde entſcheiden, welche Seite das Uebergewicht gewinne.

Die Zunahme der Manufakturproduktenausfuhr beweiſe ganz und gar nicht, daß Deutſchland mehr proſperire mit Manufakturen, als ohne dieſelben. Kapital, auf die Agrikultur verwendet, könne 10 pCt. rentiren, während es — dieſer entzogen und auf Manufakturen verwendet — nur 5 pCt. rentiren könne. Aber einmal auf Manufakturen und Maſchinen verwendet, könne es nicht ſo leicht wieder in Agrikulturkapital verwandelt werden. Dem Ackerbau ſeyen große Summen von Kapital entzogen und auf Manufakturen verwendet worden. ***

Wenn Deutſchland den Engländern Getreide, Holz, Flachs,

---

* Man wird aus einer künftigen Vernehmlaſſung erſehen, daß Herr J. D. Hume die Gewerbe als die Urſache des engliſchen Reichthums erklärt. Hier behauptet Dr. Bowring, in Deutſchland würden ſie die Urſache der Armuth werden. Man muß geſtehen, daß die Syſteme der drei Herren Vernehmlaſſer nicht in der beſten Harmonie ſtehen.

** Herr Dr. Bowring zielt hier ohne Zweifel auf das Intereſſe Preußens in Anſehung der Getreide- und Holzausfuhr ſeiner Provinzen an der Oſtſee und Nieder-Elbe. Beim Licht betrachtet, iſt das Intereſſe der preußiſchen Fabriken am Rhein, in der Mark, in Schleſien, Sachſen und Thüringen von zehnmal größerer Bedeutung, nur iſt es zur Zeit noch nicht ſo gewichtvoll repräſentirt, als jenes Agrikulturintereſſe.

*** Wir werden hienach die Anſichten der Herrn M'Gregor und Hume mit dieſer vergleichen und nachweiſen, welche Autorität die politiſch-ökonomiſchen Anſichten dieſer Herren verdienen.

überhaupt rohe Produkte liefere, und dagegen die Fabrikate Englands an Zahlungsstatt nähme, würden beide Länder sich wechselseitig bereichern. *

Von dem Vorsitzenden befragt, ob bei diesem Tausch England nicht den Kürzern ziehe? (Ob dem Vorsitzenden bei dieser Frage nicht schwer gefallen seyn mag, das Lachen zu halten?) ist Dr. Bowring aufrichtig genug zu antworten: welche Handelsverträge England mit irgend einem andern Theil der Welt eingehen werde, so sey es sicher, jederzeit den größten Antheil an den daraus hervorgehenden Vortheilen zu erhalten. (Ja wohl! ja wohl!) Alte — längst bekannte — auch von Dr. Bowring benützte falsche Fechterstreiche der nationalökonomischen Sophisten — da sie anderwärts gründlich widerlegt worden sind — wollen wir hier nur kurz berühren. Dr. Bowring hat das Schutzsystem in Spanien aufmerksam und anhaltend beobachtet und Dr. Bowring ist auch hier zu dem Schluß gekommen, es könne keinen größern Fluch für ein Land geben, als das Schutzsystem; denn unter diesem System habe in Spanien weder Agrikultur, noch Industrie, noch Handel, noch Kolonialwesen gedeihen können. **

Auch Dr. Bowring bringt das Beispiel der sächsischen Strumpffabriken als einen Beweis vor, daß in Deutschland nur unbeschützte Fabrikationszweige fröhliches Gedeihen gehabt hätten. ***

---

* Wirklich? Wird also England seine Anstalten und Hoffnungen, sich mit Flachs aus Ostindien und Neuseeland, mit Wolle aus Van Diemensland, mit Holz aus den scandinavischen Ländern, mit Getreide aus Canada, Nordamerika, Polen, Rußland ꝛc. zu versorgen, aufgeben, um uns in das verheißene landwirthschaftliche und forstliche Himmelreich einzuführen?

** Für so große Imbecills hält der Doktor seine Kontinentalzuhörer und Leser, daß er das Vertrauen zu ihnen hegt, sie werden nicht merken, daß die Sterilität Spaniens in Handel, Gewerbe und Ackerbau auf Rechnung ganz anderer Ursachen, als seines Zolltarifs komme. Spaniens Industrie und Handel mit oder ohne Schutzsystem müßte unter der dreifachen Geißel des Despotismus, des Fanatismus und des Feudalismus zu Grunde gehen. Und hat der Doktor je gehört, daß man durch Aufmunterungen irgendwo Todte zum Leben erweckt, oder durch Prämien Lahme angespornt habe, einen Wettlauf zu bestehen?

*** Weislich verschweigt er, daß diese Fabrikation in die Kategorie der Hausfabrikation gehört, daß die dazu erforderlichen Maschinen für den einzelnen Gewerbsmann wenig kostspielig sind, daß es, um dieses

Am Schluß seines Verhörs wird dem Doktor noch die gewichtigste Frage von Allen gestellt, die er aber über alle Maßen dunkel und ungenügend beantwortet: Was würden Sie thun, im Fall eines Kriegs? Antwort: Ich glaube, Ihr könntet keine Friedensgarantie erzielen, die der Ausdehnung unserer kommerziellen Verhältnisse gleich käme; und alles, was ich durch Aufhebung der Restriktionen und durch Aufhebung der Prohibitionen erzielt hätte, würde darin bestehen, dem Kapital und der Arbeit die bestmögliche Richtung zu geben; es ist daher ganz klar, daß, da Arbeit und Kapital auf die vortheilhafteste Weise verwendet würden, unsere Lage im Fall eines Kriegs viel günstiger wäre, als wenn Arbeit und Kapital vermittelst der Gesetzgebung eine falsche Richtung erhalten hätten, was ich für sehr nachtheilig halte. *

Gewerbe zu betreiben, nur eines geringen Kapitals bedarf, daß unter solchen Verhältnissen und bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel im Erzgebirge, bei dem Fleiß, der Genügsamkeit und dem Mangel an anderwärtiger Beschäftigung seiner Bewohner jeder Schutzzoll überflüssig ist.

* Die vorstehende Stelle enthält eine wortgetreue Uebersetzung der Deposition des Herrn Dr. Bowring. Man wird sie hinlänglich konfus und dunkel finden. Versuchen wir, diesen Jargon in verständliches deutsch zu übersetzen. Dr. Bowring wollte ohne Zweifel sagen: wenn Ihr Engländer für alle Welt Manufakturwaaren fabrizirt, und alle Welt darauf angewiesen ist, Euch Rohstoffe zu verkaufen, so ist Eure Position im Fall eines Kriegs die günstigste von der Welt; Ihr habt die ganze Welt in der Tasche. Was sollen Eure Feinde mit ihren Rohstoffen anfangen, wenn Ihr sie nicht kauft? woher als von Euch sollen sie Manufakturwaaren bekommen, wenn Ihr die einzigen Fabrikanten seyd? Da Ihr nicht mit aller Welt auf einmal im Krieg begriffen seyn werdet, so liegt es in Eurer Macht, diejenigen Tollkühnen, die sich gegen Eure Manufakturherrschaft auflehnen, wie ungehorsame Kinder zu züchtigen, ohne daß ihr in den Fall kämet, an Rohstoffen zu Eurer Versorgung oder an Märkten zum Absatz Eurer Fabrikwaaren Mangel zu leiden. Man sieht das Parlaments-Komité, wenn es wirklich eine so väterliche Sorgfalt für den Wohlstand Deutschlands hegt, wie es affektirt, hätte die Frage ganz anders stellen sollen. Es fragt sich nicht, was würde Dr. Bowring thun im Fall eines Kriegs? Es fragt sich, was hätte bei diesem Handelssystem Deutschland zu thun im Fall eines Seekriegs, in welchem England ihm feindlich gegenüber stände? Diese Frage wäre nun freilich leichter gestellt als beantwortet. Sie dürfte eine Menge Vorfragen

Unmittelbar nach Dr. Bowring wird ein dritter gelehrter Nationalökonom als Zeuge gegen Deutſchland aufgeführt, James Deacon Hume, das Parlamentsglied, ſeit 49 Jahren Mitglied der Zolldirektion und des Handels, ſeit Huskiſſons Zeiten ein eifriger Vertheidiger des freien Handels nach engliſchen Zuſchnitt. Bevor wir uns über ſeine Depoſitionen äußern, müſſen wir einen Umſtand in Erinnerung bringen, welcher die Eigenthümlichkeit des Humiſchen Kosmopolitismus ganz charakteriſirt. Als nämlich 1828 im engliſchen Parlament von dem Aufſtreben der Fabriken auf dem Kontinent die Rede war, rief Herr Hume aus: wir müſſen ſie ſtranguliren, koſte es, was es wolle, wir müſſen ſie ſtranguliren; die Erhaltung unſerer Gewerbs- und Handelsſuprematie fordert es gebieteriſch.

Auch aus dem Munde des Herrn Hume fließen uns übrigens köſtliche Wahrheiten zu.

Frage: Glauben Sie, Englands Reichthum ſey entſtanden und werde erhalten durch ſeine Handels- und Gewerbsinduſtrie? Gewiß; man darf nur ſehen, wie viele Länder bei dem fruchtbarſten Boden beziehungsweiſe in Armuth ſchmachten; wir haben nur einen Blick auf unſere eigene Geſchichte zu werfen, und zwar nicht gar zu weit rückwärts, um zu ſehen, daß wir mit derſelben Quantität Land, die wir jetzt beſitzen, ein armes Volk

veranlaſſen; z. B. wenn wir im Frieden unſere Manufakturen zu Grunde gehen laſſen, und nun plötzlich ein Krieg unſern Verkehr mit jener Inſel unterbricht: durch welche Zaubermittel werden wir im Augenblick des Kriegs die Fabriken wieder zum Leben erwecken, die wir im Frieden vertragsmäßig unſern Feinden zum Opfer geſchlachtet haben? Was ſollen wir mit all dem Getreide, dem Flachs, der Wolle, dem Holz anfangen, das wir für unſere vormaligen Geſchäftsfreunde und nunmehrigen Waffenfeinde produzirt haben, und das uns nun auf dem Lager bleibt? Womit ſollen wir bezahlen, womit uns kleiden, womit unſern Haus-, Gemeinde-, Staats- und Nationalſtand aufrecht und in Ehren erhalten? In der That wir ſehen nur eine traurige Alternative vor uns; wir müſſen entweder uns unſern blutsverwandten ſächſiſchen Racen-Vettern vertrauensvoll in die Arme werfen, und unſere Nationallehre, unſern Nationalwohlſtand, unſere Nationalexiſtenz ihrem empfindſamen Gemüth, ihrer Uneigennützigkeit, ihrem Kosmopolitismus, ihrer Gerechtigkeitsliebe auf Gnade oder Ungnade anheimſtellen, oder wir müſſen nach der Urväter Weiſe uns wieder in rohe Häute kleiden.

geweſen ſind, im Vergleich mit unſeren jetzigen Zuſtänden; da wir nun von jeher im Beſitz des Landes, nicht aber des Gewerbes und Handels geweſen ſind, ſo muß ich daraus ſchlieſſen, daß unſer Reichthum nicht aus unſerem Land, ſondern aus unſerem Gewerbe und Handel erwachſen iſt.

Der einzige Unterſchied, der mir auffällt bei Betrachtung der gegenwärtigen Zuſtände des Landes und des Standes der Dinge vor hundert Jahren iſt der, daß wir vermittelſt der Fabriken- und des Handelsreichthum erlangt und eine Bevölkerung aufgebracht haben, die nicht allein im Stande iſt, zu konſumiren, ſondern auch fähig, für die Produkte unſeres Landes gute Preiſe zu bezahlen. Wäre dieſelbe Population durch andere Mittel aufgebracht worden, ſo wäre ſie dem Land zur Laſt ſtatt zum Vortheil geworden.

Untergräbt nicht jede Einfuhrbeſchränkung von Lebensmitteln und jede Preisſteigerung derſelben unſere Fabrikation, worauf doch die Größe unſeres Landes beruht? Wohl muß ich vermuthen, daß dem ſo ſey, weil wir uns der Gefahr ausgeſetzt ſehen, von den Manufakturen anderer Länder überflügelt zu werden. Sollte je der Tag kommen, an dem wir in unſerer Manufakturkraft einen namhaften Abbruch erlitten, ſo glaube ich, daß die Proſperität unſeres Landes weit ſchneller rückwärts gehen würde, als ſie vorwärts geſchritten iſt.

Sind Sie nicht der Meinung, England beſitze in Hinſicht auf Kapital und Geſchicklichkeit größere Produktionsvortheile als irgend ein anderes Land? Ich denke, daß allerdings dieſer Vortheil allein uns bis jetzt noch aufrecht erhalten hat, aber ich denke nicht, er ſey der Art, daß wir uns für immer darauf verlaſſen können.

Was die Völker auf dem Kontinent am meiſten vermiſſen, das iſt Kapital — nicht wahr? Ich glaube ja, ich glaube aber auch, daß ſie jedes Jahr bedeutende Kapitalſummen aus England ziehen und auch Arbeiter, ja ſogar Fabrikunternehmer.

Demnach gingen wohl die Wirkungen des gegenwärtigen Syſtems dahin, große Kapitalſummen nach den mit uns rivaliſirenden Ländern abzuleiten? Dies iſt allerdings ſeine Wirkung, und man muß ſich nur wundern, daß die Induſtriellen unſeres Landes die Sache nicht ſchon früher aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet haben. Unſere einſichtsvollſten und größten Fabrikanten glaubten und ver-

lieſen ſich darauf, ein Umſchwung im Handel würde nur ganz langſam von Statten gehen, und ſo lange ſie lebten, würde nichts zu beſorgen ſeyn. Darin glaube ich einen großen Unterſchied zwiſchen der vormaligen Sorgloſigkeit unſerer Manufakturiſten und ihrer gegenwärtigen Wachſamkeit und Thätigkeit wahrzunehmen.

Iſt es während Ihres Gedenkens, daß der Preis der Ländereien ſo außerordentlich geſtiegen iſt? Dies iſt eine Sache der allgemeinen Notorietät, ohne daß man ſich über den Grund derſelben genaue Rechenſchaft zu geben weiß, aber ſo weit die geringen Erfahrungen, die ich ſelbſt in der Sache habe, geben, glaube ich, daß eine Offenlegung der Rentenrollen von den letztverfloſſenen 50 Jahren aus verſchiedenen Theilen des Landes die erſtaunlichſten Reſultate an den Tag legen würde.

Sie ſtellen alſo das Steigen des Werthes der Ländereien in Verbindung mit dem Aufſchwung, welchen die Fabriken im Lauf des letztverfloſſenen Jahrhunderts genommen haben?

Ich kann es keiner andern Urſache zuſchreiben. In andern Ländern verurſachte der Krieg eine nutzloſe Konſumtion von Lebensmitteln; eine Menge Leute wurden in Soldaten verwandelt, und auf öffentliche Koſten unterhalten, bei uns fielen juſt in dieſen Zeitraum die Vervollkommnungen des Arkwrightiſchen Syſtems, die großen Verbeſſerungen der Maſchinerie und namentlich die der Dampfmaſchinen, wodurch unſere Fabrikation einen ſo unermeßlichen Aufſchwung genommen hat. Wir zuerſt adoptirten dieſe Verbeſſerungen und da die übrige Welt, in Kriege verwickelt, uns nicht zu folgen vermochte, ſo gewannen wir einen weiten Vorſprung. Die Urſache der Werthvermehrung unſerer Ländereien war der Aufſchwung der Fabriken, aber unſere Fabriken gewannen einen ſo weiten Vorſprung in Folge der Kontinentalkriege.

J. B. Moore und C. Saunders, Kaufleute von Liverpool, welche in Braſilien großen Handel treiben, geben an: die Ausfuhr nach Braſilien betrage jährlich 5 Millionen Pfd. Sterling, alſo um die Hälfte mehr als in den Parlamentsverzeichniſſen enthalten ſey.

Können Sie uns angeben, wie unſere Protektionsdifferentialzölle auf Zucker unſern Handel mit dieſem Lande beeinträchtigt haben? Ganz in derſelben Weiſe, wie unſern Handel mit braſilianiſchem Kaffee. Wir müſſen ihn faſt ganz nach dem Kontinent

ſenden, mit Ausnahme einer geringen Quantität, welche hier raffinirt wird.

Haben die Kaufleute, die nach Braſilien handeln, Befürchtungen, der Zoll auf britiſche Manufakturwaaren werde erhöht werden? Ja, und zwar darum, weil ihre Produkte bei uns nicht zugelaſſen werden.

Wir haben nun einen prüfenden Ueberblick auf die verſtehenden Vernehmlaſſungen zu werfen. Die Tendenz des Verhörs iſt, wie am Tage liegt, eine zweifache; einmal geht ſie dahin, die Nothwendigkeit einer Grundreform des bisherigen engliſchen Handels- und Zollſyſtems darzuthun, ſodann beabſichtigt ſie den Beweis, daß andere Nationen wohl daran thun würden, England in dieſer Reform nachzuahmen. In erſterer Beziehung ſoll durch die Ausſagen und Argumente der Vernehmlaſſer bewieſen werden, daß der engliſche Zolltarif ein über die Maßen komplizirter, illiberaler und zweckloſer ſey; er ſollte vereinfacht und dabei ſo herabgeſetzt werden, daß er den engliſchen Manufakturiſten keinen Schutz mehr gegen das Ausland gewähre; demnach ſollte Erzielung und Vermehrung der Staatsfinanzeinkünfte das einzige Prinzip ſeyn, wornach die Einfuhrzölle zu beſtimmen ſeyen. Wenn auch bei dieſem Syſtem einzelne Manufakturzweige des Inlandes leiden, oder gar zu Grunde gehen würden, wie z. B. die Seiden-, Strumpf- und Spielwaarenfabrikation, ſo hätte dies nichts zu ſagen, weil dagegen in andern viel wichtigern Zweigen unendlich mehr gewonnen würde. Es könnte nämlich nicht fehlen, daß dieſes Syſtem bei andern Nationen Nachahmung finde, und da die engliſche Induſtrie der aller andern Nationen weit voran und weit überlegen ſey und überdies durch größeren Kapitalbeſitz unterſtützt werde, ſo müßte bei freier Konkurrenz die engliſche Konkurrenz überall die Oberhand gewinnen. Dies werde um ſo mehr der Fall ſeyn, wenn die ſo ſchädlichen Beſchränkungen der Einfuhr von Rohſtoffen und Lebensmitteln aufgehoben oder doch bedeutend modifizirt würden. England ſollte die Einfuhr von Getreide und Holz aus andern Ländern mehr befördern, als verhindern, dadurch würden die engliſchen Fabriken gegen die des Auslands vielfach in Vortheil geſetzt. Einmal werde England in

Folge der durch die gröſsere Wohlfeilheit der Lebensmittel bewirkten Verminderung der Taglöhne in den Stand geſetzt, wohlfeiler zu fabriziren, während andere Länder aus dem entgegengeſetzten Grunde, weil nämlich Lebensmittel und Taglöhne bei ihnen ſtiegen, theurer fabriziren, folglich mit England auf den freien Märkten viel weniger Konkurrenz halten könnten. Sodann würden die Einfuhren Englands an Lebensmitteln und Rohſtoffen Nachfrage nach engliſchen Manufakturwaaren in denjenigen Ländern erzeugen, aus welchen man Agrikulturprodukte einführe; ihre Fabriken würden daher um ſo viel weniger die Konkurrenz mit den engliſchen Fabriken auf ihren eigenen innern Märkten behaupten können. Dazu komme, daſs dergleichen Länder, namentlich Deutſchland, ſich ſchon zum Voraus erklärt hätten, ihre Einfuhrzölle auf engliſchen Manufakturwaaren ermäſsigen zu wollen, im Fall England die Einfuhr von Agrikulturprodukten erleichtere. Auf dieſe Weiſe werde eine jetzt in Deutſchland gewaltig aufſtrebende Manufakturkraft erſtickt, ſtatt daſs ſie bei Fortſetzung des gegenwärtigen Syſtems das engliſche Manufakturübergewicht, nicht allein im Innern des Landes, ſondern auch durch gewaltige Konkurrenz auf den freien Märkten, vermittelſt viel geringerer Preiſe zu überwinden und ſeine Handelsherrſchaft zu beeinträchtigen drohe; eine Befürchtung, die um ſo gegründeter ſey, als Deutſchland, bei Fortſetzung des gegenwärtigen Syſtems ſeine Zölle auf Manufakturwaaren und ſofort auch auf die ſo wichtigen Geſpinnſte mehr und mehr erhöhen und am Ende dahin trachten würde, mit den Tropenländern in unmittelbaren Tauſch zu kommen; ein Umſchwung, der um ſo ſchneller eintreten würde, als bereits ſchon groſse Maſſen engliſchen Kapitals und engliſcher Manufakturgeſchicklichkeit ihren Abfluſs nach Deutſchland nehmen und mit jedem Jahr mehr nehmen werden, je mehr dort das Schutzſyſtem Boden gewinne. Auf dieſe Weiſe werde bald die Zeit kommen, wo Deutſchland kein Getreide und kein Holz mehr zu verkaufen habe, und wo man dieſem Lande vergeblich das Anerbieten ſtellen würde, ſeine Produkte im Tauſch gegen engliſche Manufakturwaaren anzunehmen. So werde Englands Manufakturproſperität und demnach auch ſeine Handelsſuprematie noch viel ſchneller zerfallen, als ſie entſtanden ſey. Der Fall der Manufakturproſperität müſse ſofort nothwendig auch den Zerfall der engliſchen Landwirthſchaft zur Folge haben. Denn die

engliſche Geſchichte ſetze außer allem Zweifel, daß das Steigen der Rente und des Güterwerths einzig dem Aufſchwung der Manufakturen zuzuſchreiben ſey, während die Erfahrung von Deutſchland (namentlich der Gegend von Augsburg) den unwiderſprechlichen Beweis liefere, daß der Verfall der Fabriken und Manufakturen das liegende Eigenthum auf $^1/_{10}$ ſeines früheren Werthes herabdrücken. — Soweit iſt alles Raiſonnement der Deponenten logiſch, richtig, gediegen; dagegen läßt ſich nichts einwenden. Erſt mit dem zweiten Theil der Beweisführung, welcher faſt ausſchließlich uns Deutſche betrifft, beginnt Lug und Trug, Sophiſtik und Heuchelei. In dieſem zweiten Theil nämlich ſoll dargethan werden, wir Deutſche könnten durch Nachahmung jener Reform unſere Zuſtände in gleichem Maße verbeſſern wie England. Dieſer Argumentation wird eine Behauptung vorangeſtellt, die das Zeichen der Argliſt an der Stirne trägt, nämlich die, daß England ſein Schutzſyſtem blos darum aufgebe, weil es durch lange Erfahrung gefunden habe, dieſes Syſtem ſey der Entwicklung der ökonomiſchen Wohlfahrt Englands viel mehr hinderlich als förderlich, England habe ihm ſeine gegenwärtige Manufaktur und Handelsgröße nicht zu verdanken, vielmehr ſey es dadurch in ſeinem Aufſchwung gehindert, und einzig darum, weil England jetzt ſeinen Irrthum erkenne, laſſe es dieſes Syſtem fahren und greife zur Handelsfreiheit, als zu dem einzig wahren Mittel, Induſtrie und Verkehr empor zu bringen und auf die Dauer zu erhalten. Dies alles iſt nicht wahr. England iſt durch ſein Schutzſyſtem zu ſeiner jetzigen Manufakturgröße gelangt, und nachdem es dieſe Höhe erklommen hat, wirft es jetzt die Leiter weg, vermittelſt welcher es ſich emporgeſchwungen hat, einmal weil ihm daſſelbe jetzt in ſeinen Beſtrebungen mehr hinderlich als förderlich iſt, ſodann weil es andere Nationen hindern will, ihm nachzuklimmen. Daher jene faden Sophismen, womit die Vernehmlaſſer uns Sand in die Augen ſtreuen wollen —, jene auffallenden Widerſprüche unter einander und zwiſchen den Depoſitionen jedes Einzelnen.

Während Herr Hume die engliſche Manufakturkraft als den Urgrund des engliſchen Reichthums und der engliſchen Macht bezeichnet, ſieht Herr Bowring in dem Aufkommen der deutſchen Fabriken den Grund zu unermeßlichen Nationalverluſten. Während Herr M'Gregor das Aufkommen und den Verfall der

Fabriken als den Hauptgrund des Steigens und Fallens der Grundrente und des Bodenwerthes bezeichnet, meint Herr Bowring die Deutſchen würden ihre Kapitale im Ackerbau noch einmal ſo nutzbringend anlegen, als in den Manufakturen. Während Mc. Gregor und Hume bezeugen, daß groſſe Maſſen engliſcher Kapitale nach dem Kontinent wanderten, um dort an den ihnen durch die Schutzzölle gebotenen Prämie Theil zu nehmen, will Hr. Bowring wiſſen, die Deutſchen verlören viel Geld, indem ſie vermittelſt der Schutzzölle ihren Kapitalien eine falſche Richtung gäben. Während Mc. Gregor und Hume beſtimmt ausſprechen, daß der Ackerbau einer Nation nur durch das Aufblühen ihrer eigenen Fabriken in Flor zu bringen ſey, behauptet Dr. Bowring, der deutſche Ackerbau könne nur durch die Ausfuhr von Getreide und Holz nach England proſperiren. Während Hume glaubt, Englands Wohlſtand werde noch ſchneller ſinken, als er entſtanden ſey, ſobald ſeine Manufakturwaaren Ausfuhr nach fremden Ländern anfange abzunehmen, will Dr. Bowring die wachſende Manufakturwaarenausfuhr Deutſchlands nicht als ein Zeichen ſeiner wachſenden Proſperität gelten laſſen!

△

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

München. Se. Maj. der König von Bayern hat den ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität zu München, Dr. **Höfler**, zum ordentlichen Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Universitäten.

Es ist ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit, daß die Regierungen schon seit geraumer Zeit angefangen haben, den sogenannten Studien (gelehrte Erziehung) immer größere Hindernisse entgegenzusetzen, und die Mehrzahl der Mittelklassen davon zurückzuschrecken, während früher Alles gethan ward, die bessere Erziehung allgemein zu machen. Als einen neuen Beweis dieses Strebens muß man den zum Gesetz erhobenen Vorschlag des königl. preußischen Justizministers **Mühler** ansehen, daß jeder Jurist, der eine Unterrichterstelle annimmt, für immer jeder Beförderung in höhere Stellen entsagt. Dürfte man dies Gesetz mit den in andern Staaten mehrfach eingerichteten Klöstern, welche für Heranbildung der Theologen sorgen sollen, in Verbindung bringen, so möchte unsere Zeit im raschen Zurückschreiten zum gelobten Mittelalter erachtet werden, dessen Hauptstützen Adels- und Priesterherrschaft waren.

Berlin. Die Zahl der Studirenden in diesem Sommersemester beträgt 1861, unter denen 410 Ausländer (80 weniger als im Winter). Von diesen gehören der Theologie 250 (177 Inl., 73 Ausländer), der Jurisprudenz 662 (350 Inl., 111 Ausländer), der Medicin 291 (169 Inl., 119 Ausländer), der Philosophie 367 (253 Inl., 114 Ausländer). Außerdem nehmen noch Theil an den Vorlesungen 374, als zum Hören derselben berechtigt; nämlich: 39 Chirurgen, 89 Pharmaceuten, 79 Eleven des Friedrich-Wilhelmsinstituts und 103 der medicinisch-chirurgischen Militärakademie (beide letztere Anstalten sind medicinische Vorbereitungsanstalten für höhere und niedere Militärärzte), 2 Volontärs, 43 Zöglinge der allgemeinen Bauschule, 21 Zöglinge des Hauptbergwerksinstituts, 6 Zöglinge der Kunstakademie und 6 Zöglinge der Gärtnerlehranstalt. Im Ganzen also 1235 Personen; im Winter waren es 2062.

Der bisherige ordentliche Professor an der Universität Erlangen, der als Dichter und Orientalist gefeierte Dr. Friedrich **Rückert**, ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Berliner Universität unter Beilegung des Titels eines Geheimen Regierungsraths ernannt worden. Auch Dr. **Rheinwald**, der bisher seine Professur in Bonn beibehalten, ist von dieser Stelle entbunden, und wird an dieser Universität bleiben. Dr. **Ellendorf** ist als Professor des Kirchenrechts beider Confessionen an der hiesigen Juristen-Fakultät angestellt worden.

Der jährliche Etat der Universität ist um 20.000 Rthlr. vermehrt worden, von welchen, wie man hört, die bisher ohne Gehalt angestellten außerordentlichen Professoren besoldet werden sollen.

Nach einer königl. Kabinetsordre vom 30. Juni d. J. müssen die preußischen Unterthanen, wenn sie Anspruch auf eine Staatsanstellung oder Ausübung der medicinischen Praxis erlangen wollen, wenigstens 1½ Jahr auf einer Landesuniversität studiren, und zwar die letzte Zeit vor Beendigung ihrer Studien.

Bonn. An die Stelle des durch den Tod abgegangenen Konsistorialdirektors Dr. Nauck ist der Professor Dr. Plücker, ein durch wissenschaftliche Tüchtigkeit und Humanität der Bildung gleich ausgezeichneter Mann, zum Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die Rheinprovinzen ernannt worden.

Breslau. Die philosophische Fakultät dieser Universität hat in ihrem unterm 30. September 1840 publicirten Reglement nicht blos von der Habilitation, sondern auch von der Zulassung zur Promotion als Licentiat und Doktor der Philosophie jeden jüdischen Kandidaten ausgeschlossen.

Erlangen. Professor Dr. K. Ph. Fischer in Tübingen hat von der königl. bayerischen Regierung einen Ruf als ordentlicher Professor der theoretischen Philosophie an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

Freiburg. An der hiesigen Universität wird ein Collegium theologicum errichtet werden, in welchem die Theologie Studirenden unter Aufsicht Wohnung, nebst Heizung, Licht und Kost erhalten, um sich unter steter Pflege eines religiös sittlichen Geistes und Wandels auf ihren künftigen Beruf wissenschaftlich vorzubereiten. Uebrigens bleibt es Jedem unbenommen, sich in der Stadt eine eigene Wohnung zu miethen und auf eigene Kosten zu leben. Die Alumnen besuchen die akademischen Vorlesungen und erhalten in der Anstalt Repetitionen. Aufgenommen werden alle an der Universität immatrikulirte Inländer. Sie sind frei von Bezahlung der Collegiengelder, sind aber einer, vom klösterlichen Zwange entfernten, besondern Hausordnung unterworfen. Die unmittelbare Leitung besorgt ein geistlicher Director, der, so wie zwei unter ihm stehende Repetenten, durch das Ministerium des Innern ernannt wird, jedoch unter Berücksichtigung der billigen Wünsche des Landesbischofs. Die Aufsicht der Anstalt in pädagogischer und ökonomischer Hinsicht wird einer Commission übertragen, bestehend aus wenigstens drei Professoren der theologischen Fakultät und dem Director der Anstalt. Sie steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Ministeriums des Innern, doch wird dem Landesbischof eine seiner kirchlichen Stellung angemessene Einwirkung eingeräumt.

Die Zahl der Studirenden während des Sommersemesters beträgt 280, von denen 200 dem Inlande und 80 dem Auslande angehören.

Göttingen. Die Zahl der gegenwärtig hier Studirenden beträgt 703, nämlich 492 Inländer und 211 Ausländer. Gegen das Wintersemester hat sich die Zahl der Inländer um 19 vermehrt, die der Ausländer um 20 vermindert.

Der bisherige Gymnasialdirector Dr. Ranke ist mit Beibehaltung dieses Amtes zum Professor der Geschichte an der Universität ernannt worden.

Halle. Nach dem amtlichen Verzeichniß des Personals und der Studirenden der hiesigen Friedrichs-Universität beträgt die Gesammtzahl der immatrikulirten Studirenden 705, von denen Theologie 425 (328 Inl., 103 Ausländer), Jurisprudenz 99 (91 Inl., 8 Ausländer), Medicin 119 (87 Inl., 32 Ausländer), Philosophie 62 (54 Inl., 8 Ausländer) studiren. Außerdem besuchen die Vorlesungen noch 10 Chirurgen, 3 Pharmaceuten, — im Ganzen also 717.

Jena. Im gegenwärtigen Sommersemester beträgt die Gesammtzahl der Studirenden 447, von welchen 213 dem Auslande und 234 dem Inlande angehören. Davon widmen sich 180 der Theologie, 100 der Rechtswissenschaft, 88 der Arzneikunde und 75 denjenigen Fächern, die unter den philosophischen Studien begriffen werden.

Königsberg. Dr. H. A. G. Hävernick, bisher außerordentlicher Professor an der Universität Rostock, ist als ordentlicher Professor der Theologie nach Königsberg gerufen worden.

Der Universität ist kürzlich von Sr. Maj. dem König eine jährliche Vermehrung ihrer Dotation mit 1000 Rthlrn. bewilligt worden, die zum Theil zur Vergrößerung bisheriger Gehalte, und zum Theil zur Ausstattung solcher Lehrstühle verwendet werden sollen, die bisher noch gar nicht besoldet waren.

Die philosophische Fakultät hat einem jungen Mann, mosaischen Glaubens, (einem tüchtigen Sanskritaner), die Habilitation als Privatdocent gestattet. Ob das königl. Ministerium diese Erlaubniß bestätigen wird, muß erst erwartet werden.

Leipzig. Nach dem amtlichen Personalverzeichniß der Universität betrug in dem vorigen Semester die Zahl der Studirenden 985, worunter 242 Ausländer. Vom 1. Januar bis 1. Juli d. J. gingen ab 227, darunter 107 Ausländer; neu inscribirt wurden 194, darunter 99 Ausländer; gegenwärtiger Bestand ist also 903, worunter 865 Ausländer. Von diesen studiren Theologie 234 (176 Inl., 58 Ausländer), Theologie und Philologie 21 (10 Inl., 11 Ausländer), Jurisprudenz 265 (171 Inl., 94 Ausländer), Medicin 158 (115 Inl., 43 Ausländer), Chirurgie 45 (34 Inl., 11 Ausländer), Pharmacie 5, Philosophie 75 (27 Inl., 48 Ausländer).

Marburg. Die Universität zählt im gegenwärtigen Semester 264 Studirende, worunter 64 Ausländer.

München. Die Universität zählt jetzt 66 Professoren, nämlich 47 ordentliche, 7 außerordentliche, 3 Ehrenprofessoren, 7 Privatdocenten, 2 Lectoren.

Die Zahl der Studirenden hat sich seit dem Winter von 1877 auf 1097 vermindert. Von diesen studiren 100 Theologie, 273 Jurisprudenz, 80 Cameralia, 163 Medicin, 448 Philosophie, 45 Pharmacie, 74 Forstwissenschaft, 14 Architectur, 5 Industrie, 4 Bergwissenschaft.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden im gegenwärtigen Sommerhalbjahr ist 731, worunter 45 Ausländer. Es studiren von ihnen evangelische Theologie im königl. Seminarium 55, in der Stadt 63 (Ausländer 17), katholische Theologie im Wilhelmsstift 80, in der Stadt 8 (Ausländer 6), jüdische Theologie 9, Jurisprudenz 135 (Ausländer 12), Medicin und höhere Chirurgie 63, Pharmacie 12, Chirurgie 98 (Ausländer 5), Philosophie im königl. Seminar 38, im Wilhelmsstift 56, in der Stadt 98 (Ausländer 9), Cameral-, Forstwissenschaften ꝛc. 96.

Die Universitätsbibliothek hat kürzlich durch den Ankauf mehrerer arabischen, persischen und türkischen Manuscripte einen neuen Zuwachs zu ihrer orientalischen Handschriftensammlung erhalten. Sie gehörten zu dem nach Paris gebrachten Nachlaß des bekannten Reisenden, Prof. W. Schulz aus Gießen, welcher 1829 in Kurdistan ermordet wurde.

Kirche.

Se. Maj. der König von Preußen hat genehmigt, daß diejenigen Priester der Rheinprovinzen, welche seit 1828 bis jetzt ohne besondere Erlaubniß des Staats sich in das deutsche Collegium zu Rom haben aufnehmen lassen, daselbst bei den Jesuiten studirt und die Priesterweihe in Rom empfangen haben, nach erfolgter Rückkehr in die Heimath auf namentlichen Vorschlag des bischöflichen Ordinariats, mit Zustimmung des Oberpräsidenten, in einer rein katholischen Gegend, unter Aufsicht bewährter Pfarrer, versuchsweise in der Seelsorge beschäftigt und, wofern sie diese Probe während der Dauer von mindestens zwei Jahren untadelhaft bestanden haben sollten, mit Genehmigung des Oberpräsidii in die Geistlichkeit der Diöces und zu kirchlichen Aemtern befördert werden dürfen.

Die katholische Gemeinde in Trier hat auf ihr Verlangen die dasige ehemalige Jesuitenkirche, die seit langer Zeit den Protestanten zum Gottesdienst eingeräumt war, zu ihrem Gebrauch zurückerhalten.

Die allgemeinen Interessen der evangelischen Kirchengemeinden der preußischen Rheinprovinz werden durch die Provinzialsynode vertreten, welche aus sämmtlichen Superintendenten, einem gewählten Pfarrer und einem gewählten Aeltesten einer jeden Kreissynode besteht, und die sich alle drei Jahre unter einem von ihr gewählten Präses versammelt. Der erste Zusammentritt war 1835 in Neuwied, ihr zweiter 1838 in Coblenz. In diesem Jahre versammelte sie sich in Bonn unter dem Vorsitz des Pfarrers Dr. Gräber aus Barmen, und wurde von dem Generalsuperintendenten Bischof Dr. Roß als königlichem Kommissär eröffnet, worauf der Präses die Propenda des königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten mittheilte.

Professor Dr. G. Schwab, seit einigen Jahren Pfarrer in Gemaringen bei Reutlingen, ist zum Stadtpfarrer an der Leonhardskirche in Stuttgart ernannt worden.

Schule.

Die königlich bayerische Regierung von Oberfranken wird ein protestantisches Schullehrerseminarium errichten.

Die Regierung in Oberbayern hat die bei den jährlichen Schulprüfungen an den deutschen Schulen hie und da üblichen theatralischen Vorstellungen, welche von der schulpflichtigen Jugend aufgeführt worden, untersagt, da mit solchen Vorstellungen selbst bei der sorgfältigsten Auswahl der Stücke immer der Eitelkeit ein weiter Spielraum gegeben werde.

Das königl. preußische Ministerium der Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten hat bei der Universität Halle ein Seminar für Mathematik und Naturwissenschaft eingerichtet und durch besondere Statuten in die Reihe der akademischen Institute eingeführt.

Das königl. sächsische Ministerium des Innern hat beschlossen, eine mechanische Bauwerkschule in Freiberg einzurichten, um den Brunnen- und Röhrmeistern, so wie den Mühlenzeugarbeitern Gelegenheit zu geben, die für sie nöthigen technisch wissenschaftlichen Kenntnisse zu erwerben. Der Umfang des Unterrichts ist auf zwei Winterhalbjahre berechnet, und enthält im ersten Winterhalbjahre elementare Mathematik, Zeichnen, deutschen Styl; im zweiten praktische Maschinenkunde, Zeichnen und Wiederholung des mathematischen Unterrichts.

Literatur.

Wollte man die verſchiedenen Völker Europa's nach den Hauptwerken in ihrer Literatur klaſſificiren, ſo würde Deutſchland immer noch die vorzugsweiſe philoſophiſche Nation genannt werden müſſen. Namentlich ſcheint der Roman mit der Zeit einen großen Zuſatz von philoſophiſchem Räſonnement erhalten zu haben, wenn man auch nicht ſagen kann, daß die Philoſophie und philoſophiſches Studium einen bedeutenden Gewinn gezogen hätte. Die bedeutendern deutſchen Romanſchriftſteller laſſen ſich bequem in zwei Klaſſen abtheilen, die man in der Kürze Romaniſten und Novelliſten nennen könnte. Der eigentliche Roman, ein nachgebornes Kind des Walter Scott, hängt den Mantel des hiſtoriſchen Studiums um ſeine Reflexionen über politiſche und religiöſe Fragen der Gegenwart; die Novelle gibt ſich einer Lebensphiloſophie hin, die ſich bequem den zweifelhaften Neigungen und Anſichten der Schriftſteller anſchließt, und wohl kaum den Namen Philoſophie verdient.

Ein eigenthümlicher Zug unſerer Zeit iſt das Einkehren des Menſchen in ſich. Reflexionen über den Gang der individuellen Bildung, Schilderungen des Einzellebens im Innern, wie im Aeußern, ſogenannte Selbſtbiographien, theils als Vorreden zu wiſſenſchaftlichen Werken, theils als kurze, ſelbſtändige Fragmente und Skizzen, machen einen Hauptheil unſerer ſchönen Literatur aus. Es ſcheint die Aufgabe unſerer Zeit, die in ihrer wiſſenſchaftlich-induſtriellen Geſtaltung jede Schranke vernichtet, alle Formen aufhebt, geiſtig in ſich zurückzukehren, um in ſich die Tiefe wiederzugründen, die der raſche Wechſel des Lebens im Ganzen und Großen zerſtört und verflacht hat. Kann man die mit Schiller und Goethe geſchloſſene Periode die Zeit der allgemeinen Bildung, des Kosmopolitismus nennen, ſo möchte unſere Zeit die Zeit der Selbſtanſchauung genannt werden können, die das Gefühl des Vaterlandes, des innern Werths erzeugen muß. Die Menge von Schilderungen des perſönlichen Lebens, Selbſtbiographien, Denkwürdigkeiten aus der Jugendzeit und den verſchiedenen Stationen des menſchlichen Einzel- und Geſellſchaftslebens, die eine eigenthümliche Schriftſtellerthätigkeit unſerer Zeit bilden, wie ſie oft Autoren liefern, die erſt anfangen, eine eigenthümliche Bahn einzuſchlagen, oder durch die Menge ihrer ephemeren Schriften oft nur den Verlegern bekannt ſind, beweiſen, wie tief dieſe Tendenz in unſerer Zeit gewurzelt iſt.

Neben dieſen Erſcheinungen tauchen wieder andere auf, welche mehr in die Vergangenheit zurückzureiſen ſcheinen, und, gleich den ins Leben der Mode gerufenen Kleidertrachten aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. und XV., die überſchwängliche Periode der Literatur des vorigen Jahrhunderts wieder zu erwecken ſuchen. Bettina's Bekenntniſſe und das Jean Paulitirende junge Deutſchland (Gutkow's Plaſedow's Söhne, Mundt's Wallfahrten, Wienbarg ꝛc.) bilden ſchon einen recht artigen Fonds dazu.

Auch die eigentlich ſogenannten Dichter, Lyriker ꝛc. bemühen ſich eifrig, die Schule der Genialen vollſtändiger auszubilden. Man hat ſich darüber aufgehalten, daß jetzt auch die kleinſten Schriftſteller in ihrer äußern Haltung einen gewiſſen Wohlſtand verrathen. Früher ward freilich Niemand für genial gehalten, der nicht im zerriſſenen Rocke einherging. Dieſe Kleidung war den Anhängern der freien Künſte vom ſtrengen Geiſt der Zeit aufgedrungen, weil in dem weiland heiligen römiſchen Reiche dieſe Künſte ſämmtlich verboten waren, und ein Dichter niedriger nicht denn als Profeſſor der Beredſamkeit im Kreiß der Geſellſchaft und des Staats eintreten konnte. Wer ſeine Beſchäftigung mit den freien Künſten nicht unter irgend einem fremden Namen einſchwärzen konnte, war bürgerlich gar nicht vorhanden. Es ging der Poeſie wie den Manuſcripten altdeutſcher Gedichte in der Bibliothek des Vatikan, die Adelung noch zum großen Theil unter der Rubrik von aſtronomiſchen und aſcetiſchen Werken verzeichnet fand. — In unſerer Zeit freilich, wo die Klaſſe der Schriftſteller eine vielverzweigte Innung bildet und der Journalismus ſeine Jünger nicht übel nährt, möchte es für einen poetiſchen Mann ſchwer halten, es bis zum zerriſſenen Rock zu bringen. Statt ſeiner tragen die Genialen ein zerriſſenes Gemüth zur Schau, denn immer noch ſpukt hie und da der Glaube, daß Genie und Lumperei eins ſeyen.

Die Philoſophie ſcheint in ein neues Stadium eingetreten zu ſeyn. Oeffentliche Blätter melden, daß die Hegelſche Philoſophie nicht mehr ſich der Gunſt der Regierung in Preußen zu erfreuen habe wie bisher. Man will dies aus dem Umſtande abnehmen, daß zwei ihrer heftigſten Gegner, Dr. Schubert am Gymnaſium in Hirſchberg, und der Dr. Carganico, die dieſe Philoſophie öffentlich als irreligiös anklagten, jener zum Profeſſor der Philoſophie in Breslau, dieſer zum Medicinalrath ernannt worden ſind. Doch ſcheint, wie öffentliche Blätter berichten, der Erſtere ſich vor ſeiner neuen Stellung einigermaßen zu ſcheuen, denn er hat es vorgezogen, in ſeiner bisherigen zu bleiben, wenn ihm nicht eine bedeutende Gehaltserhöhung gegeben wird.

Die Hallſchen Jahrbücher haben ſeit dem 1. Juli aufgehört zu erſcheinen; doch ſetzt die bisherige Redaktion dieſes treffliche kritiſche Blatt unter dem Titel: Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, fort.

Das Lehrbuch für die obern Religionsklaſſen in Gelehrtenſchulen vom verſtorbenen Kanzler A. H. Niemeyer iſt durch eine Verfügung des königl. preußiſchen Miniſteriums der

geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten an die Kommissorien für den fernern Gebrauch auf den Landesgymnasien vertreten werden.

Unter den Zeitschriften für sächsisches Recht wird die unter der Redaktion des Dr. Tauchnitz und des Regierungssecretärs Richter herauskommende „Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen" sehr gerühmt, da sie neben der Rechtswissenschaft auch das Fach der Administration zu einem Gegenstand ihrer Sorge macht. Da die beigegebenen Präjudicien, geschöpft aus der Praxis der höhern Spruchkollegien des Landes, aus Mangel an Raum nicht reichhaltig und umfassend genug gegeben werden konnten, so ist seit dem 1. April d. J. eine neue Zeitschrift, unter dem Titel: Wochenblatt für merkwürdige Rechtsfälle in aktenmäßiger Darstellung aus dem Gebiete der Justizpflege und Verwaltung, zunächst für das Königreich Sachsen, im nämlichen Verlage (Tauchnitz jun.) begründet worden, welche nur Darstellungen von wirklichen Rechtsfällen, oder auch wohl Anfragen und Besprechungen über zweifelhafte, dem praktischen Leben angehörige Rechtsfragen, mit der möglichsten Vollständigkeit der Thatsachen und mit wörtlicher Wiedergabe der Entscheidungen nebst ihren Gründen gibt.

Man sieht aus der Nothwendigkeit solcher Sammlungen von Rechtsfällen mit den beigefügten Entscheidungen der obern Spruchbehörden, die schon seit Jahrhunderten fortdauern, ohne bei den einzelnen Fällen auf ein allgemeines Princip zurückzugehen, das den Entscheidungen den Charakter der Willkür nimmt, welch ein Amalgam loser Meinungen und Vorstellungen die sogenannte Rechtswissenschaft immer noch ist.

Der Privatdocent Dr. Heinr. Wuttke an der Universität Leipzig hat das Manuskript einer Selbstbiographie des Philosophen Christian Wolff in der Milich'schen Bibliothek in Görlitz aufgefunden, das ursprünglich für den daßgen Rektor Baumeister bestimmt war, der das Leben Wolffs bearbeiten und herausgeben wollte. Der jetzige Herausgeber hat eine Abhandlung über die Wolff'sche Philosophie und einen Briefwechsel hinzugefügt, den der berühmte Philosoph mit einem Herrn von Manteuffel in Berlin führte.

Hofrath Riemer in Weimar wird in Kurzem zwei Bände Erinnerungen an Goethe erscheinen lassen, die, nach der Meinung öffentlicher Blätter, viel Interessantes enthalten sollen. Auch mehrere Zeitgenossen dieses Heroen unserer Litteratur in Weimar bereiten aus ihren Gedenkbüchern, wie man sagt, Manches zum Druck vor, was die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte.

Se. Majestät der König von Preußen hat, in Folge der Bestimmungen des verstorbenen Königs, dem Bibliothekar Dr. Spieker den Catalog seiner Privatbibliothek zugeschickt, um alle diejenigen seltenern und prachtvollen Werke, welche die öffentliche königliche Bibliothek bis jetzt nicht besitzt, für sie auszuwählen und ihr einzuverleiben. Doch geht das Gerücht, daß die öffentliche Bibliothek als Familienaut der Verwaltung des königlichen Hauses beigegeben und ihre Benutzung, die bis jetzt sehr liberal war, bedeutend beschränkt werden solle. Der größte Theil der bisherigen Leser, sagt man, werde an die Universitäts-Bibliothek, die ansehnlich vermehrt werden solle, gewiesen werden.

Der Vorschlag des Ministers Eichhorn, die Gehalte der Bibliotheksbeamten und ihre Zahl zu vermehren, ist nicht angenommen worden.

Die Stadt Meißen hat dem Hofrath Dr. Samuel Hahnemann als seiner Vaterstadt das Ehrenbürgerrecht bei seinem sechsundachtzigsten Geburtstage durch den sächsischen Gesandten von Könneritz in Paris übersenden lassen.

Kunst.

Se. Majestät der König von Preußen hat die Bongskirche in Norwegen um 60 Speciesthaler erkauft, vom Architekten Schierig abzeichnen lassen, und will sie, als ein Muster der altnorwegischen Holzbaukunst, auf der Pfaueninsel aufbauen lassen.

Von den sogenannten Goethe-, Schiller-, Wieland- und Bernhardszimmern im Schlosse zu Weimar ist das Wielandszimmer mit Simon's großartig ausgeführten Arabesken aus Ostern vollendet.

Der Genremaler Baron Ernst von Leyser in Dresden hat ein dioptrisches Instrument erfunden, welches das Problem, Naturgegenstände in einer camera obscura rechts abzubilden, glücklich löst. Zugleich hat sein Instrument noch den Vorzug vor dem Daguerreotyp, daß die Bilder sowohl in der mittlern Schweite als in der Nähe, wo eine lebensgroße Darstellung möglich ist, eine seltene Deutlichkeit und Schärfe in Zeichnung und Kolorit zeigen.

Hofrath Andre in Offenbach, der nach Mozarts Tode die Originalhandschriften des Verewigten erkauft und sie seit 30 Jahren in Besitz hat, ist nach dem Berichte öffentlicher Blätter, vermocht worden, diese durch den Druck veröffentlichen zu lassen. Die ganze Sammlung soll

und größere und kleinere Werke betragen, unter denen ſich Oratorien, Opern und andere Kompoſitionen finden ſollen, die noch nicht im Druck erſchienen ſind.

Dem dermaligen Vorſteher der homöopathiſchen Heilanſtalt in Leipzig, Dr. med. Meack, iſt es gelungen, plaſtiſche Darſtellungen anatomiſch pathologiſcher Gegenſtände, wie ſolche vom Pariſer Arzt Dr. Felix Thibert erfunden worden, in Gyps zu fertigen, ohne das Geheimniß, das Thibert bis jetzt nicht veröffentlicht hat, von dieſem erlernt zu haben. Sachverſtändige haben ſeine Präparate für völlig gelungen anerkannt.

In dem großen Prachtwerke, welches der Ritter und Profeſſor Zahn über Pompeji, Herkulanum und Stabiä herausgibt, und das die Reſultate der in den letzten zehn Jahren gemachten Entdeckungen enthält, erſcheinen nicht nur einzelne Ornamente und ganze Wände, ſondern auch die Figurengruppen in ihrer eigenthümlichen Farbenpracht und in der Größe der Originale, indem der Verfaſſer, der beinahe ſieben Jahre in Pompeji zubrachte, die ſchönſten Malereien in Oel- und Temperafarben kopirte. Profeſſor Zahn hat die techniſche Ausführung des lithographiſchen Oelfarbendrucks, welchen er in den Jahren 1828 und 1829 zuerſt anwendete, ſeit ſeiner Rückkehr aus Berlin ſo vervollkommnet, daß die jetzt ausgeführten reichen farbigen Blätter, nach dem Urtheil von Kennern, nichts zu wünſchen übrig laſſen.

Preßangelegenheiten.

Nach einer Verordnung des Bundestags vom 22. April d. J. ſollen künftig die dramatiſchen und muſikaliſchen Werke im Umfang der deutſchen Bundesſtaaten in ſo weit geſchützt werden, daß kein ſolches Werk ohne Erlaubniß des Autors, ſeiner Erben und Rechtsnachfolger weder im Ganzen, noch mit Abkürzungen aufgeführt werden darf, ſo lange das Werk noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden iſt; und dieſes Recht ſoll wenigſtens während zehn Jahren, von der erſten rechtmäßigen Aufführung des Werkes an, in ſämmtlichen Bundesſtaaten anerkannt und geſchützt werden. Es erliſcht aber, ſobald der Autor die Aufführung ſeines Werks ohne Nennung ſeines Familien- oder offenkundigen Autornamens irgend Jemand geſtattet. Die Strafe der Uebertretung dieſer Verordnung iſt jedem beſondern Staate überlaſſen, ſtets jedoch iſt der ganze Betrag der Einnahme von jeder unbefugten Aufführung, ohne Abzug der auf dieſelben verwendeten Koſten, und ohne Unterſchied, ob das Stück allein oder in Verbindung mit einem andern den Gegenſtand der Aufführung ausgemacht hat, in Beſchlag zu nehmen.

Denkmale.

Am 3. Auguſt wurde in Teplitz das Monument des verewigten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III., eingeweiht. Es beſteht theils aus Stein, theils aus Metall, ein abgeſtumpfter Obelisk auf einem Piedeſtal, zu dem einige Stufen führen, über demſelben eine Weltkugel, auf welcher ein Genius mit dem Siegeskranze ſteht. Auf der Vorderſeite ſieht man das in Eiſen gegoſſene vergoldete Bruſtbild des Monarchen in Reliefs, mit der Inſchrift darunter: Honori et Memoriae Friederici Guilielmi Reg. Borus. Grata Teplita Dedicavit MDCCCXLI.

Stiftungen.

Ihre königlichen Hoheiten der Prinz von Preußen und die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen haben der Stadt Teplitz, wo ihr verewigter Vater durch ſo viele Jahre Erholung und Geneſung ſuchte und von den Bewohnern der Stadt ſo viele Beweiſe der Anhänglichkeit und Liebe erhielt, die Summe von 5000 Thalern mit dem Bedeuten überſandt, dieſelbe zu einem wohlthätigen Zweck zu verwenden. Die Wahl der Stadt iſt auf ein Hoſpital für einheimiſche Kranke gefallen.

Der Kaufmann Johann Gottlieb Groſſe in Breslau hat 150,000 Thaler zu milden Zwecken teſtamentlich vermacht, unter Anderm 50,000 Thaler dem Selenke'ſchen Inſtitut, 40,000 Thaler dem ſtädtiſchen Krankenhauſe, 20,000 Thaler der Armenverpflegung, 5000 Thaler dem Handlungsdiener-Inſtitut, 8000 Thaler den barmherzigen Brüdern, 2000 Thaler den Eliſabethinerinnen, 4000 Thaler der Taubſtummenanſtalt, 4000 Thaler der Blindenanſtalt ꝛc.

Vereine.

Am 4. Auguſt beging der polytechniſche Verein für Bayern in München das Feſt ſeines fünfundzwanzigjährigen Beſtehens durch eine Generalverſammlung ſämmtlicher ordentlicher und Ehrenmitglieder im Odeum. Der königliche Regierungsrath Freiherr von Belden, ſeit fünf Jahren erſter Vorſtand des Vereins, trug eine Skizze von der Wirkſamkeit des Vereins ſeit ſeinem Entſtehen vor, und der Rektor der polytechniſchen Schule, Univerſitätsprofeſſor Dr. Dasberger, ſprach über den Einfluß der Benutzung des Dampfes, des Zollvereins der Eiſenbahnen ꝛc., auf die Entwicklung der Induſtrie und der Civiliſation überhaupt.

Am 24. Mai verſammelte ſich in Mainz, in Folge des an die Thierärzte Deutſchlands ergangenen Aufrufs, eine namhafte Anzahl von Thierärzten aus Preußen, Bayern, den beiden Heſſen, Naſſau, Frankfurt a. M., Hamburg ꝛc., um einen den Fortſchritten der thierärztlichen Wiſſenſchaft und den Bedürfniſſen ihres Standes entſprechenden, ganz Deutſchland umfaſſenden Verein zu gründen. Nachdem am erſten Tage der Verſammlung die Statuten berathen und angenommen worden waren, wurde der zweite Tag zur Beſprechung wichtiger, die Wiſſenſchaft ſelbſt näher berührender Gegenſtände benutzt. Zum Vorſtande wurden ernannt Herr Profeſſor Dr. Vix in Gießen, Herr Veterinairaſſeſſor Macke in Coblenz und Herr Thierarzt Becker in Kreuznach. Als Verſammlungsort für das nächſte Jahr iſt Coblenz beſtimmt.

In Baden-Baden fand am 1. Juni die Verſammlung der ſüddeutſchen Forſtwirthe ſtatt. Es hatten ſich 57 Forſtwirthe aus Baden, Würtemberg, Sigmaringen, Bayern und Frankfurt a. M. eingefunden. Von der franzöſiſchen Regierung zu dieſer Verſammlung geſchickt, waren Herr Perrade, Director der Forſtſchule zu Nancy, und Herr Chevdt, Conservateur des forêts, eingetroffen und hatten noch drei Oberförſter aus dem Elſaß mitgebracht. Zu Präſidenten der Verſammlung wurden der Kreisforſtrath von Wiedemann aus Bebenhauſen und Forſtmeiſter Karl aus Sigmaringen erwählt. Die Verhandlungen werden in den neuen Jahrbüchern der Forſtkunde des Oberforſtrath von Wedekind erſcheinen.

Induſtrie.

Der deutſche Bund hat dem Herrn Dr. Joh. Phil. Wagner in Frankfurt a. M. für die ausſchließliche Abtretung des Geheimniſſes der Benutzung des Electromagnetismus als Triebkraft 100,000 fl. für den Fall zugeſagt, wenn er 1) eine electromagnetiſche Maſchine in großem Maaßſtabe, wie ſelbige namentlich für eine Locomotive erforderlich ſeyn würde, auf ſeine Koſten erbaut, wenn 2) eine von der Bundesverſammlung angeordnete Commiſſion das Geheimniß der von ihr gehegten Erwartung entſprechend erklärt, und 3) Wagner ſich im Voraus und unbedingt dem Ausſpruch unterwirft, den die Bundesverſammlung ſich deshalb vorbehält.

Herr Emil Groos in Carlsruhe hat eine ähnliche Erfindung wie die des Dr. Wagner in Frankfurt gemacht, deren Wirkſamkeit in einem Model ſich ſchon überraſchend gezeigt hat.

Die Maſchinenbauanſtalt in Uebigau bei Dresden iſt nach einem gemeinſamen Beſchluß der dabei betheiligten Actionäre aufgehoben worden.

Schweiz.

Kirche. Im Kanton Freiburg haben auf Anregung der Jeſuiten die jungen Landpfarrer Kongregationen geſtiftet, die ſich Sonntag Abends in den Kirchen verſammeln, wenn die gewöhnlichen Religionsübungen beendigt ſind, und gewiſſermaßen eben ſo viele Kirchen in der Kirche bilden. Ihr Einfluß macht ſich in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten der Gemeinden geltend. Die Mitglieder weiblichen Geſchlechts bei dieſen Geſellſchaften tragen ein Kreuz als Unterſcheidungszeichen. In Sales, einem Dorfe bei Greierz, widerſetzte ſich die Kongregation der Frauen der Einſetzung eines neuen Pfarrers.

Am 11. Juli fand die feierliche Grundſteinlegung der neuen Jeſuitenkirche in Schwyz durch den Abt Cöleſtin von Einſiedeln ſtatt.

Schule. Der Erziehungsrath von Luzern hat das Schullehrerſeminar mit dem Kloſter St. Urban vereinigt, ſo daß das Kloſter die Koſten der Unterhaltung trägt und vom Staate nur ein Direktor und zwei Hülfslehrer beſoldet werden.

Belgien.

Literatur. Aus einer Randnote in einer Handſchrift des Mönchs Adrian de But einem Schriftſteller des 15. Jahrhunderts, die C. Becker in Brüſſel entdeckte, geht hervor, daß Zeitungen noch vor dem Jahre 1460, und zwar vermuthlich in Mainz gedruckt wurden. Ein Blatt in gereimten Zeilen gibt nämlich Kunde von dem Kriege und dem darauf folgenden Frieden von Karaman mit dem König von Cypern, und von der Eroberung Eubeas durch die Türken im Jahre 1455.

Holland.

Dem Bericht über das Studienweſen in Holland während des Jahres 1839 zufolge belief ſich die Zahl ſämmtlicher Studirenden auf den niederländiſchen Univerſitäten auf 1397; und

zwar in Leiden 691, in Utrecht 484, in Gröningen 279. Es ſtudirten im Ganzen Theologie 383, Jurisprudenz 508, Medicin 306, Naturwiſſenſchaften 65, Philoſophie 141.

Induſtrie. Am 15. Juni wurde ein Handelsvertrag zwiſchen Holland und Frankreich und zwiſchen Holland und Texas ratificirt.

Schweden.

Preßangelegenheiten. Durch die königliche Beſtätigung iſt zum Geſetz erhoben worden, daß das Eigenthumsrecht an Druckſchriften für Erben und Rechtsinhaber des Verfaſſers auf zwanzig Jahre nach ſeinem Tode beſchränkt wird, und die Herausgabe eines Werkes jede 20 Jahre erneuert werden muß. Die Leibesſtrafe, welche bisher nach Beſchaffenheit des Verbrechens für lügenhafte und verdrehte Darſtellungen in Druckſchriften erkannt wurde, iſt jetzt aufgehoben und eine Geldſtrafe von 33⅓ bis auf 100 Thaler nebſt Konfiskation der Schrift feſtgeſetzt worden.

Finnland.

Literatur. Die erſte wiſſenſchaftliche Zeitſchrift (Tidningar, utgifna af ett sällskap i Åbo) erſchien in Abo von einer Geſellſchaft wiſſenſchaftlich gebildeter Männer, die ſich den Namen Aurora-förbundet gab, zum Theil durch die Bemühungen zweier ausgezeichneter Männer, H. G. Porthan und A. M. Clewberg. Sie dauerte von 1771—1778, wo Verhältniſſe ihr Aufhören nöthig machten. Im Jahre 1789 kam eine Zeitſchrift heraus unter dem Titel: Åbo nya Tidningar, die im folgenden Jahre ihren Titel in Abo Tidningar umänderte und ſeit 1800 ſich Abo Tidning nannte. Sie enthält Abdrücke alter Urkunden, Biographieen, ſchätzbare hiſtoriſche Aufſätze, Auszüge aus intereſſanten Proceſſen und einzelne Gedichte der damals bedeutendſten Dichtern. 1810 erhielt die finnländiſche politiſche Zeitung eine wiſſenſchaftlich literariſche Beilage, welche anfangs von den Profeſſoren J. F. Wallenius und F. M. Franzén, und als Letzterer 1813 nach Schweden ging, vom Profeſſor Dr. Mortéen redigirt wurde. Die Zeitung dauerte auf ſolche Weiſe fort bis zur neueſten Zeit, indem ſie nur einige Mal die Redakteren änderte, mit der Univerſität nach Helſingfors ging, 1828, und 1827, nach Walleniuſ Tode, ihren Inhalt mehr den Bedürfniſſen des Landes und der Beförderung der Induſtrie anſchmiegte.

Neben dieſer Zeitung erſchien 1782 in ſchwediſcher Sprache ein Kunſtblatt, das aber bald aufhörte, und 1808, begründet von den bedeutendſten Profeſſoren der Univerſität, eine allgemeine Literaturzeitung, welche mit dem Jahre 1804 aufhörte. Erſt 1819 fingen die Univerſitäts-Adjunkten, ſpäter Profeſſoren Linſén und Bergdom eine Zeitſchrift Mnemoſyne an, welche neben größern Arbeiten in Proſa und Dichtung Recenſionen über die wichtigern Erſcheinungen in finniſcher Sprache enthielt. Auch ſie hörte im Jahre 1824 auf. Mehrere andere Zeitſchriften hatten keinen beſſern Erfolg.

Die erſte Zeitſchrift in finniſcher Sprache erſchien 1777 unter dem Titel „Suomenkielinen Tietosanomat" (Nachrichten in finniſcher Sprache), herausgegeben vom Probſt A. Lizelius in Wirms. Sie ſollte dem Volke eine nützliche Lektüre geben, mußte aber ſchon nach Jahresfriſt aufhören. Glücklicher war ein anderes Wochenblatt ähnlicher Tendenz, das der Univerſitätsadjunkt R. v. Becker unter dem Titel: Turun Wikko Sanomat herausgab, das bis 1819 fortdauerte, wo es mit verändertem Titel als „Uleaborgs wöchentliche Nachrichten" nach dieſer Stadt verſetzt wurde. Auch in Wiborg entſtand 1833 neben einer Zeitung in deutſcher Sprache eine gleiche in finniſcher Sprache mit dem Titel: Sanan Saattaja Wiipurista (Wiborger Bote); ſie hörte aber mit 1836 auf, wo der um die finniſche Sprache hochverdiente Dr. Lönnrot in Uleaborg eine Monatſchrift „Mehiläinen" (die Biene) anfing.

Von deutſchen Zeitſchriften müſſen genannt werden: „Wiburgs Mancherlei zum Nutzen und Vergnügen," das im Jahre 1781 anfing; 1823 folgte Wiburgs Wochenblatt, das bis 1834 fortdauerte.

England.

Kirche. Nach einer neuerlichen Entſcheidung des Gerichtshofs der Queensbench iſt es Geiſtlichen aller Art geſtattet, unter freiem Himmel, wo ſie wollen, zu predigen, vorausgeſetzt, daß ſie keinen öffentlichen Weg verſperren.

Literatur. Philarete Chaſles ſagt irgendwo, in Bezug auf den häufigen Wechſel der Farbe und Intenſität der engliſchen Literatur, daß der Hauptgrund der wechſelnden Verſchiedenheit in den Anſichten der hervorragendſten Autoren im Proteſtantismus liege. Wie es

zwanzig verſchiedene Nationalcharaktere in England gebe, ſo könne man auch zwanzig ganz von einander unabhängige Literaturen in England nachweiſen, die eben ſo verſchieden in Charakter und Form ſeyen, als wenn ſie zwanzig verſchiedenen Völkern angehörten. Dieſes Urtheil, das ſich nur auf die Moral in den Schriften des 18. Jahrhunderts bezieht, gilt unter andern Verhältniſſen auch noch jetzt. Es möchte ſchwierig ſeyn, einen durchgehenden Charakter in der engliſchen Literatur aufzufinden, wenn man nicht die Laune des Augenblicks dafür nehmen will.

Bisher war nur eine Stimme des Tadels und der Verwerfung über den bekannten General-Gouverneur von Indien Warren Haſtings, der in Sheridan einen ſo beredten Ankläger fand. Herr Gleig hat es unternommen, in der Herausgabe der Memoiren dieſes berüchtigten Staatsmannes ſeinen Charakter vom Vorwurf der Beſtechlichkeit und Treuloſigkeit rein zu waſchen. Er ſtellt dabei den merkwürdigen Grundſatz auf, daß die Politik eigentlich nichts weiter als ein Spiel ſey, bei dem es darauf ankomme, daß der Diplomat ſeine eigentliche Abſicht unter leeren Worten verbürge.

Ein leidenſchaftlicher Jäger hat den Kontinent bereiſt, um ſeiner Leidenſchaft zu genügen, und ein bändereiches Werk über Pferde- und Hundezucht in Frankreich, den Niederlanden und Deutſchland gibt einen umſtändlichen Bericht über den Erfolg ſeiner Unterſuchungen in Bezug auf fürſtliche Perſonen, Grafen, Freiherrn bis herab auf ihre Hundejungen.

Ein Angler ſtattet getreuen Bericht ab über die Seen und Flüſſe Norwegens, die er, ſeiner Paſſion Genüge zu leiſten, mit großem Fleiß beſichtigt hat.

Das Leben auf einem Schiffe, verbunden mit einzelnen Abenteuern an den verſchiedenen Küſten, einzelnen Sitten der Bewohner derſelben, gibt Stoff zu einem andern zweibändigen Werke: two years before the mast.

Ein Miſſionär beſchreibt, unvollkommen genug, das Leben der Zigeuner in Spanien, wozu er ein Verzeichniß von Wörtern der Zigeunerſprache und einzelne Lieder und Romanzen dieſes Volks beifügt.

Das ſind ungefähr die ſich immer wiederholenden Gegenſtände, welche in Journalen und Zeitſchriften oft rühmend erwähnt werden. Daneben geht die Veröffentlichung durch den Druck von Erinnerungen der Reiſen in Indien, Perſien, Rußland ꝛc. fort. Jedes politiſche Ereigniß wird fragmentariſch beſprochen, wie z. B. Lord Jocelyn ſechs Monate bei der chineſiſchen Expedition beſchrieben hat. Die Sammlungen von Korreſpondenzen, Tagebüchern und Memoiren berühmter Staatsmänner und Krieger wachſen immer höher an.

Zuweilen werden auch einzelne Romane, wie z. B. The Schoolfellows or a by-way to Fame, by R. Johns Esq., Longbeard, Lord of London, oder einzelne erzählende Gedichte, wie Election, a poem in seven books, als beſonders gelungen gerühmt und die heranreifenden jungen Talente aufgemuntert; doch vergeblich ſucht man in der Monotonie des Gewöhnlichen und Fabrikmäßigen einen Ruhepunkt, der das Auge an einer erfreulichen Zukunft erlaben möchte.

Kunſt. Ein Steinmetz, Richardſon, hat ein neues muſikaliſches Inſtrument erfunden, das er rock harmonicon nennt, und mit welchem am 12. Juni ein Verſuch in London gemacht wurde. Es beſteht aus einer Reihe, nach der Tonleiter geordneter, Baſaltſtücke, deren Länge mit entſprechender Dicke und Breite von 4 Zoll bis 4 Fuß aufſteigt. Die Steine werden mit hölzernen Klöppeln geſchlagen und ſollen in lieblicher Klangfülle das Pianoforte übertreffen.

Frankreich.

Kirche. Nach einer Berechnung des Conſtitutionnel überſteigt die Zahl der ſeit der Julirevolution errichteten Klöſter jetzt ſchon die im Jahre 1789 vorhandenen. Seit dem Jahre 1825 wurden jährlich 35 Klöſter eingerichtet und eröffnet, und in gegenwärtigem Jahre ſind in ſechs Monaten ſchon mehr als 30 neue Klöſter entſtanden.

Schule. Durch königliche Ordonnanz vom 27. Juli ſind am Collège de France zwei neue Lehrſtühle errichtet worden; einer für die germaniſchen Sprachen und ihre Literaturen, welcher dem Ueberſetzer des Titan von Jean Paul, Philarète Chaſles, übergeben worden iſt; ein anderer Lehrſtuhl für die ſüdeuropäiſchen Sprachen und ihre Literaturen, welcher Edgar Quinet ertheilt wurde.

In das Fach der Erziehung und des Unterrichts greifen auch die Anſtalten zur Beſſerung und Erziehung der Verbrecher ein, welche die franzöſiſche Regierung eingeführt hat, und müſſen hier angeführt werden, zumal da es von der höchſten Wichtigkeit für das innere und äußere Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, wie die ſogenannte Strafrechtswiſſenſchaft ausgeübt wird und welches Ziel ſie verfolgt.

Die, nach dem Muſter des hamburgiſchen Rettungshauſes, von Herrn Demetz und Baron Bretignières in Mettray errichtete Anſtalt für verbrecheriſche und verwahrloſte Knaben zählt ſchon 100 Kinder und verſpricht das beſte Gedeihen.

Seit kurzem hat man in Frankreich angefangen, ſtatt der bisherigen Aufſeher und Weiber, die Aufſicht über Züchtlinge zuverläſſigen und chriſtlich geſinnten Männern anzuvertrauen, indem man geſehen, welchen wohlthätigen Einfluß es gehabt hat, daß man die weiblichen Sträflinge in den großen Zuchthäuſern für Frauen in Cadillac, Clermont, Haguenon, Montpellier der Aufſicht der Schweſtern des heiligen Joſeph anvertraut hat. Ihnen iſt auch die Aufſicht in den für Züchtlinge beiderlei Geſchlechts beſtimmten Zuchthäuſern in Fontevrault, Rennes ꝛc. übergeben worden. In Lyon erhält jede Schweſter jährlich 140 Fr., wofür ſie die Pflichten der Beaufſichtigung, Wartung und des Unterrichts übernehmen. In Mismes ſind auf ähnliche Weiſe die bisher die Volksſchulen leitenden Brüder der chriſtlichen Lehre im Zuchthauſe als Gefangenwärter angeſtellt, und man denkt daran, die nämliche Einrichtung in den übrigen Zuchthäuſern für Männer einzuführen.

Die von der Stadt Paris bewilligten Summen für die Primärſchulen betrugen in einem Zeitraum von 12 Jahren (von 1830—1841) die Totalſumme von 5,925,136 Fr.; nämlich 97,690 Fr. im Jahre 1830, 176,690 Fr. im J. 1832, 210,100 Fr. im J. 1835, 670,346 Fr. im J. 1837, 838,164 Fr. im J. 1839, 845,634 Fr. im J. 1840, 890,261 Fr. im J. 1841, welche Summen nur für das Perſonal der Primärſchulen und das für dieſe gebrauchte Material verwendet wurden; außerdem wurden für die Einrichtung der Schulen mehr als 600,000 Fr. aufgegeben, und 180,000 Fr. ſind zur Errichtung einer höhern Primärſchule bewilligt worden.

Literatur. Paul de Muſſet in einem ſeiner Romane, le Bracelet, läßt den Helden dieſes Romans ſagen: „Man darf ſich nicht zu weitläufig über Empfindungen und Gefühle ausſprechen, kann nicht genau genug ſeyn in Entwicklung derſelben, denn das menſchliche Herz gibt dem Beobachter immer neue und intereſſantere Entdeckungen, aber das Kapitel der Sinnlichkeit iſt aller Welt bekannt, und man kann ſich ſelten ihm hingeben, ohne ſich ſelbſt zu erniedrigen.“ Aber demungeachtet macht dieſes leidige Kapitel bei ihm, wie faſt bei allen franzöſiſchen Schriften der ſchönen Literatur, die Baſis, ja es iſt faſt der einzige Inhalt ihrer Romane.

Ein merkwürdiges Produkt der franzöſiſchen Muſe iſt la divine Epopée eines Herrn Soumet. Der Verf. hat ſichtbar ſich bemüht, Milton zu erreichen, doch möchte die Epopöe eher eine Nachahmung des britiſchen Dichters genannt werden können. Seltſam iſt namentlich die Idee, daß Chriſtus den Geiſt des Böſen, Ramael, der aus Reminiscenzen des Byron'ſchen Manfred, Don Juan, Cain und des Goethe'ſchen Fauſt zuſammengeſetzt ſcheint, nicht bekämpfen, ſondern bekehren ſoll. Dieſe Idee, welche faſt Hand in Hand mit der faſt gleichzeitig in England (von einer Mrs. Downing in dem Drama: Satan in Love) ausgeführten ähnlichen Idee geht, daß ſelbſt Satan durch Liebe gebeſſert werden könnte — denn auch Soumet's Satan iſt verliebt — möchte eines Theils im zweiten Theil des Goethe'ſchen Fauſt ſein Vorbild finden, kündigt aber andern Theils genügend die Krankheit unſerer Zeit an, die, im Bewußtſeyn ihrer moraliſchen Zerrüttung, ſich vergeblich bemüht, ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen.

Dem Grundtypus der franzöſiſchen ſchönen Literatur und wohl auch des franzöſiſchen, namentlich pariſer Geſellſchaftslebens macht ein Roman den Krieg; er heißt la peau du Lion, et la Chasse aux amans von Charles de Bernard, wo die ſogenannte Jugend mit Perrücken und falſchen Schnurrbärten, welche immer von galanten Abenteuern ſpricht und Pläne zu Verführungen entwirft, auf eine geiſtreiche Weiſe an den Pranger geſtellt wird. Der Verfaſſer ſagt mit Recht: „Die wahre Leidenſchaft iſt verſchämt und verhüllt ſich in einem Schleier, den ſie nie vor den Profanen erhebt.“

Die religiöſe Literatur, ſagen öffentliche Blätter, iſt jetzt in Frankreich im Wachsthum begriffen. Selbſt ein ehemaliger pariſer Radicale und Republikaner, Herr L. Veuillot, tritt in ſeinen Pélérinages de Suisse und in ſeiner neueſten Schrift, Rome et Lorette, als ein entſchiedener Vertheidiger des Papſtthums und Verfolger alles deſſen auf, was in politiſcher und religiöſer Hinſicht proteſtiren will. Ein Anderer, Herr L. Rouſſeau, predigt in Paris einen Kreuzzug gegen die Ketzer. Seine Schrift führt den Titel: Croisade du 19me siècle, appel à la piété catholique à l'effet de reconstituer la science sociale sur une base chrétienne. In einem geiſtreichen, religiöſen Sinn hat Lamennais die Skizze einer Philoſophie herausgegeben, die er unter ſeiner Aufſicht ins Deutſche hat übertragen laſſen, unter dem Titel: Grundriß einer Philoſophie von F. Lamennais.

Ein Advokat in Angoulême, Herrn Alfred Vigneron, hat dieſen Grundriß in einer kleinen Schrift bekämpft. (Esquisse d'une critique sur l'esquisse d'une Philosophie par M. Lamennais. Par A. Vigneron. Paris 1841.) Er beſchuldigt jene Schrift des Pantheismus, die den wahren Katholicismus vernichte und die Einbildungskraft der Jugend untergrabe, welche von Jeſus und Weinkrämer träume und faſele, wovon er ein Beiſpiel anführt.

Zugleich hat Herr Vigneron einen Verſuch herausgegeben, die dunkle Geſchichte der erſten Epochen der Geſellſchaft aufzuhellen. (Essai sur l'art d'éclaircir et de faire l'histoire des époques primitives de la société. Par A. Vigneron etc.) „Man müſſe," ſagt er, „die Mythe von den Mysterien des Pantheismus befreien und den Sieg des Spiritualismus in dem Glauben an Gott nachweiſen. So nur werde Alles klar." Er ſcheint aber ſelbſt nicht klar zu ſeyn.

Madame Lafarge hat 3 Bände Memoiren geſchrieben, von denen 2 Bände im Druck begriffen ſind, doch will das Juſtizminiſterium ihr Erſcheinen verhindern.

Wie neidiſch Frankreich für ſeine Talente, namentlich dramatiſche Dichter, ſorgt, beweiſt der bekannte Vaudevilledichter Scribe. Die Einnahme, die er im Jahre 1840 gemacht haben ſoll, wird auf 180,000 Fr. geſchätzt; und ſeine geſammte dramatiſche Thätigkeit ſeit 1816, wo er zuerſt mit „die beiden Derwiſche" auftrat, und ſeit welcher Zeit er 315 Stücke geſchrieben haben ſoll, hat ihm, wie man behauptet, 2,119,000 Fr. eingebracht.

Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat den Herren von Savigny, Jac. Grimm, Mittermaier, Schloſſer, Ranke, und einigen andern auswärtigen Gelehrten ein Exemplar der letzten, unter der Leitung des Unterrichtsminiſteriums in der Sammlung unedirter Urkunden zur Geſchichte Frankreichs herausgekommenen Werke als Geſchenk überſenden.

De la Villemarqué, in ſeiner Sammlung bretagniſcher Gedichte, gibt eine intereſſante Romanze, welche unter den Bewohnern dieſer Provinz ſehr bekannt iſt, worin die wegen ihrer Liebe zu Abelard ſo bekannte Heloiſe als eine Zauberin dargeſtellt und die Zaubermittel beſchrieben werden, mit denen ſie den Sinn Abelards berückte.

Die pariſer Preſſe hat in den erſten fünf Monaten d. J. 2705 Werke, aus einem oder mehreren Bänden beſtehend, in den verſchiedenen Sprachen gedruckt; außerdem ſind noch 603 Kupferſtiche und Lithographien, 78 Pläne und Karten und 197 muſikaliſche Pieçen erſchienen.

Preßangelegenheiten. In dem Proceß, welchen Victor Hugo gegen den Verleger ſeines Drama's „Lucrezia Borgia" zu einer Oper anhängig gemacht hatte, iſt dieſer des einfachen Nachdrucks ſchuldig erklärt worden, da bei theatraliſchen Geiſteserzeugniſſen nicht die Form, ſondern der Gedanke die Originalität beſtimme.

Kunſt. Herr Paul Formann in Amiens hat ein neues Inſtrument erfunden, das er die chromatiſche Pauke nennt. Sie beſteht aus fünfzehn Fellen, die ganze und halbe Töne hervorbringen. Herr Hiller, Director des Orcheſters in jener Stadt, hat einen Trauermarſch und verſchiedene andere Stücke für dieſes Inſtrument komponirt.

Unter Auber's neuen Opern wird beſonders Les Diamants de la Couronne wegen ihrer ſorgfältigen und brillanten Kompoſition gerühmt.

Spanien.

Literatur. Der bekannte dramatiſche Dichter, Breton de los Herreros, hat, mit ſeinem fünfaktigen Luſtſpiel: La Marcela, einen Erfolg gehabt, deſſen wohl kein anderer Dichter in ganz Europa ſich rühmen kann. Es wurde vom Anfang bis zu Ende von dem enthuſiaſtiſchen Publikum an demſelben Abend noch einmal verlangt. Eine neue Tragödie Merope und das Drama Elena deſſelben Dichters haben ebenfalls großen Beifall gefunden.

Ein anderer jüngerer dramatiſcher Dichter, Ensenio Hartzenbuſch, befeſtigt ſich immer mehr in der Gunſt des Publikums. Sein Drama: Los Amantes de Teruel, wird immer von Neuem gern geſehen. Sein neueſtes Werk führt den Titel: Los Polvos de la Madre Celestina.

Der Herzog de Rivas, Verf. von Don Alvaro, hat ein, wie er es nennt, philoſophiſches Schauſpiel geſchrieben, Fuerza del sino genannt, das viel Beifall findet.

Italien.

Schulen. In Rom ſind mehrere Abendſchulen errichtet worden, welche meiſt unter der Leitung von Geiſtlichen ſtehen; zugleich iſt man in allen Theilen der Stadt mit der Errichtung von Schulen und Anſtalten für die niedern und ärmern Volksklaſſen beſchäftigt. Es ſcheint, die Regierung wolle der Jugend einen gewiſſen Grad von Bildung beibringen, um dadurch dem einreißenden Müßiggange zu ſteuern.

Literatur. Ein neuer Roman: Gina, novella italiana, von L. Romani, iſt in Mailand erſchienen und hat großes Aufſehen gemacht. Der Schluß der Kataſtrophe wird auf eine ganz neue Art herbeigeführt, indem alle Perſonen ertrinken.

In Florenz erscheinen die Opere architettoniche di Raffaello Sanzio, herausgegeben mit Erläuterungen und Bemerkungen von Carlo Pontani, der hierin eine große Kenntniß der Geſchichte und der Fortſchritte der griechiſchen Architektur zeigt.

Kunſt. In der Nähe von Florenz hat man auf einer Villa ein ſehr ſchönes Kamin aufgefunden, welches daſelbſt unter altem Gerölle verborgen lag, und lange Zeit vergeſſen ſeyn mag. Nach dem einſtimmigen Urtheil der Sachkenner gehöret es zu den ſchönſten Arbeiten des Donatello.

Ein engliſcher Reiſender ſchildert manche ſonderbare Sitten, die ſich auf den größern italiäniſchen Theatern eingeſchlichen haben ſollen. Beſonders tadelt er die übertriebene und oft geſchmackloſe Pracht der Sänger und Tänzer, deren Kleider von goldner Stickerei ſtarren ſollen. Die Fiſcher z. B. in der Stummen von Portici trugen in Neapel und Mailand goldne Borden an Hüten und Mänteln.

Noch ſeltſamer ſoll aber die Mode ſeyn, daß alle Choriſten und Schauſpieler untern Ranges ganz gleich gekleidet ſind und Soldaten in Uniform gleichen. Dabei muß auch hier die Kleidung ſo reich und glänzend als möglich ſeyn, und wenn dieſelbe Kleidung in verſchiedenen Opern oder Ballets wieder gebraucht wird, ſo gibt das Publikum ſein Mißfallen durch Zischen zu erkennen, und oft fällt das Ballet bloß aus dieſer Urſache durch. Wir haben alſo immer noch einige Schritte zur völligen Unnatur übrig.

Polen.

Kirche. Die Gräfin Malachowska, geb. Prinzeſſin Sanguszko, hat zu dem Bau einer katholiſchen Kirche in Warſchau die Summe von 200,000 fl. gegeben, mit der Bitte, ſie dem heiligen Karl Borromäus zu weihen, wozu der Kaiſer von Rußland ſeine Einwilligung gegeben hat.

Schule. Nach einer kaiſerlichen Verordnung ſollen die Privatſchulen und Erziehungsanſtalten, ſo wie die Hauslehrer und Erzieher im Königreich Polen, unter der Oberaufſicht des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts und unter ſpecieller Kontrolle des Kurators des warſchauer Lehrbezirks und des Kollegiums für den öffentlichen Unterricht ſtehen.

Rußland.

Literatur. Ein engliſcher Kritiker gibt ein ſehr treffendes Urtheil über die ruſſiſche Literatur im Allgemeinen, das wir nicht umhin können hier zu wiederholen: „Im Beſitz aller der Eigenſchaften, welche gewöhnlich einer langbeſtehenden Literatur angehören, und nur dann und wann einige nationale Züge verrathend, müſſen ruſſiſche Geiſteserzeugniſſe in ihrer leichten, anmuthigen Form, ohne irgend einen hervorſtechenden Mangel, oder ausgezeichnete, überraſchende Schönheiten, eher einen Zweifel erregen, ob ſie, dieſe polirten Gedichte und netten Bilder europäiſchen Geſellſchaftslebens, wirklich von den unwirthbaren Ufern des Don und der Wolga kommen. Doch ſchwindet dieſes zweifelnde Staunen, wenn man bedenkt, wie Rußland zu ſeiner Literatur gekommen iſt. Durch das Genie eines Mannes als eine europäiſche Macht ins Leben gerufen, mußte es Alles vom civiliſirten Europa leihen — Künſte, Waffen, Gelehrſamkeit, Philoſophie — und mit dem Uebrigen borgte es auch die Poeſie. Da es nun aber faſt in einem Zuſtand poetiſcher Nacktheit ſich befand, ſo war es für die Nation weit leichter, in ſchon fertige, obſchon etwas verſchoſſene Kleider zu fahren, die ihr Frankreich, England und Deutſchland höflich aufdrangen, als aus den rohen, dürftigen Materialien, die ihr in frühern Jahrhunderten zum Schmuck dienten, eine paſſende Nationaltracht ſich zu ſchaffen; und ſo ſchlüpfte der ruſſiſche Poet ohne viel Umſtände in engliſche Beinkleider und einen franzöſiſchen Schlafrock, und ging auf einem Seitenwege zum Parnaß hinauf, Young's Nachtgedanken in der Hand und Voltaire in ſeiner Taſche.“ Er hätte nur noch hinzuſetzen können, daß die Kleider ſich ſehr modernisirt und die Taſchenbibliothek ſehr vergrößert habe, ſo daß Goethe, Schiller, Byron eben ſo wohl als Hofmann und die franzöſiſchen Vaudevilliſten ihre Repräſentanten haben.

Induſtrie. Ein kaiſerlicher Ukas verbietet den jüdiſchen Buchdruckereien hebräiſche, deutſche, polniſche und Bücher in anderen Sprachen außer der ruſſiſchen in irgend einer Stadt, mit Ausnahme von Wilna und Kiew, zu drucken, wodurch mehrere tauſend Perſonen außer Brod geſetzt worden ſind, wie ein engliſches Journal verſichert. In Beſſarabien, der Krimm, dem Land Kaukaſien ſollen dadurch 60 Druckereien aufgehört haben, welche meiſt deutſche oder hebräiſche Bücher druckten. Der Ukas erſtreckt ſich aber nicht auf die beſondere Sekte der Karaer, welche den Talmud verwerfen und im Dſchufutkale und Koslof Druckereien benützen, und von denen unter der Leitung des Simla Bobowitſch mehrere intereſſante Werke ausgegangen ſind.

Se. Majeſtät der Kaiſer hat auf den Vortrag des Staatsraths beſchloſſen, daß, zur Vervollkommnung aller Zweige der Landwirthſchaft in Rußland, in denjenigen Gouvernements und Provinzen des Reichs, welche durch Klima, Boden und Lebensart der Bauern weſentlich von einander verſchieden ſind, Muſtermeiereien zur Bildung junger Landwirthe errichtet werden ſollen; ihre Zahl iſt vorderſt auf fünf beſchränkt worden.

Griechenland.

Schule. Die vom Ingenieurhauptmann von Zentner in Athen gegründete polytechniſche Schule, welche anfangs nur Sonntags und Feiertags, und zwar nur im Zeichnen, Unterricht ertheilte, hat ſich ſchnell zu bedeutender Wirkſamkeit erhoben, und iſt jetzt durch die Menge der Schüler, welche Aufnahme ſuchen, zu einer regelmäßigen Unterrichtsanſtalt herangewachſen. Die Unterrichtsgegenſtände ſind Mathematik (beſonders Mechanik und Architektur), techniſche Chemie und Technologie, Freihandzeichnen und Modelliren, Bau- und Maſchinenzeichnen, Grammatik und Kalligraphie. Auch hat ein zweiter Zeichnenlehrer angeſtellt werden müſſen. Aus Mangel an Platz fehlt noch eine entſprechende mechaniſche Werkſtätte, doch ſind unter der Leitung des Herrn von Zentner verſchiedene Maſchinen ſchon von Griechen angefertigt worden. Die Herzogin von Plaiſance ließ für dieſe Anſtalt auf ihre Koſten einen geſchickten Maler, Profeſſor Bonirota, aus Paris kommen, den ſie beſoldet.

Oſtindien.

In Madras ward im April d. J. unter Lord Elphinſtone's Auſpicien eine Univerſität eröffnet.

Weſtindien.

Kirche. Die Neger in Jamaika haben durch gemeinſame Beiträge, die ſich im Jahre 1839 ſchon auf 1000 Pf. St. beliefen, eine Akademie für Negermiſſionäre errichtet, um ihre Brüder in Afrika zu civiliſiren.

Nordamerika.

Kirche. Die katholiſche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ſchätzt man auf 1,200,000 Seelen. Biſchöfe gibt es 17, Prieſter 580, Kirchen 510. Außerdem lieſt man noch in 396 Orten Meſſe und theilt die Sakramente aus; die Zahl der Kirchen beträgt 31.

Schule. Es gibt 144 Seminarien, 94 Bildungsanſtalten für Knaben, 1788 Zöglinge in den Prieſterſchulen, 49 Akademien für Mädchen mit 4798 Zöglingen, und 110 wohlthätige Anſtalten.

Pennſylvanien allein hat 1090 Schuldiſtrikte, in denen 276,867 Schüler Unterricht erhalten. Jedes Jahr werden für Miethen, Schulhäuſer, Unterricht ꝛc. 797,733 Dollars aufgegeben: die Zahl der Lehrer beträgt 6330, von denen jeder monatlich einen Gehalt von 15 Dollars 71 Cents. erhält.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Erſtes Heft.

1842.

Katalog Nr. 4116.
Katalog Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

142 D 143

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Einige Beiträge zur Kenntniß des jetzigen Englands	1
Zur Charakteristik Schillers und seines Entwickelungsganges	60
Ueber Succeſſionsſtreitigkeiten in Deutſchland	100
Die neueſten Ergebniſſe und Fortſchritte der Lebensverſicherungsanſtalten in Deutſchland, mit Andeutungen über die nationalökonomiſche Wichtigkeit dieſer Anſtalten	142
Der jetzige Staatsdienſt, ökonomiſch betrachtet	176
Ueber die Befeſtigung von Ulm und Raſtatt	197
Deutſchland, das Meer und Dänemark	227
Die Autographen-Sammlungen	259
Etwas von deutſchen Ueberſetzern	277
Theaterreform	301
Kurze Notizen	310

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Einige Beiträge

zur

Kenntniß des jetzigen Englands.

Die Umwälzungen in Frankreich waren von größerem Geräusch begleitet und erzeugten mehr Trümmer, die Umwälzungen in England waren friedlicherer Natur, aber ließen dafür dauerndere und wohlthätigere Folgen zurück. Die Stelle eines Mirabeau, Marat, Robespierre vertraten hier drei schlichte Handwerksmeister: der Instrumentenschmied Watt aus Greenock in Schottland, der Barbier Arkwright aus Lancashire und der Feldmesser, oder wie man ihn heißen mag, Brinsley aus Derbyshire. Von der Wirksamkeit Watts, des großen Verbesserers der Dampfmaschinen, welcher diese fünfte Elementarkraft dem Menschen unterwarf und dienstbar machte, noch weiteres zu erwähnen, wäre Zeitverlust. Der Barbier Arkwright war der Schöpfer der Spinnmaschinen; das erste vollständige Modell zerstörte ihm seine Frau aus Verdruß, glaubend, er vernachlässige über seinen Träumereien und Nebenarbeiten seinen eigentlichen Beruf und seine Bartkunden, worin die gute Frau allerdings Recht haben mochte. Dagegen war vor hundert Jahren der Norden Englands ein unfruchtbares Haideland, dessen Bewohner am treuesten in Aeußerem und Sitten die Eigenthümlichkeiten des sächsischen Stamms bewahrt hatten, aber mit seinen blauen Augen und blonden Haaren auch seine Armuth und Unwissenheit; wer jetzt das Land auch nur im Wagen

durchfährt, erblickt überall rieſenmäßige Kamine, welche dicke Rauchſäulen in die Atmoſphäre heben — das ſind die Träumereien des Barbierermeiſters Arkwright im Verein mit der Erfindung Watts. Seiner häuslichen Frau gab Arkwright ruhig den Laufpaß und machte ſein Modell noch einmal, und beſſer, als es zuvor geweſen. Ein reicher Tory, der Herzog von Bridgewater, welcher viel Geld und noch mehr Langeweile hatte, wollte ſich einen angenehmen Zeitvertreib verſchaffen, und Brinsley band mit ſeinem Gelde die vier Flüſſe Thames, Mercy, Humber und Severn und durch dieſe die vier Weltgegenden Englands zuſammen, eine Quadrupelallianz, welche noch Jahrhunderte beſtehen mag. Nach welcher wiſſenſchaftlichen Methode der unſtudirte Brinsley die Pläne für ſeine Kanalbauten ausrechnete, iſt unbekannt geblieben, nur ſo viel weiß man, daß er es im Kopfe that, und wenn eine Rechnung ihm beſonders ſchwierig ſchien, zwei oder drei Tage im Bette liegen blieb. So wenig Pathos in Allem dieſem iſt, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieſe drei ſchlichten Männer England eine neue Geſtalt gegeben hatten, noch ehe die franzöſiſche Revolution ausbrach. In das letzte Viertel des verfloſſenen Jahrhunderts fällt der Anbeginn ihrer Wirkſamkeit, und wie unendlich hat ſich dieſe vermehrt bis zum jetzigen Augenblicke! Gleich wie nicht die Stadt, ſondern der Städteſee London längſt über das Maß einer bloßen Stadt hinausgewachſen iſt, und immer reißender um ſich greift, und die ihm zunächſt liegenden Weiler, Dörfer und Städte in ſich ſchlingt, als ob England beſtimmt wäre allmählig in London aufzugehen; ſo haben noch viel mehr Kanäle und Eiſenbahnen den Raum nach allen Richtungen zuſammengedrängt und verkürzt, daß man ſchon jetzt die ganze Bevölkerung Englands eine einzige Stadt nennen könnte. Wo hört die Hauptſtadt auf? wo fängt die Provinz an? Es gibt nur noch ein einziges Land, England, worin nur noch Geſchichte und Geographie Hauptſtadt und Provinz zu unterſcheiden vermögen. England iſt etwas Anderes geworden, als es vor 50, und etwas viel Anderes als es vor 100 Jahren war. Die Einbildungskraft ſelbſt vermag kaum die Wirklichkeit zu überholen und hinter ſich zu laſſen, und doch kann die ganze Veränderung in ein kurzes Wort gefaßt werden: die Manufakturthätigkeit Englands und ſein innerer Verkehr.

Damit wäre freilich nur eine einzige Seite des großen Gemäldes geöffnet, zu dessen Vervollständigung es nöthig ist, sich auch die Folgen von zwei historischen Thatsachen, auf welche es besonders ankommt, lebhaft zu vergegenwärtigen; diese sind: die Eroberung Ostindiens und die Abtrennung der vereinigten Staaten vom Mutterlande.

Die Eroberung Ostindiens kann man von den Siegen Lord Clive's datiren und mit dem Jahre 1760 als vollendet betrachten. Insofern aber der große Länderstrich, Ostindien genannt, wenn man das Wort nicht zu streng nimmt, nur in den Besitz einer Privatkompagnie kam, welche bis vor noch ganz Kurzem auch sogar keine Rivalen in ihrem Handel mit demselben duldete, so fängt die eigentliche Einwirkung Ostindiens auf England und seine innern Verhältnisse erst von dem Momente der jüngsten Vergangenheit an, als die Kompagnie ihr Handelsmonopol aufgeben mußte und der Handel Gemeingut der brittischen Nation wurde. Aus der frühern Epoche erfordert für unsern Zweck nur ein einziger Zug besondere Beachtung. Die Regierung Englands war in den Händen der Tories oder der Landaristokratie; aber in Ostindien erhielt auch die Mittelklasse, der Handelsstand, etwas zu regieren, und zwar ein Gebiet von größerem Umfange und mit größerer Volkszahl, als selbst der mächtigen Aristokratie Englands zu Theil geworden war. Wer von den Beiden wußte sein Theil am Besten zu bestellen? Die Antwort fällt nicht schwer; keine Reformbill hat den ostindischen Krämern bis jetzt ihre Gewalt beschränkt, aber die Tories sind nicht mehr die ausschließlichen Meister Englands; es wieder zu werden, mühen sie sich seit Jahren vergebens ab, und wieder die einzig möglichen Minister Englands zu werden, das möchte geradezu zu den Unmöglichkeiten gehören. Durch die Reformbill kam auch die Regierung Englands unter den Beschluß der Mittelklasse, der Krämer, wenn man will; aber Krämer, wie die Phönizier und Karthager, Krämer, welche hundert Jahre lang in Ostindien in die Schule gegangen waren, und dort regieren gelernt hatten, ehe sie hier die Zügel der Regierung an sich rissen. Wer es beklagen will, daß es so kommen mußte, mag es thun, aber die Klage ist fruchtlos, denn die Sache ist vorbei; wer sagen will, daß seit der Reformbill der Geldsack regiert und die Elle, mag Recht haben, aber nur verwechsle er nicht den hiesigen

Krämer mit dem in irgend einem andern Lande, außer der Krämer wäre auch Herrscher geworden und geblieben wie der englische in Ostindien. Die Reformbill hat keinen neuen Stand durch den Ruin eines andern mächtig gemacht und ohne alle Vorbereitung in die Regierung geworfen, wie dies durch die französische Revolution geschah; die Tories existiren nach wie vor, kein Zoll ihres angeerbten Eigenthumes ist ihnen entzogen worden, sie mußten nur die Gewalt theilen mit einer zweiten neuen Landaristokratie, deren Länder über der See liegen und nicht daheim; das ist der ganze Unterschied zwischen beiden.

Seitdem der Handel mit Ostindien freigegeben ist, seitdem macht Ostindien einen Theil Englands aus und gehört der englischen Nation an, wiewohl die Kompagnie noch immer daselbst regiert. Diese Aenderung hat bereits ihre sichtbaren Folgen gehabt; Ostindien wurde in die europäische Politik gezogen und England faßte festen Fuß in Mittelasien und am persischen Golf, und die Verhältnisse in Ostindien zeichneten Lord Palmerston die Linie vor, welche er in den orientalischen Angelegenheiten vertheidigte. Die Kompagnie, weil sie eine Privatgesellschaft war, konnte die Eigenthümlichkeiten des chinesischen Volkes schonen, und Vieles sich gefallen lassen, ohne ihre Würde zu vergeben; jetzt handelt aber die englische Nation mit China, und zu welchen Resultaten dies in wenigen Jahren führte, zeigen die Ereignisse der Gegenwart nur zu deutlich. Ein Parlamentsgesetz, wodurch der Handel mit Ostindien und China freigegeben wurde, war Alles, was geschah, und damit war eine gewaltige Revolution bewirkt; 127 Millionen mit der Aussicht anderweitiger Eroberungen hatten das brittische Reich vergrößert. Die ganze Kolonialgröße, die Weltmacht Englands liegt in dem Besitze Ostindiens; man nehme ihm dieses, so ist England um nichts mächtiger als Frankreich; mit Ostindien erhalten aber alle seine zerstreuten Besitzungen in der südlichen Hemisphäre eine neue Bedeutung, als die Marken weiterer Eroberungen und als Festungen für den sicherern Besitz Ostindiens.

Die Lostrennung der Vereinigten Staaten war ein Ereigniß, welches den Anschein eines großen Nationalunglückes hatte, und doch ist es sehr zweifelhaft, ob man dasselbe in solchem Lichte betrachten darf. Eines ist wahr: war das Ereigniß ein Unglück, so fällt die Schuld davon einzig auf die Tories. Ihr Regierungssystem

in den Kolonien war sehr einfach und bestand darin, daß sie dieselben als Versorgungsanstalten für die Söhne der Aristokratie benützten und alles Andere vernachlässigten. Man hat oft, und mit Recht, über die unglücklichen Kolonisationsversuche der Franzosen gespottet, aber es möchte schwer zu sagen seyn, was die englischen Tories vor jenen im Geringsten voraus hatten, oder man nenne uns auch nur eine Kolonie, welche unter dem Toryregimente blühend geworden wäre! Wer die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten nicht als Beleg für die wahre Natur jenes Kolonialregiments gelten lassen will, dem möchte es doch schwer seyn, auch den neuesten unheilvollen Aufstand von Canada günstig für die Tories zu erklären. Höchstens ließe sich das einzige Westindien für sie anführen. Aber wie wurden die westindischen Inseln bewirthschaftet? Wie ausgesogen ist der Boden überall? Ohne die Emanzipation der Sklaven wären alle diese Besitzungen auch trotz der höchsten Schutzzölle ihrem vollständigen Ruin entgegengegangen. Durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten erhielt eine neue Abtheilung von englischen Krämern Gelegenheit, sich in der Regierungskunst praktisch auszubilden: sie erfanden das beste und erfolgreichste Kolonisationssystem, welches sich England in diesem Augenblicke vollständig anzueignen strebt; denn das sogenannte Wakefield'sche System ist nur eine Anwendung des amerikanischen Systems auf englische Kolonien und mit den Modifikationen, welche die Verschiedenheit der politischen Verhältnisse nothwendig machte. Auf der andern Seite brachten die Vereinigten Staaten, so lange sie unter dem Regimente der Tories kümmerlich vegetirten, England wenig Vortheil; seitdem sie unter ihrer eigenen Regierung zum blühenden Staate heranwuchsen, hat auch der englische Handel nach jenen Gegenden zugenommen, und in diesem Bezuge hatte die Unabhängigkeit Amerikas ganz ähnliche Folgen, wie die Freigebung des Handels mit Ostindien; die Nation gewann dadurch, wenn auch einige Toryfamilien es beklagen dürften, daß dadurch einige gute Stellen für ihre Söhne verloren gingen. In den Vereinigten Staaten erhielt jedoch England auch einen gefährlichen Rivalen, das möchte schwer zu läugnen seyn; aber die Welt hat nicht Ursache, darüber unzufrieden zu seyn, daß das mächtige England auch seine Feinde hat, welche es vor Uebermuth warnen und ihm die Schranken weiser und gerechter

Mäßigung nicht ganz entbehrlich machen, und anstatt ein Unglück zu seyn, ist vielleicht auch dies ein Glück für England selbst. Mäßigung ist der sicherste Bürge für dauerhaftes Glück, und warum alsdann über die Nothwendigkeit grollen, welche uns zu unserem eigenen Vortheile zwingt?

Die vorhergehenden Bemerkungen sind als Einleitung gemeint und mögen sich in einem Bezuge auch ganz gut hierzu eignen, indem sie vielleicht vor einem Grundirrthum zu bewahren fähig sind, welchen das Ausland sich oft gegen England zu Schulden kommen läßt: nämlich aus Gesetzen, wie die Emanzipation der Katholiken oder die Reformbill, neue Zustände abzuleiten, während die Zustände in England immer den Gesetzen vorauseilen und sich in der Regel erst dann gesetzliche Anerkennung erzwingen, wenn diese gar nicht mehr verweigert werden kann. Whigs und Tories sind bequeme Ausdrücke, mit welchen sich recht gemächlich über die Tagespolitik räsonniren und diskutiren läßt, aber das eigentliche innere Leben Englands versteht und baut man damit nicht. Die sicherste Methode möchte jedoch die seyn, da der Unterschied der Stände in England noch immer seine alte Stärke und Starrheit noch nicht ganz verloren hat, zu versuchen, England nach und in seinen verschiedenen Ständen zu erfassen. Es ist derjenige Weg, welcher von uns eingeschlagen werden soll, und den Anfang machen wir mit der Armenbevölkerung und dem englischen Armenwesen.

Der Krebsschaden des englischen Armenwesens ist bekannt genug, indessen sind auch viele Uebertreibungen und falsche Ansichten darüber im Umlaufe. Es gibt manche, welche glauben, die Armuth und das Elend einer großen Anzahl der Bevölkerung wären eine nothwendige Folge der großen Manufakturthätigkeit Englands. Aber in Irland, wo diese Thätigkeit am geringsten ist, ist das Elend am größten, durch die Manufakturthätigkeit im Gegentheile erhalten Tausende von Individuen ihr Brod und ihr reichliches Brod, welche ohne dieselbe dem Mangel Preis gegeben würden. Man muß hier sehr vorsichtig seyn, und vor Allem die verschiedenen Ursachen zu erforschen streben, welche die Armuth hier erzeugen. Die Hauptursache ist in Irland zu suchen, dem man eine Armenbevölkerung von 4 Millionen zuschreibt. Daß hier einige Uebertreibung stattfindet, ist nicht zu verkennen; aber

die Sache ſelbſt erklärt ſich leicht aus den politiſchen Verhältniſſen Irlands; aus ſeiner langen und beiſpielloſen Unterdrückung und aus dem Mangel an Kapitalienzufluß, worunter ſelbſt der Ackerbau Irlands verkümmert. Von über 82 Millionen engliſchen Statuten-Morgen Landes in dem vereinigten Königreiche werden nach einer ſtatiſtiſchen Tabelle, welche dem Ackerbau-Kommitee des Parlaments im Jahre 1827 vorgelegt wurde, nur 20 Millionen mit Hacke und Pflug bearbeitet. Die Tabelle ſelbſt, da ſie nicht viel Raum hinwegnimmt, iſt folgenden Inhalts:

	Pflug- und Gartenland.	Wieſen, Weidegrund und Sumpfland.	Unbenutztes und verteſſerungsfähiges Land.	Unbenutzbares Land.	Total.
	Statutenmorgen.	Statutenmorgen.	Statutenmorgen.	Statutenmorgen.	Statutenmorgen.
England	10,252,800	15,379,200	3,454,000	3,256,400	32,342,400
Wales	890,570	2,226,430	5,530,000	1,105,000	9,752,000
Schottland . . .	2,493,950	2,771,050	5,950,000	8,523,930	19,738,930
Irland	5,389,040	6,736,240	4,900,000	2,416,664	19,441,944
Inseln um Großbritannien . .	109,630	274,000	166,000	569,469	1,119,099
	19,135,990	27,386,920	20,000,000	15,871,463	82,394,373

Der beſondere Reichthum von Wales beſteht in Bergwerken und Eiſenhütten; Schottland hat Fabriken und ſeine Bevölkerung iſt nicht ſehr zahlreich, aber Irland hat eine große Volkszahl und wenig Fabriken. Wie viel ließe ſich nicht da noch dem Boden abgewinnen? Aber dazu wäre erforderlich, daß der Kapitaliſt ſein Geld für Austrocknungsarbeiten, Kanäle ꝛc. hergäbe, und ſo lange Fauſtrecht, das Whiteboy- und Ribbonmen-Unweſen im Lande herrſchte, wer hätte da ſein Geld riskiren wollen? Erſt jetzt iſt Ruhe in das unglückliche Land gekommen und die Regierung beabſichtigt ſelbſt derartige Arbeiten zu übernehmen und zu leiten. Irland hat ferner erſt in neueſter Zeit ein Armengeſetz erhalten und jetzt erſt fängt man an das Uebel an der Wurzel anzugreifen; denn die vielen Tauſende von brodloſen Irländern, welche alljährlich in dem eigentlichen England und Schottland einwandern, verdrängen eben ſo viele andere aus den beiden letzten Königreichen und nehmen ihnen das Brod weg. Dazu qualificirt ſie ihre Erziehung ganz vortrefflich; denn zu Hauſe lernen ſie das Hungern

methodiſch. Das wöchentliche Budget für einen eigentlichen Irländer wird in dem Berichte W. Hikſons über Handweber (handloom-weaver) ſo angegeben:

Ein Pfund Habermehl gibt ein Frühſtück oder eine Abendſuppe für 2 Perſonen	1½ Penny.
Zum Mittageſſen ein Häring gleichfalls für 2 Perſonen	½ Penny.
Vier Pfund Kartoffeln für 2 Perſonen	4 Penny.
	6 d. oder 18 kr. rhein.,

macht 6 Pence des Tages oder 3 sh. 6 d. die Woche (2 fl. 6 kr. rhein.) für 2 Perſonen; dazu kommt alsdann noch Miethzins zu 4 d. (12 kr.) die Woche für die Perſon, welche dafür das Privilegium erhält, ihre Kartoffeln am gemeinſchaftlichen Feuer zu kochen und in einem Winkel der gemeinſamen Stube zu ſchlafen, welche, Kinder eingerechnet, ſelten unter 12 Perſonen enthält. So lebt ein irländiſcher Arbeiter in Londonderry, woher die Angabe kommt, jeden Tag Jahr aus, Jahr ein. Kein einzelner Engländer könnte unter 12 Shilling (7 fl. 12 kr. rhein.) die Woche leben.

Wiewohl es ſchwer iſt, einem Irländer nachzuleben, ſo läßt ſich doch auf der andern Seite nicht läugnen, daß der engliſche Arbeiter, denn der ſchottiſche kommt dem Irländer am nächſten in Genügſamkeit und übertrifft ihn an gleichförmiger Sparſamkeit, viel zu viele Bedürfniſſe hat, und verdient er viel Geld, verthut er auch viel; etwas für's Alter zurückzulegen, das liegt ihm ſelten am Herzen. In Bezug auf das eigentliche England muß man daher ſagen, daß der Hauptgrund der Armuth ein moraliſcher iſt; der Engländer verthut zu viel, und der Zweck des neuen, allerdings harten Armengeſetzes iſt ganz beſonders, ihn durch die Schrecken des Armenhauſes zur Sparſamkeit zu zwingen. Daß die Manufakturen, welche Brod geben, nicht an dem Pauperismus ſchuldig ſind, ſollte an ſich klar ſeyn, da dieſes Vorurtheil aber ziemlich allgemein auf dem Kontinente iſt, ſo fügen wir aus den Berichten eine vollſtändige Tabelle über die in allen engliſchen Grafſchaften im Jahre 1837 bezahlte Armentaxe bei, welche aus den offiziellen Berichten der Armenkommiſſion zuſammengeſtellt iſt:

Grafſchaften, in welchen die Bevölkerung vorzugsweiſe Ackerbau treibt.	Armentare pr. Kopf für die ganze Bevölkerung für das Jahr 1837 endend 25. März.		Bevölkerung im Jahr 1831.
	sh.	d.	
1. Bedford	8	—	95,483
2. Huntingdonſhire	8	1	53,192
3. Rutlandſhire	6	5	19,385
4. Herefordſhire	7	1	111,211
5. Lincolnſhire	7	—	317,465
6. Cambridgeſhire	8	9	143,955
7. Buckinghamſhire	8	8	146,529
8. Eſſex	9	4	317,507
9. Suffolk	9	3	296,317
10. Wiltſhire	8	9	240,156
11. Oxfordſhire	8	9	152,156
12. Northamptonſhire	8	3	179,336
13. Hertfordſhire	6	11	143,341
14. Berkſhire	7	9	145,389
15. Norfolk	9	1	390,054
16. York-Northriding	5	10	190,756
17. Dorſetſhire	7	4	159,252
18. Suſſex	8	7	272,340
19. Weſtmoreland	5	10	55,041
20. Salop	5	1	222,938
21. Somerſetſhire	6	2	404,200

In dieſen 21 Grafſchaften, welche man vorzugsweiſe die ackerbauenden Englands nennen kann, betrug ſomit die Durchſchnittsſumme der Armentare für jedes Individuum 7 sh. 8 d. (4 fl. 36 kr. rhein.), und wohlgemerkt, in den fruchtbarſten Grafſchaften und Kornländern Englands: Bedford, Buckinghamſhire, Eſſex, Suffolk, Norfolk und Hertfordſhire 8 sh. 6½ d. pr. Kopf (5 fl. 7½ kr. rhein.). Die Grafſchaften mit niederem Anſatze ſind ſolche, worin mehr Viehzucht als Ackerbau getrieben wird. Vergleichen wir hiemit nun die andern 21 Grafſchaften, welche ſich beſonders von Fabriken, Bergwerken und Handel nähren.

Namen der Grafſchaften.	Armentare pr. Kopf für das Jahr 1837, endend 25. März.		Bevölkerung im Jahr 1831.
	sh.	d.	
1. Middleſex	5	4	1,358,330
2. Lancaſhire	2	9	1,336,854
3. Surrey	6	3	486,334
4. Durham	4	9	353,910
5. York-Weſtriding	3	8	976,350

Namen der Grafſchaften.	Armentare pr. Kopf für das Jahr 1837, endend 25. März.		Bevölkerung im Jahr 1831.
	sh.	d.	
6. Northumberland	5	4	222,912
7. Staffordſhire	4	1	410,512
8. Norwichſhire	5	11	336,610
9. Cheſhire	4	1	334,391
10. Gloucesterſhire	5	5	387,019
11. Derbyſhire	4	1	237,110
12. Monmouthſhire	4	—	98,130
13. Nottinghamſhire	4	2	225,327
14. Leiceſterſhire	5	7	197,003
15. Cumberland	3	10	169,681
16. Cornwall	4	8	300,938
17. Worceſterſhire	5	2	211,365
18. Kent	7	9	479,155
19. Devonſhire	6	7	494,478
20. York Oſtriding	6	6	204,253
21. Southampton	6	2	314,280

Die Durchſchnittsſumme der Armentare in den Grafſchaften, welche ihren Haupterwerb von Handel, Bergwerken oder Fabriken ziehen, beträgt auf das Individuum nur 5 sh. ½ d. (3 fl. 1½ kr. rhein.). Kent, welches mit dem höchſten Anſatz erſcheint, iſt, wie die darauf folgenden, mehr ackerbautreibende Grafſchaft und beſonders wegen ſeines Hopfenbaues bekannt. Den merkwürdigſten Vergleichpunkt bietet aber Lancaſhire dar mit dem niedrigſten Anſatze, welches vorzugsweiſe der Sitz von Manufakturen iſt und allein ſchon eine Bevölkerung hat, die den ſechs aus der erſten Tabelle hervorgehobenen ackerbautreibenden Grafſchaften, Bedford, Buckingham, Eſſex, Suſſex, Norfolk und Hertford, gleich kommt. So viel ſcheint alſo aus den Zahlen hervorzugehen:

1) die ackerbautreibenden Grafſchaften zahlen am meiſten Armentare und leiden folglich am meiſten an Pauperismus.

2) Die Grafſchaften, worin vorzugsweiſe Korn gewonnen wird, ſtehen höher in der Armentare als diejenigen, worin Viehzucht vorherrſcht.

3) Diejenige Grafſchaft, welche ſich am ausſchließlichſten von Fabriken nährt, Lancaſhire, worin Mancheſter, Liverpool ꝛc. liegen, leidet am wenigſten an Pauperismus.

Sagen wir alſo, was am wenigſten Widerſpruch erfahren

wird, daß der Pauperismus Englands das Reſultat aller ſeiner künſtlichen Verhältniſſe, der Nationalſchuld und der Höhe der Abgabe iſt, ſo liegt in den beiden Tabellen der Beweis, daß die Manufakturthätigkeit der Krankheit beſeitigend entgegenwirkt, anſtatt ſie zu verſchlimmern oder gar zu verurſachen.

Das Verhältniß des Erwerbs eines Feldarbeiters zu dem eines Fabrikarbeiters kann aber noch beſtimmter ausgedrückt werden.

Nach den Berichten der Armenkommiſſion vom Jahre 1831 war die Durchſchnittsſumme des jährlichen Erwerbs einer Feldarbeiterfamilie in 668 Pfarreien:

	£	sh.	d.
Für den männlichen Theil	27	17	10
Für Weib und Kinder .	13	19	10
	41	17	8

(502 fl. 36 kr. rhein.)

gibt für die Woche 16 sh. 1 d. und auf den Kopf, die Familie zu 4 Perſonen gerechnet, 4 sh. oder 2 fl. 24 kr. rheiniſch. Der Anſatz iſt aber auch ſo noch zu hoch, weil für die Zeit, welche durch die ſchlechte Jahreszeit für die Feldarbeit verloren geht, und die man recht gut auf 2 Monate anſchlagen kann, nichts in Abzug gebracht wurde. Der Verdienſt dagegen der ſchlechtbezahlteſten Fabrikarbeiter-Familien beträgt über das Doppelte. Nach dem Berichte der Eigenthümer von 225 Baumwollenmühlen in Lancaſhire beſchäftigten dieſe, im Jahre 1834, 22,442 Perſonen, Männer, Weiber und Kinder, deren reine Einnahme, nach Abzug des Miethgelds für die Webeſtühle ꝛc., 45,164 £, 9 sh. 5 d. betrug oder 10 sh. 6 d. pr. Kopf die Woche (6 fl. 36 kr. rhein.), was 2 £ 2 sh. für die Familie, zu 4 Köpfen gerechnet, macht. Eine Familie von ſechs arbeitsfähigen Perſonen, was kein ſeltener Fall iſt, nimmt oft die Woche über 3 Guineen ein (37 fl. 48 kr. rhein.). In den fabrizirenden Grafſchaften, wie Lancaſhire und ähnliche, muß noch zugeſetzt werden, iſt der Arbeitslohn auch für die Feldarbeit um ein ganzes Drittel höher als in den nur ackerbautreibenden Grafſchaften, ſo daß auch hierin die Fabrikthätigkeit einen vortheilhaften Einfluß ausübt.

Unter den Fabrikarbeitern gibt es eigentlich nur eine Klaſſe, welche an Pauperismus leidet, die ſogenannten Handweber (hand-loom-weavers), deren man vier Abtheilungen hat: Seidenweber, Wollenweber, Leinenweber und Baumwollenweber.

Aber bei dieſen finden ganz eigenthümliche Verhältniſſe ſtatt. Schon der Zahl nach kommen die Arbeiter, welche bei der Fabrikation von Kleidungsſtoffen beſchäftigt ſind, unmittelbar nach den Feldarbeitern, und von jenen bilden wieder die Handwerker eine der zahlreichſten Sektionen von über 800,000 Köpfen in den drei Königreichen. Die iriſchen Leineweber gehören geradezu dem Stande der Feldarbeiter an, welche den einen Tag ihre Schweine zu Markt treiben, den andern Tag ihre Kartoffeln hacken und den dritten hinter dem Webeſtuhl zubringen, ſo lange es ihnen behagt. Hier haben wir die Manufakturthätigkeit in ihren erſten Anfängen, als ein Nebengeſchäft, während der Unterhalt hauptſächlich von Agrikulturarbeiten gezogen wird. Große Geſchicklichkeit läßt ſich auf dieſe Weiſe nicht erlangen, und ſo iſt es denn ganz natürlich, daß eine ſolche Klaſſe von Arbeitern durch die Fortſchritte in der Fabrikation von ſelbſt verdrängt wird. Wirklich zieht ſich die Leinenfabrikation immer mehr nach Schottland, wo man den Flachs aus der Fremde und im Großen kauft, welchen der iriſche Weber ſelbſt anbaut und verarbeitet. Eine weitere Unterſcheidung iſt zu machen in Bezug auf die Kraft und Geſchicklichkeit, welche die Arbeit erfordert. Wo keine lange vorbereitende Lehrzeit erforderlich iſt, und wo auch Kinder und Weiber die Arbeiten verrichten können, wird der Lohn ſchnell heruntergedrückt. Dies findet ganz beſonders bei der Baumwollenweberei ſtatt, wogegen der niedere Lohn für den Einzelnen wieder dadurch ausgeglichen wird, daß alle Glieder der Familie arbeitsfähig ſind. Eine letzte Unterſcheidung iſt darin zu machen, ob die Arbeit zu *Hauſe* oder in der *Fabrik* verrichtet wird. Die Seideweber arbeiten großentheils zu Hauſe, während es immer mehr Gebrauch wird, daß die Baumwollenweber in der Fabrik ſelbſt arbeiten. Dies iſt eine große Verbeſſerung ihrer Lage. Da die Baumwollenweberei einen gewiſſen Grad von Feuchtigkeit erfordert, ſo ſind diejenigen, welche ihre Webeſtühle zu Hauſe haben, gezwungen, in feuchten Kellern *ohne Fußböden* zu wohnen, wohin kein Sonnenſtrahl das ganze Jahr dringt; dies ſieht man beſonders in Manchester, während in Fabriken die Arbeit in reinlichern und geſundern Lokalen vorgenommen wird. Der Bericht der Kommiſſion, welche den Zuſtand der Handweber zu unterſuchen hatte, geht beſonders dahin, zu zeigen, daß die ganze Klaſſe einer Uebergangsperiode

angehört und bestimmt ist bald aufzuhören. Diejenigen, welche die Weberei zugleich mit Feldarbeit treiben, sind schon verdrängt, und den Hauswebstühlen wird die allgemeinere Anwendung von Maschinenwebstühlen ein Ende machen; abgesehen davon, daß man Handwebstühle auch in dem Lande der Fabriken in großer Zahl hält. Wir haben es hier also nicht mit einer reinen Klasse von Fabrikarbeitern zu thun; eigentliche Fabrikarbeiter können nur die seyn, welche in einer Fabrik arbeiten; dies, welcher Art auch die Beschäftigung seyn mag, und gleichviel, ob sie auch Kinderarbeit zuläßt, erzeugt wenigstens Ordnung und Regelmäßigkeit. So rechnet man z. B. in Manchester, daß eine gleiche Anzahl von Handwebern in der Fabrik 100 Gewebe fertig bringen innerhalb einer Zeit, in welcher durch Hausarbeit höchstens 50 geliefert würden. Wo noch außerdem Kraft, wie bei der Wollenweberei, oder Geschicklichkeit überhaupt erforderlich ist, erhalten die Arbeiter immer hohen Lohn, weil dieser Umstand weibliche Konkurrenz und Taglöhnerarbeit ausschließt.

Seidenweber und nach ihnen Wollenweber sind am besten bezahlt; die Baumwollenweber am geringsten, aber dagegen findet, wie gesagt, in der Regel die ganze Familie Beschäftigung. Die Seidenweber sind aber wieder am meisten Fluktuationen ausgesetzt, weil der Vertrieb ihrer Arbeit von der Mode abhängt. In diesem Augenblicke ist z. B. die Sammetweberei besonders im Schwunge; entscheidet die Mode aber morgen für etwas anderes, so sind einige tausend Familien brodlos, außer sie ergreifen ein neues Gewerbe, wozu den Arbeitern hier die nöthige Erziehung abgeht. Mit Ausnahme dieser ganz eigenthümlich gestellten Klasse der Handweber, in welcher aber auch wieder sehr viele ihr regelmäßiges Brod haben, darf man als Regel annehmen, daß der Fabrikarbeiter einen guten Verdienst hat, und wenn er nur sparsam ist, auch einen Nothpfennig für's Alter erübrigen kann. Der Pauperismus ist eigentlich nur bei der Klasse der Feldarbeiter ganz zu Hause.

Der letztere Satz enthält nichts Neues für England, da die allgemeine Anerkennung desselben die Veranlassung zu dem neuen Armengesetze gab, eine Maßregel, welche, mehr als eine andere, die bedeutendsten Veränderungen in dem Zustande Englands hervorbrachte. Die ganze Agrikulturbevölkerung Englands, die sich

vom Taglohn nährte, war in Pauperismus verſunken, ſo zwar, daß die Landarbeiterfamilien ihren Hauptunterhalt von der Unterſtützung der Pfarrei zogen, und die Feldarbeit gelegentlich nebenbei zum Verdienſt eines Trinkgeldes, im wahren Sinne des Wortes, nützten. Dieſen Zuſtand drückte man ſo aus, daß man ſagte, der Landeigenthümer ſchiebe die Bezahlung eines großen Theiles von ſeinem Arbeitslohn auf die Pfarrei, und namentlich auf die gewerbthätige Bevölkerung der Pfarrei, die von jenen Arbeiten keinen Nutzen zöge. Dieſem anerkannten und allgemeinen Mißſtande ſuchte das neue Armengeſetz dadurch zu begegnen, daß es die früher übliche Hausunterſtützung (outdoor-relief) faſt bis zur gänzlichen Aufhebung beſchränkte. Wer jetzt auf Armenunterſtützung Anſpruch machen will, muß ſeine perſönliche Freiheit aufgeben, und ſeine Perſon und alle ſeine Habſeligkeiten, welche verkauft werden, zur Verfügung der Behörden des Arbeitshauſes (work house) ſtellen. Iſt er verheirathet, ſo wird er von Frau und Kind getrennt. Die letzte Maßregel, deren Härte am meiſten Widerſpruch erfährt, wurde indeſſen mehr im Intereſſe der Moralität als der bloßen Ordnung genommen, da es nämlich ganz gewöhnlich war, daß die in großen Schlafſälen mit ihren Weibern zuſammenwohnenden Männer dieſe aus Liebe zur Veränderung unter einander austauſchten. Das Geſetz iſt aber immer ſehr hart: der Arme, der ins Arbeitshaus geht, muß ſeine Habſeligkeiten, wozu auch ſein Arbeitszeug gehört, verkaufen, und ſo lange er darin bleibt, auf alle Freuden des Familienlebens Verzicht leiſten, und wenn er es verläßt, was allerdings immer von ſeinem Willen abhängt, ſo ſieht er ſich ohne alle Hülfsmittel, wie er geht und ſteht, in die Welt geworfen. Aber was war anders zu thun? Es handelte ſich von einer Krankheit, welche eine Deſperationskur erforderte. Eine Unterſcheidungslinie, die nirgend mehr exiſtirte, mußte gezogen werden zwiſchen dem unabhängigen Feldarbeiter, welcher ſich ſelbſt erhielt, und dem Pauper, welcher Pfarreiunterſtützung bezog. Die Armenunterſtützung wurde von allen als ein geſetzliches Recht betrachtet, als eine ſchuldige Staatspenſion; Armuth hatte keine Schrecken und Niemand ſchämte ſich, eine Armenunterſtützung, welche er gewöhnlich zu Hauſe verzehrte, in Anſpruch zu nehmen. Die ganze Klaſſe war in Unwiſſenheit verſunken, und aller Thätigkeitstrieb und alles Ehrgefühl war erloſchen. Hier

konnte nur Schrecken helfen, die Armenunterſtützung mußte zum Uebel gemacht werden, damit wenigſtens der Thätigkeitstrieb der Betheiligten aufgeſtachelt würde. Im Ganzen allerdings war die Armuth nicht verſchuldet, das Uebel hatte ſeinen Urſprung in der Uebervölkerung, und die Zahl derjenigen, welche für ihren Lebensunterhalt blos auf den Gebrauch ihrer Hände angewieſen waren, war zu groß, als daß das Land ſie alle ernähren konnte. Die Feudalverfaſſung Englands und beſonders das Erſtgeburtsrecht, welches den Landbeſitz für die wenigen ſichert, verſchlimmerte das Uebel; denn in Folge deſſen wird die Landwirthſchaft nur im Großen betrieben, d. h. mit Zulaſſung der geringſt möglichen Anzahl von Händen. Aber auch dieſer Zuſtand iſt geſetzlich begründet. Es blieb alſo nichts anderes übrig, als wenigſtens diejenige Zahl von Feldarbeitern, für welche Beſchäftigung vorhanden war, auszuſcheiden für die Klaſſe der unabhängigen, freien Feldarbeiter (free labourers), und die Uebrigen (paupers) entweder in die Fabrikſtädte zu treiben oder in die Kolonien, welche genug Beſchäftigung für ſie darbieten. Durch das neue Armengeſetz wurde wirklich eine Klaſſe unabhängiger Feldarbeiter wieder geſchaffen; wer ſich von Feldarbeit nähren will, rechnet nicht mehr auf eine Zubuße von der Pfarrei, ſein Verdienſt muß für ihn und ſeine Familie zureichen, oder er wird ein Pauper. Der Lohn iſt auch aus eben dieſem Grunde geſtiegen, und in dieſem Bezug hat das Geſetz ſchon ſeine Früchte gebracht; es gibt jetzt wieder unabhängige Feldarbeiterfamilien, wie gering auch ihre Zahl ſeyn mag. Auf der andern Seite macht der Schrecken des Arbeitshauſes die Uebervölkerung der zähe am Boden klebenden Feldarbeiter geneigt, ein fremdes Klima zum Unterhalt aufzuſuchen, und Regierung ſowohl als Privatgeſellſchaften wetteifern jetzt, willigen und fähigen Individuen die Mittel zur Auswanderung zu gewähren. Die Strenge des Armengeſetzes war durch die Verhältniſſe gebeten, und ſeine Folgen haben ſich bis jetzt nur wohlthätig erwieſen.

Das neue Armengeſetz wurde durch den Pauperismus der Agrikulturbevölkerung veranlaßt und war auf dieſes Uebel allein berechnet und in ſo fern eine Geburt der Verhältniſſe. Aber in der Anwendung mußte es auch den Pauperismus der Fabrikarbeiterklaſſe treffen, und paßte das Geſetz auch hier? Hier war hauptſächlich

ein moraliſches Uebel zu beſeitigen, die Arbeiterklaſſe im Allgemeinen lebt zu gut und hat zu koſtbare Angewöhnungen. Daß ein Irländer mit 9 d. die Woche leben kann, daß weibliche Arbeiter mit 5 sh. die Woche auskommen können, beweiſt wenigſtens, daß man ſelbſt in England nicht geradezu 30 sh. bis 2 Pfund die Woche haben muß, um leben zu können. Auch hier muß der Schrecken des Arbeitshauſes als Wegweiſer auf die beſſere Bahn dienen, und die Strenge trifft weniger die Verhältniſſe als ein allgemeines moraliſches Uebel. Unter den ſchlimmen Verhältniſſen der Fabrikarbeiter verdient nur eines beſondere Erwähnung, und dieſes betrifft eigentlich ein Mittelding, nämlich die Klaſſe der Taglöhner, welche für Fabriken arbeiten und keine beſondere Geſchicklichkeit haben. Iſt ein Manufakturzweig im Abnehmen, was oft geſchieht, ſo wiſſen ſie ſich nicht in die Verhältniſſe zu ſchicken und ein neues Handwerk zu ergreifen. Wie ſollte hier abgeholfen werden? Durch beſſere Erziehung und beſſere Befähigung der Arbeiterklaſſe. Die öffentliche Erziehung iſt aber hier in den Händen der Kirche und durchweg vom Privatwillen abhängig, was blieb der Regierung alſo übrig zu thun? In den Armenhäuſern hat dieſe immer wenigſtens 60,000 Kinder von 2 bis 11 Jahren zu ihrer Verfügung; für dieſe hat man wirklich angefangen, gute Schulen, worin dieſelben zu allgemeiner Erwerbfähigkeit erzogen werden, einzurichten. Auch dieſe Maßregel iſt im ſchönſten Beginne. Arbeitshäuſer gab es auch früher, aber ſo lange dieſe unter der Privataufſicht der Pfarrei waren, that man nichts mit ihnen, als die Armen daſelbſt zu füttern, und die Behandlung war oft auch nichts weniger als gelinde. Die Kinder betrachtete man als eine Laſt, deren man ſich ſo bald als möglich dadurch zu entledigen ſuchte, daß man, ſobald ſie herangewachſen waren, dem erſten beſten, welcher ſich meldete, eines derſelben verabfolgte und 5 bis 15 Pfund zahlte, damit er daſſelbe ein Handwerk lehre. Das Geld lockte an und die Jungen wurden abgeholt von Leuten, welche nur auf das Lehrlingegeld ſpekulirten, dieſelben zu den niederſten Hausarbeiten verwendeten, und, wenn ihre Zeit um war, entließen, um andere zu holen und wieder das Lehrgeld einzuſtecken, ohne den Lehrling das Geringſte zu lehren. Es war ein wahrer Sklavenhandel, da die ſo verabfolgten Jungen oder Mädchen geſetzlich ihrem Herrn während der Lehrzeit angehören und nie ſein

Haus, auch bei der härteſten Behandlung, verlaſſen dürfen, wenn ſie nicht ins Gefängniß geworfen werden wollen. Wo alles dem Privatwillen überlaſſen wird, wie dies früher hier der Fall war, ſind ſolche Mißbräuche unvermeidlich. Seit dem neuen Armengeſetz hat man angefangen, die Kinder im Arbeitshauſe ſelbſt in Handwerken zu unterrichten, und die Mädchen in weiblichen Arbeiten, um ſie ſo in Stand zu ſetzen, ſobald ſie das Arbeitshaus verlaſſen, ihr Brod unmittelbar verdienen zu können. Die Thätigkeit, welche die Armenkommiſſion und namentlich Dr. Kay, welcher die große Schule in Norwich einrichtete, in dieſem Punkte zeigte, iſt höchſt lobenswerth und kommt dem Beſten gleich, was in andern Ländern bisher dafür gethan wurde.

Die obigen Andeutungen, ſo lückenhaft ſie auch ſind, werden hinreichen, um uns in Stand zu ſetzen, einen tiefern Blick in das allgemeine politiſche Leben Englands zu werfen. Der frühere Zuſtand, welcher ziemlich unverändert bis auf die Reformbill ſich erhielt, läßt ſich in wenigen Worten darſtellen. England war eine Monarchie, aber die Regierung und Gewalt waren gänzlich im Beſitze einer Partei, der Landariſtokratie. Nach der Verfaſſung Englands iſt der Grund aller politiſchen Gewalt in dem Geſetze und den geſetzgebenden Behörden, den beiden Parlamentshäuſern, zu ſuchen. Das Oberhaus vertritt auch jetzt nur die Landariſtokratie und die mit ihr vereinte Hochkirche, und zu gleicher Zeit iſt daſſelbe der oberſte Gerichtshof Englands. Die Mitglieder des Unterhauſes wurden vor der Reformbill unter Beobachtung der Formalitäten einer Wahl von der Landariſtokratie ernannt. Oberhaus und Unterhaus vereinigen die ganze geſetzgebende Gewalt Englands; das Oberhaus vertritt die Landariſtokratie direkt, und das Unterhaus vertrat dieſelbe vor der Reformbill indirekt; denn in der That ernannte die Landariſtokratie die Mitglieder des Parlaments, während die Form der Wahl durch die rotten boroughs zum bloßen Schein herabgeſunken war. Die ganze geſetzgebende Gewalt, durch die beiden Parlamentshäuſer, war in den Händen der Landariſtokratie; die königliche Gewalt kann nur durch die Miniſter ausgeübt werden, und ſo lange das Unterhaus in ſeiner entſchiedenen Majorität nur die Landariſtokratie vertrat, blieb dem Könige keine Wahl, er mußte ſeine Miniſter aus der Landariſtokratie nehmen, wie ſie ihm durch die

ſtändige Majorität im Unterhauſe aufgezwungen wurden. Die Miniſter wieder ernennen zu den öffentlichen Stellen, und da ihre Exiſtenz von der freiwilligen Unterſtützung des Unterhauſes abhing, ſo mußten ſie, um dieſer Unterſtützung gewiß zu ſeyn, alle lukrativen Stellen an Perſonen aus der Landariſtokratie vergeben. Rechnet man noch hierzu die Eigenſchaft des Oberhauſes als oberſter Gerichtshof, ſo iſt es ſchwer zu ſagen, welche Gewalt im Staat die Landariſtokratie nicht beſaß; der König war abhängig von ſeinen Miniſtern, ſeine Miniſter vom Unterhauſe und das Unterhaus vertrat die Landariſtokratie — alle politiſche Gewalt war folglich in den Händen der letztern, ſowohl die geſetzgebende als die ausübende. Die ganze innere Verwaltung war im Beſitze von Korporationen; und dieſe gehörten in ihrer perſönlichen Zuſammenſetzung entweder der Landariſtokratie an oder waren eine künſtliche Ariſtokratie, welche durch Selbſternennung den Charakter der Erblichkeit erhalten hatte. Unabhängig waren dieſe Korporationen allerdings, und eben ſo wenig kann geläugnet werden, daß dieſelben zum Theil aus der Mittelklaſſe hervorgingen; aber ſie konnten die Mittelklaſſe ſchon deswegen nicht mit Erfolg vertreten, weil ſie vereinzelt, getheilt und ohne Zuſammenhang der kompakten Landariſtokratie gegenüberſtanden; und dann bildeten ihre Privilegien eine Scheidewand zwiſchen ihnen und ihrem Stande, ſo daß ſie von dem letztern nur Oppoſition erfuhren, welche ihnen den Schutz der Landariſtokratie unentbehrlich machte zu Bewahrung ihrer Privilegien. So war der Zuſtand Englands vor der Reformbill. Nichts ſtand der Landariſtokratie hemmend entgegen, als eine öffentliche Meinung, welche ſich nur durch Preſſe und einzelne Meetings ausſprechen konnte. Man lärmte, man murrte, aber das war auch Alles, was man thun konnte. — Die Gewalt blieb der Landariſtokratie, welche durch die öffentliche Meinung beſchränkt wurde, aber der That nach kaum mehr, als dies ſelbſt in deſpotiſchen Staaten der Fall iſt. Eine öffentliche Meinung exiſtirt überall, ſelbſt in China, und jede Regierung findet ſich dadurch beſchränkt, daß ſie nicht ihre eigenen Reſſourcen zerſtören darf und ihren Vortheil zum Nachtheil aller andern machen.

Dieſem Zuſtande machte die Reformbill ein Ende, die eingeleitet wurde durch die Emanzipation der Katholiken; eine Revolution war in Irland am Ausbruche, welche nur durch

Konzeſſionen zu beſchwichtigen war; der Tory Canning fand zuerſt, daß ſich dieſe Maßregel nicht mehr vertagen ließ; er erfuhr Oppoſition von ſeiner eigenen Partei, aber bald nach ihm mußten Wellington und Peel ausführen, was er vergebens angerathen hatte. Durch die Emanzipation der Katholiken kam ein neues Element in das Unterhaus und die Volksopposition erhielt dadurch Zuwachs und Stärke. Eine Revolution drohte darauf in England ſelbſt; ſie ſtand gerüſtet in Birmingham und ganz England machte offen Miene, ihr zuzufallen; dem Unterhaus blieb nur eine Wahl, und es gewährte die Reformbill, wobei die königliche Macht, die Zuſtimmung des verſtorbenen Königs Wilhelm, den Ausſchlag gab. König ſowohl als Mittelklaſſe, das wird ſich bald klar herausſtellen, gewannen durch die Reformbill.

Der Streit der Mittelklaſſſe und Landariſtokratie wurde alsdann fortgeführt und dauert noch über die Armengeſetzgebung fort. Das neue Armengeſetz war eine der erſten Früchte der Reformbill und gleichzeitig mit dieſer. Die Mittelklaſſe oder die Handels- oder Gewerbsklaſſe ſagte zu der Landariſtokratie: „Wir müſſen euch Geld geben für eure Landarbeiter, wir müſſen als Armentaxe die Hälfte ihres Lohnes zahlen, das muß aufhören.“ Das neue Armengeſetz wurde gegeben; damit war aber urſprünglich noch nichts gewonnen, als eine Gelegenheit zu einer klaren und offiziellen Kenntniß des Pauperismus von England; indeſſen ſind bereits 3 Millionen Taxen des Jahrs dadurch erſpart worden, und in ſo fern, weil der Landeigenthümer auch ſeinen Beitrag zu der Armentaxe liefern mußte, verlor dieſer nichts durch das neue Geſetz. Aber der Streit war damit noch nicht geendet. Jetzt ſagt die Mittelklaſſe: „Der Pauperismus iſt eine Folge der Primogenitur; die Landariſtokratie hat alles Land für ſich genommen und nur durch unſere Manufakturen können wir den Armen, welchen wir kein Land geben können, Brod ſchaffen. Gebt den Kornhandel frei.“ Die Mittelklaſſe fühlte ihre Macht bei Gelegenheit der Anſtrengungen, wodurch die Reformbill durchgeſetzt wurde, das war ſchon viel; ſie war ſchwach, ſo lange ſie getheilt da ſtand, durch Kombination wurde die Reformbill errungen, und in der Kombination aller ihrer Kräfte, das weiß jetzt die Mittelklaſſe, liegt ihre Stärke. Will ſie jetzt etwas durchſetzen, ſo organiſirt ſie ſich zuvor: das geſchah, als ſie die gleichförmige

Pennypoſt durchſetzte, und das thut jetzt wieder die Antikorngeſetzverbindung. Die Erkennung des Armenweſens aber führte noch weiter und fügte zum Bewußtſeyn der Stärke auch noch Stolz; die Mittelklaſſe ſagt jetzt: „wir, wir allein liefern dem Staate alle ſeine Kräfte und ſeinen ganzen Wohlſtand; wir müſſen dem Volke Brod ſchaffen, und ohne unſer Geld würde die Landariſtokratie nicht für ihre Produkte den Preis beziehen, welchen ſie jetzt erhält, und ohne unſern Handel wäre es unmöglich, daß ſich dieſe nur eine Woche länger in ihrem ausſchließlichen Landbeſitz erhalten könnte.“ Dieſes Räſonnement iſt durchaus wahr und es läßt ſich nichts dagegen einwenden; denn denkt man ſich den Handel von England hinweg und dieſes blos auf Agrikultur angewieſen, ſo müßten die Maſſen entweder in das Verhältniß von Leibeigenen gebracht werden, oder eine neue Vertheilung des Landes müßte vorgenommen werden, wie in der franzöſiſchen Revolution, und die Landariſtokratie einer Klaſſe von kleinen Landeigenthümern weichen.

Niemand geſteht gerne, wiewohl es gewöhnlich der Fall iſt, daß er zu ſeinem eigenen Vortheil handelt. Auf dieſe Weiſe ſagen die Fabrikanten auch nicht geradezu: „durch die Korngeſetze wird der Lebensunterhalt vertheuert, und wenn die Korngeſetze abgeſchafft wären, ſo brauchten wir unſern Arbeitern viel weniger Lohn zu geben als jetzt; darum wünſchen wir, ſie ſollen abgeſchafft werden.“ Ihr Räſonnement lautet vielmehr ſo: je mehr der Handel beſchränkt iſt, deſto weniger Perſonen können wir Nahrung gewähren. Der Handelſtand ſtellt ſich geradezu als den Protektor der ganzen unbemittelten Bevölkerung dar; d. h. mit andern Worten, der Handelſtand hat Sorge getragen, daß die Popularität der Landariſtokratie auf ihn übergehe. Vor dem neuen Armengeſetze, als die zahlreiche Klaſſe der Fabrikarbeiter die Armenunterſtützung als ein ſicheres Eigenthum betrachten durfte und in Anſpruch nahm, konnte eine größere Anzahl derſelben als jetzt auf dem Lande ihr Unterkommen finden, und dieſe waren dem Landeigenthümer dankbar für den Extraverdienſt, welchen jener ihnen eröffnen konnte. Jetzt vergleicht der unabhängige Feldarbeiter ſeinen ſpärlichen Lohn mit dem des Fabrikarbeiters, und weil ſein ganzer Unterhalt ihm durch den Landeigenthümer gewährt werden muß, grollt er dieſem dafür, daß er ihm ſo wenig gibt. Sobald

dagegen der Fabrikarbeiter über zu geringen Lohn klagt, so antwortet ihm der Fabrikant: „wenn die Korngesetze nicht wären, die unsern Handel niederdrücken und uns überall Rivalen erzeugt haben, so könnten und wollten wir euch gerne mehr geben; denn unser Vertrieb wäre viel größer.“ Die Landaristokratie ist dadurch dem Haß der Massen verfallen. Sie hat keine Gewalt mehr über die Massen, auch war es durch Vereinigung der Massen und des Mittelstandes, daß die Reformbill der Landaristokratie abgezwungen wurde. Die Massen verlangen jetzt eine noch weitere Ausdehnung des Stimmrechts, eine neue Reformbill, des Volkes Charte, während die Mittelklasse zufrieden gestellt ist in politischem Bezug und nur ihre Interessen verfolgt. Wenn aber das Unterhaus in seiner jetzigen Zusammensetzung ihr das nicht erlaubt und feindlich in den Weg tritt, dann wird sich die Mittelklasse abermals mit den Massen vereinigen, und eine zweite Reformbill ist unvermeidlich. Die Lage der Landaristokratie ist so, daß sie die Mittelklasse nicht zum Kampfe reizen darf, oder sie ist verloren.

Jetzt herrscht noch Frieden oder wenigstens Waffenstillstand, weil der Mittelstand nur an seine Interessen denkt; in diesem Augenblicke steht also Handelsinteresse gegen Landinteresse. Gibt, wie es sich kaum anders erwarten läßt, die Landaristokratie nach und stellt die Mittelklasse in ihren Interessen allmählig zufrieden, so kann, wenn man die Verhältnisse Englands allein berücksichtigt, eine politische Bewegung noch lange vertagt werden, und um so länger vertagt werden, je früher die Landaristokratie sich zu einem Kompromiß mit der Mittelklasse versteht.

Die Verhältnisse Englands sind sehr komplizirt; alles greift in einander, eine richtige Auffassung ist kaum anders erlangbar, als wenn man gehörig distinguirt und das Ganze nur immer auf einen einzigen bestimmten Punkt bezieht; der Punkt, der im Vorhergehenden gewählt wurde, war das Armengesetz, andere Punkte wurden nur berührt, um zu zeigen, wie mannichfaltig die Beziehungen sind, und wie groß das Gebiet, über welches sich ihre Einwirkung erstreckt. Versuchen wir es nun aber ganz bestimmt, die Endresultate zusammenzustellen, ohne uns von dem Armengesetze zu sehr zu entfernen.

Das Armengesetz hat Klarheit in die Verhältnisse gebracht; es hat sich dadurch unbezweifelt herausgestellt, daß die Massen

für ihren Lebensunterhalt hauptsächlich auf die Manufakturen und den Handel Englands angewiesen sind; ihre Interessen binden sie also ganz besonders an die Mittelklasse, von ihr sind sie abhängig. Die Landaristokratie hat keinen Halt mehr in den Massen; sie steht vereinzelt da, während die schon an sich viel zahlreichere Mittelklasse auch noch ihren Hinterhalt an den Massen hat. In dem nämlichen Verhältnisse aber, als die Landaristokratie durch die Reformbill und ihre Folgen verlor, hat die Regierung dadurch gewonnen, ja man darf sagen, daß das Wort Regierung für England zuerst Sinn durch das neue Armengesetz erhalten. Die zahlreiche Klasse der Armen ist ihr zugefallen, und über sie übt sie eine regelmäßige Regierungsgewalt aus. Nicht nur daß die ganze öffentliche Erziehung durch die Armenverwaltung erst der Regierung zugänglich gemacht worden, sondern, was die Hauptsache ist, in der Poor-law-board, da unter deren ständiger Verwaltung das Armenwesen steht, ist zuerst ein regelmäßiges Regierungsdepartement errichtet, welches in das ganze innere Getriebe des Landes eingreift. So lange die Regierung in den Händen einer Partei war, und so lange diese Partei allein herrschte, konnte die Regierung keine Gewalt nach innen ausüben, weil das Innere gleichfalls von der Partei beherrscht war, und diese Partei überall als Herr dastand; die Regierung war abhängig von der Partei, das Land war wieder abhängig von der Partei, aber nicht von der selbst abhängigen Regierung. Mit diesem Zustande war auch das plumpe Abgabensystem Englands gegeben; das Staatseinkommen wird bezogen durch Accise, Zölle — die bedeutendsten Items — Stempel, Post und endlich Taxen. Die letztern allein haben einige Aehnlichkeit mit einer Steuer, aber weil das Innere des Hauses streng dem Privatleben angehört, so war die Regierung auf Aeußerlichkeiten angewiesen, wie z. B. die Fenster, d. h. alle Oeffnungen, wodurch Luft und Licht in die Häuser dringt. Dies gab nun im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Steuer (window-tax) auf die Gesundheit der Bewohner und nöthigte die Baumeister zu höchst lästigen Beschränkungen. Durch die rationellere Armensteuer war die ganze Bevölkerung eingetheilt in solche, welche Armenunterstützung bezogen, und solche, welche dieselbe zu entrichten verpflichtet waren; aber unter dem alten Gesetze war Einziehung und Verwendung der Gelder nur

Angelegenheit der Pfarrei oder Kommune, mit welcher die Regierung nichts zu thun hatte. Durch das neue Armengesetz dagegen kam der Gegenstand unter die Leitung der Regierung; ein eigenes Departement wurde dafür gegründet, die Poor-law-board (Armengesetztafel); und die von der Pfarrei noch immer erwählten Guardians bilden jetzt nur noch eine berathende und untergeordnete Behörde. Durch besoldete und von der Tafel ernannte Beamte leitet die Regierung nun auch die Erhebung und Vertheilung der Steuer, sie weiß, was geschieht, und durch diese Beamten, verbunden mit der Centralisation der Verwaltung, ist eine Basis gegeben für ein regelmäßiges Steuersystem überhaupt. Zu einer solchen Ausdehnung ist in diesem Jahre wenigstens ein Versuch gemacht worden. Die Qualifikation zum Parlamentswähler ist von dem Vermögen entnommen. Wie soll man aber das Vermögen erkennen, wo es kein allgemeines Steuersystem gibt? Dieser höchst wichtige Punkt kann jetzt nur aus Privatkontrakten erkannt werden, was Gelegenheit zu Betrug und Chikanen gibt. In der jetzt dem Parlamente vorliegenden Registrationsbill für Irland beantragt deswegen die Regierung, die Qualifikation zum Wähler von der Armensteuer abhängig zu machen, so daß, wer 5 Pfd. Sterl. Armensteuer zahlt, Wähler ist. Was auch das Schicksal dieses Antrags seyn mag, immer geht daraus hervor, daß die einmal bestehende Maschinerie nicht auf das Armenwesen allein beschränkt zu bleiben bestimmt ist.

Ehe wir weiter gehen, muß noch ein zweiter Punkt hervorgehoben werden. Bei einem englischen Beamten muß man von allen Kontinentalbegriffen abstrahiren. Es gibt keine Staatsexamina hier: Aerzte, Chirurgen und Apotheker werden durch unabhängige Privatkorporationen zur Praxis befähigt; zur Ausübung der Advokatur ist nur eine Inskription von der Korporation der Benchers erforderlich. Die Minister, kann man sagen, werden durch das Parlament ernannt; ihre Hauptbefähigung liegt in ihrer Redefertigkeit; wer den Wortkampf gut versteht, ist ein guter Minister. Die eigentlichen Arbeiter in den Ministerien, welche ihren Chefs die Fakta zum Redeverbrauch zu liefern und die Geschäftsführung zu besorgen haben, sind dunkle Schreiber (clerks), welche ohne Rücksicht auf Befähigung und ohne irgend ein Befähigungsexamen durch Gunst ernannt werden und das Geschäft durch das Geschäft lernen. Unterhalb dem Minister gibt

es nur ſolche Schreiber, von welchen das Publikum nie etwas erfährt und welche bei dem größten Eifer keine andere Anerkennung zu gewärtigen haben, als eine Beſoldungsverbeſſerung. Da der Miniſter aber wie ein deus ex machina auch ohne alle Vorbereitung in ſeine Stelle fällt, ſo weiß er in der Regel blutwenig von dem praktiſchen Theil ſeines Miniſteriums und iſt in dieſem Bezuge ganz abhängig von ſeinen durch bloße Routine gebildeten Schreibern. Die Poor-law-board war der erſte und glückliche Verſuch einer wohl organiſirten Geſchäftsführung. Die drei Kommiſſäre der Tafel ſind ſtändige Beamte, welche nichts mit dem Parlamente zu thun haben, und nicht der Laune der Parteien ihre Stellen zu verdanken haben, wie die Miniſter, und wechſeln, wie die Parteiſtellung wechſelt. Der Sekretär der Tafel, in deſſen Händen die eigentliche Leitung des Departements iſt, E. Chadwick, iſt der Schöpfer des neuen Armengeſetzes und einer der ausgezeichnetſten Männer des jetzigen Englands. Er iſt praktiſch gebildeter Juriſt, ein philoſophiſcher Kopf, welcher der Schule Benthams angehört, und ſehr bewandert im klaſſiſchen Alterthum, wie ſeine leider nicht vollendete Geſchichte Londons unter den Römern beweiſt. In der Armengeſetztafel haben wir alſo, was bei den verſchiedenen Miniſterien nicht immer der Fall iſt, eine ſachverſtändige Oberbehörde, welche wirklich leitet und jeden Augenblick Gelegenheit hat, ſich von der Fähigkeit und Thätigkeit aller ihrer Unterbeamten bis zum Geringſten herab zureichende Beweiſe zu verſchaffen.

Das Armengeſetz gab ſomit die Veranlaſſung zu der Einſetzung des erſten regelmäßigen Regierungsdepartements, deſſen ſich England rühmen kann. Seine Wirkſamkeit iſt ſchon jetzt von ungemeiner Ausdehnung und man kann die Armengeſetztafel das eigentliche Miniſterium des Innern nennen. Alle Kenntnißnahme von Landeszuſtänden wurde früher ausſchließlich durch das Parlament vermittelt in den Kommittees, welche in London Zeugen vorladen und abhören über die zu erforſchenden Gegenſtände. Durch die Armenadminiſtration, welche ſich jetzt ganz England und Irland erſtreckt, und durch die höhern Beamten deſſelben, welche zu Reiſen verwandt werden können, erhielt die Regierung zum erſtenmale ein Inſtrument, welches ſie in den Stand ſetzt, alle ihre Erkundigungen an Ort und Stelle ſelbſt einzuziehen,

während eine Parlamentskommittee blos auf Aussagen angewiesen ist, deren Wahrheit allein durch die Uebereinstimmung oder den Widerspruch der Zeugen mangelhaft erkannt werden kann. Unter die Maßregeln, welche auf diese Weise von den Beamten der Armengesetztafel vorbereitet und alsdann ausgeführt wurden, gehören die neue Organisation und Disziplin in den Strafanstalten, die Ausdehnung der Polizeieinrichtung der Hauptstadt auf die Provinz, die in die Gesundheitspolizei einschlägige und gegenwärtig vor dem Parlament liegende Drainage-Bill, wodurch der ganzen Bevölkerung gesunde Wohnungen gesichert werden sollen, die bereits bestehende vollständige Registration der Ehen, Geburten und Todesfälle, und manches andere der Art. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß der erste Anfang zu dieser Aenderung durch Peel geschah, welcher für die alte Munizipalpolizei in der Hauptstadt, mit Ausnahme der City, wo der alte Zustand noch fortdauert, eine regelmäßige, vom Staat abhängige Polizei einführte. Aber mit dieser Anstalt allein war noch wenig gewonnen; die Poorlaw-board ist nicht ein Anfang, sie ist eine vollständige Administration nach den Begriffen, welche man auf dem Kontinente mit diesem Worte verbindet.

In diesem Bezug ist durch die Whigs unendlich viel geschehen, und jeder Tag bringt einen neuen Bruch in den alten Zustand der Privat- oder Korporationenadministration. Die Sache geschieht, aber man hütet sich wohl, Lärm darüber zu machen, weil man das Volk nur vorsichtig aus seinen alten Angewöhnungen heraustreiben kann. In dieser unendlichen Aenderung, welche seit Einführung der Armengesetztafel in dem alten England bewerkstelligt wurde, liegt auch das ganze Geheimniß der Stärke des Whigministeriums; überall wo die Privatverwaltung, oder besser gesagt Privatunwissenheit, Lässigkeit und Eigensinn schreiende Mißbräuche erzeugt hatte oder stehen gelassen, schreitet die Regierung jetzt helfend ein. Das gibt auf der andern Seite aber auch der Regierung überall Macht und Einfluß. England hat erst durch seine Armengesetztafel eine eigentliche Regierung erhalten, und die Weise, wie sich diese Behörde nach allen Seiten zu entfalten sucht, hat das Ministerium zum eigentlichen Vertreter aller Landesinteressen gemacht. Ist dies nicht besser als eine Parteiregierung, welche vor Allem für sich selber sorgt und gelegentlich, wo es ihrem Vortheile nicht

zuwiderläuft, auch den Staatsangelegenheiten ihre Sorge zu Theil werden läßt? Die wachsende Macht der Staatsregierung ist der Eifersucht der Nation nicht ganz entgangen, aber die Angriffe sind doch in der Hauptsache abgeprallt, die Veränderung existirt und wird bleiben, gleichviel ob das gerade bestehende Ministerium sich Russel oder Peel nenne. Die Regierung, wie sie soll, vertritt jetzt die wohlverstandenen Interessen Aller, und in der Wahrung dieser Interessen hat sie für die Zukunft ihre Stütze zu suchen. Knüpft man alle diese Resultate an die große entscheidende Begebenheit der Reformbill an, so ist es einleuchtend, daß die Monarchie nichts durch dieselbe verloren hat, im Gegentheil. Der Regent ist nicht mehr gänzlich von einer einzigen Partei abhängig, wie dies früher der Fall; sind die beiden Parteien gleich abgewogen, um so besser; die Königin gibt jetzt eher den Ausschlag, und der Einfluß, den sie in die eine oder andere Wagschale legt, ist von größerem Gewicht. Die Reformbill setzte an die Stelle einer Parteiregierung eine Staatsregierung: das ist die Macht, welche die Königin jetzt zu vergeben hat und welche diejenigen erhalten, welche sie zu ihren Ministern macht. Zwei Interessen theilen die Nation — das Land- und das Handelsinteresse — diese beiden vertritt jetzt das Parlament, die alten Parteiunterscheidungen und der alte Parteikampf haben ein Ende; das Unterhaus vertritt das Handelsinteresse! das Oberhaus das Landinteresse und das Staatsoberhaupt die Interessen der Gesammtheit. Das ist in wenigen Worten die Veränderung, welche durch die Reformbill hervorgebracht wurde.

Eine Seite der englischen Zustände sollte durch die obige Darstellung aufgedeckt werden; aber das Bild wäre nicht vollständig, wenn wir nun nicht auch die moralischen und geistigen Interessen in Berücksichtigung nähmen, welche England bewegen. Die Ausführlichkeit des Bisherigen wird uns ohnedies erlauben, im Folgenden kürzer zu seyn.

Wir beginnen mit dem einfachsten, welches am nächsten liegt und von welchem bisher wenig die Rede war, den politischen Leidenschaften, die ihre Hauptstärke von den materiellen Interessen hernehmen. Eine politische Partei stellt sich in der Regel erst dann zum Kampfe und macht auch Opfer, wenn etwas zu gewinnen ist. Von dem Torysmus ist es wenigstens ganz klar, daß seine politischen Begeisterungen nicht ohne allen Zusammenhang

mit materiellen und handgreiflichen Vortheilen waren. Sein Glaubensbekenntniß lautete ganz kurz so: „gar keine Aenderung.“ So lange alle Gewalt in den Händen der Tories war, ſicherte ihnen dieſer Grundſatz nicht allein den Fortgenuß ihrer eigenen Vortheile, ſondern auch noch die Zuſtimmung und Unterſtützung aller derer, welchen die Staatseinrichtung, wie ſie war, Vortheil brachte. Die Reformbill war aber eine Aenderung, welche die Gewalt verrückte und in andere Hände brachte. Sagen die Tories auch jetzt noch: keine Aenderung? Nicht alle, die Ultratories wollen den alten Zuſtand zurückführen und eben deswegen erfahren ſie jetzt Oppoſition von allen denen, welche durch die Reformbill Gewalt erhielten; ſie ſind durch die Verhältniſſe eine reaktionäre Partei geworden, und was ſie jetzt wollen, iſt gerade Aenderung des durch die Reformbill geſchaffenen Zuſtandes. Dem Grundſatze des Torysmus blieben eigentlich nur die Konſervativen oder gemäßigten Tories getreu, welche den beſtehenden Zuſtand anerkennen und auch jetzt nur ſagen: „keine Aenderung.“ Dieſe Partei, an deren Spitze Wellington und Peel ſtehen, kann auch allein an die Regierung kommen. Die alten Tories, welche den alten Zuſtand nicht vergeſſen können, ſind durch die Reformbill unpraktiſch geworden und aus dem politiſchen Getriebe herausgeworfen worden, die praktiſche und mögliche Partei ſind allein die Konſervativen. Den Tories ſtanden früher die Whigs entgegen; was dieſe ſuchten und wollten, war, jene von der Regierung zu verdrängen und dieſelbe für ſich in Beſitz zu nehmen. Die Whigs ſind Landariſtokratie wie die Tories und haben als ſolche die nämlichen Intereſſen mit dieſen. — Lord John Ruſſel iſt ſo gut ein Konſervativer als Sir Robert Peel; er würde ſeine Zuſtimmung zu keiner organiſchen Veränderung weder in Kirche noch Staat geben. Sollten die Whigs aber wieder von der Regierung verdrängt werden, dann würden ſie allerdings auch wieder etwas zu ſuchen haben, nämlich ihre jetzige Stellung, und dieſe wieder zu erlangen, müßten ſie die frühern Mittel zum zweitenmale anwenden. Die Whigs hatten nie eine förmliche und eigenthümliche Parteianſicht, dieſe nahmen ſie von der Mittelklaſſe, durch deren Hülfe ſie zur Macht emporgehoben wurden. War die Reformbill, durch die dieſes Reſultat erreicht wurde, eine Revolution? Schuf ſie eine neue Gewalt? Die Mittelklaſſe war

ſchon vorher mächtig genug, um die Reformbill zu erzwingen, und weil ſie ſich durch die Geſetzgebung und Adminiſtration der Tories in ihren Intereſſen verletzt fand, wurden dieſe von ihr verdrängt. Konnte man dieſe Mittelklaſſe ignoriren, durfte man ihren Klagen jetzt, nachdem die Reformbill Thatſache geworden, noch immer ein taubes Ohr zukehren? Hätten die Tories die Mittelklaſſe nicht in allen ihren Intereſſen verletzt, hätten ſie ſtatt des Parteivortheils den Staatsvortheil geſucht, was hätte die Mittelklaſſe veranlaſſen ſollen, eine Aenderung zu erzwecken? Die allgemeine Aufregung, welche der Reformbill vorherging, iſt unbeſtrittene Thatſache; hätten die Tories regiert, wie ſie ſollten, woher hätte dieſe Aufregung entſtehen ſollen? Die Tories waren es, welche die Nation bis an den Rand einer Revolution trieben, deren Beginn im Brand von Briſtol ſchon heranleuchtete; die Whigs bewirkten einen Kompromiß und legaliſirten die bereits beſtehende Macht der Mittelklaſſe, indem ſie dieſer einen geſetzmäßigen Wirkungskreis im Unterhauſe eröffneten. Die Whigs alſo dämpften eine Revolution, welche ſchon im Ausbruche war. Verdienen ſie darum Tadel? Der politiſche Glauben, welchem die Whigs ſich annähern mußten, um die Leitung der Mittelklaſſen zu erringen, war der Radikalismus. Durch die Reformbill wurde die Mittelklaſſe zufrieden geſtellt. Wo iſt jetzt der politiſche Glauben derſelben, der Radikalismus? Er iſt ſpurlos verſchollen, die Mittelklaſſe ſucht nichts weiter mehr als geſetzliche Abſtellung der Uebel, von welchen ſie ſich noch bedrängt fühlt; und eine ſolche Aenderung war immer geſetzlich erlaubt; denn das Parlament iſt dazu da, neue Geſetze zu machen und unbrauchbare abzuſchaffen. Die Mittelklaſſe verfolgt jetzt nur ihre Intereſſen. Die Klaſſen unter ihr dagegen, die Arbeiter, ſind durch die Reformbill nicht zufrieden geſtellt worden, und dieſe ſchieben jetzt ihren politiſchen Glauben vor, den Chartismus, welcher nur eine neue Auflage des Radikalismus iſt; die Prinzipien beider ſind ganz dieſelben. Die Mittelklaſſe iſt in ihren Intereſſen zufrieden geſtellt, ſie iſt repräſentirt im Unterhauſe, und ob auch die neuen Wahlen *gegen* die Whigs ausgefallen ſind, ſo wird doch dieſe Mittelklaſſe auch jetzt wieder die Majorität bilden; will man nun das erſte Verſehen noch einmal ſich zu Schulden kommen laſſen und die Intereſſen der arbeitenden Klaſſe vernachläſſigen,

wie man es mit den Interessen der Mittelklasse that? Diese dringt jetzt auf Entlastung der Manufakturthätigkeit und des Handels von allen ihren Fesseln. Setzt sie dieses durch, so wird auch das Uebel der Arbeiterklasse, der Pauperismus, vermindert, und der Chartismus wird ein System, welches eben so wenig Verwirrung erzeugen wird, als viele andere Systeme, welche in dieser Welt ihre Verehrer finden. Verdrängen auch die Tories die Whigs von der Regierung, so werden sie doch schwerlich eine ständige Majorität erhalten, wie die frühere war. Die Reformbill hat den Tories keinen Schaden zugefügt; sie entzog ihnen blos die Mittel, sich selbst zu ruiniren. Ihr gesetzlicher Einfluß ist noch immer unermeßlich; das Oberhaus gehört ganz ihnen, aber in dem neuen Unterhause werden sie die Majorität nur so lange besitzen, als sie die Wünsche der Mittelklasse erfüllen. Um die Mittelklasse ganz zufrieden zu stellen, muß die Korneinfuhr freigegeben werden. Das wäre allerdings ein Opfer, dessen Bedeutung aber gewöhnlich von beiden Seiten zu hoch angeschlagen wird. Das Land selbst will den Tories ja niemand nehmen, und auch wenn die Korneinfuhr ganz freigegeben würde, was nicht geschehen wird, so würden die Preise sich noch ziemlich hoch halten. Der wahre Sachverhalt ist dieser: Das Kornverbot hat lässige Pächter gezogen, und bei besserer Bewirthschaftung könnte dem Boden viel mehr abgerungen werden, als er jetzt erträgt. Die Aufhebung der Korngesetze würde nur größere Thätigkeit unter die Pächter bringen, und schon das wäre eine Kompensation. Die Mehrzahl der Tories sind nicht die besten Haushälter und die Meisten geben mehr aus, als sie einnehmen, oder wenigstens alles, was sie einnehmen. Es ist ganz bekannt, daß ihre Güter sehr verschuldet sind, und wenn man die Fideikommisse aufhöbe und die Theilung der Ländereien zugestände, so hätte es bald ein Ende hier mit dem Landadel. An diesen Verhältnissen würde die Freigebung der Korneinfuhr oder vielmehr die Herabsetzung der Einfuhrzölle nur so viel ändern, daß sie die Tories nöthigen würde, durch weise Sparsamkeit ihre frühere Verschwendung wieder gut zu machen. Mit der Abschaffung der Korngesetze wären die Tories aller gefährlichen Feindschaften los, der Handel könnte sich frei entfalten und für die Bevölkerung, zu deren Nahrung der Handel auch bei höherem Aufschwunge nicht zureichen sollte, stehen die Kolonien offen, welche noch für Millionen

Platz gewähren. Es iſt ſicher, daß in keinem Lande der Erde je eine Landariſtokratie zu höherer Macht gelangt iſt, als in England, und in keinem andern Lande Europas hat ſie ihre Privilegien ſo ungeſchmälert bis auf den heutigen Augenblick bewahrt. Aber wie war das möglich? Nur dadurch, daß die Bevölkerung, welche durch dieſe Privilegien vom Ackerbau vertrieben wurde, ihr Unterkommen bei den Fabriken fand. Geben die Tories noch dieſe einzige Begünſtigung auf, deren Werth übertrieben wird, was kann die Mittelklaſſe noch weiter von ihnen verlangen? Durch zeitgemäße Aenderung der Korngeſetze können ſich die Tories noch für Jahrhunderte den ausſchließlichen Landbeſitz ſichern. Dieſe ſind der letzte Stein des Anſtoßes, über welchen ſie fallen können, und räumen ſie den aus dem Wege, ſo iſt ihre Bahn ganz eben. Jeder Anlaß zur Feindſeligkeit hört auf und der Torysmus wird ein reines politiſches Syſtem, gegen welches man mit Worten kämpfen wird, aber nicht ſo leicht mit Knitteln und Flinten.

Es ſind die materiellen Intereſſen, von welchen der Parteikampf ſeine Stärke und Bedeutung empfängt; aber gibt es in England gar kein reines moraliſches Intereſſe, welches bedeutſamen Einfluß auf das Leben und die Geſellſchaft ausübt? Allerdings, die Religion. Diejenige zahlreiche Partei, welche die Abſchaffung der Sklaverei mit unſäglicher Anſtrengung durchſetzte, und welche jetzt ihren menſchenfreundlichen Schutz den in den engliſchen Kolonien wohnenden Wilden und halbbarbariſchen Bevölkerungen zu Theil werden läßt, ſuchte weder Gewinnſt, noch Vortheil; ſie will nur die Grundſätze des Chriſtenthums auch in der Politik angewandt wiſſen: das iſt die religiöſe Partei Englands, von deren Kraft und Macht die abgeſchaffte Sklaverei den ſchönſten Beweis liefert. Aus welchen Beſtandtheilen iſt nun dieſe Partei zuſammengeſetzt? Nach ihrer Organiſation, nach der Einheit und Hartnäckigkeit ihrer Anſtrengungen, ſollte man nicht glauben, daß dieſe Partei unter der Leitung der ſo wohl disciplinirten Hochkirche ſteht? Gerade das Gegentheil. Die Biſchöfe in Oberhauſe, welche die Epiſkopalkirche ſelbſt ſind, gehörten zu den entſchiedenſten Vertheidigern der Negerſklaverei, ſo lange dieſe beſtand; diejenigen, welche die Abſchaffung durchſetzten, waren vorzugsweiſe die Diſſenters, und beſonders die Quäker und Wesleyaner. In den Tories iſt noch Lebenskraft, aber die Hochkirche ſcheint leider

in ſchlimmerem Zuſtande zu ſeyn. Eine große Anzahl ihrer Anhänger beſteht aus Indifferenten und Latitudinariern. Die Fabrikarbeiter haben in der Regel ſo gut als gar keine kirchliche Religion; doch haben jetzt die Chartiſten angefangen eigene Prediger anzuſtellen, welche gewöhnlich zur Sekte des neuen Jeruſalems gehören. Bei der Agrikulturbevölkerung iſt ein tiefes religiöſes Gefühl unverkennbar, aber in der Regel iſt es natürliches Religionsgefühl, und wenn ſie die Geiſtlichkeit der Hochkirche nicht geradezu haſſen, was häufig der Fall iſt, ſo ſind ſie doch gleichgültig gegen ſie. Die Hochkirche iſt vorzugsweiſe die Kirche der Landariſtokratie, welche dieſelbe aus politiſchen Gründen unterſtützt und zum Theil auch aus Berechnung, weil ihre jüngern Söhne durch ſie ein Unterkommen finden können; um davon gar nichts zu ſagen, daß die reichen Familien ſchon an ihren erblichen Sitzen (pews) in der Kirche hängen, ſo daß die Times, als eines der erſten Erforderniſſe, um wieder Religion in das Volk zu bringen, den Vorſchlag machte, daß man vor Allem die Sperrſitze beſchränken müſſe, und den Armen einen Platz in der Kirche offen halten, was einzelne Geiſtliche ſich auch gemerkt haben und bereits in Ausübung bringen. Der Haß, welchen dieſe Kirche ſich zugezogen hat und den auch die Tories zu büßen haben, rührte aber beſonders von dem Zerwürfniß her, in das ſie mit den materiellen Intereſſen des Landes gerathen iſt. Die Munizipalverfaſſung hat das Haus des engliſchen Bürgers zu deſſen Feſtung gemacht, in welcher er nicht leicht Eindringlinge duldet. Wie unzufrieden der Engländer auch mit der Regierung ſeyn mag, ſo lange man ihn in ſeinem Hauſe in Frieden läßt, überſieht er vieles. Der Kirche gehörte der Zehnte, und das gab oft zu wahren Spionereien Veranlaſſung; mancher Pfarrer wollte erfahren, wie viel Milch und Butter ſeine Pfarrkinder des Tages gewinnen, damit er in nichts zu kurz käme; das iſt Thatſache. Beſchränken wir den Zehnten mit Uebergehung der kleineren Artikel nur auf den Landertrag, ſo zog der Geiſtliche, wenn ein Landeigenthümer ſein Land verbeſſerte oder unbebautes Land urbar machte, immer den Hauptvortheil. Man drückte dies ſo aus: „Der Zehnte iſt eine Steuer, wodurch man den Fleiß des Landeigenthümers beſtraft, und ſehr oft unterläßt dieſer Verbeſſerungen, weil durch den Zehnten die Hauptvergütung weggenommen wird der durch die Verbeſſerung

veranlaßten Auslagen." Die Reformbill hat auch hier Abhülfe gewährt; der Zehnte iſt jetzt ablösbar und die Kirche dadurch eines großen Odiums entledigt. Aus dem Zehnten kann man ſich leicht erklären, warum gerade die ſonſt ſo konſervative Agrikulturbevölkerung feindſelig gegen die Hochkirche geſtimmt wurde, und abgeſehen davon, daß auch ſehr oft Prozeſſe entſtanden zwiſchen Pächter und Geiſtlichkeit durch den Zehnten, durch die Ablöſung, denn man mußte ja ein Aequivalent in Geld geben, gewann die Kirche unſtreitig, aber auf der andern Seite erforderte auch die Regulirung der Ablöſung, daß man von Regierungswegen, wobei auch wieder Leute von der Armengeſetztafel thätig waren, unterſuchte, wo und wie viel Zehnten die Kirche zu beziehen habe, und ſo erfuhr man zum erſtenmale genau die Summe dieſes Theils ihrer Einkünfte, die enorme Summe von 5 Mill. Pfd. Sterl. des Jahrs.

Die bloße Erkenntniß dieſes Faktums ſteigerte ſehr bedeutend eine andere Bewegung, welche noch im Gange iſt, und die ihren Grund in der Unzufriedenheit mit der Kirchenſteuer (church-rates) hat. Die kirchlichen Gebäude ſind Eigenthum des Kirchſpiels und zu ihrer Unterhaltung wurde eine regelmäßige Steuer auf alle Einwohner des Kirchſpiels gelegt. Dies fand wenig Widerſpruch, ſo lange die ganze Bevölkerung Englands der Epiſkopalkirche angehörte. Die groſſe Anzahl derjenigen, welche ſich allmählich von der Kirche zurückzogen, fand es aber unbillig, daß ſie für die Bedürfniſſe einer Kirche beſteuert werden ſollten, von welcher ſie ſich losgeſagt hatten. Einzelne Sekten halten es ſogar ihrem Gewiſſen zuwider, dieſe Steuer zu entrichten, wie z. B. die Quäker, und leiſten die Bezahlung nie freiwillig, ſondern laſſen ſich immer auspfänden. Allen denjenigen, und ihre Anzahl iſt ſehr bedeutend, die von der Epiſkopalkirche getrennt ſind, konnte die Kirchenſteuer keinen Augenblick genehm ſeyn, und immer opponirten ſie dagegen. Das war ganz natürlich und wird keine Verwunderung erregen. Seit aber die Zehntablöſungsfrage die Reichthümer der Kirche klar dargelegt hat, ſind auch die Anhänger der Kirche ſelbſt rebelliſch geworden; ſie ſagen nämlich jetzt: „die Kirche hat Geld genug, ſie braucht keines von uns, und ihre Gebäude kann ſie recht gut aus ihren eigenen Mitteln unterhalten." Es iſt darum jetzt kein ſeltener Fall, daß die Kirchenſteuer

welche alljährlich durch Abstimmung zu verwilligen ist, von der Kirchspielversammlung geradezu versagt wird. Dies führt wieder zu Prozessen, indem die Geistlichkeit die Steuer als ein unverweigerbares Recht anspricht. Nun sind zwar Urtheile vorhanden, welche die Ansprüche der Geistlichkeit bestätigen, da jedoch die Gerichte nicht mit einander übereinstimmen, so wird dieser Gegenstand wohl bald vor das Parlament kommen müssen, und es hat allen Anschein, daß die Kirchensteuer nicht mehr lange bestehen wird. Die Abschaffung ist wahrscheinlich, weil die allgemeine Stimmung dafür ist, und wäre sogar das Verständigste, was man thun könnte. England besitzt sehr viele schöne gothische Kirchen. Diese Gebäulichkeiten sind unter den jetzigen Verhältnissen ganz der Sorge der oft sehr unwissenden Kirchspielbehörden überlassen; Gevatter Handschuhmacher und Schneider geben die Entscheidung. So sind denn auch die größten Barbareien und Vandalismen bei Ausbesserung dieser alten Baumonumente etwas ganz gewöhnliches. Die Kirchspielbehörden sehen in ihrem Amte nur eine Gelegenheit, ihren Gevattern und Verwandten einen Verdienst zuzuwenden, und diese, um das Geld zu verdienen, bauen, flicken und überpinseln, wie sie es verstehen. Alle Gebildete der Nation, welche Sinn für Kunst haben, sprechen darum gegen diesen Mißbrauch und wünschen, daß dem Unwesen so bald als möglich ein Ziel gesetzt werde. Vielleicht ist der offenbare Verfall der Baukunst in England hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben; denn wo die Reichen den größten Theil des Jahres auf dem Lande zubringen und der Kirchenbau durchaus Privatsache ist, wie sollten da Baumeister Gelegenheit haben, ihren Geschmack und ihre Kunst zu bethätigen? England, das darf man allerdings sagen, hat auch keine andern Baumonumente, als solche, die aus vergangenen Jahrhunderten herrühren. Man braucht nur die gräuliche Gemäldegallerie in Pall Mall, welche vor Kurzem vollendet wurde, anzusehen, um sich zu überzeugen, wie sehr es selbst in London an Baumeistern gebricht, die das Innere eines solchen Gebäude zweckmäßig einzurichten wissen, wenn man auch von der Geschmacklosigkeit der Außenseite gar nicht reden will. Zu diesen verschiedenen Quellen des Einflusses kam noch eine letzte, höchst wichtige Berechtigung — die Geistlichkeit der Hochkirche hatte die Registration der Geburten, Ehen und Sterbefälle. Man konnte nicht geboren, getraut oder

begraben werden, ohne Gebühren an die Kirche zu entrichten. Gewiſſermaßen hatte die Kirche faſt alle jene Attribute, welche in den Kontinentalſtaaten dem Finanzminiſterium zuſtehen, kurz, durch ſie vervollſtändigten die Tories ihre Herrſchaft und erſtreckten ihre Einwirkung auch auf das Privatleben, auf die einzelnen Staatsindividuen, welche alle der Kirche zinsbar waren. Daß eine Kirche, welcher ſo allgemeine Finanzoperationen oblagen, keiner Popularität genießen konnte, wird jetzt jedem begreiflich ſeyn. Eben ſo wird es einleuchten, wie die Regierung jene Gewalt gewinnen konnte, die bei Gelegenheit des Armenweſens erwähnt wurde; die Gewalt exiſtirte bereits und ging nur von der Kirche und von den Gemeindebehörden auf den Staat über. Seit der Reformbill wurden Beamte vom Staate aufgeſtellt für die Regiſtration der Geburten, Ehen und Todesfälle, während früher nur durch Vermittlung der Epiſkopalkirche eine geſetzlich gültige Ehe abgeſchloſſen werden konnte. Dieſe Befugniß hat die Kirche verloren; eben ſo wurde der Zehnte ihr genommen, und durch die Ablöſungsmaßregeln wurde die Kirche in ſofern von der Staatsregierung abhängig, als dieſe eine offizielle Einſicht von ihren Vermögensumſtänden erlangt hat. Auch die Kirchenſteuer wird ſie nicht lange mehr behalten, und dann müſſen wohl auch die Kirchengebäude unter Aufſicht der Regierung geſtellt werden. Zunächſt iſt ſie im Kampf mit Irland in Schaden gekommen, und dort wird auch künftig noch das Schlachtfeld ſeyn. Die Kirche war es, welche dieſes Land durch ihre Unterdrückung, wobei der weltliche Arm nur die durch die Geſetze angebotene Hülfe leiſtete, mehrmals zur Rebellion trieb, bis zuletzt O'Connell die bis dahin vereinzelten Kräfte zu vereinigen wußte und die Emanzipation erzwang. Die Alternative war, ein innerer Krieg oder die Emanzipation der Katholiken. Nach zwei Jahren folgte die Reformbill und nach dieſer begann, abermals in Irland, der Krieg gegen den Zehnten. Das Volk verweigerte allgemein den Zehnten und ſetzte der Gewalt ſogar zuweilen Gewalt entgegen. Dies führte am Ende zu der Metzelei von Rathcormad, wobei einige Menſchen in einer von einem Geiſtlichen der Hochkirche angeführten Zehntexpedition das Leben verloren. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens durchlief die drei Königreiche, die Ablöſung des Zehnten wurde durch das Parlament zugeſtanden. In dem ganzen Kampfe,

wurden bis auf jenen Regenten, mit kurzer Ausnahme der letzten Jahre * des Commonwealth, in lateinischer Sprache geführt; unter Georg II. wurde dafür die englische Sprache substituirt. Die Universitäten waren besonders zur Erziehung der jungen Aristokratie bestimmt, und diese suchte sich in der Regel für die Gerichtspraxis zu befähigen, wozu das erste Erforderniß war, fertig Latein zu sprechen und zu schreiben. So war denn der Universitätsunterricht besonders auf tüchtige klassische Studien angewiesen, worin die Mitglieder der Kirche, da ihnen das Lehramt oblag, excelliren mußten. Nachdem aber der Gebrauch des Englischen an die Stelle der lateinischen Sprache trat, hörte die praktische Nothwendigkeit der klassischen Studien auf. Für alle Zweige der Rechtsverwaltung gibt es jetzt faßliche und leicht verständliche Handbücher, welche zum Selbststudium dienen; überdies ist die gewöhnliche Methode, daß die jungen Leute bei einem berühmten Sachwalter arbeiten und das Geschäft durch die Praxis erlernen. Weitere Vorbereitungen sind nicht erforderlich. Von dem Universitätsunterricht ist somit kein praktischer Nutzen mehr zu ziehen. Die öffentlichen Vorlesungen wurden bis auf jenes Gesetz Georgs II. gleichfalls in lateinischer Sprache abgehalten; statt Vorlesungen in englischer Sprache hiefür einzuführen, begnügte man sich, alle öffentlichen Vorlesungen überhaupt aufzugeben, denn die spärlichen Reste, welche noch existiren, können kaum als Ausnahme erwähnt werden. Ein Verfall des öffentlichen Unterrichts erfolgte so auf ganz natürliche Weise, er erklärt sich; aber deswegen bleibt es immerhin Thatsache, daß dadurch die Kirche gerade dasjenige verlor, was ihr früher am meisten die Achtung der Nation gesichert hatte. Unter allen jetzt lebenden Bischöfen kann nur ein einziger, Thirlwall, Ansprüche auf Gelehrsamkeit machen und diesem ausgezeichneten Manne wurde erst im verflossenen Jahr, und zwar durch die Whigs, die längst verdiente Anerkennung und Beförderung zu Theil. Weiter nach unten würde man sich aber vergebens umsehen nach einem Seitenbilde des Goldsmith'schen Landpredigers oder jener liebenswürdigen

* Milton erhielt seine Anstellung ganz besonders wegen seines schönen lateinischen Styls und sollte die Staatsschriften in dieser Sprache abfassen. Später jedoch führte Cromwell den Gebrauch des Englischen ein, bis die Restauration wieder den alten Zustand herstellte.

Gräkomanen, wie sie Fielding in Amelia und Joseph Andrews gezeichnet hat. Diese Charaktere gehören schon einer vergangenen Zeit an, und modern, wie ihre Schöpfer, im Grabe. Was blieb, ist die Seltenheit gelehrter Theologen und der fanatische Haß der Kirche überhaupt gegen allen Unterricht. Mußte nicht Sir Robert Peel die bittersten Vorwürfe noch ganz neulich dafür hinnehmen, daß er der Eröffnung eines Lesevereins in Tamworth beiwohnte und eine Rede hielt, worin er den Arbeitern geistige Fortbildung anempfahl, als das sicherste Mittel, um sich für ihren Beruf zu befähigen und ihre Sitten zu veredeln! Diese Vorwürfe, so wie diejenigen, welche in den öffentlichen Blättern Englands dem Herzoge von Wellington gemacht worden, rühren sämmtlich von der Hochkirche her. Das Wort Ultratories wird am besten erklärt durch die kirchliche Partei. Was den Verfall der Gelehrsamkeit betrifft, so ist es Sache des Staates, auch diesem abzuhelfen. Es ist nicht einmal nöthig, daß die Regierung eine Beaufsichtigung der Universitäten verlange, ihre Unabhängigkeit könnte recht gut fortbestehen, sobald man Staatsexamina einführte und dem Universitätsunterricht wieder eine praktische Bedeutung für die Befähigung der Kandidaten zu öffentlichen Aemtern verliehe.

Nachdem wir im Vorhergehenden versucht haben, das politische Leben der englischen Nation unter die wichtigsten Gesichtspunkte zu bringen, so bleibt uns nur übrig, auch noch die ethnographischen Verschiedenheiten und Eintheilungen in Berücksichtigung zu nehmen. Großbritannien enthält vier verschiedene Nationen, deren jede ihre besondern Eigenthümlichkeiten hat, Irland, Wales, Schottland und das eigentliche England. Der Irländer ist poetisch, tapfer, genügsam und zeichnet sich durch geistige Anlagen aus, sein Hauptfehler ist Mangel an Stätigkeit, und in diesem Bezuge kann man ihn den Franzosen Großbritanniens nennen, nur daß ihn seine warme Anhänglichkeit an seine Kirche wieder der allgemeinen Leitung seiner Priester, welche Jahrhunderte lang Wohl und Wehe mit ihm getheilt, zugänglich macht, wodurch die Masse wenigstens Stätigkeit erhält, wenn diese auch den Individuen abgeht. Irland ist das Prinzip der Bewegung, und so lange die Hauptübel in den irischen Zuständen nicht gehoben sind, kann kein englisches Ministerium, welcher Partei es auch angehöre, an Stillstand denken; bei jeder Konzession aber in

Irland verlangt auch England etwas für sich, denn das ist das rechte Kind, während Irland nur das Stiefkind ist.

Der Charakter Schottlands wurde durch die Reformation bestimmt, welche nicht wie die englische bei der Abtrennung von Rom stehen blieb, sondern sich organisch entwickelte und das ganze Volksleben durchdrang und umgestaltete. Schottland ist verzugsweise das Land der Wissenschaft und Volksbildung. Die schottischen Universitäten sind der eigentliche Sitz englischer Gelehrsamkeit, oder vielmehr Wissenschaftlichkeit; denn für die bloße Gelehrsamkeit hat das Volk zu sehr eine praktische Richtung, wiewohl seine Liebe zur Argumentation es auch zum einzigen Pfleger der Philosophie erhob. Philosophie, Naturwissenschaften und was mit der Arzneikunde in Bezug steht, das zeichnet den höhern Unterricht Schottlands aus. In diesem Bezug nimmt es die erste Stelle in Großbritannien ein; aber das, worin Schottland vielleicht alle Nationen der Erde übertrifft, ist die allgemeine Volksbildung. Das kleinste Dorf hat seine Bibliothek, welche aus freiwilligen Beiträgen der Einwohnerschaft angeschafft wird; das erste Geschenk, welches die Mutter ihrem Kinde macht, ist die Bibel, wozu in spätern Jahren Burns kommt. Verläßt der Sohn das heimathliche Haus, um auswärts sein Glück zu versuchen, so wird die Mutter selten vergessen, ihm die Bibel selbst in die Hand zu geben und als letztes Abschiedswort zu sagen, er solle fleißig darin lesen. Es ist ganz gewöhnlich, daß bloße Feldarbeiter, welche zu Hause immer hinter dem Pfluge gingen, in Amerika Schulmeister werden, wenn es mit ihrem eigentlichen Geschäft nicht recht glücken will. Ein treues Bild dieses Zustandes kann man in dem Leben Burn's von Cunningham finden; Mutter und Vater waren gewöhnliche Bauersleute, und von ihnen und einer alten Magd wurden ihm in der Kindheit die Ideen mitgetheilt, welche den Stoff seiner kräftigen Dichtung bilden. Von Schottland ging auch die Erziehung aus, welche sich die englischen Fabrikarbeiter selbst zu geben wußten, von dorten wurden die Vorbilder für die jetzt so häufigen **Mechanics Institutions** und die Lesevereine der arbeitenden Klassen genommen; wodurch es geschah, daß in dem nämlichen Verhältnisse, als die höhere Wissenschaftlichkeit in England abnahm, die untern Klassen rasch auf dem geistigen Gebiete vorrückten. In Schottland und dem ihm zunächst liegenden nördlichen England

erwieſen ſich die intellektuellen Fortſchritte der Arbeiterklaſſe als die bedeutendſten und fanden die allgemeinſte Verbreitung. Der Schotte kennt genau ſeine Geſchichte, ſeine Tapferkeit iſt innerlicher und mit mehr Ueberlegung verbunden als die des flüchtigen Irländers; er iſt feſt, beharrlich, ein guter Haushälter und von geregeltem Wandel.

Der Walliſer oder Wälſche zeichnet ſich beſonders durch ſeine Abgeſchloſſenheit aus und vermengte ſich faſt gar nicht mit dem übrigen England. Vergebens würde man ſich in der ganzen engliſchen Literatur nach einem wälſchen Schriftſteller umſehen; nur der einzige Orientaliſt Jonas wird als Ausnahme angeführt, und dieſer ſtammte zwar von wälſchen Eltern, war aber in England geboren und erhielt dort ſeine ganze Erziehung. Der Wälſche hängt mit Hartnäckigkeit an ſeiner Sprache und an den geſchichtlichen Traditionen ſeines Landes, die aber, und das unterſcheidet ihn vom Schotten, von der hiſtoriſchen Wahrheit oft bedeutend abweichen; er iſt ſtolz, ſogar hochmüthig, weil er ſeinen Stamm als den vorzüglichſten der Nation betrachtet, den der nach ſeinem Vorgeben nie beſiegten eingebornen Britten. Der Anſchluß an England, wenn man einen Wälſchen fragt, wurde nur durch Liſt bewirkt, indem Eduard III. einen Vertrag gemacht mit ihnen, daß ſie keinen andern Regenten haben ſollten, als einen, der im Lande ſelbſt geboren, und ſeine Nachkommen. Darauf habe er aber die Königin ihre Entbindung auf einem wälſchen Schloſſe abwarten laſſen; dieſe gebar den ſchwarzen Prinzen, und zum Schluſſe wird der Wälſche ſeine Stimme bedeutend erhöhen und mit Wichtigkeit ausrufen: „und ſeit der Zeit erhält der Erbprinz, ſobald er geboren iſt, den Namen Prinz von Wales.“ Die Geſchichte wurde mir ſo nicht nur einmal erzählt, auch mag erwähnt werden, daß der Pfarrer in den luſtigen Weibern von Windſor keine Karikatur iſt. Die liebſte Unterhaltung eines Wälſchen, der ſich in England aufhält und deſſen Sprache radebrecht, bilden auch noch jetzt Diskuſſionen über die richtige Ausſprache und die Grammatik des Engliſchen. Der Pedantismus von Evans und die drollige Tapferkeit des Hauptmanns in Heinrich V. ſind feſte Nationaltypen. Dieſe ganze Nation hat erſt in der letzten Zeit ihren Eintritt in die engliſchen Verhältniſſe gefeiert durch das thörichte Unternehmen Froſts. Die Berg- und Hüttenwerke haben das Land in die

Manufakturbewegung gezogen und die Bevölkerung nahm mit großer Wärme die Grundsätze des Chartismus auf. Schottland, das nördliche England und Wales sind jetzt seine Heimath, wo er die gefährlichste Verbreitung erlangt hat. Unter den vielen Aenderungen, welche das alte England erfahren, ist sicher keine der am wenigsten auffallenden, daß Wales, welches sich bisher so sehr von den andern Theilen des Reiches abgeschlossen erhielt, nun auch in den allgemeinen Strudel mit fortgerissen worden ist.

In England ist der Unterschied zwischen dem Süden und Norden unverkennbar; in dem letztern bewährte sich der alte Nationalcharakter am längsten und reinsten. Durch das Aufblühen der Manufakturen wurde der Norden vorzugsweise der Sitz des Neuen; im Norden haben wir jetzt die Manufakturbevölkerung zu suchen, während im Süden der Ackerbau vorwiegt. Der Unterschied beider ist also jetzt der von Fabrik- und Feldarbeitern. Die ersten haben die meiste geistige Bildung, die letztern sind unwissend, aber dagegen physisch und moralisch am unverdorbensten. In dem sonst so kräftigen Norden und besonders Manchester wächst allmählich eine kränkliche und verkrüppelte Bevölkerung heran; indessen ist das Uebel auf wenige Punkte beschränkt, und Polizeimaßregeln, besonders Sorge für gesündere Wohnungen, Verhinderung zu früher Verehlichung und zu früher und anstrengender Beschäftigung der Kinder, dürften das Uebel, wenn auch nicht gänzlich beseitigen, doch beträchtlich vermindern.

Bei der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und bei der Größe des Gebietes, welches wir zu überschauen hatten, war ein Zusammendrängen der Details, das die Deutlichkeit benachtheiligt, nicht ganz vermeidlich. Wir erlauben uns daher jetzt die gewonnenen Resultate unter einige wenige allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, um die Punkte, worauf es am meisten ankommt, mehr herauszustellen.

Für die Betrachtung der Lage der untern Klassen in ihrer Gesammtheit, gleichviel ob Feldarbeiter oder Fabrikarbeiter, muß das neue Armengesetz als Ausgangspunkt genommen werden. Der Verdienst beider ist prekär und vom Tage für den Tag; alle haben die Möglichkeit vor Augen, der Armenunterstützung bedürftig zu werden. Das neue Armengesetz ist hart und die ganze untere Klasse stimmt in

ihrer Feindſeligkeit dagegen überein. In dieſem Bezuge haben wir alſo jetzt in England eine allgemeine und gefährliche Aufregung der untern Klaſſe, veranlaßt durch dieſes Geſetz. Politiſche Ideen haben hauptſächlich Eingang bei den Fabrikarbeitern gefunden, welche in Maſſen in den Städten zuſammenwohnen. Man kann alſo ſagen: Chartismus, politiſcher Glauben der Fabrikarbeiter; Armengeſetz, Klage der Feldarbeiter. Da übrigens beide Abtheilungen in ihrer Unzufriedenheit mit dem Armengeſetze übereinſtimmen, ſo bildet dieſes den Vereinigungspunkt, welcher ſie zu gemeinſchaftlichem Handeln veranlaſſen kann. Beide haben bei dem Umſturze des Beſtehenden zu gewinnen; das gäbe alſo einen Krieg derjenigen, welche nichts beſitzen, gegen alle diejenigen, welche beſitzen. Dieſer Krieg würde folglich die ganze Mittelklaſſe mit der Ariſtokratie vereinigen. Allein können die untern Klaſſen nichts ausrichten, aber bei auswärtigen Verwickelungen würden ſie große Bedeutung erlangen. Eben ſo rechnen ſie für Irland, und geben einen neuen Grund an die Hand, dieſes Volk nicht zu einer offenen Rebellion zu reizen.

Die Mittelklaſſe iſt durch die Reformbill politiſch zufrieden geſtellt worden; ſie beklagt ſich nur noch über einzelne praktiſche Mißſtände, für welche ſie legale Abhülfe ſucht. Ihr Gegner iſt die Landariſtokratie oder das Landintereſſe; nur wenn die Mittelklaſſe ihre jetzige politiſche Stellung wieder verlöre, oder an Abhülfe auf geſetzlichem Wege verzweifelte, könnte ſie zu politiſcher Agitation getrieben werden, und in dieſem Falle, da ihr politiſcher Glauben der Radikalismus iſt und dieſer ſich in nichts von dem Chartismus unterſcheidet, würde ihr die Unterſtützung der Maſſen nicht entſtehen. So einleuchtend dieſes Räſonnement aber auch ſcheinen mag, ſo fehlt dabei doch noch etwas ſehr Bedeutendes, nämlich ein beſtimmter Sinn für das vage Wort Mittelklaſſe. Dieſer Sinn iſt unſchwer zu finden. Erſtens müſſen wir die bereits erwähnte religiöſe Partei abtrennen, welche ihrer Zuſammenſetzung nach unmittelbar über der Arbeiterklaſſe ſteht, und da ſie beſonders ſolche Individuen einſchließt, welche aus dieſer Klaſſe ſich in die Mittelklaſſe geſchwungen, den Uebergang zu letzterer bildet, aber durch ihre Führer auch das andere Ende derſelben erreicht. Dieſe ganze zahlreiche Abtheilung enthält ſich aber in der Regel, von der Ausnahme wird ſogleich die Rede ſeyn,

aller politiſchen oder weltlichen Agitation und beſchränkt ſich auf höhere und uneigennützige Zwecke; jetzt beſonders auf Beſchützung der Aborigines und Gründung von Mäßigkeitsvereinen. Eben ſo iſt ihre Abneigung gegen jeden Krieg, als ſündlich und unchriſtlich, ſcharf ausgeprägt. Dagegen hat ſie den Grundſatz, wenn ein Krieg wirklich im Gange iſt, ſtille zu ſchweigen, indem ſie ſagt: „ſobald die Leidenſchaften erregt ſind, kann unſer Einſchreiten nur dazu dienen, uns lächerlich zu machen und die Leidenſchaften durch Widerſpruch zu ſteigern. Wenn wir überzeugen wollen, müſſen wir zuwarten, bis die Leidenſchaftloſigkeit unſerer Gegner ruhige Erwägung erlaubt.“ Dieſe ehrwürdige Partei ſucht beſonders zu wirken, wo ſie auf den wenigſten Widerſtand ſtößt. Im Ganzen dient ſie als Dämpfer und bringt Ruhe in die Geſellſchaft. Sie widerſtrebt, aus Grundſatz, ſogar jeder Parteitheilung und jedem Religionszwiſte, indem ſie alle Menſchen als Kinder des einzigen Vaters nimmt, welche ſich alle gegenſeitige Liebe und Duldung ſchuldig ſind. Aber ſie predigt Frieden und Leidenſchaftloſigkeit mit Leidenſchaft, und zwar mit der höchſten, mit einem Enthuſiasmus, welcher ſich Gott gefällig erzeigen will. Wo ſie eine große Leidenſchaft im Werke findet, läßt ſie ſich leicht mit fortreißen, und dies geſchah namentlich bei der Bewegung, welche der Reformbill vorherging. Ihr Hauptfehler iſt Unwiſſenheit und Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen; da ſie aber nur Gutes an ſich erſtrebt, ſo iſt es die Aufgabe der Wiſſenden, zu ſehen, wo dieſe Leute blind ſind, und wo ſie zu viel verlangen, auszugleichen, und wo ſie unpraktiſch ſind, die rechte Bahn vorzuzeichnen.

Das Seitenſtück zu dieſer, trotz aller ihrer Fehler, wahrhaft bewundernswerthen Klaſſe bildet die nicht weniger zahlreiche Klaſſe der Spießbürger oder Boutiquiers, welche, wie jene, zunächſt der Arbeiterklaſſe ſteht und ſich gleichfalls bis in die höchſten Regionen verzweigt. Ihr vorherrſchendes Gefühl iſt grober Egoismus, verbunden mit unglaublicher Unwiſſenheit und begleitet von einer tüchtigen Portion Hochmuth, womit ſich aber die ſchmählichſte Kriecherei verträgt, wenn ein Profit damit zu machen iſt. Wiewohl dieſe Klaſſe überall anzutreffen iſt, ſo bildet die engliſche doch den Superlativus nach dem unrechten Ende zu im Vergleich zu allem andern, was die Welt dagegen zu ſtellen hat, weswegen man ſie auch nur mit einem engliſchen Namen bezeichnen darf,

als die Klaſſe der shop-keepers. Auch dieſe Klaſſe, weil ſich jeder darin blos um ſich kümmert, wirkt den politiſchen Leidenſchaften entgegen, und iſt das Element der Inertie und Trägheit in der Geſellſchaft. Auf der andern Seite darf man dieſen Satz aber nicht ganz abſolut nehmen; dieſe Klaſſe, weil ſie nicht denkt, iſt gewohnt, mit den Andern zu gehen, und einer allgemeinen Volksbewegung ſchließt ſich ein Theil an, und der andere läßt die Dinge gehen, wie ſie gehen, und ſtimmt alsdann für den Sieger. Doch dürfen die guten Eigenſchaften dieſer Klaſſe auch nicht ganz übergangen werden; durch ihren Fleiß, ihre Thätigkeit und die Regelmäßigkeit ihres Wandels leiſtet ſie dem Staate poſitive und ſehr hoch anzuſchlagende Dienſte, und durch ihre negativen Eigenſchaften wird ſie eine der Hauptgarantien für öffentliche Ruhe und Ordnung.

Die höchſten Regionen der Mittelklaſſe gehörten vor der Reformbill dem Torysmus an; die Reichſten wurden von den Tories begünſtigt, und alle Bankiers ohne Ausnahme waren Tories, ſo wie aus begreiflichen Gründen auch alle weſtindiſchen Pflanzer, und andere, welche ſich im Beſitze beſonderer Privilegien ſahen. Die reichſten ſind auch zugleich die Unterrichtetſten der Klaſſe; vor der Reformbill und auch noch jetzt begreift der Torysmus die Elite der Mittelklaſſe. Seit der Reformbill zieht ſich aber dieſe Abtheilung, welche immer ein Klaſſenintereſſe hat, von den eigentlichen Tories zurück und geht in jeder Intereſſenfrage mit der Mittelklaſſe überhaupt. So nahmen Tories aus dem Handelsſtande an der Agitation zu Einführung der Pennypoſt Theil, und eben ſo haben ſie ſich in ziemlicher Anzahl der Agitation zu Abſchaffung der Kerngeſetze und Umänderung des Tarifs angeſchloſſen. Nicht alle Reichen gehören aber dem Torysmus an, im Gegentheile die Mehrzahl derſelben neigt ſich immer ſichtbarer zum Radikalismus. Die ganze Klaſſe der Reichen vertritt durch ihre Bildung und ihre Kenntniſſe, worin die Reichen Englands, oder ſeine Geldariſtokratie der engliſchen Geburtsariſtokratie überlegen iſt und wahrſcheinlich auch ihrer eigenen Klaſſe in jedem andern Lande Europas, die Politik und Adminiſtrationsweisheit der engliſchen Mittelklaſſe. Bereits jetzt bildet die Geldariſtokratie ein drittes Haus, worin alle legislativen Fragen, welche den engliſchen Handel betreffen, vorbereitet und gereift

werden. Wie jede Ariſtokratie, als die Wenigen, bedarf ſie aber Unterſtützung von Außen. Man kann alſo ſo ſagen, unter den Tories der Mittelklaſſe, welche hauptſächlich der Geldariſtokratie angehören, herrſcht die höchſte Bildung und Einſicht; iſt nicht ſelbſt die einzige Hoffnung der Tories, Sir Robert Peel, eigentlich ein Mitglied derſelben? — aber ſie üben keinen Einfluß auf die Klaſſen unter ſich aus, da ſie nur ein Appendix der zunächſt über ihnen ſtehenden Partei ſind; hier müſſen die Radikalen aus der Geldariſtokratie ins Mittel ſchreiten und verſuchen, die Maſſen mit ſich fortzuziehen. Bei jeder Agitation ſelbſt für die Intereſſen ſind alſo die Radikalen den Tories unentbehrlich, für Intereſſen ihrer Klaſſen ſtehen ſie darum immer vereinigt, doch ſo, daß die Tories der Geldariſtokratie die Verbindung nach Oben und die Radikalen die nach Unten vermitteln. Damit dieſe ganze Klaſſe ſich mit Erfolg thätig zeigen kann, iſt alſo erforderlich, erſtens eine Intereſſenfrage für den Handelsſtand, welche die beiden Abtheilungen vereinigt, und zweitens eine Intereſſenfrage, welche politiſche Agitation erlaubt und Einwirkung auf die untern Klaſſen, um der Demonſtration die nöthige Stärke zu verleihen.

In allen Abtheilungen der Mittelklaſſe von Unten bis Oben finden wir ein Prinzip der Ruhe gegen politiſche Leidenſchaften; in den beiden erſten Abtheilungen, den Frommen und shop-keepers, iſt dieſe Ruhe ziemlich ſtändig, in der dritten und letzten dagegen bedingt, ſo lange man ſie durch Verletzung ihrer Intereſſen und Verweigerung der Abhülfe nicht zum Kampfe herausfordert. Für die politiſche Agitation iſt alſo nur die Geldariſtokratie zu berückſichtigen; ſo lange man dieſer gehörig nachgibt, und das iſt leicht, weil ſie nur Verſtändiges verlangt und in der Regel nicht preſſirt thut, ſo iſt keine Gefahr vorhanden, daß die Mittelklaſſe ſich in eine gefährliche Agitation reißen laſſe.

Aber gibt es unter der Mittelklaſſe nicht auch viele, welche immer Radikale ſind und bleiben? Allerdings, aber dieſe eigentlich politiſche Partei iſt als Partei klein und ohne Einfluß; der Radikalismus iſt die Kriegsfahne der Mittelklaſſe, Mittel zum Zweck; bei der Agitation für die Reformbill war die ganze Mittelklaſſe radikal, nach jenem Siege folgte Frieden, und jetzt ſpricht kein Menſch von Radikalen und kaum glaubt man noch an ihre Exiſtenz. Das iſt Thatſache, aber man darf ſie nicht abſolut nehmen; unter

ähnlichen Umständen ist der Radikalismus wohl aufzufinden und ermangelt nicht sich, zu zeigen; nur ein Wenn ist erforderlich.

Die Landaristokratie bildet eine einzige Klasse, welche ihre gemeinsamen Interessen hat. Das politische Parteielement, so sonderbar dies auch klingen mag, bildet die Episkopalkirche, welche die Partei der reinen Tories enthält. Diejenigen aus der Landaristokratie, welche sich ihr am meisten zuneigen, heißen Tories; doch der Unterscheidung wegen bezeichnet man sie besser als Konservative, und die sich mehr der Mittelklasse zuneigen, nennt man Whigs. Das sind aber nur leere Namen. Whigs sowohl als Tories haben als Landaristokratie ihre gemeinschaftlichen Interessen, welche sie der Kirche nicht aufopfern; beide schützen die Kirche, aber nur so weit, als sie dadurch ihre besondern Privilegien nicht gefährden, d. h. so weit sich dies mit ihrem Klasseninteresse verträgt. Diese Klasse, außer ihren besondern Privilegien, hat auch noch das der Regierung, sie liefert die Staatsmänner. Die Regierung, selbst wo sie in den Händen einer Kaste ist, muß immer in gewissem Grade die Interessen Aller berücksichtigen; sie hat immer zu unterscheiden, welche Wünsche Ausführung erlauben und welche nicht, und weil die Volksmeinungen in England sich am freiesten aussprechen dürfen, müssen auch daselbst die Volkswünsche am meisten berücksichtigt werden. Halten wir an diesem Satze fest und sehen wir dann, welche Auslegung die neueste Geschichte für den Unterschied zwischen Konservativen und Whigs gewährt. Die Reformbill war keine Geburt des Augenblicks, man konnte sie Jahre lang zuvor heranwachsen sehen. Lord Castlereagh nahm sich selbst das Leben und schrieb es mit seinem eigenen Blut: „Unsere Stellung läßt sich nicht länger mehr halten." Nach ihm kam Canning, er war ein Tory und beantragte die Emanzipation der Katholiken, und Huskisson, gleichfalls ein Tory, schärfte die Nothwendigkeit voller Handelsfreiheit ein. Die Emanzipation der Katholiken wurde darauf gewährt vom Herzoge von Wellington. Ist der kein Tory? Auf diesen folgte Lord Grey und führte die Reformbill ins Leben. Lord Grey ist längst vom Staatsdienste zurückgetreten und man nennt ihn jetzt einen Konservativen. Lord John Russel ergriff nach ihm das Ruder; von ihm sagen die Radikalen, er wäre ein Tory, und die Tories, er wäre ein Radikaler. Auf der andern Seite finden die Tories

den Herzog von Wellington und Sir Robert Peel liberal und tadeln sie deswegen unverholen; und die Mittelklasse betrachtet die nämlichen Männer als gemäßigt, und viele meinen, sie würden sich als Minister wenigstens eben so liberal zeigen als Lord John Russel und seine Amtsgenossen. Das heißt nun in der That nichts anderes, als die Landaristokratie hat ihre besondern Interessen, sie ist der erste Stand der Nation; sobald beide Abtheilungen übereinstimmen, um ihre Stellung zu vertheidigen, dann sagt die Mittelklasse, die Whigs wären Tories; sobald die Whigs, welche in diesem Augenblicke die Regierung vertreten, die Interessen anderer Klassen berücksichtigen und die Staatsmänner unter den Tories sie unterstützen, dann sagen die Tories, Peel und Wellington wären Whigs.

Für die ganze Landaristokratie muß eine leitende Minorität ausgeschieden werden, die Staatsmänner. Ob Mittel- und untere Klasse drängen und Aenderungen vorschreiben, ist ein Nebenmoment ohne Bedeutung, wenn sie recht haben, weil diejenigen, welche regieren, die wohlverstandenen Interessen der Gesammtheit immer zu berücksichtigen haben. Will man, wo die Minister der öffentlichen Meinung nachgeben, sagen, sie hätten sich zu Konzessionen zwingen lassen, so ist das wahr, sobald man die Konzession auf den bestimmten Fall einschränkt; ist die Konzession aber eine weise, welche zum Besten des Landes dient, so ist es billiger, dieselbe von dem Urtheile der Minister abhängig zu machen und zu sagen, die Minister hätten eine gewisse Maßregel für zuträglich gehalten und darum gewährt. Die Erkenntniß dieser Zuträglichkeit kann aber nicht auf dem zufälligen Umstande beruhen, daß man Minister ist, sie wird bedingt durch die Eigenschaften des Staatsmanns. Ist eine Maßregel zweckmäßig, dann stimmen in der Regel die Staatsmänner beider Abtheilungen überein. Wir müssen also zwischen den Führern oder Staatsmännern unterscheiden, welche parteilos über ihrer Partei stehen, und den Geleiteten oder der Parteimasse. Die letztere erhält ihre Ansichten weniger durch eigenes unabhängiges Denken, als durch Gewohnheit und Tradition; was, als die Tories herrschten, ständige Regierungsmaxime war, das konstituirt die Parteiansicht der Tories, was damals Oppositionsmaxime der Whigs war, konstituirt auch jetzt noch die Parteiansicht der Whigs. Die ersten sagen: absoluter Stillstand, und die andern antworten: weises Nachgeben, wo es erforderlich ist.

Tories und Whigs zuſammengenommen vertreten und ſind das Landintereſſe, und in dieſer Vereinigung können ſie eben ſo gut mit dem Handelsintereſſe als mit der Kirche in Zwieſpalt gerathen. Es iſt ein beſonderes Intereſſe, das ſeinen eigenen Geſetzen folgt. Die Regierung kann bis jetzt noch nur in den Beſitz eines Tory- oder Whigminiſteriums kommen; welche Partei aber gerade an der Verwaltung iſt, immer bildet die Sektion der Staatsmänner einen dritten vermittelnden Theil, welcher beide Parteien zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit vereinigt. Dieſe Wirkſamkeit findet im Parlament ſtatt, wo Partei der Partei gegenüberſteht. Dorten ſind die Führer abhängig von ihrer Partei, deren Anſichten und ſelbſt Vorurtheile ſie möglichſt zu ſchonen haben, wenn ſie ihre Partei zuſammenhalten und nicht deren freiwilliger Zuſtimmung verluſtig gehen wollen. Die Rückſicht auf Stellung hat nun folgende Regeln für den Kampf nöthig gemacht: ein Whigminiſterium fordert mehr, als es zu geben wünſcht; dies ſichert ihm die Popularität bei der Mittelklaſſe; und die Torystaatsmänner beſchränken die Konzeſſion auf ein Minimum, das verfeindet ſie wenigſtens nicht mit ihrer eigenen Partei; das allgemeine Reſultat aber iſt, daß die Landariſtokratie der Mittelklaſſe nur das gewährt, was ſich nicht verweigern läßt. Ein ſolcher Scheinkampf wäre aber nicht wohl möglich unter einem Toryminiſterium. Wollte dieſes Konzeſſionen beantragen, ſo würde es ſich mit ſeiner Partei ſchlecht ſtellen; wollte es alle Konzeſſion verweigern, ſo würde es die Mittelklaſſe in politiſche Agitation treiben. Könnten die Tories überhaupt ſtille ſtehen? Die Vorgänge von Canning, Huskiſſon und Wellington geben Antwort auf dieſe Frage. Wollen ſie aber wirklich Konzeſſionen gewähren, ſo würde ihnen die Mittelklaſſe, welche ſie als politiſche Gegner betrachtet, nicht dafür dankbar ſeyn und nur immer mehr verlangen.

Die Tories an ſich ſind unpopulär, abgetrennt von der Maſſe, ihre eigentliche Parteiſtärke liegt in der Kirche. Die Gewalt dieſer war allerdings ſehr bedeutend. Die Gemeindeverfaſſung iſt noch jetzt eine kirchliche, von welcher die Korporation oder eigentliche Munizipalität nur die Ausnahme bildet. Die oberſte Leitung der Kirchengemeinde, wie ſchon im Worte liegt, ſtand der Kirche zu. Dieſe Gewalt hat die Kirche verloren, kein Ueberreſt davon hat ſich erhalten, als die Kirchenſteuer, welche aber höchſt bedeutende

Oppoſition erfährt. Schon im Jahre 1833 beantragte Lord Morpeth Aufhebung der Kirchenſteuer; die Motion hatte keine geſetzlichen Folgen, indeſſen iſt ſie immer ein Fingerzeig für die Zukunft. Gegenwärtig iſt der Fall nicht ſelten, daß die Kirchengemeinde die Steuer durch Stimmenmehrheit verweigert; einzelne Diſſenters verweigern ſie auf ihre eigene Verantwortlichkeit, laſſen ſich ins Gefängniß werfen und werden dafür von der Nation als Märtyrer betrachtet und verehrt. Zum Schluſſe kommt noch ein Ausſpruch eines höchſten Gerichtshofes, welcher für die Kirche günſtig ſcheint, aber deſſenungeachtet einen gefährlichen Satz enthält. Die Richter der Exchequer chamber erklärten: „Die Gemeinde wäre gehalten, ihre Kirchen in gutem Zuſtande zu erhalten, und ſobald Auslagen zu dieſem Zwecke erforderlich wären, das nöthige Geld herbeizuſchaffen.“ Hier iſt die Kirchenſteuer nicht mehr an die moraliſche Perſon der Kirche geknüpft, ſondern den kirchlichen Gebäuden als Recht vindizirt. Wie wenn die Gebäude unter die ausſchließliche Aufſicht der Gemeinde oder der Regierung geſtellt würden, was ſehr leicht möglich iſt? Dann könnte die Kirchenſteuer fortbeſtehen, ohne der Epiſkopalkirche den geringſten Einfluß auf die Kommunalangelegenheiten Englands zu gewähren. Dieſe große Macht, welche die Kirche früher beſaß, kann bereits jetzt als erloſchen betrachtet werden. Die Zehntablöſung hat ſie vernichtet. War dies aber nicht eine Maßregel, welche ſich aus der Reformbill ergab und nach dieſer zum Geſetz erhoben wurde? Allerdings, aber lange vorher beſtand ſchon die allgemeine Feindſeligkeit gegen Zehnten und Kirchenſteuer, und die Hochkirche, anſtatt eine Hülfe für die Tories zu ſeyn, lud dieſen nur die Laſt der Vertheidigung auf und übertrug die Wirkungen dieſer Feindſeligkeit auch auf ſie. Was ihr moraliſchen Einfluß zuwenden konnte, die Pflege der Wiſſenſchaft, wurde vernachläſſigt, zugleich wußte ſie das religiöſe Gefühl nicht mehr zu befriedigen, wie das Faktum der Zunahme der Diſſenters beweiſt, und endlich machte ſie Oppoſition gegen die Regierung, deren Schutz ſie ſo nothwendig bedarf.

Will man, was nach der Reformbill geſchah, als Folge derſelben betrachten, ſo iſt es klar, daß dieſe Maßregel der Kirche und der Kirche allein unverkennbaren Nachtheil gebracht und ſie ſo ziemlich aller ihrer politiſchen Privilegien beraubt hat. Dieſe

Privilegien waren aber bereits bestritten, und dann hängt die Macht einer Kirche von ganz andern Dingen ab, als von Privilegien. Welche Privilegien hat die katholische Geistlichkeit in Irland? Und doch ist das ganze Land vereinigt und folgt einem einzigen Manne, O'Connell, nur durch den Einfluß der Geistlichkeit. Die Wesleyer, welche ohne politische Privilegien sind, senden Missionäre über die weite Welt, bauen Kirchen und erhalten Geld die Fülle für ihre Zwecke, ungeachtet sie dieses nur den freiwilligen Beiträgen ihrer Gemeinden zu danken haben. Der Einfluß der Wesley'schen Geistlichkeit ist sehr groß; warum hat die Episkopalkirche nicht den nämlichen? Blos weil sie sich noch zu viel mit Politik abgibt, anstatt sich auf ihren eigentlichen heiligen Beruf zu beschränken. Das Vermögen der Kirche ist nicht vermindert worden; es ist noch immer dasselbe, und der Verlust ihrer politischen Privilegien im Grunde heilsam für sie, und kann nur dazu dienen, sie auf die rechte Bahn zurückzulenken, wo sie ihren Einfluß zu suchen hat. Das soll nicht geläugnet werden, daß die Kirche ihren politischen Einfluß verloren hat, aber ist dieser überhaupt verloren? Durchaus nicht, die Einwirkung auf die Kommunen ist in verstärktem Maße auf die Regierung übergegangen.

Es ist eine gewöhnliche Darstellung, die große Veränderung, welche mit England vorgegangen ist, mit der Emanzipation der Katholiken und der Reformbill abzufertigen, wie dies auch von dem Verfasser der Pentarchie in dem entsprechenden Kapitel gethan wurde, aber beide Dinge waren nur einzelne Resultate, Zeitabschnitte in einer gewaltigen Bewegung, welche viele Jahre zuvor begonnen hatte. Diejenigen, welche sagen, England wäre im Verfall, haben Recht, wenn sie darunter das ehemalige England verstehen; nur die äußern Formen haben sich erhalten, aber der Geist ist ein anderer geworden. Der Hauptmomente in dieser Umgestaltungsperiode sind viele, aber einige der wichtigern mögen hier zum Schlusse ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Durch die Eroberung Ostindiens wurde nur eine Privatgesellschaft von Handelsleuten bereichert. Die Eroberung war versteckt hinter den Handelsmonopolen der Kompagnie. Der Handel mit Ostindien ist jetzt für die ganze Nation freigegeben, und seitdem ist der Besitz Ostindiens der Grund von Englands Weltmacht. Die Emanzipation der Katholiken stellte nur sieben Millionen nothdürftig zufrie-

den, die Freigebung jenes Handels fügte über 100 Millionen Unterthanen zu Großbritannien. Ein nicht minder wichtiger Moment war die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten. Dadurch bildete sich ein Muster für die englische Demokratie und die losgerissene Kolonie führte hauptsächlich ihre politischen Ideen nach dem Mutterlande aus. Eine andere Folge offenbarte die Neuzeit: Canada empörte sich und man wurde dadurch in England über die Nothwendigkeit belehrt, diese weitläuftige Kolonie nach Grundsätzen zu regieren, welche den Einwohnern einen Vergleich mit dem Zustande über der Gränze erlaubt. Seit dem Aufstande Canadas hat die Regierung ganz neue Grundsätze im Kolonialwesen angenommen und sucht dieselben überall zu verwirklichen. Dazu füge man noch die Emanzipation der Neger, deren Folgen erst die Zukunft ermessen kann, und man hat die wichtigsten Momente, welche eine gänzliche Umänderung in dem englischen Kolonialwesen herbeiführten; politisch ist das Resultat folgendes: die Theilung hat aufgehört, alle Kolonien Englands bilden eine Gesammtheit, welche die Centralgewalt durch weise Regierung an das Mutterland zu fesseln strebt. Im Innern Englands haben Kanäle und Eisenbahnen die innere Bevölkerung in eine Gesammtheit gebracht; auch hier sind Scheidewände gefallen und England ist nur noch eine einzige Kraft, die überall hinreicht, mit Blitzesschnelle das ganze Land durchzuckt. Zuletzt muß allerdings die Reformbill angeführt werden, wodurch eine Revolution gestillt, und der Energie der Bürger ein gesetzlicher Wirkungskreis geöffnet wurde. Viele Gesetze, das Armengesetz, Kommunalgesetz ꝛc. ꝛc., sind von dem reformirten Parlamente in der Stille ausgegangen; denn nur über Parteifragen erhebt man Lärm, aber dessen ungeachtet existiren diese Gesetze und jede Session fügt neue hinzu. Geräuschlos traten sie ins Leben, wie das Saatkorn in die Erde fällt, und die Saat ist bereits aufgegangen. Die Reformbill war ein Sieg der Mittelklasse über die Tories; aber wie wurde der Sieg gegen die Gegner genützt? Noch ist das Oberhaus unreformirt, aber seit der Reformbill ist noch kein Vorschlag zum Gesetz erhoben worden, zu dem es nicht seine Zustimmung gegeben hätte. Die Kirche besteht noch, die Landaristokratie besteht und die Mittelklasse verlangt nur einen Platz neben ihnen. Nichts wurde zerstört, nichts weggeworfen, nur eine neue unermeßliche Macht ist dem alten Machtkapitale

beigefügt worden. England iſt nicht mehr, was es war: ſeit hundert Jahren wuchs es zum Weltreich heran, und war es ſchon, als ihm die Reformbill auch noch die beſtmögliche Verfaſſung zu weiterer Entwickelung gab. Wo wäre England jetzt ohne die Reformbill? Zerriſſen und eine Beute innerer Anarchie, und in dieſem Bezuge kann man ihre Bedeutung allerdings nicht zu hoch anſchlagen. Die Reformbill ſetzte Frieden und Ordnung an die Stelle innern Krieges, indem ſie der mächtigen Mittelklaſſe den Theil an der Regierung einräumte, welchen man ihr nicht verweigern konnte, und ſchließlich gewährte ſie dadurch England überhaupt die innere Stärke und Kraft, welche dazu gehört, ein Weltreich nicht allein zu ſeyn, ſondern auch für lange zu bleiben.

Nachſchrift.

Den 15. Dezember.

Seitdem der obige Aufſatz niedergeſchrieben, iſt ein ziemlicher Zeitraum verſtrichen, während welchem das Whigminiſterium durch ein Toryminiſterium verdrängt und erſetzt worden. Früher, d. h. vor der Reformbill, hätte ein ſolcher Wechſel eine entgegengeſetzte Regierungspolitik mit ſich geführt; von dem alten Zuſtande, wornach ein Parteiſieg immer eine Parteiregierung erzeugte, iſt nur noch der Parteikrieg übrig; durch eine Parlamentsmajorität wird man Miniſter, aber ein Miniſterium, einmal gebildet, wird ſogleich eine Regierung, welche die Intereſſen der drei Staatsgewalten und des Landes überhaupt zu wahren und zu befördern hat. Die Whigs wurden durch eine große Volksbewegung, eine legale Revolution in die Gewalt gehoben, die Geſchichte ihrer Regierung beſtand einzig in der allmählichen Entfremdung von Parteiintereſſen und der Annahme einer mäßigen, vermittelnden, allgemeinen Landespolitik. Ein Parteiſieg der Tories bei den letzten Wahlen verſchaffte Sir Robert Peel das Miniſterium, ſeine Aufgabe iſt, wie die der Whigs, ſich eine unabhängige Regierungsſtellung zu erwerben, was ihm nur möglich wird durch Gerechtigkeit gegen alle Intereſſen, wobei er, eben ſo wenig als die Whigs, mit ſeiner Partei gerade offen brechen muß; denn als Beſtandtheil des Ganzen ſind ja auch die Intereſſen dieſer Partei das Landesintereſſe. Die Whigs ſind nur unterlegen als Miniſter, und die vorgegangene Aenderung beſchränkt

ſich auf einen Miniſterwechſel. Die Whigs ſind der Zahl nach die kleinere, wiewohl durch Einfluß und Anſehen eine höchſt bedeutende Fraktion der Landesariſtokratie. Als ſolche können die Whigs keine andern Intereſſen haben als die Landesariſtokratie überhaupt, d. h. als auch die Tories. Der Unterſchied zwiſchen beiden beſtand nur in verſchiedenen Regierungsmaximen, welche beide, aber nur als Parteien nicht als Regierung, verfechten. Wäre jemand unterlegen, ſo müßte es die Mittelklaſſe ſeyn, weil die Whigs ſich günſtiger für dieſe auszudrücken gewohnt ſind, als die Tories. Nehmen wir aber den Fall an, die Whigs hätten durch die letzten Wahlen eine Majorität erhalten, hätten ſie eine Modifikation der Korngeſetze, wovon ſie ihre Exiſtenz abhängig machten, durchſetzen können? Nicht, außer das Oberhaus hätte freiwillig ſich zu einer ſolchen Modifikation verſtanden, oder die Whigs hätten eine neue Volksbewegung zu Hülfe gerufen. Für eine Volksbewegung ſind noch immer die nämlichen Elemente vorhanden, und in dem erſten Bezug iſt Peels Stellung günſtiger als die ihrige; die Modifikationen, worüber ſein Kabinet ein Uebereinkommen trifft, ſind einer Majorität im Ober- und Unterhaus gewiß. Lord John Ruſſel, das eigentliche Haupt des letzten Miniſteriums, gehörte einer der erſten Familien der Ariſtokratie an; Sir Robert Peel iſt aus der Mittelklaſſe hervorgegangen und ein großer Theil der letztern betrachtet ihn ganz eigentlich als den Miniſter ihrer Klaſſe, und hierin liegt das ganze Geheimniß ſeiner Macht. Er hat ſchon jetzt den Ultratories gedroht, daß er ſeine Stelle niederlegen würde, ſobald man ihm nicht erlaubte, im Intereſſe des Landes zu regieren, d. h. ſobald das Intereſſe der Mittelklaſſe einen Kompromiß verlangt, ihn zu bewerkſtelligen. Gäbe er ſeiner Drohung Ausführung, ſo hätten die Ultratories die ganze Mittelklaſſe, die Whigs ſo wie die gemäßigten Tories, gegen ſich; ein Ultratoryminiſterium iſt eine Unmöglichkeit, welche keine vier Wochen Beſtand haben könnte. Die große Veränderung der Reformbill in Folge der Wichtigkeit, welche dadurch die Mittelklaſſe im Wahl- und Parlamentskriege erhielt, iſt und bleibt, daß jedes Miniſterium, wie auch immer ſein Urſprung war, Landesregierung werden muß. Das weiß die Nation und darum die auffallende Ruhe, mit welcher der Miniſterwechſel von Parlament ſowohl als Nation hingenommen wurde.

In anderem Bezuge ſind aber allerdings Veränderungen

vorgegangen, nämlich im Verfluß der Zeit ſind, wie das bei einem Reiche wie Großbritannien unvermeidlich iſt, neue Thatſachen zum Vorſchein gekommen, unter welchen zwei beſondere Auszeichnung verdienen, nämlich auffallende Zunahme des Pauperismus und größere Wichtigkeit der Kolonialangelegenheiten. Dieſe beide Dinge verhalten ſich aber glücklicherweiſe wie Krankheit und Heilmittel zu einander. Man darf mit gutem Fuge behaupten, daß unter dem alten Toryregimente die Kolonien von Seiten des Miniſteriums nur als Verſorgungsanſtalten der Mitglieder der Ariſtokratie angeſehen und ſomit nicht regiert wurden. Die Auswanderung war dem Zufalle überlaſſen und verſtieg ſich ſelten bis in die unterſte Mittelklaſſe; nur die niederſten Klaſſen, Arme, wanderten aus und von Mithülfe der Kapitaliſten war keine Rede. Der Gewinn, welcher dem Lande von den Kolonien zufiel, wurde monopoliſirt in den Händen einzelner Handelsgeſellſchaften, wodurch auch engliſche Rhederei indirekt begünſtigt wurde. Dieſes Ausnahmsverhältniß hat aufgehört. Der Aufſtand in Canada beweiſt die Unmöglichkeit, die Kolonien länger nach dem alten Syſteme zu behandeln, oder beſſer geſagt, zu verwahrloſen. Von noch wichtigern Folgen war aber die Miſſion Lord Durhams; er wählte ſeine Umgebung mit großer Umſicht, und die Folge war ein umfaſſender Bericht, worin zum erſten Male klar dargeſtellt wurde, woran es gebricht und was geſchehen müſſe.

In dieſer Umgebung befand ſich auch Gibbon Wakefield, der Schöpfer des neuen Koloniſirungsſyſtems Englands. Eine Geſellſchaft wurde gegründet, die Neuſeelandgeſellſchaft, welche ſeine Ideen in Ausübung ſetzte, mit welchem Erfolge, iſt bereits weltkundige Thatſache. Jüngere Söhne der erſten Familien ſchloſſen ſich dem Unternehmen an; Neuſeeland wird von allen Klaſſen, von der höchſten bis zur niederſten koloniſirt und an Kapitalien zu Unterſtützung des Unternehmens gebricht es nicht im Geringſten. Da es ſich hier aber von Erprobung und Bewährung eines neuen Syſtems handelt, ſo iſt der Erfolg auf Neuſeeland entſcheidend für alle Kolonien Englands. Der Urſachen des Pauperismus ſind viele, aber alle laſſen ſich in einem Worte zuſammenfaſſen: Uebervölkerung. England kann, unter gehörigen Vorbereitungen, in wenigen Jahren nicht Tauſenden, ſondern Millionen auf dem Flächeninhalte ſeiner Kolonien Beſchäftigung gewähren. Es iſt nun

allerdings richtig, daß eine Toryregierung eben so gut aus Neigung, Interesse als Klugheit wünschen muß, sich in Modifikation der Korngesetze nicht übereilen zu müssen und besonders sich nicht zu einer unmittelbaren Abschaffung der Kornzölle, welche verlangt wird, dringen zu lassen. Das radikalste Mittel aber, welches sich gegen den Pauperismus denken läßt, wäre schleunige Verdünnung der Bevölkerung Englands; dadurch würde die längste Frist gewonnen. Die Whigs hatten eigentlich erst mit diesem Jahre angefangen, sich ernsthafter mit den Kolonialangelegenheiten, besonders gedrängt durch die Neuseelandgesellschaft, zu beschäftigen; was die Whigs aus gutem Willen gethan, ist eine Lebensfrage für die Tories in ihrer Eigenschaft als Landeigenthümer; nur auf diese Weise können sie sich Frist und Stundung schaffen. Aber auch das Verhältniß des Landes überhaupt zu den Kolonien hat sich geändert. Die mächtigste Handelskompagnie Englands, die Ostindiengesellschaft, hat ihre Privilegien verloren, der Handel sowohl mit Ostindien als China ist freigegeben. Eine einzelne Handelsgesellschaft, weil sie die Regulirung der Preise in der Gewalt hat, findet ihren Vortheil in der Beschränkung; sobald dagegen mit Aufhören des Monopols Handelskonkurrenz eintritt, dann wird es Vortheil des Handelsstandes, daß die Kolonien, mit welchen man handelt, ihre eigenen Ressourcen besser entwickeln, um sich so in den Stand zu setzen, die eingeführten Manufakturwaaren mit einem Gegenwerthe zu bezahlen. Nehmen wir nur das Beispiel der Ostindienkompagnie; diese führte in der Regel in England Produkte ein und nahm dafür Geld; bei dem jetzigen Handel dagegen werden hauptsächlich Manufakturen ausgeführt und Produkte dagegen eingeführt. Es ist, weil die größere Konkurrenz das ganze Verhältniß ändert, jetzt Vortheil des englischen Handelsstandes, daß die Kolonien den größtmöglichen Bedarf haben und diesen Bedarf auch bestreiten können, was nur durch größern innern Wohlstand der Kolonien möglich wird. Die Hauptveränderung oder vielmehr die Hauptentwicklung der Zeit ist somit die, daß die Hebung des Wohlstands aller Kolonien nicht allein für die Tories, sondern auch für das Handelsinteresse Englands überhaupt eine Nothwendigkeit geworden ist. Die erste leitende Stelle in den jetzigen Zuständen Englands nehmen unter solchen Umständen die Kolonialangelegenheiten ein.

Daß durch das plötzliche Heraufdrängen der Kolonien an die erste Stelle, nachdem sie bisher in dem Getriebe der englischen Staatsmaschine nur einen untergeordneten und sogar gesonderten Platz eingenommen — denn der Bestand der Ostindiengesellschaft z. B. war für England selbst von der nämlichen Natur als der Handel mit Europa, den vereinigten Staaten oder irgend einem andern fremden Staate, nur der gewonnene Reichthum kam dem Lande überhaupt zu Gute — auch die Stellung der innern Interessen einige Modifikation erleiden mußte, war unausbleiblich. Insofern der voranstehende Aufsatz nichts weiter seyn sollte als Auffassung von Thatsachen, wie sie in einem bestimmten Zeitpunkte existirten und sich der Beobachtung darboten, so wird eine kurze Darstellung des jetzigen Thatbestandes das Bild bis auf den gegenwärtigen Augenblick vervollständigen, ohne daß es nöthig ist, die Lücken zwischen Aufsatz und Nachtrag methodisch auszufüllen; vielleicht hat eine Auffassung zu zwei verschiedenen Zeitpunkten auch ihren besondern Werth, weil sie Vergleich erlaubt; nur muß das System, wenn von Vergleich die Rede seyn soll, das nämliche bleiben. Dies wird der Fall seyn, wenn wir England abermals erst in seinen Interessen und diese Interessen alsdann in ihren politischen Bezügen darstellen.

Die Armenfrage muß wieder den Ausgangspunkt bilden. Die Erfahrung ist nun vollständig. Dem englischen Gesetze gemäß, fällt die Unterhaltung der Armen dem Boden zur Last. Nachdem die Zahl der Armen sich aber übermäßig vermehrt hatte, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Mittelklasse, durch die Armensteuer, zur Mithülfe herbeigezogen wurde. Die Folge war Unzufriedenheit beider Klassen, der Mittelklasse sowohl als der Landeigenthümer. Nach der allgemeinen Natur der Pfarreisteuer konnte die Armensteuer nur eine Grundsteuer seyn, welche in den Städten auf den Häusern und auf dem Lande direkt auf dem Boden haftete. An manchen Orten war die Steuer auf das Land so bedeutend, daß der Eigenthümer seinen Grund geradezu dem Armen zum Bebauen überließ; weil aber an andern Orten, wo das Uebel noch nicht so weit gediehen war, der Landeigenthümer oder Pächter seine Taglöhner aus den Armen nahm, so klagte die Mittelklasse, welche von dieser Arbeit keinen Vortheil zog, sie wäre gezwungen, den Landeigenthümern an ihrem Arbeitslohn zahlen zu

helfen. Beiden Mißständen sollte das neue Armengesetz abhelfen, und dies wurde, wie bereits erwähnt, bewerkstelligt, indem man erstens temporäre Unterstützung ersparte und die Person des Armen im Werkhaus einschloß, so daß er nicht mehr zu Nebenarbeit verwandt werden konnte, und zweitens die Ausgaben zu vermindern suchte. Das Letztere bewerkstelligte man erstens durch bessere Aufsicht und ein besseres Verwaltungssystem, welche durch eine Centralisation in der Poor-law-Borad eingeschärft wurden, und zweitens indem man durch strengere Behandlung der Unterstützung Beziehenden größere Thätigkeit erzweckte und die Faullenzer und Nichtsthuer in eine bessere Lebensweise zu treiben suchte. Der Widerwillen gegen die Strenge des Armengesetzes und besonders die Trennung von Mann und Frau erzeugte zuerst eine wohlthätige Reaktion in dem kleinen Mittelstande und dem bemittelteren Arbeiterstande; Gewerbe und Zünfte vereinigten sich in Unterstützungsgesellschaften und bildeten Unterstützungskassen für durch Alter oder Unglücksfälle zurückgebrachte Standesgenossen. Die Vermehrung dieser Gesellschaften gehört ganz in die neueste Zeit und hatte zur Folge, daß die Klasse der Armen oder Unterstützung Beziehenden Paupers unter die kleine Mittelklasse herabsank. Im Ganzen zeigte die Maßregel auch ihre wohlthätigen Folgen bei den Landeigenthümern; das Land wurde von seiner frühern Last befreit und der Ueberfluß der Agrikulturbevölkerung in die Fabrikstädte getrieben. Auch hier ging es ziemlich gut, bis seit Mitte dieses Jahres eine Handelskrise eintrat, welche noch immer fortdauert und im Wachsen ist. Diese Handelskrise aber, das unterliegt wenigem Zweifel, wurde durch Ueberproduktion erzeugt; mit der zunehmenden Handelskonkurrenz, dem Ueberfluß der Kapitalien fielen alle Hemmungen weg, ein schlimmer Umstand, welchen junge Handelsstaaten nicht außer Acht lassen sollten; zu schnelles Wachsthum ist gefährlich, aber immerhin ist es sicher, daß, wenn diese Ueberproduktion nicht statt gefunden hätte, auch viel weniger Arbeiter beschäftigt worden wären, welche alsdann nothwendig auf die Armenliste zu setzen waren. Die Thatsache bleibt also immerhin folgende, daß das bestehende Manufakturinteresse nicht hinreichend ist, die ganze Ueberbevölkerung, für welche der Landertrag unzureichend ist, zu ernähren; die Landeigenthümer, wenn sie folglich nicht wünschen, daß die unbeschäftigten Arbeiter ihnen von den

Fabrikſtädten wieder zurückgeſchoben werden, können in dieſem Bezug nur ein Intereſſe mit der Mittelklaſſe haben, weil es auch ihr Vortheil iſt, daß die Manufaktur- und Handelsfähigkeit der letztern ſteige. Die Mittelklaſſe ſtellt ihre Klage nun ſo und ſagt: „durch die Korngeſetze wird der Preis der Lebensmittel künſtlich erhöht und wir zahlen auf dieſe Weiſe eine Abgabe an die Landeigenthümer, welche wir auf 50 Millionen Pfd. St. des Jahres anſchlagen.“ Wiewohl dieſe Summe übertrieben ſeyn mag, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß das Fabrikintereſſe Erleichterung bedarf; wäre die Frage aber eine auf Landeigenthümer und Fabrikanten beſchränkte, ſo ſtünde Klaſſenintereſſe gegen Klaſſenintereſſe, und man könnte höchſtens behaupten, keines derſelben dürfe abſolut ruinirt werden. Durch andere Verhältniſſe aber wird die Sache auf Seiten der Fabrikanten eine weitere; eines dieſer Verhältniſſe iſt bereits angegeben, der größere Theil der Uebervölkerung iſt auf die Fabrikanten angewieſen, und das zweite nicht minder wichtige iſt: daß der größere Theil der Staatseinkünfte aus den Zöllen und dem Handel fließen und daß ein Defizit exiſtirt, weswegen die Staatseinkünfte vermehrt werden müſſen, was nur durch Vermehrung der Handelsthätigkeit geſchehen kann. Der Handelsſtand und die Mittelklaſſe überhaupt ſagen darum: „Unſer Prohibitivſyſtem veranlaßt fremde Staaten zu Retorſionsmaßregeln, und anſtatt unſern Handel zu erweitern, wird er noch mehr vermindert werden.“ Dies macht die Cornlawleague von Mancheſter zu einer Staatsgewalt, welche in ihren beſondern Intereſſen ein allgemeines Landesintereſſe vertritt, wobei die Tories eben ſo betheiligt ſind, als die Mittelklaſſe, weil eine allgemeine Erſchütterung des Wohlſtandes auch ſie in ihren Folgen treffen müßte.

In politiſchem Bezuge gibt abermals die Mittelklaſſe den Ausſchlag, ſie will eben ſo wenig als die Tories eine Ausdehnung des Stimmrechts. Was man früher den Radikalismus nannte, iſt ſomit Chartismus oder Politik der Arbeiterklaſſe geworden. Die Mittelklaſſe an und für ſich beſchränkt ſich vor der Hand ſtreng auf die materielle Intereſſenfrage einer Modifikation des Tarifs, vertritt aber darin auch zugleich das Intereſſe der Armen, welche von größerer Handelsthätigkeit Erwerb zu gewärtigen haben; würde die Mittelklaſſe jedoch verzweifeln, die Landeigenthümer zu

einem Kompromiß zu bereden, ſo iſt es einleuchtend, daß ſie mit den untern Klaſſen auch in ihrer Prinzipienfrage gemeinſame Sache machen müßte, während die Tories in ſolchem Falle einzig auf ihre eigenen Kräfte angewieſen wären, welche nicht zur Vertheidigung hinreichen. Aenderung der Korngeſetze iſt unvermeidlich, nur das hängt von der Handlungsweiſe des jetzigen Miniſteriums ab, wie viel Zeit daſſelbe zur Ausführug zu gewinnen vermag.

Der Wechſel des Miniſteriums, wenn man nur die bleibenden, ſtändigen Verhältniſſe beachtet, hat keine beſondere Veränderung in dem Zuſtande der innern Angelegenheiten hervorgebracht, dieſe Zuſtände bleiben, wie ſie waren, wie auch der Name des Miniſteriums lauten mag; willkürliche Regierungsmaximen können gegen ſolche mächtige Verhältniſſe nicht viel ausrichten; und wenn ſchon früher ein Toryminiſterium aus Gewohnheit nur geringen Einfluß auf das innere, ſich ſelbſt regierende England ausübte, ſo iſt dies jetzt Nothwendigkeit geworden, weil die Landesintereſſen zu natürlichen Gewalten herangewachſen ſind, die ihren eigenen Naturgeſetzen folgen. Die einzige Auszeichnung, welche den Tories übrig bleibt, möchte gleichfalls die frühere ſeyn: ſie können eine von den Whigs verſchiedene auswärtige Politik in Europa annehmen, ob aber bis zu dem Grade, wie Caſtlereagh, das können vermuthlich die Umſtände allein entſcheiden. Befremdend mag im Auslande die Ruhe ſcheinen, mit welcher der Uebergang von einer Whigregierung zu einer Torpregierung geſchah, aber dieſe Ruhe iſt nur die Folge der Sicherheit, welche alle Verhältniſſe hier gewonnen haben. Nichts bleibt den Tories übrig, als dieſe Verhältniſſe zu würdigen und zu verſtehen, und dann läßt ſich wirklich nicht vorherſehen, wann ihre Herrſchaft wieder zu Ende gehen ſollte; die kleine Partei der Whigs würde ſich in ſolchem Falle auflöſen und in den Tories verſchwinden und die Mittelklaſſe, wenn ſie nicht gewaltſam gereizt wird, findet ihre Hemmung in der Unfähigkeit, ein reines Mittelklaſſenminiſterium aufzuſtellen, ſelbſt wenn ſie eine Majorität im Unterhaus bei der nächſten Wahl, d. h. in ſieben Jahren von heutigem Dato erhielte.

Die wenigen am Anfange dieſes Aufſatzes angeführten Thatſachen, welche den meiſten Antheil an der jetzigen Machtentwicklung

Englands hatten, scheinen ziemlich vervollständigt, wenn wir nun noch weiter die Entdeckungsreisen Cook's hinzufügen; das Centrum der englischen Kolonialmacht ist die Südsee geworden und die Hauptstadt derselben Neuseeland, eine Art Centralisation, vermittelst welcher in keinem besonders entfernten Zeitpunkte alle über die Welt zerstreuten Kolonien und Besitzungen Großbritanniens bestimmt scheinen, durch Anbau und Handel in ein einziges civilisirtes jüngeres England vereinigt zu werden.

7.

Zur Charakteriſtik Schillers

und

ſeines Entwicklungsganges.

Die Welt war zwiſchen dem Auftreten Schillers und Goethes der franzöſiſchen Revolution um zehn Jahre näher gerückt. Die franzöſiſche, auch auf Deutſchland ſo lebhaft einwirkende Literatur wandte ſich mit ihren vernichtenden Angriffen aus dem ſpekulativeren Gebiete der Theologie immer mehr in das praktiſchere der Politik hinüber. Der Krieg, den Voltaire gegen Aberglauben und Prieſtermacht geführt hatte, wurde zwar eifrig fortgeſetzt, aber daneben ein abſtrakt allgemeiner Tyrannenhaß nicht mehr blos in pomphaften Verſen, wie im Brutus Voltaires, ſondern in einer ſich an die Wirklichkeit der Verhältniſſe anknüpfenden und darauf beziehenden Proſa gepredigt. Jener Tyrannenhaß ſteigerte ſich immer mehr zu einem anarchiſchen, jeder feſten und geordneten Regierung feindlichen Fanatismus, ſo daß ſich noch der greiſe Friedrich, die Gefahr, die ſich von daher für Europa entwickelte, ahnend, veranlaßt fand, wenn auch nicht als König, doch als Autor dagegen zu Felde zu ziehen und den Wahn, als ob die Regierungen nur zum Unheil der Völker gewirkt hätten, zu bekämpfen. In Deutſchland hatte nun zwar dieſer Fanatismus noch keineswegs Wurzeln gefaßt. Aber auch hier konnte es nicht ausbleiben, daß die Aufregung und Gährung einer jugendlichen Bildung, indem ſie manche Härten und altfränkiſchen Verknöcherungen der Vergangenheit abzuſchleifen, zu mildern, ja zu beſeitigen die Kraft hatte, zugleich das Gefühl der noch bleibenden Beſchränkungen um ſo beſchwerlicher machte.

Im Allgemeinen müſſen wir einem geiſtvollen Schriftſteller, der dieſe Zeit mit durchlebt hat, Recht geben, wenn er das deutſche Volk in jenen halcyoniſchen Tagen, wie er ſie nennt, einem Hausvater vergleicht, der bei beſchränktem Einkommen ſein Amt mit Gewiſſenhaftigkeit verwaltet, und wenn er am Tage ſein Geſchäft vollbracht hat, den Abend mit guten Freunden über die geringfügigen Ereigniſſe des Tages verplaudert oder alte Geſchichten erzählt und anhört, jedes heitern Tages ſich freut, die trüben als etwas Unvermeidliches erträgt und ſich in ſeinem Gleichmuthe durch Dinge, die ihm fern liegen, nicht ſtören läßt. Es war dies nur die Fortſetzung deſſelben ſtillbürgerlichen Verkehrs, auf den ſich unſer Volk ſchon ſeit Jahrhunderten angewieſen geſehen und wobei es ſich im Ganzen ſo wohl und glücklich befunden hatte. Selbſt die Bereicherung und Entfaltung des innern, geiſtigen Lebens, die damals zu dieſem ſtillen Verkehre hinzutrat und in ihrem gewaltig ringenden Drange deſſen friedliche Beſchränktheit zu zerſprengen drohte, hatte demſelben zunächſt nur einen neuen Schmuck und die höchſte Blüthe ſeines Daſeyns gegeben. Wir dürfen ja nicht verkennen, daß es eine ſchöne Zeit war, die damals über Deutſchland leuchtete. Noch war der Genius des großen Friedrich von den früheſten Morgenſtunden jeden Tages an mit der Regierung und der Wohlfahrt, den geiſtigen und materiellen Fortſchritten ſeiner Völker beſchäftigt, noch fand er ſeine Erholung von dieſer ernſten und ſtrengen Thätigkeit nur in den edelſten Vergnügungen des Geiſtes, in poetiſcher und wiſſenſchaftlicher Lektüre, in eigenen ſchriftſtelleriſchen Ergüſſen und anregenden Geſprächen. Wenn er nach allen Seiten hin ſelbſt entſcheiden, nach ſeinem Willen Alles, wenn auch manchmal gewaltſam, beugen und ordnen wollte, war er durch das wohlbegründete Bewußtſeyn höchſter Einſicht und beſten, ſo wie kräftigſten Willens dazu berechtigt. Sein Intereſſe für Literatur war allerdings mehr nach Frankreich gerichtet, von wo ſeine Jugend ihre erſten und lebendigſten Eindrücke höheren geiſtigen Lebens empfangen hatte. Nicht deutſche, ſondern franzöſiſche Gelehrte und Schriftſteller waren es, die er, wie Katharina II. und andere Regenten dieſer Epoche, ſeines vertrauteſten Umganges und Briefwechſels würdigte. Aber, wenn auch nach dem Auslande gewendet, war es doch immer eine ehrende Anerkennung der Rechte des Geiſtes, die ſich in dieſen vertraulichen

Unterredungen und Zuschriften aussprach. Auch wurde der Mangel, der dabei in Beziehung auf das neue, geistige Leben Deutschlands fühlbar blieb, durch die Thätigkeit und Theilnahme eines andern Fürsten dieser Tage hinreichend ersetzt. In Weimar herrschte Karl August, von einem Kranze der edelsten Geister Deutschlands umgeben. Ernst II. von Sachsen-Gotha, selbst astronomischer Schriftsteller, wetteiferte mit ihm in Beschützung der Künste und Wissenschaften. Die Macht und Kräfte beider Fürsten waren im Vergleiche mit denen eines Friedrichs und Josephs II., die damals die Wagschalen des deutschen (innern und äußern) Staatslebens mit ihren Gesetzen und Schwertern füllten, nur gering. Aber die spätesten Enkel werden sich noch an dem Bilde der schönen Tage in Weimar erfreuen und an dem Genuß ihrer Früchte erquicken.

Es sind Tage, auf die wir nur mit Neide zurückschauen. Doch kann sich dieser Neid blos auf gewisse Höhenpunkte derselben beziehen. Laßt uns zugleich gestehen, daß die unsern in mehr als einer Hinsicht glücklicher und der Idee der Menschheit würdiger sind. Auch wenn wir die Steigerung des politischen Bewußtseyns gar nicht in Anschlag bringen, bleibt noch vieles gewonnen. Ich brauche, um dieses an einem, über alle Doppeldeutung hinausliegenden Beispiele zu bewähren, blos auf den Unterschied der damaligen Militärverfassung von der jetzigen hinzuweisen. Die Härte, ja Grausamkeit der ersteren, die den Soldaten, nachdem sie ihn die besten Jahre seines Lebens hindurch der Zucht des Stockes und der Spießruthen und der ganzen Quälerei eines kleinlich förmlichen Dienstes unterworfen hatte, im Alter dem hülflosesten Elende Preis gab, war auch von dem philosophisch gebildeten Friedrich nicht gemildert werden.* Nur die rohesten Excesse militärischer Willkür, die früher wohl selbst den Gatten und Vater, den geistlichen oder weltlichen Beamten von unglücklich langer Statur Nachts aus dem Bette gerissen und auf Lebenszeit in ein Regiment gesteckt hatte, wurden durch seine ordnende Gerechtigkeitsliebe beseitigt. Er konnte nicht weiter gehen, da er das, was er bestehen ließ, als eine eherne Nothwendigkeit betrachtete und in der Zeit und unter den Umständen, in die seine Herrschaft fiel, betrachten mußte.

* Siehe Denkwürdigkeiten von Chr. W. v. Dohm, Bd. IV. p. 280 ꝛc.

Die damalige Härte des Militärweſens mochte nun zwar in den andern deutſchen Staaten, die keines ſtehenden Heeres von ſo unverhältnißmäßiger Größe, wie Preußen, bedurften, weniger fühlbar werden. Wir haben aber nicht nöthig, eben tief in die Verhältniſſe derſelben einzudringen, um uns zu überzeugen, daß dieſe Erleichterung durch andere und größere Uebelſtände reichlich aufgewogen wurde, die durch die gerechte und ſtreng geordnete Verwaltung des preußiſchen Staates, durch das Alles überſchauende Auge des Monarchen hier unmöglich gemacht waren. Miniſterwillkür, Prunkſucht und Verſchwendung, Maitreſſenherrſchaft, der hier und da auf dem Bauernſtande laſtende Druck, Verkauf der Landeskinder, um unter den Fahnen einer fremden Macht gegen die aufſtrebende Freiheit Nordamerikas zu fechten, und ſo manches andere, laſſen uns jene Tage, wenigſtens im Ganzen und Großen, nicht eben zurückwünſchen.

Ob einer der damals Lebenden mehr von den Uebelſtänden oder den Vortheilen ſeiner Zeit getroffen und erfüllt werden ſollte, hing offenbar zum großen Theile von ſeiner individuellen Lage und Stellung ab. Es darf uns daher nicht wundern, daß wir Goethe, der als Liebling und Miniſter Karl Auguſts neben dieſem in Weimar herrſchte, nach deſſen Wünſchen ſich ſeine Welt bequemte, ſich mit dem Beſtehenden immer mehr ausſöhnen, an daſſelbe anſchließen ſehen. Auch er hatte ſich früher, obwohl als wohlhabender Rathsherrnſohn in einer freien Reichsſtadt geboren, von der Welt, die ihn umgab, gedrückt und beengt gefühlt. Aber ſeine heitere Natur, die zu einem unfruchtbaren Schmollen mit der Welt nicht gemacht war, eilte, als dieſe ihm liebevoll ihre beſten Gunſtbezeugungen bot, ſich in die ihm geöffneten Arme zu werfen.

Schiller konnte ſich eines ähnlichen Entgegenkommens nicht rühmen. Weit entfernt, ſchon in der Wiege, wie Goethe, von unabhängiger Wohlhabenheit geſchaukelt zu werden, war er unter ſehr beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen. Als ſich die Kräfte ſeines Geiſtes freier zu entwickeln anfingen, ſah er ſich von einem allerdings wohlwollenden Despotismus gehemmt, aufs Aeußerſte gebracht und zur gewagten, das Glück ſeiner Eltern und ſeiner eigenen Zukunft aufs Spiel ſetzenden Flucht genöthigt. Er hatte kurz zuvor einen andern Dichter, den unglücklichen Schubarth, in

seinem Kerker auf Hoben-Asperg besucht und als das Opfer eines nicht so wohlwollenden Despotismus leiden sehen.

Es ist ein wunderbares, titanenhaftes Gedicht, in dem sich die jugendliche Begeisterung des Dichters entlud. Der damaligen Kultur und ihrem Produkte, der zugleich zu streng und lose gefügten bürgerlichen Ordnung wird darin ein gefährlicher Krieg im Namen der Natur und Freiheit angekündigt. Gesetz und Bildung, die zu schwach sind, um die Gewaltthaten der Mächtigen zu dämmen, scheinen dem Dichter nur da, um in dem Volke, den Gehorchenden allen frischen Lebensmuth, alle Fähigkeit zu einem höhern Aufschwunge zu ersticken. Statt der großen Helden des Alterthums sieht er nur schwindsüchtige Stubengelehrte vor sich, die sich bei jedem Worte ein Fläschchen Salmiakgeist vor die Nase halten, indem sie ein Kollegium über die Kraft lesen.

Beide, sowohl Goethe als Schiller, fangen damit an, die Natur und deren urgeborne Frische und Tüchtigkeit auf Kosten der Kultur zu verherrlichen. Es kann dies nach dem bisher Ausgeführten nicht verwundern. Die Kultur war zwar noch nicht, wie zuweilen jetzt, eine blasirte und charakterlos abgeblaßte, aber verschnörkelte und perückenverzierte geworden. Man fühlte, wie sehr sie das Leben des Geistes und Gemüthes eingezwängt und in konventionelle Fesseln geschmiedet habe. Hier haben beide Dichter ihren Pinsel in sehr verwandte Farben getaucht. Aber gerade hier zeigt sich auch sogleich die wesentlichste Abweichung zwischen beiden, die im Tiefsten nicht auf der Verschiedenheit ihrer Umgebung und äußern Verhältnisse, sondern ihrer durchaus verschiedenen Persönlichkeit beruht. Es ist bei Schiller mehr die sich nach außen gährend entfaltende Kraft der Natur, bei Goethe mehr die sich in sich selber befriedigende Gesundheit derselben, was den einen und andern Dichter begeistert. Die Naturkraft, der Schiller ein Loblied singt, kündigt sich als eine die Welt umgestaltende, elementarisch drohende an. Bei Goethe ist es mehr darum zu thun, daß dem Einzelnen die freie Entfaltung seiner angebornen Natur gestattet werde. Man sieht, daß er an einem Bauernweibe, das sich naturgemäß und frei in ihrem beschränkten Kreise ausbildet, wenigstens eben so viel Freude empfindet, als an einem Helden wie Hannibal. Schiller dagegen läßt sich an einer so stillen und sich selber beschränkenden Entfaltung des

Naturlebens nicht genügen. Sein Intereſſe für die Menſchheit iſt auf deren große Entwicklungen nach außen, auf Heldenthum, Staatsgröße u. ſ. w. gerichtet. „Stellt mich vor ein Heer Kerle, wie ich, ruft Karl Moor, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſeyn ſollen.“ Der befreiten Kraft wird ſogleich ein hohes und weitblickendes Ziel geſtellt, um das es dem Dichter eigentlich zu thun iſt, zu deſſen Erreichung er die Natur blos zu Hülfe ruft. Die letztere iſt ihm mehr Mittel und Weg zu einem Andern, nicht ſo Selbſtzweck wie bei Goethe. Sie erſcheint ihm daher ſogleich in der Geſtalt bürgerlicher Freiheit, oder es iſt vielmehr nicht ſowohl die Natur als dieſe, die der Dichter im Auge hat, die Freiheit, die, wie er ſagt, Koloſſe und Extremitäten ausbrütet, während das Geſetz das zum Schneckengange verdorben hat, was Adlerflug geworden wäre.

Der Kampf gegen die Kultur wird von Schiller ungleich heftiger und ſtürmiſcher als von Goethe geführt, auch von letzterem nirgend auf die beſtehende bürgerliche Ordnung ausgedehnt. Das, was man in dieſer Beziehung aus dem Götz von Berlichingen herausdeuten kann, verklingt doch nur wie ferner Seufzer. Auch die größere Heftigkeit Schillers beruht zunächſt auf einem rein perſönlichen Unterſchiede. Es fehlt ihm in ſeinen Jugendwerken nicht blos die milde, olympiſche, über den Dingen ſchwebende Ruhe, zu der auch Goethe erſt in ſeinen ſpäteren Werken hinangeſtiegen iſt und die hier zuweilen an eine gewiſſe ſalonsmäßige Kälte ſtreift, ſondern eben ſo die erhaben-kampfgeübte Beſonnenheit, mit welcher dieſer ſchon in ſeinen heftigſten jugendlichen Ergüſſen die Zügel des Muſenroſſes zu lenken weiß. Schiller wird eben darum leichter ungerecht, übertreibt, erblickt die Welt und die Uebelſtände, die ihn umgeben, in einem verzerrenden Spiegel. Indem er die Wirklichkeit darzuſtellen glaubt, zeichnet er nur großartige Karikaturen. Es hängt dieſes wieder damit zuſammen, daß die Liebe zur Natur, der Sinn für dieſelbe bei ihm keineswegs ſo tief, wie bei Goethe gewurzelt ſind, nicht ſo aus dem geheimnißvollen Urgrunde ſeines eigenſten Lebens hervorquellen, daß die Natur blos die Bundesgenoſſin iſt, die er zu dem ernſten Kampfe herbeiruft, den er in den Regionen des geiſtigen Lebens kämpft. Die größere Darſtellungskraft Goethes, wie ſie ihm die

Mittel zu einer treueren Nachbildung der Realität gab, mußte zugleich ein näheres und vertraulicheres Verhältniß zwiſchen beiden begründen, eine Art von Intereſſe, wie es der talentvolle Porträtmaler auch für das unangenehmſte Geſicht, das ihm zum Modell ſitzt, empfindet.

Dieſes Intereſſe ging Schiller bei ſeinen mehr auf das Allgemeine und Große der menſchlichen Verhältniſſe gerichteten Geiſte ab. Das Urbild oder Ideal dieſer Verhältniſſe, das er in ſich trug, oder vielmehr der heftige Drang, die jugendliche Hitze, welche dieſes Ideal noch mit ihren kochenden Dämpfen umnebelte und zur rieſenhaften Dunſtgeſtalt ausdehnte, konnte ſich zu einem Vergleiche mit der mangelhaften Wirklichkeit, die er um ſich her ſah, nicht verſtehen. Das Panier, welches der Dichter entrollt, iſt daher zunächſt das einer verzweiflungsvollen Abſonderung, eines alle Bande der Geſellſchaft zerreißenden Räuberlebens, eines Kampfes auf Leben und Tod. Karl Moor kann nicht hoffen, etwas Neues und Beſſeres an die Stelle der bekämpften Ordnung zu ſchaffen, er kann nur zerſtören und rächen. Sein Ringen hat ſo eine entſchieden anarchiſche Tendenz, die um ſo bedenklicher erſcheint, als ſie ungeſcheut das Verbrechen, ja das gemeine Verbrechen, Straßenraub und Raubmord, zu Hülfe ruft.

Doch der Dichter ſelbſt iſt nur halb in dieſem Kampfe. Wir fühlen, daß er den Schmerz und die Weltanſicht Moors, aber nicht deſſen Thaten theilt. Wie der Held ſeines Dramas unterwirft er ſich ſelbſt am Schluſſe des Gedichtes, wenn auch nur mit der Reſignation des ſterbenden Fechters, dem Geſetze und der beſtehenden Ordnung der Dinge. Er erkennt an, daß ſie mit allen ihren Mängeln doch noch immer unendlich höher ſtehe, als jenes wüſte anarchiſche Ringen, und überzeugt uns dadurch, daß es nicht der Taumel des Haſſes und der Zerſtörung, ſondern umgekehrt eine tiefe, glühende Liebe zu Geſetz und Staatsleben war, was ihn getrieben und begeiſtert hat. Von dem heißen Bedürfniſſe, ein ſolches Staatsleben in ſeiner höchſten, freieſten, kräftigſten Geſtaltung vor ſich zu ſehen, gedrängt, hat er ſeinem Zorne über die Uebelſtände der Wirklichkeit einen Augenblick den vollen Zügel gelaſſen, und ſeiner Phantaſie geſtattet, auf der Seite der Geſetzloſigkeit und Anarchie zu kämpfen. Wie es dem tragiſchen Dichter geziemt, ſehen wir ihn aber zugleich bei dieſem

Kampfe mit ernſter Strenge zu Gerichte ſitzen, und über das anarchiſche Rächerideal, wie es ſich in Moors Gehirne ausgebildet hat, das Urtheil der Verdammung ſprechen.

Der Angriff gegen die beſtehende Ordnung wird dadurch freilich nur in ſeinen äußerſten Exceſſen gerichtet und beſonders das Ungerechte und Uebertriebene der gegen dieſe Ordnung erhobenen Beſchuldigungen nicht zurückgenommen. Wir werden deßhalb mehr mit einem Gefühle der Bewunderung für die große Seele Moors, als mit einem für die Heiligkeit des Geſetzes entlaſſen. Die Unterwerfung Moors unter das letztere, kann uns ſogar nach dem bisherigen Gange und Inhalte des Gedichts als eine erhabene Schwärmerei erſcheinen, in die ihn der Autor, ohne ſie ſelbſt zu theilen, hinaufſteigen läßt, um ſeinem Werke einen ſchimmernden Schluß zu geben.

Wir würden aber dem Dichter damit offenbar Unrecht thun. Nicht blos ſeine ſpätere Laufbahn, auch die Räuber ſelbſt können uns als Beleg dienen, daß wir ein aufrichtiges, ehrliches, nach dem Poſitiven und Feſten ringendes deutſches Gemüth, ja eines der ehrlichſten und eifrigſten vor uns haben, daß uns keiner jener blos verneinenden Poeten der neueſten Zeit mit grinſendem Antlitz die Zähne entgegenblökt, deren letztes Ziel blos zu ſeyn ſcheint, Natur und Welt zur häßlichen Teufelsfratze zu verzerren, um die davon ausgehenden Schwefeldünſte zu einem pikanten Räucherwerk für die Naſen ihrer Leſer zu verwenden.*

Ich kann allerdings nicht ſo weit gehen, einem unſerer jüngeren Kritiker beizuſtimmen und den Styl, in dem die Räuber gedichtet ſind, als Muſter für die tragiſche Kunſt anzupreiſen, muß dieſen vielmehr, ſo wie die Zeichnung der Charaktere für überladen und unwahr halten. Doch iſt von der andern Seite niemand mehr als ich bereit, der wunderbaren gigantiſchen Kraft dieſes in

* Allerdings gehen ſie dabei oft ziemlich verſchwenderiſch mit einem eben ſo übertriebenen und unwahren Edelmuthe um. Sie verſtehen es aber auch dadurch nur den Hautgoutgeſchmack ihrer Dichtungen zu ſteigern, indem ſie, wie z. B. Viktor Hugo in einigen Dramen, entweder eine öffentliche Dirne (im vollen Sinne des Wortes) als die edle Perſon des Gedichtes hinſtellen, oder den Edelmuth aus der Liebe für eine ſolche hervorgehen laſſen und ſo mit einem pikanten Duſte der Gemeinheit und Verweſung durchdringen.

ſeiner Art einzigen Gedichtes, vielleicht des größten, das Schiller jemals geſchaffen hat, volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Die beiden nächſten Werke des Dichters, Fiesko und Kabale und Liebe, ſtehen weit hinter den Räubern zurück. Der Schwulſt der Sprache hat ſich darin wo möglich noch geſteigert und erſcheint um ſo läſtiger, weil er nicht mehr durch gleiche Wärme und Kraft der dichteriſchen Stimmung belebt wird, auch mit den beſchränkten bürgerlichen Verhältniſſen, in welche wir in Kabale und Liebe eintreten, ſich noch weit weniger, als mit den fremdartigeren und grandioſern der Räuber zuſammenpaſſen will. Wenn Leonore im Fiesko ruft: „Weinen möchten dieſe Steine, daß ſie keine Beine haben, um dem Fiesko nachzuſpringen," ſo ſehen wir uns an die Grenzen einer bombaſtiſchen Geſchmackloſigkeit geführt, wie ſie ſich in einigen neueren Produkten unſerer Literatur erſt kürzlich wieder im verzeihlichen Wohlwollen gegen ſich ſelber mit Begeiſterung und Kraft verwechſelt hat.

Die Perſönlichkeit Fieskos iſt derjenigen Karl Moors entſchieden entgegengeſetzt. Er iſt egoiſtiſch, ehrgeizig und herrſchſüchtig, während ſich Moor in ſchwärmeriſcher Spannung blos als Werkzeug höherer Mächte empfindet, und ſich, als dieſe Spannung verraucht iſt, willig zum Sühnungsopfer wegen ſeines Irrthums bietet. Fiesko verſchwört ſich, um den Herzogshut von Genua aufs Haupt zu drücken, Karl Moor iſt eine durchaus republikaniſche Geſtalt. Nach dem bisher von dem Dichter genommenen Gange ſchien man nun beſorgen zu dürfen, daß er einen Charakter wie Fiesko und das Streben deſſelben nur mit Ungunſt betrachten und daher nach ſeiner übertreibenden Weiſe ins Schwarze und Häßliche karikiren werde. Und doch iſt dieſes keineswegs der Fall. Wir fühlen vielmehr, daß er an ihm, an ſeinen Planen bis zu einem gewiſſen Grade Theil nimmt, daß er das Recht der Kraft und Gewandtheit, über die minder Kräftigen und Gewandten zu herrſchen, anerkennt, oder ſich doch auf den Standpunkt derſelben mit Unparteilichkeit und ſelbſt mit Wärme zu verſetzen weiß. Nicht blos der republikaniſche, auch der monarchiſch herrſchende oder zur Herrſchaft emporſtrebende Held zeigt ſich ihm verſtändlich, und ſo wenig das Gedicht, worin ſich dieſes ausſpricht, die Energie der Räuber erreicht, bemerken wir doch darin, daß ſich die Weltanſchauung des Dichters erweitert habe, oder vielmehr, daß ſie gar

nicht ſo fanatiſch einſeitig geweſen ſey, als man nach einer oberflächlichen Anſicht der Räuber befürchten könnte.

Der eherne Republikaner Verrina ſpricht nun zwar in ſeinem zornigen Erguſſe gegen den neuen Herzog offenbar aus der Seele des Dichters, und ſteht als der Held der Kataſtrophe, des Schluſſes. Doch ſeine finſtere That iſt kein Sieg. Abgeſehen davon, daß unſer Intereſſe für Fiesko durch deſſen Untergang, wie immer in der Tragödie, nicht geſchwächt, ſondern nur erhöht wird, iſt es am Ende nicht die Republik, ſondern die monarchiſche Herrſchaft des zurückkehrenden Doria, welche die Oberhand behält. Die Ordnung, der ſich, wie am Schluſſe der Räuber, der Dichter und ſeine Welt beugt, iſt aber nicht blos, wie dort, das abſtrakte, in ſeiner Verwirklichung mit tauſendfachen Mängeln beladne Geſetz; dieſelbe iſt in der milden und edlen Geſtalt des Andreas perſonifizirt. Auch hier können wir eine größere Milde und Freiheit des Dichters nicht verkennen.

Aber dieſer Verſuch deſſelben, ſich von ſeinem revolutionären, anarchiſch-verneinenden Standpunkte zu befreien und eine reichere Welt zu gewinnen, zeigt ſich, wie er ein nur mäßig gelungener iſt, auch als ein blos vorübergehender. In Kabale und Liebe ſtürzt der Dichter in den alten, wilden Kampf mit der ihn umgebenden Ordnung der Dinge zurück. Indem er dieſe ungleich mehr als in den Räubern in ihren realen Verhältniſſen vor unſere Augen zu führen ſucht, ſteigert ſich ſeine Verſtimmung zu unverſöhnter und unverſöhnlicher Bitterkeit. Das Gedicht ſchließt mit einer ſchreienden Diſſonanz, die dadurch, daß die Schurken ihre kriminalrechtliche Strafe erhalten, ſo gut wie gar nicht gemildert wird. Es iſt das unerfreulichſte Werk des Autors.

Werfen wir einen Blick auf die bisherige Laufbahn deſſelben zurück, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß aus einer ſolchen Verſtimmung, einem ſolchen Zwieſpalte zwiſchen ihm und ſeiner Welt, wie ſie ſich in den Räubern und Kabale und Liebe kund thut, zwar wohl ein einzelnes gewaltiges, dämoniſch zerreißendes Werk, wie die Räuber, aber gewiß kein volksthümliches Drama, wie das der Engländer und Spanier, hervorgehen könne. Der Dichter ſelber belehrt uns, wie bald ſich dieſes Thema erſchöpfe oder doch nur eine immer bänglicher und kümmerlicher werdende Wiederholung geſtatte, wenn es nicht (wovor ihn ſein guter Genius

behütet hat) nach der andern Seite hin in immer dämoniſchere Fratzengebilde ausſchweifen wolle. Der Verſuch aber, ſich im Fiesko eine breitere Bahn zu öffnen, hatte, weil er nur mit halber Liebe und Wärme gethan war, auch nur einen halben Erfolg gehabt.

Doch gerade in dem Augenblicke, wo der Dichter in Kabale und Liebe den Schlingen eines bittern, gänzlich unpoetiſchen Haſſes gegen die Welt, die ihn umgab, zu erliegen drohte, und doch keine andere Welt, die ihn dafür entſchädige, zu erfaſſen wußte, trat ihm ein Tröſter zur Seite, oder ſtieg vielmehr aus den Tiefen ſeines eigenen Geiſtes empor.

Dieſer Tröſter, der ihm liebevoll die Hand bot, um ihn über die Nebel der Wirklichkeit zu reineren Höhen zu tragen, der ihn mit der Kraft ausrüſtete, eine andere beſſere Welt aus ſich ſelbſt nach den urewigen Bedürfniſſen und Bedingungen ſeines eigenen Geiſtes zu erzeugen, war der Gedanke, der forſchende, konſtruirende philoſophiſche Gedanke.

Nicht als ob der reflektirende Geiſt des Dichters nicht auch ſchon in deſſen frühern Werken mächtig hervorgetreten wäre. Aber er iſt hier mehr dazu da, um die Schmerzen zu ſteigern, indem er die höhern Erforderniſſe, das, was ſeyn müßte, vorhält und die Beulen und eiternden Wunden der Wirklichkeit mit ſeinem rothflammenden Meteorlichte beleuchtet. Denn noch hat er ſich hier keineswegs zur heiter erwärmenden, die Wolken rein durchſtrahlenden Sonne gereinigt. Noch ſind eben darum die Forderungen, die er aufſtellt, bei weitem nicht ſo zu klarem, denkendem Bewußtſeyn gekommen, wie im Don Karlos, dem erſten Werke, worin ſich die Erlöſung des Dichters durch den Gedanken offenbart. Moor hat von dem, was er eigentlich hingeſtellt ſehen möchte, eben ſo extravagante als unbeſtimmte Vorſtellungen.

Ich werde an einer ſpäteren Stelle noch nähere Gelegenheit finden, mich darüber auszuſprechen, wie bedenklich es für Poeſie und Kunſt ſey, den begreifenden Gedanken zum Fundamente ihres Wirkens zu machen. Wenn wir aber auch jene Erlöſung unſeres Schiller als eine im Intereſſe des Theaters und der Poeſie nur zweideutige betrachten müſſen, ſo war ſie doch zugleich für ihn als Menſchen, wie als Dichter eine wohlthätige.

Schon im Karlos liegt der Beweis davon vor. Der Gedanke

iſt hier allerdings noch nicht zur Grundlage des Werkes geworden, er hat den Widerſtand, den ihm die dargeſtellte Welt entgegenſetzt, noch nicht zu überwinden gewußt. Nur in einer einzelnen idealen Geſtalt, der des Marquis von Poſa, findet er ſeinen Vertreter, den Propheten ſeiner Herrlichkeit. Die Schätze, die der Dichter in jenen höhern Regionen gehoben hat, werden noch blos als das Eigenthum einer einzelnen bedeutenden Individualität dargelegt, ohne daß ſich die Verhältniſſe, welche die letztere umgeben, als davon durchdrungene, den Geſetzen des denkenden Geiſtes unterworfene und angemeſſene zeigten. Vielmehr ſtehen dieſelben dem Dichter und demjenigen, aus deſſen Munde er ſeine neugewonnenen höheren Anſchauungen verkündet, noch immer als fremde und feindliche gegenüber. Noch immer endigt das Gedicht mit dem ſchmerzlichen Siege einer unvollkommenen Welt über die höhern Bedürfniſſe des Dichters. Doch wie ſehr hat ſich das Verhältniß zwiſchen beiden verändert und gemildert. Die Stellung Poſas erſcheint in einer ſehr wichtigen Beziehung derjenigen Moors ähnlich. Beide haben eine reformatoriſche, auf Befreiung und Umgeſtaltung der Welt gerichtete Tendenz, die ſich bei Moor nur aus Verzweiflung in eine auf Rache und Vergeltung gehende verwandelt. Wie beſonnen und gefaßt, wie viel mehr ſich in die Weltverhältniſſe und deren Bedingungen ſchickend, ſteht aber Marquis Poſa neben Karl Moor! Die Anforderungen des erſteren ſind beſtimmter, aber um eben ſo viel mäßiger. Die größere Beſtimmtheit der Idee ſcheint nun zwar den Zorn des Dichters über die Unvollkommenheiten der Wirklichkeit eher ſteigern zu müſſen. Doch erfolgt gerade das Gegentheil. Die Idee ſelbſt wird ſeine Welt. Er fühlt, daß ſie in ſich ſelbſt eine hohe und reine Befriedigung trage, daß es allerdings ein Schmerz bleiben müſſe, die Wirklichkeit ihr nicht gemäß zu ſehen, aber kein verzehrender, zu Haß und Zerſtörungsluſt aufregender, ſondern ruhiger und heiliger. Das Ideal des Menſchlichen, das ihm aus jenen reinen Höhen in noch nie geſchauter Klarheit herniederſtrahlt, iſt nicht mehr ein im wüſten Sturme und Drange begriffenes und davon getrübtes. Auch jetzt gibt es der Vertreter deſſelben nicht auf, zu handeln, zu ringen, für die Verwirklichung ſeines eigenſten Weſens in den umgebenden Dingen zu arbeiten; aber mitten im Kampfe beſeligt er ſich in der Fülle des eigenen Geiſtes. Der

Gedanke iſt in dieſem Gedichte ungleich mehr Zweck und Ziel ſeiner ſelbſt geworden; nicht wie bei Moor um Freiheit des Handelns, vor Allem um „Gedankenfreiheit“ iſt es zu thun.

Man ſieht, die höheren Anſchauungen des Dichters haben denſelben, indem ſie ihm eine ideale Welt erſchließen, mit dem Frieden derſelben durchleuchtet und ihm die Fähigkeit eingehaucht, die Mängel der Wirklichkeit als etwas vorübergehendes und neben jenen ewigen Schätzen nichtiges mit Gleichmuth zu ertragen. Sie haben ihn eben dadurch gerechter gegen dieſe Mängel und die Wirklichkeit, an der ſie haften, gemacht. Mit welcher Unbefangenheit iſt der Dichter bemüht, ſelbſt die Geſtalt eines Philipp II., die ihm auf ſeinem jetzigen, wie auf ſeinem frühern Standpunkte doch die feindlichſte ſeyn mußte, nicht ins Uebertriebene und Häßliche zu verzerren, ſie aus den Grundlagen ihrer Stellung und Perſönlichkeit zu erläutern und uns menſchlich näher zu bringen. Selbſt in dem entfernteſten, fremdartigſten, ja feindlichſten menſchlichen Treiben beginnt der beruhigte Dichter den Abglanz des göttlichen Urbildes zu fühlen, dem er Auge in Auge, wie die Seelen des Plato, in geiſtiger Verzückung geſchaut hat. Wir dürfen mit Recht und ſtolzem Bewußtſeyn den Weg, den derſelbe wandelt, als ein Symbol für die ruhigere Haltung des deutſchen Volkes in den revolutionären Wirrniſſen der neueren Zeit betrachten.

Doch ſind es allerdings nicht lauter Vortheile, die dieſe von dem Dichter genommene Wendung, wenigſtens für ſeine Poeſie, erzeugt hat. Das weiter unten näher auszuführende Bedenken, daß der Begriff als Grundlage für ein Gedicht ſich entweder als zu ſtarr oder zu willkürlich, immer und in allen Fällen aber als zu einſeitig erweiſen werde, findet zwar beim Karlos noch keine Anwendung und kann ſie hier nicht finden, eben weil der begreifende Gedanke hier noch nicht zur Grundlage des Dramas geworden iſt. So lange ſich derſelbe nur als Gedanke eines Einzelnen geltend macht, ſich uns noch im (ich möchte ſagen) lyriſchen Zuſammenhange mit dem Geiſte des Dichters oder ſeines Helden zeigt, behält er an dieſem Geiſte eine genügende Baſis unmittelbaren, vielſeitigen Lebens. Wenn er in dieſem Falle nur aus dem Geiſte des ihn vertretenden Einzelnen mit pſychologiſcher Nothwendigkeit oder doch Geſetzmäßigkeit emporſteigt, wenn wir nur erkennen, daß der Dichter, oder das von ihm vorgeführte Individuum nach den Elementen ſeiner Perſönlichkeit,

dem Gange ſeiner Bildung u. ſ. w. ſo denken müſſe, oder doch könne, müſſen wir dem Begriffe eine hinreichende Objektivität und Wahrheit zugeſtehen. Es ließe ſich nun freilich ein Zweifel aufwerfen, ob die Denkart des Marquis vor dieſer Probe beſtehe, ob es einem Spanier des 16. Jahrhunderts möglich geweſen ſey, zu einer ſo modern proteſtantiſchen Gedankenentwicklung zu gelangen. Aber dieſer Zweifel würde ſich leicht beſeitigen laſſen. Das Leben der Gegenwart bleibt der eigentliche Gegenſtand für den dramatiſchen Dichter. Er wird nun zwar wohlthun, daſſelbe, wenigſtens was die großen Verhältniſſe des öffentlichen Lebens angeht, im Spiegel der Vergangenheit anzuſchauen und in deren Gewand zu kleiden. Für eine unmittelbare Behandlung dieſer Verhältniſſe würde der nöthige Ueberblick, die dichteriſche Unbefangenheit fehlen. Aber jene Koſtümrichtigkeit darf nicht ſo weit gehen, uns ein ganz fremdes, in uns nicht anklingendes Leben auf die Bretter zu ſtellen, die, wenn ſie das ſind, was ſie ſeyn ſollen, nur das Piedeſtal bilden, auf dem das Volksleben ſich ſelbſt eine verſchönerte Statue errichtet, nur den Tiſch für den Pokal, aus dem dieſes Leben ſich im Blute aus den Adern ſeines eigenen Herzens berauſcht. Die in ihrer Gelehrſamkeit oft unverſtändige Kritik wird ſich daher zufrieden geben müſſen, wenn es nur dem Dichter gelungen iſt, Vergangenheit und Gegenwart ſo glücklich zu verſchmelzen, daß wir, indem uns unſere eigenſten Gedanken und Empfindungen entgegentönen, doch einen Eindruck empfangen, der uns, wenn auch mit den erheblichſten Modifikationen, in die geſchilderte Zeit verſetzt. Ja, wenn wir auf das Weſentliche ſehen, wird es blos darauf ankommen, daß die dargeſtellte Welt, indem ſie die Gegenwart abſpiegelt, eine in ſich einige und zuſammenhängende ſey. Wir werden, ſobald wir dieſes einräumen müſſen, mit dem Dichter nicht weiter zu rechten haben. Ein ſolcher innerer Zuſammenhang darf nun den im Karlos geſchilderten Verhältniſſen nicht wohl abgeſprochen werden. Der Tadel, daß Marquis Poſa ein deutſcher Denker unſerer Tage ſey, dürfte eben darum ſo wenig Platz greifen, als wenn man an dem Taſſo Goethes rügen wollte, daß der Held wie ein deutſcher Dichter, die Prinzeſſin wie eine deutſche Dame aus dem letzten Viertheil des 18ten Jahrhunderts empfänden.

Die neue Richtung des Dichters hat demungeachtet ſchon im

Karlos große und weſentliche Uebelſtände zur Folge, die zum Theil hier noch ſchlagender und ſtörender als in den ſpäteren Werken hervortreten. Eben weil es eine einzelne Geſtalt, nicht das Gedicht im Ganzen iſt, was als Träger des Gedankens daſteht, ſieht ſich dieſer ungleich mehr genöthigt, ſich als Begriff im engern Sinne, als Sentenz und Lehrſatz in didaktiſcher Entwickelung auszuſprechen. Die Gelegenheit dazu wird ziemlich vom Zaune gebrochen und der ſtarre Despot, der König der Auto da Fe's, Philipp II. muß ſich bequemen, eine ſehr ausführliche Vorleſung über das innere Staatsrecht anzuhören, wobei ich es nicht eben rügen möchte, daß die Neuheit der Sache und der Eifer des „ſonderbaren Schwärmers" ihm einen Augenblick imponirt. Ein hiermit zuſammenhängender Uebelſtand beſteht darin, daß der Gedanke, weil er ſich noch nicht ſo mit dem ganzen Werke verquickt und in dieſem ſeine Darſtellung gefunden hat, noch weit mehr in abſtrakter Allgemeinheit verharrt, eine Eigenthümlichkeit, von der ſich der begreifende Gedanke überhaupt nie ganz los machen kann und auch in den ſpätern Werken des Dichters nichts weniger als losgemacht hat. Nur daß hier, wo der Begriff nicht blos aus Einer Geſtalt, ſondern hier und da aus den verſchiedenſten Perſonen herausſpricht, wo er eines ſolchen unmittelbaren Ausdrucks nicht ſo benöthigt iſt, weil er das Drama im Ganzen als lenkender Faden regiert, jene abſtrakte Natur deſſelben nicht mit ſo konzentrirter Deutlichkeit, wie in den Vorträgen des Marquis Poſa, zur Erſcheinung kommt. Unſere modernen liberalen Dichter, die ſo viel von Freiheit u. ſ. w. in der abſtrakteſten Bedeutung ſingen, werden dieſes nun freilich nicht als Uebelſtand zugeben, aber es bleibt demungeachtet (da die Poeſie nun einmal eines konkreteren Inhalts bedarf) ein weſentlicher. In einem einzelnen, beſtimmten Gedichte mag es allerdings hingehen, wenn der Begriff irgendwo in ſeiner ganzen abſtrakten Nacktheit zu Tage liegt, und der Tadel gegen die Scene zwiſchen dem König und Poſa wird daher nicht zu ſcharf zu nehmen ſeyn. Aber als allgemeinen Quell poetiſcher Begeiſterung möchten wir uns dergleichen didaktiſche Begriffsſchwärmereien nicht gar zu ſehr ſchmecken laſſen dürfen.

Ich möchte nicht gern ſo mißverſtanden werden, als ob ich hiermit der Sentenz überhaupt in der Poeſie den Krieg erklären wolle. Sie kann ſich als eine der köſtlichſten Perlen, der hellſten

Diamanten im Diademe der Dichtkunſt bewähren. Die Poeſie ſinkt, ohne dieſelbe, nur gar zu leicht zu einem tändelnden Spielwerke herab. Es wird aber ein Unterſchied bleiben, ob die Sentenz mehr aus dem Einzelnen und Beſonderen, aus dem gegenwärtigen Augenblicke, der Lage und Stimmung des Sprechenden emporblüht, nur wie eine Ceder Libanons aus dem mütterlichen Boden der Erde in die Lüfte des Himmels und zu einem weiteren Ueberblicke der Gegend hinaufwächst, oder ob ſie aus den Regionen des Allgemeinen und Abſtrakten herniederſteigt, um die Angelegenheiten der Erde in ihr ſpekulatives Fachwerk zu ſchichten. Nur in dem letztern Falle wird ſie als Begriff in dem Sinne, wie ich dieſes Wort bis jetzt gebraucht habe, hervortreten und für die Poeſie gefährlich werden.

Wenn wir die Dichtungen Goethes mit denen Schillers vergleichen, ſo können wir bemerken, daß die erſteren ungleich ſpruch- und ſentenzenreicher als die letzteren ſind. In dem einzigen Taſſo möchten wir ſo viele Sentenzen, als wohl in vier Tragödien Schillers zuſammen antreffen. Schiller iſt zu dramatiſch, um ſich ſo häufige und dauernde Ruhepunkte der Betrachtung zu geſtatten; ſein Gedanke findet aber auch, eben weil er abſtrakter iſt und weit mehr als ein in Form und Inhalt Fremdes über dem unmittelbaren Gegenſtande des Gedichtes ſchwebt, weit ſeltener Gelegenheit, ſich an denſelben anzuknüpfen und ſich auf eine dem einzelnen Momente, an den er ſich anſchließt, irgend entſprechende Weiſe zu äußern. Bei Goethe dagegen, wo die Sentenz das Beſondere mit Liebesarmen umfaßt hält, wo ſie blos dieſes Beſondere zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt bringt und dadurch erſt indirekt auch zum Verſtändniſſe ſeiner Beziehungen zu dem Allgemeinen, Ganzen und Ewigen erhebt, iſt für ſie ein weites fruchtbares Feld geöffnet, auf dem, ich möchte ſagen, jedes Hälmchen und Gräschen von ihr beſeelt zu werden harrt.

Auch bei Goethe wird der beſondere Moment, auf den ſich der Gedanke bezieht, hier und da (wenigſtens in ſeinen ſpäteren Werken) zu ſehr verallgemeinert und die Sentenz hebt ſich zu weit in die Höhen des Abſtrakten empor, ſo wie ſie bei Schiller nicht tief genug daraus herniederſteigt. Demungeachtet läßt ſich nicht verkennen, daß ſich der Gedanke bei jenem unendlich reicher und vielſeitiger zeige. Sobald die Sentenz den Reichthum der

Dinge auf wenige große Regeln und Geſetze zurückzuführen bemüht iſt, muß ſie ſich nothwendig ſelber um die poetiſche Fülle bringen, die wir im Intereſſe der Dichtkunſt nur ſchmerzlich vermiſſen werden und für die uns der philoſophiſche Gewinn jener Geſetze und Kategorien nicht zu entſchädigen vermag.

Noch auf einen ferneren Uebelſtand, den die neue Richtung unſeres Schiller ſchon im Karlos zur Folge hat, muß ich hier aufmerkſam machen. Ueberall, wo der Begriff als Gatte der Begeiſterung dient, wird die dichteriſche Geſtaltenbildung darunter leiden und nicht zur vollen plaſtiſchen Rundung und individuellen Lebensfriſche gedeihen. So finden wir es denn auch im Karlos. Die Geſtalt Marquis Poſas kann die Wurzel, aus der ſie erwachſen iſt, nicht verläugnen. Auch in den früheren Werken iſt es nicht gerade eine aus ſchöpferiſcher Anſchauung des Lebens wirkende Darſtellung, was uns in denſelben ergreift und fortreißt. Doch der Mangel geht hier mehr aus der obenberührten Neigung zu bombaſtiſcher Uebertreibung, als aus der reflektirenden Tendenz des Dichters (die freilich ſchon immer im Hintergrunde liegt und mehr oder weniger allen Geſtalten deſſelben ſchädlich wird) hervor. Erſt im Marquis Poſa enthüllt ſich dieſe Tendenz als die innerſte und wichtigſte Quelle ſeines poetiſchen Wirkens und hält uns in den Zügen deſſelben ihr eigenes abſtraktes Antlitz in voller Klarheit entgegen.

Dies dürfte auch um ſo ſchwerer zu vermeiden ſeyn, je mehr es eine einzelne Geſtalt, ein einzelnes Humanitätsideal iſt, in dem ſich der philoſophiſche Gewinn des Dichters ausdrückt und ſein Begriff der Menſchheit, ſeine ſpekulative Auffaſſung der Geſetze ihres Daſeyns verkörpert. Und doch müſſen wir einräumen, daß in dem einen und andern ſpäteren Werke, wo der Begriff nicht ſowohl in einer einzelnen Figur, als in der Totalität des Gedichtes zur Erſcheinung kommt, der Mangel noch weit fühlbarer ſey und ſich die ganze dargeſtellte Welt zu einer noch luftigeren Schemenexiſtenz abgedünnt habe. Marquis Poſa, obgleich er ſeinem Inhalte nach ungleich idealer als z. B. Graf Düneis oder gar Talbot in der Jungfrau gehalten iſt, ſcheint mir demungeachtet noch immer mehr eigenes perſönliches Leben und lebendige Bewegung gerettet zu haben. Doch entſteht dieſer Schein vielleicht blos daher, daß der Marquis in den andern realeren Charakteren des Karlos einen

lebendigeren Gegenſatz und dadurch eine ſchärfere Begränzung findet, als jenen Figuren der Jungfrau zu Theil wird, eben weil hier die auflöſende Macht des Begriffes durch alle Adern und Geſtalten des Gedichtes gedrungen iſt.

Ich kann in die vornehme Geringſchätzung nicht einſtimmen, mit der manche unſerer Zeitgenoſſen, die ſonſt den großen Dichter in vollen Ehren halten, auf den Karlos deſſelben herabſehen. Ungeachtet der rhetoriſch abſtrakten Begeiſterung des Marquis, ungeachtet der großen Fehler in der Motivirung, gegen die der Autor ſein Werk in den Briefen über Don Karlos umſonſt zu vertheidigen ſucht, muß ich dieſes Trauerſpiel neben den Räubern, Wallenſtein und Maria Stuart zu den bedeutendſten und gelungenſten Dramen rechnen, die wir ſeiner Feder verdanken. Es ſind großartig und fein gezeichnete Charaktere, ächte Farben des Lebens, auch tiefeindringende Töne der Empfindung darin. Wir dürfen, was die Plaſtik der Geſtalten betrifft, nicht gerade an Goethe zurückdenken; doch möchte ſich mehr als Eine Schönheit in dem Gedichte finden, wofür es bei Goethe an einem Seitenſtücke fehlt. Das Bewußtſeyn königlicher Hoheit, wie es ſich in der Figur Philipps II. ausſpricht, die Treue Lermas, die Gefühle des Karlos an der Leiche des Freundes, die männliche Begeiſterung Poſas (die ungeachtet ihrer abſtrakten Idealität doch eine lyriſch-warme und beſonders männliche bleibt) — alle dieſe männlichen Schönheiten können, als der Poeſie Goethes mehr oder weniger fremde, die Vergleichung mit den Dichtungen des letzteren vollkommen aushalten.

Nach Vollendung des Karlos wendet ſich die Thätigkeit des Dichters eine längere Zeit ganz von dem Drama ab, dem er bis dahin ſeine beſten Kräfte geweiht hatte. Die Richtung auf den begreifenden Gedanken wirft ſich entſchieden in ſyſtematiſch-philoſophiſche Studien und ſteigt hier zur eigentlichen Quelle ihres Weſens hinauf. Der auf das Staatsleben, auf die hiſtoriſche Wirklichkeit großer Verhältniſſe des öffentlichen Lebens gerichtete und darnach verlangende Sinn des Dichters ſucht dagegen in Geſchichte und Geſchichtsſchreibung Befriedigung. Indem er dieſe Verhältniſſe als entſchieden vergangene in größere Ferne ſchiebt und zugleich in weiterer Ausdehnung umfaßt, ſie nicht mehr für das gegenwärtige Leben und den beſchränkteren Geſichtskreis des

Dramas benutzt, darf er hoffen, dieſelben mit den Bedürfniſſen ſeines Geiſtes eher in Einklang zu ſehen oder in Einklang zu ſetzen. Der Widerſpruch zwiſchen dieſen Bedürfniſſen und der Realität, wie er ſich in den früheren Dramen des Dichters geltend macht und auch im Don Karlos nichts weniger als ausgeglichen iſt, hat ſich in zwei verſchiedene, ſich völlig ſondernde Zweige der Produktion geſpalten, von denen es der eine zunächſt mit der idealen Anforderung, der andere mit der beſtimmten und konkreten Wirklichkeit, wenn auch als einer vergangenen, zu thun hat. Doch dieſe Spaltung iſt mehr eine Spaltung der Form, die einer ſich immer deutlicher entwickelnden Ausſöhnung im Inhalte nur zur Hülle und Vorbereitung dient.

Neben dieſen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten weiß der Dichter aber auch noch Zeit und Luſt für ein poetiſches Schaffen zu finden. An der Stelle der dramatiſchen Form iſt es jedoch eine lyriſch-didaktiſche, in der er ſich während dieſer Epoche mit dem meiſten Erfolge verſucht. Er gibt uns hier eigentlich nur die poetiſch verklärten Reſultate ſeiner philoſophiſchen Studien, nur wie in den letzteren eine Fortſetzung der Art und Weiſe, worin der Gedanke, die begreifende Reflexion ſchon im Karlos hervortritt. Lag es doch ſehr nahe, nicht erſt einen Mittelsmann für deſſen Verkündung zu wählen und dieſen mit einer Welt fremdartiger Verhältniſſe zu umgeben, ſondern unmittelbar und in eigener Perſon auf einem rein idealen Standpunkte von der Idee und deren Wundern (theils in eigentlich philoſophiſcher, theils in poetiſcher Form) zu zeugen.

Einige dieſer didaktiſchen Gedichte und Sprüche gehören zu dem Schönſten, was Schiller je gedichtet hat. Dieſelben dürfen ſich, auch an Tiefe des philoſophiſchen Blickes, dreiſt neben ſeine eigentlich philoſophiſchen Werke ſtellen, bei denen eine gewiſſe glatte und kalte Pracht der Sprache nicht immer erfreulich wirkt. Es ſcheint, als ob dieſer wunderbar organiſirte Genius nun einmal berufen geweſen ſey, die Philoſophie poetiſch und die Poeſie philoſophiſch zu treiben, als ob er nur in der Hineinbildung der einen in die andere die volle Herrlichkeit ſeiner Kräfte entfalten können.

Außer dieſen didaktiſchen Poemen verſucht ſich der Dichter während dieſer Zeit vornämlich in kleinern epiſchen Dichtungen. Wie es in jenen Lehrgedichten der helleniſche Mythus, die griechiſche Götter- und

Heroenwelt iſt, in die er ſeine philoſophiſchen Anſchauungen zu kleiden oder deren Geſtalten er als Beiſpiel dafür zu wählen liebt, ſo geht er auch in ſeinen Balladen am liebſten in die Welt der Griechen, deren Mythen und Sagen zurück. Er widmet dem Untergange der helleniſchen Götter ein eigenes elegiſches Gedicht.

Fragen wir nun, was ihn in dieſem Augenblicke mit ſo unwiderſtehlichen Banden gerade nach der Welt der Griechen hinzog, in derſelben den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, die Verwirklichung ſeiner ſchönſten Träume erkennen ließ, ſo iſt die Antwort nicht ſchwer zu geben. Er fand in ihr das Ideal einer reinen, ungetrübten Menſchheit wieder, das ihn ſo glücklich über die Mängel der Wirklichkeit erhoben hatte, aber nicht in der nackten Abſtraktion des Begriffes, womit er, der Dichter, ſich unmöglich befriedigen konnte, ſondern in konkreter, hiſtoriſcher Geſtaltung. Allerdings blieb die Welt des Alterthums, indem er ſie zum Ausdrucke ſeiner philoſophiſchen Entdeckungen erhob, nicht mehr ganz ſie ſelbſt. Es war ein verklärtes, durch den Gedanken des Dichters geläutertes, aber eben darum abſtrakteres, allegoriſch verdünntes Alterthum, was dabei zum Vorſchein kam. Doch genug, der Dichter hatte hier, was er bedurfte, gefunden, ſich mit einer im Vergleiche zu den Abſtraktionen, von denen er ausging, weit beſtimmteren und geſtaltvolleren Welt umgeben.

Der in ſich ſelbſt ruhende Frieden des Gedankens, das über das Wirrſal des Endlichen hinausliegende, in den Genuß ſeiner eigenen Schönheit und innern Vollendung zurückgezogene Urbild der Menſchheit ſpiegelte ſich ihm in dem ſelig dahingleitenden Leben der helleniſchen Götter. Das Bedürfniß nach einer Welt der Kraft, des Heldenthums, der ringenden Thätigkeit fand in den Thaten der griechiſchen Helden und Heroen Befriedigung. Sein Verhältniß zu den Mängeln der Wirklichkeit milderte ſich dadurch immer mehr. Er nahm jetzt in Beziehung zu dieſen Mängeln einen ganz andern Standpunkt ein, erkannte dieſelben als nothwendig an, um jener Kraft und Thätigkeit zum Reizmittel, zum Gegenſtande, zum Schlachtfelde zu dienen. Die Oppoſition gegen die Uebelſtände und Verkehrtheiten ſeiner Zeit verlor ſich; es war nicht länger dieſe oder jene Schwäche oder Verderbtheit der Gegenwart, ſondern die der Realität als ſolcher anklebende Endlichkeit und Unvollkommenheit, was ſeinen Geiſt beſchäftigte.

Das Bewußtſeyn dieſer letzteren hatte auch Shakſpeare erfüllt und ihn mit dem tiefſinnigen Schmerze durchdrungen, der aus mehreren ſeiner ſpäteren Werke athmet. Beide Dichter wurden aber auf dieſem Wege zu ſehr abweichenden Ergebniſſen geführt. Die Löſung, die der Engländer gefunden hatte, beſtand erſtens darin, daß er im Ganzen und Großen der menſchlichen Angelegenheiten das als wieder ausgeſöhnt erkannte, was in Beziehung auf das Individuum ein Mißklang blieb. Die Seufzer des Einzelnen verklangen ihm in dem Hoſianna der Geſammtheit. Man ſieht, daß der Dichter, ungeachtet des deutlichſten Bewußtſeyns all der Uebelſtände, die das menſchliche Leben kreuzen und verwirren, doch das Gefühl eines ihn umgebenden kräftigen, ſiegreichen, glücklichen Geſammtlebens bewahrte. Aber noch tiefer war die Befriedigung, die er aus der Erkenntniß ſchöpfte, daß auch der Einzelne, indem er die volle Herrlichkeit ſeiner beſten Kräfte entfalte, eben in dieſer Entfaltung Gefahr laufe, einer Schuld zu verfallen, die ſeinen Leiden, ja ſeinem Untergange das Quälende einer ungerechten Peinigung nehme, daß Schmerz und Untergang nur das läuternde Bad ſey, worin das Irdiſche von ſeinen Flecken reingewaſchen werde, der Tod und ſelbſt die Schuld nur die Folie, auf der die Göttlichkeit der menſchlichen Tugenden, wie der Demant auf dunklem Grunde, erſt recht deutlich hervorſtrahle. Wie die Sage das Lied des ſterbenden Schwanes preist und ihn erſt in der Stunde ſeines Scheidens die herrlichſten Töne finden läßt, wie die Sonne gerade in den prächtigſten Farben ſchimmert, wenn ſie in die Arme der Nacht ſinkt, ſo leuchten uns in den Tragödien Shakſpeares der Glanz und die Freuden des Lebens, die Inbrunſt der Liebe, die ſtolze Kraft des Helden, das Grübeln des Denkers, das Majeſtätsgefühl des Königs um ſo begeiſternder und innigergreifender entgegen, je mehr ſich ihr Schein in den Wolken der Leidenſchaft, des Unglücks und Todes bricht, davon getrübt und verklärt wird. Wir beugen uns erſchüttert, aber beruhigt vor der geheimnißvollen Macht, die das Gewebe unſeres Daſeyns ſo wunderſam durchwoben, die Schuld und Schwäche zum Einſchlage der Kraft und Tugend gewählt, den Tod als dunkles Cypreſſenlaub zwiſchen die bunten Blumen des Lebens geſtickt hat, damit dieſe um ſo heller ihre Farbenpracht entfalten. Wir fühlen, daß, wenn das Ewige und Göttliche in

dem Endlichen und Vergänglichen zur vollen Erſcheinung kommen ſoll, es nur um dieſen Preis, um den Preis der Schuld und des Todes, geſchehen könne.

Die Weiſe, wie ſich Schiller in den Räthſeln und Irrgängen der Wirklichkeit zurecht zu finden ſucht, iſt hiervon durchaus verſchieden. Die Beruhigung Shakſpeares in dem Bewußtſeyn des kräftigen und großartigen *Volks- und Geſammtlebens*, von dem er ein Glied iſt, der Troſt, der ſich ihm von daher über alle *den Einzelnen* drückenden und keinem ſo klar wie ihm einleuchtenden Beſchwerden ergießt, bleibt unſerem Schiller fremd. Er gibt es auf, eine andere Löſung der Widerſprüche des Irdiſchen zu erlangen, als daß er die Nothwendigkeit derſelben, um der menſchlichen Tugend zum Tummelplatze und Prüfſtein zu dienen, anerkennt. Die Mängel der Wirklichkeit bleiben für ihn *außerhalb* dieſer Tugend, als eine ſie von außen her ſtachelnde Anregung ſtehen, ſie zeigen ſich nicht, wie bei Shakſpeare, in das Fleiſch und Blut derſelben verwachſen. Die tiefe, grübelnde Menſchenkenntniß des engliſchen Dichters, deſſen Blick in die Doppelnatur des Menſchen und die innige Durchſchlingung von Gut und Böſe, Kraft und Schwäche ſind ihm verſagt oder doch in zu ſchwachem Grade vorhanden, als daß ſie ſich in das Centrum ſeiner Weltbetrachtung erheben ſollten. Sein Standpunkt iſt ein zu abſtrakt philoſophiſcher, um ſich auf eine ſo innige Verſenkung in die Realität der Dinge wie Shakſpeare einzulaſſen. Tugend und Sünde liegen für ihn getrennt auseinander, ja innerhalb der Tugend ſelbſt tritt ein ſcharf geſonderter Dualismus hervor. Der ringenden, arbeitenden, im Kampfe ſiegenden Tugend zeigt ſich eine höhere, mehr urſprüngliche und göttliche, in ihrer eigenen Fülle ruhende gegenüber. Eine edlere Wirklichkeit ſtrahlt dem Dichter hinter der gemeinen und realen, der auch jene arbeitende Tugend angehört, entgegen. Die Mängel und Disharmenien des Irdiſchen reichen in die Welt des Ideales nicht hinein, für die ſich der Dichter begeiſtert und für die er in dem helleniſchen Göttermythus ein willkommenes Sinnbild findet.

Es könnte einen Augenblick verwundern, daß unſer Dichter auf dieſem Wege nicht ſtatt zu dem Mythus der Hellenen zu den Geſtalten der chriſtlichen Offenbarung hingeführt worden ſey, die dem von ihm angenommenen, ſeiner Weltanſicht zum Grunde

liegenden Dualismus noch weit mehr zu entſprechen ſcheinen. Aber die letzteren liegen, ſo ſehr dieſe Behauptung auf den erſten Anblick auffallen mag, der Betrachtungsweiſe Schillers ungleich entfernter, als derjenigen Shakſpeares. Die unauflösliche Durchſchlingung von Schuld und Tugend, Mangel und Größe, wie ſie uns Shakſpeare vorführt, iſt es ja eben, was auch der chriſtlichen Offenbarung als Bedingung und Vorausſetzung dient. Dieſelbe Anſchauung der Welt und Menſchheit, der wir in den Tragödien Shakſpeares begegnen, war es, was die Reformatoren in ihrer ſchroffen Strenge (an die wir uns nicht zu ſehr ſtoßen dürfen) zu der Behauptung trieb, daß die Tugenden der Heiden nur glänzende Laſter ſeyen. Das Bedürfniß, die zwieſpältige Einheit des Beſten und Schlimmſten in uns aufgehoben oder doch mit dem göttlichen Urgrunde der Welt ausgeſöhnt zu ſehen, mit andern Worten, das Bedürfniß der Erlöſung, wird nur in den Tragödien Shakſpeares von der Poeſie auf ihre Weiſe und mit den ihr vergönnten Mitteln geſtillt, wobei dieſelbe, wenn auch blos in der Form einer unausgeſprochenen Ahnung, auf dem Hintergrunde eines chriſtlichen Bewußtſeyns ruht. Dagegen kann weder die Idee des chriſtlichen Gottes noch die des Gottmenſchen mit dem Schillerſchen Ideale in rechte Verbindung gebracht werden. Dieſes Ideal macht ſich bei Weitem nicht ſo viel, wie Chriſtus, mit der Schmach und Niedrigkeit der Erde zu ſchaffen. Indem es den Standpunkt der ringenden Tugend als einen niedrigeren bezeichnet, behält es eine vorherrſchend kontemplative oder künſtleriſch bildende Tendenz, eben darum aber eine gewiſſe, mehr den Verhältniſſen der alten Götter entſprechende ariſtokratiſche Stellung. Mehr für den καλος κἀγαθος, den Künſtler, Dichter, vor Allem aber den gebildeten Denker, als für die Armen und Kranken, für die Bettler und Unwiſſenden iſt dieſes Allerheiligſte der Menſchheit eröffnet. Wenn man aber auch dieſen letzteren Unterſchied beſtreiten wollte, weil Schiller allerdings an mehreren Stellen ausſpricht, daß auch „der Sklave“ ſich in das Reich des Ideals zu erheben und dadurch ſeiner Ketten zu entledigen vermöge, ja dieſe Befreiung von einer hemmenden und drückenden Wirklichkeit recht eigentlich als der Angelpunkt ſeiner Weltanſicht betrachtet werden muß, ſo iſt ein anderer Unterſchied zwiſchen ſeiner und der chriſtlichen Auffaſſungsweiſe deſto unläugbarer. Das Ideal deſſelben, das auf

der einen Seite, wie ein reines balſamiſches Oel, in den Wogen der Wirklichkeit ſchwimmt, ohne davon getrübt und verunreinigt zu werden, iſt auf der andern keineswegs ſo darüber, wie Chriſtus, erhaben. Wir fühlen, was den letzteren angeht, daß es geradezu lächerlich iſt, wenn z. B. einer der jetzt lebenden Rationaliſten ſich den Heiland vorſtellt, wie er „der warme, innige, gefühlvolle Freund der Natur" auf dem See Geneſareth herumfährt und ſich in der Gegend deſſelben „gewiſſermaßen häuslich niederläßt," um ſich an den Naturſchönheiten und Veduten ſeiner Ufer zu laben.* Eben ſo unwürdig wäre es, wenn wir uns Chriſtus in ein kunſtkenneriſches Entzücken über die erhabene Struktur des Jeruſalemiſchen Tempels verſunken, oder in eigener Kunſtbildung befriedigt denken wollten. Jede ſolche Theilnahme an Natur und Kunſt, überhaupt jede Vermenſchlichung des Heilands, die außer den Gebieten des ſittlichen Lebens liegt, muß die Idee deſſelben nothwendig herabziehen. Das Ideal Schillers aber hat es vornehmlich oder doch gleich ſehr mit jenen andern Gebieten zu thun. Es iſt eigentlich nur der geläuterte Kern, das noch ungetrübte Urbild allen und jeden irdiſchen Daſeyns, ein den Dingen immanentes und eingebornes, nicht aus einer höhern Sphäre niedergeſtiegenes Leben. Die griechiſchen Götter, die ihrem Urſprunge nach eigentlich nichts als verklärte Menſchenbilder oder Naturkräfte ſind, die nicht in die Welt herab, ſondern daraus emporſteigen, in deren Adern blos Ichor ſtatt Blutes fließt, die Ambroſia und Nektar ſpeiſen und in den Formen eines menſchlich-irdiſchen Daſeyns doch eines ewigen und göttlichen genießen, mußten ihm daher mehr als ein außer- und überweltlicher Gott zuſagen. Die Menſchheit bedurfte für Schiller einer Erlöſung von oben herab nicht, da ſie ihre Befreiung ſchon in ſich ſelber trug. Denn auch der allgemeine, abſtrakte Gedanke, aus deſſen Höhen er ſelbſt dieſe Befreiung herabgeholt hatte, war ja ebenfalls ein Kind des Menſchen, nicht eines übermenſchlichen Lebens.

Vor Allem war es Herkules, in deſſen Thaten und Vergötterung er ſeine Weltanſicht in ihrem ganzen Umfange veranſchaulicht

* Siehe Paläſtina oder hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung des jüdiſchen Landes zur Zeit Jeſu, von Dr. Johann Friedrich Röhr, p. 69.

ſah. Hier fand er eine arbeitende, mit den Uebelthätern und Ungeheuern der Wirklichkeit kämpfende, dieſelbe beſiegende und vertilgende Tugend. Zugleich enthüllte ſich dieſe Tugend als eine untergeordnete Stufe, als die Leiter, die blos dazu da iſt, damit der in den Bedingungen der Wirklichkeit ringende Menſch auf ihr, von den Schranken der Endlichkeit befreit, zu den Göttern emporklimmen, in die Seligkeit einer höheren, göttlicheren Tugend eintreten könne, die für die Unſterblichen (d. h. vom Standpunkte des Ideals aus) wieder nicht als eine mühſam erworbene, ſondern als eine uranfängliche, als das wahre, ächte, erſte Daſeyn erſcheint. Unſer Dichter faßte die Vergötterung des Herkules keineswegs als einen von außen her ertheilten Lohn in der Weiſe auf, wie die meiſten Frommen ſich die Seligkeiten des Paradieſes vorſtellen. Dieſelbe war für ihn blos eine ſymboliſche Verſinnlichung der innern Reinigung des Menſchen, der Ausklärung zu einer von der Wirklichkeit und ihren Plagen unabhängigen, in ſich ſelber und dem Urgrunde unſeres Weſens wurzelnden kontemplativen Ruhe, einer Läuterung, die blos eine Rückkehr des Menſchen zu ſich ſelber iſt.

In dieſem Sinne entwarf er den Plan zu einer idealen Idylle: die Vermählung des Herkules und der Hebe, der den Gipfelpunkt der damaligen Richtungen ſeines Geiſtes bezeichnet. Mit ſchwärmeriſchem Entzücken ſchreibt er darüber an ſeinen Freund, Wilhelm von Humboldt. „Denken Sie ſich," ruft er, „den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allem-mehr zu ſehen. Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden." Es weht eine edle Begeiſterung in dieſen Zeilen, aber eine ſolche, die auch den Leſer derſelben ein wenig ſchwindeln macht, und jedenfalls für die Poeſie eine überaus bedenkliche iſt. Die letztere wird ſich nun einmal des „Unrathes der Wirklichkeit" nicht ſo ganz entäußern dürfen. Wenn ſie es aber will, möchte ſie *auch als Poeſie*

immer noch beſſer thun, in dem katholiſch-chriſtlichen Himmel als in jenem mythiſch-philoſophiſchen Schillers (denn der Himmel der Proteſtanten iſt wo möglich noch abſtrakter) ihre Wohnung aufzuſchlagen. Sie wird hier immer noch eher einen einigermaßen feſten Boden unter den Füßen behalten.

In derſelben Zeit, wo Schiller dieſe Wendung nach der antiken Welt hinnahm und dabei zu ſo abſtrufen Höhen emporſtieg, war auch Goethe noch recht in der Blüthe ſeines antikiſirenden Wirkens begriffen. Es war die Zeit, wo ſich beide Dichter einander näher traten und, da ſie einen gleichen oder doch ähnlichen Weg zu gehen glaubten, zu wechſelſeitiger Förderung in den nächſten, freundſchaftlichſten Verkehr traten. Eine höchſt wichtige und weſentliche Aehnlichkeit der von beiden betretenen Wege ſoll nun auch keineswegs in Abrede geſtellt werden. Es war, was den Inhalt angeht, dem einen wie dem andern um einen *in* der Welt, nicht blos *außer* und *über* derſelben lebendigen Gott, um ein, ich möchte ſagen, *vergöttlichtes Humanitätsideal* zu thun. Hinſichts der *Form* bedurften beide einer Anſchauung dieſes Ideales in entſprechender äußerer künſtleriſcher Geſtaltung. Beide erkannten das, was ſie ſuchten, in der Welt und Kunſt der Griechen.

Bei all dieſer Aehnlichkeit war das, was beide bedurften und erſtrebten, doch wieder im Tiefſten verſchieden, und man kann eben ſo wohl behaupten, daß ſich noch niemals entgegengeſetztere Beſtrebungen und Naturen in einer Täuſchung von Verwandtſchaft und Gleichartigkeit begegnet haben. Wir werden, um hiervon die deutlichſte Einſicht zu erlangen, am beſten thun, die Reſultate, die bei beiden Dichtern aus dieſer antikiſirenden Richtung hervorgehen, neben einander zu ſtellen und jene Hochzeit des Herkules von Schiller mit den Iphigenien und Eugenien von Goethe zu vergleichen. Man darf gegen dieſe Vergleichung nicht einwenden, daß es ſich hierbei Hinſichts Goethes von ausgeführten und vollendeten Dichtwerken, auf Seiten Schillers aber von einem bloßen poetiſchen Embryo handle, indem wir gerade dieſen Umſtand weiter unten als ein ſehr erhebliches Moment unſerer Vergleichung erkennen werden.

Bei dem einen, wie bei dem andern Dichter ſehen wir das Humanitätsideal ſich in eine einzelne Menſchengeſtalt zuſammenziehen,

in der mikrokosmiſchen Schönheit und Fülle ſeiner ſelbſt ruhen. Aber dieſe Ruhe, die in der Iphigenie Goethes ſchon als Ausgangspunkt waltet, zeigt ſich bei dem Herkules Schillers als erſt in Folge mühſamer Kämpfe erſtiegen. Zwar lehrt auch dieſer Dichter, daß ſie zugleich das urewige, urſprüngliche, göttliche Eigenthum der Menſchheit ſey, aber er kann und will doch deshalb jenes Ringen, wenigſtens als Durchgangspunkt, nicht fallen laſſen. Er bedarf deſſelben auch nicht etwa blos zur Vervollſtändigung ſeines Syſtemes. Die arbeitende, ringende Kraft behält für ihn bei dem ihm angebornen Sinne für ein großes hiſtoriſches öffentliches Leben zu viele Anziehung, als daß er ſie, wenn er ihr auch den zweiten Rang anweiſt, nicht zugleich um ihrer ſelbſt willen mit Wärme umfaſſen ſollte. Wie eine regierende Königin, im Verhältniſſe zu dem Helden und Feldherrn, den ſie heimlich liebt, weiß das Ideal Schillers zwar die Würde ſeines Thrones zu wahren, ohne ſich doch eines ſanften Händedrucks enthalten zu können, indem es den vor ihm knieenden Diener aufhebt. Die Vereinzelung dieſes Ideals iſt ſo bei Schiller bei weitem nicht ſo vollkommen, wie bei Goethe, es bleibt ungleich mehr mit tauſend Faſern in das handelnde, gemeinſame Leben verwachſen.

Hieran knüpft ſich ein fernerer Unterſchied, der eigentlich nur die äußere Geſtaltung der vorhergehenden Abweichung iſt. Der Träger des Ideals iſt bei Schiller ein männlicher Heros, während es ſich bei Goethe vornehmlich in weiblichen Charakteren verſinnlicht hat.

Es ſcheint, eben um dieſer Männlichkeit, dieſes handelnden Verkehres willen, daß das Ideal Schillers ungleich tiefer in dem Boden der Wirklichkeit wurzle, an den Intereſſen derſelben Theil nehme. Der Standpunkt des Weibes, in der jungfräulich-prieſterlichen Iſolirung einer Iphigenie gedacht, ſcheint ungleich mehr über und außer den Dingen, als der eines Herkules zu ſchweben. Dies kann, was die Bedeutung beider Geſtalten angeht, nicht wohl beſtritten werden, aber in der Poeſie entſcheidet nun einmal nicht blos die Bedeutung, ſondern auch (und vor Allem) die Form. Dieſe bleibt nun bei Goethe, ungeachtet der Idealität derſelben, eine im hohen Grade plaſtiſche und reale; eine Realität, die ſich Schiller ſchon dadurch unmöglich macht, daß er ſein Ideal nicht in irdiſch-menſchlichen Verhältniſſen, ſondern in einem ganz aus

Licht, Schrankenloſigkeit und Seligkeit beſtehenden Jenſeits (wenn er daſſelbe auch zugleich als das wahre und tiefere Dieſſeits verkündet und auf die früheren Thaten ſeines mit der Wirklichkeit ringenden Helden hinweiſt) zu zeigen unternimmt. Dieſe Erhöhung und Verklärung iſt aber eigentlich nur der Ausdruck dafür, daß ſein Ideal nicht, wie das Goethiſche, ein Kind des Lebens, ſondern der Reflexion iſt, eben darum aber nicht blos Hinſichts der Form, ſondern auch des Inhaltes, weiter als jenes von der Wirklichkeit abliegt. Bei Goethe ſind gleichſam nur die edelſten Kräfte der Natur zuſammengezogen, ihre feinſten Säfte in Wirkſamkeit geſetzt, um mit kunſtgärtneriſcher Hand die vollkommenſte und zarteſte Erſcheinung zu entwickeln. Wie eine Blüthe des Lenzes wächſt ſein Ideal, von dem Thaue des Himmels beträuft, von ſeiner Sonne beſchienen und von dem Schatten des Abends gekühlt, aus der Staude der Wirklichkeit hervor, wenn es auch wie eine Blume in einem einſamen Garten blüht, an deren Farben und ſtillſinnigem Daſeyn der vorüber eilende Wanderer, durch die offene Thür hineinblickend, ſich mit leiſe beruhigter Seele erquickt.

Doch wir dürfen allerdings das Ideal Goethes demjenigen Schillers gegenüber nicht mit zu günſtigen Farben ſchildern. Das erſtere hat ebenfalls eine Neigung zu abſtrakter Verallgemeinerung und verallgemeinert ſich und die Wirklichkeit dabei ſo, daß hier und da die volle Lebenswärme darüber verloren geht. Die höhere Region, in die es ſich zu erheben ringt, iſt zugleich eine kältere. Sie iſt es bei Goethe (eben weil er in den grünen, quelligen Triften der Erde und Realität ſeine Heimath hat) ungleich mehr als bei Schiller, der, in dem luftigen Aether des Begriffes heimiſch, ſich dort mit allem Feuer des Enthuſiasmus bewegt.

Der Unterſchied zwiſchen dem Ideale Schillers und Goethes beſteht darin, daß das erſtere aus dem Allgemeinen und Abſtrakten herabſteigt, während ſich das letztere hinaufrankt. Das Ideal Schillers wird von dem Bedürfniſſe getrieben, ſich in die Intereſſen der Wirklichkeit zu vertiefen, aus der dasjenige Goethes voll Sehnſucht nach einem höheren Leben, in jene Kälte des Begriffes emporwächſt. Die Wirklichkeit, deren Beſitz Goethe vor Schiller voraus hat, zeigt ſich übrigens auf die ſubjektiven und individuellen Lebenskreiſe beſchränkt, in denen das Ideal deſſelben zu Hauſe iſt. Die objektiven Mächte des Lebens, die in der Mitte zwiſchen dem

Begriffe und der Wirklichkeit liegen und wie z. B. Vaterland, nationales Königthum, Staat und Kirche, zugleich Allgemeinheiten und individuelle Potenzen sind, fehlen auch ihm in ihrer Individualität und Leiblichkeit, ohne daß ihn dieser Mangel in seinem Behagen zu stören vermag. Er ist zu wenig von jenen Beziehungen angeregt, um etwas zu vermissen oder mehr als eine Verständigung aus der Ferne ruhigster Betrachtung zu fordern. Ist er aber nicht eben hierin ein ächter Repräsentant seiner Zeit und seines Volkes?

Doch Schiller wohl in noch vollerem Sinne. Wenigstens eine spätere Periode, diejenige, die sich noch bis zu uns und unsern Tagen heranzieht, wird mehr durch ihn, als durch Goethe repräsentirt. Das Bedürfniß nach einem staatlichen, männlich handelnden Gemeinleben ist erwacht und sucht sich, da es in den umgebenden Verhältnissen nicht die rechte Nahrung findet, wenigstens in philosophisch-historischen Reflexionen, in idealpoetischen Träumen zu befriedigen.

Aber auch diese Träume verlangen bis zu einem gewissen Grade einen festen, historischen, realen Inhalt. Von dem Bedürfnisse nach der (wenn auch nicht äußern, doch innern) Anschauung eines handelnden Staatslebens erfüllt, kann Schiller in den luftigen Höhen, in denen die Hochzeit seines Herkules gefeiert wird, nicht seines Bleibens haben. Statt daß Goethes Ideal zu seinem vollen Wachsthum gelangt und sich bis in die äußersten Spitzen, wo noch Wirklichkeit und abstrakte Auffassung neben einander bestehen können, erhebt, wird der Herkules Schillers nicht ausgeführt. Er, der sich mit Goethe einen Augenblick in den Gestalten der antiken Welt begegnet hat, zieht seiner Natur gemäß in entgegengesetzter Richtung an ihm vorüber. Während Goethe von Iphigenien aus in die abstraktere Welt Eugeniens emporschwebt, senkt sich Schiller vom Herkules ab in die reale Wallensteins nieder. Noch zu rechter Zeit erkannte er das Gefährliche seines ikarischen Fluges.

Es ist ein wichtiger Moment in der Geschichte der Bildung und Entwicklung unseres Dichters, jener Tag im Mai des Jahres 1796, an dem er, zum Drama zurückkehrend, sich für die Ausführung des Wallenstein entschied. Die Zustände und Gestalten des dreißigjährigen Krieges, dieser Zeit der markigen, scharfgezeichneten Individualitäten und Verhältnisse entschloß er sich, so

weit nur ſeine Darſtellungskraft reichte, in vollſter Wahrheit und treueſter Nachbildung vorzuführen.

Allerdings war es dabei nicht blos auf ein poetiſches Porträtbild abgeſehen, aber wer dürfte verkennen, daß es dem Dichter auch um Realität der Darſtellung zu thun war, daß er auch in der Vertiefung in die Wirklichkeit der hiſtoriſchen Verhältniſſe eine Befriedigung fand? Das Bedürfniß deſſelben nach einer Welt voll großen hiſtoriſchen, heroiſchen Lebens, das ſich ſo lange Jahre nur an der eigentlichen Geſchichte und Geſchichtsſchreibung hatte begnügen laſſen müſſen, in der ihm doch unendlich näher liegenden Poeſie aber von dem philoſophiſchen Drange ganz in den Hintergrund gerückt worden war, brach, wie eine eingeengte Fluth, die in einer Fontaine aufſpringt, ſich Luft und Geltung ſchaffend hervor. Das zweite Grundelement des Dichters, das demſelben nicht weniger angeboren war als jene Gedankenrichtung, ja ſich durch ſeine Jugendwerke als das Erſte, als die eigentliche Grundlage ſeines Weſens bewährt hatte, forderte ſeine Rechte ein; aber geläutert, beruhigt, mit höherer Beſonnenheit, zugleich aber durch die lange Entbehrung in kaum zu hoffender Kraft und Friſche trat es an die ihm gebührende Stelle. Das größte und vollendetſte Werk des Autors war die Frucht dieſer Umwandlung.

Mit dem Wallenſtein beginnt die dritte und letzte Epoche ſeiner poetiſchen Thätigkeit, diejenige, der die meiſten und beliebteſten ſeiner Dramen angehören. Die während dieſer Zeit entſtandenen Schau- und Trauerſpiele deſſelben laſſen ſich ſämmtlich unter einen gewiſſen allen gemeinſamen Geſichtspunkt bringen, nehmen ſämmtlich an einer überaus wichtigen Eigenthümlichkeit Theil, die ſie von den früheren Dramen des Dichters unterſcheidet. Wenn es nämlich auch zunächſt ein hiſtoriſch-realiſtiſches Bedürfniß ſeines poetiſch-bildenden Geiſtes iſt, das ſich in der Rückkehr des Dichters zum Drama befriedigt, ſo feiert doch zugleich der Gedanke in dieſer Rückkehr einen wichtigen Sieg. Schon in Karlos iſt allerdings das Licht des Ideales auch in die reale Welt, mit der uns der Dichter umgibt, eingedrungen; aber inſoweit das Ideal nicht durch die einzelne Geſtalt Poſas und einige andere reinere Charaktere des Dramas (Karlos, die Königin u. ſ. w.) vertreten wird, nur in Beziehung auf die Form, nicht auf den Inhalt. Der Form nach iſt ſichtbar ein Streben nach einer edleren, den idealen

Bedürfniſſen und Geſetzen des Geiſtes entſprechenden Darſtellung vorhanden. Hinſichts des Inhaltes und der Bedeutung dagegen zeigt ſich die vorgeführte Welt noch keineswegs nach den Erforderniſſen des Gedankens geordnet und von dieſem durchläutert. Sie behält noch mehr ihr ſelbſtſtändiges Leben, ihren Organismus für ſich. Es muß dieſes nun zwar vom Standpunkte der Poeſie aus im Allgemeinen für einen Vorzug und für beſſer als jene Zurückführung des Gedichtes auf die Regelrechtigkeit eines Begriffes erachtet werden. Bei Schiller wird aber dieſer Vorzug durch einen weſentlichen Mangel getrübt. Die ſelbſtſtändige Bedeutung des Gegenſtandes erſcheint nämlich im Karlos, wie in den Räubern und Kabale und Liebe, als troſtlos und ungenügend. Der Triumph des Despotismus und Glaubenszwanges über das höhere, jugendlich aufflammende Streben eines Karlos und Poſa kann uns nur mit einer Trauer erfüllen, welche nicht die wahrhaft tragiſche iſt.

Jene gemeinſame Eigenthümlichkeit der ſpäteren Dramen des Dichters beſteht nun eben darin, daß dieſe Troſtloſigkeit, wenigſtens zum großen Theile verſchwunden iſt, und zwar dadurch, daß der Gedanke hier in einem ganz andern Sinne als in den früheren einen Schauplatz ſeines Wirkens gefunden hat. Allerdings bleibt im Wallenſtein noch ein Unterſchied zwiſchen den idealen und realen Charakteren des Dramas beſtehen. Jene (Max und Thecla) erſcheinen noch immer in einem höheren, volleren und reineren Sinne als Träger des dichteriſchen Gedankens. Eben ſo läßt der Dichter noch immer, was die dargeſtellten Verhältniſſe und Zuſtände angeht, ſehr vieles, ja das meiſte, als ganz unausgeſöhnt und unenträthſelt liegen. Nur in Beziehung auf die Hauptperſon, die Hauptgruppe des Gedichtes weiß er eine beruhigende Löſung zu finden. Er bringt in dem Untergange Wallenſteins und ſeiner Genoſſen eine allgemeine Lehre, eine wichtige Wahrheit zur Anſchauung, die er ſelbſt als eine ewige und göttliche anerkennt. Dieſe Wahrheit thront als Siegerin am Schluſſe des Gedichtes, wenn ihr auch ein beſtimmter, engerer Bezirk abgeſteckt bleibt, über den hinaus ihre Bedeutung nicht reicht. Außerhalb dieſes Bezirkes ſehen wir uns höchſtens auf jene kahle poetiſche Gerechtigkeitsübung, wie ſie ſchon in Kabale und Liebe den Präſidenten und Sekretär trifft, zu unſerer Befriedigung hingewieſen. Wir müſſen uns damit begnügen, daß dem zweideutigen Oktavio das

Fürſtendiplom in einem Augenblicke zugeſtellt wird, wo es für ihn, den kinderloſen, keinen Werth mehr hat. Doch der begreifende Gedanke hat jedenfalls im Herzen und Centrum der Dichtung Sitz und Stimme erlangt. Die Reflexion proteſtirt nicht mehr blos aus einer einzelnen Geſtalt heraus gegen „den Unrath der Wirklichkeit," ſie hat ſich in dieſer letzteren ſelber einen eigenen Herd gegründet, ſich ein Reich erkämpft, das ihren Geſetzen gehorcht.

Dieſes Reich erſcheint nun in den nachherigen Dramen des Dichters noch um vieles erweitert, ja in der Jungfrau von Orleans und der Braut von Meſſina bis zu völliger Alleinherrſchaft durchgedrungen. In Maria Stuart ſieht ſich der Dichter, der ſiegenden Eliſabeth gegenüber, noch einmal genöthigt, zu jenem Nothbehelf ſtrafender Gerechtigkeit zu greifen und derſelben in dem Verluſte ihres Liebhabers eine eben ſo äußerliche als kleinliche Buße aufzulegen, was er allerdings leicht hätte vermeiden können, wenn er dieſe Königin ihrer und ihrer geſchichtlichen Bedeutung würdiger aufgefaßt und dargeſtellt hätte. Im Tell endlich weiß er nur dadurch Idee und Stoff in Einklang zu ſetzen, daß er der Hauptperſon Reflexionen in den Mund legt, die den Stoff um ſeine Naivetät und Reinheit bringen, ein Uebelſtand, auf den bereits an einer andern Stelle* aufmerkſam gemacht worden iſt.

Demungeachtet möchte ich weder die Braut von Meſſina, noch die Jungfrau von Orleans unter die gelungenſten Werke des Dichters rechnen und ihnen den Rang vor dem Tell, der Maria Stuart oder gar dem Wallenſtein zuerkennen. Im Gegentheile treten gerade in jenen beiden Dichtungen die Mängel der neuen Richtung des Autors bei weitem ſtörender hervor. Die alles beherrſchende und durchdringende Reflexion hat die geſchilderte Realität ſo nach ihren Bedürfniſſen umgegoſſen und umgeſchmolzen, gefärbt und geläutert, daß das natürliche Leben derſelben auf das erheblichſte darunter gelitten hat. Ja in der Braut von Meſſina kann kaum mehr von einer realen Welt im ſelbſtſtändigen Sinne die Rede ſeyn. So ſehr ſtellt ſich auch das Reale in dieſer Tragödie als ein eingebornes Kind des Gedankens dar. Eine gewiſſe abſtrakte, blaſenſchaumartige Leerheit, die ſich ſowohl in den Geſtalten als in der Sprache

* Siehe: Blicke in das Düſſeldorfer Kunſt- und Künſtlerleben. Bd. 1. S. 237.

dieſes Gedichtes, bei aller Pracht und Schönheit der letzteren, bemerklich macht (ich erinnere nur an den erſten Monolog Beatricens), iſt die Folge hiervon. Wir fühlen, daß der Dichter ſelbſt keine volle, geſättigte Anſchauung von der Welt, die er ſchildert, gehabt hat, daß es ihm vielleicht bei ſeiner Richtung auf das Allgemeine nicht einmal ernſtlich darum zu thun geweſen iſt.

Die Bedeutung, das innerſte Leben dieſer Dramen hat mehr die Eigenſchaft einer in den Stoff hineingelegten und dieſen zu einem Exempel ihrer ſelbſt umbildenden oder gar erſt erdichtenden Begriffswahrheit, ſtatt wie bei Shakſpeare oder Goethe aus der Fabel des Gedichtes mit Naturkraft hervorzuwachſen und dieſelbe als die ihr eingeborne Seele zu erfüllen. Ein hineingedachter Inhalt dieſer Art behält aber immer etwas ungenügendes und einſeitiges. Die poetiſchen Schöpfungen, die darauf gebaut ſind, werden mehr für einen gewiſſen Standpunkt gemalt erſcheinen, nicht ſich gleichſam wie eine Gruppe umgehen laſſen, noch weniger wie ein lebendiges Weſen dem Forſcher nach allen erlangten Aufſchlüſſen immer neue Geheimniſſe ihres Daſeyns zur Löſung bieten. Jene Dramen Schillers laſſen ſich nun zwar weit weniger als diejenigen Calderons, die ebenfalls den Begriff zur Grundlage haben, auf dieſe Weiſe ergründen und ausſchöpfen. Der Gedanke erſcheint bei dem erſteren feiner, tiefer und flüſſiger. Der Dichter ſteht nicht ſtill, er ruht nicht auf den erworbenen Schätzen. Es ſind mehr Probleme, die er uns bietet, an denen er ſich noch ſelbſt in denkender Thätigkeit übt. Aber eben dieſer Vorzug vor Calderon verwandelt ſich nach einer andern Seite hin in einen Nachtheil, der für das Drama ungleich weſentlicher ſeyn dürfte. Die Begriffswelt, die dem Spanier gleichſam als Schachbrett dient, worauf er das ſinnreich-mannichfaltige und doch einförmig-regelmäßige Spiel ſeiner Dramen ſpielt, erweiſt ſich nämlich als eine feſte, objektive, ſeinem Volke zwar nur eingeſchulte und künſtliche, aber doch demſelben gemeinſame, während wir dies von derjenigen Schillers nicht immer rühmen können. So fühlen wir z. B. daß die Idee des Schickſals, wie ſie in der Braut von Meſſina aufgefaßt iſt, weder eine recht antike, noch dem Geſammtdaſeyn der Gegenwart angehörige ſey, daß ſie vielmehr nur dem edlen Geiſte des Dichters eigne. Die Weltanſicht, die der Jungfrau von Orleans zum Grunde liegt, leidet an einem ähnlichen Mangel. Die geſchichtliche

Johanna hat, wie man weiß, nie mit eigenen Händen getödtet. Einer zarten Jungfrau, die nicht von dem altteſtamentariſchen Jehova oder dem muhamedaniſchen Allah, ſondern der chriſtlichen Mutter der Liebe zur Rettung des Vaterlandes berufen worden, war es geziemender, ſich auf eine begeiſternde Heerführung ihres Volkes zu beſchränken, ohne ihre Hände mit Blut zu beſudeln. Wenn uns daher bei Schiller zugemuthet wird, die achilleiſche Grauſamkeit, womit ſeine Heldin den armen flehenden Mongommeri würgt, als Uebung höherer chriſtlicher Pflicht zu betrachten, ſo iſt dies eben ſo willkürlich, als daß die menſchliche Regung, die Einmal Einen ihrem Grimme entſchlüpfen läßt, uns als ſchwere Verſchuldung gegen den Himmel erſcheinen ſoll. Goethe iſt dadurch, daß die Bedeutung ſeiner Dichtungen vorzugsweiſe auf der Welt des Innern beruht, und er ſowohl die innere als äußere mehr nimmt wie ſie iſt, durch ſeinen Sinn für Natur und Realität, ſeine wunderbare Darſtellungskraft, ſo wie dadurch, daß er, zehn Jahre älter als Schiller, um ſo viel länger die Anſchauung einer feſter gefugten Welt gehabt hat, vor ähnlichen Uebelſtänden beſchützt worden. Nur in ſeinen ſpäteſten Werken, deren Bedeutung mehr nach der äußeren Welt herüberneigt, läßt ſich zuweilen eine hiermit verwandte Willkür verſpüren.

Im Wallenſtein liegt auf der Seite des Realen ein ſo großes Gewicht, der Dichter hat ſich mit ſolcher Liebe und Gründlichkeit darein verſenkt, daß der Gedanke gewiſſermaßen hier in der zweiten Poſition ſteht, ſich nur als das Reſultat des Realen, nur, wie bei Goethe, als das geiſtig geſteigerte, zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt kommende Leben des letzteren ergibt. Er hat eben darum nicht blos eine lebendigere Fülle, ſondern auch eine feſtere Objektivität und Unbeſtreitbarkeit bewahrt. Je mehr er ſich aber in den ſpäteren Werken auf ſeine eigenen Füße geſtellt hat, das Reale zum bloßen, ich möchte ſagen, allegoriſchen Ausdrucke deſſelben herabgeſetzt erſcheint, um ſo mehr iſt er auch dieſer Allgemeingültigkeit und Sicherheit verluſtig gegangen. Es iſt nun einmal mit dem ſubjektiven gedachten Gedanken oder dem Begriffe nicht anders, als daß er im beſten Falle nur eine einſeitige und relative Wahrheit gewährt, im ſchlimmeren aber der Willkür der Reflexion und der unerfreulichen Larvenexiſtenz geiſtreicher Halbwahrheiten verfällt.

Der Satz, daß keine Regel ohne Ausnahme sey, beruht auf jener nothwendigen Einseitigkeit des Begriffes. Das im tiefsten Leben eines Kunstwerks und besonders eines Dramas wirkende Prinzip soll aber eine Regel ohne Ausnahme seyn, den Charakter des Unerschütterlich-ewigen, des Unzubezweifelnd-festen an sich tragen. Erst dann wird das Kunstwerk, wie es soll, mit der Kraft einer Offenbarung auf uns wirken.

Wir haben gesehen, daß bei Goethe der Gedanke, als ein zur Sentenz formulirter, immer aus dem Boden des realen Lebens erwächst. Derselbe bleibt immer Gedanke einer bestimmten Person in einer bestimmten Lage und Stimmung. Das Werk im Ganzen wird dagegen von Goethe wie von Shakspeare in poetischer Freiheit gelassen. Auch die Tragödien des letzteren, wie die Dichtungen Goethes, gehen aus einem geistigen Prinzipe hervor, das man mit dem Namen eines Gedankens belegen muß. Nur möchte ich diesen Gedanken, um ihn von dem Begriffe durchaus zu unterscheiden, zugleich einen „unaussprechbaren" nennen. Wir dürfen ihn als solchen bezeichnen, in soferne wir an die Unmöglichkeit denken, ihn in einer Formel, einem Satze, einer Sentenz auszudrücken. Denn allerdings wird er durch das Kunstwerk, dessen belebendes Centrum er ist, auf das erschöpfendste ausgesprochen.

Ein unaussprechbarer Gedanke dieser Art liegt eigentlich allem wahrhaft Lebendigen zum Grunde und wird natürlich um so mehr auf die Würde eines Gedankens Anspruch haben, je mehr dieses Lebendige ein Geistiges ist. Eben weil wir an ein Kunst- und Dichterwerk den Anspruch vollen Lebens machen dürfen, müssen wir auch einen derjenigen Gedanken als dessen Mittelpunkt fordern, von denen die eigenen schönen Worte Schillers gelten:

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe.
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt es doch ewig geheim.

Ich darf hier auf die tiefste Bedeutung des Christenthums hinweisen, daß Gott, weil er das höchste Leben ist, durch keine Formel begriffen, sondern nur in lebendig-menschlicher Persönlichkeit wahrhaft offenbart werden konnte. Der menschliche Geist ringt allerdings seiner Beschaffenheit nach nothwendig nach dem vollen Verständniß seiner selbst und der ihn umgebenden Dinge. Die Philosophie klimmt hierzu auf der Leiter der Formel, des logisch gegliederten Satzes empor. Der Dichtkunst ist ein anderer und,

wir dürfen es ſagen, der Gottheit näherer Weg geöffnet. Das Organ, mittelſt deſſen ſich Gott begreift und auch uns begreiflich wird, iſt das ewige Wort, das vom Anfange an bei ihm war. Dieſes Wort iſt aber keine Formel, ſondern der Sohn, der dem Vater gleich iſt. Gott denkt ſeinem tiefſten Wirken nach (wenn es erlaubt iſt, ſich darüber Rechenſchaft zu geben) nicht in Formeln und Begriffen, ſondern in Ausſtrömungen des Lebens. Die Poeſie darf ihr Recht, ihm hierin als Abbild zu dienen, ja nicht verſcherzen.

Die ſchönſte Zeit für die Poeſie und beſonders das Drama möchte eine ſolche ſeyn, wo die hergebrachte volksthümlich-religiöſe Auffaſſungsweiſe in all ihren Außenwerken durch das ſubjektive Denken erſchüttert zu werden anfängt, ohne daß die geiſtige Baſis des Lebens ſelbſt, die Quelle, aus dem jene unausſprechbaren, geheimnißvollen, und doch bis zur Evidenz überzeugenden poetiſchen und künſtleriſchen Gedanken fließen, einen Umſturz erlitten hat, kurz eine Zeit, wie diejenige Shakſpeares. Jetzt iſt aber auch dieſe Grundlage merklich erſchüttert, ſo daß es der Poeſie und Kunſt faſt unmöglich fällt, ein Gedankenfundament von jener mit der Kraft einer Offenbarung wirkenden Feſtigkeit für ihre Werke zu finden. Die Subjektivität treibt ein zu wildes und loſes Spiel und der Poet muß daher gewaltig auf ſeiner Hut ſeyn, nicht, indem er ſich in der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Gedankens zu wiegen glaubt, nur dem berückenden Liede dieſer Syrene zu lauſchen und uns ein zu unwahrer Allgemeinheit erhobenes Subjektives, ſtatt eines jener feſten, weltſichern Gedanken zu geben. Je mehr er darnach ringt, ſein Dichtwerk auf einen Satz, eine Formel oder was man einen Gedanken im engeren Sinne nennen kann, zu bauen, um ſo ſchwerer wird er dieſer ihm drohenden Gefahr entrinnen.

Unſer Schiller iſt, wie wir nicht läugnen können, mehr als einmal derſelben erlegen. Eben hierin, in dieſer Herrſchaft und Subjektivität des Begriffes, iſt er nun zwar zugleich der Repräſentant und Träger eines gemeinſamen Lebens, eines unſerer Zeit und unſerem Volke gemeinſamen Schickſals, das aber doch wieder im Tiefſten nur eines der Einzelnen iſt. Es ſpricht ſich darin nur, wie in der Zurückziehung in die Kreiſe des eigenen Privat- und Familienlebens, die Selbſtſtändigkeit, aber auch Iſolirung des

perſönlichen Lebens der Deutſchen aus. Jene denkende Richtung iſt eigentlich nur der geiſtige Ausdruck für dieſe auf ſich ſelbſt, auf der eigenen Individualität ruhende Vereinzelung. Es iſt daher mehr die gemeinſame und zugleich iſolirte Stellung des deutſchen Individuums, als das Daſeyn des deutſchen Volkes in ſeiner zu äußerem und geſtalteten Leben gediehenen Ganzheit, was ſich in den Dichtungen Schillers, wie in den herrlichſten Goethes, verkörpert. Wir ſehen ſo, ungeachtet groſſer, ſcheinbarer und auch wirklicher Differenzen, Goethe und Schiller in der innerſten Quelle und Bedeutung ihres Wirkens zuſammengehen.

Wir wollen uns jene denkende Selbſtſtändigkeit unſeres Volkes ja nicht leid werden laſſen, ſie vielmehr als das heilige Palladium deſſelben verehren. Nur dürfen wir uns auch über die Nachtheile derſelben nicht täuſchen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß es leichter ſey, ein Kameel durch ein Nadelöhr zu führen, als die Verſtellungen und Gedanken zweier Deutſchen (wenigſtens von den gebildeten) unter einen Hut zu bringen. Allerdings ſehen wir gewiſſe Lieblingsmeinungen eine Zeitlang vorherrſchen, dieſes oder jenes philoſophiſche Syſtem ſich an die Spitze des geiſtigen Lebens heben, aber nur zu bald wie eine Woge des Meeres von der nachfolgenden verdrängt und verſchlungen werden.

Es wäre nun gewiß überaus beſchränkt, hierin nichts als ein chaotiſches Wirrſal ohne Ziel und Ordnung ſehen zu wollen. Eben ſo gut und mit weit größerem Rechte ließe ſich das deutſche Volk einem katholiſchen Concile vergleichen, auf welchem der heilige Geiſt ruht, wenn auch die Verhandlungen noch nicht geſchloſſen ſind und die verſchiedenen Stimmen noch ſtreitend durcheinander tönen. Eine ſich ſteigernde Entwicklung iſt für jeden, der die deutſche Philoſophie der letzten fünfzig Jahre auch nur mit halbkundigem Auge verfolgt hat, nicht zu verkennen. Die Wiſſenſchaft rückt, inmitten des durcheinanderſchreienden Tumultes, in feſtgegliederten Schlachtreihen vorwärts, und wir haben alle Urſache, mit Troſt und Ruhe in die Zukunft unſeres Volkes zu blicken.

Aber wenn auch die Wiſſenſchaft bei dieſer Subjektivirung des deutſchen Geiſtes nicht leidet, vielmehr darin den einzigen und ächten Weg findet, auf dem es ihr (wenn auch, wie Tamino, durch Feuer und Waſſer gehend) nur möglich iſt, zur vollen Sicherheit und Objektivität durchzudringen, ſo möchte es ſich doch mit der

Poeſie und beſonders dem Drama, die ſich auf dieſes Element ſtützen, anders verhalten. Wenn wir nämlich auch hoffen dürfen, daß wir zufolge dieſes Durcheinanderringens in der Erkenntniß des Wahren immer höher von Stufe zu Stufe ſteigen, uns immer tiefer von Schacht zu Schacht in dieſelbe hineingraben und auf dem unterſten Urgrunde vielleicht den Gott wieder finden werden, den wir verloren haben, ſo iſt es doch eben ſo unzweifelhaft, daß die Mittelſproſſen der Leiter, auf der wir hinab- und hinaufklimmen, für uns, ſobald ſie hinter uns liegen, kein Intereſſe, oder doch höchſtens ein literarhiſtoriſches behalten. Der Wiſſenſchaft kann es nun, in ſofern ſie die höhere Stufe erſteigt, ſehr gleichgültig ſeyn, ob die hinter ihr liegenden Sproſſen als veraltete, blos für den eigentlichen Gelehrten noch wichtige Uebergangsglieder zurückbleiben, die zu dem unmittelbaren und gegenwärtigen Leben des Volkes keine Beziehung mehr haben. Der Gelehrte und Denker hat ſich gleich von vorn herein zu beſcheiden, nur einen partikularen Beitrag zu dem großen Werke, an dem die Jahrtauſende bauen, zu liefern, einen Beitrag, der, von wie großem und entſcheidendem Einfluſſe er ſich auf das Weſen und den Inhalt der Wiſſenſchaft bewähren mag, doch der Form nach ein vergänglicher, einen einzelnen, vorübergehenden Entwicklungsmoment ausdrückender bleibt. An den dramatiſchen Dichter ergeht aber eine andere Anforderung. Er ſoll ein, wenigſtens für ſein Volk, Abſolutes und Ewiges, von dem Wechſel der Meinungen Unabhängiges hinſtellen. Es iſt die ſchlimmſte Gefahr, der er ſich ausſetzen kann, wenn er ſeine Dichtungen auf ein in ringender Gährung begriffenes und daher in ſeinen einzelnen Metamorphoſen ſchnell veraltendes und vergängliches Element, wie das des philoſophirenden Begriffes, baſirt.

Man könnte nun zwar beſtreiten, daß die einzelnen Stufen der philoſophiſchen Entwickelung, ſo bald ſie ſich nur als organiſch nothwendige, in Folge einer gründlichen, tiefeindringenden Betrachtung betretene erweiſen, als ſo vergängliche und vorübergehende, auch ihrer Form nach, anzuſehen ſeyen. Man könnte ſich darauf berufen, daß weder Plato noch Spinoza jemals veralten, vielmehr, gleichwie Sophokles und Shakſpeare, in ewiger Jugend blühen werden. Wer dürfte dieſe durch die Jahrhunderte, ja bei Plato durch ein Jahrtauſend bewährte Blüthe in Zweifel ſtellen?

Doch möchte es sich fragen, ob das, was im Bereiche der Wissenschaft und für den gelehrten Forscher sich als ein hinreichend Festes und Unvergängliches bewährt, eben weil er Form und Inhalt zu sondern weiß, als Grundlage für ein Drama diese Kraft besitze, das nicht blos den Gelehrten befriedigen soll. Auch würden wir dadurch die philosophirende Tendenz unsers Schiller höchstens dem Kern und allgemeinen Inhalte seiner Weltansicht nach als eine hinreichend objektive gerechtfertigt sehen, da er im Einzelnen keineswegs immer auf jenem sicheren Wege philosophischer Gründlichkeit einhergeht, sondern sich nicht selten seitwärts in allerlei Spiele des Geistes und subjektiver Willkür verleiten läßt. Der Dichter, der mit der Mannigfaltigkeit des Stoffes zu ringen hat, dürfte dieses auch ungleich schwerer, als der im Allgemeinen verharrende Philosoph zu vermeiden im Stande seyn.

Die Mängel, die aus der letzten Richtung Schillers für seine Dramen erwachsen sind, gehören offenbar, wie diese Richtung selbst, eben so wohl seiner Zeit als ihm selber an. Wir müssen „die größere Hälfte seiner Schuld" (wenn hier überhaupt von Schuld die Rede seyn könnte) „den unglückseligen Gestirnen aufwälzen." Indem ihm seine Zeit auf der einen Seite die üppigste Ernte auf dem Felde des spekulativen Gedankens bot, indem sie auf der andern den Eindruck eines großartigen nationalen Lebens versagte, konnte er nach den Bedingungen seiner Persönlichkeit keinen andern Hafen, als den von ihm erwählten, gewinnen. Denken wir uns Schiller in die Mitte eines reichen Königs- und Heldenlebens, eines frischen, bunten, derbgeformten Gesammtzustandes wie Shakspeare versetzt, oder doch in dem sich vor seinen Augen bewegenden mehr befriedigt, er würde den großen Britten schwerlich erreicht haben, doch jedenfalls nach den Proben, die wir bei so viel ungünstigeren Verhältnissen in seinen Dichtungen finden, auch als Dichter und Darsteller weit über die Höhe, die er jetzt erstiegen hat, hinausgelangt seyn.

Und doch wäre es thöricht, den Wunsch, daß Schiller unter andern Bedingungen gedichtet haben möchte, im Ernste zu hegen. Wir würden dann nichts als einen schwächeren Shakspeare gewonnen, zugleich aber eine bedeutende und in sich selbst vollkommen gerechtfertigte Entfaltung des poetischen Geistes verloren haben. Die eigenthümliche Größe unseres Schiller, das, was ihn

ungeachtet jener Mängel, ungeachtet vieler Unwahrſcheinlichkeiten und Unbeholfenheiten, die z. B. in der Braut von Meſſina faſt an das Komiſche ſtreifen,* zum Lieblingsdichter ſeines Volkes gemacht hat, wäre alsdann unmöglich geweſen. Gerade daß er keine ſo mächtigen, ihn mächtig beherrſchenden Verhältniſſe ſich gegenüber hatte, daß ſeine edle Perſönlichkeit ſich frei in einer freien Gedankenwelt ausprägen, den minder ſelbſtſtändigen Stoff gleichſam zum Thronſeſſel für die Würde und Pracht des eigenen Geiſtes umſchaffen konnte, gerade das lyriſche Hervortreten der begeiſterten und begeiſternden Subjektivität des Dichters, deren Weſen darin beſteht, ſich immer mit dem höchſten objektiven Inhalte zu erfüllen, oder doch nach einem ſolchen mit heiligem Ernſte zu ringen, gerade dieſe Subjektiv-Objektivität iſt es, worin wir ſeine Bedeutung zu ſuchen haben. Nicht die Willkür der Reflexion, die mit Recht an ſeinen Werken getadelt werden kann, ſondern der Stempel ſeiner eigenen Hoheit, der ſelbſt ſeinen Irrthümern, als den Kindern ſeines Hauſes, aufgedrückt iſt, ſein bei allen Irrthümern ſteter Hinaufblick nach dem Großen und Wahren macht das Herz des deutſchen Volkes klopfen, wenn er mit goldberingter Hand in die Saiten der Harfe rauſcht.

* Iſt es nicht faſt komiſch, wenn der Chor, der doch das ſicilianiſche Volk vorſtellt, nach einer Rede Iſabellens, worin ſie ihre Söhne vor der Tücke und herzloſen Falſchheit dieſes Volkes warnt, mit den bewundernden Worten einfällt: „ja, es iſt etwas Großes, ich muß es verehren, um einer Herrſcherin fürſtlichen Sinn!“ Und kann man ſich eines Lachelns enthalten, wenn Iſabelle den armen Don Manuel forttreibt, ohne ihm auf ſeine Frage, an welchem Orte ſie die geraubte Tochter verborgen gehalten habe, irgend eine Antwort zu gönnen (die freilich das Stück ſofort geendet hätte), und doch gleich darauf dem zurückkehrenden Don Ceſar, der die nämliche Frage an ſie richtet, die genaueſte Auskunft über Namen und Lage des Kloſters ertheilt?

Fr. v. Uechtritz.

Ueber

Successionsstreitigkeiten in Deutschland.

Die unzweifelhafte und erschöpfende Bestimmung des Rechtes zur Regierung ist natürlich eines der nöthigsten Grundgesetze der Erbmonarchie. Eine solche Gewißheit ist aber auch einer der Hauptvorzüge dieser Staatsform, indem dadurch eine reiche Quelle von Völkerelend abgedämmt wird; nämlich der Streit verschiedener Thronbewerber. Jedem gibt seine Kenntniß der Geschichte zahlreiche Beispiele von unabsehbarem Unglücke an die Hand, welches über solche Staaten kam, welchen feste Satzungen in diesem Punkte fehlten. Von den Wahlreichen gar nicht zu reden, welche alle an der Unsicherheit der Thronfolge, so oder anders, zu Grunde gingen. Und entsteht auch nicht gerade aus jedem streitigen Thronfolgerechte ein innerer oder äußerer Krieg, so mögen doch sonstige mißliche Verhältnisse daraus hervorgehen, wie z. B. die Bildung oder Verstärkung böswilliger Parteien, Streitigkeiten über die Bevormundung des nominellen Regierungsinhabers, Einmischung fremder Staaten in die innern Angelegenheiten.

Ist dem aber also, so muß auch die praktische Staatskunst Allem aufbieten, um für den gegebenen Staat jede Art von Ungewißheit in Thronfolgefragen zu beseitigen. Der Fall mag noch so wenig wahrscheinlich seyn, oder das Verhältniß nur in entfernter Beziehung zu dem Erbfolgerechte stehen: sie sind wichtig und dringend genug, eine entschiedene Feststellung zu erhalten. Auch kommt dabei die Zweckmäßigkeit der Bestimmung erst in zweiter Linie; die Hauptsache ist die Unzweifelhaftigkeit und Vollständigkeit derselben. Am wenigsten kann die Annehmlichkeit für die Mitglieder der regierenden Familien in Betracht kommen; und

nichts wäre verkehrter, als hier einer Romanempfindſamkeit Rechte einzuräumen. Es handelt ſich hier von wichtigen Staatsinſtitutionen, in welchen die Perſonen verſchwinden müſſen. Auch mag immerhin für ſo viele und ſo große Vortheile, welche der Zufall der Geburt bringt, eine Beſchränkung hingenommen werden. Der durch ein Verſäumniß verdiente Tadel iſt um ſo ſchwerer, als die Erfahrung ſo langer Jahrhunderte und ſo vieler Fürſtenhäuſer den theoretiſchen Scharfſinn in der Aufſuchung der noch zu beantwortenden Fragen ſehr unterſtützt, und es ſomit nur Gleichgültigkeit iſt, wenn nicht das Nöthige zur rechten Zeit geſchah. Auch iſt wohl zu bedenken, daß in der Regel nicht mehr oder nur mit großer Schwierigkeit zu helfen iſt, wenn einmal ein ſtreitiger Fall vorliegt, während Ein Wort ſeine Entſtehung hätte verhindern können.

Es iſt einleuchtend, daß dieſe Erwägungen ſämmtlich auch auf Deutſchland Anwendung erleiden, und zwar in beſonderem Grade. In Deutſchland iſt nämlich nicht nur die Zahl der Erbſchaften ſehr bedeutend, und ſomit die Möglichkeit eines Streitfalles ſehr geſteigert; ſondern es ſind auch die übrigen europäiſchen Regentenfamilien bei ihren Ehen hauptſächlich auf die deutſchen fürſtlichen Häuſer angewieſen. Leicht kann daher eine in einer an ſich ſehr unmächtigen Familie entſtandene Streitfrage weitausſehende Folgen für ganz Europa haben. Daß aber die mediatiſirten Fürſten und Grafen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Geſchlechtern beibehalten haben, ſomit die Ordnung oder Unordnung ihrer Hausgeſetze mittelbar auf die Thronrechte ſämmtlicher europäiſcher Einherrſchaften Einfluß üben kann, vermehrt nicht nur die Zahl der feſtzuſtellenden Verhältniſſe, ſondern bringt namentlich auch große Gefahr einer Verwirrung, weil in der Zwitterſtellung der Standesherren die Veranlaſſung zu Mißheirathen und andern zweifelhaften Lebensſtellungen liegt.

Die Unterſuchung der thatſächlich in Deutſchland beſtehenden Erbfolgeverhältniſſe wäre daher ſchon an ſich ein wichtiger und das wirkliche Leben mächtig berührender Gegenſtand. Es iſt aber die Bedeutung der zur Sprache kommenden Fragen dadurch noch ſehr erhöht, daß im gegenwärtigen Augenblicke mehrere Fälle ſtreitiger Erbfolgerechte vorliegen. Zwar erfordert nur der eine derſelben, und zwar gerade der ſtaats- und völkerrechtlich am wenigſten bedeutende, eine unmittelbare Entſcheidung, während die

übrigen erſt in möglicher künftiger Zeit von praktiſchen Folgen ſeyn können: allein nicht nur iſt bei wenigſtens einem zweiten die Zeit der praktiſchen Anwendung der aufgeſtellten Sätze eine vorausſichtlich nicht ſehr entfernte, ſondern es beweist überhaupt ſchon das Daſeyn dieſer Verhältniſſe, daß nicht Alles ſo geordnet iſt, wie wünſchenswerth wäre. Es iſt ſomit ſicher an der Zeit, umzuſehen, wo es fehle, und wie etwa eine ſichere und nachhaltige Hülfe zu erreichen ſeyn möchte.

Es erſcheint zu dem Ende paſſend, erſt mit wenigen Worten den Stand der obengenannten gegenwärtig obſchwebenden Succeſſionsanſprüche zu berichten. Hieran werden ſich die Erörterungen paſſend knüpfen laſſen.

Der erſte Fall betrifft die Thronfolge im Königreich Hannover. Als eventuell zu ſolcher berechtigt tritt nämlich auf ein Sohn Sr. kön. Hoheit des Herzogs von Suſſex und der Lady Auguſte Murray, bis jetzt den Namen Sir Auguſtus d'Eſte führend, und Oberſt in engliſchen Dienſten. Die Eltern ſollen nach wiederholten Erklärungen des Herzogs zuerſt am 4. April 1793 in Rom von einem engliſchen Geiſtlichen getraut worden ſeyn; eine zweite Trauung fand jeden Falles in einer Londoner Kirche am 5. Dezbr. des nämlichen Jahrs ſtatt. Der Sohn wurde geboren am 13. Jänner 1794. Da die Verbindung von Seiten des jungen (kaum zwanzigjährigen) Prinzen ohne Vorwiſſen ſeines königlichen Vaters eingegangen war, ſo erklärte König Georg III., ſie nicht als Ehe anzuerkennen, und erwirkte auch von dem erzbiſchöflichen Gerichte in London, unter dem 14. Juli 1794, den Spruch, daß die beiden angeblichen Trauungen nichtig und rechtlich ungültig ſeyen. Das geſetzliche Fundament dieſer Kaſſation war die ſogenannte Royal Marriage Act vom J. 1772, welcher zur Folge ein engliſcher Prinz nur mit vorgängiger Erlaubniß des Königs ſich gültig vermählen kann. Der Herzog ſetzte zwar ſeine Verbindung mit Lady Auguſte noch länger fort, erzeugte auch ſpäter noch eine, bis jetzt unvermählt lebende, Tochter; allein weder die Regierung noch das Parlament betrachteten und behandelten ihn je als vermählt. Eine förmliche Anerkennung und Befolgung des richterlichen Spruches fand zwar, wie es ſcheint, von Seiten der beiden zunächſt Betheiligten nicht ſtatt; doch verſtand ſich ſpäter die Dame gegen eine königliche Penſion zu Annahme des Namens

Lady d'Ameland, und zur Bezeichnung ihrer Kinder mit dem braunſchweigiſchen Stammnamen Eſte. — In Beziehung auf die hannövriſchen Verhältniſſe und Geſetze geſchah von keiner Seite etwas Beſonderes; namentlich wurde wohl vom Könige die Erledigung der Sache aus dieſem Geſichtspunkte als einbegriffen in dem engliſchen Verfahren betrachtet. Schon im Jahr 1811 erſchien nun in London von einen namhaften Rechtsgelehrten (Sir John Dillon) eine Schrift, welche die Anwendbarkeit der Royal Marriage Act auf eine im Auslande geſchloſſene Ehe eines engliſchen Prinzen beſtritt, ſomit die von dem erzbiſchöflichen Gerichte ausgeſprochene Nichtigerklärung als unbegründet angriff, und für ihren Klienten Titel, Rang und Rechte eines Prinzen von Großbritannien und Hannover in Anſpruch nahm.* Als dieſer erſte Verſuch keinen Erfolg hatte, indeſſen auch Todesfälle in der königlichen Familie der Sache immer größere Bedeutung verſchafften, trat im Jahr 1832 der zum reifern Mannesalter gediehene Prätendent mit neuen Ausführungen ſeiner Anſprüche hervor, verfaßt von demſelben Rechtsfreunde;** und kurze Zeit darauf wußte er auch zwei der bedeutendſten deutſchen Publiziſten zu Vertheidigern zu gewinnen, nämlich Klüber und K. S. Zachariä. Jener nahm das Erbfolgerecht ſowohl in Großbritannien als in Hannover in Anſpruch; letzterer beſchränkte ſeine Forderungen nur auf Hannover.*** Wenigſtens die letztere Schrift wurde von Sir Auguſtus d'Eſte an die deutſchen Kabinete verſendet. Es iſt nicht bekannt geworden, daß dieſe Schritte irgendwo, ſey es in England, ſey es in Deutſchland, zu wirklichen Verhandlungen Veranlaſſung gegeben hätten; doch fand die königl. hannövriſche Regierung für gerathen, ebenfalls den Weg der Publizität zu

* J. J. Dillon, Considerations on the Royal Marriage Act. 2d. ed. Lond. 1811.

** Sir J. Dillon, The case of the children of H. R. H. the Duke of Sussex elucitated. Lond. 1832; Papers elucitading the claims of Sir A. d'Este. Lond. 1832.

*** Klüber, Abhandlungen und Betrachtungen für Geſchichte, Staats- und Rechtswiſſenſchaft. Bd. II., Frankf. 1834; Zachariä, Rechtsgutachten über die Anſprüche Auguſts von Eſte auf die Titel, Würden und Rechte eines Prinzen des Hauſes Hannover. Heidelberg, 1834. Derſ., Prüfung der Gründe, welche den Anſprüchen — — — entgegengeſetzt worden ſind. Heidelb. 1836.

betreten, und zu dem Ende durch Eichhorn eine Widerlegung der zu Gunsten des Anrechtes auf die Krone von Hannover vorgebrachten Gründe bearbeiten und bekannt machen zu lassen.* Auch erklärten sich alsbald mehrere andere Staatsrechtsgelehrte, so namentlich R. Mohl und Schmid, in eigenen Schriften** gegen die von den Vertheidigern aufgestellten Theorien. Später scheint, mit Ausnahme erfolgloser Versuche bei der hannövrischen Ständeversammlung, von keiner Seite und in keinem Interesse etwas Weiteres in der Sache geschehen zu seyn, sondern von dem Prätendenten der Gang der Ereignisse abgewartet werden zu wollen. — Die zur Begründung und Bestreitung der Ansprüche des Prätendenten vorgebrachten Gründe zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen, je nachdem es sich nämlich von der Thronfolge in Großbritannien oder von der in Hannover handelt. Die zur Begründung des erstern Rechtes angeführten Gründe sind (mit Uebergehung einiger offenbar irreleitender oder auf unzweifelhaften Mißverständnissen deutscher Rechtsgelehrter beruhender Sätze) doppelter Art: vorerst wird die Anwendbarkeit der **Royal Marriage Act** hinsichtlich der Thronfolge in Schottland und Irland, so wie in den Kolonien, geläugnet, weil dieser Länder im Gesetze nicht ausdrückliche Erwähnung geschehe; sodann wird behauptet, daß die Vorschriften der Akte keine Gültigkeit haben bei einer im Auslande eingegangenen Ehe, einmal nach dem Satze: **locus regit actum**, und dann, weil nicht ausdrücklich die Befolgung auch im Auslande vorgeschrieben sey. Gegen diese Sätze wird aber anderer Seits eingewendet: daß die von der Akte gebrauchte Bezeichnung des Reiches die ganz gewöhnliche sey, deren Gültigkeit für alle Theile desselben noch kein Mensch bezweifelt habe, und daß überhaupt eine Trennung der Person der Prinzen in englische,

---

* L. F. Eichhorn, Prüfung der Gründe, mit welchen — — die Rechtmäßigkeit und Standesmäßigkeit der von S. K. H. dem Herzog von Sussex — — einen ehelichen Verbindung behauptet worden ist. Berlin, 183.

** R. Mohl, Die Nichtigkeit der Ansprüche des Obersten Sir Augustus d'Este auf Thronfähigkeit in Großbritannien und Hannover. Tübingen. 1835; K. E. Schmid, Ueber die Thronfolge in Großbritannien und Hannover. Jena, 1835. — Eine Schrift ähnlicher Tendenz von F. A. Rüder ist ganz unbedeutend.

iriſche, kanadiſche u. ſ. w. ſtaatsrechtlich undenkbar ſey; ferner, daß es ſich einfach von einem für die brittiſchen Prinzen gegebenen abſoluten Verbote handle, welches ſie dann überall in der ganzen Welt zu befolgen haben, bei Vermeidung der angedrohten Nachtheile. Anders, und ohne Zweifel gewichtiger, ſind die zur Begründung der Erbfolgefähigkeit für Hannover gebrauchten Gründe. Hier wird nämlich bemerkt, daß die Parlamentsakte über die Ehen im brittiſchen Königshauſe für Hannover weder Haus-, noch Landesgeſetz ſey, und ſomit die Gültigkeit der Verbindung des Herzogs von Suſſex mit Lady Auguſta Murray nur nach allgemeinen deutſchen und ſpeziellen hannövriſchen Geſetzen beurtheilt werden könne. Eine Verſchiedenheit des Ergebniſſes, je für engliſches und für hannövriſches Recht, und eine daraus etwa folgende Thronfähigkeit in nur einem der beiden Reiche, ſey rechtlich gar wohl möglich, wie dies am deutlichſten die verſchiedene Erbfolge nach dem Tode Wilhelms IV. beweiſe. Eigene hannövriſche Hausgeſetze über die Ehen der Prinzen haben zu Ende des 18ten Jahrhunderts nicht beſtanden. Nach dem gemeinen deutſchen Fürſtenrechte aber ſtehe einem Fürſtenmäßigen die Eingehung einer Gewiſſensehe zu; jeden Falls müſſe die in Frage ſtehende Verbindung als putative Ehe gelten. Der in Deutſchland im Allgemeinen geltende Grundſatz der Ebenbürtigkeit wäre zwar gewahrt, da eine Verbindung mit einer brittiſchen Pairsfamilie keine Mißheirath ſey; es werde aber zum Ueberfluſſe ſeine Befolgung, nach beſtimmter Gewohnheit im braunſchweigiſchen Hauſe, nicht gefordert. Der von dem engliſchen Gerichte geſchehene Nichtigkeitsausſpruch endlich habe keine verbindliche Kraft in Hannover, wo von dem Könige-Kurfürſten lediglich nichts gegen die Ehe ſeines Sohnes unternommen worden ſey. — Dieſen Gründen nun wird vor Allem entgegengehalten, daß das angebliche Recht zu Gewiſſensehen lediglich eine Erfindung der Rechtsgelehrten, vielmehr ein Prinz, wie jeder Andere, den Geſetzen der Kirche über die Ehen unterworfen ſey, dieſe aber eine ohne väterliche Einwilligung, ſogar mit abſichtlicher Täuſchung des Vaters, eingegangene Ehe für nichtig erklären, daß aber zur Annahme einer Putativehe und ihrer Wirkungen die rechtlichen Erforderniſſe gänzlich fehlen; daß die angeblichen Fälle von geſtatteten Mißheirathen im braunſchweigiſchen Hauſe entweder nur England betroffen haben, oder

aber mit beſonderer Bewilligung der Agnaten vorgefallen ſeyen; endlich daß es in Beziehung auf die deutſchen Verhältniſſe zur Ungültigkeit der Ehe nur eines Widerſpruches des Vaters, nicht aber eines beſondern Verfahrens bedurft habe, jener Widerſpruch aber ſehr entſchieden vorhanden geweſen ſey. — Es bedarf keiner Auseinanderſetzung, von welcher nahe liegenden Bedeutung dieſe Anſprüche des Sir Auguſtus d'Eſte wären, ſobald ſie von irgend einer zu erfolgreichen Schritten im wirklichen Leben hinreichend befähigten Macht aufgenommen und unterſtützt würden. Der Herzog von Suſſex folgt alsbald auf ſeinen königlichen Bruder von Hannover, und geht ſomit dem Alter nach dem Herzoge von Cambridge vor. Somit würde nicht nur bei einem etwaigen Ausſterben des regierenden hannövriſchen Hauſes der Prätendent alsbald die Thronfolge in Anſpruch nehmen; ſondern es iſt auch klar, daß bei noch manchen andern wichtigen ſtaatsrechtlichen Fragen, z. B. über Vormundſchaften im königlichen Hauſe, dieſer nächſte Agnat von großer Wichtigkeit wäre.

Der zweite bis jetzt nicht anerkannte Anſpruch auf Thronfähigkeit und eventuelles Erbrecht wird erhoben vom fürſtlich Löwenſteiniſchen Hauſe. Daſſelbe behauptet eine vollberechtigte Linie der Wittelsbacher zu ſeyn, ſomit zu den Agnaten des königlich bayeriſchen Hauſes gerechnet werden zu müſſen, unter welchen es ſich übrigens beſcheidet, die letzte Stelle einnehmen zu wollen. Der Anſpruch iſt alt, und ſchon wiederholt in amtlichen und Privatſchriften erörtert, auch auf andern Wegen von den Prätendenten verfolgt worden. Bisher freilich immer vergeblich. Das Löwenſteiniſche Haus iſt nicht weniger als fünfmal beim Erlöſchen regierender Linien des Pfälziſchen Geſchlechts übergangen worden, obgleich von einem Frühergeborenen abſtammend (nämlich in den Jahren 1559, 1685, 1742, 1777 und 1779), und wird überhaupt nicht als rechtmäßig blutsverwandt von der regierenden bayeriſchen Familie anerkannt. Alle Deduktionen, Bitten bei Kaiſer und Reich u. ſ. w. hatten keinen Erfolg. Wenn aber die Frage in den letzten Jahren aufs Neue auflebte, und von mehreren ausgezeichneten Publiziſten im Intereſſe der Reklamanten beſprochen wurde, ſo rührt dieſes von einer erneuerten Thätigkeit der Letztern her, welche in ihrer eigenen Mitte einen talent- und kenntnißvollen Vertreter gefunden hatten, auch in den Beſitz früher nicht

bekannter Beweismittel gekommen zu ſeyn glauben. Die Thatſachen, von welchen es ſich hier handelt, ſind folgende: Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche übernahm im Jahr 1452 anſtatt ſeines unmündigen Neffen Philipp die Regierung des Landes und die Kurwürde auf Lebenslang, verzichtete dagegen auf ein eigenes Erbtheil, und verſprach, damit die Regierung um ſo ſicherer einſt wieder an den Neffen falle, ſich nicht zu verehelichen. Im Jahr 1462 machte er jedoch die Bekanntſchaft der Münchner Hofjungfrau Clara Dettin (oder Tettin) von Augsburg, welche ihm zwei Söhne gebar. Der ältere ſtarb jung; der zweite dagegen, Ludwig genannt, kam zu Jahren, wurde zum Grafen von Löwenſtein gemacht und iſt durch ſeine Ehe mit einer Gräfin Montfort der Stammvater des jetzigen fürſtlichen Hauſes jenes Namens. Die Anſprüche dieſes Hauſes auf Anerkennung von Seiten des Wittelsbachiſchen Geſchlechtes werden nun auf doppelte Weiſe zu begründen geſucht. Einmal wird behauptet, daß die Verbindung des Kurfürſten Friedrich und der Clara Dettin eine rechtmäßige und eine ebenbürtige Ehe geweſen ſey. Zweitens aber wird jeden Falles eine thatſächliche Aufnahme in das pfälziſche Haus vorgegeben. Es würde viel zu weit führen, wenn die mit vielem Scharfſinne und großer Gelehrſamkeit erörterten Gründe Für und Wider hier alle einzeln wollten vorgeführt werden; überhaupt iſt es nicht die Abſicht, die Beweisführung des Löwenſteiniſchen Hauſes hier zu prüfen und eine entſchiedene Anſicht darüber auszuſprechen. Um aber doch einen Begriff von dem Stande der Streitfrage zu geben, ſey es geſtattet, die weſentlichſten Argumente beider Seiten kurz zu erwähnen. Von dem Hauſe Löwenſtein, und für daſſelbe, wird, wie bereits bemerkt, dreierlei behauptet: Rechtmäßigkeit der Ehe; Ebenbürtigkeit derſelben; thatſächliche Anerkennung. Der Beweis in allen drei Punkten iſt nur ein indirekter und künſtlicher, indem es (gleichgültig jetzt aus welcher Urſache) an direkt beweiſenden Urkunden fehlt. (Natürlich ein für die Prätendenten ſchlimmer Umſtand, indem eine ſolche Argumentationsweiſe immer Zweifelsgründe zuläßt.) Was nun aber zuerſt den Beweis der Rechtmäßigkeit der Ehe betrifft, ſo ſoll er durch folgende Umſtände geliefert werden: Kurfürſt Philipp, der Neffe und Nachfolger Friedrichs, nichts weniger als ein Gönner Clara's und ihres Sohnes, nennt letztern in drei Urkunden einen ehelichen Sohn

ſeines Oheims. Daſſelbe geſchieht in einer von Philipp V., dem Sohne jenes Philipps, ausgeſtellten Schrift. Kaiſer Maximilian I. erklärt, daß nach ihm zugekommenen Berichten Graf Ludwig ehelich geboren ſey. Einzelne Häupter des pfälziſchen Hauſes erklärten ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, freilich ohne daß ſie weitern Erfolg gegeben hätten, von derſelben Thatſache überzeugt; ſo Kurfürſt Karl Philipp im Jahr 1733 und, wie angegeben wird, König Maximilian I. von Bayern. Außerdem wird noch angeführt, daß Graf Ludwig zu Turnieren zugelaſſen worden ſey, ſein Bruder in die Domſtifte Speier und Worms, ſein Sohn in den Johanniterorden, daß der Bruder auf ſeiner Grabſchrift filius legitimus genannt ſey u. dgl. Zum Beweiſe der Ebenbürtigkeit der Ehe zwiſchen dem Kurfürſten Friedrich und Clara Dettin wird dadurch der Grund gelegt, daß eine rittermäßige Abſtammung der letztern aus einem (im übrigen freilich völlig unbekannten) Augsburger Patriziergeſchlechte angenommen, dieſe Annahme aber durch eine Hinweiſung auf ihre Stelle als Hofjungfrau, auf Spuren bedeutenden eigenen Vermögens, auf die Turnier- und Stiftsfähigkeit ihrer Söhne geſtützt wird. Sodann aber wird, als eine Lehre des allgemeinen deutſchen Fürſtenrechtes, der Satz aufgeſtellt, daß die Ehe einer Ritterbürtigen mit einem Fürſtenmäßigen immerhin eine ſtandesmäßige für letztern geweſen ſey. Für alle Fälle aber, und für Diejenigen, welchen entweder die Thatſache der ritterlichen Abſtammung nicht als erwieſen, oder der theoretiſche Satz nicht als rechtsbegründet erſcheinen möchte, wird noch weiter behauptet, daß unter allen Umſtänden das Wittelsbachiſche Haus nach ſeinen eigenen Gewohnheiten und Vorgängen in Ebenbürtigkeitsfragen nicht ſehr ſtrenge ſeyn dürfe, wie die Ehen dreier ſeiner Prinzen mit Agnes Bernauer, Maria Pettenbeck und Eſther von Witzleben dieſes zeigen. Als letzter Beweis der rechtmäßigen Verwandtſchaft endlich, welcher nicht zu entfernen ſey, wenn auch die bisherigen Argumente aus Ungunſt der Umſtände nicht gegen alle Einwürfe gewappnet werden könnten, wird die gleich bei der Gründung des Löwenſteiniſchen Hauſes geſchehene thatſächliche Anerkennung von Seiten der damaligen Agnaten in Bereitſchaft gehalten. Während nämlich die pfälziſchen Hausgeſetze, namentlich der Vertrag von Pavia, die Veräußerung von Stammgütern an Fremde ſtrenge unterſage, ſey doch Graf Ludwig mit einer pfälziſchen

Herrſchaft ausgeſtattet, damit aber von ſelbſt als Agnat anerkannt worden. — Der des deutſchen Staatsrechtes und der pfalzbayeriſchen Geſchichte Kundige muß freilich ſchon von ſelbſt einſehen, daß gegen dieſe verſchiedenen Beweisgründe, und bis etwa unmittelbares Zeugniß ablegende Urkunden aufgefunden ſeyn werden, ſich Mancherlei und Gewichtiges vorbringen läßt. Und es hat auch wirklich an Solchen, welche die Zweifelsſeite hervorhoben, nicht gefehlt. So wird, um nur der weſentlichſten Einwendungen zu gedenken, gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt des Grafen Ludwig vor Allem das Cölibatsverſprechen ſeines Vaters angeführt, welches ein Ehrenmann, wie Friedrich der Siegreiche, nicht könne gebrochen haben, und von dem er erſt zehn Jahre nach ſeines Sohnes Geburt entbunden worden ſey. Ferner wird angeführt, daß der Kurfürſt ſelbſt bei dieſer letztern Gelegenheit von Ehe und Erzeugung ehelicher Kinder nur als von einer künftigen Möglichkeit rede. Sodann wird hervorgehoben, daß er ſelbſt Jahre nach dieſem Vorgange von „Clara, der Kynde Mutter" in feierlichen Urkunden rede, nicht aber von ſeinem „ehelichen Gemahl," oder dergleichen. Endlich wird auf die zahlreichen gleichzeitigen Schriftſteller, worunter der eigene Erzieher und nachmalige Hofkaplan des Kurfürſten, hingewieſen, welche unumwunden von Clara Dettin, als von der Geliebten des Fürſten, von den Söhnen aber als von unehelichen Kindern reden, und die nur zum Theile, als eines Gerüchtes, einer ſpätern, nach Einigen auf dem Todtenbette vollzogenen, Trauung Erwähnung thun. Noch geringeres Gewicht wollen die Gegner dem verſuchten Beweiſe der Standesmäßigkeit der Verbindung zugeſtehen. Die ritterbürtige Abſtammung ſey lediglich aus der Luft gegriffen, und namentlich die Zulaſſung natürlicher Söhne eines Kurfürſten zu Turnier und Domſtiftern keineswegs eine Seltenheit. Der theoretiſche Satz der Ebenbürtigkeit Rittermäßiger mit Fürſtenmäßigen wird als anerkannt unrichtig bezeichnet. Von der angeblichen Wittelsbachiſchen Hausgewohnheit aber wird behauptet, daß die angeführten Beiſpiele vielmehr im Gegentheile das äußerſte Widerſtreben der Agnaten gegen ſolche unſtandesmäßige Verbindungen zeigen, ein Widerſtreben, welches bekanntlich bis zur Ermordung einer dieſer verhaßten Frauen gegangen ſey. Die bereits geſchehene thatſächliche Anerkennung endlich könne eben ſo wohl als ein Verſtoß gegen die Familien-

ſtatuten erklärt werden, und ſtimme überhaupt mit der ſeit Jahrhunderten fortgeſetzten Weigerung der Anerkennung ſchlecht überein. — Mag es ſich nun mit dieſen Gründen und Gegengründen im Einzelnen verhalten, wie ihm da will, ſo iſt wenigſtens ſo viel jeden Falles klar, daß der Fall zu den ſchwierigſten und beſtrittenſten Problemen des öffentlichen Rechtes gehört, und daß eine ſchließliche Entſcheidung, wenn nicht neue Beweismittel aufgefunden werden, im weiten Felde zu ſtehen ſcheint. Auf die Wichtigkeit des Falles aber braucht nicht erſt aufmerkſam gemacht zu werden, indem es wahrlich nicht gleichgültig iſt, ob eines der erſten deutſchen Königshäuſer, ferner ob die neue königlich griechiſche Familie mit einer zahlreichen Nebenlinie vermehrt wird, oder nicht. Auch wäre, für den Fall der Anerkennung, nicht zu überſehen, daß die ältere Linie des Löwenſteiniſchen Geſammthauſes der lutheriſchen Konfeſſion zugethan iſt. *

---

* Die Literatur über die Löwenſteiniſchen Anſprüche iſt ſehr zahlreich. Schon früher haben gelehrte Diener des Löwenſteiniſchen Hauſes die Beweisführung für dieſelben übernommen, ſo Reinhard (Stemma Leostenianum) und Frühauf (Gründliche Nachricht, 1731); dagegen aber ſind auch Widerſacher aufgetreten, namentlich: Kramer (Geſchichte des Kurfürſten Friedrich I., 1766); Spittler (im Göttingiſchen Magazin; jetzt auch in ſeinen geſammelten Schriften); Pütter (über Mißheirathen deutſcher Fürſten). Die in der jüngſten Zeit über die Streitfrage erſchienenen Schriften ſind wohl ſämmtlich auf Veranlaſſung des fürſtlichen Hauſes erſchienen, wie ſie denn auch die Vertheidigung ſeiner Anſprüche, freilich in verſchiedener Richtung und Ausdehnung, übernehmen. Es ſind aber folgende: (Conſtantin, Erbprinz von Löwenſtein-Roſenberg,) Widerlegung einiger in neuerer Zeit verbreiteter falſchen Nachrichten in Bezug auf den Urſprung des fürſtlichen Hauſes Löwenſtein und deſſen Succeſſionsrecht in Bayern. Wertheim, 1831; Klüber, Die eheliche Abſtammung des fürſtlichen Hauſes Löwenſtein-Wertheim und deſſen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauſes Wittelsbach. Frankf., 1837; (Heffter,) Votum eines norddeutſchen Publiziſten zu Klübers nachgelaſſener Schrift: Die eheliche Abſtammung. Halle, 1838; Zöpfl, Kritiſche Bemerkungen zu den Schriften Klübers und eines norddeutſchen Publiziſten. Heidelb., 1838; Zachariä, Ueber das Recht des fürſtlichen Hauſes Löwenſtein-Wertheim zur Nachfolge in die Wittelsbachiſchen Stammländer. Heidelb., 1838 (a. d. Heidelb. Jahr. beſonders abgedruckt); Vollgraff, Des fürſtl. Hauſes Löwenſtein-Wertheim eheliche Abſtammung. Halle, 1838 (a. d. Hall. Allg. Lit. Zeit. beſonders abgedruckt).

Der dritte gegenwärtig unentſchieden vorliegende Succeſſionsfall iſt der in der gräflich Bentinck'ſchen Familie. Er unterſcheidet ſich von den beiden andern allerdings darin weſentlich, daß es ſich von den Anſprüchen an die Güter eines Hauſes handelt, welches den Mediatiſirten in ſeinen Rechtsverhältniſſen ſo weit gleich ſteht, daß der Streit im Wege des bürgerlichen Prozeſſes von zuſtändigen Gerichten geſchlichtet werden kann und wird; allein ſeine Aufzählung iſt hier deshalb dennoch ganz an der Stelle, weil viele der Entſcheidungs- und Zweifelsgründe ganz auf derſelben Grundlage beruhen, wie bei einem völlig ſouveränen deutſchen Fürſtenhauſe, überdies jeden Falles bei der völker- und ſtaatsrechtlich ausgeſprochenen Ebenbürtigkeit der Mediatiſirten (und ſomit um ſo mehr noch einer etwas höher als ſie geſtellten Familie) ihre Familienſtreitigkeiten und deren Schlichtung ganz unmittelbaren Einfluß auf jedes regierende Haus haben kann. So unabſehbar auch die Literatur über dieſen berühmten Rechtsfall angewachſen iſt, ſo iſt es doch nicht ſchwer, die zur klaren Einſicht in die Sache wirklich dienenden Thatſachen und Gründe herauszuheben. Es ſind aber nachſtehende: — Im Jahr 1835 ſtarb der Graf Wilhelm Guſtav Friedrich Bentinck, im Beſitze der in oldenburgiſchem Unterthanenverbande befindlichen Herrſchaft Varel und der unter der Oberherrlichkeit deſſelben Staates ſtehenden Herrſchaft Kniphauſen. Aus einer erſten, ſtandesmäßigen, Ehe überlebte ihn kein Kind; allein ſeit dem Jahr 1800 ſtand er mit einem ehemaligen Kammermädchen, Sara Margaretha Gördes, von bäuerlicher und, wie klägeriſcher Seits behauptet wird, ſogar leibeigener Herkunft, in enger Verbindung, durch welche drei Söhne erzeugt wurden. Im Jahr 1816 fand nach vorgängigem Aufgebote eine öffentliche Trauung zwiſchen den Eltern ſtatt; im Jahr 1818 aber errichtete der Graf ein Teſtament, in welchem er erklärte, ſeit dem Jahr 1800 mit S. Gördes in einer Gewiſſensehe gelebt und die aus ſolcher geborenen Kinder immer alsbald als die ſeinigen anerkannt zu haben; und durch welches er dieſe Söhne, als jetzt jedenfalls durch nachfolgende Ehe legitimirt, in das Familien-Fideikommiß einſetzte. Der älteſte Sohn wanderte ſpäter nach Amerika aus, mit Ueberlaſſung ſeiner Rechtsanſprüche an die jüngern Brüder. Unter dieſen Söhnen nun und unter den vollbürtigen Brüdern ihres Vaters iſt Streit über die Erbfolge, wobei ſich die erſteren in dem

Vortheile des vorläufigen Beſitzes befinden. Die Entſcheidung ſteht dem oldenburgiſchen höchſten Gerichte zu, und in deſſen Namen etwa einer deutſchen Juriſtenfakultät. Noch iſt in erſter Inſtanz nicht geſprochen; wohl aber iſt eine große Anzahl von Schriften für beide Parteien erſchienen, zum bei weitem größten Theile veranlaßt durch die Betheiligten.* Die weſentlichſten Gründe und Gegengründe aber ſcheinen ſich auf nachſtehende Weiſe verſtändlich darſtellen zu laſſen: Die Brüder des verſtorbenen Grafen ſtützen ihre Klage gegen die angeblich uſurpatoriſchen Beſitzer einfach auf die Behauptung, daß dieſelben uneheliche und nur durch ſpätere Ehe legitimirte Kinder ſeyen, welchen ſowohl nach gemeinen deutſchen

---

* Für die im Beſitze Befindlichen (die Beklagten) ſtreiten nachfolgende Schriften: (Klüber) Rechtliche Ausführung der väterlichen Ebenbürtigkeit und familien-fideikommiſſariſchen Succeſſionsfähigkeit der HH. Reichsgrafen . . . Bentinck. Varel, 1830; Dieck, die Gewiſſensehe. Legitimation durch nachfolgende Ehe und Mißheirath, nach ihren Wirkungen auf die Folgefähigkeit der Kinder in Lehen und Fideikommiſſen. Halle, 1838; Dieck und Eckenberg, Abdruck der Duplikſchrift für den Hrn. Reichsgrafen Guſtav Adolph Bentinck. Lpz., 1839; Dieſelben, Diorthoſe der gegenwärtigen Lage des . . Bentinckſchen Rechtsſtreites. Heft 1 u. 2. Lpz., 1840; Eckenberg, Prüfung der Gründe, welche dem Erbfolgerechte des Hrn. Reichsgrafen Guſtav Adolph v. Bentinck . . . Zachariä entgegengeſetzt hat. Leipz., 1840; Michaelis, Votum üb. d. Bentinck'ſchen Erbfolgeſtreit. Tüb., 1841. — Für die Brüder des verſtorbenen Grafen (die Kläger) ſprechen nachſtehende Schriften: (Claus) Vorläufige Gegenbemerkungen in der Succeſſionsſtreitſache. Oldenb., 1830; (Derſ.) Rechtfertigende Darſtellung des ... anwartſchaftlichen Succeſſionsrechtes des Hrn. Reichsgrafen Joh. Karl Bentinck. Frankf., 1830; (Tabor) Pro Memoria von Seiten des Grafen W. F. Chr. Bentinck, rechtmäßigen Nachfolgers u. ſ. w. Oldenb., 1836; Derſ., Abdruck der Replikſchrift, betreffend die Succeſſion u. ſ. w.; Derſ., Beitrag zur Beſtimmung des Rechtsbegriffes des deutſchen hohen Adels (in Reyſcher und Wilda, Zeitſchrift, Bd. III.); Heffter, die Erbfolgerechte der Mantelkinder, Kinder aus Gewiſſensehen, aus Putativehen und der Brautkinder. Berlin, 1836; (Derſ.) die gegenwärtige Lage des Bentinck'ſchen Rechtsſtreites. Berlin, 1840; Zachariä, in den Heidelb. Jahrb., 1840, Heft 1.; Wilda, der reichsgräflich Bentinck'ſche Erbfolgeſtreit (in Reyſcher und Wilda, Zeitſchrift, Bd. III. u. IV.); Mühlenbruch, Rechtliches Erachten, betreffend den faktiſchen Beſitzſtand der Bentinck'ſchen Fideikommißherrſchaften. Gött., 1841.

Fürſtenrechte, als nach dem Lehenrechte, und endlich nach ausdrücklichen Aldenburg-Bentinck'ſchen Familienſtatuten ein Erbrecht nicht zuſtehe. Sie ſuchen dabei ſowohl die Thatſache einer zwiſchen den Aeltern des Beklagten beſtandenen Gewiſſensehe, als überhaupt die rechtliche Zuläßigkeit einer ſolchen Art von Verbindung zu beſtreiten. Mehr im Hintergrunde, als im vorliegenden Falle kaum nöthig, wird auch noch die Erbunfähigkeit wegen offenbarer Unebenbürtigkeit der Mutter gehalten. Viele Mühe wird namentlich auf den Beweis verwendet, daß die Grafen Bentinck zum hohen, weil regierenden, Adel, wenn ſchon vielleicht nicht zu den Reichsſtänden gehört haben. Die Vertheidigung der Beſitzer tritt allen dieſen Sätzen entgegen. Natürlich ſuchen ſie vor Allem ſowohl die Thatſache der Gewiſſensehe zu beweiſen, als das angebliche Recht proteſtantiſcher Landesherren, dergleichen Verbindung rechtsgültig und rechtswirkſam einzugehen. Für den Fall der Ungenügenheit dieſer Sätze werden jedoch mit beſonderer Ausführlichkeit die Rechte der ſogenannten Mantelkinder vertheidigt, und dieſelben den in der Ehe gebornen völlig gleichgeſtellt. Um aber die aus dem deutſchen Fürſtenrechte, dem Lehenrechte und den Familienſtatuten gegen alle Arten von unregelmäßiger und ungleicher Abſtammung zu entnehmenden Gründe zu beſeitigen, wird verſucht auszuführen, einmal, daß das Bentinck'ſche Geſchlecht nur dem niedern Adel angehöre, ſomit nach gemeinem deutſchen Rechte zu behandeln ſey; zweitens, daß die Lehen- und die Fideikommißeigenſchaft der Güter durch die über Varel und Kniphauſen mehrere Jahre erſtreckte franzöſiſche Herrſchaft und Geſetzgebung erloſchen, ſpäter aber nicht wieder erwacht ſey; endlich, daß die Familienſtatuten von Legitimirten gar nicht reden, ſomit ſie auch nicht ausſchließen, daß aber überhaupt dieſelben durch die franzöſiſche Geſetzgebung aufgehoben und ſpäter nicht wieder erneuert worden ſeyen.

Aus dieſer kurzen Darſtellung der Thatſachen und der um den Sieg kämpfenden Rechtsſätze ergibt ſich denn, daß eine rechtsbegründete Erledigung dieſer verſchiedenen Anſprüche durch die Entſcheidung einer Reihe von Vorfragen bedingt iſt, welche in die verſchiedenſten Theile des Rechtes, namentlich des Erbfolgerechtes, einſchlagen. Es handelt ſich nämlich, um hier nur des letzteren zu gedenken:

Erſtens (in allen drei Fällen) von der Feſtſtellung des Begriffes der Ebenbürtigkeit, indem zwar darüber kein Zweifel obwaltet, daß beim hohen Adel eine unſtandesmäßige Ehe den Kindern kein Erbfolgerecht verſchafft, wohl aber darüber eine große Verſchiedenheit der Meinungen ſtattfindet, welche Verbindung als eine ſtandesmäßige zu betrachten ſey?

Zweitens iſt (bei d'Eſte und bei Bentinck) zu entſcheiden, ob und welche kirchliche Formen ein regierender Herr bei ſeiner Ehe zu Vermeidung der rechtlichen Nichtigkeit der Verbindung einzuhalten habe?

Drittens muß (bei Bentinck und vielleicht auch bei Löwenſtein) feſtgeſtellt werden, ob eine Legitimation unehelicher Kinder durch nachfolgende Ehe in fürſtlichen Familien zuläßig ſey und Erbrecht übertrage?

Viertens ſteht (bei Löwenſtein) zur Entſcheidung, ob es einem regierenden Hauſe zuſteht, durch ſtillſchweigende oder ausdrückliche Anerkennung eines zunächſt nicht vollberechtigten Familienzweiges demſelben Erbrecht einzuräumen, und ſomit entfernter ſtehende Berechtigte dadurch auszuſchließen, wenigſtens weiter hinauszuſchieben?

Eine Entſcheidung dieſer (ſo wie aller ähnlicher) Fragen iſt nun aber keineswegs ſo leicht, als etwa der mit dem Gegenſtande weniger Vertraute anzunehmen geneigt ſeyn könnte. Es fehlt nämlich an zwei unentbehrlichen Erforderniſſen zu einem rechtlichen und als ſolchen anerkannten Spruche, am zuſtändigen Richter und an klaren, unzweifelhaften Rechtsnormen. Ohne dieſe beiden Erforderniſſe mag allerdings im einzelnen Falle der, welcher gerade Macht zum handeln oder verweigern hat, einen Ausſpruch thun, welchem ſich die Betheiligten thatſächlich fügen müſſen: allein damit iſt natürlich der Streit nicht für Alle und nicht für immer geſchlichtet; er kann und wird vielmehr bei der erſten beſten Gelegenheit wieder erwachen. Außerdem iſt damit kein haltbarer und Eindruck machender Vorgang für künftige ähnliche Fälle gegeben. — Der Beweis aber, daß weder Richter noch Geſetz vorhanden ſey zu ſchließlicher, unantaſtbarer Entſcheidung, iſt leicht zu liefern.

Was zuerſt den Richter betrifft, ſo fällt in die Augen, daß derſelbe, falls der Streitfall wirklich definitiv und in allen

Beziehungen und Folgen ſoll entſchieden werden können, nicht nur für die Mitglieder der zunächſt betreffenden Familie zuſtändig ſeyn muß, ſondern daß auch die übrigen fürſtlichen Häuſer den Ausſpruch als einen für ſie maßgebenden zu betrachten haben. Wäre das erſtere nicht der Fall, ſo würde überhaupt nichts entſchieden; würde das Urtheil nicht allgemein anerkannt, ſo könnte die einmal erhobene Streitſache nicht nur von Auswärtigen zu ſehr verdrießlichen Forderungen und Einmiſchungen früher oder ſpäter mißbraucht werden, ſondern ſie könnte auch leicht im Innern fremder fürſtlicher Häuſer zum Zankapfel werden. Nun aber iſt ein Richter mit dieſer doppelten Zuſtändigkeit in Deutſchland nicht vorhanden. Zwar möchte es ſcheinen, als ſey wenigſtens für die unmittelbar Betheiligten die Beſtellung einer zur Entſcheidung ermächtigten Gewalt nicht nur möglich, ſondern ſogar durch den Begriff des Staates als nothwendig geſetzt. Eine nähere Betrachtung zeigt aber, daß dem doch nur theilweiſe ſo iſt. Handelt es ſich nämlich von einem ſtreitigen Erbrechte in einem jetzt mediatiſirten Hauſe, ſo ſind freilich die Landesgerichte zuſtändig in dieſem Prozeſſe über Unterthanenrechte; und eine ſolche Sache kann, in aller Kraft und Form Rechtens, für alle Zeiten erledigt werden. Namentlich werden auch Auswärtige, ſelbſt fremde Fürſtenhäuſer, welche Anſpruch auf ein Erbrecht in mediatiſirte Güter machen, unbedenklich der Entſcheidung der Landesgerichte unterworfen ſeyn, indem ſie hier in Privatangelegenheiten Recht ſuchen. Allein anders bei beſtrittenen Erbanſprüchen in regierenden Häuſern. Vorerſt iſt einleuchtend, daß gar keine rechtlich entſcheidende Gewalt beſteht, wenn bei erledigtem Throne verſchiedene angebliche Erben auftreten. Ueber ihre Anſprüche entſcheiden nur Thatſachen, d. h. zunächſt der Beſitz, vielleicht erſt erſtritten mit Waffengewalt, die Haltung der Unterthanen, ſodann die Anerkennung oder nicht Anerkennung des deutſchen Bundes und etwa auch fremder Mächte. Muß aber erſt gezeigt werden, wie ungewiß, wie wandelbar und wie leicht, ſey es im Entſtehen, ſey es im Verlaufe, verderblich ſolche Zuſtände und die Veranlaſſungen ſolcher Thatſachen ſind? Wehe dem Lande, welches ein ſolches Schickſal hat! Und nicht eben viel beſſer ſteht es, wenn es ſich von zweifelhaften Erbfähigkeitsanſprüchen bei beſetztem Throne handelt. Daß die gewöhnlichen bürgerlichen Gerichte eines Staates nicht über das Recht zur Regierung ſelbſt

entſcheiden können, bedarf keines Beweiſes. Ein ſolcher Ausſpruch ſteht nur dem Inhaber des höchſten Staatswillens zu; ſomit in unbeſchränkten Einherrſchaften dem regierenden Herrn; in repräſentativen Staaten demſelben unter Zuſtimmung der Ständeverſammlung. (Wo übrigens in beiden Fällen noch die häckligte Frage beſteht, in wie ferne den Agnaten der fürſtlichen Familie auch eine Einſprache zuſteht?) Iſt nun aber auch unzweifelhaft, daß im angenommenen Falle ein erhobener Anſpruch zunächſt auf dieſe Weiſe erledigt werden kann und muß, und haben ſich die Unterthanen unweigerlich dem gefaßten Beſchluſſe zu fügen, wenn er unter Beobachtung der Verfaſſungsvorſchriften zu Stande gekommen iſt: ſo darf doch nicht außer Acht gelaſſen werden, daß die genannten Faktoren der Staatsgewalt zwar eine ſtaatsrechtliche Norm, allein keinen Richterſpruch geben. Die Folge aber hiervon iſt, daß ein ſpäteres Zurückkommen auf die gegebene Norm ſowohl dem Anſpruchmachenden und ſeinen Rechtsnachfolgern, als dem Inhaber der Staatsgewalt formell möglich iſt, und daß ſomit nie mit der, namentlich in dieſen Dingen ſo höchſt wünſchenswerthen, Sicherheit für eine ſchließliche und unantaſtbare Entſcheidung eingeſtanden werden kann. Allein, ſelbſt wenn man hierauf kein Gewicht legen wollte, oder wenn wenigſtens thatſächlich die getroffene Entſchließung im Innern des Staates nicht mehr angefochten werden ſollte, kurz, wenn ein für die unmittelbar Betheiligten zuſtändiger und ausreichender Richter angenommen werden möchte: ſo bleibt noch immer die Frage, wer für die den Ausſprüchen der dieſſeitigen Staatsgewalt und ihrer Organe nicht Unterworfenen eine bindende Norm geben könne, zu beantworten. Hier iſt nun klar, daß auswärtige Fürſtenhäuſer über ihre vermeintlichen Anſprüche durch die Entſcheidung einer inländiſchen Behörde, ſey ſie wer ſie wolle, nicht aburtheilen laſſen können noch wollen. Eine ſolche hat weder ein Recht, noch eine Zwangsgewalt über ſie. Und wenn ſich etwa auch der eine oder der andere auswärtige Kompetent zufrieden ſtellen wollte, ſo wäre dies lediglich kein Grund der Unterwerfung für Andere, und es würde das Verhalten des Erſtern nur als eine freiwillige Verzichtleiſtung angeſehen und nun um ſo entſchiedener Anſpruch und Widerſpruch erhoben werden können. Auch kann davon gar nicht die Rede ſeyn, daß den bei der Streitfrage betheiligten fremden Fürſtenhäuſern Termine geſetzt

und Präjudizien angedroht würden zur Beſchleunigung ihrer Erklärung oder zur Annahme eines Verzichtes. Mit Einem Worte, in dieſen Verhältniſſen kommt durch einen Ausſpruch einer inländiſchen Behörde lediglich nichts ins Reine. Es ſey ein Beiſpiel geſtattet. Angenommen, daß der König von Hannover und die Stände des Königreichs die Anſprüche des Oberſten d'Eſte anerkennen würden: ſo folgte daraus noch keineswegs, daß dieſer Akt der Staatsgewalt auch nothwendig maßgebend wäre für die Zuſtimmung des engliſchen oder des braunſchweigiſchen Regentenhauſes. Eben ſo wenig würde, umgekehrt, eine Nichtanerkennung von Seiten Hannovers rechtlich ein unüberwindliches Hinderniß der Anerkennung von Seiten fremder Mächte ſeyn. Endlich wäre Braunſchweig lediglich nicht gehalten, denſelben Entſchluß in der Sache zu faſſen, welcher etwa England genehm wäre, ſo daß alſo der Prätendent gar wohl von dem einen Theile der Agnaten anerkannt, von einem andern Theile aber verworfen bleiben könnte, ohne daß eine Gewalt vorhanden wäre, welcher eine rechtliche Schlichtung des Widerſpruches zuſtünde.

Daß es aber nicht blos an dem Richter, ſondern auch an klaren, allſeitig anerkannten Rechtsnormen fehlt, mag zwar ſchon aus den oben angeführten Gründen und Gegengründen, welche in den gegenwärtig obſchwebenden Streitfragen gebraucht werden, erhellen; es ſey jedoch geſtattet, dieſen Mangel mit Wenigem im Nachſtehenden noch beſtimmter zu zeigen. Dabei wird es wohl genügen, wenn nur Eine der einſchlagenden Materien beiſpielsweiſe erörtert wird. Ein Eingehen auch in die übrigen möchte den gegenwärtigen Verſuch über die Gebühr anſchwellen. Als dieſes beweiſende Beiſpiel aber wird die Lehre von der Ebenbürtigkeit, *ſo weit ſie ſich auf die Ehe Fürſtenmäßiger bezieht*, gut dienen.

Gleich in den älteſten Zeiten der deutſchen Geſchichte findet ſich, und zwar als eine das geſammte Volk durchdringende Einrichtung, die Forderung einer Ebenbürtigkeit der Ehen. Mit andern Worten: Jeder hatte durch ſeine Geburt einen beſtimmten Stand mit demſelben zuſtehenden Rechten. Nur eine Ehe mit einer Perſon gleichen Standes gewährte den Kindern die Geburtsrechte der Aeltern und gab ihnen Erbanſprüche an ſie und ihre Verwandte. Die aus ungleichen Ehen Entſproſſenen folgten der

ärgeren Hand, d. h. erbten nur den Stand des niedriger gebornen der beiden Aeltern, und hatten auch nur an ihn und ſeine Familie Erbrecht. — An dieſem ächt germaniſchen (gleichgültig jetzt, ob auch vernünftigen und humanen) Grundſatze nagten aber allmählig verſchiedene Einflüſſe, namentlich der der chriſtlichen Kirche mit ihrer Lehre von dem Sakramente der Ehe und von der Gleichheit der Menſchen vor Gott; der des römiſchen Rechtes, welchem in ſeiner ſpäteren Entwickelung ein Kaſtenweſen unbekannt war; endlich der des modernen Geiſtes der bürgerlichen Gleichheit. Somit iſt er denn auch, mit wenigen Ausnahmen, in ſeinen rechtlichen Folgen verſchwunden in Beziehung auf die ſämmtlichen Unterthanenklaſſen, und ſelbſt in den willkürlichen ſozialen Beziehungen iſt er ſehr abgeſchwächt. Nicht aber iſt dem alſo bei den fürſtenmäßigen Geſchlechtern, dem hohen Adel. Hier verlangen immer noch Haus- und Staatsgeſetze und die beſtimmteſte Gewohnheit Ebenbürtigkeit der Ehen, bei Vermeidung des Ausſchluſſes der Kinder von den Standes- und Erbrechten des Vaters, meiſtens wohl auch der nichtebenbürtigen Gattin vom Stande des Ehemannes. Mißheirathen ſind nicht nur ungerne geſehen, ſondern poſitiv verpönt. Nichts ſcheint unter dieſen Umſtänden nöthiger, als daß genau beſtimmt ſey durch geſchriebenes Geſetz oder durch feſtes Gewohnheitsrecht, welche Kategorien von Perſonen als ebenbürtig zu betrachten ſeyen. Und doch iſt eine ſolche Sicherheit keineswegs vorhanden. Es fehlt an beſtimmten, allgemein verbindlichen Normen, und die Meinungen der Theoretiker laufen auf das Bunteſte durcheinander. Zum Beweiſe des Geſagten wird in Folgendem zuerſt diejenige Anſicht, welche als die richtigſte angeſehen werden muß (im Weſentlichen iſt es die jetzt von Heffter vertheidigte), kurz angegeben, dann ſollen aber auch die bedeutendſten der übrigen Lehren aufgeführt werden.

Zur Zeit des Sachſen- und des Schwabenſpiegels, alſo im 12ten und 13ten Jahrhundert, hatte ſich das Syſtem der Geblütsrechte vollſtändig ausgebildet. Es gab drei Klaſſen von freien Leuten: a) Semperfreie, uralten deutſchen Adel, übrigens wieder getheilt in Fürſten und in Grafen und Herrn (Dynaſten); b) Mittelfreie, ſeit drei Geſchlechtern freie Leute, ritterliche Vaſallen oder Miniſteriale; c) die gemeinen Freien, nämlich alle übrigen ehelich geborenen Freien. Strenge wurde zwiſchen dieſen Klaſſen das Geſetz der Ebenbürtigkeit gehandhabt, wie aus den Rechtsbüchern

erhellt und beſtimmte Fälle zeigen. Dieſe klaren Verhältniſſe wurden nun aber dadurch geſtört, daß in das, nach einer einfachen und nicht willkürlich abzuändernden Thatſache geordnete Syſtem des Geblütsrechtes Rückſichten auf neu entſtehende ſtaatsrechtliche Zuſtände gemiſcht und dadurch ganz verſchiedenartige Elemente zuſammengebracht wurden. Dies geſchah zuerſt nach Ausbildung der Landeshoheit. Es beſtand nämlich jetzt eine neue Klaſſe von Reichsangehörigen, die Landesherren. Allerdings gehörten dieſelben zum bei weitem größten Theile den Semperfreien an; allein doch nicht alle, und noch weniger gelang es allen Semperfreien, in die Reihe der Landesherren einzutreten. Außerdem aber bildete ſich in dieſer Zeit noch das Bürgerthum in den Städten immer mehr zu einer beſtimmten Klaſſe. So entſtand denn allmählig die neue Eintheilung: Adel, Bürger und Bauer. Der Adel aber war theils hoher, nämlich regierende Reichsſtände, theils niederer, beſtehend in der Hauptſache aus den ehemaligen Mittelfreien, allein mit einer Beimiſchung jener alten Dynaſtengeſchlechter, welche keine Landeshoheit hatten erlangen können. Vielleicht hätte ſich das Neue auf irgend eine Weiſe ſyſtematiſirt, z. B. durch einfache Anerkennung aller jetzigen Landesherren und Ausſchließung aller Uebrigen, wären ſie auch von semperfreiem Stamme geweſen: allein hierzu hätte es eines Abſchluſſes der neuen Verhältniſſe bedurft. Zu einer ſolchen Ruhe und Ueberſicht kam es aber nicht, weil immer noch einzelne neue Familien von Zeit zu Zeit zur Landeshoheit gelangten. Dadurch entſtand denn der Unterſchied zwiſchen altfürſtlichen und altgräflichen Familien und neueren Geſchlechtern dieſes Standes, mit dem Normaljahre 1582, als Gränze zwiſchen ihnen. Und noch verwirrender vielleicht war die kaiſerliche Ertheilung blos perſönlicher Fürſten- und Grafentitel, was eine weder zum hohen, noch zum niederen Adel gehörige Mittelklaſſe zu bilden ſchien. Nicht ohne Einfluß war zu allem dieſem die Idee der Ritterwürde, welche in Beziehung auf einen Ehrenpunkt, wenn ſchon einen verſchiedenen, Gleichheit zwiſchen Fürſten und Miniſterialen herſtellte. Unvermeidlich war unter dieſen Umſtänden eine Reihe von Zweifeln über die Ebenbürtigkeitskategorien. Es war z. B. nicht klar, ob altfürſtliche ſich mit neufürſtlichen oder neugräflichen Familien von mittelfreiem Urſprunge ebenbürtig vermählen können. Für die Verneinung ſprach die Abſtammung aus

verſchiedenem Geblütsrechte; für die Bejahung aber die Beizählung beider zum hohen Adel. Mit einem geringen Theile des jetzigen niederen Adels, nämlich mit den zurückgekommenen Dynaſtengeſchlechtern, war für die Landesherren eine ebenbürtige Verbindung möglich, falls man auf die urſprüngliche Abſtammung und nicht auf die jetzige ſtaatsrechtliche Stellung ſah; allein der Beweis, daß eine Familie des niederen Adels früher ſemperfrei geweſen ſey, war nicht immer leicht und unzweifelhaft. Eine weitere Schwierigkeit machten die Patriziergeſchlechter in den Städten, welche nicht alle urſprünglich rittermäßiger Abſtammung waren. Da ferner jetzt die Reichsunmittelbarkeit bei den Fürſtenmäßigen eine ſo große Rolle ſpielte, ſo lag die Frage nahe, ob nicht auch beim niederen Adel die reichsunmittelbare Ritterſchaft eine Stufe höher ſtehe, als der landſäßige Adel? Und dergleichen mehr. Nun kamen aber noch die Lehre der Doktoren des neu eindringenden römiſchen Rechtes, und die Vorſchriften der kanoniſchen Geſetze, welche beide die ganze germaniſch: Idee der Ebenbürtigkeit verwerfen, und bei jeder an ſich rechtmäßigen Ehe der Frau und den Kindern alle Familienrechte zuerkennen wollten. Sicher Gründe im Ueberfluſſe, um den hohen Adel zu dem Entſchluſſe zu bringen, mittelſt ſeiner Autonomie, alſo mittaſt Familienſtatuten irgend einer Art und Form, wenigſtens für ſeine Häuſer die Streitfragen zu beſeitigen. Und daher denn auch die ſeit der Mitte des 15ten Jahrhunderts immer wachſende Menge ſolcher Familiengeſetze. Daß dieſelben in der Regel das uralte Recht dieſer Geſchlechter, nämlich das Syſtem der Ebenbürtigkeit (nur etwa mit der Modifikation der Landeshoheit) feſthielen, verſtand ſich von ſelbſt. Unzweifelhaft war hierdurch etwas gewonnen; und es bildete ſich auch namentlich allmählig eine Gewohnheit aus, an welche man ſich im Nothfalle, freilich mit mehr oder weniger Sicherheit, halten mochte: allein noch fehlte viel zu einem zufriedenſtellenden Zuſtande. Vorerſt errichteten nicht alle Familien des hohen Adels ſolche Statuten. Sodann ſtimmten dieſelben, da jede nach ihrer freien Willkür verfahren konnte, wenigſtens in einzelnen Punkten nicht überein. Ferner folgten lange nicht alle Familien des niederen Adels, deſſen Geblütsrecht doch auch zu ordnen war, jenem Beiſpiele. Landſäßige konnten es nicht einmal nach Willkür. Und überdieß brachte oft in kaum Geordnetes Mancherlei wieder

Verwirrung neuer Art. Einmal hielt ſich der Kaiſer für berechtigt, durch Standeserhöhung und überhaupt reichsoberhauptliche Erklärung offenbar unſtandesmäßigen Ehen die Rechte ebenbürtiger Verbindungen einzuräumen, ſo daß den alten, unter ſich ſchon wenig genug ſtimmenden, Elementen der thatſächlichen Abſtammung und des ſtaatsrechtlichen Verhältniſſes auch noch das ganz verſchiedenartige weitere der zufälligen Gnade beigemiſcht wurde. Zweitens aber trat die Anſicht immer mehr hervor, daß die Einwilligung der Agnaten auch eine ungleiche Ehe zur vollberechtigenden machen könne. Dieſe Anſicht iſt begreiflich, in ſo ferne es ſich bei den Fragen über die rechtliche Wirkſamkeit einer Ehe freilich immer auch von den Rechten der Anwärter handelt, und als dieſe alſo durch einen Verzicht auf ihre Anſprüche allerdings eine der Schwierigkeiten wegräumen können; ferner, weil die Agnaten Geſetzgeber in Familienangelegenheiten waren, und ſomit auch ein Diſpenſationsrecht in Anſpruch nehmen zu können, glauben durften: allein das Verfahren war dennoch in der gebrauchten Ausdehnung eine große Verkehrtheit. Nicht nur erhielt dadurch die Thatſache der Ebenbürtigkeit immer mehr das Anſehen einer nach ſubjektiver Willkür beſtimmbaren Vorſchrift; ſondern es wurde auch durch ſolche Entſcheidungen im Innern der Familie mittelbar auf andere gleichſtehende Häuſer ein verwirrender und unrechtlicher Eingriff ausgeübt, indem dieſe, bei etwaigen Vermächtniſſen u. ſ. w., für ihre Verhältniſſe etwas anerkennen ſollten, was gegen die allgemeine Regel und ihre eigenen Vorſchriften anſtieß. Ferner erfüllten die Reichsgerichte, an welche die zum Streite erwachſenen Ebenbürtigkeitsfragen zur Entſcheidung zu bringen waren, nicht immer ihre Schuldigkeit, indem ſie nicht nach einer feſtſtehenden Anſicht, ſondern häufig genug unter politiſchem und konfeſſionellem Einfluſſe nach ſubjektiven Planen entſchieden, ſomit Folgewidrigkeit auf Folgewidrigkeit häuften. Endlich iſt auch noch der Schriftſteller zu erwähnen, welche entweder ſelbſt irre geleitet durch ſich widerſprechende Thatſachen, oder auf Advokatenart im Dienſte einer beſtimmten Partei, die verſchiedenſten Theorien aufſtellten, jede mit Autoritäten und Gelehrſamkeit ſtützten, und dadurch Waffen zu allen, an ſich noch ſo grundloſen, Streitigkeiten lieferten. Es war ſomit ſicherlich kein Wunder, daß im deutſchen Reiche der Wunſch nach einer endlichen geſetzlichen Regelung aller dieſer Verhältniſſe

entſchieden und nachhaltig lebte. Allein es war der Kaiſer nicht zu einem einfachen, feſten Grundſatze zu bewegen; es ſchien vortheilhafter, immer die Hände bei dem einzelnen Falle im Spiele haben zu können. So war denn das ganze Ergebniß der Bitten und Forderungen, daß vom Jahre 1741 an in die Wahlkapitulationen die bekannte Beſtimmung kam: „der Kaiſer wolle aus unſtreitig notoriſcher Mißheirath erzeugten Kindern eines Reichsſtandes die väterlichen Titel nicht beilegen, noch ſie ohne Einwilligung der wahren Nachfolger für ebenbürtig und ſucceſſionsfähig erklären.“ Wie wenig hierdurch gewonnen war, ja daß eigentlich dieſe Verſprechen auf eine ganz falſche Anſicht von der ganzen Frage hinzudeuten ſcheinen, wird wohl nach dem oben Geſagten von ſelbſt klar ſeyn. In dieſem Zuſtande aber blieb die Geſetzgebung des Reiches bis an deſſen Ende; und auch ſeitdem iſt etwas allgemein Gültiges nicht verordnet worden. Zwar beſchäftigt ſich die deutſche Bundesakte mit dem Gegenſtande, allein nur um die Beſtimmung zu geben, daß die Mediatiſirten „nichts deſto weniger zum hohen Adel in Deutſchland gerechnet werden, und ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff verbleibe.“ Da nun aber eben dieſer Begriff nicht beſtimmt war, noch iſt, ſo bleibt natürlich auch nach dieſer Satzung Alles in der alten Lage. — Nichts wäre unter dieſen Umſtänden vergeblicher, als wenn ſich Jemand mit der Hoffnung ſchmeicheln wollte, eine Theorie des jetzt gültigen Rechtes über Ebenbürtigkeit aufſtellen zu können, welcher die allgemeine Zuſtimmung zu Theil werden werde. Die Geſichtspunkte, aus welchen die Sache ganz füglich betrachtet werden kann, ſind ſo verſchieden, daß ſo lange Meinungsverſchiedenheit ſtattfinden muß, bis endlich eine unzweifelhafte und umfaſſende Geſetzgebung feſte Vorſchriften gegeben haben wird. Allein da denn doch jede in der Wirklichkeit aufgeworfene Rechtsfrage in jedem Zuſtande der Geſetzgebung irgend eine Löſung finden muß: ſo iſt ſelbſt im gegenwärtigen Stande der Dinge eine Theorie der Ebenbürtigkeit zu geben. Die Erwägung der oben erörterten geſchichtlichen Verhältniſſe aber ſcheint auf nachſtehende Sätze als die relativ richtigſten zu führen: Unter allen Umſtänden gehen die Beſtimmungen der Hausgeſetze der betreffenden Familie allen anderen Entſcheidungsquellen vor; und es ſind dieſelben ſelbſt in den Fällen anzuerkennen, wenn ſie eigenthümliche Grundſätze enthalten,

z. B. gewiſſe Kategorien, welche im Allgemeinen zugelaſſen werden, ausſchließen ſollten. Erſt wenn die Hausgeſetze auch nach Anwendung der erlaubten Auslegungsregeln keine Antwort geben, kann das gemeine deutſche Fürſtenrecht angezogen werden. Dieſes aber erkennt zwei verſchiedene Begründungen des hohen Adels (der Fürſtenmäßigkeit) an, nämlich Abſtammung von einem Dynaſtengeſchlechte, und Regierung eines Reichslandes, letztere auch wenn die urſprüngliche Abſtammung von niederer Art war. Bloße Titel, ſeyen ſie noch ſo hoch, desgleichen alle Arten des niederen Adels, ſey derſelbe noch ſo alt, geben keine Gleichſtellung. Eben ſo iſt der Unterthanenadel fremder Länder nicht ebenbürtig, mögen ſeine ſtaatsrechtlichen Zuſtände und ſeine Bezeichnungen noch ſo bedeutend ſeyn und lauten. Mediatiſirung ändert an dem Anſpruche auf Ebenbürtigkeit eben ſo wenig, als die Entäußerung der Güter, über welche früher Territorialhoheit zuſtand. Dagegen iſt auf der andern Seite die Ebenbürtigkeit dann nicht erworben worden, wenn kaiſerliche Ernennung (zum Reichsgrafen oder Fürſten) zwar die Fähigkeit zur Erwerbung eines Reichsterritoriums gewährte, von derſelben aber kein Gebrauch durch wirkliche Erwerbung gemacht wurde.

So weit die Lehre von der Ebenbürtigkeit, welche der Verf. gegenwärtiger Bemerkungen für die richtige hält. Allein, wie ſehr würde Der ſich irren, welcher glaubte, daß in dieſer Beziehung irgend eine Uebereinſtimmung unter den Autoritäten im vaterländiſchen Rechte ſtattfinde. Vielmehr ſind hier die abweichendſten Anſichten aufgeſtellt, alle aber mit großem Aufwande von Gelehrſamkeit, und zum Theile mit vieler Bitterkeit vertheidigt worden. Mit Ausnahme der einzigen Behauptung, daß eine Ehe mit einer Leibeigenen dennoch ebenbürtig und vollwirkend ſey, hat jede denkbare Combination ihre Anhänger gefunden. Man urtheile. Nicht wenige und ſicher nicht unberühmte Publiziſten, wie z. B. Klüber, Zachariä, Danz, erklären jede Ehe eines Fürſtenmäßigen für vollwirkend, mit einziger Ausſchließung der Verbindungen mit nichtadelichen Perſonen; und auch die letzteren nehmen ſie nur aus, ſeitdem die Reichsgeſetze ſie als „unſtreitig notoriſche Mißheirath“ erklärt hätten. Sie behaupten, nach früheſtem deutſchen Rechte ſey ſogar nur die Ehe mit einer Unfreien eine Mißheirath geweſen. Eine andere berühmte Autorität im deutſchen Staatsrechte,

J. J. Moſer, iſt dagegen der Anſicht, daß eine Ehe Fürſtenmäßiger mit Perſonen aus dem niederen Adel zwar früher und den richtigen Grundſätzen gemäß als ungleich erachtet worden ſey, allein in den letzten drei Jahrhunderten ſich eine gültige Rechtsgewohnheit gebildet habe, welcher zu Folge vollwirkende Ehen mit Perſonen von altem niederen Adel, nämlich von wenigſtens vier Ahnen, als ſtandesgemäß erachtet worden ſeyen. Auf Reichsunmittelbarkeit legt er kein Gewicht. Dem widerſpricht nun aber eine dritte (z. B. von Majer ausgeſprochene) Anſicht, welche die Ehen mit dem niederen Adel nur in dem Falle zulaſſen will, falls derſelbe reichsunmittelbar ſey. Eine vierte Anſicht von Struben, Pütter, Eichhorn u. ſ. w., iſt zwar bei fürſtlichen Familien unbedingt gegen jede Ehe unter ihrem eigenen Stande; allein für Reichsgrafen wird eine Gewohnheit vindizirt, nach welcher eine Verbindung mit altem niederen Adel nicht unebenbürtig zu erachten ſey, was denn auch auf viele neufürſtliche Familien Einfluß habe. — Nimmt man hierzu noch die ganz abweichenden Urtheilsſprüche der Reichsgerichte, die von dem verſchiedenſten Erfolge begleiteten Streitigkeiten im Innern fürſtlicher und reichsgräflicher Familien über einzelne Fälle: ſo iſt gewiß der Ausſpruch gerechtfertigt, daß irgend eine beſtimmte allgemeine Rechtsnorm, welche mit Sicherheit zum Anhalte in einem beſtimmten Falle dienen könnte, weder im geſchriebenen Rechte, noch in unbeſtreitbarer Gewohnheit, noch auch nur in der Theorie der Rechtsgelehrten vorhanden ſey über die, doch ſo hochwichtige, Materie von der Ebenbürtigkeit der Ehen in den regierenden und den mediatiſirten Häuſern des hohen deutſchen Adels.

Ebenſo, oder doch beinahe ebenſo, unſicher iſt nun aber, wie bereits bemerkt, auch die Entſcheidung von einer Reihe von andern, auf die Erbfähigkeit ſich beziehenden Fragen, ſo über die zu einer gültigen Ehe nothwendigen kirchlichen Formen, über die Rechte blos Legitimirter, u. ſ. w.

Es iſt wohl nicht nothwendig, ausführlichen Beweis zu liefern, daß dieſer Zuſtand ein bedenklicher und unhaltbarer iſt. Offenbar können, wie die Sachen jetzt ſtehen, für das ganze Deutſchland die unangenehmſten, vielleicht die gefährlichſten Verwicklungen bei der nächſten beſten Gelegenheit entſtehen. Der Leichtſinn, die Leidenſchaft oder die Gewaltthätigkeit eines jungen Menſchen vermag

in jedem Augenblicke Fragen ins wirkliche Leben zu rufen, für welche jetzt keine Löſung geordnet iſt, und welche doch rechtlich und nachhaltig gelöſt werden müſſen, wenn nicht zuerſt ein deutſches Land, leicht dadurch aber der ganze Bund in Unruhe, vielleicht in innern und äußeren Krieg verwickelt werden ſoll. Nothwendig muß zur Beſeitigung ſolcher Mißſtände eine geſetzliche Norm und ein zu deren Anwendung zuſtändiger Richter mit einer für ganz Deutſchland gültigen und thatſächlich ausreichenden Gewalt beſtellt werden.

Wer anders aber könnte dieſe Norm geben und dieſen Richter ſetzen und decken, als der geſammte deutſche Bund? Nur er hat eine über die ſämmtlichen deutſchen Staaten und Fürſtenfamilien ſich erſtreckende Autorität; nur in ſeinen organiſchen Einrichtungen finden ſich Mittel, um auch ſolche Sprüche zur Vollziehung zu bringen, welche gegen den Wunſch eines Bundesſtaates oder des Regenten eines ſolchen laufen möchten. Von vereinzelten Uebereinkünften unter den Bundesſtaaten iſt offenbar nichts zu erwarten. Kaum glaublich iſt ſchon, daß auf dieſem Wege eine gemeinſchaftliche Norm zu Stande käme. Und noch weit ſchwieriger wäre es, für den Fall einer Nichtbeachtung des Vorgetragenen, eine zureichende Anſtalt zum Schutze des Rechtes zu organiſiren. Entweder müßte eine ſolche den Bund paralyſiren, was Niemand wünſchen kann; oder ſie fiele mit ihm in Eins zuſammen, dann aber überlaſſe man ihm gleich das Ganze.

Man wird vielleicht einwenden, der Bund habe nach ſeinen Grundgeſetzen keine Befugniß zu Beſtimmungen der fraglichen Art. Den unmittelbaren Worten nach allerdings nicht; allein deſto mehr nach dem Sinne und Zwecke ſeines ganzen Daſeyns. Der Bund hat unter anderem das Friedensrichteramt unter den deutſchen Staaten; er hat ferner, wenn es ſeyn muß, für die Aufrechterhaltung der Ruhe und der geſetzlichen Ordnung in den einzelnen Staaten zu ſorgen. Allerdings gibt ihm dies nun an ſich noch kein Recht, ſolche Dinge aus eigener Machtvollkommenheit zu ordnen, welche entweder Streit zwiſchen Bundesgliedern oder Unruhe in einzelnen Gebieten veranlaſſen könnten. Würde er doch in ſolchem Falle die ſouveräne Gewalt entweder haben, oder doch leicht an ſich ziehen können, während er ein völkerrechtliches Bündniß ſeyn ſoll. Allein wenn in Beziehung auf ein beſtimmtes

Verhältniß er leicht in die Lage kommen kann, rechtlichen Schutz zu handhaben, und wenn zu gleicher Zeit Niemand außer ihm die Norm geben kann, nach welcher dieſer Schutz zu handhaben iſt; wenn er und ſeine Organe ſomit völlig rathlos und außer Stand zur Vollziehung ihrer Pflicht wären: dann muß ihm auch das Recht zuſtehen, das Geſetz zu Stande zu bringen, nach welchem die Bundesſtaaten in dieſem Verhältniſſe ſich zu richten haben. Daß nun aber die Frage über die Ebenbürtigkeit, und überhaupt über die verſchiedenen bei Erbfolgen zur Sprache kommenden Streitpunkte, zu dieſer Art von Fällen gehören, iſt vorſtehend wohl zur Genüge gezeigt worden. — Im ſchlimmſten Falle rechne man die Angelegenheit zu den nützlichen Verabredungen außer dem Bundeszwecke, und dann kann, die Einhaltung der für einen ſolchen Fall vorgeſchriebenen Formen angenommen, die Zuſtändigkeit nicht in Zweifel gezogen werden. Denn als einen nützlichen Zweck wird man doch wohl die Ordnung einer ſo wichtigen Staatsangelegenheit anerkennen müſſen!

Wohl, hören wir ſagen; allein mit einem Bundesſchluſſe und einer Bundeseinrichtung iſt noch keineswegs das Nöthige erreicht. Will man auch zugeben, daß für die Verhältniſſe der deutſchen Staaten in ſich und unter ſich Rath und Sicherheit geſchafft werden kann, ſo iſt doch einleuchtend, daß damit keineswegs alle Schwierigkeiten und Gefahren beſeitigt ſind. Fremde Staaten ſind natürlich durch ſolche Verabredungen unter den deutſchen Fürſtenhäuſern nicht gebunden, und würden vorkommenden Falles der Entſcheidung des deutſchen Bundes die Anſichten, welche ſie etwa in einem ſtreitigen Succeſſionsfalle geltend machen möchten, nicht unterwerfen. Es könnte alſo immer noch die Nichtanerkennung eines beſtimmten Bundesfürſten, oder der Anſpruch einer fremden Macht an ein deutſches Land unter dem Vorwande eines Erbrechtes, oder die Unterſtützung eines nach dem Bundesgeſetze verworfenen Prätendenten entſtehen, ſomit die Veranlaſſung zum Kriege. — Hierauf ſey vor Allem erwiedert, daß denn doch mancher Streit auch mit Fremden durch das Beſtehen einer klaren Norm, die Einrichtung einer gerechten und intelligenten Anwendung derſelben, endlich die ſtracke Vollſtreckung des Urtheiles verhindert werden würde. Auch wäre es vielleicht möglich, mit fremden Regierungen auf der Grundlage der eigenen beſtimmten Norm

Verträge über Succeſſionsfragen zu ſchließen, welche ebenfalls zur Abwendung von Streitigkeiten dienen könnten. Allein, wenn dem auch nicht ſo ſeyn ſollte, ſondern Eigenſinn oder ſchlechte Abſicht eine fremde Macht zur Feſthaltung von Grundſätzen triebe, welche der Bund im Namen und Intereſſe ſeiner Gliederſtaaten, und vielleicht ſeiner eigenen Ehre und Sicherheit nicht zugeben könnte; wenn ſomit die Waffen zur Hand genommen werden müßten: ſo wäre wenigſtens Nichts ſchlimmer als jetzt, da man dem Gegner nicht einmal einen Satz entgegen zu halten vermöchte, den er nicht durch die eigenen Rechtsautoritäten der Deutſchen widerlegen könnte, und da es ſchwer ſeyn dürfte, das Volk klar und lebendig zu überzeugen von dem Rechte, welches man zu vertheidigen habe.

Wollte man aber endlich der hier gewünſchten Thätigkeit des Bundes entgegenhalten, daß demſelben dadurch mannichfache Verdrießlichkeiten von Seiten der Betheiligten zugehen würden: ſo wäre dies nicht zu läugnen. Allein unzweifelhaft ſcheint doch die Antwort auf die Frage zu ſeyn: ob es denn etwa beſſer ſey, der Ordnung einer Angelegenheit ſich alsbald bei deren Urſprung und im Beſitze von materiellen und formellen Hülfsmitteln und Normen anzunehmen, als dieſelbe ſich in viel verwirrterem und verſchlimmerterem Zuſtande etwas ſpäter dennoch aufdrängen laſſen zu müſſen? Nun hat aber der Bund offenbar auch bei ſeiner jetzigen Geſetzgebung zu gewärtigen, daß ihm Succeſſionsfragen zur Schlichtung und Abwicklung zufallen, aber freilich erſt dann, wenn der Friede bereits bedroht, wenn nicht gar gebrochen iſt, wenn alſo neben der Schwierigkeit in der Sache ſelbſt auch noch Leidenſchaft, Unrecht und Verwirrung zu bekämpfen ſind. Wie kann hier vernünftigerweiſe über das wünſchenswerthere Glied der Alternative ein Zweifel ſeyn?

Alſo, wir bleiben bei der Anſicht, daß der deutſche Bund, und daß nur er, die Ordnung dieſer Angelegenheit übernehmen könne; und wir bleiben bei dem Wunſche, daß er ſie übernehmen möge, zu ſeinem und der Gliederſtaaten Wohl. Damit iſt freilich nun aber die weitere Frage noch nicht beantwortet, wie denn der Bund die Sache einzurichten, d. h. welche Vorſchriften er über die Rechtsfrage zu geben, welche Behörde zu deren Anwendung zu beſtellen, und endlich welche Vollziehungsmittel er anzuwenden haben möchte?

Wir ſind natürlich ſchüchtern, unberufen unſere Anſicht über dieſe Fragen vorzutragen. Wir fürchten, als unanſtändig zudringlich erachtet zu werden, und würden uns ſehr ungern unter die Zahl jener unbärtigen Weltreformatoren gerechnet ſehen, welche den deutſchen Kabinetten ſo bereitwillig mit ihren Beglückungsvorſchlägen unter die Arme greifen, ohne doch, wenn es ihnen je zugemuthet werden ſollte, eine Amtsanweiſung für den Nachtwächter machen zu können. Auch legen wir ein geringeres Gewicht darauf, *was* in genügender Allgemeinheit und Beſtimmtheit angeordnet werden möchte, als *daß* etwas geſchehe. Allein wir möchten uns anderer Seits nicht dem Scheine ausſetzen, als haben wir nur die leichte Rolle des Tadlers übernommen; und wir meinen doch, es liege uns ob, zu zeigen, daß der hervorgehobene Uebelſtand auf dem von uns angedeuteten Wege beſeitigt werden könne.

Der erſte feſtzuſtellende Punkt wäre, ob der Bund eine *umfaſſende Geſetzgebung über die Materie* zu geben habe, oder ob er ſich etwa damit begnügen könnte, nur für Richter in den bis jetzt herrenloſen Sachen zu ſorgen, dieſen aber zu überlaſſen, das theoretiſch Richtige aus der deutſchen Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft aufzufinden? — Es ſcheint unbedingt das Erſtere, wenn ſchon das Schwierigere, geſchehen zu müſſen. Ohne einen entſchiedenen Anhaltspunkt würden die Bundesrichter auf das Meer der jetzigen Zweifel und Streitfragen ohne Kompaß hinausgeſtoßen. Nie könnte mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit dem Ausgang eines Erbfolgeſtreites entgegengeſehen werden. Auch wäre es ſicher endlich an der Zeit, der gewiſſenloſen Sophiſtik, welche wegen der Vertheidigung des grundloſen Anſpruches eines Einzelnen die Fundamentalſätze des Rechtes angreift, und der ſtupiden Gelehrſamkeit, welche den Wald vor lauter Bäumen nicht ſieht, das Handwerk zu legen. Alſo, ein Bundesgeſetz, und zwar ein möglichſt umfaſſendes und mit genauer Berückſichtigung der bisherigen Streitfragen abgefaßtes!

Allein, wenn dieſer Entſchluß gefaßt wäre, ſo müßten auch ſogleich, und ehe von irgend einer Beſtimmung der Einzelnheiten die Rede ſeyn könnte, einige nicht wenig häckligte Fragen entſchieden werden.

Alsbald nämlich würde ſich die Frage aufdrängen, wie die Bundesgeſetzgebung ſich zu den von ihr materiell abweichenden

Geſetzgebungen der einzelnen Häuſer oder Staaten verhalte? Die Antwort, daß der Bundesſchluß die Autonomie der Bundesglieder nicht beſchränken, ſondern nur die Lücken ausfüllen ſoll, welche dieſe etwa gelaſſen habe, reicht nicht aus. Da der Bundesſchluß, wie eben bemerkt, möglichſt umfaſſend ſeyn müßte, die autonomiſchen Beſtimmungen aber bald mehr, bald weniger ausführlich, hier von dieſem, dort von jenem Inhalte ſind: ſo müßten nothwendig die Satzungen des erſten bald mit dieſer Vorſchrift des einen, bald mit jener eines andern Hauſes im Widerſpruche ſeyn. Und zwar könnte dieſes auf doppelte Weiſe geſchehen. Entweder würde das Haus- (oder Landes-)Geſetz *mehr* verlangen, als der Bund; oder es würde ſich daſſelbe mit *Wenigerem* begnügen. Es könnte z. B. das Hausgeſetz nur Ehen mit *altfürſtlichen* Familien ebenbürtig finden, der Bundesſchluß auch die mit *neufürſtlichen*; oder aber es könnte das Familienſtatut die Ehen mit altem niederen Adel geſtatten, der Bundesſchluß ſolche durchaus für Miſsheirath erklären. Hier leuchtet nun freilich ein, daß im Falle der Mehrverordnung eines Hausgeſetzes keine rechtliche Schwierigkeit entſtünde, indem einfach zuzugeben wäre, daß dieſe beſtimmte Familie Beſonderes verlange, während der Bund ſich mit Wenigerem zufrieden ſtelle; und es möchte ſolche höhere Bedingung nur etwa als närriſcher Hochmuth oder überflüſſige Aengſtlichkeit erſcheinen. Allein ganz anders bei einer Minderforderung. Hier würde der Bund gewiſſe Handlungen in den Familien, welche zufällig aus Mangel eines eigenen Geſetzes ihm unterworfen wären, nicht dulden, gewiſſen Mitgliedern derſelben verlangte Rechte nicht einräumen, welche unter ganz gleichen Umſtänden in einem mit autonomiſcher Beſtimmung verſehenen Hauſe rechtsgültig wären. Ja es müßte der Bund in ſeinen eigenen Urtheilen die Folgen der letzteren Verhältniſſe als gültig anerkennen und ſchützen, während er ganz *dieſelben Folgen in jenen Fällen* für ungeſetzlich erklären müßte. Allerdings wäre dies kein formelles Unrecht, allein ſicher die größte Verwirrung und ein lächerlicher Widerſpruch in den öffentlichen Verhältniſſen Deutſchlands. Es dürfte der letzte der ehemaligen Reichsgrafen für ſich und die Seinigen als zuläſſig und als wirkſam gegen alle europäiſchen Regentenhäuſer erklären, was der Bund in hundert anderen Fällen, vielleicht dem eigenen Landesherrn jenes Mediatiſirten, unterſagte. Hier ſcheint allerdings eine

Hälfe nöthig. Allein nicht erlaubt möchte es ſeyn, dieſelbe kurzweg durch zwangsmäßiges Heraufziehen der Hausgeſetze der einzelnen Familien zu dem Bundesſchluſſe, als zu einem Minimum, zu bewerkſtelligen. Dem ſteht die hergebrachte Autonomie der fürſtlichen Familien und der Umſtand entgegen, daß überall das, was von den betreffenden Familien in Hausangelegenheiten als zuläſſig anerkannt wird, auch von den Uebrigen geachtet werden muß, ſogar wenn ſie ſelbſt es ſich nicht erlauben dürfen. Vielmehr ſcheint hier zunächſt eine Aufforderung von Seiten des Bundes an der Stelle zu ſeyn, die ſämmtlichen Hausgeſetze wenigſtens bis zu ſeinen Beſtimmungen freiwillig zu erheben; ſodann ein gemeinſchaftlicher Entſchluß aller derjenigen Häuſer, welche dieſes oder ein Mehreres gethan haben, durch einen Zuſatz zu ihren Familienſtatuten die ſich nicht fügenden Geſchlechter bis zu einem einſtigen Beitritte als Nichtgenoſſen zu erklären. Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß dieſes Mittel in ſehr kurzer Zeit helfen müßte. Die Hoffnung aber, daß es von den deutſchen fürſtenmäßigen Geſchlechtern wirklich werde beliebt werden, erſcheint nicht als fabelhaft, wenn man bedenkt, daß von der Sache überhaupt nur unter der Vorausſetzung des Zuſtandekommens eines Bundesgeſetzes, ſomit einer bereits erlangten gemeinſchaftlichen Anſicht und Ueberzeugung, die Rede ſeyn könnte.

Die zweite allgemeine Frage wäre, ob die neuen Beſchlüſſe des Bundes blos auf ſolche Fälle anzuwenden wären, welche nach ihrer Erlaſſung entſtünden; oder auch auf ſolche, welche, früher der Thatſache nach vorhanden, jetzt erſt nach der neuern Geſetzgebung zur Entſcheidung kämen? Dieſe Frage nun ſcheint unbedenklich dahin beantwortet werden zu können, daß auch letztere darunter zu ſubſumiren wären. Selbſt die im gegenwärtigen Augenblicke obſchwebenden Streitfragen dürften (mit Ausnahme des Bentinck'ſchen Falles, welcher bereits vor einem zuſtändigen Richter iſt) hier ihre Erledigung finden. Schon der eine Umſtand muß dabei entſcheiden, daß nicht an die Stelle eines alten Geſetzes ein neues, davon materiell verſchiedenes, geſetzt, ſondern nur etwas normirt werden ſoll, worüber bis jetzt gar keine Beſtimmung vorhanden war. Somit würden nicht etwa die unter der Wirkung der alten Geſetze entſtandenen Rechte dabei mißkannt, ſondern nur früher nicht nach einem Geſetze beantwortbare Fragen jetzt geſchlichtet und

authentiſch ausgelegt. Es kann ſomit nicht nur, ſondern es muß ſogar die neue Norm Anwendung finden. Man ſieht, es iſt gar nicht einmal nothwendig, an die Nützlichkeit der alsbaldigen Durchführung des Beſchluſſes zu erinnern, obgleich auch dieſe einleuchtend, aber freilich an ſich kein Rechtsgrund iſt.

Gehen wir nun aber über zu den einzelnen materiellen Beſtimmungen, welche den Inhalt des Bundesbeſchluſſes bilden ſollten, ſo ſey es geſtattet, hierüber nachſtehende Anſichten vorzutragen:

Die Beſtimmungen über die Ebenbürtigkeit ſind offenbar die wichtigſten an ſich. Nicht nur kommt dieſer Punkt bei jeder Ehe in den hier in Frage ſtehenden Häuſern zur Sprache, ſondern es ſind auch allgemeine politiſche Rückſichten dabei wohl zu beachten. Die letzteren ſind es denn, welche den Ausſchlag zu geben haben, wenn innerhalb des, natürlich in der Hauptſache nicht zu verlaſſenden, Grundſatzes Zweifel entſtehen, oder wenn zwiſchen verſchiedenen, an ſich gleich rechtlichen Antworten zu wählen iſt. Irren wir uns nämlich nicht ſehr, ſo hat die Aufrechterhaltung der ſtrengſten Anſicht über Ebenbürtigkeit, d. h. die Beſchränkung der Ehen Fürſtenmäßiger lediglich auf ihre Standesgenoſſen, nicht blos die geſchichtliche und juriſtiſche Wahrheit für ſich; ſondern ſie iſt auch aus Gründen des allgemeinen Wohles zu wünſchen. Ueber den erſten Punkt etwas Weiteres hier beizubringen, dürfte nach den oben vorgelegten Erörterungen für überflüſſig erachtet werden. Was aber die politiſchen Erwägungen betrifft, ſo beruhen dieſe auf Einer Thatſache. Offenbar werden nämlich durch ſtrenge Grundſätze über Ebenbürtigkeit die Verſchwägerungen mit Unterthanenfamilien verhindert. Solche aber ſind in der Regel höchſt nachtheilig. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß dieſe neuen Verwandten ſo viel als möglich heraufgehoben und begünſtigt werden. Und es iſt mit um ſo größerer Sicherheit hierauf zu zählen, als die Frau, welche durch Schönheit und Liebenswürdigkeit eine ſo glänzende Eroberung machte, gewiß von bedeutendem Einfluſſe ſeyn wird. Nun aber können ſolche Begünſtigungen ihrer Verwandten nicht anders, als auf Koſten der Staatskaſſe und des, gegen jene zurückgeſetzten, Verdienſtes gegeben werden. Iſt der Nepotismus ſchon bei einflußreichen Staatsdienern ein großer Fehler, wie viel ſchädlicher muß er bei regierenden Fürſten wirken. Und findet eine ſolche ungleiche Ehe auch nicht mit dem

Staatsoberhaupte ſelbſt ſtatt, ſondern nur mit einem apanagirten Agnaten, ſo mag etwa das Uebel ein minderes ſeyn: allein ganz verſchwinden wird es auch hier ſchwerlich. Und wer ſteht dafür, daß nicht ein ſolcher Prinz über kurz oder lang auf den Thron oder zur Reichsverweſung berufen wird? Mit Einem Worte, unſtandesmäßige Ehen haben, mit einziger Ausnahme des unſittlichen Beiſpieles, dieſelben Folgen, wie Verbindungen mit anerkannten Maitreſſen. Die Vertheidiger derſelben bringen gegen dieſe Erwägungen nur ſchwache Gründe vor. Von der natürlichen Gleichheit aller Menſchen hier zu reden, iſt gerade eben ſo vernünftig, als dieſelbe gegen die Monarchie überhaupt geltend machen zu wollen. Das den Mitgliedern der fürſtenmäßigen Familien durch die Beſchränkung auf verhältnißmäßig wenige Wahlen abgeforderte Opfer beſteht zwar; allein es iſt gleich Eingangs bemerkt worden, daß daſſelbe gegen wichtige öffentliche Intereſſen nicht in Betracht kommen könne, und überdies durch die ſonſtigen Vorzüge der Stellung im Leben reichlich abgekauft ſey. Es ſey noch eine weitere Bemerkung gemacht. Das häusliche Glück in den regierenden Familien iſt zwar nicht gering anzuſchlagen, auch aus ſtaatlichen Gründen: allein würde daſſelbe wohl durch Erleichterung unſtandesmäßiger Ehen befördert? Es iſt dies ſehr zu bezweifeln. Die Erfahrung ſpricht eben nicht dafür, daß Neigungsheirathen im Durchſchnitte nachhaltig glücklicher ſind, als nach äußeren Motiven eingegangene Verbindungen. Und das Verhältniß dürfte in den hier fraglichen Fällen dadurch nicht verbeſſert werden, daß die ungleiche Stellung der Ehegatten doch mancherlei Veranlaſſungen zu Mißbehagen, Verwundung und Entfremdung mit ſich bringt. Wenn aber endlich geltend gemacht wird, daß ja doch in allen Fällen die Ehen mit den Mitgliedern ſtandesherrlicher Familien, ſomit ebenfalls mit Unterthanen, als ebenbürtig beſtehen bleiben: ſo darf nicht vergeſſen werden, daß bei den Verhältniſſen gerade dieſer ebenfalls fürſtenmäßigen, wenn ſchon jetzt nicht mehr regierenden, Häuſer die zu fürchtenden Nachtheile noch am wenigſten hervortreten werden. Allein, ſelbſt wenn dem nicht ſo wäre (und nicht in allen Fällen gerade wird dem ſo ſeyn), ſo iſt dieſe Thatſache nicht zu ändern. Das Beſtehen eines Uebelſtandes aber iſt ſicherlich kein Grund, demſelben gar keine Gränzen zu ſetzen; vielmehr im Gegentheile eine Aufforderung, ihn möglichſt einzuengen.

Somit ſcheint denn die Norm, welche als gemeines Recht des deutſchen Bundes feſtzuſtellen wäre, ihrem Hauptgrundſatze nach darin beſtehen zu müſſen, daß vollwirkende Ehen von Mitgliedern regierender und ſtandesherrlicher Familien, ohne Unterſchied des Titels und Ranges, nur mit Perſonen aus ſolchen Häuſern oder aus fremden regierenden Häuſern ſtattfinden. Gerecht wäre dabei ohne Zweifel die Beſtimmung, daß auch die neufürſtlichen und neureichsgräflichen Familien als gleichgeſtellt zu behandeln ſeyen, in ſo ferne das Moment der früheren Regierungsgewalt den etwaigen Mangel an ſemperfreier Abſtammung getilgt hat. Ausdrücklich aber wäre jeden Falles zu beſtimmen, daß Standeserhöhungen, ſollten die Titel auch noch ſo hoch gehalten ſeyn, und wären ſie vor oder nach der Verehelichung eingetreten, für die Gattin oder für die Kinder gegeben ſeyn, durchaus den ungleich Gebornen nicht ebenbürtig machen können. Sollte dagegen eine, jetzt weder zu den regierenden noch zu ſtandesherrlichen Geſchlechtern gehörige Familie nachweiſen können, daß ſie vor der Entſtehung der Landeshoheit dem ſemperfreien Herrenſtande (den alten Dynaſtengeſchlechtern) zugehört habe, ſo wäre ſie auch als ebenbürtig anzuſehen, gleichgültig, welchen Titel ſie jetzt führen möchte. Vielleicht wäre die Eintragung in eine Bundesmatrikel hier an der Stelle. Daß fremder, wenn noch ſo hoch betitelter, Unterthanenadel nicht ebenbürtig ſey, möchte ausdrücklich zu erklären ſeyn. Auch wäre eine Beſtimmung über die Frage, ob die Nachkommen aus einer Ehe zwiſchen einer Fürſtenmäßigen und einem Unebenbürtigen diejenigen Anſprüche, welche etwa nach Ausſterben des Mannsſtammes von der weiblichen Linie zu machen ſind, ebenfalls theilen, ſehr wohlthätig. Folgerecht wäre dabei wohl der Satz, daß ſie, als der ärgeren Hand folgend, ausgeſchloſſen ſeyen. Dagegen dürfte ſolchen ehemals reichsſtändiſchen Familien, welche ihre Güter veräußerten, das Geblütsrecht bleiben, indem dieſes von der Thatſache, daß ſie früher Territorialherren waren, nicht aber von dem Umſtande, ob ſie jetzt Gutsbeſitzer ſind, abhängig iſt. Offenbar iſt der Anſpruch auf die Standesherrlichkeit und deren politiſche Rechte im einzelnen Bundesſtaate von der Frage über Ebenbürtigkeit wohl zu unterſcheiden.

Nicht viel weniger dringlich als über die Ebenbürtigkeit ſind Beſtimmungen über die zur Eingehung einer gültigen Ehe

nothwendigen kirchlichen Formen. Auch hier ſprechen ſich die Hausgeſetze keineswegs überall ſo unzweifelhaft aus, als wünſchenswerth wäre. Dieſes Stillſchweigen aber hat rabbuliſtiſcher Scharfſinn benutzt, um in einer Reihe von Fällen Sätze aufzuſtellen und mit anſcheinend tiefer Gelehrſamkeit zu belegen, welche mit der Würde der chriſtlichen Kirche und mit der in Erbfolgeſachen ſo wünſchenswerthen Unzweifelhaftigkeit der Thatſachen im entſchiedenſten Widerſpruche ſtehen. Nun mag es allerdings nicht unmöglich ſeyn, eine überlegene wiſſenſchaftliche Beweisführung gegen dieſe Fechterkünſte zu führen: allein es kann dies doch nur durch ausführliche gelehrte Auseinanderſetzungen und feine juriſtiſche Schlußfolgen geſchehen, welche natürlich nur für den Mann von Fach überzeugende Kraft haben. Somit iſt immerhin durch dieſe Vorgänge das Rechtsbewußtſeyn über dieſe Fragen getrübt worden, und es wäre eine unzweifelhafte Feſtſtellung ganz heilſam. Große materielle Schwierigkeiten liegen übrigens hier nicht vor. Es handelt ſich von zwei kirchlichen Akten, welche als durchaus unerläßliche Bedingungen einer gültigen Ehe erklärt werden ſollen, nämlich von der Proklamation und von der Trauung. Die erſte hat den Werth, daß ſie heimliche Ehen unmöglich macht, und zur rechtzeitigen Erledigung etwaiger Ehehinderniſſe Veranlaſſung gibt. Das Beiſpiel des Herzogs von Suſſex zeigt, daß auch in fürſtlichen Familien die Feſthaltung dieſer, an ſich freilich ganz indifferenten, kirchlichen Handlung entſchiedene Vortheile hat. Die Trauung aber, oder was nach dem Ritus einer Kirche deren Stelle vertritt, iſt nicht nur wegen der religiöſen Weihe der Ehe, welche der Fürſt eben ſo wohl empfangen kann und ſoll, wie der letzte ſeiner Unterthanen, von Bedeutung, ſondern ſie iſt auch der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen der Ehe und anderen ungeſetzlichen und unſittlichen Geſchlechtsverbindungen. Ein Grund, warum der hohe Adel ſich ihr nicht unterziehen ſollte, iſt nicht entfernt denkbar. Wohl aber hat ihre urkundliche Verrichtung den großen Vortheil, daß der Anfang der erlaubten Verbindung genau bezeichnet iſt, ſomit über die Geſetzmäßigkeit der Geburt der Kinder in dieſer Beziehung kein Zweifel obwalten kann. Gegen dieſe Vortheile der Verkündigung und der Trauung würde das angebliche Recht der Fürſtenmäßigen, eine ſogenannte Gewiſſensehe zu ſchließen, d. h. eine Geſchlechtsverbindung mit den rechtlichen

Folgen einer Ehe ohne alle kirchliche Form und Heiligung durch bloße Erklärung einzugehen, in den Augen des Geſetzgebers wohl nicht Stand halten können, auch wenn es nach den poſitiven Geſetzen noch ſo begründet wäre. Da aber gründliche und gewiſſenhafte Unterſuchungen wohl für die meiſten Stimmfähigen überzeugend nachgewieſen haben, daß nach dem beſtehenden Rechte zu einem ſolchen Anſpruche gar kein Grund iſt: ſo kann es um ſo wenigere Schwierigkeiten haben, ſich entſchieden dagegen auszuſprechen. Daß dieſes aber geſchehe von einer zuſtändigen Gewalt, iſt wirklich nothwendig. Man wolle nur bedenken, welche Folgen die Geſtattung von Gewiſſensehen mit Erbberechtigung für die Kinder hinſichtlich der Sicherheit der Thronfolge haben könnten! Nicht nur würde es Vätern, welche mehr Zärtlichkeit zu ihren Kindern aus verbotenen Verbindungen, als Rechtsgefühl gegen die Agnaten ihres Hauſes hätten, ſehr leicht ſeyn, zu Gunſten der erſteren mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit das Vorhandenſeyn einer Gewiſſensehe zu behaupten; ſondern es würde ſogar jedem frechen Betrüger das Vorgeben der aus einer Gewiſſensehe abſtammende, bis jetzt im Verborgenen gehaltene nächſte Thronerbe zu ſeyn, in einem erſchreckenden Grade erleichtert werden. Wenn man ſich nun aber erinnert, welchen Erfolg nicht ſelten ſehr viel unwahrſcheinlichere Mährchen von falſchen Thronerben, zum größten Verderben von Land und Volk, hatten, ſo wird man ſicher nicht umhin können, eine gänzliche Vernichtung ſolcher Möglichkeiten dringend zu verlangen. Dieſe Vernichtung aber iſt bewerkſtelligt, ſobald auf Proklamation und Trauung in der gewöhnlichen Form der Landeskirchen, bei Strafe der rechtlichen Ungültigkeit der auf andere Weiſe eingegangenen Verbindungen, beharrt, das Recht auf Gewiſſensehen u. ſ. w. aber entſchieden geläugnet wird. — Beſtimmungen in dieſer Richtung wären alſo auch dem mehrbeſprochenen Bundesſchluſſe einzuverleiben. Sie würden die erſchütterte Zuverſicht in das Geſetz wieder befeſtigen, und könnten anderer Seits keine denkbaren Nachtheile oder Verwicklungen zur Folge haben, ſondern höchſtens, als etwas Ueberflüſſiges, gleichgültig ſeyn.

Noch ein weiterer Akt der Geſetzgebung erſcheint als geboten durch die Rückſicht auf die möglichſte Sicherheit und Unbezweifelbarkeit der zur Thronfolge berechtigenden Thatſachen. Es iſt dies die Anerkennung des Grundſatzes, daß uneheliche, nur durch

ſpätere Ehe der Aeltern legitimirte Söhne kein Erbfolgerecht haben, und überhaupt den Agnaten eines fürſtenmäßigen Geſchlechtes nicht beigezählt werden. Es mag jetzt ununterſucht bleiben, ob die Vorſchrift des gewöhnlichen bürgerlichen Rechtes, welche Kinder der genannten Art den ehelich geborenen gleich ſtellt, für die hierdurch berührten Verhältniſſe wirklich eine zweckmäßige iſt. Beim hohen Adel läuft ein ſolches Verfahren nicht nur gegen die beibehaltenen Grundſätze des älteren deutſchen Rechtes, ſondern es iſt einleuchtend, daß die Geſtattung der Legitimation durch nachfolgende Ehe zu Täuſchungen über die Perſon des nächſten Erben leicht Gelegenheit gäbe. Der Fall mag nicht häufig vorkommen, namentlich wenn Ebenbürtigkeit der Mutter eine unter allen Umſtänden unerläßliche Bedingung der Erbfähigkeit iſt; allein da die gerade vorliegenden unentſchiedenen Erbrechtsfragen zum Theil doch um dieſen Punkt ſich drehen, und da ferner bei dieſer Gelegenheit das beſtehende Recht ebenfalls mit vieler Gewandtheit zu Gunſten der Mantelkinder angegriffen worden iſt: ſo dürfte doch auch wohl in einer umfaſſenden Geſetzgebung der Sache Erwähnung geſchehen. In dem vorgeſchlagenen Bundesbeſchluſſe wäre ſomit ausdrücklich den durch ſpätere Verehelichung der Aeltern legitimirten Kindern das Erbrecht abzuſprechen, auch ſelbſt wenn die übrigen geſetzlichen Erforderniſſe der Erbfähigkeit vorhanden ſeyn ſollten.

Endlich iſt noch zu reden von der durch Zuſtimmung der Agnaten zu bewerkſtelligenden Heilung geſetzlicher Mängel im Erbfolgerechte. Es wäre vergeblich, zu läugnen, daß dieſe Einwilligung der Agnaten eine große Rolle in dem Privatfürſtenrechte, wie es ſich im deutſchen Reiche allmählig ausbildete, ſpielt. In einer ſehr großen Anzahl von Fällen ſind nicht nur Zweifel, ſondern offenbare Unfähigkeiten als weggeräumt durch die Billigung der Agnaten betrachtet worden im Leben und in der Wiſſenſchaft. Selbſt die Vorfechter der ſtrengeren Anſichten über alle bisher beſprochenen Fragen beugten ſich willig vor dieſer Heilkraft. Und was anderes hat denn der Kaiſer in der Wahlkapitulation verſprochen, als daß er ohne Billigung der Stammesvettern kein Erbrecht Unbefähigter anerkennen und ausſprechen wolle? Mit ihrer Billigung alſo ſollte es keinen Anſtand haben. Wir ſind unter dieſen Umſtänden auch lediglich nicht Willens zu läugnen, daß ſelbſt jetzt noch den Agnaten ein Recht auf Heilung von Erbfolgeunfähigkeiten

zuſtehe (vorausgeſetzt freilich, daß die Geſetze, von deren Beſeitigung es ſich handeln ſoll, lediglich Ausflüſſe der Familienautonomie ſind, und nicht etwa in Verfaſſungsurkunden oder in ſonſtigen Staatsverordnungen enthalten, indem hier Diſpenſationen und Aenderungen auf ganz andere Weiſe vorzugehen haben). Allein dennoch wird es erlaubt ſeyn, die Sache auch aus dem Standpunkte der Geſetzgebungspolitik ins Auge zu faſſen. Offenbar kann nun vorerſt darüber kein Zweifel ſeyn, daß das beſtehende Diſpenſationsrecht der Agnaten urſprünglich auf einer irrthümlichen Auffaſſung des Rechtspunktes beruhte. Von einer Heilung der Erbunfähigkeit mittelſt Zuſtimmung der Stammesvettern kann natürlich nur in ſo ferne vernünftigerweiſe die Rede ſeyn, als man das Erbgut aus dem Geſichtspunkte eines gemeinſchaftlichen Privateigenthumes der Abkömmlinge des Stifters betrachtet. In dieſem Falle mag eine Verzichtleiſtung der Entfernteren einen näher Stehenden trotz etwaiger Makel und Mängel zulaſſen. Dritte haben nichts darein zu reden. Allein theils war es nun doch zu allen Zeiten unzuläſſig, die Regierung eines Landes nur aus ſolchem privatrechtlichen Standpunkte aufzufaſſen; theils aber wurde dabei der urſprüngliche und allein richtige Begriff der Ebenbürtigkeit ganz außer Augen geſetzt. Dieſe aber war eine Thatſache, kein Recht. Durch Zuſtimmung Dritter war ſie ſomit nicht vorhanden, wo ſie fehlte, und konnte durch Weigerung nicht geläugnet werden, wo ſie beſtand. Somit verdient das ganze Inſtitut der Agnatenzuſtimmung ſeinem inneren Sinne und Werthe nach keine Achtung. Allein es kommt noch dazu, daß die Einräumung eines ſolchen Einfluſſes mit einer Sicherheit und Klarheit des Erbfolgerechtes völlig unvereinbar iſt. Vergeblich würde auch der deutſche Bund, vielleicht mit großer Mühe, allgemeine Beſtimmungen über die verſchiedenen Bedingungen der Erbfähigkeit zu Stande bringen, wenn die Agnaten eines jeden einzelnen regierenden oder mediatiſirten Hauſes das Recht hätten, in beliebigen Fällen auf beliebige Weiſe dieſelben bei Seite zu ſetzen. Freilich könnten ſie das Geſetz des Bundes nicht als Regel aufheben; allein es wäre denn doch bald wieder der Verſchiedenheit und Streitigkeit, ſomit der Ungewißheit, kein Ende. Der Zweck wäre verfehlt. Und da der Bundesſchluß, nach dem oben aufgeſtellten Grundſatze, ohnedem kein Gegenſtand für die auslegende oder abändernde Autonomie der Einzelnen ſeyn

kann, ſo dürfte es um ſo weniger Anſtand haben, wenn ausdrücklich der Grundſatz ausgeſprochen würde: daß in ſolchen Fällen, in welchen aus Mangel an bereits beſtehenden, hinreichend deutlichen Hausgeſetzen, der Bundesſchluß zur Anwendung zu kommen habe, eine Dispenſation oder Abänderung von Seite der Agnaten des betreffenden Hauſes nicht ſtattfinde.

Soweit der Inhalt des zu Stande zu bringenden Bundesbeſchluſſes. — Offenbar wäre durch ſein bloßes Daſeyn ſchon viel gewonnen, indem nicht nur die in gutem Glauben Handelnden in ihm eine Abhaltung von unbegründeten Anſprüchen finden, ſondern auch häufig die an ſich zu unbegründeten Behauptungen Geneigten in der Ueberzeugung der Hoffnungsloſigkeit des Erfolges ſolche unterlaſſen möchten. Allein natürlich wäre doch eine Behörde nöthig, welche in Anſtandsfällen das Geſetz zur Anwendung brächte. Es iſt oben bereits gezeigt worden, wie es im jetzigen Zuſtande der Dinge mit der entſcheidenden Gewalt in Erbfähigkeitsanſprüchen beſtellt iſt. Des Bundes wäre es unwürdig, ſein Geſetz einer ſo ungewiſſen Vollziehung Preis zu geben; und die Abſicht ſeiner Fürſorge würde in der Hauptſache nicht erreicht. Zu läugnen iſt freilich nicht, daß die Beſtimmungen hinſichtlich dieſer entſcheidenden Behörde bedeutenden Schwierigkeiten unterliegen möchten, ſowohl was die Perſönlichkeit derſelben, als was ihren Wirkungskreis beträfe. In jener Hinſicht iſt nämlich klar, daß, wenn der Bund auch kein neues Organ zur Beſorgung dieſer Art von Geſchäften beſtellen wollte, ſchon jetzt drei verſchiedene Möglichkeiten der Beauftragung vorliegen. Einmal könnten die ſtreitigen Erbfälle von der Bundesverſammlung ſelbſt entſchieden werden, etwa im Plenum; zweitens wäre es möglich, ſie wie andere Austrägalſachen zu behandeln, und ſomit an eines der deutſchen Oberappellationsgerichte zu verweiſen; endlich möchte auch noch die Benutzung des Schiedsgerichtes denkbar ſeyn. Wenn wir uns nun gerne einer Wahl unter dieſen verſchiedenen Einrichtungen enthalten, ſo können wir doch nicht unterlaſſen, darauf aufmerkſam zu machen, daß nur die Entſcheidung ſämmtlicher vorkommender Fälle durch eine und dieſelbe Behörde eine Sicherheit des Urtheils und allmählig ein feſtes Gewohnheitsrecht verſpräche; und daß ſomit der Verweiſung an die Austrägalgerichte oder die Schiedsmänner bedeutende Bedenken entgegenſtehen möchten. Dagegen wäre freilich

auf der andern Seite unläugbar, daß eine ſtreng-rechtliche Unterſuchung und Entſcheidung von der zu ſolchen Geſchäften weder beſtimmten, noch organiſirten Bundesverſammlung wenigſtens nicht mit Sicherheit erwartet werden könnte, daß ſomit auch das, in Staatsprozeſſen ſo ſehr wichtige, unbedingte allgemeine Vertrauen in den Richterſpruch kaum zu erwarten ſtünde. Wenn freilich die Erwägung dieſer Schwierigkeiten ein weiterer Grund wäre, ein ſtändiges Bundesgericht endlich zu organiſiren, ſo würde nicht nur jeder Einwand beſeitigt, ſondern die Veranlaſſung als ein Glücksfall für Deutſchland betrachtet werden. — Vielleicht noch bedeutender ſind die Anſtände hinſichtlich des Umfanges der Zuſtändigkeit, welche dieſem Bundesgerichte, ſey es nun welches es ſey, zuzutheilen wäre. Allerdings liegt die Antwort nahe, daß in allen Fällen der Anwendung des Bundesbeſchluſſes auch das Bundesgericht zu ſprechen habe, ſomit immer, wo keine eigenen Haus- und Landesgeſetze entſcheidende Normen ſeyen. Allein welcher Rechtsverſtändige kann ſich mit dieſer Antwort zufrieden ſtellen? Iſt denn doch zweierlei klar: einmal, daß in manchen Fällen theils die Hausgeſetze, theils der Bundesſchluß zur Anwendung kommen könnten; ſodann, daß gerade darüber Streit ſeyn würde, ob die eine oder die andere Art von Norm Anwendung finde, welche Behörde alſo zuſtändig ſey, während keine höhere Stelle zur Entſcheidung des Kompetenzkonfliktes beſtünde. Außerdem ſey daran erinnert, daß der mangelhafte und bedenkliche jetzige Zuſtand nicht blos darin beſteht, daß kein Recht und kein Richter für diejenigen Fragen beſteht, über welche die Hausgeſetze keine Antwort enthalten; ſondern daß überhaupt in gar vielen ſtreitigen Anſprüchen über Erbrecht gar kein Richter vorhanden iſt. Somit wäre mit der Aufſtellung eines Bundesrichters mit gemeinrechtlicher Zuſtändigkeit lange nicht Allem abgeholfen. Nothwendig muß ſich alſo der Gedanke aufdrängen, daß Ein Richter für alle und jede Erbrechtsſtreitigkeiten in den regierten und den mediatiſirten deutſchen Häuſern, gleichgültig nach welchen Normen die Entſcheidung zu fällen wäre, beſtellt werden ſollte. Allein eben ſo gewiß wird man auf der andern Seite ſich die Frage aufwerfen müſſen: ob die Entäußerung eines ſo wichtigen Souveränetätstheiles den deutſchen Fürſten zugemuthet werden könne; ob ſie ihre Hausgeſetze der Anwendung eines Fremden, und wäre dieſer auch der Bund,

unterordnen ſollen? Man wird ſich wieder an die ſchwierige und zweifelhafte perſönliche Beſtellung des Bundesgerichtes erinnern, welche die Abgeneigtheit gegen die Anordnung nur vermehren kann. Hier dürfte die Ausfindung eines Allen und Allem genügenden Mittels eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſeyn. Wir unſeres Theiles geſtehen gerne, daß uns der einzige, wenn überhaupt mögliche, Ausweg auch hier wieder die Beſtellung eines ſtändigen Bundesgerichtes zu ſeyn ſcheint, deſſen Zuſammenſetzung Zutrauen erweckte und Eindruck machte, und dem zu Gunſten die Vaterlandsliebe der deutſchen Fürſten und ihre Einſicht in den wohlverſtandenen Vortheil ein Opfer bringen könnten.

Leichter wird ein Verſtändniß zu bewirken ſeyn über die **Mittel zur Vollziehung** der im Namen des Bundes, gleichviel jetzt von Wem, gefällten Urtheile in Erbrechtsſtreitigkeiten. Daß der Bund dieſe Urtheile, wie die der jetzigen Austrägalgerichte, unter ſeinen Schutz nähme und ihre Befolgung als eine Pflicht gegen ſich verlangte, verſteht ſich von ſelbſt. Somit müßte er auch für ihre Durchführung ſorgen, wenn dieſe Widerſtand fände. Das Mittel der Vollſtreckung in ſolchen Fällen iſt aber längſt gegeben durch die Exekutionsordnung des Bundes. Ueber die Zureichenheit deſſelben Zweifel aufzuſtellen, iſt zwar leicht, indem es ohne viele Mühe begreiflich gemacht werden kann, daß Oeſterreich und Preußen bedeutend ſchwieriger zu zwingen wären, als Hohenzollern-Hechingen oder Waldeck: allein es iſt dies vergeblich verwendeter Witz. Es kann darüber kein Zweifel ſeyn, daß die Bundesgeſetzgebung in dieſem Punkte gethan hat, was irgend möglich war, und daß das Angeordnete auch wirklich in der großen Mehrzahl der Fälle ausreichen wird. Damit können und müſſen wir uns aber begnügen. Die Herſtellung eines Bundesideales war bei den einmal gegebenen Elementen unmöglich.

Gerne mag zugegeben werden, daß die Zuſtandebringung der im Vorſtehenden entwickelten Vorſchläge nicht ohne bedeutende Bemühungen und Schwierigkeiten zu bewerkſtelligen wäre. Doch ſollten dieſelben nicht unüberwindlich ſeyn. Und wenn in dem einen oder dem andern Punkte auch nicht das materiell Beſte erreicht werden könnte, ſo wäre auch ſchon ein Surrogat von großem Nutzen, falls

der jetzigen Ungewißheit, um nicht zu ſagen Rechtloſigkeit, ein Ende dadurch gemacht würde. Sollte aber Jemand, als er begann den vorſtehenden Erörterungen ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, der Meinung geweſen ſeyn, es ſeyen dies Dinge von verhältnißmäßig geringer, in jedem Falle von nicht allgemeiner Bedeutung, ſo hoffen wir ihn eines Andern belehrt zu haben. Es mag in alle Wege in Deutſchland noch manches Wichtigere und Dringlichere zu beſorgen geben. Und wenn wir die Wahl hätten, einer Seits zwiſchen der ſchleunigen Erbauung der Bundesfeſtungen am Oberrheine, oder einem allgemeinen Eiſenbahnnetze über Deutſchland unter der Leitung des Bundes, oder gar einer Nationaliſirung des ganzen Bundesdaſeyns; anderer Seits aber zwiſchen der ſchnellſten und zweckmäßigſten Reglung aller Erbfähigkeitsfragen: ſicher, auch wir würden nicht zaudern in der Wahl. Und wir erinnern uns wirklich nicht, irgendwo eben die Ueberzeugung ausgeſprochen zu haben, daß die Ordnung der Erbrechtsbedingungen gerade das Allerwichtigſte ſey, was der deutſchen Nation noch abgehe. Allein damit iſt nichts weniger als bewieſen, daß dieſe Erbſchaftsfragen nicht auch an ihrer Stelle eine große Wichtigkeit haben, und nicht gut beſorgt ſeyn ſollten. Wünſche man das Eine, und laſſe das Andere nicht; am wenigſten aber deßhalb, weil man der Meinung wäre, es ſey nicht Sache des Volkes, ſich darum zu bekümmern. Wenn irgendwo, ſo könnte hier das „plectuntur Achivi“ zur Wahrheit werden. Und dann ſchlage man überhaupt Nichts geringe an, was dazu dienen kann, in irgend einem Kreiſe und in irgend einer Beziehung Deutſchland zu organiſiren und dem Bunde eine nützliche Wirkſamkeit zu geben. Je mehrere Intereſſen durch ſein Beſtehen geſchützt und gefördert ſind, deſto feſter wird in der Stunde der Gefahr von verſchiedenen Seiten an ihm gehangen werden. Auch aus dieſem, und nicht blos aus dem beſchränkt juriſtiſchen Geſichtspunkte, wünſchen wir denn, vorſtehende Anſichten und Vorſchläge gewürdigt zu ſehen.

12.

Die neuesten Ergebnisse und Fortschritte

der

Lebensversicherungsanstalten in Deutschland,

mit

Andeutungen über die nationalökonomische Wichtigkeit dieser Anstalten.

Unter den gemeinnützigen Anstalten Deutschlands, welche die fortschreitende sittliche und politische Bildung der neueren Zeit unter dem Schutze eines dauernden Friedens hervorgerufen hat, nehmen die Lebensversicherungsanstalten eine der ehrenvollsten Stellen ein. Ihr Entstehen wie ihr Gedeihen war und ist bedingt durch ein gesetzlich freies Volks- und sittlich ehrbares Familienleben. So lange noch Fremdherrschaft auf Deutschland lastete und die Sicherheit des Eigenthums nicht minder, als die Heiligkeit der Familienbande gefährdete, so lange noch kriegerische Wechselfälle die Menschen in Verhältnisse versetzten, in welchen mehr das Interesse des Augenblicks, als die Sorge für die Zukunft die Gemüther beschäftigt, so lange Aufklärung und höhere geistige Bildung noch nicht allgemein in die große Masse des Volks gedrungen war, konnte auch der Gedanke, für unsere nächste Generation so wirksame Vorsorge zu treffen, wie durch Lebensversicherungen geschieht, nicht zur vollen Entwickelung, nicht zur praktischen Verwirklichung kommen. Lange mußten daher Familienväter, deren geistige und körperliche Kraft die einzige Stütze für den Unterhalt ihrer Familien war, sich durch die Sorge beunruhigen lassen, daß, wenn der Tod sie plötzlich aus dem Kreise der Ihrigen abrufe, diese in Noth und Elend würden versetzt werden, ohne daß es

ein Mittel gab, ihnen dieſe Sorge zu erleichtern. Die traurigen Fälle, wo Familien aus äußerem Wohlſtand in ſchnellem Wechſel durch den Tod ihres Erhalters in eine dürftige Lage geriethen, traten häufig ein; man hatte vor Augen, wie das Ausland, namentlich England, für ſolche Fälle wirkſame Vorkehrungen getroffen hatte; dennoch konnte ſich in Deutſchland kein allgemeines dieſen Uebelſtänden abhelfendes Inſtitut, die in Ausdehnung und Leiſtungen gewöhnlich eine viel zu beſchränkte Wirkſamkeit habenden Wittwenkaſſen ausgenommen, Bahn brechen. Erſt als mit dem wiederkehrenden Frieden das Gefühl der Sicherheit ein freies Volksleben erzeugte, als durch Emporbringung der Gewerbe, durch Belebung des Handels und Verkehrs dem Volks- wie dem Familienwohlſtande neue Quellen eröffnet wurden, als die allgemeine Volksbildung einen neuen Aufſchwung gewann, dachte man daran, den Wechſelfällen entgegen zu arbeiten, welche in Bezug auf den Familienwohlſtand der Tod eines Menſchen für deſſen nächſte Angehörigen ſo häufig im Gefolge hat. Man fühlte lebendiger als je das Bedürfniß von Einrichtungen, wodurch es möglich ſey, auf Koſten derer, welche das Gut eines langen Lebens genießen, die Angehörigen der frühzeitig Sterbenden zu unterſtützen.

Das Sprichwort preist die Beſitzenden glücklich, aber die Grade dieſes Glücks ſind ſehr verſchieden. Während Einige zu Vermögen wirklich gelangen, müſſen Andere ſich mit der Anwartſchaft darauf begnügen. Gern entſagen aber Viele einem Theil ihres eigenen Beſitzes für die Lebenszeit, können ſie dadurch nur für ihre Angehörigen die Ausſicht auf ein Kapital, eine Quelle des Unterhalts, nach ihrem Ableben begründen. Durch Zurücklegung jährlicher Erſparniſſe würde ſich ein ſolches Kapital allmählich bilden laſſen, vorausgeſetzt, daß der Sparende lange lebt; da aber die tägliche Erfahrung lehrt, wie häufig die Hoffnung auf ein hohes Alter trügt, ſo kann jene Sorge nicht dem Einzelnen überlaſſen werden, es müſſen ſich ihr die vereinten Kräfte Vieler widmen, es müſſen größere Vereine zuſammentreten, deren Mitglieder dahin übereinkommen, bei dem Tode Eines unter ihnen den Erben deſſelben eine namhafte Summe auszuzahlen, ſelbſt wenn die von dem geſtorbenen Mitgliede bei Lebzeiten zur gemeinſchaftlichen Kaſſe geleiſteten Beiträge dieſe

Summe nicht erreicht haben ſollten. Da ältere Perſonen der Gefahr, bald zu ſterben, in einem höhern Grade unterliegen, als jüngere, ſo müſſen die Beiträge nach dem Beitrittsalter ſteigen und ſo eingerichtet ſeyn, daß die lange Lebenden die frühzeitig Sterbenden übertragen. Wenn auch bei dieſer Einrichtung klar iſt, daß die Erſteren verlieren, was die Letzteren gewinnen, ſo genießen ſie den Vortheil, daß ſie leben, und werden ſchwerlich mit den Gewinnenden tauſchen wollen. In dieſer Ausgleichung der Ungunſt des äußern Schickſals liegt der innere Haltpunkt für dieſe Vereine. Bei der großen Ungewißheit der menſchlichen Lebensdauer für den Einzelnen, wird auch für ganz Geſunde nie der Reiz fehlen, ſich einer ſolchen Anſtalt anzuſchließen.

Der erſte Verſuch zur Gründung einer derartigen Lebensverſicherungsanſtalt in Deutſchland wurde im Jahr 1806, gerade 100 Jahre, nachdem die älteſte Lebensverſicherungsgeſellſchaft der Welt, die Amicable in London, ins Leben getreten war, in Hamburg durch Benecke, den bekannten Schriftſteller über Verſicherungsweſen, gemacht. Das Unternehmen fand indeſſen wenig Theilnahme in dem durch Kriege beunruhigten, im Inneren zerriſſenen Vaterlande, und gleich Anfangs von ſchweren Verluſten betroffen, ſah ſich die Anſtalt ſchon nach kurzer Zeit genöthigt, ihre Geſchäfte zu ſchließen. Ein zweiter Verſuch, 1822 mit der damals in Elberfeld begründeten Feuerverſicherungsgeſellſchaft auch jenen andern Zweig, den der Lebensverſicherungen, zu verbinden, war von nicht glücklicherem Erfolg. Deutſchland, kaum von drückender Fremdherrſchaft befreit und noch zu ſehr beſchäftigt mit anderen dringenderen Intereſſen, konnte auch dieſem Unternehmen nicht die gebührende Theilnahme widmen, und ſo kam es, daß daſſelbe wieder aufgegeben wurde, noch ehe eine einzige Verſicherung zu Stande gebracht worden war.

Erſt als jene Gunſt der Zeitumſtände den Lebensverſicherungen förderlich ſchien, ſeit den Jahren 1826 und 1827, wurde von Gotha aus, wo Arnoldi's Geiſt eine großartige Feuerverſicherungsanſtalt hervor gerufen hatte, auf Veranlaſſung und unter der Leitung dieſes thatkräftigen Mannes die Sache von Neuem wieder aufgegriffen und in zahlreichen öffentlichen Aufſätzen auf die Dringlichkeit der Gründung einer deutſchen Lebensverſicherungsanſtalt hingewieſen. Von der Idee zur Errichtung eines ſolchen

Instituts beseelt, begann man damit, das Publikum über das Wesen und den Nutzen der Lebensversicherungen, eines damals in Deutschland noch gar wenig gekannten Versicherungszweiges, aufzuklären und die Bedingungen zu erforschen und nachzuweisen, auf welchen eine solide Anstalt dieser Art ruhen müsse, um allen Anforderungen sowohl in Absicht nachhaltiger Sicherheit, als möglichster Wohlfeilheit für die Benutzenden zu genügen. In dieser Hinsicht war es hauptsächlich der Grundsatz der Gegenseitigkeit, dem man entschieden das Wort redete, und wobei man sich auf die glücklichen Erfolge der auf gleicher Basis ruhenden Gothaer Feuerversicherungsbank berufen konnte. Nachdem man auf solche Weise umfassende Vorbereitungen nach Außen und Innen getroffen und namentlich, was das Schwierigste war, das Publikum für die neue Sache empfänglich gemacht hatte, wurden 1828 Einzeichnungen für die junge Anstalt angenommen, welche so zahlreich erfolgten, daß dieselbe schon am 1. Januar 1829 mit einem Stamm von etwa 800 Theilnehmern eröffnet werden konnte. Der von Gotha aus geweckte Sinn für Lebensversicherungen fing an, sich schnell durch ganz Deutschland zu verbreiten, und führte bald dazu, daß man eine Anstalt nicht mehr für zureichend erkannte, dem wachsenden Bedürfnisse zu genügen, sondern deren mehrere gründete. Zunächst und fast gleichzeitig mit der Gothaer Bank bildete sich eine solche in Lübeck, nach zwei Jahren in Leipzig, dann in Hannover und endlich in München und Berlin. Ein Versuch in Gießen scheiterte und überwies seine wenigen Theilnehmer an die Gothaer Bank.

Es ist nicht der Zweck gegenwärtiger Abhandlung, die verschiedenen Einrichtungen dieser Anstalten auseinander zu setzen und mit einander zu vergleichen, wir beabsichtigen nur, die Fortschritte, welche dieselben in der Erweiterung ihrer Versicherungsgeschäfte und in der Vervollkommnung ihres Organismus in neuester Zeit gemacht haben, nachzuweisen, und auf die Wichtigkeit ihrer vereinten Leistungen für Volks- und Familienwohl aufmerksam zu machen.

Wir beginnen mit der Gothaer Bank. Die freisinnigen und zweckmäßigen Prinzipien, auf welche dieses Unternehmen gestützt wurde, die geschickte Handhabung der zur Verwirklichung dieser Prinzipien nöthigen wissenschaftlichen und technischen Hülfsmittel,

ſicherte der Anſtalt eine ſo lebendige Theilnahme des Publikums, daß ſie, ungeachtet zahlreichen Mitbewerbs, noch jetzt die bei weitem größte ihrer Art in Deutſchland iſt, ja in Abſicht der Zahl der Mitglieder die größten Anſtalten Englands und Frankreichs übertrifft.* Alljährlich legt dieſelbe ihren Theilhabern einen umfaſſenden Geſchäftsbericht ab, welcher über alle einzelnen Theile der Verwaltung die genaueſten Nachweiſe liefert. Es iſt nicht ohne Intereſſe, dieſe Berichte zu durchlaufen und aus denſelben zu erſehen, wie von Jahr zu Jahr die Anſtalt an äußerem Umfang und innerer Stärke zugenommen hat, wie ſich die einzelnen Theile des Geſchäfts entwickelt und bald günſtigere, bald weniger günſtige Reſultate geliefert, wie ſich die jährlichen Vorausberechnungen der Sterblichkeit bewährt haben u. ſ. w. Der neueſte, vor einigen Monaten erſchienene Bericht dieſer Art umfaßt die Ergebniſſe des Jahres 1840 und dient den folgenden Mittheilungen über die Gothaer Lebensverſicherungsbank zur Grundlage.

Nach demſelben haben die Geſchäfte der Bank im verwichenen Jahre nicht nur einen ruhigen ungetrübten Fortgang gehabt, ſondern durch erweiterten Umfang einen neuen erfreulichen Aufſchwung gewonnen. Die Zahl der neuen Anmeldungen zum Beitritt betrug nicht weniger als 1485 mit nahe an 2 Millionen Thaler Verſicherungsſumme; von dieſen kamen 1246 (auf das Leben von 1089 neuen Mitgliedern lautend) mit 1,568,400 Thlr. zu Stande,

* Dieſe Behauptung wird Manchem bedenklich erſcheinen, der die ſehr verbreiteten, aber übertriebenen Vorſtellungen von der Großartigkeit der engliſchen Anſtalten theilt. Die Zahl dieſer Anſtalten übertrifft allerdings diejenige in Deutſchland um das 7—8fache, allein die größte derſelben, die Equitable Society in London, hat zu keiner Zeit mehr als 9000 Verſicherte beſeſſen. Am 1. Januar 1838 war die Zahl ihrer Mitglieder genau 7556 und in den 70 Jahren ihres Beſtehens von 1762 bis 1832 zählte ſie nicht mehr als 5902 Sterbefälle. Es beruht nur auf einem unrichtigen Verſtändniß der von dieſer Anſtalt veröffentlichten Tabellen, wenn es z. B. in Caſper's Wahrſcheinliche Lebensdauer des Menſchen (Berlin, 1835. S. 181), und in andern Schriften heißt, die Zahl der Verſicherten der Equitable Society habe in den letzten 20 Jahren durchſchnittlich 152,000 Perſonen (!) betragen. Die aus dieſer Annahme gezogenen Schlüſſe auf die große Lebensfähigkeit jener Verſicherten, da von denſelben innerhalb 21 Jahren nur 1930 geſtorben ſeyen, ſind daher durchaus falſch.

und der Versicherungsbestand erhöhte sich dadurch für den Jahresschluß auf 10,234 Versicherte mit 16,650,900 Thaler Kapital. Die Bank bemerkt, daß mit dieser äußeren Ausdehnung die fortschreitende Entwicklung ihres inneren organischen Lebens in Wechselwirkung stehe und vornehmlich in der Art und Weise, wie sich die Mitglieder der Anstalt immer mehr in ihr und nicht außer ihr fühlen lernten, auf eine erfreuliche Weise hervortrete. Sie rühmt die gesteigerte Theilnahme der Versicherten an den gemeinsamen Interessen und die von denselben der Administration gewährte mannichfache Unterstützung. Und sicherlich ist diese eigenthümliche Seite des gegenseitigen Verbandes, welche den Gemeinsinn unter den Versicherten um so mehr fördern muß, je mehr ein Jeder das, was er für das Ganze thut, zugleich für sich thut, keiner der geringsten Hebel für das Emporblühen der Anstalt.

Unter den verschiedenen Gattungen der Versicherungen behaupten diejenigen auf Lebenszeit ein so entschiedenes Uebergewicht über die andern Versicherungsarten (auf bestimmte Jahre und für den Ueberlebensfall einer im Voraus bestimmten zweiten Person), daß sie 97 pCt., letztere dagegen nur 3 pCt. des gesammten Versicherungsbestandes ausmachen. Die lebenslänglichen Versicherungen sind aber auch die einzigen, welche die unbedingte Sicherheit gewähren, daß beim Tode des Versicherten, wann auch nur immer dieser sich ereignet, die Zahlung des Kapitals erfolgt; alle übrigen Versicherungsweisen gewähren jene Sicherheit immer nur mit mehr oder weniger Beschränkung; es ist daher leicht erklärlich, warum jene viel häufiger, als diese, gesucht werden. Von den 10,234 Versicherten gehörten 9521 dem männlichen und nur 713 dem weiblichen Geschlechte an; wie sich aber die Sterblichkeit unter den Männern zu der unter den Frauen verhält, findet sich nicht näher angegeben, und doch ist es wünschenswerth, diese in den früheren Rechenschaftsberichten der Bank zu findende Bemerkung ferner fortgesetzt zu sehen, da bekannt ist, wie neuere Forschungen auf dem Gebiete der medizinischen Statistik eine wesentliche Verschiedenheit der Sterblichkeit unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte an den Tag gelegt haben.*

---

* In einem sehr auffallenden Grade zeigt sich bekanntlich diese Verschiedenheit zu Gunsten des weiblichen Geschlechts im

Sehr günſtig geſtalten ſich die Verhältniſſe der Geldrechnung. Die Einnahme hat im Ganzen 702,919 Thlr., worunter 85,117 Thlr. für Zinſen, die Ausgabe nur 359,311 Thlr. betragen. Die überſchießenden 343,608 Thlr. wuchſen dem Fonds der Anſtalt zu, der ſich dadurch auf 2,608,653 Thlr. erhob und in den verſchiedenen Staaten Deutſchlands, wo die Bank Verſicherte beſitzt, auf Hypotheken erſten Ranges, unter Beirath ſachkundiger Verſicherten (zu einem Durchſchnittszinsfuß von $3_{,65}$ pCt.) ausgeliehen iſt. Nach Vertheilung des Bankvermögens auf die an demſelben Antheil habenden Kontis und nach Ausſtattung der Reſerve mit 1,816,645 Thlr., ſtellt ſich als reiner Gewinn des Jahres 1840 die Summe von 134,798 Thlr. heraus, welche ohne Berückſichtigung ihrer verfaſſungsmäßigen Verſchmelzung mit den Ueberſchüſſen der beiden angrenzenden Jahre eine Dividende von 22 pCt. erwarten läßt. An dieſem günſtigen Ergebniſſe hat die geringe Sterblichkeit unter den Verſicherten (136 Perſonen mit 256,800 Thlr.) weſentlichen Antheil; ſie war um 20,136 Thlr. geringer, als die Vorausberechnung hatte erwarten laſſen. Eine dem Berichte beigefügte Ueberſicht weiſt nach, welches Alter die Geſtorbenen

---

Kindesalter, ſo daß z. B. in Stuttgart nach einem zehnjährigen Durchſchnitt von je 1000 lebend gebornen Knaben während des erſten Jahres 370,3 und von eben ſo viel Mädchen nur 308,9 ſtarben. Die Sterblichkeit der Knaben verhielt ſich daher zu derjenigen der Mädchen ungefähr wie 6:5, wobei natürlich der Umſtand, daß circa 5 pCt. mehr Knaben als Mädchen geboren zu werden pflegen, ſchon berückſichtigt iſt. Jene Verſchiedenheit findet indeſſen, wenn gleich in geringerem Grade und einzelne Altersperioden abgerechnet, auch in den höheren Lebensjahren ſtatt. Zwiſchen dem 21ſten und 60ſten Lebensjahre kamen in den belgiſchen Städten auf 100 Todesfälle von Frauenzimmern, deren 104 von Männern (Quetelet sur l'homme I. pag. 166). Zu ähnlichen Reſultaten gelangt Hoffmann in ſeinen Unterſuchungen über die Sterblichkeitsverhältniſſe in Preußen (Med. Zeit., 1835, Nr. 44.), und anderwärts hat man dieſelben Beobachtungen gemacht, ſo daß jetzt in England mehrere Lebensverſicherungsanſtalten von Frauen niedrigere Prämien als von Männern verlangen, weil ſie erſteren eine größere Lebenszähigkeit beimeſſen. Nach den früheren Berichten der Gothaer Bank hat dieſe die entgegengeſetzten Erfahrungen gemacht und beklagte ſich mehrere Jahre hinter einander, daß die Sterblichkeit unter den Frauen größer, als unter den Männern geweſen ſey.

zur Zeit ihrer Aufnahme bei der Bank und zur Zeit ihres Todes hatten, ingleichen welche Krankheit den Tod eines Jeden veranlaßte. Ohne einen ausführlichen Auszug aus dieser in statistischer Beziehung interessanten Liste liefern zu wollen, können wir uns nicht versagen, kürzlich zu erwähnen, daß der Jüngste unter den Gestorbenen 22 Jahr 10 Monat, der Aelteste 75 Jahr 10 Monat zählte; ferner daß 11 Personen bei ihrem Tode noch nicht das erste, 12 Personen noch nicht das zweite, 14 Personen noch nicht das dritte Versicherungsjahr u. s. w. überschritten hatten. Dieses schnelle Absterben von Neuversicherten sucht die Bank durch folgende Bemerkung zu erläutern: „daß öfters schon bald nach Abschluß der Versicherung Sterbefälle vorkommen, darf nicht überraschen, am wenigsten zu der Annahme führen, daß die Bank in solchen Fällen getäuscht worden sey. Die Natur des Sterblichkeitsgesetzes bringt es mit sich, daß von einer größeren Menge auch ganz gesunder Individuen schon in der nächsten Zeit eine gewisse Anzahl mit Tode abgeht. Berücksichtigt man, daß sich der Bank jährlich wenigstens 1000 neue Mitglieder anzuschließen pflegen, welche ein Durchschnittsalter von etwa 40 Jahren haben, und daß diesem Alter nach den bewährtesten Listen eine Sterblichkeit von 1,8 bis 2 pCt. eigen ist, so hätten nach diesem ungefähren Maßstabe von jenen 1000 Personen schon im ersten Jahre 18 bis 20 sterben können."

Der zur Anwendung gebrachte Maßstab nach dem Durchschnittsalter ist allerdings nur ein ungefährer; genau genommen hätten die Versicherten nach ihrem wirklichen Alter in Gruppen geschieden und für jedes Alter nach der demselben eigenen Mortalität die zu erwartenden Sterbefälle berechnet werden sollen. Dieses Verfahren hätte möglicher Weise zu einem andern Resultate führen können; doch muß man zugeben, daß das Mortalitätsverhältniß von 1,8 bis 2 pCt. ein mäßiges ist, und wohl nur aus der Rücksicht nicht höher angenommen worden ist, weil es sich hier um eine Gesellschaft ausgesuchter Gesundheiten handelt, wie sie die Engländer unter dem Namen picked oder select lives begreifen, und wofür Finlaison Tabellen berechnet hat. Für eine gemischte Gesellschaft ist die Sterblichkeit für das 40ste Jahr nach der Northampton'schen Liste, welche den Prämienberechnungen

der meiſten engliſchen Lebensverſicherungsgeſellſchaften zu Grunde zu liegen pflegt, 2,09 pCt.

Unter den Krankheiten, welchen die Geſtorbenen unterlagen, halten ſich die chroniſchen und akuten ziemlich die Wage; an erſtern ſind 69, an letztern 66 Perſonen geſtorben; außerdem hat ein Verſicherter durch Verunglückung, ein anderer durch gewaltſame Ermordung ſeinen Tod gefunden, ſechs Verſicherte haben durch Selbſtmord ihrem Leben ein Ende gemacht und daher den Anſpruch auf Zahlung der Verſicherungsſumme verwirkt. Bei den akuten Krankheiten war der entzündliche Charakter der überwiegende, aber nicht immer rein, ſondern ſehr häufig zum gaſtriſchen und gaſtriſch-nervöſen hinneigend und in dieſen übergehend. Im Einzelnen raubten die Nervenfieber, welche im verwichenen Jahre in einigen Gegenden epidemiſch herrſchten, der Bank die meiſten (20) Verſicherten, hierauf folgen Schlagflüſſe, denen 18, Lungenentzündungen, denen 17, und Schwindſuchten, denen 13 Verſicherte unterlegen haben. Günſtig ſtellt ſich das Verhältniß der letzten Krankheitsform, welche im gemeinen Leben die meiſten Opfer zu fordern pflegt.* Freilich iſt auch die Anlage dazu in der Regel nicht ſchwer zu erkennen und vor ihrem Ausbruche gewöhnlich ſchon längere Zeit durch Symptome indizirt, auf welche die Bank beim Abſchluß von Verſicherungen vorzugsweiſe ihr Augenmerk richten wird. Sie bemerkt deshalb auch ausdrücklich, daß

---

* Es iſt unglaublich, wie dieſe Krankheit neuerdings nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern überhand genommen hat. Sie fordert unter allen Krankheiten die meiſten Opfer und zeigt ſich beſonders häufig in großen Städten. Nach den neueſten Sterbelisten für Hamburg waren im Jahr 1839 von 4814 Todesfällen 867, und im Jahre 1840 von 4821 Todesfällen 842 (alſo zwiſchen 17 und 18 pCt.) durch Schwindſucht veranlaßt worden. In Paris ſtarben 1828 24,299 Perſonen, und darunter 4197 (17 pCt.) an Lungenſchwindſucht und chroniſchem Lungenkatarrh (Froriep's Not. B. XXVI. pag. 345.), und nach den in den Jahren 1824 bis 1830 in mehreren nordamerikaniſchen Städten gemachten Erfahrungen berechnet ſich das Verhältniß der an Schwindſucht Geſtorbenen zu den Todesfällen überhaupt auf 1:6,57 (circa 15 pCt.), welches demjenigen zu Hamburg und Paris ganz nahe kommt. (Froriep's neue Notizen, Bd. III. pag. 335.) Bei der Gothaer Bank war das Verhältniß der Schwindſuchten nur 9,5 pCt.

die entfernte Ursache der vorgekommenen Schwindsuchtfälle nach den Krankheitsberichten in vorausgegangenen Lungenentzündungen oder vernachlässigten Katarrhen und der Grippe gelegen habe, welche Krankheiten bekanntlich nicht selten bei sehr kräftigen Individuen in kurzer Zeit verderbliche Lungenübel und namentlich Schwindsuchten zur Folge haben.

Das Durchschnittsalter der Gestorbenen zur Zeit ihrer Versicherung berechnet sich auf 43 Jahre 7 Monate, und zur Zeit ihres Todes auf 49 Jahr 6 Monate; es war also jeder Gestorbene im Durchschnitt 5 Jahr 11 Monate, oder ziemlich genau die Hälfte der Zeit (12 Jahre), seit welcher die Bank besteht, versichert.

Am Schlusse des Berichts veröffentlicht die Bank eine neue Einrichtung, welche in ihrer Art so eigenthümlich und in ihren Folgen für die Anstalt sowohl als ihre Theilnehmer so bedeutungsvoll ist, daß sie von Sachverständigen scharf ins Auge gefaßt und von mehreren Seiten geprüft zu werden verdient. Nach den gewöhnlichen Bedingungen einer Versicherung auf Lebenszeit hört nämlich in Gemäßheit §. 63 der Bankverfassung mit dem zurückgelegten 90sten Lebensjahre des Versicherten nicht nur die Prämienzahlung auf, sondern es erfolgt auch alsdann sofort die Auszahlung der Versicherungssumme, ohne daß der Versicherte gestorben zu seyn braucht. Für manche Lebensverhältnisse hat sich jedoch die Grenze des 90sten Jahres als zu weit gesteckt erwiesen und das Bedürfniß heraus gestellt, die Erwerbung des Kapitals für jüngere Altersstufen möglich zu machen. Um eine solche Einrichtung ins Leben zu rufen, ist durch einen Zusatz zu obiger Gesetzstelle die Bestimmung getroffen worden, daß sowohl bei bereits bestehenden, als neu abzuschließenden Versicherungen auf Lebenszeit durch Entrichtung jährlicher Zusatzprämien eine Zurückverlegung jener äußersten Grenze auf ein jüngeres Alter erkauft und dadurch der Vortheil erworben werden kann, daß, sobald der Versicherte dieses Alter erreicht, ihm das Kapital, gleich als wenn er 90 Jahre alt geworden wäre, gewährt wird, während er nach den gewöhnlichen Bedingungen der Versicherung im Fall eines früheren Todes dasselbe sofort seinen Erben hinterläßt. Die Bedingung der Fortdauer einer Versicherung bis äußersten Falls zum 90sten Lebensjahr des Versicherten, welche bisher eine feststehende war, ist daher zu einer veränderlichen gemacht worden, indem es

die Bank ganz in die freie Wahl jedes (bisherigen und künftigen) auf Lebenszeit Verſicherten ſtellt, ſich den äußerſten Zielpunkt ſeiner Verſicherung beliebig zu beſtimmen und die Ausgleichung gegen die Normalgrenze des 90ſten Jahres durch Entrichtung jährlicher Zuſatzprämien zu bewirken. Sie reiht dieſe Beſtimmung unmittelbar an eine andere in ihren Statuten bereits enthaltene, daß nämlich der Abgang nicht nur jeder Zeit frei ſtehe, ſondern auch den freiwillig ausſcheidenden Banktheilhabern eine beſondere Vergütung aus dem Reſervefonds gewährt werde, und hat die Zuſatzprämien ſo berechnet, daß ihre Summation die Ergänzung jener Abgangsentſchädigung für das im Voraus beſtimmte Abgangsalter zur vollen Verſicherungsſumme bildet. In dieſem Betracht haben auch diejenigen Banktheilhaber, welche von der neuen Einrichtung keinen Gebrauch machen, nicht Urſache, mit derſelben unzufrieden zu ſeyn; es erſcheint vielmehr das durch die Gegenſeitigkeit bedingte Gleichmaß unter ihnen vollſtändig geſichert und gewahrt. Viele werden dagegen in der neuen Einrichtung eine ſehr willkommene Gelegenheit erblicken, durch die Verſicherung nicht nur ihre Angehörigen zu bedenken, ſondern ſich ſelbſt eine Verſorgung für ihr höheres Alter zu bereiten. Dieſe geſchickte Verbindung beider Zwecke (der Verſorgung auf den Todesfall und für das eigene höhere Alter) verleiht der Bank eine neue Seite wohlthätiger Benutzung, und trägt ſicherlich dazu bei, den beeinträchtigenden Einfluß, den die Rentenanſtalten auf den Fortgang der Lebensverſicherungsanſtalten geäußert haben mögen, für die Gothaer Bank wieder zu neutraliſiren. Wenn wir nicht ſehr irren, hat dieſe Abſicht bei der beſprochenen Einrichtung zunächſt vorgewaltet, wiewohl nicht zu verkennen iſt, daß durch dieſelbe ein weſentliches Hinderniß beſeitigt worden iſt, welches bis jetzt nicht Wenige von der Benutzung der Lebensverſicherungen abgehalten hat. Viele, die ſo gern für ihre Angehörigen ſorgten und nach dem gegenwärtigen Stand ihres Einkommens wohl auch die Prämien zu zahlen vermöchten, laſſen ſich doch von einer Verſicherung ihres Lebens durch die Beſorgniß abhalten, daß ihnen in ſpäterem Alter, bei Abnahme ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte, die pünktliche Fortzahlung der Prämie unmöglich werden könnte. Für dieſe Klaſſe von Perſonen wird jetzt das paſſende Auskunftsmittel geboten, daß ſie ſich durch entſprechende Mehrzahlung während der jüngeren

Jahre nicht nur für ihr höheres Alter beitragsfrei machen, sondern nach Ablauf der im Voraus bestimmten Periode das Kapital selbst zur beliebigen Benutzung empfangen. Es hat z. B. eine 30jährige Person für 1000 Thlr. Versicherungssumme an gewöhnlicher Prämie jährlich 26 Thlr. 10 Sgr. zu zahlen; hiervon die zu erwartenden Dividenden von 2 pCt. mit 5 Thlr. 8 Sgr. abgezogen, bleibt als jährlicher Nettoaufwand 21 Thlr. 2 Sgr. Diesen Aufwand hätte der Versicherte bis zu seinem Tode oder äußersten Falls bis zum 90sten Lebensjahr zu bestreiten. Will er aber die Versicherung um 30 Jahre von dem äußersten Zielpunkte an abkürzen lassen, und schon im 60sten Lebensjahre, falls er nicht früher stirbt, die Zahlung des Kapitals empfangen, so zahlt er außer obiger Normalprämie noch eine jährliche Zusatzprämie von nicht mehr als 8 Thlr. 16 Sgr., mithin im Ganzen jährlich 29 Thlr. 18 Sgr. Diesen Beitrag hat der Versicherte höchstens 30mal zu leisten, zahlt also höchstens 888 Thlr., und empfängt dafür jedenfalls 1000 Thlr., mithin mehr, als er entrichtete. Und so ist die Berechnung der Prämien in allen übrigen Fällen gestellt, daß selbst, wenn der Versicherte den Zeitpunkt erlebt, wo er selbst das Kapital empfängt, dessen Betrag wenigstens der Summe seiner Einlagen (die Zinsen ungerechnet) gleich ist, wo nicht dieselben übertrifft. Für den Vortheil, daß im Fall seines frühern Todes, wo er erst wenig beigesteuert hat, das volle Versicherungskapital sofort an seine Erben gezahlt wird, opfert er also höchstens die Zinsen von seinen Einlagen.

Es wird in dem Berichte weiter gezeigt, wie die besprochene Einrichtung auf eine weniger kostspielige Weise benutzt werden kann, um sich zwar der Prämienzahlungspflicht binnen einer bestimmten Reihe von Jahren zu entledigen, das versicherte Kapital aber erst beim Tode den Erben zu hinterlassen; ferner wie Versicherte, die sich vorgenommen haben, die einmal für die Versicherung jährlich bestimmte Summe ungemindert darauf zu verwenden, die Dividenden benutzen können, um sich damit eine Abkürzung der Versicherung zu erkaufen u. s. w. Die ganze Einrichtung verleiht aber der Bank neben dem Charakter einer Versicherungsanstalt auf den Todesfall auch den einer Versorgungsanstalt für das höhere Alter und erscheint als eine um so zweckmäßigere Erweiterung ihres Geschäftskreises, als

ſie in ihrem urſprünglichen Syſteme wurzelt und nur auf einer paſſenden Anwendung bereits vorhandener Grundlagen beruht. Sie iſt zugleich eine ganz neue Erſcheinung auf dem Gebiete des Lebensverſicherungsweſens und ein weſentlicher Fortſchritt in der Vervollkommnung des Syſtems dieſes Verſicherungszweiges, weshalb wir ihr dieſe ausführlichere Beſprechung widmen zu müſſen geglaubt haben.

Indem wir uns von dieſen Nachrichten über die neueſten Fortſchritte der Gothaer Bank zu den Ergebniſſen der übrigen deutſchen Lebensverſicherungsanſtalten wenden, haben wir zunächſt unſer Bedauern darüber auszuſprechen, daß die öffentlichen Berichte dieſer Anſtalten zu kurz und unvollſtändig ſind, um gleich ausführliche Mittheilungen, wie wir ſie eben von der Gothaer Bank geliefert haben, zu geſtatten. Häufig werden die wichtigſten Umſtände, die einzelnen Gattungen der abgeſchloſſenen Verſicherungen, die Zahl der Verſicherten, das Durchſchnittsalter, das Normalverhältniß der zu erwartenden Sterblichkeit, die Reſerve, der reine Ueberſchuß u. ſ. w. mit Stillſchweigen übergangen. In dieſen mangelhaften Veröffentlichungen findet denn auch die Kürze der nachfolgenden Relation ihren Grund.

Neben der Gothaer Bank verdient dem Alter nach zunächſt die Lebensverſicherungsgeſellſchaft in Lübeck genannt zu werden, welche ſich faſt gleichzeitig (1828) mit jener Anſtalt bildete, jedoch nicht in Form eines gegenſeitigen Vereines, ſondern als ein ſogenanntes gemiſchtes Aktienunternehmen, indem die Verſicherten neben den Aktionären einen gewiſſen Antheil an den von 7 zu 7 Jahren zu ermittelnden Ueberſchüſſen haben. Obwohl die Lübecker Anſtalt zu einer Zeit ins Leben trat, wo ein beſonderes Verlangen nach Lebensverſicherungen im deutſchen Publikum ſich kund gab, und damals eine weitere Konkurrenz als die der Gothaer Bank nicht beſtand, ſo hat ſie doch nur eine mäßige Theilnahme gefunden. Im vorigen Jahre wurden nicht mehr als 329 neue Policen über den Betrag von 964,149 Mark Cour. (385,659 Thlr. preuß. Cour.) ausgefertigt. Der Abgang für Sterbefälle, freiwilligen Austritt ꝛc. betrug 488,462 Mark, es fand alſo ein reiner Zuwachs von 475,687 Mark ſtatt, wodurch der Verſicherungsbeſtand für den Jahresſchluß auf 6,100,718 Mark (2,440,287 Thlr. pr. Cour.) erhoben wurde. Die Zahl der Perſonen, auf welche

ſich dieſe Summe vertheilt, iſt nicht angegeben. Auffallend erſcheint aber das ſtarke Verhältniß der kurzen Verſicherungen zu den lebenslänglichen, indem von jenem Beſtand nicht weniger als für 854,182 Mark oder 14 pCt. auf kurze (d. h. für beſtimmte Jahre abgeſchloſſene) Verſicherungen kommen. Bei der Gothaer Bank betrug dieſes Verhältniß nur 3 pCt. Den Grund dieſer Verſchiedenheit glauben wir in dem Umſtande ſuchen zu dürfen, daß es bei der Lübecker Anſtalt in Abſicht der gebotenen außerordentlichen Vortheile ziemlich gleich iſt, ob ſich Jemand auf Lebenszeit oder für beſtimmte Jahre verſichert, während in Gotha die auf Lebenszeit Verſicherten nicht nur Antheil an den ſehr bedeutenden Dividenden haben, ſondern auch beim freiwilligen Austritt eine Rückvergütung aus der Reſerve empfangen, welche beiden Vortheile den für beſtimmte Jahre Verſicherten nicht zu Theil werden. Wer ſich alſo bei der Gothaer Bank betheiligt, wird, ſelbſt wenn der Zweck ſeiner Verſicherung nur ein vorübergehender iſt, lieber nach einer Verſicherung auf Lebenszeit greifen, um Antheil an den Dividenden zu haben, und ſtets das Recht zu beſitzen, die Verſicherung nach Belieben fortſetzen, oder ſie nach Erledigung ihres Zwecks gegen die übliche Abgangsentſchädigung aufgeben zu können. Es übt daher dieſe Gattung von Verſicherungen in Gotha eine überwiegende Anziehungskraft vor den kurzen Verſicherungen aus.

An Prämien und Zinſen nahm die Lübecker Anſtalt im vorigen Jahre 270,363 Mark ein, hatte jedoch für 30 Sterbefälle die bedeutende Summe von 180,268 Mark zu verausgaben. Dieſes Verhältniß der Sterblichkeit, ziemlich genau drei Prozent des ganzen Verſicherungsbeſtandes und über 70 pCt. der Prämieneinnahme, war ein ſehr ungünſtiges. Rechnet man, daß nach dem jetzigen Alter der Geſellſchaft wenigſtens 40 pCt. der Prämieneinnahme zur Reſerve geſchlagen werden müſſen, ſo hat das verwichene Jahr der Geſellſchaft nicht nur keinen Gewinn, ſondern einen nicht unbeträchtlichen Verluſt gebracht. Freilich findet ſich die Totalreſerve für den Jahresſchluß 1840 nur mit 527,802 Mark oder 8½ pCt. des geſammten Verſicherungsbeſtandes, alſo um 2½ pCt. geringer, als bei der gleich alten Gothaer Bank (wo ſie 11 pCt. des Verſicherungsbeſtandes beträgt), in Rechnung geſtellt. Ob dieſe ſchwache Dotation jenes Fonds der nachhaltigen

Sicherheit der Anſtalt zuträglich ſey, laſſen wir dahin geſtellt, können jedoch nicht unbemerkt laſſen, daß zur Erhöhung der Reſerve um 2½ pCt. des Verſicherungsbeſtandes eine Summe von 152,517 Mk. erforderlich wäre, während die ſeit 1836 (der letzten Vertheilungsperiode) zurückgeſtellten Gewinnantheile, welche das einzige Mittel zur Verſtärkung der Reſerve wären, nicht mehr als 94,270 Mark betragen. Bei dem vorhandenen Aktienfonds von 1,147,500 Mark iſt zwar für die Sicherheit dieſer Anſtalt keine Beſorgniß vorhanden, doch ſtellt ſich die Ausſicht auf Dividenden für die Verſicherten und Aktionäre als ſehr prekär heraus.

Zwei Jahre nach Gründung der beiden genannten Anſtalten (1830) entſtand die Leipziger Lebensverſicherungsgeſellſchaft, welche auf Gegenſeitigkeit beruhend in ihren Einrichtungen große Aehnlichkeit mit der Gothaer Bank hat, und namentlich dieſelben Prämien, wie dieſe Anſtalt, erhebt. Der hohe, noch immer im Zunehmen begriffene Flor der ſächſiſchen Induſtrie, der lebhafte Handelsverkehr, in welchem Leipzig mit dem größten Theil von Deutſchland ſteht, und die Frequenz der daſigen Meſſen trugen nicht wenig dazu bei, der Leipziger Anſtalt, obwohl die Gothaer Bank eine drückende Konkurrenz ausübte, in kurzer Zeit ebenfalls eine anſehnliche Theilnahme, vornehmlich in ihrem Mutterlande, zu verſchaffen. Der Zuwachs an neuen Verſicherungen iſt ſich ſeit einer Reihe von Jahren ziemlich gleich geblieben, und hat etwa den 4ten bis 5ten Theil von demjenigen der Gothaer Bank, oder jährlich 3 bis 400,000 Thlr. Verſicherungsſumme betragen. Im verwichenen Jahre ſchloſſen ſich der Leipziger Anſtalt 331 neue Mitglieder mit einer Summe von 358,500 Thlr. an, 46 ältere ließen ihre bereits laufenden Verſicherungen um 44,000 Thlr. erhöhen, und es erhob ſich dadurch der Verſicherungsbeſtand, nach Abzug des Abgangs, für den Jahresſchluß auf 2,856 Perſonen mit 3,593,800 Thlr. Die Einnahme für Prämien betrug 126,928 Thlr., für Zinſen 13,477 Thlr., die Ausgabe für Sterbefälle, Unkoſten ꝛc. 100,765 Thlr., der Geſellſchaftsfonds erfuhr daher eine Verſtärkung von 39,640 Thlr. und erhob ſich für den Jahresſchluß auf 366,383 Thlr. Ueberaus ungünſtig geſtaltete ſich das Verhältniß der Sterblichkeit, 67 Perſonen mit 92,900 Thlr. Obgleich davon nur 63 Fälle mit 89,400 Thlr. als zahlbar anerkannt wurden, ſo betrug dieſe Summe doch 2½ pCt. des Totalverſicherungs-

bestandes und 70 pCt. der Prämieneinnahme. Rechnet man, daß nach dem jetzigen Alter der Leipziger Anstalt und nach der gleichmäßigen Bildung ihrer Versicherungsgesellschaft von der Prämieneinnahme wenigstens 40 pCt. zur Reserve gezogen werden müssen, um diesen Fonds gehörig auszustatten, so stellt sich, da die Zinsen nicht viel mehr, als die außerordentlichen Ausgaben für Verwaltungskosten ꝛc. betrugen, ein Defizit von 10 pCt. der Prämieneinnahme (10,000 bis 12,000 Thlr.) heraus, zu dessen Deckung nothwendig die Ueberschüsse der vorhergegangenen Jahre haben angegriffen werden müssen. Die Anstalt selbst berechnet die Ueberschreitung der normalmäßigen Sterblichkeit auf 29,451 Thlr. (circa 50 pCt. der Erwartung), wird also, da die in den Prämienzuschlägen liegenden außerordentlichen Hülfsmittel nicht so weit reichen können, um eine solche Summe zu übertragen, wenigstens im Jahre 1845 nicht im Stande seyn, eine Dividende zu vertheilen. Ueber dieses Verhältniß ist freilich aus dem Berichte über den Rechnungsabschluß nicht genügende Klarheit zu erlangen. Derselbe beschränkt sich in seiner allzu lakonischen Kürze auf eine summarische Darlegung der Einnahmen und Ausgaben und läßt die beiden wichtigen Punkte: die Ueberschußermittelung und Gewährschaftsfeststellung gänzlich unberührt. Niemand kann daraus entnehmen, ob der vorhandene Gesellschaftsfonds zureicht, um nur die Schuld des Vereins sowohl an die Gegenwart (nämlich die rückständigen Sterbefallzahlungen, Dividenden, Prämienüberträge ꝛc.), als an die Zukunft (die Reserve) zu decken, geschweige denn noch Mittel zur Vertheilung von Dividenden zu bieten. Noch unverzeihlicher und beispiellos in seiner Art ist es aber, daß die Herren Revisoren sich begnügen, die Richtigkeit des Fonds zu attestiren, welcher nach Abzug der Ausgaben von der Einnahme vorhanden seyn soll, ohne zugleich zu bescheinigen, daß er wirklich vorhanden ist, und auf welche Weise er vorhanden und nutzbar angelegt ist. So arge Verstöße gegen die Pflicht, den Versicherten genaue Rechnung über den inneren Haushalt des Vereins abzulegen, sollte sich eine auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründete Anstalt nicht zu Schulden kommen lassen. Sie sollte bedenken, daß je aufrichtiger und unumwundener der Zustand der Anstalt den Mitgliedern derselben dargelegt wird, und je genauer die Einsicht ist, die man denselben in alle Zweige des

inneren Haushaltes geſtattet, um ſo feſter auch ſich ihre Ueberzeugung von der Ordnungsmäßigkeit der Verwaltung begründen müſſe, deren Vorhandenſeyn die wichtigſte Stütze des öffentlichen Vertrauens zur Anſtalt iſt. Die Leipziger Anſtalt hat daher wohl ganz erfreuliche Fortſchritte in der Erweiterung ihres Verſicherungsgeſchäfts gemacht, ſehr geringe aber in der Entwickelung und Bethätigung des Prinzips der Gegenſeitigkeit und der Oeffentlichkeit ihrer Verwaltung.

Auf einem höchſt eigenthümlichen Syſtem beruht die Allgemeine Lebensverſicherungsanſtalt für das Königreich Hannover, bei deren Gründung (im Jahre 1831) man die Abſicht verfolgte, die Koſtſpieligkeit einer großen Fondsverwaltung zu vermeiden. Es werden daher nicht, wie bei andern Anſtalten, Durchſchnittsprämien erhoben, welche ſich während der ganzen Lebensdauer des Verſicherten gleich bleiben, alſo wegen der jährlich ſteigenden Sterblichkeitsgefahr im Anfange höher, ſpäter aber niedriger, als dieſe Gefahr mit ſich bringt, ſeyn müſſen und deshalb in den erſten Jahren die Zurückſtellung eines Theils der Beiträge als ſogenannte Reſerve bedingen; die hannöverſche Anſtalt ermittelt vielmehr jedesmal nach Ablauf eines Jahres den Geldbedarf für die fällig gewordenen Verſicherungen, und vertheilt denſelben auf die Mitglieder nach einer dem jeweiligen Alter derſelben angemeſſenen Scale, ſo daß die älteren mehr als die jüngeren beizuſteuern haben. Gleichwohl hat man bei dieſer Einrichtung die Zurücklegung eines Fonds für die ſpäteren Jahre, wo vermehrte Sterblichkeit ſtattfinden wird, nicht ganz umgehen können, und wir finden in dem neueſten Rechnungsabſchluſſe für 18$^{m}/_{00}$ unter dem Namen Eintritts- und Nachſchußgeld einen Fonds von 60,349 Thlr. aufgeführt, welcher 7 pCt. der Geſammtverſicherungsſumme, alſo ziemlich ſo viel beträgt, wie z. B. die Gothaer Bank am Ende ihres 9ten Jahres für Reſerven zurückgeſtellt hatte. Die Verwaltung iſt verhältnißmäßig auch nicht ſehr billig; denn ſie hat bei einer Jahreseinnahme von circa 20,000 Thlr. einen Aufwand von 1501 Thlr., oder 7½ pCt. gefordert, ſo daß die Anſtalt mit ihrer eigenthümlichen Einrichtung das vorgeſteckte Ziel nicht erreicht hat. Es findet aber bei jener Einrichtung noch die Inkonvenienz ſtatt, daß die Beiträge der Verſicherten mit dem Alter derſelben wachſen und alſo für die (höheren) Jahre eine

steigende Belastung in Aussicht stellen, wo gerade eine Erleichterung Bedürfniß ist. Endlich hat man für angemessen erachtet (aus welchem Grunde?), die Versicherten nach der Höhe ihrer Versicherungssummen in drei Klassen zu theilen, wovon die erste die mit 100 bis 200 Thlr., die zweite die mit 300 bis 600 Thlr., die dritte die mit 700 bis 2200 Thlr. betheiligten Mitglieder umfaßt. Jede dieser Klassen hat die unter ihren Mitgliedern vorkommenden Sterbefälle selbst zu bestreiten, ohne daß ein wechselseitiges Uebertragen der Klassen unter sich stattfindet. Während andere Anstalten den gegenseitigen Verband auf eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern auszudehnen suchen, ohne einen Unterschied nach dem höchst irrelevanten Verhältniß der auf einen Kopf versicherten Summe zu machen, führt die hannöversche Anstalt in ihre kleine Gesellschaft Spaltungen ein, die das Gleichgewicht unter den Mitgliedern so sehr stören, daß z. B. im vorigen Jahre die Beiträge der zweiten Klasse für je 100 Thlr. Versicherungssumme mehr als noch einmal so viel, wie die der dritten Klasse, betragen haben. Es bestehen eigentlich bei dieser Einrichtung drei gegenseitige Versicherungsgesellschaften von sehr geringem Umfange neben einander. Diese in dem Organismus der Anstalt liegenden Mängel mögen der Grund seyn, weshalb dieselbe nur eine sehr geringe Theilnahme gefunden hat. Am Ende des 9ten Jahres ihres Bestehens (30. Juni 1840) hatte sie nicht mehr als 1550 Rezeptionsscheine über zusammen 877,700 Thlr. ausgefertigt; darunter war der Zugang im letzten Geschäftsjahr mit 120 Rezeptionsscheinen über 77,000 Thlr. begriffen. In Absicht der Sterblichkeit war das vorige Geschäftsjahr sehr günstig, und forderte für 14 Sterbefälle auf 18 Rezeptionsscheine nur eine Ausgabe von 9300 Thlr. Die Beiträge, welche zu diesem Ende die Mitglieder zu leisten hatten, betrugen für das 40ste Jahr in der ersten Klasse 1 Thlr. 3 Ggr. 8 Pf., in der zweiten Klasse 1 Thlr. 8 Ggr. 10 Pf., in der dritten Klasse 15 Ggr. 5 Pf. für je 100 Thlr. Versicherungssumme, und waren auch in der am meisten belasteten zweiten Klasse immer noch niedriger, als die meisten Versicherungsgesellschaften für einjährige Versicherungen zu fordern pflegen. Es leidet also gar keinen Zweifel, daß die hannöversche Anstalt im vorigen Jahre von allen übrigen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften die wohlfeilste war; bei ihren

Einrichtungen kann es ſich aber auch leicht fügen, daß ſie in ſpäterer Zeit bei ungünſtiger Sterblichkeit einmal die theuerſte wird.

Als fünfte deutſche Lebensverſicherungsanſtalt iſt dem Alter nach die im Jahre 1836 gegründete Berliniſche Lebensverſicherungsgeſellſchaft hier zu nennen. Dieſelbe beruht, wie die Lübecker Anſtalt, auf dem Prinzip einer gemiſchten Aktiengeſellſchaft, indem die jährlichen Ueberſchüſſe, nachdem ſie fünf Jahre lang als Deckungsmittel für außerordentliche Unglücksfälle aufbewahrt worden ſind, mit ⅓ den Aktionären und mit ⅔ den Verſicherten in der Form von Dividenden zufließen. Die Prämien der Berliner Anſtalt ſind genau die nach der Northampton'ſchen Sterblichkeitsliſte im Jahre 1781 berechneten Prämien der Equitable Society in London und für die jüngeren Alter etwas höher, für die höheren Alter etwas niedriger, als die Prämien der Gothaer und Leipziger Anſtalt, im Durchſchnitt aber nicht weſentlich von denſelben verſchieden. Unter dem fördernden Schutze der preußiſchen Regierung iſt die Berliner Anſtalt, welche dieſelbe Mannichfaltigkeit der Verſicherungsweiſen und Zahlungsformen für die Prämien beſitzt, wie man ſie bei den engliſchen Anſtalten zu finden gewohnt iſt, in den wenigen Jahren ihres Beſtehens zu einer ſehr anſehnlichen Ausdehnung gelangt. Im verwichenen Jahre haben ſich derſelben 813 Perſonen mit einem Verſicherungskapital von 856,300 Thlr. angeſchloſſen, wodurch nach Abzug des Abgangs der Verſicherungsbeſtand am Jahresſchluß auf 3250 Perſonen mit 3,737,800 Thlr. ſtieg. Die Sterblichkeit unter den Verſicherten war in Abſicht der Perſonenzahl nicht gering und bedeutender, als ſie je bei der um 8 Jahre älteren Gothaer Bank geweſen iſt, bei welcher ſie das Verhältniß von 1,47 pCt. der Geſammtzahl aller Verſicherten — (ein Verhältniß, welches in den Jahren 1836 und 1837 ſtattfand) — noch nicht überſchritten hat. Es ſtarben nämlich 50 Perſonen oder 1,54 pCt. der ganzen Geſellſchaft. Die meiſten der Geſtorbenen waren jedoch mit niedrigen Summen verſichert, und während der allgemeine Durchſchnitt des auf einen Verſicherten treffenden Verſicherungsbetrages von 1150 Thlr. für jene 50 Sterbefälle eine Ausgabe von 57,500 Thlr. erwarten ließ, hat dieſe Ausgabe in der Wirklichkeit nur 41,750 Thlr. betragen. In dieſer Hinſicht

hat alſo bei der Berliner Anſtalt im vorigen Jahre das umgekehrte Verhältniß von demjenigen bei der Gothaer Bank ſtattgefunden. Bei dieſer war die Zahl der Sterbefälle unter der Erwartung gering und der Betrag der dadurch zahlbar gewordenen Summen nicht unbedeutend höher, als der mittlere Durchſchnitt hätte erwarten laſſen; die Berliner Anſtalt hat dagegen, bei einer nicht unbedeutenden Zahl von Sterbefällen, nur eine mäßige Summe dafür zu beſtreiten gehabt. Die Prämieneinnahme hat 143,517 Thlr. betragen, der Geſchäftsfonds iſt auf 289,640 Thlr. geſtiegen, worunter 164,554 Thlr. für eigentliche Reſerve begriffen ſind. Als reiner Ueberſchuß hat ſich die Summe von 45,005 Thlr. herausgeſtellt. Ueber den inneren Zuſammenhang dieſer Poſten und die weiteren Rechnungsergebniſſe kann nichts mitgetheilt werden, da die Berliner Lebensverſicherungsgeſellſchaft ihren eigentlichen Rechnungsabſchluß geheim hält und unter dem Namen „Rechenſchaftsbericht“ nur wenige unter ſich nicht zuſammenhängende Data daraus veröffentlicht.

Noch verdient das Beſtreben dieſer Anſtalt, ihre Benutzung durch große Mannichfaltigkeit der Verſicherungsweiſen und Prämienzahlungsformen für die verſchiedenſten Lebensverhältniſſe zu erleichtern, eine rühmliche Erwähnung. Ihr neueſter Fortſchritt in dieſer Hinſicht beſteht darin, daß ſie eine bisher vorzugsweiſe nur von franzöſiſchen Anſtalten gepflegte Verſicherungsart unter dem Namen Sparkaſſenverſicherungen auf deutſchen Boden verpflanzt hat. Sie beabſichtigt damit das Aufſparen von Kapitalien aus jährlichen Beiträgen bis zu einer beſtimmten Zeit zu erleichtern, und das feſtgeſetzte Kapital ſelbſt für den Fall zu ſichern, daß der Sparende jenen Zeitpunkt nicht erleben und deshalb nicht bis dahin beizuſteuern im Stande ſeyn ſollte. Sie fordert z. B. von einer 45jährigen Perſon, ſo lange dieſelbe lebt, eine jährliche Einzahlung von 6 Thlr. 6 Sgr., um nach Verlauf von 15 Jahren ein Kapital von 100 Thlr. zu gewähren. Wollte in dieſem Fall der Verſicherte ſeine Prämie von 6 Thlr. 6 Sgr. jährlich in eine Sparkaſſe legen, welche dieſelbe mit 3½ pCt. verzinst, ſo würde er zwar nach 15 Jahren ein Kapital von 123 Thlr. 24 Sgr. aufgeſpart haben; allein im Fall ſeines früheren Todes würde das Kapital dieſe Höhe nicht erreichen und könnte noch ſehr klein ſeyn, während die Berliner Anſtalt das Kapital zu dem feſtgeſetzten

Zeitpunkt unbedingt gewährt, mag viel oder wenig gezahlt ſeyn. Es iſt zwar einleuchtend, daß durch dieſe Verſicherung nicht die Zwecke einer eigentlichen Lebensverſicherung erreichbar ſind, doch laſſen ſich auch für ſie Beiſpiele nutzbarer Anwendung denken. Nur will es uns bedünken, als ſeyen die Berliner Prämien, da ſie keinen Anſpruch auf Dividenden geben, etwas zu hoch, wie auch ſchon aus obiger Vergleichung mit den Leiſtungen einer Sparkaſſe hervorgehen dürfte. Jedenfalls läßt ſich die Anſtalt mehr zahlen, als ihre franzöſiſchen Vorbilder. Sie fordert z. B. von einer 30jährigen Perſon, um ein Kapital von 100 zu gewähren

zahlbar nach Jahren:	10	20	30	40
an jährlicher Prämie:	9,13	5,87	4,23	3,25

während die Compagnie d'assurances générales in Paris ſich für dieſen Fall nur folgende Prämien zahlen läßt:

9,00	5,59	3,89	2,88.

Zum Schluſſe dieſer vergleichenden Zuſammenſtellung der neueſten Fortſchritte der Lebensverſicherungsanſtalten in Deutſchland, mit Ausſchluß der k. k. öſterreichiſchen Monarchie,* welche ſich auch in dieſer Hinſicht von den übrigen Staaten Deutſchlands ſcharf abſondert, haben wir die als einen Zweig der bayeriſchen Hypotheken- und Wechſelbank beſtehende Lebensverſicherungsanſtalt in München zu erwähnen. Dieſelbe entſtand mit ihrer Hauptanſtalt im Jahre 1836 und beruht auf einem reinen Aktienunternehmen. So wie aber überhaupt dieſes Unternehmen nicht von dem erwünſchten Erfolge geweſen iſt, ſo war dies namentlich mit der Abtheilung für Lebensverſicherung der Fall, welche Ende 1840 mehr nicht als 646 Verſicherte mit 745,600 fl. Verſicherungsſumme und einen dieſer Abtheilung gehörigen Fonds von 59,488 fl. umfaßte. An neuen Mitgliedern waren im vorigen Jahr nur 170

* In den k. k. Oeſterreichiſchen Staaten beſtehen dermalen nur zwei Lebensverſicherungsanſtalten, wovon die eine eine Abtheilung der Assicurazioni Generali Austro-Italiche in Triest bildet, die andere als eine ſelbſtſtändige Anſtalt, erſt vor zwei Jahren von dem Profeſſor Salomon in Wien unter dem Namen „Kapitals- und Rentenverſicherungsanſtalt" auf dem Prinzip der Gegenſeitigkeit in einem ſehr großartigen Maßſtabe gegründet worden iſt. Beide Anſtalten, obwohl durch ein Monopol für die ganze Monarchie begünſtigt, ſcheinen noch wenig Erfolg gehabt zu haben.

mit 164,300 fl. beigetreten, der Abgang betrug 73 Personen mit 71,800 fl., so daß die Anstalt blos einen reinen Zuwachs von 97 Personen mit 92,500 fl. erfuhr. Günstig war das Verhältniß der Sterblichkeit, indem nur 5 Versicherte mit 3500 fl. zu bezahlen waren.

Um sich nach vorstehender Relation ein allgemeines Bild von den neuesten Ergebnissen und Fortschritten der deutschen Lebensversicherungsanstalten zu machen, kann man unterscheiden zwischen

a) den Fortschritten dieser Anstalten in der Erweiterung und Vermehrung ihrer Versicherungsgeschäfte, und zwischen

b) den Ergebnissen in Absicht der Sterblichkeit unter den Versicherten.

In ersterer Hinsicht haben sehr große Fortschritte gemacht die Gothaer Bank, recht ansehnliche die Berliner Gesellschaft, ziemlich gute die Leipziger und Lübecker, sehr geringfügige die Münchener und Hannöversche Anstalt.

In letzterer Hinsicht waren die Ergebnisse der Sterblichkeit sehr günstig in Gotha, Hannover, Berlin und München, so daß bei diesen Anstalten die Einnahmen zur Bestreitung der Sterbefälle nicht vollständig gebraucht wurden, sondern noch einen Ueberschuß ergaben, sehr ungünstig dagegen bei der Leipziger und Lübecker Anstalt, bei denen die regelmäßigen Einnahmen nicht zureichten und die aus früheren Jahren gesammelten Fonds angegriffen werden mußten.

Um eine Vergleichung der Fortschritte der einzelnen Lebensversicherungsanstalten und die Beurtheilung der hohen Wichtigkeit ihrer vereinten Leistungen zu erleichtern, schalten wir folgende Uebersicht über die Ergebnisse jener Anstalten im letzt verwichenen Geschäftsjahr ein.

	Gotha 1840.	Lübeck 1840.	Leipzig 1840.	Hannover 18[40]/[50].	Berlin 1840.	München 1840.	Summa.
Neuer Zugang:							
Versicherte . . . . . Pers.	1.099	c. 300	331	c. 100	813	170	2.803
Versicherungssumme . . . . . Thlr.	1.568.400	385.639	402.500	77.000	856.300	94.000	3.385.859
Bestand am Ende des Jahres:							
Versicherte . . . . . Pers.	10.234	c. 2000	2.856	c. 1.400	3.250	646	20.386
Versicherungssumme . . . . . Thlr.	16.650.900	2.440.257	3.593.800	877.700	3.737.500	426.000	27.726.157
Einnahme . . . . . Thlr.	702.919	105.145	143.445	c. 20.000	143.517	Unbekannt.	1.118.028
Ausgabe für zahlbare Sterbefälle:							
Zahl . . . . . Pers.	136	30	63	14	30	5	298
Betrag . . . . . Thlr.	256.500	72.107	89.400	9.300	41.750	2.000	471.357
Verwaltungsaufwand:							
Absolut . . . . . Thlr.	38.079	c. 11.000	11.202	1.501	Unbekannt.	Unbekannt.	
In pCt. der Einnahme . . . . . pCt.	5.4	10	7.8	7.5	Unbekannt.	Unbekannt.	
Geschäftsfonds . . . . . Thlr.	2.608.653	Unbekannt.	366.383	c. 60.000	280.640	33.993	
Davon eigentliche Reserve . . . . Thlr.	1.816.645	211.120	Unbekannt.	c. 60.000	164.554	Unbekannt.	
Prozentverhältniß der Reserve zur Versicherungssumme . . . . . pCt.	11	8.6	Unbekannt.	7	4.4	Unbekannt.	
Actienfonds . . . . . Thlr.	Gegenseitig	510.000	Gegenseitig	Gegenseitig	1.000.000	Die Bank der Hypothekenbank.	

Diese Uebersicht ergibt, daß sich im vorigen Jahre etwa 2800 Personen bei deutschen Lebensversicherungsanstalten *neu* betheiligt und zusammen eine Summe von 3,383,859 Thlr. unter Versicherung gebracht haben. Der Bestand aller Versicherungen bei diesen Anstalten belief sich am Ende des Jahres auf 27,726,187 Thlr. und wird dereinst den Wohlstand von vielleicht 20,000—21,000 Familien begründen oder vermehren helfen. Schon im vorigen Jahre ist eine Summe von 471,357 Thlr. an 298 Familien ausgezahlt und dadurch gewiß manche Sorge erleichtert, manche Thräne getrocknet, aber auch dem Nationalvermögen des deutschen Volks ein neuer nützlicher Zuwachs verschafft worden. Von jenen 20,000—21,000 Familien wurde im vorigen Jahre wieder über *eine Million Thaler* in diese Art von Sparkassen niedergelegt. Die meisten Beiträge empfing die Gothaer Bank, fast *noch einmal* so viel, als die übrigen 5 deutschen Lebensversicherungsanstalten zusammen genommen, denen sie auch in Absicht der Ausdehnung ihres Versicherungsgeschäfts fast um das *Doppelte* überlegen ist. Um so billiger muß sich bei dieser großen Ausdehnung verhältnißmäßig auch ihr Verwaltungsaufwand stellen, der nur 5,4 pCt. der Jahreseinnahme betragen hat, obwohl die Anstalt allen Aufwand für die Einreichung der Versicherungsanträge, für die Ausfertigung und Versendung der Versicherungsscheine, für die Unterhaltung der Agenturen u. s. w. bestreitet und den Versicherten ihre Scheine gegen die Prämien kostenfrei am Sitze der Agenturen behändigen läßt, ohne irgend eine außerordentliche Gebühr oder Spertel zu fordern. Diese Einrichtung ist für die Versicherten von hoher Wichtigkeit, indem sie jede willkürliche Bedrückung derselben durch die Agenten verhindert und bewirkt, daß die Versicherungen an den entferntesten Punkten Deutschlands nicht theurer, als am Sitze der Bank, zu stehen kommen, wie es die aus dem Prinzip der Gegenseitigkeit entspringende Gleichheit unter den Versicherten mit sich bringt. Von den 6 deutschen Lebensversicherungsanstalten beruht die eine Hälfte auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, die andere auf dem Prinzip von Aktienunternehmungen. Eine überwiegende Theilnahme haben die gegenseitigen Anstalten gefunden, welche lediglich aus den Beiträgen ihrer Mitglieder einen Fonds von über 3 Mill. Thaler ansammelten, während die Gesellschafts- und Aktienfonds der 3 Aktiengesellschaften nicht viel

über 2 Millionen Thaler betragen. So sind jene ohne fremde Kapitale lediglich durch sich selbst zu einem höheren Grad materieller Sicherheit gelangt, als diese, und wenn überhaupt irgend ein Zweig des Versicherungswesens geeignet ist, mit Erfolg und zum Vortheil des Publikums den gegenseitigen Anstalten, bei denen der Natur der Sache nach die Beiträge sich niedriger als bei den Aktiengesellschaften stellen müssen, zugewiesen zu werden, so ist es der des Lebensversicherungswesens.

Wie erfreulich es aber auch für den Menschenfreund und Staatsmann seyn muß, aus obiger Uebersicht zu entnehmen, daß in den 12 Jahren, seit welcher Zeit Lebensversicherungen in Deutschland erst einheimisch geworden sind, sich mehr als 20,000 Personen, großentheils wohl Familienväter, bei derartigen Anstalten betheiligt haben, so darf das Erreichte doch nicht darüber täuschen, wie viel noch für die Sache zu thun übrig bleibt. Millionen mögen noch im deutschen Vaterlande leben, denen, gleich jenen 20,000, eine Lebensversicherung Bedürfniß ist und die auch im Stande, die Kosten einer solchen zu bestreiten, sich doch bis jetzt nicht dazu haben entschließen können, sey es, daß sie mit der Sache und den Vortheilen derselben noch zu wenig bekannt sind, oder daß sie nicht das nöthige Vertrauen dazu haben gewinnen können. Tragen die betheiligten Anstalten dazu bei, daß sich eine richtige Kenntniß des Lebensversicherungswesens im deutschen Publikum immer weiter verbreite, so möchte es Sache der Regierungen seyn, das nöthige Vertrauen zu erwecken, Vorurtheile zu beseitigen und zu fleißiger Theilnahme aufzumuntern. Leider sehen wir aber, daß eine solche fördernde Mitwirkung von ihnen unterlassen worden ist; mehrere derselben haben sogar dem Aufblühen dieses Versicherungszweiges und der Wirksamkeit der ersten Anstalten in Deutschland manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, Schwierigkeiten, die nur der beharrliche Eifer dieser Institute in Verbindung mit dem Zeitgemäßen ihrer Tendenzen mit Glück besiegen konnte. Der Grundsatz: laissez faire et laissez passer, so heilsam er sich in andern Zweigen der Volkswirthschaftspflege zeigt, wirkt nachtheilig, wo es gilt, in den Vorurtheilen des Publikums Hindernisse zu beseitigen, die nur durch die Autorität und das Wort der Regierungen mit Erfolg aus dem Wege zu räumen sind. Sind doch die meisten Regierungen in der Bevormundung ihrer

Unterthanen so weit gegangen, daß sie jeden gezwungen haben, seine unbewegliche Habe bis zu einem gewissen Werth gegen Feuersgefahr zu versichern, könnten sie nicht wenigstens ihren Unterthanen empfehlen, sich bei Lebensversicherungsanstalten zu betheiligen, und die solidesten und besten namhaft machen? Wie sehr es aber in ihrem eigenen Interesse liegt, eine häufige Benutzung der Lebensversicherungen auf jede Weise zu befördern, möchte sich aus folgender Betrachtung über den Nutzen der Lebensversicherungen für das öffentliche Wohl, sowohl in sittlicher als materieller Beziehung, ergeben.

Zwischen dem leiblichen, geistigen und sittlichen Wohl eines Volks findet eine innige Wechselwirkung statt. So wie die physische Wohlfahrt desselben durch nichts mehr gefördert wird, als durch Verbesserung seines Kulturzustandes, durch vollkommenere Ausbildung seiner geistigen Anlagen, welche eine möglichst vortheilhafte Benutzung der Naturfonds, der industriellen Kräfte und kommerziellen Verbindungen mit anderen Nationen gestattet, so ist äußerer Wohlstand und Besitz irdischer Glücksgüter die Bedingung zunehmender geistiger Bildung, und diese wiederum die Bedingung einer größeren Verfeinerung und Veredlung der Sitten. Die ärmsten Völker pflegten von jeher die rohesten und ungebildetsten zu seyn. Während die höchste Blüthe der griechischen und römischen Literatur in die Zeiten fällt, wo diese Völker die mächtigsten und wohlhabensten waren, sehen wir auch bei den Engländern und Franzosen Künste und Wissenschaften früher blühen, als bei den Deutschen, weil jene Nationen früher als diese zu äußerem Wohlstand gelangten. Was daher, wie Lebensversicherungen, den äußeren Wohlstand zu fördern geeignet ist, hat nicht blos eine materielle, sondern auch eine höhere sittliche Bedeutung. Die große Mehrzahl von Verbrechen pflegt von Armen und Ungebildeten begangen zu werden;* ein besonders häufiger Anlaß zu Verbrechen ist aber die Verarmung oder der schnelle Uebergang von dem wohlhabenden

* Im Jahr 1840 wurden in England 4105 Personen wegen schwerer Verbrechen zu Todesstrafe oder Deportation verurtheilt. Von diesen gehörten die große Mehrzahl den ärmsten und ungebildetsten Klassen an, nur 390 hatten so viel Bildung genossen, daß sie die Bibel lesen (ob aber auch verstehen?) konnten.

in den dürftigen Zuſtand, wie er ſo häufig in Familien vorkömmt, denen der Ernährer plötzlich durch den Tod entriſſen wird. Durch langjährige Gewohnheit wird auch der Druck der Armuth leicht und erträglich, geſellt ſich ihm aber eine ſtete Erinnerung an frühere Wohlhabenheit und Genüſſe, oder gar ein Schamgefühl hinzu, wie es den Verarmenden ſo häufig beſchleicht, ſo wird er zur heftigſten Verſuchung, dieſem Zuſtande ſelbſt durch unerlaubte Mittel ein Ende zu machen. Wenn nun Lebensverſicherungen vorzugsweiſe dazu dienen, dem Familienvater die Aufſparung eines Kapitals zu erleichtern, das bei ſeinem Tode die Verarmung der Angehörigen verhindert, ſo befördern ſie nicht nur direkt durch eine größere Wohlhabenheit dieſer Hinterbliebenen das geiſtige und ſittliche Wohl derſelben, ſondern auch indirekt, indem jenes Kapital Mittel bietet, die beim Tod des Ernährers noch unerzogenen Kinder anſtändig erziehen zu laſſen und ihre geiſtigen Anlagen zu vollkommenerer Entwickelung zu bringen. Die letztere Rückſicht iſt eine der wichtigſten und auch für die nationalökonomiſche Bedeutung der Lebensverſicherungen eine der folgereichſten. Die meiſten Lebensverſicherungen werden von Familienvätern zu dem Zwecke geſchloſſen, um Mittel für die Erziehung, Ausbildung und Ausſtattung der Kinder für den Fall in Bereitſchaft zu ſtellen, daß der Verſicherte durch einen frühzeitigen Tod verhindert werden ſollte, dieſe Erziehung ſelbſt zu vollenden. Was hier Lebensverſicherungen leiſten, kann durch keine Rentenanſtalt oder Wittwenkaſſe erſetzt werden. Die Renten und Penſionen der letzteren pflegen gewöhnlich kaum hinzureichen, um die leiblichen Bedürfniſſe der hinterbleibenden Wittwen und Kinder zu befriedigen, die Erziehung der letzteren, ihr Unterhalt auf Schulen und Akademien, ihre Ausſtattung zum Betrieb eines Gewerbes erfordert aber augenblickliche größere Geldopfer, — Kapitale, und dieſe gewährt die Lebensverſicherungsanſtalt gerade zu der Zeit, wo ſie am dringendſten gebraucht werden, zu der Zeit, wo durch den Tod des Familienvaters die Quellen des Familieneinkommens eine Schmälerung erleiden oder ganz verſiegen. Es läßt ſich daher gar nicht läugnen, daß, ſeitdem Lebensverſicherungen in Deutſchland eingebürgert ſind, die Kinder frühzeitig verſtorbener Familienväter, welche ſich bei jenen Anſtalten betheiligt hatten, eine ſorgfältigere Erziehung und beſſere Ausbildung ihrer geiſtigen Fähigkeiten, als

ohne diese wirksame Beihülfe, erhalten haben, daß daher die Lebensversicherungen wesentlich dazu beitrugen und ferner beitragen werden, das geistige Kapital unseres Vaterlands zu verbessern und zu vermehren. Man ist aber schon längst (seit J. B. Say) nicht mehr gewohnt, den Wohlstand der Nationen lediglich nach der Masse der in ihrem Besitze befindlichen Tauschwerthe abzuschätzen; eben so wichtig, wie diese materielle Bedingung des Wohlstandes, ist das geistige Kapital, die intellektuelle Kraft einer Nation. Ohne sie ist überhaupt kein Volkswohlstand denkbar; denn selbst der Urzustand der Völker als Jäger und Fischer erfordert schon intellektuelle Kraft für die technische Ausbildung der zur geschickten Betreibung dieser Erwerbszweige nöthigen Hülfsmittel. In civilisirten Staaten ist sie aber allein schon im Stande, Reichthum zu erzeugen, und wird zum mächtigsten Hebel aller Produktion, wo sie mit materiellen Hülfsmitteln, mit Kapitalen, in Verbindung tritt. Bedingt durch eine richtige Volkserziehung und durch die sorgfältige Vorbereitung jedes Staatsbürgers für seinen künftigen Beruf, kann sie durch nichts mehr gefördert werden, als durch Mittel, wie sie die Lebensversicherungen darbieten. Die oben beschriebene neue Einrichtung der Gothaer Bank, nach welcher das versicherte Kapital für jedes beliebige Alter des Versicherten zahlbar gemacht werden kann, falls es nicht schon durch früheren Tod desselben flüssig geworden ist, so wie die Sparkassenversicherungen der Berliner Anstalt eignen sich vorzugsweise, für diese Zwecke benutzt zu werden. Sie machen es jedem Familienvater möglich, sich ein Kapital gerade für die Zeit zu sichern, wo seine Kinder in das Alter treten, in welchem ihre Erziehung, Ausbildung oder Ausstattung größere Geldmittel fordert, als das regelmäßige Einkommen des Familienvaters zu erübrigen gestattet.

Doch der sittlich wohlthuende Einfluß der Lebensversicherungen äußert sich nicht blos auf diejenigen, welche ein versichertes Kapital empfangen, durch dasselbe vor Noth bewahrt und in den Stand gesetzt werden, ihre geistigen Anlagen und technischen Fertigkeiten zu vollkommenerer Entwickelung zu bringen; er äußert sich in gleichem Grade auf diejenigen, welche ein solches Kapital sparen, — auf die Versicherten selbst. Die regelmäßige Einzahlung der Beiträge von Seiten der letzteren setzt einen eben so regelmäßigen Wirthschaftsplan und die strenge Befolgung desselben

voraus; ſie bedingt eine überlegſame Handlungsweiſe und zwingt häufig den Verſicherten, zum Behuf der zu machenden Erſparniß Neigungen und Genüſſen zu entſagen, die mit der Zeit nachtheilig in ſittlicher oder körperlicher Beziehung auf ihn wirken könnten. Und indem er ſich in der Entſagung auf einen Genuß zum Behuf der Erfüllung einer Pflicht übt, ſtärkt er zugleich ſeine moraliſche Willenskraft. Der Abſchluß einer Lebensverſicherung iſt für den Verſicherten mit dem moraliſchen Zwang verbunden, den Vorſatz zum Sparen, den er in guter Stunde faßte, auch ſein Lebenlang zu befolgen. Segnet ihn der Himmel nicht immer reichlich mit irdiſchen Glücksgütern, ſo können wohl Zeiten eintreten, wo ihm jener Zwang unbequem und läſtig wird, aber er wird ihm zum ſteten Sporn dienen, thätig zu ſeyn und ſparſam, er wird ihn antreiben, ſeinen Haushalt einfach zu ordnen und ſtrenge zu führen, ſeine Kinder in häuslicher Sitte zu erziehen, und wie ſich ſelbſt, ſo auch dieſe an Fleiß, Ordnung und Entbehrungen zu gewöhnen, damit er auch bei wachſendem Haushalte und vermehrten Familienausgaben im Stande bleibe, ſeine Schuld an die Verſicherungskaſſe abzutragen und den Verluſt der Verſicherung von ſich und den Seinigen abzuwenden. So wird er im eigentlichen Sinne ein guter Hausvater werden oder bleiben, und das iſt ein hoher Gewinn, nicht blos für ſeine Familie, ſondern für die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt, auf die ſein Beiſpiel wohlthätig wirkt.

Wenden wir uns von dieſen Betrachtungen über den (doppelten) Einfluß der Lebensverſicherungen auf das geiſtige und ſittliche Wohl eines Volkes zu der Frage, ob und wie durch ſie der materielle Wohlſtand deſſelben gefördert werde, ſo läßt ſich allerdings nicht behaupten, daß Lebensverſicherungen geeignet wären, unmittelbar neue materielle Güter zu erzeugen. Die dieſen Verſicherungszweig pflegenden Anſtalten ſind nur die Sammelpunkte für ſchon vorhandene Vermögenstheile, aus denen ſie unter ſteter verzinslicher Benutzung gewiſſe Kapitale bilden, um dieſelben beim Eintritt beſtimmter Ereigniſſe (Sterbefälle) an gewiſſe Empfänger (Erben der Verſicherten) zurückfließen zu laſſen. In ſo fern würde ihnen eine unmittelbare Vermehrung des Nationalvermögens — die aus der Zinsnutzung entſtehende etwa ausgenommen, die ihnen aber nicht eigenthümlich iſt, ſondern die ſie

mit jeder Sparkasse gemein haben, und die sich auch ohne sie theilweise in den Händen der Versicherten von selbst bilden würde, — nicht zugeschrieben werden können, wohl aber tragen sie *mittelbar* zu dieser Vermehrung bei, und zwar indem sie zunächst wirkliche Produktion befördern. Es geschieht dies durch den jedem Versicherten auferlegten *Zwang*, seinen Beitrag jährlich pünktlich zur Versicherungskasse einzuzahlen. Mögen auch viele Versicherte zu allen Zeiten im Stande seyn, diesen Beitrag ohne besondere Anstrengung aus ihren gewöhnlichen Einkünften zu bestreiten, und daher nicht zu vermehrter Produktion veranlaßt werden, mögen Andere in Zeiten der Noth ihr schon vorhandenes Vermögen angreifen oder Schulden kontrahiren, also ebenfalls so wenig ihr eigenes, wie das Nationalvermögen vermehren, so werden doch sicherlich eben so Viele sich mehr als gewöhnlich anstrengen, um zur Bestreitung ihrer Beiträge *neuen* Erwerb zu machen, den sie außerdem nicht gemacht haben würden. Mancher versicherte Handwerker wird wöchentlich seine Arbeitszeit um ein paar Stunden verlängern, mancher versicherte Künstler jährlich ein oder einige Kunstprodukte mehr zu Tage fördern, derjenige, welcher nur persönliche Dienste leistet, wird diese vermehren, Alle, um so viel mehr zu erwerben, zu gewinnen, als ihr Beitrag zur Versicherungskasse ausmacht. In demselben Grade aber, in welchem diese Personen durch größeren Fleiß ihr Privatvermögen, ihre Ansprüche an die Versicherungkasse erhöhen, vermehren sie auch das Nationalvermögen ihres Volks, und es liegt am Tage, wie dieses Vermögen durch die Lebensversicherungen wirklich manchen positiven Zuwachs empfängt, den es ohne sie entbehren würde.

Doch höher als diesen *positiven* Einfluß auf die Vermehrung des Nationalvermögens, schlagen wir den *negativen* an, der darin besteht, daß Lebensversicherungen durch Beförderung der Sparsamkeit und Abwendung nutzloser Vergeudung viele kleine schon vorhandene Vermögenstheile *vor steriler Verzehrung bewahren*. Angenommen auch, ein großer Theil der bei solchen Anstalten betheiligten Personen werde nicht zu vermehrter Produktion veranlaßt, so darf es wenigstens als ausgemacht gelten, daß die meisten derselben die kleinen Beiträge, die sie zur Kasse einschießen, ohne diese gezwungene Verwendung entweder gar nicht erübrigt, oder verzehrt, oder doch wenigstens todt in ihrer Kasse liegen gelassen hätten. Es handelt

ſich eben hier nur um geringfügige Summen, welche auch von ſonſt ſparſamen Haushaltern nicht immer genau zu Rathe gehalten werden und bei täglichen Verſuchungen der Gefahr ſteriler Verzehrung oder Verwendung zu unnützen Dingen in einem Grade preis gegeben ſind, daß ihr Untergang in den meiſten Fällen nur zu gewiß iſt. Dieſe kleinen Poſten fordert die Lebensverſicherungsanſtalt gebieteriſch ein, vereinigt dieſelben zu großen Summen, um ſie ſofort durch Darleihung an Ackerbautreibende, Manufakturiſten u. ſ. w. unter Verzinſung zu bringen. Es erwächst daraus der doppelte Vortheil, daß einerſeits Kapitale, die in ihrer Zertheilung nutzlos geblieben wären, eine heilſame Verwendung erhalten, und daß anderer Seits dem Handel und den Gewerben neue Mittel zum ſchwunghaften Betrieb zugeführt werden, die ihnen ohne die Lebensverſicherungen entgehen würden. Als ſolche werbende Kapitale bleiben nun jene kleinen Poſten in dem Beſitz der Anſtalt ſo lange, bis für jeden Verſicherten das im Voraus beſtimmte Kapital gebildet iſt und bei deſſen Tod zur Auszahlung kömmt, um alsdann in Privathänden ſelbſtſtändig die Rolle zu übernehmen, die es vorher als ein Theil des großen Vermögensſtocks der Verſicherungsanſtalt hatte. Auf dieſe Weiſe tragen die Lebensverſicherungen dazu bei, daß aus kleinen Beiträgen, die entweder verzehrt worden, oder in ihrer Zerſplitterung unwirkſam geblieben wären, größere Kapitale gebildet werden, welche, von den Empfängern entweder verzinslich belegt, oder zu gewinnreichen Handelsgeſchäften, Induſtrieunternehmungen u. ſ. w. verwendet, den Nationalreichthum mehren und auf den öffentlichen Wohlſtand nach den verſchiedenſten Richtungen hin wohlthätig einwirken. Auch in den Fällen, wo die zur Auszahlung kommenden Sterbefallſummen nicht als materiell werbende Kapitale erhalten und angelegt, ſondern zur Erziehung verwaiſter Kinder verwendet werden, ſind ſie für den Nationalwohlſtand nicht als verloren oder verzehrt zu betrachten, ſie ſind durch die ſorgfältigere Erziehung und Ausbildung jener Waiſen nur verwandelt, gleichſam aus dem materiellen Zuſtand in den immateriellen übergeführt worden, und ſtellen ſich dar in der Vermehrung der intellektuellen Fähigkeiten oder techniſchen Fertigkeiten des Volks, alſo in ſeiner Nationalproduktivkraft, wo ſie die Quelle neuer Produktion werden.

Betrachten wir nach den eben hervorgehobenen Gesichtspunkten die Leistungen der deutschen Lebensversicherungsanstalten im letzten Geschäftsjahr, so ergibt die obige Uebersicht zunächst, daß bei denselben in dieser Periode die Summe von 1,118,029 Thlr. von etwa 20,000 Mitgliedern eingelegt worden ist. Auf jedes Mitglied kömmt daher im Durchschnitt eine Einlage von 55 Thlr. Dieser Betrag ist selbst für eine Familie von einiger Wohlhabenheit schon groß genug, um annehmen zu können, daß es bei mancher einer besonderen Anstrengung für dessen Aufbringung bedurft hat, daß für Viele also die Lebensversicherung die Triebfeder war, mehr zu erwerben und zu produziren, als außerdem von ihnen geschehen wäre. Jener Beitrag ist aber auf der andern Seite wiederum nicht bedeutend genug, um nicht annehmen zu können, daß er, sein Vorhandenseyn bei vielen der obigen Versicherten vorausgesetzt, nicht von einem Theile derselben ohne jene nothwendige Bestimmung für die Lebensversicherungskasse wieder verzehrt worden, oder doch todt in den Kassen der Eigenthümer liegen geblieben wäre. Was haben nun die Lebensversicherungen im vorigen Jahre für den materiellen Wohlstand des Volks geleistet? Sie haben bewirkt, daß die Produktion um einen Theil jener Million gesteigert, daß die sterile Verzehrung um einen Theil jener Million verhütet, daß diese Million Thaler wenigstens vollständig als Ersparniß wirklich zurück gelegt und alsbald verzinslich nutzbar gemacht wurde, was außerdem bei ihrer Zersplitterung in 20,000 kleine Posten wohl nur mit dem geringsten Theil derselben der Fall gewesen wäre. Diese Million Thaler erscheint zwar für ganz Deutschland als ein geringfügiger Betrag, aber es ist doch ein Anfang zu dem guten Werke, welches, von Patrioten befördert, schon weiter gedeihen wird; diese Million muß auch jährlich zurückgelegt werden, bis sich für jene 20,000 Personen die versicherten 27 Millionen Thaler gesammelt haben, und dies ist denn doch schon ein Betrag, der auch für eine Nation, wie die deutsche, in die Wage fällt. * Es ist aber ferner zu berücksichtigen, daß bei diesen Versicherungen nicht alle Klassen, weder die

* Die Gothaer Bank hat seit ihrem Bestehen allein schon nahe an 2 Mill. Thaler für Sterbefallvergütungen an mehr als 1000 Familien geleistet.

ſehr reichen, noch die ganz armen, ſondern hauptſächlich die Mittelklaſſen des Volks, mithin deſſen Kern an Intelligenz und Kraft, betheiligt ſind. Auf dieſe Mittelklaſſen erſtreckt ſich vorzugsweiſe der Wirkungskreis der Lebensverſicherungsanſtalten, er fängt da an, wo ſich derjenige der Sparkaſſen ſchließt, die mehr eine Wohlthat für die Aermern ſind.

Der Rückfluß der aus jenen kleinen Beiträgen gebildeten größeren Kapitale iſt bereits im vollen Gange. Er betrug im vorigen Jahre 471,357 Thlr. und kam 298 Empfängern zu Gute, von denen alſo einer im Durchſchnitt 1582 Thlr. empfing. Kapitale dieſer Größe ſind für Familien mittleren Wohlſtandes ſchon von ſolchem Werthe, daß man ſie unverſehrt zu erhalten ſucht, daß man ſich ſcheut, ſie anzugreifen, und wo dies geſchieht, es nur auf eine wohlüberlegte Weiſe zu nützlichen Zwecken zu geſchehen pflegt; ſie ſind aber auch groß genug, um in ein bürgerliches Gewerbe verwendet demſelben neuen Schwung zu geben. Mag nun die Verwendung auf die eine oder andere Weiſe erfolgen, ſo iſt wenigſtens unläugbar, daß der Wohlſtand jener 298 Familien durch die an ſie zur Auszahlung gekommenen Verſicherungsſummen weſentlich vermehrt, daß der Noth, welche für viele derſelben der Tod des Familienhauptes zur Folge gehabt haben mag, kräftig geſteuert worden iſt. Die Summe der Sterbefallzahlungen war um etwa 600,000 Thlr. geringer, als die Summe aller im vorigen Jahre gemachten Prämieneinlagen. Dieſe Differenz ruht noch im Beſitz der Anſtalten, um nach fortdauernder verzinslicher Benutzung ſammt den davon gewonnenen Intereſſen zur Deckung der ſpäteren, von Jahr zu Jahr zunehmenden, Sterbefälle verwendet, resp. als Dividende bei Lebzeiten der Verſicherten an dieſelben zurückgegeben zu werden.

Durch ſolche Zergliederung gewinnt man ein anſchauliches Bild von der Art und Weiſe, wie in der Wirklichkeit der materielle Wohlſtand eines Volks durch die Lebensverſicherungen während einer beſtimmten Periode unmittelbar gefördert worden iſt. Rechnen wir dazu noch die mittelbaren Folgen, unter Anderem die noch nicht berührten Vortheile für den perſönlichen Kredit der Verſicherten, welcher durch die Policen eine materielle Grundlage gewinnt, ferner die durch dieſe Policen erzielte Vermehrung der zirkulationsfähigen Geldwerthe u. ſ. w., ſo ſtellt ſich

eine große Mannichfaltigkeit der wohlthuenden Wirkungen dar, welche die Lebensversicherungen auf das Privat- und öffentliche Wohl ausüben. Um so eifriger verdienen sie gepflegt und befördert zu werden, mehr befördert zu werden, als die neueren Rentenanstalten, welche dem Egoismus Vorschub leistend nur dazu führen, daß bereits gebildete Kapitale, die werbend angelegt und für künftige Generationen erhalten werden könnten, einer allmählichen Verzehrung anheim fallen.

Geschrieben, im Oktober 1841.

H. G.

Der jetzige Staatsdienst,

ökonomisch betrachtet.

Wie vielfach und wichtig auch der Staatsdienst in heutiger Zeit geworden, so mangelt ihm doch eine entsprechende Literatur, und die wenigen Schriften darüber beschränken sich hauptsächlich auf das gegenseitige Rechtsverhältniß zwischen Staat und Diener. Denn die Sicherstellung dieser Rechte und Pflichten ist das Positive, woran der Regierung und dem Diener zumeist gelegen, und mit dieser ersten Bedingung des Staatsdienstes hat man sich ehemals auch zufrieden gegeben. Zwar mahnt die jetzige Zeit in vielen Fällen, daß die Umstände des Lebens anders geworden und die früheren Verhältnisse des Staatsdienstes beengt und gestört sind; aber der einzelne Staatsdiener ist selten in der Lage, eine durchdringende Uebersicht zu gewinnen, noch seltener in der Unabhängigkeit, mißliebige Ueberzeugungen auszusprechen. Demjenigen aber, der außerhalb dem Staatsdienerverbande steht, wird es schwerer, davon eine vollständige Kenntniß zu erlangen, und man beurtheilt daher gewöhnlich nur die äußere Erscheinung. So ist wohl die politische Bedeutung des Staatsdienstes in manchen Ständekammern besprochen worden, je nach den Ansichten der Opposition, aber nicht erschöpfend und ohne Wirkung auf die Literatur. Eine klare und gemessene Darstellung von dem politischen Umfang des Staatsdienstes und seiner Wirksamkeit ist noch nicht geliefert.

Die juristische und politische Würdigung des Staatsdienstes beleuchten nur zwei Seiten des Gegenstandes, die dritte, die ökonomische möchte heutzutage den beiden andern nicht nachstehen.

Denn der Staatsdienst hängt so innig mit der Staatswirthschaft zusammen und diese hat eine so große Wichtigkeit im jetzigen Leben, daß es eine zeitgemäße Bemühung scheint, die ökonomischen Verhältnisse des Staatsdienstes und deren Resultate darzulegen, nicht in der Absicht, um politische Vorschläge zu machen, sondern durch Zusammenstellung der Thatsachen eine klare Einsicht in den gegenwärtigen Zustand zu geben. Welche Ueberzeugungen daraus geschöpft werden können, muß ich Jedem überlassen; mein Zweck ist, zu untersuchen, wie die jetzigen ökonomischen Verhältnisse des Staatsdienstes sind, nicht, wie sie seyn sollen oder werden können. Freilich wird durch diese Beschränkung meine Arbeit unvollständig; aber das ist ein Gebrechen jedes Anfangs und es steht einer Abhandlung wohl an, wenn sie nur einige Theile einer großen Frage untersucht, indem mit ungenügenden Allgemeinheiten keinem Lernbegierigen geholfen ist und kein Einsichtsvoller befriedigt wird.

Wenn die Einkünfte von den Gütern und Gewerben des Staates hinreichen, um die Staatsausgaben zu bestreiten, so haben Staats- und Volkswirthschaft keine unmittelbare Beziehung auf einander, sondern bilden sich unabhängig aus; wenn aber jene Einkünfte zu klein sind und das Fehlende durch Steuern ergänzt wird, so greift die Staatswirthschaft in jene des Volkes hinüber und es entstehen zwischen beiden vielfältige Konflikte, deren Ausgleichung die Hauptaufgabe des Staatshaushaltes ist. Mit Vergleichung der Resultate im Ganzen möchte es hierbei weder theoretisch noch praktisch gethan seyn; denn angenommen, die Summe der Steuern sey wirklich nur der so oder so vielte Theil der reinen oder Bruttoeinnahme des Volksvermögens, so läßt sich darauf weder ein theoretischer Grundsatz über die Maximalsumme der Steuereinnahme bauen, noch daraus praktisch der Wohl- oder Wehstand des Volkes beurtheilen. Hinter den Summen stehen nämlich die Individuen, auf welche sich im Staatshaushalt die Steuereinnahme zum Empfang, in der Volkswirthschaft zum Beitrag vertheilt. Diese persönliche Vertheilung der Einnahmen und Lasten ist das unabsehbare Gewebe der verschiedensten Verhältnisse, die ursprünglich im Kleinen aber so vielseitig wirken, daß ihr guter oder schlimmer Erfolg im Großen niemals ausbleibt. Auf diese untern, ich möchte sagen Elementarkräfte müssen wir sehen und erforschen, wie die Staatsgesetze von oben herab ihr Leben fördern

oder stören, wie dadurch Heil oder Unheil, Gesundheit oder Krankheit des Staates erzeugt wird. Denn manchmal fängt man in der innern Politik von der Spitze zu bauen an, statt sich auf der breiten Grundlage des Lebens zu erheben; leichter ist eine Idee erfaßt, als das vielseitige Leben gründlich erkannt.

Die individuelle Wirkung des Staatshaushaltes auf die Staatsdiener ist der eine, sein Uebergriff in die Volkswirthschaft der zweite und die Rückwirkung der Volkswirthschaft der dritte Gegenstand meiner Untersuchung. Man fragt zuerst, was verlangt und gibt der Staat seinen Dienern? Diese Frage betrifft die Vorbereitung zum Staatsdienste, den Antritt und das Aufhören desselben.

Daß ein großer Theil der Jugend sich heutzutage dem Staatsdienste widmen will, ist in Deutschland eine allgemeine Erfahrung. Es gibt mehrere Ursachen dieses Andrangs, die zu erforschen sich der Mühe lohnt. Eltern, die im Staatsdienste oder in einem ähnlichen höhern Berufe wirken, streben in der Regel dahin, auch ihre Kinder für einen solchen Beruf zu erziehen. Schon dieser Zuwachs der Bevölkerung würde die Kandidaten für den Staatsdienst vermehren, dazu kommen aber noch viele Söhne der niederen Volksklassen, wodurch eine steigende Zunahme der Aspiranten weit über das Bedürfniß entsteht. Da in Deutschland, wenigstens theoretisch, der Staatsdienst durch eine Aristokratie der Talente geführt werden soll, also jeder Taugliche dazu berufen ist, so hat dieser Wetteifer auch die unteren Volksklassen ergriffen und sie suchen daran so viel Antheil zu nehmen als sie können. Denn mit Ausnahme des Adels kann Jeder nach freier Wahl in einen Stand treten; diese Freiheit wirkt tausendfältig in die gesellschaftlichen Verhältnisse, sie hat in allen Klassen des Volkes fast instinktartig den unbezwingbaren Trieb erweckt, sich besser zu stellen und den Kindern eine sorgenfreiere Zukunft zu bereiten, oder sie eine Stufe höher zu bringen, als es den Eltern vergönnt war. Vorwärts in die Höhe wollen bei weitem die Meisten, stehen bleiben Wenige, rückwärts gehen Keiner. Daß bei Vielen das Glück den Fortschritt nicht begünstigt, daß Andere durch Mangel an Gelegenheit und Mitteln auf ihrer Stufe bleiben, daß Manche die Noth zu Boden drückt, ändert nichts an dem allgemeinen Streben in die Höhe. Es ist gleichsam ein politischer Wandersinn,

der die Leute drängt, aus niederen Verhältnissen in höhere überzugehen, ohne zu bedenken, wohin die Anhäufung auf den oberen Stufen der Gesellschaft führen soll. Der Staatsdienst erscheint als ein wünschenswerther Beruf, er gibt Ehre und Ansehen, weil der Staatsdiener zu einer Klasse gehört, welche die Meinung höherer Bildung für sich hat, und keine Handwerksarbeit verrichtet; er gibt Einfluß, weil er die Fürsten umgibt und deren Befehle vollzieht; er gibt Versorgung durch Besoldungen und öffnet die Laufbahn zu den höchsten Stellen; daher ist nicht zu läugnen, daß die äußere Erscheinung Viele bestimmt, einen Beruf zu wählen, der ihnen einladend vorkommt, wenn sie anders durch ihre Lage und Mittel den Zweck erreichen können.

Die Regierungen haben zum Theil diesen Andrang zum Staatsdienste veranlaßt und suchen ihn auch wieder zu vermindern. Nach dem Jahr 1815 fehlte es in alten und neuen Landestheilen an Staatsdienern und die größere Zahl der Studirenden fand längere Zeit hindurch Anstellung. Dies und die Vermehrung und Verbesserung der Lehranstalten wirkte zusammen, die gelehrten Schulen in den zwanziger Jahren außerordentlich anzufüllen, während die baldige Anstellung der Kandidaten immer schwieriger und seltener wurde. Mehrere Regierungen haben daher seit den letzten zehn Jahren wiederholt vor dem Andrang zum Studiren öffentlich gewarnt; man hat nachgewiesen, wie viel überzählige Kandidaten, besonders Juristen, vorhanden und wie gering dagegen die Anzahl der Stellen sey, die jährlich zur Besetzung frei werden. Die traurige Ueberzeugung, lange Zeit unversorgt zu bleiben, bis man endlich in seinen mittleren Lebensjahren mit einer Anfangsstelle beginnen könne; die noch betrübtere Erfahrung, daß mancher genöthigt wird, zu einem ganz andern Zweige des Staatsdienstes überzugehen, als wozu er sich vorbereitet hatte, sollte die kräftigste Abmahnung vom Staatsdienste seyn und den größeren Theil der studirenden Jugend zu andern Berufen hinwenden. Die Warnung der Regierungen war jedoch eine halbe Maßregel, sie kam zu spät und traf nicht nur diejenigen, die bereits ihre Studien vollendet, sondern auch jene, welche darin zu weit vorgeschritten waren, um etwas Anderes zu ergreifen. Man hatte versäumt, Vorkehr zu treffen, und als die Mißverhältnisse groß und gebieterisch wurden, war es mit der Abmahnung vom Studiren um so weniger gethan,

als man durch Vermehrung der Mittelschulen die Zunahme der studirenden Jugend mit veranlaßt hatte. Es mußte ein Ausweg gefunden, eine Ableitung geschaffen werden, was nur durch den Uebergang zu bürgerlichen Berufen geschehen konnte, weil diese in Folge des Zollvereins und durch den rasch und vielseitig entwickelten Gewerbfleiß eine Bedeutung erhielten, die dem kenntnißreichen Mann eine nicht minder nützliche und ehrenvolle Beschäftigung darbot als der Staatsdienst. Die Gründung der Bürger- und Gewerbschulen in neuester Zeit wirkt auch bereits auf die Verminderung der studirenden Jugend; es kann aber auch von dieser Seite ein Andrang zum Staatsdienste entstehen, da die Regierungen aus den polytechnischen Schulen ihre Kandidaten für das Genie-, Forst-, Berg-, Hütten- und Bauwesen nehmen.

Je größer der Andrang zum Staatsdienste, desto strenger werden die Bedingungen seiner Vorbereitung. Man nimmt überhaupt bei reichlicher Auswahl das Beste und überdies sind die Regierungen durch zwei Ursachen genöthigt, die Vorbildung ihrer Diener zu verbessern. Denn einerseits hat der lange Frieden und die zunehmende Volksmenge die alten Lebensverhältnisse vervielfältigt und neue hervorgebracht, anderseits die Centralisation eine vielregierende Verwaltung eingeführt, so daß die Bedürfnisse des Volkes sowohl als der Regierung eine größere Ausbildung der Staatsdiener verlangen, als vor den Revolutionskriegen nöthig war. Wenn früher ein großer Theil des Staatsdienstes durch das sogenannte Schreiberwesen besorgt wurde, das zu seiner Vorbereitung kaum den Besuch einiger Gymnasialklassen erforderte, so erheischt jetzt der niedere Staatsdienst den vollständigen Kurs der ganzen Mittelschule und der höhere die Absolvirung der Universität. Zwölf Jahre dauert im Durchschnitt die Vorbereitung für den Staatsdienst vom Anfang der Gymnasialbildung bis zur Vollendung der Universitätsstudien. Schon der Aufnahme in das Gymnasium geht eine Prüfung des Schülers voraus; eine bis zwei Hauptprüfungen folgen jährlich in der Mittelschule, dann die Abiturientenprüfung vor dem Abgang zur Universität, endlich die Staatsprüfung, welche entweder ein- oder zweimal vorgenommen wird, je nachdem man den Kandidaten zuerst in den theoretischen Fächern examinirt, und ihn nach einem oder zwei Jahren praktischer Arbeiten auch darin prüft, ehe er die definitive Ermächtigung zum Antritt des Staatsdienstes

erhält. Dabei werden die Grade der Befähigung angemerkt und in den einzelnen Staaten je nach Umständen noch andere Maßregeln genommen, welche die Regierung über die Tüchtigkeit der Aspiranten des Staatsdienstes sichern sollen. Nach der Schlußprüfung müssen die Kandidaten nicht selten mehrere Jahre lang als Freiwillige bei verschiedenen Stellen arbeiten, ohne Vergütung, bis sie eine festere Bestimmung erhalten, wodurch sie in die Reihe kommen und in den wirklichen Dienst eintreten. Aber nebst der Studienzeit und den Prüfungen ist auch die Menge und der Umfang der Lehrgegenstände zu beachten, wenn man die Vorbereitung gründlich beurtheilen will. Der Unterricht in den alten Sprachen hat sich in den Mittelschulen sehr ausgedehnt, Mathematik und Naturwissenschaften werden stark betrieben und manche Universitätswissenschaften haben sich so sehr erweitert, daß sie in mehrere Fächer zertheilt sind und besonders studirt werden. Man sollte glauben, der Kandidat müsse aus dem Humanismus der Mittelschule als ein Gelehrter, aus der Universität als ein vollständiger Fachkenner hervorgehen, wenn nicht die leidige Erfahrung bewiese, daß Viele berufen, aber Wenige auserwählt seyen. Mögen auch diese Bildungsanstalten für die Wissenschaft als Zweck gegründet seyn, so wird doch die Wissenschaft von den Schülern als Mittel gebraucht, indem der bei weitem größte Theil der Studirenden in seinem Vermögen nicht so unabhängig ist, daß er den Studien um ihrer selbst willen sich widmet, sondern durch wissenschaftliche Vorbereitung sein Fortkommen suchen muß. Dieser Umstand erklärt hinlänglich die Seltenheit gelehrter Kandidaten und Staatsdiener; die Routine des Fachs wird angeeignet, sie reicht in den meisten Fällen aus und dabei hat es sein Bewenden.

Bei der langen Vorbereitung zum Staatsdienste, die viel Geld und Zeit kostet, ist für Denjenigen, der durch die Prüfung fällt, die Gefahr, Beruf und Unterkunft zu verlieren, sehr groß, und nur entschiedenes Talent könnte und sollte eigentlich zum Studiren kommen. Das ist nicht der Fall: Geist und Geld sind selten in einer Person vereinigt, und je kostspieliger die Bedingungen des Staatsdienstes, desto ausschließlicher wird die Geldaristokratie die Kandidaten dazu liefern. Nur in Städten, welche gelehrte Anstalten besitzen, können Einwohner von mittlerem und kleinem Vermögen es wagen, ihre Söhne studiren zu lassen; wer

an andern Orten, besonders auf dem Lande wohnt, muß immer mehr darauf verzichten. Mag es nun auch in den Verfassungen heißen, daß Jeder zu den höchsten Staatsämtern gelangen könne, so liegen die Bedingungen dazu viel weniger in der inneren Tüchtigkeit, als in den äußeren Mitteln, und streng genommen ist eine solche Zusicherung so lange täuschend, als die äußeren Bedingungen zu schwer sind, ihrer theilhaftig zu werden.

Kommt es endlich zum Antritt des Staatsdienstes, so hängt von der vielfältigen Abstufung desselben die größere oder geringere Zuverlässigkeit des Berufes ab. Denn es gibt einen eigentlichen und uneigentlichen, einen provisorischen und definitiven, einen temporären und ständigen Staatsdienst, welcher dem Diener sehr verschiedene Rechte einräumt, die viel und wenig werth seyn können. Es liegt schon in der verschiedenen Natur der Dienstleistungen und Geschäfte, daß sie nicht gleiche Rechte haben, und je mehr Diener die Regierungen brauchen, desto weniger sind sie geneigt, denselben ökonomische Rechte zu geben. Auf diese Rechte gründet sich auch obige Eintheilung des Staatsdienstes; denn sie ist lediglich finanziell, da der wahre Eintheilungsgrund des eigentlichen und uneigentlichen Staatsdienstes in der verworrenen Praxis so wenig beobachtet wird, daß er hier nicht in Betracht kommt. Die Vergütungen, welche der Staat für Dienstleistungen ertheilt, bestehen in Besoldungen für eigentliche, in Gehalten für uneigentliche, in Gebühren für temporäre und in Belohnungen für einmalige und außerordentliche Dienste. Nur die Besoldeten heißen in der Regel Staatsdiener, die übrigen Angestellte; wer Besoldung und Gehalt bezieht, darf meistentheils keinen Nebenerwerb betreiben, indem man voraussetzt, daß sein Dienstgeschäft ihm Zeit und Leben ausfüllt und er seiner dienstlichen Stellung wegen nicht in eine gewerbliche Konkurrenz treten kann; bei den temporären und außerordentlichen Diensten sind Nebengeschäfte erlaubt, nicht deswegen, weil solche Dienste immer und gut mit einem Gewerbe vereinbar wären, da sehr oft das Gegentheil stattfindet, sondern darum, weil die Regierungen nicht Geld genug haben, die Menge solcher Angestellten so zu bezahlen, daß man ihnen den Nebenerwerb untersagen könnte. Daß nun dergleichen Dienste widerruflich sind, versteht sich von selbst, aber die Regierungen behalten sich auch das Recht vor, den eigentlichen und uneigentlichen Staatsdienst zu

widerrufen, so daß die Diener während einer Probezeit von fünf und mehr Jahren ohne alle Vergütung und Angabe der Gründe entlassen werden können. Dergleichen Fälle können nicht wohl wegen wissenschaftlicher Unfähigkeit, denn davor sollen die Prüfungen schützen, sondern wegen moralischer Unwürdigkeit eintreten. Wird dieser Begriff streng gefaßt, so ist die Maßregel der Entlaßbarkeit heilsam, wird er beliebig angewandt, so kann die Willkür von oben das Recht des Dieners verletzen. Es fehlt also nicht an Gelegenheit, harte Naturen ab- und weiche dünn zu schleifen; daß es nicht immer und vollständig geschieht, liegt in politischen Verhältnissen, die ich hier nicht zu erläutern habe. Die Größe der Besoldungen und Gehalte richtet sich theoretisch nach der verschiedenen Wichtigkeit des Dienstes, nach den Lebensbedürfnissen des Ortes und nach den Kosten der Vorbereitung, praktisch nach der Kanzleiabstufung der Stellen in Unter-, Mittel- und Oberbehörden und nach der Rangordnung der Staatsdiener. Selten treffen beide Grundsätze im Ergebniß zusammen; der theoretische sucht das natürliche Bedürfniß zu befriedigen, der praktische führt zur willkürlichen Austheilung. Um das natürliche Bedürfniß zu ermessen, muß man bedenken, daß die örtlichen Preise der Lebensmittel und die Kosten der Vorbereitung von der Volkswirthschaft abhängen, also keine ständigen Größen sind und hiernach der Unterhalt einer Familie nach Zeit und Ort mehr oder weniger bedarf. Dazu kommt aber die politische Rücksicht, daß nach der steigenden Abstufung des Dienstes auch der äußere Anstand des Lebens sich erhöhen muß, weil dieses für die Achtung und den Vollzug des Staatsdienstes durchaus nöthig ist. Wenn nun der Luxus in der Volkswirthschaft einreißt, so wird er auch nach menschlicher Schwäche viele Staatsdiener ergreifen, da sie schon durch ihre Rangordnung angespornt werden, nicht hinter den Bürgerlichen zurück zu bleiben. Die Wahrheit dieses Satzes ist so ziemlich überall durch die Erfahrung bestätigt, und wenn die Staatsfinanzen sich im Allgemeinen um diese Konflikte des Luxus und der Rangordnung nichts bekümmern wollen, so muß man doch zugeben, daß durch den Luxus nicht nur manche Bedürfnisse, sondern auch die Preise vieler Dinge zur Nothwendigkeit werden, und daß, wenn man sich auch luxuriöser Bedürfnisse entschlagen will, es doch unmöglich ist, den gesteigerten Preisen der nöthigsten Sachen

zu entgehen. Nehmen die Finanzleute auch darauf keine Rücksicht, so wird die zahlreiche Klasse, besonders der untergeordneten Staatsdiener, in eine bedenkliche Lage versetzt, die für sie selbst und für den Staat gleich nachtheilig ist. Sie müssen ihr Vermögen, wenn sie noch haben, zusetzen, wo nicht, so fallen sie den Leihhäusern und Wucherern anheim; sie werden vom Publikum durch ihre Schulden abhängig, was doch wahrlich dem Dienste nicht zum Vortheile gereicht, und die Familien sind häufig schon beim Leben und sicher nach dem Tode des Dieners zu Grunde gerichtet. Mit welcher Anhänglichkeit mag ein solcher Staatsdiener seiner Regierung zugethan seyn, die ihn verkümmern läßt; mit welcher Frische des Geistes mag er seine Dienstgeschäfte verrichten, die ihm nicht einmal das Nothwendige einbringen, deren lange und theure Vorbereitung verloren ist! Unter solchen Mißverhältnissen, und sie sind allgemeiner als man glauben will, ist es kein Wunder, daß Kraft, Selbstverläugnung und Aufopferung so häufig im Staatsdienste fehlen. Und das sind nicht die einzigen Uebelstände. Das Streben, die Staatshaushaltung zu vereinfachen, ist hie und da rücksichtslos ausgedehnt, und hat manche Einrichtung zerstört, die in politischer Beziehung mehr Achtung verdient hätte, als man beim bloßen Ziffermachen begreift. Wenn es nur zu billigen ist, daß man zufällige Diensteinnahmen, wie Sporteln u. dgl. abschneidet und dafür eine bestimmte Durchschnittssumme der Besoldung beischlägt, so wird doch die Vereinfachung zu weit getrieben, wenn man auch die Natural- in Geldbesoldungen verwandelt. Freilich ist diese Maßregel nur die Folge der andern, daß die Naturalabgaben in Geld bezahlt werden, der Staat seine Oekonomie aufgibt, zur reinen Geldwirthschaft übergeht, seine Güter verkauft oder verpachtet. Dieses System hängt wieder ab von der Ablösung der Zehnten und Grundrenten, von der Allodification der Erblehen u. s. w., wodurch den Staatsfinanzen der größte Theil der Naturalien entzogen wird und ihnen nur die Naturaleinnahme der Forstverwaltung bleibt. Aber auch diese Einnahme wird hie und da nicht mehr für Besoldungen verwendet, sondern der Staat tritt mit seinem Holze als handeltreibender Konkurrent auf den Marktplatz.

Alles dieses geschah und geschieht angeblich zum Nutzen der Volkswirthschaft, um das Grundeigenthum zu entlasten, in der

That wird aber durch die Ablösungen Kapital und Rente nur in Geld verwandelt. Die Folgen dieser Umwandlung auf das Besoldungswesen und die Volkswirthschaft können allein zum richtigen Urtheil führen. Die Staatsdiener verlieren damit ihre Naturalbesoldung, welche nach den laufenden Marktpreisen in Geld angeschlagen, also nach einem Maßstab bestimmt und festgestellt wird, der immer wandelbar ist. Die Summe des Getreides, welche durchschnittlich den Menschen jährlich ernährt, wird so ziemlich dieselbe bleiben, während der Preis dafür in den vorigen Jahrhunderten geringer war und in den künftigen höher seyn wird als in der Gegenwart. Derjenige, welcher in Zukunft sein verhältnißmäßiges Quantum Brodfrüchte erhält, wird damit sein Bedürfniß decken, wer aber nach heutigem Preisverhältniß dafür Geld bekommt, wird in Zukunft nicht ausreichen, weil voraussichtlich die Preise für die Lebensmittel steigen und er für sein Geld nicht mehr so viele Naturalien kaufen kann, als heutzutage noch möglich ist. Diese Maßregel trifft aber auch Angestellte, die gewöhnlich keine Staatsdiener sind und nichts von dem Staat erhalten, wie Pfarrer und Schullehrer, bei welchen durch die Ablösung der Grundrenten die Naturalbezüge wegfallen. Wenn alle Pfarreien und Schulen hinlänglich bewidmet wären, so könnten sie sich aus den Einkünften ihrer Güter erhalten, ohne von Zehnten und Gülten abzuhängen; viele sind aber nur auf diese beiden Einnahmen angewiesen, für solche ist daher die gesicherte Anlage des Ablösungskapitals vor allem nöthig, und wo dabei Verluste eintreten oder kein genügendes Auskommen erreicht wird, kann sich der Staat nicht wohl von Zuschüssen loswinden.

In Bezug auf die Volkswirthschaft ist zu bemerken, daß ein Staat, der keine Naturaleinnahmen mehr hat, den Unterthanen in Zeiten und Noth auch keine Brod- und Samenfrüchte auf Wiederersatz mehr geben kann, sondern sie auf den Fruchtmarkt verweisen muß, wo in solchen Zeiten der Wucher unvermeidlich ist. Zum Glück sind dergleichen Umstände selten und die Staatsverwaltung mag fortfahren, herkömmlicher Weise Liebe für die Regierung und das Haus von den Unterthanen zu verlangen, wenn sie auch innerlich sich gestehen muß, daß sie denselben keine Wohlthaten und keine Hülfe in der Noth, wie in früheren Zeiten, gewähren kann. Da die Ablösungskapitalien für die Naturalrenten wieder

angelegt werden müssen, weil man die Geldrente weder verlieren darf noch will, so treten mit jenen Kapitalien vorzüglich Staat und Kirche als Güterkäufer auf, und da sie mehr bieten können als manche andere Liebhaber, so wirken sie auf die Verminderung der kleinen Grundeigenthümer. Es läßt sich nicht läugnen, daß die von dem Staat und der Kirche erkauften Güter in die todte Hand übergehen, weil sie nicht in Selbstbau genommen, sondern in Pacht gegeben werden, wodurch eine nicht unbedeutende Anzahl kleiner Bauern zu Pächtern herab kommen, die aus Noth einander überbieten und nach einander zu Grunde gehen. Man sieht an dieser Operation, wie verderblich vorschnelle Grundsätze und Handlungen wirken; vor wenigen Jahren wurden in einigen Staaten die Domänen verkauft nach dem Grundsatze, daß die Güter in Privathänden besser bewirthschaftet werden, als im Besitze des Staates, jetzt kauft man wieder für den Staat auf, was man bekommen kann, und ersteigert dasselbe Grundstück um einen viel höhern Preis, das man ehemals um geringes Geld abgegeben.

Ich habe diesen Gegenstand nur berührt, um den Zusammenhang zu zeigen, in welchem die Abschaffung der Naturalbesoldungen steht, und füge noch einiges bei über den Einfluß, welchen die reine Geldwirthschaft auf das Besoldungswesen ausübt. Die Ausgaben für Besoldungen und Gehalte sind eine bestimmte Größe, die Staatseinnahmen eine unbestimmte; man macht daher für jene einen Normaletat, welcher die höchsten Summen darstellt, die man für das Besoldungswesen verwenden kann. Die Totalsumme, welche man für das Besoldungswesen braucht, soll sich ausgleichen mit dem niederen Voranschlag der Einnahmen, die zur Bezahlung der Staatsdiener und Angestellten bestimmt werden; eine rein finanzielle Rücksicht für die Staatsrechnung, wobei andere Fragen außer Acht bleiben. Denn der eigentliche Normaletat, der dem wirklichen Bedürfniß genügen soll, ist keine ständige Größe, wie der finanzielle, sondern eine unständige, weil er in Geld ausgedrückt wird, dessen Preis wandelbar ist. Wo daher beide in Konflikt gerathen und das Bedürfniß stärker auftritt, da muß man den Normaletat durch Zulagen überschreiten, oder wenn dies nicht mehr angeht, Personalzulagen und Belohnungen geben, die kein weiteres Recht begründen, weil sie lediglich ein Ausfluß der Gnade sind. Ob es gut sey, auf solche Weise das Bedürfniß anzuerkennen,

wäre in einer politischen Betrachtung des Staatsdienstes zu untersuchen. Wird der Normaletat so angelegt, daß nicht nur die Anzahl der Beamten für eine Stelle, sondern auch die Besoldung für jeden fixirt ist, so kann es sich treffen, daß bei Vakaturen höherer Besoldungen junge Beamten in dieselben eintreten, aber auch im andern Falle lange Jahre ohne Aufbesserung harren müssen. Die Menschen werden darnach in den Etat eingezwängt, statt daß sich derselbe in natürlicher Weise nach der Tüchtigkeit der Staatsdiener richten sollte. Dies könnte geschehen, wenn man nur die Totalsumme der Besoldungen einer Stelle, nicht aber auch ihre Vertheilung unter die Beamten, in dem Normaletat aufführte.

Das Aufhören des Staatsdienstes hat verschiedene Ursachen und Folgen. Würde derselbe von allen Dienern bis zu ihrem Tode fortgeführt werden können, so wäre das der Finanzverwaltung am liebsten, denn nach dem Tode hat sie nichts mehr zu bezahlen. Sie strebt daher, die Staatsdiener so lang als möglich beizubehalten, und entläßt sie gewöhnlich nur bei zunehmendem Alter, bei Gebrechlichkeit und Krankheit aus dem aktiven Dienste. Für diesen Rest des Lebens, vom Dienstaustritt bis zum Tode, gewährt die Staatsregierung Pensionen oder Ruhegehalte, die nach rein finanzieller Ansicht ein verlornes Geld sind und daher nicht genug beschränkt werden können. Die Mittel dazu sind folgende: Der Unterschied zwischen Besoldung und Gehalt ist wegen des Pensionswesens eingeführt, weil die Gehalte in der Regel keine Pension nach sich ziehen; bei den Besoldungen selbst werden die Personalzulagen nicht in der Pension berücksichtigt und außerdem ein Theil der Besoldung als Funktionsgehalt nicht in Anrechnung gebracht. Diese Grundsätze werden in ihrer Anwendung durch die Dauer des Dienstes bedingt; wird der Diener in den fünf ersten Probejahren entlassen, so bekommt er natürlich keine Pension; es werden aber hie und da noch fünf weitere Jahre bestimmt, so daß er erst nach zehn Dienstjahren eine Pension anzusprechen hat, wenn er durch unverschuldete Ursachen aus dem Dienste treten muß. Fast überall ist die Dauer des Staatsdienstes auf vierzig Jahre ausgedehnt, so daß dem Diener nach einem Dienste von zehn Jahren dreißig Prozent und nach jedem Jahre weiter ein Prozent weniger an seiner Besoldung abgezogen wird und die so berechnete Summe seine Pension bildet, welche also nach vierzig Dienstjahren

seiner Besoldung gleich ist. Die Vollendung der vierzig Dienstjahre schließt nicht nothwendig das Recht ein, die Pensionirung zu verlangen, sondern manche Regierung kann sie verweigern, wenn die Gesundheit des Dieners die Fortführung der Geschäfte erlaubt.

Wären die Dienste, wofür Gehalte bezahlt werden, von der Art, daß sie nicht ganz die Thätigkeit eines Menschen beschäftigen, sondern ihm Nebenverdienste gestatten, so ließe sich im Hinblick auf solche Nebeneinnahmen die Verweigerung der Pension rechtfertigen; füllen aber die Gehaltsdienste die ganze Zeit des Menschen aus, machen sie ihn durch ihre Vorbereitung und Führung für andere Erwerbszweige untauglich, oder sind Nebengeschäfte damit nicht vereinbar oder untersagt, und die Gehalte nicht so groß, daß der Diener etwas zurücklegen kann, so mag es kurzweg durch die Unzulänglichkeit der Finanzen vertheidigt werden, daß solche Angestellte keine Pension bekommen; ihrem Mangel ist dadurch nicht abgeholfen, und wenn sie im Alter entlassen werden, ist ihnen damit ihr aufgeopfertes Leben nicht ersetzt. Da nach obigen Bestimmungen die Pensionen möglichst beschränkt und die Besoldungen vieler Unterstellen unzureichend sind, so daß davon der Staatsdiener wenig oder nichts erübrigen kann, und derselbe bei dem Andrang der Kandidaten glücklichen Falls in den mittleren Lebensjahren eine Stelle erhält: so ist für die Meisten die Aussicht auf eine volle Pension nach vierzig Dienstjahren ein unerreichbares Ziel, das sie nicht erleben, und sie müssen sich bei kürzerer Dienstzeit mit einem geringen Ruhegehalt begnügen, der mit den Bedürfnissen des Alters und der Famile oft im Mißverhältniß steht. Es wäre bitterer Hohn, die pensionirten Staatsdiener und entlassenen Angestellten auf Nebenverdienste hinzuweisen, weil sie dazu ihre ganze Zeit frei haben; denn zum materiellen Erwerbe gehören rüstige Kräfte und Sachkenntnisse, die jenen Leuten abgehen und ihnen weder in ihrem Alter noch in Betracht ihrer früheren Beschäftigung zugemuthet werden können.

Es ist hierbei vorausgesetzt, daß der Staatsdienst durch natürliche Ursachen aufhöre, kommen aber noch willkürliche hinzu, so wird die Lage des Dieners sehr verschlimmert. Eine Menge solcher Diener ist den wiederholten Organisationen unserer Staaten aufgeopfert worden, die gleich den Ministerwechseln in Frankreich und England den Ruin mancher Familien nach sich zogen und den

Pensionsetat auf eine Höhe brachten, welcher gebieterisch Einhalt verlangt. Demungeachtet treten noch manchmal willkürliche Pensionirungen ein, weil man Staatsdiener, welche nach dem Dienstalter auf Stellen vorrücken, wo man sie nicht brauchen kann, pensioniren muß. Da solche Pensionen, ihrer relativen Größe wegen, für den Staat lästiger sind als für den Diener, so könnte man erwarten, daß die Regierungen die Eigenschaften ihrer Diener richtiger beurtheilten und ihre Verwendung sorgfältiger bestimmten, um nicht durch Vergrößerung des Pensionsetats den aktiven Staatsdienst unnöthig zu beeinträchtigen. Es gehört dieser Gegenstand übrigens mehr in eine politische Betrachtung des Staatsdienstes, daher ich ihn hier übergehe.

Langer Frieden hat steigende Bevölkerung, diese vielseitigen Erwerbfleiß zur Folge; dadurch vervielfältigen und verflechten sich die Lebensverhältnisse auf eine unberechenbare Weise. So wie sich dieselben im äußern Leben geltend machen, muß sich die Staatsverwaltung stets mehr um sie bekümmern, und dadurch wird der Staatsdienst sowohl in seinem Geschäftskreis als auch in seinem Personal vermehrt. Nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung hat man auch in der Staatsverwaltung die überhäuften Geschäfte in mehrere Stellen getheilt, wenn es sich zeigte, daß sie ihres Umfangs und ihrer Wichtigkeit wegen nicht in einer Behörde vereinigt bleiben konnten. Außerdem wurden für Geschäfte, die früher gar nicht vorkamen, besondere Stellen errichtet. Hierdurch vermehrte sich gleichmäßig das Personal der Staatsdiener, deren Anzahl überdies durch die Wirkungen der Centralisation vergrößert wurde. Diese gibt nämlich den Unterstellen eine ziemlich beschränkte Kompetenz, die eine Menge Rekurse an die Oberstellen zur Folge hat, wodurch Geschäfte und Personal auch bei den Oberstellen vermehrt werden. Durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände ist die Thatsache begreiflich, warum seit den letzten fünf und zwanzig Jahren die Ausgaben für den Staatsdienst fortwährend gestiegen sind. Diese Erscheinung hat also ihre Ursachen eines Theils in der größern Entwicklung des Volkslebens, anderntheils in den Grundsätzen der Staatsverwaltung.

Wenn nun diese heutzutage hauptsächlich durch Steuern bezahlt wird, so ist es für die Volkswirthschaft nicht gleichgültig, wie viel Geld die Staatsverwaltung fordert; denn die Entwicklung der

Arbeit und des Verkehrs hat schon die natürliche Folge, daß die Preise der ersten Lebensbedürfnisse steigen, weshalb auch größere Summen nöthig werden, um den vermehrten Staatsdienst zu führen, als ohne Sinken des Geldwerthes der Fall wäre. Vermehrung der Volkswirthschaft und Steigen der Preise stehen in naturgemäßem Zusammenhang als Ursache und Folge; denselben Zusammenhang haben die Vermehrung des Staatsdienstes und dessen größere Kosten; aber zwischen der Vermehrung der Volkswirthschaft und jener des Staatsdienstes tritt in der Praxis sehr oft ein künstliches Verhältniß ein. Wird nämlich zu viel regiert, d. h. hat der Staatsdienst im Verhältniß zur Volkswirthschaft eine zu große Ausdehnung, so wird er bei aller administrativen Milde ökonomisch drückend, was sich deutlich zeigt, wenn der Nationalerwerb durch irgend ein Hinderniß gehemmt ist und daher weniger Steuern eingehen, als man braucht. Ueberschüsse der Staatseinkünfte, zeitige und vollständige Steuereinnahmen sind nur ein Vortheil der Gegenwart, auf welchen hin man den Staatsdienst nicht wohl vermehren, noch behaupten kann, daß dieser im richtigen Verhältniß zur Volkswirthschaft stehe. Abgesehen von diesen politischen Fragen ist schon die Thatsache allein der Beachtung werth, daß die Entwickelung der Volkswirthschaft die Vermehrung des Staatsdienstes, und das Steigen der Preise die Vertheuerung desselben nach sich zieht.

Was ist nun die Steuer im Sinne der Volkswirthschaft? Eine Vermehrung der Produktionskosten. Daran knüpft sich unmittelbar der Grundsatz, den Betrag der Steuer wo möglich auf das Produkt zu schlagen, um den Reinerwerb nicht zu verringern. Wessen Arbeit ein verkäufliches Produkt liefert, der kann diesen Grundsatz befolgen, wer aber das Erzeugniß seiner Arbeit nicht verkaufen kann, dem entgeht das Mittel, seine Arbeit höher zu verwerthen. In diesem Falle sind die Staatsdiener gegenüber denjenigen, die man im engern Sinne Produzenten heißt. Das Steuersystem hat also nicht auf alle Steuerpflichtigen eine relativ gleichförmige Wirkung, wie die Theorie will, sondern eine ungleiche, und dieses selbst bei den direkten Steuern, die noch Rücksicht auf das Vermögen des Steuerpflichtigen nehmen, während die indirekten größtentheils darüber weggehen. Durch die direkte Besteuerung der Staatsdiener und übrigen Produzenten wird dieser

Satz vollständig erwiesen. Die Grundsteuer wird nach dem abgeschätzten Produktionswerth des Bodens angesetzt, dieser Werth hängt zwar von der durchschnittlichen Ertragsfähigkeit ab, weil aber der Boden verschiedene Produkte zu verschiedenen Preisen hervorbringt, so berechnet man die Steuer nicht nach dem Erzeugniß, sondern dies wird als Rente angesehen, welcher eine Summe entspricht, die als Steuerkapital angenommen und worauf die Steuerquote gelegt wird. Dasselbe geschieht bei der Gewerbsteuer; sie wird vom Gewerbsteuerkapital erhoben, welches entweder vom Gewerbsmann selbst angegeben oder durch Abschätzung bestimmt wird. Denn die Verschiedenheit der Gewerbsprodukte in Art und Preis ist noch größer als der Landprodukte, daher die Besteuerung nach dem Ertrage viel schwieriger, weshalb man diesen wie eine Rente auf ein Kapital zurückführt und es mit der Steuerquote belegt. Anders verhält es sich mit der Besoldungs- oder Klassensteuer, welche die Staatsdiener und Angestellten trifft. Sie wird erstens von Besoldungen und Gehalten erhoben, ohne zu sagen, ob die Besoldung als Rente oder Kapital besteuert ist, zweitens wird sie deshalb in Klassen eingetheilt, weil die geringen Besoldungen weniger, die höheren mehr Steuer per Cent bezahlen. Beides unterscheidet diese Steuer wesentlich von der Grund- und Gewerbssteuer; denn diese sind mit Rücksicht auf den Ertrag eines steuerbaren Kapitals angelegt, für die Besoldungen existirt aber ein solches materielles Kapital nicht einmal in der Einbildung; ferner bleibt die Quote vom Hundert des Grund- und Gewerbsteuerkapitals fest, bei der Besoldungssteuer steigt sie aber klassenweise. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß die Steuerkapitalien für Grund und Gewerbe niederer sind als der wirkliche Werth dieser Steuerobjekte; die Besoldung aber, namentlich wenn sie nur in Geld bezahlt wird, ist eine fixe Größe, die keiner mäßigenden Abschätzung oder Durchschnittsberechnung unterliegt. Die relativ schonende Steueranlage für Grund und Gewerbe kann daher der Besoldungssteuer nicht zu Theil werden, selbst wenn sie keine höhere Quote entrichtet als die beiden andern Arten. Finanziell empfiehlt sich die Besoldungssteuer durch ihre kostenfreie und sichere Einnahme, sie vermehrt aber eigentlich die Staatseinkünfte nicht, sondern die Staatsdiener bekommen um so viel geringere Besoldungen, als ihre Steuer beträgt, und die Nominalsumme der

Besoldung erscheint nur bei der Pensionsberechnung als eine wirkliche Größe.

Welchen Einfluß auch das Steuersystem auf die Volkswirthschaft äußern mag, es wird immerhin dazu mitwirken, die Preise der Dinge und was davon abhängt zu erhöhen. Es ist dies eine natürliche Rückwirkung der Volkswirthschaft, welche durch die zunehmende Bevölkerung noch verstärkt wird. Staatsbedürfnisse und Preise steigen gegenseitig, und da jene großentheils für Besoldungen bestimmt sind, so können die Staatsdiener den erhöhten Preisen nicht ausweichen. Braucht aber der Besoldungsetat mehr Abgaben, um zu genügen, so strebt die Volkswirthschaft, den Mehrbetrag wieder durch Preiserhöhung zu gewinnen, und darum wird die Quote, welche dem einzelnen Staatsdiener von dem erhöhten Besoldungsetat zukommt, nur eine Zeit lang das größere Bedürfniß decken oder vornweg durch gesteigerte Preise verschlungen. Das ungemessene Streben der Volkswirthschaft nach Erwerb arbeitet bei Lebensmitteln auf höhere Preise hin, weil diese Gegenstände so wenig als der hervorbringende Boden ins Unbestimmte vermehrt werden können, dagegen wirkt es auf die Verfertigung der größten Menge solcher Gegenstände, deren Vermehrung, wie der Fabrikate, in seiner Willkür liegt. Staaten, welche ihre Güterwirthschaft und Naturalrente dem Volk überlassen und demgemäß auch die Naturaldienste oder Frohnden abgelöst haben, müssen sowohl für Lebensbedürfnisse als Lieferungen und Arbeiten sich nach den laufenden Preisen richten und ihre Anforderungen an die Volkswirthschaft steigern, so wie diese mit den Preisen in die Höhe geht. Durch den Verkauf der Staatsgüter, die Ablösung der Zehnten und Frohnden wird zwar dem Volke ein großes Arbeitskapital in die Hände gegeben, aber auch die Pflicht auferlegt, die Bedürfnisse des Staates mit Geld zu bestreiten und alle Folgen der wechselnden Preise zu tragen. Staatsbedürfniß und Volkserwerb sind die beiden unbekannten Größen, die ihre Kräfte gegen einander versuchen und zwischen welchen die Finanzwirthschaft, statt zu vermitteln, oft in blinder Praxis planlos hin und her getrieben wird. Es gehören statistische Untersuchungen über Staatsbedürfniß, Volkserwerb und Preisverhältniß von einem Umfang und einer Gründlichkeit, wie wir sie noch nicht besitzen, dazu, um mit vollkommener Kenntniß der Sache beurtheilen zu können, was

man bedarf und was man bestreiten kann. Ohne diese Grundlagen weiß weder die Regierung, ob sie ein neues Bedürfniß in irgend einem Zweige der Verwaltung aufstellen, noch die Stände, ob sie das Geld dazu verwilligen sollen; man hält sich, wo möglich, an das bestehende Budget, wenn es ausreicht, als einen Erfahrungssatz, läßt sich aber auch von dem lauten und drängenden Zeitgeist zu kühnen Forderungen und Bewilligungen hinreißen. Durch diese beiden Extreme wird die stille Nothwendigkeit vieler Staatsbedürfnisse verkannt, oder durch Unterdrückung auf Abwege geleitet. Wenn nämlich die Regierung gesteigerte Bedürfnisse nicht nach dem wahren Sachverhalt anerkennt und geltend macht, so erscheint den Ständen ihre Bewilligung nicht selten als Gnade und führt zu einer unheimlichen Aeußerung von Protektion, indem es mancher Staatsdiener gerathen findet, mit den Budgetkommissionen in einem guten Vernehmen zu stehen, damit sein Besoldungsetat bedacht werde. Werden so die Bedürfnisse nur nach persönlichen Rücksichten gewürdigt, dann muß man sich auch den Folgen der alten Wahrheit unterziehen, daß Niemand zweien Herren zugleich dienen könne, ohne den einen zu lieben und den andern zu hassen.

Es bleibt in den meisten Fällen unausgemacht, was und wie viel wirkliches Staatsbedürfniß sey; denn es sind weder allgemein gültige Grundsätze über die Art, Abstufung und Vollständigkeit jener Bedürfnisse vorhanden, noch könnten sie überall gleiche Anwendung finden. Der Staatsbedarf wird daher nach Herkommen und Willkür bestimmt und eben so dessen ständische Bewilligung. Darum mischen sich oft Absichten in diese Verhandlungen, welche der Sache fremd bleiben sollten, und Fordern und Bewilligen gleicht manchmal einem unerfreulichen Markten, dessen Kaufpreis etwas ganz Anderes ist als das Wohl des Staates und Volkes. So streitet man sich fort ohne deutliche Kenntniß der Grenzen des Begehrens und Gebens, beruhigt, wenn man nach der Erfahrung ausreicht. Und doch hat dieses Geschäft seine Grenzen, an welchen angekommen der Staatsdienst am meisten erschüttert wird. Hätte die Regierung nur den Dienst zu bestreiten, so würde sie für dieses Bedürfniß wohl niemals in Verlegenheit kommen; sie muß aber außerdem sehr bedeutende Ausgaben für Anschaffungen machen und dieses Materielle für Bauwesen, Einrichtung, Unterhaltung u. dgl.

steigt mit der Entwicklung der Volkswirthschaft, für deren Begünstigung der größte Theil jener Ausgaben bestimmt ist. Die Steuern, welche die Volkswirthschaft für jenes Materielle beiträgt, erhält sie vom Staate mit Zinsen zurück, weil dieser bekanntlich theurer baut und einrichtet als der Privatmann, und so steigen die Ausgaben des Staates für diese Zwecke in doppelter Weise, weil die Volkswirthschaft stets mehr Einrichtungen zu ihren Gunsten verlangt und die Preise dafür in die Höhe gehen. Wenn aber neben dem Dienste und dem Materiellen den Staat noch eine bedeutende Schuldenlast drückt, die nicht allein durch drängende Kriegsnoth, sondern auch im Frieden durch umwälzende Gesetzgebung entstehen kann, und die Zinsen der Staatsschuld als eine Ausgabe erster Nothwendigkeit, woran nichts abzumarkten ist, bestritten werden müssen: so wird man sich den Gränzen der Möglichkeit nähern, wenigstens durch Steuerrückstände und Exekutionen daran erinnert, und man steht vor der Nothwendigkeit, entweder wie in Frankreich an die Verminderung des Staatsmaterials, oder wie in Holland an die Reduktion des Staatsdienstes zu denken.

Die Volkswirthschaft arbeitet auf Beschränkung dessen hin, was sie an den Staat abgibt, ihren eigenen Erwerb verlangt sie aber unbeschränkt. Während so dem Staatsdiener je nach seiner Abstufung eine immer kleinere Portion zugemessen wird, ist der Gewinn des Gewerbsmannes ohne Gränzen; denn er kann nicht auf eine Summe fixirt werden. Und so lehrt auch die Erfahrung, daß Kenntniß und Thätigkeit größeres Vermögen im Gewerbsleben als im Staatsdienste zur Folge haben. Die Lehrzeit des Gewerbsmannes ist kürzer und wohlfeiler als des Staatsdieners; er kommt früher und mit ungeschwächter Kraft zum Erwerbe als dieser, seine Bedürfnisse sind, wenn er sparen will, viel kleiner und seine Stellung fordert keinen verhältnißmäßigen Aufwand wie beim Staatsdienste; dem Gewerbsmanne stehen ferner Kredit und Spekulation offen, durch welche, weise benutzt, sich schon viele bedeutend empor geschwungen haben; gutes Benehmen und reelle Arbeit vermehren seine Kundschaft; seine Beschäftigung ist meistentheils gesünder als die Kanzleisäßigkeit, und Gewerbe, welche auch in dieser Hinsicht zurückstehen, können doch bei kürzerer Dauer des Betriebes mehr abwerfen, als dem Staatsdiener zu erübrigen möglich wird. Alle diese ökonomischen Vortheile gehen dem

Staatsdiener ab, sie werden zwar auch nicht von jedem Gewerbsmann vollständig benutzt, durch eigene oder fremde Schuld, aber sie lassen doch der Thätigkeit einen angemessenen Spielraum, Verluste zu ersetzen. Denn eigener Luxus und Konkurrenz Anderer schmälern den Gewinn bei dem Gewerbs- und Handelsstande; sie lernen in der Fremde wohl die Vollkommenheit ihres Geschäftes, sehen aber auch das Beispiel hoher Aufschlagprozente und den Zweck derselben, schnellen Reichthum und genüßliches Leben, so daß sie in der Heimath nach den ersten Jahren der Anstrengung nicht immer den Gewerbsgewinn als vermehrtes Arbeitskapital benutzen, sondern mit Hintansetzung der Standesbescheidenheit Wohlstand und Reichthum im Luxus blicken lassen. Dieser größere und schnellere Gewinn zieht die Gewerbskonkurrenten in die Städte zusammen, deren Bevölkerung deshalb rascher zunimmt als die des Landes, und wenn auch dabei mancherlei Hindernisse in den Weg treten, so finden doch die meisten Gewerbe noch ihr gutes Fortkommen. Selbst wenn die Konkurrenz aller arbeitenden Stände zu groß wird, so haben sie in einer wohlgeordneten Auswanderung das Mittel an der Hand, ihr Kapital und ihren Fleiß, welche man überall braucht, theilweis anderswohin zu versetzen, und wir sehen auch, daß sie davon, ohne Aufmunterung und Unterstützung des Staates, Gebrauch machen, während der Staatsdiener an seine Heimath gebannt bleibt, weil man seine Dienste bei Ansiedelungen größtentheils entbehren kann und er die materielle Arbeit gewöhnlich nicht versteht und dazu kein Geschick hat. Würde sich's nur darum handeln, das Leben des Einzelnen zu fristen, nun so möchte der Staatsdiener wohl auch mit mehr oder weniger Entbehrung sein Ziel erreichen, und es könnte, wenn man rücksichtslos seyn will, gleichgültig scheinen, wenn daneben der Gewerbsstand ein sorgenfreieres Alter hat; ist aber eine Familie, eine Nachkommenschaft zu bedenken, dann fragt es sich um das Vermögen, welches zum Unterhalt der Angehörigen hinterlassen wird. Hierin zeigt sich ein mächtiger Unterschied zwischen der Zukunft der Gewerbs- und Staatsdienerfamilien. Der Gewerbsmann übergibt meistentheils seinem Sohne das Geschäft; das kann der Staatsdiener in der Regel nicht und es ist ungewiß, ob und welche Stelle sein Sohn erhalten werde. Wenn sich der Gewerbsmann im Alter zurückzieht und von seinen Einkünften lebt, so ist

er in einem viel besseren Verhältniß, als der pensionirte Staatsdiener. Beide haben ihr Leben der Arbeit aufgeopfert, diese hat aber dem Gewerbsmann ein Vermögen abgeworfen, von dessen Einkünften er seine Tage fristet und das er seinen Kindern hinterläßt, der Staatsdiener erhält aber für sein dahin gegebenes Leben nur eine Leibrente, Pension genannt, und mit seinem Tode ist das ganze Kapital seiner Arbeit der Familie verloren. Im Allgemeinen bestätigt sich diese Beobachtung und Ausnahmen bestärken die Regel. Weder die Ursachen noch die Einzelheiten dieser Erscheinungen aufzuzählen, liegt im Zwecke dieser Uebersicht, sondern der Thatbestand im Ganzen sollte dargelegt werden, dessen politische Folgen nur hie und da angedeutet sind, in der Absicht, diesen Verhältnissen eine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie wohl zu verdienen scheinen.

M.

Ueber

die Befeſtigung von Ulm und Raſtatt.

(Mit Beziehung auf den, in dem erſten Hefte dieſer Zeitſchrift v. J. 1841 befindlichen, Beitrag: „Ueber die Vertheidigung des weſtlichen Deutſchlands gegen Frankreich, beſonders Beantwortung der Frage: Soll Raſtatt eine Bundesfeſtung werden?")

Schon lange vorher, ehe von einer Befeſtigung der weſtlichen Grenzen Deutſchlands gegen unſere unruhigen Nachbarn die Rede war, konnten Vaterlandsfreunde, welche mit den aus der franzöſiſchen Revolution entſprungenen Kriegen und den Prinzipien der neueren Kriegführung, die daraus hervorgegangen, einigermaßen bekannt ſind, ſich die dringende Nothwendigkeit derſelben nicht verhehlen. Gegenüber den Rhein- und Moſellanden der Franzoſen, welche in der Eigenſchaft einer feſten Baſis und eines großen Waffenhauſes derſelben gleichſam als ein ſtrategiſches Bollwerk gegen Deutſchland angeſehen werden müſſen, mehr noch einem Volkscharakter gegenüber, der, wenn es auswärtige Beziehungen gilt, mit Einheit und Thatkraft, dabei mit reißender Schnelligkeit zu handeln gewohnt iſt, war ſeit dem weſtphäliſchen Frieden unſere Rheingrenze gegen den gewaltigen Nachbarſtaat allzu vertheidigungslos, um die Nothwendigkeit einer Verſchanzung nicht eindringlich zu fühlen. Sie wurde auch allgemein anerkannt, indeſſen bedurfte es eines Anſtoßes von Oben, und dieſer erfolgte, nachdem die Wunden fünfundzwanzigjähriger Stürme vernarbt, nachdem bereits mehrere Staaten durch neue Befeſtigungen nicht nur zur Wahrung der eigenen Gemeinweſen, ſondern für das allgemeine Wohl des Vaterlandes ein erhebendes Beiſpiel gegeben, nachdem

endlich wiederholt, und noch im verwichenen Jahre die Franzosen gezeigt, wie wenig die unter ihnen bestehende mächtige, zur Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihres Eigennutzes nur Umwälzung und Auflösung der geselligen Ordnung verlangende Faktion auch nach zweimaliger Besiegung bestehende Verträge und das Gleichgewicht der europäischen Staaten achtet.

Hiernach fragt es sich aber nun, in welcher Weise die zu unserer Sicherheit bestimmte Verschänzung zu errichten sey, und wenn diese Frage von Seiten des deutschen Bundes durch die Befestigung von Ulm und Rastatt, und Erhebung beider Städte zu Bundesfestungen, bereits beantwortet ist, so kommt es weiter darauf an, in welchem Umfange, also in welcher Eigenschaft in Beziehung auf die Operationen der Feldheere, und in welcher Art diese Befestigungen hergestellt werden sollen. Wir erhalten also zwei Punkte: Rastatt, als vorliegenden, für die Operationen beider deutschen Heere gemeinschaftlichen Punkt, und Ulm, als zurückliegenden großen Waffenplatz des Südheeres, in derselben Eigenschaft, in welcher Mainz für das Nordheer erscheint. Unsere Gedanken über diesen hochwichtigen Gegenstand sprechen wir unter Beziehung auf den oben erwähnten Beitrag um so bereitwilliger aus, als die Art der Befestigung und ihre Größe noch immer den Vorfragen und der Berathung unterliegen, und die Sache auf eine zweckgemäße Weise nicht eher entschieden werden kann, bis das dritte Glied der Kette, nämlich die bereiten Mittel, keine hemmenden und durchkreuzenden Hindernisse mehr in den Weg legen.

I. Was vorerst die nöthige Ausdehnung der beiden Festungen, und mit dieser ihren Wirkungskreis in defensiver und offensiver Hinsicht betrifft, so kommen vor allen Dingen die natürlichen Operationslinien der Heere in Betracht, und diese gründen sich auf Lokalverhältnisse, werden aber von den beiderseitigen Volkscharakteren und Staatseinrichtungen bedingt. Der deutsche Bund in seiner Gesammtheit ist, dem deutschen Charakter entsprechend, mehr zum Erhalten als zum Erwerben geschaffen, also nur defensiver Natur, und so müssen wir nothwendig, wie seit Jahrhunderten, so auch für alle Folgezeit gegen den Angriff eines Volkes gerüstet seyn, welches als eine konzentrirte, nur einem unabhängigen Willen dienende, nach Erwerbung und Erweiterung

strebende Macht uns gegenüber steht. Wien und Berlin sind die Hauptpunkte, und die Eintracht, welche sie mit einander und mit den andern Staaten verbindet, ist die Grundfeste unserer Macht; dies wissen die Franzosen sehr genau, und ihr ganzes politisches Streben wird daher, wie früherhin, so auch in Zukunft dahin gerichtet seyn, Oesterreich und Preußen von einander möglichst entfernt zu halten, und daneben die andern deutschen Staaten mit ihrem Interesse zu befreunden. So lange sie dieses nicht vermögen, sind zwischen den genannten Hauptpunkten und der feindlichen Basis die Operationslinien gelegen, welche für den angreifenden Feind über die Nordlinie seines strategischen Bollwerkes nach dem Mittelrhein und Hessen — die Stromgebiete durchschneidend — und über die Ostlinie nach dem Schwarzwalde und weiter nach Bayern — dem Lauf der Donau folgend — gerichtet sind. Nur erst dann, wenn der Feind von unserem Boden verdrängt ist, können wir an einen Angriff auf sein eigenes Land denken, und unsere Heere nähern sich in immer engeren Kreisen der feindlichen Basis, um in ihrem Mittelpunkte sich die Hand zu reichen, und mit gedoppelter Kraft und erhöhtem Muthe gegen den Centralpunkt Paris zu operiren.

Denken wir uns nun die natürlichen Operationslinien des Feindes aus dem Mittelpunkte seiner Basis, den wir im Herzen von Lothringen an der Mosel (von Metz bis Nancy — drei nach Paris führende Hauptstraßen bedeckend) finden, in nordöstlicher Richtung nach Berlin, und gerade östlich nach Wien gerichtet, so wird bei dem ersten Blick auf die Karte die bei Lauterburg gegen das Innere Deutschlands vorragende Spitze des französischen Landes, uns unangenehm berührend, von grosser strategischer Bedeutung erscheinen. Gegenüber dieser Spitze liegt Rastatt, in der Mitte zwischen beiden Linien, mit seiner Umgegend ein Punkt, zur Vertheidigung des Vaterlandes so nothwendig, wie kein anderer in seinem ganzen Umfange, aber nur dann die Bedeutung des gegenüberliegenden Angriffspunktes aufhebend und selbst von Wichtigkeit, wenn eine starke Verschanzung ihn umgibt und er im Stande ist, eine einflußreiche offensive Wirksamkeit rings umher, und bis zu den Operationslinien der Heere zu verbreitern. Dies kann aber nur durch eine bedeutende Ausdehnung, also durch die Fähigkeit erlangt werden, ein ganzes Armeekorps in seinem Innern zu

beherbergen, welches jeder Zeit im Stande ist, rechts und links auf den vordringenden Feind zu schlagen, die Verbindung seiner Armeen mit einander, und durch Einfälle in ihren Rücken diejenige mit ihrer Basis zu unterbrechen, dagegen die Verbindung unserer Heere zu erhalten und sicher zu stellen. Durch das Daseyn einer solchen Befestigung und die dem Feinde dadurch auferlegte Nothwendigkeit, sie mit einer verhältnißmäßigen Armee einzuschließen oder wenigstens zu beobachten, wird demselben zugleich die Möglichkeit benommen, mit einem dritten Heere in das mittlere Deutschland vorzudringen, um von dem obern Main und der Rednitz her, rechts und links sich wendend, unsern Heeren in die Seiten oder gar in den Rücken zu gelangen, dadurch die Operationen des seinigen zu unterstützen und zu befördern, und so das gegen uns zu bewirken, was wir gegen ihn zu bewerkstelligen suchen müssen.

Mit diesen wenigen Sätzen wäre also vorerst die hohe Wichtigkeit einer ausgedehnten Befestigung unseres vorliegenden Vertheidigungspunktes Rastatt, als Hauptstützpunkt der Defensivoperationen, vollständig erwiesen; aber noch andere, nicht minder wichtige Vortheile knüpfen sich an dieselbe, nämlich der Schutz unserer westlichen Grenzländer gegen das meisterhaft erlernte Requisitionssystem der Franzosen, den sie leisten kann, soweit ihr offensiver Charakter die Kraft der streifenden Korps überwiegt; ferner die Eigenschaft einer wichtigen Zwischenbasis gegen den Feind, wenn unsere Anfangs zur Vertheidigung genöthigten Heere im Laufe der Operationen in den Stand gesetzt werden, die Offensive zu ergreifen. In diesem nicht allein gedenkbaren, sondern — was Gott durch deutschen Gemeinsinn und Tapferkeit wolle — sehr wahrscheinlichen Falle, wird die Offensivmacht unserer Feste nicht nur die Verbindung der sich nähernden Heere sichern, sondern auch die Operationen derselben gegen den Mittelpunkt der feindlichen Basis erleichtern und beschleunigen, indem sie die frühere Eigenschaft eines Hauptstützpunktes mit der gleich ehrenvollen Reserve vertauschend, alle Festungen des Elsasses im Jaume und die Pässe der Vogesen offen zu halten im Stande ist, für den Fall, daß unvorhergesehene Unfälle uns begegnen sollten. — Dies war der hauptsächlichste Grund, welcher uns bestimmte, nicht Rastatt, sondern einen in der Nähe dieses Ortes am Rhein, von der Einmündung

der Murg bis anderthalb Meilen stromaufwärts gelegenen Punkt, wo mit sichererer Beherrschung des Stromes ihr offensiver Einfluß auf die Jenseite verstärkt erschienen wäre, zur Anlage unserer gewaltigen Grenzfeste unmaßgeblich zu bestimmen.

Wenden wir das Vorhergesagte nun insbesondere auf die Operationen unseres Südheeres an, so wird durch den offensiven Einfluß des beiden Heeren gemeinschaftlichen Hauptstützpunktes die Operationslinie des erstern näher, und gleichsam charakteristisch bezeichnet. Der offensiv agirende Feind, ohne daß er von der Spitze seines Bollwerks Vortheile ziehen, und ohne Gefahr mit dem linken Flügel seiner Armee durch das Neckargebiet und das Innere Würtembergs nach der Donau sich wenden kann, ist genöthigt, mit seiner ganzen Macht in der Nähe von Breisach und oberhalb dieses Ortes den Rhein zu überschreiten und über den Schwarzwald nach der obern Donau vorzudringen. Hier aber sind wir im Stande, dem, von der Offensivmacht Rastatts fortwährend in der Seite gedrängten Feinde mit schwächern Kräften zu widerstehen, und sollten wir geschlagen werden, so ist der Lauf der Donau, indem wir bald auf diesem, bald auf jenem Ufer unsere defensiven Stellungen nehmen können, gerade geeignet, den Rückzug nach Ulm sicher zu stellen. Mit hoher Weisheit wurde daher *hinter* dem Schwarzwalde ein Punkt bestimmt, der zur *Basis* der Operationen und zum *Hauptwaffenplatze* des Südheeres dienen müsse, und *Ulm*, durch seine Lage am Zusammenflusse der Donau und Iller, so wie durch die Menge der Heerstraßen, die von allen Seiten hier zusammenfließen, ist zu solcher Bestimmung vollkommen geeignet, wenn seine Befestigung eine Ausdehnung erhält, daß sie die Kriegs- und Lebensbedürfnisse des vorschreitenden Heeres aufnehmen, dem geschlagenen aber Schutz und Ruhe gewähren kann, um sich zu neuen Unternehmungen vorzubereiten. — So wie Mainz für das nördliche Heer, erscheint denn Ulm für das süddeutsche als derjenige Punkt, welcher den ersten Hauptabschnitt unserer Defensivoperationen bezeichnet.

Wenn wir hiernach eine ausgedehnte Befestigung von Rastatt und noch eine bedeutend größere von Ulm für nothwendig erachten, so müssen diese Befestigungen aber auch eine ihrer Wichtigkeit angemessene *Stärke* besitzen, d. h. in sich selbst diejenige Vertheidigungskraft enthalten, welche sie fähig macht, ohne äußere Hülfe

dem Feinde während einer langen Zeit zu widerſtehen, damit jene der Offenſivmacht, dieſe dem Südheere eine ſichere Baſis abgebe, und beide dadurch in den Stand geſetzt werden, ſich unbeſorgt ihrem Berufe in der Entfernung zu widmen; ſie müſſen ferner, wo möglich, durch Eiſenbahnen in genauer Verbindung mit einander ſtehen, und endlich dürfen ſie nicht allzu koſtſpielig werden, da die deutſchen Staaten zur fortſchreitenden Verbeſſerung ihres Zuſtandes eben jetzt noch andere gemeinſame, mit ſehr bedeutenden Koſten verbundene Anſtalten ins Leben zu rufen haben. — Wir kommen alſo

II. zu einer Art der Befeſtigung, welche mit einer angemeſſenen Offenſivkraft Stärke und Wohlfeilheit in möglichſt hohem Grade vereinigen ſoll, und bemerken, daß dieſes keine geringe Aufgabe, und nicht zu verwundern iſt, wenn bei ſo vielen wichtigen Fragen und Beziehungen, welche ſich hier durchkreuzen, ein Uebereinkommen nicht ſo ſchnell ſtattfinden kann. Die Stärke einer Feſtung iſt ſehr relativ; ſie hängt von Umſtänden, oft von unbedeutend ſcheinenden Zufälligkeiten ab, und die Koſten einer guten Befeſtigung ſind ungeheuer, ſie mag nach einem Syſteme erbaut ſeyn, nach welchem ſie wolle. Eben deshalb iſt aber auch jedem Vaterlandsfreunde erlaubt, ſeine Anſicht zu ſagen, und es geſchieht dieſes treuherzig von unſerer Seite, in der Meinung, daß möglicherweiſe etwas Gutes daraus hervorgehen könne.

Die Befeſtigungsarten der Italiener, Spanier und Holländer, ſo wie die franzöſiſchen von Pagan und ſelbſt von Vauban, nach welchen während mehreren Jahrhunderten unzählig viele Plätze erbaut wurden, ſind nun veraltet, und kommen nicht weiter zur Sprache. Dagegen tritt uns das von dem General Cormontaigne verbeſſerte Vauban'ſche, durch fehlerhafte Zuſätze der neueren franzöſiſchen Ingenieurs aber wieder verſchlechterte, ſogenannte moderne Syſtem mit der bisher ziemlich allgemein verbreiteten Meinung entgegen, daß mit ihm die Kunſt vollendet und keiner Verbeſſerung mehr fähig ſey. Wie wenig aber auch dieſe geprieſene Befeſtigungsart ihrem Zwecke entſprechen kann, lehrt die neuere Kriegsgeſchichte, und der denkende Beobachter wird mit Staunen erfüllt, wenn er ſich überzeugen muß, daß faſt keine der beſtehenden Feſtungen, nach welchem Syſteme ſie auch errichtet iſt, nur halb ſo viel geleiſtet hat, als man ſich billig von ihr

verſprechen konnte, und daß, wenn ausnahmsweiſe eine oder die andere einen etwas längeren Widerſtand bewieſen, dieſer nicht in der Art der Befeſtigung, ſondern in ganz andern Verhältniſſen, z. B. in allzu großer Schwäche des Angreifers, Mangel an Angriffsmitteln, Entſatz von Außen u. ſ. w. ſeinen Grund hatte.

Wenn aber auch das moderne Syſtem nicht geeignet iſt, unſerem Hauptſtützpunkte, ſo wie der Baſis und dem Hauptwaffenplatze unſeres Südheeres denjenigen Grad von Sicherheit zu gewähren, welche ihre Wichtigkeit erheiſcht, ſo fragt es ſich, auf welche Weiſe dieſelben dann wohl zu befeſtigen ſeyn möchten? — Nach Grundſätzen, welche den ſeitherigen Fortſchritten der Geſchütz- und Angriffskunde angemeſſen ſind, alſo auf der reinen Vernunft und der Natur der Sache beruhen, — nach ſolchen, welche bereits die kriegskundigen Römer befolgt haben, und die von unſern weiſen Männern A. Dürer, Rimpler und Landsberg, ſo wie von ihrem Schüler, dem Franzoſen Montalembert, gelehrt wurden. Die orthodoxen Ingenieurs, welche ſich von den Vauban'ſchen Zauberformen nicht losreißen können (wenn es in unſerem erleuchteten Zeitalter, wo Künſte und Wiſſenſchaften ſich mit Adlerſchwingen erheben, deren wirklich noch gäbe), werden freilich noch den Kopf ſchütteln, und durch den verbrauchten, doch immer wieder aufgewärmten Einwurf, daß das altherkömmliche Erprobte zur Anwendung wohl beſſer ſich eigne, uns zur Frage nöthigen: Was haben denn in allen neueren Kriegen eure Feſtungen für Beweiſe ihrer Güte geliefert? — Weniger als gar keine; wir ſehen vielmehr den gewiſſen Fall binnen kurzer Friſt, eine verderbliche Schwächung des Feldheeres, unnütze Aufopferung braver Soldaten und den Ruin des Staates. — Es gibt Wahrheiten, welche die geſunde Vernunft als ſolche anerkennen muß, auch wenn ſie durch wirkliche Erfahrungen noch nicht beſtätigt ſind; ſie ſind in der beſtehenden Weltordnung, in dem natürlichen Laufe der Dinge gelegen, und daß in dem betreffenden Falle ſolche Wahrheiten bereits auch anerkannt werden, davon zeugen die neuen Feſtungsbauten am Rhein und an der Donau.

Wird man nach dieſen vorläufigen Betrachtungen uns erlauben, unſere individuelle Anſicht über die Art einer Befeſtigung auszuſprechen, welche mit einer großen Stärke einen den vorliegenden politiſchen und ſtrategiſchen Verhältniſſen angemeſſenen

offensiven Wirkungskreis und die möglichste Wohlfeilheit verbinden soll, so wäre dieselbe nach diesseitigen Grundsätzen ungefähr folgende. — Wir betrachten zuvörderst die Befestigung des vorliegenden, beiden deutschen Heeren gemeinschaftlichen, Punktes Rastatt, für welche ein zergliederter Entwurf uns vorliegt, und lassen dann unsere Ansichten hinsichtlich des, für unser Südheer ungleich wichtigeren, Hauptwaffenplatzes Ulm, wobei wir, um lästige Wiederholungen zu vermeiden, in allem Gleichförmigen uns auf erstere beziehen, nachfolgen, und bemerken zugleich, daß Erhöhungen des Terrains, wenn sie, wie in beiden vorliegenden Fällen, bis zur Weite des wirksamen Kanonenschusses nicht bedeutend sind, nach diesem Systeme auf die Form der Befestigung keinen Einfluß äußern.

A. Befestigung von Rastatt.

Wir nehmen hierzu einen Halbmesser des inneren Raumes von 332 Klafter ½ Fuß an, wornach derselbe dem des bastionirten Sechzehnecks des modernen Systems ungefähr gleichkommen würde und eine Stadt von etwa 25,000 Einwohnern einschließen könnte, und bemühen uns, den Gegenstand, damit er auch dem nichtmilitärischen Publikum verständlich werde, mit möglichster Klarheit darzustellen.

1) Man denke sich statt eines, in lauter gerade Linien sich brechenden, massiven Stein- und Erdwalles, ein, den innern Raum der Stadt unmittelbar umgebendes kreisförmiges, steinernes Vertheidigungsgebäude, welches in zwei übereinander liegenden Stockwerken zur Vertheidigung mit Geschützen und Gewehren, zugleich aber auch zur Wohnung und zum beständigen Aufenthalte der Truppen, auf seiner wagerechten Oberfläche zur Geschütz- und Gewehrvertheidigung eingerichtet ist, durch kleine vorspringende Werke (sogenannte Bollwerke) eine Seitenvertheidigung erhält, und durch zehn Thore, hinter denen sich gegen ein plötzliches feindliches Eindringen kleine, in Thürmen mit zu beiden Seiten liegenden krenellirten Mauern bestehende Anlagen zur Reservevertheidigung befinden, in eben so viele Abschnitte getheilt ist. Die 5 Fuß dicke Vorder- oder Stirnmauer, worin sich die Wurf- und Schießscharten befinden, so wie die darüber liegende

Brustwehr des offenen Vertheidigungsplatzes, von 10 Fuß Stärke, sind von Quadersteinen sorgfältig erbaut. Jeder Abschnitt enthält in jedem Stockwerke 80, der Länge nach von der Stirnmauer zur Hintermauer sich ziehende, durch Scheidemauern, auf welchen über dem oberen Stockwerke bombenfeste steinerne Wölbungen ruhen, von einander getrennte, jedoch durch Seitenöffnungen derselben mit einander in Gemeinschaft stehende Räume oder Kasematten für ein Stück Geschütz und ein Thor, welches den Raum einer Kasematte einnimmt. Die Kasematten werden im Lichten 31⅞ Fuß lang, im untern Stockwerke beiläufig 11½, im oberen 12½ Fuß breit; die Scheidemauern unten 4½, und oben, wo die Bettungen auf Absätzen derselben ruhen, 3½ Fuß dick, und die Wölbungen erhalten im mittelsten Schlusse, wo sie am schwächsten sind, eine Stärke von 3 Fuß. — Der Murgfluß, wenn er das Innere der Stadt berühren soll, wird, ohne die Umfassung zu unterbrechen, unter mehreren Kasematten hindurch geführt.

Dieses umfassende Vertheidigungsgebäude wird in seiner Kreislinie unmittelbar begrenzt von einem nur 58 Fuß breiten Festungsgraben, dieser von einem schmalen unteren, und 28 Fuß breiten oberen bedeckten Wege, welcher letztere in beiden Flanken der gegen die Stellung des Feindes gerichteten kasemattirten Bewaffnung ebenfalls zur Vertheidigung dient, und durch einen 21 Fuß breiten starken steinernen Kamm der Feldabdachung, der zugleich die Kasematten der Umfassung dem Gesichtskreise des entfernten Feindes entzieht, und nur die Kanonenbatterien in sehr geringer Höhe ihm sichtbar macht, geschützt wird. Der an den Kamm sich anlehnende Erdschutt verläuft sich ohne Vorgraben nach dem Felde. Alle gegen das feindliche Vorrücken bisher angewendeten kleinlichen und doch kostbaren Hindernißmittel, als Pallisaden, Sturmpfähle, Wolfsgruben u. s. w. fallen gänzlich hinweg, und eben so unterläßt man, die Festung mit kostspieligen Minengalerien zu umgeben, da sich der Belagerer bei der Natur der Vertheidigung und der Einrichtung der Werke des unterirdischen Kriegs nicht gegen uns bedienen kann. — Dies wäre die ganze, so höchst einfache Befestigung, welche überdies weder Außenwerke noch vorliegende Werke nach Art und Zweck der bestehenden Festungen hat, und längst ihrer Kreislinie nur einen Raum von 25 Klaftern 1½ Fuß Breite der Landeskultur entzieht.

2) Die höchste Beweglichkeit bei nur nothwendiger Stärke des Kalibers ist der Charakter der Geschützvertheidigung, welche in den untern Kasematten in Mörsern, in den obern in Karronaden (einer Art kurzer Kanonen) und auf dem offenen Vertheidigungsplatze in Kanonen besteht. Kanonen und Mörser, von etwas größerem Kaliber und in minderer Anzahl, finden überdies in dem bedeckten Wege ihre Standorte. Neben den gewöhnlichen Infanteriestinten und für die Kasematten bestimmten kurzen Gewehren kommen Doppelhaken, gegen deren Geschosse kein Schanzkorb sichert, Büchsen und Handmörser auf die ihnen zuständige Weite in ausgedehnte Anwendung. Die Wurfscharten erhalten bei einem feststehenden Erhöhungswinkel der Mörser von 30 Graden einen wagerechten Streichwinkel von 45, die Karronadenscharten von 60 und die Kanonenscharten in der Brustwehr des offenen Vertheidigungsplatzes von nur 45 Graden. Alle Geschütze sind von Eisen.

In den untern Kasematten befinden sich, wie in den Kajüten der Schiffe, entlang der einen Scheidemauer drei einschläfrige Bettstellen dreifach, in den obern drei zweischläfrige doppelt über einander; daher finden in jenen 9, in diesen 12 Mann und in 1600 Kasematten beider Stockwerke der Umfassung, mit Einschluß der Thorthürme, 17,040 Mann nicht nur hinlänglichen Raum sondern auch die gesundesten, sichersten und bequemsten Wohnungen und ihre ganze häusliche Einrichtung. Dies ist aber weit mehr, als zur unmittelbaren Vertheidigung der Festung gegen den stärksten, tapfersten und mit allen Angriffsmitteln reichlich versehenen Feind erforderlich ist, indem die Besatzung nach einer möglichst genauen Berechnung nur 5526 Gemeine, mit Oberstab und Ingenieuren, Offizieren, Unteroffizieren, Trommlern u. s. w., endlich mit dienstfreien Bedienten und nichtstreitenden Personen etwa 900 mehr, also 6426 Mann beträgt, wovon etwas über die Hälfte in Artilleristen und deren Gehülfen besteht, und beinahe die Hälfte in Veteranen bestehen kann, welche die Beschwerden des Feldlebens nicht mehr ertragen können, für den Festungsdienst aber noch zureichende Kräfte besitzen.

Die Größe der Vertheidigungsmassen, welche nach jedem vor der Festung befindlichen Punkte, wo der Belagerer ein Geschütz gegen uns aufstellen könnte, gerichtet werden kann, wird als der

Maßstab ihrer Stärke angenommen. Vor den gepriesensten europäischen Festungen (mit einziger Ausnahme von Gibraltar) wird z. B. der in der Visirschußweite schwerer Kanonen (500 bis 550 Schritte) entfernt liegende Punkt von 40 bis 55, vor unserer Befestigung, und zwar aus der kasemattirten Umfassung allein, ungeachtet des geringen Streichwinkels der Scharten, von 134 Geschützen beschossen und beworfen, und wollte der Belagerer in der erwähnten Entfernung einen ganzen Abschnitt der Festung, d. h. den Zwischenraum zwischen den verlängerten Halbmessern zweier Thore umfassend, in eine einzige, zur Zerstörung unserer Kanonen bestimmte Batterie, worin 129 schwere Schußgeschütze den nöthigen Raum fänden, verwandeln, so wird dieselbe aus der Umfassung von 374, und aus dem bedeckten Wege von 66 Geschützen, also von einer mehr wie dreifach stärkeren Macht bekämpft. Noch niemals hat aber ein Belagerer eine Artillerie zum Angriff geführt, welche nur allein an schweren Schußgeschützen (24pfünder Kanonen wären gegen unsere feste Brustwehr unerläßlich) die angenommene Zahl enthalten hätte. Nehmen wir solche indessen mit derjenigen der Vertheidigungsgeschütze hier an, so würde, da der Belagerer, um die Wirkung des Streichwinkels unserer Scharten zu schwächen, uns von mehreren Seiten angreifen könnte, so wie zur Vertheidigung des Grabens und bedeckten Wegs und zur Ergänzung noch eine weitere bedeutende Anzahl von Geschützen anzunehmen, und im Ganzen eine Gesammtzahl derselben von 660 zu berechnen seyn.

3) Gehen wir nun mit wenigen Worten zur Stärke unserer Vertheidigung gegen die Belagerung über, so ist es tausendfach erwiesene Wahrheit, daß die Vertheidigung der bestehenden Festungen durch die Schleuder- und Wurfbatterien des Belagerers schon aus der Ferne fast gänzlich zerstört wird. Durch die Kreisform unserer Feste und den Standort der Vertheidiger und ihrer Waffen unter bombenfesten Wölbungen fällt aber die Wirkung dieser furchtbaren Angriffsmittel fast gänzlich hinweg, und da überdies die Stirnmauer, wegen ihrer von dem Kamm der Feldabdachung gedeckten Lage, keiner Erschütterung und endlichen Zerstörung durch das Bogenfeuer des entfernten Feindes ausgesetzt ist, so möchte es im ersten Zeitraume der Belagerung wohl nicht der Mühe lohnen, gegen den entfernten Feind und seine Anlagen auch nur einen einzigen Schuß zu thun.

Gelangt aber der Belagerer im zweiten Zeitraume bis zu der Entfernung, in welcher er durch schwere Schußgeschütze die einzige in seinem Gesichtskreise liegende, sich über dem vorliegenden Kamme nur in 5 Fuß Höhe zeigende, und darum (nicht weniger wegen des fürchterlichen Kugelregens, der das zur genauen Richtung der Geschütze nöthige kalte Blut der Feuerwerker ertödten wird) schwer zu treffende Brustwehr der Kanonenbatterieen mit Erfolg angreifen kann; so wird seine nur von vorne durch eine schwache Brustwehr von eben aufgeworfener Erde schlechtgedeckte, von oben ganz unbedeckte Batterie nach dem vorigen Paragraph aus den sichersten, hinter fast unzerstörbaren Mauern befindlichen Räumen von einer Geschützesmacht bekämpft, welche die fast absolute Gewißheit darbietet, daß seine ganze Angriffsmacht in weniger als einer halben Stunde, und ehe sie die Blendung vor einer einzigen unserer Kanonen bedeutend zu beschädigen vermag, bis auf die letzte Spur vernichtet ist.

Wollte man aber einen Augenblick den unmöglichen Fall annehmen, daß der Belagerer die große Artillerieschlacht durch völlige Verwüstung der Kanonenbatterieen siegreich bestanden habe, und unter einem unaufhörlichen Regen von Bomben, Granaten, Groß- und Kleingewehrkugeln im Stande sey, im dritten Zeitraume bis zum Kamme der Feldabdachung vorzurücken und im Gesichtskreise der Kasematten zu erscheinen, so ist er in die engsten Räume eingeschränkt, da, wo er keine Handvoll Erde zu einer dürftigen Bedeckung findet, ganz wehrlos, hundertfach überlegenen, weil von vorne und allen Seiten aus den sichersten Räumen hervorströmenden Vertheidigungsmassen preisgegeben, und die augenblickliche Vernichtung der stärksten stürmenden Kolonnen würde die unmittelbare Folge einer, die äußerste Grenze vernünftiger Tapferkeit weit übersteigenden Verwegenheit seyn.

4) Die Festung wäre also gegen die Belagerung durchaus unbesiegbar. — Gegen den offenbaren, gewaltsamen Angriff, den Ueberfall und den beschleunigten Artillerieangriff schützen die allgemeine Wachsamkeit, welche hier indessen lange nicht so anstrengend zu seyn braucht, wie in unsern bestehenden Festungen, ferner die aus der eigenthümlichen Einrichtuug der befestigenden Anlagen hervorgehende feste Schließung der Zugänge, welche der zu erwartenden Hülfe hinlängliche Zeit zum

Herankommen geſtattet, endlich die Schnelligkeit, womit unſere Vertheidigungsmaſſen nach jedem bedrohten oder wirklich angegriffenen Punkte fliegen, um daſelbſt die Vertheidigung zu vervollſtändigen. Gegen die Einſchließung wird die Feſtung ſo lange Widerſtand leiſten, als Kriegs- und Lebensbedürfniſſe für Beſatzung und Einwohner vorhanden ſind, und wir haben alſo auch von dieſer Angriffsart nichts zu fürchten, da ſich vorausſetzen läßt, daß bei der neueren Art der Kriegführung der Kampf überhaupt nicht ſo lange dauern werde, im ſchlimmſten Falle wir aber annehmen dürfen, daß während der langen Zeit, in welcher ſich die Lebensmittel genießbar erhalten, unſere Feldheere nicht immer unglücklich, und außer Stand geſetzt ſeyn werden, die Feſtung zu entſetzen, oder wenigſtens ihre Bedürfniſſe zu ergänzen.

Nach dem Vorhergegangenen enthalten die Kaſematten der Umfaſſung die Wohnungen von 17,040 Mann, die eigentliche Feſtungsbeſatzung mit Offizieren u. ſ. w. beſteht aber in 6,426 Mann; folglich können 10,614 mehr darin untergebracht werden, als zur unmittelbaren Vertheidigung erforderlich ſind. Nehmen wir nun dies als den größern Theil des Fußvolks einer Offenſivmacht, und in Verbindung mit einer in Kaſernen des innern Raumes wohnenden verhältnißmäßigen Reiterei und Artillerie einen Beſtand derſelben von 20,000 Mann an, ſo iſt der in Deutſchland offenſiv agirende Feind in die dringendſte Nothwendigkeit verſetzt, die Feſte mit einer wenigſtens fünfmal größeren Macht einzuſchließen, oder mit einer wohl dritthalbmal ſtärkeren aus der Ferne zu beobachten, wenn er auf ſeinen Heerbahnen entlang der Donau und nach dem Flußgebiete der Elbe von unſerer ſicheren Baſis her nicht im Rücken angefallen und ſeiner Verbindungen und Zufuhren beraubt werden will. Hiedurch wäre aber der Hauptzweck der Feſte ſchon erreicht, indem den feindlichen Armeen ein unverhältnißmäßig großer Abgang von Kräften erwüchſe, der auf das Schickſal des Kriegs den entſcheidendſten Einfluß äußern würde.

Was endlich den letzten Hauptpunkt, nämlich den der Koſten betrifft, welche ihrer Größe wegen genaue Erwägung verdienen, ſo hoffen wir in dieſer Beziehung ſogar den Wünſchen derer entſprechen zu können, welche in ihrer Anhänglichkeit an das Herkömmliche den bereits vorgelegten Grundſätzen vielleicht ihren

Beifall versagen möchten. Die Kosten zerfallen in zwei Klassen, nämlich in die der anfänglichen Erbauung der Feste, und in solche, welche erst später durch die Unterhaltung, Ausrüstung und Vertheidigung dem Gemeinwesen erwachsen, und sind in der Hauptsache folgende:

1) Vor Allem kommt a) das Mauerwerk zur Sprache, der Gegenstand, welcher bei weitem die größten Summen verzehren wird. Dasselbe beträgt an der kasemattirten Umfassung und den kleinen Nebenwerken, so wie an den vor der Umfassung befindlichen Schutzwerken, mit Einschluß der Pflasterarbeit, eine Masse von 47,226 kubischen Klaftern, und ist wegen der großen Menge der Wölbungen, welche 10,991 Quadratklafter unmittelbar darunter liegenden Raum bedecken, und weil der größere Theil aus Quadern besteht, sehr kostspielig. Rechnet man aber dagegen, daß das bastionirte Sechzehneck des modernen Systems 100,800 Kubikklafter, also mehr wie das Doppelte enthält, so ist bei übrigens gleichen Verhältnissen mit Grund anzunehmen, daß die Kosten des erstern Mauerwerks höchstens drei Fünftheile von denen des letzteren betragen werden. b) Das Holz für die Balkendecken zwischen den beiden Stockwerken der Umfassung, das Eisen in vielfacher Anwendung, die Zimmer-, Schreiner-, Weißbinder-, Glaser-, Schlosserarbeit, so wie die Feuerungsapparate, werden ebenfalls große Kosten erzeugen, diese aber gleichwohl vom Aufwand für die äußerst weitläuftigen Kasernen der modernen Befestigung und ihre Einrichtung, für Palliſaden, Sturmpfähle, Minengalerieen u. s. w., welche hier gänzlich wegfallen, weit überwogen werden. c) Die Erdarbeit endlich ist unbedeutend; sie beschränkt sich auf die Ausgrabung eines einzigen mäßigen Festungsgrabens und Aufschüttung der Erde zur Feldabdachung, und wird kaum den vierten Theil derjenigen der modernen Befestigung ausmachen.

Eine wirkliche Kostenberechnung der Befestigung wäre nur an Ort und Stelle und nach den genauesten Untersuchungen in Beziehung auf die geognostischen Verhältnisse des Terrains, den Preis der Materialien, die Weite und Art des Transportes, den Arbeitslohn u. s. w. einigermaßen annähernd zu entwerfen, und da werden noch so viele unvorherzusehende Umstände, selbst während der Erbauung, einwirken, daß am Ende die Summe des Voranschlags um manche Hunderttausende als zu viel oder zu wenig sich

darſtellen wird. In der Ueberzeugung, daß ein zergliederter Voranſchlag der Koſten, wollte man nicht der bekannten alten Rechnungsrubrik: „Allgemein“ einen ſehr weiten Spielraum gönnen, lächerlich erſcheinen muß, würde ich alſo großen Anſtand nehmen, eine beſtimmte Summe als annähernd zu bezeichnen; wir können nach einem allgemeinen Ueberſchlage nur bemerken, daß die Koſten der Erbauung nach dieſſeitigem Syſteme, ſammt allen im innern Raume nöthigen Militärgebäuden, nicht einmal zwei Drittheile, ja höchſt wahrſcheinlich kaum drei Fünftheile derjenigen einer Befeſtigung nach dem modernen Syſteme betragen werden.

2) Was hiernach diejenigen Koſten betrifft, welche durch das Daſeyn, den Zweck und die wirkliche Anwendung der errichteten Befeſtigung entſpringen, ſo möchten ſich dieſelben in noch weit vortheilhafterem Lichte darſtellen. a) Die in 680 eiſernen Geſchützen beſtehende Feſtungsartillerie koſtet ſammt den Laffeten kaum den vierten Theil der des jetzigen Syſtems, wenn für letztere die Hälfte der Zahl an bronzenen Geſchützen in dem gewöhnlich ſtärkeren Kaliber angenommen wird. b) Die eigentliche Feſtungsbeſatzung von 6,426 Mann beträgt nur die Hälfte derjenigen, welche für die moderne Befeſtigung durchaus nöthig iſt, und kann, wie bereits oben erwähnt, zur Hälfte in Veteranen beſtehen, wodurch, die übrigen Vortheile nicht gerechnet, unſerem Feldheere nur eine ſehr geringe Truppenzahl abgeht. c) Die Kaſernen und Stallungen für die geſammte Reiterei und Artillerie und einige tauſend Mann Fußvolk der Offenſivmacht, ſo wie d) die Magazingebäude für alle Kriegs- und Lebensbedürfniſſe während einer langwierigen Einſchließung werden allerdings große Koſten verurſachen; in Beziehung auf die erſteren fallen ſie aber für die Feſtung des modernen Syſtems beinahe viermal ſo groß aus, indem mit der doppelt ſo ſtarken eigentlichen Beſatzung die ganze Offenſivmacht darin untergebracht werden muß. Dagegen erſpart die moderne Befeſtigung, weil ſie nicht auf lange Zeit ſich zu verſorgen nöthig hat, den größern Theil der Magazine, da ſie, wenn auch in möglichſter Stärke errichtet, 4 oder 5 Wochen nach eröffneten Laufgräben ohne Rettung verloren iſt, wenn nicht ein tüchtiger Arzt, d. h. ein ſiegreiches Heer ihr zu Hülfe kommt. e) Die Unterhaltung der befeſtigenden Werke koſtet in den

ersten fünfzig Jahren nach ihrer Erbauung fast gar nichts, in den folgenden fünfzig verhältnißmäßig nur sehr wenig, wogegen die der modernen Befestigung alljährlich, und sogleich von ihrer Erbauung an, große Summen verzehrt, ein nagender Wurm der Staatskassen ist. f) Ein größerer Munitionsverbrauch zur Vertheidigung dieser Feste ist sehr zu bezweifeln, da wir alles unnütze Schießen in weite Ferne verwerfen, und die Munition nur dann in Menge anwenden, wenn es darauf ankommt, durch Uebergewicht den, in größere Nähe vorgerückten Feind sammt seinen Batterien in wenigen, aber entscheidenden Augenblicken völlig zu Grunde zu richten. Und endlich kommt g) neben vielen andern Dingen auch noch der Raum in Betracht, den die befestigenden Werke der Landeskultur entziehen. Derselbe stellt sich bei der modernen Befestigung über dreimal so groß heraus, als bei der vorliegenden.

B. Befestigung von Ulm.

Wollen wir nach vorstehenden allgemeinen Bemerkungen nun die für Rastatt entworfene Befestigungsart auf unsere, besonders für das süddeutsche Heer so überaus wichtige Donaufeste anwenden, so sind wir rücksichtlich der näheren Bestimmung ihrer Größe auf den Zweck derselben hingewiesen. Ulm soll zur Basis und zum Hauptwaffenplatze des Heeres dienen; dieses Heer soll sich hier versammeln, und von hier aus je nach Umständen offensiv oder defensiv operiren; Ulm soll das vorschreitende Heer mit Kriegs- und Lebensbedürfnissen versorgen, dem geschlagenen aber Schutz und Ruhe gewähren, und Zeit, seine Verluste zu ersetzen und sich zu neuen Unternehmungen vorzubereiten. Alles dieses macht eine weit größere Ausdehnung der Befestigung nöthig, als die, welche für Rastatt zu andern Zwecken angenommen wurde; selbst dann, wenn nicht der innere Raum derselben, sondern ein dabei befindliches Lager zur Aufnahme des größten Theils der Truppen bestimmt werden soll. Nehmen wir einmal in dieser Voraussetzung, und weil zugleich die Terraingestaltung keine Hindernisse darbietet, einen Halbmesser des innern Raumes von 500 Klaftern 5 Fuß in regelmäßiger Kreisform, welche eine Stadt von über 50,000 Einwohnern einschließen könnte, und dem modernen Vierundzwanzigeck

ungefähr gleichkommen würde; wir bemerken dabei, daß die durch die Donau bewirkte zweimalige Unterbrechung der kaſemattirten Umfaſſung (die Blau wird, wie die Murg in Raſtatt, unter mehreren Kaſematten hindurch geführt) keinen bedeutenden Unterſchied machen kann, indem die für die gleichmäßige Vertheidigungskraft dadurch entſtehenden Minderungen durch kleine Uferanlagen leicht wieder ausgeglichen werden können.

Die zweiſtöckige — der des Entwurfs für Raſtatt völlig gleiche — Umfaſſung enthält, indem die erwähnten Unterbrechungen nicht berückſichtigt werden, fünfzehn Abſchnitte mit eben ſo vielen Thoren, jeder Abſchnitt in beiden Stockwerken, wie bei Raſtatt, 160, alſo im ganzen Umfange 2400 Kaſematten. Die innern Maaße der Umfaſſung ſowohl, wie der vorliegenden Schutzwerke, nehmen wir gleichmäßig denen von Raſtatt an, obgleich bei dem im Verhältniſſe der Ausdehnung zunehmenden Widerſtandsvermögen alles Mauerwerk der Umfaſſung ohne Schaden mehr oder weniger ſchwächer, der Feſtungsgraben bei derſelben Tiefe, und der Steinkamm der Feldabdachung bei gleicher Stärke ſchmäler ausfallen könnte. Die Bewaffnung und Beſatzung werden ebenfalls gleichmäßig, bei der vermehrten Vertheidigungskraft aber in geringerem Verhältniſſe, nämlich jene zu 780 Geſchützen, dieſe mit Einſchluß der Offiziere, Unteroffiziere u. ſ. w. gerade zu 8000 Mann (wovon ebenfalls beinahe die Hälfte Veteranen ſeyn können) angenommen; ja es könnte letztere bei der weiten Entfernung von der feindlichen Grenze und der geringern Gefahr eines unvorhergeſehenen Angriffes, bis der offenſiv agirende Feind in die Nähe vorrückt, noch bedeutend vermindert werden. In den Kaſematten der Umfaſſung, mit Einſchluß der Thorthürme, finden endlich 25,560 Mann, alſo 17,560 Mann mehr, als zur Vertheidigung gegen den mächtigſten, mit allen Angriffsmitteln verſehenen Feind erforderlich ſind, hinlänglichen Raum, und die geſundeſten, ſicherſten und bequemſten Wohnungen.

Rückt nun der Belagerer bis zu der Entfernung heran, wo er ſeine Demontirbatterien gegen die Bruſtwehr unſerer Kanonen errichten muß, ſo wird z. B. jeder, 500 Schritte von der innern Seite unſerer Stirnmauer entfernt liegende Punkt, wo derſelbe eine Kanone gegen uns aufſtellen könnte, nur allein aus der kaſemattirten Umfaſſung, trotz des geringen Streichwinkels der

Scharten, von 154 Geschützen (also von 20 mehr, als bei Rastatt) beschossen und beworfen, und wollte er in diesem Abstande einen ganzen Abschnitt der Festung in eine ununterbrochene, zur Zerstörung unserer Kanonen bestimmte Batterie schwerer Schußgeschütze, worin 112 (also 17 weniger, als vor Rastatt) den nöthigen Raum hätten, verwandeln, so wird diese von vorne schwach gedeckte, von oben ganz unbedeckte Batterie meist aus den sichersten Standorten von 394 Geschützen der Umfassung und 82 des bedeckten Weges, also von mehr als vierfach größern Feuermassen bestürmt, und die schnelle Vertilgung der erstern muß die unausbleibliche Folge werden, wenn wir für gut gefunden hätten, den Belagerer in der vergeblichen Arbeit der Erbauung und Bewaffnung der Batterie nicht zu stören.

Diese ausgedehnte, mit einer geringen Besatzung gegen die größte Feindesmacht völlig unbesiegbare Verschanzung wird gleichwohl nur drei Fünftheile so viel kosten, als eine gleich große moderne Festung, welche außer der bedeutenden Stadt und den Magazingebäuden nicht viel mehr als die nöthige Besatzung aufnehmen, und nach eröffneten Laufgräben sich höchstens 6 Wochen halten kann. Dagegen finden innerhalb der Umfassung in den Kasematten unserer Befestigung neben der nöthigen Besatzung noch die erwähnten 17,560 Mann des Feldheeres, ferner außer der Stadt und den weitläufigen Niederlagen für Kriegs- und Lebensbedürfnisse, die Kasernen und Stallungen für eine wohl noch größere Truppenzahl den nöthigen Raum, und somit würde wenigstens über ein Drittheil des aktiven Feldheeres innerhalb der Verschanzung aufgenommen werden können, der übrige größere Theil in einem entlang dem Fuße der Feldabdachung unter den Geschützen der Feste zu errichtenden Lager sichere Unterkunft erhalten. Und wollte man gegen den vordringenden Feind nur eine Offensivmacht der Festung von 30,000 Mann annehmen, so wird derselbe, der eine große Armee gegen unser Nordheer aufstellen, eine starke Truppenmacht zur Beobachtung der Grenzfeste verwenden, und zugleich wahrscheinlich an der italienischen Grenze ein mächtiges Heer gegen die Oesterreicher aufstellen muß, auch mit äußerster Anstrengung, ohne sich anderwärts bloßzustellen, nicht im Stande seyn, eine Armee in die Donauebene zu führen, welche die erwähnte Offensivmacht festhalten und weiter gegen das Innere Deutschlands vordringen könnte. — Ulm wird

also mit höchster Wahrscheinlichkeit der Wendepunkt des Krieges werden, wenn Defensiv- und Offensivkraft desselben wohl berücksichtigt, und nicht am unrechten Orte gespart wird.

Die vorliegende Befestigung, weil sie stark, von großem Einfluß auf die Operationen des Feldheeres, und dabei äußerst wohlfeil ist, möchte also allen gerechten Forderungen vollkommen Genüge leisten, und kein Fehler an ihr gefunden werden können, wäre es nicht der eines deutschen Ursprungs (der Gedanke gehört unserem Dürer, den der weise Maximilian ehrte) oder, den Erfindungen Vaubans zum Trotze, einer übermäßigen Stärke, welch letzterem Fehler aber (sollte es wirklich ein Fehler seyn) durch Verminderung der Kraft wenigstens einigermaßen abgeholfen werden könnte. Man dürfte zu diesem Zwecke nur die beiden Stockwerke der Umfassung um $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß erniedrigen und das obere blos für Gewehrfeuer zur nahen Vertheidigung bestimmen. Im untern Stockwerke erhielte je die vierte Kasematte Schießscharten für Karronaden von größerem Kaliber, und solche von kleinerem würden in gleichem Verhältnisse mit den Kanonen des offenen Vertheidigungsplatzes verbunden. Der von den untern Geschützmündungen 500 Schritte entfernt liegende Punkt würde dann aus der Umfassung nur von 92, die einen ganzen Abschnitt der Festung angreifende feindliche Demontirbatterie aus eben der Umfassung von 251, und aus dem bedeckten Wege von 82 Geschützen, folglich von einer noch dreifach stärkern Macht bekämpft werden, und die Festung dennoch unbezwinglich seyn, dabei aber wohl nicht über die Hälfte der modernen von gleicher Größe des inneren Raumes kosten.

Mit diesen kurzen Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer ausgedehnten und starken Befestigung von Ulm und Rastatt zur Vertheidigung gegen die in Deutschland vorgedrungenen feindlichen Heere, und wie dieselben zugleich auf möglichst wohlfeile Weise zu errichten seyen, könnte diese kleine Abhandlung geschlossen werden. Indessen müssen wir außer der Befestigung beider Städte noch wünschen, daß einerseits der Wirkungskreis der Feste Rastatt in Beziehung auf die Offensivoperationen unserer Heere weiter, nämlich bis in das Innere Frankreichs sich ausdehne; daß andererseits durch Verschanzungen der Uebergang des Feindes über den Oberrhein

bewacht und gefährdet und seine Fortschritte im Schwarzwalde und gegen unsern Hauptwaffenplatz möglichst erschwert werden, und endlich alle neuen Befestigungen in eine sichere und schnelle Verbindung mit einander gesetzt werden möchten.

1) Der Wirkungskreis der Feste Rastatt in Beziehung auf die Offensivoperationen unserer beiden Heere wird erweitert, wenn die nahe gelegenen Rheinufer durch geschlossene, mit der Festung in sicherer Verbindung stehende Verschanzungen gekrönt, und dadurch der Strom auf eine bedeutende Strecke in unsere Gewalt gebracht wird. Es wäre dieses durch Thürme mit dazwischen liegenden Uferschanzen, beide von besonderer Art, zu bewerkstelligen. Der Strom wird durch die Uebermacht ihrer Kräfte völlig beherrscht, die Wirksamkeit der nahe gelegenen feindlichen Posten Fortlouis, Hagenau und der Linien an der Lauter, mit dieser aber die strategische Bedeutung der vorragenden Spitze des feindlichen Landes, verschwindet gänzlich, die feindlichen Armeen werden durch die frei sich bewegende, weil im Rücken vollständig gedeckte Offensivmacht unserer Feste von ihrer Basis an der Mosel entweder völlig abgeschnitten, oder ihre Verbindung mit derselben doch auf's Aeußerste gefährdet, und dadurch unsere Feldheere auf das Nachdrücklichste unterstützt.

An dem der Festung nahe gelegenen Rheinufer, von der Mündung der Murg an bis 1½ Meilen rheinaufwärts, und mit der Mitte da, wo die örtliche Beschaffenheit gegen das feindliche Ufer uns am meisten begünstigt, errichte man, je nach Umständen, in 220—280 Klafter Entfernung von einander, 5 oder 6 kreisförmige kasemattirte Thürme, welche von daran gebauten niedrigen Tenaillen blos für Gewehrfeuer umgeben sind, und über denselben zwei Stockwerke, jedes mit 12—18 Kasematten für eben so viele Schußgeschütze enthalten. Zwischen diesen Thürmen, jedoch durch offene Räume von denselben getrennt, liegen, anstatt der gewöhnlichen Strandbatterien, entlang des Ufers wall- oder dammähnliche, in zwei geraden, einen möglichst stumpfen Winkel beschreibenden Linien bestehende Erdaufwürfe, unter welchen sich an der Flußseite in ihrer ganzen Ausdehnung eine einstöckige kasemattirte Gallerie für Geschütze und Gewehre, auf ihrer Oberfläche aber eine doppelte, zu beiden Seiten gerichtete Brustwehr mit Schießscharten befindet, welche wir der Aehnlichkeit wegen

Kaponière nennen wollen. Die eine Seite derselben wird aus den zunächst gelegenen Thürmen, die andere sammt den Thürmen aus kleinen, in ihrem Winkel liegenden Vorwerken zur Seite vertheidigt. Sowohl die Thürme wie die Kaponière sind, wo sie nicht unmittelbar von dem Flusse bespült werden, von Gräben eingeschlossen, jenseits denen sich an der Landseite ein bedeckter Weg mit Feldabdachung befindet, welche sämmtliche getrennte Theile zu einem Ganzen umschließen. Die etwa vorliegenden, zur Diesseite gehörigen Inseln werden entweder in diese Schanzenlinie mit hereingezogen, oder doch mit Thürmen oder andern zur Beherrschung des jenseitigen Ufers sich eignenden Werken versehen, und die zur schnellen Anfertigung der Brücken nöthigen Pontons und Fahrzeuge finden ihre Aufnahme in den Gräben.

Diese eine halbe bis ¾ Stunden Weges lange, von der Offensivmacht der Feste Rastatt gedeckte Schanzenlinie bedarf, ohne jedoch die etwaigen im Strome befindlichen Anlagen mit einzurechnen, 195—292 Geschütze, und mit Einschluß der nöthigen Anzahl Schützen eine eigentliche Besatzung von 1600—2400 Mann, welche in den Kasematten der Thürme und Kaponière eine bequeme und sichere Unterkunft finden, und von denen wieder die Hälfte in Veteranen bestehen kann. Die Kosten dieser Verschanzung werden etwas mehr als ein Drittheil derjenigen der Hauptfeste betragen, und somit die Gesammtkosten bei unbesiegbarer Stärke von Rastatt und der ausschließenden Beherrschung des Stromes noch nicht soviel ausmachen, als die Befestigung von Rastatt nach dem modernen Systeme allein, welche nach eröffneten Laufgräben sich höchstens nur 5 Wochen halten wird, und dabei keinen über den Strom sich ausdehnenden Einfluß äußern kann.

Diese eigenthümliche Verschanzung, in Vergleich mit der für ähnliche Fälle bis jetzt gewöhnlichen, verbürgt die Gewißheit, daß wir zu jeder Zeit, ja selbst im Angesichte einer feindlichen Armee die Brücken verfertigen und mit unserem Heere überschreiten können. Neben dieser Offensivkraft hat aber das gedehnte Werk auch von der Landseite her noch eine bedeutende Widerstandsfähigkeit. Die Schleuderbatterien des entfernten Feindes finden hier keine Linien zu bestreichen, weil sie, gegen die Kaponière gerichtet, sich den Thürmen zu sehr nähern müßten, und aus diesen zusammengeschossen werden würden; den Mörsern wird es aber

schwer fallen, die Oberfläche der Thürme und der schmalen Kaponière zu treffen; und wenn dieses mitunter auch wirklich geschähe, so würden sie doch keinen Schaden verursachen, weil sich Niemand darauf befindet. Kommt aber der Feind bis zur Entfernung heran, wo die Demontirbatterien errichtet werden, so sind die Thürme und die Oberfläche der Kaponière mit einer Artillerie besetzt, deren Feuer er nicht wohl zu widerstehen vermögen wird. Gesetzt aber, es sey ihm möglich geworden, der Verschanzung näher zu rücken, so wird der vor derselben liegende Graben und bedeckte Weg entweder aus den Thürmen oder den Vorwerken der Kaponière von einer Menge von Geschützen und Doppelhaken bestrichen. Eine Anlage von Breschebatterien möchte daher eben so wenig ausführbar erscheinen, wie ein naher Angriff gegen die aus den umgebenden Tenaillen vertheidigten Thürme. Es ist somit augenscheinlich, daß von der Landseite her der Angriff mit einiger Hoffnung glücklichen Erfolges nur unter den günstigsten Umständen, mit großer Macht und in einem Zeitpunkte ausgeführt werden kann, wo die gesammte Offensivmacht der Feste abwesend und gänzlich außer Stand gesetzt ist, zu Hülfe zu kommen.

2) Was hiernach die **Vervollständigung unserer Vertheidigung gegen die den Oberrhein überschreitende feindliche Heeresmacht** betrifft, so haben wir in oben erwähntem frühern Beitrage gegenüber den Hauptübergangspunkten Straßburg, Neubreisach und Hüningen die Befestigung von Kehl und Altbreisach vorgeschlagen; ferner die Befestigung noch eines dritten Ortes in der Gegend von Basel, etwa Lörrach oder in dessen Nähe, in welchem die Straßen, die von Freiburg, dem Schwarzwalde und dem Bodensee nach Basel führen, vereinigt werden könnten; endlich die Sicherung derjenigen Gebirgspässe des Schwarzwaldes, welche uns zum Vortheile dienen, durch ständige Verschanzungen, und die Ungangbarmachung derer, die schwer zu vertheidigen sind und nur dem Feinde nützen können; wir sind unveränderlich der Ansicht, daß nur auf diese Art den Fortschritten des Feindes diejenigen Hindernisse in den Weg gelegt werden können, welche unserem Südheere die nöthige Zeit verschaffen, sich zu versammeln und vor dem Schwarzwalde eine vertheidigende Stellung anzunehmen.

Um diesen Zweck zu erreichen, erhalten **Kehl** und die **vor**

dem Uebergangspunkte Hüningen zu errichtende Befeſtigung, zwar in beſchränktem Umfange und hauptſächlich nur mit defenſiver Tendenz, doch den nöthigen Raum, daß ſie eine Offenſivmacht von 1000 Mann Reiterei und eben ſo viel leichten Fußvolkes beherbergen können. Dagegen wird Altbreiſach in derſelben Stärke einen größeren offenſiven Wirkungskreis erhalten, nicht nur weil hier der Feind den Gebirgspäſſen des Schwarzwaldes am nächſten iſt, ſondern weil es in der natürlichen Operationslinie der Heere liegt, alſo auch unſer angreifendes Südheer mit ſeiner Hauptmaſſe hier den Rhein überſchreiten wird, um in das Elſaß einzudringen. Wir würden dieſer Feſtung daher eine Ausdehnung geben, daß ſie eine Offenſivmacht von wenigſtens 1500 Mann Reiterei und 3000 Mann Fußvolk gegen den nach den Gebirgen vordringenden Feind verwenden, und zugleich die völlige Beherrſchung des Stromes durch einige Kaponièren, ähnlich denen bei Raſtatt, bewerkſtelligen kann. Sind nun zugleich die nöthigen Vorkehrungen im Schwarzwalde getroffen, ſo wird mit Hülfe der bereiteſten Truppen (des ſiebenten und achten Heerhaufens) dem über den Rhein hervorbrechenden Feinde, durch Zerſchneidung ſeiner Marſchlinie und kleine Anfälle von vorne, von beiden Seiten und vom Rücken her, der Raum beengt, den er zu ſeiner Zuſammenziehung und Entwickelung nöthig hat, uns aber die Möglichkeit gegeben, die allmählig herankommenden Streitmaſſen zu vereinigen und, die ſchützenden Gebirgspäſſe im Rücken, eine Schlacht zu wagen.

Wäre aber, ehe wir mit angemeſſenen Kräften vor dem Schwarzwald zu einem großen Kampfe uns aufſtellen können, der Feind im Stande, das Gebirg zu überſchreiten, ſo liegt der Stützpunkt unſerer Schlachtlinie, den andere mit geringer Abweichung in Donaueſchingen oder Stockach finden, nach unſerer Anſicht zwiſchen Geiſingen und Hauſen unterhalb Friedingen an der Donau, oder bei Möskirch, oder endlich auf dem nahen Scheitel des Gebirgsrückens, welcher den Schwarzwald mit den Vorarlbergiſchen Alpen verbindet. Eine kleine, ſtarke Feſtung mit nur defenſiver Tendenz, und ein verſchanztes Lager da, wo wir die Errichtung unſeres ſüdlichen Waffenplatzes vorgeſchlagen hatten, wird uns in den Stand ſetzen, dem überall von Widerſtand umringten, überdies von der Offenſivmacht von Raſtatt, wenn ſie zur Unterſtützung des Nordheeres nicht abweſend iſt, in der linken Seite oder gar

im Rücken angefallenen Feinde unter den günstigsten Aussichten eine Schlacht zu liefern, deren Folgen im Falle eines glücklichen Ausganges mit hoher Wahrscheinlichkeit die feindliche Armee vernichten, im widrigen Falle aber der unsrigen unter den Feuerschlünden des nahen Ulm die nöthige Erholung und Wiederherstellung gestatten werden.

Wollte man hier einwenden, daß a) der Feind, seine natürliche Operationslinie zur linken Seite lassend, durch die nördliche Schweiz marschiren, bei Schafhausen und Stein den Rhein überschreiten und gegen Ulm operiren könnte, so sind wir dagegen völlig vorbereitet. Unser, in dem Zwischenraume zwischen Geisingen und Hausen oder Möskirch befindliches Lager ist von dem entferntesten der genannten Punkte höchstens 7¾, wahrscheinlich aber nicht über 4½ Meilen entlegen; wir können also bei dem weiten Marsche des Feindes nach denselben seinen Uebergang über den Fluß verhindern, im ungünstigen Falle aber stehen wir vertheidigend ihm so lange in der Seite und im Rücken, bis die österreichischen Bundestruppen eingetroffen und wir nun in die Lage gesetzt sind, seine Kommunikationen aufzuheben und mit umgekehrter Fronte ihm eine Schlacht zu liefern, welche um so verderblicher für ihn werden kann, als wir die Neutralität der Schweiz, die mit dem Feinde verbündet ist, oder ihm doch den Durchgang gestattet, nicht zu achten haben. b) Wollte aber die feindliche Armee, die natürliche Operationslinie zur rechten Seite lassend, in der Pünte ihres Bollwerks den Rhein überschreiten und, durch die nöthige Beobachtung von Rastatt geschwächt, über Stuttgart nach Ulm operiren, so marschiren wir, unbesorgt um Ulm, aus unserem Lager über Rottweil, Oberndorf und Dornhan, von dem Hochgebirge aber, weil die durch das Rheinthal führenden Straßen, von dem Feinde besetzt oder absichtlich verdorben, zu viele Hindernisse darbieten werden, längs den nordwärts führenden Höhen nach der obern Murg (wohin für diesen Fall eine gangbare Straße vorbereitet werden könnte), zerstäuben mit Hülfe der Offensivmacht vorerst das Beobachtungsheer, und die feindliche Armee, durch die jetzt von Ulm heranrückenden österreichischen Heerhaufen in der Fronte gedrängt, findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe, in das sie vermessen sich gewagt.

3) Um aber diesem Vertheidigungssysteme volle Kraft und

einen höhern Charakter zu verleihen, iſt eine möglichſt ſchnelle und ſichere Verbindung aller Feſtungen unter ſich und der Baſis des Südheeres mit der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie unerläßliche Bedingung. Am vollkommenſten würde dieſelbe durch Eiſenbahnen erreicht, als deren Mittelpunkt naturgemäß der Hauptwaffenplatz des Südheeres erſcheinen muß. Von Ulm würde eine Hauptbahn über Augsburg nach München, und weiter über Paſſau und Linz nach Wien, die zweite nach der Feſtung und dem Lager an der obern Donau, und die dritte über Stuttgart nach Raſtatt führen, wo ſie mit derjenigen zuſammenfällt, die von Frankfurt nach Baſel gebaut wird, die vier vorgeſchlagenen Rheinfeſten und außerdem noch Germersheim mit einander verbindet und die Gemeinſchaft mit dem norddeutſchen Heere bewerkſtelligt. Eine ſpätere Verbindung des Lagers an der obern Donau mit der, vor dem Uebergangspunkt Hüningen zu erbauenden Feſte, ſo wie die Fortſetzung der Augsburg-Nürnberger Bahn nach Prag, oder eine ſolche von Regensburg nach dieſer Hauptſtadt, könnte nur von erſprießlichen Folgen ſeyn.

Die Wichtigkeit dieſer allerdings koſtſpieligen Verbindungsweiſe für unſere Vertheidigung iſt zu einleuchtend, als daß es nöthig wäre, ſie weitläufig auseinander zu ſetzen, und wir dürfen nur ihren Einfluß auf die Operationen berühren, um auch den Laien im Kriegsweſen zu überzeugen, wie reichlich die Koſten derſelben durch die vermehrte Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes erſtattet werden müſſen. — Die nöthige Anzahl und Einrichtung der Maſchinen wird es möglich machen, das geſammte Fußvolk und die Fußartillerie des ſüddeutſchen Heeres innerhalb 12—14 Tagen nach erhaltener Kunde von den feindlichen Truppenbewegungen in Elſaß und Lothringen, aus den entlegenſten Standquartieren in dem Lager an der obern Donau und im Scharzwalde zu verſammeln, um mit der Reiterei des ſiebenten und achten Heerhaufens (denn nur die der öſterreichiſchen Bundestruppen könnte noch nicht herangekommen ſeyn) von dem Gebirge herabzuſteigen und über den Feind herzufallen, ehe er im Stande iſt, ſich zu vereinigen und die nöthigen Maßregeln zu Forcirung der Gebirgspäſſe zu treffen. Wollte aber der Feind eine der bereits erwähnten Abweichungen von der natürlichen Operationslinie verfolgen, ſo ſind wir durch die Schnelligkeit, womit unſer

Heer sich in dem Donaulager versammelt, im Stande, ihm, wenn er durch die Schweiz vorzudringen versucht, den Uebergang über den Rhein zu verwehren, sollte er aber im Niederelsaß den Strom überschritten haben, ihn mit Hülfe der Offensivmacht von Rastatt alsbald nach seinem Uebergange in eine Lage zu versetzen, die ein Vordringen unmöglich machen wird.

Mehr dürfte wohl nicht nöthig seyn, über die Nützlichkeit dieser Verbindungsart für unsere Vertheidigung zu sagen; sie wird aber als durchaus nothwendig erscheinen, da der Feind sich in den Stand setzen wird, auf gleiche Weise, und eben so schnell seine Armee zum Angriffe gegen uns am Rhein zu versammeln. Die Bedeutung der vorgeschlagenen vier Rheinfestungen und die der Verschanzung der Gebirgspässe des Schwarzwaldes, so wie die Nothwendigkeit, solche auf das geschwindeste, wenigstens mit dem Fußvolk ihrer Offensivkräfte und den fehlenden Bedürfnissen versorgen zu können, wird somit vollkommen klar erscheinen, und wir erlauben uns daher schließlich nur noch auf den überaus wohlthätigen Einfluß aufmerksam zu machen, den insbesondere die nördliche der drei von Ulm ausgehenden Bahnlinien von Stuttgart und Rastatt aus auf die Operationen unseres Nordheeres, und alle zusammen auf das friedliche Gedeihen des Handels und Gewerbfleißes im ganzen südlichen Deutschland haben werden.

Gehen wir in Beziehung auf die in Frage stehende Befestigung zum Schlusse dieses Beitrags noch über zur Beleuchtung der Ansicht derer, welche die Operationen eines einzigen, ungetrennten deutschen Heeres vom Mittelrheine her nach dem Hauptpunkte der feindlichen Basis für den wahrscheinlichsten Fall halten; so möchte dies zwar dem lebhaften Wunsche aller Vaterlandsfreunde entsprechen, Repräsentanten der gesammten Nationalkraft von den baltischen Küsten und der Eider an bis zum adriatischen Meere, von der Mosel bis zu den karpatischen Gebirgen, in brüderlicher Vereinigung zu sehen, in der Wirklichkeit aber niemals vorkommen. Wir wiederholen hier die in dem frühern Aufsatze bereits enthaltene Behauptung: — wie seit Jahrhunderten werden die Franzosen auch in der Folge angriffsweise gegen uns verfahren und sich der natürlichen Operationen nach den Hauptpunkten unserer Macht bedienen, und da bleibt uns dann keine Wahl, sondern nur die Nothwendigkeit übrig, uns, wo wir stehen

und zu Hause sind, zu vertheidigen. Wie können wir also erwarten, daß, wenn die Franzosen, ihrer natürlichen Operationslinie folgend, mit großer Macht über den Schwarzwald gegen Bayern und Oesterreich vordringen, die badenschen, württembergschen, bayerschen und österreichschen Bundestruppen ihre Länder der feindlichen Verheerung bloßstellen und nach Mainz marschiren werden, um die Stärke eines Heeres zum Uebermaaße zu steigern, welches, von dem Strome und von wichtigen Festungen unterstützt, schon stark genug ist, der gegen sie operirenden feindlichen Armee die Stirne zu bieten? Eine Befestigung von Rastatt, zum Zwecke, um die Züge der südlichen Bundestruppen nach Mainz zu beschützen, wäre daher keineswegs nöthig; sie ist aber, oder wenigstens eine solche in der Nähe, unerläßlich zur Beförderung unserer Operationen und zur Hinderung der feindlichen, wie bereits erörtert worden ist.

Man schlägt vor, Rastatt nur in einem beschränkten Umfange zu befestigen. — Was kann aber eine Festung nützen, die, mit 4000 bis 6000 Vertheidigern versehen, von 15,000 Mann in drei Wochen erobert, oder doch so enge eingeschlossen wird, daß die Besatzung sich nicht rühren kann? Welchen Einfluß wird sie auf die Operationen der Feldheere üben, gegenüber der strategischen Pünte der Franzosen, wo aus mannichfachen Adern ihre Macht gegen Deutschland zusammenfließt? Von Reserven und Depots der Feldtruppen, welche nicht einmal eine Schwächung des feindlichen Heeres zur Folge haben werden, eingeschlossen, wird sie Baden und Württemberg allen Drangsalen des Krieges preis geben, und diese gesegneten Länder müssen nicht allein sie und die streifenden Korps, sondern auch die vorschreitenden Heere mit allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen versorgen. Dem gesammten Vaterlande muß also daran gelegen seyn, daß nicht nur zur Unterstützung der Feldheere, sondern auch zur Schonung so edler Glieder des Bundes Rastatt zu einer einflußreichen Feste des Bundes erhoben werde.

Man wird hier die Einwendung machen, daß Rastatt in einer mäßigen Ausdehnung und mit einem dabei errichteten verschanzten Lager mit geringeren Kosten dieselben Dienste leiste, wie eine so große Befestigung. Dem ist aber nicht so; denn erstens ist ein, mit einer Grenzfeste verbundenes Lager nur dann zu

rechtfertigen, wenn der Feind keinen andern Weg hat, in unser Land einzudringen, in unserer Stellung uns also nothwendig angreifen muß; und zweitens beitragen die Kosten einer jeden Befestigung, nach welchem Systeme sie auch erbaut wäre, bei demselben Grade der Widerstandsfähigkeit wenigstens zwei Drittheile der Kosten derjenigen, welche einen doppelt so großen innern Raum einschließt. Rechnet man hiezu die Kosten der Lagerverschanzung für ein Korps von nur 20,000 Mann, so wird ungefähr dieselbe Summe zum Vorschein kommen. Und was gewährt ein befestigtes Lager für einen Nutzen in Vergleich mit dem einer Festung, die außer der zu ihrer Vertheidigung nöthigen Besatzung noch eine Offensivmacht von dieser Stärke in der größten Sicherheit und Bequemlichkeit, also jeder Zeit schlagfertig, einschließt? Die Kanonen der Festung dienen einem Lager, welches sich an sie anlehnt, nur in der Nähe zum Schutze, außer dem Bereiche des wirksamen Schusses haben sie keinen Einfluß mehr auf die Vertheidigung desselben. Hiezu kommt aber noch der weitere Umstand, daß ein solches Lager von einem energischen Feinde im Rücken angegriffen, und, wovon Beispiele genug vorhanden sind, die darin stehende Truppenmacht in eine weit kläglichere Lage als auf freiem Felde versetzt werden kann. Für Rastatt aber würde solch ein Lager um so weniger geeignet seyn, da es zur Winterzeit, wo die Truppen in Kantonirungen liegen, durch Ueberraschung leicht zu zerstören ist, indem bei der geringen Entfernung von der Grenze der Feind nur über den gefrorenen Rhein zu gehen braucht, um in einem einzigen kurzen Wintertage zu verwüsten, was viele Hundertausende gekostet hat. Während der Feldoperationen dagegen wäre die Truppenmacht zur Hütung des Lagers beinahe festgewurzelt und verlöre allen offensiven Charakter, indem sie den kämpfenden Feldheeren durch Zerschneidung der feindlichen Kommunikationen, so wie durch Seiten- und Rückenanfälle auf den Feind nicht die geringsten Vortheile verschaffen könnte.

Ganz anders verhält sich die Sache bei einem Lager, welches, weit entfernt von der Grenze, überall unter dem Feuer der Festung gelegen ist, wie wir bei Ulm vorgeschlagen haben, wo 110,000 bis 130,000 Mann, wenn auch nur auf kurze Zeit, untergebracht werden sollen, und es ergibt sich sonach, daß eine Befestigung von Rastatt, welche zugleich das Lager umschließt, aus welchem die

Truppen zu jeder Zeit ausgeruht und ſchlagfertig ſich nach allen Seiten hin bewegen können, und durch abgeſonderte Werke den nahen Strom beherrſcht, einer wenigſtens eben ſo koſtſpieligen beſchränkten und mit befeſtigtem Lager verbundenen Verſchanzung weit vorzuziehen iſt. Die Koſten der Befeſtigung können überhaupt nicht in Betracht kommen, wo es ſich um die Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes für die Folgezeit, um die Ehre unſeres Zeitalters vor der Nachwelt, um das Urtheil der Geſchichte handelt. Das in Eintracht gewaltige Deutſchland kann auch die Koſten dazu aufbringen; denn es wäre wahrlich ſchlimm, wenn die durch 26jährigen Frieden in blühenden Wohlſtand verſetzte Nation während 4 oder 5 Jahren nicht 80 bis 100 Millionen für ein Dutzend großer und kleiner Feſtungen (denn auch unſere überrheiniſche Grenze gegen Frankreich bedarf der Verſtärkung) verwenden könnte, welche ihre heiligſten Rechte zu ſchützen geeignet ſind. Ja wir ſind nach der allgemeinen Entrüſtung über das Benehmen der Franzoſen im verfloſſenen Jahr, nach der Eintracht und Begeiſterung, welche bei dieſer Gelegenheit Regierungen und Regierte und die ganze Nation durchdrungen und eine bedeutungsvolle Saat der köſtlichſten Früchte zurückgelaſſen hat, geneigt zu glauben, daß zu ſo ſchönem Zwecke nicht einmal eine Steuer zu erheben nöthig wäre, daß vielmehr nach vorhergegangener, allen Volksklaſſen verſtändlicher Darlegung des Bedürfniſſes eine ganz einfache Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen hinreichen würde, Ulm und Raſtatt, beide getrübt durch traurige Erinnerungen einer düſtern Vergangenheit, in erfreuliche Denkmale deutſcher Kraft, in Bollwerke zu verwandeln, an welchen ſich die Welſchen die Köpfe zerſchellen würden. — Hiezu möchte nichts weiter erforderlich ſeyn, als die Thätigkeit von Vereinen hochgeachteter Männer, welche in der Hauptſtadt eines jeden Bundesſtaates ſich bilden könnten.

Und das Bedürfniß der Befeſtigung iſt wirklich groß. — Laſſen wir uns nicht irre machen von denen, welche behaupten, daß gemeinſchaftliche Intereſſen mit unſern guten Nachbarn uns verbinden, und dieſe für die Folge jede Gefahr beſeitigen. Nicht zufrieden mit einer der gewichtigſten Stimmen im Rathe der Völker, ſtreckten die Franzoſen ſchon dreimal die Hand zur Weltdiktatur aus, und kaum niedergeworfen, erhoben ſie ſich, den unerſättlichen Römern gleich, zu neuen Unternehmungen und Anſprüchen.

So sind die Franzosen bis auf diesen Tag, denn mit Erstaunen mußte noch in jüngster Zeit die Welt vernehmen, daß eine bloße Faktion derselben, die Händel eines entfernten orientalischen Satrapen mit seinem Oberherrn zur eigenen Sache machend, die ganze Nation mit sich fortreißen, die Völker mit einem weltverwüstenden Kriege, Europa mit Barbarei bedrohen konnte. — Die Eintracht der Herrscher und die allgemeine Entrüstung haben zwar die Anschläge zu Nichte gemacht, durch dieselben aber hat sich gleichwohl die Verschanzung unserer unverwahrten Grenzländer als das dringendste Bedürfniß des Vaterlandes zu erkennen gegeben.

2.

Deutſchland, das Meer und Dänemark.

Ein 26jähriger Friede iſt ein groſser Segen. Er kann aber auch unter der blüthenreichen Decke eines üppigen Wachsthums den verderblichſten Keim des Krieges erzeugen — die Ohnmacht des Volksbewuſstſeyns. Die centrifugale Regſamkeit partieller Beſtrebungen lähmt die concentriſche Kraft des Nationalgefühls, ohne welche keine Erhaltung denkbar iſt. Aus einem ſolchen behaglichen Traume gedeihlicher Bürgerlichkeit wurden wir unſanft aufgeſchreckt, als in den neunziger Jahren die Windhoſe der franzöſiſchen Umwälzung über Deutſchland hinbrauſete, einzelne Glieder unſers Staatenbundes mit und ohne Widerſtreben in ſeinen wirren Kreiſel ziehend — und als man aus der Betäubung erwachte, lag das deutſche Reich zerſchmettert da. Es war morſch, ſagte man. Allerdings, aber nicht darum, weil es alt war, ſondern weil das Nationalgefühl, das ſo unverſiegbar ſeyn ſoll, als die Urquellen an den Waſſerſcheiden Deutſchlands, nicht mehr in ſtattlichen Strömen den Kreislauf des politiſchen Lebens förderte, ſondern in erbärmlichen Rinnſalen des Separatismus zerronnen war; ungefähr wie die Holländer behaupten, daſs der Rhein, der hochgeborne Sohn der Alpenjungfrau, im niederländiſchen Sande elend abhanden komme. Man vergeſſe ja nicht, daſs ohne ein reges concentriſches Nationalgefühl jede Geſammtſtaatsform, neue wie alte, nothwendigerweiſe ein hohles Kanzleithum werden muſs. Daſs man das nicht ganz vergeſſen oder doch noch zu rechter Zeit ſich deſſen erinnert hat, das ſcheint mir der wahre Segen des langen Friedens zu ſeyn, deſſen wir uns jetzt erfreuen.

Das eiſerne Joch der Fremdherrſchaft, das faſt mit gleichem Drucke auf allen Theilen unſers Vaterlandes laſtete, erzeugte eine Einheit des Elends und der Erniedrigung. Weil es Allen gleich

einleuchtend geworden, daß Keiner ſich auf Koſten des Andern durch politiſche Kombinationen ferner helfen könnte, ſo erkannten Alle zumal die Macht, welche ein gemeinſames Nationalbewußtſeyn gewährt. Was dadurch möglich wurde, haben die Befreiungskriege gezeigt. Aber nach der Befreiung, und nachdem ſie durch Verträge geſichert worden, erkannten doch zunächſt nur die Regierungen, daß Fortdauer der Einigung allein Gewähr gebe für den Beſtand der Unabhängigkeit; in dem bei weitem größeren Theile von Deutſchland richteten die Völker ſich in eigenthümlicher Abſonderung für den Genuß des Friedens ein. Man fing an zu ſorglos darüber hinwegzuſehen, daß der Aufruf zur Vereinigung der Wehrkräfte in der Stunde der Gefahr erfolglos oder ſeine Wirkung doch zweifelhaft wird, wenn nicht auch während des Friedens das Nationalgefühl in vereinigten Beſtrebungen rege erhalten wird. Glücklicherweiſe lag in dem, was der Friede zu entwickeln gebot, eine Aufforderung zur Vereinigung, und man erkannte, daß in der Abſonderung der Intereſſen der Vortheil Aller gefährdet ſey. Die Meiſten aber zweifelten daran, daß es möglich werden konnte, die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, die ſich einer freiwilligen und nur durch Opfer zu erreichenden Vereinigung entgegenſtellten. Wenig mehr als ein Jahrzehnt war vergangen, ſeitdem Deutſchland durch kräftiges Zuſammentreten die größten und gefürchteiſten Heere, die das europäiſche Feſtland je geſehen, vertrieben und auf einer Reihe von Wahlplätzen einen, ſoweit Verträge es vermögen, geſicherten, jedenfalls von allen Mächten anerkannten Rechtszuſtand erfochten hatte: und nun ſtand man zaghaft vor den Grenzwachen der Binnenzölle, und weil allerdings Gewalt hier nicht entſcheiden durfte, zweifelte man — vielleicht in traditioneller Erinnerung an die Prozeſſe vor dem weiland Reichs-Kammergerichte in Wetzlar — an einem zu erlebenden Ausgange der Unterhandlungen. Allein zu unſerm größten Glücke und zu ihrem höchſten Ruhme hatten einige deutſche Regierungen die Zeit begriffen; vor ihrem feſten und gemeinſamen Willen ſchwanden die Hinderniſſe, der Zollverein wurde geſchloſſen, und dehnt ſich in immer weiteren Kreiſen aus. Dieſe große Nationaleroberung des Friedens — weſentlicher als der Erwerb großer Provinzen — hat den Geiſt deutſcher Volkseinigung geweckt, und man begriff nun deutlich, daß man im Frieden vereint ſeyn müſſe, um im Kriege

unzertrennlich zu ſeyn. Wie viel auch noch zu thun übrig bleibt, bis wir dahin kommen, wohin wir gelangen müſſen, um allen zertheilenden Beſtrebungen der Zukunft, von Innen wie von Außen, unbeſorgt entgegentreten zu können, die Fortſchritte ſind unverkennbar; und wenn wir bedenken, daß mehrhundertjährige Gewohnheiten und Vorurtheile zu bekämpfen ſind, ſo dürfen wir das bereits Errungene bedeutend nennen, wenn es auch nur ein Ausgangspunkt iſt zu dem endlichen Ziele. Eine eigentliche Nationalinduſtrie iſt erſt möglich geworden, ſeitdem der Zollverein ihr einen nationalen Flächenraum angewieſen hat. Die deutſchen Eiſenbahnen ſind nicht mehr partielle Verbindungsmittel, ſie haben ſchon eine nationelle Bedeutung. Wie ſie die materiellen Förderer der ſchnelleren, darum häufigern, und dadurch innigeren Vereinigung der entfernteſten Punkte ſeyn werden, eben ſo werden ſie weſentlich beitragen zur Vermittelung entgegenſtehender Intereſſen und Anſichten, und zugleich werden ſie das durch ſie Vermittelte und Gewonnene materiell feſthalten; denn wie ſie das Entlegenſte in den Kreis gemeinſamer Beſtrebungen ziehen, ſo kann das von ihnen Berührte ſich nicht mehr willkürlich abſondern und fern bleiben. Von der höchſten Wichtigkeit wird die ſtrategiſche Vermittelung der Eiſenbahnen; durch ſie wird das deutſche Wehrſyſtem zur vollen Entwickelung kommen und eine maſſenhafte Vertheidigung möglich werden. Als fernere Momente und thatſächliche Beweiſe des im Volke überall erwachten innern Dranges nach Verſtändigung und Einigung in Deutſchland, weiſe ich noch hin auf die freien Vereine aller Art, der Naturforſcher, der Gelehrten, der Ackerbaubefliſſenen, der Induſtriellen und Fabrikherren, der Weinbauer, — lauter Vereine, die den Ort ihrer Zuſammenkünfte beſtändig wechſeln und dadurch Nord und Süd, Oſt und Weſt in häufige Berührung mit einander bringen, und gerade durch die Tüchtigſten, Aufgeklärteſten und Regſamſten des höhern Mittelſtandes, durch welche wir allmählig die vollkommene Ausgleichung noch unvermittelter Anſichten erwarten können. Den Muſikfeſten und den dadurch angeregten Vereinen, die faſt täglich ſich in Deutſchland vermehren, dürfen wir keine geringe Stellung in dieſer Reihe von Erſcheinungen einräumen. Was urſprünglich in großen Städten geſchah zur Wahrung der Tonkunſt gegen den verflachenden und verflüchtigenden Einfluß des Modelebens durch Gründung von Singakademien, wie

die in Berlin, Leipzig, die Konſervatorien in Wien und Prag, iſt für das Volksleben fruchtbringend geworden; ſo entſtanden zunächſt Liedertafeln in den Reſidenzen, dann in den Provinzialſtädten, und nun finden wir Liederkränze in den Dörfern unter den Bauern. In kleinern wie in größern Kreiſen wird auch hierdurch Zuſammentretung und Vereinigung gefördert; die Liederkränze der Dörfer ſchließen ſich den Muſikfeſten in ihrer Nähe an und treten in Umgangsbeziehungen, deren Möglichkeit vor zehn Jahren nicht geahnt wurde. Die Geſangvereine der großen Städte machen größere Reiſen, wie die von Aachen und Köln nach den Niederlanden, nach Bonn, wie alle ſchwäbiſchen letzthin beim Jubiläumsfeſte in Stuttgart zuſammenkamen; überall hin bringen ſie Freude und Luſt und patriotiſche Anregung in ernſten, ergreifenden und heitern Zuſammenklängen — ſo fraterniſiren die Deutſchen. Auch die bildenden Künſte fangen an, das Volksgemüth mächtig anzuregen und treten aus dem geſchloſſenen Kreiſe der Palläſte und Kunſtſammlungen in das öffentliche Leben und in das Haus des Bürgers ein, und gewinnen täglich an nationeller Bedeutung. Die Kunſtvereine haben die Werke deutſcher Maler zu einem nationellen Gemeingut gemacht, durch Beſchauung ſolcher Bilder, die ihrer Natur und Bedeutung nach nur dem Reichthum zugänglich ſeyn können, und durch Veranlaſſung zum Erwerb wohlfeilerer, aber darum noch immer in bedeutender Zahl werthvoller Werke. Eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung der in den letzten zehn Jahren durch die Kunſtvereine oder aus Veranlaſſung ihrer Ausſtellungen durch eigene Beſtellungen verkauften Bilder wird ausweiſen, welche bedeutende Zahl in den Beſitz nicht reicher, ſondern nur eben bemittelter Bürgerfamilien übergegangen ſind, die früher einem gemeinſamen deutſchen Kunſtleben ſo fern waren, als ſie von Rom entfernt wohnen. Die plaſtiſche Kunſt feiert Triumphe in dem ganz nationellen Streben, durch öffentliche Denkmäler unſere großen Männer im Leben, in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt zu ehren, und überall finden dieſe Anregungen bereite und allgemeine Theilnahme. Hierher gehört auch der Zug zu Feſtlichkeiten, der überall erwacht iſt und jede Gelegenheit ergreift, um denkwürdige Ereigniſſe der Vergangenheit und der Gegenwart zu feiern; wie ganz anders geſchieht das, als ſonſt, mit wie viel regerer Theilnahme, mit wie viel ſtolzerem Bewußtſeyn aller Stände, die ihren Werth und ihre

Bedeutung fühlen, und welchen Nachhall finden dieſe Feſtlichkeiten auch in den von den Feſtorten entfernteſten Gegenden Deutſchlands. Es iſt charakteriſtiſch bei den germaniſchen Völkern, daß alle folgereichen Ideen in der Familie Wurzel ſchlagen und dort ſich entwickeln müſſen, um mit Erfolg in das öffentliche Leben einzugreifen; das von Außen her Angenommene bekommt erſt Bedeutung und Dauer, wenn es ſich im Hauſe geltend machen kann. Die träge Kraft des Separatismus, die Entwickelung der eigenen Zuſtände als das letzte Ziel aller Beſtrebungen zu betrachten, und jede höhere Auffaſſung als ſtörend für die beſondere Gedeihlichkeit abzuweiſen, ruhte gerade in der feſt geſchloſſenen Form und in der eigenthümlichen Geſtaltung des deutſchen Hauslebens; das Bewußtſeyn, daß Beſchränkung und Abſonderung die innere Gedeihlichkeit des Hauſes fördert und erhält, trug ſich über auf die Anſchauungsweiſe und Handhabung öffentlicher Angelegenheiten. Man fürchtete, ſich zu verlieren und eine zu geringe Geltung zu bekommen in einem größern Kreiſe, wo man mit Mächtigern zuſammentreten ſollte zur Erreichung eines höhern Ziels; eine Miſchung von Biedigkeit und Stolz mahnte von ſolcher Theilnahme ab, ſo lange ſie irgend zu vermeiden war. Nun weiß ich zwar ſehr wohl, daß dieſes Verhältniß keineswegs geändert iſt, es ſoll auch, mit Gottes Hülfe, in der Hauptſache ſich nicht ändern, denn es iſt die Gewährleiſtung der nie ruhenden Entwickelung in allen, auch den entlegenſten Theilen unſers Geſammtvaterlandes. Allein es offenbart ſich immer mehr und mehr, daß die Wahrung der eigenſten Wohlfahrt der Familie, der Gemeinde, der Provinz, der Staatsgemeinde, ſich nicht mehr beruhigt und geſichert vermeint in der bloßen Gedeihlichkeit innerhalb der abgeſteckten Grenzen einer beſondern Gemeinſchaft, ſondern eine höhere Rückſicht nimmt, mit der ſie in Wechſelwirkung und im Einklang ſeyn will. Nun war zwar immer etwas Aehnliches da, mit dem das Beſondere in Beziehung und Uebereinſtimmung gebracht werden ſollte. Aber das waren mehr oder weniger ideelle Allgemeinheiten, die in dem beſondern Leben keine, oder nicht hinlängliche Wurzel hatten. Nachdem die germaniſche Geſellſchaft aus der Zeit getreten war, wo die Feudalgliederung alle Stände in voller Geltung vertrat, knüpfte der Reichsverband nur die bevorrechteten Stände an einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt und ließ eine große Lücke offen von Nichtvertretenen und Nichtberechtigten, die immer

zahlreicher und bedeutender wurden, und in welchen alle Tendenzen der Neuzeit ſich abſpiegeln und auf die andern Stände auflockernd einwirken mußten. Hier nun war es, wo humanitariſch-deiſtiſche Anſichten auf dem Wege der encyklopädiſchen Aufklärung der ſogenannten Philoſophen des 18ten Jahrhunderts ſich feſtſtellten, und ſpäter kam der revolutionär-egaliſirende Andrang und endlich der Liberalismus des konſtitutionellen Gleichgewichts. Alle dieſe allgemeinen Ideen, welche in vermiſchter Reihenfolge leitende Grundſätze des deutſchen Mittelſtandes wurden, drangen zum Theil nach oben durch, mehr oder weniger in verſchiedenen Epochen, und prägten ſich in legislativen und adminiſtrativen Reformen aus, bei welchen der Kern des Volkes ſich aber mehr leidend und empfangend, als theilnehmend und anregend verhielt. Dieſe Beſtrebungen aber, obwohl durch allgemeine Grundſätze veranlaßt und eine ideelle Einheit voranſtellend, führten nicht zur Vereinigung, ſondern im Gegentheil zum ausgeſprochenſten Separatismus, weil nur dieſer der, nach verſchiedener Auffaſſung verſchiedenen, Ausführung günſtig war. Die Idee von einer Einheit Deutſchlands kam allerdings zum Vorſchein, aber die Partei, welche ſie voranſtellte, wollte ſie nicht als eine bedingende Regel, die dem Beſondern Schranken ſtellen durfte, ſie ſollte vielmehr das Endergebniß einer allgemeinen Schrankenloſigkeit werden. Allein alle Verſuche, unter dem Einfluſſe der Volkserhebungen vom Jahre 1830 in Frankreich und in den Niederlanden, ſolche Ideen in Deutſchland zur Ausführung zu bringen, ſcheiterten an der Geſinnung des Volkes und an der Wachſamkeit der Regierungen. Ein für die Folgezeit fruchtbares Jahrzehnt iſt ſeitdem verfloſſen. Wir lernten an nahen und überzeugenden Beiſpielen die Unzulänglichkeit ſolcher Theorien kennen, die nicht im Nationalleben naturgemäßen Urſprung haben; wir konnten uns überhaupt davon überzeugen, daß jede Staatsform nur Lebensfähigkeit bekommt, wenn ſie von einem regen Nationalgefühl adoptirt und entwickelt wird; die Grundlagen konnten gelegt werden zu den Beſtrebungen, die uns zur Einigung führen müſſen, weil die Einzelnen nur durch ſie gedeihen, ſie wiederum nur durch vereinte Kräfte gefördert werden und, einmal unternommen, nicht mehr verlaſſen werden können, ohne den Zuſtand Aller in Frage zu ſtellen. Und dieſes merkwürdige Jahrzehnt, ſo reich an Belehrung, Entwickelung und Anregung, ſollte nicht ablaufen ohne eine ernſte

Mahnung an uns ergehen zu laſſen. Die Drohung Frankreichs, obwohl nur ein Reizmittel der damaligen Kabinetspolitik, enthüllte uns, was nunmehr in ſeinem ganzen Umfange nicht mehr bezweifelt werden kann, daß in der franzöſiſchen Volksgeſinnung die Rheingrenze das goldene Vließ iſt, zu deſſen Wiedereroberung alle Parteien zu jeder Zeit ſich einem Argonautenzuge anſchließen. Dieſe, in der Meinung der Franzoſen (nicht der Regierung, ſondern des Volkes) noch immer unerledigte Grenzfrage hat uns überzeugt, daß die deutſche Wehrverfaſſung eine volle, auch im Frieden ſtets bereite Wahrheit bleiben muß, ja ſie hat die Einführung der allgemeinen und unbedingten Dienſtpflichtigkeit auch in den Theilen von Deutſchland populär gemacht, wo man ſie bis jetzt als eine unerträgliche und im Frieden unnöthige Laſt zurückwies; denn man erkennt jetzt an, daß *ſie* vorzugsweiſe eine Gewähr der Nationalgeſinnung und deutſcher Einigung gibt, wenn auch auf anderm Wege äußerlich militäriſch ähnliche Ergebniſſe zu erreichen ſind. So wie nun Allen klar geworden iſt, daß die Gefahr fortbeſteht, ja daß ſie nicht aufhören wird fortzubeſtehen, und daß nur eine innige Verſchmelzung der deutſchen Völker ihr vorzubeugen vermag, ſo iſt aber auch zugleich einleuchtend geworden, daß Deutſchland ſich mit dieſer negativen Abwehr für den kommenden Fall nicht begnügen kann. Es iſt, glaube ich, einleuchtend geworden, daß es keineswegs damit gethan ſey, daß wir uns treu bleiben, um uns zu vertheidigen wenn wir angegriffen werden, ſondern daß es weſentlich wichtig, ja ſogar unabweisbar nothwendig iſt, daß wir uns zu einer höheren Entwickelung unſers Nationalzuſtandes innigſt vereinigen, um nicht angegriffen zu werden, ja daß wir ſogar nur um dieſen Preis eine Zukunft haben. Mit einem Worte, es iſt nicht hinreichend, daß die deutſchen Staaten einen Bund für den Nothfall geſchloſſen haben; das wäre wenig mehr als ein gegenſeitiges Schutzbündniß, wie ganz verſchiedenartige Völker es auch haben können. Deutſchland, als ſolches, nicht blos dieſer oder jener Staat in Deutſchland, muß eine nicht blos paſſive, ſondern aktive politiſche Bedeutung bekommen. Dieſe braucht Deutſchland ſich nicht etwa zu erkämpfen und nach ihr zu ringen, es hat ſie durch die bloße Thatſache ſeiner Vereinigung *in einer unerſchütterlichen Nationalgeſinnung*. Das Ausland weiß ſehr gut, was Deutſchland vermag, wenn es vereinigt iſt, nicht blos

bei einzelnen Gelegenheiten in einer gemeinſchaftlichen Anſtrengung, ſondern in der fortgeſetzten Entwickelung ſeines materiellen und politiſchen Lebens. Seitdem man geſehen hat, daß der deutſche Zollverein nicht blos ein Verſuch war, ſondern eine Nothwendigkeit geworden iſt, ſeitdem man geſehen hat, daß dieſe erſte thatſächliche Fuſion der deutſchen Intereſſen nicht ſtehen bleibt, ſondern den widerſtrebenden Separatismus in ihren Kreis nöthigt, zweifelt Niemand mehr daran, daß Deutſchland künftig nicht blos eine Vereinigung verbündeter Regierungen, ſondern in ihren Lebenswurzeln verſchlungener Volksſtämme darſtellen wird und eine Weltmacht werden muß, weil es, vereinigt, alle Elemente dazu beſitzt, und ihm Niemand mehr die Fähigkeit abſpricht, ſie zu gebrauchen, wenn es ſie erkannt hat.

Sonderbar genug, während gute Beobachter im Auslande nicht mehr daran zweifeln, daß Deutſchland in vollem Zuge iſt, und den rechten Weg eingeſchlagen hat, um ſeinen nationellen Beruf zu erfüllen, hegen die Deutſchen ſelbſt noch allerlei Bedenken, ob ſie nach einem ſo kühnen Ziele ſtreben dürfen. Wie Leute, die zum erſtenmale eine Eiſenbahn befahren, ganz erſtaunt ſind, wenn ſie hören, daß ſie in einer Stunde an einem Orte angekommen ſind, den ſie ſonſt in fünfmal längerer Zeit mit aller Anſtrengung nicht erreichen konnten, und kaum daran glauben können, während ſie doch da ſind, ſo finden wir vielfach in Deutſchland noch immer ein gewiſſes ſchüchternes, an Unglaube grenzendes Erſtaunen, wenn die Preſſe eine politiſche Zukunft beſpricht und in Ausſicht ſtellt, die doch ganz unvermeidlich und unwiderleglich am Ende des Weges liegt, auf dem wir bereits eine Strecke zurückgelegt haben, und den wir nicht mehr verlaſſen können, ohne in der That um alle politiſche Zukunft zu kommen. Stellt man ſolche Erörterungen an, ſo wird man noch immer vielfach abgewieſen mit dem ängſtlichen Beſcheid, das ſey zu weitausſehend, und es ſey noch ſo viel Anderes und Näherliegendes vorzukehren und zu ordnen, bis man dahin komme. Dabei aber bedenkt man nicht, daß, wenn man einen Weg anlegt, der nur Bedeutung bekommen kann, wenn er einen, noch immer weit entfernten Ort erreicht, es immer nützlich, ja nothwendig iſt, im Voraus zu beſprechen, was man thun will, wenn man dort angelangt iſt, wohin man kommen muß und wornach man ſtrebt.

Wenn ich daher eine deutſche Flotte und überhaupt eine kräftige Stellung Deutſchlands am und auf dem Meere, nicht als endliches Ziel, ſondern als unabweisbares Mittel zur Entwickelung unſerer Nationalzwecke aufſtelle, und einige Vorbedingungen zur Erreichung dieſes Mittels erörtere, ſo bin ich mir vollkommen bewußt, diesmal und noch öfter den oben angedeuteten Beſcheid zu vernehmen. Allein es iſt Pflicht der öffentlichen Preſſe, nicht nachzulaſſen in dem Beſtreben, Ideen, die bei dem weiteren Entwickelungsgange unſerer Zuſtände nothwendig realiſirt werden müſſen, Eingang zu verſchaffen in die Nationalgeſinnung.

Wir regen in Deutſchland eine Induſtrie an, die in kaum mehr zweien Jahrzehnten maſſenhaft auftreten wird. Es wird nicht ſehr lange dauern, ehe der Zollverein einige dreißig Millionen Menſchen umfaßt, die ihm vollſtändig und unbedingt beigetreten ſind, und vielleicht dauert es kein Jahrzehent, ehe er bis an die ungariſche und italieniſche Grenze vorgerückt iſt, wenn auch hier noch vorläufig nur durch Bündniß mit dem öſtreichiſchen Zollverbande. Dieſer umfangreiche Flächenraum, der dann dem Gewerbfleiße ſeiner Bewohner gleichen Schutz und gleiche Begünſtigung gewähren wird, bekommt durch den Charakter ſeiner Bevölkerung eine unermeßliche Bedeutung. Die Deutſchen ſtehen keinem Volke der Erde nach in Einſicht, Fleiß, Ausdauer, Schwungkraft und Erfindungsgeiſt, ſie übertreffen aber die meiſten in moraliſcher Zuverläſſigkeit, Genügſamkeit und Beharrlichkeit, und kaum wird irgend ein anderes ſo gleichmäßig durchgebildet ſeyn, ſo ohne ſtiefmütterliche Vernachläſſigung von Ständen oder Ländertheilen, wie die berühmte Intelligenzkarte von Dupin ſie in einem Nachbarlande aufgedeckt hat. Was den Deutſchen bis jetzt fehlte, war Vereinigung und Selbſtvertrauen. Die Vereinigung wird uns die eigene Kraft kennen lehren, hat es zum Theil ſchon gethan, und wir werden bald gewahr werden, daß wir, ohne uns zu überheben, ausrichten können, was irgend ein anderes großes Volk vermag. Deutſchland iſt jetzt in den Vorarbeiten begriffen zu einem unermeßlichen materiellen Aufſchwunge, in dem und durch welchen ſeine geiſtige Macht eine weit ausgreifende Geltung bekommen muß. Was bisher in der Stille, faſt beſchaulich, ſich ſelbſt lebte, wird größere Lebensbahnen betreten und ſich eine

Weltbedeutung erringen, wobei die Tiefe und Innigkeit des deutſchen Gemüths, die eigenthümlich philoſophiſche Geiſtesrichtung die Beruhigung gewährt, daß der Geiſt ſich in den expanſiven Lebensbeſtrebungen nicht verflüchtigen und verflachen werde; denn das dem deutſchen Charakter innewohnende Bedürfniß nach Religion und Erkenntniß wird ſich im Leben nicht verlieren, ſondern vielmehr das Leben nach ſeinem Gepräge geſtalten. Wenn ein ſolches Volk, bisher in wenig mehr als literariſcher Gemeinſchaft, bei einer politiſchen Zerſplitterung, die ſich in faſt abenteuerliche Staatenbruchſtücke ausfranzte, ſo weit kommen konnte, ſo muß es, nachdem es ſo zu ſagen ſich ſelbſt überwunden hat, und, aus dem Hemmkreiſe der Abſonderung heraustretend, ſich in einem vollen Nationalleben vereinigt und zuſammenfaßt, nothwendig zu der Bedeutung einer Weltmacht emporſteigen. Wenn wir daran zweifeln könnten, daß dies das Ziel unſerer Beſtrebungen ſeyn müſſe, dann verdienten wir freilich nicht, es zu erreichen. Nun iſt aber in den letzten Jahren eine hochherzige Geſinnung in Deutſchland rege geworden, ein Geiſt iſt erwacht, dem wir zutrauen, daß er mächtig genug iſt, um nicht zu geſtatten, daß wir, bei dem Bewußtſeyn unſerer Kraft, verlegen und zaudernd ſtehen bleiben auf dem Wege zu einer höheren Beſtimmung. Nur hält man noch Manches für fernliegend und weitausſehend, was, hiſtoriſch geſprochen, in der That in der nächſten Zukunft bereit ſeyn muß, wenn wir — ich will nicht ſagen große Weltzwecke erzielen — ſondern nur die Welt und uns ſelbſt davon überzeugen wollen, daß wir uns wirklich zu einer vollen Nationalität konſtituirt haben. Unter die Fragen, die man in eine ungewiſſe Zukunft zu verſchieben und deren Erörterung man als ein vermeſſenes Vorgreifen zu betrachten geneigt iſt, gehört auch die von einer Stellung Deutſchlands zum Meere und von einer deutſchen Flotte.

Allerdings iſt man darüber einig, daß die ganze innere Entwickelung, die theils begonnen iſt, theils ſich vorbereitet, uns ans Meer führen muß, daß ſie dort erſt ihre wahre Bedeutung bekommt, daß die Rückwirkung von dort nothwendig iſt, um alle Kräfte des Innern zu entfalten, um vorzubeugen, daß dieſe, kaum angeregt, im binnenländiſchen Starrkrampfe erſticken, und daß wir demzufolge eine Stellung zum Meere nehmen müſſen, die wir noch gar nicht haben. Allein man meint, oder wenigſtens

ſehr Viele meinen noch immer, dieſe Seegeſchäfte könnten noch vorläufig durch andere beſorgt werden, bis dann vielleicht ſpäter einmal unſere Nachkommen Gelegenheit fänden, unſere Ausfuhr und Einfuhr mit eigenen Schiffen zu betreiben und ſie mit einer Kriegsflotte zu ſchützen. Wir haben in dieſem Augenblicke im Zollverein gar keinen großen Verſchiffungshafen. Danzig und Stettin ſind nur vom zweiten Range, und liegen zu weit oſtwärts, und an einem Binnenmeere. Wir werden aller Wahrſcheinlichkeit nach in nicht langer Friſt Hamburg und Bremen bekommen. Dann haben wir gerade zwei große Welthafen — und noch dazu iſt der Auslauf ins Meer von dem einen unter den Kanonen der Engländer, die jeden Augenblick Helgoland zu einer großen Seeſtation machen können. Aber, meint man, Holland wird ſich ſchon finden laſſen, wenn wir es nur recht anfangen; es iſt allerdings etwas zähe, und ein Dutzend See-, Fiſch-, Floß- und Schiffahrtskommiſſionen werden ſich wohl die Federn daran ſtumpf ſchreiben, aber am Ende werden die Holländer doch den ſchönen Makleryſennig nicht aufgeben, wenn wir ihnen nur recht keck mit Belgien drohen, mit dem man ja wohl ein Abkommen treffen kann; ſollten dieſe Unterhandlungen auch nicht gleich zu Stande kommen, ſo werden ſie doch nach und nach gelingen. Allein ich glaube, daß man ſich hierin täuſcht. Die Holländer werden ſich nicht finden laſſen, das heißt, auf eine für uns vortheilhafte Weiſe, und ich ſehe auch gar nicht ein, warum ſie das thun ſollten, ſo lange wir ſie angehen, das für uns auszuführen, was wir ſelbſt thun können. Hier gilt gewiß das Sprüchwort: „Hilf dir ſelbſt, und der Himmel wird dir helfen.“ Wir müſſen handeln, da wir nur auf dieſem Wege zu einem Ergebniſſe kommen. Hierunter verſtehe ich nun keineswegs, daß wir direkt oder indirekt mit Holland Krieg führen ſollen. Mit einem ſolchen Kriege, ſelbſt wenn er zuläſſig und rathſam wäre, würden wir im beſten Falle doch nur einen Traktat erobern. Und wenn wir uns auch mit Belgien verſtändigen, und, merkantiliſch genommen, den Rhein in die Scheldе ausmünden laſſen, ſo haben wir vielleicht wohlfeilere Kommiſſionäre, die uns aber nur treu bleiben, ſo lange ihr Vortheil es erheiſcht, und uns vielleicht entſtehen, wenn wir ihre Hülfe am nothwendigſten brauchen und ſie nicht entbehren können, weil wir verſäumt haben,

uns bei Zeiten von ihrer Speditionswillkür unabhängig zu machen durch Erſchaffung einer nationalen Seemacht. Ich ſage nicht, daß wir unterlaſſen ſollen, durch Unterhandlungen und Verträge in Holland und Belgien möglichſt gute Bedingungen zu bekommen, aber es ſcheint mir unzweifelhaft, daß wir dieſe erſt erhalten werden, wenn die Seemäkler ſich überzeugen, daß wir uns in der That anſchicken, ohne ihre Hülfe unſere Geſchäfte beſorgen zu können.

Von den Hauptflüſſen unſeres Stromgebietes führen ſechs unmittelbar ins Meer. Wenn wir es genau unterſuchen, ſo beſitzen wir von dieſen ſechs, von ihrem Urſprunge bis zu ihrem Ausfluſſe, nur zwei vollſtändig — nämlich die Oder und die Weſer. Um vom Oſten anzufangen: die Weichſel entſpringt nicht auf deutſchem Boden, ſie fließt auch, ſtreng genommen, nicht im eigentlichen Deutſchland, aber doch im Zollverein; ſie kann ſpäter von größerer Bedeutung werden, aber vorerſt iſt ſie nicht maßgebend in unſerer Erörterung. Die Oder, die uns ganz gehört, wird zwar bei der großen induſtriellen Thätigkeit in Schleſien immer wichtiger, aber ſie kann immer doch nur die Verbindung einzelner Provinzen mit dem Meere vermitteln. Die Elbe iſt und wird beſonders nach Vollendung unſeres Eiſenbahnſyſtems ein Hauptträger unſerer Verbindung mit dem Meere. Noch gehört die Ausmündung der Elbe nicht zum Zollverein, und, wenn wir auch dieſen Erwerb als nahe bevorſtehend betrachten dürfen, ſo glauben wir doch, daß, obwohl beide Elbufer im deutſchen Bunde liegen, das holſteiniſche Ufer uns erſt dann vollſtändig ſicher angehören werde, wenn Holſtein und das däniſche Feſtland zu den Bundesſtaaten zählen, worüber unſere Anſicht weiter unten entwickelt wird. Die Ausmündung der Weſer vermittelt einen großen transatlantiſchen Verkehr, der ſich noch bedeutend vermehren wird, wenn das Eiſenbahnſyſtem vollendet iſt. Die Donau entſpringt in Deutſchland, wird bald ſchiffbar und iſt eine Hauptader unſeres Binnenverkehrs, und wird es beſonders dann, wenn Oeſterreich ſich mit unſerm Zollſyſtem verſtändigt. Der Donau aber, oder vielmehr Deutſchland vermittelſt der Donau, ſteht eine unermeßliche Zukunft bevor, wenn die Zuſtände in Aſien aufgehen, wenn dort das ſtarre Band der in abgeſonderten wirren Kreiſen ſtagnirenden und dadurch verkommenden Verhältniſſe gelöst ſeyn wird.

Das kann nur von Außen geſchehen, denn ohne eine äußere Einwirkung, die den Bann ſprengt, würde das aſiatiſche Leben noch Jahrhunderte hindurch ſich mit verkehrtem Daſeyn in denſelben Kreiſen herumdrehen. Niemand kann noch den Zeitpunkt beſtimmen, wo dieſe Entzauberung ſo weit gediehen ſeyn werde, daß vom Indus und vom Bosporus aus die europäiſche Civiliſation die Wege gebahnt haben wird; allein von Europa aus iſt Aſien bereits, ſo zu ſagen, in Angriff genommen. Dann wird die Donau eine große vermittelnde Handelsſtraße, und an ihren Ufern kann die Städteblüthe des Mittelalters ſich erneuern. Der König von Bayern hat durch die Energie, mit welcher er den Main-Donaukanal ins Leben gerufen und die Schiffbarmachung des Mainſtromes veranlaßt, einen tiefen Blick in die Geſtaltung der Zukunft bewieſen, und die weiſe Vorbereitung dieſes erlauchten Fürſten möge Deutſchland ein Vorbild ſeyn, nicht ſäumig zu werden in Begründung der Anſtalten, durch welche allein es den ihm zukommenden Rang einnehmen kann unter den Völkern, die einſt, und vielleicht nicht in ſo ſpäter Zeit, Macht gebend und weit hinaus beſtimmend werden in einer dieſer großen Entſcheidungen, die, vielleicht auf Jahrhunderte hin, den hiſtoriſchen Entwickelungsgang unſeres Geſchlechts feſtſtellen. Wer nicht Alles bereit hat und gerüſtet iſt, wenn die Stunde ſchlägt, wird lange auf einen Einfluß verzichten müſſen, und kann nur auf den Mitgenuß rechnen, der ihm zugemeſſen wird von den Haupterwerbern. Vor der Hand ſind noch die Donaumündungen weit aus unſerem Bereich. Allerdings ſind wir in dieſer, zunächſt für das ſüdliche, aber in der That für ganz Deutſchland hochwichtigen Frage aufs beſte vertreten durch Oeſterreich, deſſen einſichtsvolle, beſonnene und doch energiſche Politik keinen Augenblick die Befreiung der Donaumündungen von antigermaniſcher Prohibitivwillkür außer Acht läßt, wie es in dem letzten Handelsvertrag mit England bewieſen hat. — Der Rhein, obwohl er weder in Deutſchland entſpringt noch auf deutſchem Boden ins Meer ausmündet, iſt weſentlich ein deutſcher Fluß und bildet die ſchönſte, bequemſte und ergiebigſte Waſſerſtraße unſerer weſtlichen Grenze. Nicht blos ſeine Ausmündung, ſondern ein großer Theil des Fluſſes iſt in dem für uns verhängnißvollen Beſitz der Holländer. Die neuere Geſchichte vermag kaum ein Seitenſtück aufzuweiſen zu den 26jährigen

Verhandlungen, in denen die Endfrüchte der Rheinschiffahrt uns beharrlich vorenthalten werden. Wir werden sie auch nicht erhalten, so lange wir sie in Holland suchen müssen; wir werden sie von dort erst freiwillig zugestanden bekommen, wenn man sich überzeugt hat, daß wir sie uns durch uns selbst verschaffen können.

Und das kann Deutschland durch eine kräftige Stellung zum Meere; als Seestaat tritt es erst in eine günstige Stellung, um diese und ähnliche Fragen zu lösen. Wir können eine bequeme und gute Wasserstraße vom Rhein aus auf deutschem Boden bis in die Nordsee bilden und Emden zu einem großen Hafen gestalten. Der Bericht der ostfriesischen Stände vom Jahre 1837 weist nach, daß durch Schiffbarmachung der Flüsse Lippe und Ems und durch Kanalverbindungen auf eine nicht große Strecke dieser Plan mit, verhältnißmäßig zum Gewinne unbedeutenden Kosten auszuführen ist. Schon diese Fragen der Gegenwart, die stündlich dringende Erledigung und Abhülfe fordern, deuten auf das Meer hin, das man auch die deutsche See nennt, an der wir aber zu lange ein sleeping partner, ein stiller Theilnehmer waren, während Andere unser Geld mit wucherischen Zinsen umsetzten. Und dennoch ist es gerade dort, wo wir zu rechter Zeit und in geeigneter Weise erscheinen müssen, wenn nicht diese deutsche See das todte Meer der Gewerbthätigkeit werden soll, die wir jetzt im Innern unseres Vaterlandes so mächtig anregen, und von dort aus ist es, daß die deutsche Nation es verkündigen und beweisen soll, daß sie eine Weltmacht werden will, und es kann. Die Schwierigkeiten und Hemmnisse der Gegenwart, wie die Sicherstellung der Zukunft, drängen uns zu dieser Darlegung.

Nun kann hiemit keineswegs gemeint seyn, daß wir in überstürzender Eile dem naturgemäßen Entwickelungsgange vorgreifen sollten. Aber, damit etwas sich entwickele, muß es begonnen werden, und weil eben die Seefähigkeit eines Staates großer Vorarbeiten bedarf, und in einem langen Zeitraume nur allmählig vorschreiten kann, so wird es in einem Augenblicke, wo wir erwarten dürfen, daß der Zollverein bald die Nordsee erreichen muß, kaum voreilig erscheinen, wenn man dazu auffordert, alsdann nicht zu säumen mit Begründung der materiellen Vorbereitungen, so weit sie in unserer Macht sind, und wenn man das Augenmerk der öffentlichen Meinung dorthin richtet, wo wir

unſere Ausgangswege von den Sperrketten willkürlicher Uebervortheilung frei machen, und nicht blos des ſchmählichſten Verdruſſes ledig werden, ſondern auch den Grundſtein legen können zu einem Nationalwerke, ohne welches wir ſpäter nicht vollgültig und ebenbürtig auftreten mit andern Völkern.

In Deutſchland hat das Bedürfniß nach Nationaleinheit ſich thatſächlich ausgeſprochen durch eine Vereinigung materieller Intereſſen. Nun haben wir in überraſchend kurzer Zeit den Zollverein heranwachſen ſehen zu der Bedeutung eines Reichskörpers ganz neuer Art. Was urſprünglich eine merkantile Vereinbarung war und formell auch nur als ſolche beſteht, hat bereits den Charakter einer ſocialen Verſchmelzung angenommen, und der moraliſche Einfluß, den ſie bekommen, überragt das materielle Gewicht der verflochtenen Handelsintereſſen von 21 Millionen Menſchen, die der Zollverein jetzt zählt. Wenn nun — wie ich glaube, daß Jeder es zugeben wird, der die Verhältniſſe kennt — die im Verein befindlichen deutſchen Volksſtämme und Ländertheile in kurzer Zeit einander näher gekommen ſind, als faſt während der ganzen Dauer des römiſchen Reichs, ſo iſt es ganz naturgemäß geſchehen, daß, wenigſtens in den Hauptbeziehungen, homogene politiſche Abſichten entſtanden ſind; denn, wie verſchieden auch immer die Meinung ſeyn möge über das zuläſſige Maß bürgerlicher Freiheiten, einverſtanden iſt man über die äußere Politik des Vereins, über das, was er erſtreben und erhalten ſoll, und wo in einzelnen Punkten Meinungsverſchiedenheiten entſtanden ſind — wie über die Zuckerfrage, den engliſchen Schiffahrtsvertrag — ſehen wir durch Petitionen, öffentliche Erörterung und amtliche Unterſuchung ein Schlußverfahren eingeleitet im Intereſſe der Mehrheit der Betheiligten. Der Zollverein iſt keine politiſche Aſſociation, aber er hat eine politiſche Bedeutung, weil er eine Macht geworden iſt. Wird nun dieſe Macht ſtehen bleiben vor den Ländern, welche ſie noch von der See trennen? Ganz gewiß nicht, ſie wird auf ſie wirken mit der Kraft ihrer doppelten Bedeutung; es gibt Küſtenſtrecken an der Nordſee, die durch den Zollverein ein neues Daſeyn erwarten, und das Gewicht, womit er nach dem Norden drängt, vermehrt ſich in dem Grade, als ſein Einfluß nach Süden und Weſten anerkannt wird, und man ſich ihm vermittelnd naht. Hannover und Braunſchweig bereiten

ihren Beitritt vor, und man kann erwarten, daß dieſe Staaten und Oldenburg ſich bald dem Zollvereine ganz anſchließen. Alsdann würden die Uferſtaaten, die vom Zollvereine fern bleiben, und dennoch ihn verſorgen und ſeine Spediteure ſeyn wollen, in dieſer Beziehung als Ausland erſcheinen, und jedenfalls auf keine höhere Begünſtigung Anſpruch machen können. Es würde aber auch ganz in der Natur der Sache liegen, daß man die im Zollvereine liegenden Punkte, die zur Vermittelung mit dem Meere geeignet wären, mehr begünſtigte, als die außerhalb deſſelben befindlichen, und es könnten dann Kombinationen entſtehen, welche die Widerſtrebenden in Gefahr brächten, einen großen Theil von dem zu verlieren, was ſie eben erhalten wollen, indem ſie außerhalb des Zollverbandes bleiben. So z. B. würde es, wenn das hannöverſche Elbufer im Zollvereine liegt, im Intereſſe von Holſtein und Schleswig ſeyn, dem Zollvereine beizutreten, weil alsdann Flensburg und Altona begünſtigte Zollvereinhafen würden und dadurch, in Beziehung auf den Zollverein, in Vortheil gegen Hamburg kämen, ſo lange es ſich ausſchließen wollte. Und wenn z. B. Hamburg dem Zollvereine beigetreten wäre, und Bremen wollte noch fern bleiben, ſo würde es wahrſcheinlich Gefahr laufen, einen großen Theil ſeines Tabakshandels auf Hamburg übergehen zu ſehen. Das Gewicht ſo großer Geſammtintereſſen, wie die im Zollvereine verbundenen, bildet eine Macht, welche Vortheile verleihen und durch Nichtbegünſtigung Nachtheile denen zufügen kann, die ihn zurückweiſen, und dennoch durch ihn beſtehen wollen, und es kann nicht fehlen, daß er, um die Hinderniſſe ſeiner Vervollſtändigung zu entfernen, im Gewähren wie im Abwehren von dieſer Macht wird Gebrauch machen müſſen.

Ich nehme daher an, daß der Zollverein bald bis an die Nordſee vorrücken und dadurch dem Innern einen unmittelbaren überſeeiſchen Verkehr eröffnen wird. Alsdann iſt der Augenblick gekommen, wo Deutſchland ſich vorbereiten kann und, unſerer Anſicht nach, auch muß, um ein Seeſtaat zu werden, das heißt, um mit eigenen Schiffen ſeine Ausfuhr und Einfuhr zu beſorgen, unmittelbare Verbindungen und Beziehungen mit überſeeiſchen Ländern anzuknüpfen, und dann allmählig auch als politiſche Macht auf dem Meere auftreten zu können. Das vereinigte Deutſchland würde in allen Beziehungen ſeinen Beruf mißkennen, wenn es

nicht hiernach ſtrebte, denn wie das Bedürfniß ſeiner Völker jetzt und ſpäter es erfordert, ſo hat auch die Natur der geographiſchen Lage die Mittel dazu dargeboten, und man braucht ſie nur zu benutzen, um es zu erreichen. Wenn Oeſterreich dem Zollvereine beitritt, was alle Deutſche wünſchen und hoffen, ſey es auch nur in einem, ſeine materiellen Intereſſen allmählig vermittelnden Uebergange, dann wird Deutſchland an drei Meeren Uferherr ſeyn, und an allen drei Meeren mit der Bedeutung des vereinigten Deutſchlands auftreten können. Wir wollen vorerſt die Frage des Mittelmeers beſeitigen, deſſen Gewäſſer täglich an politiſcher Bedeutung anſchwellen. An ſeinem nördlichen Meeresgeſtade iſt es zunächſt, daß Deutſchland ſeine Stellung zum Meere begründen kann, hier ſind Anfänge gemacht, und an der Nordſee iſt es beſonders, wo Deutſchland eine maritime Entwickelung beginnen muß, um ſein Binnenland mit dem Meere zu vereinigen, mit dem es bis jetzt ſo zu ſagen unbewußt und nur in der Geographie vereinigt iſt, und um den Ausfluß des Rheins von fremder Abhängigkeit zu befreien.

Betrachten wir das norddeutſche Meeresgeſtade, ſo finden wir zuerſt die weitgedehnte Oſtſeeküſte mit mehreren gut gelegenen Verſchiffungshafen, von denen einige auch Kriegsſtationen werden können. Memel, Königsberg, Danzig, Stettin, Stralſund, Roſtock, Lübeck (wenn letztere dem Zollverein angehören werden) haben alle den größten Theil ihrer Handelsbedeutung verloren. Zur Zeit der Hanſa, als Riga und Nowogorod noch zu dieſem Bunde gehörten, führte eine große Handelsſtraße nach Aſien über die Oſtſee, und ſie war ein blühendes Binnenmeer. Aber auch ſpäter, nachdem der Hanſebund ſeine Verbindung mit dem Orient verloren, beſtand auf der Oſtſee ein reger Verkehr. Hamburg, Lübeck, Kopenhagen verſahen Schweden, Rußland, Polen (durch Danzig), Preußen und ganz Norddeutſchland mit rohen und fabrizirten Kolonialwaaren (z. B. mit raffinirtem Zucker). Dieſes Verhältniß hat ſeitdem eine vollkommene Umgeſtaltung erfahren. Rußland hat nun eigene Fabriken, und bezieht ſein Bedürfniß an Rohwaaren unmittelbar. Polen iſt ganz für die Oſtſee geſchloſſen und muß ſeinen Bedarf durch Rußland vermitteln laſſen. Die deutſche Schiffahrt auf der Oſtſee iſt daher viel geringer geworden und beſchränkt ſich auf Austauſch und Bedarf der deutſchen

Küſtenländer. Nun aber iſt es klar, daß dieſe durch den Aufſchwung des Innern mehr und mehr belebt und angeregt werden. Wenn ganz Deutſchland einen Verein bilden und nur eine Handelsgrenze haben wird, wenn es ſeinen überſeeiſchen Verkehr ſelbſt beſorgen, durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt, wenn die orientaliſche Kriſe zum Durchbruch gekommen und Deutſchland nach Oſt und Weſt zu einem ungeſchmälerten Verkehr gelangt ſeyn wird: dann wird auch die deutſche Oſtſeeküſte eine neue Bedeutung bekommen, weil ſie das natürliche Seeorgan des nordöſtlichen Deutſchlands iſt, und weil überhaupt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, das, alsdann mit Eiſenbahnlinien durchfurchte Deutſchland auch ein Durchgangsland werden wird zwiſchen dem Orient und dem atlantiſchen Weſten und Norden. Bis dahin wird nun wohl der Oſtſeehandel keinen bedeutenden Aufſchwung erfahren, als etwa durch momentane Konjunkturen im Kornhandel. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Rußland ſein Grenzſyſtem mildert, bis eine allgemeine Aenderung der Verhältniſſe es wünſchenswerth machen kann.

Von der Nordſee aus aber iſt es beſonders, daß Deutſchland zuerſt auf dem Meere auftreten kann. Die Nordſee iſt kein Binnenmeer; die Verbindung nach Norden iſt unmittelbar, und nach Weſten hin iſt der Kanal zwiſchen England und Frankreich keine Trennung vom atlantiſchen Weltmeere; denn er bildet eine Waſſerſtraße, die nicht geſchloſſen werden kann. Die Nordſee alſo liegt an einem Weltmeere, und in die Nordſee münden die wichtigſten Waſſerſtraßen Deutſchlands aus, beſonders wenn wir annehmen dürfen, daß der Rhein in mittelbare Verbindung mit der Nordſee geſetzt werden kann. Wenn die eben angedeuteten Verhältniſſe im Orient zur Erledigung gekommen und ein Handelsſyſtem von Trieſt bis Hamburg waltet, dann werden das Mittelmeer und die Nordſee die Verkehrspole der deutſchen Entwicklung werden. An der Küſte dieſer deutſchen See kann Deutſchland bald ans Werk gehen, um die Stellung einzuleiten, die ſeine materielle Entwickelung entbinden ſoll von den Hemmniſſen, deren Fortbeſtand Kraft, Aufſchwung und Muth lähmen muß, und dieſe maritime Stellung wird auch zunächſt ſeiner politiſchen Entwickelung Haltung, Folge und Bedeutung geben. Deutſchland beſitzt alle Erzeugniſſe, die zum Schiffsbau erforderlich ſind. Wir haben Schiffsbauholz, das keinem

nachſteht; unzählige Hochſtämme des Schwarzwaldes, des Odenwaldes, der ſchleſiſchen und pommerſchen Wälder ragen ſtolz empor auf allen Meeren, aber ſie tragen fremde Flaggen und klagen unſere Saumſeligkeit an, — gerade wie wir früher unſere Wolle hergaben, um ſie als Tuch theuer zu bezahlen, und fremde Kleider trugen. Wir haben Eiſen, Zink, Hanf, Flachs; wir können die Schiffe fügen, ſie seefeſt beſchlagen, ihnen Ankertaue oder Eiſenketten geben, wir können das ſchönſte Segeltuch bereiten, das ein Seewind anſchwellen mag, wir können auch Dampfſchiffe bauen, ſo gut wie einheimiſche Maſchinenfabriken Lokomotive machen, ſo gut wie die berühmte Maſchinenfabrik in Zürich eiſerne Dampfſchiffe baut für den Bodenſee und die Donau. Wir haben, es iſt wahr, nicht viele Steinkohlen, die tauglich ſind für die Meerdampfſchifffahrt, aber theils ſind wir in dieſem einzelnen Punkte nicht ſchlimmer daran, als andere Länder, die auch nur wenig haben, theils vervollkommt ſich die Heitzungsmethode durch chemiſche Behandlung der Kohlen, wenn wir auch nicht auf die Hoffnung vertrauen wollen, daß es gelinge, die elektromagnetiſche Kraft zu einem bereiten Bewegungsmittel, auch auf dem Meere, zu geſtalten. Wir haben auch Menſchen, wir können auch in der Folge geeignete Mannſchaft ſtellen zur Bemannung größerer Handels- und Kriegsflotten. Wir haben Alles, was dazu gehört, um ein Seeſtaat zu werden, und wir brauchen nur noch Muth, Willen und Entſchluß, es ſeyn zu wollen. Dieſe, und die Menſchen hatten nur die Holländer, und wurden ein berühmtes Volk auf allen Meeren; ſie waren nur begünſtigt von ihrer Meereslage — und von unſerer Unentſchloſſenheit und politiſchen Zerriſſenheit.

Die Lage und Beſchaffenheit der Seeküſte iſt eine hohe und wichtige Begünſtigung, ohne welche keine Seemacht gebildet, noch erhalten werden kann. Deutſchland beſitzt eine ſolche an der Oſtſee wie an der Nordſee, beide aber ſind getrennt durch das dazwiſchen liegende Dänemark. Allerdings iſt die deutſche Küſte politiſch verbunden durch das zum deutſchen Bunde gehörige Herzogthum Holſtein; allein der maritime Zuſammenhang der Küſte iſt unterbrochen durch das Königreich Dänemark. Bisher war Deutſchland, und iſt noch eine Landmacht an der Meeresküſte; der wichtigſte und bedeutendſte Theil ſeiner Bezüge vom Meere wurde nicht durch deutſche Kauffartheiſchiffe beſorgt. So lange

dies noch der Fall iſt, ſo lange der Zollverein mit ſeiner merkantil-politiſchen Bedeutung nicht ganz an das Meer vorgerückt iſt, bildet dieſe Unterbrechung einer Seeküſte, die ja ohnedies nicht nach ihrem vollen Werthe verwendet wird, keine auffallende Schwierigkeit dar, ſie trennt nicht das, was ohnehin nicht zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke vereinigt iſt. Wenn aber der Zollverein am Meer ſteht, ſo iſt es geradezu unmöglich daß er müßig zuſehen kann, und nur ans Meer gekommen wär, um ſeine Bedeutung in den Fluthen zu ertränken. Thäte er das, ſo würde er ſich ſelbſt eine Laſt werden und müßte ſich auflöſen; ja wir nehmen keinen Anſtand es zu ſagen, eine Auflöſung des Zollvereins wäre nahezu eine Revolution in Deutſchland, es wäre eine Unfähigkeitserklärung vor der Welt, die ſo zu ſagen eingeladen würde, ſich aller Freiheit zu bedienen, und nicht anſtehen würde, gelegentlich davon Gebrauch zu machen. Ohnedies, wenn einmal der Südoſten ſich dem Zollvereine angeſchloſen hat, kann er ſich nicht auflöſen. Allein, auch wenn dieſe Vervollſtändigung, die wir für unausbleiblich anſehen, weil ſonſt eine ganz neue Kombination in Deutſchland entſtehen müßte, erſt ſpäter erfolgt, hat der Zollverein bereits zu viel Lebensfähigkeit geäußert, als daß wir einen Augenblick daran zweifeln könten, daß er auf dem Standpunkte angelangt, von dem aus er ſich anſchicken kann, ſeine endlichen Zwecke zu erreichen, zögern werde. Alsdann wird die Frage wegen Dänemark Bedeutung bekomnen, nicht gerade in den erſten Monaten und Jahren, aber immer mehr und mehr in dem Verhältniſſe, als Deutſchland, nicht blos dieſe oder jene Küſtenſouveränität, ſondern das vereinigte Deutſchland ſeine Stellung am Meere zu einer Bedeutung auf den Meeren entwickelt und ſteigert. Dies geſchieht begreiflicherweiſe nur allmählich, und nur in einer Reihe von Jahren kommt es auf den Punkt, daß Deutſchland als eine Seemacht auftreten kann. Zwar möhten wir auf Oeſterreich hinweiſen, das nur noch eine kleine Marine hat, die aber doch in nicht vielen Jahren ſo weit gelangt iſt, daß dieſe Kadres nöthigenfalls ſchnell ſich zu einer Flotte entfalten können. — Was Oeſterreich mit ſeiner Marine für die Zukunft meint, geht doch wohl ziemlich klar hervor aus der Anweſenheit eines Prinzen vom Erzhauſe am Bord ſeiner Flotille. Allein immer iſt es nicht zu läugnen, daß Deutſchland an ſeinen nördlichen Meeresküſten noch

viel zu thun haben wird, bis die Sachen ſo weit gediehen wären, daß die Frage wegen Dänemark als eine ſolche zu betrachten ſeyn wird, von der man ſagen kann, daß ſie nothwendig in der nächſten Zeit entſchieden werden müßte. Und dennoch war es kein unzeitiges Vorgreifen, keine voreilige Haſt, welche einen Publiziſten veranlaßte, ſchon jetzt die Idee von einem Beitritte Dänemarks an den deutſchen Bund zu einer öffentlichen Erörterung zu bringen; denn wir haben dadurch in Erfahrung gebracht, daß Dänemark, oder doch eine ſehr bedeutende Partei in Dänemark daran denkt, der Entſcheidung dieſer Frage vorzugreifen, ihre Löſung herbeizuführen in einer Weiſe, die ſehr leicht mit unſern Abſichten in Widerſpruch kommen kann, es faſt in der Folge muß; ja, daß dieſe Partei nicht übel gelaunt zu ſeyn ſcheint, uns und Europa mit einer vollzogenen Thatſache zu überraſchen. Jenſeits der Eider, und noch mehr jenſeits des Beltes hat man in der That Eile, dieſe Frage zu löſen, und man wird es daher kaum unzeitig finden, wenn ſie in Deutſchland wenigſtens beſprochen wird; vielleicht iſt die Anregung und die bereits gewonnene Einſicht nicht ohne Nutzen geweſen, und kann denen einen Wink geben, die bei einer vollzogenen Thatſache nicht unbetheiligt bleiben könnten.

Wenn wir uns nämlich Deutſchland als einen künftigen Seeſtaat denken, der Handelsflotten und dann auch eine Kriegsflotte haben wird, theils zum Schutze der erſteren, theils als Mittel politiſcher Macht, ſo muß bei einer ſolchen Stellung Dänemark nothwendig mit in Betracht gezogen werden. Mag man nun annehmen, daß der Bund oder der Zollverein eine Flotte ſtelle, in beiden Fällen, welche ziemlich die gleiche Bedeutung bekommen, werden doch alle deutſche Staaten daran Theil nehmen müſſen, weil eine deutſche Flotte ja doch nur ins Leben treten kann, um alle deutſche Staaten auf den Meeren zu vertreten; wie man überhaupt annehmen muß, daß Deutſchland in der Folge eine Geſammtpolitik haben werde, weil ſonſt überall die ganze Idee nicht zur Ausführung kommen kann. Das Herzogthum Holſtein aber wird nicht nur als Bundesſtaat mit in dieſen Kreis gehören, ſondern wird noch einen beſonderen Antheil daran zu nehmen haben, weil es nicht nur die nördliche Landgränze nach Dänemark bildet, ſondern Küſten nach der Nordſee und der Oſtſee beſitzt, und außerdem durch Holſtein allein die deutſche Küſte an beiden Meeren

unmittelbar vereinigt ist. Wenn Deutschland ein Seestaat wird — und bekommt es eine bedeutende Kauffartheiflotte, so wird es allmählig auch eine Kriegsflotte bekommen müssen — dann wird es nothwendig auch in Holstein vorgeschobene Seestationen haben, weil diese unentbehrlich sind, um seine Landverbindung auf dem kürzesten Wege zu sichern. Es kann nämlich das rechte (nördliche) Ufer der Elbe nicht Preis geben, und Holstein muß in einen solchen Vertheidigungsstand gesetzt werden, daß ein Feind nicht mit Leichtigkeit sich darin festsetzen kann, und von dort aus nicht blos die Elbe sperren und blokiren, sondern auch den kürzesten Landverbindungsweg zwischen Ost- und Nordsee abschneiden. Glückstadt an der Elbe ist kein Hafen, sondern nur eine Festung, geeignet zur Vertheidigung Holsteins gegen die Elbe, aber, in der Hand eines Feindes, gefährlich für alle Schiffe, welche die Elbe hinaus und hinein laufen wollen. Kiel dagegen ist ein vortrefflicher holsteinischer Hafen an der Ostsee, geräumig und vollkommen sicher, an einer tiefen Bucht, deren Einlauf an beiden Seiten mit Batterien gut vertheidigt werden kann. Dagegen ist der Auslauf von der Kieler Bucht nach Osten in die Ostsee, und nach Norden zu den Belten hin vollkommen beherrscht von den Inseln des dänischen Archipelagus. Wenn wir uns Kiel als deutsche Seekriegsstation denken — was es doch wohl unter den vorausgesetzten Verhältnissen werden müßte — so müßte nothwendig wenigstens die Insel Femern zu seinem strategischen System gehören. Wenn dies Alles aber auch so geschähe, so bildet nach Norden immer nur die Eider, ein kleiner Fluß, die Grenze, welche durch die Festung Rendsburg noch keineswegs gesichert wäre. Immer aber könnte ein Feind sich in Schleswig festsetzen, entweder von der Nordsee durch den Hafen von Tönning, oder von der Ostseeseite her, von den dänischen Inseln oder vom Belt aus. Und, wohl zu merken, ein gegen Deutschland feindliches Heer könnte hier mit aller Sicherheit in großer Zahl erscheinen; denn es hätte hinter sich das große und fruchtbare jütländische Festland, das, im Verein mit der Insel Fühnen, ein bedeutendes Heer lange ernähren kann. Das dänische Festland, mit den dazu gehörigen Inseln, bietet also einem Feinde den sichersten und bequemsten Anhaltspunkt, um vom Lande und von der See aus Deutschlands nördliche Seeküste anzugreifen. Schon dieses strategische Verhältniß macht es wünschenswerth für Deutschland,

daß nicht blos Holſtein, ſondern wenigſtens das ganze däniſche Feſtland zum deutſchen Bunde gehöre. Die eigenthümliche Lage dieſer Halbinſel, die ſich horizontal auf die deutſche Küſte ſtellt, die in der That eine Fortſetzung des deutſchen Feſtlandes iſt, die, wie ſie die Oſtſee zum Binnenmeere geſtaltet, das Profil der deutſchen Seeküſte durchſchneidet und in zwei ungleiche Hälften zerreißt, die das deutſche Marineſyſtem ſpaltet und einem Feinde Grund und Boden anbietet, um dazwiſchen zu treten, dieſes ganze Verhältniß, jetzt und ſo lange Deutſchland kein eigentlicher Seeſtaat iſt, und auch, wenn das geſchehen, während des Friedens von keinem Belang, wird für den Fall eines künftigen Seekriegs von äußerſter Wichtigkeit. Als Napoleon die deutſche Nordſeeküſte ſeinem Kaiſerthum einverleibt hatte und daran dachte, hier eine Hauptſeeſtation des nördlichen Kontinents zu gründen, trat Dänemark mit in ſeine Kombination, er erkannte ſeine Wichtigkeit, und es war klar, daß es nicht indifferent bleiben konnte. Die Engländer, die das auch einſahen, beſtätigten den vorausſichtigen Fernblick des Kaiſers, und kamen ſeinem Plane zuvor, indem ſie, ganz in ſeiner Weiſe, Kopenhagen überfielen und das arme, ſeiner Flotte beraubte Dänemark dem franzöſiſchen Bündniſſe zuwarfen, in das es nun mehr als ein ſchutzſuchender denn als ein machtgebender Genoſſe trat. Indem ich dieſes Beiſpiel anführe, überſehe ich übrigens nicht, daß es zu verführeriſch iſt für eine Regierung, die ihren Staatscomfort als höchſten Rechtsgrund verehrt, um es nicht gelegentlich zu wiederholen, und daß eben dadurch Dänemark, dieſer Gefahr ausgeſetzt, dem deutſchen Bunde als ein läſtiger Zuwachs erſcheinen könnte. Dieſer Gefahr iſt aber eigentlich nur Seeland ausgeſetzt, und auch dann nur in einem ſolchen Grade, wenn es ſo ohne alle Vorbereitung und Vertheidigung angetroffen, und ſo ohne alle Kriegserklärung angefallen wird, wie es der Fall war, als die Engländer die beiden Handſtreiche 1801 und 1807 ausführten. Wenn Deutſchland eine Seemacht wird — dies allerdings iſt die Vorausſetzung, worauf die ganze Erörterung beruht — und Dänemark dem Bunde angehört, dann kann es ohne überwiegende Opfer recht wohl vertheidigt werden, wenigſtens ſo, daß es einem Feinde keine leichte Beute werde. In dem vorausgeſetzten Falle aber muß es für Deutſchland immer von großer Wichtigkeit werden, daß

Dänemark nicht entweder ſelbſt feindlich gegen das deutſche Seeſyſtem auftrete, mit dem es, auch wenn das Königreich Dänemark nicht deutſcher Bundesſtaat wird, unfreiwillig verflochten iſt auf mancherlei Weiſe, oder daß es gezwungen werde, ſich von Andern als Kriegsmittel dagegen gebrauchen zu laſſen, denn in beiden Fällen kann es der deutſchen Entwicklung zur See ſehr gefährlich werden, was wohl einleuchtend genug iſt, um keine weiteren Gründe dafür anführen zu dürfen. So wie es nun in dieſer Beziehung wichtig iſt, daß Dänemark ſich nicht vom deutſchen Seeſyſteme ausſchließe, ſo erſcheint es wiederum als ein höchſt werthvoller Bundesgenoſſe und Theilnehmer daran durch ſeine Seelage ſowohl als durch ſeine ächt ſeemänniſche Bevölkerung. Dänemark würde die Bundesſeeküſte vereinen und erweitern, es würde Mannſchaft ſtellen können für eine bedeutende Flotte, es hat alle die Inſtitute bereit, durch deren Wiederbelebung eine Flotte erbaut, bemannt und richtig befehligt werden kann, und es würde immer eine Hauptſtelle unter den Marineſtaaten Deutſchlands einnehmen. Aus dieſen Gründen, und weil wir annehmen, daß Dänemark, als Mittelpunkt einer deutſchen Marineentwicklung an den nördlichen Meeren, große Vortheile erlangen muß, die es in ſeinem iſolirten Verhältniſſe nicht haben kann, ſprachen wir die Idee aus, daß ein in der Folge drückendes, und manche Verlegenheiten bereitendes Mißverhältniß dadurch gehoben werden könnte, daß das Königreich Dänemark dem deutſchen Zollvereine und dem deutſchen Bunde beiträte.*

Die Anregung dieſer Idee iſt auch jenſeits des Beltes aufgefaßt worden und eine Antwort darauf erfolgt. Dieſe iſt darum bemerkenswerth, weil ſie nicht blos die eines Publiziſten, ſondern die einer Partei iſt, und zwar einer ohne Zweifel zahlreichen Partei in Dänemark. Die Erörterung dieſes Gegenſtandes in dem in Kopenhagen erſcheinenden Blatte „das Vaterland“ (Fädrenelandet) hat auch ganz die Art eines Manifeſtes, beglaubigt ſich als die abgegebene Erklärung einer Partei, und endigt mit einem Aufrufe an die Dänen, ſich jeder Verbindung mit Deutſchland zu enthalten. Der Artikel iſt übrigens in einem würdigen und offenen Tone geſchrieben, und läßt in dieſer Beziehung nichts zu wünſchen übrig.

Der Hauptgrund, weßhalb die däniſche Erwiederung eine

---

* Allgemeine Zeitung 260 und 261. Beilage. Jahrgang 1841.

Vereinigung mit Deutſchland als nicht erſprießlich für Dänemark zurückweist, iſt ein entſchiedenes Mißtrauen in die Kraft und die Dauer unſerer politiſchen Inſtitutionen; ſie ſpricht dem deutſchen Bunde als politiſchem Geſammtkörper jede Lebensfähigkeit ab, wenigſtens jede ſolche, die es bei einer allgemeinen Erſchütterung als feſt und unzertrennlich bewähren könnte, und nennt Deutſchland das „klaſſiſche Land des thatloſen Idealismus." Obwohl letztere Benennung im Sinne der däniſchen Partei wohl hauptſächlich darum treffen ſoll, weil Deutſchland nicht Eifer genug zeigt in der thatſächlichen Entwickelung ſolcher Grundſätze, deren weitere Konſequenzen ſeiner politiſchen Geſammtbedeutung eher hinderlich als förderlich ſeyn würden, ſo wollen wir doch zugeben, daß dieſe Bezeichnung in der That mit Recht auf einen frühern Zuſtand angewendet werden kann, und wir wollen auch nicht läugnen, daß wer die Kriegszüge der Jahre 1813—15 nicht gelten laſſen will als Zeugniß gebend für ein vereinigtes Deutſchland, allerdings noch immer fragen kann nach einem faktiſchen Beweis für die Unzertrennlichkeit des deutſchen Bundes, inſofern er dieſen nur geſtatten will in der Feuerprobe eines allgemeinen europäiſchen Kampfes. Es mag immerhin nützlich ſeyn, den Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten und die gute Lehre nicht zu verſchmähen, welche aus jener Zeit Mißtrauen ſchöpft gegen die Zuverläßigkeit einer Einheit Deutſchlands; ja wir weiſen auf dies Beiſpiel hin, woraus man erſehen kann, welche geringe politiſche Geltung Deutſchland bei fremden Nationen hat, wenn es ſich nicht feſt zuſammenſchließt, wenn es zögert mit den Nationalwerken, welche dem Auslande die Ueberzeugung geben müſſen, daß es fortan in der europäiſchen Politik nur ein Deutſchland gibt. Wir nun glauben an den feſten Entſchluß der Deutſchen, voranzuſchreiten auf der Bahn der Einigung, und haben im Eingange dieſes Artikels die Gründe für dieſe Ueberzeugung angegeben. Es mag immer ſeyn, daß manche von dieſen Gründen erſt durch eine perſönliche Wahrnehmung Kraft bekommen. Der däniſche Artikel will nur in den neuerlich verſchärften Anordnungen für das Bundesheer, das allerdings noch einer entſchiedenen Faſſung bedarf, ein Zeichen von kräftiger Vereinigung finden. Dagegen legt er kein beſonderes Gewicht auf den Zollverein, den er nur als eine merkantile Konvention betrachtet. Wir nun haben eine ganz andere Anſicht von der Bedeutung des Zollvereins, und haben auch dafür

die Gründe angegeben, ja wir zweifeln nicht daran, daß, wenn binnen nicht langer Zeit der Zollverein an der däniſchen Grenze ſtehen wird, man auch dort eine andere Anſicht davon bekommen werde. Der däniſche Artikel glaubt nicht, daß Dänemark ſeinen Vortheil dabei finden könne, dem deutſchen Zollvereine beizutreten. Kopenhagen war früher ein Stapelplatz der Oſtſee, der Tauſchhafen zwiſchen den transatlantiſchen Produkten, deren die Oſtſeeländer bedürfen, und den ihrigen. Dieſes Verhältniß wieder herzuſtellen, müſſe ein Hauptaugenmerk für Dänemark ſeyn, und das könne nur durch vermehrte Handelsfreiheit geſchehen. Hierbei rechnet der Artikel beſonders auf erleichterte Bedingungen von Seite Englands. Wenn aber England ein freieres Handelsſyſtem annimmt, ſo geſchieht das natürlicherweiſe nur darum, weil es dadurch ſich Märkte erhalten will, die ihm ohne Zugeſtändniſſe von ſeiner Seite verſchloſſen, oder nur unter erſchwerten Bedingungen zugänglich werden. Nun aber bietet der Zollverein einen ſo bedeutenden Markt dar, daß es unter allen Umſtänden den Engländern ſehr wichtig werden muß, ſich mit ihm auf einen Fuß der Gegenſeitigkeit zu ſtellen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Dänemark beſſere Bedingungen bekäme, als wer ſo viel mehr anzubieten hat. Jedenfalls gewährt das jetzige Zollſyſtem Dänemarks keine beſondere Ausſicht dazu. Aber der däniſche Artikel rechnet auf eine ganz andere Geſtaltung der Zukunft, in welcher Dänemark die Entſcheidung über ſeine Zugeſtändniſſe ganz in ſeiner Macht behalten würde. Wenn es überhaupt ſchwierig iſt, zu berechnen, in welcher Lage ein Partikularintereſſe ſich finden kann in einer zukünftigen Kombination, die erſt geſchaffen werden ſoll, ſo kann man jedenfalls im Voraus ſagen, daß es davon abhängen müſſe, ob ihm die Freiheit bleibt, eine Wahl zu treffen, und den gewählten Zuſtand zu erhalten.

Nun ſtellt es ſich immer mehr und mehr heraus, daß in der Zukunft nur größere Staatenſyſteme politiſches Daſeyn und politiſche Macht geben können. Der däniſche Artikel gibt zu, daß Dänemark nicht durch ſich eine politiſche Unabhängigkeit haben kann. Entweder alſo muß Dänemark unter die Garantie einer allſeitig anerkannten Neutralität geſtellt werden, wobei es aber auf alle politiſche Machtentwickelung verzichten müßte, oder es muß ſich einem Staatenbündniſſe anſchließen, bei dem es Schutz finden kann.

Dem berühmten Grafen Bernſtorff gelang es, während der erſten Periode des aus der franzöſiſchen Revolution hervorgegangenen Kriegszuſtandes Dänemark für eine Zeitlang eine faktiſch anerkannte Neutralität zu erhalten, wodurch die däniſche Flagge einen ungeheuern Gewinn machte, der aber, und noch viel mehr dazu, eingebüßt wurde, weil Dänemark dabei noch eine unabhängige Seemacht bleiben wollte, es nicht konnte, und von England und den Kontinentalmächten gedrängt, nur die Wahl hatte, ſich entweder der engliſchen Seeſuprematie zu unterwerfen, oder ſich dem Bündniſſe der bewaffneten Neutralität gegen England anzuſchließen. Dänemark wählte das Letztere; weil aber ſeine Bundesgenoſſen theils von den Europa überfluthenden franzöſiſchen Revolutionsheeren bedrängt, theils zu weit entfernt waren, und weil überhaupt der Bund keinen feſten Zuſammenhang und keine bereite Thatkraft hatte, ſo wurde Dänemark als verlorner Poſten von England genöthigt, vom Bunde abzutreten. Im Falle eines Seekrieges, der doch für die Zukunft ſehr möglich iſt, kann Dänemark in ſeiner iſolirten Stellung kaum auf eine geſicherte Neutralität rechnen. Dänemark muß ſich alſo nach einem feſten Staatenverhältniſſe umſehen, dem es ſich anſchließen kann. Dies fühlt man allgemein in Dänemark, ſobald der Blick ſich in die Zukunft richtet, und auch die Bewegungspartei, mit deren Manifeſte wir es hier zu thun haben, empfindet dies Bedürfniß. Allein nicht dem deutſchen Bunde will man ſich anſchließen, ſondern man will einen neuen Bund errichten — faſt nur um ſich nicht Deutſchland anſchließen zu müſſen.

Dieſer vorgeſchlagene *ſkandinaviſche* Bund würde darin weſentlich verſchieden ſeyn von der ehemaligen Calmarſchen Union, daß die drei Kronen nicht auf einem Haupte vereinigt wären, wenigſtens muß man annehmen, daß dies noch vor der Hand nicht die Abſicht ſey. Ferner würde jedes der drei Reiche ſeine eigene und ganz getrennte Verfaſſung und Souveränität behalten. Es würde alſo nur ein Bündniß von drei Nationen werden zum gegenſeitigen Schutze. Die ſchwierigſte Aufgabe dieſes Bundes würde jedenfalls ſeyn, Dänemark zu ſchützen, das im Falle eines Krieges, mit welcher Macht immer, der größten Gefahr ausgeſetzt wäre. Wenn wir nun auch annehmen, daß Schweden und Norwegen dem neuen Bundesgenoſſen beſondere Sorgfalt zuwenden wollten, ſo würden ſie dies doch nur bis zu einem gewiſſen Grade können; denn ihre

weit gedehnten Grenzen, ihre auf einen großen Raum vertheilten Bevölkerungen würden ihnen keine großen und lange dauernden Anstrengungen gestatten. Dieser Bund würde daher eigentlich nur für Dänemark vortheilhaft seyn; denn in so fern durch den Beitritt des dritten Landes für den damit geschlossenen Bund neue Handelsvortheile zu erlangen wären, so würden diese vorzugsweise Dänemark zufallen. Schweden und Norwegen exportiren Produkte des Mineralreichs, Holz, und Norwegen hat noch einen bedeutenden Fischhandel. Diese Artikel gehen auch nach Dänemark, nur der letzte in geringerem Grade. Wenn durch ein Bündniß mit Dänemark diese Artikel abgabenfrei oder mit geringer Abgabe zugelassen werden, so ist es nicht wahrscheinlich, daß der Absatz größer wird, denn man wird in Dänemark nicht mehr Holz, Kupfer und Eisen nehmen, als man nöthig hat, auch wenn es wegen verminderter Abgabe wohlfeiler ist; so wie man umgekehrt auch bei höherem Zolle so viel davon nehmen muß, als man unumgänglich braucht. Schweden und Norwegen brauchen Getreide vom Auslande; obwohl der Ackerbau in beiden Ländern sich sehr gehoben hat, so können sie sich doch nicht vollkommen brodnähren und sind häufigem Mißwachse ausgesetzt. Wenn durch einen skandinavischen Bund das dänische Getreide mit geringern Abgaben zugelassen wird, so ist das natürlich ein Vortheil für Dänemark; wenn aber der skandinavische Bund bessere Bedingungen für seine Produkte in England erreicht — und der dänische Artikel spricht diese Hoffnung aus — so würden natürlich die Kornpreise in Dänemark steigen, und die Norweger und Schweden würden das dänische Getreide theurer zahlen müssen. Norwegen und Schweden würden durch Dänemarks Beitritt schwerlich materielle Vortheile erreichen, als in so fern dadurch eine politische Gesammtmacht gewonnen würde, durch welche alle drei Reiche im Verein eine vortheilhaftere Stellung in Europa bekämen. Ein vereinigtes skandinavisches Reich wird vorzüglich eine Bedeutung bekommen auf dem Meere. Es gränzt an zwei große Mächte, an Rußland im Osten, und man kann sagen im Westen an England, weil England die herrschende Macht ist auf der Nordsee, von der das vereinigte Skandinavien bespült wird. Diese beiden Mächte werden immer die beiden Endpunkte der skandinavischen Politik bilden. Auch ein vereinigtes Skandinavien würde nicht Macht genug besitzen, um zwischen diesen Reichen eine Neutralität zu erzwingen.

Allerdings kann man immer durch den Belt in die Oſtſee kommen, aber dieſer Weg iſt unbequem und unter gewiſſen Verhältniſſen gefährlich, ſowohl im Belte ſelbſt, als auch wegen der kleinen däniſchen Inſeln, an denen vorbei man das offene Fahrwaſſer der Oſtſee ſuchen muß. Der wahre Einlauf in die Oſtſee iſt der Sund. Dieſer kann von däniſcher Seite aus nicht geſchloſſen, im Verein mit Schweden für Kriegsflotten nur erſchwert werden. Dagegen kann ein vereinigtes Skandinavien im Bündniſſe mit England die Oſtſee beherrſchen. Im Falle eines Seekrieges würde die Vereinigung der drei ſkandinaviſchen Reiche eine große Bedeutung bekommen können, und es läßt ſich nicht läugnen, daß in allen drei Völkern eine Sympathie für England ſtattfindet. Immer aber würde Dänemark bei ſolchen Konflikten in ein mißliches Verhältniß kommen, indem es als ſkandinaviſcher Bundesſtaat Mitglied von zwei Geſammtſtaatskörpern wäre. Wie wir hier einen Krieg beſprechen als einen Fall, den unſere Wünſche in eine möglichſt ferne Zukunft verſchieben, ſo muß ſeine Möglichkeit doch zugegeben werden und nimmt jedenfalls ihre Stelle in der politiſchen Berechnung. Wir wenigſtens nehmen nun an, daß Deutſchland — und vielleicht ſchneller als manche glauben — zu einer bedeutenden politiſchen Macht heranreifen wird, und ſo viele glauben es mit uns, daß es doch klug wäre, wenn man in Dänemark dieſe Möglichkeit mit in Anſchlag brächte bei Berechnung der Wechſelfälle der Zukunft. Jedenfalls iſt es klar, daß, wenn Dänemark einen ſkandinaviſchen Bund herbeiführt, Deutſchland nicht dabei unbetheiligt bleiben kann. So z. B. würde die Frage entſtehen, ob der König von Dänemark Herzog der deutſchen Bundesſtaaten Holſtein und Lauenburg bleiben könnte, wenn er zugleich Mitglied des ſkandinaviſchen Bundes wäre, alſo nicht blos Souverän eines nichtdeutſchen Staates, ſondern einem andern Bunde verpflichtet, in dem nun freilich ſeine Souveränität keine vermehrte Bedeutung bekommen würde. Oeſterreich und Holland, die verhältnißmäßig für den geringſten Theil ihrer Länderkomplexe Mitglieder des deutſchen Bundes ſind, können wohl für ihre außerdeutſchen Staaten temporäre Bündniſſe mit andern Staaten ſchließen, bei welchen Deutſchland nicht betheiligt iſt, allein ſie ſind nicht Mitglieder eines andern permanenten Bundes. Jemehr Deutſchland ſich vereinigt, deſto zweifelhafter würde dann die Frage wegen Holſtein und Lauenburg werden,

und das um ſo mehr, da bekanntlich die Herzoge von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg eventuelle Erbrechte auf Holſtein haben. Dieſe, wie ich wohl weiß, ſtreitigen und verwickelten Erbansprüche, die jedenfalls erſt eintreten beim Erlöſchen des jetzt regierenden Oldenburgiſchen Mannsſtammes, könnten, von einer politiſchen Kombination ſo befremdlicher Art, wie ein ſkandinaviſcher Bund es wäre, leicht zu einer frühern Löſung kommen, die vielleicht um ſo nöthiger wäre, als jedenfalls dann die Eider die Grenze würde auch gegen eine andere Macht, als Dänemark — nämlich gegen den geſammten ſkandinaviſchen Bund. Wir wiſſen nun nicht, in wie fern Schweden und Norwegen wegen eines ſkandinaviſchen Bundes einverſtanden ſind, und müſſen jedenfalls der däniſchen Partei dieſe Unterhandlung überlaſſen. Sie ſcheint ihr nicht viele Sorge zu machen; es kommt ihr nur darauf an, daß ſie ſchnell vollzogen werde. Der däniſchen Regierung iſt dabei nicht gedacht, und man weiß kaum, in wiefern ihr dabei eine Stelle zugedacht iſt. Dieſer Umſtand iſt um ſo auffallender, weil das Organ der däniſchen Bewegungspartei ganz redlich und offen uns darauf vorbereitet, uns ja nicht zu wundern, wenn ein ſkandinaviſcher Bund plötzlich eines ſchönen Morgens als eine vollzogene Thatſache daſtünde, zu der weiter nichts zu ſagen wäre, „ſo wie dies mit der Trennung Belgiens, mit Ancona's Beſitznahme, mit den Ereigniſſen in Portugal und Spanien geſchehen iſt. Daher friſchauf, Ihr Skandinaven; wenn ſonſt nichts als der Widerſtand der Großmächte im Wege ſteht, ſo dürft Ihr kühn an die Ausführung Eurer Wünſche denken!“ So ſchließt das „Vaterland“ ſein Manifeſt. Deutſchland iſt alſo gewarnt, und immer nicht ſchlechter behandelt als die andern Großmächte. Man könnte etwas beſorgt ſeyn über die Art, wie die Thatſache eintreten ſoll, allein man lieſt: „ſobald ſie von den betreffenden Mächten nach freundſchaftlicher Uebereinkunft vollzogen worden iſt,“ — was jedenfalls das Einverſtändniß der däniſchen Regierung vorausſetzt, wobei es aber doch nicht ganz klar iſt, wie es herbeigeführt werden ſoll — wir wollen gerne vorausſetzen, nur durch geſetzliche Mittel, oder doch durch ſolche, die nachträglich legitimirt werden wie natürliche Kinder.

Allein wenn wir dies auch annehmen, ſo wird unter allen Umſtänden eine große Veränderung eintreten; denn die Partei wenigſtens verhehlt keineswegs, daß ſie außer dem ſkandinaviſchen

Bunde noch einen klienen Plan habe: ſie will nämlich „die norwegiſchen Inſtitutionen, wiewohl nicht die unbedingte Nachahmung derſelben in Dänemark.“ Welche Modifikationen man nun auch beabſichtigen möge, ſo will man doch ganz gewiß den Grundſatz der Volksſouveränetät und das Zwangsmittel der Verweigerung des Budgets; denn warum ſollte man ſonſt die norwegiſche Konſtitution anrufen. Das Manifeſt der Partei beruft ſich ironiſch darauf, daß die Dänen, wenn ſie die bezeichneten Veränderungen einführten, nur die Konſequenzen ziehen würden aus den Prinzipien, welche der jetzige König von Dänemark und die alliirten Mächte ſelbſt in Skandinavien eingeführt hätten, indem letztere gewollt, daß Norwegen von Dänemark getrennt werde, der König aber damals als Statthalter die Konſtitution von Eidsweld gegeben habe. Das Alles geſchah allerdings ſo, aber unter Verhältniſſen, die keine Anwendung auf die jetzigen geſtatten. Norwegen war freilich der Kampfpreis, den der Kronprinz Karl Johann als Bräutigam der ſchwediſchen Krone darbrachte als Erſatz für Finnland, das Rußland nicht hergeben wollte; die alliirten Mächte bewirkten und garantirten dieſen Vorgang, aber ſchwerlich in der Abſicht, wie der däniſche Artikel meint, um einen ſkandinaviſchen Bund herbeizuführen, ſondern um zwei Kronen zu vereinigen, und wahrſcheinlich hatte man, als das geſchah, die Abſicht, die dritte Krone einem kontinentalen Syſtem vorzubehalten. Der jetzige König von Dänemark gab allerdings damals den Norwegern ihre Verfaſſung, aber damit ein Anderer über ſie regiere; ich weiß nicht, ob er ſie ſo gegeben haben würde, wenn er ſelbſt ferner in Norwegen hätte regieren ſollen; aber ich glaube ſicher, daß er unangenehm überraſcht ſeyn würde, wenn er jetzt in Kopenhagen die norwegiſche Konſtitution wiederfinden ſollte, — als Einleitung zu einem ſkandinaviſchen Bunde oder als Folge davon. Ich glaube nicht, daß es Deutſchland ganz gleichgültig ſeyn könnte, wenn eine auf ähnliche Grundſätze gebaute Verfaſſung in Dänemark eingeführt würde. Ich gebe zu, Deutſchland muß ſelbſt wünſchen, daß in manchen ſeiner Staaten vorſchreitende Entwickelungen ſtattfänden; aber ich bin überzeugt, daß die überwiegende Mehrzahl einſichtsvoller Deutſchen, ſo ſehr ſie bürgerliche Freiheiten wünſchen und ſchätzen, dennoch anerkennen, daß in den Staatstheorien des Konſtitutionalismus, der von einer Volksſouveränetät ausgehen will, ein Widerſpruch enthalten iſt gegen die

Möglichkeit eines beſtändigen Staatenbundes. Die Volksſouveränetät ſchließt ſich egoiſtiſch ab, unbekümmert um den Nachbar, um, wenn auch allmählig, ſo doch immer vorſchreitend zu der letzten Konſequenz einer gleichmachenden Allgemeinheit zu gelangen, in welcher die Befugniß dem jeweiligen Volkswillen zuſteht. Der deutſche Bund kann aber nicht aus ſouveränen Völkern beſtehen: ſie würden ſich nie zu einem Volke einigen. Auf dieſem Wege des Konſtitutionalismus kommen wir zu einer Auflöſung in ſouveränen Volksſtämmen, die eben durch dieſe beſondern Souveränetäten zu keinem geſchloſſenen Verein gelangen können, und vorkommenden Falls gerade ſo handeln würden, wie ehedem iſolirte Regierungen, welche in ihrer Souveränetät die Befugniß fanden, nach Gutdünken ſich von dem Ganzen abzuſondern. Das Weſen des deutſchen Bundes iſt konſervativer Fortſchritt, in dem die Intelligenz aller Stände gehoben und entwickelt werde, ohne daß wir vor dem Gebrauch der gewonnenen Einſicht zittern müſſen, ohne in die Gefahr zu kommen, daß die Staatsführung, von dem Volke überholt, hinter irgend einer Aufgabe der Zeit zurückbleibe, mit der Beruhigung, daß jeder ſich entwickelnden Volkskraft angemeſſener Spielraum gewährt wird, ſich zu verſuchen und ſein Beſtes zu thun, ohne die Fächer der geſellſchaftlichen Ordnung über ihre Ausdehnungsfähigkeit zu ſpannen und ihre Grenzen auf Koſten anderer zu verſchieben. Dieſes Ziel, glaube ich, will und wird Deutſchland durch Einigung erreichen, in der Fürſten und Völker gleichzeitig gegen Uebergriffe und Rückſchritte geſichert ſind. Auch zweifle ich nicht daran, daß die däniſche Regierung ſowohl, als viele beſonnene Meinungsanſichten ſich davon überzeugen werden, daß in Deutſchland eine politiſche Macht ſich entwickelt, die Vertrauen einflößen und Schutz gewähren kann, ohne der eigenthümlich nationalen Entwickelung Eintrag zu thun, und daß, wenn Deutſchland eine Seemacht wird, wonach es ſtrebt und das es erreichen wird, Dänemark nach und nach faſt naturgemäß mit in ſein Syſtem gezogen werden muß, — früher oder ſpäter, weil es faſt undenkbar iſt, daß ein Land wie Dänemark der Attraktionskraft von einem Staatenbunde widerſtehen ſollte, der allmählig über 40 Millionen Menſchen homogener Volksſtämme umfaſſen wird.

△

Die Autographen-Sammlungen.

Die Neigung zu sammeln, Gegenstände, die einem bestimmten Kreise angehörig sind, zu vereinigen, ist eine der alltäglichsten und dabei doch noch eine der am wenigsten beleuchteten Erscheinungen in der menschlichen Natur. Auf der einen Seite höheren Interessen verwandt, geht der Sammlungseifer wieder auf der andern ganz in den Kreis der eigentlichen Liebhabereien über, und erlangt eben hierdurch eine solche Macht, daß es dem Unbetheiligten ziemlich unbegreiflich bleibt, was in der Seele eines wirklichen Sammlers vorgeht. Ganz so harmlos, wie dieser Zustand gewöhnlich dargestellt wird, ist er nicht; die Leiden des Sammlers sind nicht gering, seine Versuchungen zu Vernachlässigung von Frau, Kind und Amt, zum Neid gegen seinen Mitmenschen, zu bedenklicher Dehnbarkeit des Gewissens hinsichtlich der anzuwendenden Mittel, sind erheblich genug. Dem Geize gleich wächst der Heißhunger nach rastloser Vermehrung der erworbenen Schätze und nimmt der Gedanken mehrere in Anspruch, als es irdischem Besitz zukommt. Welcher ächte Sammler hat wohl den neuen Bekannten nicht gleich von Hause aus darauf angesehen, was von ihm möglicherweise zu erlangen stehe an werthvollen Objekten! Wie viel Einfluß übt dieser rasche Ueberblick auf den Grad der Herzlichkeit, auf die Art der Behandlung!

Die Wirkungen der kolligirenden Leidenschaft sind außerordentlich. Der in allen sonstigen Verhältnissen grober Einfachheit beflissene Sammler wird fein und verbindlich, der hochmüthige, rang- oder geldstolze zeigt sich herablassend, ja kordial, der bescheidene, schüchterne entwickelt eine nie geahnte Zudringlichkeit

der ſchweigſame fließt über von Beredtſamkeit, der läſſige geht zur regſten Thätigkeit über, er, dem die dringendſten Veranlaſſungen kaum einen Beſuch, einen Brief abzuringen vermögen, macht Beſuche rechts und links, ſchreibt Briefe nach allen Weltgegenden hin. Vor der Sammlung gilt vollkommene Gleichheit; vornehm und gering, jung oder alt, Chriſt oder Heide, Legitimiſt oder Liberaler, Genie oder Philiſter, Alles erkennt ſich als Brüder eines wenn auch nicht geheimen, doch dem Laien nicht minder unbegreiflichen Bundes. — Und in dieſem Bunde ſelbſt, welche Rührigkeit, welche nimmer raſtende Politik! Vereinigt durch eigene Sprache und Erkennungszeichen, durch ausgebildeten Verkehr, führen ſeine Glieder dabei einen ſtillen Krieg Aller gegen Alle. Man betrachte zwei Sammler in ihrem Verhalten zu einander, welche innige Gemeinſchaft, und dabei welche ſtete Behutſamkeit! Wie bitterſüß das Lob, welches der Eine dem Andern über die ihm ſelbſt mangelnden Schätze ertheilt, wie ſtolzdemüthig nimmt es Letzterer in Empfang! Vermag er durch beiläufige Hindeutung auf den Spottpreis oder den glücklichen Zufall, der ihm jene Hauptſtücke zugeführt, den Stachel noch tiefer in das Herz ſeines Geſchäftsfreundes zu drücken, ſo wird er ſich dieſe Freude ſelten verſagen. Unähnlich dem Prahler und Bönhaſen, welcher den Werth ſeines Beſitzes durch Erwähnung der aufgewendeten Koſten zu erhöhen glaubt, wird der ächte Sammler ſtets wünſchen, daß man dafür halte, ſeine unſchätzbare Sammlung habe ſich bei ihm durch Glück, Geſchick und Thätigkeit von ſelbſt zuſammengefunden und koſte ihm eigentlich wenig mehr als gar nichts.

Sorgſam vermeidet Jeder, die ihm zugänglichen Quellen zur Kenntniß des Andern zu bringen, nur der ganz erſchöpften gedenkt er in dankbarem Hinblick auf das, was ſeiner Sammlung aus ihnen zugefloſſen. Thut ſich irgendwo eine neue Ausſicht zu Erwerbungen auf, ſo wird nach der entgegengeſetzten Seite hin ein falſcher Lärm erregt, auf daß die Blicke und Beſtrebungen der geehrten Confratres möglichſt weit von dem eigentlichen Schauplatze abgelenkt werden.

So erzeugt der Sammlungstrieb ſtets neue Emotionen, und wird eben hierdurch die Quelle nie verſiegender Freuden. Wer nie an ſich erlebt hat, mit welchem Gefühl der Sammler ein ausgezeichnetes Exemplar, nach welchem ſeine Seele ſeit Jahren

gelechzet, endlich in den lang bereiteten Platz legt, welchen hohen Troſt in ſchwerer Trübſal ihm das felſenfeſte Bewußtſeyn dieſes Beſitzes gewährt, der verhülle ſchweigend ſein Angeſicht. Was Wunder, daß da, wo ſich irgend eine Anzahl Menſchen zu bleibenden Wohnſitzen zuſammengefunden, ſicher auch immer unter ihnen ſolche ſeyn werden, die ausgeſtopfte Säugethiere und Vögel, Inkunabeln, Meerſchaumköpfe, Münzen, Mineralien, Aldinen oder Elzeviere, Muſcheln, Pelargonien oder Ranunkeln, geſchnittene Steine, Schmetterlinge, gemalte Scheiben, Komödienzettel, Bilder, Käfer, Rococomöbel, Siegel, Holzſchnitte, chineſiſches und Meißner Porzellan, Kupferſtiche, Mißgeburten in Spiritus, alte Waffen, Portraits, Eier oder Autographen ſammeln.

Von letzteren ſoll hier zunächſt die Rede ſeyn, da ſich Schreiber dieſes in vollem Maße zu dieſer Neigung, wenn auch nicht gerade zu allen eben daraus gezogenen Folgerungen bekennt. Der Gedanke, die Handſchriften berühmter und namhafter Perſonen zu ſammeln, liegt ſo ſehr in der Natur der Sache, daß er ohne Zweifel ſo alt wie die Schreibkunſt ſelbſt iſt. Es muß daher als bloße Vergeßlichkeit betrachtet werden, daß dieſer edlen Beſchäftigung früher ſo wenig erwähnt wird, während minder erhebliche Unternehmungen oft eine ganze Literatur zu ihrer Verherrlichung beſitzen.

Die meiſten öffentlichen Bibliotheken haben es ſich von jeher angelegen ſeyn laſſen, mit ihren Bücherſchätzen auch Handſchriften zu vereinigen, und es iſt bekannt, von welcher hohen Bedeutung für die Wiſſenſchaft die Manuſcripte ſind, welche die Pariſer, Wiener und andere Bibliotheken vereinigen. Wir können dieſe koſtbaren Sammlungen aber eben ſo wenig wie die eigentlichen Archive als Anfänge der Autographenſammlungen betrachten, da ſie ganz andern Zwecken zu dienen beſtimmt ſind und daher auch die Eigenſchaft des Eigenhändigen nur als Nebenſache behandeln.

Vereinzelte Notizen abgerechnet (**Fontaino**, **manuel de l'amateur d'Autographes**, **pag. 7. ff**; **Paignot**, **recherches sur les Autographes**; **Klen**, zur Geſchichte der Sammlungen, p. 291.) iſt erſt ſeit ungefähr 20 Jahren mehr oder minder von eigentlichen Sammlungen dieſer Art die Rede. Da Frankreich den Anfang damit gemacht hat, die Autographen zum Gegenſtande öffentlicher Beſprechung zu erheben, ſo ſind deſſen Sammlungen

auch zuerſt zu europäiſchem Rufe gelangt. Wer kennt nicht die Namen Chateau Giron, Dolomieu, Monmerqué, Martin, Villeneuve; wer möchte nicht bei den Verſteigerungen von Pluquet, Téchener, Chalabre, Garnier gegenwärtig geweſen ſeyn? In Deutſchland wird es noch geraume Zeit bedürfen, ehe gleiche Aufmerkſamkeit auf die reichen Sammlungen des Grafen Moritz Dietrichſtein zu Wien, der HH. v. d. Tann zu Tann, Falkenſtein zu Dresden, Friedländer und Dorow zu Berlin u. a. gerichtet ſeyn wird; aber auch hier iſt eine Morgenröthe beſſerer Zeit angebrochen, und dieſe Beſtrebungen beginnen jetzt im größern Publikum ein Intereſſe zu erregen, welches ſie ſo ſehr verdienen.

Zunächſt iſt es nothwendig, den Begriff einer Sammlung von Autographen näher feſtzuſtellen. Gewöhnlich hat man geglaubt, das Beſtreben eifriger Sammler dadurch zu rechtfertigen, den Werth des Erreichten dadurch zu erhöhen, daß man die Autographen unter dem Geſichtspunkte hiſtoriſcher Dokumente angeſehen und von ihrer Vereinigung einen beträchtlichen Nutzen für die nähere Kenntniß der betreffenden Epochen vorausgeſetzt hat. Angaben dieſer Art gehen jedoch entweder aus Mißverſtändniß oder aus wohlmeinender Vorſpiegelung hervor. Autographenſammlungen ſind keine Archive oder Manuſcriptbibliotheken; während bei letzteren allein der gehörig beglaubigte Inhalt des Schriftſtücks deſſen Bedeutung ausmacht, ſo beruht dieſer für den Autographenſammler auf der Handſchrift ſelbſt. Beides ſchließt ſich allerdings nicht gänzlich aus; auch der Bibliothekar hat es als eine erfreuliche Zugabe anzuſehen, wenn das durch ſeinen Inhalt werthvolle Manuſcript zugleich die Eigenſchrift des Verfaſſers iſt, und der Autographenſammler iſt ſelten bis zu der großartigen Unbefangenheit gekommen, daß ihm der Inhalt ſeines eigenhändigen Papiers vollkommen gleichgültig wäre. Immer aber bleibt es ſicher, daß der Bibliothekar und Archivar auf diejenige Eigenſchaft der ihm anvertrauten Schätze den Accent legt, welche dem Sammler erſt in zweiter Reihe ſteht, und eben ſo umgekehrt.

Scheue man ſich daher nicht, einfach und unumwunden zuzugeſtehen, daß das Weſen des Autographenſammlers eben eine ſogenannte Liebhaberei wie jede andere iſt. Dieſe trägt ihre Berechtigung in ſich ſelbſt; es bedarf dazu weder eines außerhalb liegenden Zweckes noch der Hinweiſung darauf, wie viel berühmte

Männer ähnlicher Schwachheit ſchuldig befunden worden, ja, daß die Gipfel deutſcher Geiſtesthätigkeit in Staat und Literatur, daß Metternich und Goethe eingeſtandenermaßen derſelben anheimgefallen ſind.

Iſt erſt durch dieſes offene Geſtändniß die Wahrheit in ihre vollen Rechte eingeſetzt, ſo kann dann unbedenklich angedeutet werden, daß die Liebhaberei doch keineswegs ausſchließe, an die erworbenen Gegenſtände eine weitere Bedeutung zu knüpfen. Nur muß dieſe nicht auf unrichtigem Wege geſucht werden: Autographen haben nicht die Aufgabe, das hiſtoriſche Studium zu beleben und zu erweitern, ſie vermögen nicht, den Kunſtgenuß der Sammlungen von Bildwerken zu bereiten, ſie können nicht den Nutzen der naturhiſtoriſchen Kabinette gewähren. Dennoch ſind ſie nicht als bloße Kurioſitäten zu betrachten, ſondern es knüpft ſich für jeden einigermaßen Fühlenden ein geiſtiges Intereſſe an ihren Beſitz, das Intereſſe an den Perſonen ſelbſt. Das ſogenannte Schließen von den Schriftzügen auf den Charakter möchte zwar Jedem, der hierin umfaſſendere Vergleichungen als Lavater vorgenommen, mehr als zweifelhaft erſcheinen. Nationen und Epochen haben einen ſo beſtimmten Charakter der Handſchrift, daß in den meiſten Fällen mit großer Sicherheit bei einem vorliegenden Autographum geſchloſſen werden kann, ob es einem Franzoſen, Engländer, Italiener, einem Sachſen oder Oeſterreicher angehöre, ob es im 15ten, 16ten Jahrhundert oder einem ſpäteren Zeitabſchnitte geſchrieben worden ſey. Auch die Stimmung des Momentes, die leiblichen oder geiſtigen Einflüſſe, unter welchen der Schreiber eben geſtanden, die Eile, die Zerſtreuung, der Zorn, verändern deſſen Handſchrift ſehr merkbar, und es könnte bei genauer Beobachtung dieſer Veränderungen nicht ſchwer ſeyn, hieraus haltbare Schlüſſe für ein beſtimmtes Individuum zu ziehen. Eben aus dieſen Gründen aber treten die denkbaren Einflüſſe der Charaktereigenſchaften zurück, und der Menſch ſchreibt, wie es ſeine Natur und ſeine Zeit, beide häufig durch ſeine Schreiblehrer repräſentirt, ihm eingeben, und wie ſeine augenblickliche Stimmung ihn treibt. Seine Schriftzüge laſſen nicht ſowohl phyſiognomiſche als pathognomiſche Folgerungen zu.

Ganz unabhängig von dieſer bodenloſen Forſchung iſt aber das Intereſſe, welches der Schreiber ſelbſt einflößt. Bei Perſonen,

die irgend ein Bedeutung erlangt, an deren Namen und Bild sich irgend eine Reihe von Sensationen knüpft, übt Alles zu ihnen Gehörige einen Reiz aus, der in geradem Verhältnisse mit ihrer historischen Erscheinung selbst steht. Niemand wird ohne sehr bestimmte Bewegung erfahren, daß der vor ihm stehende Sessel derjenige sey, auf welchem einst Karls des Großen irdische Reste in dem Aachener Grabgewölbe vorgefunden worden, daß jener Degen der sey, den Franz I. bei Pavia dem Connetable v. Bourbon verweigerte, dem Herrn v. Lanney übergab, daß dieser unscheinbare Hut einst das Haupt des großen Königs bedeckt, daß jenem Dintenfasse die Schriften entquollen sind, mit welchen Kant die neuere Philosophie begründete, daß jener zierliche Hausaltar die Gebete der noch unglücklicheren als schuldbeladenen Maria Stuart empfangen hat. Von Allem nun, was der Mensch hienieden zurückläßt, gehört ihm vielleicht nichts so ganz eigen an, als seine Handschrift, ein Produkt seiner geistigen und leiblichen Thätigkeit, ein eben so unmittelbarer und dabei geistiger Ausfluß seiner Persönlichkeit als seine Handlungen selbst. Keiner jener obenbezeichneten Reste hängt so innig mit ihm selbst zusammen, bei keinem ist die Gemeinschaft so wenig zufällig, bei keinem daher die Erinnerung so tief und lebendig. Bringt dem Unempfindlichsten, bringt einem solchen, der jedes andere Interesse als sein eigenes Steckenpferd für baaren Aberwitz hält, die eigenhändigen Schriftzüge eines jener großen geistigen Agitatoren vor Augen, mit welchen sie einst die Gedanken ihrer Zeitgenossen geleitet, zeigt ihm auch nur den Namenszug eines der Gewaltigen, deren Rathschluß oder Degen das Schicksal der Welt bestimmt hat, er wird diese Reliquien nicht ohne eine Mischung von Scheu und Theilnahme betrachten können. Ist es daher nicht des Schweißes der Edlen werth, sie vor dem Untergange in sichere Häfen zu bergen?

Als erste Vorschrift für den beginnenden Sammler ist ihm die weise Regel des cuisinier bourgeois zu empfehlen: **Ayez des autographes!** Daß er hierzu sich selbst, dann seine Angehörigen, dann in immer weiterem Kreise Freunde, Bekannte und Unbekannte in Bewegung setze, lehrt ihn der Instinkt. Die Handschriften der Zeitgenossen sind immer zu erreichen, sobald man an dem Orte ihres Aufenthaltes Verbindungen anknüpft. Schwieriger ist es, denen beizukommen, die sich der Zudringlichkeit der Sammler durch

den Tod entzogen haben, und diese Schwierigkeit wächst in der Regel mit der Länge der Zeit. Nicht Jedem kommt die Zerstreuung irgend eines öffentlichen oder Familienarchives zu Hülfe, nicht Jeder findet in der reichen Ausbeute bei Materialhändlern und Trödlern einen willkommenen Ersatz für jeden Greuel der Revolutionen oder für den Vandalismus der Beamten, welche solche Schätze als nutzloses Papier in den Verkehr gebracht.

Antiquare sind häufig im Besitze älterer Handschriften, alte Buch- und Kunsthandlungen bewahren zuweilen Korrespondenzen mit namhaften Männern. Man lasse sich auch die Mühe nicht verdrießen, ältere Bücher zu diesem Behufe sorgsam durchzugehen; oft enthalten sie Inschriften, Dedikationen, Randbemerkungen von berühmter Hand. Stammbücher jeder Form sind eine der ergiebigsten Quellen für die Autographensammler; ohne diese Sitte, die von der Mitte des 16ten Jahrhunderts an bis gegen Ende des 18ten allgemein gewesen, würde die Handschrift manches großen Gelehrten früherer Zeit ganz unerreichbar seyn. Wie oft hat der eifrige Sammler den Studiosen jener Zeit gesegnet, der jedem seiner Lehrer seine Philotheca pünktlichst vorgehalten, und hierdurch einer sinnigen Nachwelt die Handschriften der großen Juristen von Bourges, der Kritiker in Leyden, Löwen, Franecker und Gröningen, der Theologen von Wittenberg und Helmstädt erhalten hat!

Noch ist es in Deutschland nicht wie in Frankreich dahin gekommen, daß die Handschriften ein eigentlicher kurrenter Handelsartikel geworden sind; der Sammler, wenn er seinen Reichthum überblickt, findet bei dem größeren Theile stete Veranlassung, mit dankerfülltem Herzen aller der uneigennützigen Gefälligkeit, des bereitwilligen Wohlwollens zu gedenken, welche ihn in den Besitz desselben gebracht haben. Was der Sammeleifer auf der einen Seite demoralisirendes haben soll, wird auf der andern durch jenen Wechselverkehr zarter Gefühle ersetzt, die sich an diese immer rege Dankbarkeit knüpfen. Unbedingt bleibt es daher für das Herz am zuträglichsten, sich beschenken zu lassen; der Tausch ist schon bedenklicherer Natur. Geschieht er im Großen und Ganzen, so bleibt bei einem von beiden Theilen, oft bei beiden, selten die geheime Empfindung aus, daß man doch eigentlich kein sonderliches Geschäft gemacht habe. Soll hingegen jedes Blatt im Einzelnen gegen ein gleich werthvolles getauscht werden, so hat es große

Schwierigkeit, einen Maßstab aufzufinden, der beiden Theilen ganz Genüge leiste.

Wozu weder durch Geschenke, noch durch Tausch zu gelangen Aussicht vorhanden ist, dieses darf der Sammler nicht scheuen, zu mäßigem Preise anzukaufen, und kann denen nur erkenntlich seyn, welche ihm Gelegenheit hierzu eröffnen. In manchen antiquarischen Katalogen finden sich die Bücher besonders bemerkt, welche Handschriftliches enthalten; Schulz und Thomas in Leipzig bieten in ihren Verzeichnissen Autographen zu bestimmten Preisen an; dasselbe geschah bis vor Kurzem durch das Bulletin, welches Fontaine in Paris monatlich erscheinen ließ.

Eine andere umfassende Gelegenheit zur Erwerbung werthvoller Gegenstände bieten die Versteigerungen dar, welche Fr. Gräfer in Wien von Zeit zu Zeit abhält; hinsichtlich der Ordnung und der so wichtigen Zuverlässigkeit lassen diese nichts zu wünschen übrig. Noch kommt in Deutschland die Verfälschung der Autographen, die in Frankreich und England weit gediehen, wohl nicht vor; unabsichtliche Irrungen sind aber auf diesem Gebiete sehr zu befürchten, und es bleibt immer tief schmerzlich, aus dem Bewußtseyn des Besitzes einer seltenen Handschrift bei Vergleichung mit einem unzweifelhaften Originale plötzlich herausgeworfen zu werden. Mit welchem Zagen ist schon Schreiber dieses zuweilen an eine solche Vergleichung gegangen, wie gern hätte er sie sich selbst zu ersparen gewünscht!

Die Preise, welche für Autographen billig gefordert und vernunftmäßig bezahlt werden können, sind bis jetzt sehr im Schwanken. Was der Kuriositäten suchende reiche Russe und Engländer für ein ihm zusagendes Exemplar aufzuwenden geneigt ist, kann nicht zum allgemeinen Maßstabe dienen. Bei den Auktionen der letzten Jahrzehnte in Paris wurde Ludwig XIV. mit 30 Fr., Condé mit 30, Montesquieu mit 38, Friedrich der Große mit 41, Madame de Sevigné mit 45, Rousseau mit 52, die bloße Unterschrift der Agnes Sorel mit 53, Fenelon mit 57, Coligny mit 61, Mazarin mit 64, Racine's bloßer Name mit 66, Kepler mit 71, St. Vincent de Paul mit 79, Philipp Egalité mit 80, die bloße Unterschrift Franz I. mit 90, Elisabeth von England mit 99, Corneille mit 101, Napoleon mit 104, Sully mit 106, Marie Antoinette mit 120, Ludwig XVI. mit 125, St. François

de Sales mit 126, Daniel Elzevier mit 222, Heinrich IV. von Frankreich mit 240, Maria Stuart mit 300, und ihre bloße Unterschrift mit 154, Lafontaine mit 400, Gabrielle d'Eſtrées mit 410 und Montaigne mit 699 Frcs. bezahlt. Auch bei uns ſind unter Umſtänden hohe Preiſe erreicht worden; die Gräfer'ſchen Verſteigerungen ergaben für Winkelmann 21 fl. C. M., Linné 22, Franklin 24, Erasmus von Rotterdam 25, Mozart 25, Lipſius 29, Rouſſeau 32, Wallenſtein 39, Washington 49, Schwedenborg 50, Schiller 60 und Luther 200 fl. C. M. Auf einer Frankfurter Bücherauktion im Jahre 1840 ging der Preis eines inkompleten Exemplars der Werke von Hans Sachs, das er mit einigen Worten ſeiner Frau ſchriftlich gewidmet hatte, auf 136 fl.

Im Ganzen wird jedoch von den meiſten Sammlern in Deutſchland zu feſt an dem alten Grundſatze gehalten, daß Autographen nicht durch Kauf zu erwerben ſeyen, als daß dieſelben je zu einem eigentlichen Handelsartikel werden und hierdurch ſich auf hohe Preiſe fixiren ſollten.

Um einen nähern Anhalt für den Werth der Autographen oder mindeſtens einen vergleichenden Maßſtab ihrer relativen Wichtigkeit für den Sammler zu gewinnen, iſt es nothwendig, die drei verſchiedenen Geſichtspunkte zu trennen, unter welchen der Werth einer Handſchrift betrachtet werden kann.

Es kommt bei einer ſolchen zuerſt die hiſtoriſche Bedeutung der Perſon in Erwägung. Große Regenten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Künſtler nehmen den erſten Rang in jeder Sammlung ein; von ihnen abwärts ſchwindet der Werth des Autographums im Verhältniß zu der mindern Wichtigkeit der Schreiber. Zu läugnen iſt freilich nicht, daß hierbei große Anomalien vorkommen, daß der bizarre oder frivole Sinn häufig genug die Balletänzerin oder Sängerin des Tages dem Dichter vorzieht, deſſen ewige Lieder ſein Volk verherrlichen, ja daß die wenigſten Sammler zweifelhaft bleiben würden, wenn ihnen die Wahl zwiſchen den Handſchriften der Marie Lafarge und etwa Lamartine's gelaſſen wäre.

Als zweiter Geſichtspunkt iſt das ſeltenere oder häufigere Vorkommen gewiſſer Autographen anzunehmen. Hieraus erwächst, daß oft die Handſchrift des minder Bedeutenden einen höhern Werth für den Sammler erhält, als die des größern Geiſtes. Aus

nabeliegenden Gründen ſteigt daher der Preis eines Autographums in der Regel, je weiter ſein Schreiber von unſern Tagen entfernt lebte. Wir meſſen Klopſtock einen höhern Werth bei als Goethe, Opitz als Klopſtock, Hutten als Opitz, und ein Autographum Wolfram von Eſchenbachs würde unſchätzbar ſeyn. Aber auch von der Epoche des Autors abgeſehen, übt das kürzere oder längere Leben deſſelben, ſein größerer oder geringerer Verkehr einen entſcheidenden Einfluß auf die Seltenheit ſeiner Handſchrift aus. So hat das Autographum Schillers einen vierfachen Werth gegen das von Goethe, und Hölty einen noch höhern als beide, ungeachtet die Bedeutung dieſer drei Dichter für Deutſchland im umgekehrten Verhältniſſe ſteht. Aus dem Umſtande, daß beide Urſachen: die Bedeutung und die Seltenheit, bei den ältern großen Schriftſtellern fremder Nationen für uns zuſammentreffen, erklärt ſich, daß deren Autographen den höchſten Werth behaupten, ſo daß Taſſo, Arioſt, Shakſpeare, Corneille, Racine, Cervantes, Calderon ungefähr den Gipfel der möglicherweiſe noch erreichbaren autographiſchen Schätze bezeichnen mögen.

Als dritte auf den Werth einer Handſchrift einwirkende Urſache muß endlich noch die Beſchaffenheit derſelben angeführt werden. Obgleich die Eigenſchaft des Eigenhändigen ſtets als die oberſte gelten muß, ſo kann doch, dieſe vorausgeſetzt, auch der Inhalt einige billige Berückſichtigung verlangen. Man muthe einem Sammler zwar nicht zu, daß er gleiche Herzensbewegung empfinde, wenn ihm etwa eines der verlorenen Bücher der Annalen des Tacitus in fremder Handſchrift, oder dagegen ein authentiſches Autographum des großen Hiſtorikers ſelbſt, ſey es das geringfügigſte, durch eine wunderbare Schickung in die Hände geriethe. Aber wenn man ihm die Wahl ſtellte zwiſchen dem eigenhändigen Konzepte Montesquieu's zu ſeinem Geiſt der Geſetze, oder einem von demſelben geſchriebenen Küchenzettel, ſo wird er doch ſtets das erſtere vorziehen, und ſo übt allerdings auch der Inhalt einen gewiſſen Einfluß auf die Schätzung des Autographums aus. Noch mehr aber das Maß des Eigenhändigen ſelbſt. Je mehr von der eigenen Hand, je werthvoller! Der Sammler verlangt jedoch, daß das Blatt auch die Unterſchrift des Schreibers enthalte. Ohne dieſe verliert die Handſchrift beträchtlich an ihrem Werthe; beigefügte Beglaubigungen namhafter Perſonen vermögen zwar die Authenticität ſicher zu

ſtellen, nicht aber dem Liebhaber zu erſetzen, was er an der Unterſchrift einbüßt.

Die bloße Unterſchrift unter einem von fremder Hand geſchriebenen Texte kann an und für ſich nur als eine tiefer ſtehende Gattung angeſehen werden. Gleichwohl iſt man bei Regenten häufig auf dieſen Behelf beſchränkt; Signaturen fürſtlicher Perſonen bis in die früheren Zeiten hinauf zu erlangen, iſt gewöhnlich eben ſo leicht, als es zu den entſchiedenen Seltenheiten gehört, ganz autographe Schreiben von ihnen zu beſitzen. Selbſt bei den Staatsmännern und Feldherren der vorigen Jahrhunderte muß oft ſchon die bloße Unterſchrift genügen.

Die Abſtufung des Werthes der Autographen nach ihrer Beſchaffenheit iſt daher folgende: Ganze Schreiben intereſſanten Inhalts nebſt Unterſchrift — Stammbuchblätter und Verwandtes — Briefe, Notizen und Aehnliches ohne Unterſchrift — eigenhändige Unterſchrift unter einem fremden Text; bloße Namen, wie ſie in Büchern oder Viſitenkarten vorkommen, ſind die unterſte Stufe, wenn ſich nicht der Sammler ſelbſt bis zu Briefadreſſen und dergleichen Miſère ſo lange herablaſſen will, bis er Gelegenheit findet, die betreffende Rubrik durch Würdigeres auszufüllen.

Um der ſammelnden Thätigkeit ein beſtimmtes Ziel vorzuzeichnen, und gleich von Hauſe einen Ueberblick des ganzen Gebietes zu erlangen, auf welches ſich dieſe Thätigkeit zu richten hat, iſt es höchlich anzurathen, eine Zuſammenſtellung aller Notabilitäten zu entwerfen, deren Handſchriften zu vereinigen der Sammler, wenn auch nicht hoffen, doch ſehnlichſt wünſchen darf. Wie eng oder weit er ſich dieſes Gebiet ausſtecken will, wird der Gegenſtand reiflicher Erwägung ſeyn; zuweilen ſind es nur einzelne Gattungen von Berühmtheit, denen er ſein Intereſſe zuwenden will: Theologen, Juriſten, Naturforſcher, Muſiker, Künſtler u. ſ. w. Ein ſolches Feld iſt leicht ermeſſen, wenn auch noch immer ſchwer erobert. In den häufigeren Fällen jedoch will der Autographenſammler Alles umfaſſen, was ſich in irgend einer Nation zu irgend einer Zeit oder auf irgend eine Weiſe einen Namen vor der Welt erworben hat. Er wird dann das Verzeichniß ſeiner Deſideranden gründlich bearbeiten müſſen, und ſein Schema einerſeits nach den Nationen, andererſeits nach den Hauptkategorien: fürſtliche Perſonen, Staatsmänner, Feldherren, Theologen, Juriſten ꝛc. anordnen müſſen.

Zum Entwerfen dieses Verzeichnisses werden ihm die gewöhnlichen literarischen Hülfsmittel dienen; für die regierenden Häuser, sowohl die jetzt blühenden als die ausgestorbenen, genügen Hübners genealogische Tabellen in ihrer neuen Bearbeitung; die Namen derer, die sich im Kabinette oder auf dem Schlachtfelde Ruf erwarben, werden für jeden einzelnen Staat aus einer guten Spezialgeschichte ausgezogen werden müssen. Für die Gelehrtengeschichte reicht, wenn nicht zu weit in das Einzelne gegangen werden soll, schon Wachlers Handbuch der Literaturgeschichte hin; die Namen der Maler und Kupferstecher werden aus Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste und Kuglers verdienstvollem Werke entnommen; die Musiker liefern Fr. Stövels Grundzüge der Geschichte der neuern Musik. Käme es auf eine noch speziellere Aufzählung an, so mangelt es nicht an Werken, welche die Geschichte der Gelehrsamkeit, der redenden und bildenden Künste für jedes europäische Volk bis in ihre Einzelnheit darstellen.

Ganz gleichförmig kann sich diese Auswahl nicht über Zeit und Ort ausdehnen; im eigenen Lande sind unendlich mehr Mittel vorhanden, um zu den Handschriften gegenwärtiger und früherer Notabilitäten zu gelangen, als im Auslande, und so ist es natürlich, daß auch hier viel weiter herabgegangen und eine weit größere Vollständigkeit erstrebt wird. Mit dem Zurückgehen in frühere Jahrhunderte nimmt die Wahrscheinlichkeit, zu dem Besitze eines bestimmten Autographums zu gelangen, in solchem Maße ab, daß es nutzlos und derisorisch erscheinen würde, viele Namen aufzuführen, und man sich daher nur auf die bedeutendsten zu beschränken hat. Die Grenze eines Desideranden-Verzeichnisses liegt am Ende des 15ten Jahrhunderts; darüber hinaus kann im glücklichsten Falle nur auf höchst vereinzelte Acquisitionen gerechnet werden. Die deutschen Kaiser unterzeichnen ihren Namen erst von Maximilian I. an, und auch dieser gebraucht gewöhnlich noch das Monogramm. In Frankreich und England reichen die Unterschriften der Regenten etwas höher hinauf; dort ist es auch möglich, die Namen sonstiger hervorragender Männer des 15ten Jahrhunderts zu erreichen.

Eine nach diesem Plane bearbeitete Uebersicht gibt mit einem Blicke an, wohin sich die Bestrebungen des Sammlers stets zu richten haben, welche Lücken er auszufüllen vornehmlich trachten, welche Aufträge er besonders in das Ausland geben soll, von

woher er nicht hoffen darf, durch bloßen Zufall bereichert zu werden. Vorarbeiten solcher Art erhöhen zugleich die Annehmlichkeit des Sammlers in hohem Grade; die Wonne, mit welcher ein bedeutender Name, den eben eine günstige Schickung oder eine gütige Hand gespendet, nun in diesem Verzeichnisse durchstrichen wird, vermag nur nachzufühlen, der sie empfunden hat.

Die nächste Sorge wird nun auf die Art der Aufbewahrung der gesammelten Schätze zu richten seyn. Eine Sammlung soll übersichtlich geordnet seyn; hierzu gehört, daß jedes Stück leicht aufgefunden werden könne, das Ganze aber naturgemäß eingetheilt und organisch gegliedert sey. Für das rasche Auffinden ist eine durchgehende alphabetische Anordnung ohne Zweifel die zweckmäßigste. Sie entbehrt aber alles innern Zusammenhanges, bringt das Verschiedenartigste oft auf lächerliche Weise neben einander und kann in ihrem rohen Mechanismus den gebildeten Sinn nicht befriedigen. Für die Handhabung einer Sammlung, in welcher jedes Stück einen festen Platz behaupten soll, hat die alphabetische Aufstellung außerdem die Unannehmlichkeit, daß nach jedem Buchstaben ein unbestimmter Raum gelassen werden muß, wenn nicht stete Umänderungen und Rückungen nothwendig werden sollen.

Vorzüglicher erscheint bei größeren Sammlungen die ethnographisch-chronologische Ordnung, bei welcher für jedes Land die Handschriften nach ihrem Datum gelegt werden. Sorgt man hier für eine wohlgewählte Abtheilung nach Epochen, so entsteht eine sehr befriedigende Zusammenstellung aller der bedeutenden Geister, welche eine bestimmte Zeit hervorgebracht hat. Ein Karton, welcher Ludwig XIV. umgeben von seinem Hause, von seinem Kabinette, seinen Feldherren und von den Schriftstellern und Künstlern enthält, die seine lange Regierung zu einem so glänzenden Abschnitte in der Literaturgeschichte Frankreichs gemacht haben, würde jedem Beschauer einen ungemein erfreulichen Eindruck hinterlassen. Da in der Geschichte eines Staates jedoch nicht immer so glänzende und scharf bezeichnete Epochen hervortreten, so wird dann das Prinzip der Eintheilung nach den Regierungszeiten der Herrscher dem nach bestimmten Zeitabschnitten, gewöhnlich nach Jahrhunderten, weichen müssen; immer aber entsteht durch die ethnographisch-chronologische Ordnung ein auch dem Historiker bedeutsamer Ueberblick des Zusammengehörigen, während der Liebhaber sich an der Reihe

glänzender Persönlichkeiten erfreut, die sich um einen Mittelpunkt gruppiren.

Wenn es sich darum handelt, eine schon vorhandene zahlreiche Sammlung von Handschriften zu ordnen, besonders solcher, die um ihres Inhaltes willen von geschichtlicher Bedeutung sind, so wird stets die obenerwähnte Methode die zu erwählende seyn. Allerdings hat man aber damit auch schon das archivalische Gebiet betreten. Der angehende Sammler wird daher auch in der Regel von einem Verfahren keine Anwendung machen können, welches große Vorbereitungen, erhebliche Studien erheischt, und doch auf lange Zeit, vielleicht auf immer, nur ein äußerst lückenhaftes Bild verheißt. Ihm ist eine Zusammenstellung zu empfehlen, welche Schreiber dieses in Anwendung gebracht hat. Er legt seiner Sammlung eine Realeintheilung zum Grunde, bei welcher die Personen selbst die verschiedenen Klassen nach folgendem Schema abgeben:

A. Regierende Häuser.
B. Staatsmänner.
C. Kriegsmänner zu Land und See.
D. National-Literatur (Dichter und prof. Schriftsteller) in drei Epochen:
   a) bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts;
   b) „ „ „ „ 18ten „
   c) neueste Zeit.
E. Theologen.
F. Juristen und Publizisten.
G. Politische Schriftsteller und Redner.
H. Philosophen (einschließlich Pädagogie).
I. Philologen (Sprachforschung, Kritik, Archäologie).
K. Kunstgelehrte.
L. Mathematiker und Astronomen.
M. Physiker und Chemiker.
N. Historiker (einschließlich Literargeschichte, Numismatik).
O. Mediziner (einschließlich Anatomen).
P. Naturhistoriker (Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie).
Q. Geographen (Statistiker, Reisende).
R. Militär-Schriftsteller.
S. Maler und Kupferstecher.
T. Architekten.

U. Bildhauer,

V. Muſiker (Komponiſten und Virtuoſen),

W. Schauſpieler,

X. Varia. (Perſonen, die wegen ihrer beſondern Schickſale eine Stelle einnehmen).

In dieſe Rubriken können ohne Zwang alle Handſchriften untergebracht werden, ſo daß jede Abtheilung der Sammlung immer nur gleichartige Perſonen enthält und die große Annehmlichkeit gewährt, dem Beſchauer ſtets die Autographa derjenigen Notabilitäten vorlegen zu können, an welchen er ein beſonderes Intereſſe nimmt. Wünſchenswerth bleibt es, innerhalb jeder Rubrik entweder eine chronologiſche oder mindeſtens alphabetiſche Ordnung zu beobachten. Aber auch hier tritt immer noch das Hinderniß entgegen, daß die Reihefolge der Handſchriften durch unbeſtimmbare Lücken unterbrochen werden müßte, um ſpäter hinzukommenden den erforderlichen Platz zu ſichern. Man wird ſich daher wohl begnügen müſſen, die Stücke jeder Rubrik ſo einzulegen, wie ſie allmählig anwachſen.

Damit jedoch bei dieſer Anordnung leichtes Auffinden jedes einzelnen Blattes möglich wird, muß der Hauptkatalog die Handſchriften aller Rubriken in laufender alphabetiſcher Reihe darſtellen. Er wird dann neben dem Namen und Vornamen des Schreibers folgende Kolumnen enthalten:

1) Nähere Bezeichnung des Schreibers nach Anleitung obiger Rubriken.

2) Angabe, ob das Autograph Brief, Notiz ꝛc. ſey, an wen es in erſterem Falle gerichtet iſt, Datum und Jahr.

3) Nähere Andeutung der autographiſchen Beſchaffenheit des Stücks. In dieſer letztern Beziehung würde es nützlich ſeyn, und manche weitläuftige Umſchreibung erſparen, wenn die Sammler ſich über beſtimmte Zeichen einigen wollten. Schreiber dieſes bezeichnet eine Handſchrift, welche ganz eigenhändig und unterſchrieben iſt mit A s; eine eigenhändige, nicht unterzeichnete mit A n s; — eine bloße Unterſchrift bei fremdem Texte mit S, hingegen mit S. ap., wenn der Unterſchrift ein eigenhändiger Schlußſatz beigefügt iſt; — einen bloßen Namen ohne Text mit N; — eine Briefadreſſe mit Ad.

Endlich erſcheint als letzte Kolumne:

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21351 / 027

4) Die Rubrik und Nummer des aufbewahrten Stückes.

Neben diesem alphabetischen Hauptkataloge ist es wünschenswerth, daß ein kurzes Verzeichniß angelegt werde, in welchem die Schriftstücke in der Reihenfolge aufgezeichnet stehen, in welcher sie in ihren verschiedenen Abtheilungen wirklich liegen. Ein solches Standortsverzeichniß ist sehr dienlich, um eingerissene Unordnungen schnell zu heben und auch den allmähligen Anwachs der Sammlung vor Augen zu legen. Der Sammler wird sich überhaupt nicht scheuen, die Zahl und Art seiner Verzeichnisse zu vermehren, da er aus Erfahrung weiß, daß schon das Eintragen und Nachtragen des Zuwachses einen hohen Genuß bereitet, und daher der kürzeste Weg, der bei Geschäften so sehr empfohlen wird, hier mit nichten der beste ist.

Es wird, um diese wichtige Materie zu erschöpfen, nur noch einiges über die Aufbewahrung der Autographen selbst beizubringen seyn. Auch hierin verlangt man mit Recht neben der Zweckmäßigkeit auch einen wohlgefälligen Eindruck. Jedes Blatt in einen besondern Umschlag zu legen und sie dann in Mappen und dergleichen zu vereinigen, ist zwar das gewöhnliche Verfahren; es stört dieses jedoch die Uebersicht, und macht größere Sammlungen zu raumverschwendend und unbeweglich. Eine sehr zweckdienliche Aufbewahrung entsteht durch die Anwendung eines dunkeln Papiers vom größten Folioformate, welches man in Bücher zu 48 Blatt heften läßt. Zwischen die Blätter dieser Hefte werden die einzelnen Autographen eingelegt und bedürfen dann keines weitern Schutzes. Jedes Heft erhält als äußere Aufschrift die Hauptrubrik und seine Ordnungsnummer in römischen Ziffern, jedes Blatt seine arabische Seitenzahl. Hierdurch entsteht eine sehr übersichtliche Art des Citirens und der Hauptkatalog enthält z. B.:

| Thorwaldsen Albert | Dänischer Bildhauer | Billet an Hrn. N. N. 16ten Nov. 1840. | As | U. V. 17. |

Manche Sammler haben sich nicht entbrechen können, die Kinder ihrer innigen Neigung noch mit sonstigen Illustrationen zu schmücken. Eine der anmuthigsten entsteht ohne Zweifel, wenn jeder Handschrift das Portrait des Autors beigelegt wird, in so weit sich ein solches in Kupferstich oder Holzschnitt auffinden läßt. Einen nicht zu verachtenden Anstrich von Gelehrsamkeit erhält die Sammlung, wenn man jedem Autograph eine biographische Notiz

beifügt. Das Material hierzu liefern ganz fertig für Regenten, Staats- und Kriegsmänner die ältern und neuern hiſtoriſchen Lexica, insbeſondere Moréri, Jſelin und die **Biographie universelle**, für die Gelehrten: Jöcher mit ſeinen Fortſetzungen durch Adelung und Rotermund. Wo letztgedachtes gründliches Werk für die neueſte Zeit nicht ausreicht, wird Pierer's „Univerſallexikon" und für Frankreich insbeſondere: Quérard „**France littéraire**," für Amerika: Allen „**American Biography**" und ähnliche Werke zu Hülfe genommen. Die ältere Künſtlergeſchichte liefert Fueßli mit ſeinen Supplementen; zur ſchnelleren Ueberſicht und zur Ergänzung des Neueren iſt das Malerlexikon, Nürnberg 1833, zu empfehlen. Die Biographien der Baukünſtler können aus Quatremère de Quincys Geſchichte der berühmteſten Architekten entnommen werden, die Muſiker aus Gerber's Tonkünſtlerlexikon, die Schauſpieler aus Margraf und Blum's Theaterlexikon.

So kann ohne ſonderliche Anſtrengung aus dieſen ſchon ganz bereiten Quellen das erforderliche biographiſche Material geſchöpft werden; es iſt bewundernswürdig, wie viel dieſe Zuthat leiſtet, um hämiſche Tadler unſerer harmloſen Freuden in Achtung zu erhalten und ſelbſt bei Frau und Kind die geheime Kritik zu entwaffnen, welche ſie dem Steckenpferde ihres Hausherrn zu widmen pflegen.

Zur Vergleichung zweifelhafter Handſchriften wird der Autographenſammler nicht unterlaſſen, ſich die Facſimile von Handſchriften zu verſchaffen, deren neuerer Zeit viele in Kupferſtich und Lithographie erſchienen ſind. Das große Hauptwerk hierin iſt die **Isographie des hommes célèbres par Bérard, Chateau, Giron, Duchesne und Trémisot, Paris 1828—30**, welches in drei Bänden die Nachbildungen von 634 Handſchriften enthält. In folgenden Werken: **L'art de juger du caractère des hommes par leur écriture. Paris 1812; Choix de morceaux d'écrivains contemporains etc. par Cassin, Paris 1834; Lettres inédites de Buffon, publ. par Girault, Paris 1819; Mes voyages aux environs de Paris, par Delort, Paris 1821; Mémoires pour servir à l'histoire de la maisou de Condé, par Sevelinges, Paris 1820; Oeuvres de Louis XIV., Paris 1806; Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Paris 1828; Suisse pittoresque, par Martin, Paris 1835**, iſt eine beträchtliche Zahl von Autographen nachgebildet.

Auch in Deutſchland hat dieſe Sitte Eingang gefunden. Murr gab in ſeinen Chirographis pers. celebr. eine Anzahl noch unvollkommener Facſimile. Dorow hat deren in neuerer Zeit vier Hefte bekannt gemacht. Ein ähnliches Werk iſt in Holland erſchienen und liefert treue Facſimile ſeltener Handſchriften.

Auch die beſten Nachbildungen haben als ſolche freilich für den Sammler keine andere Bedeutung, als daß ſie den Hinblick auf alles ihm noch mangelnde ſchärfen und ſeinen Eifer rege erhalten. Ach, und dazu bedarf er keiner Anregung; das ſtete Bewußtſeyn des Mißverhältniſſes zwiſchen dem unvergleichlichſten Willen und den Mitteln zur Ausführung iſt ja eben die Wurzel, aus welcher der ſüße Schmerz des Sammlers ſeine Nahrung zieht!

D.

Etwas von deutſchen Ueberſetzern.

Die europäiſchen Völker gewöhnen ſich nach und nach an den Gedanken, Deutſchland wieder als ſelbſtſtändige Macht auf dem Gebiet der Welthändel neben ſich zu erblicken und als ſolche gelten zu laſſen. Bisher hatten ſie ſich mit einer wohlfeileren Anerkennung begnügen dürfen. Wir waren ihnen Großhändler des Geiſtes, die ohne Konkurrenz rieſenhafte Geſchäfte machen, abenteuernde Herrſcher auf dem Ocean des Gedankens, unerbittliche Verfolger der geiſtigen Sklavenhändler, politiſche Gründer wunderbarer Kolonien in den Wolken. Sie ſahen und ſehen noch mit einer Miſchung von Hohn und Hochachtung auf Expeditionen, wodurch ſie in ihren materiellen Beſtrebungen ſo gar nicht gekreuzt, aber denn doch im tiefern Bewußtſeyn hie und da beſchämt und in der Selbſtgenügſamkeit ihrer Weltanſchauungen unangenehm geſtört werden. Unſer philoſophiſcher Ruhm iſt in den Augen der andern Völker ein ſehr zweideutiges Ding. Wir haben uns aber auch auf einem dem Leben weit nähern Gebiete ihre Achtung errungen, und die Zugeſtändniſſe in dieſer Beziehung ſind für uns um ſo bedeutender, je mehr ſie den Stolz und die Eitelkeit der Andern koſten müſſen.

Es iſt geſchehen, was ſich vor hundert Jahren der deutſche Patriot kaum träumen ließ: England und Frankreich haben in Literatur und Poeſie unſere volle Ebenbürtigkeit anerkannt. Zu unſerem Glück iſt es ihre Sache nicht, in eine fremde Literatur mit unermüdlicher Wißbegier ſo tief einzudringen, wie wir es gewohnt ſind. Meiſtens begnügen ſie ſich, die höchſten, ſonnebeglänzten Gipfel unſeres rieſenhaften Büchergebirges zu beobachten und zu meſſen, unſere erſten Geiſter ſich anzueignen und zu

genießen, so gut sie können. Darüber vergessen sie die Geschichte unserer Literatur, und dies erspart der deutschen Muse die Beschämung, von ihren vornehmen Schwestern alle Augenblicke als Neugeadelte behandelt zu werden. Unser poetischer Adel ist freilich so alt als irgend einer; er reicht weit hinauf über die Minnesänger in eine Vergangenheit, in welche weder ein deutsches, noch ein gallisches Herrenhaus seine Sippschaft verfolgen kann. Aber dieser Adel ist einmal verwirkt gewesen, er hat schmählich geruht und mußte erneuert, das heißt neu verdient worden.

Ist es doch, als hätte das deutsche Volk den Bücherdruck erfunden und die Reformation gemacht, um für diese titanische Beschleunigung des Welllaufs tragisch zu büßen und durch ein ganzes Zeitalter das Gewand geistiger Knechtschaft zu tragen. Der deutsche Geist wurde bettelarm in einer Welt, die er aus seiner Fülle bereichert. Verlernte er doch fast ganz, nicht die Ausbildung nur, nein die Handhabung seines alten herrlichen Werkzeugs, seiner Sprache; und dies gerade zu einer Zeit, wo die Sprachen der Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier ihre herrlichsten Denkmale bauten, zum Theil schon gebaut hatten. Es war bei den andern Völkern in Literatur und Poesie Mittag geworden, und es wollte bei einigen schon Abend werden, als für Deutschland die Sonne der neuen Kultur aufging, als es sich den Zauberschlaf aus den Augen rieb, der mit dem dreißigjährigen Krieg auf das Land niedergesunken, und es mit Beschämung gewahrte, wie weit es in Geistesbildung hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben. — Wir haben redlich gestrebt, das Versäumte nachzuholen. Wir haben in mühsamen Exercitien wieder ordentlich denken und schreiben gelernt; die Nation hat mit Feuereifer übersetzt, was ihr unter die Hände kam, und dabei allermittelst das Deutsch gelernt, das ihre heutigen Uebersetzer unter der Arbeit wieder verlernen. Wo ihr in der Ferne ein Muster ins Auge fiel, da hat sie sich hingesetzt und Menschen und Dingen und Leidenschaften mit mühsamem Fleiße nachgezeichnet. Auch wir waren Maler, wie auf einmal! Wie freute sich die Nation, daß ihre Originalschriftsteller aus sich machen und seyn konnten, was sie nur wollten: mit Ariost geistreich phantastisch, mit Boccaz geistreich ausgelassen, pathetisch mit Corneille, sentimental mit Yorik, weinerlich mit Richardson, schwermüthig mit Young, gottlos mit Voltaire, liederlich mit Crebillon.

Jetzt gerade vor hundert Jahren ſtritt man ſich aufs heftigſte, ob die deutſche Literatur mit der Nachahmung der Franzoſen oder der Engländer auf dem wahren Pfade zum poetiſchen Heil ſey. Und ſo kam es ganz unerwartet, als der ſchnell gereifte deutſche Geiſt ſeit Klopſtock raſch hintereinander eigenthümliche, ächt deutſche Gebilde trieb. Mit dieſen aber haben wir es gemacht, wie die andern Völker mit den ihrigen; wir haben dieſe Gebilde verläugnet und vergöttert, in der Nachahmung übertrieben und verdorben.

Genug, wir haben jetzt einmal eine Literatur, von der wir überzeugt ſind, daß ſie keiner andern den Vortritt zuzugeſtehen braucht, und wenn ſie lange nicht ſo weit als andere in die Geſchichte hinaufreicht, ſo könnte ſie ja um ſo lebensfriſcher ſeyn, wenn das Schickſal es wollte. Der engliſche, der franzöſiſche Schriftſteller des jetzigen und des vorigen Jahrhunderts haben große, patriotiſch hochverehrte Ahnen: Shakſpeare, Dryden, Milton, Shaftesbury — Montaigne, Malherbe, Corneille, Molière. Unſere großen Geiſter ſind Parvenus und unſere ganze Literatur iſt nicht weit her. Deſto größer unſer Ruhm, daß ſie ſich in ſo kurzer Zeit zu ſolchem Rang und Anſehen emporgeſchwungen. Aber bei aller Vornehmheit kann ſie das Nachahmen des Fremden und das Ueberſetzen nicht laſſen. Dies iſt ihr durch ihre Erziehung zur andern Natur geworden, wie der in der Jugend verwahrloſte Autodidakt in gewiſſen Beziehungen befangen und abhängig bleibt ſein Leben lang. Vom Beginn unſerer neuen Bildung bis auf den heutigen Tag haben wir aus allen verlebten und gleichzeitigen Literaturen gebogrt, nachgeahmt, überſetzt, in einem Grade, von dem kein anderes Volk einen Begriff hat, mit Ausnahme der allerjüngſten Kinder der Civiliſation, der Slaven. Blicken wir hinauf am Baum unſerer Poeſie, verfolgen wir irgend einen ſeiner Aeſte, ſey es der lyriſche, oder der epiſche, oder der dramatiſche, hinaus in Zweige und Blätter, ſo begegnen wir nicht nur jener mannichfachen Verquickung des heimiſchen Geiſtes mit den Gedanken und Formen der Vergangenheit, wie ſie in allen modernen Literaturen wiederkehrt; wir finden faſt überall, daß zu den Sprüngen unſerer Entwicklung, zu den Wechſeln unſeres Geſchmacks der Anſtoß ſelten von innen, meiſt von gleichzeitigen Bewegungen des Auslands kam. Gottlob! es fehlt uns keineswegs an duftenden Blüthen, die frei und herrlich dem heimiſchen

Boden entwachſen; dagegen aber, wie manche bunte, breite Flora mit dem eiteln Anſpruch auf Urſprünglichkeit trieb und treibt aus einem Düngerhaufen von Bearbeitungen und Ueberſetzungen! Man kann es wohl ſagen, mit dem Studium der deutſchen Poeſie ſeit 150 Jahren erhält man zugleich ein ziemlich vollſtändiges Bild der einander ablöſenden Formen und Farben der engliſchen und franzöſiſchen Literatur. — Nehmen wir den nächſten beſten Zweig, den Roman; hier zeigt ſich in aufſteigender Linie ungefähr folgende Dynaſtie der herrſchenden Gattungen: der korroſive Roman des Laſters und des Schmerzes (Balzac, G. Sand); der hiſtoriſche Roman (W. Scott); der vieläſtige philoſophiſche Roman (Voltaire, Diderot, Florian); der humoriſtiſch-ſentimentale Roman (Sterne); der thränenreiche Roman der Tugend (Richardſon).

Dieſe unſere Abhängigkeit vom fremden Geiſte erklärt ſich freilich genugſam aus unſerer ganzen Natur, zumal aus dem Gang unſerer literariſchen Bildung, wie er eben kurz bezeichnet worden. Auch ſind diejenigen Handbücher der deutſchen Literatur die vernünftigſten, welche, ſtatt ſich über dieſes Verhältniß zu ereifern, daſſelbe in die Nothwendigkeit des Weltlaufs hineinbeweiſen. Wir laſſen hier dieſen Punkt auf ſich beruhen; er iſt ja ſchon ſo oft beſprochen und bejammert worden. Gibt es doch eine ganze mediziniſche Literatur über dieſes Hauptübel der Nation, und unſere Poeſie hat ſich ſeit hundert Jahren durch drei, vier künſtliche Kriſen von Deutſchthum glücklich mitſammt ihrem Gebrechen durchgeſchlagen; ein alter Schaden, der zu etwas gut iſt: er dient uns als Wetterglas, und an einem Ziehen und Reißen merken wir gleich, ob ſich in London und Paris oder anderswo die literariſche Witterung geändert hat. — Es bietet ſich aber noch eine andere Erſcheinung dar. Wir waren und ſind nicht nur rückſichtsloſe, unerſättliche Nachahmer und Ueberſetzer; wir ſind nur zu oft barbariſche Nachahmer und in gar zu vielen Fällen jämmerliche Ueberſetzer. Letzterer Umſtand iſt es, den wir hier allein herausheben. Wir laſſen dabei die Ueberſetzungen in gebundener Rede aus dem Spiel; wir faſſen nur den Zuſtand der proſaiſchen, und zunächſt der belletriſtiſchen Ueberſetzungsliteratur ins Auge.

Warum überſetzt man in Deutſchland formell ſchlechter als anderswo? warum kommt der gründliche Deutſche ſo leicht dazu, daß er, einem fremden Idiom gegenüber, ſeine Sprache ſo gar

nicht achtet? Oder zweifelt man etwa an der letztern Thatsache? Allerdings, viele tausend Deutsche lesen täglich Uebersetztes, ohne daß die elende Form sie in ihrem Vergnügen oder ihrer Wißbegier auch nur einen Augenblick stört; und dieser Umstand und die schlechten Uebersetzungen fließen aus derselben Quelle. Selbst der Gebildetere, wenn er eine Uebersetzung durchfliegt, wird hundertmal von zahllosen Vergehen gegen den Genius der Sprache gar nicht gestört, so lange sie nur nicht zu Verbrechen werden oder sich gar zu plump häufen. Wir sind eben alle an das Unwesen gewöhnt, wie einer, der in verdorbener Luft lebt, die Miasmen nicht mehr riecht. — In allem Ernst, die Erfahrung lehrt es: das Sprachgefühl will bei Vielen gewarnt seyn, wenn sie das Uebel, auf das wir hier deuten, in seiner ganzen Häßlichkeit erblicken sollen. Aber jedem Deutschen von Erziehung, und wäre er selbst ein schlimmer Uebersetzer, muß es wie Schuppen von den Augen fallen, wenn er, aufmerksam gemacht, auch nur flüchtig in die Uebersetzungsliteratur hineinblickt. — Er greife hinein in den Schwarm jener sogenannten schöngeistigen Journale, Modezeitungen, Chroniken der eleganten und gebildeten Welt, welche vorzugsweise mit dem frivolen Schaum fremder Literaturen ihre Blätter beschmieren und aufs uneigennützigste dafür wirken, daß die Ueberlieferung seiner Sitten unter dem großen deutschen Haufen nicht ins Stocken gerathe. Er nehme ein paar jener zierlichen blauen, gelben, rothen Roman- und Novellenbände, in welchen der Geist der vornehmen und geringen Götzen des Pariser Pöbels unreinlich auf deutsche Flaschen gezogen ist. Er besinne sich, daß er ein Deutscher ist, ein Mensch, der im Leben deutsch denkt und spricht und dasselbe von Seinesgleichen natürlich findet. Er blättere und lese: was findet er fast auf jeder Seite, fast in jedem Satze? Neunmal unter zehn sieht er die Sprache, der man nachrühmt, daß sie Alles kann, was sie will, zum stotternden Dragoman einer armen, fremden Sprache herabgewürdigt.

Wie selten, daß man an unsern Uebersetzern von vorneherein dem Trieb und dem Vermögen begegnet, in unserer an Mitteln und Wegen so unerschöpflichen Sprache ungefähr die Parallele zu finden für den fremden Ausdruck, das fremde Bild; wie selten das Bewußtseyn, daß sich zwei Sprachen, und wären sie sich noch so verwandt, nicht oft auch nur im kleinsten Punkte decken, das

Gefühl, wie häufig man die eigene Sprache beleidigt, wenn man er oberflächlichen, trügeriſchen Uebereinſtimmung der fremden Form leichtſinnig vertraut. — Wäre es drum, wenn unſere Stümper in der Regel nur dadurch ſündigten, daß ſie dem Original Zwang anthun, indem ſie das Vorliegende falſch oder gar nicht faſſen, daß ſie den Verfaſſer etwas ganz anderes ſagen laſſen, als er ſagt, Unſinn im ſchlimmſten Fo^. Wie kann dem anders ſeyn, wo Studenten und junge Juden erſt während des Ueberſetzens engliſch oder franzöſiſch lernen? Davon iſt aber hier gar nicht die Rede; wir ſprechen nur davon, daß der deutſche Ueberſetzer ſich ſo leicht willen- und gedankenlos auf dem Gedanken- und Wortfluß des Engländers und des Franzoſen einſchifft und ſchmierend ein ganzes Buch hindurch nicht Einmal zum Bewußtſeyn der Sprache erwacht, die ihm in der Wiege eingeſungen worden.

Wo in einem franzöſiſchen Roman, in einem engliſchen Sittenbild und dergleichen der Styl ſich hoch hält oder ſich hin und wieder hebt, bei Naturſchilderungen, bei Ausbrüchen der Leidenſchaft, wenn der Engländer mit ſchweren Gedanken in die Tiefen des Gemüths niederſinkt, wenn er unter Thränen lacht und der Ausgelaſſenheit die Folie der Wehmuth unterſchiebt; wenn der Franzoſe die wunderliche Dialektik ſeiner neuromantiſchen Pſychologie zugleich höllenheiß und eiskalt hinſtrömen läßt; kurz, wo nur der Schriftſteller die feinern Künſte der Sprache gegen die Seele des Leſers richtet; — oder wieder, wo ſie ſich ganz in ihr, von uns nur halb verſtandenes Geſellſchaftsleben verſenken, und bald zornig und höhnend, bald eitel und ſelbſtgenügſam eine ganze Stufenleiter krauſer geſelliger Redensarten durchlaufen — dann freilich bedarf der überſetzende Deutſche, neben der Kenntniß der fremden Sprache, bedeutender Uebung in der Handhabung der ſeinigen; er bedarf der Geſchmacksbildung und der Beleſenheit in den guten Muſtern unſerer eigenen Literatur. Und eben darum iſt bei ſolcher Aufgabe die Mehrzahl unſerer literariſchen Töpfer vollkommen entſchuldigt, wenn ſie den Kampf mit den Schwierigkeiten gar nicht verſuchen. Der Inſtinkt ſagt ihnen gleich, daß ſie das treffende Gegenſtück zur verzweifelten Phraſe des Engländers oder des Franzoſen doch nie erhaſchten, wenn ſie auch Zeit zur Gedankenjagd hätten. Sie vermögen den fremden Satz nimmermehr flüſſig zu machen und in deutſcher Form wieder zu verdichten. So bleibt ihnen nichts übrig,

als was ſie thun. Statt gleichſam den Saft im Vehikel unſerer Sprache aufzulöſen, zerbröckeln ſie ihn mechaniſch und ſetzen deutſche Satzglieder an die Stelle der fremden; das heißt, ſie übertragen wörtlich. Daß ſie dadurch unſerer königlich reichen Sprache die Geberden einer Bettlerin geben — was kümmert ſie's! Daß zwei Sprachen das Leben der Natur und des Gemüths, das Größte wie das Kleinſte in ganz verſchiedenem, auf tauſend Punkten gar nicht vergleichbarem Style malen; daß, nur Eines zu ſagen, jeden Augenblick die eine Sprache aus dem Grunde ihres Weſens ſich ſträubt, mit einem Ding ein Prädikat zu gatten, das ſich in der andern Sprache an daſſelbe Ding ſo natürlich anſchmiegt wie die Rebe an die Ulme; daß die reichſte Sprache nur dadurch frei und mächtig iſt, daß ſie ihren eigenen Geſetzen gehorcht — was wiſſen ſie davon, oder was fragen ſie darnach?

Aber nur aus dem Umſtand, daß der ſchwache Ueberſetzer, überwältigt von dem, was ihm zu hoch iſt, ein für allemal der fremden Form auf Gnade und Ungnade ſich ergibt, erklärt ſich etwas Anderes, das ſelbſt den ungeduldig machen muß, der fataliſtiſch überall in der Unvernunft der Zuſtände und Erſcheinungen die verlarvte Vernunft erblickt. Die tägliche Erfahrung lehrt nämlich, daß der ſchlechte Ueberſetzer nicht einmal dem nüchternen, proſaiſchen, thatſächlichen Fluß der fremden Rede ein deutſches Bett zu graben ſich die Mühe nimmt, ſondern ihn faul und trübe im fremden Rinnſal ſich fortwälzen läßt; ja daß ihm hundertmal gar nicht in den Kopf und in die Feder kommt, wie man auf deutſch Ja und Nein ſagt. Man ſollte meinen, bei ſolcher Aufgabe brauchte es hier kaum einer flüchtigen Anfrage beim deutſchen Sprachgefühl, dort nur ein wenig Nachdenken und Wählen, um den fremden Ausdruck in ein erträgliches Deutſch umzugießen, das noch lange nicht den Geſchmack zu befriedigen brauchte, wenn es nur nicht den deutſchen Menſchenverſtand beleidigte. Sollte dies nicht ein Ladendiener leiſten können, oder ein von der Prüfung zurückgewieſener Schüler? Aber nein; hier iſt ein Geſpräch zwiſchen Mylord A und Lady B, dort eines zwiſchen Monſieur C und Madame D, einfach, in kurzen Sätzen Frage und Antwort, Betheurung und Ablehnung herüber und hinüber. Wie ſieht das Ding deutſch aus? Der armſelige Arbeiter iſt nie, auch nur flüchtig bei ſeiner eigenen Natur eingekehrt, er hat nie die ihm eingebornen

Sprachformen in Gedanken verhört, er hat ſich nie beſonnen, wie er dies und das ſeinen Kameraden fragen, und wie dieſer nach landesläufigem deutſchem Brauch nothwendig antworten würde. Er behält den fremden Idiotismus faſt durchgängig bei; er bejaht und verneint, er bedauert und ſchätzt ſich glücklich in den fremden Wendungen, die nimmermehr einem deutſch gebornen Menſchen in den Sinn und auf die Zunge kommen können, kaum einem Deutſchruſſen. „Qu'avez vous donc?“ — „Mais rien“ — „Was haben Sie denn?“ — „Aber nichts.“ — So hat ein deutſcher Menſch überſetzt: das Corpus delicti liegt vor uns.

Die Sprachmengerei und Schänderei geht wirklich unglaublich weit. Sie empört oder ergötzt, je nachdem man bei Laune iſt. Wir möchten uns nun aber das notoriſche Uebel begreiflich machen, ein Uebel, wodurch ſich der Deutſche von ſeinen Nachbarn ſo weſentlich unterſcheidet, deren ſchlechte Ueberſetzer ſo ganz anderer Natur ſind. Wir fragen nach der nächſten Urſache der Erſcheinung, daß der Deutſche als Ueberſetzer nicht nur die Geſetze ſeiner eigenen Sprache, ſondern aller Sprache ſo leicht vergißt und ſo ſchändlich verletzt, trotz des Rufs weitverbreiteter Geiſtesbildung, großer Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, deſſen die Nation bekanntlich genießt.

Sollte wohl gar gerade dieſe Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit Schuld daran ſeyn? Bei einer gewiſſen Klaſſe von Ueberſetzungen ſcheinen dieſe Eigenſchaften allerdings nicht ſelten ins Spiel zu kommen. Wir meinen die rein wiſſenſchaftlichen Werke, wenn ſich wirklich Gelehrte vom Fach mit deren Ueberſetzung befaſſen, was heute aufgehört hat Regel zu ſeyn, wovon ſogleich ein paar Worte. Der gelehrte Ueberſetzer kommt leicht dazu, daß er ſeinen Autor gar zu rückſichtsvoll und ängſtlich behandelt. Er möchte ja nichts übergehen oder verwiſchen; er möchte ihn, was er ſagen will, ganz und recht deutlich ſagen laſſen, den Ausdruck der Thatſache, der Beobachtung, der Berechnung völlig erſchöpfen; und ſo baut er ſeinen Satz logiſch, ohne darnach zu fragen, ob er dabei ſo eigentlich deutſch wird. Den Grazien zu opfern, dies war ja überhaupt ſelten Sache deutſcher Gelehrten, und ſo ſind auch ihre Ueberſetzungen nur zu oft peinlich ſteif und ſtrengflüſſig, und vor lauter Gründlichkeit faſt ungenießbar. — Eine ähnliche Beobachtung läßt ſich in unſerer poetiſchen Literatur machen, wenn man zu der Zeit

zurückgeht, wo der deutſche Geiſt nach der babyloniſchen Gefangenſchaft im 17ten Sekulum erſt wieder anfing ſich eine literariſche und poetiſche Sprache zu bilden. Vom Anfang des 18ten Jahrhunderts nicht zu reden, ſelbſt noch in den erſten Ueberſetzungen der Schriften Voltaires, Richardſons, Sternes u. ſ. w. ſieht man, wie der Deutſche viel mehr mit der eigenen, als mit der fremden Sprache ringt; er ſcheint mit dem Werkzeug ſeiner Sprache weniger in das Original einſchneiden, als jenes an dieſem abſchleifen zu wollen. Es iſt ergötzlich, oft auch peinlich, wie er ſich müht, dem Franzoſen nachzuhüpfen und nachzuhuſchen, dem Engländer nachzufliegen und nachzutauchen, und der Witz des einen, der Humor des andern kommt auf ſeinem Papier oft genug mit verrenkten oder zerſchmetterten Gliedern an. Der Thon der Sprache war noch zu ſpröde, das Mechaniſche des Modellirens nahm den Ueberſetzer noch zu ſehr in Anſpruch, und über dem Streben nach Treue und Erſchöpfung gingen Grazie und Freiheit verloren oder blieben vielmehr aus. Dieſe Arbeiten ſehen uns Urenkel jetzt oft an wie ſchülerhafte Exercitien; waren ſie doch auch nichts anderes. Aber ſoweit ſie von guten Köpfen herrühren, bemerkt das aufmerkſame Auge überall darin zerſtreut die Keime unſerer heutigen poetiſchen Sprache. Man nehme die Bothe'ſche Ueberſetzung Sterne's: es gibt ſchwerlich etwas, das bildender wäre für einen Ueberſetzer, dem es mit ſeiner Arbeit Ernſt iſt. Aber das große Heer unſerer heutigen Kopiſten iſt freilich durch die Gunſt des Himmels allem Studium, allem Kampf mit der Form überhoben. Damals wurde das Werkzeug unſerer alten Sprache umgeſchmiedet, probirt, gefeilt und zugeſchliffen; heute iſt es allzeitfertig und tauſendſchneidig. Der heilige Sprachgeiſt wurde ausgegoſſen über deutſche Chriſten und Juden und ſetzte ſich auf einen Jeglichen unter ihnen, und jetzt predigen ſie mit hundert Zungen in derſelben Sprache, und weit über ſie hinaus, ſo daß Engländer und Franzoſe, jeglicher ſeine Sprache hört, in der er geboren iſt. Damals war der deutſche Gedanke ein klapperndes Fuhrwerk auf holprichter Straße, und die darin dem deutſchen Ausdruck für den fremden entgegenreisten, Wieland, Bothe, Eſchenburg, hatten langweilige Stationen zurückzulegen. Heute, auf der Eiſenbahn der Sprache, mit der Lokomotive des Gedankens wird das Ziel im Fluge erreicht und überfahren. — Unſere Ueberſetzer geben ſich ſelbſt das Wort, in ſo und ſo viel Zeit ſo und ſo viel

Meilen, das heißt Bogen, zurückzulegen, und darin sind sie allerdings gewissenhaft.

Es wird bei uns heutzutage so unermeßlich viel übersetzt, daß sich nothwendig sehr häufig Menschen damit abgeben, denen aller Beruf dazu abgeht. Sollte sich der Zustand unserer Uebersetzungsliteratur geradezu nur hieraus erklären? — Seit man Bücher fabrizirt wie Calicots, seit mit dem falschen Schmuck und den Surrogaten kostbarer Gewebe auch eine gehobelte Literatur zur Unterhaltung und Belehrung sich immer weiter und tiefer in die Volksmassen verbreitet, seitdem mußte sich eine ganze literarische Fabrikbevölkerung bilden und immer mehr anwachsen: ein erschreckendes Heer von Proletariern, die in ihrem Hunger und ihren rohen Gelüsten beim Umsturz einer höhern herrschenden Literatur nur gewinnen können, oder dies doch meinen. Die niedrigste Klasse dieser Arbeiter bilden die gemeinen, die Dutzendübersetzer, Individuen, deren Dienstleistung dem Fabrikherrn für so einfach gilt, daß man sie bei jeder Maschine anstellen kann, ob darauf Holz oder Metall, Seide oder Wolle so oder anders gebildet wird. Bei der todten Maschine ist das Endergebniß erstaunlich sicher und gleichförmig; bei der lebendigen leider nicht minder. Kandidaten der Theologie übersetzen medizinische, Leute, die nie auch nur gethan haben, als ob sie etwas studirten, übersetzen theologische, geographische, mathematische, technische Schriften. Ein fallirter Kaufmann bellmetschte seconde (Sekunde) mit „die Zweite" durch eine ganze Abhandlung Arago's hindurch. Schüler, die gerade von lateinischen Schnitzern herkommen, alte und junge Damen mit höchst verfänglichem Briefkonzept greifen nach schöngeistiger Literatur. Jene haben Biergelder, diese Nadelgelder im Auge, indem sie die krausen Phrasen des französischen Romans aus dem deutschen Sprachschatz Stift vor Stift auf die Orgelwalze übertragen, so daß die kleinsten Triller und Passagen der fremden Melodie sich quickend und stammelnd wiederholen. Es ist Thatsache, daß Mancher, wenn er eine Uebersetzung übernimmt, kein Wort von der Sprache versteht, in der das Buch geschrieben ist. Er lernt sie am Uebersetzen, und wenn er sich auch durch die ersten Blätter mit Wörterbuch und Grammatik mühselig durchschlägt — Uebung macht den Meister. Der Tagelöhner treibt ja auch nicht gleich am ersten Tage seine Kurbel mit dem wahren Vortheil, mit dem ächten ausgiebigen

Schwung. Kurz, wie zu den unterſten Dienſtleiſtungen in einer Fabrik Jeder taugt, wenn er nur geſunde Arme und die gemeine Vernunft aufweist, ſo glaubt ſich Jeder zum Ueberſetzen befähigt, der einen deutſchen Vater hat und gut oder übel durch eine Schule gelaufen iſt.

Aus dieſen Umſtänden wird die bedeutende innerliche Verſchlimmerung des Uebels und ſeine rieſenhafte räumliche Ausbreitung in der neueſten Zeit vollkommen begreiflich. Daß Ueberſetzungen, ſo unverſchämt unternommen, über alle Begriffe elend ausfallen; daß mit dem wachſenden Bedürfniß des Publikums, je mehr man bei den Unternehmungen auf die Halbgebildeten und Ungebildeten rechnet, Buchhändler und Ueberſetzer die Schaam mehr und mehr ausziehen — was kann natürlicher ſeyn? Aber die literariſche Fabrikinduſtrie hat das Uebel, das thatſächlich vorher beſtand, nur ins Maßloſe geſteigert. Man erklärt keineswegs das Weſen deſſelben, wenn man das Mißverhältniß zwiſchen der Fähigkeit der Ueberſetzer und den Aufgaben, an die ſie ſich wagen, ſogar ſtatiſtiſch auseinanderſetzte; wenn man umſtändlich zeigte, wie der Geiſt der Zeit, indem er in Allem auf Beſchleunigung und Theilung der Arbeit hintreibt, auch in der Literatur das Produkt bedingt, welches der eine Augenblick gebiert und der andere verſchlingt. Mit all dieſem werden nur ſchädliche Reize der Krankheit, Urſachen und Symptome der Verſchlimmerung beſchrieben. Die nächſte Urſache muß tiefer, muß in der Natur des Volks liegen, das ſo arbeitet und ſich ob ſolcher Arbeit nicht empört. — Es handelt ſich davon: warum nimmt der Deutſche von ſeinen Schriftſtellern geduldig hin, was ſich, bei ähnlicher Schwellung und Verallgemeinerung der neueſten Literatur, der Engländer, der Franzoſe von ſeinen Schriftſtellern nimmermehr bieten läßt? Der Grund liegt offenbar in der demagogiſchen Natur, im republikaniſchen Weſen unſerer Sprache, darin, daß es derſelben an der Zähmung durch einen öffentlichen Geiſt und eine heimiſche geſellſchaftliche Kultur gebricht.

Faſt in Allem, was der Geiſt der Sprache in einem Volke wirkt, iſt der Engländer dem Deutſchen ungleich verwandter, als dem Franzoſen. Nur in einem weſentlichen Punkte ſteht er dem letztern näher und mit ihm uns gegenüber. Bei beiden Völkern hat ſich im Lauf ihrer Geſchichte eine literariſche und Geſellſchaftsſprache gebildet, welche dem Sprechenden und Schreibenden von

Erziehung als allgemeines Richtmaß dient. Die Erscheinung und ihre Ursachen sind bekannt genug; hier ist nur das hervorzuheben, was den vorliegenden Gegenstand zu beleuchten geeignet ist. — Wenn die genannten beiden Sprachen in der erwähnten Beziehung einen ähnlichen Gang genommen haben, so hängt dies genau damit zusammen, daß sich in beiden Ländern ein herrschender Mittelpunkt der Kultur gebildet und erhalten hat. Wie das Gesetz und der Staatswille, so fließt aus der Hauptstadt auch der öffentliche Geist und seine Aeußerung für alle Beziehungen des innern und äußern Lebens der Nation. Die Hauptstadt ist das Sensorium, durch das sie ihrer selbst, ihres Lebens und ihrer Kraft bewußt wird. Von dieser Centralisation des Nervensystems der Nation kommt es, daß sie in Denk- und Handlungsweise, in Sitten und Vorurtheilen zu einem großen Individuum, einer Gesammtpersönlichkeit wird, der im Verkehr auch ein eigener Styl des Ausdrucks zukommt. — Naturgemäß ist auch die Literatur centralisirt, und zwar in England nicht viel weniger streng als in Frankreich, und dieß wird für die Sprache des Umgangs und der Schrift vollends entscheidend. Die einflußreichen Schriftsteller leben und schreiben fast alle in der Atmosphäre der Hauptstadt, oder erhalten doch in derselben ihre gesellige Bildung. Die Presse dort ist das mächtige Sprachorgan des Volks, und wie dem Lande die Satzungen des Anstandes, die ganze äußere Sitte und die Tracht aus dem Mittelpunkt zukommen, so werden dort auch den Begriffen und Ideen die Gewänder zugeschnitten und übergeworfen, in denen sie allein nach Rang und Würde überall Anerkennung finden. Aber die Gewänder wachsen den Ideen auf den Leib, der Ausdruck fixirt sich in tausend Beziehungen, und so entstand jene gemeine, jene Allerweltssprache der englischen und französischen Presse und Gesellschaft, die, im gegebenen Augenblick wunderbar gleichförmig, sich nur langsam nach eigenen Gesetzen umbildet. — Des Volks poetische und philosophische Weltansicht, sein Glauben und seine Zweifel, sein Walten in Staat, Haus und Familie, seine Tugenden und Laster, Liebhabereien und Vorurtheile sind in dieser Sprache wie in beweglichen Typen verkörpert. Jeder, der irgend unter seinen Zeitgenossen geistig etwas seyn und gelten will, Jeder zumal, der es unternimmt, sich in Rede oder Schrift an's Volk zu wenden, muß in der Kunst, mit diesen Typen Gedanken zu setzen, sich wenigstens einige Fertigkeit

erworben haben. Dieſe Sprache wird dem glücklich Geborenen wie im Schlafe gegeben; der von Natur und Geſchick minder Begabte muß ſie ſich um jeden Preis zu eigen machen, wenn er zum gebildeteren Theil der Nation gerechnet ſeyn will. Dieſe Sprache iſt der durchgearbeitete Stoff, den der große Kopf, der Erfinder mit Freiheit behandelt und bildet, den er erweitert und lebendig erhält; ſie iſt das unumgängliche, nothdürftige Handwerkszeug des Nachahmers, des politiſchen Berichterſtatters, des flüchtigen Ueberſetzers, des „penny-a-liner's," des gemeinen Schriftſtellers überhaupt. Der Engländer, der Franzoſe, deſſen ſchriftſtelleriſche Thätigkeit über eine Zeitungsannonce hinausgeht, mag platt und gemein ſchreiben, ſchwülſtig, gedankenarm, verrückt, wie er will; aber er kann nicht umhin, erträglich und verſtändlich engliſch und franzöſiſch zu ſchreiben. Wer dies nicht vermag, den begreift die Nation gar nicht als Schriftſteller; ſie ſetzt bei Jedem, der ſie anredet, den gemeinen Sprachgebrauch, das gemeine Sprachgefühl voraus, und erlaubt nur dem Genie, verwegen damit zu ſpielen.

Uns Deutſchen fehlt ein ſolches literariſches Richtmaß, aus dem einfachen Grunde, weil bei uns die innern und äußern Bedingungen dazu nie vorhanden waren. Der Zug, der durch die ganze deutſche Geſchichte hinaufreicht, wiederholt ſich in ſo vielen Richtungen unſeres Weſens; namentlich aber war unſer geiſtiges und geſelliges Leben von jeher ein treues Abbild unſerer politiſchen Verfaſſung. Wie der eigenſinnige Unabhängigkeitstrieb der Reichsglieder und die Schwäche des Reichskörpers einander gegenſeitig bedingten, ſo war und iſt es auch in unſerer Kultur. Im Glauben und Meinen, im Denken und Fühlen überall jener republikaniſche Eigenſinn der Einzelnen, jener Widerwillen gegen die Unterordnung des Geiſtigen unter ein äußeres Geſetz der Uebereinkunft. Auf allen Punkten ſelbſtbewußte Kraft, geiſtesfreie Perſönlichkeiten, aber eben deshalb nirgends ein Ausdruck der Geſammtkraft, des Geſammtwillens; die edelſten Gefühle in tauſend Herzen, die größten Gedanken in tauſend Köpfen, aber nirgends ein ſociales Gefäßſyſtem, das, in alle Gemüther verzweigt, ihnen dieſe Gedanken, dieſe Gefühle zuführte; ſehr viel Geiſt da und dort, aber kein Gemeingeiſt; in Allem innere Freiheit bei äußerer Gebundenheit, Alles im Einzelnen abgeſchloſſen, im Ganzen formlos. Und dieſes Geſchick beherrſcht nun auch unſere Sprache. Bei

unſern Nachbarn gehorcht das Individuum in Gedanken und Ausdruck dem Geſetze, das aus der Metropolis fließt; die Geſammtheit iſt ſtark und lebendig auf Koſten der Freiheit und Kraft der Einzelnen. Unſer Charakter duldete nimmermehr einen ſolchen feſſelnden Mittelpunkt der Bildung, jene Werkſtätte, wo eine Nation ſich ſelbſt ausbildet und glättet, ſich Norm und Form gibt, jenes unſichtbare Reichsparlament, in dem fortwährend verabſchiedet wird, wie die Maſſe denken und handeln, wie ſie ſich kleiden, ſprechen und ſchreiben ſoll. Wie die deutſchen Stämme ſeit Segeſt, das heißt ſo weit unſere Geſchichte reicht, unbekümmert um das nationale Band, dem feindlichen Nachbar in Weſt und Oſt ihr Schwert geliehen, ſo lag es von jeher in unſerer innerſten Natur, mit der Sprache und Sitte des Auslands zu buhlen.

Genug, hier iſt nur Eine Thatſache feſtzuhalten. Bei uns konnte ſich im Leben und in der Schrift niemals die gemeinſame, populäre Sprache bilden, welche bei centraliſirten Völkern der Träger der Literatur iſt. Unſere Sprache entzog ſich der geſellſchaftlichen Stempelung der Begriffe und Ideen, wodurch namentlich die franzöſiſche ſo leicht handhierbar, äußerlich ſo wirkſam, aber innerlich ſo arm wird. Niemals gezähmt durch das ſociale Gewäſche herrſchender Kaſten, niemals eingefangen in akademiſchen Netzen, breitet ſie ſich dem ſchaffenden Geiſte in urſprünglicher Freiheit, in unerſchöpflichem Reichthum unter. Und hierin liegt es, daß ſie im vorigen Jahrhundert nach langem Schlummer ſo herrlich erwachen und in ſo kurzer Friſt eine Literatur bilden konnte, die ſich den ſtolzeſten an die Seite ſtellt und ſie mit ihren Gipfeln überragt. Unſere Sprache iſt eine Rieſenharfe mit unzählbaren Pedalen, überſchwenglich wirkſam, wenn ein Klopſtock, ein Leſſing, ein Jean Paul, ein Goethe in ihren Saiten rauſchen; ſchwer greifbar, doch von Meiſtern aller Zweige der ſchönen Kunſt bereits in den mannichfachſten Tonarten mit Glück durchgeſpielt; widerſpenſtig unter der Hand der Mittelmäßigkeit, und dann nur zu oft miſttönend in zerhackten, widrigen Akkorden.

Aus dieſer Ungebundenheit, dieſer ungeregelten Fülle der deutſchen Sprache fließen die großen Tugenden und Vorzüge der deutſchen Poeſie und Literatur, aber eben ſo unmittelbar auch ihre wohlbekannten Schwächen und Laſter. Was dem glücklichen Kopfe unter uns die vornehmſte Schwungkraft gibt, eben der Mangel

an Zähmung der Sprache, an einer getretenen Heerſtraße des Gedankens, das wird dem gewöhnlichen Schriftſteller, dem Nachahmer, dem an der Scholle klebenden Mann von der Feder zum weſentlichen Hemmniß. Wo ſtarker Gemeingeiſt und eine eingeborne geſellſchaftliche Kultur die Sprache tauſendfältig gemodelt haben, da wird die ſchreibende und dichtende Maſſe auf den Wogen des gemeinen Ausdrucks leicht hingetragen; wo, wie bei uns, die Schwäche des Gemeingeiſtes den Einzelnen frei läßt, da iſt auch jeder mehr auf ſeine eigene Schwimmkraft verwieſen. Der deutſche Schriftſteller hat entweder eigenen Geiſt, viel oder wenig, oder er hat gar keinen; bei den andern Völkern hat jeder ſeinen Theil am allgemeinen Geiſte; er macht damit, was er kann, und er vermag mit dieſem geborgten Kapital, ohne eigene Mittel, wenn das Glück gut iſt, immer noch weit genug hinauszuwirken in eine gleichförmige Geſellſchaft. Der Deutſche dagegen bricht ſich entweder mit glücklicher Gewalt Bahn durch die zahlloſen, in ſich geſchloſſenen Wirbel unſeres Geiſteslebens, oder er ſieht gleich ſeine Kraft im kleinſten Kreiſe erſterben. Der Franzoſe, der ohne innern Beruf ſchreibt, fühlt ſich gerade durch die Armuth ſeiner Sprache anſtändig ausgeſtruert, und nur ihre Feßlung erlaubt ihm, mit Gedanken und Feder fortzukommen. Für den Deutſchen wird die Freiheit und der Reichthum ſeiner Sprache im gemeinen Falle das, was ihn feſſelt und hemmt, im ſchlimmſten das, was ihn zum Bettler macht. Dieſe Vorzüge unſerer Sprache, wie jede Freiheit und jeder Reichthum, finden ihren Werth nur im innern Werthe des Menſchen, der ihrer genießt und ſie gebraucht. Der ſchöne Gebrauch der Freiheit, der geſchmackvolle Aufwand ſind nie Sache der Menge.

Der deutſche Schriftſteller kann ſeine Gedanken bei weitem nicht in dem Maße in fertige Formen werfen, wie der Engländer, und noch weit mehr der Franzoſe. Am Stoff, am Gedanken iſt es lange nicht genug für ihn; er hat mit dem Ausdruck zu ringen, ohne daß ein gemeiner Sprachgeiſt in ihm ſelbſt den Kampf ſchlichten hilft, und darüber geht gar zu oft der Stoff in der übelgerathenen Form unter. Kurz, er bedarf, will er ſich über das Mittelmäßige erheben, neben dem geiſtigen Zeug auch weit mehr natürliches Talent für die Form, oder doch weit mehr Uebung als einer, der ſich an ein ſprachliches Richtmaß anklammern kann. In keiner

Literatur steigen deshalb einzelne Geister und ihre Produkte so hoch über das Mittelmäßige hinauf, wie bei uns, in keiner sinken aber auch so viele so tief darunter.

Durch die hier besprochenen Seiten unseres Wesens und unserer Sprache scheinen, wie gesagt, alle guten und bösen Eigenthümlichkeiten unseres Schriftwesens bedingt. Leicht ließe sich daraus entwickeln, warum in der deutschen Poesie die Lyrik so hoch steht, warum die Epik so hart zu kämpfen hat und im Kampf so oft unterliegt, warum von einer allgemein wirksamen Dramatik fast nicht die Rede seyn kann; — warum es unter uns an der breiten Zone achtbarer, gleichförmiger Mittelmäßigkeit fehlt, welche in allen Zweigen die größte Masse, den populär wirksamsten Theil der englischen und französischen Literatur bildet; — warum wir nicht, gleich diesen, in jeder Periode und in jeder Gattung der Poesie, namentlich aber in Epik und Dramatik, ganze Reihen ungefähr ebenbürtiger Schriftsteller zweiten Rangs besitzen, welche im Andenken und der Achtung der Nation doch auch ein paar Generationen überleben; — warum in jedem Zeitraum deutscher Literatur immer nur ein paar Noahs, wenn nicht blos Einer, aus der Bücherſündfluth davonkommen, und die meisten schon im Meßkatalog ertrinken; — warum bei uns selbst ein noch so lange, noch so glänzend überlebender Geist sein ganzes Volk nie in dem Maße durchdringt, wie es ein weit untergeordneter vermag, dem das Vehikel eines Gemeingeistes zu Gebot steht u. s. w. — Durch die bisherige Betrachtung sollte vorzüglich nur darauf hingewiesen werden, daß der deutsche Schriftsteller, hinsichtlich der Form, des Ausdrucks, zu sich selbst und seinem Volke in ganz anderem Verhältniß steht, als der schreibende Bruchtheil der französischen und englischen Nation; daß die unendlich verschiedene Weise, in der die deutsche Sprachharfe gespielt werden kann, ihre schwere Handhabung zwischen Meistern und Stümpern eine weite Kluft aufreißt und die letztern außer allem Verhältniß überwiegen läßt.

Ferner hat es uns unserem Ziele näher gebracht, daß aus den obigen Gesichtspunkten die große Schwäche unserer leichten Literatur begreiflich wird, die Mittelmäßigkeit der Novellistik, der Salonsmalerei u. dgl., die Formlosigkeit, die Leerheit und Fadheit des sogenannten Feuilletons, der flüchtigen Uebersicht und Kritik der mancherlei modischen Spielereien der vornehmen und eleganten

Welt. Alles dies hat es zunächſt mit der höhern geſellſchaftlichen Kultur des Augenblicks, mit ihren Schöpfungen und Umwandlungen zu thun, das heißt mit der allerſchwächſten Seite unſeres Weſens und Lebens. Dieſe kokette, plappernde, ſo Gott will witzige Literatur behandelt den Stoff, der naturgemäß aus dem geſchichtlichen Mittelpunkt einer Kultur fließt. Wir können ihn kaum in Fragmenten unter uns hervorbringen; wir borgen ihn daher von auswärts, und decken mit bunten Lappen die Blößen unſeres Weſens. Und wie unſer Leben, ſo weiß auch unſere Sprache nach dieſer Seite hin nichts von Selbſtgefühl, von Schaam und Würde. Was kann natürlicher ſeyn, als daß der Schriftſteller, der dieſen zweideutigen Stoff verarbeitet, ſein Auge nie von der Heimath deſſelben abwendet, daß er beſtändig dort ſeine Muſter ſucht und in Gedanken und Ausdruck zu einem Zwitter wird, wie die Welt, für die er zunächſt ſchreibt? Und wenn dieſe vornehm gemeine Literatur, wenn namentlich der modernſte deutſche Originalroman des ſocialen Schmerzens hundert Sprachformen und Bilder von den Franzoſen borgt, wenn all dies oft geradezu ausſieht, wie eine ſchlechte Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, ſo iſt dabei nichts zu verwundern, als der alberne Anſpruch auf Urſprünglichkeit. In dieſen Kreis der Unterhaltungsliteratur fällt aber auch, ganz begreiflich, eine Hauptmaſſe der eigentlichen Ueberſetzungen. Und ſo wären wir wieder bei unſern eleganten Ueberſetzern angelangt, die wir eine Weile aus dem Geſicht verloren.

Wir haben oben flüchtig zu ſchildern verſucht, wie der ſchlechte deutſche Ueberſetzer durchſchnittlich zu Werke geht; wir haben dabei ſicher nicht übertrieben. Kann man ihn etwa zu hart anlaſſen? Im Bisherigen ſcheint uns aber Material genug gegeben, daß ihn als Armenadvokat vertheidigen kann, wer Luſt dazu hat. Sehen wir einmal, wie es der Franzoſe angreift, um aus ganz verſchiedenen Gründen gleiches Mitleiden zu verdienen.

Wenn ſich der Franzoſe dem Deutſchen, dem Engliſchen, irgend einer Sprache gegenüber ſieht, die im Bau von der ſeinigen weſentlich abweicht, ſo hat er viel weniger mit formellen Schwierigkeiten zu kämpfen als mit materiellen, das heißt, ſeine Sorge iſt viel mehr, ob er den Sinn des fremden Satzes faßt, als wie er den gut oder übel gefaßten ausdrückt. Iſt ihm doch in unzähligen Richtungen vom Geiſt ſeiner Sprache der Ausdruck in ſo weit

vorgezeichnet, daß er nur unter einigen Wendungen zu wählen hat, die an sich nicht gleich geschmackvoll, für den vorliegenden Fall nicht gleich passend seyn mögen, die aber doch alle französisch sind, und darauf allein kommt es an. Er fühlt sich vielleicht augenblicklich versucht, der deutschen, der englischen Wendung unmittelbar nachzugehen; aber er befragt flüchtig sein Sprachgewissen und sagt sich alsbald: „cela serait juste, mais cela ne se dit pas.“ Es ginge wohl, aber es geht nicht; Vernunft und Grammatik hätten gegen den Satz nichts einzuwenden, aber die höhere Instanz, der Sprachgebrauch will es so nicht haben. Alle Augenblicke ist seine arme, in ihrer Leichtigkeit so steife, in ihrer Flüssigkeit so starre Sprache gar nicht im Stande, dem deutschen Gedanken nachzuklettern, noch viel weniger, sich ihm anzuschmiegen. Sein Instinkt verbietet ihm, sich in einen fruchtlosen Kampf einzulassen, und wenn die fremden Ideen und Bilder phantastische Umwege machen, so bringt er die Schwierigkeit einfach dadurch auf die Seite, daß er mit einer platten, glatten Redensart die Sehne des Bogens beschreibt. Es kann ihm nur selten, bei belletristischen Stoffen wohl nie einfallen, dem fremden Ausdruck zu lieb seiner eigenen Sprache Gewalt anzuthun. Alles Rankenwerk einer freiern, reichern Sprache wird von ihm um jeden Preis in das blanke Gegitter seines sprachlichen Herkommens hereingezogen. Ist ein Zweig durchaus nicht zu beugen, so bleibt auch dem Gewissenhafteren kein Mittel, als ihn abzuschneiden. Ist aber der Uebersetzer flüchtig und gewissenlos — und Gott weiß, wie oft er dies ist! — so gibt er sich gar keine Mühe, den Sinn seines Schriftstellers zu fassen; er tanzt leichtfertig über alle Schwierigkeiten hin, und je weniger er den Text versteht, desto mehr glaubt er ihn in der Uebertragung zu verbessern und zu verschönern, desto mehr Ehre meint er dem Schriftsteller zu erweisen, daß ein Mann, der so vortrefflich schreibt, mit so gothischem Zeug sich befaßt. Kurz, die Uebersetzung mag noch so kläglich ausfallen, immer werden darin der materiellen Irrthümer unendlich mehr seyn, als der Verstöße gegen den Genius der eigenen Sprache. — Der Deutsche macht es in Allem gerade umgekehrt. Er behandelt seine eigene Sprache mit Geringschätzung, der Franzose die fremde. Dieser liefert oft genug Arbeit, die auch formell vor der Kritik schlecht besteht; jener läßt es eben so wenig an plumpen materiellen

Verſtößen und Mißverſtändniſſen fehlen; aber die Hauptmaſſe der beiderſeitigen Sünden häuft ſich immer nothwendig an entgegengeſetzten Polen an. Und dabei iſt das Schlimme für uns: der deutſche Schächer läßt ſich durch unbarmherzige Kritik moraliſch vernichten, den franzöſiſchen ſchützt die unendliche Federkraft eines armſeligen, und doch ſo mächtigen Gefühls, der Eitelkeit.

Wo wäre eine Form, in irgend einer Zeit, unter irgend einem Volke geboren, die unſere Sprache mit ihrem Reichthum nicht erfüllte, wo ein Gedanke, ſo hoch oder ſo tief, daß ſie ihn in ihrer Freiheit nicht erreichte? Kein Volk überſetzt ſo viel, keines ſteht aber auch ſo hoch als Ueberſetzer und Nachdichter, wenn ſeine ſchönſten Geiſter dem uns eingebornen Trieb gehorchen und die fremde Vortrefflichkeit unſerer mächtigen geiſtigen Verdauungskraft als Nahrung bieten. Wieland, Leſſing, Herder, Voß, Goethe, Schiller, Schlegel, Tieck, Rückert — wo iſt ein Volk, das eine Parallele zieht zu einer ſolchen Reihe großer Köpfe, die es nicht verſchmäht, wenn auch nur zur eigenen Uebung und Kräftigung, fremde Gedanken nachzuformen? Und doch ſteht auch wieder kein Volk im ſelben Geiſteswerke ſo tief, weil, wie beim Schriftſteller überhaupt, ſo auch beim Ueberſetzer, die nämliche Freiheit und Ungebundenheit der Sprache, welche den Auserwählten das Höchſte erreichen läßt, dem Schwachen, Unberufenen Stock und Krücke verſagt. Wenn die große Maſſe unſerer Literatur aus den berührten Gründen überhaupt ſo formlos und haltlos iſt, um wie viel mehr müſſen unzählige unſerer Ueberſetzungen aus dem Begriff eines Schriftwerks ganz hinausfallen.

Es iſt klar, daß der Deutſche, um formell erträglich zu überſetzen, viel mehr innere Befähigung, viel mehr natürlichen oder erworbenen Geſchmack, viel mehr Uebung in der eigenen Sprache nöthig hat, als einer, der ſich am Gängelband einer disciplinirten Sprache auf der breiten Unterlage eines Nationalgeſchmacks fortbewegt. Selbſt beim redlichen, unterrichteten Ueberſetzer kann man ſo oft den Punkt bemerken, wo die Ungebundenheit der Sprache aufhört, ihn durch die Schwierigkeiten hinzutragen, wo ſie ihn rathlos ſtehen läßt und in die Irre führt. Er läßt ſich nur zu leicht verführen, daß er die Freiheit der Sprache aufhebt, indem er ihr inneres Geſetz angreift, daß er mit ihrem Reichthum geſchmackloſe, nichtsnutzige Ankäufe macht. Nun beſteht

aber die große Mehrzahl unſerer Ueberſetzer, zunächſt derjenigen, welche in belletriſtiſchem Zeug arbeiten, aus Menſchen, denen es an allen Bedingungen zu einer Arbeit fehlt, die, ſoll ſie recht gethan ſeyn, faſt niemals leicht iſt. — Nehmen wir den modernen franzöſiſchen Roman von Balzac, G. Sand und Genoſſen. Es iſt bekannt, in welchem Grade hier eine verrückte Philoſophie und Pſychologie das alte Ebenmaß der franzöſiſchen Sprache zerrüttet, ihre Glieder verrenkt, ihre Formen monſtrös geſchwellt hat. So viel Unvernunft vernünftig ins Deutſche überzuführen, dies iſt, wenn es überhaupt die Mühe lohnt, ein ſehr dornenvolles Geſchäft, dem die Mittelmäßigkeit niemals gewachſen ſeyn kann, und wäre ſie in dem Grade fleißig und gewiſſenhaft, in dem ſie es bei der Bücherfabrikation in der Regel nicht iſt. Wer macht ſich aber daran? — Hier einer, der nicht die mindeſte literariſche Bildung beſitzt — er hat gar keinen Begriff von poetiſcher Sprache überhaupt; dort einer, dem es ganz an der geſelligen Bildung gebricht, wie ſie ſtückweiſe auch in Deutſchland zu erwerben iſt — er weiß gar nicht, wie ſich deutſche Menſchen von Erziehung im Leben gegen einander ausdrücken. Einem Dritten fehlt es an Beidem, und der unternimmt gerade am meiſten und arbeitet am flinkſten. Da wundere man ſich noch, daß die Arbeit iſt, wie ſie iſt. Und wer wundert ſich denn?

Dem deutſchen Ueberſetzer fehlt es einmal an dem, was ſeinen franzöſiſchen und engliſchen Kollegen hinſichtlich der Form nicht leicht zu tief ſinken läßt. Weit mehr, als dieſe, ſich ſelbſt überlaſſen, arbeitet er mit dem Werkzeug einer ſchweren Sprache, die freilich, vom ächten Geiſt gehandhabt, Alles in der Welt nachdichtet und nachdenkt, die aber ihm keine fertigen Formeln des Dichtens und Denkens in die Hand ſchiebt. Er fühlt ſich keinem öffentlichen Geiſte, keiner geſelligen Bildung verantwortlich; die Eitelkeit des **homme comme il faut**, die Schaam des Gentleman ſchärfen ihm nicht das Sprachgewiſſen, und ſo hat er ſogar bei guten Eigenſchaften und Kenntniſſen und bei ſcheinbar leichter Aufgabe ſich wohl vorzuſehen, daß er nicht vielfältig ſtrauchle und wenigſtens im Ganzen den gebildeten Sinn befriedige. Geht ihm aber aller Beruf zum Geſchäfte ab und hat er zum Ueberfluß den induſtriellen Wahlſpruch: **ſa presto** — wie ſoll er anders arbeiten, als er thut? Der Arme meint nicht anders, als alle möglichen

Formen des Gedankens finden im weiten, allumfaſſenden Schooße der reichen Mutter Sprache bequeme Unterkunft, alles ſey deutſch, war er mit deutſchen Worten niederſchreibt. Dazu kommt oft noch, daß ihm der modiſch vornehme Stoff, den er zu behandeln die Ehre hat, imponirt; er möchte von all den Herrlichkeiten nichts dahintenlaſſen, und ſo löſcht eine faule, alberne Gewiſſenhaftigkeit den letzten Reſt von ſprachlichem Bewußtſeyn aus. Wie Sancho Panſa ſagt: Gott verſteht mich! ſo iſt er überzeugt, daß ſeine lieben Landsleute ihn verſtehen und in ihrem koloſſalen Sprachgewiſſen Alles zurechtlegen. Und dem iſt auch ſo.

Genug, wozu das näher auseinanderſetzen, was Jeder, der will, faſt auf allen Blättern unſeres erborgten ſchöngeiſtigen Plunders gründlich ſtudiren kann? Gegenwärtig ſind in Frankreich die ſogenannten Phyſiologien der verſchiedenen Stände und Beſchäftigungen Mode; man kann alſo dergleichen auch bei uns mit allen Ehren verſuchen. Einer unſerer Geiſtreichen ſollte uns die Phyſiologie oder vielmehr Pathologie des gemeinen deutſchen Ueberſetzers geben. Es ließe ſich vielleicht nachweiſen, wie, nach einem gewiſſen Geſetz in der Ungeſetzlichkeit, der Ausdruck des Kopiſten von der Form, über deren Berechtigung ſich noch ſtreiten läßt, durch das Steife, Schiefe, Lahme, Alberne in den baaren Unſinn verläuft. Intereſſant könnte das Buch werden, nur müßte der Verfaſſer alle Therapie aus dem Spiel laſſen. Wie kann es einem einfallen, durch gute Lehren und Ermahnungen die Ueberſetzer beſſern zu wollen! Soll man ſie beſchwören, von dem Irrthum zurückzukommen, als ob es genüge, den Katechismus deutſch gelernt zu haben, um deutſch zu ſchreiben? Soll man ihnen beweglich vorſtellen, wie viel beſſer ſie für ihren Ruf und des Vaterlands Ehre ſorgten, wenn ſie des Tags etwa einen Bogen weniger überſetzten? Soll man ſie um Gottes willen bitten, das **nonum prematur etc.** doch nur in ſo weit zu beherzigen, daß ſie ſich im Durchſchnitt neun Sekunden beſinnen, ehe ſie einen Satz niederſchreiben? Dabei käme gerade ſo viel heraus als bei den Vorwürfen wegen Gebrechen aller Art, die ſich täglich das deutſche Volk von ſeinen Schriftſtellern gefallen laſſen muß, bei den hundert Rezepten, wie es Deutſchland anzufangen habe, um eine Nationalbühne, um Elſaß und Lothringen, um eine neuchriſtliche Baukunſt und das Chriſtenthum ſelbſt wieder zu bekommen.

Daß die ſchlechten Ueberſetzer und die nachſichtigen Leſer von denſelben Momenten erzeugt werden; daß die, welche ſchreibend die Sprache ſchänden, und die, welche den gedruckten Greuel ruhig anſehen oder nicht gewahr werden, einander gegenſeitig bedingen, —. dies verſteht ſich von ſelbſt. Wir überlaſſen es dem Leſer, über das nothwendige Wechſelverhältniß zwiſchen beiden weiter nachzudenken. Hier ſey uns nur noch Eine Betrachtung geſtattet.

Es gibt einen Ort, wo man eben nicht hypochondriſch geſtimmt zu ſeyn braucht, um ſich des hier beſprochenen Uebels, ſammt der Schwäche, aus der es herfließt, recht ſchmerzlich bewußt zu werden. Dieſer Ort iſt die deutſche Bühne. Es iſt hart, daß ein Volk große Tugenden und Vorzüge mit ſo häßlichen Schwachheiten ſühnen muß. Wer dies nie vor unſerer Bühne gedacht, der mag ein Patriot ſeyn, aber er hat ſich nie die Mühe gegeben, über unſere Geſellſchaft und ihr Verhältniß zum Leben anderer Völker nachzudenken. Daß wir ſo große Stümper ſind, wenn wir ernſthaft oder komiſch uns ſelbſt, unſer häusliches und öffentliches Treiben in Scene ſetzen; daß wir von einem fremden Volke, während wir die eine Fauſt gegen daſſelbe ballen, mit der andern Hand rückſichtslos, geſchmacklos borgen; daß wir ſelbſt in Machwerken, die wir für unſer Eigenthum ausgeben und halten, oft nur platte Nachahmer fremden Geiſtes, fremder Grazie, fremder Verzerrung ſind — es iſt einmal ſo, und davon iſt hier nicht die Rede. Daß der Deutſche es geduldig hinnimmt, wenn ſeine Sprache geſchändet wird, dies iſt vielleicht aus dem Bisherigen hie und da Einem begreiflicher geworden, als es ihm bisher war. Das aber iſt denn doch allzu demüthigend, daß ſogar im Schauſpiel, bei der lebendigen Nachahmung des Lebens, beim geſprochenen, ſtark betonten Wort im großen Haufen niemals das Sprachgefühl erwacht und ſich empört.

Sehr viele unſerer Ueberſetzungen und Bearbeitungen franzöſiſcher Bühnenſtücke ſind in der Form elend. Der Dialog hinkt und ſchleppt ſelbſt da, wo man ihn in Gottes Namen als deutſch hinnehmen kann; das naturgemäße Verhältniß zwiſchen Gedanken und Ausdruck im Fluß des lebendigen Worts kommt nur wie zufällig heraus, meiſt nur dann, wenn die beiden Sprachtypen ungefähr zuſammenfallen; die Idiotismen läßt der ſchlechte Arbeiter alle paar Schritte geradezu ſtehen, wie ſie ſind. Und wie heißt

das Haus, wo faſt Tag für Tag „denkende“ Schauſpieler mit vollen Händen das undeutſche Wort und Bild, die eckeln undeutſchen Gedankenſträußer in den Saal hinauswerfen? Man nennt es eine Nationalbildungsanſtalt.

Huic nomen Graece est Thesauro fabulae;
Philemo scripsit, Plautus vertit barbare.

Das heißt zu deutſch: „Die Vernunftheirath, Luſtſpiel in fünf Akten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe für die deutſche Bühne bearbeitet von N. N.“ — Was gäbe aber die gelehrte Welt darum, wenn die Römer die für uns verlorene jüngere Komödie der Griechen ſo überſetzt hätten, wie man bei uns die komiſchen Meiſterwerke der Franzoſen überſetzt! wenn Menander und Philemon etwa von Plautus und Terenz behandelt worden wären, wie die Herrn Scribe und Dumas von den gedankenloſen unter den Herrn, welche zu Berlin, Dresden, Wien franzöſiſche Luſtſpiele und Vaudevilles „für die deutſche Bühne bearbeiten!“ Es müßte einem Helleniſten gar nicht ſchwer fallen, die ſchmalen Lücken zwiſchen den Idiotismen auszufüllen und den griechiſchen Text ſo fließend und ſicher herzuſtellen, daß man in Berlin auf die tragiſche Schüſſel eine komiſche folgen laſſen könnte, da Ariſtophanes nun einmal ungenießbar iſt.

Nur ein einziges Beiſpiel von unſerer dramatiſchen Ueberſetzungskunſt; bei weitem nicht der ſchlimmſte Fall, nur durch Wiederholung einer lahmen Phraſe ungewöhnlich abgeſchmackt.

Es gibt ein neueres franzöſiſches Luſtſpiel, Michel Perrin, das ſehr beliebt iſt und überall in Deutſchland häufig geſpielt wird. Wir wiſſen nicht, wer es überſetzt hat; es liegt auch nichts daran. — Bonaparte iſt erſter Konſul, Fouché iſt Polizeiminiſter. Man hat Spuren von einem Komplott gegen das Leben Bonapartes, kann aber die Verſchwörer nicht ausfindig machen. Fouché wird endlich ungeduldig und läßt ſeinen Bureauchef hart an: „Sie wiſſen nichts! Sie erfahren nichts! Sie ſind von einer Ungeſchicklichkeit — — — Wenn ich aber nicht in zwei Stunden die Fäden des Gewebes in Händen habe, ſo ſind Sie — abgeſetzt!“ — Vous êtes d'une maladresse — Sie ſind von einer Ungeſchicklichkeit —! Und dieſer plumpe Gallicismus wird dem deutſchen Publikum dreimal hintereinander an den Kopf geworfen, und das iſt der Humor davon. — Kaum iſt Fouché ſtürmiſch

abgegangen, ſo citirt der Bureauchef den ihm untergebenen Sektionschef und ſchnaubt ihn an: „Sie wiſſen nichts! Sie erfahren nichts! Sie ſind von einer Ungeſchicklichkeit — — Wenn ich aber nicht in anderthalb Stunden" u. ſ. f. wie oben. Der Bureauchef zieht ab; da verſammelt der Sektionschef die Polizeiſpione und Gensdarmen um ſich und donnert: „Sie wiſſen nichts! Sie erfahren nichts! Sie ſind von einer Ungeſchicklichkeit — Wenn ich aber," u. ſ. f. wie bisher, nur mit weiterer Abkürzung des Termins.

O ihr Proviantmeiſter der deutſchen Nationalbühne, ihr ſeyd von einer Ungeſchicklichkeit — —! Wer euch doch mit Abſetzung drohen könnte und die Macht hätte, die Drohung zu verwirklichen! Wird einmal der Geiſt des deutſchen Volks die Schacherer aus dem Tempel jagen? Peut être oui, peut être non. — Wie gibt man dies geſchwinde deutſch?

H. H.

Theaterreform.

Indem wir vollkommen dem beistimmen, was von einem andern Verfasser in diesen Blättern (d. B. J. Nr. 9. über deutsche Dramatik) und in den kürzlich erschienenen Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen (Abschnitt über Pflege der schönen Künste) gesagt worden ist, wollen wir versuchen, einigen Vorschlägen Eingang zu verschaffen, durch welche die dort gerügten und allgemein gefühlten Uebelstände wenigstens theilweise gehoben werden könnten.

Wir rechnen um so mehr auf theilnehmende Nachsicht, als in den meisten größern Städten Deutschlands das Schauspielhaus am Ende noch der einzige Zufluchtsort für die höhern Stände dadurch wird, daß die alte Frugalität aus den Abendgesellschaften durch den Luxus verdrängt wird und die Geldmittel nicht hinreichen wollen, diesen oft und gebührend darzustellen. Zudem sind gerade jetzt mehrere unserer ausgezeichneteren Bühnen in einer stillen Reform begriffen, und bei dieser Veranlassung möchte es gut seyn, die Grundübel des Bühnenwesens überhaupt, und des deutschen insbesondere, nach allen Seiten zu erkennen und sich nach Abhülfe umzusehen.

Zu den Grundübeln rechnen wir die allgemeine Erkaltung und mehr verständige als gemüthliche Auffassung des Dargestellten, daher auch die prachtvollsten Dekorationen, die geschichtlich treuesten Kostümirungen, die zahlreichsten Komparsen, Rosse und anderes Gethier, kurz alle Reizmittel nichts mehr wirken wollen.

Zweitens. Jede Bühne soll Alles vereinigen, Opera seria und Opera buffa, Trauer-, Schau- und Lustspiel sammt Ballet, oder wenigstens einiger Tanzbelustigung.

Drittens. Da nun zu allem Obigen der Beitrag des Publikums bei weitem nicht hinreicht, so müssen die Hofkassen zuschießen, und dadurch kommen Hof, Publikum und Bühne in eine falsche Stellung gegeneinander. Denn nur in einer Vorstellung, zu welcher der Hof das Publikum unentgeldlich zuläßt, ist ein eigentliches Hoftheater; sobald das Publikum zahlt, fordert es auch sein Recht als solches, wird hierauf von der Polizei eingeschüchtert, erkaltet und besucht das Schauspielhaus nur, weil es nicht weiß, seine Langeweile anderswohin zu tragen. Die Schauspieler aber wissen nicht, wem sie es recht machen, dem Hof oder der Stadt, und oft überhaupt nicht, ob sie gefallen oder mißfallen, und wodurch. Kein Wunder, wenn sie einschlafen und hiedurch auf das Publikum zurückwirken.

Viertens. Um nun bei der Unmöglichkeit, mit einem festen, tüchtigen Repertorium gehörige Kasse zu machen, dennoch dieser so viel als möglich abzuhelfen, wird Neues aller Art, meist französischer Herkunft, in eiligen, daher schlechten Uebersetzungen gegeben, Stücke, welche es selten zu zehn Vorstellungen bringen, nicht gehörig einstudirt werden und nur in seltenen Fällen sich als wirklicher Erwerb für die Bühnen herausstellen.

Fünftens. Vorübergehende Vorliebe, Steigerung durch Mitbewerber und Furcht vor Kontraktbruch führen zu lebenslänglichen Anstellungen. Hier scheint uns, mit wenigen seltenen Ausnahmen, ein Hauptgrund der allgemein beklagten Uebel zu liegen.

Sechstens. Journale, müßige Parterrekunden und Vorliebehaber (weil Liebhaber) machen das in Deutschland überhaupt etwas schwerfällige Publikum noch mehr irre. Sie klatschen und bewundern ihm vor. Wir könnten sogar eine höchst vornehme Zeitschrift namhaft machen, wo das Lob beinahe ausschließlich nur israelitischen Bühnengliedern gezollt wird.

Siebentens — um mit der verhängnißvollen Zahl zu schließen und den Leser nicht durch lange Aufzählung der Uebelstände zu ermüden, — sind die Eigenschaften selten in Einem Manne, und noch seltener in einem Hofmanne vereinigt zu finden, welche ein Intendant haben muß, wenn er seine Stelle nur genügend ausfüllen will. Besonders schwer ist es, zugleich die erforderliche unbestechliche Festigkeit zu besitzen, mit der Gabe zu vermitteln, auszugleichen und zufriedenzustellen, welche täglich in Anspruch

genommen wird, und zudem ſollen ſich in ihm aufopfernde Liebe für die Kunſt und ökonomiſche Virtuoſität vereinen. Wahrlich, keine leichte Aufgabe, wie die Erfahrung mehr als zur Genüge lehrt!

Es ſcheint zweifelhaft, ob ein Komité, aus Literaten, Rechnungsbeamten, Schauſpielern und Muſikern zuſammengeſetzt, die Einheit eines tüchtigen Intendanten zu vertreten, oder einen halbtüchtigen genügend zu ergänzen vermöge. Es wird am Ende auf Transaktion hinausgehen, auf ein **Passez-moi la saignée, je vous passerai l'émétique.**

Wenn es mit dem Gegenſtand ſo bedenklich ausſieht, ſo iſt eben ſo wenig Troſt zu finden, wenn man die Beſtände der Bühnen durchgeht. Spekulirende Proſa iſt an die Stelle der früheren leichtblutigen Genialität, Anſpruch auf bürgerliche Geltung, auf häuslich bequemes Leben an die Stelle des Nomadenlebens getreten, in welchem Mangel und Ueberfluß ſich ſchnell ablöſten. Alle Künſte werden ernſter betrieben, um geſteigerten Anſprüchen zu genügen, nur die Schauſpielkunſt iſt dem Zufall, dem Entſchluß eines verlornen Sohnes, einer verführten Tochter anheim gegeben, und der Geſang wird nachläſſiger betrieben, je mehr die Tonſetzer ſtreben, den Mangel an wahren Motiven, an lieblicher Melodie durch die Kehlfertigkeit der Sänger zu erſetzen. Die Lebensweiſe, durch welche ſonſt ausgezeichnete Stimmen während dreißig Jahren erhalten wurden, iſt gänzlich außer Uebung gekommen, und kaum mehr durch Ueberlieferung bekannt. Italien verſieht nun kaum Ein Operntheater erſten Rangs (Paris und London gemeinſchaftlich) mit würdigen Subjekten, während früher wenigſtens ſechs Bühnen in Italien und einige im Auslande eben ſo gute Sänger und noch beſſere Sängerinnen produzirten, als die ſind, zu deren ungemeſſener Bezahlung die zwei größten Städte Europa's jetzt kaum zureichen, weil jene ohne Mitbewerber ſind.

Zudem fordert das Publikum dieſſeits der Alpen eine Kleinigkeit, nämlich daß die **prima donna** zugleich eine treffliche Schauſpielerin, jung und ſchön ſey.

Wenn in Italien die zu koloſſalen Opernhäuſer, der Verfall der Kapellmuſik, das Aufhören der chirurgiſchen Operation und der Kompoſitionsſchulen das liebliche Kind des italieniſchen Bodens, die Oper, in Noth und Kümmerniß bringen, und das Ballet durch

finſtern Bigottismus ſogar in Neapel verkümmert wird, ſo iſt in Deutſchland der beſtändige Wechſel der Opern und die viel zu ſtarke Inſtrumentirung der Tod der wenigen Stimmen, welche zugleich noch jugendlich kräftig und ſchon künſtleriſch ausgebildet ſind. Die erſten Subjekte der Oper und des Tanzes gingen bei Zeiten ins Ausland und blieben gewöhnlich dort.

Wenn die deutſche Bühne nicht gänzlich in Verfall gerathen, wenn ſie mit der Bildungsſtufe des Volks, mit den Geldopfern, welche man ihrer Erhaltung bringt, nur einigermaßen ins Gleichgewicht kommen ſoll, ſo ſehen wir hierfür die Möglichkeit nur in einem Theatervereine mehrerer oder aller deutſchen Höfe gegeben, von welchen Einer die Schulen oder eine derſelben übernähme, und hierfür durch die Summen entſchädigt würde, welche andere Höfe für zeitweiſe Ueberlaſſung der Truppe zu geben hätten. Es wäre ſo etwas wie ein friedlicher Subſidienvertrag.

Dieſer unſer Theaterverein begriffe alſo Schule, Wechſel und Kartel mit andern deutſchen Bühnen und den dramatiſchen Schriftſtellern.

Um deutlicher zu machen, wie wir der eingeriſſenen Noth ſteuern möchten, wollen wir die größten deutſchen Bühnen vor der Hand außer Berechnung laſſen und uns auf Städte mäßigen Umfangs, aber ſehr geſteigerter Anſprüche beſchränken, vorläufig auf zwei Gruppen, eine für München, Stuttgart, Karlsruhe, Baden, Mannheim und Frankfurt, eine zweite für Dresden, Leipzig, Weimar, Braunſchweig. Dieſe theilweiſe durchgeführte Vereinigung könnte auf demſelben Wege nach und nach eine größere Ausdehnung und eine organiſche Ausbildung erhalten, welchen die deutſchen Regierungen gegangen ſind, bevor der Zollverein das wurde, was er, Gottlob, jetzt iſt.

Eine theatraliſche Direktorialſtadt, alſo nach unſerem Vorſchlage Dresden oder München, beſitzt bereits die nothwendigen Vorbedingungen einer Schule, tüchtige Lehrer für Geſang, Tanz und Deklamation für beide Geſchlechter, und für die Knaben auch für ein muſikaliſches Inſtrument. Bald wird es ſich zeigen, wohin das Talent jedes der Kinder ziehe, und im ſchlimmſten Falle können die Knaben noch tüchtige Mitglieder von Militärmuſiken werden. Anmeldungen von Kindern werden gewiß nie fehlen, wenn ſie phyſiſch und ſittlich gut beſorgt, und, ſo wie ſie brauchbar

ſind, mäßig belohnt werden, theils in baarem Gelde, theils durch Gutſchrift in die Sparkaſſen, wo ihr Erſpartes ſo lange als Kaution unangreifbar bleibt, als die auf ſie verwendeten Koſten nicht gedeckt ſind. Auf ähnliche Weiſe bildete Herzog Karl von Würtemberg in den letzten Jahren ſeiner Regierung ein Theater, welches ſehr wenig koſtete, treffliche Subjekte enthielt und mit dem Publikum weit mehr verwachſen war, als die Hoftheater ſonſt zu ſeyn pflegen. Man wird dadurch erreichen, daß die ſich entwickelnden jungen Talente mit der Milde und Theilnahme angeſehen werden, welche ſonſt nur Liebhabertheatern zu Theil werden. Goethe bemerkt Aehnliches bei den Anfängen des Weimarer Theaters. Freilich müßten die Lehrer vorzüglich ſeyn, und ernſtes, anhaltendes Studium anbahnen. Beſonders müßten ſie den norddeutſchen Zöglingen das ſo allgemeine unliebliche Schnarren, den ſüddeutſchen die nachläſſige Ausſprache der Doppellaute und aſpirirten Konſonanten abgewöhnen, und den Sängern einprägen, daß die Worte der Arie vom Publikum verſtanden werden ſollen. Wer ſich vorzugsweiſe zum Schauſpiel beſtimmt, ſoll wenigſtens im Geſang es bis zum Choriſten, im Tanz bis zum Figuranten bringen, jenes wird ſeinem Sprachorgane, dieſes ſeiner jetzt ſo unglaublich vernachläſſigten Darſtellung von Anſtandsrollen höchlich frommen. Wer als Schauſpieler bei der Aufführung einer Oper nichts zu thun hat, kann ſein Inſtrument im Orcheſter zur Hand nehmen, der Muſiker, welcher Ein Rollenfach im Schauſpiel vorzüglich gut ausfüllt, dieſes, es verſteht ſich gegen billige Entſchädigung, übernehmen. Kurz, alle Fächer der theatraliſchen Uebung müſſen als ein Ganzes angeſehen werden, ſich wechſelsweiſe tragen und ergänzen.

Dieſe dramatiſche Pflanzſchule nun kann den Impreſſario für mehrere Städte machen, welche Oertlichkeiten und wenigſtens ſo viel Orcheſter beſitzen, als nöthig iſt, um kleine Opern anſtändig zu beſetzen. Für Bäder wären Pantomimen und Poſſen am geeignetſten. Die verſchiedenen Fächer würden abwechſelnd nach verabredeten Perioden den Stationen zugetheilt. Dieſe würden ſich auf das Wiederſehen beliebter Bekannten freuen, das Publikum ſowohl als die Schauſpieler würden ſich am Wechſel ergötzen, und beide dadurch gewinnen.

Denn wenn es zur Ausbildung eines Schauſpielers beiträgt,

daß er vor verſchiedenen Parterren aufzutreten hat, ſo hat das Theaterpublikum neben dem Bedürfniß des Neuen auch das einer Gleichförmigkeit der Darſtellung. Dieſe wird jetzt freilich nur bei dem Burgtheater Wiens noch gefunden, würde ſich aber auch auf unſern projektirten Bühnen gewiß einſtellen. Eine tüchtige Schule hebt auch mäßige Talente, und der ausgezeichneten findet man in Deutſchland nicht ſehr viele. Sie würden vielleicht querfeldein in unſere Truppen kommen, aber ſich bald zurechtfinden, weil ſie einem feſtgegliederten Ganzen ſich anſchließen könnten.

Eine erfreuliche Folge dürften die vorgeſchlagenen Schulen nebenbei haben, nämlich das Wiederaufleben der ſo ergötzlichen, beinahe ganz verſchwundenen Lokalpoſſe. Dieſe würde auch den nicht ſehr entfernten Nebenbühnen verſtändlich und willkommen ſeyn und die koſtſpieligen und unnatürlichen Reizmittel genügend erſetzen, zu welchen jetzt die Intendanzen greifen, um das Haus zu füllen. Der Eindruck komiſcher Darſtellung iſt bekanntermaßen lokal abgeſchattet, aber bei geringen Entfernungen durch die Bekanntſchaft mit dem Dialekt eher noch geſteigert. Die improviſirte Komödie, welche hie und da angeregt wurde, muß vorläufig wohl nur ſehr gebildeten Liebhabertheatern oder wenigen ganz ausgezeichneten Schauſpielern überlaſſen bleiben, ſo wünſchenswerth ihre allgemeine Einführung auch ſeyn mag.

Ein Publikum nun, welches im Laufe Eines Jahrs vier Geſellſchaften (Schauſpiel, komiſche Oper, große Oper und Ballet, Poſſe und Pantomime) zu ſehen bekäme, würde gewiß ſich zahlreicher einfinden, theilnehmender ſich bezeigen und einen bedeutenderen Theil der Koſten tragen, als jetzt. Was in Italien die Impreſſarien zu thun vermögen, wird in Deutſchland doch wohl einem Vereine von Regierungen gelingen können.

Daß die Bühnenglieder nicht lebenslänglich angeſtellt, aber tüchtig bezahlt und durch Errichtung von Penſions- und Erſparnißkaſſen für ihr Alter geſichert werden müſſen, erfordert Klugheit und Menſchenfreundlichkeit. Es wäre ſogar wohl gethan, wenn die Einlegung der Beiträge allgemein vorgeſchrieben, und in das Kartel, von welchem nachher die Rede ſeyn wird, aufgenommen würde.

An Mitteln, untauglich gewordene anderwärts zu verſorgen, würde es wohl nicht fehlen. Auch denen, welche ſonſt häusliche

Niederlaſſung oder ein Gewerbe dem Mimenleben vorziehen, ſolle es, wenn die auf ſie verwendeten Koſten hereingebracht ſind, nicht erſchwert werden. Einiger Wechſel nützt eher als er ſchadet, wenn der Stamm tüchtig iſt und der Nachwuchs geſichert.

Es wäre wünſchenswerth, daß von Zeit zu Zeit italieniſche Opern- und franzöſiſche Luſtſpielgeſellſchaften in die rotirende Bewegung eingefügt würden, damit das Publikum nicht zu genügſam werde im Anhören des Geſangs und im Genuß eines raſchen, in einander greifenden Spiels.

Wir gehen nun auf eine Vereinigung aller deutſchen Bühnen über gewiſſe Punkte über, ohne deren Feſtſtellung der ſeitherige Zuſtand niemals bedeutend verbeſſert werden kann.

Erſtens ſollte nie ein kontraktbrüchiger Schauſpieler von einer andern Bühne angenommen werden. Zweitens ſollte der Verfaſſer oder Kompoſiteur ſeinen klar beſtimmten Antheil an den Einnahmen bei Aufführung ſeiner Stücke erhalten. Nur dadurch werden Talente für die dramatiſche Literatur gewonnen, während jetzt oft Manuſcripte von Einhelfern abgeſchrieben und an andern Bühnen verkauft werden.

Alsdann würden wir nicht mehr, beinahe ausſchließlich, an die Hervorbringung der Pariſer Schriftſteller und an ewig Wechſelndes, weil niemals Befriedigendes, gewieſen ſeyn; wir würden eine, unſerem Weſen und unſeren Sitten entſprungene dramatiſche Literatur gewinnen und erhalten, und das Publikum würde ſich daran gewöhnen, längſt bekannte Stücke mit Aufmerkſamkeit anzuhören, und dem Vortrag ein Intereſſe zuwenden, welcher gewöhnlich jetzt nur dem Text gewidmet wird. Die unzähligen herrlichen Motive der ſpaniſchen und italieniſchen Bühne könnten zweckmäßig von bühnenkundigen Schriftſtellern bearbeitet werden, und dieſe würden ſich daran gewöhnen, dem Schauſpieler wieder einen größeren Antheil am Spiel zu laſſen, und nicht alles in die Worte der Rollen zu legen, wie man jetzt zu thun pflegt.

Auch die Oper würde einer heilſamen Reform beſonders alsdann entgegengehen, wenn Deutſchland wenigſtens Eine Kompoſitionsſchule beſitzen ſollte. Die italieniſchen Texte ſind den Italienern ganz Nebenſache, Einrahmung des Geſangs, jedoch durch raſches Spiel und das Recitativ getragen. Unſere Sprache iſt leider ſchwer ſingbar, und wartet noch auf einen Metaſtaſio, welcher bekanntlich

ſogar im Italieniſchen nur eine kleine Anzahl Wörter für den Geſang tauglich erklärte. Die deutſche Oper iſt an Chöre und Stücke, wo mehrere zuſammenſingen, gewieſen. Nur ganz ernſt oder ganz poſſenhaft wird ſie einen eigenthümlichen Charakter annehmen, wenn wir Tonſetzer erhalten werden, deren Melodien mehr wahr und minder gelehrt ſind, als wir gegenwärtig zu hören bekommen.

Auch dem Tanze wünſchten wir mehr Pantomine und weniger Pirouetten, als die Mode des Tags, nicht nur uns, ſondern auch den Franzoſen, und ſelbſt den Italienern gebracht hat.

Wir bekennen gerne, daß mit den hier niedergelegten Vorſchlägen allen tief gefühlten Uebeln weder ſogleich noch vollſtändig abgeholfen werden würde, aber wir leben der Ueberzeugung, daß mit den gegenwärtig aufgewendeten Mitteln ungleich mehr gewirkt werden könnte, als gewirkt wird. Zwar wird unſer Publikum ſchwerlich zu der Kindlichkeit der Anſchauung zurückkehren, welche drei Thore für alle und jede Dekoration bei den Griechen hinnahm, oder den Verſchlag hinter Shakſpeares Bühne ſich als Surrogat für alle Scenerie gefallen ließ; aber wenn in Text und Spiel nur Erträgliches geboten würde, ſo dürfte man bei dem allgemein gefühlten Bedürfniſſe gewiß auf Dank, Mithülfe und Anerkennung rechnen, wenn auch der ſeitherige Aufwand an Zuthaten auf das Nothwendige beſchränkt würde.

Es iſt ſo Vieles durch Vereine bewirkt worden, und täglich kommen dieſe mehr in Uebung. Warum ſollten ſich nicht Höfe und ſtädtiſche Behörden dahin vereinigen können, ein ihnen ſo werthes, mit ihrem Leben ſo verwachſenes Vergnügen durch Vereinbarung zu ſteigern, ohne größere, wahrſcheinlich mit kleineren Ausgaben als ſeither? Iſt es nicht ſchöner und würdiger, ſich Sänger und Tänzer bei außerordentlichen Gelegenheiten wechſelsweiſe zu lehnen, als Regimenter nach Amerika und Oſtindien zu verkaufen, wie noch bei Menſchengedenken geſchah? Wenn dieſes bei Heimführungen und Jubiläen geſchehen kann, ſo wird es doch wohl auch im gewöhnlichen Lauf des Lebens thunlich und erfreulich ſeyn. Niemand wird dabei verlieren, alle werden gewinnen; denn die Ueberſiedlungskoſten werden durch das ſtärkere Zuſtrömen des neugierigen Publikums, der größere Aufwand der reiſenden Schauſpieler durch die beſſere Bezahlung gedeckt werden.

Vorläufig und bis die Schulen ihre Zöglinge aussenden könnten, wären Gastspiele der ersten Subjekte in Gruppen gegenseitig einzuleiten; denn daß Wandern zum Leben des Mimen gehöre, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Auf diese Weise hätte man Zusammenspielen und Neues zugleich zu genießen.

Wer gründlichere und leichter ausführbare Vorschläge zu machen weiß, der sey willkommen. Uns genüge es, in bester Ueberzeugung unser Scherflein beigetragen zu haben. Der allgemeinen Umbildung werden auch die Bühnen nicht entgehen. Es ist daher nicht überflüssig, bei Zeiten daran zu denken, wie das Fehlerhafte verbessert, das Abgelebte erneuert und das Ganze erhalten werde könne, wenn die Zeiten es den Höfen unmöglich machen sollten, mit den seitheriger reichlichen Beiträgen fortzufahren.

H. K.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Berlin. Die Zahl der Mitglieder der königl. Akademie der Wissenschaften beträgt 90, von denen 26 in Berlin wohnende und 9 auswärtige der physikalisch-mathematischen, und 29 in Berlin wohnende und 12 auswärtige der philosophisch-historischen Klasse angehören; außerdem hat die Akademie noch 140 Korrespondenten (97 der erst- und 51 der letztgenannten Klasse).

München. In der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 25. August wurden folgende Mitglieder neu ernannt oder ihre frühere Wahl bestätigt: Zu Ehrenmitgliedern: Se. königl. Hoheit Prinz Luitpold; Graf Lurburg, königl. bayerischer Gesandter in Paris; Marquis de Rezende, Oberkammerherr Ihr. kais. Maj. der Herzogin von Braganza. Zu ordentlichen Mitgliedern der ersten Klasse: die Professoren Franz Strebber, Leonhard Spengel und Joseph Müller; der zweiten Klasse Domkapitular Hartig. Zum außerordentlichen Mitgliede der historischen Klasse: der Reichsarchivsekretär Dr. Wittmann. Zu auswärtigen Mitgliedern der ersten Klasse: die Professoren Gerhard und Lachmann in Berlin, Lassen in Bonn, Baron Mazzetti in Mailand; der zweiten Klasse: Adolf Brongniart in Paris; der dritten Klasse: Paul Wigand in Wetzlar; C. Frhr. v. Aretin, Kanonikus David Popp in Eichstädt, Giovanni Orti in Verona.

Universitäten.

Berlin. Die Universität zählt im Ganzen 146 Lehrer, von denen 12 der Theologie (nämlich 6 ordentliche, 4 außerordentliche Professoren und 2 Privatdocenten); 17 der Jurisprudenz (6 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren und 8 Privatdocenten); 37 der Medicin (15 ordentliche, 10 außerordentliche Professoren, 12 Privatdocenten), und 80 der Philosophie (27 ordentliche, 24 außerordentliche Professoren, 29 Privatdocenten) angehören.

Am 12. Oktober übergab der bisherige Rektor, Geheimerath Dr. Lichtenstein, dem für das neue akademische Jahr erwählten Rektor, Geheimerath Dr. Dieterici, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten die Amtsinsignien.

Dr. Sybulski, ein talentvoller junger Mann, der sich seit längerer Zeit einem gründlichen Studium der slavischen Sprachen gewidmet und darin sehr umfassende Kenntnisse erworben hat, ist an der Universität als Professor der slavischen Sprache und Literatur angestellt worden.

Bonn. Für das neue Studienjahr von 1861/62 wurde der Professor G. Bischof zum Rektor erwählt und am 18. Oktober mit den Amtsinsignien bekleidet.

Dr. Ullmann in Heidelberg hat einen Ruf nach Bonn an die Stelle des verstorbenen Professors Augusti erhalten und angenommen.

Breslau. Bei der Universität waren von Ostern bis Michaelis dieses Jahrs 631 Studirende immatrikulirt, wovon 109 abgegangen und 99 hinzugekommen sind, so daß für das Winterhalbjahr nur 612 bleiben, von denen 170 In- und 1 Ausländer der katholisch-theologischen, 107 In- und 1 Ausländer der evangelisch-theologischen, 101 In- und 2 Ausländer der juristischen, 116 In- und 2 Ausländer der medicinischen, und 109 In- und 1 Ausländer der philosophischen Facultät angehören. Außer diesen immatrikulirten Studirenden nehmen noch 65 nicht immatrikulirte an den Vorlesungen Theil.

Erlangen. Für das neue Studienjahr wurde Dr. Höfling, Professor der Theologie und früher Mitglied des theologischen Exhorats, zum Prorektor erwählt.

Der außerordentliche Professor Dr. Chr. M. L. J. Drechsler ist zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen ernannt worden.

Halle. Die theologische Fakultät hat bei Gelegenheit der Feier des Reformations-Jubiläums in dieser Stadt zu Doktoren der Theologie ernannt: Schelling, Lobeck, Ritter in Göttingen, Robinson zu New-York, Konsistorialrath Mänß in Magdeburg, Hofprediger Ackermann in Meiningen, Diakonus Gefften in Hamburg, die Professoren Dähne und Franke in Halle und Professor Frigsche d. J. in Zürich.

Leipzig. Der außerordentliche Professor an der Universität Halle, Dr. der Philosophie und Licentiat der Theologie, Friedrich Tuch, ist als außerordentlicher Professor der Theologie für das Fach der alttestamentlichen Literatur; der außerordentliche Professor an der Universität Jena Dr. Hermann Brockhaus als außerordentlicher Professor für das Fach der Sanskrit-Literatur, der ordentliche Professor der Chirurgie zu Kiel Dr. Gustav Biedermann Günther als ordentlicher Professor der Chirurgie berufen worden.

Marburg. Am 18. September wurde der neuerwählte und von Sr. königl. Hoheit dem Kurprinzen Mitregenten bestätigte Prorektor für das akademische Studienjahr von 1842/43 Professor der Theologie, Dr. J. D. Rotzberg, feierlich mit seiner Würde bekleidet.

In dem verflossenen Jahre wurden der außerordentliche Professor der Chemie Dr. R. B. Bunsen zum ordentlichen Professor, der Privatdocent Dr. G. Kürschner zum außerordentlichen Professor der Medicin befördert, und die Doktoren C. Steinfeld, J. Robert, C. Zwenger, der Erstere im Fache der Jurisprudenz, die beiden Andern in dem der Medicin als Privatdocenten habilitirt; auch traf der Professor Dr. B. Hildebrand, von der Universität Breslau berufen, den erledigten Lehrstuhl der Kameralwissenschaften einzunehmen, ein. Im Ganzen zählten die vier Fakultäten überhaupt 50 Lehrer (Professoren und Privatdocenten).

München. Der Professor honorarius an der Universität, Assessor der Generalbergwerks- und Salinenadministration, Dr. J. J. Leuk ist zum Oberberg- und Salinenrath, und der außerordentliche Professor der Theologie Dr. Fr. L. Reithmayr zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Rostock. Der Professor des Rechts, Dr. Kierulff in Kiel, ist als ordentlicher Professor des Pandektenrechts an die Stelle des abgegangenen Professor Dr. Elvers berufen worden, und wird Kiel gegen Ostern künftigen Jahres verlassen.

Tübingen. Se. Majestät der König hat den ordentlichen Professor Ewald von der philosophischen zur evangelisch-theologischen Fakultät versetzt.

Wien. An der Universität soll ein homöopathischer Lehrstuhl errichtet werden.

Schule.

In dem Herzogthum Nassau bestehe seit zwei Jahren nach dem Berichte der Didaskalia eine Kleinkinderschule, in welcher unter der Aufsicht der Wartfrau und nach Anleitung des Ortsgeistlichen vier bis sechs der gesetzteren Schulmädchen an der methodischen Beschäftigung der Kleinen Theil nehmen, und dasjenige praktisch üben müssen, was ihnen in den Schulstunden nach einem populären Leitfaden von der Erziehungskunst gelehrt worden ist. Jedes dieser Mädchen, reich oder arm, darf sich dieser Beschäftigung mit den Kleinen erfreuen, denn sie werden nicht confirmirt und aus der Schule entlassen, wenn sie sich nicht die Kunst zu eigen gemacht haben, mit Kindern verständig und bildend umzugehen. Die Anstalt nennt sich Spielschule.

Im Großherzogthum Darmstadt hat Fräulein Dorothea von Riedesel in dem Dorfe Stockhausen eine Kleinkinderbewahranstalt gegründet, nachdem sie ein Wohnhaus käuflich hatte erkaufen, zu diesem Zwecke einrichten lassen, und eine Lehrerin aus der rühmlichst bekannten Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth dafür gewonnen.

Die achtzehn Gymnasien der preußischen Rheinprovinz waren im Schuljahr von 1839 bis 1840 von 3169 Schülern besucht, von welchen 2936 auf die neun katholischen, 1908 auf die acht evangelischen und 85 auf das gemischte Gymnasium zu Essen gerechnet werden. Die Realschulen zählten in dem genannten Jahre 1195 Schüler, und zwar die zu Aachen 287, die zu Barmen 137, die zu Krefeld 80, die zu Düsseldorf 146, die zu Elberfeld 248 und die zu Köln 299 Schüler. Das Progymnasium zu Meurs zählte 63 und das Collegium zu Neuß 96 Schüler.

Literatur.

In dem Edinburgh Review befindet ſich ein Aufſatz über Schiller bei Gelegenheit der Anzeige des Werks von Karl Hoffmeiſter, das den deutſchen Dichter über Goethe ſtellt, und dieſen Letzten faſt in gleicher Linie mit Wieland ſetzt. „Die zahlreichen Biographien und Kritiken, ſagt das engliſche Blatt, welche ſeit Goethe's Tode in Deutſchland über Schiller erſchienen ſind, kündigen unſeres Bedünkens eine Rückkehr zu einem geſundern Zuſtande ſowohl des Gefühls, wie des Geſchmacks an. Wir ſind weit davon entfernt, Goethe's große Verdienſte um die deutſche Literatur unter ihrem Werthe anzuſchlagen. Sie waren in der That groß; aber wir können nicht umhin zu bedauern, daß man eine Zeitlang dahin zu neigen ſchien, für ihn ausſchließlich die Oberherrſchaft in Anſpruch zu nehmen, und das Genie desjenigen Schriftſtellers, den wir, Alles in Betracht gezogen, als den geeignetſten europäiſchen Repräſentanten der deutſchen Literatur anzuſehen und verſucht ſind, zu verkleinern. Vielleicht hat ſich Goethe mit eben ſo ſchwunghafter und uneigennütziger Geſinnung der Literatur hingegeben, als Schiller, vielleicht waren ſeine Anſichten von der Würde ſeiner Berufung nicht minder erhaben und rein. Aber von dieſen erhabenen und reinen Gefühlen hat er ſeinen Werken wenig mitgetheilt. Selten ſucht er in ihnen unſere Sympathien für die Seite der Tugend oder des moraliſchen Muthes zu gewinnen; ſeine Lieblingscharaktere ſcheinen im Gegentheile Weſen zu ſeyn, in denen alle Entſchiedenheit des Charakters aufgehört hat, welche ihren Geſchmack mehr cultiviren als ihre Gefühle, und in paſſiver Haltung allen Antrieben und Gemüthsbewegungen ihren freien Lauf laſſen. Ein weicher Epicuräismus iſt eben ſo entſchieden Goethe's allgemein charakteriſtiſches Merkmal als Wieland's."

Von Friedrich Schlegel's Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur, die vor langer Zeit ſchon ins Engliſche überſetzt ſind, wird jetzt in Newyorker Blättern auch eine amerikaniſche Ausgabe in Einem Duodezbande angekündigt.

Die Mittheilungen über Goethe von Friedrich Wilhelm Riemer, von denen man ſo viel erwartete, haben dieſe Erwartungen keineswegs erfüllt. In einer ungeordneten, bekanntmd oft wiederholenden Darſtellung iſt einer kleinlichen Schriftſtellereanimoſität zu viel nachgegeben worden, und das Andenken und der Name des großen Mannes wird nur gebraucht, um dem Verfaſſer Gelegenheit zu geben, ſeinen Verdruß und ſeine Empfindlichkeit über manche Zeiterſcheinungen und Verhältniſſe, die ihn nicht ſo, wie er es wünſchte, berührten, Worte zu geben.

Graf Ingenheim hat das Werk des Ginés Perez de Hita über die Bürgerkriege in Granada auf eine eigenthümliche Weiſe ins Deutſche übertragen. Bekanntlich wechſelt das Werk des Spaniers in proſaiſchen Darſtellungen und Mittheilungen von Romanzen ab. Der Ueberſetzer hat die Proſa in Romanzen verwandelt, und den Ton der ſpaniſchen Dichtungen ſo gut zu treffen gewußt, daß der Leſer ohne Vergleichung des Originals aus blos innern Gründen ſchwerlich entdecken wird, wo er blos Ueberſetzer und wo er ſelbſt Dichter iſt.

„Ehre, oder Sieg und Natur" iſt der Titel eines Romans aus der neueſten Zeitgeſchichte, der von mehreren Seiten ſehr günſtige kritiſche Urtheile ſich erworben hat. Der Verfaſſer ſcheint, nach den Proben, die von ſeiner Dichtung mitgetheilt wurden, mehr die innere Welt des Gefühls zu ſeinem Studium gemacht zu haben, als die äußere Welt der Erſcheinungen, obgleich ſeine Darſtellung auch hier oft recht lebenswarme Bilder enthält.

Unter den vielen Büchern, welche alljährlich mit lyriſchen Erzeugniſſen jugendlicher Dichter erſcheinen, ſind manche gelungene und anſprechende. Die „Lieb' am Meere," ein Liedercyclus von Bernhard Reil, ſcheinen eine ironiſche Apotheoſe der gegenwärtig ſich mächtig regenden falſchen Aufklärung und Philoſophie zu ſeyn; die „Sage vom Minneberg im Neckarthal" von Friedrich Ernſt enthält manches hübſche Bild, manche wohllautende Romanze; „Chriſtliche Legenden und Geſchichten" von J. A. Lunz ſind nicht ohne Intereſſe zu leſen; auch die „Harfenklänge" von A. Morabt können auf eine freundliche Aufnahme mit Gewißheit rechnen, ihre edle Sprache, ihr weicher, glaubensinniger Ernſt, der unwillkürlich zum Herzen dringt, laſſen daran nicht zweifeln.

Dr. Zinkeiſen hat die Geſchichte der griechiſchen Revolution des Engländers Thomas Gordon bearbeitet, und bis zur Thronbeſteigung des Königs Otto fortgeſetzt. Sie iſt nach dem Urtheile gründlicher Kritiker treu, umfaſſend und intereſſant dargeſtellt.

Die Tellſage iſt von Neuem von Dr. Münnich kritiſch beleuchtet worden. Das Reſultat ſeiner Unterſuchung, die er mit großer Beleſenheit und ſcharfer Urtheilskraft geführt und bei welcher er die Sage der Schweiz mit der Sage des däniſchen Toko zuſammengeſtellt und verglichen hat, iſt, daß die Sage von Tell in ihrer geſchichtlichen Aechtheit zu bezweifeln ſey.

Chronik der Erdbeben und Vulkanausbrüche von K. E. A. von Hoff iſt ein Nachlaß eines für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbenen Gelehrten. Er entwickelt, geſtützt auf Jahre lange

ſorgfältig geſammelte und verglichene Erfahrungen, die genaue Verwandtſchaft der beiden Naturerſcheinungen.

Von Wachsmuth's Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, in der Sammlung von Heeren und Ukert wird gerühmt, daß ſie nur die Thatſachen geordnet zuſammen ſtelle, ohne viel zu räſonniren, viel zu klagen oder zu onkeln.

Ulrich Zwingli iſt von A. E. Fröhlich in 21 Geſängen beſungen worden. Der Dichter gibt ſeinem Helden die Stellung des Juste-milieu zwiſchen den extremen Parteien, worin, wie ein Kritiker ſagt, er vielleicht unwillkürlich dem Zuge unſerer Zeit folge.

Dr. Otto Röhrig aus Halle, der königl. preußiſchen Geſandtſchaft in Konſtantinopel attachirt, hat eine hiſtoriſch-, geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des ruſſiſchen Reichs in türkiſcher Sprache geſchrieben, und dem Werke eine Karte beigefügt.

Profeſſor Maßmann in München wird, wie man vernimmt, die Fortſetzung des von dem verſtorbenen Graff unvollendet hinterlaſſenen Werks „Althochdeutſcher Sprachſchatz" übernehmen.

Die ſprachlichen Denkmäler St. Gallens größerer und kleinerer Art in altdeutſcher Sprache wird H. Hattemer in 4 Bänden unter dem Titel: „Denkmale des Mittelalters" ſammeln.

Als Oberbibliothekar an die Stelle des verſtorbenen Profeſſors Wilken iſt der geheime Archivrath Dr. Pertz in Hannover definitiv nach Berlin berufen worden.

Kunſt.

Weber, der als Profeſſor und Direktor der Malerakademie nach Leipzig berufen worden iſt, hat die für die Goethegallerie im Schloſſe zu Weimar nach von Schenkel architektoniſch und dekorativ angeordneten, für die Balladen beſtimmten Bilder vollendet.

Bei der Reſtauration der Wartburg, welche nach neueren Nachrichten im größeren Umfange geſchehen ſoll, und für welche der Großherzog von Weimar bedeutende Summen verwilligen wird, ſoll der bekannte Maler Simon, der ſich viel und glücklich mit dem Mittelalter beſchäftigt hat, vorzüglich in Thätigkeit geſetzt werden.

Der Engländer Beresford-Hoppe hat in der Glasmalereianſtalt in München 14 Fenſter für eine Kirche im Inland anfertigen laſſen. Man bewundert bei denſelben beſonders die Mannigfaltigkeit des Charakters und der Geſtalten (von Schraudolf und Fiſcher entworfen), wie die ſinnige Anordnung der Ornamente, mit denen Ainmüller ſie verziert hat.

Von dem Album deutſcher Künſtler in Originalradirungen, Düſſeldorf bei Buddeus, iſt bis jetzt ein Band, 24 Blätter, vollendet. Die ſtrengere Kunſt iſt durch Führig in Prag, Schwanthaler und Genelli in München, Mücke und Leſſing in Düſſeldorf, Rothel in Frankfurt u. A. vertreten; vorherrſchend iſt die Landſchaft (Schirmer, Normann, Wiegmann, Vollmer), anſprechend das moderne Genre (Jordan, Becker, Eberle), ausgezeichnet Schrödters humoriſtiſches Talent. So urtheilt wenigſtens die Preßzeitung darüber.

Die Königin von England hat Hrn. Moritz Schleſinger in Paris die große goldene Verdienſtmedaille mit ihrem Bildniſſe überſendet, und zwar, wie es in dem Begleitſchreiben heißt, als Anerkennung der Dienſte, welche Hr. Schleſinger der Tonkunſt durch die von ihm redigirte Gazette musicale, ſo wie durch Herausgabe der Meiſterwerke lebender und verſtorbener Komponiſten leiſtet.

Preßangelegenheiten.

Der Oberpräſident der Provinz Sachſen Flottwell hat durch eine Verordnung vom 6. November den Gang der Cenſurgeſchäfte ſehr vereinfacht, indem die Druckſachen behufs der Cenſur nicht mehr dem Oberpräſidium, wie bisher zugeſchickt werden ſollen, ſondern die Buchhändler ſie direkt an die betreffenden Cenſoren ſelbſt einſenden, und von dieſen wieder unmittelbar in Empfang nehmen können.

Denkmale.

Am 14. November wurde in Baireuth das Standbild Jean Paul Friedrich Richters feierlich enthüllt, das Se. Majeſtät der König von Baiern dieſer Stadt zum Geſchenk gemacht hatte. Es iſt auf dem Gymnaſialplatze aufgeſtellt. Die Bildſäule ſteht auf einem prachtvollen Piedeſtal aus Granit von Wunſiedel, auf deſſen Vorderſeite man den Namen des Dichters und ſein Todesjahr, auf der Rückſeite den Namen des Königs und den Tag der Errichtung des Denkmals lieſt.

Stiftungen.

Der verstorbene Gutsbesitzer Gg. von Stulz zu Rohrbach bei Heidelberg hat zu dem Fonds des von Stulz'schen Waisenhauses in Lichtenthal einen Beitrag von 6000 fl. gestiftet.

Fräulein Bose, Tochter des ehemaligen Professors der Medicin Dr. E. G. Bose, hat der Universität Leipzig testamentlich ein bedeutendes Vermächtniß hinterlassen.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums des Dr. Claus Harms in Kiel wollen seine Verehrer, unter denen sich Männer wie Bellman, Falk, Hegewisch, von Reventlow, befinden, durch Subscription ein Kapital zusammenbringen, von dessen Zinsen ein Stipendium Harmsianum errichtet werden soll, das einem examinirten Kandidaten der Theologie zu ertheilen ist als Reisestipendium. Die Verleihung des Stipendium soll lediglich von Dr. Harms abhängen.

Vereine.

Die Versammlung der deutschen Philologen fand unter dem Vorsitz des Professor Ritschl da Professor Welker bereits eine Reise zur Wiederherstellung seiner Gesundheit angetreten hatte, in Bonn am 29. September und die folgenden Tage statt. Besonders zahlreich wurde sie von Schulmännern und Philologen aus den Rheinprovinzen besucht. Wie im vorigen Jahre dem Professor Herrmann in Leipzig, wurde in dieser Versammlung August Wilhelm von Schlegel eine Votivtafel als Anerkennung seiner Verdienste um deutsche Kunst, Literatur und Wissenschaft dargebracht.

Am 18. September und die folgenden Tage versammelten sich die deutschen Naturforscher und Aerzte in Braunschweig; doch, wenn man den verschiedenen Zeitungsberichten Glauben schenken darf, waren es mehr Braunschweiger Nichtärzte und Nichtnaturforscher, welche die Säle füllten, welche zum Vergnügen und zu ernsten Austausch wissenschaftlicher Ansichten und Entdeckungen geöffnet waren, weßhalb auch hier weniger dieser letztere wissenschaftliche Zweck erreicht worden seyn soll, als anderwärts.

In Worms fand am 24. September eine Versammlung rheinischer Buchhändler statt.

Am 20. September versammelte sich der Verein der Apotheker für Norddeutschland in Braunschweig. Der Vicedirektor des Vereins, Apotheker Dr. Herzog, hatte eine interessante Sammlung von Droguen und Präparaten in dem Saale aufgestellt. Unter den Abhandlungen, welche vorgetragen wurden, heben wir besonders diejenigen über die Nachweisung des Arsenik in todten Körpern hervor, theils ihres Interesses wegen in Bezug auf die Behauptungen des berühmten französischen Chemikers Orfila, theils wegen der Menge der Mitglieder, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hatten.

Am 10. und 11. August fand in Görlitz die 84. Hauptversammlung der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften statt. Der Sekretär, Pastor ordinarius Haupt, legte zuvörderst die Geschenke verschiedener Mitglieder an Büchern, Urkunden, Antiquitäten, Naturalien und Kunstsachen vor. Nach dem darauf vorgelesenen Jahresberichte besteht die Gesellschaft gegenwärtig aus 20 Ehren-, 122 wirklichen und 131 korrespondirenden Mitgliedern.

Am 4. Oktober fand in Berlin eine Synodalversammlung unter dem Vorsitz des Professor Marheineke statt, welche nach dem Wunsche des Königs untersuchen sollte, wie das gottesdienstliche Leben der Residenz eine bessere Einrichtung erhalten könnte. Der Vorsitzende zeigte, daß, um wirklich das vorgesteckte Ziel zu erreichen, alle Synoden des Landes zusammenwirken müßten, und daß deßhalb eine Generalsynode einzuberufen wäre.

Preisaufgaben.

Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hat für die gelungenste architektonisch antiquarische Beschreibung des Klosters Dobrilugk in der Niederlausitz (gestiftet um 1184) einen Preis von 50 Rthlr. gesetzt. Die Abhandlungen müssen bis zum 1. Juni 1842 an das Sekretariat in Görlitz eingesendet werden.

Die französische Akademie der Wissenschaften hat für 1842 folgende Aufgaben zur öffentlichen Bewerbung ausgeschrieben:

1) „Wie waren bei den Römern seit dem Tribunat der Griechen bis auf Hadrian inclus. die Tribunale zusammengesetzt, und die Rechtsverwaltung hinsichtlich der Verbrechen und Vergehen von Seite öffentlicher Beamten jeder Art eingerichtet." — Preis eine goldene Medaille im Werth von 1500 Fr. — 2) „Schilderung der Geschichte der von den Griechen in Sicilien gebildeten Niederlassungen, wobei ihre politische Wichtigkeit hervorgehoben, die Ursachen ihrer Macht und ihres Glanzes entwickelt und so viel möglich ihre Bevölkerung, ihre Streitkräfte, ihre Regierungsformen, ihr moralischer und ihr intellektueller Zustand, so wie ihre Fortschritte in Kunst und Wissenschaft bis zur Verwandlung der Insel in eine römische

Provinz dargeſtellt werden ſollen." — Preis eine goldene Medaille im Werth von 2000 Fr. — Für 1843 „Die Geſchichte Cyperns unter der Herrſchaft des Hauſes Luſignan." Es ſoll dies keine bloße Erzählung ſeyn, ſondern außer einer möglichſt vollſtändigen Darſtellung der Geſchichte ſoll nichts außer Acht gelaſſen werden, was auf Geographie, Geſetze, Sitten, ſo wie auf religiöſe, politiſche und bürgerliche Einrichtungen Bezug hat. Namentlich ſollen auch die politiſchen und Handelsverhältniſſe des Königreichs mit Europa und Aſien, vorzüglich mit Genua, Venedig und Aegypten hervorgehoben werden. — Preis eine goldene Medaille im Werth von 2000 Fr.

Das franzöſiſch-hiſtoriſche Inſtitut hat folgende Preisfragen geſtellt. 1) „Man ſoll mit Genauigkeit und ſtrenger Kritik die Quellen der Geſchichte der alten Völker und namentlich der Aſſyrer, Aegypter, Perſer, Phönicier, Hebräer und Griechen angeben." — 2) „Die Geſchichte des Concils zu Trient in ſeinen Beziehungen zur franzöſiſchen Politik zu entwerfen." — 3) „Die Urſachen zu beſtimmen, wodurch die franzöſiſche Sprache zur Verkehrsſprache der Nationen (langue internationale) geworden iſt, und welche ihre definitive Erhebung zum Rang einer univerſellen Sprache vorbereitet haben, ſo daß ſie der lateiniſchen, wie dieſe der griechiſchen folgte." — 4) „Eine kurze Geſchichte der verſchiedenen ökonomiſchen Syſteme zu geben, welche von Colbert bis zum Ende des Kaiſerreichs und Frankreichs gelehrt und verſucht wurden. Das Verhältniß zwiſchen dieſen Syſtemen und den verſchiedenen politiſchen Doktrinen nachzuweiſen, welche ſeit zwei Jahrhunderten in der franzöſiſchen Staatsgeſellſchaft aufkamen."

Die ungariſche Akademie hat folgende Preisfragen ausgeſchrieben: 1) für die Geſchichte: „Welche Völker fanden unſere Vorfahren bei ihrer Einwanderung in Ungarn; welche Völker beſetzten das Land zeitweiſe und theilweiſe oder dauernd durch Kolonien ſeit dieſer Einwanderung bis zum Tode Andreas III., und welche von dieſen übten und auf welche Weiſe Einfluß auf unſer nationales Leben?" — Preis 100 Dukaten. — 2) Für Mathematik: Entwicklung der Grundſätze, nach welchen ein über einen Bergrücken zu führender ſchiffbarer Schleuſenkanal, der ſeine Speiſung von einem gemeinſchaftlichen Punkt aus erhält, zu conſtruiren ſey? Hierzu werden auch die nothwendigen Pläne erfordert. — Preis 100 Dukaten. — Termin der Einſendung bis zum 19. März 1834. Die Manuſcripte dürfen nicht von der Hand des Verfaſſers abgeſchrieben ſeyn. — Der dramatiſche Preis wird im künftigen Jahre dem beſten Luſtſpiel ertheilt.

Behuf der Ausarbeitung einer polniſchen Geſchichte für die Schulen des Königreichs Polen hat der ruſſiſche Miniſter des öffentlichen Unterrichts Demjenigen, der binnen Jahresfriſt eine den geſtellten Bedingungen am beſten entſprechende Geſchichte von Polen liefern wird, einen Preis von 10,000 polniſchen Gulden verſprochen.

Schweiz.

Schule. Der kleine Rath des Kantons Aargau hat den Edukationsrath Dr. Mager in Stuttgart, Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Erfurt und Frankfurt am Main, zum Lehrer der franzöſiſchen Sprache und Literatur an der Kantonsſchule ernannt.

Der Erziehungsrath in Freiburg hat den Jeſuiten am St. Michaelskollegium auf ihr Verlangen fünf neue Lehrſtühle für Philoſophie und Geſchichte, höhere Literatur, Elementarphyſik, deutſche Sprache für Franzoſen und franzöſiſche Sprache für Deutſche bewilligt.

Belgien.

Univerſität. Die auf freiwillige Beiträge gegründete Univerſität in Brüſſel hebt ſich immer mehr. Die Beiträge, zu denen der Stadtrath allein 20,000 Fr. jährlich bewilligt, betragen gewöhnlich jährlich 100,000 Fr.

Die Zahl der Studenten beträgt über 300, die ſich von denen der andern Univerſitäten des Landes durch ihr Wiſſen auszeichnen.

Das Curatorium hat unter andern ſehr geachteten deutſchen Profeſſoren Dr. Ahrens angeſtellt, der bereits in Paris Vorleſungen über deutſche Philoſophie mit ſolchem Beifall gehalten hat, daß ſein in zwei Bänden erſchienene: Cours de Philosophie dort jetzt die vorzüglichſte Quelle iſt, aus der franzöſiſche Gelehrte die deutſche Philoſophie kennen lernen.

Literatur. Durch eine königliche Verordnung wurde eine mediciniſche Akademie in Brüſſel errichtet, zu deren Präſidenten eine andere königliche Verordnung Hrn. Vleminckx, zu Vicepräſidenten die HH. Graux und Lombard ernannt hat.

In einem unſerer bedeutendſten politiſchen Journale laſen wir jüngſt die Behauptung, daß Belgien ſich in eben dem Maaße Deutſchland zu nähern ſcheine, als Holland ſich von

dieſem ſeinem Mutterlande entferne. Dieſes Urtheil iſt wenigſtens in Bezug auf Literatur tief begründet. Die Sammlung, Erklärung und Sichtung ſprachlicher und volksthümlicher Alterthümer und Reſte der germaniſchen Vorzeit iſt das Ziel eifriger Bemühungen einer Reihe ſehr unterrichteter, ſcharfſinniger, unermüdlicher, meiſt jüngerer Schriftſteller geworden, wie Willems, Serrane, Bolin, Blommaert, Sr. Genois, Decker ꝛc., deren Namen ſeit einigen Jahren ſchon in Deutſchland guten Klang haben.

Im vorigen Jahre war ein volles Drittheil aller in Belgien erſchienenen Originalſchriften in flämiſcher Sprache abgefaßt.

Es hat ſich in Gent ein flämiſches Theater gebildet, deſſen Schauſpieler ſämmtlich Dilettanten ſind. Ein dortiger Arzt, von Peene, iſt der Hauptdichter für dieſes junge Theater, auf dem ein Drama „Jakob von Artevelde“ unter lautem, begeiſtertem Beifall des Publikums aufgeführt worden iſt.

Vereine. Die Philologen der Provinz Flandern haben am 12. Oktober in Antwerpen eine Verſammlung gehalten. Eingeladen vom Gouverneur dieſer Provinz hatten ſich 45 Gelehrte eingefunden, welche unter dem Vorſitz des Hrn. Franz Verdunſſen über verſchiedene ſprachliche Gegenſtände ſich viele Stunden lang mit eben ſo muſterhafter Ordnung als wiſſenſchaftlicher Würde unterhielten.

Induſtrie. In Mecheln iſt man mit der Organiſation einer Specialſchule der Mechanik beſchäftigt, welche beſtimmt iſt, Eiſenbahn-Ingenieure und Ingenieure für induſtrielle Etabliſſements zu bilden.

Dänemark.

Literatur. Die königl. nordiſche Alterthumsgeſellſchaft in Kopenhagen iſt ſehr thätig in Erforſchung und Bearbeitung der ſchriftlichen Denkmale, welche über das Leben und Wirken der alten Normannen Aufſchluß geben können. Sie läßt jährlich ein Heft Annalen und alle zwei Jahre ein Heft Denkſchriften erſcheinen, und unterſtützt, ſo weit ihre Mittel reichen, den Privatfleiß der Gelehrten, wie ſie denn das Werk von N. M. Petersen, hiſtoriſche Erzählung über die Reiſen der Isländer daheim und im Auslande, nach isländiſchen Grundtexten bearbeitet, auf ihre Koſten herausgegeben hat. In ihrer dritten Quartalſitzung am 10. Juli d. J. wurde ihr der dritte Band dieſes Werks vorgelegt. Als bedeutſame literariſche Erſcheinungen wurden zur Kenntniß der Geſellſchaft gebracht: Marſh alte nordiſche Sprachlehre (engliſch); Sourdeval études gothiques; Beamish the discovery of America by the Northmen in the 10. Century; A. Davis lecture on the discovery of America by the Northmen 500 years before Columbus. Endlich erging eine Einladung zur Subſcription auf die von ihr herausgegebene Antiquitates Americanae, oder der alten Nordbewohner Entdeckungsreiſen nach Amerika vom 10. bis zum 14. Jahrhundert.

Norwegen.

Univerſität. Die Zahl der Studirenden an der Univerſität Chriſtiania beträgt 630, von denen ſich 900 der Rechtsgelehrſamkeit, 90 der Philologie und 10 der Bergwiſſenſchaft widmen.

Das Verhältniß der eines wiſſenſchaftlichen Unterrichts Genießenden und der Elementarſchüler ſoll, nach öffentlichen Nachrichten, in Norwegen wie 1 zu 184 ſeyn. Doch wurden im Jahre 1839 im Ganzen 13,503 Bänden von der öffentlichen Bibliothek ausgeliehen, woraus man ſchließen könnte, daß das Streben nach Selbſtbildung nicht unbedeutend iſt.

An der Univerſität ſoll ein Lehrer der Philoſophie mit einem Jahrgehalt von 730 Rthlr. angeſtellt werden.

Literatur. Die Herausgabe der Sammlungen für Geſchichte und Sprache des norwegiſchen Volkes hat wegen Mangel an Theilnahme von Seiten des Publikums inne halten müſſen; gleiches Schickſal ſcheint einer Zeitſchrift für norwegiſche Perſonalhiſtorie vom Alterthumsforſcher Mor beverzuſtehen.

Schweden.

Literatur. Eine Ueberſetzung des Lebens Jeſu von Strauß, welche Hr. Lars Hierta herausgegeben hat, iſt von der Regierung mit Beſchlag belegt worden.

England.

Literatur. Nicht uninteressant iſt eine Ueberſicht der geſammten Literatur, welche in England in den letzten Monaten erſchienen iſt. Sie iſt zahlreich an Bänden in jedem Zweige, wenn auch nur in wenigen reich und werthvoll in Bezug auf Inhalt und Ausführung. Eine ſolche Ueberſicht bietet aber auch den beſten Schlüſſel zu dem innern Leben der Nation, wie zu dem Treiben ihrer Gelehrten und Schriftſteller. Merkwürdig jedoch vor Allem iſt das Zurückkehren zu den frühern Schätzen engliſcher Literatur durch neue Auflagen und Abdrücke. Sollte man nicht faſt meinen, daß die ganze literariſche Thätigkeit Englands nicht ſowohl in dem ſchaffenden Geiſte der Schriftſteller, als in dem Spekulationsgeiſt der Buchhändler beruhe?

Am reichſten iſt die Theologie bedacht, d. h. in der Maſſe, nicht in der Güte. Beſonders ſind es die Predigten, Gebetbücher und Erbauungsbüchlein, welche in üppiger Fülle auf dem fruchtbaren Boden der Sektiererei emporſchießen. Es gibt wohl keinen Prediger, vom Vikar an bis zum Biſchof hinauf, der nicht einige Bände wenigſtens ſolcher Erbauungsſchriften in die Welt zu ſchicken ſich bemühte, um auch ein Schärflein zu dem allgemeinen Krieg gegen Diſſenters, Papiſten u. ſ. w. beizutragen. Eigentlich wiſſenſchaftliche Werke finden ſich nur höchſt ſelten, und ſo kann immerhin die Cyclopaedia, or illustrations of the civil and natural history of the sacred writings, by reference to the manners customs, rites, traditions, antiquities and litterature of eastern nations als ein bedeutendes theologiſches Werk angeſehen werden.

Die Philoſophie begnügt ſich, durch die 29. Ausgabe von Locke's on the Understanding und eine neue Ausgabe von Hobbe's engliſchen Werken zu zeigen, daß England vordem ſich philoſophiſchen Studien ergab.

Phyſik, Mathematik, Aſtronomie, Mechanik ꝛc., werden dagegen beſonders in populären Darſtellungen, Lehrbüchern, Anweiſungen zum Gebrauch und über die Bedienung von Maſchinen um ſo eifriger bearbeitet und gepflegt. Es erſchien die zweite Auflage der für Bergbau, Geologie und Statiſtik wichtigen History and description of fossil fuel, the collieries and the coal trade of Great Britain, eine dritte Aufl. von Peckſton's treatise on Gas-Lighting; die vierte Aufl. von J. Davidſon's practical mathematics; und neben dieſen neuen Auflagen behandelten Clegg, der bekannte Erfinder der Lufteiſenbahn, in ſeiner Schrift On coal gas, John S. Ruſſel in ſeiner Abhandlung On the steam-engines, Wiſhaw in ſeinen Railways of Great Britain and Ireland, und das wichtige Werk Public engineering works of the United States ſelbſtſtändig die große Frage der induſtriellen Gegenwart.

Die Naturkunde und Medicin fanden manche tüchtige Vertreter und die verſchiedenen angefangenen Werke wurden eifrig fortgeſetzt. Edward Forbes gab in ſeiner Geſchichte der britiſchen Sternfiſche ꝛc., eine Monographie der Echinodermata, Rymer Jones eine Outline of animal Kingdom; die Botanik Großbritanniens wurde von J. Origor (mit der 13. Lieferung ſeines eastern arboretum, mit Kupfertafeln von Hinham); Loudon (Encyclopaedia of Plants), und Selby (history of british forest trees) bearbeitet; die Naturgeſchichte der Thiere durch C. H. Smith's natural history of horses (als 30. Band von W. Jardines naturalists library), durch Low's illustrations of the breeds of the domestic animals of the british Islands (deſſen 6. Heft des 9. Theils von den Schafen handelt) und Andere bereichert; in geologiſcher Hinſicht zeichnet ſich H. Miller's Werk the old red Sandstone vortheilhaft aus. Für die Medicin wurden, durch Ueberſetzungen, Dieffenbachs Heilung des Stotterns von Travers, die Homöopathie von Harris Dunsford für England gewonnen, oder dieſer durchdrungen, ſo wie auch für Augenheilkunde (von W. Mackenzie), Chirurgie und Geburtshülfe von Ramsbotham, Williams, R. Willis, C. Cowan manches ſchätzbare Werk geſchrieben.

Die Rechtsgelehrſamkeit kann das Ausland in ihren Schriften faſt gar nicht berühren, da ſie faſt ſämmtlich ein ſpecielles Landesintereſſe haben; eben ſo geben die Staatswiſſenſchaften leer aus.

Um ſo größer iſt die Zahl der hiſtoriſchen Schriften, die in der letzten Zeit erſchienen ſind, und manche ſind nicht ohne Intereſſe. Namentlich ſind es die Kolonien und ihre Organiſation, welche manche Federn beſchäftigen. Von Bedeutung ſind in dieſer Hinſicht Hermann Merivale's hiſtoriſch-politiſche Vorträge (lectures) über Koloniſation und Kolonien. Daneben werden gründliche Studien über das Mittelalter den Freunden deſſelben geboten in Burke's genealogical and heraldic history of the extinct and dormant baronetcies of England, Scotland and Ireland; in Shaw's dresses and decorations of the middle age, und Hawkins on the Silver coins of England mit 550 Abdrücken.

Hieran ſchließt ſich vielleicht am beſten, was der literariſche Markt Englands für Alterthumskunde und Philologie Neues gebracht hat. James Bond aus Potters griechiſche, wie

Adams römiſche Alterthümer mit zahlreichen Abbildungen heraus: G. Wilkinſon's Werk über die alten Aegypter (manners and customs of the ancient Egyptians) iſt ſchön und unterrichtend, wenn auch in den Kupfern nur ein Abdruck des von Ippolito Roſellini herausgegebenen Werkes. — Die von Kennedy herausgegebenen Reden des Demoſthenes gegen Aphobus und Onetor beleuchten in dem Sachkommentar glücklich das attiſche Recht. Im Verlag von Aſher erſchien der zweite Theil des Itinerarium des Rabbi Benjamin von Tudela, welcher die Kommentare von d'Obſſon, Ritter, Zunz, Lebrecht u. A. enthält.

Von den ſtets reiſeluſtigen und ſtets auf Reiſen befindlichen Engländern läßt ſich erwarten, daß die Zahl der Reiſewerke eine große ſeyn muß. Ueber die Gegenden am Indus, in Kabul, und Badakſchan ſchrieb Lieutenant Wood; Murray und Buckingham über Nordamerika; ſeinen Aufenthalt unter den neſtorianiſchen Chriſten am Urumia beſchrieb Miſſ. Grant; einen Winteraufenthalt in Weſtindien J. J. Gurney; Lady Bleſſington gab im Idler in France und in dem Werke Summer and Winter in the Pyrenees Anſichten von dieſem Lande, welche Schilderungen gewiſſermaßen durch Th. Hook's French stage and French people vervollſtändigt wird; intereſſant ſind Chorley's music and manners in France and Germany und, wenn auch nicht ganz ohne engliſche Eingebung und Nachhülfe, doch eigenthümlich in Colorit und Haltung das Bild von England, welches die oſtindiſchen Waſſerarchitekten Jehangeer Nowrojee und Hirjeebhoy Merwanjee in ihrem Journal of a residence of two years and a half in Great Britain geben.

Noch müſſen wir einiger encyklopädiſcher Werke erwähnen, nämlich des Dictionary of greek and roman antiquities, das ſchon bis zum 17. Hefte angewachſen iſt, und meiſt nur die Reſultate deutſcher Forſchungen eines O. Müller, Thierſch, Boeckh, Hermann, Niebuhr, enthält, und eines engliſchen Konverſationslexicons, Dictionary of Science, Literature and Art, von W. T. Brande und J. Cauvin, für deſſen einzelne Fächer die anerkannt tüchtigſten Männer gewonnen ſind.

Kunſt. Ludwig Schönberg gibt in einem Heftchen, betitelt: Metallic engravings in relief, for letter-press printing, being a greatly improved substitute for wood-engravings, called Aerography, Nachricht von einer neuen Erfindung, deren Hauptvortheile darin beſtehen ſollen, daß ſie bei der gewöhnlichen Buchdruckerpreſſe angewandt, die Platten durch Stereotypieren vervielfältigt, und die Zeichnung im Relief bis zur Treue des Facſimile hergeſtellt werden kann. Das London und Edinburgh Magazine ſpricht ſich ſehr günſtig über dieſe Erfindung aus.

Vereine. Zu den bereits zahlreich beſtehenden Vereinen für Auffindung und Herausgabe ſchriftlicher Denkmale der engliſchen Geſchichte und Literatur ſind wieder neue Vereine hinzugekommen.

Die Wodrow Society hat ſich die Aufklärung der ſchottiſchen Kirchengeſchichte zum Ziel geſetzt, und wird die Schriften der Stifter und früheſten Schriftſteller der reformirten ſchottiſchen Kirche herausgeben.

Die historical Society of science will diejenigen Werke bekannt machen, welche Licht über die frühern, bis jetzt noch ziemlich dunkeln wiſſenſchaftlichen Zuſtände Englands verbreiten und hat mit der Herausgabe der Collection of letters illustrative of the progress of science in England from the reign of Elizabeth to that of Charles II. ed. by J. O. Halliwell den Anfang gemacht.

Stiftungen. Der Marquis von Weſtminſter hat der Geſellſchaft zur Vertilgung des Sklavenhandels und zur Civiliſation Afrikas ein Geſchenk von 500 Pfd. St. gemacht.

Frankreich.

Schule. Die frühern Vorbereitungsanſtalten zur akademiſchen Ausbildung haben eine durchgreifende Verbeſſerung und neue Einrichtung erhalten. Sie bilden jetzt 40 Gymnaſien oder Colleges, in denen außer den [illegible] Schülern noch 1764 Zöglinge nicht allein freien Unterricht, ſondern auch verpflegen [illegible] erhalten.

Der Aufwand für die Volksbildung [illegible] 88 Schulinſpektoren und 67 Unterinſpektoren jährlich 230,548 Fr. Die Normalſchulen für den Volksunterricht (Schullehrerſeminare) koſten jährlich über 1,000,000 Fr.

Literatur. Im Auftrag des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts ſind zur Sammlung der Briefe Königs Heinrich's IV. die bedeutendſten Archive Frankreichs und einige des Auslandes durchſucht worden, und ſo zählt man jetzt bereits 2500 Originalbriefe des Königs, welche für die beabſichtigte Sammlung zuſammengebracht und von denen mehr als 1500 noch nie gedruckt worden ſind. Die Herausgabe dieſer Briefe iſt vom Miniſter Herrn

Berger de Xivrey übertragen worden, deſſen Arbeit einer aus den Herren Mignet und Mennechet beſtehenden Kommiſſion vorgelegt werden ſoll.

A. Soumet, der anfangs im Jahre 1831 mit ſeinem Trauerſpiele Norma wenig Anklang fand, entfaltet jetzt, ſeitdem ſeine Divine épopée einen bedeutenden Beifall gefunden, eine große literariſche Thätigkeit. Zwei dramatiſche Arbeiten, das Trauerſpiel Le gladiateur und das Luſtſpiel Le chêne du roi, ſind mit Beifall an Einem Abend auf dem Théâtre français aufgeführt worden, und unter dem Titel: une Soirée au théâtre français im Druck erſchienen. Der Dichter huldigt im Trauerſpiel, das als der erſte Theil einer Trilogie angekündigt wird, der ſogenannten Klaſſicität.

In Rouen iſt der erſte Band einer Histoire du Parlement de Normandie von A. Floquet erſchienen, die von deutſchen Kritikern als eine auf gründliches Quellenſtudium ruhende Arbeit genannt wird.

Gleiches Lob verdient Eugen Latin's Werk „Histoire pittoresque de l'Algérie."

Michelet's Geſchichte Frankreichs iſt bis zum fünften Bande gediehen. Der Verf., vielleicht der geiſtreichſte Franzoſe unſerer Zeit, wie ein deutſches kritiſches Blatt ſagt, iſt zwar kein Geſchichtſchreiber im ſtrengen Sinne des Worts, liefert aber in ſeinem Werke eine äußerſt intereſſante und gehaltvolle Arbeit. Seine Jeanne d'Arc iſt eine Heldin, eine Heilige, er verwirft jede Idee von Mythe oder Legende und behält ſo viel als möglich den Ton und ſelbſt die Worte der alten Chroniken und Urkunden bei.

Herr Foſſe, Advocat und Ergänzungsrichter in Weißenburg, hat eine Sammlung zum Theil noch nie veröffentlichter Dokumente, welche aus dem Archive des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, ſo wie aus dem Reichsarchiv und der königl. Bibliothek gezogen ſind, und den Jahren 1678 bis 1692 angehören, in Straßburg bei Herz herausgegeben. Sie werfen ein bedeutendes Licht auf die damalige Geſchichte Straßburgs, und zeigen unter Anderm, daß der Rathsſchreiber Günzer dieſe Stadt für 50,000 fl. und die Ernennung zum Conſulat und Kanzleidirektor, an Frankreich verrieth.

Eine andere Sammlung noch ungedruckter Dokumente über das Elſaß iſt von St. Bandhauer unter dem Titel: Documents inédits concernant l'histoire de France et particulièrement l'Alsace etc. in Paris erſchienen.

Wie in Deutſchland, iſt auch in Frankreich das Reich der Ueberſetzungen ein feſtbegründetes und, wir möchten faſt ſagen, ein geachteteres als in unſerm Vaterlande. Und warum ſollte es nicht? iſt ihm doch allein eine Vielſeitigkeit der Erkenntniß und der Anſchauung zu verdanken, die wieder befruchtend auf den Geiſt zurückwirken muß. Unter den verſchiedenen allgemein anerkannten Ueberſetzungsanſtalten ſind beſonders zu bemerken Nisard Bibliothèque des classiques latins, die zugleich neben der Ueberſetzung auch einen leſbaren Originaltext liefert, und manche ältere Ueberſetzung von anerkanntem Rufe aus dem 16. und 17. Jahrhundert wieder aufgenommen hat; und die Bibliothèque Charpentier und Bibliothèque choisie, welche neben den Meiſterwerken des Auslandes auch einheimiſche Schriften enthalten.

Unter den franzöſiſchen Kritikern machen ſich in der neuern Zeit beſonders zwei Männer bemerkbar, von denen der Eine unter dem Pſeudonym Old Nick dem National ſeine ſcharfe Feder widmet, während der Andere, Chasles-Aigues, vorzugsweiſe für die Revue de Paris arbeitet. Beide dringen tief in das Weſen der zu beurtheilenden Schriften ein, und heben oft mit ſchneidendem, ja verletzendem Spotte die Fehler hervor, an denen die Literatur des Augenblicks leidet. Doch iſt der Erſtere mehr mit der engliſchen, der Letztere mehr mit der franzöſiſchen Literatur beſchäftigt.

Kunſt. Von dem Prachtwerke über die Aguado'ſche Galerie ſind 7 Hefte in gr. Fol. erſchienen. Die Ausführung deſſelben, wie öffentliche Blätter ſagen, iſt einigen der bedeutendſten Kupferſtechern Frankreichs übertragen, unter denen beſonders Auvert der Vater zu erwähnen iſt, deſſen treffliche Landſchaften nach Franciſquito und Rubens eine wahre Zierde des Werkes ſind. Die Sammlung beſteht nicht allein aus Bildern ſpaniſcher Meiſter, wie Murillo, Velasquez, Zurbaran, Spagnoletto (Ribera) ꝛc., ſondern auch aus ſolchen älterer und neuerer Italiener, wie Correggio, Domenichino, Saſſaferrato, Pomp. Battoni u. A. Auch eine Sculpturarbeit, die Nymphe Salmacis, von Schadow d. J., befindet ſich darunter.

Spanien.

Schule. Zur Errichtung einer Normalſchule für Blinde hat der Direktor der königl. Druckerei, Don Juan Manuel Ballesteros, vom Miniſter des Innern den Befehl erhalten, ſich nach Frankreich und Belgien zu begeben, um die Einrichtung der daſelbſt beſtehenden Blindenanſtalten kennen zu lernen. Auch ſoll er die nöthigen Schriftzeichen kaufen, damit einige Bücher, geographiſche Karten ꝛc. in Relief für Blinde gedruckt werden können.

Zur Bildung des Heeres und Volkes ſind Schulen errichtet worden, in denen die Soldaten regelmäßigen Unterricht erhalten. Nach einem Bericht des Generalkapitäns von Caſtilien an den Oberbefehlshaber befanden ſich im Monat August im Ganzen 108 Mann in Schule, von denen 38 erſt Rechnen und Schreiben erlernten.

Literatur. Berichten aus Spanien zufolge nimmt die neueſte Literatur Spaniens

eine immer ernstere, männlichere Richtung. Während in vergangenen Jahren die große Mehrzahl schriftstellerischer Erscheinungen aus Gedichten, Novellen, Historietas und Satiren bestand, bemerkt man jetzt eine größere Hinneigung zu den Wissenschaften, namentlich zu Geschichte, Staatsökonomie und den verschiedenen Zweigen der Volkserziehung, ohne daß darum die Liebe zur schönen Literatur und Dramaturgie erkaltet wäre.

In den letzten vier Monaten erschienen allein in Madrid etliche 70 wissenschaftliche, der Geschichte, Erziehungslehre, Verwaltungskunde angehörige Werke; gegen 20 derartige Uebertragungen aus fremden Sprachen; 7 Relationsschriften; 14 belletristische Werke; 12 politische Schriften, theils größern Umfangs, theils Pamphlete; 12 verunglückte Originalkomödien, 3 übersetzte, 4 Originale und 2 übersetzte Romane.

Außerdem erscheinen viele illustrirte, mit Vignetten, Holzschnitten und Stahlstichen geschmückte Ausgaben spanischer klassischer Autoren.

Als Historiker ersten Ranges werden übrigens gerühmt Toreno mit seiner Geschichte der spanischen Revolution, und Eugenio de Tapia, der sich durch seine Geschichte der spanischen Civilisation (historia de la civilizacion española), die jetzt in Heften erscheint, ein Verdienst um sein Vaterland erwirbt; es ist vielleicht das wichtigste Buch der spanischen Literatur in dieser Zeit, sagt ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung. Martinez de la Rosa, Pacheco, Benavides, Minano, Lista und Donoso haben in kleinen historischen Schriften und Memoiren zum Theil Vortreffliches geleistet.

In der beschreibenden und erzählenden Gattung, in Reise- und Sittenschilderung ist zu nennen das „Panorama Matritense" von Mesonero-Romanos, die Werke von Minano und Pedro Gil; in der Satire Pelegrin, Segovia und Lafuente. In der Jurisprudenz und Legislation: Pacheco, Benavides, Escriche und Zumalo. Als Schriftsteller über Staatswissenschaft ist Lafagra bereits in Belgien und Frankreich vortheilhaft bekannt.

Italien.

Literatur. Der Pater Luigi Tosti arbeitet an einer Geschichte des Klosters Monte Cassino. Seine früheren historischen Schriften und seine Vertrautheit mit den alten Urkunden des Archivs von Monte Cassino, das er sorgfältig durchforscht hat, lassen ihn als vorzüglich befugt für ein solches Werk erscheinen. Er verspricht auch einen vollständigen Katalog der kostbarsten Manuscripte zu geben, mit Hinweisung auf das, was bis jetzt unbeachtet geblieben ist.

In Turin erschien eine Historia della legislazione italiana von Federico Sclopis, die mit Gründlichkeit und Geist die Zeit, welche aus den römischen Zuständen hervorging, die eigentlich italienische Periode im 14. Jahrh., wo der Volksgeist in seiner glänzendsten Entwicklung hervortrat, bis auf Savonarola und Machiavelli umfaßt.

Der Marquis Massimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegersohn und Verf. des Ettore Fieramosca, hat vor Kurzem einen neuen Roman, unter dem Titel: Nicolo de' Lapi, herausgegeben, den italienische Zeitschriften sehr günstig besprechen.

Vereine. Bei der diesjährigen Versammlung des italienischen Gelehrtenvereins hatten sich über 600 Mitglieder desselben in Florenz eingefunden. Der Großherzog wohnte selbst mit seiner Familie der Eröffnung bei, welche in dem neuerbauten, nach dem darin aufgestellten Standbilde Galilei's die Galerie Galilei's benannten Saale stattfand.

In Florenz soll ein Kunstverein, unter dem Namen Associazione artistica Toscana errichtet werden. Außer in Rom befindet sich in Italien bis jetzt kein solcher Verein.

Walachei.

Literatur. Dieses Land besitzt gegenwärtig 8 Druckereien, fünf in Bukarest, eine in Buzeo, eine in Kazowa und eine in Zwenila.

Die Schule in St. Sava hat eine Bibliothek von nahe an 11,000 Bänden, die zur öffentlichen Benutzung freigegeben ist.

Polen.

Literatur. Je weniger die Polen eine Geschichte in der Zukunft zu erwarten haben, desto eifriger sind sie in Aufhellung ihrer geschichtlichen Vergangenheit.

Graf Raczynski arbeitet an einer polnischen Uebersetzung des preußischen Chronisten Wigand, die er mit gelehrten Anmerkungen begleiten wird. Sie ist auch für die polnische Geschichte von Wichtigkeit und unterscheidet sich in manchen Erzählungen wesentlich von den übrigen Historikern. Ihre Erhaltung verdankt man dem polnischen Geschichtschreiber Dlugosz, dessen lateinische Uebersetzung das deutsche Original überliefert.

Podole, Wolyn i Ukraina (Podolien, Volhynien und die Ukraine) enthält, neben Beſchreibungen der merkwürdigſten Orte dieſer Länder, viele hiſtoriſche Rückblicke und ariſtokratiſche Erinnerungen und Auszüge aus merkwürdigen Manuſcripten und Briefen ꝛc. Verfaſſer iſt Graf Alexander Przezdziecki.

Ein anderes in hiſtoriſchen Erinnerungen ruhendes Buch ſind die Wspomnienia Wolynia, Polesia i Litwy (Erinnerungen aus Volhynien, Podlachien und Lithauen), von J. Kraszewski; unmittelbar aus dem Leben gegriffene Schilderungen des Adels, des Landvolks, Schilderungen charakteriſtiſcher Gegenden geben, verbunden mit dem zuweilen ſarkaſtiſchen Ton des Verfaſſers, dem Buche ein großes Intereſſe.

Kraszewski, ſagt ein kritiſches Blatt, gehört zu den vorzüglichſten Schriftſtellern Polens in der Gegenwart. In letzter Zeit iſt eine Reihe Erzählungen von ihm erſchienen, in denen er mit den erſten Sittenzeichnern aller Völker in die Schranken tritt. Die leichte, gewandte Zeichnung, der tiefe Blick in das menſchliche Herz und das humoriſtiſch-ſatyriſche läßt ihn, nach der Anſicht des Kritikers, mit Dickens vergleichen. Eines ſeiner letzten Werke, Mistrz Twardowski (Meiſter Twardowski), eine Legende, die er im einfachen Tone des Volkes erzählt, ſcheint dieſem kritiſchen Blatte beſonders gelungen.

Unter dem Titel Powieści i pisma humorystyczne hat Graf Friedrich Skarbek in Breslau ſeine Erzählungen und humoriſtiſchen Schriften, in ſechs Bänden geſammelt, herausgegeben. Ueber die Entſtehung dieſer Schriften ſpricht der Verf. ſelbſt in ſeiner Vorrede ſich ſehr charakteriſtiſch aus. Seine Abende habe er dem Vergnügen und dem Umgange mit ſeinen Freunden gewidmet; oft ſey es jedoch geſchehen, daß er den Abend einſam an ſeinem Schreibtiſche habe zubringen müſſen. Auf dieſem liege ein Buch, Papier und Federn, er blättere in jenem, nehme die Feder zur Hand, das ſchöne, glatte Papier reize zum Schreiben und ſo entſtehe ein Roman.

Die meiſten ſeiner Erzählungen tragen auch wirklich den Stempel dieſes ſchnellen flüchtigen Entſtehens. Höher ſtehen vielleicht ſeine hiſtoriſchen Erzählungen, wie Ruszczyc, der einen Abſchnitt aus Johann IV. Sobieski's Zeiten ſchildert, oder „Tarło", der in der Zeit des Königs Stanislaws Leszczynski ſpielt. Eine der beſten Erzählungen des Grafen Skarbek iſt Życie i przypadki Faustina Felixa na Dodoszowach Dodoszowskiego (Lebensbeſchreibung des Fauſtin Felix Dodoszowski) welche 1839 ohne den Namen des Verfaſſers vom Grafen Eduard Raczynski herausgegeben wurde.

Die neueſte Schrift des Grafen Skarbek [illegible] Małe przyjemności życia (die kleinen Reize des Lebens), und zeigt, wie das Leben [illegible] meiſt nur von Kleinigkeiten abhängt.

Von der „Mała Encyclopedya polska" (Liſſa 1841) iſt der erſte Theil erſchienen; er geht bis K. Der Verfaſſer, Graf Stanislaw Plater, will Alles, was den Polen aus der Geſchichte, Geographie, Naturbeſchreibung ꝛc. intereſſiren kann, hier kurz zuſammenſtellen. Alles, was auf die neueſten Zeitereigniſſe Bezug hat, und Biographieen Lebender, ſind aus dem Werke ausgeſchloſſen. Das Ganze iſt auf zwei mäßige Oktavbände berechnet.

Von Zegota Pauli's Galiziſche Alterthümer (Starożytności galicyjskie) ſind fünf Hefte erſchienen. Sie enthalten Biographieen berühmter Polen, Berichte über Urnen und andere Alterthümer, die in Galizien aufgefunden wurden, und dergleichen.

Jablonsky hat in Lemberg eine Sammlung Facſimile's von Handſchriften berühmter Polen in drei Heften erſcheinen laſſen; ſie ſind meiſtentheils aus dem 16. Jahrhundert.

In Lemberg erſcheint ein Wochenblatt Pariſer Moden (Dziennik mod paryzkich), das manche hübſche Erzählungen und Gedichte enthält. Herausgeber iſt Kulczycki. Außerdem erſcheinen in Galizien noch von Journalen „der Freund der chriſtlichen Wahrheit" (Przyjaciel chrześciańskiéj prawdy), ein ſtreng katholiſches Blatt; der Tygodnik rolniczo-przemysłowy (ökonomiſch-induſtrielles Wochenblatt), redigirt von Kochansky, und „Lwowianin" (Lemberger Blatt), eine Art Pfennig-Magazin.

Von Tieck's Vittoria Accorombona erſcheint in Warſchau eine Ueberſetzung.

Böhmen.

Literatur. In der königlichen Bibliothek in Paris iſt ein böhmiſches Manuſcript aufgefunden worden, das mehrere theologiſche Abhandlungen Huſſen's zu enthalten ſcheint. Es iſt als kroatiſche Poſtille bezeichnet. Graf Leo Thun hat auf der innern Rückſeite in franzöſiſcher Sprache obige Vermuthung ausgeſprochen. Die Schriftzüge, die im ganzen Buche immer dieſelben ſind, laſſen die Zeit der Abfaſſung des Buchs ungefähr in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ſetzen.

Rußland.

Schule. In Warſchau iſt eine kaiſerliche Verordnung bekannt gemacht worden, wonach es erlaubt iſt, Privatlehranſtalten in dem ehemaligen Königreiche Polen anzulegen; auch wird Hauslehrern und Hofmeiſtern die Erlaubniß zum Unterrichten ertheilt, ſobald ſie

ihre Befähigung zu ihrem Berufe nachgewiesen haben. Diejenigen, welche besondere Erziehungs- und Unterrichtsanstalten gründen wollen, müssen eine Erlaubniß von dem öffentlichen Erziehungsrathe des Königreichs nachweisen; wer Kinder, die öffentliche Schulen besuchen, bei sich aufnehmen will, bedarf einer Erlaubniß der Gymnasialdirektoren.

Die Privatlehranstalten dürfen über das den Kreisschulen gestellte Ziel nicht hinausgehen; sie können gleich den Kreisschulen aus vier Klassen bestehen, doch nur da, wo keine Kreisschulen errichtet sind. Niedrigere Anstalten können überall angelegt werden; doch wird die Erlaubniß zur Errichtung von Privatanstalten nur russischen Unterthanen ertheilt. Uebrigens müssen die Direktoren solcher Anstalten und die Hauslehrer Christen seyn.

Für die zahlreichen Deutschen in Warschau wird, auf Verwendung des Fürsten Statthalters, eine der Kreisschulen in eine deutsche oder vielmehr deutsch-russische Schule umgewandelt.

Das Gymnasium in Kielce und die Kreisschule in Wieclawek sind aufgehoben worden.

Literatur. Um unter den Polen das Studium der slavischen Sprache zu befördern, hat die oben angeführte Verordnung bestimmt, daß in Polen nur solche Personen als Lehrer der russischen Sprache angestellt werden sollen, welche eine gründliche Kenntniß der slavischen Sprache besitzen, und allen Polen, welche auf Kosten des Staats in Moskau und Petersburg studiren, ist es zur Pflicht gemacht, slavische Kollegien zu hören und über ihre Kenntniß dieser Sprache sich prüfen zu lassen.

Zum Beleg der in neuern Zeiten so sehr und von so vielen Seiten her gerühmten wissenschaftlichen Bildung Rußlands theilt die Preßzeitung Nr. 79 eine bezeichnende Anekdote mit. Der Kurator der Universität Dorpat, ein General, besuchte den botanischen Garten dieser Universität, und sah mit großem Mißfallen, daß große und kleine Töpfe bunt unter einander standen. Auf seine Frage, weßhalb diese Unordnung? wurde ihm erwiedert, daß die Pflanzen nach ihren Gattungen und Arten geordnet ständen und die Größe des Topfes je nach dem Bedürfnisse gewählt würde. Unsinn, sagte der Kurator dagegen, große Töpfe müssen neben großen, und kleine neben kleinen stehen. Und die Töpfe mußten umgestellt werden.

Unter den russischen Bibliotheken nimmt die öffentliche Bibliothek in St. Petersburg den ersten Platz ein. Sie wurde von Katharina II. gegründet, indem sie die Zaluskische Bibliothek aus Warschau nach Petersburg schleppen ließ; 1805 vermehrte sie Kaiser Alexander durch den Ankauf der Dombrowski'schen Sammlung, die sich durch einen großen Reichthum an Handschriften auszeichnet, welche aus den Archiven der Bastille stammen und sich fast ausschließlich auf französische Geschichte beziehen. Im Jahre 1830 zählte die Bibliothek nur 278,191 Bände, seitdem ist sie durch die Wegführung der öffentlichen Bibliothek in Warschau und Vereinigung derselben mit der kaiserlichen zu 487,790 Bände und 17,241 Manuscripten angewachsen. — Die berühmte Bibliothek der Eremitage von Katharina II., aus Voltaire's, Diderot's und d'Alembert's Sammlungen gegründet, zählt 100,000 Bände. Die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften besteht aus 96,939 Bänden. Ihr vorzüglichster Reichthum besteht in orientalischen Manuscripten. Unter ihnen sind auszuzeichnen 3000 kleine chinesische Bändchen, darunter die Dialogen des Confucius, chinesische Wörterbücher, desgleichen mandschu-chinesische, mongolisch-mandschu Wörterbücher, eine Mandschugrammatik.

Nach Krusenstern's Abriß des Systems, der Fortschritte und des Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Rußland verfügte ein kaiserlicher Ukas vom 27. Oktober 1830, daß in allen Städten des Innern des Reiches eine amtliche Zeitung erscheinen solle; doch erst jetzt fängt man, nach jenem Schriftsteller, an, diesen Befehl ins Werk zu setzen.

Nach demselben erscheinen in St. Petersburg 11 amtliche und 18 von Privatpersonen herausgegebene Journale, in Moskau deren 6, in den Ostseeprovinzen 20 Journale mit Erlaubniß und unter Censur des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts; Zeitschriften, welche die Censur des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts nicht passiren, zählt man in St. Petersburg 12, in Moskau 4, in Dorpat 1.

Preßangelegenheiten. Die Censur in Rußland wird seit 1829 von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts ausgeübt und zerfällt in zwei Sectionen, eine für inländische, die andere für fremde Bücher.

Der Censor hat, dem Censuredikt zufolge, vor Allem den Zweck des Autors ins Auge zu fassen, soll sich nicht an den Sinn einzelner Ausdrücke binden, sondern darauf sehen, namentlich bei Werken, die sich mit der Moral beschäftigen, daß die der Wichtigkeit des Gegenstandes schuldige Achtung unverletzt sey; doch soll ein Unterschied gemacht werden zwischen rein wissenschaftlichen Werken und solchen, die in allgemeinerm Gebrauch kommen sollen.

Die Censur erstreckt sich übrigens eben so wohl über die von Privaten, als über die von administrativen Behörden herausgegebenen Druckschriften; ausgenommen sind nur die Gesetze und weltlichen Akten, welche der Staat, die Ministerien und die Ortsbehörden publiciren.

In den Universitätsstädten ist die Censur den Censurcomite's, in andern Orten den dazu ernannten Censoren anvertraut. Jene bestehen aus ordentlichen und außerordentlichen Professoren und Adjunkten der Universität, unter dem Vorsitz des Kurators des Universitätsbezirks, diese aber sind gewöhnlich die Direktoren der Hauptschulen einer Stadt.

Die fremden Bücher ſind der Durchſicht der Cenſurcomité's in St. Petersburg und Moskau, ſowie der Cenſoren in Wilna, Riga und Odeſſa unterworfen.

Die oberſte Leitung der Cenſurcomité's für das Innere und Aeußere iſt der General-Cenſurverwaltung in St. Petersburg anvertraut, welche aus den Präſidenten der Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte, der ruſſiſchen Akademie, aus den Gebäuſen des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts und zweien von den Miniſterien des Innern und Aeußern ernannten Mitgliedern, unter dem Vorſitz des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, beſtehen.

In Bezug auf die Rechte der Schriftſteller, ſo beſtehen folgende Verordnungen in Rußland. Neue Auflagen darf der Verleger nur nach vorgängiger Uebereinkunft mit dem Autor vornehmen. Doch wenn kein ſchriftlicher Vertrag zwiſchen ihnen ſtattfand, ſo darf der Verleger oder Verfaſſer nach Ablauf von 5 Jahren, von dem Tage an gerechnet, wo die Cenſur den Verkauf des Werkes genehmigte, eine zweite Auflage erſcheinen laſſen.

Die Verordnungen wegen des Nachdrucks verfügen, daß unter Anderm auch die Journaliſten einen Nachdruck begehen, welche unter dem Vorwande der Kritik oder aus irgend einem andern Grunde ganze Artikel anderer Journale nachdrucken, ſelbſt dann, wenn dieſe Artikel eine Druckſeite nicht füllen.

Alle wegen des Eigenthumsrechts eines Werkes unter Autoren, Ueberſetzern und Verlegern vorkommenden Streitigkeiten werden durch Schiedsrichter geſchlichtet, und nur wenn die Parteien mit dem Ausſpruche nicht zufrieden ſind, vor die competenten Gerichte gebracht, wie alle andere Eigenthumsfragen.

Die Strafe des Nachdrucks iſt der Betrag der doppelten Druckkoſten für 1000 Exemplare des nachgedruckten Werks.

Die erſten Herausgeber alter Handſchriften, Volksgeſänge, Sagen, Sprüchwörter, welche durch Tradition aufbewahrt ſind, genießen alle Rechte der Verfaſſer ſelbſtändiger, neuer Werke, und Nachdrucker ſind noch ferner alle, welche ohne Genehmigung des Autors eine Rede oder ein von ihm öffentlich vorgeleſenes handſchriftliches literariſches Produkt drucken. Der Verjährungstermin für Nachdrucksklagen iſt zwei Jahre, wenn der in ſeinem Rechte Verletzte ein Inländer iſt, vier Jahre, wenn er ſich im Auslande befindet.

Sumatra.

Kirche. Nach vielen vergeblichen Bemühungen iſt es dem apoſtoliſchen Präfekten der römiſch-katholiſchen Miſſion im niederländiſchen Indien, Herrn Scholten zu Batavia, gelungen, die Regierung zu bewegen, in Padang, der Hauptſtadt des niederländiſchen Sumatra's, eine römiſch-katholiſche Kirche auf Gouvernementskoſten zu erbauen und einen von der Regierung beſoldeten Pfarrer daſelbſt anzuſtellen.

Nordamerika.

Unterrichtsweſen. Nach einem dem Kongreß der Vereinigten Staaten in der letzten Seſſion vorgelegten amtlichen Cenſus beträgt die Zahl der in dieſem Reiche befindlichen Univerſitäten und Kollegien 173, welche von 16,232 Studenten beſucht werden; Akademien und grammatiſche Schulen zählt man 2242 mit 164,159 Zöglingen; Primär- und Gemeindeſchulen 17,809 mit 1,845,844 Schülern. Auf Staatskoſten werden 468,254 Schüler unterrichtet.

Unter den 14 Millionen der freien weißen Einwohner befinden ſich 549,093 Individuen über 20 Jahre alt, welche nicht leſen oder ſchreiben können.

Südamerika.

Literatur. Im vorigen Jahre iſt die erſte vollſtändige Karte der Provinz Rio Janeiro erſchienen, nur iſt ſie leider im Druck ſo ſchlecht ausgefallen, daß viele Namen gar nicht zu entziffern ſind. Sie führt den Titel: Carta corographica da Provincia do Rio de Janeiro, und wurde vom Oberſten Jacob von Niemeyer, Heinrich von Niemeyer, Bellegarde, Friedrich Köler und Karl Riviere, ſämmtlich Direktoren und Vorgeſetzte der vier Sectionen bei der Kanzlei der öffentlichen Arbeiten, aufgenommen. Die hydrographiſchen und topographiſchen Arbeiten ſind vom Admiral Rouſſin, dem Marſchall Miranda de Brito, dem Brigadier Xavier de Brito, dem Generallieutenant Conto Reis und einigen andern Offizieren gemacht, die Zeichnung aber vom Ingenieur Peter Taulois entworfen worden. Neben der Hauptſtadt ſind auch alle übrige Städtchen (Villas) und einige Dörfer (Aldeas) im Grundriſſe im Maaßſtabe von $^1/_{200}$ gegeben, die Karte ſelbſt iſt im Maaßſtabe von $^1/_{400000}$ entworfen und lithographirt.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1842.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Nationalität und Sprache	1
Die Zukunft der Astronomie	79
Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen	118
Die Zeitungen und ihre Leser	156
Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung	172
Das Turnen. (Ein deutsch-nationales Entwickelungsmoment.)	219
Der Opiumkrieg und das Völkerrecht	274
Der Centralpunkt Deutschlands und das seine Vertheidigung befördernde System von Eisenbahnen	312
Der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts. (Erster Artikel.)	331
Kurze Notizen	362

Nationalität und Sprache.

Von der Liebe zur Muttersprache liegt die Liebe zum Vaterlande nicht weiter entfernt als von der Zunge das Herz, und wenn einst unsere herrliche Sprache, reicher als Millionen Deutsche wissen, ganz tafelmäßig sein wird, dann werden wir auch aufhören Polyglotten, und Allerweltsnation zu sein.

Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Die Nationalität, das Gepräge, wodurch ein Volk zum Volke wird, ist ein wunderbarer Stoff, nicht weniger geheimnisvoll als das Wesen des einzelnen Menschen. Eines Theils läßt sich nicht leugnen, daß beide angeboren sind, und bei allen Stößen des Schicksals die Grundfarbe bewahren; bei Einem Individuum freilich mehr als beim andern. Aber gewöhnlich überschätzt man die Derbheit und Dauer dieser Anlage, denn viele Völker haben durch das Geschick ihren ersten Typus wesentlich umgestalten lassen, wenn nemlich ihre organische Entwicklung durch Versetzung zwischen andre Nachbarn, unter einen neuen Himmel, oder durch den Geist eines übermächtigen fremden Volks, der sich dem ihren gewaltsam vermählte, eine Störung erfuhr. Die angeborene Eigenthümlichkeit der Völker ist dem Saamenkorn vergleichbar, das seine Natur, wo es auch aufgehe, nie verleugnet; die äußern Einflüsse, denen sie ausgesetzt sind, gleichen dem Boden, worein das Saamenkorn fällt, und der ihm, je nachdem er beschaffen ist, Armut oder Fülle, faulen oder gesunden Saft, Bläße oder Glanz verleiht. Ist der Einfluß von außen so stark, daß eine völlige Rassenmischung vorgeht, so zeigt sich dasselbe, was bei der Nelkenzucht durch

Uebertragung des Saamenſtaubs, oder im thieriſchen Leben z. B. an den Maulthieren: das Geborene gleicht beiden Eltern und keinem derſelben; es beſitzt einen Verband von Eigenſchaften, zu dem in Vater und Mutter die Keime gemeinſam lagen. Als Beiſpiel mögen die celtiſchen Stämme gelten. So wie ſie uns, beim erſten Auftreten, durch die Römer bekannt werden; wie ſie in ihren alten Dichtungen und, obwol durch traurige äußre Lage ſehr verdunkelt, noch heute in Schottland, Irland, Wales, Bretagne erſcheinen, iſt ihr Charakter geſchmackvolle, leichte Vielſeitigkeit ohne nachhaltige Tiefe; ein Aufgehen im Neuen, Unterhaltenden, Seltſamen; nirgends das, was den germaniſchen Stamm auszeichnet, der einſeitige, ſchwerfällige, aber gewaltig wirkende Ernſt. Man vergleiche nur die celtiſchen Eigennamen bei Oſſian, die an Männern und Frauen jede ſchöne Eigenſchaft des Körpers und der Seele preiſen, mit den germaniſchen, die alle, ſelbſt die weiblichen, auf Heldenmut, Stärke, Liſt, Kampfglück, alle auf das Gelingen im Kriege bedacht ſind. Man vergleiche nur Oſſians Geſänge oder die Sagen der Irländer, oder die märchenhaften Abenteuer der runden Tafel und des heiligen Graals, mit den gigantiſchen Sagen der Edda, mit dem hohen Ernſte der Nibelungen-Noth. Daß die Celten den Römern und Germanen nicht widerſtehen konnten, wird da mit Einem Male begreiflich; eben ſo der Zauber, den die vornehmſten Erben des Celtenthums, im Mittelalter die Welt der wäliſchen Dichtung, ſpäter Frankreich, über Europa ausgeübt haben. Wie aber reimt ſich zu jenem angeblichen Mangel an Kraft des letztern politiſches Uebergewicht, das ja nicht von geſtern ſtammt? Hier eben iſt der Punct, den ich meine, die Thatſache einer theilweiſe verwandelten Nationalität. Die Franzoſen zehren nicht von rein celtiſchem Erbe, ſie ſind auch im Beſitze von Traditionen der Weltherrſchaft. Es zeichnet ſie nicht allein die Gewandtheit im Auffaſſen des Neuen aus, ſondern daneben ein weitgreifender, univerſaler Geiſt, ein Hauch des Römerthums, der jedoch über jener erſten Eigenſchaft nie zu Leiſtungen kommen kann, wie ſie Roms Weltherrſchaft gegründet haben. Aber er iſt da, und nicht umſonſt gieng Ludwig XIV auf Auguſt, die Republik auf den Senat, Napoleon auf Cäſar und Kaiſer Carl zurück. Indem die Gallier Geſetz und Sitte, politiſche und geſellige Kunſt, ja die Sprache von Rom annahmen, wurden ſie Romanen, d. h. Römer,

ſie traten den noch unentwickelten Barbaren, die jenſeits der römiſchen Grenzwälle lebten, gegenüber; dem Norden, zu dem noch heute ſelbſt der Franzoſe von Rouen und Lille den ſüdlicher wohnenden Baiern und Schwaben zählt, und der alſo nicht geographiſch, ſondern hiſtoriſch zu verſtehen iſt. Unſre romaniſchen Nachbarn im Weſten haben auch in der That, was äußere Geſittung und Fertigkeit betrifft, ebenſo viele Jahrhunderte vor uns voraus, als wir ſpäter vom Zuge der Weltcultur ergriffen wurden; eine Thatſache von hoher Bedeutung, die ihnen in Manchem großes Uebergewicht über uns verleiht, womit es aber auch zuſammenhängt, daß unſer Leben im Ganzen noch unverdorbener iſt, unſer Entwicklungsgang ſeine rechte freudige Blüte erſt noch vor ſich hat. Daß ſie jenes Uebergewicht über uns nicht als Celten haben, ſondern als Romanen, ſehen wir deutlich an den obengenannten ſparſamen Ueberreſten des reinen Celtenthums. Da konnte die Sprache der römiſchen und germaniſchen Sieger nicht Wurzel faſſen, und wie klein ſtehen nun Irland und Schottland nach ihrer ganzen Geſchichte da, im Vergleich mit England, dieſem Staate von doppelt germaniſcher Abkunft, dieſer Schöpfung der Sachſen und Normannen, der durch lextre auch mit romaniſchen Säften getränkt iſt. Welcher Unterſchied weiter zwiſchen bretoniſchem und franzöſiſchem Weſen! Ausgeſchloſſen durch die hartnäckig bewahrte Sprache der Ahnen vom ſtolzen Bunde des Römerthums, ſind die Bretonen ihren romaniſierten Brüdern ſeit vielen Jahrhunderten ein Gegenſtand des Haſſes oder Spotts, im Weſen ſehr bedeutend von ihnen verſchieden.

So viel iſt aus dieſem Beiſpiel klar, daß das innerſte Weſen eines Volks durch den Zuſammenſtoß mit einem fremden weſentlich umgeſtaltet werden kann. Die körperliche Miſchung kommt dabei freilich ſtark in Betracht, aber in weit höherem Grad die geiſtige, die Tränkung der innern Welt eines Volkes mit neuen Begriffen und Wünſchen. Vollſtändig aber wird dieſe erſt dann, wenn dem auswärtigen Volke gelingt, was den Römern in Gallien gelungen iſt, die einheimiſche Sprache zu verdrängen. Von jeher hat der Inſtinct der Völker die hohe Bedeutung dieſes Schrittes empfunden. Wo irgend Nationalitäten vernichtet oder gegründet, gerettet oder ausgebreitet werden ſollten, da hat ſichs um die Sprache gehandelt. Wie die Römer der Weſthälfte ihres Reiches, in der

nicht wie in der östlichen eine ältere Cultursprache, die alexandrinische, den Thron besetzt hielt, mit römischen Gesetzen und Sitten auch römische Sprache gaben, so hatten schon früher Alexanders und seiner Feldherren asiatische Reiche jenes Griechisch lernen müssen; über weite Räume zwischen dem indischen und atlantischen Meer haben Mahomeds Araber seine Sprache verbreitet; vom Ufer der Saale und der Elbe weit nach Osten hinein, über slawische, litthauische, finnische Stämme haben die gewappneten Männer des Mittelalters einheimische Sprachen ausgerottet, die deutsche gepflanzt, und dem Eindringen deutscher Bildung den Weg gebrochen; den endlosen Gebieten der neuen Welt haben Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer durch ihre Sprachen für alle Zeiten den Stempel ihres Geistes aufgedrückt; und noch heutiges Tages sehen wir an unsern Grenzen, im Westen wie im Osten, im Elsaß wie in den baltischen Provinzen, die jetzigen Herren ehmals deutscher Reichsländer bemüht, in denselben mit der Sprache auch die übrigen nationalen Erinnerungen und Gewohnheiten zu untergraben.

Wenn beim Zusammenstoßen zweier Nationen die gebildetere siegt, so ist diese Ausbreitung der Sprache des Siegers von der Natur gleichsam geboten, die rohere Sprache weiß keinen Widerstand zu leisten. Derselbe Fall aber tritt auch ein, wenn das unterworfene Volk dem siegenden an Bildung überlegen ist: das letztere sucht sich diese Bildung anzueignen, indem es die Sprache lernt, worin dieselbe bewahrt liegt. Aus diesem Grunde sind selbst die gesunkenen Griechen des byzantinischen Mittelalters noch im Stande gewesen, einen Theil der eingedrungenen Slawen zu hellenisieren, und gleicher Maaßen haben unsre blauäugigen Ahnen, deren Schwärme die Provinzen des Imperatorenreichs unter sich theilten, Westgothen, Ostgothen, Vandalen, Suewen, Langobarden, Franken, nicht auf die Dauer vermocht, ihre angeborene Zunge fortzureden: siegend wurden sie von der sterbenden Feindin besiegt, und deutsch blieben nur die Stämme, die sich nicht von den Grenzen entfernten, rückwärts den Zusammenhang mit den Bewohnern des Mutterlands unterhaltend. Spät noch haben die letzten des germanischen Stamms, die auf südlichen Landbesitz ausgiengen, die scandinavischen Seeräuber, in der Normandie und in Sicilien der Gewalt des Geistes diesen Tribut bezahlt.

Es giebt einige Fälle, die der bisher durchgeführten Behauptung zu widersprechen scheinen. Eben jene nord-französischen Scandinavier haben später England erobert und dort ihre Sprache weder verloren noch gerettet, denn das Englische ist seltsam gemischt aus dem Nord-französischen und der vorher mächtigen sächsischen Zunge. Etwas der Art ist nur da möglich, wo sich — ein seltner Fall — die beiden zusammenstoßenden Völker an Cultur und Gemütsart ungefähr gleich stehen, und deswegen beide mit einer wolbegründeten Eifersucht möglichst viel von ihrem bisherigen Wesen festhalten. Demnach stoßen solche Fälle die oben aufgestellte Regel nicht um, daß wo eine Nationalität umgewandelt werden soll, das Volk seine Sprache gegen eine andre vertauschen muß, daß also die Nationalität guten Theils in der Sprache lebt.

Aus diesem Grund wird keine Nation, habe sie auch zahlreiche sonstige Bürgschaften ihrer Fortdauer, das Band der gemeinsamen Sprache gering achten. Ja gerade solche Nationen, die auch außerdem, z. B. durch politische Formen, fest zusammen gekittet sind, wie die Franzosen, pflegen dasselbe mit äußerster Sorgfalt. Um wie viel mehr ist das nöthig bei solchen, die durch Ungunst des Schicksals die übrigen Bande der Vereinigung gelockert sehen! Deutschland vornemlich befindet sich in diesem Fall. Noch ist es nicht lange her, daß sich der Patriotismus kaum durch etwas andres als durch treue Anhänglichkeit an die vaterländische Sprache und Geschichte kund geben konnte; daß ein übertriebener Purismus, ein Haß sogar gegen das Verstehen benachbarter Sprachen, gerechten Spott auf sich lud. Obwol die Gegenwart Miene macht, uns durch einige weitere Bürgschaften der Nationalität zu erfreuen, so kann es doch zur Stunde noch nicht als ein müßiges Werk betrachtet werden, wenn die Wahrheit vom nationalen Werth der Sprache mit Beziehung auf Deutschland geprüft wird. Die Geschichte heißt eine Lehrerin der Menschheit, und für das Gedeihen der Nationen zeigt sie sich wol in keiner Hinsicht wichtiger, als wenn sie die Bindemittel aufzählt, welche die aus einander strebenden Bestandtheile zur Einheit zwingen; wenn sie nachweist, daß die Stärke einer Nation, die Sicherheit ihrer geistigen Fortdauer, in dem Maaße wachsen, als die Zahl jener bindenden Kräfte zunimmt. Damit aber ergeht von ihr an jeden Geringsten im Volke die Aufforderung, nach seinen Kräften da zu arbeiten, wo er

weiß, daß er im Stand iſt, irgend ein Band, ſei es ſtark oder ſchwach, feſter zu knüpfen. Die Sprache, das Gemeingut Aller, eignet ſich ins Beſondre dazu, nach ihrem Werth im klaren Bewustſein eines Jeden gegründet zu werden. Und wenn für Ein Volk, ſo iſt ſie für uns hoch bedeutend, bei denen die That aus tieferen Wurzeln wächst als anderswo, und bei denen die Einigung des Bewustſeins ſo gewaltige Wirkungen hat, daß wir ſofort die Weltherrſchaft in die Hände bekämen, wenn wir, wie die Franzoſen, die Ueberzeugung hätten, daß ſie uns gebühre; wenn in uns der Gedanke lebte von der grande nation (allemande) qui dominerait l'Europe, si elle était unie.* Langſam ſind die Vorbereitungen, groß die träumeriſchen Umwege, auf denen der Geiſt dieſes Volkes unbewust den Feind umgeht, jede Seite der vorgelegten Aufgabe kennen lernt. Gott gebe uns einen langen Tag!

Bevor ich es verſuche, von der Bürgſchaft zu reden, die Deutſchland für das Beſtehen ſeiner Nationalität in ſeiner Literatur und ſeiner Geſammtſprache beſitzt — Kern und Schaale an der Frucht des geiſtigen Lebens —, ſei mir geſtattet, den Sinn feſtzuſtellen, in welchem bei dieſer Betrachtung der Ausdruck Sprache gelten ſoll; ſodann aber, zur Prüfung meiner Definition, die Sprachen zu muſtern, die im Entwicklungsgang des neuen Europas zu der Ehre gelangt ſind, dem Geiſte der Nationen als Leib zu dienen.

Die Beſtimmung des Begriffs Sprache iſt nothwendig, weil der Ausdruck unter uns keine ganz feſte Geltung hat. In abſtractem Sinn iſt Sprache das Mittel für den Ausdruck unſres Inneren, und die Vollkommenheit unſres Geſchlechtes vorausgeſetzt müste dieſes im Beſitz einer idealen Sprache ſein, die der reinſte Spiegel unſrer geiſtigen Thätigkeit wäre. Es haben manche von der Auffindung einer ſolchen Sprache der Engel phantaſiert, auf Erden aber lebt ſie gewis nicht: in der alten Erzählung vom Thurmbau zu Babel, den man glücklich den Sündenfall der Sprache genannt hat, liegt ein viel zu tiefer Sinn. Wenn es Gottes Wille war, daß das Menſchengeſchlecht ſich über den Erdball ausbreite, und

---

* Malte-Brun, géographie universelle VII. 36.

in einer Fülle manigfaltiger Erſcheinungen ſeinen Theil beitrage, den Reichthum der Schöpfung darzuſtellen, ſo hat er auch die Manigfaltigkeit der Sprachen gewollt, die nur in ihrer Geſammtheit das Urbild der Sprache beſitzen, wie das Bild des vollkommenen Menſchen nur aus einer Vereinigung von Eigenſchaften der edelſten des Geſchlechtes genommen werden könnte.

Uebrigens begreift ſich das Auseinandergehen der Sprachen auf naturgemäßem Weg ohne Schwierigkeit: es wirken theils äußere Urſachen, das Clima, die Vermiſchung der Stämme; theils innere, die entweder in angeborenen Unterſchieden der Stämme begründet ſind oder in der menſchlichen Freiheit, indem jeder Stamm, ja jeder Einzelne, unter den zahlreichen gedenkbaren Wegen ſich Einen auswählt. Daſſelbe ſehen wir in der geſchichtlichen Zeit noch mit den Mundarten desſelben Volkes vorgehen: während der Völkerwanderung wichen die einzelnen germaniſchen Stämme hinſichtlich der Sprache noch ſo wenig von einander ab, daß ein abenteuernder Held mit ſeinem „Geſinde" leicht von den Küſten Norwegens bis an die Ufer der Etſch ohne Dolmetſcher ausreichte. Die Unterſchiede, die das gegenſeitige Verſtändnis der deutſchen Stämme jetzt am meiſten erſchweren, hat erſt die ſpätere Zeit aufgerichtet, z. B. die Verwandlung des T in Z, und was alles damit zuſammenhängt, eine Revolution, welche die hoch-deutſchen Mundarten von den übrigen germaniſchen ſo entſchieden abſchließt; ferner die Verwandlung der alterthümlichen ì und ù in Diphthongen z. B. wit, hûs in weit, haus, wodurch ſich eine große Zahl der heutigen germaniſchen Idiome den alterthümlich verbliebenen gegenüberſtellt. Wenn es erlaubt iſt, vom Späteren aufs Frühere zu ſchließen, ſo muß ſich alſo die außerordentliche Manigfaltigkeit des jetzigen Sprachlebens, je weiter man ſich gegen die Kindheit unſres Geſchlechts zurückdenkt, deſto mehr vereinfachen. Die Sprache gleicht, ſo betrachtet, einem Baume: wie ſich die zahlloſen Zweig'ein, die er in den Himmel hineinſtreckt, zu einer immer geringeren Zahl von Zweigen und Aeſten vereinigen, und endlich im Stamm zuſammenlaufen, ſo kann die Wiſſenſchaft die hundert Abſchattungen, durch die ſich faſt Gemeinde von Gemeinde ſondert, auf Mundarten, die Mundarten auf Sprachen, die Sprachen auf Sprachfamilien zurückführen, und vielleicht gelingt es ihr noch, den Stamm zu erkennen, aus dem die einzelnen ſcheinbar ganz unverwandten

Sprachfamilien hervorgegangen ſind. Doch ſtoßen wir hier auf jenes noch ungelöste Räthſel von der Entſtehung der Menſchheit, auf den Zwieſpalt der Anſichten, von denen die eine nur Ein urſprüngliches Menſchenpaar annimmt, die andre verſchiedene Schöpfungen an entlegenen Puncten der Erdoberfläche, vielleicht auch in verſchiedenen Zeiträumen, vorausſetzt. Das Studium der Sprachen hat ſchon manche ethnographiſche Dunkelheit aufgehellt; möglich, daß es auch über dieſe wichtige Frage noch ein Licht verbreitet, welches wir kaum anderswoher erwarten dürfen. Wenn es einem Wilhelm von Humboldt möglich war, darzuthun, daß die furchtbar entarteten Sprachen der Südſee und Madagaskars durch die Malaienſprache und die Kawiſprache mit dem Sanskrit verwandt ſind, alſo auch mit den Sprachen, die Europa erfüllen, ſo iſt doch gewis ein bedeutender Schritt gethan, um die Einheit des menſchlichen Geſchlechts zu einer hiſtoriſchen Wahrheit zu erheben, und eines Tags könnte eben ſo unverhofft ein Mittelglied gefunden werden, das dieſen indiſch-germaniſchen Sprachkreiß mit denen von zweiter Wichtigkeit, dem hebräiſch-arabiſchen, dem chineſiſchen u. ſ. w. verbände.

Wie ſollen wir nun die Begriffe Mundart und Sprache nehmen? Daß Mundarten die Unterabtheilungen einer Sprache bezeichnen, iſt allgemein zugegeben, aber wie Sprache zu faſſen ſei, darüber läßt ſich ſtreiten, indem z. B. das Holländiſche von den Einen als deutſche Mundart, von den Andern als eigene Sprache verfochten wird. Es handelt ſich hier um jenen großartigen Gegenſatz, der alle Schöpfungen der Geſchichte bedingt, den Gegenſatz von Natur und Kunſt: die Sprache, ſofern ſie als Naturproduct überall unter beiſammenwohnenden Menſchen mit Nothwendigkeit zum Vorſchein kommt, iſt etwas ganz andres als die Sprache, ſofern ſie im Entwicklungsgang eines Volkes geiſtige Einwirkungen erfahren hat. Jene bezeichnet die Verwandtſchaft der Völker wie Hautfarbe und Knochenbau, dieſe den geſchichtlichen Weg, den ein Volk zurückgelegt hat; jene gleicht dem fruchtbaren Boden, der unaufgefordert manigfache Blumen und Früchte trägt, dieſe dem vielleicht weniger lockenden, aber werthvolleren angebauten Felde; jene gebt ohne Unterlaß mehr in Mundarten aus einander, dieſe ſtrebt die centrifugalen Elemente des ihr angewieſenen Gebiets zuſammenzuhalten.

Als ein Naturproduct behandelt die Sprache der eigentliche Sprachforscher. Er kann dabei einen unmittelbaren, gleichsam naturhiſtoriſchen Zweck haben, oder einen mittelbaren geſchichtlichen, indem er nach den oben gegebenen Andeutungen die Verwandtſchaft der Völker zu ermitteln bemüht iſt. Im erſten Fall betrachtet er die Sprache rein als Erzeugnis der menſchlichen Natur, wie der Anatom den Bau unſres Körpers, der Phyſiolog die Thätigkeit desſelben; und man kann eine ſolche Sprachforſchung die phyſiologiſche nennen. Ihr wird eine Sprache in dem Grad wichtiger, als ſie reicheren Aufſchluß über den pflanzenartigen Lebensgang des allgemeinen Sprachbaumes verſpricht, über ſein erſtes unvollkommenes Keimen aus dem noch kindiſchen Geiſte der Menſchheit, über ſein Heranwachſen zu all der Pracht und Fülle, von der ſich auch die älteſten, vollſtändigſten Sprachen ſchon wieder entfernt zu haben ſcheinen, da ſich, ſo weit auch das hiſtoriſche Sprachſtudium hinaufgeht, immer ſchon Einzelnes erſtorben, entſtellt, unverſtändlich zeigt. Aus der Zeit, welche wir, der bibliſchen Sage folgend, als die vor dem Thurmbau zu Babel bezeichnen können, iſt uns keine geſchriebene Urkunde aufbewahrt; wir ahnen kaum, wie der Zuſtand eines einzelnen Sprachenkreiſes geweſen ſein mag, bevor ſich die älteſten uns bekannteſten Idiome von ihm ablöſten, geſchweige daß wir wüßten, um welches gemeinſame Centrum die einzelnen Kreiße ſich bewegten.

Nah mit der phyſiologiſchen Betrachtungsweiſe verwandt iſt die hiſtoriſche. Sie verhält ſich zu jener, wie der Geolog, der aus den Gebirgsarten die Geſchichte der lebendigen Schöpfung herausleſen will, zu demjenigen, der bei ſeiner Wiſſenſchaft nur das allmäliche Werden der Erdrinde im Auge hat. Daher wird ihr eine Sprache in dem Grad wichtiger, als ſie die Wurzel für eine Reihe verwandter Idiome zu enthalten ſcheint, oder als ſie mehrere Reihen vermittelt. Das Gothiſche z. B. iſt in gewiſſem Sinn die Mutter der germaniſchen Sprachen, nicht als ob ſie ſämmtlich von ihm abzuleiten wären, ſondern weil es das älteſte unter den erhaltenen Familiengliedern iſt, der unbekannten Aeltermutter am nächſten ſteht, über die Keime zu allen ſpäteren Eigenheiten am eheſten Aufſchluß verheißt, mithin die Vereinigung nachweiſt für Familien, die außerdem einander fremd blieben.

Dem Sprachforscher, der die Sprache als ein Naturproduct ansieht, sei's mehr in physiologischem oder mehr in ethnographischem Sinn, ist es gleichgiltig, welchen Bildungsgrad das betreffende Volk erreicht hat. Die armselige Literatur der ältesten Slawen, die Bruchstücke der celtischen Sprache, sind ihm eben so wichtig als das Alt-griechische mit seiner Weltliteratur; und in der Familie der germanischen Sprachen gelten ihm die Trümmer einer Bibelübersetzung als das wichtigste Glied, während er der Sprache Shakespeares nur eine höchst untergeordnete Rolle zuerkennt.

Ganz anders der Sprachforscher, der in der Sprache ein Kunstproduct, die Trägerin eines nationalen Culturlebens sieht. Dieser Standpunct muß hier festgehalten werden. Zahlreiche Sprachen haben vom Anfang ihres Bestehens bis jetzt zu dieser Entwicklung nicht gelangen können, oder sind untergegangen, ohne dazu gelangt zu sein. Sie mögen hohe Wichtigkeit haben für physiologische und ethnographische Zwecke, hier gebührt ihnen keine. Nach diesen verschiedenen Standpuncten nun sind die Begriffe, Sprache und Mundart ganz verschieden. Der naturhistorische nimmt z. B. in der indo-germanischen (indisch-europäischen) Sprachenfamilie eine indische, persische, slawische, griechische, germanische Sprache an, und ordnet z. B. der letztern alle germanischen Sprachen als Mundarten unter: der ober-deutsche, der sächsische oder niederdeutsche, der scandinavische, der friesische Zweig sind germanische Mundarten, die wieder in mancherlei Unterabtheilungen auseinandergehen, z. B. der nieder-deutsche in die angel-sächsische (englische) holländische, nieder-sächsische, nieder-rheinische u. s. w. Werden aber Sprachen nach ihrer culturhistorischen Wichtigkeit aufgefaßt, so läßt das Deutsche sich nicht gefallen als Mundart aufgezählt zu werden, sondern es verlangt mit allem Recht Sprache zu heißen. Noch weniger wollen das Holländische, Schwedische zugestehen, daß sie nur Untermundarten des Deutschen seien; auch sie haben Anspruch auf den Titel Sprache. Wir nehmen im Folgenden den Ausdruck Sprache in diesem Sinn, als cultivierte Sprache; Mundarten nicht mehr als die gleichberechtigten Zweige Eines Sprachstamms, sondern als die unebenbürtigen Idiome die innerhalb eines gewissen Sprachkörpers nicht von der Schrift geadelt, sondern nur der „mündlichen" Sorglosigkeit überlassen sind.

Wie immer, wenn der Menſch oder die Menſchheit den von der Natur gebotenen Stoff mit Freiheit bearbeitet, ſo entſprechen auch bei der Sprache die künſtlichen Kreiße nicht nothwendig den natürlichen. Zwar jene können nicht gröſter ſein als dieſe, wol aber kleiner. Mit andern Worten: eine gebildete Sprache braucht keineswegs alle Mundarten Eines Volkes, alle verwandten Idiome zu umfaſſen, aber ſie kann nicht Theile vom Gebiet eines andern Sprachſtamms zum ihrigen ziehen. Hier iſt ſie entſchieden begrenzt: wenn z. B. das Deutſche unter dem Schuz der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien um ſich greifen wollte, ſo müſte es gleichzeitig die eingeborene Landesſprache dort mit der Wurzel ausrotten, wie es ſeit vielen Jahrhunderten gegen den ſlawiſchen Oſten thut. Nach der andern Seite hin aber iſt jede Sprache frei: auf dem germaniſchen Gebiete hat die hoch-deutſche Geſammtſprache von jeher, ohne gewaltſame Vernichtung des Naturgemäßen, ſo weit um ſich gegriffen, als der politiſche und geiſtige Einfluß der deutſchen Nation reichte, und ſie wird es auch in Zukunft ſo halten. Das Niederdeutſche kann nur als deutſche Mundart, nicht als germaniſche Sprache gelten, weil Carl der Große die Eider und Elbe zu Grenzen ſeines Reiches gemacht hat; wäre durch ihn oder ſeine Nachkommen der Sund als Reichsgrenze gewonnen worden, ſo gäb' es auch keine däniſche Sprache, ſondern nur in Deutſchland eine däniſche Mundart, wie es eine nieder-ſächſiſche, weſtfäliſche, ſchwäbiſche giebt. Und umgekehrt, weil ſich Holland vom Reichskörper getrennt hat, giebt es eine holländiſche Sprache, während wir von dem gleichzeitig losgeriſſenen ſüdlichen Vorwerk, von der Schweiz, mit einiger Beruhigung melden können, daß es das wichtigſte Mittel, ſich eine eigne Nationalität zu ſichern, die Ausbildung ſeiner alemanniſchen Mundart zu einer ſchweizeriſchen Geſammtſprache, verſäumt hat, und daß aus dieſem Grund nicht von einer Schweizer Sprache die Rede ſein kann, ſondern nur von einer Schweizer Mundart, oder vielmehr von einer alemanniſchen, die in der deutſchen Schweiz, im Elſaß, im Schwarzwald und am Bodenſee geſprochen wird. Zwiſchen dem Bewohner von Cleve und dem von Utrecht errichtet, weil beide verſchiedenen Mittelpuncten zugekehrt ſind, die edle Geſammtſprache, die auf Lehrſtuhl und Canzel, in Poeſie und Staatsgeſchäften gilt, einen mächtigen Unterſchied, während doch die unmittelbare Mundart

beide als Brüder bezeichnet. Hier hat Kunſt die Natur beſiegt, ſie hat vom großen natürlichen Kreiß einen kleinen abgegrenzt, der auf keiner inneren Nothwendigkeit beruht. Dagegen der Bewohner von Conſtanz ſieht ſich von dem Schaffhauſer weder auf die eine noch auf die andre Weiſe getrennt: im täglichen Leben haben ſie ſo ziemlich Einerlei Rede, der Schulunterricht den ſie genoſſen haben, die Predigt, die ſie hören, die Schriften, die ſie leſen, die Verhandlungen der Rathsſtube, kurz alle die Dinge, woraus das geiſtige Leben entſteht und wächst, ruhen auf ein- und derſelben Sprache, der nemlichen, die ebenſo in Oldenburg und Königsberg geſprochen wird.

Den Anſtoß zur Bildung einer Einheit, die zunächſt äußerlich iſt, aber bald einen geiſtigen Charakter annimmt; mit andern Worten die Veranlaſſung zum Entſtehen einer Geſammtſprache, giebt gewöhnlich einer von den Stämmen der Nation. Derjenige, der ſeine Herrſchaft über die andern ausbreitet, oder ihnen durch Bildung voranleuchtet, färbt mit ſeiner Mundart die der übrigen, wenigſtens in den höheren Ständen derſelben. Welcher Provinz dieſe Ehre zu Theil werde, iſt inſofern zufällig, als es gewöhnlich nicht vom innern Werthe dieſer oder jener Mundart abhängt, oft nicht einmal vom geiſtigen Werthe dieſes oder jenes Stamms, ſondern von äußern Urſachen. Genug, der natürliche Gegenſatz gleichberechtigter Mundarten, der bisher das Sprachleben des Volkes beherſcht hat, verwandelt ſich in den künſtlichen Gegenſatz zwiſchen edler Geſammtſprache und niedriger Mundart, der Name der letztern erhält jetzt erſt einen nachtheiligen Nebenbegriff. Die herſchende Mundart geräth, indem ſie Geſammtſprache wird, ſelbſt mit der Landſchaft, worin ſie urſprünglich zu Hauſe war, in Widerſpruch; ſie löst ſich alſo ganz vom alltäglichen Leben ab, ſie wird ein Kunſtwerk, das ſich unter der Pflege der edleren Geiſter und der höheren Stände, theils mittelſt der Schrift, theils in mündlicher Ueberlieferung forterhält, und in ſeiner Entwicklungsgeſchichte Zeugnis ablegt von den wechſelnden Einflüſſen, die es nach und nach erfahren hat. Da die Beſten im Volke mit Bewuſtſein, mit Sinn und Geiſt an der Geſammtſprache arbeiten, um ſie zu manigfaltigem Dienſte geſchickt zu machen, ſo gewinnt ſie in dem Maaße, wie die Nation fortſchreitet, an Adel und Zartheit, an Gewandtheit und Einklang. Aber weil ſie es auf eine große

Strecke hin allen recht machen muß, wird ſie gezwungener, unbeſtimmter, kälter ſein als die Mundarten, die dem unmittelbaren Leben des Volkes dienen und auf heimiſchem Boden, in anererbter Umgebung, im Schooße der Natur, friſch und ewig jung dahin leben. Fehlt es den Mundarten an Stätigkeit und Würde, ſo ſind ſie dafür nicht der Gefahr ausgeſetzt, durch falſche Theorien der Grammatiker auf Abwege zu gerathen, durch pedantiſchen Zwang einzuſchrumpfen, am Ende der abgegriffenen Münze gleich, und mehr Hinderniſſe als Bundesgenoſſinnen des Geiſtes zu werden. Fehlt es ihnen an der Gewandtheit, womit vornehme altgebildete Schriftſprachen jedweden Gegenſtand behandeln, ſo haben ſie dagegen ſchlagenden Ausdruck zur Hand, trauliche Wärme, und jenen Wohllaut, den ſich die menſchliche Sprache gewöhnlich ſchafft, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird. Dieſe letztre Behauptung iſt freilich Ketzerei in den Augen derer, die vom Vorurtheil der Vornehmheit befangen alles entſchieden Dialektiſche gemein und abſcheulich, alle Grillen der Geſammtſprache dagegen, und ſelbſt ihre Misgeburten, edel, fein, bezaubernd finden. Solche mögen ſich erinnern, wie weich und lieblich ihnen ſolche Sprachen erſcheinen, die ſich zuletzt aus der wilden Freiheit der Mundart in den Käfig der Bildung begeben haben, und noch auffallend die Merkmale der ſpät verlorenen Freiheit tragen, etwa das Portugieſiſche mit dem Caſtiliſchen verglichen, oder das Däniſche neben das Schwediſche gehalten.

Es handelt ſich aber bei dem Urtheil über die Mundarten nicht allein, nicht einmal vorzugsweiſe, um ihren unmittelbaren Werth, ſondern um ihre Bedeutung für die Geſammtſprache. Sie ſind, wie Schmeller ſchön ſagt, „nicht etwa erſt aus der jetzigen künſtlichen Schriftſprache verderbt, ſondern eine kunſtloſe Ueberlieferung des früheren Sprachzuſtands, und auch die Schriftſprache ſelbſt kann und muß an dieſem Maaßſtabe gemeſſen werden.“ Auf beiden Seiten ſind eigenthümliche Vorzüge, und weder den Mundarten noch der Geſammtſprache wird es zum Gewinn ausſchlagen, wenn ſie verſuchen, das Bündnis aufzulöſen, das die Natur zwiſchen ihnen geſtiftet hat. Der Gedanke, die Mundarten zu emancipieren, liegt uns Deutſchen, wie überhaupt den meiſten Nationen Europas noch ſo fern, daß man ſich eher über zu große Geringſchätzung derſelben beklagen kann. Weit größer iſt

alſo die Gefahr, die von dieſer Seite droht. Kein Volk hat den Wahn, als ob die Geſammtſprache irgend einmal abgeſchloſſen, d. h. gegen den Einfluß der Mundarten beſchützt werden könne, ſo weit getrieben wie die Franzoſen, aber ſogar ſie fangen, an ihn als Wahn zu erkennen. Losgeriſſen vom Zuſammenhang mit dem Leben, gleicht die Sprache der abgeſchnittenen Blüte, die im Glas noch wenige Stunden erfreut, dann aber hinwelkt, ohne zur Frucht zu werden. Will die Sprache friſch und gewaltig bleiben, ſo muß ſie durch die Mundarten fortwährend neue Kraft aus dem Geiſte des Volkes an ſich ziehen: die Majeſtät des Stromes nähme bald ein Ende, wenn er den beſcheidnen Bächen nicht erlaubte, mit ihrem Waſſer ihn zu nähren. Wie die Kunſt des Reiters dem Roſſe verwehrt, ſeine Kraft in zweckloſen Sprüngen zu verſchwenden, ſo legt die Geſammtſprache dem Sprachſtoff einen wolthätigen Zügel an; aber wie die ſchöne Thätigkeit des Thieres ohne das Erbe ſeiner Wildheit undenkbar wäre, ſo vergißt auch die veredelte Sprache nie ungeſtraft ihres niedern Urſprungs.

Die Geſchichte ſämmtlicher Sprachen, auf die ſich einmal das geiſtige und bürgerliche Leben eines Volkes geſtützt hat, liefert Belege zu dem bisher Geſagten. Aus ihrer großen Zahl ſollen für gegenwärtige Betrachtung diejenigen ausgewählt werden, die für die Verhältniſſe Deutſchlands beſondre Wichtigkeit haben.

Unter ihnen macht billich die italieniſche den Anfang, weil ihre Bildungsgeſchichte beſonders klar vorliegt. Sie kann ſich rühmen, daß ihr in dieſer Hinſicht eine Aufmerkſamkeit geſchenkt worden iſt, wie meines Wiſſens keiner andern. Und zwar von einem Deutſchen, Carl Ludw. Fernow, dem Verfaſſer einer claſſiſchen italieniſchen Grammatik. Er ſchließt ſeine römiſchen Studien* mit einer Abhandlung „über die Mundarten der italieniſchen Sprache," von der man wünſchen muß, ſie hätte ihn oder einen andern Deutſchen zu einem ähnlichen Verſuch über die Mundarten unſrer eignen Sprache veranlaßt. Doch wie lang iſt's, daß wir angefangen haben,

* 3 Theile, Zürich 1808.

die Kenntnis der Heimat, ich will nicht ſagen mehr, nein nur eben ſo hoch zu ſchätzen wie die der Fremde!

Die Anſicht, daß die italieniſche Geſammtſprache — lingua volgare heißt ſie durch ihren Taufpathen Dante — aus dem Lateiniſchen entſprungen ſei, iſt zwar vollkommen richtig, aber auch ſo unbeſtimmt, daß ſie wenig mehr als gar nichts ſagt. Die größten Hiſtoriker und Sprachforſcher Italiens haben ihre Kraft darauf gewandt, dieſe Frage genauer zu beantworten. Einige glaubten, ihrer Sprache den beſten Dienſt zu leiſten, wenn ſie nachwieſen, daß ſie nichts andres ſei als die Volksſprache des alten Roms; eine Vermutung, die ebenſo ſehr der Wahrheit vom ewigen Wechſel alles Lebendigen widerſpricht, als ſie die Bildung der alt-lateiniſchen Stadtſprache zu einem unauflösbaren Räthſel machen würde: denn woher ſollte dieſe entſtanden ſein, wenn nicht aus der Sprache des Volkes von Rom? Die Anſicht, die Fernow aufſtellt, und die ſich mit dem Lebensgang der Sprachen in jeder Hinſicht verträgt, iſt folgende. Seit den früheſten Zeiten haben unter den italiſchen Völkerſchaften verſchiedene Mundarten geherſcht, und auch als die gebildete Sprache des alten Roms durch Vernichtung des Griechiſchen, Etruskiſchen und des Galliſchen um den Po, die Oberherrſchaft in ganz Italien erlangt hatte, konnte ſie doch das Daſein verſchiedener Mundarten nicht unmöglich machen, indem natürlich durch den nachwirkenden Einfluß der verdrängten Idiome die eingeführte römiſche manigfach gefärbt ward. Die Mundarten der alten Sicilier, Etrusker, Ligurier, Veneter u. a. waren zur Zeit, als die lateiniſche Sprache durch ganz Italien galt, von einander und von der gebildeten Landesſprache ebenſowol verſchieden, als heutiges Tags die Mundarten des Sicilianers, Toskaners, Genueſen, Venetianers unter ſich und von der gebildeten Landesſprache abweichen. Als die Völkerwanderung die Einwohnerſchaft Italiens ſtark mit Menſchen fremder Zunge miſchte, ſtarben nicht allein die Verfaſſung und die Sitten Italiens aus, ſondern auch die bisherige Sprache, Mundarten ſowol als Geſammtſprache. Letztre jedoch vorerſt nur in der mündlichen Rede; in der Schrift ſuchte man ſie fort und fort zu erhalten, weil man ſich nicht daran gewöhnen konnte, jene ehrwürdigen Klänge, die die Welt erobert hatten, durch das rohe Idiom der Gegenwart verdrängen zu laſſen. Daß aber ſchon im ſechsten Jahrhundert die alte Sprache geſtorben

war, und der Phönix neu aus der Asche zu erstehen anfieng, sieht man aus dem traurigen Schriftlatein jener Zeit. Keine sorgfältige Schulbildung pflanzte wie jetzt in die jungen Köpfe die Grammatik eines Cicero, und da der Halt, welchen das Leben auch dem Ungebildeten zu geben pflegt, hier gleichfalls fehlte, so finden wir in den Urkunden des früheren Mittelalters die merkwürdigsten Verwechslungen.* Weil aber der neue Sprachzustand, wie er im Volk lebte, nicht sofort Kraft besaß, einen Schriftleib um sich zu bilden, so wird auch der Gang seiner Entwicklung aus dem früheren Zustand immer reich an Räthseln sein. Doch im Allgemeinen kann über die Ursachen der Veränderung kein Zweifel walten. Sie liegen theils in dem natürlichen Lebensverlauf, der sich selbst bei unsrer nie von außen gestörten Sprache wahrnehmen läßt, und als ein Verzehren der Form durch den Geist bezeichnet werden kann; theils aber, und vornemlich, in dem Einfluß der eingedrungenen germanischen Zunge. Nicht daß diese als solche Barbarei mitgebracht hätte! Wir sind über die Zeit hinaus, wo ein Geschichtschreiber Burgunds von den alten Burgunden sagen konnte: on doit croire que leur langage était plutôt un mélange de cris confus, qu'une langue humaine; wir wissen, daß die Sprachen der Urvölker denen gebildeter Nationen nur an äußerer Zucht, nicht an innerer Vollkommenheit nachstehen, vielmehr sie an Fülle, Wohllaut und poetischer Kraft in der Regel weit übertreffen. Die zerstörende Wirkung hat andre Ursachen, und würde sich ungefähr ebenso geäußert haben, wenn Theodorichs oder Alboins Schaaren das heutige Deutsch, einen Klopstock und Göthe, mit nach Italien gebracht hätten. Ein ganzes Volk lernt die Sprache des andern, in das es sich hineindrängt, nie so wie der lernbegierige Jünger eines fremden Sprachmeisters, sondern etwa wie die Rheinbundstruppen das Französische, deutsche Bauern in America das Englische: sie eignen sich allerdings die Mehrzahl der Wörter an,

* 941 sucht der Bischof von Lucca Recht vor dem Stuhle des Markgrafen Ubert von Pisa, veniens unacum Teupertus, avocato suo, et retulerunt: jam plures vices non reclamavimus ad comes ipsius comitatu Lucensi, et a Domnu Ugonem et Lotharium, filio ejus, gloriosissimi regibus, adque ad vos Ubertus, ut nobis justitia faciesetis de Imilga et Rofredus filio.

sie finden sich nicht in den fremden Sprachgeist, sie lernen nicht reden, nur sprechen. Weil aber die Besiegten mit dem unwissenden ungelehrigen Sieger täglich verkehren müßen, eine Verständigung unentbehrlich ist, so entsteht durch gegenseitige Nachgiebigkeit jenes Verarmen an äußrer Vollkommenheit, das nächst dem lateinischen Wörterschatz als das hervorragendste Merkmal der romanischen Sprachen angesehen werden muß. Nothwendig haben die ober-italischen Mundarten, die den germanischen Einfluß am stärksten erfuhren, in dieser Hinsicht am meisten gelitten; die in Unter-italien weniger, obwol sich vielleicht hier auch saracenisch-normännischer Einfluß nachweisen ließe, am wenigsten Florenz und Rom.

Der Zwiespalt zwischen einer ganz neugebildeten Sprache des Lebens, und den nachgeschleppten Formen einer längst verstorbenen Schriftsprache, wie ihn Italien das frühere Mittelalter hindurch hatte, ist auf die Länge unerträglich, weil sich keine geistige Entwicklung denken läßt, wenn der Dichter und Denker die Gestalten seines Geistes, auf dem Weg vom Geiste zur Form, aus der gewohnten Sprache in eine nur äußerlich besessene übertragen soll. Als Italien aus den Stürmen des 10ten und 11ten Jahrhunderts verjüngt hervorzugehen anfieng, als bei zunehmendem Wolstand und neuem Einfluß in Europa, einem Werk der Päpste, auch die alten Erinnerungen der Kunst und Wissenschaft wieder Leben gewannen, da begann sich sofort auch eine Gesammtsprache zu erheben, dieselbe, die noch jetzt, ohne irgendwo im Volke zu leben, überall in Italien verstanden und von den Gebildeten gesprochen wird. Sie scheint sich zuerst im 12ten und 13ten Jahrhundert gebildet zu haben, und zwar in Apulien (Neapel) und Sicilien, wo unter Fridrichs II glänzender Herrschaft das Zusammentreffen der gebildetsten Nationen, der Italiener, Griechen, Araber und Provenzalen, der Cultur günstiger war als an allen andern Orten Italiens, und wo namentlich die ersten Dichter blühten. Man nannte diese Sprache entweder lingua romana oder vulgaris, oder siciliana, und letztern Ausdruck hielt noch Dante für einen, der ihr nicht werde genommen werden. Aber ihr Charakter und ihre Geltung als einer allein herschenden Gesammtsprache war noch nicht festgestellt, die Scheidung ihrer Rechte von denen der Mundart noch nicht vollzogen. Begründet wurde das erst durch Dante, den Vater der italienischen Dichtkunst, ums Jahr 1300. Mit so vollkommenem Bewustsein, wie durch ihn,

hat ſich wol nie eine Geſammtſprache gebildet. Er nennt ſie in ſeinem Tractat de vulgari eloquio, zum Unterſchied von den unedeln Mundarten, die veredelte, das vulgare illustre, cardinale, aulicum et curiale. Obgleich ſie allen Mundarten angehöre, ſei ſie doch keiner Provinz eigen, und alle Dialekte Italiens müßen an ihr gemeſſen werden, weil keiner würdig ſei ihr den Rang ſtreitig zu machen, ſondern nur ſeine edleren Beſtandtheile ihr zutragen dürfe. Sie werde von den Gelehrten aller Provinzen vor und zu ſeiner Zeit, wenn ſie nemlich nicht lateiniſch dichten, gebraucht: von Sicilianern, Apuliern, Toscanern, Römern und Lombarden. Dante hat alſo für ſeine göttliche Komödie das Italieniſche ſchon vorgefunden, aber er hat es nach feſten Grundſätzen von aller provinciellen Beſchränkung zu befreien, und aus den beiden nächſtverwandten edeln Schriftſprachen, aus dem Lateiniſchen und Provenzaliſchen, zu bereichern gewust. So ſchuf er ſeinem Volke mit Einem Schlag eine Literatur und eine Sprache. Eins ohne das andre war nicht gedenkbar: die göttliche Komödie, lateiniſch geſchrieben, wäre der Nation fremd geblieben; die ſchönſten Reflexionen über das Weſen und die Wichtigkeit einer Geſammtſprache, ohne die Begleitung eines ſo ergreifenden Gedichtes, wären ſpurlos verhallt.

Trotz der Unparteilichkeit, womit Dante das allgemein Schöne und Richtige aus allen Mundarten ſeines Vaterlandes auszuleſen bemüht war, hieße es doch die Kräfte der Natur überſchätzen, wenn man erwartete, daß ſeine Sprache jeder localen Färbung entbehre. Dante war ein Florentiner und ſeine Schöpfung empfieng florentiniſche Gepräge. Daß ſeine Nachfolger Petrarca und Boccaccio Landsleute von ihm waren, befeſtigte das Uebergewicht der toscaniſchen Mundart. Während Unter-italien durch furchtbare Kriege verödete, erhob ſich Florenz damals zu einem blühenden Staat, bot der Cultur eine freundliche Heimat, und brachte zugleich im kurzen Zeitraum eines Menſchenalters drei Geiſter hervor, die alle bisherigen verdunkelten und für alle Nachkommen claſſiſche Muſter wurden.

Aus dem bisherigen erhellt wol unzweideutig, daß man mit Unrecht die Geſammtſprache des heutigen Italiens für eine Tochter der römiſchen halten würde. Beide ſind nur Früchte deſſelben unſterblichen Sprachbaums, und nur inſofern einander nahe, als eine

jüngere Tochter der älteren gleicht, vielleicht auch Einzelnes gerne von ihr annimmt. Nicht minder würde man irren, wenn man das Italieniſche geradezu als toscaniſch bezeichnen wollte: nach dem hiſtoriſchen Gang iſt zwar das Toscaniſche von beſonderem Einfluß auf die Geſammtſprache geweſen, dieſe ſteht ihm aber doch ſpecifiſch nicht weniger entgegen, als der römiſchen oder venetianiſchen Mundart.

Aehnliche Erſcheinungen wie Italien bietet Frankreich dar. Das Lateiniſche hatte hier zwar nicht ſeine Heimat, hatte nur als die Sprache der Proconſuln und Legionen die einheimiſchen Sprachen der Celten und Iberer verdrängt, ſo daß alſo in Gallien nicht dasſelbe gegolten hat wie in Italien, und — wenn auch der Wörterſchatz größtentheils lateiniſch war — doch der Geiſt der Sprache, der geſammte Ton und Klang, etwas Fremdartiges beibehielt; aber doch läßt ſich im Allgemeinen behaupten, die franzöſiſchen Mundarten ruhen mit den italieniſchen auf einer gemeinſamen Grundlage. Nur muß dieſen zugeſtanden werden, daß ſie dem urſprünglichen Geiſt näher geblieben ſind, während in jenen noch jetzt ſo viel Celtiſches iſt, als etwa in den germaniſierten Slawenländern des deutſchen Oſtens Slawiſches.

Der wohlthätige Entſchluß, die fortgeſchrittene, oder wenn man will verdorbene Volksſprache endlich von den Feſſeln der längſt verſtorbenen Römerſprache zu befreien, die Bauernſprache, die lingua rustica, als eine zwar nachgeborene, aber nicht unebenbürtige Tochter des Hauſes anzuerkennen, und dadurch dem Geiſte des Volks, das nun einmal die Sprache der Gelehrſamkeit nicht mehr lernen wird, eine neue Bahn der Entwicklung zu öffnen, dieſen Entſchluß haben in Frankreich zuerſt die Provenzalen gefaßt: das verderbene Latein der provincia (proénsa) ward Hof- und Dichterſprache, Sprache der Troubadours. Merkwürdig, bezeichnend für den Gang der Cultur von Süden und Oſten her, iſt's, daß wie in Italien, ſo auch in Frankreich dieſer Anfang von der ſüdlichſten Landſchaft ausgieng. Ja das ſüdliche Gallien iſt ſogar vor Apulien und Sicilien vorausgeweſen, vielleicht durch das edle Volk der Weſtgothen, deſſen Reich unmittelbar nach dem Sturze des Römerthums hier und in Hiſpanien geblüht hatte; ein Zuſammenhang, der ſich durch Carls des Großen Eroberungen jenſeits der Pyrenäen fortgeſetzt hat, und

der erklärt, weshalb die catalonische Mundart mit der provenzalischen so nahe zusammenhängt. Nicht minder griff sie, weil sie das Feld noch frei fand, stark nach Ober-italien hinüber, ja die Mundarten der westlichen Schweiz sind weit mehr provenzalisch als französisch, und es muß eine alte Verbindung sein, die in ein Seitenthal des romanischen Wallis eine Romanze vom gentilhomo de Bayonne verschlagen hat.* Die Provence erscheint in jener Zeit als die Wortführerin für den größten und blühendsten Theil der romanischen Welt, eine Thatsache, woraus sich wol auch erklärt, weshalb die zurückgebliebene romanische Mundart an den Quellen des Inns und des Rheins, das Rumonsch und Ladin von Graubünden, weit mehr Aehnlichkeit mit dem Provenzalischen hat, als mit den benachbarten, aber seither italisierten Mundarten der Lombardei.

Das Neu-französische ist nicht eine Fortsetzung dieser Provenzalen-sprache, sondern hat sich an einer andern Stelle des französischen Sprachbaums hervorgedrängt, verwandt mit ihr und doch selbständig. Mehr als die südlichen Mundarten sind die nördlichen, in der eigentlichen France, dem Frankenlande, und in der Normandie, dem Erbe normannischer Abenteurer, durch scandinavisch-niederdeutsche Bestandtheile gefärbt, und stellen sich so den rein romanischen oder celtisch-romanischen als eine romanisch-germanische Mischung gegenüber, nicht in dem Sinn freilich wie das Englische, das die verschiedenen Elemente ungeschieden enthält, sondern zu einem organischen Ganzen verarbeitet.

Die Ursache, weshalb neben und nach der provenzalischen Sprache die des französischen Nordens als Regentin Frankreichs emporkam, liegt in der politischen Geschichte dieses Landes. Zuerst durch die Unterwerfung des west-gothischen und des burgundischen Reichs, die sich der Rhone nach in den Besitz des Südens getheilt hatten, und beide schon um 530 fränkische Vasallenreiche waren; seither durch die stäts zunehmende Verwandlung des Lehnsreichs in eine despotische Monarchie; durch die Albigenserkriege, welche die provenzalische Gesittung erdrückten; durch die Bürgerkriege des 16ten, die Religionsverfolgungen des 17ten, die Revolution des

* Dieses fröhliche Lied theilt Fröbel mit, s. seine „Reise in die weniger bekannte Thäler auf der Nordseite der penninischen Alpen." Berlin 1840. S. 187.

18ten Jahrhunderts, erhielt der Norden, wo die Könige wohnten, ein entſchiedenes Uebergewicht. Die Sprache, die um Orleans, Blois und Tours geredet wird, hat die Grundlage für die neue Geſammtſprache geliefert; ſpäter, wie der Hof und mit ihm das ganze Leben der Nation ſich mehr und mehr in Paris feſtſetzten, übte die dortige Mundart nachträglich Einfluß auf die ſchon gebildete Sprache des neueren Frankreichs, die ſomit als die Sprache der Loire und Seine angeſehen werden kann, und mit den Volksmundarten bis in die Nieder-bretagne, die Normandie und die Champagne entſchiedene Aehnlichkeit hat. Zu beſondrer Kraft kam übrigens das Franzöſiſche erſt, als man in Europa überhaupt anfieng, in der Wiſſenſchaft und in Staatsgeſchäften die Alleinherrſchaft des Lateiniſchen durch Anerkennung der Landesſprachen zu beſchränken. Von da an nahm es, unterſtützt durch glanzvolle Könige, an deren Auge ſich bedeutende Geiſter ſonnten, ſowie durch das ſociale und politiſche Uebergewicht Frankreichs, einen außerordentlich raſchen Aufſchwung, ſo daß ſich ſeine Macht bis über ferne Hauptſtädte, ja in die Länder der Feinde erſtreckte, und die Sieger von Höchſtädt, Malplaquet, Roßbach doch willig vor der Sprache der Beſiegten ihre Degenſpitze ſenkten. Karl **XII**, der nie franzöſiſch ſprach, war eine europäiſche Abnormität. Solch ein Glanz hatte zu viel Verführeriſches, als daß Frankreich nicht hätte verſuchen ſollen, ihn zu verewigen. Die Academie, 1635 gegründet, unternahm das Unmögliche, eine Lebensentfaltung der Sprache ein für allemal zu fixieren. Sie verirrte ſich bis zu dem Wahn, die Geſetzgebung der Sprache ſei eine willkürliche; große Dichter ſeien an und für ſich Sprachmuſter, ſtatt daß ſie es doch nur ſind, weil ſie mit feinem Sinn dem Sprachgeiſt ſeine geheimſte Wahrheit abgelauſcht haben; für franzöſiſch habe man einen Ausdruck, eine Wendung nicht darum zu halten, weil ſie in organiſchem Zuſammenhang ſtehen mit dem ganzen Bau der Sprache, ſondern weil ſie bei Hof und auf den Brettern gelten. Der glänzende Despotismus, an deſſen Becher ſich das Frankreich des 18ten Jahrhunderts berauſcht hat, zeigt auch im Gebiet der Sprache ſeine großartigen und verderblichen Wirkungen. Ich nenne ſie großartig, weil bei keinem Volk die Herrſchaft der Geſammtſprache, und damit das Gefühl der Einheit, ſammt einer gleichmäßigen Bildung, ſo durchgedrungen iſt wie bei den Franzoſen. Man kann das Land von

einem Ende zum andern durchreisen, ohne von den Tönen eines der eingeschüchterten, verhöhnten Dialekte belästigt zu werden. Aber verderblich wirkt dieser Despotismus wie jeder, weil er, um eine einzige Lebensentfaltung recht glänzend zu machen, alle übrigen niederschlägt, und weil eben darum dieser Glanz nur ein scheinbarer ist. Doch scheint auch in Frankreich die Zeit gekommen, wo das Leben sein Recht behält über eine steife Kunst. Edlere Geister, denen die Zukunft gehört, sträuben sich längst gegen das furchtbare entnervende Uebergewicht der Hauptstadt, und ihre föderalistischen Bemühungen werden in Hinsicht der Sprache eben so rasch oder langsam fortschreiten, als in Hinsicht der Staatsverwaltung.

Auf der pyrenäischen Halbinsel muß man sich den Untergang der eingeborenen iberischen und celt-iberischen Sprache, von der nur in den baskischen Provinzen ein armer Rest lebt, auf ähnliche Weise erklären, wie den des Celtischen in Oberitalien und Gallien; sie machte der römischen Platz, aber nicht so, daß nicht das früher Geltende vielfach nachgeklungen hätte. Die germanische Einwanderung führte neue fremdartige Elemente herbei; die maurische, die vielleicht noch an Reste der phönicisch-carthagischen Herrschaft anknüpfen konnte, färbte die Mundarten des Südens, und so treffen sich auf dem Boden der Halbinsel, abgesehen natürlich vom unvermischten Baskischen, vier Mundarten, die aus diesem Zusammenstoß hervorgegangen sind: das Catalonische, mit dem Provenzalischen unmittelbar verwandt und daher Limosinisch genannt, hinabreichend bis nach Valencia und hinüber auf die Balearen; das Castilische, die Sprache des gothisch verbliebenen Nord-spaniens; das Portugiesische, anknüpfend an das vor ihm herschend gewesene Gallicische, el Gallêgo; endlich das Andalusische, die Sprache des spanischen und portugiesischen Südens, stark mit maurischen Bestandtheilen gemischt. Von diesen vier Idiomen blühen gegenwärtig als edle Sprachen zwei: das Portugiesische und das Castilische. Die Geschichte Spaniens das Mittelalter hindurch ist ein fortgesetzter Kampf kleiner christlicher Staaten gegen kleine maurische. Jene siegen nach mehr denn 700 Jahren vollständig, und vertreiben mit der Religion Mahomeds auch die Sprache seiner Verehrer. Es sind zuletzt nur drei bedeutende christliche Staaten da: Castilien, Aragonien und Portugal. Jene

beiden verſchmelzen durch eine ſtaatskluge Heirath, und eine beinahe weltherſchende Monarchie iſt für ein Jahrhundert die Folge. Das monarchiſche Caſtilien behält in dieſer Staatenehe über das demokratiſche Aragonien die Oberhand, und drängt ihm auch ſeine Sprache auf: das Caſtiliſche, um 1150 würdig auftauchend mit den Romanzen vom Cid, wird die edle Sprache der ſpaniſchen Monarchie, und gelangt durch ſie zu dauernder Gewalt in Weſtindien, Mexico und der einen Hälfte von Süd-america.

Das Schickſal der Catalanen-ſprache traf auch das Andaluſiſche, welches überdiß weder politiſch, noch durch eine entwickelte literariſche Bedeutung, der Geſammtſprache des Königreichs den Sieg erſchweren konnte, denn mit den Mauren ſank natürlich auch ihre Sprache, die bisher geherſcht hatte, und der romaniſche Dialekt war niemals ausgebildet worden.

Glücklicher als die Sprache der Aragonier und Andaluſen war die der Portugieſen — die Sprache von Porto — durch die Unabhängigkeit, die der Staat gegenüber von Caſtilien bewahrte, und durch den außerordentlichen Glanz, den dieſes kleine Volk am Schluß des Mittelalters erlangte. Damals ſchieden ſich zuerſt die romaniſchen Sprachen klar aus, weil damals erſt die Herrſchaft des Lateiniſchen zu brechen anfieng. Was Dante für Italien, leiſtete Camoens durch ſeine Luſiaden für Portugal: er gab ſeinem Vaterland die Idee einer ſelbſtändigen Geſammtſprache, befeſtigt durch ein glänzendes Beiſpiel deſſen, was ſie leiſten könne. Doch wollten die Portugieſen noch damals nichts andres als Spanier ſein; Camoens läßt Indien durch Spanier erobert werden (1, 31) und noch jetzt ſollen die Portugieſen ihren Dichter den größten Spaniens nennen. Was uns ſpaniſch, heißt ihnen caſtiliſch. Wie das Caſtiliſche, ſo hat auch das Portugieſiſche in fernen Zonen ſeine Herrſchaft auf eine Weiſe ausgedehnt, die nur mit den Erfolgen der Römer-ſprache verglichen werden kann: über Braſilien, Küſtenſtrecken des öſtlichen Africa's, Oſtindiens, des indiſchen Archipels, ja nach China hin. Jetzt aber iſt das Land zu klein, und es wäre für ſeine Bildung wie für ſeine politiſche Zukunft ein wahrer Gewinn, wenn es ſich überwinden könnte ſich an Spanien anzuſchließen. Denn drei bis vier Millionen, zumal im bequemen Süden, wo nur die geringſte Zahl leſen lernt, und nur eine leicht zählbare Schaar an geiſtige Genüſſe denkt, ſind viel zu

wenig, um ein selbständiges geistiges Leben und eine Literatur aufrecht zu erhalten. Wer in Portugal will drucken lassen, der kann es selten anders als auf eigne Kosten thun.

Wie das Lateinische durch seine Tochtersprachen, so hat auch das Griechische sein Leben aus dem heidnischen Alterthum bis in die neue Zeit herab zu retten gewusst. Beide danken diß stolze Glück der Achtung, die ihnen zufolge langer geistiger Pflege geworden war: schwerer giebt eine Nation ihre Sprache auf, wenn sie ihr den Anspruch verleiht, als Erbin einer großen Vorzeit dazustehen, leichter nimmt der fremde Eroberer sie an, wenn er dadurch in den Mitbesitz dieses Erbes zu gelangen hofft. Daß das Griechische nicht wie das Lateinische vermocht hat seine Herrschaft über eine halbe Welt zu behaupten, sondern sich auf seine ursprüngliche Heimat zurückgeworfen sieht, rührt theils von der traurigen Vermoderung des Byzantinerthums her, theils von der Eigenthümlichkeit jener Stämme die zum Sturz des ost-römischen Reiches berufen waren, der fanatischen Araber, der unbezähmbaren Hunnen und Türken.

Bildsamer zeigten sich die Slawen: sie sind es, die in Griechenland, wie die Gothen in Italien, Süd-gallien und Spanien, durch Vermischung mit den Resten der einheimischen Bevölkerung den Grund zu einem neuen Leben gelegt haben. Diese Nacht ruht auch über dieser Völkerschöpfung, die ins 6te und 7te Jahrhundert fällt; aber so viel ist klar, daß man in den heutigen Bewohnern Griechenlands keineswegs, wie eine seltsame Ansicht will, reine Slawen sehen darf, eben so wenig als in den Lombarden und Castiliern reine Germanen. Jene reden ihr Griechisch eben so rein oder reiner, als diese ihr Römisch, d. h. nur eben so viel entstellt, als der natürliche Lebensverlauf einer Sprache, und der Zusammenstoß mit dem Idiom des eindringenden Stammes immer zur Folge hat. Alle Versuche, diese Wahrheit zu untergraben, werden erfolglos verhallen. Wie der Himmel und das Meer, der Boden und seine Trümmer dem Neu-griechen fortwährend die Bilder seiner Ahnen, verklärt durch den Zauber der feinsten Vergangenheit, vorspiegeln; so erinnern ihn die Wörter und Zeichen seiner

Sprache jeden Augenblick, daß ihn mit dem begabteſten Volke der alten Welt, dem glücklichen Träger der Weltcultur, eine ununterbrochene Ahnenreihe verbindet. Wie dieſer Gedanke die Neu-griechen ſeit einem Jahrhundert zu großen nationalen Anſtrengungen getrieben hat, ſo wird ihm auch in ihrer Zukunft eine Hauptwirkung zugetheilt ſein.

Haben die Griechen der Gegenwart die Aufgabe verſtanden, die ihnen demnach in Betreff ihrer Sprache geſtellt iſt? Es genügt nicht, daß eine Sprache ſich einer großen Vergangenheit rühme; ſie muß auch die Kraft haben, wenn die alte Form dem neugewordenen Sein nicht mehr genügt, eine neue zu ſchaffen: die ſchöne Schlange muß ſich häuten. Die Sprache des alten Hellas hatte ſich ſchon vor dem Ende der alten Zeit ganz vom Zuſammenhang mit dem Leben losgeriſſen, und die Erſtarrung der Griechen zu Anfang der neuen Zeit war nicht fähig, den Uebergang zu einer neuen Schöpfung zu bewerkſtelligen. So verewigte ſich ein Zuſtand, der alles geiſtige Leben niederhielt. Als, vor einem Jahrhundert etwa, der Nationalſinn wieder erwachte, und, den Werth der Sprache für ſeine Bemühungen erkennend, ihr neuen Eifer widmete, da ſollte (wie die Orthographie, der Körper der Sprache, noch in alter Weiſe, noch die des alten Athens war) ſo auch ihr eigentliches Weſen, der Ausdruck, ja die grammatiſche Form, dem Altgriechiſchen wieder nahe gebracht werden. Dieſe phantaſtiſchen Bemühungen, nicht beſſer als wenn man uns die Sprache des Ulphilas aufnöthigen wollte, dürfen als die Schattenſeite des oben erwähnten, ſonſt ſo nothwendigen Haltens an den Erinnerungen der Vorzeit getadelt werden; ſie mußten aufhören, ſo wie ſie ihre politiſche Aufgabe erfüllt hatten, denn von nun an waren ſie eben ſo viele Hinderniſſe des geiſtigen Lebens, das neu anbrechen wollte. Es geſchah. „Aus der lebendigen Sprache allein konnte der Sprachgeiſt das eingeborene Leben wieder ziehen, das in ihr wie in dem mütterlichen Boden allein wahre Wurzel faſſen kann. Die Sprache mußte wieder von Friſchem angefaßt werden, nicht wie ſie todt war, ſondern wie ſie lebte. Dieſen Schritt that ſie in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Ein Rechtsgelehrter Catardzy war es, der ein Syſtem behauptete, die Sprache ſo zu ſchreiben, wie ſie der gebildete ungelehrte Theil ſeiner Landsleute ſprach, und der Dichter Chriſtopulos war es, der dieſes Syſtem ins Leben

einführte. Nur ein dichterisches Talent konnte diese ewige Wahrheit ins allgemeine Bewustsein wie mit geheimen Formeln lebendig aufrufen. Er wurde der Nationalsänger der Griechen und der Stifter einer neu-griechischen Sprache und Poesie. Eine Unvollkommenheit konnte er ohne Gefahr für seine Wirksamkeit nicht wol abstellen. So wie, freilich erst in unserm Jahrhundert, die süd-romanischen Sprachen auf den praktischen Bestand der Orthographie (gegen die frühere historische) zurückgekommen, und die spiegelhellen Reime der Italiener und Castilier nun, durch den Umweg, auch Augenreime geworden sind, so wär' es zu wünschen, daß die neu-griechische Sprache, die, wie die hellenische unter den alten, so unter den lebenden die weichste und zierlichste ist, gleich ihren südlichen Nachbarinnen in dieses krystallklare Element einer einfachen, reinen Orthographie getaucht würde, wodurch sie allein wahrhaft national, und ihrem Volke das werden kann, was sie sein soll." *

Auf diese Weise befreit von dem stärksten Hemmnis geistigen Fortschritts, im freien Besitz der lebendigen Sprache, werden die neuen Griechen auch auf diesem Feld keine unwürdigen Erben der alten sein. Hoffnungen ruhen wieder auf Hellas, das allein den Bund des Abendlands mit dem Morgenland, den lange vorbereiteten, den unabsehbar fruchtbaren, dauernd knüpfen kann. Noch ist Alles ungewis; noch ist es möglich, daß diese junge Aussaat einer alt-ehrwürdigen Nationalität nur Garben in fremde Scheunen liefert; aber ist die Geschichte nicht ein Feld der Wunder? und warum sollen wir nicht hoffen, daß eine Zeit kommen werde, wo, soweit Griechen wohnen, auch die griechischen Farben wehen? Thöricht ist es, wenn in den längst geordneten Staaten des Abendlandes Manche, befangen von einheimischem Vorurtheil, über einzelnem Mislingen den Fortschritt im Ganzen nicht sehen wollen; die Gebrechen des lange Geknechteten für unvertilgbare Merkmale seines Wesens, für Mängel seiner Geburt ausgeben. Junge Völker, dahinfahrend auf der See der Geschichte, erreichen oft in kurzer Zeit das Unglaubliche, wenn eine große Idee sie trägt und nur etwas günstig der Hauch des Geschicks ihre Segel schwellt; warum sollte das kleine Griechenland jetzt weniger vermögen als einst das kleine

* Worte von Moriz Rapp, Physiologie der Sprache 3, 6—8.

Portugal! Die Heinriche, die Johanne ſind ihm vielleicht ſchon geboren.

Vor den Thoren unſrer alten Hauptſtadt, eng verbunden mit den Geſchicken unſres letzten Kaiſerhauſes, dehnt ſich das Land der Ungarn. Seine ethnographiſchen Verhältniſſe ſind nicht nach Art des übrigen Europas, ſie gleichen in etwas denen des türkiſchen Reichs, wo ein herſchendes Volk ſeine Sprache den Unterworfenen weder aufgenöthigt hat, wie einſt die Römer in Gallien; noch an ſie verloren, wie die Germanen in Italien; noch auch eine Uebereinkunft geſchloſſen, wie die Normannen in England. Nachdem die Wogen der germaniſchen Wanderung im Südweſten Europas Ruhe gefunden hatten, war Pannonien zwiſchen 500 und 600 mit den andern Oſtländern den nachdringenden Slawen zugefallen; gegen 900 erſchienen die wilden Schwärme der Ungarn oder Magyaren. Sie ſetzten ſich vornemlich in der reichen Ebene feſt, die Slawen wurden gegen die Berge zurückgedrängt. Während alle bedeutenden Völker unſeres Erdtheils dem indiſch-europäiſchen Stamm angehören, iſt derjenige, von dem die Ungarn, die Finnen, Eſthen und Lappen, vermuthlich auch die Türken ſind, ganz andrer Herkunft; nach dem jetzigen Stande der Sprachforſchung mit jenem Stamme nicht verwandt, dagegen mit Völkern, die im nordweſtlichen Aſien, um die Flüſſe Obi, Kama, Wolga ein großes Gebiet einnehmen. Mit den genannten wird er unter dem Namen der uraliſchen (finniſchen, tſchudiſchen) zuſammengefaßt; vom Ural her ſoll er auch in ſeine jetzigen Wohnſitze gewandert ſein. Finnen, Eſthen, Lappen ſind durch die Ungunſt des Schickſals geiſtig verkümmert. Den Ungarn und Türken iſt es beſſer geworden, ſie zeigen aber Eigenſchaften, die vielleicht im Schickſal ihrer nördlichen Brüder Manches erklären. Schönes Maaß, Fähigkeit dauernde Schöpfungen ins Leben zu rufen, iſt jenen Steppenſöhnen nicht beſchieden: hoch auf braust der Strom ihrer Geſchichte, und droht, alles um ſich her zu vernichten, aber ebenſo raſch iſt er verſchwunden, und rinnt ohne Fruchtbarkeit durch ein ſteinichtes Bette. Daher wie bei den Türken, ſo bei den Ungarn, von dem Augenblick an, wo ſie die Brandfackel der Zerſtörung aus der Hand legen, auch der Anfang der Unſicherheit, ein Schwanken im Leben ihres Staates, das keine bleibenden Gebilde zu Stand kommen läßt. Vor allen Dingen iſt es ein betrübtes Zeichen, daß die beiden Völker, die nun im pannoniſchen

Lande beiſammen wohnten, ſich nicht über eine gemeinſame Sprache verſtändigen konnten. Weder Magyaren noch Slawen haben vermocht, dem neu gewordenen Staat ihren Stempel aufzudrücken; ſie ſind — ein äußerſt roher Zuſtand — von Anfang an nur neben einander hergegangen: in Einem Reich zwei unverſchmolzene Nationen ohne gemeinſame Thätigkeit. Der Mangel an geſtaltender Kraft führte ein Verhältnis der Abhängigkeit herbei, gegenüber dem ſtärkſten Staate der Nachbarſchaft, dem deutſchen; und dadurch drang zum Unglück des Landes, das ſchon einen gefahrvollen Zwieſpalt zu verwinden hatte, noch eine dritte Nationalität herein, die vermöge der politiſchen Verhältniſſe, und durch ihr nachhaltiges Weſen, den beiden erſten fortwährend Boden abgewinnt, die deutſche.

Wie im Nationengewirre um den Rand des Mittelmeeres vor Alters die griechiſche Sprache, jetzt die italieniſche das Mittel eines oberflächlichen Verſtändniſſes geworden iſt, ſo haben ſich die drei Nationen Ungarns lange Zeit mit dem Lateiniſchen beholfen; und man kann ſagen, die frühere Alleinherrſchaft dieſer Weltſprache ſei zuletzt in Ungarn zu Grabe gegangen, Jahrhunderte nachdem die Völker des Weſtens ihre Landesſprachen zu Gnaden angenommen, und dadurch die ſtärkſte Bedingung eines nationalen Seins gewonnen hatten. Auch in Ungarn hat man dieſe Wahrheit eingeſehen: es ſoll eine lebendige Sprache ſtatt einer todten im Reich der Geiſter beſehlen.

Aber welche? Von den 14 Millionen, die dem ungriſchen Staatsverband angehören, alſo in Ungarn ſelbſt, in Siebenbürgen, Sclavonien und Croatien leben, ſind etwa 3 Millionen Magyaren; den Reſt bilden, außer einer gemiſchten Bevölkerung von Juden, Griechen, Zigeunern und Walachen, die Slawen und Deutſchen. Wenn es ſich bei Fragen wie dieſe um Zahlen handelte, ſo dürfte man nicht zweifeln, daß in kurzer Zeit Ungarn ein ſlawiſches Land ſein werde, aber es kommen außer der Volksmenge auch noch die geiſtige Kraft in Betracht, und der Vorſprung, den eine Sache durch äußere Verhältniſſe gewinnt. Die Slawen ſind der Zahl nach ſtärker als Magyaren und Deutſche, aber ſie befinden ſich doch in ungünſtiger Stellung, indem ſie gegen Norden durch geographiſche und politiſche Grenzen, gegen Süden durch die vorherſchend magyariſche Bevölkerung von ihren Brüdern geſchieden ſind, und indem die Magyaren durch Reichthum und altbegründete Macht im Lande das erſte Wort

führen. Die Deutſchen kommen weniger in Betracht: ſie ſind zwar die Träger der Cultur geweſen und beſitzen vorzugsweiſe die Städte, finden auch eine Stütze an der deutſchen Herkunft des Herſchers; aber ihre Zahl iſt gering, es fehlt ihnen ein Mittelpunct, die Zeit iſt der Art von geiſtiger Herrſchaft, die Frankreich ſo lang über uns, Deutſchland ſo lang über den Oſten ausgeübt hat, nicht mehr günſtig, die Nationen ſuchen ſich ſelbſt, bewachen eiferſüchtig jeden Anſpruch der Fremde, und von einer Maaßregel wie diejenige Joſephs II, der das Deutſche als Geſchäftsſprache einführen wollte, kann jetzt gar die Rede nicht mehr ſein; der Kaiſer wird über Ungarn nie als über ein von Deutſchland abhängiges Land herſchen, er muß vielmehr ſeine ungriſche Krone neben die deutſche ſtellen.

Der Kampf beſteht demnach allein zwiſchen Magyaren und Slawen. Ich bediene mich des Namens Magyaren, obwol dieſe ſelbſt ihn ablehnen und Ungarn genannt ſein wollen. Es mag ſein, daß ſie urſprünglich auf beide Namen ein gleiches Recht haben, allein wie ſich die Sache geſtaltet hat, verſteht man unter Ungarn alle Staatsangehörigen ohne Rückſicht auf Sprache und Nationalität; wenn alſo das Verlangen der Magyaren erfüllt würde, ſo entſchiede ſich damit die Frage ſchon im Voraus zu ihren Gunſten. Fragt man nach den Kräften, über welche die Slawen zu gebieten haben, ſo ſind es zunächſt der uralte Beſitzſtand und manche ſtolze Erinnerung: Zrinyi und ſeine Heldenſchaar waren Illyrier. Aber was ein Volk einmal geweſen iſt, wiegt wenig in der Waagſchale der Gegenwart, außer ſofern es ſich durch die Vergangenheit zu neuem Aufſchwung begeiſtern läßt. Dazu gehören nun noch andre Bedingungen, die jenen Slawen allerdings nicht fehlen. Es iſt von großer Bedeutung, daß Ungarn, mit Ausnahme der deutſchen und walachiſchen Grenze, inſulariſch zwiſchen Slawen liegt, und daß in der Tiefe dieſes umgebenden Meeres eine ſtarke, zugleich politiſche und geiſtige Bewegung herſcht, ein Drängen nach einer großen Zukunft, das durch den Untergang des Halbmonds und das Aufſteigen des ruſſiſchen Adlers mächtig wächst. Es ſcheint nicht, als ob Rußland den Bundesgenoſſen, den es an dieſen Verhältniſſen hat, gering achte; auch nicht als ob Oeſterreich die Gefahr verkenne, die ihm für ſeinen öſtlichen Beſitzſtand von ihnen droht. Wenn das griechiſche Bekenntniß in Ungarn eben ſo viel Umfang hätte wie die ſlawiſche Nationalität, ſo wäre die Sache für Oeſterreich

noch viel bedenklicher; aber die bei weitem zahlreichern Angehörigen der katholischen und der protestantischen Kirche haben, nach den bisherigen Vorgängen, von Rußland für ihre Religion wol eben so viel zu fürchten, als die Slawen unter ihnen für ihre Nationalität und Sprache vielleicht zu hoffen.

Mit großer Spannkraft hat sich der lebhafte Geist der Magyaren in neuerer Zeit auf die Idee geworfen, seine Sprache nicht allein zu bedeutender geistiger Höhe zu erheben, sie als edles Werkzeug auszubilden, ihr eine Literatur zu geben, sondern auch sie zur alleinherschenden zu machen. Die friedlichen Bemühungen der ersteren Art sind nicht von gestern: schon im 14ten und 15ten Jahrhundert hatte das Magyarische neben dem vornehmern Lateinischen schriftliche Geltung, im 16ten ergriff der Geist, der in ganz Europa, vornemlich im protestantischen, die Landessprachen zu neuer Ehre brachte, auch die Magyaren, und sie besitzen aus dieser Zeit eine reiche Literatur; aber ihre Bemühungen hatten keine Stätigkeit, und erst die Opposition gegen Joseph II, der an die Stelle des ganz gesunkenen Lebens den Germanismus und den Beamtenstaat der neuen Zeit setzen zu können glaubte, rief aufs Neue den Nationalsinn hervor, und die Preßfreiheit, die er zugestand, ließ ihm freien Lauf. Die Sprache der Magyaren drang auf die Canzel, auf die Bühne, in die Zeitungswelt; Preise wurden für Ausarbeitung literarischer Werke ausgesezt, Grammatiken und Wörterbücher verfaßt. Die rechtliche Emancipation datiert sich vom Jahr 1792, wo Kaiser Franz den Gebrauch des Magyarischen bei den Gerichten, in der Verwaltung und beim Unterricht festsetzte. Einen Hauptsieg hat es vor Kurzem gefeiert, als aus Wien die Erlaubnis anlangte, magyarisch an den König zu repräsentieren. Keine Frage, wenn Ungarn als Staat emporkommen soll, so darf seine geistige Kraft nicht durch den Mangel einer gemeinsamen Sprache gelähmt sein; aber besäße der Geist der Magyaren auch wirklich hinreichende Ausdauer, um seine Anstrengungen längere Zeit fortzusetzen, und eine so ganz eigenthümliche Spracherscheinung als ein kleines Eiland zwischen Völkern von völlig andrer Herkunft aufrecht zu erhalten, so dürfte man zweifeln, ob sich in unsern Tagen noch Nationen verschmelzen, ob Versäumnisse des 11ten Jahrhunderts im 19ten nachgeholt werden können.

Wenn man nicht annimmt, daß alle Völker Autochthonen, sondern daß sie aus einer gemeinschaftlichen Heimat über die noch stille Erde hingewandert seien, — nach Haug,* aus der glücklichen Ebene des östlichen Turkestans, die „wie nicht leicht ein andres Land alle Bedingungen der Existenz des neugeschaffenen Menschen, der frühesten Entwicklung seiner Cultur, und in den durch die Natur vorgezeichneten Straßen, welche nach Osten und nach Westen hinabführen, die Bedingungen der leichten Verbreitung vereinigt," — so sind die ersten Bewohner des südlichen Europas jene Pelasger, von denen wir Griechenland und wol auch Italien eingenommen sehen. Ueber Mittel-europa hatten sich die litthauischen Stämme, südöstlich von ihnen die uralischen ausgebreitet. Beide sind im hohen Alterthum bekannt: von jenen der preußische Stamm als Inhaber der Bernsteinküste; diese, unter dem Namen der Scythen, der mit dem noch gebrauchten der Tschuden so auffallend zusammentrifft,** als Nachbarn der nördlichen Pelasger. Diese ethnographischen Verhältnisse veränderten sich durch eine zweite große Wanderung, die der Celten, Germanen und Slawen, welche in verhältnismäßig geringen Zwischenräumen auf einander gefolgt zu sein scheinen. Die erste war die celtische. Dunkle Spuren weisen drauf hin, daß die Celten einmal den größern Theil Mitteleuropa's inne gehabt haben. Die Zeit der Einwanderung war vielleicht das vierte Jahrhundert vor Chr., wo sie, mit der ihnen noch immer eigenen unwiderstehlichen Kraft des ersten Angriffs, zum ersten Mal Italien und Griechenland plündernd durchziehen. Auf dem Wege, den die Celten gebahnt hatten, rückten die Germanen nach. Wie sie, nach dem Zeugnis der Geschichte, den Celten die Donau und den Rhein abgenommen haben, so mögen sie noch früher dieselben auch aus den Gegenden der Weser, Elbe, Oder, Weichsel vertrieben haben, denn bis dorthin scheinen celtische Namen zu reichen. Das erste Auftreten der Germanen im cimbrischen Einfall, 100 Jahre vor Chr., mag nicht viel später sein als ihre Einwanderung; es wäre wenigstens wunderbar, wenn ein Völkerschwarm, der von jener Zeit an beinah 700 Jahre

* Allgemeine Geschichte von C. J. Haug, ord. Prof. der Gesch. zu Tübingen. Stuttgart 1841. I, 75.

** Daß Y (X) ursprünglich U lautete, s. bei M. Rapp a. a. O. I, 224.

gebraucht hat, um in Ruhe zu kommen, vorher lange Zeit still geseſſen hätte. In dem Maaße, wie er das unabläßig verfolgte Ziel, Wohnſitze im beſſeren Südland zu erwerben, erreicht, und die ärmeren Gegenden im Nordoſten aufgiebt, rücken in dieſe die Slawen ein; alles Land, das noch die ſpätern Römer als rein germaniſch kennen, vom Dnepr und der Weichſel bis zur Elbe, wird ihr Eigenthum; ihre Nachbarn gegen Norden ſind die Reſte des tſchudiſchen Stamms (Eſthen, Finnen, Lappen) und des litthauiſchen (Littbauer, Letten, Preußen), beide wol ſchon durch die celtiſche, mehr noch durch die germaniſche Wanderung gegen den kümmerlichen Norden hinausdrängt, beide gleichſam aus Abels harmloſem Stamm, unvermögend gegen Kains wehrhafte Enkel, daher während der ſpäteren Kämpfe zwiſchen Germanen und Slawen zwiſchen Hammer und Amboß liegend, bald dieſen, bald jenen hingegeben; eigener Entwicklung nicht theilhaftig, namentlich nie vermögend, ihre ſchönen weichen Sprachen — das Finniſche, eine der weltönendſten des Erdballs, das Litthauiſche, die nächſte Schweſter des Indiſchen — zu erfreulicher Blüte zu bringen.

Die Slawen haben für uns hohe Bedeutung: wir ſind, wie auf der Südweſtſeite von Romanen, ſo auf der Oſtſeite von Slawen begrenzt, und unſre ganze Geſchichte dreht ſich, ſoweit ſie auswärtig iſt, in den Angeln dieſes Doppelverhältniſſes. Wir ſtehen den Slawen ungefähr auf dieſelbe Weiſe gegenüber, wie die Romanen uns. Dieſe haben uns durch das Uebergewicht ihrer alten Bildung manchen edeln Stamm abwendig gemacht; haben, indem ſie germaniſches Blut in ihr Weſen hereinzogen, dieſes erneuert, und dadurch eine weitere Brücke gewonnen, um auf uns zurückzuwirken. Nicht minder ſind wir die Erzieher und Dränger der Slawen geworden: wie an ihrer Nordoſtgrenze die Romanen viele Germanen, ſo haben an ihrer ganzen Oſtgrenze die Germanen viele Slawen ihrer Nationalität beraubt; den deutſchen Spolien Frankreichs ſtehen eben ſo viele ſlawiſche Spolien Deutſchlands gegenüber; und die Sache hat einen ſolchen Umfang, daß z. B. von der ganzen öſterreichiſchen Monarchie nur die Lombardei, Tirol und Salzburg; von der ganzen preußiſchen, ja von Nord-deutſchland, nur das, was im Weſten der Elbe liegt, nicht den Slawen abgenommen iſt. Von Carls der Großen Zügen gegen die Awaren, und den Sorbenkriegen der ſächſiſchen Kaiſer

bis zur Theilung Polens ist eine nicht minder fortlaufende Reihe von Eroberungen, die wir gemacht, als auf der lothringischen Grenze eine von solchen, die wir verloren haben; und wenn es überhaupt einen Sinn hätte, daß ein Volk statt sich zu ermannen über Unrecht eines fremden klagte, so dürften wir das schon darum nicht, weil wir in gleicher Schuld stehen. Auch Völker sollen mit Christus beten: vergieb uns, wie wir vergeben.

Neben diesen Aehnlichkeiten ist aber doch wieder Vieles unähnlich. Die auffallend großen Verluste, welche die Slawen gegen uns erlitten haben, sind gewis nur daraus vollständig zu erklären, daß der einzelne Germane dem Slawen zwar an Talent wol nachsteht, aber ihm überlegen ist an nachhaltiger Willenskraft, geistiger Selbständigkeit, umsichtiger Anwendung der Kräfte. Während in Italien, Spanien, Gallien und Britannien durch den Zusammenstoß deutscher und romanischer Elemente neue Bildungen sowol im Staatsleben als in der Sprache auftauchten, hat der Slawe, überall wo er erlegen ist, die Formen des äußeren Daseins mit seiner Eigenthümlichkeit nur wenig zu färben gewust; während der Germane sich von seinem Meister zum Meister bilden ließ, hat der Slawe dem seinigen seine geistige Natur zu Füßen gelegt.

Neuestens aber ist, wie in den Germanen, so auch in den Slawen ein Geist der Unbotmäßigkeit gegen die bisherigen Erzieher lebendig geworden. Die Germanen suchen noch ihren Führer für diesen alten, unausgekämpften Streit, den Slawen hat er sich als russische Hegemonie theils aufgedrungen, theils wenigstens angeboten. Mit bedeutenden Mitteln, mit Waffen, Gold und Papier, mit politischer und dogmatischer Uniformierung arbeitet er dran, den germanischen Einfluß nach Westen zurückzudrängen; und Deutschland, zunächst Oesterreich und Preußen, groß geworden als unsre Markgrafen gegen die Slawenwelt, haben nun die Aufgabe, die deutsche Macht an der Donau und Ostsee, mit ihr die Selbständigkeit Deutschlands aufrecht zu erhalten wider die große Idee eines allgemeinen Slawenreichs, das Europa erdrücken würde.

Unter den Mitteln, welche die Apostel des neuen allgemeinen Slawenthums, dieser gigantischen, vielleicht monströsen Nationalität anwenden, befindet sich abermals die Sorgfalt für die Sprache. Die verschiedenen slawischen Sprachen in ihrem organischen

Zuſammenhang zu zeigen, ſie gegenſeitig zu befruchten, von fremder Zuthat zu reinigen, ſelbſtändig zu machen und dadurch zur Mitarbeit am Bau einer Weltmacht zu befähigen, das bewegt dort Fürſten und Völker, Dichter und Denker, Sprach- und Geſchichtsforſcher, und wenn auch einzelne Länder durch Religion, Literatur, Verfaſſung, Schickſale dem ruſſiſchen Weſen von Natur feindlich entgegenzuſtehen berufen ſind, ſo muß doch jener ſtolze Gedanke mit Zauberkraft viele Gemüter überſtrömen, und ins Beſondre die Jugend, alſo die Zukunft für ſich gewinnen. Die Lehrſtühle für ſlawiſche Literatur und Geſchichte, die Rußland an allen ſeinen Univerſitäten errichtet, ſind wahrhaft erobernder Natur, und mit römiſchem Stolz erklärt der Miniſter des öffentlichen Unterrichts in ſeinem Bericht für 1839 alle nicht ruſſiſchen Idiome des Reichs für örtliche Mundarten, welche bis jetzt noch der nähern Bekanntſchaft mit der vaterländiſchen Sprache im Weg ſtehen. *

Schon im Namen der Slawen liegt etwas Wirkſames: uns zwar bedeutet er den leibeigenen Knecht, ihnen aber ſind Slowane die Leute von einerlei Wort (Slowo), und was liegt nicht darin! Das Wort iſt die Scheide für das Schwert des Geiſtes, und wenn Rußland die große Parole für ein allgemeines ſlawiſches Heerlager gefunden hätte oder noch fände, wenn es wirklich mit ſeiner „uniformierten und regimentierten Völkerwanderung" das oft wiederholte Schauſpiel aſiatiſcher Eroberungszüge zu erneuern den Drang fühlte, dann dürfte Deutſchland wohl auf der Warte ſtehn.

Die ſlawiſche Familie wird nach Dobrowsky durch die Sprache in zwei Hälften getheilt: Oſt- und Weſt-ſlawen. Zu jenen zählt er die Ruſſen, ferner alle illyriſchen Slawen, d. h. die im Norden des türkiſchen Reichs, nebſt den Corbaten (oder Croaten) und den Winden, die beide dem öſterreichiſchen Scepter gehorchen. Andre Gelehrte ſcheiden in dieſer oſt-ſlawiſchen Familie die ſüdlichen Stämme (Illyrier, Croaten, Winden) von den nördlichen (den Ruſſen), welcher Eintheilung als der bequemeren ich mich hier anſchließe. Unter den Weſt-ſlawen ſind Böhmen und Polen die bedeutendſten. Die Sprache der erſteren herſcht, da ihr das

* S. öffentl. Blätter vom Anfang Julis 1840.

Slowakiſche als ein Zweig untergeordnet iſt, nicht bloß in Böhmen, ſondern auch in Mähren, im nordweſtlichen Ungarn, im öſterreichiſchen Schleſien; überall in dieſen Gegenden hat das Böhmiſche vermöge ſeiner geiſtigen Ausbildung die verwaisten Mundarten an ſich gezogen und ihnen ſein Gepräge mitgetheilt, ſo daß ſelbſt das Polniſche in Ober-ſchleſien ſtark ins Böhmiſche hereinſchlägt, und diejenigen, die es ſprechen, böhmiſche Schriftſprache brauchen. Die Sprache der Polen iſt im Königreich Polen, in Weſt-galizien, im Gebiet von Krakau, in Ober-ſchleſien und in Poſen theils die alleinherſchende, theils die überwiegende, gilt aber außerdem noch theilweiſe in Pommern und Oſt-preußen, wo ſie einſt regierte. Ueberreſte eines dritten vordem weitverbreiteten Stammes, des wendiſchen oder ſorbiſchen, der aber durch die Germaniſierung am meiſten gelitten hat, ſind die Wenden in der Ober- und Niederlauſitz.

Der Unterſchied der weſt-ſlawiſchen Sprachen von den oſt-ſlawiſchen ſcheint hauptſächlich darin zu liegen, daß jene ſich durch ihre ältere Cultur ſtärker entwickelt, vielleicht auch mehr fremde Elemente aufgenommen haben, wogegen die oſt-ſlawiſchen, insbeſondre das Ruſſiſche und Illyriſche, dem urſprünglichen Typus näher geblieben ſind. Wie für den gothiſchen und den hochdeutſchen Stamm, ſo hat auch für den ſlawiſchen das Chriſtenthum den Anfang der Cultur gemacht. Cyrill, der um 845 Apoſtel der Slawen wurde, iſt ihr Ulphilas, denn wie dieſer ſein gothiſches, ſo ſchuf er, auch nach griechiſchem Muſter, um 860 das ſogenannte ſlawoniſche Alphabet, das auch das ſerbiſche, rutheniſche, cyrilliſche heißt, und deſſen ſich ſeither alle Slawen von griechiſchem Bekenntnis: Bulgaren, Bosnier, Serben, Ruſſen, bedienen; wogegen die Slawen der abendländiſchen Kirche das lateiniſche haben, mit Ausnahme der Dalmatier, die um 1150 aus dem cyrilliſchen das ſogenannte glagolitiſche bildeten; und der Böhmen, Schleſier und Slowaken, die das deutſche haben.

Das Leben, wozu Cyrill die Sprache der Slawen erweckt hatte, indem er ſie zur Trägerin des neuen Glaubens machte, ward anfangs von Rom geduldet, weil — eine merkwürdige Unbefangenheit — Gott nicht nur das Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche, die drei Hauptſprachen, ſondern auch alle übrigen Sprachen geſchaffen habe; als ſich aber das Syſtem der neu-römiſchen

Weltherrschaft entwickelte, wurde die junge Blüte einer slawischen Literatur geknickt: indem die ersten christlichen Fürsten der Westslawen in kirchliche Verbindung mit Deutschland und dadurch mit Rom traten, verdrängte das Lateinische bald die einheimische Sprache, der slawische Ritus verschwand, und die Pflege der Landessprache fieng bald an als etwas Verdächtiges, Ketzerisches zu gelten; dem Herzog Wratislaw, der sich für sie verwandte, ward von Gregor VII geantwortet, die erste Kirche habe zwar, um Wurzel fassen zu können, über Manchem ein Auge zugedrückt, aber jetzt, nachdem der Glaube befestigt sei, müße man mit Sorgfalt jeden Fehler gut machen.

Ein andres Hindernis, das freilich mit dem ersten Hand in Hand kam, war die politisch-literarische Abhängigkeit der Westslawen von Deutschland. Wenn wir z. B. Böhmen nehmen, so findet sich, daß schon seine einheimischen Könige im 12ten und 13ten Jahrhundert, desgleichen der Adel jener Zeit, gelockt vom damaligen Glanze Deutschlands, der deutschen Bildung anhiengen: unter den Dichtern des deutschen Mittelalters, welche die Pariser Liederhandschrift aufzählt, steht sogar ein böhmischer König, Wenzel I, gest. 1253. Als aber vollends ein deutsches Fürstengeschlecht, das der Lützelburger (Luxemburger), den böhmischen Thron einnahm (1311), drohte die einheimische Sitte am Hof und in den Städten, die sich wie in Ungarn meist mit deutschen Künstlern und Handwerkern gefüllt hatten, gar unterzugehen: 1341 ward sogar das Prager Stadtrecht deutsch geschrieben. Doch kamen die Böhmen bald auf andre Wege, und unter Carl IV (1346—1376) war diese Gesinnung schon so mächtig, daß er die Sprache seines Lieblingslands auch bei den Gerichten einführte, ja sie den Söhnen der deutschen Kurfürsten zur Erlernung neben der lateinischen empfahl. Im 14ten und 15ten Jahrhundert gieng der erwachende böhmische Nationalstolz aufs engste verbunden mit der Sorge für die Landessprache, und mit dem Bestreben, sie statt der lateinischen Gelehrten- und der deutschen Hofsprache zur herschenden zu erheben. Die böhmischen Schriften aus dieser Zeit sind äußerst zahlreich, mit richtigem Takte suchte man die Sprache eben so kirchlich als politisch zur Geltung zu bringen. Die beschränkenden Maaßregeln König Wenzels, wodurch 1409 die deutschen Lehrer und Studenten zum Auszuge von Prag bestimmt wurden, sind der eigentliche Ausbruch

dieſer kirchlich-politiſchen Reaction, und die nun folgende Geſchichte der Böhmen liefert einen der ſtärkſten Beweiſe für den engen Zuſammenhang von Nationalität und Sprache, indem wol nie ein Volk, um jene zu erringen, ſo lebhaft für dieſe gekämpft hat. Huß wäre auch hinſichtlich der Sprache der böhmiſche Luther geworden, wenn ihn das Schickſal mehr begünſtigt, und wenn ihm namentlich die Buchdruckerkunſt zur Seite geſtanden hätte. Auch nach ihm blieb die Nation auf dieſer Bahn, die beiden kirchlichen Parteien ſtimmten darin überein, daß beim Gottesdienſt die Landesſprache gebraucht werden müße, und das 15te Jahrhundert mit dem Anfang des 16ten, wie es die Zeit des höchſten politiſchen Aufſchwungs war, iſt auch die Blütezeit der Literatur, im weltlichen wie im geiſtlichen Gebiet. Durch die ſlawiſchen Könige, die ſeit 1457 den Thron inne hatten, erhielt die Landesſprache auch amtlich den Sieg über das Lateiniſche: ſie wurde das Mittel des diplomatiſchen und Geſchäftsverkehrs für Böhmen, Mähren, einen Theil Schleſiens und einige polniſche Herzogthümer; und patriotiſche Männer ſuchten ſie, durch eigne Werke ſowol, als durch Ueberſetzungen der Schäze des claſſiſchen Alterthums, zu bereichern. Noch 1615 konnte ein Landtag einmüthig befehlen, daß alle Fremden, die Aufnahme in Böhmen ſuchen, ihre Kinder Böhmiſch lernen laſſen, alle, die Staatsbürger werden wollen, die Kenntnis des Böhmiſchen nachweiſen müßen, und daß vor allen Behörden ohne Unterſchied nur dieſes gebraucht werden ſolle. Wol nie aber iſt einer Nationalität ein ähnlicher Streich verſetzt worden, wie der böhmiſchen durch die Schlacht vom weißen Berge: während vor 1620 kein deutſches Buch von literariſcher Bedeutung nachgewieſen werden kann, das in Böhmen oder Mähren gedruckt worden wäre, läßt ſich ſeit 1620 eigentlich von einer böhmiſchen Schriftſprache nicht mehr reden, da ſeither die Sprache der Staatsverwaltung und der Gelehrten, ja in den höhern Ständen ſelbſt die Umgangsſprache die deutſche geworden iſt, ungeachtet Böhmen unter vier Millionen Einwohnern faſt drei Millionen ächte Slawen zählt, und die eigentlich germaniſierten Landſchaften des Königreiches auf den Streifen hinter dem Rieſengebirge, dem Erzgebirge und dem Böhmer Wald beſchränkt ſind. Er würde ſich ohne Zweifel immer mehr ausdehnen, wenn nicht in der neueſten Zeit der Geiſt des Volkes anfienge, ſich der Blüte früherer Jahrhunderte zu erinnern, und daran zu arbeiten, daß die

Landesſprache an einer neuen Literatur eine Stütze finde, Bemühungen, die bereits von den Ständen adoptiert ſind, wie das Archiv beweist, das ſie herausgeben laſſen. Noch ſteht es freilich ſo, daß ein Böhme, der weithin gehört und wirkſam werden will, deutſch oder lateiniſch ſchreiben muß, aber mehr und mehr bildet ſich eine böhmiſche Leſewelt, die vorzugsweiſe bei der katholiſchen Geiſtlichkeit Böhmens, Mährens und Nord-ungarns ihre Mitglieder zählt, und wenn es wirklich dem Böhmiſchen gelänge, die weite Verbreitung, die es einſt als Schriftſprache hatte, neu zu befeſtigen, wenn namentlich die Slawen des nördlichen Ungarns ſich entſchlößen, ihr Slowenisch gegen das ſo nah verwandte Böhmiſche aufzugeben, ſo wäre ein weſt-ſlawiſches Sprachganzes von großem Umfang gewonnen, das ebenſowol für die nationalen Beſtrebungen in Böhmen und Mähren, als für die der ungariſchen Slawen hohe Bedeutung hätte. Denn wie in politiſcher Hinſicht Völker zu klein ſein können, um ſich im Gedränge zu halten, ſo in literariſcher, wovon Portugieſen, Holländer, Dänen Beiſpiele ſind. Verbindung mit andern, die von der Natur zu Freunden beſtimmt ſind, wird in dieſem Fall dringende Nothwendigkeit.

Polens Bildung und Sprache ſtehen mit der von Böhmen im engſten Zuſamenhang: die Bildung, die letzteres durch die Vermittlung Deutſchlands vom romaniſchen Südweſten her bekommen hatte, gab es weiter an Polen: insbeſondre das Chriſtenthum und die Anfänge der Sprachbildung; die Unterſchiede ſind ſo gering, daß böhmiſche Gelehrte ihre Sprache die lechitiſch-czechiſche (polniſch-böhmiſche) nennen. Wie überall in der chriſtlichen Welt, ſo war auch bei den Polen die Landesſprache das Mittelalter hindurch im Bann des Lateiniſchen, aber ſie trug diß Joch nicht bloß im Reiche der Gelehrſamkeit, das den Geiſtlichen gehorchte, ſondern auch der Hof und die Gebildeten ſprachen Latein, freilich mit jener berüchtigten Entartung. Damit ſtellt ſich Polen neben Ungarn. Und wie in Ungarn dauerte die Herrſchaft der todten Sprache länger als in den voranſchreitenden Ländern des Weſtens: erſt die bewegte Zeit der Reformation brachte das Polniſche zu ehrenvoller Reife, und es ſtieg, wie jedes kraftvolle Weſen, deſſen Entwicklung lange niedergehalten worden iſt, ſchnell zu einer bedeutenden Höhe, ſo daß die Dichter und Schriftſteller aus der Zeit Sigismunds II und Stephan Bathori's (1548—1587) noch jetzt als

die classischen Muster gelten. Wie die Böhmen in Folge politischer Größe, die stäts eine geistige weckt, ihre Sprache auch über die unmittelbaren Grenzen hinaus zur herschenden gemacht haben, so erlangte das Polnische die Geltung als Sprache der Schrift und der Gebildeten selbst in solchen Gegenden, wo die Volkssprache eine andere ist, z. B. in Litthauen und Volhynien. Rasch aber wie das Aufblühen war auch der Zerfall. Was konnte bei jenem Wechsel französischer, schwedischer, deutscher, ungarischer Monarchen mit einheimischen, die Sprache des Landes hoffen? So muß ein Volk verfahren, wenn es die schönste Gabe Gottes, die festeste Schutzmauer seines eigenthümlichen Wesens, wenn es seine Sprache zu Grund richten will. Unter der Regierung des letzten Polenkönigs, des feingebildeten Stanislaus Poniatowski, gelangte die Sprache zu einer zweiten kurzen Blüte, aber das Unglück der letzten 70 Jahre, die Polen allmälich aus der Reihe der Staaten strichen, haben ihr Gefahren bereitet, unter denen sie zu erliegen droht. In den Friedensjahren von 1815—1830 war in dem Volk eine ähnliche Regsamkeit wie bei den Böhmen: da Polen kein politisches Leben mehr hatte, war es liebevoll auf die Ausbildung seiner Sprache, des letzten Restes von Nationalität, bedacht. Sie sollte von fremder Zuthat, die das reine Bild schmerzlich entstellte, befreit werden; die Denkmäler der alten Literatur und Geschichte wurden gesammelt und erforscht.

Da kam der letzte furchtbare Schlag, der die Nation ihres Mittelpuncts und eines großen Theils ihrer geistigen Blüte beraubt hat. Unter drei Staaten vertheilt, befinden sich jedoch die einzelnen Landschaften Polens in ziemlich verschiedener Lage. Rußland geht mit Entschiedenheit darauf los, in seinem Antheil die russische Nationalität an die Stelle der polnischen zu setzen: dem griechischen Glauben den Sieg über den katholischen zu verschaffen, den einheimischen Adel durch einen russischen zu verdrängen, das Emporkommen des Bauernstandes zu verhindern, überhaupt, wie der Pentarchist sagt, auf der radierten Tafel einen neuen Bauplan zu entwerfen. Damit den Baumeister Niemand störe, ist gegen Westen eine Sperre angeordnet, wie die Geschichte sie wol noch nie gesehen hat. Sie ist nicht allein, ja nicht einmal vorzugsweise, aus der Sorgfalt für einheimischen Gewerbfleiß hervorgegangen, sondern aus derselben Besorgnis, die auch das Reisen ins Ausland durch unerschwinglichen

Preis der Päſſe, das Hereinreiſen der Ausländer durch Vertheurung der Aufenthaltsſcheine, überhaupt den ganzen Verkehr der Nationen durch ein Heer conſequenter Mittel bannen, den alten Culturſtrom von Südweſten herauf abhalten will, damit vor dem Eintreten einer möglichen Verwicklung die große Einheit des Reiches in Kirche, Verwaltung und Sprache hergeſtellt, alle Kraft nach außen verwendbar ſei. Der letzte Ring aber in der ſchweren Kette, woran Polen geſchmiedet wird, iſt die Vernichtung der Sprache: wenn das Gefäß zerbricht, ſo geht die Flüſſigkeit verloren. Zweckmäßig wird mit der Jugend begonnen: in den Schulen müßen die Kinder zunächſt ruſſiſch lernen, und der Erziehung der höhern Stände hat man die Richtung auf die Vielzüngigkeit gegeben, auf die Erwerbung jenes prachtvollen Pfauenſchweifes, der in Einem Athem alle Zungen Europas ohne Schwierigkeit und ohne Seele redet. An und für ſich ſcheint das unſchuldig, ja nützlich; aber die natürliche Folge wird ſein, daß die Kinder das Polniſche verachten und verlernen, die Sprache des Siegers wird allmälich die Beherſcherin der Gedanken, in Polen werden Ruſſen erzogen werden.

Völlig anders verfahren Oeſterreich und Preußen mit ihren polniſchen Provinzen. Jenes kann ſchon nach der Art ſeiner Zuſammenſetzung nicht auf vollſtändige Einheit der Nationalitäten ausgehen, und iſt zu allen Zeiten bald mehr, bald weniger nur eine Vereinigung manigfaltiger Staaten unter Einem Oberhaupt geweſen; es hat aber in ſeinen neueren politiſchen Verhältniſſen noch eine beſondre Aufforderung, die Slawen in ihrer Art nicht zu kränken: wie Böhmen und Ungarn, ſo kann ihm auch Galizien als Vormauer gegen Rußland dienen, und es übt, indem es hier der polniſchen Nationalität eine Zuflucht eröffnet, nicht bloß eine Pflicht der Menſchlichkeit; es iſt vielmehr zugleich menſchlich und klug.

Preußen ſchien eine Zeitlang ſeine Stellung dadurch ſtärken zu wollen, daß es die 1½ Millionen Polen, die es im Großherzogthum Poſen beherſcht, germaniſiere. Aber ohne Maaßregeln von der äußerſten Strenge, deren Verantwortlichkeit Preußen vor der Welt nimmermehr wird auf ſich nehmen wollen, kann ein Beſtreben dieſer Art nur das Gegentheil hervorrufen. Diß mag der Grund ſein, weshalb die Grundſäze, die Preußen ſeinen polniſchen Unterthanen gegenüber jezt angenommen hat, von den

früheren insofern abweichen, als es ihnen eine selbständige provinzielle Entwicklung zugesteht, die sich sofort als eine nationale darstellen muß, weil Posen nächst Galizien und Krakau nun die schöne und nicht unverstandene Aufgabe hat, auf kleinem Gebiete das Leben des unglücklichen polnischen Volkes zu erhalten. In Betreff der Sprache zeigt sich diß durch das Aufblühen einer Literatur, die nach der einen Seite hin vom Reichthum der benachbarten deutschen Nahrung ziehen, nach der andern die Leistungen der zerstreuten polnischen Welt aufnehmen kann. Sie besitzt zugleich einen bedeutenden Halt an den politischen Rechten, die der Sprache eingeräumt sind: das Deutsche hat aufgehört die alleinige Sprache der Gerichte zu sein, da jedes Urtheil in der Sprache des Klägers abgefaßt wird, und demgemäß in der Provinz kein Justizbeamter angestellt wird, der nicht des Polnischen mächtig ist.* Desgleichen nimmt man bei Anstellung der Lehrer auf Kenntnis des Polnischen Rücksicht; die Regierung hat die Errichtung von Lehrstühlen für die slawischen Sprachen und deren Literatur, zu Berlin und Breslau verordnet; endlich besteht für Polen, die darauf ausgehen, sich für den öffentlichen Dienst zu bilden, eine eigene Stiftung.

Wie ganz anders dieses Bild als was im Königreich Polen geschieht! Die Polen des Großherzogthums sind wirklich, nach den Worten des Cabinetsbefehls vom 22. Mai 1815, „der Monarchie einverleibt, ohne ihre Nationalität verleugnen zu dürfen; sie haben wie die übrigen Provinzen des Reiches eine provincielle Verfassung, ihre Religion wird aufrecht erhalten, ihre Sprache gilt neben der deutschen gleichberechtigt, Jedem steht nach Maaßgabe seiner Fähigkeiten der Zutritt zu allen Aemtern, Ehren und Würden des Reiches offen." Wenn sich auch vielleicht in der Nähe Einzelnes anders zeigt, was die dauernde Opposition der Polen erklärt, dieser Zustand ist doch vergleichungsweise beneidenswerth. So lange noch in irgend einem Theil des alten Königreichs der Faden seiner Geschichte sich fortspinnt, so lange noch irgendwo Vornehm und Gering die Sprache der Piasten redet, polnische Bücher und Zeitschriften erscheinen, ist auch eine Hoffnung für Polen, und erst wenn die russischen Banner Jahrzehende hindurch auch in Lemberg und Posen geweht hätten, könnte man mit Sicherheit sagen: **finis Poloniae.**

* Oeffentliche Blätter vom Febr. 1841.

Später, und in geringerem Grad als die West-slawen, haben es die Süd-slawen zu literarischer Entwicklung gebracht. Diejenigen, welche zunächst an Deutschland grenzen, die Winden in Steier, Kärnten und Krain, mit den benachbarten Croaten, konnten aus dieser Berührung doch nicht denselben Gewinn ziehen wie die verwandten Böhmen. Aehnlich den Wenden an der Oder und Ostsee, sind die Winden den Deutschen nie als selbständiger Staat entgegengetreten, ihre Geschichte ist nur eine Reihe von Einbußen der eigenen Nationalität und Sprache, gegenüber der deutschen. So können auch die wenigen Schriften, welche das Windische und Croatische aufzuweisen hat, ihm auf die Ehre einer schriftmäßig ausgebildeten Sprache kein Recht verschaffen, und diese Idiome stehen unter den slawischen Sprachen, wie das Churwelsche, in Graubünden unter den romanischen.

Es ist schon bemerkt, daß die Sprache der illyrischen Slawen, die sich vom adriatischen bis gegen das schwarze Meer hinziehen, in Hinsicht schöner Alterthümlichkeit besonders hohen Werth hat. Je rascher und reicher sich die Geschichte eines Volkes entwickelt, je lebhafteren Antheil es nimmt am geistigen Leben der Menschheit, desto schneller verzehrt sich der äußere Stoff seiner Sprache, und umgekehrt findet der Forscher die vollen Klänge des Alterthums um so reiner bewahrt, je weniger ein Stamm vom Zug der Ereignisse berührt worden ist. Daher winkt dem scandinavischen Sprachforscher der kostbarste Boden in Island, dem ober-deutschen in verborgenen Alpenthälern, dem romanischen in Chur-rätien, dem slawischen in den Gebirgsländern der Morlachen, Bosnier, Serben und Bulgaren. Der Name des neu-slawonischen Sprachzweigs, der dem illyrischen auch gegeben wird, hängt damit zusammen und ist ein Ehrenname. Das Alt-slawonische oder Alt-slawische nemlich, dem er sich auf diese Weise anschließt, ist die Sprache Cyrills gewesen, mithin das Gothische der slawischen Familie. Glücklicher als die Sprache des Ulphilas hat sich das Alt-slawische gewissermaaßen lebendig erhalten, indem es bei den Slawen der unveränderlich starren griechischen Kirche noch jetzt als die Sprache des Gottesdienstes fortbesteht. Da es außerdem bis auf Peter I die Schriftsprache der Russen war, so hat die Sprache der illyrischen Slawen eine bedeutende Vergangenheit, und die Zukunft dieser Stämme sieht sich vielleicht

jenem Cyrill noch zu neuem Danke verpflichtet. Denn ihre Sprache steht nach langem Verfall wieder auf dem Punct eine Literatursprache zu werden, und schreitet auf diesem Weg in demselben Maaße fort, als es den einzelnen Stämmen gelingt sich eine nationale Selbständigkeit zu erringen. Der seltsam mittelalterliche Staat der Montegriner besitzt doch eine Druckerei, und es erscheint darin seit etlichen Jahren ein Almanach in vaterländischer Sprache, welcher Mittheilungen über die Geschichte, Geographie und Statistik des Landes, über Sitten und Gebräuche des Volkes giebt, ja Sagen und Dichtungen einflicht.* Zu Vorfechtern des Illyrismus in politischer und literarischer Hinsicht scheinen die Serben bestimmt. Ihre süßen Lieder haben in gelungener Uebersetzung auch die Deutschen entzückt, ihr Freiheitskampf hat unsre hohe Theilnahme erregt, denn nirgends, wo sich ein Volk um seine Selbständigkeit bemüht, bleibt ihm die Liebe der Deutschen aus. Schon sind die Serben beschäftigt, die türkischen, griechischen, welschen und deutschen Zuthaten aus ihrer Sprache zu verbannen, diese durch Uebersetzungen und eigene Werke zu edlem Gebrauche fähig zu machen. Wie einst den Italienern bei ähnlichem Bemühen die Römer und die Provenzalen voranleuchteten, so den Illyriern einestheils die alt-slawonische Sprache, anderntheils die Literatur der Russen, die auf diese Weise das früher Empfangene zurück erstattet. Wie weit eine solche geistige Verbindung geeignet wäre einer politischen den Weg zu bahnen, hängt davon ab, wie es Oesterreich gelingt die noch unverbrauchten, zukunftreichen Völker auf beiden Ufern der Donau um sich zu versammeln, als eine Vormauer des Abendlands gegen den nie befriedigten Ausdehnungstrieb des Ostens.

Das letzte Glied in der Reihe der slawischen Stämme ist im Nordosten der Stamm der Russen. Ihr Reich ist größer und kleiner als der Umfang, welchen die Natur diesem bedeutenden Volke gegeben hat. Größer, sofern es gegen Osten hin zahlreiche asiatische Stämme umfaßt: gegen Norden den ganzen finnischen, gegen Westen die armen Ueberreste des litthauischen (Letten, Litthauer), und Bruchstücke des polnischen. Kleiner als der russische Stamm aber ist das russische Reich gegen Süden hin, indem dort, außer

* Allg. Zeitung 1840. Nr. 148.

Volhynien, Süd-polen und Podolien, noch der größere Theil von Galizien, ja eine Strecke des nord-östlichen Ungarns, von Angehörigen des russischen Stammes bewohnt sind. Der Mittelpunct der Landschaften, welche die russischen Slawen seit ihrer Niederlassung in Europa inne hatten, scheinen die Gegenden um den mittleren Dnepr, das sogenannte Klein-rußland. Hier, im Mittelpunct der Völkerschaften, die nach dem Obigen die eigentlich russische Familie bilden, in Kiew, war das alt-russische Reich; die Landschaften von da bis zur Ostsee hinauf, das sogenannte Groß-rußland, sind allmälich den Völkern des finnischen Stammes abgenommen, alle groß-russischen Städte nur klein-russische Colonieen auf finnischem Gebiete. Als die Mongolen unter Batu 1238 das alt-russische Reich (Kiew) zerstörten, blieben in Groß-rußland um ihrer Schwäche willen etliche russische Fürstenthümer verschont, die aber allmälich erstarkten, das moskowitische Reich ausbildeten, und nach langen Kämpfen, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, die mongolische Herrschaft brachen. Seit dieser Zeit hat sich Rußland durch fortwährenden kriegerischen und friedlichen Zusammenstoß in die Bildung Europas theils hereinziehen lassen, theils hereingedrängt; durch die Besiegung Schwedens ist es die Hauptmacht des Nordens, durch eine Reihe glücklicher Kriege der kolossalste Staat der Weltgeschichte, durch Vernichtung Polens der unmittelbare, besorgniserregende Nachbar Deutschlands geworden.

Unter allen Eigenschaften, durch welche Rußland zu einer wolbegründeten Bedeutung gelangt ist, hat keine größeren Werth als daß das herschende Volk, der Kern für alle spätern Erwerbungen, an Zahl so bedeutend, und durch seinen entschieden ausgeprägten Charakter so fest verbunden ist. Die russische Nationalität hat, wie die Maaßregeln der Regierung zur Genüge beweisen, vornemlich zwei Stützen, die Religion und die Sprache. Um in diesen beiden Richtungen des geistigen Daseins an möglichst vielen Unterthanen die gefährlichen Unterschiede zu verwischen, scheut sie keine Mühe, nimmt sie keine Rücksicht, wol einsehend, daß auch die unbeschränkte äußere Macht in Stunden der Entscheidung, und für dauernde Schöpfungen entfernt den Werth nicht hat, wie eine Gewalt, welche sich durch die Religion das Gemüt, durch die Sprache den Geist der Menschen unterworfen hat. Zu den Parallelen, die

ſchon zwiſchen dem ruſſiſchen und dem römiſchen Reiche gezogen worden ſind, kann man auch dieſe noch fügen.

Was die Vergangenheit der ruſſiſchen Sprache betrifft, ſo hat ſich früher der Patriotismus des Volkes damit geſchmeichelt, dem Alt-ſlawoniſchen den Namen des Alt-ruſſiſchen zu geben, und hat dadurch die Ehre der älteſten ſlawiſchen Cultur für ſich in Anſpruch genommen. Beſtätigung ſchien dieſe Anſicht darin zu finden, daß jene Kirchenſprache bis vor einem Jahrhundert zugleich ruſſiſche Schriftſprache war. Aber die Völker, denen der Grieche Cyrill das Chriſtenthum verkündete, müßen, wie ſchon in der Natur der Sache liegt, unfern der griechiſchen Grenzen, nicht unter den Nord-ſlawen geſucht werden, und die Geſchichte nennt wirklich Bulgaren, Moraven, Gezarier (Chazaren), jene beiden ſchon damals in ihren jetzigen Sizen, in der Bulgarei und Mähren; dieſe an den Mündungen des Dons und Dnepr. Wenn die alt-ſlawiſche Bildung von der untern und mittlern Donau herauf, ſpäter zu den Nord-ſlawen drang, ſo kann ſie darum noch nicht für eine nord-ſlawiſche gelten, eben ſo wenig als die lateiniſche Cultur- und Kirchenſprache, die bis vor 300 Jahren Europa beherſcht hat, für ein nord-europäiſches Erzeugnis. Mit Peter I hörte zum Glück für die ruſſiſche Bildung das erſtorbene Alt-ſlawiſche auf, die lebendige einheimiſche Sprache niederzuhalten, und letztre ſchreitet nun ſeither in ſchöner raſcher Entwicklung fort, ein neuer Beweis, wie eng die Blüte der Sprachen mit dem äußern Emporkommen eines Volkes zuſammenhängt. Wenn die ruſſiſche Literatur noch nicht die Höhe der weſt-europäiſchen erreicht hat, ſo iſt das ganz in der Ordnung, da immer Jahrhunderte vorübergehen müßen, bis eine Nation ſich in den ſchriftmäßigen Gebrauch ihrer Sprache einlebt, und nach Form und Gehalt die Abhängigkeit von höher ſtehenden Nationen überwindet. Durch die großartige Unterſtützung, die ihm der Staat gewährt, könnte ſich das Ruſſiſche — wofern anders den Ruſſen etwas von Geiſt und Kraft des Tibervolks innwohnt — in der Weltgeſchichte einen ähnlichen Kreiß ferner Wirkungen ſchaffen, wie das Lateiniſche als Mutter der romaniſchen Sprachen.

Der germaniſche Stamm ſpaltet ſich in drei Aeſte, den nordiſchen (ſcandinaviſchen), den mittleren (ſächſiſchen oder niederdeutſchen)

und den südlichen (oberdeutschen). Die beiden letzteren sind durch das Verdienst eines halb nieder-, halb ober-deutschen Völkerbundes, der Franken, seit mehr als einem Jahrtausend theils politisch, theils geistig auf eine höchst fruchtbare Weise zu einem Ganzen verbunden, von dem sich nur England und vorübergehend die Niederlande entfernt halten; dagegen hat es der nordische Stamm nicht einmal innerhalb seiner eigenen Grenzen zu einem solchen Bunde gebracht, und es stehen sich in ihm Dänen, Schweden, Normannen gegenüber. Ein angeborener Grund, weshalb nicht Ein Staat alle Germanen, mit Ausnahme von England etwa, das seine besondre Aufgabe hat, umfassen sollte, ist nach den Bemerkungen des Eingangs nicht vorhanden: Geburt und Sprache ziehen zwischen dem Nieder-sachsen und dem Dänen keine schärfere Grenze als zwischen dem Ober- und dem Nieder-deutschen. Nicht die Natur erklärt sich gegen einen allgemeinen Germanenstaat, nur die geschichtlichen Vorgänge fehlen ihm. Auf der andern Seite, wenn die Philosophie der Geschichte Trennungen innerhalb der germanischen Welt als naturgemäß anerkennen soll, so müßen dieselben nur nicht der Art sein, daß Fragmente von Stämmen sich zu Nationalitäten aufblasen wollen, wie Holland; oder gar im Verein mit Bruchstücken andrer Völkerfamilien Ansprüche auf Anerkennung als Nation machen, wie Belgien und die Schweiz. Ein gewisser Umfang geistige Nahrung daraus zu ziehen, sowie innere Einheit der Bestandtheile, sind überall Grundbedingungen der Nationalität.

Als Gesammtname für die mittel-europäische Völkerfamilie ist hier der germanische gebraucht. Die Gelehrten streiten sich über seine Zulässigkeit. Da die genaue Verwandtschaft der genannten Stämme von Niemand geleugnet wird, ein gemeinsamer Name für sie also unerläßlich ist, so handelt es sich nur darum, gegen welchen am wenigsten Einwendungen zu machen sind, denn ganz ohne Vorwürfe wird keiner ausgehen. Die Benennung germanisch hat J. A. Schmeller in einer eigenen Abhandlung* als die passendste vertheidigt, weil keine andre so viele Vortheile in sich vereint.

---

* Ueber die Nothwendigkeit eines ethnographischen Gesammtnamens für die Deutschen und ihre nordischen Stammverwandten. Abhandl. der Münchner Akad. I, 717.

„Nordiſch“ kann ſchon nicht gelten, weil es die Slawen, Litthauer u. a. mitbegriffe; „gothiſch“, das ſcandinaviſche Sprachforſcher gewollt haben, weil der Name der Germanen nur den Stämmen in Deutſchland gehöre, hat zu beſtimmte Beziehung auf ein einzelnes, oft genanntes Volk; der Ausdruck „deutſch“ kann zwar einen ſehr achtbaren Vorgang für ſich anführen: Jac. Grimm, der ſeine vergleichende Beſchreibung aller germaniſchen Sprachen „deutſche Grammatik“ betitelt hat, allein was Scandinavier und Engländer gegen „germaniſch“ einzuwenden haben, bringen ſie noch mit weit mehr Recht gegen „deutſch“ vor, das der Sprachgebrauch bei mehrern europäiſchen Völkern ganz entſchieden auf Deutſchland beſchränkt.

Es wird alſo wol bei „germaniſch“ bleiben, dem wegen ſeiner claſſiſchen Herkunft kein böſer Roſt noch Flecken anhängt, vielmehr das ſchöne Lob eines edeln, tapfern, freiheitsliebenden Volkes. Ueberdiß haben ſchon diejenigen, von denen uns der Name gegeben iſt, die Römer, denſelben auf die ganze Verwandtſchaft ausgedehnt: Tacitus berichtet eine Sitte der Schweden (Suiones) mit dem Beiſatze, ſie halten es darin nicht „wie die übrigen Germanen.“* Anfangs wurde der Name freilich nur einigen Stämmen weſtlich vom Nieder-rhein gegeben; bald, ſchon vor Cäſar, bekam er jene allgemeine Geltung. Seine Herkunft iſt noch dunkel. Den Römern, die jedoch in dieſer Hinſicht keine entſcheidende Stimme haben, galt er für identiſch mit ihrem germanus (leiblicher Bruder), und ſie könnten ihn etwa zuerſt befreundeten Stämmen gegeben haben (wie ſie andre Völker mit dem Titel amici, fratres ehrten), oder des Sinnes geweſen ſein, damit die Verwandtſchaft der Germanen unter einander zu bezeichnen. Wäre der Name deutſch, ſo hätte man mit J. Grimm** an jenes dunkle, heilige Wort zu denken, das in Namen wie Irmin-ſäule, Irmin-bert, Ermanarich, Armin erhalten und vielleicht einerlei mit Volk iſt. Andre denken an das indo-germaniſche Wort gora (Berg, Gebirg) und meinen die erſten Germanen ſeien als Anwohner des Waldgebirgs, etwa der Ardennen, bezeichnet worden. Die Deutungen aus Wehre (guerre) und Geer (Speer) ſind etymologiſch unzuläſſig.

---

* Germania 44.

** Deutſche Grammatik 1, (3e Aufl.) S. 11.

Die drei nordiſchen Reiche werden billich zuſammengefaßt. Denn ungeachtet die einzelnen immer nach Selbſtändigkeit getrachtet haben, kann ihre Geſchichte doch nur im Zuſammenhang verſtanden werden. Es iſt ihrem Entwicklungsgange gemeinſam einmal die Freiheit der heidniſchen Zeit und der langbewahrte Götterglaube derſelben; ferner die Sprache, die im Mittelalter noch die ganze Fülle des hohen Alterthums, und durch Aufzeichnung der alten heidniſchen Sagen eine ſchöne ſelbſtändige Blüte zeigt, ſeit dem Anfang der neuen Zeit aber weſentlich den Einfluß deutſcher Bildung erfahren hat, wie auch, ſowol bei Einführung des Chriſtenthums als bei der Reformation, eine Abhängigkeit vom nördlichen Deutſchland erſcheint. Bezeichnend iſt ſodann, daß immer nur eines der drei Reiche wahres Leben, gleichſam die nordiſche Hegemonie beſitzt: in der älteſten Zeit, wo die Scandinavier als kühne Seeräuber allen Küſten furchtbar waren, Norwegen; ſpäter für lange Zeit Dänemark, das durch die calmariſche Union ſogar alle drei Kronen vereinigt hatte; zuletzt Schweden, das ſich ſeiner Kraft im Kampfe gegen den Misbrauch dieſer Verbindung bewust ward, und ſeitdem raſch zu einer freilich vorübergehenden europäiſchen Größe hinanſtieg. Gegenwärtig iſt in keinem der drei Reiche weltgeſchichtliches Leben. Dieſe Erſchlaffung äußert ſich aber auf verſchiedene Weiſe: während Schweden und Norwegen, durch ihre Vereinigung und durch die Losreißung Finnlands, auf gänzliches Zurücktreten vom europäiſchen Schauplatz angewieſen ſind, iſt dagegen für Dänemark durch den Verluſt Norwegens jeder Gedanke an Selbſtändigkeit abgeſchnitten, und es kann gegen die Zumuthungen der beiden Weltmächte, zwiſchen denen es liegt, nur in einem weder ehrenvollen noch erſprießlichen Schaukelſyſtem Rettung finden, oder ſich an Deutſchland anlehnen, wofern dieſes ſo gedeiht, daß es Schuz zu geben im Stand iſt. Dänemark könnte bei dieſer Anlehnung entweder das Band mit den ſcandinaviſchen Brüdern ganz zerreißen, oder es könnte ſie, was für die Menſchheit erfreulicher wäre, nach ſich ziehen; eine neue calmariſche Union, ohnehin im Norden kein fremdartiger Gedanke mehr, könnte die Grundlage werden für eine Verbrüderung der germaniſchen Völker von den Alpen bis zum Nord-cap. Die däniſche Hauptſtadt iſt ja doch für eine Bundesſtadt des Nordens wie geſchaffen: über ihr kreuzen ſich die Linien, welche die drei Reiche trennen. So würde das Unheil gut gemacht, welches für

die Bildung des Nordens darin lag, daß eben zu der Zeit, wo in Europa die Volksſprachen ihr Haupt zu erheben begannen, die Politik zwiſchen den verwandten Stämmen bleibende Schranken aufrichtete, und daß Schweden und Dänemark, ſtatt die alt-nordiſche Geſammtſprache weiter zu bilden, jedes ſeine Mundart zu einer Schriftſprache erhob, die eben durch ihre eng geſteckten Grenzen zur Armut verdammt blieb. Dieſes Ereignis iſt in geiſtiger Hinſicht ein eben ſo großer Verluſt, als für die iberiſche Halbinſel die Entſtehung einer eignen portugieſiſchen Zunge, oder als es in Deutſchland die Heranbildung einer ſchwäbiſchen, bairiſchen u. a. Schriftſprachen neben der hochdeutſchen wäre, denn ſtärker als jene Mundarten weichen auch die der ſcandinaviſchen nicht von einander ab: zwiſchen dem Schweden, der übers Eis des Sundes die Copenhagner Märkte beſucht, und dem Dänen, iſt kein größerer Unterſchied als zwiſchen den Schwaben und Baiern, die ſich auf dem Markte zu Augsburg treffen. Norwegen theilt, zufolge des alten Bundes mit Dänemark, deſſen gebildete Sprache, wonach ſich die ſechs Millionen Scandinavier hinſichtlich der Sprache in zwei etwa gleiche Hälften, eine weſtliche und eine öſtliche, ſcheiden. Jede der beiden iſt für ſich zu klein, wie das Beiſpiel däniſcher Schriftſteller zeigt, eines Baggeſen, Oelenſchläger, Steffens, die, um vor einem hinreichend großen Kreiße reden zu können, ſtatt der angeborenen Sprache die deutſche brauchten. Dieſe Erſcheinung, wie ſie uns auf ähnliche Weiſe in Böhmen begegnet iſt, hat etwas Unnatürliches, Unerfreuliches, und wenn es auch nach den einmal gegebenen geographiſchen Verhältniſſen nie ganz zu umgehen ſein wird, daß Deutſchland auf dieſe Bruderſtämme mit großer Anziehungskraft wirkt, ſo wäre doch ſchon viel gewonnen, wenn ſich der landſchaftliche Patriotismus in einem ſcandinaviſchen vergäße, die ſchwediſche und die däniſche Sprache ſich zu einer nordiſchen vereinigten.

In England miſcht ſich ſcandinaviſch-ſächſiſches Weſen mit celtiſchem und einem gedoppelten Niederſchlag von romaniſchem, ſo daß vielleicht außer Sicilien kein europäiſches Volk ſo bunte Beſtandtheile vereinigt als die Bewohner dieſes doch entlegenen Eilands. Wie Gallien iſt Britannien ein celtiſches Land, durch die Römer unterworfen, aber hier, an den fernen Grenzen des römiſchen Reichs, konnte die Sprache desſelben nicht ſo tief wurzeln, was man daraus ſchließen darf, daß das Celtiſche dort, wie im

Nordweſten Frankreichs, bis auf dieſen Tag ſtückweiſe fortlebt; die Sachſen hatten, als ſie um 450 die Inſel unterwarfen, wol gröſtentheils mit nicht romaniſierten Celten zu thun. Die romaniſche Färbung der Sprache reicht alſo der Hauptſache nach in England nicht ſo hoch hinauf wie in Frankreich, ſondern kommt auf Rechnung der Normannen, die 1066 das Land eroberten. Ohne dieſe wäre das Engliſche wol eben ſo rein germaniſch als etwa das Alemanniſche, das ja in der Schweiz und im Elſaß auch auf erobertem celtiſch-römiſchem Boden lebt, und die etwa vorgefundenen romaniſchen Beſtandtheile faſt gänzlich aufgeſogen hat. Da Normannen und Sachſen mit einander die Cultur germaniſcher Lehensſtaaten im 11ten Jahrhundert gemein hatten, und beide von der Natur mit gleicher Zähigkeit ausgeſtattet ſind, ſo bildete ſich, wie in Ungarn, von Anfang keine chemiſche Sprachmiſchung, ſondern beide Theile blieben bei der Sprache ihrer Väter. Als endlich die Nothwendigkeit und der geſunde Geiſt der beiden innerlich doch verwandten Stämme — denn die Normannen ſind nur romaniſierte Germanen — eine politiſche Näherung hervorrief, da ließen ſich auch die Idiome zu einer Art von Vertrag herbei, in welchem jedoch das Germaniſche bei weitem mehr Recht behielt.

Wir haben in dieſer Betrachtung oft, und unter manigfaltigen Formen, die Sprache als ein Spiegelbild des politiſchen Lebens kennen lernen; ganz auf neue Weiſe und ſchärfer als irgendwo iſt ſie's hier. Wie nemlich in der Verfaſſung Englands das monarchiſche, ariſtokratiſche und demokratiſche Weſen glücklich gemiſcht ſind, ſo zeigt auch die Sprache in der Zahl ihrer Elemente und der Miſchungsgeſchichte derſelben dieſen dreifachen Einfluß. Um den König, den Nachfolger eines glücklichen Heerfürſten, ſchließt ſich ein zahlreicher Erbadel, durch Geburt oder ſonſt der Erbe jenes ſiegreichen normänniſchen Gefolges; beiden gegenüber ſteht die ſächſiſche Menge, die anfangs ihrer alt-germaniſchen Rechte beraubt, ſie nach und nach wieder erobert hat. Um das Verhältnis der Sprachmiſchung zu bezeichnen, geben die Engländer gern als Beiſpiel, daß alles, was man am lebenden Ochſen zu benennen habe, ſächſiſch ſei, was am geſchlachteten, normänniſch d. h. in der Sprache der Genießenden. Die Sache hat ſich freilich, ſeitdem der Sprachniederſchlag geſchehen, weſentlich geändert, iſt aber doch bezeichnend genug. Die Rolle, welche das Königthum

dabei gespielt hat, ergiebt sich daraus, daß sich die Sprache, hier wie in Frankreich, da gestaltet hat, wo Volk und Aristokratie ihren gemeinsamen Mittelpunct fanden, in der Hauptstadt und zunächst am Hofe. Die politische Wichtigkeit, die diesem Verhältnis der englischen Sprachmischung gebührt, zeigt sich auch darin, daß im Kampfe der Plebejer gegen die Aristokratie der sächsische Purismus als nicht geringer Bundesgenosse dient, und umgekehrt der Adel im Gebrauch normännischer Elemente ein unterscheidendes Standeszeichen sieht.

Abgesehen aber auch von dieser politischen Bedeutung, darf England daran liegen die fremde Zuthat wieder auszustoßen. Sie ist nicht eingebürgert, die Mischung ist nicht wie zwischen Wasser und Wein, sondern wie zwischen Wasser und Oel: das Normännische schwimmt fremdartig oben auf, wie vor 100 Jahren das Lateinische oder Französische im Sprachgebrauch der Deutschen. Und wie es damals eine Lebensfrage des Geschmackes war, die Reinheit der Sprache wieder herzustellen, so würde es für die Kraft und Würde des Englischen von hohem Werthe sein, wenn irgend ein glücklicher Stoß die Verschüttung des Oeles herbeiführte. Die Geschichte der Literatur lehrt diß auch. Bei Shakespeare, dem englischen Dante, steht die Sprache noch als ein wirklich sächsisches Gebäude da, und die normannische Zuthat stört daran nur wie Moos und Sträucher an einem sonst harmonischen Bau. Aber bald nach ihm begann in ganz Europa das Uebergewicht des französischen Geschmacks, und über ein Jahrhundert lang entwickelte das Englische nur die geringere, die ärmere Hälfte seiner Kraft; da erkannten zuerst wieder Dichter, insbesondre Byron, welch' ergiebige Quelle für poetischen Ausdruck man sich dadurch verschlossen hatte, er schöpfte aus den alten Dichtern eine Menge sächsischer Ausdrücke, und gewann dadurch großentheils jene kräftige Ursprünglichkeit, wodurch seine Dichtungen wol thun. Byron erkannte auch den Werth der deutschen Literatur, und in der That wäre — nächst der reichhaltigen angel-sächsischen, zu der sich die Engländer nun, auf Anregung ähnlichen Strebens in Deutschland, mehr und mehr wenden — keine so geeignet das Englische wieder auf eine ächte nationale Bahn zu bringen.

Außer dem Englischen schließt Groß-britannien eine andre Nationalität und Sprache in sich, die nach jahrhundertelanger

Unterdrückung wieder zu Kraft und Ehre kommen, und Rechte der Gleichheit entsprechen will, die celtische. Eine Gesellschaft für Erforschung celtischer Sprache und Geschichte hat im Jahr 1840 eine Preisfrage über den Einfluß dieses Volksstamms auf die Bildung Europas ausgeschrieben, in einer Form, der man mit Rührung ansah, wie der neu aufkeimende Gedanke vom Bunde zwischen Nationalität und Sprache jenes lang darniedergehaltene Volksgefühl überrascht und beseeligt hat. Den Preis erhielt Professor Schulz in Bromberg (San-Marte). Daß ein Deutscher in diesem Turnei Sieger geblieben ist, beweist wieder für jenen Sinn, mit dem wir alles Menschliche liebend umfassen, und der so Gott will noch zur Einkehr am eignen Heerde führt. Wie in der Bretagne (d. i. Nieder- oder Klein-britannien), so hat sich in Groß-britannien (der Insel Albion) ein Rest von den Briten des alten Artus erhalten, nach denen sich des alt ehrwürdigen Namens wegen auch die vermischten Nachkommen der sächsischen und normännischen Erobrer gerne benennen. Von den geringen Ueberresten, auf die das gewaltthätige Schwert der Römer und Germanen den einst so mächtigen Celten-stamm beschränkt hat, steht weit aus der gröste Theil unter dem Scepter der jungen Victoria. Man theilt sie in kymrische und galische. Kymrisch heißen die bretonische Mundart (in der Bretagne), die kornische (nun ausgestorben, in Korn-wales) und die wälische (in Wales). Galisch oder gälisch heißt die Sprache von Irland, und die von Hochschottland, worin Ossians Gesänge verfaßt sind; in Nieder-schottland hat das Sächsische gesiegt. Aus diesem letztern Grund, auch weil Schottland mit England durch den Glauben und durch Gerechtigkeit verbunden ist, wird das schottische Galisch der Einheit Groß-britanniens schwerlich Gefahr drohen; desgleichen ist Wales mit England viel zu lang und innig verbunden. Aber in dem Celtenthum des katholischen mishandelten Irlands liegt eine Kraft, die, wenn sie einmal zum Bewustsein kommt, in dem Kampf um Gerechtigkeit hohe Bedeutung erlangen kann. Billig muß man sich wundern, und es ist ein Zeichen des tiefen Falles der Irländer, daß sie noch nie um ihre Sprache geschrieen haben. Schwerlich ist für Irland als eigenen Staat etwas Großes zu erwarten, denn die Celten haben nie staatenbildende Kraft bewährt, aber warum haben sie bei ihren Bemühungen dem Bunde mit England

ſeine rechte Form zu geben, nie den Geiſt der Sprache zur Hilfe beſchworen? Dieſer Oconnel fehlt noch.

Eine Tochter Englands herſcht im Norden von America. Sie hat im Norden und Süden über franzöſiſche Colonien ſo ziemlich den Sieg errungen, dagegen droht ihr von der unausgeſetzten deutſchen Einwanderung die Gefahr ſtark entſtellt zu werden. Wenn in Deutſchland das Nieder-deutſche herſchend geworden wäre, oder wenn auch nur die deutſchen Einwandrer vorherſchend Nieder-deutſche wären, ſo hätte jene Miſchung weniger zu ſagen, da ſich z. B. hamburgiſche und norfolkiſche Matroſen noch leidlich verſtehen, ja ſie könnte ſogar dem Engliſchen der vereinigten Staaten behilflich werden ſeiner normänniſchen Zuthaten leichter los zu werden. Aber die deutſchen Einwandrer ſind vornemlich Ober-deutſche, die Schriftſprache Aller iſt hoch-deutſch, und ſo droht ein Miſchmaſch ohne Charakter zu entſtehen. Das wäre jedoch nicht bedenklich, weil ſich eine Nationalität auch auf eine charakterloſe Sprache ſtützen kann, und weil die Naturkraft, die jeder Sprache innwohnt, zuletzt immer wieder hilft. Wol aber lieſe die neue Schöpfung Gefahr, wenn die einzelnen Staaten allmälich als deutſche und engliſche auseinander träten, was einen Dualismus des geiſtigen Lebens und der Nationalität zur Folge haben müste; noch glücklich genug für's Ganze, wenn deutſche und engliſche Staaten nicht bunt durcheinander lägen, ſondern etwa ein deutſcher Süden dem engliſchen Norden, oder ein engliſches Küſtenland dem deutſchen Binnenvolk entgegenſtünde.

An Scandinavien erinnern die Niederlande. Auch hier ſtehen ſich in thörichter Spaltung zwei Aeſte des nieder-deutſchen Stammes, Frieſen und Fläminge, jetzt Holländer und Belgier genannt, angeblich als zwei Nationen gegenüber: 6—7 Millionen Menſchen auf 1200 Quadratmeilen. Als ſich das Frankenreich in ein deutſches und ein franzöſiſches ſchied, und im Gefolge dieſes Ereigniſſes das germaniſche Sprachgebiet ſeine beſtimmten Grenzen gegen das romaniſche bekam, ward vom heutigen Belgien noch ein gutes Stück zum letzteren gezogen. Die Sprachſcheide läuft von der Seeküſte bei Gravelingen, ſüdlich an Ypern und Courtray vorbei, zu dem Punct, wo die Nonne ſich mit der Schelde vereinigt, von da über das Schlachtfeld von Waterloo, und ſüdlich von Tirlemont nach Tongern und Maeſtricht, deren

beider nächste Umgebung deutsch ist; von da vertauscht sie schnell ihre östliche Richtung mit einer südlichen, und zieht sich zwischen Verviers und Eupen, so ziemlich der politischen Grenze Deutschlands entsprechend, gegen Luxemburg hin. Südwärts von dieser Linie wohnen die Waelen (Wallonen, Welschen) und mit eiserner Hartnäckigkeit halten trotz der ebenen Natur des Landes beide Stämme seit einer Reihe von Jahrhunderten an ihre Sprache fest.

Die Politik hat sich aber nicht daran gekehrt. Seitdem die Vasallen des deutschen Reiches ihre Würden erblich gemacht haben, sind hier wie anderwärts die Gebiete nach dem Erbrecht von Hand zu Hand gegangen. Auf diese Weise gelang es im 14ten und 15ten Jahrhundert einem französischen Hause, dem burgundischen, den größten Theil auch der deutschen Niederlande an sich zu bringen. Nach dem Erlöschen des Mannsstamms kamen die Niederlande durch Heirat an ein deutsches Haus, Habsburg. Maximilian I erklärt sie 1512 unter dem Namen des burgundischen Kreißes feierlich für einen Theil des deutschen Reichs; das Gleiche that 1548 Carl V. Sein Sohn Philipp II folgte ihm in der Herrschaft über sie: Spanien trug die Niederlande von Deutschland zu Lehen, freilich in einer Zeit, wo der Lehensverband nur noch ein Schall, das Reich, an diesen Grenzen zumal und einem so mächtigen Vasallen gegenüber, nur noch ein Schatten war. Philipps Tyrannei brachte Deutschland um den nördlichen Theil der Niederlande, deren Nationalität sich also erst von 1579, dem Jahr der Utrechter Union, herschreibt; der südliche fiel später 1714 (1725) von der spanischen Linie der Habsburger an die deutsche zurück. Seither steht ein protestantisches selbständiges Nord-niederland einem katholischen abhängigen Süd-niederland gegenüber; der Versuch, sie 1815 wieder zu vereinigen, hat nicht Stand gehalten und wir haben ein neues Königreich entstehen sehen, mit dem Namen eines längst gestorbenen celtischen Volksstammes, des belgischen, was ungefähr eben so ist, als wenn sich die Sachsen in England Briten, oder die Alemannen in der Schweiz Helvetier nennen.

Die Sprache ist in der ganzen Geschichte der Niederlande von nicht geringer Bedeutung. Einfach sind ihre Verhältnisse in Holland. Die Losreißung von Deutschland geschah, bevor das Hoch-deutsche an der Hand der Reformation alle nieder-deutschen Mundarten in sich aufgenommen, alle nieder-deutsche Schriftsprache unmöglich

gemacht hatte; es war alſo nur die inſtinctmäßige Feſthaltung eines hergebrachten Zuſtandes, wenn das Frieſiſche, dem von der älteſten Zeit her die Rechte einer edeln Sprache nicht entzogen worden waren, ſich nun als Holländiſch fortentwickelte, und das Seine beitrug, um den vereinigten Provinzen etwas zu geben, das ausſah wie Nationalität. Man kann in ſofern das Holländiſche dem Deutſchen gegenüberſtellen, wie das Portugieſiſche dem Caſtiliſchen. Politiſch mag es Werth haben, auf dieſe Weiſe einer Mundart das Recht der Schriftſprache zu verſchaffen, ſie iſt aber immer nur durch eine Hinterthür in den hohen Rath der europäiſchen Zungen hereingeſchlichen, und entbehrt der eigentlichen Weihe, des gottgeborenen Rechtes. Ein andrer deutſcher Stamm, der ſich politiſch ebenfalls von Deutſchland ſonderte, der alemanniſche, hat verſäumt, dieſen Schritt durch Erhebung ſeiner Mundart zur Schriftſprache zu vollenden. Nun ſagt, wenn ich nicht irre, H. Leo: „Holland iſt arm in ſeinem Reichthum, die Schweiz iſt reich in ihrer Armut.“ Bedenkt man, wie dürftig die holländiſche Literatur durch jenen Verſuch einer eigenen Haushaltung geblieben iſt, wie ſie mit ihrer herrlich reinbewahrten, ſorgſam ausgebildeten Sprache doch nichts anzufangen weiß, und wie dagegen die Schweiz ohne einen ſolchen Privatbeſitz doch durch das gerettete geiſtige Band die reiche Quelle der deutſchen Bildung ſich offen erhalten hat, ſo darf man nicht fragen, wo der glücklichere Wurf gefallen ſei. Die Holländer ſelbſt fangen an, diß einzuſehen, aber auch daß ſolche Fehltritte ſchwer oder gar nicht gut zu machen ſind.

Völlig verſchieden iſt das Schickſal der nieder-deutſchen Mundart in Belgien. Wenn gleich die Mehrzahl der ſogenannten Belgier gute flämiſche Germanen ſind, nemlich 2½ Millionen gegen 1½ Millionen Waelen, ſo iſt doch das germaniſche Weſen gegen das Romaniſche ſeit langer Zeit im Nachtheil, ungefähr wie in Böhmen das Slawiſche gegenüber dem Deutſchen. In Belgien wie in Böhmen hat die herſchende Volksſprache das Unglück, von dem Mittelpuncte, wo ihre veredelte Schweſter gebietet, weit entfernt und politiſch geſchieden zu ſein, dagegen ziemlich nah gerückt dem glänzenderen Kreiß einer fremden Sprache. Wie am Saume von Böhmen gegen Deutſchland hin das Deutſche ſogar als Volksmundart herſcht, ſo am Saume von Belgien das Franzöſiſche; wie in der Hauptſtadt und bei den höheren Ständen Böhmens die Sprache von Wien,

ſo in Brüſſel und im Umgang gebildeter Belgier die Sprache von Paris. Dieſes Verhältnis iſt ſo alt als die Herrſchaft des burgundiſchen Hauſes: was konnte deutſche Kunſt und Sitte bieten gegenüber dieſem glänzenden Hof, in jener Zeit dem erſten Europas an Pracht und feiner Sitte! So lang Oeſterreich regierte, hielt ſich die Oppoſition dieſer unruhigen Provinzen natürlich an franzöſiſche Ideen und franzöſiſche Sprache, während der franzöſiſchen Herrſchaft wurde das Flämiſche hervorgeſucht. Mit dem Anfang der holländiſchen Herrſchaft wandte die Oppoſition ihr Herz wieder zu Frankreich, denn mit ſeiner Hilfe hoffte die opponierenden Parteien zu ſiegen, die prieſterliche durch den Hof, die liberale durch die Propaganda, daher wurde ſeit 1815 weit eifriger Franzöſiſch gelernt als während des Kaiſerreichs: es handelte ſich darum, die natürliche Vereinigung der Flamänder mit Holland zu hintertreiben, wodurch in dem vereinigten Königreich 5 Millionen germaniſcher Bewohner den 1½ Millionen romaniſcher gegenübergetreten wären, und der franzöſiſche Einfluß eine vollkommene Niederlage erlitten hätte.

Dem neuen belgiſchen Staate lag zunächſt ob, ſich eine Nationalität zu ſchaffen. Vor Allem gilt das Bemühen hier abermals der Sprache. Die Verhältniſſe mahnen wieder an die Schweiz: wie in dieſer laufen auch hier zwei ſcharfgeſchiedene Nationalitäten mitten durch den Kreiß einer angeblichen Nationalität, und keine iſt fähig, den Sieg zu erlangen. Wie ſoll man dem Belgier rathen, der ſein Land liebt, und ernſtlich damit umgeht, ihm aus dieſer Noth zu helfen? Drei Auswege ſind gedenkbar: entweder man giebt ſich ganz dem franzöſiſchen Einfluß hin, oder man ſchließt ſich an einen der germaniſchen Nachbarn (Deutſchland, Holland) an, oder man bildet eine der einheimiſchen Mundarten aus. Bis jetzt hat vornemlich die erſte Anſicht gegolten. Da der belgiſche Staat durch eine Revolution von Pariſer Schret und Kern entſtanden iſt, und kein Weſen die Umſtände ſeiner Entſtehung verleugnet, ſo iſt das franzöſiſche Staatsſprache geworden. Traurig für die Flamänder! Wenn flämiſche Bauern franzöſiſche Actenſtücke unterſchreiben müßen, die ſie nicht verſtehen, Strafen tragen müßen, die ſie nicht vorherſehen konnten; wenn die Gerichtshöfe, auch wo Kläger, Beklagte und Zeugen nur flämiſch reden, franzöſiſch verhandeln; wenn Bürgermeiſter kleiner Städte ſich Dolmetſcher halten müßen, wenn

im Heer wie in der Verwaltung und der Schule das Französische theils allein, theils vorzugsweise gilt; wenn deshalb die Regierung lieber Wallonen anstellt; wenn ein Theil des Volks und noch dazu der größere, sei's auch mit Uebertreibung, sich sagen muß, seine Sprache sei die Sprache der Sclaven — was andres kann da die Folge sein als Eifersucht, Haß und Argwohn! Das ist keine Luft, worin Patriotismus gedeiht, das Volk, dem man seine Sprache verachtet, das um seiner Sprache willen von natürlichen Rechten ausgeschlossen ist, hat nicht minder Ursache zum Zorn als eins, dem man seinen Glauben antastet: in der Sprache wie in den Lehrsätzen der Religion liegen die Heiligthümer des innern Menschen verwahrt, oft unverstanden, unbenutzt, aber immer verehrt. Dazu kommt, daß die Herrschaft der Sprache und Sitte Frankreichs der politischen Herrschaft desselben den Weg bahnen kann, eine Befürchtung, die den Belgiern sehr nahe liegt.

Die Anschließung an deutsche Nationalität und Sprache hat in bisherigen Vorgängen zu wenig Begründung, müste zu künstlich hervorgerufen werden, und wenn sie auch für die Selbständigkeit des Staates weniger Bedenkliches hätte, so wäre doch eben damit ein Geständnis abgelegt, daß an eine eigne Nationalität nicht zu denken sei. Derselbe Fall wäre mit einer Anschließung an das nordniederländische Sprachganze, um so mehr, da Staaten wie Einzelne ungern zugestehen, daß sie Fehlgriffe gethan haben.

Von Planen, das Wallonische emporzubringen, verlautet nichts, wol darum, weil es trotz seiner Eigenthümlichkeit immer unterdrückt gewesen ist, und neben der übermütigen französischen Schwester nur die Rolle der Aschenputtel spielt. Es ist noch das Flamändische übrig. Von allem, was hinsichtlich der Sprache in Belgien geschieht, hat Nichts so frisches Leben: hier geht eine Saat für die Zukunft auf. Die Bemühungen der Flamänder für ihre mishandelte Mundart sind im besten Zuge, da eben so sehr die Männer des Lebens, die Gemeindevorsteher und Provincialräthe, als die Männer der Wissenschaft, Dichter und Gelehrte, ernstlich darauf hinarbeiten die Sprache der Väter wieder zu Ehren zu bringen; jene indem sie ihr den Eintritt in die Säle der amtlichen Verhandlungen öffnen, diese indem sie sie durch schriftlichen Gebrauch veredeln, flämische Bücher in die Hände des Volkes bringen, die Thaten und Geisteserzeugnisse der Vorzeit wieder ans Licht ziehen,

und ſo den Bemühungen der Gegenwart einen achtunggebietenden Hintergrund geben.

Man kann ſich im Namen der Menſchheit freuen, wenn ein Volk aus fremdem Bann zur eignen Natur und Geſchichte zurückkehrt, aber für Belgien als Staat und ſeinwollende Nation iſt darin wenig Troſt, denn die Flamänder ſind doch nur eine Partei, und ihr Eifer wird einen entgegengeſetzten wecken; der Zwiſt greift ins innerſte Lebensmark und keine Verſöhnung iſt möglich. Ein Staat aber, der darauf angewieſen iſt, ſeine Bahn in ſolchem Widerſpruch mit den Geſetzen der Natur zu verfolgen, darf keine Dauer, wenigſtens kein Gedeihen hoffen. Wenn um ihn her die Verhältniſſe ſich nach natürlichen Geſetzen ordnen, ſo wird er damit enden, daß ſeine Romanen und ſeine Germanen jeder Theil dem natürlichen Mittelpuncte zufällt. Gerne nennen ja die Flamänder ihre Mundart de nederduitsche taelk, und der natürliche Zuſammenhang mit dem deutſchen Norden iſt ſo eng, daß lübiſche Schiffer ihre Geſchäfte zu Antwerpen von jeher ohne Dolmetſcher abgethan haben, daß ein Fläming mit ſeiner Sprache bis Danzig hinaufreicht.

Es öffnet einen merkwürdigen Blick in das nationale Leben der grauen Vorzeit, wie zwei Nachbarſtämme, Slawen und Deutſche, auf ungefähr gleiche Weiſe der eignen Sprache Benennungen entnommen haben für das Band, womit die Natur ſie mittelſt der Sprache umſchlungen hatte. Oben iſt erwähnt worden, daß der Slawe den Slawen ſo benennt, weil er ſich ihm verſtändlich machen kann, dasſelbe liegt im Ausdruck deutſch. Unſre Sprache kennt von Wörtern, die zu dieſer Wurzel gehören, das gothiſche thiuda (Volk) und thiudisk (volksmäßig), das angelſächſiſche ge-theóde (Sprache), das alt-hochdeutſche gi-thiuti (landsmänniſch, Landsmann), endlich ebendaher diutan (unſer deuten), urſprünglich in der Bedeutung auslegen, verſtändlich machen. In dieſem letztern Begriff ſcheinen ſich auch die vorhergehenden zu finden und zu vereinigen: das Volk heißt thiuda (in der ſpätern Sprache diet), der Landsmann gi-hiuti, weil mit ihnen Verſtändigung möglich iſt, ein Deutſcher iſt, wer zu dieſem verſtehenden, verſtändlich redenden Volke gehört; das Deutſche, mit den ſchönen Klängen der Vorzeit die Diutisca

d. h. sprâcha, iſt das Mittel der Verſtändigung für die Glieder des Volkes.

Es handelt ſich nun von den Stämmen der germaniſchen Familie, ſoweit ſie auf dieſe Weiſe unter ſich verbunden und Theilnehmer der deutſchen Nationalität ſind. Außer den Scandinaviern, an welchen Deutſchland keinen Antheil hat, und den untergegangenen Gothen, ſind von germaniſchen Stämmen noch da, und kommen hier in Betracht: der ſächſiſche und der ober-deutſche. Von jenem ſind uns außerhalb der Grenzen Deutſchlands die Engländer und Niederländer begegnet; innerhalb Deutſchlands gehören zu ihm: Frieſen in geringer Zahl; ſodann die Nieder-ſachſen, von welchen der Name auf den ganzen Stamm übergetragen iſt, und die ſich unter manigfachen Verhältniſſen weit an der Oſtſee hin über litthauiſches und ſlawiſches Land ausgebreitet haben; endlich die niederrheiniſchen Franken. Zum ober-deutſchen Stamme, von dem außerhalb Deutſchlands kein Zweig zu ſprachlicher Geltung gelangt iſt, gehören die Thüringer, herüberreichend nach Heſſen, hinüber nach Ober-ſachſen und Schleſien; die ober-deutſchen Franken, die als rheiniſche oder Weſt-franken von der Aar an aufwärts bis in die Gegend von Raſtatt, als Oſt-franken dem Maine nach bis ans Fichtelgebirge verbreitet ſind; die Baiern, die ebenſowol Baiern als Tyrol und Oeſterreich inne haben;* die Schwaben vom linken Lechufer an bis gegen den Schwarzwald hin; die Alemannen auf beiden Ufern des Ober-rheins von Raſtatt aufwärts, und in der deutſchen Schweiz; endlich ein kleiner Reſt deutſch gebliebener Burgunden ** im Südweſten der Schweiz, und zum Theil über den Alpenkamm hinüber verſchlagen. Daß die Geſchichte die Grenzen Deutſchlands innerhalb der germaniſchen Familie ſo gezogen, England und Scandinavien ausgeſchloſſen hat, liegt wol

* „Es ſind überhaupt die Bewohner Salzburgs, Tyrols, Kärntens, der Steyermark und Oeſterreichs, der Sprache nach, mit denen des alten Bayerlandes ſo enge verwandt, daß man über die Stammes-Einheit dieſer Völker wenig Zweifel, wol aber genug patriotiſchen Streites darüber findet, wo eigentlich der Kern dieſes Stammes zu ſuchen ſey.“ Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch. Vorrede S. 10.

** Wenn anders meine Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand nicht irre gegangen ſind. Siehe: die Deutſchen am Monte-Roſa mit ihren Stammgenoſſen im Wallis und Uechtland (Zürich 1840) und: die deutſchen Colonien in Piemont (Stuttgart 1842).

in natürlichen Verhältnissen, daß sich aber im Lauf der Zeiten der Ober-rhein und der Nieder-rhein, d. h. die Schweiz mit dem Elsaß, und die Niederlande, entfremdet haben, ist nicht in der Natur begründet, ist ihr vielmehr ganz zuwider und muß, wenn anders aus Deutschland noch etwas werden soll, wieder gut gemacht werden, weil die Kraft der Deutschen ebenso am Rhein liegt wie Simsons Kraft in seinen Haaren. Und zum Glück haben sie sich dem geistigen Leben Deutschlands nicht entfremdet, können wenigstens geistig noch als mit Deutschland befreundet angesehen werden.

Es ist oben ausgeführt worden, daß ohne Zweifel sowol die Sprachen als auch die Mundarten Einer Sprache unter einander nicht ursprünglich verschieden sind, sondern daß im Laufe der Zeiten Ein trennendes Merkmal ums andre sich festgesetzt, die ursprüngliche Einheit bis zur scheinbar ursprünglichen Verschiedenheit sich verdunkelt hat. Diese Art von Lebensthätigkeit der Sprache ruht nie, und so würde bald mit der Verständlichkeit der Sprache die nationale Einheit schwinden, wenn nicht die Kunst der Natur zu Hilfe käme, wenn nicht dieselbe Kraft, die Staaten und Nationen bildet, gleichzeitig eine Gesammtsprache ins Leben riefe. So hat auch Deutschland von dem Augenblick an, wo es sich zu einem Reich und zu einer Nation zu bilden anfieng, eine Gesammtsprache zu entwickeln begonnen, die ihr innres Wesen und ihre Herrschaft in dem Maaß befestigte wie die politische Vereinigung des Volkes zunahm: die Geschichte der deutschen Sprache geht Hand in Hand mit der Geschichte des deutschen Volkes. Dafür zeugt vornemlich, daß immer die Landschaften, worin das geistige Leben der Nation am höchsten blühte, auch auf die Gestaltung jenes gemeinsamen Besitzes den meisten Einfluß geübt haben.

Diese Thatsache liegt schon in dem Namen, den wir ihr gewöhnlich geben. Hoch-deutsch ist allerdings dermalen nach eines jeden Empfindung so viel als edles geläutertes Deutsch, aber ursprünglich enthält es nur den Gegensatz von Nieder-deutsch, besagt also nicht mehr noch weniger als Ober-deutsch, wie z. B. noch im J. 1640 Martin Zeiller zu Straßburg ein „Reis-buch durch Hoch- und Nieder-deutschland" hat drucken lassen. Da sich das nationale Leben der Deutschen seit den ersten ernstlichen Anfängen einer Gesammtsprache vorzugsweise in Ober-deutschland bewegte — man denke an die fränkischen, schwäbischen, österreichischen Kaiser, an

die Reichstage, die faſt ſämmtlich in Mittel-deutſchland gehalten wurden, an die Reformation und ihre Folgen für die deutſche Literatur, — ſo entwickelte ſich die Geſammtſprache vornemlich aus hoch-deutſchem (ober-deutſchem) Stoff, ſie behielt den Namen, gab ihm aber allmälich eine veränderte Bedeutung.

Wie jede Schöpfung menſchlicher Thätigkeit, ſo hat auch ſie ſich aus kleinen Anfängen zur jetzigen Fülle heraufgebildet.

Ohne geſchichtlichen Zuſammenhang mit ihr, deshalb hier nicht weiter zu erwähnen, ſteht die ſchnell wieder untergegangene Schöpfung einer gothiſchen Schriftſprache durch den edeln weſt-gothiſchen Biſchof Ulphilas († 388).

Das Alt-hochdeutſche, von Grimm ſo benannt im Gegenſatz zu den ſpäteren Entwicklungsformen der hoch-deutſchen Geſammtſprache, umfaßt den Zeitraum von der erſten Feſtſtellung der gegenwärtigen Sprache (ſeit dem Jahr 700 etwa) bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Von einer Geſammtſprache im Sinn der ſpäteren Zeit kann hier noch nicht die Rede ſein, denn es war noch kein Volk des Abendlands auf den kühnen Gedanken verfallen, ſeine Landesſprache als einen werthvollen Beſitz zu pflegen. Einmal fügten ſich dieſe rauhen Leute nur widerſtrebend in das ungewohnte Joch des ſchriftlichen Gebrauches, dann aber, und diß war der Hauptgrund, wirkte die Idee einer einigen abendländiſchen Chriſtenheit, die ihren kriegeriſchen Mittelpunct im Kaiſer, ihren geiſtigen im Papſt habe, den Landesſprachen mächtig entgegen: die Maaßregeln, durch welche Gregor VII die ſlawiſchen Bemühungen eines Cyrillus und Methodius dämmte, waren bei den Deutſchen nicht einmal nothwendig, weil bei ihnen ſchon von Anfang Niemand daran dachte, den Gottesdienſt und die Bibel in der Landesſprache zu haben. Wo man alſo das Deutſche ſchrieb, geſchah es nur fragmentariſch, faſt nur zur Aushilfe, ſoweit nemlich der Gebrauch des Lateiniſchen rein unthunlich war, bei der Beichte und Predigt, bei Eidesformeln und Glaubensbekenntniſſen u. dgl., ſelten um der Sache willen wie in einzelnen Werken weltlicher Dichtung. Daher richtete ſich jeder Schriftſteller nur nach ſeiner Mundart, und wenn die verſchiedenen Aufzeichnungen nicht bedeutend auseinander gehen, ſo iſt die Urſache davon nicht im Daſein einer Geſammtſprache zu ſuchen, ſondern bloß in der mehr erwähnten großen Uebereinſtimmung der Mundarten des

damaligen Deutschlands. Und doch muß man jene Anfänge mit Ehrfurcht nennen, weil sie die gröſten Schwierigkeiten darboten, und weil sie die unerläßlichen Bedingungen für alles Spätere geworden sind. Wenn sich die Klöſter keinen andern Anspruch auf den Dank Deutschlands erworben hätten, so wären sie gegen jedes unbedingte Verdammungsurtheil hinreichend geschützt. Die Namen derer, die in der Geschichte der Mutterſprache mit Ruhm genannt werden müßen, sind: Essen in Weſtfalen, Fulda in Heſſen, Weißenburg im Elsaß, Freisingen, Wessenbrunn, Eberesberg und Tegernsee in Baiern, Mondsee in Oesterreich, Reichenau und Sanggallen in Alemannien. Das letztre steht durch eine Reihe von Bemühungen für deutsche Schriftſprache obenan; die Zahl der übrigen wäre wohl um ein Ziemliches gröſſer, wenn nicht die Ungunſt der Zeiten manchen Namen aus der Reihe getilgt hätte. Doch bewegte sich die Mutterſprache als eine geschriebene damals noch in möglichſt kleinem Kreiß. Alles höhere geiſtige Leben war von einer fremden Form getragen: die Mittheilungen und Vorſchriften des Papſtes, der Gottesdienſt wenigſtens in den Hauptſachen, die Geſetze der Kaiſer, Urkunden und Verträge, Geſchichtſchreibung und Philoſophie, ſelbſt die Dichtkunſt, ſofern ſie nicht Volkseigenthum oder unmittelbar auf Belehrung des Volkes gerichtet war, ſahen sich durch die Herrſchaft des Lateiniſchen abgeſchnitten vom Einfluß auf die lebendige Sprache. Dieſe blieb deshalb zur Rohheit verdammt, und bewegt ſich nur in den wenigſten uns erhaltenen Denkmälern mit einiger Freiheit, richtet ſich in den meiſten ängſtlich nach dem lateiniſchen Vorbild.

Bei aller Armut des Gehaltes iſt aber die Sprache jener Zeit bewundernswürdig in Betreff ihres äußeren Reichthums, ihrer ſchönen, manigfaltigen, vollen Formen. Wenn das Hildebrandslied ſingt:

Hadubracht gimahalta. Hiltibrantes sunu: dat sagêtun mi
ûserê liutî altê anti frôtê, dea êrhina wârun,
dat Hiltibrant hêtti mîn fater: ich heittu Hadubrant;*

oder wenn das Weſſobrunner Gebet ſteht: Got almachtico. dû

---

* Hadubracht ſprach, Hiltibrants Sohn: das ſagten mir unſre Leute, alte und kluge, die ehhin (vordem) waren, daß Hildebrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.

himil enti erda gaworachtôs enti dû mannun sô manac gôt forgâpi, forgip mir in dînô ganâdâ rechta galaupa enti gôtan willeon, wîstôm enti spâhida,* ſo fühlt man ſich unmittelbar von einem Hauch der friſchen Jugend unſres Volkes angeweht; man weiß, daß man etwas von den Klängen vernimmt, die auf der Mahlſtätte der Berathung freier Germanen gedient, im Schlachtgeſang die Legionen geſchreckt, als Lallen roher Frömmigkeit vor dem Throne des neu erkannten Gottes Gnade gefunden haben. Noch iſt an dieſer Sprache nichts geordnet und gezähmt, unwillig fügt ſie ſich in den Zwang der Schrift, vergleichbar einem jungen Roſſe, deſſen Kraft und Schönheit wir bewundern müßen, ſo lang es ſich frei auf dem Gefilde tummelt, das aber unter Sattel und Zaum ſtörriſch wird, dem Auge kein erfreulicher Anblick.

Freiheit, Leichtigkeit gewann ſie erſt von der Zeit an, wo der Kampf der Kaiſer mit den Päpſten entbrannte, und in ihm die Geiſter ſich von der Vormundſchaft der Kirche befreiten. Als Sprache der Gelehrten und Staatsmänner wuste ſich zwar das Lateiniſche noch zu halten, aber die Poeſie ſchwang um ſo kräftiger die Flügel, und entwickelte ſich ſowol an einheimiſchem Stoffe (wie der Noth der Nibelungen, den Sagen von Dietrich, Gudrun, Kaiſer Karl), als an entlehnten, wo beſonders das phantaſiereiche Celtenthum in den Graals- und Artusſagen eine unerſchöpfliche Fülle bot, zu wundervollem Reichthum. Eine Lyrik von ſeltner Verbreitung ſchloß ſich dieſer epiſchen Dichterwelt an, eine Welt des Geſanges, gehegt von friſcher Jugendliebe, erfüllte Deutſchland von einem Ende zum andern. Der Brennpunct war die Gegend um den Bodenſee, wo jetzt der Saame, den Reichenau und Sanggallen ausgeſtreut hatten, üppig wuchernd aufgieng, mild beglänzt von der Sonne des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes, genährt von den erweiterten Kenntniſſen, welche die Verbindung mit Italien, die Kreuzzüge, die emporgewachſene politiſche Bedeutung und die innere Blüte Deutſchlands zur Folge gehabt hatten.

Dem Dienſte der Poeſie, dem ſich die Sprache freilich vorzugsweiſe ergeben hatte, folgten die Anfänge der Proſa nach,

* Gott allmächtiger, du wirkteſt Himmel und Erde, und du gabeſt Menſchen ſo manches Gut, gieb mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Einſicht.

z. B. in Predigten wie die des Franziscaners Berchtolt (um 1270), in Rechtsbüchern wie der Sachsenspiegel (um 1220) und der Schwabenspiegel (um 1282). Aus dem Ende der hohenstaufischen Zeit ist auch die älteste öffentliche Urkunde in deutscher Sprache, Friedrichs II Mainzer Reichsabschied von 1236. Zu höherer Blüte aber konnte die Prosa noch nicht gelangen, da auf dem kirchlichen und wissenschaftlichen Gebiete noch immer das Latein der Geistlichen die Alleinherrschaft übte, und z. B. deutsche Erbauungsbücher, Bibeln, Kirchenlieder höchstens geduldet waren.

Dieser Zeitraum der Sprache, von Grimm der mittel-hochdeutsche benannt, reicht vom 12ten bis ins 14te Jahrhundert. Wie Deutschland damals an den Kaisern trotz aller Vielheit noch immer einen entschiednen politischen Mittelpunct hatte, so an dieser Sprache, die eine wahrhafte Reichssprache, das erste Hoch-deutsch im neuern Sinne war, einen geistigen: die kostbare Sammlung mittel-hochdeutscher Lyriker, die unter dem Namen der manessischen Handschrift nun leider in Paris ist, enthält auch Dichtungen niederdeutscher Sänger. Doch war die Herrschaft der Einen Sprache noch lange nicht so festgestellt, daß nicht auch noch Nieder-deutsch geschrieben worden wäre; und bei manchen Dichtungen ist, wie J. Grimm * nachgewiesen hat, die hoch-deutsche Form, worin sie uns überliefert sind, nur eine Entstellung der nieder-deutschen, in welcher sie ursprünglich abgefaßt waren. So gesellten sich — eine Erscheinung, die später noch größeren Umfang gewann — dem Hochdeutschen manche nieder-deutsche Elemente bei, als Symbol der Thatsache, daß der Anfang einer deutschen Gesammtsprache seinen letzten Grund in der stärkeren Vereinigung von Ober- und Niederdeutschland hat, mithin zu den Verdiensten des sächsischen Kaiserhauses gehört.

Im Vergleich mit dem Alt-hochdeutschen hat der fortdauernde Lebensproceß der Sprache, die Aufzehrung der sinnlich schönen Form durch die Flamme des Geistes, wieder einen bedeutenden Schritt gethan. Der Reichthum der Endsylben erscheint auffallend gemindert, denn es ist die große Veränderung eingetreten, welche die neue Zeit von der alten unterscheidet; der Ton hat gesiegt, hat alle Bedeutung für die Wurzelsylben erobert und läßt die Endsylben in

* Gramm. I. (2te Ausg.) S. 452.

Schatten ſinken. Man halte nur, um ſich davon zu überzeugen, eine der oben angeführten Stellen an eine Strophe des Nibelungenlieds:

dô wuochs in Niderlanden eins rîchen küniges kint.
des vater hiez Sigemunt. sîn muoter Sigelint.

Zum Erſatze dafür aber iſt die Sprache auf eine Weiſe verfeinert und geſchmeidigt, daß ſie noch gegenwärtig vielfach als Vorbild dienen kann; der Geiſt freier Dichtung, der die Deutſchen im 12ten und 13ten Jahrhundert bewegte, weht durch alle Adern dieſes Sprachkörpers.

Der Verfall Deutſchlands nach dem Untergang der Hohenſtaufen traf auch die Sprache ſchmerzlich; mit dem edeln Geſange ſtarb auch ſie dahin, und die alte Anarchie der Mundarten ſchien wieder aufleben zu wollen. Aber aus der Zerſtörung ſollte neues Leben emporblühen, zu welchem der Geiſt des dahingegangenen Zeitalters ſterbend die Keime ausgeſtreut hatte. Durch die Städte kam ein Bürgerſtand empor, dem Beiſammenleben, Handel und Reichthum höhere Einſichten verſchafften; durch den Kampf auf Leben und Tod, den die letzten Kaiſer mit den Päpſten beſtanden hatten, waren die Geiſter vom Bann der Kirche befreit worden. Das Bürgerthum und die neue, mit Stolz begrüßte Herrſchaft des ſelbſtändigen Verſtandes reichten ſich die Hand in der Buchdruckerkunſt, und dieſe muste ſich, indem ſie den Geiſtlichen das Vorrecht der Wiſſenſchaften entriß, auf den Gebrauch der Mutterſprache ſtützen. Dieſen beiden Elementen ſchloß ſich ein drittes an: Deutſchland hatte — Dank den unermüdeten Bemühungen der Päpſte — aufgehört eine Monarchie zu ſein, die Gewalt war in die Hände der Fürſten übergegangen, ihre Verſammlung, worin der Kaiſer gleichſam nur den Präſidenten bedeutete, ſtellte allein noch die Einheit des Reiches dar. Dieſe zog nun nicht mehr wie früher in der Perſon des Kaiſers von Pfalz zu Pfalz, von Grenze zu Grenze; ſie hatte zwar auch keinen ſtehenden Mittelpunct gefunden, aber ſie bewegte ſich wenig über die Mitte Deutſchlands hinaus: Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg; ſelten ein Conſtanz oder Lindau, ein Trier oder Cöln, ſind die Verſammlungsorte. Die Anfänge des Neu-hochdeutſchen, die ſich im 14ten und 15ten Jahrhundert aus den Trümmern des Mittel-hochdeutſchen bildeten, — eine neue, nicht mehr kaiſerlich-adliche ſondern fürſtlich-bürgerliche Reichsſprache — tragen ſomit

vorzugsweise die Farbe der mittleren Landschaften Deutschlands, sind vorherschend mainisch und mittel-rheinisch, also fränkisch, und es ist somit ganz in der Ordnung, wenn sie zur Reformationszeit als hoch-fränkisches Deutsch aufgeführt werden.*

Noch mehr nordwärts, als schon geschehen war, zog sich der geistige Brennpunct der Nation durch das Auftreten der Reformatoren. Luther hat das Neu-hochdeutsche nicht wie man häufig annimmt geschaffen, hat nicht seine ober-sächsische Mundart zur Gesammtsprache erhoben, er hat nur den noch rohen, weichen Stoff ergriffen, ihm auf kraft- und geistvolle Weise für lange Zeit seine Gestalt gegeben, indem er allerdings seine heimische Mundart dabei vielfach zu Rathe zog, in der Hauptsache aber die neugebildete, vor ihm schon vielfach gedruckte Reichssprache, die selbst mit der mittel-hochdeutschen durch manche Fäden noch zusammenhängt, beibehielt. Danach sind die Ansprüche zu messen, welche die Meisner auf Gesetzgebung im Hoch-deutschen zum Theil noch jetzt machen. Luther dachte darin anders, echt deutsch, und eben darum war sein Gelingen so groß, daß sein Ausdruck noch jetzt befragt zu werden verdient, wenn sich ein Zweifel darüber erhebt, was hoch-deutsch sei. Mit Fug heißt er darum hier der deutsche Dante. In Deutschland wie in Italien, Ländern, deren Geschicke so vielfach verflochten sind, muste durch einen großen Geist, einen Sohn des mittleren Landes, die Kluft zwischen den bis zur Unverständlichkeit auseinandergehenden Mundarten des Südens und des Nordens überbrückt werden. Beide stützen die neue Schöpfung auf die Theilnahme ihrer Nation an einem großen geistigen Streben: was jenseits der Alpen Kunst und Geschichte, das waren diesseits der Kampf um religiöse und nationale Freiheit. Luthers Bibelübersetzung, seine Kirchenlieder und Streitschriften haben den Deutschen die Zunge gelöst, haben sie zum zweiten Mal eine gemeinsame Sprache gelehrt, die stärker als je eine zuvor das Ganze beherschte, und ihre Herrschaft noch jetzt von Tag zu Tag ausbreitet. Ist das edle Kind auch nicht an der Elbe geboren, es hat doch in Wittenberg den Ritterschlag

* S. Rankes deutsche Geschichte 2, 55. Der Name lautet da Hoffränkisch, und man könnte daran denken, daß die italienische Gesammtsprache zuerst Hofsprache (lingua cortigiana) hieß, doch ist das Wort wol zu nehmen wie Hoffart für Hochfahrt. Hoch steht bereits im Sinne von edel.

empfangen, und der ihn führte, war Luther. Als Beweis, wie wichtig beide Kräfte: die reformatorische Bewegung, an der man neben der kirchlichen Seite die politische zu lang gering geachtet hat, und die neue Sprachgestaltung einander gewesen sind, mithin als Zeugnis für meinen leitenden Gedanken vom Zusammenhang der Sprache mit der Nationalität, mögen hier einige bedeutende Worte von L. Ranke stehen, aus seinem lebensvollen Gemälde der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation (2, 78) einem Werke, das ein Lieblingsbuch der Deutschen zu werden verdient und verspricht. „Erst mit den reformatorischen Bestrebungen, die von Wittenberg ausgiengen, kam die deutsche, populäre Literatur zu allgemeiner Aufnahme und Wirksamkeit. Bis zum J. 1518 waren ihre Productionen nicht zahlreich: der Kreis, in welchem sie sich bewegte, nur enge. Man zählte, wie in den achtziger Jahren des 15ten Jahrhunderts einige 40, so noch 1513 35, 1516 55, 1517 37 deutsche Drucke: hauptsächlich Laienspiegel, Arzneibüchlein, Kräuterbücher, kleine Erbauungsschriften, fliegende Zeitungsnachrichten, amtliche Bekanntmachungen, Reisen: was der Fassungskraft der Menge ungefähr gemäß ist. Wie gewaltig aber steigt die Anzahl deutscher Drucke, nachdem Luther aufgetreten ist! Im Jahr 1518 finden wir deren 71 verzeichnet, 1519 111, 1520 208, 1521 211, 1522 347, 1523 498. Fragen wir denn, woher der Zuwachs kam, so ist Wittenberg der Ort, der Autor vor allem Luther selbst. Wir finden unter seinem Namen im J. 1518 20, 1523 183 neue Drucke. Selbstherschender, gewaltiger ist nie ein Schriftsteller aufgetreten, in keiner Nation der Welt. Er gab der Literatur den Charakter, den sie seitdem behalten, der Forschung, des Tiefsinns und des Krieges. Er begann das große Gespräch, das die seitdem verflossenen Jahrhunderte auf dem deutschen Boden stattgefunden hat, leider nur zu oft unterbrochen durch Gewaltthaten und Einwirkungen fremder Politik. Es war das erste Mal, daß der nationale Geist, ohne Rücksicht auf fremde Muster, nur wie er sich unter den Einwirkungen der Weltschicksale gebildet hatte, zu einem allgemeinen Ausdruck gelangte, und zwar in der wichtigsten Angelegenheit, die den Menschen überhaupt beschäftigen kann: er durchdrang sich in seinem Werden, dem Momente seiner Geburt, mit den Ideen der religiösen Befreiung." Aus diesem Grunde sagt Grimm mit Recht: „Das Neu-hochdeutsche ist der protestantische Dialekt, dessen

freiheitathmende Natur längſt ſchon, ihnen unbewuſt, Dichter und Schriftſteller des katholiſchen Glaubens überwältigte."

Ein ſehr ſchlagendes Zeugnis dafür iſt der Ausſpruch eines Mannes, der nach ſeinem Uebertritt zum Katholicismus dieſem Glauben ſo eifrig anhieng, daß er ſich rühmte der eigentliche Urheber der katholiſchen Liga zu ſein, des Caſpar Schoppius. Obwol ein geborener Pfälzer, brachte er doch ſein ſpäteres Leben faſt ganz in Italien zu, wo er auch 1649 ſtarb. Er war einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, und ſeiner kritiſchen Schärfe wegen als der grammatiſche Hund (canis grammaticus) bekannt. In der Anweiſung zur Klugheit und Beredſamkeit, die er für einen jungen Deutſchen geſchrieben hat,* ſchildert er auf ſehr belehrende Weiſe die damaligen Sprachverhältniſſe Deutſchlands. Er unterſcheidet die Geſammtſprache (dialectus communis) von den Mundarten. Den Vorrang unter den letztern geſteht er der meisniſchen zu, welcher die heſſiſche, die thüringiſche und (oſt-)fränkiſche untergeordnet ſeien. Sie genieße bei den Deutſchen desſelben Anſehens wie bei den alten Griechen die attiſche, bei den Italienern die florentiniſche, bei den Franzoſen die orleaniſche, bei den Spaniern die toletiſche (caſtiliſche), denn ſie habe die edelſten Ausdrücke und Wendungen, in der Ausſprache jedoch mache ſie ſich oft genug lächerlich, wenn ſie z. B. ſage: „Jott jeb euch ein jutes naues Gahr!" Den zweiten Rang hat nach ihm die rheiniſche, die bis gegen Belgien hinabreiche, aber am reinſten in Mainz geſprochen werde. Hierauf kommt die ſchwäbiſche, dann die alemanniſche (helvetica), von der er richtig bemerkt, ſie ſei in Ober-deutſchland die reinſte, weil die Schweizer ſich gehen laſſen, und nicht darauf ſinnen ihre Sprache durch auswärts hergeholten Schmuck aufzuputzen. Das Sächſiſche (Nieder-ſächſiſche) iſt ihm, obwol niederdeutſch, noch um einen Grad beſſer als das Bairiſche (und Oeſterreichiſche), gegen das er, vielleicht wegen ſeiner Feindſchaft gegen die Jeſuiten, als wahrer canis grammaticus weitläuftig eifert. Den Mundarten ſtellt er ſodann die Geſammtſprache gegenüber. Ihre Wendungen und Redensarten ſeien vorzugsweiſe meisniſch, die Ausſprache jedoch alles Landſchaftlichen ſo entkleidet, daß man ſelbſt bei genauer Kenntnis der Mundarten nicht ſagen könne, was für ein Landsmann es ſei,

* Zu finden in Grotii et aliorum dissertationibus. Amsterodami 1645.

der ſie rede. Am beſten erlerne man ſie zu Speier (wo von 1530 bis 1688 das Reichskammergericht ſeinen Sitz gehabt hat), denn hier treffen aus allen Gegenden Deutſchlands Leute zuſammen, und es hüte ſich daher dort, aus Furcht verſpottet zu werden, ein Jeder vor dem Gebrauch landſchaftlicher Eigenheiten.

Jene Zeit war demnach ſchon eines ſehr klaren Begriffs vom Weſen und der Aufgabe der Geſammtſprache fähig, die Herrſchaft derſelben erſcheint als vollkommen feſtgeſtellt. Aber ein andrer Irrthum war der damaligen Menſchen Meiſter geworden. Wie ſich der freudige Aufſchwung der Deutſchen zur Zeit der Reformation in kleinen Parteikampf aufgelöst, und ſtatt mit der Befreiung Deutſchlands von auswärtigen Machthabern, mit furchtbarem Elend, politiſcher Vernichtung, einer Verzweiflung der Nation an ſich ſelbſt geendet hatte, ſo war in den zwei nächſtfolgenden Jahrhunderten auch die Sprache faſt eben ſo raſch geſunken als ſie ſich gehoben hatte. Die Gelehrſamkeit, noch immer vom Sauerteig des Mittelalters durchdrungen, vermochte nicht Luthers weiſe Bahn einzuhalten und fuhr mit dem Gebrauche des Lateiniſchen fort; die höheren Stände legten ſich theils der ſpaniſch-italieniſchen, theils der franzöſiſchen Bildung zu Füßen. Wieder muste wie im Mittelalter die Poeſie helfen, denn dieſes Weſen iſt ſo geartet, daß es nur in reiner Luft athmet, oder gar nicht. Langſam rang ſie ſich aus dem unſäglichen Wuſte der Zeit zu beſſerem Leben, und das gelang ihr vornemlich durch die Einkehr ins Weſen des eignen Volkes, weshalb ein Bodmer, Klopſtock und Leſſing, die letztern freilich in weit höherem Sinne, als die eigentlichen Helden dieſer Wiedergeburt anzuſehen ſind. Wie in der mittel-hochdeutſchen Periode, ſo entſchloſſen ſich auch in dieſer die Gelehrten und Staatsmänner erſt ſpät dem Pfade der Dichter zu folgen: Thomaſius, Prof. der Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft in Frankfurt a. d. O., Leipzig, Halle, war der erſte, der (1687) eine deutſche Vorleſung ankündigte, und wir alle wiſſen, wie viel in den Schriften der Gelehrten und im Ausdruck der Canzleien für ein reines Deutſch noch jetzt zu wünſchen übrig bleibt.

Was den äußern Charakter der Sprache betrifft ſo ſind im Vergleich mit der des vorhergehenden Zeitraums wieder bedeutende Einbußen wahrzunehmen, ja ſogar in Betreff ihrer Gelenkigkeit, Kraft und Reinheit, ſo wie ihres Reichthums an paſſenden

Ausdrücken, können wir von den Dichtern des Mittelalters noch manches lernen; aber im Ganzen ist die Sprache für allseitigen Gebrauch weit mehr ausgebildet, in demselben Maaß als die unermeßliche Literatur der letzten hundert Jahre über der des 13ten Jahrhunderts steht, oder als die Buchdruckerkunst über dem besten Fleiß der Mönche, welche damals die Schätze des Geistes mühsam und zierlich vervielfältigten.

Ein Blick auf den Entwicklungsgang der deutschen Gesammtsprache im Großen lehrt, daß die hervorragenden Puncte in demselben je mit einem Aufschwung im Leben der Nation verbunden sind: ihre ersten Anfänge mit der Verbreitung des Christenthums; die Sprache des Mittelalters, die Dienerin des frischen sanglustigen Adels, mit der Blüte Deutschlands unter den Hohen-staufen und dem ersten Erwachen geistiger Selbständigkeit; der Anfang des Neuhochdeutschen mit der Blüte des Städtelebens, seine Feststellung mit der Reformation, seine Wiedergeburt mit dem Kampf um geistige Unabhängigkeit, sein gegenwärtiger Bestand mit dem Aufschwung der Wissenschaft, die endlich mit Ernst daran denkt, sich eine Brücke ins Land des Lebens hinüber zu schlagen.

Langsam und mühevoll hat sich die Sprache der deutschen Bildung im Laufe von elf Jahrhunderten heraufgebildet. Ueber ihren Werth noch viel zu sagen, ist überflüssig, denn welches Band in nationaler Hinsicht wir an ihr besitzen, dafür spricht jedes der vorangegangenen Blätter. Es hat unsrer Nation nie an Geist und Tapferkeit, an kräftigem Sinn und Willen, wol aber fast immer an Eintracht gefehlt. Diesem Mangel, der allein die minder begabten Völker zu unsern Gebietern gemacht hat, entgegenzuarbeiten, ist unser Aller Aufgabe, eines Jeden an seinem Ort, auch derjenigen, welchen von Natur der Sinn für die Sprache, ihre Werke, ihre Geschichte verliehen ist. Wir stehen jetzt an einem von den Wendepuncten, wo es sich darum handelt, ob wir im nächsten Zeitraum der Geschichte frei und stolz dastehen wollen, oder als Jedermanns Knechte.

An die politische Bedeutung der Sprache reiht sich ihr hoher Werth für unsre Cultur. Wie ohne Blumengestalt nicht Duft noch

Farbe, wie ohne Flamme kein Licht und keine Wärme, ſo ohne Sprache kein Geiſt. Was wir von Seele zu Seele mittheilen wollen, bedarf dieſer Vermittlerin, und wie der Geiſt ſich dieſelbe aus dem dargebotenen Naturſtoff geſchaffen hat, ſo empfängt er hinwieder von ihr Richtung und Farbe. An den Grenzen zweier Culturſprachen beginnt auch das Gebiet eines andern Geiſtes, und wehe der Zeit, welche die Gebote der Natur ſo verkennte, daß ſie den Unterſchied der Sprachen aufheben, aller geiſtigen Thätigkeit unſres Welttheils Eine Form aufnöthigen wollte. Nicht im tödtenden Einerlei beſteht das Leben der Schöpfung, ſondern in der Manigfaltigkeit, die erſt in einem höhern Geſetze wieder Eins wird.

Wie wir in allen Stücken zu wenig deutſch ſind, ſo auch in Betreff unſrer Sprache. Zugeſtanden ſelbſt, daß unſre Literatur nicht die erſte der Welt ſei, ſo iſt ſie's doch für uns, eben weil ſie Geiſt iſt von unſerm Geiſt, der Lebensathem unſrer Geſchichte. Um unſer ſelbſt uns bewust zu werden, iſt es unumgänglich nothwendig, daß wir dem Undank entſagen, der über der Beſchäftigung mit den Geiſteswerken aller Zonen und Zeiten die eignen Schätze unbeachtet läßt. Es iſt des fremden Wiſſens und Geſchmackes nun genug aufgeſpeichert, wir dürfen ohne Scheu daran denken, dieſem bis jetzt ſeelenloſen Treiben durch vaterländiſche Geſinnung endlich ſeinen rechten Gehalt zu geben. Man klagt über die Mängel unſrer Literatur. Sie ſind da, aber ſie würden ſich in unſern Augen an Zahl und Bedeutung weſentlich mindern, wenn wir uns nur einmal gewöhnten, des fremden Maaßſtabs zu vergeſſen, wenn wir redlich Deutſch lernten und uns ins deutſche Weſen hineinlebten. Im Ganzen aufgefaßt iſt ja dieſer Volksgeiſt ſo anziehend wie irgend einer, und der Deutſchen, welche die Feder mit Glück geführt haben, ſind ſo viele, daß ein Gebildeter alle ſeine Mußeſtunden mit erquickenden Dichterwerken ausfüllen kann. Das hat ſeine Giltigkeit, auch wenn man nur auf die letzten Jahrhunderte blickt; wie erweitert ſich aber der Kreis demjenigen, der ſich die Sprache der Vorzeit zu eigen gemacht hat! Noch iſt es eine Ketzerei, was ich ſage, aber der Tag wird kommen, wo man es einem Hochgebildeten weniger verzeiht, wenn er das Nibelungenlied, als wenn er den Shakeſpeare oder Dante nicht zu leſen verſteht.

So viel von unſern Pflichten gegen die Schöpfungen der

Sprache. Was aber haben wir gegen dieſe ſelbſt zu erfüllen? Von der großen Zahl der Gebildeten fordert das Vaterland wenigſtens, daß ſie der Geſammtſprache in ihrem dermaligen Beſtande ganz mächtig ſeien. Dem Einzelnen darf man nicht ſagen, daß es ihm daran fehle, aber im Ganzen iſt leider unſre Bildung auch hierin noch mangelhaft genug. Die Anſichten ſind in dieſer Sache freilich noch ſehr verwirrt, insbeſondere iſt man ſich noch nicht klar darüber, woher die Gefahr einer Verunreinigung des Hoch-deutſchen beſonders drohe. Mir ſcheint von drei Seiten: vom Einfluß fremder Sprachen, von den Mundarten, und von einer falſchen Anſicht über das Weſen des Hoch-deutſchen. Gegen den Einfluß fremder Sprachen hat ſich die Stimme der Deutſchgeſinnten zuerſt erhoben; leider nicht vorzugsweiſe gegen die gefährlichſte Seite desſelben. Denn man focht nicht ſowol gegen die Beleidigung unſres Sprachgeiſtes durch auswärtige Sprachgeiſter, als gegen den Gebrauch fremder Ausdrücke. Nun iſt es freilich eine Zierde, wenn ſich in das Gewebe der Rede nicht zu viel fremde Fäden eindrängen; wer aber die Geſchichte meiſtern will, die uns mit fremden Begriffen fremde Wörter zugeführt hat, wer ſich unterfängt, das Unüberſetzbare zu überſetzen, das Unerſetzliche zu verjagen, der macht ſich nur lächerlich. Trauriger noch iſt eine andre Art von Sprachreinigung oder Sprachbeförderung, diejenige, die vermeintlichen Unregelmäßigkeiten, wie z. B. „mehrere, Hoffnungsanker," den Krieg ankündigt, und Großes zu leiſten meint, indem ſie uns, die Geſchichte meiſternd, ein „mehre, Hoffnunganker" aufnötbigt, und was derlei Toilettenkünſte mehr ſind. Viel wichtiger iſt die Sorge für die Erhaltung der Reinheit im höheren Sinne, das Verſtändnis deſſen, was der Geiſt unſrer Sprache verlangt. Was hat man derſelben nicht alles zugemutet? Hat ſie nicht unter den Qualen, die ſie auf dem Prokruſtesbette von Ueberſetzern, Nachahmern, Rechtmachern erfuhr, noch das klägliche Lob vernehmen müßen, es ſei ihr höchſter Vorzug, daß ſie ſich jedem fremden Sprachgeiſt ſo gehorſam füge, für jede ſyntaktiſche Laune fremder Zungen ſo zugänglich ſei. Da werden kunſtvolle lateiniſche Perioden nachgeflochten, aus denen ſich Niemand herausfindet, weil der Ariadnefaden fehlt, den das Lateiniſchein ſeinen reichen Flerionen darreicht; dort redet einer griechiſches Deutſch, und mutet uns zu, in ſeiner mühſelig nachgedrechſelten Arbeit die joniſche Anmut, die attiſche Fülle wiederzufinden; hier kommt ein

Franzos und hofft uns durch ſeine blitzenden Gegenſätze, ſeine dürftige Klarheit und Kürze zu bezaubern, die uns doch ſo lange noch fremd bleiben werden als wir eine Sprache von unabſehbarer Entwicklungsfähigkeit verwalten. All unſre Dichter und Redner, ein Schiller, ein Leſſing und ein Luther, ſind nur groß, weil ihr Wort aus deutſchem Herzen ſtrömt. Der Unfreie kniet vor der fremden Form, beim Genius zerfließt die Gabe des fremden Geiſtes mit dem eigenen, und eine Form entſteht, ſo rein, daß der Hörer nicht einmal ihr Daſein empfindet.

Von der Mundart droht der Sprache der Bildung allerdings Gefahr. Ich denke hier nicht an jenen unvollkommenen Zuſtand, wo einer nur die Mundart zu reden weiß, ſei's weil es ihm an höherer Bildung gebricht, ſei's weil er, wie z. B. manche Schweizer und Elſäßer, einer fremden Culturſprache verfallen und nicht Fiſch, nicht Vogel iſt. Es handelt ſich vielmehr von ungehöriger Einmiſchung der Mundart. Das Gröbſte in dieſer Hinſicht fühlt ſogar jeder Halbgebildete; aber die Frage läuft in ſo feine Fäden aus, daß die europäiſche Bildung noch nicht einmal darüber einig iſt, wo in der Geſammtſprache, die ja, wenn ſie lebendig bleiben will, nie ſtehen bleiben, gegen das Leben ſich nie abſchließen darf; wo auf dieſem ſeltſamen Gebiete, das immer halb ſtarr halb lebendig, halb Vergangenheit halb Gegenwart iſt, die Grenze ſei zwiſchen allgemeiner Regel und individueller Freiheit. Im Ganzen hat ſich die Anſicht zu ſehr auf die Partei der Regel geſchlagen, und die Erfahrung lehrt, daß von dieſem Punct aus eine falſche Anſicht vom Weſen der Geſammtſprache dieſer verderblich werden kann. Ich glaube überhaupt, und namentlich für Deutſchland gezeigt zu haben, daß die Geſammtſprache nicht, wie die Eitelkeit einzelner Landſchaften ſich und andre bereden möchte, eine zur Herrſchaft emporgeſtiegene Mundart iſt, ſondern ſich durch gemeinſame Thätigkeit aus dem lebendigen Sprachſchatze geſammelt hat. Es iſt natürlich, daß einzelne Landſchaften, nicht immer diejenigen, welche die reichſte, wolklingendſte, reinſte Mundart reden, durch äußere Verhältniſſe, etwa weil ſie die Hauptſtadt haben, oder weil große Geiſter in ihr aufſtehen, beſondern Einfluß üben, zumal in Zeiten, wo ſich neue Formen des Daſeins bilden; aber eben damit iſt gegeben, daß kein angeborenes Recht, ſondern die augenblickliche Berechtigung über dieſen Einfluß entſcheidet. Vollends eine Thorheit iſt die

Behauptung, man habe dieſe oder jene Mundart darum erhoben, weil ſie die edelſte ſei. Dazu haben uns die Meisner bereden wollen, aber die geringſte geſchichtliche Kenntnis widerlegt ſie, und man kann die Sache auch umkehren: ihre Mundart iſt — übrigens auch nur in Betreff der Wendungen und Ausdrücke — vornemlich darum rein, weil hier die Geſammtſprache mehr als anderswo aufs Leben eingewirkt hat. Man kann ſich davon ſofort überzeugen, wenn man abſehend von der Sprache der Städter in jenen Landſchaften die des Landvolks betrachtet, die doch wol allein den Namen der Mundart verdient. Ein Beiſpiel aus Italien meldet Fernow, nemlich daß das Neapolitaniſche, ſeit ſich die Schriftſprache mehr aus Nord-italien nährt, weſentlich verwildert iſt.

Nun fragt es ſich: wo ſoll der anklopfen, der gern Hochdeutſch lernte? Wo wird es am beſten geſprochen? Die Antwort iſt nicht leicht zu geben, denn jenes geſuchte Hochdeutſch iſt im Grund überall und nirgends, es hat kein Orts-, es hat nur ein Staats-bürgerrecht, es wandert und flattert, es läßt ſich nur von denen haſchen, welchen die Natur einen Sinn für ſeine Feinheit gegeben hat, grobe Hände ſtreifen dem Schmetterling den Staub von den Flügeln und haben nur Fetzen einer geweſenen Schönheit; mit Einem Wort, die Sprache iſt eine Kunſt und für die Kunſt muß man geboren ſein. Doch giebt es auch Regeln für jede Kunſt. Goethe ſagt irgendwo: Schreiben und Reden ſind ein für allemal zweierlei Dinge. Wie richtig das ſei, fühlen wir ſofort, wenn einer die gewohnte Schriftſprache peinlich gewiſſenhaft von den Lippen zwingt. Eher können wir's ertragen, ja es kann zur Schönheit werden, wenn einer ſchreibt wie er redet. Doch iſt in der Regel jene Verſchiedenheit wirklich da, und ſie wird überall entſtehen, wo ſich eine veredelte Sprache der Mundart gegenüberſtellt, denn die Mundart hat an unſrem Reden immer großen Antheil. Von jenen zweierlei Dingen nun iſt wol das Schreiben das leichtere, wenigſtens kann man eher ſagen, wie es richtig gelernt werde, denn man verſtändigt ſich über den Gebrauch gewiſſer Ausdrücke, Wortformen, Verbindungen viel leichter als über die Ausſprache, ſchon darum, weil für Jenes die Schriften der Meiſter ſtäts eine Antwort bereit halten. Doch iſt es auch in dieſem Gebiete, worin die Regel ſtärkere Rechte hat, gottlob ſo weit, daß man den deutſchen Sprechſaal ohne Furcht und Zittern betritt, auch wenn man

nicht an der Elster oder Elbe geboren ist. Die Deutschen sind vorzugsweise ein aristokratisches Volk, doch erkennen sie hier keinen Erbadel an, sondern den Adel des Verdienstes, weshalb eben die Gesammtsprache ein Wanderleben führt, und ihr Gezelt da aufschlägt, wo gerade die rechten Bäume blühn.

Nicht auf diese Weise läßt sich beantworten, wo die beste Aussprache zu holen sei. Man hat die Antwort gegeben: „wie man schreibt." Aber dagegen erhebt sich mit warnendem Finger die Wahrnehmung, daß jede Orthographie, weil sie nicht immer neu werden kann, Veraltetes nachschleppt, weshalb man hier leicht dazu kommt, Mücken zu seigen und Kameele zu verschlucken. Das Rechte hat unser pfälzisch-italienischer canis grammaticus getroffen, wenn er uns den Rhein weist, nach Mainz und Speier. Nicht als ob diese Städte für alle Zeit das Vorrecht haben müsten; nur sein Grundsatz ist richtig. Einmal sofern er ihn auf Mainz und überhaupt den Mittel-rhein geführt hat. Denn hier, an einer belebten Völkerstraße, muß sich für den Gebrauch der Leute, die aus verschiedenen Theilen Deutschlands zusammentreffen, ein gemeinsames Idiom bilden, das zwar nicht das edelste sein wird, weil über dem Marktverkehr nicht der Schutzgeist der Bildung wacht; aber doch ihr in Vielem nahesteht, weil es in der Hauptsache auf denselben Voraussetzungen beruht. Man verspottet die Anwohner des Mittel-rheins, weil ihre Sprache jüdischen Klang habe. Die Ansicht ist richtig, so wie man sie umkehrt: die Juden haben sich für die Zwecke eines geläufigen Verkehrs eben jene minder edle Gesammtsprache angeeignet, an welcher schon zu des Scioppius Zeit die rhein-fränkische Mundart den meisten Antheil hatte.

Um das beste Deutsch zu lernen, sollen wir seiner Anweisung zufolge nach Speier gehn. Da jetzt kein Reichskammergericht mehr Gebildete aus allen Theilen Deutschlands dort zusammenführt, so hat sich der Ort geändert, aber die Sache ist geblieben. Wenn Gebildete derselben Landschaft beisammen sind, so wehrt ihnen keine Rücksicht, sich der bequemeren Mundart zu bedienen, denn die ist und bleibt, mit Goethe zu reden, das Element, worin die Seele ihren Athem schöpft. Gebietet aber gegenseitige Achtung, sich im Verkehr alles desjenigen zu entschlagen, was den Andern nicht geläufig ist, so erwächst in Folge gegenseitiger Zugeständnisse, und geleitet von

dem, was die Schriftsprache unveränderlich an die Hand giebt, eine Uebereinstimmung des Geschmacks. Je feiner dann die Bildung, der sprachliche Kunstsinn der gesellig Verbundenen ist, desto mehr kann ihr Ausdruck als edles Muster gelten. Aus diesem Grunde waren im Mittelalter, wo der Adel die Bildung in Händen hatte, die Fürstenhöfe der Aufenthalt der feinsten Sprache (lingua cortigiana); aus diesem Grund nennt man uns oft die Schaubühne als ein Orakel; aus diesem Grunde müßen wir denjenigen, der das Hochdeutsche lernen will, auf die Dampfschiffe und die Wagen der Eisenbahnen verweisen, so wie in unsre großen Städte, wo er gerade diejenigen Gesellschaften der Gebildeten am liebsten aufsuchen soll, die am buntesten aus Gästen von ganz Deutschland gemischt sind.

Für den Fremden bleibt es eine schwierige Sache in allen Einzelheiten der Aussprache eine sichere Norm zu gewinnen, unsre Grammatik ist noch in der Gährung. Für den Einheimischen darf ausgesprochen werden, daß unsre Bildung auch hier keineswegs eine pedantische Gleichmäßigkeit, den Tod des frischen Sprachlebens verlangt. Mit Recht sträubt sich das Gefühl jedes Deutschen gegen die Zumutung, bei der Aussprache jede Spur der Heimat auch in den Fällen zu verleugnen, wo der Dialekt mit der Reinheit der Sprachformen, dem Wohllaut und Geschmack verträglich ist. Es könnte ja doch nur geschehen, wenn Eine Mundart zur Despotie gelangte, was aber ohne eine deutsche Hauptstadt ganz unmöglich ist, und mit ihr an dem festgewurzelten Gleichheitsstreben unsrer Stämme scheitern müste. Nicht einmal durch geschichtliche Forschung werden wir zu einer ganz festen Regel über die Aussprache gelangen, weil jene Forschung schon jetzt darauf geführt hat, daß die verschiedenen Gegenden Deutschlands tief gehende dialektische Verschiedenheiten mit gleicher Berechtigung seit Jahrhunderten fortführen. Man wird ewig den Nieder-deutschen nicht bewegen, daß er seine Unterscheidung von offnem und geschlossenem E umkehre, was er thun müste, um dem Ober-deutschen gleich zu werden; und eben so wenig wird es der Ober-deutsche über's Herz bringen, nach nieder-deutscher Weise die U seinem bisherigen O—laut. die O einem halben A (a) zu nähern. Dazu ist aber wie gesagt auch kein zwingender Grund. Ebenso verhält es sich mit den Consonanten. Die Nieder-deutschen thun Unrecht, wenn sie uns tadeln, daß wir so hart reden, und uns ihre weichen,

lispelnden Klänge zur Nachahmung vorhalten. Wir sind im geschichtlichen Rechte, wenn wir fest, ja hart reden, denn so ist es Sitte in Ober- und in Mittel-deutschland, in den Gegenden, wo sich seit mehr als 1000 Jahren die Gesammtsprache vorzugsweise gebiert, und die Zunge dieser Landschaften gehört einmal nicht unter die Sprachen von weichem Stoff. Freilich muß mit der verschwimmenden Weichheit der Nieder-deutschen auch die übergroße Härte der Schweizer abgewiesen werden, denn auch ihr fehlt die historische Berechtigung. Wol aber thäte jeder Deutsche, wenn er von Nieder-deutschen und Alemannen die sorgfältige Aussprache des B, D, G, des ö und ü annähme, worin man in Mitteldeutschland so ungenau ist. Eben der angeborene Vorzug, den Nieder-deutsche und Alemannen hierin vor uns voraus haben, sind der Grund, weshalb, wenn sie das Extreme ihrer Aussprache mildern und die Formen der Gesammtsprache sorgfältig beobachten, ihr Hoch-deutsch so edel klingt. Bei gebildeten Schweizern besonders thut die Klarheit, die ihr hartgewöhnter Mund allen Lauten zu verleihen weiß, überaus wohl, im Vergleich mit der Sorglosigkeit, womit die Deutschen, von Constanz bis Leipzig, gewöhnlich ihre schöne Sprache handhaben. Man kann bei diesem Anlaß den Schweizern in anderem Sinne nachrühmen: **lingua Toscana in bocca Romana.** Wie die italienische Gesammtsprache beim Toscaner besonders durch grammatische Reinheit, beim Römer aber durch eine klare, energische und melodische Aussprache daheim ist, so mögen wir bei den Mittel-deutschen zwar mehr den Geist und die grammatische Reinheit des Hoch-deutschen finden, aber bei gebildeten Schweizern die Frische, Klarheit und bestimmte Kraft der Aussprache. Daher, so ketzerisch die Behauptung scheinen mag, es lerne jeder Stamm vom andern, und fern bleibe die engherzige Ansicht, daß sich edles Hochdeutsch nur denken lasse, wo den Mundarten jedes Recht genommen ist.

Eine letzte Frage zeigt sich auf diesem Gebiete noch. Wie haben diejenigen zu verfahren, welche durch die Gabe der Natur und durch ein bildendes Geschick berufen sind, den Bau der Gesammtsprache weiter zu führen: Redner, Geschichtschreiber, Philosophen, Dichter? Die große Zahl der Gebildeten sieht auf sie als auf die Priester des Heiligthums, nimmt unbewust an, was sie dort vernommen hat; ins besondre waltet die Sprache großer

Dichter bald über dem Ausdruck ihrer unmittelbaren Nachwelt. Es bekämpfen ſich bei Beantwortung dieſer Frage von jeher zwei Schulen, die ſich mit einem franzöſiſch-deutſchen Gegenſatz unſrer Tage als Akademiker und Romantiker bezeichnen laſſen. Wie jede gebildete Sprache dadurch entſteht, daß die Kunſt den natürlichen Stoff geſtaltet, ſo ſind es immer zwei Quellen, aus denen der Redende zu ſchöpfen hat: Natur und Geſchichte. Die Romantiker fehlen, indem ſie nur jene, die Akademiker, indem ſie nur dieſe zu Rathe ziehen wollen. Jene vergeſſen, daß nicht Alles, was dem Leben angehört, darum auch in der Kunſt gerechtfertigt iſt; dieſe, daß eben jene früheren Größen der Literatur ihre Stärke dem innigen Verſtändnis der Sprachlebens verdanken. Zur Hälfte gelingt die Handhabung der Geſammtſprache dem glücklichen Blick in die belebte, frei ſich rührende Gegenwart, zur Hälfte dem Verſtändnis deſſen, was begabte Geiſter der Vorzeit dem damaligen Leben abgelauſcht haben. Mit andern Worten: wer das Hoch-deutſche weiter bilden will, muß ſowol die Mundarten, und zunächſt die ſeine, die reichſte für ihn, befragen, als auch den Sprachgebrauch ſeiner Vorgänger. Durch den Gedanken, daß wir ein Recht haben auf allen Reichthum, alle Schönheit, der geſchriebenen ſowol als der geſprochenen, der geſtorbenen ſowol als der lebenden Sprache, iſt dem Geiſt und Geſchmack ein unermeßliches Feld geöffnet. Wir ſind auf dem Weg, unſrer Sprache dieſe Gerechtigkeit endlich widerfahren zu laſſen, und wenn der deutſchen Nation vom Schickſal wieder einmal äußerer Glanz beſchieden iſt, ſo betritt ſie jetzt zu gleicher Zeit zwei neue Bahnen von unabſehbarem Gelingen.

Albert Schott.

Die Zukunft der Aſtronomie.

Der Verfaſſer behandelte dieſes Thema in einer zu Dorpat gehaltenen öffentlichen Rede, welche ſpäter beſonders gedruckt, auch in der Petersburger deutſchen Zeitung und (in ruſſiſcher Sprache) im Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung, erſchien. Da indeß die engen Grenzen einer Feſtrede nicht geſtatteten, den Gegenſtand ſo umfaſſend und ausführlich zu behandeln, als er zu erfordern ſcheint, ſo entſchloß er ſich zu einer gänzlichen Umarbeitung und Erweiterung.

Unſer Zeitalter darf ſich rühmen, die Naturwiſſenſchaften zuerſt in ihrer wahren Stellung und Bedeutung erkannt und ihnen den Rang angewieſen zu haben, der ihnen im Reiche des geſammten Erkennens zukommt. Zu keiner Zeit war ihre Verbreitung allgemeiner, ihre Anwendung mannichfaltiger, ihre Mittel großartiger als gegenwärtig; kein noch ſo hochgebildetes Volk der Vorzeit hat ihren innern Zuſammenhang ſo klar erkannt, und ſie ſo feſt begründet, als die civiliſirten Völker unſerer Tage. Mögen auch die vergangenen Jahrhunderte mit einzelnen welthiſtoriſch gewordenen Entdeckungen prangen; mögen ſich einzelne Namen mit einem Nimbus der Unſterblichkeit umgeben haben, den zu erlangen jetzt kaum mehr möglich ſcheint: dennoch, wenn wir das Ganze der Naturwiſſenſchaften überſchauen, müſſen wir bekennen, daß alles, was in der Vorzeit geſchah, gegen die Leiſtungen der Jetztwelt faſt verſchwindet.

Denn was war es, was den Erfinder des Kompaſſes, des Schießpulvers, des Fernglaſes ſo hochberühmt machte und das Staunen der Zeitgenoſſen erregte? Verfolgen wir die Geſchichte dieſer Erfindungen, ſo weit ſie zu uns gelangte, ſo finden wir, daß die Urheber ſelbſt ſich keine genaue Rechenſchaft über die innere Natur deſſen, was ſie zu finden ſo glücklich waren, zu geben vermochten, und daß noch viel weniger die Mitwelt im Stande war, ein richtiges Urtheil zu fällen über den Gewinn, der der Wiſſenſchaft zu Theil geworden. Nicht die Einſicht, ſondern gerade umgekehrt der faſt gänzliche Mangel einer ſolchen veranlaßte jenes dumpfe Staunen, das ſich in noch früheren Zeiten bis zur Vergötterung ſteigerte. Die allgemeine Finſterniß war es, die jene Glanzpunkte nur um ſo greller erſcheinen ließ.

Und wie war es anders möglich in einem Zeitalter, wo es eine ſelbſtändige Naturforſchung noch gar nicht gab, wo das, was man Wiſſenſchaft nannte, aus iſolirten Fakten beſtand, deren Darſtellung im fremden Idiom ſchwerfällig einherſchritt, und nur äußerſt wenigen Eingeweihten der Zutritt zum Tempel verſtattet war, wo mit wenigen Ausnahmen das Wiſſen keinen Einfluß auf das Leben der Geſammtheit äußerte, und alſo auch keine Anregung durch daſſelbe erfuhr? Die Wiſſenſchaft des Arztes, faſt die einzige mit Sorgfalt gepflegte (weil unbedingt nothwendige), mußte, wie wenig ſie ſich auch dazu eignen mochte, Jahrhunderte lang allen übrigen Beſtrebungen zur Stütze dienen. Wir ſehen den Mathematiker und Aſtronomen umgeben von den Apparaten des Heilkünſtlers, denn von allen den Himmliſchen vermochte Aeskulap es allein, ſeinen Jüngern Reichthum und Ehre zu geben, und nur als Arzt vermochte der Forſcher dem Hungertode zu entgehen. Aber wenn er es auch über ſich vermocht hätte, dem Mangel und der Verachtung Trotz zu bieten und ſich in ſein inneres Heiligthum zu flüchten: wer ſchützte ihn vor Verfolgung, ja vor Ketten und Scheiterhaufen? Es war jene von Manchem zurückgewünſchte Zeit, wo die theologiſche Exegeſe in ſtolzer Ruhe ſich breit machen durfte, ungenirt vom kopernikaniſchen Weltſyſtem wie von geologiſchen Forſchungen; wo Alchymie ihre Zauberkreiſe auf einem Felde zog, das die Chemie noch nicht in Beſitz genommen hatte und Aſtrologie der Deckmantel war, unter dem ſich die ſchüchterne Himmelsforſchung verbarg; wo jedes fremde Land für ein Land

der Wunder galt und Niemand ſich verrechnete, der auf die Leichtgläubigkeit und Kurioſitätenſucht der Maſſe ſpekulirte.

Dem achtzehnten Jahrhundert gebührt die Anerkennung, dieſe ſchmählichen Feſſeln abgeſchüttelt zu haben, an denen ſchon das ſiebzehnte ſtark gerüttelt hatte. Es gab damals harte Kämpfe zu beſtehen, doch ſie liegen hinter uns und der Sieg iſt errungen. Es galt, die Naturwiſſenſchaften zu emanzipiren und gleichzeitig ſie zu läutern, ſelbſtſtändige Grundlagen für ſie zu ſchaffen, um nicht länger jenes demüthigen Anklammerns zu bedürfen; es galt, ſich ein eigenes Gebiet zu erobern, ſtatt als eine Magd im fremden zu dienen. Vergleichen wir den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts mit ſeinem Anfange, ſo gewinnen wir ein höchſt erfreuliches, wenn gleich mannichfach getrübtes Bild. Nicht blos die Maſſe des Wiſſens hatte ſich vermehrt: ein weit höherer Gewinn war es, daß die einzelnen Beſtrebungen ſich verallgemeinerten, daß man auf inneren Zuſammenhang bedacht war und die Nothwendigkeit erkannt hatte, nichts ohne Grund hinzuſtellen. Man wußte nun, was man wollte, man hatte ſich ein feſtes Ziel geſteckt und die früheren Fehler und Mißgriffe eingeſtanden und zu vermeiden gelernt.

Aber indem man rüſtig fortſchritt auf der neuen geebneteren Bahn, ſtellte ſich mehr und mehr heraus, wie ungemein viel noch zu thun ſey und wie wenig Gebrauch von ſo manchen Syſtemen gemacht werden könne, welche im erſten Eifer zu raſch und vorſchnell aufgebaut worden waren. Man verſuchte, Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen, doch nicht in allen Fächern mit gleichem Glück, und es entſtand ein ungewiſſes Schwanken, was am nachtheiligſten da empfunden wurde, wo Wiſſenſchaft und Praxis ſich am unmittelbarſten berührten, — in der Medizin; während man z. B. den Zwiſten der Geologen weit ruhigeren Gemüthes zuſchaute. So fand das neunzehnte Jahrhundert in ſeinem Beginn zwar die früheren Hinderniſſe größtentheils weggeräumt, aber auch die Anforderungen weit höher geſtellt, und den größten Theil der Aufgabe noch ungelöst.

Auch die Aſtronomie nahm Theil an dieſer allgemeinen Umgeſtaltung: nur daß in ihr weit weniger, als in den übrigen Naturwiſſenſchaften, jenes ungewiſſe Schwanken wahrgenommen ward. Rückſchritte hat ſie, wenn man die finſterſte Zeit des

Mittelalters ausnimmt, eigentlich nie gemacht, und ſeit Copernicus und Kepler ſind ſie für immer unmöglich geworden. Auch gelangte ſie früher, ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, zu einer ſo feſten Grundlage, als noch heut keine andere Wiſſenſchaft ſich rühmen kann, und die ſie kühn als das Geſetz des Univerſums hinſtellt. Ein Rieſengeiſt, den ſeine ſtaunenden Zeitgenoſſen ganz zu begreifen noch nicht fähig waren, gab es ihr in der Gravitationstheorie, einer Lehre, die weder in der Einfachheit ihres Ausdrucks, noch in der Fruchtbarkeit ihrer Anwendung ein zweites Beiſpiel in der Geſchichte der Wiſſenſchaften findet und die unbeſtritten das ſchönſte Denkmal iſt, welches der Menſchengeiſt ſich geſetzt hat. Lagrange, der Newton das größte Genie aller Zeiten nennt, hat vollkommen Recht, wenn er hinzufügt: „aber auch das glücklichſte, denn es gibt nur Ein Syſtem des Weltalls zu erfinden.“ So hatte die Aſtronomie ihre unabänderliche Baſis ſchon gewonnen, als man in andern Zweigen der Naturwiſſenſchaften noch kaum die Nothwendigkeit erkannt hatte, eine ſolche zu ſuchen.

Doch wie nahmen die Zeitgenoſſen, wie nahm das nachfolgende Geſchlecht die große Entdeckung auf? Im erſten Anfange mit offenbarer Verkennung und Gleichgültigkeit. Der Urheber ſelbſt ſah ſich noch über ein Jahrzehend hindurch genöthigt, von ſeinem eigenen Lehrſtuhl herab ſie gleichſam zu ignoriren und die Descartesſchen Wirbel anzunehmen. Als endlich die Anerkennung errungen war, folgte die ungemeſſenſte Bewunderung, ja Vergötterung ihres Urhebers: doch die rechte Mitte ward verfehlt. Oder wo begegneten wir, bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hin, einem wirklichen Fortſchritt auf der von ihm gebrochenen Bahn? Kommentatoren begegnen wir, nicht aber ebenbürtigen Nacheiferern: es ſcheint, als ob über ein halbes Jahrhundert nöthig geweſen ſey, ſich von dem Erſtaunen über den rieſenhaften Fortſchritt einigermaßen zu erholen. Nun erſt ſah man die Unermeßlichkeit des eröffneten Feldes vor ſich und erkannte die Schwierigkeiten, die ſeiner Bearbeitung entgegenſtanden. Wir ſehen mit Euler, Clairaut, Lagrange eine Reihe großer Analyſten beginnen und in ununterbrochener Folge bis auf unſre Tage reichen. Alle civiliſirten Völker haben Theil genommen an dieſem Wettkampfe, doch vor allem waren es Deutſche und Franzoſen, welche das Werk

des großen Britten wieder aufnahmen und fortführten. Einem Laplace und Poiſſon, einem Beſſel, Gaus und Hanſen vermag kein anderes Volk gleiche Namen gegenüberzuſtellen. Die von ihnen entwickelte Theorie hat uns dahin geführt, Blicke in die innerſten Geheimniſſe der Syſteme zu thun und Wahrheiten zu entdecken, die, wenn ſie allein der Beobachtung überlaſſen geblieben wären, theils ſehr ſpät und unvollkommen, theils gar nicht aufgefunden worden wären. Aber das großartige Gebäude iſt noch nicht vollendet. Noch immer zeigen uns die Beobachtungen, wenn wir unſere Theorie an ihnen prüfen, Abweichungen in verſchiedenem Sinne, die zwar im Vergleich zu dem, was die Inſtrumente vor einem Jahrhundert leiſteten, als unbedeutend verſchwinden, heutigen Tages aber gleichwohl zu groß ſind, um durch Fehler der Beobachtung erklärt werden zu können, und die uns alſo das Anerkenntniß abnöthigen, daß noch immer nicht die Theorie bis in ihre feinſte Einzelnheit durchgeführt ſey. Wir bedienen uns annähernder Methoden, die zwar oft bloße Erleichterungen ſind und richtig angewandt eben das leiſten, was der ſtrenge analytiſche Ausdruck gegeben haben würde; oft aber auch nur nothgedrungene Behelfe, die uns der Wahrheit möglichſt nahe führen da, wo wir zur vollen und ganzen Wahrheit noch nicht durchgedrungen ſind; und eins der wichtigſten Probleme, das der drei Körper, entbehrt noch immer einer allgemeinen Löſung. Wäre ſie gegeben, ſo würde der Vielen ſo anſtößige Ausdruck Störung aus der Theorie des Weltſyſtems verſchwinden und jede Bewegung ſich als wahre Bahn darſtellen laſſen, während jetzt einzig der Fall, wo einer der drei Körper durch Maſſe oder größere Nähe das entſchiedenſte Uebergewicht zeigt, einigermaßen befriedigend gelöst iſt. Und doch handelt es ſich hier um kein neues Geſetz, ſondern einzig um folgerechte Entwicklung des von Newton bereits gegebenen und feſtgegründeten, und man iſt des bereits gewonnenen Beſitzes vollkommen ſicher.

Wie aber, wenn der Allgemeinheit dieſes Geſetzes unbeſchadet, neben ihm noch andre Kräfte, wie ſie ſich zwiſchen den terreſtriſchen Subſtanzen wirkſam erweiſen, auch bei den kosmiſchen ſich geltend machten, wenn wir demnach nicht Gravitation allein, ſondern auch Magnetismus und Chemismus zu berückſichtigen hätten? wenn vielleicht noch ganz andere Beziehungen, für welche die

Sprache des Erdbewohners keine Namen kennt, zwiſchen den Weltkörpern ſtattfänden, und ihren Einfluß auf die Abſtände und Bewegungen bemerklich machten? wenn der Raum nicht abſolut leer, ſondern mit einem auch nur unendlich dünnen Mittel erfüllt iſt, das auf die Bewegungen hemmend einwirkt und ſich in der Erſcheinung, wenn auch vielleicht erſt nach Myriaden von Jahren und bei den formloſeſten Körpern, herausſtellt? Ueberblickt man die Data, welche uns die neueſten Beobachtungen und Unterſuchungen an die Hand geben, ſo wird man ſich geſtehen, daß wir hier nicht von bloß hypothetiſchen Möglichkeiten ſprechen. Encke hat an dem Kometen, welcher ſeinen Namen führt, dieſes ſchon früher vermuthete widerſtehende Mittel im Sonnenſyſteme nachgewieſen und ſeine Realität ſelbſt gegen die von Beſſel aufgeworfenen Zweifel ſiegreich behauptet. Der Letztere hat an einem andern, dem Halleyſchen Kometen Erſcheinungen wahrgenommen, die auf eine Ausſtrömung, folglich Abſtoßung der Materie deuten, jedenfalls alſo auf ein Verhältniß, das mit dem Geſetz der Schwere nicht in Verbindung ſteht. Auf der andern Seite hat Kreyl gezeigt, daß dem Monde ein Einfluß auf die Deklination und Intenſität der Magnetnadel zukomme, und daß die uns zugewendete Seite des Mondes wie ein magnetiſcher Nordpol wirke. Es iſt kein Einwurf, daß alle dieſe Wirkungen äußerſt klein und daß der für ſie ſprechenden Thatſachen erſt ſo äußerſt wenige ſind. So viel ſteht längſt feſt, daß es in den Beziehungen der Weltkörper zu einander kein Agens geben könne, welchem im Vergleich zur Attraktion eine quantitative Bedeutenheit zukomme; und die Bewährung unſerer Theorie, die Sicherheit unſerer Vorausbeſtimmungen zeigt zur Genüge, daß uns höchſtens nur noch das Letzte und Feinſte unbekannt geblieben ſeyn könne. Aber dieſes zu erforſchen, iſt nicht minder wichtig, und erſt wenn wir auch die ſchwächſte und verborgenſte Kraft darzuſtellen im Stande ſind, werden wir von dieſer Seite der Aufgabe Genüge gethan haben. Auch ſcheint es, daß die abſtrakte Mathematik, wiewohl ſie ſich bei Entwicklung des Attraktionsgeſetzes vollkommen genügend erwies, doch nicht allein im Stande ſeyn werde, die Aufgaben zu löſen, welche uns die Beobachtung auf dieſem Felde bereits vorgelegt hat und in Zukunft vorlegen wird. Den künftigen Analyſten, die ſich an ihnen verſuchen werden, wird Vertrautheit mit den Lehren der

Phyſik und Chemie als ein unabweisbares Bedürfniß erſcheinen. Dazu aber iſt alle Ausſicht vorhanden, denn die eben genannten Zweige der Naturwiſſenſchaft haben ſich gleichfalls neu geſtaltet, ſich von der rohen Empirie früherer Zeiten losgemacht und erkannt, daß ſie bei ihren Fortſchritten der Hülfe der höheren mathematiſchen Analyſis nicht entbehren können. Bei dieſem ſchönen Entgegenkommen und Verſchwiſtern der drei Wiſſenſchaften wird die Zukunft weniger ſelten einem Arago und Gauß begegnen, bei denen gefragt werden muß, ob ſie größer als Aſtronomen oder als Phyſiker ſeyen, wenn gleich auf der andern Seite die Ausdehnung, welche die Wiſſenſchaften gewinnen, es immer ſchwerer machen wird, mehrere derſelben in Einer Perſon zu vereinigen.

Denken wir uns nun den Fortſchritt ſo weit gediehen, daß die im Kosmus wirkſamen Kräfte bekannt, ihre Geſetze feſtgeſtellt und ihre Theorie entwickelt ſey, ein Ziel, welches zu erreichen nicht außerhalb der Möglichkeit liegt, ſo können wir auch den Gang bezeichnen, den alsdann dieſe Unterſuchungen nehmen werden. Ihr Gegenſtand ſind die Abweichungen, welche zwiſchen Theorie und Beobachtung ſich noch zeigen. Sind die letztern ſo klein, daß ſie vollſtändig der Wahrnehmung zugeſchrieben werden können, ſo iſt keine Veranlaſſung gegeben, durch ſie ein bisher gänzlich Unbekanntes erforſchen zu wollen: ihre Benutzung wird, wie ſchon jetzt geſchieht, darauf hinauskommen, daß man die zum Grunde gelegten numeriſchen Werthe der Elemente ſtets mehr und mehr der Wahrheit näher bringt. Findet aber dieſe Vorausſetzung nicht ſtatt, und läßt ſich kein Syſtem von Elementen, keine zuläſſige Kombination der bekannten Potenzen auffinden, durch welche Theorie und Beobachtung innerhalb der Genauigkeitsgrenze der letztern vereinigt werden können, ſo wird man den Grund der Abweichung in neuen, bisher noch unbekannt gebliebenen Maſſen ſuchen müſſen. Einen Gedanken dieſer Art hatte ſchon Clairaut gefaßt, als er die Bahn des Halley'ſchen Kometen und ſeine Wiederkehr 1759 vorausberechnet hatte, und der Erfolg eine Abweichung von etwa einem Monat zeigte. Nochmals ſah er ſeine Rechnungen durch, fand keine ausreichende Erklärung der Nichtübereinſtimmung und vermuthete nun, daß vielleicht ein noch unbekannter Planet jenſeits des Saturnus kreiſe, welcher eine ſtörende Wirkung auf den Kometen ausgeübt habe. Er hatte recht vermuthet; denn

22 Jahre ſpäter fand Herſchel den Uranus. — Wir dürfen erwarten, dieſen Fall ſich noch öfter wiederholen zu ſehen, aber gleichzeitig auch hoffen, daß man alsdann nicht bei einer geiſtreichen Vermuthung ſtehen bleiben werde. Alles was wirkt, muß auch durch dieſe Wirkſamkeit ſein Daſeyn verrathen, ſobald die Geſetze dieſes Wirkens vollſtändig gegeben und es ſelbſt ſtark genug iſt, um noch in Beobachtungen erkannt zu werden. Wir ſind heut mit Uranus faſt in demſelben Falle, wie Clairaut es mit dem Halley'ſchen Kometen war: wir finden Abweichungen in ſeinem Laufe, die es ſchon Bouvard 1820 unmöglich machten, die ältern und neuern Beobachtungen in Eine Bahn zu vereinigen. Einſt wird eine neue Art von Entdeckungen beginnen, nachdem die alten, die das Fernrohr gemacht, wenigſtens innerhalb der Grenzen unſeres Sonnenſyſtems abgeſchloſſen zu ſeyn ſcheinen. Wohin kein Fraunhofer'ſches Refraktor, kein Herſchel'ſches Rieſenteleſkop dringt, dahin wird das geiſtige Fernrohr, die Analyſis, vordringen und die neue Ernte beginnen. Von der wahrgenommenen, konſtatirten, anderwärts unerklärbaren Wirkung wird man zurückſchließen auf das Wirkende, und wie einſt Olbers, freilich von andern Betrachtungen geleitet, zwei neue Weltkörper da fand, wo er ſelbſt uns gelehrt hatte, ſie zu ſuchen, ſo wird der Analytiker dem Aſtronomen das Fernrohr richten und ihn den noch unbekannten Planeten finden lehren; aber auch ſelbſt wenn dies nicht gelänge, wird er ſeiner Sache ſicher ſeyn.

Doch ſo wichtig es auch immerhin ſeyn möge, auf dieſe Weiſe das Sonnenſyſtem ſich vervollſtändigen und neue Bürger gewinnen zu ſehen, ſo ſteht doch die Beantwortung anderer, noch wichtigerer und höherer Fragen auf dieſem Wege in Ausſicht. Ein Reich mag ſich erweitern und die Zahl ſeiner Einwohner zunehmen, das verbürgt noch nicht ſeine Fortdauer in kommenden Zeiten, und ob und wie lange eine ſolche zu erwarten, hängt weit mehr von der innern Geſtaltung als der räumlichen Ausdehnung ab. Die Fragen, welche ſich auf die künftigen Schickſale und namentlich auf die Stabilität des ganzen Sonnenſyſtems beziehen, ſind wichtiger und umfaſſender als die über Anzahl und Grenze der Planeten. Wird unſre Erde ihr Licht ſtets dieſer Sonne verdanken, wird ſtets ein Mond ſie umkreiſen? Wird ſie ſelbſt ſtets bleiben, was ſie jetzt iſt, und, ſo weit die beglaubigte Geſchichte

reicht, auch ſtets war? oder ſteht ihr eine andere Zukunft bevor? Werden die Planeten in ihren gegenwärtigen Bahnen fortrollen, oder werden ſich dieſe zu kometariſchen, oder noch andern Formen geſtalten? Wird das Ganze die Vereinigung behaupten, in der es ſich jetzt befindet, oder wird ſich alles einſt trennen und auflöſen? Wenn wir ſolche Fragen ſtellen, ſo fühlen wir allerdings, daß ihre Kühnheit an Verwegenheit grenzt und daß ſie auf ganz gleicher Stufe mit denen ſtehen, welche die Schöpfung des Univerſums betreffen. Aber wir vermögen gleichwohl nicht, uns von ihnen loszumachen, denn ſie ſind von der höchſten und allgemeinſten Wichtigkeit, und ihre Beantwortung wird einſt möglich ſeyn. Ja ſie iſt es ſchon jetzt, ſo weit man von den bekannten Maſſen und Kräften auf die unbekannten ſchlieſſen darf. Denn die von einander unabhängigen, und — wenigſtens in Bezug auf unſre Kenntniß — arbiträren Werthe der Bahnelemente für die verſchiedenen Glieder unſres Sonnenſyſtems ſind ſo gewählt, wie eine immerwährende Dauer des Syſtems ſie erfordern würde. Weſentliche Aenderungen in der Stellung, namentlich der größern (z. B. eine ſtärkere Excentricität der Jupitersbahn), würden im Stande ſeyn, die Dauer des Planetenſyſtems, wenn auch erſt in ſehr ferner Zukunft, zu gefährden. Die Partialſyſteme ſtehen von einander, in Vergleich zu ihrer eigenen Ausdehnung, weit genug ab, um weſentlichen Störungen von außen her nicht mehr ausgeſetzt zu ſeyn, und der einzige Fall, wo ein Trabant ſehr ſtarke Störungen von der Sonne erleidet, iſt auch zugleich der einzige, wo ein iſolirter Mond um den Hauptplaneten läuft, folglich keinem Nachbarmonde begegnen kann. Mit einem Wort, aus den uns bekannten Naturgeſetzen und unter Zugrundelegung der uns bekannten Maſſen läßt ſich keine Zerſtörung, kein Ausſcheiden aus dem Syſtem, kein Zuſammenſtoßen mit einem andern Körper für irgend welche Zeit ableiten, wenn man die abſolut unſchädlichen — weil faſt gänzlich maſſeloſen — Kometen ausnimmt, mit denen die Erde und andere Planeten nicht allein zuſammentreffen können, ſondern wahrſcheinlich auch ſchon zuſammengetroffen ſind, ohne daß ihre Bewohner das Mindeſte davon wußten. Allein nicht nur bei einer andern Abwägung und Anordnung der Maſſen, ſondern auch bei andern, neben der Gravitation wirkſamen Kräften kann das Reſultat ein ganz anderes

werden. Der Enckeſche Komet z. B. beſchleunigt, in Folge des widerſtehenden Mittels, ſeinen Umlauf nach und nach; geht dies ſo fort und findet nicht auf irgend eine — bis jetzt noch nicht entwickelte — Art eine periodiſche Rückkehr zur früheren Umlaufszeit ſtatt, ſo wird er endlich nach Myriaden von Jahren ſich mit der Sonne vereinigen müſſen, und nach einer vielleicht millionenmal längeren Zeit würde dies auch mit den Planeten der Fall ſeyn. Dies nur als Andeutung, daß das Bisherige noch nicht zur abſoluten Erledigung der Frage ausreiche, und daß wir überhaupt ſie nicht eher erledigen können, bis wir ſicher ſind, alle Maſſen ſowohl, als auch alle Arten der Bewegungskräfte zu kennen. Nun aber haben wir oben geſehen, daß dies eine Aufgabe der Zukunft ſey, und ſo wird auch nur in dieſer eine definitive Löſung der großen Lebensfrage ſich ergeben. Gegenwärtig kann man nur ſagen, daß die überwiegende Wahrſcheinlichkeit für eine immerwährende Dauer des Sonnenſyſtems nach ſeinem gegenwärtigen Beſtande ſpreche.

Von der Natur und Vertheilung des widerſtehenden Mittels (Weltäthers) wird hierbei das Meiſte abhängen. Bis jetzt iſt uns faſt nur noch ſein Daſeyn bekannt, und ſelbſt dieſes wagt der vorſichtige Urheber jener Lehre nicht apodiktiſch auszuſprechen. Hanſen, welcher die Geſetze der Vertheilung des Aethers am gründlichſten unterſuchte, kam zu dem Reſultat, daß die Bahn- und Größenänderung des Enckeſchen Kometen, des einzigen, der eine ſolche Unterſuchung jetzt ſchon zuläßt, durch ſehr verſchiedene Annahmen über die Vertheilung des Aethers ſich etwa gleich gut erklären laſſe, und es iſt demnach keine Veranlaſſung, irgend eine dieſer Hypotheſen vor der andern zu adoptiren. Nur muthmaßen können wir, daß dieſer Aether in der Nähe der Sonne dichter ſeyn werde, wiewohl es wenig wahrſcheinlich iſt, daß er nichts als die erweiterte Photoſphäre der Sonne ſelbſt ſey. Aber dies wird ſich anders geſtalten, wenn wir erſt im Stande ſind, die Unterſuchung auf Kometen auszudehnen, welche in entlegenere Räume des Sonnenſyſtems gelangen, wie der Halleyſche, der im Aphelium 60mal weiter als im Perihel von der Sonne entfernt iſt. Schon die nächſten Jahre können uns hierüber belehren, wenn ſich erſt ein Berechner gefunden hat, der ſeine letzte, 9 Monate hindurch verfolgte Erſcheinung mit den früheren ſeit 1542 verbindet.

Beſſer und erfolgreicher wird ſich aber die Unterſuchung anſtellen laſſen, wenn erſt die beiden im 20ten Jahrhundert zu erwartenden Wiedererſcheinungen dieſes Kometen beobachtet ſeyn werden. Darin überhaupt beſteht die hohe Wichtigkeit guter Kometenbeobachtungen, daß ſie uns Körper kennen lehren, welche bei ihren ſtarken Neigungen und Excentricitäten in die entlegenſten Räume des Sonnenſyſtems, wohin kein Fernrohr ſie verfolgt, gelangen, und ſo gleichſam Alles erproben und uns von Allem Rechenſchaft geben können. Der Umſtand, daß wir ſie nur in ſonnennahen Gegenden ſehen, iſt bei dem jetzigen Zuſtand unſrer Theorie kein Hinderniß mehr, ſobald nur der Komet öfter wiederkehrt.

Sind wir durch dieſen, ſo wie durch andere periodiſche Kometen erſt über die relative, vielleicht ſelbſt über die abſolute Dichtigkeit des Weltäthers belehrt worden, ſo wird es möglich werden, das ſo gewonnene Reſultat auch auf die Planeten anzuwenden. Dieſe Körper ſind zu maſſenhaft, und ihre Entfernung von der Sonne zu wenig veränderlich, als daß an ihnen die in Rede ſtehende Forſchung beginnen könnte, wohl aber wird ſie an ihnen fortgeführt werden. Alsdann wird man die kleinen, bis dahin unerklärt gebliebenen Abweichungen einer theoretiſchen Prüfung unterwerfen und die Theorie aus ihnen berichtigen und erweitern. Dann wird man im Stande ſeyn, über die Ungleichheit von langen Perioden ein beſtimmtes Urtheil zu fällen: Perioden, die unſere Beobachtungen nicht andeuten können, da ſie Zeiträume umfaſſen, gegen welche die Dauer des Menſchengeſchlechts noch viel zu gering iſt, und an welche eine Theorie, die ſich ſelbſt noch nicht völlig Genüge leiſtet, ſich nur ſehr ſchüchtern wagen darf. Dieſe Perioden aber ſind es hauptſächlich, welche die Stabilität des Syſtems bedingen.

Wenn wir im Verſtehenden die Kometen als diejenigen Weltkörper bezeichneten, welche am meiſten geeignet ſind, uns die Himmelsräume kennen zu lehren, ſo müſſen wir es aufs ſchmerzlichſte beklagen, daß die früheren Zeiten, bis zum 17ten Jahrhundert herab, in Beziehung auf die Kometen ſich eines ſo ſchweren Mißgriffs ſchuldig machten. Die Geſchichte, bis ins graueſte Alterthum hinauf, wimmelt gleichſam von Kometen, ſie waren Jahrtauſende hindurch faſt das Einzige, was man am Himmel der Beachtung werth hielt; und dennoch iſt faſt Alles, was wir darüber aus der

Vorzeit beſitzen, unbrauchbarer Wuſt. Mit ängſtlichſter Sorgfalt beſchrieb man ihr „fürchterliches“ Anſehen, ob ſie Flammen, Ruthen, gezückten Schwertern, feurigen Drachen u. dgl. geglichen, in welcher Stadt (!) oder Gegend ſie erſchienen waren, vor allem aber, welche wirkliche oder vermeintliche Calamitäten, „durch den Kometen veranlaßt,“ die Menſchheit betroffen haben. Da leſen wir, daß kurz nach Erſcheinung eines Kometen in einem Dorfe bei Rom ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt kam; dort begegnen wir einer von Juden geſtohlenen Hoſtie. Da konnte kein großer Mann ſterben, kein Krieg entſtehen, keine Krankheit oder Mißwachs ſich verbreiten, ohne daß ein Komet es verkündigt hatte: und es ſcheint wirklich, daß man in der Angſt, wenn kein Komet zu finden war, mit Sternſchnuppen und ähnlichen Meteoren vorlieb genommen habe. Die Geſchichte kennt keinen Aberglauben, der im Gemüth der Menſchen ſo feſt gewurzelt hätte als der Kometenwahn. Aber, durchſuchen wir die voluminöſen Kometographien eines Lubieniczky, Zahn, Hevel auch nur nach der rohesten und allgemeinsten Uebersicht — fast das Einzige, was die Wiſſenſchaft brauchen könnte, — ſo finden wir gewöhnlich nichts, oder was wir finden, widerſpricht ſich. Von 400 von Hevel aufgeführten Kometen ſind 388 für die Wiſſenſchaft gänzlich verloren; nur bei 12 derſelben konnte der Scharfſinn eines Halley den Verſuch wagen, ob eine Bahn ſich ableiten laſſe, und dieſe gehören faſt alle dem 16. und 17. Jahrhundert an. Nehmen wir noch hinzu, was Burckhardt aus alten chineſiſchen Kometenbeobachtungen — und wirklich haben die Chineſen weniger grob gelogen und ſich etwas mehr um den Ort bekümmert als die Europäer — zuſammengeſtellt hat, ſo kommen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts etwa 25 Kometenbahnen heraus, bei denen Tycho's Beobachtungen noch das Beſte gethan haben. Bei ſo geſtalteten Sachen iſt faſt ohne Ausnahme jeder Komet, den wir jetzt am Himmel auffinden, für uns ein neuer und ſeine Unterſuchung beginnt von vorne. In der That ſind nur 3 Kometen wirklich als wiedergekehrte erkannt worden, und doch iſt es faſt gewiß, daß es nicht wenige gebe, die eine Bahn von einigen Jahrhunderten haben, mithin ſchon längſt in die Rolle der ſeßhaften Bürger unſeres Sonnenſyſtems eingetragen wären ohne jene Sünden der Vorzeit. Nun aber kann uns jeder periodiſche

Komet, wenn er bei ſeiner erſten und zweiten Erſcheinung nur einigermaßen genügend beobachtet worden, ſo daß ſeine Umlaufszeit gegeben iſt, ſchon bei ſeiner dritten Erſcheinung gleichſam als Berichterſtatter dienen, was er auf ſeiner fernen Wanderung angetroffen habe. So beauftragte Olbers den Enckeſchen Kometen mit einer ſchärferen Unterſuchung der bis dahin noch faſt ganz unbekannten Merkursmaſſe, und wir wiſſen bereits, daß er ſeine Miſſion erfüllt habe. Er hat uns berichtet, daß dieſer der Sonne nächſte Planet nicht, wie man früher annahm, die Dichtigkeit des Goldes, ſondern höchſtens die des Zinns habe, daß er überhaupt nur wenig dichter als Erde und Venus ſey und ſeine Maſſe auf weniger als die Hälfte herabgeſetzt werden müſſe. Er wird nicht der einzige bleiben, den wir auf analytiſche Entdeckungsreiſen ausſenden, wenn wir nur erſt mehrere haben, die ſich zu ſolchen Aufträgen qualificiren. Iſt nur erſt die Bahn des Kometen durch gute Ortsbeſtimmungen möglichſt berichtigt, ſo kann das andere, als Geſtalt, Durchmeſſer, größerer oder geringerer Verdichtungsgrad, die Durchſichtigkeit, Form und Länge des Schweifes, kurz Alles, was ein geübter und vorurtheilsfreier Beobachter an ihnen wahrnimmt, für weitere Forſchungen fruchtbringend werden, und auf dieſem Felde ſteht alſo den kommenden Jahrhunderten eine Ernte bevor, deren Reichthum wir jetzt wohl kaum ahnen.

Uebrigens mögen wir nicht wähnen, daß wir im Kometenbeobachten bereits die Höhe erreicht haben, die als erreichbar und wünſchenswerth bezeichnet werden muß. Ein glücklicher Zufall hat bis jetzt die meiſten entdeckt; eigentliche Kometenſucher wie Meſſier (19 Kometen), Caroline Herſchel, Olbers, Pons, Galle ſind bis jetzt ſeltene Ausnahmen. Wie viele mögen uns — und nicht blos in trüben Nächten — ungeſehen entwiſcht ſeyn, während eine abſichtliche Vereinigung mehrerer, über entlegene Punkte der Erde zerſtreuter Aſtronomen es einſt wohl dahin bringen könnte, daß kein vom Fernrohr erreichbarer unbekannt bleibe. Durchforſcht jeder eine beſtimmte Region des Himmels zu einer beſtimmten, zweckmäßig gewählten Beobachtungszeit, ſo muß die Ausbeute nicht allein ſehr reich ſeyn, ſondern — was noch wichtiger iſt — die Ungewißheit, ob ein beſtimmter Komet in einer gegebenen Zeit erſchienen ſey oder nicht, wird nach und nach gänzlich aufhören. Freilich muß die Zahl der beobachtenden Aſtronomen

— die, wenn auch größer als jemals, noch immer klein genannt werden muß — beträchtlich anwachſen, wenn Kräfte genug zu einem ſolchen geregelten Kometenſuchen gewonnen werden ſollen. Insbeſondere muß der Rajah von Travanoore, der vor Kurzem zu Trevandrum eine großartige Sternwarte erbaut, ſie reich dotirt und mit einem tüchtigen Aſtronomen beſetzt hat, mehr Nachahmer finden: denn je näher dem Aequator, deſto größer iſt die Wahrſcheinlichkeit eines günſtigen Erfolges im Kometenſuchen. Wenn dann noch Telegraphenlinien zum Dienſte der Wiſſenſchaft errichtet werden, damit die irgend wo gemachte Entdeckung möglichſt raſch überall auf der Erde bekannt werde, ſo wird ein Jahrzehnt mehr leiſten, als jetzt ein Jahrhundert, und weit mehr als die geſammte Vorzeit geleiſtet hat.

Man würde indeß irren, wenn man dieſe allerdings große und ſchöne Aufgabe als die Hauptaufgabe der zukünftigen Aſtronomie betrachten wollte. Große und wohlausgerüſtete Sternwarten können ſich ihr nicht anhaltend widmen, wenn ſie nicht ein reiches Perſonal beſitzen. Die kraftvollen Inſtrumente der Gegenwart, wie die hoffentlich noch trefflicheren der Zukunft — wenn anders die Munificenz hochſinniger Fürſten, wie wir es jetzt in ſo ſchönen Beiſpielen ſehen, auch ferner aſtronomiſchen Zwecken zu Hülfe kommt — würden, einzig dieſen Forſchungen gewidmet, ihre Vorzüge nicht genügend bewähren; ihnen bleibt eine höhere Aufgabe vorbehalten. Sie müſſen in die weiten Räume des Fixſternhimmels gerichtet werden, deſſen fernſte Regionen — die der Nebelflecke — noch ſo äußerſt wenig erforſcht ſind, bei aller Anerkennung deſſen, was die beiden Herſchel und Lamont geleiſtet haben. Wir beſitzen von der großen Mehrzahl nichts als ein Regiſter, deſſen Daten nur eben hinreichend ſind zum Wiedererkennen, und die ganze Aufgabe liegt in der Zukunft. Sie wird uns lehren, ob jene Maſſen Veränderungen des Orts, der Geſtalt, Größe, Dichtigkeit und Auflöslichkeit unterworfen ſind, eine Frage von ungemeiner Wichtigkeit, denn ſie iſt gleichbedeutend mit einer andern: ob die Schöpfung ein augenblicklicher Akt und jetzt vollendet, oder ob ſie ein ins Unendliche fortdauernder ſey? Erleiden jene Maſſen wirkliche Veränderungen, löst ſich das, was jetzt noch allgemein verbreitete Nebelmaſſe iſt, einſt in diskrete Punkte auf, ſo haben wir eine Weltenſchöpfung beobachtet, ſo

ſind Sonnenſyſteme unter unſern Augen aus dem Chaos hervorgegangen, wie einſt das unſrige hervorging, und wie deren in allen kommenden Zeiten hervorgehen werden. Dann werden wir eine Weltgeſchichte in einem höheren, jetzt noch nicht möglichen Sinne des Wortes, ſchreiben können, und um ſo vollſtändiger, als glücklicherweiſe hier ſich erſetzen läßt, was die Vorzeit verſäumte. Denn der Lichtſtrahl, der von den entfernteſten der Nebelmaſſen in das Rohr des irdiſchen Aſtronomen dringt, war eine längere Zeit unterwegs, als unſere Chronologen ſie kennen, und die Vorzeit, von welcher er uns Kunde gibt, liegt weit jenſeits aller Menſchengeſchichte. Was vor Myriaden, ja vor Millionen Jahren dort ſtattfand, können wir heut noch, und werden unſere ſpäteſten Nachkommen noch erforſchen können. Hier iſt es, wo ſich Zeit und Raum auf die großartigſte Weiſe identificiren und wo die ferne Vergangenheit kein blos metaphoriſcher Ausdruck mehr iſt; hier iſt eine Reihenfolge, vom Anfange alles Seyns beginnend, und ſtufenweiſe durch alle Gradationen bis zur Gegenwart fortſchreitend, vor unſern Augen aufgerollt.

Doch ich vergeſſe, daß ich der Gegenwart noch angehöre, daß es noch nicht an der Zeit iſt, ein Bild auszumalen, das jetzt noch faſt ganz im Reiche der Phantaſie liegt, und daß nur die ſorgfältigſte und anhaltendſte Unterſuchung und naturgetreue Darſtellung dieſer merkwürdigen Maſſen, wie ſie bis jetzt noch keiner im genügenden Maße zu Theil geworden, uns einſt dahin führen kann. Eine von Herſchel angeregte Frage verdient beſonders eine Unterſuchung: ob die Geſchwindigkeit des Lichts für jene entfernteſten der Welteninſeln dieſelbe ſey, wie für die Fixſtern- und Planetenwelt? Sie läßt eine Antwort zu, denn die Geſchwindigkeit des Lichts bedingt die Größe der Aberrationskonſtante, und ob dieſe mit der der benachbarten Fixſterne dieſelbe ſey, wird durch Meſſung der Diſtanz und des Richtungswinkels in verſchiedenen Jahreszeiten beſtimmbar ſeyn, wenigſtens in den Fällen, wo der Nebelfleck nicht zu unbeſtimmt begrenzt iſt, und wo man eine kernförmige Verdichtung in der Mitte wahrnimmt. Beſondere Aufmerkſamkeit ſcheinen die Doppel- und vielfachen Nebel, die ein ſo getreues Analogon der Doppelſterne zeigen, zu verdienen. Möglich, daß ſie ſogar Bahnen um einander beſchreiben; ja mehr als blos möglich, in ſo fern das Geſetz der Schwere als ein allgemeines auch für jene

Fernen betrachtet werden darf. Nur darf unſer Geſchlecht wohl nicht an eine Beſtimmung dieſer Bahnen denken bei jener rieſenhaften Unermeßlichkeit, in der unſer Wiſſen ſeine Grenze gefunden zu haben ſcheint. Wohl aber werden wir andere, höchſt wichtige Aufſchlüſſe erhalten, wenn die dürftigen Fragmente unſerer jetzigen Nebelfleckskunde ſich zu einem ſyſtematiſchen Ganzen geſtaltet haben werden.

Denn bis jetzt haben wir dieſe räthſelhaften Körper noch nicht einmal klaſſifizirt, während doch das, was wir mit dieſem allgemeinen Namen bezeichnen, überaus groſſe und weſentliche Verſchiedenheiten darzubieten ſcheint. Neben dem leichteſten Anflug einer nur unmerklich geringeren Schwärze des Himmels, the faintest thing imaginable nach Herſchel's naivem Ausdruck, ſteht ein dichter, bereits in Myriaden von Sternen aufgelöſter Haufen, ſtehen die Gruppen der Milchſtraße, die Praesepe und die Plejadengruppe; neben dem formloſeſten Lichtſchimmer ein ſphäriſch, elliptiſch oder ſonſt regelmäßig geſtalteter Nebelfleck, oft ſogar ſcharf begrenzt, oder groteske, räthſelhafte Formen wie der Orion-Nebel. Sollte das Alles in Eine Kategorie gehören? Sollte hier nicht blos aſtronomiſche Unwiſſenheit einen gemeinſchaftlichen Namen geſetzt haben für Objekte, die in der That nichts Gemeinſames haben? Wir wiſſen es nicht, die Zukunft aber wird es wiſſen. Sie wird an die Stelle der 8 Herſchelſchen Klaſſen, die faſt nur graduelle Differenzen bezeichnen, andere, auf innere Beſtimmungen gegründete Kategorien ſetzen. Denn wenn jene Klaſſen der Gegenwart genügen und genügen müſſen, ſo iſt dies zwar kein Vorwurf, wohl aber ein Eingeſtändniß, daß wir noch nichts Beſſeres an ihre Stelle ſetzen können und alſo eigentlich noch nichts auf dieſem Felde wiſſen.

Es bietet dieſer Gegenſtand noch andere unerörterte Fragen dar, z. B. ob es Stellen des Himmelsgrundes gebe, welche dunkler als der übrige Himmel, alſo gleichſam negative Nebelflecke ſind. Auf der ſüdlichen Halbkugel haben ſchon frühere Seefahrer beim Kreuze und im Centauren große ſchwarze Flecke, unter dem Namen Kohlenſäcke bekannt, wahrgenommen. Man wird zu unterſuchen haben, ob dies nur eine relative Leere von Sternen, im Vergleich zu den benachbarten ſtark glänzenden Zonen, oder ob das Phänomen von der Art iſt, daß dieſe Erklärung nicht

ausreicht. Es würde dies auf eine verſchiedene Durchſichtigkeit des Himmelsraumes, alſo auch wohl auf andere damit zuſammenhängende Verſchiedenheiten führen, z. B. auf Temperaturdifferenzen nach Poiſſons Hypotheſe. Die Aſtronomen des Nordens werden indeß nur wenig zur Entſcheidung dieſer Fragen beitragen können. Sie erfordern ununterbrochene Reihen von gleichförmig dunklen Nächten, wie ſie unſere Klimate faſt niemals bieten. Die Nächte der verſchiedenen Jahreszeiten geſtatten in höhern Breiten ſchon an ſich ſelbſt keinen Vergleich, auch wenn man von der Bewölkung ganz abſehen wollte, die uns ſtets den beſten Theil des Jahres gänzlich raubt und das Uebrige verkümmert. Unter den Tropen aber ſind Klimate zu finden, die Jahr aus Jahr ein ſich einer wenig unterbrochenen Heiterkeit erfreuen. Hier können Vergleichungen der relativen Helle, ſowohl einzelner Sterne als ganzer Regionen des Himmels mit Erfolg unternommen werden.

Gehen wir nunmehr über zu unſerer eigenen Fixſternwelt, zu derjenigen Welteninſel, von der auch unſere Sonne ein, wie es ſcheint, nicht ſehr hervorragendes Glied ausmacht. Wenn gleich auch hier der Lichtſtrahl Jahrzehende und Jahrhunderte bedarf, um zu uns zu gelangen, ſo iſt doch, verglichen mit den Diſtanzen der Nebelflecke, die Entfernung von einigen Millionen Sonnenweiten noch immer für eine Nachbarſchaft zu halten. Hier iſt denn auch, und zwar nicht blos in neueſter Zeit, mehr geleiſtet worden. Die Oerter der Fixſterne zu beſtimmen, bedarf es keiner Rieſenfernröhre, ſie wären hierbei ſogar nachtheilig; und ſelbſt ohne Fernrohr unternahmen es bereits die Alexandriniſchen Aſtronomen, Fixſterne in Kataloge und Karten zu bringen. Was ein Timocharis und Hipparch begonnen, was ein Hevel und Flamſteed wieder aufnahmen, gelangte in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch den großen brittiſchen Aſtronomen Bradley zu einer Vollendung, welche ſelbſt den ſtrengſten Forderungen der neuern Wiſſenſchaft entſpricht. Durch ſeine und der neuern Aſtronomen Bemühungen ſind die allgemeinen Reduktionselemente mit großer Genauigkeit beſtimmt, und eine noch größere Genauigkeit in nahe Ausſicht geſtellt. Durch die Anwendung dieſer Reduktions-Conſtanten auf die Beobachtungen von Bradley bis Argelander ſind wir unter andern auch zu einer nicht mehr ganz oberflächlichen Kenntniß der eigenen Bewegungen der Fixſterne gelangt.

Bereits läuft die Zahl der Sterne, deren Fortrückung nach Quantität und Richtung mit einiger Zuverläſſigkeit beſtimmt iſt, in das zweite Halbtauſend, und ſie wird raſch in die Tauſende wachſen. Schon jetzt hat Argelander aus dieſen Bewegungen, in denen ſich die wahre eigene Fortrückung mit der unſeres Sonnenſyſtems verbindet, die letztere glücklich eliminirt und uns den Punkt im Geſtirn des Herkules, wohin wir mit dem geſammten Planetenſyſtem [illegible] bezeichnet. Bald wird auch die abſolute Quantität dieſer Bewegung innerhalb gewiſſer Grenzen bekannt ſeyn: ein Reſultat, worauf die Zukunft weiter fortbauend zu den allerwichtigſten Aufſchlüſſen gelangen wird. Vor allem ſcheint nöthig, die Sterne des ſüdlichen Himmels aufs ſorgfältigſte und beharrlichſte zu beobachten; denn wenn einſt auch dieſe mitſtimmen, ſo wird die Sicherheit des Reſultats erheblich gewinnen. Dazu werden ferner die feinen Unterſuchungen über die Fixſternparallaxen dienen, welche in neueſter Zeit zu einem erſten Gelingen geführt worden ſind. Wir wiſſen jetzt, daß 61 Cygni 600,000, α Lyrae etwa 800,000 Sonnenweiten von uns entfernt ſey, und daß α Centauri, als der uns wahrſcheinlich nächſte Fixſtern, auf etwa 200,000 Diſtanz zu ſetzen ſey. Fortſchreitend auf dieſer Bahn, wird man die ſcheinbaren eigenen Bewegungen der Fixſterne auf wahre, in abſoluter Quantität gegebene, reduziren. Die nähere Vergleichung dieſer Bewegungen wird uns die Gruppen kennen lehren, die eine und dieſelbe Bewegung gemeinſchaftlich haben, und weiterhin auch die Lage des Schwerpunkts dieſer Gruppen. Schon iſt in der Plejadengruppe dieſe gemeinſame Bewegung erkannt und es leidet kaum mehr einen Zweifel, daß Alcyone die Centralſonne dieſes großen Heeres von Fixſternen ſey, das dem bloßen Auge nur noch als ſo eben auflöslicher Nebelfleck erſcheint. Noch Ein Schritt, und wir werden die partiellen Bewegungen innerhalb dieſes Syſtems von der allgemeinen ſondern und den einzelnen Gliedern der Gruppe ihre Bahn anweiſen.

Mit dieſen Unterſuchungen werden Beſtimmungen der Lichtſtärke, die bisher nur auf Schätzung beruhte, Hand in Hand gehen. Steinheil hat die Bahn gebrochen, dieſen Schätzungen Meſſungen zu ſubſtituiren. Seine photometriſchen Arbeiten haben bis jetzt nur geringe Reſultate geliefert, aber ſie ſind die Grundlage weiterer Vervollkommnungen. Dann wird allmählig

das noch formloſe Ganze der Fixſternwelt, zu der wir gehören, beſtimmte Geſtalt und Ausdehnung gewinnen; dann wird unſerer eigenen Sonne ihr Ort in demſelben angewieſen werden, und eben ſo den übrigen Geſtirnen. Dann wird man die Sternenfülle der verſchiedenen Regionen unſeres Firmaments nicht mehr nach ſcheinbaren, ſondern nach wahren Dimenſionen, denen dann auch die dritte nicht länger fehlen wird, abwägen, und die Geſetze der Fixſternvertheilung, von denen wir noch Nichts wiſſen, aus den Beobachtungen entwickeln. Und ſo wird man endlich zu einer ſichern Beantwortung der ſchon oft aufgeworfenen Frage gelangen: ob unſere geſammte Fixſternwelt Ein gemeinſames Bewegungscentrum habe, wo dieſes zu ſuchen ſey und was ſich in ihm befinde? Denn dieſe noch vor Kurzem etwas leichthin behandelte Frage ſcheint der Löſung keineswegs ſo nahe, als diejenigen wähnten, die Alles nach bloßen Analogien konſtruiren. Wie Monde und Planeten um Sonnen, ſo laufen auch die Sonnen um eine Centralſonne — dies ſchien ausgemacht, und man bezeichnete ziemlich voreilig den Sirius als ſolche. Aber noch haben wir keine einzige Thatſache der Beobachtung, welche uns auf dieſen Stern wieſe, der freilich der hellſte Fixſtern iſt, allein doch die nächſt hellen zu wenig überwiegt,* um darauf allein eine ſolche Vermuthung zu gründen. Auf alle Fälle ſcheint es, daß, wenn gleich in der Fixſternwelt ein Zuſammengehörendes, ein Syſtem im weitern Sinne des Worts gegeben iſt, doch die Analogie mit dem Sonnenſyſteme nicht ſo groß ſey, als man früher wohl vorausſetzte.

Iſt erſt dieſe Hauptfrage erledigt, ſo werden ſich auch manche ziemlich räthſelhafte Wahrnehmungen deuten laſſen, die jetzt noch häufig die Phantaſie auf ihr Feld hinüberzieht: wir meinen die veränderlichen, die neu erſchienenen und verſchwundenen Sterne, ſo wie die verſchiedenen Sternfarben. Alles, was wir bis jetzt darüber ſagen können, iſt die Bemerkung, daß die Fixſterne zwar ſämmtlich ſelbſtleuchtend ſind, ſonſt aber im Allgemeinen wenig haben mögen, was allen Fixſternen ohne Ausnahme zukommt, und daß nicht allein das Quantitative, ſondern auch wohl das Qualitative

* Der bei uns unſichtbare Canopus gibt dem Sirius ſehr wenig nach; Wega, Capella, α Centauri kommen ihm gleichfalls ſo nahe, daß auf den größern Glanz des Sirius kein großes Gewicht gelegt werden kann.

des Lichts in den verſchiedenen Fixſternen merklich verſchieden, und in nicht wenigen derſelben periodiſchen Veränderungen unterworfen ſey, über deren Quelle wir nichts wiſſen können.

Dieſe Betrachtungen führen uns von ſelbſt auf den großen Lichtgürtel, der unſer Himmelsgewölbe umgibt, und der uns noch ſo unbekannt iſt. Herſchels Beobachtungen haben beſtätigt, was ſchon die Alten vermutheten, daß er aus einer großen Menge ſehr kleinen, d. h. ſehr entlegener Sterne beſtehe: er ſchätzt ihre Zahl auf 18 Millionen. Man hat die Zuſammendrängung dieſer Sterne blos perſpektiviſch durch eine linſenförmige Geſtalt der geſammten Weltinſel, zu welcher wir gehören, erklären wollen; unterſtützt wird dieſe Erklärung durch die Bemerkung, daß um die Pole der Milchſtraße herum die größte Sternenleere ſtattfindet. Doch ſcheinen die Ausläufer der Milchſtraße, der an mehreren Stellen ganz deutlich doppelte Zug derſelben, der ſehr verſchiedene Glanz ihrer einzelnen, auch an Breite höchſt ungleichen Regionen, endlich auch die für ein blos relatives Maximum der Verdichtung doch noch zu ſcharf erſcheinende Begrenzung der Milchſtraße der angedeuteten Hypotheſe nicht eben günſtig; und vielleicht iſt die Milchſtraße ein ungeheurer, mehrfach gegliederter Ring, der die das Centrum einnehmende Maſſe der übrigen Fixſterne in beträchtlicher Entfernung umgibt. Eben ſo iſt es auch unentſchieden, ob dieſer Gürtel ganz und gar aus einzelnen Sternen beſtehe, oder neben dieſen noch Nebelmaterie zeige, die nicht in Sterne aufgelöst werden kann. Denn ein hellerer Grund des Himmels wird faſt überall noch wahrgenommen, auch im kraftvollſten Fernrohr und bei der größten Menge von Sternen. Er mag alſo, wie man dies von den Nebelflecken vermuthet, noch Urmaterie enthalten, und vielleicht erſcheint unſere geſammte Fixſternwelt ſammt der Milchſtraße aus weitern Fernen als ein Nebelfleck mit einem dichtern Kern in ſeinem Centrum, oder auch als ein Ring, wie der bekannte Sternenring in der Leier.

Wenn hier der Zukunft noch faſt Alles überlaſſen iſt, ſo iſt dagegen nach einer andern Seite hin die Kenntniß des Fixſternhimmels bedeutend vorgerückt — wir meinen die Doppelſterne. Auf eine wahrhaft überraſchende Weiſe iſt das Dutzend, worauf ſich noch zu Bradley's Zeiten unſere Kenntniß beſchränkte, durch Herſchel zu vielen Hunderten, durch Struve ſogar hoch in

die Tauſende hinein angewachſen. Was vor nicht gar langer Zeit wenig beachtet ward und für blos zufällig galt, was dem ehrlichen Chriſtian Mayer, der zuerſt einige nicht unglückliche, nur ihm ſelbſt noch nicht klare Ideen über dieſe Fixſternbegleiter äußerte, ſogar Spott zuzog, hat nunmehr eine Wichtigkeit erlangt und zu Folgerungen und Aufſchlüſſen geführt, die ſelbſt Herſchel noch nicht ahnte, wenn gleich er ſelbſt ſchon die gegenſeitigen Stellungsveränderungen wahrnahm und richtig deutete. Es bedarf jetzt des Beweiſes nicht mehr, daß wir es hier — wenigſtens in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle — nicht mit blos optiſchen Kombinationen zu thun haben. Es ſind vielmehr Sonnen, die um andere Sonnen, richtiger geſagt, um den gemeinſchaftlichen Schwerpunkt zweier oder auch mehrerer Sonnen laufen, die unter einander, wenn auch immerhin ſehr weit abſtehend, doch nicht mehr durch das, was wir Fixſternweiten nennen, getrennt ſind: Syſteme eigenthümlicher und höherer Art, die nächſte Stufe aufwärts von den Planetenſyſtemen, in denen ſich aber ſchon deutlich ausſpricht, daß in dieſen höhern Ordnungen nicht, wie in den niederen, ein tauſend- und millionenfaches Uebergewicht des Centralkörpers ſtattfinde, wenigſtens hier zu den ſeltenen Ausnahmen gehöre. Der Anfang, die wahrgenommenen Bewegungen als Umlaufsbewegungen dem Kalkul zu unterwerfen und Keplerſche Ellipſen aus ihnen abzuleiten, iſt gemacht: das Newtonſche Geſetz hat auch hier ſeinen Triumph gefeiert, und wie ſchwierig auch die oft auf Bruchtheile von Sekunden herabgehende Kleinheit der ſcheinbaren Abſtände die Beobachtungen macht, wie groß auch verhältnißmäßig die Unſicherheit der daraus hergeleiteten Bahnelemente ſeyn möge, ſo haben ſich doch die vorausberechneten Ephemeriden in mehreren Fällen ſehr glücklich beſtätigt. Durch die Arbeiten Savary's, Encke's, Herſchels II. und meine eigenen ſind uns Fixſternſyſteme bekannt geworden, deren Umlaufszeit zwiſchen die des Saturn und Uranus fällt; andere, bei denen Jahrhunderte erfordert werden, bei denen es aber aus den bisherigen, kaum 60 Jahre (in den günſtigſten Fällen) umfaſſenden Beobachtungen ſchon nicht mehr möglich iſt, ein vollſtändiges Elementarſyſtem, wenn auch nur ganz im Rohen, darzuſtellen; etwa 70, bei denen die mit Sicherheit konſtatirten Beobachtungen auf Umlaufszeiten von Jahrtauſenden ſchließen laſſen, und wo bis

jetzt der Kalkul noch ſehr wenig ausrichten kann; endlich das große Heer der übrigen, die noch gar keine Stellungsänderung verrathen, bei denen aber gleichwohl ein phyſiſcher Konner, einzelne ſeltene Fälle ausgenommen, unabweisbar iſt, ſo daß man bei ihnen Umlaufszeiten, die ſich in die Zehn- und Hunderttauſende von Jahren erſtrecken, annehmen muß. Hier iſt alſo ein Anfang gemacht, aber zur Zeit nur ein ſchwacher; denn die größte Beharrlichkeit und der glücklichſte Scharfſinn vermögen doch nicht, der Zeit vorauszueilen. Die Zukunft wird die Ernte halten, und jedes kommende Jahrzehnt neue Doppelſternbahnen den alten hinzufügen, ſo wie dieſe ſchärfer und genauer darſtellen. Nach den bisherigen Rechnungen zu ſchließen, ſind dieſe Bahnen im Durchſchnitt weder ſo nahe kreisförmig als die Planetenbahnen, noch ſo elliptiſch wie die der Kometen; ſie füllen etwa, was ihre Geſtalt betrifft, die noch ziemlich große Lücke aus zwiſchen Juno, dem excentriſchſten der Planeten, und dem Enckeſchen Kometen, deſſen Bahn die am wenigſten länglichte iſt. Doch reichen die bisherigen Ergebniſſe noch kaum hin, hierüber etwas zu muthmaßen; und noch weniger ſind wir darüber ſchon zur Gewißheit gekommen, ob etwa die Ebenen, in denen dieſe Umläufe geſchehen, ſich wie die der Planetenbahnen einen mittlerer Grundebene nahezu anſchließen, als welche man z. B. die Ebene der Milchſtraße anzunehmen ſich geneigt fühlen könnte. Wäre letzteres, ſo wäre damit ein ſehr wichtiges Moment für den Zuſammenhang und die innere Konſtitution der Fixſternwelt gegeben.

Die Doppelſterne, ſo wie die verhältnißmäßig wenigen 3, 4 bis 6fachen, die bis jetzt beobachtet ſind, bilden indeß offenbar nur die einfachſte, unterſte Ordnung der Syſteme, die wir in der Fixſternwelt ſetzen müſſen, inſofern wir hier das Geſetz der Schwere walten laſſen. Kaum der zwanzigſte Theil der Sterne bis zur 9. Größe ſind Doppelſterne, wenn man für letztere die Grenzen bis 32″ Diſtanz annimmt. Eine von unſerer Willkühr, ohne einen andern Grund als die Nothwendigkeit, die ſchon ſo rieſenhafte Arbeit nicht zu einer unendlichen zu machen, geſteckte Grenze iſt ſicher nicht die der Natur, und es wird viele phyſiſche Doppelſterne geben, die über 32 Sekunden, vielleicht mehrere Minuten und ſelbſt Grade von einander entfernt ſind. Ein ſolcher Konner iſt kaum zweifelhaft zwiſchen den 3 Sternen im Gürtel des Orion, denen des ſüdlichen Kreuzes und mehreren andern, wie

bereits Struve dies nachgewieſen hat. Gleichwohl dürften noch viele iſolirte Sterne übrig bleiben, die eine ſolche engere Verbindung mit einem oder einigen andern nicht eingegangen ſind und einſam wie die mondloſen Planeten ihre Bahn, die einem Syſtem höherer Ordnung angehören muß, dahinrollen; wie dies z. B. augenſcheinlich bei unſerer Sonne der Fall iſt, die nur dunkle Körper, von denen hier nicht die Rede iſt, zu ihren Begleitern zählt.

Auf ſolche Syſteme höherer Ordnung, die aber doch wieder in Bezug auf das Ganze nur Partikularſyſteme ſind, wird man auch noch durch eine andere Betrachtung geführt. Auch die verſchiedenen Doppelſternpaare gruppiren ſich am Himmel viel zu deutlich, um eine bloße Zufälligkeit anzunehmen. In die 41,200 Quadratgrade des Himmels vertheilen ſich, wenn man die von Herſchel II. aufgefundenen den obigen hinzuzählt, etwa 4000 Doppelſterne, alſo durchſchnittlich einer auf einem kreisförmigen Raume, deſſen Durchmeſſer 3° 37′ beträgt. Der Fall, daß zwei oder gar mehrere Doppelſternpaare innerhalb deſſelben Quadratgrades, ja ſelbſt innerhalb deſſelben Feldes eines großen Fernrohrs liegen, müßte hiernach ein ſeltener ſeyn: er iſt dies aber keineswegs. Zwei glänzende Doppelſternpaare in der Leyer (3 und 5 Lyrae) ſtehen noch nicht 5′ auseinander, und ſo finden wir an einigen Orten bis zu 5 Sternenpaare innerhalb eines mit 12′ Radius beſchriebenen Kreiſes, wobei es zugleich ſehr auffallen muß, daß in dieſen einander nahe ſtehenden Paaren faſt dieſelben Größenverhältniſſe der einzelnen Glieder gefunden werden. Alſo auch dies iſt kein blos optiſcher Konner, und die ſo gruppirten Sterne ſind eine Verbindung höherer Art mit einander eingegangen, und ein Syſtem von Sonnen kreist um den Schwerpunkt, der zwiſchen ihm und einem zweiten oder noch mehreren Syſtemen ähnlicher Art ſtattfindet. Aber welch mächtige Kreiſe! Wenn wir die beiden oben angeführten Sternenpaare in der Leyer, in deren jedem einzelnen man ſchon Bewegung wahrgenommen hat, beiſpielsweiſe unterſuchen, ſo daß wir ſtatt der wirklichen Diſtanzen und mittleren Anomalien, die wir nicht kennen, die ſcheinbaren Diſtanzen und Winkelbewegungen ſetzen, und Keplers zweites Geſetz anwenden, ſo werden wir auf eine Umlaufszeit von etwa einer Million Jahre geführt, ſo daß erſt nach einem Jahrtauſend eine Stellungsveränderung mit einiger Sicherheit wahrzunehmen ſeyn wird.

Und gewiß iſt dies noch nicht die letzte, ja wahrſcheinlich noch nicht die vorletzte der aufwärts gezählten Ordnungen, und es iſt kaum einem Zweifel unterworfen, daß ſich dieſe Gruppen von Gruppen abermals gruppiren, ohne daß wir einen Maßſtab fänden, der uns die Grenze dieſer Potenzirungen an die Hand gäbe, oder das Zeitmaß, welches die letzte und höchſte der Perioden bezeichnet, auch nur in Gedanken erreichen könnten. Wo bleiben da die Maße, die für uns Zeit und Raum beſtimmen!

Man kann indeß bei dieſer Betrachtung die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieſe Verbindungen, je höher hinauf, deſto lockerer zu werden ſcheinen. Schon in den niederſten dieſer Fixſterngruppen, den Doppelſternen, iſt der Fall ſelten, daß einer der beiden Sterne um mehr als 3 Größenklaſſen den andern überglänzt: die einzelnen Glieder eines ſolchen Paares ſtehen einander (wie der Verfaſſer bei einer früheren Gelegenheit dargethan hat) dem Glanze, und alſo auch wol der Maſſe nach weit näher, als zwei beliebig gewählte Fixſterne im mittleren Durchſchnitt; dagegen iſt der Fall ſehr häufig, daß ſie kaum oder gar nicht von einander zu unterſcheiden ſind, wie bei γ Virginis und γ Arietis, obgleich die große Nähe die Wahrnehmung ſelbſt ſehr kleiner Unterſchiede des Glanzes offenbar begünſtigt. Alſo ſchon hier fängt der Begriff eines Centralkörpers uns zu entſchwinden an; ſchon hier begegnen wir einer bedeutenden Mäßigung der ſtreng monarchiſchen Form, nach welcher das Sonnenſyſtem und ſeine ihm untergeordneten Gruppen organiſirt ſind. Noch mehr aber verſchwindet der Gegenſatz zwiſchen Central- und ſekundärem Körper, wenn wir höher hinaufſteigen. Es ſind dies, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, freie, republikaniſch organiſirte Verbindungen beiläufig gleich potenter Glieder, und da ſie auch in Beziehung auf das Licht und die davon abhängenden phyſiſchen Verhältniſſe von einander unabhängig, und nicht wie die Monde und Planeten auf einen Centralkörper angewieſen ſind, ſo haben wir hier einen bedeutſamen Fingerzeig, in blos analogen Schlüſſen vorſichtig und zurückhaltend zu ſeyn und nichts als ſicher und ausgemacht anzunehmen, was durch keine Thatſache der Beobachtung unterſtützt iſt. Schon oben bemerkten wir, daß ſich keine Centralſonne finden wolle, die dem Fixſternſyſtem das ſey, was die Sonne den Planeten iſt: die gegenwärtigen Betrachtungen dürften zu dem Schluſſe führen, daß wir auch nach keiner zu

ſuchen haben. Ein weites Feld für die Forſchungen künftiger Analyſten! Nicht auf die Mittelpunkte phyſiſcher Maſſen, ſondern auf ideelle Schwerpunkte im freien Weltenraume müſſen hier die Bewegungen bezogen werden, und es wird nicht länger genügen, das Problem der drei Körper blos unter den beſchränkten Vorausſetzungen, die unſer Sonnenſyſtem darbietet, aufzulöſen. Wir ahnen eine große wundervolle Harmonie, aber wir dürfen auch ſelbſt für unſere Nachkommen nicht mehr hoffen, als daß ſie einzelne Akkorde derſelben auffaſſen werden. Wir haben ihnen ein Feld der Forſchung eröffnet, das unermeßlich zu werden verſpricht und Alles, was die Zukunft an Erfindungen und Vervollkommnungen der theoretiſchen wie der praktiſchen Hülfsmittel bieten dürfte, in vollen Anſpruch nehmen wird.

Aber alles dies, wird man entgegnen, betrifft die Bahnen und Bewegungen: ſoll denn dieſe ins Unermeßliche gehende Arbeit uns nie etwas über dieſe Körper *ſelbſt* lehren? Sollen wir ihre Größe, ihre Oberfläche, ihre innere Natur nie kennen lernen; nie die Planeten und Kometen, welche um ſie kreiſen? Es iſt mißlich mit *Nein* zu antworten in einer Zeit, die ſo vieles früher für ſchimäriſch geachtete unter unſeren Augen verwirklicht, die mit Lichtſtrahlen malt und uns die Luft als feſten Körper in die Hand gibt, die verborgenſten Kräfte der Natur hervorzieht und dienſtbar macht. Dennoch aber wage ich es auszuſprechen, daß die Erdbewohner nie über jene Fragen *direkt* etwas erfahren werden. Man gebe einem Fixſtern einen *hundertmal* ſo großen Durchmeſſer als der Sonne, ſetze ihn alſo zu dieſer in ein Verhältniß, wie die Sonne zur Erde ſteht, und er wird dennoch, wenn er nicht eine weit größere Parallaxe als die bisher erforſchten hat, im ſtärkſten Fernrohr als untheilbarer Punkt erſcheinen müſſen, und nur die von der Form und Oeffnung des Objectivs abhängende falſche Scheibe zeigen. Sind die Fixſterne durchſchnittlich ſo groß als unſere Sonne, ſo erſcheint z. B. α Centauri unter einem Halbmeſſer von $^1/_{100}$", und α Lyrae unter einem von $^1/_{200}$", 61 Cygni von $^1/_{300}$"; und noch exiſtirt kein Fernrohr, welches über einen Halbmeſſer von $^1/_2$" mit Gewißheit entſcheiden ließe. Die angeführten Beiſpiele ſind allem Anſchein nach die, wo die Parallaxen und alſo auch die ſcheinbaren Durchmeſſer (unter obiger Vorausſetzung) noch am größten herauskommen; denn das Mißlingen ähnlicher

Unterſuchungen bei allen übrigen Sternen ſcheint nur dadurch ſeine Erklärung zu finden, daß ihre Parallaxe zu klein ſelbſt für unſere ſchärfſten mikrometriſchen Hülfsmittel iſt. — Die Maſſen dagegen kennen zu lernen, iſt allerdings einige Ausſicht vorhanden bei Doppelſternen, wenn es nämlich gelingt, neben den Elementen ihrer Bahn, in welcher die ſcheinbaren Halbmeſſer vorkommen, auch die Parallaxen zu erforſchen, wodurch die ſcheinbaren ſich in wahre Diſtanzen verwandeln, aus denen man dann nach Keplers Regel die Summe der beiden Maſſen ableitet, welche das Doppelgeſtirn bilden. Ein Anfang iſt gemacht: die beiden Sterne, welche 61 Cygni bilden, haben zwiſchen ½ und ⅝ der Sonnenmaſſe. Damit aber ſind keineswegs die Volumina, und alſo auch nicht die Durchmeſſer gegeben, denn es fehlt uns die Dichtigkeit, und nur wenn wir uns erlauben wollen, dieſe z. B. der unſerer Sonne gleich zu ſetzen, können wir jene hypothetiſch daraus ableiten. Ihre Planeten und Kometen werden wir nie ſehen, weil aus jenen Fernen nichts, was nicht mit eigenem Lichte leuchtet, in unſer Rohr gelangen kann. Man bedenke, daß noch kein Komet, ſelbſt nicht der große von 1811, bis zur Jupitersbahn verfolgt werden konnte, alſo nicht bis zu $^1/_{\ldots\ldots}$ der Diſtanz, welche uns vom nächſten Fixſtern trennt. Man betrachte das bleiche, trübgraue Licht des gewaltigen Uranus und frage ſich, was in zehn- und hunderttauſendfachen Entfernungen von ihm noch wahrnehmbar ſeyn könnte. — Von einigen Fixſternen werden wir die Rotationen erforſchen oder haben ſie ſchon erforſcht, unter der Vorausſetzung nämlich, daß der an ihnen wahrgenommene Lichtwechſel von einer ſolchen Rotation herrühre. Allein ſchon jetzt ergeben ſich in mehreren einzelnen Fällen Zweifel über die Zuläſſigkeit oder doch Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Hypotheſe. Wenn Algol z. B. 66 Stunden hindurch in gleicher Helle glänzt, und ſodann 3 Stunden lang die vierte ſtatt der zweiten Größe zeigt, alſo nur ⅙ ſeines früheren Lichtes zur Erde ſendet, ſo reicht eine Rotation zur Erklärung nicht aus, man möge ſich die dunklen Flecke der Oberfläche vertheilt denken, wie man wolle.

Was wir bis jetzt von Veränderungen in der Fixſternwelt wahrgenommen haben, beſchränkt ſich auf äußerſt wenige iſolirte Thatſachen, deren keine bis jetzt genügend erklärt iſt. Die verſchwundenen wie die neu erſchienenen Sterne gehören zu den

allerſeltenſten Phänomenen, und es iſt den Zeitgenoſſen einer Begebenheit wie der neue Stern 1572—1574, der am hellen Tage ſichtbar war, nicht ſehr zu verargen, wenn ſie an das Ungeheuerſte und Gewaltſamſte, an eine im Feuer untergehende Welt dachten. Nur wird es geſtattet ſeyn, hier, wo ſo viele Möglichkeiten offen ſtehen, eine ſolche zu wählen, welche mit einer bleibenden Ordnung der Dinge verträglich iſt. Wenn die freilich weniger beglaubigten analogen Erſcheinungen 1260 und 945 einigen Grund haben — in der That deuten ſie auf dieſelbe Gegend des Himmels, die Cassiopeja, hin — ſo iſt eine Periode von 315 Jahren nicht unwahrſcheinlich, und die Entſcheidung werden die letzten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts geben. — Auch die Farben mehrerer Sterne ſcheinen nicht völlig konſtant. Die rubra canicula der Alten iſt heut zu Tage glänzend weiß; was iſt mit ihr vorgegangen? Die Sterne γ Leonis und γ Delphini ſcheinen zu Herſchels I. Zeiten weiß geweſen zu ſeyn, jetzt ſind ſie grün und goldfarbig, und zwar im hohen Grade. Allerdings aber werden dieſe Notizen ihrer Natur nach immer nur fragmentariſche, und ihre Deutung ſtets ſehr mißlich bleiben.

Unſre bisherigen Betrachtungen führten uns in weite Fernen, und allerdings ſind ſie es hauptſächlich, in welchen die Wiſſenſchaft der künftigen Jahrhunderte ihre Triumphe feiern wird, aber ſie ſind es nicht ausſchließlich. Kein Kenner der Aſtronomie wird das, was wir von unſerm Sonnenſyſtem, von der Beſchaffenheit ſeiner einzelnen Globen bis jetzt wiſſen, als etwas Fertiges und Abgeſchloſſenes betrachten wollen. Noch iſt nach keiner einzigen Seite hin die Aufgabe durchgeführt, ſelbſt nicht in Verhältniß zu den gegenwärtigen Hülfsmitteln, ja die Löſung mancher Frage hat noch gar nicht begonnen. Der Stoff, welcher ſich hier bietet, würde für ſich allein ſchon hinreichen, die Sternwarten in die regſte Thätigkeit zu verſetzen. Außer den nie zu verabſäumenden abſoluten Ortsbeſtimmungen, durch welche allein es möglich iſt, den wahren Bahnelementen immer näher zu kommen, werden die Partialſyſteme des Jupiter, Saturn und Uranus noch manches Jahrhundert hindurch die Rieſenfernröhre beſchäftigen. Daß die große Entfernung beſonders der beiden letzten Planeten kein abſolutes Hinderniß einer genauen Kenntniß ſey, davon läßt ſich ein glänzendes Beiſpiel aufführen. Saturn und ſein Syſtem ſtehen faſt 4000mal weiter als der Mond von der Erde ab, und dennoch

hat Beſſel, indem er vier Jahre hindurch die Kraft ſeines Heliometers auf den 6. Saturnsmond wandte, ſeine Bahn mit allen Nebenbeſtimmungen faſt eben ſo genau abgeleitet, als die unſeres eigenen Trabanten. Er hat die Schärfe ſeines Kalkuls bis auf die Störungen, die dieſer Satellit durch die Anziehung der Ringe erleidet, ausgedehnt; er hat daraus einen numeriſchen Ausdruck für die Maſſe des Ringes ($^1/_{19}$ der Saturnsmaſſe) und unter der Hypotheſe einer gleichen Dichtigkeit wie Saturn, auch ſeine Dicke (29 geogr. Meilen) abgeleitet. Nichts hindert, dieſelbe Sorgfalt auch allen übrigen Trabanten zu Theil werden zu laſſen. Höchſt merkwürdige Wechſelbeziehungen hat uns bereits das Jupitersſyſtem kennen gelehrt. Das Partialſyſtem Saturns, das reichſte und mannigfaltigſte von allen, wird uns davon noch mehrere und ganz eigenthümliche darſtellen, und die Analyſis wird hier Probleme löſen, die über die Geſtalt der Ringe, über die Richtung der gegenſeitigen Anziehungskräfte, über die Vertheilung des Flüſſigen auf Saturn und ſeinen Ringen u. ſ. w. belehren werden. Ein Umſtand verdient die beſondere Aufmerkſamkeit der Beobachter. Sind die Räume zwiſchen Planet und Ring, ſo wie zwiſchen den verſchiedenen Ringen wirklich leerer Himmelsraum? Bei der großen Nähe dieſer Maſſen einerſeits und ihrer Lockerheit andererſeits liegt die Vermuthung nahe, daß wenigſtens eine atmoſphäriſche Verbindung zwiſchen ihnen fortbeſteht, wie ſie einſt gewiß beſtand. Noch iſt keine Beobachtung bekannt, daß man zwiſchen Saturn und ſeinen Ringen hindurch einen Fixſtern geſehen. Der freilich ſehr ſeltene Fall verdient alle Aufmerkſamkeit, und die ſorgfältigſte Vorausberechnung.

Sind erſt die Uranusmonde ſämmtlich wieder entdeckt (was wohl nur der tiefe Stand dieſes Planeten für Europa in den letzten 30 Jahren verhinderte, es zum Theil noch verhindert), ſo wird man ſich nicht mehr damit begnügen wollen, womit der erſte Entdecker, der uns wenig mehr als eine dunkle Kunde ihres Daſeyns gegeben, ſich begnügen mußte. Er fand ihrer ſechs, von denen er indeß nur zwei als ganz gewiß bezeichnete: leicht konnten die übrigen feine teleſkopiſche Fixſterne geweſen ſeyn. Jene beiden haben Herſchel II. am Cap und nun auch Lamont in Bogenhauſen geſehen, letzterer auch noch einen dritten, und ſie haben ihre Bahnen, ſo weit die ungemein ſchwierige Beobachtung es zuließ, abgeleitet.

Ferner wird eine ſorgfältige Unterſuchung derjenigen Räume, wo noch Planeten zu vermuthen ſind, entweder das Sonnenſyſtem erweitern oder uns den Beſtand deſſelben als einen abgeſchloſſenen kennen lehren. Von zwei Regionen des Planetenraums iſt letzteres anzunehmen, nämlich von dem zwiſchen Merkur und Mars, und dem zwiſchen Jupiter und Uranus. Die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen, ſeit Bode 1777 auf die Lücke zwiſchen beiden hindeutete und Piazzi glücklich den erſten Fund darin that, war vorzugsweiſe dieſer Mittelregion zugewendet; merkwürdiger Weiſe aber ſind, nachdem in noch nicht 7 Jahren 4 kleine Planeten gefunden wurden, in den letzten 35 Jahren keine neuen hinzugekommen. Fehlen ſie wirklich, oder hat ihnen bisher nur ein zweiter Olbers gefehlt?

Aber auch nach der innern und äußern Grenze des Planetenraumes hin möge die Forſchung ſich richten. Schwabe in Deſſau, der nun durch zwanzig Jahre die Sonnenoberfläche zu ſeinem Studium macht, wird hoffentlich einen Nacheiferer in heitern tropiſchen Gegenden finden. Ein ſolcher wird erwarten dürfen, alle Körper, die ſich zwiſchen Erde und Sonne aufhalten, irgend einmal durch die Sonne gehen zu ſehen, und ſchon die ſehr kurze Zeit von einigen Minuten wird ihn an ſeiner Bewegung, die mindeſtens dreißigmal raſcher als die eines Sonnenflecks iſt, erkennen laſſen. Was für die äußere Grenze zu thun ſey, iſt oben bereits erörtert worden.

Gehen wir nunmehr über zu dem, was die Oberflächen der Planeten uns darbieten. Früherhin ward dieſer Gegenſtand faſt nur gelegentlich von den Aſtronomen unterſucht, und was Hevel, Caſſini, Maraldi mit ihren unvollkommenen chromatiſchen Ferngläſern geleiſtet, blieb bis ſpät ins 18te Jahrhundert hinein das Einzige, was wir beſaßen. Herſchel I. nahm die Forſchungen wieder auf, Schröter eiferte ihm nach, doch noch fehlten der Aſtronomie die rechten Mittel, und den Beobachtern häufig eine Uebung, zu der ſonſt dieſe Wiſſenſchaft nicht viel Veranlaſſung gibt, die im freien Handzeichnen. Die Royal Astronomers hielten es zum Theil ſogar unter ihrer Würde, ſich dieſem Zweige zu widmen, und Maskelyne hat von Herſchels großartigen Unterſuchungen möglichſt wenig Notiz genommen. Jetzt, wo die Sternwarten ſich nach und nach mit Rieſenfernröhren bewaffnen, haben ſie aufs neue begonnen, und diesmal von beſſern

Rechnungsmethoden unterſtützt und nach einem ſtrengeren Plane fortgeführt. Der über 100jährige ſonderbare Streit über die Rotation der Venus iſt endlich ganz vor Kurzem eben da entſchieden, wo er angeregt ward, in der alten ewigen Roma, und Bianchini's Periode, die ſo ſonderbar abwich, iſt nun wohl für immer beſeitigt. Karten der Planetenoberflächen ſind im Entſtehen begriffen; die Flecke werden in Bezug auf ihre Veränderlichkeit unterſucht. Hier ſteht noch eine reiche Ernte, eine große Erweiterung und Vervollſtändigung unſerer noch fragmentariſch dürftigen Kenntniß bevor. Man wird auf dieſe Weiſe erfahren, was die Planeten in phyſiſcher Beziehung mit einander gemein haben und worin ſie verſchieden ſind, ob Atmoſphären, und von welcher Beſchaffenheit, ſie umhüllen, ob ihre Oberflächentheile konſtant oder veränderlich ſeyen. Selbſt ihre Witterungsphänomene mögen Einiges darbieten, was uns nicht unerforſchlich iſt; die veränderlichen Schneezonen des Mars, in denen ſowohl der Wechſel der Jahreszeiten, als auch das verſchiedene Verhalten der beiden Halbkugeln kaum zu verkennen iſt, geben uns ſchon jetzt ein Beiſpiel. Viel Vorſicht wird freilich nöthig ſeyn, um nicht in die alten Fehler zu verfallen, die ſelbſt ein Huygens und Fontenelle nicht vermieden und die heut in der ſogenannten Konjektural-Aſtronomie wiederum gefährliche Klippen bilden: ich meine die voreilige Neugier, mit welcher man Dinge herauszubringen ſich bemüht, die nicht ohne die willkührlichſten Annahmen aus den Beobachtungen gefolgert werden können, und die ſich in der Frage nach den Bewohnern der Weltkörper konzentriren. Wir werden nie ſie ſelbſt kennen lernen, allerdings aber Manches, was ſie betrifft. Verbunden mit den bekannten Verhältniſſen der Dichtigkeit und Schwere an der Oberfläche werden die auf phyſiſche Veränderungen zu beziehenden Beobachtungen wenigſtens die Frage: ob jene Planetenbewohner in phyſiſcher Beziehung uns ähnlich ſeyn können, und wie weit im entgegengeſetzten Falle die Verſchiedenheiten mindeſtens gehen müſſen, beantworten. Darauf aber müſſen die Erwartungen ſich beſchränken: wer durchaus mehr verlangt, als die Wiſſenſchaft ihm bieten kann, wird ſeine Zuflucht zu jenen poetiſirenden Produkten nehmen müſſen, die mehr oder minder dreiſt uns über Leben und Treiben auf den Planeten und Monden belehren, und an denen es wohl auch in Zukunft nicht fehlen wird.

Da wir hier nur mit Hinblick auf dieſe ſprechen, ſo ſey eines andern hierher gehörenden Gegenſtandes nur kurz erwähnt, da er in der Gegenwart ſchon genügend dargeſtellt werden kann und theilweiſe ſchon iſt: nämlich diejenigen kosmiſchen Verhältniſſe, die ſich aus den bekannten Umlaufs- und Rotations-Elementen für die Oberfläche eines Planeten ergeben. Wie und in welchem Verhältniß werden ſeine einzelnen Zonen beleuchtet und ſolar erwärmt? wie ordnen ſich ſeine Jahres-, Tages- und vielleicht noch andere intermediäre Zeiten? Was erblickt er an ſeinem Himmel und in welcher Folge? Welche aſtronomiſche Phänomene bieten ſich ihm dar, und wie ſind ſeine Bewohner in Bezug auf Himmelsforſchung und Kunde des Univerſums äußerlich geſtellt? In welchen Punkten ſtehen ſie gegen den Forſcher auf unſrer Erde in Vortheil und in welchen im Nachtheil? * Auf dieſe und ähnliche Fragen iſt die Antwort im Grunde gar nicht ſchwer, und ſie wird nur da lückenhaft ausfallen, wo die Rotationselemente nicht oder nicht vollſtändig gegeben ſind (bei den Bahnelementen iſt dies nirgends der Fall). Man hatte dieſe einfachen und gleichwohl ganz und gar nicht unwichtigen Folgerungen, bei denen keine Hypotheſenklippe zu fürchten war, vielleicht zu lange verſäumt, während man nicht müde ward, den Stein des Siſyphus zu wälzen und über Unerforſchliches hin und her zu reden.

Das hier Geſagte gilt nun insbeſondere für denjenigen Weltkörper, der uns zum unmittelbarſten Begleiter gegeben iſt, vom Monde der Erde. Seine verhältnißmäßig ſo geringe Entfernung gewährt die Möglichkeit, ſchon mit bloßem Auge auf ſeiner Oberfläche Verſchiedenheiten wahrzunehmen in einem Detail, wie wir es nur durch ſehr ſtarke Ferngläſer bei einigen wenigen der Planeten erhalten können. Der Erfindung des Fernrohrs waren faſt unmittelbar die erſten Verſuche gefolgt, ſeine Oberfläche darzuſtellen,

---

* Einzelnes hierher Gehörige findet ſich in den meiſten Schriften, die das Sonnenſyſtem etwas ausführlich behandeln; auch monographiſche Abhandlungen z. B. über Saturn und ſeinen Ring (von Bode (1787) gehören hierher. — Der Verfaſſer gegenwärtigen Aufſatzes hat im aſtronomiſchen Jahrbuch für 1840 unter dem Titel „Weltſtellung der Körper im Sonnenſyſtem“ zuſammengeſtellt, was ihm über die obigen Fragen von allgemeinem Intereſſe zu ſeyn ſchien.

und bereits Galiläi eröffnet dieſe ſelenographiſchen Beſtrebungen. Hevel, Riccioli, Caſſini im 17ten; J. Mayer, Lahire und Schröter im 18ten Jahrhundert gaben mit mehr oder minderem Erfolge Karten des Mondes; letzterer ging tiefer ins Detail als ſeine Vorgänger, verband aber ſeine Fragmente nicht zu einem ſyſtematiſchen Ganzen. Das gegenwärtige Jahrhundert iſt auch hierin planmäßiger und ſtrenger zu Werke gegangen, und die Methode, welche die jüngſten Selenographen, unter ihnen auch der Verfaſſer befolgt haben, wird ſich auch bei noch detaillirteren Darſtellungen bewähren. Auch ſind ſeine Berge und Thäler nach ihrer vertikalen Dimenſion, ſo weit dies möglich, beſtimmt worden, und dieſe Arbeiten haben uns ſogar zur aſtronomiſchen Plaſtik, einem ganz neuen Zweige der praktiſchen Wiſſenſchaft, geführt, als deſſen geniale Schöpferin Wilhelmine Witte in Hannover zu bezeichnen iſt. Ihre Arbeiten erwarten noch die Hülfe der Galvanoplaſtik, um gemeinnütziger zu werden, als ein einzelnes Kabinetsſtück es ſeyn kann. Allein obgleich es nun dahin gekommen iſt, daß man den Mond gleichſam mit Händen greifen kann, obgleich viele Gegenden unſerer Erde, was die Kenntniß ihrer äußeren Geſtaltung betrifft, gegen unſern Trabanten, wie ihn dieſe neueſten Arbeiten dargeſtellt haben, weit zurückſtehen — dennoch ſind Erwartungen, wie ſie ſchon das vorige Jahrhundert hegte, unbefriedigt geblieben und mußten es bleiben. Als durch die Herſchel'ſchen Teleſkope plötzlich ein Rieſenſchritt im Herbeiziehen der Weltkörper geſchah, war man ängſtlich geſpannt auf den Moment, wo es gelingen würde die Seleniten zu erblicken. Schröter glaubte auch in der That zwar nicht ſie ſelbſt, doch einiges auf ſie zu Beziehende gefunden zu haben; dreiſter noch trat Gruithuyſen mit Behauptungen auf, die vom großen Publikum günſtiger als von den Aſtronomen aufgenommen wurden. Er wollte die Wohnungen der Seleniten entdeckt haben, gab uns Pläne ihrer Feſtungswerke, beſtimmte die Vegetationsverhältniſſe, ſelbſt den organiſchen Bau der Mondbewohner glaubte er in gewiſſen Punkten wenigſtens beſtimmen zu können. — Wird man auf dieſem Wege fortfahren, da doch wohl die Neigung der Menſchen, Wunderbares zu hören, dieſelbe bleiben wird? Wir hoffen nein. Mit einer gründlichen Forſchung, die alles Thatſächliche auf ſichere Weiſe beſtimmt und die Reſultate ihrer Meſſungen und Berechnungen im Zuſammenhange

darſtellt, vertragen ſich nicht ſolche apokryphiſche, eines gewiſſen Helldunkels bedürfende Beobachtungen. Wer fortan auf dem Monde Neues entdeckt — und es iſt dort noch Vieles zu entdecken — wird ſogleich ſeinen ſelenographiſchen Ort auf der Karte nachzuweiſen haben, und die Prüfung wird leicht und ſicher ſeyn. Auch der nicht aſtronomiſche Theil des Publikums wird an einem ſolchen Treiben zuletzt keinen Gefallen mehr finden. Die wiſſenſchaftliche Mondforſchung verfolgt ein würdigeres Ziel, und kümmert ſich nicht um jene Wundergeſchichten. Sie ſucht für ihre dieſſeits zu kultivirende Geologie ein Gegenbild in einer mit jener zu paralleliſirenden Selenologie. Sie frägt, wie, wann und in welcher Stufenfolge das, was uns jetzt vor Augen liegt, entſtanden ſey; ſie hofft, zu mancher auf unſerer Erde bereits unkenntlich gewordenen, gealterten und abgeſtorbenen Form die noch friſche, ungeſtörte, ſcharf ausgeſprochene — wenn gleich örtlich modificirte — im Monde zu finden. Sie will wiſſen, ob Veränderungen, wie unſer Erdkörper ſie erlitten und theilweiſe noch erleidet, auch auf dem Monde noch jetzt wahrnehmbar ſind; ſie will das gegenſeitige Verhalten der verſchiedenen, dem Monde eigenthümlichen Formen kennen lernen. Die Frage über eine die Atmoſphäre erſetzende Umhüllung, nach einem die Stelle unſers Waſſers einnehmenden Fluidum — nachdem ſie ſich überzeugt hat, daß ſie unſere Luft und unſer Waſſer dort nicht zu ſuchen habe — will ſie, wenn irgend möglich, zur Entſcheidung führen, ſo wie den Urſachen der Verſchiedenheit des Lichtreflexes auf die Spur kommen. Das eigenthümliche Rotationsverhältniß des Mondes, vermöge deſſen faſt eine volle Hälfte ſeiner Oberfläche der Erde auf immer verborgen bleibt, und deſſen Grund ſie bereits theoretiſch nachgewieſen, will ſie bis in ſeine feinſten Einzelnheiten hinein erforſcht ſehen und die noch etwa übrig gebliebenen Schwankungen ermitteln, da dieſe geſtatten, direkt auf das urſprüngliche Verhältniß zurückzuſchließen. Und wenn ſie auch die Fragen über Bewohnbarkeit und wirklich exiſtirende Bewohner des Mondes nicht ganz aus ihrem Bereiche verweiſt, ſo werden ſie dennoch in Vergleich zu den angeführten ſtets untergeordnet bleiben, nicht als ob ſie an ſich ſelbſt gleichgültig wären, ſondern weil ſie ſich ſtets nur indirekt, mit Vorbehalten und unter Vorausſetzungen, werden beantworten laſſen, und weil zu Tage liegt, daß voreilige Spekulation

über dieſe tranſcendenten Gegenſtände uns wohl für den Augenblick angenehm zu unterhalten, nicht aber wiſſenſchaftlich weiter zu führen vermag.

Dazu verlangt ſie eine den optiſchen Hülfsmitteln angemeſſene, möglichſt detaillirte Darſtellung der Mondoberfläche, ihrer Farben und Formen, nach wiſſenſchaftlichen Prinzipien ausgeführt. Gegenwärtig iſt die Aufgabe wohl ziemlich ſo weit gelöst, als der Einzelne ſie löſen kann; denn dem Fernrohr läßt ſich zwar ein größeres, aber der Dauer des Menſchenlebens nicht ein längeres ſubſtituiren. An eine Vereinigung Mehrerer zu einem gemeinſchaftlichen Werke dieſer Art — die auch nicht blos äußere Schwierigkeiten, ſondern noch größere in der Natur des Gegenſtandes ſelbſt findet — iſt vorerſt wohl nicht zu denken, auch wohl kaum zu wünſchen, daß die der Aſtronomie im Ganzen zu Gebot ſtehenden, nichts weniger als im Uebermaß vorhandener Kräfte einem einzelnen Objekt mit Benachtheiligung der andern gewidmet werden möchten. Daher ſcheint es, daß wir in der nächſten Zukunft von denen, welchen Rieſenfernröhre zu Gebot ſtehen, und welche ſich einer ſolchen Arbeit unterziehen, detaillirte Darſtellungen einzelner Mondlandſchaften erhalten werden. Nicht eher, bis man möglichſt ins Einzelne gegangen iſt, die kleinſte Bergkuppe, den niedrigſten Landrücken, den feinſten Krater, die ſchmalſte Rille, die das Fernrohr irgend zur Anſchauung bringen kann, dargeſtellt hat, wird ein Urtheil über etwaige phyſiſche, reelle Veränderungen geſtattet ſeyn. Möglich indeß, daß der Gegenſtand einſt ein eigenthümliches Intereſſe gewinnt, und daß eine Vereinigung, wie ſie oben angedeutet, zu Stande kommt und die äußeren Bedingungen des Gelingens geſichert ſieht.

Es ſchien angemeſſen, das Zukunftbild der Himmelskunde in einiger Ausführlichkeit zu geben. Der Verfaſſer fürchtet nicht, daß man ihn einer Anmaßung zeihen, einen prophetiſirenden Ton in ſeiner Darſtellung finden werde. Wenn eine Wiſſenſchaft dahin gelangt iſt, ſich ihres Zieles und der zu ſeiner Erreichung führenden Mittel bewußt zu ſeyn, ſo darf ſie es wagen, in die Zukunft zu ſchauen; und einzelnen ausgezeichneten Geiſtern iſt dies ſogar ſchon

früher vergönnt. Wie ſchön hat ſich Seneca's Wort, wozu ihm die Kometenerſcheinungen ſeiner Zeit Veranlaſſung gaben, anderthalb Jahrtauſende ſpäter erfüllt, — an einem Orte freilich, wo er es wohl nicht erwartet hatte — in den hyperboreiſchen Wäldern! * Wie richtig hat Halley der Nachwelt den Weg gewieſen, wie ſie die Parallare der Sonne und mit ihr alle räumlichen Dimenſionen innerhalb ihres Syſtems zu finden habe! — Das Wo und Wie bleibe dahingeſtellt. Die Wiſſenſchaften in ihrer höhern Vollendung können nur gedacht werden als ein Gemeingut der Menſchheit, und ein Volk, das ſich in ihnen iſoliren will, hat ſich ſelbſt ſein Urtheil geſprochen. Nur die Bemerkung ſey uns geſtattet, daß wir nicht zu denen gehören, die einen neuen Einbruch der Barbarei — von innen oder außer her — ähnlich dem, welcher der Blüthe des klaſſiſchen Alterthums ein ſo trauriges Grab bereitete, fürchten. Längſt hat die Wiſſenſchaft auch über die rohe Naturkraft geſiegt, und die Intereſſen der civiliſirten Völker ſind viel zu innig verſchwiſtert, als daß ſie ſich im wilden Kampfe ihren eigenen Untergang und damit auch den der Wiſſenſchaft bereiten ſollten. Vielmehr halten wir den Fortſchritt des Wiſſens äußerlich für geſicherter als je, und ſind überzeugt, daß ſie ſich zu unentbehrlich gemacht haben, um je in Verachtung und Vergeſſenheit ſinken zu können. Was nun die Aſtronomie insbeſondere betrifft, ſo hat ſie eine Seite, nach welcher ſie materielle Wichtigkeit für die Schifffahrt, die Zeitrechnung und viele andere Momente des Völkerverkehrs behauptet; eine andere dagegen, wo ſie nur allein im Dienſte des Geiſtes ſteht, und ihn die erhabenſten Ideen über Gott und Welt, über Zeit und Raum faſſen läßt. Von einer Zeit, die mehr und mehr dem Praktiſchen, den materiellen

* Hier ſeine Worte: „Wundern wir uns nicht, daß wir das Geſetz der Bewegung der Kometen, deren Anblick uns ſo ſelten geſtattet iſt, nicht kennen; daß wir weder Anfang noch Ende des Umlaufs dieſer Geſtirne, die aus unermeßlichen Fernen zu uns herniederſteigen, erforſcht haben. Kaum ſind es fünfzehnhundert Jahre, daß Griechenland die Geſtirne gezählt, daß es ihnen Namen gegeben hat. — — Einſt wird der Tag kommen, wo durch jahrhundertlanges, fortgeſetztes Studium klar werden wird, was jetzt noch verborgen iſt, und die Nachwelt wird erſtaunen, daß ſo einfache Wahrheiten uns entgehen konnten.

Intereſſen, der Entwicklung und Dienſtbarmachung der Naturkräfte ſich zuwendet, und die von der Noth des Augenblicks auch mächtig genug zu dieſer Richtung getrieben wird, könnte man vielleicht die Befürchtung hegen, ſie werde nur die eine, die praktiſche Seite der Aſtronomie in ihren Schutz nehmen; ſie werde die Himmelskunde blos *brauchen*, nicht ſich an ihr *erheben* wollen; und es läßt ſich nicht läugnen, daß ſchon manche Stimmen in dieſem Sinne laut geworden ſind, und man gefragt hat, ob die großen Summen, die namentlich mehrere neue Sternwarten gekoſtet haben und fortwährend koſten, nicht hätten nützlicher (!) angewandt werden können und ſollen. — Von der andern Seite tritt die Aſtronomie, wenn auch nicht in offenen Kampf, doch in ein geſpanntes Verhältniß zu denen, welchen die frühere faſt ausſchließlich philologiſche Richtung der Gelehrſamkeit beſſer zuſagte und die ſich in den Glauben hineinſtudirt hatten, alles Große und Vortreffliche, alles Schöne und Erhabene ſey nur bei den Alten zu finden, nur durch ſie zu erlangen. Es war natürlich, daß diejenigen, welche die bezeichnete Richtung genommen hatten und in ihr allein das Heil erblickten, die es durchgeſetzt hatten, ausſchließlich für eigentliche Gelehrte zu gelten, und in einer ewigen Abhängigkeit von den alten Klaſſikern die Beſtimmung der Menſchheit ſahen, mit ſcheelen Augen Fortſchritte betrachteten, die auf ganz anderen und ſelbſtſtändigeren Wegen gewonnen waren und deren Ziel im Unendlichen lag. Noch heut muß ſich die Aſtronomie aus den Lehrplanen größtentheils verdrängt ſehen, und man gönnt ihr höchſtens ein Nebenplätzchen unter der Aegide der Phyſik oder der Geographie. — Doch wir ſind ohne Furcht. Ihre innere Trefflichkeit, die Konſequenz ihrer Lehrſätze, die überraſchend großartigen Reſultate, zu denen ſie geführt hat und führen wird, ihr ernſter und — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — *religiöſer* Charakter — religiös nicht im beſchränkenden, engherzig kirchlichen, ſondern im univerſellſten und erhabenſten Sinne, den dieſes Wort haben kann — muß die Zahl ihrer Verehrer fortwährend wachſen laſſen; und da ſie kein Syſtem als das der Natur, kein Vaterland als die Wahrheit kennt, ſo wird ſie nie an individuelle Anſichten und Richtungen gebunden ſeyn und nie Parteizwecken dienen können. Wir ſahen leider bisher noch keine Religion, noch keine Philoſophie *ohne Beinamen*, die Aſtronomie aber hat ſich, ſeit

ſie ihrer erſten Kindheit entwachſen war, nie einen ſolchen aufdringen laſſen und wird es auch in Zukunft nie. In ihr wird der Geiſt Erhebung und Kräftigung, das Gemüth Sammlung und Ruhe finden; zu ihr werden ſich endlich Alle wenden, die ein Höheres ſuchen, als dieſe Erde ihnen bieten kann.

Und haben wir nun noch denen zu antworten, die nach dem Nutzen fragen und kaufmänniſch Koſten und Gewinn berechnen? Wir haben ſchon oben angedeutet, daß die Aſtronomie des materiellen Nutzens nichts weniger als baar iſt, und wir wiſſen, daß es in ihr ſo wenig als in andern Zweigen der Naturwiſſenſchaft möglich ſeyn wird, den im engern Sinne praktiſchen Theil von dem reinwiſſenſchaftlichen abzuſondern in dem Sinne, daß man den letztern ganz und allein hätte. Aber wir wollen an dieſe Inſtanz nicht appelliren, und glauben es auch nicht nöthig zu haben. Wir wollen der Menſchheit nützen und freuen uns, wenn in Folge des durch uns geſicherten Curs der Schiffe Menſchenleben vor dem Untergange bewahrt werden und wenn die durch unſere Mitwirkung entſtandenen und fortwährend berichtigten Karten den Völkerverkehr erleichtern und befördern; aber wir wollen den Werth unſerer Leiſtungen nicht durch merkantile Rückſichten beſtimmen laſſen, nicht unſere Berechtigung auf dieſe Baſis gründen.

„Wenn man mich frägt — ſagte einſt ein tiefer Denker — welchen Nutzen hat dieſe oder jene Wahrheit, ſo weiß ich nichts Vortheilhafteres für ſie zu erwiedern als: ſie nützt zu Nichts. Nützen heißt Mittel ſeyn zu etwas Gutem, allein die Wahrheit iſt ein Gut an ſich, und zwar das höchſte; zu welchem höheren alſo ſollte ſie führen, wozu noch nützen?“ In der That, wer bei allem nach dem Nutzen frägt, geräth in einen immerwährenden Widerſpruch mit ſich ſelbſt: er will das Niedere um des Höheren willen und verſchmäht doch das Höchſte, weil er über ihm hinaus nichts mehr erlangen kann. — Noch hat es wahrlich Niemanden gereut, ſich mit reinem Sinne dem Dienſte der Wiſſenſchaft gewidmet zu haben, und noch kein edles Gemüth hat ſich von den Lehren, welche die Betrachtung des Himmels darbietet, hinweggewandt. Jedem noch durch kein Vorurtheil verblendeten Menſchen ſagt es eine innere Stimme, daß er in der Naturbetrachtung die Gottheit finden werde: und von welchem Zweige des Wiſſens gälte dies mehr, als von der Aſtronomie!

Und wäre es kein Gewinn, daß Aberglauben und Vorurtheile aller Art ſchwinden müſſen vor dem Lichte, das die Wiſſenſchaft aufſteckt? Man gehe zurück in die Vorzeit und ſehe, wie nicht allein der gemeine Mann, ſondern auch die höhern Klaſſen der Geſellſchaft von abergläubiſchen Thorheiten beherrſcht werden, wie ſelbſt der Gelehrte ſich nicht ganz von ihnen frei machen kann. Die Greuelthaten, die der Aberglaube in ſeinem Gefolge hat, und vor denen unſer Zeitalter zurückſchaudert, ſind vielleicht noch nicht das ſchlimmſte der Uebel, das er der Menſchheit bereitete. Was iſt denn die Natur dem in ſolchen Thorheiten Befangenen? Er ſieht ja in ihr nicht den Tempel des allweiſen und allmächtigen Gottes, ſondern den wüſten Tummelplatz von Schreckbildern ſeiner Phantaſie; er kann keine reine Freude an ihr haben, nicht an ihren Herrlichkeiten ſeinen Geiſt erheben, ſondern er muß ſie fliehen als die Werkſtätte geſpenſtiſcher Weſen, die ihm tückiſch auflauern und gegen die er ſich ſchwach und ohnmächtig fühlt. Was nur im Geringſten aus dem Kreiſe des Gewohnten und Alltäglichen heraustritt, erfüllt ihn mit Furcht, denn nicht der liebende Schöpfer, ſondern die zürnende und rachedürſtende Gottheit tritt ihm entgegen. Soll ich das troſtloſe Bild noch weiter ausmalen? Glücklich, wer in einer denkenden Naturbetrachtung das einzig ſichere Mittel gefunden hat, vor dieſer Geißel des Menſchengeſchlechts auf immer bewahrt zu bleiben. In ihrer Kultur, in ihrer immer weitern Ausbreitung bis in die unterſten Kreiſe des Volks liegt das einzige Mittel, die Hyder mit Erfolg zu bekämpfen. Sie wird einſt unterliegen, um nie wieder das Haupt zu erheben, und alsdann wird die Menſchheit ihres Daſeyns wahrhaft froh werden.

Wir haben unſere Ueberzeugung ausgeſprochen, daß die Aſtronomie nicht ſtille ſtehen, daß ſie noch weniger in die alte Verachtung und Vernachläſſigung zurückſinken könne: wir ſehen die Erfüllung alles deſſen, was wir als Hoffnung angedeutet, im Geiſte vor uns. Wir glauben, daß unter den Mächtigen dieſer Erde auch in Zukunft ein Wetteifer ſtatt finden werde, ſie zu fördern, und erwarten von dieſem Streben die ſchönſten Früchte: aber wir ſind auch überzeugt, daß kein noch ſo mächtiger Sterblicher im Stande ſey, ihren ſiegenden Lauf zu hemmen. Feſt gewurzelt, wie ſie ſchon jetzt ſteht, muß und wird ſie ſich je länger

deſto mehr ausbreiten, und ohne ſich berauſchen zu laſſen von dem Namen einer Königin der Wiſſenſchaften, den man ihr gegeben, mit ihren ebenbürtigen Schweſtern Hand in Hand gehen, das große Werk der Menſchenerziehung zu fördern, denn ſie bedarf nicht der äußeren Herrſchaft. Jenes ſtolzen Titels wird ſie nur eingedenk ſeyn, um ſtets ihre innere Würde zu bewahren und den Geſchlechtern der Erde zu bethätigen, daß ſie himmliſchen Urſprungs ſey.

Mädler.

Die Provinzialſtände

und

die Reichsſtände in Preußen.

„Ein 25jähriges Studium hat mich von der Unverträglichkeit der neuern Konſtitutionen mit dem Glücke meines Volks überzeugt, und keine Macht der Erde wird im Stande ſeyn, mir ein meiner Ueberzeugung zuwiderlaufendes Zugeſtändniß abzuzwingen.“

So ungefähr lauteten die Worte, welche der König in Breslau ſprach. Damit verſchwand der letzte Schimmer von Hoffnung auf Gewährung einer reichsſtändiſchen Verfaſſung. — wie die Verehrer moderner Staatsverfaſſungen klagend ausriefen. — Dadurch wird endlich das Meduſenhaupt unſern Augen entrückt, welches die Auflöſung alles organiſchen Lebens in dem Wirbel fieberhafter Leidenſchaften drohend verkündigt! ſprachen die Feinde der Neuerung und die Anhänger der reinen Monarchie. Wie ein Blitzſtrahl war die Entſcheidung durch die Maſſen gegangen; womit ſich ſonſt nur der Politiker, die Pedanterie und der offiziöſe Scharfſinn des Beamten beſchäftigt, die Vergleichung der Königsberger und Berliner Reden, der ſtändiſchen Anträge und königlichen Erwiederungen, und die hermeneutiſche Erörterung, ob Anlaß zu dieſer oder einer andern Deutung geweſen ſey, — das war Gegenſtand der Theilnahme der ganzen Nation geworden, und ſeit dem Jahre 1815 hatte nichts die Meinung in gleichem Grade bewegt.

Aber ſchnell, faſt eben ſo ſchnell, als die Hoffnungen entſtanden waren, oder die Begehren, oder die Befürchtungen ſich geäußert hatten, kehrte Alles wieder in die ruhige Strömung zurück.

Dieſer tiefe Friede iſt ein großes Zeugniß für den Patriotismus, mit dem der Preuße ſein Vaterland in ſeinem Könige anbetet, und für das feſte Vertrauen, welches auch die Verſagung eines tief empfundenen Wunſches nicht erſchüttern kann. Man würde ſehr irren, wenn man in der ſchnellen Beruhigung den Ausdruck politiſcher Verſatilität erblicken, oder den Schluß daraus ziehen wollte, daß nach der eigenen Meinung der Wortführer ſie kein wahres Bedürfniß zu vertreten gehabt hätten, ſondern durch Anſchmiegung an gewiſſe, weit verbreitete, und durch glänzende Darſtellung verführende Theorien dem Götzen des Tages ihre Huldigungen hätten darbringen wollen.

Nie und nimmer war die Abſicht auf Schwächung der monarchiſchen Regierung gerichtet geweſen; es waren keine Levellers, die in Königsberg und in Breslau eine Reichskonſtitution verlangt, und in den weſtlichen Provinzen ſie erwartet hatten; es konnte daher auch keine Rede von Retraktation ſeyn; es galt nicht, den Klageſchrei einer unterdrückten Nation dem Throne vernehmlich zu machen, ſondern es war ein beſchütztes, zufriedenes, thätiges, gehorſames Volk zu vertreten, ein Volk, weit entfernt von der phantaſtiſchen Grille, welche dem, der den dunkeln Weg eines arbeitſamen Lebens wandeln ſoll, falſche Ideen und eitele Erwartungen vorſpiegelt, und ihm die reelle und unvermeidliche Ungleichheit erſchwert und verbittert, die die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft mit gleich wohlthätiger Hand für den zur Niedrigkeit beſtimmten und für den zu einem höhern, aber darum nicht glücklichern Stande berufenen vorſchreibt, ein Volk, welches einer freiwilligen Verheißung eingedenk war, und den Zeitpunkt gekommen glaubte, wo deren Verwirklichung dem Throne geſtattet ſey.

Die Verheißung einer Repräſentation des Volks war freiwillig gegeben, — zum Theil erfüllt, — bei einem wichtigen Zweige der Staatsgeſetzgebung ihr Vorhandenſeyn poſtulirt, und nur der Schlußſtein ſchien zu fehlen.

Das Edikt über die Finanzen des Staats vom 27. Oktober 1810 (Geſetzſammlung 1810. Stück 2. Nro. 3.) enthielt die merkwürdige Worte:

„Wir behalten Uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben.“

In dem Edikte vom 7. Septbr. 1811 (Geſetzſammlung 1811. Stück 20. Nr. 50.) heißt es §. 14:

„Unſere Abſicht geht noch immer dahin, wie Wir in dem mehrerwähnten Edikte zugeſagt haben, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation zu verleihen. Da die dazu erforderlichen Vorbereitungen indeſſen noch Zeit erfordern, und Wir ſehr wünſchen, Uns früher, und beſonders in der gegenwärtigen Epoche, wo wechſelſeitiges Vertrauen und patriotiſches Zuſammenwirken im höchſten Grade nothwendig ſind, mit achtbaren Männer aus allen Ständen Unſerer Provinzen zu umgeben, die das Vertrauen ihrer Mitbürger haben und das Unſrige verdienen; ſo wollen Wir, daß diejenigen Mitglieder, welche jene Generalkommiſſion * ausmachen werden, auch vorerſt die Nationalrepräſentation konſtituiren und hierzu von den Wählenden mit bevollmächtigt werden."

In den Patenten, welche bei der Erwerbung der neuen, oder der Wiedervereinigung abgetrennt geweſener Provinzen erſchienen, war die Verleihung einer Konſtitution für die geſammte Monarchie neben einer provinziellen Verfaſſung

(Aufruf an die Einwohner des Großherzogthums Poſen, gegeben zu Wien am 15. Mai 1815.) (Geſetzſammlung 1815. Stück 7. Nr. 278.)

oder die Anordnung der Bildung einer Repräſentation

(Patent wegen Beſitznahme der Herzogthümer Cleve, Berg, Geldern, des Fürſtenthums Mörs und der Grafſchaften Eſſen und Werden; gegeben zu Wien am 5. April 1815 (Geſetzſammlung 1815. Stück 4. Nr. 267.), und wegen Beſitznahme des

---

* Dieſe Generalkommiſſion war die durch das Edikt vom 27. Oktbr. 1810 angekündigte zur Regulirung der Provinzial- und Kommunalſchulden, und nach §. 13 des Edikts vom 7. Oktbr. 1811 zuſammengeſetzt: aus zwei Mitgliedern aus den Rittergutsbeſitzern jeder Provinz, aus zwei Mitgliedern aus den Städte- und Landbewohnern jeder Provinz, nämlich eines von den großen Städten, und eines für die kleinen Städte und das platte Land; außerdem aber wurde von jeder der drei Hauptſtädte: Berlin, Königsberg und Breslau ein Mitglied gewählt, und der Kommiſſion ein Chef und einige dieſem zugeordnete Mitglieder nach Beſtimmung des Königs gegeben.

Großherzogthums Niederrhein von demſelben Tage.) (Geſetzſammlung, ebendaſelbſt Nr. 268.)

oder die Theilnahme des Volkes an der Regulirung der Steuern nach einem allgemeinen, für den geſammten Staat zu entwerfenden Plane

(Aufruf an die Einwohner der mit der preußiſchen Monarchie vereinigten Rheinländer vom 5. April 1815.) (Geſetzſammlung ebendaſelbſt Nr. 269.)

oder die Berathung aller in den Geſetzen und in den Formen vorzunehmenden Abänderungen mit eingebornen, der Landesverfaſſung kundigen, patriotiſch geſinnten Männern, neben Aufrechthaltung der alten ſtändiſchen, und Anſchließung derſelben an die allgemeine, dem Staate zugedachte Verfaſſung

(Patent wegen Beſitzergreifung des mit der preußiſchen Monarchie vereinigten Antheils von Sachſen vom 22. Mai 1815.) (Geſetzſammlung 1815. Stück 8. Nr. 283.)

oder die Gewährung einer neuen ſtändiſchen Verfaſſung mit der gleichen Zuſage der Anſchließung an die beabſichtigte allgemeine

(Patent vom 21. Juni 1815 wegen Beſitzergreifung der mit dem preußiſchen Staate wieder vereinigten vormals preußiſchen Provinzen im Nieder- und Oberſächſiſchen Kreiſe.) (Geſetzſammlung 1815. Stück 44. Nr. 302.)

(Patent von demſelben Tage wegen Beſitzergreifung der mit der preußiſchen Monarchie wieder vereinigten weſtphäliſchen Länder mit Einſchluß der dazwiſchen liegenden Enklaven.) (Geſetzſammlung ebendaſelbſt Nr. 303.)

(Patent von demſelben Tage wegen Beſitzergreifung der oraniſchen Erbländer oder für dieſelben erhaltenen Aequivalente.) (Geſetzſammlung 1815. Stück 11. Nr. 294.)

oder die Aufrechthaltung der alten unter der nämlichen Maßgabe

(Patent wegen Beſitzergreifung des mit der preußiſchen Monarchie vereinigten Herzogthums Pommern und Fürſtenthums Rügen vom 19. September 1815.) (Geſetzſammlung 1815. Stück 15. Nr. 309.)

feierlich verſichert.

In dieſem Sinne verhieß das Geſetz vom 22. Mai 1815 (Geſetzſammlung 1815. Stück 9. Nr. 290) eine Repräſentation des Volkes, und ordnete deren Erwählung aus den Provinzial-

Ständen an, welche, wo ſie noch vorhanden, hergeſtellt und nach dem Bedürfniß der Zeit eingerichtet, wo keine exiſtirten, angeordnet werden ſollten.

Daſſelbe Geſetz beſtimmte den Sitz der Landesrepräſentanten und regelte ihre Wirkſamkeit, die ſich auf alle Gegenſtände der Geſetzgebung erſtrecken ſollte, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einſchluß der Beſteuerung betreffen.

In der Verordnung wegen der künftigen Behandlung des geſammten Staatsſchuldenweſens vom 17. Januar 1820 (Geſetzſammlung 1820. Stück 2. No. 517) iſt die Abſicht ausgeſprochen, durch Unterordnung dieſer Angelegenheit unter die Reichsſtände das Vertrauen zum Staate und zu ſeiner Verwaltung zu befeſtigen, und im Art. 2. der Staatsſchuldenetat auf immer für geſchloſſen erklärt, und ausdrücklich feſtgeſetzt, daß, wenn der Staat künftighin zu ſeiner Erhaltung, oder zur Förderung des allgemeinen Beſten in die Nothwendigkeit kommen ſollte, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu ſchreiten, ſolches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung geſchehen könne.

Hiermit ſchließen allerdings die öffentlichen Akte, worin Reichsſtände in dem Sinne verheißen wurden, welchen der Geſetzgeber dieſer Benennung damals beilegte und den das Land darunter verſtand: in dem Eingang zum Geſetze über Einrichtung des Abgabenweſens vom 30. Mai 1820 * iſt ſogar darauf hingedeutet, daß die Stände mit der Beſteurung nur in ſo weit ſich zu befaſſen hätten, als dieſelbe die Provinzialintereſſen berühre.

Aber das allgemeine Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände vom 5. Juni 1823 ſtellte aufs Neue die Zuſammenberufung allgemeiner Stände in Ausſicht, wenn gleich darin der Name Konſtitution und Reichsſtände vermieden, und dagegen die

---

* „Um die Reform der Steuergeſetzgebung zu vollenden, welche Wir in der Verordnung vom 27. Oktbr. 1810 Unſern getreuen Unterthanen zugeſagt, würden Wir vor allem eine Reviſion der Grundſteuer in Unſern ſämmtlichen Provinzen nöthig gefunden haben, wenn Wir nicht in Betracht der Schwierigkeiten, die damit unzertrennlich verbunden ſind, rathſam gefunden hätten, dieſen die Provinzialintereſſen mehr berührenden Gegenſtand der Berathung mit den Ständen vorzubehalten (Geſetzſammlung 1820. St. 14. No. 616)."

Bezeichnung allgemeine Landſtände gebraucht iſt; es wiederholte die Verſicherung, daß die allgemeinen Landſtände aus den Provinzialſtänden hervorgehen ſollten, indem es die Beſtimmung über die Frage, wann deren Zuſammenberufung erforderlich, und wie ſie aus den Provinzialſtänden hervorgehen ſollten, der landesväterlichen Fürſorge vorbehielt; und es wies den Provinzialſtänden, in ſo weit nicht die Berathung von Geſetzesentwürfen, welche allein die Provinz angehen, Bitten und Beſchwerden, welche auf das Intereſſe der ganzen Provinz oder eines Theiles derſelben Bezug haben, und die Kommunalangelegenheiten der Provinz als in den Bereich ihrer beſondern Kompetenz gehörig bezeichnet wurden, in allen übrigen und zwar in den wichtigſten Dingen eine blos vorübergehende, prekäre, mit dem Eintritte allgemeiner ſtändiſchen Verſammlungen von ſelbſt erlöſchende Wirkſamkeit an. *.

---

* Allgemeines Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände vom 5. Juni 1823:

Friedrich Wilhelm ꝛc. haben, um Unſern getreuen Unterthanen ein bleibendes Pfand landesväterlicher Huld und Vertrauens zu geben, beſchloſſen, in Unſerer Monarchie die ſtändiſchen Verhältniſſe zu begründen, und deshalb Provinzialſtände im Geiſte der älteren deutſchen Verfaſſungen eintreten zu laſſen, wie ſolche die Eigenthümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern.

Eine Kommiſſion unter dem Vorſitze Unſers Sohnes, des Kronprinzen Königliche Hoheit, iſt von Uns beauftragt worden, dieſe Angelegenheit vorzubereiten, und darüber mit erfahrenen Männern aus jeder Provinz in Berathung zu treten.

Auf den von derſelben an Uns erſtatteten Bericht verordnen Wir:

I. Es ſollen Provinzialſtände in Unſerer Monarchie in Wirkſamkeit treten.

II. Das Grundeigenthum iſt Bedingung der Standſchaft.

III. Die Provinzialſtände ſind das geſetzmäßige Organ der verſchiedenen Stände Unſerer getreuen Unterthanen in jeder Provinz.

Dieſer Beſtimmung gemäß werden Wir

1) Die Geſetzesentwürfe, welche allein die Provinz angehen, zur Berathung an ſie gelangen, ihnen auch,

2) ſo lange keine allgemeine ſtändiſche Verſammlungen ſtattfinden, die Entwürfe ſolcher allgemeinen Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten und in Steuern zum Gegenſtand haben, ſo weit ſie die Provinz betreffen, zur Berathung vorlegen laſſen;

3) Bitten und Beſchwerden, welche auf das ſpezielle Wohl und Intereſſe der ganzen Provinz, oder eines Theils derſelben Beziehung

Hierdurch war ein Anfang zur Erfüllung der königlichen Zusage gemacht, und es entsprach ganz dem Vertrauen, welches in Preußen zu allen Zeiten das Land und die Krone verband, wenn in einer ereignißreichen Zeit, welche jede Unterbrechung des ruhigen Ganges der Staatsverwaltung als bedenklich erscheinen ließ, und in der Vorsicht, welche die Entschlüsse langsam reifen läßt, der Erklärungsgrund für die Zögerung in der Fortbildung des Verfassungswerkes gesucht ward. Auch die Pietät gegen einen Fürsten, der in guten und bösen Tagen mit gerechter und milder Hand die Zügel des Regiments geführt, der alt geworden in seiner Herrscherweise, mit verzeihlichem Mißtrauen auf Grundsätze und Einrichtungen blicken konnte, deren Mißbrauch unter seinen Augen so verderblich geworden war, verlangte, daß man mit den Grundlagen sich begnügte, und den Ausbau von dem nach Bildung und Lebensalter mit den Ideen, mit den Richtungen und Bedürfnissen der Gegenwart mehr vertrauten, und in der Fülle jugendlicher Kraft zu thätigem Einschreiten geneigteren Nachfolger ruhig und vertrauend erwartete.

Wenn aber das Vorhandenseyn dieser Grundlagen die Hoffnungen Vieler unterhielt, die in dem modernen Konstitutionalismus

---

haben, von den Provinzialständen annehmen, solche prüfen und sie darauf bescheiden, und

4) die Kommunalangelegenheiten der Provinz ihren Beschlüssen, unter Vorbehalt Unserer Genehmigung und Aufsicht überlassen.

Dem gegenwärtigen Gesetze, das jedoch auf Neufchatel und Valangin keine Anwendung findet, wollen wir für jede Provinz ein besonderes Gesetz, welches die Form und die Grenzen ihres ständischen Verbandes bestimmt, nachfolgen lassen.

Sollten Wir künftig in diesen besondern Gesetzen Abänderungen als wohlthätig und nützlich erachten, so werden Wir diese nur nach vorhergegangenem Beirath der Provinzialstände treffen.

Wann eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich seyn wird, und wie sie dann aus den Provinzialständen hervorgehen sollen, darüber bleiben die weiteren Bestimmungen Unserer landesväterlichen Fürsorge vorbehalten.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und Beidrückung Unseres großen Königlichen Insiegels.

Gegeben Berlin, den 5. Juni 1823.

Friedrich Wilhelm.

v. Schuckmann.

die Garantie der kräftigen Entwickelung des preußiſchen Staats und in dem dadurch nach ihrer Anſicht bedingten friſcheren geiſtigen Leben das einzige Gegengewicht gegen die, durch die ihm aufgedrungene avantureuſe geographiſche Lage, erzeugte Verwundbarkeit erblickten, ſo ward es für Andere Stoff zu großer Beſorgniß.

Man muß nur nicht glauben, daß Alle, welche der Bildung einer Reichsrepräſentation ſeit 1815 und namentlich ſeit 1823 feindlich ſich gezeigt, unempfänglich für politiſche Ideen und Paraſiten der Gewalt geweſen ſeyen; oder daß ihre Abneigung aus dem Bewußtſeyn der Unzulänglichkeit der Kräfte und Fähigkeiten entſpringe, um in ein ſich neu geſtaltendes politiſches Leben mit Geltung und Erfolg einzugreifen; oder daß verknöcherter Egoismus, dünkelhafter Unverſtand und ariſtokratiſcher Uebermuth, die jedem Opfer hartnäckig widerſtreben, welches die Zeit verlangt, die geheimen Triebfedern geweſen ſeyen; — mit ſolchem Urtheil iſt die Welt gar ſchnell zu Stande, und die Parteien ſind gar leicht geſchaart, wenn man auf der einen Seite Licht und Wahrheit als Panier bezeichnet, und alles Widerſtreben unter Eigennutz, Unverſtand und Hoffahrt klaſſificirt. Nein, es waren recht geiſtesſtarke, wohlmeinende, den Fortſchritten der Zeit ihre Augen, wie ihr Herz öffnende Männer, die die Verwirklichung der erneuert verheißenen allgemeinen Landesrepräſentation als verderbendrohend betrachteten, und die Weigerung des jetzigen Regenten, die ſtändiſche Verfaſſung im Simme der Verheißung von 1815 auszubilden, als eine Bürgſchaft für die Erhaltung bürgerlicher Freiheit und als ein Schutzmittel gegen eine neue und gefährliche Ariſtokratie willkommen hießen.

Dieſe Behauptung mag auf den erſten Blick paradox erſcheinen: ſie gewinnt einen andern Charakter nach einiger Orientirung.

Man muß ſich vor allen Dingen ein deutliches Bild von dem Stande der Geſetzgebung entwerfen, deren weitere Ausbildung angeſtrebt werden ſollte.

Das Geſetz vom 22. Mai 1815 hatte verheißen, daß die Verſammlung der Landesrepräſentanten aus den Provinzialſtänden gewählt werden ſollte und das Geſetz, vom 5. Juni 1823, welches das provinzialſtändiſche Inſtitut ins Leben rief, hatte dieſe Verheißung wiederholt. Dieſes letztere Geſetz ſtellte neue und folgenreiche Grundſätze auf, indem es

das Grundeigenthum zur Bedingung der Standschaft erklärte (Art. 2) und

die gesammten Kommunalangelegenheiten der Provinz den Beschlüssen der Provinzialstände unter Vorbehalt königlicher Genehmigung und Aufsicht überließ (Art. 3. Nr. 4).

Das Prinzip der alleinigen Vertretung des Grundeigenthums, oder wenn man will, der Vertretung aller Stände ausschließlich durch Grundeigenthümer, ist mit einer seltenen Konsequenz, ja man möchte sagen, bis zum ultra festgehalten.

Daß der Geschicklichkeit und persönlichen Vorzügen eine besondere Repräsentation nicht zugesprochen ist, mag seinen guten Grund haben: das Gefühl persönlicher Vorzüge ist seiner Natur nach unruhig, veränderungssüchtig und unternehmend, wogegen Eigenthum nicht selten unthätig und furchtsam macht. Daß das große Eigenthum einflußreicher als der kleine Landbesitz seyn soll, findet die natürlichste Erklärung nicht in den Leistungen, die jenem obliegen, deren komparative Unerheblichkeit bei der im größten Theile des Staats fortbestehenden partiellen oder gänzlichen Steuerfreiheit vielmehr geradezu übersehen werden muß, sondern in dem Widerstande, zu dem es fähig ist; denn es bleibt eine ausgemachte Sache, daß dieselbe Quantität von Eigenthum nicht dieselbe Kraft und Wirkung hat, wenn sie sich unter viele vertheilt, als wenn sie auf einen Punkt konzentrirt ist. Daß Geburts- und Standesverhältnisse nicht ohne Berücksichtigung geblieben sind, muß gelobt werden, in Anbetracht, daß nicht auf einer tabula rasa zu operiren war, sondern in einem Staate, der seine historischen Entwickelungen nicht verachten darf, und in welchem alle bestehenden Verhältnisse Schutz und Anerkennung finden müssen; daß aber auch die Industrie im eigentlichem Sinne des Worts, das städtische Gewerbe, durch Grundeigenthum vertreten werden soll, — ein Prinzip, welches nur durch eine leichte Schattirung gemildert wird, indem auch neben, nicht außer dem Grundeigenthum ein städtisches Amt oder ein Gewerbe in Anschlag kommen darf, scheint offenbar ein der Konsequenz allein gebrachtes Opfer zu seyn. *

---

* Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände für die Mark Brandenburg und das Markgrafthum Niederlausitz vom 1. Juli 1823. (Gesetzsammlung 1823. Stück 13. Nr. 811.)

So ſehen wir denn die Vertretung aller Stände, alſo, wenn man nicht unlogiſch ſchließen will, der ganzen Staatsgeſellſchaft, anvertraut

den Standesherrn, d. h. den vormaligen Ständen des deutſchen Reichs, welche keine Steuern bezahlen;

der Ritterſchaft, d. h. den Beſitzern von Rittergütern, welche nur in den der Fremdherrſchaft abgerungenen Provinzen gleiche Steuerlaſt mit den übrigen Grundeigenthümern tragen, in allen andern entweder anders, d. h. geringer, oder faſt gar nicht, oder gar nicht beſteuert ſind;

den ſtädtiſchen Grundbeſitzern; und

den Beſitzern bäuerlicher Güter, welche die Landwirthſchaft als Hauptgewerbe treiben, alſo eigentliche Bauern ſind; —

und es prävalirt das große Grundeigenthum dergeſtalt, daß es z. B. auf dem brandenburgiſchen Landtag durch 34 unter 68 Mitgliedern repräſentirt iſt, während die ſtädtiſche Repräſentation, wiewohl ſie die großen Städte Berlin, Potsdam, Frankfurt a. d. O., Brandenburg neben vielen andern begreift, nur 22, die des

---

§. 10. „Als Abgeordnete des zweiten Standes können nur ſtädtiſche Grundbeſitzer gewählt werden, welche entweder zeitige Magiſtratsperſonen ſind, oder ein bürgerliches Gewerbe treiben. Bei dem letztern muß der Grundbeſitz mit dem Gewerbe zuſammen einen nach Verſchiedenheit der Städte abzumeſſenden Werth haben, welchen die §. 4 vorbehaltene beſondere Verordnung beſtimmen wird."

Geſetz von demſelben Tage wegen Anordnung der Provinzialſtände für das Königreich Preußen. Nr. 812. §. 10.

Geſetz von demſelben Tage wegen Anordnung der Provinzialſtände im Herzogthum Pommern und Fürſtenthum Rügen. Nr. 813. §. 10.

Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände für das Herzogthum Schleſien, die Grafſchaft Glatz und das Markgrafthum Oberlauſitz vom 27. März 1824. (Geſetzſammlung 1824. Stück 6. Nr. 854. §. 11.

Geſetz von demſelben Tage für die Provinz Sachſen. Stück 14. Nr. 855. §. 10.

Geſetz vom 2. Juni 1824 wegen Anordnung der Provinzialſtände für die Rheinprovinzen. Stück 9. Nr. 864. §. 11.

Geſetz von demſelben Tage für die Provinz Weſtphalen. Nr. 865. §. 11.

Geſetz vom 3. Auguſt 1824 für das Großherzogthum Poſen. (Geſetzſammlung 1824. Stück 14. Nr. 877. §. 10.) Sämmtlich gleichlautend.

Bauernſtandes nur 12 Stimmen zählt. Es iſt dabei nicht zu überſehen, daß dieſe Provinz 723⅕ QM. groß iſt, daß ſie weit über anderthalb Millionen Einwohner hat, und daß das geſammte große Eigenthum in der Kurmark an Grundſteuer (Lehnpferdegeldern) nur bezahlt 14,873 Thlr. 8 Silbrg. 8 Pf., in der Neumark 11,594 Thlr. 14 Silbrgr.

In Pommern (567⅒ QM. groß mit 900,000 Einwohnern) iſt die Repräſentation dergeſtalt vertheilt, daß

in Alt-Vorpommern

auf die Ritterſchaft . . .	4
auf die Städte	4
auf den Bauernſtand . .	2
	10

in Neu-Vorpommern und Rügen

auf die Ritterſchaft . . .	4
auf die Städte	4
auf den Bauernſtand . .	2
	10

in Hinterpommern

auf die Ritterſchaft . . .	16
auf die Städte	8
auf den Bauernſtand . .	4
	28

alſo im Ganzen auf die Ritterſchaft von 48 Stimmen 24, auf die Städte 16, auf alle übrigen Grundbeſitzer nur 8 fallen.

In ganz Pommern (ausſchließlich der von Schweden abgetretenen 66 QMeilen) zahlt aber die Ritterſchaft nicht mehr als 11,631 Thlr. 9 Silbrgr. 4 Pf. an Lehnpferden und Allodifikationszins, die übrigen Eigenthümer dagegen einſchließlich der Grundſteuer der Städte (ſogenannter Servis) etwa 408,000 Thlr., alſo ungefähr 35mal ſo viel, bei einer ganz gleichen Vertretung; läßt man den Servis der Städte mit 76,000 Thlr. außer Anſchlag, ſo treffen auf das ſteuerbare Eigenthum des Bauernſtandes ungefähr 332,000 Thlr., alſo 25mal ſo viel als auf die Rittergüter, obwohl dieſer Stand nur mit ⅙ aller Stimmen, 3 mal geringer als die Ritterſchaft, und nur halb ſo ſtark als die Städte vertreten iſt.

In der Rheinprovinz iſt zwar das Verhältniß der Stimmenzahl

für Städte und Bauern günſtiger, denn auf 79 Mitglieder haben die Standesherrn 4, die Ritterſchaft 25, und jeder der beiden andern Stände auch 25 Stimmen.

Dagegen iſt zu erwägen, daß die Standesherrn gar keine Grundſteuer zahlen, und daß auf ſämmtliche Rittergüter nicht volle 6 Prozent des jährlichen Aufkommens treffen.

Es würde nicht ſchwer ſeyn, dieſe Verhältniſſe noch weiter und für die ganze Monarchie aufs genaueſte zu detailliren; inzwiſchen mögen die aufgeſtellten Beiſpiele genügen, die Jeder aus öffentlichen Urkunden und ſtatiſtiſchen Nachweiſungen nach Belieben zu vermehren im Stande iſt, und deren Beſchränkung durch den Zweck des Aufſatzes und den Charakter der Zeitſchrift empfohlen wird. Der Beweis iſt für geführt zu achten, daß, wie das Grundeigenthum allein alle Intereſſen im Staate repräſentiren ſoll, ſo das große Grundeigenthum in allen Ständeverſammlungen der ganzen Monarchie eine entſchiedene Ueberlegenheit in der Vertretung gegen jeden der andern Stände übt und häufig dieſen zuſammengenommen gleich ſteht; wobei noch gar nicht in Anſchlag gebracht iſt, daß ein nicht geringer Theil des Bauernſtandes (in den Provinzen jenſeits der Weſer, wo die Dominialverfaſſung beſteht, oder wie in Sachſen wieder hergeſtellt iſt, durchgehends) und ſelbſt ein Theil des Standes der Städte (z. B. die Mediatſtädte im Großherzogthum Poſen) unter gutsherrlichem Einfluſſe ſteht, und daß auch alle übrigen Verhältniſſe einen Separatismus unter den großen Grundeigenthümern weit mehr als unter den andern Ständen verhindern: oder mit andern Worten, daß die unendlich vielen Nüancen der Bildung, des Vermögens, des Intereſſes, welche ein inniges Zuſammenhalten der andern Stände unter ſich und mit einander erſchweren, durch die Gemeinſamkeit des Intereſſes, durch die gleiche geſellſchaftliche und politiſche Stellung der großen Grundeigenthümer, und durch die gleichen Zielpunkte ihres Strebens durchweg überwogen werden.

Dieſe neue Ariſtokratie des Grundeigenthums iſt in einer weit günſtigeren Lage, als alle andern Ariſtokratien, welche ſich erſt begründen wollen, und denen nicht allein die demokratiſche Richtung, ſondern ganz vorzüglich das monarchiſche Prinzip im Wege ſteht, — die daher ihre Eroberungen Schritt vor Schritt machen, ſich mit langſamen Erfolgen begnügen, und einen Succeß, der die

öffentliche Aufmerkſamkeit erregt, faſt noch mehr fürchten müſſen, als eine Niederlage. Hier iſt das alles anders: dieſer neuen Ariſtokratie hat der Staat nicht allein die Möglichkeit des Zuſammenwirkens gegeben, ſondern ihr auch ein beſtimmtes Feld der Thätigkeit, und zwar nicht blos zur Prüfung und Uebung ihrer Kräfte, ſondern zur freien Schaltung und Etablirung einer eigentlichen Gewalt eingeräumt.

Wir kommen hier auf den bereits erwähnten, zweiten, folgenreichen Grundſatz des Geſetzes über Einrichtung der Provinzialſtände, „daß die geſammten Kommunalangelegenheiten der Provinz den Beſchlüſſen der Provinzialſtände überlaſſen ſeyn ſollen."

In den Bereich dieſer Kommunalangelegenheiten gehören alle der Provinz gemeinſchaftlichen Inſtitute, beiſpielsweiſe alſo: die Feuerſocietäten, Aſſekuranzen aller Art, die Schullehrerſeminarien, Landarmen- und Arbeitshäuſer, Korrektionsanſtalten, Hospitäler, Irrenanſtalten, die Hülfs- und Sparkaſſenverwaltung, der Wegebau, ſo weit er aus Provinzialmitteln beſtritten wird, Strom-, Kanal- und Teichbauten unter gleicher Vorausſetzung, — und die Bewilligung und die Verwendung der zu allen dieſen Zwecken erforderlichen Mittel.

Auch fehlt es nicht an Beſtreben, die ſtändiſche adminiſtrative Wirkſamkeit über den Bereich der eigentlichen Kommunalangelegenheiten hinaus zu erweitern. So iſt die vormalige Kreisſteuerverfaſſung für die brandenburgiſchen Stände der Anlaß geworden, die Aufſicht und Verwaltung der Kreisſteuerkaſſen zu reklamiren; ſo ſteht noch heute die Oberſteuerkaſſe zu Lübben unter der Direktion der Niederlauſitziſchen Stände, und liefert blos ein Kontingent an Grundſteuer zur Staatskaſſe ab, ohne daß die Staatsregierung ſich um die Erhebung bekümmern dürfte; und eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem ſogenannten Landkaſten in Neuvorpommern.

Aber auch von ſolchen, in früheren hiſtoriſchen Verhältniſſen begründeten Uebergriffen abgeſehen, die mit einer regelmäßigen Staatsverwaltung ſich nicht ganz wohl vertragen, aber ihre Entſchuldigung, ſowohl was das Begehren, als was das Verſtatten anlangt, in einer achtungswerthen Anhänglichkeit an das Herkömmliche finden müſſen, — iſt die ſtändiſche Einwirkung auf die die ganze Provinz intereſſirenden Inſtitute, und was damit zuſammenhängt, nicht beſchränkt.

Die Provinzialſtände haben nämlich ihre Baſis in andern Korporationen, die dem Volksleben näher ſtehen, als ſie ſelbſt; es ſind dies die Kreiskorporationen, und die eigentlichen Gemeinen, ſtädtiſche und ländliche.

In den verſchiedenen Geſetzen wegen Anordnung der Provinzialſtände iſt verordnet, daß die kreisſtändiſchen Verſammlungen, wo ſie noch beſtanden, fortbeſtehen, wo ſie früher beſtanden, wieder hergeſtellt werden, und wo ſie noch nicht exiſtirten, neu eingeführt werden ſollen. *

Dieſe Beſtimmung iſt zur Ausführung gebracht, und in allen Provinzen der Monarchie ſind Kreistage angeordnet worden.

Die Kreisverſammlungen haben den Zweck, die Kreisverwaltung des Landraths in Kommunalangelegenheiten zu begleiten und zu unterſtützen.

Dieſe Verwaltung innerhalb der beſtehenden Geſetzgebung macht den Gegenſtand ihrer Berathungen und Beſchlüſſe aus.

Die beſtehenden landräthlichen Kreiſe bilden die Bezirke der Kreisſtände. Die Kreisſtände vertreten die Kreiskorporationen in allen den ganzen Kreis betreffenden Kommunalangelegenheiten ohne Rückſprache mit den einzelnen Kommunen oder Individuen. Sie haben Namens derſelben verbindende Erklärungen abzugeben. Sie haben Staatspräſtationen, welche Kreisweiſe aufzubringen ſind, und deren Aufbringung durch das Geſetz nicht auf eine beſtimmte Art vorgeſchrieben iſt, zu repartiren.

Bei allen Abgaben, Leiſtungen und Naturaldienſten zu den Kreisbedürfniſſen ſollen ſie zuvor mit ihren Gutachten gehört werden, auch von allen Geldern, welche dahin verwendet, ſollen ihnen die Rechnungen jährlich zur Abnahme vorgelegt werden, und wo eine ſtändiſche Verwaltung der Kreiskommunalangelegenheiten ſtattfindet,

---

* Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände:
für Brandenburg und Niederlauſitz a. a. O. §. 58.
für Preußen a. a. O. §. 58.
für Pommern und Rügen a. a. O. §. 37.
für Schleſien a. a. O. §. 59.
für Sachſen a. a. O. §. 58.
für die Rheinprovinzen a. a. O. §. 58.
für Weſtphalen a. a. O. §. 58.
für Poſen a. a. O. §. 56.

verbleibt den Kreisſtänden das Recht die Beamten dazu zu wählen. *

Bezeichnungen ſo allgemeiner Natur für die Wirkſamkeit eines Inſtituts verſtatten natürlich deſſen Ausdehnung, und ſo iſt nach und nach das Recht den Landrath zu erwählen, die Stellvertretung des Landraths durch einen von den Kreisſtänden erwählten Kreisdeputirten, die Prüfung der Klaſſenſteuerveranlagung, und der dagegen erhobenen Beſchwerden, die Beurtheilung der Abkömmlichkeit, oder temporellen oder gänzlichen Unentbehrlichkeit der Militärpflichtigen, die Stellung der Pferde für die Landwehrkavallerie, die Sorge für die zurückgelaſſenen der ausmarſchirten Landwehrmänner, der Wegebau (ſoweit er nicht vom Staate ſelbſt oder der einzelnen Kommune geleiſtet wird) und vieles andere in den Kreis der Attributionen der Stände gezogen, und der bei weitem größte Theil der Befugniſſe iſt auf königliche Kabinetsordres und Landtagsabſchiede gegründet, und daher zu einem Eigenthum der Stände geworden.

Die Kreisverſammlungen ſind nicht minder als die Provinziallandtage in der Weiſe komponirt, daß das große Eigenthum neben ſeinem natürlichen Uebergewichte auch der Stimmenzahl nach überwiegt; ja es iſt dies bei ihnen in noch höherem Grade der Fall. Denn während auch hier Städten und Landgemeinen nur eine verhältnißmäßig geringe Vertretung zugeſtanden iſt, ſind alle Beſitzer von Rittergütern in der Kreisverſammlung ſtimmberechtigt und auch darin überlegen, daß der den Vorſitz führende Landrath aus ihrer Mitte gewählt werden muß, welcher, weil er eher Gutsbeſitzer als Landrath war, mit ihnen in der Regel ein ganz gleiches Intereſſe hat.

---

* Kreisordnung für das Königreich Preußen vom 17. März 1828. §. 1—3. (Geſetzſammlung 1828. St. 5. Nr. 1134.)
Kreisordnung für das Großherzogthum Poſen vom 20. Decbr. 1828. §. 1—3. (Geſetzſammlung 1829. St. 1. Nr. 1168.)
Kreisordnung für Schleſien vom 12. Juni 1827. §. 1—3. (Geſetzſammlung 1827. St. 11. Nr. 1072.)
Kreisordnung für Sachſen vom 7. Mai 1827. §. 1—3. (Geſetzſammlung 1827. St. 10. Nr. 1069.)
Kreisordnung für die Rheinprovinzen und Weſtphalen vom 13. Juli 1827. §. 1—3. (Geſetzſammlung 1827. St. 16. Nr. 1087.)

Für die beiden andern Stände bedingt der Besitz von Grundeigenthum, nicht ohne Einschränkung, aber doch ebenfalls in der Hauptsache die Qualifikation zum Erscheinen auf dem Kreistage. Die städtischen Abgeordneten müssen nämlich aus den Mitgliedern des Magistrats oder der Stadtverordnetenversammlung gewählt werden, und die Abgeordneten der Landgemeinen dürfen nur wirklich im Dienste stehende Gemeinebeamte seyn, welche das zur Qualifikation eines bäuerlichen Abgeordneten zum Provinziallandtage erforderliche Grundeigenthum besitzen. *

Wo die ältere Städteordnung besteht, ist der Einfluß der Staatsregierung auf die Stadtgemeinen und deren Beamte sehr gering, im Bereiche der revidirten Städteordnung immer noch sehr eingeschränkt, auf die Wahl der städtischen Beamten ist sie fast ganz ohne Einfluß, indem ihr höchstens das Recht zusteht, den Grad von Kenntnissen zu bestimmen, über dessen Besitz der zu einem städtischen Amte Erwählte sich auszuweisen hat.

In den Landgemeinen prävalirt der gutsherrliche Einfluß in dem größern Theile der Monarchie: die Schulzen oder Dorfrichter werden von dem Gutsherrn bestellt. ** Dieser ist entweder der Rittergutsbesitzer oder der Fiskus. Im erstern Falle steht der Schulze unter dem Einfluß des Privat-Gutsherrn, im andern unter dem Einfluß des Landraths, welcher die grundherrlichen Rechte des Fiskus wahrnimmt und selbst zu den Rittergutsbesitzern gehört; immer also werden die Vertreter der Landgemeinen auf dem Kreistage, die nothwendig Schulzen oder Dorfrichter seyn müssen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Vertretern des großen Grundeigenthums sich befinden.

In den westlichen Provinzen besteht als Erbschaft der fremdherrlichen Regierung zur Zeit noch eine Kommunalverfassung, welche der Regierung größere Macht gewährt: die Bürgermeister der Landgemeinen (Sammtgemeinen) und der Städte, in welchen die Städte-

* Die Kreisordnung für die Rheinprovinz und Westphalen enthält diese Bestimmung nicht: sie scheint aber auch nicht erforderlich, da dort die Mitglieder der Gemeinderäthe aus den Höchstbesteuerten gewählt werden müssen; die Bürgermeister sind in dieser wie in den übrigen Provinzen nicht alle ohne Unterschied, aber doch dem größten Theile nach Grundbesitzer.

** Allgemeines Landrecht, Theil 2. Titel 7. Abschnitt 2. §. 46—47.

Ordnung nicht eingeführt iſt, werden von ihr ernannt; ſelbſt die Munizipalräthe (Gemeineräthe) zu ernennen, iſt ſie befugt, und in der Auswahl nur in ſo weit beſchränkt, als dieſe aus der Liſte der Höchſtbeſteuerten vorzunehmen iſt. Aber es ſind die Geſetze, welche an die Stelle jener fremdherrlichen Ordnungen neue treten laſſen, bereits fertig und der Publikation nahe, und indem dieſelben das Gewicht der großen Eigenthümer in der Gemeine verſtärken, andererſeits ſie in der Theilnahme an den Gemeinlaſten erleichtern, oder den gänzlichen Austritt aus dem Kommunalverbande in ihren Willen ſtellen, wird eine Emanzipation der Kommunen vom Einfluß der Staatverwaltung in der Verwendung des Vermögens und Einkommens und in der Beſtellung des Beamtenperſonals den Hauptcharakter der neuen Legislation bilden.

In dieſen wenigen Zügen iſt ein richtiges Bild von der inneren Staatsverfaſſung, wie ſie ſeit der Entwicklung des ſtändiſchen Elements ſich geſtaltet hat, entworfen, — neu und überraſchend für Viele, die unter der preußiſchen Monarchie eine Militärmonarchie zu verſtehen gewohnt ſind, mit einem allmächtigen Willen von oben herab, der der pünktlichſten und buchſtäblichſten Vollziehung durch ein wohldreſſirtes, in Gehorſam erzogenes Beamtenheer verſichert iſt. Statt deſſen ſehen wir faſt Alles, was geſellſchaftliche Einrichtungen betrifft, in der Gemeine, in dem Kreiſe, in der Provinz, — was zur Hebung des Wohlſtandes, zur Beförderung der Sicherheit dient, dem direkten Einfluſſe der Regierung gänzlich entzogen, oder dergeſtalt unter ſtändiſche Leitung geſtellt, daß für die Staatsgewalt nur eine kontrolirende, alſo keine produktive, oſtenſible, und eben deshalb auch keine das Volk zu Dank und Anerkennung verpflichtende Thätigkeit zu üben bleibt. In einem großen Theile der Monarchie iſt die Juſtiz als Ausfluß der Grundherrlichkeit angeſehen, die Polizei unter demſelben Geſichtspunkte dem Grundherrn überlaſſen, und in dieſer großmüthigen Vertheilung der Attributionen hat der Staat ſich in nichts eine ungehemmte Selbſtſtändigkeit vorbehalten, als in der Auflage und Eintreibung der Steuern * und Abgaben, und in der Aushebung der Mannſchaften, ſo daß es ein Band gemeinſchaftlicher

* Und ſelbſt dies iſt nicht ohne Einſchränkung richtig, wie oben erwähnt, und aus dem Abgaben-Geſetz vom 30. Mai 1820 zu entnehmen iſt.

Laſten iſt, was zumeiſt an ſeine Exiſtenz erinnert. Dabei muß nicht vergeſſen werden, daß die Eintheilung in Provinzen neue partikuläre Intereſſen geſchaffen, oder ältere konſolidirt hat. Die Rheinprovinzen ſind durch die franzöſiſche Geſetzgebung, und, um aus vielem Andern noch etwas anzuführen, auch durch die vor 12 Jahren erfolgte Kontingentirung der Klaſſenſteuer, — Oſtpreußen iſt durch die Aſſekurationsakte, welche die Verſicherung ertheilt, daß der General-Hufenſchoß keine Vermehrung erfahren ſoll, — die geſammten öſtlichen Provinzen ſind durch die Steuerfreiheiten des großen Grundbeſitzes, — Poſen durch ſeine Nationalität, — in iſolirte Stellungen andern Gebieten des Königreichs gegenüber gebracht.

Wir könnten viele Staaten aufzählen, in denen ſtationär gewordene, oder auf Verſchiedenheit des Urſprungs, der Abſtammung, der Sprache und Sitte gegründete Provinzialſonderungen als Hinderniſſe einer geregelten Verwaltung, der vollkommenen Ausübung der Souverainetätsrechte und der Entfaltung der vollen Kraft und Elaſticität des Staatskörpers zu allen Zeiten betrachtet worden ſind, und in denen man ſich fortgeſetzt mit und ohne Erfolg bemüht hat, ſie hinweg zu räumen, — ein gleiches Geſetz, eine gleiche Verwaltung, und Alles, was vom Staatsoberhaupte ausgehen kann, Allen nach dem Stande der Zunge an der Wage der Gerechtigkeit zuzumeſſen.

Frankreich, Spanien und Rußland haben dieſen Weg eingeſchlagen; auch Oeſterreich hat ihn betreten, trotz aller Achtung vor dem hiſtoriſchen Recht, nur mit größerer, durch die Zeitumſtände und die ſchroffſten Nationalverſchiedenheiten gebotenen Vorſicht und mit geringerem Succeß als die übrigen.

Was wäre Oeſterreich, wenn es ſeine gewaltigen Kräfte regen könnte! und was anderes hält ſie gebunden, als die Unüberwindlichkeit der Provinzialabſonderungen? Niemals wäre der Halbmond auf den Zinnen von Belgrad aufgepflanzt worden; niemals hätte der kaiſerliche Adler dem Rhein den Rücken gekehrt; niemals der Koſack ſein Roß an den Mündungen der Donau getränkt, — wenn ein Intereſſe, ein Geſetz, ein Wille die großen, in 9 Königreiche und mehr als 30 Herzogthümer zerſtreuten Kräfte belebt hätte!

Es iſt wahr, zu ſolcher Lähmung kann die Erſchaffung und Pflege von Sonderintereſſen in Preußen nicht führen: $\frac{7}{10}$ der

Nation ſind in Sprache, Sitte und Abſtammung verwandt, das intellektuelle Leben ragt über alle materiellen Verſchiedenheiten hinaus, und Wiſſenſchaft und Kunſt, Chriſtenthum und Patriotismus ſchlingen ein ſtarkes Band vom Niemen bis zur Maas. Die ſorgfältige Erhaltung der polniſchen Nationalität gibt uns ſogar eine unſchätzbare Waffe gegen die drohende Größe Rußlands und kann einen Kryſtalliſationspunkt bilden, deſſen Wirkung den Träumen vom großen Slavenreiche auf einmal ein Ende macht.

Aber auch darüber muß man ſich keine Illuſionen machen, daß die Sonderung in Provinzen und Provinzialintereſſen uns jemals die gleichen Dienſte werde leiſten können, deren die Geſchichte anderer Staaten, z. B. die Geſchichte Spaniens und Oeſterreichs rühmend erwähnt. Dort iſt ein Element, welches bei uns größtentheils fehlt. Nicht weil ſie Fueros zu vertheidigen hatten, haben die einzelnen Provinzialjunten in Spanien, als die Centralregierung ſie im Stiche ließ, den Kampf gegen den fremden Eroberer mit unerſchütterlichem Muthe durch lange Jahre fortgeſetzt, — nicht darum haben die Basken und Navarreſen in unſern Tagen ſo lange geſtritten, ſondern weil ihre Nationalität, ihre durch Geſchichte, Sitte, Klima, Boden und Sprache bedingte Eigenthümlichkeit bedroht war, von welcher jene Fueros nichts als einzelne Zeichen ſind.

Bei uns aber ſind dieſe natürlichen Verſchiedenheiten nicht, oder doch nicht in dem Maaße vorhanden, daß ihr Ausdruck in einer durchweg charakteriſtiſchen Geſetzgebung und Verwaltung nothwendig würde, und man kann ſie auch nicht ſchaffen durch Uebereinkommen oder Befehl. Der Magdeburger, welcher der Provinz Sachſen angehört, wird von dem Brandenburger keinen großen Abſtand fühlen, und der Mindener und Märker in Weſtphalen iſt durch ſtärkere Sympathien zu den Bewohnern von Cleve und Berg in den Rheinlanden, als zu denen von Paderborn und Münſter hingezogen, die in demſelben Provinzialverbande mit ihm ſtehen.

Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo die Individualitäten der Stämme ſich ſo ſcharf ausprägen, als vordem; in dieſer Beziehung iſt alles fertig: was nicht vorhanden iſt, wird man ſchwerlich erſchaffen. Faſt überall, wo der Provinzialismus ſich groß gezeigt hat, rührte es daher, daß er eine gebeugte, nicht gebrochene, jedoch ſtets bedrohte Nationalität darſtellte; ſeine größte

Wirkung hat er im Kampfe gegen Außen bewährt, der inneren Entwickelung aber ſich nur ſelten günſtig gezeigt.

In dem Maaße wie die Hoffnungen ſich herabſtimmen, weil wir die Provinzialeinrichtungen in Preußen einer großen Zukunft nicht fähig halten, müſſen auch die Beſorgniſſe ſich mindern, welche man von einer ſolchen Inſtitution hegen kann. Denn nur auf das Starke und Gewaltige kann man Hoffnungen bauen, nur das Starke und Gewaltige kann Furcht einflößen. Gewiß hat auch kein preußiſcher Staatsmann ſich darüber verblendet, daß Wagenſpuren und Schlittengeleiſe, das Landarmenhaus zu Tapiau und die Feuerſocietäten, das oſtpreußiſche Landrecht mit dem Zinsſatze von 6 Prozent und die Irrenanſtalt zu Siegburg nicht Dinge ſeyn können, die mit Aufopferung von Vermögen und Leben vertheidigt werden. Als der fränkiſche Eroberer mit einem Striche die Agrargeſetzgebung im nordweſtlichen Deutſchland vernichtete, als die rheiniſchen Bundesfürſten die alten Ständeverfaſſungen aufhoben, als die Reichsſtädte aus Herrſchern in Unterthanen verwandelt wurden, als die Zünfte und Innungen fielen, als ſo viele Dynaſtengeſchlechter vom Throne in den Privatſtand herabſtiegen, als der Adel ſeine Privilegien verlor, fuhr kein Schwert aus der Scheide, regte ſich keine Hand, kaum die Lippen zu etwas anderem als zu leiſem Fluche oder beifälligem Gemurmel; nicht das Andenken an dieſe Inſtitutionen, nicht deren Erhaltung oder Wiedereroberung, wie tief ſie auch ins Leben eingegriffen hatten, war es, was das Volk begeiſtert hat, nicht einmal der Widerwille gegen die neue Geſetzgebung, an der nur die Sprache und der Geber mißfiel, ſondern das Gefühl des Druckes und der Schmach, einen fremden Herrn zu haben, und des Zorns, in der nationalen Selbſtſtändigkeit gekränkt und mißhandelt zu ſeyn. Ebenſo werden alle provinziellen Eigenheiten, welche die neue Inſtitution für ſich betrachtet ſchaffen oder entfalten kann, den Staat weder mit einem Föderalismus, noch mit einer Neutraliſirung der landesherrlichen Macht bedrohen; es wird nichts den Regenten hindern, alle Schranken niederzureißen, die provinzielle Einſeitigkeit ſeinem auf das Beſte des Ganzen gerichteten Willen entgegenſetzen könnte; der Preuße wird ſich immer zunächſt als ſolchen fühlen, und wenn er ſich Pommer, Schleſier, Sachſe nennt, darin eine hiſtoriſche, aber keine in der Gegenwart überwiegende Bedeutung erblicken.

Aber mag man die provinzialſtändiſche Einrichtung unter dem vortheilhafteſten Lichte betrachten, — mag man den Triumph der Regentenweisheit in der preußiſchen Staatsverfaſſung ſehen, weil ſie wirkliche Intereſſen an die Stelle bloßer Gedanken ſetzt, und naheliegende unmittelbare Intereſſen an die Stelle der allgemeinen, deren Würdigung und Verfolgung im Drange der Begebenheiten, unter der ephemeren Herrſchaft glänzender Theorien und verführeriſcher Syſteme ebenſo ſchwierig als verantwortlich iſt, mag man es als den Ausfluß ſeltener Klugheit und Menſchenkenntniß anerkennen, wenn in einer Zeit, wo der Trieb nach Ehre und Auszeichnung alle Klaſſen der Geſellſchaft ſtachelt, und in allen Völkern ein Ringen nach Theilnahme an der Regierungsgewalt ſich zeigt, dem Ehrgeize ſeine Befriedigung in einer nützlichen Sphäre, und dem allgemeinen Streben ſeine Abfindung durch Zugeſtändniſſe angewieſen wird, die von politiſchen Tendenzen durch die Herüberziehung in den Bereich des eigentlichen Geſchäftes eher abhalten, als ſie dazu anregen; oder mag man die Vorſicht preiſen, mit welcher die Theilnahme des Volks an Geſetzgebung und Verwaltung den Grundeigenthümern anvertraut iſt, die die Früchte ihres Fleißes nur ſo lange genießen können, als die Segnungen des Friedens und der Ordnung währen, — oder die ſchlaue Politik, die in der Gliederung der Grundeigenthümer auch unter ihnen verſchiedene Intereſſen und Rivalitäten begründet, und daher jedem Gedankenfluge, jedem Ideenrauſche ſo viele Bleigewichte anhängt, daß er, ſtatt hinzureißen, ſich verbraust: — wir geſtehen dies Alles zu, und ehren noch beſonders das großartige Vertrauen eines ſeines reinen Willens ſich bewußten Fürſten in ſein treues Volk; — dennoch bleibt die Thatſache ſtehen, daß die vollziehende Gewalt (Pouvoir exécutif) nicht mehr ungeſchmälert in der Hand des Staatsoberhaupts, ſondern zwiſchen ihm und dem Volke getheilt iſt.

Alſo nicht allein in der Geſetzgebung iſt der König die Stimme der Stände zu vernehmen verpflichtet, ſondern auch die Vollziehung iſt ihnen zum großen Theile eingeräumt, und zwar in Beziehung auf die eigentliche Adminiſtration ganz von der unterſten Stufe an bis zur Kreisverwaltung einſchließlich, durch Beamte, die ſie ſelbſt erwählt haben.

Das Anſehen des Monarchen hat durch dieſe Einrichtungen nichts gelitten; ja wie alles Vertrauen herzgewinnend iſt, ſo mag

dieſes Vertrauens offenkundiges Zeichen ein Band mehr zwiſchen Fürſt und Volk geworden ſeyn; auch iſt die Gewohnheit des Gehorſams und der ehrerbietigen Unterordnung ſo feſt gewurzelt, daß der Wille des Königs, der dieſe Formen ſchuf, auch als der eigentliche Garant für ihr Fortbeſtehen betrachtet werden muß, und daß ſie nicht im Stande ſeyn würden, nur einen Tag ihre Exiſtenz gegen eine Aenderung dieſes Willens zu behaupten.

Auch mancher edeln Früchte dürfen wir uns bereits erfreuen: eine größere Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, eine größere Rührigkeit im Staatsdienſte, erhöheter Sinn für Publicität, eine freimüthigere Sprache dem Throne gegenüber, gleich weit entfernt von höfiſcher Schmeichelei, wie von republikaniſchem Cynismus, ſind erquickende Wahrnehmungen für jeden Vaterlandsfreund; auch mag ein Theil von dem, was in der Hauptſache einer wahrhaft königlichen Perſönlichkeit zu verdanken iſt, auf Rechnung des erleichterten Gedankenverkehrs und des freigegebenen Ausdrucks der öffentlichen Meinung geſchrieben werden, nämlich das ſichtbare allmählige Verſchwinden der Scheu vor allem Ungewohnten, Neuen und Fremdartigen im Gerichtsverfahren, in der Beurtheilung der periodiſchen Preſſe und in den Religionsangelegenheiten. Und damit kein Vorwurf der Unbilligkeit den Verfaſſer treffe, er aber auch gegen den der Vorliebe und Ueberſchätzung geſichert ſey, werde des mit der Inſtitution wieder auftauchenden Kaſtengeiſtes, der den höheren Staatsdienſt als Eigenthum einer bevorrechteten Klaſſe anſieht, des ſtillen Krieges der Ariſtokratie gegen den Beamtenſtand, der Verdächtigung oder Anfeindung der großen Zeit von 1807 bis 1815, und der in ihr herrſchenden Geiſter, nur obenhin erwähnt, in der Ueberzeugung, daß wo Licht, auch Schatten ſeyn muß, und in der Hoffnung, daß die Macht der Zeit und die ſtets allgemeiner werdende Bildung, ſo wie ein erleuchteter Wille jeder Kraft ihren Spielraum, aber auch ihre Schranken weiſen werden.

Aber würde man mit gleicher Beruhigung auch den Schlußſtein des Gebäudes legen ſehen, d. h. die Reichsverſammlung hervorgehen aus den Provinzialſtänden, deren Grundlage die Kreiskorporation und die Gemeine iſt, — deren Kraftäußerung nicht blos in Ertheilung des Raths, ſondern in der Handhabung eines großen Theils der Staatsgewalt beſteht?

Die Meinungen über die Vortrefflichkeit der Regierungsſyſteme ſind verſchieden: gar manches edle Herz würde wärmer geſchlagen haben, wenn der Fürſt ſein Volk zum erſtenmal mit der Karte in der Hand begrüßt hätte; aber auch gar manche Stirne hätte die Sorge gefurcht und der Unmuth umwölkt, das Geſchick des Staates einem gefährlichen Experimente preisgegeben zu ſehen, das bisher mit Glück und Ruhm dem angebornen Herrn in die Hände gelegt war; und wie die Einen die Entfaltung alles Großen und Herrlichen, wozu das Volk von der Natur beſtimmt ſcheint, von einer freien Verfaſſung erwarteten, ſo würden die Andern daran erinnert haben, daß die Glanzpunkte der preußiſchen Geſchichte nicht in der Zeit der Kulmination der ſtändiſchen Rechte, ſondern in der Periode der Machtvollkommenheit der Regenten von dem großen Kurfürſten bis zu unſern Tagen leuchten; aber Keiner, mögen die Reſultate des politiſchen Forſchens noch ſo verſchieden ſeyn, Keiner, das darf man kühn behaupten, würde gerathen oder gebilligt haben, auf ſolche Grundlagen die Reichsverfaſſung fortzubauen, und Reichsſtände dem Throne gegenüber zu ſtellen, die eine ſolche Wurzel hätten.

Der Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika würde eine beneidenswerthe Unabhängigkeit einem Könige von Preußen gegenüber genießen, den eine ſolche Verfaſſung bände: der König wäre ein Schattenfürſt, der Staat dem Zufall preisgegeben, ja es wäre ehrlicher, ſich nur gleich zur Republik zu entſchließen, oder wie man die Form ſonſt nennen will, in welcher weder eine Einheit des Willens in der Geſetzgebung noch in der Ausführung gegeben iſt.

Man kann einwenden, daß das Meſſer in der Hand des Kindes ein gefährliches Spielzeug, in der Hand des Mannes ein nützliches Inſtrument ſey; daß der beſonnene Verſtand und die innige Pietät eines deutſchen Volksſtammes einen ganz andern Gebrauch von einem Vertrauenspfande erwarten laſſen, als die Frivolität des Franzoſen und der Fanatismus des Spaniers u. ſ. w.; daß das wahre und ächte Intereſſe des Monarchen und des durch ſeine Stände repräſentirten Volkes nur eines und daſſelbe, und daher eigentlich kein dauernder Konflikt zu denken, höchſtens Mißverſtändniß möglich, dieſes bei der Beſonnenheit des deutſchen Charakters leicht auszugleichen, und eine ſo kleine Gefahr kein Grund ſey, vor einem großartigen nationalen Unternehmen zurückzuſchrecken.

Warum werden aber Verfaſſungen gewünſcht?

Ein geiſtreiches Wort des Kaiſers Alexander enthält die Antwort, über welche man Bücher ſchreiben könnte. C'est un accident, qu'un bon roi! Dieſer glückliche Zufall hat ſich in Preußen ſeit mehr als zwei Jahrhunderten faſt ohne Unterbrechung wiederholt, und dennoch verlangt man Garantien!

Iſt denn eine Ständeverſammlung, die im Bewußtſeyn ihrer Macht und Ueberlegenheit ſich ſelber Grenzen ſetzt, die die königliche Würde mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit vertheidigt, wie ihr eigenes Recht, die keine Leidenſchaften, keine falſche Theorien und verderbliche Irrthümer in ihre Mitte aufkommen läßt, eine Naturnothwendigkeit, und nicht etwa auch ein accident? und bedarf es gegen den widrigen Zufall, welcher ſtatt einer Anzahl reiner edler Geiſter ein langes Parlament, ein Praise-God-Bareboyes Parlament, oder einen Nationalkonvent zuſammenwürfeln kann, keiner Schranken und keiner Schutzwehr?!

Die glühendſten Vertheidiger des Konſtitutionalismus haben dieſe Garantieen immer in einer richtigen Abwägung der Gewalten gefunden. Es iſt unſere Sache nicht, in Prinzipienfragen einzugehen; aber es genügt, daß dieſe Maxime den Maßſtab zur Prüfung aller Verfaſſungswerke abgegeben hat und von Freunden und Gegnern zur Begründung ihrer Behauptungen angeführt wird.

Darum iſt, wo die Gewalt des Regenten am meiſten beſchränkt werden ſollte, das Pouvoir exécutif der königlichen Würde immer ungeſchmälert zugeſchieden, und in der Befugniß der Auflöſung der Kammern und in der Einwirkung auf die Wahlen das nothwendige und billige Mittel erblickt worden, das Gouvernement gegen Beeinträchtigung und Präponderanz zu ſichern.

In Preußen aber iſt die vollziehende Gewalt in Händen von Perſonen und Korporationen, die den Reichsſtänden ungleich näher ſtehen würden, als der Regierung. Die Reichsſtände würden aus den Provinzialſtänden hervorgegangen ſeyn, die ſich in der innigſten Beziehung zu Kreisſtänden und Kommunen befinden, deren Mitglieder ſogar zu einem nicht geringen Theile Kreisſtände und Kommunalvorgeſetzte ſind. Auf die Wahl der Reichsſtände aus den Provinzialſtänden würde die Regierung, möge ſie auch eine Form erſinnen, welche ſie wolle, nie einen zulangenden Einfluß üben können, da die Bedingungen der Wahlfähigkeit in

der Hauptſache durch den Grundſatz ſelbſt, wonach die Wahl aus den Provinzialſtänden erfolgen muß, feſtſtehen. Das Geſetz über Einrichtung der Provinzialſtände, indem es nicht allein den beſtimmten Grundbeſitz, ſondern überdies deſſen zehnjährige Dauer zur Bedingung der Standſchaft erklärt, erſchwert der Regierung obendrein die Benutzung der an ſich ſeltenen Gelegenheiten, ergebene, einſichtsvolle, mit parlamentariſchen Talenten ausgeſtattete Männer durch ihren Einfluß in die Kammern zu fördern, und dadurch, wenn nicht ein Uebergewicht, doch eine Vertretung zu erlangen.

Was würde unter ſolchen Umſtänden das Reſultat ſeyn, wenn der Landesherr ſich zur Auflöſung einer Ständeverſammlung entſchließen müßte? Vermuthlich kein anderes, als daß dieſelben Perſonen wieder erwählt würden, wodurch die Verſammlung der Reichsſtände eine Permanenz und Kraft erlangte, der keine Regierung in die Dauer würde widerſtehen können; welche Zukunft endlich in kritiſchen Zeiten die enge Verſchlingung der ſtändiſchen Verhältniſſe von der Kommune bis zum Reichstage, im Falle eines ernſten Konfliktes der Regierung mit den Ständen, dem Staate ankündigt, das wird auch ohne nähere Ausführung verſtanden, und es wird gebilligt werden, wenn wir ſagen, daß ein Gedanke an eine ſolche Zukunft den Staatsmann und den Vaterlandsfreund mit prophetiſcher Melancholie erfüllen muß.

Die Monarchie muß ſtark erhalten werden; die königliche Würde muß unantaſtbar ſeyn, nicht blos durch ſtaatsrechtliche Fiktionen, ſondern durch die ihr inwohnende Fülle wirklicher Macht; die Vertretung der Landesintereſſen vor dem Throne hört auf ſegensreich zu ſeyn, ſie wird ſchädlich, ſobald die Vertreter das Uebergewicht dergeſtalt an ſich reißen können, daß ſie eigentlich Alles ſind. Nichts im Himmel und auf Erden kann einen Damm gegen ſie abgeben, und nur der vermeſſenſte Leichtſinn kann ſich überreden, daß ſtets ein ſolcher Umfang des Geiſtes, eine ſolche Stärke des Charakters, eine ſolche Hoheit der Geſinnung ihre Reden und Handlungen leiten werde, daß ſie von ſelbſt das richtige Maß einhalten, und Thron und Land ihr Vertrauen nie zu bereuen Urſache haben würden.

Darum kann die Behauptung mit vollem Rechte abermals ausgeſprochen werden, daß die königliche Erklärung

„das Verſprechen der Einführung einer Reichsverfaſſung, wie es gegeben und aufgefaßt worden, nicht löſen zu können,“ weit entfernt, nur Empfindungen getäuſchter Erwartung und der Zerſtörung lang gehegter und liebgewordener Plane zu erregen, auch Beruhigung eingeflößt und Dank erweckt hat. Beruhigung und Dank nicht allein bei ſolchen, welche in der Reinerhaltung des Abſolutismus das Heil der Völker erblicken, ſondern auch bei denen, die den Ideen der neuern Zeit ihre Ohren und ihr Herz geöffnet haben, die aber mit Freudigkeit auf Erfüllung ihres heißeſten Wunſches verzichten, wenn er nicht anders als mit Gefahr des Umſturzes der Monarchie zu erreichen war. Und das war nach ihrer Meinung der Stand der Sache, wenn das Gebäude der Repräſentation ausgebaut worden wäre; es war einer von den Fällen, wo der Buchſtabe getödtet haben würde: ein Königthum Ständen gegenüber, welche nicht blos zu berathen und zu beſchließen, ſondern auch mit zu regieren haben, welche im Stande ſind, den königlichen Willen zu annulliren, indem ſie den Beiſtand zu ſeiner Ausführung verweigern, — ein ſolches Königthum iſt ein Schattenreich, das ein Hauch umbläst, ein tönend Erz, eine wandelnde Leiche!

Entweder keine Reichsſtände oder Reichsſtände mit einer andern Grundlage, alſo nach vorgängiger Aufhebung der Geſetze vom 22. Mai 1815 und vom 5. Juni 1823 und was damit zuſammenhängt, und ohne Vermiſchung der Gewalten, und mit ſtrenger Erhaltung der königlichen Prärogative!

Für jetzt iſt für die erſte Alternative entſchieden. — Dieſe Betrachtung iſt kein Glaubensbekenntniß, und der Verfaſſer kann ſich daher wohl enthalten, ſeine Gedanken über die königliche Wahl auszuſprechen; man kann ſich auf die eine Seite oder auf die andere nach Ueberzeugung hinneigen, ohne daß dadurch die Benennung Patriot verwirkt oder erworben wäre. Heut zu Tage iſt man gerecht und einſichtig genug, um anzuerkennen, daß die Wiſſenſchaft, einen Staat zu bauen, oder wieder herzuſtellen, oder zu verbeſſern, gleich jeder andern Erfahrungswiſſenſchaft, a priori nicht gelehrt werden kann, und daß die Erfahrung, die uns in dieſer blos praktiſchen Wiſſenſchaft unterrichten ſoll, keine kurze Erfahrung ſeyn darf. Der ſchärfſte und unermüdlichſte Beobachter kann ſein ganzes Leben daran verwenden. Auch weiß man, daß

das ſo viel geprieſene Streben nach Einfachheit in den Verfaſſungen in der Regel von ſchamloſer Unwiſſenheit der Dilettanten, oder von ſtrafbarer Nachläſſigkeit der Künſtler zeugt. Alle einfachen Formen haben, wenn man die Geſellſchaft aus einem iſolirten Standpunkte betrachtet, etwas ungemein Anziehendes. Aber die Natur des Menſchen iſt verwickelt, die Gegenſtände des geſellſchaftlichen Lebens ſind unendlich zuſammengeſetzt, eine einfache Anordnung, eine einſeitige Richtung der Kraft ſtimmt weder mit des Menſchen Natur noch mit ſeinen Zwecken.

Die Anerkennung ſolcher Wahrheiten regt zur Milde im Urtheil über Andersdenkende und zur Vorſicht in der Abgabe des eignen an; auch iſt der Gegenſtand zarter Natur, und die Zukunft in die Hand einer vom Himmel ſo reich begabten Perſönlichkeit gelegt, daß man mit Geduld und ſchweigend, und was noch mehr iſt, mit Vertrauen warten kann; an ihren Früchten werden wir die Weisheit der Maßregeln erkennen.

Auf dieſem Punkte angelangt, ſcheint die Aufgabe, welche der Verfaſſer ſich geſtellt hatte, faſt gelöst; vielleicht ſollte man auch glauben, daß Delikateſſe die Pflicht auferlegte, die vermuthlichen Konſequenzen des königlichen Beſchluſſes nicht zu beſprechen, und der Zeit die Enthüllung der Verhältniſſe, wie der Weisheit der Staatslenker deren Schichtung zu überlaſſen.

Aber es gibt wenigſtens einige, die dergeſtalt in den Vordergrund gerückt ſind, daß es Ziererei wäre, ſie überſehen zu wollen, und das Bewußtſeyn eines reinen Willens und das Streben nach Wahrheit ſollen die Scheu und Zurückhaltung beſiegen.

Unter dieſen wollen wir nur ein einziges, ohne allen Anſpruch auf erſchöpfende Erörterung, nur flüchtig berühren, weil es das wichtigſte zu ſeyn ſcheint. Es iſt dies die im Staatsſchuldengeſetze begründete Nothwendigkeit für den Staat, ſich entweder der Kontrahirung neuer Schulden gänzlich zu enthalten, oder die Garantie von Reichsſtänden für dieſelben zu erlangen, was die Anordnung ven ſolchen vorausgeſetzt. Der blühende Finanzzuſtand des Staates, der mit raſchen Schritten der völligen Abbürdung entgegen geht, die Sammlung eines Schatzes, deſſen Bildung ſchon einmal im Jahre 1830 und 1831 der Nothwendigkeit der Abſchließung eines Anlehens überhoben hat, mögen zwar den Zeitpunkt weit hinausrücken, wo zu einer ſolchen Maßregel geſchritten werden muß;

aber jede Störung des Gleichgewichts, jeder Kanonenſchuß in Europa, im Orient, in Amerika kann ſie unvermeidlich machen, und auf ſo etwas muß man gefaßt ſeyn, und iſt auch ohne Zweifel gefaßt.

Das Staatsſchuldengeſetz beſteht noch in voller Kraft und kann ohne Gefährdung des Staatskredits nicht aufgehoben werden, ohne etwas an die Stelle zu ſetzen, was gleiches Vertrauen einflößt.

Hin und wieder trägt man ſich mit der Meinung, daß die von den Provinzialſtänden auf dem erſten Landtage nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. gewählten Ausſchüſſe zur Berathung allgemeiner, die Intereſſen der Provinz nicht ausſchließlich berührender Materien, die Reichsſtände, insbeſondere in Beziehung auf das Staatskreditweſen, zu vertreten berufen ſeyen. Aber außer den juriſtiſchen Bedenken, welche ſich gegen eine ſolche Vorausſetzung erheben, indem das Mandat dieſen Vertretern mit Fug beſtritten werden könnte, iſt auch nicht zu überſehen, daß in der königlichen Erwiederung auf die die Wahl des ſtändiſchen Ausſchuſſes in der Rheinprovinz begleitende Petition das Staatsoberhaupt eine beſtimmte Kompetenz dieſer Ausſchüſſe, und der daraus zu bildenden Verſammlung überhaupt nicht anerkennt, ſondern dieſelben blos als Männer des Vertrauens ihres Standes angeſehen wiſſen, und ſie nach Bedarf und Belieben zu Rathe ziehen will. Daraus folgt, daß eine ſolche Verſammlung für die Provinzen gültige Beſchlüſſe nicht faſſen kann, auch daß auf ihre Beſchlüſſe eine königliche Entſcheidung nur in dem Falle zu gründen iſt, wo dieſelbe überhaupt keiner organiſchen Unterlagen bedarf.

Eine andere Anſicht geht dahin, daß ſofern der Staatskredit zu Hülfe genommen werden müſſe, dieſe Ausſchüſſe, in eine allgemeine Verſammlung vereinigt, die Nothwendigkeit anzuerkennen und die Subrepartition der Bedarfſumme auf die Provinzen vorzunehmen hätten, alsdann aber den Provinzialſtänden überlaſſen werden würde, die auf die Provinz treffende Summe zu garantiren, wodurch die Nothwendigkeit der buchſtäblichen Befolgung des Geſetzes vom 21. Januar 1820 beſeitigt, der Zweck ohne Reichsſtände, aber auch ohne Verletzung des Geſetzes erreicht, in der Kreation von Provinzialſchulden dem Staate das Erforderniß verſchafft und der Staatsſchuldenetat dennoch geſchloſſen erhalten werde.

Dieſer Gedanke hat viel Scheinbares, aber wenig Wahres;

seine Verwirklichung setzt voraus, daß die Leistungsfähigkeit der einzelnen Provinzen unter einander verglichen, anerkannt, und daß die jährliche Leistung zum Staatsbedarf darauf fundirt sey: oder mit andern Worten, sie setzt ein allgemeines Steuersystem voraus.

Dieses ist lange verheißen, aber nie zu Stande gekommen; zuerst sprach sich das Edikt über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben u. s. w. vom 17. Oktober 1810 (Gesetzsammlung 1810. Stück 2. Nr. 3.) darüber mit den Worten aus:

„Ueberhaupt aber soll das drückende jener neuen Auflagen dadurch möglichst vergütigt werden, daß Wir mittelst einer gänzlichen Reform des Abgabensystems alle nach gleichen Grundsätzen für Unsere ganze Monarchie von Jedermann wollen tragen lassen. Auf dem kürzesten Wege wird daher auch ein neues Kataster angelegt werden, um die Grundsteuer darnach zu bestimmen.

Unsere Absicht ist hierbei keinesweges auf eine Vermehrung der bisher aufgekommenen gerichtet, nur auf eine gleiche und verhältnißmäßige Vertheilung auf alle Grundsteuerpflichtigen. Jedoch sollen alle Exemtionen wegfallen, die weder mit der natürlichen Gerechtigkeit, noch mit dem Geist der Verwaltung in benachbarten Staaten länger vereinbar sind. Die bis jetzt von der Grundsteuer befreit gebliebenen Grundstücke sollen also ohne Ausnahme damit belegt werden, und Wir wollen, daß es auch in Absicht auf Unsere eigene Domanialbesitzungen geschehe. Wir hoffen, daß diejenigen, auf welche diese Maßregel Anwendung findet, sich damit beruhigen werden, daß künftig der Vorwurf sie nicht weiter treffen kann, daß sie sich auf Kosten ihrer Mitunterthanen öffentlichen Lasten entziehen, so wie mit den Betrachtungen, daß die von ihnen künftig zu entrichtende Grundsteuern dem Aufwande nicht gleich kommen, den sie haben würden, wenn man die ursprünglichen auf ihren Gütern haftenden Ritterdienstverpflichtungen von ihnen forderte, für welche die bisherigen ganz unverhältnißmäßigen Abgaben gegen die Grundsteuer wegfallen; wie auch, daß freie Benutzung des Grundeigenthums, völlige Gewerbefreiheit und Befreiung von andern Lasten, die sonst nothwendig gewesen seyn würden, stattfinden

sollen; endlich daß die Grundsteuer schon in einem großen Theile Unserer Monarchie von den Gutsbesitzern wirklich getragen wird."

Das Edikt vom 7. September 1811 über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben (Gesetzsammlung 1811. Stück 20. Nr. 50.) entwickelt dieselben Grundsätze mit den Worten:

„Die Grundlagen, auf welchen das im vorigen Jahre ausgesprochene Abgabensystem und die neuere Gesetzgebung beruhen: Gleichheit vor dem Gesetz, Eigenthum des Grund und Bodens, freie Benutzung desselben und Disposition über solchen, Gewerbefreiheit, Aufhören der Zwangs- und Banngerechtigkeiten und Monopole, Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann, Vereinfachung derselben und ihrer Erhebung, — wollen Wir keinesweges verlassen, Wir wollen vielmehr fortwährend auf solche bauen, da Wir sie als die heilsamsten für die Uns anvertrauten Unterthanen aller Klassen halten u. s. w."

An der Verwirklichung ist, wie die Gesetzgebung bis zum Jahre 1820 zeigt, mit Ernst und Anstrengung gearbeitet; das Prinzip der gleichen Tragung der Staatslasten ist auch in jeder andern Beziehung leitend gewesen, nur nicht in Beziehung auf die Besteuernng des Grundeigenthums. Die letzte urkundliche Erklärung der Absicht, auch in dieser Hinsicht den im Jahre 1810 geäußerten Willen durchzuführen, findet sich im Eingange des Gesetzes über die Einrichtung des Abgabenwesens vom 30. Mai 1820 in den Worten:

„Um die Reform der Steuergesetzgebung zu vollenden, welche Wir in der Verordnung vom 27. Oktober 1810 Unsern getreuen Unterthanen zugesagt, würden Wir vor Allem eine Revision der Grundsteuer in Unseren sämmtlichen Provinzen nöthig gefunden haben, wenn Wir nicht in Betracht der Schwierigkeiten, die damit unzertrennlich verbunden sind, rathsam gefunden hätten, diesen die Provinzialinteressen mehr berührenden Gegenstand der Berathung mit den Ständen vorzubehalten."

Darauf bestimmt aber §. 3:

„Die Grundsteuer wird in jeder Provinz nach den Grundsätzen und Vorschriften erhoben, welche darin gegenwärtig zur Anwendung kommen;"

und seitdem ist in diesem wichtigen Zweige der Finanzgesetzgebung

für den geſammten Staat nichts mehr geſchehen, wohl aber iſt bei der Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe, beziehungsweiſe bei den Auseinanderſetzungen der nach der beſonderen Verfaſſung der Landestheile auf dem Grundſtücke liegende Grundſteuerbetrag dergeſtalt in Anſchlag gebracht worden, als wenn er den Charakter einer unveränderlichen Rente hätte.

So haben wir denn in Preußen zur Stunde 131 verſchiedene Grundſteuern, von denen jede einzelne ihre beſondere Geſchichte und ihre beſonderen Grundſätze hat, von denen aber allein die Grundſteuer in Rheinland und Weſtphalen auf einem nach wiſſenſchaftlichen Prinzipien konſtruirten, der Fortbildung fähigen Kataſter beruht. Die Exemtionen, deren das Edikt vom 23. Oktober 1810 tadelnde Erwähnung thut, beſtehen fort.

Die geſammte Grundſteuer beträgt nach dem neueſten Staatsetat 9,889,000 Thlr.

Davon kommen auf den, aus den weſtlichen Provinzen, d. h. aus Weſtphalen und den Rheinprovinzen gebildeten Verband 3,247,276 Thlr., alſo gerade ein Drittheil des geſammten Grundſteueraufkommens in der Monarchie, wiewohl die Grundfläche der weſtlichen Provinzen nur 817 Quadratmeilen, die der übrigen Gebiete ohne Neufchatel aber ungefähr 4168 Quadratmeilen, alſo faſt fünfmal mehr, beträgt.

Noch ungünſtiger wird dieſes Verhältniß für die weſtlichen Provinzen, wenn man berückſichtigt, daß das Kataſter, welches dem Staate den richtigen Eingang ſeiner Steuern ſichert, auf ihre Koſten gemacht iſt, und einen Aufwand von etwa 5,000,000 Thlr. erheiſcht hat;

daß ſie die Erhebungskoſten à 3 pCt. ſelbſt beſtreiten; —

daß ſie die ſämmtlichen Ausfälle decken, und zu dem Ende einen beſondern Deckungs- und Remiſſionsfonds durch Zuſchlag von 2 pCt. auf die Grundſteuer aufbringen müſſen,* und

daß in dem Bereiche des franzöſiſchen Rechts noch etwa 73,000 Thlr. an Koſten der Juſtizverwaltung durch Beiſchläge auf dieſe Steuer zu beſchaffen ſind.

---

* So zweckmäßig dieſe Einrichtung iſt, ſo ſteht ſie doch in der Monarchie iſolirt da; nach dem größeren Theile der Grundſteuerſyſteme fällt jeder Ausfall der Staatskaſſe zur Laſt.

Die erwähnten 5 pCt. betragen circa 162,360 Thlr.; mit Hinzurechnung derſelben und der 73,000 Thlr. für Juſtizverwaltungskoſten verſtärkt ſich die Grundſteuer der weſtlichen Provinzen auf 3,482,576 Thlr., und macht etwas mehr aus als ⅛ des Geſammtbetrags der unter dieſem Namen in dem Staatsetat figurirenden Steuer.

In ganz Oſtpreußen und Litthauen, auf einer Grundfläche von 702¾ Quadratmeilen werden nur circa 623,000 Thlr. an Grundſteuern aller Art entrichtet, und von dieſem Betrag noch aus der Domänenkaſſe 184,000 Thlr. als Averſum für die Steuerpflicht der königlichen Domänen gedeckt, ſo daß auf die mehr als 1,250,000 Seelen ſtarke Bevölkerung dieſer Provinzen in der Wirklichkeit kaum 439,000 Thlr. Grundſteuer treffen.

Auf der Provinz Weſtpreußen, von 466 Quadratmeilen Grundfläche, laſten nur etwa 338,000 Thlr. Grundſteuer, auf Pommern 488,000 Thlr. bei 567⅒ Quadratmeilen Flächeninhalt; auf die Provinz Brandenburg, 723⅗ Quadratmeilen groß, kommen 867,000 Thlr. (wovon die Stadt Berlin nicht ganz 132,000 Thlr. bezahlt), auf Poſen (538⅘ Quadratmeilen) etwa 470,000 Thlr.

Schleſien iſt etwas höher beſteuert: bei einer Grundfläche von 743⅒ Quadratmeilen werden beinahe 2,200,000 Thlr. jährlich aufgebracht, und in Sachſen, deſſen Ausdehnung gleich 455⅒ Quadratmeilen iſt, beträgt die Grundſteuer ungefähr 1,675,000 Thlr.

Die Unverhältnißmäßigkeit der Beſteuerung der verſchiedenen Provinzen unter ſich liegt zu Tage: die Ungleichheit in der Veranlagung im Innern iſt noch größer; der Beſteuerung der adelichen Güter iſt bereits gelegentlich erwähnt; es bleibt noch mit einigen Worten zu bemerken, daß in Schleſien perſönliche Dienſte (ſogenannte Robotten) und gewerbliche Anlagen (Brauerei- und Brennereiurbar) zur Grundſteuer kataſtrirt ſind, — daß die Quatembersteuer in Sachſen, wiewohl ſie auf Grund und Boden radizirt worden, eigentlich eine Perſonen- und Gewerbeſteuer iſt, — daß in Weſtpreußen bei der Kataſtrirung im Jahre 1772 ein Drittheil des geſammten Areals in der Eile überſehen worden, und bei der Einſchätzung Religion und Nationalität nicht ohne Einfluß geblieben ſind, und daß in Poſen die ſogenannte Offiara (Steuer des großen Eigenthums) und die Podymna (Rauchfangsſteuer) beziehungsweiſe bei dem Wegfalle des Syſtems der

Landlieferungen, bei der ganz veränderten Finanzgeſetzgebung, die eine Einkommenſteuer, was die Offiara in der That iſt, nicht mehr geſtattet, und weil die Rauchfangsſteuer nicht, wie es hätte ſeyn müſſen und urſprünglich beabſichtigt war, nach Maßgabe des Reinertrages der Grundſtücke ſubrepartirt worden iſt, ebenſo unergiebig, als drückend ſind.

Schulden ſind aber doch antizipirte Steuern. Nun iſt es ausgemacht, daß die geſammte Grundſteuer à 9,889,000 Thlr. ungleich vertheilt iſt. In welchem Verhältniſſe die einzelnen Landestheile zur Beſchaffung des zu 22,543,000 Thlr. veranſchlagten Zoll- und indirekten Steuereinkommens beitragen, läßt ſich nicht ermitteln, daran ſcheitert die politiſche Arithmetik; dieſelbe Bewandtniß hat es mit der Poſtverwaltung, welche 1,400,000 Thlr., mit der Verwaltung der Bergwerke, Hütten und Salinen ꝛc., welche 917,000 Thlr. abwerfen, und mit mehreren andern.

Nur das Einkommen aus der Klaſſen- und Gewerbeſteuer von reſp. 6,693,000 und 2,180,000 Thlr., ſo wie dasjenige aus der Salzregie von 5,975,000 Thlr., laſſen ſich mit Sicherheit nach den Provinzen vertheilen,* wobei aber, was das letztere betrifft, nicht überſehen werden darf, daß der Beitrag zu dieſer Revenue in demſelben Verhältniſſe ſteigt, als die Armuth eines Landestheils größer iſt, er alſo weniger in anderem Wege zu ſteuern vermag, indem es eine ausgemachte Sache iſt, daß der Salzverbrauch in dem Maße zunimmt, als die Nahrungsmittel grober und ſchlechter ſind.

Die Einnahme aus Domänen und Forſten kann in keiner Beziehung einen Anhaltspunkt gewähren, da das Syſtem der Domänenveräußerungen ſeit mehr als 30 Jahren beſtanden, und die leichtere Verkäuflichkeit den Anlaß gegeben hat, daß die blühendſten Provinzen ſchon längſt wenige oder gar keine Domänen und nur wenige Forſten mehr beſitzen, wogegen der Erlös aus den verkauften die Staatsſchulden vermindern geholfen hat.

In der gegenwärtigen Steuer- und Abgabenverfaſſung iſt alſo eine Möglichkeit zur Vertheilung irgend einer Verbindlichkeit auf die geſammte Monarchie nicht gegeben. Dies hat ſich auch

---

* Auch dies erſchwert die Kontingentirung der Klaſſenſteuer in der Rheinprovinz.

bei der dem Lande nach dem Regierungsantritte des jetzt regierenden Königs zugedachten Steuererleichterung thatſächlich bewieſen, wenn es überhaupt noch eines ſolchen Beweiſes bedurft hätte, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß das Gouvernement nichts erübrigen wird, als die Steuererleichterung durch Herabſetzung der Salzpreiſe zu bewirken, die allerdings den Aermſten überall zu gute kommen, aber die Provinzen nicht in dem Verhältniß erleichtern wird, als ſie zu den Staatsbedürfniſſen im Ganzen konkurriren.

Hiergegen kann und wird eingewendet werden, daß die Ungleichheit in der Beſteuerung des Grundeigenthums zwar nicht in Abrede geſtellt werde, daß aber nach der Natur dieſer Steuer in der Ausgleichung kein Heilmittel, ſondern nur eine Rechtsverletzung liege. Es hat nämlich die Anſicht, welche in England zur Ablösbarkeitserklärung der Grundſteuer * geführt hat, bei einer nicht geringen Anzahl von Staatsmännern die Oberhand gewonnen, daß die Grundſteuer eigentlich nicht anders, denn als ein census reservativus, eine Rente zu betrachten ſey: wem dieſe Rente imponirt werde, der verliere eben dadurch einen Theil ſeines Vermögens, und zwar einen ſo großen Kapitalwerth als die Summe, welche dieſer Rente entſpreche, oder mit andern Worten, als die Summe, mit welcher eine Rente von gleichem Betrage zu erwerben oder abzulöſen ſey. Dagegen verliere derjenige nichts, welcher ein mit einer Rente belaſtetes Grundſtück kaufe, weil anzunehmen ſey, daß er den Werth derſelben an dem Kaufpreis in Abzug gebracht habe, eben ſo wenig derjenige, welcher ein ſolches Grundſtück durch Schenkung oder Erbgang erwerbe, indem die Erbſchaft oder die Schenkung eben nur um ſo viel weniger werth geweſen, als ein unbelaſtetes Grundſtück unter gleichen Verhältniſſen höher im Preiſe ſtehe; würde aber eine Verminderung der Rente eintreten, ſo machte der Käufer, der Schenknehmer oder der Erbe einen Vortheil, an den ſie nie gedacht, auf den ſie gar keinen Anſpruch hätten; eine Erhöhung dagegen habe bei dem gegenwärtigen Beſitzer denſelben Effekt der partiellen Beraubung des Vermögens, wie die erſte Auflage einer Grundſteuer auf ein bis dahin freies Grundſtück.

* Sie iſt in England wirklich bis auf 900,000 Pfd. St. abgelöſt.

Daß dieſe Anſicht ungemein folgenreich iſt, läßt ſich nicht beſtreiten; neu iſt ſie nicht, und ihr größtes Publikum hat ſie unter den Privilegirten. Sie ſpielt das, was in den Bereich der Politik gehört, in den der Nationalökonomie hinüber. Sie würde mit ſtaatswirthſchaftlichen Gründen zu bekämpfen ſeyn. Dazu iſt hier nicht der Ort. Aber dieſe Theorie reicht auch dann nicht aus, wenn man ſie unwiderſprochen läßt. Denn wenn aus ihr auch gefolgert werden könnte, daß kein Bewohner von Brandenburg, oder Pommern, oder Preußen an Grundſteuer mehr bezahlen dürfe, als bisher, ohne daß man ihm Urſache zur Klage über Beraubung eines Theils ſeines Vermögens gäbe, ſo enthält ſie doch nicht die Antwort auf die Frage, warum die Grundbeſitzer dieſer Provinzen weniger an Grundſteuer zahlen müſſen, als die der Rheinprovinz und von Weſtphalen, oder auch, weshalb denn die letzteren mehr bezahlen ſollen, als die erſtern? Denn bei den letzteren iſt eben das Schenken und Nehmen ſo üblich, daß es alle Jahre wiederkehrt, indem die Grundſteuer zwar kontingentirt iſt, aber Jahr für Jahr neu umgelegt wird, woraus denn entweder folgt, daß ſie nur das Einkommen und nicht die Subſtanz berührt, oder daß alle Jahre von neuem eine Beraubung und eine Beſchenkung eintritt. Auch im Herzogthum Sachſen, obgleich in dieſem Lande die Grundſteuer die wünſchenswerthe Beweglichkeit nicht behalten hatte, iſt noch durch das Abgabegeſetz vom 30. Mai 1820 eine erhebliche Minderung gewährt worden, indem dieſelbe um den ganzen Betrag der Quatembersſteuer herabgeſetzt, und die Erleichterung denjenigen Grundbeſitzern vorzugsweiſe zu Theil ward, die durch die neuen Steuergeſetze anderweit am meiſten betroffen waren.

Nur Irrthum oder Oberflächlichkeit wird ſich zu der Annahme verleiten laſſen, daß hier ſchlechterdings nur die Wahl zwiſchen zwei Extremen zu treffen ſey, zwiſchen einer totalen Umgeſtaltung und einer völligen Belaſſung im gegenwärtigen Zuſtande. Es iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen einer Grundſteuerreform, die zu Vernichtung der Exemtionen und zu gleicher Beſteuerung führt, und einer Ausgleichung der Provinzen, bei welcher man die Steuern der höher belaſteten ſo weit herabſetzt, daß ſie gegen die am geringſten kontribuirenden nicht mehr im Nachtheile ſtehen. Sehr empfehlenswerth ſcheint dieſes letztere Auskunftsmittel gerade nicht,

auch mag ſchwerlich ein Staat in der Lage ſeyn, einen großen Theil ſeiner ſicherſten, am wenigſten von äußeren Einflüſſen abhängigen Einnahme aufzugeben, was das unvermeidliche Reſultat einer ſolchen Ausgleichungsmaßregel ſeyn würde.

Aber die Rententheorie kann bei derſelben beſtehen. Weiter kann auch das Intereſſe der dafür entbrannten Staatsmänner nicht, weiter nicht einmal das Intereſſe der Eximirten gehen; denn dieſe können billiger Weiſe nur verlangen, daß ſie des Beſitzes ihrer Freiheiten nicht beraubt werden, aber keineswegs, daß Andere unter einer komparativen Ueberbürdung ſeufzen, oder einer Erleichterung nicht theilhaftig werden ſollen, an deren Wünſchenswürdigkeit ſie zwölfmal im Jahre vom Steuereinnehmer erinnert werden.

Wie man nun auch hierüber denken möge, ſo viel iſt gewiß, daß für jetzt ein Maßſtab für die Theilnahme der einzelnen Provinzen des Staats an einer neu zu kreirenden Staatsſchuld nicht, oder wenigſtens nicht in anerkannter Wirkſamkeit beſteht. Die Ueberwindung dieſer Schwierigkeit erſcheint als ein großes Problem, und doch iſt ſie wünſchenswerth und es iſt nothwendig, daß ſie in Zeiten der Ruhe und des Friedens erfolge. Aber man muß ſich nicht darüber verblenden, daß Reichsſtände, die lediglich Grundeigenthum zu vertreten und deren große Majorität ihre eigenen Exemtionen zu vertheidigen gehabt haben würde, am wenigſten zu einer befriedigenden Löſung geeignet geweſen wären. Als im Herzogthum Weſtphalen Ritterſchaft und Städte im 17. Jahrhundert ſich lange über das Verhältniß ihrer Beiträge zum Landesbedürfniß geſtritten hatten, kam das **pactum perpetuae concordiae** zu Stande, worin, man weiß nicht, ſoll man ſagen naiver, oder inſolenter Weiſe, vereinbart war, daß zur Entfernung jeglichen Streites beide Stände künftig gar keine Steuern mehr bezahlen wollten, dieſe vielmehr ausſchließlich von den Bauern aufzubringen wären.

Im engliſchen Parlament prävalirt das Grundeigenthum, und die künſtliche Theuerung des Getreides, die die arbeitenden Klaſſen zur Verzweiflung zu bringen droht, iſt der Kornbill zu verdanken. Die Höhe der Fleiſchpreiſe im Elſaß und in Lothringen und die Bedrückung der Tuchmanufakturen durch den Preis der rohen Wolle veranlaßt der franzöſiſche Zolltarif, den die Miniſterien

aller Farben längst gerne abgeändert hätten, wenn sie nicht den Verlust der Stimmen der Deputirten der Normandie und der Bretagne befürchten müßten, die die Interessen der Rindvieh- und Schaafzüchter aufs wärmste vertreten.

Es wird erlaubt seyn, über die Wirksamkeit eines Reichstags, der in einer Art, die ohne Beispiel ist und lediglich aus Grundeigenthümern zusammengesetzt wäre, ähnliche Besorgnisse zu hegen, ohne daß man Gefahr läuft, eines Thersitescharakters verdächtigt zu werden.

Ohne in anderer Beziehung zu präjudiziren, und ohne die wohlthätigen Früchte konstitutioneller Staatseinrichtungen in Deutschland zu ignoriren oder zu verschmähen, darf sich die Meinung frei aussprechen, daß in Preußen stete Klarheit und Offenheit auf der einen, Vertrauen und Hingebung auf der andern Seite alle Schwierigkeiten überwinden und viele Formen entbehrlich machen können.

Man wird in Preußen nie vergessen, daß die Verfassungen der Staaten, mag ihre Konstruktion noch so sinnreich seyn, nie Zweck, daß sie immer nur Mittel sind; man wird auch nie vergessen, daß für ein Beispiel von der segensreichen Wirkung politischer Metamorphosen sich zehn für deren Verderblichkeit anführen lassen. Was andere Völker unter krampfhaften Bewegungen, unter Sturm und Leidenschaften mit beklagenswerthen Opfern errungen, die Sicherung der individuellen Freiheit, die Lösung der Fesseln des Grundeigenthums und der Industrie hat der absolute Monarch aus freiem Antriebe gespendet, und seit zwei Jahrhunderten sieht Europa die Hohenzollern als Vorkämpfer für Licht und Recht.

Als der Staatskanzler am 23. Februar 1811 die ständische Versammlung zu Berlin eröffnete, entwickelte er das neue System, welches in kluger Aneignung solcher Grundsätze, Verfassungen und Einrichtungen bestehen sollte, die aus den Fortschritten des menschlichen Geistes und den veränderten Ansichten der Dinge folgen, gegen die das Alte vergeblich sich zu erhalten strebe, und die ohne gewaltsame Erschütterung durch den edlen Willen eines gerechten und einsichtsvollen Königs und durch willige Annahme eines gebildeten, folgsamen und über sein wahres Beste aufgeklärten, gutgesinnten Volkes ins Leben geführt werden müßten.

„Das neue Syſtem," ſagte er, „das einzige, wodurch Wohlſtand begründet werden kann, beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staats perſönlich frei, ſeine Kräfte auch frei entwickeln und nützen könne, ohne durch die Willkür eines Andern daran behindert zu werden;"

„daß niemand einſeitig eine Laſt trage, die nicht gemeinſam und mit gleichen Kräften getragen werde;"

„daß die Gleichheit vor dem Geſetze einem jeden Staatsunterthan geſichert ſey, und daß die Gerechtigkeit ſtreng und pünktlich gehandhabt werde;"

„daß das Verdienſt in jedem Stande, wo es ſich finde, ungehindert emporſtreben könne;"

„daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde;"

„daß endlich durch Erziehung, durch ächte Religioſität und durch jede zweckmäßige Einrichtung, ein Nationalgeiſt, ein Intereſſe und ein Sinn gebildet werde, auf den unſer Wohlſtand und unſere Sicherheit feſt gegründet werden können."

Daß dieſe Grundſätze immer die leitenden bleiben, erwartet das preußiſche Volk, auf ihrer Geltung beruht ſeine Stärke und ſein Ruhm, ihre Bewahrung iſt eine Ehrenſache mit oder ohne Reichsſtände!

XIX.

Die Zeitungen und ihre Leſer.

Zu den beinahe unabweislichen Bedürfniſſen des Lebens, unmittelbar hinter Wohnung, Nahrung und Kleidung, ſind in Deutſchland ſeit Menſchengedenken die Zeitungen getreten, als Mittel der Verbindung des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus, als geiſtige Speiſe auch der beſcheidenſten Bildung, als Vermittler aller Geſchäfte, ja oft als beinahe ausſchließliche Lektüre neben Bibel und Kalender.

Die Zunahme der Tagblätter an Zahl und Umfang iſt allgemein in der Chriſtenheit, und wo ſie nicht ſtattfindet, da iſt es lediglich Folge der Regierungsmaßregeln; denn überall, wo dieſe gelinder werden, oder ganz zurückgenommen, ſehen wir neue Tagblätter entſtehen, die alten ſich erweitern, und innere wie äußere Politik in den Kreis der täglichen Beſprechung gezogen.

Die Zeiten waren aber auch ſo bewegt, die theuerſten Intereſſen jedes Menſchen dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß nicht nur Neugier, ſondern Furcht und nothwendige Vorſicht in beſtändiger Bewegung waren, und als es allmählig ruhiger wurde, erhielten die Scheu vor Wiederkehr der erlittenen Uebel, die Hoffnung, daß manches drückende werde gehoben werden können, der Kurs der Staatspapiere, die Reorganiſationen und Organiſationen der Regierungen die Geiſter wach, und ſo wurde Leſen und Beſprechen der Tagblätter auch da eine Nothwendigkeit, wo nur wenigen und ſcharf cenſirten Zeitungen ein kümmerliches Daſeyn gegönnt war.

Das dringendſte Bedürfniß wurde durch Zeitungsklubbs in Städten und Städtchen und auf dem Lande dadurch befriedigt, daß einige Zeitungen in jeder Wirthsſtube aufgelegt waren.

Die Zeitungsklubbs und Leſevereine hatten nicht nur den Vortheil, daß man für geringes Geld eine bedeutende Anzahl Tagblätter leſen konnte, ſie hatten auch den, daß die Anſichten der verſchiedenen Leſer ausgetauſcht und verglichen werden konnten. Man hörte ein Zeitungskollegium nach der Art des wechſelſeitigen Unterrichts, und ein Oberlehrer fehlt in der Regel keiner derartigen Anſtalt.

Dieſes Intereſſe am Gang der Zeiten iſt ſtets geſtiegen, ungeachtet ſie ruhiger wurden, alſo weniger Haupt- und Staatsaktionen die Aufmerkſamkeit ſpannen konnten. Seine Wichtigkeit und ſein zukünftiger Gang laſſen ſich nur ermeſſen, wenn man ſie in Verbindung mit den übrigen Erſcheinungen unſerer Zeit betrachtet, mit der allgemeineren Verbreitung der Kenntniſſe und Genüſſe, mit der Annäherung der Stände, Völker und Religionsformen, mit Staatsſchulden, Eiſenbahnen und Dampfſchiffen. Hieraus läßt ſich auch allein erklären, warum dieſe auffallende Erſcheinung von den meiſten als etwas Gegebenes, was ſich von ſelbſt verſtehe, genommen werde.

Manche Staatsmänner aber betrachten dieſe Erſcheinung jetzt ungefähr ſo, wie man ſie vor 1788 betrachtete, und zwar ſind es Männer, welche ſich kaum jener Zeiten erinnern mögen. Wenn ſie ſie nur von Hörenſagen kennen, ſo ſollten ſie doch wiſſen, daß damals die Poſt zweimal vorbeiſchlich, wo ſie jetzt täglich, und in ſehr verkürzter Fahrzeit umſpannt, daß damals die magere, auf Löſchpapier gedruckte Zeitung der Hauptſtadt höchſtens dreimal in der Woche erſchien, und der Reichspoſtreiter für die Honoratioren, die franzöſiſche Leydner Zeitung aber für die Staatsmänner bereits eine Art Luxusartikel war, daß man auf ein Heft von Schlötzers Staatsanzeigen und Briefwechſel, auf einen neuen Band von Nikolais Reiſen mit ungemeiner Leſeſucht warten mußte, um ſich an einigem Skandal im eigenen oder dem Nachbarländchen zu ergötzen, und daß man ſich die That Friedrich des Zweiten als eine Art witzigen Einfalls erzählte, wie er einen armen Teufel von Zeitungsſchreiber mit 25 normalmäßigen habe bedienen und wie der hiezu Abgeſendete ſich hiefür habe quittiren laſſen.

Wenn der Erzieher eines jungen Herrn ſich einfallen laſſen würde, durch ſorgfältiges Ausraufen der Barthaare ſeinem Zögling die Unſchuld der Knabenjahre zu erhalten, um ihn dadurch zu

verhindern, nach Mädchen umzuschauen, so würde man wahrscheinlich lachen, aber wenn Aehnliches ganzen Völkern geboten wird, so kann man des Lachens sich wohl enthalten!

Betrachten wir einmal die Stufenleiter, in welcher die Tagblätter sich als Vermittler der täglichen Interessen darstellen.

Voran gehen die nordamerikanischen Freistaaten, dieser Hohlspiegel für alle Strahlungen der neueren Zeit. Nicht nur die wirklich fabelhafte räumliche Ausdehnung, sondern auch der scharfe einschneidende Ton derselben wird jeden Neuling in Erstaunen setzen. Vor einer Wahl sind sie so leidenschaftlich, daß er wähnen muß, Alles werde morgen aus den Fugen gehen, und siehe da! die Wahl geht vor sich, ohne daß er es bemerkte. Der Zeitungsschreiber aber weiß, daß einige seiner Leser starke Püffe nöthig haben, um sich in Bewegung zu setzen, und daß die Mehrzahl sehr wohl merke, wie sie seinen Artikel zu verstehen habe.

England hat für jede Schattirung seiner politischen Parteien eine Zeitung, deren Physiognomie eben so scharf gezeichnet ist, als die ihrer Partei; aber weder diese selbst, noch die Gegenpartei, ja nicht einmal die unentschiedene Meinung werden irre durch die folgerecht parteiischen Aeußerungen. Diese indifferentiiren sich sehr schön in Galignanis Messenger. Dieser ist für Engländer im Ausland geschrieben, und für Ausländer, welche englisch verstehen, er gibt daher die Stimmen Aller wieder, die der Tories voran, dann die der Whigs, der Radikalen ꝛc. Diese objektive Haltung hat nur er allein, und kann sie nur allein haben; er tritt den übrigen Pariser Blättern aber jedesmal ernst und würdig entgegen, wenn es national-englische Interessen gilt.

Frankreich oder vielmehr Paris wird gewöhnlich angeführt, wenn man der freien Tagespresse den Krieg erklären will. Aber hier verwechselt man das Symptom eines vorhandenen Zustands mit der Ursache dieses Zustands, oder man gibt den Tagblättern Schuld, diesen herbeigeführt zu haben. Es möge uns gestattet seyn, hierüber uns weitläufiger zu äußern; denn es handelt sich hier vom Schlachtroß der Anhänger der präventiven Censur.

Weder die Bastille, in welche vorlaute Schriftsteller einquartiert wurden, noch die nach allen Regeln organisirte Censur vermochten die zur Naturnothwendigkeit gewordene Revolution aufzuhalten. Als Napoleon der nivellirten und ermüdeten Nation die

Ruhe wiedergab, welcher ſie vor Allem bedurfte, ſo ließ er auch hier den Schein der Freiheit, ſogar die revolutionären Namen Moniteur, Debats ꝛc., ſchleuderte zuweilen in dieſelben Worte des Zorns, Winke, welche Plane nun ins Leben treten ſollten, und ſchnürte dabei die Bande der Cenſur allmählig ſo feſt als möglich zu. Schamloſe Lügen durften, ja mußten die Zeitungen bringen, die Wahrheit aber nicht, wenigſtens nicht die ganze Wahrheit. Man durchblättere einmal die franzöſiſchen Zeitungen von 1804 bis 1814, man wird erſtaunen über Leerheit und Lügenhaftigkeit zugleich. Als die verbündeten Heere im Angeſicht des Montmartre ſtanden, enthielt der Moniteur eine lange antiquariſche Abhandlung, aber nichts vom Stand der Dinge. Darf es bei ſolchem Verfahren noch befremden, wenn das Abſingen der Marſeillaiſe in den Theatern keine Wirkung machte, und der Kern der Pariſer Bevölkerung den Einzug der Verbündeten und den Umſturz des Rieſenbaues wenigſtens gleichgültig anſah, wo nicht beklatſchte?

Die Reſtauration wußte, wie mit der Revolution, ſo mit der Tagsliteratur ſich nicht in ein klares, bleibendes Verhältniß zu ſetzen, weil ſie die Aufgabe nie begriff, im Strom zu ſchiffen und dennoch das Steuer nach ihren Zwecken zu drehen. Wir geben willig zu, daß die Aufgabe keineswegs eine leichte war, glauben aber die Urſache des unleidlichen Zuſtands, welchen die Julius-woche auflöſte, weder in den bald freien, bald cenſirten Journalen, noch in der Freiſprechung des Journal des Débats wegen ſeines: „malheureux roi! malheureuse France!“ ſuchen zu müſſen, ſondern in den Strebungen der retrograden Partei, welche für die Zeit und die Umſtände weder hinlänglich klug und gewandt war, noch die nothwendige Geduld und Selbſtverläugnung beſaß, was in ihrer Lage die Hauptſache war. Wie die Sachen jetzt ſtehen, ſo haben die Pariſer Tagblätter den Grundſtock ihrer Macht verbraucht, und es kann ihnen leicht geſchehen, was die Fabel vom Rind und dem Wolf erzählt. Die Pairskammer hat ſich ungewöhnlich ſtrenge wider ſie gezeigt, die Proteſtation der Redakteure iſt fruchtlos vorübergegangen, weil ſie nicht von der öffentlichen Meinung getragen wurde, wie dieſes in der Julius-woche der Fall war. Warum ſoll das Beiſpiel anderer Kontinentalſtaaten nicht wenigſtens eben ſo viel wiegen, als das von Paris, deſſen Publikum durch ſeine wechſelvolle Vergangenheit geiſtig ſich ungefähr

in der Lage eines Menſchen befindet, deſſen Magen nur durch überwürzte Gerichte zu einiger Thätigkeit aufgeſtachelt werden kann?

Betrachten wir Belgien, die vereinigten Niederlande, auch Norwegen. Hat dort die Preßfreiheit die unheilvollen Früchte getragen, welche die Geſinnung vergiften, das Regieren unmöglich machen, Meuchelmord und Umwälzung unfehlbar herbeiführen? Kann man ſich eine ſchwierigere Aufgabe denken, als die einer neuen Regierung über ein Land von verſchiedenen Sprachen und kommerziellen Intereſſen, losgeriſſen durch Zuſammenwirken zweier, beinahe diametral entgegengeſetzten Oppoſitionen? Und dieſe Regierung beſteht mit Preßfreiheit, ja mit Preßfrechheit. Auch in den vereinigten Niederlanden hat die durch die Tagespreſſe vertretene öffentliche Meinung nur das freiwillige Abtreten des alten Königs ohne Spur von Unordnungen und Unruhen bewirkt. Norwegen lebt ſich täglich mehr in ſeine beinahe republikaniſche Verfaſſung hinein, iſt in Vielem mit den Stockholmer Anſichten keineswegs einverſtanden, und genießt bei vollſtändiger Preßfreiheit dennoch der tiefſten Ruhe. Schweden mit einem ausländiſchen König, welchem ein Prätendent gegenüber ſteht, Dänemark mit einer ſo ſonderbar und vielfach verwickelten Lage, geſtatten, ohne dadurch gefährdet zu werden, ihren Tagblättern größere Freiheit, als die deutſchen Bundesſtaaten. Auch die vielgeſtalteten Verfaſſungen der Schweiz ſind unſeres Wiſſen noch nie durch die Zeitungen erfolgreich angegriffen worden, wenn ſie nicht durch äußere Einflüſſe oder eigene grobe Fehler bereits unhaltbar waren. Man konnte bei den erſten Verſammlungen der geſetzgebenden Körper der helvetiſchen Republik nicht umhin, die politiſche Bildung, daher Mäßigung und Umſicht derſelben im Gegenſatz zu den ciſalpiniſchen, ja den franzöſiſchen zu bewundern; ſo wenig ſie an und für ſich werthvoll waren, ſo ausgezeichnet waren ſie nach der Sachlage, und zwar allein durch Angewöhnung vieler Mitglieder, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen.

Wenn man die präventive Cenſur mit dem warnenden Beiſpiele Frankreichs vertheidigen will, ſo muß man, um nicht ungerecht zu erſcheinen, auch die angeführten Beiſpiele gelten laſſen, beſonders in der Anwendung auf Deutſchland; denn das wird doch

wohl kein vernünftiger Menſch läugnen wollen, daß eine ungleich größere Wahlverwandtſchaft der Deutſchen mit Engländern und Nordamerikanern, mit Niederländern und Flamingen, mit Norwegern und Schweizern beſtehe, als mit Franzoſen, beſonders mit Pariſer Franzoſen.

Das Beiſpiel der Italiener, Spanier und Portugieſen haben wir ebenfalls noch nie anführen hören, wenn von den Vorzügen einer ſtrengen Ueberwachung der Tagespreſſe die Rede war. Dieſe hat bei jenen Völkern ebenfalls gewaltſame Umwälzungen, Aufſtände und Verſchwörungen nicht verhindern können, und wenn Italien jetzt ruhig iſt, und nur die modeneſiſche Voce della verità als räſonnirendes Blatt nennen kann, ſo iſt nicht die ſtrengſte Cenſur, es iſt gewaltſame Niederhaltung durch Ausländer die Urſache hievon, und wenn dieſe nicht mehr die Regierungen beſchützen würden, ſo dürfte man überraſcht werden durch die Erfolge der ſo geprieſenen Bevormundung. Spanien und Portugal werden nach langen Wehen endlich zur Ruhe kommen, wiewohl nicht, indem ſie Frankreich blindlings nachahmen, ſondern in freier Entwicklung nationaler und provinzialer Abſchattungen, welche ſich bereits in der Betonung ihrer Zeitungen offenbaren.

Die ganz eigenthümliche Lage der öſterreichiſchen Regierung hat die Anwendung und Durchbildung eines ganz beſonderen Syſtems auch in dieſer Beziehung nothwendig gemacht, und wenn ſie die inländiſchen Blätter ſtrenge überwacht, ſo läßt ſie ein ausländiſches, dem vernünftigen Vorſchritt und dem allſeitigen Rechtszuſtand ſeit langem zugewendetes Tagblatt in den Landen ihrer Herrſchaft zu, und kann wenigſtens von ſich rühmen, daß ſie nie inländiſche Zeitungen als Reizmittel angewendet und nach Benutzung ſie wieder unterdrückt habe. Wir ſind des Glaubens, daß ſo wie im Syſtem der Mauthen, auch im Syſtem ihrer Cenſur eine langſame, aber folgerechte Befreiung der Tagespreſſe von ihr beliebt werden werde.

Der Streit über das Quoique und Parceque wird auch im Thema, welches wir behandeln, ſo bald nicht ausgefochten werden. Wir wünſchten nur, daß durch unſere Unterſuchungen die Fragen richtiger geſtellt werden, die Vortheile und Nachtheile der freien Tagespreſſe näher beleuchtet, und das Verhältniß der Regierung zum Volk, wie es jetzt iſt, leidenſchaftlos beurtheilt werden möge.

Wir nehmen als Heiſchesatz an, daß die freie Preſſe die öffentliche Meinung ſtärke, aufkläre, daß ſie den Gang der Begebenheiten verſchnellern und modificiren könne, aber daß ſie nicht vermöge, ein Volk über ſeine wahren Intereſſen irre zu führen, und einen falſchen öffentlichen Geiſt zu erſchaffen.

Daher wird eine ſelbſtbewußte, im wahren Intereſſe des Volkes handelnde Regierung auch in ſehr bewegten Zeiten mit freien Tagblättern beſtehen können. Man pflegt zwar zu ſagen, eine Regierung ſey ungleich leichter anzugreifen, als zu vertheidigen, bedenkt aber hierbei nicht, welche Kraft ſchon an und für ſich Wahrheit und Recht haben, wie viele Federn und Talente, wie gewichtige Begünſtigungen und Geldmittel der Regierung zu Gebote ſtehen, wie auch ohne klare und ſtrenge Preßgeſetze die Gewalthaber überall mit gebührenden Rückſichten behandelt werden. Wir nehmen hier Paris aus, weil die Pariſer Tagblätter ſich unter der Reſtauration daran gewöhnt hatten, alles Beſtehende zu verneinen, jedes Miniſterium zu ſtürzen, und unbegreiflicher Weiſe in demſelben Ton auch unter einer von der öffentlichen Meinung geſchaffenen, und vom Bedürfniß der Ruhe getragenen Regierung fortfahren. Die franzöſiſche Pairskammer hat durch ihre neulichen Urtheile gezeigt, daß ſie die weſentlich fehlerhafte Stellung der Pariſer Tagpreſſe erkenne, von welcher nur das Journal des Débats in Standpunkt und Betonung eine ehrenhafte Ausnahme macht. Aber mit Cenſirung wäre ſicherlich nicht geholfen, das wird jeder zugeben müſſen, welcher Paris auch nur oberflächlich kennt. Das Uebel ſteckt anderwärts, in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen überhaupt; da es aber im Intereſſe der Vertheidiger der Bevormundung liegt, ſo wird alles Unerfreuliche nur den Zeitungen gebucht, und das Crucifige über ſie allein ausgerufen.

Die Cenſur iſt, wie alles Läſtige, unter den ſchönſten Vorwänden ins Leben getreten; ſie mochte wirkſam ſeyn in Zeiten, wo politiſche Bildung noch minder verbreitet war, als ſie jetzt es iſt, wo der Verkehr ſchwieriger und ſeltener, der Staat weniger begehrlich und verſchuldet, das Verhältniß des Volkes zum Herrſcher mehr patriarchaliſch war als jetzt. Ja ſie mag auch in unſeren Zeiten durch Exiſtenzfragen zeitweiſe zur Nothwendigkeit werden, wie manche andere außerordentliche Hülfsmittel der Staatsheilkunde;

aber man pflegt nicht Mixturen zum gewöhnlichen Frühſtück zu nehmen, wenn man bei Troſt iſt und bleiben will.

Es ſcheint, daß die Stellung der Regierungen gegen die Völker bei der jetzigen Weltlage durch die Cenſur der Tagblätter eine falſche ſey, und fortwährend noch falſcher werde, daher die Nachtheile wohl verdienen, genauer unterſucht und dargeſtellt zu werden.

Wo eine auch noch ſo beſchränkte Verfaſſung beſteht, wo der Staat im In- und Ausland ſo manchen Gläubiger zählt, wo die Aufbringung der Staatsbedürfniſſe durch Befreiung der Gewerbe und des Handels bedingt ſind, da kann man das geduldigſte Publikum nicht mehr mit einem Amts- und Intelligenzblättchen abſpeiſen. Wenn ausländiſche Zeitungen durch Poſt- oder Stempelaufſchlag zu ſehr vertheuert werden, ſo werden ſie deßhalb nicht weniger geleſen, weil die Zahl der eingeführten Exemplare abnimmt, ſie werden nur mit weniger Bequemlichkeit, in abgeredeten halben Stunden und mit mehr Intereſſe und Aufmerkſamkeit als früher, von eben ſo vielen als früher geleſen werden. Wenn ferner neben der Cenſur noch eine von der Regierung ſubventionirte Zeitung das liebe Publikum auch poſitiv bearbeiten ſoll, ſo iſt dieſes klug und beshaft genug geworden, um zwiſchen den Zeilen zu leſen, und aus der amtlichen Sprache in die gewöhnliche zu überſetzen. Mehrere Verſuche, welche deutſche Regierungen in dieſer Richtung 1831 machten, haben ein klägliches Ende genommen, und auch der eifrigſte Verfechter des Abſolutismus hat ſein Berliner politiſches Wochenblatt mit dem Jahre 1841 zu ſchließen beliebt. Das Falſche, was geſagt wurde, erkannte der Leſer ſogleich, das Wahre, was nicht geſagt wurde, lernte er bald aller gebrauchten Wendungen ungeachtet errathen, das Halbwahre aus der Verhüllung herausſchälen.

Ja es kann von einem aufmerkſamen Beobachter leicht bemerkt werden, wie weit es ſogar gewöhnliche Leſer bereits in der Kunſt des Zeitungsleſens gebracht haben. So ſchön und kunſtvoll ein Privatintereſſe in einem Correſpondenzartikel eingewickelt ſeyn mag, er bemerkt dennoch ſogleich, wer oder was durch denſelben empfohlen oder heimlich angegriffen werden ſollte, er läßt gewiſſe Artikel in Einer Zeitung ungeleſen, weil er ihren Inhalt, ihre Richtung voraus kennt, ſucht in einer andern die von ihm bemerkten guten Specialitäten ſogleich und in dritten nur die Anzeigen

auf. Ueberhaupt würde es nichts ſchaden, wenn die geiſtigen Zienswächter die Leſezimmer der Caſino's u. ſ. w. unbemerkt beobachten könnten. Sie würden vielleicht nicht ohne einiges Befremden ſehen, wie genau die Nachfrage den bedeutenden Tagsintereſſen folgt, mit welchen Mienen ihre Cenſurlücken angeſehen werden, welche Betonung vorzugsweiſe aufgeſucht wird. Der Vampyre, welche Stundenlang an Einem Blatte ſaugen, werden ſtets weniger, es fehlt nicht an geiſtvollen Bemerkungen, mit welchen ein Blatt in andere Hände übergeht, und die behende Selbſtbehülflichkeit, welche mit ſchnellem Ueberblick den weſentlichen Inhalt der letzten Poſt auffaßt, vergleicht wohl noch die Tragweite zweier benachbarten Cenſuren, und macht über das Minder und Mehr, das Wie und Warum gar befremdliche Anmerkungen. Die Vertheidiger der Bevormundung ſollten wahrlich bedenken, daß ſie keinen gefährlicheren Feind haben als das Lächerliche, und daß der nachtheilige Eindruck, welcher täglich wiederkehrt, am Ende eine Säure erzeugt, welche ſchlimmer iſt als alle Uebel, welche man abwehren wollte. Es gibt auch eine geiſtige Kontrebande, welche gefährlicher iſt, als die materielle.

Gänzliche Abſperrung iſt bei dem vermehrten und verſchnellerten Menſchenverkehr jetzt in Deutſchland unmöglich, poſitive Bearbeitung des Publikums hat wegen Mangels an erwünſchter Wirkung müſſen aufgegeben werden, und die politiſche Bildung hat unter uns ſolche Vorſchritte gemacht, daß die Cenſur einer gänzlichen Umgeſtaltung ſo wenig entgehen kann, als die Diplomatie. Auch dieſe wird deſto ſchlimmer fahren, je länger ſie die Veränderungen und die Vorſchritte der Zeit ignoriren will.

Es lebt noch im Andenken vieler Menſchen die Erinnerung an die Tage des Kampfes wider die franzöſiſche Uebermacht. Damals brauchte man weidlich die Tagesliteratur als Verbündeten wider den entſchiedenſten Feind aller Volksfreiheiten, welcher je gelebt hat. Nun wird aber keine Kraft aufgerufen zur Hülfe, ohne daß ſie ihren Lohn, oder wenigſtens ihre Anerkennung begehre. Dieſe wurden aber auf eine Weiſe verenthalten, welche nur ungenügend durch Mißgriffe und vorlaute Zudringlichkeit entſchuldigt wurde, deren Vorkommen durch den langen vorausgegangenen Zwang ſehr natürlich, und dabei meiſt ungefährlich war.

Während die Preſſe über Undank zu klagen hatte, behandelte

man ſie zugleich mit Haß und mit Furcht. Dieſe ſollen aber nie zugleich ſich zeigen, der Haß muß ſich ſtark und zum Aeußerſten bereit darſtellen, wenn er einſchüchtern will, die Furcht aber durch ganz andere Mittel den Gegner zu entwaffnen ſuchen. Vor Allem aber muß jede Staatsgewalt ſich darſtellen als klüger, folgerechter und ſtärker als der Einzelne oder das Volk im Ganzen, und nie einen Zweifel in ihre Rechtlichkeit aufkommen laſſen. Ob nun in unſeren Zeiten, bei der Bildungsſtufe unſeres Volkes, präventive Cenſur wirkſamer ſeye, als eine klare, ſtrenge, aber gerechte Geſetzgebung in Preßangelegenheiten, das iſt eine Frage, deren Beantwortung wir unſern Leſern mittelſt nachfolgender Betrachtungen ans Herz legen wollen.

Eine cenſirende Regierung hat ſchon vorab kein Organ, mittels welches ſie unbemerkt auf die öffentliche Meinung wirken kann. Denn was ſie in den Blättern ihres Landes nicht ſtreichen läßt, wird von den Leſern als halbamtlich, was ſie ſtreichen läßt aber, als ihr unangenehm genommen. Man kontrollirt ſie durch Vergleichen ihrer Blätter mit ausländiſchen, bemerkt ſogleich, wenn die Zügel ſtraffer oder minder ſtraff gehalten werden, und kann ſich des Gedankens kaum erwehren, ſie hege Furcht oder nehme Rückſichten, wo es nicht gerade nothwendig wäre.

Will ſie das Publikum unbemerkt bearbeiten, ſo muß ſie ſich hiezu ausländiſcher Blätter bedienen, dieſe werden aber auch wider ſie angewendet, und die Jagd auf unbequeme Korreſpondenten iſt nicht immer glücklich.

Die inländiſchen Zeitungen verkümmern geiſtig und ökonomiſch, das Publikum wendet ſich an freie oder liberaler cenſirte Blätter des Auslandes.

Das täglich wiederkehrende Gefühl des Bevormundetwerdens ſchwächt, gleich der Tabaksregie und der Uebertheurung des Salzes, die ſo nothwendige — ja in unſern Zeiten unentbehrliche Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung, und die Cenſur hat noch nebenbei die Folge, daß ſie gerade den geiſtig Mündigen am meiſten erbittert, und bei dem minder Gebildeten ein halbes Wiſſen erzeugt, welches weit gefährlicher werden kann, als ein ganzes.

Man fühlt der Regierung täglich den Puls, indem man ihr abmerkt, was ſie paſſiren läßt, und was nicht; ſchlüpft einmal ein ſcheinbar ganz unverfänglicher, im Grunde aber perfider Artikel durch,

äußert ſich das durch die Cenſur unvermeidlich erzeugte Uebelwollen durch eine Schadenfreude, ähnlich der Befriedigung der Schmuggler und Wilddiebe, wenn der Wächter überliſtet wurde.

Sogar giftige Witze gehen in dem ephemeren Erſcheinen der Zeitungen ſchneller und gefahrloſer vorüber, als wenn ſie einem Pasquino und Marforio angeheftet werden, oder wenn man, wie oft geſchieht, nur vorgiebt, ſie ſeyen dort angeheftet geweſen. Sie leben noch nach hundert und mehr Jahren im Munde des Volkes, durch die Zeitungen wären ſie den Weg alles Papieres gegangen.

Wie leicht begreiflich wählen die Regierungen zu einem ſo ſchwierigen, verwickelten und unangenehmen Geſchäft, wie das des Zeitungscenſirens iſt, die Beamten, welche nach ihrer — der Regierungen — Ueberzeugung ſich durch loyale Geſinnungen nicht nur, ſondern auch durch die beſondern Eigenſchaften auszeichnen, deren tägliche Manifeſtation von ihnen gefordert wird. Wir wollen nun annehmen, jede Oberbehörde hatte die Wahl zwiſchen mehrern Befähigten, und wähle wirklich den Würdigſten. Eine für alle Fälle paſſende Inſtruktion kann ihm nicht mitgegeben werden, einmal, weil die Fälle ſo unendlich verſchieden ſind; dann, weil der Standpunkt der Regierung einem zu gebenden Artikel gegenüber jeden Augenblick wechſeln kann. Der Cenſor ſeye der unterrichtetſte, gleichmüthigſte Mann von der Welt, wohlwollend bis auf den Punkt hin, die Sprachfehler, welche der eiligen Redaktion entſchlüpfen, zu verbeſſern (wir könnten einen dieſer Art namhaft machen), und die ſchnelle Abfertigung der abgeklatſchten Blättchen allem vorſetzend. Er wird nicht lange im Amte ſeyn, bevor er Verweiſe erhält, wo er nur nach beſter Ueberzeugung und Pflicht gehandelt hatte; Verhältniſſe, welche er nicht kennen konnte, Reklamationen auswärtiger Diplomaten zeigten ihre Einwirkung. Er glaubt nun ſtrenger werden zu müſſen, iſt ſich bewußt, daß die öffentliche Meinung ſeiner amtlichen Thätigkeit abhold iſt, und von dieſer Ungunſt ein Theil nothwendig auf ſeine Perſon überfließen muß. Er müßte mehr als ein Engel ſeyn, wenn er nicht gereizt und mißmuthig würde, und dieſe Stimmung kann unmöglich ſeiner amtlichen Thätigkeit fremd bleiben. Er ſucht alſo auf alle Weiſe eine Beſchäftigung los zu werden, deren wirklich günſtige Ergebniſſe das Publikum nie erfährt, wohl aber ſtets die ungünſtigen, welche täglich die

beſten Morgenſtunden in Anſpruch nimmt, ohne Zeit zu laſſen, aus andern Blättern die höhere freiere Anſicht zu gewinnen, welche zu voller würdiger Löſung der Aufgabe nothwendig iſt, welche es Niemand, am wenigſten ihm ſelbſt recht machen kann. Er muß ungerecht ſcheinen, ohne ſagen zu dürfen, daß und warum er es nicht ſeye, er muß ſich mit ſcheelen Augen anſehen, vielleicht ins Angeſicht beſpötteln laſſen, weil er mit Bewahrung der Schlüſſel zum geiſtigen Janustempel betraut iſt. Er geht alſo ab, vielleicht lieber mit Opfern, und nun erſetzt ihn wieder, wer am befähigtſten ſcheint, und treibt das Irionsrad ſo gut er kann und weiß, ſchwerlich aber beſſer als ſein Vorgänger. Häufig findet er kein beſſeres Mittel ſich zu erhalten, als Wegſchneiden alles deſſen, was möglicherweiſe ihm Verdruß bereiten könnte, und ſtatt um Verſetzung zu bitten, braucht er nur einige Zeit hindurch ungewöhnliche Nachſicht zu üben. Wir glauben keinen Widerſpruch fürchten zu müſſen, wenn wir behaupten, daß die allgemeine Unvollkommenheit alles Menſchlichen ſich am meiſten in der Cenſur der Tagblätter offenbaren müſſe, wegen der Schwierigkeit der Aufgabe an ſich, und wegen der falſchen Stellung, in welche die Regierungen zum leſenden Publikum durch dieſe Anſtalt gerathen.

Die Männer dagegen, welche ſich am meiſten zu Redaktoren von Tagblättern eignen würden, halten ſich deßhalb von dieſen ferne, weil ihnen Bevormundung in ſolcher Weiſe zuwider iſt, weil ſie den täglichen Verdruß fürchten, dem Publikum nichts Werthloſes geben mögen, weder tadeln dürfen, noch loben wollen, weil auch das verdienteſte Lob aus einer cenſirten Zeitung wie Speichelleckerei klingt. Dadurch wird die Wirkung wieder zur Urſache, eines ſteigert das andere, wie Ehrloſigkeit und Sittenverderbniß.

Wären nun die Regierungen ſo ſtark, wie einſt der venetianiſche Senat, welcher durchzuſetzen vermochte, daß man ihn in Stadt und Gebiet weder loben noch tadeln durfte, wären ſie fähig, ihre Lande abzuſchließen wie Dr. Francia ſein Paraguay und hätten ſie niemals der Macht der Preſſe gehuldigt, um den Geiſt und Muth des Volks zu ſteigern und aufrecht zu erhalten, hätten ſie nicht ſo unendlich viele Beweiſe von unerſchütterlicher Treue und angeſtammter Anhänglichkeit ihrer Völker, ſo könnte man die Nothwendigkeit einer Cenſur begreifen, auch allenfalls ihre Nützlichkeit

anerkennen, nicht aber da, wo jede Regierung in jedem Kursblatte cenſirt wird, wo Ein ſolidariſches Intereſſe alle Regierungen und Völker zu Feſthaltung des Friedenszuſtandes nöthigt, wo jeder Gebildete engliſch und franzöſiſch verſteht, und ſein Selbſtbewußtſeyn daher durch jede freie Parlamentsrede, durch jeden ſchön gerundeten leitenden Artikel täglich geſtachelt wird.

Der Gebrauch der geiſtigen und Willenskräfte kann nicht abgemarkt werden, wie der Acker, auf welchem der Stier den Pflug zieht. Nachdem jedes Opfer an Gut und Blut willig gebracht worden war, nachdem die Regierungen religiöſe, nationale und politiſche Befreiung von den Dächern predigten und predigen ließen, und dem erwachten Volksgeiſt Sieg und Ruhe verdankten, bei der jetzigen Stellung des Handels und Gewerbfleißes, der Staatsgläubiger und der Landwehren, hat der Volksgeiſt ein Recht, innerhalb der geſetzlichen Grenzen mitzuſprechen, auf ſeine Verantwortung hin, falls er jene überſchreiten ſollte.

Wenn je freie Tagespreſſe mit dem Weſen und Berufe eines Staats verwachſen ſcheint, ſo ſollte ſie es mit dem preußiſchen ſeyn; denn er iſt ein Produkt des Vorſchritts, der Glaubensfreiheit und der Entwicklung des dritten Stands auf deutſche Weiſe. Dazu iſt er ein, bis jetzt noch durch Beamte im Gange erhaltener Staat. Ob das neueſte Cenſuredikt im Stande ſey, alle gerechten Erwartungen zu befriedigen, mag dahin geſtellt bleiben. Uns iſt es bedeutend als Zeichen, daß die Behörden fühlen, es ſeye ſeither nicht Alles in dieſer Beziehung ſo geweſen, wie es hätte ſeyn ſollen.

Wenn die, von welchen die Verfügungen über das Cenſurweſen ausgehen, ſich nur davon überzeugen wollten, daß das leſende Publikum weder ſo beſchränkt ſey, daß es ſich vom Scheine falſcher Freiheit und Freimüthigkeit täuſchen laſſe, noch ſo übelwollend, daß jede Aufreizung die öffentliche Ruhe gefährden könne! Wenn man es bequem findet, jeden Widerſpruch zu knebeln, allein Alles ſagen, auch das Wichtigſte nach Belieben verſchweigen zu dürfen, ſo ſollte man nicht zugleich Steuern verlangen, deren Aufbringung nur durch Handel und geiſtige Anſtrengung bedingt iſt, ja man ſollte es verſuchen, ſich japaniſch abzuſchließen!

Man verſuche nur einmal und gebe folgerechte, klare, ſtrenge Preßgeſetze, und laſſe der Tagesliteratur die Wahl zwiſchen

vergängiger Cenſirung mit nachheriger Strafloſigkeit und freiem Erſcheinen bei Verantwortlichkeit der Redakteure, Eigenthümer und Drucker, und man wird beſtimmt die, ſeither oppoſitionellen Blätter die Cenſur vorziehen ſehen, während die von jeher aus freiem Willen und inniger Ueberzeugung gemäßigten ihren Weg ohne polizeiliches Geleite ruhig fortſetzen werden.

Man täuſche ſich nicht über die ſcheinbare Ruhe, mit welcher das deutſche Publikum, beſonders in konſtitutionellen Staaten, die Cenſur hinnahm und hinnimmt. Es würde auch uncenſirte Zeitungen ohne merkliche Veränderung ſeines Betragens ergreifen und in denſelben mit Ausführlichkeit und Gründlichkeit die Intereſſen des Augenblicks beſprechen. Es würde ſich vorzüglich den eigenen Zuſtänden zuwenden, und daher weniger Zeit den fremden widmen können und wollen. Aber darum iſt ihm die Cenſur weder angenehm, noch als politiſche Nothwendigkeit erwieſen. Es iſt ſich bewußt, Zutrauen und ganze Wahrheit zu verdienen, treu an Fürſten, Vaterland und Verfaſſung zu halten, und den gegenwärtigen Zuſtand der Ruhe und des Friedens nicht nur als heilſam, ſondern als nothwendig zum Fortbeſtand der bürgerlichen Geſellſchaft und der Geſittung anzuſehen. Gewinnt nun die Staatsgewalt dadurch, daß gerade der Gebildetſte ihre unnöthige Furcht, die unvermeidlichen Mißgriffe der Cenſoren am häufigſten belächelt, und jeder glaubt, ihn nachahmen zu müſſen, welcher auf Bildung Anſpruch macht?

Halbheit wird ſtets für ein Zeichen der Schwäche genommen, ſey es phyſiſche oder geiſtige. Vor Jahren zeigten die preußiſchen Silbermünzen das Königsbild in geſtutztem Haar, die Friedrichsd'or aber noch mit dem Zopfe. Man könnte dieſe Erſcheinung auf die Cenſur anwenden, und für Oeſterreich das Umgekehrte paſſend finden, wo den höhern Ständen zu leſen erlaubt iſt, was man den niedern verſagt.

Wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß die befreite Tagespreſſe ſich in Deutſchland weder grob wie die nordamerikaniſche, noch parteiiſch wie die engliſche äußern würde, beſonders aber, daß ſie klug und beſonnen genug ſeyn würde, ſich der unnatürlichen Reizmittel zu enthalten, welche die franzöſiſche täglich in ſtudirten Variationen auftiſchen zu wiſſen glaubt. Sie würde ſich im Charakter der niederländiſchen nähern, und noch mächtiger

Leipzig

gegen den revolutionären Geiſt wirken, als ſelbſt der Zollverein gethan hat. Die lokalen Blätter würden die ſtädtiſchen Intereſſen vertreten, welche von ungleich größerer Bedeutung in Deutſchland ſind, als in Frankreich, wo alles Gemeinde- und Stiftungsvermögen von der Revolution verſchlungen wurde. Die provinziellen Blätter hätten die Aufgabe, die Wirkung der Unterbehörden zu überwachen, und den bedeutenderen Blättern käme zu, die Anliegen des Geſammtvolkes zu beſprechen. Die Wahrheit würde hiedurch ſich als ſolche herausſtellen, und die politiſche Bildung der Mächtigen würde ſich bald daran gewöhnen, über einen guten Witz zuerſt zu lachen.

Wie die öffentlichen Angelegenheiten ſich jetzt im Frieden und für den Frieden geſtaltet haben, können wir die Nothwendigkeit dieſer Vorſichtsmaßregeln nicht für gerechtfertigt halten. Ihr Nutzen könnte ſich höchſtens in Unterdrückung perfider Artikel äußern, und deren würde ſich der Redakteur wohl enthalten, wenn er darüber belangt und empfindlich geſtraft werden könnte. Daß eine Neuigkeit ſpäter als ſonſt zu uns kömmt, und wir über Malta erfahren müſſen, daß die Tſcherkeſſen über die Ruſſen geſiegt haben, iſt in krieglosen Zeiten ſo wichtig nicht, und wenn die Zeitung es nicht ſagen darf, ſo erzählt es der Jude auf dem Kaffehauſe oder in der Börſe. In bewegten Zeiten reicht aber jede Cenſur nicht vollſtändig aus, wird jedoch, ſo weit ſie wirken kann, auch auf verfaſſungsmäßigem Weg aufgelegt werden können. Hat doch das engliſche Parlament bei dem Einfall des Prätendenten volle diktatoriſche Gewalt in die Hände des Königs für die Zeiten der Gefahr gelegt!

Die deutſchen Zeitungen werden, wenn wir uns dieſelben von aller Cenſur befreit denken, eine ganz andere Aufgabe zu löſen haben, als die engliſchen und franzöſiſchen. Einmal werden ſie nicht von einem alles beherrſchenden Mittelpunkt ausgehen, und Alles auf dieſen und deſſen Anſichten beziehen, dann aber iſt die Lage Deutſchlands in Europa's Mitte recht eigentlich für Theilnahme an allen europäiſchen Intereſſen zu Beſprechung, Fortleitung und Vermittlung aller in den Nachbarſtaaten auftauchenden Ideen beſtimmt.

Wenn die Gewalthaber einmal begriffen haben werden, daß ſie ſtärker ſeyen als ſie gewähnt hätten, und daß ihre Stärke

anderswo liege, als ſie angenommen hatten, dann werden die Tagblätter ihnen nicht mehr als gefährlich erſcheinen, ja ihre Macht weſentlich vermehren. Denn alsdann nur werden überall ausſchließlich vollkommen Befähigte ſich an die Spitze jener ſtellen, die politiſche Bildung wird Geben und Aufnehmen in ſchöneres Gleichgewicht ſetzen, und die weggeſchnittenen, von den ehemaligen Redaktionen geſammelten Artikel werden von Bücherſammlern theuer bezahlt werden, als wichtige, aber mehr ergötzliche als tröſtliche Belege zur Geſchichte unſerer Zeit.

Erweiterung
des deutschen Handels und Einflusses
durch
Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.

Zu den wesentlichen Erfordernissen nationaler Machtentwicklung gehört Küstengebiet. Ein Staat oder Staatenverein ohne Schifffahrt und Seemacht oder der die Mündungen seiner Ströme nicht in der Gewalt hat, ist im äußern Handel vom Auslande abhängig und kann nicht auf dem Wege der Ansiedelung sich über seine Grenzen ausdehnen, noch eine großartige Stellung in den Weltverhältnissen erlangen; sein Ueberfluß an Bevölkerung, an stoffigen und geistigen Mitteln, der in die Fremde nach nicht kultivirten Ländern abfließt, geht seiner Sprache, seinem Stamme, seiner Macht und seinem Ruhme zu Gunsten anderer Nationen verloren. Fast allen kleinern und mittlern europäischen Staaten mangelt es in einer oder anderer Hinsicht an den Bedingungen einer normalen Selbstständigkeit und Bildung. Staaten, deren Gebiet und Bevölkerung der Natur nach nur Theile eines größern Ganzen sind, ohne dies Ganze mittelst Föderativverbandes wirklich darzustellen, wie Portugal von Spanien, die Schweiz, Holland und Dänemark von Deutschland abgelöst erscheinen, sogar der besondern Mundart und geistigen Bewegung nach, können nur ein unvollkommenes Volksleben, eine verkrüppelte Bildung gewinnen. Selbst verbunden durch gemeinsame Literatur und ein höheres politisches Gesetz, wie die deutschen Staaten, können sie doch für

sich innerhalb ihres beschränkten Gebiets nie die verschiedenen Erzeugungszweige, eine vielarmige Gewerkkraft, noch ein wirksames Handelssystem zur vollständigen Ausbildung bringen, so lange sie nicht durch innige Bündnisse den Territorialgebrechen abzuhelfen suchen. Bis dahin kommen nur die Gesetze des gewöhnlichen Haushaltes oder einer abstrakten Gesellschaftsökonomie in Betracht, als bestünde für sie kein Nationalkörper: erst wo der Staat oder Vereinsstaat eine ganze durch Volkszahl, Gebiet, maritime Lage, Einrichtung und Macht zur politischen Selbstgeltung berufene Nation umfaßt, wird auch die Durchführung einer selbstständigen Handelspolitik möglich, machen sich die Zwecke und Bedürfnisse eines großen Volkswesens geltend.

Die deutschen Länder, von Natur durch scharfbegrenzte Volksstämme geschieden, und vermöge ihres eigenthümlichen Bildungsganges sich in mehr oder minder selbstständige Staaten abmarkend, befanden sich also Jahrhunderte hindurch nicht in der Lage, ein irgend wirksames Handelssystem zu verfolgen. Am wenigsten konnten sie daran denken, durch einen Mauthtarif ihren Gewerbsfleiß zu fördern; denn in kleinen Staaten wird Zollschutz sofort zum Privatmonopole, dem Tode aller gesunden Gewerkkraft, und schädlicher noch als unbedingte Handelsfreiheit: nur dann fängt Zollschutz an zweckmäßig einzuwirken, wenn das Gebiet, die Bevölkerung und die Kräfte groß genug sind, die Anregung des äußern Mitbewerbs durch die des inländischen zu ersetzen, wo also Schutz kein Monopol gibt, sondern nur dazu dient, dem Lande schaffende Kräfte zu erziehen, welche für alle Zeit wohlthätig wirken. Die großen deutschen Städtebünde des Mittelalters ließen, wie herrlich sie auch blühten, wenig Spuren zurück, hauptsächlich weil sie keinen Territorialzusammenhang hatten. Man darf es ein Nationalunglück nennen, daß die Hansastädte stets wie außer dem Reiche blieben. Während der Zeit ihrer Macht, da Könige ihren Bürgern als den Herren der See den Hof machten, schienen sie dem deutschen Reiche gar nicht mehr anzugehören, und später, als der Meere Zepter ihren Händen entsunken, blieb ihnen nicht einmal Einfluß genug, um am Reichstage den Seehandel als eine Nationalangelegenheit geltend zu machen; die Binnenstädte fielen nach und nach unter die Gewalt der Fürsten, damit verloren die Seestädte ihre Verbindungen im Innern, und endlich mußten sie

ihr Leben bettelhaft mit den Broſamen des Auslandes friſten. Ein trauriges Verhängniß, das Deutſchland gleichſam von ſeinem wichtigen nördlichen Küſtengebiete abriß und es allmählig gewöhnte, ſich wie ein Binnenland anzuſehen, das gleich Polen nur für Ackerbau geſchaffen ſey. Die deutſchen Oſtſeegebiete kamen unter ſchwediſchen, ruſſiſchen und ſlawiſchen Einfluß, die Nordſeeküſte unter brittiſchen, die zähen Frieſen bildeten einen in ſich abgeſchloſſenen Kreis, Holland löſte ſich ganz vom Reiche ab und ſchlug unſern ſchönſten Strom in Feſſeln, vom illiriſchen Meere trennten Alpen und ungeordnete Zuſtände, die mächtige Donau, beſtimmt Deutſchlands erſte und reichſte Handelsader zu werden, lief in halbbarbariſche Länder, und das wichtige ſchwarze Meer war dem deutſchen Handel faſt verſchloſſen; ſo mußte Deutſchland alle maritime Bedeutung verlieren und der Schwerpunkt ſeiner Entwicklung gar zu ſehr nach Südweſten zu, ausſchließlich in das Binnenland hineingerückt werden. Wie ganz anders, hätten die Hanſen zur Zeit ihrer Blüthe im Vereine mit den oberdeutſchen Städtebünden dem gleichzeitigen Streben für organiſche Fortbildung der Reichsverfaſſung einen feſten Halt zu geben, der Reichsariſtokratie ein Gegengewicht zu ſchaffen, die ganze Küſte von Dünkirchen bis Riga zu verbinden, mit der kaiſerlichen Majeſtät Nationaleinheit zu erzielen und dem deutſchen Volke den Vorrang in Handel und Seemacht zu erhalten vermocht! Was damals verſäumt worden, iſt leider heute noch nicht nachgeholt — noch immer ſehen wir die niederdeutſchen Länder außer dem deutſchen Zoll- und Handelsbunde in trauriger Vereinzelung verharren, noch immer hat dieſer nicht das deutſche Meer erreicht! Warum mußte Preußen auch auf dem Wiener Kongreſſe ſo leichten Kaufs das ſeegeübte Oſtfriesland aufgeben, das von einem ſo wichtigen Fluſſe wie die Ems durchzogen wird, den größten und ſicherſten Hafen an der Nordſee beſitzt und ſeinen beiden Provinzen Rheinland und Weſtphalen den ſelbſtſtändigen Weg zum Meere öffnet? Wenn der Zollverein von Beginn an hier die Nordſee berührt hätte, ſo wäre Emden am Dollart bereits ein großer Weltmarkt, und die niederländiſchen und Hanſeſtädte würden ſich demſelben ſchon weit mehr genähert haben, hätten ſie an der eigenen Küſte ein Beiſpiel vor Augen, das ſie an London, Liverpool, Neuyork nicht ſehen wollen — dieſe Städte, welche noch heute über die Urſachen

ihres frühern Verfalls nicht aufgeklärt sind und sich so sehr an Mittelmäßigkeit und Unterordnung gewöhnt haben, daß ihnen sogar der Muth abgeht, jetzt den bessern nationalen, ihnen dargebotenen Weg einzuschlagen, ja daß sie alle Erinnerung an ihre eigene vormalige Größe wie bloße Fantasien verbannen möchten! Handel und Schifffahrt, wie persönliche, kirchliche und politische Freiheit gewinnen nur dann einen sichern Boden, schlagen nur dann unausrottbare Wurzeln, wenn sie sich mit der nationalen Einheit und Macht entwickeln und dem ganzen Volksleben entsprießen wie Blüthen dem Baume.

Unverkennbar indeß hat sich auch in Deutschland der Genius der Einheit aufgemacht, geharnischt mit dem Herzen des treuen Volks und ausgerüstet mit den geistigen Waffen seiner edelsten Söhne, und dieser Genius reiht Brücke an Brücke zwischen Staat und Staat, Stamm und Stamm, über die alten Klüfte und Scheiden, und schafft und wirkt ohne Aufenthalt in der Breite und Tiefe an dem großen Einigungswerke. Und das ist die größte Hoffnung dabei, daß Deutschlands Einheit auf freiem Wege errungen wurde und nicht auf gewaltsamem oder despotischem, mit dem Gebote der Willkür in der einen Hand, mit dem Todesstahle in der andern — nicht die französische, welche den Staatsorganismus opfert, nicht die entsetzliche, welche Rußland in seinem weiten Reiche vor dem bebenden Auge Europas erstrebt, sondern die freie Einheit, welche im Herzen und im Gemüthe unseres Volkes ihre Wurzeln, ihre Krone in dessen Geiste hat, welche nicht das eigene Leben der Stämme und Theile vernichten, sondern nur die Spitze bilden will eines freien, reichgegliederten Volkslebens. Unsere fünf großen Stämme, die, aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgegangen, die kräftige Entfaltung darstellen des einen deutschen Grundstocks, seine natürliche Gliederung, die mächtigen Aeste und Zweige an dem deutschen Baume, dessen Blätter und Blüthen in den Mundarten und deren Dichtungen aufbrechen, dessen Krone aber in der gemeinsamen Schriftsprache blüht und duftet — sie bilden in ihrer Einheit das große deutsche Volk.

Aber die Einheit muß sich auch in gemeinsamen Bildungen aussprechen, sie muß sich in Formen gießen, die sie tragen und befestigen und möglichst viel selbstständiges Leben haben. Darum das Streben nach Einigung in Zoll und Handel von ganz

Deutschland, worin sich eben jener Geist der Nation bethätigen will. Ein bedeutsamer Fortschritt dahin ist gemacht worden, zwei mächtige deutsche Handelskörper sind bereits entstanden und nacheinander sehen wir die noch vereinzelten deutschen Staatsglieder an dieselben wie um einen Krystallisationsfaden anschießen: der Zollverein und Oesterreich, zwei Mächte von grossem Gewichte, aber dann erst der Aufgabe gewachsen, Deutschlands Handel und Einfluß nach Gebühr zu erweitern und ihm eine kräftige Stellung in Europa, so wie die Theilnahme an der Ausbreitung der Civilisation über die Welt zu sichern, wenn sie einander die Hand reichen und zwischen ihnen jede Sperrkette fällt. Wie gewiß es auch scheint, daß es hierzu kommen muß, weil die Entwicklung Deutschlands solches unabwendbar fordert und jedes Widerstreben dagegen sich als ohnmächtig erweisen dürfte, so kommt es vorläufig doch nur darauf an, jenes Ziel auf eine für beide Theile entsprechende Weise mit Besonnenheit anzubahnen. Diesem Zwecke hauptsächlich soll ein Vorschlag dienen, der sich auf die Gründung einer süddeutschen Handels- und Kolonisationsgesellschaft bezieht, durch Uebereinkunft aller süddeutschen Staaten, insonders derjenigen, welche von der Donau berührt werden, also Oesterreichs, Bayerns und Württembergs. Eine zweite Absicht dieses Aufsatzes besteht darin, die Vortheile auseinander zu setzen, welche dem Zollverein, so wie Oesterreich aus Handelsverträgen mit Spanien und Portugal und deren Töchterstaaten in Amerika erwachsen müssen, und den Wunsch auszusprechen, daß die beiden deutschen Handelsmächte gemeinschaftlich zu dem Zwecke unterhandeln möchten, so daß für deutsche Schiffe und Waaren ohne Unterschied gleichmäßige Vortheile erreicht würden, und die deutschen Staaten anfingen auch im Handel als ein Ganzes dem Auslande gegenüber zu stehen. Beide Vorschläge stehen mit einander in nahem Zusammenhange, wie sich später ergeben wird, beide erzielen, kommen sie zur Ausführung, Vortheile für Nord- und Süddeutschland, beide werden, indem sie gemeinsames Handeln und gemeinsame Interessen erzeugen, die Annäherung zwischen Oesterreich und dem Zollverein fördern helfen. Um aber vorher zu zeigen, was eine Handelsgesellschaft zu leisten vermag, wenn sie zu unterstützen die Regierungen Willen und Eifer haben, um überhaupt das Bild eines schnell wachsenden Handels und

Kolonialthätigkeit vorzuhalten, will ich einen Blick auf die neuere Gestaltung der Handelsverhältnisse Hollands vorausschicken.

Der größte Vorzug der belgisch-niederländischen Städte vor der Hanse war ihr Territorialzusammenhang, ihre Vereinigung unter der burgundischen Herrschaft, durch welche sie einen Kompler von Macht und Kräften bildeten, der von höherm Werthe als alle Goldgruben der Erde sich im übrigen Deutschland nicht wieder fand. Damals erreichten die vereinigten Niederlande eine nie gekannte Blüthe und einen am Boden haftenden Wohlstand, der nicht wie der bewegliche hansische Reichthum bei der Ungunst der Umstände verschwand, sondern in seiner Grundlage alle nachfolgenden Wirren und trüben Zeitverhältnisse überdauerte. Aus dem achtzigjährigen Freiheitskampfe gegen die Tyrannei der Philippe gingen nur die nördlichen Provinzen, unbesiegbar durch das Element, das sie beherrschten, selbstständig hervor und die Niederlande trennten sich wieder in zwei Hälften, wovon die nördliche an Dichtheit, Energie, Freiheit und Schwung jetzt die südliche weit überragte. Amsterdam ward an der Stelle von Antwerpen, nach dessen Ruin (1585), zum Mittelpunkte des Welthandels, welcher sich nach Entdeckung der beiden Indien immer großartiger entfaltete. Nach der Vereinigung Portugals mit Spanien eroberte Holland die bedeutendsten portugiesischen Besitzungen in Ostindien und einen Theil Brasiliens, und von dieser Zeit an erhob es sich zu einer großen Kolonialmacht. Allein die Grundlage der holländischen Macht war und ist auf ein zu enges Gebiet beschränkt, um dauernd mit der großartigen Nationalentwicklung anderer Länder gleichen Schritt halten zu können; Holland mußte sich auf die deutsche Nationalität stützen, wollte es seine Kolonialmacht, seine seemächtige Stellung behaupten. Als das englische Volk in sich erstarkt war und mit dem erwachenden Bewußtseyn seiner Macht sich die Thatkraft der neugebornen Republik verband, da konnte die brittische Schifffahrtsakte der Suprematie von Holland ein Ende machen und der eigenen die Bahn brechen. Die Generalstaaten vermochten einer solchen Maßregel durch keine ähnliche zu begegnen, ihnen blieb nichts übrig als der Krieg, und darin mußten sie unterliegen, weil ihnen der Rückhalt und die Kraft eines großen Volks fehlte. So ging Holland der größte Theil seines Handels mit den nordischen Reichen und mit Ost- und Westindien, seiner Fischereien,

der Paschhandel nach Spanien und dessen Kolonien an England verloren; der Methuenvertrag (1703) versetzte seinem Handel mit Portugal und Ostindien den empfindlichsten Stoß; auch that Colberts Begünstigung der französischen Schifffahrt, Fischereien, Gewerbe ihm großen Abbruch. Es kam in die Lage, mit dem im Inlande kein Unterkommen mehr findenden Theile seiner Kapitale meist in Form von Anleihen selbst denjenigen Staaten Hülfe zu leisten, welche ihm die Suprematie entrissen hatten. Darum fiel Holland, weil es den Handelssystemen jener Reiche kein eigenes in sich kräftiges entgegenzusetzen hatte, weil es — ein Strich Küstenland — für sich selbst eine große Seemacht bilden wollte und das Binnenland, mit welchem es ein Ganzes ausmachte, als fremdes Land behandelte. Mit der Besteigung des englischen Thrones durch den Prinzen von Oranien, mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wird das Hinschwinden der holländischen Größe immer sichtbarer. Gleichen Schritt hielt damit eine steigende Verderbniß im Staat. Schifffahrt und Handel bildeten die Seele der Republik der vereinigten Generalstaaten, das sie einigende und kräftigende Band, welches dem Staatenbunde an den Quellen des Rheins fehlte; als sie nachließen, da schwächten sich auch die alten großen Triebfedern und der Lebensnerv des Staats erkrankte. Unsere Theilnahme können wir ihm nicht versagen, obschon wir darunter mit zu leiden hatten. In den alten Kirchen zu Delft und Amsterdam spiegelt sich an den Grabmälern seiner vielen Seehelden Hollands allmähliger Verfall; nicht ohne Wehmuth liest man die Inschriften derselben nach der Zeitfolge: einfach und würdig für die ältern Helden, werden sie, je weiter man aufsteigt, immer schwülstiger, eitler, beziehen sie sich immer weniger auf das Gemeinwesen, immer mehr auf den Statthalter; erst van Speyk's Denkmal trägt wieder eine kurze, schmucklose Inschrift. — Der Hinfall der Handelsrepublik endete mit dem Verluste der Unabhängigkeit: sie ward eine französische Provinz unter verschiedener Form, und furchtbar brach nun das Unglück über Niederland ein. Belgiens Loos war vergleichsweise mild, schon unter der österreichischen Regierung blühte der Ackerbau wieder auf, und mit Frankreich vereinigt, erhob sich auch wieder die alte Gewerbthätigkeit. Holland hingegen büßte Alles ein — Kolonien, Handel, Schifffahrt, einen großen Theil seines baaren Reichthums, ja

bei der raffinirten franzöſiſchen Centralverwaltung kam das monumentale Gebiet ſelbſt, die ſaure Errungenſchaft von mehr als einem Jahrtauſende, in Gefahr von den Wogen des Meeres wieder verſchlungen zu werden. Von dem Vollmaße des Elends und der Erniedrigung brachten endlich deutſche Heere die Befreiung.

Jetzt nach allen den trüben Erfahrungen, welche aus der Trennung gefloſſen waren, und nachdem man ſich in einer großen gemeinſamen That wieder gefunden hatte, jetzt hätte man denken ſollen, es ſey der Augenblick der Wiedervereinigung gekommen. Aber Fremde ſaßen über unſere Intereſſen zu Rathe. Wollte man die beiden Niederlande, welche dritthalbhundert Jahre getrennt waren und ſich ſehr verſchieden entwickelt hatten, zum zweitenmale verbinden, ſo mußte doch immer für ihre Eigenthümlichkeit die nöthige Gewährſchaft aufgerichtet und vor allem das vereinte Königreich dem deutſchen Bunde zugefügt werden. Dadurch hätte daſſelbe an Selbſtſtändigkeit nicht verloren, ſondern gewonnen, ſein Beſtand wäre durch ein höheres Verhältniß geſichert und die ſpätern Wirren großentheils vermieden worden. Deutſchland hatte ja ohnehin noch die Trennung der Schweiz, den Verluſt von Elſaß und deutſch Lothringen zu ertragen, und dem germaniſchen Einfluſſe waren Polen, Finnland und ſchöne Oſtſeeprovinzen an das unerſättliche Rußland verloren gegangen! Aber das Königreich der Niederlande ſollte auf eigenen Füßen ſtehen — eine ſchwache Schöpfung zwiſchen Frankreich und Deutſchland; für den Ehrgeiz des erſtern ſollte es einen Zügel, dem letztern ein Bollwerk bilden. So trug es einen Widerſpruch in ſich und in ſeiner Stellung nach außen. Sofort verfolgte es eine ſchwankende, zweideutige Politik, näherte ſich bald dem einen Nachbar, bald dem andern. Konſequenz zeigte es nur in ſchamloſer Auslegung der Verträge gegen Deutſchland, in Hemmung der freien Rheinſchifffahrt bis ins Meer, in Verletzung deutſcher Intereſſen — und Preußen, dem es ſolches bot, hatte eine halbe Million waffengeübter Mannſchaft zu ſeiner Verfügung! Nicht ein Bollwerk ſchien es errichtet, ſondern ein großer Hemmſchuh für Deutſchlands Entwicklung zu Gunſten des Auslands. Doch früh genug rächte ſich ſolche undeutſche Politik an ihren Urhebern: ſchon bei dem erſten Sturme brach die neue Schöpfung zuſammen.

Die Wiederauflöſung des Königreiches hatte in Hinſicht auf Handel und Gewerbfleiß einen merkwürdigen Erfolg. Die belgiſche

Industrie verlor zwar große Kapitale, viele Märkte und sichere Absatzwege, auch den Impuls einer anwachsenden Schifffahrt und überseeischer Besitzungen; allein sie war unter dem frühern kräftigen Schutzsysteme und durch die Hülfe holländischer Kapitale bereits dermaßen erstarkt, daß sie die ersten Erschütterungen glücklich zu überwinden vermochte. Unterstützt ward sie darin durch das alle Kräfte anregende Gefühl der errungenen Unabhängigkeit, durch Bodenreichthum und günstige Lage, durch eine sparsame Verwaltung und umsichtige Handelsgesetzgebung, durch günstige Verträge, Verbindungsgeist und patriotische Gesellschaften, besonders durch die erstaunlich schnelle Ausführung eines Eisenbahnnetzes über das ganze Land, das auf dem Kontinente noch einzig dasteht; — obschon vorauszusehen ist, daß sie auf die Dauer die Mitbewerbung der großen Handelsreiche umher nicht zu bestehen vermag und genöthigt seyn wird, durch den Anschluß an einen größern Körper sich eine breitere Grundlage zu gewinnen. — Auch auf Holland wirkte die Trennung überraschend günstig ein, was es leider in seinen alten Handelsmarimen bestärkt hat. Auch hier feuerte der aufgeweckte Patriotismus alle Thätigkeiten an, die Ostindienfahrer zogen sich aus den belgischen in die holländischen Häfen zurück, der aufblühende Kolonialhandel ward nur unter holländischer Flagge und auf eigenen Märkten geführt, die Kapitale, so wie die Wirksamkeit der niederländischen Handelsgesellschaft konzentrirten sich auf dem kleinern Gebiete, spornten zu Unternehmungen aller Art; die Manufakturen von Gent und Brabant, welche den Absatz nach den Kolonien verloren, erstanden unglaublich schnell in Holland, alle auf Küstenstrichen nur eben vortheilhaft zu betreibenden Gewerbe blühten auf und ruhige Gärtnerortschaften wandelten sich um in summende Fabrikstädte. Was der Staat an Ausdehnung verloren, gewann er an intensivem Leben wieder, von Neuem ergriff die Holländer, wie seit einem Jahrhunderte nicht mehr, die alte Handelsleidenschaft, und das alte Staatsprinzip stieg in verjüngter Kraft aus der Trennung von Belgien empor. Allein noch mehr wie von diesem gilt von Holland, daß der ganze aufblühende Zustand des sichern Fundaments entbehrt und ein stärkeres, breiteres gewinnen muß, soll er nicht den ersten politischen Weltstürmen wieder erliegen — davon ganz abgesehen, daß auf demselben eine ungeheure

Staatsschuld, eine kaum noch zu steigernde Abgabenlast, die Erhaltung einer Land- und Seemacht und eine verwickelte kostspielige Verwaltung drücken; denn der nächste Seekrieg kann ihm die Kolonien rauben und die ringsumher aufstrebenden Handelsstaaten dürften es mehr und mehr in ihrem Interesse finden, den Kolonialhandel zu eigenem Vortheil zu betreiben.

Die jetzige holländische Handelspolitik läßt sich unter vier Punkte zusammenfassen: 1) größtmögliche Ausdehnung des Kolonialanbaues bei möglichst billiger Erzeugung, also bei geringem Verbrauche europäischer Waaren; 2) Sorge für den vortheilhaften Absatz der Kolonialerzeugnisse durch Verträge, Zölle, Prämien ꝛc., da das Mutterland selbst nur einen geringen Theil derselben verzehren kann; 3) Betreibung des Kolonialhandels in eigenen Schiffen, überhaupt Belebung der Schifffahrt; 4) Beförderung der Industrie im Mutterlande, namentlich solcher Zweige, welche die Bedürfnisse der Kolonien und der Schifffahrt decken, um so auch den Einfuhrhandel in dieselben dem eigenen Lande zu gewinnen. Wenn auch die Durchführung dieser Grundsätze gegen das deutsche Interesse streitet, das uns unabänderlich vorschreibt, unsern Bedarf an Kolonialerzeugnissen in denjenigen Ländern zu kaufen, welche uns dafür Manufakte abnehmen, und diesen Kolonialhandel als unsern Antheil am Welthandel möglichst in eigenen Schiffen und ohne Zwischenkunft fremder Völker zu betreiben; wenn wir beklagen müssen, daß jene Politik nicht in einem größern Verhältnisse, in einem innigern zu Deutschland gedacht und angewendet wird; wenn es auf die Dauer Holland unmöglich gestattet bleiben kann, den größten Theil seiner Kolonialerzeugnisse nach Deutschland abzusetzen, dagegen, im Grunde seinem eigenen Interesse zuwider, sein Bedürfniß an europäischen Erzeugnissen da zu nehmen, wo es ihm beliebt: so kommt es uns hier nur darauf an, zu zeigen, was ein entschiedener, mit Handelsklugheit ausgerüsteter Wille in kurzer Zeit zu vollführen vermag, und da können wir der klugen Fürsorge, mit welcher die Holländer ihre Interessen wahrgenommen haben, der kräftigen und umsichtigen Handelspolitik eines so kleinen Staats, welche den Grundstein ihres in so wenig Jahren errichteten glänzenden Handelsgebäudes bildet, unsere Bewunderung nicht versagen. Die Seele dieser Politik, der starke Arm des neuen holländischen Handelsflors ist nun das große Institut der

Handelsmaatschappy, das auch als leuchtendes Vorbild von der Wirksamkeit umfassender, mit den nöthigen Befugnissen ausgestatteter Handelsgesellschaften alle Beachtung verdient.

Die niederländische Handelsgesellschaft ward ursprünglich gegründet, um die inländische, d. h. die belgische Industrie zu heben und durch großartige Einfuhren in den wiedererlangten Kolonien die Engländer von den holländisch-ostindischen Märkten zu verdrängen. Großbritannien beherrschte damals den Handel des eben erstandenen Königreichs der vereinigten Niederlande wie heute noch den deutschen, es hatte beinahe alle Frachtfuhren zur See an sich gezogen, es vermittelte die europäische Auswanderung nach Amerika, nach Neuholland, ja selbst nach Java, es bot nach allen Punkten die bequemste Schiffsgelegenheit, seine Schiffe zogen beladen nach Ostindien und kehrten beladen heim, brachten mithin doppelten Gewinn,* seine ungeheuern Ausfuhren überschwemmten die Kolonien, die eigenen wie die holländischen. Dagegen waren die niederländischen Kräfte noch schwach und zersplittert, die belgischen Gewerberzeugnisse zu gering und zu theuer, den Schiffen fehlte es an Fracht, namentlich auf der Ausfahrt, und der Anbau in den Kolonien war noch völlig unentwickelt. Es kam also vorerst darauf an, die schwachen Kräfte durch Einigung zu stärken, die Industrie durch direkte Unterstützung sowie durch sichere Absatzwege emporzuheben, die eigene Schifffahrt zu beleben, den Anbau in den Kolonien zu fördern, und das alles in einen so innigen organischen Zusammhang zu bringen, daß die eine Thätigkeit der andern Stütze werde.

Dazu war ein leitender Körper nöthig, der, mit hinreichenden Mitteln ausgerüstet, alle Kräfte zu einigen und allen Thätigkeiten einen Impuls zu geben vermochte. Diese Bestimmung erfüllte die 1823 auf Aktien im Betrage von 40 Millionen Gulden errichtete Handelsgesellschaft mit einem erwählten Vorstande und einem Präsidenten an der Spitze. Der

* Die englischen Rheder verdienen an dem Ueberschiffen von Beamten, Militärs, Sträflingen, Auswanderern ꝛc. reiche Frachtgelder, weshalb sie noch heute für einen Frachtlohn von 120, oder 100, ja nur 80 Gulden für die Last eine Rückladung einnehmen, während die holländischen Kaufleute wenigstens 150 bis 180 Gulden Frachtgeld für die Last bezahlen müssen.

König Wilhelm selbst betheiligte sich nicht nur an derselben durch eine große Zahl Aktien, sondern garantirte ihr auch aus seinem Vermögen 4½ Prozent Zinsen für den langen Zeitraum von zwanzig Jahren. Indeß war der Anfang schwierig und entmuthigend, der hartnäckige Kampf gegen die englische Ueberlegenheit forderte Opfer auf Opfer, die Geldmittel der Gesellschaft, wie groß auch, hatten doch überall noch zu viel zu unterstützen, zersplitterten sich nach allen Richtungen und hingen namentlich ohne verhältnißmäßigen Gewinn unmittelbar in Industrieunternehmungen mancherlei Art. Diese hoben sich zwar, wie das ganze Land, aber auf Kosten und unter nur bittern Erfahrungen der Gesellschaft, die wohl keinem neuen Unternehmen ganz zu ersparen sind. Die Geschäfte der Gesellschaft blieben zum Theil lange Zeit Verlust bringend; bis zur Absonderung Belgiens mußte der König alljährlich Zuschüsse machen zur Deckung der Zinsen und von einer Dividende war bis dahin noch keine Rede. Jetzt aber war die lange harte Prüfung überstanden und die Beharrlichkeit erndtete die wohlverdienten Früchte. In den ersten Jahren machte die Kompagnie auch Geschäfte mit Brasilien und Westindien und besaß an mehrern Plätzen ihre eigenen Etablissements. Alle diese Nebenzweige gab sie auf, während sie ihr Aktienkapitel noch um 15 Millionen Gulden vermehrte. Fünf Jahre nach Belgiens Abfall stiegen ihre Aktien auf 170 Prozent. Was uns mahnen mag, daß wir, die in ähnlicher Lage auch ähnlicher Triebfedern zur Erringung des selbstständigen Handels bedürfen, unsern Muth und unsere Ausdauer nicht nach den Ergebnissen der ersten Jahre abmessen mögen! Könnte die rheinisch-westindische Kompagnie jetzt nicht eine Handelsmacht bilden, wenn sie mehr Schutz von oben erhalten und für sich größere Beharrlichkeit bewiesen hätte? Heute hat die niederländische Maatschappy nicht nur dem Könige alle Vorschüsse zurückgezahlt, sondern sie ist bereits auch ein Hauptgläubiger des Staats geworden und vertheilt alljährlich an die Aktionäre außer den Zinsen von 5 Prozent eine hohe Dividende; wozu ohne Zweifel viel beitrug, daß ihre Geldmittel, anstatt wie früher von vielerlei Geschäften verschluckt zu werden, nun einiger und kräftiger in folgenden wenigen Hauptrichtungen wirkten.

Nur sehr wenige Pflanzungen sind in den ostindischen Besitzungen Hollands Privateigenthum, beinahe die ganze dortige

Kolonialkultur, die ſich ſeit 12 Jahren ungefähr zehnfach vermehrt hat, ſteht unter dem Monopol der Regierung, ſey's daß die Pflanzungen für deren Rechnung betrieben werden, ſey's daß ſie den Pflanzern gegen Lieferung der gewonnenen Produkte, zu feſten Preiſen nach der Güte, überwieſen ſind. Die Handelsgeſellſchaft erhält nun laut Kontrakt mit der Regierung in den Kolonien alle dieſe Erzeugniſſe, verladet ſolche auf Nationalſchiffen nach Holland und verkauft ſie hier für Rechnung der Regierung, gegen Vergütung von feſtgeſetzten Frachten, Proviſionen u. ſ. w., ohne alſo ſelbſt verlieren zu können. Man ſieht, die Sache iſt nebenbei trefflich geordnet, um ſowohl fremde Schiffe wie fremde Märkte bei dem ganzen Handel auszuſchließen. Hat man auch in den letzten Jahren die Proviſion von den Erzeugniſſen wegen der vermehrten Anfuhren ermäßigt, ſo iſt doch dies Geſchäft nach wie vor für die Geſellſchaft ſehr gewinnbringend und Privatkaufleute würden ſich vielleicht gern mit der Hälfte Proviſion begnügen. Ob dies indeß vortheilhafter auf den Handel einwirken würde, iſt aus folgenden Gründen zu bezweifeln. Jetzt hält die Geſellſchaft in den beiden Haupterzeugniſſen, Kaffee und Gewürzen, nur zweimal jährlich Auktionen, wie bedeutend auch inzwiſchen die Anfuhren ſeyn mögen; die Verkäufe geſchehen in Quantitäten im Werthbetrag zu 3 bis 4000 fl., laſſen alſo den vermögenden Spekulanten freie Hand; die Kaufluſtigen natürlich beeilen ſich aus erſter Hand zu kaufen, die Konkurrenz der Käufer iſt alſo immer groß, was die Preiſe ſteigert. Sollte hierbei und bei der unſtreitig einfachern Verwaltung nicht auch die Regierung gewinnen? Würden die Ladungen an verſchiedene Häuſer geſandt, ſo müßten partielle Verkäufe täglich ſtattfinden, die ausländiſche Frage würde ſich durchgängig nur auf Bedürfniß beſchränken, die Preiſe immer ſchwanken und bei friedlicher Konjunktur ſicher weit niedriger ſtehen als gegenwärtig, ſomit auch den freien Plantagen, ja ſogar den Kaffeepflanzungen im ſüdlichen und weſtlichen Amerika ſchaden. Man vergleiche nur den Handel in Kaffee und Gewürzen mit dem in Zucker, der eine andere Grundlage hat. Java, Sumatra u. ſ. w. erzeugen jetzt jährlich ungefähr eine Million Ballen Kaffee, 1825 kaum 100,000, und trotz des vermehrten Anbaues ſind ſeit 12 Jahren die Preiſe um 20 Prozent geſtiegen, welches günſtige Reſultat, da der Verbrauch ſich unmöglich wie die Erzeugung vermehrt haben

kann, nur das Verkaufssystem der niederländischen Gesellschaft, das sie zur Herrin des Kaffeehandels der ganzen Welt macht, hervorgerufen hat. Rohe Zucker, die kein Lager erleiden können, haben weniger in Anpflanzung, mehr aber im Verbrauch zugenommen als Kaffee, dagegen sind sie, eben weil jede Anfuhr einzeln sofort verkauft werden muß, während desselben Zeitraums bis 20 Prozent im Preise gesunken und können sich, obgleich alle Anfuhren schnell verkauft werden, keinen bessern Markt verschaffen; was in dem Rübensurrogate durchaus nicht seinen Grund hat, indem an rohen Zuckern kein Ueberfluß in den Kolonien vorhanden ist und sie dort höher verkauft werden als auf den europäischen Märkten.

Eine zweite Wirksamkeit der Gesellschaft bezieht sich auf den Kolonialanbau selbst. Die ausgedehnten Kolonialkulturen erheischen große Kapitale für die ersten Anlagen, Aussaat, Anpflanzung, Arbeitslohn u. s. w., die zum Theil erst nach Jahren Zinsen oder sonstige Vortheile abwerfen. Die natürliche Folge des außerordentlich erweiterten Anbaues in den ostindischen Besitzungen war Geldverlegenheit beim Departement der Kolonien oder vielmehr bei der ostindischen Regierung, welcher die Gesellschaft, freilich gegen gute Zinsen und Verpfändung der Kolonialprodukte bis zum Belaufe der Vorschüsse (40 Millionen), bereitwillig abhalf, ihr Betriebskapital zu diesem Ende fast um das Doppelte erhöhend. Die Bedingungen waren für die Gesellschaft sehr vortheilhaft, aber wäre das Kultursystem mißglückt — wo hätte sie auch Ersatz gefunden? Und hätte der Anbau ohne jene Vorschüsse wohl die jetzige Blüthe erreicht — einen Flor, der noch täglich zunimmt, über ganz Niederland Vortheile ausgießt und dem ostindischen Handel, dem Schiffbau und was damit verbunden eine selbst in den besten Zeiten der ostindischen Kompagnie nicht gekannte Höhe verschafft? Noch immer bedarf der ostindische Anbau der Fonds der Handelsgesellschaft. Uebrigens bezahlt diese von der Hälfte ihres Betriebkapitals keine Dividende, sondern lediglich 5 Prozent Zinsen. Im vorigen Jahr ist die Dividende von der andern Hälfte außer den 5 Prozent Zinsen auf 8½ Prozent festgestellt werden. *

* Die Handelsgesellschaft legt überdem jährlich noch bedeutende, schon Millionen betragende Reservefonds zurück für schlechte Jahre, welche Eigenthum der ganzen Gesellschaft sind, und es haben bei etwaiger Auflösung

Daraus erklärt sich der mächtige Einfluß der Gesellschaft: fast ohne Ausnahme sind die Obligationen in den Händen holländischer Kapitalisten und zwar der reichsten, d. h. solcher, die sonst gern ihr Geld zu 2 und 2½ Prozent sicher unterbringen möchten. — Schon wegen des Interesses, welches das vermögende und umfassende Institut an der Erhaltung und fernern Entwickelung der ostindischen Kultur hat, steht solche gleichsam unter der Oberaufsicht seiner überall stationirten gewandten Agenten und hat die ostindische Regierung somit eine für das Gesammtwohl gewiß heilsame Kontrole, welche Privatkaufleute nimmer darstellen könnten. Gegen die übrigens zahlreichen Gegner desselben beweist sein Präsident, Herr v. d. Houwen, daß es allein die Hauptursache der Blüthe der ostindischen Kolonien war und bleiben kann, daß dadurch dem Mutterlande unermeßliche Vortheile gesichert werden, nicht minder für Industrie, Handel, Schiffbau u. s. w., als für einfache, billige und zweckmäßige Verwaltung, und daß nur Vorurtheil oder Mißgunst dem Institute Vortheile verweigern könne, welche sich ohnehin naturgemäß mit der Ausdehnung der Operationen ermäßigen.

Ferner kauft die Handelsmaatschappy laut Statut alle Bedürfnisse ohne Unterschied, deren die Regierung in sämmtlichen ostindischen Besitzungen bedarf, gegen Vergütung von Provision und Zinsen, in Holland ein und liefert sie gegen Frachtberechnung auf holländischen Schiffen nach den Orten ihrer Bestimmung. Wie die Ausfuhr ist daher auch die Einfuhr in den ostindischen Kolonien ganz in ihre Hand gegeben, an den holländischen Markt und an holländische Schiffe gebunden. Uebrigens kann sie bei dem ganzen Geschäfte nie etwas verlieren, da sie die Waaren nur mit Vorbehalt einer vorherigen Billigung durch das Gouvernement einkauft und sie nach derselben erst empfängt, bezahlt und versendet.

Seit dem Abfalle Belgiens sind ferner in Holland durch ihre Hülfe, vorall durch Vorschüsse zur Einrichtung von Fabriken, sowie durch Kontrakte, welche den Fabrikanten sichere Abnahme ihrer Erzeugnisse zu guten Preisen bei guter Waare durch die Gesellschaft selbst zusprechen, beträchtliche Baumwollmanufakturen (deren Erzeugniß in Ostindien am gesuchtesten ist)

---

auch die keine Dividende beziehenden Aktien gleiche Rechte darauf mit den übrigen.

entſtanden, die man früher gar nicht im Lande kannte, die jetzt ſchon 30,000 Arbeiter beſchäftigen und ſich noch Tag für Tag mehren. Daſſelbe gilt von andern Gewerbzweigen, und es läßt ſich vorausſehen, daß die holländiſchen Manufakturen, ſo fortſchreitend, binnen wenigen Jahren im Stande ſeyn werden, ganz allein die acht Millionen holländiſcher Kolonialunterthanen mit europäiſchen Stoffen zu verſorgen. Nicht nur haben ſie in den oſtindiſchen Kolonien 15 Prozent an Eingangszoll voraus, ſondern auch alle die bedeutenden Vortheile, welche auf dem großartigen und ſichern Ein- und Verkauf beruhen; denn das inländiſche Fabrikat wird maſſenhaft in den Kolonien eingeführt und der Verkauf dort überall durch betheiligte, überdem nöthige, gut ſalarirte, mit allen Pflanzungen in direkter Verbindung ſtehende Agenten der Handelsgeſellſchaft geleitet. Das iſt das einzige Geſchäft, welches dieſe ganz auf eigene Rechnung betreibt und wobei ſie wegen der noch ſtarken engliſchen Konkurrenz höchſtens Zinſen gewinnt. Auch führt ſie viele inländiſche leichte wollene Tücher (Lakens) und grobe Linnen aus; ſie hat im Inlande Etabliſſements zu errichten gewußt, welche die nöthige Millionen Kaffee- und Zuckerſäcke u. ſ. w. eben ſo gut wie anderwärts fertigen; ſie hat noch eine Menge anderer Gewerbe ins Leben gerufen, die gleich vortheilhaft für die Unternehmer wie für die Arbeiter ſind.

Endlich verdanken die holländiſchen Schiffswerfte ihr hauptſächlich ihre rieſenhafte Ausdehnung. Die nationale oſtindiſche Handelsflotte hat ſich ſeit 11 Jahren mindeſtens ſechsfach vermehrt: vor 1830 beſtand ſie kaum aus 30, jetzt aus 200 großen Schiffen, und faſt jede Woche wird das vom Stapellaſſen eines neuen Oſtindienfahrers berichtet, aus Amſterdam, Rotterdam, Dortregd, Vlieſſingen, Middelburg oder Schiedam. Welche Thätigkeit ſolch ein Schiffbau mit ſich bringt, daß tauſend Zimmerleute, Schreiner, Anker- und kleine Schmiede, Seiler, Segelmacher, Kupferſchläger u. ſ. w. davon leben, wie vielen Händen das Löſchen und Laden und das Verſorgen all der großen Schiffe Brod gibt, wie viel Tauſende von Matroſen ſich auf den denſelben eine hohe Löhnung verdienen — das braucht nicht erſt aufgezählt zu werden. Dieſer blühende Schiffbau iſt die natürliche Folge der vermehrten oſtindiſchen Erzeugung und der klugen Anordnungen der Handelsgeſellſchaft. Wie nämlich der Mangel an nationalem Schiffsraum

in den Kolonien fühlbar ward, rief sie nicht (wie es Hamburg fortwährend thut) die englischen Rheder zu Hülfe, die ihre überflüssigen Schiffe für die Ueberfuhr nach Europa zu billigen Frachten anboten, machte vielmehr (selbst ist sie bei keinem einzigen Schiffe interessirt) bekannt, sie werde für die nächsten Jahre die drei in jedem Jahre zuerst vom Stapel laufenden und segelfertigen Schiffe ohne allen Aufenthalt in Holland und Ostindien sowohl für die Aus- als Heimreise gegen eine hohe Prämie befrachten, und zwar jedes dieser Schiffe für zwei nacheinander folgende Reisen; überhaupt wolle sie die neuerbauten Schiffe begünstigen. Das gab einen Sporn für die Rheder; man baute mehr Schiffe als man ahnen konnte zu gebrauchen, und doch kam man dem Bedürfniß nur eben nach. Die Ausfracht war das Lockendste, denn kaum ein Zehntel der Ostindienfahrer kann solche erhalten und müssen die übrigen in Ballast die Ausreise machen, da einige Last Waaren und einige Passagiere für sie nichts bedeuten. Der Heimfracht sind aber immer alle holländischen Ostindienfahrer sicher, da die Handelsgesellschaft sie durchschnittlich schon in Holland dafür engagirt und ihnen den Punkt anweist, wo sie dieselbe sofort einladen können. Seit einigen Jahren hat die Gesellschaft zwar die Prämie der Ausbefrachtung für die jährlich zuerst erbauten Schiffe eingezogen, auch die Frachtpreise bedeutend erniedrigt, und sie fährt nur noch fort, neuerbaute Schiffe für die Ausfahrt vorzugsweise, jedoch mit mehr Vertheilung zu befrachten; allein die Lust zum Schiffbau hat sich demungeachtet nicht vermindert, eher noch zugenommen — ein Beweis, daß die Rheder ihre Rechnung finden, so lange alle Schiffe nur gut befrachtet heimkehren.

Nach dem Gesagten läßt sich die großartige Anlage und der umfassende Wirkungskreis der niederländischen Handelsgesellschaft überschauen, und wie sie Niederlands Handel, Kolonien, Gewerbe, Schiffahrt, seinen ganzen Flor gefördert hat. Schade nur, daß Deutschland keinen vortheilhaften Handelsvertrag mit Holland abzuschließen vermag, so lange ihre Wirksamkeit sich unverändert auf das ausschließliche Interesse dieses Staats beschränkt. Schon in diesem Betracht wär's höchst wünschenswerth, wenn sie sich zu einer deutschen erweitern ließe und mit einer neuen Organisation auf deutscher Grundlage das für das gesammte Deutschland würde, was die englisch-ostindische Kompagnie für Großbritannien

ist. Gleich wünschenswerth für beide Theile, denn nur gestützt auf Deutschland kann Holland den Wettkampf mit den Britten bestehen, und braucht es nicht mehr zu fürchten, sich die Hebel seiner Wohlfahrt und Macht im nächsten Seekriege entreißen zu sehen. Bloße Befestigungen, wie großartig auch, sichern ihm den Besitz der Kolonien nicht: den ungeheuern Fortschritten der Angriffswaffen widersteht kein Werk von Menschenhand, wenn nicht nachhaltige Kräfte zur Vertheidigung bereit sind, und die können ihm nur aus Deutschland zufließen. Zudem irren die Holländer, wenn sie denken, die Blüthe ihres Handels stütze sich allein auf die Kolonien; noch weit mehr stützt sie sich auf die Möglichkeit des Absatzes ihrer Kolonialerzeugnisse. Würde diese Blüthe nicht rasch verwelken, wenn einst der Zollverein, alle deutsche Länder umfassend, ihnen sein weites Gebiet zwischen vier Meeren verschlösse? Wie nach dem letzten Friedensschlusse England die deutschen Länder mit seinen Fabrikaten versorgen und zugleich das deutsche Getreide von seinen Märkten abhalten wollte, so will uns Holland mit Kolonialwaaren versehen und zugleich die deutschen Fabrikate und Schiffe von seinen Kolonien ausschließen; so gewiß aber dem handelsgewaltigen Britenreiche der Versuch zu seinem eignen Nachtheile ausgeschlagen, so gewiß wird heute auch das schwächere Holland in seinem noch kühnern Versuche scheitern. Die holländischen Blätter sprechen fast einstimmig für allgemeine Handelsfreiheit. Ist diese Sprache auch aufrichtig gemeint, so stimmt sie doch zugleich mit den besondern holländischen Interessen, zumal mit denen der Handelsgesellschaft überein. Denn Holland erzeugt die billigsten Kolonialwaaren und in einem über den eigenen Bedarf fortwährend steigenden Ueberschusse; natürlich wünscht es daher nichts mehr als seine Produkte frei in alle Länder verführen und seine Bedürfnisse dorther holen zu können, wo es sie am billigsten kauft. Hierauf zielen alle seine Verträge, und dem Interesse, möglich viel von dem Kolonialhandel der Welt zu erobern, als dem höchsten, ordnet es kleinere unter, ja ist es nach den Organen der Handelsmaatschappy bereit, einige unwichtige, künstlich hervorgerufene Industriezweige wieder zu opfern. Indeß entspricht sein eigenes Handelssystem nichts weniger als der Handelsfreiheit, und allgemeine Handelsfreiheit nach Außen ist nicht zu vereinen mit dem verfeinertsten Monopolwesen im Innern: es will seinen Kolonialerzeugnissen die ganze Welt öffnen und von

seinem Gebiete selbst die ganze Welt möglichst weit entfernt halten. Die Folge wird gerade das Umgekehrte seyn. Das Gerede von Handelsfreiheit klingt im Munde desjenigen lächerlich, welcher selbst das Gegentheil davon beobachtet und nicht die Macht hat, sie von andern zu erzwingen. Schon hat Niederland sich Deutschland entfremdet. Will es sich den großen, noch kolonielosen Markt von der Nord- und Ostsee bis an das mittelländische und schwarze Meer für seine Produkte sichern, so bleibt ihm kein anderes Mittel übrig als inniges Anschließen an den deutschen Zollverein. Nur hierdurch allein kann es auch auf eine größere Handelsfreiheit zwischen allen Staaten, die ihm unzweifelhaft von größtem Vortheil wäre, mächtig hinwirken. Denn der Zollverein hat wirklich die Handelsfreiheit zu seinem Prinzipe und verwirklicht sie, soweit sie bis jetzt zu verwirklichen ist. Also durch sein Anschließen an Deutschland würde es sich nicht nur seine Kolonien, den wichtigsten Markt für deren Erzeugnisse, den Zufluß aller nöthigen Kräfte und Mittel für immer sichern, sondern auch in die Lage kommen, durch den Zollverein mächtig auf einen allgemein freiern internationalen Verkehr einzuwirken und so den Aufschwung seiner Kolonien und seines Handels in der umfassendsten Weise fördern: alsdann würde auch der innere Widerspruch in seinen Verhältnissen, zwischen seinem Handeln und seiner Sprache, verschwinden, seine ganze Stellung würde eine freie, großartige, weit über alle Meere vermittelnde und es in Wahrheit der Träger jener schönen Ideen werden, die ihm jetzt nur Spott und den Vorwurf der Heuchelei zuziehen, und die es in der That jetzt nicht wohl ohne Scham vertheidigen kann.

Inzwischen wird in Deutschland das Bedürfniß nach Erweiterung seiner Absatzwege und nach Erlangung von Kolonien immer allgemeiner gefühlt, immer lebhafter wird der Wunsch, Deutschlands Gewerbfleiß, Handel und Schifffahrt groß zu sehen, immer lauter der Ruf nach Bündnissen und Ansiedlungen, die unsern Manufakturen Märkte eröffnen, unsern Auswanderungen Zusammenhang und Plan geben, immer mächtiger der Wille, die Mittel, welche wir zur Erreichung dieses Ziels in Händen halten, auch angewendet und nicht fremdem Interesse hingeopfert zu wissen. Schon breiten sich Vereine von deutschen Fabrikanten und Kaufleuten über das ganze Vaterland aus, schon sind Handels- und

Koloniſationsgeſellſchaften im Entſtehen, ja im fernen Südmeer Inſeln erworben. Freilich iſt es bei uns erſt im Beginnen und noch nirgends zu der Großartigkeit der niederländiſchen Handelsgeſellſchaft gediehen, noch ſind unſere Kräfte allwärts zu zerſplittert, und Deutſchland muß, ſoweit die Blüthe jener Geſellſchaft Verhältniſſen zu danken iſt, welche der Zollverein nicht darbieten kann, ſofern ſie namentlich auf den oſtindiſchen Beſitzungen und deren bereits ausgedehntem Anbau beruht, auf die Bildung eines gleichumfaſſenden Handelsinſtituts vorläufig Verzicht leiſten. Dagegen hat Deutſchland in ſeinem größern Gebiete, in ſeinen mannigfachen Bodenſchätzen, in ſeiner auflebenden Gewerkkraft, in ſeiner großen, kräftigen und intelligenten Bevölkerung, in ſeinen Strömen und Küſten an verſchiedenen Meeren, ſowie in ſeinen politiſchen Großmächten noch eine ungleich größere Menge von Hülfsquellen und Mitteln, welche Niederland fehlen und dereinſt eine deutſche Handelsgeſellſchaft weit über die niederländiſche emporheben werden — eine Schöpfung, die, in der Zeit und unſerer Entwicklung keimend, ſich um ſo dringender auf den Plan ſtellt, je mehr alle deutſchen Kräfte ſich im Zollverbande einen und eine feſtere Organiſation erſtreben.

In welcher Geſtalt nun auch jenes Bedürfniß in die Erſcheinung trete, ob die Chatham Inſeln in der Südſee oder eine der vielen wichtigen, wohlgelegenen und noch herrenloſen Inſeln im oſtindiſchen Archipel die erſte deutſche Kolonie bilden werden, ob wir durch Vertrag Platz für deutſche Anſiedelungen in Süd- oder Mittelamerika gewinnen, ob ſich uns Holland oder Dänemark mit ſeinen Beſitzungen nähern werden, oder ob das Eine und das Andere zugleich geſchehe — der Gedanke, der hier näher ausgeführt werden ſoll, eine *ſüddeutſche Handels- und Koloniſationsgeſellſchaft zu gründen*, nimmt unter allen Umſtänden eine ſelbſtſtändige Bedeutung in Anſpruch, ſeine Ausführung beſteht unabhängig von jedem andern Plane. Der Verkehr der niederdeutſchen Häfen mit dem Mittelmeere und der Levante iſt zur Zeit noch gering, und eine deutſche Handelsgeſellſchaft, deren Wirkungskreis das Mittelmeer und deſſen Küſtenländer, das Donaugebiet, die Türkei, das ſchwarze Meer und Vorderaſien umfaſſen ſoll, kann nie in Holland, noch in einer Hanſeſtadt, ſondern muß *durchaus an der Donau ſelbſt ihren Sitz und*

Mittelpunkt haben, und kann auch nie weder durch besondere Gesellschaften, die an jenen Orten entstehen, noch durch einen allgemein deutschen Handelskörper an Wichtigkeit verlieren oder überflüssig gemacht oder auch nur ersetzt werden. Keine Rücksicht, keine Hoffnung auf etwas Größeres oder Besseres kann daher von der Ausführung des Gedankens abhalten, gefällt dieser sonst nur und erwächst uns der Wille und Muth dazu. Wenn ich nun im Folgenden einige unmaßgebliche Striche zur nähern Begründung meines Vorschlags gebe, so will ich damit gewiß nichts Anderes bezwecken, als die Möglichkeit seiner Ausführung zeigen, diese sonst natürlich der reifen Prüfung, der vollständigen Sachkenntniß, Einsicht und Erfahrung der zunächst Betheiligten und im Staate Hochgestellten durchaus anheimstellend; für mich nehme ich allerdings — um nicht bescheidener zu scheinen als ich bin — das Verdienst in Anspruch, den Gedanken unablässig und jetzt in bestimmter Form angeregt zu haben, überzeugt wie ich bin von der Dringlichkeit, dem süddeutschen Gewerbfleiße neue selbstständige Absatzwege zu eröffnen, den deutschen Einfluß an der untern Donau bis an das schwarze Meer auf sicherer Grundlage zu festigen und die großen Handels- und Volksinteressen des Zollvereins und Oesterreichs mehr und mehr zu verschmelzen. Noch bitte ich diejenigen, welche dem Vorschlage Interesse abgewinnen sollten, nachdem sie sich mit demselben vertraut gemacht haben, noch einmal das zu übersehen, was ich oben über die Wirksamkeit der niederländischen Maatschappy gesagt habe, theils um sich zu überzeugen, daß zwischen dieser Gesellschaft und der in Vorschlag gebrachten mehr Analogien und also auch Anwendungen bestehen, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte, theils um aus deren glänzendem Erfolge Eifer und Muth für das deutsche Unternehmen zu schöpfen.

Unter dem gemeinsamen Schutze der süddeutschen Regierungen, namentlich Oesterreichs, Bayerns und Württembergs, die dem Donaugebiete angehören, bildet sich eine Gesellschaft auf Aktien im vorläufigen Betrage von 30 Millionen Gulden mit der Bestimmung: 1) den inländischen Gewerbfleiß zu fördern und ihm neue Absatzwege anzubahnen; 2) die Flußschifffahrt auf der Donau und die deutsche Seefahrt aus den Häfen an der Donau und an der illirischen Küste zu beleben; 3) der Träger und Werkführer des deutschen

Handels nach dem ſchwarzen und mittelländiſchen Meere und deren anliegenden Gebieten, nach der Türkei und Vorderaſien zu werden; 4) den Strom der Auswanderung aus Oberdeutſchland nach den untern Donauländern zu lenken und dort möglichſt ſelbſtſtändige deutſche Anſiedelungen zu begründen. Das Statut dieſer Geſellſchaft wird unter Beiſtimmung der drei Regierungen feſtgeſtellt und ihr in allen drei Staaten gleiche Rechte und Vortheile bewilligt, auch wird ihr jede mögliche Unterſtützung Seitens dieſer Staaten ohne jegliche Nebenrückſicht auf Urſprung der Waaren oder dergleichen zugeſtanden. Genannte Regierungen garantiren der Geſellſchaft 4 Prozent Zinſen vom ganzen Kapitale auf 25 Jahre, alſo jährlich 1,200,000 fl., etwa Oeſterreich die eine Hälfte 600,000 fl., Bayern und Württemberg die andere; auch nehmen ſie den dritten Theil der Aktien, alſo für 10 Mill. Gulden, etwa Oeſterreich für 5 Mill., Bayern und Württemberg ebenſo. Dafür ſteht ihnen das Recht der Kontrole über alle Geſchäfte der Geſellſchaft zu, auch eine beſtimmte ſtatutmäßige Einwirkung auf dieſelben durch Regierungskommiſſäre, welche in den leitenden Ausſchüſſen oder im Vorſtande Sitz haben und welche im Auslande bei den Hauptetabliſſements der Geſellſchaft angeſtellt, auch einen diplomatiſchen Charakter bekleiden können, um bei Kolliſionsfällen die Geſellſchaftsintereſſen mit mehr Nachdruck zu vertheidigen. Sobald der Gewinn 4 Prozent Zinſen überſteigt, wird aus dem Ueberſchuß bis höchſtens 1 Prozent (alſo höchſtens 300,000 fl. jährlich) ein Reſervefonds für ungünſtige Jahre gebildet, welcher Eigenthum der Aktionäre bleibt und über deſſen Verwendung, wenn er auf mehrere Millionen anwachſen ſollte, die Generalverſammlung beſchließt; beträgt der Gewinn mehr als 5 Prozent Zinſen, ſo werden aus dem Ueberſchuſſe bis auf höchſtens 1 Prozent die etwaigen früheren Zinſenvorſchüſſe der Regierungen zurückgezahlt, alles Uebrige aber als Dividende an die Aktionäre vertheilt.

Die Geſellſchaft erwählt ihren Vorſtand, der ſeinen Sitz in Wien hat. Von ihm geht die Ernennung der Agenten aus. Doch unterliegt die Beſetzung aller höhern Stellen der Genehmigung der Regierungen; in den blos kaufmänniſchen Geſchäften wird alle mögliche Konkurrenz geſtattet. In allen Hauptſtädten an der Donau von Ulm abwärts und in den größern Fabrikſtädten ihres Gebiets werden je nach Bedürfniſſe Komptoire und Waarenlager

errichtet, ebenso eigentliche Handelsetablissements in dem besten Seehafen an der Donau, sodann in Trapezunt, Odessa, Konstantinopel, Alexandrien und in den übrigen Hauptplätzen an den Gestaden des Mittelmeers bis nach Cadix; doch wird die Zahl der Komptoire und Etablissements vorerst möglichst beschränkt. Die Gesellschaft kann entweder die Waaren für Rechnung der Fabrikanten und Kaufleute verkaufen gegen bloße Provision (ungefähr wie es von den großen englischen Kommissionären geschieht), oder sie kann sie für eigene Rechnung aus freier Hand oder nach Kontrakt kaufen und verkaufen, oder sie kann auf die eine und andere Art Geschäfte betreiben. So wirkt sie immerhin sowohl durch ihre vielarmigen Verbindungen als auch durch Kontrakte mit den Fabrikanten zur Lieferung guter Waaren zu festgesetzten Preisen oder durch großartige Bestellungen und umfassenden Absatz auf die Belebung des inländischen Gewerbfleißes ein. Eigene Fabriken errichtet sie nicht, noch betheiligt sie sich an Manufakturunternehmungen. Ebenso wenig besitzt sie eigene Schiffe, doch bedient sie sich auf der Donau zur Hebung des Schiffbaues besonders der neuen Schiffsgefäße, namentlich besegelter Kauffahrteischiffe, sowie stromaufwärts der Dampfschleppschifffahrt; für allen Seetransport bedient sie sich nur der Nationalschiffe. Legt sie sich auch vorzüglich auf den Absatz der Hauptgewerberzeugnisse, wie der Eisen-, Linnen-, Wollen-, Baumwollenwaaren u. s. w., so schließt sie doch keinen Artikel von ihrem Geschäftsbetriebe aus, sucht vielmehr neue Gewerbzweige, deren Erzeugnisse durch ihre fernen Etablissements Absatz versprechen, im Vaterlande zu begründen, überhaupt macht sie auf alle mit Vortheil zu betreibenden Unternehmungen aufmerksam, unterstützt sie soviel möglich durch Lieferungskontrakte und verschafft dem einzelnen Fabrikanten die Gelegenheit zum Absatze in fernen Ländern, die sich diesem, auf seine eigenen Kräfte beschränkt, niemals würden dargeboten haben; umgekehrt besorgt sie auch die Anfuhren von Waaren aus Vorderasien und aus dem Mittelmeer nach Deutschland im Großen und schlägt solche auf ihren größern deutschen Lagerplätzen etwa in Auktionen los. Durchaus nöthig scheint es, daß Oesterreich der Gesellschaft das Recht ertheilt, alle Waaren aus den obern Donauländern, wie überhaupt aus dem ganzen Zollverein durch den österreichischen Kaiserstaat sowohl Donau abwärts als über Triest Zoll- und Abgaben-

frei ins Ausland durchführen zu können und ebenſo umgekehrt von auswärts nach dem Zollvereine; welches Zugeſtändniß der Wirkſamkeit der Geſellſchaft einen bedeutenden Impuls geben dürfte und auch ſchon darum erforderlich iſt, weil ſonſt die öſterreichiſchen Fabrikanten vor denen des Zollvereins bevorzugt ſeyn würden. Man ſieht, bei ſolcher Anordnung würde die beſtehende Mauthlinie zwiſchen dem Zollverein und Oeſterreich nur ein ſchwaches Hinderniß bilden und blos zur Folge haben, daß die Geſellſchaft ein Hauptwaarenlager im Oeſterreichiſchen, etwa zu Wien, und eines im Zollverein, etwa zu Regensburg oder Paſſau, errichten müßte, von wo aus die Waaren den geraden Zug ins Ausland machten; und es wäre die Geſellſchaft zwar weder Fabrikant noch Rheder, aber der mächtige vielarmige Vermittler des oberdeutſchen Handels nach Oſten und Süden.

Die Geſellſchaft hat eine beſondere Abtheilung für Anſiedelung an der untern Donau, welche über ein Kapital bis zum Belaufe von 10 Millionen Gulden verfügt. Das natürliche Gebiet für dieſe Anſiedelungen iſt das reiche, herrliche Land zwiſchen den ſüdlichen Grenzgebirgen von Siebenbürgen und dem Balkan — ein Gebiet, das in ſeiner ganzen Ausdehnung von der breiten Donau und deren Nebenflüſſen durchſtrömt wird und dem zum blühendſten Ackerbau, lebhaften Handel und zum beſten Gedeihen nichts fehlt als rüſtige Arbeitskräfte und Organiſation der darauf zu verwendenden Mittel. Sie beginnen demnach bei Orſowa, wo die Donau die öſterreichiſchen Grenzen verläßt, und ziehen ſich durch die Wallachei, an beiden Ufern der Donau abwärts durch Bulgarien bis ans ſchwarze Meer, ſo in ununterbrochenem Zuſammenhange bis an die Mündungen des mächtigen Stromes durch deutſche Bevölkerung die Keime deutſcher Geſittung pflanzend. Die Anſiedelungen geſchehen natürlich möglichſt beiſammen, immer in Dörfern oder Ortſchaften, und rücken geſchloſſen vorwärts, denn eben in der Dichtheit der Bevölkerung liegt ein ſtarker Hebel ihrer Entwicklung. Ihnen voraus gehen diplomatiſche Unterhandlungen mit der Pforte, um den Schutz und die Rechte der Anſiedler feſtzuſtellen. Nichts darf unbeſtimmt gelaſſen werden, und es wäre zu wünſchen, zum Gebrauche der Anſiedler eine Art Geſetzbuch zu entwerfen und zu drucken, worin ſowohl die Beſchaffenheit des Bodens, die Bedingungen der Anſiedelung als auch die neuen

Rechtsverhältnisse der Ansiedler in den Grundzügen enthalten wären. Folgende Punkte scheinen mir wesentlich zu seyn: 1) die Ansiedler sind Unterthanen der hohen Pforte, entrichten 2) eine mäßige, fest zu bestimmende Abgabe an dieselbe, ohne sonst belästigt werden zu dürfen, stehen aber 3) unter dem unmittelbaren Schutze Oesterreichs und der übrigen süddeutschen Mächte; den neuen Gemeinden wird 4) die Autonomie in ihren Angelegenheiten, 5) die Freiheit der Religionsübung, 6) die Befreiung vom türkischen Militärdienste, 7) eine angemessene Vertretung durch Abgeordnete, etwa unter dem Vorstande eines österreichischen Bevollmächtigten, zugesichert. Einen thätigen, vielvermögenden Schutz werden die Ansiedler natürlich auch an der Gesellschaft selber finden.

Nachdem so die Vorfrage erledigt ist, kauft die Gesellschaft in jenem Gebiete große, möglichst zusammenhängende Landstrecken an, parzellirt dieselben in angemessener Weise, wählt die gelegensten Plätze für die Städte und Dörfer aus, zieht Arbeiter herbei, sorgt für Werkzeuge und Materialien, errichtet die nöthigen Gebäude und verkauft die Güter wieder mit mäßigem Gewinn an die Auswanderer. Es wird weder an Ansiedlern fehlen, die Mittel genug haben, ein angemessenes freies Eigenthum zu erwerben und zu bewirthschaften, noch an Privatunternehmern, welche sich mit Ankauf oder Einrichtung der Güter, Wohnungen und andern Anstalten befassen, noch an Arbeitern, welche für mehrjährigen Lohn ein Besitzthum erstreben, endlich wird es nicht an Handwerkern in den sich bildenden Städten fehlen; dehnen doch heute schon deutsche Handwerksburschen ohne gleich günstige Aussicht ihre Wanderschaft über Ungarn, Siebenbürgen, die Bukowina, ja über die Moldau und Wallachei aus. Denn das ganze Oberdeutschland, Oesterreich, Bayern, Württemberg und die übrigen deutschen Länder bis an den Main und den Rhone, über 25 Mill. Menschen zählend, dessen Provinzen zum Theil von kenntnißvollen, rüstigen und vom Wanderungshange ergriffenen Bewohnern strotzen, kann bei einer jährlichen Vermehrung der Volkszahl um durchschnittlich 1½ pCt., leicht jährlich 200,000 Menschen entbehren. Und welche Zukunft eröffnet sich damit den Anwohnern der Donau!

Es ist nicht schwer einzusehen, warum die deutschen Staatsmänner die Erhaltung und Integrität der Pforte wünschen; obwohl

ſie ſelbſt mit allen denkenden Männern überzeugt ſeyn mögen, daß der Hinfall der in ihrer religiöſen und moraliſchen, in ihrer ſozialen und politiſchen Baſis unterwühlten Türkei auf die Dauer nicht zu vermeiden iſt. Wo die vermorſchte Kultur Aſiens mit der friſchen Luft chriſtlich-europäiſcher Bildung in Berührung kommt, zerfällt ſie in Atome, und eine Wiedergeburt Aſiens und der aſiatiſchen Völker ſcheint nur mittelſt eines Aufguſſes von europäiſcher Lebenskraft möglich zu ſeyn, durch allmählige Einführung der chriſtlichen Religion und europäiſchen Ordnung und Zucht, durch Emigration und Bevormundung. Deutſchland aber, das Herz Europas, deſſen Bewohner überall Wurzel faſſen und ſich einbürgern, wo Land urbar zu machen, iſt von der Natur ſelbſt, wie durch ſeine Bildung berufen, an jener weltgeſchichtlichen Miſſion Theil zu nehmen und ſich unter den koloniſirenden und kulturverbreitenden Völkern in die erſte Reihe zu ſtellen. Und weiſt nun nicht auch die Natur Oberdeutſchland in ſeinem Hauptſtrome die Bahn an, auf der es ſich an jenem großen Werke betheiligen ſoll? Hat Deutſchland zudem nicht ein unermeßliches Intereſſe dabei, daß in den untern Donauländern Sicherheit und Ordnung Beſtand gewinne und die Mündungen ſeines größten Stromes weder durch Anarchie verwahrloſt, noch durch eine anſchwellende Großmacht gefeſſelt werden? Und in keiner Richtung iſt die Auswanderung der Deutſchen ſo vortheilhaft für die Nation und ſo leicht zu bewerkſtelligen von den Einzelnen wie in der Donauabwärts. Wenn Oeſterreich in Verbindung mit den andern deutſchen Mächten mit ſeinem ganzen Einfluſſe bei der Pforte auf die Begründung geordneter Rechtszuſtände für die Anſiedler hinwirkt, ſo daß die oberdeutſchen Auswanderer ſich nicht mehr davon zurückgeſtoßen und durch eine fernwirkende Freiheit über die Meere hingelockt fühlen, ſo wird ſich bald eine ganze Fluth von deutſchen Elementen in die untern Donauländer ergießen, hier die Wagſchaale unſers politiſchen Gewichts erſchweren und vielleicht für die definitive Löſung der orientaliſchen Frage im germaniſchen und humanen Intereſſe den Grund legen. Denn die Anwohner der obern Donau und deren Nebenflüſſen könnten ſich mit dem ſechsten Theile des Aufwandes an Geld, Zeit und Beſchwerden, welcher mit der Auswanderung nach dem Ohio, dem Erieſee und Canada verknüpft iſt, mit aller beweglichen Habe und Gut, mit Weib

und Kind und Gesinde nach den prächtigen Fluren der untern Donau, nach der Wallachei und Bulgarien und bis an die Ufer des schwarzen Meeres versetzen. Und nicht für immer wären sie durch Meere getrennt und abgeschnitten vom Vaterlande, losgerissen aus allen gewohnten heimathlichen Banden, nur zu häufig preisgegeben den Elementen, der Gewinnsucht betrügerischer Spekulanten, dem Elende und einem schrecklichen Tode — nein, der alte bekannte Strom verbände sie noch mit dem Vaterlande, wo nicht seine Wellen, die ja oft schon die verlassene Hütte des Vaters benezt hätten, doch die tausend Schiffer brächten ihnen Grüße und Nachricht aus der Heimath, sie lebten unter dem Schutze von deutschen Regierungen, in vielfachem Verkehr mit einer deutschen Gesellschaft, in mannichfachen unmittelbaren Beziehungen zum Vaterlande, dessen lauten Pulsschlag sie noch hören, ja dessen Blut auch sie noch in stetem Umlaufe durchpulsen würde!

Daß die Gesellschaft für die Bedürfnisse der Ansiedelungen an Manufakten, Werkzeugen und Materialien zu sorgen hätte, daß der Verkehr mit ihnen nach Möglichkeit zu erleichtern wäre, daß Oesterreich den Durchfuhrhandel auf der Donau für die Ansiedelungen nicht belasten, vielleicht die Dampfschifffahrt auf derselben zu immer kräftigerem Leben erwecken und überhaupt für gute Verbindungsmittel gesorgt werden müßte, daß vor allem Einheit, Ordnung und Energie in das ganze Unternehmen zu bringen wären — das alles versteht sich von selbst und gebietet das gemeinsame Interesse.

Um nun mit diesem Vorschlage auch noch den andern (Handelsverträge mit den Ländern spanisch-portugiesischer Bevölkerung abzuschließen) in Verbindung zu bringen, wende ich dem deutschen Handel im Allgemeinen einige Betrachtungen zu. Durch die Befreiung von Süd- und Nordamerika aus den Fesseln des alten Kolonialwesens wurden Deutschland gleichsam Kolonien aufgeschlossen und erhielten seine Seestädte Gelegenheit, wieder selbstständiger in den Welthandel einzugreifen. Würde auch der direkte Bezug der Kolonialerzeugnisse gegen einen erweiterten Vertrieb deutscher Fabrikwaaren weit größer seyn als jetzt, wenn Hamburg und Bremen nicht vereinzelt und ohne kräftigen diplomatischen Schutz gegen die Suprematie der Engländer und Franzosen die neue Bahn zu brechen gehabt hatten; so bethätigten diese Städte

doch den alten Unternehmungsgeiſt, indem ſie an allen wichtigen Handelsplätzen des freien Amerikas im Norden und Süden, im Weſten und Oſten, deutſche Etabliſſements errichteten, welche den Ruf kaufmänniſcher Tüchtigkeit erlangten und dem deutſchen Gewerbfleiße viele Anerkennung verſchafften. Verdient Bremen in dieſer Hinſicht bei weitem den größern Ruhm, ſo dehnte doch auch Hamburg ſeinen direkten Handel mit den transatlantiſchen Ländern aus, und es kamen hier 1815 nur 70 beladene Schiffe aus dieſen Ländern an, 1818 ſchon 154, 1828 ſchon 272, 1838 bereits 714. Während aber Bremen ſeinen großen Seeſchifffahrtsverkehr faſt nur in eigenen Schiffen betreibt, bedient ſich Hamburg meiſt fremder, vorzüglich engliſcher, und 1838 war der Beſtand der Hamburger Rhederei nur 163 Schiffe, der von Altona 33 Schiffe. Während der 25 Jahre von 1814 bis 1838 betrug die größte Zahl der in Hamburg unter eigener Flagge angekommenen Schiffe nur 369, nämlich im Jahr 1833, im Jahr darauf nur 290 und 1838 nur 319 Schiffe von 2471 Schiffen, die im Ganzen ankamen. Dieſe klägliche Geringfügigkeit der Rhederei des erſten deutſchen Seehafens, — nur erklärbar durch die Schutzloſigkeit der deutſchen Schifffahrt und nur durch Einigung unter ein gemeinſames Handelsſyſtem und eine gemeinſame Flagge gründlich zu verbeſſern — tritt noch greller hervor, wenn man die großartige Zunahme des Elbverkehrs ſeit 1814 dagegen hält, der in Hamburg ſeinen Ausgangspunkt findet.

Von der Oberelbe kamen 1821 hier 1764 Kähne
„ „ „ „ 1838 „ 3299 „ an und
gingen dahin 1821 „ 1604 „
„ „ 1838 „ 2916 „ ab.

Die Menge der von Hamburg auf der Oberelbe verſandten Waaren betrug 1814 nur 10,449 Laſten, 1821 ſchon 31,773, 1838 aber 70,554½ Laſten.

Nach ungefährer Abſchätzung (für das Jahr 1838 als ein mittleres) beträgt der Geſammtwerth ſämmtlicher Handelsartikel aus dem Inlande, die Hamburg entweder ſelbſt verbraucht oder nach dem Auslande abſetzt, 110 Mill. Mark Banko, worunter ſich für ungefähr 42 Mill. inländiſche Induſtrieerzeugniſſe (2½ Mill. davon gingen nach Großbritannien) befinden, das Uebrige für Getreide und andere deutſche Rohſtoffe. Dagegen beträgt der

Werth der Einfuhr allein von England nach Hamburg, in englischen Fabrikaten und in Kolonialprodukten aller Art bestehend, die wir mit viel größerem Vortheil direkt beziehen könnten, durchschnittlich die große Summe von 70 Mill. Mark Banko. Auch zwischen Hamburg und Holland ist der Schifffahrtsverkehr lebhaft, aber nur in holländischen Schiffen; 1838 fuhren von Hamburg nach Holland 363 Schiffe, worunter 4 Hamburger, und zurück 480 Schiffe, worunter ebenfalls nur 4 Hamburger waren. Wiederum sind es hauptsächlich Kolonialerzeugnisse, die Holland uns zuführte und die wir mit ungleich größerem Vortheil direkt beziehen könnten; zudem ist der größte Theil der holländischen Einfuhr zu einem bloßen unwichtigen Speditionsgeschäfte für die deutschen Seeplätze herabgesunken; so war von der holländischen Einfuhr 1838 an raffinirten Zuckern, nämlich 6,788,600 Pfd., beinahe Alles, nämlich 6,480,000 Pfd., Transito. Natürlich, die deutschen Flaggen sind ungeschützt, während sich die holländische hoher diskriminirender Waarenzölle erfreut! So entrichtet Zucker in fremden Schiffen achtmal mehr Eingangszoll als in niederländischen!

Nicht genug läßt es sich wiederholen, daß die holländischen und englischen Einfuhren an Kolonialerzeugnissen den deutschen transatlantischen Handel auf ein erbärmliches Maß zurückführen, und dadurch die deutsche Industrie und Schifffahrt in schmählicher Kindheit gehalten werden, und daß es des Zusammenwirkens der Seestädte und des Binnenlandes bedarf, um uns von dieser Unterdrückung zu befreien und Deutschland zu dem Antheil am großen Welthandel zu verhelfen, der ihm gebührt. Wohin wir nur blicken, müssen wir uns in jener ungünstigen Stellung sehen. In Rotterdam ist der Werth der Einfuhr aus Deutschland durchschnittlich noch keine 600,000 Livres, der Werth der Ausfuhr nach Deutschland aber beinahe 3 Mill. Livres. Es beträgt der Werth der Einfuhr aus Belgien in den Hansestädten 14½ Mill. Franken, der aus diesen nach Belgien noch nicht 3 Mill. Franken. 1837 gingen von Hamburg nach belgischen Häfen 18 Schiffe, worunter kein Hamburger, und kamen von dort 109 Schiffe. — Unsere ungünstige Handelsbilanz mit Frankreich ist alt. 1788 betrug z. B. die Einfuhr von den Hansestädten nach Frankreich 10 Millionen Franken, die Einfuhr aus diesem nach den Hansestädten

über 64 Mill. Heute beziehen wir weniger Kolonialprodukte über Frankreich, obwohl wir noch immer viele transatlantiſche Waaren von Bordeaux, Havre und Nantes, levantiniſche Produkte von Marſeille erhalten, um ſo mehr über England, Holland und Belgien. Von unſerer Ausfuhr nach Frankreich dient ein beträchtlicher Theil nicht zum franzöſiſchen Verbrauche, ſondern geht weiter nach überſeeiſchen Ländern, da unſere Häfen noch immer zu wenig Schiffsgelegenheit dahin darbieten und ihnen Paketbootlinien nach Amerika abgehen. Die Einfuhr von den Hanſeſtädten nach Frankreich betrug 1836 ungefähr 27 Mill. Fr., die von dieſem nach den Hanſeſtädten aber 34 Millionen. Die hohen franzöſiſchen Differenzzölle erſchweren unſern unbeſchützten Flaggen den Verkehr mit Frankreich außerordentlich. Wie zum Hohne der ſogenannten hanſiſchen Handelsfreiheit, die eigentlich darin beſteht, daß unſere Schiffe von dem Handel der übrigen Länder ausgeſchloſſen werden ohne Wiedervergeltung, geſtattet Frankreich laut Verträgen den Schiffen Englands, der Vereinigten Staaten, Braſiliens, Kolumbiens, Belgiens ꝛc., gewiſſe Waaren direkt aus ihrer Heimath mit gleicher Zollbegünſtigung wie unter franzöſiſcher Flagge einzuführen, während dies den Hanſeſchiffen nicht geſtattet wird. Natürlich, was brauchen die übrigen Länder unſern Seehäfen, die ihren Schiffen ja ohnehin eben ſo offen ſtehen wie den heimiſchen, dafür erſt Gegenleiſtungen zu gewähren? Was Wunder, daß unter den 1838 von Hamburg nach Frankreich gehenden 127 Schiffen nur 8 Hamburger waren, und eben ſo viel unter den von dort ankommenden 144 Schiffen! So erklärt ſich leicht, warum in Deutſchland gar viele Münzen fort und fort Geld prägen, ohne daß man doch gerade Ueberfluß daran verſpürt.

Stehen wir denn zu keinem Lande in günſtigem Handelsverhältniſſe? Ja wohl, zu Spanien und Portugal und zu mehreren ihrer Töchterſtaaten; aber ſtatt mit dieſen Staaten Schifffahrts- und Handelsverträge abzuſchließen, vernachläſſigen wir ſie, Gott weiß! welchem abſtrakten Prinzipe zu gefallen. Die Differenzzölle zu Gunſten der engliſchen Einfuhr in Portugal (nach dem im Jahre 1807 auf 25 Jahre abgeſchloſſenen neuen Handelsvertrage entrichteten engliſche Waaren 15 pCt. vom Werthe Eingangszoll, alle übrigen aber 30 pCt.) haben in neuerer Zeit aufgehört und in Folge davon die engliſche Einfuhr abgenommen: 1834 noch

1,600,123 Livr., betrug sie 1837 nur noch 1,079,815 Livr. — eine sehr beträchtliche Abnahme. Ohne allen Schutz beginnt in mehreren Artikeln, besonders Solinger Waaren und Glaswaaren, die deutsche Mitbewerbung die englische zu verdrängen. Getreidezufuhr, die früher von Zeit zu Zeit aus deutschen Häfen nach Portugal stattfand, wird freilich nicht leicht wiederkehren, da, Dank der bessern Regierung, der Anbau des Landes sich in den letzten Jahren so gehoben hat, daß im Jahr 1838 Portugal selbst zum ersten Mal wieder seit 140 Jahren eine bedeutende Menge Getreide ausgeführt hat. Dasselbe läßt sich von Spanien sagen, und in Betracht des vermehrten Anbaues am schwarzen wie am mittelländischen Meere, in Ungarn ꝛc. wird die deutsche Landwirthschaft wohl thun, schon jetzt daran zu denken, für den Absatz ihrer Haupterzeugnisse, Getreide, Wolle und Flachs, im Inlande durch die Manufakturen einen sichern Markt zu gewinnen.

Unsere Handelsbilanz mit Portugal ist ausnahmsweise bereits eine günstige. An Werth betrug die Ausfuhr von Hamburg nach Portugal 1837 ungefähr 950,000 Mark Banko, 1838 ungefähr 1,974,000 Mark Banko; die Einfuhr von dort 1837 600,000 Mark Banko, 1838 900,000 Mark Banko. Unter der Ausfuhr des letztern Jahres befand sich Butter an Werth ungefähr 1,050,000 Mark Banko, deutsche Fabrikate ungefähr 780,000 Mark Banko. Letztere erscheinen freilich noch sehr geringfügig in Vergleich mit der Einfuhr brittischer Fabrikate in Portugal, die nämlich 1837 an Wollwaaren 201,232 Livr. und an Baumwollwaaren 682,597 Pfd. Strl. betrug.

Manche deutsche Schiffe gehen mit Ballast nach St. Ubes und Lissabon und verladen hier Salz nach Brasilien, um doch einige Fracht auf der Hinfahrt nach Amerika zu verdienen, von wo sie Rohstoffe zurückbringen. Das kann sich nur bessern, wenn deutsche Erzeugnisse dort größern Absatz finden, wenn deutsche Waaren nicht mehr den Umweg dahin über andere Länder zu nehmen brauchen und die fremden Schiffe ohne Ausnahme in unsern Häfen aufhören mit den heimischen auf gleichem Fuße behandelt zu werden, also wenn sich Deutschland zu einem gemeinsamen Schifffahrtssystem einigt. — Vor 1837 fuhren portugiesische Schiffe selten zwischen Portugal und den deutschen Häfen. Das änderte sich, als im Frühjahr 1837 bei den Waaren, welche auf portugiesischen

Schiffen dort eingeführt werden, die Eingangszölle um 15 pCt. ermäßigt worden, ſo ſehr, daß in Folge dieſer bedeutenden Differenz die portugieſiſchen Schiffe den Kaufleuten der deutſchen Seeſtädte übermäßige Frachten abzwingen konnten; denn wollte ſelbſt ein deutſches Schiff umſonſt fahren, vermochte es in den meiſten Fällen nicht mit den portugieſiſchen zu konkurriren. Indeß zeigte ſich dieſe extreme Maßregel der Zolleinnahme des ohnehin hoch verſchuldeten Staats, der zu klein iſt für ein ſelbſtſtändiges Handelsſyſtem und in ſeiner gegenwärtigen Lage ſich mehr als ein anderes Gebiet zu einem freien Weltmarkt für den Zwiſchenhandel eignen möchte, bald zu gefährlich, und nun ſchaffte man ungeachtet des heftigen Widerſpruchs der portugieſiſchen Rheder jene Differenzzölle auf Waaren mit Hülfe der Cortes wieder ab; ein Schritt, der wiederum zu extrem iſt, um weiſe zu ſeyn. Indeß ſind die portugieſiſchen Schiffe noch immer bedeutend beim Schiffzoll in den heimiſchen Häfen begünſtigt, da ſie nur die Hälfte dieſer Abgaben entrichten; auch ſcheint der Differenzzoll bei der Ausfuhr portugieſiſcher Erzeugniſſe zum Nachtheil der fremden Flaggen nicht ganz weggefallen zu ſeyn. Jedenfalls iſt der Abſatz deutſcher Erzeugniſſe nach Portugal und deſſen Kolonien (deutſche Plätze unterhalten mit den Azoren ſchon ſeit längerer Zeit einen regelmäßigen Verkehr) einer bedeutenden Ausdehnung fähig, zumal wenn Portugal in einen Zoll- und Kolonialverband mit Spanien träte, ſich dadurch von England befreite und Deutſchland, gemeinſam für ſeine Schiffe und Waaren unterhandelnd, mit dem iberiſchen Handelsſtaate einen günſtigen Vertrag abſchlöſſe.

Obſchon der früher ſo bedeutende Verbrauch deutſcher Leinen in Spanien und dem geſammten ſpaniſchen Amerika durch die vielfach auf Umwegen unterſtützte Konkurrenz ſchottiſcher, iriſcher und engliſcher Leinen ſehr gemindert worden iſt, ſo ſtellt ſich doch auch unſere Handelsbilanz mit Spanien vortheilhaft heraus. In den letzten Jahren hatte der Umtauſch deutſcher Eiſen- und Glaswaaren, Leinen und anderer Fabrikate, Butter, Holz ꝛc. gegen Wein, Südfrüchte und wenige Kolonialerzeugniſſe beträchtlich abgenommen, wegen des langwierigen Bürgerkriegs und des Aufhörens alles diplomatiſchen Verkehrs mit Spanien, und erſt jetzt thut er ſich wieder auf, wie der Gewerbfleiß Spaniens überhaupt, das gegenwärtig ſogar an Maſchinen für neue Fabrikanlagen aus

dem Elsaß, aus England und Belgien beträchtliche Einfuhren macht. Indeß erschweren die spanischen Differenzzölle von den auf fremden Schiffen eingehenden Waaren fremden Flaggen den Verkehr; weshalb auch viele nach Spanien bestimmte Waaren zunächst nach Bayonne und Gibraltar verschifft und von hier in spanischen Küstenfahrzeugen nach den spanischen Häfen verführt werden. Wie wünschenswerth daher schon ein Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den Hanseſtädten und diesem Lande erscheint, so ist doch gewiß, daß der Zollverein in diesem wie in allen Fällen, namentlich in Gemeinschaft mit Oesterreich, den darauf zielenden Unterhandlungen ein ganz anderes Gewicht beilegen würde, als wenn die Hamburger Diplomatie allein unterhandelte.

Fürwahr, wie sehr auch der deutsche Handel nach dem an Bodenschätzen, Geldmitteln und selbst noch an eigenen Kolonien so reichen Spanien vernachläſſigt worden, so gibt es doch kein Reich in Europa, mit welchem in innige Handelsbeziehungen zu treten für ganz Deutschland, für dessen südliche wie nördliche Staaten, für Oesterreich wie für Preußen, für Trieſt wie für Hamburg, gleich vortheilhaft wäre. Alle natürlichen Verhältnisse Deutschlands und Spaniens sind ganz der Art, daß der Handelsverkehr zwischen beiden der größten Ausdehnung fähig ist, dem deutschen Gewerbfleiß reichen Absatz und den beiderseitigen Häfen eine blühende Schifffahrt verspricht; daß sie einander in wesentlichen Stücken gleichsam ergänzen; daß ihre großen Interessen im Welthandel wie in der Politik, in Europa, im Mittelmeere wie in den übrigen Welttheilen nie gegen, immer mit einander laufen. Liegt der weite Hafen des handelsberühmten Cadix am Eingange der wichtigsten Meerenge und umgeben von einem an herrlichen Produkten überströmenden Gebiete, nicht in der Mitte zwischen der alten und der neuen Welt, nicht in der Mitte als großer Stapelplatz zwischen den norddeutschen Seehäfen und den österreichischen Häfen an der istrischen Küste und an der Donau? Muß der levantinische Handel der niederdeutschen Emporien nicht außerordentlich zunehmen, wenn sie reichere Ladungen und vielfache Schiffsgelegenheit nach den schönen iberischen Häfen finden? Werden anderer Seits Trieſt und die Donaumärkte nicht höher aufblühen, wenn ihr Handel nach Spanien sich vermehrt, ihre Dampf- und Segelfahrt sich ausdehnt und ihr Verkehr auf eigenen Füßen die

Grenzen des Mittelmeeres überſchreitet? Wo kann Trieſt viele Kolonialerzeugniſſe wohlfeiler und beſſer erlangen als in den ſpaniſchen Beſitzungen, ſey's auf geradem Wege oder durch Vermittlung von Cadix? Wo erſchließt ſich ihm eine größere Ausſicht auf Erweiterung ſeines Handelsbetriebs zur Verſorgung vieler reicher Märkte, zur Erlangung eines ſelbſtſtändigen Antheils am Weltverkehr? Endlich übt Spanien noch immer einen ſtarken Einfluß auf ſeine weiten Töchterländer, den es neuerdings im Geiſte einer aufgeklärten Politik durch Handelsverträge zu verſtärken bemüht iſt, und — wohl zu merken — für den ganzen Großhandel, die Schifffahrt und den Waarenabſatz Deutſchlands ſind die durch Spanien und Portugal koloniſirten Länder, Cuba, Mexiko und Braſilien, bei weitem die wichtigſten. Spanien iſt in der Lage — und es fühlt dieſelbe vollkommen, wie kein aufmerkſamer Beobachter bezweifeln wird — weder mit Großbritannien noch mit Frankreich ein inniges Handelsbündniß anknüpfen zu können, um welches beide Mächte ſich bewerben: darum ſollte Deutſchland, deſſen Intereſſe glücklicher Weiſe mit dem ſpaniſchen einerlei iſt, nicht länger ſäumen und unthätig wie mit blöden Augen nach der aufſtrebenden Halbinſel hinſchauen.

Cuba, die größte, fruchtbarſte, mit den ſchönſten Häfen ausgeſtattete Inſel unter den Antillen, iſt erſt ſeit 1815, wo die Spanier ſie dem freien Verkehr aller Nationen öffneten und ihrem Anbau mit Zucker und Kaffee ꝛc. größere Aufmerkſamkeit zuwandten, von hoher Bedeutung für den auswärtigen Handel geworden. Der Werth der Einfuhr überſteigt nach offizieller Angabe den der Ausfuhr; die Einfuhr betrug im Jahr 1837 22,940,357 Piaſter; 1838 24,729,878 Piaſter; die Ausfuhr betrug 1837 20,346,407 Piaſter; 1838 20,471,102 Piaſter. Betrübend iſt es, mit wie geringen Zahlen dabei noch deutſche Schiffe figuriren: bei der ganzen Einfuhr des Jahrs 1838 ſind deutſche Schiffe mit nur 612,355, bei der Ausfuhr mit 1,866,326 Piaſter betheiligt, und unter den in den Häfen Cuba's angekommenen 2636 Schiffen gab es nur 60 deutſche, dagegen 190 engliſche, 1434 nordamerikaniſche, 55 franzöſiſche, 776 ſpaniſche, 36 holländiſche und belgiſche, 21 däniſche und ruſſiſche. Sehr beläſtigt den deutſchen Verkehr ſeit einigen Jahren die Bevorzugung der ſpaniſchen Flagge, ſowohl hinſichtlich der

Schiffsabgaben als der Waarenzölle und bei der Aus- wie bei der Einfuhr. Die meisten Waarenversendungen von Bremen und Hamburg, namentlich was Gewerbeerzeugnisse betrifft, finden daher jetzt in spanischen Schiffen statt, dem nur durch einen Vertrag abzuhelfen ist. 1838 gingen von Hamburg nach Cuba 42 Schiffe, worunter 19 Hamburger, und kamen von dort 82 Schiffe, worunter 21 Hamburger. Die deutschen Ausfuhrartikel nach Westindien bestehen besonders in Leinen, Baumwollwaaren, Kattun, Musselin, Lichter, Strümpfe, Seiden-, Glas-, Eisen-, Quincailleriewaaren, Band, Möbel, Instrumente, Genever, Bier, Salzfleisch, Käse, Flaschen ꝛc. In Havanna, dem besten Hafen Amerikas, Matangas, St. Jago und fast allen andern westindischen Häfen haben sich deutsche Handlungshäuser niedergelassen. Wichtig für den Handel mit Cuba, Portorico, Columbien ꝛc. ist auch die dänische Insel St. Thomas, weil sie einen Freihafen bildet, von dem aus ein lebhafter Zwischenhandel in Nationalschiffen betrieben wird.

Die außerordentlichen Hülfsquellen Mexiko's, der fruchtbare Boden und reiche Ertrag der Bergwerke erniedrigen dort den Werth des Silbers zu Gunsten des auswärtigen Handels. Seit 1822 hat Deutschland mit Mexiko eine direkte Handelsverbindung angeknüpft und seit 1827 sein Zufuhrhandel nach den mexikanischen Häfen an der Ostküste, wenn gleich mehrfach gestört, fortdauernd zugenommen. Von Hamburg und Bremen gingen 1837 dahin 15 Schiffe, worunter 6 Hamburger, 1838 18 Schiffe, worunter 8 Hamburger. Das Feste in den Sitten der spanischen Bevölkerung wirkt günstig auf den fortwährenden Verbrauch von deutschen Leinen ein. Leider gehören die deutschen Flaggen nicht zu den begünstigtsten in Mexiko, das die europäischen Anfuhren weniger mit Waaren (wie Cochenille, Korkholz ꝛc.) als mit Silber, meist über England, bezahlt (1837 wurden ungefähr 20 Mill. Piaster Silber auf gesetzmäßigem Wege ausgeführt), so daß ein großer Theil der aus mexikanischen Häfen rückkehrenden Schiffe die Rückladung in Cuba einnimmt, während sonst die europäischen Schiffe in den amerikanischen wie ostindischen Häfen gewöhnlich mit Ballast ankommen und reich befrachtet absegeln. — Unter den columbischen Republiken besteht nur noch mit Venezuela ein direkter Handelsverkehr, der sehr günstige Aussichten zeigt. Der Werth der

Anfuhren aus Haiti überſteigt weit den der Ausfuhr von unſern Seehäfen dahin.

Der ſeit 1815 eingeleitete direkte Handel der deutſchen Seeplätze nach Braſilien hat fortdauernd an Wichtigkeit zugenommen. Wieviel mehr, wenn Deutſchland mit dem unermeßlich reichen Lande einen auf Gegenſeitigkeit ſich ſtützenden Handelsvertrag abzuſchließen wüßte! Die Britten haben in Braſilien, wie im Mutterlande Portugal, durch Zollvergünſtigung ihren Waaren (ſie entrichteten einen Werthzoll von 15 pCt., die übrigen Nationen von 24 pCt.) und ihrer Flagge ſich gleichſam ein Monopol erworben, und noch immer erfreuen ſie ſich beträchtlicher Vorzüge. Indeß läuft der brittiſche Vertrag mit Braſilien am 15. November 1842 ab; die Regierung ſcheint bei Aufkündigung aller Verträge, wovon jener am längſten dauert, ſich von finanziellen Rückſichten leiten zu laſſen, da ſie den Staatshaushalt größtentheils von den Ein- und Ausgangszöllen beſtreitet; ſie ſcheint dieſe noch erhöhen und die neuen Verträge alsdann auf gegenſeitige Zugeſtändniſſe gründen zu wollen, wobei ſie auch Deckung des Defizits in den Staatseinnahmen und der auswärtigen Schuld im Auge hat. Im Augenblick beſtehen bedeutende Zolldifferenzen gegen deutſche Waaren und Schiffe: möge der Zollverein nicht vergeſſen, daß er ohne den Beſitz eigener Kolonien Braſilien weit größere Vortheile darzubieten vermag als alle übrigen Länder! — 1838 gingen von Hamburg nach Braſilien 72 Schiffe (37 Hamburgiſche, 21 Däniſche, nur 9 engliſche und 2 Bremer) mit einem Werth von etwas über 3 Mill. Mark Banko; aus Braſilien nach Hamburg aber 134 Schiffe (46 Hamb., 24 Däniſche und 53 engliſche) mit einer Einfuhr im Werth von 12 Mill. Mark Banko. Man ſieht, die Bilanz iſt höchſt ungünſtig für uns, beinahe viermal überſteigt die Einfuhr von Braſilien unſere Ausfuhr dahin. Natürlich, weil unſer überſeeiſcher Handel ohne Schutz iſt. Die Britten erhalten die Bezahlung für ihre Fabrikwaaren in braſiliſchen Kolonialerzeugniſſen; da ſie dieſe aber wegen Bevorzugung ihrer eigenen Kolonialprodukte nicht vortheilhaft in England einführen können, ſo ſchicken (konſigniren) ſie dieſelben meiſtentheils nach dem offenen Hamburg. Darum gehen wenig engliſche Schiffe von Hamburg nach Braſilien, während eine große Menge von dort nach Hamburg kommen. Hamburg bezieht mehr als jedes andere Land an

brasilischen Produkten, deshalb sollten wir auch mehr Fabrikate als jedes andere Land dahin absetzen, deshalb muß es aufhören, daß die Engländer den großartigen Bedarfshandel mit Brasilien statt unser führen, und dadurch bei ihren ungeheuern Vortheilen zugleich das Aufblühen unserer Manufakturen und unserer Seeschifffahrt niederhalten. — Auch der deutsche Handel mit der Argentinischen Republik, die alle Flaggen bei hohen Zöllen gleich behandelt, mit Buenos Ayres und Montevideo kann von hoher Bedeutung werden, wenn ihm nur ein kräftiger Schutz und der Vortheil eines günstigen Vertrags zu Theil wird.

Außer den durch Spanien und Portugal kolonisirten Ländern ist unser transatlantischer Handel nur noch bedeutend mit den Vereinigten Staaten, die zuerst das Prinzip der Gegenseitigkeit in allen Handelsbeziehungen zum Auslande als Grundnorm aufgestellt und bisher mehr als eine andere Nation auf der soliden Grundlage desselben Verträge abgeschlossen haben. Wohl nirgend hat der Handel in einem so kurzen Zeitraum einen so riesenhaften Aufschwung genommen als dort. Die Ausfuhr an Baumwolle betrug $17^{91}/_{92}$ 144,300 Pfund, $18^{35}/_{36}$ aber über 408 Mill. Pfund. Die große Handelskrise, welche 1837 aus einer Ueberspannung des Kreditwesens, der Herabsetzung der Zölle, dem Versuche den Baumwollhandel zu monopolisiren, den übertriebenen Operationen der Banken und den Spekulationen auf Ländereiankauf hervorging, hat nachtheilig eingewirkt; der Werth der Gesammtausfuhr, $18^{35}/_{36}$ schon 129 Mill. Piaster, fiel $18^{37}/_{38}$ auf 108½ Mill., und der Werth der Gesammteinfuhr fiel in denselben Jahren von 181 Mill. auf 114 Mill. Piaster. Der Verkehr der hansischen Flagge nach den Vereinigten Staaten steht an Umfang nur der nationalen und englischen Flagge nach; $18^{35}/_{36}$ liefen 143 hansische Schiffe in Häfen der Union ein und 157 hansische Schiffe aus; 1837 gingen dahin von Bremen 172 Schiffe (worunter 130 Bremer und 22 nordamerikanische, mit 14,600 Auswanderern) und kamen von da in Bremen 133 Schiffe (98 Bremer und 11 nordamerikanische), von Hamburg 54 Schiffe (worunter 25 Hamburger und 18 nordamerikanische) und kamen hier an 51 Schiffe (18 Hamburger und 10 nordamerikanische); 1838 war der Schifffahrtsverkehr bedeutend geringer. Die thätigen Nordamerikaner, die den Deutschen im ganzen ostindischen und Südseehandel weit vorausgeschritten sind,

auch ohne Kolonien zu beſitzen, haben ihren Seehäfen bereits einen beträchtlichen indirekten Handel zuzuwenden verſtanden. So gehen viele Kolonialwaaren, oſt- und weſtindiſche Produkte, Thee, Zucker, Kaffee, Kakao ꝛc. über nordamerikaniſche Häfen nach deutſchen, wobei ihnen freilich zu ſtatten kommt, daß Deutſchland keine Differenzzölle bei Einfuhr jener Waaren feſtſetzt; ebenſo deutſche Erzeugniſſe über die Vereinten Staatenhäfen nach andern amerikaniſchen Plätzen. Unter der Ausfuhr nach den Hanſeſtädten 18%/m im Werth von Piaſter 3,754,949 waren für 1,192,592 an fremden Erzeugniſſen; die Einfuhr aus den Hanſeſtädten betrug Piaſter 5,642,221. Der deutſche Verkehr nach dem brittiſchen Nordamerika, *ſeit 1826 in* Aufnahme gekommen, wird meiſt von brittiſchen Schiffen betrieben, welche als Rückladung Holz aus Canada nach England bringen; die Ausfuhr beſteht vorzüglich in Proviſionen für die Fiſcherei bei New-Foundland. — Seit 1825 haben wir dauernde Handelsverbindungen mit den beſonders an edlen Metallen reichen Ländern an der Weſtküſte Amerika's und ſind in den meiſten Handelsplätzen an der Südſee (Valparaiſo iſt der bedeutendſte Stapelplatz unter ihnen) feſte deutſche Häuſer begründet, die ſich durch Kommanditen über andere Plätze verzweigen und den Abſatz mannichfacher deutſcher Waaren, Leinen, baumwollener und ſeidener Zeuge, Eiſen-, Stahl- und Meſſingwaaren, Waffen, Glaswaaren, Genever ꝛc. im Kleinen und Großen beſorgen. Die deutſchen Verladungen nach der Südſee wurden bisher meiſt in Silberremeſſen auf England berichtigt; ſehr zu Gunſten der Rhederei hat in den letzten Jahren die Einfuhr an Produkten, Salpeter, Häuten, Farbeholz, Kupfererz ꝛc. daher zugenommen und es verſpricht dieſer Handel von großer Bedeutung zu werden, da jene Länder zu den fruchtbarſten gehören und in Centralamerika viele Stoffe wild wachſen, die wir jetzt faſt ausſchließlich aus Oſtindien erhalten.

Der deutſche Handel nach Afrika, Aſien, Auſtralien und all den Inſeln der dortigen Meere, hat bei weitem nicht den Umfang als der nach Amerika, und wir müſſen dort entweder das Beiſpiel der unternehmenden und unermüdlichen Nordamerikaner nachahmen, die überall mit den Bewohnern der Inſeln Handelsverbindungen anzuknüpfen wiſſen, oder uns ſelbſtſtändige Beſitzungen aneignen. Auf dem Feſtlande des ſtarkbevölkerten Oſtindiens beſitzt Großbritannien, auf den Inſeln Holland das Uebergewicht,

und wegen der hohen diskriminirenden Zölle beider Länder ist das deutsche Ausfuhrgeschäft dahin, namentlich der direkte Vertrieb, bis jetzt unbedeutend geblieben, während uns von dort steigende Zufuhren zukommen, ohne Differenzzöllen zu unterliegen, und obendrein fast nur auf indirektem Wege über Holland und England. Von der erstaunlichen Ausdehnung des Anbaues in den holländischen Besitzungen habe ich schon oben gesprochen; um von der im brittischen Ostindien einen Begriff zu geben, reicht eine Thatsache hin. Die Zuckerausfuhr aus Bengalen betrug 1831 blos 12 Mill. Kileg., 1839 schon achtmal mehr, nämlich 90 Mill. Kileg. Wenn es damit blos 20 Jahre fortgeht, sagt Hr. v. Barencourt in einer Schrift, wird Ostindien alle Kolonialproduktion der Erde hinter sich lassen.

Aus dieser Uebersicht des deutschen Verkehrs mit dem Auslande ergibt sich, daß unser Antheil am Welthandel noch unverhältnißmäßig gering ist und dennoch zum weit größern Theil durch englische und andere fremde Schiffe und Dazwischenkunft geführt wird, daß wir nicht blos in den europäischen Staaten und deren Kolonien, sondern auch in vielen freien Staaten des andern Erdtheils mit hohen Differenzzöllen, gleich beengend für unsern Waarenabsatz wie für unsere Schifffahrt, zu kämpfen haben; daß die deutschen Flaggen nirgend einen kräftigen Schutz finden, sondern überall von der Gutmüthigkeit des Auslands abhängen, nirgend selbstständige Stapelplätze, nirgend eigene Stützpunkte des Handels besitzen; daß wir, im voraus den fremden Völkern gleiche Rechte mit uns im eigenen Lande einräumend, Niemanden ein Motiv geben, uns besondere Vortheile zuzugestehen, um so weniger als wir immer nur vereinzelt auftreten und mithin ganz ohne Nachdruck unterhandeln; daß Deutschlands Interesse es daher laut und dringend und unabweisbar fordert, es möchten sich der Zollverein, Oesterreich und die Hansestädte schon jetzt zu gemeinsamen Unterhandlungen mit dem Auslande vereinbaren und nur auf gemeinsamer Grundlage, so daß für alle deutschen Waaren und Schiffe ohne Unterschied dieselben Rechte und Begünstigungen ausbedungen und dafür auch die gleichen Zugeständnisse in allen deutschen Häfen gewährt würden, Handels- und Schifffahrtsverträge abschließen, und zwar vorerst und vorall mit Spanien und Portugal, weil diese Länder an sich wie wegen ihrer Kolonien

für den Handel von ganz Deutschland von der höchsten Wichtigkeit sind, und ferner mit Brasilien und Mexiko, nach dem Prinzipe der Gegenseitigkeit. So würden die deutschen Staaten zum ersten Male auch im Handel als ein Ganzes dem Auslande gegenüberstehen.

Die Länder am mittelländischen und schwarzen Meere steigen heute überraschend schnell wieder an Bedeutung, und es ist ein Gebot der Politik wie der Noth für Deutschland, sich mit aller Kraft dabei zu betheiligen, wie kein deutscher Staatsmann verkennen kann und wie der Königliche Gründer des Donau-Mainkanals durch die großartige Ausführung dieses Werkes selbst schon längst am entschiedensten ausgesprochen hat. Zwar ist es erfreulich, daß laut verschiedenen Uebereinkünften die niederdeutschen Flaggen, die österreichische und griechische Flagge sich in ihren Häfen wechselseitig völlige Gleichstellung zugestanden haben; auch bestehen mit der Türkei die bekannten Handels- und Schifffahrtsverträge, wogegen die meisten italischen Staaten hohe Differenzzölle zum Nachtheile der nicht privilegirten Flaggen belieben. Allein im Ganzen ist die deutsche Handelsbewegung auf jenen wichtigen Meeren viel zu gering im Vergleiche mit der anderer Völker. Namentlich ist die Ausfuhr von den norddeutschen Häfen nach den Handelsplätzen am Mittelmeere, die so bedeutend seyn könnte, erschrecklich klein geblieben; obwohl zuweilen, seltsam genug, von Hamburg feine Zucker nach dem schwarzen Meere versandt worden sind, für Persien bestimmt; der Totalwerth der Einfuhren von dorther in Niederdeutschland ist um Vieles höher. 1838 gingen von Hamburg nach den italischen Häfen, Triest, jonischen Inseln, Smyrna ꝛc. 13 Schiffe und kamen von dort 51 Schiffe in Hamburg an.

Würde nun ein Vertrag mit der iberischen Halbinsel diesen Theil des hansischen Handels ungemein begünstigen, so doch noch weit mehr den Verkehr der süddeutschen Länder, die mit ihrem Absatze hauptsächlich auf die Gebiete des Mittelmeers und Vorderasiens, über die Alpenstraßen, Marseille und Triest und namentlich die Donau abwärts angewiesen sind. Die nördlichen Vereinsstaaten haben vor den südlichen in den meisten Manufakturen einen Vorsprung, sie haben die längere Gewohnheit und eine günstigere Lage bei der gegenwärtigen Ausdehnung des Vereins im Bezuge der Rohstoffe wie im Absatze der Fabrikate voraus,

die oberdeutschen Gebiete sind noch zu eingeengt von Mauthbetten und Naturhindernissen, ihre Märkte zu beschränkt. Sie müssen daher eine große und allgemeine Anstrengung machen, den Absatz ihrer Industrieerzeugnisse auf den von der Natur ihnen angewiesenen Wegen zu vermehren, sich diejenigen Länder aufzuschließen, wo der Vortheil in der Mitbewerbung auf ihrer Seite ist, Italien, Spanien, die Türkei und namentlich die Länder an der untern Donau, am schwarzen Meere und weiter in Asien über Trapezunt und syrische Häfen. In dem Maße, wie dies geschieht, wird ihr Gewerbfleiß erstarken und ihr Wohlstand aufblühen, werden ihre Fabriken nicht mehr vor den sächsischen und preußischen, noch vor den fremden zurückstehen. Gemeinsames Handeln mit Oesterreich würde das alles sehr unterstützen. Allein in den untern Donauländern liegt für den süddeutschen Kunstfleiß eine unerschöpfliche Fundgrube, in der Wallachei und Moldau, in Serbien und Bulgarien. Dorthin hauptsächlich müssen sich die oberdeutschen Unternehmungen, Wanderungen und Ansiedelungen richten, aber nicht einzeln und zerstreut und planlos, sondern unter der Leitung einer Gesellschaft, die mit den nöthigen Mitteln und Befugnissen ausgestattet ist, unter dem Impulse eines Handelskörpers, der durch Einheit und Energie, durch seine Etablissements und Agenturen überall die entgegenstehenden Hindernisse zu ebnen versteht. Niemand kann verkennen, daß alle süddeutschen Regierungen unmittelbar und mittelbar auch die norddeutschen das größte gleiche und ungetheilte Interesse an der Errichtung und gemeinschaftlichen Bestellung einer solchen Gesellschaft haben, deren zwar vielarmige, aber einige Thätigkeit gewiß Wunder wirken würde. Daß also der Unternehmungsmuth dazu von oben geweckt werde, daß das glänzende Beispiel König Wilhelms in Errichtung der niederländischen Maatschappy nicht verloren sey! Einst bildete die Linnenindustrie in Schwaben und Bayern einen großen Gegenstand der deutschen Ausfuhr nach Süden; als Napoleon durch Dekret ein Königreich Italien schuf und dessen Grenze nach Deutschland abschloß, da sank die Linneneinfuhr nicht nur nach Italien, sondern auch nach Spanien und nach der Levante, so daß Schwaben und Bayern jetzt nicht viel mehr über den eigenen Bedarf erzeugen. Dieser altheimathliche Gewerbzweig würde in ganz Oberdeutschland wieder aufblühen, in Bayern und Württemberg

nicht minder als in Oesterreich, wenn die deutschen Handelsverbindungen mit Italien, Spanien, der Levante und den untern Donauländern sich vervielfältigten. Dasselbe gilt von den Woll- und Baumwollgeweben, den Eisen-, Glas- und Holzwaaren, den illirischen Seidenzeugen und andern Fabrikaten. Kurz, den süddeutschen Staaten verspricht nichts mehr Erfolg für den Aufschwung ihres Gewerbfleißes, ihres Wohlstandes und ihrer Macht, als wenn sie nach gemeinsamem Plan, dessen Vollzieher eine umfassende Handelsgesellschaft bildet, suchen sich an dem steigenden Verkehr auf dem Mittelmeere mehr zu betheiligen, in dessen umliegenden Gebieten und Dependenzien von Cadix bis Trapezunt, in Spanien wie an der untern Donau, in Syrien und Egypten sich bequeme Märkte zu gewinnen und hier Komptoire, dort wirkliche Stapelplätze für ihren Handel zu errichten.

Noch eine Betrachtung drängt sich uns unwiderstehlich auf — das dringende Bedürfniß einer größeren Machtentwicklung Deutschlands. Früher hatten wir es nur mit einem ehrgeizigen Nachbar im Westen zu thun, jetzt noch mit einem zweiten im Osten. Während des Zeitraums, da unsere äußere Macht abnahm, entwickelte Rußland die seinige und dehnte sie bis hart an unsere Marken aus; was um so gefährlicher erscheint, als es von vorne herein einen dem deutschen Entwicklungsgange schnurstraks entgegengesetzten eingeschlagen hat; es trachtet nur nach äußerer Macht und ist seiner ganzen Anlage nach erobernd. Rom und Griechenland standen sich in ihren Prinzipien nicht entschiedener gegenüber als Rußland und Deutschland; dies hindert nicht, daß wie in Rom griechische, in Rußland deutsche Bildung eindringt. Bei größerer innerer Verschiedenheit ist es durch die äußere Richtung doch einiger. Freilich fehlt ihm das Kulturgleichgewicht nach der uns entgegengesetzten Seite; aber selbst das Krankhafte in den Zuständen dieses Staats dient dem Prinzipe desselben. Rußland schreitet wenig an intensiver Bildung fort, die Zustände der Massen sind seit Jahrhunderten fast starr; selbst was beim ersten Blick sich als innere Bildung darstellt, ist bei Licht gesehen nur eine gekünstelte, weit minder dem geistigen Leben der Russen entquollen als von außen zugekommen. Es hat nur die äußerlichen Momente der Civilisation und Macht; aber in dieser Richtung hat es auch übermäßige Fortschritte gemacht. Schon hat es dem germanischen

Einflusse Kurland, Liefland, Eſthland, Finnland entriſſen, die weiten Länder des alten Polens verſchlungen, ſchon iſt es bis an die Donau vorgedrungen, ſchon drückt es auf alle unſere öſtlichen Provinzen mit unerträglicher Wucht. Seit der erſten Theilung Polens (1772) hat es ſich gerade um ſo viel vergrößert, als das ganze europäiſche Rußland betrug; iſt es in der neueſten Zeit um mehr als anderthalbhundert Meilen näher auf Wien und Berlin und faſt um hundert Meilen näher auf Konſtantinopel losgerückt; hat es von Schweden mehr abgeriſſen als übrig gelaſſen; hat es von Perſien ſo viel als das Areal Englands, von der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei ſo viel genommen als ganz Preußen, Holland und Belgien zuſammen beträgt — eine allſeitige ungeheure Vergrößerung von der chineſiſchen Mauer bis an die mähriſch-ſchleſiſchen Marken, vom Nordpol bis an die herrlichen Südküſten des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres! Und dieſe Ausdehnung hat ſeine Grenzen nicht geleckert oder bloßgeſtellt, im Gegentheil abgerundet und geſchloſſen. Der Beſitz von Finnland hat es im Norden auf ſeiner verwundbarſten Seite unangreifbar gemacht; im Süden wird es gedeckt durch günſtige Seeverhältniſſe und aufgehäufte Mittel zum Angriff wie zur Vertheidigung; mitten auf der langen Fronte, die es Europa zuwendet, hat es in dem vorgeſchobenen Polen von den litthauiſchen Sümpfen an auf Deutſchland zu großartige Feſtungswerke errichtet, welche das Land in Zaum halten und Preußen und Oeſterreich wie mittelſt eines mächtigen Riegels trennen; während das eiferſüchtige Europa über die Unabhängigkeit der Dardanellen und des alten Stambuls wacht, hat es bereits tief im Rücken dieſe wichtige Stellung umgangen, den Kaukaſus überſchritten und in Armenien die Mittel vorbereitet, nöthigen Falls in wenigen Tagmärſchen bis ans Mittelmeer vordringen zu können.

Dagegen haben die deutſchen Großmächte ſowohl an Umfang als an Stärke der natürlichen Grenzen verloren. Preußen, geſchmückt mit den Lorbeeren von Bautzen, von der Katzbach, von Dennewitz, Wartenburg, Leipzig, Brienne, Champ-Aubert, Laon und Paris, hat in der Entſchädigungsſache nicht einmal ſeine frühern Quadratmeilen und kaum die Zahl ſeiner Bevölkerung zurück erhalten, und ſeine wichtigen Oſtſeeprovinzen ſchweben durch die Stellung Rußlands an der Weichſel und die ruſſiſche Seemacht

auf der Oſtſee wie in der Luft. Und worin beſtand ſeine Entſchädigung für das wichtige Großherzogthum Warſchau, das eine vorſichtige Politik nimmermehr an Rußland gegeben, weit eher noch unabhängig gemacht hätte? In deutſchem Lande, ſie nützte alſo dem Geſammtvaterlande nichts!

Oeſterreich hat ſogar in einem zweimal in Paris erſiegten Frieden kaum die Ausdehnung und Intenſität wieder erreicht, die ihm 1797, nach Niederlagen auf Niederlagen, zu Leoben und Campoformio von Bonaparte vergönnt war. Denn damals umfaßte Oeſterreich nebſt Oſtgalizien mit Lemberg auch das reiche Weſtgalizien mit der alten Königsſtadt Krakau; zudem trug es die deutſche Kaiſerkrone mit ihrem Glanze und ihrem tauſendarmigen Einfluſſe; durch ſein anwachſendes ſchwäbiſch Oeſterreich hatte es ſich auch weſtwärts um Bayern ausgebreitet. Nicht einmal von dem im Befreiungskriege machtloſen und unthätigen, wie das oraniſche durch preußiſche, ſo nur durch öſterreichiſche Waffen auf den alten Thron zurückgeführten und noch vergrößerten Hauſe Savoyen erhielt es jene Stücke zurück, die in Karls VI. Verlegenheit und Maria Thereſiens höchſter Noth von Mailand waren abgeriſſen worden, obwohl von ſtrategiſch-politiſcher Wichtigkeit. Und dann die herrlichen öſterreichiſchen Niederlande?!

Noch bedenklicher haben ſich die Grenzen der erſten deutſchen Großmacht in militäriſcher Hinſicht geſtaltet. Oeſterreich wird nicht mehr in der linken Flanke durch Venedig, in der rechten durch Polen, im Rücken durch die ſteigende Ohnmacht der Pforte gedeckt: ſeine ganze Nordoſtgrenze und alle ſeine verwundbarſten Seiten liegen den Ruſſen offen da, und auf dem alten Schlachtenboden des Marſchfelds um Olmütz könnten Angeſichts des Stephansthurms verheerende Schwärme von Koſacken und Baſchkiren erſcheinen, „wie einſt des Botskay und Tököly wilde Haufen.“ Komorn, ein ſtarker Brückenkopf an der mittlern Donau, ſperrt weder die Karpathenübergänge noch die untere Donau, am wenigſten die unterirdiſchen Zeughäuſer des Gräkismus und Slavismus. Seit den beiden Pariſer Frieden iſt Oeſterreichs ſchwächſte Grenze und größte Gefahr von Bielitz bis zur Bukowina, wo noch unter Maria Thereſia ſeine größte Sicherheit war, welche große Herrſcherin wie in Ahnung der Zukunft vor Anbeginn des ſiebenjährigen Kriegs einen vertraulichen Staatsbrief an die

ruſſiſche Eliſabeth unterzeichnete: „Meiner allerliebſten Frauen Schweſter allergetreueſte Freundin, aber mit meinem Willen niemals Nachbarin, Maria Thereſia.“*

Zwar iſt der mit dieſem Jahre kundgewordene Entſchluß der öſterreichiſchen Regierung, mittelſt Eiſenbahnen den Zuſammenhang ſeiner Länder unter ſich und mit Deutſchland wie durch einen eiſernen Gürtel und Leiter der Gedanken und des Verkehrs zu feſtigen, nicht genug zu rühmen; allein in jener Lage liegt das unabweisbare Gebot, alle die Hebel thätig anzuwenden, durch welche die Einigung, die Stärke und Macht Deutſchlands gefördert werden können. Niemanden iſt jene Politik ein Geheimniß, welche ſich bemüht, unter uns ſchwächende Spaltung zu bewirken und der Entwicklung unſerer Macht Feſſeln zu bereiten; welche nicht anſteht, ein Bündniß mit Frankreich gegen uns auszubeuten, ihr Gelüſte auf preußiſche Provinzen ſchon vor 1807 verrieth, wo ſie nicht verſchmähte, den eigenen Bundesgenoſſen zu berauben, und ſchon die geübten Finger nach Böhmen bis ins Herz von Deutſchland ausſtreckte; welche uns und unſere Salons mit Blumen und Liebkoſung überſchüttet, und unſern Fürſten die Hand küßt, daß wir nur die erſte Pflicht — die Pflicht der Selbſterhaltung vergeſſen ſollen. Leider haben ſich ſogar deutſche Zeitungen dazu hergegeben, die Ungereimtheit aufzuſtellen, Oeſterreich ſey kein deutſcher Staat mehr, ſondern ein ſlaviſcher, und wir hätten nur noch Untergrabung, die Kerkermeiſterei unſerer Freiheiten (!!), von ihm zu

---

* Später ſchrieb dieſe edle Frau an den Staatskanzler Fürſten Kaunitz über die Theilung Polens: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nicht mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beiſtand Gottes. — Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreient wider Uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, muß bekhennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtiget mich befunten und mich ſehen zu laſſen ſchäme. — — Bedenkh der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elends Stück von Pohlen oder von der Moldau und Wallachei, unſer ehr und reputation in die ſchanz ſchlagen? — — Ich merkh wol, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum laße ich die ſachen, jedoch nit ohne meinen gröſten gram, ihren Weg gehen.“ — Ein ſchöneres Denkmal konnte ſich die Kaiſerin nicht ſetzen.

erwarten. Aber das fremde dunkle Getriebe mahnt uns nur um so dringender an die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens, denn nur getrennt haben Deutschland und Oesterreich keine Sicherheit mehr. Hätte Preußen, wäre Oesterreich slavisch, wirklich noch eine sichere Existenz? Nicht einmal die Oberlinie könnte es behaupten. Schlesien wäre zwischen slavischen Staaten wie eine Schraube in der Mutter eingeklemmt, Rußland würde die ersehnten Ostseeprovinzen und Posen, das slavische Oesterreich aber Schlesien und Lausitz an sich nehmen, Preußen wieder durch kleine deutsche Staaten entschädigt werden, und Frankreich würde zu seinem Beutetheil mindestens die Rheingrenze fordern. Eine Zerrupfung des Gesammtvaterlandes, eine Niedertretung der heiligsten Rechte, Mediatisirung der meisten deutschen Fürsten, Schmach und Elend — das wären die Folgen einer Entfremdung Oesterreichs von Deutschland, und darum ist sie unmöglich, darum läßt kein Deutscher auch nur den Gedanken an eine Trennung vom Kaiserstaate aufkommen, ungeachtet einzelner Mißstände von Oesterreich, das schon seit einem Jahrtausende des Reiches Schutz und Schirm nach Osten und Süden gebildet hat und durch Abstammung, Bildung und Interessen Eins mit uns ist. Nur vergessen soll kein Staat, daß er zu seiner Vertheidigung nichts ungestraft versäumen darf, daß die beste Defensive unter allen Umständen der thätige Angriff, Leben und Schaffen ist. Darum ist es Oesterreichs heilige Pflicht, nicht blos in seinem Interesse, sondern auch im allgemein deutschen, ja, im menschlichen Interesse, sich seine Grenzländer nicht durch fremden Einfluß unterwühlen und schwächen zu lassen, die benachbarten türkischen Provinzen, namentlich die untern Donauländer, nicht dem russischen Einfluß preis zu geben, sondern hier zu seiner eigenen Sicherheit, zur Erhaltung der Freiheit des Donauhandels, als Schild und Schirm Deutschlands und der Bildung überhaupt thätig vorzugehen. Und die Mittel, dies auf friedlichem Wege zu bewirken, ohne jede Störung mit deutschen Elementen und deutscher Bildung Donau abwärts vorzuschreiten, bieten die Donaudampfschifffahrt und Eisenbahnen, bietet die Errichtung der in Vorschlag gebrachten Handels- und Kolonisationsgesellschaft. Deutschland kann nimmermehr die Stützpunkte so wenig an der untern Donau und am adriatischen Meere, wie an der Ostsee aufgeben,

die ihm für ſeinen Handel, ſeine Unabhängigkeit und Sicherheit, für ſeine ganze Entwicklung von gleicher Wichtigkeit ſind, und damit dies im deutſchen Volksbewußtſeyn wach und lebendig werde und für alle Zeiten unerſchütterlich feſtſtehe, auch darum ſchon ſcheint es wünſchenswerth, daß der Vorſchlag als ein wichtiger Hebel dazu an den geeigneten Stellen Beachtung und Prüfung finde.

Guſtav Höfken.

Das Turnen.

(Ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment.)

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß manche Wahrheiten in der Theorie ziemlich entschieden, daß sie sogar bis auf einen gewissen Grad in die öffentliche Meinung übergegangen seyn können, und doch keine Wahrheit werden, keine rechte Realität gewinnen wollen. In solchen Fällen suchen wir gewöhnlich mit einem gewissen Unmuthe die Gründe außer uns, in dem Einflusse gewisser Zeiterscheinungen, in der Ungunst der Verhältnisse, in der Vorenthaltung von Rechten, kurz überall, nur da nicht, wo wir sie vor allem Andern suchen sollten, in uns selbst. Es ist meist nur der alte Zwiespalt zwischen Erkennen und Handeln und eine fortwährende Bestätigung des apostolischen Wortes: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht, das sich leider in allen Gebieten des Lebens bewährt. Auch das Turnen gehört in diese Kategorie, und wir müssen die Erörterung unserer Frage deswegen geradezu mit einer Selbstanklage eröffnen.

Von lange her und bis in den Anfang unseres Jahrhunderts noch schien der Körper seine ursprünglichen Rechte völlig verloren, alle Ansprüche auf vernünftige Berücksichtigung eingebüßt zu haben, das Bedürfniß zweckmäßiger Körperübungen für die Jugend bedurfte erst langer Beweise und einer vielfachen Apologie gegen eine Menge von Zweifeln, Bedenklichkeiten und Opposition aller Art, ehe sich die allgemeine Ansicht auch nur einigermaßen damit befreunden konnte. Dies ist nun ganz anders geworden; die Stimme aller Denkenden und Besonnenen im Vaterlande hat sich allmählig immer mehr und bestimmter nicht nur über die Zweckmäßigkeit, sondern auch über die Nothwendigkeit solcher Uebungen ausgesprochen, und auch die öffentliche Meinung findet

ſie nun in aller Ordnung. Und dennoch konnten ſie bisher immer noch keinen rechten Boden gewinnen, und mußten ſich im eigenen Lande vielfach nur wie Fremdlinge geduldet ſehen, ſo daß man in der That verſucht ſeyn möchte, zu glauben, was vor wenigen Jahren noch behauptet worden iſt: „daß in der Richtung der Zeit irgend ein weſentliches Hinderniß vorhanden ſeyn müſſe, das einer allgemeinen Verbreitung im Wege ſtehe.“ — Allerdings iſt es eine verkehrte Richtung, ſind es Gebrechen unſerer Zeit, welche die Sache bisher gelähmt haben: es iſt die Weichheit und Genußſucht, welche den damit verbundenen Ernſt und die Anſtrengung ſcheut, es iſt die vornehme, von thörichten Eltern begünſtigte Frühreife unſerer Jugend, welche ſich zu der Einfachheit und vermeintlichen Rohheit der Uebungen nicht hergeben, es iſt endlich die ſelbſtſüchtig materielle Richtung, welche ſich zu Ideen nicht erheben, oder wenigſtens kein Opfer dafür bringen mag. — Aber, Gottlob, es ſtehen dieſen unheilvollen Elementen auch noch andere tüchtige und geſunde Kräfte entgegen, und wir wagen es demungeachtet, zu behaupten, daß die Sache trotz dieſer ihrer ſcheinbar ſo nachtheiligen Stellung dennoch innere Realität hat, und *unter die Entwicklungsmomente unſerer Zeit gehört*, und behaupten dies um ſo zuverſichtlicher, als wir einen *deutſch-nationalen Charakter* in ihr erkennen, in welchem ſie noch eine weitere Garantie für ſich hat.

Jeder noch einigermaßen kräftige Organismus hat das Beſtreben, eines krankhaften Zuſtandes Meiſter zu werden, und die Natur ſucht auf irgend eine Weiſe einen ihr nachtheiligen Stoff auszuſtoßen, oder ihn irgend wie unſchädlich zu machen. So findet auch jede Zeit, wenn ſie anders nicht, wie Livius von Rom klagt, ſchon ſo zerrüttet iſt, daß ſie nicht einmal die Gegenmittel mehr zu ertragen vermag, für ihre eigenthümlichen Gebrechen am ſicherſten ſelbſt auch die eigenthümlichen Heilmittel. Daß unſere Zeit aber krank, vielfach krank iſt, bedarf in der That nicht erſt des Beweiſes. Eben ſo gewiß aber iſt es auch, und ein einziger Blick auf die gewaltigen Entwicklungskämpfe, die ſie beſteht, beweiſt es, daß noch manche Kräfte vorhanden ſind, um den Heilungsprozeß einzuleiten und durchzuführen. Haben wir doch vor Allem die nicht blos erhaltende, ſondern auch immer wieder verjüngende und neugeſtaltende Macht des Chriſtenthums vor den

untergegangenen Nationen der alten Welt voraus, welche kein Volk sinken läßt, das nicht in schnödem Frevelmuthe diesen Schatz selbst preis gibt. — Und nun aus der immer noch vorhandenen Lebenskraft, welche theils in unserem Volksleben, theils im Christenthum liegt, ist als eines der Heilmittel, mit welchen unsere Zeit sich ihrer mannichfachen Krankheitszustände zu erwehren sucht, auch das Turnen hervorgegangen, und zwar hat die Natur, wie sie es soll, und wie wir bereits bemerkt haben, eben damit nicht ein fremdartiges Mittel von außen her gesucht, sondern ein historisch bereits gegebenes und darum naturgemäßes nur wieder aufgefunden.

Um diese unsere Ansicht zu begründen, werden wir am besten vorerst einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Turnens werfen, und dann erst zur Begründung der Idee, so wie zu der von der nächsten Zukunft zu fordernden und zu hoffenden Gestaltung der Sache übergehen.

Im ursprünglichen Zustande eines Volkes ist die physische Kraft die überwiegende, und ihre Pflege und Entfaltung liegt deswegen auch am nächsten. In wie weit nun aber beim Uebergange zur Civilisation eine Nation diese wichtige Rücksicht in das sich nun mehr und mehr entwickelnde System eines Gemein- und Staatslebens aufnimmt, das ist natürlich durch all die äußeren und inneren Momente bedingt, von welchen überhaupt der Eintritt eines Volkes in die Geschichte abhängig ist, und es ist interessant, hierin den Entwicklungsgang der verschiedenen Völker der alten und neuen Welt zu vergleichen. Am tiefsten ist dieses Element bekanntlich in die Gestaltung des hellenischen Lebens eingedrungen, und die hellenische Gymnastik bildet deswegen den Glanzpunkt in der ganzen Geschichte der Leibesübungen. Denn zu den allgemeinen Gründen kam hier noch der gesteigerte, so ganz eigenthümliche Schönheitssinn des hellenischen Volkes, das überall sich kund thuende Bestreben, Harmonie zwischen Geist und Körper herzustellen, und endlich die Weisheit seiner früheren Gesetzgeber, welche solche im Volksleben bereits vorhandene Prämissen mit glücklicher Berechnung zu benützen wußten. Dieser Schönheitssinn trieb in seinem Uebergewicht über andere Lebensfakteren nun zwar eigenthümliche und schöne Blüthen, hatte aber eben dennoch etwas

Krankhaftes, und indem er auch auf die tiefſten Bedürfniſſe des Geiſtes und Herzens, auf das religiöſe und ſittliche Leben den gleichen Einfluß äußerte, und von der tieferen Erkenntniß und der gemüthlichen Ergreifung religiöſer Wahrheiten abziehend, mehr nur auf der Oberfläche ſtehen blieb, konnte er nicht anders, als zu groben Verirrungen führen. — An dieſem Kultus der Schönheit nahm auch die Gymnaſtik ihren Antheil, und erhielt dadurch ihre ſo eigenthümliche Geſtaltung und eine wahrhaft plaſtiſche Vollendung. Aber wenn ſie gleich neben derſelben auch den Muth gegen Gefahren und die Abhärtung gegen Schmerzen bis zu einem Grade ſteigerte, der unter civiliſirten Völkern kaum übertroffen werden dürfte, ſo kann ſie doch, eben weil unſere Lebensanſchauung eine ganz andere iſt, als die antike, für unſer germaniſches Gefühl den Charakter der rechten, ernſten Männlichkeit und Ritterlichkeit nie ganz gewinnen.

Krauſe in ſeinem trefflichen Werke „über die Gymnaſtik und Agoniſtik der Hellenen,“* behandelt ſie wohl mit etwas zu viel Vorliebe, und indem er eben nachweiſt, wie tief ſie das ganze Leben der Hellenen durchdrungen habe, erkennt er in manchen Erſcheinungen der Sache noch Vorzüge derſelben, die nicht jeder eben ſo mild beurtheilen dürfte. So kommt es denn, daß er bei aller ſonſt gerechten Anerkenntniß der bisherigen Beſtrebungen für die Turnkunſt dieſer doch die eigentlich nationale Geltung abſpricht und behauptet, „ihre erſten und wichtigſten Beſtandtheile habe ſie aus dem helleniſchen Alterthum entlehnt, ſie ſey ſomit eine Pflanze, welche, aus der friſchen Natur einer eigenthümlichen Nationalität auf den ihr fremden Boden der neueren Welt verſetzt, hier nur auf kurze Zeit ein gedeihliches Leben gefunden, und bald zu verwelken begonnen habe.“ Wir werden wieder darauf zurückkommen.

Viel einſeitiger erſcheint die römiſche Gymnaſtik. Sie war eine rein kriegeriſche, und konnte es auch in dem weltherrſchenden Rom wohl nicht anders ſeyn.

Mit dem germaniſchen Charakter tritt ein neues Element in die Weltgeſchichte ein, das auch in der Gymnaſtik ſeine Eigenthümlichkeit nicht verläugnet: es iſt, möchten wir ſagen, die gemüthlich-ſittliche Auffaſſung des Lebens.

---

* Leipzig, bei Barth, 1841. 2 Bände.

Zwar wiſſen wir von einer Kultivirung der Leibesübungen aus der Urzeit unſerer Geſchichte unmittelbar nur ſehr Weniges, und ſind daher nur auf Kombinationen und Schlüſſe verwieſen. Jagd und Waffenübungen erſcheinen als Hauptbeſchäftigung. Daß aber nicht blos das Bedürfniß unſern Voreltern dieſelben aufnöthigte, ſondern daß friſche, kriegeriſche Spiele von jeher ihrem ganzen Weſen zuſagten und im Charakter des Volkes lagen, alſo national waren, dafür ſpricht die bekannte intereſſante Stelle bei Tacitus, in welcher dieſer von einem Spiele erzählt, das in kunſtvollen Sprüngen nackter Jünglinge zwiſchen Schwertern und Pfriemen beſtanden habe. Ein Volk, das ſolche Uebungen zum Spiel macht, beweiſt, daß ſie ihm natürlich ſind.* Sie waren, wie ſich gewiſſermaßen von ſelbſt ergibt, und wie Tacitus ebenfalls erzählt, öffentlich und Wettkämpfe. Sie waren alſo nicht nur gefährlich und erforderten deswegen große Gewandtheit, ſondern ſie brachten auch Ehre und Beifall, und bedingten alſo auch nach der Bemerkung des Geſchichtſchreibers, aus beiden Gründen vielfache Vorübungen. Und ſo haben wir alſo bereits in unſerer älteſten Vorzeit gymnaſtiſche Uebungen, und zwar mit kriegeriſchem Charakter, wie in Rom, aber zugleich als heiteres Spiel behandelt, wie in Athen.

Eigentlich charakteriſtiſch treten dieſe Uebungen jedoch erſt im Mittelalter in den Turnieren, dieſer Blüthe germaniſchen Lebens, hervor. Hier haben wir erſt eigentliche Kriegsſpiele in dem ganzen Farbenduſte der Romantik. Die dazu erforderlichen Vorübungen gaben dem Körper Kraft, Ausdauer und Gewandtheit, und waren darum körperlich ſchon eine treffliche Bildungsanſtalt für die ritterliche Jugend. Aber während ſie ſo eine Vorſchule für den ſchweren Ernſt jener Zeiten bildeten, trat zugleich auch der Reiz der Poeſie hinzu, nicht aber in dem gefährlichen Schönheitskultus der Griechen, ſondern in der tiefgemüthlichen Erfaſſung, welche der

* Einen merkwürdigen Vergleichungspunkt bietet hier die ruſſiſche Nationalität. Was die Ruſſen als Krieger im Felde leiſten, davon gibt die ältere und neuere Geſchichte Zeugniß; und doch ſagt ein geiſtreicher Beobachter (Kohl, in ſeinem „Petersburg in Bildern und Skizzen, 1841") „ſo lebhaft ſonſt ihr Humor iſt, ſo lieben ſie doch durchaus keinerlei Art von Anſtrengung, und geiſtige wie körperliche Gymnaſtik iſt ihnen eine verhaßte Kunſt."

Härte jener Zeiten eine so merkwürdige Milde, einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Es ist dies das tiefe Gefühl für ritterliche Ehre, es ist die romantische Verehrung der Frauen, diese charakteristische Eigenthümlichkeit des Germanenthums; es ist der keusche Ernst, mit dem das Ganze behandelt wurde; es ist der Adel, in welchem dabei die Männlichkeit erschien, und endlich die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die durch das Ganze sich hinzog und es trug, lauter Momente, welche dem Charakter des Mittelalters jene wunderbare Färbung geben, die uns unter allen seinen Härten und Unbilden doch unwillkürlich anzieht.

Daß diese ritterliche Form der Uebungen sich beim Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit nicht erhalten konnte, lag in dem Charakter dieser Umwandlung. Daß die Uebungen selbst aber national waren, und daß man sich nur schwer von ihnen lossagte, geht aus ihrem lange dauernden und spät erst verklingenden Nachhall hervor, der sich in den von dem freien und wehrhaften Bürgerstand übernommenen bürgerlichen Festspielen (Vogelschießen und dergleichen mehr) aussprach. Freilich hörten mit der Wehrhaftigkeit desselben auch diese auf, und wie von dort an die deutsche Nationalität im geistigen Leben so gut als in körperlicher Tüchtigkeit vielfach abirrte, verkümmerte und beinahe verschwand, ist bekannt genug. Die Entwicklung der Gründe gehört nicht hierher. Aber so viel ist gewiß, als es einmal so weit gekommen war, daß frische Leibesübungen, wie Klettern und Ringen, Baden und Schwimmen, nicht nur nicht mehr getrieben wurden, sondern sogar als überflüssig, als Zeitverderb, als Rohheiten und Ungezogenheiten von der Schule förmlich verpönt waren; als der Knabe dafür, zur lächerlichen Karikatur geworden, in Puder und Haarbeutel erschien, da mußte freilich allmählig jede Ahnung eines nach Leib und Seele frischen und kräftigen Jugendlebens verschwinden, und wie konnte dann von den Männern erwartet werden, was ihnen als Knaben und Jünglingen bis auf die letzte Spur fremd geblieben war? Da waren es denn nicht etwa Staatsmänner und Magistrate, oder Volksmänner, sondern Pädagogen, welche in gerechtem Unwillen über diese Unnatur und Verkümmerung zuerst wieder Hülfe suchten, und, in vollkommen richtigem Takte, bei der Jugend anfingen. Die philanthropinistische Schule im vorigen Jahrhundert war es, welche, wie im ganzen Gebiete der Erziehung,

ſo namentlich auch in der phyſiſchen, eine eben ſo nothwendige als heilſame Reform hervorbrachte; und, wie bedingt auch der Werth ihrer Grundſätze ſeyn mag, hier haben ſie ſich ein unläugbares Verdienſt erworben. Das erſte Philanthropin zu Deſſau, noch mehr aber das intereſſante Schnepfenthal mit ſeinem ehrwürdigen Begründer, Salzmann, waren die Hauptausgangspunkte. Wie von den übrigen Philanthropinen, ſo vorzüglich von dorther vernahm man von gymnaſtiſchen Uebungen, von friſchem Tummeln, Regen und Bewegen der Jugend, überhaupt von vernünftiger phyſiſcher Erziehung, als von etwas ganz Neuem und Merkwürdigem. Die „Gymnaſtik für die Jugend" von Guts muths erregte in der pädagogiſchen Welt groſſe Aufmerkſamkeit, wenn auch vorerſt noch wenig Nachahmung. Allerdings konnte man zunächſt nicht ſagen, daß dieſe erſten Verſuche als Wiederbelebung der alten deutſchen Sitte zu betrachten, oder überhaupt nur aus einem nationalen Bedürfniſſe hervorgegangen ſeyen; es war nur eine pädagogiſche Maßregel gegen die Unnatur in der Erziehung, und die Anhaltspunkte dazu allerdings vorerſt die griechiſche Gymnaſtik, weshalb auch damals noch dieſer in ſeiner urſprünglichen Bedeutung (der Nacktheit bei den griechiſchen Uebungen) für uns ſo gar nicht paſſende Name adoptirt wurde. Darauf wohl begründet nun eben Krauſe ſeine Behauptung, daß die Turnkunſt überhaupt nichts Nationales habe, und daß ſie als fremde Pflanze keinen rechten Beſtand habe gewinnen können. Allein die germaniſchen Leibesübungen hingen aufs engſte mit der Wehrhaftigkeit des Mannes, des ganzen Volkes zuſammen. Bei der politiſchen Verkehrtheit und Armſeligkeit Deutſchlands aber, auch zur Zeit der Philanthropine noch, konnten ſolche Ideen gar keinen Boden finden, und ſo war es denn freilich kein Wunder, wenn eine Wiederbelebung jener Uebungen ſich nicht an hiſtoriſche Erinnerungen und Geſinnungen anlehnen konnte, welche im Augenblick wenigſtens ſo gut als gar nicht vorhanden waren. Allein ſchon daß der Gedanke gefaßt wurde, zeugt dafür, daß die Sache dem deutſchen Sinne nicht fremd war, und ihre weitere Entwicklung beweiſt es noch weit beſtimmter.

Denn als wenige Jahrzehnte ſpäter das längſt in ſich zerfallene Deutſchland auch noch unter die Zuchtruthe des fremden Despotismus gerieth, erwachte endlich über den ſich häufenden

Unbilden und der ſtets wachſenden Schmach das längſt niedergehaltene, preisgegebene und beinahe verſchwundene Nationalgefühl, und wie man nach langer Gottentfremdung ſich jetzt zum erſtenmal wieder vor Gott demüthigte und bei Ihm Hülfe aus der tiefen Noth ſuchte, ſo griff man auch wieder nach den wenigen längſt gefährdeten geiſtigen Beſitzthümern: der vaterländiſchen Geſchichte und Sprache, und ein thatkräftiger Mann, Jahn, wies, als auf eine der erſten Bedingungen zur Erhebung des Volkes, auch auf die altgermaniſchen Waffen- und Leibesübungen hin. Daß der Begriff ein germaniſcher war, ergab ſich gewiſſermaßen ſchon daraus, daß man mit der Sache auch den eigenen Namen dafür aus dem alten Sprachſchatze wieder auffand. Noch weit entſchiedener aber ſprach ſich dies aus in der friſchen Begeiſterung, mit welcher ſie ergriffen wurde. Wohl war es zunächſt das Ziel, das man im Auge hatte und das jene Begeiſterung hervorrief; allein dieſes ſtund doch noch in vielleicht entfernter Ausſicht. Das Mittel ſelbſt mußte der deutſchen Eigenthümlichkeit zuſagen, ſonſt würde ſie es bald genug abgelehnt, oder vielmehr gar nicht angenommen haben. Denn wie der Einzelne ſogleich fühlt, was ihm paßt, und was nicht, ſo haben auch Völkerindividuen daſſelbe Gefühl, ohne ſich gerade Rechenſchaft darüber zu geben. So viel iſt aber gewiß, daß es allgemeine freudige Theilnahme erregte, als in den öffentlichen Blättern von Berlin aus über die Luſt und Friſche berichtet wurde, mit welcher die neuen Uebungen auf der Haſenhaide getrieben werden. * Es durfte freilich

---

* Der Verfaſſer hat ſich in ſeinem Tagebuche aus ſeinen Univerſitätsjahren her eine Stelle aus dem Morgenblatte vom 13. Auguſt 1812 notirt, in der es aus Berlin heißt: „Profeſſor Jahn ſetzt ſeine gymnaſtiſchen Uebungen, denen er den Namen Turnkunſt gab, mit einer großen Anzahl von Knaben und Jünglingen fort, mit einer Thätigkeit und Lebendigkeit, die nur durch das Gelingen ſeines Zweckes ſich ſo erhalten konnte. Bewundernswürdig iſt es, welche Kraft die Knaben im Ringen, Klettern und Springen zeigen, und welche Geſchicklichkeit. Sie arbeiten ſich an einem Tau hausboch empor, klettern dort an Stangen zu einer höhern Spitze, und ſtehen oder ſitzen hier an einem Maſte, als ob es der ebene Boden wäre. — — — Auch in den gewöhnlichen Mühen des Lebens hat er ſie bereits abgehärtet, und der Nutzen und die hohe Bedeutung der Sache liegt klar am Tage.“

nicht öffentlich geſagt werden, wem es gelte; aber man fühlte, man wußte es dennoch und freute ſich darob.

Dieſes endliche Erwachen des deutſchen Nationalgefühls, das ſich dann bald darauf in begeiſtertem Handeln ruhmvoll bewährte und wie ein Blitz in allen deutſchen Gauen und Stämmen zündete, bildet überhaupt eine der ſchönſten und herrlichſten Epochen in unſerer ganzen Geſchichte. Jetzt allerdings, nachdem man ſich ſeitdem in den mannigfaltigen und reichen Entwicklungen eines langen Friedensſtandes behaglich gefühlt und beſonnen hat, wird das philoſophiſche Secirmeſſer an dieſe Begeiſterung gelegt, und es wird an ihr gemäckelt und geſchulmeiſtert: „wie ſie ſich nicht klar genug geworden ſey, wie ſie die höheren Ideen des Lebens, Kirche nnd Literatur, nicht zu erfaſſen gewußt habe," und was ſolcher vornehmen Weisheit noch mehr iſt. Möge man doch nicht vergeſſen, daß damals *gehandelt* worden iſt und Opfer gebracht worden ſind, wie nicht jede Periode ſie aufzuweiſen hat. Der Verfaſſer hat dieſe Zeilen als Jüngling ſelbſt mit durchlebt, und weiß wohl noch, wie gerne auch er und noch viele Andere mit gehandelt und mit gekämpft hätten, wenn nicht durch die Gewalt der Verhältniſſe ihnen die Hände gefeſſelt geweſen wären. Er hat wenigſtens die freudige Erhebung und Begeiſterung getheilt, und kann deswegen ſolches Aburtheilen nicht billigen. So hat es ihm wehe gethan, als er in den Memorabilien des geiſtreichen Immermann über Jahn Stellen las wie folgende: „er war der reformatoriſche Sonderling par excellence. — Seine Grillen können die deutſche Gelehrtenſtubenluft nicht verläugnen. — Seine Stärke iſt altmärkiſcher, derber Bauernverſtand. — Er trägt eigentlich nichts im Kopfe, als ſein Ideal eichelfreſſender Germanen. — Die Turnkunſt iſt ein Muſterbeiſpiel, wie man eine ganz einfache Sache verderben und konfus machen kann. Sie konnte nicht anſpruchslos genug gefaßt werden; aber zu einer ſolchen Behandlung war Jahn nicht der Mann." — In der letzteren Behauptung, daß das Turnen möglichſt anſpruchlos gefaßt werden mußte, können wir Immermann Recht geben, und bei einer ruhigen, ſtetigen Entwicklung der Verhältniſſe wäre es der einzige naturgemäße und darum ſichere Weg geweſen, daſſelbe allmählig und unmerklich in das Volksleben einzuführen. Allein in jenen ſchweren Zeiten, als zum äußeren Despotismus auch noch der innere kam, als bereits die

Freiheit des Gedankens in Fesseln lag, und es nahe daran war, daß in unserem edlen Lande Knechtssinn und mit ihm das ganze Gefolge sittlicher Entwürdigung und Verkümmerung eingerissen wäre, da wäre es völlig verfehlt, ja, wir möchten sagen, beinahe unmöglich gewesen, der Sache diesen Gang aufnöthigen zu wollen. Hier galt es umgekehrt, ein altes, aber vergessenes Institut an die wichtigsten und heiligsten Bedingungen der Nationalität: Freiheit, Selbstständigkeit und Ehre des Vaterlandes, rasch und ergreifend anzuknüpfen, und dazu bedurfte es eines so energischen, von seiner Idee ergriffenen und ihr Alles opfernden Mannes wie Jahn.

Und es gelang ihm auch. Als nach den Freiheitskriegen eine schöne, frische Begeisterung für die neuerrungenen Güter durch ganz Deutschland sich hinzog, als die edelsten Männer der Nation, Männer, wie der ehrwürdige Arndt und andere, nachdem sie dafür gehandelt, dieser Begeisterung nun auch das Feuer und die Kraft ihrer Worte liehen, und dieselbe sich in der Gestaltung der Politik wie in der Literatur, in Schule und Erziehung, in Kirche und Haus freudig und dankbar aussprach, als namentlich in der akademischen Jugend, welche vielfach an dem Kampfe selbst Antheil genommen hatte, ein lange nicht gekannter sittlicher Ernst hervortrat, und sie sich ihrer Bestimmung für das Vaterland wieder bewußt wurde, als man allgemein erkannte, daß, was für Erhaltung, Sicherung und Förderung des schwer Errungenen gethan werden könne, vor Allem an der Jugend gethan, auf ihre Bildung gegründet werden müsse — da fühlte man auch die Bedeutung der neuhergestellten Leibesübungen, da erschienen sie Niemand mehr als griechische Gymnastik, sondern als deutsche Turnkunst, und die Jugend selbst war es, welche sie am begierigsten ergriff; denn an sie knüpften sich jene begeisternden Ideen am natürlichsten und leichtesten an. Darum bildeten sich jetzt auch überall, auf Schulen und Universitäten, Turnplätze und fanden die beste Apologie ihrer Naturgemäßheit und Zweckmäßigkeit in der Thatsache, daß die Jugend nie körperlich tüchtiger, nie fleißiger, nie ernster und sittlicher war, als so lange sie mit rechter Liebe turnte. Gerade, daß Grundzüge des deutschen Charakters, der sittliche Ernst und die gemüthliche Erfassung vaterländischer Ideen, sich so freiwillig und eng an diese Uebungen anschlossen, darf als Beweis gelten, daß

eben dieſe Geſtaltung der Sache etwas Nationales hatte.

Verdenke man es dem Verfaſſer nicht, wenn er bei der Sache warm wird. Es iſt nicht blos die Schönheit der Idee, die ihn erwärmt, es iſt der Rückblick auf die unmittelbare Theilnahme an dieſen Beſtrebungen, die unter ſeine ſchönſten Erinnerungen gehört. Denn er hat die Turnkunſt von ihrem erſten Entſtehen an nicht nur mit dem höchſten Intereſſe verfolgt, ſondern auch nach Kräften für ihr Gedeihen zu wirken geſucht. Als Jüngling ſchon, von der hohen Schule aus, ſuchte er ſich in Gemeinſchaft mit einer Anzahl von Freunden mit den Beſtrebungen Fichtes und Jahns in Berlin in unmittelbaren Verkehr zu ſetzen. Als junger Mann, in den Lehrerberuf übergetreten, begann er im Jahr 1814 als Lehrer einer lateiniſchen Schule in einem Landſtädtchen mit ſeinen Zöglingen und Schülern die in ſeinem Vaterland bis dahin noch nicht verſuchten Uebungen. Er wurde nun mit einigen gleichgeſinnten Freunden, Lehrern an andern Schulen, einige Jahre lang zum Theil ein Gegenſtand des Spottes, und man hieß ſie nur die „Turnpräzeptoren," bis ihre Schüler durch ihre Leiſtungen bewieſen, daß ſie auch geiſtig zu turnen verſtänden. Im Jahr 1821, an das Gymnaſium in Stuttgart verſetzt, kam er gerne dem Wunſche einer Anzahl älterer Schüler der Anſtalt, zum Theil ehmaliger Zöglinge von ihm, entgegen, eine öffentliche Turnanſtalt zu errichten. Die Studienbehörde genehmigte die Bitte und ſtellte die Sache nur, mittelſt des Gymnaſialvorſtandes, unter ihre Aufſicht; die Stadt räumte zuvorkommend einen öffentlichen, mit Bäumen beſetzten Platz dazu ein, und während nicht lange zuvor die Turnplätze beinahe in ganz Deutſchland geſchloſſen worden waren, wurde in Stuttgart einer eröffnet, und die Uebungen begannen mit großer Luſt und Freudigkeit. Der Verfaſſer ſuchte die Sache möglichſt in der Idee zu erfaſſen und dieſe zu verkörpern. Sie ſollte nicht blos ein Mittel ſeyn, den Körper zu bilden und zu ſtärken, ſondern auch, wie Jahn dies ſo beſtimmt ausſprach: „die verlorne Gleichmäßigkeit der menſchlichen Bildung möglichſt wieder herzuſtellen." Darum mußten vor Allem die Uebungen ſelbſt rüſtig getrieben werden. Sie ſollten aber auch ſittlich erziehend wirken: darum machte er ſittlichen Ernſt und ſittliche Strenge zur Bedingung. Es wurde ihm dies um ſo leichter,

als das Verhältniß ein ganz freies war, und die Knaben und Jünglinge, namentlich die älteren, ſich deswegen auch mit weit freierem Vertrauen an ihn anſchloſſen, und zur Herſtellung einer ſittlichen Ordnung mit großer Bereitwilligkeit die Hand boten. Wie ernſt es bei ihnen damit gemeint war, dafür könnte er ſich auf die Gewiſſenhaftigkeit berufen, mit welcher der größte Theil den Beſuch der Wirthshäuſer, ja auch nur das für die Jugend ſo anziehende Rauchen ſich verſagte, eben ſo die Strenge, mit welcher ſie ſelbſt bei der Aufnahme neuer Theilnehmer, oder einigemal, es kam nicht oft vor, beim Ausſchluſſe unſittlicher Mitglieder, — einmal ſogar traf es den Sohn eines hochſtehenden Mannes — verfuhren. Um aber gegenüber von dieſer freiwilligen Strenge doch ein jugendlich fröhliches Leben zu fördern, benützte er die bereits angebahnten Mittel: den Geſang, bei welchem er durch einen wackern Freund der Jugend treulich unterſtützt wurde, fröhliche Turnſpiele, welche neben den ſtrengeren Uebungen eifrige Theilnahme fanden, größere und kleinere Turnfahrten, die Errichtung einer Schwimmſchule, die Feier einiger Gedächtnißtage (den 18. Juni, Körners Todestag und das Herbſtfeſt; der 18. Oktober fiel gewöhnlich in die Ferien), und endlich ein Schützenfeſt, das nur für die älteren beſtimmt, und durch jedesmal vorausgehende Waffenübungen vorbereitet, zugleich einen kleinen Beitrag zur Wehrhaftigkeit geben ſollte. So einfach und ſtill dieſes letztere behandelt wurde — der Platz lag ſo weit von der Stadt entfernt, daß von Zuſchauern gar nicht die Rede war, — ſo ſehr ſprach es die Jugend an, ſo hoch ſtand es in ihrer Geltung, und lebt noch in freudiger Erinnerung bei Vielen, die indeſſen Männer geworden ſind. — Um ſich die Leitung zu erleichtern, ließ der Vorſtand aus den Turnern einen Ausſchuß der Aelteren wählen, und er kann der Beſonnenheit, der Gewiſſenhaftigkeit und dem Ernſte, mit welchen die Jünglinge meiſt dabei verfuhren, nur das Zeugniß der vollſten Anerkennung ertheilen, ſo wie das Vertrauen, mit welchem ſie ſich vielfach an ihn anſchloſſen, ihm in der Erinnerung noch wohlthuend iſt. Aber es gab noch eine Seite, welche dem Verfaſſer von beſonderer Wichtigkeit war: die nationale. Je weniger früher für Anregung und Belebung vaterländiſcher Geſinnung geſchehen war, deſto mehr war es Pflicht, dieſen wichtigen Faktor der Volksbildung jetzt, da er ſo nahe lag, und gewiſſermaßen

freiwillig entgegenkam, zu benützen. Darum wurde an die Pflicht der Bildung für das Vaterland durch körperliche und geiſtige Erſtarkung erinnert, und das alſo angeſprochene Nationalgefühl eben durch vaterländiſche Erinnerungen, durch Geſang, durch Benützung deutſcher Geſchichte, deutſcher Landes- und Volkskunde und deutſcher Literatur genährt und geſteigert. Zu dieſem Behufe ließ der Verfaſſer eine kleine Turnbibliothek anlegen, in welche allmählig Werke aus dieſen Fächern, ſo wie die Schriften der erſten deutſchen Klaſſiker geſammelt wurden, und endlich benützte er den Winter, um die älteren Turner wöchentlich einmal im Saale des Gymnaſiums zu verſammeln, und ihnen über vaterländiſche Literatur und Verwandtes angemeſſene Vorträge zu halten, und kleine Vorträge von ihnen halten zu laſſen, in denen manches jugendlich friſche und kräftige Wort vorkam.

Es war in der That ein ſchönes, tüchtiges Jugendleben, und manches Samenkörn, das damals gelegt worden, iſt indeſſen aufgegangen, manches Freundſchaftsband, das damals von den empfänglichen Jünglingsgemüthern geſchloſſen worden, dauert noch fort. Nicht ſelten erſchienen Beſuche von auswärts her, die gaſtlich aufgenommen wurden; mehr als einmal kamen unmittelbare Grüße vom alten Jahn ſelbſt. Daß es an Beſorgniſſen und Bedenklichkeiten aller Art von Seiten der Eltern und Alten, an Achſelzucken und Spott, ja mitunter an direkter Oppoſition nicht fehlte, verſteht ſich. Wir gingen dabei ruhig unſern Weg.

Die bedauerlichen Verirrungen nationaler Ideen ins Gebiet der eigentlichen Politik hatten bekanntlich in ihren nachtheiligen Folgen auch das Turnen getroffen, und wie die preußiſchen Turnplätze ſchon lange alle geſchloſſen waren, ſo wurde dieſelbe Maßregel auch ſonſt noch in verſchiedenen Staaten des deutſchen Vaterlandes ergriffen. Der Stuttgarter Turnplatz war einer der wenigen, vielleicht der einzige, welcher durch die liberalen Grundſätze der Regierung vor einem ähnlichen Schickſale geſichert blieb. Dagegen aber erhielt allerdings der Verfaſſer von der höchſten Behörde einmal den Befehl, in ausführlicher Darſtellung über Stand und Richtung der Sache zu berichten, und namentlich über ihr etwaiges Verhältniß zur akademiſchen Burſchenſchaft ſich auszuſprechen. Hier hatte er nun die Genugthuung, durch Namen

und Zahlen, durch das Zeugniß der Schulvorsteher * wie des Publikums nachweisen zu können, daß die Turner im Durchschnitt unter die fleißigsten, sittlichsten und tüchtigsten Schüler der Anstalten gehörten, und, während er die nationale Tendenz der Sache offen und unumwunden aussprach, doch jeden Verdacht irgend welcher politischen Beziehung vollkommen zu entfernen.

Der Turnplatz besteht nach nunmehr 21 Jahren noch immer ungestört. Als der Verfasser durch Geschäftsandrang und Gesundheitsrücksichten von der vollen und unmittelbaren Leitung desselben zurückzutreten sich genöthigt sah, durfte er diese in die Hände eines der tüchtigsten ehmaligen Zöglinge des Turnplatzes selbst, jetzt Professor an der Realanstalt, übergeben, ohne daß er übrigens je ganz von der Theilnahme abgetreten wäre. Denn es geht ihm, wie einem alten Schlachtrosse. Wie diesem beim Ruf der Trompete die alte Kriegslust wieder kommt, so fühlt auch er sich vom Turnplatze immer noch angezogen, auf ihm einheimisch, und betrachtet die Turner als ihm besonders verwandt und nahe stehend.

Nachdem er nun so seine unmittelbaren Erfahrungen mitgetheilt hat, kommt ihm freilich das Bedenken, ob es wohlgethan war, so viel gewissermaßen von seiner eigenen Person zu sprechen? — Er glaubte, es thun zu sollen, theils weil darin denn doch eine gewisse Berechtigung, in einer so wichtigen Sache überhaupt mitzusprechen, liegen dürfte, theils weil bei den im Folgenden nun zu gewinnenden allgemeinen Gesichtspunkten er wenigstens nun darauf verweisen kann, daß das, worauf er sich beruft, was er billigt und rügt, wünscht und hofft, nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern auf dem sichern Boden eigener Beobachtungen ruht. Er darf dies um so mehr von sich zu sagen wagen, da er, wie es nicht anders seyn konnte, durch diese vieljährige Thätigkeit für die Sache fortwährend in mannichfache Relationen zu andern Turnern und Turnanstalten gebracht worden ist, auch da und dort zu Gründung eines Turnplatzes den Anstoß geben konnte. Bekam er doch einmal sogar den Auftrag, einen Turnlehrer

* Der Verfasser glaubt bemerken zu müssen, daß die Uebungen von den Schülern sämmtlicher Anstalten der Stadt besucht werden konnten und besucht wurden, überhaupt an keine Schule gebunden waren.

nach Lyon zu ſenden. Seit einem Jahrzehnt hat er aber noch überdies Gelegenheit, einen zweiten Turnplatz, der unter etwas andern Bedingungen eingerichtet iſt, genau zu beobachten, nämlich an der, unter ſeiner Mitwirkung gegründeten, Erziehungsanſtalt in Stetten. Dort kann natürlich von Freiwilligkeit der Theilnahme nicht die Rede ſeyn. Denn wenn das Turnen überhaupt und im Allgemeinen einen integrirenden Beſtandtheil unſerer Erziehung bilden ſoll, ſo muß dies in einer Erziehungsanſtalt noch viel entſchiedener der Fall ſeyn. Aber trotz des dadurch gebotenen Zwanges hat theils die Sache an ſich ſo viel Anziehendes, theils hat das eigene Intereſſe und das Geſchick des Direktors der Anſtalt ſo viel Luſt und Freudigkeit unter den Zöglingen dafür zu erregen gewußt, daß ſie ſich auf ihrem Turnplatze eben ſo unbeengt fühlen, und eben ſo eifrig turnen, als wenn es der Platz ihrer freieſten Wahl wäre. Es hat ſich ein freundnachbarliches Verhältniß zwiſchen beiden Turnplätzen gebildet, man beſucht ſich jährlich gegenſeitig einigemal, beſonders an den Turnfeſten, und hier ſpricht ſich denn ein ſo reger Wetteifer aus, daß es die Luſt zur Sache immer gegenſeitig aufs neue auffriſcht.

Haben wir im Bisherigen uns auf den engen Geſichtskreis eines einzigen Turnplatzes beſchränkt, um an ihm die Sache einigermaßen zur Anſchauung zu bringen, ſo müſſen wir ihn doch wieder erweitern, und über den Gang, welchen die Angelegenheit während deſſen überhaupt genommen hat, einen Ueberblick gewinnen.

Wir haben vorhin von der durch unglückliche politiſche Verirrungen herbeigeführten Maßregel geſprochen, die Turnplätze zu ſchließen. Damit ſchien auf einmal das ſo ſchöne Hoffnungen erregende Inſtitut den Todesſtoß erhalten zu haben. Allein es ſollte nur ein Durchgangspunkt dafür werden. Was ein Unglück ſchien, darf in weiterer Entwicklung wohl für ein Glück angeſehen werden. Man hat indeſſen Zeit gehabt, die Sache ſich ruhiger zu betrachten, und gefunden, daß man etwas ungemein Zweckmäßiges um einiger accidentiellen Mißbräuche willen viel zu raſch aufgegeben hatte; man hat gelernt, Demagogie und Turnübungen, die nie in einem Kauſalzuſammenhang ſtanden, aus einander zu halten, und über die große Wichtigkeit der letzteren für phyſiſche wie moraliſche Geſundheit und Ertüchtigung, überhaupt über ihre pädagogiſche Bedeutung mehr ins Klare zu kommen. Es war

auch zu erwarten, daß eine ſo wichtige Frage, auch wenn ſie den praktiſchen Boden zunächſt verloren hatte, ja vielleicht eben deswegen nur um ſo mehr, mit deutſchem Ernſte und deutſcher Beharrlichkeit fortwährend würde geprüft, unterſucht und bearbeitet werden. Und ſo geſchah es auch. Eiſelen in Berlin verfolgte ſie mit treuer, feſter Ausdauer; der Sachſe, Dr. Werner, hat durch Schrift und That raſtlos für ſie gearbeitet; Profeſſor Clias aus Bern, deſſen gedrungene Erſcheinung ſchon den kräftigen Turner verräth, hat nicht nur darüber geſchrieben, ſondern die Uebungen auch perſönlich nach Frankreich und England verpflanzt, wo ſie, theilweiſe freilich durch eine ſo tüchtige Perſönlichkeit gerechtfertigt, mit vielem Intereſſe aufgenommen wurden. Die engliſchen Blätter ſprachen eine Zeitlang mit großer Anerkennung davon, was für ein von Fremden in Altengland eingeführtes Inſtitut gewiß ein glänzendes Zeugniß war. Daß ſie übrigens in Paris und London blos als körperliche Fertigkeit berückſichtigt wurden, beweiſt eben, daß ſie in der ideellen Auffaſſung, die ſie in Deutſchland erhielten, auch nur deutſch ſind. — Vor allem andern aber hat die bekannte Lorinſerſche Schrift die öffentliche Aufmerkſamkeit wieder auf ſie gerichtet. Wie ein Nothruf ging ſie ſchnell durch alle deutſchen Unterrichtsanſtalten, und rüttelte aus der ruhigen Zuverſicht auf, der man ſich bisher meiſt überlaſſen hatte. So war die Frage noch nie gefaßt, ſo grell das ungeheure und zerſtörende Mißverhältniß zwiſchen geiſtiger Anſtrengung und Körperpflege noch nie, am wenigſten von einem Sachkundigen, einem Arzte, hervorgehoben worden. Ein allgemeines Staunen und vielfache Beſorgniß ergriff die Gemüther, Unterſuchungen wurden angeſtellt, Gutachten gefordert, es bildete ſich eine ganze Literatur von Schriften und Gegenſchriften. Und wenn man ſich auch bald überzeugte, daß eine ruhige Prüfung manche einſeitige Auffaſſung, manche Uebertreibung herausfinden konnte, wenn gleich viele Gymnaſiallehrer und Vorſtände es der Ehre ihrer Anſtalten und dem Kredit der dadurch gefährdeten Studien ſchuldig zu ſeyn glaubten, die Beſchuldigungen als unſtatthaft, die Thatſachen als irrig nachzuweiſen, und freilich in ihrem Eifer dann abermals zu weit gingen, ſo konnte man ſich's eben doch nicht verbergen, daß Lorinſer, im Ganzen wenigſtens, nur zu ſehr Recht gehabt habe, und er hat jedenfalls das große Verdienſt, einen neuen und ziemlich nachhaltigen

Anſtoß gegeben zu haben. So darf es namentlich als merkwürdige und erfreuliche Thatſache angeführt werden, daß beinahe alle Direktoren und Lehrer der preußiſchen Gymnaſien und die Mehrzahl der Provinzialſchulkollegien in ihren von dem Kultminiſterium abgeforderten Gutachten die Gymnaſtik als ein unabweisbares Bedürfniß unſerer Zeit dargeſtellt haben. Zwar wurde in dem zu Anfang des Jahrs 1838 darauf erlaſſenen ausführlichen Miniſterialbefehl die ſtarke Schilderung Lorinſers über den Verfall des Geſundheitszuſtandes der Gymnaſialjugend für grundlos erklärt, und als mindeſtens auf den preußiſchen Gymnaſien nicht vorhanden bezeichnet, auch bemerkt, daß das Miniſterium auf den Vorſchlag, ſämmtliche Gymnaſien mit Turnplätzen zu verſehen, nicht einzugehen wiſſe; dagegen wurden manche wohlerwogene Beſtimmungen zur Vereinfachung des Unterrichts und Vorſichtsmaßregeln zur Erhaltung der jugendlichen Geſundheit angeordnet, und hinzugefügt, daß das Miniſterium jedenfalls gegen die Errichtung von Turnplätzen, wenn auch der Staat keinen Beitrag dazu geben könne, doch nichts einzuwenden habe, und es den Provinzialſchulkollegien überlaſſe; dieſelben je nach Maßgabe der aufzubringenden Mittel einzurichten und Lehrer dafür anzuſtellen.

Schon dieſe Erklärung bot wenigſtens Hoffnungen und Anknüpfpunkte für eine neue Geſtaltung der Sache dar. Denn es hatte für den Vaterlandsfreund allerdings etwas Wehmüthiges, zu ſehen, wie gerade von dem Staate, von welchem das Inſtitut unter ſo erhebenden Auſpizien ausgegangen war, auch ſeine Auflöſung wieder ausgehen ſollte. Allein es ſind indeſſen noch andere Erſcheinungen eingetreten, welche den Anbruch einer neuen Aera dafür erwarten laſſen. Waren in jener Zwiſchenzeit in Preußen auch die öffentlichen Turnplätze aufgehoben, ſo durften ſie doch da und dort als Privatunternehmen fortbeſtehen, und in den Jahresberichten mancher Gymnaſien werden ſogar gymnaſtiſche Uebungen regelmäßig angeführt. Namentlich aber hat ſich in Berlin ſelbſt der Turnplatz des verdienſtvollen Eiſelen immer der lebhafteſten Theilnahme zu erfreuen gehabt. Der Wirkſamkeit dieſes kräftigen, unermüdet thätigen Mannes mag es nun auch zum Theil zuzuſchreiben ſeyn, daß die Stadtverordneten-Verſammlung in Berlin im Sommer 1841 1000 Thaler zum Ankauf eines öffentlichen Turnplatzes angewieſen hat. In die dafür beſtimmte Kommiſſion

wurde jedenfalls auch Eiſelen beigezogen. Und wenn nicht alle Zeichen täuſchen, ſo ſcheint auch im Kultminiſterium die Stimmung für die Sache immer günſtiger zu werden. Darauf weiſt auch ein Artikel einer preußiſchen Zeitung hin, welche nicht lange nachher die intereſſante Notiz gab: „Dr. Maßmann aus München ſoll an die Spitze einer allgemeinen Turnanſtalt in Berlin treten und das Turnweſen im ganzen preußiſchen Staate unter ſeine Aufſicht nehmen. Man geht dort ſchon längſt mit dem Plane um, bei der Befähigung zum einjährigen Militärdienſte es zur Bedingung zu machen, daß der Dienſtkandidat eine gewiſſe Zeitlang die geregelten Turnübungen fleißig mitgemacht oder in denſelben einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit erreicht habe." Dr. Maßmann ſoll nun zwar den Ruf nicht angenommen haben, und es iſt auch kaum zu erwarten, daß Bayerns König, der helleniſchen Geiſt ſo gut mit deutſchem Gemüthe zu vereinigen weiß, und ſeine deutſche Geſinnung ſo oft ſchon öffentlich ausgeſprochen hat, die Hand dazu bieten dürfte, einen ſolchen Mann aus ſeinen Staaten zu entlaſſen, und nicht lieber ſeine Dienſte für einen ſo nationalen Zweck ſelbſt in Anſpruch zu nehmen. Wie dem aber auch ſeyn mag, die Maßregel ſelbſt wäre von der größten Wichtigkeit, theils wegen des einflußreichen Vorgangs von Preußen, theils aber auch, weil ſie ein weiteres bedeutendes Motiv für die Turnübungen gäbe, und ſie eben an den Kriegsdienſt und die Idee der Vaterlandsvertheidigung anknüpfte, was bei der eigenthümlichen Geſtaltung der preußiſchen Wehrverfaſſung eine weit allgemeinere Geltung bekäme, als ſonſt. Möge ſein ritterlicher König, der Freund großartiger Ideen und nationaler Erhebung und Kräftigung ſeines Volkes, auch dieſe wichtige Frage einmal ſeiner näheren Aufmerkſamkeit würdigen, und, wie ſein Staat durch die Vorzüge ſeines ganzen Unterrichtsweſens vielfach als maßgebend im deutſchen Vaterlande gilt, ſo auch in dieſer wichtigen Frage abermals und dann für immer mit großartigem Beiſpiele vorangehen!

Eine vollſtändige Statiſtik des Turnweſens in ſeinem gegenwärtigen Stande zu geben, wagt der Verfaſſer nicht, da theils die öffentlichen, theils aber und namentlich auch die Schulnachrichten nicht genug Data an die Hand geben. So viel aber darf wiederholt werden, daß das Intereſſe dafür überall wieder erwacht, und daß nicht nur einzelne Schulen und Anſtalten, beſonders die

Privaterziehungsinstitute, dieſe Uebungen mehr und mehr unter ihre Bildungsmittel aufnehmen, ſondern daß die Ueberzeugung von ihrer pädagogiſchen Wichtigkeit auch immer mehr in dem Studienorganismus der einzelnen Staaten Raum gewinnt.

So hat es Sachſen der verdienſtvollen Thätigkeit Dr. Werners zu verdanken, daß im Herbſt 1837 der erſte allgemeine und entſchiedene Schritt geſchehen, daß nämlich in Folge eines ſtändiſchen Antrages die Einführung der Gymnaſtik in allen gelehrten Schulen und Schullehrerſeminarien angeordnet und eine Summe dafür auf das Budget geſtellt worden iſt. Eingeleitet, ſo wurde es beſtimmt, ſoll die Sache ſehr zweckmäßig durch eine Anſtalt zur Bildung von Lehrern werden. Ungefähr um dieſelbe Zeit begründete auch der Herzog von Anhalt-Deſſau auf ſeine Koſten eine Normalſchule für Bildung gymnaſtiſcher Lehrer unter Dr. Werner in eben dem Deſſau, wo 70 Jahre zuvor ſein edler, ehrwürdiger Ahnherr das erſte Philanthropin durch Baſedow hatte errichten laſſen, und ſo Deutſchland zum erſtenmal wieder das ganz neue Schauſpiel gymnaſtiſcher Uebungen gegeben hatte. Nach einer Beſtimmung der Gymnaſialverfaſſung von Kurheſſen ſollen an allen Gymnaſien gymnaſtiſche Uebungen beſtehen; in Kaſſel ſelbſt iſt ein eigener Turnlehrer mit 100 Thlrn. Gehalt angeſtellt. Eben ſo hat der edle Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen für die Jugend ſeiner Reſidenz eine Turnanſtalt errichten laſſen. In den neueren Lehrverfaſſungen von Bayern und Baden iſt auch des Turnens gedacht, und wenn es gleich nur mit der Beſchränkung geſchieht, theils daß es von Mitteln und Gelegenheiten abhängig gemacht, theils daß die Theilnahme frei gegeben werde, ſo ſetzt es doch, was auch ſonſt bekannt iſt, das Daſeyn von Turnplätzen an einzelnen Anſtalten voraus, noch mehr aber liegt in dieſer offiziellen Erwähnung der Sache bereits eine Anerkenntniß ihrer pädagogiſchen Berechtigung.

In Darmſtadt wurde im Februar dieſes Jahres erſt die Sache in der Ständeverſammlung zur Sprache gebracht, und die Bitte an die Staatsregierung beantragt: „die Ertheilung von militäriſch-gymnaſtiſchem Unterricht für die männliche Jugend in den Volksſchulen und den höheren Lehranſtalten einzuführen.“ Auf die Bemerkung des Ausſchußberichtes, daß die Regierung dieſen wichtigen Gegenſtand bereits in Berückſichtigung gezogen

habe, und daß, ſobald man darüber genugſam orientirt ſeyn werde, das Geeignete deshalb verfügt werden ſolle, begnügte ſich die Kammer zwar damit, unter Anerkenntniß der bereits gethanen Schritte der Regierung den Antrag zu geeigneter Berückſichtigung zu empfehlen; allein man darf doch wohl nach einer ſo bedeutenden Initiative nun irgend einer entſcheidenden und allgemeinen Maßregel entgegen ſehen.

Daß in der Schweiz vielfach und mitunter eifrig geturnt wird, und zwar an manchen öffentlichen Anſtalten mit allgemeiner Verbindlichkeit für die Schüler, ſo wie daß beinahe überall für die jüngere und ältere Schuljugend regelmäßige Exerzier- und Waffenübungen Sitte ſind, iſt bekannt.

In Dänemark, ſoferne von deſſen deutſchen Provinzen hier die Rede ſeyn muß, gehört das Turnen ſchon ſeit geraumer Zeit und zwar als allgemein verbindlich in den Cyclus der Schulbildung. Ueber die einzelne Durchführung dieſer Anordnung vermag der Verfaſſer jedoch nichts zu ſagen.

Und um nun endlich mit ſeiner eigenen Heimat, dem geſegneten Würtemberg, zu ſchließen, ſo hat er von dem Turnplatze der Hauptſtadt ſchon ausführlich geſprochen. Die Liberalität und die daraus entſpringende Sicherheit und Stetigkeit der Grundſätze, die es ſeit einem Vierteljahrhunderte unter der Aegide ſeines edlen Königs verfolgt, hat wie im Groſſen und Ganzen ſo auch im Einzelnen höchſt wohlthätig gewirkt, und eine Entfaltung aller Künſte des Friedens und aller Segnungen einer weiſen, väterlichen Regierung herbeigeführt, die ihm ſeine alte, ehrenvolle Stellung im deutſchen Vaterlande aufs Neue geſichert hat. Die Anerkennung deſſelben hat ſich in der dankbaren, begeiſterten Freude am Jubelfeſte des Königs, die weit über die deutſchen Gauen hinaushallte, laut ausgeſprochen. Auch dem Turnen iſt jene Liberalität zu gut gekommen; denn, wie wir oben bemerkten, keines der dazwiſchen fallenden politiſchen Ereigniſſe hat irgend eine Störung darin hervorgebracht. — Aber der Turnplatz der Hauptſtadt iſt nicht der einzige. Auch die Univerſität hat den ihrigen; in den vier niedern theologiſchen Seminarien gehören ſeit ihrer neuen, nun 25 Jahre alten Organiſation die Turnübungen in den von der höchſten Behörde genehmigten Bildungsplan, auch an einzelnen Provinzialgymnaſien und Schulen, ſo wie an einigen Privaterziehungsanſtalten

beſtehen je nach der Stimmung der Vorſteher und Lehrer und der ſtädtiſchen Behörden Turnplätze, das Militär turnt und in der Hauptſtadt haben ſich, wie dies auch ſonſt ſchon von Elias und Werner angeregt und ausgeführt worden iſt, ſeit einigen Jahren Turnplätze auch für Mädchen gebildet, welche, von Aerzten geleitet, großen Beifall finden, und bald die öffentliche Stimmung für ſich gewinnen dürften.

Und ſo hat alſo das Inſtitut ſeit ſeinem Wiederauftreten bereits eine Geſchichte. Es iſt durch die bewegte Schule von mehr als einem Vierteljahrhundert hindurchgegangen und nun auf einem Punkte angekommen, auf welchem es ſich nach verſchiedenen Fluktuationen und Läuterungen endlich feſt geſtalten und ſich organiſch in die Erziehung und ſomit in das ganze deutſche Volksleben einfügen zu wollen ſcheint.

Um ſo wichtiger iſt es denn, daß wir die Sache nun auch begrifflich faſſen, um ihr ihre Stellung in der Nationalerziehung mit Sicherheit anweiſen und gehörig begründen zu können.

Es ergeben ſich dabei drei Geſichtspunkte, die wir ins Auge faſſen müſſen: 1) der phyſiſche, 2) der allgemein ethiſche und 3) als beſondere Seite deſſelben, der nationale.

Indem wir mit dem erſten beginnen, wird man vielleicht die Erörterung der hier zu entwickelnden Sätze zum Voraus mit der Bemerkung ablehnen, daß es ſich doch wohl nur um Allbekanntes handle. Denn das Gefühl körperlicher Geſundheit, Kraft und Tüchtigkeit ſey ein ſo durch und durch wohlthuendes, daß es nicht erſt einer Anpreiſung bedürfe; die Harmonie zwiſchen Geiſt und Körper, die wir in der helleniſchen Welt als Ideal bewundern, habe etwas ſo Schönes und Anſprechendes, daß eigentlich jedes Wort darüber überflüſſig ſey. — Gewiß, wenn wir nur nicht mit der Sache beinahe auch den rechten Maßſtab dafür verloren hätten.

Eine neuere Schrift über den Gegenſtand * behauptet: „die Abneigung gegen Leibesübungen hänge mit dem Kulturzuſtande und der inneren Bildungsgeſchichte der neueuropäiſchen Völker im Allgemeinen und der Deutſchen insbeſondere eng und unzertrennlich

* Die Wiedereinführung der Leibesübungen in den Gymnaſien, von Olawsky, Profeſſor am kön. Gymnaſium zu Liſſa. Liſſa und Leipzig, Günther, 1838.

zuſammen, und mache ein weſentliches Moment der ganzen Weltanſchauung unſerer Zeit aus. Es ſey das immer überwiegender gewordene Anſehen der Wiſſenſchaften und geiſtigen Intereſſen, das in eben dem Maße, in welchem Körperkraft und Wehrhaftigkeit ihre unmittelbare Bedeutung verloren hätten, durch die Richtung der Philoſophie, der Theologie, überhaupt der Wiſſenſchaften und endlich durch die politiſche und ſoziale Geſtaltung der Verhältniſſe bis zur alleinigen Ueberſchätzung übergegangen ſey." Leider iſt dies nur allzu wahr. Der Körper hat ſeine alten natürlichen Rechte ſchon längſt beinahe ganz verloren, und wir ſtehen ſo ſehr unter dem Einfluſſe der Gewohnheit, daß wir uns an dieſer Anſicht gar nicht mehr ſtoßen. Denn wie ſich der Einzelne und ganze Völker in dem viel wichtigeren Gebiete des Geiſtes und der Sittlichkeit an unvollkommene, ja an verkehrte Zuſtände aller Art gewöhnen, und ſie als zu Recht beſtehend betrachten lernen, wie ſie ſogar mit innerer und äußerer Knechtſchaft ſich zu befreunden und auch bei ihr noch bis auf einen gewiſſen Grad zufrieden und behaglich zu ſeyn vermögen, eben ſo gewöhnt man ſich auch an phyſiſche Mängel und Gebrechlichkeit, und fühlt die Entbehrung des Beſſeren nur noch halb. Oder iſt es nicht alſo, ſind wir nicht an unſere Rheumatismen, an unſere Kopf-, Hals-, Zahn- und Bruſtſchmerzen, unſere Magen- und Unterleibsleiden, an Schwindel und Gicht und Hämerrhoiden, und wie das ganze Heer von Krankheiten heißt, und an alle die traurigen Störungen und Hemmungen, die dadurch in unſerer äußeren Thätigkeit, in unſerem Amt und Berufe wie in unſerm innern Leben tauſendfach und beinahe ununterbrochen erzeugt werden, ſo gewöhnt, daß man ſich den Gelehrten, den Geſchäftsmann kaum noch anders als unter dem Drucke verſchiedenartiger phyſiſcher Leiden denken kann, daß uns das Vollgefühl der männlichen Kraft und Geſundheit aus dem Bilde des Mannes beinahe gänzlich entſchwunden iſt, und man ordentlich erſchrecken kann, wenn einmal irgend einer der wenigen noch Kräftigen eine bedeutende Anſtrengung ungefährdet beſtanden, oder die Unbilden harter Witterung, oder ſonſt einer Gefahr glücklich ertragen hat? Nein, täuſchen wir uns nicht: wir ſind krankhafter und herabgekommener, als wir es uns nur gerne geſtehen, und der ſtärkſte Beweis, daß wir es ſind, iſt am Ende eben der, daß wir nicht einmal mehr das rechte Gefühl für dieſen Zuſtand haben, und uns

über dieſe freilich bittere Wahrheit durch allerhand Illuſionen hinwegzutäuſchen ſuchen. Lorinſer hat allerdings die Farben ſtark und zu ſtark aufgetragen; aber er mußte wohl, wenn er Gehör finden wollte. Allein, wir haben es oben geſagt, im Ganzen hat er nur zu wahr geſprochen. Wenn nun dem ungeachtet unſere Jugend noch nicht ſo krankhaft und ſiech iſt und ausſieht, als ſie allerdings hie und da übertreibend geſchildert wird, wenn man noch manche rothwangige Knaben und blühende Jünglinge erblickt und in ihren Erholungen und Spielen eine gewiſſe jugendliche Luſt und Freudigkeit noch nicht ganz verſchwunden iſt, darf denn dies als Beweis gegen jene Thatſache betrachtet werden, kann nicht das Uebel ſchon lange vorbereitet ſeyn, nur ohne auszubrechen, und weiß man nicht, daß die friſche Jugendkraft gar mancher körperlichen und geiſtigen Unbilden ſich lange erwehrt, bis der Schaden endlich zu Tag tritt und dann freilich meiſt auch um ſo unheilbarer iſt? Und blicken wir ſogar in die Kreiſe unſerer Jugend ſelbſt; iſt denn wirklich die Blüthe ſo voll und friſch und unverkümmert vorhanden, als ſie es ſeyn ſollte, und was noch wichtiger, iſt Krankhaftigkeit wirklich ſo ſelten, daß ſie als bloße Ausnahme erſcheinen könnte? Iſt nicht auch in dieſer Sphäre durch die Gewohnheit unſer Maßſtab allmählig ſehr herabgeſtimmt und unrichtig geworden?

In ſo weit deswegen der preußiſche Miniſterialerlaß die Behauptung Lorinſers für grundlos und als mindeſtens auf den preußiſchen Gymnaſien nicht vorhanden bezeichnet, kann Württemberg und können wahrſcheinlich auch andere Staaten mit demſelben Rechte es auch von ihrer Jugend behaupten; denn auch dieſe hat wenigſtens den Schein der Friſche und Geſundheit noch für ſich, ſo wie überhaupt Schilderungen von ſichtbarem Siechthum bis jetzt wohl noch auf keinen Theil der deutſchen Jugend paſſen möchten, als etwa auf den, der bereits auch in Fabriken zu verkümmern beginnt. Aber dadurch wird die Sache nicht beſſer und der Schaden nicht geheilt. Die Urſachen liegen nahe genug.

Vor allem iſt dieſer Stand der Dinge das unvermeidliche Erbtheil der oben bemerkten, ſchon durch viele Generationen ſich hinziehenden Verſäumung und Verkehrtheit in Behandlung des Körpers und ſeiner Anſprüche. Statt daß aber dieſem Erbübel

nun auf jede Weiſe entgegen gearbeitet, jedes vernünftige Heilmittel angewendet würde, ſcheint ſich umgekehrt beinahe Alles zu ſeiner fortwährenden Steigerung vereinigt zu haben. In den Jahren, in welchen der jugendliche Körper in ſeiner vollſten und wichtigſten Entwicklung ſteht, ſind unſere Knaben und Jünglinge den bei weitem größten Theil des Tages ins Zimmer gebannt, und ſtatt die ſchwellenden und treibenden Säfte im friſchen Luftbade zu kühlen und durch tüchtige Bewegung und Anſtrengung zu verarbeiten, ſitzen ſie am Arbeitstiſche angefeſſelt, damit jene nur um ſo gefährlicher luxuriren, und mit dem geiſtigen Ueberreiz ein bedenkliches Bündniß eingehen. In den ſparſamen Freiſtunden iſt es dann bekanntlich nur ein kleiner Theil, der noch zu den alten friſchen Spielen und fröhlichen Kämpfen ſich vereinigt, welche der Jugend gebühren, in welchen der Muth ſich entwickelt und die Kraft wächst, und welche regelmäßige und kunſtgerechte Uebungen noch einigermaßen entbehrlich machen könnten. Wie Viele dagegen beſchränken ſich blos auf einen mäßigen Spaziergang, der kaum viel mehr als den Genuß der friſchen Luft gewährt; wie Viele lungern in matter Apathie ohne Ziel herum, ohne Erfriſchung und Erkräftigung und ſomit auch nur die rechte Erholung zu finden. Wie Viele aber hält nicht die immer mehr einreißende Leſeſucht abermals am Buche und im Zimmer feſt, den Knaben, wenn's gut geht, an einem jugendlichen Unterhaltungsbuche, von denen aber ſo viele bei wohlmeinender Tendenz eben doch die Phantaſie aufregen und den geiſtigen Ueberreiz noch mehr ſteigern, den Jüngling leider nur zu oft an einem Roman mit ſeinem langſam oder ſchnell auflöſenden ſittlichen Gifte. Vielleicht lockt's bei ſchönem Wetter doch noch zu einem Gang ins Freie, aber nun wandert der Romanenleſer natürlich nicht über Berg und Thal, ſondern hält ſich, in trauriger Frühreife, mit geglätteten Haaren und der Lorgnette in der Hand in den engen Spaziergängen der eleganten Welt, und holt ſich dort ſtatt phyſiſchen Gewinnes nur ſittlichen Schaden. Von denen, welche jede zu gewinnende Zeit in Bierkneipen unter Tabaksqualm und Karten zubringen, und neben Vergeudung von Zeit, Geld und Geſundheit auch alles wiſſenſchaftliche Intereſſe und alles ſittliche Ehrgefühl preis geben und ſo nicht ſelten nach Leib und Seele zu Grund gehen, wollen wir gar nicht ſprechen. — Vor den Einflüſſen ungünſtiger Witterung

werden ſie nicht durch friſches, Leib und Seele ſtärkendes Beſtehen und Ertragen derſelben geſchützt, ſondern — durch Vermeiden, wobei die Aengſtlichkeit der Mütter der Weichheit der Söhne trefflich entgegenkommt. Zu dieſem geiſtigen Ueberreiz und dieſer körperlichen Indolenz kommt aber nun, als drittes im Bunde, unſere ganze künſtliche und verkehrte Lebensweiſe, die frühe Gewöhnung an Kaffee und Thee, an geiſtige Getränke und gewürzte Speiſen, die Theilnahme an den Vergnügungen und Genüſſen der Erwachſenen, überhaupt die Genußſucht unſerer Zeit, in welche die Sinnlichkeit der Jugend natürlich nur zu bereitwillig eingeht. So braucht man eben nicht miltzſüchtig zu ſeyn, um mit Beſorgniß der weiteren Entwicklung dieſer Zuſtände entgegen zu ſehen.

Haben ſolche Beobachtungen nothwendig etwas ſehr Niederſchlagendes, ſo wird das Bild noch trüber, wenn wir unſern Blick von den Gebildeten ab auf das Volk richten, und, ſtatt uns dort etwa am Anblicke der alten kernhaften Kraft und Tüchtigkeit wieder zu erfriſchen, mit tiefer Betrübniß ſehen müſſen, wie auch dort ein Krebsſchaden einzufreſſen angefangen hat. Wenn es nur höchſt erfreulich ſeyn kann, daß die Scheidewand, welche früher die ſogenannten gebildeten Stände von dem Bürger trennte, täglich mehr fällt und der ariſtokratiſche Kaſtengeiſt verſchwindet, ſo iſt es dagegen im höchſten Grade zu beklagen, daß die letzteren vorerſt weniger durch geiſtige Bildung, als vielmehr durch ein eiferſüchtiges Ergreifen ihrer äußeren geſellſchaftlichen Formen, ihrer Genüſſe und — ihrer Gebrechen ſich jenen gleichzuſtellen ſuchen, wobei ihre alte Einfachheit, ihre phyſiſche und moraliſche Tüchtigkeit um ſo gewiſſer mit in den Kauf geht. Aber nicht blos der Bürgerſtand iſt es, der ſo an dem Siechthum der höheren Stände bereits Antheil nimmt, noch weit ſchlimmer und für Geſundheit und Sittlichkeit zerſtörender wirken — in den Städten wenigſtens — Luxus und die gemeinſte Genußſucht in den unterſten, namentlich den dienenden Klaſſen, welche ſich meiſt aus dem Landvolke ergänzen, und ſo ihre Verdorbenheit auch wieder dorthin zurückbringen, wo ſie leider bereits auch einen empfänglichen Boden finden.

Nehmen wir dazu, daß bei dem außerordentlich raſchen Anwachſen aller induſtriellen Thätigkeit, bei der täglichen Vermehrung der Fabriken und Manufakturen auch in denjenigen Gegenden

unſeres deutſchen Vaterlandes, wo ſie bisher fremd oder wenigſtens ſelten waren, ein immer größerer Theil der unteren Stände und allmählig auch des Landvolks in dieſe Fabriken gezogen wird, und ihre durch die meiſt ungeſunde Arbeit in dumpfer Luft ſchon hinlänglich gefährdete Geſundheit durch Leichtſinn und Ausſchweifungen, die gewöhnlichen Begleiter jener Erwerbsart, noch mehr Noth leidet, was haben wir dann nach und nach zu erwarten? Erſcheint es nicht als dringende Pflicht, ernſtlich einzugreifen und durch die entſchiedenſten Mittel zu helfen?

Was durch ſittliche, was durch chriſtlich religiöſe Heilmittel dafür gethan, wie auf dem Wege der Geſetzgebung für Herſtellung der alten Sitte und Zucht, der alten Einfachheit und Nüchternheit und dadurch auch der Geſundheit geſorgt werden kann, gehört nicht in den Kreis dieſer Erwägung. Wir haben es hier nur mit Einem Mittel dagegen zu thun, aber gewiß mit keinem der unbedeutendſten, weil es nicht blos unmittelbar und phyſiſch wirkt, ſondern auch in das ethiſche Gebiet vielfach wohlthätig einzugreifen im Stande iſt.

Vor allem machen wir, da wir hier bei der erſten, der phyſiſchen Seite ſtehen, darauf aufmerkſam, daß, während das Bedürfniß körperlicher Uebung und Erkräftigung ſich nothwendig in dem Maße ſteigert, in welchem die Zeit dafür ſich beſchränkt, die Neigung abnimmt, und die Hemmungen und ungünſtigen Einflüſſe aller Art wachſen, daß man es nicht mehr dem Zufalle überlaſſen darf, wie das geringe Maß von Zeit nur halb oder auch gar nicht dafür gebraucht oder ſogar mißbraucht wird, daß vielmehr Zeit und Kraft auf jede Weiſe benützt und eigentlich ausgekauft werden müſſen. Und dieſer Bedingung kommt eben das Turnen in ausgezeichneter Weiſe entgegen, indem es durch das methodiſch Berechnete ſeiner Uebungen auch in beſchränkter Zeit den Körper und ſeine ganze Muskulatur auf die mannigfaltigſte und fruchtbarſte Weiſe bewegt und übt, ſpannt und anſtrengt, die Säfte verarbeitet, dem Körper Kraft und Elaſtizität, Abhärtung und Ausdauer verleiht und eine wohlthätige, durch das Gefühl körperlicher Geſundheit und geiſtiger Erholung gewürzte Ermüdung erzeugt. — Und dies führt uns dann noch auf einen Punkt, der die höchſte Beachtung verlangt: es ſind die geheimen Sünden der Jugend, dieſe Peſt, die im Finſtern ſchleichet und am Mittag

verderbet, dieſes Schreckbild jedes beſorgten Vaters und jedes gewiſſenhaften Erziehers. Was über körperliche und ſittliche Krankhaftigkeit unſerer Zeit und ihrer Heilung im Bisherigen geſagt worden iſt, gilt ganz beſonders auch hier. Um dieſem gefährlichen Uebel mit rechtem Nachdruck zu ſteuern, iſt überhaupt eine ganz andere leibliche und geiſtige Diät erforderlich: Entfernung alles deſſen, was im Körper luxurirende Säfte erzeugt und die Phantaſie reizt, Entziehung aller Gelegenheit zu müßigem Hindämmern, dafür aber tüchtige geiſtige Arbeit und nach dieſer körperliche Bewegung und Anſtrengung bis zur Ermüdung, mehr Einfachheit und Nüchternheit der Lebensweiſe, mehr ſittlicher Ernſt und vor allem eine recht innerliche und lebendige Furcht vor Gott und ſeiner heiligen Allgegenwart. Und eben auch gegen dieſes ſchwere Uebel kann das Turnen weſentliche Dienſte thun. Man ſage nicht, ein Einwurf, der überhaupt Manchen kommen dürfte: was können Uebungen Bedeutendes und Nachhaltiges leiſten, die auf ein paar Abende der ganzen Woche beſchränkt ſind, wie können ſie ein nur irgend anzuſchlagendes Gegengewicht gegen ſo große, tiefeingewurzelte Gebrechen bilden? — Wir haben vorhin auf das Berechnete, Konzentrirte dieſer Uebungen hingewieſen. Eine einzige Abendſtunde, mit ihnen recht ausgefüllt, zumal wenn ſich dann an ſie noch ein fröhliches Spiel, oder ein tüchtiger Marſch anſchließt, kann — der Verfaſſer beruft ſich auf ſeine Erfahrungen — ſchon viel thun. Allerdings aber dürfen ſie nicht blos auf zwei Abende beſchränkt ſeyn, ſondern müſſen ſich wo möglich täglich wiederholen, was bei allen eifrigen Turnern ohnedies von jeher freiwillig geſchah. Sodann aber darf das Turnen keineswegs als iſolirte Maßregel betrachtet werden. Sobald nur rechter Ernſt damit gemacht wird, und das müſſen wir freilich vorausſetzen, ſo beſchränkt es ſich nicht blos auf die unmittelbare körperliche Uebung, ſondern, was ſich ſchon aus dem Bisherigen ergiebt, und auf was wir noch mehr zu ſprechen kommen werden, es muß und wird auch in weiterem Kreiſe auf größere Einfachheit und Naturgemäßheit der Lebensweiſe, auf Wiederbelebung eines jugendlich-friſchen Geiſtes und überhaupt auf eine beſſere, vernünftigere Richtung des Jugendlebens einwirken.

So wäre denn das Turnen ſchon durch unſere gegenwärtigen

Zuſtände, durch die dringende Nothwendigkeit, auch nur einen normalen Geſundheitsſtand herzuſtellen, und ſomit durch eines der erſten Intereſſen des öffentlichen Wohles poſtulirt. Haben wir das Inſtitut aber nur einmal in vollen Beſitzſtand geſetzt und ihm ſeine durchgreifende Wirkung geſichert, ſo ſtellen ſich eben die übrigen Momente freiwillig heraus. Es wird ſich, um hier immer vorerſt bei dem phyſiſchen ſtehen zu bleiben, nicht blos die Geſundheit der darin aufwachſenden Generation wieder mehr heben und ſtärken, und das Gefühl voller friſcher Manneskraft wieder allmählig eintreten, ſondern der in ſolcher Schule durchgebildete Mann wird überhaupt auch wieder Herr ſeines Körpers werden und an ihm ein zu jedem Dienſte gefügiges, für den verſchiedenen Bedarf des auch hierin ſeine Forderungen immer höher ſtellenden Lebens gewandtes, zu Anſtrengungen erſtarktes Organ haben. So wird ſich denn auch das lange geſtörte Gleichgewicht zwiſchen Geiſt und Körper allmählig und ſo weit wieder herſtellen, als dies überhaupt unſere Zeit möglich macht, und, um wieder an die helleniſche Gymnaſtik zu erinnern, der wohlthätige Einfluß auch auf plaſtiſche Schönheit, auf Entwicklung kraftvoller, gleichmäßig durchgebildeter, und ſo in jugendlicher Wohlgeſtalt blühender Körperformen nicht ganz ausbleiben.

Aber dies iſt nur Eine Seite der Sache. Der Körper iſt und ſoll eben nur das Organ des Geiſtes ſeyn, und theils die unmittelbare Wechſelwirkung zwiſchen beiden, theils ſo manche ſich daran anknüpfende Vortheile laſſen den ethiſchen Gewinn unſerer Uebungen wohl eben ſo groß erſcheinen als den phyſiſchen.

Das alte mens sana in corpore sano iſt ein goldenes Wort und ſeinen Werth erkennt nicht nur der, dem im Gefühle voller Kraft und Geſundheit auch alle Funktionen des Geiſtes friſch und ungehindert von Statten gehen, ſondern auch, wer unter dem Drucke körperlichen Unvermögens oder gar körperlicher Leiden und krankhafter Stimmung ſeinem Berufe nur mit Mühe genügt und vielleicht nur durch philoſophiſche Reſignation oder chriſtliche Glaubenskraft dem mitleidenden Geiſte Erzeugniſſe abnöthigt, die bei voller Geſundheit freiwillig und vollkommener ſich entwickelt haben würden. Die Folgerung daraus liegt nahe genug. Trägt das Turnen zur Wiederherſtellung und Kräftigung der leiblichen Geſundheit bei, ſo muß es in demſelben Maße auch auf den Geiſt

überwirken. Allein dies wird ſich nicht etwa ſpäter erſt als endliche Frucht längerer Uebungen herausſtellen, ſondern es wird dieſen Einfluß vom Anfang an bis auf einen gewiſſen Grad beweiſen. Denn, und dafür ſpricht die tägliche Erfahrung, ſchon das unmittelbare Betreiben der Uebungen, das Tummeln in freier Luft, das jugendlich-rüſtige Regen und Bewegen gibt auch dem Geiſte eine gewiſſe Friſche und Elaſtizität, und ſeine Thätigkeit iſt im Allgemeinen gewiß eine freiere und geſundere bei dem, der jeden Abend müde vom Turnplatze zurückkommt, als bei dem, der den Arbeitstiſch gar nicht verlaſſen, oder ſich in ſeiner Erholungszeit einem behaglichen Hindämmern überlaſſen hat.

Neben dieſem allgemein wohlthätigen Einfluß auf den Geiſt aber möchten wir Eine Wirkung noch beſonders hervorheben, es iſt der aus dem körperlichen Kraftgefühl ſich mitentwickelnde und durch Thätigkeit und Anſtrengung ſich ſtärkende moraliſche Muth, dieſe edle Unterlage der rechten Mannhaftigkeit. Wie viele und reiche Segnungen auch der Friede bietet, ein langer und ungeſtörter Genuß deſſelben macht bekanntlich unvermerkt weich und leicht ſogar ſchlaff. Und doch bedarf auch der Friede einer kräftigen und furchtloſen Männlichkeit, und bedarf derſelben oft beinahe mehr als der Krieg, in welchem der Drang äußerer Ereigniſſe und die Noth des Augenblicks die ſchlummernde Kraft wecken und auch dem Schüchternen Muth einflößen können. Nun weiß der Verfaſſer zwar recht gut, daß der wahre männliche Muth auf noch ganz andern Bedingungen ruht, als auf körperlicher Kraft, und daß auch im gebrechlichen Körper ein edler und kräftiger Geiſt wohnen kann. Aber ſo viel iſt auch gewiß, daß dies mehr nur Ausnahmen ſind, und daß körperliche Ertüchtigung wenigſtens einen ſehr bedeutenden Beitrag zu jener ſchönen ſittlichen Eigenſchaft gibt. Ueberdies aber findet dieſer Muth überhaupt eine vielfache unmittelbare Anregung auf dem Turnplatze, indem manche Uebung zu machen, manche Anſtrengung zu beſtehen iſt, zu denen bereits eine gewiſſe Entſchloſſenheit gehört.

Wenn wir aber von unſern Uebungen, ſobald ſie nur recht getrieben werden, eine günſtige Einwirkung auf die Bildung eines entſchloſſenen, männlichen Charakters erwarten, ſo können wir es noch allgemeiner faſſen, und ihnen überhaupt einen Einfluß auf die freiere, individuellere Entwicklung des Charakters

überhaupt und somit der männlichen Selbstständigkeit zuschreiben.

In der Schule verhält sich der Knabe, der Jüngling weit mehr nur rezeptiv, seine geistige Bewegung, denn von körperlicher kann ja ohnedies nicht die Rede seyn, ist in mannigfache Schranken eingeengt, an bestimmte Normen gebunden, und es gehört schon viel Weisheit und Liebe, und namentlich viel eigene geistige Freiheit des Lehrers dazu, um dem Schüler innerhalb dieser nothwendigen Schranken doch noch zu einer gewissen Freiheit der geistigen Bewegung und Entfaltung zu verhelfen. Dies ist bedeutend anders auf dem Turnplatze. Schon die Entbindung von dem, wenn gleich nothwendigen und sonst heilsamen Schulzwange, die körperliche Bewegung in freier Luft und auf freiem Raume gibt ihm die Vorstellung der Freiheit. Er fühlt bei allem Gehorsam, den er auch hier zu leisten, bei aller Ordnung, die er auch hier einzuhalten hat, sich dennoch weit weniger gebunden, weit freier, behaglicher. Noch weit mehr aber ist dies der Fall bei den damit verbundenen Spielen, dieser Poesie der Jugendwelt. Es ist schon oben bemerkt worden, daß gerade die kraftübenden, ächt jugendlichen Spiele unter unserer gegenwärtigen Jugend, zumal in größeren Städten, mehr und mehr aufgehört haben, und daß das Turnen gewissermaßen erst wieder die Initiative dazu geben mußte. Jedenfalls hat dieses dieselben in seinem unmittelbaren und beständigen Gefolge, sie sind gewissermaßen die Blüthe der Turnübungen. Hier ist der Knabe in seinem Element, der Spielplatz ist sein Staat und zwar ein Freistaat, in welchem jedes Talent und jede Kraft, jede Neigung und Richtung frei und ungehindert hervortreten dürfen, weil nur Talent und Kraft hier etwas gelten. Hier bewegt er sich mit der unbefangensten, weil fröhlichsten und harmlosesten Freiheit. Und indem er so in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erscheinen darf, muß sich diese natürlich auch freier gestalten, als irgend sonst. Wenn aber diese Freiheit der innerlichen Entwicklung und Gestaltung, dieses bestimmtere Hervortreten der Individualität, dieses Erstarken zur sittlichen Selbstständigkeit überhaupt eine Aufgabe jeder vernünftigen Erziehung ist, so sollte es in unserer Zeit doppelt begünstigt werden, in welcher bei dem immer mehr wachsenden Weltverkehr, dem Streben nach Universalismus, dem bereitwilligen Eingehen in jede fremde Anschauungsweise,

dem Abglätten und Verwiſchen der eigenen Eigenthümlichkeit ausgeprägte Charaktere immer ſeltener, aber darum auch immer wichtiger, immer mehr Bedürfniß werden.

Die hier bezeichneten Verhältniſſe beim Turnen und den Turnſpielen, namentlich eben die freiere Bewegung, tragen aber, weiſe benützt, noch eine weitere, ſehr wichtige Frucht. Der Verfaſſer hat ſchon oben aus ſeiner eigenen Erfahrung nachgewieſen, wie viel leichter es hier werde, das Vertrauen der Jünglinge zu gewinnen, als innerhalb der engeren Schranken der Schulordnung, und wie bereitwillig ſie zur Herſtellung einer gewiſſen ſittlichen Strenge ſich hergeben. Darum bezeichnet er unbedenklich das Turnen überhaupt als ein Mittel, unter der daran Antheil nehmenden Jugend ſittliche Zucht und ſittlichen Ernſt mit einer gewiſſen Freiwilligkeit, und man möchte ſagen Autonomie herzuſtellen und, als erſte Wirkung derſelben, gegen die ſchon oben gerügten Gebrechen unſerer Zeit und namentlich unſerer Jugend: Weichlichkeit und Genußſucht einestheils, Anmaßlichkeit und Streben nach Ungebundenheit andererſeits ein Gegengewicht zu geben. Der erſte Theil dieſer Klage iſt ſchon mehrfach berührt worden, und ſie wird allerdings ſo allgemein erhoben, daß ſchon dieſe Uebereinſtimmung der Klagenden einigermaßen auf die Wahrheit der Thatſache ſchließen laſſen dürfte. Nicht viel beſſer ſteht es mit der zweiten. Auch hier iſt es eine beinahe übereinſtimmende Beſchwerde von Eltern und Lehrer, daß es immer ſchwerer werde, von der Jugend den willigen und beſcheidenen Gehorſam, der ſonſt als natürlich und unerläßlich galt, zu erhalten; es iſt eine vielfach gehörte Bemerkung der Aelteren, daß die Jugend, wo ſie öffentlich erſcheine, ſich mit einer früher nicht gewohnten Anmaßlichkeit benehme und vordränge, und daß die Grundſätze und das edle Beiſpiel „des jungen Frankreichs und des jungen Deutſchlands" einen nur zu fruchtbaren Boden und eine allzu bereitwillige Nachahmung finden. Die Erklärung dieſer unglücklichen Richtung iſt wohl eben mit dieſer letzteren Bemerkung gegeben. Es iſt gewiß vorzüglich die Ueberwirkung dieſer traurigen Auswüchſe unſerer ſittlich-religiöſen und ſozialen Verhältniſſe, welche mit dem Gifte ihrer Lehren und ihres Beiſpiels auch die übrige Jugend anſtecken. Hier thut in der That Hülfe, und ernſte, durchgreifende Hülfe Noth, wenn nicht die nachwachſende Generation

noch tiefer verfallen und die zerſtörenden Früchte ihres eigenen Beginnens ernten ſoll. Der Verfaſſer iſt nun weit entfernt, das Turnen als Univerſalheilmittel gegen alle dieſe Gebrechen anpreiſen zu wollen. Was ſo tief wurzelnde Krankheiten heben ſoll, muß ſelbſt auch tief gehen. Nur die Lebenskraft, welche ſchon Größeres bewirkt und die Welt umgeſtaltet hat, die Gotteskraft eines lebendigen und durch alle Gebiete des Lebens in Haus und Schule, Kirche und Staat hindurchgehenden Chriſtenthums kann hier gründliche und durchgreifende Hülfe ſchaffen. Allein er iſt dabei doch auch der Meinung, daß jedes andere ſubſidiariſche Mittel, wenn es nur an ſich gut iſt, ergriffen werden müſſe, um wenigſtens einen Stein zu dem neuzulegenden Gebäude einer friſchen, von all dieſen Gebrechen befreiten und nach Leib und Seele geſunden Generation zu geben. Und als ein ſolches Mittel, und zwar als keines der unbedeutendſten, darf das Turnen gewiß bezeichnet werden.

Was vorerſt den Vorwurf der Weichlichkeit betrifft, ſo bilden ja die Uebungen an ſich ſchon ein Gegengewicht dagegen. Mögen ſie auch derjenigen Klaſſe der Jugend, die wir oben bezeichnet haben, anfangs wenig zuſagen, — jede geſunde, naturgemäße Thätigkeit gewinnt ſich allmählig Freunde, und mancher Schwächling und Zierling würde gewiß nach nicht langer Zeit eine Freude daran gewinnen und mit Unwillen auf ſeine frühere Verirrung zurückblicken. Als ſolcher könnte er ohnedies auf dem Turnplatze gar nicht exiſtiren. Denn nichts iſt dem geſunden Sinne der Jugend mehr zuwider, als hohle, kleinliche Zierbengelei, und der ätzende Spott, dem ein Solcher im Kreiſe kräftiger Jugendgenoſſen ausgeſetzt iſt, muß ihn entweder beſſern oder wegtreiben. Und ſo wie dieſe Klaſſe leicht zu einer geiſtig und leiblich friſcheren Haltung übergehen dürfte, ſo würde auch aus der andern Mancher durch den ſittlichen Ernſt, der bisher als Ehrenprädikat der Turnplätze galt und hoffentlich fortwährend gelten wird, ſo wie durch die Entſchiedenheit ſittlich tüchtiger Kameraden in die Enge getrieben, von dem gemeinſinnlichen Treiben abgeſchreckt und vielleicht wirklich für Beſſeres gewonnen werden können. Ueberhaupt wird durch die ernſtliche Theilnahme an tüchtigen Turnübungen, wobei wir namentlich auch gerade in dieſer Beziehung der kleineren und größeren Turnfahrten erwähnen müſſen, eine gewiſſe Strenge und Einfachheit in Bedürfniſſen, in Kleidung, in Lebensweiſe, in der

ganzen jugendlichen Haltung bedingt, und die Erfahrung beweist, daß das jugendliche Ehrgefühl für die beabsichtigte Abhärtung und die dabei zu beweisende Kraft leicht gewonnen wird, überhaupt daß diese Eigenschaften dem Charakter der Jugend im Ganzen weit näher liegen, als Weichlichkeit, Schlaffheit und Genußsucht. Und eben diese im Turnverhältniß angeregten und geübten Eigenschaften können dann nicht ohne Rückwirkung auch auf das Leben und Treiben der Jugend zu Hause bleiben. Die Erfahrungen des Verfassers sprechen wenigstens ganz entschieden dafür, und die Verhältnisse, die sich auf seinem Turnplatze gebildet haben, sind so wenig eigenthümlich, daß sie sich überall herstellen lassen, und die daraus abgeleiteten Resultate also auch als allgemein gültig betrachtet werden dürfen.

Dasselbe findet statt bei dem zweiten der gerügten Fehler, der Anmaßung. Bei aller scheinbaren Freiheit auf dem Turnplatze muß dennoch strenge Regelmäßigkeit, Ordnung und Gehorsam herrschen. Je mehr nun aber dieser Gehorsam den Charakter einer freiwilligen Unterordnung hat, desto wirksamer geht er in die Vorstellungsweise, in die ganze Stimmung des Gehorchenden über, und desto weniger kann der unglückliche Auswuchs jener ungeberdigen Anmaßlichkeit Wurzel fassen. Ueberhaupt aber sind Ungebundenheit und Anmaßung entschiedene Antipoden rechten sittlichen Ernstes und sittlicher Gesundheit, die auf dem Turnplatze so leicht zur Entfaltung kommen. Ueberdies behält der Lehrer das Ganze ja immer in seiner Hand, und der noch unverdorbene Knabe und Jüngling hat in der Regel noch ein so sicheres Gefühl für die edlen Tugenden des Gehorsams und der Bescheidenheit, daß er trotz aller Gährung seiner Jahre, so lange er nur nicht sonst schlimmen Einflüssen ausgesetzt ist, dieselben als natürliche Bedingung seiner Stellung betrachtet. Endlich aber kommt auf dem Turnplatze noch ein nicht unbedeutendes Moment zu Hülfe, daß nämlich in einem solchen jugendlichen Staate immer die Tüchtigsten und Sittlichsten ein entschiedenes Uebergewicht bekommen, dem die Uebrigen sich in der Regel mit freiwilliger Anerkennung unterordnen. Denn wie viel Wort und Beispiel eines tüchtigen älteren Jugendgenossen gilt, wie stark ein solches Vorbild wirkt, und wie der Erzieher schon halb gewonnen hat, sobald er nur einige Solche, die dann wahre Erziehungsgehülfen werden, auf seine Seite bekommt, ist

bekannt genug, ſo wie, daß dieſe letzteren ſelbſt, eben ſo fern es geſunde und tüchtige Naturen ſind, durch einen ſolchen Einfluß nur noch mehr ſittlich gehoben und im Guten beſtärkt werden, ſo daß alſo von beiden Seiten die in Rede ſtehende Verirrung nicht zu befürchten iſt. Daß übrigens dieſes Verhältniß durchaus nicht mit dem jugendlichen Despotismus verwechſelt werden darf, der, gewöhnlich von roher phyſiſcher Kraft ausgehend, meiſt zugleich auch von gemeiner und niedriger Geſinnung zeugt und allerdings bei dem Despoten und den Despotiſirten gerade die entgegengeſetzten Früchte trägt, darf wohl kaum erinnert werden.

Ueberblicken wir nun das, was bisher über die ethiſche Seite des Turnens geſagt worden iſt, ſo tritt uns daraus, neben der materiellen Wichtigkeit der Sache, auch noch ein pädagogiſches Ergebniß hervor, das wir nicht übergehen zu dürfen glauben: es iſt die große Bedeutung des Turnens auch nur als formelles Erziehungsmittel.

Wenn die Fruchtbarkeit des erziehenden Wirkens ſich doch vorzugsweiſe auf innerliche Motive, auf Vertrauen, auf Liebe und freiwilligen Gehorſam, ſo wie auf Luſt und Freudigkeit zur Pflichterfüllung gründet, ſo muß dem Erzieher ein Mittel vorzüglich willkommen ſeyn, das dieſe Eigenſchaften anregt und zu fördern geeignet iſt, und ein ſolches iſt ja eben das Turnen. Wir ſetzen natürlich einen Erzieher voraus, der ſeine Aufgabe nicht nur mit chriſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, als eine vom Herrn ihm anvertraute Arbeit an unſterblichen Seelen, ſondern auch, und eben deswegen mit freiwilliger Luſt und Freudigkeit betreibt, und dem es in ſeinen jugendlichen Umgebungen wohl iſt. Ein Solcher weiß am beſten, daß ſeine Jugend, je mehr ſie in fröhlicher Harmloſigkeit ſich bewegt, deſto bereitwilliger auch zum Gehorſam und zu allem Guten iſt, und wird darum um ſo lieber ein Erziehungsmittel benützen, das die darauf verwendete Arbeit mit ſo reichen Zinſen lohnt. Der Verfaſſer geſteht wenigſtens unverhohlen, daß ihm die Stunden, welche er früher mit ſeinen unmittelbaren Zöglingen und ſpäter unter ſeinen Turnern bei tüchtiger Uebung und heiterem Spiel zugebracht hat, nicht nur eine reiche Quelle pädagogiſcher Erfahrungen, ſondern auch neben aller Anſtrengung, die es mitunter koſtete, dennoch häufig Stunden wahrer geiſtiger Erholung und gemüthlichen Genuſſes waren. Jedenfalls wird jeder Erzieher

zugestehen, daß es von großer Bedeutung sey, auf diese Weise einen so ungemein wichtigen, häufig mehr oder weniger unbeachteten Theil der jugendlichen Entwicklung, den in den Freistunden und auf dem Spielplatze, in der Hand zu behalten. Wenn man daran denkt, wie vielfach die sich selbst überlassene Jugend auf der einen Seite aus Weichlichkeit und Trägheit die kostbare Erholungs- und Spielzeit versäumt, auf der andern durch Rohheit, Unsitte und Gewaltthätigkeit mißbraucht, so tritt die Verpflichtung nur um so entschiedener hervor, durch Benützung des Turnens theils verhütend einzuschreiten, theils ordnend, leitend, anregend diese Stunden mit zu den fruchtbarsten und zugleich für die Jugend selbst genußreichsten zu machen.

Und so gehen wir denn endlich zu unserem dritten Gesichtspunkte über, der allerdings streng genommen nur eine spezielle Abtheilung des zweiten bildet, den wir aber, um seiner besonderen Wichtigkeit willen, doch besonders herausheben zu müssen glaubten, es ist der nationale.

Die Jugend will Ideen. Laßt sie im Alltagsgeleise fortgehen, ihre Wünsche, Aussichten und Berechnungen an Examen und Brod knüpfen, und sich, — wir sprechen hier natürlich von Jünglingen, nicht von Knaben — als das vermessenste Ziel ihres Strebens etwa ein Staatsamt stecken, bis zu welcher Mittelmäßigkeit, ja bis zu welcher Gemeinheit wird sie da allmählig heruntersinken, wenn alle Begeisterung aufhört, und das stärkste Motiv höchstens noch der Ehrgeiz ist? Sie muß für Ideale erwärmt und begeistert werden, und diese müssen ihrem eigenen Leben und Streben nahe treten, sich verkörpern. — Die höchsten Ideen sind freilich auch hier wieder diejenigen, welche das Christenthum bietet, und die deswegen auch die höchste Begeisterung einflößen können, und es ist etwas, wenn auch Seltenes, dafür aber um so Schöneres, wenn das Sehnen und Ringen eines edlen Jünglingsgemüthes das Höchste erfaßt, für tiefinnerliche Gottes- und Christusliebe, für das Leben in Gott in stiller Begeisterung erglüht, und diese Begeisterung die edelsten Blüthen der Wissenschaft, der Sittlichkeit und geistigen Schönheit treibt. Aber die höchste Idee schließt noch andere in sich, die freilich nur in ihr eigentlich wurzeln, aus ihr ihre Lebenskräfte ziehen sollten, und überhaupt nie ganz aus diesem Boden weggenommen werden dürfen, wenn sie gesunde Früchte

treiben ſollen, die aber, ſo ferne ſie überhaupt nur innerhalb dieſes Lebensgebietes bleiben, auch für ſich allein erfaßt werden und ein Ziel jugendlichen Strebens bilden können. Es iſt dies erſtens die Wiſſenſchaft, für welche der Jüngling warm werden und die ihn mehr anfeuern muß, als Examen und Brod und Ehre; es iſt zweitens die Idee des Vaterlandes, an das er in rechter jugendlicher Liebe und Begeiſterung ſich anſchließt. Und wenn eine Idee praktiſch iſt und gerade dem Jünglingsgemüthe zuſagt, ſo iſt es dieſe. Der Verfaſſer hat in dieſer Beziehung einen Maßſtab an ſich ſelbſt. Seine Jünglingsjahre fielen in die Zeit religiöſer und nationaler Armuth und Dürre. Auf dem religiöſen und ſittlichen Gebiete war im flachſten Rationalismus und in hohler, dünkelhafter Aufklärerei alles tiefere Erfaſſen religiöſer Wahrheiten, alles Gemüthsleben vielfach erſtorben; im öffentlichen Leben traf man ſchon längſt auf der einen Seite nur noch Kaſtengeiſt und ſpießbürgerliche Beſchränktheit, auf der andern eine alles Selbſtgefühls baare Ausländerei, die ſich nicht ſelten zu einem ſogenannten philoſophiſchen, aber geiſt- und gemüthloſen Weltbürgerthum aufblies. Damit verband ſich jene kleinliche, ſelbſtſüchtige Politik der unzähligen Parzellen des gemeinſamen Vaterlandes, bei welcher auch in dem Reichsverbande nicht Ein großer Gedanke mehr zu Tage kommen wollte; und endlich kam zu all dieſem innern Elende noch der Druck fremder Zwingherrſchaft: — was Wunder, wenn beinahe alles Nationalgefühl verkümmerte, die alten Ideen von Ehre und Größe des deutſchen Namens ihre Realität verloren zu haben ſchienen, und entweder blos noch bald in wehmüthiger Erinnerung, bald in bitterem Unmuthe fortlebten, oder in ſelbſtſüchtige Gleichgültigkeit, ja bei nicht Wenigen in knechtiſche Geſinnung übergegangen waren. Der Verfaſſer weiß deswegen wohl noch, wie verarmt und verlaſſen er ſich oft fühlte, und welch ſchmerzliche Diſſonanzen ihm die Beſchäftigung mit der alten Griechen- und Römerwelt erregten, wenn er für die ergreifenden Ideen von nationaler Größe und Einheit, von Freiheit und Mannhaftigkeit einen Boden in der Gegenwart ſuchte und — keinen fand. Als aber durch den großen Umſchwung der Weltgeſchichte in dieſen religiöſen und nationalen Todesſchlummer ein neues Leben kam, welche herrliche Begeiſterung flammte da nicht auf, und wie war es nicht vor Allem die deutſche Jugend, welche die aus ihrer Erſtarrung wieder in Fluß gekommenen

Ideen am begierigſten und feurigſten ergriff! Doch die Geſchichte hat laut genug geſprochen, daß es keiner weiteren Worte bedarf. Dieſe Begeiſterung iſt aber freilich nunmehr nach einem 25jährigen Friedensſtande nicht nur, wie es nicht anders ſeyn konnte, ſehr erbleicht, ſondern leider zu einer bloßen ſchönen Erinnerung herabgeſunken. Wollen wir es abermals zu einem ſolchen Extrem kommen laſſen und ruhig zuwarten, bis wieder ein Nothruf ergeht? Da würden wir ja derſelben ſchweren Verſäumniß uns ſchuldig machen, die der Herr in einer freilich noch tiefer gehenden Beziehung ſtraft, wenn er uns ſein warnendes: Wachet, zuruft, ja wir würden einen Fehler begehen, den wir im gemeinſten Haushalte tadeln. Ohnedies gibt ſich die Sache nicht ſo blos von ſelbſt; die rechte innerliche, mit dem ganzen Leben und Seyn des Volkes verwachſene und darum auch zuverläſſige Vaterlandsliebe iſt keine ſo nothwendige, aus dem heimathlichen Boden von ſelbſt erwachſende Pflanze, wie etwa die Anhänglichkeit an das Vaterhaus und die Geburtsſtätte. Jene Geſinnung kann nur aus der zum Bewußtſeyn gekommenen Idee des Vaterlandes und der Pflichtbeziehung des Einzelnen zu demſelben ſich ſicher und kräftig entwickeln, und darum iſt es um ſo entſchiedenere Pflicht des Staates und vor Allem alſo der Erziehung, zur Bildung und Stärkung des Nationalcharakters und des Nationalgefühls mit gewiſſenhaftem Ernſte alles mögliche beizutragen. Der Verfaſſer hat im vorigen Jahrgange der deutſchen Vierteljahrsſchrift ein Wort über „unſer Unterrichtsweſen im Verhältniß zur Nationalität" geſprochen, und dort eben vor Allem die große, auf unſerer Schule in dieſer Beziehung laſtende Verſchuldung nachgewieſen und die Mittel anzugeben verſucht, welche derſelben für dieſen wichtigen Zweck zu Gebot ſtehen: das Chriſtenthum, als das, beſonders für Bildung und Belebung ſelbſtſtändiger Individualität wichtigſte Moment, ſodann die Mutterſprache mit ihrer Literatur, die vaterländiſche Geſchichte und Geographie, und das Turnen.

Faſſen wir hier nun das letztere näher ins Auge, ſo ergibt ſich leicht, daß es einen der geeignetſten und fruchtbarſten Faktoren bilden kann. Je mehr es ſich bei unſerer Frage um Entwicklung und Bildung des Charakters handelt, deſto bedeutender muß der Einfluß einer Maßregel ſeyn, welcher gerade dieſe Einwirkung beſonders zu Gebot ſteht, und daß dies beim Turnen der Fall iſt, haben wir oben gezeigt. Hier, wo Kraft und Muth, Einfachheit

und Selbstüberwindung, wo Gehorsam und sittlicher Ernst verlangt und gebildet werden sollen, hier liegt es so nahe, sobald nur die Idee des Vaterlandes überhaupt in den Bereich der Jugend gezogen wird, diesen Uebungen auch die Beziehung auf dasselbe zu geben, und darin das lebendigste und anregendste Motiv für die ersteren zu finden. Der Jüngling unterscheidet hier sehr zwischen Schule und Turnplatz. Nicht nur ist er, weil er sich auf dem letzteren freier fühlt als im Lehrzimmer, auch für solche Ansprache empfänglicher, sondern er erscheint sich auch durch die körperliche und die damit verbundene sittliche Kraftanstrengung auf dem letzteren weit mehr handelnd, und was er hier leistet, ist ihm weit eher eine Vorschule künftiger Thaten, als Alles, was er in der Schule arbeitet. Sollten es deswegen für den tüchtigen Knaben, für den aufstrebenden Jüngling blos leere Worte seyn, wenn er hier, unter so günstigen Umgebungen, wenn er namentlich bei vaterländischen Erinnerungs- und Ehrentagen gemahnt wird, daß er ein Deutscher ist, und aufgefordert, Kraft und Muth, Biederkeit und Treue, Ernst der Gesinnung und Vaterlandsliebe, diese altehrwürdigen Besitzthümer unseres Volkes, auch an sich wieder herzustellen, und alle diese edlen Tugenden im Ernste tüchtiger Uebung wie im fröhlichen Spiele, überhaupt in seinem ganzen Jugend- und künftigen Mannesleben zu üben, und sich zum Dienste des Vaterlandes, wo und wie derselbe verlangt wird, vorzubereiten? Zwar denkt der Jüngling bei solcher Mahnung am liebsten zunächst an den Dienst in Kampf und Krieg. Da möchte sich der jugendliche Muth zeigen, da träumt er gerne von künftigen Heldenthaten. Lassen wir der Jugend dieses Recht, und erinnern uns jedenfalls daran, daß es immer wohlgethan war, auf den Krieg sich im Frieden vorzubereiten, und daß es kein Verlust für das Gemeinwohl seyn wird, wenn unsere Jugend sich frühe schon mit dem Gedanken an die Pflicht der Wehrhaftigkeit und Vaterlandsvertheidigung vertraut macht. Haben uns doch die Ereignisse des vergangenen Jahres lebhaft genug daran erinnert und uns wiederholt darauf hingewiesen, wessen wir uns von unseren westlichen Nachbarn zu versehen haben. Mag auch eine solche Störung des europäischen Friedens, deren Folgen dann nicht mehr zu berechnen wären, durch die Weisheit und Festigkeit der Kabinette noch für lange abgewehrt werden; es ist jedenfalls gut, wenn ein Volk für alle Wechselfälle gerüstet, und

nach außen nicht blos durch Maßregeln der Politik, ſondern auch durch innern Halt, durch die Vaterlandsliebe, die Einigkeit und Mannhaftigkeit ſeiner Bürger geſichert iſt. Und das ſoll ſchon unſre Jugend lernen: ſie ſoll es wiſſen, daß unſer deutſches Vaterland, wie der ehrwürdige Arndt ſagt, „im Mittelpunkte des Welttheils die wichtige und große Beſtimmung hat, das gewaltige Bollwerk zu bilden, an welchem ſich alle Völkerbewegungen und Weltaufruhre brechen müſſen," und daß es darum eben innerlich recht ſtark werden muß. Sie ſoll aber zugleich auch wiſſen, daß es nicht blos den politiſchen, ſondern auch, und noch viel mehr den geiſtigen Mittelpunkt unſeres Welttheils bildet, daß der germaniſche Geiſt es iſt, der, in enger Verbindung mit dem Chriſtenthum, Europa um- und neugeſtaltet hat, daß der Ernſt und die gemüthliche Tiefe des deutſchen Charakters in Kunſt und Wiſſenſchaft und beſonders im religiöſen Leben ſeine Eroberungen nach allen Seiten hin mit ſtiller Geiſtesmacht immer noch ausdehnt, und namentlich auf dem religiöſen Gebiete (durch die höchſt intereſſante Thätigkeit des Miſſionsweſens) auch in fremde Welttheile überträgt. Dazu aber bedarf es ebenfalls der rechten Liebe und Begeiſterung, es bedarf aller jener nationalen Tugenden, und es iſt in der That nicht ſchwer, die Jugend auch dafür anzuregen, ſobald ihr das vorgeſteckte Ziel überhaupt nur als ein ernſtes, würdiges und männliches erſcheint. Der Verfaſſer weiß dies aus ſeiner langen Erfahrung, und hat immer die regſte Empfänglichkeit für alle ſolche Ideen und Empfindungen gefunden, und zwar eine Empfänglichkeit, die nicht etwa in Worten ſich breit gemacht hätte, ſondern durch den Ernſt des jugendlichen Weſens und Strebens ſich kund that. Darum iſt auch nicht zu beſorgen, man möchte durch dieſe Anregung nationaler Ideen und Geſinnungen die Jugend irgend unwillkürlich in das Gebiet der Politik hineinführen, und ſie zu politiſchen Schwätzern, zu unruhigen, unzufriedenen Raiſonneurs machen. Die Antwort darauf liegt bereits im Obigen. Das ſicherſte Gegengewicht gegen leeres Schwatzen iſt von jeher tüchtige Arbeit und friſches, kräftiges Handeln geweſen, und gerade dadurch geſtattet der Turnplatz ſchon gar keine Schwätzer, noch viel weniger bildet er ſie. Die ununterbrochene Thätigkeit, die auf ihm herrſcht, die Geſundheit des Leibes und Geiſtes, die er erzeugen hilft, erlaubt ein ſolch krankhaftes Vorgreifen nicht, wenn es nicht durch

irgend eine Zeitrichtung herbeigeführt wird, welche außer ſeinem Bereiche liegt. Gerade einer ſolchen aber wird er vielmehr begegnen helfen, denn der rechte Jüngling iſt noch viel zu poetiſch, als daß er von ſolcher Begeiſterung für nationale Ideen in die proſaiſche Wirklichkeit ſpezieller politiſcher Beziehungen ſich verirren ſollte. Die Politik an ſich liegt ihm noch ferne, und es muß als eine der Verirrungen unſerer Zeit angeſehen werden, wenn ſchon unreife Jünglinge mit vorlauter Anmaßlichkeit ſich auf dieſes Gebiet wagen. Wohl aber mag die Beſchäftigung mit nationalen Ideen eine Vorſchule für die dereinſtige mittelbare oder unmittelbare Theilnahme des Mannes an politiſcher Thätigkeit ſeyn, und zwar eine Vorſchule, die gewiß nur im wohlverſtandenen Intereſſe eines geſunden Staatsorganismus liegen kann. Denn ſie lehrt den Mann, auch ſeine Aufgabe im Staatsdienſte aus einem mehr idealen und höheren Geſichtspunkt auffaſſen, und während ſie ihn ſo durch den Ernſt dieſer Auffaſſung und der ihr zu Grund liegenden Geſinnung vor hohlen Schwindeleien bewahrt, wird ſie zugleich ein Gegengewicht bilden gegen das Herabſinken in einſeitig pedantiſchen und verkümmernden Aktendienſt.

Und von dieſen Uebungen nun, welche an ſich ſchon ſo viel Naturgemäßes haben, welche in ihren Wurzeln auf die germaniſche Vor- und Urzeit zurückgehen, welche das deutſche Volk dann wieder in einem der wichtigſten und großartigſten Momente ſeiner Geſchichte ergriffen, ſie ſchon dadurch mit ſeinen nationalen Intereſſen in unmittelbare Beziehung geſetzt und überdies mit dem ganzen Ernſte deutſchen Geiſtes und der vollen Färbung deutſcher Eigenthümlichkeit erfaßt hat, welche endlich überhaupt für Entwicklung nationaler Geſinnung ſo viele Anknüpfpunkte darbieten, von dieſen konnte Krauſe ſagen: „ſie ſeyen überhaupt nichts Nationales!“ Dieſes Urtheil geht offenbar aus einem doppelten Irrthum hervor. Einmal, daß er ihre Wiedereinführung aus der helleniſchen Gymnaſtik herleitet. Es iſt wahr, die Philanthropiniſten entnahmen ſie zunächſt von dorther; daß aber dieſe nicht auf die deutſche Vorzeit zurückgingen, iſt ſehr erklärlich, da das Nationalgefühl, wie wir ſchon oben bemerkt haben, damals ohnedies beinahe auf den Gefrierpunkt herabgeſunken war, und in dem weit-, aber auch mattherzigen Kosmopolitismus dieſer Schule einen ſchlechten Erſatz fand. Dafür war es auch der rein körperliche Geſichtspunkt, den ſie dabei

festhielten, und die Uebungen blieben auf ihre Institute beschränkt. Zur öffentlichen, zur Nationalsache wurden sie erst durch Jahn und Eiselen, unter der Macht großer Weltereignisse. Diese benützten von den erstern nur das gegebene Material; die Auffassung der Sache und ihre Richtung war eine andere und größere, war nationell geworden. Der andere Irrthum ist, daß er den Maßstab der griechischen Gymnastik an sie anlegt. Der germanische Charakter und das Christenthum bedingen offenbar eine andere Entwicklung und Gestaltung derselben Sache, als sie in der hellenischen Welt erschien. Wir sind Deutsche und keine Griechen, und wollen deswegen auch nicht die griechische Gymnastik und können sie nicht wollen, wohl aber die deutsche Turnkunst. Manches, was Krause an jener als Vorzug rühmt, vor allem die Nacktheit und anderes, läßt sich mit den Grundsätzen des Christenthums so wenig als mit deutscher Sitte und Weise, überhaupt mit der modernen Anschauung der Verhältnisse vereinigen. Darum aber dürfen wir dennoch, oder vielmehr, eben darum dürfen wir um so gewisser sagen, daß unser Turnwesen etwas entschieden Nationales habe; und darauf, indem wir alles Bisherige zusammen fassen, gründen wir unsere Forderung, daß es *allgemeine Nationalangelegenheit* werden müsse, darauf bauen wir unsere Hoffnung, daß es solche werden werde. Wir haben oben gezeigt, wie das Turnen bereits eine Geschichte gehabt, bereits gewisse Entwicklungsstadien durchgemacht habe. Zwei derselben, den Sturm und Drang der ersten Begeisterung, und die darauf folgende Reaktion haben wir nun hinter uns; überall und immer lebhafter tritt die Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Sache, tritt das Gefühl des Bedürfnisses hervor, und so sind wir wohl jetzt auf dem Punkte angekommen, in welchem aus der ruhigen Abklärung die Wahrheit hervorgehen und das Institut den Charakter der Allgemeinheit annehmen wird.

Es bleibt uns demnach jetzt noch übrig, über die nunmehr zu wünschende und zu erwartende *Gestaltung der Sache* noch einige Worte zu sagen.

Offenbar muß das Ganze zunächst als pädagogische Frage behandelt und in den *Bereich der Erziehung* gezogen werden.

Schon ihre ungemeine Wichtigkeit als erziehendes Moment, ihr unläugbar großer Einfluß auf leibliche und geiſtige Geſundheit verlangt dieſe allgemeinere Auffaſſung. Wollte man ſie aber deswegen auch ganz der Schule überlaſſen, ſo müßte es dennoch als dringende, als unerläßliche Pflicht des Staates ausgeſprochen werden, dafür Sorge zu tragen, daß ein ſo wichtiges, durch die Zeitverhältniſſe zwiefach gebotenes Moment in der Erziehung des nachwachſenden Geſchlechtes nicht länger blos der Einſicht oder Beſchränktheit der Lokalbehörden, dem Intereſſe oder der Gleichgültigkeit der Lehrer, der Neigung oder Abneigung der Schüler, kurz am Ende dem Zufall überlaſſen bleibe, ſondern, daß Körperübungen, und zwar wohlberechnete, regelmäßig eingerichtete, allgemein verbindliche Uebungen in den Plan aller öffentlichen Anſtalten aufgenommen werden, und, wenn irgend noch von einem Gleichgewichte zwiſchen Geiſt und Körper die Rede ſeyn ſoll, eben ſo gut einen integrirenden Theil ihrer Aufgabe bilden, als der Unterricht in den Wiſſenſchaften. Wir verlangen es für alle Schulen, und werden unten noch einmal darauf zurückkommen. Sollten je dieſer allgemeinen Durchführung zu große Schwierigkeiten ſich entgegenſtellen, was namentlich beim Landvolk der Fall ſeyn mag, das theils durch den Drang des Geſchäftes, theils durch ſeine Armuth ſogar die Schulverſäumniſſe ſeiner Kinder gerechtfertigt glaubt, ſo fordern wir ſie wenigſtens für alle diejenigen Schulen, deren Zöglinge nicht durch ihre häuslichen Verhältniſſe außer der Schule zu geſunder körperlicher Beſchäftigung angehalten ſind. Was nun aber mit der Schule und dem ganzen Jugendleben in ſo enger Verbindung ſteht, und zwar, man darf es wohl ſagen, nahezu den anſprechendſten und willkommenſten Theil aller Jugendarbeiten und Uebungen bilden dürfte, das verwächst von ſelbſt mit der ganzen Anſchauungs- und Vorſtellungsweiſe zunächſt der darin aufwachſenden Generation und dann im weiteren Verlaufe überhaupt des Volkes. Es trägt alſo ſeine allgemeine Begründung und Berechtigung in ſich ſelbſt.

Und nun kommt es darauf an, ob in der Sache überhaupt nationale Elemente liegen. Iſt dieſes der Fall, ſo bilden ſie ſich nothwendig von ſelbſt aus und drücken ihr ein nationales Gepräge auf. Denn je geiſtiger ein Bildungsmoment iſt, je mehr

es innere Lebenskraft beſitzt, deſto mehr wird es immer auch der eigenthümlichen Organiſation der zu Bildenden ſich anſchließen und ſie in ſich aufnehmen, deſto charakteriſtiſcher wird es ſich ſelbſt geſtalten. So hat ſich von jeher Geiſt und Gemüth eines Volkes in ſeiner Wiſſenſchaft, ſeiner Kunſt, ſeiner Religion ausgeprägt, und ſo haben wir eine deutſche Wiſſenſchaft, eine deutſche Philoſophie, eine deutſche Kunſt, und das höchſte, was es gibt, das Chriſtenthum, iſt vom deutſchen Gemüthe am tiefſten aufgenommen worden, hat ſich in ihm am reinſten abgeſpiegelt. So würde auch das Turnen von ſelbſt und unbewußt ſich bald nationaliſiren, auch wenn es nicht hiſtoriſch auf deutſchem Boden ſtünde und bereits ein Bürgerrecht hätte. Da dies aber der Fall iſt, warum wollen wir es uns nicht lieber gleich zum Bewußtſeyn bringen, und dadurch der Sache gleich die Richtung, die ihr nun einmal gebührt, und zugleich eine tiefere Einwirkung auf unſer Jugend- und Volksleben geben? Darum fordern wir zweitens, daß das in die Schule in der eben verlangten Weiſe aufzunehmende Turnen nicht blos vom pädagogiſchen Standpunkte im engern Sinne aufgefaßt und als bloßes Schulpenſum behandelt, ſondern in unmittelbare Beziehung zur Nationalerziehung geſetzt werde.

Damit wird nun freilich eigentlich vorausgeſetzt, unſere öffentliche Erziehung habe überhaupt dieſen Charakter. Daß dies ſchon durch eine gewiſſe innere Nothwendigkeit bedingt iſt, bedarf keines Beweiſes. Eine andere Frage aber iſt es, ob es uns auch zum rechten Bewußtſeyn gekommen, und wenn, ob dieſes Bewußtſeyn lebendig und praktiſch geworden iſt. Daß wir hierauf mit Nein antworten müſſen, iſt leider eben ſo gewiß. Nicht als ob wir meinten, daß unſere Erziehung ein nationales Gepräge erſt dadurch erhielte, wenn es nur mit recht viel Pathos ausgeſprochen, wenn unſerer Jugend recht viel davon geſagt würde. Das hieße allerdings die Unbefangenheit der jugendlichen Entwicklung ſtören, und Worte ſtatt Geſinnungen erzeugen. Aber wir fragen: ſind denn auch nur die Elemente einer nationalen Bildung im engern Sinn gehörig in unſere Schulen aufgenommen? Iſt der Mutterſprache und der Nationalliteratur, iſt der Geſchichte und Geographie des Vaterlandes diejenige Stellung und Bedeutung im Unterricht angewieſen, welche ſo wichtige und tiefgehende Faktoren ſo ſehr verdienen? Iſt auch nur irgend von der einfachſten Feier

vaterländiſcher Gedächtnißtage, die gerade in das Jugend- und Schulleben ſo friſch und anregend eingreifen würde, die Rede, und gilt nicht immer noch zum Theil die alte Klage, daß unſere Jugend in Griechenland und Rom mehr zu Hauſe ſey, als im eigenen Lande, und den antiken Geiſt beſſer kennen lerne als den vaterländiſchen?

Gewiß, es muß auch darin noch anders werden. Aber wir wollen nicht erſt warten, bis es ſo geworden iſt, ſondern wir wollen friſch die Hand ans Werk legen und beginnen, wie und wo Gelegenheit ſich dazu bietet. Und wie denn auf der einen Seite das Turnen allerdings eine nationale Geſtaltung unſerer Schulen gewiſſermaßen vorausſetzt, ſo wird es in natürlicher Wechſelwirkung zu derſelben umgekehrt auch wieder einen bedeutenden Beitrag geben.

Bei der Frage über die Allgemeinheit der Maßregel haben wir uns eben dahin ausgeſprochen, daß das Turnen vorerſt wenigſtens in alle diejenigen Anſtalten aufgenommen werden ſollte, deren Schüler nicht außerhalb der Schule zu geſunder körperlicher Arbeit angehalten werden. Handelte es ſich blos um Geſundheitsrückſichten im engern Sinn, ſo dürfte allerdings der ackerbauende Theil der Bevölkerung außer Berechnung gelaſſen werden. Ein anderes dagegen iſt es mit manchen Handwerken, zumal den mit ſitzender Lebensweiſe, welche für die Geſundheit zum Theil noch nachtheiliger und zerſtörender iſt, als die Beſchäftigung des Gelehrten. Nächſt dieſen iſt es dann die Jugend in den untern Klaſſen der ſtädtiſchen Bevölkerung, für welche wegen der oben beſprochenen vielfachen phyſiſchen Verwahrloſung und ſittlichen Verdorbenheit zweckmäßige Leibesübungen ſehr nöthig und wohlthätig ſeyn dürften. Allein auch in phyſiſcher Beziehung bietet das Turnen bekanntlich noch Vortheile dar, welche nicht blos für die bezeichnete ſtädtiſche Bevölkerung, ſondern auch für das Landvolk von gleich großem Werthe wären. Vorerſt müſſen wir freilich wieder Geſundheit und Kraft haben; aber dieſe Kraft iſt eben z. B. beim Landvolke eine wenn auch derbe, ſo deſto ungelenkere und unbehülflichere (man frage nur die Exerzirmeiſter), und deswegen bleibt in zweiter Linie noch Weiteres ſehr zu wünſchen: Gewandtheit und Elaſtizität des Körpers, Anſtelligkeit und beſſere Haltung deſſelben, welche, in enger Wechſelwirkung mit den verwandten moraliſchen Eigenſchaften, ſich eben ſo ſicher dabei herausſtellen

und neben ihrer großen Bedeutung an ſich, im Laufe einiger Generationen einen großen Einfluß auch auf die Herſtellung und Ausbildung eines kräftig ſchönen Menſchenſchlages äußern würden, der immer mehr abzunehmen ſcheint, und auch immer mehr abnehmen muß, je greller die oben geſchilderten ſchlimmen Einflüſſe werden, und der doch gewiſſermaßen die äußere Adelsprobe einer Nation bildet.

Endlich würde das Turnen auch die natürlichſte und beſte Vorſchule für die Wehrhaftigkeit des Volkes bilden, eine Seite, von welcher es ja ſchon mehrfach aufgefaßt worden iſt. Dieſe Wehrhaftigkeit einer ganzen Nation iſt gewiß eine der anſprechendſten und erhebendſten Ideen, welche das Staatsleben überhaupt enthält, und wir haben in dieſer Hinſicht oben ſchon auf die Erſcheinungen des letzten Jahres hingewieſen. Nun weiß der Verfaſſer allerdings wohl, daß, ſobald eine Idee ins Leben treten ſoll, oft Rückſichten und Schwierigkeiten in die Wagſchale fallen, welche dem Laien, der ſich eine ſchöne Idee nur ſo a priori konſtruirt, ferne liegen. Dahin gehören, um bei der vorliegenden Frage nur Eines anzuführen, die großen Koſten, welche die Realiſirung derſelben unausbleiblich mit ſich führte, und welche nicht nur auf das Budget einwirken, ſondern noch empfindlicher auf den betheiligten Bürger und Landmann unmittelbar fallen, und durch die Beſchränkung der für ihn ſo koſtbaren Zeit auch bei der berechnetſten und ſchonendſten Behandlung der Sache doch den Charakter einer nicht unbedeutenden indirekten Steuer erhalten würde.

Allein wenn auch eine durchgreifend allgemeine Wehrverfaſſung auf dieſe Weiſe noch manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, ehe ſie vollſtändig durchgeführt werden kann, ſollte man deswegen ſo vortheilhafte, ungeſucht ſich darbietende Vorbedingungen dazu geradezu aus der Hand geben? iſt es nicht umgekehrt ein ungemeiner Vortheil, wenn der Körper unſerer Jünglinge geſund, kräftig und gelenk iſt, wenn Weichlichkeit und Bequemlichkeit immer mehr verſchwinden, wenn ein freierer und friſcherer Muth in der Jugend lebt, und ſie den Gedanken, einmal wirklich unter die Waffen zu treten, und zwar für das Vaterland darunter zu treten, nicht als ein Schreckbild, wie es doch noch meiſtens geſchieht, ſondern als eine nahe liegende, ihr befreundete Vorſtellung betrachtet und mit einer gewiſſen Freudigkeit darein

eingeht? Es dürfte nur, zur weiteren Erleichterung der Sache, wie dies ſchon mehrfach vorgeſchlagen und in einzelnen Lehrbüchern der Turnkunſt ausgeführt worden iſt, unter die Turnübungen auch der regelmäßige militäriſche Marſch mit ſeinen verſchiedenen Evolutionen, die ohnedies eine ſo treffliche Schule der Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit geben, aufgenommen werden, wobei man noch den Nebenvortheil einer beſſeren und ſchöneren Körperhaltung um ſo ſicherer in den Kauf bekäme. Wie gerne aber die Jugend in ſolche militäriſche Uebungen eingeht, iſt bekannt genug.

Werden ſich aber, die im Bisherigen verlangte allgemeine Ausführung der Maßregel vorausgeſetzt, nicht vielleicht Bedenklichkeiten anderer Art erheben? Wenn wir zwar Allgemeinheit verlangen, die Sache aber dennoch an die Schule binden, fällt da nicht der ganz allgemeine Charakter öffentlicher Turnplätze, von denen Jahn und Eiſelen in Berlin ein ſo intereſſantes Muſterbild gegeben haben, und mit ihm vielleicht auch die eigentlich nationale Geſtaltung der Sache weg? Verlieren wir nicht ferner ein ebenfalls nicht gleichgültiges Moment ihrer freien Entfaltung in der Freiwilligkeit der Theilnahme, deren großen und fördernden Einfluß der Verfaſſer in ſeiner eigenen Erfahrung kennen gelernt hat? Allein was das letzte betrifft, ſo würde die Allgemeinheit des Grundſatzes bald auch die allgemeine Theilnahme ſo natürlich erſcheinen laſſen, daß die Jugend nicht mehr Zwang darin fände, als beim Schulbeſuch überhaupt, umgekehrt vielmehr, da die Uebungen ihrer Neigung weit mehr zuſagen, als der übrige Unterricht, ſie mit einer gewiſſen Vorliebe behandeln würde, wie dies ja in guten Erziehungsanſtalten bereits der Fall iſt. Der Verluſt aber, der durch das Aufhören der öffentlichen Turnplätze einträte (was übrigens nicht einmal nothwendig dadurch bedingt wäre), dürfte durch die Unbefangenheit und anſpruchsloſe Naturgemäßheit wieder erſetzt werden, welche das Turnen durch ſeine enge Verbindung mit der Schule erhielte, durch welche es, wenn auch ſtiller und langſamer, ſo doch ohne Zweifel ſicherer in das Volksleben überginge, ſo wie, und das dürfte doch auch einigermaßen anzuſchlagen ſeyn, mögliche politiſche Verirrungen auf dieſem Wege am leichteſten abgeſchnitten würden. Allerdings aber würde ſich eine Erweiterung des Turnplatzes über den engern Kreis der Schule hinaus beinahe unwillkürlich ergeben. Wenn einmal ſich eine

Generation auf demſelben gebildet hätte, ſo würde er den jungen Männern, für welche ſich die Erinnerung an die froheſten Stunden ihres Jugendlebens an ihn anknüpfte, ein anziehender Punkt bleiben, viele würden ihn noch ſpäter beſuchen, ja Manche theilweiſe die Uebungen noch forttreiben, und ſo würden dieſe Schulturnplätze dennoch ungeſucht und dadurch nur um ſo wirkſamer wieder den Charakter einer gewiſſen Allgemeinheit erhalten.

Am lebhafteſten würde ſich dieſe allgemeine Theilnahme an den Turnfeſten, auf deren Bedeutung und Stellung wir nun noch zu ſprechen kommen, bewähren. Denn daß dieſe nicht wegbleiben dürfen, bedarf wohl kaum der Erinnerung. Ergeben ſie ſich doch, wie wir geſehen haben, beinahe von ſelbſt, und mit einer gewiſſen Nothwendigkeit. Feſte ſind die Lichtpunkte des Lebens. Je einfacher aber ein Feſt iſt, je mehr es ohne äußere Zugaben, ohne Aufwand, in und durch ſich ſelbſt freudige Theilnahme erregt und befriedigt, deſto mehr Berechtigung trägt es in ſich. Wenn dies aber irgendwo der Fall iſt, ſo iſt es bei den Turnfeſten. Bei dieſen iſt, wie in noch höherer Weiſe bei den chriſtlichen Feſttagen, ihre ganze Bedeutung in der Idee ſelbſt gegeben. Hier bedarf es wenig oder keiner Zubereitung, keiner äußeren Reizmittel, keiner Prämien; es darf keine Muſik herbeigeſchafft, kein Ball veranſtaltet, kein Schmaus, auch nicht der einfachſte, angehängt werden, was man doch auch bei den unſchuldigſten Kinderfeſten faſt nicht entbehren zu können meint. Die anregende Idee einer nationalen Erinnerung, einige Kränze, ein Feſtlied, ein friſches Wort des Lehrers und Wettübungen, das iſt Alles. Dieſes Wenige aber ſpannt das jugendliche Intereſſe ſo lebhaft, regt es ſo friſch und freudig auf, daß es den Knaben und Jünglingen einen höheren und zugleich reineren Genuß gewährt, als den Erwachſenen die reichſten Feſtgelage und die glänzendſten Soirees. Auch dafür hat der Verfaſſer in ſeinen Erfahrungen ſchlagende Beweiſe. Sollte aber dieſe edle, anſpruchsloſe Einfachheit der Sache gerade in ihren freudigſten Momenten nicht an ſich ſchon großen Werth haben, ſollte ſie nicht auf die nicht hoch genug anzuſchlagende Naturgemäßheit und Einfachheit des Jugendlebens und dadurch des öffentlichen Lebens überhaupt einen, wenn auch ſtillen, ſo doch nicht zu verachtenden Einfluß äußern und ſchon darum begünſtigt werden? In der That, bei der ſich immer mehr ſteigernden krankhaften

Genußſucht unſerer Zeit, bei dem immer größer werdenden Luxus und Raffinement aller Vergnügungen, die auch in unſer Jugendleben immer verderblicher eingreifen (man denke an unſere Kinderkränzchen, an die unglücklichen Kinderbälle, an die Theilnahme der Jugend an allen Genüſſen der Erwachſenen u. ſ. w.), bei dieſen ungünſtigen Prämiſſen ſollte man einen ſo nahe liegenden und ſo leicht zu benützenden Beitrag nicht von der Hand weiſen, da wird es Gewiſſensſache für die einzelnen Eltern, wie für den Staat, jedes vernünftige Gegenmittel ſorgfältig zu benützen.

Solche Turnfeſte in aller ihrer Anſpruchloſigkeit haben jedenfalls zugleich die ſicherſte Rückwirkung auf die Förderung des Turnens ſelbſt. Sie geben Anhaltpunkte, ſie geben Ziel und Richtung; die Erwartung eines ſolchen fröhlichen Tages ſpannt das jugendliche Gemüth ſchon zum voraus, ſpornt zu den Uebungen an, entflammt zum Wetteifer und gibt der ganzen Sache eine heitere Färbung, in welcher Alles ſchöner und anſprechender erſcheint. Auch werden ſolche Feſte bald eine allgemeine Theilnahme vorerſt der Eltern und dann des Publikums überhaupt finden, ſobald die Sache ſelbſt nur einmal in ihrer allgemeinen für die öffentliche Erziehung ſo wichtigen Geltung auch öffentlich anerkannt wird, und ſo werden ſie denn allmählig den Charakter von Nationalfeſten annehmen, in welchen die geſammte Jugend handelnd auftritt, und die Erwachſenen zwar nur die Zuſchauer bilden, aber Zuſchauer nicht aus müßiger Neugierde, ſondern mit derjenigen lebendigen Theilnahme, welche durch das Intereſſe für die eigenen Kinder und die Freude über die Tüchtigkeit des heranwachſenden Geſchlechts nothwendig hervorgerufen wird, und welche Jedem die Sache als ſeine eigene erſcheinen läßt. Und dieſes unmittelbare, innerliche Intereſſe iſt bekanntlich die erſte Bedingung eines wahren Volksfeſtes, dieſes aber könnte und würde auf dem ſchlichten Dorfe ſo gut ſtattfinden, wie in der größeren Stadt, wie in der Reſidenz.

Wollte man darin etwa eine Gefahr für die Unbefangenheit und Anſpruchsloſigkeit der Sache, die wir doch als eine wichtige Eigenſchaft derſelben geltend gemacht haben, finden, ſo geben wir gerne zu, daß dieſe in einigem wenigſtens ſcheinbaren Widerſpruche damit ſtände. Allein es wäre mehr nur ein ſcheinbarer. Was ſo

ſich ſelbſt macht, nicht erſt gemacht wird, was von Behörden und Lehrern, von Eltern und allen Erwachſenen nicht als Schaugepränge betrachtet, ſondern mit dem rechten erziehenden, wenn gleich freudigen Ernſte behandelt wird, das kann dem bloßen krankhaften Ehrgeize und verwandten Leidenſchaften keine, wenigſtens keine allgemeine Nahrung geben, und wird gewiß, trotz ſolcher allgemeinen Theilnahme, doch im Weſentlichen den Charakter der Einfachheit nicht verleugnen. Wenn wir freilich an die Weiſe denken, wie Aehnliches, wie ſogar nur die Preiſevertheilung einer Schule von unſern Nachbarn jenſeits des Rheins behandelt wird, ſo möchte einem wohl vor ſolchen, wenn auch nur entfernten Verirrungen etwas bange werden. Allein wir glauben uns nicht zu täuſchen, wenn wir mit voller Zuverſicht vorausſetzen, daß ſich auch hier der Ernſt des deutſchen Charakters und deutſchen Gemüths nicht verleugnen, und das Reizmittel jenes fieberhaften Ehrgeizes freiwillig von ſolchen wichtigen Gelegenheiten ferne halten würde, welcher allerdings und zugeſtandenermaßen einen Haupthebel in dem nationalen Charakter und der nationalen Größe des franzöſiſchen Volkes bildet, um welchen wir daſſelbe aber nicht beneiden wollen.

Und nun noch ein Wort über einige Punkte der Ausführung.

Soll die Sache ihrer ganzen und vollen Wichtigkeit gemäß durchgeführt werden, ſo muß, wie wir es gefordert haben *jede Schule ihren Turnplatz haben*. In Beziehung auf den Raum ſelbſt wäre es ſehr wünſchenswerth, daß dieſer immer neben dem Schulgebäude läge, um die Uebungen dadurch ſchon räumlich in den Bereich der öffentlichen Erziehung zu bringen und ihren Zuſammenhang mit der Schule leichter herzuſtellen. So könnten z. B. die Turnſtunden leicht je an den Schluß des öffentlichen Unterrichts angereiht werden. Da aber ſolche bequeme Räume, zumal in Städten, wohl nur ſelten vorhanden ſeyn dürften, ſo wird man ſich eben nach Umſtänden und Oertlichkeiten richten müſſen. Häufig wird die Herſtellung eines größeren gemeinſamen Turnplatzes für ſämmtliche Anſtalten einer Stadt das leichtere ſeyn. Wo es übrigens auch möglich iſt, jeder Anſtalt ihren eigenen Platz anzuweiſen, da ſollte wenigſtens einer der größeren

derſelben, oder, wenn keiner Raum genug hätte, noch ein beſonderer gemeinſamer Turnplatz eingerichtet werden, auf dem ſich von Zeit zu Zeit, beſonders bei Turnfeſten, die geſammte Jugend gemeinſchaftlich vereinigen könnte.

Was die für die Uebungen zu verwendende Zeit betrifft, ſo müſſen wir die Forderung ſtellen, daß ſie täglich, und zwar das ganze Jahr hindurch, bei ungünſtiger Witterung und im Winter natürlich in geſchütztem Raume, getrieben werden. Soll nur mit einiger Sicherheit auf den beabſichtigten Erfolg gerechnet werden können, ſo iſt dieſe Forderung unerläßlich, dann wird aber allerdings Eine tägliche Stunde genügen. Nur muß dabei die Erholungszeit der Schüler nothwendig auch ſo berechnet werden, daß ihnen noch außer dieſer Turnſtunde gehörige Zeit zu einem Turnſpiele oder zu einem tüchtigen Gang ins Freie übrig bleibt, ſo wie überhaupt eine ſorgfältig berechnete und gewiſſenhaft einzuhaltende Ermäßigung der häuslichen Aufgaben aufs engſte mit unſerer ganzen Frage zuſammenhängt.

Die Koſten für Einrichtung der Plätze ſind im Ganzen ſehr mäßig, und können, ſobald man ſich auf das Nöthigſte beſchränken will, noch mehr verringert werden. Nur die zu den Winterübungen erforderlichen Räume werden etwas größere Koſten verurſachen, wiewohl man ſich eben auch hier, wie überall, nach den vorhandenen Mitteln und Kräften richten wird. Kann man keinen Turnſaal erbauen, ſo nimmt man mit einer Scheune oder einem Scheppen vorlieb. Leicht könnten ſolche Gebäude übrigens auch mittelſt Aktien errichtet werden, wenn die Schüler einen mäßigen Erſatz für die Benützung derſelben zu entrichten hätten. Der Verfaſſer hat ſich früher bei ſeinem Turnplatze auch mit dieſem Gedanken getragen, und trotz dem, daß die ganze Sache bloßes Privatunternehmen war, lag doch die Ausführung bereits ſo nahe, daß er bei geſicherteren Vorausſetzungen, wie ſie hier ſtattfinden würden, die Sache keinen Augenblick bedenklich finden könnte.

Woher aber, um einen weiteren Punkt zu berühren, nehmen wir die Lehrer? — Dieſe müſſen allerdings erſt gebildet werden; allein die Prämiſſen dazu ſind glücklicherweiſe bald gegeben. Der Verfaſſer verſtand nichts von Leibesübungen, als etwas Fechten, Tanzen und Voltigiren, das er auf der hohen Schule ein wenig

gelernt und getrieben hatte, alles Andere war Theorie aus Gutsmuths und Jahn, und die Leitung seines Turnplatzes ist ihm, wie er glauben darf, doch nicht gerade mißlungen. Hier bewährt sich nämlich abermals die Naturgemäßheit der Sache; denn hier tritt das natürliche Geschick der Jugend für solche Uebungen bald aushelfend und stellvertretend ein. Nicht nur fassen sie die verschiedenen Modifikationen der Uebungen auch aus bloßer Beschreibung schnell und richtig auf, sondern gehen bald sogar erfindend zu mancherlei Neuem über. Daß die einzelnen Abtheilungen ihre Uebungen unter der unmittelbaren Anleitung der tüchtigsten Turner als Vorturner betreiben, ist ohnedies eine bekannte Einrichtung. Um so mehr handelt es sich von Seite des Lehrers dann mehr nur um genaue Beaufsichtigung und Leitung. Besser ist es freilich, wenn dieser selbst ein tüchtiger Turner ist. Dies wird aber nicht ausbleiben, denn die Turnplätze werden sich in wenigen Decennien ihre Lehrer am besten selbst zuziehen. Einstweilen muß sich der Lehrer mit der Aufgabe wenigstens genau bekannt gemacht haben. Es ist dies aber eben keine schwierige Sache, und Jeder, sobald er nur will, kann sich leicht entweder durch bloße theoretische Anleitungen, deren wir ja mehrere gute haben, oder auch da und dort durch unmittelbare Anschauung Gelegenheit zu gehöriger Orientirung verschaffen. Eigene Anstalten zur Bildung von Turnlehrern, wie solche oben von Sachsen und Dessau unter Dr. Werner angeführt wurden, sind freilich das einfachste und sicherste Mittel. Eben so wäre es eine treffliche Maßregel, die auch schon vorgeschlagen worden ist, wenn an den Lehrer-Seminarien für Volks- und höhere Schulen Unterricht darin ertheilt, und die nöthigste Bekanntschaft damit überhaupt von jedem Kandidaten des Lehramtes gefordert würde. Indessen könnten, nach Werners Vorschlag, auch tüchtige, sittlich gut prädizirte Unteroffiziere als Instruktoren beigegeben werden. Wir sagen übrigens — den Vorschlag Werners beschränkend — ausdrücklich „beigegeben," denn wir sprechen es als unerläßliche Bedingung aus, daß ein Theil der Jugendbildung, dessen große erziehende Bedeutung oben hinlänglich erörtert worden ist, durchaus nur von Lehrern und Erziehern der Jugend selbst übernommen und geleitet werde. Es muß deswegen auch, fordern wir weiter, an größeren Anstalten in die Verpflichtungen des Vorstehers und sämmtlicher Lehrer aufgenommen

werden, daß ſie nicht nur die Uebungen in der Anſicht der Schüler begünſtigen und zu fördern ſuchen, ſondern auch an der Aufſicht unmittelbar, etwa abwechſelnd, Antheil nehmen und dadurch den eigentlichen Turnlehrer unterſtützen. Denn nur durch eine ſolche Theilnahme vermag die Sache die nothwendige allgemeine Geltung und den gehörigen Aufſchwung zu bekommen. Uebrigens wird jeder Lehrer, der ſeinen Beruf mit Liebe und Treue betreibt, von ſelbſt gern die Hand dazu bieten und nicht erſt auf amtliche Nöthigung warten, bald aber wird ſich die öffentliche Meinung ſo beſtimmt darüber ausſprechen, daß die Theilnahme der Lehrer gar nicht mehr in Frage geſtellt werden kann, ſondern als eben ſo natürlich und nothwendig betrachtet werden wird, als der von ihnen ertheilte Schulunterricht. Da aber die eigentliche und unmittelbare Leitung des Ganzen allerdings nur Einem Manne übergeben werden kann und muß, ſo kommt denn freilich nicht blos die Vorbildung, ſondern auch die Belohnung dieſer Lehrer zur Sprache. So lange die Turnplätze durchaus freiwillige Inſtitute waren, wird wohl von Belohnung nur ſelten die Rede geweſen ſeyn. Der Verfaſſer hat nie an eine Entſchädigung gedacht, und ſein Nachfolger eben ſo wenig. Ein anderes iſt es, wenn es allgemein und verpflichtend werden ſoll. Doch wird auch da die Ausgabe ſchwerlich bedeutend werden, da jeder damit Beauftragte es als Nebenaufgabe neben ſeinem ordentlichen Berufe behandeln kann. Auch ließen ſich die Koſten für das Turnen überhaupt (Einrichtung der Plätze, wie die Belohnung des Lehrers) leicht durch eine kleine Zulage zum Schulgelde ganz oder wenigſtens theilweiſe aufbringen. Wie viel gibt nicht, zumal in Städten, mancher Vater für den Unterricht ſeiner Söhne im Tanzen, Fechten, Exerziren aus, und wie klein würde immer noch dagegen der Beitrag für das Turnen erſcheinen, das nach Umfang und erziehender Bedeutung doch weit über allen jenen vereinzelten gymnaſtiſchen Fertigkeiten ſteht! Muß doch an manchen Gymnaſien der Schüler auch einen Beitrag zur Bibliothek der Anſtalt und Aehnlichem geben, und gibt ihn ohne Weigerung. Wie viel bereitwilliger würde wenigſtens die Mehrzahl der Eltern zu der hier verlangten Ausgabe ſeyn. Wenn übrigens bei wahrhaft nationalen Intereſſen überhaupt die Koſten kein Hinderniß bilden dürfen, ſo kann die Aufbringung der auch dazu erforderlichen Summen keinen Anſtand

haben, um ſo weniger, als ſie gegenüber von der Wichtigkeit der Sache kaum in Anſchlag kommen können.

Zum Schluß glauben wir auch noch ein Wort über die Anwendung dieſer Uebungen für das weibliche Geſchlecht ſagen zu müſſen. Es iſt oben ſchon erwähnt worden, daß an verſchiedenen Punkten bereits ein Anfang damit gemacht worden iſt und großen Beifall findet. Ueber die beſondere Wichtigkeit der Sache gerade in dieſer Richtung bedarf es wohl kaum eines Wortes. Allerdings kann hier vorzugsweiſe nur der phyſiſche Einfluß auf die Wagſchale gelegt werden, und nächſt ihm der allgemeine ethiſche, d. h. die wohlthätige Einwirkung des körperlichen Geſundheits- und Kraftgefühls auf die geiſtige Thätigkeit und die gemüthliche Stimmung.

Aber wie unendlich wichtig ſind auch dieſe beiden Momente gerade für das weibliche Geſchlecht, bei welchem immer weniger dafür geſchieht, bei welchem vielmehr Lebensweiſe, Kleidung, Vergnügungen, und eine durch tauſend Verkehrtheiten erzeugte und beförderte Frühreife ſo recht eigentlich darauf berechnet zu ſeyn ſcheinen, die körperliche und geiſtige Geſundheit zu untergraben und unſere Mädchen zu ſchwächlichen Hausfrauen, zu verſtimmten Gattinnen und zu kränklichen Müttern eines in jeder Generation mehr verkommenden Geſchlechtes zu bilden. Es iſt in der That von hoher Bedeutung, daß auch hier eingeſchritten und phyſiſch und moraliſch geholfen werde, und es iſt als ein erfreuliches Zeichen beſſerer Beſinnung zu betrachten, daß dieſe weiblichen Uebungen Beifall finden.

Nähere Beſtimmungen über die Ausführung dieſer letztern Maßregel im Einzelnen gehören nicht hieher, und ſind in den Schriften von Clias und Werner und andern ſehr zweckmäßig und genügend gegeben. Eben ſo wenig glaubt der Verfaſſer über das Techniſche der Turnübungen überhaupt oder auch über das ſpeziell Diätetiſche u. ſ. w. irgend ins Einzelne gehen zu dürfen. An Anleitungen dazu, und zwar an ſehr guten und vollſtändigen, fehlt es bekanntlich nicht. Es ließe ſich beinahe eine ganze Literatur darüber beibringen. Er wollte blos die Sache nach ihrer vielſeitigen hohen Bedeutung für das Geſammtwohl der Geſellſchaft und ſomit als eine der wichtigeren Zeitfragen beleuchten, und ſie dem Intereſſe aller Derer, die hier zu entſcheiden haben, dringend nahe legen.

Indem er aber nun Alles überblickt, fragt er ſich doch, ob ihn nicht ſeine Vorliebe dafür die Sache zu ideal habe anſehen und allzu ſanguiniſche Hoffnungen faſſen laſſen? — Er darf ſich wenigſtens das Zeugniß geben, Alles ruhig erwogen und die Erfahrungen, die ihm zu Gebot ſtanden, gewiſſenhaft benützt zu haben. Daß ihm aber die Angelegenheit in ihrer ganzen Wichtigkeit dabei vor Augen geſtanden, daß ihm die Wünſche und Beſtrebungen ſeiner nun bald 30jährigen pädagogiſchen Wirkſamkeit alle wieder lebendig geworden ſind, geſteht er gerne, und welcher Billige wird es ihm verdenken, wenn er bei ſolchen Fragen warm geworden iſt? Ja er geſteht auch, daß die Verwirklichung der Sache nicht blos unter die Träume ſeiner Jugend gehörte, ſondern daß ſie auch jetzt noch, nachdem er den Mittag ſeines Lebens längſt überſchritten hat, einer ſeiner tiefſten Wünſche iſt, für den er nicht blos zu ſprechen, ſondern gern auch, ſo weit es ihm möglich iſt, noch etwas zu thun wünſchte.

Möchte es ihm nur, wie einſt dem edlen Ulrich von Hutten, gegeben ſeyn, die erhabenen Fürſten, die Staatsmänner, die Lehrer, die Eltern und die Bürger unſeres Geſammtvaterlandes mit dem ſiegenden Gewicht der Gründe und der begeiſternden Kraft des Wortes dahin zu vermögen, ein Inſtitut, das für Geſundheit und Kraft unſeres Volks, für ſeine geiſtige und ſittliche Ertüchtigung, für Nationalgefühl und Vaterlandsliebe ſo bedeutungsvoll iſt, mit großherzigem Entſchluſſe ins Leben zu rufen, und ihm eine Geſtaltung zu geben, würdig eines Volkes, dem von jeher eine ſo entſcheidende Stellung in der Weltgeſchichte angewieſen war, und das dieſelbe auch forthin zu wahren wiſſen wird.

Nachſchrift.

Als dieſe Blätter bereits in den Druck gegeben waren, kam dem Verfaſſer ein Schriftchen in die Hand, das ſich im Weſentlichen dieſelbe Aufgabe geſteckt hat, und deſſen er deswegen, da er im Verlaufe ſeiner Darſtellung keine Rückſicht mehr darauf nehmen konnte, hier noch erwähnen zu müſſen glaubt: „Das Turnweſen, nebſt einem Anhang von E. M. Arndt. 1842.“ Der Verfaſſer der kleinen Schrift leitet mit einem früher ſchon

einmal erſchienenen und nach den damaligen Verhältniſſen apologetiſchen Aufſatze ein, und betrachtet dann in dem Anhange die Aufgabe von dem jetzigen Standpunkte. Seine Forderung ſpricht er dahin aus: „daß das deutſche Turnweſen als eine Bildungsanſtalt der edleren Wehrhaftigkeit über das ganze Vaterland verbreitet, nach Einem Muſter behandelt und deswegen an allen höheren Anſtalten als nothwendige Ergänzung der menſchlichen Bildung von Staatswegen und mit allgemeiner Verbindlichkeit eingeführt werden müſſe.“

Der Verfaſſer kann ſich dieſes Zuſammentreffens nur freuen, und wünſcht, daß, was er in dem Bisherigen ausgeſprochen, durch die Autorität eines ſo ehrwürdigen Veteranen eine weitere Begründung erhalten und vereint mit demſelben das gemeinſam geſteckte Ziel um ſo gewiſſer erreichen möge.

F. W. Klumpp.

Der Opiumkrieg und das Völkerrecht.

Die komische Verzweiflung des Keschen in dem Schreiben an den Kaiser, seinen Herrn, sodann das kräftigere Auftreten Pottingers und die spätern Erfolge der brittischen Waffen haben die öffentliche Aufmerksamkeit neuerdings wieder auf den verschollenen Opiumkrieg gelenkt. Es ist sehr möglich, daß die nächsten ostindischen Posten interessante Berichte bringen, wenn gleich die völlige Ausgleichung der Differenzen so schnell nicht zu erwarten steht. Immerhin wird es nicht zu spät seyn, auch einmal die völkerrechtlichen, zwischen England und China obschwebenden Fragen ins Auge zu fassen. Sie sind bis jetzt fast ausschließlich nur in England erörtert worden, diese Fragen; freilich auch dort nicht mit der Einstimmigkeit, die man erwarten könnte, wenn, wie es heißt, große nationale Interessen auf dem Spiele stehen; denn es schien sich weniger darum zu handeln, ob die Chinesen Recht haben oder die Engländer, als vielmehr, ob die Schuld auf das Ministerium zu wälzen sey oder nicht, ob der Herzog von Wellington bessere Instruktionen nach Canton entsandt haben würde, als Lord Palmerston. Und dann die große Angelegenheit, ob für die englische Regierung aus dem von ihrem Agenten in Canton in ihrem Namen gegebenen Versprechen eine Verbindlichkeit, ob daraus, der Regierung gegenüber, für die englischen Kaufleute ein Rechtsanspruch auf Entschädigung abzuleiten ist. Diese und andere Dinge mehr, die uns hier nichts angehen (die protestirten Wechsel nicht zu vergessen), verrücken unaufhörlich den Augenpunkt und verwirren die einfache Betrachtung, auf welcher Seite, in dem Konflikt unabhängiger Völker, das Recht zu finden sey. Keinem denkenden Beobachter der Ereignisse, welcher Nation er auch angehören mag, kann diese Betrachtung gleichgültig seyn, wenn das älteste und größte

Reich des Erdballs von einem europäiſchen Volk angegriffen iſt, und wenn dabei die hochtönenden Namen der Civiliſation und des „ewigen Rechts“ fortwährend angerufen werden.

Man hat gefragt, ob überhaupt an die internationalen Beziehungen des chineſiſchen Reiches der Maßſtab des Völkerrechts gelegt werden dürfe. Warum nicht? Will man etwa auf die Chineſen anwenden, was der Graf la Ferronays[1] einſt von den Barbaresken ſagte? „Man muß die gewöhnliche Bahn verlaſſen, um Verhältniſſe dieſer Art richtig zu beurtheilen, und die Nachſicht des Königs hat zuvörderſt dieſen Barbaren ein Hauptunrecht zu verzeihen, welches alle übrigen erklärt, nämlich, daß ſie keinen Begriff von Frankreichs Ruhme haben; alle Mächte der Reihe nach haben ſich gezwungen geſehen, ihre Verhältniſſe mit Völkern, die ſich ohne Unterlaß außer dem gemeinen Rechte halten, nur aus dem Geſichtspunkte der Intereſſen zu betrachten.“ Ein ſehr bequemer Geſichtspunkt allerdings, aber es ſteht dahin, ob England eine ſo unverhüllte Sprache ſich aneignen möchte, vollends einer Nation gegenüber, von welcher Jeder weiß (wie gering er auch ſonſt von ihr denken mag), daß ſie wenigſtens mit den Raubſtaaten nicht auf eine Linie zu ſtellen iſt. Freilich würde ich mich auch wohl hüten, den Vattel gegen die Chineſen zu citiren, um ihnen Unterlaſſungsſünden vorzuwerfen; aber ſchwerlich möchten die Engländer es Wort haben, daß ihre Handlungsweiſe mit ſeinen Grundſätzen im Widerſpruch ſtehe.[2] Was das Verfahren der Chineſen betrifft, ſo bietet ſich daher zu deſſen Beurtheilung ein Maßſtab dar, den die Engländer nicht füglich zurückweiſen können: was pflegt im entſprechenden Fall in England zu geſchehen? Sind die Chineſen in der Verfolgung ihrer Rechte noch weiter, oder ſind ſie nicht ganz ſo weit gegangen? So werden wir am Ende den Vattel nur wenig oder gar nicht gebrauchen; wir werden ſo ziemlich ausreichen mit dem „Licht der Natur“ und mit den Zugeſtändniſſen der Betheiligten.

Nun wäre es wohl in der Ordnung, eine kurze Geſchichtserzählung voranzuſchicken. Aber eine ſolche könnte doch nur das

[1] 15. Februar 1828. Neueſte Staatsakten 10,382.

[2] Hat doch auch die türkiſche Diplomatie, ſchon 1737, den abendländiſchen Mächten gegenüber, den Hugo Grotius citirt. Hammer, Geſch. der Osmanen R. 4,331.

Allbekannte wiederholen, was in allen, der Zeitgeſchichte gewidmeten Schriften[1] von neuem Datum zu leſen iſt; die Beſprechung

[1] Vielleicht darf ich auf eine ausführliche Darſtellung verweiſen, die ich für ein Werk, das in Vieler Händen iſt (das „Converſationslexicon der Gegenwart," Artikel: Opiumhandel), ausgearbeitet habe. Es iſt mir jüngſt eine Veranlaſſung geworden, mich aufs Neue mit dem Gegenſtand zu beſchäftigen, in einer Reihe von Vorträgen in der „hamburgiſchen Union" — einem Verein (der Mehrzahl nach von jüngern Mitgliedern des Kaufmannsſtandes), deſſen Tendenz gewiß auch in andern Städten des Vaterlandes Nachfolge zu finden verdient. Da mir nun die einſchlagende Literatur eben noch zur Hand iſt, ſo wird es einem oder dem andern Leſer nicht unwillkommen ſeyn, wenn ich die Schriften hier verzeichne, aus welchen die Materialien für jenen ſowohl als für den gegenwärtigen Aufſatz hauptſächlich geſchöpft ſind.

1) Correspondence relating to China. 1840. Ein Folioband von 458 Seiten. Dazu zwei Nachträge, enthaltend die Depeſchen bis zum 5. November 1839 incl.

2) Report from the Select Committee on the trade with China, together with the Minutes of Evidence. 1840. Ein Zeugenverhör über die Vorgänge in Canton, beſtehend aus 2452 Fragen. Anhang: Auszüge früherer amtlicher Dokumente. 187 S.

3) Copy of all papers and despatches at the India House, on the subject of hostilities between the Chinese and British Subjects engaged in the Opium trade, from 1830 to 1833 p. 55.

4) Narrative of the late proceedings and events in China. By John Slade. (Auf dem Titel ſteht: China 1839; die Vorrede iſt datirt Macao 23. April 1840). Enthält Einiges, was in den Parlamentspapieren fehlt, namentlich Verhandlungen der Handelskammer in Canton und pourparlers mit den Hongs. Der Verfaſſer war Redakteur des Canton Register. Das Buch iſt mit merkwürdiger Konfuſion geſchrieben und gedruckt, die aber leicht entſchuldigt wird, wenn man bedenkt, daß es in ſehr unruhigen Tagen zuſammengetragen und in Macao (auf dem bekannten heilloſen Baumwollenpapier, das der Buchdruckerſchwärze beharrlich widerſtrebt) gedruckt worden.

5) Thelwall: The iniquities of the Opium trade. London 1839. Reichliches Material, aber wegen der frommen Hyperbeln mit Vorſicht zu gebrauchen.

6) Phipps: Eastern and China trade. 1835. Statiſtiſche und techniſche Notizen über Mohnbau, Opiumbereitung, Art des Handels in Canton u. dergl. Wenn man die Angaben über die Wirkungen des Opiumgenuſſes mit einer Beſchreibung der Theriakis vergleicht (z. B. in der Monographie von Sachs über das Opium, S. 45 ff.), ſo wird man finden, daß immer noch ein ziemlicher Unterſchied bleibt zwiſchen Opiumeſſern und Opiumrauchern.

der einzelnen Hauptmomente bleibt der nachfolgenden Unterſuchung vorbehalten. Alſo zur Sache.

Was war der Zweck der brittiſchen Expedition nach China? Lord John Ruſſel, damals Sekretär für die Kolonien, erklärte[1] an ſeinem Platz im Unterhauſe, die Kriegsrüſtungen ſeyen beſtimmt, erſtens, Genugthuung auszuwirken für die Unbilden und Kränkungen (insults and injuries), welche dem brittiſchen Oberaufſeher und den brittiſchen Unterthanen durch die chineſiſche Regierung

---

7) S. Warren: the Opium Question. 4th. ed. London 1840. p. 130. Bei weitem die bedeutendſte Schrift gegen die Chineſen, und hauptſächlich für die Entſchädigung der Opiumhändler, hinreißend geſchrieben. Herr Warren iſt Rechtsgelehrter, gilt übrigens für den Verfaſſer der „Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes," die vor etwa zehn Jahren ſo begierig geleſen wurden.

8) A. Graham: The right, obligation, and interest of the government of Great Britain to require redress from the government of China. Glasgow 1840. p. 35. In demſelben Sinn. Der Anhang gibt Belege aus den Werken von Matheſon, Davis und Andern über chineſiſche Politik.

9) H. Hamilton Lindsay: Is the war with China a just one? London 1840. p. 40. Die Frage wird bejaht. Der Verfaſſer hat mit Gutzlaff im Jahre 1832 einen (verunglückten) Verſuch gemacht, Verbindungen an der Nordküſte Chinas anzuknüpfen. Seine Lokalkenntniß kömmt ihm zu Statten. Er lobt das Volk und tadelt nur die Behörden.

10) Opium Crisis. A letter addressed to Chs. Elliot Esq., by an American merchant, resident at Canton. London 1839. p. 82. Der Verfaſſer iſt C. W. King, der Chef eines der wenigen Häuſer (Oliphant et Comp.) in Canton, die ſich nie mit Opium befaßt haben. Er war in der Faktorei zur Zeit der Bedrängniß, und iſt durchweg der wärmſte Freund der Chineſen, der bitterſte Feind des Opiums.

11) The Chinese vindicated. By Capt. J. H. Bullock, H. H. the Nizam's Army. London 1840. p. 120. Widerlegung von Warren's Schrift: Lobſprüche auf die chineſiſche Regierung. Die Zuſammenſtellung der Thatſachen ſehr brauchbar.

12) Wm. Storrs Fry: Facts and Evidence relating to the Opium trade. London 1840. p. 65. Für die gänzliche Abſchaffung des Opiumhandels. Viele ſtatiſtiſche Data, Auszüge aus Handelsbriefen u. dgl.

Außerdem ſind nächſt den Journalartikeln (beſonders im Quaterly Review ein Aufſatz aus Sir George Staunton's Feder) die Parlamentsdebatten benutzt, namentlich die dreitägige (7—9. April 1840) im Unterhaus, und die im Oberhaus vom 12. Mai 1840. Sie ſtehen ſammtlich im 52—55. Bande von Hanſards Sammlung.

[1] 19. März 1840. Hanſard 52, 1223.

zugefügt worden; zweitens, den nach China handelnden Kaufleuten Entschädigung zu verschaffen für den Verlust ihres Eigenthums, welcher durch Androhung von Gewalt, abseiten von Personen, die unter der Leitung der chinesischen Regierung stehen, ihnen erwachsen; drittens endlich, Garantieen dafür auszuwirken, daß Person und Eigenthum derjenigen, welche mit China Handel treiben, in Zukunft gegen Unbill und Beeinträchtigung Schutz finden mögen.

Nehmen wir den zweiten Punkt zuerst: die Entschädigung für eingebüßtes Eigenthum. Man sieht, es ist von dem ausgelieferten Opium die Rede. Die Konfiskation desselben wird als widerrechtlich betrachtet. Sir John Hobhouse[1] hat es geradezu herausgesagt: „sollen wir durch ein solches Volk ungestraft unsere Kaufleute plündern lassen, während wir keiner civilisirten Macht der Welt erlauben würden, ungestraft auch nur einen Farthing an Werth Einem unserer Leute abzunehmen?"

Jedermann weiß, daß von den ausgelieferten 20,283 Kisten Opium nicht eine einzige, daß nicht für „einen Farthing an Werth" eingebracht werden konnte, ohne das chinesische Gesetz zu übertreten. Soll denn etwa der chinesischen Regierung die Befugniß einer unabhängigen Handelsgesetzgebung abgesprochen werden?

Die brittisch-ostindische Kompagnie, in den Tagen ihres Monopols, war von dieser Ansicht sehr weit entfernt. Die Direktoren sahen sich veranlaßt, den Supercorgoes in Canton sehr ernstlich die Lehre zu geben:[2] „wir können billiger Weise den Chinesen das Recht nicht abstreiten, welches unsere eigene Nation nach eigenem Gutdünken übt, den Handelsverkehr mit andern Ländern zu verbieten, zu beschränken, oder gewissen Gesetzen und Anordnungen zu unterwerfen." Den Direktoren fiel es auch nicht von fern ein, die Motive der chinesischen Regierung unterscheiden und untersuchen zu wollen, ob dem Opiumverbot die aufrichtige Sorge für die Volksmoral, oder der Gedanke an die ungünstige Bilanz, die Angst vor dem „Aussickern des Speceesilbers" zu Grunde liege. Wären die Motive die thörichtsten von der Welt, so möchte man in London über das Gesetz lachen nach Herzenslust: dürfte man

[1] 27. Juli 1840. Hansard 55, 1041.
[2] 13. Januar 1832. Bei Bullock 15.

es darum in Canton, oder in Hong kong, oder in Lintin ungestraft übertreten? Nichts konnte übler angebracht seyn, als Lord Palmerstons Sarkasmen[1] über „die praktischen Oekonomisten" und die schutzsuchenden Mohnpflanzer (the poppy interest) in China. Mit etwas mehr Recht könnte man die Zweckmäßigkeit englischer Gesetze in Zweifel ziehen, durch welche der Preis der ersten Lebensbedürfnisse künstlich vertheuert und der englischen Industrie die Konkurrenz mit der fremden erschwert wird; mit eben so wenigem Recht würde man, im Namen einer aufgeklärteren Theorie, sie übertreten.

Aber hat nicht die chinesische Regierung im Lauf des Jahres 1836 sich lebhaft mit der Idee beschäftigt, die Opiumeinfuhr zu legalisiren? Ist nicht im obersten Regierungskollegium der Vorschlag nur mit der Mehrzahl von einer Stimme abgelehnt? Sehr merkwürdig allerdings ist jenes chinesische Portfolio, jene Sammlung von Staatsschriften für und wider;[2] wer sie durchgelesen hat, und sich nicht schämt, die Chinesen für Barbaren zu erklären, der möchte sich überall nicht leicht schämen. Wer aber dazu noch so genau von der Abstimmung Bescheid weiß, gewiß, der

„saß im Taokwangs verborgendstem Rath,
belauschte der Dinge geheimste Saat."

Man braucht indessen keine Staatsschriften zu eskamotiren, sondern nur die Zeitung zu lesen, um zu wissen, daß keine Session des Parlaments hingeht, ohne daß ein gewaltiger Anlauf zu einer liberaleren Handelspolitik genommen, und daß Angesichts der erleuchtetsten Minoritäten das alte Gesetz mit aller Strenge gehandhabt wird.

Aber haben denn die Chinesen das Gesetz mit Strenge gehandhabt? Ist nicht seit 1796 die Opiumeinfuhr auf dem Papier verboten? hat sie nicht seitdem in der Wirklichkeit sich verdreißigfacht? Allerdings, mehr als das; und die Kaufleute kamen in gutem Glauben, man würde sie schmuggeln lassen bis ans Ende der Tage; und es war recht häßlich von dem alten Lin, ihnen das zu stören. Herr Warren[3] hat auch nicht unterlassen können,

---

[1] 9. April 1840. Hansard 940.
[2] Corresp. 136—181.
[3] Opium Question 89.

den Chineſen aus dem Shakſpeare [1] eine ſehr nachdenkliche Betrachtung vorzuhalten: —

Hier gilt ein ſcharf Geſetz, ein ſtrenges Recht,
Als Kappzaum und Gebiß halsſtarr'gen Pferden,
Das wir ſeit vierzehn Jahren ließen ſchlafen,
Gleich einem alten Löwen in der Höhle,
Der nicht mehr raubt. Nun, wie ein ſchwacher Vater,
Der wohl die Birkenreiſer drohend bindet,
Und hängt ſie auf zur Schau vor ſeinen Kindern,
Zum Schreck, nicht zum Gebrauch: bald wird die Ruthe
Verhöhnt mehr, als geſcheut; ſo unſre Satzung,
Todt für die Strafe, für ſich ſelber todt,
Und Freiheit zieht den Richter an der Naſe.
. . . . . .
. . . . . „Euch, mein Fürſt, lag ob,
Die Feſſeln des gebundnen Rechts zu löſen."
. . . . . .
Da meine Säumniß Freiheit ließ dem Volk,
Wär's Tyrannei, wollt ich mit Härte ſtrafen,
Was ich erlaubt. Denn der ertheilt Erlaubniß,
Der freien Lauf der böſen Luſt gewährt,
Anſtatt der Strafe.

Das iſt recht hübſch; doch würde Herr Warren anſtatt des Shakſpeare vermuthlich eines ſeiner Rechtsbücher citirt haben, wenn ſie ihm irgend einen Troſt dargeboten hätten. Die Verjährungsfriſt, die nach römiſchem [2] und auch nach engliſchem [3] Recht für Zolldefraudationen eintritt, iſt denn doch ganz etwas anderes, iſt nur Strafloſigkeit für den einzelnen Fall, wenn in einer Anzahl von Jahren die Konfiskation eben für jenen Fall nicht gefordert worden. Strafloſigkeit im Allgemeinen zu begehren, auf den Grund einer, wenn auch noch ſo ausgedehnten, ſtraflos gebliebenen früheren Schmuggelei, das geht über alle Analogieen poſitiver Satzungen, über alle Vernunft hinaus. Nur die Engländer ſind von jeher ſtark darin geweſen, dergleichen zu prätendiren. Man denke an die enorme Schmuggelei nach dem ſpaniſchen Weſtindien, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts endlich einen Krieg veranlaßte. Der Biograph von Sir Robert Walpole

[1] Maß für Maß 1. 4 Tieck.
[2] S. 2 C. de vectig. et comm. (4. 61).
[3] Zufolge 31 Eliz. c. 5, in allen Fällen, wenn die Geldſtrafe der Krone verfällt.

eine Konfiskation vorfiel, und wenn es auch nur war, um nach Peking berichtet zu werden; daß Gefechte mit den Zollwächtern nicht selten waren, und daß wenigstens seit 1837 mit Strenge verfahren und die Eingebornen selbst durch Hinrichtungen abgeschreckt worden. Die amtliche Korrespondenz ist voll von diesen Berichten. Und wenn das Alles nicht hinreichte, den Opiumhandel ganz auszurotten, so war es doch mehr als genug, um die Berufung auf die lange Konnivenz zu entkräften, und diesem Argument für die Entschädigung auch in den Augen der Billigkeit das Gewicht zu nehmen, das demselben, dem strengen Recht und der europäischen Praxis gegenüber, niemals zukommen konnte.

Daß die Opiumflotte nicht in den inneren Gewässern, sondern nach Sir John Hobhouse [1] (Irrthum vorbehalten) 120 englische Meilen von Canton lagerte, thut auch nicht das Geringste zur Sache. Herr Palmer [2] bestätigt aus eigener Anschauung, was die Karte lehrt: „Hong kong liegt so gut in den chinesischen Gewässern, als Margate in den englischen." Ganz unverständlich ist eine Behauptung von Lord Palmerston: [3] es gebe in China kein Gesetz, das die Behörden ermächtige, Schiffe anzufassen, die außerhalb des Hafens stationirt seyen. Ich weiß nicht, was der edle Lord ein Gesetz in China nennt, aber die mehrere Muße, die ihm seitdem zu Theil geworden, hat ihm vielleicht Zeit vergönnt, die Papiere zu lesen, die er selbst auf den Tisch des Unterhauses niedergelegt. Da wird er einen Stapel von Edikten finden, vom Jahr 1837, in welchen dem Kapitän Elliot anbefohlen wird, die draußen stationirten Opiumschiffe wegzusenden; neben dieser schonenden Form wird doch ausdrücklich gesagt, er werde dem Gouverneur und Vicegouverneur (also den Behörden) dafür verantwortlich seyn, und sehr deutlich wird hinzugefügt: „es würde den Behörden unschwer fallen, die Macht zu gebrauchen, die in ihre Hände gelegt sey, und mit einem Male die Uebertreter zu verjagen; aber sie wollen sich nicht verdrießen lassen, wieder und wieder zu warnen u. s. w." [4] Auch wird er finden, daß außerhalb

---

[1] Hansard 54, 1040.
[2] Hansard 53, 835.
[3] Hansard 53, 927.
[4] Correspondence 235 (18. Sept. 1837).

der Bocca Tigris Opium saisirt worden ist,[1] und daß Kapitän John Thacker[2] (zwar keine Rechtsautorität, aber ein Mann, der viel dabei zu verlieren hatte) dem Parlaments-Komité ehrlich gesteht, er glaube, die Chinesen wären offenbar im Recht gewesen, wenn sie mit bewaffneten Fahrzeugen das Opium an Bord der Schiffe in Lintin konfiszirt hätten.

Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß die englische Zollgesetzgebung mit der Konfiskation des Opiums sich nicht begnügt haben würde. Nach dem neuesten Schmuggelgesetz[3] verfällt jeder, der beim Schmuggeln betheiligt war, in eine Geldstrafe von dem dreifachen Werth der Waaren, oder (nach dem Gutdünken der Zollbeamten) von 100 Pf. St. Noch mehr: die Schiffe wären nach dem englischen Gesetz verwirkt gewesen. Jedes (auch ein fremdes) Schiff oder Boot, das in einem Hafen, einer Anfurt, einem Fluß oder einer Bucht des vereinigten Königreichs, oder innerhalb einer Seemeile von der Küste betroffen wird, und verbotene Waaren an Bord führt, unterliegt der Konfiskation.[4] Und zu den verbotenen Waaren gehören nicht etwa nur solche, deren Einfuhr (wie in China die des Opium) unter keiner Bedingung erlaubt ist, sondern auch geistige Getränke, die nicht in einem wenigstens 40 Gallons enthaltenden Faß, ferner Rauch- oder Schnupftabak, der nicht in einer Emballage zum Gewicht von wenigstens 450 Pfund verpackt ist. Also bei der bloßen Präsumption einer beabsichtigten Schmuggelei konfiszirt das englische Gesetz beides, Schiff und Gut; dazu noch wird Jeder, der an Bord eines solchen Schiffes betroffen wird, wenn gleich kein brittischer Unterthan,[5] verhaftet, und verfällt, falls er sich nicht darüber ausweisen kann, daß er blos

---

[1] Minutes of Evidence 55.

[2] Daſ. 71.

[3] 3 und 4 William IV. c. 53, §. 44. (Im Auszug bei M. Culloch, Supplem. von Schmidt 1037.)

[4] Daſ. §§. 2, 3. Nach der früheren Gesetzgebung waren diese Bestimmungen noch schärfer, und die mildernden Ausnahmen nicht in der Art wie jetzt angemerkt. Man pflegte daher die der Form wegen konfiszirten Schiffe den Eignern für den nominellen Preis von 5 Schillingen wieder zu verkaufen. Vergleiche Hennings Staatsschriften 106.

[5] Daſ. §. 48.

und Paſſagier weder beim Schiff noch bei der Ladung betheiligt geweſen, in eine Strafe von 100 Pf. St.

Nun ſagt man aber: die Chineſen haben das Opium nicht konfiszirt, ſie haben die Auslieferung durch die bekannten Maßregeln erzwungen. Das führt uns zu dem Punkt, den Lord Ruſſel vorangeſtellt hat, — zu den Unbilden und Kränkungen, welche dem brittiſchen Oberaufſeher und den brittiſchen Unterthanen zugefügt worden. Um das Verfahren der chineſiſchen Behörden zu würdigen, müſſen wir vor allen Dingen uns erinnern, wie ſchwer ſie zuvor gereizt geweſen.

Daß es keiner geringen Reizung bedürfe, um die chineſiſche Regierung zu irgend einem Schritte zu bewegen, der auch nur den Schein einer Gewaltthat haben könnte, wird Jeder zugeben, der die Sprache der Edikte von der Handlungsweiſe der Regierung zu unterſcheiden weiß. Jene Sprache klingt für uns ſeltſam; es wäre vielmehr zu verwundern, wenn es nicht ſo wäre, wenn die Chineſen in unſerem Ideenkreiſe, in unſerer Ausdrucksweiſe, wenn ſie in abendländiſchen Formen der offiziellen Mittheilung ſich bewegten. Der Herzog von Wellington[1] ſagt zwar, die Sprache, die man gegen Kapitän Elliot geführt, würde man nirgendwo ſonſt dem gemeinſten Verbrecher geboten haben; aber ſelbſt Herr Macaulay,[2] der doch ſeinerſeits mit der Grandiloquenz der Edikte wetteifert, meint, über Worte und Formen würde man den Chineſen den Krieg nicht machen. Der beſſere Theil der Civiliſation iſt Humanität gegen den Einzelnen und Sorge für geſicherten Rechtszuſtand im Allgemeinen. Daß Civiliſation, in dieſem Sinn, den Chineſen nicht fremd iſt, dafür iſt eine Wolke von unverdächtigen Zeugen zur Hand. George Palmer[3] rühmt aus eigener Erfahrung die Sorge für die Schiffbrüchigen, und das noble Benehmen, das jeden Lohn verſchmäht, gegen Bedrängte in Seegefahr. Robert Inglis, der 16 Jahre in Canton gelebt, erklärt[4] vor dem Parlaments-Komité: bis zu den letzten Ereigniſſen in Canton haben die Chineſen ſtets

---

[1] Hanſard 34, 37.
[2] Hanſard 33, 719.
[3] Hanſard 53, 833.
[4] Min. Evid. 44.

wunderbare Vorſicht (wonderful caution) an den Tag gelegt, weder dem Leben, noch ſelbſt auch dem Eigenthum der Fremden zu nahe zu treten; aller Drohungen ungeachtet ſey bis dahin in der Praxis beides nie gefährdet geweſen. Kapitän Elliot[1] ſagt in einer Depeſche, zu Anfang des verhängnißvollen Jahres 1839: „bis vor wenigen Tagen, Mylord, gab es, wie ich glaube, keinen Ort in der Welt, wo der Fremde ſein Leben und Eigenthum geſicherter wußte, als hier in Canton.“ Und Herr Jardine, ein namhafter Opiumhändler, eben derſelbe, der in den chineſiſchen Edikten als die „eiſenköpfige alte Ratze“ figurirt, ſagte,[2] als bei ſeinem Abſchiedsmahle in Canton ſeine Geſundheit getrunken war (23. Januar 1839): „ich habe lang in dieſem Lande gelebt, und muß zu deſſen Gunſten hier Etwas ſagen: wir finden unſere perſönliche Sicherheit hier durch die Geſetze wirkſamer geſchützt, als in manchen andern Gegenden des Oſten, oder ſonſt der Welt. In China kann ein Fremder bei offenen Fenſtern ſchlafen gehen, ohne für Leben oder Eigenthum beſorgt zu ſeyn; beides ſchützt eine wachſame und treffliche Polizei; das Geſchäft wird mit beiſpielloſer Leichtigkeit geführt, und im Ganzen mit ausgezeichneter Rechtlichkeit; Ausnahmen kommen gelegentlich vor, aber ſie ſtellen die allgemeine Geltung des Satzes nur in um ſo ſtärkeres Licht. Auch darf ich nicht ſchweigen von der allgemeinen Artigkeit der Chineſen in ihrem Verkehr mit den Fremden. Dieſe und andere Betrachtungen enthalten die Gründe, weshalb ſo Viele von uns ſo oft in dies Land zurückkehren, und ſo lange hier verweilen.“

Dieſe und ähnliche Betrachtungen ſind es denn auch, durch welche es erklärlich wird, daß die chineſiſche Regierung zuerſt an Kapitän Elliot, unter Berufung auf die Gerechtigkeit ſeines Königs, die Aufforderung richtete, die außerhalb des Cantonſtroms geſetzwidrig ankernde Opiumflotte wegzuſenden. Anſtatt das Schonende dieſer Form, im Gegenſatz zu unſern abendländiſchen Gewohnheiten, zu erkennen; anſtatt in der bekannten und nicht unerwünſchten Fiktion ſich zurechtzufinden, vermöge welcher eine orientaliſche Regierung den fremden Gaſt als unter ſeinem heimiſchen Geſetze ſtehend betrachtet, ſo lang er nicht in unbändigem

[1] Correspondence 387.
[2] Bullock 19

Frevel alles Geſetz durchbricht; anſtatt einer ſo nahe liegenden Erwägung Raum zu gönnen, hat man vielmehr die Idee verhöhnt, daß England den Chineſen Vorſchub leiſten ſollte, wenn ſie nicht im Stande ſind, ihre eigene Handelsgeſetzgebung aufrecht zu halten. Sir John Hobhouſe behauptete,[1] in der Geſchichte der Geſetzgebung ſey kein Beiſpiel vorhanden, daß ein Staat ein Geſetz gemacht hätte mit Bezug auf die fiskaliſchen Anordnungen eines andern Staates.

Dieſe Behauptung iſt unrichtig. Die Fälle ſind nicht zahlreich, aber ſie ſind vorhanden. Zu verwundern iſt, daß weder Hobhouſe noch einer der Oppoſitionsredner ſich auf einen hieher gehörigen Vorgang beſonnen hat, welcher der engliſchen Geſchichte angehört. Die gewaltſame Unterdrückung des Schleichhandels, der von den amerikaniſchen Kolonien aus mit dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Weſtindien getrieben worden, wird allgemein zu den erſten Urſachen der Unzufriedenheit des brittiſchen Nordamerika gezählt. Der Friede von Paris 1763 enthält einige Stipulationen,[2] welche noch kaum errathen laſſen, daß Großbritannien die Sache ſo ernſtlich nehmen würde. Eine Parlamentsakte von 1764[3] verpönt den Aufenthalt brittiſcher Schiffe in der Nähe der Inſeln S. Pierre und Miquelon, welche als Schmuggelſtationen dienten — und zwar, „um allen unerlaubten Handel zwiſchen den brittiſchen Unterthanen in Amerika und den Unterthanen der Krone Frankreich zu verhindern.“ Büſch nennt an mehreren Stellen ſeiner Schriften[4] ſolche Stipulationen „unnatürlich;“ er findet den Grund (ohne Zweifel mit Recht) in der Eiferſucht des Mutterlandes auf den ſelbſtſtändigen Handel ſeiner Kolonien; aber er bezeugt (wovon auch ſonſt die Geſchichte jener Zeit[5] voll iſt), daß Großbritannien bedeutende Anſtrengungen gemacht, um vermittelſt ſeiner Marine jenen Handel wirklich zu unterdrücken. Wenigſtens läßt ſich, einer ſo bekannten Thatſache gegenüber, nicht wohl behaupten, die Sache ſey in den Jahrbüchern der Geſetzgebung „unerhört.“ Minder bedeutend,

---

[1] Hanſard 33, 893.
[2] Artikel 8 und 19. Wenck, Cod. Jur. Gent. rec. 3, 337; 344.
[3] 4 Geo. III. c. 15. s. 33. Pickering 26, 47.
[4] Geldumlauf 2, 243. Welthandel 357, 385.
[5] Ramſay, Am. Rev. 1, 45 Life of the Earl of Chatham 154.

aber doch beachtenswerth, ſind zwei Fälle, die ich bei Moſer[1] angeführt finde: daß Großbritannien 1740 ſeinen Kriegsſchiffen verbot, die Gelegenheit, wenn ſie Priſen nach portugieſiſchen Häfen brächten, zur Einſchwärzung von Waaren zu benutzen, und daß die Generalſtaaten 1750 ihren Schiffen den Schleichhandel zwiſchen Gibraltar und der Berberei unterſagten. Mehr zur Sache iſt der Vertrag zwiſchen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und dem Königreich Siam, vom 20 März 1833 (ratifizirt von Siam im Jahr 1836), in deſſen zweiten Artikel[2] das Opium ausdrücklich als Kontrebande bezeichnet iſt, welche von den Amerikanern nicht eingeführt werden dürfe. Der amerikaniſche Konſul in Canton bezog ſich auf dieſen Vertrag in einer Unterhaltung mit dem Kwangtſchofu,[3] und meinte, ſeine Regierung werde nicht abgeneigt ſeyn, auch gegen China, wie ſie ſchon gegen Siam gethan, vertragsmäßig ſich anheiſchig zu machen, die Einfuhr von Opium den amerikaniſchen Schiffen zu unterſagen.

Von allen dieſen Thatſachen ſcheint nun freilich im brittiſchen Parlament Niemand auch nur die leiſeſte Ahnung gehabt zu haben. Wohl aber ſind im Lauf der Debatte andere Umſtände zur Sprache gekommen, welche dazu dienen konnten, das Urtheil über die Anmuthung der Chineſen mit Bezug auf die Opiumflotte zu berichtigen. Die Handelskomité in Canton berichtete ſchon im Jahr 1824[4] an die Direktoren der oſtindiſchen Kompagnie: wenn die Chineſen darauf beſtehen und es zur Bedingung für die ungeſtörte Fortdauer des geſetzlichen Handels machen ſollten, ſo würde ſie (die Komité) ſich genöthigt ſehen, die Entfernung der Opiumſchiffe zu verlangen. Zwölf Jahre ſpäter äußert Sir Georg Robinſon (der Vorgänger von Kapitän Elliot) in einer Depeſche[5] an Lord Palmerſton, mit Bezug auf das Einſchmuggeln von Opium: „Sobald die Regierung uns anweiſen wird, brittiſche Schiffe von der Theilnahme an dieſem Handel zurück zu halten, ſo können

[1] Verſuch des neuen europäiſchen Völkerrechts 7, 761, 772.

[2] Der Vertrag ſteht bei Ruſchenberger Voyage round the world 2, 139 f. (Lond. 1838.)

[3] Slade 76.

[4] Hanſard 33, 874.

[5] 5. Febr. 1836. Corresp. 120.

wir einem derartigen Befehl Folge geben; aber eine zuverläſſigere Maßregel würde es ſeyn, den Mohnbau und die Opiumbereitung im brittiſchen Indien zu verbieten." Im Jahr 1837 ſchreibt Kapitän Elliot:[1] der Augenblick zur thätigen Intervention der brittiſchen Regierung ſey gekommen. Er meint eine Geſandtſchaft nach China, welche die Legaliſirung der Opiumeinfuhr, unter gewiſſen geſetzlichen Beſchränkungen, auswirken ſollte. Von dieſer Anſicht iſt er bald genug zurückgekommen; aber aus ſeiner Depeſche von jenem Datum, wie aus ſeinen ſpäteren dringenden und kläglichen Aufforderungen an ſeine Regierung zum unverweilten Einſchreiten, ſpricht die Ueberzeugung, daß es ſo nicht bleiben könne, daß der verwegene Trotz gegen alles Geſetz nur Schmach und Elend über die Engländer in Canton bringen werde. Endlich, als der Graf Stanhope im Oberhaus auf die Abſchaffung des Opiumhandels antrug, entgegnete Lord Melbourne:[2] der Antrag ſey ſchwer auszuführen, und ein ſolcher Beſchluß würde jedenfalls unzeitig ſeyn; man würde ſich dadurch eines Mittels berauben, welches vielleicht gebraucht werden könne, um Gegenleiſtungen auszubedingen und der Unterhandlung mit China eine günſtige Wendung zu geben. Alſo der Einfall der Chineſen, daß die brittiſche Regierung ſelbſt für die Abſtellung eines ſo großen Uebels Etwas thun könnte, dieſer Einfall iſt zuletzt doch nicht ſo ganz widerſinnig, wenn man ihn auch nur nach den Begriffen der abendländiſchen Politik beurtheilt.

Aber was ſoll man zu der abendländiſchen Politik ſelbſt ſagen, ſo wie ſie in Kapitän Elliots Verfahren ſich manifeſtirt? Nachdem er den chineſiſchen Behörden erklärt hatte,[3] ſein Auftrag erſtrecke ſich nur auf die Aufſicht über den regelmäßigen Verkehr, ein anderer ſey ſeiner Regierung bis jetzt gar nicht bekannt geweſen (während das Parlament doch von dem Umfang und Charakter des Opiumhandels längſt vollſtändig unterrichtet war!), faßt er dreizehn Monate ſpäter[4] den Entſchluß, allen brittiſchen Fahrzeugen

---

[1] 19. Novbr. 1837. Korreſp. 242.

[2] Hanſard, 54, 33. Auch Sir George Staunton hofft auf vertragsmäßiges Zuſammenwirken der brittiſchen und der chineſiſchen Regierung. Hanſ. 53, 742.

[3] 17. Novbr. 1837. Correſp. 248.

[4] Correſp. 333.

die Theilnahme an dem Schleichhandel innerhalb des Cantonfluſſes zu verbieten. Es war eine halbe Maßregel. Den Chineſen konnte ſie nicht genügen. Sie raiſonnirten ganz bündig: wenn er Macht hat (und warum ſollte er nicht?), ſeine Landsleute innerhalb des Fluſſes zu zügeln, ſo kann er auch die Opiumſchiffe aus den äußeren Gewäſſern wegſenden, wenn er nur will. Indem er in dem einen Fall einſchritt, übernahm er, der chineſiſchen Behörde gegenüber, die Verantwortlichkeit für ſein Nichteinſchreiten in dem andern Fall. Doch das iſt nur die eine Seite der Sache. Sein Einſchreiten ging ſchon über die Grenzen ſeiner Vollmacht hinaus.

Und hier enthüllt ſich eine Lage der Dinge, die man ganz unglaublich finden würde, wenn ſie nicht durch amtliche Dokumente beglaubigt, im Lauf einer dreitägigen Debatte bis ins Detail aufgehellt, und durch die Geſtändniſſe der brittiſchen Regierung bis zur Beſeitigung jeden Zweifels beſtätigt wäre. Kapitän Elliot hieß zwar Aufſeher des Handels brittiſcher Unterthanen in China; aber er hatte den brittiſchen Unterthanen in China Nichts zu gebieten, noch zu verbieten. Das Parlament[1] hatte die Regierung ermächtigt, ihm eine polizeiliche und richterliche Gewalt zu übertragen; ein Geheimerathsbefehl übertrug ihm die Befugniſſe, welche früher den Superkargoes zugekommen, ſofern ſie nicht durch Parlamentsakte aufgehoben ſeyen; aber ſiehe da, die Superkargoes ſelbſt waren durch Parlamentsakte aufgehoben; es konnten alſo, beim Lichte betrachtet, auch keine Befugniſſe auf die neuen „Superintendenten" übergehen.[2] Man traut ſeinen Augen kaum; aber ſo iſt es. Die Entdeckung kam nach und nach an den Tag. Sir George Robinſon[3] klagte ſchon 1835 über den Mangel an Vollmacht und an den durchs Parlament verheißenen Anordnungen über das Benehmen brittiſcher Unterthanen. Kapitän Elliot[4] war der Meinung, man müſſe ein Dampfboot zurückhalten, das die Einfahrt in den Cantonſtrom, gegen den Willen der chineſiſchen Behörde, ertrotzen wollte: Lord Palmerſton warnt ihn, er möge nicht einen höhern Grad von Autorität über brittiſche Unterthanen ſich beilegen, als er wirklich beſitze. Kapitän Elliot hält

[1] 3 et 4 Wm. IV. c. 93. a. 6. (Im Auszug in Schmidt's Mac Culloch 219.)

[2] S. die Debatten, hin und wieder; z. B. Hanſard 53, 678; 908.

[3] Corresp. 96.

[4] Corresp. 122.

es für nöthig, daß ein Engländer aus China entfernt werde: Lord Palmerſton antwortet ihm,[1] er habe dazu kein Recht; er möge ſich durch den Wortlaut des Geheimerathsbefehls nicht irre leiten laſſen, nicht meinen, daß die Gerechtſame der Superkargoes (welche übrigens nur Perſonen ohne Erlaubnißſchein haben wegweiſen können) auf ihn wirklich übergegangen ſey; dieſe Gerechtſame ſey erloſchen; ſeitdem der Handel auf China freigegeben, bedürfe Niemand mehr eines Erlaubnißſcheins, könne auch Niemand mehr aus China weggewieſen werden. Es klingt faſt wie Spott, wenn unter ſolchen Umſtänden die Vollmacht des Superintendenten (die eigentlich gar keine iſt) auch auf Lintin und Macao ausgedehnt wird.[2] Kapitän Elliot entwirft, zum Gebrauch der Befehlshaber brittiſcher Fahrzeuge in Whampoa, eine Art von Polizeiordnung für die Seeleute, um den groben Exceſſen[3] zu ſteuern, welche dort im Hafen, zur Schande aller Mannszucht, verübt zu werden pflegten. Lord Palmerſton antwortet,[4] er habe jene Ordnung den Kronjuriſten vorgelegt; die ſeyen der Meinung, daß ſie dem engliſchen Geſetz an und für ſich nicht zuwiderlaufe, daß ſie aber von der Regierung ſelbſt ausgehen und in der gewöhnlichen Form erlaſſen werden müßte; er ſelbſt, Kapitän Elliot, habe kein Recht, aus eigner Machtvollkommenheit ſolche Ordnung aufzurichten. Was die Territorialrechte Chinas anlange, ſo ſeyen die Kronjuriſten der Meinung, daß die Errichtung eines Polizeiſyſtems innerhalb des chineſiſchen Gebietes ein Eingriff in das unbedingte Souveränetätsrecht eines unabhängigen Staates ſeyn würde, und daß ein ſolcher Eingriff nur durch poſitiven Vertrag, oder durch ſtillſchweigende Einwilligung (die aus herkömmlichem Gebrauch abzunehmen) zu rechtfertigen ſey. Kapitän Elliot möge alſo für ſeine Polizeiordnung die ſchriftliche Zuſtimmung des Gouverneurs von Canton zu erhalten ſuchen; ſobald dieſe in England eingetroffen ſeyn werde, ſollen die geeigneten Schritte geſchehen, um jene Ordnung in Kraft zu ſetzen.

Hier handelt es ſich denn zum erſtenmal um eine völkerrechtliche Rückſicht. Jeder abendländiſchen Regierung gegenüber

---

[1] Correspondence 189.

[2] Daſelbſt 111.

[3] „disgraceful and dangerous riot.“ Corresp. 295.

[4] Daſ. 317.

würde der Skrupel der Kronjuriſten vollkommen an ſeiner Stelle ſeyn. Aber auch einer morgenländiſchen?

Bekannt genug iſt wenigſtens der befreite Gerichtsſtand der Europäer in den Ländern des Islam. Der Zuſammenhang der Sache iſt im Portfolio,[1] bei Gelegenheit der Affaire des Engländers Churchill in Konſtantinopel (Mai 1836), ſehr gut entwickelt. „Die Verträge der europäiſchen Mächte mit der Pforte verbürgen dem europäiſchen Fremdling einen von allen türkiſchen Juſtizbehörden befreiten Gerichtsſtand. Dies iſt im Einklang mit dem türkiſchen Prinzip der Verwaltung. Als die Türken die verſchiedenen Provinzen ihres Reiches eroberten, ließen ſie die neuen Unterthanen unter der Herrſchaft ihrer gewohnten Geſetze, die durch Beamte verwaltet wurden, welche nach den Formen und den früheren Gewohnheiten der entſprechenden Bevölkerung beſtellt waren. Als die europäiſchen Mächte einen geregelten Verkehr mit der Pforte ſuchten, war die Baſis ihrer Verträge, daß die Europäer in der Türkei unter dem Geſetz ihrer Heimath ſtehen ſollten, das durch Beamte, von ihren eigenen Souveränen ernannt, gehandhabt ward. Das ſtimmte mit dem altgewohnten Syſtem der Pforte, es ſtimmte mit dem Prinzip der Gaſtfreundſchaft, welches die Grundlage aller internationalen Beziehungen der Türken bildet. Als daher Akif Effendi die Befreiung Churchills, auf Begehr des Geſandten, verweigerte, ſo verletzte er nicht allein die beſtehenden Verträge, ſondern er handelte vollkommen untürkiſch; blieb der Verſuch ungerügt, ſo war ein Rechtsvorgang vorhanden, in deſſen Folge es ruſſiſcher Intrigue hätte gelingen können, den Sultan mit einer europäiſchen Macht nach der andern in Mißhelligkeiten zu verwickeln.“ Wir werden in der Folge ſehen, wie wichtig das Prinzip gerade in der Beziehung iſt, daß es Mißverſtändniſſen und politiſchen Zerwürfniſſen vorbeugt. Der verſtorbene Blacque, der Gründer des „Moniteur Ottoman“ und einer der gründlichſten Kenner morgenländiſcher Sitte, hat den moraliſchen Geſichtspunkt des befreiten Gerichtsſtandes beſonders ins Licht geſtellt.[2] Er macht zuförderſt aufmerkſam, daß die betreffenden

[1] Nr. 26. Seite 558.

[2] Aus dem Moniteur Ottoman (1832); abgedruckt in der Sammlung von Roß von Bladensbury: Opinions on the Eastern Question (Lond. 1836) S. 5. ff.

Kapitulationen nicht etwa ein Zugeständniß der Schwäche sind; denn sie datiren vom Höhepunkt der osmanischen Macht: kein geringerer Name, als der Solimans des „Kanonisten," steht an der Spitze der ersten Kapitulation, welche (1535) den Franzosen verwilligt ist. Desto tiefer sind eben jene Zugeständnisse im Geist des Morgenlandes, in der Natur der Verhältnisse begründet. Der Kodex des Islam hat eine gedoppelte Bedeutung — eine religiöse und eine politische; indem er in diesem untrennbaren Doppelcharakter alle bürgerlichen, alle geselligen Verhältnisse durchdringt, ist er unanwendbar auf denjenigen, der einen andern Glauben bekennt, ob dieser nun eine mit Waffen unterworfene Provinz des Reiches bewohnt, ob er als Fremdling im Lande verweilt. Die Art, wie der Fremdling begrüßt, wie er behandelt wird, liegt in dem Grundsatz der im Osten heimischen Gastfreundschaft. „Du bist willkommen, weile bei uns. Dein Glaube, dein Brauch ist nicht der unsrige; du wirst nicht gezwungen seyn, zu thun, wie wir thun. In deiner Heimath hast du gewissen Gesetzen gehorcht. Halte fest daran; es ist nicht möglich, daß sie Unfreundlichkeit lehren sollten gegen diejenigen, die dich zur Genossenschaft an ihrem Gut und an ihrem Wohnsitz einladen. Folge denn ferner jenen Gesetzen; was wir von dir verlangen, ist nur Achtung für unser Gesetz, unsern Brauch, unsern Glauben. Dafür bieten wir dir gleiche Achtung für den deinigen. Unter dieser Bedingung magst du unter uns, und magst im Frieden leben."

Gilt dies vielleicht nur von den Völkern des Islam? Hören wir Kapitän Elliot, in einer früheren Depesche,[1] noch ehe der Nothstand in Whampoa ihn zu der Erlassung eigenmächtiger Anordnungen gezwungen hat: „Ich möchte, Mylord, die ehrerbietige, aber ernstliche Hoffnung aussprechen, daß ohne Zeitverlust geeignete gerichtliche und polizeiliche Institutionen für die brittischen Unterthanen in diesem Reiche ausgebildet werden mögen; und ich stehe nicht an zu versichern, daß es in meiner Macht steht, von den Provinzialbehörden in bester Form die Sanktion für deren Wirksamkeit zu erlangen." Und an einer andern Stelle:[2] „Die Chinesen

[1] Correspondence 333.

[2] Daf. 341.

ſind in vielen wichtigen Beziehungen das gemäßigtſte und billigſte Volk der Erde. Sie ſuchen nichts als Gerechtigkeit (und kein Volk hat klarere Begriffe über Dasjenige, was es mit dieſem Namen nennt); darum werden ſie auch verſtändig genug ſeyn, der gegenſeitigen Konvenienz halber, Gerechtigkeit von unſern Händen hinzunehmen; die Form, unter welcher ſie geübt wird, werden ſie mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachten." Sehr bezeichnend ſind die Aeußerungen von Howqua (dem Aelteſten der Hongs), die er berichtet.[1] „Howqua bat mich, die großen Miniſter meiner Nation zu verſichern, daß die Regierung niemals einſchreite, außer in Fällen der äußerſten Dringlichkeit, und zwar aus dem Grundſatz, daß ſie unſere Geſetze und Gebräuche nicht kenne, und daß es ungerecht wäre, uns einer Ordnung zu unterwerfen, die für ein Volk von ganz verſchiedenen Gewohnheiten, und in ganz anderer Zucht erwachſen, gemacht ſey. Ich muß geſtehen, Mylord, in dieſem Gedankengang ſcheint mir Weisheit zu liegen und große Mäßigung."

Weil denn dieſe Betrachtung zu den lehrreichſten Seiten dieſer unglücklichen Opiumgeſchichte gehört, ſo mag hier noch eine hiſtoriſche Bemerkung erlaubt ſeyn. Es iſt nicht allein im fernen Oſten, daß wir dieſes Syſtem zu ſuchen haben. Wir haben dafür einen ſehr nahen Anknüpfungspunkt. Vielmehr, das Prinzip, worauf es beruht, gehört uns — es gehört dem deutſchen Mittelalter an. Es iſt das Syſtem der perſönlichen Rechte. Ich ſchreibe eine bekannte Stelle aus Eichhorn[2] ab, weil ſie ſo auffallend mit dem oben über die Türkei Angeführten zuſammentrifft. „Jeder, welcher ſeiner Abſtammung nach einem der freien, daher mit ihrer Verfaſſung und ihrem Volksrecht mit der fränkiſchen Monarchie vereinigten Völker angehört, lebt in jedem Theil derſelben nach dieſem, als einem ihm angeborenen Recht. Die Anwendung dieſer Regel leidet zwar mehrere Ausnahmen; immer aber bleibt die Anwendung irgend eines Volksrechtes als Territorialrecht ausgeſchloſſen; das iſt: niemals entſcheidet über die Anwendbarkeit eines Volksrechts der Umſtand, daß die Perſon, deren Rechtsverhältniſſe ſtreitig ſind, an einem Orte wohnt, wo

[1] Correspondence 340.

[2] Staats- und Rechtsgeſchichte I. §. 46.

die herrſchende Bevölkerung oder der größte Theil derſelben ihrer Abſtammung nach jenem unterworfen iſt." Die Gelehrten wiſſen das Alles längſt; ich ſchreibe nicht für die Gelehrten. Damit es aber nicht ſcheine, als ſey dergleichen nur aus der deutſchen Rechtsgeſchichte zu lernen, will ich anführen, daß ein berühmter ſchottiſcher Civiliſt und Philoſoph[1] das ganze Verhältniß mit großer Klarheit entwickelt, wie die Rechte urſprünglich perſönlich geweſen, ohne Rückſicht auf den Ort, wie ſie ſpäter territorial geworden, ohne Rückſicht auf die Perſon. Mit Bezug auf Schottland weiſet er nach, wie die Rechtsverhältniſſe der Fremden zuerſt der Gerichtsbarkeit des Königs und Geheimeraths unterlagen, ſpäter dem Court of Session zugeordnet worden, wie ſie aber dennoch nicht nach dem Territorialrecht, ſondern nach Grundſätzen der allgemeinen Gerechtigkeit,[2] welcher alle Menſchen unterworfen, nach dem bei allen Völkern geltenden Rechte zu entſcheiden ſeyen.

Die Vereine deutſcher Kaufleute im Auslande verſtanden es trefflich, jenen Grundſatz der perſönlichen und nationalen Rechte auszubeuten.[3] Unſere hanſiſchen Comptoire hatten ihre eigenen Vögte, die ihnen (mit Ausnahme etwa von „Hals und Hand") Recht ſprachen im fremden Lande. Weder Dänen, noch Normänner, noch andere Fremde (ſagt ein däniſches[4] Privilegium von 1328) ſollen ſie anderswo als bei ihrem eignen Vogt verklagen. In Novgorod[5] erhielt des Hofes Oldermann ohne Schwierigkeit (was anderwärts ſeltener und mit Mühe erlangt ward) das Recht, auch über Hals und Hand zu richten; auch in Streitigkeiten mit Novgorodern hatten die Gäſte befreiten Gerichtsſtand;[6] ſolcher Streit ſoll auf dem St. Johannishofe vor dem Burggrafen, dem Herzog und den fremden Kaufleuten geſchlichtet werden. Wenn man die alten Kapitulationen der Europäer mit der Pforte, mit Perſien und Marocco lieſet,[7] ſo iſt's, als wären die Beſtimmungen der Novgoroder Skraa dahin herübergenommen.

---

[1] Henry Home (Lord Kaimes) Principles of Equity 346 ff.
[2] Common Justice, nicht Common Law.
[3] S. beſ. Lappenberg Vorrede zu Sartorius XII.
[4] Sartorius Urkundenbuch 320.
[5] Sartorius Geſch. 141.
[6] Daſ. 118.
[7] Sie ſtehen zerſtreut bei Burſotti, Guide des agents consulaires.

Freilich, die Hansen in allen Ländern, wo sie Faktoreien errichteten, und später die Europäer überhaupt in den Stationen der Levante, hatten sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich „etwas schriftliches auszubitten." Sie schlossen entweder Vorträge, oder verschafften sich doch für ihre Privilegien in aller Ordnung Brief und Siegel. Das hätte nun die englische Regierung in China wohl auch thun müssen. Sir George Staunton[1] hatte dringend angerathen, eine Gesandtschaft nach Pecking zu schicken und einen Staatsvertrag zu unterhandeln. Sonst würde es nimmermehr gut gehen, nachdem die gewohnte Maschinerie der Kompagniebeamten in Canton beseitigt, und der brittische Handel in Canton durch das zweideutige Geschenk der völligen Freiheit allen Wechselfällen schutzlos preisgegeben sey. Er ließ sich nicht abschrecken durch den Unstern von Lord Amherst's vorgeblicher Gesandtschaft,[2] den er selbst getheilt hatte. Das Parlament hörte nicht auf den einzigen Mann, der aus eigener Sachkenntniß reden konnte. An der Regierung ging die Berufung auf den Vorgang der Russen spurlos vorüber. Und doch sind die Verträge der Russen[3] mit den Chinesen höchst merkwürdig. Zuerst der Grenzvertrag von 1686, dann der ausführliche Traktat von 1727 und die Zusatzartikel von 1786. Das sind nicht allein Grenzverträge; die Handelsbeziehungen, der diplomatische Verkehr, die Auslieferung und Bestrafung von Verbrechern, alle Verhältnisse werden geordnet. Seit 1727 haben die Russen ein „Haus" in Pecking. Sie scheinen daselbst ungemein fleißig zu studiren. An der Grenze wetteifert der Pater Hyacinth durch die einsichtige Gründlichkeit seiner Berichte mit allen Statistikern Europas. Die Freundschaft zwischen Russen und Chinesen ist vollkommen. Diesen Augenblick noch meldet die Zeitung, mit welcher Eintracht am 2. Dezember vorigen Jahrs in Kiachta die Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus gefeiert worden.

Daselbst auch 1, 375, die französische Ordonnanz von 1836 über die Konsulargerichtsbarkeit in der Levante.

[1] Hansard III. Serie, 18, 649.

[2] Das Schreiben des Kaisers von China, worin er dem König von England zu erkennen gibt, er brauche ein andermal nicht wieder einen Gesandten so weit her über Land und Meer zu schicken (11. September 1816), steht im Quarterly Review, Mai 1819. S. 86.

[3] Die Verträge sind abgedruckt im Portofolio Nr. 25 u. 26.

Ob wohl Engländer und Chineſen eben ſo einmüthiglich die Taufe des Prinzen von Wales celebrirt haben mögen? Genug, der Erfahrungsbeweis iſt geführt, daß mit den Chineſen zu unterhandeln und zum Schluß zu kommen iſt. Die engliſche Regierung verſchmähte den Verſuch zu machen. Die Verhältniſſe ihrer Unterthanen vertragsmäßig zu ordnen, dazu that ſie keinen Schritt; einſeitig die behufigen Reglements zu erlaſſen, davon ließ ſie ſich durch die völkerrechtlichen Skrupel der Kronjuriſten zurückhalten. Waren dieſe Skrupel ernſtlich gemeint, ſo iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß die Miniſter eine Bill ins Parlament brachten, um eine Civiljurisdiktion über die brittiſchen Unterthanen in China aufzurichten. Daß ſie damit zweimal im Parlament durchfielen, iſt ein Umſtand, nach welchem die Chineſen Nichts zu fragen haben; ſo viel liegt am Tage (ob nun die Schuld den vorigen Miniſtern zufällt, ob ſie vom Parlament getheilt wird), daß weder durch Verträge noch durch Verordnungen die nöthigen Maßregeln getroffen ſind, um den Rechtszuſtand brittiſcher Unterthanen in China feſtzuſtellen.

Unter dieſen Umſtänden ſollte man denken, die engliſche Regierung könne nichts Anderes beabſichtigt haben, als in vorkommenden Fällen der chineſiſchen Juſtiz ihren Lauf zu laſſen. Nichts weniger als das! Die Chineſen verweiſen im Februar 1837 einige Engländer, die ihnen als Opiumhändler bekannt waren, als ſolche aus Canton. Kapitän Elliot ſchreibt:[1] „Wenn die Provinzialbehörden in der That ernſtlich entſchloſſen ſeyn ſollten, die Kaufleute aus dem Lande zu verbannen, ſo wird mein Einſchreiten unumgänglich nothwendig ſeyn; und Sie können ſich verlaſſen, Mylord, auf meinen gemäßigten, aber feſteſten Widerſtand gegen einen unerträglich unbilligen Angriff dieſer faktiſchen Art." Später freilich iſt Kapitän Elliot andern Sinnes geworden. Als er in einem verhängnißvollen Augenblick (23. März 1839) Macao verließ, um ſeinen bedrängten Landsleuten in Canton Troſt zu bringen, da war er (überwältigt von dem Verderben, das er im Gefolge des Opiumhandels hereinbrechen ſah) zu dem Entſchluß gekommen, ſeine Landsleute zu bewegen, daß ſie feierlich auf alle fernere Theilnahme an dem heilloſen Verkehr verzichten, und ihnen anzuzeigen, daß er nicht zu ihren Gunſten reklamiren würde,

[1] Correspondence 183.

wenn die chineſiſchen Behörden im Weigerungsfall ein Verbannungsurtheil gegen ſie ausſprechen ſollten. Schade nur, daß der Entſchluß bei Kapitän Elliot ſo ſpät kam, und daß er denſelben Niemanden, als nur — dem engliſchen Staatsſekretär anvertraut hat.[1] Was aber vollends die Auslieferungsfrage anlangt, ſo leſe man, was Kapitän Elliot am 2. Januar 1839[2] ſchreibt, indem er dringender als je die ſeit Jahren von ihm und ſchon von ſeinem Vorgänger ſtets vergeblich wiederholte Bitte um Errichtung einer Polizei- und Gerichtsordnung dem Staatsſekretär ans Herz legt, weil die Nothwendigkeit einer Kontrole „entweder durch brittiſches oder chineſiſches Geſetz" gar zu groß ſey. Er motivirt dies Begehren: „denn, Mylord, bis ich andere Inſtruktionen erhalte, würd' ich es für meine Pflicht achten, mich bis auf's äußerſte zu widerſetzen der Ergreifung und Beſtrafung eines brittiſchen Unterthans nach chineſiſchem Geſetz, ſein Verbrechen mag ſeyn was es wolle; und Verbrechen des ſchwerſten Charakters ſind neuerdings eine Sache der alltäglichen Wahrſcheinlichkeit geworden."

Hier thut ein moraliſcher Abgrund ſich auf, und Elliot, der für all dies die Verantwortlichkeit übernehmen ſoll, iſt der Curtius, der, einer beſſern Beſtimmung werth, ſich hineinſtürzt, um die zürnenden Geiſter Himmels und der Erde zu verſöhnen. So iſt's; Engländer in China mögen thun, was ſie wollen, Verbrechen des „ſchwerſten Charakters" üben, ungeſtraft; denn eine engliſche Autorität, ſie wirkſam zu zügeln und zu ſtrafen, gibt es nicht, und das chineſiſche Geſetz ſoll ſie nicht erreichen dürfen. Wie es ſo kommen konnte, das begreift man nicht; wohl aber begreift man, daß ein brittiſcher Parlamentsredner[3] ausrufen konnte: „in unſeren Benehmen gegen China haben wir uns als die weniger civiliſirte von beiden Nationen erwieſen!" Hier iſt der eigentliche Klimax für die Fragen, die der Freiherr von Gagern[4] an die Weltgeſchichte richtet: „als die Gothen aus den aſturiſchen Gebirgen wieder vordrangen — in den Kreuzzügen — und in Taſſos befreitem Jeruſalem — oder in den Kämpfen der Yncas und

[1] Correspondence 386.
[2] Daſelbſt 340.
[3] Sidney Herbert, 7. April 1840. Hanſard, 53, 748.
[4] Kritik des Völkerrechts 51.

Montezumas mit Cortez und Pizarro — wer waren die gentes moratiores?“ Hier bewährt ſich denn auch ſein Zuſatz: „aber dieſer ganze Komparativ liegt nicht im Pulver und Blei!“

Unter dieſen Umſtänden, was ſollten die Chineſen thun? Kapitän Elliot mag die Antwort geben — ſo wie er ſie (bei einer weniger erheblichen Veranlaſſung) ſchon drei Jahre im Voraus gegeben hatte:[1] „Keine Regierung kann ſich dem ausſetzen, daß ſie im Angeſicht ihres eigenen Volkes ſich Hohn bieten läßt durch den Trotz einer handvoll rückſichtsloſer Fremdlinge; das Opfer, nach der öffentlichen Meinung abgemeſſen, iſt viel zu bedeutend.“ Mit zehnfachem Gewicht fällt jetzt dies Wort auf das Haupt der Engländer zurück.

Unter dieſen Umſtänden endlich, was haben die Chineſen gethan? Sie ließen einen Eingeborenen vor der brittiſchen Faktorei hinrichten. Das Edikt beſagte: Ho-han-kin ſey der Todesſtrafe verfallen, weil er ſich mitſchuldig gemacht an dem unheilvollen, von den Fremdlingen ausgehenden Opiumhandel; die Fremdlinge mögen zur Beſinnung kommen: „wenn gleich außerhalb der Grenzen der Civiliſation geboren und auferzogen, haben ſie ja doch menſchlich fühlende Herzen.“[2] Die Fremdlinge kamen nicht zur Beſinnung.

Da ergriff Lin die bekannten Zwangsmaßregeln gegen die Fremden. Er ſtrafte die Unſchuldigen mit den Schuldigen.

Nehmen wir an, daß er das wirklich gethan. Sollen wir ſagen: das iſt ſo chineſiſche Sitte? Nein; eben weil man den Chineſen den Vorwurf höhnend zurückgibt, ſie ſtehen außerhalb der Grenze der Civiliſation — eben deshalb ſoll zu ihren Gunſten nicht geltend gemacht werden, daß ſie nach orientaliſcher Weiſe gehandelt haben. Der einfache, der verzeihliche Umſtand, daß ſie eben Chineſen ſind, ſoll hier nicht in Betracht kommen.

Wie, wenn Lin nicht chineſiſch, ſondern angelſächſiſch gehandelt hätte? Der ſolidariſchen Verantwortlichkeit im Orient[3] entſpricht

---

[1] Correspondence 182.

[2] Opium Crisis 11.

[3] Blacque im Monit. Ottom. (Opinions on the Eastern Question 21) Vergl. Urquhart's „Resources of Turkey.“

ziemlich genau das Frank-pledge — die gegenseitige Bürgschaft für die Stellung des Schuldigen vor Gericht, ein Institut, das die Bürgschaft der Familie für das Wergeld des Einzelnen auf eine Vereinigung der Alleinstehenden ausdehnte,[1] das von den Normannen zur strengen Polizei ausgebildet ward, aber schon in den Gesetzen Eduards des Bekenners[2] die „größte und höchste" Sicherheit hieß. Viscount Sandon[3] hat in der Opiumdebatte an das Frank-pledge erinnert. Doch vielleicht gilt Alfred mit seinen Angelsachsen eben auch für einen Barbaren. Ich fürcht' es fast. „Der Mann gehört uns an," ist das Motto von Stolbergs Alfred. Und es bleibt dabei, was Montesquieu von den Grundzügen der englischen Verfassung gesagt hat: dies schöne System ist in den Wäldern — in unsern Wäldern — gefunden.

Zudem, das alte Frank-pledge ist längst zu Grabe getragen. Aber als man, nach den Brandstiftungen bei Bristol und Nottingham, eine Schadenklage gegen die Distrikte[4] erhob, da war man doch wohl schon auf der Höhe der Grundsätze angelangt. Sir Robert Peel[5] hat zwei Beispiele von noch neuerem Datum. „Als der edle Lord an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, bei dem Streit über die Schwefelfrage, Person und Eigenthum neapolitanischer Unterthanen ohne Unterschied anhalten ließ, hat er da nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen gestraft? Bei dem holländischen Embargo, hat er da nicht desgleichen gethan?"

Und wie, wenn es mit der Bestrafung der Unschuldigen noch seine ganz eigene Bewandtniß gehabt hätte? Ich will nicht fragen, wie viele Unschuldige mögen gewesen seyn — wie Viele nämlich mit Händen, ganz rein von Opium.[6] Aber als Lin verlangte, einer der Opiumhändler solle zu ihm nach der Stadt kommen, widersetzten sich da nicht alle Fremden? Es war der Beschluß der Gesammtheit, Herr Dent sollte die Faktorei nicht verlassen. Wenn die Gesammtheit als solche auftritt, so muß sie sich auch gefallen lassen, als solche die Folgen ihrer Renitenz zu tragen. Die ganze

---

[1] Lappenberg Gesch. von England, 586 ff.
[2] Bei R. Schmid, Gesch. d. Angels. 1, 287.
[3] Hans. 53, 875.
[4] Suing the hundreds — s. Blackstone, 4, 246; 293.
[5] Hans. 55, 1051.
[6] Alle englischen Häuser waren betheiligt. Inglis, Min. Evid. 34.

Strafe beſtand aber zur Zeit darin, daß Keiner Canton verlaſſen durfte. Das Zeugniß von Robert Inglis[1] iſt in dieſer Beziehung ſehr wichtig. „Vor Kapitän Elliots Ankunft, ſagt er, war uns die Zufuhr von Lebensmitteln nicht abgeſchnitten, unſere Diener waren nicht von uns genommen, wir waren auf keine Weiſe geſtört, als nur ſo weit, daß wir nicht aus Canton durften.“

Erſt nach der Ankunft des Kapitän Elliot ward die Haft ſtrenger.[2] Das iſt eben das Schlimmſte, behauptet man; der Superintendent des brittiſchen Handels iſt ſo wenig reſpektirt worden, als die andern. Einige Journale haben ſogar geſagt, es iſt, als wenn man den franzöſiſchen Geſandten und alle Franzoſen in London einſperren und ihnen nichts zu eſſen geben wollte, weil draußen im Kanal geſchmuggelt wird.

Nur grobe Unkunde konnte in Kapitän Elliot einen Geſandten erblicken, und deshalb über Verletzung des Völkerrechts ſchreien. Auf beiden Seiten des Parlaments war man einverſtanden, daß ſeine Stellung die eines Konſuls geweſen. Es ließe ſich ſelbſt darüber vielleicht noch ſtreiten; denn die Erlaubniß eines permanenten Aufenthalts in Canton hat die chineſiſche Regierung ihm ausdrücklich[3] verweigert. Die Progreſſen, die er in der direkten Korreſpondenz mit den Behörden (ohne Vermittelung des Hongs) gemacht, und die Erwägung, ob er wohl gethan, den Charakter „Pin“ (ein Zeichen der Unterordnung) auf ſeine Eingaben zu ſetzen, das ſind Dinge, die das Parlament ſehr zu intereſſiren ſchienen, die uns aber hier nichts angehen. Nicht einmal auf die altbeſtrittene[4] Frage brauchen wir uns einzulaſſen, inwiefern die Konſuln unter dem beſondern Schutz des Völkerrechts ſtehn. Auch können wir zugeben, daß die Konſuln europäiſcher Mächte im Orient mit höheren Privilegien ausgeſtattet zu ſeyn pflegen. Aber ſelbſt, wenn Kapitän Elliot engliſcher Geſandter geweſen wäre, ſo würde die große Frage ſeyn, ob nach Allem, was vorgefallen, über Verletzung des Völkerrechts geklagt werden könnte.

Eine der erſten Handlungen von Kapitän Elliot nach ſeiner

---

[1] Min. Evid. 8, 22.

[2] Lin hatte ſelbſt den Sonntag reſpektirt. Min. Evid. 5.

[3] Correspondence 194.

[4] Bynkershoek du juge compétent de l'ambassadeur (p. Barbeyrac) X. b.

Ankunft in der Faktorei war, daß er Herrn Dent unter dem Arm faßte und den Hongs erklärte, Herr Dent werde vor dem Kommissär Lin nicht anders erscheinen, als in seiner (Kapitän Elliots) Begleitung, und nach Ausstellung einer vom Kommissär besiegelten Stipulation, daß Herr Dent keinen Augenblick ihm (dem Kapitän) außer dem Gesicht gebracht werden solle.[1] Er tadelte es sehr,[2] daß Herr Inglis Tags zuvor mit Herrn Thoms vor den Behörden erschienen war, um sich zu erkundigen, was man eigentlich vorhabe.

Der Herzog von Wellington[3] billigt durchaus das Benehmen des Kapitän Elliot. Er habe gehandelt, wie ein brittischer Offizier handeln müsse. Herrn Dent bis auf den letzten Blutstropfen beschützen — das sey seine Pflicht gewesen. Die Anerkennung aus dem Munde dieses Redners wiegt ohne Zweifel das Bittre mehr als auf, was Kapitän Elliot von andern Seiten her über sich ergehen lassen mußte. Wer möchte sie dem nicht gönnen, der in einer der schwierigsten Lagen, welche die menschliche Einbildungskraft nur ersinnen könnte, mit unerschrockener Pflichttreue, und gewiß nach bester Ueberzeugung gehandelt? Aber das darf uns nicht abhalten, die Sache in ihren verschiedenen Beziehungen zu betrachten.

Herr Dent war als einer der vornehmsten Opiumhändler vor den Kommissär gefordert, als Einer, der das chinesische Gesetz vielfach, und aller Warnungen ungeachtet, übertreten. Wer gab dem Kapitän Elliot das Recht, Strafloſigkeit für denjenigen zu begehren, von welchem er selbst nicht leugnen kann, daß er dem chinesischen Gesetz gegenüber schuldig war? Für ein gleichartiges Vergehen, durch den Trotz der Engländer veranlaßt, hatten eingeborne Chinesen mit dem Tode gebüßt. Selbst ein englischer Gesandter würde schwerlich die Asylfreiheit für sein Quartier in Anspruch genommen haben. Es hätte sich wohl Jemand gefunden, um den Chinesen zu erzählen, daß Cromwell den Bruder des portugiesischen Gesandten aus dem Gesandtschaftshotel mit Gewalt abholen und aufs Blutgerüst führen ließ. Das war im Fall einer Mordthat. Ist etwa das brittische Gesetz so viel gleichgültiger bei

---

[1] Correspondence 337.
[2] Min. Evid. 8.
[3] Hansard 54, 39.

Uebertretungen der Zollgeſetze? Vielmehr findet ſich ein Statut,[1] das noch keine 60 Jahre alt iſt, und das mit ganz eigenthümlicher, ungewöhnlicher Strenge dahin zielt, daß der Schuldige dem Richter nicht entzogen werde. Gegen wen eidlich ausgeſagt iſt, daß er den Zollwächtern gewaltſamen Widerſtand geleiſtet (allerdings nur davon iſt die Rede), der wird öffentlich aufgefordert, ſich dem Richter zu ſtellen; unterläßt er es, oder entflieht er ſpäter, ſo iſt er der Strafe der Felonie verfallen, und zwar — „wilhout benefit of clergy.“

Wenn nun ein Statut dieſer Art auch in England nicht auf einen Kaufmann anzuwenden wäre, der nicht daran gedacht, mit eigner Hand ſich mit den Zollwächtern gemein zu machen, ſo iſt auf der andern Seite auch nichts weniger als wahrſcheinlich, daß man gegen Herrn Dent irgend eine äußerſte Strafe in Anwendung zu bringen dachte. Hier iſt wieder das Zeugniß von Inglis wichtig; er iſt Dent's Kompagnon; er war in der Faktorei mit eingeſperrt. Nun, der Kommiſſär Lin hatte Zimmer für Herrn Dent zurechtmachen laſſen; er hatte einen chineſiſchen Koch gemiethet, der in der Faktorei früher gekocht hatte.[2] Sieht das aus, als wenn man ihm hätte ein Leides anthun wollen? Aber was in aller Welt wollte man mit ihm machen? Inglis ſagt: eine Unterſuchung gegen ihn einleiten, ihm den Prozeß machen, das wollte man nicht; man wollte ihn zur Auslieferung ſeines Opiumvorrathes bewegen. Man wußte, daß er ein großer Opiumhändler und ein ſehr gutherziger Mann ſey. Man hätte die Hongs gequält, hätte ſie mit ihren Feſſeln, mit ihren hölzernen Halsbändern ſo lange vor ihm knieen laſſen, bis es ſein Herz erweicht, bis er Ordre gegeben hätte, ſein Opium auszuliefern.[3] Er ſelbſt, meint Inglis, wäre an Dents Stelle ohne Bedenken in die Stadt gegangen; vor ihm hätten die Hongs einen ganzen Monat lang in Feſſeln knieen können, bis er ſein Opium hergegeben hätte; er habe einmal kein ſo weiches Herz.[4] Dabei iſt Inglis überzeugt, daß der Kommiſſär urſprünglich die Abſicht gehabt, das Opium zu bezahlen, wenn es gutwillig

---

[1] 24 Geo. III. c. 47. Darüber Chriſtian zu Blackſtone 4, 155.
[2] Min. Evid. 3; 47.
[3] Min. Evid. 7.
[4] Daſ. 8.

hergegeben wäre.[1] Dies iſt ein Incidenzpunkt; er mag aber dazu dienen, um das Geſchrei über unerhörte Härte niederzuſchlagen, wo die chineſiſche Regierung das ungezweifelte Recht hatte, mit Gewalt zu nehmen und zu ſtrafen, und wo jede andere Regierung von dieſem ihrem Recht auch Gebrauch zu machen nicht blöde geweſen ſeyn würde.

Doch, die Weigerung, Herrn Dent in die Stadt gehen zu laſſen, iſt nicht die Hauptſache. Kapitän Elliot wollte ihn begleiten und ſein Schickſal mit ihm theilen; nur aus den Augen wollt' er ihn nicht verlieren. Das mag denn auf ſich beruhen. Aber es gibt Dinge, die ſelbſt ein Geſandter nicht thun dürfte, wenn er nicht des Schutzes verluſtig gehn will, den das Völkerrecht ihm gewährt. Die Grenze iſt nicht leicht zu ziehen. Im Weſentlichen aber hat ſchon einer der Alten[2] ſie bezeichnet: —

„Zurück! den Herold anzutaſten wagſt du nicht!"
— Doch — wenn der Herold ſelbſt der Mäßigung vergißt.

Barbeyrac[3] meint, im einzelnen Fall werde der geſunde Menſchenverſtand ohne Schwierigkeit entſcheiden, ob ein Geſandter es bis zu dem Punkte getrieben habe, wo dann der Regierung, bei welcher er akkreditirt, nicht zu verdenken ſey, wenn ſie feindſeligen Handlungen feindſelig begegne. Selbſt in den äußerſten Fällen aber wird der Geſichtspunkt feſtzuhalten ſeyn, daß Alles, was gegen einen Geſandten vorgenommen wird, nur als Abwehr, nicht als Strafe ſich rechtfertigen läßt. Das Alles kann man zugeben, und für den Augenblick ignoriren, daß Kapitän Elliot nicht mit der Würde eines Geſandten bekleidet war; es bleibt immer noch die Frage, in welchem Licht würde eine europäiſche Regierung ſein Benehmen betrachtet haben?

Vorerſt iſt zu bemerken, daß die Chineſen auch nicht den geringſten Verſuch gemacht haben, ihn nach Canton zu locken, oder überhaupt ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Er kam ungerufen; er hatte ſogar Mühe, nach Canton zu gelangen. Er wollte das

---

[1] Daſ. 6.
[2] Euripides Herakliden 272.
[3] Zu Bynkershoeck, Schlußnote. Gedrängte Ueberſicht der Diskuſſion, bei Wheaton Hist. des progrès du droit des gens. 184—188.

Schickſal ſeiner Landsleute theilen, und er hat es getheilt. Am 24. März Abends kam er an; am 25. Morgens verlangte er (und zwar binnen drei Tagen) Päſſe für alle Engländer und engliſche Schiffe. Was würde man zu einem Geſandten ſagen, der peremtoriſch Päſſe verlangt für eine ganze Geſellſchaft von Zollkontravenienten, damit ſie ſich ſelbſt der Unterſuchung, und ihre Waare der Konfiskation entziehen können? Es iſt wahr, noch im Lauf des Tages nimmt er dieſes ſein Verlangen zurück; das Schreiben ſelbſt will er wieder haben. Von ſeiner Konſequenz und ſeinem diplomatiſchen Takt haben die Chineſen dadurch ſchwerlich einen hohen Begriff erhalten. Er will jetzt nur Aufhebung der Zwangsmaßregeln; nebenbei will er unterhandeln. Nehmen wir Lin's Antwort. „Ich, der Oberkommiſſär, kam mit des Kaiſers Befehl, zu unterſuchen und zu handeln; aber mir widerſtrebt es, zu zerſtören, bevor ich belehrt habe. Darum erließ ich erſt ein Edikt, und verlangte Auslieferung des Opium. Das war ein Maß von Nachſicht über die Grenze des Geſetzes hinaus. Hätte der Superintendent auch nur einen Schimmer von Licht, wie hätte nicht Dankgefühl ihn bewegen müſſen, ſchleunig zu handeln?" Statt deſſen, ſagt er deutlich genug, habe Kapitän Elliot mit dem Opiumſchmuggeln, mit dem Widerſtand, ſich identifizirt. Vor ſeiner Ankunft ſey Dent zwar nicht erſchienen, habe aber doch keinen Verſuch gemacht, ſich zu verbergen; Elliot habe ihn weggeführt (in ſeine eignen Gemächer). „Wären nicht die Vorſichtsmaßregeln ſtreng und vollkommen geweſen, der Haſe wäre bald entwiſcht, der Wolf weggerannt. Elliots Benehmen iſt das eines Ränkeſchmiedes; wie eignet er ſich denn zur Stelle eines Aufſehers? Und, während er confuſer Weiſe zwei Adreſſen herauſſendet an einem Tage, erwähnt er nicht mit einem Wort der Opiumunterſuchung, noch des Befehls für deſſen Auslieferung, eben als wenn die Detention ohne Grund und muthwillig verhängt wäre. Daran hat er nicht gedacht; hätt' er deutlich den Fremden befohlen, das Opium, der Ordre gemäß, herzugeben, hätte dann nicht ich, der Kommiſſär, ihn belobt und groß ermuntert? Oder, wenn er nicht deutlich befahl, hätte er nur nicht verſucht, ſie Alle zu verführen, würde ich dann wohl die Compradores weggenommen und Unterſuchung verhängt haben über das Fahrzeug, in welchem er kam? Jetzt iſt der Vorwurf der Widerſpenſtigkeit von Dent

abgewendet; er ruht auf Elliot." [1] Sehr diplomatisch klingt das auch nicht, aber überaus verständig.

Noch auf ganz andere Weise hat Kapitän Elliot mit dem Widerstand gegen das chinesische Gesetz sich identifizirt. Von Macao aus erließ er zwei Proklamationen: er habe dringende Gründe, auf die Gerechtigkeit und Mäßigung der Provinzialregierung durchaus kein Vertrauen mehr zu setzen: alle brittischen Schiffe von den äußeren Ankerplätzen sollen sich nach Hong kong verfügen, die Nationalflagge aufziehen und sich fertig machen, jeden Angriff der chinesischen Regierung abzuwehren. Er nennt die Befehlshaber, denen er die Sorge für den Schutz „brittischen Lebens und Eigenthums" überträgt; alle brittischen Unterthanen werden im Namen der Königin aufgefordert, denselben Folge zu leisten. [2]

Das Opium war auch brittisches Eigenthum. Wollte er es auch schützen?

Im Parlament hat nur Lord Palmerston [3] behauptet, das sey ein Mißverständniß; die Opiumschiffe habe Kapitän Elliot nicht schützen wollen. Doch scheint er wenig Werth auf den Unterschied zu legen. Sieben Monate später [4] hat Kapitän Elliot dem Gouverneur von Canton geschrieben: die englische Flagge wehe nicht zum Schutz eines vom Kaiser für ungesetzlich erklärten Handels. Aber da ist er auch bereit, Beamte von seinem Gefolge mit den chinesischen Zollwächtern an Bord verdächtiger englischer Schiffe die Untersuchung vornehmen zu lassen; findet sich Opium, so will er gegen die Konfiskation der Ladung nichts einwenden; wird ein Handelshaus, das sich mit Opium befaßt, aus China verbannt, so will er nicht reklamiren. Die Zeiten sind aber anders geworden; was früher hätte geschehen müssen, geschieht jetzt; was früher einen Werth gehabt hätte, als Zeichen guten Willens, hat jetzt keinen, denn es geschieht aus Noth. Indem er dem Kapitän Smith Anzeige davon gibt, macht er sich ein Verdienst aus der Erklärung (die denn doch, beim Licht betrachtet, als etwas Neues

[1] Correspondence 367 – 372.
[2] Daſ. 363.
[3] Hansard 53, 927.
[4] Additional Correspondence 4.

erſcheint), daß kein anderer als geſetzlicher Handel den Schutz der engliſchen Regierung genießen ſoll.[1]

Nehmen wir die eignen Ausdrücke des Kapitän Elliot, in ſeinem Schreiben[2] (Macao, 23. März 1839) an den Befehlshaber der Schaluppe Larue, dem er die Leitung der Vertheidigungsmaßregeln überträgt. „Von Herzen, wie Sie mit mir über die Rathſamkeit übereinſtimmen, jeden unnöthigen oder oſtenſibeln Verkehr mit den brittiſchen Fahrzeugen auf den äußeren Ankerplätzen zu vermeiden (von welchen manche ohne Zweifel mit dem verbotenen Handel beſchäftigt waren), gereicht es mir zugleich zu großer Beruhigung, zu denken, daß im Fall von zuverläſſig erwieſenen Angriffsverſuchen, brittiſches Leben und Eigenthum des Schutzes und der Unterſtützung, welche Sie bieten können, ſich erfreuen wird. Indem ich dieſen delikaten und ſchwierigen Gegenſtand berühre, muß ich Ihnen wohl ins Gedächtniß zurückrufen, daß die meiſten mit dem regelmäßigen Handel beſchäftigten Schiffe, beim Ankommen und Abgehen, auf den gewöhnlichen äußeren Stationen Anker zu werfen pflegen." Eine Diſtinktion iſt hier angedeutet; der Leſer mag entſcheiden, ob der Befehlshaber inſtruirt iſt, die Opiumſchiffe „im Fall von Angriffsverſuchen" nicht zu ſchützen. Wehe dem, deſſen Inſtruktion in Orakeln geſchrieben iſt!

Die Deutung, welche zur Zeit von den Ausländern in China dem verheißenen und anbefohlenen Widerſtand „gegen Angriffe der chineſiſchen Regierung" beigelegt ward, beſtimmte ſich natürlich nach dem Wortlaut der offenen Proklamation, welche dieſe Worte enthält. Hier iſt nicht nur „brittiſches Eigenthum" ohne alle Beſchränkung genannt, ſondern die folgende Diſtinktion des portugieſiſchen Gouverneurs von Macao wird vom Kapitän Elliot angeführt:[3] „die portugieſiſche Regierung dieſer Niederlaſſung hat die Zuſage gegeben, den hier wohnenden brittiſchen Unterthanen jeden in ihrer Macht ſtehenden Schutz angedeihen zu laſſen, ſo lange ſie keinen Verkehr treiben, der den Geſetzen dieſes Reiches zuwiderläuft." Der Portugieſe unterſcheidet

---

[1] Daſ. 11.

[2] Correspondence 364.

[3] Correspondence 363.

ſehr weislich; Kapitän Elliot läßt durch kein Wort errathen, daß er die Unterſcheidung ſich aneigne. Konnte er ſich beklagen, wenn man ſeine Worte ſo verſtand, wie ſie lauten?

Und was iſt dieſer bewaffnete Widerſtand gegen „Angriffe" auf die Opiumſchiffe? Es iſt, nach brittiſchem Geſetz — nach der neueſten Schmuggelakte[1] — ein todeswürdiges Verbrechen. Daran hatte noch drei Monate vorher Kapitän Elliot in einer Proklamation erinnert — freilich nur mit Bezug auf Schmuggelbote im Cantonfluß. Aber was liegt denn für ein Zauber in den äußeren Gewäſſern (die, wie wir geſehen haben, nach brittiſchen ſo gut als nach chineſiſchen Begriffen dem Zollgebiet angehören), daß der Widerſtand hier ſtraflos bleiben, ja anbefohlen werden könnte?

Lin hatte ſo Unrecht nicht, wenn er meinte, von der engliſchen Regierung ſelbſt ſey zu erwarten, daß ſie die Widerſpenſtigkeit gegen chineſiſches Geſetz nicht billigen würde. Wenigſtens iſt der Superintendent in ſeiner allgemeinen Inſtruktion, ſoweit ſie vorliegt,[2] nur angewieſen, ſeine Landsleute in der „friedlichen Verfolgung aller geſetzlichen Unternehmungen" zu ſchützen. Und Lord Palmerſton ſelbſt hatte ſich zu der Erklärung[3] gemäßigt gefunden: die brittiſche Regierung könne nicht interveniren, um brittiſche Unterthanen in den Stand zu ſetzen, die Geſetze des Landes, mit welchem ſie Handel treiben, zu übertreten; den Verluſt müſſen diejenigen tragen, die ihn durch ihre Handlungen verſchuldet.

Hätte ein franzöſiſcher Geſandter in London ſeine Landsleute zum bewaffneten Widerſtand gegen die Vollziehung der engliſchen Geſetze aufgefordert, das Glimpflichſte wäre doch wohl geweſen, daß man ihn unter Eskorte aus dem Lande geſchickt hätte. Mit einem Konſul im gleichen Fall hätte man ſo viele Umſtände ſchwerlich gemacht.

Iſt's nun noch nöthig, von andern „Unbilden und Kränkungen" zu reden, nachdem in der großen Hauptſache ein ſolches Ergebniß ſich herausgeſtellt hat?

---

[1] 3 et 4 Wm. IV. c. 33 a. 36.
[2] Correspondence 3.
[3] Daſ. 258.

Das Gerücht von einer Brunnenvergiftung bei Hong kong verdient keiner Erwähnung. Es beruht auf einer anonymen Warnung, die an einer Mauer angeschrieben gewesen seyn soll.[1] Kapitän Elliot spricht selbst die Ueberzeugung aus, daß ein solcher Befehl von den Behörden nicht ausgegangen seyn könne.

Den räuberischen Ueberfall eines Packetboots, und die schändliche Mißhandlung eines Passagiers[2] schreibt Kapitän Elliot den umherschwärmenden Seeräubern zu; Nichts sey der Regierung beunruhigender, als der Gedanke an eine mögliche Erneuerung des vormaligen „Ladronenunfugs" in diesen Gewässern.

Wohl aber scheint ausgemacht, daß die von Lin selbst verheißene allmählige[3] Aufhebung der Zwangsmaßregeln gegen die Faktorei nicht ganz in dem Verhältniß zur Aushändigung gewisser Quantitäten von Opium eingehalten ist, wie sie versprochen war. Es ist möglich, daß Lin gereizt war durch die einlaufende Kunde von der Fortdauer des Schmuggelns an der Seeküste, oder durch Unregelmäßigkeiten (ein Schiff war weggesegelt, und Elliot sah sich in die Verlegenheit versetzt, Opium kaufen zu müssen, um das deklarirte Quantum voll zu machen); möglich, daß ein Mißverständniß obwaltet; möglich auch, daß ein gerechter Grund zur Beschwerde vorliegt. Aber kann es, nach Allem was von englischer Seite vorgefallen, als Verletzung des Völkerrechts ausgerufen, als Kriegsursache betrachtet werden, wenn Lin den Engländern ihre chinesischen Diener (denen die Chinesen selbst am wenigsten trauen) wirklich mehrere Tage zu spät zurückgegeben hat?

Vollends ungeeignet zu einem bewaffneten Protest erscheint die Beschwerde über den Schein, dessen Unterzeichnung von den Engländern und allen übrigen Fremden begehrt ward. Er enthält das Gesetz, daß jedes Schiff, das Opium bringt, in Zukunft sammt der Ladung konfiszirt, und daß jeder Betheiligte mit dem Tode bestraft werden soll, und die Verpflichtung, daß der Unterzeichner sich diesem Gesetz unterwirft. Es ist ausdrücklich hinzugefügt,[4] daß Schiffe, die aus fremden Ländern abgesegelt,

---

[1] Das. 448.
[2] Das. 434.
[3] Das. 383.
[4] Das. 392.

ehe dieſe Verordnung daſelbſt bekannt geworden, das Opium, was ſie etwa an Bord haben, nur ausliefern, aber keiner weiteren Strafe unterliegen ſollen. Wie konnte denn Dr. Lushington und ſelbſt Sir George Staunton das Parlament von einem „rückwirkenden Geſetz" unterhalten, das Lin in Ausübung bringen wolle? Es bedurfte nicht einmal des eben angeführten Zuſatzes, ſchon der Umſtand, daß man von jedem Einzelnen die Erklärung ſeiner Unterwerfung unter das Geſetz verlangt, reicht hin, um zu beweiſen, welche Rückſichten auf Ausländer die chineſiſche Regierung (ſehr unähnlich der abendländiſchen Praxis) ſich ſelber auferlegt. Was den Ehrenpunkt anlangt, ſo iſt es gewiß viel unrühmlicher für die Engländer, daß engliſche Schiffe ſich fanden, die auf das Gutachten von Rechtsgelehrten in Oſtindien[1] den Schein ausſtellten, nachdem Elliot ihn für unverträglich mit dem engliſchen Geſetz erklärt hatte, als daß die Ausſtellung ihnen überhaupt von den Chineſen angeſonnen werden konnte. Uebrigens hat weder der amerikaniſche noch der holländiſche Konſul den Schein angenommen; ſie haben beide Vorſtellungen dagegen eingegeben, wegen der Härte der Strafe im Fall einer möglichen Irrung; Niemand hat ihnen deshalb ein Haar gekrümmt, noch den ruhigen Fortgang des Handels verleidet. Nur Kapitän Elliot iſt ſo kriegsmuthig, daß er es nicht allein für unmöglich erklärt, mit den Chineſen in einem Verhältniß zu ſtehen (auf und davon zu gehen ſtand ihm und allen Fremden ja frei, ſobald das deklarirte Opium ausgeliefert war), ſondern daß er ſchon am 22. April[2] ſchreibt: „Die nothwendige Antwort auf alle dieſe Verletzung von Wahrheit und Recht iſt ein Streich (a blow), und den zu führen, liegt weder in meiner Stellung, noch in meiner Macht;" daß er dem Gouverneur von Macao eine Anweiſung auf die brittiſche Schatzkammer anbietet, zum Behuf der Befeſtigung von Macao und der Bewaffnung von Schiffen,[3] was der Portugieſe, unter Beziehung auf die Neutralität ſeiner Regierung, höflich ablehnt; und daß er es auch iſt, der mit dem erſten Schuß die Feindſeligkeiten eröffnet.[4]

---

[1] Addit. Correspondence 7.
[2] Correspondence 390.
[3] Daſ. 407.
[4] Daſ. 446.

So viel von „Unbilden und Kränkungen.“ Ich kann deſto kürzer ſeyn über den dritten (von Lord John Ruſſel bezeichneten) Zweck der Expedition, die Garantieen für die Zukunft. Ein Theil dieſer Garantieen wird dadurch verwirklicht werden können, daß man nicht wieder einen Beamten nach China ſchickt, ohne eine ordentliche Vollmacht, ohne das Anſehen und die Mittel, Ungeſetzlichkeiten zu verhüten oder zu beſtrafen, und ſomit den natürlichen Folgen derſelben vorzubeugen. Dazu würde es keiner Kriegsrüſtung bedurft haben. Es ſind aber wohl ſolche Garantieen gemeint, welche China vertragsmäßig zugeſtehen ſoll. Nichts ſcheint natürlicher, als daß die Engländer eine günſtigere Stellung in China lebhaft wünſchen. Und doch iſt Eins noch natürlicher, nämlich die noch lebhaftere Eiferſucht der Chineſen, wenn es darauf ankömmt, den Engländern neue Rechte einzuräumen. Selbſt im Parlament iſt anerkannt worden, daß die Chineſen, im Hinblick auf das oſtindiſche Reich und die ganze Politik Großbritanniens, den beſten Grund zu ſolcher Eiferſucht haben. Wenn es den Engländern in Canton nicht gefällt, ſo können ſie (wie ihnen mehrmals angedeutet iſt) davongehen. Oder ſie können auf dem Wege der Unterhandlung, durch gegenſeitige Konzeſſionen, wie es unter unabhängigen Staaten hergebracht iſt, günſtigere Bedingungen ſuchen. Sie können allerdings wohl auch unter dem Donner der Kanonen, im Golf von Pe-tſche-li, oder im Pekingfluß, einen Handelsvertrag diktiren; aber das Völkerrecht beſteht ſo wenig als die Geſittung im „Pulver und Blei.“

Einen neuen Geſichtspunkt hat Sir Robert Peel dem Opiumkrieg abgewonnen. Er leugnet nicht die Nichtswürdigkeit der Veranlaſſung; er bewundert die Langmuth der Chineſen unter beſtändigen Reizungen; er proteſtirt gegen einen Rachekrieg, erſchrickt bei dem Gedanken, daß ein neuer Zuwachs an Macht den Engländern aufgedrungen werden könnte, und hebt die begangenen, groben Fehler mit ſehr weniger Schonung gegen das (Whig-) Miniſterium hervor. Aber er denkt auch an Kapitän Elliots Rückzug, als er nach dem unüberlegten erſten Angriff ſeine Munition verſchoſſen; an die Blokade, die nach dreien Tagen (als amerikaniſche Kaufleute gegen dieſelbe, als eine völkerrechtswidrige, proteſtirt hatten) wieder aufgehoben ward; an alle die Demüthigungen, die den Chineſen einen übeln Eindruck hinſichtlich des kriegeriſchen

Charakters der Engländer beigebracht haben mögen, einen Eindruck, der durchaus berichtigt werden müſſe. Ein Krieg (das habe ſchon Fox im Jahr 1793 geſagt) könne durch ein ſehr unpolitiſches Benehmen veranlaßt, und er könne doch politiſch ſeyn. Politiſch — das möchte uns auf ein Gebiet hinüberführen, das ſehr weſentlich verſchieden iſt von demjenigen der zwiſchen England und China obſchwebenden, völkerrechtlichen Frage.

Wozu dieſe Betrachtungen alle? Sie werden bald genug übertönt werden durch neue Siegesbotſchaften. Und was bedeutet überhaupt ein deutſches Urtheil in einer Frage, die „uns nichts angeht?"

Traurige Gewohnheit — von unſern übeln Angewöhnungen eine der ſchlimmſten — daß wir es ſo leicht und ſelbſtverſtanden annehmen, wenn man uns ſagt, die großen Weltereigniſſe draußen gehen uns nichts an! „Was geh'n uns die Türken an?" hat man irgendwo geſungen und gefeiert, als über die Mündungen der Donau, über die Herrſchaft des ſchwarzen Meeres entſchieden ward. Ich weiß, daß unſer Volk, nicht ohne eigene Schuld, ſeine hohe Stellung im Rathe der Nationen eingebüßt hat. Wir werden nicht gefragt — neun und dreißig Millionen Menſchen, in Künſten des Friedens und an Tüchtigkeit zum Kriege keinem Volke der alten, keinem der neuen Geſchichte nachſtehend, werden nicht gefragt, wenn es um Intereſſen ſich handelt, die uns ſehr viel näher liegen, als die Händel in Canton und die Schlachten im gelben Meer. Unſere Inſtitutionen ſind nicht zu der Ausbildung gediehen, daß es der Nation, als ſolcher, möglich wäre, ihrer Ueberzeugung den Ausdruck, ihrem Willen Folge zu geben. Hoffen wir, daß es anders werden wird, daß in der Entwickelung des Völkerverkehrs, in der Vertretung der Grundſätze und der Intereſſen nicht wir zurückbleiben ſollen, und wir allein. Suchen wir, Jeder in ſeinem Kreiſe (ſey der nun eng oder weit) die Ueberzeugung zu beleben, daß es anders werden kann, daß Eintracht Macht verleiht. Einſtweilen aber, und vor allen Dingen, laßt uns bewahren, was auch der Macht allein eine ſichere Stütze gibt — den Sinn für das Recht.

Hamburg, 5. März 1842.

C. F. Wurm.

Der Centralpunkt Deutschlands

und das

seine Vertheidigung befördernde System von Eisenbahnen.

In unserer im ersten Hefte dieser Zeitschrift 1841 erschienenen Abhandlung „über die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich ꝛc.," so wie in dem im ersten Hefte 1842 enthaltenen Beitrage „über die Befestigung von Ulm und Rastatt ꝛc.," haben wir die dem Prinzip der gegenseitigen politischen Verhältnisse und der Nationalcharaktere entsprechende hohe Wahrscheinlichkeit angenommen, daß unsere Heere Anfangs genöthigt seyn werden die Defensive zu ergreifen, und nachgewiesen, wie der Feind von seiner Basis aus, als welche das Elsaß und der von der Mosel und ihren Nebenflüssen bewässerte Theil von Lothringen, die durch ihre lokalen Eigenthümlichkeiten und ihre Festungen ein der Vertheidigung besonders günstiges strategisches Bollwerk bilden, angesehen werden müssen, uns mit zwei Armeen angreifen, und zwei in einem bedeutenden Winkel befindliche Operationslinien verfolgen wird, von welchen die eine nordöstlich nach Berlin, dem Mittelpunkte der preußischen Macht, die andere gerade östlich nach der Hauptstadt der österreichischen Monarchie gerichtet ist.

Die feindlichen Operationslinien werden sonach auch zu den unsrigen gegen den Mittelpunkt der feindlichen Basis, den wir im Innern von Lothringen an der Mosel finden. Unser Nordheer, aus den preußischen Bundestruppen und denen der andern norddeutschen Staaten bestehend, hat an dem durch die Festungen Mainz

und Koblenz gut gedeckten Mittelrheine eine vordere, in den Grenzgegenden des Rhein- und Weſergebiets von den Quellen der Lahn und Eder an bis zu denen der Werra und fränkiſchen Saale eine weiter zurückliegende Baſis; das Südheer dagegen, die öſterreichiſchen Bundestruppen, ſo wie die Kontingente der übrigen ſüddeutſchen Staaten enthaltend, findet hinter den Päſſen des Schwarzwaldes, an eine, zwiſchen Geiſingen und Hauſen unterhalb Friedingen an der Donau, oder auf dem nahen Scheitel des Gebirgsrückens, welcher den Schwarzwald mit den Vorarlbergſchen Alpen verbindet, zu erbauenden Feſte gelehnt, eine vordere Stellung, und in der von dem deutſchen Bunde beſchloſſenen Befeſtigung von Ulm ſeine Baſis und den Hauptwaffenplatz. Zur ſichern Verbindung unſerer Heere, ſo wie zur Trennung der feindlichen, angriffsweiſe operirenden Armeen wäre nun eine Hauptfeſte nöthig, die, zwiſchen beiden Operationslinien gelegen, außer der zu ihrer eigenen Vertheidigung nothwendigen Beſatzung, noch eine anſehnliche Offenſivmacht beherbergen könnte, wodurch wir, wenn letztere 20,000 Mann ſtark wäre, in den Stand geſetzt würden, beiden feindlichen Armeen in Flanken und Rücken zu fallen, und dadurch die unſrigen auf eine ſehr kräftige Weiſe zu unterſtützen. Wir finden den ſchicklichſten Punkt für dieſe ſo überaus nöthige Anlage am rechten Rheinufer, gegenüber der vorragenden Spitze des feindlichen Landes, in der von dem deutſchen Bunde beſchloſſenen Befeſtigung von Raſtatt, wenn durch Verſchanzung des nahe gelegenen Rheinufers vermittelſt geſchloſſener Werke der Strom auf eine bedeutende Strecke in unſere Gewalt gebracht werden könnte. Der Mittelrhein mit ſeinen Feſten und nöthigenfalls die Reſervebaſis unſeres Nordheeres auf der einen Seite, der Schwarzwald und die erwähnte Stellung hinter demſelben, ſo wie die Baſis des Südheeres auf der andern, verbunden mit der Hülfe, welche die Offenſivmacht von Raſtatt und mehreren andern, theils älteren, theils neu zu erbauenden Befeſtigungen beiden Heeren leiſtet, ſo wie derjenigen eines allgemeinen Aufgebotes der Schwaben, Heſſen und weſtlichen Franken, welche in den neuern Kämpfen ihre Kraft und Vaterlandsliebe hinlänglich beurkundet haben, werden bei der dermaligen muſterhaften Einrichtung des deutſchen Kriegsweſens, und wenn ein Alles belebender, mit Umſicht und Vollgewalt ausgerüſteter Geiſt die Operationen der Heere leitet,

mit hoher Wahrscheinlichkeit die Fortschritte des Feindes hemmen und uns bald in die Lage setzen, gegen die feindliche Basis die Offensive zu ergreifen. Sollten uns aber wider Verhoffen Unfälle begegnen, oder der Feind mit Uebermacht uns weit zurückdrängen, ehe wir mit angemessenen Kräften zum Kampfe uns aufstellen können, dann mit einem dritten Heere in der Pünte seines Bollwerks den Rhein überschreiten, um nach Zurücklassung eines zureichenden Armeekorps vor Rastatt in das Innere Deutschlands vorzudringen, und von dem obern Main und der Regnitz her rechts und links sich wendend, unsern Heeren in den Rücken zu gelangen: so wäre in eben diesen Gegenden ein fester Platz vonnöthen, welcher unserem Mittelheere zur Basis diene, ihm Kraft und Sicherheit verleihe, die Verbindung der sich immer weiter entfernenden Hauptheere zu erhalten, die Operationen der feindlichen und ihren Einfluß auf dieselben aber zu lähmen und zu durchkreuzen.

Wir erhalten also am oberen Main oder an der Regnitz eine Centralfestung, welche, wenn sie dem angeführten Zwecke entsprechen soll, eine ansehnliche Ausdehnung erhalten muß. Näher bezeichnet würde im Pegnitz-Regnitzthal von Nürnberg bis zur Vereinigung der Regnitz mit dem Main, oder im obern Mainthale von Baireuth an unterwärts sich die schicklichste Stelle dieser Festung finden, welche um so wichtiger werden müßte, da sie zugleich den geeignetsten Sitz der durch die feindliche Annäherung nothwendig werdenden Verlegung der Bundesversammlung darbieten wird.

Um diese verschiedenen hochwichtigen Zwecke zugleich mit der Beachtung historischer Erinnerungen und dem anständigen Unterkommen des großen Gesandtschaftspersonals zu vereinigen, würden wir ohne Bedenken Nürnberg oder Bamberg dazu erwählen, und diesen Mittelpunkt der Operationen in einer noch größern Ausdehnung wie Ulm befestigen; so daß er außer der eigentlichen Festungsbesatzung, theils in den Kasematten, theils in Kasernen des innern Raumes, ein jederzeit schlagfertiges Feldheer von 40,000 bis 50,000 Mann beherbergen, innerhalb des letzteren zugleich die Magazingebäude für alle Kriegs- und Lebensbedürfnisse sowohl der bürgerlichen Einwohner wie der Besatzung und des Heeres für einen Zeitraum von über zwei Jahren enthalten könnte.

Eine ganz einfache kreisförmige kasemattirte Umfassung mit zwei übereinander liegenden Feuerlinien für Geschütze und drei für Gewehre, wie die für Ulm als zureichend erkannte, würde, weil sie mit Einschluß der Bewaffnung des bedeckten Weges ein mehr wie dreifach stärkeres Feuer gegen den Belagerer ergießt, als dieser vermöge des ihm zu Gebote stehenden größeren Raumes gegen die Festung verwenden kann, völlig undurchdringlich werden, eine solche von drei oder auch vier Geschützfeuerlinien aber ausnahmsweise da anzuwenden seyn, wo gemäß vorliegender besonderer Terrainverhältnisse besser zu geraden Linien des Grundrisses in Form des Mezalekters oder der unregelmäßigen Tenaillen zu schreiten wäre. Eine eigentliche Festungsbesatzung von 8000 bis 9000 aus allen Bundesstaaten zu ergänzenden Eliten mit 1000 Feuerschlünden, ein der Würde Deutschlands angemessenes Gebäude für die Sitzungen der durchlauchtigsten Bundesversammlung, so wie der das Gesammtinteresse betreffenden höchsten Behörden, welche in Zeiten des Kriegs sich hier befinden würden, und endlich eine hier und in der Friedensstadt Frankfurt zu unterhaltende glänzende Bundesgarde würden die Nation verherrlichen, und es dürfte außerdem noch charakteristisch werden, wenn Albrecht Dürers Erfindung seiner Vaterstadt oder wenigstens einer andern in deren Nähe diejenige politische und strategische Wichtigkeit verleihen würde, welche sie vermöge ihrer Lage im Herzen des Vaterlandes verdient.

Durch diese Anordnung eines gemeinschaftlichen Centralpunktes und die obere Leitung der Operationen beider nach den Hauptpunkten unserer Macht sich rückwärts bewegenden Hauptheere gestaltet sich unsere Vertheidigung gegen die Franzosen zu einem systematischen Ganzen. Um derselben aber volle Kraft und einen höheren Charakter zu verleihen, ist eine möglichst schnelle und sichere Verbindung aller Festungen unter sich und der Basen unserer Feldheere, so wie des Sitzes der Bundesversammlung mit den Hauptstädten der österreichischen und preußischen Monarchie von unerläßlicher Bedingung. Am vollständigsten würde dieselbe durch ein System von Eisenbahnen erreicht, als dessen Mittelpunkte Mainz, Frankfurt und Ulm erscheinen müssen, und uns scheint diese Verbindungsart, welche, weil sie ihrer Natur nach fast ausschließlich der Vertheidigung zu Statten kommt, dagegen den Angriff aufs

äußerſte erſchwert, folglich die Invaſionskriege mit ihren verderblichen Folgen faſt unmöglich macht, vorausſichtlich einen überaus großen Einfluß auf das Weſen der künftigen Kriegführung äußern wird, um ſo nothwendiger, als ſich der in ſeinen Grenzen beſſer arrondirte Feind hierin in großem Vortheile gegen uns befindet, und für vorkommende Fälle ſich in den Stand ſetzen wird, ſeine Armeen auf gleiche Weiſe und auf das ſchnellſte zum Angriffe gegen uns in Lothringen und im Elſaß verſammeln zu können. Mit ihrer Erbauung dürfte alſo, da wir bei dem politiſchen Charakter der Franzoſen und der Unſicherheit ihrer Kabinette unſere nächſte Stellung zu ihnen nicht zu berechnen vermögen (denn wer möchte nach unſerer jüngſten Erfahrung uns bürgen, daß die Händel mit den arabiſchen Häuptlingen und die Begehrlichkeit nach dem tuneſiſchen Lande uns binnen Jahresfriſt nicht abermals mit einem Kriege bedrohen werden?) auf keine Weiſe geſäumt werden, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, durch einen feindlichen Einfall in das Innere Deutſchlands heimgeſucht zu werden, ehe ſich unſere Heere verſammeln können.

Vier Hauptbahnen und eine Anzahl Seitenbahnen ſind es, welche zur Beförderung unſerer Vertheidigung unerläßlich erſcheinen möchten. Die erſte der Hauptbahnen würde von Mainz-Frankfurt in nordöſtlicher Richtung über Fulda, Erfurt und Leipzig (wo ſie die Dresdner Bahn mit ſich vereinigt) nach Berlin — die zweite in öſtlicher Richtung von Ulm über Augsburg (wo ſie die Nürnberger Bahn aufnimmt) nach München, und weiter über Paſſau (über Salzburg und Gmunden würden derſelben große Terrainhinderniſſe begegnen) und Linz nach Wien — die erſte zugleich vorwärts nach Saar-Louis und die letzte in zwei Armen, nämlich links nach der Feſtung und dem Lager an der oberen Donau, und rechts über Stuttgart nach Raſtatt geführt werden. — Die dritte Hauptbahn, nämlich die ſchon lange in Anregung gekommene Hamburg-Baſeler Bahn, von Süden nach Norden über Carlsruhe, Darmſtadt, Frankfurt (wo ſie die nördliche Hauptbahn durchſchneidet), Kaſſel und Hannover führend, würde die vorgeſchlagenen vier neuen Rheinfeſtungen (Raſtatt, Kehl, Altbreiſach und eine andere bei Lörrach) und Germersheim, und vermittelſt einer längſt dem rechten Rheinufer fortzuſetzenden Seitenbahn auch Mainz und Koblenz mit einander verbinden, und endlich

— die vierte von Frankfurt in ſüdöſtlicher Richtung über Würzburg (Bamberg), Nürnberg und Regensburg nach der ſüdlichen Hauptbahn (in Paſſau oder Linz) geführt werden, und zugleich den Centralpunkt an dem obern Main oder der Regnitz berühren. — Durch die drei erſten dieſer Hauptbahnen und die einzige Seitenbahn von Leipzig nach Dresden würden zugleich die Haupt- und Reſidenzſtädte der neun größten und vieler kleinern deutſchen Staaten in unmittelbare Gemeinſchaft mit den Baſen unſerer Feldheere und dem Sitze der Bundesverſammlung gebracht, und außer einer Verbindungslinie von dem Centralpunkte nach Leipzig zur nördlichen Hauptbahn nur noch eine Anzahl Seitenbahnen — (nämlich in der Nähe des vorderen Kriegsſchauplatzes eine ſolche zwiſchen den vorgeſchlagenen neuen Feſtungen vor Hüningen und an der oberen Donau, von Thal-Ehrenbreitſtein die Lahn aufwärts nach der Hamburg-Baſeler Bahn und aus dem Thale rheinabwärts nach Cöln und weiter in die preußiſch-weſtphäliſchen Lande — zur bequemen Verbindung der großen Oſtprovinzen mit denſelben aber eine ſolche von Breslau nach Dresden, von Prag nach Regensburg, von Berlin nach Stettin und von Wien über Grätz und Laibach nach Trieſt) — erforderlich ſeyn, um unſere Kräftemaſſen, zu einem harmoniſchen Ganzen verſchmolzen, dem angreifenden Feinde auf das ſchleunigſte, und ehe er bedeutende Fortſchritte zu machen im Stande iſt, entgegen werfen zu können.

Doch nicht nur von Weſten, ſondern auch von Oſten her bräuen uns mächtige Nachbarn, gegen welche wir in eine Lage uns ſetzen müſſen, welche die nöthige Zeit geſtattet, unſere Vertheidigungsmaſſen nach den bedrohten Punkten zu verſetzen, ehe es dem Feinde gelingen kann, in das Innere der Länder einzudringen. Dieſer Zeitpunkt ſcheint indeſſen noch in der Ferne zu liegen; der ruſſiſche Koloß hat für jetzt noch kein Intereſſe, ſich tiefer in das Herz des Erdtheils auszubreiten. Aber es wird mit Wahrſcheinlichkeit ein Zeitpunkt der Stürme eintreten, wenn durch größeres Verſchmelzen der verſchiedenartigen, zum Theil heterogenen Volkscharaktere des ungeheuern Staatskörpers, durch völlige Unterwerfung der jenſeits den Südgrenzen wohnenden Gebirgs- und Steppenvölker und durch fortſchreitende, auf die niedern Volksklaſſen ſich ausdehnende Kultur ſich die Kräfte ſo weit ausgebildet haben, daß die Maſſen leichter nach einem beſtimmten Hauptziele

gelenkt werden können. Freilich kann dies noch ein Jahrhundert, und wer weiß, noch länger währen; indeſſen ſind zeitige Vorkehrungen für alle Dinge gut, und unſere Pflicht iſt es, nach allen Seiten, wo möglicherweiſe Gefahr herkommen kann, uns in Verfaſſung zu ſetzen. In dieſem Falle wird es Oeſterreich und Preußen, deren Intereſſen ſo feſt verſchlungen ſind, daß vernünftigerweiſe kein Zwieſpalt gedacht werden kann, um ihrer ſelbſt willen obliegen, einer neuen Weltdiktatur mit gemeinſamer Kraft entgegen zu treten. Darum iſt es Bedürfniß beider Staaten, treu und feſt zuſammen zu halten, jede Verletzung des Andern als die eigene zu betrachten, alle etwa auftauchende beſondere Intereſſen, welche nur kleinlicher Natur ſeyn können, dem höheren Zwecke unterzuordnen, und die übrigen deutſchen Staaten, wozu der deutſche Bund bereits die vortrefflichſte Grundlage bietet, auf das feſteſte mit ſich zu verbinden; und die Britten werden gegen die öſtlichen wie gegen die weſtlichen Nachbarn unſere getreuen Bundesgenoſſen ſeyn, da wir wegen Ungunſt unſerer meiſten Küſtenſtriche nie eine herrſchende Seemacht werden können, vermöge unſeres Nationalcharakters niemals nach einer Weltherrſchaft ſtreben, ſondern dem Zwecke unſerer Stellung in der Mitte des europäiſchen Staatenſyſtems und unſerem wahren Intereſſe gemäß, nur die aus dem Gleichgewicht tretenden Völker im Oſten und Weſten des Erdtheils in ihren Schranken halten wollen. — Unſer Daſeyn, unſere Einheit und nöthigenfalls unſere ſtarke Hand werden dieſes bewirken.

In einem Kriege gegen Rußland haben wir bei ungefähr gleicher Volksmenge den Vortheil einer dichteren und kultivirteren Bevölkerung, daher einer gedrängteren Macht, aber Rußland eben ſo wie Frankreich gegen uns denjenigen der größern Einheit. Rußland ragt mit ſeinem Königreiche Polen tief in unſere Länder herein; es bildet aber dieſes Polen zu unſerem großen Vortheile in keiner Hinſicht ein ſtrategiſches Bollwerk für daſſelbe, wie Lothringen und Elſaß für Frankreich, und wir ſtehen in natürlichem Uebergewichte gegen dieſe überall offene Einbucht, ſobald eine preußiſche Armee jenſeits der Weichſel in Oſtpreußen, eine öſterreichiſche in Galizien verſammelt iſt, welche den gegenüber ſtehenden ruſſiſchen Streitkräften die Spitze bieten können. Daher haben die Ruſſen zu ihren Angriffen gegen uns drei Armeen nöthig, eine nördliche gegen das preußiſche Heer, welches in dem

höchſt wahrſcheinlichen Falle eines Bundes mit England in dem kleinen Oſtpreußen hinlänglichen Raum für ſeine Bewegungen findet, leicht zu verſtärken und mit den fehlenden Bedürfniſſen zu verſorgen iſt, und an der Weichſel und ihren Feſtungen eine gute Baſis hat, eine ſüdliche Armee gegen das öſterreichiſche Heer in Galizien, welches in den Vorbergen der Karpathen treffliche, nicht leicht zu umgehende Stellungen findet, und endlich eine mittlere zur Deckung Polens und zur Offenſive gegen das mittlere Deutſchland. Die Angriffe der letzten bleiben aber bei der Stärke unſerer Oder- und der dahinter befindlichen Sudeten- und Elbelinie immer kritiſch und ſelbſt gefährlich, ſo lange ſich die Preußen jenſeits der Weichſel, die Oeſterreicher jenſeits der Karpathen behaupten.

Nehmen wir, nachdem unſere Flügelheere zurückgedrängt wären, einen Angriff der feindlichen Mittelarmee auf Schleſien, und in wahrſcheinlicher Verbindung mit der nördlichen zugleich auf das nördliche Deutſchland an, ſo bildet die Oder mit ihren Feſtungen Koſel, Glogau, Küſtrin und Stettin eine ausgedehnte Vertheidigungslinie, welche aber zu wichtig iſt, als daß wir nicht wünſchen ſollten, die genannten Feſtungen möglichſt verſtärkt, und außer einer zur Sicherung Mährens und als Stützpunkt einer ſtarken Stellung in den Gegenden der oberen Oder und den Sudeten in Oeſterreichiſch-Schleſien neu zu erbauenden Feſte, ihre Anzahl durch eine ſtarke und ausgedehnte, außer der eigentlichen Beſatzung für eine Offenſivmacht von 12,000 bis 15,000 Mann ſich eignende Befeſtigung von Frankfurt, oder eines andern etwas ſüdlicher gelegenen Punktes an der Oder, zum Schutze des nördlichen Deutſchlands vermehrt zu ſehen. Würde dieſe Linie durchbrochen, ſo findet unſer Mittelheer — während das nördliche wahrſcheinlich noch die Oder behauptet, das ſüdliche wenigſtens mit einem bedeutenden Heerhaufen (denn ein anderer Theil deſſelben dürfte ſich wahrſcheinlich nach Ungarn zurückgezogen haben), durch die neue Feſtung an der obern Oder unterſtützt, das feindliche Eindringen in Mähren verwehrt — eine rückwärtige, durch ein mäßiges im Gebirge operirendes Seitenkorps mächtig unterſtützte Operationslinie über die Bober, Neiſſe und durch die obere Lauſitz nach Dresden, welche Stadt, wenigſtens auf dem rechten Elbufer gut befeſtigt, bis dahin unſere Baſis, und zwar eine ſehr vortheilhafte bilden wird, und nun die ausgedehnte Vertheidigungslinie vervollſtändigt, welche der Zug des

Rieſengebirges von den Quellen der March und Oppa an und der Lauf der Elbe bis zur Krümmung derſelben bei Wittenberg bezeichnet. Dieſe Linie, zu beiden Seiten durch die Operationen der öſterreichiſchen und preußiſchen Hauptmacht, in der Fronte durch die ſchleſiſchen Feſtungen am Fuße des Rieſengebirges, ſo wie durch die an der Oder, welche nicht ſo geſchwind bezwungen ſeyn dürften, gedeckt, im Innern durch die eigenthümliche ſtrategiſche Beſchaffenheit von Böhmen, in welchem Lande noch niemals ein Feind ſich dauernd einniſten konnte, und durch die Feſtungen der Elbe geſchützt, und von einem wohlgeführten, etwa aus dem 7ten, 8ten, 9ten und 10ten, und je nach Umſtänden noch einem öſterreichiſchen oder preußiſchen Armeekorps beſtehenden Heere vertheidigt, möchte wohl von keiner ruſſiſchen Armee durchbrochen werden können.

Außer den zur Beförderung unſerer Vertheidigung gegen Frankreich bereits vorgeſchlagenen Bahnlinien, von denen die meiſten auch für diejenige gegen Rußland unerläßlich oder doch von großem Nutzen ſeyn würden, finden wir für letztere beſonders zwei Parallelbahnen von Wichtigkeit, nämlich aus Mähren, oder vielmehr aus Oeſterreichiſch-Schleſien, durch welche Länder von Wien her die bereits vollendete Kaiſer Ferdinands-Nordbahn führt, eine vordere Bahnlinie am ganzen Laufe der Oder hinab und alle Feſtungen dieſes Stroms mit einander verbindend, bis Stettin, und eine hintere aus erſterem Lande über Prag nach Dresden, durch welche, in Verbindung mit der über Leipzig führenden, die Hauptpunkte unſerer Macht und hiermit ganz Nord- und Süddeutſchland von den baltiſchen Küſten bis zum adriatiſchen Meere auf das innigſte und ſchnellſte mit einander verbunden ſeyn würden. Zur Vollendung dieſes Syſtems würden außer einigen Seitenbahnen, z. B. einer ſolchen von Berlin nach Frankfurt an der Oder, dann noch die in mehreren Gegenden bereits im Werke begriffene große Bahnlinie von Berlin nach den preußiſchen Staaten in Weſtphalen und am Rhein, eine andere von Prag über Königingrätz, über das Rieſengebirge und Glaz nach Breslau, und endlich zur Unterſtützung der rückwärtigen Bewegungen unſeres Mittelheeres durch das oben erwähnte, in der Seite operirende Gebirgskorps noch eine groſſe Heerſtraße mit ihren Verzweigungen übrig ſeyn, welcher wir ſpäter mit einigen Worten gedenken werden.

Gehen wir nun zur Ausführbarkeit der für unſere Vertheidigung nöthig erachteten Eiſenbahnen über, ſo bezieht ſich dieſe vorerſt auf die Hinderniſſe, welche die Terrainverhältniſſe ihr entgegenſetzen, und dann auf die dadurch entſtehenden Koſten. Was die erſteren betrifft, beſchränken wir uns nur auf diejenigen, welche die Gebirge verurſachen, da nur hierin die Anſichten getheilt ſind, die Verfahrungsweiſe verſchieden iſt.

Keine Terraingeſtaltung iſt auf die Verbindung durch Eiſenbahnen von ſo großem und widrigem Einfluſſe, wie diejenige der Gebirge, und dieſe bieten um ſo größere Schwierigkeiten dar, je höher und ſteiler ſie ſind. Wir haben indeſſen keine einzige Bahnlinie als nothwendig zur Beförderung unſerer Vertheidigung gegen die weſtlichen und öſtlichen Nachbarn vorgeſchlagen, welche über Hochgebirge führt, und alle übrigen Gebirge Deutſchlands, außer den Alpen, ſind blos niedere oder Mittelgebirge, in ſo ferne man die letztern als ſolche betrachtet, deren Kuppen ſich nicht über 6000 Fuß (alſo noch weit unter der Schneelinie) über die Meeresfläche erheben. Hier kommt es hauptſächlich darauf an, unſere Bahnen durch die Gebirge zu führen, ohne zu übergroßen Umwegen genöthigt zu ſeyn, die im Laufe der Operationen ihre Behauptung erſchweren, ja ſogar verderblich werden können, wenn der Feind auch nur mit einer Streifpartie auf der Verbindungslinie des Heeres mit ſeiner Baſis oder zweier Feſtungen erſcheint, und welche überdies durch ihre Ausdehnung mit Zeitverluſt und außerordentlichen Koſten verbunden wären. Um aber nun die Art und Weiſe deutlich zu machen, wie unſere Bahnen ohne ſolche Umwege über die Gebirge zu führen ſind, müſſen wir zuvor einige allgemeine geognoſtiſche Bemerkungen über das Weſen und die Geſtalt derſelben, wie ſolche in der Regel ſich zeigen, voranſchicken, da nicht vorausgeſetzt werden kann, daß ſämmtliche geneigte Leſer dieſes Aufſatzes ſich mit den hier einſchlagenden Eigenthümlichkeiten durch wiſſenſchaftliche Hülfsmittel und eigene Beobachtung und Anſchauung, ſo weit es hier nöthig wäre, näher bekannt gemacht haben werden.

Eine Reihe zuſammenhängender Berge, deren Abhänge in kultivirten Ländern meiſt Ackerbau enthalten, und deren Höhen gewöhnlich mit Wald beſetzt ſind, nennt man eine **Bergkette**; die Vertiefungen zu beiden Seiten derſelben, wenn ſie, wie gewöhn-

gewöhnlich, jenſeits wieder von andern Bergketten begrenzt ſind, heißen Thäler (Bergthäler), und dieſe enthalten in ihrem Grunde meiſt Wieſenboden und immer ein fließendes Waſſer, ein Bächlein oder einen Bach. Die Bergketten nehmen entweder an einem Hauptthale (Gebirgsthale), an welches ſie ſenkrecht, oder doch in einer der ſenkrechten nahen Richtung ſich ſtützen, und in welchem ein ſchon größeres Waſſer, ein Flüßchen oder Fluß, ſich befindet, oder an einer Fläche ihren Anfang, und dehnen ſich, die Thäler zwiſchen ſich habend, gewöhnlich parallel mit einander allmählig aufwärts, alſo gegen den Lauf des Waſſers, bis zu einer größeren und ſteileren Höhe aus, an welche ſie ebenfalls wieder ſenkrecht oder doch in einem über 60 Grade haltenden Winkel ſich anſchließen. Dieſe größere und ſteilere, gewöhnlich auch in eine größere Länge ſich ausdehnende Höhe, eine Gebirgskette, vereinigt mit ſich eine größere oder kleinere Zahl zu beiden Seiten befindlicher Bergketten, an deren Zuſammenhange die Thäler mit den darin entſpringenden Waſſern, zum Theil als wellenförmige Vertiefungen, zum Theil als breitere oder ſchmälere Schluchten (Gebirgsſchluchten) ihren Anfang nehmen, und welche ſchon mehr felſiges Land, größere Waldſtrecken und Wieſengelände und weniger Ackerland enthält, und meiſt ein wilderes Anſehen darbietet. Endlich bilden mehrere zuſammenſtoßende Gebirgsketten mit den zwiſchen ihnen befindlichen Hauptthälern ein Gebirge, in deſſen oberem Theile Ackerland oft gänzlich fehlt, dagegen Wald (doch mit ſehr kümmerlichem Wuchſe oder als bloßes Geſtrippe), Wieſen und Waideboden faſt die ganze Fläche einnehmen, und welches in ſeiner äußeren Begrenzung gewöhnlich derjenigen des Landes folgt, in welcher daſſelbe von dem Meere begrenzt wird. Um etwas bildlicher zu reden, könnte man ſagen: die Gebirge ſenden wie Sonnenſtrahlen die einzelnen Gebirgs- und Bergketten nach allen Seiten zur Ebene hinab, und eben ſo ziehen ſich die Thäler in ihren Verzweigungen als Neben- und Hauptthäler mit den darin enthaltenen Waſſern bis in das Innerſte der Gebirge hinauf.

Die Richtung, welche die Höhe eines Gebirges oder einer Gebirgs- oder Bergkette bezeichnet, heißt das Joch oder der Rücken derſelben, die höchſten Theile des Rückens bilden den Kamm und die Mittellinie des Kammes, wo die Waſſer zu beiden Seiten abfließen, oft ganz entgegengeſetzte Richtungen bezeichnen

und verſchiedenen Meeren zueilen, die Waſſerſcheide. Joch und Waſſerſcheiden beſchreiben aber keine ebenen Linien, ſondern abwechſelnde Erhöhungen oder Berge und Vertiefungen, welche letztere Einſattelungen heißen, und durch welche gewöhnlich die Gebirgspäſſe führen. Charakteriſtiſche Erſcheinungen ſind hier, daß 1) die Erhöhungen des Joches faſt überall mit den Gebirgs- und Bergketten, die Spitzen der Thäler mit den Einſattelungen zuſammenfallen, ſo daß die Waſſerſcheide der letzteren beiden gegenüber liegenden Thälern gemein iſt, die Endpunkte der Ketten in dem höchſten Theile des Joches ſich vereinigen; daß ferner 2) die Waſſerſcheiden der Ketten nicht nur in ſenkrechter, ſondern auch in horizontaler Richtung eine ſchlangenförmige Linie bezeichnen, und 3) die Steigung der Thäler in der Regel allmählig (doch nicht gleichförmig, ſondern mehr ſtufenweiſe), um ſo ſtärker, ihre Breite gewöhnlich um ſo geringer wird, je mehr ſich dieſelben ihrem Anfange im Gebirge — die Steigung des Rückens der Bergketten aber in umgekehrten Verhältniſſe um ſo größer, je mehr ſie ſich ihrem Ende an der Ebene oder dem Hauptthale nähern, ſo daß das Gefälle des Waſſers am Ende der Thäler, die Abdachung des Rückens in der Nähe des Hauptrückens gewöhnlich am geringſten iſt. Ausnahmsweiſe Erſcheinungen ſind hier die Keſſel, oder die größeren kreisrunden oder ovalen Erweiterungen der Thäler im Inneren der Gebirge, und daß die Thäler bei ihrem Austritte in die Ebene oft ſchmäler als weiter oben ſind. Die Breite des Joches oder Rückens zwiſchen denjenigen Punkten der einander gegenüber liegenden Thalſohlen, bis zu welchen man bei einer Steigung von etwa 7 Graden von der Grundlinie mit beladenem Fuhrwerke gelangen kann, beträgt je nach der Stärke und Höhe derſelben in Deutſchland und den benachbarten Ländern ⅛ bis ¾ Meilen, und die Abdachung des Gebirges, von dem Rücken bis zum Fuße als eine ebene Fläche betrachtet, wird mit der Grundlinie einen Winkel von 2 bis höchſtens 6 Graden beſchreiben. — Benachbarte Gebirge werden endlich mit einander verbunden durch die Berg- und Gebirgsketten, wie z. B. der Thüringerwald einerſeits mit dem Fichtelgebirge, auf der andern Seite mit dem Harz; der Schwarzwald mit den Vorarlbergſchen Alpen u. a., und getrennt durch die ſogenannten großen Längenthäler, wie z. B. der Böhmerwald von den Salzburgſchen Alpen durch das Donauthal,

der Schwarzwald von den Vogeſen durch das Rheinthal, die Egge oder der Teutburgerwald von dem Selling durch das Weſerthal u. ſ. w. — Durch den Umſtand, daß die das Vaterland erfüllenden Gebirge (wie überhaupt alle Gebirge Europas) überall durch Gebirgs- und Bergketten, oder wenigſtens durch höhere Landrücken mit einander zuſammenhängen, iſt ein Durchſchneiden der von uns vorgeſchlagenen, nach allen Richtungen ſich ausdehnenden Bahnlinien durch viele derſelben oder wenigſtens durch ihre Verbindungsketten unvermeidlich. So überſchreitet z. B. die von Ulm nach Raſtatt vorgeſchlagene Bahn die Alp, die von Mainz-Frankfurt nach Leipzig zu führende die Verbindungskette zwiſchen Rhön- und Vogelsgebirge, ſo wie diejenige zwiſchen Thüringerwald und Harz, die Prager Bahn nach Regensburg den Böhmerwald, die Wiener Südbahn mehrere Alpenketten.

Die in dieſer Darſtellung vorkommenden Abſtufungen von Gebirgs- und Bergketten, von Haupt- und Nebenbahnen paſſen indeſſen nur für niedere Gebirge und einen Theil der mittleren, werden aber bei andern Mittelgebirgen, ſo wie bei Hochgebirgen vermehrt, indem hier die Benennungen: Gebirgsäſte, Gebirgszweige und Nebenzweige, Hauptthäler, Nebenthäler, kleine oder Seitenthäler und Schluchten, und eine weit größere Verſchiedenheit der natürlichen Beſchaffenheit der Gebirge, z. B. völlige Nacktheit und Felſengrund der oberen Regionen, ewiger Schnee und Eis (Gletſcher) u. ſ. w. vorkommen. — Durch dieſes Wenige möchte der Gegenſtand zum Verſtändniß des Nachfolgenden genügend erörtert ſeyn.

Es iſt durch Erfahrungen bekannt, daß Dampfwagen zur Fortſchaffung eines Wagenzuges auf Eiſenbahnen, wie dermal die Maſchinen eingerichtet ſind, ihren Zweck nur bei einer ſehr mäßigen Steigung, und zwar bis zu dem Punkte, wo die Wagen von ſelbſt fortrollen, welches bei 160 Fuß Länge auf einen Fuß Höhe geſchieht, erreichen können, und dieſes möchte ungefähr die Abdachung eines ſanft aufſteigenden Gebirges bis zu ſeinem Joche oder Hauptrücken ſeyn. Würde eine ſolche Steigung immer in gleichem Maße zu beiden Seiten des Gebirges ſtattfinden, ſo könnte durch eine fortgeſetzte Bahn das Gebirge leicht überſchritten werden. Allein je näher dem Rücken, deſto mehr vergrößert ſich in der Regel die Steigung, und von dem Fuße deſſelben bis zur

Höhe der Einsattelung wird dieselbe immer so beträchtlich, daß es wegen Mangel an Raum unmöglich ist, die Bahn selbst in einer krummen Linie zur Einsattelung hinauf, und von der andern Seite wieder herabzuführen. Wir müssen also zu Hülfsmitteln, welche auf die natürliche Beschaffenheit der Steigung und Senkung der Gebirge sich gründen, unsere Zuflucht nehmen, und da wird es dann möglich seyn, die sonst unumgänglich nothwendig werdenden Umzüge um die Gebirge herum auf zwiefache Weise vermeiden, und unsere Bahnen durch dieselben hindurch führen zu können, indem wir zu diesem Zwecke in der Hauptsache entweder des Thalgrundes oder der Berg- und Gebirgsketten uns bedienen.

1) Vermittelst des Thalgrundes. — Wir suchen zu unserem Uebergange diejenigen zu beiden Seiten des Gebirges auf eine und dieselbe Einsattelung stoßenden Thäler aus, wo das Joch des Gebirges eine möglichst geringe Breite hat, und wo sich unsere Bahnen in einem überall gleichmäßigen Steigungsverhältnisse bis zu einer möglichst geringen Entfernung von dem Fuße des Joches führen lassen. Das festgesetzte Steigungsverhältniß der Bahn wird erhalten, und wir werden zugleich in die Lage gesetzt, uns dem Joche möglichst zu nähern, wenn wir gleich von der Ebene an, wo das Gefälle noch gering ist, die Steigung beginnen, und dieselbe längs der einen Thalwand, wo es nöthig ist mit der erforderlichen Einschneidung, so weit wie nur möglich, und bis zu dem Punkte fortführen, wo der allmählich steiler gewordene Thalgrund mit der Bahn in gleiche Höhe tritt. Die Krümmungen der Bahn, welche durch die Einbiegungen der Kette, durch Kessel und die von der Seite kommenden Nebenthäler, über welche dieselbe von der einen Wand zur andern vermittelst höherer und niedrigerer Dämme zu führen ist, erzeugt werden, so wie einige schräge Durchzüge in dem oberen Theile des Hauptthales, wo ihre Höhe über dem Thalgrunde nicht mehr beträchtlich ist, befördern durch größere Länge derselben die Steigung, und wir können, wenn noch streckenweise eine Eingrabung zu Hülfe genommen wird, von beiden Seiten her dem Joche vielleicht so nahe kommen, daß ein hier und jenseits zugleich angefangenes höhlenartiges Durchbrechen, ein Stollen, uns zur andern Seite führt. Dies wäre nun freilich, besonders bei festem Gestein, ein mit großen Mühseligkeiten verbundenes, zeitverlangendes Unternehmen, wenn die Weite des

Durchgangs auch nur eine viertel Meile beträgt, dennoch aber ausführbar, wenn die Arbeit ohne Unterbrechung mit immer abwechſelnden Arbeitern Tag und Nacht fortgeſetzt und für die Abfahrt des Schuttes gehörig geſorgt wird. Es bedarf übrigens keiner Ausführung, daß bei der Natur dieſer Verbindungsart die durch die Seitenthäler bewirkt werdenden Krümmungen der Bahn mit ihren Wiederkehren nicht zu klein ausfallen dürfen, wir folglich, um die Steigung zu vermehren, mit einiger Tiefe uns nur in breite Seitenthäler hinein wagen können, und ſo oft der Zweck auf dieſe Art nicht erreicht werden kann, oder allzu ſcharfe Kanten der Wiederkehren im Wege ſind, vermittelſt der Dämme in ſchräger Richtung zur entgegenliegenden Wand des Hauptthales wenden müſſen.

Sollten wir, was bei allen Gebirgen, welche bis zur Ebene herab eine größere Abdachung beſchreiben, gewöhnlich der Fall ſeyn wird, auf dieſe Weiſe uns dem Fuße des Joches nicht auf eine Entfernung nähern können, wo nach anfänglicher Eingrabung ein Stollen unter demſelben her uns zur Gemeinſchaft mit der andern Seite des Gebirges führe, ſo müſſen wir uns auf andere Weiſe zu helfen ſuchen. — Da wo die angenommene Steigung der Bahn mit dem Thalgrunde in gleiche Höhe tritt, wird dieſelbe entlang der einen Thalwand in einer möglichſt geraden Linie und in einer Steigung je nach Umſtänden von 10 bis 18 Graden eine Strecke weit fortgeführt, alle 500 bis 700 Schritte Länge derſelben aber werden Dampfwerke erbaut, welche die Einrichtung erhalten, daß ſie Maſchinenwagen und Zug vermittelſt eines, um eine Welle ſich windenden Taues von einem zum andern heraufheben, oder umgekehrt bis zur gewöhnlichen Senkung der Bahn niederlaſſen können. In der Nähe eines jeden dieſer Werke, wo ſich ein wagerecht liegender Abſatz befindet, werden die Taue aus- und eingehangen, und wir gelangen, wenn es mit einer ſechen Steiglinie von 3 bis 5 Maſchinen nicht genug wäre, doch wohl mit der zweiten auf dieſe Weiſe zu einer Höhe, wo wir, die gewöhnliche Steigung wieder zu Hülfe nehmend, am Fuße des Joches zu einer Stelle kommen, von welcher das Durchbrechen eines Stollens nicht mit übergroßen Schwierigkeiten verbunden iſt. Daß hier auf eine ſichere Unterlage der Bahn in Beziehung auf die Beſchaffenheit der Gebirgsart

und auf besondere Vorkehrungen gegen allenfallsige, hier leichter wie anderwärts mögliche Unfälle Rücksicht genommen werden muß, darf wohl kaum bemerkt werden.

2) Vermittelst der Berg- und Gebirgsketten. — Wir wählen zur Richtung unserer Bahn vorerst die Einsattelung und zwar entgegengesetzt der vorigen Uebergangsart eine solche mit möglichst breitem und flachem Rücken, und dann je zu beiden Seiten des Hauptrückens eine von den zunächst entspringenden Gebirgsketten. Ob die letzteren zu beiden Seiten des Gebirges in demselben Punkte des Rückens zusammenstoßen, also auf einer Seite der Einsattelung gelegen sind, oder ob die eine Kette von der rechten, die entgegengesetzte von der linken Seite derselben ausgeht, ist einerlei. Von besonderer Wichtigkeit ist aber die mit der Gebirgskette sich vereinigende Bergkette, längs deren Abhang die Bahn nach dem Rücken der ersteren zu führen ist, weil hier die oben erwähnte größere Steigung und Senkung und die Maschinenwerke sich befinden, welche Dampfwagen und Zug auf eine bedeutende Strecke weiter befördern müssen; einerlei ist es aber wieder, ob diese Bergkette zu dem Gebiete des nach der gewählten Einsattelung gerichteten Hauptthales oder zu dem auf der andern Seite befindlichen gehört. Wäre nach vorheriger genauer Untersuchung nun die Einsattelung des Hauptrückens und die Bergkette ermittelt, so wird die Führung der Bahn entlang des Rückens der Gebirgskette wenige Schwierigkeit haben. Sie wird alsdann auf die oben beschriebene Weise in dem Hauptthale bis zur Bergkette, längs dem gewählten Abhange derselben, theils in dem gewöhnlichen, theils größeren Steigungsverhältnisse zum Rücken der Gebirgskette, entlang desselben, je nachdem es Terrainverhältnisse nöthig oder wenigstens nützlich machen, bald horizontal, bald in der gewöhnlichen Steigung, bald auf der einen, oder, durch eine Sattelvertiefung hindurch gehend, auf der andern Seite der Wasserscheide, jedoch immer in möglichst weiten und flachen Bogen, bis zum Hauptrücken des Gebirges und zur Einsattelung geführt, von welcher sie dann auf der andern Seite derselben auf gleiche Weise zur Ebene herabgeht. Durch den Umstand, daß hier die beschwerliche und langweilige Arbeit eines weit führenden Stollen vermieden wird, und daß die Bahn in einer mehr schiefen Lage über das Gebirg geführt werden kann,

dürfte dieſe Richtung bedeutende Vorzüge vor der andern haben, wenn nicht die Nachtheile einer gewöhnlich längeren, alſo auch koſtſpieligeren Maſchinenhülfe, und die Hinderniſſe, welche die Terrainbeſchaffenheit der Bergkette entgegen ſetzen wird, dieſelben wenigſtens in vielen Fällen wieder aufheben, vielleicht gar überwiegen würden.

Längs der Höhe eines Gebirgsrückens wäre nach dem Vorhergegangenen eine Eiſenbahn, um ſo mehr alſo eine gewöhnliche Heerſtraße, mit weit weniger Schwierigkeit zu führen, als über Gebirge zur andern Seite, und dieſer Umſtand dürfte, wenn ſolche mit der Operationslinie parallel läuft und in den zugänglichen Hauptpunkten mit Verſchanzungen, und hin und wieder mit Baracken zur Unterkunft der Truppen verſehen iſt, in verſchiedenen Gegenden unſerer weſtlichen und öſtlichen Grenzen für unſere Defenſivoperationen von ſehr wichtigen Folgen werden. — Eine Gebirgsſtraße längs dem Zuge des Hundsrücks bis zu dem wieder zu befeſtigenden Rheinfels würde z. B. die Operationen der kleinen Offenſivmacht der auf dem Gebirge vorgeſchlagenen Feſte, welche, wie früher erwähnt, den Zweck haben, durch Seiten- und Rückenanfälle die Gemeinſchaft der in der Pfalz und im Moſelthale gegen uns fechtenden feindlichen Armeeflügel aufzuheben, dagegen den Rückzug der unſrigen zu befördern, mächtig unterſtützen. Eben ſo würde auf der Oſtſeite eine ſolche von den Quellen der Bober längs dem Rücken des Rieſengebirges bis in die Gegend von Hirſchfeld an der Neiſſe, von hier entlang dem Lauſitzer Rücken um die Quellen der Spree bis zur Elbe bei Schandau und in die Nähe der Feſte Königſtein, den Operationen jenes Gebirgskorps gegen den unſerem Heere über die Bober, Queis und Neiſſe nach Dresden folgenden Feind durch Beförderung der Seiten- und Rückenanfälle großen Vorſchub leiſten, und dadurch die Operationslinie von der Seite her auf das kräftigſte vertheidigt werden können.

Dies wären ganz kurz unſere Anſichten über zwei der wichtigſten Gegenſtände unſeres großen Gemeinweſens — den Centralpunkt und die Eiſenbahnen — in Betreff ihres Einfluſſes auf die Vertheidigung gegen den äußern Feind. Beide wirken aber vereint oder allein noch weiter, ſie dringen in das innerſte Leben der Nation und jedes Einzelnen durch Stärkung des Bandes,

welches ſie, unbeſchadet der aus unſerer Bundesverfaſſung fließenden Vortheile, dem Auslande gegenüber zu einem innigſt verwandten und kräftigen Ganzen verbindet; ferner durch Belebung und Förderung des Nationalgeiſtes, des Gemeinſinns, der geſetzlichen Ordnung, der moraliſchen Geſittung und aller hieraus entſpringenden bürgerlichen Tugenden, mit Entfernung der Hinderniſſe, welche provinzieller Dünkel und Hader, Kaſtengeiſt, Selbſtſucht und Spießbürgerſinn (jene ſchlimmen Feinde unſerer Nationalität in der langen Nacht der Entwürdigung) nach angebrochenem Morgenlichte uns etwa noch entgegenſetzen möchten, und endlich durch Beförderung aller Wiſſenſchaften und Künſte, ſo wie der materiellen Wohlfahrt der Nation in Beziehung auf Landbau, Gewerbeinduſtrie und Handel, indem ſie ſchädliche Vorurtheile und den Schlendrian vertilgen, dagegen die Geiſteskräfte wecken und nach allen Richtungen ein ungebundenes Streben nach Aufklärung und Vervollkommnung hervorrufen, durch Erſparung von Zeit und Koſten die Entfernungen aufheben, oder vielmehr unmerklich machen, alle unnatürlichen, die freie Entwicklung der Kräfte hemmenden Schranken niederwerfen. Außer den für unſere Vertheidigung vorgeſchlagenen Bahnen, welche eine Länge von 780 Meilen beſchreiben, und zugleich auch für die andern Zwecke berechnet ſind, würde dann noch eine kleinere Anzahl ſolcher erforderlich ſeyn, welche, wie z. B. eine Bahn von Berlin nach Hamburg, von Innsbruck über den Brenner nach Italien, hauptſächlich nur induſtriellen Zwecken Genüge leiſten, und Deutſchland nach allen Richtungen von einem Bahnennetze durchzogen werden, welches die Nation zu einer einzigen, bis zu den entfernteſten Grenzen ſich kennenden, glücklichen Familie machen würde.

Was die Koſten der gegen unſere weſtlichen und öſtlichen Nachbarn vorgeſchlagenen Befeſtigung betrifft, ſo haben wir die Nothwendigkeit der Erbauung von einem Dutzend großer und kleiner Feſtungen, der Verſchanzung einer Anzahl Gebirgspäſſe und der Verſtärkung der jenſeits des Rheins und an der Oder gelegenen Feſtungen vollſtändig erwieſen. Mit Einſchluß ihrer Ausrüſtung werden ſie, je nachdem erſtere nach einem oder dem andern der verſchiedenen Syſteme errichtet werden, die Summe von 130 bis über 200 Millionen verzehren, durch erhöhte Kraft und Sicherheit des Vaterlandes aber reiche Früchte tragen, indem ſie in nächſter

Folge eine bedeutende Verminderung der ſtehenden Heere erlauben, der bürgerlichen Betriebſamkeit eine Menge rüſtiger Hände nicht entziehen, und dadurch die Laſten des Volkes erleichtern. Ihre Wirkſamkeit aber wird unendlich geſteigert durch die Anwendung der Dampfkraft in Verbindung mit dem über das ganze Vaterland ſich verbreitenden Syſteme von Eiſenbahnen, welche mit Einſchluß der für die induſtriellen Zwecke noch weiter erforderlichen Bahnlinien eine Länge von 1000 Meilen betragen und einen Koſtenaufwand von 600 Millionen nöthig machen würden. Beide Anſtalten, harmoniſch mit einander verbunden, würden unſere Vertheidigungskraft auf den höchſten Grad der Vollkommenheit erheben, und durch den Aufſchwung, den die Induſtrie nach allen Richtungen und durch neu eröffnete Handelswege gewänne, uns nicht nur zu einer mächtigen und unantaſtbaren, das Gleichgewicht und die Ruhe der europäiſchen Staaten ſchützenden, ſondern auch zu einer reichen und glücklichen Nation erheben. — Es dünkt uns, für ſolche Güter wären keine Opfer zu groß, und dennoch würden die hier geforderten nicht das doppelte unſerer jährlichen Staateneinkünfte und nur einen kleinen Theil unſeres Nationalvermögens erheiſchen, ja nicht einmal Opfer, ſondern nur ein wohl angelegtes Kapital genannt werden können, welches in finanzieller Beziehung die reichlichſten Zinſen verſichert.

IX.

Der gegenwärtige Stand
der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung
des
deutſchen Staatsrechts.

Erſter Artikel.

Es ſind volle fünfundzwanzig Jahre verfloſſen ſeit der Gründung der gegenwärtigen politiſchen Geſtaltung von Deutſchland. Es war dies einerſeits eine Zeit tiefen äußeren Friedens, ſomit geeignet zu geiſtiger Thätigkeit. Andererſeits beſtand allerwärts die eifrigſte Theilnahme an dem innern Staatsleben, und wichtige Umgeſtaltungen deſſelben wurden an vielen Orten durchgeführt. Nothwendig mußte ein nicht unbedeutender Theil der unermeßlichen literariſchen Regſamkeit der Nation den ſtaatlichen Verhältniſſen zugewendet werden. Und wenn auch, wie es in dieſem Gebiete nicht anders ſeyn kann, vielfach Verfehltes, nur auf den Augenblick Berechnetes, oder an objektiv unbedeutende Dinge Gebundenes unter dieſen Erzeugniſſen ſeyn ſollte; wenn nicht ſelten politiſche Leidenſchaft den Blick getrübt, Parteiabſicht eine abſichtlich falſche Darſtellung oder Lehre ſich geſtattet haben möchte: ſo müßte es doch als ein ſchlimmes Zeichen der deutſchen Art und Fähigkeit betrachtet werden, fänden ſich nicht auch Schriften von höherer Bedeutung und bleibendem Nutzen unter der großen Menge. Es iſt ſomit in keiner Beziehung unbillig, wenn die Frage aufgeworfen wird: was in dieſer langen Zeit an wiſſenſchaftlicher Bearbeitung der vaterländiſchen Staatsverhältniſſe geleiſtet wurde?

Wir wollen in Folgendem einen Versuch machen, diese Frage wenigstens theilweise zu beantworten; so nämlich, daß wir uns auf das Feld des positiven Staatsrechtes beschränken, eine etwaige Würdigung der staatswirthschaftlichen, militärischen, überhaupt der politischen Literatur, so wie der Leistungen im philosophischen Rechte hierzu Berufenerern überlassend.

Selbst in dieser Begrenzung aber zerfällt die Materie in drei wesentlich verschiedene Theile. Einerseits handelt es sich vom Rechte des deutschen Bundes; andererseits sind unzweifelhaft die Darstellungen der rechtlichen Zustände der einzelnen Staaten zu betrachten. Zwischen beide drängt sich ein gemeinschaftliches deutsches Staatsrecht, von welchem jedoch seiner Zeit erst näher zu untersuchen ist, ob und wie weit sich dasselbe thatsächlich und wissenschaftlich rechtfertigen läßt.

Für diesesmal sey es uns gestattet,

die Bearbeitungen des Bundesrechtes

einer übersichtlichen Prüfung zu unterwerfen.

Wenn man gerecht seyn will, muß man zugeben, daß die literarische Beschäftigung mit dem deutschen Bundesrechte nur wenigen Reiz darbietet, und bei Denen, welche sich ihr widmen, mehr aus dem Gesichtspunkte einer Pflichterfüllung, als einer Lieblingsbeschäftigung oder gar eines Versuches zu politischem Einflusse betrachtet werden muß. Mehr als eine Ursache bewirkt dies.

Schon der Gegenstand selbst kann den Vaterlandsfreund nicht befriedigen. Hat doch der Wiener Kongreß eine seiner Hauptaufgaben, die Bildung eines zu einem Ganzen verbundenen, im Innern wohl geordneten und gegen Außen starken Deutschlands, nur durch die Gründung eines völkerrechtlichen Vereines, eines Staatenbundes, zu lösen gewußt. Wenige das innere Staatsleben betreffende Bestimmungen waren als Ausnahmen beigefügt; und selbst diese betrafen größtentheils nur vereinzelte, bevorzugte Zustände. Es war eine unsichere und enge Grundlage, um auf ihr den Bau der Nationalgröße zu errichten; ein schwacher Keim zu einem Baume, dessen Früchte allen Deutschen, Fürsten so wie Unterthanen, zu Gute kommen, in dessen Schatten sie ruhig lagern sollten. Und auch die seitdem verflossenen fünfundzwanzig Jahre haben keine wesentliche Aenderung, ja nicht einmal eine richtige und gleichmäßige

Ausbauung des einmal gewählten Planes zu Stande gebracht. Die der Zahl und der unmittelbaren Wirkung nach bedeutendste Gattung von Beschlüssen und Einrichtungen sind nur rechtspolizeilicher Art, zum Schutze gegen demokratische Ideen und demagogische Unternehmungen. Und wenn auch allerdings außer diesen wesentlich zufälligen und vorübergehenden Bestimmungen einige andere Theile des Bundesrechtes eine Fortbildung erhalten haben, wie namentlich das gerichtliche Verfahren bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich, das Heerwesen, die Vollziehung der Bundesbeschlüsse, das Verbot des Nachdruckes; wenn ferner die Wiener Schlußakte von 1820 eine Reihe von Entwickelungen und Auslegungen der allzu kurzen und vieldeutigen Sätze des ersten Bundesvertrags lieferte: so ist doch theils eine weitere Anzahl von Bestimmungen noch ohne einen Anfang von Ausbildung, theils bewegen sich die zu Stande gekommenen Satzungen in den engen Grenzen der ursprünglichen Verabredungen. Die wichtigste allgemeinere Gestaltung Deutschlands, der Zollverein, ist nicht durch den Bund entstanden. — Niemand wird leugnen, daß dieses Material nicht hinreicht zu einer Darstellung, deren Inhalt zur Ausdauer in den Forschungen und zur Anstrengung aller Geisteskräfte ermuntern, die Mühe des Schriftstellers durch eine Freude an seinem Werke belohnen könnte. Ueberall stößt er auf Lücken, auf Zweifel, ob auch das Vorhandene irgend genüge, auf betrübende Vergleichungen mit fremden Zuständen, und auf wenig erfreuliche Erfahrungen in den eigenen Angelegenheiten. Wie sollte der Deutsche und der Publizist hier eine Genugthuung finden?

Und dieser kärgliche, an sich unbefriedigende Stoff ist nicht einmal in seinem ganzen Bestande der Erwägung und Erörterung des Mannes der Wissenschaft überlassen. Die in den ersten Jahren des Bundes in ziemlich vollständiger Ausführlichkeit bekannt gemachten Protokolle der Bundesversammlung wurden seit 1824 immer dürftiger, bis ihre Veröffentlichung mit dem Jahr 1828 endlich ganz aufhörte. Hierdurch ist denn der bei weitem reichlichste und wichtigste Theil des Materials für eine Bearbeitung des Bundesrechts unsern Publizisten entzogen. Es kommt jetzt nicht mehr zu ihrer Kenntniß, aus welchen Gründen ein Bundesbeschluß gefaßt wurde; sie lernen die Entscheidung einzelner Fälle, die etwa obschwebenden Zweifel und Meinungsverschiedenheiten

unter den Bundesgliedern nicht kennen; ja es ſind ihnen nicht einmal alle Bundesbeſchlüſſe bekannt. Nur ſo viel die Tagesblätter amtlich melden, oder wo irgendwo eine Privatnachricht, deren Zuverläſſigkeit man nicht zu ermeſſen vermag, zufällt, wird man über Neues und vielleicht Hochwichtiges unterrichtet. Wie iſt es möglich, unter ſolchen Umſtänden mit Sicherheit einen Satz aufzuſtellen, eine Frage zu beherrſchen, Ausnahmen, Unterſchiede und Bedingungen abzuwägen und einzureihen? Mit andern Worten, wie mag hier auch dem beſten Willen und Talente eine vollkommen genügende wiſſenſchaftliche Bearbeitung gelingen? Fleiß, Ordnungsſinn und geiſtreiche Ueberſicht vermögen einen auch noch ſo übermäßig großen, verworrenen und ſonſt ungefügigen Stoff zu einem in allen Theilen aufgeräumten, durchſichtigen und wohl verbundenen Ganzen zu bilden. Scharfſinn und Gelehrſamkeit weiß aus einzelnen Bruchſtücken die untergegangenen Stücke, wenigſtens mit Wahrſcheinlichkeit und in Ermangelung eines Beſſern, wieder zu erzeugen. Allein es iſt eine ſehr undankbare Arbeit, die einzelnen Theile eines an ſich vorhandenen, nur dem Unternehmer nicht zugänglichen Stoffes wiſſenſchaftlich ausbilden zu wollen. Die wahrſcheinlichſten Vermuthungen, die ſcharfſinnigſten Ergänzungen ſind doch nicht die Wahrheit ſelbſt, und können möglicherweiſe in jedem Augenblicke durch Darlegung der Wirklichkeit zu Schanden gemacht werden.

Sicherlich wären dieſe Verhältniſſe völlig hinreichend, um von wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung mit dem Bundesrechte abzuhalten. Allein ſie ſind nicht einmal die einzigen Abmahnungen. Wenn ein eifriger Gelehrter ſich über dieſe Hinderniſſe wegſetzen, und ſich mit dem Bewußtſeyn tröſten wollte, wenigſtens das ſubjektiv Mögliche geleiſtet, bei dieſer Gelegenheit aber nützliche Winke gegeben, wichtige Rechtsſätze bewieſen, dadurch aber ſich Verdienſt und Dank erworben, vielleicht gar einigen Einfluß auf die Angelegenheiten des Geſammtvaterlandes erlangt zu haben; kurz, wenn ihn Liebe zur Sache und Mangel an Kenntniß ſeiner ſelbſt und Anderer über die wahre Lage der Dinge verblenden könnte: ſo iſt für völlige Enttäuſchung geſorgt. Ein eigener Bundesbeſchluß, vom 11. Dezbr. 1823 erklärt: neuen Bundeslehren und Theorien keine auf die Bundesbeſchlüſſe einwirkende Autorität geſtatten, und keiner Berufung auf ſelbe bei den Verhandlungen der Bundesverſammlung

Raum geben zu wollen. Hiermit ist dem Schriftsteller die Erreichung seines höchsten Zieles entrückt, und es bleibt ihm nur die Möglichkeit, seine Erörterungen an das große, aus denselben Gründen wie er selbst, nicht völlig urtheilsfähige Publikum zu richten, und bei diesem auf Beifall und Wirkung zu hoffen.

Unter solchen Umständen muß es wohl einerseits als ein Beweis von eifrigem Forschergeiste, andererseits als ein Zeichen von tiefem Bedürfnisse des Volkes nach Belehrung über den rechtlichen Gesammtzustand des Vaterlandes betrachtet werden, wenn zwar allerdings eine beträchtliche Verminderung der Beschäftigung mit dem Bunde eingetreten ist, doch keineswegs die Abfassung von allen Arten von Werken über denselben ganz aufgehört hat. Zwar kann diese Literatur nur mangelhaft seyn. Allein dennoch hat man wohl alle Ursache, sich über sie zu freuen. Es müßte als ein sehr ungünstiges Zeichen betrachtet werden, wenn ein gebildetes, großes Volk seine Aufmerksamkeit und literarische Thätigkeit von seiner politischen Gestaltung ganz abzöge. Dies wäre schlimmer als Haß, nämlich Gleichgültigkeit. Wie sollte aber solche in der Stunde der Gefahr zum Schutze angeregt werden? Und wahrlich, wir vermögen uns Fälle zu denken, wenn auch keineswegs zu wünschen, in welchem auch noch bei dem jetzigen Zustande ein zu später Wunsch nach lebendigerer wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Bunde hervortreten könnte.

Vorstehende Betrachtungen und Thatsachen waren nothwendig, um den richtigen Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus theils der Umfang der vorhandenen Literatur des Bundesrechtes, theils der Werth derselben zu beurtheilen ist. — Es mag nun aber übergegangen werden zu der Aufzählung und Würdigung der einzelnen Leistungen, wobei eine Trennung der Systeme des gesammten Bundesrechtes von den Schriften über einzelne Materien zweckmäßig erscheint, rein geschichtliche Werke aber den Schluß machen mögen.

1) Systeme des Bundesrechtes.

Der größte Theil derjenigen Schriften, welche das gesammte Bundesrecht systematisch darstellen, begnügt sich mit einer kompendiarischen Uebersicht, so wie sie eine nur flüchtige Kenntnißnahme oder der akademische Unterricht erfordert. Doch sind dabei wieder zweierlei Behandlungsweisen zu unterscheiden.

Einige dieſer Ueberſichten umfaſſen ausſchließlich das Bundesrecht, daſſelbe als ein für ſich beſtehendes, abgeſchloſſenes Ganze behandelnd. Wenn ſolche nun auch, ihrem ganzen Zwecke gemäß, keine wiſſenſchaftlichen Erörterungen der zweifelhaften oder der beſonders wichtigen Punkte enthalten können, ſo nehmen ſie ſich doch ſo viel Raum, um auch die feineren Beſtimmungen der Geſetze aufzuführen. Sie taugen daher vorzugsweiſe zum Selbſtunterrichte für ſolche, welchen ein allgemeines Bewußtſeyn der Sache genügt. Es iſt hier zu nennen: Tittmann, Darſtellung der Verfaſſung des deutſchen Bundes, 1818; Rudhart, Recht des deutſchen Bundes, 1822. Namentlich dieſes letztere kleine Buch iſt zu empfehlen. Der Verfaſſer hat es in Auftrag eines Bundesſtaates und mit Benützung der erforderlichen Mittel bearbeitet; ſeine Darſtellung ſchließt ſich ſo viel als möglich den Worten der Geſetze an, und die formelle Behandlung iſt klar und überſichtlich, wenn ſchon etwas zerſtückelt. Allein freilich darf nicht nur kein Eingehen in die Sache erwartet werden, ſondern es iſt auch nicht aus den Augen zu verlieren, daß die Schrift ſchon vor zwanzig Jahren erſchienen iſt, und ſomit eine Reihe von bedeutenden neueren Beſtimmungen ihr fremd ſeyn müſſen. Die, an ſich, recht löbliche Arbeit von Tittmann iſt völlig unbrauchbar geworden, da ſie ſogar vor der Wiener Schlußakte erſchienen iſt.

Eine zweite Abtheilung der gedrängten Darſtellungen faßt das Bundesrecht nur als einen Theil eines gröſſeren wiſſenſchaftlichen Syſtems auf, in welchem denn demſelben eine, oft hinreichend beſcheidene, Stelle eingeräumt wird. In der Regel ſoll dieſes Syſtem das geſammte in Deutſchland allgemein geltende öffentliche Recht darſtellen; von Einem Schriftſteller (Zöpfl) iſt das Bundesrecht, freilich wunderlich genug, einer philoſophiſchen Rechtslehre angefügt. Der ganze Gedanke eines ſolchen allgemeinen poſitiven Staatsrechts wird in einem ſpäter zu liefernden zweiten Artikel nach ſeiner Bedeutung für Leben und Wiſſenſchaft näher erörtert werden; hier wird die Verbindung mit einem ſolchen Rechte vorläufig als Thatſache angemerkt. Natürlich kann in Darſtellungen dieſer Art nur eine Aufführung der Grundzüge, und etwa eine Hinweiſung auf die bedeutendſten literariſchen Hülfsmittel erwartet werden. Von einem Gebrauche zu Geſchäften, oder von einer Belehrung für Solche, welche die Verfaſſung des Geſammtvaterlandes

in allen Einzelnheiten und Folgesätzen oder in ihrer geschichtlichen Entwickelung kennen lernen wollen, ist keine Rede. Im Zweifel ist je die neueste Arbeit die brauchbarste, weil sie den jetzigen Stand der Gesetzgebung am vollständigsten enthält. Die hier zu nennenden Schriften sind: S(chwarzkopf), Exposé du droit public de l'Allemagne, 1820; Schmid, Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechtes, 1821; Schmalz, deutsches Staatsrecht, 1825; Maurenbrecher, Grundsätze des heutigen deutschen Staatsrechtes, 1837; Zöpfl, Grundsätze des Staatsrechtes, 1841. Außerdem ist noch eine Anzahl sogenannter Grundrisse vorhanden, bloße Inhalts- und Paragraphenverzeichnisse, höchstens mit einigen literarischen Nachweisungen versehen. Sie sind als Leitfaden für akademische Vorlesungen bestimmt, und sonst zu nichts brauchbar. Wir übergehen billig diese „Speisezettel," wie sie Hugo witzig genug nennt, und wenden uns zu den ausführlicheren Werken über das Bundesrecht.

Wir besitzen fünf Werke, welche die Gesammtheit des Bundesrechtes in umfassender Erörterung vortragen, und welche sämmtlich, freilich in verschiedenem Grade, als lobenswerth anerkannt werden müssen. Es ist dies: Dresch, öffentliches Recht des deutschen Bundes, 1820; Brunquell, Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, 1824; Jordan, Lehrbuch des allgemeinen und des deutschen Staatsrechtes, Bd. I., 1831; Reichard, Monarchie, Landstände und Bundesverfassung Deutschlands, Bd. I., 1835; Klüber, das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, erste Auflage 1817, vierte 1840. Auch bei diesen Schriften zeigt sich zwar die oben bereits berührte Verschiedenheit der Auffassung, indem nur Dresch das Bundesrecht abgesondert darstellt, die andern Publizisten es als einen Theil des gemeinen deutschen Staatsrechtes behandeln. Allein da auch die Letzteren sich den gehörigen Raum für das Bundesrecht nehmen, so hat diese Verschiedenheit der Methode für die zunächst vorliegende Betrachtung keine weitere Bedeutung. Die Eigenthümlichkeit dieser Werke glauben wir aber folgendermaßen bezeichnen zu können: Dresch beabsichtigte eine möglichst gleichmäßige, thatsächliche und rechtliche Entwickelung des Bundesrechtes, übrigens ohne irgend eine geschichtliche Anknüpfung. Brunquell nahm, neben der kürzern Entwickelung der

poſitiv-rechtlichen Beſtimmungen, namentlich auch Bedacht auf die politiſche Seite der Fragen. Jordans Zweck war eine auf rechtsgeſchichtliche Grundlage geſtützte, ſtreng juriſtiſche Entwickelung der Geſetze. Von Reichard haben wir außer einer ſehr ausführlichen geſchichtlichen Einleitung eine mehr populäre Darſtellung und Beurtheilung der Bundesgeſetzgebung erhalten. Klüber endlich unternahm ein möglichſt vollſtändiges Repertorium aller legislativen Beſtimmungen und einzelnen Entſcheidungen der Bundesgewalt, der ſämmtlichen Literatur des Faches, endlich der zur Erläuterung oder zu praktiſchem Gebrauche kennenswerthen geſchichtlichen Thatſachen. Es geht hieraus hervor, daß von dieſen Schriften keine einzelne eine vollſtändig befriedigende Entwickelung des Gegenſtandes liefert, daß ſie ſich aber, freilich wohl unabſichtlich, gegenſeitig ergänzen. Und Aehnliches möchte von der Form dieſer Schriften zu behaupten ſeyn. Während nämlich Dreſch und Reichard ihre Stärke in dem Geſchmacke und richtigen Takte der Darſtellung haben, iſt bei Brunquell die ehrenhafte, nationale Geſinnung, ſo wie bei Jordan die kräftige, folgenrichtige Feſthaltung des Gedankens, die juriſtiſche Methode zu loben; Klüber aber überfließt von Thatſachen und Nachweiſungen. Offenbar könnten wir mit dieſem Zuſtande uns zufrieden geben, ſtellten nur alle dieſe Bearbeitungen das Recht in ſeiner neueſten Ausbildung dar. Allein nicht nur iſt Dreſch allzu früh mit ſeiner Arbeit hervorgetreten, ehe die Geſetzgebung ſich irgend entwickelt hatte, ja ſogar vor der Wiener Schlußakte; ſondern auch Brunquells und Jordans Werke ſind bereits vor vielen Jahren erſchienen, und entbehrten ſomit der Einreihung und Erörterung mancher und wichtiger Beſtimmungen. Da nun aber Klüber mehr nur die Thatſachen mittheilt, wir möchten ſagen, mehr ſtatiſtiſch als rechtswiſſenſchaftlich verfährt, ſo liefert auch ſeine, allerdings bis auf die neueſte Zeit herunter geführte und, ſo weit es nur irgend die Umſtände erlaubten, höchſt reichhaltige Auseinanderſetzung keineswegs eine vollſtändige Befriedigung des Bedürfniſſes. Es iſt ſomit immer noch ein ſchöner Name neben dem ſeinigen zu erwerben; und gewiß wäre er ſchon erworben, ſtünden die Quellen dem Forſcher offen. Uebrigens möge das Vorſtehende ja nicht ſo verſtanden werden, als wollen die großen Verdienſte des Klüber'ſchen Werkes geleugnet oder gemindert werden. Auch wir ſtimmen dem allgemeinen Urtheile bei, daß daſſelbe

eine der erſten Zierden unſerer ſtaatsrechtlichen Literatur iſt, und daß es namentlich alle übrigen Schriften über Bundesrecht um eines Hauptes Länge überragt. Ohne daſſelbe wären wir Alle noch weit weniger über die Verfaſſung des Geſammtvaterlandes unterrichtet. Stützen ſich doch faſt alle Schriftſteller über dieſen Gegenſtand hauptſächlich auf ihn. Und in der That vereinigten ſich auch in ihm die Bedingungen eines gelungenen Werkes über den Bund, wie wohl bei keinem zweiten. Der geſchichtlichen Grundlage war Klüber völlig Meiſter. Einer der wenigen überlebenden Reichsſtaatslehrer war er in dem Rechte dieſer alten Zuſtände, ebenſo aber auch in dem des rheiniſchen Bundes gründlich unterrichtet; namentlich kannte er die Literatur des poſitiven Staatsrechtes beſſer als einer ſeiner Zeitgenoſſen. Die Verhandlungen des Wiener Kongreſſes hatte er mitgemacht und veröffentlicht. Für die Darſtellung des Bundesrechtes aber ſtanden ihm reichlichere Quellen zu Gebote, als ſonſt irgend einem durch Dienſtverhältniſſe nicht Gebundenen. Auf dieſe Weiſe, und bei dem raſtloſen bis ins höhere Greiſenalter fortgeſetzten Eifer des Mannes, kam denn ein Werk zu Stande, welches über thatſächliche Verhältniſſe der Staatsmann und der Gelehrte vor allen andern Quellen zu benützen pflegen. Und in den verhältnißmäßig ſeltenen Fällen, in welchen die gewünſchte Auskunft nicht gefunden wird, trägt lange nicht immer der Verfaſſer die Schuld des Mangels. Oft genug deutet er ſeinen Verdruß über die aufgelegte Nothwendigkeit des Schweigens an. Bei ſolchen Verdienſten wäre es kein gerechter Vorwurf, daß nicht noch mehr von demſelben Manne geleiſtet worden ſey. Es iſt wahr, die rechtliche Entwickelung der gegebenen Sätze iſt bei ihm in ſehr mäßigem Grade zu treffen; und er läßt dadurch, wie bereits zugegeben, eine Lücke in unſerem Wiſſen. Allein hieraus folgt nur, daß ein Anderer, deſſen Anlagen dieſer Art von Arbeiten gewachſen ſind, ſie unternehmen ſoll. Klüber bleibt des verdienten Lohnes und Anſehens ſicher.

2) Monographien.

Wenn auch der deutſche Bund als blos völkerrechtlicher Verein eine bei weitem kleinere Anzahl von Gegenſtänden umfaßt, als dies bei einem Staatsverbande der Fall iſt, ſo ſind doch unter den zu ſeinem Rechte und ſeinem Thätigkeitskreiſe gehörigen manche

sehr wichtige Verhältnisse. Unzweifelhaft ist eine umsichtige und sachkundige Erörterung solcher Punkte von großer Bedeutung. Und wenn der Bund selbst einen unmittelbaren Einfluß der Theorie zurückweist, so ist es doch jedenfalls der Nation würdig, sich der allgemeinen Angelegenheiten klar bewußt zu seyn; in manchen Fällen greifen auch die Folgen der Bundessatzungen in die Zustände der einzelnen Gliederstaaten und ihrer Angehörigen unmittelbar ein, wo dann eine Einwirkung nicht für unmöglich erklärt ist. Ein Reichthum von tüchtigen Monographien aus dem Bundesrechte könnte daher nur erwünscht und nützlich seyn. Leider besitzen wir aber einen solchen Reichthum nicht. Nur wenige Fragen, welche einen Zutritt zu den geheimer gehaltenen Quellen nicht zu erfordern schienen, bei welchen also das nöthige Material zu Tage lag, oder wo eine besondere Veranlassung und ungewöhnliche Begünstigung Einzelner den Zugang zu allen erforderlichen Nachrichten eröffnete, haben eine Bearbeitung gefunden. Und wenn Form und Inhalt mancher dieser Arbeiten gelobt werden kann, so verdoppelt dies das Bedauern, daß Lust und Gelegenheit zu weiteren fehlte.

Billig fassen wir zuerst jene Schriften ins Auge, welche die Quellen des Bundesrechtes zum unmittelbaren Gegenstande haben. Gleich hier tritt uns aber, sowohl was Zahl als Bedeutung derselben betrifft, die Wirkung der allgemeinen Ursachen im Einzelnen entgegen. Ueber Quellen, welche zum großen Theile dem von Dienstrücksichten freien Schriftsteller nicht zugänglich sind, kann es unmöglich eine gewichtige Literatur geben. Sowohl dogmengeschichtliche Arbeiten, als Kommentare sind hier ganz außer Frage. Stehen doch nicht einmal die Akten der Karlsbader Zusammenkunft und die der beiden Ministerialkongresse von 1820 und 1834 zu Gebote, ohne welche an solche Arbeiten (so wie an so manche andere) gar nicht gedacht werden kann. Wir besitzen somit in dieser Abtheilung kaum einige Anfänge. Klüber gibt in dem Vorberichte zu seiner Quellensammlung zu dem öffentlichen Rechte des deutschen Bundes, 1830, und in zwei Aufsätzen im ersten Bande seiner „Abhandlungen und Betrachtungen, 1830" Nachrichten über die Originalurkunde der Bundesakte, so wie über den rechtlichen Werth von gewissen Uebersetzungen derselben und der Schlußakte von 1820. C. F. von Aretin liefert eine

diplomatiſche Geſchichte des Art. 13 der Bundesakte (in der „Zeitſchrift für Bayern," Band II.). Michaelis aber ſucht in einer eigenen Schrift: Die Protokolle der hohen deutſchen Bundesverſammlung, 1829, die Geheimhaltung der genannten Aktenſtücke als ein Unrecht gegen die Wiſſenſchaft und als einen politiſchen Fehler darzuſtellen. Dies iſt unſer ganzer Reichthum; und wir müſſen für ihn, ſo wie die Dinge ſtehen, noch dankbar ſeyn. Daß die letztgenannte Erörterung, ſo wie ein ähnlicher von Gagern, dem Vater, in der heſſiſchen Ständeverſammlung geſtellter Antrag keinen Erfolg hatte, beweiſt nichts gegen die Richtigkeit der vorgetragenen Sätze, ſondern nur gegen die Zeitgemäßheit derſelben. Schade, daß auch wohl jetzt noch keine Hoffnung zu einem günſtigen Ergebniſſe iſt; es wäre ſonſt wohl der Mühe werth, die Vorſtellung noch einmal und von verſchiedenen Seiten zu machen. Und würde durch die Wiedereröffnung der Quellen auch nur das gewonnen, daß Unkenntniß und Abneigung ſich nicht mehr berechtigt glauben könnten, das Geheimhalten als klaren Beweis des Schuldbewußtſeyns anzunehmen: ſo wäre dies ſchon ein Großes.

Nicht günſtiger iſt es beſtellt um die geſchichtlichen Entwicklungen der Thätigkeit des Bundes und ſeiner Geſetzgebung. Begreiflich kann von Hiſtorie ohne Quellen nicht die Rede ſeyn. Und man ſage nicht, daß kein Stoff zu anſprechender und belehrender Erzählung vorhanden wäre. Abgeſehen davon, daß es immer intereſſant genug wäre, zu ſehen, wie ſich die Weltbegebenheiten in dem deutſchen Fürſtenrathe abſpiegeln, ſo ſind auch mancherlei rein vaterländiſche Ergebniſſe vorgefallen, deren genaue Kenntniß über manches Räthſel der Zeitgeſchichte aufklären könnte. Es ſey nur beiſpielsweiſe an die Verſuche einer Bundestagsopoſition zu Anfang der zwanziger Jahre, an die braunſchweigiſche, die hannoveriſche Angelegenheit erinnert. Wir aber wiſſen nur zwei Schriften über die Geſchichte des Bundes zu nennen, welche denn einen ſehr geringen Theil der Lücke ausfüllen. Die eine iſt der dritte Band von Gagerns: „Mein Antheil an der Politik;" die andere aber Reyſchers „Diplomatiſcher Antheil Württembergs an der Entwicklung der heutigen öffentlichen Rechtsverhältniſſe in Deutſchland," in deſſen Publiziſtiſchen Verſuchen. Während in der erſtgenannten Schrift die zu erwartende Belehrung verkümmert wird durch das allzuſtarke Hervortreten ſubjektiver Eigenheiten und

Schwächen, enthält der letztere Aufsatz nur die Ansichten eines den erzählten Begebenheiten ferne Stehenden.

Wenden wir uns aber in der Hoffnung reichlicher Belehrung zu denjenigen Arbeiten, welche die theoretische Erörterung des Bundes und seiner Grundgesetze zum Gegenstande haben, so kann es auch hier zunächst nur einen wehmüthigen Eindruck machen, wenn jene in einem Winkel der Bibliotheken vergessen stehenden Schriftchen hervorgezogen werden, welche in den ersten Anfängen des Bundes seine Gründung begrüßten, über seine Wirkungen für Deutschland und für Europa sich wahrsagend, warnend oder rathend, alle aber voll Vertrauen aussprachen; kurz die Abhandlungen über den Zweck und über die politische und nationale Bedeutung des Bundes. Wie Vieles ist eingetreten, was damals Niemand ahnete; wie noch Mehreres ist unterblieben, was als unfehlbar bereits in Einnahme genommen wurde! Und doch waren es nicht etwa unberufene, unwissende Schreier, welche sich auf solche Weise äußerten; sondern zum Theil Männer, welche Deutschland in der ersten Reihe seiner Geschichtsforscher und Publizisten zählt, alle mindestens stimmberechtigt über öffentliche Dinge. Es waren unter andern: Heeren, Dresch, K. S. Zachariä, Gagern, Müller. Wir wissen in der That nicht, ob dieser große Unterschied zwischen den Erwartungen und Forderungen und der Wirklichkeit geeigneter ist, eine bescheidene Meinung von der Einsicht der Theoretiker, oder von der Weisheit der praktischen Staatsmänner zu wecken. Oder sollte etwa die sprüchwörtliche Mißachtung des Verstandes des Stubengelehrten, und die Wahrheit von Oxenstierna's Trost neben einander Recht haben? Es wäre denkbar. Während jene den Menschen und seine Leidenschaften, namentlich seine Selbstsucht nicht gekannt, die materiellen Schwierigkeiten eines Bundes von so vielen und in so wesentlich verschiedenen Richtungen sich bewegenden Staaten in ihrem Enthusiasmus übersehen, an die Möglichkeit eines verderblichen Einflusses der Fremden und eines üblen Zeitgeistes nicht gedacht hätten, könnten diese möglicherweise über der Abhülfe des augenblicklichen Schadens den großen Zweck des Ganzen, über den, freilich vorhandenen, örtlichen Interessen das höhere allgemeine Leben, über der Polizeianstalt die National-Verfassung, über der Gegenwart die doch auch eintreffende Zukunft aus den Augen

verloren haben. Beides wäre menſchlich; beides aber freilich nicht erfreulich. — Uebrigens dürfen wir wohl unterlaſſen, näher auf jene Schriften und ihren Inhalt einzugehen. Mag es ſich mit ihnen verhalten, wie es will, jedenfalls tragen ſie zur Erörterung des Bundesrechts, wie es beſteht, nichts bei. Sie ſind Schemen ungetauft geſtorbener Kinder.

Wie verändert iſt die Scene fünfzehn bis zwanzig Jahre ſpäter! Auch hier ſtoßen wir wieder auf eine Reihe von Schriften, welche die allgemeine Leiſtung und Richtung des Bundes zum Gegenſtande ihrer Erörterung machen. Allein anders lautet die Sprache. Nicht Lob und Hoffnung wird mehr ausgeſprochen, ſondern bitterer, unbedingter Tadel. Der Zweck der Bekanntmachung ſind Vorſchläge zu weſentlichen Aenderungen im Organismus des Bundes. Auch dieſe Schriftſteller ſehen den Bund als etwas höchſt Bedeutendes an, und tragen ein hochſtehendes Ideal von Bund in Kopf und Herzen. Allein da ſie, durch die Erfahrung belehrt über den weiten Unterſchied zwiſchen ihren Wünſchen und der Wirklichkeit, ihren materiellen Vorſchlägen zu Verbeſſerungen keinen günſtigen Erfolg verſprechen, ſo lange das beſtehende Organ des Bundesplans ſolchen aufzufaſſen und auszuführen hätte: ſo betrachten ſie als eine erſte Nothwendigkeit die Veränderung dieſes Organes, d. h. der Bundesverſammlung. Ueber das Mittel freilich ſind ſie unter ſich wieder verſchiedener Meinung, je nach ihrer Stellung im Leben und ihrer allgemeinen politiſchen Richtung. Die Mehrzahl hofft Beſſerung nur von der Bildung einer Volkskammer am Bundestage, ſo daß die Geſandten der Fürſten, alſo die jetzige Verſammlung, in einer Art von Oberhaus die Intereſſen der Regierenden, ein aus allen deutſchen Ländern, etwa durch Abſtimmung in den Ständen derſelben, zuſammengeſetztes Unterhaus aber die Rechte und das Wohl des Volkes zu vertreten hätte. Eine einzelne, allein eine höchſt gewichtige, Stimme verlangt die Bildung einer engeren Verbrüderung der mittleren und der kleineren Bundesglieder zur Beſeitigung des übermächtigen Einfluſſes der beiden großen Staaten. — In dem erſten Gedanken kommen im Weſentlichen überein: Welcker, die Vervollkommnung der organiſchen Entwicklung des deutſchen Bundes, 1831; Schulz, Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation, 1832; Kind, Stellung der konſtitutionellen

Bundesregierungen zu dem deutschen Bunde, 1833; P. Pfizer, Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes, 1835. Ohne Zweifel ist die eine und die andere dieser Schriften, namentlich aber die letztgenannte, ein Erzeugniß von literarischer und politischer Bedeutung. Sie sind jedenfalls als ein Zeichen der Zeit und als der Ausdruck mehr oder weniger verbreiteter Ideen auch der Beachtung des praktischen Staatsmannes wohl werth. Allein nichts dürfte überflüssiger seyn, als eine Auseinandersetzung der Gründe, warum sie keine Wirkung im Leben äußern konnten. Sehen wir nämlich auch ab, wie denn doch kein halbvernünftiger Mann thun kann, von den nothwendigen Wirkungen der Gewohnheit, der Eigensucht und der Eigenliebe; lassen wir Vorurtheil und Standeseifer ganz bei Seite, was ebenfalls unserer Menschenkenntniß geringe Ehre bringen wird: so bleibt immer noch, objektiv, die natürliche Abneigung aller Besonnenen gegen ein unbekanntes Ungeheure, Unermeßliche. Denn, die Hand auf das Herz gelegt, müßte nicht jeder zaudernd stille stehen, wenn es in seiner Macht läge, jenen Gedanken zu verwirklichen? Es ist möglich, daß eine solche Belebung des Bundesprinzips, ein solches Einwirken der öffentlichen Meinung und der Wünsche der Regierten Deutschland eine jetzt nicht zu ahnende Größe und Macht gäbe. Allein es ist auch möglich, und es ist sogar wahrscheinlicher, daß eine vollständige Verwirrung und ein Umsturz alles Bekannten dadurch herbeigeführt würde. Unsere Bewegungspartei hat sich, scheint es, darin immer getäuscht, daß sie ihren Ansichten und Wünschen von der Einheit Deutschlands nur die dynastischen Interessen und die Servilität der Schranzen und Diener abgeneigt wähnte. Nichts ist irriger, als diese Annahme. Auch Männer, welche sich ihrer Liebe zum Vaterlande lebendig bewußt sind, und welche die Gegenwart auch nicht sehr verehren, sind doch mit Schauder vor der Möglichkeit einer deutschen Konstituate wegen deren Folgen zurückgetreten; und sie beneiden den Muth derer, welche über die Besorgnisse wegzugehen vermögen, keineswegs. Darüber aber, daß zu einem solchen Aeußersten, oder vielmehr zu diesem Anfange des Aeußersten, eine Volkskammer des Bundestages führen könnte, wird wohl von Keinem in Abrede gezogen werden wollen. Bei der gänzlichen Wirkungslosigkeit aller dieser Vorschläge ist eine nähere Erwägung

der einzelnen Zweifel und Schwierigkeiten überflüssig, obgleich bei kurzem Nachdenken dieselben sehr, sehr bedeutend erscheinen müssen. Es sey nur beispielshalber an das Zahlenverhältniß der Abgeordneten der Nation, an die Theilnahme der bevorzugten Stände gerade in den größten Bundesstaaten, an Veto und Initiative erinnert. — Die Stimme, welche eine Vereinigung der Kleinen im Bunde empfahl, ist die des Freiherrn von Wangenheim (in zwei Beilagen seiner Schrift: die Wahl des Freiherrn von Wangenheim, 1832); somit allerdings nach Geist und Sachkenntniß des Sprechenden eine der beachtenswerthesten in Deutschland. Der Unterschied zwischen den Ansichten des Staatsmannes und Bundestagsgesandten und der Auffassung junger aufgeregter Gelehrter ist sehr bedeutend. Bei ihm ist nicht von einer stehenden Verschwörung der Fürsten gegen die Völker die Rede, noch hofft er Heil von einer dem demokratischen Elemente zu gebenden Handhabe: allein auf seinem Lebenswege hat ihn die verhältnißmäßige Unmacht der kleineren deutschen Staaten oft gedrückt, und er billigt die dem Bunde von seinen vorherrschenden Mitgliedern gegebene Richtung nicht. Durch den Zollverein scheint nun allerdings die ganze Lage der Dinge eine wesentlich andere geworden und damit die Ansicht des genialen Staatsmannes zum großen Theil um ihre Bedeutung gekommen zu seyn: allein immerhin bleibt doch die Frage zu stellen, ob ein solches Anschließen der Mindermächtigen gegen übermäßige Präponderanz denjenigen Zuständen, welche auch Wangenheim (namentlich in seinen Bemerkungen über die Beschlüsse von 1832) beklagt, wesentlich hätte abhelfen können? ob sie nämlich allein von den Hauptmächten ausgingen, und ob der engere Verein der Kleineren diese zu einer Nachgiebigkeit bewegen würde? Somit dürfte wohl zweifelhaft seyn, ob durch das vorgeschlagene Mittel der beabsichtigte Zweck erreicht worden wäre.

Haben die bisher aufgeführten Schriften nur ideale und mögliche Verhältnisse betroffen, ohne sichtbare Einwirkung auf das bestehende Recht des Bundes, so treten wir dagegen mitten in die Wirklichkeit, wenn wir die Schriften um uns versammeln, welche das Verhältniß des Bundes zu seinen Gliederstaaten, seinen Einfluß auf ihre Verfassungen, seine Zuständigkeit zu Veränderungen in deren inneren Einrichtungen rechtlich beleuchten. Auch hier handelt es sich allerdings von allgemeinen Ideen; allein

von ſolchen, welche die unmittelbarſte Anwendung im Leben finden, und von deren richtiger Beſtimmung einerſeits die Möglichkeit eines Bundes, andererſeits das Beſtehen einer ſicheren und zufriedenſtellenden Landesgeſetzgebung abhängt. Ein dem Bunde eingeräumtes oder abgeſprochenes Recht kann hier einen mächtigen Unterſchied machen. Uebrigens ſind es eigentlich zwei weſentlich verſchiedene Verhältniſſe, welche feſtgeſtellt werden müſſen, und es hat zu mancher Verwirrung und ausgangslos ſcheinender Streitigkeit geführt, daß ſie in politiſchen Verhandlungen und Zeitungsſcharmützeln nicht ſelten zuſammengeworfen worden ſind.

Vor allem nämlich fragt ſich, welche Forderungen der Bund überhaupt an die Verfaſſung ſeiner Gliederſtaaten macht? Iſt der deutſche Staatenverein gleich kein Bundesſtaat, ſondern nur eine völkerrechtliche Verbindung zu beſtimmten Zwecken, ſo iſt doch die Verfaſſung ſeiner Mitglieder für ihn von großer politiſcher Bedeutung wegen des durch dieſelbe mehr oder weniger bedingten Geiſtes der Abſtimmung und Mitwirkung. Der allgemeine Satz der Staatsklugheit, daß eine Vereinigung von Staaten um ſo feſter iſt und um ſo größere Dauer verſpricht, je gleichartiger die inneren Einrichtungen der einzelnen Verbündeten ſind, findet natürlich auf den Bund ebenfalls Anwendung. War dieſe Erwägung auch nicht der einzige Grund, ſo war ſie doch ſicher eine mitbeſtimmende Urſache, daß die Bundesakte allen Gliederſtaaten die Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen vorſchrieb. Daß die Ausführung der Beſtimmung gleich anfänglich verſchieden aufgefaßt und beabſichtigt ward, ändert an der Richtigkeit der vorſtehenden Sätze nichts, ſondern iſt nur die Erklärung mancher ſpäteren Erſcheinungen. Die Wichtigkeit der Vorſchrift konnte aber nur zunehmen durch die Erläuterungen, welche die Wiener Schlußakte von 1820 gab, und welche theils den erlaubten Inhalt der Verfaſſungen, theils den Schutz gegen unerlaubte Aenderungen betreffen. Auch die dem Bunde eingeräumte Befugniß einer beſondern Garantie der ihm zu dieſem Zwecke angebotenen Grundgeſetze iſt von Bedeutung. — Es wäre ſomit nicht mehr als das Nothwendigſte geſchehen, wenn dieſe verſchiedenen Beſtimmungen der Bundesgeſetze auch vom Standpunkte der Theorie aus vollſtändig erörtert worden wären. Theils hätte der eigentliche Sinn derſelben eine ausführliche, auf die Geſchichte ihrer Entſtehung

begründete Erläuterung zugelassen; theils wäre die Entwickelung der Folgesätze im Allgemeinen und in Beziehung auf die einzelnen bestehenden Verfassungen eine wichtige Aufgabe geworden, wohl würdig der Kenntnisse und des Scharfsinnes unserer ersten Publizisten. Wenn wir daher so gut als gar nichts in dieser Richtung geleistet sehen, so ist der Grund wohl lediglich darin zu suchen, daß die zu solchen Arbeiten ganz unerläßliche Benützung der Akten des Karlsbader Kongresses, der beiden Wiener Ministerialkongresse von 1820 und 1834, endlich der neuesten Verhandlungen in der hannöverischen Sache nicht gestattet ist. Halten wir nämlich gegen die Aufgabe das wirklich Geleistete, so haben wir kaum den Muth, es nur zu nennen. Denn wir wissen von Schriften, welche die Erörterung der genannten Frage zum Gegenstande einer rechtswissenschaftlichen Untersuchung gemacht hätten, und somit abgesehen von allgemeinen Erörterungen über Repräsentativverfassung, welche ihren Werth haben mögen, allein zur Wissenschaft des Bundesrechts nicht gehören — wir wissen, sagen wir, nichts aufzuzeigen, als zwei, schon im Jahre 1816 erschienene und des Nennens nicht werthe Flugschriften von Dabelow und Hornthal über den Sinn des Artikel 13 der Bundesakte, einige unbedeutende lateinische Universitätsschriften, und eine Erläuterung des Artikels 57 der Schlußakte von Gruben (im 2. Hefte seiner Abhandlungen), welche letztere sicher eines der rechtlich und politisch verkehrtesten Erzeugnisse der deutschen Presse ist. Sicherlich nicht viele Veranlassung, sich zu berühmen.

Wesentlich verschieden von dieser ersten Beziehung des Bundes zu seinen Gliederstaaten ist die Frage über die Kollision einzelner Bundesbeschlüsse mit der Gesetzgebung der Gliederstaaten. Die Wichtigkeit der Sache bedarf keines Beweises, um so mehr, als in dem Bundesrathe die stimmenden Fürsten die Beschränkung ihrer Stände nicht zur Seite haben, somit eine Verschiedenheit der Richtungen in den Bundesbeziehungen und in den inneren Angelegenheiten wohl denkbar ist. Und hier hat es denn auch an Erörterungen der Frage wahrlich nicht gefehlt. Man tritt in der Besprechung dieser Sache eigentlich auf glühende Kohlen. Weiß man sich über die Leidenschaften und Einseitigkeiten des Tages zu erheben, den Gegenstand als Mann der Wissenschaft und nicht als der der Parthei aufzufassen, so muß man zugeben,

daß hier wirklich ein Grund zu entschiedener und vielleicht zu unversöhnlicher Meinungsverschiedenheit ist. Es ist nämlich unvermeidlich, daß in jedem bleibenden Vereine mehrerer Staaten über die Frage, wie weit zu Erreichung der Vereinszwecke der einzelne Staat von seiner Selbstständigkeit aufgeben müsse, Trennung der Ueberzeugungen obwaltet. Es liegt ein Widerspruch in den Begriffen der Unabhängigkeit und Souveränität einerseits, und der Unterordnung unter eine gemeinsame Gewalt und Strebung andererseits. Ob der Verein ein Staatenbund ist, d. h. keine vollständige gemeinschaftliche Regierung, sondern nur eine Verabredung über bestimmte einzelne Punkte und eine Einrichtung zu deren Durchsetzung hat; oder ob sich ein Bundesstaat mit einer Centralregierung und halbsouveränen Gliederstaaten gebildet hat, macht dabei nur dem Grade nach einen Unterschied. In den Vereinigten Staaten besteht der Zwiespalt so gut wie in Deutschland oder in der Schweiz. Und eine Vereinigung ist um so schwieriger, weil sich wirklich für beide entgegenstehende Ansichten zur Hälfte triftige Gründe anführen lassen. Begreiflich hat in solchen Verhältnissen die subjektive Neigung einen großen Einfluß auf die Ansicht. Je nachdem dem Einen die Vereinszwecke als sehr nützlich und nothwendig erscheinen, wird er geneigt seyn, auch für die Durchführung derselben die Mittel zu verwilligen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Unabhängigkeit des einzelnen Gliederstaates empfindlich zu nahe getreten würde. Der mit Widerwillen oder auch nur mit Gleichgültigkeit die Verbindung Betrachtende wird dagegen dieselbe möglichst beschränkt wissen wollen, und sollte darüber auch der Bund, oder wenigstens dieser oder jener Zweck desselben, illusorisch werden. Vorzugsweise heftig wird der Streit seyn, wenn sich politische Partheien eines Gliederstaates in ihren Bestrebungen durch die Auslegung der Bestimmungen über die Vereinsgewalt gefördert oder gehindert sehen. Es ist zur Erzeugung bitterer Vorwürfe in solchem Falle gar nicht einmal nothwendig, daß die Vereinsgewalt wirklich ihre Grenzen überschritten hat. Es wird dies jedenfalls behauptet werden. Zehnfach, wenn ein Uebergriff statt gehabt haben sollte. Die Worte des Vereinigungsvertrages aber werden in der Regel der einen und der andern Interpretation dienen können, indem sich schon in ihnen das Bestreben aussprechen wird, die beiden entgegengesetzten Rücksichten

ebenmäßig zu wahren. — Dieſe in der Natur der Sache liegenden Gründe zu Streit und entgegengeſetzten Bemühungen haben denn auch nicht verfehlt, ſich in Deutſchland geltend zu machen; und namentlich haben ſie jedesmal einen Schriftenwechſel hervorgerufen, wenn die Bundesverſammlung einen beſonders auffallenden und unmittelbar auf den einzelnen Bürger der Gliederſtaaten einwirkenden Beſchluß faßte. So finden wir denn, daß die Karlsbader Beſchlüſſe die Schrift von Behr, von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des deutſchen Bundes auf die Verfaſſung ſeiner Gliederſtaaten, alsbald aber auch eine Entgegnung von Dreſch (in ſeinem „öffentlichen Rechte") hervorriefen. Und noch weit reichhaltiger in der aufgeregteren Zeit war die literariſche Thätigkeit, welche durch die Beſchlüſſe vom 28. Juni 1832 veranlaßt ward. Auf der einen Seite, nämlich gegen den Einfluß des Bundes, traten auf: Reyſcher in ſeinen „publiziſtiſchen Verſuchen, 1832;" Wangenheim in weiterem Anhange der oben aufgeführten Schrift; Wurm, in ſeinen kritiſchen Verſuchen über die öffentlichen Rechtsverhältniſſe in Deutſchland; beſonders aber P. Pfizer, theils in ſeinen ausführlichen Motionen in der württembergiſchen Abgeordnetenkammer, theils in ſeiner Schrift: Ueber die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Württembergs zum deutſchen Bunde, 1832, theils endlich in großen Abſchnitten ſeiner bereits genannten „Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutſchland" und ſeines „Rechts der Steuerverwilligung." Die Zuſtändigkeit des Bundes aber vertheidigten: Zirkler, wiſſenſchaftlicher Verſuch über das Recht der deutſchen Bundesſtaaten im Verhältniſſe zu der deutſchen Bundesverſammlung, 1833; derſelbe, das ſtaatsrechtliche Verhältniß der deutſchen konſtitutionellen Staaten zum deutſchen Bunde, 1833; Weiler, das Staatsrecht der deutſchen Bundesſtaaten im Verhältniſſe zum deutſchen Bunde, 1833; Gruben, über das Verhältniß des öffentlichen Rechts des deutſchen Bundes zu dem Staatsrechte der Bundesſtaaten, 1835. Gründe und Gegengründe in dieſem Streite ſind, wie es die Natur der Dinge mit ſich brachte; und eigentlich iſt ſeit Behr und Dreſch nichts weſentlich Neues mehr geſagt worden. Während die Einen die Unabhängigkeit der Bundesſtaaten als ein unverletzliches Axiom aufſtellten, und dem Bunde nur Rechte zur Aufrechthaltung der Ruhe zwiſchen ſeinen Staaten, nicht auch in denſelben zugeſtehen wollen, und

es für einen unwiderleglichen Grund halten, daß die Verfaſſung der einzelnen Staaten nirgendöher verletzt werden dürfe: behaupten die Gegner, daß der Bund das Recht haben müſſe, die Mittel zu ſeinen Zwecken nach eigener Einſicht zu wählen, und daß kein Landesgeſetz von der Erfüllung der Bundespflichten entbinden könne, weil es ſonſt in dem freien Belieben eines jeden Staates liege, den Bund aufzulöſen. — Sind die oben gemachten Bemerkungen begründet, ſo kann von einem entſchiedenen Siege der einen Anſicht über die andere nicht die Rede ſeyn, und wäre die Beweisführung auf der einen Seite noch ſo ſchlagend, die Grundverſchiedenheit der Anſichten wird immer wieder hervortreten, und das Prinzip des Gegners beſtreiten. Die Demokraten in den Vereinigten Staaten haben ſich ſelbſt von einem Hamilton und jetzt von Story nicht überzeugen laſſen. Soll jedoch eine Anſicht ausgeſprochen werden, ſo geſtehen wir unſeres Theils gerne, daß uns nicht nur die größere politiſche Intelligenz, ſondern auch die richtigere rechtswiſſenſchaftliche Beweisführung auf der Seite der Vertheidiger der weiteren Zuſtändigkeit des Bundes zu ſeyn ſcheint. Es will uns unleugbar bewieſen bedünken, daß der Bund nicht beſtehen kann, wenn es ein peremtoriſcher Grund gegen jede ſeiner Maßregeln wäre, dieſelbe ſey unvereinbar mit einem Landesgeſetze; daß das Landesgeſetz hier weichen muß; und daß die Unabhängigkeit der Bundesglieder nicht gleichbedeutend iſt mit der Erlaubniß, die Verpflichtungen gegen den Bund nicht zu halten, ſondern ſie nur beſteht, in ſo ferne die Befolgung der Bundesgeſetze keine Ausnahme macht. Wir ſtimmen bei, daß darauf nichts ankommen kann, ob die fraglichen Beſchlüſſe des Bundes nach dem Geſchmacke des einzelnen Staates ſind, und glauben auch, daß die unvermeidlichen Folgen einer Aufhebung des Bundes noch weniger nach dem Geſchmacke der Nation wären. Natürlich wird übrigens bei unſerer Anſicht vorausgeſetzt, daß die Maßregeln des Bundes an ſich formell und materiell gültig, d. h. logiſch und rechtlich zuläßige Folgen eines Satzes der Grundverträge ſind; denn einen an ſich unrechtlichen Beſchluß hat ſich Niemand gefallen zu laſſen. Nur verlangen wir, daß die Unterſuchung über Bejahung und Verneinung dieſer Vorausſetzung auf die eigenen Geſetze und auf die Natur des Bundes, nicht aber auf die ihm fremden Beſtimmungen anderweitiger Geſetze geſtützt werde.

Das Aussterben des herzoglich Sachsen-Gothaischen Hauses 1825 gab unter Anderem auch zur Besprechung der Frage Veranlassung, ob der deutsche Bund und seine Gesetzgebung die Untheilbarkeit der Bundesstaaten fordere? Die Frage ist durch die vorgenommene Theilung bekanntlich thatsächlich verneint worden, und darf somit, da dies natürlich nicht ohne Genehmigung des Bundes geschah, als praktisch erledigt betrachtet werden. Was aber das wissenschaftliche Ergebniß des vor der Entscheidung geführten Schriftenwechsels betrifft, so ist dasselbe kaum klein genug anzuschlagen. Zwar haben sich von der endlosen Zahl der Schriften aller Art, welche jener Successionsstreit ausbrütete, mehrere mit der vorliegenden Frage gelegentlich oder hauptsächlich beschäftigt: allein es zeigte sich dabei die deutsche Publizistik nicht von einer glänzenden Seite. Das Vorgebrachte ist zum bedeutenden Theile baare Deklamation, und die noch vorkommenden Erörterungen des positiven Rechtes sind gar schwach. Es wird somit genügen, die Schriften kurz zu nennen. Die Theilbarkeit bestreiten: Zu dem Vertrage zwischen Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen u. s. w., 1832; Ueber die Untheilbarkeit der deutschen Bundesstaaten, 1825; Die Theilung des Herzogthums Sachsen-Gotha, in rechtlicher und politischer Hinsicht untersucht von E. G. Wahrlieb, 1825; Pfeiffer, über die Ordnung der Regierungsnachfolge in den Staaten des deutschen Bundes, 1826, Bd. I. S. 290 fg. Für dieselbe sprechen: Lotz, einige Bemerkungen über zwei Schriften u. s. w., 1823; Brunquell, über die angebliche Unzertrennbarkeit und Unveräußerlichkeit der Staaten, zufolge der Bundesgesetze, 1825. In Beurtheilungen der verschiedenen in der Streitsache erschienenen Schriften sprechen sich K. S. Zachariä gegen, Schmid (in Jena) für die Theilbarkeit aus.

Ueber den Organismus der Bundesversammlung, so wie über deren Geschäftstrieb hat theils die Bundesakte selbst, theils die provisorische Geschäftsordnung von 1816 Vorsorge getroffen. Die in Aussicht gestellte Bundestagsordnung ist noch nicht erfolgt. Unleugbar sind in der bis jetzt vorhandenen Gesetzgebung manche zweifelhafte Punkte, und Manches ist ganz unbestimmt geblieben. Auch herrscht, wie dies die Protokolle des Bundestages nachweisen, und sonst auch wohl bekannt geworden ist, nicht eben immer Einstimmigkeit der Ansichten unter den Bundesgenossen über

Fragen der formellen Geschäftsbehandlung. Somit wären theoretische Erörterungen solcher Punkte keineswegs überflüssig. Wir wissen aber in der That nur zwei bis drei Arbeiten dieser Art zu nennen. Erstens nämlich hat Dresch (in seinen „Beiträge zum öffentlichen Rechte des deutschen Bundes, 1822") die zwei Fragen untersucht: ob die Interpretation der Bundesgesetze immer im engern Rathe der Bundesversammlung und zwar mit Stimmenmehrheit geschehen könne? und wie der Begriff der Grundgesetze, der organischen Einrichtungen, der gemeinnützigen Anordnungen und der Religionsangelegenheiten zu fassen sey? Zweitens aber theilt Klüber, im zweiten Bande seiner „Beobachtungen und Abhandlungen," unter Beigebung eigener Ansichten eine Staatsschrift mit, welche hinsichtlich eines bestimmten Falles die Frage erörtert, ob einem Bundesgliede ein Rekurs an die Gesammtheit seiner Bundesgenossen gegen einen Beschluß der Bundesversammlung zustehe? Die Fragen sind, bei nicht unbedeutender materieller Wichtigkeit, nicht von der Art, daß sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen könnten; daher gehen wir nicht in eine nähere Schilderung der sie behandelnden Schriften ein, sondern begnügen uns zu bemerken, daß Dresch auch hier mit Klarheit und richtigem Urtheile seine Ansicht darstellt, dagegen Klübers Meinung, welche dem in Frage stehenden Rekurse das Wort redet, als eine irrige, ja sogar für die Wirksamkeit des Bundes gefährliche erscheinen will. — Als ein von der bestehenden Ordnung der Dinge sehr weit abweichender, somit auch nur geringer Aussicht auf Ausführung sich erfreuender Vorschlag ist es wohl zu betrachten, wenn A. Müller die „Nothwendigkeit der Reorganisation des Corpus Evangelicorum auf dem Bundestage, 1830," nachzuweisen bemüht ist. Es vermag zwar wohl der Scharfsinnigste nicht vorauszusehen, zu welchen Ereignissen und Gestaltungen die in der katholischen Kirche begonnene Bewegung noch führen wird; und je nach Umständen wär[illegible]ußere, gedrängtere Organisation der protestantischen Kirch[illegible] Unmöglichkeit noch Unklugheit; allein sehr zu bezweifeln ist, ob die Wiederbelebung der alten Form das richtige Mittel, und ob überhaupt die Bundesversammlung der passende Ort zur gemeinschaftlichen Abrede und Abwehr wäre. Jedenfalls sind solche Pläne jetzt nur Phantasien, und hier nicht weiter zu beachten.

Von allen Gegenſtänden des Bundesrechtes iſt weitaus am häufigſten, umfaſſendſten und wiſſenſchaftlich am beſten bearbeitet die Rechtspflege des Bundes. Nicht nur iſt in einer Anzahl von Schriften das Ganze derſelben ſyſtematiſch entwickelt, ſondern es ſind auch noch viele Fragen einzeln ausführlich erörtert. Es iſt dies nicht zu verwundern. Einmal iſt der Gegenſtand objektiv ein wichtiger. Konnte auch der, wenigſtens anfänglich an vielen und einflußreichen Orten gebilligte, Gedanke eines ſtehenden Bundesgerichtes nicht verwirklicht werden; und hat namentlich der Unterthan keine gerichtliche Klage beim Bunde wegen angeblicher durch ſeine Regierung erlittener Rechtsbedrückung: ſo bleibt doch immer das Austrägalverfahren für Streitigkeiten der Bundesſtaaten unter ſich und für die Fälle einer Ungewißheit über den rechten Beklagten politiſch und rechtlich eine wichtige Anſtalt. Zweitens aber mußten dieſe Gerichts- und Rechtsfragen die zahlreichen deutſchen Rechtsgelehrten ſubjektiv beſonders anſprechen. Und da hier die Quellen ziemlich offen lagen, ſo waren ſie in ihren Arbeiten weniger beſchränkt durch Mangel an Stoff und Gewißheit. Auch hat gerade hier, in einem der Politik ferner ſtehenden Theile, die Benutzung nichtöffentlicher Quellen für mehrere Schriftſteller weniger Anſtand gefunden. — Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß die ſyſtematiſchen Schriften über die Bundesjuſtiz, namentlich in ihrer gegenſeitigen Ergänzung, Vieles leiſten; doch laſſen ſie auch noch Wichtiges zu wünſchen übrig. Es ſind aber, der Reihenfolge der Erſcheinung nach aufgeführt, folgende Werke: R. Mohl, die öffentliche Rechtspflege des deutſchen Bundes, 1822; Scheurlen; die Juſtizverfaſſung des deutſchen Bundes (in ſeiner und Hufnagel's Gerichtsverfaſſung der deutſchen Bundesſtaaten, 1829), Heffter, Codex austraegalis confoederationis germanicae, (in ſeinen Beiträgen zum deutſchen Staats- und Fürſtenrechte, 1829); Struve, erſter Verſuch auf dem Felde des deutſchen Bundesrechtes, betreffend die verfaſſungsmäßige Erledigung von Streitigkeiten zwiſchen deutſchen Bundesgliedern, 1830; Leonhardi, das Austrägalverfahren des deutſchen Bundes, 1838. Drei dieſer Schriften ſind die Arbeiten junger Männer, welche ihre publiziſtiſchen Studien und Uebungen bei Geſandtſchaften am Bundestage begannen, und eine wiſſenſchaftliche Behandlung des nicht allzuumfaſſenden, ſcharf abgegrenzten Gegenſtandes ihrer juriſtiſchen

Bildung und ihrer Muße angemeſſen erachteten. Sie hatten alle den Vortheil, im Beſitze der Hülfsmittel zu ſeyn; wogegen ihnen aber die Erfahrung in prozeſſualiſchen Dingen mehr oder weniger abging. Scheurlen und Heffter dagegen unternahmen als gewiegte Prozeßlehrer auch eine Beleuchtung dieſes Kapitels des gerichtlichen Verfahrens in Deutſchland. Was ihnen etwa an genauerer Bekanntſchaft mit den Quellen abging, erſetzten ſie durch Kenntniſſe in der allgemeinen Prozeßlehre. Wir glauben, daß folgende Charakteriſirung dieſer Schriften gerecht iſt. Scheurlen gibt eine kurze, klare Ueberſicht über die ganze Anſtalt, ſehr geeignet zur verſtändigen Zurechtfindung in der Materie; nähere Ausführung, nach Geſchichte oder Dogma, lag nicht in ſeinem Plane. Mohl liefert die ſyſtematiſchrichtigſte Darſtellung und gibt die reichlichſten Nachweiſungen über die Geſchichte der Geſetzgebung; das Material aber iſt in der früher erſchienenen Schrift nicht vollſtändig, ſowohl (jedoch weniger) hinſichtlich der Geſetze, als in Betreff der einzelnen Austrägalprozeſſe. Struve berückſichtigt, freilich nicht immer klar genug, allein mit Scharfſinn, die Kritik und die legislatoriſchen Aufgaben. Heffter beweiſt ſich als Meiſter in der Rechtswiſſenſchaft, und viele einzelne Fragen haben durch ihn gewonnen; allein er war mit dem größeren Theile des Stoffes und ſelbſt mit der früheren Literatur nicht vertraut. Leonhardi endlich iſt Null in der Geſchichte und im Dogma; allein ſein ſehr ausführliches Werk iſt ein fleißiges, und dadurch höchſt brauchbares Repertorium der Geſetze und der einzelnen prozeſſualichen Ereigniſſe. Für den von den Quellen ausgeſchloſſenen Rechtsgelehrten kann das Buch durch ſeine reichlichen Auszüge aus denſelben nicht anders als erfreulich ſeyn. Unter dieſen Umſtänden wäre jetzt, ſollten wir glauben, einem tüchtigen Publiziſten alle Gelegenheit gegeben, über die Bundesgerichtsbarkeit ein umfaſſendes, alle gerechten Forderungen befriedigendes Werk zu liefern. — Von den Abhandlungen über einzelne Materien betrafen die meiſten und die bedeutendſten die, freilich auch höchſt wichtige, Frage: ob die Bundesjuſtiz in allen Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich zu entſcheiden habe, oder nur in gewiſſen Gattungen? Der Ausdruck des Geſetzes iſt, „alle und jede" Streitigkeiten. Deshalb haben denn auch (mit einziger Ausnahme Maurenbrecher's) ſämmtliche Schriftſteller über Bundesrecht oder Bundesjuſtiz im Allgemeinen ſich für die unbedingte und

ausschließende Zuständigkeit der Austrägalgerichte erklärt. Von Denjenigen aber, welche die Frage zum Gegenstande besonderer Abhandlungen gemacht haben, ist Dresch in zwei Aufsätzen in seinen „Beiträgen" und in seinen „Abhandlungen," ferner (Jarke) über die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern des deutschen Bundes, 1833, derselben Ansicht; und nur (Himly) von der Unterscheidung zwischen Interessen und Rechten bei Streitigkeiten unter Bundesgliedern, 1823, und Eichhorn, Betrachtungen über die Verfassung des deutschen Bundes in Beziehung auf Streitigkeiten der Mitglieder desselben unter einander oder mit ihren Unterthanen, 1833, vertheidigen einen Unterschied zwischen Rechten und Interessen, welche letztere der Bundesjustiz entzogen seyn sollen. Diese Meinungsverschiedenheit ist um so bedeutender, als die letztaufgeführten Schriften in Auftrag der preußischen Regierung verfaßt sind, die Abhandlung von Jarke aber die Entgegnung von österreichischer Seite ist. Es dürfte wenig Streit unter Unbefangenen seyn, welche Ansicht eine größere Gewährleistung des Rechtes und der Ruhe im Bunde verspricht. — Einzelne, zum Theil untergeordnete, prozessualische Fragen behandelt noch Dresch (Abhandlungen), Pfeiffer (Praktische Ausführungen, Bd. II.), Brinkmann (wissenschaftlich-praktische Rechtskunde), und Lindelof. Namentlich aber sind auch manche einzelne beim Bunde in bestimmten Rechtsfällen eingereichte Schriften von Wichtigkeit für die Theorie.

Enge an die eigentliche Gerichtsverfassung des Bundes schließt sich das im Jahre 1834 errichtete Institut des Schiedsgerichtes zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständeversammlungen. Es ist dasselbe die neueste organische Gestaltung des Bundes. Nicht zu leugnen ist, daß eine Einrichtung zur Schlichtung der obengenannten Art von Streitigkeiten als eine höchst bedeutende Ergänzung des gewöhnlichen repräsentativen Staatsorganismus erscheint. Der durch diese Regierungsform begründete Dualismus im Staate ist an sich ein falscher Gedanke, und wirkt gleich schädlich, sey es, daß die Meinungsverschiedenheit durch einfaches Nichthandeln eingeschläfert, oder daß sie durch ein thatsächliches Vorschreiten von einer der beiden Seiten niedergeschlagen wird. Allein die helfende Einrichtung ist an sich nur denkbar, wenn die über Regierung und Stände entscheidende

Behörde höchſt unpartheiiſch, intelligent und allgemein geachtet iſt. Auch könnte natürlich in ganz unverbunden daſtehenden Staaten von einer außerhalb der eigenen Grenzen und Landeseinrichtungen beſtellten entſcheidenden Gewalt nicht die Rede ſeyn. Fällt nun auch die letztere Rückſicht im Verhältniſſe der Bundesſtaaten zum Bunde weg, ſo bleibt doch eine andere Frage, ob das gewählte Mittel, nämlich eine aus wenigen Staatsdienern beſtehende kleine Verſammlung, den Betheiligten die nöthige Beruhigung einflößt? Der Umſtand, daß in acht Jahren bei doch nicht wenigen Veranlaſſungen nicht Ein Fall auch nur eines Verſuches vorgekommen iſt, muß jedenfalls Bedenken erregen. Vielleicht iſt denn nur auch das dunkle Gefühl, daß es ſich hier nicht von einer lebenskräftigen Anſtalt handle, mit welcher eine ernſte Beſchäftigung nothwendig und lohnend ſey, die Veranlaſſung der verhältnißmäßig geringen theoretiſchen Behandlung des Stoffes. Wir beſitzen nämlich über das Bundesſchiedsgericht nur nachſtehende Abhandlungen: Arnold, die richterliche und vollziehende Gewalt des deutſchen Bundes mit beſonderer Rückſicht auf das Schiedsgericht, 1835; Das neue Schiedsgericht für die konſtitutionellen Staaten, 1835; Iſt eine analoge Anwendung des Schiedsgerichts auf Hamburg gedenkbar? 1835; Wurm, in ſeinen „kritiſchen Verſuchen;“ Protokoll der Plenarſitzung u. ſ. w., in A. Müllers Archiv für die neueſte Geſetzgebung; Gruber, Betrachtungen über das bundesgeſetzliche Schiedsgericht, 1836. Keine dieſer Abhandlungen hat den Gegenſtand in ſeiner allgemeinen ſtaatsrechtlichen und politiſchen Bedeutung richtig aufzufaſſen, oder in gründlicher Erörterung die einzelnen Fälle und Folgeſätze nach den verſchiedenen Verfaſſungen darzulegen gewußt. Und wenn der zuletzt erwähnte Schriftſteller einer ſolchen Aufgabe noch am meiſten ſich näherte, ſo hat ihn ſeine unendliche Befangenheit in der Auffaſſung der Bundesgeſetze, in welchen er nur willkommene Veranlaſſung zur Weginterpretirung alles freieren Lebens ſieht, hindern müſſen, die Wahrheit zu finden. Hier iſt folglich ein noch nicht bebautes Feld.

Von allen Bundeseinrichtungen iſt die Kriegsverfaſſung am häufigſten und am empfindlichſten fühlbar. Die Vorſchriften des Bundes hinſichtlich der Mannſchaftszahl und der Rüſtungsgegenſtände ſind für faſt alle einzelnen Staaten unbedingt und

unmittelbar maßgebend, da einerseits nicht weniger geschehen darf, andererseits aber diese Forderungen so hoch gestellt sind, daß an eine Weiterleistung in den meisten Fällen gar nicht gedacht wird. Namentlich sind es die Bestimmungen des Bundes, welche in jedem konstitutionellen deutschen Staate den nach Beschränkung des Aufwandes, und somit der Mannschaftszahl, verlangenden Ständen als unbesiegbare Antwort entgegengehalten werden. Es ist hier nicht der Ort zu erwägen, ob in diesen Dingen zu viel verlangt wird, oder ob die Sicherheit Deutschlands wirklich ein so großes und in solcher Schlagfertigkeit erhaltenes Heer bedarf; ob nicht vielleicht sogar noch Weiteres hätte längst geschehen sollen, namentlich zum Schutze der verwundbarsten Seite und der schönsten Gegenden Deutschlands. Eben so kann von einer Würdigung des Technischen hier nicht die Rede seyn. Wir übergehen daher auch alle die zahlreichen Schriften, welche vom militärischen Standpunkte aus Vorschläge für die Wehrverfassung und die Vertheidigungsanstalten Deutschlands gemacht haben, und täglich noch machen. Uns berührt nur die positive Gesetzgebung des Bundes und deren Bearbeitung. Hier aber, wo es vielleicht am wenigsten erwartet werden möchte, ist eine Schrift zu nennen, welche, aus den besten Quellen geschöpft, die zuverlässigsten, wenn auch nicht gerade vollständigen Nachrichten enthält. Es ist dies: Leonhardi, Versuch einer Entwicklung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes. Als Manuskript für die hohe deutsche Regierungen, 1835. Der, oben bereits einmal genannte Verfasser verfügte auch hier über alle Quellen; und er durfte sie benützen, da seine Arbeit nicht für das Publikum bestimmt war, und somit nicht in den Buchhandel kam. Von literarischem Verdienste ist freilich keine Rede, da das Buch (außer einigen, wenig zur Sache passenden, Verbrämungen des jungen Schriftstellers) lediglich ein nach Gegenständen geordneter Aktenauszug ist; allein um so unterrichtender ist es für Den, welchem die unmittelbaren Quellen nicht zur Hand sind. Daß aber selbst auch diese für das größere Publikum nicht bestimmte Schrift solche Gegenstände nicht berührt, deren Kenntniß auswärtigen Mächten wo möglich verborgen gehalten werden muß, und welche daher nur in den, jedenfalls noch weniger zugänglichen, Protokollen des Bundestages und der Militärkommission niedergelegt sind, ist nicht Schuld des Verfassers, noch überhaupt irgend

zu tadeln. Wenn der Deutſche für ſich über die Verfaſſung und Geſetzgebung ſeines Geſammtvaterlandes unterrichtet zu ſeyn wünſcht, ſo will er keineswegs, daß die Geheimniſſe der Bundesfeſtungen und der Wehrverfaſſung dem Feinde durch eine ungeeignete Oeffentlichkeit verrathen werden. — Einige kleine Abhandlungen von Dreſch (in deſſen „Beiträgen") über einzelne Punkte der Kriegsverfaſſung des Bundes ſind von untergeordneter Bedeutung.

Hiermit iſt die Aufzählung derjenigen einzelnen Theile des Bundesrechtes erſchöpft, welche eine ausführlichere Bearbeitung bis jetzt erhalten haben. Allerdings ſind noch da und dort vereinzelte kleine Schriften über Beſtimmungen der Bundesgeſetze. Allein da ſie mehr allgemeine Betrachtungen und Wünſche über die von ihnen behandelten Gegenſtände enthalten, als Erörterungen des poſitiven Rechtes, ſo ſind ſie für uns zur Einreihung nicht geeignet. Wir haben hier Schriften im Geſichte, wie z. B. die von Aretin über die Cenſur des Bundes, oder von Eichhof über den Artikel 19 der Bundesakte. Eben ſo wenig glauben wir die Literatur über ſolche Fragen berückſichtigen zu können, welche zwar die Bundesakte im Allgemeinen angeregt hat, ohne aber etwas Weiteres, als das Verſprechen einer künftigen Regulirung zu geben, und welche bis jetzt keine Entwicklung durch die Geſetzgebung erhalten haben. So können wir unmöglich die Bibliothek, welche von Freund und Feind für und gegen die Emanzipation der Juden zuſammengeſchrieben wurde, als einen Theil des deutſchen Bundesrechtes betrachten. Hat doch der Bund auch noch den erſten Anfang einer Beſtimmung ſeinerſeits zu geben, und ſind daher auch die Klagen und Wünſche nicht ſo wohl an ihn gerichtet, als an die einzelnen Landesgeſetzgebungen. Eben ſo hat ja nicht der Bund ſich das Verdienſt erworben, die Beſchwerden und Jammerſchilderungen zu beſeitigen, welche zu Anfang der zwanziger Jahre über den Zuſtand des Handels und der Gewerbe erhoben wurden. Der Zollverein iſt nicht Bundesrecht; und wir wagen die Ketzerei, zu behaupten, daß dies recht gut iſt, wo nicht in wirthſchaftlicher, doch in nationeller und in politiſcher Beziehung. Die Darſtellungen des Rechtes der Standesherrn (und wir haben tüchtige Werke dieſer Art) würden dagegen an ſich hier eine Stelle finden können, da das Bundesgeſetz die Grundlage dieſes privilegirten Zuſtandes iſt, und der Bund auch durch manchfache ſpätere

Bestimmungen die Materie weiter ausgebildet hat; allein es will doch passender scheinen, diese Schriften bei dem allgemeinen Landesstaatsrechte ins Auge zu fassen. Wir haben somit nur noch diejenigen Schriften näher zu bezeichnen, welche eine größere oder kleinere Anzahl von vermischten Abhandlungen aus dem Bundesrechte enthalten. Die einzelnen Aufsätze wurden betreffenden Ortes bereits aufgeführt, allein die Sammlungen selbst sind noch zu nennen. Wir besitzen nun aber von Dresch Beiträge zu dem öffentlichen Rechte des deutschen Bundes, 1822, und: Abhandlungen über Gegenstände des öffentlichen Rechts, 1830; von Klüber Abhandlungen und Beobachtungen, 2 Bde., 1830; von Heffter, Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrechte, 1829; endlich von Wurm Kritische Versuche über die öffentlichen Staatsverhältnisse in Deutschland, 1835. Unzweifelhaft ragen unter ihnen Klüber und Heffter an Gründlichkeit und Sachkenntniß weit hervor; Wurm's Skizzen aber zeichnen sich mehr durch Geist, als durch umsichtige Erwägung und Vertrautheit mit dem Gegenstande aus.

3) Geschichtliche Werke.

Der deutsche Bund betrachtet sich juristisch nicht als den Rechtsnachfolger des deutschen Reiches, und noch weniger des Rheinbundes. Allein er ist auch nicht proles sine matre creata. Er wurzelt tief in der Geschichte. Natürlich nicht hinsichtlich des Organismus der Bundesgewalt und ihrer Handhabung, — hier können die Vorgänge des deutschen Reichs nur politisch, und hauptsächlich negativ und warnend gebraucht werden; — wohl aber in Beziehung auf einzelne materielle Bestimmungen und Einrichtungen. Sind doch manche Punkte der Grundgesetze zunächst nur bestimmt zur Festsetzung und Verbesserung der bei ihrer Entwerfung bestehenden Verhältnisse. Somit ist geschichtliche Entwickelung nöthig schon zum einfachen richtigen Verständnisse der Quellen und zum Behufe der praktischen Anwendung. Der höheren geschichtlichen Auffassung der Entwicklung der deutschen Zustände gar nicht einmal zu gedenken.

Auch fehlt es denn nicht an tüchtigen wissenschaftlichen Arbeiten, welche dieses geschichtliche Verständniß vermitteln. Wir dürfen uns vielmehr mit Recht einer, wenn auch nicht zahlreichen,

doch sehr zufriedenstellenden Literatur in dieser Beziehung rühmen. Ein Theil dieser Schriften ist rein geschichtlich, eine fortlaufende Entwickelung der deutschen Rechtsinstitute enthaltend. Daß nicht blos die Staatseinrichtungen, sondern auch die übrigen Rechtskreise aufgenommen sind, ist auch für das Erkenntniß der ersteren so wenig störend, oder auch nur überflüssig, daß sie vielmehr, namentlich in ihren ersten Anfängen und Anknüpfungspunkten, ohne solche allgemeine Schilderung des Rechtslebens der Deutschen gar nicht richtig aufgefaßt werden könnten. Ist es wohl nöthig zu sagen, daß unbedingt die erste Stelle unter diesen Schriften Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (4 Bände, 4. Auflage 1834—36), einnimmt? Allerdings bricht dieses Nationalwerk mit dem Jahre 1815 ab; allein es handelt sich ja eben von den dem Bunde vorangehenden Zuständen. Jedem ist bekannt, mit welcher Gründlichkeit und welch ächtem geschichtlichem Sinne Anfang und Fortbildung der öffentlichen Verhältnisse von diesem ersten Kenner der germanischen Rechte entwickelt worden ist. Müssen wir beim praktisch-geltenden Rechte immer hauptsächlich zu Klüber unsere Zuflucht nehmen, so sind wir bei der Geschichte auf Eichhorn hingewiesen. Wem kürzere Uebersichten über den historischen Stoff genügen, oder wer für das erste Nachschlagen und den akademischen Vortrag eine Hülfe sucht, dem werden zwei kompendiarische, vorzugsweise auf Eichhorn's Forschungen gegründete Schriften zunächst genügen, nämlich: Lindelof, deutsche Reichsgeschichte, 1827, und Zöpfl, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, kompendiarisch dargestellt, 3 Abtheilungen, 1834—36. Eine mehr statistische Aufgabe haben sich einige andere Publizisten gestellt, nämlich eine Aufsammlung und Zusammenstellung geschichtlicher und thatsächlicher Notizen, welche ihnen zur Erklärung einzelner bestimmter Rechtsanstalten wesentlich erschienen. Ein Muster einer solchen Arbeit, welche im engsten Raume sehr reiche Belehrung enthält, ist Lancizolle's Uebersicht der deutschen Reichs-, Bundes- und Territorialverhältnisse von 1792 bis jetzt, 1830. Je unmöglicher es ist, die sämmtlichen Veränderungen, welche Deutschland allmählig in ein ganz anderes verwandelt haben, mit Bestimmtheit und mit Bewußtseyn der Quellen im Gedächtniß zu bewahren, und je gewisser es doch für wissenschaftliche, und vielleicht noch häufiger für praktische, Zwecke unerläßlich ist, solche Thatsachen zu wissen:

deſto dankbarer hat man eine ſolche fleißige und verſtändige Zuſammenſtellung anzuerkennen. Sie erſpart eine halbe Bibliothek und koſtbare Zeit. — Aehnlich in manchen Beziehungen, doch von weit geringerer Bedeutung ſind (Roth's) Abhandlungen über Gegenſtände des allgemeinen Staatsrechts in Neudeutſchland, 2 Bände, 1824. Auch hier ſind brauchbare geſchichtliche Nachrichten gegeben; allein einerſeits ſind ſie nicht ſo reichhaltig und gedrängt, wie bei Lancizolle, anderntheils ſind auch theoretiſche, wohl nicht immer gehörig überlegte Erörterungen über das gültige Bundesrecht beigemiſcht. Bequem jedenfalls für den Gebrauch iſt die ſyſtematiſche Anordnung.

Dies denn die bisherige wiſſenſchaftliche Bearbeitung des deutſchen Bundesrechtes. Sollen wir ſie ſchelten? ſollen wir ſie loben? Es iſt ſchwer zu ſagen. Dieſe Literatur iſt ſicher nicht ſo reich, als ſie ſeyn könnte und ſollte. Sie bietet zu gerechten Ausſtellungen mehrfache Veranlaſſung; denn es iſt Vieles anders und noch Mehreres überhaupt erſt zu machen. Allein man bedenke die Umſtände. Trotz ihrer beſteht doch die neue Wiſſenſchaft. Ein günſtiger Zufall, eine veränderte Anſicht von dem, was der Nation wohl thut, und was ſie zu gebrauchen im Stande iſt, vielleicht ein von Außen oder von Innen drängendes Bedürfniß, kann möglicherweiſe Alles plötzlich ändern, und Verkümmertes zur Blüthe bringen. Freilich iſt dies nur eine Anweiſung auf die Zukunft, und zwar auf eine nichts weniger als ſichere. Es will aber bedünken, als wenn ſich dieſe für Jedes, was ſich auf allgemeine deutſche Zuſtände bezieht und mit ihnen zuſammenhängt, wohl paßte. Die Wiſſenſchaft kann es nicht beſſer haben wollen, als es dem Leben ergeht. Seyen wir alſo beziehungsweiſe zufrieden; iſt dies doch dem Welſchen „deutſches Glück."

Eine zweite Erörterung wird zeigen, wie ſich die Wiſſenſchaft des rechtlichen Zuſtandes der einzelnen deutſchen Staaten bemächtigt hat.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Univerſitäten.

Erlangen. Der ordentliche Profeſſor und Univerſitätsprediger Dr. Herbſt hat einen Ruf nach Roſtock erhalten.

Gießen. Die Zahl der Studirenden beträgt in dieſem Winterſemeſter 536, wovon 389 dem In-, und 107 dem Auslande angehören. Unter den letztern ſind 9 Schweizer, 5 Franzoſen, 5 Engländer, 1 Spanier, 1 Pole, 1 Däne, 1 Nordamerikaner, 1 Mexikaner, 1 Oſtindier, welche meiſtentheils Chemie ſtudiren.

Die Univerſitätsbibliothek hat von der Recordkommiſſion in London einen kritiſchen Abdruck der engliſchen Geſetze, mit einer alten lateiniſchen Ueberſetzung derſelben und reichhaltigem Gloſſarium, die Monumenta ecclesiastica Anglicana vom 7.—10. Jahrhundert, und die alten Geſetze von Wales in der Urſprache, mit lateiniſcher Ueberſetzung, Gloſſen und reichen Varianten erhalten.

Göttingen. Nach der geſetzlich vollzogenen Zählung der gegenwärtig an der Univerſität Studirenden beträgt die Geſammtzahl 788; wovon 181 (151 In- und 31 Ausländer) Theologie, 247 (134 In- und 113 Ausländer) Jurisprudenz, 210 (139 In- und 71 Ausländer) Medizin, Chirurgie und Pharmazie, 90 (67 In- und 23 Ausländer) Philoſophie und Philologie ſtudiren. Gegen das vergangene Sommerſemeſter hat ſich die Zahl der Inländer abermals um 2 vermindert, die der Ausländer um 27 vermehrt, im Ganzen aber die Zahl der Studirenden um 25 vermehrt.

Kiel. An die Stelle des nach Leipzig abgegangenen Profeſſors Dr. Günther iſt der außerordentliche Profeſſor der Medizin in Göttingen Dr. Langenbeck der Jüngere als ordentlicher Profeſſor der Chirurgie und Director des Friedrichshoſpitals an die Univerſität berufen worden und hat den Ruf angenommen.

Marburg. Die Zahl der Studirenden an dieſer Univerſität hat ſich gegen das vorjährige Sommerſemeſter um 50 vermehrt, von denen 29 dem In- und 10 dem Auslande angehören. Die Geſammtzahl beträgt 314, zu denen 39 Ausländer gehören. — Die Vorträge werden im Ganzen von 30 Lehrern gehalten.

München. Der Perſonalſtand der hieſigen Univerſität war in dieſem Winterſemeſter folgender: Theologie ſtudirten 178, Jurisprudenz 331, Kameralia 18, Medizin und Chirurgie 189, Philoſophie und Philologie 468, Pharmazie 69, Forſtwiſſenſchaft 77, Architektur 9, Induſtrie 3, Bergwiſſenſchaften 9, im Ganzen 1385.

Tübingen. Nach der amtlichen Zählung der Studirenden an hieſiger Univerſität beträgt ihre Zahl in dieſem Winterſemeſter 781, von denen 46 Ausländer ſind. Unter ihnen ſtudiren evangeliſche Theologie 140 (56 im königl. Seminar, 65 in der Stadt, Ausländer 19), katholiſche Theologie 70 (im königl. Wilhelmsſtift 61, in der Stadt 4, Ausländer 5).

Der König hat unterm 27. Oktober v. J. den Profeſſor Ewald von der philoſophiſchen zur evangeliſch-theologiſchen Fakultät verſetzt.

Würzburg. Die Zahl der Studirenden an hieſiger Univerſität betrug in dieſem Winterſemeſter 495, wovon 389 dem In- und 105 dem Auslande gehören. Davon ſtudiren Theologie 88 (82 In-, 6 Ausländer), Jurisprudenz 69 (64 In-, 4 Ausländer), Kameralia und Forſtwiſſenſchaft 24 (23 In-, 1 Ausländer), Medizin 150 (69 In-, 80 Ausländer), Philoſophie 147 (140 In-, 8 Ausländer). Im Ganzen hat ſich die Zahl der Studirenden gegen das vorige Jahr um 20 vermehrt.

Kirche.

In Oeſterreich leben 25,014,867 Katholiken, 3,855,293 griechiſch Unirte, 2,799,991 griechiſch Nichtunirte, 1,234,574 Proteſtanten der Augsburgiſchen Konfeſſion, 2,190,117 Proteſtanten helvetiſcher Konfeſſion, 43,750 Unitarier, 690,057 Juden und 1735 andern Sekten Angehörige. Im Jahr 1837 war das Verhältniß der katholiſchen Einwohner zu den Bekennern anderer Religionsformen in den deutſchen Provinzen beinahe wie 11 zu 2, in den ungariſchen wie 73 zu 74, in den italieniſchen wie 255 zu 1. In Kärnthen und Krain befanden ſich in dem genannten Jahre keine Proteſtanten; in Galizien aber war die griechiſche Kirche die vorherrſchende.

Der König von Preußen hat zu Dotirung des neuerrichteten proteſtantiſchen Bisthums in Jeruſalem ein Kapital von 190,000 Rthlrn gegeben.

Literatur.

Die deutſche Literatur wird von ſo vielen Seiten angegriffen; ernſte, erfahrene Männer haben ſo wiederholt nur mit verächtlichem Achſelzucken von ihr geſprochen, daß ſie ſchon ſeit einiger Zeit angefangen hat, ihr eigner Lobredner zu werden. Dieſer Gebrauch iſt freilich ſchon ſehr alt, die deutſche Bibliothek ſeligen Andenkens, z. B., ſoll, wenn wir Zeitgenoſſen glauben dürfen, ein eben ſo großes Lob für ihre Freunde gehabt haben, als unſere neueſten kritiſchen Zeitſchriften. Doch dazumal blieb dieſe Lobhudelei doch wenigſtens auf die ſchon erſchienenen Schriften beſchränkt, die noch ungebornen Geiſteskindlein wurden nicht, ſo viel wir wiſſen, mit Heroldspoſaunen als unübertrefflich ausgerufen. Unſere Zeit, die in ſo vielen Dingen weiter geſchritten iſt, hat auch hierin einen gewaltigen Fortſchritt gemacht.

Das ſogenannte junge Deutſchland, von welchem zu ſeiner Zeit ſo viel Hoffnungen gehegt wurden, und das ſo wenig von dieſen Hoffnungen realiſirt hat (denn wer kauft heut zu Tage wohl noch ſeine todtgebornen Kindlein?), das junge Deutſchland hat dieſe Lobhudeleien am erſten in dieſer Ausdehnung angefangen, es treibt ſie auch jetzt noch am unerſchrockenſten. Wenn man die Theaterkritiken der Schauſpiele Gutzkows und Laubes lieſt, wie ſie in den verſchiedenen politiſchen und literariſchen Journalen zu finden ſind und waren, ſo kann man ihre Familienähnlichkeit kaum bezweifeln, und fragt man dann genauer nach ihrem Urſprung ſo ſieht man wirklich, daß ſie meiſt alle einen gemeinſamen Vater hatten.

Es läßt ſich daher in der That nicht viel Gutes von der beſtehenden literariſchen Richtung in Deutſchland ſagen, und wenn man die verſchiedenen ſo hochgeprieſenen Werke neuerer Dichter lieſt, von denen jeder, nach dem Urtheile der verſchiedenen Tage-, Wochen- und Monatsblätter, als ein unerreichtes Muſter daſteht, wie Deutſchland noch keines geſehen, findet man ſich bitter getäuſcht, und muß bekennen, daß Gervinus nicht Unrecht hat, wenn er über den innern Moder der deutſchen ſchönen Literatur ſein Anathema ausſpricht.

Gleich den Engländern huldigt eine große Anzahl unſerer Dichter der Gegenwart und dem Augenblicke, und ſucht das, was die Zeit in dem flüchtigen Raum der Stunde bringt, durch ihren Griffel für eine fernere Zukunft feſtzuhalten. Ob es beſtehen wird?

Das ſeiner Zeit vielbeſprochene Heirathsgeſuch des Freiherrn von Gauting hat A. Sommer zu einem Romane benützt, der in manchen Zeitſchriften als nicht unintereſſant bezeichnet wird.

Heribert Rau hat die Pietiſten zum Gegenſtand einer Novelle gemacht, und wie kritiſche Blätter ſagen, ein kräftiges Bild der Verirrungen dieſer Sekte gegeben, wozu er, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, nur wirkliche Thatſachen benutzte.

Eine Dame, Ida Frühl, verſuchte in ihrem Romane, der Dualiſt, die Gegenſätze zwiſchen Leben und Gedanken darzuſtellen, ſcheint aber dabei, wie es oft zu geſchehen pflegt, bei der materialiſtiſchen Seite ihres Stoffes mit zu großer Vorliebe verweilt zu haben.

Daneben tauchen immer neue Zeitſchriften auf; mit dieſem Jahre haben allein gegen 10 derſelben ihre Laufbahn begonnen, unter ihnen, wenn man dem Zujauchzen der ältern Zeitblätter trauen darf, ſcheint die von Curanda beſtimmt zu ſeyn, einen bedeutenden Rang unter ihren Brüdern einzunehmen. Auch das Literaturblatt, welches A. Jung in Königsberg herauszugeben angefangen, ſcheint von vielen Seiten mit lautem Beifall aufgenommen zu werden.

Dieſer Kritiker hat Vorleſungen über die neuere deutſche Literatur bei Gerhard in Danzig erſcheinen laſſen.

Die allgemeine Kirchengeſchichte von A. F. Gfrörer, deren 1. Abth. des 2. Bandes erſchienen iſt, unterſcheidet ſich von allen bisher erſchienenen Kirchengeſchichten durch die klare und ſchonungsloſe Beleuchtung der hierarchiſchen Politik, worunter aber nicht einſeitig nur die päpſtliche zu verſtehen iſt.

Kunſt.

Das Handbuch der Kunſtgeſchichte vom Profeſſor Dr. Franz Kugler, von dem der erſte Band erſchienen iſt, ſoll, wie das Kunſtblatt ſagt, eine ſehr bemerkenswerthe Erſcheinung ſeyn.

Die Kupferſtecherkunſt macht in Deutſchland immer erfreulichere Fortſchritte. „Seit langer Zeit," ſagt das obengenannte Blatt, „iſt ſo viel Gutes nicht erſchienen, als das verfloſſene Jahr in kurzen Zwiſchenräumen gebracht hat. Dieſe Kunſt entwickelt eine große und vielſeitige Thätigkeit. Man verſucht ſich in verſchiedenartigen Behandlungsweiſen, ſo daß Uebung und Anſchauung wechſelſeitig gewinnen. Dieſe lebendigere Anregung verdanken wir großentheils den Kunſtvereinen, die ihren Beruf darin erkannten, eine Kunſt zu beſchäftigen, welche jetzt von den Regierungen nur wenig unterſtützt wird."

Unter den Künſtlern, die ſich in dem vergangenen Jahre beſonders durch Kunſtfertigkeit ausgezeichnet haben, nimmt Moritz Steinla eine vorzügliche Stelle ein, namentlich durch den Stich von Holbein's Madonna; nach ihm iſt Peter Lutz zu nennen; ſeine Madonna mit den vier Heiligen iſt trefflich gearbeitet; eben ſo ſchön iſt Eduard Fiſchers Viſion des Ezechiel nach Raffaels Gemälde im Palaſt Pitti zu Florenz. Dieſen genannten Künſtlern reihen ſich würdig an: Friedrich Wagner in Nürnberg, Anton Dietenhofer, L. Peſchek, Louis Hoffmeiſter; in der Manier der alten Meiſter haben ſich glücklich verſucht Eduard Schäffer, Julius Thäter und mehrere Andere.

Der Hiſtorienmaler Dr. Ernſt Förſter in München hat für ſein Werk „die Wandgemälde der St. Georgenkapelle in Padua" von Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſterreich die goldene Kunſtmedaille mit der Inſchrift: De arte merito, und von Sr. Maj. dem König von Württemberg die große Medaille für Literatur und Kunſt erhalten.

Stiftungen.

Der Erzbiſchof von München-Freiſingen hat dem Mutterhauſe der armen Schulſchweſtern zu München die Summe von 12,000 fl. ſchenkungsweiſe zugewendet.

Der verſtorbene Conſiſtorialrath Zejunz in Breslau ſetzte zum Erben ſeines aus 12,000 Thalern beſtehenden Nachlaſſes mehrere katholiſche Schulen ein, mit der nähern Beſtimmung, daß die Zinſen des Kapitals zur Anſchaffung von Kleidungsſtücken für die ärmſten und fleißigſten katholiſchen Schulkinder verwendet werden ſollen.

Th. Bohnenberger in Pforzheim hat, nach dem Willen ſeines unlängſt verſtorbenen Vaters, Fr. Bohnenberger, der Stadt ein Geſchenk von 5000 fl. gemacht, wovon 1000 fl. für die Kleinkinderſchule und 4000 fl. für die Pfründenanſtalt beſtimmt ſind.

Der Bürger und Kaufmann M. Seufferheld in Frankfurt am Main hat in Andbach, ſeiner Vaterſtadt, eine Stiftung von 20,000 fl. begründet, mit der Beſtimmung, daß die Zinſen des Kapitals ſeinen Verwandten, vorzüglich zur Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder zufließen ſollen.

Der im Auguſt 1840 in Nürnberg verſtorbene Bäckermeiſter Joh. Michael Buſelt Ader hat ein Legat von 50,000 fl. zu milden Zwecken ausgeſetzt.

Vereine.

Am Tage der Enthüllung des Denkmals für Jean Paul hat ſich in Bayreuth ein Verein für Rettung und Erziehung armer verwahrloſter Kinder gebildet, der ſofort mit vielen reichen Beiträgen unterſtützt wurde und den Namen „Jean Pauls-Stiftung" erhielt.

Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften in Frankfurt am Main hat am 6. November v. J. ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert.

Der Verein für Gewerbfleiß in Preußen hat dem königl. württembergiſchen Vorrath und Direktor in Waſſeralfingen, Fabre du Faur, die goldene Denkmünze und 1000 Rthlr. und dem Wegbaumeiſter Althof in Bielefeld die goldene Denkmünze und 300 Rthlr. zuerkannt.

Preisaufgaben.

Der Herzog von Modena hat ſeiner Akademie der Wiſſenſchaften die Summe von 3000 Liren zur Vertheilung von Ehrenpreiſen angewieſen, mit der nähern Beſtimmung, daß 1000 Lire, in zwei Preiſe vertheilt, den Autoren der zwei gelungenſten dramatiſchen Kompoſitionen ausgeſetzt bleiben, zwei andere, im Geſammtbetrage von 1000 Liren, für die zwei beſten Diſſertationen über eine von der Akademie zu beſtimmende politiſche und moraliſche Preisfrage, und endlich zwei Preiſe im Geſammtbetrage von 800 Liren für die Erfinder neuer vortheilhafter Methoden zur Verbeſſerung des Landbaues und der Induſtrielthätigkeit. Die Akademie urtheilt über die Preiswürdigkeit der Konkurrenten.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften in Paris hat ſich genöthigt geſehen, mehrere ihrer Preisfragen zum dritten und vierten Male zu wiederholen, da ſie entweder gar nicht oder nur theilweiſe oder nicht genügend beantwortet wurden. Ein großer Theil dieſer Preisaufgaben trägt aber auch in ſich ſelbſt ſchon die Unmöglichkeit der genügenden und vollſtändigen Löſung, weßhalb die Akademie mehrere andere in beſchränkterer Form wieder zum Konkurs ausgeſchrieben hat.

Belgien.

Literatur. Unter den Auſpicien der Regierung ſoll unter dem Titel „Annales de Belgique" eine Zeitſchrift erſcheinen, welche eine Sammlung von Aufſätzen über Induſtrie (namentlich Wegebaukunſt, Kohlen- und Eiſeninduſtrie) und Verwaltungsgegenſtände enthalten wird. Die Kommiſſion, welche der König zu ihrer Leitung ernannt hat, beſteht aus dem Generallieutenant Evain, als Präſidenten, und dem Obriſtlieutenant Frederichz, Direktor der Gießerei in Lüttich.

Eine intereſſante Erſcheinung iſt die Histoire du Royaume des Pays-Bas von 1814 bis 1840 von dem ehemaligen Präſidenten des belgiſchen Kongreſſes, Herrn von Gerlache, welche vor Kurzem in einer zweiten Auflage erſchienen iſt, und eine Menge intereſſanter Aktenſtücke über die Revolution Belgiens im Jahre 1830 enthält.

Holland.

Denkmale. Der Prinz von Oranien hat der Amſterdamer Kommiſſion zur Errichtung eines Denkmals für Rembrandt 500 fl. überſandt.

Dänemark.

Literatur. Freiherr von Rumohr zu Trentdorf, der Oberbibliothekar Berlauff, der Profeſſor J. Olshauſſen und der Profeſſor Madwig ſind mit der hiſtoriſch-kritiſchen Reviſion der Handſchriften der königl. däniſchen Bibliothek beauftragt worden.

Schweden.

Literatur. Unter den ſchwediſchen Romanſchriftſtellern haben zwei Damen in neueſter Zeit auch im Auslande ſich ein großes Leſepublikum erworben, Frederike Bremer und Emilie Flygar Carlen, jene namentlich durch ihre „Scenen aus der Alltagswelt." Doch ſcheint die Letztere an Tiefe des Gefühls und Gewalt der Phantaſie vor der Erſtern den Vorzug zu verdienen.

Finnland.

Literatur. Herr Lenſtröm, der ſich viel mit den eigenthümlichen Dichtungen des finniſchen Volkes beſchäftigt hat, und jetzt eine Sammlung der finniſchen Volkslieder und Dichtungen veranſtaltet, behauptet, daß noch jetzt das nördliche Finnland reich an Volksdichtern ſey, wozu die Sprache ſchon ſehr viel beitrage, indem ſie Alles perſonificire.

Unter den noch lebenden Volksdichtern nennt er: Paavo Korrhoinen, faſt 70 Jahr alt, beſonders glücklich in Sagen; Marttska, ein anderer Dichter, iſt durch ein Gedicht bekannt, das einen Rennthierdiebſtahl zum Gegenſtand hat; Peter Kettunen, ein Schneider, beſang ſein eignes Leben; Johann Tiaboinen und Andere.

England.

Kirche. Die Socialiſten beſitzen gegenwärtig über 50 Hallen, d. i. Tempel mit förmlichen Predigern und Gehülfen. Die bedeutendſte Halle in London iſt in der Nähe von Tottenham Court Road; hier iſt Lloyd Jones als Hauptprediger und Vorleſer angeſtellt. Das Haus enthält ein Kaffee- und Leſezimmer, ein Billard und den Tempel oder die Halle, welche gegen 2000 Perſonen faßt. Sie hat keine Kanzel. Sonntags wird nach einem weltlichen Texte, meiſt gegen irgend eine Einrichtung im Staate, Geſellſchaft und Kirche gepredigt, in der Woche finden Disputationen ſtatt. — Der Socialismus verwirft alles Beſtehende, Sichtbare und Unſichtbare, und huldigt, unter dem Schleier einer großen Gedankenkonfuſion, einem groben Epikuräismus.

Auch die Chartiſten haben eine eigene Organiſation erhalten und bilden unter dem Namen National-Association einen Verein, der von einem Ausſchuß in London geleitet wird. Die Mitglieder in den einzelnen Städten bilden eine society, und die society einer ganzen Grafſchaft einen Diſtrikt, der unter der Leitung eines Rathes von 12 Perſonen, meiſt in einer großen Stadt, ſteht. Die Aſſociation umfaßt nach ihrer eigenen Angabe ſchon 200 Städte und rechnet unter ihre Hauptzwecke die Beförderung der Volkserziehung. Das Hauptorgan der Chartiſten iſt der Northernſtar, ein Journal, das bereits ſeit 5 Jahren beſteht.

Literatur. Das Charakteriſtiſche der Literaturen verſchwindet mehr und mehr in der Haſt der Schriftſteller, die Bedürfniſſe des Augenblicks in zahlloſen Journalen zu befriedigen. Man ſprach ſonſt von einem Kosmopolitismus, der jede Nationalität verſchlang; man muß jetzt von einer völligen Völkervermiſchung ſprechen, in der jede Eigenthümlichkeit des Einzelnen und des Ganzen in einem raſtloſen Jagen nach neuen Werken untergeht. Die Zeit, wo man viel druckt, iſt auch die, wo man am wenigſten denkt.

England hat lange dieſem allgemeinen Fieber widerſtanden, endlich iſt es auch erlegen. Die beſſern Schriftſteller ſchweigen oder ſind geſtorben, nur eine Anzahl mittelmäßiger Geiſter haben ſich durch die Maſſe ihrer ſogenannten Dichtungen einen Namen erworben.

Marryat und Ainsworth ſtehen an der Spitze dieſer Fabrikliteratur; ſie überliefern den zu ſchreibenden Roman nicht, ſie improviſiren ihn, indem ſie eine bunte Moſaik einzelner Scenen, zu denen ſie ſich wöchentlich begeiſtern, zu einem ſchlechtverbundenen Ganzen zuſammenſetzen. Von Einheit des Planes, Durchbildung der einzelnen Theile zu einem ſchönen, wohlgeordneten Ganzen iſt keine Rede mehr. Der Schriftſteller denkt jetzt nur noch an ſeine nächſte Nummer und die 20 Guineen, die ſie ihm eindringt, was vorhergegangen iſt, oder was in ſeiner Dichtung folgen ſoll, kümmert ihn nicht.

Im Tower von London von Ainsworth ſchließt eine Abtheilung mit der Schilderung, wie der Held des Romans die Themſe durchſchwimmt und halbtodt dem Unterſinken nahe iſt. In der Fortſetzung findet ihn der Leſer, ohne zu wiſſen wie? gerettet der Königin Eliſabeth gegenüber.

Ueberhaupt gefällt ſich Ainsworth in der Schilderung des Bizarren und Ueberſpannten; er verweilt am liebſten bei barocken Schöpfungen; die ſchroffſten Gegenſätze ſucht er mit Fleiß hervorzuheben, gleich als wenn er verzweifelte, auf andere Weiſe ſeine Leſer feſſeln zu können.

Dickens zeigt mit jedem neuen Romane, daß er wie James, welcher die Chronik Arollſards in eine romantiſche Brühe eingetaucht, ſeinen Leſern vorlegt, immer ärmer an Erfindung wird. Seine Geſtalten ſind Stereotypen und ſelbſt ſeine Worte und ſein Humor, der anfangs ſo viel Aufſehen erregte, zeigen mehr und mehr, daß ſie ſtereotypirt ſind.

Ein anderer Romandichter, Ward, hat wieder einen neuen Roman gegeben, Eliſford, der, wie ſeine Vorgänger, nichts als ein Gebet der langweiligſten Predigten iſt.

Weit intereſſanter als die neueſte Romanliteratur Englands ſind die Memoiren des Schauſpielers Mathews und der Familie Colman. Hier hat man doch kräftiges Leben, intereſſante Anekdoten, treue Bilder einer Zeit, die, wie ſchlecht und verworfen ſie war, tauſendmal mehr Charakter hatte als die jammervolle Oberflächlichkeit unſerer Gegenwart je wird bieten können.

Noch iſt eine literariſche Neuigkeit zu bemerken, welche einen langjährigen heftigen Streit auf eine ganz unerwartete Weiſe ſchlichtete. Ein Schotte Macgregor hat im Namen und unter dem Patronat der Londoner Hochlandsgeſellſchaft eine Unterſuchung herausgegeben, in welcher er nachweiſt, daß Macphersons Oſſian keineswegs ein dem Alterthum untergeſchobenes Werk, ſondern eine, wenn auch ſchlechte und höchſt fehlerhafte Ueberſetzung des alten gäliſchen Barden iſt. Zum Beweis ſeiner Behauptung hat Macgregor eine gute treue Ueberſetzung Oſſians ſeiner Schrift beigefügt.

Frankreich.

Schule. Eine königliche Ordonnanz bezeichnet 33 Städte, in denen bis 1. September 33 Lehrstühle des höhern Primärunterrichts eingerichtet werden sollen.

Nach einem Bericht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts hat Frankreich in einer Gesammtzahl von 37,095 Gemeinden 33,099 Schulen, so daß nur noch 4196 Gemeinden ohne Schulen sind. Die Anzahl der Schüler betrug 1840 in öffentlichen und Privatunterrichtsanstalten 1,607,913 Knaben und 444,316 Mädchen, welche von Lehrern, 34,994 Knaben und 795,916 Mädchen, welche von Lehrerinnen unterrichtet wurden. Kleinkinderschulen finden sich in 368 Gemeinden mit 50,965 Kindern. Die Zahl der Lehrer in Frankreich beträgt 69,559, von denen 25,051 einen Gehalt unter 200 Fr. beziehen. Die Zahl der Laienlehrer ist 34,360, der Laienlehrerinnen 11,994, der geistlichen Lehrer 2196, der geistlichen Lehrerinnen 16,291.

Literatur. Frankreich macht keine Ausnahme von den übrigen Völkern des modernen Europa's; auch seine Literatur ist ein stagnirender See geworden, der ewig das Alte in einem verwitterteren Zustande heraufführt. Die Romantiker, von denen man noch vor wenigen Lustern so glänzende Hoffnungen hegte, haben das wilde Feuer, von dem sie beseelt schienen, in hochtönenden, gehaltlosen Phrasen, in übertriebenen, aller Wahrheit entbehrenden Scenen und Situationen verzehren lassen, und geben jetzt nur das Bild eines ausgebrannten Kraters — nichts als Asche und Kohlen.

Die Romanliteratur zehrt unaufhörlich von denselben Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes, ohne die tieferen Saiten des Gedankens, den derselbe hervorrufen könnte, anzuschlagen. Die Lyrik ist ohne Feuer und Gemüth.

Selbst die Geschichte, welche von Zeit zu Zeit eine tiefere Bewegung in dem geistigen und literarischen Leben Frankreichs hervorzubringen versuchte, scheint in der neuern Zeit in den Hintergrund getreten zu seyn, seit der politische Zustand des Landes in Ohnmacht gebunden darnieder liegt.

Nur die Aufsuchung und Herausgabe historischer Dokumente der Vorzeit, zu welcher die Regierung bereitwillig ihre Hand bietet, kann für das Ausland von einigem Interesse seyn. Die neueste Zeit hat in dieser Hinsicht die Staatsschriften Granvella's, des ersten Ministers Karls V. und Philipps II., ans Licht gebracht. Durch Nachlässigkeit waren sie in fremde Hände gekommen und unbeachtet auf einem Boden die Beute von Mäusen und Ratten geworden. Ein Krämer kaufte sie und hatte schon mehrere der wichtigsten Dokumente zum Verpacken seiner Waare gebraucht, als der Abt von St. Vincent, Boisot, auf diesen Schatz aufmerksam wurde, den Ueberrest an sich kaufte, die Blätter in Ordnung legte und in 60 großen Foliobänden zusammenbinden ließ. Der Abt starb 1594. Seit der Zeit haben mehrere Gelehrte sie benützt, einige, wie der Benediktiner Berthold und Chappin, sie in Ordnung zu bringen gesucht, doch erst Herrn Guizot war es aufbehalten, dieses Unternehmen vollständig zu Stande zu bringen. Er setzte schon 1834 eine Specialkommission in Besançon nieder, um sie durchzusehen und zu ordnen, und die Früchte dieser Bemühungen sind jetzt zwei Bände *Documents inédits*, welche die Staatsschriften Granvella's von der Konferenz in Calais 1551 bis zum Jahre 1546 enthalten.

Busoni hat eine Sammlung Gedichte französischer Damen seit dem 15. Jahrhundert unter dem Titel: *Chefs-d'œuvre poétiques des Dames françaises depuis le 12me siècle jusqu'au 19me*, herausgegeben, die in sprachlicher Hinsicht nicht ohne Werth ist, und mit einer gehaltvollen historischen Einleitung vom Herausgeber, welcher sich nicht genannt hat, versehen wurde.

Von Herrn W. **Obermüller** ist die erste Abtheilung eines interessanten Werkes: Atlas ethno-géographique in französischer und deutscher Sprache in Paris erschienen. Sie begreift die Länder und Völker Europa's, Vorderasien's und Nordafrika's, d. h. die Völker weißen Stammes mit ihren Uebergängen bis zu den Grenzen der Mongolen, Malayen und Neger, sämmtlich in ihrem dermaligen Zustande dargestellt. Der Verf. will ein vollständiges Bild der äußern Gestalt und der geologischen Zusammensetzung der Erdrinde geben.

Spanien.

Schule. Der Generalsekretär der Studien, Herr Garcia **Villalta**, hat sich im Auftrag der Regierung nach Schottland und Deutschland begeben, um die Lehrmethoden der bedeutendsten Schulen und Universitäten daselbst kennen zu lernen.

Literatur. In Madrid hat sich ein Verein zur Verbreitung der Kenntniß der deutschen Literatur gebildet, an welchem mehrere der bedeutendsten spanischen Literaten Antheil

nehmen. An der Spitze ſteht Don Eugenio de Herzembuſch, der unter den dramatiſchen Dichtern eine namhafte Stelle einnimmt. Das Organ wird eine deutſche Revue, die, nach Art der Revue britannique, die hervorragendſten Erſcheinungen der deutſchen Literatur beſprechen will.

Unter dem Titel: España artistica y monumental erſcheint gegenwärtig ein neues Werk, deſſen 5 erſte Nummern bereits herausgegeben worden ſind. Der künſtleriſche Reichthum der gewählten Gegenſtände, und die Schönheit der Ausführung der lithographirten Platten machen das Werk ſehr intereſſant. Der Herausgeber, Don Genevro Perez de Villa Amil, will, mit Uebergehung alles Bekannteren, nur die merkwürdigſten kirchlichen und weltlichen Denkmale ſpaniſcher Baukunſt aufnehmen. Die vorhandenen Blätter beſchäftigen ſich mit Toledo. Der erläuternde Text, der den Abdrücken beigegeben wird, iſt von Don Patricio de Escoſura in ſpaniſcher und franzöſiſcher Sprache abgefaßt und gibt genügende hiſtoriſche und artiſtiſche Aufklärung.

Serbien.

Der bekannte Literat, J. P. Jordan, Verfaſſer einer gut gearbeiteten Grammatik der wendiſch-ſerbiſchen Sprache, gibt ſeit Anfang dieſes Jahres eine Zeitſchrift in wendiſch-ſerbiſcher Sprache heraus, unter dem Titel: Jutrowienka nowing za Serbow (Morgenſtern. Zeitſchrift für die Serben).

Polen.

Literatur. Es iſt ein merkwürdiges Faktum, das dieſes Volk in ſeiner Literatur darſtellt. Nachdem Polen durch eigene Schuld, zerriſſen durch wüthende Parteiungen, von denen der größere Theil den Abſichten des Auslandes, namentlich Rußlands, bereitwillig diente, aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten geſtrichen worden iſt, nachdem es ſelbſt 1830 nicht die Mittel finden konnte oder mochte, welche jene Revolution des Adels zu einem allgemeinen Aufſtand des Volkes gemacht hätten, iſt es emſig bemüht, die Erinnerungen an ſeine Vorzeit in Geſchichte, Sage und Lied aufzuwecken und ſeiner, in der neueſten Zeit ſo ſehr bedrohten Nationalität durch die Hülfe des Romans ein dauerndes Denkmal zu ſetzen. Sollten dieſe raſch emporſproſſenden, oft freilich ſehr tauben Blüthen der Dichtkunſt und Phantaſie eine tiefere Wurzel haben als die Schreibſeligkeit unſerer Zeit?

Michael Czaykowski hat einen neuen Roman vollendet, „der Hetman der Ukraine,“ deſſen Stoff der unglücklichen Zeit Johann Caſimir's entnommen iſt.

Ein intereſſantes Werk, das das geiſtige und politiſche Leben Polens unter der Regierung der Piaſten und Jagellonen beleuchtet, iſt in Warſchau von W. A. Maciejowski in 3 Bänden und 4 Abtheilungen unter dem Titel: „Polska do pierwszej połowy 17 wieku,“ herausgegeben worden.

Der Roman Szymon Brzeski gibt ein ſehr intereſſantes Bild eines polniſchen Edelmanns unſerer Tage.

Einige das Landleben ſchildernde Erzählungen unter dem Titel: Wieś i Miasto (Dorf und Stadt), wozu die Verfaſſerin, Pauline Wilkowska, Ereigniſſe des wirklichen Lebens benutzt hat, erregen viel Aufſehen.

Ein nicht nur in juridiſcher, ſondern auch hiſtoriſcher und zum Theil philologiſcher Hinſicht ſchätzbares Werk iſt die Sammlung der Rechte Litthauens vom Jahr 1389 bis 1529, welche Graf Ludw. Dzembrowski in Poſen herausgibt, und von dem der erſte Band erſchienen iſt.

Sarnicki hat eine philoſophiſche Grammatik der polniſchen Sprache geſchrieben, welche viel Beifall findet.

Unter dem Titel: Miesięcznik Wolnego (Wolski's Monatsſchrift) wird eine neue Zeitſchrift angekündigt, welche ſehr umfaſſend und reichhaltig zu werden verſpricht. Sie ſoll in 4 Rubriken zerfallen, von denen die erſte unter dem Titel: Moralität, Volksſagen, Volksgebräuche, Unterredungen über päbſtliche Tugenden und Laſter, philoſophiſche Bemerkungen enthalten wird; die zweite, unter dem Titel: Wiſſenſchaft, wird Aufſätze über polniſche Sprache und Literatur in Form von Kritiken und freien Abhandlungen liefern; die dritte, unter dem Titel: Nutzen, verſpricht Beſchreibungen von Erfindungen, neuen Gerätſchaften, Fabriken u. ſ. w.; die vierte, unter dem Titel: Vergnügen, wird Miscellen enthalten.

Denkmale. Am 29. November v. J. fand in Warſchau die feierliche Enthüllung des Denkmals ſtatt, welches auf dem ſächſiſchen Platze zu Ehren der am 29. November 1830 in Hingebung für den Kaiſer von Rußland gefallenen Polen errichtet worden iſt.

Böhmen.

Literatur. Die Kultur der böhmiſchen Sprache macht unter dem Schutze und der Leitung der gelehrten Geſellſchaft des böhmiſchen Muſeums und der damit verbundenen böhmiſchen Studiengeſellſchaft bedeutende Fortſchritte. Die beiden Geſellſchaften ſuchen nicht allein die Landesliteratur zu heben, ſondern auch den Geſchmack an ihr zu verbreiten, indem ſie die Früchte der nationalen Geiſtesthätigkeit in ſchönen Ausgaben und zu ungemein niedrigen Preiſen dem Publikum übergibt.

Vor Kurzem erſchien durch die Bemühungen der genannten Geſellſchaften der erſte Band der neuböhmiſchen Bibliothek, der, neben mehreren Ueberſetzungen aus der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Literatur, auch manche ſchätzbare Originalaufſätze enthält.

Als Hebel einer ſchnellen Entwickelung des Böhmenthums dienen beſonders das böhmiſche Theater und böhmiſche Bälle und Konzerte. In dieſen wird nur die böhmiſche Sprache geſprochen und geſungen, in jenen böhmiſch geſchriebene Schauſpiele aufgeführt, meiſt von Liebhabern, namentlich Studenten. Talentvolle Bühnendichter ſind Tyl, Klicpera, Stepanek, Turinski u. A.

Erben hat böhmiſche Volkslieder geſammelt, deren erſter Band erſchienen. Uebrigens wird in Böhmen ſehr eifrig überſetzt. Homers Iliade, Virgils Aeneas, Herodot's Geſchichte ſind in böhmiſcher Sprache erſchienen, und Shakeſpeare, Walter Scott, Thomſons Jahreszeiten, Romane aus dem Polniſchen, Gupkows Werner werden in neuern Ankündigungen als überſetzt angezeigt.

Pan Slawski (ein Pſeudonym) hat in böhmiſcher Sprache den Reichstag der Thiere herausgegeben; es ſoll ſich durch guten Styl und ſcharfe Satire auszeichnen.

Rußland.

Schule. Nach dem letzten Jahresberichte des Miniſters des Unterrichts zählte man zu Anfang des vorigen Jahres im ganzen Reiche 1679 Perſonen, welche ſich dem Privatlehrfache ausſchließlich widmeten. In Petersburg beſtehen gegenwärtig 23 Privatpenſionsanſtalten, von denen 6 für Knaben und 27 für Mädchen beſtimmt ſind, und 46 Privatlehranſtalten für den Elementarunterricht der Jugend beiderlei Geſchlechts.

Literatur. Unter dem Vorſitz des Fürſten Galizin hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um in einzelnen Heften Abbildungen der alten Denkmäler Moskaus mit erläuterndem Texte herauszugeben. Die zwei erſten Hefte ſollen eine Ueberſicht der Geſchichte der moskauiſchen Monumente und eine Geſchichte der Künſte in Rußland überhaupt enthalten.

Von M. A. Polewoi erſcheint eine Geſchichte Peters des Großen in ſechs Bänden.

Kukolnik gibt einen neuen Roman „Alſo“ heraus, deſſen Stoff aus der Geſchichte Litthauens im 13. Jahrhundert entnommen iſt.

Griechenland.

Univerſität. Der König hat den Profeſſor Dr. N. Koſtis zum Rektor der Univerſität in Athen ernannt.

Literatur. Mit Anfang dieſes Jahres ſind zwei neue Zeitſchriften erſchienen, von denen die eine unter dem Titel ὁ Ἀνάγνωστης philologiſche Aufſätze und Mittheilungen enthalten, die andere, unter der Redaktion des Franzoſen Garden, in griechiſcher und franzöſiſcher Sprache ſich mit der innern und äußern Politik des Landes beſchäftigen wird. Die letztere iſt auf Aktien gegründet worden.

Unter dem Namen griechiſches Muſeum hat ſich in Syra ein aus dortigen Kaufleuten, Gelehrten und Beamten beſtehender Verein gebildet, der ſich Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe zum Zwecke legt. Die Winterabende werden zu wiſſenſchaftlichen Vorleſungen benützt. Der als Schriftſteller nicht unbekannte Profeſſor Emanuel Pinches hat Vorträge über Poeſie und Dr. P. Zentenas über Heilkunde gehalten. Mit dieſem Muſeum iſt ein Münzkabinet und eine gediegene Handbibliothek verbunden.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

Drittes Heft.

1842.

Nr. 4116.
Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

142 D 173

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Deutſchland und die Donau	1
Rheinſchifffahrt und Rheinhandel. Ein Ueberblick der Reſultate der Rheinſchifffahrtsordnung vom 31. März 1831	30
Das Meer, ſein Leuchten und ſeine Bewegungen	107
Die Fortſchritte des Beleuchtungsweſens in der neuern Zeit	144
Die Bedeutung der ruſſiſchen Kirche für die Gegenwart	186
Ueber das Ständeweſen in Preußen	206
Der Dom zu Köln und ſeine Architektur	269
Die barmherzigen Schweſtern der evangeliſchen Kirche	312
Die Banken und der Handel Amerika's	329
Kurze Notizen	355

Volkswirthschaftliches Seminar der Universität Leipzig

Deutschland und die Donau.

„Die orientalische Frage ist gelöst, der Friede Europa's wieder sicher gestellt, Halleluja!" So hörte man in unsern Tagen so Manche frohlocken. Und wenn man sie fragte: „Ei, ei, wer hat denn solch Wunder gethan?" so erhielt man zur Antwort: „Wißt ihr's denn nicht? Der Vertrag vom 13. Juli 1841."

Waren diejenigen, die so frohlockten und so antworteten, selbst mit Blindheit geschlagen, oder wollten sie nur andere blenden?

Der Vertrag, auf den sie sich berufen, heißt mit Recht der „Meerengenvertrag;" denn der Hauptartikel desselben ist offenbar der, worin der Pforte ihr altes Vorrecht zugesichert wird, fremden Kriegsschiffen den Bosporus und die Dardanellen zu verschließen, mit andern Worten: der, worin das schwarze Meer für einen russischen See erklärt wird. Letzteres wird klar seyn; denn wenn jene beiden Meerengen für die Kriegsschiffe aller europäischen Mächte verschlossen bleiben sollen, so folgt daraus zweierlei: erstens, daß kein russisches Kriegsschiff aus dem schwarzen ins mittelländische Meer darf; zweitens, daß kein Kriegsschiff irgend einer andern Macht vom Mittelmeer ins schwarze Meer darf (ausgenommen die Kriegsschiffe der Pforte, die aber keine Macht mehr ist).

Was folgt nun hinwiederum aus diesen beiden Punkten? Aus dem ersteren so viel wie nichts; denn welches Interesse könnte einerseits Rußland dabei haben, Kriegsschiffe vom schwarzen Meer aus ins mittelländische zu schicken? welches Interesse hätten andererseits die übrigen europäischen Mächte, solches zu verhindern?

Aus dem zweiten Punkte aber folgt in der That nicht weniger, als daß das schwarze Meer ein russischer See seyn soll: sehr klar; denn wenn aus dem Mittelmeer keine andern Kriegsschiffe als türkische ins schwarze Meer dürfen, so ist eben die russische Flagge hier die alleinherrschende.

Wer hat also bei jenem Vertrage gewonnen, wer verloren? Gewonnen hat dabei natürlich Niemand, als diejenige Macht, die gerade am wenigsten hätte gewinnen sollen, diejenige Macht, die ohnedies schon lange das Gleichgewicht Europa's mit ihrem Uebergewicht bedroht.

Wer aber hat dabei verloren? Erstens die Menschheit im Allgemeinen; denn im Interesse der Menschheit liegt es, nicht nur den Planen einer nach Weltherrschaft strebenden Macht aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, anstatt dieselben, indem man ihr ein ganzes wichtiges Meer preisgibt, noch zu unterstützen, sondern auch die Verblutung und Unterjochung eines hochherzigen Völkleins, wie die Tscherkessen sind, zu verhüten, anstatt sich, wiederum durch Preisgebung jenes Meeres, aller Wege und Mittel zu berauben, denselben Hülfe zu bringen.

Außer der Menschheit haben aber noch zwei Länder ganz besonders dabei verloren; erstens nämlich England; denn von welcher andern Macht hat England für seine ostindischen Besitzungen mehr zu fürchten, als von Rußland? Welche bessere Schutzwehr gegen diese Macht hat es aber, als den Kaukasus und das ihn vertheidigende Heldenvölklein? Auf welchem andern Wege kann es aber diesem Völklein, dem mit einigen tausend Flinten und einigen Zentnern Pulver und Blei so viel geholfen wäre, auf welchem andern Wege kann es ihm Hülfe bringen, als auf dem schwarzen Meere? Wie ist aber Hülfe auf diesem Wege möglich, wenn derselbe ausschließlich in den Händen der Russen ist? — Mehr aber noch als England hat bei dem vielgepriesenen Vertrage Deutschland verloren, Deutschland sammt dem ganzen Stromgebiet der Donau; denn die Donau, dieser Hauptstrom unseres Vaterlandes, wohin mündet sie? In das schwarze Meer. Wie aber, wenn dieses Meer, welches der Träger des deutschen Handels von den Donaumündungen bis zu den Küsten Wiens seyn sollte, ein russischer See ist? Das Unglück, welches in diesem Ereigniß, sobald es von einem vertragsmäßigen in ein thatsächliches

übergehen würde, für Deutſchland liegen müßte, wird uns in ſeiner ganzen Größe vor Augen treten, wenn wir erwägen, was die Donau für Deutſchland theils ſchon iſt, theils noch werden könnte.

Die herrlichſte unter allen Waſſerſtraßen, womit die gütige Hand der Natur Deutſchland vor allen andern Ländern Europa's ſo reichlich begabt hat, iſt neben dem mit Recht geprieſenen Rhein ſeine würdige Braut, die Donau. Auch wenn wir beide, Bräutigam und Braut, noch nicht als Eins betrachten wollten, ſo wäre die herrliche Tochter des Schwarzwalds doch nur mit ihm, dem ſtolzen Sohne der Alpen, zu vergleichen, ſowohl an Länge ihres Laufes, als an Fülle ihrer Gewäſſer, ſowohl an Pracht und reichem Wechſel ihrer Ufer, als auch an Reichthum des von ihr durchſtrömten Gebietes. Wenn wir aber bis zu dieſer Stunde auf den Wellen der Donau noch lange nicht jenen regen Verkehr, jenes bunte Gewimmel von auf- und niederfahrenden Schiffen erblicken, wodurch der Rheinſtrom eine ſo hohe Wichtigkeit und zugleich einen ſo hohen Reiz gewinnt, ſo liegt das nicht an dem Strome ſelbſt, ſondern vielmehr an andern Umſtänden, woran er keine Schuld trägt.

Vor Einführung der Dampfſchifffahrt konnte bekanntlich die Donau faſt nur zu Thal befahren werden; die Macht ihrer Strömung machte beinahe jede Fahrt zu Berg unmöglich. Natürlich ein großes Hinderniß des Handels und Wandels, der nur da gedeihen kann, wo ſeine Schätze nicht blos abfließen, ſondern auch zufließen können. Letzteres war auf dem Rheine, der die Bergfahrt auch für Schlepp- und Segelſchiffe geſtattete, leichter, als auf der reißenderen Donau. Seitdem aber auch die Macht dieſes letzteren Stromes durch die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt überwunden wurde, iſt das Haupthinderniß, den größten Strom Deutſchlands und Europa's auch aufwärts als Waſſerſtraße zu benutzen, gehoben. Wirklich hat ſich auch der Verkehr auf demſelben ſeit wenigen Jahren ziemlich raſch beflügelt; aber nur in Vergleich mit früherer Zeit, nicht in Vergleich mit dem regen Treiben auf dem Rheine.

Damit die Donau auch in Hinſicht des Verkehrs eine würdige Vergleichung mit letzterem aushalten könne, ſind noch mehrere, theils ſchwerere, theils leichtere Schritte nöthig. Einer der wichtigſten

davon iſt die nahe bevorſtehende Verbindung beider Ströme durch den Main. Von dem Tage an, wo dieſe Vermählung ſtattfindet, wird die Donau nicht blos in das ſchwarze, ſondern auch ins deutſche, der Rhein nicht blos in das deutſche, ſondern auch ins ſchwarze Meer ausmünden. Städte wie Ulm, Regensburg, Linz, Wien, Preßburg, Peſth, Semlin, werden dann nicht blos an der Donau, Städte wie Baſel, Straßburg, Mannheim, Mainz, Köln, Rotterdam, nicht bloß an dem Rheine, ſondern dieſe zugleich an der Donau, und jene zugleich am Rheine liegen. Und welcher Aufſchwung des Handels läßt ſich nicht erwarten, wenn man den Reichthum von Schätzen aller Art erwägt, womit hier die Natur, dort Menſchenfleiß das ganze Gebiet der einen großen Waſſerſtraße geſegnet hat?

Wenn aber die Verbindung der Donau mit dem Rheine durch den Main vollendet iſt, wird dann dieſe Verbindung die einzige bleiben? Sollte nicht auch eine zweite mit demſelben Strome durch den Neckar, eine dritte durch den Bodenſee, ſollten nicht auch ähnliche Verbindungen der Donau mit der Elbe durch die böhmiſche Moldau, mit der Oder durch die mähriſche March möglich ſeyn? Und wenn ſie möglich wären, dürfte man denn nicht von den Deutſchen den nöthigen Unternehmungsgeiſt erwarten, um ſie wirklich zu vollbringen?

Doch abgeſehen von der Möglichkeit und dem zu erwartenden Gewinn von ſolchen und ähnlichen Verbindungen, ſo ſind noch gar manche andere Maßregeln zu wünſchen, um den Verkehr auf der Donau zu beleben, Maßregeln, über deren Möglichkeit, ja Leichtigkeit, und dennoch unberechenbaren Nutzen auch nicht der geringſte Zweifel obwalten kann. Hieher rechnen wir

1) Aufhebung aller Zollſchranken innerhalb des ganzen Donaugebietes,

2) Leitung der deutſchen Auswanderung in die untern Donauländer.

3) Verſchiebung des Peſtkordons bis an den Balkan und das ſchwarze Meer.

Wenn auch die Aufhebung der Zollſchranken zwiſchen allen Ländern oder die Einführung allgemeiner Handelsfreiheit eine Aufgabe iſt, deren Löſung für den Augenblik den wenigſten Nationen zum Nutzen gereichen würde, und jedenfalls noch lange in das

Bereich der frommen Wünſche gehören dürfte — ſo treffliche Vertheidiger ſie auch an Adam Smith und Say gefunden hat — ſo unterliegt doch das keinem Zweifel, daß es für eine Nation ein großes Unglück iſt, wenn ſie ſich durch Errichtung von Zollſchranken innerhalb ihres eigenen Gebietes ihre Flügel ſelbſt lähmt. Diejenigen unſerer Landsleute, welche früher die Gründung eines großen deutſchen Zollvereins am heftigſten bekämpften, gehören ſie nicht, ſeitdem ſie deſſen Früchte ſehen, unter ſeine wärmſten Vertheidiger? Wie ſtand es aber auch mit dem Handel und Wandel in Deutſchland vor dem großen Zollverein, wie ſteht es jetzt damit? Und doch hat letzterer ſein Ziel erſt kaum zur Hälfte erreicht. Was läßt ſich von demſelben für den Aufſchwung des deutſchen Handels, Verkehrs und Gewerbfleißes erſt dann erwarten, wenn ihm alle, ihm noch fehlenden Länder deutſcher Zunge, wenn ihm namentlich die Großmacht des deutſchen Südens mit dem ganzen großen Stromgebiet der Donau wird beigetreten ſeyn? — wenn ihm dieſe Großmacht nicht nur diejenigen Donauländer wird zugeführt haben, die ſchon jetzt in ihr Bereich gehören, ſondern auch diejenigen, über welche der in Europa eingedrungene Halbmond ſeit Jahrhunderten eine ſo verderbliche Herrſchaft übte, die aber ſowohl durch den Gang der Geſchichte als durch ihre geographiſche Lage ſo deutlich auf den Anſchluß an die obern Donauländer angewieſen ſind? Und die mitten durch alle dieſe Länder hinſtrömende Donau — welch ein Leben, welch ein Treiben müßte auf ihren Wellen, an ihren Ufern entſtehen, wenn ſie ſich von den Höhen des Schwarzwaldes, oder vielmehr — da Mann und Weib Eins ſind — von der Mündung des Rheins, vom Geſtade des deutſchen bis zu den Ufern des ſchwarzen Meeres, durch keine Schranke, keine Feſſel mehr gedrückt fühlte!

Seit Kurzem finden ſich in öffentlichen Blättern mancherlei Berichte, welche einen Anſchluß der zum deutſchen Bund gehörigen Länder der Großmacht des deutſchen Südens an den deutſchen Zollverband in Ausſicht ſtellen. Was man wünſcht, das glaubt man gerne: und ſo wollen auch wir glauben, daß die Ausführung jenes großes Schrittes nicht lange mehr auf ſich warten laſſe, zugleich aber auch, daß dieſer große Schritt beſtimmt ſey, einen noch größeren — den Anſchluß des ganzen Stromgebiets der Donau an den großen deutſchen Zollverein — vorzubereiten. Wären

Schritte dieser Art nicht die besten Seitenstücke zu jenen, theils beschlossenen, theils ausgeführten Eisenbahnunternehmungen, wodurch sich die Großmacht des deutschen Südens so begründete Verdienste nicht nur um Deutschlands Handel, Verkehr und Wohlstand, sondern auch um dessen Sicherheit, Größe und Macht erworben hat, Verdienste, welche auch von ihren Feinden anerkannt werden müssen?

Eine weitere Maßregel, den Verkehr auf der Donau zu beleben, oder vielmehr eine weitere Maßregel, wozu die herrliche Donaustraße auffordert, ist die Leitung der deutschen Auswanderung in die untern Donauländer.

Seit mehreren Jahren und von mehreren Seiten her hört man die Behauptung, Deutschland leide an Uebervölkerung. Es dürfte zwar nicht schwer halten, diese Behauptung, wenn sie so unbedingt aufgestellt wird, mit guten Gründen zu widerlegen; denn bei reiflicher Prüfung wird man finden, daß Deutschland, wie die meisten Länder Europa's, nur an geschäftigen und ungeschäftigen Müßiggängern, die doch alle leben wollen und auch wirklich größtentheils auf Kosten ihrer fleißigeren und nützlicheren Nebenmenschen unterhalten werden, keineswegs aber an arbeitender Bevölkerung Ueberfluß hat. Letztere dürfte sich verdoppeln, und sie fände noch immer Raum und Unterhalt genug in den weiten Landen zwischen den Vogesen und der Weichsel, zwischen den Alpen und der Nordsee. Allein es ist nun einmal eine Thatsache, eine Thatsache, über die man sich, bei dem jetzigen Zustand der Dinge, auch gar nicht sehr verwundern darf, daß sich schon lange hie und da der Wunsch oder das Bedürfniß geltend macht, seine Lage durch Auswanderung in andere Länder zu verbessern. Auswanderungslustige durch gewaltsame Maßregeln in ihrem Vorhaben stören zu wollen, wäre offenbar ebenso ungerecht als unklug: ungerecht, denn hoffentlich hat doch jeder Mensch das Recht, sein Glück da zu suchen, wo er es am leichtesten zu finden glaubt; unklug, denn wer wandert aus? Doch wohl nur solche, die — mit Recht oder Unrecht — mit ihrer Lage unzufrieden sind. Welchen Gewinn hätte aber ein Staat dabei, wenn er Unzufriedene innerhalb seiner Grenzen zurückhalten wollte?

Dagegen wird es eine weise Staatsverwaltung, eine solche, die auf das Wohl ihrer Staatsangehörigen ernstlich bedacht ist,

für eine heilige Gewiſſensſache halten, nicht nur für das Gedeihen der Auswanderer in ihrer neuen Heimat Sorge zu tragen, ſondern auch darüber zu wachen, daß die von ihnen gegründeten Niederlaſſungen dem Mutterlande zum größtmöglichen Vortheil gereichen.

Seit einigen Jahrzehnten ſind viele Tauſende unſerer Landsleute nach allen Gegenden der Welt ausgewandert. Die meiſten ſuchten ihr Glück in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, einige in Mittel-, andere in Südamerika, einige in Algier, andere in Auſtralien oder Rußland. Aller Vorſorge, alles Schutzes von Seiten ihres Mutterlandes entbehrend, war es da ein Wunder, wenn wir über das Schickſal ſo vieler Auswanderer ſo traurige Berichte erhielten? wenn wir hören mußten, wie ſo viele die Opfer habſüchtiger Spekulanten, langwieriger und beſchwerlicher Reiſen wurden, oder unter den Einflüſſen eines feindlichen Klimas, unter der Theilnahmloſigkeit einer fremden Bevölkerung traurig verkümmerten, wie ſo viele ſtatt der gehofften Verbeſſerung ihres Schickſals nur Noth und Elend fanden, und froh ſeyn mußten, wenn ſie noch die nöthigen Mittel hatten, um in ihre verlaſſene Heimat zurückzukehren?

Unter ſolchen Umſtänden gereicht es zu nicht geringem Troſte, wenn man ſieht, wie in Deutſchland die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Leitung und Ordnung der deutſchen Auswanderung immer mehr Wurzel faßt. Nicht blos in öffentlichen Blättern, auch in mehreren deutſchen Kammern kam dieſer wichtige Punkt bereits zur Sprache. Auch die Frage, wohin die deutſche Auswanderung zu leiten ſey, wurde ſchon mehrmals beſprochen; und da entſchied man ſich denn meiſtens für Nordamerika. Wer dieſes Land wegen der dort eingeführten Staatseinrichtungen andern Ländern vorzieht, dem kann man ſolches nicht verargen, ob ſich gleich — nebenbei geſagt — derjenige, der in ein Land auswandert, wo die Freiheit nicht mehr zu erobern iſt, eben nicht für einen beſondern Freiheitshelden wird ausgeben können. Indeſſen iſt bekannt, daß ſich nur die wenigſten Auswanderer bei der Wahl ihrer neuen Heimat durch dieſe oder jene Staatseinrichtungen beſtimmen laſſen; vielmehr ſehen die meiſten vor Allem darauf, wo ſie am beſten und leichteſten ihr Unterkommen finden. Nun iſt nicht zu leugnen, daß auch in dieſer Hinſicht Nordamerika unter allen überſeeiſchen Ländern dasjenige Land iſt, welches

den deutschen Auswanderern noch immer am meisten zu empfehlen ist. Hier aber entsteht die Frage: Sollen deutsche Auswanderer nur in überseeischen Ländern ihr Glück suchen? — und, wenn es für ein großes Volk wünschenswerth und ersprießlich ist, Kolonien zu besitzen — soll Deutschland darnach trachten, solche nur jenseits des Meeres, in fernen Welttheilen zu begründen?

Man bewundert, man beneidet die Macht und den Reichthum des brittischen Inselreiches. Man behauptet, die Quelle dieser Macht und dieses Reichthums seyen seine Kolonien — und man weiß, zu welchen Don Quixotereien diese Ansicht schon Anlaß gegeben hat, — wie namentlich in neuester Zeit einige Hamburger auf den wunderlichen Einfall gerathen sind, auf den fernen Chathaminseln ein neues Deutschland zu gründen, ein Projekt, das hoffentlich, zum Frommen Deutschlands und zum Bedauern der Engländer, ein todtgebornes bleiben wird.

Abgesehen davon, daß zur Erhaltung und zum Schutze überseeischer Kolonien eine Seemacht nöthig ist, eine Seemacht, die Deutschland nicht hat und nicht haben kann, so lange einzelne deutsche Staaten, in deren Bereich gerade die Mündungen seiner meisten Ströme liegen, in kommerzieller — Holland sogar auch noch in politischer Beziehung — von der Hauptmasse der deutschen Länder losgerissen bleiben; abgesehen von allen diesen Uebelständen — warum sollte Deutschland nach Kolonien in fernen Ländern trachten, während es dieselben so leicht an den Ufern und Nebenflüssen des größten seiner eigenen Ströme gründen könnte?

Folgen wir dem Laufe unserer eingebornen, vaterländischen Donau von Preßburg hinab bis zu den Tiefen des schwarzen Meeres. Welche herrliche Länder rechts und links! Ungarn mit seinen Nebenländern, Bosnien und Serbien, die Wallachei und Bulgarei. Der unerschöpfliche Bodenreichthum Ungarns ist bekannt. Nicht weniger reich an Schätzen, zum Theil aber reicher an Reizen ist nach übereinstimmenden Berichten der Reisenden der Boden der vier letztgenannten Länder. So sagt einer der neuern französischen Reisenden, Blanqui, über Serbien: „Man kann keine an Naturgaben reichere, keine angenehmer abwechselnde, keine in schönerem Verhältniß mit Wald und Ackerland geschmückte, keine vorzüglicher bewässerte und in allen Beziehungen besser vertheilte Landschaft finden.“ Und über die Bulgarei: „Ich vermag

die peinlichen Gefühle nicht zu ſchildern, von welchen die Seele des Reiſenden niedergedrückt wird, wenn er über jene herrliche Donauebene (bei Widdin) hinſchreitet, die eben ſo fruchtbar iſt wie die Rhoneebene um Avignon, aber jetzt der traurigſten Einöde gleicht." Dann über die Gegend zwiſchen Widdin und Niſſa: „Hier verdiente ſchon allein die Stadt Belgraſchik einen Beſuch der Geologen und Maler wegen des eigenthümlichen und maleriſchen Charakters des zerriſſenen Bodens, auf welchem ſie liegt; es iſt eine der großartigſten und ſchauerlichſten Stellen, die ich in meinem Leben geſehen habe. — Die Ausdrücke fehlen mir zur Beſchreibung des Thales, in deſſen Mitte ſich die Stadt Niſſa, welche, wie alle türkiſchen Städte, aus der Ferne ſo anziehend und in der Nähe ſo häßlich iſt, erhebt. Nirgends entfaltet die Natur in Europa eine größere Pracht, nirgends hat der Zufall oder Menſchenhand die Bäume mit mehr Anmuth, mit mehr Harmonie zur Verſchönerung einer Landſchaft gepflanzt. Die Sterne blinken nirgends ſchöner auf dem Azur des Firmamentes. Doch, man muß es geſtehen, das ſchrecklichſte Elend herrſcht mitten in dieſen ſchönen Gegenden."

Und, wohl zu merken, ſolche Urtheile über die Länder zwiſchen der Donau und dem Balkan kommen nicht etwa aus dem Munde eines Bewohners der Lüneburger Haide, ſondern eines jener verwöhnten Söhne de la belle France. Was er aber von Serbien ſagt, das gilt auch von Bosnien; denn beide Länder gleichen ſich wie ein Ei dem andern. Und die der Bulgarei gegenüber liegende Wallachei gilt ja als ein non plus ultra in Bezug auf Ueberſchwenglichkeit des Bodens.

Nun iſt aber bekannt, daß in allen dieſen Donauländern der Bodenreichthum noch lange nicht ſo benutzt wird, als er von einer dichteren und betriebſameren Bevölkerung benutzt werden könnte. Selbſt Ungarn mit ſeinen Nebenländern, das doch noch am dichteſten bevölkert iſt, könnte bei ſeiner erſtaunlichen Fruchtbarkeit leicht noch das Doppelte ſeiner jetzigen Bevölkerung ernähren. Während in der Lombardei auf der Quadratmeile über 5000 Menſchen leben, kommen in dem nicht weniger geſegneten Ungarn nicht einmal 2000, in den übrigen Donauländern noch nicht einmal 1000 auf die Quadratmeile! In allen dieſen Ländern wäre noch Raum genug für 10—15 Millionen Einwanderer, ohne daß ſie

dann ſtärker bevölkert wären, als viele von der Natur lange nicht ſo günſtig ausgeſtattete Gegenden Deutſchlands.

Freilich dürften dieſe Einwanderer dann nicht nach Art der Türken verfahren, unter deren heilloſer Herrſchaft jene herrlichen Länder ſo lange ſeufzten und zum Theil noch ſeufzen. In der That braucht man nur dorthin zu gehen, um ſich zu überzeugen, wie unter dem Joche einer unmenſchlichen Willkürherrſchaft auch die geſegnetſten Striche der Erde verunſtaltet werden können. Wir haben ſchon oben geſehen, wie derſelbe Reiſende, der kaum Worte findet, um uns die Herrlichkeit jener Gegenden zu ſchildern, ſich nicht enthalten kann, unter ſeine Schilderung dieſer Herrlichkeit zugleich ſo manchen Ausdruck des Schmerzes über die dortigen Zuſtände zu miſchen. Letztere ſtellt er uns lebendiger in folgendem Gemälde vor Augen:

„Kaum hat der Reiſende die Save, durch welche Semlin von Belgrad, d. h. Ungarn von Serbien getrennt wird, überſchritten, ſo folgt eine Ueberraſchung der andern: der Ozean kann zwiſchen der Barbarei und Civiliſation keine vollſtändigere Schranke bilden, als dieſer Fluß; auf ſeinem linken Ufer iſt Alles belebt, bevölkert, angebaut, — auf ſeinem rechten Alles öde und faſt ohne Spur von Anbau. Ueberall, wo der Halbmond von den Minarets ſchimmert, bedeckt ſich der Boden mit Trümmern. — Sollte man es glauben — von den Ufern des Timok, eines Nebenfluſſes der Donau, findet die Ueberfahrt in einem Kahn ſtatt, der, gleich den Kanots der Wilden, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumſtamm beſteht; man tritt aus der Fähre in tiefen Schlamm, und das einzige verfügbare Transportmittel, um nach dem 10 Meilen entfernten und von 20,000 Seelen bevölkerten Widdin zu gelangen, iſt ein von Ochſen gezogener Wagen, der auf vier an die Zeiten der alten Helden erinnernden hölzernen Rädern aus einem Stück ruht. Dieß iſt die türkiſche Poſt, welche längs der Donau fährt im Angeſicht der Dampfſchiffe der öſterreichiſchen Geſellſchaft, die nicht vermögend iſt, die Türken aus dem Todesſchlafe, in welchen ihr früheres Feuer und ihre Nationalität verſunken ſind, zu erwecken." Nun kommt die Stelle, die wir bereits oben gegeben haben: „Ich vermag die peinlichen Gefühle nicht zu ſchildern, von welchen die Seele des Reiſenden niedergedrückt wird, wenn er über jene herrliche Donauebene hinſchreitet, die eben ſo fruchtbar iſt, wie die

Rhoneebene um Avignon, aber jetzt der traurigſten Einöde gleicht." Und dann heißt es weiter: „Kaum ſieht man hie und da einige armſelige Banden halbnackter Zigeuner oder kleine Heerden magerer Schafe und Ochſen umherirren. Leute mit bleichen, verwelkten Geſichtern, nackte hagere Kinder, Weiber, deren Züge unverkennbares Leiden ausdrücken, treiben ſich unter den Hunden und dem Vieh umher, und wohnen in elenden, aus Schilf und Koth zuſammengeklebten Hütten. Hin und wieder trifft man Spuren ausgerodeter Weinreben und Reſte verlaſſener Gärten; der ganze Boden iſt jetzt den Fußtritten und dem Unkraut preisgegeben. Nirgends auf dieſer weiten Fläche erblickte ich ein Getreide- oder Kartoffelfeld, mit einem Wort nichts, was auf Anbau hindeutet, einige Maisfelder ausgenommen. Widdin, der Hauptort des Paſchaliks, iſt der würdige Mittelpunkt dieſer Einöde, eine wirre Anhäufung hölzerner Häuſer, deren ſchlecht gefügte Dielen kaum die Luft und das Tageslicht in ihr unheimliches Dunkel eindringen laſſen; von Regelmäßigkeit der Straßen hat man hier keine Ahnung, und das Waſſer, das aus den Häuſern auf die Gaſſe geſchüttet wird, bleibt in ſchmutzigen Lachen, vermengt mit den weggeworfenen Reſten von Thieren und ſonſtigem Unrath aller Art, ſtehen. Die Fleiſcher, deren Anzahl ſehr groß iſt, ſchlachten ihr Vieh an ihren Thürſchwellen, und laſſen das Blut in große in den Boden gemachte Gruben laufen, wo es fault und weithin einen mephitiſchen Geruch verbreitet. Oft liegen die Leichen von Hunden, Katzen, Pferden und ſogar von Ochſen in den Straßen, die in kurzer Zeit unbewohnbar würden ohne die Schaaren von Geyern, Adlern und Raben, die beſtändig über ihrer Beute kreiſen. In gewiſſen Gegenden der Türkei erſcheinen dieſe Raubvögel zu Tauſenden und ſcheuen ſich nicht, Angriffe auf Menſchen zu unternehmen. Um den Krankheitsſtoff zuſammenzuhalten und noch zu vermehren, ſind die meiſten Straßen mit Laub- und Aſtwerk oder ſogar mit Brettern, durch welche der Zutritt des Lichts gehemmt wird, bedeckt, wie dieß namentlich bei den Bazars, die im ganzen Orient durch ihre verpeſtende Ausdünſtung bekannt ſind, der Fall iſt. Man kehrt die öffentlichen Wege niemals, und ich fand bis nach Adrianopel Berge von Schmutz, zu deren Anhäufung mehr als 20 Jahre nöthig waren, und über welche man ſelbſt zu Pferde nicht kommen kann. Zur Vervollſtändigung des Gemäldes von Widdin gehören

noch zwei gewaltige Galgen, die ſich der Zitadelle gegenüber als Symbole der Gerechtigkeit des Weſſiers erheben. — — Vor dem Eintritt in die Stadt Niſſa ſchauderte ich bei dem Anblick eines abſcheulichen Denkmals, welches auf traurige Weiſe den ſozialen Zuſtand des Landes bezeichnet. Ich rede hier von der berühmten viereckigen Pyramide, deren Oberfläche aus drei bis viertauſend Schädeln ſerbiſcher Chriſten beſteht, die im Jahr 1816 in einem Kampfe gegen die Türken fielen, und aus denen der türkiſche Fanatismus an den Thoren Niſſa's dieſes barbariſche Siegeszeichen errichtete. Nicht weit davon in der prächtigen Ebene bezeichnen mehrere zerſtörte Dörfer den Durchzug der albaneſiſchen Banden, die ſchrecklicher als die Peſt ſind. Man kann in unſern civiliſirten Gegenden nur ſchwer an das wirkliche Vorhandenſeyn dieſer Banden, die der Inbegriff aller Plagen und Peinigungen ſind, glauben; man kann ſich nicht denken, daß es ſo nahe bei uns ganze Völkerſchaften gibt, die, ſyſtematiſch zur Plünderung beſtimmt, kein anderes Exiſtenzmittel kennen, als mit bewaffneter Hand und in großem Maßſtab zu rauben und zu plündern. So verhält es ſich aber wirklich mit den albaneſiſchen Horden, welche die Regierung der Pforte noch nicht zum Gehorſam zu zwingen vermochte, und die ſie in einem der wichtigſten Gebiete ihres Landes bis auf den heutigen Tag nur dadurch in Schranken halten konnte, daß ſie ihnen die chriſtlichen Familien ſo zu ſagen auf Diskretion überließ. Die einzige Beſchäftigung dieſes Abſchaums der Menſchheit, ſeine einzigen Erwerbsquellen ſind Dolch, Flinte und Piſtole; ihm iſt jeder Chriſt eine rechtmäßige, natürliche, erbliche Beute. Die Albaneſen haben die Rajas nur, um ſie zu berauben. Beim Anblick eines Soldaten (und welche Soldaten ſind das!) ſchweigt oder verbirgt ſich alle Welt. Die Frauen beſonders entfliehen, da ihre Ehre und Unſchuld beſtändig bedroht ſind. Die Chriſten ertragen Alles mit ſteiſcher Reſignation, ungefähr wie man in einem rauhen Klima die Strenge der Jahreszeit erduldet. Doch ſieht man leicht, daß ſie nur in Erwartung beſſerer Tage den Groll in ſich verſchließen." So weit Blanqui.

Deutſche Einwanderer dürften alſo nicht nach Art der türkiſchen Eroberer verfahren — ein Rath, der freilich ſehr überflüſſig iſt. „Wer die ſchätzbaren Eigenſchaften kennt, welche die Deutſchen als Koloniſten entwickeln, ihre Mäßigkeit, ihren

Kunſtfleiß, ihre Neigung zu ſozialer Ordnung, ihre geiſtige Richtung ſelbſt unter Mühen und Entbehrungen, wird ſich Glück wünſchen zur Ausſicht, ſolche ſchätzbare Nachbarn für unſere neuen Kolonieen zu gewinnen." Ein ſolches Urtheil über deutſche Koloniſten fällt — nicht etwa ein in Nationaleitelkeit befangenes deutſches Blatt — ſondern eines der angeſehenſten engliſchen Blätter, die Times, in einem Artikel, wo es die Hamburger Projekte über Koloniſation der Chataminſeln beſpricht und am Ende die pfiffige Frage aufwirft: „Warum ſollten die Deutſchen die Chataminſeln nicht auch unter brittiſchem Schutze koloniſiren können?"

Kehren wir aber von den Chataminſeln zurück zu den untern Donauländern. Was müßte aus letzteren werden, wenn dort die deutſche Pflugſchaar den türkiſchen Säbel, der deutſche Fleiß die türkiſche Trägheit, deutſche Reinlichkeit den türkiſchen Schmutz, deutſche Ordnungsliebe die türkiſche Anarchie, deutſche Bildung die türkiſche Rohheit, deutſche Wiſſenſchaft die türkiſche Unwiſſenheit, deutſche Aufklärung den türkiſchen Fanatismus, deutſches Rechtsgefühl die türkiſche Willkürherrſchaft, ächtes Menſchenthum die türkiſche Unmenſchlichkeit verdrängte? Nun wiſſen wir freilich, daß ſich in einigen der in Frage ſtehenden Länder, in Serbien und der Wallachei, die chriſtliche Bevölkerung des türkiſchen Joches beinahe gänzlich entledigt hat, freilich hoffen wir, daß dieſes Joch auch in Bosnien und der Bulgarei, in Europa überhaupt, ſeinem Falle nahe ſey; — leider aber wiſſen wir auch, daß eine Macht, die für Deutſchland und Europa gar viel gefährlicher iſt, als die türkiſche Ohnmacht, keine Mittel ſcheut, um in jenen Ländern, durch welche für ſie der Landweg nach Konſtantinopel führt, ihren Einfluß zum alleinherrſchenden zu machen, und daß die Maßnahmen dieſer Macht um ſo gefährlicher ſind, je bedächtiger ſie dabei zu Werke geht. Und hierin liegt wahrlich nicht die ſchwächſte Aufforderung an die deutſche Nation, den Strom der deutſchen Auswanderung gerade in jene Länder zu leiten, wo das immer weiter um ſich greifende Ruſſenthum an die Stelle des ſinkenden Türkenthums zu treten droht.

Bei Leitung der Auswanderung kommt es, wie bereits oben angedeutet wurde, hauptſächlich auf die Erreichung eines doppelten Zweckes an: man hat darüber zu wachen, erſtens, daß die zu gründenden Niederlaſſungen beſtmöglich gedeihen; zweitens, daß

dieſelben dem Mutterlande die größtmöglichen Vortheile gewähren. Nun frägen wir: wo könnten dieſe beiden Zwecke für Deutſchland beſſer erreicht werden, als in den zum Stromgebiete unſerer Donau gehörigen Ländern?

Was den erſten Zweck betrifft, das beſtmögliche Gedeihen der zu gründenden Niederlaſſungen, ſo haben wir ſchon oben geſagt, daß man faſt allgemein in Deutſchland die Vereinigten Staaten von Nordamerika für denjenigen Ort hält, wo derſelbe am beſten erreicht werden könnte. „So lange noch eine Quadratmeile dieſes Landes unangebaut bleibt, iſt es wohl thöricht, irgendwo auf der Erde ein beſſeres Unterkommen für deutſche Auswanderer zu ſuchen, als dort.“ Dieſe Behauptung fanden wir erſt neulich in dem geleſenſten und einflußreichſten der deutſchen Blätter (Allgem. Zeitung Nr. 9. Beilage), in einem Artikel, wo mit Gewandtheit, Scharfſinn und beißendem Spott die Hamburger Antipodenkolonie-Projekte in ihrer ganzen Lächerlichkeit dargeſtellt werden. Da nun aber in demſelben Artikel auch die oben angeführte Behauptung aufgeſtellt und mit ausführlicheren und triftigeren Gründen unterſtützt wird, als dieß gewöhnlich geſchieht, ſo wollen wir ihm unſere nähere Aufmerkſamkeit widmen, und zugleich eine Vergleichung der Vortheile, welche Nordamerika, mit denen, welche den deutſchen Auswanderern die Donauländer darbieten, daran knüpfen.

Unter die Hauptvortheile, welche die Vereinigten Staaten den deutſchen Auswanderern bieten, rechnet der Verfaſſer des erwähnten Artikels die leichte, ſchnelle und wohlfeile Beförderung derſelben. In Vergleich mit den Chathaminſeln hat er freilich ſehr Recht. Aber in Vergleich mit den Donauländern? Zur ganzen Reiſe in letztere braucht man — namentlich wenn ſich das Netz der deutſchen Eiſenbahnen vervollſtändigt haben wird — aus den entfernteſten Gegenden Deutſchlands kaum ſo viel Zeit und Geld, als in Nordamerika von der Küſte (Newyork oder Neworleans) bis zu jenen Gegenden (am Ohio, Miſſouri und obern Miſſiſſippi), wo deutſche Anſiedler in Vergleich mit andern Gegenden Nordamerika's noch immer am beſten fortkommen. Bei jener Reiſe ſpart man alſo die ganze, bei allen Verbeſſerungen der Schifffahrt doch immer noch beſchwerliche, langwierige, koſtſpielige und immer noch nicht gefahrloſe Seereiſe von den Küſten Europa's bis zu jenen

Nordamerika's, — die Reiſe aus dieſer oder jener Gegend Deutſchlands bis Bremen, Rotterdam, Antwerpen, Havre oder ſonſt einem Abfahrtspunkte gar nicht gerechnet. Für Auswanderungsluſtige aus der ärmern Klaſſe — und gerade unter dieſer möchten ſich wohl die meiſten finden — iſt es aber keineswegs gleichgültig, ob ihnen die Reiſe in ihre neue Heimath 50 — 100 Gulden mehr oder weniger koſtet; daher denn auch ganz unbemittelten Leuten der Weg nach Amerika völlig abgeſchnitten iſt. Zur Reiſe nach den Donauländern hingegen brauchen arbeitsfähige Leute eigentlich gar nichts; denn ſchon in Ungarn kann jeder, der arbeiten will und kann, ſehr leicht Arbeit finden und ſich in kurzer Zeit ſo viel erübrigen, um damit, wenn er nicht dort bleiben will, ſeine Reiſe Donauabwärts weiter fortzuſetzen.

„Wenn es dem Deutſchen in einem Staate der Union nicht gefällt," ſagt der Verfaſſer, „ſo zieht er nach einem andern; oder er kehrt wohl gar in drei Wochen, mit dem Dampfſchiff in 12 Tagen, zurück zur heimatlichen Erde, oder ſtattet wohl auch ſeinen Verwandten einen Beſuch ab, holt ſeine Freunde mit hinüber u. dergl." Das mag nun alles ſehr wohl angehen, obgleich eine Rückreiſe in 3 Wochen auf einem Segelſchiffe zu den ſeltenen gehört und die Fahrt auf einem Dampfſchiffe ſehr hoch zu ſtehen kommt. Aber ginge denn das Alles nicht weit beſſer in den Donauländern an?

Nicht mit Unrecht legt der Verfaſſer einen großen Werth auf Erhaltung deutſcher Sprache und deutſchen Weſens. „Bei ihrer Ankunft in Amerika," ſagt er, „finden die Deutſchen in den weſtlichen Staaten der Union bereits über eine Million ihrer Landsleute, deutſche Herbergen, deutſche Reiſegelegenheiten, deutſche Schuſter, Schneider, Tiſchler und andere Handwerker aller Art, und kommen ſie in eine ſchöne, fruchtbare Gegend, ſo finden ſie auch deutſche Bauern — wo die großen, rieſenmäßigen, aus Steinen gebauten Scheuern ſind, da iſt die Heimat der Württemberger. Und wie ſteht es da um die Erinnerung an das liebe deutſche Vaterland? Ich glaube gut. Man findet dort deutſche Schulen, deutſche Prediger, deutſches Militär (lauter Freiwillige mit ſelbſtgewählten Offizieren), deutſche Theater und deutſche Zeitungsſchreiber. Auch mit der deutſchen Literatur geht es jetzt beſſer, und bereits iſt eine Ausgabe von Schillers Werken in Philadelphia erſchienen." Wie ſteht es nun mit allen dieſen deutſchen

Herrlichkeiten in den Donauländern? Wir glauben gut. In Ungarn wenigstens und in Siebenbürgen finden die Deutschen ebenfalls über eine Million ihrer Sprach- und Stammgenossen. Es giebt da schwerlich eine Stadt, wo sich nicht deutsche Kaufleute, Lehrer und Handwerker aller Art fänden. Und da wo es Gegenden giebt, deren Bewohner durch Fleiß, Reinlichkeit, Wohlstand und Ordnungsliebe allen andern ein rühmliches Vorbild geben — wie dieß namentlich in Siebenbürgen der Fall ist — da sind die Wohnungen der Deutschen. Eben so wenig Mangel ist in beiden Ländern an deutschen Theatern und deutschen Zeitungen. Die deutsche Sprache aber ist dort so verbreitet, daß sie nicht nur von den eigentlichen Deutschen, sondern auch von den Gebildeten aller andern dort einheimischen Nationen verstanden und gesprochen wird, und die deutsche Literatur ist dort so einheimisch, daß man nicht nur alle bedeutenden Werke deutscher Gelehrten, Denker und Dichter dort eben so leicht haben kann, als in Deutschland selbst, sondern daß auch viele Gelehrte, Denker und Dichter der andern dort einheimischen Nationen zu ihren Werken der deutschen Sprache sich bedienen. Was aber in Ungarn und Siebenbürgen **wirklich** ist, warum sollte das in den übrigen an beide anstoßenden Donauländern nicht **möglich** seyn?

Ferner hebt der Verfasser den ungeheuern Flächenraum des nordamerikanischen Kontinents hervor. In dieser Hinsicht können sich nun freilich die Donauländer mit Nordamerika nicht messen. Da sie aber, wie bereits oben gezeigt wurde, dennoch für 10 bis 15 Millionen Einwanderer Raum genug haben, so wäre es vielleicht doch nicht so thöricht, den Strom der deutschen Auswanderung erst dann nach Nordamerika zu lenken, wenn die näheren Donauländer bevölkert seyn werden.

„Die Ströme, welche Nordamerika durchziehen, sind mehr als tausend Meilen landeinwärts mit den größten Dampfschiffen schiffbar. Auf dem Missisipi, Missouri und Ohio befinden sich allein über 600 solche Fahrzeuge.“ Von der Donau läßt sich freilich letzteres noch nicht in dieser Ausdehnung rühmen; aber doch ist sie in den Ländern, von denen wir sprechen, überall schiffbar, und wenn sie bis jetzt noch lange nicht so belebt ist als die nordamerikanischen Ströme, so liegt dieß weniger an ihr selbst, als an jenen künstlichen Hemmnissen des Verkehrs, die wir schon oben berührt

haben, zum Theil aber auch an der Trägheit der umwohnenden Bevölkerung.

Mit Recht rühmt der Verfaſſer den Reichthum des nordamerikaniſchen Bodens. In den Donauländern aber iſt der Boden nicht minder reich; und dabei ſind ſie größtentheils viel ſchöner und anmuthiger, als die einförmigen Ebenen jener ungeheuern Strecke zwiſchen den Alleghannis und dem Felſengebirge.

„Das Klima in den nördlichen Staaten über den 35ſten Breitengrad hinaus iſt den Deutſchen zuträglich, wenigſtens werden ſie dort groß und ſtark.“ Wohlan, jene tapfern Gothen, unter deren wiederholten Schlägen einſt das weltherrſchende Rom in Staub ſank, — waren ſie nicht auch Deutſche? waren ſie nicht auch groß und ſtark? Woher kamen ſie aber, dieſe großen und ſtarken Deutſchen, wo hatten ſie ihre Wohnſitze? Antwort: in denſelben Ländern, von denen wir ſprechen, in dem alten Pannonien, Möſien und Dacien, d. h. im heutigen Ungarn, Bosnirn, Serbien, in der Bulgarei und Wallachei. Ja, groß und ſtark war dieſes tapfere Geſchlecht und blieb es, ſo lange es in den Ländern nordwärts vom Balkan, an den Ufern der Donau und des ſchwarzen Meeres wohnte. Erſt ſpäter, in den von ihnen eroberten Ländern jenſeits der Alpen, im ſüdlichen Gallien, jenſeits der Pyrenäen, erſt dort verſiegte ſeine germaniſche Kraft unter den ſchädlichen Einflüſſen des ſüdlichen Klima's. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß das Klima in den untern Donauländern zu den günſtigſten der Erde gehören müſſe. Gegen ſcharfe Nordwinde theils durch ihre ſüdliche Lage, theils durch die Karpathen gedeckt, gegen heiße Südwinde durch die hohe Balkankette, welche dieſelben theils aufhält, theils abkühlt, geſchützt, leiden ſie weder an übermäßiger Kälte, noch an allzudrückender Hitze, während das von Nord und Süd offene Nordamerika auch da, wo das Klima für Nordeuropäer noch am zuträglichſten iſt, bei äußerſt ſtrengen Wintern drückend heiße Sommer hat. Dennoch darf hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß die untern Donauländer zuweilen von der orientaliſchen Peſt heimgeſucht werden. Leider hat aber auch Nordamerika ſeine nicht minder furchtbare Peſt, das gelbe Fieber. Und wenn man uns hier den Einwurf macht, daß letzteres, obgleich es ſchon mehr als einmal bis zu den nördlichſten Staaten, bis Boſton vorgedrungen, ſeinen Herd eigentlich doch nur an den

ſüdlichen Küſten, am merikaniſchen Meerbuſen habe, und durch gehörige Maßregeln von den nördlichen Staaten abgehalten werden könne, ſo gilt eben daſſelbe auch von der Peſt in den untern Donauländern. Denn der Heerd dieſer Seuche iſt ebenfalls nicht in letztgenannten Ländern zu ſuchen, ſondern in den ſüdlich vom Balkan gelegenen Ländern, namentlich aber in Aegypten, in den ſumpfigen, ſchlammigen Niederungen des Nils. Von jenen weniger gefährlichen und doch die Geſundheit ſehr untergrabenden Fiebern aber, denen die Bevölkerung auch in den geſunderen nördlichen Staaten von Nordamerika unterworfen iſt, ſcheint der Verfaſſer nichts gehört zu haben; und doch haben nur ſehr wenige deutſche Einwanderer das Glück, von denſelben verſchont zu bleiben.

Was ſodann die Fürſorge von Seiten des Mutterlandes für ſeine auswandernden Söhne ſowohl während ihrer Reiſe als auch in ihren neuen Niederlaſſungen betrifft, ſo gereicht es zu nicht geringem Troſte, daß die Nothwendigkeit derſelben immer deutlicher eingeſehen wird. Nur Schade, daß erſt ſo viele traurige Thatſachen vorausgehen mußten, daß ſo viele unerfahrene Auswanderer theils unterwegs in die Hände habſüchtiger Schiffsmäkler fallen, und noch ehe ſie das Ziel ihrer Reiſe erreichten, aus Mangel an Speiſe und Trinkwaſſer elendiglich verſchmachten, theils, wenn ſie endlich nach überſtandenen Leiden und Entbehrungen aller Art das Land ihrer Hoffnungen erreicht hatten, die Beute betrüglicher Spekulanten werden mußten — bis man allmählig anfing, ſich mit der Frage zu beſchäftigen, wie durch eine wirkſame Ueberwachung der Auswanderung die hier genannten und noch andere Uebel zu verhüten ſeyen. Hierin geht namentlich England allen andern Nationen mit einem rühmlichen Beiſpiele voran. Dort widmet nicht nur die öffentliche Meinung, ſondern auch, wie man aus den erſt neulich wieder vom Kolonialminiſter eingebrachten Bills ſieht, die Regierung ſelbſt dieſer wichtigen Angelegenheit eine lobenswerthe Aufmerkſamkeit. In Deutſchland kam zwar dieſelbe, außer in öffentlichen Blättern, bereits auch in den Ständeverſammlungen einiger kleinen Staaten zur Sprache, wie erſt neuerlich wieder zu Stuttgart und Karlsruhe; hier aber erklärte der wortführende Miniſter, Baden könne in dem Auswanderungsweſen nicht viel thun, es müßte vielmehr ein großer Staat die Sache auffaſſen. Sehr richtig! Nur ein großer Staat kann die Sache auffaſſen. Wie viele große

Staaten haben wir aber in Deutſchland? Wir glauben zwei, die Großmacht des deutſchen Südens und die Großmacht des deutſchen Nordens. Angenommen nun, die deutſche Auswanderung ſollte nach Amerika geleitet werden, wie ſtände es dort mit der Fürſorge und Ueberwachung von Seiten der genannten Mächte? „Durch Verträge," meint der Verfaſſer des oben angeführten Artikels, „durch Verträge ließe ſich dieſe gewiß feſtſtellen." Nun weiß man aber aus Erfahrung, daß Verträge nur von Papier ſind, was wahrlich, nebenbei geſagt, gar manchmal noch ein Glück iſt. Geſetzt alſo, eine der deutſchen Großmächte oder beide würden mit Nordamerika zum Beſten der deutſchen Auswanderer Verträge ſchließen — wo iſt denn die deutſche Flotte, welche die Aufrechthaltung derſelben ſichern könnte? Im Meere? Nein, weder im Meere noch ſonſtwo! Glücklicherweiſe kann aber die deutſche Auswanderung in ſolche Länder geleitet werden, wo ihr eine deutſche Großmacht alle erdenkliche Fürſorge angedeihen laſſen könnte, ohne nur ein einziges Schiff im Meere zu haben. Was das für Länder ſind? Ja nun, das ſind eben wieder unſere Donauländer. Oder könnte dort nicht die hart an ſie anſtoßende Großmacht des deutſchen Südens bei gehöriger Verſtändigung mit der Großmacht des deutſchen Nordens ſo viel Einfluß erlangen, als ſie immer wollte? Und läge dieſer Einfluß nicht im Intereſſe jener Länder ſelbſt, die jetzt, theils von Konſtantinopel her gedrückt, theils von Petersburg her „geſchützt", alle aber von innen heraus durch Rechtloſigkeit und Anarchie zerrüttet, ſchwerlich etwas beſſeres wünſchen können, als Gewißheit über ihre Zukunft und Ordnung, und zu dieſem Zwecke den innigſten Anſchluß an diejenige Macht, an die ſie, wie ſchon oben bemerkt, ſowohl durch den Gang der Geſchichte als durch ihre geographiſche Lage ſo unverkennbar angewieſen ſind?

So viel nun über die Frage, wo deutſche Niederlaſſungen am beſten gedeihen können. Die zweite Frage heißt: Wo können deutſche Niederlaſſungen dem Mutterlande den größtmöglichen Vortheil gewähren?

Haben wir uns ſchon bei Beantwortung der erſten Frage mit voller und, wie wir glauben, nicht unbegründeter Ueberzeugung zu Gunſten der untern Donauländer ausgeſprochen, ſo müſſen wir uns, wenn dieß anders möglich wäre, noch entſchiedener

bei Beantwortung der zweiten für dieſelben erklären. Wenn Kolonien dem Mutterlande nützen ſollen, ſo kann dieß auf doppelte Weiſe geſchehen, entweder, wenn ſie für die Erzeugniſſe deſſelben neue Märkte bilden, oder wenn ſie dazu beitragen, deſſen Macht und Sicherheit zu erhöhen. Nun fragen wir, wo können für Deutſchland beide Zwecke beſſer erreicht werden, als in den Donauländern? Die Hauptſache, worauf es bei beiden Zwecken ankommt, iſt möglichſt unmittelbare, ununterbrochene, leichte Verbindung mit dem Mutterlande. Wohlan, wo ſind alle dieſe Bedingungen vollſtändiger zu erfüllen, als zwiſchen Deutſchland und denjenigen Ländern, mit denen es durch die herrliche Waſſerſtraße der Donau in der leichteſten Verbindung ſteht, die an die Großmacht des deutſchen Südens hart anſtoßen und bereits auf zwei Seiten von derſelben eingefaßt ſind? Man rühmt den Verkehr, der ſich zwiſchen Deutſchland und Nordamerika angeſponnen habe. Ganz gut; aber dieſer Verkehr mit Nordamerika kann fortbeſtehen, kann ſich erweitern, ohne daß eine einzige Seele aus Deutſchland dahin auswandert; denn die Nordamerikaner, gleichviel ob von deutſcher oder engliſcher Herkunft, kaufen eben ihre Waaren da, wo ſie am wohlfeilſten dazu kommen, ſowie andererſeits kein Kaufmann aus Deutſchland, der in Nordamerika Baumwolle oder Taback kaufen will, darauf ſehen wird, ob der Verkäufer von deutſcher Herkunft ſey, oder nicht, ſondern ob ſeine Waare gut und wohlfeil ſey oder nicht. Der Verkehr zwiſchen Deutſchland und den Donauländern hingegen liegt freilich noch in ſeiner Kindheit, aus Gründen, die wir bereits entwickelt haben, theils nämlich wegen der verſchiedenen Zoll- und Mauthanſtalten innerhalb des Stromgebietes der Donau, theils wegen der ſchwankenden, unſichern, drückenden Zuſtände in den untern Donauländera und aller hiermit verbundenen Uebel, als da ſind Trägheit und Armuth einer ohnedieß nur dünnen Bevölkerung, die wenig zu verkaufen hat und daher nur wenig kaufen kann. Man denke ſich aber die Donauſchiffahrt von allen künſtlichen Feſſeln befreit, man denke ſich die Bevölkerung der Donauländer durch Millionen von deutſchen Einwanderern vermehrt, welche die reichen Hülfsquellen derſelben aus dem Boden, wo ſie ſo lange unbenutzt geſchlummert haben, hervorlocken, durch ihre Thätigkeit den übrigen dort wohnenden Völkerſchaften ein zur Nachahmung aufmunterndes Beiſpiel geben und allmählig überallhin

Ordnung und Wohlſtand verbreiten, man denke ſich, wie leicht dies Alles möglich wäre unter dem Schutze der Großmacht des deutſchen Südens: — und dann nenne man uns ein Land, wo die Erzeugniſſe des deutſchen Gewerbfleißes leichteren und beſſeren Abſatz finden könnten, als an den Ufern der Donau und ihrer Nebenflüſſe von Preßburg hinab bis zu den Ufern des ſchwarzen Meeres? Wie leicht überdies ein Anſchluß aller dieſer Länder an das große deutſche Zollſyſtem möglich wäre, während von einem ſolchen Anſchluß deutſcher Niederlaſſungen in Nordamerika oder andern überſeeiſchen Ländern gar keine Rede ſeyn kann, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Kolonien nützen aber dem Mutterlande nicht blos dann, wenn ſie für deſſen Erzeugniſſe neue Märkte bilden, ſondern auch dann, wenn ſie, wie bereits oben erwähnt, unmittelbar zur Erhöhung ſeiner Macht und Sicherheit beitragen. Letzteres iſt natürlich um ſo leichter möglich, je näher ſie mit dem Mutterlande in Verbindung ſtehen. Während nun deutſche Niederlaſſungen in Nordamerika oder andern überſeeiſchen Ländern, auch wenn ſie dort noch ſo gut gedeihen, für das deutſche Mutterland verloren ſind und nur zur Verſtärkung der Macht fremder Staaten beitragen können, ſo würden im Gegentheil deutſche Niederlaſſungen in den untern Donauländern das beſte Mittel ſeyn, um Deutſchland gegen eine Seite hin zu ſchützen, woher ihm gerade die größte Gefahr droht. Die Entwürfe Rußlands auf Konſtantinopel ſind ſchon lange kein Geheimniß mehr, und ſo wenig es ſich auch beeilen mag, dieſelben auszuführen, ſo werden ſie doch von Niemand mehr bezweifelt, der nicht ganz blind oder nicht ganz verſchmitzt iſt. Es iſt mit den Ruſſen, wie mit den Franzoſen; weil man letzteren einen Theil vom Rhein gelaſſen hat, ſo wollen ſie den ganzen; weil man erſtere bis an die Donau vordringen ließ, ſo wollen ſie auch noch den Bosporus. Welch ein Unglück es aber wäre, wenn auch der Bosporus noch in ruſſiſche Hände käme, welch ein Unglück für Europa und namentlich für Deutſchland, ſpringt in die Augen: das ſchwarze Meer wäre dann nicht blos vertragsmäßig, wie jetzt, ſondern thatſächlich ein ruſſiſcher See, ein See, wohin ohne ruſſiſche Erlaubniß weder ein Kriegsſchiff noch ein Handelsſchiff mehr einlaufen könnte, weder aus dem Mittelmeer, noch aus der Donau. Nun wäre

ſchon die Sperre des Bosporus für Deutſchland ein empfindlicherer Schlag, als für alle andern handeltreibenden Nationen; denn er, der Bosporus, iſt ja die einzige Mündung eines deutſchen Stromes, der Donau, in das Mittelmeer. Die Beſitznahme des Bosporus durch die Ruſſen könnte aber nicht geſchehen, ohne daß dieſem Unglück ein noch größeres voranginge. Um Konſtantinopel zu erobern, braucht Rußland allerdings nur ſeine Flotte von Sebaſtopol dahin zu ſchicken; um ſich aber den Beſitz deſſelben zu ſichern, braucht es natürlich auch einen Landweg, und zwar jenen, auf dem es ſchon einmal — und das iſt noch nicht gar lange her — bis Adrianopel vordrang. Durch welche Länder führt aber dieſer Landweg? Antwort: durch die untern Donauländer, durch die Wallachei und Bulgarei, ſodann weiter durch Thrazien. Will ſich alſo Rußland den Beſitz von Konſtantinopel ſichern, ſo muß es ſich vor Allem, wenn es ſonſt auch noch ſo beſcheiden und enthaltſam ſeyn wollte, erſt in den genannten Ländern feſtſetzen. Wirklich ſucht es ſchon ſeit geraumer Zeit, um ſich die Beſitznahme derſelben vorzubereiten und zu erleichtern, die Mehrzahl der dortigen Bevölkerung durch Ausbeutung theils religiöſer, theils nationaler Verwandtſchaft für ſich zu gewinnen. In dieſer Beziehung möchten folgende Geſtändniſſe, welche ein Ruſſenfreund „von der polniſchen Grenze“ unter dem 3. Febr. d. J. in der Allg. Zeitung niedergelegt hat, manche Beherzigung verdienen. Dort heißt es: „Die Südarmee zu vermindern, wird die Regierung ſich wohl hüten, da ſie die in dieſem Augenblick allein wichtige Linie zu bewachen hat. Der mißliche Zuſtand des türkiſchen Staatskörpers, deſſen Siechthum durch ſeine vielen europäiſchen Aerzte höchſtens gefriſtet, nicht aber gänzlich beſeitigt werden kann, iſt zur Zeit Niemanden ein Geheimniß mehr. Weder die energiſchen Heilmittel des verſtorbenen Großherrn, noch der Vertrag von Hunkiar-Skeleſſi und der Hattiſcherif von Gülhane, und die oſtenſible Unterwerfung Mehemed Ali's haben die Pforte neu gekräftigt, ſondern ſie ihrem unausweichlichen Falle nur näher gebracht, der jetzt durch die retrograde Richtung der alttürkiſchen Roßſchweife noch beſchleunigt werden dürfte. Für dieſen Zeitpunkt müſſen die Mächte und muß insbeſondere Rußland, wie freundlich auch zur Zeit ſeine Geſinnungen für den ſchwachen Nachbar ſeyn mögen, gerüſtet ſeyn; denn der Untergang dieſes Staates

droht eine Weltkriſis herbeizuführen. Man hat bereits von Konſpirationen und einer allgemeinen Schilderhebung der Rajas im türkiſchen Reiche geſprochen; mag dieſe immerhin ein bloßes Hirngeſpinnſt ſeyn, die Zahl jener Rajas iſt jedenfalls ſo überwiegend, daß ſie im Entſcheidungsmoment den Ausſchlag geben und dadurch beſtimmen werden, wem die ſchönen Lande zufallen ſollen, die unter der Herrſchaft des Halbmondes ſo tief geſunken ſind. Wer aber mag leugnen, daß vor allen Rußland die Miſſion hat, hier eine natürliche Erbſchaft in Anſpruch zu nehmen, wenn er nur bedenkt, welchen Einfluß die Ruſſen durch die Religionsgleichheit ſowohl in den nördlichen Gebieten der europäiſchen Türkei bis zu den Montenegrinern hinab als in den pontiſchen Diſtrikten von Trebiſonde, Sinope und Ceraſonte ausüben?" So der Ruſſenfreund. Angenommen nun, Rußland ſpreche die „nördlichen Gebiete der europäiſchen Türkei bis zu den Montenegrinern hinab" nicht ſämmtlich als eine „natürliche Erbſchaft" an, angenommen, es gönne bei der bevorſtehenden Auflöſung und Umgeſtaltung des türkiſchen Reiches zwei Provinzen davon, nämlich Serbien und Bosnien, der Großmacht des deutſchen Südens, und begnüge ſich, um ſich den Beſitz von Thrazien und dem thraziſchen Bosporus zu ſichern, ſchon mit der Wallachei und Bulgarei, wie es ſich denn bei der Theilung Polens ebenfalls mit der Beute des Löwen begnügte, ſo wäre dieſe großmüthige Genügſamkeit, d. h. die Beſitznahme von der Wallachei und Bulgarei für Deutſchland ein noch härterer Schlag, als die Eroberung Konſtantinopels ſelbſt. Denn mit jenen beiden Ländern müßten nothwendig auch die Donaumündungen vollends in ruſſiſche Hände fallen. Welch ein Nachtheil dies aber für Deutſchland und das ganze Stromgebiet der Donau ſeyn müßte, wird Jedem einleuchten, der bedenkt, wie wichtig jene Waſſerſtraße, die beſtimmt iſt, das deutſche Meer mit dem ſchwarzen zu verbinden, für den Handel und Verkehr jetzt ſchon iſt, und wie wichtig ſie erſt noch werden muß, wenn jene Verbindung durch die demnächſt bevorſtehende Vermählung der Donau mit dem Rhein hergeſtellt, alle Zollſchranken innerhalb des Donaugebietes gefallen, und die untern Donauländer durch den wohlthätigen Einfluß deutſcher Einwanderer und durch ihren Anſchluß an die obern Donauländer in ein beſſeres Daſeyn werden gerufen ſeyn.

Man glaube ja nicht, daß wir von der Anſicht ausgehen, als meine es Rußland böſe mit Deutſchland. Du lieber Gott! warum ſollte es uns auch böſe ſeyn? Als das polniſche Heldenvolk im Kampf gegen die ruſſiſche Uebermacht aus tauſend Wunden blutete, was thaten da die Deutſchen? Sie blieben hinter dem Ofen und zupften Charpie; und die wenigen, die ſo gerne mitgeblutet hätten, die konnten ſich die Stirne entweder „am Widerſtand der ſtumpfen Welt“ oder an den Gittern ihrer Kerker wund reiben. Als nach dem Falle Warſchau's die Trümmer jenes Heldenvolks, des Vaterlands beraubt, nach Deutſchland kamen, was thaten die Deutſchen? Von den Regierungen und ihren Anhängern, von der großen Maſſe der Gleichgültigen gar nicht zu ſprechen — was thaten da die deutſchen *Polenfreunde*? Sie tranken und ſangen mit ihnen, und nur wenige widmeten ihrem Unglück eine ſtille Thräne. Wenn die ruſſiſche Regierung Maßregeln ergreift, um in Polen die polniſche, in Kurland, Liefland, Eſthland die deutſche Sprache und Nationalität zu unterdrücken, wenn ſie durch eine Sperre den Wohlſtand deutſcher Grenzländer untergärbt, wenn die Bewohner ſolcher Länder den empörendſten Mißhandlungen von Seiten der ruſſiſchen Grenzwächter ausgeſetzt ſind, wenn einzelne ſogar ohne weiters nach Sibirien geſchleppt werden, wenn an der ſchleſiſchen Grenze *auf deutſchem Gebiet* ein unſchuldiges altes Mütterchen von jenſeitigen Grenzwächtern aus Muthwillen oder Dienſteifer *niedergeſchoſſen* wird — o großer Gott! es war ja nur ein armes altes Mütterchen! — wenn Rußland damit umgeht, am Kaukaſus ein freilich noch wenig verfeinertes und verdorbenes, aber tapferes und hochherziges Völklein zu vernichten oder — was noch ſchlimmer — den Ruſſen gleich zu machen; was ſagen denn zu allen dieſen Dingen die Deutſchen, die lieben guten Deutſchen? Sie hören es, erzählen ſich's, trinken Bier und rauchen Tabak dazu. Und *darum* ſollte Rußland böſe mit uns ſeyn? Nein, nein, das wäre gar zu toll! Wenn daher Rußland bereits bis an die Donau vorgedrungen iſt, wenn es *die meiſten und zur Schifffahrt am beſten geeigneten Mündungen* derſelben bereits in Beſitz genommen und zum Theil auch ſchon befeſtigt hat, ſo können wir, ſo gefährlich auch dies Alles für Deutſchland iſt, doch nicht glauben, daß es geſchah, um uns wehe zu thun. Nein, Rußland wollte wahrſcheinlich weiter nichts damit, als einen

Schritt näher gegen Konſtantinopel thun. Wenn früher oder ſpäter eine ruſſiſche Heeresmacht die Donau überſchreiten und ſich der Wallachei und Bulgarei bemächtigen wird, ſo wird dies nicht geſchehen, um Deutſchland zu bedrohen, ein ſo großes Unglück auch für Deutſchland darin läge, ſondern um wiederum einen Schritt näher gegen Konſtantinopel zu rücken. Wenn ſodann Rußland, im Beſitze dieſer beiden Länder und alſo auch ſämmtlicher Donaumündungen, die letzteren ſperren wird — und von Sperren iſt es ja bekanntlich ein großer Liebhaber — oder wenn es ſie auch nicht gänzlich ſperren, ſondern nur mit ſeinen gewöhnlichen Zöllen belegen wird, ſo wird dies gewiß nicht geſchehen, um den deutſchen Handel und Verkehr zu lähmen, und alſo deſſen Macht und Wohlſtand zu untergraben, — obgleich dies Alles die nothwendige Folge von jenen Sperr- und Zollmaßregeln ſeyn müßte — ſondern theils um, angeblich wenigſtens, Rußlands einheimiſcher Induſtrie und Fabrikation aufzuhelfen, theils um ſich neue Finanzquellen zu eröffnen, theils um das große Reich vor fremden Ideen zu behüten. Noch einmal, wenn auch die Abſichten Rußlands für Deutſchland noch ſo gefährlich ſind, ſo glauben wir doch nicht, daß es mit ſeinen Abſichten die Abſicht hat, uns etwas zu Leide zu thun, und bedauern wirklich recht ſehr, daß die ruſſiſchen Abſichten die deutſchen Intereſſen überall vor den Kopf ſtoßen, und daß uns, um die Ausführung derſelben zu verhindern, durchaus nichts anderes übrig bleibt, als ihnen zuvorzukommen. Damals, wo Rußland ſeine Grenzen über den Dnieſter bis zur Donau vorſchob und die Donaumündungen beſetzte, kamen wir ihm nicht zuvor, wir ſchliefen; jetzt fangen wir freilich an, uns die Augen zu reiben, und tröſten uns mit der Möglichkeit eines Kanals von Kerſova nach Koſtendje, um aus der Donau ins ſchwarze Meer gelangen zu können, ohne unter den Kanonen der ruſſiſchen Feſtungswerke vorüberfahren zu müſſen. Dieſer Kanal würde durch das Gebiet der Bulgarei führen. Womit ſollen wir uns aber dann tröſten, wenn es den Ruſſen beliebt, nur noch einen Schritt weiter gegen Konſtantinopel zu thun, und zu dieſem Zwecke auch noch die Bulgarei zu beſetzen? Wollen wir dann etwa auf Luftballons über die ruſſiſchen Beſatzungen hinwegfliegen? Nein, Scherz bei Seite, dort müſſen wir den Ruſſen zuvorkommen. Könnte aber dies wohl auf zweckmäßigere Weiſe geſchehen, als durch Leitung der deutſchen

Auswanderung in die von den Russen zunächst bedrohten Länder, um dort, unter dem Schutze des Mutterlandes, als Bollwerk gegen alles weitere Vordringen des Russenthums zu dienen? Unstreitig ist unter allen Beweggründen, die uns auffordern können, den Strom der deutschen Auswanderung dem Strome der Donau nachzuleiten, dieser letztere der dringendste. Wenigstens sind wir fest überzeugt, diejenige Nation, die in unserer Zeit im Handel und im Kolonisationswesen die gelungensten Fortschritte und bei weitem die größten Erfahrungen gemacht hat, die Engländer nämlich, würden ihre Blicke weder auf Asien noch auf Afrika, weder auf Australien noch Amerika werfen, wenn sie, wie wir, hart an ihrem eigenen Lande Länder hätten, die noch Raum genug für mehrere Millionen Einwanderer darböten, Länder, mit denen ihr eigenes Land durch einen so herrlichen gemeinschaftlichen Strom, wie die Donau, so schön zusammenhienge, Länder, die sammt den Mündungen eines solchen Stromes von einer fremden Macht so augenscheinlich bedroht wären.

Ehe wir aber von dem wichtigen Gegenstand, die Leitung der deutschen Auswanderung betreffend, zu einem andern übergehen, müssen wir im Voraus noch einem Einwurf begegnen, der uns von deutscher Gewissenhaftigkeit, von deutschem Rechtsgefühl gemacht werden könnte. Dieser Einwurf könnte ungefähr so lauten: „Ihr wollt den Ueberfluß deutscher Bevölkerung nach Ungarn, Bosnien, Serbien, nach der Wallachei und Bulgarei leiten; was würdet ihr aber dazu sagen, wenn die Ungarn, Bosnier, Serbier, Wallachen und Bulgaren zu euch nach Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen u. s. w. auswandern wollten?“ Einen solchen Einwurf, wenn er von englischer oder französischer oder russischer Seite herkäme, würden wir natürlich keiner Antwort würdigen. Höchstens würden wir an die Engländer die Gegenfrage stellen: „Habt ihr euch nicht mit Waffengewalt in Ostindien festgesetzt?“ und an die Franzosen: „Seyd ihr nicht mit Waffengewalt in Algier — doch, was sagen wir von Algier? — seyd ihr nicht mit Waffengewalt ins deutsche Elsaß eingedrungen?“ und an die Russen: „Habt ihr nicht Polen, drei deutsche Ostseeprovinzen und so viele andere Länder mit Waffengewalt erobert?“ — Insofern aber jener Einwurf von deutschem Rechtsgefühle gemacht werden sollte, verdient er allerdings eine

Antwort, und dieſe lautet ſo: Sobald ſich die Angehörigen irgend einer andern Nation bei uns in Deutſchland niederlaſſen wollen, ſo ſind ſie uns herzlich willkommen, ſofern ſie nicht als gewaltſame Eroberer zu uns kommen, ſondern als friedliche Einwanderer. Können ſie es uns in den Künſten des Friedens gleich oder zuvor thun, gut, ſo werden ſie gedeihen, und das wird uns freuen; können ſie es nicht, ſo werden ſie zu Grunde gehen, und das wird nicht unſere Schuld ſeyn. Auf ganz dem nämlichen Fuße wünſchen wir aber auch von andern Nationen behandelt zu werden. Wir wünſchen von ihnen keine andern Rechte, als ſolche, die wir ihnen ebenfalls zu gewähren bereit ſind, im gegebenen Falle gegenſeitiges Freizügigkeitsrecht. Und in einem ſolchen Wunſche liegt gewiß nichts Unbilliges oder Ungerechtes. Uebrigens ſind wir überzeugt, die Bewohner der untern Donauländer ſelbſt werden ſich zur Einwanderung deutſcher Anſiedler, welche ihnen den Ueberfluß ihres Bodens abkaufen, eine beſſere Bewirthſchaftung deſſelben lehren, ſeine Erzeugniſſe in ihrem eigenen Lande verarbeiten, und ihnen in allen andern Künſten des Friedens ein der Nachahmung würdiges und dazu einladendes Beiſpiel geben, nur Glück wünſchen. Warum wären denn ſonſt in den engliſchen Kolonien, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Rußland und Polen, wie in Algier die deutſchen Anſiedler vor allen andern geſucht? Warum hätten denn ſonſt gerade diejenigen Regenten Ungarns und Siebenbürgens, die ſich um ihr Land am verdienteſten gemacht haben, deutſche Anſiedler in daſſelbe eingeladen?

Wir kommen nun zur dritten Maßregel, durch welche der Donauverkehr belebt werden könnte. Dieſelbe beſteht, wie ſchon oben angedeutet wurde, in Vorſchiebung des Peſtkordons bis an den Balkan und das ſchwarze Meer.

Die Peſt, von welcher die untern Donauländer zuweilen heimgeſucht werden, iſt allerdings ein Uebel, welches ſowohl den Verkehr mit denſelben ſtören, als auch von der Einwanderung dahin einigermaßen abſchrecken könnte. Es fragt ſich daher, worin die Urſachen dieſes Uebels liegen, und ob nicht der Verbreitung deſſelben durch zweckmäßige Maßregeln vorgebeugt werden könnte. So wenig wir uns nun weder über jene noch dieſe ein Urtheil anmaßen wollen, ſo ſtimmen doch einerſeits die Sachkundigen

darin überein, daß die Urſachen der fraglichen Krankheit hauptſächlich in übermäßiger Hitze, in den ſchädlichen Ausdünſtungen ſumpfiger Gegenden, in Unreinlichkeit, in ſchlechter Nahrung, Kleidung und Wohnung zu ſuchen ſeyen; andererſeits haben die von der Großmacht des deutſchen Südens getroffenen Anſtalten ſeit einer Reihe von Jahren bewieſen, daß dem Ueberhandnehmen jener Krankheit durch zweckmäßige Maßregeln allerdings geſteuert werden könne. Was nun die Urſachen derſelben betrifft, ſo iſt die erſtgenannte, nämlich übermäßige Hitze, die einzige, deren Beſeitigung außerhalb des Bereiches der menſchlichen Kräfte liegt. Nun iſt aber bekannt, daß die Hitze in den untern Donauländern nicht größer iſt, als in Italien oder im ſüdlichen Frankreich; woraus denn folgt, daß dort eben ſo wenig als hier der Heerd der orientaliſchen Peſt zu ſuchen iſt. Was aber die übrigen Urſachen betrifft, nämlich: ſchädliche Ausdünſtungen ſumpfiger Gegenden, Unreinlichkeit, ſchlechte Nahrung, Kleidung und Wohnung, ſo ſind das lauter Uebel, die durch Menſchenkräfte recht wohl zu beſeitigen wären. Sumpfige Gegenden, zumal wenn ſie nicht größer ſind, als die in den untern Donauländern, wo ſie ſich faſt nur in der Wallachei in der Nähe der Donau vorfinden, kann man trocken legen. Noch leichter ſind die andern Uebel zu entfernen, und zwar in den Donauländern am leichteſten durch Einwanderung deutſcher Reinlichkeit, deutſchen Fleißes und deutſcher Ordnungsliebe. Wo letztere Tugenden einheimiſch geworden ſind, wird auch der Wohlſtand nicht lange ausbleiben, und wo dieſer ſich verbreitet, da iſt auch die Möglichkeit gegeben, ſchlechte Nahrung, ſchlechte Kleidung, ſchlechte Wohnung durch beſſere zu erſetzen.

Sind aber auch alle Urſachen der Peſt aus einem Lande entfernt, ſo wäre das Eindringen dieſer Seuche noch immer aus andern Ländern möglich, und zwar in den Donauländern von zwei Seiten her, vom ſchwarzen Meere oder über den Balkan. In dieſer Möglichkeit nun liegt ſowohl für die Donauländer als für ganz Deutſchland die Aufforderung, die von der Großmacht des deutſchen Südens getroffenen und, wenn auch im Einzelnen noch manches zu verbeſſern wäre, doch ſeit einer Reihe von Jahren als bewährt erfundenen Schutzanſtalten bis an den Balkan und das ſchwarze Meer vorzuſchieben.

So viel über die Wichtigkeit der Donau für Deutſchland, über das, was ſie für Deutſchland iſt und was ſie, ſammt ihrem Stromgebiete, für Deutſchland werden könnte. Sollten die von uns empfohlenen Maßregeln Beifall finden, ſo würde nicht nur Deutſchland ſammt dem ganzen Stromgebiet der Donau dabei gewinnen, ſondern dann wäre auch drei andern Ländern, nämlich Polen, Griechenland und Italien, eine treffliche Gelegenheit gegeben, unter den Mächten Europas den ihnen gebührenden Rang einzunehmen. Nur zwei Mächte würden dabei verlieren; nämlich eine, die den Namen einer Macht eigentlich gar nicht mehr verdient, ſondern durch ihre Ohnmacht ohnedies ſchon dem Untergang geweiht iſt; und eine andere, die ſchon lange ganz Europa, namentlich aber Deutſchland durch ihre Uebermacht bedroht; jene würde ihre vor Jahrhunderten gemachte, dieſe ihre gehoffte Beute verlieren. Letztere würde vielleicht allein, vielleicht auch im Bunde mit den Rheinlüſternen Franzoſen zu den Waffen greifen. Was dann zu thun ſey, oder vielmehr, was vorher zu thun ſey? — mit dieſer Frage werden wir uns in einem beſondern Artikel näher beſchäftigen.

Zum Schluſſe nur noch ein Wort an diejenigen, die vielleicht glauben möchten, wir hätten uns die in vorſtehender Abhandlung ausgeſprochenen Anſichten und Wünſche von unſern Nachbarn jenſeits der Vogeſen ins Ohr ſetzen laſſen. Auf Verlangen könnten wir, ſchwarz auf weiß gedruckt, beweiſen, daß wir ſchon ähnliche Anſichten und Wünſche hegten, noch ehe die Franzoſen auf den Einfall geriethen, uns vom Rhein an die Donau zu verweiſen, und daß wir dem Herrn Edgar Quinet und ſeinen Gleichgeſinnten, wenn ſie uns zuriefen: „Eure Zukunft iſt an der Donau, nicht am Rheine!“ mehr als einmal erwiederten: „Unſere Zukunft iſt an der Donau und am Rheine!“

Δ.

Rheinschifffahrt und Rheinhandel.

Ein Ueberblick der Resultate der Rheinschifffahrtsordnung vom 31. März 1831.

In der 16ten Zusatzakte zu den Beschlüssen des Wiener Kongresses ist in Gemäßheit des Art. 5. des ersten Pariser Friedens vom 30ten Mai 1814 der Rhein zu einem freien Handelsstrome erklärt, und die Berechtigung der Uferstaaten in Bezug auf Gesetzgebung, Zollerhebung und Polizeiverwaltung geordnet worden. Nicht die Uferstaaten allein waren es, welche an diesem Pakte Theil nahmen, sondern die mächtigste Handelsmacht, England widmete der Sache die gleiche Aufmerksamkeit, und alle zum Kongreß versammelten Mächte Europa's haben ihn bestätigt. Die Freiheit des Rheinhandels wurde dadurch zu einer europäischen Sache und unter europäische Garantie gestellt: die Ausbildung des Grundsatzes ward einer besonders konstituirten Behörde anvertraut, und ihre Wirksamkeit in allgemeinen Umrissen in der Kongreßakte selbst vorgezeichnet.

Es schien damit ein Ziel erreicht, welchem, nachdem die Fürsten und Völker zum Bewußtseyn der Schädlichkeit der Monopole, der Zwangsrechte und der fiskalischen Vexationen gelangt waren, schon lange entgegen gestrebt worden, und wovon das Verdienst der näheren Bezeichnung den französischen Gesandten am Kongresse zu Rastatt gebührt. Sie hatten Zollfreiheit auf dem Rhein gefordert, und dagegen freie Schifffahrt bis ins Meer, Aufhebung aller Stapelrechte und allen Schifferzunftzwanges bewilligt. Die nächste Zeit begnügte sich mit minderen Zugeständnissen: die Frucht derselben

war die Konvention vom 15. Auguſt 1804 zwiſchen dem Kaiſer von Frankreich und dem Kurerzkanzler, in deren Gemäßheit der Rhein von Straßburg bis zur holländiſchen Grenze als ein gemeinſchaftlicher Strom angeſehen, auf demſelben nur die Erhebung eines einzigen Rhein-Octroy * von höchſtens 1 Frank 33 Cent. ab- und 2 Fr. aufwärts**, ſtatt der bis dahin beſtandenen 32 Rheinzölle geſtattet, und der Stapel zu Mainz und zu Cöln aufgehoben, dagegen der gezwungene Umſchlag in beiden Häfen beibehalten werden ſollte.

Dies war ein Schritt zur Freiheit: der Pariſer Friede, die Wiener Kongreßakte ſollten die ganze Freiheit bringen. Mit freudiger Erwartung blickte Deutſchland, blickte Europa auf die Verſammlung der Abgeordneten der Uferſtaaten, die am 16. Auguſt 1816 in Mainz zuſammentraten, und nach den in Wien ſanktionirten Grundſätzen die Segnungen des freien Verkehrs hervorzurufen beſtimmt waren. Wie wenig die Erwartungen erfüllt wurden, iſt im traurigſten Andenken. Der Fluch, der auf den Verhandlungen des Reichstags ruhte, ſchien auf dieſe Verſammlung vererbt. Statt einer beharrlichen Verfolgung des gemeinſchaftlichen Ziels, ſtatt einer treuen, wechſelſeitigen Förderung wurden Separatintereſſen erſtrebt, die nächſten und klarſten Verhältniſſe wurden in den Bereich der allgemeinen Politik hinübergeſpielt, die natürlichſten Verbindungen durch ſchismatiſche Abſonderungen verleugnet, die Löſung der unbedeutendſten, wie der wichtigſten Fragen, durch diplomatiſche Kunſtgriffe hingehalten, und die beſten Kräfte in beſtändiger Oscillation vergeudet. — Es thut dem deutſchen Herzen wohl, daß Preußen, Bayern und Heſſen auch keinen Augenblick von der Bahn der Ehre, d. h. von der Richtung abgewichen ſind, welche die Verträge eben ſo deutlich, als das Intereſſe der Handelsfreiheit und des deutſchen Vaterlandes vorſchrieben. Die Niederlande, die, ihres Urſprungs uneingedenk, in politiſcher Buhlſchaft mit der Reſtauration in Frankreich, wieder zu vereiteln trachteten, was der Pariſer Frieden und der

---

* In 12 Bureaux; die Erhebung bis zu dem als Maximum angegebenen Satze fand nach Maßgabe der Entfernungen der Bureaux von einander ſtatt.

** Par Quintal = 5 Myriagrammes = 50 Kilogrammes = 1 Centner.

Wiener Kongreß gegeben, und denen es in der That geglückt, das Gut der Freiheit des Rheins den Völkern Europa's aus den Händen zu ringen, hat die Nemesis ereilt; denn niemals hätte Deutschland seine eigene Schöpfung abandonnirt, wie es im Jahre 1830 geschehen, wenn nicht die verletzte Treue in der Auslegung der Verträge den entschiedensten Widerwillen und das allgemeinste Mißtrauen gegen Holland erregt hätten. Aber die Frucht der Machinationen ist geblieben: die Behauptung der niederländischen Regierung, daß sich ihre Souveränitätsrechte ohne die mindeste Beschränkung über das ihre Staaten bespülende Meer selbst dahin erstrecken, wo mit demselben die Gewässer des Rheins zusammenfließen, und daß unter der Benennung des Rheins in der Wiener Kongreßakte nicht der ganze Lauf, nicht alle Arme und nicht alle Ausmündungen dieses Stroms innerhalb der Niederlande ohne Unterschied, sondern nur gewisse, von ihr selbst bezeichnete Arme zu verstehen seyen*, ist zwar nicht anerkannt, aber es ist Alles, was aus derselben herzuleiten war, zugestanden, und sowohl ein Besteuerungsrecht auf die aus dem Rhein in die See, oder aus der See in den Rhein gehenden Waaren eingeräumt, als auch nachgelassen worden, daß von den verschiedenen Armen des Rheins im Niederländischen Gebiete nur die Waal und der Leck den Bestimmungen der Rheinschifffahrtsordnung unterworfen worden.**

---

* Die flagrante Unbilligkeit der Niederländischen Regierung erscheint in der rechten Beleuchtung, wenn man erwägt, daß Napoleon durch Dekret vom 31. Oktober 1810 die Freiheit der Rheinschifffahrt ausgesprochen, und im Jahre 1812 sich aus eigener Bewegung veranlaßt gefunden hatte, die Freiheit der Seefahrt in vollem Umfange zu zugestehen, — daß daher die Niederländische Regierung zur Zeit ihrer Besitznahme den Zustand völliger Freiheit vorgefunden hat. Auch ist es eine bekannte Sache, daß das Comité de navigation auf dem Wiener Kongreß, nachdem es die Freiheit des gesammten Rheins in seiner 6. Sitzung ausgesprochen hatte, in seiner 8ten von dem Niederländischen Bevollmächtigten verleitet wurde, den Leck allein als Fortsetzung des Rheins zu bezeichnen, daß aber diese Täuschung noch zeitig genug entdeckt, und deßhalb in der Schlußredaktion die den Leck betreffende Bestimmung nicht aufgenommen, sondern die freie Schifffahrt für den ganzen Lauf des Rheins bis in das Meer ausgesprochen wurde.

** Uebereinkunft unter den Uferstaaten des Rheins und auf die Schifffahrt

Mit diesem Zugeständniß, wie betrübend der Sieg ungerechter Begehrlichkeit über das gute Recht auch immer ist, war denn auch das einzige Hinderniß hinweggeräumt, um zu der in der Wiener Kongreßakte versprochenen Rheinschifffahrtsordnung zu gelangen, und im Jahre 1831, also 16 Jahre nach der in Wien getroffenen Vereinbarung konnte eine Uebereinkunft der Rheinuferstaaten, und eine auf die Schifffahrt dieses Flusses sich beziehende Ordnung verkündigt werden, welche das Datum vom 31. März trägt, und den 31sten Tag nach der am 16. Juni erfolgten Ratifikations-Auswechslung in Kraft getreten ist. Diese Uebereinkunft wiederholt im 93sten Artikel* fast wörtlich eine Verfügung und Verheißung, welche in dem 16. Artikel der Kongreßakte enthalten war:

„die Centralkommission läßt sich von den Inspektoren Rechnung über ihre Verwaltung ablegen, sie unterstützt sie in ihren Amtsverrichtungen und wachet über die Art, wie sie dieselben ausüben. Sie soll sich zu gleicher Zeit mit Allem beschäftigen, was das Wohl der Schifffahrt und des Handels im Allgemeinen zum Zweck hat, und sie wird am Ende des Jahres einen detaillirten Rapport über den Zustand der Rheinschifffahrt, ihren jährlichen Umtrieb, ihre Fortschritte und Veränderungen, so wie über Alles, was den in- und ausländischen Handel betrifft, bekannt machen."

Zur Oeffentlichkeit sind die Berichte der Centralkommission,

---

dieses Flusses sich beziehende Ordnung, unterzeichnet zu Mainz den 31. März 1831 Eingang. Art. 2 und Art. 4.

* Art. 93. Die Beschäftigung der Centralkommission besteht vorzüglich darin, daß sie über die Art, wie die Bestimmungen der gegenwärtigen Ordnung bis dahin befolgt worden, Erkundigungen einzieht, bei ihren Allerhöchsten und höchsten Kommittenten, in sofern es nöthig oder nützlich seyn mag, neue Bestimmungen in Vorschlag bringt, den betreffenden Behörden die Beschleunigung der Arbeiten empfiehlt, die im Flußbette zur Beschützung des Ufers oder an dem Leinpfade entweder dringend nöthig sind, oder doch zur Beförderung der Schifffahrt mit Vortheil würden vorgenommen werden können, und daß sie den im 16ten Artikel des Wiener Vertrags ihr vorgeschriebenen umständlichen Bericht über den Zustand der Rheinschifffahrt, ihre Fortschritte oder ihre Abnahme, und über die dabei etwa eintretenden Veränderungen entwirft."

wiewohl dieſe in dem Sinne der eben erwähnten Beſtimmungen gelegen haben würde, bisher nicht gelangt. Die hierdurch entſtandene Lücke auszufüllen, ſoweit die Zwecke der Schrift die Ausführlichkeit der Darſtellung nicht einſchränken, iſt die Tendenz dieſes Aufſatzes; und da Alles, was Rheinſchifffahrt und Rheinhandel betrifft, Gegenſtand des allgemeinſten Intereſſes iſt, ſo mag eine größtentheils auf offizielle Nachrichten gegründete Ueberſicht von den Reſultaten der auf dem Rheine endlich begründeten Ordnung für Manche eine willkommene Gabe ſeyn.

Zunächſt wirft ſich die Frage auf:

welche Vortheile dem Handel und der Schifffahrt durch den Vertrag vom Jahre 1831 zugedacht waren?

Es laſſen ſich dieſelben unter 5 Hauptgeſichtspunkte bringen.

1) Es ſollten mit dem Tage des Vollzuges der Uebereinkunft alle Umſchlagsrechte aufhören, mit andern Worten: der ſchiffbare Rhein ſollte von dieſer Zeit an auf- und abwärts eine gemeinſchaftliche freie Handelsſtraße bilden.

Die Freihäfen ſind auf demſelben die Niederlagsplätze der Güter, die Ruhepunkte des freien Verkehrs.

2) Es ſollten die Schiffergilden und Innungen mit den damit verbundenen Privilegien der Schiffer aufgelöst und abgeſchafft werden, um die gezwungenen Rangfahrten in freiwillige, die geſetzlich beſtimmten Frachten in zwiſchen dem Schiffer und dem Verſender freiwillig bedungene zu verwandeln.

3) Bei Aufhebung der Satzungen der Schiffergilden ſollten neue polizeiliche Vorſchriften zur Sicherheit der Schifffahrt und des Handels erlaſſen werden.

4) Es ſollte Gleichförmigkeit eingeführt werden:

a. Bei Entrichtung der Zoll-, Rekognitions-, Krahnen-, Hafen- u. a. Gebühren;

b. bei den Strafbeſtimmungen wegen Uebertretung der Rheinſchifffahrtsordnung durch Zollgerichte erſter und zweiter Inſtanz.

Endlich

5) ſollte eine permanente Aufſicht beſtehen, welche ſowohl über den richtigen Vollzug der Beſtimmungen der Uebereinkunft zu wachen, als zu verhindern hätte, daß an irgend einer Stelle des Rheins dawider gehandelt werde, und zwar durch den jährlichen Zuſammentritt der Rheinſchifffahrts-Centralkommiſſion, und durch

Anſtellung eines Oberinſpektors, ſowie von vier Diſtrikts-Inſpektoren für den in vier Aufſichtsbezirke getheilten Rhein.

Es wird nunmehr darauf ankommen, in wiefern dieſe Verheißungen erfüllt worden ſind.

Der Art. 109 des Vertrags ſetzte den Zeitpunkt des Vollzugs auf den 31ten Tag nach erfolgter Auswechslung der Ratifikationen, und da dieſe zu Mainz am 16. Juni 1831 ſtattfand, ſo war der 17. Juli 1831 der Vollzugtermin.

Mit dieſem Tage wurde auch wirklich der ſchiffbare Rhein freigegeben, die Aufhebung der Umſchlagsrechte ausgeſprochen, die Auflöſung der Schiffergilden bewirkt, und der neue Abgabetarif eingeführt.

Der allgemeine Grundſatz, daß auf dem Rheinſtrom ohne Rückſicht auf das, was in einzelnen Staaten bei der Ein- und Ausfuhr vorgeſchrieben ſeyn mag, die Durchfuhr aller Waaren ohne Unterſchied erlaubt iſt, und daß die Steuergeſetze des Landes nur dann in Wirkſamkeit treten, wenn Waaren mit der Beſtimmung ankommen, im Lande ausgeladen zu werden, oder wenn Waaren von dem Lande zur Ausfuhr an Bord gebracht, aus dem Schiffe ans Ufer, oder von einem Schiffe in ein anderes gelegt werden,* begründete die Nothwendigkeit, die Beſtimmung der Häfen oder Landungsplätze, wo es geſtattet ſeyn ſoll, ein- und auszuladen, den Regierungen der Uferſtaaten zu überlaſſen.

Freihäfen oder Waarenniederlagen.

Nach Artikel 10 der Uebereinkunft hatten gegen die Niederlande die Regierungen der übrigen Uferſtaaten ſich aber auch verbindlich gemacht, Freihäfen zu errichten, in welchen alle aus dem Königreich der Niederlande kommenden, oder zum Transporte dahin beſtimmten Waaren, welche auf Niederländiſchen, oder auf andern den Unterthanen der Rheinuferſtaaten gehörigen Schiffen dorthin gebracht werden, auf längere oder kürzere Zeit in Niederlagen gelagert, und demnächſt zum ferneren Tranſitiren auf dem Rhein oder auf andern inneren ſchiffbaren Verbindungswegen mit der Beſtimmung nach dem Innern von Deutſchland oder nach der Schweiz, durch die Gebiete der Uferſtaaten weiter befördert

* Artik. 37 und 69 der Rheinſchifffahrtsordnung.

werden können, ohne in einem dieser Fälle irgend einer Ausgangs- oder Durchgangsgebühr unterworfen zu seyn. Dagegen sollten dieselben die in den Rheinhäfen allgemein festgesetzten Magazin-, Bohlwerks-, Krahn- und Wagegebühren entrichten müssen, für welche jedoch ein Maximum in der Rheinschifffahrtsordnung * und zwar an Bohlwerksgebühr von 5 Centimes, an Krahngebühr 5 Centimes bei der Abladung und 5 Centimes bei der Einladung, an Wagegebühr 5 Centimes, — alles per Centner, festgesetzt ist. Die Magazingebühr darf den Satz von ½ Centime während des ersten Monats und von ¼ Centime während des folgenden Monats für den Tag und den Centner nicht übersteigen.

In diesen Freihäfen, sowie in allen zum Ein- und Abladen bestimmten Häfen- und Landungsplätzen sind die Regierungen verpflichtet, zum Behufe jeder wünschenswerthen Erleichterung und Beschleunigung der Ein- und Abladungen die nöthigen Einrichtungen zu treffen und im Stande zu erhalten. An jedem Ein- oder Abladeplatz ist für Bestellung einer mit Verwaltung der Hafenpolizei beauftragten Beaufsichtigungskommission gesorgt, und es sind die eben erwähnten Gebühren an Bohlwerk-, Krahn- und Waggeld u. s. w. lediglich zur Bestreitung der Unterhaltungs- und Beaufsichtigungskosten bestimmt.

Die zu Freihäfen für den Rheinhandel konventionsmäßig bezeichneten Städte waren nach Artikel 10. der Uebereinkunft: in Frankreich Straßburg, in Baden Mannheim, in Bayern Speyer, in Hessen Mainz, in Nassau Biebrich und Oberlahnstein, in Preußen Köln und Düsseldorf, jedoch war eine beliebige Vermehrung nachgelassen.

Diesen sind seitdem zugetreten: in Baden Schröckh, Leopoldshafen und Freystädt, in Preußen Koblenz, Duisburg, Wesel und Emmerich. In den Niederlanden sind Dordrecht, Rotterdam, Amsterdam und Utrecht zu Freihäfen bestimmt.

In allen diesen Häfen können die fremden Waaren, während einer längern oder kürzeren Zeit niedergelegt, auf- oder abgeladen, von einem Freihafen zum andern, oder von der Grenze zum Freihafen und von diesem wieder zur Grenze gebracht werden, ohne daß dieselben für diese Niederlagen, für diese Ein- oder

* Art. 69.

Ausfahrt auf jedem der betreffenden Ufergebiete den Zollgeſetzen unterworfen wären.

Dieſe Anſtalten können jedoch in der bezeichneten Art nur in dem Falle für den Handel- und Schifferſtand benutzt werden, wenn mit denſelben die erforderlichen Lagerhäuſer in der Nähe der Ein- und Ausladeplätze verbunden ſind.

In dieſer Beziehung ſind die Regierungen der Uferſtaaten ihren Verpflichtungen, ſowie den Bedürfniſſen und Wünſchen des Handel treibenden Publikums aufs bereitwilligſte entgegen gekommen, und die Rheinhäfen ſind gegenwärtig in aller und jeder Beziehung ſo eingerichtet, daß ſie als Muſter dienen können.

Die franzöſiſche Regierung hat auf die zweckmäßige Einrichtung des Hafens in Straßburg, und auf die Erleichterung des Schifffahrtsverkehrs aus und nach demſelben die größte Sorgfalt verwandt; die ſtädtiſche Behörde iſt in Eifer und in Opfern für den Zweck hinter dem Gouvernement nicht zurück geblieben.

Unter Andern wurde das Kaufhaus vergrößert und die Zahl der Krahnen um zwei vermehrt; der Quai des Kanals dos faux remparts wurde, nachdem er auf der rechten Seite beendigt war, auf dem linken Ufer der Ill fortgeſetzt, und die Waſſerbahn mit Kammerſchleußen verſehen, damit die Schiffe ſtets mit voller Ladung aus der Ill in den Kanal fahren können; es wurde eine neue Kammerſchleuße an den Mühlen gebaut, um den Kanalſchiffen die Fahrt nach dem Kaufhauſe zu erleichtern, und 6 Brücken mit ſteinernen Pfeilern und mit beweglichen Durchläſſen für die Schiffe während der Jahre 1836 und 1838 in der Stadt über die Ill gelegt. — Der Hafen von Straßburg hat von Jahr zu Jahr an Frequenz zugenommen.

Nicht geringen Antheil daran hat die Anlegung eines Kanals, der den Rhein mit der Ill in der Ruprechtsau verbindet. Dieſer Kanal hat im Boden 22 Metres Breite; zwei große Waſſerfänge und Sicherheitsſchleußen mit Ueberbrückung, deren jede 12 Metres Oeffnung hat, befördern den Durchgang der Dampfſchiffe. Dieſer Bau hat an 2 Millionen Franks gekoſtet. Mit dem Marnekanal, der zwiſchen Straßburg und Paris eine Waſſerſtraße eröffnen ſoll, und mit dem Rhein-Rhonekanal ſetzt er den Rhein mit Paris, dem Innern von Frankreich, mit der Schweiz und dem Mittelmeer in ununterbrochene Verbindung.

Die Centnerzahl der nach Straßburg gebrachten Rheingüter, welche im Jahre 1830 nur 9272 war, stieg im Jahr 1839 auf 171,698, und war daher in neun Jahren um 162,426, oder um mehr als das 17fache gewachsen. In den dortigen Hallen kommen gegenwärtig weit über eine Million Centner Güter jährlich zur Behandlung.

In Mannheim hat die badische Regierung mit einem Aufwand von 380,000 fl. einen neuen Hafen erbaut, ein schönes, wahrhaft großartiges Werk. Die Vollendung desselben erfolgte im Jahre 1840. Die Verbindungsschleuße des Rheins mit dem Neckar wurde bereits früher in Gang gesetzt, und schon im Jahre 1839 waren Quai, Krahnen, Schoppen, Magazine und Verwaltungsgebäude vollendet.

Auch in Freistädt und Leopoldshafen sind neue Lagerhäuser, neue Krahnen, neue Uferwerke errichtet, und die alten ausgebessert worden.

Im Freihafen von Speyer befindet sich ein massives Lagerhaus.

In der bayerischen Rheinschanze bei Mannheim bestehen zwei Lagerhäuser mit allen Einrichtungen zum bequemen Ein- und Ausladen.

Dieser Hafen ist seit 1833 als Ladungsplatz erklärt mit der besondern Befugniß, jede Art fremder und inländischer Waaren für eigene Rechnung und Gefahr des Besitzers dieses Etablissements ohne Vergeltung und eben so wie in den Freihäfen niederzulegen.

In Mainz wird der Freihafen durch eine bretterne Abgrenzung und einen Theil des massiv-steinernen unteren Werfts der Stadt gebildet, innerhalb welchem er mit dem im ehemaligen kurfürstlichen Schlosse angebrachten Lagerhause und den Magazinen in Verbindung steht. Es bestehen dort zwei Krahnen und vier Wippen, sowie zwei gedeckte Schoppen, jeder von 150 Fuß Länge und 30 Fuß Breite.

Bingen und Worms sind zwar nicht zu Freihäfen erklärt, gehören aber zu den genehmigten Ein- und Ausladeorten, und verdienen wegen ihrer günstigen Lage und des lebhaften Verkehrs Erwähnung. Es bestehen daselbst nebst den erforderlichen Krahnen und Waganstalten auch zur Niederlage der Waaren geräumige und verschließbare Magazine.

Die naſſauiſchen Freihäfen Biebrich und Oberlahnſtein ſind den Beſtimmungen der Konvention gemäß eingerichtet worden, wie es nach der damals beſtandenen Zolleinrichtung des Herzogthums erforderlich war.

Cleville wurde nachträglich zum Freihafen erklärt, ohne daß dieſe Beſtimmung bis jetzt ins Leben getreten wäre.

In den preußiſchen Häfen Koblenz, Köln, Düſſeldorf und Duisburg befinden ſich den Ladeplätzen nahe liegende, maſſive, geräumige Lagerhäuſer; in Weſel hat die Lokalität nicht geſtattet, das Lagerhaus dem Ladeplatz gleich nahe zu bringen; auch konnte es daſelbſt nur von Holzwerk aufgeführt werden.

Ueber die jetzt beſtehenden Lokalanſtalten zur Bequemlichkeit und Erleichterung der Ladeverrichtungen in jenen Haupthandelsplätzen geben die nachſtehenden Notizen Aufſchluß:

a. in Koblenz befindet ſich oberhalb der Rheinſchiffbrücke ein maſſives Quai in einer Ausdehnung von 150 Fuß, das bis zum Pegelſtande von 21 Fuß waſſerfrei iſt, mit einem maſſiven Krahn; unterhalb der Rheinbrücke iſt 1835 ein maſſives Quai von 270 Fuß Länge fertig geworden.

An der Moſel, unterhalb der Moſelbrücke iſt ein hölzerner Krahn mit einem maſſiven Quai von 250 Fuß Länge vorhanden.

Der Freihafen am Rhein wurde im Jahr 1836 begonnen, 1839 war der Bau des Werftes, ſowie der übrigen dem freien Verkehr gewidmeten Hafenſtrecken, 1840 das damit in Verbindung geſetzte Hauptzollamt vollendet.

b. In Köln wurden mit großem Koſtenaufwande die Quailängen erweitert, die alten ſchwerfälligen maſſiven Krahnen abgebrochen, und unmittelbar an dem Quai ſehr geräumige Hallen errichtet, um die Güter, ſowie ſie aus dem Schiffe kommen, ſogleich unterbringen zu können.

Die Aufführung neuer, ſehr geräumiger Lagerhäuſer wurde 1835 begonnen.

Im Jahre 1838 ward ein neues großes 7ſtöckiges Lagerhaus vollendet, welches zur Aufnahme von mehr als 40,000 Zntr. Stückgüter hinreicht. Der Verladungsplatz oberhalb der Brücke iſt in einer Ausdehnung von 500 Fuß maſſiv und mit eiſernen Krahnen und Hebeanſtalten beſetzt. Derjenige unterhalb der Brücke iſt in

einer Länge von 740 Fuß massiv, von denen 205 Fuß einem alten Bollwerke angehören; auf demselben stehen 4 eiserne Krahnen und drei Hebeanstalten. Außerdem sind und werden noch Abdachungen zu solchen Verladungen angelegt, die der Krahnen nicht bedürfen.

Die Anstalten treten bei einem Pegelstande von beziehungsweise 17, 21 und 22 Fuß unter Wasser. Der Leibstapel, eine 400 Fuß lange und 72 Fuß breite Werftstrecke, ist im Jahre 1839 auf Nr. 21, 4 des Pegels erhöht und in ganzer Ausdehnung gepflastert, auch theilweise durch eiserne Schoppen überdeckt.

In demselben Jahre wurde das Werft unterhalb der Trankgasse in Länge und Breite vergrößert.

c. In Düsseldorf befanden sich 1835 steinerne Werfte von 1446 Fuß Länge und 2 Krahnen; die Erweiterung in einer Ausdehnung von 270 Fuß wurde damals begonnen und vor einigen Jahren vollendet.

Im Jahre 1837 waren alle zur Errichtung des Freihafens erforderliche bauliche Einrichtungen beendigt. Gleich nach der Eröffnung zeigte sich aber die Nothwendigkeit, sie zu vergrößern. Es wird beabsichtigt, den Freihafen mit der Eisenbahn nach Elberfeld in unmittelbare Verbindung zu setzen.

Das Werft für Aus- und Einladungen im freien Verkehr ist 1839 verlängert; auch ist zu den beiden vorhandenen Krahnen ein dritter gekommen. Das Lagerhaus ist geräumig.

d. Die Stadt Duisburg hat in früheren Zeiten am Rhein gelegen, der Strom hat aber eine andere Richtung genommen, so daß die Stadt in der Entfernung einer halben Stunde von der unmittelbaren Verbindung mit demselben abgeschnitten ist. In der Richtung des ehemaligen Strombettes ist, um den Vortheil der Wasserverbindung sich wieder zu verschaffen, ein Kanal von der Stadt bis in den Rhein angelegt und im Jahre 1830 vollendet worden. An dem Hafenbassin desselben befinden sich bei Duisburg

1) ein steinernes Werft in der Ausdehnung von zwei kleinen, oder ein und ein halb großen Schiffslängen. Auf diesem Werfte ist ein eiserner Krahn mit einem Ausladeplatz von 528 Quadratfuß Fläche,

2) ein hölzernes Werft mit einer Wippe, welche zum Einladen der Güter im freien Verkehr dient, mit einem Magazin.

e) In Wesel ist im Jahre 1830 ein massives Werft mit einem Krahn durch die Fluthen fortgerissen worden. Eine ungünstige Lokalität hat die Wiederherstellung lange verhindert; ob sie seitdem möglich geworden, darüber fehlen die Nachrichten. Im Uebrigen hat die Schifffahrt und der Verkehr in diesem Hafen keine erhebliche Störung erfahren.

f. In Emmerich sind vier Krahnen mit zwei massiven Quais am Sicherheitshafen vorhanden. Ein Lagerhaus ward im Jahre 1835 bereits vollendet; am Rheine selbst sind die Ladestellen verbessert. Ob und welche Einrichtungen in den niederländischen Häfen seit 1831 zur Erleichterung des Handels getroffen worden sind, ist nicht bekannt geworden.

Winterhäfen.

Eine gleiche Fürsorge für die Schifffahrt hat sich durch Errichtung von Winterhäfen bethätigt:

Noch im Jahre 1835 gab es nur 8 solcher künstlich angelegten Häfen auf der Rheinstrecke bis zur Niederländischen Grenze: zu Mainz, Rüdesheim, Köln, Düsseldorf, Ruhrort, Duisburg, Wesel und Emmerich, fast sämmtlich von mangelhafter oder unzureichender Beschaffenheit. Was seitdem geschehen, kann als ein erfreuliches Zeichen raschen Fortschritts angesehen werden.

Die Schiffe des hohen Oberrheins in der Strecke zwischen Basel und Straßburg überwintern in den Buchten und Altwassern von Breisach, Weisweil, Otterheim u. s. w.

In Straßburg finden die Straßburger und die badischen Schiffer, welche Güter nach Straßburg bringen, im Innern der Stadt auf der Ill vollkommenen Schutz.

Freistädt gewährt ebenfalls durch seine Lokalität den dort wohnenden Schiffern in seinem Hafen die nöthige Sicherheit.

In Leopoldshafen können Schiffer ohne Gefahr überwintern. Der eigentlich künstlichen Winterhäfen gibt es gegenwärtig auf dem ganzen Rheinstrom 17.

Mannheim ist ein vorzüglicher Winterhafen. Im Jahre 1839 haben ihn 66 Beurt-, Fracht- und Kohlenschiffe mit einer Gesammt-Ladungsfähigkeit von 130,400 Centner, dann ein Dampfschiff und 38 Pontons benutzt; im Jahr 1840, 40 Pontons,

4 Dampfschiffe und 74 Güterschiffe. Die Frequenz des Sicherheitshafens an der Rheinschanze ist nicht bekannt geworden.

Den Winterhafen von Mainz bildet ein 3477 Quadratklafter großes Bassin in ovaler Form, woran ein geräumiger Festungsgraben anstößt, welcher zu der gleichen Bestimmung benutzt werden kann. Solchergestalt ist er geräumig genug, um nicht allein die Brückenschiffe und Pontons der Festung, sondern auch die 17 Rheinmühlen, sowie die größeren und kleineren Handelsfahrzeuge in der Anzahl, wie sie den dasigen Hafen besucht haben, sicher und bequem unterzubringen.

Die Zahl der letztern betrug im Jahr 18$^{39}/_{40}$ 172 von 4800 Ztr. bis 200 Ztr. Ladungsfähigkeit.

In Bingen ist im Jahre 1839 der 2 Jahre vorher begonnene neue Winterhafen vollendet und benutzt worden.

Im Rüdesheimer Hafen haben im Jahre 1839 überwintert

107,214 □	Holländerholz,
801	Böden Tannenholz,
20	Schiffe von 2500 bis 400 Ztr.
223½	Bordstümmel,
31	kleine Fahrzeuge.

Den Winterhafen von Köln benutzten 1841 151 Schiffe (ausschließlich der Nachen).

In Düsseldorf wurde im Jahre 1833 die Erweiterung des Sicherheitshafens vollendet.

Es benutzten ihn außer Schiffbrücke und Pontons im letzten Winter 134 Schiffe, worunter 10 Dampfschiffe.

Die Vollendung der Erweiterung des Sicherheitshafens in Ruhrort wird bei dem großen Umfange des Werks, und wegen des damit verbundenen Schleusenbaues wohl noch bis zum Jahre 1842 anstehen.

Im Jahr 1840 fanden darin Schutz 308 Schiffe, und darunter 5 Dampfschiffe.

Orsoy hat in Folge einer Konzession vom Jahre 1685 einen Sicherheitshafen, der aber versandet war. Er wurde im Jahre 1837 einer anonymen Gesellschaft überlassen und von dieser wieder hergestellt. Bei einer Größe von 2 Magdeburger Morgen 36 Ruthen in der Sohle kann er 30 große und kleine Schiffe aufnehmen.

Im Jahre 1840 betrug die Zahl der darin überwinternden Schiffe 23 (und die Gier- und Fahrpunten).

In dem Duisburger Kanal fanden 1839 60 Schiffe, darunter 5 Dampfschiffe,

im Hafen von Wesel, ausschließlich der Schiffbrücke und Pontons, 1840 88 und

im Hafen zu Emmerich 91, neben den zur Fähranstalt gehörigen Fahrzeugen, Schutz.

Die Gesammtzahl der in den preußischen Rheinschutzhäfen während $18^{39}/_{40}$ überwinternden Schiffe betrug 644, ist aber im Jahre $18^{40}/_{41}$ weit überstiegen worden.

Auf der niederländischen Rheinstrecke sind Sicherheitshäfen zu Arnheim, Nymwegen, Bommel, Thiel und Gorcum; die Einrichtung derselben läßt nichts zu wünschen übrig; indessen werden sie selten benutzt, indem die Schiffer vorziehen, in den Seehäfen zu überwintern, weshalb im Jahre 1839 und 1840 nur einige wenige Kohlenschiffe davon Gebrauch gemacht haben. Im Winter von 1840 auf 1841 waren jedoch 119 Schiffe im Gorcumer Hafen geborgen worden.

Stromarbeiten und Leinpfade.

Nach Art. 4. der Wiener Kongreßakte sollen die Rheinoktroi-Ueberschüsse besonders dazu dienen, die Kosten der Unterhaltung des Flusses zu decken. Eine Uebersicht der Verwendungen auf Stromarbeiten und Leinpfade ist also zugleich eine mittelbare Rechnungsablage, und auch unter diesem Gesichtspunkte würde die in derselben Akte in Aussicht gestellte Veröffentlichung der Jahresberichte der Zentralkommission von Werth gewesen seyn.

Die nachstehenden Notizen können einigen Ersatz bieten; sie enthalten für die Uferstaaten so ehrenvolle Resultate, daß ihre Kundmachung nicht so lange hätte versäumt werden mögen.

Wir beginnen mit Frankreich.

Dieser Staat hat für Unterhaltung des Flußbettes und für Neubauten aufgewandt:

	Francs	Centim.
1831	400,000	—
1832	400,000	—
1833	531,343	67

	Francs	Centim.
1834	420,658	98
1835	398,958	33
1836	400,000	—
1837	400,000	—
1838	563,499	87
1839	571,486	—
1840	600,000	—
in 10 Jahren also . .	4,685,946	85

oder mehr als 468,000 Francs im jährlichen Durchschnitt.

Baden. Die speziellen Notizen fangen mit dem Etatsjahre $18^{35}/_{36}$ an. Es waren verwendet:

	auf gewöhnl. Unterhaltung	für Neubauten	für Leinpfade und Wasserbauten
$18^{35}/_{36}$ . .	115,359 fl. 37 kr.	99,239 fl. 6 kr.	3653 fl. 52 kr.
$18^{36}/_{37}$ . .	87,858 „ 21 „	108,985 „ 15 „	2515 „ 54 „
$18^{37}/_{38}$ . .	110,562 „ — „	121,246 „ 31 „	1792 „ 55 „
	313,780 fl. — kr.	329,524 fl. 52 kr.	7962 fl. 41 kr.

Im dreijährigen Durchschnitt also:

auf gewöhnliche Unterhaltung	104,593 fl. 20 kr.
für Neubauten	109,841 „ 37 „
„ Leinpfade und Wasserbauten	2,654 „ 14 „

Die Nachweisung der Verwendungen im Jahre 1838 fehlt; dagegen wurden im Jahre 1839 für Neubauten und Unterhaltung 887,977 Francs = 414,389 fl. 16 kr., und im Jahre 1840 600,304 Francs = 281,401 fl. 24 kr. verausgabt.

Auch über die Verwendungen von 1831 — 1834 mangeln, wie schon erwähnt, die nähern Angaben; doch wird behauptet, daß sie nicht unter derjenigen Summe geblieben seyen, welche Frankreich in der gleichen Periode verausgabt hat. Man wird daher der Wahrheit nahe kommen, wenn man den Durchschnitt der Jahre 1834—1837 als die jährliche Bedarfssumme auch für die Zeit von 1831—1834 ansieht.

Unter dieser Voraussetzung beträgt die ganze in 10 Jahren im Großherzogthum auf den Rheinstrom verwendete Summe 2,432,500 fl., was sich im Durchschnitt auf 243,250 fl. per Jahr berechnet. Dabei sind jedoch die Kosten der Errichtung des

Freihafens zu Mannheim à 380,000 fl., sowie des Rheinhafens zu Leopoldshafen à 16,168 fl. außer Anschlag geblieben.

Bayern. Bei allen neuen Uferbauten an dem bayerischen Ufer wird der Leinpfad in der gesetzlichen Breite von 8 Metres gleichzeitig mit den Bauanlagen vollständig regulirt, und zum Schutze des angrenzenden Privateigenthums, sowie zur möglichen Befestigung der Schiffe an allen Uferstellen bei eintretenden Unglücksfällen, mit hochstämmigen Pappeln in Abständen von 10 Metres bepflanzt; diese Baumpflanzungen gedeihen bereits auf bedeutenden Flußstrecken. Zur Beseitigung aller vorzugsweise aus dem Oberrhein abtreibenden Baumstämme und Wurzelstücke ist in den jährlichen Budjets für Wasserbau eine ständige Position von 900 fl. vorgesehen.

Im Ganzen wurden, die Kosten für Durchstiche abgerechnet, für die Flußbauwerke an dem bayerischen Rheinufer von der französischen bis zur hessischen Grenze folgende Summen verwendet:

In den Jahrgängen.	Für Uferbauten.		Zur neue Ziehwege u. ihre gewöhnliche Unterhaltung.		Für Flußbettraumung auf die halbe Strombreite.		Summe.	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
18$^{31}/_{35}$	361,734	28	8,660	12	3,061	26	373,456	6
1836	42,351	54½	2,439	57½	453	49	45,245	41
1837	37,000	52½	980	9	650	—	38,631	1½
1838	25,004	22	288	40	1,375	16	26,668	18
1839	65,660	36	794	47	610	49	67,066	12
1840	84,081	20	1,029	36	610	49	85,721	45
Zusammen	615,833	33	14,193	21½	6,762	9	636,789	3½

oder im 10jährigen Durchschnitte über 63,600 fl. Dankbar wird von dem Schifferstand die Sorgfalt anerkannt, mit welcher die Bayerische Regierung in dem Jahre 1837 und früher von der Lauter abwärts die Entfernung der versandeten Baumstürze oder sogenannten Stöcke aus dem Fahrwasser sich hat angelegen seyn lassen. Dadurch ist auf dieser Strecke das bedeutendste und gefährlichste Schifffahrtshinderniß auf dem Oberrhein zum größten Theile beseitigt worden.

In Hessen ist durch die Ausführung der Leinpfade und Wasserbauten folgender Kostenaufwand verursacht worden:

1831 . .	35,832 fl. 21 kr.	1836 . .	34,661 fl. 46 kr.
1832 . .	28,742 „ 42½ „	1837 . .	53,192 „ 52 „
1833 . .	11,530 „ 26 „	1838 . .	69,152 „ 21 „
1834 . .	25,432 „ 44 „	1839 . .	33,791 „ 25 „
1835 . .	53,989 „ 29 „	1840 . .	39,959 „ 48 „

Zusammen: 386,285 fl. 54½ kr.

oder im zehnjährigen Durchschnitte 38,600 fl.

Nassau. Nur von den Jahren 1838, 1839 und 1840 liegen die Verwendungsnachweise vor:

Sie betrugen 1838 . . . 53,136 fl. — kr.
1839 . . . 44,467 „ — „
1840 . . . 45,221 „ 24 „

Inzwischen sind die in diesem Lande ausgeführten Strom- und Uferarbeiten nicht nach dem nachgewiesenen Aufwande zu bemessen. Ein Theil der Leinpfade ist dort von den Gemeinden zu unterhalten, die im Jahr 1840 zu diesem Zweck ungefähr 10,000 fl. beigesteuert haben. Der Straßenbau von St. Goarshausen bis Caub, welcher unter der Ausgabe für Rheinuferzwecke nicht figurirt, erfüllt doch zugleich die Bestimmung eines Leinpfades auf dem rechten Ufer. Er wurde 1832 begonnen und 1840 vollendet; in diesem Jahre konnten schon größere Schiffe mit einem Vorspann von 8 und mehreren Pferden denselben benutzen. Durch diese Anlage ist der Rhein von Koblenz bis Caub auf beiden Seiten mit vortrefflichen Leinpfaden versehen, was für die Bergschifffahrt von wesentlichem Nutzen ist, indem der Schiffer je nach den Umständen den einen oder den andern dieser Leinpfade wählen kann.

Nicht minder wichtige und zum Theil kostbare Stromarbeiten waren bei Oberwesel die Sprengung der der Schifffahrt und Flößerei gefährlichen Bodenley, sowie der Pfonnenstielerley,* die Errichtung einer trockenen, mehrere 1000 Fuß langen Mauer an dem Leinpfade zu Caub, und die breitere Anlage des Leinpfads längs des Bingerlochs.

In Preußen sind auf Strombauten von 1831—1835 einschließlich verwendet worden . . 420,911 Rthlr. — Sgr. — Pf.

1836 und 1837 . . 220,000 „ — „ — „
1838 . . 93,214 „ 12 „ 11 „

* Namen zweier Felsbänke im Rhein.

1839 . .	128,249 Rthlr.	20 Sgr.	— Pf.
1840 . .	137,898 „	23 „	6 „
in 10 Jahren alſo .	1,000,273 Rthlr.	26 Sgr.	5 Pf.

was im Durchſchnitt ſich auf etwas mehr als 100,000 Rthlr. jährlich berechnet.

Dieſer Aufwand iſt für Leinpfade, Stromwerke, Häfen, Austiefungen und Erweiterungen, Wegſprengen gefährlicher Felſen u. dergl. gemacht, und es ſind damit Arbeiten von nicht geringer Wichtigkeit ausgeführt worden. Dahin gehören die Arbeiten zur Erweiterung des Schiffweges durch das Bingerloch, welche ungeachtet hohen Waſſerſtandes und ungünſtigen Einfluſſes der Jahreszeit, ohne Unterbrechung der Schiffahrt in einem 24 Fuß breiten Kanal ausgeführt worden. Es wurden 370 Bohrlöcher zur Geſammtlänge von 822 Fuß angelegt, und über 4000 Kubikfuß Steine geſprengt. — Dadurch wurde ein Koſtenaufwand von mehr als 10,000 Rthlr. veranlaßt, der bei einer minder ſorgfältigen und gewandten Leitung leicht auf das Doppelte hätte ſteigen können. Der Erfolg war, daß die Durchfahrt bei Bingen in ihrer ganzen Breite diejenige Tiefe erhalten hat, welche man früher nur im Bingerloche und auf dem ehemaligen Lochſtein fand.

Am Kaſſelberge, unterhalb Mühlheim, war eine die ganze Strombreite einnehmende Bank, weil ſie nur eine flache und enge Rinne enthielt, der Fahrt großer und ſchwer beladener Schiffe äußerſt hinderlich. In den Jahren $18^{37}/_{38}$ wurden 13,000 Rthlr. verwandt, die Fahrbahn angemeſſen zu erweitern und dieſelbe bis auf 2 Fuß unter dem Nullpunkte des Pegels zu vertiefen. Zu gleicher Zeit wurden in Verbindung damit Verengerungswerke angelegt, um die Kraft des Stromes zu vermehren und den Waſſerſtand zum Beſten der Schiffahrt zu erhöhen.

Eine der wichtigſten Strombauten iſt die bei Weſel ausgeführte. Es hatte nämlich der linke Stromarm bei Weſel, Büdericher Kanal genannt, nach und nach den größten Theil des Stromes aufgenommen, ſo daß der früher allgemein zum Schiffsweg dienende rechte Arm mehr und mehr verſandete. Bei weiteren Fortſchritten dieſer Art war zu beſorgen, daß die Vertheidigungsfähigkeit der Feſtung Weſel geſchwächt, die Stadt Weſel für die Rhein- und Schiffahrt unzugänglich und der Uebergang aus der Lippe in den Rhein unmöglich werden würde.

Um diesem Uebelstande zeitig entgegen zu wirken, ist von der obern Spitze der Büdericher Insel nach dem linken Ufer eine Senklage durch den Strom gebaut worden, fest genug, um die Kraft des Stromes zu brechen und sie wieder in den rechten Stromarm einzuleiten. Zugleich wurden in letzterem Austiefungsarbeiten angeordnet, um der Wirkung des Stroms zu Hülfe zu kommen und desto eher eine bequeme Fahrtiefe zu erhalten.

Dieses mit einem Kostenaufwande von 40,000 Rthlrn ausgeführte Werk kann man als völlig gelungen ansehen.

Niederlande. Die niederländische Regierung hat die den Rheinuferstaaten obliegende Verpflichtung* der Unterhaltung der Leinpfade, sowie der Hinwegräumung aller im Strombette vorkommenden Hindernisse der Schifffahrt auf eigene Kosten, es mögen dieselben durch Kunstanlagen veranlaßt oder natürliche seyn, nur in Beziehung auf die Waal übernommen**, wiewohl der Leck ebenfalls als Fortsetzung des Rheins von ihr anerkannt, und die Anwendung der Bestimmungen der Rheinschifffahrtsordnung auf diesen Stromarm von ihr eingeräumt worden ist.***

Demungeachtet legt der schlechte Zustand der Leinpfade an der Waal, und der gänzliche Mangel daran, wo das Ufer nicht Staatseigenthum ist, der Schifffahrt große Hindernisse in den Weg; die holländischen Schiffe, welche größtentheils nur mit Segeln fahren, und deren Bau auch dazu eingerichtet ist, empfinden diesen Nachtheil weniger als die deutschen. Die deutschen Schiffer müssen ihre Leinpferde oft an einem Tage 6—7mal übersetzen lassen, was mit großem Zeitverluste und Kosten verknüpft ist.

Statt der mangelnden Leinpfade auf der Waal und zur Erzielung größerer Schnelligkeit in der Fahrt hat die niederländische Regierung eine Bugsiranstalt mittelst Dampfschiffen organisirt, welche ihren Dienst indessen nicht auf die Waal allein beschränkt, sondern auch auf die Strecke zwischen Rotterdam und Gorcum ausdehnt. Für die Unterhaltung der Bugsiranstalt auf der Waal sind, da der Schleppzehn dazu nicht ausreicht, seit der Errichtung derselben bis und mit 1837 aus der Staatskasse 577,000 Gulden

---

* Artikel 67.

** Artikel 67 am Ende.

*** Artikel 2.

zugeschossen worden. Wieviel der Zuschuß seit 1837 betragen hat, ist nicht zu ermitteln: vermuthlich ist derselbe nicht vermindert worden, indem es feststeht, daß die Abonnements und die Zahlungen der nicht abonnirten Schiffer die Kosten bei weitem nicht decken konnten. Man wird daher der Wirklichkeit nahe kommen, wenn man die jährlichen Zuschüsse auf mindestens 100,000 Gulden veranschlagt.

Für andere Stromarbeiten zur Instandhaltung der gehörigen Wasservertheilung und Leitung und der Fahrbarkeit von Waal und Leck, sowie für die Anlegung von neuen Bauten, sind jährlich über 100,000 Gulden verwendet worden.

Der Durchschnitt der jährlichen Verwendung auf Strombauten und Leinpfade (oder was demselben gleich zu achten) auf dem schiffbaren Rhein bis zum Meere, stellt sich nach diesen Angaben in runden Summen:

Frankreich	468,000 Frs. =	218,000 fl.
Baden		243,250 „
Bayern		63,600 „
Hessen		38,600 „
Nassau		44,000 „
Preußen	100,060 Rthlr. =	175,000 „
Niederlande		200,000 „
auf		983,450 fl.

und wird in manchen Jahren eine Million erreichen oder übersteigen. Dabei sind aber sehr wichtige und kostbare Korrektionsarbeiten ganz unberücksichtigt geblieben: es sind dies die Durchstiche, welche zum großen Vortheile der Schifffahrt von Baden und Frankreich, so wie von Baden und Bayern gemeinschaftlich, und von Hessen allein ausgeführt worden sind.

Die Länge der von Baden und Frankreich und von Baden und Bayern gemeinschaftlich ausgeführten Durchstiche beträgt 35,160 Metres, dagegen die Länge des alten Rheinlaufes auf den rektifizirten Stellen 81,670 Metres. Es wurde durch diese Rektifikation für die Schifffahrt eine Strecke gewonnen von 46,510 Metres, oder die Fahrstraße um 10½ Stunden abgekürzt.

Die hessische Regierung hat den Durchstich im Geyer mit einem Kostenaufwande von 197,741 fl. bewirkt. Arbeit und

Resultat waren so großartig, daß es der Mühe lohnt, dieses Unternehmen näher ins Auge zu fassen.

Oberhalb der Stadt Oppenheim bildet der Lauf des Rheins eine Insel von etwa 3 Stunden Umfang, der Kühkopf genannt, welche zur Beförderung der Schifffahrt an ihrem Halse durch einen oberhalb der Geyerinsel anfangenden Kanal von dem festen Lande abgeschnitten wurde. Die Ausführung dieses Baues erfolgte in den Jahren 1828 und 1829.

Der Kanal hat eine Länge von 1350 hessischen Klaftern.* Die jetzige mittlere Breite besteht in 531$^{1}/_{10}$ Fuß.

Es wurden dadurch die Kosten für den Transport eines mit 4 Pferden bespannten Segelschiffes von Oppenheim bis Worms um 17 fl. per Fahrt, und zu Thal um 14 fl. vermindert. Noch wichtiger ist die Zeitersparniß, welche dadurch verschafft wurde,

a. den Segelschiffen

zu Berg 6¼ Stunden, und es kommen solche in einem Tage von Oppenheim, statt sonst nur bis Gernsheim, jetzt bis Worms;

zu Thal 2⅔ Stunden, und sie kommen in einem Tage von Mannheim jetzt bis Mainz, vorher nur bis Oppenheim;

b. den Dampfschiffen

zu Berg von 1¼ Stunden,

zu Thal von ⅓ Stunde.

Rheinzollämter und Tarif.

Die Rheinschifffahrtsordnung enthält selbst den Tarif über die von dem Punkte, wo der Rhein schiffbar wird, bis nach Krimpen oder Gorcum, mit Inbegriff des Lecks und der Waal und umgekehrt, zu erhebenden Schifffahrtsabgaben.

Diese bestehen:

in einer Schifffahrtsgebühr für jedes Schiff, dessen Ladungsfähigkeit auf 50 Zentner und darüber steigt, und

in einem Zoll von der Ladung nach ihrem Zentnergewichte.

Die Schiffsgebühr** ist nach der Ladungsfähigkeit bemessen, feststehend, und wird auf den Grund der Aichungsmanifeste, welche

---

* Ein hessisches Klafter = 10 Fuß, 1 Fuß = ⅓ Metre.

** Auch Rekognitionsgeld genannt.

der Schiffspatron oder Führer bei ſich haben muß, an jeder Erhebungsſtätte entrichtet; der Rheinzoll wird nach Zentnerladung und nach den Entfernungen an jeder Zollſtelle erhoben, und trifft in der Regel alle Güter ohne Unterſchied; jedoch iſt für namentlich beſtimmte Handelsgegenſtände, deren Volumen größer als der Werth, oder für welche eine beſondere Verkehrsbegünſtigung nothwendig erachtet werden, der Tarifſatz auf ¼, auf 1/20, oder wie beim Holze, auf einen feſten Zentnerſatz per Kubikmetre ermäßigt, oder auf die Abgabe des doppelten der Schiffsgebühr ohne Rückſicht auf den Inhalt der Ladung feſtgeſetzt, oder es iſt auch alle Abgabe erlaſſen, wenn das Quantum des begünſtigten Artikels nicht 50 Ztr. Ladung überſteigt, und dieſe allein den Transportgegenſtand ausmachen.*

Zur Erhebung dieſer Abgaben ſind nach Art. 15. a. a. O. folgende Zollſtellen beſtimmt:

für die Fahrt abwärts:

Breiſach, bei Straßburg an der großen Rheinbrücke, Neuburg, Mannheim, Mainz, Caub, Koblenz, Andernach, Linz, Köln, Düſſeldorf, Ruhrort, Weſel, Lobith, Vreeswyck und Thiel;

für die Fahrt aufwärts:

Gorkum, Thiel, Krimpen, Vreeswyck, Emmerich, Weſel, Ruhrort, Düſſeldorf, Köln, Linz, Andernach, Koblenz, Caub, Mainz, Mannheim, Neuburg, bei Straßburg an der großen Rheinbrücke und Breiſach.

Da die Uebereinkunft von 1831 den Tarif nach den Uferlängen vertheilen mußte, ſo war die Folge davon, daß die früheren Tarifſätze auf dem Oberrhein erhöht worden, während ſie auf dem Mittelrhein ungefähr die nämlichen blieben, dagegen aber auf dem Niederrhein vermindert worden ſind.

Eine Vergleichung der Tarifſätze nach der konventionsmäßigen Vertheilung von 1804, mit jenen, welche durch den neuen Traktat

---

* Das droit fixe von 13⅓ Cents niederländiſchen Geldes für den Zentner bei der Berg-, und von 9 Cents für den Zentner bei der Thalfahrt, welches die niederländiſche Regierung von Waaren erhebt, die aus der offenen See eingehen, um über Lobith nach Deutſchland, Frankreich, der Schweiz oder weiter geführt zu werden, oder von ſolchen, die daher kommen und in die offene See ausgeführt werden ſollen, iſt hierunter nicht begriffen. Art. 4. der Uebereinkunft.

im Verhältniß der Ausdehnung der Uferlängen aufgestellt worden sind, wird dies anschaulich machen.

	Tarife.						Vermehrung.		Verminderung.	
	von 1804.			von 1831.						
	Frc.	Cent.	Mill.	Frc.	Cent.	Mill.	Cent.	Mill.	Cent.	Mill.
zu Thal.										
Für die Strecke zwischen Straßburg und Mainz	—	26	6	—	56	—	29	4	—	—
Für die Strecke zwischen Mainz und Köln	—	35	8	—	40	—	4	2	—	—
Für die Strecke zwischen Köln und der Grenze von Holland	—	70	6	—	37	—	—	—	33	6
Totalsumme . . .	1	33	—	1	33	—	33	6	33	6
zu Berg.										
Für die Strecke zwischen Holland und Köln	1	06	—	—	55	—	—	—	51	—
Für die Strecke zwischen Köln und Mainz	—	54	—	—	60	—	6	—	—	—
Für die Strecke zwischen Mainz und Straßburg	—	40	—	—	85	—	45	—	—	—
Totalsumme . . .	2	—	—	2	—	—	51	—	51	—

Diese neue Vertheilung konnte jedoch keinen Einfluß auf diejenigen Transporte haben, welche die ganze Rheinstrecke durchlaufen; dagegen erleichterte oder belästigte sie die Versendungen für die Zwischenorte, je nachdem es gerade die Abfahrts- oder die Bestimmungsorte mit sich brachten, mit andern Worten: diese neue Vertheilung hat den früheren Waarenabsatz zu Gunsten der einen in Vortheil, für andere in Nachtheil gebracht.

Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen.

Die Tarifminderung hat für alle jene aus den Niederlanden kommende Kolonialwaarentransporte günstig gewirkt, welche zu Berg die ganze Strecke bis Mannheim durchlaufen, während die aus Frankreich kommenden Kolonialwaarentransporte für die ganze Strecke bis Köln höher besteuert worden, als sie es früher waren.

Die Holzflößen, welche aus dem Main nach den Niederlanden gehen, sind weniger besteuert worden, während alle aus der Kinzig und vom Oberrhein kommenden im Allgemeinen in ein

weit ungünſtigeres Abgabeverhältniß verſetzt wurden, als jenes war, worin ſie ſich vor dem Jahre 1831 befunden haben.

Andererſeits hat es ſich ergeben, daß die Schifffahrt auf dem belebteſten Stromtheile, nämlich auf dem Niederrhein, geringer beſteuert worden iſt, als auf dem minder frequenten Oberrhein, daß alſo die Tarifminderung der größeren Transportmaſſe zu gute gekommen iſt, während umgekehrt die auf den Oberrhein gefallene Tariferhöhung nur einen verhältnißmäßig weit geringern Ertrag liefern konnte.

In Berückſichtigung der Wirkungen im Ganzen leidet es keinen Zweifel, daß wenn auch die neue Tarifvertheilung dem Handelszuge rheinaufwärts beſonders günſtig geweſen iſt, ſie nicht weniger von weſentlichem Nutzen für die Maſſe der Konſumenten an den Rheinufern war.

Um endlich nach nicht zu beſtreitenden Thatſachen über die Richtigkeit dieſer Bemerkungen zu urtheilen, und mit einem Blicke die Vortheile und Erleichterungen zu überſehen, welche der Vertrag von 1831 hervorgebracht hat, wird es hinreichen, die Rheinoctroirevenüen während des Jahres 1828 (einer Zeit, wo das Syſtem der Konvention von 1804 in ſeinem ganzen Umfange beſtanden hat) mit dem Ertrage zu vergleichen, welchen der Tarif von 1831 in dem nämlichen Jahre ergeben haben würde, und dieſer Ueberſicht dann die wirklichen Einnahmen von 1835 entgegen zu ſtellen.

In	In dem Jahre 1828 iſt nach dem Tarif von 1804 eingenommen worden.	Mit dem Tarif von 1831 würde eingenommen worden ſeyn.	Während 1835 iſt wirklich eingenommen worden.	
	Franck.	Franck.	Franck.	Centimes.
Neuburg	56,771	122,793	106,371	98
Mannheim	90,541	187,399	Die Notizen fehlen.	
Mainz	197,352	320,839	194,997	14
Caub	196,066	215,060	274,468	35
Koblenz (zu Berg) . .	—	125,856	—	—
Totalſumme . .	540,730	971,977	575,837	47
In den königl. preuß. Erhebungsämtern . .	2,225,540	1,313,211	1,041,963	54
Im Ganzen . .	2,766,270	2,285,188	1,617,801	01

In dem Jahre 1828 würde also der neue Tarif von 1831 auf dem Ober- und Mittelrhein 413,247 Francs mehr und auf dem Niederrhein 912,329 Francs weniger eingebracht haben.

In jedem Falle hätte daher der Handel im Allgemeinen eine Summe von 500,000 Francs weniger zu tragen gehabt, und daher 20 pCt. im Verhältnisse zu den frühern Rheinoctroigebühren gewonnen. Da sich aber im Jahr 1835 die Einnahme auf dem Rhein noch geringer herausgestellt hat, so ist damit auf eine bedeutende Minderung der Abgaben zum Vortheile des Handels und zum Nachtheile des Fiskus der Uferstaaten hingedeutet.*

Wendet man gegen die Annahme dieses Erklärungsgrundes einer so beträchtlichen Minderung der Einnahme im Jahre 1835 ein, daß vielleicht die Frequenz gegen früher verringert sey, so ergibt sich gerade das Gegentheil aus der aufgestellten Berechnung.

Die Verminderung der Einnahmen, welche in Vergleich mit dem Jahre 1828 stattgefunden hat, beruht daher auf andern Ursachen.

Die Konvention vom Jahr 1804 ging nicht, wie die auf die Wiener Kongreßakte gegründete Uebereinkunft vom Jahr 1831 von dem Grundsatze aus, daß der Tarif ohne Rücksicht auf die mehr oder minder großen Schwierigkeiten auf den drei Stromabtheilungen auf gleichmäßige Weise vertheilt werden müsse. Es war daher mit Grund zu befürchten, daß die eben so kostspielige, als durch natürliche Stromhindernisse erschwerte Schifffahrt auf den Oberrhein durch die Erhöhung des Tarifs auf mehr als die Hälfte der früheren Sätze noch mehr gehemmt werden, und der Waarenzug sich im entsprechenden Grade vermindern würde.

Um diesem Uebelstande zu begegnen, wurden zwei Auskunftsmittel vorgeschlagen, und zwar von den Uferstaaten des Nieder- und Mittelrheins,

„eine unmittelbare Ermäßigung des Tarifs des Oberrheins eintreten zu lassen,"

---

* Rechnet man ohne Berücksichtigung der Mannheimer Einnahme, weil die Notizen pro 1835 fehlen, so wären die Totalzahlen 2,675,729 Fr., — 1,617,801 Fr. 1 Cents.

Die Verminderung betrug also 1,057,928 Fr. oder beinahe 43 pCt. (ohne Mannheim.)

von den Uferſtaaten des Oberrheins dagegen,

„die Kategorien der in den Ausnahmen des Tarifs begriffenen Waaren noch durch weitere zu vermehren."

Das eine und das andere Mittel iſt verſucht worden und der Erfolg hat den Erwartungen entſprochen, indem die Schifffahrt auf dem Oberrhein von Jahr zu Jahr zugenommen hat, was den Beweis liefert, daß die Höhe des Tarifs derſelben nicht mehr hinderlich war.

Die Centralkommiſſion brachte nämlich die Ermäßigung von Gebühren für gewiſſe Waaren in Vorſchlag, während zu gleicher Zeit eine ganze Strecke des Oberrheins von der Entrichtung jeder Octroigebühr befreit ward.

Es wurde demnach vermittelſt einer neuen Faſſung des Tarifs eine nicht geringe Anzahl von Gegenſtänden aus der Klaſſe der ganzen Gebühr in jene der Quart, des Zwanzigſtels und der doppelten Rekognitionsgebühr herabgeſetzt.

Die von den Uferſtaaten des Mittel- und Niederrheins in Vorſchlag gebrachte Ermäßigung des Tarifs, wurde in der Art verwirklicht, daß alle Transporte auf der Strecke zwiſchen der Lauter und der großen Rheinbrücke bei Straßburg von Entrichtung des Rheinoctroi gänzlich befreit wurden, ſie mögen nun nach Freiſtätt und Straßburg beſtimmt ſeyn, oder von daher kommen. Dieſe Befreiung hat eine Tarifminderung für die Schifffahrt zur Folge, welche zu Thal $14^{77}/_{100}$ Centimes, zur Berg $22^{77}/_{100}$ Centimes pr. Centner beträgt.

Da die erwähnte Herabſetzung allen Flaggen ohne Unterſchied zu gut kommt, ſo liegt am Tage, daß von Gütern, welche die ganze Stromſtrecke bis zu dieſen beiden Häfen durchſchifft haben, und nicht minder von jenen, welche von da abfahren und ihre Beſtimmung nach Köln haben, oder welche von dieſer Stadt daſelbſt ankommen, jetzt weniger zu zahlen iſt, als nach dem alten Konventionstarif von 1804.

Während alſo die frühere, hauptſächlich auf den Oberrhein bezügliche Einwendung gegen den neuen Tarif für die unterhalb Mainz gelegenen Uferſtaaten verſchwunden iſt, iſt es klar, daß Frankreich und Baden allein den Ausfall tragen, der zum Beſten des Handels im Allgemeinen aus der Minderung des Octroi entſteht.

Nicht minder erheblich ſind die Ermunterungen, welche die

Zollvereinsstaaten dem Güterverkehr zugestanden haben, indem sie den Transport ihrer inländischen Erzeugnisse ganz oder theilweise frei gaben. Die großherzoglich badische Regierung ist noch weiter gegangen; denn während sie sich den besonderen Maßregeln Frankreichs und der deutschen Staaten, welche Mitglieder des Zollvereins sind, völlig anschließt, läßt sie außerdem allen Versendungen, welche zu Berg die Erhebungsämter von Straßburg und Breisach passiren, den badischen Antheil an den von den Aemtern in Mannheim, Straßburg und Breisach erhobenen Schifffahrtsabgaben bis auf 15 pCt. rückerstatten.

Durch das Zusammenwirken dieser verschiedenen Maßregeln ist in der That mehr, als mit einer Herabsetzung des Tarifs auf dem Oberrhein und mit einer veränderten Klassifikation einiger Güter früher bezweckt wurde, erreicht.

Unter den Ursachen der Verminderung des Rheinoctroiertrags und einer gleichzeitigen Vermehrung des Handelsverkehrs ist keine der geringsten, daß in Preußen der Rheinzoll nur von jenen ausländischen Waaren erhoben wird, welche das ganze preußische Gebiet des Rheins durchziehen, daß folglich eine vollkommene Befreiung gestattet ist für alle Binnentransporte von Koblenz bis Emmerich, und für alle Einfuhren, wofür der Eingangszoll entrichtet werden muß, — ferner für alle Ausfuhren, — und daß die Rekognitionsgebühr nur an den beiden Endpunkten, zu Emmerich und Koblenz, und auch da in vielen Fällen unter der konventionsmäßigen Taxe gefordert wird.

Wenn man diese Erleichterungen, an welchen alle Flaggen der Rheinuferstaaten gleichen Antheil nehmen, ins Auge faßt, und den Ertrag gegenüberstellt, den der Tarif bei einer allgemeinen und strengen Durchführung abwerfen würde, so bleibt die wirkliche Einnahme um mindestens 60 pCt. hinter der konventionsmäßig zulässigen zurück.

Außer den eben erwähnten, allen Uferstaaten zugestandenen Vortheilen gibt es aber noch andere, welche den Unterthanen einzelner Staaten in Folge spezieller Gesetzgebung oder besonderer Verträge gesichert sind.

Es ist nämlich in Preußen durch die Kabinetsordre vom 28. Dezember 1836 hinsichtlich der Erhebung der Schifffahrtsgebühren bestimmt worden, daß das Rekognitionsgeld (Schiffgebühr) bei der Binnenfahrt auf der Rheinstrecke zwischen Koblenz

und Emmerich ohne Ueberſchreitung der einen oder andern dieſer Zollſtellen, allen inländiſchen, ſo wie allen Fahrzeugen der Unterthanen von Bayern, Württemberg, Baden, Heſſen (Großherzogthum) und der freien Stadt Frankfurt erlaſſen ſeyn ſoll.

Von Gegenſtänden, welche in den vorgedachten Fahrzeugen aus dem freien Verkehr des Inlandes ſtromwärts ausgeführt, oder blos innerhalb Landes auf dem Rhein transportirt, oder aber, ſey es unmittelbar vom Auslande oder mit Vorbehalt des noch zu erledigenden Steueranſpruches unter Steuerkontrole aus zollvereinten Staaten mit der Beſtimmung nach einem inländiſchen Orte eingeführt werden, wird ohne Unterſchied, ob die Erlegung der tarifmäßigen Landesabgaben von denſelben gleich beim Eingang an der Grenze, oder erſt am Ort der Ausladung erfolgt, kein Rheinzoll erhoben. Dieſelbe Befreiung genießen auch Ruhrkohlen beim Ausgange über Emmerich ausnahmsweiſe ohne Rückſicht auf die Nationalität der Fahrzeuge. Ferner ſind vom Rheinzoll befreit alle im ſteuerlich freien Verkehr befindlichen Gegenſtände nicht überſeeiſchen Urſprungs, welche in inländiſchen oder in Fahrzeugen der eben erwähnten Staaten rheinabwärts aus den oberhalb Koblenz belegenen preuſſiſchen Landestheilen, aus Bayern, Württemberg, Baden, Großherzogthum Heſſen und aus Frankfurtiſchem Gebiete ein- und durchgeführt werden.

Wenn bei der Waarendurchfahrt nur ein Theil der preußiſchen Rheinſtrecke benützt wird, ſey es, daß die Waaren zu Land eingehen und rheinwärts (in den Fahrzeugen der begünſtigten Staaten) ausgehen, oder daß die Einfuhr ſtromwärts (in den mehrerwähnten Fahrzeugen), die Ausfuhr aber auf Landwegen erfolgt, ſo wird der Rheinzoll nur in den Fällen erhoben, in welchen der Waareneingang oder Ausgang auf Landwegen des linken Rheinufers ſtattfindet.

Ladungen, welche rheinabwärts über Koblenz ausgehen, ſind für die Rheinſtrecke vom Rheinzollamte zu Koblenz bis zur Moſel vom Rheinzoll frei.

Die Begünſtigungen, welche den Fahrzeugen der Unterthanen von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Großherzogthum Heſſen und der freien Stadt Frankfurt eingeräumt ſind, gründen ſich auf die Zollvereinigungsverträge, und die darin ausbedungenen beſonderen Zugeſtändniſſe.

Aber auch zwischen Preußen und den Niederlanden sind in dem Schifffahrtsvertrage vom 3. Juni 1837 gegenseitige wesentliche Erleichterungen stipulirt, und auch auf jene Vereinsstaaten, so wie auf Nassau ausgedehnt worden.

Nach diesem Vertrage nehmen die niederländischen Schiffe an alle Vortheilen Theil, welche auf dem preußischen Theile des Rheins den preußischen und den diesen gleichgestellten Schiffen bewilligt sind, oder künftig bewilligt werden, wogegen von Seiten der Niederlande eingeräumt worden:

1) gänzliche Freiheit von dem im Tarif vom 31. März 1831 verzeichneten Rheinzoll * für alle Gegenstände ohne Unterschied der Herkunft, welche auf dem Rheine thalwärts auf preußischen Schiffen eingeführt werden, und zur Ausladung in einem niederländischen Hafen bestimmt sind, um dort entweder der Konsumtion übergeben, oder in die Niederlagen gebracht zu werden.

2) Herabsetzung der vorgedachten Abgaben auf die Hälfte für alle Gegenstände ohne Unterschied der Herkunft oder der Bestimmung, welche in einem niederländischen Hafen auf preußische Schiffe geladen sind und auf dem Rhein ausgeführt werden.

3) Befreiung der preußischen Schiffe von der Schiffsgebühr bei der Leinenfahrt zwischen Lobith, Krimpen und Gorkum, ohne Ueberschreitung einer dieser Zollstellen.

Bei der von den Zollvereinsstaaten unter sich verabredeten Reziprozität reduziren die erwähnten Maßregeln den Rheinzoll und die Schiffsgebühr allmählig auf eine so unbedeutende Revenüe, daß der Zustand der völligen Abgabefreiheit der Rheinschifffahrt in nicht weiter Ferne mehr zu liegen scheint.

Brückendurchlaßgebühr.

Die Rheinstaaten haben die Verbindlichkeit übernommen, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, daß bei fliegenden oder Schiffbrücken die freie Durchlassung der Fahrzeuge oder Flöße, die ihre Fahrt fortsetzen wollen, so schnell als möglich erfolge, ohne daß dafür eine andere Zahlung, als ein mäßiges, durch gemeinschaftliche Uebereinkunft und auf einen unveränderlichen Satz festzustellendes Entgeld gefordert werden könne. **

* Nicht zu verwechseln mit dem droit fixe.
** Art. 67 d. Rh. Sch. O.

Die Verwirklichung hat sich ungemein verzögert, und erst im Jahre 1839 wurde der gemeinschaftlich verabredete Tarif für die Brücken zu Kehl, Germersheim, Mannheim, Koblenz, Köln, Düsseldorf und Wesel eingeführt, woselbst nun auch die Oeffnung nicht mehr zu gewissen Stunden, sondern sobald und so oft es gewünscht wird, erfolgt.

Die über den Leck bei Vreeswyck erbaute neue Schiffbrücke wird der Schifffahrt ohne Aufenthalt ganz unentgeldlich geöffnet.

In Beziehung auf die Brücken bei Mainz und Arnheim ist die Ausführung der Vertragsbestimmungen noch zu erwarten.

Werft-, Krahnen-, Wage- und Lagergebühr.

In allen Häfen ohne Unterschied sind dieselben unter dem gesetzlichen Maximum.

In Folge der besonderen Sorgfalt, welche die Rheinuferstaaten der Einrichtung der Freihäfen und der damit verbundenen Ein- und Ausladeplätze gewidmet haben, hätte man wohl annehmen dürfen, daß die Gebühren für den Gebrauch dieser Anstalten zur Deckung der Kosten bis zu dem durch die Uebereinkunft bestimmten Betrage ansteigen würden. Nach der Zusammenstellung dieser Tarife ergibt sich jedoch, daß die Werft-, Wage-, Krahn-, Lager- und andere Gebühren überall geringer sind, als sie vor dem Jahre 1831 angesetzt waren. Der durch diese Ermäßigung entstehende Minderbetrag kommt daher wieder dem Handel- und Schifferstande zu gut, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß es im Interesse der Handelsplätze selbst lag, durch Herabsetzung der Gebühren den Waarenzug an sich zu ziehen, oder sich ihn wenigstens zu erhalten.

Die Vermessung des Rheins

hätte der Tarifregulirung vorausgehen sollen, aber man hat sich beim Abschlusse des Vertrags mit den, mehr oder minder genauen Angaben begnügt, welche den vorhandenen Stromkarten zu entnehmen waren, nachträglich jedoch (nach Artikel 18 der Rheinschifffahrtsordnung) eine Vermessung angeordnet, die im Jahre 1839 vollendet und einer technischen Behörde in Berlin zur Prüfung vorgelegt worden ist.

Das Resultat kann auf den Tarif nur sehr geringen Einfluß üben, da es eines Unterschieds von 5000 Metres von einem Erhebungsamte zum andern bedürfte, um in der Vertheilung des Tarifs eine Verminderung von 1½ Centime zu Berg und von 1 Cent. zu Thal herbeizuführen.

Aichungsmanifeste.

In Beziehung auf die zur Berechnung der Schiffsgebühr erforderliche Aichung der Schiffe ist die bereits in der Konvention von 1804 angeordnete und zur Zeit des neuen Vertragsabschlusses übliche Methode der stereometrischen Vermessung mit einem nach dem Dezimalsysteme in Grade abgetheilten Maßstock beibehalten worden.

Im Jahre 1838 haben die Uferstaaten sich darüber vereinigt, die provisorisch beibehaltene Methode nunmehr definitiv zu adoptiren. Die erforderlichen Aichungsämter sind in allen Staaten errichtet worden, und es war bereits im Jahre 1838 anzunehmen, daß kein Schiff den Rhein befahre, welches mit den nöthigen Legitimationen nicht versehen sey.

Man kann daher in der bedeutenden Anzahl der im Jahre 1839 geaichten Schiffe, wenn gleich darunter noch manche ältere gewesen seyn mögen, und viele als Ersatz der unbrauchbar gewordenen dienten, auch wohl ein Zeichen der zunehmenden Frequenz der Rheinschifffahrt erblicken.

In diesem Jahre wurden nämlich in Frankreich 22, in Baden 134, in Bayern 25, in Hessen 70, in Nassau 7, in Preußen 79, in den Niederlanden 249 Schiffen geaicht. *

Die Anwendung der Aichung schützt die Octroiverwaltung gegen Defraudation der Gebühren; von allgemeinerem Interesse ist aber

Die Untersuchung der Tauglichkeit der Fahrzeuge,

welche die Rheinschifffahrtsordnung im Art. 53 und 54 vorschreibt.

Wenn sich ein Schiffspatron oder Führer mit einem Fahrzeuge meldet, welches zum ersten Male zur Rheinschifffahrt zugelassen,

* In Frankreich und Baden waren in den 6 vorhergehenden Jahren 168 Schiffe, also bis 1839 324; in Bayern, Hessen und Nassau seit 1833 bis einschließlich 1839 412 Schiffe; in Preußen von 1836 bis 1838 106, einschließlich 1839 also 185 Schiffe geaicht worden.

oder beladen werden soll, so muß er solches zuvörderst von eidlich verpflichteten Sachverständigen untersuchen und bezeugen lassen, daß dasselbe für denjenigen Theil der Rheinschifffahrt, für welchen es bestimmt ist, tauglich befunden worden: daß es dauerhaft gebaut, gut kalfatert und mit allem nöthigen Takelwerk und Schiffsgeräth versehen, auch daß es zur Aufbewahrung der einzunehmenden Güter angemessen eingerichtet ist, und daß seine Schiffsmannschaft aus einer zur Führung hinlänglichen Anzahl von Matrosen besteht.

Diese Untersuchung muß, so oft es der Absender nöthig findet, und jährlich wenigstens einmal wiederholt werden.

Die französische Regierung hat den alten Gebrauch beibehalten, die Untersuchung der Schiffe vor jedesmaliger Ladung durch Sachverständige bewirken zu lassen. — Es wird keinem Schiffe gestattet, Ladung einzunehmen, oder nach der Ladung abzufahren, bevor die Tauglichkeit vorschriftsmäßig ermittelt ist. Baden, Bayern, Hessen und Nassau haben sich über gemeinschaftliche Maßregeln zur Untersuchung der Schiffe vereinigt, es aber für genügend erachtet, wenn dieselbe regelmäßig einmal im Jahre vorgenommen wird. In Preußen und in den Niederlanden verfährt man nach gleicher Ansicht.

In dem Hafen von Mainz wird kein fremdes Schiff zu einer Ladung zugelassen, ohne daß dessen Zustand vorgängig technisch geprüft und befriedigend befunden worden.

In den preußischen Häfen wurden 1839 untersucht 983 Schiffe von 49,952½ Lasten, in den niederländischen 150. Bei der Untersuchung in Köln wurden 1840 3 Schiffe mit 357 Lasten Ladungsfähigkeit ganz verworfen.

Anhänge und Oberlast.

Das Anhängen beladener Fahrzeuge an einander ist unbedingt verboten (Art. 61), und dieses Verbot sogar auf unbeladene Fahrzeuge ausgedehnt, welche über 300 Centner Ladungsfähigkeit haben. Auch mit einer Oberlast zu fahren, ist auf dem Rhein untersagt. Diese allgemeinen, zum Schutze der Schifffahrt gegen Unglücksfälle erlassenen Verbote sind in der Rheinschifffahrtsordnung selbst auf die Dampfschifffahrt unanwendbar erklärt (Art. 63), haben aber seitdem auch noch andere wesentliche Modifikationen erfahren.

Das unbedingte Verbot der Anhänge und der Oberlast schien die Maßregeln der Vorsicht bis zu einer Belästigung der Schifffahrt auszudehnen, auch stand es mit dem bisherigen Gebrauche im gänzlichen Widerspruch. Auf dem Oberrhein war von jeher mit Anhängen gefahren worden, und es schien die Gefahr, welche das Laden einer Oberlast drohte, nicht so durchaus dringend, daß die den Schiffern aus der gänzlichen Untersagung erwachsende Minderung des Frachtverdienstes dadurch gerechtfertigt werden konnte, zumal der Vorsicht der Eigenthümer oder der Versicherer der Waaren die Wahrnehmung ihrer Interessen im Wege der Privatübereinkunft wohl mit Fug zu überlassen war.

Es wurde daher das Anhängen auf dem Oberrhein freigegeben, über die Frage aber, ob diese Verfügung auch auf andere Stromstrecken auszudehnen sey, eine nähere Erörterung der Centralkommission vorbehalten. Ob diese ein Resultat gehabt hat, ist unbekannt; das Verbot der Anhänge besteht aber auf dem ganzen Rhein mit Ausnahme des Oberrheins fort.

In Beziehung auf die Oberlasten sind die Einschränkungen des unbedingten Verbots allgemeinerer Natur.

Es soll eine Ausnahme von dem Verbote mit Oberlast zu fahren gestattet seyn, so oft ein Schiff ausschließlich geladen hat, Stroh, Heu, Lohrinde, Holzkohlen, Bettfedern, Rauhfarben, Korkholz und Korkstopfen, Töpferwaaren, Steingut, Faschinen, Korbweiden, Korb- und andere Weidearbeiten, Binsen, leere Tonnen und Fässer, Flossengeräthe, leere Bouteillen und andere Hohlglaswaaren, Wolle, Brandholz, Faßdauben, hölzerne Reife und Pfähle.

Zu Gunsten der Schiffe des Oberrheins, welche zwischen Basel und Mainz fahren, ist die weitere Ausnahme gemacht, daß sie befugt seyn sollen, auf dem Verdeck unverarbeiteten Hanf, Seegras, Gelbwurzel, unverpackten Krapp, Süßholz, Bäume und Rebensetzlinge, Möbel und Hausgeräthe zu laden.

So oft jedoch die Ladung von der allgemeinen Regel abweicht, müssen der Eigenthümer der Waaren, oder dessen Geschäftsführer und der Versicherer (wenn eine Versicherung stattfindet) mit dem Schiffer einverstanden seyn. Dieses Einverständniß wird stillschweigend gefolgert aus der Uebergabe der Waaren, sobald der Schiffer über die Art der Zusammensetzung seiner Ladung nach Ortsgebrauch seine Erklärung abgibt.

Im ganzen Laufe des Rheins können die in Ballen ohne Reife verpackte Baumwolle und die Weberkarden als Oberlaſt geladen werden.

Nach dem Urtheile der Handelskammern ſcheinen die billigen Rückſichten auf den Betrieb des Schiffergewerbs und auf die Intereſſen der Verſicherer und Verſender in dieſer Weiſe hinlänglich beachtet.

Ein Gegenſtand von viel größerer Wichtigkeit, aber auch von viel größerer Schwierigkeit in der amtlichen Anordnung iſt

Die Ausübung des eigentlichen Schiffergewerbes.*

Mit der Aufhebung des Gildeweſens,** einer nothwendigen Folge der Aufhebung des gezwungenen Umſchlags, hatte man den Grundſätzen der Gewerbefreiheit eine Huldigung gebracht, aber ſich auch der Gefahr ausgeſetzt, mancher Vortheile, welche an die beſtehenden Einrichtungen ſich knüpften, verluſtig zu gehen: wenn die eröffnete Konkurrenz das Publikum von dem Monopol der Gilden freimachte, und, indem ſie die Frachtpreiſe ihren natürlichen Sätzen näherte, dem Handel förderlich war, ſo konnte daſſelbe ſich bedroht fühlen, wenn ein Gewerbe, bei deſſen Ausübung ſo viel auf dem Spiele ſteht, nicht vollkommen geſchickten und zuverläſſigen Händen anvertraut war.

Das Rheinſchifffahrtsreglement gab allerdings die Grundzüge für ein Verfahren, welches ſich die Vortheile der neuen Einrichtung ſichern und die Klippen vermeiden ſollte, mit denen ſie drohte, indem es die Ausübung des Schiffergewerbes an den Ausweis der zum Betriebe erforderlichen Kenntniſſe knüpft und die Ertheilung der darüber ſprechenden Patente nur an anerkannte Unterthanen der Rheinuferſtaaten geſtattet, zugleich auch die genaue Bezeichnung der Schiffer in denſelben vorſchreibt.

Indeſſen ſchien ein groſſer Mangel darin zu liegen, daß die Bedingungen der Befähigung zu dem Schiffergewerbe nicht allgemein vorgeſchrieben, und deren Aufrechthaltung nicht einer einzigen Behörde anvertraut worden. Die Schifferpatente ertheilen die

---

* Art. 42 bis 47 a. a. O.

** Art. 44.

Regierungen der Uferstaaten, und zwar diejenigen Behörden derselben, welchen nach der Organisation des Staatsdienstes diese Attribution beigelegt ist, nach besondern, in eben so vielen Verordnungen, als es Uferstaaten gibt, enthaltenen Grundsätzen. Gegen den Inhalt dieser Verordnungen, welche neu erlassen,* oder als durch langjährige Erfahrung bewährt und durch die Autorität der Gewohnheit geschützt, nur in Erinnerung gebracht sind,** läßt sich nichts einwenden: sie sind alle recht zweckmäßig, zum Theile musterhaft; aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Anforderungen in den verschiedenen Staaten nicht gleich hoch gestellt sind, und die Abweichungen unter einander in einer so wichtigen, die gemeinsamen Interessen so nahe berührenden Angelegenheit sind um so mehr zu beklagen, als die früher wohl hin und wieder geäußerte Vermuthung, daß ein Nachlaß an der Strenge der polizeilichen Vorschriften durch die Wachsamkeit des handeltreibenden Publikums und dessen Takt in der Auswahl der Bewerber reichlich vergütet werden würde, sich in der Erfahrung nicht bewährt hat.

Die Ursachen dieser Wahrnehmungen liegen sehr nahe; denn eines Theils sind die Versicherungsgesellschaften dem Privatinteresse zu Hülfe gekommen, um dasselbe gegen schädliche Zufälle, selbst gegen die Folgen der Ungeschicklichkeit sicher zu stellen, dann aber ist auch der Verlader nicht immer Eigenthümer der Waaren; er wird sich daher vorzugsweise an diejenigen Schiffer wenden, welche, besonders wo die Frachten schon voraus mit dem Empfänger festgesetzt sind, die Waaren unter dem Preise verführen wollen, oder die den geringsten Frachtpreis von Ort zu Ort verlangen. Wenn gleich Verabredungen dieser Art zu den seltenen Erscheinungen gehören, so haben sie doch stattgefunden, und können deshalb nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Darum

* In den Niederlanden durch königl. Dekret vom 7. Juli 1831; in Preußen durch Verordnung vom 5. August 1834; in Nassau durch die provisorische Verordnung vom 18. Januar 1832; in Hessen durch Verordnung vom 20. August 1832; in Bayern durch Ordonnanz vom 28. Dezember 1833; in Baden durch großherzogl. Dekret vom 17. Juni 1832.

** In Frankreich, das Réglement portant organisation de la navigation du Rhin au port de Strasbourg en date du 28. Févr. 1810.

haben denn auch alle Uferstaaten dem Vollzug des Artikels 42 eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Man sollte meinen, daß wenn irgend ein Gegenstand zur gemeinsamen Maßnahme geeignet gewesen wäre, es dieser hätte seyn müssen, und daß das Interesse aller Uferstaaten dazu um so dringender auffordere, als, wie die Sache steht, jeder Einzelne gezwungen ist, den Einrichtungen aller übrigen ein ungemessenes Vertrauen zu schenken, indem ein einmal patentirter Schiffer eines Uferstaates in allen andern zugelassen werden muß. Von Seite der Centralkommission scheint das Ziel der gleichförmigen Behandlung auch anfangs erstrebt worden zu seyn; die Hindernisse waren jedoch nicht zu beseitigen. Sie finden ihren hauptsächlichsten Grund in der Ungleichheit der Stromstrecken selbst, welche wieder auf die Schifffahrt zurückwirkt.

Während in einigen Staaten das Steuermannswesen als die Pflanzschule für den Schifferstand angesehen wurde, woraus folgt, daß beide Anstalten in einer Verordnung regulirt werden mußten, bestanden beide Klassen in andern Ländern wieder getrennt. Man hätte demnach eine Menge Ausnahmsfälle zulassen müssen, um die auf einer früheren Gesetzgebung beruhenden wohlerworbenen Rechte unverletzt zu erhalten, und gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß eine allgemeine Vorschrift über diesen Gegenstand dennoch im Grunde nichts anderes enthalten und seyn würde, als eine Zusammenstellung der einzelnen, jetzt in jedem Uferstaate geltenden Verfügungen.

Die Centralkommission begnügte sich unter diesen Umständen, den Uferregierungen den im Jahre 1832 ausgearbeiteten Entwurf zu einer gemeinschaftlichen Verordnung vorzulegen, und denselben zu überlassen, auf die Bestimmungen dieses Entwurfs bei der Abfassung und Verkündigung der Territorialanordnungen geeignete Rücksicht zu nehmen.

Dies ist in vieler Hinsicht geschehen, und da mit dem Laufe der Zeit ein Theil der Hindernisse verschwindet, so ist zu erwarten, daß bei einer wiederholten Bearbeitung dieses Gegenstandes die möglichste Gleichförmigkeit des Verfahrens erzielt werden wird.

Beim Abschluß des Vertrags von 1831 hatte ein Theil des Handelspublikums die Furcht geäußert, daß die plötzliche Umwandelung des Korporationssystems in die neue Ordnung der Dinge

eine Art Erschlaffung in die frühere Polizei und andere zur Sicherheit der Schifffahrt vorgeschriebenen Maßregeln bringen würde, mit andern Worten, daß, nachdem das Recht Schiffer zu ernennen von der Centraladministration der Rheinschifffahrt auf die Lokalbehörden übergegangen war, die eine oder die andere dieser letztern eine zu große Anzahl von Schiffern patentisiren würde, ohne ihrer Fähigkeiten gehörig versichert zu seyn.

Was in letzterer Beziehung von den einzelnen Uferstaaten geschehen, ist bereits berührt; dem Handelsstande wurden dadurch nicht nur die früheren so nützlichen Garantien erhalten, sondern eine neue Sicherheit trat für ihn dadurch ein, daß ihm die freie Wahl des Schiffers selbst überlassen wurde.

Die Gerechtigkeit verlangt auch das Anerkenntniß, daß die Uferstaaten von der Befugniß, Schiffer zu patentisiren, keinen zu frequenten Gebrauch gemacht haben, was darauf schließen läßt, daß bei der Prüfung mit der nothwendigen Strenge verfahren worden sey. Wiewohl die Centralkommission seit dem Jahre 1824 keine neue Schifferaufnahme in die Gilden von Mainz und Köln zugelassen hatte, so betrug im Jahre 1828 die Anzahl der Gildeschiffer, welche den Rhein mit Kaufmannsgütern im Range zu befahren berechtigt waren, 345, in welcher Zahl die angehenden Schiffsmeister und Setzschiffer nicht begriffen sind. Im Jahre 1835, also zu einer Zeit, wo man wohl die Wirkungen der Aufhebung der Korporationsverhältnisse bereits beurtheilen konnte, bestand die Anzahl der patentisirten Schiffer in 408 und war daher im Verhältniß des steigenden Verkehrs in der That nur um ein geringes gewachsen.

Im Jahre 1839 wurden in Bayern keine neue Schifferpatente, in Nassau deren nur 3 ertheilt, in Hessen wurden 5 Schiffer und 4 Setzschiffer, in Preußen 9 Schiffer und 43 Setzschiffer neu patentisirt.

Auch der Steuermanns- und Lootsendienst, welcher wegen der im Oberrhein befindlichen Baumstürze und der Schwellen, welche Kies und Treibsand nach hohem Wasser und Stürmen bilden, wegen der Klippen und Felsen auf der Strecke von Mainz nach St. Goarshausen, und wegen der Untiefen und seichten Stellen auf dem niederländischen Rhein von großer Wichtigkeit ist, konnte aus den bereits angegebenen Gründen nicht durch eine allgemeine

Verordnung aller Uferſtaaten, ſondern nur in den einzelnen Territorien mit Berückſichtigung des Herkommens und der Lokalverhältniſſe durch beſondere Verfügungen regulirt werden.* Am vollſtändigſten iſt derſelbe in den Niederlanden eingerichtet, wo von zwei zu zwei Stunden Steuerleute angeſtellt und immer bereit ſind, die Schiffe zu leiten und durch Baaken und Tonnen die Fahrbahn zu bezeichnen.

Rangfahrten.

Mit der Aufhebung der Gilden ſchien das Wegfallen der Rangfahrten in nothwendigem Zuſammenhange zu ſtehen. Ueber die Frage: welchen Nutzen dieſe Rangfahrten dem Handel verſchaffen, beſtehen verſchiedene Anſichten.

Die Einen haben ihn beſtritten, indem ſie für den Rhein das Beiſpiel der Seeplätze in Anſpruch nehmen, wo für jeden Transport die Fracht zwiſchen dem Verlader und dem Schiffskapitän aus freien Stücken abgeſchloſſen wird. Dieſe Meinung iſt die der großen Handlungshäuſer, welche im Stande ſind, für jede Reiſe eine volle Ladung zu geben, wobei der Schiffer einen Frachtnachlaß erleiden kann.

Die Andern, und aus dieſen beſteht die Mehrzahl, behaupten im Gegentheil, daß das Syſtem der geregelten Rangfahrten allein dem allgemeinen Intereſſe entſpreche, weil daſſelbe alle Handelsleute rückſichtlich der Transportmittel auf gleiche Linie ſtelle und verhindere, daß die großen Häuſer die mindermächtigen niederdrücken; daß es folglich zum Schutze der eigentlichen und wahren Schifffahrtsfreiheit für den Handels- wie für den Schifferſtand unerläßlich ſey.

Welcher dieſer Anſichten man auch huldige, ſo hat doch die bisherige Erfahrung gezeigt, daß die letztere in ihrer praktiſchen Anwendung den Vorzug verdiene.

Beide ließen ſich auch in ſo weit vereinigen, als mit Beſeitigung des Monopols die Erzielung der zur Gewährung der Vortheile der Rangfahrten erforderlichen Verbindungen dem Privatübereinkommen und der Vermittelung der Lokalbehörden überlaſſen

* Z. B. in Naſſau durch eine im Novbr. 1831, in Heſſen durch die am 11. Juni 1836 publizirte Verordnung.

blieb. * So haben sich denn wieder Rangfahrten in freiwilliger Uebereinkunft und unter Aufsicht der Regierungen gebildet.

Sie sind sowohl für den Schiffer, als für den Kaufmann fakultativ. Alle in dieser Beziehung abgeschlossenen Verträge ohne Unterschied tragen nur den Charakter einer zwischen Privatpersonen eingegangenen Verbindlichkeit.

Zum Abschlusse sind die Interessenten, wie sich von selbst versteht, unmittelbar berechtigt; sie können die Vermittelung

---

* Art. 49: „Zwei oder mehrere Handelsstädte können gleichwohl mit einer beliebigen Anzahl Schiffspatronen oder Führern, die sie zu ihrem wechselseitigen Verkehr für nöthig erachten, Verträge auf eine bestimmte Zeit abschließen, hierin die Frachtpreise, die Zeit der Abfahrt und Ankunft, und andere in ihrem Interesse liegende, mit keinem gebietenden oder verbietenden Gesetze im Widerspruche stehende, Bedingungen feststellen und also eine Rangfahrt einführen, welche dem Handelsstand billige Frachtpreise und den Schiffspatronen oder Führern, so oft sie in einen Hafen einlaufen, eine baldige Rückfracht sichert."

Art. 50: „In den Städten, wo eine dergleichen Rangfahrt eingeführt wird, steht es jedoch jedem einzelnen Handelsmanne, so wie jedem Schiffspatrone oder Führer frei, an dieser Vereinigung Antheil zu nehmen oder seinen Beitritt zu versagen. Handelsleute sowohl als Schiffspatrone oder Führer, welche der Vereinigung einmal beigetreten sind, können, nachdem sie drei Monate vorher aufgekündigt haben, mit dem Ablaufe jedes Kalenderjahres wieder ausscheiden. — So lange ein Handelsmann zu der Vereinigung gehört, bleibt er verbunden, die Rangordnung zu beobachten, und darf, dem Vertrage zuwider, seine Waaren weder unter seinem eigenen, noch unter einem fremden, zu dem Ende entlehnten Namen in ein anderes Schiff verladen; unbeschadet der besonderen Verfügungen fremder Kommittenten, welche nicht zu der Vereinigung gehören."

„Eben so hat auch jeder Schiffspatron oder Führer, so lange er zu der Vereinigung gehört, die Rangordnung zu beobachten."

„Wenn jedoch die Handelsinteressen zweier kontrahirenden Städte eine Aenderung der vorstehenden Bestimmungen fordern sollten, so kann solche zwar stattfinden, die Verträge müssen aber in diesem Falle einer besondern Genehmigung der respektiven Regierungen unterworfen werden."

Art. 51: „Gleichwohl nehmen die betreffenden Regierungen von diesen Verträgen Kenntniß und lassen dieselben der Centralkommission oder, in deren Abwesenheit, dem Oberaufseher der Rheinschifffahrt mittheilen."

aber auch den Lokalbehörden überlassen. Dies geschieht in der Regel. In diesem Falle sind die Konventionen am Schlusse des Jahres für alle, wie für jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft auflösbar.

Rangfahrten bestehen:

zwischen Straßburg und Mainz,
" Freistädt " "
" Mannheim " "
" Mannheim " Amsterdam und Arnheim mit 14 Schiffen
" " " Heilbronn " " " 6 "
" " " Cannstadt " " " 10 "
" " " Strasburg " " " 10 "
" " " Köln,
" " " Frankfurt.

Für Worms, Mannheim, Rheinschanze und Leopoldshafen wird gemeinschaftlich geladen.

Folgende Rangfahrten bestehen in Mainz, nämlich:

von Mainz nach Amsterdam und Arnheim mit 10 Schiffen
" " " Rotterdam und Nymwegen mit 10 "
" " " Emmerich
" " " Wesel
" " " Duisburg und Ruhrort mit 4 "
" " " Düsseldorf und Neuf
" " " Mannheim
" " " Köln . . . . . 6 "
" " " Mannheim und Rheinschanze mit 4 "
" " " Heidelberg } mit . . . 9 "
" " " Heilbronn }
" " " Leopoldshafen }
" " " Germersheim } mit . . 4 "
" " " Speier }
" " " Neustatt
" " " Bischoffsheim
" " " Bodersweier
" " " Kehl mit . . . . . 7 "
" " " Offenburg
" " " Lahr
" " " Freiburg

von Mainz nach Straßburg mit . . . . 25 Schiffen
„ „ „ dem Mittel- oder Obermain mit 18 „
von Bingen nach Köln mit . . . . . 11 „
„ Rheinschanze nach Rotterdam . . . . 7 „
„ „ „ Amsterdam . . . . 6 „
„ „ „ Köln . . . . . 10 „

Gemeinschaftlich mit Leopoldshafen, Speyer, Mannheim und Worms nach Straßburg mit . . . . . 4 Schiffen
„ Heilbronn „ . . . . . 3 „
„ Cannstadt „ . . . . . 10 „

In Koblenz:
zwischen Koblenz und Rotterdam
„ „ „ Amsterdam,
„ „ „ Mainz,
„ „ „ Frankfurt am Main,
„ „ „ Trier,
„ „ „ Metz,
„ „ „ Saarbrücken,
„ „ „ Limburg und Diez an der Lahn,
„ „ „ Mannheim.

Für die Güter nach dem Main werden die zu Koblenz passirenden Kölner Rangschiffer benutzt. Außerdem ist von Seiten der dortigen Handelskammer mit den Mainzer Rangschiffern eine Uebereinkunft getroffen worden, wonach dieselben von Koblenz Waaren zu direkten billigen Frachten nach dem ganzen Main, Oberrhein und Neckar übernehmen;

in Köln:
zwischen Köln und Rotterdam mit . . . . 13 Schiffen
„ „ „ Amsterdam „ . . . . . 13 „
„ „ „ Wesel „ . . . . . 9 „
„ „ „ Koblenz „ . . . . . 5 „
„ „ „ Mainz „ . . . . . 10 „
„ „ „ Frankfurt, Niedermain mit 9 „
„ „ „ Bamberg,
„ „ „ Heilbronn mit . . . . 6 „
„ „ „ Cannstadt.

Im Jahre 1833 wurden unmittelbare Schiffsverbindungen mit den Städten des Mittelmains (Würzburg, Marktsteft, Kitzingen,)

zu Stande gebracht, und 1837 eine für den Mittel- und Obermain gemeinſame Fahrt errichtet.

Der auf 3 Jahre geſchloſſene und Ende von 1840 abgelaufene Vertrag iſt ſeitdem ſtillſchweigend verlängert worden.

Die Zahl der von dort auf die Kölner Beurt verwendeten Schiffe kann nicht angegeben werden, weil ſie nicht beſtändig in derſelben Fahrt bleiben, ſondern abwechſelnd auch nach Mainz und Frankfurt fahren.

Bis 1836 waren nach Köln beſchäftigt 14 bis 15 Mittel-Mainſchiffe.

1836 gingen nach dem Mittel- und Obermain im Ganzen 190,635 Ctr. 45 Kilogr. und

1840, 49 Schiffe, die im Durchſchnitte eine Ladungsfähigkeit von 2200 Centnern hatten.

Die direkte Seeſchifffahrt von Köln nach überſeeiſchen Häfen, zu deren Einrichtung ſich im Jahre 1836 eine Geſellſchaft gebildet und mit vier zur Fluß- und Seeſchifffahrt geeigneten, bei einer Tragfähigkeit von ungefähr 100 Laſten zu 6 bis 7 Fuß Tiefgang erbauten Schiffen den Dienſt zu eröffnen den Vorſatz hatte, ſcheint keinen Fortgang nehmen zu wollen.

Das erſte zu Duisburg erbaute am 29. Juli 1837 vom Stapel gelaſſene Schiff dieſer Art, eine bekupferte Schonerbrigg, der Rhein genannt, iſt im Auguſt 1837 in Köln in Ladung getreten und nach London abgegangen. Streitigkeiten zwiſchen der Geſellſchaft und den Bauunternehmern vereiteten das ganze Projekt oder erlaubten wenigſtens keinen günſtigen Erfolg. Im Jahre 1837 wurde ein anderes Schiff, der Verein, nach New-York abgefertigt. 1839 konnte daſſelbe nicht einmal unbeladen fahren und es ſcheint nun wohl das Unternehmen aufgegeben zu ſeyn.

In Düſſeldorf.

Zwiſchen Rotterdam und Düſſeldorf wird die Schifffahrt vorzüglich durch einen Verein von Schiffseignern zu feſten Abfahrts- und Ankunftstagen bei billigen fixirten Frachtpreiſen betrieben, ohne jedoch die freie Konkurrenz anderer Schiffer zu beeinträchtigen. Ferner ſind daſelbſt Rangfahrten nach Amſterdam mit 14 Tagen Ladezeit, und 8 bis 10 Tagen Lieferzeit, und regelmäßige Fahrten nach dem Oberrhein bis Mainz und den Zwiſchenorten, ebenſo auf dem Niederrhein nach allen irgend bedeutenden Städten.

In Duisburg.

Auch zwischen Duisburg und Amsterdam besteht eine regelmäßige Rangfahrt mit 4 Schiffen, jedes von mehr als 100 Lasten; nach Rotterdam mit 3 Schiffen von 50 bis 60 Lasten.

Ferner werden nach Köln und Wesel mit 3 kleinen Schiffen regelmäßige Wochenfahrten unterhalten. Eines dieser Schiffe ist vorzugsweise zur Verbindung mit der Schifffahrt auf der Lippe bestimmt.

In Wesel.

Die Frachtverbindung zwischen Wesel, Duisburg, Düsseldorf, Köln und Amsterdam wird durch angestellte Rangschiffer vertragsmäßig gesichert, dagegen jene zwischen Wesel und Rotterdam der freien Konkurrenz überlassen, indem die vielen Schiffe, welche von Ruhrort Steinkohlen nach Rotterdam oder andern niederländischen Städten bringen, bei der Rückfahrt die Frachten zu so billigen Preisen übernehmen, daß sie das Bestehen einer gewöhnlichen Rangfahrt unmöglich machen.

Zwischen Uerdingen und Rotterdam fährt eine eigene Beurt von 4 Schiffen alle 14 Tage regelmäßig.

In Amsterdam beschäftigt die Beurt

nach	Wesel	3	Schiffer.
„	Duisburg	4	„
„	Uerdingen	4	„
„	Düsseldorf	5	„
„	Köln	13	„
„	Koblenz	5	„
„	Mainz	11	„
„	Frankfurt	6	„
„	Mannheim	14	„
„	Leopoldshafen	5	„

In Rotterdam beschäftigt die Beurt

nach	Duisburg	4	Schiffer.
„	Uerdingen	4	„
„	Düsseldorf	5	„
„	Köln	13	„
„	Koblenz	6	„
„	Mainz	11	„
„	Frankfurt	7	„

nach Mannheim 12 Schiffer.
„ Leopoldshafen 7 „

Die Waarentransporte von Dortrecht werden außer der Beurt verfahren.

Eine direkte Fahrt von Köln nach Antwerpen fand bis zum Jahre 1838 ſtatt, iſt aber ſeitdem durch Sperrung der Binnenwäſſer unterbrochen worden.

Für die Moſel beſtehen Rangfahrten
zwiſchen Trier und Koblenz mit 8 Schiffen,
„ Trier „ Metz
„ Trier „ Saarbrücken mit 5 Schiffen, die alle 10 Tage fahren.

Außerdem geht die von Steinebach und Leroy errichtete Eilfahrt wöchentlich zweimal zwiſchen Trier und Koblenz.

Schleppdienſt und Relaisanſtalten zur Beſchleunigung der Fahrten der Segelſchiffe.

In den Niederlanden werden die Schiffe meiſtens durch Schleppdampfboote bis Lobith, von da aber theilweiſe auf dieſelbe Art oder mit Relaispferden weiter gebracht.

Früherhin war es allgemein, wie jetzt noch an den meiſten Orten gebräuchlich, daß der Schiffer die Schiffspferde bis an gewiſſe weit entlegene Stationen miethete und ſich an den letztern nach neuen Pferden für die weitere Reiſe umſah. Daraus entſtand Zeitverluſt durch das häufige Einkehren und Aufſuchen der Pferde und ihrer Treiber, und Zeitverluſt an den Wechſelpunkten wegen des Anmiethens des neuen Vorſpanns.

Oft waren gar keine Leinpferde zu haben, während ſie zu andern Zeiten in großer Anzahl unbeſchäftigt blieben, und bei lebhafter Schifffahrt ſtiegen die Preiſe unverhältnißmäßig. Es war nichts ſeltenes, daß, nach langer Stockung der Bergfahrt, Schiffer, die von Holland nach oberrheiniſchen Häfen beſtimmt waren, 8 bis 10 Tage aus Mangel an Pferden zu Köln liegen bleiben, andere den Lohn um mehr als die Hälfte erhöhen mußten, und es wurde ſogar vortheilhaft befunden, Schiffspferde mit den Dampfſchiffen zurückkehren zu laſſen.

Um den eben erwähnten Uebelſtänden abzuhelfen, war ſchon im Jahre 1824 der Verſuch gemacht worden, an geeigneten,

4 bis 5 Wasserstunden von einander entfernten Stationen für den Leinzug Relais anzulegen.

Dieses Unternehmen wurde 1836 von der Verwaltung der Rangfahrten zu Köln wieder aufgegriffen, und zugleich der Preis für das ganze Jahr in billiger Weise regulirt.

Von Köln bis Mainz und auf dem Main ist dadurch die Fahrzeit sehr abgekürzt und es hat den Beurten nicht an Pferden gemangelt, während dies bei allen andern Schiffern öfter der Fall war.

Für den Niederrhein ist eine ähnliche Einrichtung getroffen; jedoch konnten dort besonderer Umstände halber (wegen geringerer Zahl der Schiffe, öfterem Gebrauch der Dampfschleppboote) nicht so viele Umspannungen als auf dem Mittelrhein angelegt werden.

Versuche zum Schleppen auf der Strecke zwischen Köln und Mainz haben zwar nicht ganz den erwarteten Erfolg gehabt, aber doch die Ausführbarkeit bei stärkerer Maschinenkraft und günstigem Wasserstande dargethan.

Einzelne in der neuesten Zeit haben nichts zu wünschen übrig gelassen. Aber sehr kostbar bleibt die Sache doch immer wegen des enormen Kohlenverbrauchs und der dadurch bewirkten Höhe des Schlepplohns. Darum sind es immer nur einzelne Versuche gewesen, wenn Dampfschiffe den Schleppdienst auch oberhalb des niederländischen Rheins verrichteten, oder es hat die Noth des Augenblicks, wie z. B. bei beginnendem Eisgang dazu gedrängt. Als Regel scheint man die Beförderung durch Leinpferde vorzuziehen.

In den Niederlanden ist, wie bei anderer Gelegenheit erwähnt worden, diese Art der Beförderung eine Nothwendigkeit.

In den letzten Jahren waren 6 Schleppdampfschiffe in Thätigkeit, und zwar

der Rhein	. . . . .	von 400	Pferdekraft
„ Herkules	. . . . .	„ 200	„
„ Samson	. . . . .	„ 100	„
Stadt Düsseldorf	. . .	„ 70	„
„ Arnheim	. . .	„ 70	„
„ Antwerpen	. . .	„ 70	„

In der Regel dehnt die Gesellschaft, welche den Dienst

übernommen hat, denselben nicht über Lobith, und höchstens bis Emmerich aus.

Die Gesellschaft besteht nur dadurch, daß sie beträchtliche Zuschüsse aus Staatskassen erhält, die auf 100,000 Gulden per Jahr angeschlagen werden können.

Daß für deren Gewährung eine Nothwendigkeit, und zwar eine anerkannte besteht, ist zugleich ein Grund zur Annahme, daß noch lange diese Beförderungsweise den Niederlanden eigenthümlich bleiben, und daß auch die Unternehmung gleicher Art, welche in Köln kürzlich beabsichtigt wurde, und bestimmt war, in den Niederlanden in Mitbewerbung zu treten, nicht zu Stande kommen, oder schwerlich lohnend seyn werde. *

Die Dampfschifffahrt

auf dem Rhein ist nach Art. 48. der Rh. Sch. O. dem besondern Schutze der Landesherrschaften mit der wechselseitigen Verpflichtung empfohlen, die Vortheile, welche sie verspricht, dem Handelsstande zu sichern. Dadurch ist alle Regalität bei der Beförderung und jede fiskalische Anordnung ausgeschlossen, welche dahin zielen könnte, von diesem Gewerbszweige für die Staatskasse noch weiteren Nutzen zu ziehen, als welchen der Tarif durch Feststellung der Schiffsgebühr und des Rheinzolls gestattet. Im Jahre 1839 haben die Uferstaaten wegen der Rheinzollerhebung von dem Transport der Reisenden und ihrer Effekten ein Uebereinkommen getroffen, wonach die zu solchen Fahrten bestimmten Dampfschiffe zur Entrichtung des Rheinzolls von 15 Centnern zur ganzen Gebühr und zwar bei jeder Fahrt und bei jedem Erhebungsamte, unbeschadet des von Reisewagen, Waaren u. s. w. noch besonders zu leistenden Rheinzolls, sollen angehalten werden können. In den Niederlanden

* Nach neuern Nachrichten hat sich in Mainz eine Aktiengesellschaft zur Errichtung eines regelmäßigen Schleppdampfbootdienstes auf dem Ober- und Mittelrhein gebildet, welche ihre Unternehmung im Jahre 1842 ins Leben treten lassen will; auch die Kölner Gesellschaft soll entschlossen seyn, den Dampfschleppschifffahrtsdienst auf dem Preußischen und Niederländischen Rhein zu derselben Zeit zu beginnen.

hat man jedoch seit 1840 von dieser Befugniß nicht mehr Gebrauch gemacht. *

Im Jahre 1816 wurde das erste Dampfboot in Rotterdam und in Köln gesehen. 23 Jahre später durchschnitten bereits 39 Dampfschiffe den Rhein in regelmäßigen Fahrten von Basel bis zum Meere. Ihre Anzahl wächst mit jedem Jahre, und die Gesellschaften, welche den Dienst auf den verschiedenen Stromstrecken übernommen haben, wetteifern mit einander in Schnelligkeit der Beförderung, in Wohlfeilheit der Preise, in Bequemlichkeit und Eleganz der Einrichtung.

Am merkwürdigsten ist die rasche Entwickelung der beiden preußisch-rheinischen Gesellschaften.

Die kölnische Gesellschaft eröffnete am 1. Mai 1827 den regelmäßigen Dienst zwischen Köln und Mainz mit einem Schiffe, dem am 8. Juni sich das zweite zugesellte; im Jahre 1837 besaß sie bereits 9 Schiffe, deren eines 118, eines 85, zwei 80, eines 75, drei 70 und eines 50 Pferdekraft hatte. In demselben Jahre fuhren täglich 3 Schiffe von Köln ab, und trafen 3 daselbst ein, 2 gingen täglich von Koblenz nach Mainz, 2 von Mainz nach Koblenz, und ein jeden Tag von Mainz nach dem Oberrhein abgehendes Schiff unterhielt die ununterbrochene Verbindung mit Straßburg.

Fünf unter diesen Schiffen hatten das Watt'sche Maschinensystem (Niederdruck), drei das System der kombinirten Expensions-Maschine, eines das gleiche System mit oscillirenden Cylindern.

Drei hatten englische Maschinen und waren in Holland, eines war in diesem Lande mit Cockerill'scher Maschine, alle übrigen in der Werkstätte der guten Hoffnungshütte in Sterckradt und auf

---

* Wohl aber hat die niederländische Regierung durch die prätendirte Konzessionirung der Dampfschleppschifffahrts-Unternehmungen, welche doch auch nur einen Zweig der Dampfschifffahrt betreiben, dem allgemeinen Prinzip der Schifffahrtsfreiheit, wie dem speziellen der Begünstigung der Dampfschifffahrt sich abhold gezeigt. Glücklicherweise hat man noch keine Beeinträchtigung zu beklagen, da der Kölner Gesellschaft die Konzession nicht verweigert, von der preußischen Regierung aber erklärt worden ist, daß das in Anspruch genommene Konzessions-Regal nicht anerkannt werde.

dem Schiffswerfte der Eigenthümer dieſer Maſchinenfabrik in Ruhrort gebaut.

Im folgenden Jahre verſahen 11, im Jahre 1839 14, im Jahre 1840 15 Schiffe den Dienſt zwiſchen Straßburg und Köln; ſie gewährten dreimal täglich Gelegenheit zur Reiſe von Köln nach dem Oberrhein.

Im Jahre 1838 trat die Geſellſchaft in Verbindung mit der von Renouard de Buſſière und Comp. zu Straßburg gegründeten für die Befahrung der Strecke von Baſel nach Straßburg. In dem Beſitze derſelben ſind zwei Schiffe von 1200 Centner Ladungsfähigkeit; die mit Hoch- und Niederdruck kombinirten Maſchinen haben je 30 Pferdekraft.

Die Reiſenden, welche des Morgens 5 Uhr Baſel verlaſſen, langen deſſelben Abends 8 Uhr in Mannheim an, ſetzen am folgenden Morgen 6 Uhr die Reiſe fort, und erreichen Köln um 8 Uhr Abends. Die ganze Reiſe von Baſel bis Köln wird ſonach in 40 Stunden zurückgelegt, wovon nur 29 auf die effektive Transportzeit fallen. *

Seit dem Jahre 1840 iſt ein neues Unternehmen auf der Stromſtrecke zwiſchen Baſel und Straßburg in Konkurrenz getreten: ein in Paris gebautes leichtes, langes und ſchlankes Schiff, der Adler genannt, befährt dieſen Theil des Oberrheins und zwar noch in weit kürzerer Zeit, als die Schiffe von Renouard de Buſſière, und beflügelt dadurch die Reiſe auf dem ſchönſten Strome und durch die herrlichſten Gauen Deutſchlands. Die Adlergeſellſchaft beſaß 1841 bereits 2 Schiffe, und wird 1842 deren 3 zur regelmäßigen Fahrt verwenden.

Einen faſt eben ſo raſchen und glücklichen Erfolg verſpricht das Unternehmen der zweiten rheinpreußiſchen Geſellſchaft. Es iſt dieſe die mittel- und niederrheiniſche oder Mainz-Düſſeldorfer Geſellſchaft. Sie eröffnete ihre Fahrten im Jahre 1838 mit 5

* Stromaufwärts wird die Stromſtrecke von Straßburg nach Baſel, trotz der reißenden Schnelligkeit, die an einigen Stellen über 10 Fuß in der Sekunde beträgt, in 25 Stunden, und ſelbſt in kürzerer Zeit zurückgelegt. Früher waren mindeſtens 40 Stunden nöthig, um mit Pferden von Straßburg nach Baſel durch den Hüninger Kanal zu fahren.

ausgezeichnet schönen Schiffen, und befuhr die Strecke zwischen Düsseldorf und Mainz in einem täglichen Dienste, die Strecke von Düsseldorf nach Rotterdam einmal in jeder Woche.

Im folgenden Jahre wurde die Anzahl der Schiffe um eines vermehrt.

Wie rasch und in welcher enormen Progression die Personenfrequenz und auch der Gütertransport auf den Dampfschiffen dieser beiden Gesellschaften sich vermehrt hat, ergibt folgende Nachweisung.

Es wurden transportirt.	Reisende.	Waaren.	Bemerkungen.
		Centner.	
I. Von der Kölnischen Gesellschaft im Jahre 1827	18,264	57,135	
„ „ 1828	33,352	83,292	
„ „ 1829	42,942	114,452	
„ „ 1830	52,580	181,442	
„ „ 1831	60,105	180,321	Der Dienst, welcher sich nur von Köln nach Mainz erstreckte, wurde 1832 bis Mannheim ausgedehnt; im Jahre 1833 bis Kehl und Straßburg.
„ „ 1832	71,572	103,996	
„ „ 1833	97,971	213,912	
„ „ 1834	114,003	137,163	
„ „ 1835	113,447	181,075	
„ „ 1836	136,961	151,503	
„ „ 1837	153,381	202,158	
„ „ 1838	211,391	201,949	
„ „ 1839	323,903	207,183	
„ „ 1840	460,946	259,797	
II. Von der Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft im Jahre 1838	81,028	118,779	
„ „ 1839	114,966	157,002	
„ „ 1840	152,347	179,600	

Es ist interessant zu bemerken, daß, wiewohl die Mainz-Düsseldorfer Gesellschaft ihren Dienst mit einer großen Anzahl Reisender begann, und diese fast um die Hälfte jährlich zunehmen sah, die Kölner seit der Eröffnung dieser Konkurrenz der Zahl nach fast eben so viele Personen mehr transportirte, als die Düsseldorfer Dampfschiffe in jedem der Jahre von 1838 bis 1840 benützt haben. Man wird nicht irren, wenn man dieses

überraſchende Reſultat neben allgemein geſteigerter Reiſeluſt dem durch die Konkurrenz entſtandenen Wetteifer in billiger Preisſtellung und in Sorge für die Bequemlichkeit des reiſenden Publikums beimißt.

Im Jahr 1842 wird durch die zwiſchen der Mainz-Düſſeldorfer und der Baſeler Geſellſchaft getroffene Vereinigung ein neues Unternehmen in Befahrung des Oberrheins ins Leben treten, und ohne Zweifel gleich erfreuliche Reſultate hervorrufen.

Die niederländiſche Geſellſchaft (Maatſchappy) in Rotterdam befuhr im Jahre 1839 die Strecke zwiſchen Rotterdam und Köln mit 11 Schiffen von 120 bis 50 Pferdekraft. 1837 hatte ſie deren nur 9 beſchäftigt. Zwiſchen Rotterdam und Köln beſteht ein täglicher Dienſt; ein Schiff geht wöchentlich zweimal zwiſchen Rotterdam und Düſſeldorf, hauptſächlich des Gütertransports wegen. Die Verbindung der rheiniſchen Dampfſchifffahrt zwiſchen Rotterdam und London unterhält in wöchentlichen Fahrten die Batavia, ein Schiff von 200 Pferdekraft, das ſchnellſte und beliebteſte, welches zur Verbindung Londons mit dem Kontinent bis jetzt erbaut worden.

Im Jahr 1838 paſſirten bis Emmerich

	zu Berg		293,795	Centner,
	zu Thal		116,415	„
im Jahr 1839	zu Berg 456	Schiffe mit	260,106	Centnern,
	zu Thal 456	„ „	146,633	„
im Jahr 1840	zu Berg 503	Schiffe mit	219,315	Centnern,
	zu Thal 500	„ „	134,698	„

Die Zahl der Reiſenden iſt in dieſer Periode nicht angegeben, aber jedenfalls unbedeutend. — Im Jahre 1836 gingen von Köln thalwärts 14,657, 1837 17,853. — Der Gütertransport hat ſich nicht allein nicht vermehrt, ſondern iſt ſogar in der Abnahme begriffen, was wohl der vermehrten Mitbewerbung zugeſchrieben werden muß.

Zwiſchen Köln und Kampen fährt wöchentlich die Yſſelgeſellſchaft mit 2 Schiffen, zwiſchen Nymwegen und Rotterdam die Nymweger Geſellſchaft mit einem Schiffe. Die Zahl der bewirkten Transporte von Reiſenden und Waaren iſt nicht bekannt, ſoll aber nicht unbedeutend ſeyn, und mag daher die verminderte Beſchäftigung die Rotterdamer Maatſchappy erklären.

Frachtpreise.

Eine der wichtigsten Wirkungen der neuen Ordnung auf dem Rheine ist die Herabsetzung der Frachtpreise gewesen. Sie ist das unmittelbare Ergebniß der Aufhebung des Unterschiedes zwischen großer und kleiner Schifffahrt, sowie zwischen den Schiffervereinen, und der Herstellung der freien Konkurrenz aller patentirten Schiffer zur Verführung aller Gattungen von Waaren, zu jeder Zeit und an jeden Ort. Auch andere Umstände haben darauf hingewirkt: wie die größere Sicherheit der Strombefahrung durch Entfernung der natürlichen Hindernisse, die größere Güterbewegung, die bei jeder Reise volle Ladung und Retourfracht verspricht, die Minderung der Zölle, die Anstalten zur Bergung der Schiffe und der Waaren und das Entstehen eines ganz neuen Zweiges der Schifffahrt, der Dampfschifffahrt.

Aber zu einer Zeit, wo ein großer Theil der eben erwähnten Potenzen noch nicht vorhanden war, oder doch seine Wirkung noch nicht äußern konnte, im Jahr 1835 nämlich, hat eine genaue Vergleichung der Frachtpreise, wie sie vor 1831 bestanden, mit denjenigen, welche nach dieser Zeit und bis zu der erwähnten Epoche verabredet worden, eine Durchschnittsverminderung der Transportkosten von 33 Prozent für die Thal-, und 28 Prozent für die Bergfahrt ergeben, und man konnte schon damals annehmen, daß mindestens eine Summe von 3 Millionen Franken jährlich dem Handel und den Konsumenten erspart worden sey. Es ist dies eines der Resultate der neuen Ordnung, dessen Ersprießlichkeit sich in Zahlen ausspricht. Das Bild ließe sich noch deutlicher darstellen und bis auf die neueste Zeit fortführen, da die Frachtpreise zwischen den Rhein-, Main- und Neckarhäfen durch Verträge regulirt sind; aber der Zweck der Schrift verbietet ein so tiefes Eingehen in das Detail, und es wird die Versicherung genügen, daß die Frachtpreise, der Steigerung der allgemeinen Preisverhältnisse ungeachtet, nicht erhöht, mit Rücksicht auf die Lieferzeit im Durchschnitt sogar noch ermäßigt sind, und daß insbesondere die niederländische Dampfschifffahrtsgesellschaft im Jahre 1837 ihre Waarenfrachten bedeutend herabgesetzt und dadurch auf die Regulirung der Frachtpreise überhaupt zum Vortheil des Handels gewirkt, so wie endlich die Konkurrenz zwischen der Kölner und Düsseldorfer Gesellschaft ein gleiches Ergebniß geliefert hat.

Assekuranzanstalten.

Die Regsamkeit des Verkehrs einerseits, und der Werth der Fahrzeuge und der Güter, und die Gefahr, der dieselben trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Strom- und Uferpolizei ausgesetzt sind, andererseits, haben Anlaß zur Errichtung einer verhältnißmäßig großen Anzahl von Assekuranzgesellschaften oder zur Ausdehnung der Thätigkeit der anderwärts bereits organisirten auf den Rhein gegeben. Das Steigen der Assekurationssummen bei billiger oder sinkender Prämie kann als ein sicheres Kennzeichen des wachsenden Flors der Schifffahrt und des Handels angesehen werden, und es ist daher der Mühe werth, bei diesem Gegenstande zu verweilen.

In den Jahren 1831—1835 hat nur die vereinigte Assekuranzgesellschaft für den Rheinhandel in Mainz und Köln, welche bei einer Anzahl von 85 Aktionärs in Mainz und 45 in Köln ein Gesellschaftskapital von 800,000 fl. (400,000 fl. in jeder der beiden Städte) besaß, Versicherungen auf Güter übernommen.

Es wurden versichert, und an Versicherungsgeldern bezahlt:

1831 . .	25,315,641	30,830 fl.	33 kr.
1832 . .	21,704,941	11,462 „	53 „
1833 . .	17,643,966	3,175 „	46 „
1834 . .	23,089,157	21,569 „	57 „
1835 . .	25,804,537	8,873 „	21 „

Das Mitteljahr von diesen 5 Assekuranzjahren betrug also an versichertem Güterwerthe 22—23 Millionen, und an bezahlten Versicherungsgeldern 15 — 16,000 fl.; das Verhältniß der ausbezahlten Versicherungsgelder zu dem versicherten Güterwerthe stand also ⅔ per 1000.

Von 1836 an trat Konkurrenz ein. Demungeachtet betrug die Summe

	der Waarenversicherung	die der vergüteten Schäden
1836 . .	31,433,500	73,074 fl. — kr.
1837 . .	29,595,475	4,187 „ 57 „
1838 . .	33,810,164	25,925 „ 29 „
1839 . .	32,872,246	30,650 „ 20 „
1840 . .	31,936,936	50,691 „ 5 „

Die Kölner Gesellschaft, welche ebenfalls nur Waaren versichert, hat

im Jahre 1838 assekurirt den Werth von 20,019,700 Rthlr., an Prämien eingenommen 35,034 und vergütet 14,510.
im Jahre 1839, 19,315,000 Rthlr., an Prämien eingenommen 33,800 und vergütet 19,400.
im Jahre 1840, 17,443,000 Rthlr. (die Prämien sind nicht angegeben), vergütet 24,462.

Die Summen der Versicherungen bei der Rheinischen und Württembergischen Assekuranzgesellschaft, welche bloß Waaren versichert, sind nicht auszumitteln; die **Compagnie d'Assurence générale** zu Paris versichert auch Schiffsgeräth: im Jahre 1838 war in Köln bei ihr assekurirt der Werth von 1,247,642 Rthlr., und es wurden an Prämien erhoben 26,804 Rthlr. 10 Sgr.; sie hatte nur für zwei kleine Avarien 100 Rthlr. Entschädigung zu leisten.

Unter den übrigen Assekuranzgesellschaften, von welchen die Gesellschaft zu Wesel, die **Compagnie commerciale d'Anvers**, die Triester und die Amsterdamer der Ausdehnung ihres Betriebs auf dem Rhein wegen zu erwähnen sind, ohne daß darüber spezielle Notizen vorlägen, ist die Niederländische allgemeine Versicherungsgesellschaft zu Thiel die wichtigste. Noch im Jahre 1838 war ihr ganzer Versicherungsbetrag auf Schiffe 21,878 Rthlr. 10 Sgr., und auf Waaren 5110 Rthlr.; an Prämien wurden für erstere 222 Rthlr. 13 Sgr., für letztere 13 Rthlr. 18 Sgr. 5 P. gezahlt. Vergütungen waren in diesem Jahre nicht zu leisten. Von der ungeheuern Zunahme ihres Geschäfts legt ihre gegenwärtige Einrichtung ein Zeugniß ab: sie hat Agenten längs dem ganzen Rheinstrome bis nach Basel. Sie versichert gegen fixe Prämien auf dem Rheine, und zwar nicht bloß für einzelne Reisen, sondern auch, abweichend von allen ähnlichen Gesellschaften, Fahrzeuge für die Dauer eines ganzen Jahres. Im Jahre 1840 hat sie an Prämien gezahlt 151,000 fl.; woraus auf den Umfang ihres Geschäfts am besten zu schließen ist. Zur Begründung größerer Sicherheit für die Versicherer entschlossen sich die Direktoren im Jahre 1840, eine zweite Gesellschaft zu bilden, bei welcher die ertheilten Versicherungen wiederum assekurirt werden, um auf diese Weise die Thieler Gesellschaft gegen die bedeutenden Verluste, welche sie möglicher Weise bei einer Ladung erleiden könnte, in Schutz zu nehmen.

Gerichte in Rheinschifffahrts-Angelegenheiten.

Zur Entscheidung in streitigen Rheinschifffahrts-Angelegenheiten, und zwar:

aller Kontraventionen gegen die Bestimmungen der Rheinschifffahrts-Ordnung,

aller Streitigkeiten wegen der Rheinschifffahrts-, Krahn-, Hafen- und Werft- oder Bohlwerksgebühren und wegen ihres Betrags; — über die von Privatpersonen unternommene Hemmung des Leinpfads;

und über die den Eigenthümern der Zugpferde bei dem Heraufziehen der Schiffe zur Last gelegten Beschädigungen an Grundeigenthum, so wie über jeden Schaden, welchen Schiffer oder Flößer während der Fahrt oder beim Anlanden durch Fahrläßigkeit Andern verursacht haben sollten,

sind an jedem Ein- oder Abladehafen, oder in jedem Gemeindebezirke, worin sich ein Rheinzollamt befindet, von der Territorialherrschaft ständige richterliche Beamte bestellt, welche auf den Grund summarischer Untersuchung, ohne Gestattung eines Schriftwechsels oder anderer als protokollarischer Auslassung, und ohne Anwendung von Stempel oder Sportelsätzen in erster Instanz unter der Autorität ihres Landesherrn erkennen. Die rechtskräftigen Urtheile dieser Richter (Zollrichter) sind auch in den Gebieten der andern Uferstaaten vollstreckbar.

Eine Berufung ist nur in dem Falle zuläßig, wo das Streitobjekt mehr als 50 Franken beträgt, und kann unter dieser Voraussetzung sowohl bei dem Appellhofe, welchen die Landesherren für die Zollrichter ihres Staates bestimmt haben, als bei der Zentralkommission in Mainz angebracht werden. In dem letztern Falle* wird das Urtheil erster Instanz provisorisch vollstreckt.

Die Zahl der Zollrichter in Frankreich ist 14, in Bayern 5, in Hessen 1, in Baden 5, in Nassau 5, in Preußen 22, in den Niederlanden 11. Die Appellinstanzen sind: die Civiltribunale zu Straßburg, zu Landau und Frankenthal und zu Mainz, das Hofgericht zu Mannheim, das Hofgericht zu Usingen, der Appellhof

* In Rücksicht darauf, daß die Zentralkommission nur einmal im Jahre zusammentritt.

zu Köln und der Appellhof im Haag. Dieser Einrichtung läßt sich das Zeugniß der Zweckmäßigkeit nicht versagen.

Die Bestellung wirklicher Gerichte statt der Administrativbehörden, welchen früher die Entscheidung der streitigen Angelegenheiten überlassen war, begründete in der öffentlichen Meinung ein größeres Vertrauen in die Unpartheilichkeit des Ausspruchs.

Die Anzahl der Appellationen ist darum auch sehr gering gewesen. In Preußen gelangten in den Jahren 1831—1835 von überhaupt 94 Civil- und Strafsachen nur 14 zur Appellation; in den Jahren 1836 und 1837 von 158 34, im Jahre 1838 von 72 3, im Jahre 1839 von 84 4, und im Jahre 1840 von 117 12.

Die Appellationen an die Zentralkommission haben von Jahr zu Jahr abgenommen, da ihr Organismus eine schleunige Erledigung verhindert: im Jahr 1840 sind nur zwei Sachen an dieselbe gelangt.

Im Ganzen kamen der Kontraventionsfälle wenige vor, was seine Erklärung findet in der Klarheit und Milde der Anordnungen, in der mehr und mehr begründeten Ueberzeugung von ihrer inneren Nothwendigkeit und in der schnellen Rüge der Vergehungen. In Frankreich, Bayern und den Niederlanden kamen 1839 gar keine Prozeßfälle zur Verhandlung, in Hessen nur zwei, in Nassau in demselben Jahre 3; in Frankreich waren 1838 keine, in Baden nur vier anhängig geworden.

Diese Bemerkung findet ihre Bestätigung vorzüglich in einer Vergleichung der Frequenz des Verkehrs mit der Anzahl der Kontraventionen. Auf dem ganzen Preußischen Rheine haben 1835 70 Kontraventionen stattgefunden, darunter 9 Zoll- und 64 Polizeikontraventionen: eine Anzahl, welche, wenn man die Stromlänge und die Zahl der Häfen und Landungsplätze in Anschlag bringt und erwägt, daß in dem Hafen von Köln in diesem Jahre allein 7343 Fahrzeuge ankamen, als höchst unbedeutend erscheinen muß.

Verwaltung der Rheinschifffahrts-Angelegenheiten.

Alle Verhältnisse der Rheinschifffahrt und des Rheinhandels überwacht die Zentralkommission, eine Versammlung der Rheinuferstaaten, welche jährlich einmal in Mainz im September* zu-

* Nach der Rheinschifffahrtsordnung Art. 90. im Juli. Dieß ist jedoch durch Beschluß vom Jahre 1839 abgeändert worden.

zuſammentritt, am Schluſſe dieſes Monats auseinandergeht und in ihrer Verſammlung nach Stimmenmehrheit entſcheidet, deren Beſchlüſſe jedoch erſt dann für die Rheinuferſtaaten verbindlich ſind, wenn dieſelben ihre Genehmigung durch ihre Kommiſſarien ertheilt haben.

Dieſe Organiſation iſt offenbar die ſchwächſte Seite der ganzen Rheinſchifffahrtsordnung. Die Behörde, welche den Mittelpunkt aller Intereſſen bilden ſoll und daher wenigſtens in Beziehung auf Kontrole und Berathung freie Hand haben müßte, iſt durch die Seltenheit ihres Zuſammentritts, durch die Kürze der ihr zugemeſſenen Zeit und durch die Abhängigkeit ihrer Mitglieder von den Inſtruktionen der kommittirenden Gouvernements um die natürliche Kompetenz gebracht, welche in den Mitteln und Kräften liegt, — und durch das Bewußtſeyn, daß die Erfolge von ihren Anſtrengungen nicht abhängen, auch aller Freudigkeit im Wirken beraubt. Daß unter ſo wenig ermunternden Verhältniſſen dieſelbe in ihrem Streben nicht nachgelaſſen hat, den Grundſätzen der Freiheit und der Ordnung, wie die Kongreſsakte ſie aufſtellte, und der Vertrag vom 11. Juli 1831 ſie ausbildete, mehr und mehr Anerkennung zu verſchaffen, und durch verſtändigen Beirath auf Erleichterung und Förderung des Verkehrs unermüdet hinzuwirken, verdient um ſo größere Anerkennung. Es iſt wahr, daß die ganze Konſtituirung dieſer Behörde mehr eine Formſache iſt, als daß man die Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz als in ihr ſelbſt bedingt betrachten könnte: denn es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß überall, wo die Abſtimmungen nach Inſtruktionen erfolgen, und die Ratifikationen vorbehalten werden, der Weg der ſchriftlichen Verhandlung eben ſo gut gewählt werden kann, als ein gemiſchtes Verhältniß. Wie aber immer, wo ſich Perſonen gegenübertreten, in die Geſchäfte eine größere Lebendigkeit kommt, ſo hat ſich dieß auch in dieſem Falle bewährt; denn im Vergleich zu der Angelegenheit der Schifffahrtsfreiheit des Neckars, des Mains, der Moſel, der Maas und der Schelde,* deren Regulirung den einzelnen Territorialherrſchaften allein überlaſſen blieb und noch heute unerledigt iſt, iſt die wichtigere Rheinſchifffahrtsfrage ſchnell entſchieden worden.

Die judiciäre Thätigkeit der Kommiſſion, als Appellations-

* Art. 117 der Wiener Kongreſsakte.

Instanz in Rheinschifffahrts-Angelegenheiten in konkurrenter Jurisdiktion mit den von den Landesherren bestellten Appellhöfen wird, wie schon erwähnt, fast gar nicht mehr in Anspruch genommen, und ihr wesentlicher Beruf besteht darin, daß ihr jährlicher Zusammentritt der Anlaß für die betheiligten Rheinuferstaaten ist, über die Befolgung der Verträge sich eine Art von Rechenschaft abzulegen, und die im Interesse des Handels und der Schifffahrt gemachten Wahrnehmungen zur Erwägung, zur Abhülfe bekannt gewordener Mängel und zur Erzielung gewünschter Verbesserungen mitzutheilen.

Der Oberaufseher der Rheinschifffahrt mit den ihm nachgeordneten vier Distriktsinspektoren (deren Bezirke sich von dem Punkte, wo der Strom schiffbar wird, bis zum Ausflusse der Lauter, von dort bis zum Ausflusse der Nahe, von der Nahe bis zur Niederländischen Grenze, und von der Niederländischen Grenze bis ins Meer erstrecken), hat eben so wenig eine selbstständige wirksame Kompetenz, wie die Zentralkommission.

Zwar legt ihm die Rheinschifffahrtsordnung die Verpflichtung auf, dafür zu sorgen, daß Unordnungen und Mißbräuche, welche in irgend einem Hafen sich einschleichen, abgestellt, daß unter keinem Vorwande neue Abgaben eingeführt oder sonst der Rheinschifffahrt neue Lasten auferlegt werden, daß gegründeten Beschwerden, welche die Aufseher, die Handelsleute oder Schiffspatrone und Führer bei ihm anbringen, schleunig abgeholfen werde, und er kann zur Erörterung derselben sich der Aufseher und Rheinzollbeamten bedienen. Seine Befugniß geht aber nicht weiter, als daß er von den von ihm für begründet erachteten Klagen oder Angaben die in den verschiedenen Staaten zur Wahrnehmung der Rheinschifffahrts-Angelegenheiten bestellten Provinzial- oder Departementalbehörden unterrichtet und auf Abhülfe anträgt, auch, wenn diese nicht erfolgt, die Beschwerden der Zentralkommission zur Entschließung vorlegt und die Provinzialbehörde davon in Kenntniß setzt, damit diese die zeitige Instruktion des Rheinschifffahrts-Bevollmächtigten ihres Staats zur Verhandlung der Sache bei der Zentralkommission veranlassen kann.

Die Aufseher, welche nicht, wie der Oberaufseher, gemeinschaftlich durch sämmtliche Uferstaaten, sondern von denen der des ersten Bezirks (bis zur Lauter) von Frankreich und Baden, der

des zweiten (bis zur Nahe) von Bayern, Heſſen und Naſſau, der des dritten (von der Nahe bis zur Niederländiſchen Grenze) von Preußen, der des vierten (bis ins Meer) von den Niederlanden ernannt und beſoldet werden, ſtehen in einem direkten Dienſtverhältniß zu den Territorialregierungen und ſind verpflichtet, die auf ihren periodiſchen Reiſen gemachten Wahrnehmungen über Schiffahrtshinderniſſe, Zuſtand der Leinpfade, ſowie über alle der Rheinſchifffahrtsordnung zuwiderlaufende Mängel, dieſen berichtlich anzuzeigen, und im Falle ihrer Ermächtigung Abhülfe zu treffen. Ueber den Erfolg ihrer Bemühungen und Vorſchläge benachrichtigen ſie den Oberaufſeher.

Die Stellung des letztern iſt daher im Grunde keine andere, als die der Zentralkommiſſion ſelbſt, nur noch minder einflußreich; und wenn nicht in der Nothwendigkeit einer Sammlung der im Laufe des Jahres ſich ergebenden Notizen die Wünſchenswürdigkeit einer bis zum Zuſammentritt der Zentralkommiſſion vorhandenen Behörde begründet iſt, ſo iſt deren Beſtellung neben der Zentralkommiſſion nicht wohl zu erklären.

Inzwiſchen iſt auch nicht zu verkennen, daß ihre Wirkſamkeit wichtiger und geräuſchvoller werden könnte und müßte, wenn nicht, wozu man ſich Glück zu wünſchen hat, in den Rheinuferſtaaten ſelbſt das wache Bewußtſeyn von der Erſtrebung des eigenen Intereſſes in kräftiger Förderung der Schifffahrt und des Handels, die Bereitwilligkeit, demſelben überall zu entſprechen, und die Loyalität in Aufrechthaltung und Ausführung der Verträge, jedes Einſchreiten überflüſſig machte. Die Nützlichkeit des Organismus kann ſich daher noch einmal bewähren, wenn der Eifer der Territorialregierungen nachlaſſen, und Anregung und Hinweiſung auf die übernommenen Verpflichtungen nothwendig werden ſollte.

Rheinhandel.

Die Blüthe des Handels hängt von einer Menge von Verhältniſſen ab, deren Ergründung oft ſchwierig, oft erſt möglich wird, wenn ſie zu wirken aufgehört haben. Es kann daher nicht zugeſtanden werden, daß der neuen Ordnung auf dem Rheine das unverkennbare Fortſchreiten des Handels und der Schifffahrt allein zu verdanken ſey.

Allein es würde ſich eben ſo wenig mit der Wahrheit

vereinigen lassen, wenn man einer ganzen Gruppe von wichtigen, die Erleichterung des Verkehrs bezielenden und verwirklichenden Maßregeln, wie die Aufhebung des Umschlags, des Schifferzunftzwanges, die Ermäßigung der Abgaben und deren minder lästige Erhebung, die Herstellung der Leinpfade, die Entfernung natürlicher Hindernisse im Strombette, die Abkürzung der Stromlänge durch Durchstiche, die Anlegung von Häfen und Winterhäfen, die Etablirung von Niederlagen im freien Verkehr u. dergl., das Anerkenntniß des Einflusses und der Mitwirkung auf die Herbeiführung eines blühenden Zustandes versagen wollte; im Gegentheile darf man denselben mit Recht einen großen Antheil daran verdanken, und sich nicht darüber verblenden, daß auch die allgemeinen Handelsverhältnisse und der Fortschritt im Ganzen ihre segensreichen Früchte nicht hätten spenden können, wenn engherzige Fiskalität und mittelalterliche Ansichten über die Bevormundung des Handels und der Schifffahrt beim Abschlusse der Verträge und bei deren Ausführung prävalirt hätten.

Man kommt in Deutschland nicht gar zu oft in den Fall loben zu müssen; es ist daher erfreulich, daß die gleich folgende vergleichende Zusammenstellung des Handelsverkehrs verschiedener Epochen unter dem eben aufgestellten Gesichtspunkte besser als Worte verkündet, was anerkennungswerth ist.

Es sind die Jahre 1828, soweit die Notizen reichen, und 1835—1840 ausgewählt.

Erhebungsämter.	Thalfahrt, Zentner zu 50 Kilogramme.							Bergfahrt, Zentner zu 50 Kilogramme.							Bemerkungen.
	1828	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1828	1835	1836	1837	1838	1839	1840	
Altbreisach [1]	fehlt	96,859	94,630	128,650	56,000	65,289	41,119	fehlt	26,619	21,075	17,711	1609	703	140	1840 passirten zu Thal 474, zu Berg 316 Fahrzeuge.
Straßburg, große Rheinbrücke	fehlt	130 389	57,007	47,987	43,633	48,930	44,734	»	70,569	59,471	47,737	19,181	15,993	11,571	1840 Fahrt zu Thal 312, zu Berg 1140.
Neuburg [2]	953,023	893,733	893,031	893,477	494,166	414,067	419,206	163,715	301,234	279,400	245,424	261,080	279,411	219,037	1840 Fahrt zu Thal 587, zu Berg 481.
Mannheim [3]	1 310 476	1,339,795	1 617,704	170,140	1,196,031	1,279,098	1,585,429	507 323	1,014,906	848,083	1,343 416	1 010 755	1 164 290	860 771	
Mainz [4] . .	1,261,930	1,499,947	1,779,189	1,634,457	1,619,190	2,171,149	2,415 143	1,004,150	1,459,023	1,450,965	1,979,985	2,375,509	2,310 630	2 709,117	1840 Fahrt zu Thal 4965 zu Berg 6816.
Caub [5] . . .	1,096,977	fehlt	2,004,411	1,991,041	2 018,764	2,551,969	3,089,905	1,006,934	fehlt	1,525,657	2 226,391	2,735,559	2,779,755	3,213 435	1840 Fahrt zu Thal 3002, zu Berg 3024.
Koblenz [6] .	fehlt	1,913,610	1,459,233	3,764,630	1 553,340	1,949,431	2,567 092	fehlt	1,709,587	1,628,031	2,346,409	2,919,264	2,780,480	3 263,794	
Andernach	»	fehlt	fehlt	fehlt	187 449	358,721	281,634	»	fehlt	fehlt	fehlt	14 519	14,038	26,657	Diese 6 Hebestellen wurden erst durch Kabinetsordre v. 18. Dezbr. 1836 errichtet; die Notizen fangen also erst von 1838 an.
Linz	»	»	»	»	102,579	668	51,838	»	»	»	»	49,706	1014	9165	
Köln	»	»	»	»	1,731,867	290,993	460,681	»	»	»	»	1 435 134	437,508	452,349	
Düsseldorf .	»	»	»	»	495,467	254,056	211,810	»	»	»	»	779 434	895 985	220,675	
Ruhrort . .	»	»	»	»	5,088,603	4,067 399	4,239,290	»	»	»	»	5 566,358	5,513,345	7 082,113	
Wesel . . .	»	»	»	»	245 601	205,034	276 843	»	»	»	»	122,351	145 497	33,344	
Emmerich [7]	1,551,640	5,179,731	6,470,914	7,985 917	6 096,657	5,515 831	5 076 987	1,084,608	1,718,239	1 715,379	2,058 349	2,371,577	2 359,077	2 569 446	
Lobith [8] .	fehlt	6,078,906	6 514,905	7,379,063	7,458,809	7,589,128	7,479,340	fehlt	1,8 6 798	1,696,408	2,017 381	2 365,903	2, 76 916	2,556 896	

[1] Die allmälige Minderung rührt von der zunehmenden Benutzung des Main-Rhonekanals her.

[2] Das Floßholz ist überall nach Zentnern veranschlagt und betrug 1835 228,969; 1836 245,637; 1837 216 703 Zentner.

[3] An Floßholz waren darunter 1835 251,830; 1836 206,159; 1837 312,641 Zentner.

[4] Die Masse des Floßholzes ist so groß, daß sie in allen Jahren 600,000 Ztr. übersteigen und 1840 816,700 Ztr. erreicht hat.

[5] 1836 684,021 Ztr. Floßholz; 1837 560,841; 1840 751,913.

[6] 1835 sortiren unter dem Transport 211,862 Ztr. Floßholz; 1837 2,312,991. Vom Jahre 1838 an ist hier und bei allen Preuß. Hebestellen Brenn- und Nutzholz nicht mehr berechnet.

[7] Unter der Zentnerzahl von 1835 sind 138,112; 1836 1,640 966; 1837 1,733 093 Ztr. Bau- und Nutzholz.

[8] Im J. 1836 gingen 1,943 803 Ztr. Bau- u. Nutzholz. 1837 1,919 336 Ztr. zu Thal. In den übrigen Jahren ist es nicht angegeben, aber unter der Hauptsumme begriffen. In der Angabe des Verkehrs von 1835 ist das Holz immer beigerechnet.

Die summarische Uebersicht der an den sämmtlichen Erhebungsämtern von Altbreisach bis Lobith im Jahre 1840 passirten Handels- und Holztransporte gibt nicht allein ein Bild von der Zunahme des Verkehrs auf dem Rhein, sondern sondert auch die Waaren von den Holztransporten.

Erhebungsämter zu	An Waaren		An Bau- und Nutzholz		Bemerkungen.
	zu Thal	zu Berg	hartes	weiches	
	Zentner.	Zentner	Zentner	Zentner.	
Altbreisach	41,118	140			
Straßburg, an der großen Rheinbrücke	44,724	11,871	darin enthalten		
Neuburg ..	169,399	278,037	249,807		Die Gattung ist nicht spezifizirt.
Mannheim	1,585,428	860,771	—	—	
Mainz ...	1,598,243	2,709,217	275,290	541,610	
Caub	3,215,438	2,277,992	279,627	472,286	
Koblenz...	2,567,082	3,263,793	269,354	8,723,352	Ueber die passirten Quantitäten an Preuß. Binnen-Abfertigungsstellen liegen keine vollständigen Notizen vor.
Emmerich .	5,076,827	2,560,448	420,352	168,567	
Lobith*...	4,777,364	2,536,296	2,700,976		Die Gattung ist nicht spezifizirt.

Die Hauptartikel des Transports sind laut den Registern der Erhebungsämter gewesen:

1. Altbreisach,

zu Thal: Gyps, Holz (11,547 Zentner), Käse, Asphalt, Pflastersteine, Wein (12,927 Ztr.), Wagen der Reisenden (2150 Ztr.);

zu Berg: ganz unbedeutender Verkehr wegen der Schwierigkeiten, welche die Schifffahrt darbietet, und wegen der erleichterten Benutzung des Rhein-Rhonekanals.

2. An der großen Brücke zu Straßburg,

zu Thal: Holz (14729 Ztr.), Käse (13,022), Asphalt

* Der Erhebungsämter Vreeswyck und Thiel ist keine Erwähnung geschehen, weil der Verkehr bei denselben höchst unbedeutend ist. 1840 wurden dort verladen beziehungsweise 5345 und 3087 Zentner. Auch in frühern Jahren wiesen die Register keine bedeutenderen Waarenmassen nach.

(2408), Manufakturwaaren (1618), Steinkohlen (5010), Wein (1684), Wagen der Reiſenden (2975);

zu Berg: Gyps (7141), Stahlwaaren, Tabak, Zucker, Wein.

3. Neuburg,

zu Thal: Asphalt und Mineralkitt (13,872 Ztr.), Brennholz (5512), Nutz- und Bauholz (249,807), Gelbwurzel (219), Kieſelſteine (5838), Theer (140), Pech (1832), Senfſamen (572), Stein- oder Braunkohlen (1451), Lohe (8123), Maſſeln aus dem Badiſchen (660), Liqueure, Materialwaaren, Wein, Krapp, Manufakturwaaren, Hanf (80,722), Sägewaaren (31,494), Gyps und Bruchſteine (18,440);

zu Berg: Getreide (9911), Steinkohlen (22,298), Erde (11,692), Kaffee, Kolonialwaaren, Baumwolle, Blei und Bleiweiß, rohes und bearbeitetes Eiſen und Blechwaaren, Farbholz, Gewürze, Spezereien, Kupfer, Mineralwaſſer, Oel, Theer, Tabak, Zucker (230,001), Eichenholz (275,300), Tannenholz (541,619).

4. Mannheim,

zu Thal: ausgelaugte Aſche (17,964), Effekten von Schiffspaſſagieren (7125), Baumwollenwaaren (13,861), Zichorien, Dünger, Getreide (22,929), Gyps (38,322), Gartengewächſe (8979), Hanf (13,182), Holz (174,099), Eichenſtämme (101,731), Tannenſtämme (213,198), Nutzholz (1034), Borde (122,115), Holzkrämerwaaren (2575), Kaſtanien (2666), Käſe (11,908), Mineralkitt (1240), Asphalt (7188), Knochen (4592), Krapp (22,146), Lohrinde (3502), Materialwaaren (3084, 1839: 7865), Maſchinen (2957), Salz (265,722), Sämereien (4172), Seegras (2270), Bruchſteine (252,249), Hauſteine (11,807), Tabak (46,381), Wein (24,844), Reiſewagen (7765), Zucker (4231);

zu Berg: Baumwollenwaaren (6813), Eiſenmaſſeln (74,295), Gußeiſen (11,792), Stangen (15,175), Blech (3652), Stahlwaaren (9628), Erz (61,978), Töpfererde (5570), gemeine Erde (5678), Getreide (36,798), Gyps (46,555), Kaffee (24,324, 1839: 30,014), Materialwaaren (5284), Maſchinen (2950). Oel (20,202), Salz (42,153), Steinkohlen (176,314, 1839 142,655), Schleifſteine (9816), Bruchſteine (159,687, 1839

5,389,287), Hausteine (3697), fabrizirter Zucker (87,860), 1839 (45,215).

5. Mainz. Die speziellen Angaben fehlen.

6. Caub. Deßgleichen.

7. Koblenz,

zu Thal: Baumwollenwaaren (16,296), Bausteine (32,210), Blei (1131), Braunstein (14,077), Zichorien (1142), Bleiweiß (679), Eisen und Eisenblechwaaren (8868), Eisengußmaſſeln und Roheisen (137,992), Erz (2,036,737), Farbwaaren (2448), Garn (1767), Getreide (524,320), Gyps und Kalk (867,113), Häute (3029), Hausteine (34,032), Holz- und Krämerwaaren (46,125), Kleesaamen (28,746), Krapp (17,693), Leinenwaaren (7190), Leder (2599), Materialwaaren (71,408), Mehl (45,201), Mineralwasser (28,254), Salz (56,335), Seide (rohe 1697, gezwirnte 3453, Seidewaaren 482), Schwerspath (20,253), Tabak (roher 45,048, fabrizirter 5601), Wein (138,631), Wolle (rohe 11,542);

zu Berg: Alaun (11,654), rohe Baumwolle (13,052), Baumwollenwaaren (39,247), Blei (11,254), Bleiweiß (7051), Eisen und Eisenblechwaaren (60,683), Eisengußmaſſeln, Roheisen (42,983), geschmiedetes Eisen (66,807), Farbholz (26,990), Garn (83,026), Gewürz und Spezerei (20,412), Gyps und Kalk (33,298), Häute (13,666), Kaffee (143,399, Lohrinde 14,387), Mehl (101,570), Mühl- und Backofensteine (13,351), Pfeifenerde (9852), Oelsamen (4680), Reis (30,711), Steinkohlen (1,651,931), Tabak, roher (52,585), fabrizirter (10,850), Thran (46,275), Wollewaaren (4900), Wein (13,267), Vitriol (5883), Traß (10,183), Zucker, roher und Lompen (74,533), raffinirter (320,080).

8. Emmerich,

zu Thal: Baumwollenwaaren (15,314), Bausteine 196,684), Eisen (47,459), Schienen (23,603), Hausteine (418,183), Kleesamen (29,083), Lohrinde (42,817), Materialwaaren (9969), Mineralwasser (52,476), Schwerspath (21,266), Waizen (349,460), Gerste (31,926), Holz- und Krämerwaaren (21,684), Krüge (19,948), Spezereiwaaren (1785), Mühlen- u. Backofensteine (20,933), Pfeifenerde (91,094), Steinkohlen (2,789,474), Tuffsteine (120,509), Bausteine (196,684), Kleesamen (29,038);

zu Berg: Eisen (190,410), geschmiedetes Eisen (60,790), Farbholz (72,100), Farbwaaren (66,946), Garn (Twist) (131,630), Gewürze und Spezereien (56,700), Häringe (21,411), Häute (38,353), Kaffee (314,033), Krapp (12,476), Kupfer u. Messing (12,421), Materialwaaren (88,200), Oel (128,999), Potasche (13,085), Rapssamen (145,151), Reis (61,110), Schwefel (19,556), Stockfische (20,012), Tabak, roher (71,708), fabrizirter (3682), Thee (19,863), Thran (111,285), Wein (16,682), Zucker, roher u. Lompen (417,875), raffinirter (113,228).

9. Lobith,

zu Thal: Buchweizen (46,833), Braunstein (13,795), Droguerien (4828), Eisenwaaren (82,662), Farbwaaren (20,195), Früchte (23,090), Garn und Twist (4179), Weizen (359,587), Eichenholz (2,021),372), Tannen (679,604), Holzkohlen (38,122), Hülsenfrüchte (27,206), Kalk (22,854), Steinkohlen (2,767,137), Krüge (40,335), Lohrinde (54,611), Manufakturen (23,633), Mineralwasser (62,451), Mühl- und Backofensteine (62,158), Nüsse (6392), Pfeifenerde (123,557), Sämereien (Kohl- und Kleesamen) (45,091), Schiefersteine und Schiefertafeln (11,189), Schreinerwaaren (18,944), Seide und Seidewaaren (4747), Syrup (16,801), Steine, harte (21,953), behauene (365,597), Schleifsteine (379), Töpferwaaren (25,340), Traß (1546), Tuffsteine (260,909), Wachholderbeeren (5705), Wein (55,487), Vitriol (4741), Wolle (4811), Wollengarn (7093);

zu Berg: Baumwolle (69,754), Blei (17,126), Blech (2173), Bleiweiß (1340), Branntwein (24,532), Drezurrie (8192), Eisen (Guß-, rohes) (194,621), Eisenwaaren (76,312), Farbholz (68,264), Farbwaaren (72,684), Fische (8682), Floßgeräthe (3263), Früchte (3263), Garn und Twist (138,693), Roggen (23,873), Häringe (24,259), Häute (37,698), Hefe (3527), Hörner (5722), feines Tischlerholz (9629), Holzkohlen (4730), Indigo (9015), Käse (1146), Kaffee (314,714), Krapp (11,357), Kupfer und Kupferwaaren (12,315), Manufakturwaaren (9895), Materialwaaren (18,943), Oel (117,743), Pech (1208), Potasche (12,192), Reis (59,246), Rosinen (4131), Sämereien (152,067), Schwefel (34,846), Spezereien (16,607), Stockfische (13,093), Tabak (87,495), Theer (22,021), Thran (112,797), Töpferwaaren (2209), Wein (16,137), Zink

1223), Zinn (10,315), Zucker, roher (216,311), raffinirter (339,999) ꝛc. —

Ein nicht minder interessantes Resultat gewährt ein Auszug aus den Registern des Niederländischen Grenzamts Lobith, über die seit dem Jahre 1831 aus und nach den Niederlanden stattgefundene Güterbewegung.

Es wurden transportirt	Zu		
	Berg	Thal	im Ganzen
im Jahre	Zentner.	Zentner.	Zentner.
1832	1,754,803	4,823,372	6,578,175
1833	1,459,929	5,632,515	7,092,444
1834	1,772,180	5,850,477	7,622,657
1835	1,856,722	6,078,806	7,935,528
1836	1,701,372	6,528,384	8,229,756
1837	2,023,026	7,379,822	9,402,846
1838	2,385,012	7,408,208	9,793,210
1839	2,276,916	7,432,127	9,709,043
1840	2,556,296	7,478,340	10,034,636

Der gesammte Verkehr mit Gütern aller Art aus den Niederlanden ist also seit 1831 um mehr als die Hälfte gestiegen, und der vortheilhafte Einfluß des Schifffahrtsvertrags vom Jahre 1837 findet sich hier in Zahlen ausgesprochen.

Hafenverkehr vom Jahre 1840.

Im Hafen von Straßburg wurden verladen 35,090 Zentner Güter zu Thal, und 187,522 Ztr. zu Berg; von den letztern führten französische Schiffer 71,074, auswärtige 116,478.

Die Gütermasse betrug

in Freistadt . . . . 22,412 zu Thal, und 24,232 zu Berg.
„ Leopoldshafen . 219,900 „ „ „ 74,601 „ „
„ Mannheim . 1,585,421 „ „ „ 860,771 „ „
„ Speier . . . 9,751 „ „ „ 5,301 „ „
„ der Rheinschanze 135,870 „ „ „ 36,139 „ „

Es kamen an 266 Fahrzeuge, und gingen ab 262.

Im Hafen zu Mainz, Thalfahrt: Es sind angekommen und gelöscht

aus dem Oberrhein . . . 222,076 Ztr.
„ „ Main . . . . . 738,954 „

Es wurden verladen und gingen thalwärts 633,903 Zentner Waaren, und 541,610 Ztr. Floßholz.

Bergfahrt. In dem Hafen von Mainz angekommene und umgeladene Güter: 1,072,823 Zentner.

Verladen und abgegangen nach dem Oberrhein 390,976
nach dem Main 254,661

im Ganzen 645,637.

Im Hafen zu Biebrich wurden ein und ausgeladen 280,359 Ztr.

Im Hafen zu Koblenz bestand die Zufuhr in 1,046,261 Ztr. (in 838 Schiffen von oberhalb, und 142 Schiffen von unterhalb), die Abfuhr in 651,050 Zentner (in 465 Schiffen nach oberhalb und 155 Schiffen nach unterhalb).

Im Hafen zu Köln kamen an zu Berg 1508 Schiffe mit 1,708,607 Ztr. Ladung, und zu Thal 4776 Schiffe mit 1,465,514 Ztr., im Ganzen 6284 Schiffe mit 3,174,121 Ztr.; es gingen ab zu Thal 938 Schiffe mit 447,442 Ztr., und zu Berg 1784 Schiffe mit 722,364 Ztr.; im Ganzen 2722 Schiffe mit 1,169,806 Ztr. Ladung.

Im Hafen zu Düsseldorf wurden angebracht zu Berg 770,485, zu Thal 390,467, zusammen 1,160,952 Ztr.; abgefahren zu Berg 46,334, zu Thal 89,491, also zusammen 135,825 Ztr.

Bei Emmerich passirten zu Berg 2927 Schiffe (darunter 2210 Segel-, 703 Dampf- und 11 Schleppschiffe), zu Thal 3074 (darunter 2363 Segel-, 700 Dampf- und 11 Schleppschiffe).

Aus einer vergleichenden Beurtheilung der über den Verkehr des Jahres 1840 und der früheren Jahre gesammelten Nachrichten ergibt sich, daß die Zunahme des Güterverkehrs auf dem Rhein hauptsächlich den Segelschiffen zu gute gekommen ist. Verhältnißmäßig sind die Dampfschiffe ungeachtet der vervielfältigten Fahrten bei dem Gütertransport nur wenig betheiligt. Die meisten Waaren sind im Verhältniß zu der Zahl der Schiffe und Fahrten von der Niederländischen und Yſſelgesellschaft transportirt worden. Die Kölnische Gesellschaft hat 259,797, die Düsseldorfer 179,600 Ztr. befördert.

Die Wahrnehmung, daß die Zunahme der Dampfschifffahrt der Segelschifffahrt keinen bedeutenden Abbruch thut, hat in diesem Jahre eine neue Bestätigung erhalten, aber eben so die Nützlichkeit

des Wetteifers, der auf die Schnelligkeit der Fahrten auch bei der Segelschifffahrt eingewirkt, und eine um Vieles beschleunigte Verschiffung der Güter zur Folge hat, was in Verbindung mit den fortwährend ermäßigten Transportpreisen wieder Anlaß gibt, dem Rhein viele Güter zuzuführen, die früher andere Richtungen einhielten. Die Masse des auf dem Rhein geflößten Holzes ist im Jahr 1840 in einer noch größeren Proportion als in den frühern Jahren gestiegen; das harte Holz und Schiffbauholz, welches hauptsächlich von der Lippe herkommt, ist in den Niederlanden wegen der seit einiger Zeit bemerkbaren Thätigkeit im Schiffbau ein mehr und mehr gesuchter Artikel; das weiche Holz wird vorzüglich in Köln und Düsseldorf begehrt.

Unter den Hafenplätzen sind es Koblenz und Mannheim, deren Frequenz im raschesten und fortwährenden Steigen begriffen ist, so wie unter den Uferstaaten die Niederlande es sind, von und nach welchen der Verkehr von Jahr zu Jahr zunimmt.

Nebenströme des Rheins.

Von der Schifffahrt auf den Nebenströmen hängt die Lebendigkeit des Verkehrs auf dem Rhein großentheils ab; sie alimentiren den Handel und dienen als Absatzwege.

Es ist darum interessant, einen flüchtigen Blick auf den Zustand derselben zu werfen.

In der 16ten Zusatzakte der Wiener Kongreßakte ist die Freiheit der Schifffahrt, wie sie für den Rhein festgestellt worden, auf den Neckar, den Main, die Mosel, die Maas und die Schelde, und zwar von dem Punkte, wo jeder dieser Flüsse schiffbar wird, bis zu seiner Mündung ausgedehnt, das Stapelrecht und der Schifferzunftzwang aufgehoben erklärt, und die Erhöhung der Schifffahrtsabgaben untersagt. In Beziehung auf den Neckar und Main wurden die Uferstaaten verpflichtet, die Abgaben, welche die Säze des im Jahre 1802 üblichen Tarifs übersteigen, zu mindern, und den neuen Tarif demjenigen für die Rheinschifffahrt so gleich als möglich zu stellen; in Beziehung auf Mosel und Maas die Abgaben, wie sie das französische Dekret vom 12. Novbr. 1806 und 10. Brumaire Jahr 14 festsetzte, nicht zu erhöhen, vielmehr dieselben bis zu dem Betrage der Rheinschifffahrtsabgaben herunter zu sezen; allen wurde in Hinsicht auf Stromregulirung, Erhaltung

der Ufer und der Leinpfade die gleiche Verpflichtung, wie den Rheinuferſtaaten auferlegt, den Unterthanen der Uferſtaaten des Neckars, des Mains und der Moſel gleiche Berechtigung in Hinſicht der Schifffahrt auf dem Rhein, den Preußiſchen gleiche Berechtigung auf der Maas, wie den Unterthanen der Uferſtaaten dieſer Ströme verſichert, endlich in Beziehung auf die Schelde das Prinzip der Freiheit ausgeſprochen und ein, nach den für den Rhein feſtgeſtellten und dem Intereſſe des Handels am meiſten entſprechenden Grundſätzen abzufaſſendes Reglement verheißen.

In Vergleich mit dieſen Verſprechungen, und mit der ſeitdem verfloſſenen Zeit iſt, man muß es ſagen, nur wenig geſchehen, wiewohl, wenn man die Sache nicht gerade unter dieſem Geſichtspunkte beobachten, ſondern einen andern Maßſtab anlegen will, viel Rühmliches zu erwähnen wäre.

Die Rheinſchifffahrtsordnung enthielt in den Artikeln 11 und 45* direkte Aufforderungen für die Uferſtaaten der in den Rhein fallenden Flüſſe, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, und es ſind dieſelben auch nicht ohne Wirkung geblieben. Frankfurt, Höchſt und Werthheim ſind zu Mainfreihäfen, Mannheim und Heidelberg zu Neckarfreihäfen erklärt; in Bayern ſind die Mainzölle vorbehaltlich einer definitiven Maßregel, über welche ſeit 1838 in Frankfurt, bisher aber ohne Erfolg, verhandelt wird, proviſoriſch aufgehoben oder ermäßigt, in Baden, Heſſen und Württemberg iſt an die Stelle der Neckarzölle ein dem Rheinoktroi aſſimilirter

* Art. 11: „Den Regierungen der Uferſtaaten des Mains, des Neckars und anderer in den Rhein fallenden Flüſſe ſoll für ihre Waaren in den Niederländiſchen, ſo wie in den am Rhein zu errichtenden Freihäfen der Genuß derſelben Vorrechte, wie ſolche in den vorſtehenden Artikeln bewilligt ſind, von dem Zeitpunkte an verſtattet ſeyn, wo ſie in ihren reſpektiven Gebieten und an den Ufern beſagter Flüſſe ähnliche Freihäfen unter den im vorſtehenden Artikel erwähnten Stipulationen errichtet haben werden."

Art. 45: „Die Zahl der Rheinſchiffer (Patrone oder Führer) iſt unbeſtimmt.

„Sofern ihnen das Recht eingeräumt wird, auf den in den Rhein ſich ergießenden Nebenſtrömen, als dem Neckar, dem Main, der Moſel und der Maas, ingleichen auch auf der Schelde, die Schifffahrt auszuüben, ſind gegenſeitig auch die dortigen Schiffspatrone oder Führer auf dem Rhein zuzulaſſen. Sie beweiſen alsdann nur, daß ſie auf einem dieſer Nebenflüſſe zur Schifffahrt berechtigt ſind."

Tarif * gesetzt worden, nach welchem an 3 Stellen, in Mannheim, Neckargemünd und Neckarelz erhoben wird; in Beziehung auf die Schiffsgebühr ist dieser Tarif niedriger als der rheinische, indem die Verpflichtung zur Zahlung erst bei beladenen Fahrzeugen mit 600 Ctr. Ladungsfähigkeit beginnt und nur einmal für die ganze Fahrt zu Thal oder zu Berg zu lösen ist. Daß er aber auch unter jenem von 1802 bleibe, kann nicht versichert werden.

Die Gebühren auf der preußischen Moselstrecke sind durch Einführung eines dem Rheinoctroi ganz gleichen Tarifs vertragsmäßig herabgesetzt, und wurden sogar nur von dem Transitgut Rhein- oder Moselwärts erhoben. Die preußische Strecke ist die längste; denn die Uferlänge von Metz bis an die preußische Grenze ist = 59,862 Metres, von dieser Grenze bis Koblenz aber 238,000 Metres. Die französische Regierung hat sich diesem Beispiele noch nicht angeschlossen. Eben so wenig hat die niederländische Regierung in Bezug auf die Maas dem in der Kongreßakte festgestellten Freiheitsprinzipe und den Vorschriften über Regulirung der Schifffahrtsabgaben sich gefügt. In Hinsicht der Schelde verordnet zwar der Londoner Vertrag zwischen den Niederlanden und Belgien vom 19. April 1838 §. 4, daß auf dem östlichen Arme der Schelde, weil er nach den gegenwärtigen örtlichen Verhältnissen nicht zur Fahrt aus dem Meere nach Antwerpen und nach Terneuze und umgekehrt dienen kann, sondern nur zur Schifffahrt zwischen Antwerpen und dem Rhein bestimmt ist, auch kein höherer Abgabetarif als der vom 31. März 1831 eingeführt werden soll; es ist indessen über die Verwirklichung nichts bekannt geworden, und es hat sich bei dieser Fassung auch wieder das Gefährliche des den Niederlanden in der Uebereinkunft vom 31. März 1831 unter Protestation gemachten vorläufigen Zugeständnisses der Besteuerung der aus dem Rhein in die See und aus der See in den Rhein gehenden Fahrzeuge offenbart; denn es liegt am Tage, daß dieser Staat sich dadurch berechtigt erachtet, den Festsetzungen der Kongreßakte entgegen den Eingang ins Meer in allen Fällen zu verschließen,

---

* Mit der Modifikation, daß die ganze Gebühr von 50 Kilogr. nur 6 kr. zu Berg, 4 kr. zu Thal die Quartgebühr " " " " 1½ " " " 1 " " " die 1/20 Gebühr " " " " 3/10 " " " 1/5 " " " beträgt.

wo er nicht durch Abgaben erkauft wird.* Schlimmer iſt, daß dieſe Prätenſion durch die Annahme und Garantie des belgiſchen Vertrags Seitens der vermittelnden Staaten und ſelbſt Seitens des Bundestags eine Art von Rechtsbeſtändigkeit erlangt hat. — Welche Erleichterung der preuſſiſch-niederländiſche Schifffahrtsvertrag in Hinſicht auf die Nebenflüſſe den Uferſtaaten des Zollvereins und den Niederlanden gewährt, iſt bei Gelegenheit der vergleichenden Darlegung der heutigen und früheren Abgabeverhältniſſe auf dem Hauptſtrom erwähnt worden.

Die Sorgfalt, mit welcher die Uferſtaaten ſich die Erleichterung der Schifffahrt auf dem Main, dem Neckar und der Moſel durch Erhaltung und Verbeſſerung der Strombetten und der Ufer haben angelegen ſeyn laſſen, verdient volle Anerkennung.

Unter andern hat die bayeriſche Regierung in den Jahren 1836 und 1837 auf dem Main durch Anlage von 597 Bühnen und 46 Zuſchlüſſen von 91,445′ Geſammtlänge 256,894 fl. verwendet, im Jahre 1838 und 1839 für Durchſtiche und zu ähnlichen Bauten 560,000 fl. (worunter 160,000 fl. für den Bau der Schweinfurter Schleuſe) verausgabt, und die Vertiefung des Fahrwaſſers und die Regulirung des Stroms ſich gleichzeitig mit der großherzoglich heſſiſchen Regierung ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, daß die Schifffahrt mit weit minderen Schwierigkeiten und Koſten als vordem betrieben werden kann** und im Jahre 1842 ſogar ein regelmäßiger Dampfſchifffahrtsdienſt von Bamberg bis nach Frankfurt errichtet werden wird.

Die Uferregierungen des Neckars haben ebenfalls ſeit 1835 große Anſtrengungen gemacht, die Klippen und Felſen aus dem Fahrwaſſer zu entfernen und die Schifffahrt auf dieſem Fluſſe zu

---

* Für die Schiffe, welche aus dem Meere kommen und in der Weſtſchelde einlaufen, um ſich auf der Schelde oder durch den Kanal von Terneuze nach Belgien zu begeben, oder umgekehrt, iſt ein droit fixe von 1 Fr. 50 Cts. pr. Laſt, reſp. von 1 Fr. 12 Cts., und von 0,38 Cts. feſtgeſetzt. Dem Tarif von 1829 für die Schifffahrt aus den Maasmündungen ins Meer und umgekehrt liegt eine gleiche Prätenſion zu Grunde.

** Durch den Bau der Schweinfurter Schleuſe hat jeder mit voller Ladung fahrende Schiffer einen halben Tag gewonnen, und erſpart den Lohn für 6 bis 10 Pferde und 60 bis 80 Menſchen.

erleichtern, der ohnehin nur von Heilbronn bis Mannheim regelmäßig befahren werden kann.

Die französische Regierung hat für die vollständige Schiffbarmachung der Mosel von Frouard bis zur Grenze seit 1836 eine Million Franken verwendet.

Von Seiten der preußischen Regierung sind noch größere Geldopfer gebracht worden, um die Strömung zu vermehren und die Thalfahrt zu erleichtern.

Durch diese Korrektion ist der Strom so verbessert, daß seit 1839 bereits Rangfahrten zwischen den vorzüglichsten Städten bestehen, Eilfachten von Koblenz nach Trier und Dampfschiffe von Metz nach Koblenz und zurück gehen.

Auf dem Neckar gingen 1840 zu Berg 1,687,028 Ctr., zu Thal: 262,516 Ctr.

Hauptartikel waren zu Thal: Bleiweis (1564), fabrizirtes Eisen (2988), Eisenwaaren (3600), Oelkuchen (64,000), Papier (4220), Tabak (3242), Wein (2935), Getreide (64,975), Gelbwurzel (5058), Knochen (1313), Salz (936,822), Steine (behauene, 112,891), Sämereien (600), Obst (dürres, 2096).

Zu Berg: Apothekerwaaren (3350), Alaun (15,300), Blech (34,230), Blei (3320), Bleiweis (1826), Branntwein (3784), Krapp (10,609), Maschinen (8453), Mineralwasser (19,069), Oel (27,107), Säuren (21,950), Soda (7508), Spath (5260), Tabak (4920), Vitriol (3093), Wein (36,507), Steinkohlen (796,264), Apothekerwaaren (3085), Baumwolle, rohe (12,761), Baumwollewaare (20,400), Blech (4160), Kolonialwaaren (106,789), fabrizirtes Eisen (114,750), Eisenwaaren (44,694), Farbholz (34,615), Harz (14,724), Kaffee (50,841), Materialwaaren (2746), Oel (18,976), Reis (7043), Sardellen (2188), Salpeter (4589), Schwefel (3880), Tabak (195,399), Zuckersäure (119,243), Asphalt (6510), Kitt (4575), Massein (27,443).

Auf dem Main wurden verschifft 2,552,125 Ctr. Waaren,*

* Aus dem Rheine aufwärts gingen namentlich Kaffee, Zucker, Gewürze, Cacao, Thee, Indigo, Cochenille, Farbwaaren, Garn oder Twiste, Reis, Syrup, amerikanische Häute, Tabaksblätter, wollene, seidene, halbseidene Manufakturen, Eisen, englisches Zinn, Blech, Draht, Pulver, Häringe, Fischbein, Hörner, Massleisen, Galmeierz, Theer, Steinkohlen, steinernes Geschirr, Thran ꝛc. Dagegen erhielt der

darunter 95,979 Ctr. Wein in 3694 Stück 2¼ Ohm, 4,811,400 Borden, 2009 Doppelborden, 10,501 gemeine Borden, 16,044 Eich- und 4214 Tannenstämme.

Ueber den Schifffahrtsverkehr auf der französischen Mosel liegen gar keine Nachrichten vor. In den Jahren 1831, 1832, in 1833 wurden die Transporte auf der Strecke von Metz bis zur preußischen Grenze mit Ausnahme des auf 6495 Kubikmetres geschätzten Holzes auf 40,000 Ctr. Waaren zu Thal, und 620,000 Ctr. zu Berg arbitrirt, unter welch letztern 44,000 Ctr. Sämereien, und 540,000 Ctr. Saarsteinkohlen waren.

Die Thaltransporte bestanden in Baumöl, Weberkarden aus der Provence, Branntwein, in feinen Weinen, Bronzearbeiten und Möbeln, Krapp aus Avignon, und waren für Trier, Koblenz und Köln bestimmt.

Der Krapp hat in neuester Zeit seine Richtung über den Rhein-Rhonekanal genommen.

Die Bergtransporte erhielten Pfeifenerde, Masseleisen, Kupfer, Blei, Bleierz, Eisen- und Kupferdraht, Stahl in Stangen, Krämerwaaren, Mineralwasser.

Dem Vernehmen nach sind die Handelsverhältnisse im Wesentlichen noch dieselben.

Die von der französischen Regierung nach dem kaiserlichen Dekret von 1806 erhobene Schifffahrtsabgabe betrug in einem der Mittelsjahre 18,854 Franken.

Auf der Mosel über Trier und Koblenz gingen stromauf 109,891, stromab 131,302 Ctr. Waaren.

Die Hauptartikel des Eingangs über Koblenz waren: Erz (27,230 Ctr.), Eisen, rohes (5080), in Stangen (4767), Braunstein (1319), rohe Wolle (341), Häute (214); über Trier: rohes Eisen (960), Erz (24,504), Gyps und Kalk (9558), Häute (233), Krüge (2295), Leder (799), Mühl- und Backofensteine (587), Oel (240), Wein (2876).

Main aus Böhmen, Bayern, Sachsen und Franken und lieferte zum Rheinhandel, außer Holz und Sägewaaren, Pottasche, Obst, Getreide, Frankenweine, Wolle, Schmalte, Droguerien, Krämer- und Manufakturwaaren, Glas, Kupfer, Eisen, Zink, Blech, Messing, Blei, Steine (Druck) ꝛc.

Die Hauptartikel des Ausgangs über Koblenz: geschmiedetes Eisen (3761 Ctr.), Erz (38,160), Gyps und Kalk (4072), Leder (1806), Lohrinde (8964), Steinkohlen (20,750); über Trier: Blei (2295), Braunstein (3530), Eisen- und Eisenblechwaaren (2820), Erz (2217), Häute (268), Mineralwasser (1214), Pfeifenerde (8234), Raps (Kohl, Oelsaat 10,620), Schiefersteine (4722).

Ueber einige andere Nebenflüsse des Rheins bestehen keine vertragsmäßigen Bestimmungen. Für den rheinischen Handel sind sie indessen von großer, zum Theile sogar von nicht geringerer Wichtigkeit, als die eben erwähnten konventionsmäßigen Nebenströme.

Einer derselben ist die Lahn: sie ist nur auf kurzer Strecke und auch da nur mit Schwierigkeiten zu befahren; ihre Schiffbarkeit erstreckt sich von Weilburg bis zur Mündung, und ist des niedrigen Wasserstandes wegen oft ganz unterbrochen. *

Auf derselben sind verführt worden: im Jahre 1840 in 678 Fahrzeugen nach Koblenz (also zu Thal) 237,915 Ctr., und zwar: Getreide (18,033), Massein (63,840), Mineralwasser (43,336), Kalk- (9501) und Eisensteine (94,014), Blei in Blöcken (476), gebrannter Kalk, Lohrinde, Brennholz, frisches Obst, Bäume, Steine (8715); und in 1033 Fahrzeugen zu Berg 115,232 Ctr., darunter Kolonialwaaren (5653), Eisen, Blech (1537), Steinkohlen (32,165), Holzkohlen (27,525), Thran, Oel (1332), Sandsteine (2704), Gypssteine (12,590), Kalksteine (1656), Tabaksblätter, Droguerien, Häute, Wein, Salpeter (10,070).

Auf der Ruhr, welche jetzt in einer Länge von 10 Meilen schiffbar ist, und deren Schiffbarkeit durch Errichtung von 14 Schleußen mit großen Kosten ermöglicht ward, sind 1840 verschifft 11,201,460 Ctr. Steinkohlen (1,825,145 Ctr. mehr als im vorhergehenden Jahr); davon gingen:

oberhalb und nach	Koblenz . . .	1,564,110 Ctr.
„ „ „	Köln	2,315,230 „
„ „ „	Düsseldorf . .	1,683,135 „

* Die Schiffbarmachung dieses Flusses von Marburg bis Weilburg ist im Plane.

oberhalb und nach Ruhrort . . . 1,444,140 Ctr.
bis zur holländiſchen Grenze . . 1,202,720 „
nach Holland . . . . . 2,982,225 „

Auf der Lippe fuhren in dieſem Zeitraume 438 beladene Fahrzeuge, 370 unbeladene und 1305 Flöſſe.

Die Güterbewegung war zu Thal . . 1,505,065 Ctr.
„ Berg . . 238,493 „

Zu Thal gingen hauptſächlich Salz (160,188), Erz (80,318), Kalkſtein (22,094), Steinkohlen, von Lünen abwärts (61,054), Brennholz (2557), Schiffbau- und Nutzholz (1,032,151), Lohe (15,959), Kaufmannswaaren aller Art (14,389), Getreide (6007).

Zu Berg: Kaufmannswaaren (65,917), Eiſenwaaren (16,292), Mühlſteine (1985), rohes Eiſen (7006), Tannenborde (6590), Steinkohlen, von Lünen aufwärts (49,844), Bruchſteine (59,232), Dachſchiefer (1218), Pfeifenerde (2103), Walkererde, Ziegel, Hauſteine (20,476).

Dieſer Fluß konnte, obwohl von Natur ſchiffbar, früher nur zwiſchen Dahl und Weſel bei Fluthwaſſer befahren werden. Im Jahre 1816 wurde die Entfernung der Strombinderniſſe und die Schiffbarmachung auf einer größeren Strecke beſchloſſen, und mit einem Aufwand von mehr als einer halben Million Thaler dergeſtalt durchgeführt, daß der Fluß auf 30¼ Meilen Länge von Lippſtadt bis zur Mündung in den Rhein und zwar, wenn nicht Eis oder zu hoher Waſſerſtand hindern, das ganze Jahr hindurch befahren werden kann.

Auf dieſen, wie auf den mehr genannten Flüſſen werden mäßige Schifffahrtsabgaben erhoben.

Ueber die Güterbewegung auf der Nahe, der Sieg und der Erft, welche ſämmtlich in den Rhein münden, liegen keine ſpeziellen Nachrichten vor; indeſſen iſt bekannt, daß die Nahe beträchtliche Quantitäten Brennholz, die Sieg (unterhalb Bonn), Schiffbauholz, Eichenſtämme und Pfeifenerde (letztere in Ueberfluß), die Erft (von Neuß an ſchiffbar) Blei, Bleierz und Getreide dem Rhein zuführen.

Direkte Kanalverbindung mit dem Rhein.

Dieſelbe und eine noch größere Einwirkung auf die Lebendigkeit des Verkehrs darf man einigen Kanalunternehmungen zur

Verbindung des Rheins mit Gegenden, Flüssen und mit dem Meere versprechen.

Eine der wichtigsten ist die des Kanals, welcher die Rhone mit dem Rhein in Verbindung setzt: er ist ganz auf französischem Gebiete errichtet und im Jahre 1832 vollendet worden. Er ist in drei Hauptsektionen getheilt:

Die erste, welche am 28. November 1832 eröffnet wurde, begreift die ganze Linie, wodurch Straßburg vermittelst der Ill mit dem Rhein in Verbindung steht, zu Thal bis zur Wanzenau, zu Berg gegen Mühlhausen, Hüningen und Basel hin.

Die zweite, am 17. Juli 1830 eröffnet, macht die Verbindungslinie von Mühlhausen über Hüningen nach Basel.

Die dritte, am 12. Juni 1829 eröffnet, dient zur Verbindung von Mühlhausen und folglich von Straßburg, Hüningen und Basel:

1) mit Lyon durch den Doubs und die Saone, und mit dem mittelländischen Meere,
2) mit Paris, durch den Kanal von Burgund, die Yonne in die Seine,
3) mit Orleans, der Loire und dem Ocean durch den Central- und Loirekanal.

Das zwischen Hüningen und Mühlhausen angelegte Bassin ist durch eine Wassermasse alimentirt, welche monatlich 300 Schiffen die Passage gestattet, und zwar selbst in der trockensten Jahreszeit.

An der Schleuße zu Hüningen können jede Sekunde 10 Kubikmetres Rheinwasser in den Kanal einlaufen. Da man aber nur 4 bis 5 Kubikmetres verbraucht, um das Fahrwasser auf eine Tiefe von 1 Metre — 20 bis 1 — 30 zu unterhalten, so bleiben noch 4 bis 5 Kubikmetres Wasser jede Sekunde zu Gunsten der Gewerbe und des Ackerbaues zu verwenden.

Dieser Einrichtung verdankt man, daß die von dem Rhein nach Straßburg kommenden Güter stets und mit geringen Kosten auf dem Kanal verschickt werden können.

Der Verkehr zwischen Straßburg und Paris vermittelst des Kanals fängt an lebhaft zu werden. Die Transportzeit von einem Punkte zum andern ist 20 Tage; man hofft jedoch an derselben durch Verbesserung in den Schifffahrtsanstalten noch bedeutend zu ersparen.

Von der allmähligen Zunahme der Güterbewegung gibt das nachstehende Tableau Rechenschaft.

Es sind Güter angekommen und abgegangen in Centnern.

	I. zu Straßburg		II. zu Häningen		III. zu Mühlhausen	
1829	—		—		39,200	
1830	—		16,050		488,000	
1831	—		40,230		297,000	
1832	1,800		18,746		952,000	
1833	350,084		278,990		1,454,050	
1834	816,696		936,194		2,390,700	
1835	471,690	5,419,770	1,080,534	12,545,406	2,772,400	35,324,090
1836	811,202		1,035,840		4,807,760	
1837	724,878		1,043,026		4,400,800	
1838	673,400		2,301,320		5,361,660	
1839	827,700		2,488,500		6,543,080	
1840	741,420		2,087,740		5,897,540	

Der gesammte Verkehr auf allen drei Stationen hat seit Eröffnung des Kanals bis 1840 einschließlich 53,289,266 Centner umfaßt.

Die Hauptartikel waren Steinkohlen, Brennholz, Stammholz und Bretter, Krapp, Farbholz, Zucker, Schwefel, Eisen, Wein, Branntwein, Liqueure, Frucht und Mehl.

Ueber den Straßburger Rhein- und Illkanal, der ein fast ganz lokales Interesse hat, ist bei Aufzählung der zur Erleichterung des Hafenverkehrs in Straßburg unternommenen Arbeiten das Wesentliche erwähnt.

Der Marne- und Rheinkanal

hat die Bestimmung, die Marne, mithin auch die Seine und Paris mit dem Rhein bei Straßburg und mit der Maas in Verbindung zu setzen. Die Arbeiten an demselben sind seit mehreren Jahren unternommen und werden thätig fortgesetzt. Die Beendigung ist aber erst in geraumer Zeit zu erwarten.

Dagegen steht die Vollendung

des Donau-Main-Kanals,

Ludwigkanal genannt, nächstens zu erwarten.

Dieser Kanalbau, eine der gigantischsten Unternehmungen der neuern Zeit, wurde am 1. Juni 1836 begonnen, am Schlusse des Jahres 1839 hatte er bereits fünfthalb Millionen Gulden gekostet,

zu Ende des Jahres 1842 soll er der Schifffahrt eröffnet werden. Er verbindet das schwarze Meer mit der Nordsee, durchschneidet die volkreichsten und blühendsten Gegenden und verspricht dem rheinischen Verkehr einen ungemeinen Zuwachs.

Es ist Niemanden gegeben, die Erfolge solcher Schöpfungen voraus zu ermessen; aber die Erfahrung zeigt, daß den genau vorher kalkulirten Vortheilen neu eröffneter wichtiger Kommunikationen und den bereits bestehenden Interessen stets noch neue Entwickelungen hinzutreten, die Früchte neuer Kombinationen, des angeregten Unternehmungsgeistes und einer neuen Verkettung der Verhältnisse und Interessen.

Darum begrüßt die Handelswelt mit gespannter Erwartung und mit freudiger Hoffnung die Verwirklichung des großen Gedankens, der nach tausendjährigem Schlummer den südöstlichsten Theil von Europa mit seinem Nordwesten in Verbindung setzen und Deutschland eine Wasserstraße schaffen wird, die ihres Gleichen nicht hat, und dem levantischen Handel eine andere Richtung zu geben bestimmt scheint.

H.

Das Meer, ſein Leuchten und ſeine Bewegungen.

Praestat naturae vere docenti quam ingenio suo capere.

Cicero.

Man möchte vielleicht glauben, die Lehre über dieſen Gegenſtand ſey als abgethane Sache zu betrachten, und darüber ſey ferner weder etwas zu erörtern noch etwas zu entdecken übrig. Allerdings iſt die Anſicht, welche z. B. den merkwürdigſten Bewegungswechſel der Meere, das Ebben und Fluthen, blos vom Einfluſſe des Mondes und auch der Sonne ableitet, beinahe allgemein verbreitet, und es möchte gewagt ſcheinen, darüber andere Anſichten auszuſprechen. Wer jedoch nicht einſeitig und eigenſinnig befangen von bloßen Anſichten, allſeitige Würdigung der Natur und ihrer Erſcheinungen wünſcht, wird noch nie beſprochene Thatſachen und ernſte Würdigung derſelben nicht unbeachtet von ſich weiſen.

Es liegt keineswegs in meiner Abſicht, die herrſchenden Anſichten über das Leuchten, die Ebbe und Fluth u. ſ. w. unbeachtet zu verwerfen; ich erkenne ihre Gründe und würdige ſie; allein ich muß auch andere Thatſachen würdigen, welche die Natur ſo beſtimmt uns bietet. Ob dann die Folgerungen aus dieſen Thatſachen naturgetreuer und ungezwungener ſeyen, als manche andere Anſicht über den gleichen Gegenſtand, mag der unbefangene Leſer beurtheilen.

Wäre die Anziehungskraft des Mondes mit der Sonne die einzige oder auch nur primäre Urſache der wechſelweiſe ſteigenden

und fallenden Fluth, so müßte mit dem Laufe des Mondes im gleichen Meridiane das Wasser sich gleichzeitig heben und mit der Axendrehung der Erde und der Mondbewegung von Osten gegen Westen sich fortbewegen; das Gleichgewicht der Gewässer des großen Weltmeeres müßte so aufgehoben werden und in der entgegengesetzten Meridianhälfte eine gleiche Bewegung folgen, was die Theorie, auf jene Anziehungskraft gestützt, auch mathematisch nachweist. Allein die Beobachtungen zeigen andere Resultate: zu Macao z. B. dauert die Fluth 9, die Ebbe 3 Stunden, in Havanna die erstere 7, die zweite 5 Stunden. An der Mündung des Senegals dagegen beobachtet man nur 4 Stunden hohe und dagegen 8 Stunden tiefe See. Bei Dünkirchen tritt die Fluth erst 12 Stunden nach der Kulmination des Mondes ein, in St. Malo nach 6 und am Kap der guten Hoffnung nach 1½ Stunden. An der Küste Frankreichs sind diese Zeiten (nach Littrow) selbst für zwei benachbarte Häfen sehr verschieden. An manchen Orten auch des großen Weltmeers fehlt das Fluthen fast gänzlich, da es andererseits eine außerordentliche Höhe erreicht. Bald erfolgt die Bewegung nach dieser, bald nach jener, bald nach entgegengesetzter Richtung. Am gewaltigsten erscheint das Ebben und Fluthen an Seeufern, die eine nicht gar zu große Seetiefe haben. An manchen Stellen erfolgt es unabhängig vom Monde, bald in sehr kurzen, bald langen Perioden, bald täglich drei- bis viermal.

Allerdings hat die Richtung der Ufer, die Vertheilung des Landes und der Inseln, Klippen, Untiefen u. s. w. einen großen Einfluß auf den Gang der steigenden und fallenden Fluth; allein zur Erklärung aller jener unzähligen Abweichungen reichen sie nicht hin; weshalb denn manche Forscher von jeher so grundlose Erklärungsweisen herbei zogen, und manche andere wieder den Mond als primäre Ursache nicht anerkannten, wie kürzlich Carus (Briefe über das Erdleben).

Während dem Neumond oder zur Zeit der Konjunktion von Sonne und Mond pflegt allerdings die Fluth am höchsten zu seyn (Springfluth) und beim Vollmond, oder der Opposition jener Gestirne, am kleinsten (Nippfluth); allein es wird hier immer wenigstens die Frage entstehen können, ob diese Erscheinung nur der bloßen Anziehung dieser Gestirne oder nicht vielmehr, wie auch Carus behauptet, einer dadurch bewirkten Lebensregung auf der

Erde zugeſchrieben werden muß. Der tiefe Gelehrte ſagt bei dieſer Gelegenheit: „Wenn wir dagegen bedenken, daß auch da, wo die Fluth die gewöhnliche Zeit hält, dieſelbe ſo wenig mit der jedesmaligen Kulmination des Mondes übereinſtimmt, daß ſie erſt mehr als 3 Stunden (oft gegen 12 Stunden) ſpäter zu Stande zu kommen pflegt, als der Mond ſcheinbar durch dieſen Meridian gegangen war, ſo glaube ich, wird man mir um ſo mehr beipflichten, wenn ich geſtehe, auch hier weit mehr an eigenthümliche rotirende Lebensbewegung der Erde und ihrer Flüſſigkeiten, als an eine blos von außen beſtimmte Bewegung denken zu können.“

Wollte man aber auch Ebbe und Fluth ganz allein der Anziehungskraft von Mond und Sonne zuſchreiben, vorausgeſetzt, daß das Ebben und Fluthen mit dem Stand dieſer Geſtirne durchaus in Uebereinſtimmung wäre, wie wollte man denn die Hulle und Brauſehulle, die Surſe, das Wogen ohne Spur von Wind und ſelbſt die plötzliche Waſſerhebung auf Landſeen und andere Erſcheinungen erklären, welche ſämmtlich mit dem Stande von Mond und Sonne nicht in geringſter Beziehung ſtehen, wohl aber (nach Sauſſure's und vieler anderer Beobachtungen) mit Wolkenbildung, Barometerwechſel und andern atmoſphäriſchen Erſcheinungen?

Ueber die Hebung der Hullen, ſo wie über das Kräuſeln und Wogen der Meeresfläche ohne Spur von Wind iſt mir keine Erklärungsweiſe bekannt, und die vielen über das Leuchten des Meeres, ohnehin ſich mannichfach widerſprechend, ſcheinen mir größtentheils nicht auf gehörige Unterſuchung gegründet. Ich will hier jedoch weder dieſe Verhältniſſe und Anſichten näher berühren, noch zu widerlegen ſuchen, vielmehr möchte ich Beobachtungen und Thatſachen anderer Art mittheilen und aus dieſen dann weitere Vergleichungen anſtellen. Es wird mir keineswegs gelingen, eine andere Anſicht über das Meer zu begründen; allein eine ſolche wird und muß für die Zukunft ſich vorbereiten. Ich glaube, es wird genug ſeyn, durch treue und ſtreng der Natur nachgeſchriebene Beobachtungen ein Scherflein dazu beigetragen zu haben.

Es iſt mir höchſt auffallend, wie wenig ernſt das Meer noch beobachtet worden iſt. Die Seefahrer nennen es das große geheimnißvolle Kamäleon, das fortwährend nicht nur ſeine Farbe ändert, ſondern jeden Augenblick in neuen Formen auftritt; und

doch fahren auch die größten Forſcher, ohne tiefer in das Weſen einzudringen, flüchtig darüber hin. Gleich ſchnell und ungegründet leitet man z. B. den Farbenwechſel bald vom Seegrund, bald von dortigen Vegetabilien, bald von der Reflexion des Himmels u. ſ. w. ab, ſtatt Unterſuchungen darüber anzuſtellen. So hat der eine die Anſicht, das Leuchten der See ſey elektriſch, der andere erkennt in den ſprühenden Funken Infuſorien, der dritte eine phosphoreſzirende Materie, der vierte lebende Meduſen, Quallen, u. ſ. w. Darin liegt nichts Außerordentliches; wohl aber darin, daß die Beobachter blos darauf ausgehen, ihre mitgebrachten Anſichten zu beweiſen, und alles ihnen Ungünſtige zurückweiſen, ſtatt mit ernſter Liebe zur Wiſſenſchaft unbefangen die Erſcheinungen aufzufaſſen. Es iſt wirklich traurig, wenn man oft hört und lieſt, wie leicht und mit wie flüchtigem Blicke die wichtigſten Erſcheinungen, die das Meer uns bietet, aufgefaßt, und wie unbegründet die gefolgerten Reſultate ſind.

Auch dieſem Aufſatze wird man den Vorwurf von Einſeitigkeit oder von einem Tendiren nach organiſcher Erklärungsweiſe machen, und zwar mit Recht; allein ich bitte zwiſchen den Beobachtungen und den daraus abgeleiteten Folgerungen ſtreng zu unterſcheiden. Ich gebe die erſtern, wie die Natur ſie gab; die letztern ſind willkürlich. Aus den gleichen Beobachtungen könnten auch andere Anſichten abgeleitet werden. Ueber Anſichten zanke ich nicht; gewiß hat jede ihr Gutes wie ihr Böſes; allein da das Streben, die aufgefundenen Thatſachen zu erklären, durchaus mit dem Forſchungsgeiſte gegeben iſt, da das Eine ohne das Andere höchſt ſelten ſtattfindet, da die individuelle geiſtige Richtung der Forſcher ſehr verſchieden und nicht nur mannichfach divergirend, ſondern häufig nach entgegengeſetzter Richtung tendirend iſt, und da dieſe geiſtige Richtung im Auffaſſen der gegebenen Erſcheinungen auf die Beobachtung derſelben von weſentlichem Einfluſſe iſt, ſo liegt das wirklich Gute der Anſichten darin, daß ſie ſich widerſprechen und bekämpfen. Dieſer Kampf bewirkt nicht nur, daß manche Beobachtungen revidirt, ſondern die Erſcheinungen allſeitig aufgefaßt und ſo allmählig die unumſtößliche Wahrheit vorbereitet werde. Die Gewißheit war dem großen Haller ein ächtes Gold, deſſen Werth niemals herabgeſetzt werden kann; allein die Hypotheſe, behauptete er, ſey der Weg, dieſes Gold als Gemeingut zu

erringen. Es muß betrauert werden, daß der mechaniſchen Betrachtungsweiſe der Natur gegenüber die lebendige Entwicklungsweiſe des Alls und jedes Einzelnen nicht ſo allgemeinen Anklang findet, daß beide Anſichten ſich das Gleichgewicht zu halten im Stande ſind; wir würden dann auch über das Meer eine Menge noch unbekannter Thatſachen kennen, welche uns das innere Weſen deſſelben und das Verhältniß einerſeits zur Atmoſphäre und andererſeits zum Erdganzen näher aufſchließen würden.

Meine erſte Seereiſe (auf der franzöſiſchen Brigg, die Coquille) nach den afrikaniſchen Küſten fiel gerade in die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Das Meer war ſo ſtürmiſch und bewegt, daß an ruhige, dauernde Beobachtungen nicht zu denken war, und andererſeits war der Eindruck auf mich zu neu und großartig; die Erſcheinungen drängten ſich ſo raſch auf einander, daß ich weder einzelne feſtzuhalten, noch das ganze Gebiet dieſer Erſcheinungen zu überſehen vermochte. Zugleich war das Leben auf dem Schiffe der Art, daß es ruhige Forſchung durchaus hätte ſtören müſſen. Die erſten, ſehr ſtillen und ſchönen Tage trieb die Seekrankheit beim größern Theile der Reiſegeſellſchaft ihren Spuck; die einen verkrochen ſich in den innern Schiffsraum zwiſchen Kiſten und Ballen, während andere an Maſte und Schiffsrehnen ſich anſtemmend über Bord ächzten, wobei die Schiffsjungen ihr loſes Spiel trieben.

Da wir die ſchönen, mit allen Reizen der Natur geſchmückten Baleariſchen Inſeln hinter uns und aus dem Geſichte verloren hatten, nahm die See eine ausgezeichnete meergrüne Farbe an; die Fläche deckte ſich ſtellenweiſe mit weißen Punkten, die allmählig zu Blaſen und Schaum wurden; dann fingen ſie in Wellen ſich zu kräuſeln an, ohne daß der Einfluß des Windes auf die Wellenbewegung noch merkbar wurde. Fiſche und Delphine kamen auf die Oberfläche und ſchnappten nach Luft; eine große Baläne ſetzte durch ihr gewaltiges Einathmen, in dem man, ohne die gewaltige Wallfiſchmaſſe zu ſehen, das dumpfe Gebrülle eines ungeheuern Thiers hätte vermuthen können, das Schiffsvolk in Schrecken.

Erst später fing das Wogen der See an; man speiste noch immer auf dem Verdecke, nur die Frauen und andere sensible Subjekte hatten bereits sich verkrochen. Die Wellenschläge an die Schiffribben waren so gewaltig, daß auf dem Verdecke die muntere speisende Reisegesellschaft, obwohl Jeder, sich vorsehend und Teller oder Weinglas in der Hand, irgendwo sich anstemmte, oft mit einem Schlage mit Flaschen und Platten durch und über einander geworfen wurde. Die Sache wurde nun ernster, die Wellen schlugen über das Verdeck, die ängstlichen Gesichter verloren sich im Innern, die Matrosen hingen mit ernster Geschäftigkeit im Tauwerke oder zogen unten die Segel ein. Je größer nun das Toben der Elemente wurde, und je ernster man die Sache ansah, desto erhabener und gefahrloser schien sie mir; aller Wellenschlag an das Schiff, alles Schäumen derselben über das Verdeck hin, hatte längst aufgehört. Die Wellen kamen mit feierlichem Ernste viel länger und weit höher als das Schiff gegen dasselbe heran, aber anstatt überschüttet und verschlungen zu werden, fand sich dasselbe auf der Wellenspitze; man sah dann ringsum in fürchterlich bewegte Wasserthäler, und mit dem Gedanken, wie da hinunterkommen, waren wir in der Tiefe, und die Wellen überragten ringsum wieder wie Berge das Schiff. So war dasselbe sanft in steigender und fallender Bewegung, wie die Wellen selbst, die nur in fortrückend wechselweisem Steigen und Fallen sich scheinbar vorwärts bewegen, ihren Ort aber eigentlich nicht verändern. Erst in der zweiten Nacht, da der Orkan sich mäßigte und den regelmäßigen Wellengang unterbrach, trat wirkliche Gefahr ein, von den Wellen zertrümmert oder verschlungen zu werden. Während diesem Aufruhr der Elemente kamen die Delphine in kaum glaublicher Menge an die bewegte Oberfläche, fuhren meist aus den hohen Wellenspitzen frei in die Atmosphäre und dann in weiten Bogen wieder ins Meer. Sie schienen in den schwarzen Wellen zu spielen, bei fortgesetzter Beobachtung aber ergab es sich deutlich, daß sie blos der Athmungsfunktion willen sich in die Atmosphäre hoben, wahrscheinlich weil das Meer zu luftarm geworden.

An der afrikanischen Küste beobachtete ich vorzüglich die Farbe des Meeres im Verhältnisse zum Grunde, wobei mir einige Negerbuben, im Tauchen ungeheuer geübt, treffliche Dienste leisteten; dann die fortwährende Veränderung dieser Farbe, die Bewegung

im Verhältniſſe zum Stande des Mondes und die im Seewaſſer enthaltene Luft. Ich will die Thatſachen hier nicht eigens anführen.

Die Ausbeute an Seethieren war hier weniger ergiebig als ich hätte vermuthen können; ich glaube jedoch, was beim Durchgehen meiner Sammlungen auch Agaſſiz behauptet, einige neue Fiſche und mehrere neue oder ſehr ſeltene untere Seethiere gefunden zu haben.

Die äußerſt ſchöne Reiſe von Algier nach Neapel, auf welcher manchen Tag gänzliche Windſtille eintrat, bot wieder eigenthümliche Erſcheinungen, die ich ebenfalls erſt ſpäter berühre. Angenehm verſtrich die lange Zeit mit Beobachtungen, dem Fiſch- und Meduſenfang, der Schildkrötenjagd und dem Skeletiren dieſer Thiere.

So verſchieden auch die ſtarren Gletſcher unſerer Hochalpen und das mannichfach bewegte Meer immer ſeyn mögen, ſo boten ſie mir auf den bisherigen Reiſen doch manche Analogien. Die Erſtern werden bald ſchwerer, bald leichter, abſorbiren, entſäuern und erhaliren luftige Stoffe, ändern dabei ihre innern Blaſen und das Gefüge ihrer Körner und treiben ſich ſo zu wilden Formen auf.* Das Meer iſt in analoger Wechſelwirkung mit der Atmoſphäre, führt aber die Bewegungen in Minuten aus, zu welchen die Gletſcher Jahre bedürfen. Beide bieten gleich unzählige, noch nicht enträthſelte Erſcheinungen, beide ſind gleich erhaben, großartig und geeignet, nicht nur den Geiſt des Forſchers zu heben und zum Staunen hinzureißen, ſondern ſeinen Blick auf das Weſen des Naturganzen hinzuleiten.

Nach ſehr mühevollen Gebirgsreiſen durch einen Theil von Kalabrien und die Baſilicata, kam ich nach Taranto, wo ich durch die Empfehlungen des Erzbiſchofs und des öſterreichiſchen Generalkonſuls Laurin eine Aufnahme und Unterſtützung fand, die mich in den Stand ſetzte, die Sammlungen und Unterſuchungen durch Apulien und das Meer hin nicht nur mit Muße, ſondern auch mit

* Siehe die eben erſchienene Schrift: Ueber das Weſen der Gletſcher von Hugi.

Kraft fortzuſetzen. Ich hatte fortwährend eine eigene Barke mit gutem Segelwerke und die entſchloſſenſten Schiffer zu meiner Verfügung. Das ſchönſte Sommerwetter hatte einen bleibenden Charakter angenommen und begünſtigte jedes Unternehmen.

Schon den erſten Tag beſuchte ich die längs dem Meeresufer hin beſchäftigten Pholadenfiſcher, ſie zum Sammeln von Gewürmen und Polypen aller Art aufzufordern. Sie ſtanden alle zwei bis drei Fuß tief im Waſſer und ſuchten emſig auf dem Grunde die Oeffnungen auf, durch welche die **Pholas dactilis** (ein ſeltener Leckerbiſſen für vornehme Mäuler) ſich ½ bis 1 Fuß tief in thonigen Grund einbohrt. Hatten ſie eine Oeffnung entdeckt, ſo ſtachen ſie mit ſehr langem, breitem Meſſer die Thonmaſſen ringsum trichterförmig weg, ſchluzen dann mit der Hand das trübe gewordene Waſſer fort, ſpritzten aus einem angehängten Fläſchchen mit einer Feder Oel auf das bewegte Waſſer, ſahen dann wieder nach der Muſchel, operirten wieder mit dem Meſſer und dann mit der Oelfeder, bis ſie die Muſchel hatten. Ich verſuchte das Handwerk ebenfalls und ſah bald, daß das aufgeſpritzte Oel eine Bedingung iſt, ohne welche der Fiſcher die Muſchel nicht erreicht.

Hatte das Meer eine helle, blaue Farbe, was gewöhnlich um Mittag der Fall war, ſo entdeckte man anfänglich die Muſchelöffnung im Grunde ohne Oel, und dieſes wurde nur angewendet, um das bewegte Waſſer aufzuhellen; war dagegen das Meerwaſſer dunkler oder ins Meergrüne übergehend (gegen 9 Uhr früh), ſo wurde das Oel auch benutzt, um die Pholadenöffnung zuerſt entdecken zu können, was mir um ſo auffallender war, da man bei dunklem Waſſer eben ſo tief, oder tiefer zu ſehen pflegt, allein, wie ſich ſpäter ergab, in unbeſtimmter abweichender Richtung, und die Gegenſtände nicht in ihrem natürlichen Verhältniſſe wahrnehmend.

Jeder Beobachter wird dieſes als Thatſache finden: wenn man irgendwo das Meerwaſſer ſchlägt oder ſtark bewegt, ſo ändert es, ſo zu ſagen, ſein inneres Gefüge, was man auch, obwohl weniger beſtimmt, in großen hellen Flaſchen zu beobachten im Stande iſt. Das Auge möglichſt nahe über der Waſſerfläche wird eine unzählige Menge kleiner, grauer oder weißer Pünktchen entſtehen ſehen, die im Momente der Entſtehung ſich heben und vergehen. Dadurch erhält das Seewaſſer ein eigenthümliches,

blaſiges Gefüge, und von einiger Ferne angeſehen, dunklere Farbe und größere Undurchſichtigkeit. Betrachtet man die ſtille See bei heller, blaulichter Farbe, ſo ſieht man dieſes punktirte Gefüge nicht, das Waſſer erſcheint als ſehr gleichartige Maſſe; geht aber nach einiger Zeit die helle himmelblaue Farbe in dunklere und meergrüne über, ſo ſieht das Auge unmittelbar über der Waſſerfläche jenes graue punktirte Gefüge wieder. Wenn man über das durch Bewegung, oder ohne dieſe, blaſig und grau (von ferne dunkel oder grün) gewordene Waſſer Oel gießt, ſo hört jenes blaſige Weſen auf und das Waſſer erſcheint als gleichartige Maſſe, die nicht nur durchſichtiger wird, und das Licht weder zerſtreut oder abſorbirt, ſondern regelrecht bricht. Wenn man an gleichen Stellen, wo der Pholadenfiſcher am Tage arbeitet und Muſcheln ſucht, während der Nacht das Waſſer mit der Hand ſchlägt und bewegt, wie der Fiſcher thut, wenn er das durch Schlamm trübe gewordene Waſſer wegſchlägt, ſo erſcheint das Waſſer leuchtend. Die Geburt jedes Bläschens iſt mit Lichterſcheinung verbunden; wenn man dann Oel über das Waſſer ſpritzt, hört alles Leuchten, wie am Tage die Bläschenbildung, ganz auf.

Auf meiner früheren, ſchon angeführten, und meinen ſpäteren Reiſen erſchien jedesmal während der Nacht das Waſſer, wo das Schiff gegen daſſelbe anprallte, leuchtend und das Steuerruder zog immer einen, nach der Stärke der Bewegung oft ſehr langen glänzenden Schweif nach ſich. Das Leuchten der freien See aber erſchien nur zu gewiſſen Stunden. Hatte die Witterung einen dauernden Charakter ohne Wolkenbildung, ohne bedeutende Winde und ohne auffallende Aenderungen in der Atmoſphäre, was auf meiner Reiſe bis zum Vorgebirge Leuca, von da bis zur Inſel Corfu, zurück nach Tarant, und während monatlangen Beobachtungen daſelbſt der Fall war, ſo ging das Meer täglich bei etwas ſteigendem Barometer bis Morgens nach 9 Uhr von der hellen Himmelsfarbe in die dunklere und meergrüne über. Legte ich mich dann im angehängten Nachen oder am Ufer unmittelbar an die Meeresfläche, ſo ſah ich jene angeführten graulichten Pünktchen unter der Waſſerfläche entſtehen und vergehen, wobei das Waſſer zelliges Gefüge zu haben ſchien, das wieder verſchwand, wie nach Mittag die hellere Farbe bei fallendem Barometer ſich wieder herſtellte. Bei dieſem normalen Zuſtande wurde dann Nachts gegen

10 Uhr und oft später die freie, stille See leuchtend, wobei der Barometer wieder im Steigen begriffen war Das Leuchten dauerte Nachts jedesmal nur einige Stunden, ungefähr so lange, als vor Mittag die dunkle See dauerte. Legte ich mich während dieser Zeit an die Wasserfläche, so sah ich 2 bis 3 Zoll unter derselben die leuchtenden Pünktchen aufflammen. Das Leuchten jedes einzelnen Pünktchens dauerte kaum einen Augenblick, aber fortwährend leuchteten im Raume von kaum einem Quadratfuß tausend und tausend neue auf. Während diesem Leuchten der freien, stillen See war das anprallende, vom Schiffe bewegte oder gepeitschte Wasser wie eine ganz glühende Masse, die in den stäubenden Wassertropfen Funken zu sprühen schien; der feurige Schweif hinter dem Schiffe war oft bis 100 Fuß lang. Schon auf der hohen See, zwischen Algier und Neapel, zeigten mir zarte elektrische Kügelchen, daß hier keine elektrische Thätigkeit obwalte, daß das Funkensprühen nicht elektrisch sey. Später bewiesen mir bessere Elektrometer das Gleiche.

Wenn ich bei ganz stiller See das forschende Auge nur 5 Zoll über die Wasserfläche hielt, so sah ich das Aufglühen der Pünktchen nur in einem Umreise, der kaum 6 bis 7 Zoll Radius hatte; je mehr ich dann das Auge über die Fläche hob, desto mehr erweiterte sich der leuchtende Kreis. Auf dem, etwa 12 Schuh hohen Verdecke des Schiffs sah ich das Leuchten in höchstens 17 Fuß weiter horizontaler Entfernung, stieg ich aber auf den Mast der Brigg, so erweiterte sich dieser Kreis, bis ich die höchste Spitze erreichte, im gleichen Verhältnisse immer mehr. Diese von jedem zu beobachtende Thatsache dient als Beweis, daß dieses Aufleuchten und augenblickliche Wiedererlöschen der Leuchtpunkte nur unter der Wasserfläche und nach dem Brechungswinkel und der Dichtigkeit des Mediums in nur geringer Tiefe erfolgen müsse. Nur selten sieht man einzelne Leuchtpunkte über den Leuchtkreis hinaus in größerer Ferne. Die bewegte See und Wellenschlag machen hier eine Ausnahme, und man sieht dann das Leuchten, vorzüglich beim Schäumen der Wogen, in unbestimmter, oft sehr großer Entfernung.

Erschien das Leuchten der See zu Anfang der Nacht, so sah man es dann oft mit Anbruch des Tages wieder. In der Regel dauert es jedesmal nur wenige Stunden und steht mit etwas steigendem

Barometer in Beziehung, wie am Tage die Erſcheinung der dunklen oder meergrünen See.

Man will ſonſt allgemein die Aenderung der Seefarbe bald vom Grunde, von den Waſſerpflanzen auf demſelben, von der Reflexion des Himmels u. ſ. w. ableiten. Humboldt bemerkt, daß die Farbe des Meeres bei heiterem, ſich gleichbleibendem Himmel zwiſchen den Wendekreiſen ſich ſchnell vom reinſten Blau ins ſatteſte Meergrün ändere; den Rhythmus aber dieſer Aenderung und die näheren Umſtände im Verhältniß zu atmoſphäriſchen Erſcheinungen ſcheint er nicht beobachtet zu haben. Kaſtner fand die Nord- und Oſtſee zu Mittag jedesmal ziemlich rein blau, nach Sonnenaufgang und Sonnenuntergang dagegen dunkel und grün. So fand ich bei ruhigem atmoſphäriſchen Zuſtande und wolkenloſem Himmel immer das Mittelmeer; gegen 9 Uhr früh erreichte es bei ſteigendem Barometer die meergrüne, oft ſehr ins Schwarze ſpielende Farbe, welche dann bei fallendem Barometer wieder nach Mittag in die helle und blaue überging; dieſe verlief ſich dann unter wieder ſteigendem Barometergang bis zur Nacht aufs neue in die dunkle und grüne. Trat die dunkle Farbe mit Anfang der Nacht ein, ſo blieb das Leuchten aus und erſchien dann erſt nach Mitternacht. Ausgegoſſenes Oel hemmte das Leuchten jederzeit.

Es war anfangs in Tarant mein eifrigſtes Bemühen, den Einfluß des Seegrundes auf die Waſſerfarbe zu unterſuchen; allein bald ſah ich die angeführte Aenderung an einer und derſelben Stelle ohne Aenderung der Atmoſphäre oder andere äußere Umſtände eintreten; doch ſetzte ich die Beobachtungen beim Aufſuchen der Meerthiere fort. Ich ließ einen gewaltigen eiſernen Rechen mit einem Bogen nach oben machen, an den ich ein großes und ſtarkes Netz befeſtigte. Der Rechen wurde dann ins Meer verſenkt und durch das Schiff über den Meergrund hingeſchleppt. Alles auf dieſe Art Aufgekrazte wurde ins Netz geſchoben. Die ganze Maſchine wurde dann, mit den Produkten des Meergrundes angefüllt, emporgewunden, im Schiffe ausgeleert und unterſucht. Der Seegrund, das zeigte ſich bald, hatte auf die Farbe des Waſſers, wenn es eine bedeutende Tiefe hatte, nicht den geringſten Einfluß; reich war aber immer die Ausbeute an Korallen, Quallen, Meduſen u. ſ. w. So erhielt ich auch zwei Arten ausgezeichneter Eurialen (Meduſenhäupter), die man ſonſt im Mittelmeer nicht

kannte und daher ihre dasige Existenz leugnete. Indem ich auf diese Weise das Tarantinische Meer nach allen Richtungen durchfurchte, brachte ich nicht nur eine Menge von Pflanzen und sonderbaren Thieren ans Tageslicht, sondern lernte auch die Kiesel- und fortschreitenden Kalkbildungen, Inkrustationen des Seegrundes ꝛc. kennen. Zwischen Tarant und St. Vito fand ich den Meeresgrund außerordentlich uneben, felsig und hüglich, eben so südlich von Gallipoli. Südlich der Petersinsel fand ich bis gegen Cariati sehr bedeutende Bergketten und Thäler, während östlich vom Vorgebirge Leuca eine ungeheure Ebene sich ausdehnt. Auffallend war es mir, über diesen verschiedenen unterseeischen Terrains auch eigenthümliche Bewegungen der Meeresfläche zu beobachten (worüber später).

Bei der Insel Corfu sah ich das Leuchten der See, ohne daß ich vom Schiffe herab irgend ein einzelnes Funkchen unterscheiden konnte; die Seefläche vielmehr erschien in mattem Lichte. Das gleiche sah ich später bei der Paulsinsel und dann südlich von Syrakus, wo es aber lebhafter war. Die nähere und wiederholte Untersuchung zeigte gleiche leuchtende Bläschen, die aber tiefer unter der Oberfläche sich erzeugten.

Das leuchtende wie das nicht leuchtende Seewasser wurde sehr oft wiederholt und aufs genaueste untersucht, durch Papier filtrirt, abgedampft, zum Faulen gebracht u. s. w. Das leuchtende wie das nichtleuchtende, und das bei heller wie bei dunkler See am Tage geschöpfte, zeigten durchaus in keiner Beziehung auch nur die geringste Verschiedenheit; jedes zeigte sich gleich hell, gleich durchsichtig, keine Spur von galertartiger oder organischer Substanz konnte im Wasser wie im abgedampften Rückstande entdeckt werden. Jedes verlor schon den ersten Tag, nachdem es geschöpft war, die Eigenschaft im ruhigen Zustande zu leuchten; wenn sie aber am Tage gerüttelt oder geschlagen wurden, sah man jene angeführten kleinen grauen Pünktchen und Bläschen entstehen, und in sehr großen hellen Flaschen oft, jedoch nicht immer, nach der Oberfläche steigen, wobei die Farbe des Wassers, bis alles wieder ruhig geworden war, sich verdunkelte; statt der grauen Bläschen sah man dann Nachts bei gleicher Behandlung leuchtende Pünktchen im Momente ihrer Entstehung aufglühen und erlöschen. In wohl verschlossenen Flaschen erhielt sich das Wasser längere Zeit im

gleichen unverdorbenen Zuſtande, als ich hatte beobachten können, und doch wurden die Beobachtungen über zwei Monate fortgeſetzt; wurde es aber frei dem atmoſphäriſchen Einfluſſe ausgeſetzt, verlor es ſchon nach wenigen Tagen die Eigenſchaft, bei der Bewegung graue und leuchtende Pünktchen zu erzeugen, und dann ging es, leichter als helles Quellwaſſer, in verdorbenen Zuſtand über. Unter dem Mikroſkop, das ich durch Vermittlung des bayeriſchen Konſuls in Meſſina erhielt, konnte ich nur ſelten irgend ein einzelnes Infuſorium, nie aber die Spur eines andern organiſchen todten oder lebenden Weſens entdecken; jene angeführten Pünktchen aber erſchienen immer und unter allen Verhältniſſen als einfache Bläschen, die man im hellgeſchöpften ruhigen Waſſer nie, wohl aber im dunklen, meergrünen oder im bewegten jeder Zeit entdecken konnte.

Auch Kaſtner führt an, daß man im leuchtenden Seewaſſer mehrentheils auch bei ſtärkſter Vergrößerung keine Thierchen habe entdecken können. Wenn Forſters anzuführende Beobachtungen nicht geweſen wären, würde Kaſtner wahrſcheinlich geſagt haben: er habe nie welche entdecken können. Wenn Berghaus anführt, daß durch Filtration das Seewaſſer ſeine Eigenſchaft zu leuchten verliere, ſo muß ich geradezu widerſprechen, meine Beobachtungen darüber ſind zu zahlreich. Allerdings leuchtet filtrirtes, wie nicht filtrirtes Seewaſſer, wenn es einige Zeit geſchöpft iſt, im ruhigen Zuſtande nicht, wohl aber gerüttelt und bewegt. Blos der Wille, Forſters Anſicht zu begründen, hat dieſe Beobachtung und Lehre erzeugt, und doch ſcheinen mir Forſters Beobachtungen ſelbſt für meine Anſicht zu ſprechen. Er ſagt: „Ich ließ einen Eimer voll dieſes leuchtenden Waſſers heraufziehen und fand darin unzählige, ganz kleine leuchtende Kügelchen, welche ſich unglaublich ſchnell bewegten. Nachdem das Waſſer eine Zeitlang ruhig geſtanden hatte, ſchien die Zahl der leuchtenden Körperchen merklich verringert; kaum aber rührte oder bewegte man wieder das Waſſer, ſo ward es wieder hell, und die kleinen Funken fuhren darin ſehr lebhaft in allen Richtungen umher, auch ſelbſt, nachdem es wieder allmählig ſtille geworden war. Wir hatten den Eimer mittelſt eines Strickes von der Decke herabhängen laſſen, um die Bewegung des Schiffes zu vermeiden, und das Waſſer recht ruhig werden zu laſſen. Deſſenungeachtet bewegten ſich die Lichtſtäubchen hin und her, ſo

daß ich von ihrer willkührlichen Bewegung überzeugt war. Das Funkeln verstärkte sich aber, so oft man in dem Eimer mit der Hand oder mit einem Stecken rührte."

Diese Beobachtung von Forster ist gewiß sehr naturgetreu beschrieben, aber irrig aufgefaßt. Wenn man einen Eimer mit leuchtendem Wasser ruhig hinstellt, so sieht man einige Zolle unter der Fläche bald hier bald dort einen leuchtenden Punkt entstehen, so daß man ohne nähere Untersuchung sich von der Bewegung dieser Leuchtpunkte überzeugen kann; wenn man aber über die freie Seefläche oder in gläsernen Flaschen beobachtet, so sieht man äußerst bestimmt die Leuchtpunkte im Augenblicke der Entstehung wieder vergehen und so jeden Augenblick neue sich bilden, wodurch die Meinung von willkührlicher Bewegung entstehen kann. Forster sagt dann weiter: „Das geringste Vergrößerungsglas gab die kugelförmige Gestalt dieser durchsichtigen Pünktchen zu erkennen." Ferner: „Unter dem Mikroskop entdeckte man eine feine Röhre, welche von einer runden Mündung an der Haut ins Fleisch ging. Das Eingeweide bestand aus 4 bis 5 Säcken, welche mit der Röhre in Verbindung schienen. Ich wünschte nun noch eines dieser Pünktchen in einem Wassertropfen unter das Mikroskop zu bringen, allein ich konnte kein lebendiges mehr bekommen." — Aus diesem Angeführten geht hervor, daß Forster allerdings mit einem einzelnen bestimmten Infusorium zu thun hatte (auch ich beobachtete öfters einzelne ähnliche Geschöpfe im leuchtenden wie im nicht leuchtenden Seewasser); allein der Schluß von diesem auf die millionenweise und vorzüglich erst im bewegten Wasser entstehenden Leuchtpunkte war irrig, davon wird sich jeder unbefangene Beobachter aufs bestimmteste überzeugen.

Eben so naturgetreu und ganz mit meinen Beobachtungen übereinstimmend beschreibt Forster auch das Aeußere der leuchtenden See. „Jede Welle, sagt er, die sich brach, hatte einen leuchtenden Saum, und wo das Schiff die See berührte, zeigten sich Streifen von phosphorischem Lichte. So weit das Auge in die Ferne reichte, (bei bewegter, nicht aber bei stiller See) stellte sich uns dieselbe Erscheinung dar, und selbst die Abgründe des Ozeans schienen mit Licht geschwängert. Große leuchtende Körper, die wir als Fische erkannten, schwammen um uns her."

An einen starken 35 Fuß langen Eisendrath befestigte ich unten

kreuzförmig zwei 1½ Fuß lange Querhölzer. Wenn ich nun damit in 30 Fuß Tiefe drehende oder ſtoßende Bewegungen machte, ohne daß das obere Waſſer durch den Drath bewegt wurde, ſo entſtand auch dort das Leuchten, ſo daß ich das leuchtende Kreuz unterſcheiden konnte; ſo bei Korfu und Syrakus. Bei recht finſteren Nächten nur ſah ich die Bewegung der Fiſche ein Leuchten verurſachen. Dagegen verurſachten mir Matroſen, die ich unter ſtarker Bewegung tauchen ließ, Nachts ein auffallend leuchtendes Schauſpiel.

Auch Tileſius, Horner und eine große Menge anderer leiten das Leuchten der See von lebenden Thieren ab, ſo der erſtere von einer Art kleiner Krebſe. Allerdings kennt man leuchtende Meduſen, Beroen, Nereiden, Solzen, Phyſalien, Phyſophoren u. ſ. w.; allein ſie ſind meiſt ziemlich groß, kommen mehr nur einzeln vor und leuchtendes Waſſer geſchöpft zeigt ſich durchaus hell und klar, ohne Spur irgend eines todten oder lebenden Thieres. Durch Papier filtrirt und dann geſchlagen oder ſtark bewegt, leuchtet es wieder; und dann iſt das Leuchten immer nur ein momentanes Aufblitzen, wie auch Humboldt bemerkt, indem er behauptet, das gewöhnliche Leuchten ſtamme nicht von lebenden Thieren. Ueberall, ſagt er dann, wo die Welle an einen harten Körper anſchlägt und ſich ſchäumend bricht, überall, wo das Waſſer erſchüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Humboldt leitet dann theilweiſe das Leuchten von faulenden thieriſchen Subſtanzen her, dem Horner widerſpricht, weil ſolche Subſtanz von den lebenden Thieren aufgezehrt würde, was aber eben ſo gut gegen die lebenden Leuchtenden gelten konnte. Gegen das Leuchten durch faulende Thierſubſtanzen ſpricht die ungemeine Klarheit des Seewaſſers. Wenn oft das ganze Meer wie eine glühende Maſſe aufblitzt, müßte doch wohl die faulende Maſſe entdeckt werden können; dann zeigt die Erfahrung aufs beſtimmteſte, was auch Heinrich nachgewieſen, daß im Waſſer faulige Subſtanzen nie weder phosphoresziren noch im geringſten leuchten, ſondern nur ſolche, die an feuchter Luft unter dem Einfluſſe des Sauerſtoffs in eine eigenthümliche Verweſung übergehen.

Der ältere Forſter, le Gentil und Andere erklärten ſich für elektriſches Leuchten, durch Reibung des Waſſers bewirkt. Humboldt findet dieſe Anſicht unſtatthaft, und unzählige Verſuche zeigen beim

Seeleuchten nicht die geringſte Elektrizität. Uebrigens können die aufglimmenden Leuchtpunkte mit nichts beſſer als mit elektriſchen Funken verglichen werden; allein wie ſollten ſie bei äußerſt ruhiger See unter der Fläche in äußerſt hellem, gleichartigem Waſſer entſtehen können? Die Elektrizität iſt immer die Folge der Polarität heterogener Subſtanzen, und das Experiment ſpricht gegen die elektriſche Anſicht. Man betrachtete auch das Seeleuchten als ein Abbrennen von gephosphortem Waſſerſtoff.

Nach dem Angeführten ſcheint mir keine der bisherigen Anſichten über das Leuchten des Meeres haltbar, oder auch nur einigermaßen begründet; es iſt daher an der Zeit, ſich um eine andere umzuſehen. Ich möchte dieſes Leuchten keineswegs als einzelne Erſcheinung betrachtet wiſſen, ſondern glaube, auf meine vielen Beobachtungen geſtützt, Atmoſphäre und Meer üben dabei gleich weſentlichen Einfluß.

Eine Anſicht über dieſen Gegenſtand habe ich in meinen Grundzügen zu einer allgemeinen Naturanſicht angeführt, hier will ich ſie nur näher berühren.

Ich muß hier Dalton's und Sauſſüre's Unterſuchungen über das Verſchlucken der Gaſe durch die Gewäſſer und das Meer vorausſetzen, ohne ſie berühren zu wollen. Nach Letzterem enthält das meiſte Waſſer 5 bis 6 Prozent atmoſphäriſche Luft. Nach Gay-Luſſac, Humboldt u. ſ. w. enthält dann dieſe im Waſſer gemiſchte Luft 31 bis 33 Prozent Sauerſtoffgas, während die atmoſphäriſche Luft nur 21 Prozent beſitzt. Nach Sauſſüre entläßt das Meer die vorher abſorbirte Luft beim Temperaturwechſel leichter als weniger dichtes ungeſalzenes Waſſer. Merkwürdig ſind hier auch Döbereiners Verſuche über die Verhältniſſe, unter welchen die Quellen Gaſe verſchlucken und dann wieder entlaſſen.

In Taranto ſchöpfte ich in drei Tonnen gleichzeitig Seewaſſer; das eine wurde erwärmt, doch nicht bis zur Siedhitze, das andere in einem größeren Gefäße zuerſt tüchtig durchgepeitſcht, und dann ins kleinere gegoſſen; das dritte aber blieb unverändert. In alle drei that ich gleiche Seefiſche, dann durchlöcherte Boden und über dieſe wieder Fiſche der gleichen Art. Im erſten Gefäße ſtarben die unteren Fiſche bald, die oberen vom erſten bis dritten Tag; dieſe

hielten ſich faſt durchgehends an der Oberfläche. Im zweiten Gefäße fingen die unteren Fiſche am zweiten Tage zu ſterben an, die oberen blieben acht Tage (bis zu meiner Abreiſe) lebend, wie die oberen und unteren Fiſche in der dritten Tonne.

Kaſtner (Meteorologie 1 B.) ſagt: „Wenn man nicht annimmt, daß alles, was von Meeresorganismen im Meere abſtirbt, ſogleich wieder verzehrt wird, oder auch zum Theil in Infuſorien übergeht, was ſich ſchwer beweiſen laſſen dürfte, ſo fragt es ſich, wo die bei der ſtatthabenden Fäulniß ſich entbindenden Gaſe bleiben und was aus ihnen während des Entbindens wird? Da das ruhige Meer wirklich fault, und mithin vorzüglich die Bewegung des Meeres die Fäulniß, oder vielmehr die Wahrnehmbarkeit derſelben verhindert, ſo ſcheint es, als ob a) die beſtändige Bewegung, wodurch das Meerwaſſer unaufhörlich herumgetrieben wird, einen Theil deſſen, was als Fäulnißgas frei wird, ſogleich zur Luft hinauf treibe; b) daß die Oxydation der brennbaren Gaſe durch das Sauerſtoffgas der im Waſſer enthaltenen Luft in Folge der Bewegung ſehr beſchleunigt werde, und c) daß die Seegewächſe die oxydirten Gaſe, beſonders die auf ſolchem Wege entſtandene Kohlenſäure, ſofort in ſich aufnehmen und, mehr oder weniger zerſetzt, aſſimiliren; denn die Hauptnahrung aller Gewächſe, alſo auch jener des Meeres, iſt die Kohlenſäure. Die Meergewächſe ſcheinen außerdem noch ziemlich viel Stickgas und gaſige Stickſtoffverbindungen in ſich aufzunehmen, und da ſie mehr als die Landgewächſe mit ihrer Oberfläche den Ernährungsprozeß vollziehen, ſo ſcheint in der freieren Beweglichkeit und in der verhältnißmäßig großen Menge der Seegewächſe, ſo wie in dem Umſtande, daß ihr Dünger ihnen ſogleich in ihrem Aufenthaltsmedium unmittelbar zugeführt wird, der Grund zu liegen, warum der kleinſte Theil des durch Fäulniß entwickelten, mehr oder weniger oxydirten Gaſes zur Meeresoberfläche und damit zu unſerer Wahrnehmbarkeit gelangt. In dem ruhigen Meere wird die Oxydation der brennbaren Gaſe und die Abſorption der oxydirten durch die Gewächſe aus Mangel an hinreichender Bewegung und Gegenflächenerneuerung gemindert. Auch ſterben Meerthiere in dergleichen Waſſer eher ab, und geben daher zur Entbindung größerer Mengen Gaſes Gelegenheit u. ſ. w.“

Ich mache hier ferner auf die allgemein verbreitete und von

vielen Forſchern mit Thatſachen belegte Lehre aufmerkſam, daß Meer und Atmoſphäre in fortwährendem Wechſelverhältniſſe ſich befinden, daß ſie ſich oxydiren und desoxydiren, ſo das ſtöchiometriſche Verhältniß ihrer Beſtandtheile erhalten, und daß das eine dem andern ſo weſentlich iſt, wie das Luftige dem Flüſſigen und umgekehrt beim Athmungsprozeſſe des individuellen Lebens.

Nach oben angeführten Thatſachen geht nun das Meer bei ruhiger, ſich dauernd gleich bleibender Atmoſphäre täglich zweimal vom hellen blauen in den dunklen Zuſtand über; Wolkenbildung, Winde, Gewitter u. ſ. w. ändern dieſen regelmäßigen Wechſel mannigfach ab, beſchleunigen oder hemmen ihn u. ſ. w. Im hellen blauen Waſſer bemerkt man durchaus keine Bläschen, es erſcheint als ſtöchiometriſche, gleichartige Maſſe, wie die helle reine Atmoſphäre; die Luftform iſt dann gewiß nicht als ſolche im Waſſer enthalten, und auch das Seethier hat ſolche erſt durch die Athmungsorgane aus ihm auszuſcheiden. Im dunklen Seewaſſer entdeckt das ſcharf beobachtende Auge eine Unzahl Pünktchen, die gehörig unterſucht als Bläschen oder Luftformen ſich darſtellen. Oel aufs Waſſer gegoſſen hemmt die Bläschenbildung, weil es die Affinität, die Thätigkeit des Gegenſatzes zwiſchen Luft und Meer und die gegenſeitige Ausgleichung hindert. So hindert das Oel auch das Leuchten. Die Beobachtung zeigt, daß, wenn die dunkle Seefarbe in der Nacht eintritt, das Meer dann leuchtet, und zwar nur ſo lange, als am Tage die Bläschenbildung oder die dunkle Farbe dauert. Ferner iſt kein Beobachter im Stande abzuläugnen, daß die Leuchtpünktchen im Momente ihres Aufglimmens zugleich verlöſchen und daß ſie ſo fortwährend Millionenweiſe entſtehen. Es läßt ſich bei allen angeführten Thatſachen kaum eine andere Annahme rechtfertigen, als daß die Geburt jedes Bläschens mit Lichterſcheinung verbunden ſey, die aber nur bei dunkler Nacht beobachtet werden kann. Auf jeden Fall iſt dieſe Bläschenbildung ein Uebergang von der Waſſer- zur Luftform. Dieſer Uebergang ſcheint als Oxydation, als Ausgleichung des im Meere enthaltenen verdichteten Waſſerſtoffs mit dem Sauerſtoff im ſtöchiometriſchen Verhältniſſe der Atmoſphäre betrachtet werden zu müſſen. Die von Gay-Luſſac und von Humboldt ermittelte Thatſache, daß die im Waſſer enthaltene Luft 12 Prozent mehr Sauerſtoff enthalte als die atmoſphäriſche, iſt hier ſehr wichtig

und giebt uns den Fingerzeig, daß das Meer ſäuernd auf die Atmoſphäre einwirke.

Wenn das Meer zur dunkeln Farbe übergeht, oder wenn es in ſeiner Bläschenentwicklung begriffen iſt, ebenſo wenn es bei der Nacht leuchtet, ſo ſteigt der Barometer, der Druck der Atmoſphäre wird größer, wie die Luftform ſich mehrt.

Das Leuchten beim Uebergang in die Luftform kann nicht auffallen; es iſt eine Oxydation, eine Ausgleichung des Sauer- und Waſſerſtoffes zur Luft, die nur momentan iſt, wie ein elektriſcher Funke, weil im erſten Ausgleichungsſtreben die Polarſtoffe entſtehen und in der Ausgleichung, im neuen Produkte zugleich wieder als Individualitäten vergehen, indem ſie gegenſeitig ſich ſättigen. Wärme tritt dabei nicht auf, weil keine Zuſtrömung von Sauerſtoff, keine dauernde Oxydation, kein eigentliches Verbrennen ſtattfindet; die Elementarſtoffe ſind im Vereinigungsakte ſelbſt vernichtet und erſcheinen dann als Luftbläschen. Das Leuchten muß uns eben ſo wenig wundern als das bei manchem Phoſphoresziren, wo ebenfalls Waſſerſtoff durch den Auflöſungsakt als ſolcher erſcheint und im erſten Geburtsakt mit Sauerſtoff ſich eint und in die Atmoſphäre übergeht.

Geht das Meer zur hellen Farbe über, oder hört die Luftbildung oder das Leuchten auf, ſo wird dann im polariſch entgegengeſetzten Rhythmus die Luftform vom Meere wieder abſorbirt, der Barometer fällt. Ueber die Abſorption der Luft durch das Waſſer haben angeführte Forſcher, vorzüglich Sauſſüre, hinlängliche Thatſachen ermittelt; nur ſcheint mir die verſchluckte Luftmenge oft gar zu groß angegeben.

Beim pflanzlichen und thieriſchen Organismus wird durch das Ausathmen das Wiedereinathmen bedingt. In analoger Thätigkeit ſcheinen auch Atmoſphäre und Meer ſich gegenſeitig zu bedingen; beide ſind wie ſich gegenſeitig ausgleichende Organe des individuellen Lebens polariſch entgegengeſetzt; die Bläschenbildung und das Leuchten entſteht nicht mechaniſch ohne höheren Grund, nicht zufällig; das zeigt ſchon der Rhythmus dieſer Erſcheinungen, der Zuſammenhang mit dem Fallen und Steigen des Barometers und der Einfluß, den die atmoſphäriſchen Erſcheinungen und Veränderungen auf das Leuchten und dieſes wieder auf die atmoſphäriſchen Erſcheinungen ausüben.

Ein eigenthümliches Wellengrau verkündet dem erfahrnen Schiffer immer künftigen Sturm und Ungewitter, ebenſo, was auch

Humboldt bemerkt, ſehr ſtarkes Leuchten. Regelmäßiger, täglicher Wechſel von heller und meergrüner See und nächtliches nicht zu ſtarkes und zu anhaltendes Leuchten verkünden, wie meine Beobachtungen aufs beſtimmteſte zeigen, den Fortbeſtand der gleichförmig ſchönen Witterung. Bleibt dagegen die helle oder auch meergrüne Seefarbe oder das nächtliche Leuchten längere Zeit aus, oder dauert das eine oder das andere ungewöhnlich anhaltend, ſo können wir auf Aenderungen in der Atmoſphäre rechnen, wie wir auf außerordentliche Erſcheinungen, auf Sturm und Ungewitter rechnen, wenn die Luftentwicklung ſo ſtark iſt, daß nächtlich die ganze See heftig glüht. Die angeführte graue See hatte ich oft zu beobachten Gelegenheit; die hellblaue Farbe beginnt zu bleichen, die glatte, wenn auch von Wellen bewegte See nimmt eine eigenthümliche Rauhigkeit an, man entdeckt weder in der See, noch im geſchöpften Waſſer jene Bläschen und ihre Entwicklung, und doch erſcheint das Waſſer, als hätte es ein eigenthümliches zelliges Gefüge. Wird dieſe Erſcheinuug dauernd oder auffallend grell, ſo wird jeder Beobachter das Fallen des Barometers wahrnehmen können. Dieſe Erſcheinung ſcheint mir daher immer eine Abſorption der Luftform durch die See und eine innere Verdichtung und Ausgleichung anzuzeigen. Der grauen See voran geht faſt immer die ſogenannte gefleckte See: wir beobachten ſpiegelglatte Stellen und, wenn die See bewegt wird, beinahe glänzende Wellen; dann beobachten wir wieder Stellen, wo Fläche und Welle in größerer oder geringerer Ausdehnung ein rauhes, nicht glänzendes Anſehen beſitzen. Oft verſchwindet dieſes gefleckte Anſehen wieder und es entſteht helle, blaue See; oft aber geht die gefleckte See in graue über, und dann folgen bald Niederſchläge in der Atmoſphäre, bewegte See und Sturm: die Niederſchläge wahrſcheinlich, weil die Atmoſphäre, durch die Abſorption entſäuert, ihr ſtöchiometriſches Verhältniß verliert und bei verringertem Sauerſtoff zu wäßriger Form gerinnt; bewegte See und Sturm aber, weil durch dieſe Prozeſſe bei fallendem Barometer das Gleichgewicht in der Atmoſphäre aufgehoben wird, und dann Strömungen erfolgen. Auch auf Landſeen beobachtet man dieſes gefleckte Anſehen, auch dort erfolgen atmoſphäriſche Niederſchläge, wenn die Rauhigkeit und das graue unglänzende Anſehen der Waſſerfläche vorherrſchend und andauernd wird.

Es iſt wohl noch niemanden eingefallen, auf dem feſten Lande

die Einwirkung der Atmoſphäre auf den Boden und umgekehrt blos aus mechaniſchen Gründen ableiten zu wollen. Das Pflanzen- und das Thierleben abſorbirt dort die atmoſphäriſche Luft, entſäuert ſie und gibt entſäuerte Gaſe wieder zurück. So wird die atmoſphäriſche Luft vom Boden abſorbirt, wo vegetabiliſche Stoffe durch den abſorbirten Sauerſtoff ſich ſäuren, die Erdarten neue Verbindungen eingehen, die Flüſſigkeit zerlegt und aſſimilirt wird u. ſ. w. Dieſes Abſorbiren, Entſäuren und Erhaliren erfolgt weder mechaniſch, noch zufällig, ſondern nothwendig. Wenn es der durch innere Thätigkeit entſäuerten Pflanze oder dem Thiere unmöglich gemacht wird, die Luftform wieder zu abſorbiren, ſo hört ihr individuelles Seyn auf. Gleich nothwendig iſt der nicht unthätigen Erde die fortwährende Säuerung durch die Atmoſphäre, mithin die rhythmiſche Wechſelwirkung und gegenſeitige Ausgleichung. Gleich nothwendig, aber wahrſcheinlich gerade in polariſch entgegengeſetztem Thätigkeitsrhythmus, verhält ſich die Wechſelwirkung zwiſchen Meer und Luft. Wie die Luft ſäuernd auf die Erde einwirkt und dadurch ſich ſelbſt entſäuert, ſo ſcheint das geſäuerte Meer ſäuernd auf die entſäuerte Luft einzuwirken, und dadurch fortwährend den großen Kreislauf, das fortwirkende Leben und den Rhythmus deſſelben zu bedingen. Hat daher die Atmoſphäre über der Erdfläche durch Entſäuerung ihr ſtöchiometriſches Verhältniß verloren, ſo gleicht ſie ſich mit dem Meere aus, um daſſelbe wieder herzuſtellen und als Atmoſphäre nicht vernichtet zu werden; denn ſie iſt offenbar ein ſtöchiometriſcher Körper mit beſtimmtem Mengenverhältniſſe ihrer weſentlichen Beſtandtheile, und ohne Vernichtung ihrer Individualität kann ihr keiner dieſer Beſtandtheile entriſſen werden; daher das gierige Streben nach fortwährender Säurung über der Seefläche, wo die enthaltene Luft wenigſtens 12 pCt. mehr Sauerſtoff als die atmoſphäriſche beſitzt. Obige Anſicht über das Entſtehen der Bläschen im Meere, vorzüglich bei ſeiner Bewegung, kann daher nicht ohne Grund erſcheinen und eben ſo das Leuchten der entſtehenden Luftbläschen; denn es findet dabei ein momentanes Ausgleichen des Sauerſtoffs mit Waſſerſtoff im Verhältniſſe, wie es in der atmoſphäriſchen Luft beſteht, ſtatt. — Wir können annehmen (es ließe ſich aber wohl beweiſen), daß die helle blaue See weder inhalire, noch erhalire (das ſogenannte Ausdünſten kommt hier nicht in Betrachtung). Man ſollte nun

glauben, das Inhaliren und das Exhaliren des Meeres ſollte in gleichen Perioden wechſeln und ſo ſich das Gleichgewicht halten; das iſt aber nicht der Fall, die graue See iſt ſeltener und nur die dunkle See und das Leuchten eine gewöhnliche Erſcheinung, was eben für jenen großen polariſch entgegengeſetzten Wechſelrhythmus der Atmoſphäre auf Land und See in entgegengeſetzter Richtung zu ſprechen ſcheint.

Die Gebirgsformationen im Meeresgrunde mögen auf die angeführten Erſcheinungen ebenfalls nicht ohne Einfluß ſeyn. Manche Forſcher, wie Schubert, Steffens u. ſ. w., haben eine polare Thätigkeit zwiſchen Mittelpunkt und Umfang, zwiſchen dem Erdinnern und der Atmoſphäre angenommen und mit guten Gründen zu beweiſen geſucht. Das Meer als Mittelform zwiſchen beiden Extremen erführe dann, von der Atmoſphäre an ſeiner Fläche entſäuert, eine Ausgleichung bis zu ſeinem Grunde, was auch die Unterſuchung des Seewaſſers von der Fläche und von den Abgründen des Meeres beweist; denn die Beſtandtheile ſind hier wie dort ſich gleich. Die Thätigkeit kann auch von den Gebirgsmaſſen im Seegrunde und dortigen Bildungen ausgehen und ſich dann durch das flüſſige Medium nach der polaren Atmoſphäre fortſetzen. Winterl und Oerſted haben bewieſen, daß die Kieſel- und Kalkreihe ſich wie Oxydirtes zu Hydrogeniſirtem verhalte. Würde durch ſolche Thätigkeit oder durch unterſeeiſche Bildung, die nach den Beobachtungen von Weiß und andern als Thatſache ſich darſtellt, die untere Waſſerſchichte in ihrem ſtöchiometriſchen Verhältniſſe geſtört, ſo müßte ſie im Streben nach Ausgleichung auf höhere Schichten bis zur polaren Atmoſphäre wirken. Ueber dieſe Verhältniſſe jedoch kann hier nicht eingetreten werden. In meiner Schrift, die Erde als Organismus, iſt das Nähere dieſer hier beſprochenen Erſcheinungen im Verhältniß zum Erdganzen als Organismus angegeben.

Wenn nun keine der bisherigen Anſichten über das Leuchten des Meeres haltbar iſt, was ihre Widerſprüche, das Schwankende und Unbeſtimmte der Gründe und die Thatſache zu beweiſen ſcheinen, daß die Beobachtungen, auf welchen dieſe verſchiedenen Anſichten beruhen, als nicht hinlänglich bewieſen, oder als irrig und einſeitig

aufgefaßt von verſchiedenen Forſchern dargeſtellt werden, ſo kann oben ausgeſprochene Anſicht ſich um ſo mehr rechtfertigen, da ſie auf treu der Natur abgeſchriebene Beobachtungen ſich gründet. Allein dieſe gleiche Anſicht führt eben ſo beſtimmt zur Erklärung anderer, bisher geheimnißvoller Erſcheinungen; oder vielmehr, manche Erſcheinungen, die bisher keine oder keine genügende Erklärung gefunden, rufen dieſe Anſicht hervor.

Es weiß jeder Meerbeobachter, daß ſehr ſtark dunkle See auch ohne geringſte Spur von Wind in Wogenbewegung, und zwar oft ſehr ſtarke, übergeht; das iſt vorzüglich Nachts bei ſtarkem Leuchten der Fall. Wohl die meiſten reiſenden Seekenner ſprechen von dieſer Wellenbewegung. Ich beobachtete oft das ſogenannte kleine Meer von Tarant, mit dem großen nur durch ſchmalen Kanal in Verbindung, in heftigem Aufruhr, ohne daß eine Spur von Wind beobachtet werden konnte, und ohne daß im großen eine Wellenbewegung ſich zeigte; oft dagegen war das große bewegt, vorzüglich gegen das Kap St. Vito, und das kleine ruhig. Eine ſolche Wellenbewegung ohne Wind erfuhren wir während der 21 Tage Quarantänezeit bei der Inſel Niſida bei hellem, ſtillem Wetter am Anfang faſt jeder Nacht. Oft, wenn die Erſcheinung Morgens 9 Uhr eintrat, fuhr ich von Tarant möglichſt raſch hinaus ins freie Meer. Faſt jederzeit fand ich ſtellenweiſe die Wellenbewegung geringer und oft ganz ruhige weite Flächen. Oefters goß ich Oel über ſolche bewegte Stellen, und einmal zwei Tonnen, womit ich das Meer zwiſchen der Peters- und Paulsinſel größtentheils überzog. Jedesmal hörte dann der Wellenſchlag auf, und es folgte ruhige, ſtille See.

Schon die Alten kannten ausgegoſſenes Oel als wogenſtillend, und die Thatſache wurde auch in neuerer Zeit beſtätigt. Man erklärte aber dieſe Beruhigung dadurch, daß Oel die Friktion zwiſchen Luft und Waſſer aufhebe u. ſ. w. Kaſtner (Grundzüge zur Phyſik und Chemie, I. 224) ſagt wörtlich: „Neuere Beobachtungen haben jene älteren beſtätigt: daß Oel, auf in heftiger Wellenbewegung befindliches Waſſer (z. B. auf ſturmbewegte Meereswogen) gegoſſen, das Waſſer beruhige, d. h. vom Winde getroffen, deſſen wogenzeugende Wirkung auf das Waſſer beſchränke oder aufhebe. Der Hauptgrund hiervon iſt faſt gänzlicher Mangel an Adhäſion zwiſchen Waſſer und Oel, und die höchſt geringe

Haftziehung zwischen Oel und Luft. Stößt daher der Wind gegen die Oelfläche, so gleitet die Luft an derselben größtentheils hinweg, ohne das Oel in Oscillation zu versetzen, und wenn solches auch in geringem Maße geschieht, so fehlt es doch zwischen Oel und Wasser an dem zum Uebertragen der Bewegung nöthigen Zusammenhange ꝛc."

Das Wogenstillen des Oels ist in dieser Stelle zu allgemein aufgefaßt, wahrscheinlich, weil es an gehörig beobachteten Thatsachen fehlte, und weil man nicht zwischen Wogenbewegung und Wogenbewegung zu unterscheiden gewohnt ist. Bei Tarant und bei den cyklopischen Felsen unweit Catania goß ich Oel auf die schwach vom Winde bewegte Meeresfläche, und die schärfste Beobachtung war nicht im Stande, auch nur die geringste Besänftigung zu beobachten.

Die Wellenbewegung des Meeres ist immer nur eine steigende und fallende. Wird von irgend einer Seite her die Seefläche durch Wind zu einer Welle aufgetrieben, so ist unter ihr der Wasserdruck größer und das Gleichgewicht aufgehoben; indem aber die Welle rasch fällt, wird durch den Schlag das nächste Wasser zu einer Welle aufgetrieben, und so fort; daher bewegt sich das Wasser nicht vom Orte, und leichte Körper über der Seefläche, wenn sie nicht vom Winde erfaßt werden, finden sich nur in steigender und fallender Bewegung. Das ist der Wellenschlag, den der über die Fläche hin brausende Wind dadurch vergrößert, daß er die Welle im Verhältnisse seiner Stärke auftreibt und dann zu rascherem Falle zwingt, wodurch ein schlagweises Bewegen und größeres Heben der nächsten Welle verursacht wird. Wird nun bei der durch Wind wogenden See irgend eine kleinere oder größere Fläche mit Oel übergossen, so ist dieses unmöglich im Stande, den durch eigene Schwere und den Wind bewirkten Wogenschlag zu hemmen; ein wenig Oel hemmt den Einfluß des Windes auf die empörte Welle nicht, und die Verminderung der Friktion zwischen Luft und Wasser ist eine Hypothese, welche dem Beobachter an Ort und Stelle als höchst lächerlich erscheinen muß. Wenn dagegen gar kein Wind stattfindet und doch Wellenbewegung entsteht, was eine Thatsache ist, welche niemand zu läugnen vermag, so muß der Grund im Meere selbst liegen, und er kann nur darin gesucht werden, daß die Bläschenentwickelung bei dunkler See, ihr Uebergang in die

Atmosphäre und die säuernde Assimilation in ihr so rasch und energisch erfolgt, daß stellenweise das Gleichgewicht der Seefläche aufgehoben wird. Diese Fläche fängt an sich zu kräuseln, indem das Wasser durch jene Entwickelung leichter wird, emporsteigt oder auch oft bei starker Ausgleichung der rhythmisch wechselnden Gegensätze zwischen Meer und Atmosphäre emporgehoben wird und dann nach Entweichung der luftigen Formen fällt, die nächste, ebenfalls in jener Entwickelung thätige Fläche hebt und eine Wellenbewegung verursacht. Dann, bei dieser Wellenbewegung ohne Wind, stellt aufgegossenes Oel die Ruhe schnell her, weil es die Affinität, die physische Berührung zwischen Atmosphäre und Meer aufhebt und die Gasentwickelung hemmt. Auf vom Winde erzeugte Wellenbewegung aber übt Oel auch nicht den geringsten Einfluß, was meine Versuche beweisen.

Nicht immer aber entsteht eine Wellenbewegung, sondern eben so oft, und an manchen Stellen öfters, zeigen sich Hullen, die man bisher so wenig beachtet, und wo sie gar zu auffallend zu entstehen pflegen, nicht zu erklären wußte. Man wollte sie ebenfalls vom Winde ableiten, und oft mag bei ihrem Erscheinen die Atmosphäre nicht ruhig seyn; allein gewöhnlich entstehen sie, wenigstens im Mittelmeere, bei ruhigster See, wenn diese von der hellen zur dunkeln Farbe übergeht. Kastner sagt über die Hulle: „Die Hulle selbst zeigt sich in Form einer aufwärts gekrümmten Erhebung des Meeresspiegels, die auch bei stillstem Wetter entsteht. Ihre beträchtliche Länge und die dadurch entstehende Verringerung ihrer Bemerkbarkeit läßt sie nicht selten von Seite der Seereisenden gar nicht beachtet werden; aber Leute, welche in jenen Gegenden schifften, wissen, daß zur Zeit der größten Meeresstille gewisse Gegenstände, in Folge der zwischen dem Auge und diesen Gegenständen entstandenen Hulle, in einiger Entfernung vom Schiffe sich dem Blicke desjenigen während einiger Minuten entzogen, der vom niedrigsten Standpunkte aus anhaltend beobachtete."

Vorzüglich auf den Peters- und Paulsinseln, im Tarantinischen Meere, stellte ich über die Hulle nähere Beobachtungen an und ließ sie durch meinen treuen, in der Physik bewanderten Reisegefährten fortsetzen. War die höchste Ruhe in Atmosphäre und Meer eingetreten, entstanden vorzüglich südlich dieser Inseln, wo an schwarze Bretter genaue Striche angebracht waren, immer Hullen,

wenn die Seefarbe sich ins Dunkle änderte; ebenso zwischen diesen Inseln und Tarant und dem östlichen und westlichen Seeufer. Gewöhnlich mehrere hundert bis über einige tausend Fuß lang und breit hob sich einige Zolle bis höchstens zwei Fuß hoch die Meeresfläche und sank dann wieder. Das Steigen und Fallen dauerte im Durchschnitte etwa 2—5 Minuten. Nicht selten rückte die Hulle wellenartig vorwärts, aber von bestimmter Stelle an immer in gleicher Richtung, der Mond mochte unter oder über dem Horizonte seyn. Jedesmal verrieth sich die Hulle durch eigenthümliche dunkle Farbe. War die See in höchster Ruhe und begann die Aenderung der Farbe, so konnte ich das Hullen der See an bestimmten Stellen mit Sicherheit vorausſagen; war dagegen auf der See oder in der Atmosphäre Wind und Bewegung, so erschien das Hullen nicht, dagegen aber jene angeführte, oder die Wellenbewegung durch Wind. Auch beim Hullen der See ließ ich bei der Peters- und Paulsinsel zweimal eine Tonne Oel ausgießen, und die damit überzogene Fläche hullte nicht im geringsten, was gleichzeitig ringsum nach allen Gegenden der Fall war.

Da nun das Wogen ohne Wind und das Hullen bei stiller See mit der dunkeln Seefarbe eintritt, und da bei dieser das Seewasser von unzähligen Pünktchen und Bläschen gleichsam zellig erscheint, und da, wie oben durch Thatsachen bewiesen, dann diese Bläschenbildung durch ausgegossenes Oel gehemmt und auch das Wogen der See, wie das Hullen derselben, aufgehoben wird, so müssen wir diese Erscheinungen wie das Leuchten der See von einem Gegensatze ableiten, der zwischen Meer und Atmosphäre stattfindet, indem die letztere durch die Vegetation, die Erde selbst und durch Bildung unzähliger Meteore entsäuert oder — geworden, nun wieder nach dem + strebt, und im Streben nach Säuerung, nach Wiederherstellung ihrer stöchiometrischen Verhältnisse dem Meere die Säure in Blasenform entreißt und dadurch jene Bewegungen hervorruft.

Ausgegossenes Oel hemmt die Affinität zwischen Luft und Wasser, und mithin die gegenseitige Ausgleichung, folglich auch die angeführten Bewegungen, nicht aber die durch Wind und Sturm entstandenen.

Man könnte hier aus der Physik und Chemie unzählige

Thatsachen ausheben, wo bei heterogenen Körpern nur während dem physischen Kontakt die gegenseitige Polarität erwacht, der eine dann dem andern Stoffe entzieht und so gegenseitige Ausgleichung erfolgt. Man könnte an den Gegensatz heterogener Metalle erinnern, die im Streben nach Ausgleichung Flüssigkeiten in Luftformen zerlegen und gegenseitig das eine sich oxydirt, das andere hydrogenisirt; das würde aber hier zu weit führen. Es ist ohnehin nur meine Absicht, die freie Erscheinung in der großen Natur zu berühren, ohne eigentlich wissenschaftlich eine Erklärungsweise begründen zu wollen.

Es ist sehr charakteristisch und für die aufgestellte Ansicht beweisend, daß wenn am Morgen die See hullt und am Abend bei stiller Atmosphäre in Wogen sich bewegt oder leuchtet, dann sicher der Barometer steigt und schönes helles Wetter bleibt oder eintritt. Die Atmosphäre scheint dann ihr normales stöchiometrisches Verhältniß herzustellen, und erst dann, wenn sie vielleicht durch den Athmungsakt der Erde, oder theilweise der Vegetation, sich wieder zu entsäuern beginnt, fängt sie an, wässerige Niederschläge zu erzeugen; diese somit entstehen nur dadurch, daß die Atmosphäre im Entsäuerungsakte durch die Erde nicht mehr die ganze Wasserstoffmenge zu binden vermag, und somit ein Theil davon in Wasserform auftritt; denn der Sauerstoffgehalt der Luft ist immer und allenthalben derselbe, was ihr stöchiometrisches Verhältniß fordert; wenn daher der Atmosphäre wirklich Sauerstoff entzogen wird, was der Ein- und Ausathmungsakt der individuellen Geschöpfe und der Erde beweiset, so muß während dieser Thätigkeit der dem Sauerstoff polarisch entgegengesetzte Wasserstoff sich ebenfalls ausscheiden; denn nur gleiche Mengen der Bestandtheile binden sich gegenseitig zu atmosphärischer Luft. Auch der Stickstoff hat sein bestimmtes stöchiometrisches Verhältniß, und kann, ohne vernichtet zu werden, dasselbe nicht aufgeben. Bei heller Atmosphäre enthält diese, wie ich glaube, kein Wasser als solches; erst wenn ihre wesentlichen Bestandtheile sich nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermögen, wird das Wasser als Bläschen erzeugt und erscheint dann nicht als der Atmosphäre wesentliche, sondern nur als beigemischte Substanz. So scheint mir der Wechsel von hellem und dunklem Meere, das Leuchten desselben, das Hullen der Oberfläche und das Wogen ohne Wind mit der atmosphärischen

Thätigkeit in wesentlichem Wechselrhythmus zu stehen, und zwar um so mehr, da keine bisherige Ansicht die angeführten Erscheinungen auch nur einigermaßen zu erklären im Stande war.

Es ist eine sehr wichtige Thatsache, daß, wie jeder Seekenner weiß, und nebst vielen Andern auch Scoresby bemerkt, wenn auch nur sehr schwache atmosphärische Niederschläge erfolgen, z. B. Regen, das Meer dann nur sehr schwer durch Sturm zum Wogen gebracht werden kann. Ein starker Wind, der bei grüner oder dunkler See das Meer zu ungeheuern Wogen auftreibt, verursacht bei heller, blauer See und bei gleicher Stärke weit geringere Wellen; wenn aber Regen stattfindet, ist ein eben so starker Sturm das Meer kaum in kleinen Wellen zu bewegen im Stande. Man wollte diese Thatsache dadurch erklären, daß die Niederschläge der Atmosphäre die Eigenschaft des Oeles hätten, die Friktion zwischen Luft und Meer zu hemmen; diese Thatsache aber dient als Beweis, daß die Ausgleichung des Meeres in der Atmosphäre, oder jene Bläschenentwickelung, das Aufsteigen der Wogen und ihre gewaltige Höhe außerordentlich begünstige, da, wenn die polare Ausgleichung wechselt und das Meer aus der Atmosphäre wässerige Formen empfängt, wie diese aus jenem vorher luftige, oder wenn das Meer, was beim Regen der Fall ist, nicht von sich aus in die Atmosphäre tendirt, sondern diese vielmehr in jenes, die Wellenbewegung nur schwach erfolgt. Bei Niederschlägen aus der Atmosphäre findet somit eine blos mechanische, durch Wind verursachte Wellenbewegung statt, bei dunkler See aber ohne Niederschläge zugleich auch ein inneres Tendiren, sich in die Atmosphäre zu heben und in derselben sich auszugleichen. Die Wogenbewegung ohne allen Wind ist schon oben angeführt. Daß die nicht zu läugnende Thatsache sehr für die angeführte Ansicht spreche, wird Jeder einsehen.

Es muß hier noch erinnert werden, daß, nach mehreren Reisenden, das Leuchten der See oft vor Sturm und Ungewitter eintritt, was auch, wenn ich nicht irre, Humboldt bemerkt. Bei stark bewegter See, vorzüglich wenn die Wellen sich kreuzen, irgendwo sich zerschlagen oder im beschleunigten Wellengange aufspritzen, findet immer mehr oder weniger ein Leuchten statt, die See mag hell oder dunkel seyn. Von diesem Leuchten der gereitschten oder aufspritzenden Wellen ist in obigem nicht die Rede,

ſondern von einem ſelbſtſtändigen Leuchten bei ruhiger oder doch nicht zum Schäumen bewegten See. Nur dieſes Leuchten hält mit der Aenderung der Seefarbe, mit dem Hullen der See, dem Wogen ohne Wind und dem Barometergang gleichen, täglich zweimal wiederkehrenden Rhythmus, und ebenſo mit den atmoſphäriſchen Erſcheinungen.

Wenn wir das dunkel werdende Seewaſſer recht genau und fortgeſetzt unterſuchen, ſo beobachten wir es, vorzüglich bevor die meergrüne See eintritt, von den angeführten Pünktchen und faſt mikroſkopiſchen Bläschen, ſo zu ſagen, zellig, ohne daß die Pünktchen aufſtiegen. Wenn wir dann das Gefüge der See unterſuchen, wenn ſie von der ſchwach meergrünen in die ſchwärzliche Farbe übergeht, ſo beobachten wir keine ruhig bleibenden, ſondern nur aufſteigende Pünktchen. Uebrigens ſind dieſe Uebergänge, und die damit weſentlich verbundenen Verhältniſſe zur Atmoſphäre, noch keineswegs gehörig erörtert. Die Gaſe der See müſſen bei den verſchiedenen Uebergängen der Seefarbe unterſucht werden, was mir, aus Mangel an Apparaten, nicht möglich war. Auch in Neapel konnte ich das Nöthige, ungeachtet aller Verwendung durch den ſchweizeriſchen Konſul, nicht auftreiben. Ueberhaupt aber betrachte ich die Sache, obwohl ich mehrere Monate dauernde Beobachtungen anſtellte, keineswegs als erſchöpft, und möchte nur, da ich jetzt ferne vom Meere im ſchweizeriſchen Alpenlande wohne, auf nähere Unterſuchungen aufmerkſam machen. Ich kann überhaupt meine Verwunderung nicht bergen, wie Forſcher über ein ſo großartiges Element der Erde hinfahren können, ohne ihm tiefere Unterſuchung zu widmen. So viel ich weiß, beſchränken ſich die bisherigen Unterſuchungen auf Ermittlung des Salzgehaltes und der übrigen Beſtandtheile, und dann der äußeren großartigen Erſcheinungen des Meeres, welche ich hier übergehen will. Ueber das, was ich bisher in Erwähnung gebracht, herrſchen theils äußerſt oberflächliche Beobachtungen, theils ſcheinen mir manche Erſcheinungen, vielleicht weil ſie nicht in beſtimmte Anſichten paßten, gefliſſentlich überſehen worden zu ſeyn; ſo die Perioden des Farbenwechſels u. ſ. w.

Von den bisher angeführten Erſcheinungen finden manche auch auf Landſeen ſtatt; das Leuchten freilich nicht, und die übrigen

tragen einen eigenthümlichen, von jenen des Meeres verſchiedenen Charakter, wobei die Verſchiedenheit leicht zu beobachten, aber ſchwer zu erörtern iſt. Jene Verſchiedenheiten liegen unbezweifelt im Weſen des ſalzigen und des ſüßen Waſſers.

Auf allen Landſeen beobachten wir häufig bald gefleckte Oberflächen, bald ſehen wir die Spiegelflächen, auch ohne Wind, rauh werden und in kleinen Wellen ſich kräuſeln. Auch dürfte es kaum einen Süßwaſſerſee geben, wo nicht von Zeit zu Zeit das Hullen beobachtet werden kann. Dieſes iſt wohl am genaueſten auf dem Genferſee beobachtet und beſchrieben worden, ſo von Baucher, Nicholſon, Sauſſüre u. ſ. w. Man nennt die Erſcheinung dort Seiches. Dieſe ſtehen durchaus in keinem Zuſammenhange mit dem jährlich beim Schmelzen des Schneeerfolgenden Steigen des Waſſers, eben ſo wenig mit Regengüſſen, und am wenigſten mit irgend einem Stande von Mond, Sonne u. ſ. w. Kaſtner hat in ſeiner Meteorologie aus obigen Schriftſtellern dieſes angeführt: „An manchen (einzelnen) Orten erhebt ſich oft binnen 15 bis 20 Minuten das Waſſer 3 bis 4, ja ſelbſt 5 Fuß hoch, und nach einiger Zeit ſinkt es wieder auf den vorigen niedrigen Stand zurück. Am merklichſten ſind dieſe Waſſerhebungen an jenen Orten, an welchen der See ſeinen Abfluß hat, oder wo er ſich verengt, und wiewohl ſie zu allen Jahres- und Tageszeiten vorkommen, ſo ſieht man ſie häufiger bei Nacht als bei Tag, und öfters im Frühlinge und Herbſte als im Sommer. Sie treten ein ohne irgend eine unruhige Bewegung, ohne Wellenſchlag oder Strömung in der Waſſerfläche, dauern ſelten über 25 Minuten, gewöhnlich aber weit kürzere Zeit, und ſind dann am häufigſten und merklichſten, wenn der Barometer am häufigſten und am auffallendſten wechſelt. Es iſt eine allgemeine Beobachtung der Fiſcher, daß die Seiches die künftige Aenderung des Wetters anzeigen; vorzüglich ſtark bemerkt man ſie, wenn die Sonne aus dunklen Wolken hervortritt und plötzlich ſehr hell zu ſcheinen beginnt."

Wir haben hier offenbar die gleiche Erſcheinung, und unter gleichen Umſtänden, wie ſie die Hulle des Meeres darbietet. Wie auf dem Meer ging es bisher auch auf dem Land. Die Hullen wurden, hier wie dort, nur beobachtet, wenn ſie in großer Mächtigkeit auftraten, was nicht häufig der Fall iſt. Der aufmerkſame Beobachter wird dagegen bei ſchönem Wetter auf ſtillem Meere

und ruhigen Landſeen das Hullen häufig, ja täglich beobachten. Wer erinnert ſich nicht, auf ruhigem Meere oder Landſeen momentan ſanfte Erhöhungen der Fläche beobachtet zu haben, obwohl die Erhöhung dem Schiffenden ſelbſt nicht bedeutend ſchien und von ſelbſt nicht gemeſſen werden konnte? Gewiß hat die Hulle des Meers und jene der Landſeen den gleichen Grund, nämlich Ausgleichung zwiſchen Atmoſphäre und Waſſerfläche, wodurch die letztere in Gasentwicklungen ſich hebt und dann wieder ſinkt.

Die angeführte Bemerkung, daß die Hulle am größten iſt, wenn die Sonne aus dunkler Wolke hervorbricht und grell zu leuchten beginnt, iſt ſehr wichtig und beweiſet den Einfluß der Sonne auf die Ausgleichung zwiſchen Luft und Waſſer. Auch die in obiger Stelle angeführte Thatſache, daß die Hulle am häufigſten und merklichſten iſt, wenn der Barometer in häufigen und großen Bewegungen ſchwankt, beweiſet, daß dieſe Waſſerbewegung mit der Atmoſphäre in weſentlich inniger Beziehung ſteht, was nur bei jener Gasentwicklung aus dem Waſſer ſtattfinden kann. Bei meinen genauen Beobachtungen am Mittelmeere fand ich bei, oder gerade nach dem Hullen immer hohen Barometerſtand.

Vaucher und andere wollten das Hullen des Genferſees dadurch erklären, daß ſie annahmen, der Luftdruck würde auf einzelnen Stellen des Sees plötzlich vermindert, dadurch würde dann das Waſſer durch ſtärkeren Druck auf das umgebende Waſſer gehoben u. ſ. w. Daß auf eine Fläche von kaum 50 Fuß Durchmeſſer die Atmoſphäre einen geringeren Druck als auf die Umgebung ausüben könne, glaubt Niemand, der mit den Geſetzen der Aeroſtatik auch nur einigermaßen bekannt iſt; dieſe Hypotheſe erſcheint mir von der Noth eingegeben, um nicht bekennen zu müſſen, daß man über die Sache nichts wiſſe. Welchen Grund hätte dann auch jene Verminderung des Luftdruckes? Würde die Luft ob jenen Stellen abſorbirt oder zerſetzt? und warum würde dann dieſe Verminderung bis 25 Minuten dauern, ohne daß das Gleichgewicht wieder hergeſtellt würde, und warum ſollte dann die Hulle, auch gegen den Wind, oft über die Seefläche nach allen Richtungen vorwärts ſchreiten? Dieſer Anſicht entgegen aber läßt ſich wohl begreifen, daß die erwähnte Ausgleichung zwiſchen Luft und Waſſer, oder der Uebergang des letztern in die erſtere ſtellenweiſe erfolgen könne und nach Umſtänden müſſe. Hat denn noch Niemand

während der Landſeehulle das Waſſer ſelbſt unterſucht, wie ich es bei hellem und dunklem, ſo wie bei leuchtendem und hullendem Meere gethan habe? Hebt Oel auch die Landſeehulle auf?

Auf dem Genferſee ſind ſchon öfters wie im Meere Waſſerhoſen beobachtet worden. Bei dieſen ſpricht ſich allerdings gewaltige elektriſche Thätigkeit aus; allein es fragt ſich, ob nicht die Waſſerhoſe aus einer fortſchreitenden mächtigen Hulle entſtehe. Allerdings fand ich beim Hullen des Meeres nie auch nur die geringſte Spur von Elektrizität; aber die Umſtände, unter welchen die Ausgleichung zwiſchen Waſſer und Luft als Elektrizität auftritt, werden noch lange nicht ermittelt ſeyn.

Ich möchte nur noch einige Bemerkungen über Ebbe und Fluth beifügen.

Im Mittelmeer ſoll die Ebbe und Fluth, nach Angabe der Forſcher, ſehr gering ſeyn; bei Neapel, Corfu, Terracina, Taranto, Algier u. ſ. w. ſoll das Waſſer im Mittel etwa einen Fuß ſteigen; an andern Orten dagegen will man nicht die geringſte Spur davon beobachten oder beobachtet haben. In der Meerenge von Meſſina und vorzüglich auffallend in dem nur wenige Fuß breiten Kanal, der bei Taranto das ſogenannte kleine Meer mit dem großen in Verbindung ſetzt, bemerkt man, daß das Waſſer bald nach dieſer, bald jener Seite ſtröme. Nur in Neapel, Taranto und Meſſina ſtellte ich darüber nähere Beobachtungen an, weil ich an jenen Orten längere Zeit mich aufhielt. An allen drei Orten fand ich die Bewegungen durchaus nicht mit dem Stande des Mondes im Zuſammenhange. Bei Neapel tritt bei ſchönem Wetter und nur geringem Winde beinahe täglich mit dem Anfang der Nacht, oder im Sommer, wo ich beobachtete, etwas früher, ein unruhiges, aber ſehr ſchwaches Steigen ein, der Mond mag ſtehen wo und wie er will. Es erſcheint gewöhnlich nur in der Nähe des Hafens und gegen Portici, bei dem gegenüber liegenden Sorrento und an der dortigen Küſte dagegen nicht. Das Waſſer hat immer eine dem Monde entgegengeſetzte Bewegung. Am Eingange des Golfes, zwiſchen den Inſeln Iſchia und Capri, ſah ich gleichzeitig ſtarke Hullen vom freien Meere in den Golf ſich bewegen, und wahrſcheinlich iſt das, was man im Auslande Ebbe und Fluth

nennt, wovon aber der Neapolitaner kaum etwas wiſſen will, nur eine Folge dieſer Hullen, die ſich im Hintergrunde des Golfes zuſammendrängen und eine ſchwache Erhöhung bewirken. Bei Meſſina ſtrömt das Waſſer in der Regel jeden Abend ſchwach von Norden gegen Süden und am Morgen hält es die entgegengeſetzte Richtung. Wollte man dieſe Erſcheinung urſprünglich vom Monde ableiten, ſo müßte ſie nicht dieſen Wechſel behaupten und das öſtliche Anſtrömen der Fluth gegen Siziliens Küſte müßte im Kanale ein ſtärkeres Strömen nach Norden verurſachen, was gerade entgegengeſetzt iſt. Auch bemerkt man an der Oſtküſte Siziliens von Syrakus bis Catania und von da bis Taormina gar kein Anſteigen des Meeres, was nach der Mondtheorie der Fall ſeyn müßte.

In Taranto, wo ich lange die genaueſten Beobachtungen anſtellte, und zu dieſen von gebildeten Gönnern durch Mithülfe unterſtützt wurde, fand ich kein anderes Steigen der See, als das angeführte Hullen, obwohl man die Ebbe und Fluth dort mehr als einen Fuß hoch angibt. Freilich ſtrömt dort im kaum 12 Fuß breiten Kanal, der das kleine ringsum eingeſchloſſene Meer mit dem großen verbindet, das Waſſer oft ungemein raſch vom großen ins kleine Meer, und dann wieder umgekehrt, was wahrſcheinlich zu der Annahme von einer Ebbe und Fluth mag Veranlaſſung gegeben haben; allein wenn man die Hullen vom Meere bis Taranto verfolgt, ſo drängen ſie ſich gegen die Stadt zuſammen, und gehen dann in jenem Kanal in ein Strömen ins kleine Meer über, das darauf eben ſo wie das große hullet. Die Periode der Hulle aber, die Umſtände ihres Erſcheinens und ihre Urſache ſind ſchon oben angegeben.

Es iſt ſchon im Anfange dieſes Aufſatzes auf die außerordentlichen Abweichungen und Unregelmäßigkeiten der Ebbe und Fluth der Meere aufmerkſam gemacht worden. Bald erſcheinen dieſe Bewegungsperioden täglich drei- bis viermal, dann in der Nähe nur einmal, oder oft gar nicht. Bald gehen ſie dem Laufe des Mondes voraus, oder folgen ihm erſt nach 7 bis 12 Stunden (ſiehe oben), was nicht möglich wäre, wenn man den Mond als primäre Urſache betrachten müßte, und nur durch eine allgemeine vom Monde verurſachte Waſſerbewegung erklärt werden könnte.

Dieſer Aufſatz iſt ſchon zu groß, als daß ich auf die tauſend und tauſend Abweichungen von den Zeiten des Mondes näher

aufmerkſam machen könnte. Die Ausnahmen ſind weit größer und zahlreicher als die Regel, und doch war es bisher das größte Bemühen der Forſcher, bald bei ſich aufdrängenden Erſcheinungen die Augen zu ſchließen, bald ſie durch irgend einen Nebenumſtand doch mit der Theorie in Uebereinſtimmung zu bringen.

Ohne näher in die Sache einzutreten, will ich blos die Anſicht anführen, zu welcher die genaueſten Beobachtungen mich zwangen.

Ich leugne den Einfluß von Sonne und Mond auf unſere Erde keineswegs, vielmehr bin ich innig davon überzeugt. Das Planetenſyſtem iſt mir ein einziger Organismus, im weſentlichen Zuſammenhang als Ganzes entſtanden und als Ganzes fortwährend in ſich thätig. Ich kenne das Geſetz der Schwere, das in unſerem Syſteme als gegenſeitiges Tendiren der Planeten in ihren Bahnen ſich ausſpricht; daß aber Mond und Sonne nach Maſſe und Gewicht blos mechaniſch auf die Meeresfläche wirke, glaube ich nicht. Bei dieſem blos mechaniſchen Maſſeziehen müßte auch der Einfluß des Mondes auf die Atmoſphäre merklich ſeyn; ein ſolcher Einfluß aber iſt ſo unbegründet, daß noch keine der vielen Anſichten, die den Barometergang von Mond und Sonne ableiten wollten, ſich halten konnte. Indem die ganze Erde vom Luftmeere umgeben iſt, ſo ſollte bei einer Maſſenziehung, wie ſie angegeben wird, das Gleichgewicht der Atmoſphäre ebenfalls aufgehoben werden und ein Strömen nach dem Gange des Mondes ſtattfinden, was nicht der Fall iſt; vielmehr hält der geregelte Barometergang, vorzüglich zwiſchen den Wendekreiſen, täglich, unabhängig vom Stande des Mondes, gegen 9 Uhr Morgens ſeine größte Höhe, und ſo wieder in der Nacht; eine Erſcheinung, die auch der Ziehkraft der Sonne nicht günſtig iſt. In manchen Meeren, wie in der Oſtſee, im Mittelmeer u. ſ. w., iſt die Ziehkraft des Mondes auf die Meeresfläche gar nicht vorhanden; man müßte alſo annehmen, nur das die Erde umwogende Weltmeer werde vom Monde durch Aufhebung des Gleichgewichtes gegen den Mittelpunkt der Erde gehoben, ſo daß das Meer gegen den Mond vorzüglich dadurch ſich höbe, daß es von der entgegengeſetzten Erdhälfte in ein allgemeines Nachſtrömen verſetzt würde; allein auch im großen Südmeer iſt hie und da Ebbe und Fluth kaum oder gar nicht bemerkbar; ſo bei den Societätsinſeln, bei Otaheiti,

Vandiemensland, den Sandwichsinseln u. s. w. In andern Gegenden des gleichen Ozeans ist Ebbe und Fluth dann wieder merkbar, und oft sogar stark. Auch dieses allgemeine Meeresströmen mit dem Gange des Mondes um die Erde hin hat daher seine Gegengründe, der außerordentlichen Abweichungen in Bezug auf Zeit, Größe, Gang und Richtung der Bewegung nicht zu gedenken. Aus angeführten Gründen glaube ich daher, den Einfluß des Mondes auf Ebbe und Fluth weniger, oder doch nicht gänzlich von blos mechanischer Massenziehung ableiten zu müssen, sondern oben angeführte Thatsachen scheinen mir vielmehr für einen Einfluß von Sonne und Mond auf die gegenseitige Ausgleichung zwischen Atmosphäre und Meer, als Grundorganen des Erdganzen, zu sprechen.

Ich habe oben eine wechselweise Ausgleichung zwischen Meer und Atmosphäre nachgewiesen. Das Meer ändert rhythmisch seine Farbe und geht von der hellen Himmelsfarbe in meergrüne oder dunkle über; dabei entwickelt es eine solche Menge mikroskopischer Bläschen, daß es zelliges Gefüge anzunehmen scheint. Zugleich erreicht der Barometer seine täglichen höchsten Stände, und gewöhnlicher hebt sich zugleich auch das stillste Meer zu Wellen oder Hullen. Die letztern vorzüglich schreiten nach allen Richtungen vorwärts, haben bald nur Größen von kaum hundert Quadratklaftern, wo sie leicht beobachtet werden können, bald aber sind sie wieder meilengroß, wo sie als Einzelnheiten schwer zu beobachten sind, und nur an den Ufern als ein Steigen des Wassers sich offenbaren, das man im Mittelmeer für eine Wirkung der Ebbe und Fluth hielt, die man aber umsonst mit dem Gange des Mondes in Uebereinstimmung zu bringen suchte, da doch vorzüglich in kleinen Binnenmeeren, wo kein allgemeines Weltströmen stattfinden kann, nach der bisherigen blos materiellen Theorie, die Hebung der Fluth nach der Mondeszeit sich richten müßte.

Bei ganz ruhigem, aber dunklem Meere hebt sich oft seine Fläche, indem die Atmosphäre ihr gesäuerte Stoffe in Luftform entzieht, in Wellenbewegung, die Fläche wird in oscillirende Bewegung versetzt. Statt der Welle entsteht dann oft, im gleichen Ausgleichungsstreben begriffen, an gewissen Stellen die Hulle, die immer noch wie die Welle oscillirt und im Steigen und Fallen sich vorwärts bewegt. Wird aber die Hulle meilengroß, so hört die

oscillirende Bewegung des Meeres auf, ganze Flächen gleichen sich, nicht mehr oscillirend, in der Atmosphäre aus, wobei sie sich von einer Richtung bis zur andern heben und so als ein Fortströmen des Meeres erscheinen. Das scheint mir der ursprüngliche Grund von Ebbe und Fluth: sie ist in ihrem Ursprung und Wesen mit der Hulle identisch. Wie aber Sonne und Mond auf die Funktionen des individuellen Lebens wirken, so wirken sie auch anregend und belebend auf die Ausgleichung zwischen Meer und Atmosphäre. Ist die Seegegend, vielleicht weil der Meeresgrund in ungeheuren Ebenen sich ausdehnt, nicht zu oscillirenden Bewegungen geneigt, so entsteht, statt der Welle und der kleinen oscillirenden Hulle, die große fortschreitende Hulle, welche dann unter dem Einflusse von Sonne und Mond zur weit ausgedehnten Fluth wird und, mit der Atmosphäre im gemeinsamen Strömen ausgeglichen, wieder zur Ebbe sinkt. Bei Taranto, wo ich das Hullen des Meeres am genauesten beobachtete, fand ich, wie eben angeführt, den Meeresgrund von Bergen und Thälern durchfurcht, während zwischen Taranto und St. Vito, wo ich nie ein Hullen, wohl aber jeder Zeit Abends eine Wellenbewegung ohne Wind beobachtete, der Meeresgrund nur kleine unregelmäßige Erhabenheiten und Felsen zeigte. Es läßt sich so vermuthen, daß der Meeresgrund nicht nur auf die Entstehung von ursprünglicher Woge und Hulle und deren Richtung, sondern bei ungeheuren Ebenen auch auf den Uebergang der oscillirenden Hulle zur nicht oder in nur größeren Perioden oscillirenden Fluth und Ebbe wesentlichen Einfluß ausübe.

Das Ausgleichungsstreben zwischen Atmosphäre und Meer, dessen rhythmischen Gang Niemand zu leugnen im Stande ist, scheint mir so der ursprüngliche, primitive Grund von Ebbe und Fluth zu seyn. Wenn die Ausgleichung nach den Lokalitäten, und vielleicht nach Bergen, Thälern, oder ungeheuren Ebenen des Seegrundes dann gleichzeitig in gewaltiger Ausdehnung erfolgt, so hat der Stand der Gestirne durch Beförderung jener Ausgleichung auf die gemeinsame Hebung und Bewegung des Meeres Einfluß. Weite Bewegungen in ihrem allgemeinen oder mehr oder weniger nur lokalen Gange des sich ausgleichenden Gewässers haben einen solchen wesentlichen Einfluß auf die ursprünglichen Tageszeiten der Ausgleichung, daß sie mannichfach abweichen und oft der Rhythmus der Bewegung den Mondeszeiten unterworfen wird.

Wollte man aber auch die Ziehkraft des Mondes als primäre Urſache annehmen, ſo kann doch, nach dem oben Angeführten, eine innige Wechſelwirkung einerſeits zwiſchen Atmoſphäre und den Landmaſſen und andererſeits wieder zwiſchen der erſtern und dem Meere keineswegs in Abrede geſtellt werden. Dieſer Einfluß iſt, was unzählige Thatſachen beweiſen, rhythmiſch, einerſeits ein Entſäuren der Atmoſphäre, das durch Meteore und die Abſorption der Vegetation und der Erde erfolgt, und andererſeits ein polares Wiederſäuren der entſäuerten Atmoſphäre durch das gemeinſame Meer. Ein ſolcher Wechſelrhythmus muß auf die Bewegung der Seefläche von weſentlichem Einfluſſe ſeyn, und wenn dieſer bei der Ebbe und Fluth nicht primär iſt, ſo ſpielt er doch eine weſentliche Rolle und iſt im Stande, mannichfache Abweichungen zu bewirken.

Man wollte die Ebbe und Fluth, da die Monditheorie nicht genügen wollte (Wagner, Leben des Erdballs) von einer rhythmiſchen Ausdehnung und Zuſammenziehung der Erdhaut, dann wieder von allgemeinen elektriſchen Spannungsverhältniſſen, ſehr häufig aber von einem allgemeinen Lebens- und Athmungsprozeſſe ableiten; immerhin aber wird man bei der Ebbe und Fluth, wie bei andern Erſcheinungen in der Natur, auf den weſentlichen Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, auf den Einfluß dieſes auf jenes, und auf den Grundſatz Rückſicht nehmen müſſen, daß das Einzelne der Erde nicht nur aus ihrem Ganzen hervorgegangen, ſondern auch in ihren Elementen nach dem Grundtypus der großen Zeugerin lebt und thätig iſt. Die mechaniſche Zeit, ſie mag ſich ſträuben wie ſie will, wird auch bei der Erde ein höheres dynamiſches Wirken, und einen lebendigen gegenſeitigen Wechſelrhythmus ihrer Grundformen anerkennen müſſen; dann erſt mögen die Beobachtungen eine andere Richtung erhalten und, weniger befangen und einſeitig, tiefer in das Weſen der Sache eindringen.

K. J. Hugi.

Die

Fortschritte des Beleuchtungswesens

in der neuern Zeit.

Durchgeht und betrachtet man die große Menge von Gegenständen, welche in unserer Zeit für unumgängliche Erfordernisse eines behaglichen Lebensgenusses oder auch nur einer ganz bescheidenen Existenz angesehen werden, so stößt man auf nicht wenige Dinge, von welchen das Alterthum und manches spätere Jahrhundert, selbst in den wegen des ausschweifendsten Luxus verrufenen Perioden, nichts gewußt haben: und wir, die wir durch die Leichtigkeit, uns solche Bedürfnisse zu verschaffen, verwöhnt sind, finden es manchmal schwer zu begreifen, wie überhaupt ohne dieselben ein bequemer und angenehmer Zustand habe stattfinden können. Es wäre eine nicht uninteressante Aufgabe, in dieser Beziehung eine ausführliche Vergleichung der Gegenwart mit der frühern Vergangenheit zu den Zeiten anerkannter und bewunderter Kultur vorzunehmen und zu zeigen, wie tief und wohlthätig die Entdeckungen und Anwendungen der Naturwissenschaften und der Mechanik in das Detail des Lebens eingreifen. Vielleicht würde alsdann manchem zu eifrigen Gegner des Utilitätsprinzips, manchem leidenschaftlichen Geringschätzer der von ihm mit Bann und Exkommunikation bedrohten materiellen Interessen und jener darauf hinarbeitenden sogenannten realen Bildung eine nachsichtigere Stimmung kommen und einleuchtend werden, daß er eben den Dingen, welche er so tief unter dem Niveau seiner Gelehrsamkeit wähnt, weit mehr tributpflichtig ist, als er ahnen mochte. Von

der Uhr, welche die Stunde des Kollegiums schlägt, bis zum bequemen Feuerzeug, womit er sich die Pfeife anzündet; von der Karosse, worin er zur Cour fährt, bis zum englischen Patentkorkzieher, mit dem er seine Weinflaschen öffnet; von der Papiermaschine, welche ihm das Vehikel unsterblicher Arbeiten liefert, bis zu dem Macintosh-Überrocke, worin er dem Regen trotzt; von der Schnellpresse, die seinen Ruhm in die Welt verbreitet, bis zur englischen Wichse, womit seine Schuhe blank gemacht werden; von der Dampfmaschine, die für ihn spinnt und webt, bis zur Vogelflinte, mit der sein Braten geschossen wird — läuft eine lange Reihe solcher Gegenstände, durch deren plötzliche Abschaffung oder Vernichtung gewaltige Verlegenheiten entstehen würden, und die wir demungeachtet nicht besäßen, wenn nicht fortwährend Leute gewesen wären, welche die Meinung gehabt haben müssen, daß es auch neben der Gelehrsamkeit noch nützliche und ehrenwerthe Beschäftigungen gebe.

Um es indessen mit den streng orthodoxen Herren vom Katheder nicht gänzlich zu verderben, will ich bei dieser flüchtigen Andeutung stehen bleiben, und zur weitern Behandlung mir einen recht unverfänglichen Gegenstand erwählen, nämlich die Mittel zur physischen Erleuchtung, welche ich bereitwillig in eine geringere Rangklasse stelle, als Alles, was zur Aufhellung der Geister gethan wird und gethan werden könnte.

Dieser Gegenstand ist wohl werth und geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, namentlich auch in Betreff des enormen Gegensatzes, welchen hierin die Gegenwart im Vergleich mit dem Alterthume nicht nur, sondern sogar mit einer seit kaum 30 Jahren verflossenen Zeit darbietet. Hier liegt nun zwar in meiner Absicht weder eine physikalisch-chemische Abhandlung, wofür der Platz anderswo als in der deutschen Vierteljahrsschrift zu wählen wäre, noch auch die Mittheilung gründlicher historischer Forschungen mit einem imponirenden Apparate von Zitaten; aber ich irre vielleicht nicht, wenn ich glaube, daß eine kurze und Jedem verständliche Uebersicht der neuern Fortschritte in der Beleuchtungskunst hier nicht ganz am unrechten Orte stehe, zumal kein Mensch ist, den der Gegenstand nicht sehr nahe, ja unmittelbar berühre.

Mit der ersten Entdeckung des Feuers war die Grundbedachtung über künstliche Erzeugung der beiden in demselben zu Tage

tretenden Potenzen, nämlich der Wärme und des Lichtes, gegeben. Es iſt klar, daß der Menſch ſehr bald darauf geführt werden mußte, ſich dieſe Beobachtung zu Nutze zu machen; und ein Beleuchtungsmittel, welches wir noch jetzt in den Spinnſtuben vieler Bauernhäuſer üblich finden, nämlich der flammende Holzſpan, mag das erſte geweſen ſeyn, worauf man verfiel, nachdem man aufgehört hatte, ſich mit dem ungenügenden Scheine des zugleich zum Wärmen und zur Bereitung der Speiſen dienenden Feuers zu begnügen. Wenn angenommen werden darf, daß ein Zufall die Entdeckung herbeigeführt habe, wie ein mit Oel oder anderm Fett getränktes Stück Holz lebhafter brennt, als ein unzubereitetes, ein Stock von harzigem Holze beim Brennen heller leuchtet als ein anderer von nicht harziger Art, ſo wird man hierin die Gelegenheit und Veranlaſſung erkennen, einen Schritt weiter zu gehen, nämlich Stöcke von trockenem Holze mit Harz oder andern brennbaren Stoffen zu überziehen. Damit war die Erfindung der Fackeln gemacht, die ſich zum Theil in dieſer uralten Geſtalt bis auf den heutigen Tag im Gebrauch erhalten haben. Der Uebergang von dieſen zu den Kerzen ſetzte ſchon weit mehr andere Erfindungen voraus, von denen er abhängig war; denn wenn gleich die älteſten Kerzen nichts anders als verkleinerte Fackeln — mit einem Holzſtäbchen ſtatt des jetzt gebräuchlichen Dochtes — geweſen ſeyn mögen, und dergleichen Lichte noch jetzt in Schweden vorkommen, ſo mußte ſich doch die Unvollkommenheit dieſes Mittels bemerklich machen, und brauchbare Kerzen mit Docht ſind daher ohne Zweifel erſt zu einer viel ſpätern Zeit erfunden worden, wo das Garnſpinnen bereits eine bekannte und allgemein geübte Sache war. In der That wird behauptet, Talglichte ſeyen nicht vor dem zwölften, und Wachslichte gar erſt im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung in Gebrauch gekommen. Damit reimt ſich freilich nicht die (aus einem Epigramme Martials geſchöpfte) Meinung Anderer, wonach die alten Römer ſchon Kerzen gebraucht haben ſollen, bevor ſie die Lampen (von den Griechen) kennen lernten. Beides kann indeſſen richtig ſeyn, wenn man die erſtere Nachricht von dem weſtlichen Europa oder insbeſondere von Deutſchland verſteht. Jedenfalls iſt ſo viel gewiß, daß in ſpäteren Zeiten Talg und Wachs lange die einzigen Zuſtoffe blieben, woraus man Lichte zu verfertigen wußte. Von der

ungeheuern Ausdehnung, welche der Gebrauch des Wachslichtes in einer gewissen Periode gewann, findet man einige merkwürdige Beispiele angeführt. So sollen vor der Reformation in der Schloß- und Stiftskirche zu Wittenberg jährlich 35,750 Pfund Wachslichte verbrannt worden seyn, wovon es jedoch vielleicht einem kleinen Theile eben so ergangen seyn mag, wie am Hofe Friedrich Wilhelms I. von Preußen, wo der Verbrauch von Wachslichten so groß war, daß man es nicht bemerkte, als davon in einem Jahre für 6000 Thaler entwendet wurden. Freilich gibt ein solcher Fall fast mehr Gelegenheit, auf die Beschaffenheit des Hofrechnungswesens, als auf die Größe des Lichterverbrauchs zu schließen.

Die Erfindung der Lampen wird den Egyptern zugeschrieben; von ihnen sollen sie zu den Griechen, und von diesen zu den Römern gekommen seyn. Bekanntlich haben die Alten auf Lampen, als einen Gegenstand des Luxus, insgemein viel verwendet; aber dieser Aufwand betraf ausschließlich die Verschönerung des Oelgefäßes, und der Brennapparat blieb stets ein sehr einfacher Docht, so daß nach unsern jetzigen Ansprüchen die herrlichste antike Lampe fast in jeder Bedientenstube gering geachtet werden würde, wenn man auf ihre Tauglichkeit zum Gebrauche sieht. Man darf wirklich nur die vollendete kunstvolle Ausführung solcher Lampen, wie sie an vielen Ueberbleibseln vorliegt, betrachten, und sich eine flackernde, qualmende, übelriechende Flamme dazu denken, um den vollkommensten Gegensatz von hoher Ausbildung der schönen Kunst einerseits, und gröbster Vernachlässigung des Physikalisch-technischen andererseits vor Augen zu haben. Gleichwohl gelangte man in vielen Jahrhunderten zu keiner bessern Einrichtung, ungeachtet Spuren von derartigen Besserungen vorhanden sind, die aber keinen Eingang oder keine Verbreitung fanden. So wird dem Archimedes (287—212 vor Chr.) die Erfindung künstlicher Lampenkonstruktionen zugeschrieben, und von dem ältern Heron zu Alexandrien (um 120 vor Chr.) kennt man dergleichen ebenfalls. Daß in den barbarischen und unruhigen Zeiten, welche auf den Untergang des römischen Reiches folgten, die technischen Gewerbe zugleich mit den Künsten und Wissenschaften verfielen, und also auch nicht daran gedacht werden kann, in diesem Zeitraume eine Verbesserung des hier speziell in Frage stehenden Zweiges derselben zu finden, bedarf kaum der Bemerkung. Wirklich ist auch die erste

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21352 / 028

Spur einer weſentlich vervollkommneten Lampeneinrichtung aus der nachherigen Zeit diejenige, welche Hieronymus Cardanus (zwiſchen 1501 und 1578) erfand, und in ſeinem am Anfange des 17. Jahrhunderts zu Baſel gedruckten Werke „de subtilitate“ beſchrieb. Dieſe Erfindung, von welcher ich weiterhin zu ſprechen Gelegenheit haben werde, bildet wahrhaft eine Epoche in der Beleuchtungskunſt, denn ſie gab einer Art Lampen den Urſprung, welche — auf richtige phyſikaliſche Grundſätze gebaut — ſich nicht nur bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten hat, ſondern noch immer für ſehr zweckmäßig gilt und in ſehr allgemeinem Gebrauche iſt. Im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden viele Veränderungen an den Lampen verſucht oder empfohlen; aber theils betrafen dieſelben nur unweſentliche Aeußerlichkeiten oder Nebendinge (wie die Geſtalt des Oelbehälters, die Form und Beſchaffenheit der Schirme u. dergl.), theils waren es unpraktiſche Projekte, die in den Büchern ſtanden, ohne Eingang ins Leben zu finden. Rühmenswerthe und erfolgreiche Ausnahmen hiervon machen die Erfindung der flachen (bandförmigen) Dochte — nach Einigen durch den Schweden Altſtrömer 1784, nach Andern durch Léger in Paris 1783 — und die der hohlen, röhrenförmigen Dochte, welche unbeſtritten dem Genfer Argand (1783 oder 1786) angehört. Seit Argands Zeit erſt, und weſentlich durch ſeine Erfindung, haben die Lampen angefangen, ſich zu dem Range eines nicht bloß nothdürftigen, ſondern ſogar eleganten, ja prachtvollen Beleuchtungsmittels zu erheben, an welchem nunmehr mit Erfolg noch weitere Verbeſſerungen angebracht werden konnten, die ſo lange nicht möglich geweſen waren, als man die alten dicken Dochte gebrauchte. Ganz vorzüglich viel verdanken wir hinſichtlich dieſer Verbeſſerungen den Franzoſen, welchen unbeſtreitbar der größte Antheil der Ehre gebührt, die Lampen auf ihren jetzigen hohen Stand der Vollkommenheit gebracht zu haben; ſo wie einem ihrer Phyſiker (Peclet, 1827) der Ruhm zukommt, zuerſt das geſammte Beleuchtungsweſen gründlich in wiſſenſchaftlich-praktiſcher Weiſe unterſucht und behandelt zu haben. Wahrſcheinlich iſt die Konſtruktion der Lampen gegenwärtig ſchon ſehr nahe demjenigen Punkte gekommen, wo eine weitere Vervollkommnung nicht mehr möglich iſt, außer etwa durch einen Umſturz des Prinzips, worauf ihre Wirkung nach den jetzt üblichen Einrichtungen beruht. Ein

ſolcher Umſturz wäre bereits durch die Erfindung des Gaslichtes gegeben, wenn nicht noch immer Umſtände vorlägen, durch welche das Gaslicht untauglich wird, in allen Fällen das Lampenlicht zu erſetzen. Sollte es jedoch dereinſt gelingen, alle bisher aufgeſtoßenen Schwierigkeiten in der Darſtellung eines tragbaren Gaslichtes uneingeſchränkt zu beſeitigen, ſo würde damit freilich dem größten Theile der Oellampen das Todesurtheil faktiſch geſprochen ſeyn. Ein gleicher Einfluß möchte hingegen von den in neueſter Zeit verſuchten Dampflampen nicht zu erwarten ſeyn; ſo wie mehrere andere in den letzten Jahren mit hochtönenden Worten gerühmte Beleuchtungsarten ſchon jetzt wieder in das Nichts verſchwunden ſind.

Der hier beabſichtigte Ueberblick der neuern Verbeſſerungen im Beleuchtungsweſen läßt ſich nur dann in verſtändlicher Weiſe geben, wenn er an eine gedrängte Darſtellung der gebräuchlichen Beleuchtungsmethoden und Beleuchtungsapparate angeknüpft wird. Aus dieſem Grunde wird es vor Allem nöthig, eine natürliche Klaſſifikation in dieſer Beziehung aufzuſtellen, wonach es dann möglich ſeyn wird, die Fortſchritte in den einzelnen Zweigen kürzlich zu charakteriſiren, ohne in das rein techniſche Detail einzugehen.

Die künſtliche Lichterzeugung beruht überhaupt auf der nach zweckmäßigen Methoden veranſtalteten Verbrennung inflammabler Stoffe. Nun geht aber, ſofern dieſe letzteren feſte (ſtarre) Körper oder Flüſſigkeiten ſind, jeder Verbrennung derſelben eine Umwandlung in Dampf oder Gas, oder ein Gemenge von Dampf und Gas voraus; denn die Flamme iſt brennendes Gas oder brennender Dampf. Man kann daher die Verwandlung in Dampf oder die Zerſetzung zu brennbarem Gaſe entweder in dem Verbrennungsapparate ſelbſt, und zwar durch die Hitze der leuchtenden Flamme bewirken, oder aber die Bildung des Gaſes durch ein beſonderes Feuer bewerkſtelligen, jenes alsdann durch Röhren beliebig fortleiten und an den Ausſtrömungsöffnungen entzünden. Die erſtere Methode kommt bei der Beleuchtung mit Kerzen und mit Lampen zur Ausübung, die letztere bei der Gasbeleuchtung. Es iſt klar, daß die Abſonderung der Gasbereitung von der Gasverbrennung ſchon eine weit fortgeſchrittene Vervollkommnung ſowohl in der phyſikaliſch-chemiſchen Kenntniß, als in der Technik des Beleuchtungsweſens vorausſetzte; und demnach wird

begreiflich, wie die Darstellung des Gaslichtes erst in der ganz neuen Zeit erfunden werden konnte. Gewissermaßen verhält sich die Gasbeleuchtung zur gewöhnlichen Lampenbeleuchtung wie in den mechanischen Gewerben der fabrikmäßige Betrieb durch Maschinen zu dem handwerksartigen durch einfache Werkzeuge.

Bei der Erleuchtung durch Kerzen geschieht die Dampf- und Gasbildung aus festen (starren) Brennstoffen, welche nach vorausgegangener Schmelzung von einem Dochte aufgesogen werden, in der Flamme selbst, und zwar so, daß sie gleichen Schritt mit der Verbrennung des erzeugten Gas- und Dampfgemenges hält. Bei den Lampen ist dies in der Regel eben so der Fall, nur daß man hier gewöhnlich flüssige Brennstoffe anwendet, und in einzelnen Fällen der Docht entbehrt werden kann. Eine besondere Art von Lampen sind jedoch die Dampflampen, bei welchen ein durch geringe Hitze zu verflüchtigendes flüssiges Brennmaterial zwar ebenfalls durch die Hitze der leuchtenden Flamme, aber indirekt, d. h. nicht in dieser Flamme selbst, in Dampf verwandelt wird, welcher letztere angezündet und verbrannt wird. Der Docht dient also hier nicht zur Einführung des noch flüssigen Materials ins Innere der Flamme, sondern nur zur Aufsaugung desselben bis auf einen Punkt in der Nähe der Flamme, wohin von letzterer noch genug Hitze verbreitet werden kann, um die Verdampfung zu bewirken.

Wir haben also folgende wesentlich verschiedene Gattungen von Beleuchtungsapparaten zu bemerken:

Mit Gas- und Dampfbildung in der Flamme selbst: Kerzen, Lampen;

Mit Dampfbildung durch die Flamme, aber außerhalb derselben: Dampflampen;

Mit Gasbildung unabhängig von der Leuchtflamme: Gaslicht.

Wir betrachten nun diese vier Methoden der künstlichen Lichtentwickelung einzeln, und geben eine Andeutung der wichtigsten neueren Verbesserungen in denselben.

Erleuchtung durch Kerzen. Wie schon angeführt, kannte man in früheren Zeiten nur Kerzen aus Talg und Wachs. Diese waren bis in das 17. Jahrhundert, wo man zuerst das Gießen der Lichte erfand, durchaus gezogen, entbehrten also wohl meistentheils des, jetzt fast für unerläßlich geltenden, schönen äußern

Anſehens, welches namentlich bei Talgkerzen nur durch das Gießen erreichbar iſt. Auch mochten damals, bei dem meiſt unvollkommenen Zuſtande der Spinnerei und der Seltenheit des baumwollenen Garns in Europa, die Dochte an Feinheit und Gleichförmigkeit viel zu wünſchen übrig laſſen. Die Verbeſſerungen, welche in der neueren Zeit in Bezug auf die Kerzen zum Vorſchein gekommen und zum Theil mit entſchiedenem Erfolge gekrönt ſind, betreffen theils die Anwendung neuer Materialien (Fettarten), theils die Beſchaffenheit und Zubereitung der Dochte.

In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts fing man an, Kerzen aus Wallrath (Sperma Ceti) zu verfertigen, welche jedoch wegen ihres hohen Preiſes nie eine große Verbreitung erlangt haben, obſchon ſie übrigens ſich durch ihre Härte, Reinlichkeit, vorzüglich ſchöne weiße Farbe, angenehme Halbdurchſichtigkeit und ſehr reine Flamme auszeichnen. Anfangs verarbeitete man den Wallrath unvermiſcht, wobei indeſſen die Kerzen ein kryſtalliniſches, wie durch und durch zerſprungenes Ausſehen erlangen und ſehr ſpröde ſind; ſpäter (und zwar erſt in den letzten 20 Jahren) gelangte man dahin, dieſen Uebeln durch einen kleinen Zuſatz von Wachs dergeſtalt vollkommen abzuhelfen, daß die Wallrathlichte eine völlig klare, gleichartige und weniger zerbrechliche Maſſe darbieten, weshalb ſie unter dem Namen Kryſtallichte vorzukommen pflegen. Dieſe Lichte werden öfters (roſenroth, blaßblau ꝛc.) gefärbt. Man macht wohl auch Lichte aus einer Miſchung von gleichviel Wallrath und Wachs (die bougies diaphanes der Franzoſen).

Weit wichtiger als die Erfindung der Wallrathkerzen iſt jene der Stearin- und beſonders der Stearinſäurekerzen geworden. In den Jahren zwiſchen 1814 und 1819 machten die franzöſiſchen Chemiker Chevreul und Braconnot, nahe gleichzeitig, aber unabhängig von einander, die Entdeckung, daß die meiſten Fettarten, ſo auch insbeſondere das Talg, aus zwei weſentlich verſchiedenen fetten Subſtanzen beſtehen, von welchen die eine feſt, talgartig, die andere flüſſig, ölartig iſt. Man gebraucht gegenwärtig für die erſtere den Namen Talgfett oder Stearin, für die letztere den Namen Oelfett oder Olein. Das Stearin (welches im Talg etwa 75 Prozent des Gewichtes ausmacht) iſt härter, feſter, weniger leicht ſchmelzbar als das natürliche Talg, und dadurch zu

zu Kerzen besser als dieses geeignet. Manjot in Paris scheint der Erste gewesen zu seyn, welcher diese Anwendung praktisch ausführte; er brachte seine Kerzen (für deren Bereitung er 1821 ein französisches Erfindungspatent erhielt) unter der Benennung bougies scléraphtites in den Handel, und dieser neue Industriezweig verbreitete sich bald auch in anderen Ländern, da man die schönere und reinlichere äußere Beschaffenheit der Stearinkerzen (im Vergleich mit Talgkerzen) überall anerkannte. Nicht lange nachher führten Chevreul's Beobachtungen über das Verhalten der Fette bei der Seifenfabrikation noch einen großen Schritt weiter. Dieser Naturforscher, welchem man überhaupt den größten Theil der jetzigen berichtigten Kenntnisse über die chemischen Eigenschaften der Fette verdankt, hatte schon 1811 bemerkt, daß das aus der Seife durch Zusatz einer Säure abgeschiedene Fett von einer wesentlich andern Beschaffenheit ist, als jenes, woraus die Seife bereitet wurde. Seine ferneren Untersuchungen führten ihn 1816, und noch vollständiger 1820, zu genauer Erkenntniß der Natur dieser veränderten Fette. Man weiß nun, daß beim Seifekochen, durch die Einwirkung der Lauge auf das Fett, letzteres hauptsächlich in zwei eigenthümliche Säuren von fettähnlicher Beschaffenheit verwandelt wird, indem das Olein in Oelsäure, das Talgfett oder Stearin in Talgsäure oder Stearinsäure übergeht. Jene ist ölartig, flüssig, diese dagegen von einer Beschaffenheit, welche zwischen jener des Talges und Wachses gewissermaßen in der Mitte steht, nämlich rein weiß, geruchlos, gar nicht fettig und schmierig im Anfühlen, vielmehr trocken und zerreiblich, und noch weniger leicht schmelzbar als das Stearin.

Alle diese Eigenschaften räumen mit Bezug auf die Kerzen-Fabrikation der Stearinsäure bedeutende Vorzüge vor dem Stearin ein. Chevreul selbst, in Verbindung mit dem berühmten Pariser Chemiker Gay-Lussac, nahm 1825 ein Patent auf die Darstellung der Stearinsäurekerzen, welche seitdem von Andern in hohem Grade vervollkommnet und zur wohlfeilen Ausführung geeignet gemacht wurde, so daß darüber die Stearinkerzen fast verschwunden sind. Die jetzt übliche Methode die Stearinsäure aus dem Talg zu gewinnen, besteht der Hauptsache nach darin, daß man aus Talg mit gebranntem Kalk und Wasser eine Seife bereitet, diese durch Schwefelsäure zersetzt und das hierdurch

abgeſchiedene Gemenge von Oelſäure und Stearinſäure mittelſt äußerſt kraftvoller Preſſen auspreßt, um die Oelſäure zu entfernen. Die aus reiner Stearinſäure gegoſſenen Kerzen haben die üble Eigenſchaft, daß ihre Maſſe beim Erkalten eine kryſtalliniſche Beſchaffenheit annimmt, welche dem ſchönen Anſehen ungünſtig iſt. Man hat früherhin dieſem Umſtande durch einen Zuſatz von ſehr wenig weißem Arſenik abzuhelfen gewußt, woraus, als dies bekannt wurde, mit Recht ein ſtarkes Vorurtheil gegen die Stearinſäurekerzen hervorging; allein ſchon ſeit mehreren Jahren haben die Fabriken dieſes ſchädliche Verfahren aufgegeben, und es wird der gleiche Zweck durch Beifügung einer kleinen Menge Wachs erreicht, ſo daß — nach vielfältigen genauen Unterſuchungen — jetzt nirgend mehr arſenikhaltige Kerzen vorkommen. Seitdem hat ſich der Gebrauch der Stearinſäurelichte ungemein verbreitet, und man kann mit Grund erwarten, daß ſie nach und nach das theurere und durchaus nicht ſchönere Wachslicht gänzlich verdrängen werden. Die Stearinkerzen, welche mehr oder weniger gelblich weiß, weich und fettig ſind, überhaupt in Schönheit des Aeußern, ſo wie entſprechend im Preiſe, zwiſchen den Stearinſäurelichten und den Talglichten das Mittel halten, können ſich neben beiden nur in beſchränktem Maße erhalten; man bedient ſich jetzt zu ihrer Herſtellung des Stearins theils aus Talg, theils aus Kokosnußöl, theils aus Palmöl, welches letztere 31 Prozent ſeines Gewichtes an Stearin enthält. Die ſogenannten Palmwachslichte ſcheinen jedoch nicht aus Stearin, ſondern aus Stearinſäure von Palmöl zu beſtehen. Wachsplattirte, d. h. mit einer dünnen Rinde von Wachs oder von einer Miſchung aus Wachs und Talg überzogene Talglichte, welche der Engländer White 1814 erfand, um Wohlfeilheit mit angenehmen Aeußern zu vereinigen, kommen gegenwärtig wohl niemals mehr vor.

Zu den Fortſchritten, welche das Beleuchtungsweſen in Hinſicht auf die Kerzen neuerlich gemacht hat, iſt auch die genaue Kenntniß zu rechnen, welche man durch vielfache Unterſuchungen von dem relativen techniſchen Werthe der verſchiedenen Kerzengattungen erlangt hat. Es dürfen deshalb die Hauptreſultate hiervon in unſerer Darſtellung nicht übergangen werden.

Kerzen aus verſchiedenen Materialien und von verſchiedener Dicke verzehren in gleicher Zeit ungleiche Gewichtmengen ihres

Stoffes, und entwickeln daraus mehr oder weniger Licht. In diesen Beziehungen kann man als Durchschnittszahlen für das verzehrte Gewicht, wenn während 100 Stunden ein einzelnes Licht gebrannt wird (oder 100 Lichte 1 Stunde, 50 Lichte 2 Stunden brennen ꝛc.), folgende annehmen:

Gattungen der Lichte.	Verzehrung in 100 Stunden, preuß. Loth.	Durchschnittliche Helligkeit, jene eines Wachslichtes, 4 Stück auf das Pfund, zu 100 gesetzt.
Talg 6 auf das Pfund . .	61	81
Stearin 5 „ „ „ . .	51	55
Kokosnuß-Stearin	74	64
Palmwachs 4 auf das Pfund . .	67	105
„ 6 „ „ „ . .	63	98
Stearinsäure 4 „ „ „ . .	68	98
„ 5 „ „ „ . .	65	92
„ 6 „ „ „ . .	63	89
„ 8 „ „ „ . .	59	82
Wachs 4 „ „ „ . .	60	100
„ 6 „ „ „ . .	55	92
„ 8 „ „ „ . .	49	83
Wallrath 4 „ „ „ . .	66	118
„ 5 „ „ „ . .	59	100
„ 6 „ „ „ . .	55	96

Wenn man die Mengen von Licht gegen einander hält, welche aus gleichen Gewichten der verschiedenen Stoffe beim Verbrennen entwickelt werden, so erhält man einen Begriff von der relativen oder spezifischen Leuchtkraft dieser Stoffe. Wird die Leuchtkraft des Wachslichtes als 100 angenommen, so beträgt durchschnittlich die

des Kokosnuß-Stearinlichtes 52
des Stearins aus Talg 65
des Talgs 80
der Stearinsäure 84
des Palmwachslichtes 94
des Wallraths 104

d. h. man erhält z. B. aus 1 Pfunde Talg um 20 Prozent, und aus 1 Pf. Stearinsäure um 16 Procent weniger, dagegen aus

1 Pfd. Wallrath um 4 Procent mehr Licht, als aus 1 Pfd. Wachs. Dieſe Verhältniſſe müſſen zugleich mit dem Preiſe der Kerzen berückſichtigt werden, wenn man über den ökonomiſchen Punkt richtig urtheilen will.

An den Dochten der Kerzen ſind in neuerer Zeit mancherlei Verbeſſerungen verſucht und zum Theil mit gutem Erfolg ausgeführt worden. Ein nicht unerheblicher Fortſchritt iſt ſchon die allgemeine Anwendung des baumwollenen Garns zu den Dochten, ſtatt des früher ausſchließlich gebräuchlichen leinenen. Letzteres kann faſt nie ſo glatt, gleichförmig und knotenfrei hergeſtellt werden, als zu einem vollkommenen Dochte nöthig iſt, beſitzt auch nicht in ſo hohem Grade die lockere, dem Aufſaugen des Brennſtoffes günſtige Beſchaffenheit, wie ein baumwollener Faden. Gegenwärtig pflegt man daher nur noch die Dochte der geringen Sorten Talglichte theilweiſe oder gänzlich aus Leinengarn zu bilden, wodurch man die Abſicht hat, ihnen die größere Steifigkeit zu geben, welche der Docht in einem Talglichte vorzugsweiſe bedarf, damit er ſich nicht in der Flamme umbiegt und das Ablaufen der Kerze veranlaßt. Im Allgemeinen erhalten jedoch die Dochte der Talglichte ſchon durch ihre größere Dicke, welche ſie anderer Gründe wegen haben müſſen, die nöthige Steifigkeit. Daſſelbe gilt von den Stearinkerzen. Dieſe, wie die Talgkerzen, haben das Eigenthümliche, daß ſie geputzt werden müſſen, weil die chemiſche Zerſetzung und Verdampfung des Materials ſchon in dem unterſten Theile des Dochtes erfolgt, ſo daß der obere Theil als trockene Kohle unverändert in der Flamme ſtehen bleibt, und dieſelbe nach und nach verdunkelt (ſo daß z. B. bei einer friſchgeputzten Talgkerze die anfängliche Helligkeit binnen etwa 13 Minuten auf die Hälfte und binnen einer halben Stunde auf den fünften Theil herabſinkt). Dagegen ſaugt bei den Kerzen aus Stearinſäure, Wachs und Wallrath der Docht bis oben hin Theile des Brennſtoffs an, und bietet daher auch bei geringerer Dicke einen hinlänglichen Zerſetzungs- oder Verbrennungsheerd dar. Ein ſolcher dünner Docht biegt oder krümmt ſich aber etwas zur Seite, tritt fortwährend mehr oder weniger mit ſeinem Ende ſeitwärts aus der Flamme hervor, und verglimmt hier durch den Zutritt der Luft zu Aſche, ſo daß alſo dieſe Kerzengattungen ſich gleichſam ununterbrochen von ſelbſt putzen. Die geringe Krümmung des Dochtes bewirkt

hier nicht so leicht eine übermäßige Schmelzung der Kerze und das davon herrührende Ablaufen, weil einerseits der Docht dünn ist, also weniger Hitze ausstrahlt, und anderseits das Material von einer nicht so leichtflüssigen Beschaffenheit ist, als das Talg. Durch den Gebrauch der Baumwolle zu den Dochten ist man übrigens in den Stand gesetzt, dieselben ohne bedeutende Preiserhöhung aus feinen Fäden zu verfertigen, wodurch die Aufsaugungsfähigkeit erhöht wird. In der That geht man jetzt oft so weit, Baumwollengarn von Nr. 3[illegible] bis 40 anzuwenden, wovon bis zu 80 oder 90 Fäden zu einem Dochte genommen werden, während man früher meist nur Garn von Nr. 12 bis 20 und eine entsprechend geringere Anzahl Fäden gebrauchte.

Man hat verschiedentlich empfohlen, die Kerzendochte mit allerlei Substanzen zu tränken, um die Verzehrung des unnütz, ja hinderlich gewordenen Dochtendes zu befördern. Alle diese Vorschläge haben sich jedoch nicht sonderlich bewährt, sind daher nicht in die allgemeine Praxis übergegangen. Am meisten möchte es dienlich seyn, zu dem genannten Behufe eine Auflösung von Salpeter anzuwenden, die wenigstens nach theoretischen Gründen von Nutzen seyn könnte. Wichtiger sind die mannigfaltigen Abänderungen in der mechanischen Formung und Zusammensetzung der Dochte. Dahin gehören zuerst die flachen, nach Art einer platten Litze geflochtenen Dochte, welche zuerst von Hermbstädt in Berlin vor etwa 40 Jahren empfohlen, und später in England zur Anwendung gebracht worden sind, jedoch ohne eine bedeutende Verbreitung zu erlangen. Diese Dochte würden in einigem Grade den Nutzen der hohlen Dochte gewähren, wenn nicht ihre Gestalt mit der runden Form der Lichte im Widerspruch stände. Hohle Kerzendochte sind gleichfalls schon von Hermbstädt zu der eben genannten Zeit angerathen, aber zuerst in England (um 1805) ausgeführt und nachher verschiedentlich wieder versucht worden. Sie bestehen aus einem geflochtenen oder gewebten, engen Schlauche und können keineswegs, wie man vielseitig geglaubt hat, einen innern Luftzug durch die Flamme herbeiführen, wie die (viel weiteren und kürzeren) hohlen Dochte bei Lampen; denn eine Kerze mit hohlem Dochte brennt in der That gleich gut, ob man die untere Oeffnung des Dochtes frei läßt oder zustopft. Ihr Vortheil besteht vielmehr nur darin, daß sie blos an ihrem Umkreise

eine Auffaugung von Brennſtoff bewirken, nicht aber auch im Innern, wie bei einem gewöhnlichen Dochte der Fall iſt. Da nun in der Mitte der Flamme (wohin die zum Verbrennen nöthige Luft nicht gelangen kann) keine Verbrennung ſtattfindet, ſo erzeugt ein voller Docht unvermeidlich Rauch oder Qualm, und zwar deſto mehr, je dicker der Docht iſt. Daher ſind beſonders die Talglichte durch dieſe ſchlechte Eigenſchaft ausgezeichnet. Hohle Dochte dagegen qualmen weit weniger und brennen ſparſamer, geben aber auch eine blaſſere Flamme, weil gerade durch die reichlichere Aufſaugung und Zuführung des Brennſtoffs in einem vollen Dochte die Gelegenheit zu einer ſtärkern und heller leuchtenden Flamme gegeben iſt. Die vollen Dochte der Wachs-, Stearinſäure- und Wallrathkerzen geben vermöge ihrer (bereits beſprochenen) geringen Dicke eine entſprechend dünnere Flamme, in welcher die Menge der von der Luft ausgeſchloſſenen Dämpfe kleiner iſt; daher dieſe Kerzengattungen auch weit weniger als Talglichte qualmen. Man hat verſucht, hohle Dochte auf die Weiſe darzuſtellen, daß man einen Eiſendraht mit dickem baumwollenem Faden ſchraubenartig umwickelte, und nach dem vollendeten Gießen der Lichte den Draht wieder auszog; allein die Windungen löſen ſich in der Flamme auf, und ſolche Dochte ſind demnach unbrauchbar.

Bei den Wallrath- und Stearinſäurekerzen ſind geflochtene volle Dochte gebräuchlich, welche aus drei Strängen (jeder von 12 bis 30 einfachen Baumwollengarnfäden) in der Art wie eine geklöppelte Litze hergeſtellt werden, und in höherem Grade als die bloß gedrehten Dochte der Wachslichte die Eigenſchaft beſitzen, ſich aus der Flamme ſeitwärts heraus zu krümmen.

In England iſt Palmer, der für eine eigene Art von Kerzendochten neuerlich ein Patent erhielt, noch weiter gegangen. Er umwickelt oder überſpinnt zwei dünne Dochte abgeſondert in dichten ſchraubenförmigen Windungen mit einem baumwollenen Faden, windet ſie nachher zuſammen, aber in entgegengeſetzten Richtungen, um einen Draht (etwa ſo, wie man die Schlangen an dem Merkursſtabe abzubilden pflegt), umgießt ſodann das Ganze mit Talg, und zieht aus der fertigen Kerze den Draht wieder heraus. Die Wirkung dieſer Dochte beſteht darin, daß beim Brennen die beiden Hälften getrennt, einander gegenüber, aus der Flamme ſeitwärts hervorſtehen und dadurch vollſtändig wegbrennen, ſo daß dieſe

Palmer'schen Patenttalglichte eben so wenig geputzt zu werden brauchen, als die Wachs-, Stearinsäure- oder Wallrathkerzen.

Erleuchtung durch Lampen. — Die einfachste und älteste Konstruktion einer Lampe ist die, wonach dieselbe aus einem beliebig gestalteten, mit Oel ꝛc. gefüllten Gefäße besteht, in dessen Hals oder Oeffnung man einen Docht von mehrfach zusammengelegten Fäden einschiebt. Mit dieser Anordnung, welche wir jetzt nur noch an Küchenlampen und andern Beleuchtungsapparaten ähnlichen Ranges beibehalten finden, sind mehrere sehr große Uebelstände verbunden. Zuerst ergibt sich die Beobachtung, daß die Flamme nicht hell weiß, sondern stark gelblich ist, und in beträchtlichem Grade qualmt und rußt, weil der volle und ziemlich dicke Docht dem Innern der Flamme eben sowohl als dem Umkreise derselben Oel zuführt, während doch nur auswendig die durch den Luftzutritt bedingte Verbrennung stattfinden kann. Daher ist der innere Raum des Flammenkörpers mit nicht brennendem Oeldampf und Gas gefüllt, welche beide zwar zum größern Theile bei ihrem Aufsteigen durch die äußere Flammenhülle zur Verbrennung gelangen, aber dennoch theilweise unverbrannt weggehen und den Rauch so wie den übelriechenden Qualm verursachen.

Zweitens führt die allmählige Abnahme des Oeles den Uebelstand herbei, daß der Docht dasselbe nach und nach aus immer größer werdender Tiefe heraufsaugen muß. Da nun hierin nicht nur eine absolute Grenze gegeben ist, nämlich über eine gewisse Höhe hinauf vom Dochte gar kein Oel mehr aufgesogen werden kann, sondern auch unterhalb dieses Grenzpunktes desto weniger Oel aufsteigt, je weiter das brennende Dochtende von der Oberfläche des Oeles im Gefäße entfernt ist, so folgt von selbst, daß mit dem Sinken der Oeloberfläche die Flamme zu schmachten anfängt und immer mehr an Helligkeit abnimmt, wobei der Docht mit zunehmender Schnelligkeit verkohlt und die Flamme auch hierdurch sowohl verdunkelt als zum Rauchen geneigt gemacht wird.

Drittens endlich wirft das Oelgefäß, wegen der Nähe der Flamme an demselben, wie auch wegen seiner unvermeidlichen Größe nach unten und mehr oder weniger nach allen Seiten einen sehr ausgedehnten Schatten, welcher die Nutzbarkeit der Lampe außerordentlich beeinträchtigt.

Gefühlt hat man natürlich alle dieſe Unvollkommenheiten ſchon ſeit undenklichen Zeiten; aber ſie zu beſeitigen gelang erſt durch Erfindungen der neuern Zeit in einem allen Anforderungen entſprechenden Grade. Es iſt angemeſſen, daß wir den Stufengang des Fortſchreitens, welcher zu dieſem Ziele geführt hat, in ſeinen Hauptmomenten verfolgen.

Was zunächſt die unvollkommene Beſchaffenheit der Dochte betrifft, ſo kann man leicht die Beobachtung machen, daß ein einfacher dünner Garnfaden, als Docht gebraucht, eine helle und rauchfreie Flamme gibt, weil letztere ſo klein und dünn iſt, daß die Luft ſich leicht bis ins Innere mit derſelben vermengt und eine nahe vollſtändige Verbrennung aller verdampften Oeltheilchen bewirkt. Erſt wenn man, um zum Behufe ſtärkerer Beleuchtung eine größere Flamme zu Stande zu bringen, mehrere Fäden in ein Büſchel zuſammenlegt, ſtellt ſich Qualm und Ruß ein, deſto mehr, je dicker der ſo konſtruirte Docht iſt. Würde man die Fäden einzeln neben einander legen und ſo gleichſam ein dünnes Band daraus bilden, ſo erhielte man eine breite, aber dünne Flamme, in welcher die Verhältniſſe ziemlich eben ſo wie bei dem einfachen Faden wären, und der daher ebenfalls ziemlich rauchfrei ſeyn würde. Dieſes Prinzip liegt den bandartig gewebten *flachen Dochten* zu Grunde, welche nur gewöhnlich zu dick ſind, um ohne beſondere, den Luftzug befördernde Hülfsmittel eine rauchfreie Flamme zu geben. Biegt man den flachen Docht der Breite nach in einem größern oder kleinern Bogen, ſo entſteht der *halbrunde Docht*, welcher vor dem flachen den einzigen Vorzug hat, daß er in einen kleinern Raum zuſammengezogen iſt. Geht man noch weiter, indem man einen breiten flachen Docht dergeſtalt zuſammenkrümmt, daß deſſen Längenkanten an einander ſtoßen und alſo eine Art Rohr oder Schlauch daraus wird, ſo hat man den hohlen oder Argand'ſchen Docht, welcher in der Regel ſchon ſchlauchartig gewebt wird, und über deſſen Vorzüglichkeit bereits in der Einleitung andeutungsweiſe geſprochen worden iſt. Damit hier überall Luft an die Flamme gelangt, iſt es unumgänglich, daß nicht nur an dem äußern Umkreiſe, ſondern auch durch den innern Raum ein Luftzug von unten nach oben ſtattfinde. Man pflegt daher die Lampen mit hohlen Dochten *Lampen mit doppeltem Luftzuge* zu nennen. Sehr wahrſcheinlich hat übrigens nicht der

auseinandergesetzte Ideengang zur Erfindung der hohlen Dochte geleitet, sondern vielmehr das Bestreben, in das Innere eines gewöhnlichen dicken Dochtes, wo sichtlich kein Verbrennen stattfindet, Luft einzuführen, um daselbst das Oel vollständig zu verbrennen. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß ohne die Erfindung der hohlen Dochte das ganze Lampenwesen stets in einem sehr unvollkommenen Zustande geblieben seyn würde. Ein flacher oder selbst ein halbrunder Docht kann den hohlen nie wahrhaft ersetzen; denn wenn man den letztern der Länge nach aufschneiden und flach ausbreiten würde, so wären alsdann, ungeachtet keine Verminderung der brennenden Oberfläche stattgefunden hätte, doch die Umstände weit weniger günstig, um die größte mögliche Lichtentwicklung zu erhalten. Die sehr breite und dabei dünne Flamme des flachen Dochtes ist nämlich in hohem Grade der abkühlenden Einwirkung der Luft ausgesetzt, wodurch die Verbrennung gestört und die Lichterzeugung vermindert wird, während in dem hohlen Dochte die einander näher stehenden Theile der ringförmigen Flamme sich selbst gegenseitig erhitzen und dadurch die Lichtproduktion erhöhen. Ein von dem hohlen Dochte unzertrennliches Hülfsmittel zur Beförderung des Luftzuges, welches jedoch auch bei halbrunden, bei flachen, und selbst bei dicken massiven Dochten gute Dienste leistet, ist das Zugglas, dessen Wirkung im Allgemeinen und bis zu einer gewissen Grenze desto vortheilhafter hervortritt, je enger und höher es ist. Umgibt man die Flamme, in geringer Entfernung über dem Dochte, mit einer flachen Blechscheibe, welche ein Loch von ungefähr der Größe wie der Umkreis des Dochtes selbst hat, — so daß die Flamme durch jenes Loch hindurch zu brennen genöthigt ist, — und stellt man auf die Scheibe oder Platte das Zugglas, so drängt der äußere Luftzug, indem er unter der Platte rechtwinkelig gegen die Flamme anstößt und ringsum dieselbe durch das Loch aufsteigt, den Flammenring zu einem dünnen, sehr verlängerten Kegel zusammen, in welchem ein außerordentlicher Grad von Hitze- und Lichtentwickelung stattfindet. Hierauf gründet sich die Konstruktion der seit ein Paar Jahren viel besprochenen und mannichfach modifizirten Oelgaslampen, welche in England durch Bynner und Deane, in Deutschland besonders durch Benkler und Ruhl in Wiesbaden großen Ruf erworben haben, über deren ersten oder eigentlichen Erfinder aber, sonderbarer Weise,

ein bestimmter Ausspruch schwer zu fällen seyn dürfte. Man sieht jedoch schon aus den wenigen hier gesagten Worten, daß alle die mystischen Annahmen von Mitwirkung erhitzter Luft, von wirklicher Umwandlung des Oeles in Gas vor dem Eintritte der Verbrennung und dergleichen Irrthum sind. Die eminente Helligkeit dieser Lampen beruht wesentlich ganz allein auf dem durch die eigenthümliche Richtung des Luftzuges gegen die Flamme veranlaßten gewaltsamen Eindringen der Luft in den Flammenkörper, wodurch die Verbrennung des Oeles auf einen früher nicht gekannten Grad von Lebhaftigkeit gesteigert wird. Die Benennung Oelgaslampe ist also nur etwa durch die Aehnlichkeit der Flamme mit jener des Gaslichtes (hinsichtlich der Gestalt und blendenden Weiße) zu rechtfertigen.

Nach der Erfindung der hohlen Dochte lag der Gedanke nahe, zwei solche Dochte (oder gar drei, vier) konzentrisch in einander zu setzen, um in kleinem Raume eine höchst konzentrirte Lichtentwickelung hervorzubringen. Schon der Graf Rumford hat dies vorgeschlagen, aber Fresnel vervollkommnete diese Einrichtung im Jahr 1821, und wandte sie auf die Beleuchtung der Leuchtthürme an. Es scheint jedoch nicht, daß man davon den erwarteten ausgezeichneten Erfolg in ganzem Maße erlangt habe.

Den Erörterungen über die Dochte der Lampen können am füglichsten einige Worte über Lampen ohne Docht angereiht werden. Wenn man ein Uhrglas oder ein demselben an Gestalt ähnliches blechernes Schälchen, in dessen Mittelpunkt ein Loch gemacht und mittelst dieses letztern ein kurzes enges Glasröhrchen eingesetzt ist, auf Oel schwimmen läßt, so kann das im Röhrchen aufgesaugte Oel an der obern Mündung desselben ohne Hülfe eines Dochtes entzündet werden. Das kleine Flämmchen, welches man dadurch erhält, leuchtet zu dürftig, um die übrigens auch ziemlich unbeholfene Vorrichtung als bequeme Arbeitslampe gebrauchen zu können; sie dient aber vortrefflich als Nachtlicht und verzehrt in 12 Stunden 2 Loth Oel. Solche Lampen sind in England von Blackadder 1826 erfunden worden, der ihre Einrichtung auch noch auf verschiedene Weise veränderte. Neuerlich (1834, 1837) hat Beale in London Lampen ohne Docht erfunden, in welchen Steinkohlentheeröl ohne Docht verbrannt wird. Dieses Oel, wie die sogenannten flüchtigen Oele überhaupt,

läßt sich nämlich an seiner Oberfläche ohne Mithülfe eines Dochtes in Brand setzen, bedarf jedoch eines starken Luftzuges, um ohne Rauch zu brennen. Zu diesem Behufe tritt bei Beale's Lampe, welche im Uebrigen eine so genannte Flaschenlampe von der weiterhin zu besprechenden Einrichtung ist, das Oel aus dem Vorrathsbehälter in einen ringförmigen Raum, wie jener, worin bei den allgemein gebräuchlichen Lampen mit hohlem Dochte der Docht seinen Platz findet, und in dem mittlern hohlen Raum wird der durchgehende innere Luftzug mittelst eines Blasbalges oder dergleichen in erforderlicher Stärke erzeugt, während der äußere Luftzug durch einen ähnlichen Apparat, wie jener der schon erwähnten Ruhl-Bankler'schen Lampen ist, gegen die Flamme hingedrängt wird. Letztere ist ausnehmend hell und weiß; allein aus mehreren Gründen eignet sich diese Lampe keineswegs zum allgemeinen Gebrauch. Ich darf nur anführen, daß das Steinkohlentheeröl an vielen Orten gar nicht zu haben ist, andere flüchtige Oele dagegen zu theuer sind, und daß die Nothwendigkeit eines Gebläses ein sehr übler Umstand genannt werden kann. Gleichwohl hat Beale's Lampe während einiger Zeit viel von sich reden gemacht, und wenn man aus unvollkommenen Andeutungen in Zeitungsartikeln einen Schluß ziehen darf, so ist das eben so mystisch als pomphaft gepriesene, jetzt bereits wieder verschollene Luftgaslicht nichts Anderes gewesen, als eben diese Lampe.

Die bei den einfachen Lampen eintretende allmählige Erniedrigung der Oeloberfläche, welche im Vorhergehenden als der zweite Hauptfehler bezeichnet worden ist, mußte gerade darum, weil sie sich so sehr durch üble Folgen bemerklich macht, den Scharfsinn und Erfindungsgeist in bedeutendem Grade reizen; und in der That haben sich eine Menge Physiker sowohl als Techniker damit beschäftigt, den Lampen eine solche Konstruktion zu geben, daß in ihnen, selbst bei sehr langem Brennen, das Niveau des Oeles keine oder nur sehr geringe Veränderung erfahre.

Der erste wesentliche und erfolgreiche Schritt hierzu geschah durch die Erfindung des Cardanus, welcher ich vorläufig schon in der Einleitung gedacht habe. Dieser geniale Physiker benutzte zur Verbesserung der Lampen die bekannte Naturerscheinung, auf welche auch das Barometer sich stützt. Wenn man nämlich eine Flasche oder ein anderes Gefäß mit einer Flüssigkeit füllt, und es

dann in einem Behälter umſtürzt, ſo läuft zwar von dem Inhalte anfangs etwas aus, aber nur ſo lange, bis das Ausgefloſſene in dem Behälter hoch genug geſtiegen iſt, um die jetzt nach unten gekehrte Oeffnung der Flaſche zu verſchließen.

In dieſem Zuſtande verbleibt das Ganze beſtändig, wenn man von der äußern Flüſſigkeit nichts wegnimmt. Iſt aber z. B. die Flüſſigkeit Oel, und führt man daſſelbe aus dem Behälter, in dem die umgeſtürzte Flaſche ſteht, durch ein Rohr in die Dille (den Brenner) der Lampe, wo es mittelſt des Dochtes verbrannt wird, ſo tritt ſehr bald ein Zeitpunkt ein, wo das ſinkende Oelniveau die Oeffnung der Flaſche frei läßt. Alsdann dringt ein wenig Luft ein, und dafür fließt ein gleiches Volumen Oel aus, ſo daß nun wieder die Flaſche verſchloſſen iſt und Alles von Neuem in Ruhe kommt. Dieſer Vorgang wiederholt ſich unaufhörlich, wenn die Verzehrung des Oels fortdauert, bis endlich die Flaſche ganz entleert iſt.

Jeder Leſer hat in dieſer Beſchreibung bereits die noch jetzt ſehr allgemein gebräuchlichen Flaſchenlampen erkannt, bei welchen zwar der Oelſtand um den Docht im Brenner ſtets in einer ſehr nahe gleichen Höhe bleibt, aber doch eine vollkommene Unveränderlichkeit lange noch nicht erreicht iſt. Denn da das Eindringen der äußern Luft in die Flaſche nicht ununterbrochen in außerordentlich kleinen Portionen, ſondern in Blaſen von bemerkbarer Größe geſchieht, welche mit Pauſen von mehreren Minuten auf einander folgen, ſo tritt auch das Oel in entſprechenden Portionen und mit gleichen Pauſen aus der Flaſche aus, und es findet daher im Brenner ein periodiſches langſames Sinken und plötzliches Steigen des Oels Statt, weshalb die Franzoſen den Lampen dieſer Art den Namen *Lampen mit interwittirendem Niveau* zu geben pflegen. Die Veränderung des Oelſtandes kann hier ſehr wohl ein Paar Linien betragen, und bleibt daher nicht ganz ohne Einfluß auf die Gleichheit der Flamme. Dazu kommt noch, daß ohnehin ſchon, um das Ueberlaufen bei einer geringen Neigung der Lampe zu verhindern, das Oel bei ſeinem höchſten Stande noch 2 bis 3 Linien tief unter der obern Oeffnung des Brenners bleiben muß, weshalb der Docht bis dicht an den blechernen Brenner herab in Brand geräth und dieſen durch abgeſetzte Kohle und dickes, halbverkohltes Oel verunreinigt, worin ſtets eine Veranlaſſung

zur Entstehung von Rauch liegt. Man hat übrigens die Form des Oelbehälters bei dieser Gattung Lampen vielfältig abgeändert, und ihm namentlich auch die Gestalt eines Ringes oder Kranzes gegeben, welcher, weil er höher als die Flamme liegt, nur nach oben einen Schatten wirft, was für Hängelampen sehr zweckmäßig ist, weniger für Standlampen, weil diese dann, um gehörig fest zu stehen, im Fuße bis zu einem unbequemen Grade schwer gemacht werden müssen. Auf mancherlei Weise hat man auch die Nothwendigkeit, zum Behufe des Füllens das Oelgefäß abzunehmen und es nachher wieder an seinen Platz zu setzen, umgangen, so daß hierbei zwar das Prinzip der Flaschenlampe beibehalten, aber dessen Anwendung sehr vervollkommnet ist.

Wenn das Oelniveau im Brenner wahrhaft unveränderlich seyn soll, so kann dies nur auf dem Wege erreicht werden, daß man das Oel aus dem Vorrathsbehälter durch eine stetig wirkende mechanische Vorrichtung zuführt, wie es bei den nachher zu erwähnenden Uhrlampen der Fall ist, welche indeß zunächst aus dem Bestreben hervorgegangen sind, den Oelbehälter in den untersten Theil (den Fuß) der Lampe zu verlegen, und somit den Schatten absolut zu vermeiden. Andere Lampenkonstruktionen, durch welche dieser letztere Zweck zwar ebenfalls erreicht wird, stehen dagegen hinsichtlich der Beständigkeit des Niveaus den Uhrlampen bedeutend nach, indem sie eben solchen und zum Theil noch bedeutenderen Schwankungen des Oelstandes unterworfen sind, als die Flaschenlampen.

Der dritte unter den eben namhaft gemachten Fehlern, nämlich der Uebelstand, welcher bei den alten einfachen Lampen durch den vom Oelbehälter geworfenen Schatten entsteht, hat eine Menge Abänderungen in der Form und Stellung jenes Behälters veranlaßt, worin auch wieder die neuere Zeit besonders reich gewesen ist. Am größten ist natürlich die Unvollkommenheit, wenn die Dille oben auf dem Oelgefäße sich befindet; denn alsdann kann das Licht nur nach oben und nach den Seiten sich verbreiten, nicht aber nach unten, wo man es in der Regel gerade am nöthigsten hat. Einige, aber freilich höchst eingeschränkte Hülfe hiergegen wird dadurch geschafft, daß man die Dille seitwärts vom Oelgefäße anbringt, und sie mit diesem durch ein Rohr in Verbindung setzt, damit der Zufluß des Oeles gehörig stattfinden kann. Wird dabei

die Lampe auf einem ſäulenartigen Fuße angebracht und als Studier- oder Arbeitslampe oder als Wandlampe gebraucht, ſo iſt der Schatten wenig oder gar nicht ſtörend, weil man in ſolchen Fällen ohnehin nicht verlangt, daß die Lampe nach hinten Licht verbreite. Man hat ſich lange mit Einrichtungen dieſer Art begnügt. Bei freiſtehenden Lampen, welche ringsum leuchten ſollen, mußte man aber freilich auf andere Anordnungen bedacht ſeyn, und man ſucht hier bekanntlich den Oelbehälter dadurch weniger hinderlich für die Lichtverbreitung zu machen, daß man ihm die Geſtalt eines Ringes (Kranzes) gibt, in deſſen Mittelpunkt die Flamme brennt (Kranzlampen). Hierzu gehören hauptſächlich die ſogenannten Aſtrallampen und die Sinumbralampen, von welchen beſonders letztere den Vorzug haben, daß durch eine breite und niedrige Geſtalt des Kranzes, ſo wie durch eine zweckmäßige Form der Glaskuppel der vom Kranze geworfene Schatten auf das Minimum herabgebracht iſt. Beide Arten ſind noch nicht alt. Die Aſtrallampe iſt von Bordier-Marret in Paris 1809 erfunden und zuerſt als Hänglampe ausgeführt worden; den Namen gab man ihr, in gewohnter affektirter Weiſe der Franzoſen, weil ihr Licht, gleich jenem der Sterne, von oben kam (!). Die Sinumbralampe wurde von Parker in London 1819 konſtruirt. Der Letztere, welcher überhaupt bedeutende Verdienſte um das Lampenweſen durch verſchiedene einſchlagende Erfindungen ſich erworben hat, nahm vor einigen Jahren ein Patent auf eine Kranzlampe eigener Art, woran der Kranz ſehr hoch, von geringem Durchmeſſer und höher als die Flamme angebracht iſt. Das Zugglas iſt oben durch ein aufgeſetztes Rohr von Eiſenblech verlängert, welches durch den Mittelpunkt des Kranzes geht, und vermöge der ausſtrahlenden Wärme das Oel in demſelben erwärmt. Es wird behauptet, daß in Folge dieſer vorläufigen Erwärmung des Oeles die Lichtentwickelung vermehrt werde. Der Schatten des Kranzes fällt, wie allemal, wenn letzterer oberhalb der Flamme ſich befindet, aufwärts, wo er wenigſtens für die Benutzung der Lampe nicht ſtörend iſt. Völlig ähnliche Lampen (nur nicht mit der ausgeſprochenen Abſicht, das Oel zu erwärmen) haben übrigens ſchon Georget 1821 und Renaud und Caron 1822 ausgeführt.

Eine vollkommen ſchattenfreie Lampe iſt, wie ſich von ſelbſt ergibt, nur unter der Bedingung herzuſtellen, daß der Oelbehälter

bedeutend tief unter der Flamme seine Stelle erhält, z. B. im Fuße einer Säule, auf deren Gipfel der Brenner mit dem Dochte sich befindet. Alle solche Einrichtungen erfordern aber einen mehr oder weniger künstlichen Apparat, durch welchen das Oel nach Maßgabe der am Dochte stattfindenden Verzehrung in die Höhe gehoben wird. In sofern durch dieses Mittel zugleich ein unveränderliches Oelniveau im Brenner erreichbar wird, muß unter den Lampen dieser Klasse diejenige Konstruktion mit zu finden seyn, welche dem Ideale der vollkommenen Lampe am nächsten steht. Dies ist von jeher allen Lampenkünstlern so einleuchtend gewesen, daß die Mehrzahl derselben sich rastlos bemüht hat, diesen Theil des weitläufigen Feldes, welches der Gegenstand darbietet, vorzugsweise zu bebauen, und daß so ziemlich alle ersinnlichen und praktikablen Methoden zur Hebung des Oeles versucht worden sind. Hiervon geben die zahlreichen Arten von Lampen, welche unter den Namen: Pumplampen, statische, aerostatische, hydrostatische und mechanische Lampen bekannt sind, ein redendes Zeugniß.

Die Pumplampen sind hierunter die unvollkommensten. Ihre wesentliche Einrichtung besteht darin, daß die Hebung des Oeles nach dem Brenner durch eine verborgene, sehr einfach gebaute Pumpe bewirkt wird, die man im Laufe des Brennens von Zeit zu Zeit mit der Hand in Bewegung setzen muß. Hierzu ragt entweder aus der Umkleidung der Lampe ein kleiner Griff hervor, der, wenn er auf und nieder gezogen wird, die Kolbenstange der Pumpe in Bewegung bringt; oder es muß zu gleichem Behufe der ganze obere Theil der Lampe niedergedrückt werden, den eine Feder sodann wieder hebt. Bei dieser letztern Konstruktion pflegt man dem Aeußern der Lampe die Gestalt eines Leuchters mit einer darauf steckenden Kerze zu geben, an deren Spitze die Flamme brennt. Lampen von dieser Art sind im mittäglichen Frankreich ziemlich allgemein gebräuchlich. Alle Pumplampen sind jedoch unbequem im Gebrauche, weil man dem Pumpen etwa dieselbe Aufmerksamkeit widmen muß, wie dem Putzen eines Talglichtes; sie geben außerdem kein gleichförmiges Licht, weil die Zuführung des Oeles in großen Pausen geschieht, also der Oelstand im Brenner nicht unbeträchtlichen Veränderungen unterliegt. Man schreibt in Frankreich die Erfindung der Pumplampen dem Abbé Mercier zu; Andere aber nennen, wie es scheint mit mehr

Grund, Groſse in Meiſsen (1765) als Erfinder. Hoffmann in Leipzig (1797) und Brochant in Paris (1803) haben die Pumplampen verbeſsert.

Unter den Namen ſtatiſche Lampen kann man diejenigen Einrichtungen zuſammenfaſſen, bei welchen das Oel aus einem untern Behälter durch das Gewicht eines feſten Körpers oder durch den direkten Druck eines vermöge der Schwere von ſelbſt niederſinkenden Kolbens in die Höhe getrieben wird.

Die älteſte Lampe dieſer Gattung iſt wahrſcheinlich die Fontänenlampe oder Schwimmerlampe, welche der engliſche Phyſiker Robert Hooke erfand und auf den bekannten Satz gründete: daſs der Theil eines ſchwimmenden Körpers, welcher in die Flüſſigkeit eintaucht, beſtändig, und zwar jedes Mal ſo groſs iſt, als er ſeyn muſs, um eine Menge der Flüſſigkeit zu verdrängen, deren Gewicht gleich iſt dem Gewichte des ganzen Körpers. Demgemäſs beſtand die Lampe aus einem halbkugelförmigen Oelbehälter mit der Dochtröhre und aus einer andern Halbkugel, die in dem Oele ſchwamm und daſſelbe fortwährend bis zu dem Dochte in die Höhe preſste. Die Einrichtung war hier, obwohl ſehr ſinnreich erdacht, doch mit vielen Unvollkommenheiten behaftet, ſcheint niemals Eingang gefunden zu haben, und iſt gegenwärtig vergeſſen. Bei neuern ſtatiſchen Lampen hat man verſucht, das Oel in einen biegſamen dichten Sack (von Leder, Wachstaffet, Kautſchuk ꝛc.) oder in eine Schweinsblaſe einzufüllen, und die Hülle durch ein darauf gelegtes Gewicht zuſammenpreſſen zu laſſen, wonach alſo das Oel genöthigt wurde auszutreten und ſich in einem Steigrohre nach dem Brenner hinauf zu begeben. Von dieſer Art ſind die Lampen, welche Leroy in Paris (1816) und Farey in London (1825) hergeſtellt haben, jedoch ebenfalls ohne dauernden praktiſchen Erfolg. Nicht beſſer war das Reſultat, als man den Sack wegliſs, und als drückenden Körper einen Kolben anbrachte, welcher mit genauer Berührung der Wände in dem cylindriſchen Oberhälter niederſank und das unter ihm befindliche Oel austrieb; wie von Spooner 1813, Portefais 1817, Brion 1819, und Franchot 1837 verſucht wurde. Die letztgenannten beiden Erfinder erzeugten den Druck des Kolbens durch eine über demſelben angebrachte Feder.

Aeroſtatiſche Lampen nenne ich diejenigen, in welchen

das Oel mittelst zusammengepreßter Luft gedrückt und zum Aufsteigen durch das Steigrohr veranlaßt wird. Gewöhnlich vermengt man dieselben inkonsequenter Weise theils mit den statischen, theils mit den hydrostatischen Lampen. Eine sehr unvollkommene Einrichtung dieser Art war die von Leroy in Paris (1816), wobei die Luft mit dem Munde eingeblasen wurde, und nachher auf das Oel wirkte, wie in dem bekannten Heronsball auf das Wasser. Da hierbei, vermöge der fortschreitenden Ausdehnung der Luft, deren Druck auf das Oel beständig sich verminderte, so konnte das Oel nicht auf eine konstante Höhe gehoben werden. Dies war selbst bei der Lampe von Allard in Paris (1827) nicht der Fall, wo die Luft mittelst einer kleinen Druckpumpe komprimirt wurde, also durch Nachpumpen ohne sonderliche Mühe von Zeit zu Zeit wieder stärker verdichtet werden konnte. Es ist einleuchtend, daß, um ein gleichmäßiges und immer gleich hohes Ansteigen des Oeles zu erlangen, durchaus nöthig wurde, die Kraft zur Komprimirung der über dem Oele im Fuße der Lampe eingeschlossenen Luft beständig und gleichmäßig wirken zu lassen. Parker in London, bei seiner 1822 erfundenen, sogenannten statischen Lampe, benutzte zu diesem Behufe den Druck einer Quecksilbersäule; allein schon die Anwendung des Quecksilbers machte diese Lampe unbequem, die überdies den Nachtheil hatte, daß sie (wegen eintretenden Schwankens der Flüssigkeiten) keine Bewegung vertrug, und daß der Standpunkt des Brenners sich allmählig um 2 bis 3 Zoll erniedrigte, also die Flamme — ähnlich wie bei einer Kerze — nach und nach tiefer zu stehen kam. Zwar weniger einfach, aber in jeder andern Beziehung vorzüglicher war die schon 1803 erfundene Lampe von Girard in Paris, welche gewöhnlich eine hydrostatische genannt wird, und nachher theils von dem Erfinder selbst, theils von Andern (Passé 1817, Caron 1823 und 1828, Crivelli 1827, Milan 1828, Allard 1828, Chapuy 1834, 1839) in verschiedenen Punkten abgeändert und verbessert wurde, auch jetzt noch hin und wieder vorkommt. Bei Girards Lampe ist, ungefähr in der Mitte zwischen dem Fuße der Lampe und dem Brenner, ein mit Oel zu füllendes Behältniß angebracht, dessen Inhalt (das Drucköl) durch ein senkrechtes Rohr langsam in den hohlen Fuß hinabfließt, dort die Luft austreibt und sie in einen weiter oben befindlichen Raum zu gehen nöthigt. Letzterer enthält

eine zweite Portion Oel (das Brennöl), und iſt luftdicht verſchloſſen bis auf einen Ausgang, durch welchen das Oel in einem Rohre nach dem Brenner hinaufſteigt, weil es von der über ihm ſich anſammelnden, daher verdichteten Luft verdrängt wird. Dabei folgt von ſelbſt, daß die ſolchergeſtalt von der Luft getragene Brennölſäule an Höhe gleich iſt der drückenden Oelſäule, durch welche die Luft in das Brennölgefäß hineingepreßt wird. So weit iſt die ganze Anordnung von dem in der Phyſik unter dem Namen des Heronsbrunnens bekannten Apparate entlehnt. Wird nun durch Nebeneinrichtungen bewirkt, daß die zur Komprimirung der Luft dienende Druckölſäule ſtets gleich hoch bleibt, ſo wird dieſelbe auch ununterbrochen durch neue Luftzuführung den Grad der Kompreſſion unvermindert erhalten, und das Oel fortwährend in dem Maße in den Brenner erheben, wie es dort von der Flamme verzehrt wird. Der Oelſtand im Brenner erleidet daher (theoretiſch betrachtet) keine Erniedrigung. In der Praxis ſind jedoch kleine Schwankungen hierin unvermeidlich, und wenn die Luft in dem Brennölgefäße durch Wärme ausgedehnt wird, bewirkt ſie ein erhöhtes Aufſteigen des Oeles, welches letztere alsdann leicht die Flamme überſchwemmt und ſie vorübergehend ſchwächt oder wohl gar auslöſcht. Außerdem geſtattet die Lampe im brennenden Zuſtande nicht das Herumtragen, weil die Oelmaſſen durch ihre Schwankungen plötzliche und ſtarke Veränderungen im Oelſtande des Brenners erzeugen.

Die eigentlichen hydroſtatiſchen Lampen beruhen auf folgender phyſikaliſchen Erfahrung: Nimmt man ein in der Geſtalt des Buchſtaben U gebogenes Rohr und füllt eine Flüſſigkeit hinein, ſo ſtellt ſich letztere in beiden Schenkeln von ſelbſt auf gleiche Höhe. Enthält aber der eine Schenkel eine ſchwerere Flüſſigkeit als der andere, ſo iſt die Höhe des Standes beider in umgekehrtem Verhältniſſe ihrer ſpezifiſchen Gewichte, und es würde daher z. B. Oel in dem einen Rohrſchenkel etwa fünfzehnmal ſo hoch ſtehen, als Queckſilber in dem andern. Um nach dieſem Grundſatze eine Lampe herzuſtellen, handelt es ſich hauptſächlich darum, die beiden Theile des Rohrs mit Behältern für die zwei Flüſſigkeiten (das Oel und die auf letzteres drückende ſchwerere Flüſſigkeit) ſo zu verbinden, daß in beiden das Niveau unverändert bleibt, auch wenn die Menge des Oeles, in Folge der Verzehrung

durch das Brennen, abnimmt. Als drückende Flüssigkeit hat man Queckſilber, Salzwaſſer, Salpetermutterlauge, Zinkvitriolauflöſung, eine Auflöſung von ſalzſaurem Kalk, Honig, Syrup angewendet. Queckſilber iſt nahe 14½mal, geſättigte Kochſalzauflöſung 1⁹⁄₁₀mal, die Auflöſung von 2 Theilen Zinkvitriol in 3 Theilen Waſſer 1⅔mal ſo ſchwer als gereinigtes Rüböl. Aeltere Verſuche in der Konſtruktion hydroſtatiſcher Lampen ſind die von dem Engländer Keir (1787) mit Salzwaſſer, von Edelkranz (1803) mit Queckſilber, von Lange in Paris (1804) mit Syrup, von Verzy daſelbſt (1810) mit Honig, Syrup oder Queckſilber; neuere hydroſtatiſche Lampen hat man von Thilorier in Paris (1825), welcher zuerſt die Zinkvitriolauflöſung anwendete, und von Morel daſelbſt (1828), der die Auflöſung des ſalzſauren Kalks gebrauchte.

Die Wahl der drückenden Flüſſigkeit iſt durchaus nicht gleichgültig. Queckſilber, Salzwaſſer, Salpeter-Mutterlauge, ſalzſaurer Kalk greifen die metallenen Beſtandtheile der Lampen, mit welchen ſie unvermeidlich in Berührung kommen, auf verſchiedene Weiſe an; Honig und Syrup vertragen ſich nicht mit den Anforderungen der Reinlichkeit und ſind überdies zu dickflüſſig. Vollkommen tauglich iſt dagegen die Auflöſung des Zinkvitriols, welcher in beiden Beziehungen kein Vorwurf gemacht werden kann. Aus dieſem Grunde, und wegen ihrer auch übrigens ſehr entſprechenden und einfachen Einrichtung iſt die Thilorier'ſche hydroſtatiſche Lampe jetzt die einzige, welche noch angetroffen wird, ungeachtet ſie, wie alle hydroſtatiſchen Lampen, die Unvollkommenheit hat, daß ſie Bewegung während des Brennens nicht verträgt, weil durch dieſe die Flüſſigkeiten ins Schwanken gerathen, und demzufolge die Flamme vermindert, ja ſogar ausgelöſcht wird. Im ruhigen Stehen erhält ſich das Oelniveau um den Docht auf ganz gleicher Höhe und die Flamme dieſer Lampe iſt daher ausgezeichnet gleichmäßig und ſchön. Das Einfüllen des Oeles verurſacht aber einige Unbequemlichkeit. Die Lampe von Thilorier beſteht aus einem obern und einem untern Gefäße, welche beide durch eine ſäulen- oder vaſenförmige Umkleidung verſteckt werden können. In dem obern befindet ſich die Zinkvitriolauflöſung, in dem untern das Oel. Der Brenner ſteht über dem obern Gefäße und kommunizirt mittelſt eines ſenkrechten Rohres, welches durch das obere Gefäß hindurch geht, mit dem Oelbehälter, wogegen ein anderes Rohr vom Boden

des oberen Gefäßes bis faſt auf den Boden des untern hinabreicht. Beide Gefäße ſind übrigens verſchloſſen, bis auf ein Röhrchen im obern, durch welches nach und nach die Luft hier eintreten, ſich durch die Vitriol-Auflöſung einen Weg bahnen und über derſelben anſammeln kann. Indem auf dieſe Weiſe allmählig die Auflöſung verdrängt wird, ſinkt dieſelbe in den untern Behälter hinab, begibt ſich unter das Oel, ohne ſich mit demſelben zu vermiſchen, und hebt es alſo durch das dazu vorhandene Steigrohr nach dem Brenner hinauf. Luft iſt in dem untern Behälter gar nicht enthalten, ſondern Anfangs nur Oel, nachher Oel mit einer darunter befindlichen, mehr und mehr anwachſenden Schichte Vitriolauflöſung, und zuletzt gar nichts mehr als dieſe Auflöſung, wenn nämlich alles Oel bis auf den etwa noch im Steigrohre ſtehenden Reſt, verzehrt iſt.

Die mechaniſchen Lampen haben alle Vorzüge der beſten hydroſtatiſchen, ohne deren Mängel. Sie ſind völlig ſchattenlos wie alle Lampen, bei welchen das Oelbehältniß im Fuße ſich befindet, geben eine höchſt gleichmäßige Flamme, werden auf die bequemſte Weiſe gefüllt, und geſtatten das Herumtragen im angezündeten Zuſtande ohne alle Störung. Das Oel wird aus dem unten liegenden Vorrathsbehälter durch eine Pumpe oder pumpenähnliche Vorrichtung in den Brenner gehoben, und zwar in ſo reichlicher Menge, daß es fortwährend aus dem Brenner überfließt, und der nicht verzehrte Theil in den Behälter zurückläuft. Der Nutzen hiervon beſteht nicht bloß darin, daß der Docht nie den geringſten Mangel an Oel leidet, folglich ſtets eine gleich helle Flamme erzeugen kann, ſondern es wird auch durch das überfließende Oel die Mündung des Brenners und der Docht ſelbſt, in der nächſten Nähe deſſelben, ſo abgekühlt, daß letzterer nur in der Entfernung von ein Paar Linien über dem Brenner in Flamme geräth, mithin keine Kohle und kein dicker Oelſchmutz ſich an dem blechernen Brenner abſetzt. Dieſer letztere Umſtand iſt ſehr wichtig, weil er die Reinhaltung der Lampe ungemein erleichtert, und eine bedeutende Quelle von Raucherzeugung beſeitigt. Die Pumpe wird durch eine ſtarke Uhrfeder mit Hülfe eines Räderwerks in ſtetigem Gange erhalten, und die mechaniſchen Lampen führen, wegen der Aehnlichkeit dieſes Mechanismus mit einem Uhrwerke, ſehr gewöhnlich auch den Namen Uhrlampen. Das Werk geht

oft 12 bis 18 Stunden lang in einem Aufzuge, und gestattet also einen eben so langen ungestörten Gebrauch der Lampen, wenn der Behälter die erforderliche Menge Oel faßt.

Die erste Uhrlampe wurde 1800 von Carcel in Paris zu Stande gebracht, und war gleich so vollkommen konstruirt, daß man sie noch jetzt häufig gebraucht, und alle ähnlichen späteren Erfindungen ihrem Rufe keinen Eintrag gethan haben. Man darf demnach die Erfindung Carcels als den schönsten und verdienstvollsten Fortschritt der neuern Zeit, in Betreff des Lampenbaues, erklären. Die neuern Uhrlampen, welche sämmtlich nur Abänderungen ohne irgend einen Vorzug hinsichtlich ihrer Wirkung, aber zum Theil allerdings von vereinfachtem Baue sind, rühren alle aus Frankreich her, wo man sich mit dieser Gattung Lampen sehr viel beschäftigt und sie mehr als anderswo in den Gebrauch eingeführt hat. Die dortigen Erfindungen in diesem Zweige des Faches gingen theils auf abweichende Konstruktionen der Pumpen, theils auf Verminderung des Räderwerks aus, und es ist nicht zu leugnen, daß in beiden Beziehungen viel Empfehlenswerthes zum Vorschein gekommen ist. Zu nennen sind besonders die Uhrlampen von Cochot (der an die Stelle der Pumpe eine archimedische Schraube als Hebevorrichtung setzte) 1817, Baillant 1817, Gagneau 1819, Delahoussaye und Jaime 1820, Nicod 1825, Rimbert 1826, Galibert 1835, Careau 1835, 1837, Lory 1837.

Um einen Begriff von der Wirkung der Uhrlampen, hinsichtlich der in ihnen aufgepumpten Oelmenge im Verhältniß zum wirklichen Verbrauche, zu geben, kann beispielweise Folgendes angeführt werden: Eine Carcel'sche Lampe mit 8½ rheinl. Linien weitem Hohldochte, welche so viel Licht giebt als 7 Wachskerzen (6 Stück auf das Pfund), dabei stündlich 2⅔ bis 2¾ preuß. Loth raffinirtes Rüböl verzehrt, und deren Uhrwerk 15½ Stunden geht, pumpt in der ersten Stunde (frisch aufgezogen, also bei voller Kraft der Uhrfeder) 6¾ Loth Oel in den Brenner, wovon demnach völlig 4 Loth überfließen und in den Behälter zurücklaufen. Wegen der allmählig abnehmenden Kraft der Feder wird auch die gehobene Oelmenge nach und nach geringer, so daß sie in der sechsten Stunde 6 Loth, in der neunten 5¼ Loth, in der zwölften 4⅓ Loth, in der fünfzehnten 3⅓ Loth beträgt. Mithin wird selbst in dieser letzten Stunde noch um etwas mehr Oel aufgepumpt, als

zur Speiſung der Flamme nöthig iſt. Durch ſorgfältige Verſuche hat Peclet ausgemittelt, daß die Lichtſtärke einer Carcel'ſchen Lampe, bei ungeſtörtem Brennen, in den erſten drei oder vier Stunden nach dem Anzünden um 17 Prozent zunimmt, dann aber durch wenigſtens vier fernere Stunden unverändert bleibt. Eine ſo große Gleichmäßigkeit des Lichtes iſt nur bei den Uhrlampen zu erhalten; alle anderen Lampen verlieren in kürzerer Zeit ſchon bedeutend an Helligkeit.

Indem wir mit Vorſtehendem eine gedrängte Ueberſicht der Lampenkonſtruktionen nach ihren Prinzipien gegeben haben, mußte — um uns nicht in einer Maſſe von theilweiſe geringfügigen Einzelnheiten zu verlieren — die Erörterung zahlreicher Modifikationen abſichtlich vermieden werden; ſo wie aus demſelben Grunde keine Rückſicht genommen wurde auf ſolche Erfindungen, welche nicht ſowohl die Erzeugung des Lichtes, als deſſen zweckmäßige Benutzung betreffen. Es ſind deßhalb alle die zahlreichen Mittel für dieſen ſekundären Zweck unberührt gelaſſen, wie z. B. Mäßigung des Lichteindrucks auf die Augen durch Blendungen und Schirme; Verbreitung oder Konzentrirung der Lichtſtrahlen durch Spiegel (Reflektoren), Glaslinſen ꝛc.; Form und Stellung der einzelnen Lampenbeſtandtheile nach Erforderniß des ſpeziellen Zwecks (zur Tiſch-, Zimmer-, Straßenbeleuchtung), u. dgl. m.

Faſſen wir die Leiſtungen der verſchiedenen Arten von Lampen kurz und überſichtlich zuſammen, um eine Rangordnung unter denſelben feſtzuſtellen, ſo müſſen wir uns zunächſt um einen rationellen Maßſtab für dieſe Leiſtungen umſehen. Als ſolcher wird unumſtößlich der Satz gelten dürfen: daß eine Lampe, im Allgemeinen und ohne Rückſicht auf ſpezielle Verhältniſſe betrachtet, deſto vollkommener iſt, je mehr Licht ſie aus einer gegebenen gleichen Menge Brennſtoff (Oel) zu entwickeln vermag. In dieſer Beziehung nun ſind zuerſt durch Peclet und nach ihm durch Andere im Laufe der letzten 15 Jahre wichtige und geläuterte, auf genaue Beobachtungen geſtützte Anſichten begründet worden. Hiernach ſtehen die Uhrlampen und die neuern (namentlich Thilorier'ſchen) hydroſtatiſchen Lampen in erſter Linie; auf ſie folgen die aeroſtatiſchen Lampen nach Girards Prinzip und die Flaſchenlampen (Lampen mit intermittirendem Niveau), welche einen hohlen Docht haben; dann die Flaſchenlampen mit flachem oder halbrundem Docht, und die

Lampen mit hohlem Dochte, aber einfachem Oelbehälter, in welchem der Oelstand allmählig sinkt (Astral-Sinumbralampen ꝛc.); ferner die Lampen mit solchen einfachen Oelbehältern und flachem oder halbrundem Dochte; endlich jene mit massivem Dochte und einfachem Oelbehälter. Es folgt hier die Angabe, wie viel Gran raffinirtes Rüböl (240 Gran auf 1 preuß. Loth) jede der genannten Lampengattungen stündlich verzehrt, um eine Helligkeit gleich der eines Wachslichtes (4 Stück auf das Pfund) hervorzubringen, und wie viel Loth der Oelverbrauch für 100 Stunden, eben jene Helligkeit vorausgesetzt, beträgt. Hiernach braucht man, um den effektiven Oelverbrauch einer Lampe annähernd zu finden, nur die Zahlen gegenwärtiger Tabelle mit 2, 3, 4 u. s. w. zu multipliziren, wenn die Helligkeit ihrer Flamme 2, 3, 4 Mal so groß ist, als jene eines Wachslichtes.

Oelverbrauch für die Helligkeit eines Wachslichtes zu 4 Stück auf das Pfund

	in 1 Stunde Gran.		in 100 Stunden Loth.	
Uhrlampen (Hohldocht)	100 bis 104		42	bis 43
Hydrostatische Lampen nach Thilorier (Hohldocht)	92 „ 112		37½	„ 47
Aërostatische Lampen nach Girard (Hohldocht)	120 „ 140		50	„ 58
Flaschenlampen mit Hohldocht . .	100 „ 140		42	„ 58
Dergleichen mit flachem oder halbrundem Docht	140 „ 200		58	„ 83
Lampen mit einfachem Oelbehälter und Hohldocht	130 „ 200		54	„ 83
Dergleichen mit flachem oder halbrundem Docht	140 „ 180		58	„ 75
Lampen mit einfachem Behälter und rundem massivem Docht . .	260 „ 280		108	„ 117

Hieraus ergibt sich, wie ungemein groß die Oelersparniß ist, welche — für gleich starke Beleuchtung — durch die Erfindung der flachen und noch mehr der hohlen Dochte, so wie durch die übrigen Verbesserungen der Lampen gewonnen wurde; und man braucht nur diesen Umstand, ganz abgesehen von der Annehmlichkeit eines weißen, fast geruchlosen und rauchfreien Lichtes, in Betrachtung

zu ziehen, um bereitwillig den Fortſchritten des Lampenbaues Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Da ein Wachslicht (4 auf das Pfund) durchſchnittlich 60 Loth in 100 Stunden verzehrt, ſo leiſtet in den beſten Lampen 1 Loth raffinirtes Rüböl eben ſoviel als 1½ Loth einer Wachskerze.

Wenn es nach dem Verſtehenden ſcheinen könnte, als ſeyen die Uhrlampen und hydroſtatiſchen Lampen vor allen anderen Gattungen zu empfehlen, ſo kann dieſes doch in der Praxis nur mit Einſchränkung der Fall ſeyn. Abgeſehen von dem Umſtande, daß die hydroſtatiſchen Lampen das Hin- und Hertragen nicht geſtatten, ſind ſowohl dieſe als die Uhrlampen koſtſpielig in der Anſchaffung, mehr oder weniger den Reparaturen unterworfen und mehr für große als kleine Flammen geeignet. Wo eine mäßige oder gar ſchwache Beleuchtung genügt und Verringerung der Anſchaffungskoſten ein Hauptbeſtreben iſt, wird jederzeit die Wohlfeilheit der einfacheren Lampengattungen dieſen den Vorzug verſchaffen, zumal ihr Licht zwar relativ (auf gleiche Helligkeit bezogen) theurer zu ſtehen kommt, aber abſolut genommen eine kleine einfache Lampe mit ihrem ſchwachen Lichte doch viel weniger Oel verbraucht, als eine große, ſtark leuchtende Uhrlampe. Wer dem Handwerker in ſeiner Werkſtätte die mechaniſchen Lampen empfehlen wollte, würde eben ſo verſtändig handeln, als der, welcher etwa die Schwarzwälder Uhren in den Stuben der Landleute aus dem Grunde durch aſtronomiſche Uhrwerke erſetzen möchte, weil letztere richtiger gehen. Aehnliches gilt von den hohlen Dochten gegenüber den flachen, ſofern letztere ſich für die kleinſten Flammen gut anwenden laſſen, wo Hohldochte ſchon zu eng ſeyn müßten, um noch mit Vortheil gebraucht zu werden. Darauf wäre jedoch mit Fug und Recht hinzuarbeiten, daß ſtatt der räucherigen Küchenlampen u. ſ. w. mit vollem rundem Dochte allgemeiner Lampen mit flachem Docht, ſtatt der Lampen mit einfachem Oelbehälter (bei flachen halbrunden oder hohlen Dochten) ſo vielmöglich ſolche mit Oelflaſche angewendet würden.

Schließlich noch ein Paar Worte über die Materialien zur Erleuchtung mittelſt Lampen. — Die Anwendbarkeit des gebräuchlichſten Lampenöls, nämlich des Rüböls, wird bekanntlich durch das Raffiniren (mittelſt Schwefelſäure) ſehr bedeutend erhöht, indem das raffinirte Oel viel weniger geneigt iſt, Qualm und üblen

Geruch zu verursachen, und kohligen Schmutz auf den Dochten abzusetzen. In einer Uebersicht der neueren Fortschritte des Beleuchtungswesens darf demnach nicht unerwähnt bleiben, daß diese Raffinirung des Brennöls ebenfalls ein Gewinn der letzten Jahrzehnte ist. Der berühmte französische Chemiker Thenard erfand sie 1808; weniger vollkommen wurde sie aber schon 1790 von dem Engländer Gower ausgeübt. Auch den Thran, der in seinem rohen Zustande beim Brennen einen sehr unangenehmen Geruch verursacht, weiß man gegenwärtig so zu reinigen, daß er in allen Lampen gebrannt werden kann, ohne eben mehr Geruch als Rüböl zu erzeugen.

Ob aus gleichen Gewichtmengen verschiedener fetter Oele eine gleiche oder eine verschiedene Menge Licht entwickelt wird, wenn man sie in Lampen unter übereinstimmenden Umständen verbrennt, ist eine noch größtentheils unentschiedene Frage. Zwischen Baumöl und raffinirtem Rüböl findet in dieser Hinsicht kein Unterschied statt. Der englische Chemiker Ure gibt zwar an, gefunden zu haben, daß in einer und derselben Lampe, zur Erzeugung gleicher Lichtstärke während gleich langer Zeit, von Olivenöl um 45 Proz., von Südseethran um 58 Prozent, und von Kokosnußoleïn sogar um 121 Prozent mehr erforderlich wäre, als von Wallrathöl; allein seine Versuche scheinen nicht ganz zuverlässig und die genannten Unterschiede jedenfalls viel zu groß zu seyn. Andere schreiben dem gereinigten Thran ein viel höheres Lichtentwicklungsvermögen zu, als dem raffinirten Rüböle, aber ebenfalls ohne auf vollkommenes Vertrauen Anspruch machen zu können. Dieser Gegenstand, der von bedeutender Wichtigkeit seyn kann, erfordert also neue und gründliche Untersuchung.

Dampflampen. — Brennbare Flüssigkeiten, welche sich bei geringer Hitze in Dampf verwandeln, können auf die Weise zum Behufe der Beleuchtung verbraunt werden, daß man sie aus dem Vorrathsbehälter durch einen Docht bis nahe an die Verbrennungsstelle hinführt, und hier durch die Hitze der eigenen Flamme verdampfen läßt, worauf der Dampf sich entzündet. Der Docht reicht also hier nicht bis in die Flamme, und kommt auch nie selbst zum Brennen. Dies ist das Prinzip der Dampflampe oder fälschlich so genannten Spiritus-Gaslampe, welche Lüdersdorff in Berlin 1834 erfunden hat. Das Brennmaterial derselben (der

ſogenannte Leuchtſpiritus) beſteht aus einem Gemiſche von 4 Maß ſehr ſtarken Weingeiſtes und 1 Maß rektifizirten Terpentinöls. Der Weingeiſt für ſich allein gibt eine ſehr blaſſe, zur Beleuchtung gar nicht geeignete Flamme; die Flamme des unvermiſchten Terpentinöls leuchtet zwar ſehr hell, raucht aber ſtark. In dem Gemiſche aus beiden Flüſſigkeiten findet ſich die Unvollkommenheit jeder einzelnen in der Art gehoben, daß man eine ſehr helle Flamme ohne Rauch gewinnt. Dieſes Gemiſch gibt übrigens bedeutend weniger Licht aus, als ein gleich großes Gewicht Rüböl, wenn letzteres in guten Lampen, beſonders in der Uhrlampe oder hydroſtatiſchen Lampe, verbrannt wird. Dadurch, und durch den hohen Preis des Leuchtſpiritus an ſich, wird die Dampflampe zu einem ſehr koſtſpieligen Beleuchtungsapparate, überdieß erheiſcht die Feuergefährlichkeit des Spiritus einige Vorſicht bei deſſen Gebrauch: Gründe genug, daß eine große Verbreitung der Lüdersdorff'ſchen Lampen weder bisher Statt gefunden hat, noch in Zukunft zu erwarten iſt, obſchon deren prachtvolles blendend weißes Licht, verbunden mit der Leichtigkeit, die Flammen gleich Gasflammen in zierlicher Weiſe zu gruppiren, ſie als Luxuslampen empfiehlt. Das Umhertragen geſtatten ſie nicht, indem dabei die Flammen leicht auslöſchen.

Der Spiritusbehälter wird entweder in Geſtalt einer Vaſe, Säule ꝛc. ausgeführt, von welcher ſich oben das Dochtrohr erhebt; oder man wendet die Einrichtung der für Oel gebräuchlichen Kranzlampen und Flaſchenlampen auf bekannte Weiſe an. Der Docht iſt dick und mehrere Zoll lang, beſteht aus einem Büſchel baumwollener Fäden und befindet ſich in dem meſſingenen Dochtrohr, welches oben mit einem runden hohlen Knopfe endigt. Der letztere enthält auf ſeinem Umkreiſe eine Anzahl ſehr kleiner Löcher. Um die Lampe anzuzünden, erwärmt man den Knopf mit einem brennenden Stücke Papier, oder mittelſt einer Flamme von gewöhnlichem Weingeiſt; dadurch wird eine kleine Menge des dem Dochte aufgeſogenen Leuchtſpiritus in Dampf umgewandelt, dieſer tritt aus den Löchern hervor und entzündet ſich. Von nun an ſind es die Dampfflammen ſelbſt, welche die zu ihrer eigenen Unterhaltung nöthige fortwährende Dampferzeugung bewirken, indem ſie den Knopf erhitzen, der einen hinlänglichen Wärmegrad auf das Dochtrohr und den Docht überträgt.

Die von Morey in Nordamerika erfundene Dampflampe ist älter als die Lüdersdorff'sche, aber mit dieser in Bezug auf Anwendbarkeit gar nicht zu vergleichen. Sie besteht aus einem metallenen Gefäße, in welchem gleiche Maaße Terpentinöl und Wasser durch eine untergesetzte Weingeistlampe zum Kochen erhitzt werden. Das Gemenge von Terpentinöldampf und Wasserdampf tritt durch mehrere kleine Oeffnungen aus und wird vor denselben entzündet. Der Wasserdampf wird hierbei, wie begreiflich, nicht mit verbrannt, sondern wirkt nur dadurch, daß er den Oeldampf verdünnt, mit der Luft in vollständigere Berührung bringt und somit die Entstehung des Rauches verhindert. Offenbar entspricht es dem Zwecke weit besser, den Weingeist zu dem Terpentinöl zu geben (wie es in der Lüdersdorff'schen Lampe geschieht), statt ihn in einer besondern Lampe als Heizmaterial zu verbrennen. Morey's Lampe hat daher auch, soviel bekannt, keinen Eingang gefunden.

Gaslicht. Daß die nicht flüchtigen Körper des Thier- und Pflanzenreichs, wenn sie der Destillation unterworfen, d. h. unter Ausschluß der Luft einer dem Glühen nahe kommenden Hitze ausgesetzt werden, sich verkohlen und dabei brennbares Gas entwickeln, ist eine alte Beobachtung; allein der Gedanke, dieses Gas als Erleuchtungsmittel anzuwenden, gehört der neuern, die wirklich erfolgreiche und ausgedehnte Anwendung der ganz neuen Zeit an. An der Steinkohle, welche in der genannten Beziehung sich ähnlich wie die vegetabilischen und animalischen Substanzen verhält, scheint diese Eigenschaft zuerst von dem Engländer Clayton im Jahr 1737 beobachtet worden zu seyn. Allein diese Versuche scheinen noch lange nachher Niemanden veranlaßt zu haben, das Steinkohlengas zur Beleuchtung zu benutzen. Die ersten Nachrichten von einer solchen Benutzung finden sich aus dem Jahre 1792, wo der Ingenieur der Maschinenfabrik von Boulton und Watt, Namens Murdoch, sein Haus und seine Werkstätte zu Redruth in Cornwall mit Gas aus Steinkohle erleuchtete, und sich dazu eines Apparats bediente, der im Wesentlichen mit dem jetzt gebräuchlichen übereinstimmte. Er hatte sogar schon zinnerne tragbare Gasbehälter, um das Gas an beliebigen von der Bereitungsstelle entfernten Orten benutzen zu können. Es ist sonach wohl gewiß, daß die Erfindung des Gaslichtes England angehört, obschon die

Franzoſen gewohnt ſind, ſie ihrem Landsmanne Lebon zuzuſchreiben. Dieſer Ingenieur verkohlte Holz in verſchloſſenen Behältern und benutzte das dabei entwickelte Gas, indem er es verbrannte, ſowohl zur Heitzung als zur Beleuchtung, weßhalb er ſeinem Apparate den Namen Thermolampe gab. Die Leiſtung der Lebon'ſchen Thermolampe wurde im Jahre 1800 bekannt, aber nicht ſogleich ihre Einrichtung, welche in Deutſchland etwas ſpäter (1803) von Winzler nacherfunden wurde. Indeſſen ergab ſich bald, daß eine vortheilhafte Anwendung des Holzgaſes zur Beleuchtung nicht möglich war, da dieſes Gas mit ſehr blaſſer Flamme brennt. Die Thermolampe iſt daher ſchnell wieder in Vergeſſenheit gekommen. Inzwiſchen ſetzte Murdoch von 1792 bis 1802 ſeine Verſuche über das Steinkohlengas fort, und im Frühjahr 1802 gelangte ſeine Erfindung zu allgemeiner Kenntniß, indem er bei Gelegenheit einer großen Illumination zur Feier des Friedens von Amiens einen Theil der Maſchinenfabrik zu Soho mit Gas beleuchtete. Die erſte planmäßig ausgeführte Anwendung der Gasbeleuchtung im Großen iſt zu Mancheſter gemacht worden, wo 1804 und 1805, unter Murdoch's Leitung, in der großen Baumwollenſpinnerei von Philipps und Lee ein bedeutender Apparat aufgeſtellt wurde, der 3000 Lichtflammen zu erſetzen beſtimmt war. Nach dieſem Vorbilde folgten dann bald die ausgedehnteſten Anwendungen des Gaslichtes ſowohl zur Beleuchtung der Gebäude als auch der Straßen. Beſonders ſeit 1810 oder 1811 wurde in dieſer Beziehung viel gethan, ſo daß 1815 ſchon viele Straßen und Gebäude Londons, wie anderer engliſchen Städte, mit Steinkohlengas erleuchtet wurden, 1819 bereits über 51,000 Gaslichter in London allein vorhanden waren, und im Jahre 1822, ungerechnet mehrere kleineren Unternehmungen, in dieſer Hauptſtadt vier große Gaskompagnien beſtanden, welche in ſechs Gaswerken 1315 Retorten und 47 Gaſometer von überhaupt 917,940 Kubikfuß Inhalt beſaßen, jährlich aus 33,000 Chaldrons Steinkohlen über 397 Millionen Kubikfuß Gas produzirten, daſſelbe durch eine Geſammtröhrenlänge von etwa 250 engliſchen (54 deutſchen) Meilen vertheilten und damit 61,203 Privatlichter und 7268 Straßenlampen unterhielten.

Von England aus verbreitete ſich die Gasbeleuchtung nach Nordamerika, und ſeit der Wiederherſtellung des Friedens 1815

auf das europäische Festland, namentlich nach Deutschland, wo indeß schon einige Jahre vorher einzelne Versuche mit dieser Beleuchtungsart gemacht worden waren. In dieser letztern Beziehung ist insbesondere anzuführen, daß Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fischergasse in Freiberg mit Gas erleuchtete, worauf er 1816 das Gaslicht auf dem Amalgamirwerke bei Freiberg einrichtete. Außer ihm erwarben sich damals und bald nachher in Deutschland besonders Prechtl und Tabor wesentliche Verdienste um die Bekanntmachung und Einführung der Gasbeleuchtung. Ersterer ließ 1817 das Gebäude des polytechnischen Instituts, und 1818 zwei Straßen von Wien mit Gaslaternen versehen; diese beiden vorübergehenden Versuche haben jedoch für Wien damals keine weitere Folge gehabt. Die von Prechtl 1817 herausgegebene praktische Anleitung zur Gasbeleuchtung hat in jener Zeit wesentlich mitgeholfen, um diesem neuen Gegenstande die Bahn zu brechen. Tabor schrieb 1822 ein ausführlicheres Werk über das Gaslicht. Im Allgemeinen fand in Deutschland die Gasbeleuchtung weit weniger schnell Eingang und Verbreitung als in England, wozu — nebst mancherlei andern Verhältnissen — hauptsächlich wohl der Umstand beigetragen hat, daß bei uns die Steinkohlen meist weniger gut und verhältnißmäßig theurer, das Brennöl und die Talglichte dagegen wohlfeiler sind als in Großbritannien, mithin die Wage der Konkurrenz nicht immer einen so sehr großen Ausschlag zu Gunsten des Gases gibt, als dort.* Gleichwohl erhielten nach und nach mehrere der größern deutschen Städte Gaserleuchtung in größerm Umfange, namentlich Hannover (seit

---

* In England konnte man 1837 das Pfund Talglichte, aus 6 Stück bestehend, auf 8 Pence, das Gallon gutes Brennöl auf 5 Schilling (60 Pence) anschlagen. 1 Gallon Oel gibt ungefähr 15 Mal so viel Licht als 1 Pfund Talgkerzen; um das letztere zu ersetzen, war also für 4 Pence Oel nöthig. Dagegen kam die Menge Steinkohlengas, welche hinsichtlich der Leuchtkraft das Aequivalent von 1 Pfd. Talgkerzen bildete, dem Konsumenten nur auf 1⅓ bis 3¾ Pence (nach der abweichenden Güte des Gases an verschiedenen Orten) zu stehen. Die theuerste Gasbeleuchtung erreichte also an Kostspieligkeit noch nicht das Oel, und kostete weniger als die Hälfte vom Preise des Talglichtes. Die wohlfeilste Gasbeleuchtung aber betrug nur 30 Prozent vom Preise des Oels oder 15 Prozent von jenem der Talgkerzen.

1826, gegenwärtig etwa 450 Straßen- und eine viel größere Anzahl Privatlichter), Berlin (seit 1828, mit 85 Retorten, 4 Gasometern von zusammen 118,000 Kubikfuß Inhalt, über 25,000 Ruthen oder 12½ preuß. Meilen unterirdischer Röhrenleitung; zu Ende des Jahres 1833 schon 6513 Flammen, davon 1783 in Straßenlaternen, Gasverbrauch in der längsten Nacht gegen 280,000 Kubikfuß), Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M. (anfangs Oelgas, jetzt Harzgas), Wien (seit 1840), Köln (seit 1841), und außerdem wird von dem Gaslichte von Tag zu Tag mehr Gebrauch für einzelne große Gebäude (Fabriken, öffentliche Versammlungsorte u. dergl.) gemacht. Eine wahrhaft ungeheure Ausdehnung aber hat diese Erleuchtungsart in Großbritannien gewonnen. So betrug z. B. 1834 die Zahl der Gaslampen in London 168,000, welche durchschnittlich täglich 4,200,000 Kubikfuß Gas verbrauchten. Für 1837 wurde folgender Bestand ermittelt:

Gaskompagnien 12.
Gaswerke dieser Gesellschaften 18.
Kapital in den Gaswerken, Apparaten, Röhren ꝛc. 2,800,000 Pfstrl.
Jährliches Einkommen 450,000 Pfstrl.
Jährliche Gasmenge 1460 Mill. Kubikfuß.
Privatgaslichter 134,300.
(auf ungefähr 4000 Konsumenten vertheilt).
Straßenlichter 30,400.
Gasometer 176.
Länge der unterirdischen Röhrenleitungen an 1000 engl. oder etwa 200 deutsche Meilen.
Jährlicher Steinkohlenverbrauch zur Gasbereitung 180,000 Tons oder 3,600,000 Ztr.
Gasverbrauch in der längsten Nacht (24. Dez.) 7,120,000 Kubikf.
Zahl der Lampenanzünder 380.

Die kleineren Privatgaswerke, welche nur zu eigenem Gebrauche arbeiten, sind hierbei außer Berechnung gelassen.

Eine höchst interessante Uebersicht des Betriebes der wichtigsten britischen Gaswerke während der Jahre 1834—1837 ist in dem letztgenannten Jahre von Hedley, Ingenieur der Alliancegaswerke zu Dublin, entworfen und dem Hause der Gemeinen vorgelegt worden. Wir entnehmen daraus folgende tabellarisch zusammengestellte Nachrichten.

Bezeichnung der Gaswerke.	Gasproduktion aus 1 Tonne (20 Zentner) Steinkohlen.	Zahl der Gasometer.	Zahl der Straßenlampen.	Gasverbrauch in jeder Lampe, per Stunde.	Zahl der Brennstunden während des Jahrs.	Jährlicher Preis des Gases zu einer Lampe.	Gasverbrauch im Jahre.
	Kubikfuß.			Kubikfuß.		L. sh. d.	Kubikfuß.
Birmingham	6500	6	490	5	2938	1 10 0 und 2 0 0	48 Mill.
Birmingham und Staffordshire	6500	12	1500	5	3042	1 18 0	85 „
Macclesfield	6720	3	220	4	(8 Monate)	2 10 0	15 „
Stockport	7800	4	230	4	2800	2 10 8 (1834) 2 0 0 (1837)	12 „
Manchester	9500	12	2375	1 und 2	3390	1 2 0 und 2 0 0	100 „
Liverpool	9500	10	1730	3½	3000	4 0 0	? (über 80 Mill.
Bradfort (1834) . . .	8000	4	220	5	2600	2 12 6	8,619,000
Leeds (1834)	6500	5	517	4	2330	2 12 6	31 Mill.
Sheffield (1835) . . .	8000	6	600	4	2200	2 10 0	40 „
Leicester (1837) . . .	7500	4	414	5	3000	3 18 6	18 „
Derby (1834)	7000	4	219	5	2173	2 2 0 und 2 7 0	18 „
Nottingham (1834) . .	7000	2	300	5	4327	3 3 0	18 „
London (1834) . . .	8500	130	26,280	4	4327	4 0 0	1000 „
„ (1837)	8500	176	30,400	4	4327	4 0 0	1460 „

In Paris bestehen 3 Haupt-Gaskompagnien zusammen mit 200 Retorten und 14 Gasometern, von welchen der größte 205,000 Kubikf. Inhalt hat.

Die Vortheile, welche die Beleuchtung mittelſt Gas darbietet, beruhen in der vorzüglichen Schönheit, nämlich Gleichmäßigkeit und Helligkeit des Lichtes an ſich; in der Bequemlichkeit beim Gebrauche deſſelben; in der (unter manchen Umſtänden wohl beachtenswerthen) geringern Feuergefährlichkeit, vergleichungsweiſe gegen Kerzen oder Oellampen; endlich in deſſen Wohlfeilheit, worin das Gas faſt alle Mal, und oft ſehr bedeutend, die Lampenbeleuchtung (noch mehr das Kerzenlicht) übertrifft, wenn die Gasbereitung nach einigermaßen großem Maßſtabe ſtattfindet. Man hat Leuchtgas aus ſehr verſchiedenen Materialien darzuſtellen unternommen; aber das Steinkohlengas hat bisher unwandelbar den Vorzug vor allen andern behauptet. Das Gas aus Holz brennt, wie ſchon erwähnt worden iſt, viel zu blaß, um brauchbar zu ſeyn; eben ſo verhält ſich das aus Torf zu gewinnende Gas. Fette Oele (namentlich ſchlechter Thran oder der Bodenſatz aus den Oelfäſſern, da reines Oel viel zu theuer iſt), ſo wie Harz, Theer und Pechöl liefern ein Gas, welches zwar heller leuchtet als Steinkohlengas, aber für gleiche Lichtſtärke doch höher zu ſtehen kommt als dieſes. Daher hat die (von Taylor 1815 erfundene) Beleuchtung mit Oelgas ſich wenig verbreitet. Um eine Helligkeit gleich einer Talgkerze (6 Stück auf das Pfund) zu erzeugen, werden ſtündlich verbrannt: von Steinkohlengas $\frac{1}{4}$ — $\frac{5}{4}$ Kubikfuß (je nachdem es von größerer oder geringerer Güte iſt), durchſchnittlich $\frac{1}{10}$ Kubikfuß; von Oelgas $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{3}$ Kubikfuß. Vergleicht man Steinkohlengas und Oelgas, beide von mittlerer Güte, ſo gibt 1 Kubikfuß des letztern etwa $2\frac{1}{2}$ Mal ſo viel Licht als 1 Kubikfuß des erſtern. Gas aus Fichtenharz ſoll ungefähr das doppelte, Gas aus Pechöl das $1\frac{1}{2}$fache Leuchtvermögen des Steinkohlengaſes beſitzen. — Selligue in Paris erfand 1837 die Bereitung des ſogenannten Waſſergaſes, welches durch Zerſetzung des Waſſerdampfes mittelſt glühender Holzkohlen dargeſtellt wurde, und (nebſt der im frühern erwähnten Beale'ſchen Theeröllampe) die unſchuldige Veranlaſſung zu den lächerlichen Gerüchten über ſogenanntes atmoſphäriſches Luftgas hergab. Da das Gas, welches durch Zerſetzung des Waſſerdampfes mittelſt Holzkohle erhalten werden kann, keine ſtark leuchtende Flamme liefert, ſo verband Selligue in ſeinem Apparate mit der Waſſerzerſetzung zugleich die Deſtillation eines mineraliſchen, angeblich aus bituminöſem

Mergelschiefer gewonnenen Oeles, und ließ das aus diesem entwickelte, stark leuchtende Gas sich mit dem Wassergase vermengen. Anpreisungen der übertriebensten Art, das neue Gas betreffend, durchflogen die Welt, und in mehreren Städten Frankreichs und Belgiens (Paris, Lyon, Straßburg, Antwerpen) schritt man zur Anwendung desselben im Großen. Allein nachdem man sich durch unverhoffte kostspielige Erfahrungen überzeugt hatte, daß das erforderliche mineralische Oel gar nicht in der nöthigen Menge herbeigeschafft werden konnte, ja daß das Gas von sehr wandelbarer Güte und oft ganz schlecht ausfiel; nachdem überdieß ein trauriger Erstickungsfall (in Straßburg im Januar 1841, wobei mehrere Personen in Folge des in ein Zimmer eingedrungenen Gases das Leben verloren) gezeigt hatte, daß der große Gehalt an Kohlenoxyd im Wassergase dieses (ganz verschieden vom Steinkohlen- und Oelgase) zu einer höchst gefährlichen Luftart macht — hat die Wassergaswuth sich schnell gelegt, und man hört jetzt nicht mehr von dieser so voreilig gerühmten Erfindung sprechen.

Die Gasbeleuchtungsapparate haben sowohl in den zur Erzeugung und Reinigung des Gases, als in den zur Auffammlung, Fortleitung und Verbrennung desselben dienenden Theilen nach und nach eine Menge mitunter sehr wesentlicher Verbesserungen erfahren, und namentlich ist dieses in England fast fortwährend der Fall gewesen. Es ist jedoch unmöglich, in Erörterungen über die einzelnen hieher gehörigen Erfindungen einzugehen, ohne sie mit technischen Auseinandersetzungen zu verknüpfen, wozu die gegenwärtige Darstellung keinen passenden Ort darbietet.

Eine dem gewöhnlichen Gaslichte mangelnde und gleichwohl sehr wünschenswerthe, ja in vielen Fällen unerläßliche Eigenschaft, nämlich die Tragbarkeit, hat man auf verschiedene Weise zu erreichen gesucht. Ich habe bereits angeführt, daß der Erfinder der Steinkohlengasbeleuchtung, Murdoch, auch das Gas in metallenen Gefäßen zu transportiren versuchte. Nach ihm hat man öfters einen ähnlichen Weg eingeschlagen, um das Gas ohne Röhrenleitung an die zu beleuchtenden Orte zu schaffen; allein die zu einer länger dauernden Beleuchtung erforderliche Menge Gas nimmt einen zu großen Raum ein, als daß diese Methode eine sehr häufige und bequeme Anwendung finden könnte. Daher kam Gordon in Edinburg (1819) auf die Erfindung, das Gas in

Behältern von Kupfer- oder Eisenblech mittelſt Druckpumpen ſtark (auf den 15ten, 20ſten, ja ſogar bis auf den 30ſten Theil ſeines natürlichen Umfanges) zuſammenzupreſſen, um es tragbar zu machen. Allein die Möglichkeit von lebensgefährlichen Exploſionen, ſo wie mehrere techniſche Schwierigkeiten, haben veranlaßt, daß von dieſem Gedanken zur Zeit noch kein erheblicher Nutzen gezogen werden konnte, und namentlich die **Portable Gas-Company** in London bald wieder eingegangen iſt. Zudem würde ſelbſt das komprimirte Gas zwar leicht transportabel, aber doch nicht in dem vollkommenen Sinne tragbar ſeyn, wie eine Oellampe oder ein Kerzenlicht, da es noch immer zu große Gefäße erfordert.

Schließlich dürfte noch anzuführen ſeyn, daß mittelſt der Gasflamme ein äußerſt ſtarkes und glänzend weißes Licht hervorgebracht werden kann, wenn man einen Strahl von Sauerſtoffgas in ſie leitet und ein Stückchen gebrannten Kalk ihrer Einwirkung ausſetzt. Der Kalk entwickelt hierbei, indem er zum heftigſten Glühen kommt, das erwähnte höchſt intenſive Licht, zu deſſen Erzeugung man ſich auch der Weingeiſtflamme, ja noch erfolgreicher der Flamme des Waſſerſtoffgaſes bedienen kann. Auf die ſtarke Lichtentwickelung aus glühendem Kalke wurde zuerſt von dem engliſchen Phyſiker Brewſter im J. 1820 aufmerkſam gemacht. 1825 benutzte der Ingenieurlieutenant **Drummond** dieſe Erſcheinung zur leichtern Beobachtung entfernter Zielpunkte bei trigonometriſchen Vermeſſungen in Irland, wo er durch Glühen des Kalkes in einer von Sauerſtoffgas angefachten Weingeiſtflamme ein 66 engliſche Meilen weit ſichtbares Licht zu Stande brachte. Später wurde auf ähnliche Weiſe die Beleuchtung der Objekte bei dem Hydrooxygengas-Mikroſkope hervorgebracht, indem man ſich dazu einer Flamme von Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas bediente; und zuletzt ging daraus der gigantiſche Vorſchlag **Gaudin's** zu dem ſogenannten **Siderallichte** hervor, womit man gleichſam die Sonne erſetzen und ganz Paris von Einem Punkte — dem Montmartre — aus beleuchten wollte: eine Idee, die es nicht gänzlich verdient verlacht oder in Vergeſſenheit begraben zu werden; denn was wir für das Hirngeſpinnſt eines überſpannten Kopfes zu halten geneigt ſind, ſehen vielleicht einſt unſere Enkel ohne großes Staunen ausgeführt, weil ſie durch andere eben ſo große Fortſchritte der techniſchen Künſte mehr als wir darauf vorbereitet ſeyn werden.

K. K.

Die Bedeutung der russischen Kirche für die Gegenwart.

Bald nach dem Anfange des Jahres 1839 hörte man über eine Veränderung, die sich in der griechisch-unirten Kirche von Rußland vorbereite, Gerüchte, welche bei dem vielfach getheilten Interesse des europäischen Publikums einen verschiedenartigen, bei allen Denkenden aber einen großen Eindruck machten.

Seit fünf und zwanzig Jahren hatten sich die Blicke Europas mit lebhaftem Interesse auf Rußland gerichtet, seit der Bezwingung des polnischen Aufstandes hatte dieses Interesse in der öffentlichen Meinung, um dem mildesten Ausdruck zu brauchen, die Farbe der Besorgniß angenommen. Man hatte vom Anfange des Jahrhunderts an die konsequente Politik des russischen Kabinets bewundern müssen; die großartige Gesinnung Alexanders, von einem für alle edleren Gefühle höchst empfänglichen Gemüthe getragen, sein entschiedenes Vorgehen im Kampfe gegen den Unterdrücker Europas hatten eine Glorie von Aufopferung und Heldenmuth um Rußland gezogen. Man hatte sich gewöhnt, es als innig vereint mit dem europäischen Staatenbunde auf dem Wege zu denken, durch fortgehende Civilisation sich immer enger mit demselben zu verbinden.

Diese Hoffnung wurde durch die Vorgänge in Polen, durch das Verhalten Rußlands gegen die preußische Grenze, und durch seine Maßnahmen gegen die römisch-katholische Kirche geschwächt. Um diese letzteren zu verstehen, muß man folgendes bedenken.

Nach den Befreiungskriegen zeigte sich ein großes religiöses Interesse, eine rege Theilnahme an dem Positiven des Christenthums

weitverbreitet. Neben dieſer Theilnahme ging die Thätigkeit für eine chriſtliche Reſtauration der Staatswiſſenſchaften her. Während der Befreiungskriege war dieſe Theilnahme in den proteſtantiſchen Kirchen hervorgetreten. Die Generation, welche zu jener Zeit in den Jahren jugendlicher Kraft ſtand, hatte mit Begeiſterung und mit der Friſche, welche den Zeiten des Umſchwungs eigen iſt, ein tieferes Gefühl, größeren Ernſt und die Anerkennung der alten Wahrheit gefordert. Eine nachfolgende Generation, von dem Punkte, den jene erreicht hatten ausgehend, war bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß man, um das gewünſchte Ziel zu erreichen, die proteſtantiſche Kirche organiſiren müſſe, und daß man nur von einer kräftig organiſirten Kirche die Reſultate erwarten dürfe, welche jene gefordert hatten. Sie hält an dieſer Ueberzeugung, obgleich nach dem unvermeidlichen Laufe der Dinge in Parteien gehalten und ſich gegenſeitig ſelbſt bekämpfend, fortwährend feſt.

Es wäre unbegreiflich geweſen, wenn der römiſche Stuhl, in Benützung der Umſtände von jeher ein unerreichter Meiſter, dieſe Konjunkturen hätte vorübergehen laſſen, ohne ſie für ſich wirkſam zu machen. Er ließ ſich dieſe Vernachläſſigung nicht zu Schulden kommen. Mit unveränderten Grundſätzen ging er daran, alles Verfallene aufzubauen, und über ganz Europa hin erſtand die katholiſche Kirche wieder, grenzte ihr Beſitzthum ab, und bereitete ſich vor, es zu erweitern. Jene Gleichgültigkeit gegen die Kirche und ihre Prinzipien, welche eine Zeitlang auch in der katholiſchen Kirche, beſonders bei den Gelehrten Eingang gefunden hatte, verlor ſich allmählig und machte einem konſequenten, thätigen Eifer Platz.

In einem Punkte waren die proteſtantiſchen Kirchen und die katholiſche ſich gleich, ich meine darin, daß auch in der katholiſchen Kirche in der Zeit des Umſchwungs eine allgemeine Begeiſterung ſich kund gab, welche, da ſie das Einzelne noch nicht mit ſcharfem Blick anſah und abwog, die Begeiſterten beider Kirchen brüderlich an einander zog. Es ſchien als ob in dieſer Glut der Liebe die abendländiſchen Kirchen in eine dauernde Union zuſammenſchmelzen ſollten. Aber wie bei den Proteſtanten, ſo gelangte auch bei den Katholiken die folgende Generation zu der Ueberzeugung, daß man im geſchloſſenen Vereine der Kirche vorangehen müſſe, ſie fühlte, daß hier im Allgemeinen kein Heil ſey, daß man das Beſonderſte feſthalten, daß man die katholiſche Kirche nur als ſolche, nur als

den beſtehenden Bau, an dem Jahrhunderte gebaut, erhalten könne. In dem Grade aber, in welchem beide Kirchen ihr Eigenthümliches zu wahren ſich beſtrebt zeigten, gingen ſie aus einander, ſo doch, daß beide die Strenge in der Bewahrung des Poſitiven gegenſeitig an einander prieſen.

Da geſchah, was dem aufmerkſamen Beobachter der mannichfachen Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete nicht unerwartet kam. Indem die Gegenſätze, die mehr oder weniger in Vergeſſenheit gerathen waren, unbeachtet ſich abgeſtumpft und geglättet hatten, wieder beſtimmter ins Auge gefaßt wurden, ſchärften ſie ſich und traten hervor. Da dies aber von beiden Seiten geſchah, mußten ſie zuſammentreffen. Der Klang dieſes Zuſammenſtoßes machte Europa aufmerkſam, man erkannte, daß manches ſich verändert hatte. Die Menge nahm heftig für und wider Partei, die Klugen ſuchten es ſich auf ihre Weiſe zurechtzulegen, ohne ſich doch verhehlen zu können, daß die Klugheit dieſe Verhältniſſe nicht zu erſchöpfen vermöge. In der That war, was in dieſer Beziehung zu Tage trat, nicht ein Zufälliges, von dem Eigenſinn eines Prälaten etwa und dem raſchen Eingreifen der weltlichen Macht hervorgerufen, ſondern es war ein Symptom eines allgemeinen Zuſtandes, ohne dieſen nicht möglich, wenn dieſer aber einmal gegeben war, hier oder dort unvermeidlich.

Wohlgeſinnte Fromme, im Beſitze der einfachen evangeliſchen Wahrheit glücklich, und von den Wirkungen derſelben erquickt, mochten die liebevolle Hoffnung hegen, daß auf friedlichem und ſtillem Wege alle Differenzen ſich ausgleichen, und in gegenſeitiger Uebereinſtimmung in den Hauptſätzen der älteſten Kirche eine weſentliche Vereinigung bei verſchiedenen Formen zu Stande kommen werde; ehe ſie es denken konnten, war man allenthalben über ihren Standpunkt hinausgegangen, und ſie ſahen mit Erſtaunen an der Stelle jenes friedlichen Gefildes, auf dem verſöhnte Brüder ſich den Bruderkuß gaben, kampfgerüſtete Schaaren, bereit die alten Schlachten zu erneuern. Es blieb ihnen nichts übrig, als in unerfreulicher Iſolirung, der Indifferenz oder unpraktiſcher Träumerei angeklagt, zu verharren und ſich ihrer guten Meinung zu getröſten, oder der einen Partei ſich anzuſchließen. Denn in dem, was laut wurde, war nun nicht mehr von einer Vermittlung die Rede, die eine allgemeine Vereinigung auf friedlichem Wege

herbeiführen sollte, sondern allein davon, welches von den beiden streitenden Heeren das andere zu besiegen und in sich aufzunehmen bestimmt sey.

Indessen hatte man lange nur zwei kämpfende Parteien im Auge; man sah die römische Kirche die alten Ansprüche in ihrem ganzen Umfange erneuern, man sah die protestantischen Kirchen sich diesen Ansprüchen mit den alten Gründen entgegensetzen, und auf die Reinigung ihrer Gemeinden, auf die Begründung der Kirche eifrig Bedacht nehmen. Da lenkte die Aufhebung der Union in Rußland die Blicke nach jener Seite hin. In diesem Zusammenhange betrachtet, war jener Schritt der russischen Regierung von unermeßlicher Wichtigkeit. Die Frage nach der herrschenden Kirche bekam nun eine neue Richtung und eine umfangreichere Bedeutung. Denn den Anspruch, die alleinseligmachende Kirche zu seyn und somit das ausschließliche Recht der Verbreitung über die Erde zu haben, machte nicht blos die römische Kirche, erhoben nicht blos die protestantischen Kirchen; die griechische Kirche sprach nun dasselbe (was von Anfang an ihre Ueberzeugung gewesen war) öffentlich vor Europa aus, und zeigte durch den ersten Schritt, den sie in Folge dieser Ueberzeugung that, daß es ihr Ernst sey, ihren Anspruch in volle Wirksamkeit zu setzen.

Dieser Schritt überraschte Europa; aber die Nachdenkenden erkannten bald, daß er im innigsten Zusammenhang mit wohldurchdachten Entwürfen für die Erhöhung der russischen Macht, und daß er eines der deutlichsten Zeichen dieser Entwürfe sey.

Mehrere Stimmen hatten sich zu jener Zeit in diesem Sinne vernehmen lassen. Sie verstummten allmählig. Die öffentliche Aufmerksamkeit wenigstens wendete sich von diesem Punkte ab. Der Konflikt von Rußland und England in Asien und der Einfluß, welchen Rußland auf die egyptisch-türkische Frage übte, lenkte die Blicke nach dieser Seite. Man wird aber den Grad der Wichtigkeit, welcher in der Erweiterung der Peripherie der russischen Macht liegt, nur dann mit Erfolg beurtheilen, wenn man die Grundsätze richtig erwägt, nach welchen vom Mittelpunkte aus jene Bewegungen nach außen geleitet werden, und dem Geheimnisse der Kraftvermehrung nachforscht, welche aus einfachen Prinzipien hervorgehend das russische Reich nach den Gedanken derer, die es leiten, unwiderstehlich machen muß. Ich meine nicht

das Beſtreben, die innern Schätze des ausgedehnten Reiches vollſtändig kennen zu lernen und auszubeuten, nicht die wohlberechneten Maßregeln, ſich durch geſteigerte eigene Fabrikation von den Fabrikaten des Auslands unabhängig zu machen, auch nicht den Ernſt und die Sorgfalt, mit denen ein großes Heer aus den geeignetſten Individuen mit einem unvergleichlichen Materiale hergeſtellt wird, nicht die Feinheit ruſſiſcher Diplomatie und die Kraft der innern Verwaltung. Ich habe auch nicht im Sinne, den großen und fruchtbaren Gedanken zu beleuchten, nach welchem die geſammte Bevölkerung Rußlands durch Sprache und Literatur ein einziges unzerſtörbar vereinigtes Volk werden ſoll; ſondern ich gedenke nur die Wichtigkeit derjenigen Beſtrebungen nachzuweiſen, welche die konfeſſionelle Einigung der geſammten ruſſiſchen Bevölkerung zum Ziele haben. Die Toleranz des achtzehnten Jahrhunderts hatte den Gedanken einer ſolchen Einigung aufgegeben. Vor Peter dem Großen ſieht man die Herrſcher faſt ohne Ausnahme darnach handeln. In unſerer Zeit iſt die ruſſiſche Regierung darauf zurückgekommen. Sie hatte dazu in den kirchlichen Bewegungen dringende Anläſſe. Das Kirchliche iſt wieder ein Faktor für politiſche Berechnungen geworden. Das allein hätte, auch abgeſehen von der perſönlichen Anhänglichkeit des Kaiſers Nicolaus an die Lehren und Gebräuche der griechiſchen Kirche, ein neues Syſtem in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Rußlands veranlaſſen können. Dringendere Gründe kamen dazu. Nach der für ſie unheilvollen Zeit der Revolutionsjahre ſetzte die römiſche Kirche ihre frühere Thätigkeit fort, deren Ziel das Weltpatriarchat iſt. Die ſchismatiſche Kirche der Griechen, die abgefallenen Gemeinden der Proteſtanten ſollen in den Schoos der römiſchen Mutter zurückkehren. Für Rußland konnte die ruſſiſche unirtgriechiſche Kirche die Vermittlerin zum Uebergang der Griechen in die römiſche Kirche werden. Der Gegenſtand war bedeutend genug, um die Aufmerkſamkeit der ruſſiſchen Regierung auf dieſe ſchwache Seite ihrer Kirche zu lenken. Sie traf ihre Maßregeln, und ehe man von dem Beginne derſelben wußte, hörte man ſchon das vollſtändige Reſultat.

Dieſes Reſultat wurde von ruſſiſcher Seite als ein Ereigniß dargeſtellt, das ſich von ſelbſt verſtehe, als die Wiederherſtellung eines frühern geſetzmäßigen Zuſtandes. Die ruſſiſchen Publiziſten

wiesen das aus der Geschichte nach, und man konnte ihnen zugeben, daß sie die geschichtlichen Daten für ihren Zweck gut zu benützen verstanden; das einzige mochte man an ihnen tadeln, daß sie mit ihrer Beweisführung nicht weit genug zurückgegangen waren, und es bequemer gefunden hatten, den Quell der Verhältnisse, welche das überraschende Ereigniß einleiteten, in spätere Zeit nachzuweisen.

Man muß aber bis nahe an die Einführung des Christenthums in Rußland zurückgehen, um diesen Quell zu finden. Von den frühesten Zeiten des christlichen Rußlands an besteht eine Beziehung zur römischen Kirche, und Rom versucht die russische Kirche der Mutterkirche einzuverleiben. Die Geschichte der russischen Kirche bewegt sich um ihr Verhältniß zu Konstantinopel, aber das Verhältniß zu Rom ist gleichfalls nicht unbedeutend. Von ihrer Gründung an bis zum Sturze des byzantinischen Kaiserthums abhängig von Konstantinopel, wird sie fortwährend aufgefordert, sich mit der römischen Kirche zu vereinigen, und wenn diese Aufforderungen das Ziel haben, die russische Kirche von Konstantinopel zu trennen und zu einem Theile der römischen zu machen, so wurde eine solche Trennung von Zeit zu Zeit von russischen Fürsten und Geistlichen angestrebt, die eine russische Nationalkirche, von allem äußern Einfluß frei, im Auge haben. Die Versuche Roms sind erfolglos bis zu der Zeit, in welcher die Unien ihren Anfang nimmt, die sich Jahrhunderte lang erweitert und der russischen Kirche selbst Gefahr droht. Mit dem Sturze des byzantinischen Reiches hört die Abhängigkeit von Konstantinopel auf, und die Macht der russischen Patriarchen wird bald so bedeutend, daß sie das Ansehen der Zaren in Schatten stellt. Peter der Große hebt im Sinne des Autokrators das Patriarchat auf, ein regierendes kirchliches Kollegium, die heilige Synode, tritt an dessen Stelle. Von dieser Zeit an macht sich der Geist der Toleranz, welcher das achtzehnte Jahrhundert charakterisirt, auch in der russischen Kirche bemerkbar, zugleich das Uebergewicht der weltlichen Regierung über das kirchliche Regiment. Auch in Rußland hört man von Säkularisationen, und das kirchliche Element tritt zurück, bis in der neuesten Zeit eine Rückkehr zu den frühern Prinzipien in Rußland wie in dem übrigen Europa erscheint.

Ich sagte, daß die Verhältnisse, welche in unserer Zeit einen

für Rom betrübten Ausgang hatten, ſich im Laufe einer langen Zeit entwickelten. Man verſteht ſie nicht, wenn man ſie nicht in ihrem Entſtehen durch die Jahrhunderte der ruſſiſchen Kirche beobachtet. Thut man das aber, ſo leuchtet die Wichtigkeit dieſer Verhältniſſe und die Bedeutung der ruſſiſchen Kirche für die Gegenwart von ſelbſt ein.

Die griechiſche Konfeſſion iſt in Rußland fortwährend vorherrſchend, die römiſche macht Verſuche, ſich auch über das ruſſiſche Reich auszudehnen.

Wenn man auch, wie billig, von der Sage abſieht, der denn doch ein faktiſches Verhältniß zu Grunde gelegen haben mag, daß ſchon die heilige Olga Otto den Erſten um Geiſtliche gebeten, und daß dieſer Kaiſer den Pabſt bewogen habe, den Erzbiſchof Adalbert von Magdeburg als Bekehrer nach Rußland zu ſenden, und wenn man auf ſich beruhen laſſen muß, ob ſchon zu Wladimir, dem erſten chriſtlichen Großfürſten, römiſche Geſandte gekommen ſeyen, und ob dieſe Geſandtſchaft dem Patriarchen von Konſtantinopel die Veranlaſſung gegeben habe, dem Großfürſten allen Verkehr mit dem Pabſte abzurathen, und wenn auch die Sendung eines Biſchofs Aleris an den Großfürſten Jaroslav durch Benedikt VIII. zweifelhaft iſt, ſo ſteht doch urkundlich feſt, daß Gregor VII. aufs ernſtlichſte daran gedacht habe, Rußland der römiſchen Kirche einzuverleiben. Als Iſäslav Dimitrij im Jahr 1073, von ſeinen Brüdern vertrieben, umſonſt Hülfe bei dem Polenkönige Boleslav geſucht hatte, ging er nach Deutſchland und wandte ſich an den Kaiſer Heinrich IV., der ohne Erfolg einen Propſt Burchard an Iſäslavs Brüder ſchickte und mit Drohungen die Wiedereinſetzung des Vertriebenen verlangte. Nun ſandte Iſäslav ſeinen Sohn an Gregor VII.; der ſollte ihn ſchützen und ihm auch gegen den Polenkönig, der ihn ſeiner Schätze beraubt hatte, Recht ſchaffen. Iſäslavs Sohn gab dem Pabſte die eidliche Verſicherung, daß er dem Oberhaupte der Apoſtel treu und ergeben ſeyn wolle, und darauf übergab Gregor dieſem Sohne die Regierung des ruſſiſchen Reichs im Namen der Apoſtel. Das päbſtliche Schreiben, aus dem wir dieß erfahren (von 1075), enthält Gregors bekannte Grundſätze über das Verhältniß des Pabſtes zu den weltlichen Regenten. Es war ohne Erfolg.

Von dieſer Zeit an hören die Verſuche nicht auf, Rußland

römiſch-katholiſch zu machen; ſie gingen theils vom Pabſte direkt aus, theils wurden ſie durch Schweden, Polen, Dänemark vermittelt. Sie waren lange erfolglos. Eben um die Zeit Gregers VII. eiferte der ruſſiſche Metropolite Johannes (1078—1093) in ſeiner Sammlung kirchlicher Verordnungen gegen den Gebrauch der ruſſiſchen Großen, ihre Töchter an Fürſten römiſcher Konfeſſion zu verheirathen. Aber Rom ließ ſich nicht abſchrecken. Es wird erwähnt, daß Urban II. einen Biſchof Theoder als Geſandten an den Großfürſten geſchickt habe, und wirklich ſpricht es für eine gewiſſe Annäherung der ruſſiſchen Kirche an die lateiniſche, daß der neunte Metropolit Ephraim für den 9. Mai die Gedächtnißfeier der Verſetzung der Reliquien des h. Nikolaus aus Lycien nach Bari als ein ruſſiſches Kirchenfeſt einführte, ein Feſt, welches der alten griechiſchen Kirche fremd war und nur in der lateiniſchen gefeiert wurde. Der Verkehr der abendländiſchen und der ruſſiſchen Kirche, der aus dieſem Umſtande mit Wahrſcheinlichkeit vermuthet werden kann, iſt in andern Beziehungen erwieſen. Man weiß, daß der Barbaroſſa die Baumeiſter für den Bau der ſteinernen Kirche in Wladimir ſchickte, welche der Fürſt von Suedal, Andreas Jurgewitſch, aufführen ließ, und dieſer Verkehr mochte dem Abt von Clairvaux, Mathias von Cracow, den Muth geben, im Jahr 1158 den Miſſionär Bernhard zu verpflichten, die Ruſſen zur römiſch-katholiſchen Kirche zu bringen. Selbſt ein ruſſiſcher Metropolite, Johannes III., war der Vereinigung der ruſſiſchen und der römiſchen Kirche inſofern nicht ungünſtig, als er in einem Schreiben an den Pabſt Alexander III. die Lehren der orientaliſchen Kirche rechtfertigte, und dieſen Pabſt zu bewegen bemüht war, die Einheit des Glaubens wieder herzuſtellen.

So wurde die ruſſiſche Kirche auch zur Mitwirkung für die großen allgemeinen Intereſſen der Chriſtenheit in Anſpruch genommen. Klemens III. forderte den Großfürſten Wſewolov Jurgewitſch und den Patriarchen Nicephorus II. auf, am dritten Kreuzzuge Theil zu nehmen. Auch das ſpricht für den Verkehr der deutſchen und ruſſiſchen Kirche, daß von Jaroslav dem Großen bis auf Andreas Bagulebsky unter den Ausländern, welche die ruſſiſchen Kirchen malten, ſich beſonders auch Deutſche befanden.

Es war natürlich, daß dem umfaſſenden Blicke Innocentius III. das Land nicht entging, auf das ſchon mehrere ſeiner Verfahren

ihre Augen gerichtet hatten. Denn beſonders bei dieſem großen Pabſte ſieht man es deutlich, wie die römiſchen Biſchöfe nicht den gewöhnlichen Maßſtab für die Wichtigkeit eines Landes haben. Es iſt ihnen genug, daß dieſes Land ein Theil der Erde ſey, die ihnen gehört, und die ihre Kirche umfaſſen muß, um ihre Sorgfalt und ihre Arbeit darauf zu richten. Noch hatte kein europäiſcher Staat die Ahnung von einer möglichen Bedeutſamkeit Rußlands, da die Päbſte ſchon eifrig das Werk der Vereinigung der ruſſiſchen Kirche mit der römiſchen trieben. Der Süden Rußlands war es, auf welchen Innocentius ſeine Wirkſamkeit richtete; er unterhandelte mit den Fürſten von Halitſch zwar ohne Erfolg, doch kam ſchon hier zur Sprache, daß man die ſlaviſche Sprache beim Gottesdienſt laſſen und nichts an den Gebräuchen ändern ſolle. Eben auf Halitſch richtete auch Innocentius IV. ſein Augenmerk. Seine Unterhandlungen mit dem dortigen Fürſten Daniel hatten keinen bleibenden Erfolg, es war aber durch ſie eine Einleitung zur ſpäterhin erfolgenden Unien getroffen.

Die Verſuche der Päbſte ſind um ſo erklärlicher, wenn man hört, daß in den erſten Zeiten des 13ten Jahrhunderts in den großen Handelsplätzen Kiew und Nowgorod Duldung gegen die Römiſchkatholiſchen geübt wurde. Sie durften in Nowgorod eine Kirche bauen, in beiden Städten war ihnen erlaubt, ihren Gottesdienſt mit allen äußern Feierlichkeiten zu begehen; das einzige forderte man von ihnen, daß ſie der Polemik ſich enthielten, und da die Mönche in Kiew dieſer Forderung nicht entſprachen, verjagte man ſie.

Im Jahre 1227 ſtehen ruſſiſche Fürſten in freundſchaftlicher Verbindung mit den Schwertrittern, Honorius III. fordert ſie auf, katholiſch zu werden und Geſandte nach Rom zu ſchicken; ja Gregorius IX. ſchrieb an Jaroslav Wladimirowitſch von Pſkow in der Vorausſetzung, daß derſelbe katholiſch geworden ſey. Innocentius IV. ſchickte eigens den Erzbiſchof von Preußen nach Gallizien, um aus den gelehrten katholiſchen Mönchen dort Biſchöfe zu wählen, und erklärte ſich bereit, alle Gebräuche des griechiſchen Glaubens, welche dem römiſchen Glauben nicht zuwider ſeyen, den Ruſſen zu geſtatten. 1245 hatte der päbſtliche Legat Johannes da Carpini lebhaften Streit mit den ruſſiſchen Theologen in Kiew über die beiden Konfeſſionen. Innocentius IV. machte ſogar den Verſuch, den Großfürſten Alexander Newsky zur Annahme des römiſchen

Glaubens zu bewegen, aber Alexander erklärte aufs entschiedenste seine Anhänglichkeit an die griechische Kirche.

Bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts hatten die Versuche des römischen Stuhls zu keinen Erfolgen geführt. Von dieser Zeit an verbreitet sich die Union. Zwar die eigentliche russische Kirche war dem griechischen Bekenntnisse so anhänglich, daß der russische Metropolitanstuhl vom Jahr 1280—1283 unbesetzt blieb, weil die russische Geistlichkeit von dem römischgesinnten Patriarchen von Konstantinopel, Johannes Beccus, keinen Metropoliten annehmen wollte; aber im Jahr 1318 machte die römische Kirche Anstalt, die russische von der Südseite her einzuschließen. Johann XXII. setzte einen Bischof in Kaffa, dessen Eparchie sich bis an die russische Grenze erstreckte; in Litthauen verbreitete sich die Union unter dem Fürsten Gedimin (von 1319 an); in Ingermannland und Karelen suchte 1347 der Schwedenkönig Magnus Smek die römischkatholische Religion einzuführen. Er forderte die Nowogoroder auf, ihre Theologen mit schwedischen über den Werth beider Kirchen disputiren zu lassen, und als sie sich weigerten, überzog er sie mit Krieg, um sie mit Gewalt zu bekehren. Im Jahr 1349 drückte Kasimir von Polen die griechischen Geistlichen in Wolhynien und verwandelte griechische Kirchen in lateinische. Der Litthauer Jagello (1386) beschränkte die bürgerlichen Rechte der griechischen Konfessionsverwandten und verbot Ehen zwischen ihnen und den Katholiken. Der litthauische Großfürst Witowt war eifrig für die Union. Ihm zu Gefallen entsetzte der russische Metropolite Cyprian (1404) den Bischof Antonius von Turow, einen treuen Anhänger der griechischen Kirche und eifrigen Gegner der Union, Witowt selbst vertrieb (1411) die Stellvertreter des russischen Metropoliten Photias aus Südrußland, zog ihre Dörfer und liegenden Gründe ein und vertheilte sie unter die litthauischen Großen. Nun ging (1414) die Tscherwensche Eparchie zur Union über, und Witowt schickte den gelehrten Bulgaren Gregor Zamblek nach Konstantinopel mit der Bitte an den Kaiser und den Patriarchen, diesen Zamblek zum Metropoliten von Kiew zu ernennen. Die Bitte wurde nicht gewährt, und so trennte sich auf Witowts Veranlassung die südliche Metropole von der nördlichen, und die Bischöfe wählten in Nowogrodek, unabhängig von Konstantinopel, den Zamblek zum Metropoliten. Im Weltlichen hing diese südliche

Metropole von den Großfürſten von Litthauen ab, und beſtand aus den Bisthümern Kiew, Tſchernigow, Luzk, Chelm, Wladimir, Smolensk und Turow.

Dieß erklärt ſich aus der wechſelnden Erweiterung und Beſchränkung des ruſſiſchen Reiches. Aus einem geringern Anfange hatte ſich daſſelbe in der Heldenzeit von Rurik bis Wladimir mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Nowgorod und Kiew waren vereinigt worden. Schon Rurik hatte im Oſten bis zum Gouvernement Jaroslaw, im Süden bis an die Düna geherrſcht, unter ſeinen nächſten Nachfolgern kamen Smolensk, Ljubetſch und Kiew dazu; die Gouvernements Tſchernigow, Pultawa und Mogilew, Volhynien und Podolien, ein Theil des Gouvernements Oberſen und Galizien wurden erobert, die Oſſeten und Tſcherkeſſen wurden bezwungen, Phanagoria eingenommen, Bulgarien wurde ruſſiſch. Da hemmte Wladimirs unbeſonnene Theilung den Lauf der Eroberungen, und zwei Jahrhunderte lang bietet die ruſſiſche Geſchichte nur das unerfreuliche Schauſpiel ſich befehdender Theilfürſten. In dieſen Fehden wird bald die Scheidung des Reiches in einen nördlichen und einen ſüdlichen Theil bemerkbar, welche der leitende Faden für die Geſchichte Rußlands iſt. Wie früher die Petſchenegen, ſo ſind während dieſer langen Fehdezeit die Polowzer die Verderber Rußlands, und da dieſe endlich gebändigt ſind, brechen die Mongolen ein und Rußland muß ihnen über zwei Jahrhunderte lang zinsbar bleiben. Im 14ten Jahrhundert verlieren die Ruſſen ihre ſüdlichen und weſtlichen Länder; Kiew an die Litthauer, Halitſch und Wladimir an die Polen. Dieſer Wechſel der Regierungen war für das Kirchliche vom entſchiedenſten Einfluß. Wo die Polen hinwirkten, gewann die katholiſche Kirche Eingang. Die Unien wurde zunächſt durch ſie vorbereitet.

Was Rußland in ſeiner erſten großen Zeit beſaß, und in den Jahrhunderten des Unglücks theilweiſe verloren hatte, hat es ſeit Peter dem Großen großentheils wieder gewonnen. Kleinrußland dient den Ruſſen wieder, ſie haben die Oſtſeeprovinzen wieder gewonnen, ſie kämpfen, des Ausgangs ſicher, mit den Tſcherkeſſen, ihr Einfluß iſt mächtig in dem einſt ruſſiſchen Bulgarien. Was ſich in den einſt ruſſiſchen, dann verlorenen, dann wiedererlangten Provinzen im Kirchlichen geändert hat, ſoll nun in ſeinen frühern Zuſtand zurückkehren, es ſoll ſich der griechiſch-ruſſiſchen Kirche

wieder anschließen. In denjenigen Theilen des Reichs aber, in welchen von jeher die römische Konfession herrschte, oder die Reformation Eingang gewann, soll die russisch-griechische Kirche vor der Hand die gleichen Rechte mit den dort herrschenden Kirchen haben.

Die russisch-griechische Kirche aber ist eine selbstständige Nationalkirche. Nach der Selbstständigkeit und Freiheit von äußerem Einfluß, welche sie jetzt besitzt, haben einzelne Fürsten und Prälaten schon in früher Zeit gestrebt. Es sind dieß vereinzelte Bestrebungen, aber sie sind wichtig, weil sie auf die Zukunft der russisch griechischen Kirche deuteten; sie schlossen sich an den kirchlichen Gebrauch der Landessprache an. Die römische Kirche hatte die lateinische Sprache zur Kirchensprache gemacht, und besonders auch auf diese Sprache den großen Bau der Einheit der Kirche mit vorsehender Klugheit gegründet. Die Landessprachen mußten in kirchlichen Beziehungen überall zurücktreten. In der russischen Kirche dagegen macht sich das slavonische Element frühe geltend. Schon Jaroslav I. ließ viele theologische Schriften aus dem Griechischen ins Slavonische übersetzen, einer eigenen Gesellschaft in Newgorod übertrug er die Uebersetzung der Kirchenbücher in diese Sprache. Weit entfernt, sich einem fremden Bischofe, so erschien ihr der römische, zu untergeben, strebte die russische Kirche vielmehr darnach, von der Bevormundung auswärtiger Patriarchen frei ein unabhängiges Kirchenganze zu bilden. Bedeutungsvoll nannten die Russen die Kathedrale in Kiew eine Metropole, wie die Sophienkirche in Konstantinopel. Eben Jaroslav dachte daran, der russischen Kirche die Unabhängigkeit von Konstantinopel zu verschaffen. Er befahl den in Kiew versammelten Bischöfen, ohne Mitwirkung des Patriarchen von Konstantinopel, den Metropoliten von Kiew zu weihen. Späterhin hat Isäslav Mstislavitsch alle griechischen Geistlichen in Kiew in ihr Vaterland zurückgeschickt, und sechs Bischöfen befohlen, den Mönch Clemens zum russischen Metropoliten zu wählen. Diese Bestrebungen hatten keinen dauernden Erfolg, aber sie zeigen doch, daß die Idee einer selbstständigen russischen Nationalkirche sich frühe geltend machte. Was jene alten Fürsten wollten, ist nun vollständig erreicht. Die russische Kirche ist selbstständig und in vollster Unabhängigkeit, und strebt alle russischen Unterthanen in sich aufzunehmen. Wie wichtig dieß sey, wird sich aus folgenden Betrachtungen ergeben.

Das Chriſtenthum iſt zu den Ruſſen von der byzantiniſchen Kirche aus in einer Zeit gekommen, da das theologiſche und kirchliche Leben in dieſer Kirche bereits aufgehört hatte, und die Formen, welche ſich bis zum ſechſten Jahrhundert in der orientaliſchen Kirche gebildet hatten, ſtehend geworden waren und jede weitere Entwicklung zurückwieſen. Dieſe Formen nahm die ruſſiſche Kirche als weſentliche, unveränderliche Beſtandtheile des Chriſtenthums mit auf. Als ein Theil der griechiſchen Kirche, Jahrhunderte lang von dem Patriarchen von Konſtantinopel abhängig, hatte ſie keine Veranlaſſung zu einer weiteren Entwicklung. Wie das überlieferte Dogma, das auf dem Grunde der Beſchlüſſe der ſieben Konzilien ruhte, ſo blieben auch Hierarchie und Kultus und Disziplin, wie ſie bei der Bekehrung herübergekommen waren, unverändert ſtehen. Die wenigen Streitigkeiten, die ſich erhoben, betrafen nur das Aeuſſerlichſte. Der überlieferte Glaube blieb unverrückt, und hat ſich in einem ins Einzelnſte hinein unabweichlich feſtbeſtimmten Kultus gleichſam verſteinert, und das bürgerliche Leben mit einer Menge von Gebräuchen und Obſervanzen gefüllt, welche den ruſſiſch-griechiſchen Chriſten aufs beſtimmteſte von dem Genoſſen jeder andern Konfeſſion ſcheiden. Hier iſt alles Einzelne wichtig, bedeutend und heilig, der geringfügigſte Gebrauch hängt mit dem Glauben überhaupt zuſammen; indem er ihn übt, fühlt ſich der Ruſſe als der eigentlich wahre Chriſt von den Chriſten außerhalb ſeines Bekenntniſſes geſchieden; denn er iſt überzeugt, daß Lehre und Gebräuche ſeiner Kirche die reinſten und älteſten ſind, und daß bei allen andern Konfeſſionen eben ihrer Neuheit wegen Verunſtaltungen und Unreinheiten ſich eingeſchlichen haben. Eben dadurch aber müſſen die ſich ſo als bevorzugt fühlenden ruſſiſch-griechiſchen Chriſten ſich zugleich als innig verbunden empfinden. Was bei den Franzoſen die Ueberzeugung von ihrer der Bildung aller andern Völker überlegenen Bildung, bei den Engländern der Stolz auf ihre Verfaſſung, bei den Nordamerikanern der Glaube an ihre vollkommene bürgerliche Freiheit wirkt, das wirkt bei den Ruſſen das Gefühl von der Erhabenheit ihres Bekenntniſſes und ihrer Gebräuche über alle andern. Sie finden ſich dadurch zu einem von Gott beſonders begnadigten Volke aufs innigſte verbunden.

Bei den andern Konfeſſionen, bei der katholiſchen und den beiden proteſtantiſchen, hat die fortgehende Entwicklung Bewegung,

die Bewegung Spaltung hervorgebracht und vorübergehend die Kraft der Einigung geschwächt. Von einer Entwicklung, die solche Bewegungen in ihrem Gefolge gehabt hätte, ist in der griechisch-russischen Kirche keine Spur. Wir finden Spaltungen in derselben, aber auf dem Grund von so unwesentlichen, äußerlichen Dingen, daß eben diese Spaltungen, wie die der Duchoborzen und Raskolniken, am stärksten für den Mangel aller lebendigen Bewegung in der russischen Kirche Zeugniß geben.

Noch ist dort beim Volke der Glaube an das Ueberlieferte unberührt und unerschüttert, noch das Verhältniß des Geistlichen zu den Gemeindegliedern das mächtige priesterliche, ohne von den Eigenschaften der geistlichen Individuen gestört zu werden, und der Einfluß des Klerus deshalb unermeßlich. Das Volk hat seinen Glauben und die Heiligthümer seines Glaubens, der Heiligendienst ist dort aufs stärkste und sinnlichste ausgebildet und ausnahmslos verbreitet. Wir haben gesehen, wie der ächte Russe Kutusow vor der Schlacht von Borodino die Heiligthümer zur Begeisterung seiner Schaaren benützte, und die Franzosen erfuhren es in dem trotzigen Widerstande der so Begeisterten, welche ungeheure Macht in dem Vertrauen auf diese Heiligthümer liegt.

Diesem Glauben im Volke kommt eine festgeschlossene Hierarchie zu statten, die in dem Kaiser ein durch die allgemeine religiöse Verehrung des Volkes geweihtes Haupt hat. Nicht der Kaiser blos, auch alle Glieder seiner Familie müssen der griechischen Kirche angehören. Wie sollte sich ein Russe denken können, daß in jener höchsten Region ein anderer Glaube als der reine, alte, orthodoxe, griechische herrsche. Frei von allem auswärtigen Einflusse steht die russische Kirche selbstständig für sich, von der heiligen Synode regiert, die in der Residenz des Kaisers, von einem Erzbischofe präsidirt, sitzt und die Stärke des weltlichen Regiments nicht mindert, sondern mehrt, weil sie außer den geistlichen Mitgliedern auch weltliche hat, weil ein kaiserlicher Minister als ihr Oberprokurator mit einer verneinenden Stimme dabei fungirt, und der Kaiser selbst als ihr Herr, wie als das Haupt der russischen Kirche überhaupt angesehen ist.

Um sich von den andern Konfessionen ganz entschieden zu trennen, hat die russische Kirche zu dem ausgesprochenen Zwecke, Unionen mit Katholiken und Protestanten unmöglich zu machen,

in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein Glaubensbekenntniß ausgehen laſſen. Der Patriarch von Konſtantinopel prüfte es; mit ängſtlicher Sorge wurde darauf geſehen, es der alten Rechtgläubigkeit der griechiſchen Kirche angemeſſen zu machen. Die vier orientaliſchen Patriarchen gaben ihm ihre Sanktion. Mit dieſer erſchien es, dieſes rechtgläubige Glaubensbekenntniß der katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche Chriſti.

Man weiß es, mit welcher Gewalt der Ritus und die ihm verwandten Gebräuche und Obſervanzen im täglichen Leben die Seelen beherrſchen, und wie gerade der abergläubiſche Theil derſelben, von Kindheit auf geübt, mit allen Erinnerungen der Jugend verflochten, ſich unaustilgbar in die Herzen gräbt. Dieſe Macht bindet den Ruſſen an ſeinen Glauben, an ſeine Kirche. Vor ſeinen Marienbildern, vor ſeinen Heiligenbildern kniet er, betet er, die Macht der Kirche iſt ihm in denſelben allezeit gegenwärtig; wie durch Zauberbilder iſt er durch ſie an die Kirche gefeſſelt. Er würde verzweifeln ohne ſeine Heiligenbildchen, die er ſchmückt und beleuchtet, die er zuerſt in jedem Zimmer, in das er tritt, mit Verbeugung und Bekreuzigung begrüßt, und mit demſelben Zeichen der Unterwerfung beim Weggehen ehrt, die er bei Taufen, bei Hochzeiten, bei Beerdigungen, bei Eidesleiſtungen um keinen Preis vermiſſen möchte, die er auf Reiſen mit ſich führt, die er in die Kirchen ſtiftet und zurücknehmen muß, wenn ihn die Exkommunikation trifft, und die er ſo ſehr als den gegenwärtigen Gott ſelbſt betrachtet, daß er ſie bei Handlungen, die er für unrein hält, verhüllt.

Man ſollte denken, es wäre an dieſem Bilderdienſte genug, um die Anhänglichkeit des Ruſſen an ſeine Kirche verbürgt zu wiſſen; es beſtehen aber noch andere Bürgſchaften. Strenge, nur durch die Gewohnheit erträglich werdende Obſervanzen erinnern ihn den größten Theil des Jahres hindurch daran, daß er der Knecht einer ſtreng gebietenden Kirche und zum ſchwerſten Gehorſam gegen ſie verpflichtet iſt. Ich meine die Faſten. Es faſtet der Ruſſe jeden Mittwoch und jeden Sonnabend, und als ob dieſe wöchentliche zweimalige Mahnung an das Gebot der Kirche nicht hinreichend wäre, hat er noch die vierzigtägige Faſtenzeit vor Oſtern, eine ungefähr eben ſo lange dauernde nach Pfingſten, eine fünfzehntägige im Auguſt und eine zwölftägige im November auszuhalten. Und dieſe Faſten ſind ſtreng. Selbſt die Aerzte ſind

verpflichtet, während derſelben ihren Patienten nichts zu verordnen, was die Faſten bräche.

Wer die menſchliche Natur kennt, wird ermeſſen, wie dieſe Gemeinſamkeit des Entbehrens die Entbehrenden an einander ſchließen muß; das Gefühl des Zuſammengehörens wird aber noch ſtärker, es wird ein ächt nationales durch die heitern Vor- und Nachzeiten der Faſtenperioden. Wenn in der Woche vor der großen Faſten ſich die Rutſchberge bevölkern, wenn nach dem Ende dieſer großen Faſten am Oſtertag die Gläubigen ohne Unterſchied ſich umarmen und ſich das Freudenwort zurufen: „Chriſt iſt erſtanden, er iſt wahrhaftig erſtanden", wenn in der Oſterwoche die Zeit der alten Saturnalien wieder erſcheint, der Unterſchied der Stände aufhört und alles in Feſtfreude jubelt, da fühlt der Ruſſe ſich als griechiſcher Chriſt hochbeglückt und vor den andern Konfeſſionen hochbevorzugt.

Indem die Aufhebung der Union dritthalb Millionen ruſſiſcher Unterthanen in dieſen Kreis altruſſiſcher Gläubigen zurücknahm, hat ſie den Weg zum innigen Anſchluß dieſer früher Unirten an die Altruſſen gebahnt. Es wird die Verſchmelzung in der jetzigen Generation nicht vor ſich gehen, aber die nächſte ſchon wird ſich nähern, und die auf dieſe folgende, von Kindheit auf griechiſch-ruſſiſcher Lehre und Gebräuchen zugewöhnt, wird mit demſelben Blicke der Nichtachtung auf die Glieder andrer Konfeſſionen blicken, wie jetzt der Altruſſe. Einem auch außer Rußland häufig geübten Grundſätze folgend gibt man die Aeltern auf, überzeugt, daß man die Kinder und Enkel ſicher habe, und in der That, die Ruſſen verſäumen in Bezug auf Schulen und öffentliche Erziehung nichts, was dieſem Zwecke dienen kann.

Man muß das konſequente Verfahren in dieſen Sachen anerkennen, beſonders wenn man nicht überſieht, daß die ruſſiſche Regierung auch die Gefahr, welche aus der Erſtarkung der Kirche hervorgehen kann, bedacht hat. Ein auf eigenen Beſitz fundirter Klerus, der Beſitz mag klein oder groß ſeyn, fühlt ſich unabhängig und dem Staate gegenüber als eine eigene Macht. Die Geſchichte lehrt, wozu das führt, und die ruſſiſche Regierung hat dieſe Lehre nicht unbeachtet gelaſſen. Die indifferent geſinnte Katharina die Zweite, wie der orthodox fromme Kaiſer Nikolaus treffen hier in ihrer Handlungsweiſe zuſammen. Jene hatte die ſämmtlichen Güter der altruſſiſchen Kirche zu den Reichsdomänen geſchlagen,

und ſie erſt unter eine beſondere Verwaltung geſtellt, dann aber dieſe Verwaltung den gewöhnlichen Verwaltungsbehörden übergeben; dieſe Verfügung hatte die kirchlichen Güter in Kleinrußland noch nicht getroffen, in dieſen Tagen aber hat ſie der Kaiſer Nikolaus auch auf dieſe ausgedehnt.

Daß die ruſſiſche Kirche ſich ihrer ganzen Bedeutſamkeit bewußt geworden iſt, kann nicht bezweifelt werden. Der Aufſchwung, welchen in Folge der Verfügungen der Regierung die nationale Bildung dort nehmen muß, wird auf die Kirche zurückwirken. Wenn dieſe Bildung bis zu einem gewiſſen Punkte vorgeſchritten ſeyn, wenn ſie das Ganze der Nation durchdrungen haben wird, dann wird eine Entwickelung des kirchlichen Lebens dort nothwendig vor ſich gehen müſſen.

Die alte griechiſche Kirche hat in den ſechs erſten Jahrhunderten ihre Aufgabe erfüllt; ſie hat die ſpekulativen Glaubensſätze entwickelt und feſtgeſetzt, und die Hauptlinien der kirchlichen Einrichtung gezogen. Von da an iſt ſie in faſt gänzlicher Unthätigkeit geblieben. Es kann keine Frage ſeyn, daß ihr eine neue Entwickelung bevorſteht, und es ſind nur zwei Punkte, von denen aus dieſe Entwickelung erwartet werden kann, vom Königreiche Griechenland aus nämlich und von Rußland. Die ruſſiſche Regierung nun wendet die äußerſte Sorgfalt auf ihre Unterrichtsanſtalten und geht dabei von dem Grundſatze aus, daß dieſe Anſtalten eine nationale, eine ruſſiſche Bildung geben ſollen. Die Sprache kommt ihr hier auf eine höchſt beachtenswerthe Weiſe zu Hülfe; die Kenner haben längſt erkannt, daß in dem Reichthum, in der Formenfülle, in der Beweglichkeit dieſer Sprache eine Bürgſchaft für die Entwickelung des Volkes, welches ſie ſpricht, liege. Dieſer Keim der Entwickelung muß ſich entfalten, und die Bildung ſelbſt wird wie überall auf dem Grund der klaſſiſchen Studien ruhen. Die Vorzüglichkeit der eigenen Sprache wird dieſe Studien erleichtern, und die Reſultate derſelben werden für die Theologie fruchtbar werden müſſen. Die politiſchen Verhältniſſe haben dort das Studium der orientaliſchen Sprachen bereits auf eine hohe Stufe gehoben, Petersburg und Caſan ſind Hauptpunkte für dieſe Studien. Der Uebergang zur altteſtamentlichen Exegeſe iſt damit von ſelbſt gegeben. Nun macht es aber die wiſſenſchaftliche Weiſe, in welcher die Sprachſtudien in unſerer

Zeit betrieben werden, unmöglich, das Studium der Philoſophie von ihnen auszuſchließen. Mit dem erwachten Intereſſe für die Philoſophie wird das Bedürfniß wiſſenſchaftlicher Forſchung von ſelbſt ſich einſtellen, und man mag es wünſchen oder fürchten, man mag es fördern oder hindern, ſich auch auf die Theologie wenden. Es wird nicht hinreichen, daß man von oben herab eine Form der Philoſophie begünſtige, wie vor mehreren Jahren die Hegelſche Philoſophie ſich einer ſolchen Begünſtigung in Finnland erfreut hat. Das Studium jeder Philoſophie gibt den Antrieb zum Selbſtdenken, zum Forſchen, und die Begabten, die der Aufgabe der Forſchung gewachſen ſind, finden ſich. Hiebei iſt es von Bedeutung, daß der Ruſſe eine entſchiedene Neigung für Geſchichte hat. Wenn er nun, durch die klaſſiſchen Studien und durch die Anregung der Philoſophie vorgebildet, ſich zur Kirchengeſchichte wendet und nachſieht, wie die Maſſe der kirchlichen Dogmen und Gebräuche ſich gebildet hat, bis ſie an ihn herangekommen iſt, wenn er ſich Rechenſchaft davon geben muß, in welchem Verhältniß das dogmatiſche Syſtem ſeiner Kirche zu den Syſtemen der andern Kirchen ſteht, dann muß eine geiſtige Bewegung in der ruſſiſchen Kirche entſtehen, ſie muß die vorhandenen Schätze der theologiſchen Forſchung aus den andern Kirchen in ſich aufnehmen, auf irgend eine Weiſe muß ſich eine Reformation ergeben.

Man wird ſagen: das ſind Träume; aber die Geſchichte mußte lügen, wenn das Träume wären; wenn man die wiſſenſchaftliche Bildung auf Schulen und Univerſitäten fördert, ſo fördert man den geiſtigen Fortſchritt. Man kann nicht das eine wollen und das andere ablehnen; man kann nicht wollen, daß die Wiſſenſchaften blühen, damit für die Gewerbe, für den Handel, für den Staatsdienſt brauchbare und tüchtige Leute gebildet werden, und doch zugleich die nothwendigen Konſequenzen wiſſenſchaftlicher Studien, nämlich den Eifer für die Wahrheit und die Sehnſucht nach ihrem Beſitze beſeitigen. Und wenn man es wollte, ſo wird man nicht zum Ziele kommen. Auch bei der ſtrengſten Abſperrung würde man den Geiſt der Forſchung nicht hemmen können, der nicht aus der Fremde gebracht zu werden braucht, ſondern aus den Studien ſelbſt hervorgeht. Rußland ſteht, wie die andern Länder, unter dem Einfluß der geiſtigen Bewegungen, die nun eben an der Zeit ſind, und ſich auch in Beziehung auf Religiöſes

nach einem ganz beſtimmten Ziele gerichtet haben. Daß die ruſſiſche Regierung dies erkannt hat, dafür ſprechen die Schritte, die ſie gethan, um dieſe Bewegungen zu leiten. Wenn nun eine Entwicklung der ruſſiſchen Kirche in ähnlicher Weiſe, wie ſie in der katholiſchen und in den proteſtantiſchen Kirchen vor ſich gegangen iſt, erfolgt, ſo wird dieſe ruſſiſch-griechiſche Kirche in das allgemeine kirchliche Leben auf eine höchſtbedeutende Weiſe eingreifen müſſen. Abgeſehen von dem großen Raume, welchen das ruſſiſche Reich einnimmt, iſt Rußland offenbar auf die Verbreitung des Chriſtenthums in Nordaſien und einem Theile von Mittelaſien angewieſen. Diejenige Form des Chriſtenthums, welche die ruſſiſche Kirche annehmen wird, wird den von ihr aus Bekehrten mitgetheilt werden, und das Zuſammentreffen ruſſiſcher Miſſionen mit denen der römiſchen und proteſtantiſchen Kirchen muß eigenthümliche Reſultate hervorbringen.

Die Ruſſen können die große Bewegung nicht ignoriren, die eben jetzt in den andern Kirchen herrſcht. Dieſe andern Kirchen müſſen ihrerſeits ihre Aufmerkſamkeit auf Rußland richten. Von Rom aus geſchieht dies, wie wir wiſſen; nicht in demſelben Maaße von den proteſtantiſchen Kirchen. Und doch ſind eben die proteſtantiſchen Kirchen aufs lebhafteſte bemüht, ſich eine feſte Stellung als Ganzes zu verſchaffen und das Geſammtgewicht der vereinigten Evangeliſchen in den kirchlichen Verhältniſſen geltend zu machen. Dieſe Beſtrebungen gehen von Deutſchland aus, von einem verhältnißmäßig kleinen Theile der proteſtantiſchen deutſchen Kirche, der ſich aber immer mehr als energiſche Minorität ausweist, welcher die Erfolge gemeiniglich zufallen. Dieſe Minorität ruft allenthalben zum Anſchluß an die eine proteſtantiſche Sache auf; ſie ladet die holländiſche Kirche ein, die franzöſiſchen Proteſtanten ſind eifrig beſchäftigt, ſich zuſammenzuthun, um drohenden Gefährdungen mit vereinter Macht widerſtehen zu können, Deutſchland auf und ab ergeht der Ruf nach Vereinigung, nach feſtem Anſchluß an einander, nach Theilnahme an der kirchlichen Thätigkeit. Ein Theil der engliſchen Kirche iſt dieſer Richtung zugewandt, wenn auch die Hochkirche neuerlichſt ſich ablehnend hat vernehmen laſſen; in Schweden, in Dänemark iſt die Theilnahme unverkennbar.

Was die proteſtantiſche Kirche in dieſer ihrer Thätigkeit anſtrebt, eine äußere Einheit auf den Grund der innern, ohne daß

die dafür Thätigen noch über die äußere Form überein gekommen wären, das hat die katholische Kirche bereits in ihrer Form der äußern Einheit, welche seit dem Anfang dieses Jahrhunderts vielfach bedroht und angefochten, nun sich mit neuer Stärke feststellt. Frankreich ist auf dem Wege, wieder eine feste katholische Kirche im Anschluß an Rom zu gestalten, Spanien und Portugal sind bereits bei den Extremen angekommen und denken auf den Rückweg, Italien hat sich unverändert erhalten, in Oesterreich, in dem katholischen Theile Preußens, in den konstitutionellen Staaten Deutschlands tragen die Regierungen die gewissenhafteste Sorge für den Bestand der katholischen Kirche.

Wenn nun die Entwürfe der protestantischen Minorität Erfolg haben, so wird eine engvereinte protestantische Kirche neben der einen römisch-katholischen stehen, und zu diesen zweien wird sich die entwickelte griechische Kirche unter dem Patronate Rußlands gesellen. Was für kirchliche und theologische Entwickelung aus dem Fortschritte der russisch-griechischen Kirche resultiren muß, und welche Bedeutung dieser Fortschritt für die in neuerer Zeit hochwichtig gewordene Missionsthätigkeit haben muß, ist bereits angedeutet. Die politische Bedeutung ergibt sich von selbst. Die russische Kirche hat sich abgeschlossen und geht unabhängig dem Ziele ihrer Entwickelung entgegen; es wird der katholischen Kirche nicht gelingen, dort Einfluß zu erhalten, die protestantischen Kirchen haben bis jetzt kaum die Hoffnung eines solchen Einflusses gehegt. Also rechnet Rußland mit Sicherheit auf die politische Stärke, welche die Einheit der Kirche dem Reiche gibt, und wie es sich äußerlich ausbreitet, trägt es diese Einheit in die neuen Erwerbungen über.

Gelingt es den großen Mächten, wie sie ernstlich wollen, den Weltfrieden zu erhalten, so werden unter dem Schutze dieses Friedens die drei großen Kirchen sich dem Ziele, das ihnen gesetzt ist, ruhig zubewegen, und wie hie und da zuversichtlich gehofft wird, eine allgemeine Vereinigung zur allgemeinen Kirche vorbereiten. Sollte aber, was politischen Sehern nicht unmöglich däucht, der lange zurückgehaltene Sturm dennoch einmal ausbrechen, so wird es von Nutzen seyn, in die Berechnung der Stärke Rußlands auch den Grad der Kraft mit aufzunehmen, welchen die gleiche nationale Bildung und die kirchliche Einigung diesem Reiche gibt.

Ueber das Ständeweſen in Preußen.

(Geſchrieben im Monat April aus Anlaß des als nahe bevorſtehend verkündigten Zuſammentritts der ſtändiſchen Ausſchüſſe in Berlin.)

Wie im Naturgebiete das fortſchreitende Werden ſich nie vom ruhigen Seyn des Beſitzſtandes losſagen kann, ſo mag das Gewordene ſich nie der Einwirkung des Geweſenen entziehen. Jede Generation der Menſchen lebt mit einer ungezählten Lebenshälfte in der vergangenen, mit der andern aber, die in der Summe der Menſchenalter zählt, in der folgenden, und nach einer weiſen Naturordnung ſtrebt überdem jedesmal Trieb und Neigung aus der einen Zeit in die andern vorwärts und zurück. Darum ſind ihre bildenden Kräfte immer ſelbſt durch eine frühere Bildungskraft bedingt, und ſie erhalten überdem allen bildſamen Stoff aus der Vergangenheit, wie jeder Frühling nur die Knospen des vorigen Jahres entfaltet.

Mit dieſen Worten hat ein großer Magus das Weſen und das Recht und die Macht der Geſchichte bezeichnet, und es liegt eine ſo ſonnenhelle Wahrheit darin, daß kein Auge ſich gegen das Erkennen verſchließen kann. Aber auch eine große Beruhigung mögen Viele darin finden, denen die Doktrin die ſonderbare Sorge angekränkelt hat, ob auch, was im Leben ſich geſtaltet, eine hiſtoriſche Bildung ſey, ob nicht?

Neben der Freiheit und mit ihr beſteht die Nothwendigkeit: es begibt ſich nichts auf Erden, was außer Zuſammenhang ſtände; was geſchieht, wurzelt in der Vergangenheit und greift in die Zukunft, und iſt darum wirklich hiſtoriſch. Aber das hiſtoriſch

Handeln nennt man das Fortſpinnen der vorhandenen Fäden, das Anknüpfen an das Wirkliche, Bekannte und Gewohnte. In dieſem Gedanken liegt Weisheit. Doch iſt der Gang der Geſchichte, daß aus der rückwärts erſtarrten Vergangenheit mit immer zunehmender Lebendigkeit eine ſtets fortſchreitende Gegenwart ſich windet, und ein ohne Unterlaß reger Verjüngungstrieb die alten Formen bald langſam aufnagt, bald ſie mit Gewalt zerbricht. Unhiſtoriſch handelt alſo nicht allein, wer die Zuſtände der Gegenwart überſieht, und die Welt einrichten will, als wenn ſie gar nicht vorhanden wären, ſondern auch Derjenige, welcher die erſtorbenen Formen für lebenskräftige ausgibt, und eine neue Zeit mit Elementen zu konſtruiren übernimmt, deren Tüchtigkeit nicht in ihrer friſchen Kraft beruht, deren unterſcheidendes Merkmal vielmehr nur in ihrem Alter, in ihrer Verbrauchtheit, kurz in dem erkannt wird, was ſie waren, aber nicht mehr ſind.

Mit dieſen Anſichten iſt vermuthlich alle Welt einverſtanden; ſie ſind nur in allgemeinen Umriſſen gezeichnet; es fehlen Mittelglieder zwiſchen den Sätzen, aber man verſteht ſie doch, weil die Begriffe zu den am häufigſten beſprochenen und geläufigſten gehören. Die Schwierigkeit liegt nur in der Anwendung. Hier treten die Intereſſen ins Spiel und die Leidenſchaften, die Jugendeindrücke und die wiſſenſchaftliche Richtung, die Standesvorurtheile und der Lebensberuf, die Dünkelhaftigkeit und die fromme Sitte, der Neid und der Ehrgeiz.

Man darf auch nicht überſehen, daß die Erörterung ihre praktiſche Seite erſt in der jüngſten Zeit gewonnen hat. Zum größten Theile trägt unſere politiſche Literatur das Gepräge der Kleinſtädterei, des Mangels großartiger Auffaſſung, überblickender Weltanſchauung und Weltbildung, gefällig leichter Kombination und Entwickelung der Materien. Hierzu kommt der bekannte deutſche Ernſt und Tiefſinn, welcher Alles bis auf ſeinen Grund verfolgen will, und darum ſogar die Gegenwart vergißt ſammt ihren Forderungen und Beziehungen; die Metaphyſik miſcht ſich mehr als billig ein, und hält den Gang der Betrachtung über Gebühr auf. Die Theorie ſondert ſich zu oft von der Praxis, die Spekulation von der Erfahrung. Darum hat die politiſche Literatur auf die Nation wenig Einfluß geübt im Guten, wie im Böſen.

Wir haben Zeiten erlebt, und in dieſen Literaturzuſtände, auf

welche dieſe Schilderung nicht gepaßt haben würde, Zeiten der Bilderſtürmerei, der politiſchen Berſerkerwuth, Zeiten, in denen die zahme Preſſe auf einmal rabbiat ward! Das waren die Tage unmittelbar nach der Julirevolution, die Tage der deutſchen Tribune, des konſtitutionellen Deutſchlands, des Weſtboten, der neuen Zeitſchwingen. Der freche Angriff rief die Reaktion hervor, und die unbemäntelte Tendenz der Gleichmacherei mahnte die Gewalthaber, daß das Schwert noch in ihre Hand gegeben, und daß der Augenblick gekommen ſey, davon Gebrauch zu machen.

Aber es bedurfte nicht des Schwertes, nicht einmal des Stranges zur Erdroſſelung deſſen, was man damals öffentliche Meinung nannte: es genügte das Siegel des Schweigens, auf einige verlaute Lippen gedrückt.

Damit trat eine Stille ein: mit den falſchen Propheten verſtummten auch die Verkündiger des Wortes der Wahrheit. Vieles, was wir ehren und lieben, war vor frevelhafter Antaſtung bewahrt und vor dem Wirbel der Leidenſchaft geborgen, aber auch gar manche edle Regung unterdrückt, gar manche friſche Kraft gebrochen. Es war dies das zweitemal in 13 Jahren! Weil die Parteiführer in ihrer Verblendung ihr Ziel falſch gewählt und ſich unreiner Mittel bedient, — weil ſie ſelbſt Anlaß gegeben hatten, den Kampf, welchen ſie anboten, für einen Kampf der Phantaſten, der Abenteurer und Glücksritter gegen die Verſtändigen, Friedlichen und Vermögenden anzuſehen, — weil ſie durch Aufregung der niedern Klaſſen ſich dem Verdachte ausgeſetzt hatten, einen Krieg zwiſchen den Armen und den Reichen entzünden zu wollen, ſo war es nicht zu verwundern, daß ihre deviſenfreie Entwicklung des Geiſtes, Geſetz und Recht, als Paniere des Aufruhrs, des Umſturzes, und für Mord und Brand betrachtet wurden, und daß die mißbrauchte Sache das Interdikt traf, wie die Mißbraucher.

Die Verdächtigung ging nun Schritt vor Schritt wachſend voran. Die Furcht vor der Revolution erweckte Abſcheu vor Allem, was etwas Anderes wollte und dachte, als was beſtand; weil die Revolutionäre ſich für Männer des Fortſchrittes ausgegeben hatten, ſo wurden die Männer des Fortſchrittes nun für Revolutionäre gehalten. Wenn man früher ſtolz auf die Bezeichnung liberal geweſen war, ſo wurde dieſes Epitheton jetzt zum Schimpfwort und zur Anklage, und hieß ſo viel, als unruhig, intriguant,

ſubverſiv, gefährlich. Mit der Zahl derer, welche man für Liberale verſchrie, wuchs die Scheu vor denſelben, und mit dieſer das Beſtreben, ſie von den guten Unterthanen, den Leuten von korrekter Geſinnung abzuſondern. Die Erkennungszeichen vervielfältigten ſich. Zuerſt war ein Liberaler, wer an dem göttlichen Rechte der Fürſten, der ſogenannten Legitimität zweifelte, — dann auch derjenige, welcher eine konſtitutionelle Staatseinrichtung für wünſchenswerth hielt, — dann, wer Gleichheit vor dem Geſetz, oder Freiheit der Preſſe in Schutz nahm, oder die Steuerfreiheit des Adels, den priviligirten Gerichtsſtand und die Patrimonialgerichtsbarkeit zu mißbilligen ſich vermaß, — oder wer ſich unterſtand, an dem natürlichen Unterſchiede der Racen und dem darin begründeten verſchiedenen Maaße der Berechtigung zu zweifeln, — oder wer die Revolution von 1789 auf Rechnung der neuen Philoſophie zu ſetzen Bedenken trug. Bald ging man ſo weit, in der Hochſchätzung der Talente des großen Prometheus der neuern Zeit ein ſicheres Kennzeichen ſubverſiver Ideen zu erblicken, und zuletzt nannte man Jeden einen Liberalen, den man unbequem fand, für den man aber nicht gleich ein anderes Prädikat des Tadels zu erdenken wußte.

Wenn Unterthanen Rebellen aus Grundſätzen ſeyn wollen, ſo werden Fürſten aus Staatsklugheit Tyrannen ſeyn, — ſagt Burcke. Die Fürſten und Völker Deutſchlands ſind glücklicherweiſe davor bewahrt geblieben, in der Geſchichte ein neues Beiſpiel für die Wahrheit dieſes Satzes zu liefern: was aber nicht ausbleiben konnte, war, daß mit der wachſenden Ueberzeugung von der Gefahr der Prinzipien der neuern Zeit die alte Zeit wieder zu Ehren kam, und daß man die Revolution zu bändigen glaubte, wenn man Alles das erkräftigte und hob, wogegen ſie feindlich aufgetreten war. Und wie das Streben, die Gedanken zu verkörpern, in der Natur des Menſchen gegründet iſt, ſo ging die Forderung nicht blos dahin, abwehrend dem Dämon der Revolution ſich gegenüber zu ſtellen, ſondern durch poſitive Inſtitutionen ihn zu bekämpfen und niederzuhalten.

Wo nicht der pantheiſtiſche Liebestraum von der Herrlichkeit des Mittelalters, oder der beleidigende Irrthum Friederichs des Großen, daß das Prinzip der Ehre, alſo auch das der Treue, nur einen Stand ausſchließlich beſeelen könne, dazu verführt

hat, ſind es dieſe Anſichten, welche die ariſtokratiſchen Beſtrebungen in den letzten Jahren gepflegt und gefördert, und ihnen zur Brücke gedient haben, um die Stufen des Thrones aufs neue von ihren Schildträgern einnehmen zu laſſen.

Es handelt ſich alſo hier um etwas mehr, als um die Verweiſung einiger Journaliſten und Studenten, einiger Ideologen und einiger Brauſeköpfe in die Schranken der Ordnung; es handelt ſich darum, dem Strom der Revolutionen einen ſtarken Damm entgegen zu ſtellen durch eine neue Gliederung der Geſellſchaft.

Wie gelaſſen der Deutſche bei alle dem Wechſel der theoretiſchen Gebäude hinſichtlich des Staats den Schritt des Schickſals abwarte, wie ruhig er an der groſſen Urne ſtehe, welche die Namen aller Völker und ihre Looſe umfaßt, unvorgreiflich und mit Ergebung harrend, bis auch das ſeinige erſcheint, beweiſt die Erfahrung, daß während in vielen Ländern die Meinungen wirkliche ſtaatsgefährliche Parteiungen entweder erzeugten, oder doch in ihrem Gefolge hatten, in unſerem Vaterlande ſeit 1789 keine ernſthafte und in irgend einer Weiſe durchgreifende Bewegung Statt gefunden hat.

Es dürfte daher erlaubt ſeyn, an der Nothwendigkeit neuer Garantien in unſerem Vaterlande zu zweifeln, und man könnte ſogar noch weiter gehen, und wenn man dem geſunden Sinne der Nation, ihrer Anhänglichkeit an die angeſtammten Fürſten, und ihrem inſtinktmäßigen Widerwillen gegen Willkür und Umſturz die unerſchütterte Ruhe inmitten des großen Völkerbrandes allein beizumeſſen Bedenken trägt, den Erklärungsgrund darin finden, daß die weſentlichſten und werthvollſten Güter, um welche viele Völker rangen, ihr ohne Kämpfe zu Theil geworden, und als freies Geſchenk edler Fürſten in beglückte und dankbare Hände gelegt worden ſind.

In der neueren Geſchichte der meiſten Gebiete des großen deutſchen Vaterlandes würden ſich zur Unterſtützung dieſer Behauptung treffliche, die Regenten und die Regierten ehrende Beweiſe auffinden laſſen; ſie ſoll ſich aber zunächſt und ſpeziell auf Preußen beziehen, und es bleiben daher die ähnlichen Zuſtände anderer Staaten vorerſt unerwogen. — Es läßt ſich zwar nicht leugnen, daß die Verfaſſungsverhältniſſe im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland nicht ohne allen Einfluß auf die innern Zuſtände Preußens geblieben ſind, aber noch gewiſſer iſt, daß was

Preußen bewegt, von den entfernteſten Gebieten des deutſchen Bundes mitgefühlt wird, und daß ſeine innere Entwicklung entſcheidend für die deutſche überhaupt iſt.

Die geiſtige Größe, zu deren Erreichung auch ein kleiner Volksſtamm befähigt iſt, iſt ein hehres Gut, und das Glück und der Frieden jedes deutſchen Gebiets dem deutſchen Herzen theuer. Aber es iſt darum nicht minder wahr, daß die großen Fragen der Civiliſation hier nicht entſchieden werden. Die europäiſche Politik nimmt dieſe kleinen Länder in ihren Gang auf, wie ein Strom Bäche, und führt ſie unwiderſtehlich mit ſich fort. Ihr inneres Leben und Treiben iſt für andere Regierungen und Völker ohne beſondere Bedeutung, weil es weder fördernd noch ſtörend auf ſie wirken kann. Da es keine großen Maſſen in Bewegung ſetzt, ſo iſt auch für die allgemeine Ruhe und den öffentlichen Frieden nichts zu fürchten. Auch all die Konſtruktionen der Verfaſſung nach Montesquieu's Grundſätzen und engliſchem und franzöſiſchem Vorbilde mit ſorgfältiger Abwägung der Gewalten, mit Sonderung in Kammern und dergleichen erſcheinen mehr als Produkte der Gelehrtenliebhaberei, oder der Miniatur-Nachahmung, denn als Nothwendigkeiten. Um einen Bach zu leiten und zu dämmen, bedarf es weder der Kunſtwerke der Waſſerbaukunſt noch der Kenntniß der Mechanik und Hydraulik, — wohl aber bei Strömen und Meeren. Wer möchte im Ernſt behaupten, in Naſſau oder Weimar, in Heſſen oder Baden ſei das Anwogen der Demokratie gegen den Thron oder gegen eine Erbariſtokratie zu fürchten! In Staaten, welche in allen wichtigen politiſchen Fragen Geſetze nicht zu geben, ſondern nur zu empfangen haben, wird der Streit zwiſchen dem ariſtokratiſchen und demokratiſchen Prinzip nicht entſchieden, und die fürſtliche Gewalt weder viel zu fürchten, noch zu hoffen haben.

Wenn Vulkane, wie Frankreich, England, Spanien oder Preußen, rauchen und mit Strömen von Lava, oder Erſchütterungen des Bodens drohen, dann ſieht man lange nach ihnen. In ihrer Erde ſchlafen gewaltige Rieſen, die, wenn ſie erwachen, Reiche umkehren; fliegt aber in einem kleinen Bundesſtaate eine Rakete auf, dann weiß man ſchon, daß ſie im Aufſteigen ohne Gefahr verpufft!* Mit Preußen ſteht und fällt Deutſchland: es iſt gleichſam

* Weitzel, Europa in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande. 1824. S. 256—57.

ſeine Jugend, ſeine Zukunft; es ſteht ſchon lange an der Spitze in geiſtiger Regſamkeit und Unternehmungsluſt; es iſt der Hort des Proteſtantismus und der Vorfechter deutſcher Unabhängigkeit am Niemen und am Rhein; durch die Vereinigung ſeiner materiellen Intereſſen mit denen der meiſten Bundesſtaaten ſind ſeine Geſchicke ihrer Erfüllung näher gerückt, und die ſichtbar gewordene Löſung der Bande, welche es mit Rußland verknüpften, und die Anfeindungen, welche ihm von dorther kommen, haben neue ſtarke Sympathien in Deutſchland hervorgerufen und vergeſſen gemacht, daß es nicht immer ſeines deutſchen Urſprungs eingedenk war.

Mit Preußen ſteht und fällt Deutſchland! Darum ſind ſeine inneren Zuſtände von hoher Wichtigkeit auch für die nicht unmittelbar davon Betroffenen, und es lohnt wohl der Mühe, was die Beobachtung mehrerer Jahre ergibt, in flüchtigen Umriſſen vor den Augen des deutſchen Publikums vorüber zu führen.

Als der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg im J. 1822 ſtarb, war ein Wendepunkt in den öffentlichen Verhältniſſen bereits eingetreten. Er ſtarb im Beſitze ſeiner Würde, aber nicht im Beſitze des Vertrauens, nicht im Beſitze der Macht. Seine großen Dienſte ſchützten ihn gegen förmliche Zurückſetzung, aber nicht gegen geheime Verdächtigung. Ja er würde nicht einmal zum Kongreß von Verona (deſſen Beendigung er nicht erlebt hat) berufen worden ſeyn, wenn nicht die bereits beſchloſſene Abſendung Bernſtorffs ohne ihn, und die darin für ihn enthaltene Verletzung durch Interceſſion des Wiener Kabinets verhütet worden wäre.

Wiewohl er einem unwiderſtehlichen Impulſe folgend die Hand zu mancher Maßregel gereicht hatte, die mit ſeinen früher ausgeſprochenen, die Zukunft des preuſſiſchen Staates bedingenden Anſichten nicht ganz im Einklange ſtand, und wiewohl er vielleicht nicht völlig von dem Tadel freizuſprechen iſt, daß er der Behauptung ſeiner Stellung willen ſich zur Transaktion mit ſeinen Prinzipien verſtanden habe, ſo hat ihn ſelbſt dies nicht gegen den Vorwurf ſchützen können, den Staat zu weit auf der Bahn des Liberalismus geführt, durch übereilte Reformen die Auflöſung der Geſellſchaft vorbereitet, durch unkluge Verſprechungen die Petulanz ermuthigt und durch leichtfertige Verſchwendung den Finanzhaushalt in die bedenklichſte Lage gebracht zu haben.

Ob und in wie weit Einstreuungen solcher Art in der Seele des hochherzigen Fürsten Boden fanden, welcher damals an der Spitze des Staates stand, ist nicht zu sagen: schwerlich kann er sich dagegen verblendet haben, daß dem Aufschwunge der Gedanken die glorreiche Erhebung nach dem tiefen Falle zu verdanken war, und seine ganze Administration, auch die späteste Zeit derselben gibt unverwerfliche Zeugnisse, daß er niemals den Grundsätzen völlig abgesagt hat, welche die Wiedergeburt des Staates bewirkt hatten.

Die Anklage der Verschlenderung der Staatsgelder war so frivol, daß damit der Regent auch nicht einen Augenblick getäuscht werden konnte. Die neue Zusammensetzung des Staats machte ein neues Abgabensystem nothwendig; die von Frankreich erworbenen Provinzen waren mit der Verheißung der Abschaffung der drückenden Droits réunis begrüßt worden; der Krieg hatte große Opfer verlangt, deren Höhe erst nach Verlauf mehrerer Jahre sich ermessen ließ; die Verwaltung mußte überall neu eingerichtet, das Heer in Achtung gebietendem Stande erhalten, der Kredit gesichert, der Glanz des Königthums bewahrt bleiben, ehe das neue Abgabensystem für die aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengewürfelte Monarchie erdacht, geschweige denn in Wirksamkeit war. Es ist wahr, der Kanzler hatte eine freigebige Hand: die wissenschaftlichen Anstalten wurden reich dotirt, die Kirche mit königlicher Munifizenz ausgestattet, die Gehalte der Staatsdiener ohne Kargheit bemessen, und zu solchen Erfindungen, die Staatsfinanzen zu verbessern, wie bald nach seinem Tode in der Entziehung der den Staatsbeamten etatsmäßig zugesicherten Geldantheile ihrer Besoldungen und dergleichen gemacht worden sind, war er nicht aufgelegt; — auch mag das Bestreben, das beim Ausbruche des Krieges den Freiwilligen gegebene Wort zu halten, zur Kreirung einiger nicht durchaus nothwendiger Stellen, vielleicht selbst zur Unterbringung mancher der Beamtung nicht ganz würdigen Individuen geführt haben. Wo Licht ist, ist auch Schatten.

Bei solcher Gelegenheit erinnert man sich unwillkührlich an die Adulation, welche dem Finanzminister von Motz zu Theil ward, als er, statt Verlegenheiten, Geldüberschüsse als Resultat seiner Verwaltung nachweisen konnte. Er war im Jahr 1825 an die Spitze der Finanzverwaltung berufen worden, und erntete bereits

nach Jahresfriſt ein übermäßiges Lob, welches eben ſo wie lauter Tadel gegen ſeinen Vorgänger klang. Motz war ein geiſteskräftiger, wackerer Mann, ein Miniſter, wie Preußen deren nicht viele gehabt hat, und der der ſchweren Zeit völlig gewachſen geweſen wäre, an deren Pforte er entſchlief. Aber er war, was Herſtellung des Gleichgewichts zwiſchen Staatseinnahme und Ausgabe betraf, in der That nur der Erbe der Thaten und Gedanken Anderer, und erntete, was ſie geſäet hatten. Man muß in Geſchäften ganz unerfahren ſeyn, um nicht zu wiſſen, daß die Früchte neuer Abgabenſyſteme nicht im Momente, und ſelbſt nicht in den erſten Jahren reifen. Das ganze Steuerſyſtem, ſoweit es die Zoll-, Verbrauchs- und Fabrikationsſteuern, die Klaſſen-, Gewerbe-, Stempelſteuern u. ſ. w. umfaßt, war in der Zeit feſtgeſtellt und durchgeführt worden, in welcher Klewitz als Chef des Finanzminiſteriums fungirte. Während des Motz'ſchen Miniſteriums wurde nichts Neues dazu erfunden; aber er erndtete die Früchte.

Es iſt hier nicht der Ort, den ausgezeichneten Ruf dieſes Staatsmannes zu rechtfertigen, er iſt verdient, aber auf andere Weiſe, wie man gewöhnlich annimmt; er hat nicht Waſſer in Wein, nicht Steine in Gold verwandelt; aber er hat den Grund zum Zollverein gelegt, und was noch mehr iſt, er hat der Verwaltung Charakter gegeben, und ſoviel er vermochte, dem reaktionären Treiben widerſtanden: dazu fehlte ſeinem Vorgänger die Macht der Perſönlichkeit. Aber die Maßregeln zur Erhöhung des Staatseinkommens, und zur vernünftigen Beſchränkung der Ausgaben, kurz zur Herſtellung der Bilanz ſind unter deſſen Miniſterium getroffen, und fallen größtentheils in die Periode von 1818 bis 1822, alſo in jene Zeit, wo der Staatskanzler noch lebte und wirkſam war. Derſelben Zeit gehört die Konſolidation der Staatsſchulden an, und die Unverſchämtheit, welche den verewigten Kanzler einen Verſchleuderer nennt, muß ſich daher gefallen laſſen, daß man ihr die nackte Behauptung gegenüber ſtellt, er ſey der Wiederherſteller der Finanzen geweſen. Friedrich Wilhelm III. welcher den Fürſten von Hardenberg von dem im königlichen Vertrauen ihm ertheilten Rechte der Dispoſition über die öffentlichen Kaſſen einen auch perſönlich ſo beſcheidenen Gebrauch machen, und ihn faſt arm ſterben ſah, hat der Verläumdung in dieſem Punkte gewiß nie Vertrauen geſchenkt.

Daß aber die vielen Erinnerungen aus naher Umgebung und befreundeten Kreiſen, und die offiziöſen Befürchtungen über die Folgen des allzuraſchen Fortſchritts in den Staatseinrichtungen und in der inneren Geſetzgebung, unterſtützt von dem unbeſonnenen Treiben der Jugend und ihrer Führer, welches nach Bedarf mit den revolutionären Ausbrüchen im weſtlichen Europa in Verbindung geſetzt werden konnte, dem Könige zunächſt Zweifel eingeflößt, ob es angemeſſen ſey, den betretenen Weg weiter zu verfolgen, — und daß ſolchergeſtalt geweckte und genährte Beſorgniſſe ihn für ein entgegengeſetztes Syſtem allmählich empfänglich gemacht, — das beweist die Verweigerung der Sanktion der vom Staatskanzler ausgearbeiteten allgemeinen Kommunalordnung, die Renitenz in Beziehung auf die oft verheißene Nationalrepräſentation, — der Stillſtand in den in den Jahren 1810, 1811 und 1812 angekündigten Reformen, — die Umkehr zu der ſchon ganz aufgehobenen früheren ſtändiſchen Einrichtung, — und die nach Hardenbergs Tode erfolgte Ernennung des Miniſters von Voß zu ſeinem Nachfolger, von dem bei der Kürze der Dauer ſeiner Verwaltung ſich nichts ſagen läßt, als daß er in ſeinen politiſchen Anſichten in allen Stücken das Gegentheil von Hardenberg geweſen iſt.

Welch ein überraſchendes Gemälde von der Hochherzigkeit des Königs, von der Bildung und Raſtloſigkeit ſeiner Diener, von der Eintracht, von der Aufopferungsfähigkeit aller Unterthanen und von dem feſten gläubigen Vertrauen der Nation an die Zukunft des Staats entrollt die Geſetzgebung von 1807 bis 1815 vor unſern Augen! Man hat die Nacht des 4. Auguſt 1789 gerühmt, wo die Sprößlinge edler Geſchlechter Frankreichs in der Nationalverſammlung ihre Privilegien auf dem Altare des Vaterlandes niederlegten, und es hat manches deutſche Herz wärmer und voller für die noch unbefleckte Revolution geſchlagen, die einen ſolchen Wetteifer in Hingebung und Entſagung hervor zu rufen im Stande war. Betrachten wir, was in Preußen ohne Revolution geſchah! Völlige Freiheit des Güterverkehrs, gänzliche Aufhebung der Unterthänigkeitsverhältniſſe, Verwandlung der bäuerlichen Beſitzungen in Eigenthum, Ablöſung der Naturaldienſte und Berechtigungen gegen Entſchädigung, Verleihung des Eigenthums an die Immediateinſaſſen in den Domänen, Auflösbarkeit der Lehnsverbindung,

jeder Familien- und Fideikommißſtiftung, Gleichſtellung des Adels mit den übrigen Ständen in Hinſicht des Gewerbebetriebs, gleiche Berechtigung aller Stände zu den höchſten Stellen im Civil- und Militärdienſt,* Beſeitigung aller dem freien Gewerbebetriebe entgegenſtehenden Hinderniſſe, Beſteuerung der königlichen Domänen,**

* Publicandum über die veränderte Verfaſſung der oberen Staatsbehörden der preußiſchen Monarchie in Beziehung auf die Landes- und Finanzverwaltung vom 16. Dezember 1808. (Geſetzſammlung v. 1808. Nr. 59. Seite 362).

Reglement über die Beſetzung der Stellen der Portepeefähndriche und über die Wahl zum Offiziere bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie vom 6. Auguſt 1808. (Ebendaſ. Nr. 45. S. 273.)

** Edikt über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben u. ſ. w. vom 27. Oktober 1810. (Geſetzſammlung von 1810. Stück 2. Nr. 3. S. 25.

Dieſe Maßregel war gar nicht ſo lächerlich, wie Herr v. Bülow-Kummerow ſie findet in der Flugſchrift über die Finanzen des Staats, Berlin 1841, S. 50, wo er behauptet, daß das ſogenannte Nivellirungsſyſtem damit ein Luſtſpiel aufgeführt habe, und in ſeiner neuen Schrift: „Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Verhältniß zu Deutſchland, Berlin 1842, S. 24," wo er dieſe Beſteuerung ein Hardenbergiſches Spielwerk nennt. Er ſcheint überſehen zu haben, daß die Widmung der Domänen zu Staatszwecken eine ganz freiwillige geweſen iſt, wie ſie der König in dem Edikt über die Finanzen des Staats vom 7. September 1811 (Geſetzſammlung v. 1811. Stück 20. Nr. 50. S. 253.) §. 13, auch ausdrücklich bezeichnet, und daß ſie nach dem preußiſchen Hausgeſetze von 1713 den Charakter ſolcher Staatsgüter, deren Reinertrag nothwendigerweiſe dem Staate ganz zufließen muß, nicht gehabt haben. Nur unter dieſer Vorausſetzung wäre die Beſteuerung etwas nur Scheinbares, nichts Wirkliches geweſen; denn es liegt am Tage, daß man dem nicht noch einmal einen Theil des Reinertrages gewähren kann, der denſelben ſchon ganz zu empfangen berechtiget iſt; aber eine ſo ironiſche oder ſo bittere Bezeichnung hätte das Verfahren auch dann noch nicht verdient. Denn es iſt gewiß, daß das Theorem der Steuerfreien von der Kapital- oder Eigenthumsberaubung durch Einführung der Grundſteuer ſich ſofort in ſeiner ganzen Nichtigkeit und Ungewißheit, und zwar gegen allen Widerſpruch darſtellen würde, wenn alle Grundſtücke ohne Unterſchied grundſteuerpflichtig geworden wären, wenn die Veränderungen im Reinertrage periodiſch berückſichtigt, und die von dem Reinertrage als Steuer zu entrichtenden Prozente nur für kurze Zeiträume von der Legislatur und zwar in einem wandelnden Maaße feſtgeſetzt würden.

Widmung derſelben zur Abbürdung der Staatsſchuld, Selbſtſtändigkeit der Stadtgemeinden durch Verleihung der Städteordnung,* feſte Regelung der Verhältniſſe der Dienſtherrſchaft und des Geſindes, Vereinfachung der Staatsverwaltung in allen Branchen, Aufhebung der Exemtion von der Kantonpflichtigkeit während des

---

Sobald im Bereiche des ganzen Staats kein Grundſtück mehr exiſtirt, welches nicht einen im Verhältniſſe zu allen andern bemeſſenen Theil ſeines Reinertrags an Steuern abliefert, wird ſich auch von ſelbſt ergeben, daß die Grundſteuer die verſchrieene, geſpenſterhaft vor die Seele der Fürſten geführte Nebenwirkung nicht hat; ſo lange noch ein unbeſteuertes Grundſtück, oder ein minder beſteuertes vorhanden iſt, wird in der Vergleichung des Kaufpreiſes des ſteuerfreien mit dem des ſteuerpflichtigen die falſche Theorie ihre immerwährende Nahrung und ſcheinbare Begründung finden.

Hardenberg wollte eine ſolche allgemeine Grundſteuer.

* Der Verfaſſer weiß recht gut, daß die Verleihung der Städteordnung vom 19. November 1808 weniger das Produkt einer großartigen Regung, als das der Nothwendigkeit, die Freiheit weniger ein Geſchenk, als ein Reiz zur bereitwilligen Uebernahme einer angeſonnenen Laſt ſeyn ſollte. Mit der von Friederich Wilhelm II. im Jahre 1787 auf die franzöſiſche Regie Friederich des Großen vom Jahre 1766 gebauten Acciſeverfaſſung, war die früher ſehr übliche beſondere Acciſeerhebung der Städte, welche ihnen die Mittel zur Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe gewährte, unverträglich; ſie war daher überall aufgehoben worden. Die Städte fanden aber ihre Entſchädigung darin, daß ihre Ausgaben auf den Acciſeetat des Staats übernommen, und aus den Staatsacciſe-Einkünften beſtritten wurden. Die Nothwendigkeit einer völligen Umformung der Finanzverwaltung führte zur Abſchaffung der Acciſe und zur Verlegung der Eingangszölle von den Thoren der Städte an die Grenzen des Reichs. Es kam nun darauf an, die bedeutenden jährlichen Abgewährungen an die Städte (unter dem Namen Abonnementsgelder bekannt) los zu werden, das heißt, ihnen die Aufbringung ihrer Geldbedürfniſſe ſelbſt zu überlaſſen, wobei der Rückgriff auf alte ſtadtiſche Acciſeverfaſſungen durch das Intereſſe des freien Verkehrs im Innern und dasjenige der Staatsfinanzverwaltung ausgeſchloſſen war. Dies geſchah, indem man ihnen auch die Anordnung ihrer Angelegenheiten anheimſtellte. Derjenige, für welchen der Zauber der Städteordnung nach dieſer Auseinanderſetzung verſchwindet, möge ſie leſen, und er wird durchdrungen werden von der lebendigſten Verehrung für die Geſetzverfaſſer und für den erhabenen Fürſten, der ſeiner Regierung dadurch ein Denkmal ſetzte, aere perennius! Eine minder erleuchtete Regierung hätte auch der Nothwendigkeit gehorcht, aber doch keine Städteordnung gegeben.

Kriegs, Errichtung der Landwehr und des Landſturms, allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſte, Verheißung und Vorbereitung einer Repräſentation des Volkes: — dies waren die Früchte einer in ſchweren Zeiten geſammelten Erfahrung, der Selbſterkenntniß in Fürſt und Volk, und eines im Unglück bewährten edlen Willens!

Von der Monarchie Friederich des Großen auf der Sonnenhöhe ihrer Macht und ihres Ruhms konnte Mirabeau ſagen: „**Pourriture avant Maturité!**“ Der Tag von Jena ſchien dieſes Verdikt zu beſtätigen. Als das im Jahr 1806 niedergeworfene, der blühendſten Provinzen beraubte, faſt zertrümmerte Reich Friedrich Wilhelm des Dritten ſich zum Kampf um ſeine Exiſtenz erhob, war Alles friſche Kraft, Jugendmuth und Hoffnung!

Wie weit der König ſein Volk zu führen entſchloſſen war, zeigten ſeine Worte in dem 2ten Edikte über die Finanzen des Staats und das Abgabenſyſtem vom 7. September 1811:

„Die Grundlagen, auf welchen das im vorigen Jahre ausgeſprochene Abgabenſyſtem und die neuere Geſetzgebung beruhen: Gleichheit vor dem Geſetze, Eigenthum des Grund und Bodens, freie Benutzung deſſelben und Dispoſition über ſolchen, Gewerbefreiheit, Aufhören der Zwangs- und Brenngerechtigkeiten und Monopole, Tragung der Abgaben nach gleichen Grundſätzen von Jedermann, Vereinfachung derſelben und ihrer Erhebung, — wollen Wir keineswegs verlaſſen, Wir wollen vielmehr fortwährend auf ſolche bauen, da Wir ſie als die heilſamſten für die Uns anvertrauten Unterthanen aller Klaſſen halten.“

Dieſe inhaltſchweren Worte ſind nie wiederrufen worden, der Geiſt, welcher in ihnen waltet, hat noch die Reden diktirt, mit welchen der König die Bewohner der neuen und wiedererworbenen Länder als Preußen begrüßte, und das Geſetz über die Repräſentation des Volkes ſcheint eine Frucht ſeiner Inſpiration. Aber wenn gleich auch in ſpäterer Zeit ſich hin und wieder das Beſtreben zeigt, die eingeſchlagene Bahn als die Fortſetzung der früheren zu bezeichnen, wie in der Geſetzgebung über das Abgabenweſen von den Jahren 1816 und 1820,* und über die Regulirung der

* Verordnung über die Aufhebung der Waſſer-, Binnen- und Provinzialzölle vom 11. Juni 1816. (Geſetzſammlung 1816. Stück 14. Nr. 363. Seite 193.) — Geſetz über den Zoll und die Verbrauchsſteuer von

Staatsſchulden,* ſo läßt ſich doch in der That nicht verkennen, daß mit Erringung des Friedens andere Tendenzen und andere Intereſſen Geltung erlangt hatten, und daß, da die Noth nicht mehr drängte, die freigegebene Wahl auch durch Einflüſſe beſtimmt ward, welche bis dahin unmächtig, oder durch den Drang der Begebenheiten zum Verſtummen verurtheilt geweſen waren.

Die neue Geſetzgebung hatte den privilegirten Ständen große Opfer auferlegt. Sie waren dem Könige die Nächſten im Felde, die Nächſten im Rathe geweſen; die Armee und der höhere Civilſtaatsdienſt hatten ihnen Verſorgung, Anſehen, Macht und Lebensgenuß gewährt. Ihre noch in der neueren Zeit (bei Abfaſſung des Landrechts) beſtätigte Ueberlegenheit war geſetzlich und völlig abgeſchafft; ſie wurden in die Reihen der Bewerber gedrängt, unter denen Talent und Kenntniß und Brauchbarkeit allein den Vorzug beſtimmen ſollten. Die Geſchloſſenheit des Standes, worauf ein Theil ſeiner alten Macht beruhte, war durch die Befähigung der andern Klaſſen zur Erwerbung des ſogenannten ritterſchaftlichen Eigenthums vernichtet. Die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe (wenn gleich dieſelbe auch manchen Vortheil gewährte und größere für die Zukunft verhieß) hatten ihnen einen großen Theil ihres Einfluſſes, und je nachdem die Sache dargeſtellt ward, einen Theil ihres Vermögens genommen; die Aufhebung der Grundſteuerfreiheit war ausgeſprochen, und die Verwirklichung der Beſteuerung periodiſch als nahe bevorſtehend verkündet, das Prinzip der Gleichheit vor dem Geſetze war als ein Leitſtern angenommen und damit die Fortdauer des privilegirten Gerichtsſtandes, die Patrimonialgerichtsherrlichkeit und die Dominialpolizeigewalt bedroht; endlich war eine Landesrepräſentation zugeſagt, welche nach untrüglichen Zeichen ihnen ſtatt der gewohnten unbeſtrittenen

ausländiſchen Waaren und über den Verkehr zwiſchen den Provinzen des Staats vom 26. Mai 1818.

Allgemeines Geſetz über das Abgabenweſen vom 10. Mai 1820. (Geſetzſammlung 1820. Nr. 14, Stück 616. S. 134.)

* Verordnung wegen der künftigen Behandlung des geſammten Staatsſchuldenweſens vom 17. Januar 1820. (Geſetzſammlung. Stück 2. Nr. 577. S. 9.)

Präpanderenz nur einen verhältnißmäßig gleichen Antheil an der ſtändiſchen Wirkſamkeit mit den andern Klaſſen verhieß.

Man muß die Menſchen nicht kennen, um anzunehmen, daß ſolche Opfer ohne Widerſtreben und ohne Schmerzen gebracht worden wären, Opfer, in Zeiten gefordert, welche Zeiten des Unglücks, der Entbehrung und des hart laſtenden äußeren Druckes waren — Opfer, von denen kein Ende abzuſehen, — Opfer zur Begründung eines Zuſtandes, deſſen natürlicher Antagonismus ſich eben erſt bei Jena in der Niederwerfung der auf ariſtokratiſche Formen und Begriffe begründeten Monarchie deutlich gezeigt hatte. Und von wem ſollten dieſe Opfer gebracht werden? Von denen, welche aufgewachſen in den entgegengeſetzten Anſichten, redlich und in angeerbtem Beſitze, treu dem Könige und mild gegen ihre Untergebenen ſich keiner Schuld, alſo auch keines Anlaſſes zur Verwirkung ihrer Vorrechte bewußt waren; von denen, deren an ſich durchgängig mäßiges oder geringes Vermögen durch die Kalamitäten der Kriegsjahre zerrüttet worden; von denen, die noch nicht vergeſſen hatten, daß vor vierthalb hundert Jahren eine gewonnene Schlacht darüber entſchied, ob ein Hohenzollern oder ein Quitzow, ein Rochow oder Itzenplitz die Mark Brandenburg beherrſchen ſollte, und die eben darum das Recht des Königs nicht für beſſer als ihr eigenes hielten.

Unter dem höheren Geſichtspunkte mögen dieſe Empfindungsweiſen egoiſtiſch und verwerflich erſcheinen, wir räumen es ein; aber ſie enthalten eine Erklärung und eine Wahrheit. Im Enthuſiasmus können Einzelne ſich zum Verzicht auf ihre Vorrechte bereit finden laſſen; aber es iſt ohne Beiſpiel, daß ein ganzer Stand ſeine Privilegien freiwillig und ohne Vorbehalt aufgebe. Er kann gute Miene zum ſchlimmen Spiele machen, tragen, wenn der Moment nicht günſtig iſt; er kann das minder Werthvolle in die Schanze ſchlagen, um das Beſte zu erhalten; er kann ſich in rhetoriſchen Perorationen ergötzen über das nothwendige Verſchwinden der mit dem Zeitgeiſt in Widerſpruch ſtehenden Einrichtungen; — Alles unter der Vorausſetzung, daß er ſelbſt die Grenze der Konzeſſionen ziehe, und mit klüglicher Unterſcheidung deſſen, was wirklich Macht und Genuß gewährt, oder nur den Anſchein davon trägt.

Nur Thorheit oder gänzliche Verblendung konnte ſich einbilden, daß diejenigen, welche im Jahre 1806 vor dem Palaſte des Königs

den Degen zum Angriffe des revolutionären Frankreichs geſchärft hatten, mit Luſt aus dem Becher der Gleichheit trinken würden.

Der erſte Schrei des Unwillens wurde vernommen nach Publikation des ſogenannten Gensdarmeriediktes vom 30. Juli 1812. *

Nie iſt wohl eine Benennung unglücklicher gewählt worden, als die für dieſes Geſetz erkorene. Weil daſſelbe auch über die Formation der Gensdarmerie und deren Beziehungen zu den Civilbehörden Beſtimmungen enthielt, ſo wurde davon der Name für ein organiſches Edikt entnommen, welches die Kommunalverhältniſſe des platten Landes, der Städte und der Kreiſe beſtimmte und die ſtändiſche Einwirkung auf die Verwaltung neu regulirte. Daß dem Anſehen eines ſolchen Geſetzes das Ridikule einer Benennung, die an Gewalt mehr als an Recht erinnert, gefährlich werden müſſe, liegt am Tage.

Dieſes Edikt enthielt eine vorbereitende Maßregel für die weiter beabſichtigte, die inneren Verhältniſſe des Staates im Ganzen umgeſtaltende Legislation, ſeine Tendenz war Einheit in der vollziehenden Gewalt, und, wie es im Eingange heißt, „Aufhebung des Uebergewichtes, welches einzelne Klaſſen von Staatsbürgern durch ihren vorherrſchenden Einfluß auf die öffentlichen Verwaltungen aller Art haben, da dieſer gleichmäßig vertheilt ſeyn ſoll.“

Demgemäß ſollten an die Stelle der Landräthe Kreisdirektorien treten mit ausgedehnter Wirkſamkeit; das Amt des Kreisdirektors ſollte von dem Staate aufgetragen werden, eine Wahl dazu durch die Kreisſtände nicht mehr ſtattfinden, und daſſelbe allen repräſentativen Charakters entkleidet ſeyn.

Alle Kommunalangelegenheiten des Kreiſes ſollten von einer, unter dem Vorſitze des Kreisdirektors und unter Theilnahme des Stadtrichters in der Kreisſtadt, aus ſechs Deputirten der Gemeinden gebildeten Kreisverwaltung geleitet werden. Die Wahl der Kreisdeputirten ſollten Wahlherrn vornehmen, zu welchem Ende die Städte auf je 500 Einwohner einen Wähler, die Gutsbeſitzer eine gleiche Anzahl Wähler wie die Städte beſtellten, und die bäuerlichen Gemeinden, nachdem jede derſelben durch die Bauerwirthe einen Wähler ernannt hatte, aus deren Geſammtzahl durch

* Geſetzſammlung von 1812. Stück 20. Nr. 127. S. 141.

das Loos wiederum eben so viele als jede der beiden andern Klassen zu ihren Wahlherrn bezeichneten.

Von der solchergestalt gebildeten Wählerversammlung sollten sodann sechs Deputirte, und zwar in der Weise erlesen werden, daß dem Kreisdirektor frei stehe, drei Kandidaten, jedem Wahlherrn, deren einen, ohne Rücksicht, ob sie unter der Zahl der Wahlherrn sich befinden, vorzuschlagen, daß über die Vorgeschlagenen der Reihe nach durch Ballotement gestimmt werde, und daß diejenigen sechs Kandidaten, welche die Stimmenmehrheit hätten, zu Deputirten, die nächstfolgenden zu deren Substituten berufen seyn sollten. Diese Deputirten hatten unabhängig von ihren Kommittenten zu beschließen, es sollten aber zwei derselben für die Städte, zwei für die Rittergutsbesitzer, zwei für den Bauernstand gerechnet werden.

In dieser Maßregel lag eine Zukunft, für die Rittergutsbesitzer aber keine Glück weissagende.

Bis dahin hatten sämmtliche Rittergutsbesitzer die Kreisversammlung gebildet und den Landrath aus ihrer Mitte erwählt. Die Entstehung dieses Verhältnisses war die folgende. Die Rittergutsbesitzer, denen fast durchgehends die Patrimonialgerichtsbarkeit und Polizeigewalt über ihre Hintersassen zustand, und verfassungsmäßig auch die Verpflichtung oblag, die Steuerpflicht derselben zu vertreten, wählten aus ihrer Mitte einen Bevollmächtigten zur Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten. Dieser war das Organ, durch welches die Landesbehörden den Dominien ihre Anordnungen zugehen ließen, und welches für deren Vollzug zu sorgen hatte. Dieselbe Funktion hatte in den Städten der Steuerrath, in den königlichen Domänen das Domänenamt unter Aufsicht der Kriegs- und Domänenkammer.

Unter andern Geschäften lag auch dem ritterschaftlichen Beamten des Kreises die Besorgung der Kantons- (Aushebungs) Geschäfte, der Vorspann-, Marsch- und Einquartirungssachen u. drgl. ob.

Um größere Einheit in diese Angelegenheiten zu bringen, mit denen im Bereiche der nicht ritterschaftlichen Orte sich die vorhin genannten Beamten zu befassen hatten, wurde die Ausrichtung derselben dem ritterschaftlichen Beamten für den ganzen Kreis aufgetragen. So bildete sich allmählig in der Person des Stellvertreters der Ritterschaft eine Autorität in dem Kreise, deren Einwirkung auf andere Personen und Dinge, als die innerhalb der

adelichen Güter befindlichen aber keine verfaſſungsmäßige, ſondern nur eine oktroyirte und revocable war. Die Benennung Landrath, welche dieſelbe erhielt, war der Bezeichnung einer ganz andern, im Herzogthum Preußen nach der Aufhebung des Ordens aus den Komthureien, Vogteien und Pflegeämtern geſchaffenen Beamtung entlehnt, die mit der gegenwärtigen Stellung der Landräthe in der Wirklichkeit nichts gemein hat.

Das Recht der Ritterſchaft, den Landrath zu wählen, erloſch mit dem Erſcheinen des Geſetzes vom 30. Juli 1812, und die Theilnahme an der Kreisverwaltung ſollte den Rittergutsbeſitzern in Zukunft auch in keinem größern Maaße, als den beiden andern Ständen zugeſtanden ſeyn.

Durch ein früheres Geſetz war bereits angedeutet, daß dem Rittergutsbeſitze auch in der Nationalrepräſentation ein überwiegender Einfluß nicht zugedacht ſey. Denn die Generalkommiſſion zur Regulirung der Kriegs- und Kommunalſchulden, welche im Edikt v. 27. Oktbr. 1810 verordnet, und in dem Edikt vom 7. September 1811 in der Art organiſirt war, daß ſie aus zwei Mitgliedern aus den Rittergutsbeſitzern, zwei Mitgliedern aus den Städten und Landbewohnern, außerdem aus einem Mitgliede von jeder der drei Hauptſtädte, Berlin, Königsberg und Breslau unter einem vom Staate ernannten Chef beſtand, war in §. 14 des zuletzt erwähnten Edikts zur einſtweiligen Bildung der Nationalrepräſentation berufen, und es ließ ſich wohl mit Recht ſchließen, daß wenn die proviſoriſche, alſo die Uebergangsmaßregel die bisherige Präponderanz eines Standes nicht anerkenne, von der definitiven dies noch weniger erwartet werden dürfe.

In den Zeiten des Dranges waren ſeine Glieder genöthiget geweſen, das ſcharfe Gegengift der Schmach in die tiefſte Bruſt zu verſchließen; jedes Murren, jeder Widerſtand gegen die Anordnungen des Staats würde als Aeußerung unpatriotiſcher Geſinnung angeſehen und verdammt worden ſeyn; jedes Schisma hätte die Kraft gegen den äußern Feind gelähmt und die Dauer des Druckes und der Opfer verlängert; es kam vor Allem darauf an, dieſe abzukürzen; war die äußere Noth erſt abgewandt, ſo konnte man mit dem innern Feinde ſchon fertig werden; dann wurde das Siegel des Schweigens gelöst und der lange verhaltene Groll fand Wort und That.

Es iſt darum leicht erklärlich, daß von den betheiligten

Perſonen nach Herſtellung des Friedens alle Kräfte aufgeboten wurden, um die Entwickelung der in ihren Grundlagen bereits feſtgeſtellten Geſetzgebung aufzuhalten, und daß ſie alle Minen ſpringen ließen, um das Gebäude der Prinzipien umzuſtürzen, die ihrem Intereſſe ſo verderblich zu werden drohten. So ſehen wir denn von 1815 an einen Stillſtand mit ſeltenen ſparſamen Anklängen aus der ſchöpferiſchen Zeit — nach dem Tode des Staatskanzlers aber eine wirkliche Umkehr. Die Einen ſagten, das Liebäugeln mit der Revolution habe endlich aufgehört, — die Andern, die Koketterie mit dem Mittelalter habe wieder angefangen.

Der Durchführung der Finanzgrundſätze war die durch die Drangſale des Kriegs gedrückte Lage des Grundeigenthums zuerſt entgegen geweſen; man konnte nicht daran denken, die zwar nicht mehr geſetzlich, aber doch noch faktiſch fortbeſtehende Steuerfreiheit in einem Augenblicke aufzuheben, wo die Grundeigenthümer durch Indulte gegen ihre Gläubiger in Schutz genommen, und durch Vorſchüſſe und Unterſtützungen Seitens des Staats aufrecht erhalten werden mußten. Dieſe Nothwendigkeit hatte die Verordnung wegen Erhaltung der Grundeigenthümer vom 1. März 1815 (Geſetzſammlung 1815. Stück 1. Nr. 264. S. 11) förmlich anerkannt, und indem das Staatsoberhaupt in derſelben öffentlich ausſprach, daß es vorzüglich die Kräfte des Grundeigenthums geweſen, durch deren Verwendung in die Koſten des Kriegs die Unabhängigkeit des Vaterlandes wieder erſtritten worden, und daß den Grundbeſitzern bei weitem nicht alle Kriegsleiſtungen und Beſchädigungen durch die Staatskaſſe hätten vergütet werden können, ſchien es ſich vorerſt des Rechts begeben zu haben, ihnen neue, bis dahin nicht gekannte Opfer aufzuerlegen. Dabei konnte es auch nicht erheben, daß die kleinen Grundbeſitzer zum größten Theile bereits beſteuert, dieſe es auch waren, die am meiſten gelitten, und am wenigſten an den Vergütungen und Entſchädigungen Theil genommen hatten. Kriegsſchäden, veranlaßt durch Brand, Plünderung, Fouragierung in Feldern und Scheunen, Wegtreibung des Viehes u. dergl., Naturaleinquartirung und Naturaldienſte aller Art, waren vom Erſatz aus Staatskaſſen ausgeſchloſſen,* mußten

* Edikt wegen Vergütung der Leiſtungen während des jetzt beendigten Krieges vom 3. Juni 1814. (Geſetzſammlung von 1814. Stück 9. Nr. 230. S. 49.)

aber der Natur der Sache nach die kleineren Eigenthümer öfter und härter, als die großen treffen; Lieferungen, wofür gegen die Vermögens- und Einkommensſteuer aufgerechnet und Lieferungsſcheine in Empfang genommen werden konnten, deren für 35 Millionen Thaler kreirt und in Staatsſchuldſcheine verwandelt worden ſind, hatten in der Regel nicht die kleinen, ſondern die größeren Eigenthümer bewerkſtelligt und es ging daher hier ſo, wie immer, daß die Armen noch ſchlechter als die Vermögenden wegkommen.

Aber dieſe Betrachtungen ſind nur Farbentöne, welche das grelle Bild von der Bedrückung des großen Grundeigenthums in jener Periode einigermaßen mildern. Die Erſchöpfung war wirklich groß genug, und daher der Aufſchub in der Beſteuerung vollkommen zu rechtfertigen; ja wir gehen weiter und ſagen, daß die ſogenannten Retabliſſementsgelder, — aus Staatsmitteln gewährte, großentheils verlorene Vorſchüſſe und baare Unterſtützungen, — welche für das Königreich Preußen 9 Millionen Thaler, für Pommern 3, für Schleſien 5 und für die Marken ebenfalls mehrere Millionen Thaler betragen haben ſollen,* und nur dem großen Grundbeſitze zu Theil geworden ſind, der fortdauernden Steuerfreiheit ungeachtet mit Ehren gegeben und empfangen werden konnten.

Das Gensdarmerieedikt war nicht überall durchgeführt worden, und die in §. 23 deſſelben enthaltene Beſtimmung, daß bis zur definitiven Beſetzung der Kreisdirektorſtellen die Landräthe deren Funktionen übernehmen ſollten, erleichterte es, daſſelbe faſt ohne Worte verſchwinden zu laſſen.

Die Verordnung wegen verbeſſerter Einrichtung der Provinzialbehörden vom 30. April 1815 ſetzte (§. 34) feſt, daß jedem Kreiſe ein Landrath vorgeſetzt ſeyn ſollte, und behielt die Organiſation und Inſtruktion der Landräthe einer beſondern königlichen Verordnung (§. 39) vor, wodurch von ſelbſt das mehr erwähnte Edikt außer Kraft geſetzt war.**

---

* Für die Richtigkeit dieſer Zahlen kann nicht eingeſtanden werden; ſie ſind in keiner öffentlichen Urkunde nachgewieſen, und mögen daher in der Ueberlieferung eher übertrieben, als zu niedrig gegriffen ſeyn, wie es bei Anläſſen dieſer Art gewöhnlich geſchieht. Daß die Summe aber viele Millionen betragen hat, iſt nicht zu bezweifeln.

** Durch die Kreisordnungen für die Kur- und Neumark vom 17. Auguſt 1825 (Geſetzſammlung 1825. Stück 17. Nr. 965. S. 206) §. 22.

Damit war ein zweiter Schritt zur Repriſtination der faſt vernichteten Zuſtände gethan.

Die Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes vom 22. Mai 1815, indem ſie die Wiederherſtellung der Provinzialſtände, wo ſie noch beſtanden, als Grundſatz ausſprach und damit dasjenige, was bereits ganz zur Seite geſchoben war, aufs Neue als würdig und wichtig anerkannte, war in demſelben Maße förderlich, und wiewohl der kurzſichtige Liberalismus jene Verordnung wie ſein Evangelium verehrt, ſo ſcheinen diejenigen weit richtiger zu urtheilen, welche behaupten, daß darin die Garantie der Fortdauer der bedrohten ſtaatsrechtlichen Unterſcheidungen gegeben und die Brücke geſchlagen war, über welche die faſt ausgetriebenen Privilegien in das Reich zurückkehren ſollten.

In dieſe Periode fällt auch die Deklaration vom 29. Mai 1816 zum Edikte vom 14. Septbr. 1811 über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe (Geſetzſammlung 1816. Stück 11. Nr. 359. S. 154), ein Akt, über deſſen Werth zu urtheilen, hier der Ort nicht iſt, von dem man aber mit vollem Rechte ſagen konnte, daß das Beſtreben, die Intereſſen der Gutsherrn im Konflikte mit denen der Bauern in Schutz zu nehmen, auf eine eben ſo unverhohlene Weiſe darin an den Tag gelegt wird, als ſich aus dem Inhalte des Edikts das entgegengeſetzte deduziren ließ. Es ſoll dies kein Tadel ſeyn, es ſoll nur eine Thatſache damit angezeigt werden, welche zu Schlüſſen über den Stand der Meinung in den höheren Regionen der damaligen Zeit berechtigt. Einen noch unzweifelhafteren Ausdruck deſſelben enthielt die durch einige Rittergutsbeſitzer im Bereiche der vormals zum Königreich Weſtphalen, zum Großherzogthum Berg und zu den franzöſiſch-hanſeatiſchen Departements gehörenden Landestheile erwirkte Suſpenſion des von dem Bauernſtande willkommen geheißenen, den Anſprüchen jener aber minder günſtigen Geſetzes über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe in dieſem

---

für Pommern und Rügen von demſelben Tage (ebendaſelbſt Nr. 968. S. 217) §. 22; für Schleſien vom 2. Juni 1827 (Geſetzſammlung 1827. Stück 11. Nr. 1072. S. 71) §. 24; für Preußen vom 17. März 1828 (Geſetzſammlung Stück 5. Nr. 1134. S. 34) §. 22, wurden jedoch die Kreisverwaltungen, wo ſie nach Vorſchrift des Gensdarmerieedikts noch in Wirkſamkeit waren, förmlich aufgelöst.

Bereiche vom 25. Septbr. 1820 (Gesetzsammlung 1820. Seite 16. Nr. 623. S. 169).

Ueber die neuen Steuergesetze ist schon geredet worden. Es bedurfte daher keiner Zeichen und Wunder, um anzukündigen, daß eine neue Zeit in der Gesetzgebung und in dem Gedankengange der Lenker des Staats eingetreten sey.

Nicht gar lange nach dem Tode des Kanzlers erschien das allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 (Gesetzsammlung 1823. Stück 13. Nr. 810. S. 129). Es verkündete den Sieg zweier ganz verschiedenen Prinzipien, — den des monarchischen, indem von einer Konstitution, wie sie früher verheißen und vom Staatskanzler vorbereitet worden, ganz abgesehen und die ständische Einwirkung auf Beirath beschränkt ward, — und den des aristokratischen, indem statt einer Nationalrepräsentation nur die Vertretung des Grundeigenthums gestattet, zu derselben nur gewisse Klassen berufen und deren eine in der Berechtigung zur Standschaft dergestalt ausgezeichnet und in Schutz genommen ward, daß für Beachtung der Ansprüche der Andern nur noch wenig Raum verblieb.

Die Anzahl der ritterschaftlichen Stimmen mit Hinzurechnung der Stimmen im Stande der Herren, deren sechs in Schlesien, sechs in Sachsen vorkommen, beträgt in den sechs östlichen und mittleren Provinzen, Preußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg und Sachsen 204. In denselben Provinzen haben die Städte 134, und die Bauern 77 Vertreter, woraus sich ergibt, daß der Ritterstand beinahe dreimal so stark als der Bauernstand, und um 70 Stimmen stärker vertreten ist, als der Stand der Städte.

Die Summe der Repräsentanten im Stande der Städte und im dritten (Bauern) Stande zusammen genommen ist der der Vertreter des größern Grundeigenthums in Brandenburg, Pommern, Schlesien und Posen nur gleich, und in Sachsen nur um 2, in Preußen nur um 5 Stimmen überlegen, und man sollte beinahe glauben, daß den Gesetzverfassern die Idee einer wahrscheinlichen Vereinigung der beiden untern Stände gegen den Stand der Ritterschaft vorgeschwebt, und ihnen nothwendig geschienen hätte, außer der nachgelassenen Itio in partes, den letztern durch Verleihung einer so großen Stimmenzahl in die Lage zu versetzen, die beiden

andern Stände allein aufzuwiegen. Allein dies würde unterſtellen, daß man die Repräſentation der Städte als eine Repräſentation blos ſtädtiſcher Ackernahrungen betrachtet hätte, weil nur unter dieſer Vorausſetzung an eine Identität ihres Intereſſes mit dem der bäuerlichen Wirthe geglaubt werden kann. Dieſe Vorausſetzung fällt aber in Nichts zuſammen, wenn man ermißt, daß in Geſetzen und andern öffentlichen Urkunden zu wiederholten malen ausgeſprochen iſt, daß die Städte als die Sitze der gewerblichen Induſtrie bei dem Landtage vertreten werden: unter dieſem Geſichtspunkte haben ſie mit dem Stand der Bauern gerade nicht mehr, als mit dem der Ritterſchaft gemein.

Eine andere Anſicht zur Erklärung der Prävalenz der Ritterſchaft iſt die der Gemeinſchaftlichkeit ihres Intereſſes mit dem der übrigen Grundbeſitzer, — einer ganz natürlichen Verbindung beider Stände *, von denen der eine den andern ergänze, und die lediglich um deswillen abgeſondert vertreten ſeyen, um doch auch einigermaßen den Vorurtheilen der neueren Zeit über die Mündigkeit der niederen Klaſſen genug zu thun, ohne andererſeits dem hiſtoriſchen Recht zu vergeben, wonach die Ritterſchaft in überwiegender Anzahl, ja faſt ganz allein die Landtage zu beſuchen berechtigt war.

Hätte man Gründe der Art vor dem Erſcheinen des Edikts über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe vorzubringen gehabt, ſo hätten ſie der Behauptung einigen Anſchein von Wahrheit verleihen können: nach Regulirung derſelben ſteht die Sache aber anders. Das Verhältniß, welches damals zwiſchen dem Gutsherrn und dem Bauern beſtand, war das der Ueberlegenheit auf der einen und der Unterordnung auf der andern Seite; mehr oder minder war der Bauer in die Hand des Herrn gegeben; aber die Milde der Sitten, zum Theil die Geſetzgebung und vor Allem das eigene Intereſſe nöthigte den Gutsherrn, den bäuerlichen Beſitzer gütig und wohlwollend zu behandeln.

In Folge der Regulirungen erwarb der Bauer das Eigenthumsrecht und ward der Dienſte und Abgaben ledig, indem er, außer der Entſchädigung an Land, Kapital oder Rente, auf alle außerordentlichen Unterſtützungen, Hofwehr, Bauhülfen und beſonders auf die Steuervertretung Verzicht leiſtete.

---

* Des Ritter- und des Bauernſtandes.

Damit war aber das gemeinſchaftliche Band zwiſchen dem Rittergutsbeſitzer und dem Bauer völlig gelöst: ſo lange bei Unglücksfällen aller Art der Gutsherr der natürliche Helfer und Rather war, ſo lange er die Gebäude aufbauen und erhalten, das Brandholz aus ſeinen Waldungen gewähren und die Hut auf ſeiner Weide geſtatten mußte, — ſo lange er bei entſtehendem Unvermögen des Bauern die Steuern und andere öffentliche Abgaben und Leiſtungen zu vertreten verpflichtet war, ſo lange beſtand allerdings eine gewiſſe Solidarität des Vortheils und des Nachtheils, und man kann ſagen, daß der Gutsherr ſein eigenes Intereſſe vertrat, wenn er zum Beſten des bäuerlichen Beſitzers wirkte, und daß er durch ein entgegengeſetztes Verfahren ſeinem wahren und obendrein augenſcheinlichen Nutzen Abbruch that.

Aber was begründet denn jetzt die vorausgeſetzte natürliche Uebereinſtimmung dieſer beiden Stände, jetzt, nachdem jene Bande gelöst ſind? Etwa das nackte Verhältniß des Gläubigers und Schuldners, welches höchſtens und allein übrig geblieben, und an jedem Zahltage den Bauern an ſein erworbenes Recht und ſeine gegenwärtige Bürde erinnert, und den Gutsbeſitzer darauf aufmerkſam macht, daß der vormalige Pflegbefohlene nunmehr ſelbſtſtändig, aber auch ſein Schuldner ſey? Man erlebt wohl täglich, daß Beziehungen der Art entzweien und trennen, aber daß das Verhältniß des Gläubigers zum Schuldner Innigkeit begründe, — das wäre eine neue Erfindung!

Dagegen iſt der Beweis von der Unrichtigkeit der Vorausſetzung gleich zur Hand.

Es iſt vorhin erwähnt worden, daß das Geſetz vom 25ſten September 1820 über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe in der vormals zum Königreich Weſtphalen, zum Großherzogthum Berg und zu franzöſiſch-hanſeatiſchen Departements gehörenden Landestheilen auf Betreiben der ehemaligen Gutsherrn ſuſpendirt worden ſey. Statt deſſelben wurden am 21. April 1825 drei andere, die Anſprüche der Berechtigten mehr berückſichtigende erlaſſen und eine Ablöſungsordnung verheißen, welche an den weſtphäliſchen Landtag gebracht, von dieſem begutachtet, und am 13. Juli 1829 zum Geſetz erhoben worden iſt. Auf dem weſtphäliſchen Landtage haben die Standesherrn zwölf, die Rittergutsbeſitzer zwanzig, die Städte zwanzig, und die

bäuerlichen Eigenthümer ebenfalls zwanzig Stimmen. Die Deputirten des Bauernſtandes haben vergebliche Anſtrengungen gemacht, um günſtigere Bedingungen für die Ablöſungen zu erlangen, als die Ritterſchaft ihnen zuzugeſtehen geneigt war. Das Endreſultat, nicht der Berathung, ſondern der Feſtſetzung in Berlin iſt dem Intereſſe der letzteren, wie das Geſetz * zeigt, zuſagend geweſen, aber es hat ſich auch auf unwiderſprechliche Weiſe dargethan, daß in dem, was gerade den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen dem Ritter- und dem Bauernſtande ausmacht, Niemand weniger, als der erſte geneigt ſeyn kann, den letzteren zu vertreten. — Der ſächſiſche Landtag bietet das zweite Beiſpiel.

Die Landbewohner des vormaligen Königreichs Weſtphalen, aus deſſen Trümmern die Provinz Sachſen zu einem nicht geringen Theile gebildet iſt, hatten ſeit einem Vierteljahrhundert vergeſſen, was ein Erb- und Gerichtsherr ſey. Im Jahre 1833 wurde nach Anhörung der ſtändiſchen Verbände von Sachſen und der Altmark feſtgeſetzt, daß an die Stelle der weſtphäliſchen Kommunalverfaſſung die landrechtlichen Beſtimmungen über die Verhältniſſe der Dominien und Landgemeinden treten ſollten, und es wurde den Rittergutsbeſitzern die Dorf- und Landpolizei verliehen, wiewohl der dritte Stand ganz entſchieden, und ſogar die Majorität des geſammten Provinziallandtags ſich dagegen ausgeſprochen hatte.

Dieſe Beiſpiele werden genügen, um den Ungrund der vorausgeſetzten natürlichen Uebereinſtimmung darzuthun.

Aber es ſind auch mächtigere Rückſichten geweſen, denen dieſes Gebäude der Repräſentation ſeine Entſtehung verdankt.

Von ariſtokratiſchen Beſtrebungen an ſich wird hier ganz abgeſehen. Chacun fait son métier, ſagt das Sprichwort: alſo Jeder ſorgt für ſeinen Stand, und ſucht demſelben ſo viele Vortheile als möglich zu verſchaffen. Eroberungen können freilich nur auf Koſten des Königthums, oder auf Koſten des Bürgerthums gemacht werden, aber beide haben offene Augen. Von ariſtokratiſchen

---

* Ordnung vom 13. Juli 1829 wegen Ablöſung der Reallaſten in denjenigen Landestheilen, welche vormals zum Königreiche Weſtphalen, zum Großherzogthum Berg, oder zu den franzöſiſch-hanſeatiſchen Departements gehört haben. (G. S. 1829. Stück 11. Nr. 1204. S. 65. f.)

Beſtrebungen, inſofern ſie in einer Verachtung der andern Stände, oder in einem Widerwillen gegen die Machtvollkommenheit des Landesherrn ihren Grund haben könnten, ſoll alſo hier zunächſt nicht die Rede ſeyn. Die Zeit iſt zu weit vorgerückt, als daß ſie an ſich von einiger Hoffnung des Erfolgs hätten begleitet ſeyn können.

Es ſind politiſche Ideen, die ein Reſultat herbeigeführt haben, welches ſolchen Beſtrebungen allein unerreichbar geweſen wäre, die dieſelben aber ungemein gefördert und zum Theil hervorgerufen haben.

Der franzöſiſche Konſtitutionalismus hat in Deutſchland allen Kredit verwirkt. Das ewige Geſchrei nach Freiheit und die gänzliche Unfähigkeit, davon einen weiſen Gebrauch zu machen, der Durſt nach Veränderung und der Mangel aller Stabilität, das entſchiedene Uebergewicht der Perſonen über die Grundſätze haben Zweifel hervor gerufen, ob die franzöſiſche Nation überhaupt zu dauernden großen politiſchen Geſtaltungen berufen ſey: — die Rohheit der Eroberungsſucht auf der einen, und der kalkulirende Epiciergeiſt auf der andern Seite haben Abſcheu oder Mißachtung eingeflößt, und die Verfaſſung, in welcher, wie in einem Irrgarten, man bei raſtloſer Bewegung nicht vorwärts, aber auch nicht zur Ruhe kommen kann, und die wie Saturn ihre eigenen Geburten fort und fort verſchlingt, hat ihre Bewunderer und Anhänger im Auslande ſammt und ſonders verloren.

Dagegen haben die Blicke ſich auf die engliſche gerichtet. Das warme Lob derſelben erſcholl ſchon während des Krieges, und der Groll gegen Frankreich war wohl nicht der geringſte unter den Gründen, weshalb ihr ein ſo großer Vorzug eingeräumt, und ihre Vortrefflichkeit mit ſo beredten Worten verkündigt ward. Einer ſpäteren Zeit war es vorbehalten, auch große Mängel an ihr zu entdecken, und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ſie mehr geeignet geweſen ſey, die vereinigten Königreiche ſtark nach außen, als zufrieden im Innern zu machen. Als bei Gelegenheit der Katholiken-Emancipation und in noch größerem Maße bei Verhandlung der Reformbill die flagrante Härte, die Zurückſetzung großer Intereſſen und der Widerſinn ſo mancher Einrichtungen offenkundig ward, hatte die Begeiſterung für die engliſche Staatsverfaſſung bereits ihre Früchte getragen.

Ein Hauptgrundſatz derſelben vor der Reformbill war die ausſchließende Herrſchaft des Grundeigenthums. Der Staat war eine Monarchie, die Regierung und die Gewalt aber im Beſitze einer Partei, der Landariſtokratie.* Die ganze geſetzgebende Gewalt durch beide Parlamentshäuſer war in ihren Händen; die königliche Gewalt konnte nur durch Miniſter geübt werden, welche, ſo lange die entſchiedene Majorität im Unterhauſe nur die Landariſtokratie vertrat, aus dieſer von dem Könige genommen werden mußten; die Miniſter, von dem guten Willen des Unterhauſes abhängig, waren, um ihre Exiſtenz zu ſichern, genöthigt, alle einflußreichen und lukrativen Aemter an Perſonen aus der Landariſtokratie zu vergeben.

Der Glanz der engliſchen Größe verlockte, den Grund derſelben in den Staatseinrichtungen zu ſuchen, und nachdem man gefunden hatte, daß eine mächtige Ariſtokratie geſchickter ſey, Grundſätze zu bewahren, empfänglicher für traditionelle Weisheit, zäher im Erdulden und entſchloſſener im Angriffe, als alle die Formen, die das Jahrhundert der Kalkulatoren und der Rechenmeiſter geboren habe, ſo wurde die Verpflanzung engliſcher Grundſätze in unſeren Boden unternommen.

Unter den Staatsmännern, welche dieſe Angelegenheit vor dem Publikum beſprochen, war Ancillon der offenſte, vielleicht auch der einflußreichſte. In ſeinem Werke: „über die Staatswiſſenſchaft“ (Berlin 1820) ſagt er Seite 116:

„die erſte Bedingung der politiſchen Rechte, es ſey als Wahlherr der Repräſentanten, oder als Wahlfähiger zur Repräſentation, iſt das Eigenthum, als einziger Bürge der Unabhängigkeit der Bildung und des wahren Gemeinſinns.“

Ferner Seite 103:

„diejenigen, die kein Eigenthum beſitzen, ſind eigentliche Fremdlinge im Lande, und können wie Reiſende betrachtet werden, die heute hier und morgen dorthin wandern können.“

Wollte man dieſe Auszüge fortſetzen, ſo würde ſich ergeben, daß, wie der erſte Grundſatz des neuen Geſetzes über das

---

* Es wird gebeten, den im 17. Heft der deutſchen Vierteljahrsſchrift (Januar bis März 1842) enthaltenen Aufſatz unter dem Titel „Einige Beiträge zur Kenntniß des jetzigen Englands“ nachzuleſen.

Ständeweſen in Preußen „das Grundeigenthum iſt Bedingung der Standſchaft," wörtlich mit der Ancillon'ſchen Theorie übereinſtimmt, ſo auch die Prävalenz des großen Grundeigenthums darin ihre Vertheidigung, vielleicht ihre Vorbereitung findet. * Daß die Diener der Wiſſenſchaft, des Staats und der Kirche, das heißt, ohne Eigenthum gedacht, hiernach von der Volksvertretung ausgeſchloſſen ſind, liegt am Tage; auch der Handelswelt kann bei ſolcher Anſicht konſequent kein beſonderer Blick der Gunſt zugewendet werden; denn die Seele des Handels iſt ewiges Treiben, ein raſches Wechſeln des Eigenthums, ein ununterbrochenes Erwerben oder Veräußern. Freilich gibt es in der Handelswelt der Geſchäfte ſo formenfreie und doch bindende, daß ein noch ſo großes Grundeigenthum auf einem Blatt Papier überall mit auf Reiſen gehen kann, und mit der übrigen Induſtrie hat es zum Theil dieſelbe Bewandtniß. So etwas läßt ſich nicht ignoriren.

In die Augen ſpringend iſt daher die zwangvolle Lage, in welcher die Geſetzverfaſſer zwiſchen dem einmal adoptirten Grundſatze,

„daß das Grundeigenthum, als allein für Unabhängigkeit, Bildung und Gemeinſinn Bürgſchaft leiſtend, allein zur Vertretung berechtige,"

und der unabweisbaren Forderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Geſellſchaft ſich befanden.

Dasjenige Glied derſelben, welches gegenwärtig in allen Lebensverhältniſſen das entſcheidende Gewicht in die Wagſchale legt, iſt die gewerbſame Bürger- oder Mittelklaſſe, der Hauptbeſtandtheil deſſen, was Sieyes den dritten Stand genannt hat. Das Alterthum hat ihn nicht gekannt, und die engliſche Landariſtokratie hat erſt 1832, als die Revolution gerüſtet in Birmingham ſtand und ganz England ihr zuzufallen Miene machte, ihm die politiſche Mündigkeit zugeſtanden. In dieſer Klaſſe liegt die Hauptquelle der Mittel für die Bedürfniſſe des Staats; in ihr hat ſich das Herz des regen, kräftigen, ſozialen Lebens gebildet, aus ihrer Mitte hat ſich vorzugsweiſe das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben

* Das volle Glaubensbekenntniß einer angeſehenen und mächtigen Partei enthielt die in Berlin im Jahre 1823 erſchienene Schrift: „Anſicht der ſtändiſchen Verfaſſung der preußiſchen Monarchie von C. F. D. V."

mit einem Gedeihen ohne Beiſpiel entwickelt. Sie iſt die Schöpferin und Pflegerin der Induſtrie.

„Die Induſtrie," ſagt Michel Chevalier bei Eröffnung ſeiner Vorleſungen im Collège de France, „iſt nichts Anderes als die Begründung der Geiſtesherrſchaft über die materielle Welt, oder der menſchliche Geiſt, der ſich aus unſerm Planeten einen mächtigen Thron erbaut. Naturerſcheinungen, die wir früher aus Furcht wie Götter verehrten, werden zu Vaſallen des Menſchen, und arbeiten gelehrig für ihn. Das iſt eine Eroberung des menſchlichen Geiſtes, und dieſe Eroberung nützt dem menſchlichen Geiſte, denn die Einſicht der Mehrzahl, die jetzt durch die Sorge für die materiellen Bedürfniſſe gänzlich beſchäftigt, durch mühſame Arbeiten beſchränkt und vernichtet wird, emanzipirt ſich und erlangt ihre natürliche Spannkraft wieder. So ſetzt die Induſtrie, vollſtändig entwickelt, keineswegs den Materialismus auf den Thron, ſondern bewirkt nichts Geringeres als eine intellektuelle Erlöſung."

Der preußiſche Staat iſt einer der großen Induſtrieſtaaten; unſere Fabriken und Manufakturen am Rhein und in Sachſen, in Schleſien, Weſtphalen und Brandenburg, unſere Handelsſtädte an der Oſtſee, an der Oder, an der Elbe und am Rhein geben davon ein glänzendes Zeugniß.

Aber welches Gewicht iſt der Induſtrie neben dem Grundeigenthum beigelegt worden? Eigentlich gar keines, müſſen wir ſagen, und höchſtens eine zufällige und ganz geringfügige Stellung, die kaum als eine Anerkennung, und noch weniger als eine Abfindung gelten kann.

Denn auch um Abgeordneter der Städte zum Provinziallandtage zu werden, iſt das durchgreifende Erforderniß Grundeigenthum, mit der Modifikation, daß der Kandidat entweder eine zeitige Magiſtratsperſon ſeyn, oder ein bürgerliches Gewerbe treiben muß.

Ein Cockerill, der in der Nachbarſchaft einer Stadt, worin er zur Miethe wohnt, tauſende von Menſchen beſchäftigt, würde nicht zum Landtage wählbar ſeyn; wohl aber der Nachbar Schuhmacher, welcher ein Häuschen hat, oder der Stadtrath, der ſeine Kartoffeln auf eigenem Grund und Boden zieht. — Aber der Induſtrielle kann ſich ja ein Haus kaufen, oder ein Stück Ackerland,

und damit Anſpruch auf Standſchaft, Bürgſchaft für Gemeinſinn u. ſ. w.! — Das iſt ganz wahr; aber es gibt Einwände, die man nicht widerlegt und damit abfertigt.

Und wie iſt nun das Verhältniß der Repräſentation des Gewerbeſtandes zu der der anderen Stände?

Wenn man einen Augenblick überſehen will, daß zwei Drittheile aller ſtädtiſchen Repräſentanten keine Induſtriemänner, ſondern Magiſtratsperſonen ſind, und wenn man ſie im Widerſpruche mit der Wirklichkeit ſammt und ſonders für Vertreter gewerblicher Intereſſen gelten läßt, ſo finden wir, daß von 576 Stimmen aller Stände auf ſämmtlichen Landtagen dem Stande der Städte nur 179, alſo noch lange nicht der dritte Theil, zuſtehen. Von den gewerbreichen Provinzen ſind es die beiden weſtlichen allein, in welchen der Stand der Städte gerade ebenſo viele Vertreter auf den Landtag deputirt, als der der Ritterſchaft und der der Bauern, was als ein praecipuum angeſehen werden muß, wiewohl die mit gleicher Stimmenzahl bedachte Ritterſchaft der Rheinprovinz nicht einmal 6 Prozent der Grundſteuer zahlt, und unter den Städten Köln, Aachen, Trier, Koblenz, Bonn, Elberfeld, Krefeld, Düſſeldorf, Ruhrort, Mühlheim, Emmerich, Weſel, Neuß, Kleve zählen, — ehrwürdig durch ihre Geſchichte, mächtig durch ihre Bevölkerung, durch Reichthum und Thätigkeit, durch Kunſt und Wiſſenſchaft.

In der Mark Brandenburg dagegen ſind die Städte nur durch 22 Stimmen auf dem Landtage vertreten, während dem Landeigenthum 46, darunter der Ritterſchaft allein 34 zugeſprochen ſind. Die einzige Stadt Berlin zahlt an Grundſteuer 131,416 Thlr. 20 Sgr., wogegen die Ritterſchaft der geſammten Kurmark, Neumark und Niederlauſitz* nur etwa 59,958 Thlr. 22 Sgr. 8 Pf. ſteuert. In dieſem Provinzialverbande ſind noch viele andere Städte, unter denen Potsdam, Frankfurt a. d. O., Brandenburg, von nicht geringer Wichtigkeit. Die geſammte Grundſteuerlaſt derſelben beträgt ohne Berlin 131,397 Thlr. 24 Sgr. 3 Pf., mit Berlin 262,914 Thlr. 14 Sgr. 3 Pf., alſo 4½ mal ſo viel, als

---

* Einſchließlich des Kontingents der Oberſteuerkaſſe Lübben von 30,276 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf., welches die niederlauſitziſche Ritterſchaft nicht einmal allein aufbringt.

die der Ritterschaft, welche um mehr als die Hälfte stärker vertreten ist. Sie mögen sich mit den Bauern trösten, die noch viel schlechter weggekommen sind, trotz ihrer Ueberlegenheit an Grundbesitz und der komparativen Höhe ihrer Steuern.

Es ist sonderbar, daß auf dem Landtage und neuerdings auch in der Bülow-Kummerow'schen Schrift so dringend auf Errichtung eines Handels- und Gewerbeministeriums, nirgends aber auf eine stärkere Vertretung der Industrie in den Provinzialversammlungen angetragen worden ist. Wären die großen Interessen der Zeit durch Behörden allein zu lösen, so würde das ganze Ringen nach unmittelbarer Einwirkung der Ständeversammlungen auf die Beschlüsse der Staatsgewalt überflüssig seyn. Aber die Angelegenheiten des Landes sollen ja eine Stimme gewinnen, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft sollen ihr Bedürfniß und ihre Wünsche zur Kenntniß des Thrones zu bringen in den Stand gesetzt werden. Dieses Streben ist durch die Errichtung eines Ministeriums für die Volksindustrie nicht abzufinden, wenn gleich dieselbe sonst ihre empfehlungswerthe Seite hat.

Herr von Bülow-Kummerow* meint, die Interessen des Ackerbaues, des Handels und der Manufakturen seyen keine getrennten, sondern immer nur die einen und dieselben. Das ist allerdings wahr, so wie es auch wahr ist, daß das Wohl des Staats die Pflege aller Interessen erheischt, und daß daher bei Erforschung der letzten Gründe und bei richtiger Würdigung aller Verhältnisse keines vernachlässigt, hintangesetzt oder unbillig bevorzugt werden wird. In einem monarchischen Staate, wo das Glück des Fürsten mit dem des Volkes sich nothwendig identifizirt, und die Verfolgung eines andern Weges, als des von der öffentlichen Wohlfahrt vorgezeichneten vernünftigerweise nicht beabsichtigt seyn kann, ist dies vorzugsweise eine Wahrheit. Aber wenn es der Zweck der Vertretung ist, den Monarchen über das Nothwendige und Angemessene aufzuklären, so setzt dies doch voraus, daß die Vertreter auch im Besitze der Kenntnisse und der Erfahrung sind, und daß der Gegenstand für sie den Grad von Wichtigkeit hat, um ihn mit Wärme zu erforschen, zu beleuchten und zu vertheidigen.

---

* Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Berlin, 1842. Seite 48.

Bei aller guten Meinung von dem Bildungsstande unserer Gutsbesitzer müssen wir aber dennoch zweifeln, daß die Fähigkeit und der Beruf ihnen in einem solchen Grade beiwohnen, um die Interessen des Handels und der Fabrikation neben denen des Ackerbaues dergestalt zu vertreten, daß der industrielle Theil der Staatsbürger sich dabei beruhigen könnte. Auch ist, beim Lichte besehen, die behauptete Einheit der Interessen des Ackerbaues, des Handels und der Manufakturen eben so gewiß in der Wirklichkeit oft nicht vorhanden, als sie in der Idee unbestreitbar ist. Wäre die Rede von einem Naturstaate ohne Nachbarn, oder mit Nachbarn in ganz gleicher Lage, — ohne Verträge, ohne Beziehungen und ohne Geschichte, also von einer **Tabula rasa**, — so möchte man eine solche Ansicht gelten lassen können, aber in den europäischen Staaten des neunzehnten Jahrhunderts muß Tag für Tag der Wirklichkeit eine Konzession auf Kosten der Idee gemacht werden.

Streng genommen ist, wie überall, so auch in England das Interesse der Manufakturthätigkeit und das des Ackerbaues identisch, und doch hat man dort eine Kornbill, und es liegt Weisheit darin, die gleitende Skala beizubehalten, und nicht zum fixen Zollsatze, und nicht zur gänzlichen Befreiung überzugehen.

Bei der Zuckerfrage in unserem Lande zeigt es sich deutlich, daß die Interessen der Produktion und die der Fabrikation nicht durchaus Hand in Hand gehen, und bei der Frage über die Besteuerung des englischen Eisens* hat man wiederum Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß die Interessen der Produktion im

---

* 40,000 Stahl- und Eisenarbeiter im Herzogthum Berg und in der Grafschaft Mark, deren Erzeugnisse zu $^2/_3$ nach den Hansestädten, nach Holland, Belgien, Amerika, Spanien, der Schweiz und Italien gehen, und deren Absatz schon lange mit den drückendsten, zum Schutze einheimischer Industrie in Frankreich und anderwärts eingeführten Zöllen, so wie mit der durch wohlfeileres Material begünstigten Konkurrenz (in Holland und in der Schweiz) kämpft, und in andern Ländern bis zum unbedeutenden herabsinkt, behaupten, zu Grunde gehen zu müssen, wenn der Eingangszoll auf fremdes Eisen, welcher vor sechs Jahren von 1 auf 3 Thlr. erhöht ward, nicht auf den alten Satz zurückgeführt werde. Dagegen sträuben sich die Hütten- und Hammerbesitzer im Siegen'schen und in Westphalen, und erklären die Zellermäßigung für ihr Todesurtheil. In Schlesien besteht ein gleicher Konflikt. Auch die Berliner Eisenfabriken sind bei der Frage nahe berührt.

weiteren Sinne und die Fabrikintereſſen zu gewiſſen Zeiten weit von einander abweichen.

Zur Abwägung der Vortheile und der Nachtheile, welche dem Staate aus der Beſchützung einer beſonderen Richtung, oder aus deren Verlaſſung erwachſen können, — zur allmähligen Ausgleichung, — oder zur kühnen Wahl deſſen, was das Erſprießlichſte iſt, mit reſignirtem Aufgeben des Unverträglichen, — gehört eine tiefe Kenntniß der inneren Verhältniſſe des Staats und ſeiner Beziehungen zu andern Staaten, ein weiter Ueberblick, und vor Allem eine große Unparteilichkeit. — Wenn unſere aus dem Grundbeſitze hervorgehenden Stände dieſe Eigenſchaften erworben haben, dann werden ſie auch im Stande ſeyn, das Fabrikations-, Manufaktur- und Handelsintereſſe neben dem des Ackerbaues zu vertreten. Bis dahin darf man und muß man daran zweifeln!

Es iſt zwar Mode geworden, alle Tüchtigkeit im Rath und Urtheil auf den geſunden Menſchenverſtand zu reduziren;* glückt es, einer ſolchen Anſicht Geltung zu verſchaffen, ſo können begünſtigte Perſonen damit zu Aemtern gelangen, dieſe taliter qualiter verſehen, und durch die Geſchicklichkeit ihrer Untergebenen, oder durch die Fügſamkeit ihrer Verwalteten die Mangelhaftigkeit in ihrem Wiſſen und Wirken einigermaßen verdecken; ſo wenig aber der gemeine Menſchenverſtand den Deutſchen befähigt, Spaniſch zu verſtehen, ſo wenig wird er ausreichen, die großen Intereſſen der einzelnen Induſtriebranchen abzuwägen.

Dies iſt ſelbſt da ungemein ſchwierig, wo von den verſchiedenen Verhältniſſen eines und deſſelben Nahrungszweiges die Rede iſt. Wenn die Branntweinſteuer noch einzuführen, und der Landtag darüber zu vernehmen wäre, ſo würde ein Konflikt zwiſchen den Beſtrebungen der großen und der kleinen Grundbeſitzer unvermeidlich ſeyn, vorausgeſetzt, daß beide im Stande wären, die Folgen der Maßregel zu überſehen; die kleinen würden dann ermeſſen, daß, wie auch die Erfahrung bewährt hat, ſie ſämmtlich die Fabrikation einſtellen müßten, die Großen, daß die Steuer zu

* Es fällt unter dieſen Geſichtspunkt, daß die Anforderungen an die Bildung der Landräthe ſo ungemein herabgeſtimmt worden ſind, und ſelbſt dann, wenn der Bewerber die überaus leichte Prüfung nicht zu beſtehen vermochte, die Beſtätigung doch noch erfolgt, wenn der Regierungspräſident denſelben für einen kapablen Mann hält.

einer Vervollkommnung der Methode anrege, und das reichlicher gewonnene Fabrikat neben der verminderten Konkurrenz ihnen früher nicht geahnte Vortheile verſpreche.

Noch ſchwieriger wird die Sache, wenn abgewogen oder entſchieden werden ſoll, wo ein Widerſtreit der Intereſſen einzelner Theile eines und deſſelben Induſtriezweiges beſteht. Dieſer Fall wird gerade jetzt ſehr praktiſch bei der Erörterung der Steuerſätze von den engliſchen Twiſten.

Die rheiniſchen Baumwollſpinnereien behaupten nicht beſtehen zu können, wenn die engliſchen Geſpinnſte nicht einem hohen Eingangszoll unterliegen. Die übrigen Baumwollmanufakturen (Webereien, Türkiſchrothfärbereien u. ſ. w.) dagegen wollen die Twiſte wo möglich ganz frei importiren, oder verlangen einen Rückzoll für ihr Fabrikat, welcher die Koſten des erhöheten Spinnerlohns decke.

Wenn irgend ein Gegenſtand ſich zur Berathung eines Provinziallandtages eignet, ſo iſt es dieſer: der Wohlſtand, ja die Exiſtenz vieler Tauſende hängt von der Entſcheidung ab. — Hat er aber auch die natürliche Kompetenz?! **Credat Judaeus Appella!**

Treten gar, was bei der Repräſentation in Preußen unvermeidlich iſt, noch beſondere Rückſichten auf, wie z. B. Standesrückſichten, Rückſichten der Grundherrn, der Patriomonialgerichtsherrn, — ſo iſt der Widerſtreit der Intereſſen ganz unvermeidlich, an eine Vermittelung oder Löſung aber kaum zu denken.

Bei der Frage über die Erſchwerung der Anſiedelungen hat die Ritterſchaft und zum Theil der Bauernſtand ein von dem Stande der Gewerbtreibenden ganz verſchiedenes Intereſſe. Auch das der Ackerſtädte weicht von dem der großen Induſtrie ab, beinahe ſo weit als das Intereſſe des Staats im Ganzen, dem ſeine Unterthanen gleich lieb und werth ſeyn ſollen, von demjenigen einzelner Klaſſen in dieſer Angelegenheit. Die Grundherrn halten eine neue Anſiedelung, wenn der Anſiedler nicht ein erkleckliches Vermögen nachweist, für ein Unglück, und ſtreben ſie zu erſchweren und zu vereiteln, ſo gut ſie vermögen; die Vertreter großer Manufakturdiſtrikte, wenn und wo es deren gibt, werden die Sache aus einem andern Geſichtspunkte betrachten und eine andere Sprache führen.

Als die Kreisordnung bei den Landtagen zur Berathung kam, wurde es ſofort klar, wie verſchieden das Intereſſe der einzelnen

Klassen sey, sobald die den Rittergutsbesitzern ausschließlich verliehene Befugniß, den Landrath aus ihrer Mitte zu wählen,* eine vollendete Thatsache war. Bei der Besetzung der Verwalterstelle des Kreises halten sich nämlich nicht allein Grundeigenthümer, sondern auch Gewerbtreibende und noch viele andere Klassen der Gesellschaft betheiligt, denen man schwerlich begreiflich machen wird, daß ihr Interesse bei der Wahl und bei der Amtsführung durch die Rittergutsbesitzer vollständig gesichert, und gleich wie der Ordnung der Natur entsprechend wahrgenommen sey. Bei diesem Punkte angelangt, findet sich Gelegenheit, noch etwas über die, der englischen Verfassung nachgebildete Prävalenz des großen Grundeigenthums zu sagen.

In England ist das Landeigenthum in den Händen von einigen tausend Familien; der Besitz ist ausgedehnt, werthvoll, durch Fideikommiß- und Majoratsqualität gesichert, er gibt Macht: das ist nicht zu leugnen.

In Preußen ist die Zahl der großen Grundbesitzer in denjenigen Gegenden, wo das Grundeigenthum hohen Werth hat, gering: die reichen Grundbesitzer gehören zu den Seltenheiten. Wenn man einen Theil von Westphalen und einen noch kleineren Theil der angrenzenden rheinischen Regierungsbezirke abrechnet, so findet sich fast nirgends mehr ein reicher Ritterstand; die Mediatisirten kann man natürlich in diese Kategorie nicht herabdrücken, und die Arnim in Pommern, die Alvensleben in der Altmark, die Renard und Hochberg in Schlesien, die Blankensee in West- und die Dohna und Dönhof in Ostpreußen haben in weiten Kreisen ihresgleichen nicht.

Der Adel in unserm Staate ist nie reich gewesen, und die

---

* Daß seit 1812 dieselbe förmlich abgeschafft und durch ein halbes Menschenalter auch in den Provinzen außer Brauch war, worin der Ritterstand das Wahlrecht früher geübt hat, ist bereits erwähnt. Am Rhein und im größten Theile von Westphalen hatte etwas ähnliches aber nie bestanden; in dem Cleve'schen, dem Jülicher Lande, der Mark, Ravensberg und Minden war es seit 1806 vergessen. Historisch war die Maßregel gewiß nicht und nirgends. — Der Vollständigkeit wegen wird hier noch bemerkt, daß, weil es in der Rheinprovinz an Rittergütern fehlt, zu den Wahlfähigen auch andere notable Grundbesitzer haben zugelassen werden müssen.

landſchaftlichen Kreditinſtitute haben, ſtatt ſeine Lage zu verbeſſern, durch die Leichtigkeit der Geldnegotiation ſie vielleicht verſchlechtert. Der Grundbeſitz iſt größtentheils verſchuldet, und war es ſchon vor dem Kriege. Die Laſten des Krieges haben ihn ſchwer gedrückt; die ungünſtigen Getreidekonjunkturen, die Auseinanderſetzungen, ſelbſt die nothwendigen Veränderungen in der Wirthſchaft haben die Kräfte erſchöpft, und die Unterſtützungen Seitens des Staats ihm auch nicht wieder aufhelfen können. Bereits vor dem Jahre 1806 hat ein großer Theil des Adels ſeine Verſorgung im Civil- und im Militärdienſte ſuchen müſſen, und das Bedürfniß hat dazu nicht minder gedrängt, als der kriegeriſche Sinn und der Patriotismus, welcher die ganze Nation auszeichnet.

Durch die ſeit 11 Jahren eingetretenen günſtigeren Konjunkturen im Getreidehandel, vorzüglich aber durch die Verwendung aller Kräfte auf Spirituserzeugung und Wolleproduktion, iſt der Werth des großen Grundeigenthums geſtiegen und die Lage der Beſitzer gebeſſert; aber es iſt noch weit hin bis zu allgemeiner Wohlhabenheit oder Reichthum, und von der großen Mehrzahl immer noch das Gegentheil zu ſagen.

Freilich iſt der Bauernſtand in den öſtlichen Theilen der Monarchie in keiner beſſeren Lage. Die neue Freiheit hat er mit dem Verluſte gewohnter Fürſorge und Unterſtützung, mit Kapital, Rente oder Grund und Boden verkauft; für die wegfallenden Dienſte hat er Entſchädigung in Geld leiſten müſſen, aber weder an Geſinde, noch an Thierkraft ſparen können, da bei der Ungunſt des Klimas in einem großen Theile jener Provinzen die landwirthſchaftlichen Arbeiten alle in kurzer Zeit, alſo mit anderwärts ungekanntem Aufwand von Kräften vollbracht werden müſſen, welche vor und nachher müſſig ſind. Der Krieg hat auch ihn gedrückt, und um ſo härter, als er ihn in einer ganz neuen ungewohnten Lage, im Anbeginn eines Uebergangszuſtandes fand, ohne daß er an den Unterſtützungen des Staats gleich den großen Grundbeſitzern Theil genommen hätte, und der lange Unwerth der Produkte hat ihn mindeſtens eben ſo erſchöpft, wie dieſe.

Aber demungeachtet kann man wohl die Frage aufwerfen: worin liegt die natürliche Prävalenz eines Grundeigenthums wie das ſogenannte große in dem bei weitem größten Theile der preußiſchen Monarchie? In ſeiner Stetigkeit und Beharrlichkeit?

Der Werth wird in der Brieftaſche des Pfandbrieſeigenthümers oder ſonſtigen Gläubigers herumgetragen, und der bei weitem größte Theil der Herren kann nicht den halben Ertrag ſein nennen.

Eine wirkliche Prävalenz, d. h. ein überall anerkanntes Gewicht, wird ein großer Grundbeſitz, welcher den Eigenthümer zur Verfügung über bedeutende Mittel, zu einem glanzvollen Leben, zur Uebung großer Wohlthätigkeit, zur Beſchützung der Künſte in den Stand ſetzt, in der ganzen Welt gewähren; ſolcher Art iſt das Gewicht des großen Eigenthums in England, welches obendrein den anſehnlichſten Theil der öffentlichen Laſten trägt.* Aber die Rittergutsqualität allein, oder die Bejahung der Frage, ob ein Gut vor 1804 immatrikulirt geweſen, hat dieſe Wirkung nicht.

Es iſt nichts Unerhörtes, ſondern es iſt oft vorgekommen, daß ein Bewerber um ein erledigtes Landrathamt ein Rittergut, und damit die Qualifikation zur Bewerbung unter der Bedingung der Auflöſung des Vertrags gekauft hat, ſofern ſein Ziel unerreichbar bleiben ſollte. Im günſtigſten Falle wird er Landrath und Beſitzer eines unbezahlten Rittergutes.

Auch das, wenn einmal die Stelle erlangt war, das Gut in andere Hände gebracht ward, hat ſich ereignet.

Wenn man alle diejenigen, welche kein Grundeigenthum beſitzen, als Reiſende betrachtet, die in keiner nothwendigen dauernden Verbindung mit dem Staate ſtehen, welche Bezeichnung wird man für die Grundeigenthümer erfinden, die nur dem Namen nach beſitzen, in der Wirklichkeit aber nur die Wirthſchafter ihrer Gläubiger ſind? die den Kalamitäten, welche ſie betreffen, nicht aus eigener Kraft gewachſen ſind, deren Exiſtenz vielmehr davon abhängt, daß der geſammte Staat ſie unterſtützen will und kann?

Nicht Induſtrie, nicht Kapital, nicht Wiſſenſchaft, und keine, auch nicht die ausgezeichnetſte Berufsart ſollen dem Staate für Geſinnung und Bildung Bürgſchaft leiſten, nur Grundeigenthum!

Aber wie, wenn der ganze Werth verſchuldet, und der Inhaber wie die Lilie auf dem Felde iſt, die nicht ſäet und nicht ſpinnt?

* Dies iſt richtig, obwohl man von Unkundigen oft das Gegentheil vernimmt. Die Armenſteuer, die Zehnten ꝛc. tragt der Grundherr. Eximirt iſt er von keiner einzigen öffentlichen Leiſtung.

Aber die Geſchichte!

Die Geſchichte iſt uns Vorbild, Spiegel und Warnung! Wir wollen ſehen, was uns die Geſchichte von den alten Ständen ſagt, in deren Wiederaufleben die einzige Bürgſchaft für die ruhige glückliche Entwicklung geſucht wird!

Sie ſagt uns unter Andern, daß zur Zeit des Ordens in einem Momente innern Zwieſpalts * und von äußern Feinden bedrohter Exiſtenz (1414) Abgeordnete des Adels und der Städte die Einſetzung eines Landesrathes ertrotzten, ohne deſſen Zuſtimmung keine Auflage erhoben werden ſollte; daß im Jahre 1430 dieſer Landrath eine Erweiterung ſeiner Rechte erzwang, daß auch damit nicht zufrieden, Adel und Städte in den Tagen vom 18. bis 25. März 1440 den Städtebund ſtifteten, und dadurch Zwietracht und Kampf und die Auflöſung des Ordens bereiteten.

Sie ſagt uns ferner, daß die Stände nach Verwandlung des Ordenslandes in ein Herzogthum gegen den Landesherrn ſich die Stellung des Ordens gegen den Hochmeiſter anmaßten, daß ſie nicht allein ſeine Rechte zu ſchmälern unabläſſig bemüht waren, ſondern auch die Einmiſchung des polniſchen Hofes in die innern Landesangelegenheiten aufriefen; daß der Adel das ſogenannte neue Gnadenprivilegium vom 31. Oktober 1540 und das kleine Gnadenprivilegium vom 14. November 1542 dem Herzoge abrang, durch welche die Adelsverhältniſſe aufs günſtigſte für dieſen Stand und aufs nachtheiligſte für den Fürſten geſtaltet, der Regent bei der Wahl zu den wichtigſten Aemtern (der vier Regimentsräthe und vier erſten Amtshauptleute) auf den Adel allein beſchränkt und verpflichtet ward, dieſem ausſchließlich alle erledigten Lehengüter zuzutheilen; daß der Adel die drückenden Umſtände des Landesfürſten benutzte, um die Herrſchaft über die kleinen Städte zu erwerben, daß er die Erbunterthänigkeit gewaltthätig in Leibeigenſchaft verwandelte; daß der Herzog gezwungen wurde, auf dem Landtage von 1528 durch Reverſalverſchreibung wegen der Eiſe (Acciſe) und durch die Regimentsnotel von 18. Novbr. 1542 auf die Beſteuerung und ſogar auf die ſelbſtſtändige Anordnung der Staatsverwaltung zu verzichten; daß das Begnadigungsrecht ihm beſchränkt, und um ihm ganz die Hände zu binden, im Jahr

* Die Parteien des goldenen Vließes und des geldenen Schiffes.

1566 dem Kanzler von Preußen das Recht verliehen ward, allen ihm mißfälligen fürſtlichen Verordnungen das fürſtliche Siegel zu verweigern, zugleich aber derſelbe, damit er nicht in ein den Ständen bedenkliches Einvernehmen mit dem Herzoge trete, ſammt ſeinen Geheimſchreibern, den Oberräthen und der Landſchaft verantwortlich erklärt wurde.

Wie es dem großen Kurfürſten nicht ohne Gewalt* gelungen iſt, nachdem das Herzogthum von fremdem Einfluſſe frei geworden, die fürſtliche Würde den Ständen gegenüber wieder zu Anſehen zu bringen, und wie Friedrich Wilhelm I. durch Organiſation der Staatsverwaltung dieſem Ziele noch näher ſchritt, zeigt ebenfalls die Geſchichte; auch hat ſie die Worte aufbewahrt, mit welchen dieſer Fürſt die ſtändiſche Remonſtration gegen die Ausübung des Beſteuerungsrechts abfertigte. Auf das ihm vom Grafen Alexander Dohna am 31. Januar 1717 vorgelegte franzöſiſche Memoire, worin der Generalhufenſchoß als landesverderblich geſchildert war, ſchrieb der König:

„Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das kredo, daß die Junkers ihre Autorität, niepos volam, wird ruinirt werden. Ich aber ſtabilire die Souveraineté wie ein Rocher von Bronce.“

Es würde Kurzſichtigkeit verrathen oder Vorurtheil, wenn man aus dieſen hiſtoriſchen Thatſachen den Schluß ziehen wollte, daß eine auf ähnliche Weiſe oder aus ähnlichen Elementen komponirte ſtändiſche Verſammlung ähnliche Schickſale über das Land herbeiführen werde.

---

* Wir erinnern an das Verfahren gegen den Generallieutenant v. Kalkſtein, gegen Albrecht und Chriſtoph von Kalnein, ſo wie gegen den Königsberger Schöppenmeiſter Hieronymus Rohde im Jahre 1661, und gegen des Letztern Sohn; ferner an die Hinrichtung des Oberſten Otto Ludwig von Kalkſtein, Amtshauptmanns zu Oletzko, in Memel Anno 1672. Er wurde bekanntlich in Warſchau, wohin er ſich geflüchtet hatte, und wo er über Herſtellung der polniſchen Lehnshoheit, als angeblicher Abgeordneter der preußiſchen Stände verhandelte, durch den preußiſchen Geſchäftsträger Euſebius von Brandt, mit Hülfe des Brandenburgiſchen Hauptmanns von Montgommery heimlich gefangen, nach Preußen entführt, und der polniſchen Reklamation über Gebietsverletzung ꝛc. ungeachtet, hingerichtet.

Die Geſchichte hat gar viele beſchriebene Blätter. Wir ſehen die alten Stände Frankreichs am 10. Dezember 1420 die ſchmachvolle Vereinigung Frankreichs mit England und die Ausſchließung des rechtmäßigen Königs ausſprechen, und eine Deputirtenverſammlung im Auguſt 1830 die ältere Bourbon'ſche Linie des Thrones entſetzen. Das langwierige * Parlament hat 1641 Stafford, und 1645 Laud auf das Blutgerüſt geführt, und Finch und Windebank ** zur Flucht genöthigt; dieſelbe Landariſtokratie hat die Habeas corpus Akte (1664 und 1679) zu Stande gebracht.

So finden ſich Belege für jede Betrachtungsweiſe, und man kommt zuletzt zu der Ueberzeugung, daß das Gedeihen einer Verfaſſung, und die Ruhe und die Sicherheit eines Staats doch von etwas ganz Anderem abhänge, als von der Löſung der Frage, ob Grundeigenthum allein, oder Vermögen überhaupt, oder ob auch andere Fähigkeiten und Kräfte zur Theilnahme an der Repräſentation berechtigen ſollen.

Aber es würde auch eine recht große Verblendung dazu gehören, um nicht einzuſehen, daß die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft von der Natur dazu angewieſen ſind, ihre Intereſſen, und zwar ihre Intereſſen allein, und nicht die der Geſammtheit zu befördern, und daß das letztere nur die Frucht eines allgemeinen Gedeihens ſeyn kann, zu deſſen Herbeiführung keiner einzelnen Klaſſe ein Wollen und ein Können beizumeſſen iſt, welches ſie zum gebornen Vertreter aller übrigen ſtempelte, und deren unmittelbare Fürſorge und unmittelbares Eingreifen entbehrlich machte.

„Mir ſind die Leute verdächtig," ſagt Burke, „welche die Vorzüge ihres Standes verachten; in der Regel iſt dies der Ausdruck einer unruhigen und eiferſüchtigen Gemüthsart, welche perſönlicher Stolz und Uebermuth aufbläht. Eines der erſten Symptome, wodurch ſie einen ſelbſtſüchtigen und verderbenſchwangern Ehrgeiz ankündigen, iſt eine ſchamloſe Gleichgültigkeit gegen jede Würde, die ſie mit andern theilen. Der Klaſſe der Geſellſchaft, zu welcher wir gehören, treu zu ſeyn, den kleinen Haufen zu lieben, der uns zunächſt umgibt, iſt das erſte Prinzip und gleichſam

* Die Geſchichte nennt es auch das blutdürſtige.
** Um demſelben Geſchicke zu entgehen.

der Keim aller bürgerlichen Tugenden. Es iſt das erſte Glied in einer Kette, die uns weiterhin mit unſerem Vaterlande und endlich mit dem menſchlichen Geſchlechte zuſammenknüpft. Das Intereſſe einer gewiſſen Unterabtheilung in dem großen geſellſchaftlichen Syſtem iſt ein gemeinſames Gut, das allen, die zu dieſer Unterabtheilung gehören, heilig ſeyn muß."

Goldene Worte, voller Wahrheit, beredte Zungen für Billigkeit und Duldung.

Darum ſoll man ſich nicht darüber verwundern, und noch weniger zürnen, wenn die verſchiedenen Stände auch jetzt vorzugsweiſe oder ausſchließlich ihre Intereſſen befördern; aber man muß auch nicht erwarten, daß einer derſelben die Intereſſen der andern Klaſſen mit gleicher Liebe, wie die eigenen wahrnehmen und pflegen werde, und am wenigſten ſoll man dieſen Klaſſen zumuthen, ſie einem andern Stande anzuvertrauen und zu abandoniren, oder ſich wirklich durch ihn vertreten zu erachten.

Es war ein großes Wort des Königs, daß er alle Stände mit gleicher Liebe umfaſſen, ehren, pflegen wolle. Aber es hat zu vielen Mißdeutungen Anlaß gegeben. Iſt damit der Stand der Standesherrn, der Rittergutsbeſitzer, der Städte und der Bauern gemeint, ſo iſt dies etwas ganz Anderes, als wenn die theils durch die Natur vorgezeichneten, theils durch die Geſchichte gebildeten, theils endlich durch die verſchiedenen Beſchäftigungen und Zweckerſtrebungen der Staatsglieder allmählig entſtandenen Klaſſen bezeichnet werden ſollen.

Nach dem Sprachgebrauche wird es Niemand in der Welt einfallen, wenn von Ständen geredet wird, darunter nichts als Standesherrn, Rittergutsbeſitzer und die übrigen Grundeigenthümer in Stadt und Land zu verſtehen, wiewohl ein großer Theil der nach dem Lebensberufe im Staate ſich abſondernden Klaſſen innerhalb dieſer Kategorien zu finden iſt; deßhalb darf man wohl annehmen, daß die königlichen Worte nichts anders, als eine minder gebräuchliche Bezeichnung für „alle Unterthanen, oder alle Kinder des Vaterlandes" ſeyn ſollten.

Es iſt großer Werth hierauf gelegt werden, da nach der Natur der Sache die immenſe Majorität der Staatsgenoſſen keine ſogenannten Standeszwecke zu verfolgen hat, und nicht durch gemeinſchaftliche Sonderintereſſen zu einem Zuſammenwirken angeregt iſt.

Der ganze Bürger und Bauernſtand, der Stand der Arbeiter, der Handwerker, der Kaufleute, der Fabrikanten, der Kapitaliſten, der Gelehrten, der Staatsbeamten und in gewiſſer Beziehung der der Geiſtlichen, hat wenig oder gar keine korporativen Zwecke, ihre Intereſſen ſind faſt durchgehends nur die allerallgemeinſten, allen Klaſſen frommenden; — der Stand der Standesherrn hat nichts mehr zu erſtreben, denn die Souveränetät iſt es allein, die ihm abgeht, und dieſe iſt unerreichbar; die Ritterſchaft dagegen iſt ſich beſtimmter, mit gemeinſamer Anſtrengung zu erſtrebender Ziele bewußt, und hat auch darauf hingearbeitet. Die Früchte dieſer Anſtrengungen liegen vor Augen. Uebergewicht auf den Provinzial-landtagen und auf den Kreistagen, Beſtellung des Landraths aus ihrer Mitte, Wiedereinführung der gutsherrlichen Polizeigerichtsbarkeit in Sachſen, Ausdehnung der Strafgewalt derſelben in allen Provinzen jenſeits der Weſer,* beliebiges Ausſcheiden aus dem Gemeindeverbande in Weſtphalen, — das ſind einige der Eroberungen, deren man noch andere nachweiſen könnte.

Daß ſeit 1827 bei Beſetzung aller höheren Aemter gefragt werde: iſt kein Dalberg da? iſt behauptet worden, wiewohl geſetzlich alle Standesprärogativen bei Stellenbeſetzungen abgeſchafft ſind; und daß der Grund der Seltenheit bürgerlicher Offiziere in der Armee darin liege, daß der Bürgerliche eine minder günſtige Behandlung für ſich erwartet, als dem Adelichen zu Theil wird, iſt eine Thatſache. Indeſſen würde man unrecht thun, das Gouvernement darum anzuklagen, oder auch nur der Mitſchuld zu zeihen. Die Geſetze ſind ihm gewiß heilig geweſen.

Der Adel hat, was man nicht überſehen muß, auch wenn ſeine Privilegien ſämmtlich wegfallen, noch mancherlei vor dem Bürgerlichen voraus, vornehmlich den Vortheil der eigenen Meinung von ſeinem Berufe zu Aemtern und Würden; dieſe Meinung iſt durch die Macht der Gewohnheit auch bei denen etablirt, von welchen er die Verleihung verlangt; der Bürgerliche, für den die gleiche Berechtigung noch etwas Neues, dem Glücke ähnliches iſt,

* Bis zur körperlichen Züchtigung einſchließlich. Bülow-Kummerow (Preußen ꝛc. Seite 68) meint, gegen Uebergriffe der Gutsherrn ſchütze das Geſetz. Das iſt wahr. Wenn es aber ſo gleichgültig wäre, wer daſſelbe zu handhaben hat, ſo hätte er ſchwerlich ſein Buch geſchrieben.

kämpft mit den Zweifeln an der individuellen Würdigkeit und fühlt ſich verpflichtet, dieſe überall zu erweiſen; es iſt alſo hier der Unterſchied zwiſchen der Leichtigkeit und Unbefangenheit, welche die Bewegung in einem gewohnten Verhältniß geſtattet, und der Gezwungenheit, die ein neues mit ſich bringt. Die Beſorgniſſe ſind vorausſichtlich ungerecht, gewiß übertrieben, aber daß ſie vorhanden ſind, läßt ſich nicht beſtreiten.

Doch darf nicht überſehen werden, daß die Ritterſchaft nicht ein durchaus geſchloſſener Stand iſt; man kann zum Adel gehören, und nicht zur Ritterſchaft, und man kann Mitglied der Ritterſchaft ſeyn, ohne dem Adel anzugehören. In den Rheinprovinzen iſt dieſes Verhältniß kein ungewöhnliches; dort iſt die Hälfte der Rittergüter in bürgerlichen Händen. In den alten Provinzen kommt es ſelten vor, findet ſich aber doch auch und iſt Veranlaſſung, daß neuerdings ſich Stimmen dagegen erhoben haben.* Es wird geklagt, daß Wirthſchaftsinſpektoren, Schulzen, Müller, Schornſteinfeger, Schuhmacher, Scharfrichter u. ſ. w. Rittergüter und die daran geknüpften Zuſtändigkeiten erwerben; es wird daher gewünſcht, daß die Regierung dieſem unſchicklichen Verhältniſſe Einhalt thue, indem ſie Grenzen für die Ausübung der mit dem Rittergutsbeſitze verbundenen Ehrenrechte ziehe, und eine gewiſſe Stabilität in dieſem Beſitze herbeiführe. Das Mittel ſieht man in Maßregeln der Staatsfürſorge, daß der Adel mit dem Beſitze von Grund und Boden verwachſen bleibe, und darin, daß der Beſitz eines Ritterguts und der daran geknüpften Rechte den Erwerber adle, ſo lange dieſer und ſeine Nachkommen in dieſem Beſitze ſich erhalten.

Die bisherigen Verſuche der Ermunterung zu Majorats- und Fideikommißſtiftungen, ſind ohne weſentlichen Erfolg geblieben; die Zahl der ſogenannten Autonomen am Rhein iſt gering, und die Anfeindung derſelben groß. Das Vermögen iſt in Preußen zu ſehr vertheilt und die Zärtlichkeit der Väter gegen ihre Kinder zu groß, als daß eine freiwillige Beſchränkung des Erbrechts Maxime werden könnte. Durch Maßregeln wie die angedeuteten würde man nur eine ziemlich große Anzahl Adelicher ohne Vermögen mehr bekommen, und im glücklichſten Falle die Repräſentation des

* Bülow-Cummerow, Preußen ꝛc. S. 95, 96.

ſogenannten Grundeigenthums in eine Adelsrepräſentation verwandeln. Zu Erſchaffung neuer geſellſchaftlicher Unterſchiede ſcheint aber die gegenwärtige Zeit, die ſchon die vorhandenen ohne Vorliebe betrachtet, nicht geeignet. Dem Adel würde gewiß der ſchlimmſte Dienſt durch ein oſtenſibles Streben erwieſen, beſtimmt ausgeſprochene politiſche Vorrechte an ſeinen Beſitz zu knüpfen.

Da der bei weitem größte Theil der Rittergüter in ſeinen Händen, oder beſſer geſagt, da nur ein Minimum derſelben in andern als ſeinen Händen iſt, ſo hat er faktiſch eine ganz andere und viel günſtigere Stellung, als diejenige, welche ihm vor 1815 zugedacht war, und es muß ihm überlaſſen bleiben, wie er dieſelbe erhalte. Eine direkte Mitwirkung des Staats, ſey es, indem an die Geburt Repräſentationsrechte geknüpft, oder indem Geldunterſtützungen geleiſtet würden (was Bülow-Kummerow bezielt, wenn er dem Staate zumuthet, die geſetzlich abgeſchaffte und faktiſch fortbeſtehende Steuerfreiheit durch Kapitale abzukaufen),* ſcheint weder ausführbar, noch dem wahren Intereſſe des Standes förderlich. Es würde darin das Geſtändniß liegen, daß er ſeine Bedeutung und die Bedingungen ſeiner ſelbſtſtändigen Forteriſtenz verloren habe, und wenn man gleich anerkennen muß, daß er in den verhängnißvollen Jahren treu getragen und gerungen hat, ſo kann doch dieſes ehrenhafte Zeugniß Niemanden in einer Nation auszeichnen, die ſo von Heldenmuth in Haupt und Gliedern wie die preußiſche durchdrungen war, und noch weniger die andern Klaſſen verpflichten, die Fortdauer der Vorrechte mit eigenen Opfern zu verbürgen. Ancillon** ſagt unter anderm:

„In einer jeden Geſellſchaft, wenn ſie einer ſolchen Periode entgegen eilt, gibt es Einrichtungen, die ihre Bedeutung verloren, weil der Geiſt, der früher ſie beſeelte, aus ihnen gewichen iſt, — und er hat ſie verlaſſen, weil er ihnen entwachſen war, oder andere Verhältniſſe ſich gebildet haben. Solche veraltete Einrichtungen aus früheren verſchwundenen Zeiten, die wie geſchwächte oder todte Organe nicht mehr dem Zuſtande der Geſellſchaft angemeſſen ſind, und ihr nicht mehr dienen können,

* Ueber Preußens Finanzen Seite 48 f. Preuſſen, ſeine Verfaſſung ꝛc. Seite 197.

** Ancillon a. a. O. Seite XV. der Einleitung.

ob ſie gleich noch anſcheinend ſich mit ihr bewegen, weit entfernt, einer Nation theuer zu ſeyn, ſind ihr ganz gleichgültig; weit entfernt, ihre Fortſchritte zu befördern und ihr Leben zu beflügeln, hemmen ſie ihren Lauf und lähmen ihre Thätigkeit."

In unſerem Adel iſt noch friſches Leben; dafür ſpricht gerade ſein Ringen, ſeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ja ſein entſchiedenes Eingreifen in den letzten Jahren, und der Eifer der jüngeren Glieder in wiſſenſchaftlicher Vorbereitung. Die Feinde aller Polaritäten in der Geſellſchaft mögen ſich erinnern, daß ſein Verſchwinden nichts Anderes ſeyn würde, als ein Platzmachen für eine andere Form geſellſchaftlicher Unterſchiede.

Aber der Adel darf auch nicht vergeſſen, daß in der Regel weder der Name noch das Geſchlecht in der jetzigen Zeit einen gültigen Anſpruch auf Macht gewähren, daß der Namen gar wenige ſind, welche der Nation bekannt, noch wenigere, welche von ihr gefeiert ſind, und daß bei der verſchwenderiſchen Freigebigkeit mit dem adelichen Prädikate in den drei letzten Jahrhunderten, und nachdem die Abweichungen in Bildung und Vermögen ausgeglichen ſind, der Hauptunterſchied zwiſchen den meiſten Familien des Adels und des Mittelſtandes nur noch darin beſteht, daß den erſteren der Stammbaum nachweiſt, wie ihre Voreltern hießen, wo ſie lebten, wann ſie ſtarben, woneben ſich gar oft ergibt, daß kein ausgezeichneter Mann darunter geweſen iſt, während die Andern über den Großvater hinaus von ihrer Abſtammung gar nichts wiſſen. Trotz des entſchiedenen Widerwillens dagegen, daß die Vertretung aller Intereſſen dem Grundeigenthum abandonnirt iſt, und trotz des ſtillen und lauten Tadels gegen die dem größeren Grundbeſitze eingeräumte Uebermacht, bleibt doch die Verbindung mit dem Grundbeſitze noch die einzige Form, unter welcher die Begünſtigung des privilegirten Standes ertragen wird. Einen gewiſſen Grad von Berückſichtigung hat übrigens das Standesverhältniß hierbei doch erfahren, der ſelbſt dann noch befriedigen könnte, wenn die Periode von 1806 bis 1815 gar nicht erlebt worden wäre. In der Kurmark gibt es nämlich nicht wenige Güter, welche an Größe und Werth den Rittergütern gleich ſtehen, mitunter ſie ſogar übertreffen, die aber, weil ſie im Normaljahre 1804 nicht

rittermäßige geweſen ſind, ihren Beſitzern keinen Anſpruch auf Vertretung im Ritterſtande gewähren. Dieſe Güter in der Kurmark ſind größtentheils Erwerbungen von der Domaine und ſtehen den Rittergütern in nichts Anderem nach, als daß ſie nicht ſteuerfrei und nicht landtagsfähig ſind. In andern Provinzen findet ſich Aehnliches.

Die Steuerfreiheit iſt die verwundbarſte Seite des Standes der Rittergutsbeſitzer; das wird von ihm ſelbſt gefühlt, anderſeits iſt ſie ein Beſitzthum, welches er hoch anzuſchlagen hat, und deſſen Wiedererwerbung, wo es verloren ward, und ſich die Ausſicht der Möglichkeit zeigt, er nach Kräften erſtrebt.

Denn was iſt die nachgelaſſene Ausſcheidung der adelichen Güter aus dem Gemeindeverbande in Weſtphalen anders, als eine Form zur Erlangung einer neuen partiellen Steuerimmunität?

In dem §. 6. der Landgemeindeordnung für die Provinz Weſtphalen vom 31. Oktober 1841 wird denſelben aus Rückſicht auf ihr urſprüngliches Recht die Befugniß der Trennungs-Provokation eingeräumt, und im Falle des Widerſpruches der Gemeinde die Entſcheidung dem Miniſter des Innern zugeſprochen.

Wenn dieſer den Antrag an ſich gerechtfertigt hält, ſo ſpricht er die Trennung aus, und damit dieſelbe um ſo leichter von Statten gehen, und dem urſprünglichen Rechte ſo weniger ein gewichtiges gegenwärtiges Verhältniß entgegen treten kann, damit endlich der Rittergutsbeſitzer bei dem Ausſcheiden nicht auch der Vortheile der bisherigen Verbindung verluſtig gehe, ſo ſollen in in der Regel Anſtalten, welche zur Befriedigung eines gemeinſamen Bedürfniſſes des Rittergutes und der Gemeinde dienen können, gemeinſchaftlich bleiben, wenn auch nur ein Theil darauf anträgt, und die Gemeinſchaft ohne Nachtheil des andern fortbeſtehen kann.

Das urſprüngliche Recht, deſſen dieſes Geſetz erwähnt, hat ſeit etwa 33 Jahren keine Wirkung mehr geäußert; ja es iſt eben ſo lange her, daß es förmlich aufgehoben worden iſt. Unter allen Rittergutsbeſitzern werden nur noch wenige ſeyn, welche es wirklich genoſſen haben, denn die Generation, welche ihre Güter außer dem Gemeindeverbande beſaß, iſt bis auf wenige Perſonen abgetreten, und die jetzt herrſchende zu jener Zeit im kindlichen Alter

geweſen. Was man wider die Gleichſtellung des Grundeigenthums in den öſtlichen Provinzen mit den weſtlichen in der Grundſteuer anführt, ſprach Alles für die Belaſſung der landtagsfähigen Rittergüter im Gemeindeverbande in Weſtphalen: „daß die Beſteurung eine Gewaltthätigkeit ſey, indem ſie den Grundbeſitzer eines Theils ſeines Vermögens beraube, daß ſie aber eben deshalb nur von ihm, und nicht von ſeinen Nachfolgern und Erben getragen werde, welche weder mehr erkauft und bezahlt im Falle einer läſtigen Erwerbung, noch mehr ererbt hätten im Falle der Erlangung durch Erbgang, als der vorige Eigenthümer ihnen übertragen konnte.“ Sah man die Einverleibung der Rittergüter in die Gemeinden unter dieſem, das heißt unter dem ſchlimmſten Geſichtspunkte an, ſo konnte man zu keinem andern Reſultate gelangen, als daß ſie nach Verfluß ſo vieler Jahre fortbeſtehen müſſe.

Oder wäre dies nicht, *mit welchem Rechte*, oder wenigſtens *wie* würde man *folgerichtig* jenen Rittergütern nun die Freiheit von der Grundſteuer des Staates verweigern? Die Grundſteuer-Immunität war gerade auch ihr urſprüngliches Recht, und iſt ſeit nicht längerer Zeit abolirt! Wenn die Konſequenz die Wiederherſtellung jenes urſprünglichen Rechts verlangen könnte, ſo ſteht nicht einmal die Rückſicht auf das gefährdete Fortbeſtehen von Gemeinden entgegen, die das Ausſcheiden bedeutender Steuerkräfte am Ende weniger ertragen können, als der Staat, der obendrein nie außer Gewohnheit gekommen iſt, Steuerfreiheiten neben drückender Belaſtung zu ſehen, und noch alle Tage in den Provinzen jenſeits der Weſer, namentlich aber in Sachſen Gelegenheit dazu hat.

Und wie viele urſprüngliche Rechte würden wieder herzuſtellen ſeyn, wenn die von anerkannten Regierungen im Wege der Geſetzgebung bewirkten Umgeſtaltungen und die daraus entſprungenen Verhältniſſe der Gegenſeitigkeit keinen Anſpruch auf Unantaſtbarkeit mehr haben, ſondern je nachdem politiſche Anſichten und Empfindungen wechſeln, die Zuſtände, welche vorher beſtanden, als urſprüngliche Rechte hergeſtellt werden ſollten! Wäre die Rede von dem ewigen Rechte, welches ſeine Stätte, ſeinen Verkündiger und Mahner in der Bruſt jedes Menſchen hat, ſo möchte es hingehen, daß man der Stimme lauſchte, von der man aber etwas ganz Anderes als eine Schutzrede für Steuerfreiheit zu hören

kommen würde; aber das urſprüngliche Recht der weſtphäliſchen Rittergüter auf Iſolirung aus dem Gemeindeverbande iſt nichts als ein hergebrachtes, vielleicht ein erzwungenes und daher dem aus einem Geſetze entſprungenen, wenn auch an Wirkung, doch niemals an unbezweifelter Lauterkeit des Urſprungs gleich geweſen, und obendrein durch ein Geſetz abgeſchafft. — Es iſt an ſich eine gefährliche Sache um die Theorie von urſprünglichen, die Geſetze überlebenden Rechten: ſie iſt es, die den Polen alle zehn Jahre das Schwert in die Hand gedrückt, die die Stuarts verjagt, die die Napoleoniden ermuthigt, die den zwölf Artikeln im Bauernkriege zum Grunde gelegen, und die auf der Wartburg den Zopf verbrannt hat!

Wegen dieſes Sieges kann man die weſtphäliſche Ritterſchaft nur beklagen. Die altländiſche ſcheint ihre Zeit beſſer zu verſtehen: ſie wäre ſolcher Privilegien, welche ſie zum Gegenſtande der Anfeindung machen können, gern ledig; ſie ſagt ſich, daß ein Stand nur dann berufen iſt, über die großen Fragen der inneren Verwaltung mit unbeſtrittenem Einfluſſe zu ſtimmen, wenn er behaupten kann, daß er die Schmerzen der großen Staatsverbindung wie ihren Stolz trägt und fühlt; und ſie weiß recht gut, daß wenn jemals aus den Ausſchüſſen der Provinzialſtände etwas einer Reichsverſammlung Aehnliches ſich entwickeln ſollte, die Steuerfreiheit ihren Einfluß ſchwächen, die gleiche Steuervertheilung aber der Punkt ſeyn würde, auf welchem die Stände der weſtlichen Provinzen insgeſammt, ſich mit dem zweiten und dritten der mittleren und öſtlichen gegen ſie vereinigten.

Sie wünſchen daher die Steuerfreiheit zu verkaufen *, und ſich klugerweiſe mit dem Preiſe eines Gutes, deſſen Verluſt ſchon einmal gedroht hat, und an deſſen ſteten Fortbeſitz ſie vielleicht nicht glauben, unter den Schutz des Privatrechts zu ſtellen. Der Kalkul iſt richtig: ſie verlören nichts an Einkommen und gewännen an Macht!

Es iſt intereſſant, die Bülow-Kummerow'ſchen Anſichten hierüber in ſeiner Schrift über Preußens Finanzen zu vernehmen.

Indem er den Urſprung der Grundſteuer (S. 49) hiſtoriſch an ſeinen Leſern vorüberführt, ſagt er, „ſie ſey dem Königreiche

* Bülow-Kummerow Preußen ꝛc. S. 196. 200.

Preußen mit Gewalt auferlegt, Schleſien aber durch ein halbfreiwilliges Abkommen mit Friedrich dem Großen, wogegen dieſer die damals auf Schleſien haftenden indirekten Steuern erlaſſen, ſie aber ſpäterhin der Provinz doch wieder aufgelegt habe. Auf dem linken Rheinufer ſey die Grundſteuer an manchen Orten eigentlich das Kaufkapital für die Grundſtücke ſelbſt: den Beſitzern ſeyen ihre Güter gegen Entrichtung eines Zehnten überlaſſen geweſen, welchen Napoleon in eine Grundſteuer verwandelt habe; auf dem rechten Rheinufer und im Königreiche Weſtphalen habe die Zwingherrſchaft ſie nach dem Rechte des Eroberers eingeführt, und die preußiſche Regierung ſie fortbeſtehen laſſen.

Großentheils iſt in der Wirklichkeit Alles anders geweſen. In Preußen wurde allerdings der General-Hufenſchoß ohne Berufung eines Landtages angeordnet; aber es beſtand ſchon vor 1714 ein Hufenſchoß von adelichen Gütern und Bauern, ein Horn und Klauenſchoß von ſämmtlichen Viehbeſitzern und das Kopfgeld von den Bauern: welche Abgaben im Jahre 1714 unter dem Namen General-Hufenſchoß ſämmtlich in eine feſtſtehende Kontribution verwandelt worden ſind.

Das Grundſteuerkataſter in Schleſien war unter Kaiſer Karl VI. begonnen und weit gediehen, als Friedrich II. Schleſien eroberte.

In der Rheinprovinz iſt der Zehnte viel früher abgeſchafft, als die neue Grundſteuer eingeführt, und die Uebernahme einer Grundſteuer nicht an manchen Orten, ſondern nirgends das Kaufkapital des Grundeigenthums geweſen.

Das königlich weſtphäliſche Grundſteuergeſetz endlich iſt in verfaſſungsmäßigem Wege, d. h. nach Anhörung der in einem anerkannten Königreiche konſtituirten Körperſchaften zu Stande gekommen, und die Naſſauiſche und Heſſiſche Regierung waren zwar neue, aber doch keine Zwingherrſchaften.

Was in der Sache am meiſten auffällt, iſt, daß die ganze hiſtoriſche Vergleichung nur darauf berechnet ſcheint, darzuthun, wie die Steuerfreiheiten, das heißt die Exemtionen außer Brauch gekommen ſind, daß bei Herrn von Bülow-Kummerow alſo Urſprung der Grundſteuer ſo viel heißt wie Urſprung der Beſteuerung der Rittergüter; denn daß in allen Provinzen zu allen Zeiten der nicht privilegirte Grundbeſitz von der Grundſteuer nicht

eximirt geweſen, und daß dieſe nicht erſt eine Erfindung der neuern Zeit iſt, weiß die ganze Welt.

Es ſcheint alſo zunächſt darauf anzukommen, die vormals Eximirten und durch die Fremdherrſchaft oder ſonſt ihrer Steuerprivilegien in andern Provinzen Beraubten mit dem Gedanken des Steuereinkaufs in den Marken und in Pommern zu verſöhnen. Mit den beiden andern Ständen, die von jeher und überall Steuer bezahlten, iſt dann ſchon eher fertig zu werden.

Wenn wirklich dieſer Gegenſtand zur Sprache kommen ſollte, ſo fragt ſichs, ob nicht die Vertreter des ſteuerbaren Eigenthums wohl thun würden, ſich vor Allem zu orientiren, in wiefern die Theorie von der Rentennatur der Grundſteuer im Gegenſatze von dem eigentlichen ſteuerlichen Charakter derſelben wirklich in der Regierung feſten Boden gewonnen habe, und unter dieſer Vorausſetzung, ſtatt auf den Erwerb neuer Renten durch Staatskapitalien einzugehen, lieber auf die Ablösbarkeit der bereits vorhandenen zu dringen.

Man vernimmt hin und wieder den Ausdruck der Verwunderung, daß der Drang nach Fortbildung der Provinzialverfaſſung zur Reichsverfaſſung diesmal weniger vom Mittelſtande, weniger von denen, welche ſonſt gewöhnlich das Wort mit der Feder führen, als von der Klaſſe ausgeht, die der privilegirte Stand heißt.

Fern ſey jeder Zweifel an der Reinheit der Geſinnungen der Männer, welche in Königsberg mit edler Selbſtverläugnung nicht für ſich, nicht für ihren Stand, nur für das Volk zu bitten wußten, und deren Hochherzigkeit und rührendes Vertrauen einem erleuchteten, großgeſinnten Fürſten gegenüber den Beginn einer Morgenröthe zu verkünden ſchien, wie ſie ſchon einmal in dieſer Stadt angebrochen war, und ihren Schimmer über Preuſien und Deutſchland ergoſſen hatte.

Aber der Enthuſiasmus verraucht, und der Menſch wächst nicht allein mit ſeinen Zielen, ſondern er wird auch kleiner mit ihnen.

Nachdem das Prinzip einer Nationalvertretung dem Geſichtskreiſe entrückt, und an deſſen Stelle ganz entſchieden das der Verkörperung ſtändiſcher Intereſſen getreten iſt, ſind die Dinge wieder auf den Punkt zurückgeführt, auf welchem ſie vor 1840 ſtanden, und die edlen uneigennützigen Regungen haben der Erſtrebung der

Standesvortheile Platz machen müſſen. Indem der privilegirte Stand einer Nothwendigkeit folgt, einer höheren Fügung, die ſeine Tendenzen gewiſſermaßen adelt, kann er mit Dank die eine Hälfte des königlichen Entſchluſſes empfangen, und für die zweite ſich etwas Beſſeres ausbitten.

Daß eine moderne Konſtitution mit Nationalvertretung in dem gewöhnlichen Sinne nicht Statt findet, kann ihm als dem bevorzugten Stande ganz erwünſcht ſeyn; daß aber eine Reichsverſammlung mit geſetzlich ausgeſprochener Inſtändigkeit nicht etablirt werden ſoll, würde nicht gleiche Zufriedenheit in ihm erwecken.

Der Mittelſtand dagegen ſchweigt.

Die Sache erklärt ſich leicht. Es iſt dem privilegirten Stande darum zu thun, die in der Provinzialvertretung gewonnene Uebermacht unter den Schutz einer Reichsverfaſſung zu ſtellen, und da der erſte Grundſatz derſelben Unabänderlichkeit, es ſey denn im gemeinſamen Einverſtändniſſe des Fürſten und der Stände, ſeyn wird, die erlangten Vortheile auf ein Gebiet zu flüchten, wo ſie gegen den Wechſel der Anſichten des Regenten ebenſo, wie gegen die Mißgunſt der anderen Klaſſen der Staatsgeſellſchaft geſichert ſind. Dazu ſcheint die Zeit gekommen, und der Augenblick regiert die Welt!

Der Mittelſtand dagegen kann ſich nicht verbergen, daß die jetzige Zeit noch an dem Kapital edler Grundſätze und weiſer Vorſchriften zehrt, welche der entſchlafene Monarch in Unglückstagen geſammelt, und den Kindern ſeines Landes als Pfand einer beſſeren Zukunft in die Hände gelegt hatte; daß durch die ſtändiſchen Einrichtungen dieſem Kapital nichts hinzugefügt wird, daß ſie es aber geweſen ſind, unter deren Schirm gar manche Rückſchritte gemacht worden. Wenn behauptet wird, daß die tiefe Ruhe im Königreich bei allen Stürmen an den Grenzen die Frucht des weiſen Stillſtandes auf der Bahn der Reformen und des veränderten Ganges der Staatsregierung ſeit 1820 und vornehmlich ſeit 1830 geweſen, ſo entgegnet er, daß ſie nicht um deßwillen, ſondern trotz dem ungeſtört geblieben ſey, in Anerkennung des Guten, was dem Volke in reichem Maaße in früherer Zeit zu Theil geworden und unverkümmert geblieben, — kurz als Reſultat einer noch fortwirkenden Vergangenheit, und aus ſchwärmeriſcher Liebe für den König, der Glück und Leid mit ſeinem Volke getragen und nie aufgehört habe ein Bürgerfreund zu ſeyn.

Der Mittelſtand ſieht eine Veränderung überhaupt nicht als ein Bedürfniß an, aber er beſorgt, daß eine ſolche ſchwerlich zu etwas beſſerem, als zu einer Ausdehnung und Konſolidation der Standesintereſſen und Vorzüge führen werde. Man wird ihm nie begreiflich machen, daß dieſe mit denen des Volkes identiſch ſeyen, und daß eine wahre Volksvertretung auf ſolche Weiſe erlangt werden könne. Der König hat ſich gegen die Einführung einer Reichsverfaſſung, wie ſie früher gedacht ward, ausgeſprochen: man ehrt ſeinen Entſchluß, und erkennt an, daß der edle Wille der brandenburgiſchen Fürſten in einer langen, faſt ununterbrochenen Reihe ihren Völkern ſtatt Pergament und Siegel gelten konnte; gegen eine Verfaſſung aber, welche nur der Schlußſtein der provinzialſtändiſchen wäre, iſt man mißtrauiſch und kalt.

Selbſt die Ausſicht auf Erlangung einer Kontrole der Staatseinnahmen und Ausgaben * durch die Stände ändert dieſe Anſicht nicht.

Zur Uebung einer ſolchen Kontrole hat den natürlichen Beruf nur, wer die Laſten des Staats ebenſo trägt und empfindet, wie der letzte Unterthan. Wer eine Steuer votirt, von der er ſelbſt eximirt iſt, der hat keinen Anſpruch auf Glauben an ſeine Unpartheilichkeit, und wer dieſen nicht in vollem Maße genießt, dem werden Nebenrückſichten bei der Begutachtung aller andern Einnahmequellen zugetraut. Einnahmen und Ausgaben ſind Korrelate, und es gilt daher von dieſen, was von jenen gilt.

Ob eine ſolche Kontrole in unſerem Staate ein Glück zu nennen iſt, wird die Zukunft entſcheiden. In einer in jeder

---

* Das Verſprechen derſelben iſt in dem mehrerwähnten Edikte über die Finanzen des Staats vom 27. Oktober 1810 mit den Worten enthalten: „Wir behalten Uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rath Wir gerne benutzen und in der Wir nach Unſern landesväterlichen Geſinnungen gerne Unſeren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werden, daß der Zuſtand des Staats und der Finanzen ſich beſſern, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich ſind. So wird ſich das Band der Liebe und des Vertrauens zwiſchen Uns und Unſerem treuen Volke immer feſter knüpfen.“ (Geſetzſammlung 1810. Stück 2. Nr. 3. S. 31.)

Hinſicht nach allgemeinen Grundſätzen organiſirten Staatsverbindung mögen die Intereſſen ſich verſchmelzen, die Verſchiedenheiten ſich nach und nach ausgleichen: in einem die Provinzialabſonderungen pflegenden und entwickelnden Staat treten ſie immer ſchärfer hervor.

Herr von Bülow-Kummerow * beklagt, daß in Pommern noch über 100 Quadratmeilen Grund und Boden wüſte liegen, welche kulturfähig ſind, und 150,000 Pommern ernähren könnten, und daß ſeit Friedrich dem Großen von der Kultur des Lebabruches nie mehr die Rede geweſen ſey. Er hat Recht! Auch von dem Kack'ſchen Balis und der Schorell'ſchen Plinis in Oſtpreußen, von der Verbindung der Seen in Maſuren mit dem Pregel und der Oſtſee iſt nicht mehr die Rede geweſen, und die großartige Urbarmachung des Oderbruches fällt ebenfalls in die Regierungszeit Friedrichs II., und es hat keine Unternehmung ſolcher Art ſeitdem Statt gefunden.

Aber glaubt man denn, daß eine bis zur Reichsverfaſſung entwickelte provinzialſtändiſche Einrichtung ſolchen Unternehmungen günſtig ſeyn werde? Mit nichten! Was kümmert den Rheinländer und den Weſtphalen und den Sachſen und den Schleſier und den Brandenburger der Lebabruch, und die großen Moore in Litthauen, und die Verbindung der Maſuriſchen Seen? — warum ſoll er Verwendungen zur Hebung des Wohlſtandes anderer Provinzen als der ſeinigen mit günſtigen Augen anſehen? ** Ein unumſchränkter König, der alle ſeine Unterthanen im Herzen trägt und der den Staat als eine große Verbindung zu Glück und Leid betrachtet, kann Millionen auf einen Punkt verwenden, und mit ruhigem Gemüthe die Erfolge von einer fernen Zeit erwarten; auch ein konſtitutioneller König im Verein mit einer Reichsverſammlung iſt dazu im Stande; aber ein König, welcher Provinzial-

---

* Preußen ꝛc. S. 132.

** Bülow-Kummerow ſagt ſogar S. 59 a. a. O. in der Note: „Wenn eine Eiſenbahn auf Staatskoſten von Breslau über Berlin nach Köln gebaut werden ſollte, und Preußen und Litthauen Geld dazu aufbringen müßten, ſo würde dies als eine Ungerechtigkeit erſcheinen.“ Wie kann er aber bei ſolchen Anſichten an den Lebabruch denken?

Würde es gerechter ſcheinen, Preußen und Litthauen zur Aufbringung des Geldes für Kultur des Lebabruchs anzuhalten, als zur Herſtellung der Eiſenbahn von Breslau nach Köln?!

Deputirten von ſeinen Verfügungen Rechenſchaft ablegen zu laſſen hat, muß viel bedenklicher ſeyn, über die Kräfte der Geſammtheit zu Gunſten eines Theils zu disponiren, und kann bei der obendrein beſtehenden Ungleichheit in der Beſteuerung, wenn er vorher fragt, auf die Verweigerung der Zuſtimmung, wenn er vorher handelt, auf Remonſtrationen rechnen. Allerdings mag ſein Wille durchgreifen: aber der Succeß wird theuer erkauft werden.

Auch das mögen die Privilegirten wohl beherzigen, daß die Hergabe von Millionen zur Unterſtützung des großen Grundeigenthums bei einer provinzialſtändiſchen Kontrole ſich nicht wiederholen kann. Sie wird den König beſchränken, aber namentlich auch beſchränken im Wohlthun!

„Wenn der Kaiſer ſeyn wird, wie einer der Jünger, ſo wird der Papſt das Abendmahl halten, wie Chriſtus der Herr" ſagte Pius VI. „zu ſelbiger Zeit wird aber auch der Mundkoch nicht mehr kredenzen!"

Ueberhaupt macht die Beſchränkung der Gewalt des Fürſten das Volk nicht immer freier: dieſes muß nicht nothwendig gewinnen, was jener verliert. Die Belege zu dieſer Behauptung liefert die Geſchichte auf allen Blättern.

Wohl mögen Ideologen durch theoretiſche Spekulationen, und die Jugend durch den Zauber der alten Republiken und durch den Glanz der neuen Revolutionen ſich eine Zeit lang über die Wahrheit dieſes Satzes verblenden: der Inſtinkt des Volkes hat ihn immer feſtgehalten. Eine Beſchränkung der königlichen Macht durch die Begründung einer andern, aller Sympathien im Volke und aller Anſprüche auf ſeine Huldigung entbehrenden, weder durch eine Idee noch durch große materielle Mittel getragenen Gewalt, wird aber nirgends Partiſanen finden, außer bei denen, welche dadurch gewinnen. Man kann ſich damit ausſöhnen, daß ein König in die Unmöglichkeit verſetzt werde, ſchöpferiſch zu wirken, wie der große Kurfürſt, wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. es thaten; vielleicht es verſchmerzen, wenn die ſchlummernden Kräfte großer Provinzen, wie der beiden Preußen und von Pommern und von Poſen dann noch lange oder vielleicht immer eines Erweckers und Pflegers vergebens harren werden: inſofern man glaubt, oder wähnt, daß die Erlangung größerer Bürgſchaften für Geſetzlichkeit und Volksthümlichkeit, und der Aufſchwung der

ganzen Nation von einer andern Vertheilung der Gewalten abhänge und dadurch bedingt ſey; aber daß ein Volk, welches eine Wiedergeburt wie das preußiſche in den Jahren 1813 bis 1815 erfahren hat, zum Schwärmer für eine Parteiſache werden ſollte, das müßte man erſt erleben, um es zu glauben!

Läge der Keim von Umwälzungen in einer unverkennbar demokratiſchen Richtung des Volks zu Tage, ſo würde Grund vorhanden ſeyn, auf poſitivem Wege dieſer Richtung zu begegnen, indem man Inſtitutionen gegenüberſtellte, die wie alle exceptionellen oder privilegirten dieſer Tendenz feindlich ſind, und ſich ſelbſt vertheidigen, indem ſie dieſelbe niederhalten. Solche Inſtitutionen ſcheinen allerdings angewieſen, auf Koſten der Demokratie Eroberungen zu machen. Man hat dem preußiſchen Volke wohl eher den Vorwurf des fanatiſchen Royalismus, ja der Abgötterei mit der königlichen Würde gemacht, den der entgegengeſetzten Geſinnung nie. Die Prophylaxis ſcheint in dieſem Falle in der That ungewöhnlich groß, ſogar bedenklich: ſie kann Streit entzünden, wo Friede beſteht. Es iſt bis jetzt noch Niemand eingefallen, ſein Haus unter Waſſer zu ſetzen, damit es niemals vom Verbrennen bedroht werde; und wenn es wahr iſt, daß derjenige Politiker am konſervativſten* handelt, welcher dem wirklichen Bedürfniſſe entgegen kommt, noch ehe es ſich in Worten ausgeſprochen, ſo iſt es nicht minder wahr, daß der am bitterſten verhöhnt, welcher Steine ſtatt Brod reicht, und daß in der Welt ſich nichts ſchlimmer vergilt, als die Falſchmünzerei, indem man die falſchen Schauſtücke, die als gutes Geld in Umlauf geſetzt werden, als ſolches in der Noth auch wieder zurück zu erhalten gefaßt ſeyn muß.

Durch den freien Willen des erhabenen Fürſten, welcher den preußiſchen Thron gegenwärtig ziert, iſt ein großer Schritt zum Beſſern unabhängig von allen Repräſentations- und Verfaſſungsfragen geſchehen: — er hat die Lippen gelöſt, — dem Schmerz und dem Tadel ſind Worte gegönnt, wie dem Glücke und der Zufriedenheit! Auch die provinzialſtändiſche Einrichtung muß dadurch gewinnen; ſie wird dem Volke näher gerückt, vertrauter mit ſeinen Sorgen und Begehren, bewußter ihrer Aufgabe und ihrer Kräfte. Von dem preußiſchen Provinziallandtage iſt bereits die

* Bülow-Kummerow Preußen ꝛc. S. 92.

Rede geweſen; die Behandlung der Religionsangelegenheiten Seitens des rheiniſchen liefert auch einen Beweis für dieſe Behauptung.

Die edle Offenheit, mit welcher die Geſinnung des Landes dargelegt wurde, die beſcheidene Zurückhaltung im Urtheile über die nächſte Vergangenheit, das ehrerbietige Vertrauen in die reinen väterlichen Abſichten des Königs verdienen Ruhm und Preis, und es kann das Verdienſt nicht ſchmälern, daß die bereits bekannte Intention des Monarchen den Anträgen die günſtigſte Aufnahme vorher verſichert hatte.

Aber man betrachte auch den Stoff, den es zu behandeln galt!

Das Band, welches das Chriſtenthum ſchlingt, iſt das größte und allgemeinſte auf Erden; im Vergleich mit ihm iſt alles Andere untergeordnet und vergänglich; die kirchlichen Intereſſen wiegen alle übrigen auf, und wo ſie laut werden, verſtummt die politiſche Parteiung. Selbſt der konfeſſionelle Unterſchied beeinträchtigt ihre Wirkung nicht immer; denn Proteſtanten und Katholiken wollen Frieden, und das Prinzip des Proteſtantismus ſchließt das Eingreifen der ſtarken Hand des Staats in die Sphäre der Gewiſſen eben ſo aus, wie die Selbſtſtändigkeit der römiſchen Kirche.

Aber man kann doch auch nicht in Abrede ſtellen, daß Fragen, welche auf einem von allen Standesintereſſen freien Gebiete erörtert werden können, wie die Religionsfragen, zu den ſeltenen Ausnahmen gehören, und ebenſo wenig, daß für ihre glückliche Löſung nicht immer gleich ſtarke Bürgſchaften vorhanden ſind.

Die Vereinigung, welche das religiöſe Bedürfniß hervorgerufen, könnte ſich bald einmal auf dem verwandten Boden, aber als Frucht einer minder edlen Regung wiederholen. Es wird dieß vermuthlich der Fall ſeyn, wenn die Feſtſtellung der bürgerlichen Verhältniſſe der Juden den Landtagen, oder was wahrſcheinlicher iſt, den Ausſchüſſen in Berlin zur Berathung vorgelegt wird. Die Antipathie der Grundbeſitzer gegen dieſes unglückliche Volk iſt bekannt; darin vereinigen ſich die großen und die kleinen; in dem Bauernſtande wirkt vielleicht noch mehr als Religionsbegriff und Erziehung die geheime ariſtokratiſche Regung, welche ihre Befriedigung darin findet, daß noch eine Klaſſe vorhanden iſt, deren beſte Glieder trotz Bildung und Reichthum leichter wiegen,

als der ſchlechteſte Chriſt: ein ſolches Gefühl der Ueberlegenheit verſöhnt mit der eigenen Unterordnung, und es wäre daher vielleicht nicht übel, das Helotenthum der Juden als ein Kunſtwerk politiſcher Schlauheit anzuſehen, wenn die Geſchichte uns nicht Gründe für anderweite Erklärungen an die Hand gäbe.

Es wird ein hoher Grad von Bildung und überblickender Weltanſchauung dazu gehören, gegen dieſes unglückliche Volk gerecht zu ſeyn. Beide ſind mit dem Grundbeſitze nicht in ſolidariſcher Verbindung, ja, wie ehrwürdig die Kultur des mütterlichen Bodens iſt, ſo läßt ſich doch wohl behaupten, daß die ſteten Beſchäftigungen mit landwirthſchaftlichen Arbeiten eher einer Verengerung als einer Erweiterung des Geſichtskreiſes günſtig ſind.

Fragen von ſolcher Wichtigkeit, wie diejenigen, deren Erörterung den Ausſchüſſen zugedacht ſeyn ſollen, ſetzen aber die umfaſſendſte Kenntniß voraus: es gehören dahin, außer den ſchon angedeuteten, wie Runkelrüben-Zuckerfabrikation und Import des indiſchen Zuckers, Beſteuerung oder freier Eingang der Twiſte, Erhöhung des Schutzzolles auf ausländiſches Eiſen, oder Ermäßigung deſſelben — noch die Feſtſtellung der Verhältniſſe der jüdiſchen Religionsverwandten, die Begutachtung eines neuen Strafrechts und eines Eheſcheidungsgeſetzes.

Gelehrſamkeit und Wiſſen ſind noch nicht ſo allgemein verbreitet, wie Bülow-Kummerow* meint, daß der Mangel einer Vertretung durch ſie ſelbſt nicht recht hart empfunden werde; — das wird ſich bei Berathung der Geſetzentwürfe, zu deren Beurtheilung der gemeine Menſchenverſtand, und die durch etwas Lektüre und Konverſation erlangte Bildung nicht hinreichend ſind, wahrſcheinlich erweiſen. Ein Strafgeſetzbuch zu entwerfen, oder zu beurtheilen, oder ein Eheſcheidungsgeſetz, oder auch ein Judengeſetz, — dazu iſt nur der geeignet, welcher aus der Wiſſenſchaft hervorgeht und zugleich eine reiche Lebenserfahrung beſitzt; — darüber ſprechen kann Jedermann, auch mit allgemeinen Sätzen und wohlklingenden Sentenzen den Ungebildeten beſtechen, und durch Vermeidung tieferen Eingehens auf die Materie, — oder durch lobende Anerkennung eines fertigen Entwurfs, oder durch beredte Anpreiſung der irgendwo beſtehenden, — oder durch Feſthaltung

* Preußen ꝛc. S. 48 Note.

der heimischen Legislation, — der Gefahr der Prüfung des eigentlichen Berufs ausweichen: dadurch aber wird die Kodifikation nicht erheblich gewinnen.

Allerdings gibt es unter den sogenannten Zeitfragen einige, in Beziehung auf welche die öffentliche Meinung bereits entschieden festgestellt ist, und man daher die Antwort schon voraus weiß, die eine Versammlung, wie man sie auch zusammensetzen möge, ertheilen wird. So wird z. B. anerkannt werden, daß die Ehescheidung durch das allgemeine Landrecht und die Praxis der Gerichtshöfe in dessen Bereich zu leicht gemacht, durch das kanonische Recht aber allzusehr erschwert sey, und daß der Code Napoléon vielleicht die richtige Mitte halte; — es wird ferner niemand zweifeln, daß nach dem gegenwärtigen Kulturstande, und bei dem Wegfallen der früher gebrauchten Mittel zur Erforschung der Wahrheit dem Staate nichts übrig bleibe, als Strafurtheile auch auf den Grund von moralischer Ueberzeugung aussprechen zu lassen, oder wenigstens nicht blos in den Fällen, wo die äußeren Merkmale der Handlung mit den in einer Beweistheorie postulirten positiven übereinstimmen; endlich steht es über allem Widerspruch, daß den Juden, auch bei vorausgesetzter sonstiger Befähigung, nur in soweit gleiche Rechte mit den Christen eingeräumt werden dürfen, als ihre Religionsvorschriften ihnen gestatten, auch die gleichen Pflichten zu übernehmen. Das ist alles sehr wahr; aber wenn diese allgemeine Einsicht das Bedürfniß der Legislation zeigt, so giebt sie doch nicht auch zugleich die Anleitung zur Abhülfe. In Beziehung der Lösung des Ehebandes, bleibt noch die Frage über den Einfluß der Kirche, — in Beziehung auf das Strafrecht die über die Einführung der Jury, oder eines Indicienbeweises, — in Beziehung auf die Juden die Erforschung ihrer Religions- und Moralvorschriften übrig.

Freilich gehören Dinge dieser Art in allen Staaten gewissermaßen zu einer Gesetzgebungstechnik und der wirksame Antheil der Volksvertreter auch in den entwickeltsten Verfassungen ist nur gering, oder eigentlich nur scheinbar. Daß muß man zugestehen!

Aber in Beziehung auf die großen Industriefragen steht die Sache anders.

Selbst die Männlichkeit einer mit politischen Sinne reich ausgestatteten Aristokratie, wie die englische, ihre Festigkeit ohne

Uebereilung, der Glanz ihres Reichthums, die Größe, zu der ſie das Reich geführt, die politiſche Weisheit, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich vererbt, ſelbſt ihre Bereitwilligkeit, allen großen Perſönlichkeiten ihren Schooß zu öffnen, ſogar ihre Verſchmelzung mit den übrigen Klaſſen der Geſellſchaft,* hat die Nation nicht darüber beruhigen können, die Manufakturintereſſen von der Legislatur ausgeſchloſſen, oder der Landariſtokratie überliefert zu ſehen. Und was von all dem findet ſich denn bei uns, um unſerer Induſtrie eine ſolche Vormundſchaft erträglich zu machen?

Vermuthlich in der nächſten Zukunft wird ein dieſen Bereich vielfach berührendes Verhältniß zur ſtändiſchen Verhandlung kommen, welches zu den wichtigſten der Gegenwart und aller Zeiten gehört. Es iſt dies die beabſichtigte Regelung des Gewerbsbetriebs durch ein Geſetz.

Die öffentlichen Blätter haben auf daſſelbe ſchon mehrfach vorbereitet; man hat den Pomp und den Schmuck der todten Zünfte bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeſucht, um dem wiedererſtehenden Leichnam einen freundlichen Willkommen zu bereiten; ja die Schneider und die Schlächter und die Schuſter und die Bäcker einer großen Rheinſtadt haben dringend gebeten, durch Wiederherſtellung der Innungen ihre Gewerbe wieder zu Ehren zu bringen.

Sind zur Durchführung eines politiſchen Syſtems Zünfte nothwendig, was helfen dann alle Worte! Ob daſſelbe in einer Schwärmerei für längſt vergangene Zeiten beruht, denen der nüchterne Beobachter wahrlich noch mehr Schatten als Licht abſieht, oder ob es auf die Vorausſetzung gegründet iſt, daß die Organiſation der Maſſen in kleinern Verbindungen dem Thätigkeitstriebe und dem Ehrgeize der Menſchen eine nützliche Sphäre anweiſe, in der das Streben nach Einfluß und Geltung ſeine gefahrloſe Befriedigung finde und die überſchießende Kraft ſich verbrauße; oder ob es der Weg ſeyn ſoll, die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft aus einander zu halten, den Zu- und Rückfluß aus der einen in die andere, und die daraus entſtehende Verwiſchung aller Grenzen zu verhindern; ob endlich die Wiederkehr der Sittencinfachheit, einer beſſern moraliſchen und religiöſen Erziehung und ein treueres Zuſammenhalten der Gewerbsgenoſſen

* Durch die Gentry.

damit erzielt wird Alles das zu unterſuchen, iſt eitles Bemühen! Gehört die Wiedereinführung der Zünfte einem politiſchen Syſteme an, ſo wird es an Gründen nicht fehlen, auch nicht an Beiſpielen von der Schädlichkeit des ungebundenen Gewerbebetriebs. Es trifft ſich wohl, daß man in Staaten Einrichtungen begegnet, die nicht leben und nicht ſterben können. Ehe man deren aber ſchafft, ſoll man ſich wohl vorſehen!

Der Zunftgeiſt iſt noch etwas Unvergeſſenes und von der Nützlichkeit der Zünfte kann man ſich praktiſch überführen, wenn man in einigen Theilen der Regierungsbezirke Koblenz, Merſeburg und Erfurt und der angrenzenden ſächſiſchen Länder nachfragt, wo ſie zur Stunde beſtehen. Die Segnungen der Wiederherſtellung der bayeriſchen Gewerbskorporationen werden noch immer vergebens erwartet, und in den freien Städten, wo man aus leicht begreiflichen Gründen nicht davon loskommen kann, ſind ſie eine Plage der Einwohner.

In der Noth des Mittelalters waren ſie Verbindungen zu gewerblicher Ausbildung und Vertheidigung. Alles hat ſeine Zeit in der Welt! So wenig jetzt die Vertheidigung des Reichs der Ritterſchaft als ſolcher zugemuthet wird, ſo wenig hat der Meiſter mit ſeinen Geſellen die Mauern der Stadt gegen fehdeluſtige Ritter zu ſchirmen. Die Geſchicklichkeit im Gewerbe, welches zünftig betrieben werden kann, iſt keine geheime Kunſt mehr, die blos Vertrauten mitgetheilt, oder blos aus fremden Ländern geholt werden kann. Man mag nach England reiſen, um von einem Watt zu lernen, der durch Beherrſchung des Dampfes Erde und Meer dem Menſchen unterwirft, von einem Arkwright, deſſen Spinnmaſchine die Kraft des Kindes fruchtbringend macht, wie die von hundert Männern, von einem Brinsley, der vier Weltgegenden durch Kanäle verbindet; aber der Schmidt Watt, der Barbier Arkwright, der Maurer Brinsley ſind es nicht, die dorthin ziehen; ein Gewerbe ſolcher Art zu erlernen, braucht man keinen Fuß von Potsdam nach Berlin, von Bonn nach Köln zu erheben.

Den Nachweis, daß der freie Gewerbebetrieb den Wohlſtand, oder daß er die Moralität untergraben habe, ſind alle diejenigen noch ſchuldig, aus deren Munde eine ſolche Rede gefloſſen iſt. Es iſt ſogar jetzt mehr Wohlſtand, mehr Lebensgenuß und mehr Sittenreinheit in den niedern Klaſſen, als vor 50 Jahren

anzutreffen war, und was von Proletariern und von der Gefahr gefabelt wird, womit ſie drohen, kann von dem fabrikmäßigen Betriebe höchſtens gemeint ſeyn, aber niemals von dem handwerksmäßigen. Der letztere aber, ſobald er ſich veredelt oder vergrößert, löst ſich vom Handwerk, alſo von dem, was als Objekt der Zunftverbindung gelten kann, unvermeidlich ab, und geſtaltet ſich zum Fabrikbetrieb. Wir ſehen dies an einer Menge metalliſcher Arbeiten, an der Lederbereitung, an der Tuchmacherei und an vielen andern Induſtriezweigen, die früherhin handwerksmäßig betrieben wurden, die aber jetzt in den Bereich der Manufakturthätigkeit gezogen werden, wo die Menſchenkraft eine weit geringere Rolle ſpielt, als die Maſchine und die Elemente.

Es iſt möglich, daß die etablirten Handwerker die Mitbewerbung neuer Ankömmlinge fürchten, und ihre Zahl zu ſchließen, oder doch die Aufnahme zu erſchweren trachten; das liegt in der menſchlichen Natur; es würde aber wenig Weisheit verrathen, auf ſo verdächtige Zeugniſſe zu horchen, und noch weniger, ſie den kaum verhallten Worten des hochſeeligen Königs gegenüber in Anſchlag zu bringen.

„Es iſt dem Staate und ſeinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichſten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlaſſen.“

„Es iſt unſtaatswirthſchaftlich, zu verlangen, daß die Gewerbe von einem gewiſſen Standpunkte ab in eine andere Hand übergehen, oder nur in gewiſſen Klaſſen betrieben werden.“

„Die Freiheit in Gewerbe und Handel ſchafft die möglichſte Konkurrenz in Abſicht des produzirenden und feilbietenden Publikums und ſchützt daher das konſumirende am ſicherſten gegen Theuerung und übermäßige Preisſteigerung.“

„Es iſt falſch, das Gewerbe an einem Orte auf eine beſtimmte Anzahl von Subjekten einſchränken zu wollen. Niemand wird daſſelbe unternehmen, wenn er dabei nicht Vortheil zu finden glaubt; und findet er dieſen, ſo wird es ein Beweis, daß das Publikum ſeiner noch bedarf; findet er ihn nicht, ſo wird er daſſelbe von ſelbſt aufgeben.“

„Man geſtatte daher einem Jeden, ſo lange er die Grenzlinie * nicht verletzt, ſeine eigene Intereſſen auf ſeinem eigenen

* Des Anſtoßes gegen Religion, gute Sitten und Staat.

Wege zu verfolgen, und ſowohl ſeinen Fleiß als ſein Kapital in die freieſte Konkurrenz mit dem Fleiße und Kapitale ſeiner Mitbürger zu bringen.“*

Mögen dieſe Grundſätze Beherzigung finden!

Die Entwickelung der ſtändiſchen Einrichtungen ſelbſt wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein Hauptgegenſtand der Berathung der ſtändiſchen Ausſchüſſe ſeyn. Sie iſt vom Könige aus freiem Antriebe zugeſichert, und muß deshalb zur Wahrheit werden. An ſie knüpfen ſich große Hoffnungen!

Nicht die Ausdehnung der ſtändiſchen Befugniſſe iſt es, nicht die Beſchränkung der königlichen Macht, nicht die Wiederholung der bis zur Ueberſättigung vernommenen Philippica gegen die Beamtenklaſſe, welche von dem überall waltenden Geiſte der Ordnung und der Geſetzlichkeit gegen alle Verdächtigung des Neides und der Dünkelhaftigkeit ſiegreich vertheidigt wird, nicht das iſt es, was die Nation erwartet und wünſcht, ſondern eine innere Erkräftigung des ſtändiſchen Inſtituts ſelbſt, indem es mit dem Bedürfniſſe der Gegenwart in Einklang gebracht, und zur Vertretung der wirklichen Intereſſen des Landes befähigt wird.

Es ſollen nicht politiſche Syſteme und nicht abſtrakte Anſichten von Regierung und Volk und ihren Verhältniſſe zu einander Gelegenheit zur Geltendmachung finden; das Eſſen vom Baume der Erkenntniß hat Schmerz und Wehe genug in die Welt gebracht; das Volk wünſcht aber, daß ſeine wirklichen Intereſſen durch wirklich dazu auch nach ſeinen Begriffen geeigenſchaftete Organe vor die Seele eines angebeteten Monarchen geführt werden, von dem die Beherzigung derſelben mit kindlicher Zuverſicht erwartet wird.

Den Ausſchüſſen, welche im Auguſt in Berlin zuſammentreten, iſt eine herrliche Gelegenheit gegeben, ſich den Dank des Königs und des Landes zu verdienen. Die Gewährung der Bitte des Königsberger Landtages hat der Fürſt mit ſeinen Gewiſſenspflichten nicht vereinbar gehalten; den Landtag ehrt ſein Streben, den König ſeine Offenheit, das Land das unerſchütterte Vertrauen. Der Antrag des Ausſchuſſes auf Ausbildung des ſtändiſchen Inſtituts, durch Aufnahme der bisher unvertretenen Intereſſen, wird ein

* Geſchäftsinſtruktion für die Regierungen der ſämmtlichen Provinzen von 26. Dezbr. 1808. §. 50. (Geſetzſamml. 1806 – 1810. 12. 64. S. 488.)

Zeichen der Uneigennützigkeit und der Selbsterkenntniß, der Anhänglichkeit an das Land und der Treue gegen den Herrscher seyn, und Anerkennung und Beifall von allen Seiten ernten.

In unsern Tagen und im preußischen Staate bringt die Offenheit keine Gefahr. Die Zeit, wo den Bischof Vigelius der Bannstrahl traf, weil er Gegenfüßler annahm, wo Galilei im Gefängniß büßte, weil in seinen Gesichtskreis die Sterne anders fielen, wo Harvey sich über den Blutumlauf vor Gericht vertheidigen mußte, ist längst vorüber. Auch die Furcht vor einem offenen Worte ist überwunden, und der Mann, den der Himmel dazu berufen hat, sein Volk dem Lichte zuzuführen, indem er ihm selbst in Geist und Bildung voranleuchtet, wird den Zweifel, ob die bestehende Form der Vertretung den Wünschen seines Volkes genug thue, nicht für Anmaßung, den Tadel ihrer Mängel nicht für Unbescheidenheit erklären. Die Tücke und die Scheinheiligkeit sind verachtet, die größte Offenheit ist die höchste Treue.

Fürchtet ihr, daß man sie revolutionär nenne?

„Sie ist revolutionär, wie die Ordnung, revolutionär, wie die Religion, revolutionär, wie Fénélon, wie Franklin, wie Fox, wie Canning, wie O'Connell, wie die konservativsten Minister Großbritanniens, und alle großen Staatsmänner und Redner, die, wenn sie gefunden hatten, daß eine gesellschaftliche Wahrheit in einem Volke zu Ueberzeugungen und Gefühlen durchgedrungen ist, sie keck aus der Hand der Philosophie genommen haben, um sie ohne Gefahr in die Hand des Gesetzgebers zu legen, auf das Gebiet der Thatsachen zu verpflanzen. Gott schenke uns viele Revolutionäre dieser Art, so werden die umstürzenden Revolutionen lange auf sich warten lassen.*

Z.

---

* Lamartines Rede in der Abolutionistenversammlung.

Der Dom von Köln

und

ſeine Architektur.

Unter allen deutſchen Städten bewahrt das alte heilige Köln die zahlreichſten und ergreifendſten Denkmale einer großen Vergangenheit; unter allen deutſchen Domen iſt der Dom von Köln als das herrlichſte und bedeutſamſte Bauwerk zu preiſen. Majeſtätiſch iſt ſeine Anlage, rieſig ſind ſeine Verhältniſſe. In heiliger Kreuzesform gegründet, beſteht er aus fünf Langſchiffen, welche von drei Querſchiffen durchſchnitten werden; der Chor, gen Oſten, iſt ſiebenſeitig geſchloſſen und mit einem Kranze von ſieben Kapellen umgeben; an der Eingangsſeite, gen Weſten, ſind zwei koloſſale Thürme angeordnet. Nach allgemeinen Maßbeſtimmungen beträgt die Geſammtlänge des Domes im Innern 450 Fuß, die Breite 150 Fuß, die Länge des Querſchiffes 250 Fuß bei 100 Fuß Breite; das Hauptſchiff, dem ſich die Seitenſchiffe an Breite und Höhe unterordnen, iſt 50 Fuß breit und erhebt ſich im Scheitel ſeines Gewölbes zu einer Höhe von 150 Fuß; das Dach des Hauptſchiffes hat 200 Fuß Höhe; die Höhe der Thürme auf der Weſtſeite iſt auf 525 Fuß berechnet. Die Formen des Gebäudes zeigen die edelſte, reichſte und würdevollſte Ausbildung desjenigen Bauſtyls, für den die ſeichten Schönheitslehren eines fremdländiſchen Volkes den Spottnamen des „gothiſchen" Styles erfunden haben, in dem wir aber heutiges Tages eine unvergleichlich wunderſame Löſung der umfaſſendſten und tiefſinnigſten architektoniſchen Aufgaben bewundern, und deſſen Spottname für uns zu einem Ehrennamen geworden iſt.

Aber der Dom iſt nicht vollendet worden; nur als das Bruchſtück eines großen Gedankens ſteht er vor unſern Augen da. Was

seine Gründer erhabnen Sinnes beabsichtigten, was die Bauschule, der die Ausführung des Riesenwerkes oblag, in stets reicher sich entfaltender Schönheit darzustellen wußte, davon sind nur einzelne Theile in die Lüfte emporgewachsen. Zwiespalt im Herzen der Stadt, Kriege und anderes Mißgeschick hemmten nur zu häufig die fördernde Theilnahme, ohne welche die Ausführung des Unternehmens unmöglich war, bis sie zuletzt gänzlich erlosch und die Werkleute den Meißel und den Hammer aus der Hand legten. Nur der Chor des Domes ist zur Vollendung gekommen; die Räume des Querschiffes und des Vorderschiffes sind zumeist nur bis zur Kapitälhöhe der Seitengänge emporgebaut; von dem südlichen Thurme steht nur wenig mehr als das untere Drittheil, während der nördliche Thurm sich sogar kaum erst über seine Fundamente erhebt. Auch so zwar ragen die Haupttheile dessen, was vorhanden ist, namentlich der Chor und jenes Thurmstück, wie Felsgebirge aus dem Häusermeere der Stadt empor, so daß der Reisende aus einiger Entfernung nur sie wahrnimmt, und die übrigen Thürme der Stadt gegen diese ungeheuren Bruchstücke zu verschwinden scheinen. Und auch an dem Verhandenen bereits kann man die ganze wunderbare Schönheit und Majestät des architektonischen Styls abmessen und den Gedanken der Gründer und Baumeister des Domes bis in ihre innersten Geheimnisse nachfolgen.

Die geringe Theilnahme, welche das Domgebäude in den Zeiten des verdorbenen Geschmackes fand, in jenen Zeiten, da man, in kümmerlicher Afterweisheit befangen, unter dem Worte „gothisch" soviel verstand als „barbarisch," hatte es dahin gebracht, daß dem Dome selbst die nöthige Sorge für die Erhaltung der zur Ausführung gekommenen Theile mehr oder weniger vorenthalten blieb. Der Chor drohte zur Ruine zusammen zu stürzen, und man freute sich bereits auf die malerische Wirkung, welche er in diesem Zustande hervorbringen müsse. Da hemmte König Friedrich Wilhelm III. mit segensreicher Hand den weiteren Verfall; man schritt zur Herstellung der beschädigten Theile, zur Ergänzung derer, welche bereits verloren gegangen, zur Erneuerung derer, welche verwittert waren und der Sicherheit des Ganzen Gefahr drohten. Nach einer Reihe von Jahren voll rastloser Anstrengung, nach einem fortgesetzten höchst bedeutenden Kostenaufwande, steht nunmehr der

Chor des Domes wiederum in seiner alten Pracht und Schönheit da.

Die Fortschritte dieses Herstellungsbaues hatten den Muth und die Fähigkeit zur Arbeit zusehends im Wachsen gezeigt; man erkannte es, daß unsere Zeit wohl im Stande sey, dasselbe zu leisten, was die alten Meister des Baues geleistet hatten. Doch wagte man es kaum, und nur als einen Wunsch, den man sofort in das Reich idealer Träume verwies, den Gedanken an eine eigentliche Fortsetzung des Baues, an eine Vollendung dessen, was die alten Meister unvollendet hinterlassen hatten, auszusprechen. War doch die Vollendung des Querschiffes und der Langschiffe auf 2 Millionen, die Vollendung der Thürme auf 3 Millionen Thlr. berechnet worden! Friedrich Wilhelm IV. aber hat königlichen Sinnes das ernste Wort der Vollendung ausgesprochen, und tausendstimmigen Widerhall hat dasselbe in allen Gauen des deutschen Vaterlandes gefunden. Aller Orten ist der Eifer erwacht, zu diesem Unternehmen, das der Ehre des gemeinsamen deutschen Namens gilt, beizusteuern; mannichfache Vereine haben sich gebildet, um diesen Eifer zu fördern, ihm die zweckmäßigste Richtung zu geben und die Kräfte nach bestimmtem Plane zusammen zu halten; wir dürfen es mit Zuversicht hoffen, daß das königliche Wort nicht vergeblich gesprochen sey.

Unter solchen Umständen ist es wohl an der Zeit, die Eigenthümlichkeiten des Gebäudes, dessen Vollendung so viele Kräfte sich widmen, mit näherem Eingehen auf das Einzelne darzulegen und das, worin es charakteristisch so bedeutsam ist, mit einiger Ausführlichkeit zu entwickeln. Die folgenden Blätter sind diesem Zwecke gewidmet. Wenn meine Auffassung in Etwas von den gangbaren Ansichten abweicht, so kann ich doch im Voraus bemerken, daß sie auf einer sorgfältigen Untersuchung des Gebäudes selbst beruht, daß sie, statt meine Bewunderung für den Dom zu schwächen, vielmehr nur dieselbe zu erhöhen geeignet ist, und daß ich in dem Bestreben, die Vollendung des Domes herbeizuführen, eine der edelsten Aeußerungen des deutschen Geistes, die Verheißung einer schönen und beglückenden Zukunft erkenne.

Die äußere Geschichte des Dombaues, so weit die dürftigen schriftlichen Nachrichten, die auf unsere Zeit gekommen sind, sich

zu einer solchen zusammensetzen lassen, ist bereits mehrfach abgehandelt worden.* Hier genügt es, die Hauptpunkte dieser Geschichte, und vornehmlich die Jahrzahlen, auf welche es dabei ankommt und für die uns beglaubigte Zeugnisse vorliegen, nur kurz zu berühren.

An der Stelle des gegenwärtig vorhandenen Domes war im Anfang des neunten Jahrhunderts, zur Zeit Karls des Großen, ein älteres Domgebäude aufgeführt worden. Dies letztere mochte den Bedürfnissen seiner Zeit sehr angemessen gewesen seyn; nachdem indeß Jahrhunderte vorübergegangen waren und die Macht der Erzbischöfe und der Glanz der heiligen Stadt gewaltig zugenommen hatten, wollte dasselbe als Hauptkirche nicht mehr passend erscheinen. Schon Erzbischof Engelbert hatte im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts den ernstlichen Vorsatz gefaßt, ein neues Domgebäude an die Stelle des älteren zu setzen, und auch die nöthigen Vorbereitungen zu solchem Unternehmen eingeleitet; sein plötzlicher gewaltsamer Tod (1225) ließ aber die Sache nicht zur Ausführung kommen. Conrad, Graf von Hochstaden, der im Jahre 1238 zum Erzbischofe gewählt wurde, ein Mann von hochstrebendem Geiste und von ungemeiner Energie des Willens, zugleich einer der reichsten Fürsten seiner Zeit, scheint den Plan des Neubaues wiederum aufgenommen und ebenfalls bereits die Vorkehrungen dazu getroffen zu haben, noch ehe eine Feuersbrunst im Frühjahr 1248 den alten Dom so beschädigte, daß nunmehr der Neubau nicht länger aufgeschoben werden durfte. Schon am 14. August desselben Jahres wurde der Grundstein zu dem letztern unter großer Feierlichkeit, in Gegenwart des neugewählten deutschen Königs Wilhelm, Grafen von Holland, und vieler anderer Fürsten und Herren, deren Heere damals die Krönungsstadt Aachen belagert hielten, gelegt. Vielleicht hatten die Nähe dieser hochgestellten Personen und der Glanz, den ihre Gegenwart der Feierlichkeit verleihen mußte, die Grundsteinlegung mehr beschleunigt, als es ohnedies der Fall gewesen wäre; vielleicht waren die Pläne zu dem Riesenbau, den Conrad ins Werk zu richten gedachte, noch

* Vergleiche S. Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln ꝛc. — De Noel, der Dom zu Köln. — A. von Binzer, der Kölner Dom. — u. A. m.

nicht vollständig ausgearbeitet, war über die Beschaffung und Zurichtung der Materialien noch nicht das Nöthige angeordnet. Wir können hierüber Nichts mit Gewißheit entscheiden. Wenn aber auch der wirkliche Beginn des Baues um ein Geringes später erfolgt seyn sollte, als jenes Datum der Grundsteinlegung besagt, so ist dies doch für die kunsthistorische Stellung des Gebäudes ohne alle Bedeutung. Jedenfalls bezeichnet das Jahr 1248 wenigstens im Allgemeinen die Periode, welcher die ersten Pläne des Domes, nach denen die älteren Theile aufgeführt wurden und die auch für das Ganze maßgebend blieben, angehören. Die Meinung, die sich neuerlich wohl geltend zu machen gesucht hat, daß man damals mit andern architektonischen Entwürfen umgegangen seyn müsse, und daß selbst die Grundgestalt des gegenwärtig vorhandenen Gebäudes einer späteren Epoche angehöre, wird durch eine nähere Betrachtung der Eigenthümlichkeiten des letzteren entschieden widerlegt.

Zu Anfang scheint man das ungeheure Unternehmen mit rüstigem Eifer gefördert zu haben. Nur zu bald aber mußte, in Folge der unseligsten Zerwürfnisse und mannichfacher Kriege, diese Thätigkeit erlahmen, so daß erst vierundsiebenzig Jahre nach der Grundsteinlegung der Chor vollendet war. Im Jahre 1322 erfolgte seine Weihung. Ueber den Bau der übrigen Theile des Domes, der Schiffe und der Thürme, der bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein währte, fehlt es uns fast an aller näheren historischen Nachricht. Zu bemerken ist nur, daß im Jahre 1437 der südliche von den Thürmen der Westseite seine gegenwärtige Höhe erreicht hatte, indem damals die Glocken in demselben aufgehängt wurden, auch der große Krahn, der auf diesem Thurme als ein mahnendes Wahrzeichen der Stadt stehen geblieben ist, mit einem Dache versehen ward.

Der Beginn des Dombaues fällt in eine Zeit der lebhaftesten geistigen Entwickelung, die besonders für Deutschland einen großen Reichthum der bedeutsamsten Erscheinungen theils bereits hervorgebracht hatte, theils noch hervorbringen sollte. Die Kreuzzüge, deren inneres Wesen dem real verständigen Charakter unserer Zeit fast unbegreiflich ist, hatten sich zuerst als durchgreifendes Zeugniß

einer schwärmerisch-idealen Sinnesrichtung geltend gemacht, sie hatten zugleich auf die besondere Ausbildung der letzteren im höchsten Maße zurückgewirkt. Die verschiedenartigsten Nationalitäten, Occident und Orient, waren miteinander in unmittelbare Berührung gekommen; man war aus der schroffen Vereinzelung herausgetreten, aber man war sich zugleich auch seiner selbstständigen Eigenthümlichkeit lebhafter als bisher bewußt geworden. Weltliches und geistliches Ritterthum hatten sich ausgebildet und gaben dem Leben des Tages einen erhöhten, mehr geläuterten Adel. Die Stimmen einer nationalen Poesie, eben so tiefsinnig und kunstvoll im Epos, wie zart und anmuthvoll im Liede, klangen weit durch die Lande. Endlich auch hatte sich das Auge für die Schönheit der äußern Form aufgethan, und der Flügelschlag einer neuen Seele bewegte sich in den Gebilden der Kunst.

Vorzüglich charakteristisch tritt uns das reiche Leben jener Zeit in den Denkmalen der Architektur entgegen, indem überhaupt diese Kunst, gleich der Sprache, recht eigentlich das Erzeugniß volksthümlicher Zustände ist. Der romanische Baustyl (den man insgemein sehr unpassend mit dem Namen des „byzantinischen" zu bezeichnen pflegt) hatte von der späteren Zeit des zwölften Jahrhunderts ab mehr und mehr von seiner düstern Strenge, von seinem herben Ernste nachgelassen; die Gebäude dieses Styles wurden fortan gern auf eine heiter erhabene, mehr oder weniger malerische Wirkung angelegt; die Einzelformen begannen sich freier und mannichfaltiger aus der Masse zu lösen, in ihrer Bildung den Puls eines wärmeren Lebensgefühles anzukündigen. Deutschland besitzt zahlreiche Denkmale dieser Art; besonders aber sind es die nördlicheren Rheingegenden und die an dieselben angrenzenden Lande, welche uns hiefür die mannichfaltigsten Beispiele aufweisen. Auf die verschiedenartigste Weise ist man hier bestrebt, die regen und stets lebhafter sich entwickelnden Kräfte des Daseyns in den Werken der Architektur zum Ausdrucke zu bringen. Zunächst zwar in der Bildung der feineren Einzelheiten nicht eben so rein wie die Bauwerke derselben Gattung in andern Gegenden Deutschlands, namentlich wie die von Sachsen und Thüringen, zeichnen sich die rheinischen Monumente doch auf ganz eigenthümliche Weise durch die Fülle und die Bedeutsamkeit ihrer Gesammtkomposition, so wie durch den reichen Wechsel der architektonischen

Dekoration aus; bunte Geſimſe, Säulen- und Bogenwerk werden zu ihrer Ausſtattung nicht ſelten faſt verſchwenderiſch angewandt; die ſchlichte Form des Halbkreisbogens, der ſonſt als eines der charakteriſtiſchen Kennzeichen des romaniſchen Bauſtyles gilt, genügt oft ſchon dem erregten Gefühle nicht mehr, und man greift ſtatt ſeiner zu der bewegteren Form eines roſettenartig gebrochenen Bogens und noch mehr zu der des Spitzbogens. Von dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ab erſcheint der letztere an den deutſch-romaniſchen Bauwerken bereits ſehr häufig. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts erhält ſich der romaniſche Bauſtyl in dieſer ſeiner reicheren, zum Theil phantaſtiſchen Umbildung als eine mehr oder weniger gültige Norm. Ich will für dieſe Bemerkungen nur einige der zahlreichen Bauwerke ſpätromaniſchen Styles in den rheiniſchen Gegenden namhaft machen. Für jene Eigenthümlichkeiten der Kompoſition des Ganzen, die beſonders bedeutſam an der Chorpartie der Kirchen hervortreten, ſind zunächſt die Apoſtelkirche und Groß St. Martin zu Köln, ſo wie St. Quirin zu Neuß, dieſe Kirche im Jahr 1208 gegründet, zu nennen. Dann, wiederum als ein Gebäude von ſehr eigenthümlicher Anlage, die Kirche von Kloſter Heiſterbach im Siebengebirge, gebaut 1202—1233, deren Chor gegenwärtig eine der reizvollſten Ruinen des Rheinlandes bildet. Zu den merkwürdigſten Beiſpielen des ſpitzbogig romaniſchen Styles gehört das zehnſeitige Schiff von St. Gereon in Köln, 1212—1227, dem eine noch zierlichere Taufkapelle deſſelben Styles angebaut iſt. Ebenſo merkwürdig, obgleich den romaniſchen Spitzbogen wiederum weſentlich anders darſtellend, erſcheint der Dom von Limburg an der Lahn, zwiſchen 1212 und 1235. So auch die, zwar kleine Kirche des Nonnenkloſters St. Thomas in der ſüdlichen Eifelgegend, vollendet 1225. Der kleine Chor der Pfarrkirche von Remagen, der gleichfalls hierher gehört, iſt erſt 1246 geweiht worden. Und noch ſpäter fällt die Weihung der Kirche St. Cunibert in Köln, indem dieſelbe erſt im Jahre 1248 durch Conrad von Hochſteden ſtattfand, in demſelben Jahre, in welchem er den Grundſtein zu ſeinem Dome legte.

Es lag jedoch in dieſer Umgeſtaltung des romaniſchen Bauſtyles kein Element, welches von innen heraus zu einer weitern Entwickelung führen konnte; ſo anziehend, ſo anmuthvoll ſelbſt jene Denkmale zum Theil erſcheinen, ſo bilden ſie doch eigentlich

nur die letzten Ausgangspunkte eines architektonischen Systemes, welches in sich zu entschieden abgeschlossen ist, als daß man es zugleich etwa als die niedrigere Entwickelungsstufe zu einem zweiten betrachten dürfte. Sollte der erregte Drang der Zeit sein Recht behaupten und im Fache der Architektur eine vollkommenere, mehr entwickelungsfähige Verkörperung finden, so mußten für ihn neue architektonische Grundformen gewonnen werden. In der That aber lagen diese bereits vor. Gleichzeitig mit den vorgenannten spätromanischen Bauten in Deutschland war im nördlichen Frankreich der gothische Baustyl ins Leben getreten, derjenige Styl, in dessen innerem Wesen es lag, die durchgreifendste Gliederung der Masse, die reichste Mannichfaltigkeit der Bewegung, die lebhafteste Erhebung des Gemüthes zum Ausdrucke zu bringen. Die Ursprünge des gothischen Baustyles beruhen auf einer naiven, an sich noch unorganischen Verbindung altchristlicher und orientalischer Elemente; sie finden sich vorzugsweise da, wo beide Elemente das Leben als gleichberechtigte durchdrungen hatten: in Sicilien. Dies Land hatte Jahrhunderte lang unter saracenischer Herrschaft gestanden; durch die Normannen in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts dem christlichen Glauben zurückerkämpft, gingen hier gleichwohl noch geraume Zeit Christenthum und Islam, der Ernst des Occidents und die Phantasie des Orients, Hand in Hand. Die sicilianisch-normannischen Architekturen, deren bedeutsamste dem zwölften Jahrhunderte angehören, zeigen den Säulenbau der altchristlichen Basilika mit der arabischen Form des Spitzbogens verbunden. Merkwürdig ist es, daß man neuerlich auch in Deutschland einige Bauwerke dieser Gattung aufgefunden hat; das interessanteste derselben ist die Kirche von Merzig an der Saar, deren anderweitige Architekturformen jedoch mit den oben genannten spätromanischen Gebäuden der rheinischen Gegenden übereinstimmen. Im nördlichen Frankreich aber fügte man, bereits in der späteren Zeit des zwölften Jahrhunderts, jenen sicilianischen Elementen noch ein drittes hinzu, das Gewölbe, nach denjenigen Prinzipien, wie sich dasselbe allerdings schon im romanischen Baustyle vorgebildet hatte; und hiemit war der Beginn zu einer ganz neuen Entwickelung gegeben. Die Säule — deren Grundform eine ungleich individuellere ist, als die im romanischen Gewölbebau angewandte Grundform des viereckigen Pfeilers — war von vorn herein zur

Ausbildung der lebenvollsten Gliederung geeignet; der Organismus der letztern konnte sich unmittelbar in der Gliederung des Gewölbes fortsetzen; das aufstrebende Element, welches hierin lag, fand in der spitzbogigen Form der Wölbungen seine angemessenste Vollendung. Als eine anderweitig unmittelbare Folge erscheint bei diesem architektonischen System, im Aeußeren der Gebäude, der Strebepfeiler sammt Allem, was von ihm abhängt, so daß auch für die äußere Masse der Architektur eine stetig durchgehende Gliederung und ein entschieden aufwärts strebender Charakter gewonnen ward. Gleichzeitig mit einer solchen durchgreifenden Umgestaltung der Formen war man in Frankreich auf eine möglichst großartige Anordnung des Grundplanes der kirchlichen Gebäude bedacht, indem man hier gewisse Elemente, die sich allerdings im romanischen Baustyle bereits angekündigt hatten, auf eine sinnvolle Weise zu einer erhöhten Wirkung umzubilden wußte; vornehmlich gehört hieher der Kranz der Kapellen, welche den Chor umgeben. Frankreich besitzt eine bedeutende Anzahl von Kathedralen, die von Paris, Chartres, Rheims und viele andere, welche das erste Auftreten und die ersten Entwickelungsstufen des gothischen Baustyles erkennen lassen. Aber, wie schön zum Theil auch die räumlichen Verhältnisse dieser französischen Gebäude erscheinen, mit wie reicher, nicht selten sogar überreicher Dekoration dieselben auch versehen wurden, man vermochte hier dennoch nicht von jenen ersten Entwickelungsstufen zu einer vollendeten Ausbildung des Systemes zu gelangen; man brachte es nicht zu einer vollkommen organischen Entwickelung, zu einem innerlich bedingten Zusammenhange der Formen; man erreichte nicht, weder im Innern noch im Aeußern, jene stetig aufwärts schreitende Bewegung, welche doch als das Grundgesetz des gothischen Baustyles erscheint und welche das höchste Ziel, die eigentliche Vollendung desselben ausmacht.

In Deutschland finden sich vor dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts keine Gebäude, die auf die Anwendung des gothischen Systemes schließen lassen. Auch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts treten nur erst sehr vereinzelte Elemente desselben auf, die überdies noch mit den Formen des romanischen Styles stark versetzt sind, die somit noch nicht als wirkliche Anfänge des gothischen Styles gelten können. Das merkwürdigste Beispiel dieser Gattung ist der im Jahre 1208 oder 1211 gegründete Chor des

Magdeburger Domes. Erst das zweite Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnet den wirklichen Beginn des gothischen Baustyles in Deutschland. Die wichtigeren Zeugnisse desselben gehören den nördlichen Rheinlanden und ihren Nachbargegenden an; hier treten uns somit gleichzeitig und auf eigenthümlich umfassende Weise die letzten Denkmale einer alten, die ersten Denkmale einer neuen Geistesrichtung entgegen, und in erhöhtem Maße erkennen wir das so überaus rege Wechselspiel der Kräfte, welches der Grundsteinlegung des Kölner Domes, in seiner unmittelbaren Umgebung, voranging. Die frühgothischen Architekturen in Deutschland lassen es, obschon nur zum Theil und mehr oder weniger deutlich, erkennen, daß sie unter Einfluß jener älteren französischen Gestaltung des gothischen Styles entstanden sind, daß man, was natürlich auf keine Weise befremden kann, die Regeln, welche man dort bereits zu Grunde gelegt fand, sich anzueignen und zur Hervorbringung neuer Erzeugnisse zu benutzen bemüht war. Aber die deutschen Architekten, welche den gothischen Baustyl in ihre Heimat einführten, waren keine Nachahmer; mit vollkommener Freiheit und Selbstständigkeit faßten sie jene französischen Grundprinzipien auf; sie erkannten die tiefere Bedeutsamkeit, welche in den Grundformen des neuen Styles verborgen lag und welche den eigenen Erfindern desselben dunkel geblieben war; sie kamen, wenn freilich auch erst allmählig, dahin, das, was in der französischen Architektur nur als Beginn, als eine verhältnißmäßig niedere Entwickelungsstufe erscheint, zur höchsten Vollendung, zur reinen Harmonie, zur geläuterten Schönheit durchzubilden.

Schon das ist als ein beachtenswerthes Zeugniß für die Selbstständigkeit, mit welcher der gothische Baustyl in Deutschland angewandt wurde, zu erwähnen, daß man bei unseren frühgothischen Gebäuden mancherlei Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der Gesammtanlage, und vornehmlich des Grundplanes wahrnimmt; es ist, als ob sich hierin das Bestreben andeute, diejenige Hauptform aufzusuchen, die dem heimischen Geiste als die vorzüglichst entsprechende erscheinen möchte. Indeß ist dieser Umstand nicht geradehin als etwas vorzüglich Rühmenswerthes hervorzuheben. Man könnte im Gegentheil vielleicht auch sagen, daß so verschiedenartige Bestrebungen nicht undeutlich die Absonderung des Einzelnen aus der Gesammtrichtung des Volkes, das

Verlangen nach subjektiver Gültigkeit und Berechtigung, die Vereinzelung der Interessen, kurz, daß sie denjenigen Fehler im Charakter des deutschen Volkes bezeichnen, der leider für unser schönes Vaterland so oft von unheilbringenden Folgen gewesen ist. Ungleich wichtiger ist es, daß an den frühgothischen Gebäuden in Deutschland von vorn herein ein viel lebendigerer Sinn für die Durchbildung der Einzelform, als wie in Frankreich, erscheint, für eine Durchbildung, welche auf dem Grundgesetz des Systemes beruht und welche somit allein eine organische Gestaltung des Ganzen herbeiführen konnte. Zugleich tritt dieses Bestreben nach erhöhter Durchbildung dennoch mit einer eigenthümlichen, fast jungfräulichen Schüchternheit und Keuschheit auf. Im Gegensatz gegen die phantastische, üppig spielende Weise der spätromanischen Architektur in Deutschland erkennt man hierin recht deutlich den Beginn einer neuen, noch jugendlich reinen Geistesrichtung. Einen nicht minder vortheilhaften Gegensatz bildet diese Eigenschaft aber auch gegen die Eigenthümlichkeiten der französisch-gothischen Architektur, die, schwer und unausgebildet in ihren Grundformen, sich dennoch schnell mit einer prunkhaft reichen Dekoration erfüllt.

Als eines der wichtigsten frühgothischen Monumente in den westlich deutschen Landen ist zunächst die Liebfrauenkirche von Trier, gebaut von 1227 bis 1244, zu nennen. Höchst eigenthümlich und sinnreich in seiner Gesammtanlage, läßt dies Gebäude in seinen vorzüglichst charakteristischen Formen allerdings den französischen Einfluß erkennen, erscheint in den Einzelheiten aber zugleich aufs anmuthvollste durchgebildet, wenn schon ein reiner Organismus für das Ganze noch keineswegs erreicht ist. — Ohne Zweifel derselben Zeit angehörig ist die Kirche von Offenbach am Glan (einem Nebenfluß der Nahe), über deren Erbauungszeit zwar kein äußeres Datum vorliegt. Hier erscheint, sehr eigenthümlich, eigentlich Nichts von unmittelbar französischem Einfluß; es wird in dieser, zugleich in meisterhafter Technik ausgeführten Kirche vielmehr eine Bildungsweise bemerklich, die sich noch auf gewissen Prinzipien der deutsch-romanischen Architektur zu gründen scheint, obgleich die letztern bereits wesentlich der gothischen Gefühlsweise gemäß umgewandelt sind. Sie beruht auf dem Gesetz einer gewissen, mehr durchgreifenden Gliederung, als solche in den frühgothischen Gebäuden Frankreichs sichtbar wird. — Dann ist die majestätische Elisabethkirche

zu Marburg, 1235—1283, zu nennen, in der das französische Prinzip, zwar noch in sehr strengen Formen, doch bereits auf entschieden charaktervolle Weise ins Deutsche umgewandelt erscheint. Ihr kann man die Stadtkirche von Ahrweiler anreihen, deren ursprüngliche, nachmals zum Theil veränderte Anlage der Zeit zwischen 1245 bis 1274 angehört. — Im strengen frühgothischen Style, der Elisabethkirche von Marburg ebenfalls verwandt, erscheinen ferner die älteren Theile der ehemaligen Dominikanerkirche zu Koblenz, gegründet 1239, die gegenwärtig als Militärmagazin benutzt wird. Aehnlich auch die im Jahre 1260 geweihte Minoritenkirche zu Köln, von der die Sage geht, daß sie von den Arbeitern des Domes in ihren Mußestunden gebaut worden sey. — Eine der merkwürdigsten frühgothischen Kirchen jener Gegend ist die fast gar nicht bekannte des ehemaligen Klosters Marienstadt im Herzogthum Nassau; ich weiß über sie für jetzt kein Datum anzugeben, doch gehört sie ohne Zweifel zu den ältesten ihrer Gattung in Deutschland. Ihre Formen sind höchst schlicht, streng und einfach; die Gesammtanlage aber ist nicht ohne eigenthümliche Großartigkeit und vornehmlich ausgezeichnet durch einen Kranz von sieben Kapellen, welche den Chor umgeben. Die letztern haben jedoch noch nicht die gothische polygone Grundform, sie sind vielmehr noch halbrund gebildet, wie die Altartribunen an den Kirchen romanischen Styles. — In mehrfacher Beziehung ähnlich, doch ungleich reicher und vollkommener gothisch ausgebildet, erscheint sodann die im Jahre 1235 gegründete Kirche von Kloster Altenberg, unfern von Köln, die insgemein, was sie auch bereits der Zeit nach ist, als die Nachfolgerin des Kölner Domes bezeichnet wird. An dem letzteren zeigt sich wiederum eine ähnliche Grundanlage; er tritt am Mächtigsten abschließend und am Höchsten erfolgreich in die Reihe derjenigen architektonischen Bestrebungen ein, welche durch die so eben genannten Gebäude vergegenwärtigt werden. Wir wenden uns nunmehr seiner näheren Betrachtung zu.

Die Gründung des Domes fällt, wie oben bereits angegeben wurde, in das Jahr 1248; die Ausarbeitung der ursprünglichen Pläne desselben steht unbedenklich zu diesem Jahre im nächsten Verhältniß, d. h. sie wurden, wenn nicht vielleicht schon etwas

früher, so doch entweder noch in demselben Jahre oder gleich darauf gefertigt. Ueber den Namen des Meisters aber, dem dieselben zuzuschreiben sind, liegt keine historische Nachricht vor. Indeß haben sich zwei verschiedenartige Meinungen, beide nicht gänzlich unbegründet, geltend zu machen gesucht, um für diesen Namen eine historisch bestimmte Persönlichkeit zu gewinnen.

Zunächst ist eine alte Sage anzuführen, der es neuerlich nicht an Vertretern gefehlt hat. Sie nennt als den Erfinder jener Pläne einen Mönch, Bruder Albertus, der damals das Amt eines Lesemeisters im Dominikanerkloster zu Köln verwaltete. Dieser Albertus war der tiefsinnigste Denker seiner Zeit, der alle Gebiete des menschlichen Wissens umfaßt hielt und dessen Forschungen zum Theil weit über die Grenzen hinausgriffen, welche der damaligen Wissenschaft gesteckt waren. Seine Zeitgenossen schrieben ihm die Kenntniß magischer Künste zu, und manch ein Verhältniß seines Lebens vermochten sie nur zu begreifen, indem sie dasselbe zum gaukelnden Mährchen oder zur sinnvollen Legende umgestalteten. Aber die fleckenlose Reinheit seines Charakters machte ihn zugleich hochgeachtet bei Hohen und Niedern; er stand sowohl zu Erzbischof Conrad in einem näheren Verhältnisse, als ihm auch die Bürger der Stadt Köln innigste Verehrung erwiesen. Die Geschichte hat ihm einen Beinamen gegeben, den sie sonst für die Männer der Wissenschaft nicht passend zu finden scheint; sie nennt ihn Albertus Magnus.* — Es ist die Eigenthümlichkeit der Sage, daß sie ausgezeichnete Persönlichkeiten gern zu Trägern aller derjenigen bedeutsamen Erscheinungen macht, durch welche ihr Zeitalter charakterisirt wird, so daß diese Persönlichkeiten riesenhaft über die Häupter der andern Sterblichen hinauszuragen scheinen. So möchten wir auch hier von vornherein geneigt seyn, der Sage die reale historische Gültigkeit abzusprechen. Dennoch gewinnt dieselbe bei näherer Betrachtung eine etwas ernstere Bedeutung. Es scheint, daß Albert, der in den mechanischen Künsten so erfahren war, daß er redende Automate zu verfertigen wußte, auch im Fache der Architektur selbstständig und mit Erfolg thätig gewesen sey. Wenigstens wird berichtet, daß er, in späteren Jahren,

* Näheres über seine Geschichte siehe bei Echard et Quétif, Scriptores ordinis praedicatorum, I. p. 163.

den Chor der Kirche seines Klosters in Köln auf meisterliche Weise habe bauen lassen; und ohne Zweifel ist dies dahin zu deuten, daß ihm selbst die Bauführung oblag, indem man, ohne eine solche Annahme, vielmehr den Vorsteher des Klosters, den Prior, als denjenigen würde genannt haben, durch dessen Fürsorge die Erneuerung der Klosterbaulichkeiten sey eingerichtet worden. Leider ist diese Kirche in neuerer Zeit abgerissen worden, so daß man, was für die vorliegende Frage sehr wichtig gewesen wäre, den an ihr hervortretenden architektonischen Styl mit dem des Domes nicht mehr in Vergleichung stellen kann.* So wird Albert auch als der Erbauer der Domikanerkirche zu Freiburg genannt. Daß eine bedeutende Anzahl von Kirchen und Altären durch ihn geweiht worden, deutet wenigstens auf persönliche Gegenwart bei neuen Bauanlagen. Ob sich in den höchst zahlreichen Schriften Alberts vielleicht Stellen über die Architektur vorfinden, weiß ich nicht zu sagen; doch ist zu bemerken, daß er als der Verfasser besonderer Abhandlungen: über die Geometrie, über das Theaterwesen (so in der That!) und über die Perspektive, genannt wird. Leider sind auch diese Abhandlungen verloren gegangen; indeß bezeugen sie wenigstens eine Bekanntschaft mit Wissenschaften, die mit der Kunst, und namentlich mit der Architektur, eine ziemlich nahe Berührung haben. Bedenken wir aber, daß ein in den mathematischen Wissenschaften, in der Mechanik, selbst in der Architektur ausgezeichneter Mann, dessen Geist zugleich die Tiefen der Philosophie durchdrungen hatte, sich damals in Köln aufhielt und vom Erzbischofe des höchsten Vertrauens gewürdigt ward, so ist es an sich auf keine Weise unwahrscheinlich, daß dieser auch bei einem

---

* Wallraf, in seinen Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln, S. 196, wo er die Ehre der Erfindung der Domplane für Albert in Anspruch nimmt, sagt, freilich nur mit sehr allgemeinen Worten, der Chor der Domikanerkirche sey in einem mit dem Domchore verwandten Geschmacke ausgeführt gewesen. — Auf dem kolossalen, in Holz geschnittenen Prospekte der Stadt Köln von Anton von Worms erscheint derselbe als ein Bauwerk von etwas vereinfachter Form und Anlage, doch sind die zahlreichen Baulichkeiten der Stadt hier überhaupt nur ziemlich einfach und derb umrissen. — Auf dem zierlichen Prospekte Kölns von Wenzel Hollar wird der Chor der Dominikanerkirche durch die Kirche S. Maria ad Gradus fast ganz verdeckt.

Bauwerke, welches der Erzbischof zu dem großartigsten seiner Zeit machen wollte, dessen Ausführung die umfassendsten mathematischen und mechanischen Kenntnisse voraussetzte, dessen Entwurf auf einer tiefsinnigen Symbolik (den Besonderheiten der räumlichen Einrichtung gemäß) beruhte, wesentlich betheiligt war.

Indeß scheint diese Annahme durch die zweite Meinung über den Erfinder der Pläne für den Dom und durch die gewichtigen Gründe, auf denen dieselbe beruht, beseitigt zu werden. Es ist eine Urkunde* vom Jahre 1257 auf unsere Zeit gekommen, in welcher das Domkapitel von Köln einem Meister Gerhard, der als Steinmetz und als Vorsteher des Dombaues bezeichnet wird, wegen der Verdienste, die er sich um das Domkapitel erworben, eine Hofstätte von namhafter Ausdehnung gegen einen Erbzins übergibt, und zwar diejenige Hofstätte, auf welcher derselbe Meister Gerhard sich bereits ein großes steinernes Haus auf seine eigenen Kosten erbaut hatte. Die Urkunde legt den Schluß nah, daß man in diesem Gerhard den ursprünglichen Erfinder des Domes zu verehren habe, und sie ist bereits geraume Zeit auf solche Weise gedeutet worden. Daß er sich auf eigene Kosten ein großes steinernes Haus gebaut, läßt schon an sich, den Verhältnissen jener Zeit gemäß, auf eine angesehene Stellung im Leben schließen; die Bezeichnung des Mannes als Steinmetz widerspricht dem nicht, denn sie nennt eben nur das Gewerbe, welchem er angehörte, und es ist bekannt, daß alle Kunst damals noch von dem goldnen Boden des Handwerkes ausging. Daß er, der Vorsteher des Dombaues, sich besonders zu belohnende Verdienste um das Domkapitel erworben, macht es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß diese eben in der Führung des Dombaues selbst bestanden; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß hierin das Wesentlichste, was vorausgegangen seyn mußte, die Ausarbeitung der Pläne, mit einbegriffen war, da man neun Jahre nach jener so höchst eilig unternommenen Grundsteinlegung schwerlich bereits um ein Bedeutendes über die ungeheuren Fundamente des Baues emporgerückt war.

Beide Meinungen schließen scheinbar einander aus; beide,

---

* Vollständig abgedruckt bei J. D. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien, S. 426.

und auch die zweite, sind nicht so gänzlich fest begründet, daß sie nicht noch einer dritten Möglichkeit über den Urheber Raum geben könnten; beide lösen nicht das gerade hier so auffallende Räthsel, daß die Geschichte für den ursprünglichen Meister eines Baues, welcher als eine Wundererscheinung auf deutschem Boden emporwuchs, welchen Erzbischof Conrad zur höchsten Verherrlichung seines Namens unternahm, und von dessen erstem Beginn uns sonst so manche Nebenumstände bekannt sind, keine bestimmte Erinnerung aufzubewahren vermochte. Wo unmittelbare historische Zeugnisse fehlen, kann man die historische Wahrheit immer nicht mit vollkommen überzeugender Entschiedenheit aussprechen, und dem Zweifel wird dabei immer ein größerer oder geringerer Raum bleiben; indeß scheint mir, unter Berücksichtigung der sämmtlichen vorgenannten Verhältnisse, eine Auffassung folgender Art bei Weitem die paßlichste zu seyn.

Für beide Männer, sowohl für Gerhard als auch für Albert, sind Gründe vorhanden, denen zu Folge ein jeder von ihnen als Urheber der Pläne betrachtet werden könnte. Wohlan! werfen wir die beiderseitigen Ansprüche zusammen und geben wir ihnen beiden die gemeinsame Ehre der Urheberschaft! Hiebei ist es nicht nöthig, irgend eine der Ansichten, die sich uns aufdrängen, zu verläugnen, und auch alle weiteren Fragen lösen sich von selbst. Freilich ist dies nicht der Fall, wenn wir uns nicht unserer modernen Anschauungsweise zuvor entäußern. Wir sind der Meinung, daß das Kunstwerk vollkommen abgeschlossen, fertig und selbstständig aus dem Geiste des Gottbegabten, wie die gerüstete Pallas aus dem Haupte des Vaters der Götter, in die Erscheinung trete; und wirklich ist dies so in dem Zeitalter individueller Berechtigung, in welchem wir leben, — vorausgesetzt, daß es sich um wahrhafte Kunstwerke handle, die freilich so überaus häufig nicht gefunden werden. Anders aber verhält es sich in den Zeiten einer naiven, sich rein volksthümlich entwickelnden Kunstthätigkeit, und vorzugsweise in dem Gebiete der Architektur. * Je nachdem das volksthümliche Element mehr oder weniger entschieden vorherrscht, in gleichem

* Die moderne Architektur, die noch immer vorherrschend auf der Grundlage eines gelehrten Studiums beruht, ist keine volksthümliche Architektur. Sie kann es aber wiederum werden.

Maße macht ſich auch eine gemeinſame künſtleriſche Richtung, eine gemeinſame Weiſe der Auffaſſung der Formen, ein übereinſtimmendes Streben nach dem Ausdrucke der Empfindung bemerklich. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch hier die begabteren Geiſter von den minder begabten ſehr deutlich zu unterſcheiden ſind, und nicht etwa blos in dem größeren äußerlichen Geſchicke; aber was ſie ſo bedeutend macht, beſteht doch eben nur darin, wie ſie jene gemeinſame Richtung zu einer höheren Konſequenz, zu einer edleren Läuterung durchgebildet haben. Die Geſchichte der Kunſt bietet dafür unzählige Beiſpiele dar. Und vor Allem, wie bemerkt, iſt dies der Fall in der Architektur, welche es nicht mit individuell abgeſchloſſenen Darſtellungen zu thun hat, deren Formen im Gegentheil auf allgemeineren Geſetzen gegründet ſind und aus den allgemeinen räumlichen Verhältniſſen, Bedingniſſen und Entwickelungsmomenten hervorgehen. Die Architektur, deren Größe und Wirkung darin beruht, wie ſie die Einzelformen nach einem gemeinſam durchgehenden Geſetze bildet und in dieſes aufgehen läßt, enthält recht eigentlich die künſtleriſche Aeußerung des Gemeinſamen in den Zuſtänden der Zeit, dem das Streben des Einzelnen ſich unterordnen muß.

Für ſolche Anſchauungsweiſe hat es in der That nichts Befremdliches, wenn wir gewiſſermaßen zwei Meiſter für einen bedeutſamen Bau annehmen,* und nicht etwa blos in dem Verhältniß, daß der eine als fördernder Kritiker, der andere doch als der wirkliche Schöpfer und Ausführer, oder der eine als geiſtiger Urheber, der andere nur als handwerklicher Arbeiter daſtände. Die allgemeine räumliche Anordnung des Kirchengebäudes, der Styl, in welchem daſſelbe ausgeführt werden ſollte, waren gegeben. Schon hiebei iſt es vielleicht nicht ganz überflüſſig, zu bemerken, daß die Dispoſition des Grundplanes des Kölner Domes jenes

* Ich bemerke hiebei, daß eine Annahme, wie die obige, auch anderweitig in der Geſchichte der Architektur nicht ohne Beiſpiel iſt. So iſt der Haupttempel von Athen, der Parthenon, durch zwei Meiſter, Ictinus und Callicrates, erbaut worden. So erfanden und leiteten zwei Mönche, Siſto und Riſtoro, gemeinſchaftlich den im Jahre 1279 begonnenen Bau der Kirche S. Maria Novella zu Florenz. — Geiſtliche, wie die oben genannten und wie Albertus Magnus, treten im Mittelalter ſehr häufig als Baumeiſter auf.

Schema befolgt, welches in den französischen Kathedralen vorlag, und daß Albert gerade vor der Zeit der Grundsteinlegung sich einige Jahre in Frankreich aufgehalten hatte. Er konnte diesen Aufenthalt sehr wohl benutzt haben, besondere nähere Studien über die Bauweise zu machen, die in Frankreich bereits längere Zeit üblich war; ja, es ist selbst nicht unmöglich, daß ihm Erzbischof Conrad, falls er den Neubau schon früher beabsichtigt, bestimmte Aufträge zu diesem Zwecke gegeben hatte. Dann hatten sich in Deutschland in der jüngstverflossenen Zeit gewisse sehr beachtenswerthe Modifikationen jenes neuen Baustyles geltend gemacht. Warum sollte es nun so gar seltsam seyn, wenn zwei ausgezeichnete Männer sich vereinigten, um durch gemeinsame Berathung die Grundgesetze dieser Bauweise einander zur vollkommenen Klarheit zu bringen; bei Berücksichtigung der neuesten deutschen Bestrebungen das, was etwa als Willkürlichkeit erscheinen mochte, von denjenigen Elementen zu sondern, die in der That als eine Weiterbildung des Systemes zu betrachten waren; sodann, selbstständig fortschreitend, die höhere Ausbildung zu bestimmen, deren jener Baustyl nach ihrer Einsicht fähig war, und hiebei zugleich zu einem Endresultat über das angemessenste Verhältniß der räumlichen Maße so wie über den Charakter der Einzelformen des Baues zu kommen? Wenn eine bestimmte Grundlage gegeben ist, wenn es nicht auf eine vollkommen neue und absolute Erfindung ankommt, so läßt es sich ganz wohl denken, daß das in dem Gegenstande selbst liegende Gesetz durch eine gemeinschaftliche, sich gegenseitig anregende und ergänzende Thätigkeit entwickelt werden könne, ja, in gewissem Betracht noch reiner und entschiedener, als wenn der Einzelne in den Schranken seines eigenen Selbst befangen bleibt. Freilich gehört dazu eine vollkommene Hingebung an die Sache und ein eben so vollkommenes Aufgeben der persönlichen Eitelkeit, die, wie so häufig in moderner Zeit und wie so selten im deutschen Mittelalter, das Eigenthum an einem jeden Gedanken oder an einem jeden Viertel eines solchen ängstlich für alle Zeiten sicher zu stellen sucht. Aber was hindert uns, den beiden Männern, Albert und Gerhard, jene Höhe einer wahrhaften geistigen Bildung zu versagen? und um so mehr, als doch im Uebrigen ihre Lebenswege und die Interessen, welche sie persönlich verfolgten, gewiß weit genug auseinander lagen. Der eine war ein schlichter

Mönch, der abgeſchieden von der Welt in ſeiner ſtillen Zelle wohnte, in die er auch ſpäter, nachdem er ſich ein paar Jahre als Biſchof von Regensburg mühſamen und zerſtreuenden amtlichen Pflichten unterzogen hatte, nach Ruhe verlangend zurückkehrte; der andere war ein Werkmann, den ſein Beruf mitten in den Verkehr des Tages und in das fröhliche Treiben der Menge geführt hatte; der eine lebte in der idealen Welt des Gedankens und ſtrebte hier auf die Geiſter der Menſchen zu wirken, der andere hatte Meißel und Hammer zu ſchwingen und über der Arbeit der rüſtigen Schaaren, die ihm untergeordnet waren, zu wachen. Uebrigens, wie ſich zwar wohl ſchon von ſelbſt verſteht, meine ich nicht, daß ſie ſich auf eine oder die andere Weiſe etwa in die Ausarbeitung der Pläne getheilt hatten, daß der eine etwa den Chor, der andere die Thürme zu entwerfen übernahm; ich denke mir, daß das Ganze als das Ergebniß ihrer beiderſeitigen Forſchungen wie mit einer inneren Nothwendigkeit emporgewachſen war, und daß dann vielleicht — wenn man es ſich noch weiter ausmalen will — Meiſter Gerhard das Pergament hinbreitete und die nöthigen Lineamente auf daſſelbe niederzeichnete, jenes Ergebniß ſofort für die Ausführung des Baues feſtzuhalten, daß ſich ihm, bei der Zeichnung oder beim Bau ſelbſt, möglicher Weiſe auch manche Einzelheit in einer noch beſtimmteren, noch mehr angemeſſenen Form ergeben mochte. Das Weſentliche der Compoſition war, unter ſolchen Vorausſetzungen, doch ſo wenig ſein beſonderes Eigenthum wie das des Albert; ja ſie beide hatten daſſelbe nur aus bereits vorhandenen Elementen gewonnen. So mag es auch nicht weiter auffallen, wenn von einem Erfinder der Pläne keine Rede iſt.

Dieß alles hängt freilich in der Luft, indem es, um ſolchen Annahmen eine vollkommene hiſtoriſche Gültigkeit zu geben, an genügend ſicheren Ausgangspunkten fehlt. Ich würde den geneigten Leſer auch nicht mit ſo weitläuftiger Vermuthung hingehalten haben, wäre eine Anſchauungsweiſe dieſer Art nicht zugleich für die richtige Auffaſſung des ganzen Domgebäudes, ſoviel davon ausgeführt oder uns in alten Bauriſſen bekannt iſt, von der höchſten Wichtigkeit. Aehnlich, wie ich annehmen möchte, daß der urſprüngliche Plan entſtanden ſey, hat ſich das Gebäude ſelbſt, in gewiſſen, von einander verſchiedenen Stadien der Bauführung, entwickelt.

Die Formen des Gebäudes sprechen es aus, daß ein jeder Haupttheil desselben eine erhöhte Entfaltung oder eine erneute Umbildung der ursprünglichen Anlage ausmacht. Der Kölner Dom ist nicht die Erfindung eines einzelnen Meisters; er ist — viel entschiedener, als man dergleichen sonst wohl von den Werken der Menschen zu sagen pflegt, — das Erzeugniß der Zeit und des Volkes, denen er angehört und denen dafür vorzugsweise die Ehre und der Ruhm gebührt. Ich muß es aber noch einmal ausdrücklich bemerken, daß der Dom keineswegs, wie so häufig die kirchlichen Gebäude des Mittelalters, als ein Aggregat verschiedenartiger und durch den Zufall zusammengewürfelter Stücke betrachtet werden darf: er besteht allerdings aus verschiedenartigen Theilen, aber dieselben sind dennoch nur die Ausflüsse eines gemeinsamen Grundgesetzes, der Dom ist dennoch ein Ganzes, wie die Baugeschichte schon in diesem Bezuge kein zweites Beispiel darbietet.

Betrachten wir nunmehr den Dom näher, und zwar nach den Theilen und Entwicklungsstadien, wie sich dieselben, dem verschiedenartigen Charakter der Formen gemäß, von einander sondern.

Dem ursprünglichen Entwurfe gehört zunächst der Grundplan des ganzen Gebäudes an. Schon diesen haben wir als das Werk der tiefsinnigsten Meisterschaft zu preisen. Allerdings zwar ist derselbe, wie bemerkt, nach bereits vorhandenen Mustern, nach den Plänen der französisch-gothischen Kathedralen, entworfen, ebenso wie die letzteren durch die allmählige Weiterbildung älterer Grundrißformen entstanden sind. Die Elemente waren gegeben; aber während sie in jenen Vorbildern mehr oder weniger ohne den rechten Zusammenhang, ohne das gegenseitig sich bestimmende Verhältniß, ohne das Gesetz einer vollkommen abschließenden Entwicklung neben einander stehen, erscheinen sie hier auf die folgerichtigste Weise zu einem unvergleichlich harmonischen Ganzen verschmolzen. Der Kranz der Kapellen, welche den Chor umgeben, hatte bei den französischen Kathedralen häufig eine fünfschiffige Einrichtung des Chores zur Folge gehabt; im Vorderschiff aber hatte man an der einfacheren dreischiffigen Anordnung festgehalten, so daß die beiden Haupttheile des Gebäudes wesentlich von einander abwichen und der hintere als ein, für das Ganze

zu massenhafter Auswuchs erschienen war.* Im Grundriß des Kölner Doms aber sind durch die Einführung der fünf Schiffe auch in der vorderen Hälfte des Gebäudes, und durch die Art und Weise, wie dies eingerichtet worden, jene Uebelstände aufs Vollkommenste beseitigt und die Theile zu einem Ganzen verbunden, welches durchaus als Ein Guß erscheint. Sodann sind jene Chorkapellen selbst bei den französischen Kathedralen theils noch aus der Masse nicht genügend gelöst, theils treten sie vereinzelt, minder wirkungsreich aus der Masse hervor. Im Kölner Dome hat eine jede von ihnen ebenso ihre selbstständige Ausbildung, wie sie im innigsten Zusammenhang mit einander stehen und zugleich das Ganze des Planes in einem vollstimmig harmonischen Akkord ausklingen lassen. Eben so stehen hier alle übrigen räumlichen Verhältnisse im schönsten Gleichmaße zu einander, namentlich was die gewichtig großartige und doch nicht überwiegende Ausbreitung des Querschiffes, und was die Ausdehnung der mittleren Schiffe zu den Seitengängen anbetrifft. Mit Einem Worte: der Grundplan des Kölner Domes tritt uns, nach mehr oder weniger unvollendeten Vorbildern, entschieden als das gediegenste Meisterwerk seiner Art entgegen. Ihm zunächst haben wir die hohe Bedeutsamkeit dieses Gebäudes, durch alle Stadien des Baues hin, zu verdanken. — Nur die Anlage der Thürme schließt sich dem Uebrigen nicht in vollkommen durchgreifender Kongruenz an; aber ihr Bau ist auch bereits später. Zwar ergiebt sich aus den Gesetzen des Grundplanes, daß die allgemeine Einrichtung der Thürme ursprünglich schon auf ähnliche Weise festgesetzt seyn mußte; sie hatten aber in ihrem ursprünglichen Entwurf ohne Zweifel einfachere Formen, und es ist wenigstens möglich, daß hiebei ihre Anlage mit den übrigen Theilen noch unmittelbarer übereinstimmte. Hierüber weiter unten das Nähere.

Der Grundriß enthält aber nur das allgemeine Gesetz der Anlage. Als wirklich ausgeführt nach den Formen des ursprünglichen Entwurfes ist die untere Hälfte des Chores, bis zu derjenigen

* Notre-Dame von Paris ist zwar bereits in der Gesammtanlage fünfschiffig; doch sind in dem Plan dieser Kirche im Uebrigen so abweichende Motive, daß derselbe hier nicht in Betrachtung kommen kann.

Höhe, in welcher das Mittelschiff desselben über die niedrigeren Nebenräume emporzusteigen beginnt, zu nennen. Auch hier zunächst erscheinen die allgemeineren räumlichen Bestimmungen, die der Höhe des Innern zur Breite, und die Art und Weise, wie diese Maaßbestimmungen sich den Linien der Detailformen gemäß entwickeln, in vorzüglich ausgezeichneter Schönheit. Es waltet hier ein Gesetz, welches erhabene Ruhe und stetige aufwärts steigende Bewegung aufs Glücklichste vereint; besonders wirksam für solchen Eindruck ist die vortrefflich empfundene, ebenso leicht wie bestimmt emporsteigende Linie des Spitzbogens im Gewölbe. — In der Bildung der Detailformen kündigt sich das Gesetz einer höher organischen Entwickelung an, als solche bis dahin in den französischen Kathedralen gefunden wird. Es zeigt sich hier eine sinnvolle Beobachtung derjenigen Bestrebungen, durch welche sich die deutsch-gothische Architektur von vornherein in ihrer selbstständigen Bedeutung kundgegeben hatte; diese Bestrebungen sind weiter gefördert, doch sind sie noch nicht zu ihrem Abschlusse gebracht. Ein vollständig durchgehender Organismus ist in den Formen noch nicht erreicht, und dies ist der Punkt, in welchem das unmittelbar nahe Verhältniß zu denjenigen deutsch-gothischen Bauten, welche im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts gegründet wurden, namentlich etwa zu der Elisabethkirche von Marburg, recht anschaulich und überzeugend hervortritt. Der bei weitem wichtigste Fortschritt in der Formenbildung besteht in der Gliederung der Gewölbebögen, welche hier zum ersten Mal die vollkommen reine und klare Entwickelung des Prinzips der gothischen Gewölbeformation erkennen läßt; hierauf ist sehr entschiedener Nachdruck zu legen, da unter allen Einzelformen der gothischen Architektur die des Gewölbebogens, in welchem sich die sämmtlichen architektonischen Kräfte zu einem gemeinsamen Ausdrucke vereinigen müssen, die vorzüglichst charakteristischen sind. Die übrigen Einzelnheiten an den in Rede stehenden Bautheilen erscheinen noch mehr oder weniger streng und selbst befangen, noch nicht zum vollkommenen Bewußtseyn dessen, was in ihnen ausgedrückt werden soll, durchgebildet. Die Pfeiler haben die angemessene Grundform der Säule; aber die kleineren Halbsäulen, die an ihnen als die Träger der Gewölbebögen hervortreten, lösen sich noch nicht durchweg mit leicht geschwungenem Uebergange aus der Masse; sie legen

sich zumeist noch vereinzelt an diese an. Dies bezeugt sogar die technische Ausführung, indem augenscheinlich, zum Theil wenigstens, der Kern der Pfeiler isolirt für sich aufgeführt ist und jene Halbsäulen ihm erst nachher angeheftet sind; und doch ist das Basament der Pfeiler durchweg als ein Ganzes bereits auf die Aufnahme der Halbsäulen berechnet, so daß man keineswegs, etwa durch diese naive Technik verleitet, annehmen darf, es sey ursprünglich die Absicht gewesen, die Pfeiler ganz ohne solche Halbsäulen hinzustellen. Die Gliederungen des Basaments, die Kapitälzierden der Pfeiler erscheinen ebenfalls noch herb, die letzteren noch etwas flach. So ist auch die Fenster-Architektur, obgleich ebenfalls um einen Schritt weiter entwickelt als die der Marburger Kirche, gleichwohl noch nicht zu vollständigem Ebenmaaße ausgebildet. Die Umfassung der Fenster ist breit und, im Aeußeren, durch einen noch schweren ornamentirten Bogen überwölbt; das Stabwerk hat zwar bereits schlanke Formen, aber es fügt sich noch nicht völlig in derjenigen elastischen Spannung in einander, welche den vorzüglichsten Reiz der rein ausgebildeten und noch nicht entarteten Fenster-Architektur des gothischen Styles ausmacht. Die nach außen hinaustretenden Strebepfeiler endlich sind noch höchst massiv, ganz jenen Felsenlasten vergleichbar, aus denen die Strebepfeiler an der Elisabethkirche von Marburg, vornämlich an der Façade derselben, bestehen.

Wir sehen nach alledem in dem ersten Entwurfe die allgemeinen räumlichen Verhältnisse durchweg aufs Glücklichste bestimmt, für die Einzelformen ein edleres Gesetz der Durchbildung zu Grunde gelegt, dasselbe aber noch nicht durchgeführt, und namentlich das Aeußere noch in schwerer Form erscheinend. Dies Letztere wirkt indeß für das Uebrige des Baues insofern nicht entschieden ungünstig, als der untere Theil desselben den Träger eines reichen und vielgestaltigen Obertheiles ausmacht und in solcher Eigenschaft kräftiger und massenhafter als jener gehalten seyn muß, wenn dafür auch schon ein minder schwerer Kraftaufwand genügt hätte.

Einem zweiten Stadium des Baues gehört der obere Theil des Mittelschiffes im Chore an. Die abweichende Form der Fenster bezeugt es, daß schon hier eine Umgestaltung des ursprünglichen Entwurfs vorgenommen ist. Diese Abweichungen sind nicht, wie man ohne nähere Untersuchung vielleicht annehmen

möchte, der Art, daß sie nur durch die verschiedene Bestimmung der Obersenster von den Untersenstern bedingt wären, daß man jene vielleicht absichtlich und von Hause aus, um sie an ihrer erhabeneren Stellung auszuzeichnen, reicher und leichter habe gestalten wollen, als diese. Es ist im Gegentheil in der Architektur der oberen Fenster ein ungleich mehr durchgebildetes Prinzip wirksam, als in der der untern; alle Befangenheit, die in der letzteren noch bemerklich war, ist hier verschwunden; die Entwickelung der Formen gestaltet sich in der reinsten Elasticität und Harmonie, so daß uns hier — zugleich mit Rücksicht auf die nicht minder vollendeten Giebel, welche die Fenster krönen, — das edelste Beispiel gothischer Fenster-Architektur entgegentritt. Der Unterschied der äußeren Lage bewirkt es nur, daß die Abweichungen keine disharmonische Störung in das Ganze bringen; ja, es giebt fast eine gewisse natürliche Befriedigung, wenn das Auge, indem es von den untern zu den obern Fenstern emporsteigt, nicht bloß von strengeren zu milderen Formen, sondern zugleich auch von einem minder entwickelten zu einem höher ausgebildeten Organismus übergeht. Bei der später erfolgten Vollendung des äußeren Seitenschiffes auf der Nordseite, im vorderen Raume der Kirche, hat man die Fenster, welche doch mit den Untersenstern des Chores in gleicher Linie stehen, nach dem Gesetz der Obersenster des letzteren gestaltet. — Ob das Mittelschiff des Chores schon ursprünglich auf die bedeutende Höhe berechnet war, welche dasselbe gegenwärtig hat, dürfte sehr schwer zu entscheiden seyn. Gegenwärtig erscheint seine Höhe für den Eindruck des Innern allerdings fast übertrieben; es ist aber zu bemerken, daß die perspektivische Wirkung des Innern bei der Vollendung des ganzen Domes nothwendig eine ganz andere seyn muß, als jetzt bei der verhältnißmäßig nur geringen Länge des Chores.

Das dritte Stadium des Baues, wiederum eine Umbildung des in dem ursprünglichen Entwurfe Gegebenen, vergegenwärtigt sich uns in jenem reichen Systeme von Strebethürmen und Bögen, welche sich über den Seitenräumen des Chores erheben und gegen das eben besprochene erhöhte Mittelschiff desselben hinüber geschlagen sind. Ein System solcher Art gehört überhaupt zu den eigenthümlichsten und sinnvollsten Gestaltungen der gothischen Architektur. Der Druck der Gewölbe in den Seitenschiffen

fand in den an diesen hinaustretenden Strebepfeilern sein Widerlager; für die Gewölbe des erhöhten Mittelschiffes waren aber keine Strebepfeiler von genügender Stärke anwendbar, und man ersetzte dieselben, indem man jenen Gewölbdruck durch kühn gesprengte Strebebögen auf die Strebepfeiler der Seitenschiffe hinaus leitete, welche letzteren hiebei thurmartig erhöht wurden. Bei fünfschiffigen Kirchen mußten zu demselben Zwecke, falls die Strebebögen nicht übermäßig lang gespannt werden sollten, auch über denjenigen Pfeilern des Innern, deren Reihe das äußere und das innere Seitenschiff sondert, Thürmchen emporsteigen, so daß die Bögen sich verdoppelten; und da eine solche Anordnung an sich zu breit gewesen wäre, so mußten die Strebethürme, um mit den übrigen Bauverhältnissen in Harmonie zu treten, noch höher emporgeführt und statt der zwei Bögen zwischen ihnen und der Wand des Mittelschiffes deren je vier angeordnet werden. Auf diese Weise ist das genannte System am Chore des Kölner Domes beschaffen; zugleich ist dasselbe im Einzelnen (wenigstens an der Südseite) aufs Reichste und Glänzendste durchgebildet, so daß hierin wesentlich der höchst brillante Eindruck des Aeußeren, ja fast am meisten der weitverbreitete Ruhm des Gebäudes begründet ist. Es ist „der heilige Wald, in dessen Schatten das Gotteshaus ruht;“ es sind „die tausend Arme, welche der Dom, wie in der Feier des Gebetes, zum Himmel emporstreckt.“ — Wahrscheinlich war der Dom bereits ursprünglich auf eine Anlage ähnlicher Art berechnet, was schon an sich die gewaltige Colossalität der unteren Strebepfeiler erkennen läßt; ohne allen Zweifel hatte diese Anlage ursprünglich aber auch in ungleich einfacheren Formen ausgeführt werden sollen. Es sind äußere und innere Gründe vorhanden, aus denen es hervorgeht, daß dies System in der Art, wie es zur Ausführung gekommen, weder bei dem Bau der unteren Theile des Chores, noch bei dem Bau seines Oberschiffes beabsichtigt war. Fürs Erste ist zu bemerken, daß sich an den Strebepfeilern der Seitenschiffe noch durchaus keine Andeutung der reichen Gliederung, welche bereits am Fuße der über ihnen ruhenden Strebethürme beginnt, keine Vorbereitung auf eine solche, wie sie doch im ganzen Prinzip des gothischen Baustyles liegt, findet. Sodann sind die Strebethürme in ihrer Masse zwar schwächer als die Pfeiler, über denen sie emporsteigen, an ihren Seiten aber

(kreuzförmig im Grundrisse) mit Ausladungen versehen, wodurch sie dennoch eine größere Gesammtbreite erhalten, und zwar in solchem Maße, daß sie sogar auf nicht unerhebliche Weise über den Bogen der Fenster der Seitenschiffe hinaustreten. Dies ist in der That ein Mangel an Kongruenz, welcher nicht als das Ergebniß eines einzelnen und mit vollkommener Gesetzlichkeit durchgebildeten Planes betrachtet werden kann. Auch die Strebethürme, die sich über den Pfeilern zwischen den Seitenschiffen erheben, sind stärker als diese Pfeiler und ruhen zum Theil auf den Bögen des Gewölbes; doch wird dies natürlich durch das Auge des Betrachtenden nicht wahrgenommen. Zugleich beschränkt die große Breitenausdehnung der Strebethürme die Ansicht der Oberfenster, so daß man bei der mäßigsten Entfernung von dem Gebäude keines derselben (mit Ausnahme der Fenster am Oberschluß) vollständig übersehen kann. Endlich ist es höchst auffallend, daß die inneren Strebebögen mit der Wand des Oberschiffes ursprünglich nicht in Verband standen; sie waren erst später eingefugt; ja es hat sogar, um sie anbringen zu können, Manches von der Struktur und von den Zierden jener Oberwände auf willkührliche Weise müssen abgeschnitten werden. Bei solchem Verfahren kann man hier nicht an eine ähnlich naive Bauführung denken, wie bei jenen Pfeilern des Innern, denen die Halbsäulen, obgleich ursprünglich beabsichtigt, doch erst später angefügt sind; es hieße bei einem Gebäude, das im Uebrigen so höchst meisterlich ausgeführt ist, einen allzu großen Mangel an Ueberlegung von Seiten der leitenden Behörde voraussetzen. (An der östlichen Oberwand des Querschiffes, die zum Theil emporgeführt ist, erscheinen allerdings die in Verband stehenden Ansätze der Strebebögen; aber dies ist wiederum auch ein späterer Theil des Baues). — Was nunmehr die besondere Ausbildung der Strebethürme anbetrifft, so sehen wir hier aufs Neue einen sehr erheblichen Fortschritt in der Entwickelung des gothischen Styles. Früher hatte man sie nur als schwere Mauermassen, etwa mit einer einfachen Bedachung versehen, emporgeführt; dann hatte man sie, ohne jedoch das Prinzip der Masse eigentlich aufzugeben, an ihrer Vorderseite mit einem mehr oder weniger geschmückten Tabernakelbau ausgestattet. In dieser Art sind vornämlich die Strebethürme der französischen Kathedralen behandelt. Hier dagegen erscheint an diesen Bautheilen zum ersten Mal eine

wahrhaft selbstständige architektonische Entwickelung. Sie sondern und gliedern sich in einzelne Theile, die von dem gemeinsamen Stamme als kleinere Vorsprünge, Streben und Thürmchen sich ablösen und so, in stetig aufwärts steigender Bewegung, bis zur obersten Spitze sich emporgipfeln. Es ist jenes Prinzip, welches auch das Aeußere des gothischen Bauwerkes zu einem Bewegten, organisch Belebten macht, welches aber erst zur Erscheinung kommen konnte, nachdem der Organismus des Innern — der hierin auf die Oberfläche, auf das Aeußere des Gebäudes sich fortsetzt — durchgebildet und in seiner eigenthümlichen Bedeutung zum Bewußtseyn gekommen war. So reiches Formenspiel aber die Einführung dieses Systemes an den in Rede stehenden Strebethürmen auch hervorgebracht hat, so erkennt man dennoch, daß es sich auch hier wiederum um ein noch in der Entwickelung begriffenes Prinzip, um ein solches, welches den Höhenpunkt gesetzlich harmonischer Durchbildung noch nicht vollständig erreicht hat, handelt. In der Anordnung des Nischenwerkes, welches die Dekoration der Strebethürme und ihrer Einzeltheile ausmacht, klingt noch Etwas von jener größeren Schwere, von jenem, dem Gesetze einer aufsteigenden Bewegung nicht günstigen Parallelismus nach, welcher der gesammten äußeren Dekoration französisch gothischer Gebäude, namentlich ihrer Façaden, zu Grunde zu liegen pflegt. Allerdings bezeugt die Art und Weise, wie diese Dekoration an den Strebethürmen des Kölner Domchores angewandt ist, einen Fortschritt, der bereits weit über der Entwickelungsstufe der französischen Architektur steht; aber erst an den Thürmen der Westseite erscheint das Prinzip auf dem Gipfel seiner Vollendung. Eine genaue Vergleichung zwischen beiden Bautheilen führt von selbst zu einem solchen Resultat. Auch das muß als ein Zeugniß noch nicht vollständig gereifter Entwickelung angeführt werden, daß am Chorschluß, zwischen den Kapellen, welche den Chor umgeben, die äußeren und die inneren Strebethürme unmittelbar neben einander rücken, so daß sie eine zusammenhängende, und zwar eine überaus kolossale Masse bilden, daß dennoch aber ein jeder Theil sein eigenthümliches, durch die ursprünglich isolirte Stellung bedingtes System der Gliederung und Dekoration behält, und daß die Formen keinesweges in einen innerlichen, sich gegenseitig bedingenden Zusammenhang treten. — Die reichere Entfaltung der eben besprochenen Formen findet übrigens

nur an der Südseite des Chores statt. Leider jedoch sind sie zum größeren Theil verdorben oder auf eine sehr schwerfällige Weise erneut worden, indem der Beginn der Restauration des Chores gerade an dieser Seite erfolgte und die frühere Leitung derselben, wie rühmlich auch im technischen Bezuge, doch von dem, was die Hauptsache war, von der ästhetischen Bedeutung des Wiederherzustellenden, keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Erst wo die Thätigkeit des jetzigen Dombaumeisters, Herrn Zwirner, eintritt, da erscheinen auch die Formen aufs Neue ganz in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Bedeutsamkeit, wie denn überhaupt Alles, was unter Zwirners Leitung gefertigt ist, das geistvollste Eingehen auf die Absichten der alten Meister verräth. Mit dem Beginn der Chorrundung ist das System der Strebethürme und Bögen, schon in der ursprünglichen Ausführung, fortschreitend einfacher behandelt worden; die frei emporsteigenden Theile, das reicher ausfüllende Zierwerk verschwinden mehr und mehr, bis die auf der Nordseite belegenen Theile das ganze Prinzip der architektonischen Entwickelung nur noch in den einfachsten, unbedingt nöthigen Grundformen erkennen lassen. Diese einfacheren Theile sind, wie sich aus der ganzen technischen Behandlung ergiebt, später ausgeführt, als jene reicher durchgebildeten; es scheint, daß der Wunsch, den Chor möglichst rasch und mit möglichst geringen Kosten zu vollenden, die Vereinfachung herbeigeführt hat.

So giebt uns das Aeußere des Chores bereits das Bild einer dreifachen Entfaltung des gothischen Styles. Aber ich habe bereits bemerkt, daß das Verhältniß der Oberfenster zu den Unterfenstern keinen disharmonischen Eindruck hervorbringt; ich muß dasselbe von dem Verhältniß der Strebethürme zu den Strebepfeilern, auf denen sie ruhen, sagen. Zwar fehlt hiebei eine eigentliche Entwickelung der oberen reichen Formen aus der unteren Masse der Strebepfeiler; doch bleibt auch dies insofern minder auffällig, als der gesammte Untertheil des Chores fast nur wie ein Unterbau erscheint, der dazu bestimmt ist, jene reich ausgebreitete Fülle aufwärts strebender Formen zu tragen. Es liegt hierin ein ganz eigenthümlicher phantastischer Reiz, der überwältigend auf das Gemüth des Beschauers wirkt. Dennoch aber muß ich es bemerken, daß es schwer, ja fast unmöglich wird, bei der Betrachtung dieser Formenfülle, die sich nothwendig dem Auge im mannigfaltigsten

Wechsel durcheinander schiebt, zu einer reinen Empfindung der Grundformen, der eigentlich bestimmenden architektonischen Gesetze zu gelangen. Jenes Außenwerk an Strebethürmen und Bögen, dessen Daseyn allerdings vollkommen gerechtfertigt ist, erscheint zu reich, zu anspruchvoll; es beeinträchtigt den eigentlichen Oberbau des Chores (sein erhöhtes Mittelschiff), der doch der Körper des ganzen Obertheiles ist, durch den erst die bunte Dekoration, die um ihn her aufsteigt, ihre Bedeutung, den Zweck ihres Daseyns empfängt. Wir sehen hierin wiederum recht deutlich, wie in den Strebethürmen und Bögen ein neues architektonisches Gesetz auftritt, wie aber die Kräfte, die durch das letztere ins Leben eingeführt werden, noch übersprudeln, noch des strengeren Maßes, der weiseren Zügelung entbehren. Ich bin aufs Entschiedenste überzeugt, — die Behandlung des Thurmbaues auf der Westseite bürgt dafür — daß man im Fortschritt des Baues, bei der Aufführung der Strebethürme und Bögen am Vorderschiff des Domes dies strengere Maß würde gefunden, daß man sie, wenn gewiß auch noch inniger durchgebildet, doch zugleich auf einfachere, mehr übersichtliche Verhältnisse würde zurückgeführt haben. Uns aber steht jetzt die Vollendung des Vorderschiffes bevor: es könnte in der That kein schöneres Zeugniß für das innigste und wahrhafteste Verständniß dessen, was die alten Meister uns hinterlassen, geben, als wenn man hier auf eine Vereinfachung solcher Art Bedacht nähme. Sage man nicht, es sey unsere Pflicht, in der Weise, wie die alten Meister begonnen, fortzufahren, oder vielmehr die Formen, die wir in den vollendeten Theilen des Domes erblicken, ohne Anspruch auf eigene Erfindung nachzuahmen; wie jene Meister fort und fort an dem Baue gebildet, die Prinzipien des Styles immer klarer und edler entfaltet haben, in derselben Weise müssen auch wir das Werk beginnen, wenn wir uns ihnen ebenbürtig an die Seite stellen, wenn wir überhaupt den Anspruch machen wollen, als Vollender des Werkes zu gelten. Und sage man nicht, jene Zeit liege uns zu fern, als daß wir es hoffen könnten, gleich den alten Meistern uns in die innerlichsten Prinzipien des Styles hineinzuleben und aus diesen heraus zu einer gültigen selbstschöpferischen Wirksamkeit zu gelangen. Der jetzige Meister des Dombaus hat solchen Einwurf durch die That bereits genügend widerlegt. Nicht bloß am Dome hat er das umfassendste Verständniß des Styles

kund gegeben; auch an einem selbstständigen Bau, der Kirche von Apollinarisberg, die zwar zu Folge äußerer Bestimmungen eine wesentlich abweichende Disposition erhalten mußte, hat er die gothischen Formen in so gesetzlicher, so rein vollendeter Schönheit zur Erscheinung zu bringen gewußt, daß die einzelnen Theile dieses Gebäudes den Vergleich mit den edelsten gothischen Monumenten des deutschen Mittelalters nicht zu scheuen haben. Beiläufig mag auch noch bemerkt werden, daß eine Vereinfachung des Systems der Strebepfeiler und Bögen, — freilich in dem Sinne, wie ich mir dieselbe denke, und nicht etwa in der roheren Art, wie sie an der Nordseite des Chores bereits erscheint, — immerhin auch Einiges zur Verringerung der Kosten der Ausführung beitragen könnte.

Mit den Theilen, die als die zuletzt ausgeführten des Chores erscheinen, sind wir nunmehr bis zum Jahre 1322, in welches wir die Vollendung desselben setzen dürfen, gekommen. In welchen Jahren, vor dieser Epoche, die zwei ersten Umbildungen des ursprünglichen Planes statt gefunden, läßt sich nicht näher bezeichnen. Eben so wenig, wann die beiden späteren Umbildungen, welche die Vorderschiffe und die Thürme betreffen, vorgenommen sind. Doch stehen diese beide, wie es scheint, dem Jahre 1322 sehr nah; es ist selbst nicht unmöglich, daß der Plan für die Vorderschiffe noch vor der Vollendung des Chores umgearbeitet, auch seine Ausführung bereits begonnen wurde.

Bei den Vorderschiffen konnte die Umarbeitung des ursprünglichen Entwurfes natürlich nur die Behandlung der Einzelformen betreffen, da eine Abweichung von der zu Grunde gelegten allgemeinen Anordnung, zumal von der ursprünglichen, höchst vollendeten räumlichen Disposition, zur herbsten Entstellung des Ganzen geführt haben würde. Da sie aber zumeist nur bis zum Ansatz der Gewölbe der Seitenschiffe emporgeführt sind, so kommt hier vorzugsweise nur die Bildung der Pfeiler in Betracht. Die Pfeiler des Mittelschiffes, die stärkeren Pfeiler, sind hier wesentlich verschieden gebildet von den schwächeren, welche die inneren und die äußeren Seitenschiffe von einander trennen. Jene befolgen das Prinzip der Pfeiler im Chore, aber sie zeigen dasselbe in seiner edelsten Läuterung und Vollendung. Es liegt auch bei ihnen noch, als Hauptform, die Form der Säule zu Grunde; aber die Halbsäulen, mit denen diese besetzt ist, lehnen nicht mehr äußerlich an,

vielmehr entwickeln sie sich mit selbstständiger Bewegung aus dem cylindrischen Kerne, so daß die Pfeilermasse als ein Ganzes voll Leben und Organismus erscheint. Doch ist diese Bewegung keineswegs, wie sonst wohl bei deutschen Gebäuden aus der Blüthezeit des gothischen Styles, bis zu dem Grade gesteigert, daß die Grundform sich völlig auflöst und solcher Gestalt die Bedeutung des Ganzen wiederum verringert wird. Die Bildung der Pfeiler zwischen den Seitenschiffen beruht bereits auf der Grundform des eigentlichen eckigen Pfeilers, der in seiner nackten Selbstständigkeit sich in spätgothischer Zeit geltend macht. Aber in der Art und Weise, wie die stärkeren Halbsäulen hier an den Seitenflächen vortreten, und wie die schwächeren an den Ecken, zwischen tiefgeschwungenen Einkehlungen, angeordnet sind, zeigt sich auch hier noch eine höchst lebenvolle Gliederung. Es ist hierin nur ein etwas geringerer Grad von Energie, der gerade für die Stellung und die Bedeutung dieser Pfeiler vollkommen angemessen scheint und einen wirkungsreichen Kontrast gegen jene stärkeren, kräftiger gestalteten Pfeiler bildet, welche nicht bloß die Wölbungen, sondern auch die Wände des Mittelschiffes zu tragen bestimmt sind. — Die Basamente der in Rede stehenden Pfeiler sind durchweg in volleren und weicheren Formen, die Blätter ihrer Kapitäle kräftiger hervorquellend gebildet, als Alles dies an den Chorpfeilern gefunden wird. — So bemerkt man auch an den Fenstern die Anlage einer volleren und kräftiger wirksamen Gliederung als an den Untersenstern des Chores.

So deutet bei den Vorderschiffen Alles darauf hin, daß das Gefühl für den Organismus der inneren Bauformen sich nunmehr zum vollständig klaren Bewußtseyn entfaltet hatte und daß man die Schönheit, die in dem Ganzen, in den allgemeineren Maßen und Verhältnissen begründet war, auch bis in die geringsten Einzelnheiten hinab zu entwickeln vermochte. Ueber das Aeußere läßt sich nur sagen, daß man an den Seitenschiffen jene massigen Strebepfeiler, wie sie bereits für den Chor zur Ausführung gekommen waren, beizubehalten für gut fand, mit sehr richtigem Takt, indem eine leichtere, mehr gegliederte Behandlung derselben die Harmonie des Ganzen auf empfindliche Weise gestört haben würde.

Das äußere Seitenschiff auf der Nordseite ist in der letzten

Periode des Dombaues vollendet worden. Die Architektur der Fenster ist hier, wie bereits bemerkt, ganz in der schönen Weise ausgeführt, für welche die Fenster am Oberbau des Chores das Vorbild gaben. Die Gurtungen des Gewölbes scheinen aber bereits eine etwas breite und schwere Bildung zu haben. Besonders zu bemerken ist es, daß derjenige Strebepfeiler, der sich am Ende dieses Seitenschiffes dem kaum erst begonnenen nördlichen Thurme anschließt, abweichend von den übrigen mit einer bunten Dekoration, in geschweiften und gewundenen Formen, wie dergleichen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gefunden werden, versehen ist. Dieser Strebepfeiler ist am ganzen Dome das einzige Beispiel von willkührlicher Behandlungsweise eines Einzeltheiles und zugleich von entarteter Formenbildung. Und dennoch ist die letztere wenigstens im Ganzen so gefügt, daß man auch hierin noch die reinen Prinzipien der Schule nachklingen fühlt.

Wie an den Vorderschiffen uns der Organismus des Innern in seiner vollendeten Gestalt entgegentritt, so endlich der des Aeußern an der Architektur der Westseite und an den beiden Thürmen, welche dieselbe schmücken. Wir haben über diesen Theil des Domes ein vollständiges Urtheil, indem die Anordnung des Ganzen uns in den alten, sehr ausführlichen Bauriſſen (die bekanntlich von Moller im Facsimile herausgegeben sind) vorliegt, für die Behandlung des architektonischen Details und für die Wirkung desselben aber derjenige Theil der Westseite, der zur Ausführung gekommen, die umfassendsten Beispiele giebt.

Daß wir auch hier nicht ein Stück des ursprünglichen Entwurfes vor uns haben, daß somit jene merkwürdigen alten Bauriſſe nicht etwa von der Hand des Meister Gerhard (oder wie man sonst den Urheber des ersten Planes für den Dombau nennen will) herrühren, daß sie vielmehr die letzte und zugleich die bedeutsamste Um- und Ausbildung des letztern ausmachen, dies wird für den, welcher dem bisherigen Gange meiner Untersuchungen gefolgt ist, nichts Befremdliches mehr haben. Doch sind auch hier die besondern Merkmale, auf denen meine Annahme beruht, anzuführen. So muß es fürs Erste als ein entscheidender Umstand hervorgehoben werden, daß die Strebepfeiler des Thurmbaues wesentlich anders behandelt sind, als die der gesammten übrigen Theile des Domgebäudes; während die letzteren durchaus massenhaft

und ohne alle Gliederung erſcheinen, ſo entwickelt ſich bei jenen ſchon vom Fuße an ein lebhaft bewegter Organismus, der in ſtetigem Fortſchritt bis zum letzten oberſten Gipfelpunkte der Thürme emporſteigt. Man könnte ſagen, es ſey dies eben urſprüngliche Abſicht; man habe von vornherein das Bedürfniß empfunden, den geſammten Thurmbau reicher zu geſtalten, um dadurch der Schauſeite des Gebäudes die nöthige Auszeichnung zu geben, und man ſey dazu gewiſſermaßen gezwungen geweſen, weil der ſchon urſprünglich geſetzliche reichere Schmuck der Portale auch für die umgebenden Bautheile eine Anordnung ähnlicher Art bedingen müſſe. Wir können dies im Allgemeinen wohl zugeben; wir müſſen aber ebenſo beſtimmt vorausſetzen, daß man hierbei dennoch, wie überall bei den reicher dekorirten Bauten frühgothiſchen Styls, das maſſenhaft ſtrenge Grundprinzip werde beibehalten und den Schmuck als ſolchen mehr nur an gewiſſen Einzeltheilen zur Anwendung gebracht haben. Und da auch an den Vorderſchiffen die alte Form der Strebepfeiler beibehalten iſt, ſo zeigt dies zugleich, daß auch ihr Entwurf älter ſeyn muß, als der zu dem Thurmbau. Denn hätte man auf der einen Seite bereits die reichere Gliederung des letzteren, auf der andern nur die ſtrenge Maſſenhaftigkeit der Streben am Chore vor ſich gehabt, ſo würde man hier unbedenklich, um einen Uebergang von dem Einen zu dem Andern zu bilden, nach einer mittleren Stufe der architektoniſchen Dekoration geſtrebt haben; während gegenwärtig der letzte Strebepfeiler des Vorderſchiffes in ſeiner kahlen Strenge ſich ganz unvermittelt dem vielgeſtaltigen Wechſel der Formen am Thurmbau anreiht. — Nicht minder wichtig iſt der Vergleich des Letztern mit der architektoniſchen Ausbildung der Strebethürme am Chor. Denn während dieſe, wie bereits oben bemerkt, allerdings die entſchiedene Abſicht einer reichen architektoniſchen Gliederung zeigen, während ſie aber noch nicht im Stande ſind, hierbei die urſprüngliche Schwere völlig zu überwinden, und in der aufwärts ſtrebenden Bewegung noch manche Stockung erkennen laſſen, ſo erſcheint daſſelbe Prinzip am Thurmbau, am Ganzen wie an allen, auch den geringſten Einzelnheiten, zur vollkommenſten Lebendigkeit, zur allerlauterſten Harmonie durchgebildet. Es hieße alle Geſetze der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes geradezu auf den Kopf ſtellen, wollte man ſagen, man habe es für gut befunden, gleichzeitig je nach

den verschiedenen Bautheilen verschiedene Prinzipien solcher Art aufzustellen und, nachdem man hier bereits das vollendetere gefunden, dennoch dort an dem minder organischen festzuhalten oder dazu zurückzukehren. — Endlich ist zu bemerken, daß sich überhaupt die Anlage der Thürme dem übrigen Bau nicht vollkommen kongruent anschließt. Namentlich decken ihre östlichen, in der Flucht der äußeren Kirchenmauern hinaustretenden Streben die dort befindlichen Fenster zur Hälfte zu. Es hat zwar überall in der gothischen Architektur die Verbindung dieser Strebepfeiler des Thurmbaues mit den Kirchenmauern besondere Schwierigkeiten; doch würden dieselben in einem Plane, der ganz als Ein Guß erschiene, gewiß minder auffällig geblieben seyn, als hier, wo eine ältere Einrichtung, die nicht mehr verläugnet werden konnte, vorlag und wo eine neue hinzutrat, die nicht minder ihr selbstständiges Recht forderte.

Höchst interessant und höchst belehrend für die Entwickelungsgeschichte der gothischen Architektur würde es seyn, wenn uns der Entwurf zu den Thürmen nach den ursprünglichen Plänen des Domes erhalten wäre. Dies ist aber nicht der Fall, und so können wir die Einrichtung desselben nur vermuthungsweise näher bestimmen. Indeß scheint mir das vollkommen sicher, daß die Thürme schon ursprünglich auf dieselbe Ausdehnung der Grundfläche berechnet waren, welche ihnen gegenwärtig eingeräumt ist, daß sie nämlich auf jeder Seite die Breite der beiden Seitenschiffe einnahmen. Sie mußten, für die Vorderansicht, nothwendig die geringere Höhe der letzteren, im Verhältniß zum Mittelschiff decken; und wollte man diese Nothwendigkeit nicht zugeben, so würde doch jede andere Einrichtung der Thürme, etwa wenn man die letzteren nur vor die äußeren Seitenschiffe setzen und ihnen die geringe Breite von diesen geben wollte, die Harmonie des Ganzen schon an sich allzu empfindlich aufgehoben haben. Durch das gegebene Grundmaß und durch die gegebene Höhe des Mittelschiffes, welches sich in dem Zwischenbau zwischen den beiden Thürmen fortsetzen mußte, war zugleich aber auch ein Massen- und Höhenverhältniß bedingt, welches von dem des vorhandenen Bauriſſes nicht auffallend abweichen konnte; und hieraus ergiebt sich, daß der letztere in der That als die Umbildung — und zwar als die erhöhte Durchbildung — eines älteren Entwurfes zu

betrachten ist. — Die Art und Weise, wie ursprünglich die Anlage und die Ausführung des Thurmbaues beabsichtigt worden, können wir uns vielleicht nicht mit Unrecht als dem Thurmbau der Elisabethkirche zu Marburg ähnlich vorstellen. Diese Kirche ist, wie bereits oben bemerkt, im J. 1235 gegründet und 1283 vollendet worden. Der Plan, nach welchem sie ausgeführt ist, erscheint wesentlich als ein in sich abgeschlossenes Ganzes; doch auch in ihr bemerkt man, wenigstens in der Ausbildung des Details, Verschiedenheiten, die wiederum die verschiedenen Stadien der Bauführung charakterisiren. Die östlichen Theile ihres Inneren haben strengere, die westlichen mehr entwickelte Detailbildungen, so daß diese als die jüngeren erscheinen. Ihre zumeist gen Westen belegenen Theile, die Thürme, sind somit gewiß erst um ein Namhaftes später, als 1235, vielleicht etwa gleichzeitig mit der Gründung des Kölner Domes oder noch später, begonnen. Ja, man erkennt selbst an ihrem Aufbau mehrfache und verschiedenartige Modifikationen der ursprünglichen Anlage; man sieht es auch hier aufs Deutlichste, daß es erst in Folge mehrfacher Versuche möglich wurde, in den Thürmen jenes schlanke und leichte Emporsteigen zum Ausdrucke zu bringen, wodurch sie sich von allen älteren Bauten der Art, namentlich von den Thürmen der französischen Kathedralen, bereits so vortheilhaft unterscheiden und die eigenthümliche Ausbildung des deutsch-gothischen Thurmbaues vorbereiten. Und doch ist hier nur erst das Allgemeine der Wirkung erreicht; doch ist das Prinzip an sich noch keineswegs zu einer gesetzlichen Entwickelung gediehen, erscheint alles Einzelne noch herb und streng, zum Theil sogar, im Widerspruch gegen den Gesammtcharakter, noch übermäßig lastend. Der ursprüngliche Entwurf zu dem Thurmbau des Kölner Domes muß, zufolge der Disposition des Grundplanes, von Hause aus reicher, in einer mehrfachen Theilung der Masse, angelegt gewesen seyn; eine höher entwickelte Ausbildung anzunehmen, haben wir jedoch keinen Grund.

Man hat es als einen Mangel an der Façade des Kölner Domes, wie dieselbe nunmehr in jenen vorhandenen Bauriſſen erscheint und wie sie theilweise zur Ausführung gekommen, bezeichnet, daß die Thürme im Verhältniß zu dem Zwischenbau eine so gar überwiegende Breite einnehmen und daß sie aus diesem Grunde (der Theilung der Seitenschiffe analog) in den beiden

Untergeschossen durch Strebepfeiler und Verdoppelung der Fenster getheilt sind, während diese Theilung im dritten Geschoß aufhört. Man stellt einer solchen Anordnung als die klarere und glücklichere diejenige gegenüber, welche sich an den vorzüglichsten französischen Kathedralen findet, wo der charakteristisch vorherrschende Mittel- oder Zwischenbau der Façade von den Thürmen auf eine leichtere, minder anspruchvolle Weise eingeschlossen werde. Gewiß ist das edle Maß, welches sich hierin wenigstens bei einigen französischen Façaden, namentlich bei der der Kathedrale von Rheims, ausspricht, rühmlichst anzuerkennen; doch scheint es mir, daß man bei solcher Ansicht die eigenthümliche Bedeutung der Façade des Kölner Domes, die wiederum ungleich höhere Stufe der Entwickelung, welche er auch hierin einnimmt, gänzlich verkenne. So mächtig und energisch das System der am Kölner Thurmbau vortretenden Strebepfeiler wirksam ist, so gestaltet sich derselbe dennoch zu einem ungleich inniger zusammenhängenden Ganzen; man darf hier eigentlich gar nicht mehr von einem Zwischenbau und von Thürmen, die ihn einschließen, sprechen. Die Thürme, obgleich vollständigst in den untern Geschossen vorbereitet, erhalten doch erst eine selbstständigere Bedeutung da, wo sie über dem Dache des Mittelschiffes isolirt emporsteigen: das Ganze ist nun eine einzige, wenn auch reich gegliederte Façade, aus welcher sich erst nach oben hin zwei großartige Thürme, die in der Façade entwickelten architektonischen Kräfte zum Abschlusse zu bringen, erheben. Als der Haupttheil der Façade erscheint für solche Auffassung allerdings der Mittelbau, dem sich zur Linken und zur Rechten je zwei beträchtlich schmälere Seitentheile anreihen. Der Mittelbau hat unterwärts, wie gewöhnlich, das Hauptportal; die beiden Nebenportale in den zunächst angrenzenden Seitentheilen verbinden die letztern aufs Innigste mit dem Mittelbau und wirken wesentlich für den Zusammenhang der Masse mit.* Der Mittelbau hat ferner, über dem Portal,

* Die harmonische Einrichtung des Ganzen bedingte es, daß ein jedes der beiden Seitenportale gewissermaßen in eine Fensterarchitektur eingesetzt werden mußte, so daß auf jeder Seite über der Bogenwölbung, die mit ihrem besondern Giebel gekrönt wird, nochmals Bogen und Giebel erscheinen. Eine andere passliche Einrichtung ist hier schwerlich zu erfinnen, doch bleibt die Tautologie der Formen an sich unschön. Für das höchst komplizirte Verhältniß der gothischen Architektur ist

das durch seine Dimensionen und durch reiche Gliederung ausgezeichnete Hauptfenster, welches gleichwohl aufs Entschiedenste dem allgemein durchgehenden Formengesetze folgt; es bildet gewissermaßen den glänzendsten Brennpunkt dieses Gesetzes, somit den wahren Mittelpunkt eines in sich zusammenhängenden Ganzen, während das große Rundfenster in der Façade französischer Kathedralen außer Zusammenhang mit dem Uebrigen steht, nur in sich allein seine Gültigkeit hat und nur in der größeren oder geringeren Zusammenhanglosigkeit des Ganzen seine Berechtigung findet. In vielfach gegliederter, aber ungetheilter Kraft, in gleichmäßiger Bewegung und Entwickelung steigt die Façade bis zur Höhe des Mittelschiffes, dessen Giebel den Mittelbau krönt, empor. Von hier ab beginnt, wie bemerkt, die Theilung der Masse in den Thürmen. Die reichere Anordnung der Seitentheile, welche in den Untergeschossen beobachtet war, vereinfacht sich, und zwar in einer Art, daß die vermittelnden Uebergänge sich höchst klar darlegen, und die Thürme erhalten nunmehr erst ihren selbstständig gültigen Unterbau. Dann folgt jenes leichte, luftige, achtseitige Obergeschoß der Thürme, welches keine andere, als nur die deutsch-gothische Architektur kennt und ohne welches eine eigentliche Vollendung des gothischen Thurmbaues doch geradehin unmöglich ist; und über diesem endlich schießt die schlanke achtseitige Pyramide, mit dem reizvollen Spiel all des durchbrochenen Sprossenwerkes, welches die Räume zwischen ihren Rippen ausfüllt, in die Lüfte empor.

Die Gesammtkomposition des Thurmbaues, die schon an sich einzig in ihrer Art erscheint, erhält indeß ihre volle Bedeutsamkeit erst durch die Durchbildung des Einzelnen, durch die Art und Weise, wie sich mit den großen und entschieden vorherrschenden Hauptformen eine leicht gegliederte Dekoration als ein innerlich Nothwendiges, als der eigentliche Ausdruck vollkommenster Belebung, verbindet. Wie die einzelnen Theile schlank und strahlenartig emporsteigen; wie sie, je nach ihrer stärkeren oder schwächeren

aber dieser Mangel in der That nicht größer, als etwa für das höchst einfache System der griechisch-dorischen Architektur der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Stellung der Eck-Triglyphe und der Eckſaule, der auf dieselbe Weise durch die höhere Harmonie des Ganzen bedingt ist.

Ausladung, freier und höher oder mehr der Mauer angeschmiegt von der Masse sich ablösen; wie jedes, auch das geringste Stück auf vollkommen organische Weise (im Gegensatz gegen die Willkürlichkeit einer lediglich dekorirenden Form) entwickelt ist und doch im innigsten Zusammenhange mit den übrigen Einzelheiten und mit dem Ganzen steht; wie das letztere, ruhig und unaufhaltsam emporsteigend, durch den reizvollsten musikalischen Rhythmus erfüllt wird, — alles dies ist auf eine fast unbegreiflich meisterhafte Weise durchgeführt. Hier ist durchaus nicht mehr von massenhaften Grundformen, auf denen ein reiches Detail nur etwa aufgelegt sey, die Rede, wie dergleichen bei französisch- oder französirend-gothischer Architektur erscheint; die Masse ist im Gegentheil von innen heraus flüssig geworden; alles Einzelne quillt mit unüberwindlicher Kraft, und doch wiederum einem gemeinsamen Gesetze folgend, aus der Masse hervor. Keine der vorhandenen Abbildungen, selbst nicht das große, sonst doch so verdienstliche Boisserée'sche Prachtwerk, gibt von dieser innerlichen Lebensfülle der Formen und von der höchst wunderbaren Harmonie, die gerade durch sie in der malerischen Wirkung des Gebäudes, in dem Eindruck desselben auf das Auge des Beschauers, hervorgebracht wird, einen genügenden Begriff. Dies kann man nur in eigner Anschauung des zur Ausführung Gekommenen beurtheilen. Mir aber scheint jenes Bruchstück des Kölner Thurmbaues dasjenige Werk zu seyn, welches auf dem Höhepunkte alles dessen steht, was bisher durch die Architektur ist geleistet worden. Bei so ganz ausgezeichneter Bedeutsamkeit des Thurmbaues darf man gewiß auf die verhältnißmäßig doch nur geringen Inkongruenzen, die sich in seiner Verbindung mit dem übrigen Kirchengebäude zeigen, kein zu großes Gewicht legen.

Eins indeß muß ich hiebei noch bemerken. Während das Aeußere der gothischen Architektur in dem Thurmbau des Kölner Domes seine erdenklich höchste Entfaltung findet, so beginnt gleichzeitig der Sinn für das Innere bereits, ob auch erst in leisester Andeutung, schwächer zu werden. Dies zeigt sich vornehmlich, im Innern der Thurmhallen, in dem Verhältniß der Formen der Gewölbebögen zu den Formen ihrer Träger, oder vielmehr darin, daß die ursprünglich nothwendige Verschiedenheit dieser Formen bereits zum großen Theil aufgehoben ist. Während in der Gliede-

rung der Pfeiler ursprünglich der Grundsatz feststeht, sie als Säulenbündel zu gestalten, so läuft hier zumeist die Gliederung des Bogens ohne Unterbrechung an ihnen nieder. Allerdings erhält eine solche Anordnung hier insofern ihre Rechtfertigung, als die kolossalen Pfeiler im Innern des Thurmbaues nothwendig den Charakter einzelner Organismen verlieren müssen; sie erscheinen mehr als Mauermassen und die Oeffnungen zwischen ihnen gestalten sich mehr den Fensteröffnungen analog, bei denen eine ähnliche Weise der Gliederung zu Grunde gelegt werden muß. Dennoch scheint es mir, daß man die letztere hier minder umfassend würde zur Anwendung gebracht haben, wäre der Sinn für den Organismus des Innern noch in seiner vollen Stärke vorhanden gewesen; wenigstens geht die Charakterlosigkeit der Formen des Innern, die im Verlauf der Zeit immer mehr zunimmt, zunächst gerade von demselben Prinzip aus, welches hier bereits, ob auch nicht ganz ohne Grund, zur Erscheinung kommt.

So darf dieser Umstand wohl als ein neuer Beleg für die verhältnißmäßig späte Zeit, in welcher der vorhandene Entwurf des Thurmbaues gefertigt wurde, gelten. Wir werden nicht erheblich irren, wenn wir denselben etwa in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts setzen, d. h. etwa um ein Jahrhundert später, als der Grundstein zu dem Dome selbst gelegt wurde. Diese Zeitbestimmung ist für die ganze Geschichte der Entwickelung der gothischen Architektur, die nur erst nach ihren allgemeinsten Bestimmungen festgestellt ist und in der noch so viele willkürliche Annahmen Gültigkeit haben, nicht unwichtig. Es stellt sich z. B. hiedurch erst das historische Verhältniß der Façade des Kölner Domes zu der des Straßburger Münsters, welche im Jahre 1277 durch Erwin von Steinbach gegründet wurde, als ein eigentlich naturgemäßes dar; es ist wenigstens nicht mehr so gar befremdlich, daß Meister Erwin im Wesentlichen noch ganz das System der französisch-gothischen Façade befolgte und dasselbe nur zu einer Anmuth entfaltete, die freilich schon an sich über Allem steht, was durch französische Architekten selbst geleistet worden ist. Trotz dieser zierlichen Ausbildung ist es fast undenkbar, daß ein so viel höherer Organismus, wie es der des Kölner Thurmbaues ist, auf Erwin nicht sollte irgend einen Einfluß ausgeübt haben, wäre derselbe damals in der That bereits zur Erscheinung gekommen.

Der Dom von Köln ist nicht die Erfindung eines einzelnen Meisters, der etwa in einsamer Höhe über den Wünschen und über den Strebungen seiner Zeit dastand; nicht ein wunderbares Meteor, das uns mit Staunen erfüllt, das aber, weil es abweicht von dem gewöhnlichen Gange der Dinge, uns fremd bleibt und unser Inneres unberührt läßt. Er ist das Werk einer Schule, einer Reihe von Geschlechtern, die, ihre Gedanken mit stets erneuter Kraft dem einen großen Plane zuwendend, die Bedeutsamkeit desselben immer klarer, immer freier, in stets mehr geläuterter Schönheit zu entwickeln vermochten. Wir sehen den Bau, wie mit einer inneren Naturnotwendigkeit, in verhältnißmäßig schlichten Anfängen beginnen; wir können der Ausbildung dieses Gedankens Schritt vor Schritt nachfolgen; er bleibt uns auch da verständlich, wo er in der reichsten Entfaltung aller Kräfte wie ein tausendstimmiger Hymnus von der Erde zum Himmel emporsteigt. Ueberaus merkwürdig ist es freilich, wie diese Schule Jahrhunderte hindurch an dem einen Grundplane und an den in ihm gegebenen Bestimmungen festzuhalten wußte, wie es nur das eine Grundgesetz ist, das sie unausgesetzt, auch bei den Aeußerungen der regsten und lebendigsten Kraft, befolgte; wie der Willkür des Einzelnen, die so oft die schönsten Erscheinungen der Geschichte verdirbt, hiebei kein Raum gegeben war. Hierin aber liegt doch nichts Fremdartiges für uns; es ist eben das Zeugniß einer Höhe der allgemeinen geistigen Bildung, eines die Masse durchdringenden Ernstes der Gesinnung, welches wir, wie schwer es auch für jene, so oft verkannten Zeiten in die Wagschaale falle, doch mit innigster Hingebung zu verehren vermögen. Und in dieser Gemeinsamkeit der Bestrebungen beruht es, daß der Dom, trotz der verschiedenartigen Weise in der Ausbildung des Einzelnen, dennoch als ein großartiges Ganzes erscheint und daß der hier und da bemerkte Mangel an organischem Zusammenhange zu geringfügig ist, als daß er diesen Eindruck des Ganzen wesentlich stören könnte.

Und jene Schule, die so fest an dem Begriff des Ganzen festzuhalten wußte, während sie die volksthümlichste aller Künste zu ihrer höchsten Entwickelung führte, was war sie? welche Bedeutung hat sie für unsere Betrachtung? — Sie war das künstlerische Organ des Volkes; sie war es, die den Formensinn des Volkes, dem sie angehörte, die die Art und Weise, wie das Volk

sein Gefühl für das Unendliche, wie es die Erhebung seines Gemüthes von den Banden der Erde, seine Gottesverehrung in sichtbarer, faßbarer, wirkungsreicher Form ausgedrückt wissen wollte, zur Erscheinung brachte. Die Reihe der Meister, die den Kölner Dom gebaut, bezeichnet nur die Stimmführer des deutschen Volkes. Der Kölner Dom ist, im vollsten Sinne des Wortes, ein Nationalwerk, ein Werk des deutschen Volkes.

Wer die Rechte unserer Nachbarn jenseits der Ardennen zu vertreten gewillt ist, mag hier vielleicht in Erinnerung bringen, daß es mit der nationalen Bedeutsamkeit des Kölner Domes doch eine etwas bedenkliche Sache zu seyn scheine. Das System des Kölner Domes sey ja, wie es auch in den vorstehenden Betrachtungen mehrfach bemerkt ist, ursprünglich in Frankreich zu Hause und erst von dort aus zu uns gelangt. Dies ist allerdings ganz richtig, insofern in Frankreich — wie es wenigstens alle Wahrscheinlichkeit hat — zuerst diejenigen, bis dahin beziehungslosen oder nur ganz willkürlich verbundenen Formen, welche die Grundlage des gothischen Baustyles ausmachen, zu einem sich gegenseitig bedingenden Ganzen zusammengefügt wurden. Der Ursprung des gothischen Baustyles gehört somit ohne Zweifel Frankreich an, und die ursprüngliche Erfindung desselben, wenn man sie so nennen will, ist ein Ruhm, der den Franzosen, ohne den Vorwurf blinder Parteilichkeit und Nationaleitelkeit, auf keine Weise geschmälert werden darf. Bei ihnen tritt zuerst diejenige Bauweise auf, in welcher die geistige Richtung des gesammten Zeitalters ihren angemessenen Ausdruck fand. Die Franzosen, die schon im frühen Mittelalter als die „nach neuen Dingen begierigen" bezeichnet werden, scheinen überhaupt im europäischen Staatsleben dazu bestimmt, sich der erwachenden Zeitrichtungen, soweit es auf äußerlich Hinstellbares ankommt, zuerst zu bemächtigen und ihnen ein bestimmtes, angemessenes Gepräge zu geben; die Geschicht weis't dafür, bis in die jüngste Gegenwart herab, wenigstens hinlänglich zahlreiche Beispiele auf. Von einem geistigen Eigenthum aber, zumal bei Gegenständen, deren wesentlichste Bedeutung nicht durch die individuelle Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen oder des einzelnen Volkes bedingt ist, sondern auf einer allgemeinen

Zeitrichtung beruht, kann nur ſo lange die Rede ſeyn, als die erſte Auffaſſung und Geſtaltung, in welchen allein das Erzeugniß des erſten Urhebers beſteht, beibehalten wird. Nicht daß der Maler David den erſten Conſul der franzöſiſchen Republik über die Alpen reitend malte, ſondern wie er ihn malte, wie er in Haltung und Geberde des Mannes die großartigſte hiſtoriſche Symbolik zur Erſcheinung zu bringen wußte, dies iſt es, was ſein geiſtiges Eigenthum an dem Bilde ausmacht. So wenig man ſagen kann, daß die Ideen, die ſeit einem halben Jahrhundert die Welt bewegen und zu deren Erweckung und Geſtaltung die franzöſiſche Revolution aufs Weſentlichſte wirkſam geweſen iſt, ausſchließlich den Franzoſen angehören, eben ſo wenig kann man es von der gothiſchen Architektur ſagen. Sie fanden zuerſt, wie es ſcheint, die neue Kombination der architektoniſchen Formen; aber das bloße Formular, das todte Schema iſt von der künſtleriſchen Schöpfung noch unſäglich weit entfernt. Dieſe Kombination eröffnete der damaligen allgemeinen Geiſtes- und Sinnesrichtung ein neues Feld: es kam nunmehr darauf an, was die Franzoſen ſelbſt, was die übrigen Völker, die ſchnell ihrem Beiſpiel folgten, daraus zu ſchaffen wußten.

Ich habe bereits früher bemerkt, daß die franzöſiſch-gothiſche Architektur, bei manchen eigenthümlichen Vorzügen, doch im Weſentlichen auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung ſtehen blieb, während man in Deutſchland von vorn herein darauf ausging, den gothiſchen Bauſtyl tiefer, mehr ſeiner innerlichen Bedeutung gemäß aufzufaſſen, und in ſolcher Richtung zu Reſultaten gelangte, die von denen der franzöſiſchen Beſtrebungen in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe verſchieden ſind. Der deutſch-gothiſche Bauſtyl iſt etwas weſentlich Anderes geworden, als der franzöſiſche. Daſſelbe gilt auch von der Behandlungsweiſe dieſes Bauſtyls in den übrigen Landen des europäiſchen Occidents; ein jedes Volk machte ihn zum ſelbſtſtändigen Ausdrucke ſeiner nationalen Eigenthümlichkeiten; in den Niederlanden, in England, in Italien, in der pyrenäiſchen Halbinſel erſcheint er in ſtets neuer und charakteriſtiſcher Geſtalt. Hiebei iſt indeß zu bemerken, daß die Bauwerke dieſer Länder zwar mannichfach intereſſante Erſcheinungen darbieten, daß einzelne Elemente an ihnen zwar nicht ſelten auf eine anſprechend ſchöne Weiſe ausgebildet ſind und einen eigenthümlichen Reiz enthalten,

daß sie aber dennoch, so wenig wie die französischen Architekturen, zu einer wahrhaften Durchdringung des Gegenstandes, zur Herstellung eines wahrhaft organischen Ganzen, zur Entwickelung einer vollendeten Schönheit nicht gelangt sind. Die Nüchternheit in den niederländischen Bauten, die zum Theil nur eine willkürliche Dekoration gestattete; das bunte Spiel mit den Einzelheiten, welches in England den Sinn für das Ganze beschränkte; die Vermischung mit ganz widersprechenden Elementen, welche sich an den Architekturen der südlichen Länder zeigt, alles dies stand einer solchen Entwickelung allzu hemmend im Wege.

Die edelste und reinste Durchbildung der gothischen Architektur gehört ausschließlich Deutschland an. Freilich nicht in der Weise, daß alle deutschen Gebäude dieses Styles auf dem Gipfelpunkte der künstlerischen Vollendung ständen. Ihr Werth ist im Gegentheil hundertfach und mehr als hundertfach abgestuft; aber das Streben nach solcher Vollendung, das Bewußtseyn der Gründe, auf denen dieselbe beruht, tritt bei ihnen, oder wenigstens bei ihrer höchst überwiegenden Mehrzahl, überzeugend hervor; auf hundertfach abgestufte Weise nähern sie sich der Vollendung. Der Dom von Köln aber steht auf der höchsten Stufe dieser Bestrebungen.

Der Dom von Köln ist ein Werk des deutschen Volkes. Er ist das erhabenste Denkmal deutschen Geistes, soweit das Bereich sichtbarer Formen geht. Und er ist das erhabenste unter allen Werken der architektonischen Kunst, der volksthümlichsten unter allen Künsten.

F. Kugler.

Die barmherzigen Schwestern

der

evangeliſchen Kirche.

Eine Darſtellung der Bemühungen, in der evangeliſchen Kirche dem weiblichen Geſchlechte auch außerhalb des ehelichen Lebens nach dem Vorbilde der Diaconiſſinnen der erſten chriſtlichen Kirche einen geeigneten Wirkungskreis zu eröffnen.

Dem in neuerer Zeit mehrfach ausgeſprochenen Wunſch, daß das Inſtitut der barmherzigen Schweſtern auch in der evangeliſchen Kirche feſten Fuß faſſen möchte, liegt wohl nicht allein das allgemein gefühlte Bedürfniß einer durchgebildeteren Krankenpflege zu Grunde, vermöge welcher nicht nur in den Krankenhäuſern ſelbſt, ſondern insbeſondere auch außerhalb der Spitäler, nah und fern den Kranken eine Linderung ihrer Lage zu Theil werden könnte, die durch kein Geld zu erkaufen iſt, und welche nur die Liebe zu geben vermag, ſondern eben ſo ſehr auch die menſchenfreundliche Abſicht, der leiblich und mehr noch geiſtig traurigen Lage ſo vieler Jungfrauen zu ſteuern, denen es verſagt iſt, ihrer natürlichen Beſtimmung zu Folge als Gattin, Mutter und Hausfrau thätig zu ſeyn. *

---

* Im Königreich Württemberg überſtieg im Jahre 1832 bei einer Geſammtbevölkerung von 1,578,000 Menſchen die weibliche Bevölkerung (in der Altersklaſſe vom 20ten bis zum 40ten Jahre) die männliche um

Es gibt wohl kein Gefühl, das drückender wäre, als das Bewußtſeyn, keinen geeigneten Wirkungskreis zu haben und faſt nutzlos in der Welt dazuſtehen. Obwohl dieſes Gefühl auf einer falſchen Schaam, auf ehrgeizigen Trieben des menſchlichen Herzens beruht, ſo muß doch, gerade in Beziehung auf unſern Gegenſtand, in Betreff des weiblichen Geſchlechts zugegeben werden, daß vielfach äußere Verhältniſſe die möglichen Auswege ſehr erſchweren. Solchen ſich unglücklich fühlenden Jungfrauen bietet blos das Chriſtenthum einen heilenden Balſam für ihren inneren Schmerz. Die Liebe, die von oben ſich zum Menſchen niederſenkt, weckt wieder Liebe, und je mehr dieſe heilige Flamme wächst, um ſo mehr achtet er auf die Leiden ſeiner Nebenmenſchen, ſucht zu lindern, wo er kann, und der Friede ſeiner Seele kehret wieder. „Wo man ſo viel wirkliches Elend vor ſich ſieht," ſagt Inſpektor Ch. H. Zeller in Beuggen,* „und in wahrer Liebe thätig iſt, da vergeht einem ſo manches eingebildete, oder man vergißt das eigene wirkliche über den Liebesdienſten an Fremden. Das Prinzip der thätigen und dienenden Liebe bekommt die Oberhand im Gemüthe, und wo dienende Liebe iſt, da iſt Leben, wo aber Leben iſt, da weichet Finſterniß, Trübſinn und Schwermuth." Sehr richtig bemerkt die um Arme und Unglückliche ſo ſehr verdiente Quäckerin Eliſabetha Fry aus London, in einem von ihr an die deutſchen Jungfrauen ergangenen Aufrufe,** daß das Leben der chriſtlichen Gemeinde in den Werken der Liebe, die Chriſtus von ihr fordere, in ſeinem innerſten Weſen vorzugsweiſe ein Erbtheil des Weibes ſey, wie die Thätigkeit am Staate und in der Erkenntniß ein Erbtheil des Mannes. „Hat" — ſagt Eliſabetha Fry — „das weibliche Geſchlecht nicht gerade da, wo es nach ſeinen innerſten Gefühlen allein wünſchen kann zu wirken und zu ſchaffen, große Vortheile vor dem Mann? Wird ihm nicht zugeſtanden, daß es

14,000 Individuen. Nur allein die Anzahl der Wittwen und Geſchiedenen weiblichen Geſchlechts belief ſich in dieſem Jahre auf 54,230 Perſonen. Vergl. J. D. G. v. Memmingers Beſchreibung von Württemberg 1841, S. 332. Aehnliche Reſultate werden die ſtatiſtiſchen Notizen anderer Länder geben.

* Vergl. deſſen Monatsblatt von Beuggen, Jahrgang 1841, Nr. 1.

** Eliſabeth Fry an die chriſtlichen Frauen und Jungfrauen Deutſchlands, eine als Handſchrift zu Bern im Jahre 1840 gedruckte Rede.

zu allen Werken der Barmherzigkeit, der Pflege, der zarten Sorge, der unermüdlichen Geduld, ein größeres natürliches Geschick besitzt, ja eine größere Kraft als der Mann? Und natürlich und nothwendig: denn das eigenste Leben der christlichen Gemeinschaft ist das der Liebe, und Liebe ist das eigenthümlichste Gebiet des weiblichen Geschlechts. — Ja es ist dem Weibe im Reiche Gottes (auch außer dem ehelichen Leben) hier auf Erden eine Wirksamkeit beschieden, und daß sich Tausende darnach sehnen, ist ein Zeichen der Zeit, ein Wink des Herrn, es ist das Grauen der Morgenröthe des Tages, an welchen der Herr uns mahnt."

Ebenso warm spricht sich für einen solchen Wirkungskreis des weiblichen Geschlechts der edle Graf von der Recke Vollmerstein in seinem weiter unten angegebenen Schriftchen aus: „O, wer noch die Süßigkeit nicht empfunden hat, einen Hungrigen zu speisen, einen Durstigen zu tränken, einem Armen ein Licht in seinen langen Abend zu tragen, einen Betrübten getröstet zu haben, eines Kindes Auge auf Gott zu richten, einem Kranken die brennende Zunge zu kühlen, einem Sterbenden den Trost des Evangeliums in die Seele zu hauchen, — o, der hat noch nichts Schönes und Köstliches auf Erden genossen, der kennt noch nicht die Freuden der Erde, die da ewig bleiben. Die Jungfrau, die in diesem Sinn lebt, ist gewiß auch außerhalb des ehelichen Lebens nicht zu bemitleiden, denn sie wird froh und glücklich leben."

Die christliche Kirche, welche überhaupt zuerst dem weiblichen Geschlechte eine würdigere Stellung im menschlichen Leben anwies, übertrug gleich in ihrer ersten Entwicklung vorzugsweise den außer dem ehelichen Leben sich befindenden Wittwen und Jungfrauen die Verwaltung der Armen- und Krankenpflege, und wies ihnen hier ein schönes Stück Feldes im Garten Gottes zur Bebauung an. Die Diaconissinnen, wie man sie nannte, waren es in den ersten christlichen Gemeinden, welche die Beiträge zur Unterstützung der Armen sammelten und vertheilten, die Kranken pflegten, die Gefangenen besuchten, der Erziehung der Waisen sich annahmen. Römer 16, 1 — 12. und 1 Timoth. 5, 9. 10. — Die Erziehung des weiblichen Geschlechts zu einem züchtigen Leben, gepaart mit häuslichem Sinn, verlangte der Apostel Paulus insbesondere von ihnen. An Titum 2, 3 — 5. Diese Dienerinnen der Kirche wurden

eigens zu diesem Berufe in den Gemeinden gewählt, je nach dem Bedürfnisse.* Sie wurden sodann feierlich in ihren Beruf von den Aeltesten und Geistlichen der Gemeinden eingeführt. Man sah sie gleichsam als einen Bestandtheil der kirchlichen Organisation an.**

Durch die äußere Gestaltung des bürgerlichen und staatlichen Lebens gingen diese Aemter allmählig ein, und es treten besonders zur Zeit des Mittelalters, wo Bündnisse zum Schutze gegen Außen vielfach geboten waren, an ihre Stelle die verschiedenen religiösen Vereine. Insbesondere suchten die Vereine der barmherzigen Schwestern das Amt der frühern Diakonissinnen zu übernehmen; auch sie nahmen das Gepräge der damaligen Zeit an, und wurden als geistliche Orden sanktionirt.

Diese barmherzigen Schwestern, vormals wegen ihrer grauen Kleidung „graue Schwestern" genannt, sind Vereine christlicher Jungfrauen zur Linderung des, in so vielfachen Gestalten sich zeigenden menschlichen Elendes, insbesondere zur Armen- und Krankenpflege. Der Stifter dieser Vereine war der, durch seine rastlose Thätigkeit für alle Armen und Bedrängten ausgezeichnete französische Geistliche Vinzenz von Paul (geb. 1576).*** Die erste Veranlassung zur Gründung des Vereins der barmherzigen Frauen gab der, von Vinzenz in Paris ins Leben gerufene Verein milder Frauen für arme Kranke. Die doppelten Pflichten, welche diese Frauen als Hausmütter und als Armen- und Krankenpflegerinnen auf sich genommen hatten, lähmten bald ihre Wirksamkeit an den Krankenbetten, und Vinzenz fühlte sehr das Bedürfniß, solche Dienerinnen der Armen zu haben, die sich ausschließend mit denselben beschäftigen könnten. Hiebei kam ihm die Bekanntschaft mit einer gottesfürchtigen, dem Dienste der

---

* In Konstantinopel sollen gegen 40 Diaconissinnen gewesen seyn.

** So wurde in der Kirchenversammlung zu Carthago von ihnen verlangt, daß sie bei Vornahme der Taufe von Frauen Handreichung leisten, und vor und nach der Taufe die Täuflinge zu einem christlichen Lebenswandel anweisen sollten.

*** Näheres und ausführlicheres über diesen interessanten Mann findet sich in der Schrift: „das Wirken der barmherzigen Schwestern in Wien, von D. Fleischmann, Wien 1839," aus welcher ich zum Theil auch diese Notizen entnehme.

Armen und Kranken ſchon lange ſich widmenden Wittwe, Frau Legras, geb. v. Marilac, ſehr zu Statten. Sie begann auf ſein Zureden mit dem Unterrichte dreier Mädchen, welche ſie zu dieſem Behufe in ihr Haus aufgenommen hatte.

Die erſten Mitglieder dieſes Vereins waren nur arme Mädchen vom Lande; es ſtand aber nicht lange an, ſo baten auch junge Mädchen aus den angeſehenſten Familien dringend um Aufnahme in den Verein und entſagten freudig den bisher gewohnten Genüſſen. Ihre raſtloſe Thätigkeit erregte in Paris allgemeine Bewunderung und ihr Ruf verbreitete ſich nahe und fern. Dieſe Stiftung war ſo ſehr Bedürfniß der Zeit, daß Vinzenz ſelbſt noch 28 ſolcher Häuſer in Paris entſtehen ſah, von wo aus ſie ſich ſodann über ganz Europa* ausbreiteten. Geſtüzt auf eine 20jährige Erfahrung legte nun Vinzenz dem Papſte Clemes IX. die Vorſchriften und Regeln für dieſe Anſtalten zur Beſtätigung vor. In Anerkennung der Wichtigkeit der Leiſtungen dieſer Anſtalten beſtätigte Clemens nicht nur die hiefür entworfenen Regeln, ſondern nahm auch den Verein unter die geiſtlichen Orden der katholiſchen Kirche auf (1655). Nur während der Revolution wurde die ſegensreiche Wirkſamkeit dieſes Ordens in Frankreich geſtört und auf einige Zeit unterbrochen; ſie wurden mit den übrigen Klöſtern faſt allgemein aufgehoben und ihre Mitglieder geächtet. Es hatte dieſes wenigſtens den Vortheil, daß man in dem Verluſte erſt den Werth des verlorenen Gutes recht erkennen und ſchätzen lernte; denn ſchaudererregend ſind die Beiſpiele von Habſucht und Gewiſſenloſigkeit, welche ſich damals bei der Verwaltung der Spitäler zeigten. Napoleon endlich, nachdem er unumſchränkter Herrſcher geworden, ſetzte den Orden im Jahr 1807 wieder in ſeine vollen Rechte ein, und begünſtigte ihn auf alle mögliche Weiſe, ſo daß jezt wieder mehr denn 300 ſolcher Genoſſenſchaften in Frankreich beſtehen, welche meiſtens zerſtreut (nicht beiſammen in Klöſtern), auf dem Lande eine ſegensreiche Wirkſamkeit entfalten.

Auf den Dörfern beſorgen ſie faſt ausſchließlich auch den Schulunterricht; ſie ſind die Seele aller wohlthätigen Anſtalten,

---

* In Italien werden die meiſten Krankenhäuſer von ihnen beſorgt.

die Lehrerinnen der weiblichen heranwachſenden Jugend. In Paris werden die bedeutenden Hoſpitäler: **Hospice de la Vieillesse** mit etwa 4000 Betten, **Salpêtrière** mit 5000 Betten, **Hôtel-Dieu** mit etwa 1000 Betten von dieſem Orden beſorgt.

Nur der evangeliſchen Kirche blieben dieſe Anſtalten bis in die erſten Jahrzehnte dieſes Jahrhunderts fremd, und erſt eine neuere, der Zeit mehr angepaßte Geſtaltung dieſer Vereine, die zu Münſter im Jahr 1808 durch den (damaligen) Weihbiſchof Droſte zu Viſchering in der katholiſchen Kirche zu Stande kam, ſcheint nun auch in der evangeliſchen Kirche den Wunſch rege gemacht zu haben, das chriſtliche Amt der Diakoniſſinnen auch hier wieder ins Leben zu rufen.

Der von Droſte gegründete Verein von Jungfrauen zur Pflege der Kranken* entſchlug ſich freiwillig der klöſterlichen Verfaſſung und machte keinen Anſpruch auf die Geltung als geiſtlicher Orden. Von den kongregirten barmherzigen Schweſtern unterſcheidet er ſich daher weſentlich dadurch, daß die Mitglieder ſich nicht auf immer binden, ſondern der Rücktritt ins bürgerliche Leben ihnen ſtets vorbehalten bleibt; es bindet ſie kein Kloſtergelübde, keine Kloſterregel, ſie ſind keine Nonnen. Ihre Kloſtergebäude ſind, wie ſchon Vinzenz ſich ausdrückte, die Häuſer der Kranken, ihre Zelle ein gemiethetes Zimmer, ihre Kapelle die Pfarrkirche, ihre Kreuzgänge die Straßen der Stadt, oder die Krankenſäle der Spitäler, ihre Clauſur der Gehorſam, ihr Gitter die Furcht Gottes und ihr Schleier die heilige Zucht, ihre Regel Jeſu Lehre, ſein Beiſpiel der Kommentar der Lehre, ihr Beweggrund kein anderer, als Liebe Gottes und des Nächſten; alle klöſterlichen Bußübungen ſind entfernt, die beſte Bußübung iſt die Uebung in der Selbſtverleugnung. Alle Mitglieder ſind einander gleich. Aufnahme, Entlaſſung der Schweſtern, Kreation der Mutter ꝛc. ꝛc. ſind Sache des Dirigenten. Es wird genau darüber gewacht, daß ſie nur dahin gehen, wohin man ſie ſchickt, die Verordnungen der Aerzte

---

* Eine ausführliche Schilderung dieſes Vereins, welche wir hier benützten, enthält ein intereſſanter Aufſatz in Rheinwalds allgemeinem Repertorium für die theologiſche Literatur und kirchliche Statiſtik, 5r Jahrgang. 9s Heft: „Ueber die chriſtliche Armen- und Krankenpflege."

ſtrenge befolgen, den Willen der Kranken, ſo weit es angeht, dem übrigen vorziehen, ſich vor allem Schwatzen und Klatſchen hüten. Sie pflegen Arme und Reiche unentgeldlich; iſt bei dem Armen die Noth dringend, ſo geben ſie den Dienſt bei dem Reichen auf. Zu den Kranken nehmen ſie eine weibliche Arbeit mit. Als Erforderniſſe der Aufnahme verlangte Droſte: gute Geſundheit, guten Ruf, guten Charakter, guten Unterricht in der Religion und Moral, geſunden Menſchenverſtand, natürliche Anlage zur Krankenpflege, nicht zu wenig Mitgefühl, nicht zu viel Empfindlichkeit, große Reinlichkeit und Ordnungsliebe, ein Alter von nicht weniger als 18 und in der Regel nicht mehr als 30 Jahren, endlich Kenntniß des Leſens und Schreibens. Nicht aufgenommen werden alle, die eine entſchiedene Vorliebe haben zur Einſamkeit, übertriebenem Faſten, Kaſteien, Herſagen mündlicher Gebete; ferner die, welche eine beſondere Neigung haben, etwas Außerordentliches zu thun, zu haben, zu ſeyn, wenn ſie nicht dieſe Neigungen in der Prüfungszeit mit der Wurzel ausrotten, und alle, welche eine beſonders gute Meinung von ihrem Verſtande und ihren Anlagen haben, und deren Eigenliebe zu reizbar iſt. — Die Aufnahme geſchieht auf Ein Jahr ganz unentgeldlich, ſie brauchen nichts mitzubringen. Eine kurze Prüfungszeit geht voran, während welcher ſie ſich ſelbſt unterhalten. Wer 10 Jahre lang vorwurfsfreie Dienſte geleiſtet hat, erhält die Verſicherung, beibehalten zu werden für die ganze Dauer der Anſtalt.*

Dies iſt ein flüchtiges Bild von dem in Münſter gegründeten Verein barmherziger Schweſtern, welches jedoch zur Genüge die weſentlichen Unterſcheidungsmerkmale von den kongregirten Schweſtern zeigen wird.

So geſtalteten ſich die Bemühungen dieſer Vereine in der katholiſchen Kirche. Wenn auch vielfach einzwängende Formen

---

* Die zur Sitte gewordene Kleidung iſt eine ſchwarze Mütze mit weißer Garnirung und weißem Kinnband, weißes Halstuch, glatte weiße Krauſe, darüber ein großer glatter ſchwarzer Halskragen, kein Corſet, ſchwarzer Rock, ſchwarze geſtrikte Strümpfe, Haare kurz abgeſchnitten. An Werktagen blaue, an Feiertagen weiße Schürzen. Bei der Krankenpflege ſchwarze Aermel über den Rockärmel. Auf der Straße und in der Kirche über der Kleidung ein langer ſchwarzer Mantel mit Kappe, lederne Handſchuhe ꝛc.

ſie umgaben, ſo konnten ſie doch nicht ſo ſehr auf Abwege gerathen, wie die übrigen geiſtlichen Orden; denn es lag ihnen immerhin ein lebendiges Chriſtenthum zu Grunde; ihr Fels, auf den ſie bauten, war Chriſtus; denn ſonſt hätte es Vinzenz nicht wagen können, dieſe Dienerinnen Chriſti bald zu den Armeen zu ſenden, um die verwundeten Soldaten in den Zelten und auf den Schlachtfeldern zu pflegen, bald in das Innere von Polen, ohne das für ſie befürchten zu dürfen, was für andere Perſonen ihres Geſchlechts und Alters ihn in Furcht hätte ſetzen können. Dieſer Felſen, auf den ſie unmittelbar bauten, war es auch, der ihnen überall, wo ihre Wirkſamkeit ſich hin verbreitete, auch bei andern Konfeſſionen Achtung erwarb.

In England ſcheint das Bedürfniß nach ähnlichen Inſtituten zuerſt gefühlt und darüber geſchrieben worden zu ſeyn; wenigſtens theilt uns der, durch ſeine Bemühungen um die Verbeſſerung des Gefängnißweſens in Deutſchland bekannte Dr. Julius in einem im Jahr 1827 über die weibliche Fürſorge für Gefangene und Kranke erſchienenen Schriftchen, jedoch ohne nähere Zeitangabe, einen Auszug aus dem Briefe eines brittiſchen Landpfarrers an den Biſchof von London mit, welcher einen Vorſchlag zur Errichtung proteſtantiſcher barmherziger Schweſtern enthält.

In die neueſte Zeit fallen die Bemühungen des Grafen von der Recke Vollmerſtein, welcher das apoſtoliſche Amt der Diakoniſſinnen in der evangeliſchen Kirche auch in Deutſchland zuerſt wieder ins Leben zu rufen ſuchte. Zu dieſem Zweck begann er im Jahr 1835 die Herausgabe einer Zeitſchrift: „Die Diakoniſſin, oder das Leben und Wirken der Dienerinnen der Kirche für Lehre, Erziehung und Krankenpflege," in welcher er es ſich zur Aufgabe machte, die Theilnahme für das Leben und Wirken der Diakoniſſinnen zu fördern. Er bot auch auf das Bereitwilligſte einen Theil der Lokalitäten auf ſeinem Gute zu Düſſelthal an, wo er ſchon früher eine, noch jetzt beſtehende Erziehungsanſtalt für verwahrloſte Kinder gegründet hatte. Zwar kam die Gründung eines Diakoniſſinnenſtifts in Düſſelthal damals nicht zu Stande, allein von der Recke hatte ſeinen Saamen im Glauben ausgeſtreut und die Saat ging nicht unter. Nur einige Stunden von Düſſelthal, in der benachbarten patriotiſchen Gemeinde

Kaiſerswörth, gelang es dem dortigen evangeliſchen Geiſtlichen Fliedner, die angeregte Idee ſchon im Winter von 18$^{36}/_{37}$ zu verwirklichen. Er hatte, wie der Graf von der Recke, hiebei ganz das Bild der vormaligen Diakoniſſinnen vor Augen, und wollte dem weiblichen Geſchlechte den großen geſegneten Beruf wieder zugänglich machen, den die Apoſtel ſelbſt ihm übertragen hatten.

Es galt ihm, wie er ſelbſt erklärte, diejenigen Kräfte dieſes Geſchlechtes in der evangeliſchen Kirche, welche durch ſtrafbare Nachläſſigkeit der Männer bisher vereinzelt und ohne hinreichenden Wirkungskreis geblieben waren, in einen Brennpunkt zu ſammeln, eine heilige Schaar einheimiſcher Miſſionarien zu bilden, welche die Barmherzigkeit Chriſti den verlaſſenen Kranken, den verwahrloſten Kindern, den geſunkenen Armen, den verirrten Gefangenen eines ganzen Landes nahe brächten, welche, indem ſie Thränen irdiſchen Elendes trockneten, eine göttliche Traurigkeit über das Sündenelend erwecken, aber zugleich vieler irdiſchen und geiſtlichen Noth vorbeugen hälfen, durch frühe Erziehung und Vermahnung zum Herrn, und das Alles ohne Geräuſch, ohne äußern Streit, in geregelter, vom Staate beſchützter und den Gemeinden erwünſchter anſpruchloſer Wirkſamkeit.

Zur Verwirklichung dieſes ſeines Planes kam ihm das in Rheinland-Weſtphalen lange und allgemein gefühlte Bedürfniß einer beſſern Krankenpflege ſehr zu Statten, weßhalb auch die Bildung von Diakoniſſinnen für den Krankendienſt ſeine erſte und wichtigſte Sorge war. Von allen Seiten her floſſen ihm oft unerwartete Unterſtützungen zu und ſichtlicher Segen ruhte auf dieſem Unternehmen. Mehrere Frauen- und Jungfrauenvereine bildeten ſich eigens zu dem Behufe, monatlich ein- und mehreremal für das Krankenhaus zu nähen. Der dortige Arzt, Dr. Thöniſſen, katholiſcher Konfeſſion, erbot ſich mit vieler Bereitwilligkeit zur Behandlung der Kranken und zum Unterricht der Krankenpflegerinnen in der körperlichen Behandlung der Kranken. Das hiefür von Fliedner angekaufte Haus enthält 20 hohe geräumige Zimmer, Waſchküche, Hof, Hintergebäude und $^{1}/_{4}$ Morgen Garten und hat eine ganz geſunde Lage.

Im erſten Jahre wurden von zwei Diakoniſſinnen in der Anſtalt ſelbſt 60 und in ihren eigenen Wohnungen in Kaiſerswörth und der nächſten Umgebung 28 Kranke gepflegt. Bis zum Jahre

1840 wurden daselbst 17 Diakonissinnen gebildet, und in der Anstalt mehr denn 260 Kranke verschiedener Konfessionen gepflegt. Unerwartete, zum Theil sehr schnelle Genesungen stärkten ihren anfangs noch schwachen Muth, selbst bei den eckelhaftesten Kranken auszudauern, welche hier schon deshalb nicht fehlten, weil die Anstalt zugleich eine Samariterherberge seyn will, namentlich für solche eckelhafte Kranken, welche, von andern Krankenhäusern ausgeschlossen, nicht wissen wohin, und sonst in ihrem Elend vergehen würden.

Außer der Bildung von Krankendiakonissinnen sorgte nun Fliedner auch für die Bildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen für Kleinkinderschulen, da von allen Seiten her sich eine große Nachfrage nach solchen Pflegerinnen zeigte.

Eine dritte Art von Pflegerinnen bilden die Gefangenendiakonissinnen, welche sich dem Dienste und der Besserung der Gefangenen widmen, wozu Fliedner'n die Strafanstalt in dem nahen Düsseldorf, so wie das von ihm gegründete evangelische Asyl für entlassene weibliche Strafgefangene geeignete Uebungsplätze darbot. *

Die Aufgabe ist stets, jeder Einzelnen der Diakonissinnen den ihrer Individualität und ihren Anlagen am meisten entsprechenden Wirkungskreis anzuweisen. In den innern Dienst der Anstalt (d. h. in die Geschäfte der Küche und Haushaltung, Besorgung der Wäsche und Leinewand, des Gartens) theilen sie sich abwechslungsweise, um in jedes sich einzuüben.

Als Bedingungen der Aufnahme zum Diakonissinamte fordert Fliedner:

1) vor Allem eine etwas geförderte christliche Erkenntniß; das erweckt und gläubig geworden seyn darf bei ihm nicht von ganz neuem Datum seyn. Er dringt deshalb auf eine Kenntniß des menschlichen Herzens aus eigener Erfahrung und auf eine vorhandene Erfahrung der Gnade Christi, damit die Diakonissin weder auf ihre eigene Kraft baue, noch an sich selber verzage,

* Man vergleiche dessen interessante Berichte über das evangelische Asyl für weibliche Entlassene zu Kaiserswörth. Düsseldorf, J. C. Denzer'sche Buchdruckerei.

sondern in ihrer Schwachheit allein auf den Beistand Gottes vertraue;

2) Körperliche Gesundheit. Schwache, reizbare Nerven, schwache Brust, körperliche Gebrechlichkeit, tief im Temperament eingewurzelte Neigung zur Schwermuth ꝛc. erklärt er nicht geeignet für einen solchen Beruf;

3) das Alter muß bei ihm in der Regel über 21 und unter 40 Jahren seyn;

4) verlangt er Kenntniß und Uebung in den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten, so wie überhaupt Willigkeit auch zu ungewohnter Arbeit;

5) müssen sie gut deutsch sprechen, gut lesen, schreiben und rechnen können, und sich endlich

6) einer sechsmonatlichen Probe- und Unterrichtszeit im Diakonissinnenhause unterwerfen, während welcher Zeit sie nur freie Kost und Logis erhalten. Finden sie dann sich geeignet und geneigt zum Krankendienste, so werden sie auf 5 Jahre engagirt, während welcher Zeit sie sodann außer freier Kost und Logis und freier Hauskleidung (welche in einem blauen Oberkleid für den Werktag, blauer Schürze, weißer Mütze und weißem Kragen besteht) noch jährlich einen Gehalt von 25 Thalern bekommen, um sonstige kleinere Bedürfnisse bestreiten zu können. Auch während dieser fünf Jahre können indessen triftige Gründe ein Ausscheiden aus diesen Verhältnissen veranlassen. Wenn sie während dieser Zeit in der Krankenpflege dienstunfähig geworden sind, und keine Mittel besitzen, so sucht die Anstalt nach Kräften zu ihrer Versorgung für die Zukunft mitzuwirken. — Auch solche Personen werden daselbst aufgenommen, welche für eine Gemeinde oder für ihren Familienkreis die Krankenpflege zu erlernen wünschen, wenn sie sich der Hausordnung gleich den Diakonissinnen unterwerfen wollen.

In den übrigen Theilen Deutschlands blieb die Einführung ähnlicher Anstalten bisher ein frommer Wunsch. Zwar wurde dieser Gegenstand in neuerer Zeit fast gleichzeitig in mehreren öffentlichen Blättern Württembergs und Badens angeregt; allein es scheint damals der Gegenstand noch zu neu und fremdartig gewesen zu seyn, und deshalb wenige Theilnahme gefunden zu

haben;* deſto freudiger ſchlug dieſe Idee Wurzel in dem für alle edlen Zwecke ſo freigebigen England. Die bereits erwähnte und durch ihre menſchenfreundliche Wirkſamkeit auch in Deutſchland wohl bekannte Eliſabeth Fry, welche im vorigen Jahre auf einer Reiſe nach Deutſchland die Diakoniſſinnenanſtalt zu Kaiſerswörth geſehen hatte, gründete nun in London nach dieſem Muſter ein Inſtitut proteſtantiſcher barmherziger Schweſtern, welches Unternehmen bereits viele Theilnahme und reichliche Beiſteuern genießt.

Auch in Frankreich bildeten ſich in neuerer Zeit in der evangeliſchen Kirche Vereine barmherziger Schweſtern.

Ich glaube nunmehr geſchichtlich nachgewieſen zu haben, daß eine ſolche Thätigkeit des weiblichen Geſchlechts und deren Förderung dem Geiſte der evangeliſchen Kirche keineswegs fremd iſt, ſobald die Form ſich ſtets den jeweiligen Bedürfniſſen anpaßt und die freie Thätigkeit der Liebe zu Chriſto nicht hemmt, ſondern nur ihr Träger wird.

Ehe wir nun näher auf eine Darlegung der zweckmäßigſten Form für unſern Plan eingehen, müſſen wir zuvor nochmals uns kurz die Zwecke einer Diakoniſſinnenanſtalt aufzählen.

Als äußere Zwecke ſind hieher zu zählen: Weſentliche Verbeſſerung der Krankenpflege, Bildung von Krankenwärterinnen, ſowohl für die Spitäler, als für einzelne Gemeinden und einzelne Familien, Bildung von Erzieherinnen für Kleinkinderſchulen und als Gehülfinnen von Rettungsanſtalten für verwahrloſte Kinder, Unterſtützung der Vereine zur Beſſerung der Strafgefangenen und zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge.

Innerer Zweck iſt die Verbreitung chriſtlicher Religioſität: einmal, indem man ſo vielen Gliedern des weiblichen Geſchlechts die ihnen eine zeitlang entzogene religiöſe Wirkſamkeit wieder einräumt, und ihnen hierdurch ihren natürlichen Standpunkt in der chriſtlichen Gemeinde wie auch in der bürgerlichen Geſellſchaft einen angemeſſenen Wirkungskreis anweiſt; anderntheils, indem durch

---

* In dem dritten Hefte der Annalen der proteſtantiſchen Kirche im Königreich Bayern (von Dr. Carl Fuchs) macht ebenfalls ein Artikel (S. 233) auf die Wichtigkeit ſolcher Anſtalten, insbeſondere auch für Bayern aufmerkſam.

dieſe Dienerinnen Chriſti ſein Wort immer mehr in die Hütten der Armuth und des Elends gebracht werden wird, für deren Wunden daſſelbe den alleinigen Balſam enthält. So ſagt Eliſabeth Fry in dem mehrerwähnten Aufrufe zur Bildung weiblicher Vereine für die Beſſerung der Gefangenen: „Vergeſſen wir es nie, daß die Quelle der Dienſtleiſtungen unſeres Vereins keine andere ſeyn darf, als die freie Hingabe des eigenen Willens an Gott aus dankbarer Liebe gegen ihn. Aus dieſem Mittelpunkte geſtaltet ſich ſodann die gewünſchte Thätigkeit und Vereinigung und die Ordnung dafür von ſelbſt."

Was nun die Vereinigung anbelangt, ſo ſoll dieſelbe blos inſoweit durchgeführt werden, als ſie zur Förderung des innern Zwecks nothwendig iſt. Ein klöſterliches Zuſammenleben würde dem Geiſte der evangeliſchen Kirche widerſprechen. Schon der äußere Zweck der Bildung von Gemeindediakoniſſinnen würde dieſes nie geſtatten. Auf der andern Seite darf aber die Wichtigkeit eines zeitweiſen gemeinſchaftlichen Zuſammenlebens in Beziehung auf die eigene religiöſe Förderung der Diakoniſſinnen nicht verkannt werden. Sehr ſchön und wahr ſagt auch hierüber unſere Eliſabeth Fry:

„Eine ſolche Vereinigung iſt nicht etwas Aeußerliches, obwohl auch äußerlich nichts ohne ſie geſchehen kann, ſondern ſie iſt die einzige natürliche Art des Lebens im Reiche Gottes. Der natürliche Menſch findet ſich durch ſeine Selbſtſucht im Zuſtande der Trennung und Abſonderung, in der Feindſchaft. Der Gläubige aber wird ſich ſeines geiſtigen Lebens, wenn er wahrhaft dazu erwacht iſt, nur in der Vereinigung bewußt. Es kann ihm ſo wenig einfallen, ſich abzuſondern und loszureißen, als dem Fuße oder der Hand von ihrem Körper ſich zu trennen. Nur was die Perſönlichkeit überwunden hat, und ein Geſammtgefühl mehrerer Mitwirkenden in Chriſtus geworden iſt, kann hoffen ein bleibender Gedanke Gleichgeſinnter nach einander, und ſo eine Stiftung eines Volkes, eine Anſtalt der Menſchheit zu werden." Im Vereine mit Andern wird in dem Chriſten das Bewußtſeyn lebendiger werden, daß er nur ein Glied des ganzen großen Körpers bilde; ſeine Perſönlichkeit und mit dieſer ſeine Eigenliebe, das Grab aller chriſtlichen Tugend, wird durch ein ſolches Zuſammenleben bei ihm immer mehr und mehr ſchwinden.

Aber nicht allein wegen dieſes geiſtigen Vorzugs iſt ein zeitweiſes Zuſammenleben der Diakoniſſinnen nothwendig: es erfordert dieſes auch ſchon die äußerliche Einübung in ihrem Berufe, beſonders der Krankenpflege. Es müſſen in der Erziehung der Kinder, dem Unterrichte junger Mädchen, der Pflege von Kranken ꝛc. ꝛc. manche Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben werden, welche man ſich am leichteſten in beſondern Erziehungsanſtalten, Schulen, Krankenhäuſern ꝛc. zu eigen machen kann. Wie mancher Kranke wurde ſchon den Seinen durch ſchlechte Pflege, mangelnde Hülfe, Unwiſſenheit entriſſen, und wie manches Kind wurde dadurch verwaiſt und am Ende wegen mangelnder Erziehung auch verwahrloſt! Welch ein Segen wäre es da für ſo manche Gemeinde, wenn ſie von chriſtlicher Liebe beſeelte Diakoniſſinnen hätte als Krankenpflegerinnen in den Hütten der Armen und in den Paläſten der Reichen, als Erzieherinnen der verlaſſenen Kleinen!

Soll nun die Idee proteſtantiſcher Diakoniſſinnen in einem beſtimmten Kreiſe verwirklicht werden, ſo wird ſich dies etwa folgendermaßen geſtalten: Alle Diakoniſſinnen eines Landes (überhaupt eines größeren Länderſtrichs) bilden Einen Verein. Der Centralpunkt dieſes Vereins bildet ein Mutterhaus, in welchem ſie für ihren Dienſt gebildet und von wo aus ſie ſodann an die verſchiedenen Plätze hin verſendet werden, wo man ihrer bedarf, und wo ſie ihren eigenthümlichen Anlagen nach am ſegensreichſten werden wirken können. Sie werden in das Mutterhaus auf kürzere oder längere Zeit zurückberufen, wenn man ihrer Dienſtleiſtungen, wegen deren ſie abgeſandt worden, nicht mehr bedarf (z. B. beim Aufhören einer Epidemie, wo in einer Gemeinde mehr Wärterinnen als gewöhnlich nöthig waren); wenn ſie am ungeeigneten Platze ſich befanden und beſſer anderswo verwendet werden könnten; endlich zur Belebung ihres inneren chriſtlichen Wandels durch die Stärkungen, die dem einzelnen Gemüthe in der Gemeinſchaft Gleichgeſinnter zu Theil werden, und zur Abſtreifung aller Eigenheiten, welche ſich in der Welt ſo leicht dem Aeußern auch des redlichſten Chriſten anhängen. Das Mutterhaus ſoll ihnen ein heimathlicher Heerd auf dieſer Erde ſeyn, von dem ſie ſtets Troſt und Rath holen können.

Innere Ordnung des Mutterhauſes. Die Leitung

der Anstalt, die Oberaufsicht der Krankenpflege, die Bildung und Versendung der Schwestern liegt einer Vorsteherin, dem Hausgeistlichen und je einem Mitgliede der, dieses Unternehmen unterstützenden Männer- und Frauenvereine ob. Als technische Mitglieder des Directoriums sind in den betreffenden Fällen der Hausarzt und der ökonomische Verwalter beizuziehen. Um durch Wiederholungen nicht zu ermüden, verweise ich bei den Bedingungen der Aufnahme auf die in Kaiserswörth festgesetzten, oben bereits mitgetheilten Punkte und glaube mich hier nur gegen das dort als schon lange vorhanden verlangte „Erweckt- und Gläubig geworden seyn" aussprechen zu müssen, da ja die ganze Anstalt nur ein Mittel zu dem allgemeinen Zwecke seyn soll, den Weg zu Gott in dem Gemüthe der Jungfrau anzubahnen, und nicht allein als Selbstzweck erscheinen soll; durch obige Bestimmung würde jedoch vielen Jungfrauen ein Förderungsmittel für die Entwicklung ihres innern religiösen Lebens, in dem doch gewiß untergeordneten Interesse der Anstalt vorenthalten werden. Ohnedies gibt ja die Bestimmung einer je nach Bedürfniß zu verlängernden Probezeit den Vorstehern stets die Mittel in die Hand, ungeeignete Individuen zu entfernen.

Was nun noch die (mit einer würdigen religiösen Feier verbundene) Aufnahme selbst betrifft, so sollte die Anstalt die Verpflichtung übernehmen, bei sechsjähriger treuer Dienstleistung die Aufnahme ihrerseits als eine lebenslängliche anzusehen, so wie auch für die, nach dieser Zeit in ihrem Beruf dienstunfähig gewordenen Schwestern, die keine Mittel mehr besitzen, nach Kräften zu ihrer Versorgung beizutragen, was um so eher möglich seyn wird, da sie, wenn sie in der Anstalt bleiben, durch ihre gemachte Erfahrung den neu eingetretenen Schwestern durch Rath und Unterricht immer noch nützlich werden können. Die Schwestern haben nichts mitzubringen. Sie erhalten freie Wohnung, Kost und Kleidung und nebenbei zu Bestreitung kleinerer Bedürfnisse einen kleinen Jahrgehalt. Mit Recht bemerkt der oben erwähnte brittische Landpfarrer: „Ihr Einkommen sollte so seyn, daß jede Schwester dadurch gegen Mangel gesichert wird und im Stande ist (in den Gemeinden) eine Stellung einzunehmen, die zur Erweckung der nothwendigen Hochachtung hinreichend über der Armuth, aber

dennoch nicht ſo hoch ſteht, daß ſie dadurch unfähig werden, mit dem Armen zu fühlen und zu leiden."

Es iſt durchaus nicht nöthig, daß die zur Aufnahme ſich Meldenden ſtets den Vorſatz haben ſollten, länger als 3 Jahre (für welchen Jahrescyklus die eintretenden Schweſtern ſich verpflichten ſollen) zu bleiben; denn es dürfte wenigſtens das Mutterhaus gar wohl als eine Anſtalt betrachtet werden, in welcher jedes Mädchen eine Schule chriſtlicher Zucht als Vorbereitung für ihr ſpäteres häusliches Leben durchzumachen hätte. Es iſt eine ſolche Schule, wie ſich Eliſabeth Fry darüber ausdrückt: „eine Schule der Demuth, des Gehorſams, der Pflichttreue und der Selbſterkenntniß."

Die Anſtalt könnte und ſollte nur beſtehen durch freie Beiträge chriſtlicher Freunde. Eine Abnahme der allgemeinen Theilnahme iſt für dieſes Unternehmen das Urtheil über ſeine Unzweckmäßigkeit. Sie kann nur durch Gott und im Vertrauen auf Ihn allein beſtehen.

Die Anſtalt müßte, wie bereits erwähnt, unmittelbar unter der Oberaufſicht eines ſich hiefür konſtituirenden Vereins ſtehen. Von der Bildung eines ſolchen Vereins hängt, ganz abgeſehen vom Oekonomiſchen, das Gelingen der Sache ſchon deshalb ab, weil erſt, wenn ſich der Verein öffentlich angekündigt hat, die evangeliſche Jungfrau, beſonders aus wahrhaft gebildeten Familien, freudig und rückhaltslos die Anſichten ihres Herzens kund thun und öffentlich für den Beitritt ſich erklären wird, da ſie nun in den öffentlich genannten Mitgliedern des Vereins eine Garantie gegen alle Anfechtungen ihres Schrittes in der öffentlichen Meinung findet. Dieſe Garantie wird um ſo ſtärker ſeyn, je mehr dem Vaterlande bekannte, geachtete, und mit den Familien des Landes enger verbundene Perſonen öffentlich ſich für die Sache und deren Unterſtützung erklären.

Nachdem ich nun in Vorſtehendem einen Gegenſtand zur Sprache gebracht habe, deſſen Wichtigkeit für unſere Zeit ſich mir immer lebhafter aufgedrungen hat, ſo lege ich denſelben allen chriſtlich geſinnten, für Verbeſſerung der Lage ihrer unglücklichen Mitbrüder und Mitſchweſtern zu wirken Entſchloſſenen zur Prüfung

und Beherzigung um ſo mehr vor, als dieſer Gegenſtand bei der Aufmerkſamkeit, welche derzeit die ganze evangeliſche Chriſtenheit den Entwicklungen in Syrien ſchenkt, und bei den Verſuchen des Königs von Preußen, in Paläſtina, der Wiege des Chriſtenthums, eine deutſche evangeliſche Kirche zu gründen, zu deren Befeſtigung und Sicherung er vor Allem die Gründung eines Hoſpitals für hülfsbedürftige evangeliſche Reiſende, ſo wie einer Schule für nöthig erachtet, auch in dieſer Beziehung einer Beachtung nicht unwerth ſeyn dürfte.

a

Die Banken und der Handel Amerika's.

Noch nie wohl haben auswärtige Geldfragen ein so allgemeines Interesse in Deutschland gefunden, als die Angelegenheit der amerikanischen Banken. Man kann in gewisser Beziehung sagen, daß die Parteistreitigkeiten in Amerika ein allgemeineres Interesse in Europa und in Deutschland insbesondere erst seit der Zeit erregt haben, wo Herr Nikolas Biddle mit dem Präsidenten Jackson um den Vorrang stritt. Dieses Interesse hatte freilich seinen natürlichen Grund in dem damals beginnenden Hinüberströmen europäischer Kapitalien nach Amerika, und dieser Umstand hat auch das Interesse um so mehr wach erhalten, als ein Theil dieser Kapitalien durch das infame Benehmen der Vereinigten Staatenbank wirklich verloren gegangen ist, und bei der gegenwärtigen Verwirrung der amerikanischen Geldverhältnisse die Besorgniß herrscht, als sollten die übrigen Kapitalien ein gleiches Schicksal theilen. Um diese übertriebenen Besorgnisse zu zerstreuen, verlohnt es wohl der Mühe, einen kurzen Blick auf die frühern Verhältnisse des amerikanischen Handels zu werfen, um dadurch den Fall eines so mächtigen Instituts wie die Vereinigte Staatenbank zu erklären, und dabei wohl zu sichten, wo das Mißtrauen gerechtfertigt ist, und wo es als übertrieben erscheinen kann.

Da die Bedeutung der Sache für Europa erst mit dem Jahre 1830 beginnt, so wollen wir über die frühern Verhältnisse gerade nur so viel beibringen, als zur Erklärung unumgänglich nothwendig ist. Ein Zustand der Dinge, wie derjenige, welcher die Entstehung eines solchen Ungeheuers von List und Betrug, wie die Vereinigte Staatenbank war, zuließ, ist freilich nicht an

einem Tage entstanden, sondern ist das Ergebniß einer gänzlich fehlerhaften Konstitution der Banken, wodurch es diesen gestattet ist, Papiergeld nach Gefallen auszugeben, und so das erste Recht des Staats, die Regulirung der Münze, faktisch an sich zu reissen. In einem Lande, wie Amerika, wo die Ausdehnung des Bodens mit der Zahl der arbeitenden Hände außer Verhältniß steht, wo übrigens die großen Entfernungen den Transport des baaren Geldes erschweren, da ist Papiergeld irgend einer Art fast eine Nothwendigkeit, zum mindesten ein ungeheures Beförderungsmittel des materiellen Wohlstandes. Aber der Mißbrauch dieses Beförderungsmittels hat auch dem Lande zu wiederholten Malen tiefe Wunden geschlagen, und ist in den letzten 7 Jahren, durch zufällige Umstände gefördert, so hoch gestiegen, daß endlich ein allgemeiner Bruch erfolgen mußte, der immer noch nicht ganz sein Ende erreicht hat, vielmehr eine wahrhaft chaotische Gestalt annimmt, wobei man die leitenden Fäden sorgsam im Auge behalten muß, wenn man sich nicht gänzlich verwirren will.

Nordamerika errang seine Unabhängigkeit zwar 6 Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution, aber seine Einheit in kommerzieller und politischer Hinsicht fällt so ziemlich mit dieser Begebenheit zusammen. Die erste Entwickelungsperiode des nordamerikanischen Handels fällt also in die Zeit des erbitterten Kampfes zwischen England und der französischen Republik, und das Waghalsige des damals betriebenen Zwischenhandels drückte für lange Zeit dem Handel der Nordamerikaner jenes Schwindelhafte auf, das man ihnen so häufig, und nicht mit Unrecht, vorgeworfen hat; die zahlreichen Bankerotte, die ein solcher Handel nothwendig im Gefolge führte, stumpften die moralische Scheu in einem Grade ab, daß man früher oft behauptete, auf einer amerikanischen Börse fänden sich kaum 2 oder 3 Kaufleute, die nicht ein oder mehreremal fallirt hätten. Das hat sich seitdem wesentlich verändert, und man würde sehr Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, daß die neuern Ereignisse von keiner Besserung zeugten.

Die Größe des durch ein Uebermaaß von Papiergeld erzeugten Uebels hat, wie man sich leicht denken kann, den Verstand geschärft, die Federn in Bewegung gesetzt, und namentlich hat die den Banken feindselige, gewöhnlich mit dem Namen der Demokraten belegte Partei es nicht an Bemühungen fehlen lassen, den

unheilvollen Stand der Dinge in ein klares, jedermann verständliches Licht zu ſetzen. Man hat bemerkt, daß die unmäßige Ausgabe von Papiergeld zu einem ſchwindelhaften Handel verleite, die Preiſe aller Waaren hinauftreibe, daß dann die Fremden dieſen Zuſtand der Dinge benützten und das baare Geld aus dem Lande zögen, worauf das, aller ſichern Grundlagen entbehrende Papiergeld plötzlich ſeinen Werth verlieren, und damit eine Entwerthung aller Dinge, der beweglichen wie der unbeweglichen Güter, herbeiführen müſſe. Legt man dieſe, erſt in den letzten Jahren zur allgemeinen Einſicht gediehene Schlußreihe als Maaßſtab an die Erſcheinungen der Jahre 1815 und 1819, ſo hat man eine richtige Erklärung des damaligen und des jetzigen Zuſtandes, nur mit dem weſentlichen Unterſchied, daß man damals eine Linderung des ſchlimmen Zuſtandes in der Errichtung neuer Banken ſuchte, — in Penſylvanien wurden allein im Jahre 1819 41 Banken mit Vorwiſſen der Legislatur errichtet; — gegenwärtig aber iſt die Ueberzeugung von dem Mißbrauch der Banken ſo ſtark, daß an ein ſo verderbliches Hülfsmittel jetzt nicht zu denken iſt. Im Jahre 1816 war die Vereinigte Staatenbank mit einem Kapital von 35 Millionen Dollars errichtet worden, von denen die Regierung den fünften Theil übernahm; die Bank ſollte namentlich den Wechſelkurs zwiſchen den verſchiedenen Staaten reguliren und zugleich als Depoſitar der Staatsgelder dienen. Vor der Hand konnte ſie aber nur die Zahl der ohnehin ſchon allzu zahlreichen Banken vermehren, und der einzige Unterſchied zwiſchen ihr und den andern Banken war, daß ihre Papiere den Kredit der Vereinigten Staaten zum Rückhalt hatten, und ſie wegen der in ihren Gewölben niedergelegten und zu ihrer Benutzung ſtehenden Staatsgelder nicht wohl inſolvent ſeyn konnte. Dies ſteigerte ihren Kredit, ihre Aktien ſtiegen ſchnell auf 160, was freilich keinen Beſtand hatte, ſanken aber nur einmal durch gewiſſenloſe Verwaltung bedeutend unter Pari. Sie überſtand die Kriſis des Jahres 1819, aber um welchen Preis, das iſt bis auf dieſen Tag ein Geheimniß geblieben. Unterrichtete Leute wollten wiſſen, daß ſie ſchon im Jahre 1820 durch ſchlechte Schuldner einen Verluſt von 4 Millionen Dollars erlitten habe; es kann aber bei dieſem Verluſte unmöglich geblieben ſeyn, namentlich wenn man erwägt, daß in ihren Statuten die widerſinnige Beſtimmung ſich fand, daß man gegen Deponirung

ihrer eigenen Aktien eine ihrem Werthe gleichkommende Summe entlehnen konnte; hiezu kommt noch, daß die Aktien nur zu einem Viertheil in baarem Gelde, zu ¾ in Papier bezahlt wurden, wahrscheinlich auch in Pfandbriefen auf liegende Güter, deren Werth im Jahre 1819 auf die Hälfte des frühern herabsank.

Wie dem indessen auch seyn mochte, an der Zahlungsfähigkeit der Bank zweifelte Niemand; zudem waren die nordamerikanischen Kaufleute, durch die Erfahrungen der Jahre 1815 und 1819 gewitzigt, in ihren Unternehmungen mäßiger und besonnener geworden, und die Vereinigte Staatenbank leistete dem Handel durch ihren ausgebreiteten Kredit sehr wesentliche Dienste. * Während dieser anscheinenden Prosperität trat auf einmal ein Umstand ein, welcher in der Regierung gegründete Zweifel an der Zahlungsfähigkeit der Bank erweckte. Jackson ertheilte im Anfang des Jahres 1833 der Bank den Auftrag, die letzten noch übrigen drei Millionen der Unionsschuld vollends zurückzuzahlen. Der Präsident der Bank, Herr Biddle, stellte dem General Jackson vor, wenn er die drei Millionen sogleich zahlen solle, so müsse er von den Kaufleuten bedeutende Summen zurückfordern, was störend auf den Handel einwirken könne; er bat deshalb um einen halbjährigen Aufschub. Jackson, völlig arglos, gewährte ihm, war aber nicht wenig erstaunt, zu vernehmen, daß die Bank ausstehende Schulden von den Kaufleuten mit Härte eintrieb; schon dies war verdächtig, aber wie erstaunte Jackson, als er erfuhr, daß Biddle einen Herrn Cadwallader nach London geschickt habe, um bei dem Hause Baring und Kompagnie ein Anlehen von 5 Millionen Dollars zu kontrahiren, und diesem unter andern auch die einzulösenden Schuldscheine der Vereinigten Staaten zu verpfänden. Gegen dieses völlig widerrechtliche, ja betrügerische Verfahren schritt Jackson offen ein, und erklärte ohne Umschweif, daß er einer Erneuerung des Bankprivilegiums, das mit dem 31. März 1836 ablief, sich widersetzen werde. Dies ist die allerdings mit Begierde ergriffene Veranlassung ** des berühmten Streits zwischen

---

* Sie erleichterte namentlich den Handel nach Ostindien und China, der größtentheils bisher mit baarem Gelde betrieben werden mußte, durch ihre allenthalben willig angenommenen Wechsel.

** Jackson hatte freilich schon lange der Vereinigten Staatenbank den

der Bank und der Regierung, welcher bis ins Jahr 1838 lebhaft fortgeführt wurde.

So weit scheint freilich nur die Vereinigte Staatenbank selbst betheiligt, aber der Kreis sollte sich schnell erweitern und die Verflechtung Europas in vollem Maaße hervortreten. Seit dem Jahre 1830 hatte sich nämlich von Seite englischer Kapitalisten das Bestreben kund gegeben, Gelder in Amerika anzulegen; der Stand der öffentlichen Angelegenheiten in Europa, wo man einen allgemeinen Krieg, dessen Ausgang niemand berechnen konnte, fast mit Sicherheit erwartete, wurde Veranlassung, für die in der 15jährigen Friedensepoche gesammelten Kapitalien eine sicherere Verwendung zu suchen. So gingen die Agenten mancher großen englischen Banquierhäuser nach Amerika, suchten Kapitalien zu placiren, und waren, wie man sich denken kann, in der Auswahl der Personen nicht immer sehr glücklich. Massen von Geld strömten hinüber, und der bei den Amerikanern nur allzuwache tolle Spekulationsgeist fand hier neue Nahrung. Banken und Handelsunternehmungen schossen wie Pilze aus dem Boden, und die Staaten begannen Anlehen zu machen und innere Verbesserungen, improvements, wie man es nannte, nämlich Straßen, Kanäle und Eisenbahnen in Ausführung zu bringen. Indessen ging Anfangs die Sache noch ganz mäßig, und die Staatsanlehen beliefen sich im Jahre 1836 nicht über 65 Millionen Dollars. Aber die Privatspekulationen fingen bereits an eine ungünstige Wirkung zu äußern; die Preise aller Waaren stiegen so unmäßig, daß man, um nur Eines anzuführen, aus Deutschland Korn in ziemlicher Menge nach Amerika führte, weil der Preis des Getreides daselbst durch die allgemeine Spekulationswuth und die unmäßige Verausgabung von Papier eine ungeheure Höhe erreicht hatte und fast auf das Dreifache gestiegen war. Eisenbahnaktien, Landaktien, Kanalaktien, Bankaktien, kurz Aktien aller Art wurden zu

Untergang geschworen, da sie den armen Soldaten, welche von den leeren Schatzkammern der Union mit Papieren bezahlt wurden, diese zu einem ungeheuren Disconto eingelöst hatte, sich aber solche nachher, wie natürlich, vollwichtig von der Regierung bezahlen ließ. Auch hatte sie dem General Jackson während eines Feldzugs Geld zur Bestreitung der Militärbedürfnisse verweigert.

unnatürlichen Preisen hinaufgetrieben, die Waaren der Fremden fanden, da Geld — freilich Papiergeld — in vollem Maaße vorhanden war, einen raschen Absatz, die Fremden zogen dafür nicht das Papiergeld, das sie nicht brauchen konnten, sondern die klingende Münze aus dem Lande, und bald konnte der geringe Vorrath an baarer Münze das ungeheure Gebäude des Papierwesens nicht mehr tragen, und dieses brach endlich zusammen. Das war die große Krisis des Jahres 1836, der bald die allgemeine Einstellung der Baarzahlungen im ganzen Umkreise der Union folgte.

In dieser Krise benahm sich die Mehrzahl der Banken auf eine abscheuliche, wahrhaft betrügerische Weise: nicht genug, daß sie den Kaufleuten ihre Wechsel nur zu hohen Zinsen escomptirten und in Papier bezahlten, kauften sie auch noch dies Papier, das begreiflicher Weise bald in seinem Werthe ungeheuer fiel, heimlich wieder auf. Man kann wohl sagen, daß von jener Zeit her die gänzliche Unpopularität dieser Banken vornämlich datirt. Freilich war man an Banken und Papiergeld so gewöhnt, daß man an den radikalen Fehler der amerikanischen gar nicht dachte, und noch immer genossen sie eines Ansehens und eines, freilich oft erkauften Einflusses, der ans Fabelhafte gränzte. Wir werden alsbald sehen, welcher Verstöße gegen alles Recht und Gesetz die Vereinigte Staatenbank sich schuldig machte, ohne daß die öffentliche Meinung sie gezwungen hätte, davon abzustehen.

Der Freibrief der letztgenannten Bank lief, wie schon erwähnt, mit dem 31. März 1836 zu Ende, und Herr Biddle hatte von dem Augenblick seines Bruchs mit Jackson an, hinreichend Zeit, sich umzusehen und seine Stellung einzunehmen. Er sah, mit welcher Uebereilung man den Amerikanern europäische Kapitalien aufdrängte, und beschloß, diese Bewegung zu benützen und sich zu ihrem Mittelsmann aufzuwerfen. Er wirkte, als der alte Freibrief seiner Bank zu Ende lief, einen neuen, gegen ungeheure Summen *, von dem Staate Pensylvanien aus, und begann also am 1. April,

* Dafür erhielt er aber auch das Recht, mit beweglichen und unbeweglichen Gütern Handel zu treiben, was der Freibrief der Union ihm nicht gestattet hatte.

ominös genug, seine neue Laufbahn; wie es damals mit dem Soll und Haben der Bank stand, wird wohl immer ein Geheimniß bleiben, kein Zweifel aber ist, daß ein großer Theil des Grundkapitals damals schon verloren war.* Die Spekulationswuth in Amerika war damals schon auf ihrem Gipfel, und der Bruch nicht fern; er erfolgte im Juli desselben Jahres. So hoch man zu jener Zeit die amerikanischen Stapelartikel, namentlich Baumwolle hinaufgetrieben hatte, so tief drohten sie jetzt zu sinken; denn um die Geldforderungen in Europa, namentlich in England zu befriedigen, hätte man um jeden Preis die Waaren losschlagen müssen. Da trat Biddle dazwischen und bot den Produzenten und den Pflanzern der südlichen Staaten Vorschüsse an, wenn sie ihm ihre Baumwolle abtreten wollten. Der Vorschlag ward bereitwillig angenommen, und die großen Baumwollenoperationen begannen. Er bezahlte in Amerika mit Papier, das er bei der allgemeinen Zahlungssuspension der Banken nicht einzulösen brauchte, und verkaufte in Europa gegen baar Geld. Das war indeß nur ein Theil seines Plans, der darin bestand, die reichlichen Kapitalien Europa's, die dort nur schwache Interessen abwarfen, durch den Reiz hoher Zinsen nach Amerika zu locken; dieß gelang auch eine Zeitlang so gut, daß er z. B. im Jahr 1837 für 3 Mill. Pfund Sterling Wechsel auf den englischen und einigen Kontinentalmärkten verkauft haben soll. Da diese Wechsel fünf Prozent Zinsen trugen, wurden sie namentlich in London mit Begierde aufgekauft. Dieses System, konsequent fortgeführt, mußte den Zinsfuß in Europa hinauftreiben und in Amerika allmählig drücken. Indeß kannte Biddle den Stand seiner Kasse allzugut, er wußte zu wohl, daß der Kredit seiner alleinigen Bank solche ungeheure Operationen nicht in die Länge aushalten könne; zudem konnte ihm nicht entgehen, daß die Zahlungssuspension der Banken nicht ewig dauern werde, und darum sah er sich nach andern Stützen um. Das erste war, nach Jacksons Rücktritt im Frühjahr 1837 seine Bank dem schwächeren Van Buren wieder als Nationalbank aufzudringen; hätte er dieses erreicht, so würden seine Papiere den Kredit der Vereinigten Staaten zum Rückhalt gehabt haben, und wer weiß, wie weit er sein System,

* Es wird dieß allerdings vielfach bezweifelt, die Wahrscheinlichkeit spricht aber dennoch dafür.

das Laws Finanzplane weit hinter sich ließ, noch getrieben hätte. Aber die besser unterrichteten Amerikaner wußten zu wohl, daß er bankerott sey, und alle Bestechungen von Kongreßmitgliedern, alles Einwirken auf die Einzelstaaten half nichts; er hatte sich bereits durch mehrere Ungesetzlichkeiten, z. B. durch die Wiederausgabe alter, längst eingezogener Schatzkammerscheine der Vereinigten Staaten (sogenannte resurrection-notes) hinreichend verdächtig gemacht, daß es dem Einfluß der demokratischen Partei gelang, nach langem, mühseligem Kampf alle Anschläge Biddles und der ganzen Bankpartei, welche nur in einer unmäßigen Vermehrung des Papiergeldes eine Rettung für sich sahen, zu vereiteln. Jetzt war für Biddle nur noch Eine mögliche Rettung, nämlich die, so viele Einzelstaaten in seine Angelegenheit zu verflechten, daß man ihn nicht fallen lassen könne, ohne zugleich den Kredit aller dieser Einzelstaaten mit zu ruiniren. Das gelang bis zu einem sehr hohen Grade; er unterstützte mit allem Eifer die damalige Wuth, Kanäle und Eisenbahnen anzulegen, und bot sich den Staaten als Darleiher an, was auch sehr bereitwillig aufgenommen wurde. Man kann annehmen, daß er in den Jahren 1837 und 1838 für nahe an 100 Millionen Dollars Anlehen kontrahirte; denn ungerechnet alle diejenigen Kanal- und Eisenbahnaktien der Einzelstaaten, welche er in England und auf dem Kontinent absetzte, fanden sich im Besitze seiner Bank, von der er übrigens nach der lange aufgeschobenen Wiederaufnahme der Baarzahlungen im Anfange des Jahres 1839 scheinbar zurücktrat, noch für 53 Millionen Dollars amerikanische Staatenpapiere vor.

Was den nachherigen Sturz der Vereinigten Staatenbank speziell herbeiführte*, die Verhältnisse ihrer Agentschaft in London, ihre Verbindungen mit dem Hause Hottinger in Paris und ihre Verhandlungen mit Hope in Amsterdam, alles dieses würde uns hier zu weit führen, und wir bringen hier nur noch zwei Punkte in Anregung. Eine Hauptveranlassung von Biddle's Sturz im Oktober 1839 war wohl die Errichtung von Staatenbanken in Missisippi, Arkansas und dergleichen. Als nämlich Biddle im Jahre 1837 so glücklich die Baumwollenerndte des Jahres 18$^{6}/_{37}$

* Außer den Machinationen in England hauptsächlich der Einfluß von Neuyork und Boston.

in Europa abgeſetzt hatte, und vielleicht damals wirklich bedeutende Summen gewonnen, wollten jene Staaten dieſen Gewinn theilen, errichteten ſelbſt Banken, machten den einzelnen Pflanzern gegen ihre Baumwollenvorräthe Vorſchüſſe, und verſandten letztere nach England. Aber theils war der Markt ſchon ziemlich überführt und die Preiſe fielen, theils war die ganze Führung des Geſchäftes koſtſpielig und unredlich — genug, ſchon im Jahre 1838 verloren die Papiere dieſer Banken 20 bis 25 vom Hundert. Biddle mußte dazwiſchen treten, und that es, theils um ſeine eigenen Baumwollenſpekulationen zu retten, theils um ſeinen Einfluß auch in dem ſonſt den Kaufleuten und Banquiers nicht geneigten Süden zu begründen, und ſich, wie man nicht mit Unrecht vermuthet, den Weg zur Präſidentenwürde zu bahnen. Er ſoll den Banken der ſüdlichen Staaten nicht weniger als 20 Millionen Dollars, freilich in Papier, gegen Deponirung ihrer Bankaktien vorgeſchoſſen haben. Obgleich dadurch dieſe Aktien für den Augenblick wieder auf Pari ſtiegen, und eine gute Anzahl an betrogene Privaten abgeſetzt wurde, ſo ſcheint ihm doch ein ſehr bedeutender Theil liegen geblieben zu ſeyn, wie er denn überhaupt mit den ſüdlichen Banken in ſo engen Verhältniſſen ſtand, daß faſt alle die Zahlungen einſtellten, ſo bald die Vereinigte Staatenbank im Oktober 1839 es that. Ein zweiter Umſtand, den man nicht außer Acht laſſen kann, iſt das Verhältniß der europäiſchen Gläubiger, insbeſondere der großen Banquierhäuſer. Es iſt kaum wahrſcheinlich, daß bei dieſen die ſo abſichtlich hinausgeſchobene Wiederaufnahme der Baarzahlungen, die Ausgabe längſt erloſchener Schatzkammerſcheine der Vereinigten Staaten, und das Maaßloſe des ganzen Treibens nicht ſchweren Verdacht einer muthwilligen, berechneten Betrügerei hätte erwecken ſollen; aber allen Umſtänden nach waren ſie zu tief hinein verwickelt, als daß ſie ihren Verdacht früher laut werden laſſen durften, und zu ihrer Entſchuldigung kann man anführen, daß Alles ſo raſch und unerwartet über ſie kam, daß ſie ſelbſt zum Theil überrumpelt wurden; denn man muß ſich erinnern, daß der ganze Verlauf der Vereinigten Staatenbank, von ihrer Gründung als Privatbank an im Jahre 1836 bis zu ihrer zweiten und faſt definitiven Zahlungseinſtellung im Oktober 1839 nur 3½ Jahr einnahm.

Es iſt für die Geſchichte der Vereinigten Staatenbank, wie

für den Handel Amerika's und seine demnächstigen Aussichten von Bedeutung, die Ursachen, weshalb die erstere ihre im Laufe des Jahres 1841 wieder aufgenommenen Baarzahlungen so schnell wieder einstellen mußte, zu beleuchten. Sie liegt in der schon erwähnten Eifersucht von Neuyork und Boston. Als Biddle im Jahre 1836 seine Bank in Philadelphia neu begründete, geschah dieß wie bekannt mit einem Kapital von 35 Millionen Dollars. Daß diese 35 Millionen größtentheils nur in Papier vorhanden waren, that damals nichts zur Sache; genug, diese 35 Millionen waren ein so ungeheures Kapital, daß Biddle seine Unternehmungen unmöglich auf den Staat Pensylvanien beschränken konnte: nicht nur errichtete er allenthalben Agentschaften, sondern zog auch alle größern, weitaussehendern Handelsgeschäfte an sich, so daß die reichern Kapitalisten in Boston und zum Theil auch in Neuyork nicht nur ihre Geschäfte bedeutend einschränken mußten, sondern auch, weil sie ihre Kapitalien nicht mehr mit gleichem Vortheil im Großhandel anlegen konnten, auf Fabriken und ähnliche Unternehmungen sich warfen. Aber den bedeutendsten Vortheil des Seehandels, welchen letzteren Philadelphia den Neuenglandstaaten und Neuyork nicht entreißen konnte, entzog ihnen die Vereinigte Staatenbank durch ihre mit Erfolg gekrönten Bemühungen, den Handel mit dem Mississippithale oder vielmehr mit dem ganzen hauptsächlich Ackerbau treibenden Westen in Philadelphia zu konzentriren. Die Einfuhr fremder Waaren ging zwar, wie bemerkt, meist nach Neuyork und Boston, bei der großen Erleichterung aber, welche die Vereinigte Staatenbank den Kaufleuten von Philadelphia gewährte, kamen die Handelsleute des Westens vorzüglich nach letzterm Orte, dessen Kaufleute die benöthigten Waaren in Neuyork und Boston ankauften, mit Wechseln auf sechs Monate bezahlten, und die Waaren mit 25 bis 30 Prozent Gewinn an die Handelsleute des Westens gegen neunmonatliche Wechsel absetzten. So kam, wie natürlich, der Haupthandel mit dem innern Lande in die Hände Philadelphias. Die Kaufleute in Neuyork und Boston aber, welche in den Jahren 1837 und 1838 in Folge der überwiegenden Macht der Vereinigten Staatenbank ihre Geschäfte hatten einschränken müssen, waren mit Geld wohl versehen, und konnten demnach die Erschütterung, welche auf die abermalige Einstellung der Baarzahlungen von Seiten der Banken zu Philadelphia

folgte, ziemlich leicht überſtehen. Jetzt nahte der Augenblick, um an Philadelphia und der Vereinigten Staatenbank Rache zu nehmen, und da der Zeitpunkt, wo die Philadelphiabanken ihre Zahlungen wieder aufnehmen mußten, nicht fern ſeyn konnte, ſo ergriffen ſie darnach ihre Maßregeln: ſie gaben den Kaufleuten von Philadelphia, von denen ſie doch nur Papier bekommen hatten, jeden gewünſchten Kredit und verlängerten bereitwillig die ſechsmonatlichen Wechſel; ſo bald aber im Januar 1841 die Vereinigte Staatenbank die Baarzahlungen wieder aufnahm, kamen alle dieſe Wechſel mit einemmale herein, und Baarzahlung ward verlangt. Beinahe wäre es gelungen, ſämmtliche Forderungen zu erfüllen, aber als eine Million nach der andern der Bank abgezapft wurde, verlor ſie den Muth, ſtellte abermals ihre Zahlungen ein, und nun war ihr Schickſal beſiegelt. Hätte ſie ſich erhalten, ſo wäre ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach bei dem Amtsantritt Harriſons, den die Bankpartei durch unerhörte Anſtrengungen auf den Präſidentenſtuhl gebracht hatte, wieder zur Bank der Union erklärt worden, um ſo mehr, als Biddle perſönlich zu der Partei der Demokraten übergetreten war, ein Schritt, der, ſo barok er auch erſcheinen mag, doch durch die Haltung der engliſchen Bank und der engliſchen Regierung ſich erklärt. Mit der Anerkennung als Unionsbank hätte das Papierſyſtem einen neuen Aufſchwung genommen und die Bank vielleicht den Kopf aus der Schlinge gezogen, was in der That trotz aller frühern Verluſte möglich geweſen wäre, wenn man erwägt, daß ſie eines Theils den Kredit der Union zum Rückhalt und andererſeits jährlich 25 bis 30 Millionen baares Geld ohne Zinſen zu ihrer Dispoſition gehabt hätte. Die Bankpartei ſtand durch die Wahl Harriſons auf dem Punkte ans Ruder zu gelangen, und ohne die moraliſche Niederlage einer dritten Einſtellung der Baarzahlungen, wenige Tage nach deren Wiederaufnahme, hätte ein Gelingen des Plans nicht außer den Grenzen der Möglichkeit gelegen.

Sehen wir ab von der unmittelbaren Veranlaſſung des endlichen und unwiderruflichen Sturzes der Bank, und wenden wir uns zu den entferntern und allgemeinern Gründen, ſo erhalten wir eine Ueberſicht des Standes der Dinge, welche zu ſonderbaren Betrachtungen Anlaß gibt. Es bleibt kaum ein Zweifel übrig, daß bei den ſcheinbar blos aus Privatſpekulation hervorgegangenen,

ungeheuern Anlehen der Amerikaner in England von keiner Seite absichtslos verfahren wurde, weder von Seite der Amerikaner, noch von Seite der Engländer. Biddle hatte es offenbar darauf abgesehen, Amerika das Uebergewicht im Geldwesen zuzuwenden, welches England bisher besessen hatte, während von Seiten der englischen Bank augenscheinlich der Plan hervorleuchtet, vermittelst der Anlehen und durch die Beherrschung der Geldinteressen Amerikas einen überwiegenden politischen Einfluß zu erlangen. Biddle war der bessere Finanzmann, und hätte sein ganzes Treiben auf einer solidern Basis beruht, so wäre er vielleicht als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen; so aber war er einer Menge Zufälligkeiten ausgesetzt, denen er endlich auch unterlag. Sobald er seine großen Baumwollenspekulationen begann, ahnte man in England alsbald die Gefahr, welche auf diesem Wege der englischen Geldmacht drohte; und von da an beginnt eine Reihe bald versteckter, bald offener Angriffe gegen Biddle und seine Bank, bis endlich das perfide Benehmen des Hauses Baring ihr den Todesstoß versetzte. Es ist indeß sehr zweifelhaft, ob alle Bemühungen der englischen Bank und ihrer Affiliirten den gegen England gerichteten Schlag abgewendet hätten, wenn nicht die im Jahre 1838 beginnenden schlechten Ernten in England selbst die Frage nach baarem Gelde gesteigert und den Absatz der amerikanischen Papiere erschwert, ja am Ende unmöglich gemacht hätten; denn in England mehr noch als auf dem Kontinent bildete sich, angetrieben durch das eigene Interesse, eine sehr thätige Partei, welche das amerikanische Bankwesen auf alle mögliche Weise zu stützen bemüht war. Als in Amerika der Kampf um die Präsidentschaft begann, und es sich darum handelte, ob die Bankpartei oder ihre Gegner das Feld behaupten, d. h. das Papierunwesen einen neuen Aufschwung nehmen und die alte Bahn maßloser Spekulationen wieder betreten werden, und damit auch die verderblichen Schwankungen der Preiße aller Dinge aufs Neue und zwar in stärkerem Grade beginnen sollten, wurden nicht nur in Amerika selbst von den Whigs oder der Bankpartei alle Kräfte und bedeutende Geldsummen in Bewegung gesetzt, sondern auch die beim Stand der amerikanischen Papiere betheiligten Kaufleute Englands und des Kontinents, selbst in Hamburg und Bremen, thaten ihr Möglichstes, und schossen sogar Geld zusammen, um die Wahlen zu

Gunsten der Whigs zu entscheiden. Die, welche dies thaten, hatten zwar die Hohlheit des amerikanischen Bankwesens wohl längst hinreichend erkannt, ihnen war aber auch nur darum zu thun, daß diese Papiere durch den Sieg der Bankpartei einen augenblicklichen Aufschwung bekämen, um sie mit Vortheil an Privaten abzusetzen, und so den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Diese Hoffnung wurde durch Harrison's frühzeitigen Tod und Tylers völlig abweichende Ansichten vereitelt.

Als Jackson den Kampf gegen die Banken begann, war die Partei, welche sich gegen diese aussprach, allerdings sehr klein; im Süden liebte man Kaufleute und Banquieurs nicht, da der chevalereske Sinn der Pflanzer dem Krämergeiste abhold war; in den mittlern und nördlichen Staaten dagegen genossen die Banken eines überwiegenden Einflusses. Aber das Einstellen der Baarzahlungen, die ungeheuern Verluste, welche die Kaufleute durch die Banken erlitten, von denen sie bis aufs Blut ausgesogen wurden, die Schwankungen im Preiße der Güter und selbst im Taglohne, endlich der Sturz der vereinigten Staatenbank, welcher viele Tausende an den Bettelstab brachte, Alles dies regte im Volke eine sehr heftige Stimmung gegen die Banken auf, welche in neuester Zeit bekanntlich sogar in Thätlichkeiten überging. Dazu kam die nur allzu begründete Besorgniß der Weitersehenden, daß Fremde, namentlich Engländer, durch die Banken einen ungebührlichen Einfluß auf die innern Angelegenheiten der Union erlangen möchten, und diese beiden Umstände zusammengenommen hätten der demokratischen Partei unfehlbar in den Wahlen das Uebergewicht gegeben, wenn Van Buren ein eben so geachteter und unerschütterlicher Führer seiner Partei gewesen wäre, wie Jackson. Jetzt sieht es indeß mit der Partei der Demokraten etwas anders aus; sie haben ein entschiedenes Uebergewicht und sind entschlossen, keine solche unverantwortlichen Banken mehr zu dulden, welche nach Gefallen durch Vermehrung oder Verminderung der Umlaufsmittel über das Steigen oder Fallen der Preiße verfügen, und somit gewissermaßen das Vermögen des Volks in der Hand haben.

Ehe wir auf den Werth oder Unwerth der Papiere der verschiedenen Staaten übergehen, haben wir noch eine Bemerkung über das gegenwärtige Zusammenbrechen der Banken beizufügen, welches von Vielen als eine Rekrudescenz der früheren Bankerotte

angesehen wird; es ist aber nichts als die offizielle Erklärung dessen, was schon seit Jahren kein Geheimniß mehr war, nämlich ihrer Zahlungsunfähigkeit. Präsident Tyler hat alle von den Whigs vorgeschlagenen Banken verworfen, und dafür jetzt eine nach seiner Ansicht vorgeschlagen, welche im Wesentlichen nichts seyn soll, als eine Giro- und Staatszettelbank, die den Kredit der Union zur Grundlage hat. Die Zettel, welche sie ausgibt, können vielleicht um wenige Prozente, nie aber bedeutend im Werthe fallen; somit ist es natürlich, daß sie die unsichern, auf schwankender Grundlage ruhenden Papiere vieler Banken, namentlich derer, welche die Baarzahlungen nicht aufgenommen haben, verdrängen müssen. Je größer nun die Wahrscheinlichkeit ist, daß der Finanzplan Tyler's angenommen wird, desto mehr muß man die Nothwendigkeit erkennen, die Banken wieder auf einen Vertrauen erweckenden Fuß zu setzen, und man sieht daher allenthalben die Staatslegislaturen ihren Banken die Alternative stellen, entweder die Baarzahlungen wieder aufzunehmen, oder aber zu liquidiren. Somit muß, was seit mehreren Jahren morsch war, zusammenbrechen, und es ist dies nur die Fortsetzung jener heilsamen Krise, in welche das Bankwesen der Vereinigten Staaten seit dem Oktober 1839 verfallen, und muß nothwendig zu seiner endlichen Wiedergenesung und Kräftigung führen. Dies bringt uns nun auf die zwei Hauptpunkte, nämlich den Werth der verschiedenen Staatenobligationen und die Verhältnisse des Handels.

Der Verlauf dieser Bankgeschichten, die einzelnen Stimmen, welche sich für Verweigerung der Zahlungen selbst der Staatenanleihen aussprachen, und die gegenwärtige Anarchie in den Unionsfinanzen selbst haben auf den Kredit der Vereinigten Staaten im Allgemeinen sowohl als im Besondern höchst nachtheilig eingewirkt; allein man muß hinsichtlich der verschiedenen Staaten sehr unterscheiden, und was die Stimmen betrifft, welche sich für Nichtanerkennung der Staatenschulden aussprachen, so ist es damit so schlimm nicht gemeint. Man darf nämlich nicht vergessen, daß diese Stimmen zuerst im Jahre 1838 laut wurden, als die demokratische Partei sich gegen die Banken und eben damit gegen einen drohenden übermächtigen Einfluß Englands aussprach. Damals ließ sich die demokratische Partei offen und ernstlich dahin vernehmen, die gemachten Schulden nicht anzuerkennen, und sich nicht

zur Bezahlung der kontrahirten Anlehen mit direkten Steuern belaſten zu laſſen. Damals waren in der Mehrzahl der mittlern und nördlichen Staaten die Whigs am Ruder, welche mit den reichlich zuſtrömenden Geldern nicht immer ſonderlich gut hausgehalten und manchmal Parteizwecke vermittelſt derſelben befördert hatten. Theils dieſer Umſtand, theils die Furcht vor dem Einfluß der Engländer, welche ſämmtliche Banken zu ſprengen und dadurch den ganzen Geldverkehr des Landes in ihre Hände zu bringen drohten, regten die Erbitterung der Demokraten auf; man nannte die Bankpartei die „engliſchen Whigs," und bekämpfte in ihrer Uebermacht zugleich den engliſchen Einfluß. Da war man denn freilich um die Mittel nicht verlegen, und warf den Engländern die Drohung eines allgemeinen Bankerotts ins Geſicht. Stimmen, wie die Webſter's, welche die Verbindlichkeit der Staaten, ihre Schulden zu zahlen, anerkannten und laut ausſprachen, wurden damals wenig geachtet, weil ſie zur Whigpartei gehörten; ſeit aber das Machtverhältniß ſich ganz anders geſtellt hat, ſeit die Demokraten eines überwiegenden Einfluſſes in den Angelegenheiten des Landes ſicher ſind, und vorerſt nicht zu fürchten iſt, daß die Geldleute und unter ihrer Firma die Fremden ſich einen ungebührlichen Einfluß im Lande verſchaffen, ſeitdem laſſen ſich ganz andere Stimmen vernehmen, da es der demokratiſchen Partei ſo ſehr wie den Whigs am Herzen liegen muß, den Kredit der Union, ſo wie den der einzelnen Staaten aufrecht zu erhalten. Die Lehre von der Repudiation, welche von dem in finanzieller Hinſicht am ſchlechteſten verwalteten Staate, von Miſſiſippi ausging, welcher die Unregelmäßigkeiten im Verkauf der Aktien ſeiner Bank dem fremden Gläubiger zur Laſt legen wollte, findet je länger je weniger Anklang, vielmehr ſprechen ſich die Legislaturen der bedeutendſten Staaten mehr und mehr für die moraliſche und rechtliche Verbindlichkeit aus, die von ihnen kontrahirten Schulden bis auf den letzten Heller zu bezahlen, und das Beiſpiel, welches ſo angeſehene Staaten wie Penſylvanien und Ohio gegeben, wird und muß Nachahmung finden, um ſo mehr, als auch die Stimme der erſten Magiſtratsperſon des Landes unumwunden ſich für die Verbindlichkeit zur Zahlung ausſprach.

Wenn man nun aber billigerweiſe an der Geneigtheit der meiſten Staaten, ihre Verbindlichkeit zu erfüllen, nicht zweifeln

darf, so erhebt sich die zweite Frage, ob sie dieser Verbindlichkeit auch gewachsen sind, und hier möchte die Antwort, wenigstens in Bezug auf die nächste Zukunft, keineswegs gleich günstig ausfallen. Es ist vor Kurzem in englischen Blättern eine allgemeine Uebersicht der Schulden der einzelnen Staaten erschienen, wobei diese Staaten hinsichtlich ihrer Zahlungsfähigkeit in drei Klassen eingetheilt werden. In die dritte oder schlechteste gehören Mississippi, Alabama, Louisiana, Arkansas, Indiana, Mischigan und Illinois. Von diesen gehören namentlich die vier ersten zu denjenigen, welche Herrn Biddle's Baumwollenspekulationen nachahmten, zu dem Ende Banken mit fremdem Geld errichteten und zum Theil so schlechte Wirthschaft führten, daß gleich im folgenden Jahre Biddle einschreiten mußte, um sie vom Verderben zu retten. Die Masse der Anlehen, welche zum Behuf der Errichtung von Staatsbanken aufgenommen wurden, beläuft sich auf etwas mehr als 52 Millionen Dollars, und macht also ein Viertheil der ganzen Summe aus, welche die einzelnen Staaten schuldig sind. Diese Anlehen stehen, namentlich in Folge des Benehmens von Mississippi, im schlechtesten Kredit, mit Ausnahme derer von Louisiana, welches allein zum Behufe der Errichtung einer Bank beinahe 23 Millionen entlehnte; Louisiana hat sich in seinen schlechten Kredit wahrscheinlich nur dadurch gebracht, daß es lange Zeit den Operationen seiner Bank, welche die Baarzahlungen noch um mehrere Jahre hinausschieben wollte, keinen Einhalt that; in neuester Zeit hat es jedoch Hand ans Werk gelegt, und man möchte jetzt sehr Unrecht haben, es in die dritte Klasse zu versetzen. Kentucky und Tenessee, welche mit dem entlehnten Gelde gleichfalls Banken errichteten, werden doch zur ersten oder zahlungsfähigsten Klasse gerechnet, ein Beweis, daß die Banken, wenn sie nur gut geleitet wurden, den Wohlstand des Landes wesentlich förderten. In ganz schlechtem Rufe steht eigentlich nur Mississippi, wo der Gouverneur M'Nutt sich selbst für die Nichtanerkennung eines großen Theils der Schuld aussprach. Illinois und Indiana, deren Papiere gegenwärtig mit am schlechtesten stehen, haben eigentlich blos den Fehler begangen, ihre künftigen Hülfsquellen zu schnell voraus zu nehmen, und sind in dieser Beziehung als ein warnendes Beispiel anzusehen; sie haben für Kanäle und Eisenbahnen ungeheure Summen aufgewendet, aber leider ist ein Theil dieser

Arbeiten noch nicht ganz vollendet, folglich noch nicht so produktiv, als sie seyn könnten, und die Bevölkerung im Allgemeinen noch zu dünn gesäet. Da aber diese mit reißender Schnelligkeit zunimmt, und nicht, nach dem allgemeinen Gesetz der Vereinigten Staaten, in 23 Jahren, sondern in 12 bis 15 sich verdoppelt, so ist zu vermuthen, daß eine vielleicht mehrjährige Suspension der Zinszahlung und spätere Kapitalisirung derselben das Schlimmste ist, was die Gläubiger derselben zu befahren haben werden, falls nicht, wie fast zu vermuthen, die Union durch Vorschüsse auf Eisenbahnen und Kanäle dazwischen tritt, oder die Staaten sich zu direkten Steuern entschließen, was bis jetzt noch viele Gegner findet, aber doch endlich durchgehen muß. Es kann hier nicht der Ort seyn, alle die einzelnen Staaten nach ihrer größern oder geringern Zahlungsfähigkeit durchzumustern, und wir verweisen in dieser Beziehung auf ein vor zwei Jahren in England erschienenes Werk von einem Herrn Trotter, welches über die Verwendung der gemachten Anlehen und die Aussicht auf günstigen Erfolg der Eisenbahnen, Kanäle ꝛc. alle Aufschlüsse gibt, deren man zu einer ziemlich gründlichen Beurtheilung der Einzelheiten bedarf.

Solche Aufschlüsse sind nöthig, um bei dem allgemeinen, gegen den amerikanischen Kredit entstandenen und zum Theil nicht unabsichtlich verbreiteten Lärm die Besinnung nicht zu verlieren und Alles verloren zu geben; die Sachen stehen weit nicht so schlimm als sie aussehen, und wenn man gleich den Schwindel, zum Theil auch die Unredlichkeit der Banken, die Unklugheit einzelner Staaten in ihren, alle gegenwärtigen Hülfsquellen übersteigenden Unternehmungen, wenn man die betrügerischen Spekulationen vieler Einzelnen zugeben muß, so läßt sich doch auf der andern Seite unmöglich leugnen, daß der Weg zum Bessern nicht nur in materieller Hinsicht durch den unglaublich steigenden Wohlstand der amerikanischen Staaten, sondern auch geistig durch die Erkenntniß der frühern Fehler angebahnt ist. Der ärgste Mißgriff aber wäre, wenn man die Anarchie, welche gegenwärtig in den Unionsfinanzen eingetreten ist, als ein weiteres schlimmes, den allgemeinen Sturz drohendes Moment bezeichnen wollte; sie ist vielmehr, so paradox dies auch klingen mag, hinsichtlich ihrer Ursache gerade der Beweis einer bessern Zukunft. Die Regierung hat hinsichtlich ihrer Finanzen eine falsche Berechnung gemacht, indem sie ihre

wahrscheinlichen Einnahmen nach der früher gewöhnlich eingeführten Waarenmasse berechnete. Während der ganzen Dauer des übermäßigen Banksystems, namentlich aber in den letzten Jahren stieg die Einfuhr ins Ungeheure, es fehlte ja nicht an Geld, diese Waaren zu bezahlen; denn einestheils lieferten die aus Europa herüberströmenden Kapitalien die nöthigen Mittel, andererseits half das willkürlich vermehrte Papiergeld jedem augenblicklichen Mangel ab. Eine Uebersicht der Ein- und Ausfuhr seit dem Jahre 1821, d. h. seit der vorletzten großen Geldkrise Amerika's, ist in dieser Beziehung höchst lehrreich.* Im Jahre 1821 betrug die Einfuhr 62½ Millionen: man ging damals gerade aus einer Bankkrise hervor, und somit war die Einfuhr mäßig. In den zehn Jahren von 1821 bis 1830 zusammengenommen betrug sie 797,733,430 Dollars, also, ein Jahr ins andere gerechnet, nicht völlig 80 Millionen. Während dieser zehn Jahre überstieg viermal

---

* Folgendes ist die Liste nach dem New-York Enquirer vom 7. Dezbr. vorigen Jahrs. Das Handelsjahr endet mit dem 30. September.

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Ueberschuß der Einfuhr.	Ueberschuß der Ausfuhr.
1821	62,585,724	64,974,382		2,388,658
1822	83,241,541	74,160,281	9,081,260	
1823	77,579,267	74,699,030	2,880,237	
1824	80,549,007	75,986,657	4,562,350	
1825	96,340,075	99,535,388		3,195,313
1826	84,074,477	77,595,322	6,479,155	
1827	79,484,068	82,324,827		2,840,759
1828	88,509,824	72,264,686	6,245,138	
1829	74,492,527	72,358,681	2,133,846	
1830	70,876,920	73,849,508		2,972,558
1831	103,191,124	81,310,583	21,880,541	
1832	101,029,266	77,176,948	23,852,323	
1833	108,118,311	90,130,433	17,977,876	
1834	126,521,332	81,024,162	45,497,170	
1835	149,895,742	121,693,557	28,202,185	
1836	189,980,035	127,663,040	62,316,995	
1837	140,989,217	117,419,376	23,569,841	
1838	113,717,404	108,486,616	5,210,788	
1839	162,092,132	121,023,406	41,068,716	
1840	104,805,881	131,571,950		26,766,059
1841	107,141,519	132,085,956		24,944,427

die Ausfuhr die Einfuhr, in den ſechs Jahren aber, wo die Einfuhr größer war als die Ausfuhr, betrug dieſer Ueberſchuß 31,381,986 Dollars; der Ueberſchuß der Ausfuhr in den vier Jahren 1821, 1825, 1827, 1830 belief ſich auf 11,397,288 Doll., der allgemeine Ueberſchuß der Einfuhr über die Ausfuhr in den zehn Jahren von 1821 — 1830 in runder Summe auf 20 Millionen, oder 2 Millionen des Jahrs. Dieſer geringe Ueberſchuß deckte ſich leicht durch die Vortheile der Fracht, und der Handel war gewiß für die Amerikaner ſo vortheilhaft als für die Völker, mit denen ſie Handel trieben. Anders aber verhält es ſich in den neun Jahren 1831 bis 1839; in dieſen neun Jahren ſtieg, wie aus der mitgetheilten Tabelle ſich ergiebt, die Einfuhr unmäßig, und niemals betrug ſie weniger als die Ausfuhr. Beachtenswerth iſt namentlich das Jahr 1836 mit 190 Millionen, denn gerade dieſes Jahr iſt das des ärgſten Schwindels. Der Ueberſchuß der Einfuhr über die Ausfuhr in dieſen neun Jahren beläuft ſich auf die ungeheure Summe von 279,596,437 Dollars, alſo jährlich etwa 31 Millionen, eine Summe, die ſich keineswegs mit den Vortheilen der Fracht, ſondern nur mit Schulden decken ließ, und die 210 Millionen, welche die einzelnen Staaten ſchuldig ſind, finden ſomit eine genügende Erklärung.

Wenn aber dieſe Aufzählung auf der einen Seite ſehr ungünſtig ausfällt, ſo bietet ſie auch wieder auf der andern Ausſicht auf eine ſehr reiche Zukunft dar; die Einfuhr in den genannten neun Jahren hatte zuſammen 1193½ Millionen betragen, alſo im Durchſchnitt jährlich 132½ Millionen; die Ausfuhr ſtieg in derſelben Zeit auf 914 Millionen, alſo auf etwas mehr als 100 Millionen jährlich; folglich iſt die Ausfuhr durchſchnittlich 22 Millionen mehr als in den Jahren 1821 bis 1830. Noch günſtiger ſtellt ſich die Sache, wenn man erwägt, daß bis zum Jahre 1834 die Ausfuhr ungefähr dieſelbe blieb, als ſie in den vorhergehenden zehn Jahren geweſen war; erſt ſeit dem Jahr 1835 überſchritt ſie mit einemmale 100 Millionen, und betrug in den fünf Jahren 1835 bis 1839 zuſammen 597 Millionen, jährlich alſo beinahe 120. In den letzten beiden Jahren hat die Ausfuhr dieſe Durchſchnittszahlen noch um 10 — 12 Millionen jährlich überſtiegen; es iſt alſo augenſcheinlich, daß das eingeſtrömte Geld auch fruchtbringend geweſen iſt, und die Handelsthätigkeit und Produktivität des Landes

gesteigert hat. Freilich mag der erklärte Werth der beiden letzten Jahre den wirklichen Erlös um ein ziemlich Bedeutendes übersteigen, indem namentlich die Baumwolle sehr gefallen ist; andererseits aber gilt wohl dasselbe auch von der Einfuhr, und jedenfalls muß die Masse der Produktion zugenommen haben. Dagegen hat die Noth selbst eine Beschränkung der Einfuhr bewirkt, da in den letzten Jahren zusammengenommen die Ausfuhr um mehr als 50 Millionen die Einfuhr überstieg. Rechnet man dazu noch den Ertrag der Fischereien, welcher großentheils, ohne in amerikanischen Häfen einzukehren, nach fremden Ländern ausgeführt wurde, so ergibt sich eine ungeheure Masse von Produkten, welche nicht blos die Zinsen der von Amerika kontrahirten Schulden gedeckt, sondern auch einen Theil des Kapitals getilgt haben müssen. Man hat diese Schlußfolgerung angestritten, es bleibt aber immerhin eine ausgemachte Sache, daß die Produktion in einer bedeutenden Zunahme begriffen ist, und zwar in einer größern, als man im Verhältniß zum Steigen der Bevölkerung erwarten sollte.

Wir müssen hier die Argumentation aus den Handelsergebnissen der letzten Jahrzehende einen Augenblick unterbrechen, um einen Blick auf die Verwirrung in den Unionsfinanzen zu werfen, die ihren Grund keineswegs in einer Zahlungsunfähigkeit, sondern einfach in dem Umstande hat, daß die Einfuhr in den letzten zwei Jahren, wo bekanntlich, dem Kompromiß von 1832 zufolge, der Tarif noch mit jedem Jahre fiel, bedeutend unter der Durchschnittszahl der frühern Jahre geblieben ist. Die Regierung hatte ihre Einkünfte nach dieser Durchschnittszahl berechnet, welche sich auf etwa 130 Millionen belief; da nun im Jahre 1840 die Einfuhr nur 105, im Jahre 1841 nur 107 Millionen betrug, so blieb sie also mit einem guten Fünftheile im Rückstand. Die Regierung wollte sich im vorigen Frühjahre, dem Wunsche der damals übermächtigen Whigs gemäß, durch ein Anlehen helfen, weil man sich zu diesem Behufe an die Kapitalisten wenden mußte. Da aber der Präsident Tyler auf die Ansichten der Whigs und ihr Verlangen nach einer Nationalbank nicht einging, so verweigerten sie später ihre Mitwirkung zur Realisirung des Anlehens, an welchem die Regierung nicht völlig 6 Millionen unterbrachte. Seit dem Wiederzusammentritt des Kongresses ist nun zwar die Ausgabe von Schatzkammerscheinen bewilligt worden, aber diese helfen der Regierung

für den Augenblick wenig, da ſie nur zu 500 Dollars ausgegeben werden, und ſomit in den kleinen Verkehr gar nicht kommen können; gewöhnlich werden ſie nur von den Kaufleuten angenommen, welche ſie zur Bezahlung der Zölle verwenden; um aber in größerer Zahl angebracht zu werden, muß vorerſt das Frühjahr, und mit dieſem die Eröffnung des Handels abgewartet werden. So kam die Regierung in große Verlegenheit, die jedoch ihren Grund in einer Parteiintrigue und keineswegs in Zahlungsunvermögen hat. Sobald die Regierung ihre Giro- und Zettelbank durchgeſetzt haben wird, welche kleinere Noten ausgeben darf, und dadurch die bankerotten Banken vollends zur Liquidation zwingt, ſo kann der Widerſtand einiger Kapitaliſten, welche doch am Ende ihr Geld gewinnbringend in Umlauf ſetzen müſſen, nicht mehr anhalten, und die jetzige Kriſis iſt mit einem Male zu Ende. Die Erhöhung des Tarifs im vorigen Jahre muß nothwendig den Finanzen der Union ſchnell wieder einen Aufſchwung geben; denn bei einem wirklich reichen, durch keine einzige direkte Abgabe gedrückten Volke und einer muſterhaft ſparſamen Finanzverwaltung kann die jetzige, durch ein falſche Berechnung der wahrſcheinlichen Einnahmen, und durch die Feindſeligkeit einer Anzahl von Kapitaliſten herbeigeführte Finanzklemme von keiner Dauer ſeyn.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung, welche indeß doch auch zur Sache gehört, kehren wir zu dem Handel zurück, welcher in dem letzten Jahrzehend, was man auch ſagen mag, einen ungeheuern Aufſchwung genommen hat. Zu dieſem Aufſchwung trugen die Anlehen nicht wenig bei, aber eben dieſe Anlehen verſetzten Amerika auch in eine gewiſſe Abhängigkeit von England, dem Hauptgläubiger, und zwar um ſo mehr, als die engliſche Handelsgeſetzgebung den Abſatz mancher Stapelartikel Amerikas ungemein erſchwerte; ſo konnten die Vereinigten Staaten eines ihrer Haupterzeugniſſe, Korn, nur in ſehr geringem Maaße nach England verſchiffen, weil die Korngeſetze alle Spekulationen aus weiter Ferne faſt unmöglich machten. Die Einfuhr von Tabak in England war durch einen hohen Zoll (3 Schilling vom Pfund) ſehr erſchwert, und die Baumwolle, welche die engliſchen Fabriken für den Augenblick kaum entbehren konnten, war England eifrig bemüht, von andern Seiten her, namentlich aus Oſtindien zu beziehen, wohin man

Amerikaner berief, um die ausgezeichnetern Baumwollenſorten daſelbſt anzubauen. Somit ging alſo England in derſelben Zeit, wo die Verſchuldung Amerika's auf Höchſte geſtiegen war, darauf aus, letzterem die Mittel abzuſchneiden, ſeine Schulden auf dem Wege des Handels durch Produkte zu bezahlen. Dieſe Bemühungen blieben natürlich den Amerikanern kein Geheimniß und brachten zwiſchen den Anhängern und Gegnern eines hohen Tarifs eine Uebereinſtimmung zuwege, wie ſie bisher nie beſtanden hatte. Bekannt iſt der Streit zwiſchen den Manufakturiſten im Norden und den Pflanzern im Süden. Letztere, auf ihre Bodenerzeugniſſe beſchränkt, verlangten natürlich nichts mehr, als die Waaren, deren ſie bedurften, zu möglichſt wohlfeilen Preiſen zu beziehen; die nördlichen Staaten aber, deren ärmerer Boden und größere Bevölkerung bereits einige Induſtrie begünſtigte, hatten Schutz für dieſe von der Unionsregierung verlangt. Für die Neuenglandſtaaten iſt dies faſt eine Frage von Leben und Tod; denn wenn ſie nicht durch induſtriellen Reichthum die mangelnde Fülle von Produkten erſetzen, ſo ſinken ſie zur Armuth und Unbedeutenheit herab, und mit ihnen würde die Kultur der vereinigten Staaten überhaupt ſinken, deren intellektuelle Repräſentanten ſie, was auch andere Amerikaner dagegen ſagen mögen, immer noch ſind. Unter der Embargo und Non-intercourse Akte, ſo wie während des Kriegs, d. h. von 1808 bis 1814, fing dieſe Induſtrie erſt zu blühen an, nach dem Frieden aber ſank ſie wieder durch die niedern Zölle und die Konkurrenz der weiter vorgeſchrittenen engliſchen Induſtrie. Im Jahre 1828 ergriff man entſchiedenere Maßregeln zu ihrem Schutze, und wenn gleich die ſüdlichen Staaten ſich gegen den Tarif ſo ſtark erklärten, daß ſie mit Nullifikation, d. h. mit Nichtanerkennung der Geſetze des Kongreſſes und ſonach mit Auflöſung der Union drohten, ſo hatte doch in dem kurzen Zeitraum von 1828 bis 1833 die Induſtrie ziemlich Wurzel geſchlagen, und als vollends die unmäßigen Spekulationen der Vereinigten Staatenbank der Induſtrie eine Menge ſonſt dem Handel gewidmeter Kapitalien zuwandten, ſo gewann ſie allmählig eine Sicherheit und Feſtigkeit, welche Niemand, und am wenigſten die Engländer, erwartet hatte. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die Manufakturinduſtrie der Vereinigten Staaten ſich in den letzten 15 Jahren verdreifachte; wenigſtens iſt in den Jahren 1830 bis 1840

die Verarbeitung von Baumwolle allein von 100,000 auf 300,000 Ballen — etwa ein Viertheil der engliſchen — geſtiegen.

Unter dieſen Umſtänden ſcheint nun die oben erwähnte Uebereinkunft zwiſchen den ſüdlichen und nördlichen Staaten der Union hinſichtlich eines veränderten Tarifs zu Stande gekommen zu ſeyn. Die Maßregeln der Engländer, ihren Baumwollenbedarf von andern Orten her zu beziehen, brachten die Baumwolle erzeugenden Staaten des Südens den Manufakturſtaaten des Nordens näher; dieſelbe Induſtrie, welche binnen zehn Jahren ihren Baumwollenbedarf von 100,000 auf 300,000 geſteigert hatte, konnte bei einigem Schutz in den nächſten zehn Jahren ihren Bedarf wenigſtens verdoppeln, und ſomit ein Drittheil der Baumwollenerndte der ſüdlichen Staaten konſumiren. So ſchnell als dieſe Induſtrie konnte die Anpflanzung der Baumwolle in Oſt- und Weſtindien nicht betrieben werden, und ſomit gewann Nordamerika in dieſem Handelskampfe England einen Vorſprung ab, da es ſchneller den Abſatz der engliſchen Manufakte in Amerika, als England den Abſatz der amerikaniſchen Baumwolle in ſeinem eigenen Lande vermindern konnte. Englands Handelsſyſtem, welches das Getreide und Mehl der Vereinigten Staaten, ſo wie den Tabak nur im geringem Maaße zuließ und den Abſatz der Baumwolle in England ſtets zu vermindern ſtrebte, erregte die Erbitterung der Amerikaner in hohem Grade, und Tyler ſprach in ſeiner erſten Botſchaft deutlich genug die Drohung aus, daß Amerika gegen England Repreſſalien brauchen und Differenzialzölle einführen werde. Eine ſolche Maßregel konnte in doppelter Beziehung für England verderblich wirken, einmal, indem die Manufakte Englands durch die anderer europäiſchen Länder ſich erſetzen ließen, andererſeits aber, indem ein großer Theil der engliſchen Baumwollenfabriken ſich alsbald nach den Neuenglandsſtaaten hätte überſiedeln müſſen, um ihrem Ruin zu entgehen; dies müßte den Baumwollenverbrauch im Innern von Nordamerika in wenigen Jahren verdoppeln, wo nicht verdreifachen. Dieſe Drohung, obgleich von einzelnen Amerikanern in den letzten Jahren oft genug ausgeſprochen, ſcheint man kaum in ſo entſchiedener Weiſe von dem Präſidenten ſelbſt erwartet zu haben, und ſie wirkte augenblicklich; denn nun begann in England die noch andauernde heftige Bewegung um freiern Handel mit Nordamerika, ſo wie mit

Brasilien, das in mancher Beziehung zu England in ähnlichen Verhältnissen steht, und dessen Handel unfehlbar großentheils in die Hände der Nordamerikaner übergehen müßte, sobald man in England von dem strengen bisher befolgten Kolonialsystem nicht nachließe. Die Whigs in England, welche der Sache lange genug unthätig zugesehen hatten, stürzten über dem Versuche, den Stand der Dinge mit einem Male gewaltsam zu ändern, die Torys kamen ans Ruder, man erwartete von ihnen ein strenges Beharren auf dem exklusiven System; aber der schlaue Peel vergaß die Nothwendigkeit nicht, den trotzigen Amerikanern einigermaßen entgegen zu kommen: nach den bereits im Parlament gemachten Vorschlägen wird ihnen nicht nur der lange umsonst begehrte Zutritt zu dem durch hohe Zölle bisher fast verschlossenen englischen Westindien mit einem Male eröffnet, sondern auch, was namentlich für Deutschland von noch größerer Bedeutung ist, die Aussicht eröffnet, ihren Weizen über Canada zu höchstens 8 und mindestens 3½ Schilling Zoll in England einzuführen. Die Bestimmungen sind der Art, daß der englische Mehlhandel mit Canada bedeutend zunehmen und die Waitzenausfuhr aus Deutschland nach England sehr wesentlich abnehmen muß. Wir können hier auf die speziellen Gründe nicht eingehen, weßhalb England auf eine so seltsame Weise, gleichsam durch eine Hinterthüre, den Vereinigten Staaten diesen Vortheil gewährt hat; daß er aber durch das jetzt vorgelegte Gesetz über die Korneinfuhr in England und über die Zölle in den Kolonien wirklich gewährt wird, leidet nicht den mindesten Zweifel, und die bedeutendsten Kaufleute Englands, namentlich diejenigen, welche bei den Anlehen der verschiedenen Staaten betheiligt sind, haben die Ankündigung dieser Maßregel als eine für die Wohlfahrt und den Kredit, namentlich der westlichen Staaten der Union, höchst wichtige Nachricht aufgenommen.

Die Gründe, weshalb England auf diese Weise zu Werke geht, sind, ganz abgesehen von den eigentlich politischen, sehr einleuchtend; man wollte einestheils, wie schon bemerkt, den angedrohten Differenzialzöllen vorbeugen, anderntheils aber auch die westlichen Staaten in dieselbe Lage versetzen, in welcher jetzt noch die südlichen sich befinden; letztere sind für den Augenblick noch auf England als den besten Kunden ihrer Baumwolle angewiesen, und eben so soll der Westen seine Augen auf England richten,

um ſein Korn dahin abzuſetzen; die Furcht, dieſen Abſatz, ſo wie den Handel nach dem engliſchen Weſtindien zu verlieren, ſoll einem Kriege vorbeugen, wenigſtens ihn hinausſchieben, und im Fall eines wirklichen Bruches eine kommerzielle Erſchütterung herbeiführen, welche über alle Theile der Union faſt gleichmäßig ſich erſtrecken müßte. Dem ſey indeß wie ihm wolle, die Amerikaner haben den Engländern ihre verwundbarſte Seite abgelauſcht, und wie ſie früher von den Engländern Reciprocität in den Schiffahrtsgeſetzen erzwangen, ſo erzwingen ſie jetzt Handelsbegünſtigungen, und dieſe müſſen auf den Handel der Oſtſee ſchwer zurückfallen, ſo daß kaum etwas anderes übrig bleibt, als Repreſſalien gegen England anzuwenden. Eben ſo nöthig aber iſt es, dem direkten Handel mit Nordamerika einen neuen Aufſchwung zu geben durch Erleichterung der Einfuhr ſeiner Stapelprodukte, des Tabaks durch Herabſetzung der Zölle, und der Baumwolle durch höhere Beſteuerung der fremden, d. h. der engliſchen Twiſte. Europa hat mit manchen Opfern in den letzten zehn Jahren dazu beigetragen, die Blüthe Amerika's zu fördern, und Deutſchland hat durch Geld und Menſchen redlich das Seinige beigeſteuert; es iſt alſo nicht mehr als billig, daß es auch an der Ernte Theil nehme. Nordamerika wird noch lange das Land bleiben, wo Rohprodukte die Hauptſache, Manufakturinduſtrie die Nebenſache iſt; ſeine Verhältniſſe als ein neues Land, wo des Bodens noch viel vorhanden, bringen dies mit ſich. Eine engere Verbindung mit einem dichtbevölkerten, mit allen Hülfsmitteln zu einer thätigen Induſtrie ausgerüſteten Lande, wie Deutſchland, kann nur beiden förderlich ſeyn, und von Deutſchland hat Nordamerika nicht, wie von England, politiſche Einmiſchungen und Intriguen, um die Union in ſich zu verunreinigen und wo möglich zu ſprengen, noch auch engherzige Rückſichten auf eigene Kolonien zu befahren.

Aber ein engeres Band ſollte uns noch an Amerika knüpfen, nämlich die wachſende Zahl von Deutſchen in jenem Lande, welche bereits zwiſchen 2 und 3 Millionen beträgt, und bemüht iſt, deutſche Sitte und Sprache unter ſich zu erhalten. Noch jetzt ſtrömen Tauſende aus Deutſchland nach fremden Ländern, oft genug auch nach Polen oder Rußland, und in neueſter Zeit hat man ſogar das Projekt ausgeheckt, eine deutſche Kolonie in der Südſee auf einigen winzigen Inſeln zu gründen, wo die Bevölkerung

unfehlbar ein Spielzeug in den Händen Englands bleiben müßte, anderer Nachtheile und materieller Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken. Wenn dagegen der schon mehrfach zur Sprache gekommene Plan reift, zusammenhängende Landstriche in Nordamerika anzukaufen und sie nach und nach an neuankommende Deutsche abzusetzen, welche auf diese Weise in ihrem neuen Vaterlande sich gleich wieder unter Deutschen und in einem schon angebauten, in der Kultur vorgeschrittenen Lande befänden, so würde dadurch ein lebendiger Verkehr mit jenem Lande stets mehr befördert, und materielle Vortheile würden mit den geistigen Hand in Hand gehen. Der Bremer Handelsstand hat zu seinem eigenen Vortheil in dieser Beziehung den Weg glücklich angebahnt durch seine musterhafte Vorsorge für die Hinüberschaffung deutscher Auswanderer; man darf nur auf diesem bereits betretenen Wege fortgehen, und die auswandernden Söhne werden dann dem alten Vaterlande nicht ganz verloren seyn.

XXI.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Akademien.

München. Der königl. bairiſche Geheimerath von Schelling iſt auf ſein Anſuchen als Präſident der Akademie entlaſſen und ſeine Stelle dem Freiherrn von Freiberg-Eiſenberg übertragen worden.

Univerſitäten.

Berlin. Die Geſammtzahl der Studirenden beträgt nach den amtlichen Berichten 1757, von denen 249 Ausländer. Von dieſen ſtudiren Theologie 361, Jurisprudenz 573, Medizin 346, Philoſophie und Philologie 437. Außer dieſen ſind noch 283 Nichtimmatrikulirte zum Beiwohnen der Vorleſungen berechtigt, unter denen ſich 85 Pharmazeuten und 47 Chirurgen befinden.

Bonn. In dem vergangenen Wintersemeſter ſtudirten auf dieſer Univerſität im Ganzen 558 Perſonen, von denen 115 dem Auslande gehörten. Unter ihnen befanden ſich 100 katholiſche und 61 proteſtantiſche Theologen, 195 Juriſten, 80 Mediziner und 122 Philoſophen und Philologen.

Breslau. Die Zahl der Studirenden betrug während des Wintersemeſters 439, worunter 10 Ausländer. Von ihnen gehörten der katholiſchen Theologie 188, der proteſtantiſchen Theologie 99, der Jurisprudenz 112, der Medizin 118, der philoſophiſchen Fakultät 122. Außerdem beſuchten noch 54 Nichtimmatrikulirte die Vorleſungen.

Der bisherige fürſtlich Kinskiſche Bibliothekar Jelakowsky in Prag iſt zum Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät für das Fach der ſlaviſchen Sprache und Literatur ernannt worden.

Erlangen. Es waren auf hieſiger Univerſität 201 Studirende immatrikulirt, von denen 16 Ausländer. Unter ihnen gehörten der Theologie 141, der Jurisprudenz 189, der Medizin 49, der philoſophiſchen Fakultät 16.

Der dermalige Pfarrer G. Thomaſius in Nürnberg iſt zum ordentlichen Profeſſor der Dogmatik in der theologiſchen Fakultät berufen worden.

Freiburg. Nach den amtlichen Berichten beſuchten die Vorleſungen 272 Studirende von denen 43 dem Auslande gehörig. Theologie ſtudiren 107, Jurisprudenz 71, Medizin 94, Philoſophie und Philologie 2.

Der Profeſſor der Theologie, A. Staudenmaier, hat einen Ruf an die durch Profeſſor Klefflers Abgang in Gießen erledigte Profeſſur der katholiſchen Theologie erhalten und angenommen.

Gießen. Die Geſammtzahl der Studirenden betrug 446, worunter 111 Ausländer. Der katholiſchen Theologie gehörten 40, der proteſtantiſchen Theologie 71, der Jurisprudenz 139, der Medizin 61, der philoſophiſchen Fakultät 194.

Das Lehrerperſonal der theologiſchen Fakultät wurde um drei neue Profeſſoren vermehrt; für die katholiſche ſind die Profeſſoren Finck und Lutterbeck, der eine aus Naſſau, der

andere aus der Gegend von Münſter, für die evangeliſche der Profeſſor Hefſe aus Breslau berufen werden.

Göttingen. Von dem 709 Studirenden, welche im vergangenen Winterſemeſter die Vorleſungen beſuchten, gehörten 191 der Theologie, 147 der Jurisprudenz, 210 der Medizin und 99 der philoſophiſchen Fakultät. Ausländer waren 236.

Halle. Im vergangenen Winterſemeſter ſtudirten im Ganzen 705 auf dieſer Univerſität, von denen 278 der Theologie, 83 der Jurisprudenz, 95 der Medizin, 55 der philoſophiſchen Fakultät gehörten. Ausländer waren 174. Außerdem nahmen noch 13 Nichtimmatrikulirte Theil an den Vorleſungen.

Heidelberg. Unter den 572 Studirenden gehörten 18 der Theologie, 345 der Jurisprudenz, 125 der Medizin, 83 der philoſophiſchen Fakultät. Dem Auslande gehörten 264 Studirende. Außer ihnen beſuchten noch 7 nichtimmatrikulirte Theologen die Vorleſungen.

Jena. Die Geſammtzahl der Studirenden betrug 449, worunter 216 Ausländer; Theologie ſtudirten 130, Jurisprudenz 168, Medizin 84, Philoſophie und Philologie 72.

Marburg. Von den 291 Studirenden, unter denen 58 Ausländer, ſtudirten Theologie 78, Jurisprudenz 119, Medizin 26, die philoſophiſchen Wiſſenſchaften 43. Außer ihnen nahmen noch 20 Nichtimmatrikulirte an den Vorleſungen Theil.

Der ordentliche Profeſſor Kling hat einen Ruf an die Univerſität Penn erhalten und angenommen.

München. Die Geſammtzahl der immatrikulirten Studirenden beträgt 1385, von denen 178 der Theologie, 398 der Jurisprudenz, 12 der Kameralwiſſenſchaft, 198 der Medizin, Chirurgie und der Pharmazie, 461 der philoſophiſchen, 77 der Forſtwiſſenſchaft, 8 der Architektur, 3 der Induſtrie, 2 dem Bergweſen gehören.

Würzburg. Von den 485 Studirenden, worunter 103 Ausländer, gehören der Theologie 94, der Jurisprudenz 68, der Medizin 158, der philoſophiſchen Fakultät 147, der Kameral- und Forſtwiſſenſchaft 24.

Der außerordentliche Profeſſor Dr Conzen, der einem Ruf ins Ausland keine Folge gegeben, iſt zum ordentlichen Profeſſor der vaterländiſchen und Literär-Geſchichte an der Univerſität ernannt worden.

Kirche.

In Berlin iſt unter dem Namen „Evangeliſche Paſtoral-Hülfsgeſellſchaft" ein Verein zuſammengetreten, der es ſich zum Zweck machen wird, die kirchlichen Anſtalten und Mittel, namentlich wirkender Männer zu vermehren. Demnächſt werden die Prediger, die es wünſchen, mit Erlaubniß der Behörden, Hülfskandidaten zugewieſen, auch wenn die Ortsprediger beiſtimmen, Unterſtützungen für Einrichtung von Lokalen zu Erbauungsſtunden ꝛc. bewilligt, endlich auf Erbauung von Hülfskirchen, wo es erforderlich, hingearbeitet werden.

Literatur.

In der politiſchen Welt machen zwei Bücher über Preußen großes Aufſehen, das Werk eines Franzoſen unter dem Titel: „De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux, spécialement dans les nouvelles provinces, par un Saxon;" und Bülow-Cummerow's bekanntes Werk: „Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung und ſein Verhältniß zu Deutſchland." Während die erſtere Schrift vielleicht nur dem Verbot, mit dem die preußiſche Regierung es belegt, und dem Eifer, mit dem ſie alle Exemplare wegzunehmen bat, ſeine Berühmtheit verdankt, hat Bülow's Werk durch die Bemühungen der Regierung, ſich gegen ſeine Beſchuldigungen zu rechtfertigen, eine Bedeutung erhalten, welche es in kurzer Zeit ſo ſehr verbreitet hat, daß bereits drei Auflagen nöthig wurden. Uns iſt es als der erſte Beweis einer freien Cenſur in Preußen und beſonders deshalb merkwürdig, daß der Verfaſſer trotz ſeinem großen Eifer, mit dem er die Repräſentativverfaſſung anareift und ihre Nothwendigkeit zu beſtreiten ſucht, dem Leſer zu der Ueberzeugung führt, daß ein ſolches Syſtem ihm ſelbſt als das einzig wünſchenswerthe für Preußen vor Augen ſchwebt.

Von Wien aus kündigt man die Herausgabe von 92 noch ungedruckten Briefe Linné's an, welche, aus den Jahren 1737 bis 1777, ſehr wichtig für die Wiſſenſchaft und auch für die Kenntniß des Privatlebens des berühmten Verfaſſers nicht ohne Intereſſe ſeyn ſollen.

Das Theater wird in der neuern Zeit eifrig von jungen Schriftſtellern mit Originalgaben bedacht, faſt jede Zeitſchrift verkündigt das Aufſtreben eines neuen dramatiſchen Geiſtes und wünſcht der deutſchen Bühne Glück, daß ſie endlich an dieſe Zeit der Renaiſſance gekommen iſt. Wer kennt nicht die Dichtungen Moſens, Gutzkows, Laubes, zu denen noch die großen

Hoffnungen kommen, welche man auf die noch ungekannten Trauerſpiele Kühne's, Prutz's und Anderer ſetzt.

Nicht weniger thätig ſind die lyriſchen Dichter und die Zahl der Novelliſten iſt Legion. Aber wenn man dieſe ſoviel geprieſenen Werke ins Auge faßt, ſo ſieht man doch, daß die deutſche Literatur noch lange nicht an das Ziel gelangt iſt, das ſie erreichen muß, wenn ſie eine Literatur heißen ſoll, eine Literatur, wie ſie Frankreich und England beſitzen.

Wem über dieſen Punkt noch ein Zweifel gelaſſen ſeyn ſollte, den brauchen wir nur auf ein Miniſterialreſkript der preußiſchen Regierung aufmerkſam zu machen, das den Behörden befiehlt, ein wachſames Auge auf die Leihbibliotheken zu haben, um ſchädliche Bücher zu verbieten und zur Angabe von Mitteln auffordert, wie der Lektüre und der Schriftſtellerei leichter und unmoraliſcher Bücher ein Ende gemacht werden könne.

Gewiß der bei weitem größere Theil unſerer ſchönen Literatur wird nur für die Leihbibliotheken gefertigt. Und ſelbſt in den beſſern Schriften dieſer Art fehlt der nationale Geiſt, welcher ihnen erſt einen wahren Werth geben könnte.

Iſt doch das Prinzip der Gegenwart, der Geiſt der Zeit und des Volkes ſelbſt den Trauerſpielen und Luſtſpielen fremd, deren Lob die Zunge der Journale mit ſolchem Eifer ausposaunt, und doch iſt unſerer Meinung nach gerade dies ein Prüfſtein, ob ſolche Dichtungen ſich erhalten können im Strome der Zeit oder rettungslos zu Grunde gehen müſſen.

Preßangelegenheiten.

Eine großherzoglich mekleuburgiſche Verordnung vom 29. April d. J. beſtimmt, daß kein der Cenſur unterworfenes Buch von einem inländiſchen Buchhändler als Verleger oder Kommiſſionär des Autors oder vom Autor ſelbſt ohne vorherige Genehmigung der Regierung im Großherzogthum debitirt werden darf, und es mithin inländiſchen Buchhändlern oder Autoren nicht geſtattet werden ſolle, Schriften in einem andern Bundesſtaate cenſiren und drucken ſodann aber im Inlande debitiren zu laſſen, ohne zuvor zu dieſem Debit die Konzeſſion der Regierung erhalten zu haben.

Denkmale.

Seit dem Jahre 1837 ſind in Deutſchland für folgende berühmte Männer Denkmale geſetzt worden: Gutenberg in Mainz, Ferdinand von Schill unweit Braunſchweig, König Wilhelm IV. in Göttingen, Guſtav Adolph bei Lützen, Zwingli zu Kappel in der Schweiz, Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg zu Neudorf bei Leipzig, Schiller in Stuttgart, Kurfürſt Maximilian I. in München, Göthe in der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main, Albrecht Dürer zu Nürnberg. Im Jahre 1841 erhielten ferner Denkmale: Feldmarſchall Gneiſenau zu Sommerſchenburg bei Magdeburg, Friedrich Wilhelm III. bei Kalisch, derſelbe in Teplitz, Kaiſer Franz I. zu Gratz, Admiral Ruyter zu Vlieſſingen, Jean Paul in Bayreuth, Markgraf Diezmann in Leipzig. Am 6. September wurde das Grundſteingewölbe zu dem Denkmale des Cheruskers Hermann geſchloſſen.

Stiftungen.

Der am 29. April 1837 in Heilbronn am Neckar verſtorbene Bürger Georg Friedrich Bök hat durch letztwillige Verordnung 30,000 fl. dem dortigen Bürgerhoſpital vermacht.

Vereine.

In Berlin hat ſich ein Verein für militärwiſſenſchaftliche Vorträge gebildet. Die Zahl der Mitglieder welche auf 100 feſtgeſetzt iſt, beläuft ſich bereits auf 143. Der Zweck des Vereins, wie er in den Statuten ausgeſprochen worden, iſt die Beförderung militäriſchen Wiſſens und Belehrung eines kameradſchaftlichen Verkehrs unter den Mitgliedern. Jeder Offizier und höhere Militärbeamte iſt zur Aufnahme befähigt. Das Protektorat hat der König übernommen; Präſident iſt der Kriegsminiſter von Boyen, Direktor der Generallieutenant von Dieſt, ſein Stellvertreter Fürſt Radziwill.

Preisaufgaben.

Die Geſellſchaft der flamändiſchen Literatur in Gent hat einen Preis von 300 Fr. für denjenigen ausgeſchrieben, welcher den beſten flamändiſchen Text von 19 ausgezeichneten deutſchen Männerchören entweder im Originale oder in Ueberſetzung liefert.

Die königliche Kommiſſion zur Ausſchmückung von Weſtminſter hat die Künſtler Englands aufgefordert, Cartons für die Freskogemälde einzuſenden, welche die beiden Parlamentshäuſer ſchmücken ſollen und für diejenigen, deren Cartons gewählt werden, drei Prämien von 300 Pfd., drei Prämien von 200 Pfd. und fünf zu 100 Pfd. Sterling ausgeſetzt. Die Zeichnungen müſſen in Kreide, Kohle oder ähnlichem Material, doch nicht in Farben ausgeführt

nicht unter zehn und nicht über fünfzehn Fuß hoch und die Figuren in Lebensgröße dargestellt seyn. Die Wahl des Gegenstandes steht jedem Künstler frei; er kann ihn der brittischen Geschichte oder den Werken Spensers, Shakspeares oder Miltons entnehmen.

Schweiz.

Universität. An der Universität in Basel haben sich die Herren Dr. A. **Häusler** und Th. **Streuber** als Privatdozenten habilitirt. Ersterer hält Vorlesungen über Pädagogik. Letzterer eröffnete sie mit einem Vortrage über die Eigenthümlichkeit der römischen Poesie.

Kunst. Das Kunstblatt enthielt vor einiger Zeit sehr interessante Notizen über mehrere bedeutende Künstler, welche der Kanton Unterwalden hervorgebracht hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Stanz der Bildhauer **Inst**, der, ein Kind der Natur, unbekannt in seinem Thale verkümmerte. Bekannter wurde sein Landsmann **Christen**, welcher nach Rom ging und sich mehrere Jahre in München aufhielt. In Kerns lebt noch der treffliche Holzschnitzer **Abary**. Sein und Inst Schüler ist Franz **Kaiser**, welcher eine bedeutende Künstlerfertigkeit entwickelte, in München und in Rom sich ausbildete, doch jetzt ebenfalls in seiner Heimath, die ihm keine Beschäftigung geben kann, in gedrückten Verhältnissen lebt.

Als tüchtige Maler werden in dem genannten Blatt rühmend erwähnt: **Würsch**, welcher in seinen späteren Jahren das Gesicht verlor und im Jahr 1798 von den Franzosen erschossen ward; **Zelger**, ein Schüler des ausgezeichneten Landschaftsmalers Didon in Genf; **H. Kaiser** der Bruder des Bildhauers, und Paul **Deschwenden**.

Denkmale. In dem von ihm gestifteten botanischen Garten zu Genf wird Decandolle ein Denkmal erhalten.

Verein. Man beabsichtigt die verschiedenen einzelnen Industrievereine in einen allgemeinen zu konzentriren, von welchem man eine größere Wirksamkeit für Belebung des Gemeingeistes erwartet.

Holland.

Im Verlag des Buchhändlers Natan in Utrecht hat **G. A. J. de Kneter-Groneмann** vor einiger Zeit eine Disteibe in Joannis Wikliffi vitam herausgegeben, welche, mit Fleiß und Geist gearbeitet, ein interessantes Bild des englischen Reformators gibt.

Norwegen.

Universität. Graf **L. A. Wedel-Jarlsberg** hat der Universität **Lund** die hinterlassenen Ortsinatdokumente und Arbeiten seines Vaters geschenkt, so wie der kürzlich verstorbene Probst **Rubeck** ihr eine kostbare Sammlung bis jetzt noch unabgedruckter Urkunden über die Geschichte von Schoonen testamentlich vermacht hat.

Akademie. Die Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim hat angemessene Summen zur Errichtung einer Sternwarte bestimmt, zu planiegraphischen Untersuchungen in Südmmmarken, zum Studium der norwegischen Provinzialdialekte, und zu numismatischen und heraldischen Beschäftigungen angewiesen.

Literatur. Ghyskows Trauerspiel „Richard Savage" ist in einer gelungenen norwegischen Uebertragung erschienen und mit vielem Beifall auf dem Theater in Christiania aufgeführt worden.

In **Kaafjorden**, dem nördlichsten Kupferbergwerke Europas ist vor einer Versammlung von 900 Zuhörern ein in norwegischer und zwei in englischer Sprache verfaßte Schauspiele aufgeführt und ein Lesesaal eingerichtet worden, worin norwegische und englische (sämmtliche) Schriften aufgelegt sind.

Die königliche norwegische Gesellschaft der Wissenschaften zu Trondhiem hat dem Professor Schmitthein in St. Gallen für eine Preisabhandlung über das Verhältniß der Spekulation zu den Naturwissenschaften eine goldene Medaille zugeschickt.

Dänemark.

Literatur. Die Berlinger Tidning macht auf einen neuen belletristischen Schriftsteller aufmerksam, der in einem Seeroman „Peter Tordenskiold, eine Schilderung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts," von dem vor kurzem der erste Band erschienen ist, zuerst aufgetreten ist. Das genannte Blatt sagt, er sey zwar seines Stoffes noch nicht ganz Meister

und noch nicht im Stande, dem Ganzen die rechte Anſchaulichkeit zu geben, doch enthalte das Buch ſehr ſchöne Einzelnheiten und lebendige Beſchreibungen. Der Verfaſſer hat ſich P. P. unterzeichnet.

Von beſonderem Reiz ſind die „Digte“ von Chriſtian Winther und „To Fortällinger“ deſſelben Verfaſſers. Die Gedichte machen die dritte Ausgabe der Sammlung aus, welche 1838 unter dem Titel: „Digte gamle og nye“ in Kopenhagen erſchienen, und enthalten ſehr werthvolle, tiefgefühlte lyriſche Ergüſſe. Auch die beiden Erzählungen ſind meiſterhaft in ihrer Art, namentlich die lebensvolle Auffaſſung der Charaktere unübertrefflich.

Zugleich machen wir auf die Nachgelaſſenen Schriften („Efterladte Skrifter“) von Paul M. Möller, welche der genannte Chriſtian Winther herausgegeben, aufmerkſam. Möller gehörte zu jenen begabten Menſchen, welche in eigenthümlicher Geſtaltung alles umfaſſen, was den Geiſt intereſſirt und erhebt. Obgleich ſein eigentliches Fach die Theologie war, beſchäftigte er ſich eifrig mit der ſchönen Literatur und Philoſophie, und die Reſultate ſeines Denkens und innern Lebens legte er in einzelnen genialen Fragmenten nieder, die von ſeltener Tiefe und Geiſtesfülle zeugen. Der erſte Band ſeiner geſammelten Schriften enthält ſeine dichteriſchen Arbeiten, der zweite ſeine proſaiſchen Schriften und Aufſätze, namentlich über Philoſophie, Literatur und Kunſt.

Kunſt. In Kiel iſt ein Verein zuſammengetreten, welcher die Bildung einer Sammlung von Gypsabgüſſen berühmter Bildwerke bezweckt, wie ſie bereits Göttingen, Bonn und andere Univerſitäten Deutſchlands beſitzen. An ſeiner Spitze ſteht Profeſſor Forchhammer. Eine an das Publikum erlaſſene Aufforderung, den Verein mit freiwilligen Beiträgen zu unterſtützen, hat in kurzer Zeit in Kiel 1000 Rbdr. zuſammengebracht, wozu die Studirenden 250 Rbdr. beiſteuerten. Der König verſprach, das Unternehmen zu fördern, und hat die ehemalige Schloßkapelle dem Zwecke der Sammlung gemäß einrichten laſſen. Der Anfang ſoll mit Abgüſſen der berühmten Elgin'ſchen Sculpturen gemacht werden.

England.

Literatur. Der bekannte, vor kurzem geſtorbene engliſche Novelliſt und Journalredakteur Theodor Hook hat kurz vor ſeinem Tode ein Buch in 3 Bänden fertig gemacht, das unter dem Titel The parish clerk drei Erzählungen enthält, welche dem Rufe des Verfaſſers als Humoriſt keineswegs entſprechen, denn ſie ſind ſehr düſtern Inhalts. Ob ihn die Journalredaktion des Humoriſten des Humors und der Luſtigkeit beraubt hat?

Forbes Falconer, Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen an der Londoner Univerſität, hat unter dem Titel: „Analytical account of the Sindibad Namah, or Book of Sindibad a persian manuscript poem in the library of the East Indian Company,“ das genannte Werk auf eine ebenſo ſinnige als zierliche Weiſe im Auszuge veröffentlicht und zu einer angenehmen Unterhaltungslektüre umgeſtaltet.

In einer kleinen Schrift unter dem Titel: „On the character of Sir John Falstaff as originally exhibited by Shakspeare in the two parts of King Henry IV.,“ weiſt der Verfaſſer Herr James Orchard Halliwell nach, daß dieſer „Berg voll Witz und Witz“ urſprünglich Oldcaſtle geheißen hat; ſpäter aber aus beſonderen Urſachen Falſtaff genannt worden ſei.

Wie eifrig ſich die Engländer mit der alten Literatur ihres Landes beſchäftigen, geht nicht allein aus den zahlreichen Geſellſchaften und Vereinen hervor, welche die alten Denkmale ans Licht der Gegenwart ziehen, auch Privatperſonen wenden ausſchließlich dieſem Zweig ihrer Literatur ihre Thätigkeit zu. Unter den Vereinen nimmt die königliche Geſellſchaft für Literatur (Royal Society of Literature) eine Hauptſtelle ein. Sie wurde im Jahre 1823 von König Georg IV. gegründet und ſollte ſich ausſchließlich mit Aufſuchung unbekannter Druckwerke und Aufhellung des Literaturzuſtandes des Alterthums beſchäftigen, zu welchen Zweck der König aus ſeiner Privatkaſſe einen jährlichen Beitrag von 1100 Guineen anwies, von welcher zehn ausgezeichnete Gelehrte einen jährlichen Gehalt von 100 Guineen erhielten, um ſich den Zwecken der Geſellſchaft zu widmen, die übrigen 100 Guineen wurden zu zwei goldenen Preismedaillen verwandt, welche denjenigen Perſonen gegeben wurden, die ſich durch ein bedeutendes Werk der Literatur ausgezeichnet hatten.

Die Geſellſchaft gibt jetzt eine Biographia Britannia literaria heraus, von welcher die Angelſächſiſche Periode dem Publikum vorliegt. Sie ſtellt in dieſem Werke alle Schriftſteller der genannten Epoche zuſammen, welche theils in England und Irland ſelbſt lebten und ſchrieben, oder Einfluß auf den Gang der Bildung in dieſen Ländern hatten.

Die übrigen Schriften für Belletriſtik, wie ſie in den Zeitſchriften mit mehr oder weniger Lob genannt werden, die Reiſebeſchreibungen und Skizzen, ſo wie die Gedichte, an welchen England nicht weniger reich iſt als andere Länder, zeichnen ſich durch keine beſondere Eigenthümlichkeiten aus.

Vielleicht dürften nur die Memoiren der in ihrer Jugend als Schriftstellerin bekannten Miß Burney, später Gräfin Arblay, eine Ausnahme machen, indem sie einen sehr interessanten Beitrag zur Literargeschichte Englands zu Ende des vorigen Jahrhunderts geben. Namentlich ist es Johnson, mit welchem die Verfasserin in nähere Berührung kam, welcher hier in seiner eigenthümlichen Haltung dem Leser lebendig vor Augen geführt wird.

Die Engländer scheinen selbst viele Leere ihrer Literatur zu fühlen; wenigstens ist es gewiß eine auffallende Erscheinung, daß selbst diejenigen kritischen Blätter, welche bisher ihre Spalten ausschließlich nur der Besprechung heimischer Literaturwerke öffneten, seit einiger Zeit häufiger als sonst ihre Aufmerksamkeit den Werken des Auslandes, namentlich Deutschland, zuwenden; mehrere wichtige Erscheinungen in unserer Literatur, besonders in Bezug auf Naturwissenschaft und Reisen, werden in ihnen wiederholt rühmend erwähnt.

Interessant möchte es für Manchen unserer Leser seyn, daß ein Kritiker im Athenäum dem bekannten Naturdichter und Bäcker Reboul in Nismes nachweist, daß mehrere seiner Gedichte Nachahmungen aus dem Englischen, namentlich des Thomas Moore sind, z. B. geht aus einer Vergleichung hervor, daß „Le mapie" von Reboul eine wörtliche Uebertragung von Moore's „There's nothing bright but Heaven" ist.

Universität. Die Freimaurerloge zu London hat unter Brougham's Vorsitz beschlossen, zum Andenken an dem vor ungefähr einem halben Jahre verstorbenen Dr. Birkbeck, der sich durch Einrichtung von Gewerbschulen um die arbeitenden Klassen so verdient gemacht hat, an der Londoner Universität einen Lehrstuhl für Mechanik unter dem Namen Birkbeck Professorship zu gründen. Die Subscriptionen, welche in Folge dieses Beschlusses eröffnet wurden, fielen so reichlich aus, daß die Stiftung als begründet angesehen werden kann.

Vereine. Unter den Juden hat sich ein Verein gebildet, welcher sich von der alten Synagoge trennt, um mehrere lustige Festtage zu reduziren, Einiges am Ritual zu ändern und die englische Predigt in den Gottesdienst einzuführen.

Auch unter den Quäckern Irlands hat sich eine neue Sekte gebildet, welche Quäcker genannt. Ihr Urheber ist ein gewisser John Jacob in Kilkenny. Ihre Kleidung ist ganz weiß, selbst die Schuhe dürfen nicht geschwärzt werden. Die Sekte soll unter den Frauen auch der höhern Ständen vielen Anhang finden.

Denkmale. Zu Manchester legte man in März im Beisein von ungefähr 15,000 Arbeitern und Chartisten den Grundstein zu einem Denkmal des berüchtigten Radikalen Hunt, das aus einem 20 Fuß hohen Obelisken bestehen soll, während unter demselben Grabgewölbe zur Aufnahme der Asche anderer ausgezeichneter Radikalen angebracht sind.

Frankreich.

Vereine. In Paris hat sich unlängst ein Verein zur Beförderung des Absatzes von Kunstwerken gebildet, an dessen Spitze der König und sämmtliche Mitglieder der königlichen Familie stehen und welcher bereits in der Hauptstadt wie in den Provinzen viele Theilnehmer zählt.

Schulen. Nach einer Bekanntmachung des Conseil des öffentlichen Unterrichts darf vom Jahre 1843 an kein Schüler in die polytechnische Schule eintreten, der nicht das Diplom eines Bachelier ès Lettres hat; wogegen früher die jungen Leute schon von ihrem 14ten Jahre an sich der Erlernung der polytechnischen Wissenschaften hingeben konnten.

Akademie. Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat an die Stelle des verewigten Herren den Kardinal Angelo Mai, Conservator der Bibliothek des Vatican, zu einem der acht auswärtigen Mitglieder des Instituts ernannt.

An die Stelle des Herrn de Candolle wurde Herr Oersted in Kopenhagen und für die Sektion der Geologie Herr Dr. Omalius d'Halloy zum korrespondirenden, in der Sektion der Statistik dagegen Herr Francoeur als ordentliches Mitglied ernannt.

Literatur. Alexander Dumas zeigt sich in einem seiner neuesten Dramen „Lorenzino," als ein großer Freund der deutschen Poesie, namentlich Schillers, wenn er es auch nicht wirklich eingesteht. Das Schauspiel, welches die Ermordung Alexanders von Medicis durch Laurenz und Strozzi's Verschwörung behandelt, enthält fast alle Charaktere aus Schillers Fiesco, nur nach französischer Weise sämmtlich verzerrt und verwässert.

Das Rundschreiben Villemains, welches den Bibliothekaren der verschiedenen Departements befiehlt, sorgfältige Kataloge der ihnen untergeordneten Sammlungen zu entwerfen, hat schon schöne Früchte getragen. Vor einigen Monaten hat der kenntnißreiche Le Glay eine werthvolle Uebersicht über die Bibliotheken des Departement du Nord gegeben in seinem

Werke (Mémoires sur les bibliothèques publiques du Departement du Nord. Lille 1841); beſonders verdienen die Bibliotheken in Lille, Cambrai, Douai und Valenciennes eine nähere Beachtung.

Der größern Benutzung und Aufmerkſamkeit auf die in den Bibliotheken Frankreichs bisher vergrabenen Schätze verdankt das literariſche Publikum mehrere intereſſante Werke; z. B. Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, dite la Pucelle, publié par Jules Quicherat, das aus vier Abtheilungen beſteht und noch unbekannte Aktenſtücke von hoher Wichtigkeit enthält. Eben ſo intereſſant ſind die von F. Génin herausgegebenen Lettres de Marguerite d'Angoulême, reine de Navarre, publiées après manuscrits, Paris 1841. Der Briefe ſind 171. Der Herausgeber, Profeſſor in Straßburg, bekannt durch mehrere fleißige hiſtoriſche Arbeiten, bereitet noch mehrere Werke ähnlicher Art vor.

Für die Geſchichte der Malerei iſt die Biographie Nicolas Pouſſins, welche Gault de St. Germain vor kurzem herausgegeben hat (La vie complète de Nicolas Poussin avec une suite de gravures publiée par G. de St. G.) von großer Bedeutung, und erhält noch mehr Intereſſe durch die dem Werke beigefügten wichtigſten Werke des Meiſters in Kupferſtichen.

Als ein Beiſpiel, daß die Franzoſen auch das in Deutſchland mehrfach bebaute Feld der Kunſtnovelle anzubauen anfangen, machen wir auf einen geiſtreichen Aufſatz des Dichters Arſène Houſſaye in der Revue de Paris aufmerkſam, worin er das Leben des Malers Watteau behandelte. Houſſaye wird noch eine Reihe anderer ausgezeichneter Maler porträtiren.

Das Recueil des chants historiques français depuis le 12me jusqu'au 18me siècle von Leroux de Lincy (Bd. I. Paris 1841.) verſpricht für die Geſchichtſchreibung Frankreichs eine reiche Goldmine zu werden. Die Lieder, welche die Revolution der Bearner gegen Blanche de Caſtille betreffen (1226—1230), ſo wie die des 15. Jahrhunderts, in denen ſich der glühendſte Haß gegen die Feinde Frankreichs, die Engländer, ausſpricht, geben ein lebhaftes Bild jener bewegten Zeiten.

Der bekannte Kritiker Old Nic (de Caſtre mit ſeinem wahren Namen) läßt ein größeres Werk erſcheinen: Les petites misères de la vie, das Grandville mit ſeinem unnachahmlichen Griffel verziert.

Der aus der franzöſiſchen Revolution bekannte Deputirte Garnade hat eine große Anzahl von Werken handſchriftlich hinterlaſſen, die bisher im Beſitze ſeiner Schweſter waren, aber von einem Mitgliede der Pairskammer herausgegeben werden.

Die Ueberſetzung von Gibbons berühmtem Geſchichtswerke, welche Guizot herausgegeben, rührt von Ludwig XVI. her, welcher ſie unter dem Namen Leclerc de Septchênes verfertigte.

Der Herzog von Leuchtenberg hat Herrn Derode, vormaligem Lehrer zu St. Cyr, der ſich durch mehrere militär-hiſtoriſche Werke bekannt gemacht hat, den Auftrag gegeben, die Herausgabe der Papiere ſeines Vaters vorzubereiten.

Im Laufe des Jahres 1841 wurden in Paris 8026 Werke gedruckt, von denen 4209 in verſchiedenen Sprachen abgefaßt, 1163 mit Kupferſtichen, Lithographien ꝛc. illuſtrirt, 165 mit Karten und Planen verſehene Werke und 498 muſikaliſche Kompoſitionen ſich befanden.

Denkmale. Im vergangenen Jahre wurden in Boulogne Napoleon, zu Cahair in Bretagne dem erſten Grenadier von Frankreich, Latour d'Auvergne, zu Arras dem Feldherrn Turenne, zu Veyes la Gaillard dem Marſchall Brune ein Denkmal errichtet. Dem Maler Nicolaus Pouſſin ſoll aber zu Andelys (im Departement de l'Eure) ein koloſſales Standdenkmal aus ſchwarzem Marmor errichtet werden.

Stiftungen. Der verſtorbene Baron de Moreaues hat der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, der Akademie der phyſiſchen Wiſſenſchaft und der Centralackerbaugeſellſchaft ein Legat von 10,000 Fr. teſtamentlich hinterlaſſen, mit der Beſtimmung, daß es zu fünf Prozent angelegt und die Zinſen alle fünf Jahre abwechſelnd von den Akademien und der Geſellſchaft zur Belohnung einer gelösten Preisaufgabe verwendet werden ſollen.

Ein Fräulein de la Champagne, welches vor kurzem zu Avranches in der Normandie ſtarb, hat in dankbarer Anerkennung der Gaſtfreundſchaft, die ſie während ihres Aufenthalts in England zur Zeit der Revolution von der brittiſchen Regierung und dem brittiſchen Volke erfuhr, der engliſchen Nation ein Legat von 1000 Pfd. St. vermacht. Nach eingeholter Genehmigung des Premierminiſters, Sir Robert Peel, hat der Maire der Stadt dieſes Geld zur Errichtung und Unterhaltung eines Hoſpitals für ſolche brittiſche Seeleute, welche an der Küſte Schiffbruch erleiden oder andere arme Engländer verwandt.

Induſtrie. Verſchiedene franzöſiſche Künſtler bedienen ſich bei Miniaturgemälden, ſtatt der bisher gebrauchten Elfenbeinplatten, dünn polirter Platten aus weißem Marmor. Um

ſie vor dem Zerbrechen zu bewahren, werden ſie auf Pappdeckel aufgeleimt. Sie ſollen die Farbe ſehr leicht annehmen und feſthalten, und zeichnen ſich beſonders dadurch vor dem Elfenbein aus, daß ſie den Einflüſſen der Zeit, ſo wie der Feuchtigkeit und Wärme nicht unterworfen ſind. Die bis jetzt angewandten Marmorplatten hatten bis zu 10 Zoll Höhe und 10 Zoll Breite und nur $^1/_{16}$ Zoll Dicke, und werden auch noch ſchwächer gemacht.

In Paris iſt jetzt eine eigenthümliche Art, den Marmor zu verzieren, ſehr in Aufnahme. Sie beſteht in Zeichnungen, welche durch ätzende Materien tief in den Marmor eingegraben und dann mit hartem, farbigem Wachs ausgefüllt werden, das dieſelbe Politur wie der Marmor annimmt. Zeichnungen auf ſchwarzem Marmor und mit dunkelrothem Wachs ausgefüllt, in etruskiſcher Manier ſollen auf Tiſchen, Wandfüllungen und Oefen einen ſehr ſchönen Effekt hervorbringen.

Spanien.

In Almaden beſteht ſeit dem vorigen Jahre eine Steigerſchule, welche nach Art der Freiberger Hauptbergſchule eingerichtet und zur Bildung von Bergingenieurs und Steigern beſtimmt iſt.

Italien.

Literatur. In Florenz iſt ein Verein von Gelehrten zur Herausgabe einer Sammlung hiſtoriſcher Quellenſchriften zuſammengetreten, an deſſen Spitze als Sekretär und Redakteur der durch die Herausgabe der Chronik des Cavalcanti bekannte A. L. Polidori ſteht. Der Zweck dieſes Unternehmens iſt, die wichtigen Manuſcripte, welche in den öffentlichen und Privatſammlungen aufbewahrt werden, bekannt zu machen: Chroniken, Geſchichten, Reiſeberichte, Biographien, Urkunden aller Art bis zum 16. Jahrhundert, ſo wie politiſche Gedichte, Satiren, Briefe ꝛc. ſollen den Inhalt bilden. Der erſte Band iſt bereits in dem Verlage von J. P. Vieuſſeux erſchienen unter dem Titel: Archivio storico italiano ossia Raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Zu den Mitgliedern des Vereins gehören die bedeutendſten Gelehrten Italiens: G. Vencini, Guido Capponi, C. Ciampi, Fr. del Furia, T. Gelli, Fr. Inghirami, G. B. Niccolini, A. Reperti. Unter den Ausländern, welche ihre Beiträge zugeſagt haben, findet man Edmonti, Graberg von Hemſö, Reumont.

Der bekannte Archäolog Franzesco Inghirami gibt eine Storia della Toscana heraus. Sie ſoll in ſieben Epochen die Geſchichte des ganzen Landes umfaſſen von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1800. Bis jetzt ſind 3 Bände erſchienen, welche die vorrömiſche, die etruskiſche und die erſte Abtheilung der römiſchen Zeit bis zum Anfang der chriſtlichen Aera enthalten.

Kunſt. Ein Aufſatz im Foreign Quarterly Review über Muſik in Italien gibt ein ſehr trauriges Bild von dem Zuſtande dieſes Kunſtzweiges in dieſem Lande. Nach dem Urtheile des Verfaſſers exiſtirt die Kirchenmuſik in Italien nicht mehr. „In Rom," ſagt der Abbate Baini, Kapellmeiſter der päpſtlichen Kapelle, „gibt es weder Sänger, noch Komponiſten, noch eine Schule, um ſie zu bilden. Die päpſtliche Kapelle iſt nur der Schatten von dem, was ſie war. Die Stimmen, die wir verloren, können nicht mehr erſetzt werden, ſelbſt die Mittel fehlen, ſie heranzubilden. Unwiſſenheit herrſcht überall und die Zeit iſt nahe, wo die Werke Paleſtrina's verſchwunden müſſen." Auch die andern großen Chöre, im Vatican, in der Kirche Santa Maria Maggiore und San Giovanni di Laterano gerathen in Verfall. Sie beſitzen zwar noch einen Kapellmeiſter, und Baſili, welcher im Vatican angeſtellt iſt, iſt ein ausgezeichneter Kenner ſeiner Kunſt, aber die Mittel fehlen, um ihre Werke aufzuführen. Der Abbate Sandini, ein anderer tiefer Kenner des Kirchenſtyls, inſtituirt die Kunſt nur des Vergnügens wegen, die ihre Ausübung ihm gewährt. Seine Meſſen, Motetten und andere Kompoſitionen, die eben ſo bedeutend ihrer Gelehrſamkeit, als ihrer großen Schönheit wegen ſind, werden nirgends aufgeführt.

Beim Vorübergehen vor einer Kirche in Mailand hörte Hr. Artis die Töne eines Pianoforte's in derſelben. Neugierig, wie ein ſolches Inſtrument in eine Kirche käme, trat er ein und ſah die Kirche ſchwarz verhangen und alle Vorbereitungen für eine Leichenfeier getroffen. Begleitet von dem Pianoforte ſang man die lateiniſchen Worte eines Requiem, nach Opernmelodien von Bellini und Donizetti. Als er die Kirche verließ, brachte man eben noch eine Harfe herein, um die Töne des Pianoforte's zu unterſtützen.

In Bergamo, Padua, Venedig ꝛc. ſind unterrichtete Männer als Kapellmeiſter in der Kirche angeſtellt, aber man hört keine Kirchenmuſik mehr.

Stiftungen. Se. Heiligkeit der Papſt hat der Akademie von San Luca die Summe von 40,000 Scudi zum Ankauf eines Gebäudes anweiſen laſſen, worin die Zuſammenkünfte

der Profeſſoren gehalten werden, und die bedeutende Galerie, ſo wie die jetzt in verſchiedenen Theilen der Stadt zerſtreuten Lehrklaſſen Platz finden ſollen.

Denkmal. Se. Maj. der Kaiſer von Oeſterreich hat die Summe von 130,000 fl. aus der Staatskaſſe zur Errichtung eines Denkmals für Tizian angewieſen, das in derſelben Kirche zu Venedig errichtet werden ſoll, in welcher die Statue Canova's ſteht.

Polen.

Literatur. Die Polen fahren fort, aus dem Schutte der Vergangenheit die Erinnerungen an ihr verſchwundenes Vaterland herauszugraben. Ein höchſt intereſſanter Beitrag zu den Denkmälern der polniſchen Geſchichte ſind die „Pietrkowicer Auszüge, oder einige Auszüge aus der Büchersammlung in Pietrkowicy," welche im vorigen Jahre Andreas Eduard Kozmian herausgegeben hat. Seit ſechszehn Jahren hat er allerlei Handſchriften, ſeltene Druckwerke und andere dergleichen hiſtoriſche Quellen geſammelt, die er jetzt nach und nach herauszugeben gedenkt. Das Wichtigſte in der vorliegenden Sammlung ſind die Briefe des Königs Staniſlaw Auguſt an Adam Naruszewicz aus den Jahren 1773 — 1795, 31 an der Zahl, dann ein Tagebuch, welches der Marſchall in Mociejowa während des Aufenthalts deſſelben Königs in Kaniow 1787 und zwar in franzöſiſcher Sprache verfaßte, und endlich einige Dichtungen aus der Zeit des Interregnums nach dem Tode Johann III., welche von Bespaſian Kochowski zu ſeyn ſcheinen.

Kraczewski entwickelt eine immer bedeutendere Thätigkeit. Außer der Fortſetzung ſeiner hiſtoriſchen und ſittenſchildernden Skizzen und außer dem zweiten Theile ſeiner umſtändlichen Geſchichte der Stadt Wilna, hat er vor kurzem dem Publikum eine neue Frucht ſeines poetiſchen Geiſtes übergeben: Szatan i kobieta (der Satan und das Weib) eine dramatiſche Phantaſie in 11 Nächten, die aber in ihrer Geſammtheit nicht ganz den Erwartungen ſeiner Freunde entſprechen zu haben ſcheint.

In dem neuen Hefte der in Wilna erſcheinenden „Rukalka" zeichnet ſich beſonders ein Aufſatz Grabowski's über den gegenwärtigen Stand der Literatur in Polen aus.

General Fr. Moraleski hat in Breslau den erſten Band ſeiner Schriften, kleinere Dichtungen enthaltend, erſcheinen laſſen, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit und vollendeter Form allgemeinen Beifall fanden.

Czaykowski iſt wieder mit „Einigen Dichtungen" aufgetreten.

Herr Jastrzembski hat in den königlichen Archiven zu Paris eine Menge neuer Quellen für Polens Geſchichte, insbeſondere für die Regierungszeit der Valadynaſtie, aufgefunden, namentlich Briefe der Königin Maria Ludovica, Gemahlin Wladislaws IV. und Johann Caſimirs, ihr Teſtament ꝛc.

Schaffarik's Slaviſche Alterthümer ſind in ruſſiſcher und polniſcher Ueberſetzung erſchienen denen man aber viele Eyechismen vorwirft.

Ungarn.

Literatur. Es beſtehen jetzt in Ungarn 19 politiſche Zeitungen, von denen 5 in ungariſcher, 3 in deutſcher, 1 in ſerbiſcher und 1 in illyriſcher Sprache erſcheinen. Die verbreitetſte Zeitung iſt Koſſuths „Pesti hirlap" mit mehr als 6000 Exemplaren; dann folgt die deutſche „Ofener und Peſther Zeitung" mit 2500 bis 3000 Exemplaren.

Böhmen.

Univerſität. Die Univerſität in Prag zählt 34 Profeſſoren (6 in der theologiſchen, 3 in der juridiſchen, 24 in der mediziniſchen und 16 in der philoſophiſchen Fakultät) und 2000 Studirende.

Schulen. Zur Vorbereitung für die akademiſchen Studien beſtehen in Prag 3, auf dem Lande 19 Gymnaſien mit 150 Profeſſoren und über 5000 Schülern, 2 Lyceen für das Studium der Philoſophie zu Budweis, Leutomiſchl und Pilſen mit 13 Profeſſoren und beinahe 400 Schülern und drei biſchöfliche Seminarien zu Budweis, Königgrätz und Leitmeritz mit 28 Profeſſoren und beinahe 200 Studirenden.

Die Pflege der Realwiſſenſchaften beſorgen die von den Ständen in Prag begründete und unterhaltene höhere techniſche Lehranſtalt mit 7 Profeſſoren und 400 Zöglingen und die Realſchule in Prag, Kolonitz und Reichenberg. Für den Unterricht des Volks ſorgen 55 Haupt- und 3000 Trivial- und Mädchenſchulen, die von mehr als 300,000 Kindern beſucht

werden, und faſt eben ſo viele Wiederholungsſchulen mit ungefähr 240,000 Schülern. An ihnen ſind 1329 Katecheten, 3204 Lehrer und 2643 Gehülfen beſchäftigt.

Literatur. Die ſlaviſchen Nationen wetteifern in Ausbildung ihrer Sprache und Bereicherung der Literatur durch intereſſante Gaben. Böhmen iſt in dieſer Hinſicht nicht zurückgeblieben. Wir haben von Zeit zu Zeit auf die gehaltreichen Forſchungen ſeiner Gelehrten, auf die Bemühungen ſeiner Dichter aufmerkſam gemacht; und können auch jetzt manches Erfreuliche melden, was in Böhmen für Geſchichte, Poeſie und Literatur geſchehen iſt.

A. Schembera, Profeſſor der böhmiſchen Sprache und Literatur an der ſtändiſchen Akademie in Olmütz hat in ſeiner Schrift Wpád Mongolu do Morawy (der Einfall der Mongolen in Mähren) eine wichtige Epoche der Geſchichte aus handſchriftlichen Quellen erläutert.

Nicht unintereſſant iſt die kleine Novelle von Rubesch: Der Amanuenſis auf dem Lande oder die Reiſe nach der Novelle, voll naiver Abenteuer und heiterer Scenen.

Erben's Sammlung böhmiſcher Volkslieder iſt zwar etwas ungeordnet in der Zuſammenſtellung, gibt aber ein intereſſantes Bild des innern Volkslebens.

Seit einigen Jahren gibt die patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft ein Unterhaltungs- und Belehrungsblatt für den Gewerbsmann in kleinen Städten und für das Landvolk in deutſcher und böhmiſcher Sprache heraus, das aber unter dem Landvolk wenig Beachtung findet.

Verein. Als Privatvereine zur Beförderung der literariſchen, artiſtiſchen und induſtriellen Bildung beſtehen in Böhmen: die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften mit 70 Mitgliedern, die patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft mit 270, der pomologiſche Verein mit 158, der Schafzüchterverein mit 139, die Geſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde mit 102, der Verein zur Beförderung der Tonkunſt mit 87, der Verein für Kirchenmuſik mit 322, die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums mit 290 und endlich die Gewerbevereine zu Prag und Reichenberg mit 419 Mitgliedern.

Rußland.

Unterrichtsanſtalten. In Rußland gab es im Jahre 1840 6 Univerſitäten und mediziniſch-chirurgiſche Akademien, 1 pädagogiſches Hauptinſtitut, 3 Lyceen, 2 adlige Inſtitute, 73 Gymnaſien, 439 Kreisſchulen, 983 Pfarrſchulen, 486 Privatanſtalten.

Auf den Univerſitäten befanden ſich 2730 Studirende, in den mediziniſch-chirurgiſchen Akademien 797, im pädagogiſchen Hauptinſtitute 168, in den Lyceen 104, in den Lehrbezirken 79,561 Schüler, in Summa 104,370 Lernende.

Akademien. Durch ein kaiſerl. Reſkript vom 18/30. Oktbr. v. J. iſt die höhere ruſſiſche Akademie dergeſtalt der Akademie der Wiſſenſchaften zugewendet worden, daß ſie als beſondere Sektion für ruſſiſche Sprache und Literatur einen integrirenden Theil derſelben bildet. Die kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften beſteht ſonach nur aus drei Abtheilungen: 1) phyſikaliſch-mathematiſche Wiſſenſchaften, 2) ruſſiſche Sprache und Literatur und 3) hiſtoriſche Wiſſenſchaften und Philologie. Zu den Wirkungskreiſen der neukreirten zweiten Abtheilung gehören 1) gründliche Erforſchung der Eigenthümlichkeiten der ruſſiſchen Sprache, Feſtſtellung möglichſt einfacher und allgemein faßlicher Regeln zu deren Anwendung und Herausgabe eines vollſtändigen Wörterbuchs; 2) Erforſchung der ſlaviſchen Mundarten in ihren Elementen und grammatikaliſchen Formen mit beſonderer Hinſicht auf die ruſſiſche Sprache und Abfaſſung eines vergleichenden und allgemeinen etymologiſchen Wörterbuchs der ſlaviſchen Sprachen; 3) die ſlaviſch-ruſſiſche Philologie überhaupt und die Geſchichte der ruſſiſchen Literatur insbeſondere. Außerdem wird ſie ſich mit Allem beſchäftigen, was in das Gebiet der ruſſiſchen ſchönen Literatur und vaterländiſchen Geſchichte gehört. Der Etat der neuen Abtheilung iſt auf 15,172 Rubel 71 Kopeken Silber feſtgeſetzt.

Kirchen. Der Erzbiſchof von Nordoſtſibirien, Nilus, hat für die Bemühungen, mit denen er den griechiſchen Kultus unter den verſchiedenen Volksſtämmen, die dieſen ſeinen Eparchie angehörigen weiten Landſtrich bewohnen, verbreitet und befeſtigt hat, zur Anerkennung ſeines Verdienſtes von Sr. Maj. dem Kaiſer von Rußland das Großkreuz des St. Wladimirordens zweiter Klaſſe erhalten. Die Miſſionsgeſellſchaft, welche unter den Budjäenſtämmen in Oſtſibirien beſtand, und zu ihrer Belehrung ſchon ſo viel gethan hat, hat der Erzbiſchof neu und zweckmäßig organiſirt.

Die dem griechiſchen Glauben zugethanen Bewohner Bosniens haben dem Kaiſer von Rußland gebeten, einen Theil ihrer Jugend in die geiſtlichen Schulen Rußlands aufnehmen zu wollen. Der Kaiſer hat in Folge dieſes Geſuchs Befehl gegeben, daß zehn junge Bosnier in der Kiew'ſchen Eparchie erzogen und für den geiſtlichen Stand ausgebildet werden ſollen.

In dem Seminar von Odeſſa werden ebenfalls vier junge Bulgaren auf Koſten der ruſſiſchen Regierung erzogen.

Literatur. Die ruſſiſchen Literaten ſcheinen nicht vielen Eifer zu haben, die Korrektheit ihrer Sprache aufrecht zu erhalten. Kenner der ruſſiſchen Sprache verſichern, daß ſie ſeit Karamſin, dem Vater der reinen ruſſiſchen Proſa, ſchon bedeutend abgenommen habe. Namentlich ſollen die jetztlebenden Journaliſten, ſo wie der größte Theil der ruſſiſchen Schriftſteller, in ihren Schriften eine völlige Unkenntniß mit den Regeln der Grammatik zeigen.

Von dieſem Tadel ſcheint aber namentlich Platon Grigoriewitſch Obodowski ausgenommen werden zu müſſen, von deſſen Trauerſpiel „der Vater und die Tochter," daß er dem Italieniſchen nachgebildet zu haben bekannt, obgleich es manche Kritiker für ein Originalwerk halten, die ausgezeichnete Reinheit der Sprache gerühmt wird.

Der Kollegienrath Mijakow beabſichtigt eine Statiſtik China's herauszugeben, deren Verfaſſer der Mönch Hyazinth iſt, welcher lange Jahre in Peking lebte. Ob aber bei der Unkenntniß, welche über die Verwaltung und Alles, was dahin einſchlägt, in China herrſcht, der Verfaſſer wirklich im Stande geweſen ſeyn möchte, wahre Nachrichten für ſein Werk zu ſammeln, möchte ſehr zweifelhaft ſeyn.

Griechenland.

Univerſität. Die Zahl der Lehrer an der Univerſität in Athen betrug gegen Ende des vorigen Jahres 36, nämlich 20 ordentliche, 11 außerordentliche Profeſſoren und 5 Privatdocenten. Die Studirenden zerfallen in ordentliche oder immatrikulirte und außerordentliche oder ſolche, welche nur zeitweiſe die Vorleſungen beſuchen, ohne an das beſtehende Reglement gebunden zu ſeyn. Im Sommerſemeſter des Jahres 1841 belief ſich die Zahl ſämmtlicher Studirenden auf 292, von denen 52 Medizin, 20 Theologie, 53 Philoſophie und 167 Jurisprudenz ſtudirten; unter den Letztern befanden ſich 114 Nichtimmatrikulirte.

Zur Vermehrung der ſich in Athen bildenden Univerſitätsbibliothek hat die toskaniſche Regierung ſchon zwei Sendungen Bücher dahin abgehen laſſen, zu denen auch mehrere Privatperſonen beigeſteuert haben. Auch der wiſſenſchaftliche Verein in Piemont hat ähnliche Gaben dieſer Univerſität zukommen laſſen und die venetianiſchen Provinzen und das Königreich beider Sicilien werden, wie man hört, dieſem Beiſpiel bald folgen.

Literatur. Hr. Kalinurgos hat Leſſings Nathan den Weiſen unter dem Titel: „Der weiſe Jude," ins Griechiſche übertragen. Dieſes Stück iſt in Konſtantinopel aufgeführt worden und hat unter den Türken großen Beifall erworben.

Stiftungen. Zwei in der Wallachei verſtorbene Griechen, G. J. Metaxas aus Zanina und der Archimandrit Neophytos aus Athen haben der Univerſität in Athen Legate im Betrag vom 1600 und 1000 Dukaten ausgeſetzt.

Der im vorigen Jahre verſtorbene G. Ahlfaris hat ſein ganzes Vermögen, das nach Abzug weniger Legate an ſeine Verwandten ſich auf 1,200,000 Drachmen beläuft, durch letztwillige Verfügung einem in Athen zu ſtiftenden und mit der Univerſität in Verbindung zu bringenden Prieſterſeminar hinterlaſſen.

Der Bürgermeiſter von Amphiſa hat ſeine 240 Drachmen betragende jährliche Dienſtentſchädigung der Stadtkaſſe als Geſchenk überwieſen, damit dafür eine Lehrerin zum Unterricht und zur Ausbildung der Mädchen beſoldet werde.

Beſonders thätig waren aber ſeit Jahren die fünf Brüder Zoſimades, welche, aus Janina in Epirus gebürtig, nicht allein die dortige Schule mit einem Kapital von 500,000 Drachmen gründeten, ſondern auch fortdauernd anſehnliche Bücherſammlungen und erſt kürzlich eine bedeutende Münzſammlung der Univerſität in Athen ſchenkten.

Denkmale. Der Dichter Alexander Soutſos hat zur Errichtung eines dem Andenken der gefallenen Helleniſten geweihten Denkmals die Summe von 3000 Drachmen beſtimmt.

Se. Maj. der König Ludwig I. von Bayern hat zu Nauplia den von der bayeriſchen Hülfsexpedition Verſtorbenen ein Denkmal errichten laſſen.

Indien.

Der Reſident Hr. Hodgſon in Nepal hat einen Plan zur Errichtung von Schullehrerſeminarien in Indien bekannt gemacht und zu Subſcriptionen aufgefordert, welche viel Unterſtützung finden. Er will Normalſchulen errichten, worin Ueberſetzer und Schullehrer gebildet werden ſollen, und hat für Nordindien die bengaliſche und hindoſtaniſche, ſo wie den

Hindudialekt als diejenigen Sprachen bezeichnet, in denen Lehrbücher geschrieben und der Volksunterricht gegeben werden solle. Schon der verstorbene Resident Wilkinson in Bhopal hatten diesen Plan zum Theil ausgeführt und in den von ihm in Bhopal errichteten Schulen die erfreulichsten Resultate erhalten.

China.

Der Vicekönig Lin will eine Beschreibung Europas herausgeben. Der Engländer Morison hatte in Canton eine Schule für chinesische Knaben gegründet, in welcher er diese im Englischen gründlich unterrichtete. Lin nahm die fähigsten dieser Schüler und setzte sie in verschiedenen Branchen an, einen wählte er zu seinem Sekretär. Durch sie ließ er englische Werke über Europa, namentlich den Theil des geographischen Werkes von Murray übersetzen, welcher von diesem Erdtheil handelt, und will ihn jetzt in China bekannt machen. Es möchte interessant sein, die Bemerkungen des Chinesen über Europa zu vernehmen.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1842.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Ueber Pflege der Nationalpoeſie, Dichtervereine und Verwandtes....	1
Die Nachfolger Schillers und das deutſche Theater.....	80
Die Ackerverfaſſung, die Zwergwirthſchaft und die Auswanderung. (Mit einer Lithographie.).....	106
Hebung der Fiſcherei in Deutſchland.....	192
Geſchichtliches Recht und geſchichtliche Grundlagen	232
Zur Orientirung über die Verſchiedenheit der Intereſſen und Anſichten in der Twiſtfrage..	253
Die Mathematik in ihrem Verhältniß zu den Naturwiſſenſchaften..	309
Das Bedürfniß erhöhter Schutzzölle für einige Zweige der Vereinsinduſtrie	327
Kurze Notizen..... ..	375

Ueber Pflege

der

Nationalpoesie, Dichtervereine und Verwandtes.

Vor einiger Zeit enthielten öffentliche Blätter die Nachricht, es werde die Bildung eines deutschen Dichtervereins beabsichtigt, und zwar auf Anregung und unter dem Protektorate eines deutschen Fürstensohnes. Näheres wurde seitdem nicht bekannt; mag nun aber die Ausführung im Stillen weiter vorbereitet werden, oder die Idee wieder aufgegeben worden seyn: der Gedanke an sich ist von der Art, daß eine Erörterung desselben in diesen Blättern nicht unpassend erscheinen wird, zumal da sich gar manche anderweitige Betrachtungen sehr natürlich daran knüpfen, über Verhältnisse, welche ihre Bedeutung für sich haben und behaupten, mag jener Plan ins Leben treten oder nicht.

Zwei entgegengesetzte Bestrebungen drängen sich dem Auge des Beobachters im gegenwärtigen Leben der europäischen Völker, und namentlich auch des deutschen, auf: die eine ist auf Erringung allseitiger Freiheit gerichtet, auf Erkämpfung des vollsten Rechts, der unbeschränkten Geltung des Einzelnen, auf Zerstörung von hemmenden Vor- und Bannrechten, von Beschränkung und Zwang, von abgeschlossenen Kasten und Zünften, und sofern der Einzelne ganz auf sich stehen, seinen Schwerpunkt ganz in sich haben will, führt diese Richtung in ihrer größten Strenge auf Vereinzelung. Diese lang durch ausgezeichnete Geister vorbereitete Richtung führte im verflossenen Jahrhundert die französische Revolution herbei, welche nicht nur eine politische, sondern zugleich eine sociale war, und auf alle, auch scheinbar entferntere Verhältnisse einwirkte. Der Einzelne sollte unabhängig gemacht werden von der Tyrannei

und Willkür der Regenten, von dem Zwang der Kirche, von den Vorrechten des Adels, von Monopolen, Bannrechten, Zunftzwang. Auch da, wo die politiſchen Grundſätze der Revolution keineswegs angenommen, vielmehr bekämpft wurden, drangen doch häufig die ohnehin überall rege gewordenen Ideen von den Rechten der Individuen durch, wurde z. B. in Deutſchland in vielen Staaten den Einzelnen ein weit größerer Kreis der Befugniſſe, der freien Thätigkeit eröffnet, und ſank eine Menge abſchließender und hemmender Schranken, wurde manches Band zerriſſen und gelöst, welches Jahrhunderte lang für die Einen ein erwünſchter Schutz, für die Andern eine drückende Feſſel geweſen war. Dieſem Streben nach Beſonderung, welches auf das Vernunftrecht gegründet, durch Eigenthümlichkeit und Selbſtgefühl genährt, aber auch wohl durch Eigenſinn und Selbſtſucht häufig verfälſcht wurde, trat bald naturgemäß, das Uebermaß zu hemmen, gegenüber das Streben zu verbinden, Maſſen zu bilden, zu organiſiren. Während man vom Rechte der Einzelnen in der Theorie die höchſten Begriffe hat, erkennt man in unſerer Zeit mehr als je, daß nur gewaltigen Maſſen wirkliche Kraft inwohnt; nur geſammte Nationen vermögen noch einen Einfluß auf die Weltgeſchichte zu üben. Wenn hier die Natur gegen die iſolirende, beſondernde Richtung zu reagiren ſcheint, ſo ſucht doch auch bewußte Einſicht und Freiheit dem Extrem entgegenzuwirken, und der freie Verein ſetzt ſich vielfach an die Stelle der frühern gezwungenen oder geſetzlichen Genoſſenſchaften; in der Einſicht und Freiheit ſelbſt wird ſo das Heilmittel gegen den Mißbrauch der Freiheit gefunden.

Außer der Neigung der Zeit für Vereine hat jedoch ohne Zweifel die Idee eines deutſchen Dichtervereins noch eine beſondere Veranlaſſung in den politiſchen Zeitverhältniſſen gefunden, ſo daß man ſie keineswegs als den plötzlichen, unvorbereiteten Einfall eines Einzelnen oder einiger Wenigen betrachten kann. Der Gedanke hing ohne Zweifel zuſammen mit der Idee der deutſchen Einigkeit und Einheit, welche, lange ruhend und zurückgeſtellt, auf einmal durch die von Weſten her drohenden Kriegswolken geweckt, mit ungewohnter Gunſt begrüßt, genährt, ermuthigt wurde, und über die deutſche Preſſe einen lang vermißten Schimmer von Begeiſterung und Freiheit verbreitete. In einem ſolchen Zeitpunkt, wo auch ein auf die Kriegsfrage bezügliches deutſches Lied faſt noch

mehr beſprochen als geſungen wurde, und ſich, ſtatt des blutigen Krieges nur ein unblutiger zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Publiciſten und Poeten erhob, konnte wohl die Idee ſich aufdrängen, ebenſo wie man die Streiter des geſammten Vaterlandes zu einer möglichſt homogenen, von gleichem Geiſt erfüllten Einheit zu verſchmelzen beſtrebt war, auch die Dichter der verſchiedenen Stämme und Provinzen, des Nordens und Südens Deutſchlands in Einem Bunde zu vereinigen, als Vertreter der deutſchen Geiſtesbildung und Stimmung in einer höchſten, und doch noch volksthümlichen, weil zur Phantaſie und zum Gemüth des gebildeteren Theiles der Nation ſprechenden Geſtalt. Und da die Deutſchen durch den Unterſchied theils der politiſchen Verfaſſung, theils der Konfeſſionen einigermaßen getrennt ſind, konnte die Poeſie, welche Allen gemein iſt, als ein willkommenes Gegengewicht, als ein erſetzendes und harmloſes Bindemittel der Geiſter und Gemüther gelten.

Von den zahlreichen Vereinen, welche ſich in Deutſchland in den letzten Jahrzehnten gebildet haben, bieten nur wenige, nämlich die wiſſenſchaftlichen und zum Theil die künſtleriſchen, Vergleichungspunkte und Aehnlichkeiten mit einem beabſichtigten Dichterverein dar. Alle merkantiliſchen, Aktien- und Wohlthätigkeitsvereine kommen natürlich nicht in Betracht, auch die Kunſtvereine nicht, ſofern ja hier kein inneres Verhältniß unter den Theilhabern ſtattfindet. Dagegen kann man hauptſächlich auf den Verein und die Verſammlungen der deutſchen Naturforſcher als Vorbild verweiſen, welchen die Verſammlungen der Oekonomen und Philologen gefolgt ſind. Dieſe Vereine beweiſen wenigſtens, was man allerdings vor fünfzehn Jahren vielleicht bezweifelt hätte, daß auch in Deutſchland der Zuſammentritt von Gleichſtrebenden in einem größern Maßſtabe möglich iſt, und wenn die Wiſſenſchaft eine ſolche Anziehungs- und Bindekraft bewährt hat, ſollte wohl auch die Poeſie ſich gleich kräftig erweiſen können, deren Wirkungskreis doch noch weiter ſich ausdehnt, und welche nicht für Gelehrte und Fachmänner, welche für alle Herzen und Gemüther iſt. In gewiſſer Art noch näher aber würde ein Dichterverein an die muſikaliſchen Vereine und Zuſammenkünfte, an die Muſik-, Geſang- oder Liederfeſte ſich anſchließen, und könnte ſelbſt als eine von dieſen geforderte Ergänzung erſcheinen. Diejenigen Muſikfeſte, welche die glänzende Ausführung von großartigen Kompoſitionen durch eine

große Anzahl von Stimmen und Instrumenten zum Zweck haben, laſſen wir hier bei Seite; wir haben es mit den Geſang- oder Liederfeſten zu thun, wo durch die Zuſammenkunft von Sängern aus verſchiedenen Theilen eines Gaus, einer Provinz, eines Landes, nicht ſowohl eine ausgezeichnete Kunſtdarſtellung, nicht Förderung der Kunſt in die Höhe beabſichtigt wird, ſondern geſellig-gemüthliche, und ſo Gott will auch wohl geiſtig-nationale Hebung, eine Veredlung und Humaniſirung des Volkslebens und Charakters mittelſt der Pflege eines an ſich ſchon erfreulichen, und Höheres vermittelnden muſikaliſchen und Geſangsſinnes, wodurch ſich die Deutſchen in frühern Zeiten ſchon ausgezeichnet haben, und der ſeit Jahrzehnten von wohlgeſinnten Männern eifrig genährt und ermuthigt wird. Eine Hebung des Volksgeiſtes wird davon erwartet, und zwar nicht allein durch das Formelle, durch eine bildende Kunſtübung, ſondern auch durch den Inhalt des Geſanges, ſofern dadurch ein reiner, ein ſittlicher, männlicher, ein religiöſer oder nationaler Geiſt geweckt oder genährt werden ſoll. Wer Gelegenheit gehabt hat, ſolchen Geſangfeſten anzuwohnen, wird zugeben, daß wenigſtens die Erwartungen und Vorbereitungen, die Ankunft, die Begrüßung, der Aufzug und die Eröffnung etwas Ergreifendes und ächt Poetiſches haben. Wenn da und dorther eine Truppe von Sängern aus dem friſchgrünen Walde mit Eichenzweigen geſchmückt heranzieht, unter Anſtimmung eines fröhlichen Wanderliedes, dort ein bekränzter Wagen von Geſang ertönt, die feſtlich geſchmückten Thore den willkommenen Gäſten heitern Gruß zuwinken, Kränze, Fahnen und Tücher von allen Häuſern wehen, alle Geſichter von feſtlicher Erwartung leuchten, Mädchen in weißen Kleidern als Genien des Ortes durch die Straßen ſchweben, eine alterthümliche Kirche etwa die Chöre der Sänger in ſich aufnimmt und dieſe Alle ihre Stimmen in einem kräftigen Chorale vereinigen — wenn dann ſpäter allbekannte Lieder vorgetragen, gefeierte Namen genannt werden, wenn ein fröhlicher Wetteifer entbrennt — wer wollte leugnen, daß da nicht ächt poetiſche Momente vorkommen, welche an eine wahrhaft feſtliche Stimmung wenigſtens ſtreifen und die Sehnſucht nach einem Feſt ächter Art erwecken? Aber das kann nicht verſchwiegen werden: es fehlt dabei denn doch an einer nachhaltig wirkenden, das Feſt und die ſämmtlichen Genoſſen aufrecht haltenden Idee, oder kommt dieſe nur in Wenigen

und nur unvollkommen zum Bewußtſeyn. Das gemeinſchaftliche oder abwechſelnde Singen von einigen hundert Menſchen, wenn es keinen andern Zweck und Mittelpunkt hat, als etwas geſellige Gemüthlichkeit und Luſtigkeit, kontraſtirt doch am Ende gewaltig mit den unbeſtimmten, poetiſchen Erwartungen, die man von einem Feſt hatte, und hat für den gebildeteren Geiſt etwas Unbefriedigendes, ja Wehmüthiges; man ſieht, dieſe Menſchen haben den Trieb, Etwas zuſammen zu leiſten, Etwas zu feiern, dem Verlangen nach Genuß und Fröhlichkeit ein edles Gepräge, der Geſelligkeit eine würdige Richtung zu geben, aber im Grunde bleibt es bei der Form einer Feier, ohne ihren Inhalt; es fehlt eine poetiſche, eine ſittliche, eine religiöſe oder nationale Idee, ein Mittelpunkt, um den ſich Alles lebendig ſchwänge; und was man von der großen Bedeutung ſolcher Feſte Schönes zu ſagen weiß, iſt guten Theils eben wohlmeinend hineingetragen. Niemand wird die trefflichen Abſichten und die wirklich großen Verdienſte der Stifter und Förderer der Geſangvereine und Feſte verkennen, Niemand dieſe Keime eines ſich allmählig regenden, eines ſtrebſamen und ſich mehr fühlenden Volkslebens, dieſe Annäherungen der ſich ſonſt ſo Fremden wegwünſchen! Nein! Ehre, Gedeihen und Förderung ihnen Allen! aber unvollkommen wird man doch das Ganze finden dürfen, wenn eine religiöſe Bindung, — die freilich in manchem Betracht als unthunlich erſcheint — fehlt, wenn hiſtoriſche Anknüpfungspunkte entweder gar nicht, oder doch für die Faſſungskraft und das Intereſſe der Meiſten nicht vorhanden ſind, wenn nationale und politiſche Regungen ſich ſcheu verkriechen müſſen oder mit Angſt bewacht werden, wenn die Poeſie ſich nicht lebendiger und unmittelbarer mit dieſen Geſangvereinen und Feſten vermählt. Dieſe Vermählung aber iſt durch die ganze Entwickelung und den Zuſtand der Nation ſehr erſchwert, wo nicht unmöglich gemacht. Wie ganz etwas Anderes könnten die Geſangfeſte ſeyn, wenn eine lebendige, populäre Poeſie der Gegenwart ihnen beſtändig neue geiſtige und gemüthliche Nahrung zuführte, wenn von Jahr zu Jahr friſche, paſſende Lieder geſungen werden könnten, wenn der Vortrag von Gedichten von allgemeinem Intereſſe mit dem Geſang abwechſelte, ſtatt der gelegentlichen Reden *über* das Geſangfeſt, die nur abſchweifend Anderes hereinziehen können. Aber viele Theilnehmer der Geſangvereine hätten nicht Sinn und

Bildung genug zum Verſtändniß ſelbſt einer populären Poeſie — und woher ſoll die populäre, die Gegenwart friſch und kräftig erfaſſende Poeſie kommen? würde nicht eine ſolche, welche ſich mit Freimüthigkeit über manche Verhältniſſe der Gegenwart ausſpräche, Verbote von Seiten der Polizei, oder wenigſtens Störungen und Unannehmlichkeiten zur Folge haben, und eine mehr hiſtoriſch gehaltene unverſtändlich bleiben? Indeß führt uns dies doch auf den Dichterverein, der in dem Angedeuteten immerhin einen Theil ſeiner Aufgabe erblicken könnte. Und ohne Zweifel müßte er, wenn er auch in manchen Punkten ſich die Verſammlungen der Naturforſcher zum Vorbild nähme, in andern ſich mehr noch an die Geſangvereine und Liederfeſte anſchließen; da bei der Poeſie, wenn ſie als Nationalſache betrachtet wird, doch gewiß mehr als die wiſſenſchaftliche und gelehrte Seite, die freie und heitere Kunſt in Anſchlag kommen und hervortreten muß. Daß der Name eines Fürſten als Protektor des beabſichtigten Vereines genannt wurde, deutet wohl unwiderſprechlich darauf hin, daß das Abſehen mehr auf ein öffentliches, in die Sinne fallendes Auftreten gerichtet iſt, als auf eine ſtille, gelehrte Wirkſamkeit im Verborgenen, welche freilich auch nicht ausgeſchloſſen zu ſeyn braucht, und an ſich ſchon liegt es ganz in der Natur der Sache, daß ein deutſcher Dichterverein bei Verſammlungen ſeinen Namen durch die That rechtfertigen, daß er ſein Licht leuchten laſſen, daß er ſein Daſeyn durch Schöpfungen bezeugen und ſeine Tage durch wirkliche Feſte bezeichnen muß. Zwar könnte man ſagen: die dichteriſche Schöpferkraft, wenn ſie auch allerdings durch den Verein genährt und ermuntert werden ſoll, braucht doch nicht gerade bei den Verſammlungen ſo ſehr hervor zu treten, vielmehr haben dieſe zunächſt den Zweck, die Dichter in einer heitern Geſelligkeit mit einander bekannt zu machen und ſich näher zu bringen, wobei ſich der Austauſch von Anſichten und Produktionen von ſelbſt als unausbleibliche Folge ergeben wird: aber es wäre doch ein etwas ſeltſamer Gedanke, die deutſchen Dichter aus allen Gauen zuſammenzurufen, um zuſammen zu eſſen, zu trinken, Toaſte auszubringen, ſpazieren zu gehen, oder zu Schiff und zu Wagen zu fahren, zu plaudern, und vielleicht gelegentlich ein und das andere Gedicht anzuhören! Nein! hiefür blieben die deutſchen Dichter beſſer zu Hauſe! Was würde zu einer ſolchen Dichterverſammlung

Deutſchland ſagen, dem man es ſo oft wiederholt hat, daß neben ſeiner Wiſſenſchaft in ſeiner Poeſie ſeine Größe, ſeine welthiſtoriſche Bedeutung liege? Nein, jeder Dichter, der zum Thore der Verſammlungsſtadt hereinkäme, müßte neben dem Paß, den er faſt überall nöthig hat, auch ſeinen poetiſchen Ausweis und Beitrag in der Taſche haben, wie der Sänger ſein Notenheft, um, ſobald es verlangt wird, als Dichter mit der That, d. h. mit dem lebendigen Worte, ſich zu bewähren. Mit Kraft und Lebendigkeit, mit einem gewiſſen Feuer und Glanz müßte der Dichterverein auftreten, um in ſeiner äußern Erſcheinung einigermaßen den Anſprüchen und Erwartungen, die ſein Name erweckte, und dem hohen Begriffe, welchen man von der Bedeutung der Poeſie für das deutſche Volk hat, zu entſprechen. Er müßte einem Geſangfeſt darin gleichen, daß, wie dort der Ton, die Melodie, aus der lebendigen Bruſt und der geübten Kehle friſch geboren, die Seele erfreut und erſchüttert, ſo hier das neu entſprungene Wort der Dichtung in ſeiner Unmittelbarkeit die Gemüther ergriffe. Aber dann müßten auch die bewegenden, die mächtigſten Ideen der Zeit unter den verſammelten Dichtern ihre Verkündiger, die tiefſten Empfindungen und Gefühle der Nation, ihre Wünſche, Klagen und Hoffnungen ihre freimüthigen und begeiſterten Vertreter finden, die Blicke des geiſtig regſamen und empfänglichen Deutſchlands müßten dahin mit geſpannter Aufmerkſamkeit gerichtet ſeyn, und ſeine Erwartungen dürften nicht unbefriedigt bleiben.

Vor der Hand abſehend von allem Andern, wollen wir nur die Bedeutung und Wirkſamkeit eines Dichtervereins in ſeinen Verſammlungen von der Seite ins Auge faſſen, daß er, verwandt mit den Geſangvereinen, die Gemüther für das lebendige, geſprochene* Wort der Poeſie wieder empfänglich machen würde. Unſre Poeſie iſt gar zu ſehr ins Papier übergegangen; Mündlichkeit und Oeffentlichkeit wäre auch für ſie wünſchenswerth. Nur der glücklichere Dramatiker hat die Genugthuung, ſein Werk in einer lebendigen Wirkung zu ſehen; viele Lieder ſind zwar in Muſik geſetzt, aber hier tritt der Effekt des Gedichts hinter den Eindruck der Melodie zurück. Bei öffentlichen Deklamationen — guter Gott!

---

* Wie das Wort ſo wichtig dort war,
Weil es ein geſprochen Wort war. Göthe.

welche Sachen werden da vorgetragen! und wenn einmal wirklich ausgezeichnete Poeſie — dann gar oft wie! Man kann wohl behaupten, unſre Poeſie wirkt faſt ausſchließlich als Lektüre, iſt für die Lektüre berechnet. Dieſem Stand der Dinge läßt ſich vernünftiger Weiſe nicht entgegentreten, aber gar zu unbedingt ſollte man ſich ihm auch nicht unterwerfen und ergeben. Dem höchſten Begriff vom Dichter entſpricht ſtreng genommen nur der Improviſator, ſo wie unſers Bedünkens der wahre Redner nur der vom Gegenſtand und von den Eindrücken des Augenblicks ganz Erfüllte und Ergriffene iſt; nur im Improviſator ſtellt ſich dem Auge ſelbſt unmittelbar der vom Geiſt der Poeſie Erfüllte und Getriebene dar, aber es ſcheint doch beinahe über die menſchliche Begabung hinaus zu gehen, zumal wenn die Forderungen der Kunſt ſchon geſteigerter ſind, zugleich mit der poetiſchen Idee oder Seele auch den kunſtvollen Leib, die Form, ohne Vorbereitung und Beſinnen zu erzeugen, den techniſchen und ſprachlichen Geſetzen zu genügen, und alle Schwierigkeiten zu überwinden; immer wird das eine oder andere Element, meiſt aber beide, unvollkommen bleiben. Mag auch einem Goethe z. B. in ſeinen glücklichſten Stunden nicht ſehr viel zum Improviſator gefehlt haben, ſo hütete er ſich doch wohl vor einer ſolchen Anwendung ſeines Genius, die immer entweder die phyſiſche und geiſtige Organiſation über Gebühr anſtrengen und erſchöpfen, oder einen gediegenen Dichterruf gefährden, ein großes Talent auf Abwege führen müßte. Jeder Künſtler, der mit einem äußern Stoff zu kämpfen hat, wie der Dichter doch immer noch mit der Sprache, hat auch Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich nicht mit Gewalt durchbrechen laſſen. Dem Improviſator nähert ſich nun bis auf einen gewiſſen Grad (wenigſtens in der Vorſtellung der Zuhörer) der Dichter, wenn er eine neu entſtandene Schöpfung ſelbſt mit der noch friſchen Begeiſterung und Wärme des Schaffens, die Stimmung, aus welcher dieſelbe entſprungen, noch feſthaltend oder neu belebend, angemeſſen vorträgt. Es hat einen ganz eignen Reiz und Zauber, eine Dichtung — verſteht ſich von wirklichem Werth — ganz neu und friſch, noch Niemand vielleicht als ihrem Schöpfer ſelbſt bekannt, zum erſtenmal als lebendiges, beſeeltes Sprachkunſtwerk hervortretend, von dem Dichter ſelbſt vortragen zu hören; es iſt wie das Lied des Vogels im heimiſchen Walde belauſcht, oder wie die ſüße

Frucht, die man unmittelbar vom Baume pflückend genießt; es koſtet die Phantaſie des Hörers wenig Mühe, ſich zu bereden, daß dieſe Dichtung eben jetzt unmittelbar aus dem Geiſte des Dichters als ein vollendetes Ganze heraustrete. Machen doch auch ſchon von Andern als vom Dichter ſelbſt gut vorgetragene Gedichte, zumal wenn der Reiz der Neuheit hinzukommt, einen weit größern Eindruck, als ſtill geleſene; aber wie verhältnißmäßig ſelten werden auch nur Dichtungen gut vorgeleſen! Es wäre dieß ein für Viele intereſſanter und großer Genuß, wozu durch einen Dichterverein mit Verſammlungen Anlaß und Gelegenheit gegeben würde, und für die Dichter ſelbſt würde darin eine bedeutende Förderung liegen. Manche haben in ihrer Nähe kaum einen Kreis, der für einen mündlichen Vortrag von Dichtungen empfänglich wäre oder darnach verlangte; Andere haben um ſich einen ſolchen Kreis, wo ſie der unbedingten Bewunderung im voraus gewiß ſind, wo ſie Nichts zu fürchten, aber auch im Grund Nichts zu hoffen haben; ermunternd und belehrend wäre es für Dichter, neu entſtandene Poeſien vorzutragen und vortragen zu hören. Gewöhnlich vernehmen ſie nur gedruckte Stimmen über gedruckte Gedichte, — Stimmen, die oft den Einfluß von Parteilichkeit, von Vorliebe oder Abneigung nicht verleugnen. Welchen Eindruck eine Dichtung, mündlich vorgetragen, machen kann, welchen ſie wirklich macht, bleibt ihnen unbekannt. In Manchem wird das Urtheil ſtrenger, in Manchem milder; Breite, Länge, Unklarheit, ungeſchickte Compoſition, Härten der Sprache fallen im mündlichen Vortrage mehr auf; Mangel an Tiefe und Originalität wird oft leichter überſehen, doch dies holt dann die Kritik leicht nach. Der Aufmerkſame, Unbefangene, Verſtändige würde ſich leicht die Rechnung machen, bei eignen, wie bei fremden Gedichten, wie viel wirklicher Eindruck, nach Abzug von etwaigen Complimenten oder von Mißwollen, in einer Verſammlung von kompetenten Richtern übrig bleibt; er könnte durch lebendige Erfahrung ſich überzeugen, welche Eigenſchaften eines Gedichtes gewinnen, welche mißfallen, welche Saiten des Gemüths am leichteſten zu treffen ſind, welche am nachhaltigſten ertönen. Dem Mißſtande, daß lauter ſelbſt producirende Dichter vielleicht gerade ein nicht ganz unbefangenes Publikum bildeten, müßte durch eine ohnehin nicht zu umgehende Erweiterung des Kreiſes der Zuhörer und Theilnehmer vorgebaut werden. Der

Poesie müßte diese Richtung auf den mündlichen, lebendigen Vortrag gewiß wohlthätig seyn, und als untergeordnet erschiene die Besorgniß, sie könnte dadurch einen vorzugsweise oratorisch-pathetischen Charakter annehmen. Einige Worte von Herder mögen hier eine Stelle finden: „die Buchdruckerei hat der Dichtkunst viel von ihrer lebendigen Wirkung geraubt. Einst tönten die Gedichte im lebendigen Kreise, zur Harfe, von Stimme, Muth und Herz des Sängers oder Dichters belebt; jetzt stehen sie da, schwarz auf weiß, schön gedruckt auf Blätter von Lumpen. Gleichviel zu welcher Zeit sie kommen, sie werden gelesen, sacht und selig überflogen, überwischt, überträumelt. Ist's wahr, daß lebendige Gegenwart, Aufweckung, Stimmung der Seele so ungemein viel, und zum Empfange der Dichtkunst am meisten thun; ist's ein großer Unterschied, etwas zu hören und zu lesen, vom Dichter oder seinem Ausleger, dem göttlichen Rhapsoden es selbst zu hören oder es sich matt zu denken und vorzusyllabiren: so setze man nun die neue Sitte in ihren Umfang, wie viel mußte mit ihr die Dichtkunst an Kunst gewinnen, und an Wirkung verlieren! Jetzt schreibt der Dichter für die papierene Ewigkeit, da der vorige Sänger und Rhapsode nur für den jetzigen Augenblick sang, in demselben aber eine Wirkung machte, daß Herz und Gedächtniß die Stelle der Bücherkammer auf Jahrhunderte hin vertraten." Und Klopstock sagt: „Man ist nicht sicher, völlig richtige Erfahrungen zu machen, wenn man den Dichter nur zum Lesen hingibt und sich hierauf die Eindrücke sagen läßt. Man muß ihn vorlesen und die Eindrücke sehen."

Allen Umständen nach würde und müßte ein deutscher Dichterverein, wenn er ins Leben treten sollte, von einem höhern Gesichtspunkt gefaßt, als eine nationale Angelegenheit, und daher mit Eifer, Ernst, Würde und Nachdruck behandelt werden. Um nicht die Vereitlung guter Absichten und fröhlicher Hoffnungen beklagen zu müssen, thäte man gut, sich einerseits dessen Zwecke und Aufgaben, und andrerseits die Zustände und Verhältnisse, die Stimmungen und Gesinnungen recht klar zu machen, auf deren Grundlage der Verein sich erbauen müßte. Hier tritt uns als Allgemeinstes die Frage entgegen: welche Bedeutung hat die Poesie für eine Nation? welche namentlich für die deutsche?

Die Frage nach der Bedeutung, dem Werth der Poesie für

eine Nation wird sehr verschieden beantwortet. Manche betrachten sie als ganz entbehrlich, ja schädlich; als einen Luxus zum Zeitvertreib, zur Ergötzung und Verweichlichung der Reichen und Vornehmen, von keinem oder nur verderblichen Einfluß auf das Volk, als Beförderungsmittel des intellektuellen und dann auch wohl des politischen Aristokratismus; Dichter sind ihnen Tändler, Träumer, Weichlinge, Schwärmer. Wenn diese Ansicht auch seltner als System auftritt, so liegt sie doch den Gesinnungen gar Mancher zu Grunde, es ist die Ansicht der religiösen und der politischen (spartanisch-republikanischen) Rigoristen, welche beide Richtungen jedoch selten konsequent genug sind, die gesammte Poesie (und Kunst) zu verdammen, sondern meist sie nur, nach Stoff und Form, auf ein engabgestecktes Feld, das der Religion die Einen, und die Andern auf das der politischen Tugend, Mannhaftigkeit und Tapferkeit, beschränken möchten. Zwischen beiden Richtungen steht, oder vielmehr verbindet sie gewissermaßen — der Philosoph Platon, welcher einzelne Dichtgattungen aus seinem Staate ausschließt, theils weil er, der Freund und Lobredner spartanischer Verfassung und Staatssitte, von gewissen Arten der Poesie Verweichlichung und Sittenverderbniß befürchtet, theils weil er die Verfälschung der ächten und würdigen religiösen Ideen durch Dichter wie Homer mißbilligt und nur den strengern und minder anmuthigen Dichter und Sagenerzähler, der Nützlichkeit wegen, als Lehrer der Tugend und Tapferkeit dulden will (so wie auch nur gewisse männlichere und heroischere Tonarten). Nur in Ausnahmszeiten haben sich solche Ansichten praktisch geltend gemacht, wie bei der französischen Revolution und unter Cromwell in England, welcher dramatische Aufführungen verbot; konsequent sind sie nie durchgeführt worden, indem man der Poesie und der Kunst doch immer noch eine oder die andre Seite offen ließ; aber freilich müßte schon diese Einseitigkeit und Beschränkung, wenn sie längere Zeit mit Strenge durchgeführt würde, die ächte Poesie ersticken. Sofern nun die Feindseligkeit gegen die Poesie nicht eben mit wissenschaftlicher Strenge und Consequenz auftritt, sind ihre Haupteinwendungen dagegen diese: das Volk werde dadurch nicht weiser, nicht mäßiger, nicht tapferer, noch gerechter, nicht frömmer, sondern im Gegentheil weichlicher, genußsüchtiger, sophistischer und verkehrter, gegen die Wahrheit gleichgültiger, durch Gefühle und Leidenschaften

beſtechlicher und dadurch ungerechter, gegen das in reizender Geſtalt auftretende Laſter nachſichtiger, jeder Verführung zugänglicher, und durch all dies, trotz augenblicklichen Genuſſes, im Ganzen unglücklicher. Man weist darauf hin, daß bei den alten Völkern die größte Entartung der Sitten, der politiſche Ruin oder der Untergang der bürgerlichen Tugend zuſammenfiel mit der höchſten Blüthe der Poeſie; man fragt: was haben Aeſchylus und Sophokles für ihr Volk Gutes gewirkt? was Horaz und Virgil? was Corneille, Racine, Voltaire? was Cervantes und Calderon? was ſelbſt Shakſpeare?

Hierauf iſt zu erwiedern: wahr iſt allerdings, daß die höchſten und berühmteſten Leiſtungen in Poeſie und Kunſt nicht ſelten in Zeiten der Ueppigkeit, des ſittlichen und politiſchen Verderbens fallen und ſelbſt bisweilen ſchon hin und wieder Spuren der anbrechenden Fäulniß an ſich tragen, wodurch der Schein entſteht, als ſeyen Kunſt und Poeſie eben im Treibhaus und Moder der Ueberfeinerung und der Sittenverderbniß erzogene Luxuspflanzen. Es iſt wahr, daß ein poetiſches Talent die ſittliche Geſunkenheit eines Volks durch ſeine daran Theil nehmende Poeſie in ein noch grelleres Licht ſetzen, und wohl auch den Samen des Verderbens in noch weiterem Kreiſe mit verderblicher Hand ausſtreuen kann; es iſt begreiflich, daß bei einer hochgeſtiegenen Ueberfeinerung und Ueppigkeit auch die Kunſt und die Poeſie in einzelnen Elementen des bis zum Uebermaß geſteigerten ſinnlichen und geiſtigen Genuſſes eine Förderung und Nahrung finden können; wie ſich bei Nervenkrankheiten bisweilen einzelne Sinne ſchärfen, ſo werden auch durch eine übermäßig geſteigerte Kultur die geiſtigen Organe der Poeſie und Kunſt leicht krankhaft geſteigert, und gewiſſe leidenſchaftliche poetiſche Schöpfungen, ſo wie manche muſikaliſche Kompoſitionen können nur in einer unmäßig erregten, überſpannten Zeit entſtehen; aber die Poeſie an ſich (und die Kunſt) iſt keineswegs für die Fehler, Gebrechen und Sünden verantwortlich, welche ſie nur theilt, und keineswegs erzeugt, wenn ſie ſie auch vielleicht dann nährt und weiter führt, und, ſelbſt vergiftet, allerdings die Anſteckung raſcher verbreitet. Unbeſtreitbar dagegen ſind folgende Sätze: oft hat auch die Poeſie in Zeiten geblüht, wo das ſittliche und politiſche Leben eines Volkes noch ganz nicht geſunken und faul war; wir erinnern nur an Homer, Heſiod,

Pindar, an Shakspeare, überhaupt aber an alle Nationen, die eine wirkliche Volkspoesie — im Gegensatz gegen Kunstpoesie — besaßen; ferner: die Geschichte berichtet uns von Völkern und Reichen, welche in sittlichem und politischem Verfall, in allen Lastern und Greueln untergingen ohne irgend eine Blüthe von Poesie und Kunst, wo dann die entfesselten und gesteigerten Leidenschaften und Lüste in nur um so gräßlicherer und häßlicherer Blöße und Brutalität hervortraten, während Poesie und Künste doch noch oft einen mildernden Schleier darüber warfen; endlich aber gibt es Beispiele in Menge, daß selbst in einer sittlich angefressenen und gesunkenen Zeit die Poesie, das im Leben und in der Gesellschaft verbreitete Gift vermeidend, von allem Schädlichen und Verderblichen sich rein erhielt, nur aus gesunden Blumen die edelste Säfte sog, und den Geistern eine stärkende, veredelnde Nahrung bot. Aeschylus und Sophokles haben nicht eine Spur von Fäulniß in ihren Tragödien, Virgils Poesie ist sittlich gesund; Dante dichtete seine göttliche Komödie in einer Zeit arger sittlicher Rohheit und Verwilderung, Tasso sein frommes Epos in einem Zeitalter üppiger und frivoler Verfeinerung; in Calderon würde Niemand den Zeitgenossen eines Philipps III. und IV. erkennen. Auch schließt die Blüthe der Poesie und der Künste die Entwicklung anderer Kräfte und Anlagen weder bei dem Volke noch auch bei den Dichtern selbst aus. Gerade die edelsten Völker haben auch die reichste Poesie aufzuweisen, die frömmsten, sittlichsten, großmüthigsten, tapfersten und geistreichsten sind meist auch die poesiereichsten gewesen, — Indier, Perser, Griechen, die germanischen Stämme, Deutsche und Engländer und die Spanier. Von einzelnen Dichtern aber sind uns Calderon und Milton und Klopstock ein Beweis, wie die hohe Poesie mit der Frömmigkeit sich vermählen kann, was man auch bei Aeschylus und Sophokles sieht, und den tapfern Sinn, die nationale Gesinnung, die patriotische Begeisterung findet man noch daneben bei den Meisten der Genannten und auch bei einem Dante, Cervantes, Camoens; das politisch mächtigste, im Innern freiste Volk der Neuzeit hat zur Zeit der Morgenröthe seiner Macht den größten Dichter der neuern Zeit, der poetisch eine Welt umfaßt, hervorgebracht. Zugeben muß man, daß immerhin die Poesie eines Volkes auch an seinen Fehlern und Untugenden Theil nehmen

werde; man kann nicht bestreiten, daß die Schöpfungen der Poesie und Kunst durch das Gepräge des Talents oder Genies noch nicht moralisch gerechtfertigt und geadelt sind, und bei einer Fülle von Geist und Poesie nach sittlichem Maßstabe verwerflich seyn können; daß theils von Dichtern ihr Talent mißbraucht, theils ihre Werke von Hörern und Lesern mißverstanden, zu einer schädlichen Nahrung und zu Gift werden können; man mag selbst im Zweifel seyn, ob die wirklich heilsamen Wirkungen der Poesie auf Geist, Gemüth und Charakter der Einzelnen die nachtheiligen Folgen, Verweichlichung, Entnervung, Erweckung der Leidenschaften bei Andern überwiegen: dies Alles kann die Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Poesie für eine Nation nicht bestimmen. Denn man muß sich hiebei nicht auf den Standpunkt der Individuen, sondern auf den Standpunkt der Nation stellen; man muß die Poesie nicht als ein pädagogisches, als Bildungsmittel für die Einzelnen betrachten, wozu sie zwar wohl auch dienen kann, aber wo mit dem Gebrauch auch der Mißbrauch sich einstellt, und bei der Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Anwendung ein allgemeingültiges Urtheil nicht möglich ist, sondern als ein für sich geltendes, wesentliches Element des Nationallebens und Geistes, als einen gemeinsamen Besitz und Schatz des Volkes; die Poesie ist vielmehr Spiegel der Sitten, als Schule der Sittlichkeit für ein Volk, wenn gleich sie abgeleiteter Weise auch Letzteres werden kann und werden wird, weil die Kunst, die Poesie, ihrem Wesen nach zum Befriedigenden, zum Schönen und Harmonischen hinstrebt. Ist nun die poetische Anlage unleugbar ein wesentliches Element der menschlichen Natur; ist, der Erfahrung nach, die Entwicklung aller sonstigen Anlagen und Kräfte, der physischen, intellektuellen und sittlichen, aufs schönste vereinbar, so steht offenbar dasjenige Volk höher als ein anderes, im Uebrigen ihm ebenbürtiges, welches auch die Poesie in sich ausbildet und zur Blüthe bringt, und die Poesie an sich ist also ein Vorzug, ein schätzbarer, wünschenswerther, bedeutender Besitz, ein Stolz und eine Ehre für eine Nation. Dies ist nun aber positiv noch genauer nachzuweisen, wie und wiefern?

Wenn wir darzuthun suchen, was die Poesie überhaupt für eine Nation ist, so tritt die ästhetisch philosophische Erörterung und Bestimmung des Begriffs der Poesie in seiner Allgemeinheit,

nach Form und Stoff, zurück, und der Inhalt und die Form der wirklichen Poesie des in Rede stehenden Volkes, als Element seines historischen Gesammtlebens, tritt hervor. Und so kann man sagen: die Poesie eines Volkes ist das Ganze seiner mythischen und geschichtlichen Erinnerungen und Ueberlieferungen, seiner religiösen, philosophischen und sittlichen Ideen, seiner Natur- und Weltanschauung, seines Glaubens, seiner Empfindungen und Gemüthsrichtungen, sofern dies Alles frei und künstlerisch wiedergeboren und aufbewahrt ist in der das Todte wiedererweckenden, Vergangenes und Künftiges zur steten Gegenwart wandelnden, und die vergängliche Blüthe des Augenblicks bannenden, unverwelklich machenden Phantasie. Freilich hat von all diesem die Poesie eines jeden Volkes nur Fragmente, und zwar oft sehr dürftige, aufzuweisen; denn entweder widerstrebt das reale, historische und geistige Leben eines Volkes an sich schon der Erhebung in das freiere Element der Phantasie, oder fehlt es ihm an geistiger Regsamkeit, Bildungs- und Gestaltungskraft, oder trifft beides zusammen. Ob nun eine reichhaltige Poesie für eine Nation etwas Gleichgültiges und Geringfügiges, oder ein bloßer Luxusbesitz sey, das beantworte man sich, nachdem man erwogen, daß mittelst einer umfassenden und im Volke lebendigen Poesie die Geschichte und Sage der Vorzeit in klarster Anschaulichkeit und reichster Fülle vor die Einbildungskraft tritt, daß die einzelnen Gegenden, Städte, Flecken, Flüsse, Berge, Wälder und Thäler der Heimat geweiht werden von dem darüber schwebenden, in Liedern und Sagen ihre Namen verherrlichenden Genius der Poesie; daß großherzige Thaten, hohe Gefühle, treffende Worte da wie in unzerstörlichem Lebensgeist aufbewahrt sich von Geschlecht zu Geschlecht erben, daß die Religion der unsichtbaren Geistigkeit hier Gestalt gewinnt im anschaulichen Dichterwort, daß das Andenken an gemeinsame Thaten oder Leiden der Vorfahren, an gemeinsame Abstammung, an geleistete oder empfangene Wohlthat und Beistand von Mund zu Mund fortgepflanzt wird, daß beinahe jedes Wort, einmal vom Dichtermunde geadelt, eine Reihe von erhebenden, süßen, begeisternden Empfindungen oder Gedanken erweckt, so daß ein geistreicher deutscher Schriftsteller, Arnim, mit Recht das Glück einer Nation preist, „die einen Dichter wie Shakspeare so inne hat wie den Katechismus; da füllt sich jeder

leere müde Augenblick des Unbedeutendsten mit Sinn und Geist." Ja, die ganze Geschichte, Sitte, Sittlichkeit, Glauben und Leben einer Nation, ihr Charakter, Gemüth und Temperament spiegelt sich in einer reichen, ausgebildeten, blühenden Poesie, wie es z. B. die griechische war; und wie wenig eine solche Poesie ein todter Besitz, ein unfruchtbarer Schatz bleiben kann, wenn anders ein Volk an seiner Sprache und Bildung ohne Störung festhält und fortbaut, — daß sie mit der täglichen Luft des Lebens sich mischen, daß sie ins Innerste der Geister eindringen, daß sie tausendfältig anregen, bilden, begeistern, über das Gemeine erheben, für höhere, idealere Gefühle und Strebungen empfänglich machen, Mittelpunkte des Verständnisses und der Anschließung schaffen, Losungsworte in entscheidenden Augenblicken an die Hand geben, und so zu schönen Thaten, zu großen Erfolgen beitragen kann und muß: das leuchtet Jedem ein, wenn sich auch nicht im Einzelnen darüber Rechnung führen läßt, was diese oder jene Dichtung belehrend, bildend, begeisternd gewirkt hat, und ein das Einzelne benagender Skepticismus sich wohl den Triumph verschaffen kann, alle jene Wirkungen in Abrede zu ziehen, weil sie sich nicht mathematisch demonstriren lassen.

Umfaßt die Poesie einer Nation im weitesten Sinne Alles und Jedes, was zu allen Zeiten von ihren Gliedern gedichtet worden, ohne Unterschied des Gegenstandes, der Form, des Talents und der Kunst, mithin auch die individuellsten, die schwächsten und verzerrtesten Schöpfungen, so versteht sich doch von selbst, daß der Kreis dessen, was in einem höhern und strengern Sinn Nationalpoesie heißt, weit enger ist. Alle matten Nachahmungen und trivialen Wiederholungen, alle talentlosen Versuche; was nicht im Gegenstand, in der Auffassung oder Darstellung irgendwie neu ist, was von vornherein nicht ansprach, was sich nicht im Andenken erhält, fällt weg. Doch ist das Letztere nicht immer Schuld und Unverdienst der Poesien, sondern manchmal Schuld oder Unglück des Volkes, das längere Zeit gleichgültig und stumpf gegen seine Sprache, Poesie und Geschichte, den lebendigen Zusammenhang mit seiner Vorzeit verliert, dafür unausbleiblich schwer und bitter büßt durch geistige Armuth und Erniedrigung, und dann in einer geistig empfänglicheren Zeit in seiner eigenen ältern Poesie nicht mehr heimisch, ihr fremd geworden ist. So

iſt uns Deutſchen unſere Poeſie, ſo weit ſie über ein Jahrhundert alt, fremd geworden, und wir fühlen uns als ein in der Poeſie und Literatur junges und neues Volk, während dem Spanier ſeine Poeſie faſt bis auf die Zeiten des Cid zurückreicht, dem Italiener bis auf Dante, dem Engländer bis auf Chaucer, dem Franzoſen doch bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts, zu Jean Marot etwa. Gehören aber, um von dieſer Abſchweifung zurückzukehren, zur Nationalpoeſie auch alle ſolche Dichtungen, die mit einem gewiſſen Maaß von Kunſt und Talent gedichtet, gar keinen nationalen Anknüpfungspunkt haben, an kein volksthümliches Gefühl und Bedürfniß ſich anſchließen, für die unermeßliche Mehrzahl des Volks unverſtändlich und ungenießbar ſind, und ganz nur perſönliche Gefühle, Eindrücke, Geſinnungen und Liebhabereien ausſprechen? Man muß, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſich verſtändigen, in welchem Sinne man die Worte national und volksthümlich nimmt, ob gleichbedeutend, oder Verſchiedenes bezeichnend, ob man von der nationalen Poeſie eine populäre oder volksmäßige unterſcheidet. So lange es nur eine Volkspoeſie (im Gegenſatz gegen Kunſtpoeſie) gab, fiel der Begriff von nationaler und volksmäßiger Poeſie zuſammen; Inhalt und Form waren auf dem eigenen Boden des Volkes erwachſen, und meiſt auch Geſinnung und Empfindung aus dem allgemeinen Volksgemüth und Bewußtſeyn geſchöpft. Wenn aber der Unterſchied der Bildung die verſchiedenen Klaſſen eines Volkes trennt, wenn Verkehr mit fremder Geſchichte, Kultur und Gelehrſamkeit ſich anknüpft, wenn individuelle Empfindungen, Beſtrebungen, Stimmungen die Oberhand gewinnen über das nationale Gemeingefühl und das volksthümliche Bewußtſeyn: ſo drückt ſich dies Alles auch in der Poeſie eines Volkes aus, und wenn auch Alles, was von ſeinen Genoſſen gedichtet wird, ſeine Nationalpoeſie heißt, ſo muß man nun doch zwiſchen der gleichgültigen, und der emphatiſchen, ehrenden Bedeutung des Prädikates: national, unterſcheiden. Nur in einem ſehr uneigentlichen Sinne kann national die Poeſie desjenigen Dichters genannt werden, der in einer andern Sprache als der ſeines Volkes dichtet, wie z. B. Italiener und Deutſche früher oft thaten, obwohl Inhalt und Geſinnung national, das heißt dem Leben und Geiſt des eigenen Volks gemäß ſeyn können, wie z. B. in Ulrich von Huttens lateiniſchen Poeſien, und eben ſo

diejenige, die in vaterländischer Sprache ausländische Formen und Gesinnungen nachkünstelt, wenn schon beide, entweder durch den Inhalt oder durch die Sprache mit der Nationalpoesie zusammenhängen. Den Ehrennamen eines nationalen Dichters hat man auch schon solchen begabten und selbst genialen Dichtern abgesprochen, welche den Gegenstand und Stoff ihrer Poesie nicht aus dem Leben und der Geschichte des eigenen Volkes geschöpft, oder in der Behandlung, in der Gesinnung und im ganzen Geist ihrer Schöpfungen nicht dem Charakter und Genius des eigenen Volkes sich angeschlossen und gebuldigt haben. In ersterer Beziehung, die Wahl des Stoffes aus dem eigenen Volksleben betreffend, ist man allerdings nachsichtiger, und muß es wohl seyn; denn selbst Schiller hat in der Mehrzahl seiner Dramen ausländische Themata behandelt; auch Shakspeare hat eine Menge nichtenglischer Stoffe gewählt, und die französischen Tragiker brachten keinen Stoff aus ihrer Nationalgeschichte auf die Bühne. Man erkennt jetzt wohl ziemlich allgemein an, daß es von dem eine Poesie durchwehenden Geist und der ganzen Behandlungsweise abhängt, ob sie im ehrenden Sinne national heißen kann oder nicht; Schillers Don Carlos oder Jungfrau von Orleans sind so gut Zierden unserer Nationalpoesie als manche Dramen, die deutsche Stoffe behandeln, (obwohl allerdings seine Muse in den aus der deutschen Geschichte entlehnten Dramen Wallenstein und Tell, nach ziemlich allgemeinem Urtheil, auch poetisch die höchsten Triumphe gefeiert hat), und Shakspear's Hamlet, Othello oder Romeo und Julie, oder seine römischen Stücke, stehen an Werth für die englische Nationalpoesie wohl keinem andern seiner Dramen nach. Weniger einig ist man dagegen in manchen Fällen darüber, ob ein Dichter durch den gesammten Geist, die Richtung und Gesinnung seiner Poesie den rühmlichen Titel eines nationalen Dichters verdiene, ob er nicht durch diese oder jene Eigenschaften und Gesinnungen den gerechten Vorwurf der Unvolksthümlichkeit auf sich lade? Von dieser Seite ist namentlich Goethe's Poesie beleuchtet und angegriffen und ihr der Mangel an nationalem Geist zum Vorwurf, ja zum Verbrechen gemacht worden. Man gab seiner Poesie Gleichgültigkeit gegen Volk und Vaterland, gegen Geschichte, politische Bestrebungen und Fortschritte der Nation, gegen deutsche Sitte und Gesinnung, aristokratische Verfeinerung und Hingebung an ganz

individuelle Liebhabereien und Grillen schuld. Man konnte sich auf sein eigenes Wort berufen: daß seine Sachen nie populär werden würden. Ehe wir dem Dichter, der mit Schiller hauptsächlich die Ehre und den Glanz unserer Poesie und Literatur dem Ausland und Europa gegenüber vertritt, die Nationalität seiner Poesie absprechen, müssen wir gewiß unser Urtheil reiflich erwägen. Daß Goethe für Geschichte und politisches Leben überhaupt weniger Sinn hatte, wird ziemlich allgemein anerkannt; man mag diese Beschränkung einer sonst so reichen und universellen Natur bedauern, aber man sollte auch bedenken, daß ein lebhafteres, entschiedeneres Interesse nach jener Seite hin den Dichter in mancherlei Kämpfe und Kollisionen gezogen hätte, welche seine Beschaulichkeit, Ruhe und Unbefangenheit bedeutend stören, die ganze Entwickelung seiner geistigen Natur ändern mußten. Und welche Erweckung und Nahrung bot Deutschland in Goethes Jugend, ja fast sein ganzes Leben hindurch, einem regern politischen Interesse? Ein tiefes patriotisches Gefühl hätte ja beinahe das ganze Leben des Dichters verbittern und vergiften müssen! Und ist er nicht in seiner relativen politischen Gleichgültigkeit und mit seinem minder lebhaften vaterländischen Sinn ein treuer Spiegel und Typus dessen, was ein großer Theil der deutschen Nation zwar wohl nicht seyn sollte, aber wirklich war und ist? Wenn ein Dichter in seiner Poesie über die Gesinnungen, Strebungen und Zustände der Wirklichkeit hinausgeht, wenn er den Samen neuer Ideen, Wünsche, Entschlüsse und Thaten unter seinem Volke ausstreut, so leistet er damit ein so zu sagen überverdienstliches Werk und zieht in die Sphäre des Dichters die des Propheten, des Reformators mit hinein. Dies ist gewissermaßen der Fall bei Schiller, der neben dem Dichter als Volksredner und Philosoph gelten kann, aber fordern läßt sich jenes vom Dichter nicht. Aber, wendet man ein, Goethe ist kein nationaler Dichter, weil er in seiner Poesie hinter dem deutschen Charakter und Gemüth, hinter deutscher Sitte und Gesinnung, wie sie wirklich, beim besten Theil der Nation sind, zurückgeblieben ist; weil er uns hauptsächlich überfeinerte, vornehme, schwächliche und kränkliche Egoisten mit ihren kleinen individuellen Leidenschaften, Gelüsten, Liebhabereien, Grillen und Einbildungen vorgeführt hat. Schildern diese Werke die Nation, ihren geistigen und sittlichen Charakter? was

gehen sie die Nation an? Darauf ist zu erwiedern: Wo findet man in der Wirklichkeit den wahren Typus deutschnationalen Wesens, deutscher Gesinnung und Sitte? Dieser geforderte Typus ist ein Ideal, das in der Erfahrung schwer nachzuweisen seyn dürfte, dem wir jedoch seine Berechtigung so gern und lieber als manchen andern Typen zugestehen. Klopstock und Voß vielleicht trugen etwa diesen Typus deutschen Wesens in der Seele, aber schon Schiller empfand die Nationalität zu Zeiten wenigstens als eine Fessel und Schranke, strebte darüber hinweg, und hatte weder von dem deutschen Publikum, über das er sich oft ärgerte, noch von der deutschen Nation seiner Zeit, welche in tiefer politischer Ohnmacht und Erniedrigung schmachtete, eine große Meinung. Ein Dichter der Menschheit wollte er seyn, und die ächt deutschen Elemente und Töne seiner Poesie waren ihm selbst wohl kaum bewußt. Noch mehr als Schiller ward Goethe schon in frühen Jahren in einen kleinen, abgeschlossenern Kreis gezogen, wo er fast nur mit der geistigen und socialen Aristokratie, mit Dichtern, Philosophen, Gelehrten, Künstlern jeder Art, Adeligen und Fürsten verkehrte. Alle diese Personen stellten einen nicht unansehnlichen Theil deutschen Wesens dar, und ohnehin hing Goethe theils durch die Erinnerungen aus seiner so reichen Jugend, theils durch seine Geschäfte und Reisen als glücklichster und schärfster Beobachter, so wie auch durch die ihm zukommenden Erzeugnisse der Literatur fortwährend mit andern Elementen und Klassen der Nation zusammen; aber wohl mag er manche wesentliche Seiten des deutschen Wesens weniger beachtet, sie in seinen poetischen Werken weniger zur Anschauung gebracht haben, als man wünschen möchte. Man bedenke jedoch, wie viel von solchen Elementen deutscher Gesinnung und Eigenthümlichkeit, die man gewöhnlich in Goethes Poesie vermißt, sich in manchen seiner Werke theils in größern Massen, theils in einzelnen Zügen findet, z. B. im Götz, in Hermann und Dorothea, in den Wanderjahren, im Faust und im Werther, in vielen Gedichten — so wird man jene Ausstellung wo nicht ganz zurücknehmen, doch gewiß sehr beschränken. Versetzt man sich endlich auf den Standpunkt eines Nichtdeutschen, so wird das deutsche Gepräge, welches wir als Deutsche vielleicht oft vermissen, weil es nicht so scharf und spezifisch hervortritt, als unterscheidender Charakter von Goethes Poesie, verglichen mit

jeder fremden, mit überraschender Klarheit sich geltend machen. Ausländer werden in Goethes Dichtungen die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten des deutschen Charakters, Ernst, Tiefe, Innerlichkeit, Gemüthlichkeit, Gediegenheit, Nüchternheit, Pietät, Treue, Einfachheit, Rechtlichkeit, gesunden Natursinn, Treuherzigkeit, neben den individuellen Eigenschaften seiner Natur und den Vorzügen seines Dichtergenius wieder finden; der seinen Landsleuten mitunter als leichtfertig und leichtsinnig, als vornehm und aristokratisch erscheinende Dichter wird bei den Franzosen leicht für ernst, tiefsinnig, fast pedantisch, bei den Engländern für sehr bürgerlich und einfach gelten; und wenn auch manche Eigenschaften des deutschen Charakters, auf welche wir uns etwas zu Gute thun, in seiner Poesie schwächer ausgeprägt sind, als bei andern deutschen Dichtern, dürfte doch nicht leicht ein Anderer so viele Seiten des wirklichen deutschen Wesens in lebensvoller Poesie zusammenfassen und zur Anschauung bringen, wie Goethe. Wenn Schillers Poesie einen Maßstab dafür gibt, welcher idealen Leidenschaft, welcher schönen Begeisterung, welcher stürmenden Gewalt der Empfindung und welcher Hingebung an und für die Idee die deutsche Natur unter den günstigsten Verhältnissen fähig ist, so dürften wir uns doch auch gewiß nicht beschweren, wenn man aus Goethes Poesien einen allgemeinen Typus von deutscher Art, Natur und Gesinnung ziehen, wenn man aus sämmtlichen Charakteren und Zügen der Personen in seinen Dichtungen einen Schluß machen wollte auf Leben, Charakter und Gemüth der Deutschen überhaupt; und wenn man die großen und reinen Charaktere unter seinen Männern vermißt, so muß man leider gestehen, daß sie auch auf der Bühne des deutschen Lebens selten genug zu finden sind. Vertritt Goethe nur wenig oder gar nicht das Bewußtseyn der politischen und geschichtlichen Bedeutung der deutschen Nation, und das freilich lang unterdrückte und eingeschläferte Streben nach Freiheit und verbürgtem Recht, den Zorn und Grimm gegen Gewaltthat und Usurpation und das deutsche Mitgefühl für den unterliegenden Märtyrer: so fehlt ihm doch gar nicht ein natürlicher Rechts- und Billigkeitssinn, eine allgemeine Humanität, Abneigung gegen brutalen Mißbrauch der Macht, und durch hundert Wurzeln hängt er mit dem Gesammtwesen der Nation zusammen, aus welcher er hervorgegangen, der er mit seiner ganzen Richtung und Bildung treu

geblieben ist, da man doch nicht wird nachweisen können, daß er vom Einfluß der Franzosen, der Engländer, der Spanier oder der Alten sey hingerissen und beherrscht worden, vielmehr er alle fremden Einflüsse und Muster seiner Eigenthümlichkeit anbildete. Ein unläugbarer Repräsentant des geistigen Wesens und Strebens der Deutschen ist er endlich in seinem Faust, diesem universalen und doch so ächt deutschen Gedicht, welches das Kämpfen und Ringen des menschlichen Geistes nach dem Absoluten in Wissenschaft, Glück oder That, schildert — ein Ringen, das alle Geister der Neuzeit bewegt und erschüttert, und, wie es in Deutschland am tiefsten, ernstesten und konsequentesten betrieben wird, so auch unter diesem Volke seinen Dichter finden mußte. Der deutsche Faust ist nach Frankreich, nach England, nach Italien gewandert; er ist Weltbürger wie Deutscher. Dies führt uns auf einen weitern wichtigen Punkt.

Man klagt darüber, daß, so wie vieler anderer Dichter, namentlich auch Goethes Werke, und selbst die sonst trefflichsten und edelsten, ja diese zum Theil am meisten, nicht eigentlich national, im Sinne von populär, volksmäßig, allgemein verständlich, seyen. Die Klage ist gegründet; sie gilt, vielleicht in etwas geringerem Maße, zur Zeit noch von den allermeisten neuern Dichtern der Deutschen, selbst Schiller nicht ausgeschlossen. Wie wenig vermögen selbst die gepriesensten und gelesensten Dichter in die tiefern Schichten des Volkes hinabzudringen! Aber ist dies ein Vorwurf für die Dichter? Wohl schwerlich; aber allerdings kann uns dieser Zustand mit schmerzlichem Bedauern erfüllen; er deutet hin auf die ungeheure Kluft in der Bildung unserer, hiedurch noch mehr als durch Beruf, Rang und Vermögen getrennten Stände. Wir haben keine Nationalpoesie im umfassenden und höchsten Sinne, weil wir in unserer intellektuellen Bildung nicht Eine Nation ausmachen, was um so mehr zu beklagen ist, als wir auch in unserm politischen Bewußtseyn der Einheit, des Selbst- und Mitgefühls einer Nation ermangeln. Weniger können wir deßhalb die Dichter anklagen, daß ihre Poesie zu gelehrt, zu subjektiv, zu philosophisch und mit unnationalen Elementen erfüllt sey, daß sie sich von dem Gesammtkörper der Nation losgerissen, als eben die Umstände. Freilich könnten sich die Meisten einer größern Allgemeinverständlichkeit befleißen, in Stoff und Form

mehr aufs Populäre halten und nach Einfachheit, als der sicherſten und ſchärfſten Probe des innern Gehaltes, ſtreben; aber das unverdroſſenſte Streben in dieſem Sinne würde doch nimmermehr den Kreis ihres Publikums über die geſammte Nation ausdehnen; die Zeiten ſind vorbei, wo die Landleute die Lieder von Dietrich von Bern ſangen. Das Zerfallen der Nation in verſchiedene, durch intellektuelle und äſthetiſche Bildung, durch Empfänglichkeit und Geſchmack für Poeſie weit getrennte Klaſſen, — was, wie von der deutſchen, ſo auch von den übrigen Nationen der neuern Zeit, zum Theil vielleicht in etwas geringerem Grade, gilt, — iſt die Folge theils der Verſchmelzung der früher ſelbſtſtändiger geweſenen kleineren Stämme und Staaten zu großen Maſſen, theils der im Verlauf der Zeit ſtehender und feſter gewordenen Theilung der Arbeit und der Berufe, der Erſtarrung der Standesunterſchiede, der Vorrechte und Vorurtheile; theils auch ganz beſonderer Umſtände, wozu in Deutſchland zu rechnen ſind die allmählige, am Ende gänzliche Niederdrückung des Bauernſtandes in ſehr vielen Gegenden Deutſchlands beſonders nach den Bauernkriegen im 16ten Jahrhundert, die doch auch ſchon die Folge ſchwerer Laſten und Mißhandlungen waren; die Verwüſtungen und das Elend des dreißigjährigen Krieges, in Folge deſſen auch der Bürgerſtand in den Städten mehr und mehr gebrochen wurde und eines höhern Selbſtgefühls verluſtig ging; die willkürlichen Vertheilungen und Zerſtücklungen der deutſchen Gaue und Volksſtämme, wodurch das Verwandte von einander geriſſen, Fremdes zuſammengefocht, und dadurch eine gleichförmige Bildung und Entwicklung gehemmt oder zerſtört wurde; die Entſtellung und Verwüſtung endlich der deutſchen Sprache, namentlich ſeit der Reformation, durch Aufnahme und Einmengung einer Unzahl von Wörtern aus fremden Sprachen, unter den höheren auf feine Bildung Anſpruch machenden Ständen, wodurch eine für den gemeinen Mann rein unverſtändliche Sprache entſtand, und die verſchiedenen Mundarten. Muß man hier an jeder Beſſerung verzweifeln und die Dinge gehen laſſen, wie ſie mögen? Zunächſt muß man das Lächerliche übertriebener Forderungen und ausſchweifender Hoffnungen vermeiden; und lächerlich wäre es, dem modernen Dichter zu verwehren, in ſeiner Poeſie gelegentlich eine gelehrte Bildung bei ſeinen Leſern oder Hörern vorauszuſetzen,

oder verfeinerte Gefühle, verwickelte Kolliſionen und Kämpfe zu behandeln, für welche dem einfachen Naturkind der Sinn fehlt; lächerlich wäre es, zu fordern, der Bürger und Bauer ſolle Goethes Taſſo oder Iphigenie verſtehen lernen; aber iſt es denn wirklich thöricht zu glauben, der gemeine Mann könnte in ſolchen Ländern, wo für eine gute Schulbildung viel geſchieht, wo man darauf hält, daß jedes Kind leſen und ſchreiben lerne, wo man Verſtandesübungen fleißig betreibt, auch der gemeine Mann — (Stumpfſinnige gibt es freilich überall, und unter Handwerkern und Bauern wohl Mehrere, als unter den höheren Ständen) könnte und ſollte zum Verſtändniß eines Theils unſerer Poeſie angeleitet und erhoben werden? Oder ſollte der Uebergang von den Kirchenliedern, welche doch den Tüchtigeren unter jenen Klaſſen einigermaßen verſtändlich ſind, zu einfachen weltlichen Gedichten, von den geiſtlichen Liedern eines Gellert, Claudius, Schubarth zu den andern Dichtungen derſelben Männer, zu Gellerts Fabeln, zu Claudius gemüthlichen Liedern, Schubarths Kaplied und andern, zu Pfeffels Türkenpfeife, zu Gleims Grenadierliedern, zu Bürgers Balladen, zu manchen Dichtungen von Voß, Uhland und Andern ſo ſchwer, ſollte am Ende der Fortſchritt zu Wallenſteins Lager, zu Vielem im Tell, zum Götz von Berlichingen, zu Hermann und Dorothea (zum Reineke Fuchs, dem uralten Eigenthum des deutſchen Volkes!), ja ſogar zu Manchem im Fauſt, die philoſophiſchen Monologen und dergleichen freilich abgerechnet, unmöglich ſeyn? Das aber ſcheint uns unſtreitig, daß dieſe Verhältniſſe, welche man in Beziehung auf Nationalpoeſie zu beklagen hat, auch vom ſittlichen, menſchlichen und politiſchen Geſichtspunkt betrachtet, betrübend ſind und Abhülfe und Heilung fordern. Die Poeſie ihrerſeits kann ſich von dieſem Uebelſtand freilich nicht Feſſeln anlegen, nicht von dem einmal in der Zeitſtimmung liegenden Aufſchwung in höhere, philoſophiſche Regionen, von Abſchweifungen in gelehrte Gebiete auf einmal abhalten laſſen; aber Thatſache iſt leider, daß die deutſche Poeſie immer mehr und ausſchließlicher eine allgemeine, eine kosmopolitiſche Richtung verfolgt. Unſere größten Dichter ſelbſt, damit kommen wir auf das Obige zurück, haben ihr dieſen Stempel aufgedrückt, bewußt oder unbewußt, und es iſt dies allerdings auch ein Triumph ihres Genius. Schiller fand es einmal armſelig, nur für Ein Volk

zu dichten, er wollte ſein poetiſches Füllhorn über die Menſchheit ausleeren, und er hat es gethan; es war aber nicht blos Willkür und Grille, was ihn und Goethe über das im ſtrengſten Sinn Nationale hinausſtreben machte; vermöge des Unterſchieds der Bildung war der Kreis der empfänglichen Hörer und Leſer in Deutſchland ſelbſt verengert, aber durch die Verbreitung einer gleichartigeren Bildung unter allen europäiſchen Nationen erweiterte er ſich wieder; die philoſophiſche, weltbürgerliche Richtung und Geſinnung trat an die Stelle der ſtrenger nationalen, die Poeſie verſchmolz immer mehr gelehrte Elemente mit den aus dem Leben geſchöpften, und immer einſeitiger verfolgt ſeit mehreren Jahrzehnten die deutſche Poeſie dieſe unpopuläre Richtung, neben welcher früher doch auch eine einfachere herging. Je unzugänglicher und unverſtändlicher die neuere Poeſie dem Volke iſt, um ſo mehr ſteht zu beſorgen, es möchte ſich unter ihm mehr und mehr nur eine gemeine und triviale Poeſie, die dieſes Namens gänzlich unwürdig iſt, einbürgern, plump, roh und zotenhaft, die ganz zu den unedleren Elementen und Seiten des Volkslebens herabſteigt, ſtatt die edleren emporzuheben und zu nähren. Hier haben die Geſangvereine eine große und fruchtbare Aufgabe, neben der Pflege eines kunſtmäßigen Geſangs auch auf die Verbreitung und das Verſtändniß einer ächtern volksthümlichen Poeſie hinzuwirken, dem Volke ſeine Dichter bekannt zu machen, und die Dichter dadurch zu veranlaſſen, ihrer Nation in Einfalt und Deutſchheit ſich anzunähern.

Oben wurde verſucht, die Bedeutung und den Werth der Poeſie für eine Nation in allgemeinen Zügen anzudeuten. Ergebniſſe, Vortheile, welche der Statiſtiker zu Buche bringen könnte, gewährt freilich die Poeſie nicht, auch kann ſie nicht wetteifern mit ſolchen Künſten, welche für das Auge ſchaffen, Tempel und Paläſte erbauen, und ſie mit Statuen und Bildern erfüllen, Gärten und öffentliche Plätze ſchmücken, und für den Bedarf der Theater braucht ſich die Nationalpoeſie eben nicht in Unkoſten zu ſetzen; ſo erſcheint ſie allerdings ſehr leicht als eine entbehrliche Luxuspflanze, die man zwar, unter gehöriger Aufſicht, gewähren laſſen und dulden kann, die man aber nicht eben zu hegen und zu begünſtigen hat. Und dieſe Anſicht — vermuthlich die von nicht wenigen Staats- und Geſchäftsmännern — iſt im Grund auch

ganz richtig vom Standpunkt des Staates aus, sofern dieser nur Rechts- oder Polizei- und Finanzstaat ist, und nicht zusammenfällt und verschmilzt mit der Nation. Poesie und ihre Pflege ist Nationalsache, nicht Staatssache. Eine Nation nämlich ist ein lebendiger Organismus, eine große Gesammtpersönlichkeit, ein Individuum, mit dem Triebe und der Bestimmung, alle Kräfte und Anlagen in Bewegung und Uebung zu setzen, alle Keime zur Blüthe zu bringen, den Typus der Menschheit in möglichster Vollkommenheit und Allseitigkeit in sich auszubilden und auszuprägen. Auch ein einzelner Stamm eines Volkes, ja eine einzelne Stadt kann einen solchen lebendigen in sich abgeschlossenen Organismus darstellen durch naturgemäße, freie, selbstgenügende Entwicklung von innen heraus; so die Städte des alten Griechenlands, des mittelalterlichen Italiens, die deutschen Reichsstädte. Hier lebte sehr häufig ein lebendiger Sinn für allseitige Bildung, für Kunst und Poesie, als wesentliche Bestandtheile eines in sich vollendeten Volkslebens. Auch da, wo Staat und Nation zusammenfallen, wie in England, Frankreich, Spanien, erkannte man häufiger das Bedürfniß, die Angemessenheit, die Ehrenpflicht, von Seiten und im Namen der Nation geistige Bestrebungen und Richtungen zu ermuntern, welche nicht gerade nothwendig sind, keinen unmittelbaren Nutzen gewähren, Nichts zum augenfälligen Glanze beitragen. Aber in dem auf keiner innern Lebenseinheit beruhenden, allmählig und künstlich zusammengesetzten, durch äußere Normen und Gesetze zusammengehaltenen, ganz verschiedene Volkselemente in sich schließenden und von zufälligen Grenzen abgemarkten Polizei-, Finanz- und Rechtsstaat findet, was zur Blüthe eines vollständigen, gesunden, reichen National- und Volkslebens gehört, der Natur der Sache nach wenig Berücksichtigung und Gunst. Hier handelt es sich um die Pflege des Nothwendigen und Nützlichen; die Staatsmänner in solchen Staaten haben nicht das Bewußtseyn, die Interessen und die Ehre der Nation in geistigen und ästhetischen Bestrebungen und Leistungen vertreten und wahrer zu müssen, die Anforderungen für das wirklich oder vermeintlich Nothwendige und Nützliche sind so groß, daß man sich billig scheut, durch große Ausgaben für das freie und entbehrliche Schöne die Lasten des Staates noch zu vermehren, so weit man nicht der Stimme und den Anforderungen der Zeit glaubt einige Zugeständnisse machen

zu müſſen. Dies gilt nun beſonders von den vielen deutſchen Staaten, und wenn auch, durch beſondere Neigung mancher Regenten, die Künſte, Baukunſt, Plaſtik, Malerei, Muſik faſt überall einige und zum Theil große Förderung und Begünſtigung genoßen, und ehrenhalber kein Staat ganz zurückbleiben kann, ſo haben doch bis jetzt alle deutſchen Staaten, als ſolche, ſich nicht gemüßigt geglaubt, diejenige Kunſt, welche der lebendigſte Ausdruck des geiſtigen Lebens iſt, deren Schöpfungen ein allgemeiner Beſitz der Nation werden können, die Dichtkunſt, die deutſche Nationalpoeſie, beſonders zu hegen. Kann man aber überhaupt Staaten, welche kein eigenthümliches Nationalleben und Bewußtſeyn haben, ſchon die Pflege der Künſte nicht eben zumuthen, deren Vernachläſſigung nicht verargen, und muß man es in der Ordnung finden, daß ihre Pflege dem Geſchmack und Intereſſe der Einzelnen überlaſſen bleibe, ſo gilt dies wohl ganz beſonders von der Poeſie, welche der äußern Begünſtigung am wenigſten bedürftig und empfänglich iſt.

Die Poeſie iſt in mehr als Einem Betracht die freieſte Kunſt. Sie iſt unabhängiger als irgend eine andere Kunſt vom Techniſchen, vom zu Erlernenden, von der Schule — und wenn ſie von dieſer abhängig gemacht, wenn ſie mit ſchwierigen Geſetzen und Regeln belaſtet wird, ſo deutet dies meiſt auf eine Ausartung und einen Verfall hin, wie z. B. bei den Meiſterſängern, wohl auch ſchon bei den Minneſängern und den Troubadours mit ihren überkünſtlichen Weiſen. Ausdrücklich erlernt kann von der Poeſie gerade nur das Aeußerlichſte und Unweſentlichſte werden; während aus der Schule guter Meiſter die größten Maler und Muſiker hervorgingen, hat ſich kein großer Dichter eigentlich in einer Schule gebildet. Lehrſtühle der Poeſie, wie ſie ſonſt auf Univerſitäten beſtanden, haben nur Verſemacher gezogen. Nicht als ob der Dichter Nichts zu lernen brauchte, die Form ſich ihm ohne alle Mühe von ſelbſt ergäbe, und der Stoff aus ſeiner Phantaſie, wie das Waſſer aus der Quelle, ſtrömte, nein! er muß ſeinen Sinn für die Form bilden, er muß ſich in Beherrſchung der Sprache üben, und es gebührt ihm, mit dem Geiſt und der Bildung ſeiner Zeit, ſeines Volkes aufs vollſtändigſte getränkt zu ſeyn; aber eine Methode für dies Alles läßt ſich nicht feſtſetzen; die Aneignung von dieſem Allen muß des Dichters freies, oft unbewußtes, Thun ſeyn, und die

Bildung, um welche er ſich zu bemühen hat, iſt keine andere, als diejenige, welche auch Einer, der kein Dichter ſeyn will, anſtrebt — eine ächt liberale und humane. Poëta nascitur, non fit. Ein Dichter *werden* wollen, iſt lächerlich; man muß Einer *ſeyn* und ſich als Solchen ſogleich mit der That ausweiſen; während es Niemand lächerlich findet, wenn ein Jüngling Maler oder Bildhauer werden will, noch anmaßend, wenn ein Jünger dieſer Künſte ſich einen Maler oder Bildhauer nennt. Sich ſelbſt im nüchternen Ernſt einen Dichter zu nennen, wenn nicht die Welt unzweifelhaft den Titel an- und zuerkannt hat, gilt aber, und mit Recht, für eine Anmaßung. Dies erklärt ſich daraus: eine gewiſſe Fertigkeit, ein Geſchick iſt in jenen Künſten ſchwieriger zu erwerben und iſt immerhin ſchon Etwas; in der Poeſie aber iſt eine ſo leicht zu erwerbende Fertigkeit noch gar Nichts. So braucht der Dichter nur eine allgemeine Bildung, einen offenen Blick ins Leben, einige Bücher, — und freilich der dramatiſche Dichter eine Schaubühne. Eine freie Kunſt iſt aber die Poeſie auch in anderer Hinſicht. An das Freieſte und Unberechenbarſte im Menſchen, an Phantaſie und Stimmung gebunden, die allerdings bei entſchiedenen Dichtergenien eine gewiſſe Sicherheit und Stetigkeit gewinnen und ſomit bis auf einen gewiſſen Grad dem Willen zu Gebote ſtehen, läßt ſich die Poeſie nicht von Auſſen gebieten, wann und was ſie ſchaffen ſoll, und der geniale Dichter wird ſolche Aufforderungen und Aufgaben entweder ablehnen, oder doch in ihnen ſein wahres und ganzes Talent ſchwerlich beurkunden, während der Maler, der Bildhauer, der Baumeiſter leicht auch an einer ihnen geſetzten, nur nicht widerſinnigen, Aufgabe die ganze Fülle und Macht ihres Talents oder Genies entfalten. Und deswegen, weil der Dichter nicht über ſeine Stimmung gebieten, weil er die Nachhaltigkeit und Dauer ſeines Talents nicht berechnen kann, und weil die Poeſie ſich keine Aufgabe von Außen ſetzen, ſich mithin nicht in Amt und Pflicht nehmen läßt, eignet ſich die Poeſie nicht zu einem förmlichen Lebensberuf, ſie wird in der Regel nicht als ſolcher ausſchließlich geübt, nur die entſchiedenſten Genien widmen ſich ihr — meiſt nachdem ſie doch zuvor eine andere Laufbahn begonnen — ausſchließlich, und meiſt nur Solche, die ſonſt zu Wenig tüchtig ſind, träumen davon, ganz der Muſe ſich zu ergeben, oder führen ihren Vorſatz, der Muſe zur Schmach und ſich ſelbſt zum

Verderben, aus. So wie keine Schulen und Bildungsanstalten, so gibt es auch keine Aemter für Dichter als Solche; denn die Stellen eines Theater- und eines Hofdichters können nicht leicht etwas Anderes als dornenvolle Sinekuren seyn. Eine Schule für den dramatischen Dichter, und eine fast unentbehrliche, ist nur das Theater; nimmermehr wäre Shakspeare in seinem Stratford der größte Dramatiker geworden, die Londoner Bühne hat seinen Dichtergeist geweckt; aber man begreift leicht, daß nirgends die Theater um der Dichter willen bestehen, sondern um ein im Volke erwachtes Bedürfniß zu befriedigen, oder um des Glanzes und der Mode willen.

So geschieht denn in der That für die öffentliche Pflege der Poesie überhaupt, insbesondre aber in Deutschland Wenig oder Nichts. War es sonst anders? sollte es, könnte es anders seyn? Wenn die Poesie nicht durch besondere Schulen und Bildungsanstalten zu fördern ist, sollte ihr darum nicht auf anderm Wege entgegen gekommen werden? Die stolzesten Forderungen, die härtesten Schmähungen wegen ihrer Fühllosigkeit und Grausamkeit hat man an „die Gesellschaft" gerichtet, im Hinblick auf das Loos, welches den Dichtern gebühre, und ihnen so oft versagt werde. Man fordert Freistätten und Prytaneen für die Findelkinder und Ehreninvaliden des poetischen Genies. „Sucht und findet für den Dichter," ruft ein französischer Schriftsteller, „ein gesichertes Leben, denn er, sich selbst überlassen, wird nur den Tod finden. Fehlt es denn den Nationen so sehr am Ueberfluß? Können wir nicht von den Palästen und Milliarden, die wir geben, eine Dachkammer und ein Brod denen gewähren, die unablässig streben, ihr Volk, selbst wider seinen Willen, zu idealisiren? Dem Gesetzgeber gebührt es, diese Wunde zu heilen, und nur für einige Jahre die Existenz eines Jeden zu sichern, der nur eine Probe des göttlichen Talents gegeben hätte. Er bedarf nur zweier Dinge: Leben und Träumen — Zeit und Brod." Mit Bitterkeit weist man hier auf die Schicksale eines Chatterton, Burns, Hegesippe Moreau hin, welche in Armuth und Elend starben, deren Tod und Schicksal ein Brandmal für die Gesellschaft sey, und gibt zu bedenken, wie viele unbekannt gebliebene Genien aus Mangel an Pflege und Unterstützung mögen verkommen seyn. Letzteres ist möglich, aber sehr ungewiß; wir glauben, daß auch über dem

poetiſchen Genius eine Vorſehung waltet, und die wirklich ausgezeichnete Kraft auch die ihr gemäße Bahn ſich erzwingt, ihre gebührende Stelle erobert. Die wunderbarſten Beiſpiele bezeugen es, wie die großen Genien in Kunſt, Wiſſenſchaft, Poeſie durch die ungünſtigſten Verhältniſſe mit eigner Kraft, und von höheren Fügungen begünſtigt, ſich empor arbeiteten. Hat etwa ein den poetiſchen Genius aufſuchender Abgeſandter des Staats oder des Königs William Shakſpear in Stratford aufgefunden und ihn in London auf die Leiter der Poeſie geſtellt, deren höchſte Sproſſen ſein reicher Geiſt erſtieg? Nein! er fand ſelbſt den Weg nach London, und als Theaterſteher, nicht als Dichter, gründete er ſich zuerſt ſeine Exiſtenz. Ueberhaupt die wenigſten Dichter aller Zeiten ſind nur Poeten und im irdiſchen Leben ganz von ihrer Muſe abhängig geweſen; ſo ſchön es klingt, daß die Muſe ganz frei und ungebunden ſeyn ſolle, wird doch leicht aus der erſtrebten oder vermeintlichen Freiheit eine klägliche oder gar eine unwürdige Abhängigkeit. Aeſchylus diente ſeinem Vaterland als tapfrer Krieger, Sophokles ſogar als Feldherr, Cervantes und Camoens waren Soldaten, Calderon Soldat und Geiſtlicher, die deutſchen Dichter waren Geiſtliche und Mönche, Ritter, Handwerker, Theologen, Profeſſoren; Schiller begann ſeine Laufbahn als Regimentsarzt, Göthe als Advokat.

Es wäre ſchön, wenn jeder Dichter von wirklichem Beruf in eine ganz ſorgenfreie Lage verſetzt werden könnte, um ganz den Eingebungen ſeines Genius lauſchen, um ſeine ganze Kraft ſammeln, den ganzen Frieden einer harmloſen Seele auf die reifen Erzeugniſſe geweihter Stunden ausgießen zu können. Aber ſelbſt wenn es gerecht, wenn es allenfalls der Ehre und dem Intereſſe der Nation gemäß wäre, daß die Günſtlinge der die Gaben austheilenden Natur ſofort auch durch Vermittlung der Geſellſchaft der äuſſern Glücksgüter theilhaft, daß diejenigen, welche Zierden der Nation zu werden verſprechen, wie Wohlthäter belohnt würden: ſo blieben doch noch eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten zurück. Wer ſoll entſcheiden, welche Dichter wirklichen, höhern Beruf haben? Bis zu welcher Stufe wollte man herabſteigen? Was iſt eine befriedigende Lage für einen Dichter? Wohl würde der Eine mit einem idylliſchen Glück ſich begnügen, aber der Andere mit der glänzendſten Lage

unzufrieden seyn. Manches Talent würde im milden Sonnenschein, in sorgenfreiem Behagen sich lieblich und reich entfalten, aber manches andere vielleicht in Behaglichkeit erschlaffen. Unter schwerem Druck der äussern Verhältnisse, unter Noth, Kummer, Thränen freilich kann sich die Granatblüthe der Poesie nicht erschließen, aber ein Wechsel von Ruhe und Kampf, ein ernstes Ringen mit dem Leben spornt vielleicht manches Dichters Geist zur höchsten Kraft, entzündet durch gewaltsame Reibung das edelste Feuer in seinem Innern und bringt die tiefsten Gefühle und Ahnungen seiner Seele offenbarend zu Tage; nicht dasselbe Klima des äussern Glückes frommt jedem Genius, und die beste Absicht kann, wenn sie das Schicksal verbessern will, ihren Zweck verfehlen; unter dem flaumenweichsten, mit Rosen bestreuten Lager können sich doch gar leicht Dornen verbergen, in den süßesten Honig ein Tropfen Wermuth fallen, und wenn äussere Sorgen und Kämpfe abgewehrt sind, im Innern die schlimmere Krankheit und Bedrängniß, es kann sich ein Gift erzeugen, das die Seele und den Geist tödtet.

Damit jedoch soll gar nicht jede Förderung der Poesie und der Poeten von Aussen, durch den im Interesse der Nation handelnden Staat abgelehnt seyn. Es gibt aber verschiedene Arten, die Poesie zu fördern, und diese sollten mit umsichtiger Unterscheidung angewendet werden. Das Allgemeinste, was man unbedingt fordern muß, ist Ermunterung der Poesie überhaupt, durch freies Gewährenlassen, durch Entfernung von Mißtrauen, Vorurtheil und Feindseligkeit, durch achtungsvolles Entgegenkommen, kurz durch Gewährung der Aufmerksamkeit und des Schutzes, welche die Gesellschaft jeder edeln geistigen Bestrebung schuldig ist. Hiedurch werden die Fälle vermindert werden, wo eine Unterstützung nothwendig wird, die, nicht selten mehr oder weniger ans Almosen streifend, dabei meist kärglich, dem freien Dichtergeist das Joch unangenehmer Rücksichten auflegen und seine Seele niederdrücken wird. Belohnungen und Ehren gelten dem wirklich Geleisteten; wo sie zuerkannt werden, da soll über Würdigkeit und Verdienst kein Zweifel mehr seyn; deßwegen wird man damit nicht zu sehr eilen und die Ertheilungen von Staatswegen nicht zu sehr vervielfältigen dürfen. Es ist schön, wenn gestorbnen großen Dichtern Ehrendenkmale geweiht werden, aber noch schöner, wenn würdigen Lebenden

ſchon die nationale Anerkennung auch durch einen ausdrücklichen öffentlichen Akt (der in Deutſchland eigentlich vom deutſchen Bunde ausgehen müßte) zu Theil wird. Wenn ſchon ſolche öffentliche Ehren ſparſam zu ertheilen ſind, ſo ſollten die öffentlichen Belohnungen, welche, zum Unterſchied von Unterſtützungen reichlich und großartig ſeyn müßten, nur ſeltene Ausnahmen für beſondere Fälle ſeyn. Ueber die Art und Form der Ehren braucht Nichts weiter geſagt zu werden, nur die Bemerkung ſey geſtattet: je mehr ſie dem Geiſt, dem Charakter und Leben der Nation entſprechen oder daraus hervorgegangen, je mehr ſie geeignet ſind, ſelbſt wieder friſch Leben fruchtbar und bedeutend zu machen, um ſo beſſer. Der Athener hatte Kränze für ſeine Tragiker, England öffnet ſeinen großen Dichtern die Weſtminſterabtei, Deutſchland hat angefangen, ſeine großen Dichter durch Erz- oder Marmorbilder zu verewigen. Aber in Deutſchland ſind dieſe Ehren bisher nicht vom Staat ausgegangen. Das ganze Verfahren bei der öffentlichen Aufmunterung der Poeſie ſollte die doppelte Aufgabe im Auge behalten, einerſeits den ächten, berufenen Dichter durch keine Schwierigkeiten abzuſchrecken, ihm die Ausſicht auf die bereitwilligſte und ehrenvollſte Anerkennung zu eröffnen, andererſeits aber keine Anſprüche zu wecken, keinen gefährlichen Zudrang gewöhnlicher Talente zu einer Bahn zu erzeugen, die nur für wenige Auserwählte und Geweihte Beruf ihres Lebens ſeyn kann, gar leicht aber, bei unkluger Ermunterung, viele Verblendete, die ihr Talent überſchätzen und die Anforderungen der hohen Poeſie verkennen, als Opfer ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes zu Elend und Verzweiflung führt, den königlichen Weg der Muſen mit kläglichen Leichen bedeckend.

Förderung und Anregung von Auſſen thut der Poeſie in alle Wege noth, obgleich durch ausgeſetzte Preiſe oder Verſorgungsanſtalten das dichteriſche Talent nicht erzeugt, in Schulen nicht entwickelt werden kann, und der verſchwenderiſchſte Fürſt es nicht aus der Erde zu ſtampfen vermag. Die gottverliehene Gabe der Poeſie kann nicht überliefert und vererbt werden, urſprünglich muß ſie der Seele eingepflanzt ſeyn, aber die Erfahrung lehrt uns, daß doch häufig ein Dichtergenius ſeine Fackel an der eines edlen Vorgängers zuerſt anzündete. So müſſen Gunſt der äuſſern Verhältniſſe, Empfänglichkeit der Nation und eine gewiſſe lebendige

poetiſche Tradition zuſammenwirken, wenn die Dichtung, eine nationale Dichtung, gedeihen und blühen ſoll. Ob und in wie weit zu verſchiedenen Zeiten dieſe Anforderungen und Bedingungen der deutſchen Poeſie gewährt oder verſagt waren, möge ein raſcher Ueberblick ihrer äuſſern Schickſale und Entwicklungen zeigen.

Mit Recht hat man bemerkt, daß unter dem deutſchen Volke von jeher der Sinn für Poeſie ungemein verbreitet geweſen, daß aber dieſe Allgemeinheit der Empfänglichkeit und des Talents nicht immer günſtig auf die Poeſie gewirkt, ſondern oft auch zur raſchen Ausartung, zum Sinken der Kunſt und des Geſchmacks beigetragen habe, und das reine, wie Metall in einer übermäßigen Legirung untergegangen ſey. Es gab, ſagt Gervinus, dem wir hier meiſt folgen können, in den älteſten Zeiten unter den Deutſchen keinen Stand, dem die Pflege der Dichtkunſt beſonders anvertraut geweſen wäre, oder doch ruhte auf ihm weder die Weihe, noch auf ſeiner Kunſt das Anſehen, wie im Alterthum; er beſaß nicht das ausſchließliche Vorrecht des Singens und Dichtens, vielmehr ſang bei Gelegenheit in Deutſchland Jeder, der ſich dazu aufgefordert fühlte. Träger und Bewahrer der Geſänge (außer den Heldenſagen auch Spott- und Liebeslieder) war das Volk. Ueberall erſchallt Volksgeſang, bis gegen die Zeiten der höfiſchen Sänger. Namen von Dichtern ſind uns aus den frühern Zeiten keine bekannt. Die namenloſen, noch unzuſammenhängenden Geſänge ließ Karl der Große, der Gönner und Beſchützer der Bildung und Gelehrſamkeit, ſammeln, doch ohne daß ſich jetzt ſchon daraus ein deutſches Epos geſtaltete; deutſche Dichter ſelbſt finden wir nicht an ſeinem Hof. Die Zeiten vor und nach ſeiner Regierung waren zu ſtürmiſch und tumultuariſch, die Geſittung und Kunſt zu wenig geklärt, als daß der große und reiche Inhalt der zum Theil ſchon poetiſirten Sage und Geſchichte eine gediegenere Form gewinnen konnte. Erſt Jahrhunderte ſpäter, nachdem die Monarchie Carls des Großen naturgemäß in ein deutſches und franzöſiſches Reich zerfallen, nachdem verhältnißmäßige Ruhe und Ordnung wiedergekehrt, die politiſchen Organiſationen feſter, die Bildung geſtiegen war; nachdem chriſtliche Sitte und Weltanſchauung tiefere Wurzeln geſchlagen, die Stände ſich ſchärfer geſchieden hatten, und, neben der vom Staat und von weltlicher Gewalt unabhängigeren Geiſtlichkeit ſammt Mönchen, der ritterliche Adel ſich über das übrige Volk

erhoben, dieses durch das künstlich ausgebildete Lehenwesen ganz unter sich gebracht hatte, und nun als zahlreiche, mächtige Kaste die Bildung, Macht und Ehre der Nation fast ausschließlich vertrat, namentlich aber auch die höhere Poesie sich aneignete, während die Geistlichen und Mönche meist von der weltlichen Poesie sich ab und mehr zur religiösen oder vielmehr kirchlichen, oder zur gelehrten, lateinischen, sich wendeten (und in dieser Sprache selbst die alte Heldensage behandelten), und auch die ächt volksmäßige Thiersage bearbeiteten: erst mehrere Jahrhunderte später tritt uns die höhere Nationalpoesie auch in zusammengefaßter Kunstform entgegen, und die Pfleger und Träger des Epos und der Lyrik sind nun, indem die Geistlichen oder Pfaffen mehr zurücktreten, vorzugsweise Männer aus dem Adel, Ritter, die an Höfen lebten, und wenn hauptsächlich Angehörige des niedern Adels die Pfleger der epischen Poesie sind, worin Heldenmuth, Rittersinn, Frömmigkeit, wunderbare und tragische Abenteuer besungen, besonders aber die ältere Volkspoesie zu imposanten Gedichten zusammengefügt wird, so finden sich unter den Lyrikern, den Minnesängern, welche von Zärtlichkeit, Galanterie und dem Preise der Natur überströmen, die Namen selbst von Kaisern aus dem Hause der Hohenstaufen. Verglichen jedoch mit dem Glanze der Poesie und des Auftretens der französischen, oder vielmehr provenzalischen Troubadours, hat die ritterliche Poesie in Deutschland an den Höfen und von den großen Fürsten — etwa einen Herzog Leopold von Oesterreich und Landgrafen Hermann von Thüringen ausgenommen, auf dessen Schloß, der Wartburg, der Sage nach der Sängerkrieg stattgefunden haben soll — keine ungemeine Gunst und Pflege genossen, so wie sie denn auch in der Lyrik dem Gegenstande und daher auch dem Tone nach einförmiger und beschränkter geblieben ist, als die kecke und feurige provenzalische Poesie. Dafür hat auch die deutsche Poesie nicht in dem Grade den gewerbsmäßigen Charakter angenommen, wie in Frankreich, wo die Grenzen von Troubadour und Jongleur in einander liefen, und die vornehmsten Herren sich deshalb später der Poesie entzogen. Und auf das Zeitalter der Hohenstaufen, wo auch die Poesie und die Dichter an der politischen Glorie des deutschen Reiches und Namens und an der Bildung hochsinniger Kaiser und Fürsten Theil nehmen durften, folgte rasch eine Zeit des politischen und sittlichen

Zerfalls, von dem auch die höfiſche Kunſtpoeſie um ſo weniger verſchont blieb, als ſie ihre Wurzeln nicht tief genug in die Nation hinab erſtreckte, und der ſinkende Geiſt des Ritterthums, die Ausartung des geiſtlichen Lebens und der Klöſter auch das Sinken der in dieſen Regionen der Geſellſchaft heimiſchen Dichtkunſt nach ſich ziehen mußte. Es wirkte in den folgenden Zeiten (des Interregnums und der erſten Habsburger) nicht mehr der Ruhm und der Glanz der Nation, die Begeiſterung des Ritterthums und großer Thaten, der Reiz edler Galanterie günſtig auf die Poeſie ein; ſie erhielt ſich durch die Kraft der Ueberlieferung, durch eine Art Gewohnheit, durch das Gelüſten, mit den großen Dichtern der vergangenen Zeit wetteifern zu wollen, und den Wahn es zu können; aber der friſcheſte Hauch war vorüber, und auch die Geſinnung der Dichter, in ihren nicht mehr ſo hoch geſchätzten Lobliedern, ſank mit der ihnen ſonſt gezollten Achtung. Da die großen Sammel- und Mittelpunkte an den Höfen zu fehlen anfingen, und das Bedürfniß nach den frühern Sangestagen doch noch ſich erhielt, ſchloſſen ſich jetzt, wie es ſcheint, die Dichter und Sänger in einzelnen Städten, namentlich am Rhein, zu einer Art von Vereinen, doch mit ziemlich freien Formen, zuſammen, welche dann unter ſich bald in freundſchaftlichem Wetteifer, bald aber auch in Unfrieden lebten, und poetiſche Wettkämpfe hielten. Mit der Abnahme des hochherzigen, ritterlichen Geiſtes unter dem Adel ſtand in umgekehrtem Verhältniß die Zunahme von Bildung, feinerer Sitte und Selbſtgefühl in den an Reichthum, Macht und Größe wachſenden Städten, und die Poeſie, welche doch auch während ihrer Blüthe in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft den Zuſammenhang mit dem Volksleben nie ganz verloren hatte, und theils durch ihren nationalen Inhalt, theils durch die Spielleute und Sänger, die den untern Klaſſen angehörten, mit dem Volke in Zuſammenhang geblieben war, zog ſich etwa ſeit dem vierzehnten Jahrhundert mehr und mehr in die Städte. In dieſen bildete ſich nun der im engern Sinne ſo genannte Meiſtergeſang aus, großentheils geübt von ſeßhaften Bürgern, im Gegenſatz gegen die ritterlichen Minnedichter an Höfen und die wandernden Sänger der frühern Zeit, und die Bürger der reichen Städte, worunter auch Patrizier waren, unterſtützten eifrig die zu ihnen geflüchtete Dichtkunſt. Unter dem Einfluß des ſtädtiſchen Bürgergeiſtes bekam

auch die Poesie einen zunft- und handwerksmäßigen Zuschnitt; besondere Schulen der Meistersänger entstanden und die Gesetze der poetischen Form wurden aufs künstlichste und peinlichste ausgebildet. In pedantischer Künstlichkeit und Strenge erstarb der Geist, oder vielmehr der schon erschlaffte Geist gefiel sich in einem mannigfaltigen, im Grund aber einförmigen Spiele. Ein Wetteifer entstand wohl unter den Mitgliedern einer Schule und unter den verschiedenen Schulen in wohlgeordneten Wettgesängen, aber das Volk konnte von dieser Poesie nicht bewegt werden. Dafür entschädigte es sich, sein poetisches Bedürfniß befriedigte sich in den Volksliedern; „zwischen Städten und Burgen, Hütten und Palästen, Wäldern und Feldern schwebte," wie Rosenkranz sagt, „freigelassen die Volkspoesie, die als das allgemeine geistige Band der Nation erschien, was am meisten die sonst getrennten Gemüther wieder in Berührung mit einander brachte." Das Volkslied, dessen Geschichte man, von der Hand eines vor Allen berufenen Meisters dargestellt, in Bälde zu erwarten hat, bildet einen freilich absichtslosen, ironischen Kontrast zu der pedantischen Absichtlichkeit der Meistersängerschulen, welche die Poesie durch zunftartige Gesellschaften und peinliche Tabulaturen glaubten hegen und rein erhalten zu müssen; die Dichter der Volkslieder, weit entfernt eine Genossenschaft, eine Schule zu bilden, fremd aller Kunstmäßigkeit, sind meist nicht einmal dem Namen nach bekannt; die Volkslieder gehören der ganzen Masse der Nation, ohne spezielles Eigenthumsrecht Einzelner, an, als das Produkt einer Zeit, wo „vom Kaiser bis zum Landsknecht und Handwerksburschen Jeder nach seinen Kräften Verse und Reime machte." Während der Meistergesang als zärtliche Pflanze in den Schulen gehegt wurde, wuchs das Volkslied frei und wild empor, bald der köstlich duftenden, weithin die Luft würzenden, schönen Waldblume gleich, bald aber allerdings auch dem wuchernden Unkraut ähnlich, was den Meistersängern ein Recht gab, gegen die „schändlichen Gassenlieder" zu Felde zu ziehen, da sie besonders in spätern Zeitern fast ausschließlich biblische Steffe besangen und sich großer Ehrbarkeit befliſſen; aber einen Ersatz konnten sie für die Gassenlieder nicht bieten, da ihre Gesänge gar nicht für die Oeffentlichkeit berechnet waren, sondern zu einer ehrbaren, bildenden, geselligen Kurzweil, in Feierstunden und an Feiertagen. Von einer absichtlichen Pflege

und Förderung konnte gerade beim Volkslied keine Rede seyn; sein Gedeihen, seine Trefflichkeit und der Grad von Popularität und Verbreitung, den es gewann, hing großentheils ab von der Stimmung der Zeit, je nachdem sie friedlich und gleichgültig, oder von großen Interessen, Bestrebungen, Leidenschaften bewegt war. Bedeutsame politische, oder gar politisch-religiöse Bewegungen, wie die Reformation, oder wie die Kriege der Schweizer um ihre Unabhängigkeit waren natürlich am fruchtbarsten an guten Volksliedern, deren Stock von Jedem, der sich gerade gestimmt und berufen fühlte, vermehrt ward. Alle Stände, alle Parteien, alle Stimmungen und Leidenschaften, alle Berufsarten und Lebenssituationen sind durch Volkslieder vertreten, werden von solchen gepriesen oder angegriffen; aber es sind meist namenlose Stimmen, und je allgemeiner das Volkslied war, um so weniger bildeten seine Verfasser eine irgend gleichartige oder zusammengehörige Zunft. Das Volkslied legt das rühmlichste Zeugniß ab für die poetische und gemüthliche Natur unseres Volkes, für seine ungemeine Empfänglichkeit für alles Poetische in den Ereignissen der Zeit, in den verschiedenen Berufen und Lebensweisen, in den fast in jedem Menschenleben mit Modifikationen vorkommenden schmerzlichen und freudigen Momenten; für den glücklichen Instinkt auch des minder Gebildeten, seine ächt menschliche Empfindung unmittelbar in eine Form zu gestalten, worin sie als allgemeiner Besitz fortbestehen konnte; man könnte bei dem Hinblick auf den Reichthum an historischen, politischen, religiösen, erotischen, kriegerischen und alle Beschäftigungen und Stände umfassenden Volksliedern von zum Theil tiefster Gemüthlichkeit, glücklichstem Ausdruck und keckster, feinster Phantasie die eintönige Meistersängerei ganz zu verachten, könnte zu glauben versucht seyn, durch das Verhältniß vom Volkslied zum Meistergesang sey der thatsächlichste Beweis geführt, daß der Poesie die völligste Unabhängigkeit und Freiheit, die Abwesenheit jeder Pflege und Schule und Zünftigkeit am besten fromme, die Schule und Zunft und Künstlichkeit dagegen sie erstarren mache und tödte; aber die Meistersängerei hat auch ihre schöne Seite; „die Würde der Sitte, und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herum gebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt; aber der Meistergesang

iſt auch darin die Grundlage unſerer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines ſchönen Geſchäfts auch bei geringem Erfolge eine Seligkeit an ſich iſt, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit Selbſtverleugnung unterrichteten die guten Meiſter die Lehrlinge und Schüler ohne allen Entgelt in dem mühſeligen Erlernen der ſchweren Töne, und warben und erzogen ihrer theuern Kunſt neue Pfleger.“* Und wie bedeutend der poetiſche Gemeingeiſt ſeyn mochte, kann man aus dem Umſtand abnehmen, daß zu Hans Sachs Zeit dritthalbhundert Meiſter in Nürnberg lebten! Die Poeſie hat damit Wurzeln und eine Heimath unter einer tüchtigen und zahlreichen Klaſſe des Volks gewonnen, und wenn es ſcheinen mag, die hohe, freie Kunſt vertrage ſich nicht aufs beſte mit Hammer und Ambos, Pfriemen, Weberſchiff und Maßſtab, ſo erwäge man doch auf der andern Seite, daß gerade durch die Vermählung mit dem Handwerk der Poeſie eine ehrenhafte Unabhängigkeit geſichert war. Freilich ſind die voluminöſen Schöpfungen dieſer Meiſterſänger größtentheils werthlos und ungenießbar, während in den Volksliedern uns ein Schatz von Poeſie, ſo wie eine Menge hiſtoriſchwichtiger Züge und Nachrichten aufbewahrt iſt: aber das Volkslied ging ſpäter auch in Trivialität, Gemeinheit und Schmutz unter, wie es zu allen Zeiten ſehr gemiſchte Elemente in ſich vereinigt hatte; Gutes und Schlechtes iſt beim Volkslied weit zufälliger, nicht durch ſein Weſen und ſein Prinzip bedingt, weil ſeine Pfleger und Nährer ungebunden ab- und zugehen; und man darf nicht vergeſſen, daß in den Schulen der Meiſterſänger auch derjenige Dichter ſaß, der, mit Luther gleichzeitig, den zwar noch nicht hohen und vollen, aber reinen und geſunden Ton einer ächt deutſchen Dichtung anſchlug, einen Ton, welchen Goethe in gewiſſer Art wieder aufnahm und erhebend adelte, der ehrliche und ehrenhafte Hans Sachs, Poet und Schuhmacher. Aber dieſer einfache, förnigte, ächt deutſche Mann, der gemächliche Bürger einer deutſchen Republik, die ſich zu einem ſeltenen Flore in Handel, Kunſt und Reichthum erhob, darf wohl eben ſo ſehr als Vertreter des Volkslieds, oder als Fortarbeiter in deſſen Sinn und Art, wie als Meiſterſänger betrachtet werden; er war es, der die zwar noch

* Gervinus, Geſch. d. poet. Nat. Lit. d. Deutſchen. II. 280.

ſchwachen und unſcheinbaren Keime einer ächt deutſchen Nationalpoeſie in verſchiedenen wichtigen Gattungen, auf den nicht eben üppigen, aber freien Boden eines ſittlich-bürgerlichen Lebens ausſtreute; in welchem die deutſche Poeſie, wenn auch dem Stoffe nach mannigfach vom Fremden abhängig, doch in der Behandlungsweiſe durchaus eigenthümlich, in Geſinnung und Leben des Dichters ſelbſt als auf eigenen Füßen ſtehend auftrat. Dieſe Keime einer Nationaldichtung aber fanden in den Zeiten der Reformation keine Pfleger; die Meiſterſänger trieben ihr hölzernes Weſen fort, das Volkslied warf ſich mit Eifer auf die politiſchen und religiöſen Bewegungen, dann auf die Kriege von und gegen Karl V. und dann ſank es; der ehrliche Nürnberger vermochte nicht, die deutſchen Poeten unter ſeine Fahne zu verſammeln, obgleich ein ungemein lebendiger Geiſt in Deutſchland erwacht war, und ſelbſt ein gekrönter Dichter, wie Hutten, die lateiniſche Poeſie, welche ihm die Krone eingetragen, aufgab, um deutſch und volksthümlich zu dichten. Die lateiniſche Sprache war ſeit alten Zeiten auch in der Poeſie ſehr gebräuchlich geweſen, ſie war kirchliche und diplomatiſche Sprache; ſeit der Wiedererweckung der klaſſiſchen Literatur hatte das barbariſche Latein einer aus den beſten Quellen geſchöpften, eleganten und kunſtgerechten Latinität weichen müſſen, und an die lateiniſche Sprache war noch im 16ten Jahrhundert die Dichterkrone geknüpft. Welche Verhältniſſe für eine Nationalpoeſie! Die lateiniſchen Dichter, welche meiſt alle deutſche Poeſie als eine Art, Bänkelſängerei anſahen und Andern darſtellten, waren größtentheils, wie es die Natur der Sache mit ſich brachte, auf Schulen und Univerſitäten Gebildete, und ſehr häufig Lehrer daran. Da der Lorbeer vom Kaiſer ertheilt wurde, welcher jedoch auch ſogenannte Pfalzgrafen, mit der Befugniß, die Dichterkrone zu vergeben, ernannte, ſo kann man ſich leicht denken, wie oft die Dichterkrone der Lohn von ſchmeichleriſchen Lobgedichten oder die Folge vornehmer Gunſt und Fürſprache war, dadurch freilich einigermaßen im Anſehen ſank, aber darum doch nicht aufhörte, das nach Auszeichnungen gierige Geſchlecht zu locken. Seit Opitz wurden auch Dichter in deutſcher Sprache des Dichterkranzes gewürdigt; wodurch zwar der Gebrauch vernünftiger und nationaler wurde, aber das ganze Inſtitut doch an Werth und Bedeutung nicht gewann. In dem Schreiben, worin Martin Gosky, Leibarzt des Herzogs Auguſt

von Braunschweig und Kaiserlicher Pfalzgraf, im Jahr 1646 die Poetenkrone dem Sigismund Betulius (von Birken) überträgt, gesteht er selbst ausdrücklich, daß dieser Lorbeer im Verlauf der Zeit, er wisse selbst nicht wie, auf schmähliche Weise käuflich geworden und ganz Unwürdigen leichtsinnig ertheilt worden sey, und daher geringer geschätzt werde, weshalb er für seine Person sich die größte Umsicht in der Ertheilung zur Pflicht mache, damit weder er sich seiner Dekorirten, noch diese sich der Gabe zu schämen hätten. In diesem Schreiben werden auch die großen „Auszeichnungen, Immunitäten, Exemtionen, Vorrechte, Freiheiten, Zugeständnisse, Ehren, Gunstbezeugungen, Nachsichten und Gnaden" gerühmt, in deren Genuß der „so hoch Erhobene" trete, und deren Schmälerung und Verweigerung mit einer Buße von fünfzig Mark Gold verpönt wird: aber diese der Willkür und Einsichtslosigkeit anheimgegebene und von ihr verschwenderisch ertheilte Ehrenbezeugung konnte für die deutsche Nationaldichtung nicht förderlich seyn; obwohl noch im 18ten Jahrhundert eine solche kaiserliche Dichterkrone mit großem Pompe an einen Herrn von Schönaich vergeben wurde, den von Lessing so arg verspotteten „Scribenten" des Heldengedichts Herrmann.

Die nationalsten Dichter waren zur Zeit der Reformation und eine Zeitlang nachher, neben den Volksliederdichtern, die Verfasser von geistlichen und Kirchenliedern, worin Luther selbst voranging. Natürlich wurde aber diesen der Kaiserliche Lorbeer nicht zu Theil, weil sie deutsch dichteten und weil sie Protestanten waren; ohnehin war es den geistlichen Liederdichtern nicht um eine hohe und reine Poesie, der Form nach, zu thun; die Poesie diente hier dem religiösen Interesse und Trieb, und leistete in manchen Fällen, wenn die Empfindung tief und stark, die Begeisterung frisch und ächt war, wirklich Ausgezeichnetes; aber gar häufig ging sie in dogmatischer Aengstlichkeit, in trivialer Breite unter, und der gute Wille, der heilige Gegenstand machten den poetischen Werth gar zu sehr außer Augen setzen. Diese Gattung trug nicht wenig dazu bei, die Uebung der Poesie unter allen Ständen gemein zu machen und zu verbreiten; denn nicht nur Theologen und Pfarrer dichteten Kirchenlieder, sondern auch Laien jeden Standes, Fürsten und Fürstinnen, Adelige, Aerzte und Juristen, Schullehrer, Kantoren und Handwerker. So machte sich um die Reformationszeit die deutsche

Poesie von verschiedenen Seiten her freier von der Gunst und Pflege der Großen; denn wie die Verfasser der Volkslieder, wie die Meistersänger, die geistlichen Liederdichter, so waren auch die Verfasser der didaktisch-satyrischen Dichtungen unabhängige Männer. Nachdem jedoch die Aufregung der Reformationszeit vorüber war, in der konfessionell getheilten Nation kein höherer Schwung mehr lebte, sie vielmehr unter manchem Ungemach in Abspannung versank, wie dies wohl auch der Verfall der Sprache durch Einmengung von Fremdem zeigt, gedieh die Poesie unter dem eigentlichen Volke nicht mehr, und die gelehrten Stände, hauptsächlich die Universitäten, nahmen sie wieder vorzugsweise in Besitz. Dies war insofern nicht zu bedauern, als die Volkspoesie in Stoff und Form tief gesunken war. Die Versunkenheit und Gemeinheit mußte eine Reaktion erwecken, und an dieser nahmen, neben den Gelehrten, nun auch wieder, im siebzehnten Jahrhundert, die höhern Stände, die Fürsten und Adeligen, welche auf den blühenden Universitäten zu studiren pflegten und theilweise wenigstens aus der Rohheit der Faustrechtszeiten sich emporarbeiteten, lebhaften, patriotischen Antheil. Im siebzehnten Jahrhundert, 1617, entstand die merkwürdige fruchtbringende Gesellschaft; nach dem Muster der italienischen Akademien, eine in Deutschland ganz neue Erscheinung, für uns hier ganz besonders interessant.

Die fruchtbringende Gesellschaft, oder der Palmenorden, aus welchem alle andern spätern Vereine hervorgingen, wurde von der Hand deutscher Fürsten gepflanzt und gepflegt, um alle Freunde deutscher Sprache im Schatten „des großen Palmbaums" zu versammeln. Nicht sowohl eine gelehrte Gesellschaft, als ein Orden sollte es seyn, sagt O. Schulz,* dem wir hier folgen, dessen Mitglieder, wie die Mitglieder eines geistlichen oder Ritterordens, ein bestimmtes Gelübde ablegten, das Gelübde nämlich: deutsche Tugend und deutsche Sprache zu üben, und allem verderblichen Wesen des Auslandes kräftig entgegen zu wirken. Der Tod einer Herzogin zu Sachsen-Weimar hatte am 24. August 1617 mehrere Fürsten von Anhalt, Herzoge von Sachsen-Weimar und verschiedene Edelleute auf dem Schlosse Hornstein, der nachmaligen Wilhelmsburg zu Weimar, zu einem Trauermahle versammelt. Hier erinnerte

* Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts.

Caspar von Teutleben, wie viel die in Italien blühenden Akademien zur Erhaltuung adelicher Zucht und Sitte und zur Verschönerung der Mutterſprache beitrügen, und wie viel auch in Deutſchland eine ähnliche Geſellſchaft in beiderlei Richtung leiſten könnte. Die anweſenden fürſtlichen Perſonen wurden von dem Gedanken lebhaft ergriffen; ſie beſchloſſen, die Geſellſchaft ſogleich anzufangen und ihr die Einrichtung eines Ordens zu geben. Ein deutſcher Fürſt ſollte jederzeit Oberhaupt der Geſellſchaft ſeyn, „um ſie durch ſein hochfürſtliches Anſehen vor allen Läſtereien und neidſüchtigen Feinden, inſonderheit aber vor den neugierigen Wortketzern zu ſchützen.“ Jedes Mitglied ſollte einen ſeine Eigenthümlichkeit bezeichnenden Geſellſchaftsnamen, ein dazu paſſendes Gemälde oder Sinnbild — meiſt irgend ein Gewächs — und einen ſich darauf beziehenden Spruch erhalten. Das Wort der Geſellſchaft war, in Bezug auf den nützlichen Palmbaum, der ihr Sinnbild: „Alles zu Nutzen.“ Jedes Mitglied ſollte an einem ſittiggrünen Bande ein in Gold geſchmelztes Gemälde tragen, das auf der einen Seite der Geſellſchaft, auf der andern des Geſellſchafters Namen, Sinnbild und Wort enthielt. Die Aufnahme in den Orden hing von dem jedesmaligen Oberhaupte ab, und wurde zuweilen blos durch einen offenen Brief von dieſem, in der Regel aber, vorzüglich bei angeſehenen fürſtlichen Perſonen, auf dem Schloſſe zu Köthen, nachmals zu Weimar, mit halb feierlichen, halb lächerlichen Gebräuchen vorgenommen. Zu Mitgliedern wählte man vorzüglich fürſtliche und adeliche Perſonen, ſo daß unter 750 bis zum Jahr 1662 aufgenommenen Palmgenoſſen 1 König, 3 Churfürſten, 49 Herzoge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürſten, 60 Grafen und 35 Freiherren ſich befanden. Auch unter den Uebrigen war der größere Theil von Adel oder Gelehrte von entſchiedenem Ruf; einem ſehr empfohlenen Manne verſagte Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar die Aufnahme, weil er noch nicht in wirklichen Amtsdienſten ſtehe. Im Anfang ſchickte jedes Mitglied, was es geſchrieben hatte, nach Köthen ein, und erwartete daher ſeine Cenſur. Von den Statuten iſt anzuführen: „Alle fruchtbringenden Geſellſchafter, wes Standes oder Religion Sie ſeyn, ſollen ſich Erbar, Verſtändig und Weiſe, Tugendhaft und Höflich, Nützlich und Ergötzlich, Leutſelig, Mäßig überall erweiſen, rühmlich und ehrlich handeln, bei Zuſammenkünften ſich gütig,

frölich und vertraulich, in Worten, Geberden und Werken treulich erweiſen; und gleichwie, bei angeſtellten Zuſammenkunften keiner dem andern ein widriges Wort übel aufzunehmen, höchlich verboten, alſo ſoll man auch dagegen aller ungeziemenden Reden und groben Scherzes ſich zu enthalten feſtiglich verbunden ſeyn. Zum Andern ſoll auch den Geſellſchaftern vor allen Dingen obliegen, unſere hochgeehrte Mutterſprache, in ihrem gründlichen Weſen und rechten Verſtande, ohn Einmiſchung fremder, ausländiſcher Flickwörter, ſowohl im Reden, Schreiben, Gedichten aufs allerzier- und deutlichſte zu erhalten und auszuüben" u. ſ. w.

Die Bedeutung dieſes Ordens hat man freilich nicht in der unmittelbaren Förderung der Poeſie in ihm und durch ihn zu ſuchen, denn er war gar nicht ausſchließlich oder vorzugsweiſe auf dichteriſche Schöpfungen gerichtet, ſondern auf Reinigung und Pflege der deutſchen Sprache überhaupt, im Reden und Schreiben, und die Aufnahme war, wie es ſcheint, nicht einmal an ſchriftſtelleriſche Leiſtungen gebunden. Viele, ſelbſt unter den Fürſten, waren thätige Schriftſteller, aber Schutz der (ächtdeutſchen) Literatur war die Hauptaufgabe, wobei Sinn und Geſchmack dafür vorausgeſetzt wurde. Doch war es unausbleiblich, daß Beſchützung der Literatur und eigene Beſchäftigung damit, unter den damaligen Verhältniſſen der Bildung, vielfach zuſammenfielen, und ebenſo auch, daß unter den Leiſtungen innerhalb der Geſellſchaft die Poeſie, als geſellige Kunſt, von ſelbſt eine gewiſſe ausgezeichnete Bedeutung und Stellung bekam. Als Hauptſache aber darf man mit Recht die Wirkungen anſehen, welche der Orden mit ſeinen ſo angeſehenen Mitgliedern und mit ſeiner Verbreitung durch ganz Deutſchland auf die Geltung und Schätzung der Poeſie und Literatur übte. Einmal bildete er ein geiſtiges Band in einer Zeit, wo die Konfeſſionen in dreißigjährigem Kriege ſich in Deutſchland bekämpften, und erhielt ein patriotiſches Gemeingefühl; ſodann führte er unter ſeinen ſchriftſtelleriſch thätigen Mitgliedern ein freundliches Verhältniß ein; er verlieh der Literatur eine neue Ehre und neuen Glanz durch die Theilnahme, die er ihr bezeigte; er rettete mit die Sprache vor völliger Verwilderung, und er ſchützte die Schriftſteller und Dichter gegen die damals in ungeheuerem Maße üblichen Verunglimpfungen von Neidern und Verläumdern, wie dies Einer der Hauptvertreter der Poeſie, Georg Neumark, ausdrücklich rühmt. Auch

auf die Annäherung der Stände wirkte die fruchtbringende Gesellschaft durch das Gefühl der Begegnung im Element einer gleichen, ebenbürtigen Bildung, und wenn auch unter seinem Einfluß das Hauptbestreben der nicht adeligen Dichter das blieb: „großer Herren Gunst zu gewinnen," so wurden doch gelegentlich diese Huldigungen, die gegen die sonstigen Lobhudeleien wohl noch ein Fortschritt seyn mochten, durch poetische Glückwünsche und Ehrenerweisungen von Seiten der Adeligen und Fürsten gegen ausgezeichnete bürgerliche Dichter erwiedert und zum Theil ausgeglichen. Opitz, der so viel zur Hebung und Reinigung der deutschen Poesie beitrug, gewann sein Ansehen und seinen Einfluß zum Theil auch dadurch, daß er Mitglied des Palmenordens, daß er dann, obwohl nicht lateinischer Dichter, gekrönt und geadelt wurde, und gestärkt durch das moralische und gesellschaftliche Gewicht, welches diese seine Stellung in der Welt und seine Verbindungen ihm verschafften, hob er die Poesie aus der Niedrigkeit und Verachtung empor, in der sie als käufliche Gelegenheits- und Bettelpoesie versunken war. „Poet und Gratulant, Bänkelsänger und Bettler war damals einerlei, und in einer großen Stadt mußten die Hochzeit- und Leichengedichte polizeilich verboten werden."* Das Band, das der weitreichende Orden um die Gönner der Poesie und Literatur und um die ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands schlang, stellte unter den Letztern selbst ein gutes Einverständniß und einen feinern Ton her, und drängte die anfeindende Bosheit ins Dunkel zurück, obgleich dadurch allerdings eine große Larheit des Urtheils, ungemessene Lobhudelei und selbst Kriecherei veranlaßt wurde. „In der poetischen Literatur dieser Zeit treffen wir in allem Gedruckten nur den Einen Eindruck einer allgemeinen gegenseitigen Unterstützung, Förderung, Anpreisung, Lobhudelei und Bewunderung; den schönsten Frieden, wie ihn die deutsche Gelehrtenwelt nie sonst gehabt hat," aber „die Dichtkunst entbehrte der scharfen Kritik," und unter dem allzugroßen Schwarm der Gesellschafter mußten viele „unfruchtbaren Köpfe" mit unterlaufen. Wichtig war, daß man die Begriffe Adel, deutsche Sprache, deutsche Poesie und Bildung zusammendenken lernte, und daß die besten Dichter und Schriftsteller jenes Jahrhunderts, Sigismund von Birken, Andreas

* Gervinus III. 208.

Gryphius, Moſcherosch (Philander von Sittewald), G. Ph. Harsdörfer, G. Neumark, M. Opitz, J. Riſt, Dietrich von dem Werder, Zeſen, in ihrer vielſeitigen Wirkſamkeit eine moraliſche Stütze an dem Palmenorden, deſſen Mitglieder ſie waren, fanden. Der Orden blühte, bei ſeiner ungebundenen Form, da er eigentlich nur mit der Autorität einer Privatgeſellſchaft auftrat, nicht lange; ſchon nach dem Tode Herzog Wilhelms von Weimar 1662 war es mit ihm ſo gut als aus; erſt nach fünf Jahren wurde ein neues Oberhaupt gewählt, welches das letzte blieb. Er hatte im Ganzen gegen neunhundert Mitglieder gehabt; darunter etwa der neunte Theil eigentliche bürgerliche Gelehrte. Seine Wirkungen, die man ſehr groß finden muß, wenn man bedenkt, daß das ganze Inſtitut im Grunde aus einer löblichen Liebhaberei hervorging, beurkundeten ſich auch in der Entſtehung neuer Geſellſchaften, die Abſenker von ihm waren. Zeſen, ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, Pfalzgraf und geadelt, ſtiftete im Jahr 1643 in Hamburg an einem ſchönen Maitag in einem Roſengarten „die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft.“ Dieſe erhielt mit der Zeit eine ſpielend künſtliche Organiſation in vier Zünften: einer Roſenzunft mit 9 Tribus zu je 9 Mitgliedern; einer Lilienzunft mit 7 Tribus zu 7 Mitgliedern; einer Nägeleinzunft, 5 Tribus zu 5 Mitgliedern, einer Rautenzunft, 12 Tribus zu 12 Mitgliedern. Sämmtliche Mitglieder hatten ihre Zeichen und Sprüche, und dieſe Geſellſchaft gab das Beiſpiel der Aufnahme von Frauen, welches von den andern Orden, den Schwanenorden ausgenommen, nachgeahmt wurde. Die an Gliedern ſo reiche Geſellſchaft zerfiel mit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts. Eine Tannengeſellſchaft zur Förderung aller deutſchen Aufrichtigkeit und reiner Erbauung der Mutterſprache hatte ſchon 1633 Löwenhalt in Straßburg geſtiftet. Im Jahr 1644 entſtand in Nürnberg der Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, geſtiftet von Mitgliedern des Palmenordens, deſſen Pflanzſchule auch er ſeyn ſollte. G. Ph. Harsdörfer von Nürnberg und Joh. Clajus ſtritten bei einer Hochzeitfeier mit Ehrengedichten um einen Blumenkranz; der Streit blieb ungeſchlichtet, Jeder nahm nur eine Blume daraus, und ſie beſchloſſen, „die Blumen ſollten das Merkzeichen unſerer Hirten-Geſellſchaft ſeyn, welche forthin die Geſellſchaft der Blumen-Hirten heißen mag; wird ſich aber, nach der Zeit, einer oder der andere Liebhaber der deutſchen Sprach belieben laſſen, zu uns zu

treten, der ſoll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz, nach ſeinem Gefallen, beſchenket, und in unſere Geſellſchaft unverzüglich aufgenommen werden. Jedoch mit der Bedingung, daß er fortan unſerer Mutter-Zung mit nützlicher Auslegung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emſig wolle bedienet und bemühet ſeyn in Beförderung ihres Aufnehmens." Weil aber die Blumen verdorren, beſchloſſen ſie, ſämmtliche je auf ein weißes Band ſticken zu laſſen, ſo daß man am einen Ende die Blume, am andern den Hirten-Namen deſſen, der ſie wähle, ſehen ſollte. Die Geſellſchaft heißt auch der gekrönte Blumenorden; entweder weil die Krone, der Kranz, der ganzen Geſellſchaft zuſammen, nicht einem Einzelnen zukam; oder „weil vormalen die meiſten Mitglieder kaiſerliche gekrönte Dichter waren," oder auch „weil ſie einer Krone entgegen ſahen, die nicht hinfällig." Ihr Zeichen war zuerſt eine Panspfeife, mit dem Spruche: „Mit Nutzen erfreulich," was nachmals abgeändert wurde dahin: „Alle zu Einem Ton einſtimmend;" ſpäter aber eine Granadill oder Paſſionsblume, mit dem Spruch: „Alles zur Ehre des Himmels." Sprachübung, Gottesehre und Tugendehre waren die erſten Grundſätze der Geſellſchaft; nachmals wurde feſtgeſetzt: „daß jedes Mitglied ſich der neuen und unbekannten Wörter, und der verworfenen Zuſammen-Verfügungen in denen Gedichten enthalten, auch die beſten Poeten und Redner unſerer Zeit zum Muſter ſeiner Verfaſſungen ſich ſolle dienen laſſen; ferner, wenn Einer, als ein Ordensglied (d. h. unter ſeinem Hirtennamen), in öffentlichem Druck gedenket etwas herauszugeben, er verbunden ſeyn ſoll, ſolches zuvor dem freien, doch wohlgegründeten Gutachten der Geſellſchaft zu unterwerfen, da denn der Präſes, nebſt einem oder mehreren Consiliariis die vormundliche Cenſur übernimmt." Die vermehrten, vom Magiſtrat ausdrücklich beſtätigten Satzungen enthalten noch beſonders die Ermahnungen an die Mitglieder, „die deutſche Treue ſowohl gegen einander ſelbſt als gegen Andere aufrichtig zu erweiſen, zu erhalten und zu vermehren. Es ſolle keiner mit hinterliſtigen Verläumdungen, ſtachlichten Erfindungen, ſatyriſchen Gedichten und Schriften ſich einlaſſen, oder Jemands Ehre und guten Leumund antaſten, kränken und mindern." Nur ſolche Perſonen von beiderlei Geſchlecht können und ſollen nach vorhergehendem guten Rath und Unterſuchung aufgenommen werden, „welche die

Geſchicklichkeit und den Willen haben, den mannigfaltigen Endzweck der Geſellſchaft zu erreichen" u. ſ. w. Sitz und Präſidium der Geſellſchaft ſolle in der Stadt Nürnberg, der Präſes ihrer Jurisdiktion unterworfen und von den in Nürnberg und nahe um die Pegnitz herum lebenden Geſellſchaftern aus ihrem Mittel erwählt werden. Dieſem wird von der Stadt ein Irr-Hayn, darin die Herrn Geſellſchafter nach Belieben zuſammenkommen und ſich ergötzen können, eingeräumt und zugeſichert, wo ſich jedes Mitglied ſeine eigene Hütte aufrichten darf. Daſelbſt mögen ſeine Hinterbliebenen nach ſeinem Tode zu ſeinem Andenken eine Sterbtafel ſtiften. Die Geſellſchafter ſollen von ihren Arbeiten von Zeit zu Zeit, wenn es angeht, Proben einſenden. Der Beitrag der Neuaufgenommenen iſt ſechs Reichsthaler, doch ſteht frei, mehr zu geben. — Die Mitglieder waren zum größern Theile Nürnberger, die Präſidenten gehörten in der Regel angeſehenen Häuſern an, waren Patrizier oder höhere Beamte, auch wohl Geiſtliche; denn der Blumenorden war ſehr fromm und befliß ſich einer arkadiſch-myſtiſchen Poeſie, während die Hamburger Geſellſchaft weltlichere Poeſie pflegte. Bei den Zuſammenkünften, die alle in Nürnberg, aber an verſchiedenen Orten, ſpäter nur einmal im Jahr, gehalten wurden, theilte man ſich eigene Gedichte und Ueberſetzungen mit, oder beſprach bei einer vorſeyenden vornehmen Hochzeit die Materie zu einem auszuführenden Hirtengedicht. Im Jahr 1709 wurden, auf ausdrückliche Aufforderung, Vorſchläge zu Emporbringung des Ordens gemacht, namentlich der, eine größere Anzahl in der Nähe lebender und brandenburgiſcher Gelehrter hereinzuziehen; den Zweck des Ordens, die Sprache zu mehren, mit größerem Nachdruck auszuüben, und zu dem Behufe „nach dem Muſter der Académie Française" 1) ein Gloſſarium nach den verſchiedenen Mundarten; 2) ein vollſtändiges Wörterbuch; 3) eine gute deutſche Grammatik nach und nach auszufertigen; zu überlegen, ob man in Zukunft auſſer der Poeſie nicht auch auf die übrigen freien Künſte und die heut zu Tage ſo beliebte Literaturam elegantiorem, ſoferne ſelbige in dem Deutſchen angewendet werden kann, ein mehreres Abſehen richten wollte, da zur Genüge bekannt, daß dieſe als ein koſtbares Gewürz denen Gedichten einen ſonderbar lieblichen Geſchmack geben, und auf dieſe Art würde auch der ſchleckerhaften Welt der Eckel, welchen ſie bereits über

die Poesie zu empfinden beginnet, in etwas benommen werden." Dadurch wären hauptsächlich auch Historiker für den Orden zu werben; eine Probe von den auserlesensten, entweder noch gar nie oder nur einzeln gedruckten Gedichten der Herren Gesellschafter zum Vorschein zu bringen (ein Musenalmanach); endlich Beiträge wirklich einzuziehen, um Bau-Unkosten in dem Irr-Hayn zu bestreiten. „Dann es ist doch nimmermehr zu hoffen, daß ein reicher Fiscus angelegt würde, aus welchem auch ein Preis ausgesetzt werden könnte für denjenigen, der vor Andern durch eine gelehrte Arbeit sich hervorgethan. Ueberhaupts scheint dieser liebkosende Vorschlag gar viele Schwierigkeiten zu haben; ja er erforderte allerdings einen großfreigebigen Mäcenaten oder mächtigen und nebenbei die Studia liebgewonnenen Ptolomaeum Philadelphum, dahin aber wohl nimmermehr zu gedenken." Der Wille, diese nützlichen Vorschläge so viel möglich ins Werk zu richten, war auch vorhanden, doch fehlte es „an Muße." Wie schon erwähnt, hatte der Pegnitzorden auch weibliche Mitglieder; und von einer Frau Gertrud Möllerin, kaiserlicher gekrönter Dichterin, zu Königsberg, eines Professoris Medicinae Ebeliebsten, berichtet unser Amarantes, welcher zur Säkularfeier des Ordens eine ausführliche Geschichte und Beschreibung desselben herausgab: „Sie ließ durch den edeln Meleager, um eine Stelle in der löblichen Blumengesellschaft zu erhalten, und zu zeigen, daß von ihr schon verschiedene Gedichte vorhanden wären, berichten, wie sie etliche hundert Sonnet- und Ringel-Oden, auch 4 Theile Arien, jeden in 60 Oden bestehend, und 24 oder 30 Bogen von der Rose in Saron fertig habe, und erwarte nur einen Verleger. Floridan und die übrige damalige Gesellschaft schätzten ihnen dies für eine sonderbare Glückseligkeit, ein so geschicktes Frauenzimmer in ihren Orden zu bekommen." Es thaten sich damals eine große Menge Dichterinnen, besonders auch adeligen Standes auf. — Endlich ist auch noch zu nennen der von Joh. Rist, Pastor zu Wedel an der Elbe, einem vorzugsweise geistlichen Dichter, gestiftete Elbschwanenorden vom Jahr 1660 an, in welchen nur „so viel als möglich gekannte Poeten, gute Leute und sinnreiche Heldengeister sollten aufgenommen werden." Nur etwa 40 Freunde nahm er auf; Weiber waren ausgeschlossen; die Ordensdekoration war ein goldener Schwan an einem clauseidenen Bande. Die Mitglieder waren verpflichtet, einander ihre Werke mitzutheilen,

um ſie mit Ehrengedichten zu begleiten, ſich gegenſeitig ihre Schriften zu fördern und gegen Jeden, der einen Ordensgenoſſen feindlich anzapfte, Alle für Einen zu kämpfen. Mit dem Tode des Paſtors und Pfalzgrafen zerfiel ſein Orden, der eine Menge Poetaſter und Sprachverderber gezogen.*

Ein vergleichender Blick auf dieſe Orden und Geſellſchaften zeigt uns, daß der Palmenorden, als ein der Idee nach nationales Inſtitut, den übrigen gegenüber ſteht, welche mehr einen lokalen oder perſönlichen Charakter an ſich tragen. Im Palmenorden bethätigt ſich das allgemeine Intereſſe für deutſche Poeſie und Sprache überhaupt; keine beſtimmte Richtung wird verfolgt, und die Mitglieder ſind großentheils mehr Gönner und Liebhaber, als ausübende Poeten. Bei den andern Geſellſchaften wird die poetiſche Produktion der Mitglieder zur Hauptſache. Daß oft Mitglieder der lokalen Geſellſchaften, die als Pflanzſchule des Palmenordens galten, dieſem angehörten, wurde ſchon erwähnt; aber es kamen auch Fälle vor, daß Einer zweien der lokalen Geſellſchaften angehörte, obwohl dieſe nicht immer in gutem Vernehmen ſtanden. Beſonders wurde der Stifter der Hamburger Geſellſchaft, von Zeſen, von den Nürnbergern angefeindet. Die fruchtbringende Geſellſchaft hat durch ihre allgemeine Anregung eine nationale Bedeutung, aber keine unmittelbare Wichtigkeit für die Poeſie; die andern ſind literariſche Merkwürdigkeiten, und der Nürnberger Orden insbeſondere, der lange fortbeſtand, zeigt uns die Poeſie der Zeit in ihrer Verwachſenheit mit einem ruhig bürgerlichen, behaglichen Leben, mit einer ſtarken lokalen Färbung, dem Stoffe, dem Streben und der Ausdehnung nach beſchränkt, wobei merkwürdig iſt das Beſtreben, das ſich in den oben erwähnten Vorſchlägen ausſpricht, ſich zu einer größeren Bedeutung zu erheben, Etwas für die deutſche Sprache und Literatur überhaupt zu leiſten, der franzöſiſchen Akademie nachzueifern, — wozu aber die Kräfte fehlten. Es ſey erlaubt, hier auf das franzöſiſche Inſtitut Richelieus einen Blick zu werfen. Er ſtiftete die Akademie 1615, um regelnd und geſetzgebend in der Sprache zu wirken; ſie hatte die Aufgabe, ein Wörterbuch (ſammt Grammatik) als allgemein gültigen Sprach-Codex abzufaſſen, und um dieſe würdig zu löſen, mußte ſie die Meiſter der Sprache

* Gervinus III. 265.

und der Rede, die ausgezeichnetſten Schriftſteller, Dichter, Redner, in ſich ſchließen, deren Geſammtautorität Geſetz wurde. Richelieu hatte erfahren, daß ſich mehrere ausgezeichnete Dichter und Schriftſteller in einem Privathauſe verſammelten, um über ihre Schriften und literariſche Gegenſtände vertraulich ſich zu beſprechen; er bot ihnen ſein Patronat, ein öffentliches Lokal und ſonſtige Begünſtigungen an, was ſie annahmen, weil ſie es nicht ablehnen konnten; dieß wurde die Akademie. Die Zahl der Mitglieder, die einen Gehalt beziehen, iſt auf vierzig beſchränkt, die ſich ſelbſt ergänzen. Obgleich vielfach verſpottet und verhöhnt wegen ihrer Befangenheit, Parteilichkeit, Servilität, z. B. von P. L. Courier, welcher ſie in ſeinem berühmten, witzigen und boshaften Sendſchreiben bitter angreift, nachdem und weil ſie ihn nicht aufgenommen, bleibt die Akademie immer noch das Ziel jedes literariſchen Ehrgeizes. Ein Dichterverein iſt ſie nicht, aber doch dürfen die ausgezeichnetſten Dichter, als die Hauptbildner der lebendigen Sprache und Tonangeber des Geſchmacks, am wenigſten darin fehlen, und die erſten poetiſchen Namen in Frankreich gehören auch jetzt der Akademie an. Fr. Schlegel urtheilt über dies Inſtitut: „Man kann die große Veränderung, welche dadurch in der franzöſiſchen Literatur und Sprache bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig finden. Indeſſen war es allerdings auch hier ein eiſernes Joch, wodurch der Anarchie ein Ziel geſteckt wurde. Für ihren nächſten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dies Unternehmen mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt. In der Proſa zeigt ſich dies ganz allgemein .... Für das Ganze der Poeſie hätte man wohl wünſchen mögen, daß für die Dichterſprache beſonders auch etwas mehr Freiheit, neben der kunſtreichen Vollendung, übrig gelaſſen wäre. Es war eine Revolution; daher blieben manche innere Widerſprüche zurück, und eine ſtille Oppoſition gegen die harte Herrſchaft, die bald deutlicher hervortrat.“ Der Unterſchied zwiſchen dieſer Akademie und den deutſchen Geſellſchaften braucht nicht weiter ausgeführt zu werden; wir werden aber unten wieder auf dies Inſtitut zurückkommen, da man es ſpäter auch für Deutſchland wünſchte.

Neben Geſellſchaften oder Orden deuten auch Schulen auf bindende Mittelpunkte und geſchloſſene Kreiſe von Dichtern hin. Man ſpricht hauptſächlich von der ſchleſiſchen Schule, und zwar

einer ersten und zweiten. An die Spitze von jener wird Opitz gestellt. Aber er hat nur im geistigen Sinne eine Schule gegründet; zu einer Zeit, wo in Schlesien eine grenzenlose Neigung zum Dichten war, ermunterte er durch sein Beispiel und noch mehr seinen Erfolg theils seine Freunde, theils die ganze schlesische Jugend dazu; aber weder er noch Flemming sammelten einen geschlossenen Kreis um sich, obschon ihre Art und Grundsätze durch viele Dichter verbreitet wurden. In Wittenberg aber, wohin sich ein großer Theil der schlesischen Jugend, in Ermanglung einer eigenen Universität, wandte, wurde im 17. Jahrhundert von einem Professor der Poesie, Buchner, die deutsche Poesie ganz förmlich im Collegium betrieben, was eine Fluth von jugendlichen Poesien der Schlesier erzeugte. Ihre Poesie ist nicht so beschränkt und tändelnd, wie z. B. die der Nürnberger, und strebt mehr zum Nationalen hin; sie suchten das Drama emporzubringen, was auch Einzelnen gelang; aber die spätern Schlesier verirrten sich in dem Bestreben, eine deutsche Hofdichtung, nach dem Muster der französischen, einzuführen, eine unglückliche Steigerung der herkömmlichen Gelegenheitspoesie. An den Hof sollte auch der unglückliche Günther, welcher dies Glück, zu dem er freilich nach seiner Natur und seinen ungezwungenen Sitten schlecht paßte, durch einen Rausch verscherzte. Die günstige Stimmung und Begeisterung für deutsche Poesie und Sprache war übrigens mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bei den deutschen Fürsten und Großen sehr gesunken; der ausländische, französische Geschmack war beinah überall eingedrungen. Aber dafür erstarkte die Poesie in den Kreisen des Mittelstandes im sittlichen und socialen Sinne. Gellert, der als Vertreter und Ausdruck des einfachen, redlichen, frommen, bescheidenen Mittelstandes gelten kann, übte einen ungeheuren Einfluß auf das Volk und genoß ein unbegrenztes Ansehen. Auch die Vornehmen achteten und ehrten ihn, und ein hoher österreichischer Hofbeamter erbat sich von ihm aufs angelegentlichste in einem Briefe Anweisung zur Verbesserung seines Styls; wogegen freilich Friedrich II. ihn fragte: „Weiß Er eine von seinen Fabeln auswendig? — Sag Er sie her!“ Aber nach diesem höchst nüchternen Dichter und dem diktatorisch herrschenden Gottsched kamen Klopstock, Lessing, Wieland, welche der deutschen Poesie und Literatur Würde, Kraft, Anmuth zu geben aufs glücklichste rangen, und durch ihre Leistungen

wie durch ihre Persönlichkeit die deutsche Dichtkunst in der allgemeinen Meinung und Geltung mächtig emporhoben. In dem bekannten Abschnitt seines „Lebens," wo er von den Verhältnissen der Poesie in seiner Jugendzeit spricht, rühmt Goethe die Verdienste Klopstocks und Gleims um die Geltung und Stellung der Dichter. „Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand, noch Ansehen, als insofern sonst ein Verhältniß ihnen günstig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren seyn sollte. . . Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. . . Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eigene Verhältnisse selbst schüfe, und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er erwarb sich (durch seinen Messias) das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen. Sein ehrenhaftes Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in Dänemark, in dem Hause eines großen, fürtrefflichen Staatsmannes eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Persönlich hat er andere Strebende im Leben und Dichten gefördert." Dann wird Gleim gerühmt, mit seinem edeln Streben, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen, „der, indem er bedürftigen Talenten über Verlegenheiten hinaus, und dadurch wirklich der Poesie zu Ehren half, sich eine Menge Freunde, Schuldner und Abhängige gewann." „Jener hohe Begriff, den sich beide Männer von ihrem Werthe bilden durften, und wodurch Andere veranlaßt wurden, sich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht." Klopstock ist für die deutsche Nationalpoesie höchst wichtig, weil er nicht nur für die Reinheit, den Werth und Adel der deutschen Sprache auf jede Weise, durch eigenes Beispiel wie durch gelehrte Forschung und Lehre wirkte, und auch für die Form im höhern Sinne Ungemeines leistete, sondern weil er zugleich in seinen Gesinnungen und in den Gegenständen seiner Dichtung sich als einen begeisterten Patrioten zeigte und gewaltiger als irgend Einer

das Vaterlandsgefühl, verbunden mit christlicher Humanität, weckte und entzündete. Er war die Seele des für ihn schwärmenden Göttinger Dichterbundes, und wurde in Deutschland fast wie ein Heiliger verehrt. Bitter empfand er in seinen jüngern Jahren, daß Friedrich der Große sich von der deutschen Poesie und Literatur (wie von der Religion) abwandte, er fühlte sich dadurch selbst, so zu sagen, persönlich beleidigt. Dagegen hoffte der protestantische Dichter des Messias, am kaiserlichen Hofe freundlich aufgenommen und geehrt, es werde sich dort ein Mittelpunkt für Poesie und Wissenschaft bilden, dessen Bedürfniß längst von Vielen empfunden und ausgesprochen war. Ueber seinen Plan enthält die „Gelehrten-Republik" Einiges, was eine Mittheilung im Auszug verdient. „Die Gelehrten * Deutschlands wurden von keinem ihrer Fürsten unterstützt; sie hatten das Verdienst, Alles, was sie thaten, allein zu thun... Der Kaiser (Joseph II.) ergriff** den Augenblick des Anlasses, und entschloß sich zu seyn, was er, weil er vaterländisch dachte, zu seyn verdiente. Die Nation war noch nicht patriotisch genug. Ein Volk, das in viele Fürstenthümer abgesondert ist, konnte auch nicht eher mit einem gewissen Feuer und mit Festigkeit vaterländisch seyn, als bis man es veranlaßte, Gesinnungen der Verehrung und der Dankbarkeit in seinem Oberhaupte zu vereinigen. Dies auch durch Unterstützung der Wissenschaften zu thun, war und verdiente das Werk dieses Kaisers zu seyn.... Die Belohnungen für die guten und für die vortrefflichen Scribenten, und für die nicht schreibenden Erfinder von gleichem Unterschiede, bestanden in Geschenken von zweierlei Art. Die ersten erhielten Geld und Ehre dadurch, daß ihnen jenes gegeben wurde; die zweiten Geschenke, zwar auch nicht von geringem Werthe der ersten Art, aber zugleich von solcher Beschaffenheit, daß der Empfang nicht allein die Ehre derselben ausmachte. Man kannte Alle, die Verdienste um die Wissenschaften hatten, so unbekannt sie zu seyn glaubten; und man ließ es ihnen merken... Diese Ausspähung des bescheidenen Verdienstes erhielt den Beifall der Welt so sehr, daß

* Unter den „Gelehrten" sind in ältern Zeiten immer auch die Dichter, oft vorzugsweise, begriffen.

** Der Plan ist eingekleidet in ein Fragment aus einem Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts.

ihr Deutschlands Kaiser alle Fürsten zu übertreffen schien. Man war sogar auf junge Genies aufmerksam und sie erhielten Beihülfe, sich weiter zu bilden." In Briefen äußerte er: „Der Kaiser muß entweder gar nichts für die Wissenschaften thun, oder er muß etwas dafür thun, was seiner würdig ist... Häufig ist an den Höfen die Meinung, es sey genug, diese und jene Kleinigkeit für die Wissenschaft zu thun." Aus der ganzen Sache wurde nichts. Fr. Schlegel urtheilt über die Idee des Gelehrtenvereins, und die gewöhnliche Rechtfertigung Friedrichs des Großen, daß er sie nicht aufgegriffen und ausgeführt habe, weil die deutsche Literatur in seiner Jugend noch nicht blühend gewesen: „Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollten, bis es Schriftsteller in Menge gibt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelebt sind; so bleibt ihnen freilich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und invalidesten in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Namen einer Akademie, zusammen zu thun. Wollte man aber den Geist einer Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man gerade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freien Spielraum gönnen und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich heißen kann. Unstreitig wäre Klopstock fähig gewesen, nicht blos in der Dichtkunst, sondern in allen Theilen und in dem ganzen Gebiete der Literatur einen neuen Geist und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten; aber er stand ganz einsam und fast allein damals in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl; und für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, daß jener damals so allgemein ersehnte Gelehrtenverein nicht zu Stande kam. Die deutsche Literatur überhaupt hätte vermuthlich einen beschränkteren Geist und Umfang erhalten, und eine etwas schnellere Entwicklung zu theuer erkauft mit dem, was ihr bis jezt noch am meisten ihren eigenthümlichen Werth gibt, dem Reichthum und der Freiheit." Klopstock selbst legte nun seine Ideen vom Zusammenwirken der Gelehrten, und darunter auch der Dichter, in einem besondern Werke nieder, und der Nation ans Herz, nachdem er mit seinem Plane beim Kaiser gescheitert war — in seiner „Deutschen

Gelehrtenrepublik." Wünſche, Anſichten, Gedanken in Betreff der Literatur, der Poeſie und ihrer Pfleger ſind auch hier (wie in dem Plane), etwas ſonderbar hiſtoriſch eingekleidet; es iſt eine ſeltſame Miſchung von platoniſchem Ideal, und von ſatyriſcher Darſtellung, Verſpottung und Rüge der Wirklichkeit in den Zuſtänden der geſammten deutſchen Literatur; bei einer vortrefflichen Organiſation nach Zünften (Ober- und Unterzünften), genau erwogener Austheilung der Rechte und Pflichten der Aldermänner, der Edlen, Freien und Knechte, der Gerichte u. ſ. w. iſt doch in der Republik auch ein Pöbel, der aber ſehr kurz gehalten wird; es gibt Irrungen, Streitigkeiten und Unruhen u. ſ. w. Man irrt ſchwerlich, wenn man darin als eine Hauptidee die findet: daß die Wiſſenſchaften und ihre Pfleger in Deutſchland ein unabhängiges, ſelbſtſtändiges, gleichſam republikaniſches Ganze ausmachen, oder ausmachen ſollten; bemerkenswerth ſind in dieſer Hinſicht folgende Grundſätze, welche für die Politik der Republik in Antrag gebracht werden: „Sich der Gewalt der Großen dadurch zu entziehen, daß man durch ſie ſo ſelten, als thunlich, Aemter ſuche; von der Art, wie die Länder jetzt beherrſcht würden, wahr und frei, aber zugleich mit einer ſolchen Mäßigung zu ſchreiben, daß die freie Wahrheit deſto gewiſſer zu ihrem Zwecke führe; endlich ſich durch tiefe Unterſuchung der Geſchichte und meiſterhafte Vorſtellung des gefundenen Wahren, den Großen, welche die Ehre liebten, furchtbar zu machen." Die Dichter rühmen ſich der Vaterlandsliebe, „die ihre Zunft ſeit jeher in höherem Grade gehabt, und daß ſie es ſeyen, die es neuerlich dahin gebracht, daß der Name der Republik überall mehr gelte, als er ſonſt gegolten." Von der Zunft der Dichter wird geſagt, ſie ſey nie ſo groß geweſen als jetzt (1773), obgleich man die Mitzünfter nicht ohne Strenge gewählt; und die geſammte Republik wird überhaupt mit patriotiſchem Selbſtgefühl über alle andere geſetzt. Im Grunde aber werden die Verhältniſſe von Republik, Zünften, Landgemeinde, Gerichten, kurz die ganze politiſche Organiſation doch als etwas ganz Ideales behandelt, und nirgends auf die Gründung von wirklichen Vereinen hingearbeitet.

Leſſing, deſſen vornehmſte Wirkſamkeit nicht eben ſeine Poeſie war, iſt in Bezug auf die Stellung des Schriftſtellers und Dichters in und zur Geſellſchaft inſofern bemerkenswerth, als er, nach dem Grundſatz ſich haltend, daß der Starke am mächtigſten allein

sey, ein Muster der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des seinen Werth fühlenden Autors und Dichters aufstellte. Vorzugsweise Kritiker konnte er weniger daran denken, zu sammeln und zu binden. Wieland dagegen machte die deutsche Poesie und Prosa durch die griechisch-französische Grazie, die er ihr mittheilte, hoffähig, so wie er selbst, Einer der ersten Bürgerlichen, denen dies in solcher Art gelang, sich in dem höheren Kreise einer fürstlichen Familie einbürgerte. Aehnliche Fälle waren, daß der Graf von Bückeburg Herdern, der Markgraf Karl von Baden Klopstock zu sich berief, und mehrere deutsche Fürsten folgten dem Beispiel, „daß sie nicht blos gelehrte und eigentlich geschäftsfähige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Männer in ihre Dienste aufnahmen.“ * Dies waren Vorbereitungen der merkwürdigen Epoche, wo am Hofe zu Weimar sich die ersten Dichter und Schriftsteller Deutschlands versammelten, und nach allgemeinem Urtheil in weit höherem Grade einen strahlenden Glanz auf den kleinen Hof des geistreichen Fürsten warfen, als daß sie durch die ihnen ertheilten Ehren wären gehoben worden. Sie empfanden sich und durften sich empfinden als Ebenbürtige der Höchstgestellten, und so weit überwog die Schätzung ihres geistigen Werthes, ihrer nationalen Bedeutung, daß, wenn Göthe, Schiller und Herder geadelt wurden, schwerlich Jemand daran dachte, sie als Emporkömmlinge zu betrachten, sondern man dies als ein den Forderungen der Etikette und Convenienz an einem Hofe gemachtes Zugeständniß ansehen mochte. Den Dichtern der Nation als Solchen konnte Rang und Stand Nichts geben, noch nehmen. Wurde Schiller, blos als großer Dichter, geadelt, so hatten schon seit längerer Zeit hohe Adelige mit der That gezeigt, daß sie dem Vorurtheil nicht mehr huldigten, als sey Dichten keine würdige Beschäftigung der Aristokratie, — so namentlich die Grafen Stolberg, und seitdem hat sich dieß häufig, selbst bis in die höchsten Regionen hinauf, wiederholt. Mit Göthe und Schiller hat die Poesie in Deutschland gänzlich aufgehört, irgend einem Stand vorzugsweise anzugehören — sie ist Sache keines ausschließlich und aller, und wenn man auch bei diesen beiden Dichtern einen wesentlichen Unterschied der Gesinnung darin findet, daß Göthe sich mit Vorliebe dem

* Goethes W. 26, 112.

Ariſtokratiſchvornehmen zuneige, Schiller aber für Recht und Freiheit glühe, ſo iſt doch der gemeinſame Charakter Beider der der Verſöhnung der ſocialen Unterſchiede. Und man kann ſagen, daß ihr edles Streben nach Humanität, nach einer abſoluten Poeſie, ſie über die nationale Geſinnung hinaus zu einer weltbürgerlichen geführt habe, entweder weil ſie nicht die Geduld hatten, die Nation allmälig zu ſich heranzuziehen, oder dieſe zu wenig Empfänglichkeit und Kraft beſaß, ihnen zu folgen, ihnen zu wenig Stoff und Liebe bot, — oder weil beides zuſammenwirkte. Vorangeeilt ſind in der That Beide der Entwicklung der deutſchen Nationalpoeſie, Beide ſind ſo gut wie einſam geſtanden als Dichter, bis ſie einander fanden und nun ſich genügten, ſich über Alle ſtellten, wozu ſie allerdings das Recht hatten. Als Jüngling hatte Göthe mit einem geiſtesverwandten Kreiſe gewirkt, mit Merck, Schloſſer u. A. aber bald hatte er ſich auf ſich zurückgezogen; Schiller ebenſo. Als ſich dann ihre Bahnen berührten, ſuchten ſie weiter keine poetiſchen Verbindungen, die Horen waren mehr ein Unternehmen, als ein Zuſammenwirken; ſie fühlten ſich ſtark genug, die Poeſie zu beherrſchen, und nöthigenfalls aller Welt den Krieg zu erklären; ſie thaten es in ihrem berühmten Manifeſt, den Xenien, im Muſenalmanach von 1797.

Dies führt uns auf die deutſchen Muſenalmanache, welche auch als Vereinigungspunkte für die Poeſie der Nation anzuſehen ſind, und deren Deutſchland ſeit längerer Zeit allein ſich rühmen kann, obgleich ein franzöſiſcher Muſenalmanach das Beiſpiel gab. Als mit und nach Klopſtock die Poeſie einen ganz neuen und kühnen Aufſchwung nahm und eine Menge mehr und minder bedeutender, immerhin ſchätzbarer und eifrig ſtrebender Talente erſtanden, als in der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft ein mächtiger, über großen Umgeſtaltungen brütender Drang herrſchte, da war es ſehr natürlich, daß eine Geſellſchaft junger Dichter den Plan faßte, von dem jährlichen Ertrag deutſcher Poeſie ausgewählte Proben des Beſten dem Publikum in einer regelmäßigen Weiſe durch einen alljährlich erſcheinenden Almanach zu geben. Dieſer erſchien vom Jahr 1770 an in Göttingen, mit Beiträgen hauptſächlich von den jungen Männern, welche den Göttinger Dichter- oder Hainbund bildeten. Dieſer Bund, von einer ächt deutſchen, durch Klopſtock entzündeten Geſinnung und Begeiſterung beſeelt, durch rüſtige und bedeutende Talente vertreten, durch des verehrten Klopſtocks

Beitritt mächtig verstärkt, durch die Theilnahme der Grafen Stolberg auch äusserlich geehrt und gehoben, das deutsche und in jedem Sinne freie Gepräge dem Almanach aufdrückend, konnte wohl hoffen, mit diesem einen Mittelpunkt für die gesammte deutsche Poesie zu stiften, da die ausgezeichnetsten, besonders jüngern Dichter sich bereitwillig anschlossen und ihre Theilnahme zusagten. Aber der Bund zerstreute und zersplitterte sich, und der Almanach dauerte zwar, unter verschiedenen Redaktoren, zuerst Gotter und Boie, dann letzterem allein, dann Bürger, Göckingk und Reinhart, über dreißig Jahre fort, und enthielt in seinen vielen Jahrgängen Beiträge der meisten ausgezeichneten Dichter, aber weder verfolgte er später mehr eine eigenthümliche Tendenz, noch auch konnte er als Vertreter der deutschen Poesie überhaupt mehr gelten, und erlosch mit dem neuen Jahrhundert. Neben ihm war ein Leipziger und ein Berliner Musenalmanach entstanden, welche an Bedeutung für die deutsche Poesie es ihm nie gleich thaten, aber zeigen, daß man diese durch den Einen Göttinger Almanach nicht ganz vertreten glaubte. In der höchsten Blüthezeit der deutschen Poesie, als der Bund zwischen Göthe und Schiller geschlossen war, faßte Schiller den Plan zu einem Musenalmanach. Großes durfte man erwarten, wenn der populärste Dichter sich an die Spitze stellte, und Großes wurde auch geleistet, aber nur nicht in der Art, wie man es von einem eigentlich deutschen Musenalmanach hoffen konnte. Schiller und Göthe legten viele ihrer schönsten Dichtungen darin nieder, ja wurden zum Theil durch das Bedürfniß des Almanachs dazu gespornt, aber es war im Grunde auch nur ihr Almanach. Es war für Schiller ein willkommenes „Unternehmen", bei welchem ihm hauptsächlich nur an seines Freundes Beiträgen liegen mußte; — ihrer Beider Poesien Glanz deckte und verdunkelte die übrigen, die fast als Lückenbüßer erschienen. Der Almanach machte entschiedenes Glück, er wurde „entsezlich gekauft, man fand ihn (in Berlin) fast in allen Häusern," und Niemand konnte ihm den Vorzug vor seinen Brüdern streitig machen. Der Göttinger strich, wie es scheint, wirklich vor ihm die Segel. Wie wenig es um die Vereinigung der deutschen Dichter, welche die beiden Dioskuren so weit unter sich sahen, unter die Fahne des Almanachs abgesehen war, erkennt man am deutlichsten aus den, den Meisten der deutschen Autoren und

Poeten den Fehdehandſchuh hinwerfenden Xenien, welche in eben dieſem Almanach erſchienen, und Viele gegen die Verfaſſer erbitterten. Mit dem Jahrgang 1801 hörte der Almanach auf, vermuthlich weil der ganz mit dramatiſchen Arbeiten beſchäftigte Herausgeber ihn nicht mehr mit ſeinen eignen Beiträgen, die ihm ſeinen Hauptwerth gaben, ausſtatten konnte. Dafür erſchien jetzt der Muſenalmanach für 1802, welcher als das poetiſche Programm der romantiſchen Schule angeſehen werden kann, von Tieck und Schlegel herausgegeben. Göthe und Schiller wollten Nichts von einer Schule wiſſen; ganz ſelbſtſtändig, in freier Zuſammenſtimmung, ſo weit ſich ihre Anſichten vereinigten, wollten ſie wirken; es wuchſen nun jüngere, bedeutende Talente nach, die, in ihre Nähe kommend, zuerſt in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit ihnen lebten, mit der Zeit aber in eine etwas ſchiefe Stellung zu ihnen kamen. — Die Romantiker, denn dieſe ſind gemeint, wollten es nun auch meiſt nicht Wort haben, daß ſie eine Schule gebildet; man kann über die Bedeutung des Wortes ſtreiten; aber ganz unverkennbar iſt doch das lebhafte und eifrige Zuſammenwirken und Zuſammenarbeiten, das Feſthalten von gewiſſen Tendenzen und Loſungsworten, die gegenſeitige Unterſtützung und die auf die gleichen Punkte gerichtete übereinſtimmende Polemik dieſes Kreiſes. Gegenüber von Göthe und Schiller deuteten ſie auf eine religiös-nationale, auf eine chriſtlich deutſche Poeſie hin, ſtatt der philoſophiſch-weltbürgerlichen. Was man nun von dieſer Forderung halte, anerkennen muß man, daß die überhaupt nicht ſehr konſequenten Romantiker mit ihren eignen Leiſtungen weit hinter ihren Theorien zurückblieben, und während Schiller und Göthe die geſammten Gebildeteren der Nation ergriffen, ihre Poeſie nur auf einen kleinen eſoteriſchen Kreis beſchränkt blieb. Faſt überall blieb die Romantik bei Verſuchen ſtehen, und ſo ſtockte auch das Unternehmen eines Muſenalmanachs, nachdem nur Ein Jahrgang, allerdings ſehr reich und vielverſprechend, mit Beiträgen ſelbſt der zwei berühmteſten Philoſophen der Zeit, erſchienen war. Der romantiſche Geiſt pflanzte ſich dann, gemildert und modifizirt, fort in den Almanachen jüngerer Dichter, Chamiſſo's und Varnhagens in Halle, Uhlands, Kerners u. A. in Tübingen. Andere ſind von geringerer Bedeutung. Längere Zeit fehlten ſie ganz; endlich erſchienen in Leipzig zwei Muſenalmanache für 1830, wovon der eine bald

aufhörte, der andere aber, unter dem Titel eines „deutſchen Muſenalmanachs", unter der Redaktion von Chamiſſo und Schwab, ſpäter von Gaudy, mehrere Jahre, bis zum Tod des letzten Redakteurs beſtand. Der Aufgabe, Produktionen der bedeutenderen Dichter von ganz Deutſchland zu liefern, näherte ſich dieſer Muſenalmanach wenigſtens, und es fehlen ſeinen Jahrgängen wenige ausgezeichnete Namen lebender Dichter; aber die Theilnahme des Publikums war nicht ſehr lebendig, und wurde noch durch gleichzeitig erſcheinende provinzielle oder lokale Muſenalmanache zerſplittert; es erſchien ein Oeſtreichiſcher, ein Erlanger und ein Berliner Muſenalmanach, letzterer von lauter jüngern Dichtern. Größere, auch dramatiſche Beiträge von Wenigen brachte Lenau's Frühlingsalmanach. Fortſetzungen des deutſchen Muſenalmanachs verſuchten gleichzeitig Fr. Rückert, und die Redakteren der Halleſchen Jahrbücher, aber ohne Glück und Beſtand. Indeſſen ſind, wie man aus dem Angeführten ſieht, die meiſten bedeutenderen Richtungen in der neuern deutſchen Poeſie, und die ausgezeichnetſten Dichter ſelbſt durch irgend einen Almanach vorzugsweiſe vertreten worden, und ſcheint ſomit dieſe Form der deutſchen Poeſie ſehr gemäß zu ſeyn. Ohne Zweifel iſt auch die Idee eine vielfach anſprechende. In einem Muſenalmanach, der als ein poetiſcher Herbſt die reifſten und ſchönſten Früchte des Jahres vereinigen ſollte, müßte ſich der Geiſt und die Stimmung der Gegenwart am unmittelbarſten und friſcheſten ausprägen, und ein lebendiges, treues Geſammtbild der einzelnen Strebungen ohne viele Mühe und Studien ſich auch dem darbieten, der nicht Alles leſen und zuſammenſuchen kann. Da wir ſeine Hauptbedeutung darin finden, daß er ein Sammelplatz und Vereinigungspunkt ſeyn ſoll, müſſen wir es günſtiger finden, wenn die Redaktion in den Händen von gründlich gebildeten und empfänglichen Freunden der Poeſie, als wenn ſie in der Hand von Dichtern liegt, die an der Spitze einer Richtung ſtehen. Das Erſcheinen von mehreren Muſenalmanachen, nach Provinzen, oder nach Verwandtſchaft der poetiſchen Strebung und Geſinnung, und die Herausgabe eines einzigen, allgemein deutſchen, würde jedes ſeine beſondern Vortheile, aber auch Nachtheile haben. Im erſtern Falle wäre mehr Material zu benützen, jede Richtung wäre ſtärker vertreten, die Gegenſätze klarer, und es könnte ein Wetteifer unter den Muſenalmanachen ſelbſt entſtehen; im andern Falle hätte

man das Material gedrängter beiſammen, das Mittelmäßige könnte und müßte ſtrenger ausgeſchieden werden, dem Provinzialgeiſt würde geſteuert, und die Aufnahme in den Kreis des Almanachs an ſich ſchon wäre eine größere Ehre, das die Mitarbeiter umſchlingende, wenn auch ziemlich ſchwache Band, wäre mehr ein nationales. In beiden Fällen wird, wenn etwas Tüchtiges herauskommen ſoll, vorausgeſetzt: eine lebendige Theilnahme aller wirklich produktiven Dichter, unbeſchränkte Freiheit von auſſen, und eine umſichtige, ſachverſtändige, unparteiiſche Redaktion. Doch mag die Frage faſt komiſch erſcheinen, ob wir mehrere Muſenalmanache haben ſollten, da ſich Einer nicht zu halten vermochte, was auf eine große Lauheit und Gleichgültigkeit des Volkes gegen die Poeſie zu deuten ſcheint. Dieß iſt indeſſen wohl weniger der Fall, als daß bei den Meiſten, die Poeten ſelbſt etwa ausgenommen, deren Zahl freilich Legion iſt, das Intereſſe an der allgemeinen Bewegung und Entwicklung der Poeſie, an der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Richtungen, weit geringer iſt, als das für einzelne Lieblingsdichter; die Meiſten verſenken ſich lieber recht in Einen oder einige Dichter, als daß ſie die bunte Menge von Poeten vor ſich Muſterung paſſiren laſſen. Indeſſen iſt nun einmal auch dies letzte Band einer Vereinigung zerriſſen. Jeder ſteht auf und für ſich allein, nur zufällig durch Privatverhältniſſe oder gemüthliche Uebereinſtimmung Andern befreundet; Jeder einzeln dem Publikum gegenüber, welches durch die entſchiedene Gunſt, die es neben den älteren auch mehreren neuern und neueſten Dichtern zugewendet, klar zeigt, daß der Sinn für Poeſie nicht erloſchen iſt, und es an Achtung und Ehre gegen einzelne Dichter nicht mangeln läßt. Ein wirklich anerkannter Dichtername iſt derzeit in Deutſchland im Allgemeinen eine gewichtige Empfehlung bei allen gebildeteren, wenn auch nicht eben immer in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, welche ſich dem Virtuoſen, dem Künſtler bereitwilliger öffnen, während freilich bei der Allgemeinheit einer gewiſſen poetiſchen Anlage und Fertigkeit, und dem hohen Maßſtabe, welchen man an die Poeſie anzulegen berechtigt iſt, ein mäßiges Talent keinen Anſpruch auf beſondere Beachtung hat. Daß jedoch auch in den höchſten Sphären manchmal der Poeſie Aufmerkſamkeit und Gunſt geſchenkt wird, zeigen mehrere Vorgänge der neueſten Zeit, wie z. B. das Geſchenk eines vergoldeten, ſilbernen Pokals an den Dichter des Rheinlieds

von dem Könige von Bayern, und die Ertheilung des neugestifteten Ordens pour le mérite an die Dichter L. Tieck und Fr. Rückert.

Auch die Idee eines zu gründenden Dichtervereins ist unter den Auspicien eines deutschen Fürsten angeregt worden, und darauf kommen wir jetzt zurück. Der Ansicht: der gegenwärtige Stand und Zustand der Poesie fordere dazu auf, lasse ihn als Bedürfniß erscheinen, kann die andere entgegentreten: eben dieser Zustand mache die Sache unräthlich und unthunlich. Sehr verschieden wird natürlich von verschiedenen Gesichtspunkten dieser Zustand angesehen, über Einiges jedoch werden die Meisten einverstanden seyn. Große Thaten der Poesie sind seit Göthe und Schiller in Deutschland nicht mehr verrichtet worden; vor und mit ihnen rückte der deutsche Genius in einem solchen Sturmschritt auf der Bahn der Poesie vor, daß er, möchte man fast glauben, die Entwicklungen späterer Zeiten vorwegnahm; in den Formen wie in den Gegenständen war eine Fülle von Neuem in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Tage gefördert worden; der Aufschwung welchen der deutsche Geist in allen theoretischen Gebieten, in Naturwissenschaften, Geschichte, Philosophie, Aesthetik, Alterthumswissenschaft, in Behandlung der Ethik und Politik, genommen, hatte sich in den Werken der beiden großen Dichter ziemlich vollständig poetisch verkörpert; man erinnere sich nur, wie Schiller die neuen Ideen von Menschenrecht und Freiheit seiner Poesie so lebendig einzuverleiben wußte, wie die neuen geschichtlichen, philosophischen und ästhetischen Begriffe ihm poetisch wucherten, wie Göthe im Faust die großen bewegenden Elemente der neuen Zeit, den Zweifel und das Streben nach dem Absoluten, ergriff und veranschaulichte, wie er griechische Weltanschauung verklärend wiederbelebte, wie er alle Ideen, Probleme, Entdeckungen der Zeit leiser oder stärker berührte. Daher gelten Beide nicht blos als sprachliche und ästhetische Autoritäten, sondern als Vertreter (und Förderer) der gesammten Geistesbildung ihrer Zeit, als Philosophen — im weiteren, nicht schulmäßigen Sinne. Als philosophische Dichter haben sie großentheils den gewaltigen Eindruck gemacht, als poetische Verkündiger der neuen, zum Theil noch von ihnen anticipirten Ideen. So mußte wohl auch der von ihnen ausgehende Impuls eine Hinweisung auf die philosophische Poesie seyn, und daß dem wirklich so war, wird man keck behaupten können. Was

am meiſten nachgeahmt worden, iſt Göthe's Fauſt, ſind Schillers hiſtoriſche Dramen, welchen jedoch faſt immer eine gewiſſe philoſophiſche Idee zu Grunde liegt, die auch den in ſeine Fußtapfen tretenden Dichtern, den beſſern wenigſtens, nicht zu fehlen pflegt. Weit mehr noch aber iſt der Fauſt ſo zu ſagen das allgemeine Thema der Zeit in unzähligen Variationen geworden. Auch die Lyrik wurde großentheils philoſophiſch reflektirend, grübelnd, ſkeptiſch, ironiſch oder gar verzweifelnd. Ueberall faſt, auch wo die Poeſie mit größtem Eifer aufs Objektive ſich wirft, im Dramatiſchen und Epiſchen, ſcheint doch der ſubjektive, philoſophiſche Charakter durch. Auch abgeſehen von dem Talent, wie ſehr ſteht die neuere Zeit im Nachtheil gegen die Blüthezeit Göthe's und Schillers, wenn man auf die Menge wahrhaft neuer, überraſchender und ergreifender Ideen ſieht, welche damals in Umlauf kamen! Die Zeit ſelbſt war damals ſchöpferiſch genial, während ſie nachher gründlich, ſcharfſinnig, gelehrt wurde.

Mit Ausnahme einer dem Epos, ſo weit es in unſern Tagen möglich iſt, zuſtrebenden, erzählenden Dichtgattung, der von Uhland ſo trefflich ausgebildeten Form der Romanze, die für eine ächt nationale und populäre Poeſie höchſt wichtig werden kann, iſt in der That faſt unſere geſammte Poeſie der Gegenwart offen oder verſteckt-philoſophiſch, d. h. ſie dreht ſich um Anſichten, Vorſtellungen, Ueberzeugungen des Einzelnen, nicht um Thaten, Ereigniſſe, oder allgemein menſchliche, wenn auch ganz individuelle Gefühle. Und deßwegen iſt auch unter unſern Dichtern ſo wenig Einigkeit und Zuſammenſtimmung, weil ſie nicht etwa nur in ihren äſthetiſchen Anſichten und Grundſätzen, ſondern in ihren Ueberzeugungen und Weltanſichten ſo verſchieden ſind, einander oft aufs ſchroffſte entgegenſtehen. Viele poetiſche Talente, aber keine großen Werke, — kein Zuſammenhang, vielmehr Abſonderung unter den Dichtern, — dies iſt der Zuſtand der deutſchen Poeſie. Könnte hier vielleicht ein Dichterverein wohlthätig eingreifen?

Bei einem Inſtitut, das nicht von ſelbſt organiſch entſteht, das man vielmehr künſtlich ins Leben ruft, muß man ſich den Zweck und die Aufgabe ſo klar als möglich zu machen ſuchen. Die eines Dichtervereins könnte eine dreifache ſeyn, je nachdem man damit Vortheile und Annehmlichkeiten für die *Dichter perſönlich*, oder die Förderung und Hebung der *Poeſie*, oder endlich

die Verstärkung der Wirkung der Poesie auf die Nation beabsichtigte. Jedenfalls würden diese drei Zwecke nicht ganz gesondert werden können, doch wollen wir jeden für sich prüfen.

Das letzte, Kräftigung der Wirkung der Poesie auf die Nation, wäre gewiß eine schöne Aufgabe. Abgesondert von dem zweiten Punkte jedoch, Aufschwung und Hebung der Poesie selbst, läßt sich hauptsächlich nur Zweierlei denken und anstreben: Die Mitglieder des Vereins verpflichteten sich, für Verbreitung und Verständniß guter, volksthümlicher Poesie unter der Nation, Jeder in seinem Kreise thätig zu seyn; der Verein beförderte oder veranstaltete gute und wohlfeile Sammlungen angemessener Dichtungen für das Volk, die Schulen, und zwar in weitester Ausdehnung; dies und ähnliches wäre gewiß löblich und wohlthätig — aber ob ausführbar? Es würde ein uneigennütziger Eifer, eine Beharrlichkeit der Mitglieder, und eine entgegenkommende Unterstützung der Behörden und Regierungen erfordert werden, die man nicht allzufreigebig voraussetzen darf. Zweitens kann man hoffen: Der Anblick der Versammlungen der deutschen Dichter aus Ost und West, Süd und Nord, ohne welche doch wohl der Verein nicht denkbar ist, und die, wie die der Naturforscher und Philologen, wechseln könnten, — das Schauspiel eines herzlichen Verkehrs unter Pflegern einer erhabenen, geistigen Kunst, der Vortrag begeisternder Gedichte in feierlicher Versammlung, die Ehre und Achtung, welche den Koryphäen der Poesie von den Uebrigen, so wie von den höchsten Personen würde gezollt werden, — dies Alles müßte einen großen moralischen Eindruck auf die Nation machen, sie zu einem lebendigeren Bewußtseyn und Verständniß davon führen, was sie an ihrer Poesie hat, sie erinnern, daß, so wie die deutsche Poesie, auch die deutsche Nation Eine ist, und die aus entfernten Gegenden des Vaterlandes gekommenen Dichter als freundliche Boten mit tönenden Grüßen aller Bruderstämme erscheinen lassen. Dagegen wäre wohl Wenig einzuwenden; aber die Eindrücke, wenn sie, bei erwünschter Gestaltung der Zusammenkünfte, wirklich so lebhaft und kräftig seyn sollten, würden doch der Natur der Sache nach jedesmal auf einen ziemlich engen Kreis beschränkt bleiben, und nur etwa eine Stadt und Umgegend, aber nicht das ganze deutsche Volk würde von dem zündenden Funken der Begeisterung durchzuckt werden. Dadurch würde allerdings auch die Besorgniß

beſeitigt, welche man ſonſt hegen dürfte, es möchte die deutſche Zuverſichtlichkeit, beſtochen von der brüderlichen Eintracht, Herzlichkeit und Begeiſterung, von der einmüthigen und tapfern patriotiſchen Poeſie, welche dabei ertönte, ſich zu der Illuſion hinreißen laſſen, durch den Verein der Dichter, als der Bevollmächtigten und Sendboten aller deutſchen Stämme, ſey auch die politiſche Zukunft, die Größe und Ehre Deutſchlands geſichert und verbürgt. Unzweifelhaft jedoch ſcheint, daß eine Dichterverſammlung, in etwas feſtlicher Weiſe, nothwendig einen guten Eindruck von nachhaltiger Wirkung in Deutſchland machen würde, wo man an feſtliche Eindrücke von wirklichem geiſtigem Gehalte, an etwas Anderes als hohle Schauſtellungen oder materiellen Genuß, nur ſpärlich gewöhnt iſt.

Der zweite Punkt wäre: Hebung und Förderung der Poeſie ſelbſt. Dies könnte verſucht werden auf gelehrtem Wege, durch Herausgabe z. B. von ſeltenen poetiſchen Werken, den Druck von Handſchriften; dies jedoch wäre mehr Sache eines Gelehrten- als eines Dichtervereins, obgleich an ſich nicht ausgeſchloſſen; oder auf wiſſenſchaftlichem Wege, durch Vortrag und Austauſch äſthetiſcher Anſichten, hiſtoriſcher Forſchungen; — in geeignetem Maße wären dieſe ganz am Platz, könnten aber nicht die Hauptſache ſeyn und würden Wenig wirken, wenigſtens nicht Mehr als Bücher und Schriften. Oder der Verein beträte den Weg der Kritik und gäbe, wo er als Geſammtheit Lob oder Tadel ertheilte, beiden ein bedeutendes moraliſches Gewicht; aber damit würde ſich der Verein in ſchlimme Schwierigkeiten verwickeln; die Richter würden ſelten einig, oder wenn dies, ſo würde es ein Beweis ſeyn, daß nicht alle Richtungen und Anſichten darin vertreten wären. Frieden unter ſich zu erhalten, müßte das beſtändige Augenmerk des Vereins ſeyn, und allen Störungen müßte er aus dem Wege gehen. Auf Hebung der Poeſie könnte er alſo endlich nur wirken durch Ermunterung der Produktion von guten Gedichten, durch Aufforderung der Mitglieder zum Vortrage von Poeſien bei den Verſammlungen, etwa auch durch Gründung eines Muſenalmanachs oder Ausſetzung von Preiſen. Neue gute Dichter zu erwecken, wird der Verein wenig Ausſicht haben; die Veranlaſſungen oder Verführungen, ſich als Poet zu verſuchen, ſind ohnehin ſchon ſo mannigfach, daß es bei keinem jungen Mann erſt des Stachels

eines Dichtervereins bedarf; ſo iſt nur die Frage: kann und ſoll der Dichterverein die ſchon vorhandenen Dichter zum Produciren anſpornen? Wir hören Manchen rufen: Um Gottes willen, laßt es ſeyn! wir haben der Poeſie, die nicht ſchlecht, aber eben auch nicht vortrefflich iſt, ſchon viel zu viel; eher ſollte man die allzu üppig ſprudelnden Quellen verſtopfen, und die Dichter-Legion decimiren! Ein rechter Genius wird ohne Sporn ſeine Bahn laufen; an Euern Spalieren aber zieht man keine Eichen. — Selbſt wenn man dieſe mißmuthige Anſicht von dem Zuſtand, den Ausſichten und den Superfötationen der deutſchen Poeſie im Allgemeinen gelten laſſen will, kann man immer noch mit Grund ſagen: Dies Alles macht es nicht überflüſſig, vielmehr zur dringenden Aufgabe, hinzuwirken auf gute Produktionen. Den Trieb und Drang zum Dichten kann doch Niemand hemmen, und daher iſt es von Intereſſe und Werth, der förmlichen Ausartung der Poeſie, der Geſchmackloſigkeit und Barbarei entgegenzutreten, was anerkanntermaßen beſſer durch praktiſche Beiſpiele, als durch Kritik und Theorie geſchieht. Die Herausgabe eines Muſenalmanachs, Namens des Vereins, von einer tüchtigen Redaktion geleitet, würde negativ, durch Zurückweiſung des Geringen und Mittelmäßigen, poſitiv durch Aufforderung der guten Dichter zum Schaffen und Beitragen, ſo wie durch Veröffentlichung von Dichtungen, welche einen gewiſſen Grad von Gehalt und Vollendung haben müßten, wohlthätig wirken. Die Verſammlungen ſelbſt könnten Veranlaſſung werden zur Produktion manches ſchönen Gedichts, das ſonſt leicht in der Seele des Dichters ſchlummern bliebe. Endlich könnten hier auch Preisaufgaben in Frage kommen. Den poetiſchen Genius durch den Sporn des Wetteifers zu befeuern, galt es nun blos die Ehre und etwa ein ſinnliches Zeichen des Sieges, oder dazu noch einen werthvollen Preis, iſt unter vielen Völkern zu verſchiedenen Zeiten Sitte geweſen. Die großen Tragöden der Athener kämpften mit ihren Dramen beim Feſt der großen Dionyſien um Preiſe; die Hirten Siciliens ſtellten Wettgeſänge an. Die franzöſiſchen Troubadours hatten ihre Tenzonen, Wett- oder Streitgeſänge zwiſchen zwei Dichtern über ein beliebiges Thema, und über den Sieg entſchied ein kleines Tribunal von Männern oder Frauen. Ein ſchönes Vermächtniß aus alter Zeit ſind die Blumenſpiele (Jeux floraux) in Toulouſe, wo noch jetzt Preiſe für das

ſchönſte Gedicht (einer gewiſſen Gattung, wenn wir nicht irren), in Blumen, Hagerosen u. a. beſtehend, von der „Akademie der Blumenſpiele“ ausgetheilt werden. Um eine Förderung der Poeſie iſt es eigentlich hier nicht zu thun, aber der Geiſt der Tage der Romantik mag über dieſen lieblichen, national-populären Feſten ſchweben, und die Erhaltung ſchöner hiſtoriſch-poetiſcher Traditionen, wie die von Raoul und Iſaure, und was ſich daran knüpft, iſt immerhin preiswürdig. Preiſe für Poeſien werden auch von der Académie française ausgeſetzt und ertheilt, doch treten als Bewerber ſelten Dichter erſten Ranges auf, auch ſind die Themata oft nicht lockend, z. B. die Unabhängigkeit der Schriftſteller, die Verſchönerung von Paris, die Schutzpocken u. drgl., und die aus ſolcher Veranlaſſung gelieferten Poeſien zeichnen ſich meiſt nur durch befriedigende Form aus. In Deutſchland deutet auf Wettkämpfe der Dichter die Sage von dem Sängerkrieg auf der Wartburg hin; auch die Meiſterſänger, vermuthlich ſchon die der ältern Zeit, ſangen gegen einander. So namentlich Frauenlob und Regenbogen. In neuern Zeiten haben manchmal Privatleute oder Geſellſchaften in Deutſchland Preiſe für dichteriſche Leiſtungen ausgeſetzt; mehrere Dramen, welche aus dieſer Veranlaſſung entſtanden ſind, haben einen Namen gewonnen und behauptet, — ſo auch die „bezauberte Roſe“ von Ernſt Schulze; aber viele gekrönte Produktionen ſind auch vergeſſen worden. Wo die Sitte der poetiſchen Wettkämpfe um Preiſe aus dem Leben und der Bildung des Volkes von ſelbſt erwächst, da kann man ſich wohl nur erfreuen an einer ſolchen Befeuerung und Ermunterung der Poeſie, und es wäre lächerlich, an der Erweckung des Ehrgeizes und der Eitelkeit in den Dichtern einen Anſtoß zu nehmen; von menſchlichen Leidenſchaften können auch ſie nicht frei ſeyn, und die genannten, wenn nicht zum Uebermaß ſteigend, gereichen ihnen nicht zur Unehre; auch der Poeſie frommt eine lebhaftere Theilnahme am menſchlichen Treiben, während ihr die Entfremdung vom Leben ſchadet. Aber die künſtliche Einführung ſolcher Preisbewerbungen? Wohl mögen ſie, wenn ſie nicht in einem natürlichen Boden wurzeln, nicht mit Erinnerungen und Feſtlichkeiten verbunden ſind, Weniger bewirken; aber unwürdig iſt es an ſich des Dichters keineswegs, wenn er nach einem wirklichen, nicht blos metaphoriſchen Lorbeerkranz, oder nach einem Preiſe

von Werth ringt; und in den Augen der Welt wird ſeine Ehre und Bedeutung gewiß wachſen, wenn der Entſcheidung des Preisgerichtes auch noch ein Preis von Werth beigefügt iſt. Eine äußere Veranlaſſung, eine beſtimmtere Aufgabe mag zuweilen auf den unentſchloſſeneren, indolenteren Dichtergeiſt vortheilhaft wirken, wenn ſchon kein Dichter dadurch erſt zum Bewußtſeyn ſeines Talentes und Berufes wird gebracht werden. Ein Aeſchylus und Sophokles wurden nicht dadurch und deswegen die großen tragiſchen Dichter, weil der Preis lockte; ſondern die politiſchen Verhältniſſe, das große öffentliche Leben, der nationale Geiſt, die Blüthe der Kunſt entbanden ihren Dichtergeiſt. Wo ſolche Bedingungen fehlen, da würde man ſich vergeblich ſchmeicheln, durch jene Mittel eine künſtliche Blüthe zu erzwingen, wenn man auch vielleicht die etwa vorhandenen Keime dadurch hegen und ſchützen mag. In welcher Weiſe aber wären die Preisaufgaben zu beſtimmen, um die günſtigſten Erfolge zu erzielen? Zweierlei wäre wohl vorzugsweiſe zu beachten: Der Verein müßte einestheils auf eine möglichſt nationale Poeſie hinarbeiten, und andererſeits den Dichtern alle Freiheit laſſen, deren die Poeſie unerläßlich bedarf. Die ausdrückliche Feſtſetzung eines beſtimmten Themas würde mit großen Nachtheilen verknüpft ſeyn, aber auch die bloße Bezeichnung der Gattung, in welcher ein Gedicht gekrönt werden ſolle, könnte zu Mißſtänden führen, ſofern dabei allzuviel in das ganz ſubjektive Belieben der Dichter geſtellt würde, welches von der Freiheit wohl zu unterſcheiden iſt. Wir haben weder einen Homer, aus welchem die griechiſchen Tragiker einen großen Theil der Stoffe ihrer Dramen ſchöpften, noch eine Nationalgeſinnung, ein gemeinſames Intereſſe, einen im Ganzen harmoniſchen Geſchmack, welche den Dichter leiten könnten und müßten, wir haben keine Nationalgeſchichte, oder wir kennen ſie nicht, wir ſind durch Verſchiedenheit der Konfeſſionen, durch die Ungleichheit politiſcher Verfaſſungen, durch Gegenſätze der innerſten Ueberzeugungen und Anſichten getrennt, wir ehren und feiern im Verlaufe der drei letzten Jahrhunderte einſtimmig kaum Einen großen Mann, Helden, Wohlthäter der Nation, wir müſſen, wenn wir einig ſeyn und Differenzen vermeiden wollen, in ferne Jahrhunderte zurückgreifen, in welche wir dann doch leicht die Gegenſätze, Streitigkeiten und Spannungen der Gegenwart übertragen; bei jedem Schritte tritt

uns ein Noli me tangere entgegen, worüber ſich der Einzelne wegſetzen kann, über das aber ein die Nation vertretender Verein von Dichtern nicht hinwegkommt. Und wenn der Preisbewerbung glücklich ein unverfänglicheres Feld ſo eröffnet iſt, daß die Freiheit des Dichters noch einen genügenden Spielraum hat: wer ſoll dann entſcheiden, ob die Freiheit der Dichter nicht doch dieſe oder jene Rückſicht verletzt? oder wer wird es über ſich nehmen wollen, das diplomatiſche Verdienſt der Vorſicht dem poetiſchen vorzuziehen? Sollte es indeſſen wahr ſeyn, was wir heutzutage ſo oft verſichern und rühmen hören, daß wir in allen dieſen Beziehungen der Verbeſſerung und dem Aufſchwung raſch entgegen gehen, — ſo könnte dies der nationalen Poeſie vorzugsweiſe zu Statten kommen, ja ſie könnte, wenn man ihre Mitwirkung dazu aufrichtig wünſcht und ſie vertrauend gewähren läßt, wohl auch ſelbſt einen nicht unbedeutenden Beitrag dazu leiſten. Ob jedoch das Symbol der zuſammengebundenen Pfeile ſeine Anwendung auch auf die Poeſie findet, laſſen wir dahingeſtellt.

Endlich kann man ſich von einem Dichtervereine Annehmlichkeiten und Vortheile für die Dichter perſönlich verſprechen, was natürlich auch wieder in den bisher beſprochenen Beziehungen günſtige Folgen haben würde. Erwünſcht und in vieler Hinſicht förderlich müßte es für die deutſchen Dichter ſeyn, in ein näheres Verhältniß zu einander zu treten, ſich bei Verſammlungen perſönlich kennen zu lernen, ſich zu befreunden, Anſichten auszutauſchen, Vorurtheile abzulegen und gemeinſchaftliche Plane zu verabreden. Es würde das Selbſtgefühl des einzelnen deutſchen Dichters heben, ſich als Mitglied eines ſo großen, ſtattlichen, als geehrte Korporation auftretenden Vereins zu ſehen; es würde die geſellſchaftliche und bürgerliche Geltung des Dichters zumal in unſerm Vaterlande, wo man auf Ehrenauszeichnungen, Titel, Dekorationen ſo viel hält, bedeutend erhöhen, wenn er einer förmlich konſtituirten, durch hohe Gunſt und Huld geſchützten Geſellſchaft angehörte — was allenfalls auch durch eine geſchmackvolle Dekoration, ein Emblem, wie bei den älteren Orden, dem Auge anſchaulich gemacht werden könnte; er wäre damit wirklich als Dichter anerkannt; und endlich, wie ſchön wäre es, wenn die Vereine, die Verſammlungen — was man gewiß hoffen dürfte — dazu beitrügen, die Rang- und Standesunterſchiede mehr und mehr zurückzudrängen und zu

überwinden. In all dieſem mag etwas Wahres liegen, doch muß man die Vortheile nicht überſchätzen, die Hoffnungen nicht zu hoch ſpannen und die Bedenklichkeiten ſich nicht verhehlen. Die geſelligen und freundſchaftlichen Beziehungen und Verbindungen unter den Dichtern würden allerdings an Umfang und Bequemlichkeit gewinnen, und es wäre dies ein Hauptvortheil. Dieſer Punkt war es auch, welchen der geniale Stifter der Verſammlungen der deutſchen Naturforſcher vorzugsweiſe im Auge hatte, und auf welchen er ſpäter, als man andere Zwecke hervorzuheben und zu erreichen ſich, ohne eigentlichen Erfolg, beſtrebte, wiederholt verwies.* Es ſey verkehrt, ſagte er, irgend ein wiſſenſchaftliches oder praktiſches Reſultat von ihnen zu erwarten, ſie ſeyen nichts weiter als eine Ferienreiſe für Profeſſoren. Wohl mit Recht urtheilt man, daß die Entdeckungen, Beobachtungen und Arbeiten, welche den Stoff zu den Vorträgen lieferten, ſämmtlich auch ohne dieſe Verſammlungen entſtanden und mitgetheilt worden ſeyn würden, durch das Vehikel der Literatur, der Preſſe, daß aber dennoch die günſtige Anregung durch perſönliche Bekanntſchaft, der Ideenaustauſch in Geſprächen ein nicht gering anzuſchlagendes Ergebniß der Verſammlungen der Naturforſcher ſey. Derſelbe Gewinn ſollte nun auch, ſcheint es, von Verſammlungen der deutſchen Dichter zu erwarten ſtehen. Aber hier liegen die Verhältniſſe doch etwas anders. Sich kennen lernen, ſich einander annähern, ihre Anſichten mittheilend oder ſtreitend austauſchen ſollen die Naturforſcher, aber eben als Solche, als Forſcher und Gelehrte. Die Naturwiſſenſchaften, welche ſie verknüpfen, bilden ein großes, zuſammenhängendes Ganze, ſo unermeßlich und unabſehlich wie ihr reales Objekt, die Natur, deren Geſetze in ihrem feinſten Detail wie in ihrer gewaltigen Einheit erforſcht werden ſollen. Dieſe Geſammtwiſſenſchaft iſt empiriſch und hat unendlich viele Zweige; letzteres hat die Folge, daß unendlich viele Forſcher ſich in ſie theilen, ſie in ihrem größern oder kleinern Gebiete fördern können, und die geringſte neue Entdeckung für das Ganze nicht unbedeutend iſt; erſteres verhindert, daß ſie ſich nicht in leere Hypotheſen und Spekulationen verlieren kann, weil immer die Erfahrung wieder als

* Man vergleiche hierüber beſonders den Aufſatz in Nr. VI. S. 205 der deutſchen Vierteljahrsſchrift.

Richterin der Wahrheit sich geltend macht; die entgegengesetztesten Ansichten und Systeme haben doch einen gemeinsamen positiven Gegenstand und Boden, und ein neues Experiment, eine bewährte Beobachtung sind für Gegner von gleichem Interesse, wenn sie sie auch verschieden erklären. Ihrem großen Objekt ordnen sich alle Naturforscher unter; die Mannigfaltigkeit desselben gibt jedem Forscher in seinem Gebiet seinen Werth; neben einem A. v. Humboldt und einem Cuvier darf sich doch auch derjenige noch fühlen, der eine kleine Entdeckung in der Chemie oder Botanik gemacht hat; Alle, die nur irgend die Wissenschaft fördern, ergänzen sich und gehen wenigstens eine Strecke Weges mit einander. Ganz anders ist es in den abstrakteren Wissenschaften; Versammlungen von Philosophen, Theologen, Juristen, mit den widersprechendsten Grundsätzen, würden mit Verdruß und Hader enden müssen. Und sofern die Poesie mit der Aesthetik zusammenhängt, würden Versammlungen von Dichtern, die über Grundsätze sich besprechen wollten, nicht friedlicher und ersprießlicher ablaufen. Sofern aber die Poesie eine produzirende Kunst ist, verhalten sich ihre Jünger ganz anders zu einander, als die Naturforscher, die Pfleger einer Wissenschaft. Hier anerkennt der Größte die wirklich fördernde Leistung in der kleinsten Sphäre, er weiß, daß das Große sich auf und aus dem Kleinen auferbaut, und da die Naturwissenschaften für ihre Jünger meist Beruf und Aufgabe des Lebens und Gegenstand ernster, fortgesetzter Studien sind, hat die Mehrzahl der Versammelten wohl immer einiges wirkliche Verdienst aufzuweisen, wenigstens spricht die Stellung der Meisten, als Lehrer an höhern Anstalten, als Mitglieder von Akademien u. s. w. hiefür. Bei den Dichtern dagegen löscht, möchte man fast sagen, der Große den Kleinen aus, das vortreffliche Gedicht vernichtet das geringe und das mittelmäßige, und die (gleichzeitigen) Produktionen von mittlerer Güte sind nicht die Voraussetzungen und Stufen für die Meisterstücke, sondern erscheinen als blasse, überflüssige Wesen, nach einer Existenz ringend, der sie im Grunde nicht fähig sind —

mediocribus esse poëtis,
Non homines, non Di, non concessere columnae!

Dazu kommt, daß, während bei dem Naturforscher nicht blos seine gemachten Studien, sondern meist auch das ihm übertragene

Amt (neben der zur förmlichen Mitgliedſchaft erforderlichen ſchriftſtelleriſchen Arbeit) für ſeine Anſprüche bürgen, es bei den Dichtern nicht ebenſo eine äußere Beglaubigung und Probe einer gewiſſen Tüchtigkeit gibt — denn eine gedruckte Poeſie beweist an ſich noch Nichts. Die Unterſchiede unter den Dichtern müßten mithin weit größer und ſchroffer ſeyn, ſie würden allen Ständen und Berufen angehören, während die meiſten Naturforſcher ungefähr auf der gleichen Stufe der Geſellſchaft ſtehen; und doch käme bei den Dichtern, für den geſelligen Verkehr, die geſammte geiſtige und moraliſche Perſönlichkeit weit mehr in Betracht, als bei den Naturforſchern, die ſich als Gelehrte begrüßen. Unter dieſen Verhältniſſen könnte es wohl Manchem erwünſcht ſeyn, durch Aufnahme in den Verein förmlich als Dichter legitimirt zu werden; aber dies wären eher Solche, deren Anſprüche zweifelhaft erſcheinen; und die ſich der Poetenweihe wahrhaft und mit Recht bewußt ſind, würden weniger nach jener äußern Anerkennung gelüſten. Dieſe Ungleichheiten des Talents wären noch weniger auszugleichen und zu bedecken, als die Unterſchiede von Rang und Stand, welche man durch den Dichterverein und die Verſammlungen einigermaßen geebnet und vermiſcht zu ſehen hoffen kann. Dieſe letztern ſind in Deutſchland wenigſtens zur Zeit nicht mehr ſo ſchroff, daß ſie nicht in einzelnen Fällen, im geeigneten Zeitpunkt, mit beſter Art könnten ignorirt und vergeſſen gemacht werden; der Grundſatz der Ebenbürtigkeit großer Dichtergeiſter mit jeder weltlichen Vornehmheit und Größe findet keinen Widerſpruch, ſo wenig ihm oft die Praxis entſpricht, wovon die Unterthänigkeit des Talents in Deutſchland, — das eher noch erbittert und polemiſch, als unabhängig wird — leicht eben ſo viel Schuld trägt, als die Gleichgültigkeit oder der Hochmuth der Hochſtehenden. Ohne Zweifel würden die durch ihr Talent dem Dichtervereine Angehörenden, welche in der geſellſchaftlichen Hierarchie eine hohe Stufe einnehmen, Humanität und Schicklichkeitsgefühl genug haben, um bei Verſammlungen, ausgezeichneten Dichtern gegenüber, auf die Vorzüge ihres Ranges zu verzichten und mit ihnen auf gleichem Fuß zu verkehren, dagegen aber auch von den Andern erwarten, daß ſie ſolches Entgegenkommen nicht mit plumper Vertraulichkeit und Zuthätigkeit ſich zu Nutze machten, ſondern ihrerſeits mit Beſcheidenheit gegen eine Verrückung der Grenzen

proteſtirten; ein richtiger Takt müßte Jedem den großen Unterſchied klar machen, der zwiſchen einem huldvoll brüderlichen Handdruck in Apollo, und wirklicher Brüderſchaft beſteht; und wenn der Tag und Taumel der feſtlichen Verſammlung auch die Begriffe etwas verrückt hätte, ſo würde der nüchterne Werktag ſie bald wieder in die rechte Ordnung bringen. Man darf hier wohl an einige Aeußerungen G. Neumarks, in ſeiner Schrift über die fruchtbringende Geſellſchaft, deren Erzſchreinhalter er war, erinnern, wo er, nachdem berichtet worden, daß Perſonen verſchiedener Stände in den Orden aufgenommen worden, fortfährt: „Es hat aber allhier gar nicht die Meinung, daß große Herren und hohe fruchtbringende Geſellſchafter ſich mit den Niedrigern in verächtliche und allzu gemeine Kundſchaft einlaſſen, oder die Niedrigen, weil ſie auch Ordensgenoſſen, denen vornehmen Standesperſonen, wie Etliche aus unbeſcheidener Kühnheit und thörichter Einbildung ſich unterſtanden, allzu nahe zu treten, ſondern vielmehr, erheiſchender Nothdurft und Umſtänden nach, in unterthänigſter Aufwartung und geziemender Demuth verharren ſollen, damit jenes Theils keine Verachtung, dieſſeits aber keine gefährliche Unterdrückung verurſacht werde."

Die dreifachen Ungleichheiten: in Genie und Talent, in Rang und Stand, in Geſinnungen und Ueberzeugungen (Politik, Religion, Aeſthetik und Moral betreffend), würden aus dem Dichterverein, wenn er alle oder die Mehrzahl der deutſchen Poeten in ſich befaſſen ſollte, ohne Frage ein ſehr bunt zuſammengeſetztes, heterogenes Ganze machen, das ſich zu Einem Körper und Einem Geiſt nicht wohl verſchmelzen könnte. Nicht leicht werden ſich alle dieſe Ungleichheiten zuſammen in ſolchem Grade bei irgend einer andern Genoſſenſchaft finden, wenigſtens nicht ſo ſehr ſtörend hervortreten. Aber laſſen ſie ſich nicht wenigſtens für einige Zeit bannen und vergeſſen, wenn auch nicht aufheben und austilgen? Sollte nicht der Geiſt der feſtlichen Freude, das Bewußtſeyn von der hohen Aufgabe und Würde der deutſchen Poeſie, als eines Ehrenbeſitzes der Nation, unterſtützt von Wohlwollen, Humanität und guter Sitte, für eine kurze Zeit über jene Differenzen hinwegheben? könnte nicht ein doch einigermaßen gleichartiger Kern ſich bilden, um welchen ſich die irgend verträglichen Elemente anlagerten? Man darf dies wohl nicht geradezu verneinen, doch

darf man das Bedenken haben, ob nicht, wenn einige äußere Harmonie ſollte hergeſtellt werden, Viele gar zu Vieles von ihrem innern Weſen, von ihrer Eigenthümlichkeit aufopfern oder verläugnen müßten, und ob die bis auf einen gewiſſen Grad geglättete Oberfläche dann auch wirklich noch eine Tiefe haben würde? Um den Geiſt der feſtlichen Freude zu erzeugen, dazu gehört eigentlich ſchon eine milde, harmoniſche Stimmung, ein ſich Zuſammenſehnen der Gemüther; er kommt nicht aus dem blauen Himmel herabgeflogen, ſondern muß aus den Seelen entbunden werden, wobei äußere Eindrücke auf Sinne und Phantaſie oft ſehr glücklich mitwirken. In dieſer letztern Beziehung nun dürfte man ſich, was die perſönliche Erſcheinung der Poeten beträfe, keine glänzenden Hoffnungen machen. Die ſich verſammelnden Dichter ſelbſt könnten keinen feſtlichen Anblick gewähren. Sie ſind aus dem Leben, als Solche, ganz verſchwunden, ſie ſind nur vorhanden in Büchern, als Stimmen; als Menſchen ſind ſie Gelehrte und ſitzen in ihren Stuben; ſie ſind außerdem Fürſten, Miniſter, Räthe, Offiziere, Profeſſoren, Aerzte, Pfarrer, Magiſter, Kaufleute und Schreiber, — aber einen Dichter bekommt man nirgends zu ſehen. Bei Feſtaufzügen, wo alle Genoſſenſchaften, Kollegien, Korporationen, Zünfte mit ihren Emblemen ſich zeigen, ſucht man umſonſt die Schaar der Dichter; kein Jahrestag, kein Schutzheiliger, keine Fahne, keine Herberge bietet einen ſichtbaren Sammelpunkt. Die Poeſie iſt aus einer fröhlichen Wiſſenſchaft (gai saber), wie ſie im Mittelalter war, wo die Troubadours ſelbſt ſingend auftraten, oder der Jongleur und der Bänkelſänger eine Freude und Fröhlichkeit verbreitende Erſcheinung war, eine ganz ernſte, und nachdenkliche Kunſt geworden — im Aeußeren und, was noch ſchlimmer iſt, beinah auch ihrem innern Weſen nach; wenigſtens wollen dies manche Dichter der neueſten Zeit behaupten, welche über das ſchwere Loos, die Unglücksweihe des Dichters, als eines unſeligen Opfers einer ſchwarzen Kunſt, Klage führen. Und nun ſollten die Dichter, die tiefſinnigen, ernſten Männer, auf einmal, um ſich und Andern einen feſtlichen Eindruck zu machen, in ihrer äußern Erſcheinung irgendwie den Poeten zur Schau tragen? ſie ſollten eine Art Schauſpiel vor dem Publikum aufführen? würden ſie ſich nicht wie Hiſtrionen vorkommen, wenn ſie mit Fahnen und Symbolen, oder gar in

der Tracht von Troubadours und Trouvères, von Minne- oder Meiſterſängern aufziehen ſollten? In Wahrheit, dergleichen ginge nicht an, und ſie müßten eben zu den Verſammlungen im ſchwarzen Frack kommen, obgleich die vielen ſchwarzen Dichter ſich nicht anders ausnehmen würden, als wenn ſie der Poeſie zur Leiche gehen wollten.

Noch wäre ein Mittel denkbar, Friede und Einklang bis auf einen gewiſſen Grad in dem Dichterverein zu bewirken:

„Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme was geſchieht,"

ſind Goethes Worte; und könnten und ſollten nicht in den Dichterverein auch Dichterinnen aufgenommen werden, um in dieſem Sinne zu wirken, um „mit ſanft überredender Bitte den Scepter der Sitte zu führen, die Zwietracht zu ſtillen," um mäßigend, beruhigend, verſöhnend ſchon durch ihre Gegenwart, jedem Ausbruche jener Differenzen zu wehren, und den Geiſt der Freundlichkeit, des edeln Anſtandes, der freien Sitte herrſchend zu machen? Die Dichterinnen wären durch ihr Geſchlecht außerhalb der Standesunterſchiede geſtellt; in ihrer Nähe würden unziemliche, freche Anſichten, gemeine Geſinnungen nicht laut zu werden wagen; ſie würden der herben, rückſichtslos vergleichenden und abwägenden Kritik Rückſichten auferlegen und auch dem beſchränkteren Talent Geltung, ſelbſt Huldigung auswirken; und ihres Beifalls wäre das Edle, Männliche, Nationale in der Poeſie gewiß. Die Sprach- und Dichtergeſellſchaften des 17ten Jahrhunderts haben auch weibliche Mitglieder aufgenommen; man lieſt hierüber in dem Buche von Amarantes: „Unſere Blumengeſellſchaft hat vor andern etwas ſonderbares, indem ſie auch Perſonen weiblichen Geſchlechts zu Mitgliedern annimmt. Es iſt genugſam erwieſen, daß die Natur dieſes Geſchlecht von der Tugend und Weisheitsfähigkeit nicht ausſchließe, daß auch Gott und die Ewigkeit zwiſchen ihnen und uns keinen Unterſchied mache; wie ſollten wir dann ſolchen Nymphen, welche tugendhaft und geſchickt, auch gottesfürchtig ſich zeigen, die das Lob der Vortrefflichkeit krönet, und mit denen wir auch im Himmel ewige Gemeinſchaft machen, dieſes unſer Lorbeer-Laub und Geſellſchaft verſagen?"

Zugegeben, daß ein deutſcher Dichterverein in allen bisher beſprochenen Beziehungen manche Vortheile haben könnte, wären nun doch noch die Schwierigkeiten ſeiner Conſtituirung und Organiſation ins Auge zu faſſen. Abgeſehen von einzelnen Normen und Beſtimmungen, würde hauptſächlich die Feſtſetzung des Umfangs und der Grenzen des Vereins in Bezug auf die poetiſchen Gattungen und auf die Perſonen nicht ganz leicht ſeyn. Welche Proben und Ausweiſe, welche Bürgſchaften wollte man von den Letztern verlangen? Wer würde über die Aufnahme zu entſcheiden haben? würde man vielleicht einen Unterſchied machen zwiſchen förmlichen ſtimmberechtigten Mitgliedern, und zwiſchen frei ab- und zutretenden Genoſſen und Liebhabern, nach dem Vorgang der Naturforſcher? würde man eine beſtimmte Zahl von Mitgliedern feſtſetzen, oder die Zahl ganz frei laſſen? Alle dieſe Fragen wollen wir nur aufwerfen, keine Beantwortung verſuchen, aber noch etwas verweilen bei dem Umfang und den Grenzen des Vereins in Bezug auf die poetiſchen Gebiete. In der weiteſten Ausdehnung könnte er alle begreifen, die für Poeſie und Fiktion in irgend einer Weiſe, ſchöpferiſch, oder aus fremden Sprachen aneignend, oder hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich forſchend, thätig ſind; im engſten Sinne nur Solche, die in gebundener Sprache produciren, (abgeſehen von dem Werth der Produktionen) und zwar ſcheint der Sprachgebrauch mehr und mehr die dramatiſchen Dichter, ſelbſt ſolche, welche metriſche Dramen liefern, von den Dichtern ſchlechtweg ausſcheiden zu wollen, ſo daß nur die epiſchen und lyriſchen Poeten übrig blieben. Dieſe letztere Unterſcheidung und Ausſcheidung mag ſonderbar ſcheinen; gewiß aber iſt, daß die engliſche Sprache und Literatur immer zwiſchen **Poëts** und **Poëtry** und zwiſchen **Dramatists** und **Drama** zu unterſcheiden pflegt, und auch die Franzoſen bei **Poëte** vorzugsweiſe an Epiker und Lyriker denken. Freilich bleibt auch bei ihnen Poet der allgemeinere Gattungsname, der einem Shakſpeare und Corneille im vollſten und höchſten Sinne zukommt, aber doch wird verſichert: die lyriſche und epiſche Gattung habe Shakſpearen ſelbſt für die eigentliche Poeſie gegolten, während er die Bühne nur als eine mehr proſaiſche Kunſt der treuen Lebensnachbildung, oder für eine Herablaſſung der höhern Poeſie, wie für den großen Haufen, zu betrachten geſchienen. Wenn nun aber unſtreitig, außer Shakſpeare, viele der größten Dichter,

Aeſchylus, Sophokles, Calderon, Bühnendichter geweſen ſind; wenn in Deutſchland ſelbſt Göthe und Schiller großentheils auch durch ihre dramatiſchen Werke einflußreich und berühmt geworden ſind, ſo ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, wenn man die Dramatiker doch von den Poeten, den Dichtern ſchlechtweg, ausſcheiden will. Die dramatiſche Poeſie wird überdies von vielen ausgezeichneten Aeſthetikern als die höchſte Kunſtgattung geprieſen, ſo wie die Erfahrung zeigt, daß die reichſten Dichtergenieen in der höchſten Blüthezeit und Reife einer Nationalpoeſie ſich ihr zuwandten. Man erwäge jedoch dies: die dramatiſche Poeſie iſt, wenn auch in gewiſſer Hinſicht die höchſte Kunſtgattung, welche über die mannigfaltigſten Mittel gebietet und die tiefſten Eindrücke macht, doch nicht reine, ungemiſchte, nicht unabhängige Poeſie; die reine Poeſie iſt eine durch Vermittlung der Sprache, des Ohrs, auf die Seele, die Einbildungskraft wirkende Kunſt; wie nach der Sage manche alte Sänger und Barden blind geweſen ſeyn ſollen, ſo dürften auch die Zuhörer der Poeſie, während die Poeſie durch das Ohr ihnen zuſtrömt, es ſeyn, und ſie würden nur um ſo ungeſtörter und geſammelter ihre Eindrücke empfangen. Dieſe Reinheit nun wird in der dramatiſchen Poeſie durch Verbindung mit einer Kunſt, die das Auge beſchäftigt, getrübt, und wenn es auch dramatiſche Gedichte gibt, welche mehr zufällig und willkührlich dieſe Form wählen, und gar nicht für die Aufführung berechnet ſind, ſo beruht doch alle wirkliche Entwicklung der dramatiſchen Poeſie auf ſceniſcher Darſtellung für's Auge. Das Drama darf als eine Sphäre für ſich betrachtet werden, für welche Behauptung man ſich darauf berufen mag, daß nicht einmal das Wort, das Organ und Material der Poeſie, ihm durchaus nothwendig iſt, wie die Pantomime, das Ballet, die Oper zeigt, und es der gebundenen Sprache in vielen ſeiner Gattungen entſagt. Freilich kann die Poeſie im Drama das Wichtigſte werden, der Tragödien- oder Komödiendichter, welcher in gebundner Sprache ſchreibt, als Dichter das Höchſte erreichen, und die Dramatiker, welche der ſtrengen poetiſchen Form genügen, dürfen in jeden Kreis von Poeten Einlaß, nach Maßgabe ihrer Leiſtungen auch den höchſten Ehrenplatz verlangen: aber es iſt, wenn es ſich um den Umfang des Dichtervereins handelt, zu erwägen, theils daß die metriſch und gereimt dichtenden Dramatiker von den in ungebundner Sprache ſchreibenden, die

ihnen oft ganz nahe stehen, getrennt würden, theils aber auch, daß die dramatischen Dichter im Dichterverein selbst, der keine Bühne aufstellen könnte, keine oder nur ungenügende Gelegenheit zur Produktion ihrer Schöpfungen fänden. Uebrigens würden ausgezeichnete Dichter, wenn auch der Verein die Dramatiker nicht befaßte, demselben doch fast immer durch andre Leistungen angehören.

Den Begriff der Poesie als Kunst mit einiger Strenge festgehalten, würde für den Dichter der Gebrauch der gebundnen Sprache unerläßlich seyn und Schöpfungen in Prosa, Romane, Novellen, Mährchen, wie werthvoll und poetisch immer, keinen Anspruch auf Theilnahme geben. Uebersetzer fremder Poesieen können ein großes sprachliches und literarisches Verdienst haben, dabei auch wirklichen poetischen Sinn bewähren, aber blos *als Solche* könnten sie noch nicht für Dichter zählen. Wohl aber wäre es der Erwägung werth, ob sie, und diejenigen, welche sich, wissenschaftlich oder gelehrt, mit Poesie, insbesondere deutscher, beschäftigen, nicht als ein höchst wichtiges, achtungswerthes, förderndes Element für den Dichterverein zu gewinnen wären, welches ein Gegengewicht bilden könnte gegen solche Dichter, die das Lob der „freien Kunst" mißverstehend, mit allzuleichten Schiffen, ohne tüchtige Ladung, das Meer der Poesie befahren. Auch würden sie, wenn etwa bei den Versammlungen Mangel an gehaltvoller Poesie einträte, durch gelehrte, historische oder wissenschaftliche Mittheilungen in schöner, aber populärer Form, die Lücken auf eine erfreuliche und belebrende Weise decken, und wohl oft mehr und nachhaltiger poetisch anregen, als ein in süßen Worten verdunstendes Gedicht.

Doch dies und überhaupt die genauere Organisation des bis jetzt erst projektirten Vereins weiter zu erörtern, bevor nur die Ausführung des Planes entschieden ist, wäre überflüssig. Mag nun dieser Plan, zur Förderung und Pflege der deutschen Poesie etwas zu thun, weiter verfolgt werden, mag er in einer oder der andern Gestalt ins Leben treten, oder beruhen bleiben: als eine erfreuliche Regung des Interesse's für den Gegenstand darf er sicherlich begrüßt werden. Wenn wir, in diesem Sinne ihn fassend, bei Erörterung desselben auf manche Mißstände, Mängel und Uebel im deutschen Gesammtleben hindeuten mußten, welche die Ausführung erschweren, das Gelingen zweifelhaft machen: so glauben wir auch hiedurch der guten Sache vielmehr genützt als geschadet zu

haben. Erkenntniß der Schäden muß der Anfang zur Besserung und Heilung seyn.

Ueber die Entwicklung und Zukunft unserer Poesie wagen wir Nichts zu prophezeien, weder Gutes noch Schlimmes, weder eine neue Blüthe und goldne Zeit, noch einen sichern Verfall; wir glauben, sie kann tüchtig, gesund, erfreulich und wohlthätig sich gestalten, auch wenn nicht der von Manchen erwartete und geweissagte poetische Messias kommt; gewiß aber muß, wenn dies der Fall seyn soll, das innere Streben, die Gesinnung, der Geist der Dichter selbst, gestützt und genährt von einem gedeihlichen, rühmlichen, hoffnungsvollen und freien Gesammtleben, das Beste thun; und durch äußere Erweckungs- und Reizmittel, die nur den Ehrgeiz und die Eitelkeit zu einer augenblicklichen Anspannung und einer fieberhaften Ekstase spornen mögen, wird keine ächte Blüthe geweckt werden. Und wohl ist es erlaubt, die deutschen Dichter an die Größe und Achtbarkeit des Kreises, auf welchen sie möglicherweise wirken könnten, auf welchen zu wirken sie sich bemühen sollten, zu erinnern, das Bewußtseyn der Würde ihres, richtig gefaßten, Berufes, und der Größe ihrer moralischen und nationalen Verantwortung in ihnen zu beleben; ihnen ans Herz zu legen, daß sie aus dem Labyrinth einer grillen- und launenhaften, kränklichen Subjektivität und der Ueberschwänglichkeit philosophischer Grübeleien auf den grünen Plan des Lebens und selbst auf den geräuschvollen Markt zurückkehren sollten, nicht um an dessen Armseligkeiten Theil zu nehmen, sondern um in lebendiger Geistesfrische und Empfänglichkeit sich zu durchdringen mit den Sorgen und Hoffnungen, den Leiden und Freuden, den Gefühlen und Strebungen der denkenden und empfindenden, duldenden, strebenden und handelnden Menschen und Bürger, und dann, getränkt mit solchem ächten Lebensgefühl, Jene mit sich emporzuführen in die reine, geistige, erquickende Höhe der Phantasie, in den reizenden Garten der Dichtung — dem ganzen Volke geöffnet, wie einst die Gärten Cimons den Athenern. Wären einmal diese idealen Gärten aufgethan, so möchten sich darin leicht auch ohne alle künstlichen Mittel, Satzungen und Verabredungen die Dichter als eine freie Genossenschaft zusammenfinden.

G. P.

Die Nachfolger Schillers

und

das deutsche Theater.

Wenn wir diejenigen dramatischen Dichter ins Auge fassen, die wir als die Schüler und Nachfolger Schillers betrachten müssen, so entdecken wir zunächst, daß nicht sowohl sein Sinn für die großen historischen Verhältnisse des Lebens, als seine Neigung zu reflektirender Auffassung, seine daraus fließende abstrakt-idealische Behandlung auf dieselben übergegangen ist. Wenigstens haben diejenigen unter ihnen, die sich an die Bearbeitungen großer historischer Stoffe gewagt haben, kein erhebliches Interesse im Publikum zu erwecken vermocht. Die Theilnahme, welche eine Zeit lang die historischen Trauerspiele Körners, eines der entschiedensten Nachfolger Schillers, gehoben hat, erscheint hiervon als einzige Ausnahme, ist aber wohl mehr der begeisternden Erinnerung seines heroischen Todes, als dem Stoffe oder der dichterischen Auffassung desselben zuzuschreiben. Die bürgerlichen Dramen des Dichters, Hedwig u. s. w., möchten sich immer ein noch längeres Leben auf unsern Brettern versprechen dürfen. Raupachs historische Dramen aber haben eigentlich nur in Berlin, wo sie durch berechnet günstige Darstellung und alle Mittel der Aufführung unterstützt wurden, eine mäßig warme Aufnahme gefunden, während ein bürgerliches Trauerspiel dieses Dichters, Isidor und Olga, seinen Zoll an Rührung und Erschütterung auf allen Bühnen Deutschlands einkassirt hat. Das Drama (oder doch das Theater) hat sich nach Schiller entschieden zu der alten, nie ganz verlassenen Sphäre des

bürgerlichen und Familienschauspiels zurückgewandt, dabei aber die durch Schiller eingeschlagene ideale und abstrakt-reflektirende Richtung zu retten gesucht. Die Schuld von Müllner, die Ahnfrau und Sappho von Grillparzer, das Bild, der Leuchtthurm, Fluch und Segen u. s. w. von Houwald, und überhaupt alle diejenigen Schauspiele, die sich seit dem Tode Schillers bis zur Aufführung der die Reihe dieser Dramen beschließenden Griseldis von Halm eines großen und allgemeinen Successes auf den deutschen Bühnenbrettern rühmen dürfen, bestätigen die Richtigkeit dieser Bemerkung.

Wir erkennen hieraus, daß es nur die persönliche Kraft und Begeisterung Schillers war, die sein Publikum zur Theilnahme an den Thaten und Leiden seiner Herrscher und Helden zu erwärmen vermochte, daß bei dieser Theilnahme kein objektives Bedürfniß des Volkes zum Grunde lag. Selbst bei Schiller möchten es übrigens mehr die sentimentalen und Familienmotive in seinen Dramen (Max und Thekla u. s. w.), so wie auf der andern Seite jenes reflektirend-idealische Element derselben gewesen seyn, woran sich das Interesse des Publikums kettete.

Es läßt sich, so seltsam es klingen mag, die Behauptung aufstellen, daß in den späteren Werken Schillers eigentlich die Idealität das wahrhaft Reale, die Realität der großen geschichtlichen Verhältnisse aber der bunte Traum sey. Die letztere wird von ihm in allen beliebigen Himmelsstrichen gesucht. Es ist ihm gleichgültig, ob er nach Polen, Sizilien oder England, um sie zu finden, wandelt. Die historischen Verhältnisse, die er schildert, stehen in keiner oder nur sehr einseitiger und unvollkommener Beziehung zum Leben der Gegenwart. Das damalige Deutschland, die Welt, die den Dichter umgab, bot keine solchen Anknüpfungspunkte dar, wie sie für Shakspeare, wenn er seine Dramen in das Ausland verlegte, vorhanden waren und sich besonders dadurch unendlich steigerten, daß die Forderung historischer Kostümrichtigkeit nicht an ihn gestellt wurde. Allerdings wird es bei Schiller erst durch die geschilderte Realität möglich, daß auch das Ideal, der Gedanke sich geltend macht. Dieser hat den bestimmtesten Trieb, sich an einer historischen, objektiven Welt zu üben. Aber eigentlich ist es doch Er, der hierbei allein die wahre Gegenwart hat, die ächte Realität. Es erklärt sich hiernach vollkommen, daß das Ideal und die Reflexion unseres Schiller, nicht

nicht aber seine Darstellung historischen Lebens einen erheblichen, das Volk bewegenden Nachklang auf dem deutschen Theater gefunden hat.

Wir müssen nun zwar einräumen (denn unser Schiller und der Beifall, der noch immer seinen Werken in steigender Liebe und Begeisterung gezollt wird, zwingt uns dazu), daß es für einen begabten Dichter nicht geradezu unmöglich sey, sich selbst auf dem bedenklichen Wege einer idealisirenden Reflexion und auf den unsichern meerbespülten Dünen, die sie bietet, ein festes, den Wogen trotzendes Haus zu gründen. Daß aber der ganze Tiefsinn des Geistes, der ganze Adel der Persönlichkeit Schillers dazu gehörte, um ihn durch alle die Stürme, die seine Bahn durchkreuzten, in den Hafen zu leiten, daß ohne eine gleiche Kraft der Versuch nur zu Resultaten führe, die höchstens auf Augenblicke die Nation als gelungene zu täuschen vermögen, das bewähren uns die Dramen derjenigen, die dem Admiralschiffe Schillers mit ihren Nachen und Kähnen gefolgt sind. Sie haben sämmtlich Schiffbruch gelitten oder sind doch in Untiefen und auf Sandbänke gerathen, und die Täuschung, daß der trügerische Boden, auf dem sie sich festgefahren hatten, das Gestade des wahren und ächten Landes der Poesie sey, hat bei dem Publikum nicht lange gedauert. Selbst die gemeinsamen Ideen, die sich in ihnen finden und auf eine Stufe gemeinsamer Entwicklung des Gedankens hinzudeuten scheinen, wie die des Schicksals, enthüllen sich doch bald als bloße ästhetische Schrullen, wie sie eine Zeitlang, ohne irgend in dem tiefern Leben unseres Volkes zu wurzeln, auf der Oberfläche seines geistigen Treibens emporzusprudeln pflegen. Es fehlt der Mehrzahl dieser Dichter an der ernsten, gründlichen philosophischen Bildung, die wir bei Schiller zu verehren haben, und die (wenn einmal der Begriff als König der Dichtkunst gekrönt werden soll) das einzige sichere Maaß, das einzige Nordlicht in diesem Reiche der Schatten abgeben möchte. Bei Schiller finden wir die Idee des Schicksals mit seiner tiefeindringenden Richtung auf das antike Leben, in welcher sich ein wichtiges, gemeinsames Element der Zeit ausdrückt, in großartigem Zusammenhange. Auch bei ihm hat sie demungeachtet kein volles, ächtes Leben gewinnen können. Und nun erst bei den Nachfolgern. Von dem, was den Alten eigentlich Schicksal war, von jener ehernen Nothwendigkeit, durch

welche die allgemeinen Gesetze des menschlichen Lebens, wie die Fügungen und Ereignisse des einzelnen Daseyns von Ewigkeit her unabänderlich festgestellt sind und die als die wahre Gottheit der hellenischen Welt thront, ist ihnen nur ein trüber Abglanz in dämmerndem Dunkel sichtbar geworden. Mehr die Außenwerke, als den Kern der Sache haben sie aufgefaßt. Besonders die Vorherbestimmung des einzelnen partikularen Looses, den tristesten Schößling jener Nothwendigkeit, haben sie in ihr Hausgärtchen zu verpflanzen gesucht. Aber diese, in der antiken Vorstellung allerdings mitbegriffene Vorherbestimmung, erhielt sie für den Hellenen nicht erst durch die weise Ordnung, die er in den Gesetzen der Ganzheit erkannte, ihren rationalen Hintergrund? Nur dadurch, daß er in diesen allgemeinen Gesetzen, die für ihn ein Ausfluß jener Nothwendigkeit waren, eine göttliche und erhabene Wohlthat verehrte, wurde er mit der Kraft ausgerüstet, auch die starre Ausdehnung dieser Nothwendigkeit in die Verwicklungen seines eigenen persönlichen Lebens zu ertragen und auch hier eine ähnliche weise und göttliche Ordnung zu ahnen. Diese Ausdehnung bildete so die äußerste Spitze jener antiken Weltansicht, die ohne ihr Fundament nicht bestehen konnte. Bei unsern modernen Schicksalsdichtern ist aber gerade dieses Fundament verloren gegangen, oder doch nur durch sehr ungenügende Surrogate (z. B. im 24sten Februar von Werner, sonst einem mit großer dichterischen Kraft geschriebenen Drama) ersetzt worden. Soll es uns mit der tiefen religiösen Ueberzeugung der Griechen von der alles Daseyn (das allgemeinste wie das besonderste) bestimmenden Gesetzmäßigkeit und höheren Ordnung durchdringen, wenn wir die Frevel und Unglücksfälle Kunzens von dem geistreich kombinirenden Verstande des Dichters in den 28jährigen Zeitraum eines Sonnencyklus eingepaßt und zu den Endpunkten dieses Zeitraums Jahre gewählt sehen, deren Sonnenzirkelzahl 21 (das Produkt der bösen 7 und der guten 3) ist? * Die allgemeinen Weltgesetze, mit denen sich bei den griechischen Tragikern die Unentrinnbarkeit des einzelnen Looses in Verbindung zeigt, beruhen nicht blos auf einer das geistige Leben willkürlich und magisch beherrschenden Ordnung der natürlichen Welt. Sie bilden unmittelbar die ewigen und nothwendigen

* Siehe Müllners Vorrede zu seinen „neunundzwanzigsten Februar."

Säulen, die das geistig-natürliche Leben der Menschheit tragen, wenn dieses auch noch mehr als ein nach Weise der Naturwesen gebundenes aufgefaßt wird. Indem Oedipus den Spruch der Pythia erfüllt, verklärt sich zugleich in seinem Thun und Leiden das die Heiligkeit des väterlichen Blutes und Bettes verkündende Gesetz, das in seiner an der äußern That festhaltenden Unbeugsamkeit durch das Nichtwissen des Thäters nicht versöhnt wird. Diese Unbeugsamkeit wächst mit der Untrüglichkeit der Orakel und der unentfliehbaren Gewißheit des besondern Erlebnisses aus derselben mächtigen Wurzel hervor, in deren treibender Kraft wir einer ganz andern und tiefern Lösung als in der magisch-astrologischen Einwirkung Werners bewußt werden.

Doch für uns, denen Gott als der freie, in das Innerste blickende und nach diesem richtende offenbart worden, hat jene unbeugsame Gesetzmäßigkeit mit allen daraus aufwachsenden Resultaten ihre Schrecken verloren. Vor ihm, der die Welt aus den Banden der Natur erlöst und mit der Freiheit des Geistes durchströmt hat, kann das Fatum der Alten nicht bestehen. Am wenigsten sollen wir uns aber erkühnen, das Grab jener erhabenen Weltansicht zu plündern, um mit einigen willkürlich geflickten Fetzen derselben ein dürftiges ästhetisches Spiel zu treiben.

Das, was wir außer den cyklisch-siderischen Einflüssen Werners als allgemeine Weltordnung aus dessen Drama herauslesen, erscheint vielmehr als der unsittlichste Wirrwarr. Kann man es anders nennen, wenn uns ein an dem Sohne begangener Raub- und Meuchelmord als Entsühnung eines früheren Frevels am Vater gelehrt oder (in der Schuld von Müllner) zugemuthet wird, den Selbstmord nicht blos als eine That der Flucht und Rettung aus dem Drange des Lebens, sondern der Reinigung und Entsühnung von einem früher begangenen Morde zu ehren?

Und in welche niedrige Sphäre haben diese Dichter das von ihnen Uebertragene herabgezogen? Es ist nicht mehr die delphische Pythia, die die Schicksale eines Oedipus und die unausbleiblichen Verwickelungen seines Lebens vorhersagt. Aus dem Munde von Zigeunern und ähnlichem Gesindel, in den Flüchen gemißhandelter Ackerwirthe und anderer Privatmenschen sprudelt diese moderne Gottheit ihre launisch-albernen Edikte über die Zukunft irgend eines gemeinen Meuchelmörders, Ehebrechers oder Diebes hervor.

Es hat hier, was dieſe Fluchtragödien angeht, ein Gemengſel von altteſtamentariſchen Anſichten mit der antiken Schickſalsvorſtellung ſtattgefunden, gegen das wir nicht genug proteſtiren können. Iſt es doch ſchon hart genug, wenn man uns zumuthet, die einzelnen Momente des perſönlichen Daſeyns als von Ewigkeit her wie in eherne Tafeln geſchrieben, und unſere Unfälle, Sünden und Vergehungen als unentwirrbare anzuſehen. Aber wie unendlich tröſtlich iſt noch immer dieſe Anſicht gegen diejenige, die das Loos und die Zukunft des Menſchen der Laune und Willkür eines einzelnen Fluchers preisgibt. Ich will keineswegs beſtreiten, daß auch der Kraft des Fluches, beſonders des elterlichen, ihr ſittliches und eben darum auch poetiſches Recht zu laſſen ſey. Es iſt nur natürlich, daß ein derartiger Fluch, wenn er ein gerechter war, dem Getroffenen jede Lebensfreude verkümmert, ihn zu jedem frohen und friſchen Streben unfähig macht und dadurch auch in ſeine äußern Lebensverhältniſſe ſtörend eingreift. Doch bei dieſer allgemeinen Einwirkung muß es ſein Bewenden haben. Nur von ihr iſt der bibliſche Ausſpruch, daß des Vaters Segen den Kindern Häuſer baue, aber der Mutter Fluch ſie wieder niederreiße, zu verſtehen. Sobald ein Recht und eine Gewalt des Fluchenden anerkannt wird, das Unheil, das die Folge ſeines Fluches ſeyn ſoll, im Detail feſtzuſetzen, ſobald dieſes Unheil in all ſeinem Detail als ein unentfliehbares Schickſal gefeiert und dieſe Schickſalslehre einer ganzen Tragödie als Haupt- und Grundgedanke untergelegt wird,* haben wir nichts als eine Verirrung des menſchlichen Geiſtes zu rügen.

Selbſt in ihrer höchſten Reinheit aufgefaßt, würde die Idee des antiken Schickſals unſern Vorſtellungen von Gott und den göttlichen Dingen nicht entſprechen. Wie ſollte ſie es erſt in ſo handgreiflicher Verzerrung?

Und doch dürfte dieſe Schickſalsidee noch das feſteſte und objektivſte Element ſeyn, dem wir, wenn wir die dramatiſche Schule unſers Schiller muſtern, begegnen. Die Ideen, die den einzelnen Dichtern, den einzelnen Werken gehören, möchten in der Regel noch weniger Stand halten. Ich kann und will hier auf

* Denn allerdings verhält es ſich anders, wo ſo etwas, wie z. B. in den Flüchen Margarethens im Richard III. von Shakſpeare, nur nebenher ſpielt.

eine ſpezielle Begründung dieſer Behauptung unter namentlicher Anführung jener Dichter und Dichtungen nicht eingehen. Nur ſo viel bemerke ich, daß wir bald eine ſchwächliche, ſentimentale Unnatur mit Hülfe einer geſpreizten Reflexion an die Spitze des Lebens erhoben, bald zweideutige Verhältniſſe, die höchſtens mit Ironie behandelt, einen Gegenſtand für ein keckes Luſtſpiel abgeben könnten, als hochpoetiſche und tragiſche verherrlicht und mit pomphaften Sentenzen umkleidet ſehen, bald in den Schickſalen von wer weiß was für Schuften und Lumpen irgend ein großes und erhabenes, im Grunde aber windſchiefes und erlogenes Weltgeſetz von Süd und Nord, die ſich nicht küſſen dürfen, weil ſie Pole Eines Stabes ſeyen u. ſ. w. zu verehren aufgefordert werden.

Es ſind Männer von entſchiedenem Talente unter denen, auf die ich hier hinziele. Ich habe dieſe theatraliſche Schule mit Abſicht als Maſſe behandelt, weil den Einzelnen darunter kein großer Vorwurf treffen darf. Wer von Allen, die ſich ſeit Schiller in Deutſchland mit der Bühne beſchäftigt und die Bedürfniſſe derſelben mit denen der Poeſie auszugleichen geſucht haben (denn von den bloßen Arbeitern auf Theaterwirkung kann hier nicht die Rede ſeyn), hat nicht aus jenem gefährlichen Taumelkelche getrunken und jenes Schattenſpiel mitgeſpielt?

Auch Schiller hat nicht ſelten eine glänzende Dekoration mit der Natur, ein leeres Wolkenbild mit dem Palaſte des Königs der Geiſter verwechſelt. Nur die Macht ſeines Genius, die Gründlichkeit ſeiner philoſophiſchen Bildung haben ihn über die gefährlichſten Wirbel und Strudel hinweggeführt und ihn ungeachtet der Irrzüge, zu denen auch er verleitet worden iſt, einen feſten Anker in dem Herzen ſeines Volkes werfen laſſen. Der eine und andere meiner Leſer, beſonders unter den jüngern hypergenialen Literatoren, wird nun zwar ſagen -- und ich glaube ſchon dergleichen Redensarten wiederhallen zu hören — es ſollen eben nur Starke ſich mit der Poeſie befaſſen. Was fromme es, darüber zu jammern, daß nicht auch die Mittelmäßigkeit in unſern Tagen ihre Rechnung finde? Wenn ein Genius, wie derjenige Schillers, wenn zugleich ein ſo tiefes Eingehen auf die tiefſinnigen Forſchungen der philoſophiſchen Spekulation erforderlich ſey, um heutzutage mit Erfolg für die Bühne zu dichten und auf dem durch Schiller gelegten Grundſtein eines deutſchen Theaters weiter zu

bauen, wo sey da das zu beklagende Uebel? Nur der Große solle nach dem Großen ringen.

So schön diese Worte lauten, so möchten sie doch leider mehr schön als wahr seyn, eine Eigenschaft, die sie mit so manchen Behauptungen und Ansichten unserer Tage (die freilich nicht einmal immer schön sind) gemein haben. Für eine Bühne dürfte es sehr bedenklich seyn, so schwer zu erfüllende Bedingungen zu stellen. Das Theater kann auf Einem oder auch auf zwei großen Dichtern nicht ruhen. Es darf auch die geringere Begabung nicht hochmüthig zurückweisen. Nur mit ihrer Hülfe wird es die erforderliche Fülle, die nothwendige Peripherie erlangen. Das Volk muß gewissermaßen nicht bloß zum Schauen, es muß auch zum Mitdichten berufen seyn. Wenn wir die altenglische Bühne betrachten, so finden wir, daß die großen Talente und Genien außer Shakspeare nur in sehr kleiner Zahl vorhanden sind. Aber auch noch in dem schlechtesten Drama dieser Zeiten ist etwas, das uns belebend und kräftigend anhaucht. Und dieses Element ist keineswegs ein solches, das damals mit Mühe und Studium zu ergreifen war, und eine besondere Bildung des Dichters, vollends eine gelehrte, voraussetzte. Man kann im Gegentheile mit vollster Wahrheit sagen, daß es auf der Straße lag, ja daß es Jedem, der nur mit einigem Talente die Feder zu führen verstand, sich halb bewußtlos aufdrang. Jenes kräftige, in sich gesättigte Element eines poetischen, fröhlichen und dabei nachdenklich ernsten, ja zur Melancholie hinneigenden Volkslebens war so mächtig in die Adern aller Glieder desselben eingedrungen, daß es, wenn auch in unendlich verschiedenen Graden, von der Leier eines Shakspeare, wie von der seines geringsten Mitbewerbers tönte. Es verhielt sich damit ungefähr, wie es sich gegenwärtig mit einer gewissen, besonders durch die schwäbische Schule vertretenen Lyrik und deren Stoffen oder mit den Aufgaben der Düsseldorfer Malerschule verhält und sich überall, wenn eine Form der Poesie oder Kunst wahres und volles Leben gewinnen soll, verhalten muß. Wenigstens wird sich eine poetische oder künstlerische Form nur unter dieser Voraussetzung zu einer wahrhaft volksthümlichen entfalten. Das Theater soll aber vor Allem ein volksthümliches Institut in diesem Sinne, mehr als irgend ein anderes, seyn.

Alle die Mängel, die wir bei der letzten Richtung unsers

großen Dichters bemerken, erscheinen in der Schule desselben gesteigert, während wir die Vorzüge, durch die sie aufgewogen werden, vermissen. Die ideale Leere der Gestalten und ein gewisser bauschig-rhetorischer Pomp der Sprache hat sich in diesen Dramen wie eine alles Leben zerfressende Krankheit so potenzirt und erweitert, daß wir uns fast scheuen müssen, die Manen Schillers zu kränken, wenn wir beides auf ihn, als den Meister und Lehrer, zurückführen. Statt der erhabenen, die Welt umfassenden Begriffe, deren hier und da hervortretende Willkür wir um des großen und edlen philosophisch-historischen Sinnes willen, der sich darin kundthat, vergeben, statt der Wichtigkeit des historischen Stoffes, an dem sie sich äußern und den uns der Dichter nicht selten mit plastischer Lebendigkeit zu veranschaulichen weiß, — statt allen diesen Reichthums ein dürftiger Inhalt, ein ärmlicher Stoff und eine Subjektivität der Reflexion, bei der wir für den Mangel an objektivem Leben mit nichts entschädigt werden.

Man könnte nun zwar zu Gunsten dieser Dichter anführen, daß dieselben eben dadurch, daß sie zu der Enge und Beschränktheit des Familienlebens zurückgekehrt sind und auch die Reflexion mehr zu einer idealen Auffassung dieser Verhältnisse verwendet haben, eigentlich noch ungleich mehr als Schiller dem gemeinsamen Daseyn unsers Volkes entsprechen. Im Ganzen hält sich nämlich die reflektirende Neigung des deutschen Volkes, insofern sie sich nicht zur spekulativen Erörterung der Gesetze des Weltganzen in seinem weitesten Umfange aufschwingt, am liebsten in den engsten Kreisen des einzelnen und Familienlebens, der Liebe und Ehe, auf. Wie jene spekulative Richtung vornehmlich den deutschen Männern, ist diese das Privatleben idealisirende und darüber reflektirende vorzugsweise den deutschen Frauen zugefallen und schon für mehr als eine bei dem sich ergebenden Widerspruche zwischen Ideal und Wirklichkeit eine Quelle bitterer Schmerzen geworden.

Aber schon dieses weiblich-sinnige Interesse der deutschen Frauen, das hier als Hauptmacht den Vordergrund einnimmt, belehrt uns, daß es nicht sowohl der Schillerisch-philosophische Begriff, als die Göthe'sche Innerlichkeit und Innigkeit ist, was wir hier als künstlerisches Vorbild anerkennen müssen. Auch diese Innigkeit bedarf es, sich denkende Rechenschaft von sich selbst und den in ihr Interesse fallenden Verhältnissen mittelst des reflektirenden Geistes

zu geben. Aber der Gedanke wächst doch immer aus dem Boden der Natur und des Gemüths, wie bei jenen sinnigen Frauen hervor. Wir möchten eben darum, wenn wir nach einem Ausgangspunkte für ein zu bildendes deutsches Drama herumspüren, immer noch mehr auf die Wahlverwandtschaften, als auf die Braut von Messina unsere Hoffnung zu setzen haben.

Unsere reflektirenden Familiendichter, Müllner, Grillparzer in einigen seiner Dichtungen,* Houwald, Raupach in Isidor und Olga, Halm in Griseldis und andere, schließen sich aber offenbar weit mehr an die Dramen Schillers, als die Wahlverwandtschaften an. Allerdings läßt es Houwald in seiner Kamilla und ähnlichen Gestalten an Gefühlsschwelgerei und Sentimentalität nicht ermangeln. Wie weit aber diese hochtönenden Phrasen von jener Innerlichkeit Goethes abliegen, fällt in die Augen. Eher müssen wir auch hier (besonders in Hinsicht der monoton-pathetischen Form) an Schiller und die sentimentalen Elemente seiner Poesie zurückdenken. Doch macht sich noch eine andere Quelle bemerklich. Die gedehnte Weichlichkeit Houwalds leitet, was den Inhalt angeht, ihren Ursprung vornehmlich aus dem alten sentimentalen Familienschauspiele her. Indem sich das Theater nach Schiller zu den Kreisen des Privat- und Familienlebens zurückwendet, fluthet auch die überschwengliche Rührungsseligkeit der Dramen Kotzebues und seiner Gefährten wieder auf die Bühne herein. Nur daß sie sich, dem Vorbilde Schillers folgend, in ein vornehmeres, mit Sentenzen und Bildern überstricktes ideales Gewand zu hüllen sucht,

* Grillparzer kann nur theilweise zu der Schule Schillers gerechnet werden. Der eben so liebenswürdige als talentvolle Dichter (in einem ganz andern Sinne Dichter als Müllner oder Houwald) hat schon in seinem Ottokar, der freilich nicht ohne Mängel ist, nach einem Reichthum dramatischer Bewegung gerungen, wie er gänzlich außerhalb der pathetischen Monotonie dieser Schule liegt. Noch frischer, bewegter ist z. B. das so poetische und (zumal in den ersten Akten) vortreffliche Lustspiel: Weh dem, der lügt. Der Dichter hat sich hier in eine Gegend gewagt, die noch von keinem betreten worden ist. Wer hatte geglaubt, die Verhältnisse und Sitten der Völkerwanderung mit Glück zu einem komischen Vorwurfe verarbeitet zu sehen! Doch gerade die Weise, wie Grillparzer diese Verhältnisse zu benutzen und aus ihrer rohen und wilden Einfachheit und Ungeschlachtheit Vortheil zu ziehen gewußt hat, ist überaus zu loben.

aber leider, indem sie sich Flügel zu höherm Fluge anbindet, den mütterlichen Busen der Natur immer weiter von den Lippen verliert.

Auch die Goethesche Innerlichkeit, und zwar schon im Werther, muß als eine sentimentale bezeichnet werden, insofern wir ein jedes Vorherrschen des Gefühls und Gemüthslebens mit diesem Namen belegen. Doch haben wir zugleich einzuräumen, daß dieses Wort hier und so lange jener Gemüthsdrang noch den Charakter eines tiefen und tüchtigen, eine gemeinsame Entwickelung des Jahrhunderts ausdrückenden Lebens bewahrt, keinen eigentlichen Tadel enthalte. Zu einem solchen wird es erst dann, wenn es (was als der gewöhnlichere Sinn desselben erscheint) eine Gefühlsäußerung bezeichnet, die, auch abgesehen von ihrer Ueberfülle, keine wahre, ächte und berechtigte ist. Eine solche wird auf zweierlei Weise entstehen; — entweder dadurch, daß, wie bei Kotzebue, ein zwar wahrer, aber dürftiger und wohl selbst gemeiner Gefühlsstoff weit über seine Geltung ausgepreßt und zu unendlichen Thränenzugpflastern verarbeitet wird, oder, was noch schlimmer ist (da in dem erstern Falle doch noch immer ein Fond von Wahrheit bleibt), daß, wie bei Houwald, eine aus der Idealität einer selbstgefertigten Begriffswelt niedersteigende Reflexion sich den erforderlichen Gefühlsstoff nach ihren Bedürfnissen erst schafft und die geschilderten Empfindungen so sehr nach dem willkürlichen Maaße jener Begriffe (von Liebe, Treue u. s. w.) zuschneidet, daß über all dieser Verklärung und eingebildeten Erhöhung auch der letzte Rest von Natur und Realität verloren geht.

Wenn ich die Reihe von Dramen, die seit Schiller mit Erfolg über die Bretter unserer Bühnen gegangen sind, als der Schule desselben angehörig bezeichnet und außerdem auf das alte Familiendrama als ihre zweite Quelle hingewiesen habe, so muß ich jetzt, der Vollständigkeit wegen, noch eines dritten Einflusses erwähnen, der sogar dem ersten Anscheine nach ein sehr wichtiger ist.

Die Einwirkung, die ich hier meine, ist die der sogenannten romantischen Schule. Schiller selbst hatte sich dem Einflusse dieser durch große Talente vertretenen und durch das umfassende Wissen der Gebrüder Schlegel geltend gemachten Richtung nicht ganz entziehen können. Das musikalische, sich in dämmerheller Ahnung fast ohne Stoff als sich selber wiegende Traumleben des Gemüthes,

das durch diese Schule verherrlicht wurde, konnte seinem auf die Schärfe und Klarheit des philosophischen Gedankens gerichteten Geiste unmöglich zusagen. Vielmehr mußte sich nach dieser Seite hin bald ein Bruch und mehr oder weniger offener Zwiespalt zwischen ihm und jenen jüngeren Autoren ergeben. War es doch eben die für die Poesie so gefahrvolle Herrschaft der Theorie und des Begriffes, die in den Dichtungen Schillers wie überhaupt in dem Geiste der ganzen Epoche waltete, was diese kühnen jungen Opponenten antrieb, auf eine hier und da einseitige Weise für das entgegengesetzte Extrem zu kämpfen und eine völlige Zurückgezogenheit des Gemüthes in sich selbst und die dem Begriffe unzugängliche Mystik seines Wesens als das Allerheiligste der Dichtkunst zu feiern. Nur die Gefühle der Liebe und die durch landschäftliche Natur angeregten Stimmungen vermittelten in diesen Dichtungen noch ein Verhältniß des Gemüthes zu der umgebenden Welt. Doch selbst diese Natur- und Liebesstimmungen blieben, da die Gegenstände beider nicht plastisch, sondern musikalisch aufgefaßt wurden, und wegen der mystischen Verwandtschaft der landschaftlichen Natur mit der menschlichen Seele, bloß ein heitres oder wehmüthiges Spiel des Gemüthes mit sich selbst und seinen eignen Geheimnissen.

Diese, den Minneliedern eines Ulrich von Lichtenstein und Heinrich von Veldek nachklingende Lyrik war aber nur die eine Wehr, womit sich die jungen Führer der neuen Schule gegen die Ungunst ihrer Zeit rüsteten und der Poesie eine Stätte des Friedens und eines unmittelbaren gesättigten Daseyns zu erkämpfen suchten. Nicht bloß um dieser Lyrik willen lauschten sie in die Tage des Mittelalters, nach dessen Gesängen und Kunstleben zurück. Durch die Siege und den Uebermuth der Franzosen, durch die anarchisch-terroristische Wendung, die ihre große Staatsumwälzung genommen hatte, war die auch über Deutschland verbreitete Theilnahme ander selben und der politischen Lehre, die ihr zum Grunde lag, bedeutend erkaltet, um erst später (nach dem Sturze Napoleons) wieder Feuer zu fangen. Das nationale Bewußtseyn der Deutschen dagegen hatte sich, durch die Eroberungen der Franken aufgerüttelt, den Schlaf aus den Augen gerieben. Auch war (im Gegensatze zu der ebenfalls von Frankreich her beförderten Aufklärung) ein Bedürfniß nach einer tieferen religiösen Begründung des Lebens

erwacht. Leider fand weder dieſes Bedürfniß in der noch immer herrſchenden Aufklärung, noch jenes patriotiſche Bewußtſeyn in den ſpießbürgerlich proſaiſchen oder verlebten und ſelbſt zweideutigen Verhältniſſen der Gegenwart eine rechte Nahrung. Wir ſehen daher die neue Schule nach dieſer Nahrung in den früheren Zuſtänden des deutſchen Volkes graben, in Beziehung zur Gegenwart aber theils eine ironiſch verſpottende Stellung einnehmen, theils in die muſikaliſchen Stimmungen des eigenen, allen äußeren Stoffs entkleideten Gemüthes fliehen. Die Perſönlichkeit dieſer Dichter und namentlich Tiecks trug gewiß weſentlich dazu bei, daß die Ironie eine ſo heitere und harmloſe blieb, daß ſich das Gemüth ſo in ſeiner eigenen Seligkeit zu befriedigen wußte. Doch auch hier ſehen wir Allgemeines und Perſönliches zu gemeinſamer Wirkung zuſammengehen. Man erhielt die Kraft zu dieſer Milde und Heiterkeit zugleich dadurch, daß man dasjenige, was die Gegenwart verſagte, in der Vergangenheit des deutſchen Volks entdeckte. Im Mittelalter hatte ein objektives, volksthümliches Daſeyn, wie man es bedurfte, geblüht, eine Welt, die den entſchiedenen Gegenſatz zu den herrſchenden Elementen des Tages bildete und der auch jene lyriſch beſeligte Gemüthseinſamkeit als ein weſentliches Glied angehörte. In großen nationalen Gedichten ſah man dieſe Welt abgeſpiegelt und glaubte, wenn auch nicht für das Leben, doch für Poeſie und Kunſt eine Heimath, ein Vaterland gewonnen zu haben. Man begnügte ſich um ſo leichter mit einem blos poetiſch-künſtleriſchen Gewinne, weil die neue Schule, die ſich überhaupt als Nachfolgerin Goethes bekannte, beſonders auch darin deſſen Tritten nachging, daß ſie die Kunſt als das A und O des Lebens, als das Höchſte, worauf es ihr ankam, verherrlichte, was denn freilich nur wieder, wie bei Goethe ſelbſt, eine Wirkung davon war, daß ſie ſich in der Gegenwart, dem Leben ſelbſt, nicht wahrhaft befriedigt fand.

Nur darin unterſcheiden ſich dieſe Dichter von Goethe, daß ihre Kunſtbegeiſterung nach anderen Stoffen und Formen, als die des letzteren, griff, wobei ſie aber keineswegs mit Willkühr verfuhren, ſondern eben ſo ſehr durch ihre angeborne Natur als durch die veränderten Bedingungen ihrer Weltſtellung beſtimmt wurden. Wir ſehen ſo in den Formen das muſikaliſche Element ſtatt des ſtatuariſchen vorherrſchen, im Stoffe ſtatt der antiken Götter und

Halbgötter und griechiſch-idealer Menſchheit, die großen Mächte des Mittelalters, Ritterthum, Katholizismus und Minne, auf das Piedeſtal erhoben.

Hier war nun ein Punkt der Annäherung für Schiller gegeben, der auch auf dieſen bald ſeine Wirkung äußerte. Auch er hatte ſich aus der mythiſchen Welt der Griechen in die Geſtalten der chriſtlichen Aera (wenn auch nicht jene ſagenhaft romantiſchen, ſondern die hiſtoriſchen einer ſpätern Zeit) vertieft; auch ihn konnte bei ſeinem reichen poetiſchen Sinne die nüchterne, unerquickliche Aufklärung eines Nikolai nicht anmuthen. Ein Abglanz der neueren Richtung fällt daher in einige Dramen daſſelben (Maria Stuart, die Jungfrau) hinein. Der Dichter hat hier, der romantiſchen Anregung nachgebend, Katholizismus und Ritterthum, die großen Gewalten des Mittelalters, poetiſch gefeiert.

Bis auf ſeine Nachfolger, obwohl in ganz anderer Weiſe, wirkt dieſe Anregung. Von Katholizismus, Erſcheinungen der Mutter Gottes, ſchwärmeriſcher Hingebung für den angeſtammten König, von dem à dieu mon ame, ma vie au roi iſt freilich weder in der Schuld, noch bei Houwald die Rede. Die Privatverhältniſſe des Lebens, in die uns dieſe Dichter einführen, ſind zu familienmäßig enge und zugleich (was keinen Tadel ausdrücken ſoll) zu modern aufgefaßt, um dergleichen zu verſtatten. Dagegen thut ſich in Beziehung auf die poetiſche Form ein weit ſtärkerer romantiſcher Anklang, als bei Schiller hervor. Der fünffüßige, reimloſe Jambus, das ernſte Erbe Shakſpeares, wird verlaſſen, und der romantiſch-ſüdliche, mit Reimen ſpielende Trochäus an deſſen Stelle adoptirt. Es waren die Dramen des ſpaniſchen Romantikers Calderon, die, von einem der Häupter der romantiſchen Schule überſetzt und in Deutſchland eingeführt, die Ueberſiedelung jenes Versmaaßes auf das deutſche Theater veranlaßten. Doch auch in Beziehung auf den Inhalt läßt ſich eine Einwirkung Calderons und überhaupt der romantiſchen Poeſie nicht verkennen. Die Nachfolger Schillers, indem ſie zu den Privatverhältniſſen des alten Familiendramas zurückkehren, ſuchen dieſe doch nicht blos durch idealiſirende Reflexion, ſondern auch dadurch zu veredeln, daß ſie ihre Perſonen und Vorgänge, ſtatt ſie in das Gewand der Gegenwart, in den Frack des Hofraths oder den Löffelrock des Oberamtmanns zu kleiden, mit Vorliebe nach dem fernen Süden,

nach Spanien, Italien, oder doch ins Ausland, nach Polen, an die Küſten der Oſtſee, verſetzen, auch die Ereigniſſe aus dem gewöhnlichen Tagesverlaufe in das Wunderbare, Seltſame und Außerordentliche ſteigern.

Doch auch von dieſen Einſtrömungen der Romantik her wird für die theatraliſche Schule, von der es ſich handelt, nicht eben viel Heil und Segen geerntet. Aus dem Streben nach dem Außergewöhnlichen gehen die wunderlichſten, aller und jeder Wahrheit, allen innern, organiſchen Lebens entbehrenden Erfindungen (man denke an das Bild, den Leuchtthurm von Houwald) hervor, und es gewinnt oft den Anſchein, daß die Begebenheiten nur darum in die Nebel der Ferne gerückt ſind, um uns dergleichen Erfindungen ein wenig verdaulicher zu machen. Der vierfüßige, gereimte Trochäus aber (denn der Pracht der Aſſonanzen, die allerdings in unſerer Sprache wegen des nachſchleppenden ſtummen E keinen rechten und vollen Wiederhall findet, hatte man ſich klüglich enthalten), dieſer Trochäus iſt ein zu eintöniges, lyriſch abfallendes Maaß, um für das Bedürfniß charakteriſtiſchen Lebens, dem ſich unſer Theater am wenigſten entziehen darf, einen genügenden Ausdruck zu bieten. Und auch in lyriſcher Beziehung entgeht ihm, durch die proſodiſch-ſtrengere Formirung unſerer Sprache jene freiere, von Vokalen überſchwellende Bewegung, die ihm in den Dramen des Spaniers eigen iſt und ihn auch zum Behufe des Drama's und dramatiſcher Wirkungen ſo viel geſchickter macht. In troſtloſer Einförmigkeit, die durch das Klingeln der Reime noch verſtärkt wird, klappert er tik tak in den deutſchen Dramen einher.

Doch wir dürfen jedenfalls auf dieſes romantiſirende Beſtreben der deutſchen Bühne (das auch von der romantiſchen Schule ſelbſt niemals als ein Ausfluß ihres Weſens anerkannt worden iſt) kein zu großes Gewicht legen. Das deutſche Theater hat ſich nach einigen mit dem Calderonſchen Trochäus gemachten Verſuchen gar bald wieder zu dem ſhakſpeariſch-ſchilleriſchen Jambus heimgewandt und wieder, nach Platens Ausdruck, die zehnfach abgebrühte Phraſe Schillers von ſeinen Brettern tönen laſſen. Der Drang nach fernen, fremdartigen Verhältniſſen und Begebenheiten hat ſich zwar länger thätig erhalten, aber auch dieſer ſich in Raupachs Iſidor und Olga des äußerſten Reſtes romantiſchen Duftes entkleidet. Auch hat ſich der eine und andere jener Dichter ſelbſt dieſes

Dranges zu entäußern gewußt und (wie z. B. Houwald in ſeinem Drama Fluch und Segen) ganz in die Bahn des Kotzebueſchen Rührſtücks mit ſeiner häuslichen Noth und ſeinem deutſch bürgerlichen Familienjammer zurück gelenkt. Ja in der neueſten Zeit hat das Theater ſogar der durch Schiller empfangenen Richtung auf eine idealiſirende Reflexion entſagt und in den Stücken der talentvollen Verfaſſerin des Oheims u. ſ. w. wieder die Fahne des reinen Iffland'ſchen Familiendrama's und ſeiner porträtartigen Abſpiegelung der Verhältniſſe der Wirklichkeit und des deutſchen Privatlebens wehen laſſen.*

Wir können ſo die theatraliſche Schule Schillers als geſchloſſen betrachten, und ich glaube nicht, daß wir dieſen Schluß ſehr zu beklagen haben. Hat uns dieſelbe doch ſchwerlich ein Theater in dem Sinne des engliſchen oder ſpaniſchen, ja auch nur in einem irgend ausreichenden Sinne gegeben. Doch ſie möchte nicht nur dieſem Berufe nicht genügt, ſondern ſelbſt weſentlich geſchadet haben, ſo daß wir die böſe Nachwirkung noch ſo bald nicht verwinden werden. Dieſe zeigt ſich beſonders in dem verderblichen Abwege, auf den die deutſche Schauſpielkunſt durch die Verlockungen jener Schule gerathen iſt. Man darf es ſich nicht verhehlen, daß dieſer zum Theil ſchon auf Schiller und den rhetoriſchen Pomp ſeiner Verſe zurückgeführt werden muß. Die Rhetorik des letztern (eine nothwendige Folge ſeiner Begriffsrichtung) iſt auf ſeine eben

---

* Auch Gutzkow hat in ſeinen letzten, auf die Bühne vorgedrungenen Dramen (ſo viel ich nach dem durch den Druck bekannt gemachten Richard Savage urtheilen kann) eine ſich an das alte Familientheater anſchließende Richtung eingeſchlagen und Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens im Gewande der Proſa vorgeführt, einer Proſa, die zuweilen, wo vornehme Perſonen ſprechen, die feineren Umgangsformen nicht genug berückſichtigt, im Uebrigen aber in ihrem körnigen, verſtändig tüchtigen Charakter an denjenigen Dichter erinnert, deſſen Dramen den Höhenpunkt jenes Familientheaters bilden, an Leſſing. Freilich ſind die Verhältniſſe, in deren Mitte wir im Richard Savage eintreten, nicht ſowohl familienmäßige, als familienwidrige. Mehr auf Angriff als auf Verherrlichung iſt es abgeſehen. Wenigſtens iſt die Letztere nach einer ganz anderen Seite, als nach der eines beſchränkten, in ſich ſelbſt befriedigten Familiendaſeyns gewendet. Kein Odoardo oder Oberförſter, ſondern ein Journaliſt, eine Schauſpielerin erſcheinen als die edeln Perſonen des Stückes.

ſo reflektionsluſtigen Nachfolger übergegangen und hat hier, ihres großen und erhabenen Inhaltes entkleidet, nur einen noch unerquicklicheren Sprachſchaum aufgetrieben.

Die Schauſpieler, von dieſem Schaume geblähet, haben ſich immer mehr angewöhnt, nach Entladung in jener hohlen und ſchwülſtigen Deklamation zu ringen, die um ſo unerfreulicher wirkt, weil ſich nicht einmal ein feſter nationaler Styl in der Weiſe des alten franzöſiſchen Dramas gebildet hat, ſondern ſich Hinz und Kunz in ſelbſteigner Manierirtheit, ſo gut es gehen will, zu helfen ſucht. Die Folgen hiervon ſind zuweilen ſchauerlich. Habe ich doch einen Künſtler dieſer Art geſehen, der den Vers im Macbeth:

die Blumen, die ſie auf der Muße tragen,

mit einem ſo verhängnißſchweren Pathos herausbeulte, als ob er die Worte Schillers:

„die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht"

zu ſprechen hätte. Ja es gibt Unglückliche darunter, die ſelbſt die einfache Begrüßung „guten Morgen" (wenn ſie in einer Tragödie, beſonders einer verſüßzirten, verkommt) nicht hervorbringen können, ohne in eine Art von Würgen zu verfallen. Die gediegene männliche Kraft der Rede, der edle Heldenzorn, der die Worte wie mächtige zermalmende Felſenſtücke ſchleudert, wird auf unſrer Bühne kaum mehr vernommen. Trotz alles die Couliſſen erſchütternden Schreiens fallen doch die Worte wie ein geworfener, weichgeſtopfter Wollſack, ehe ſie ihr Ziel treffen, ohnmächtig zu Boden.

Das Publikum, das ſich eine Zeitlang der neuen Schilleriſch-familienmäßigen Schule mit entſchiedener Gunſt zugewendet und die Schuld eines Müllner, ſo wie die Dramen ſeiner Nachfolger mit einer Begeiſterung und Wärme aufgenommen hatte, die ein lebendiges Verhältniß zwiſchen Volk und Bühne herbeizuführen verſprach, erkaltete nur zu bald. Die höhere Kritik hatte ſich gleich anfangs gegen die neue Richtung erklärt; aber weniger die Rügen derſelben, die das Theaterpublikum eher zum Widerſpruche und zur Oppoſition geneigt machten, als der geſunde Sinn des Volkes ſelbſt war es, was ſich die vorgeſetzte ſüße und verwürzte Speiſe nicht auf lange munden ließ. Ich möchte überhaupt dem Publikum die raſche Empfänglichkeit, die es damals bewies, nicht zum Vorwurfe machen, ſondern nur bedauern, daß derſelben nicht beſſer und gründlicher genügt wurde und vielleicht

genügt werden konnte. Es war eine ſchöne Zeit, jene erſten Friedensjahre nach dem Falle Napoleons, wo die von politiſchen Theorien, Revolutionen und erderſchütternden Kriegen ermüdete Welt ſich aufathmend wieder einmal freudig nach langer Unterbrechung den Künſten und Geburten des Friedens hingab und allerdings nicht immer mit ſorgfältigem Geſchmacke prüfte, ob das Ergriffne oder Gebotne der ihm geſchenkten Theilnahme würdig ſey. Kam es doch mehr darauf an, dieſe Theilnahme, dieſe Freude an dem Glücke des neugewonnenen Daſeyns an irgend einem Gegenſtande auszulaſſen, als auf den Werth dieſes Gegenſtandes. Wie Kinder, die nach langer ſtrenger Schulzeit nach Hauſe in die Frühlingsferien entlaſſen werden, jauchzte Deutſchland über jedes Blümchen, das an ſeinem Wege blühte, war erbötig, auf jeden Scherz einzugehen, jedes Vergnügen, das man ihm bereitete, auch das albernſte, mit dankbarer Seele zu genießen. Die ſeltſamſten Gewächſe ſproßten, wie durch einen lauen Regen hervorgelockt, an das Licht des Tages empor und erfüllten die Zeitungen, die bis dahin nur von dem Knallen der Kanonen und des kleinen Gewehrfeuers widergehallt hatten, mit der Geſchichte ihres Wachsthums und ihres Gedeihens. Pilgerſchaft der Unaufhaltſame irrte umher, Wunderkinder disputirten auf Univerſitäten, der Fürſt von Hohenlohe that Wunder, Frau von Krüdener predigte. Dazwiſchen flötete die Catalani durch das begeiſterte Europa, die Theater füllten ſich mit empfänglichen Zuhörern, und die Schuld von Müllner, die Dramen Houwalds und Anderer wurden mit einem Beifalle begrüßt, der den Weißenfelſer Autor eine Zeitlang davon träumen ließ, daß er (wenn auch nur im Bereiche der Bühnenbretter und Bühnenkritik) der Erbe Napoleons ſey.

Wir wollen dieſen Dichtern ihr Glück nicht mißgönnen, beſonders da es ſo ſchnell hingewelkt iſt und ſich ſchwerlich einer Wiederbelebung getröſten darf. Auf die kurze Epoche der Anſpannung haben wir in dem Publikum eine Zeit der Erſchlaffung, eine Gleichgültigkeit folgen ſehen, die noch weit weniger erfreulich als der verkehrteſte Beifall iſt, die wir aber bei dem Gange, den die deutſche Bühne und Schauſpielkunſt (nicht ohne weſentliche Betheiligung Schillers und ſeiner Schule) genommen hat, ſehr erklärlich und entſchuldbar finden müſſen. Die Theaterdirektionen ſind zwar bemüht geweſen, dieſer Erſchlaffung, aber leider nicht durch die

rechten Mittel entgegenzuwirken. Statt der herrſchenden Richtung in Drama und Schauſpielkunſt eine geſundere Wendung zu geben (was freilich wohl außer ihren Kräften lag), haben ſie zu Dekorationsprunk und Aufzügen, zu lebenden Bildern und bengaliſchem Feuer, wohl ſelbſt zu Affen und Hunden ihre Zuflucht genommen und dadurch das deutſche Theater in den tiefſten Schlamm der Erniedrigung herabgedrückt, aus dem es ſich nur mit Mühe emporringen wird. Sie haben für hübſche, mit Parterre und Logen kokettirende Schauſpielerinnen geſorgt, und der Sinnlichkeit nach allen Beziehungen zu ſchmeicheln ſich beeifert. Es iſt ihnen dadurch gelungen, wieder eine Art von Theaterpublikum — nur nicht das rechte und wünſchenswerthe — in ihre Netze zu locken. Das letztere mußte vielmehr durch alle dieſe Künſte immer weiter verſcheucht werden.

Die Pracht der Dekorationen und Aufzüge, die ſchon Schiller nicht ganz verſchmäht, ſondern durch den Krönungszug in ſeiner Jungfrau von Orleans eher befördert hatte, wurde beſonders durch den ſteigenden Sinn für die Oper, der dieſe Pracht ſo natürlich iſt und bei der ſie einer ächten künſtleriſchen Wirkung nicht im Wege ſteht, auf das Schauſpiel übertragen. Die Vorliebe für die Oper war auch keineswegs blos durch die ſinnlichen Reize, in die ſich dieſelbe kleidet, genährt und geſteigert worden. Aus einem unabweislichen, in dem tiefſten Leben der Zeit begründeten Bedürfniſſe, nicht blos aus falſchen oder zweideutigen Anmuthungen ging ſie hervor. Es war dieſelbe Vertiefung in die Innerlichkeit des Gemüthslebens, an der wir uns in den herrlichſten Gedichten Goethes erquicken, was in ſeinem Drange nach künſtleriſcher Geſtaltung ſich noch mehr in der geheimnißvollen Unbeſtimmtheit des Tones, als in der einſeitigeren Deutlichkeit des Wortes befriedigt fand. Wir dürfen die hohe Berechtigung und Bedeutung der deutſchen Oper ja nicht verkennen. Wenn wir irgend eine Bühne im wahren Sinne dieſes Wortes beſitzen, iſt es in den unſterblichen Werken eines Mozart (den man, wie keinen andern, den deutſchen Shakſpeare nennen kann), Beethoven, Weber und anderer. Indem jenes Ringen nach Innerlichkeit ſich der muſikaliſchen Subjektivität des Geſanges hingegeben hat, und noch dazu eines ſolchen, bei dem das geſungene Wort unter der reichen muſikaliſchen Ausführung faſt verſchwindet, iſt es ihm ſeltſamer

Weiſe gelungen, ſich eine dramatiſch-objektivere Welt, als unter der geiſtigen Heerführung des Wortes und reflektirenden Gedankens, zu geſtalten. Doch auch hier hat kein launiſcher Zufall gewirkt. Vielmehr erkennen wir darin das große Weltgeſetz thätig, daß nur aus den tiefſten und ureigenſten Elementen einer Zeit die Erlöſung und Heilung derſelben zu hoffen ſey. Nur aus den Urgründen der Subjektivität, des denkenden und fühlenden Ichs hervor, kann ſich für uns ein neues, feſtgeſtaltetes Leben erbauen. Es darf uns nicht verwundern, wenn die Empfindung hierbei dem Gedanken den Rang abgelaufen hat und ans Ziel gelangt iſt. Wird doch der letztere entweder, je mehr er ſich in die Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit eines abſtrakten Denkens erweitert, um ſo mehr der natürlichen Friſche und Sättigung verluſtig gehen, die ſich von der Kunſt am wenigſten miſſen läßt, oder, aus der Fülle des perſönlichen Lebens wirkend und nach der Befriedigung deſſelben in allen ſeinen Organen ringend, Gefahr laufen, ein zu ſubjektiver und unwahrer und daher auch nicht wahrhaft lebendiger zu werden. Denn der Gedanke, wenn er auch ſeine Quelle in der Thätigkeit des ſubjektiven Geiſtes hat, verliert doch ſeine Würde und Wahrheit, ſobald er den Stempel ſeiner Abſtammung an der Stirne trägt. Die Empfindung dagegen hat ein Recht, ſubjektiv zu ſeyn, und vermag es, noch in der äußerſten Subjektivirung ein Spiegel des Ewigen und Ganzen zu bleiben. Die Vermittlung und Ausgleichung zwiſchen dem Perſönlichen und Gemeinſamen war eben darum an ihrer Hand und auf ihrem Gebiete (wenigſtens im Intereſſe der Kunſt und des Theaters) eher als auf dem des Gedankens und Geiſtes zu finden. Allerdings iſt ihr Beruf zu der Vermittlung im Tiefſten ein unvollkommener. Eben das Bewußtſeyn dieſes Ungenügens iſt es, was ſie in der Poeſie, in das Centrum der Dichtung, wie z. B. im Werther, geſtellt, zu einer unthätigen und undramatiſchen macht, während ſie in der Oper, wo ſie das ganze Reich des Lebens, wie es uns vorgeführt wird, als legitime Königin beherrſcht, daſſelbe mit handelnder Energie zu verwalten weiß.

Aber wenn wir auch ſo der Oper eine hohe Bedeutung in der Entwicklungsgeſchichte unſeres Theaters nicht abſprechen können, ja ihr gewiſſermaßen den Kranz des Sieges ertheilen müſſen, ſo bleibt es doch eben ſo unzweifelhaft, daß die Vortheile, die dem

Theater von dorther erwachsen sind, durch große Nachtheile aufgewogen werden. In Beziehung auf das redende Schauspiel möchte es sogar schwer halten, etwas anders als nachtheilige Einflüsse zu ermitteln. Die durch die begünstigte Schwester angeregte Schaulust, überhaupt ein Bedürfniß nach Sinnenkitzel, ein träger Genußtrieb, eine Scheu vor geistiger Anstrengung und dadurch eine Unfähigkeit geistigen Empfangens haben sich wie ein immer breiter wucherndes Unkraut über Parterre und Logen unserer Theater gezogen, und der Boden, aus dem diese narkotisch betäubenden Gewächse entsprießen, dürfte sich durch die Reize und Entzückungen der Oper wesentlich befruchtet haben. Ja, er dürfte dasselbe üppigfruchtbare Erdreich seyn, aus dem sich, allerdings durch edlere Säfte genährt, die Herrlichkeit eines Don Juan und einer Armide in die Wolken des Himmels rankt. Das seelische Element, das im Alterthume mit dem geistigen und leiblichen zu untrennbarer Einheit und Schönheit zusammenschmolz, das sich im Mittelalter, indem es das Leibliche ascetisch zurückstieß, ganz in das Geistige zu versenken rang, hat sich in den drei letzten Jahrhunderten von dem Geistigen emanzipirt und im Bunde mit den Sinnen in der Oper ein Reich gegründet, worin es den Geist und dessen Vertreter, das Wort, höchstens als Diener oder Triumphwagen zu brauchen sich herabläßt. Ja, in der Instrumentalmusik und gewissen Gattungen der Malerei ist es noch weiter gegangen und hat sich des Geistigen so gut wie ganz zu entschlagen gewußt.

Ich weiß recht wohl, daß in der künstlerischen Form das geistige Element (auch wenn der Inhalt des Kunstwerkes ganz dem seelischen Leben angehört) sich immer in lebendiger Thätigkeit zeigt, daß zu einer tieferen Durchdringung der erhabenen Schöpfungen eines Gluck oder Mozart eine nicht weniger scharfthätige Funktion des Geistes als zu dem Verständnisse eines Drama's von Goethe oder Shakspeare erforderlich ist. Der Unterschied ist nur, daß bei jenen Musikwerken auch derjenige schon eine Art von Genuß davon trägt, der in schlaffer psychischer Träumerei blos die Ohren hinhält und sich dabei die Augen von dem Gewimmel hübscher Choristinnen, den wollüstigen Stellungen und Gruppen der Tänzer und Tänzerinnen, den Aufzügen, Dekorationen, Beleuchtungen und Feuerwerken, ich möchte sagen, halb thierisch, erfreuen läßt.

Indeſſen das deutſche Theater durch Schiller und ſeine Nachfolger jenen oben näher charakteriſirten Gang nimmt und (mit Ausnahme der Oper, doch nicht ohne Mitwirkung derſelben) immer tiefer verfällt, wendet ſich eine andere, mehr Goethe nachgehende Richtung des Drama's oder vielmehr der dramatiſchen Poeſie ganz vom Theater ab und ergeht ſich in den freieſten, nur auf die lebendigſte Darſtellung des Stoffes in dramatiſcher Form, ohne alle Rückſicht auf Bühnenmäßigkeit und Aufführbarkeit, bedachten Kompoſitionen. Wir treten hier in einen Theil des Gartens deutſcher Dichtkunſt ein, den wir beinahe für das Herz deſſelben anerkennen müſſen, in dem jedenfalls einige der kräftigſten und ſchattigſten Wipfel ihre Kronen breiten. Zwei der größten und herrlichſten Dichtungen Goethes, vielleicht die herrlichſten, Götz von Berlichingen und Fauſt; der wunderſame, in Phantaſie und Humor ſchwelgende, und zugleich ſo bürgerlich lebenswahre Oktavian, der unvergleichliche Fortunat und ſo viele andere Dichtungen Tiecks; der Aladdin, das ſchönſte Gedicht Oehlenſchlägers; der geheimnißvolle Merlin, auch Immermanns ſchönſtes dramatiſches Dichtwerk, ſo wie die verhängnißvolle Gabel und der romantiſche Oedipus von Platen, gehören hierher. Wir können die Dichter, die ſich dieſer Richtung angeſchloſſen haben, in fünf Klaſſen eintheilen und ſie als Romantiker, Mährchendichter, Mythiker, Klaſſiker oder Hiſtoriker bezeichnen. Das mythiſche Element, mit Romantik mehr oder weniger vermiſcht, herrſcht in Fauſt und Merlin vor, die Romantik blüht in Tiecks Genoveva und Oktavian, die Mährchendichtung im Fortunat und Aladdin, die Klaſſizität in den Dramen Platens, als Vertreter der Hiſtorie mag Grabbe genannt werden.

Die Vorzüge, die bei vielen dieſer Dichtungen ſo glänzend hervortreten, können bei einer Beleuchtung des deutſchen Theaters natürlich nicht in Anſchlag kommen. Unſere Bühne hat kein Recht, ſich dieſelben als ihr Eigenthum anzurechnen. Vielmehr iſt es nur eine Schattenſeite mehr an ihr, und zwar eine der weſentlichſten, worauf wir dadurch aufmerkſam gemacht werden. In keiner Zeit, wo ſich in der Bühne ſelbſt ein ächter Keim des Lebens und der Entwicklung fand, hat ſich ein ſolcher Zwieſpalt zwiſchen derſelben und dem Drama ergeben. Auch in Deutſchland hat dieſe Spaltung nur darin ihren Grund, daß ſich in dem Theater, ſo wie

es ſich ausgebildet hat, ein Hemmniß ergibt, welches dem höchſten und freieſten poetiſchen Leben, den großartigſten Wirkungen der dramatiſchen Poeſie überaus ungünſtig iſt und nur dem Dekorationsprunke der Oper, ſo wie der Beſchränktheit des Familiendramas und modernen Luſtſpiels zu ſtatten kommt. Dieſes Hemmniß beruht auf der architektoniſchen Form und dem Dekorationsweſen unſerer Bühne, in dem Anſpruche auf illuſoriſche Dekorationswahrheit, der dadurch herbeigeführt wird. Wir ſitzen mit der Erwartung vor dem Vorhange, Alles das, was man uns darſtellt, der Wirklichkeit ſo nahe als möglich gebracht zu ſehen, uns ſo wenig als möglich mit einer bloßen ſymboliſchen Andeutung begnügen zu müſſen. Es ſcheint nun zwar, daß die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes einen Fortſchritt der Bühneneinrichtung beweiſe, und in gewiſſem Sinne mag dieſes auch zugegeben werden. Wenn ſich nur nicht nach einer andern wichtigeren Seite hin die erheblichſten Nachtheile daran knüpften. Abgeſehen davon, daß die Bühne bei unſerer Einrichtung die Handlung in ſich hineinſchluckt und ſie gewiſſermaßen blos zur Staffage der Dekoration herabſetzt, ſtatt ſie in die Mitte der Zuſchauer, wie das Piedeſtal eine ſculptoriſche Gruppe, hinauszuheben oder doch, wie im Hautrelief, hervorzudrängen, bleibt hier ein anderer, wohl noch größerer Uebelſtand zu berückſichtigen. Der Reiz, den Hintergrund und die äußere Umgebung jeder Scene in möglichſter Wahrheit bis auf das kleinſte Detail veranſchaulicht zu ſehen, muß nämlich wieder zerſtört werden oder in den eines leeren Guckkaſtenſpieles ausarten, ſobald dieſer Hintergrund zu oft verändert wird. Nur dadurch, daß der letztere eine gewiſſe Feſtigkeit bewahrt, kann er uns in der beabſichtigten illuſoriſchen Weiſe täuſchen und dieſe Illuſion zugleich einen einigermaßen poetiſchen Genuß gewähren. Sobald wir aber von zehn Minuten zu zehn Minuten darauf hingewieſen werden, daß all die uns vorgezauberte Herrlichkeit doch nur aus Pappe und Leinwand beſtehe, ſobald in ſo kurzen Zwiſchenräumen jenes Rücken und Schieben, Herunterlaſſen und Aufziehen mit allen ſeinen Unbeholfenheiten und Inkonvenienzen, jenes Heraus- und Hereintragen von Stühlen und Tiſchen u. ſ. w. veranſtaltet wird, kann weder von Täuſchung noch von einem poetiſchen Eindruck länger die Rede ſeyn. Nur die Sättigung reinſinnlicher Schauluſt oder ein pittoreskes Wohlgefallen, das mit

der Wirkung des Gedichtes in gar keiner Verbindung ſteht, derſelben vielmehr ſtörend entgegentritt, können dabei ihre Rechnung finden. Ein Dichter, wie Shakſpeare, der uns in ſo raſchem Wechſel über Länder und Meere trägt, wird daher auf unſerer Bühne nur eine ſehr unbequeme und ungeeignete Stätte finden. Entweder wird ſich das Theater für ihn in ein Prokruſtesbett verwandeln, und er ſich, um ſich in die Bedingungen deſſelben zu paſſen, ein gutes Stück an Armen und Beinen (wohl auch aus der Mitte des Leibes) wegbacken laſſen müſſen, oder, in ſo fern der Gigante ſich unverſtümmelt ſtrecken ſoll, die arme enge Bühne in den traurigſten Wirrwarr geſtürzt werden. Ich weiß mir nichts wüſteres und unbehaglicheres vorzuſtellen, als z. B. eine Aufführung des Macbeth, die ich einmal auf einer großen norddeutſchen Bühne ſah. Im frommen Glauben, den guten Shakſpeare in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, gleichſam leibhaft aus dem Grabe zu erwecken, ließ man die Hebe- und Ziehmaſchinen den ganzen Abend faſt ununterbrochen arbeiten, um am Ende, trotz aller dieſer Anſtrengungen, bei der Schlacht am Schluſſe des Gedichtes nur ein unabſehbar leeres Feld zu zeigen, auf dem ſich Macbeth und Macduff (nachdem ſich vorher ein ungeſchickter Knäuel von Statiſten über die Bühne geklopft hatte) wie zwei kämpfende Einſiedler in der Thebaiſchen Wüſte begegneten. Auch bei Shakſpeare werden ſie ſo einſam gefochten haben, was aber hier nicht zu tadeln war, weil die Bühne gar nicht die Verpflichtung übernommen hatte, den ganzen Hergang mit Hintergrund und Nebenperſonen zur Anſchauung zu bringen, ſondern die Ausmalung dieſer Dinge der Phantaſie der Zuſchauer überließ. Die dramatiſche Muſe konnte eben darum flüchtigen Schrittes von Ort zu Ort eilen, ſie konnte ſogar (wie ſehr oft bei Shakſpeare, bei dem die Scenerieбeſtimmungen nur ſpätere Zuthat ſind) den Hintergrund ganz unbeſtimmt laſſen, während ſie ſich auf unſerer Bühne von dem Rüſtzeuge, das ſie mit ſich zu ſchleppen verpflichtet iſt, auf jedem Schritte behindert ſieht. Die Folge hiervon iſt, daß ein dramatiſcher Dichter, der für unſer Theater zu ſchaffen hat, mit den Verwandlungen weit ſparſamer umgehen muß, wenn er ſein Gedicht mit den Bedingungen der Bühne in Einklang ſetzen will. Er wird ſich nicht wohl mehr als Eine im Laufe eines Aktes erlauben dürfen, dieſelben auch ſo anzuordnen haben, daß ſie ſich

in zweckmäßiger Reihenfolge, z. B. aus dem engeren Raume in die Tiefe entfalten. Diese Beschränkung der Verwandlung beschränkt aber selbstredend auch die Bewegungen des Stückes. Sie macht es unmöglich, einen so weiten Kreis von Ereignissen wie Shakspeare zu umfassen. Sie drängt dazu hin, statt der Handlung von ihrem ersten Beginne an, nur, wie z. B. Schiller in der Maria Stuart und selbst im Wallenstein, die Katastrophe zu geben, vor Allem aber solche Begebenheiten zur Bearbeitung vorzuziehen, die sich im Innern eines Palastes, einer Villa und ihrer Gärten, eines Hauses, einer Stadt zugetragen haben. Wenigstens wird nur hier unsere Bühne recht an ihrem Platze seyn. Selbst Schiller, wo er sich, wie z. B. im Tell, über diese Erfordernisse mit kühnerem Fuße hinausgewagt hat,* ist in ein ähnliches ungünstiges Verhältniß zu derselben wie Shakspeare getreten. Der Tell, wie der für die Bühne zugeschnittene Götz, hat mir bei der Aufführung immer den Eindruck des Bunten, Unruhigen, Zerstreuten gemacht, was offenbar mehr an der Bühne, als an der Dichtung liegt.

Da wo sich unser Theater auf sein Gebiet zu bescheiden weiß, wird es uns allerdings in der illuserischen Wahrheit seiner Darstellungen einen Genuß gewähren, der dem altenglischen Theater eines Shakspeare oder Ben Johnson versagt blieb. Fühlen wir uns doch z. B. in den Jägern von Iffland, wenn die Schauspieler ihrer Aufgabe genügen, in dem Hause des Oberförsters so heimisch, als ob wir dort seit Jahren behaglich verkehrt hätten. Glauben wir doch bis in die Wirthschaftsgemächer der Frau Oberförsterin, in alle Gänge, Kammern und Winkel des Hauses, die sich hinter den Coulissen befinden, hineinzublicken, während bei Shakspeare ein Behagen dieser Art wegen der Unbestimmtheit und Flüssigkeit seiner Hintergründe nie zu Stande kommt und kommen kann. Auch im Wallenstein Schillers gewährt die Festigkeit des Hintergrundes, und daß wir in Pilsen und seiner kriegerischen

* In den Piccolominis wird nur in den Zwischenakten verwandelt. Eben so ist der erste Akt von Wallensteins Tod, der erste, zweite und dritte in Maria Stuart ohne Verwandlung. In den übrigen Akten dieser Dramen findet immer nur Eine Verwandlung statt. Im Tell dagegen ziehen in jedem Akte drei (wohl auch vier) Dekorationen an uns vorüber.

Umgebung ſo ganz zu Hauſe werden, einen Reiz, den wir als einen poetiſchen nicht verkennen dürfen. Nur möchten uns dieſe mehr genrehaften Schönheiten für die andern und höhern poetiſchen Wirkungen nicht entſchädigen, deren wir dadurch verluſtig gehen. Auch dürfte das ältere Syſtem ſchon deshalb den Vorzug verdienen, weil es die Phantaſie des Publikums in Thätigkeit erhielt, das neuere aber der (ſchon durch die Oper hinreichend begünſtigten) Erſchlaffung des Geiſtes und unthätigen Genußſucht in die Hände arbeitet. In keinem Falle aber können wir es unſerem Goethe und ſeinen Nachfolgern verargen, wenn ſie, um jene höheren Wirkungen zu retten, ja noch zu überbieten, das Drama von der Bühne losgeriſſen, und dadurch von einer läſtigen Feſſel befreit haben. Allerdings bleibt es zu beklagen, daß wir nur durch einen ſolchen Bruch zwiſchen dem Theater und der dramatiſchen Poeſie die Schönheiten erkaufen können, die wir in ihren Dichtungen genießen. Dadurch, daß der Bühne die beſten und edelſten Kräfte entzogen wurden, mußte dieſelbe immer mehr verwaiſen, obwohl man inſofern von einer Beeinträchtigung derſelben nicht ſprechen kann, als ja eben dieſe Kräfte auf ihr keinen rechten Spielraum gefunden hätten.

Fr. v. Uechtritz.

Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung.

Justus Moeser nennt den Grundbesitz die Staatsaktie. Für das erste Stadium der Kultur ist die Vergleichung treffend. Wer bei den alten Deutschen kein vollständiges Wehrgut besaß, ward nicht einmal zur gemeinen Vertheidigung gezogen, und wer sein Gut von einem andern hielt, verlor Stimme und eigene Wehre.* Wir gewahren aber auch, daß mit der steigenden Civilisation — wie schon Napoleon bemerkte — eine neue Gattung von Eigenthum hinzukömmt, die Industrie und der Handel, und daß nunmehr beide gleichsam die Creirung einer neuen Reihe von Staatsaktien verlangen und erhalten. Die Nothwendigkeit einer dritten Reihe für die Besitzer des geistigen Eigenthums hat der Eroberer zu seinem eigenen größten Schaden nicht eingesehen.

Wie liberal man übrigens bei den späteren Staatsaktien-Vertheilungen sey, der Natur der Sache nach wird in jeder großen Nation immer die größte Zahl derselben den ursprünglichen Theilhabern am Staatsinteresse, den Grundbesitzern zufallen, und von dem Verhältniß, in welchem der Grundbesitz vertheilt ist, und von den materiellen, geistigen und politischen Zuständen, in welchen die Mehrzahl der Ackerbautreibenden lebt, wird daher in allen Stadien der Civilisation sehr viel abhängen: ob die Nation frei, mächtig und wohl regiert sey oder nicht, ob ihre Existenz und ihre Zukunft auf einer festen Basis ruhen oder nicht. Das ist der Gesichtspunkt, aus welchem gegebene Ackerzustände vor Allem zu beurtheilen sind;

* Osnabrückische Geschichte S. 43.

die andern, wie z. B. der landwirthschaftliche, der finanzielle ꝛc., sind, obgleich höchst wichtig, untergeordneter Natur und jenem nachzustellen.

Der ganze Staat, die ganze Nation, nicht blos der Ackerbau — der ganze Bürger mit allen seinen Forderungen und Leistungen, nicht blos der Landwirth — der ganze moralische und ökonomische Haus- und Familienzustand des Landwirths, nicht blos seine Eigenschaft als Produzent und Konsument von Werthen ist hierbei ins Auge zu fassen. Allerdings hat die Schule der Tauschwerthstheorie vermittelst ihrer Zersetzungsoperationen die Bestandtheile des Werths (Rente, Profit, Taglohn) gründlich ermittelt, und unter ihrer Anleitung ist man auch leicht im Stande zu entscheiden, welche Art des Gutsbesitzes, der große, mittlere oder kleine, oder die Zwergwirthschaft, den meisten Brutto- oder Reinertrag gewähre. Damit aber ist noch gar nicht ins Licht gestellt worden, welche Art des Besitzthums den tüchtigsten und ehrenhaftesten Bürger, den besten und dauerhaftesten Staat und die mächtigste und angesehenste Nation producire. Man kann ein trefflicher Chemiker und in der Analyse sehr erfahren seyn, ohne die Kunst zu besitzen, organische Körper aus ihren Urbestandtheilen zusammenzusetzen.

Auf welchen untergeordneten Standpunkt man sich bei Beurtheilung bestehender Ackerverhältnisse stelle, nimmt man nicht den höchsten ein, der alle übrigen beherrscht, immer wird man bei Maßregeln der Ackerpolitik, wie bedeutend auch in einzelnen Beziehungen ihre augenblicklichen Resultate seyen, vor der nächsten Generation, oder auch vor den folgenden zu Schanden werden. Eine dichte ländliche Bevölkerung z. B. steigert wohl den Totalbetrag der Konsumtionsabgaben und liefert eine Menge von Soldaten; ist aber dieses Resultat durch übertriebene Güterzerstücklung erzielt, so wird die Nachkommenschaft bald die Frage stellen, ob denn auch wirklich dadurch die geistige und materielle Wohlfahrt der Bürger, die Macht und Unantastbarkeit der Nation und die Staatsfinanzen nachhaltig gewonnen haben, und vielleicht schon die dritte und vierte Generation wird diese Frage ganz anders beantworten als die erste und zweite. Fideikommisse und Majorate z. B. mögen einzelnen Familien Glanz und Dauer verbürgen, was aber wird aus diesem Glanz und dieser Dauer, wenn durch

zu große Ausdehnung der Gütergebundenheit Nation und Staat zu Grunde geben?

Die ursprüngliche Vertheilung des Bodens bestimmt sich nach der Art der Niederlassung, ob sie z. B. in patriarchalischer Weise geschah, nämlich so, daß aus einer Nomadenhorde ein Stamm von seßhaften Ackerbauern erwuchs, oder im Weg der Kolonisation oder der Völkerwanderung und Eroberung. Die Kolonie einer mit der Sklaverei behafteten Republik wird in der Regel gleichen Grundbesitz unter den Freien einführen und Sklaven mitbringen. Bei den Eroberungen und Wanderungen der asiatischen Völkerschaften in Europa wiederholt sich überall derselbe Gang der Dinge: anfänglich gibt es nur National-Territorium, kein Privat-Grundeigenthum; es herrscht vorzugsweise die physische Kraft. Die bürgerliche Gesellschaft beginnt erst mit Einführung des Privat-Grundeigenthums; sie ist eine Folge des Uebergangs aus dem Jäger- und Hirtenleben zum Ackerbau. Bei der Vertheilung des Bodens sichert der Heerführer, durch Besitznahme eines überwiegenden Antheils, seiner Nachkommenschaft die Erblichkeit der höchsten Gewalt. In gleicher Weise sichern die vornehmsten Krieger durch größere Antheile am Grundbesitz ihren Nachkommen die Magnatenwürde. Die Vertheidigung der Nation wird durch ein Loos (allod heute noch im Englischen, und bei der amerikanischen Ackervertheilung a lot) in Grundbesitz gesichert, das jedem wehrhaften und freien Mann zugeschieden wird. Damit aber König, Edle und Freie dem Geschäft des Gesetzgebens, Richtens und Verwaltens, der die physischen Kräfte stärkenden und erhaltenden Jagd, und der Nationalwehre obliegen können, muß es Unfreie geben, die als Colonen oder Leibeigene alle landwirthschaftlichen und häuslichen Geschäfte verrichten. Dahin gehört auch die Verfertigung von Kleidungsstücken, Instrumenten, Hausgeräthschaften; denn noch gibt es keine eigenen Städte und keinen Handel mit fremden Städten, vermittelst dessen man Produkten-Ueberschüsse gegen Manufaktur-Bedürfnisse vertauschen könnte. Jedes Hauswesen, das größte wie das kleinste, das des Königs wie das des Edlen und des Freien, bildet ein für sich bestehendes Ganzes, das mit geringer Ausnahme Alles verzehrt, was es produzirt, und nichts produzirt, was ihm nicht eigenes Bedürfniß ist. Ein Unterschied findet nur in Ansehung der Ausdehnung des Hauswesens statt,

daß nämlich das des Edlen größer iſt als das des Freien, wie das des Königs viel größer als das des Edlen, und daß der König in allen Gauen ſeiner Herrſchaft dergleichen durch Dienſtleute verwaltete Höfe beſitzt, auf daß er überall durch perſönliche Anweſenheit (Hofhaltung) ſeinen oberherrlichen Einfluß geltend zu machen vermöge. Kriege werden geführt nicht blos, um Beute zu machen, ſondern um Grundeigenthum zu erobern, und die früheren Beſitzer deſſelben zu unterwerfen. In dieſem Zuſtand der Kultur kann es natürlich keine andere Staatsaktie geben als den Antheil am Grundbeſitz und kein anderes Mittel, den Grundbeſitz zu Werth zu bringen, als Unterjochung der landwirthſchaftlichen Arbeiter.

Mit der Stiftung der Kirche kommt zum großen Vortheil der Civiliſation ein geiſtiges Element auf; auch ſie verlangt und erhält Dotation an Grund und Boden, ſo wie in Zehnten und andern Naturalabgaben.

In Folge des Aufkommens der Feudalverfaſſung verſchwindet dagegen der größte Theil der freien Gemeinen, indem er in den Stand der größern oder kleinern weltlichen oder geiſtlichen Herrn übertritt, oder in den Stand der Dienſtleute oder der Unfreien herabſinkt, oder in die nun ſich bildenden Städte zieht. Nur ein ganz geringer Theil der Gemeinen rettet Freiheit der Perſon und des Grundbeſitzes; die große Mehrzahl muß ſich in Schutz begeben und Grundlaſten und perſönliche Dienſte ſich aufbürden laſſen. Nachdem ſo der Grundbeſitz und die Bodenrenten bei weitem zum größten Theil den weltlichen und geiſtlichen Herrn und Korporationen und ihren Dienſtleuten zugefallen, iſt die Aktie der Krone am Grundeigenthum nicht mehr groß genug, um das Uebergewicht zu behaupten; ſie muß ſich alſo nach neuen Bundesgenoſſen umſehen und findet ſie im Handel und in der Induſtrie, in den Städten, die jetzt anfangen Bedürfniß zu werden. Die Krone gibt ſomit gleichſam eine neue Reihe von Staatsaktien aus, indem ſie Gewerbe und Handel in Korporationen vertheilt, ihren Wirkungskreis gegen einander abgränzt, jedem Individuum einen gebührenden Antheil davon zuſcheidet, ſodann dieſe Vereine zu freien, politiſchen Gemeinweſen geſtaltet und ſie zu einem politiſchen Stand erhebt. Wo es der Krone gelingt, die Erblichkeit zu behaupten oder einzuführen, vergelten ihr dieſe ihre Adoptivkinder reichlich alle Sorgen und Mühen

um ihr Emporkommen. In Wahlreichen dagegen leisten sie dem Königthum nur eine Zeitlang Dienste; bald treten sie zum großen Theil in die Dienste der weltlichen und geistlichen Herrn, oder werden von ihnen zum großen Nachtheil der Krone wie der Gesammtnation unterdrückt.

Indessen bereitet sich da, wo die Krone die Oberhand behält, wie da, wo sie im Nachtheil bleibt, ein großer Umschwung vor. Die Kreuzzüge und das Pulver untergraben die Stellung eines großen Theils der weltlichen Grundherrn, wie Presse und Reformation die weltliche Herrschaft der Klerisei. Hiezu kommen die großen geographischen Entdeckungen; in ihrem Gefolge ein zuvor nicht gekannter Ueberfluß an edlen Metallen und an Produkten fremder Zonen; damit naturgemäß große Nachfrage nach europäischen Manufakturprodukten; folglich Aufschwung der Industrie, des Handels und der Schifffahrt, der Freiheit und Aufklärung. Die gebundene Arbeit erhebt ihr Haupt und verlangt Lösung ihrer Fesseln. Die Naturalwirthschaft verkehrt sich in Geldwirthschaft. Der Aufschwung der Industrie und des Handels fordert neue Arten von Produkten und größere Quantitäten von der ländlichen Bevölkerung und bietet ihr eine größere Menge von Genüssen.

Diese Fortschritte in Verbindung mit der Presse fördern Wissenschaften und Künste, Erziehung und Bildung, und aus dieser Ehe entspringen hinwiederum gewaltige Fortschritte in den industriellen Erfindungen, ungemeine Verbesserungen und Entdeckungen in der Landwirthschaft, politische Aufklärung bei den Regierungen wie den Regierten; es ersteht eine neue Macht, die Macht des Geistes, mit dem Verlangen, daß man sie durch Freiheit der Meinung, der Rede und der Presse dotire und den Rechtszustand wiederum durch öffentliches Verfahren und das Urtheil der Rechtsgenossen befestige.

Folgen dieses Umschwungs sind — für die Krone: daß ihre Existenz, ihr Glanz und ihre Macht nicht mehr hauptsächlich auf den Krondomänen, sondern auf der Kontributionsfähigkeit, auf der produktiven Kraft, der Freiheit, Aufklärung, Gesetzlichkeit und Anhänglichkeit der Nahrungsstände beruht, und daß Adel und Klerus aufhören, mit ihr zu rivalisiren — für den Adel: daß seine besondere Verpflichtung zum Kriegsdienst aufhört und in der Konscription gewissermaßen der alte Heerbann wieder auflebt; daß der

Adel zwar Dienſte und Abgaben, welche auf Leib und Acker der früheren Unfreien oder unfrei Gewordenen haften, und ſeine Anſprüche auf Abgabenfreiheit verliert oder gegen billige Entſchädigung wird aufgeben müſſen, daß ihm aber dieſer Verluſt durch Theilnahme an der Geſetzgebung, durch Vermehrung ſeines moraliſchen Einfluſſes und durch die vermittelſt der freien Arbeit und des Aufkommens der Induſtrie ungemein erhöhte Landrente reichlich erſetzt wird — endlich für den Bauer: daß durch die ihm gewordene Freiheit des Leibes, des Geiſtes und des Bodens ſeine produktive Kraft und ſeine Ehre bedeutend gehoben wird, dergeſtalt, daß nun in einem kräftigen, wohlhabenden und gebildeten Stand von Landwirthen, Induſtriellen und gelehrten Bürgern jener wichtige Stand der freien Gemeinen, einſt vermittelſt der alten Gauverfaſſung der Träger deutſcher Nationalkraft und Nationalfreiheit, in veredelter Geſtalt wieder aufzuleben beginnt.*

---

* „In der erſten und güldenen Periode der deutſchen Geſchichte," ſagt Juſtus Moeſer in ſeiner Einleitung zur Geſchichte des Stifts Osnabrück, „war noch jeder Ackerhof mit einem Eigenthümer oder Wehren beſetzt; kein Knecht oder Leut auf dem Heerbannsgut geſeſſet, nichts als hohe und gemeine Ehre in der Nation bekannt; niemand außer dem Leut oder Knecht einem Herrn zu folgen verpflichtet und der gemeine Vorſteher ein erwählter Richter, welcher blos die Urtheile beſtätigte, ſo ihm von ſeinen Rechtsgenoſſen zugewieſen waren." Wir überlaſſen es, beiläufig geſagt, denen, die das Geſchworengericht für eine franzöſiſche Erfindung ausgeben wollen, ſich mit Moeſer und Eichhorn abzufinden oder vielleicht auch erſtern in Anklageſtand zu verſetzen, daß er am angeführten Ort von dem dritten- oder bleiernen Zeitalter der deutſchen Geſchichte ſagt: „alle Ehre ſey nur im Dienſt." Wir machen nur noch darauf aufmerkſam, wie in jenem Zuſtand, den Moeſer den güldenen nennt, nach Eichhorn (deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte I. Th. S. 65) die Gauverſammlungen und ihre Beamten (nach Tacitus concilia), als Mittelpunkt aller öffentlichen Geſchäfte, die Handhabung der Ordnung, die Rechtspflege, die Nationalvertheidigung ſowie alle andern wichtigen Angelegenheiten, namentlich die das Eigenthum betreffenden, beſorgten. Dieſe politiſche Verfaſſung hat ſich bis auf den heutigen Tag zum Theil in den Kantonen der Schweiz ſowie in den Provinzen Belgiens und Hollands erhalten, und wahrſcheinlich iſt die heute noch beſtehende Komitatsverfaſſung der Magyaren eine Nachbildung der deutſchen Gauverfaſſung, wenigſtens iſt ſie ihr vollkommenes Ebenbild bis auf das Erbrecht im Grundeigenthum und die ſogenannte Aviticität (ſ. Eichhorn a. a. O. S. 352

Seit mehr als drei Jahrhunderten ist nun die alte Ackerverfassung, gleichwie die Gewerb- und Handelsverfassung, gleichwie die Staatsverfassung in der Auflösung und Verwandlung begriffen, und es ist klar, daß die letztere sich nur kräftig entwickeln kann, wenn die neuen Verfassungen der Nahrungsstände mit ihr in Harmonie stehen — wenn jene von diesen getragen wird.

Wie verschieden die Ansichten seyn mögen über die Nothwendigkeit der Vereinigung oder der Theilung der öffentlichen Gewalten und über die Machtverhältnisse zwischen Krone, Adel und Gemeinen: darüber kann kein Streit mehr seyn, daß in unseren Tagen die Staatsverfassung jedes civilisirten Landes die gemeine Wohlfahrt als Grundprincip anerkennen, daß sie Ehre, Macht und Freiheit der Nation als höchstes Ziel ihres Strebens betrachten muß.

Wie verschieden die Ansichten seyen über die Art und Weise der Theilnahme der Volksorgane an der Gesetzgebung, an der Kontrole der höhern Staatsadministration, an der Korporationsverwaltung und an der Rechtspflege: darüber kann kein Zweifel mehr obwalten, daß dieser Antheil um so bedeutender ausfallen muß, je civilisirter die Nation ist, daß er nur im Wege der Vertretung und Selbstthätigkeit der Staatsbürger und Korporationen ausgeübt werden, und daß die Volksvertretung nur da etwas taugen kann, wo die Mehrzahl der Bürger ökonomische und geistige Selbstständigkeit besitzt.

Die geistige Selbstständigkeit erwächst aber hauptsächlich aus der ökonomischen, und daß die Mehrzahl der Bürger beider theilhaftig wird, ist zum großen Theil eine Folge der Verfassung der Nahrungsstände.

Wie bei der Staatsverfassung, so ist nach unserer Ansicht bei der Ackerverfassung die Bildungsstufe der Nation, von welcher es sich handelt, besonders zu berücksichtigen. Anders sind die Bedürfnisse einer noch barbarischen oder halbbarbarischen, anders die

---

und seqq. u. 403). In Deutschland bemerken wir bereits schöne Anfänge zu Wiederbelebung der alten Gauverfassung, z. B. die Landräthe im Königreich Bayern.

Miethgespann arbeitet. Gütergemenge nennen wir diejenige Ackereintheilung, wobei eine Menge kleiner Parzellen vom Dorf aus kultivirt wird, im Gegensatz zu der Hofwirthschaft, wobei der Güterkompler ein zusammenhängendes Ganzes bildet, und der Landwirth in der Mitte seiner Besitzung wohnt.

Nach unserer Ansicht ist die Zwergwirthschaft eine Tochter der Gütergemeng- und Dorfverfassung; beide aber in derjenigen Ausdehnung, in welcher sie gegenwärtig in vielen Repräsentativstaaten bestehen, halten wir für das größte Gebrechen der Ackerverfassung.

Wir leben der Ueberzeugung, daß diejenige Ackerverfassung, wobei die mittleren und kleinern Wirthschaften die Regel, die Großwirthschaften und die Zwergwirthschaften dagegen die Ausnahme bilden, dem Repräsentativsystem sowohl als dem landwirthschaftlichen und national-ökonomischen Prinzip am besten entspreche; daß folglich in solchen Ländern, wenn die Güterzerstücklung sehr überhand genommen hat, die Gesetzgebung und Verwaltung allererst auf angemessene Reduktion der Gemenge- und Dorfwirthschaft und allmählige Einführung der Hofwirthschaft wirken müsse, weil hierin das Mittel liegt, das weitere Ueberhandnehmen der Zwergwirthschaft zu hemmen und sie da, wo sie überhand genommen, nach und nach in mittlere und kleinere Wirthschaften zu verwandeln.

Großwirthschaften, umgeben von mittleren und kleinen und von Zwergwirthschaften, üben einen wohlthätigen Einfluß auf diese durch Veredlung der Viehzucht, Vervollkommnung der Maschinen, Einführung verbesserter Verfahrungsweisen und neuer Kulturen, durch Aufspeicherung von Vorräthen, durch die großartigen landwirthschaftlichen Gewerbe, die gewöhnlich damit verbunden sind, und dadurch, daß sie den Industriellen und Städten große Massen von überflüssigen Produkten und Rohstoffen liefern. Zur Zeit des Mißwachses und der Theurung tritt ihre Nützlichkeit auf eine nicht zu verkennende Weise ins Licht. Nicht minder nützlich ist dem Gemeinwesen eine mäßige Anzahl von reichen Grundbesitzern, wenn sie keine besondern Vorrechte als ausnahmsweise persönliche Berechtigung zu einer verhältnißmäßigen Theilnahme an der Gesetzgebung besitzen. In dieser Beschränkung bei mäßiger Zahl sind sie in der konstitutionellen Monarchie die

unabhängigsten Vertheidiger der Freiheit, die natürlichsten Vertreter der Rechte des mittleren und kleineren Grundbesitzers und zugleich die sichersten Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften ꝛc. ꝛc.

Wo die Großwirthschaft sehr vorherrschend ist, da sollte mit der steigenden Kultur dahin gestrebt werden, daß ein ansehnlicher Theil der großen Besitzungen, zerschlagen in mittlere und kleinere Wirthschaften und in Parzellen, verkauft oder in langen Zeitpacht oder in Erbpacht gegeben werde. Da der eigene wohlverstandene Vortheil der großen Grundbesitzer für eine solche Maßregel spricht, so dürfte die Staatsgewalt da, wo sie von der öffentlichen Meinung und der Presse unterstützt ist, dabei eben keine unübersteiglichen Schwierigkeiten finden.*

---

* Vorherrschende Selbstbewirthschaftung bei großen Gütern beweist nur Mangel an Civilisation, an Kommunikationsmitteln, einheimischen Gewerben und an reichen Städten. Man findet sie deßhalb in Rußland, Polen, Ungarn, Mecklenburg überall. Früher war sie auch in England vorherrschend; mit dem Aufkommen des Handels und der Gewerbe trat aber Zerschlagung in mittlere Wirthschaften und Verpachtung an ihre Stelle. So lange sich kein wohlhabender und gebildeter Stand von Pächtern gebildet hat und Leibeigenschaft besteht, ist der große Grundbesitz nur durch eigene Bewirthschaftung und durch persönliche Dienstleistung der Hintersaßen zu nützen. Bei weitem der größte Theil des Ertrags solcher Wirthschaften wird von dem eigenen höchst komplicirten Haushalt des Grundbesitzers konsumirt. Um aber Bedürfnisse des feinern Lebens bestreiten zu können, die von weiter Ferne bezogen werden müssen, hat man Dinge zu produziren, die nach weiter Ferne verschickt werden können, z. B. Wolle, Pferde, Branntwein ꝛc. ohne Rücksicht auf die Ertragsfähigkeit der Ländereien. Auf diese Weise reicht ein Grundbesitz, der in hochcivilisirten Ländern 10 oder 20 Eigenthümer in den Stand setzen würde, mit dem Ertrag mittlerer und kleinerer Pachtgüter das gemächlichste und geordnetste Leben zu führen, ihre Muße den Künsten und Wissenschaften oder den öffentlichen Geschäften zu widmen, sich durch Reisen zu unterrichten oder zu vergnügen ꝛc., kaum hin, um einer einzigen Adelsfamilie dasjenige Auskommen zu verschaffen, das sie ein standesmäßiges zu nennen pflegt. Worin besteht aber eine solche standesmäßige Existenz? Herr und Frau, einerseits mit den Sorgen und Mühen der Beaufsichtigung einer ausgedehnten und hundertfach sich verzweigenden Wirthschaft belastet, andererseits ohne andern Umgang als mit Gesinde und Hintersaßen, oder mit wenigen Familien ihres Standes,

Fideikommisse und Majorate in zu großer Anzahl sind dem Gemeinwesen schädlich, und in England hat der Adel selbst in dieser Ueberzeugung auf ihre Verewigung verzichtet. Das englische „Entail" ist nur bis auf den dritten schon lebenden Erben, oder bis der noch ungeborene Erbe 21 Jahre alt ist, gültig.*

---

verbringen ihre Zeit aufs kläglichste. An Ordnung ist bei einer solchen Wirthschaft in der Regel nicht zu denken. Da man nie rechnet, was man zu verzehren hat, so verbraucht man fast immer mehr, als man darf, und geräth in die Hände der Juden. Dienstboten und Hintersaßen sind träge, leben in den Tag hinein ein kummerliches, knechtisches Leben und machen ihrer Herrschaft durch ihr heimtückisches Wesen tausend Verdruß. Kurz, im Besitz aller Naturgüter, die in einer andern Ordnung zureichend wären, einer unendlich größern Zahl von Menschen, den arbeitenden wie den verzehrenden, Ueberfluß, Zufriedenheit, Bildung zu verschaffen, haben Alle die traurigste Existenz. Man braucht nur die neuesten Reisebeschreibungen von Jesse, Bremner, Kohl, Stephens, Paget, besonders aber »a residence on the shores of te Baltic by a lady« zu lesen, um zu dieser Schilderung hundert Belege zu finden. An einem andern Ort werden wir die auf die Ackerpolitik und Ackerwirthschaft Bezug habenden Beobachtungen der neuesten Reisenden zu Begründung der in dieser Abhandlung ausgesprochenen Ansichten dem deutschen Publikum vorlegen.

* Im südlichen Deutschland und am Rhein sind bis jetzt die Majorate noch keineswegs zu einer schädlichen Ausdehnung angewachsen. Lesenswerthe Aufsatze über die Nachtheile des zu ausgedehnten Majorats enthält die Königsberger Zeitung (1842, erster halber Jahrgang). Zum höchsten Extrem ist die Ausdehnung des Fideikommisses in Ungarn getrieben; dort sind daher auch seine Wirkungen am besten wahrnehmbar. Die ungarische Aviticität ist im wesentlichen nichts Anders als ein, auf eine ganze Nation ausgedehnter Familienfideikommiß. In England ward das „Entail" auf Betreiben der großen Barone durch ein Statut Edwards I. eingeführt. Schon unter Eduard IV. wurden jedoch die Nachtheile desselben so fühlbar, daß man anfing das Statut Edwards I. zu umgehen, bis endlich unter Heinrich VIII. das „Entail" diejenige Einrichtung erhielt, die es heute noch hat, und welche von sehr angesehenen englischen Schriftstellern als die möglichst vollkommene betrachtet und gerühmt wird.

Außer den im Text angeführten Modifikationen besteht noch die, daß der Majoratsbesitzer Verträge auf lange Zeitpacht (leases) eingehen kann, die bis auf drei seiner schon lebenden Nachfolger, oder bis zum 21sten Jahr des noch ungeborenen, Gültigkeit haben. Gleichwohl sagt Adam Smith, in seinem Werk über den Nationalreichthum (2ter Theil, S. 87): „man vergleiche den gegenwartigen Zustand

Eine gesetzliche Beschränkung des Großbesitzes ist dagegen in industrie- und handelsreichen Ländern bei beschränkten Majoraten und Fideikommissen vollkommen unnöthig, da hier die mittlere Wirthschaft eine weit höhere Rente gewährt als die große, folglich eine natürliche Hinneigung zur Zerschlagung des Besitzes in mittlere und kleine Pachtgüter stattfindet, und da es dem Staate gleichgültig seyn kann, ob die Güter von dem Eigenthümer selbst, oder im langen Zeitpacht oder im Erbpacht bewirthschaftet werden. Von einigen deutschen Theoretikern wird zwar behauptet, der Eigenthümer bewirthschafte das Gut am tüchtigsten; dem steht aber die Erfahrung von England entgegen, und auch bei uns ist es mehr als zweifelhaft, ob ein Mann von nicht sehr bedeutendem Vermögen, der den größten Theil seines Kapitals auf den Ankauf des Gutes verwenden muß, um nur einen Theil des Gutswerths darauf angelehnt zu erhalten, besser im Stande sey, mit dem geringen Rest seines Kapitals das Gut zu bestocken, als der bloße Pächter, der sein ganzes Kapital auf die Bestockung des Guts verwenden kann.* Ja wir haben allen Grund, eben den Umstand,

---

von großen Majoratsgütern mit den benachbarten Gütern der kleinern Besitzer, und man wird weiter kein Argument bedürfen, um sich zu überzeugen, wie wenig die Majorate der Verbesserung günstig sind."

* Nur diejenigen deutschen Schriftsteller, welche für die Auflösung alles Bauerwesens in Zwergwirthschaften eingenommen sind, stellen die widersinnige Bedingung, daß der Bebauer auch zugleich Eigenthümer seyn müsse. Es ist dies ungefähr so weise, wie wenn man von den Städtern behaupten wollte, sie könnten Gewerbe und Handel nur dann mit Vortheil betreiben, wenn sie auch Eigenthümer der dazu erforderlichen Häuser, Werkstätten und Gewölbe seyen. Alle Gründe, die hier für und gegen die Miethe sprechen, sprechen auch dort für und gegen den Pacht. Eisner, der überall ein gesundes Urtheil an den Tag legt, ist in seiner Politik der Landwirthschaft ganz unserer Ansicht (S. 96). Eben so Hansen in seiner vortrefflichen Anzeige des Harthausischen Buchs (Rau's Archiv IV. Band, S. 429). H. v. Raumer in seinem Buch über England ist uns entgegen, aber wie bedeutend H. v. Raumer in der Geschichte seyn mag (wir maßen uns darüber kein Urtheil an), mit so unbegreiflicher Oberflächlichkeit und Schiefheit urtheilt er über alle national-ökonomischen Fragen und insbesondere über die vorliegende. H. v. Rumohr ist in seiner vortrefflichen Reise nach der Lombardei, die in jeder Zeile ein Goldkorn bietet, Hrn. v. Raumer entschieden entgegengetreten. Wir werden Hrn. v. Raumers England anderswo ausführlich beurtheilen.

daß das Gemengesystem dem mittleren und kleinen Ackerwirth die Nothwendigkeit aufbürdet, Eigenthümer und Unternehmer in Einer Person zu seyn, und zu diesem Zweck fremde Kapitale aufzunehmen, für die Hauptursache des Uebelstands zu halten, daß dem mittleren Ackerwirth bei diesem System nicht selten das zureichende Bestockungskapital fehlt.

Beim Licht betrachtet ist das Pachtsystem, wo es zweckmäßig geordnet ist,* in der That mehr demokratischer als aristokratischer Natur, insofern dadurch sogar dem Parzelleigenthümer und kleinen Kapitalbesitzer der Uebergang zu einer größeren Wirthschaft erleichtert und Gelegenheit eröffnet wird, durch Thätigkeit, Unternehmungsgeist und Sparsamkeit nach und nach selbst Eigenthümer zu werden.

So sollte bei großen wohlregierten Nationen alter Kultur überall eine Stufenreihe von Wirthschaften bestehen von der Parzelle bis zum Großgut, wobei es jedem Individuum möglich

---

„Der Zeitpacht," bemerkt Hansen a. a. O., „habe sich in Schleswig und Holstein besser bewährt, als der Erbpacht, und sogar der sehr beschwerte Zeitpacht besser als der günstige und billige. Das einzige Mittel, die Bauern zu heben, sey beträchtliche Erhöhung der Pachtsumme gewesen. Nun hätten sie ein schweres Pensum zu absolviren gehabt und sich anstrengen müssen, um bestehen zu können. Hierdurch seyen sie aus ihrer Indolenz herausgekommen, hätten besser gewirthschaftet und bei höherem Pacht als Industriegewinn mehr übrig behalten als früher bei niedrigem." Zur Regel mag diese Erfahrung nur da erhoben werden, wo früher in Folge der Leibeigenschaft den Landwirthen Indolenz zur Gewohnheit geworden ist; nicht aber in Ländern und Gegenden, wo der Landwirth Denkwerkzeuge und Gliedmaßen längst schon zu gebrauchen weiß und den Peitschenhieben allzu hoher Steuern und Pachtgelder schon mehr entwachsen ist.

* In Irland ist bei großem Grundbesitz das Pachtsystem vorherrschend, es ist aber nicht zweckmäßig geordnet und wirkt in Verbindung mit dem Großbesitz noch schlimmer als die Güterzerstücklung, wobei der Bauer zugleich Eigenthümer ist. Ein einziges, die Zersplitterung der Pachtgüter beschränkendes Gesetz würde Irland vor dem größten Theil der Uebel bewahrt haben, denen es jetzt fast erliegt. Gegen diejenigen, welche die Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit gesetzlicher Einschreitung in die Rechte der Grundeigenthümer bestreiten, citiren wir unsern alten Moeser. „Die Erde ist des Staats," ruft der Mann der geschichtlichen Freiheit aus, wie seiner Zeit Moses gesagt hat: „die Erde ist des Herrn."

wäre, von der unterſten Stufe der Wirthſchaft bis zur oberſten emporzuſteigen.

Die Parzellwirthſchaft iſt nur nützlich als Beihülfe oder Appertinenz zum Gewerbe, beim Garten- oder Weinbau, in der Nähe von Städten oder Marktflecken oder zur Unterſtützung des Standes der Taglöhner, dem ſie zugleich als Sparkaſſe und als Gelegenheit dient, ſeine freie Zeit und die ſeiner Angehörigen nützlich zu verwenden. In dieſer Beſchränkung iſt ſie eine der Freiheit, dem Wohlſtand und der Moralität ungleich nützlichere Dotation der arbeitenden Volksklaſſen als die engliſche Armentaxe.

Wo ſie weiter geht oder gar Regel iſt, da erſcheint ſie als das bedeutendſte Gebrechen der Ackerverfaſſung. Alsdann führt ſie zur allgemeinen Kartoffelwirthſchaft, d. h. zu demjenigen Zuſtand, in welchem die Mehrzahl der Landwirthe ihr Leben damit zubringt, Kartoffeln zu bauen und Kartoffeln zu eſſen; in welchem ſie nicht allein an aller kräftigenden Speiſe, ſondern ſogar an dem nöthigſten aller Gewürze, ohne welches ſelbſt das Thier phyſiſch ausartet — an Salz — Mangel leiden; in welchem ſie ſich in ſelbſt geſponnene und ſelbſt gewebte Lumpen hüllen; in welchem der Menſch die Dienſte des Eſels, des Pferdes und des Zugſtiers verrichtet, ohne ſich der kräftigen Nahrung dieſer Laſtthiere zu erfreuen; in welchem bei all dem der größte Theil der arbeitenden Klaſſen ſeine Zeit im Müſſiggang oder im Schlendrian verbringt, weil Jedermann mehr Zeit auf Händen hat, als er zu Beſorgung ſeiner kümmerlichen Wirthſchaft zu verwenden braucht. Gegen die Exiſtenz ſolcher Gusbeſitzer iſt die eines wohlgehaltenen Sklaven eine fürſtliche.

Man blicke auf Irland hin und ſage, ob wir übertreiben. Damit ſoll indeſſen nicht behauptet ſeyn, das Uebel habe jetzt ſchon in Deutſchland einen ſo hohen Grad erreicht; daß es aber am Rhein, am Neckar, am Main und überall, wo die Parzellwirthſchaft vorherrſchend und Gütertheilung erlaubt iſt, ſtark an die Thüre poche, wer mag es leugnen? Stellenweiſe iſt es bereits da; denn jetzt ſchon gibt es große Dorfſchaften, in welchen kein Pflug mehr geht, und andere, wo, weil die Parzellen nicht mehr zu verkleinern ſind, den Töchtern einzelne Fruchtbäume zum Heirathgut gegeben werden, ja ſogar ſolche, wo die geſammte

Einwohnerschaft nur in der Auswanderung mit Kind und Gesind ihre Rettung zu finden glaubt.

Allerdings ist die Auswanderung ein Mittel, dessen sich die Vorsehung bedient, um den ganzen Erdball zu kultiviren, und in blos von Thieren bewohnten Wildnissen neue und sogar vollkommenere Gesellschaftszustände hervorzurufen, oder in Barbarei zurückgefallene Völkerschaften und abgestandene Civilisationen wiederum aufzufrischen. Allerdings ist sie die wohlthätige Kraftäußerung einer lebenskräftigen Nation, wo nur Ueberschüsse von Menschen und Kapitalien zum Vortheil der Industrie und des Handels im Mutterland nach fernen Gegenden ausfließen. Aber ein die Lebenskraft des Körpers verzehrender Krebsschaden ist sie da, wo die Menschen das Land ihrer Geburt verlassen, nicht weil es von Ueberfluß an Menschen, an Kapital und an allen andern Arten von Kräften strotzt, sondern weil ihnen die gesellschaftlichen Zustände unerträglich geworden sind, weil Mißregierung sie drückt, oder eine fehlerhafte Ackerverfassung ihnen die Nahrung verkümmert. Hier haben wir es nur mit der letztern Ursache zu thun.

Bei Nationen alter Kultur kann ein hoher Grad von individuellem und allgemeinem Wohlstand nur bestehen, wenn sie ihre produktiven Kräfte harmonisch entwickelt, d. h. wenn sie Ackerbau, Industrie und Handel in richtigem Verhältniß ausgebildet, oder mit andern Worten, wenn sie ihre nationale Arbeitstheilung in möglichst vollkommener Weise realisirt haben. In Ländern, wo die Ausbildung dieser verschiedenen Faktoren der öffentlichen Wohlfahrt in stetiger Wechselwirkung vor sich gegangen, kann die Güterzerstücklung weniger um sich greifen, als in den von großen Gewerbsanstalten entblößten; denn was die industrielle Bevölkerung an Rohstoffen und Lebensmitteln bedarf, muß nothwendig von der landwirthschaftlichen Bevölkerung erübrigt werden, und nur vermittelst dieser Erübrigung wird die landwirthschaftliche Bevölkerung in den Stand gesetzt, die Produkte der Industrie und fremder Zonen in reichlichem Maße anzuschaffen. Was nun aber an Lebensmitteln auf dem Lande nicht verzehrt wird, das kann unmöglich die ländliche Bevölkerung vermehren, daher muß erst der größte Theil des ländlichen Bevölkerungszuwachses in die Industrie übergehen, bevor sie selbst wieder in etwas steigen kann. Und selbst dieses Steigen wird mehr eine Folge der verbesserten

Landwirthſchaft als der Güterzertheilung ſeyn. Denn da in dieſem Verhältniß die mittlere Wirthſchaft beſſer rentirt, als die Zwergwirthſchaft, da dem Beſitzer der mittleren Wirthſchaft die Mittel zu landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen nicht fehlen, und andererſeits der minder Wohlhabende bei reichlicher Arbeitsgelegenheit und Belohnung den Stand des Taglöhners dem eines Zwerglandwirths vorzieht, ſo werden in dieſem Zuſtand die mittleren Wirthſchaften die Regel bilden; die Uebel der maßloſen Güterzertheilung werden ferne bleiben, und Auswanderung wird erſt eintreten, wenn die Manufakturwaarenausfuhr mit der Bevölkerungsvermehrung nicht mehr in gleichem Verhältniß ſteigt, wenn die Landwirthſchaft keiner weſentlichen Verbeſſerung mehr fähig iſt, oder wenn die Zufuhr fremder Lebensmittel und Rohſtoffe geſetzlich gehemmt wird. Dieſe Art der Auswanderung, zumal wenn ſie nach Kolonien oder nach fremden Ländern geht, die uns Fabrikate gegen Produkte abnehmen, nennen wir eine wohlthätige, eine den Wohlſtand der Individuen wie die Macht des Staats und den Ruhm und die Ehre der Nation fördernde Kraftäußerung. Anders ſtehen die Sachen, wenn aus irgend einem Grunde, ſey es Krieg, ſeyen es ſchädliche Inſtitutionen, ſey es fremde Konkurrenz, die innere Induſtrie des Landes ſich nicht in gleichem Maße mit dem Ackerbau entwickelt, und wenn in Folge dieſes Mißverhältniſſes an die Stelle der nationalen Arbeitstheilung die Theilung des Bodens getreten iſt und überhand genommen hat. In dieſem Zuſtand iſt die Nachfrage der Städte nach Ackerprodukten nur ſehr ſchwach, folglich geht auch das Vermögen der Landbewohner, die Produkte der Induſtrie und fremder Zonen zu konſumiren, ins unendlich Kleine.

Je größer nun die Summe der dem Lande zur Verzehrung übrig bleibenden Produkte iſt, deſto mehr wirkt ſie auf die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung, und weil dieſer Bevölkerungszuwachs in der Induſtrie kein Unterkommen findet, bleibt ihm keine andere Wahl, als da ſein Fortkommen zu ſuchen, wo er entſtanden iſt. Die Mittel es zu finden heißen: weitere Güterzerſtücklung, weitere Entbehrung aller theuren Fabrikate und aller Kolonialprodukte; Selbſtverfertigung des Unentbehrlichſten und Nothdürftigſten; weitere Entbehrung aller kräftigen und koſtſpieligen Nahrung; zuletzt Kartoffeln ohne Salz und abgeſchöpfte Milch. Auf das weitere Umſichgreifen dieſer Wurzel alles Uebels, der Güter-

zerstücklung, aber wirkt: die gleichheitliche Theilung des Bodens bei Erbschaften, die Leichtigkeit, womit bei dieser Gelegenheit in der Gemengverfassung allen Erben ein kleines Fleckchen Land von jeder Lage und Qualität, somit eine Zwergwirthschaft mit allen ihren Bestandtheilen zugeschieden werden kann; der in diesem Zustand herrschende Mangel an Gelegenheit zur Arbeit und die daraus erwachsende Unbedeutenheit des Taglohns; der Mangel einer Erziehung, vermittelst welcher man außerhalb des Dorfes seinen Unterhalt finden könnte; der gar zu beliebte Schlendrian, und die den Dorfbewohnern eigene Trägheit des Geistes, die immer dem Beruf des Vaters — zumal einem so wenig Anstrengung erfordernden Beruf — den Vorzug gibt; der Mangel an Bedürfnissen des Wohllebens und der Standes- und Familienehre, endlich der mit der Gütertheilung fortwährend höher steigende Geldwerth des Bodens, eine Erscheinung, die ihren Grund hat nicht allein in der großen Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern hauptsächlich in dem Umstand, daß die Liebhaber der Grundstücke in der Regel heirathslustige und nach irgend einem Grundbesitz schmachtende Leute sind, die, aus Begierde, einen gewissen Grad von Selbstständigkeit zu erlangen und ihr eigener Taglöhner zu werden, den Werth ihrer Arbeit viel geringer tariren und die Bodenrente viel höher berechnen, als der ordentliche, auf die Beihülfe von wohlgenährten und wohlbelohnten Taglöhnern angewiesene, und selbst an einen mäßigen Lebensgenuß gewöhnte Landwirth Taglohn, Profit und Rente berechnen muß. Daraus folgt denn auch, daß in diesem Zustand die mittlere Wirthschaft, wegen des sehr übertriebenen Boden-Geldwerths nicht mehr rentirt, daß daher die Kapitalisten weniger geneigt sind, ihre Kapitale im Grundbesitz anzulegen, als sie der Zwerglandwirthschaft auf Hypotheke auszuleihen.

Wie sehr nun diese Zwergwirthe sich einschränken mögen, auch bei bloßer Kartoffelkost geht die Bevölkerung ihren Gang fort, und erst nachdem es viel zu spät ist, dem Uebel zuvorzukommen, macht man die Wahrnehmung, daß an dem gar zu ärmlich besetzten Tisch viel zu Viele Platz genommen haben. Nun treibt die harte Nothwendigkeit einen Theil der überfüllten Gemeinde in die weite Welt. Leider vermögen aber die dem absoluten Mangel bereits Verfallenen die großen Kosten der Auswanderung nicht

mehr zu beſtreiten, und der Entſchluß, den Schauplatz des Mangels zu verlaſſen, bleibt nur noch denen übrig, welche ſich an dem Schickſal der bereits Verarmten ein Exempel nehmen, und die gerade noch ſo viel Vermögen beſitzen, um ſich von der Auswanderung eine glücklichere Zukunft verſprechen zu dürfen, und ſo viel Verſtand, um vorherzuſehen, daß ſie ohne dieſen Schritt — wenn nicht ſie ſelbſt, doch wenigſtens ihre Kinder — in die Reihe der Kartoffeleſſer herabſinken und mit eiſernen Banden an dieſe jammervollen Kartoffelzuſtände würden gekettet werden. So geht das fort und fort, ſo lange die Meinung dauert, daß bei allgemeiner Gemengverfaſſung und bei unbeſchränkter Gütervertheilung ein leidlicher Zuſtand der landwirthſchaftlichen Bevölkerung möglich ſey. Anſtatt Manufakturwaaren auszuführen und Rückfrachten an Rohſtoffen, Kolonialwaaren und fremden Lebensmitteln entgegen zu nehmen, füttert das Land Menſchen auf und füttert ſie ohne irgend einen Erſatz der Auffütterungskoſten, ja noch mit dem ewigen Verluſt des Kapitals, das ſie mit ſich ins Ausland nehmen. Leichter wär' es wahrlich, das Faß der Danaiden zu füllen, als in einem ſolchen Lande einen wohlhabenden Stand von Landwirthen und blühende Gewerbe emporzubringen.

Dabei iſt es eine Betrachtung der niederſch'agendſten Art, zu ſehen, wie faſt jeder Fortſchritt in der Wirthſchaftskunſt, jede Beſtrebung, die geſellſchaftlichen Zuſtände zu verbeſſern, dieſe Uebelſtände nur noch mehr vergrößert.

Ohne Zweifel iſt die Einführung der Karteffel eine große landwirthſchaftliche Verbeſſerung; was aber hatte ſie in Irland und Deutſchland zur Folge? Güterzerſtücklung.

Eine nicht minder bedeutende Verbeſſerung war die Einführung der Futterkräuter; hat aber ſeitdem der Fleiſchgenuß bei den arbeitenden Klaſſen zugenommen? Sicher das Gegentheil.

Man verbeſſert die Hypothekenordnung und vermehrt den Kredit des Landmanns durch Kreditinſtitute; was anderes bewirkt man aber dadurch, daß man dem Unbemittelten den Güterankauf erleichtert, als Gütertheilung?

Man errichtet landwirthſchaftliche Schulen und Inſtitute, aber nur dem Ausland erzieht man tüchtige Landwirthe, die einheimiſchen ſind gebildet genug, die Hacke zu führen. Und was ſoll Pferde- und Hornviehveredlung, wenn der Zuſtand der Landwirthſchaft

die Haltung eines tüchtigen Viehstandes immer weniger erheischt und ermöglicht?

Alle Bestrebungen, die Landwirthschaft von den Feudallasten und von den Zehentverhältnissen zu befreien, und öde Gemeindegründe zu Anbau und Ertrag zu bringen, wirken nur auf die Herbeiführung und Ausdehnung der Kartoffelwirthschaft. Und wie soll bürgerliche Nahrung gedeihen, wenn etliche Krautköpfe, ein Korb voll Aepfel, ein Sack voll Getreide die ganze entbehrliche Jahresausbeute einer landwirthschaftlichen Familie ausmacht, die sie auf dem Kopf euch zuschleppt — nicht um dafür städtische Produkte entgegen zu nehmen — diesen geringen Bedarf kann sie leichtlich mit ihrem kleinen Erlös aus Eiern, Federvieh und Butter bestreiten — nein, um euch die Zinsen für die Anlehen abzutragen, für welche ihr kümmerliches Eigenthum euch verpfändet ist. Wie sollen großartige Gewerbsanstalten in einem Lande blühen, wo die ganze Familienkonsumtion an Kleidungsstücken und Geräthschaften von neun Zehntheilen der Bevölkerung nur wenige Gulden an Werth ausmacht?

Nicht trostreicher, wahrhaftig, ist der Anblick der politischen Zustände bei solchen landwirthschaftlichen Verhältnissen. Kleinhandwerker und Zwergbauern haben in der Regel weder die Bildung, noch die Unabhängigkeit des Geistes und der ökonomischen Stellung, die zu öffentlichen Dienstleistungen oder zu Behauptung der Staatsbürgerrechte erforderlich ist. Daraus erwächst der große Uebelstand, daß an ihrer Seite eine allzu zahlreiche, eine übermächtige Beamtenaristokratie ersteht, welche alle Geschäfte der Gemeinden und Korporationen, der höhern Verwaltung, der Rechtspflege und der Gesetzgebung an sich reißt, die Staatsbürger überall bevormundet, über schwülstigem, todtem Formenwesen die Zwecke der Gesellschaft vernachlässigt, und nach und nach die Nation in jenen Zustand versetzt, in dem wir diejenige Nation sehen, bei welcher die Volksbevormundung am vollständigsten und konsequentesten durchgeführt und entwickelt ist — die Chinesen. Die unermüdlichste Thätigkeit, die gewissenhafteste Pflichterfüllung der höhern Staatsbeamten, die edelsten Gesinnungen und Bestrebungen des Staatsoberhauptes vermögen in einem solchen Zustand fast so wenig, als der todte Buchstaben geschriebener Konstitutionen und Gesetze. So lange der Staatskörper von Grund aus falsch konstruirt ist,

werden ihm ſelbſt die kräftigſten Heilmittel zu Gift. Von Grund aus tüchtig zu konſtruiren iſt aber der Repräſentativſtaat nur dadurch, daß man ihm eine gehörige Anzahl von vollwichtigen Staatsbürgern verſchafft.

Drei Haupteigenſchaften ſind es, die wir von dem Staatsbürger verlangen, wenn wir ihn für vollwichtig halten ſollen; erſtens, daß er durch ökonomiſche Kompetenz unabhängig genug ſey, um weder Gunſt noch Unterſtützung zu bedürfen, noch Ungunſt zu fürchten, und wohlhabend genug, um nicht nur in ordentlichen Zeiten zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt und Erhaltung der Ordnung das Seinige entweder den Geſetzen gemäß, oder freiwillig beizutragen, ſondern um auch in ungewöhnlichen Zeiten zu Aufrechthaltung des Rechtszuſtandes im Innern und zu Behauptung der Nationalintegrität auſſerordentliche Beyhülfe zu leiſten. Zweitens, daß er geiſtig befähigt ſey, an der Verwaltung der Gemeinde und der höheren Korporationen wirkſamen Theil zu nehmen, ſeine Staatsbürgerrechte zu verſtehen und auf geſetzliche Weiſe kräftig zu behaupten, und ſeine Staatsbürgerpflichten (z. B. das Amt des Repräſentanten oder doch das des Wählers, des Geſchwornen, des Landwehrmannes) in ihrem vollem Umfang zu erfüllen. Drittens, daß er im Stande ſey, ſeine Kinder ökonomiſch und geiſtig der Art auszuſtatten, daß von ihnen möglichſt Viele die Pflichten vollwichtiger Staatsbürger zu erfüllen vermögen.

Wir behaupten damit nicht: alle Staatsbürger müſſen dieſe Eigenſchaften beſitzen; denn daraus würde folgen, entweder daß es gar keine Arbeiter oder Zwergbauern und Kleinhandwerker geben ſolle, oder daß ihnen die Rechte von Staatsbürgern nicht einzuräumen ſeyen. Unſere Meinung iſt nur: die Staatsgewalt habe dahin zu ſtreben, daß es im Staat möglichſt viele Bürger gebe, welche im Beſitz der oben erwähnten Eigenſchaften ſeyen, und daß das Gemeinweſen um ſo weniger dem Ideal eines vollkommenen Staates nahe komme, je geringer die Zahl jener vollwichtigen Staatsbürger ſey im Verhältniß zu den ökonomiſch Abhängigen oder geiſtig minder Befähigten.

Vollwichtige Staatsbürger für den Repräſentativſtaat findet man: 1) bei einem wohlhabenden gebildeten Handelsſtand; 2) bei den Führern, Gehülfen und Unternehmern anſehnlicher Gewerbe;

3) unter denen, die von den Interessen ihrer Kapitalien leben; 4) unter den öffentlichen Funktionären, in so fern sie von höherer Willkür unabhängig sind und ihre Funktion einen ansehnlichen Grad von Bildung erheischt; 5) unter den geistigen Produzenten überhaupt, insofern sie durch den Ertrag ihrer geistigen Produktion oder durch ihr Einkommen von materiellen Gütern selbstständig sind; 6) bei den wohlhabenden Grundbesitzern.

Die ökonomische Selbstständigkeit allein stempelt übrigens den Bürger noch nicht zum vollwichtigen, wenn nicht die geistige damit vereinigt ist. Ein Land, ob auch reich an wohlhabenden Grundbesitzern, ist arm an vollwichtigen Staatsbürgern, wenn ihnen moralische und politische Bildung abgeht. Dazu gelangen kann es in diesem Falle nur durch Beförderung der geistigen Bildung so verwahrloster Bürger.

Am geringsten ist die Zahl der vollwichtigen Staatsbürger in nicht industriellen Ländern, wo bei weitem die große Mehrzahl der Grundbesitzer aus ganz großen und bevorrechteten Grundeigenthümern oder aus kümmerlichen, von einem übermächtigen Beamtenstand bevormundeten Zwerglandwirthen besteht. Hier haben wir nur die letztern ins Auge zu fassen.

Erwähntermaßen glauben wir, die Wurzel des Uebels der übermäßigen Zwergwirthschaft sey in dem Gütergemengsel zu suchen, in derjenigen Ackerverfassung nämlich, wobei alle Landwirthe in Dörfern beisammen leben, und von einem Centralpunkt aus eine Menge von kleinen Feldstücken bebauen, die an hundert verschiedenen Orten zerstreut auf der Markung umher liegen. Diese Ackerverfassung, obgleich eine sehr alte, halten wir für eine ganz naturwidrige, aus früher bestandenen, jetzt aber gänzlich verschwundenen Gesellschaftsverhältnissen hervorgegangene, dem speziell-landwirthschaftlichen und national-ökonomischen sowohl als dem höhern politischen Prinzip durchaus entgegen laufende. Wir sind der Meinung, daß da, wo diese Ordnung Regel ist, nothwendigerweise die mittlere Wirthschaft allmählig in die kleine, und die kleine in die Zwergwirthschaft übergehen und somit unter den herrschenden landwirthschaftlichen, privat- und staatsrechtlichen Verhältnissen nach und nach das ganze Staatsgebiet in Staub sich auflösen müsse. Wir verkennen keineswegs die unermeßlichen

Schwierigkeiten, die einer radikalen Heilung dieſes Uebels entgegenſtehen; gleichwohl ſind wir überzeugt, bei ernſtem Willen ſey allmählige Heilung oder doch Milderung des Uebels möglich.

Das Heilmittel gegen das Umſichgreifen der Zwergwirthſchaft erkennen wir in der theilweiſen und allmähligen Auflöſung der Dorf- und Gütergemengverfaſſung und in der Einführung der Gutsarrrondirung oder Hofverfaſſung. In ihr liegt nach unſerer Anſicht das Mittel, nicht nur diejenigen mittleren und kleinern Wirthſchaften, die jetzt noch bei dem Gemengſel beſtehen, für immer zu erhalten, ſondern ſie auch theilweiſe da wieder einzuführen, wo die Zwergwirthſchaft bereits überhand genommen hat. Durch ſie können dem übermäßigen Bevölkerungszuwachs auf dem Lande Gränzen geſetzt, wird derſelbe genöthigt werden im Gewerbe Unterkunft zu finden, wird ein viel größerer Produktenüberſchuß auf dem Lande erzeugt, als bei der Zwergwirthſchaft, entſteht eine weit größere Nachfrage nach Gewerbsprodukten, wird die Landwirthſchaft auf eine für die Geſellſchaft viel vortheilhaftere Weiſe betrieben, gewinnt die Viehvermehrung Vorſprung vor der Menſchenvermehrung, während bei der Zwergwirthſchaft das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet, wird folglich der Wohlſtand in der Stadt wie auf dem Lande gefördert. Aus ihr muß dem Staat ein Stand von tüchtigen Landwirthen — Eigenthümern oder Pächtern — entſprießen, der durch die Beſchränkung der Theilbarkeit ſeiner Beſitzung zu Fleiß und Rührigkeit, zu neuen Unternehmungen und Verbeſſerungen und zur Sparſamkeit angeſpornt wird, um diejenigen ſeiner Kinder, denen er keinen Grundbeſitz hinterlaſſen kann, zu befähigen, auf andern Berufswegen ihr Glück zu machen, oder doch ihren anſtändigen Unterhalt zu finden.

Beſtehen die kleinern Wirthſchaften aus arrondirten Grundſtücken, ſo iſt es leicht, aus mehreren Parzellen ein kleines Gut, aus mehreren kleinern ein mittleres zu bilden.* Die Gemeng-

* Herr Schulze aus Jena, Vorſteher des dortigen landwirthſchaftlichen Inſtituts und nebenher Nationalökonom, oder vielmehr ökonomiſcher Kosmopolit, will in ſeiner unergründlich-oberflächlichen Kritik des nationalen Syſtems der politiſchen Oekonomie dem deutſchen Publikum die Furcht einjagen, Deutſchland werde in Folge des

verfassung macht dies unmöglich. Bei der Hofverfassung wird der Stand der Landeigenthümer stets einen neuen Zufluß von wohlhabenden, gebildeten, unternehmenden Menschen aus den benachbarten Städten und aus entfernten Gegenden erhalten. Fabrikanten, Kaufleute, Kapitalisten und rationell gebildete Landwirthe werden nach und nach mitten unter dem einheimischen Bauernstand sich ankaufen oder Pachtungen übernehmen; dadurch wird Bildung und Unternehmungsgeist unter ihn kommen und ihn veredlen und bereichern. Bei der Gütergemengverfassung ist dies selten oder nie der Fall. Für die gebildete Klasse und zumal für Fremde kann ein Besitz keinen Reiz haben, der, nicht von andern abgegränzt, in hundert Parzellen zerstückelt, keiner bedeutenden Verbesserung fähig, zu einer geordneten Wirthschaft ganz nicht geeignet ist; der, mit hundert verschiedenen Servituten belastet, an hundert Nachbarn stoßend, sie mit einer Menge unbekannter, unter sich eng verbündeter Menschen in hundertfältige Zwistigkeiten verwickeln kann; der endlich sie nöthigt, in der engsten Gemeinschaft mit Leuten zu leben, die von ihnen nach Bildung, Gesinnung und vielleicht auch in religiöser Beziehung durchaus verschieden sind. So ist die Gütergemengverfassung bisher die Hauptursache gewesen, daß der mittlere und kleine Grundbesitzer in seiner

---

Aufkommens seiner Fabriken mit dem Fluch der Latifundien heimgesucht werden. Warnend weist Hr. Schulze auf England hinüber. Hr. Schulze weiß nichts von der normannischen Eroberung und ihren Folgen, nichts vom Domesdaybook, nichts von der Herrschaft einer mächtigen Landaristokratie, nichts von den Entails des Inselreichs, gar nichts von den naturgemäßen Wirkungen einer Welthandels- und Gewerbherrschaft, welche die Weltkapitale auf einen kleinen Punkt zusammenschlepppt und dort im Grundbesitz sie ansässt. Daß Latifundien aus Ursachen entstehen können, die denen ganz entgegengesetzt sind, welche die englischen erzeugt haben, beweist die Geschichte und die Statistik von Italien. Die Deutschen vor diesem Uebel, so wie überhaupt vor den Uebeln eines zu ausgedehnten Fabrikwesens warnen, ist wahrlich nicht viel geistreicher, als wenn man einen zur Zeit arbeitsamen Handwerker vor seinen Bestrebungen, sein Gewerbe auf einen blühenden Stand zu heben, abschrecken und ihm bange machen wollte, er könnte auf diesem Weg gar leicht ein Millionär werden und sich alle Uebel des übergroßen Reichthums und des Wohllebens, Podagra, Indigestion, Schlagflüsse, zuziehen.

Bildung ſo weit hinter den andern Ständen zurück geblieben iſt. Dieſem Uebel wird durch Einführung der Hofverfaſſung von Grund aus abgeholfen werden.

Eine große Anzahl derjenigen ſtädtiſchen Kapitaliſten, welche bisher das Ausleihen ihrer Kapitale auf Hypothek dem Ankauf von Grundeigenthum vorzogen, theils weil aus den früher angegebenen Gründen die Grundrente zu gering war, theils weil aus den ſo eben angeführten Gründen der parzellirte Grundbeſitz für ſie keinen Reiz hatte, theils aber auch, weil bei der vorherrſchenden Zwergwirthſchaft ſich kein tüchtiger und wohlhabender Stand von Pächtern zu bilden vermochte, wird bei ſo veränderter Ackerverfaſſung vorziehen, Eigenthümer zu werden und ſein Beſitzthum zu verpachten; denn nun rentirt das Eigenthum dem Kapitaliſten ſo gut als früher die Hypothek, ja noch beſſer, weil in jeder fortſchreitenden Geſellſchaft die Gelegenheiten, die Güter durch Kapitalverwendung zu verbeſſern, ſich vermehren, und weil in Folge ſolcher Grundverbeſſerungen und der Fortſchritte der Pächter in Bildung, Thätigkeit, Unternehmungsgeiſt und Wohlhabenheit, der reine Ertrag, folglich die Rente, daher auch der Kapital- und Geldwerth des Grundbeſitzes allmählig höher und höher ſteigt, ein Gewinn, der bei andauernden Friedenszuſtänden ſehr anſehnlich ſeyn kann. Man wird hievon ſich leicht überzeugen, wenn man ſich zwei Perſonen denkt, die im Jahr 1816 ein gleich großes Vermögen beſeſſen haben, wovon aber der Eine ſein Kapital auf Zinſen ausgeliehen, der Andere dafür ein Landgut gekauft hat. Jener mag wohl im Anfang 5 pCt., dieſer nur 3½ pCt. von dem Kapital gezogen haben; bei jenem aber iſt der Zins auf 3 — 3½ gefallen, bei dieſem dagegen der Werth des Landguts um 30 bis 100 pCt. und noch höher in Folge des erhöhten Ertrags und der erhöhten Rente geſtiegen; jener iſt folglich im Lauf dieſer Zeit wenigſtens um ⅓ ärmer, dieſer wenigſtens um die Hälfte reicher geworden. Dazu kommt die ungleich größere Sicherheit des Grundbeſitzes und die Annehmlichkeit für den Städter, einen Theil der ſchönen Jahreszeit oder doch einige Tage in der Woche auf ſeinem Gut zuzubringen, und an landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen mit ſeinem Geiſt wie mit ſeinem Kapital Antheil zu nehmen. Endlich iſt in Anſchlag zu bringen, daß ein Grundbeſitzer an allen Angelegenheiten des Ackerbaues, der Staats-

administration und der öffentlichen Ordnung überhaupt viel größern Antheil nimmt, viel mehr Gelegenheit und Veranlassung hat, sich über die öffentlichen Zustände und Verhältnisse zu unterrichten, folglich auch ein viel besserer und nützlicherer Bürger ist, als ein bloßer Hypothekenbesitzer, der lediglich für die Sicherheit seiner Hypothek und die Beitreibung seiner Zinsen zu sorgen hat.

Andererseits ist der von dem Gütergemeng behauptete Vortheil, daß es dem kleinen Bauer Gelegenheit gebe, seine Ersparnisse nach und nach, und so wie sie von ihm gemacht würden, durch Anschaffung kleiner Güterstücke nützlich anzulegen, was ihn zur Rührigkeit und Sparsamkeit anspornе, nur theilweise wahr, und wird jedenfalls da, wo diese Ordnung der Dinge die vorherrschende oder die einzige ist, weit aufgewogen durch den hier bestehenden großen Nachtheil, daß die meisten kleinen Bauern nicht mit Ersparnissen, sondern mit entlehnten Kapitalien kaufen, daß die Meisten aus Mangel an einem andern Nahrungszweig und an lohnender anhaltender Taglöhnerarbeit und nothgedrungen, einiges Grundeigenthum zu erwerben, in einem Zustande sich befinden, in welchem sie den reinen Ertrag desselben, also den wahren Werth des Grundstücks nicht genau berechnen können und es folglich zu theuer bezahlen; endlich, daß sie ausser Stande sind, die etwa aus der Ungunst der Zeit erwachsenden Verminderungen des Geldwerths ihres Grundbesitzes zu tragen, wodurch dann in solchem Falle allgemeiner Bankrott über die ganze Klasse der kleinen Grundeigenthümer hereinbricht. Allerdings haben wir im Lauf der verflossenen 25 Jahre, wie oben dargethan worden, die entgegengesetzte Erscheinung wahrgenommen. Allein man bedenke, daß der ewige Friede noch nicht gekommen ist, und was jetzt unter dem Stand der kleinen Eigenthümer eintreten kann oder muß, im Fall des Ausbruchs eines großen Kriegs, wenn in Folge desselben der Preis der Geldkapitale (Zinsfuß) wieder bedeutend steigen und die Rente wegen der vom Grundbesitz zu tragenden ausserordentlichen Lasten wieder bedeutend fallen sollte. Ginge in diesem Fall der Werth der Rente, wie anzunehmen ist, auf denjenigen Punkt zurück, auf welchem er vor 25 Jahren gestanden ist, so würde der größte Theil derjenigen, die inzwischen die Güter zu dem erhöhten Werth gekauft oder sie verpfändet hatten, zahlungsunfähig werden, und das Mißverhältniß der

vielen Ausgebote feiler Güter zu der Nachfrage, das alsdann nothwendig eintreten müßte, würde den Kaufpreis noch weit tiefer drücken, als er nach dem Verhältniß des reinen Rentenertrags eigentlich ſich ſtellen ſollte. In ſolchen Fällen muß daher in Ländern, wo die Zwergwirthſchaft allgemein geworden iſt, eine Kalamität entſtehen, die ſich bei weitem nicht in gleichem Grade in Ländern fühlbar machen kann, wo der Kapitaliſt zugleich Grundeigenthümer und der Bebauer zugleich Pächter und Arbeiter iſt.

Warum aber, wird man fragen, warum hat ſich die Hofwirthſchaft nicht von ſelbſt gebildet, wenn ſie um ſo vieles vortheilhafter iſt, als die Gütergemeng- und Dorfverfaſſung? Wie hätte letztere, führte ſie ſo viele Nachtheile mit ſich, der Art allgemein werden können, wie ſie in vielen, ja in den meiſten Ländern geworden iſt? Und ſpricht nicht ſchon dieſe Thatſache gegen die angeführten Argumente?

Allererſt iſt hier die Verſchiedenheit der Natur der ackerbautreibenden Bevölkerung von der der gewerb- und handeltreibenden mit beſonderer Beziehung auf unſern Gegenſtand darzulegen, bevor wir die angeführten Fragen gründlich zu beantworten vermögen.

Der Gewerb- und Handeltreibende lebt nur in der Geſellſchaft und durch die Geſellſchaft, nur im Verkehr und durch den Verkehr. Er muß ſtets kaufen und verkaufen, tauſchen und handeln. Er hat es hauptſächlich mit Menſchen, nicht blos mit der ihn umgebenden Natur zu thun. Die Stoffe, welche er bearbeitet, und die Lebensmittel, welche er genießt, werden ihm aus hundert verſchiedenen Gegenden von nah und fern zugeführt. Die Art und der Ort ihrer Produktion kümmert ihn wenig, nur ihre Preiſe zieht er in Betracht. Nicht der Acker, nicht die Wieſe, nicht der Weinberg, nicht der Wald iſt es, wohin er zu gehen hat, um ſeine Bedürfniſſe zu erlangen; auf dem Markt ſucht und findet er Alles, und je größer die Zahl derer iſt, die mit ihm denſelben Markt beſuchen, deſto anſehnlicher iſt die Zufuhr, deſto billiger der Preis, deſto größer die Auswahl, deſto geringer die Mühe, um ſeiner Bedürfniſſe habhaft zu werden. Die Zahl dieſer Bedürfniſſe geht ins Unendliche; jedes Land, jede Gegend und jedes Klima der Welt wird von ihm in Kontribution geſetzt. Bei der Menge von Gegenſtänden, die er von den einheimiſchen Urproduzenten

fordert, und bei der großen Mannigfaltigkeit der ihm nöthigen Produkte aus fernen Gegenden, kann ihm der Markt um so weniger genügen, je beschränkter er ist. Je größer der Markt, desto mehr Theilung der Geschäfte im Handel, desto größer und besser der Vorrath von jedem einzelnen Artikel. In seinem Geschäft selbst sind ihm hundert andere Gewerbsprodukte, hundert verschiedene Geschicklichkeiten vonnöthen, und je näher ihm alle andere Gewerbe und Gehülfen, je tüchtiger sie sind, je mehr Auswahl er unter ihnen hat, desto leichter wird er im Augenblick des Bedarfs über sie zu disponiren vermögen, desto förderlicher und nützlicher wird ihm ihre Beihülfe seyn. Andererseits ist der Absatz seiner Produkte in der Regel dadurch bedingt, daß eine Menge von andern Gewerben und von Konsumenten, die seiner Erzeugnisse bedürfen, oder von Kaufleuten, die sie nach andern Gegenden versenden, in seiner unmittelbaren Nähe wohnen; er selbst konsumirt nur den geringsten Theil derselben. Dies sind die Motive, welche die Gewerbs- und Kaufleute zu einander hinziehen, welche sie bewegen, lieber in einem Marktflecken als in einem Dorf, lieber in einem Städtchen, als in einem Flecken, lieber in einer großen, als in einer kleiner Stadt sich niederzulassen; — dies die Ursachen, warum Gewerbe und Handel um so vortheilhafter betrieben werden können, je größer der Ort ist, in welchem sie etablirt sind. Bergwerksanstalten und einzelne Fabriken bilden hievon eine Ausnahme, die jedoch hier um so weniger besonders in Betracht kommen kann, als dergleichen Anstalten entweder für sich selbst die Grundlage von kleinen städtischen Vereinen bilden, oder doch als solche zu betrachten sind.

Anders ist die Natur des Landbaues. Der Landwirth hat es weniger mit Menschen und Markt, als mit der ihn zunächst umgebenden Natur zu thun; ihn zieht sein Vortheil in die Nähe des Ackers und der Wiese, nicht in die der Menschen. Diese seine hauptsächlichsten Instrumente vermag er um so vortheilhafter und leichter zu nützen und zu handhaben, je näher ihre einzelnen Bestandtheile bei einander liegen und je näher ihm selbst das ganze Instrument bei der Hand ist. Dabei ist der mittlere und kleinere Landwirth selbst sein bester Konsument. Sein Ueberfluß aber muß nach der entfernten Stadt geschafft, sein Bedürfniß an Manufakturwaaren von dort bezogen werden, ob er im Dorfe oder in der

Mitte seines Grundeigenthums wohne. Was nun sollte ihn als Oekonomen bewegen, seine Wohnung dicht neben der eines andern Mannes von seinem eigenen Beruf oder inmitten einer großen Zahl derselben aufzuschlagen? Treiben sie doch Alle fast ganz das nämliche Geschäft; haben sie doch alle Ueberfluß an denselben Dingen, und ganz die nämlichen Bedürfnisse wie er selbst. Landwirthschaftliche Vortheile entspringen also nicht für ihn aus dem Zusammenwohnen, wohl aber große Nachtheile. Denn Gütergemenge und Zusammenwohnen bedingen sich wechselseitig. In der Gemengwirthschaft nun hat er vom Dorf aus hundert kleine Parzellen zu bepflügen, zu bedüngen und zu beernten. Der größte Theil seiner eigenen Kräfte und der seines Viehes wird mit Hin- und Herfahren zwischen Acker und Scheune, zwischen Acker und Acker vergeudet. Zur Erntezeit, wo die Benutzung jeder Minute so großen Werth hat, bringt er mehr Zeit auf dem Weg als auf dem Acker und der Wiese zu. Die Haltung einer größern Zahl von Gesinde und Taglöhnern und von Zugvieh, oder einer minder nützlicheren Gattung desselben, so wie die durch das viele Hin- und Herfahren verursachte Abnützung seiner Fahrgeräthschaften vergrößert die Baukosten bedeutend; ein Pferdegespann wird erfordert, wo ein Ochsengespann ausreichen würde. Dazu kommen die Nachtheile der vielen Güterwege, des Ueberfahrens, der gemeinschaftlichen Flurwirthschaft, der gemeinschaftlichen Weidebenutzung, der unproduktiven Raine, des Mangels an unmittelbarer Aufsicht (also häufiger Diebstahl auf dem Felde), der unendlichen Sorge für die Marken und endlich die Servituten mit den tausend Anlässen, die alle diese Verhältnisse zu Streit, Zwiespalt, Feindschaft und Prozeß geben. Der Landwirth kann nicht pflanzen, was ihm gut dünkt, kann die Natur seines Bodens nicht nach besseren Einsichten ausbeuten, muß ein Stück Landes als Wiese benutzen, das als Acker einen weit besseren Ertrag gewährte, und umgekehrt; kann nicht Bäume, Reben, Hopfen ꝛc. ꝛc. pflanzen oder Gartenbau treiben, wo er die Gelegenheit oder die Natur des Bodens dazu am angemessensten findet, und die sehr entfernt liegenden Strecken muß er vernachlässigen. Je größer das Dorf und seine Markung, desto größer alle diese Nachtheile. Wie viel vortheilhafter dagegen ist die Wirthschaft zu betreiben, wohnt jeder Landwirth in der Mitte seines Grundbesitzes; wie viele Arbeiten und Kosten sind ihm

erspart; wie viel mehr Freude und Muth und Gelegenheit hat er zu Verbesserungen; wie viel mehr Sporn zur Nacheiferung, wenn sich auf den ersten Anblick seiner Besitzung herausstellt, ob er fahrläßig, träge, beschränkten Geistes, oder ein fleißiger, umsichtiger und denkender Oekonom ist; wie viel wirksamer kann er in jeder freien Stunde seine eigene Zeit und Kraft, oder die seiner Angehörigen, seines Gesindes und Viehes zu Verbesserungen und Verschönerungen benützen.

Doch was wollen wir bei Betrachtung der ökonomischen Nachtheile des Gütergemengsels und der Vortheile der arrondirten Hofwirthschaft noch lange verweilen? Stellt sie doch kein Unterrichteter in Abrede, wenn sie auch zur Zeit noch zu wenig gekannt und anerkannt sind. Viele legen nur größeren Werth auf die moralischen Einflüsse beider Güterverfassungen, und das mit Recht. Nur ist zu beklagen, daß die Untersuchung und Konfrontation dieser beiderseitigen Wirkungen so selten mit Unbefangenheit und gründlicher Sachkenntniß vorgenommen worden ist. Die meisten von jenen Vielen, die, entweder weil Gewohnheit ihnen die herrschenden Zustände lieb oder doch erträglich gemacht, oder weil sie vor der Schwierigkeit (oder Unmöglichkeit nach ihrer Ansicht) einer Heilung des Uebels zurückschrecken, oder weil sie persönlich die Beibehaltung des Gütergemengsels und Zusammenwohnens bequemer finden als die Hofwirthschaft, sind entschiedene Vertheidiger derselben; nach ihrer Behauptung befördern sie Moralität und Religiosität durch die Nähe der Kirche und der geistlichen und weltlichen Aufsicht — Aufklärung, Verstandesbildung und Unterricht durch die leichtere Unterhaltung des Lehrers, die Erleichterung des Schulbesuchs und seiner Beaufsichtigung, und durch den erleichterten Geistesverkehr der Dorfbewohner unter sich — den Gemeingeist und die politische Bildung, indem durch das Zusammenwohnen ein zwar bewegteres, aber größeres und freieres Gemeindeleben und eine Gemeindeverfassung entstehen mit vielgestaltigen Verhältnissen, mit vielfachen Eigenthumsstreitigkeiten, Pfand- und Steuerverhältnissen, mannigfaltigen persönlichen Berührungen, verwickelter Justizpolizei und Steuerverwaltung und künstlichem Gemeinderechnungswesen; ferner befördert nach ihrer Meinung das Zusammenwohnen die öffentliche Sicherheit, und insbesondere die der Forsten, indem für Beeinträchtigung derselben viel von Einzelnwohnern, aber nur

wenig von ſo leicht in Aufſicht zu haltenden Dorfbewohnern zu beſorgen ſey — endlich die ganze Polizeiadminiſtration, Finanzverwaltung, Rechtspflege, Beſorgung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, welche ſämmtlich durch das Einzelwohnen unendlich erſchwert würden.

Prüft man jedoch dieſes Raiſonnement, ſo findet man, daß es durchaus unſtichhaltig und ohne allen ſoliden Grund iſt. Offenbar iſt dabei nicht die Adminiſtration dem Staatszweck untergeordnet; ſie wird als Selbſtzweck betrachtet, welchem die Ackerverfaſſung unterzuordnen ſey. Ein Zuſammenleben, das nicht die Geſellſchaftszwecke fördert, und nur dient, den niedrigen Neigungen der Menſchen Stoff und Nahrung zu geben, hat ſo wenig Werth als eine Gemeinſchaftlichkeit und ein Geſellſchaftsgeiſt, die aus Verhältniſſen erwachſen, welche beſſer gar nicht beſtänden. Von dieſer Art ſind in der That die meiſten Verhältniſſe der meiſten Dörfer. Oder was ſollten dieſe Dorfbewohner Vernünftiges und Nützliches mit einander zu verkehren haben? Etwa daß ſie in den Schenken oder Kunkelſtuben, oder am Dorfbrunnen oder unter der Dorflinde zuſammenſitzen und Mutterwitz und Erfindungsgabe, ſo wie Lunge und Zunge durch allerlei Klatſch in Uebung erhalten in dem Drang, die Langeweile los zu werden, oder daß ſie gegen einander über ihre tauſend Ackerſtreitigkeiten ſich ereifern, oder ihre Dorffinanzen und Dorfadminiſtrationsangelegenheiten debattiren, und ihre Debatten gelegentlich mit Schimpfreden und Fauſtkämpfen beſchließen? Wofür denn alle dieſe Verwicklungen, veranlaßt durch Huth und Waid, Trieb und Trab, Brunnen und Schwemmen, Gemeindeeigenthum und künſtliches Rechnungsweſen, wenn im Grunde genommen das Meiſte von dieſen Verhältniſſen als ein künſtlicher Unfug erſcheint? Wäre es nicht zehnmal beſſer, jeder beſäße nur ſein Eigenthum? gewiß würde jeder ſeinen Antheil viel beſſer nützen, als er in Gemeinſchaft benützt wird. Wäre es nicht zweckmäßiger, die Landwirthe hätten ſo wenig als möglich gemeinſchaftliche Rechnung zu pflegen, ſo wenig als möglich Grenzſtreitigkeiten, Zwiſte und Prozeſſe anzubinden und auszumachen? Säße Jeder auf ſeinem Gut ſtatt mitten unter Leuten, mit denen er nichts zu verkehren hat, ſo würden tauſend Veranlaſſungen zu Zeit und Geldverſchwendung, zu Liederlichkeit und Klatſcherei, zu Zank und Streit verſchwinden. Jeder würde weniger Notiz von

dem Thun und Treiben des Andern nehmen und nehmen können; man würde ſich nur mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigen, und ſie um ſo viel beſſer beſorgen und dabei um ſo viel weniger verbrauchen und auf dieſe Weiſe ein um ſo beſſerer und glücklicherer Menſch ſeyn und werden. Man brauchte darum nicht ſich aller Geſelligkeit zu entſchlagen; im Gegentheil: jeder könnte ſich die ihn anſprechende Geſellſchaft beſſer auswählen, und die ihn abſtoßende beſſer meiden. Viel beſſer iſt's, die Moralität und Religioſität ſey eine natürliche Wirkung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, als daß man den ſchlimmen Wirkungen unnatürlicher Verhältniſſe durch Kirche und Schule zu begegnen ſucht. Bei der Hofwirthſchaft wird aber die Wirkung des Schul- und Kirchenbeſuchs nicht nur nicht vernichtet und geſchwächt, ſondern vielmehr genährt und gepflegt, weil der Einſamwohnende, nachdem er die Woche hindurch der Arbeit obgelegen, ſich am Sonntag ſchon durch das Bedürfniß der Geſellſchaft zur Kirche wird hingezogen fühlen. Und wenn Kirche und Schule ſich im Mittelpunkt der Höfe befinden, ſo wird es den Kindern ſo wenig als den Alten ſchwer fallen, ſie vom Hofe aus zu beſuchen.* Dabei kommt ferner zu berückſichtigen, daß bei der Hofwirthſchaft das Halten eines zweckmäßig redigirten Wochenzeitungsblatts ſchon in häuslicher und ökonomiſcher Beziehung Bedürfniß iſt, und leicht dürfte von der Staatsverwaltung zu bewirken ſeyn, daß auf jedem Hof ein neben den hauptſächlichſten politiſchen Ereigniſſen belehrende Aufſätze enthaltendes Blatt gehalten würde, vermittelſt deſſen die Kinder ſich in den Freiſtunden zu Hauſe ſchon aus Neugierde im Leſen üben und dabei eine Menge nützlicher Kenntniſſe erwerben könnten. Freilich

---

* Fürſt Ludwig voll Wallerſtein, königl. bayer. Reichsrath, welcher als Präſident des bayeriſchen Kreiſes Schwaben und Neuburg die oberſchwäbiſche Gutsarrondirung genau kennen lernte, bezeugt ſogar in ſeinen drei Vorträgen über die bayeriſche Landwirthſchaft, (München, Franzſche Buchhandlung 1840, zweiter Vortrag, S. 28) daß die Kinder der Einöden-Bauern durchaus vor allen andern durch Fleiß, Sittlichkeit und Kenntniſſe ſich auszeichnen. „Ueberhaupt," ſagt er, „wurzeln Geiſt, Sitte und Bildung nirgends kräftiger, als auf den oberländiſchen Einzelhöfen." Wir bedauern nur, die vielen Auszüge, die wir aus dieſer trefflichen Schrift gemacht haben, aus Mangel an Raum hier nicht anführen zu können.

würde die Seelsorge etwas beschwerlicher werden, aber wir sind von jeher der Meinung gewesen, der Geistliche sey wegen der Gemeinde da, nicht umgekehrt. Die Gemeindeverwaltung und die Sicherheitspolizei könnten nur gewinnen, und die Forstverwaltung hätte nur wenig zu besorgen, wenn, wie dieß auch natürlich ist, nur Grundeigenthümern, die ein Gespann besitzen und beschäftigen können, der Ausbau gestattet würde, der Zwergökonom und Taglöhner dagegen nur in den den Höfen zunächst gelegenen Dörfern seine Wohnung nehmen dürfte. Daß auf diese Weise die Gemeindeverwaltung aller Sorge für gemeinschaftliches Eigenthum und der Schlichtung so vieler Streitigkeiten über Grenzen, Servituten, Weiden ꝛc. überhoben, somit unendlich vereinfacht würde, könnte wohl nicht hindern, daß der Bürgerschaft alle nützlichen polizeilichen und gesellschaftlichen Anstalten fortan gemein blieben, und sicher würde die aus der Arrondirung erwachsende Wohlhabenheit nicht wenig auf die Förderung der polizeilichen und finanziellen Zwecke des Staats und auf Erleichterung der Rechtspflege wirken. Wie nun eine solche, alle gemeineren Neigungen und Leidenschaften unterdrückende, und alle die tausend winzigen Gemeindeverhältnisse lösende Reform der Ackerverfassung den Gemeinsinn und Freiheitsgeist des Landvolks sollte beeinträchtigen können, vermögen wir so wenig einzusehen, daß wir im Gegentheil die Ueberzeugung hegen — und wir sind in dieser Behauptung durch die Erfahrung vieler Länder unterstützt, in welchen die Hofverfassung herrscht — nichts könne mehr dazu beitragen, den Stand, den man jetzt den Bauernstand heißt, den gebildeten Ständen zu assimiliren, das Gefühl der Selbstständigkeit in ihm zu erzeugen und seinen Geist für bessere Dinge als für winzige Gemeindestreitigkeiten und erbärmlichem Dorfklatsch empfänglich zu machen.

Geben auch Manche uns vielleicht zu, daß die Staats- und Gemeindeadministration den Bedürfnissen und Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft sich zu bequemen habe — nicht umgekehrt — so werden sie doch vielleicht Bedenken tragen, die Aufhebung des Gemeindeeigenthums für räthlich zu halten. Abgesehen von den Gemeindewaldungen, deren Vertheilung allerdings in manchen Fällen als unausführbar oder unrathsam erscheinen dürfte, sind jedoch dergleichen Zweifel wenig begründet. Gemeindetheile

und Weide wirken bei dem Gemenge nicht anders als viele andere vermeintlich wohlthätige Anstalten und Maßregeln, wobei zwar die Erstwirkung der Absicht ganz gut entspricht, die Nachwirkung in der That aber das Grundübel nur um so mehr vergrößert. Es verhält sich damit ungefähr wie mit unzweckmäßigen Armenanstalten, die auch im Anfang die Noth hilfsbedürftiger Armen bedeutend mildern, später aber mehr noch den Müßiggang und die Unwirthschaftlichkeit fördern: aus der Wohlthat wird Plage. Was soll denn auf die Dauer diese Vertheilung der Gemeindegründe? Und was diese gemeinschaftliche Weidebenützung? Im Anfang, ja da kommen sie dem Kleinbauer und dem besitzlosen Taglöhner gut zu statten, in der Folge aber wirken sie nur auf die unverhältnißmäßige Vermehrung der Bevölkerung und das Weiterumsichgreifen der Gütertheilung. Werden sie dagegen bei der Arrondirung den Privatgründen zugeschlagen, so vergrößern sie eine regelmäßige und auf eine dauernde Basis gegründete Wirthschaft, und indem sie ihren Ertrag ansehnlich und nachhaltig vermehren, setzen sie den Privateigenthümer in den Stand, größere Gemeindelasten mit viel größerer Leichtigkeit zu tragen. Gleich wie der Staat einzig durch den Reichthum des Volkes reich ist, so ist es auch die Gemeinde nur durch den Reichthum ihrer Bürger.

Diese Wahrheit ist aber an manchen Orten auf so krasse Weise verkannt worden, daß man auf die Centralisirung des Vermögens und auf die Erhaltung dieser Centralisirung die angestrengteste Aufmerksamkeit hat verwenden sehen, ungeachtet die Gemeinde als Korporation sehr reich, dagegen aber in ihren Individuen so arm war, daß die Bürger als arme Fröhner und Zinsleute ihrer eigenen reichen Korporation erschienen. So weit kann es mit der Unnatur in Ländern kommen, wo die Administration mehr auf ihre eigenen Zwecke als auf die der Gesellschaft sieht.

Die arrondirte Hofwirthschaft wirkt dadurch auf die Holzersparniß, daß sie die Pflanzung einer viel größern Zahl von fruchtbaren Bäumen und einer größern Menge schnell aufschießenden Brennholzes begünstigt, als bei dem Gütergemenge möglich ist, daß folglich der Landwirth einen ansehnlichen Theil seines Holzbedarfs mit diesem und den abgängigen Fruchtbäumen zu decken vermag.

Nach dieſer Auseinanderſetzung der Natur der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft, der gewerblichen und handeltreibenden gegenüber, befinden wir uns erſt im Stand, die oben aufgeſtellten Fragen zu beantworten. Wir müſſen dabei etwas weit ausholen:

I. Der Zuſtand, in welchem auf dem flachen Lande die Gemeng- und Dorfwirthſchaft entſtand, gebot vor Allem Rückſicht auf Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, und dieſe war unter den damaligen Verhältniſſen nur durch Zuſammenwohnen zu erzielen; das Zuſammenwohnen aber erzeugte nothwendig das Gemenge, wie wir denn auch letzteres überall in der Nähe derjenigen Städte und Marktflecken wahrnehmen, welche, obwohl inmitten einer uralten Hofverfaſſung gelegen, neben den Gewerben auch Ackerbau treiben (z. B. in Oſt-Rußland). Die Dreifelderwirthſchaft, die Eintheilung in geſchloſſene Fluren, die Benützung des Brachfeldes durch gemeinſchaftliche Beweidung und der Umſtand, daß Acker und Wieſe nach Qualität, Lage und Entfernung vom Ort unendlich verſchieden waren, daß es alſo zweckmäßig, gerecht und nothwendig erſchien, jedem einzelnen Landwirth von jeder Lage einen verhältnißmäßigen Antheil in der Art zuzuſcheiden, daß dieſer Antheil in jeder Hauptabtheilung (Flur) möglichſt gleichgeſtellt ward, machte jene unendliche Zerſtücklung nothwendig und erzeugte jene wunderlichen Ackerformen, die uns jetzt faſt wie eine Ausgeburt der Caprice erſcheinen. Dieſe Umſtände waren überall ein Hauptgrund der Einführung des Gemenges, aus welchem Rechtstitel auch die Bauern zum Beſitz gekommen ſeyn mögen. In den meiſten Gegenden, zumal in Schwaben, iſt wohl urſprünglich das ganze Beſitzthum vieler Dörfer gemeinſchaftliches Eigenthum geweſen, und die Einführung des Gemenges nach und nach vermittelſt gleichmäßiger Vertheilung des Gemeindeeigenthums an die einzelnen Bürger vor ſich gegangen, ſo daß zuletzt nur noch Waldweide, Torfſtich u. ſ. w. gemeinſchaftlich blieben. Dieſem Beiſpiel ſind wohl ſpäter die großen Grundeigenthümer und die Klöſter gefolgt, wenn ſie bereits angebaute Güter oder noch wilde Ländereien gegen Grundabgaben in Erbpacht oder auf Lebenszeit vergaben. Daß ſie nichts daran änderten, wenn in Folge des Feudalſyſtems zuvor freie Grundeigenthümer unterworfen wurden oder ſich freiwillig unterwarfen, und um Schutz zu erlangen ſich dazu verſtanden, ihre Güter mit Grundabgaben zu belaſten und ſie zu Lehen zu nehmen, lag in

der Natur der Verhältnisse. Auch dem Lehensherrn mußte daran gelegen seyn, daß seinem Zinspflichtigen der aus dem Zusammenwohnen erwachsende Schutz zu Theil werde, weil ja auch sein Einkommen an Grundabgaben dadurch gesichert und seine eigene Streitkraft und Vertheidigungsfähigkeit dadurch vermehrt ward. Jetzt hat diese Hauptrücksicht, unter welcher die Dorf- und Gemengeverfassung entstand, fast ganz aufgehört. Allgemeinen Angriffen und Beraubungen sind die Hofbewohner in civilisirten Ländern nirgends mehr ausgesetzt, und Niemand wird befürchten, durch den Ackerbau der wohlhabenden Landwirthe könnte die öffentliche Sicherheit der Art gefährdet werden, daß die Polizei nicht im Stande seyn sollte sie zu behaupten.

II. Schon in den frühesten Zeiten hat der gesunde Menschenverstand die Nothwendigkeit erkannt, eine gewisse Anzahl von Güterkomplexen dergestalt ungeschmälert zu erhalten, daß es möglich sey, einen oder mehrere Pflüge darauf zu halten. Wenn auch das Privatinteresse der Grund- und Zehentherrn bei Einführung und Erhaltung der bäuerlichen Gütergebundenheit stark ins Spiel kam, als ihnen sehr dienlich, den Bezug ihrer Grundeinkünfte zu sichern und zu erleichtern, so ist doch gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß auch höhere Motive dabei zu Grunde gelegen. Zum Beweis dafür lassen sich unendlich viele Beispiele anführen, daß in Gegenden, wo weder Gesetze noch die Privatvortheile der Grundherrn der Güterkomplexverkleinerung oder Auflösung entgegenstanden, der gesunde Menschenverstand der Bauern diesen Mangel dadurch ergänzte, daß er entweder das Recht der Erstgeburt oder der Letztgeburt zur Gewohnheit machte. In den meisten Gegenden waren die Güter eingetheilt in größere, mittlere, kleinere (in Schwaben: Bauern, Halbbauern und Söldner), und damit auch der Taglöhner einiges Grundeigenthum erwerben könne, gab es „walzende" Stücke. Unter solchen Verhältnissen konnten die Uebel der Güterzerstücklung unmöglich Raum finden, geschweige denn in der Art um sich greifen, wie es nach Aufhebung jener durch Gesetze und Gewohnheit eingeführten Beschränkungen der Fall ist und seyn muß.*

* Die uralte friesische Hofverfassung, ohne alle Beimischung des Feudalwesens oder des in Folge der Rechtsunsicherheit entstandenen

III. An und für sich ist aber auch in einem aus dem rohen in den civilisirten Zustand übergehenden Lande die Dorfverfassung den Fortschritten der Kultur günstiger als die Hofverfassung, während mit der steigenden Kultur mehr und mehr die entgegengesetzte Wirkung eintritt. Das Zusammenwohnen förderte allerdings seiner Zeit nicht blos die Sicherheit, es war auch unter den damaligen Verhältnissen dem Unterricht, der Aufklärung und der Moralität günstiger als die Hofverfassung, und beförderte insbesondere Kultur und Urbarmachung des Bodens, so lange die alte Art der Bewirthschaftung bestand. Seit man aber dahin gekommen ist, die natürliche Ertragsfähigkeit des Bodens auf künstliche Weise unendlich zu verbessern, seit die Brache abgeschafft ist, seitdem man auch auf den Aeckern Futterkräuter baut, und seit

Gemenges, besteht heute noch in ihrer vollen Reinheit in den Ländern an der Ems, deut cher wie holländischer Seite, und kann heute noch als Muster einer vernünftigen Ackerverfassung dienen. Aller Grundbesitz ist eingetheilt in große Bauergüter (von 250 kalenberger Morgen), in mittlere (halb so groß) und in kleine (ein Zehntheil so groß). Sie heißen Platze, Heerdte und Werfte, sind unzertrennlich und werden jeder Zeit als Ganzes vererbt oder verkauft. Diese Unzertrennlichkeit ist nicht durch Rechte von Gutsherrschaften oder durch Gesetze aufrecht erhalten, sondern einzig durch das Gewohnheitsrecht und den gesunden Sinn der Bauern, die nicht begreifen können, wie bei der Theilbarkeit ein tüchtiger Bauerstand bei Ehren zu erhalten sey. Das Grundeigenthum wie der Bauer ist vollkommen frei. Lehenrechte, Naturalabgaben und Zehnten kennt man so wenig als Huth- und Weidgerechtigkeiten und andere Servituten oder auch nur die Flureintheilung. Jeder baut seinen Boden wie es ihm gut dünkt, als Acker, Wiese oder Gartenland, dieses Jahr so, nächstes Jahr anders. Gemeindeeigenthum gibt es nicht. In der Nähe der Städte, Flecken und Dörfer findet man Milchwirthschaften und Gartnereien mit kleinern Stücken Landes, doch ist das kleinste Landmaß eine Grase ($1^1/_2$ kalenberger Morgen), die niemals weiter verkleinert wird. Einige Edelleute besitzen sogenannte Herrlichkeiten, welche aus mehreren Bauergütern bestehen, die sie in Zeitpacht geben, entweder als Ganzes oder in kleinere Stücke vertheilt. Manche dieser Herrlichkeiten sind in die Hände von Bauern oder in den Besitz von Städten gekommen. Den Edelleuten oder Besitzern von Herrlichkeiten stehen als solchen außer dem unbeschränkten Eigenthumsrecht auf ihren Grundbesitz, worin ihnen jeder andere Bauer gleich steht, lediglich keine Vorrechte zu.

ganz neue Kulturen eingeführt und bedeutend geworden sind (außer den Futterkräutern, Kartoffeln, Runkelrüben, Tabak und andere Handelspflanzen, Gartengewächse, größere und verständigere Baumpflanzungen, verbesserter Wiesenbau, Seidenbau u. s. w.), seitdem endlich in Folge der Güterkompleraufösung und der neuen durch bloße Handarbeit zu betreibenden Kulturen die Zwergwirthschaft so sehr eingerissen ist und allen Grundbesitz in Staub aufzulösen droht, ist die Dorfverfassung erst zu einer fruchtbaren Mutter so vieler moralischer Uebel und zum Haupthinderniß der verbesserten Landwirthschaft geworden. Andererseits hat dagegen im Lauf der Zeit die Hofwirthschaft ihre frühern Nachtheile größtentheils verloren. Denn wenn man in unserer Zeit im Stande ist, bei sorgfältiger, verständiger und angemessener Einrichtung und Betreibung der Wirthschaft einem arrondirten Hof von 40—60 Morgen Landes mehr reinen Ertrag abzugewinnen, als man vor 500 Jahren einem Hof von 200 bis 300 Morgen abgewinnen konnte, so ist die Hofverfassung nicht mehr eine Isolirung der Landbewohner; sie ist im Grunde nur eine Ausdehnung des Dorfes auf das ganze Gebiet der Ortsmarkung, ein Weiterauseinanderstellen der Wohnungen. Die Gegner der Hofverfassung stellen sich diese Isolirung ganz anders vor, als sie in der Wirklichkeit sich darstellen wird. Man braucht nur die Zustände von England, von der Normandie, von Oberschwaben, oder von den bevölkerten Theilen Nordamerikas gesehen zu haben, um die Furcht vor einer Isolirung durch eine Separation, wobei die meisten Höfe nur 40 bis 60 Morgen groß sind, völlig unbegründet zu finden.

Wie verschieden aber beide Systeme, die Dorfverfassung und die Hofverfassung, auf die materielle Wohlfahrt und die geistige Entwicklung der Landwirthe wirken, und wie sehr diese Wirkungen sich allmählig mit der steigenden Bevölkerung und Civilisation verändern, davon kann man heute noch tausend Beispiele in Nordamerika sehen. Wir bemerken dort, wie bei der ersten Uebersiedlung die Niederlassung in Dörfern entschiedene Vorzüge vor der Hofverfassung hat. Der einzelne kleine Kolonist hat mit viel größern Hindernissen zu kämpfen, viel mehr Dinge zu entbehren, er schreitet in der Wohlhabenheit viel langsamer voran, als derjenige, der sich mit einer ganzen Gesellschaft von Anfang an in einem Dorfe niederläßt. Dieser hat eine Menge

Bildungsmittel zur Hand, die jener ganz entbehrt. Der Einzelwohner kommt in der Bildung zurück, statt voran. Wie stellt sich aber das Verhältniß im Laufe der Zeit? Der Einsiedler schreitet, wenn im Anfang auch sehr langsam, doch immer schneller voran in der Wohlhabenheit; allmählig wird das Land umher dichter bevölkert; er vertheilt seinen Grundbesitz unter seine Kinder, und jedes von ihnen wird wohlhabender, als der Vater war, und im Gefolge des Reichthums und der Wohlhabenheit kommt die Bildung und das Gefühl der Unabhängigkeit. Die Dorfbewohner dagegen, nachdem sie einen gewissen Grad von Wohlhabenheit erreicht haben, können nur in so weit fortschreiten, als die steigende Kultur des Landes ihr Gewerbe fördert. Ihr Ackerbau aber findet bald in dem beschränkten Ortsgebiet seine Gränzen, und schon die Kinder des Dorflandwirths wandern fort, um neue Ländereien aufzusuchen. So zählt mit der Zeit das Land ungleich mehr wohlhabende Leute als die Landstadt, die, nun bald auch im Gewerbe von größeren Städten überflügelt, frühzeitig ein stagnirendes Aussehen gewinnt. Diese Beobachtungen dienen uns nicht allein zum Beweis unseres Satzes, sie zeigen sich auch in Beziehung auf die Organisation der Auswanderung als sehr nützlich. Wir ziehen nämlich daraus die Lehre: daß eine Auswanderungsgesellschaft, welche einerseits das Wohlseyn der gegenwärtigen Generation, andererseits die Bedürfnisse der künftigen berücksichtigen will, bei der ersten Niederlassung zwar einen ansehnlichen Strich Landes ankaufen, aber allererst nur ein mit allen Handwerkern versehenes Dorf gründen und den Ackerbau vorerst nur vom Dorf aus vermittelst einzelner Güterstücke betreiben, dabei jedoch schon von Anfang an jedem Mitglied einen entfernter liegenden arrondirten Bezirk zu Gründung eines Hofguts zutheilen sollte, welchen dann die Dorfbewohner nach und nach urbar machen und den sie später selbst beziehen oder ihren Kindern zum Anbau überweisen können.

IV. Die Dorf- und Gütergemengverfassung stimmte ganz mit den früheren gesellschaftlichen und politischen Zuständen; mit den gegenwärtigen dagegen steht sie in grellem Widerspruch, und diese Disharmonie wird und muß immer größer werden. In fast allen Ländern waren in früheren Jahrhunderten diejenigen, welche den Pflug führten, was man in diesen Ländern ganz ungescheut die misera contribuens plebs nannte. Darin lag eine vollständige

Bezeichnung des damaligen Charakters und der Zustände des Bauern. Er war arm und elend. Der Grund und Zweck seines Gebornwerdens und Daseyns war — daß er kontribuirte. Das war eine Pflicht, die er gegen Staat und Beamte, gegen den Adel, gegen die Klöster und Städte, gegen alle Welt in ordentlichen wie in ausserordentlichen Zeiten zu erfüllen hatte. Rechte dagegen besaß er nicht. Daß er ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sey, fiel den andern nur bei, wenn er den Beutel zog, um zu bezahlen, oder wenn die Noth an den Mann ging, und er sich für die andern todtschießen lassen sollte. Ihm Ehrgefühl, menschliche Regungen, Vaterlandsliebe, Sinn für geistige Genüsse und besseres Futter zuzutrauen, kam Niemand in den Sinn. So war in früheren Jahrhunderten der Stand beschaffen, auf dessen Einsicht, Thätigkeit und Wohlhabenheit, Gesinnung und geistiger Kraft die materielle Wohlfahrt, die Sicherheit und Stärke der ganzen Gesellschaft beruhte. Hätten die andern Stände nur ihren eigenen Vortheil gehörig verstanden (Nächstenliebe, Religion, Moral, Edelmuth, menschliche Gefühle überhaupt gar nicht in Anschlag gebracht), sie würden eingesehen haben, daß ein solches Niederhalten desjenigen Standes, der die ganze Gesellschaft mit Lebensmitteln und Rohstoffen versorgt, ungefähr eben so weise sey, wie wenn in unsern Tagen der Besitzer einer Dampfmaschine sie nützen wollte, indem er sie mit Papierschnitzeln und Sägspänen speist. Alle andern Stände hatten darunter schwer zu leiden: der Grundherr durch niedrige Rente; der Gewerbsmann durch Mangel an Zufuhr und an Absatz; der Kaufmann, weil die größte Zahl der Produzenten an Dingen von Werth wenig zu entbehren hatte und noch weit weniger bedurfte; der Staat und der Landesherr, weil die Haupttriebkraft der Produktion gelähmt war. Das sah aber und erkannte Niemand. Wie hätten unter solchen Umständen die Mängel der Ackerverfassung auffallen, wie hätte man an Mittel zu ihrer Heilung denken sollen, wenn jeder nur in dem Bauer eine Maschine sah, die schwere Dienste leisten sollte, ohne für die eigene Kräftigung etwas zurück zu behalten? Entsprach doch solchem Zweck die Dorf- und Gütergemengverfassung vortrefflich. Da stand die nutzbare Heerde eingepfercht im Dorf, einerseits gesichert gegen die Angriffe des Wolfes, andererseits in Bereitschaft gehalten, um ohne Widerstand und auf die bequemste Weise geschoren und gemelkt zu werden von

Allen, die Abgaben, Stolgebühren, Kanzleitaxen, Zinsen, Naturalgefälle u. s. w. von ihnen zu erwarten hatten. Die Hofwirthschaft hätte nur dazu dienen können, dieses Geschäft zu erschweren und einen unbequemen Unabhängigkeitsgeist zu erzeugen und zu nähren. Wer hätte in solchen Verhältnissen an das Prinzip der allgemeinen Wohlfahrt denken sollen?

Als man aber anfing zu begreifen, daß freie Bewegung, Aussicht auf Erwerb von Eigenthum durch Fleiß und Sparsamkeit und Zunahme der Bevölkerung die Streitkraft und die Einkünfte des Staats gewaltig vermehren, faßte man das Ding am unrechten Ende; man erlaubte nicht nur die Aufhebung der Güterkomplexe, man förderte sie mit allen Kräften. Der Erfolg dieser Maßregel war würdig des Motives, das sie hervorrief. Im Anfang erreichte man freilich den Zweck, die Bevölkerung stieg reißend und auch die Produktion, und in Folge beider das Staatseinkommen; aber wohin führte dieser Aufschwung? wohin wird er führen? Dahin, wohin er in Irland bereits geführt hat. Auch dort hatte der Grundbesitzer, indem er sein Eigenthum in tausend kleine Stücke zerhackte, den Zweck vor Augen, sein Einkommen und seinen politischen Einfluß zu vermehren; wie steht es aber mit den Fortschritten der Gesellschaft? und wie am Ende mit der Sicherheit der Personen und des Eigenthums? Wir haben bereits davon gesprochen, und wollen die Schilderung nicht wiederholen.

Das Alles möchte noch fortgehen, wie es eben kann, dauerten noch die früheren politischen Zustände fort. Jetzt spricht man aber nicht mehr von der misera contribuens plebs, man spricht von Staatsbürgern. Jetzt hat eine neue Ordnung der Dinge Boden gewonnen, oder ist doch im Begriff Wurzel zu schlagen. Jetzt hat man die Augen aufgethan und wahrgenommen, daß man mitten in Europa liegt; daß zur Rechten und zur Linken feindliche Nationen gierige Blicke auf uns richten; daß wir früher oder später in den Fall kommen werden, für unsere Unabhängigkeit zu kämpfen; daß wir auf jeden Fall alle unsere Kräfte zu entwickeln haben, sey es, um vom Angriff zum voraus abzuschrecken, sey es, um ihn mit Ehre und Erfolg zu bestehen; daß diese Kraftentwicklung nur durch Verfassungen zu erzielen sey, die einerseits der Regierung Macht und Mittel, die Liebe des Volkes und die Kraft zur Handhabung der innern Ordnung, andererseits dem Volk

Geistesfreiheit, rechtssichernde und wohlfahrtfördernde Institutionen und materiellen Wohlstand gewähren, mit einem Wort durch Repräsentativverfassungen. Die Basis dieser neuen Ordnung der Dinge ist nun hauptsächlich ein wohlhabender und gebildeter und dadurch selbstständiger Mittelstand, und wenn es sich darum handelt, diesen zu finden, müssen wir ihn zur weit größeren Hälfte bei den Grundbesitzern suchen. Finden wir ihn aber da, wo der größte Theil der Grundbesitzer aus Zwergökonomen und Kartoffelbauern besteht, und wo allem Anschein nach der noch übrig gebliebene Rest der wirklich selbstständigen oder doch durch ihren Besitz zur Selbstständigkeit befähigten Landwirthe sich schon in der nächsten Generation in der Kartoffelbauerschaft verliert, wenn nicht gesetzliche Vorkehr dagegen getroffen wird? Und erhellt aus dieser Schlußfolge nicht klärlich, wie die Staatsverfassung durch die Ackerverfassung bedingt, und wie es schon aus politischen Gründen hoch an der Zeit sey, endlich einmal alles Ernstes an eine Reform die Hand zu legen, welche ins Werk zu setzen die früheren Generationen, einestheils aus Mangel an dringenden Beweggründen, anderntheils aus Mangel an politischer Reife und Einsicht vernachlässigten.

V. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der gesunde Menschenverstand der betheiligten Grundbesitzer diese Reform schon früher von selbst unternommen und durchgeführt hätte, wären sie von Seiten der Staatsgewalt dazu ermuntert und darin unterstützt worden; denn die ökonomischen Vortheile der Maßregel sind so bedeutend, daß das Privatinteresse gierig darnach greift. Davon wird man sich leicht überzeugen, wenn wir hundert Beispiele anführen können, daß diese von Manchen für fabelhaft und unmöglich gehaltene Reform von einem großen deutschen Landstrich in Folge der Ermunterung und Unterstützung seiner Regierung schon vor Jahrhunderten begonnen, und bis auf die neueste Zeit mit allen Vortheilen, die wir davon versprechen, fortgesetzt worden ist.* Wie aber konnten die Gemeinden und Grundholden auf

---

* Von diesen hundert Beispielen hier nur Eines. Fürst Wallerstein sagt a. a. O. S. 71: „Möge man nicht glauben, daß ich, alle Hemmnisse (der Arrondirung) als besiegbar ansehend, die Sache in zu rosigem

einen ſolchen Gedanken kommen, wenn ihnen Zehnt- und Weiderechte und hundert Servituten, Lehnverhältniſſe, Naturalabgaben, welche Grundherrn, Korporationen und Finanzkammern anzuſprechen hatten, entgegenſtanden, wenn an die Ablöſung dieſer Verhältniſſe nicht zu denken war, und wenn man jeden Gedanken an eine ſolche Maßregel von oben als eine Chimäre verlacht oder vielleicht gar den Urheber des Plans einer gefährlichen und ſchädlichen Neuerung angeklagt hätte?

VI. Noch haben wir von dem mächtigen Einfluß der Gewohnheit, von jener gewaltigen, allem Beſtande beiwohnenden Schwerkraft zu ſprechen, die fort und fort mit den Jahrhunderten wächst, bis ſie zuletzt ihrem Schützling ſelbſt unerträglich wird, und ihn, wirft er ſie nicht ab, erdrückt. Verwachſen mit allen

---

Licht beſchaue, oder bloßer Theorie folge. Mir ward, wie erwähnt, Pflicht und Gelegenheit, den Gegenſtand im Leben mit aller Unbefangenheit zu beobachten. Insbeſondere hatte ich die Freude, eine Gemeinde des Allgäus unter meinen Augen aus dem zerſtückelten in den totalarrondirten Zuſtand übertreten zu ſehen. Dieſe Gemeinde bot bei meiner erſten Anweſenheit das betrübendſte Schauſpiel dar: ihre Feldung produzirte kümmerlich, ihr Viehſtand kontraſtirte nachtheilig gegen jenen der Umgegend; Maſſen von Hypothekſchulden laſteten auf allen Parzellen; Bildung und Sittlichkeit ſtanden tief; mir ſelbſt ſchien eine Beſſerung unmöglich. Und doch ward letzteres unter der wohlwollenden Leitung eines erfahrenen Landrichters wie durch Zauberſchlag bewirkt. Das Einwerthen des Status quo fand mit ſolcher Biederkeit ſtatt, daß dagegen auch nicht eine Reklamation laut wurde. Gleicher Fall trat ein bezüglich der neuprojektirten Komplexe; bei weitem die größte Mehrheit der Hypothekgläubiger willigte nicht nur in die Hypothekamutationen, ſondern deckte auch durch Darlehenszugaben, was ihre Schuldner an Bauzuſchüſſen zu Gunſten der Ueberſiedelnden traf; wo Weigerung Platz griff, ſtanden die Stiftungen ein; binnen weniger Monate war der neue Zuſtand mit namhafter Mehrung des Schuldenſtandes realiſirt. Und unmittelbar darauf ſcheidet die frühere Armuth. Der Dienſtbotenſtand reduzirte ſich um beinahe zwei Drittheile. Nutzthiere traten an die Stelle übermäßigen Arbeitsviehes. Einzelweiden entſtanden nächſt den Wohnungen. Der Boden gab vermehrtes Erzeugniß. Wer früher unvermögend geweſen war einfacher Zinſeszahlung, begann ſchon im dritten Jahre mit Kapitalabtrag. Gegenwärtig (1839) gehört der Bezirk zu den ſchuldenfreien, ja ſogar Geld ausleihenden, und überdies zu den beſtgeſitteten des Oberlandes."

den tausend Verhältnissen des menschlichen Lebens und Treibens, wird die Unnatur zur andern Natur, wenigstens erhält sie einen so täuschenden Anstrich der Natur, daß ihre Wesentlichkeit kaum mehr in Frage kömmt. So sind uns die Dörfer Schauplätze ländlichen Fleißes und unschuldiger und doch bildender Geselligkeit. Freilich, wenn wir diese Geselligkeit in der Nähe betrachten, wird uns etwas bange vor dieser ihres poetischen Gewands entkleideten Idylle. Da es aber immer Dörfer gegeben hat und folglich nach unserer Ansicht immer geben muß, so nehmen wir ihre nachtheiligen Seiten als eine nothwendige Zugabe der bessern hin; wir kommen nicht auf den Gedanken, dem Uebel auf den Grund zu forschen. Wir sehen die Arbeiter hin und her gehen und fahren — halbe und ganze Stunden weit und noch weiter — mit Pflügen, Dünger- und Erntewagen, oder mit Lasten auf dem Kopf, und wir freuen uns ihres Fleißes, ohne zu bedenken, daß bei einer andern Ordnung der Dinge alle diese ungeheure Arbeit erspart würde. Daß der Bauer seinen Düngerhaufen durch den Regen ablaugen und die Lauge abfließen läßt, ärgert uns wohl, aber wir kommen nicht auf den Einfall, wie ganz anders er mit seinem Dünger wirthschaften würde, hätte er sein Gut in der Nähe. Wir gewahren die nächsten Umgebungen des Dorfes voll Bäumen, Hopfen- und Gemüsegärten, Grasplätzen und fruchtbaren Getreidefeldern, dagegen die entfernten Felder entblößt von allen Bäumen und aller bessern Kultur, nur kärgliche Früchte tragend; der Gedanke kommt uns aber nicht, wie die ganze Dorfmarkung einen gleich erfreulichen Anblick gewähren könnte, wenn der Eigenthümer in der Mitte seiner Besitzung wohnte.

Was anders wäre es, als die Macht der Gewohnheit und der schon in der Jugend eingesogenen Meinungen, was den güterbesitzenden Adel bewegen könnte, irgend einer durchgreifenden Reform der Landwirthschaft entgegen zu treten? Wahrlich, es ist ein falscher Schimmer, in welchem ihnen die feudalberechtigte Freiherrnkrone erscheint. Möchten sie doch die Feder in die Hand nehmen und rechnen; möchten sie doch in Betracht ziehen, daß in unsern Tagen der Geldherrschaft der persönliche und Familienglanz, abgesehen von der Befähigung zu Staatsdiensten, hauptsächlich nur durch das Einkommen zu behaupten und durch Verbesserung des Einkommens zu erhöhen ist. Gewiß, nach reiflicher Ueberlegung dieser Dinge

werden ſie die Stunde ſegnen, in welcher eine Reform beginnen wird, die ihnen Naturalabgaben, Zehnten und Frohndienſte in Grund und Boden vergütet, oder in Geld, das ſo leicht in Grund und Boden umzuſetzen iſt; ſie werden ſehnſuchtsvoll die Zeit herbei wünſchen, in welcher der einſichtsvollen und wohlhabenden Landwirthe viele bei ihnen um Pachtſtellen ſich bewerben, ſo daß es ihnen leicht ſeyn wird, diejenigen Individuen auszuwählen, welche zureichende intellektuelle und materielle Mittel beſitzen werden, um ihre Güter zu einem ungleich höhern Renteertrag und Kapitalwerth zu bringen.

Richten wir unſere Blicke auf die deutſchen Oſtſeeküſten; dort, in einem Lande, das an nichts ſo ſehr Mangel leidet, als an einem tüchtigen landwirthſchaftlichen Mittelſtand, an volk- und gewerbreichen Städten und an demokratiſcher Rührigkeit, in Meklenburg ſehen wir einen faſt im Beſitz des ganzen Landes befindlichen Stand von Gutseigenthümern Geſetze verlangen und durchſetzen gegen die Verkleinerung der Güter, ſollte ſie auch nur durch Vergebung in Erbpacht oder durch Erbtheilung herbeigeführt werden wollen. Ueberhaupt bemerken wir, daß bei dem Adel dergleichen ihm ſelbſt den größten Schaden bringende Vorurtheile immer um ſo mehr herrſchend ſind, je weiter er überhaupt in der Bildung und insbeſondere in der politiſchen Bildung zurückſteht. In Rußland erkannte die Regierung vor Kurzem ganz richtig, wie es im Intereſſe der Monarchie, noch mehr aber des Adels ſelbſt liege, das Aufkommen eines freien Bürger- und Bauernſtandes zu pflegen; die neueren dahin abzielenden kaiſerlichen Verordnungen wurden aber von dem Adel aufgenommen, als ſollten ſie ſeine Vernichtung bezwecken.

Auf das Gemeindeeigenthum finden zwei belehrende Sprüchwörter ihre volle Anwendung: das lateiniſche: „die Gemeinſchaftlichkeit iſt die Mutter des Streits," und das engliſche: „Jedermanns Geſchäft iſt Niemands Geſchäft." Die Gemeinſchaftlichkeit des Grundbeſitzes iſt der Urzuſtand. Bei den Wilden herrſcht ſie überall in der vollſten Ausdehnung. Unſere Gemeindegründe ſind nur die letzten Ueberreſte des wilden Zuſtands. Beim Uebergang aus demſelben in die Kultur entſprach ihre Beibehaltung allerdings den Zwecken und Bedürfniſſen der Gemeinde.

Weide und Wald konnten bei der frühern Wirthſchaftsmethode

besser gemeinschaftlich benützt werden als im Privateigenthum, und da das Mittel, Gemeindebedürfnisse durch Umlage auf die Individuen zu decken, noch nicht bekannt oder üblich oder möglich war, so erschien es ganz natürlich, daß man zu Bestreitung derselben der Korporation Grundsitz vorbehielt. Doch war auch diese Maßregel wie das Gemenge eine natürliche Folge des Zusammenlebens in Dörfern. Wo die Hofwirthschaft Platz griff, fiel der Grund weg, und hier ist Gemeindegrundeigenthum Ausnahme von der Regel, es beschränkt sich meistens auf die Dotirung von besondern Gemeindeanstalten, wie z. B. der Kirche, des Geistlichen, der Schule, des Armenhauses und Hospitals. Für besondere Fundirung solcher Anstalten wäre auch wohl heute noch bei Einführung der Hofverfassung ein Vorbehalt an Gemeindeeigenthum zu rechtfertigen; die andern Zwecke aber sind offenbar gänzlich verschwunden, ausgenommen in dem Fall, wenn etwa die Lage eines Waldes der Vertheilung entgegenstände. Nicht leicht wird es ein Gemeindegrundstück geben, das nicht, unter die Privaten vertheilt oder verkauft, weit größern Ertrag gewähren würde, als bei gemeinschaftlicher Benutzung, und die übertriebene Sorgfalt der Verwaltungsbehörden für die Centralisirung des Vermögens in der Gemeindekasse ist in der That häufig nur eine der schwachen Seiten unserer neueren Staatsadministrationen. Größtentheils hat sie ihren Grund darin, daß man seinen Diensteifer durch Herstellung eines blühenden Gemeindefinanzzustands viel leichter geltend und bemerklich machen kann, als durch Verbesserung der Privatfinanzzustände, worüber nicht öffentliche und nicht alljährliche Rechnung gehalten wird, und denen durch das Universalmittel der Gemeindeumlagen nicht so leicht aufzuhelfen ist, wie den Gemeindefinanzen. Verwickelte Gemeinderechts- und Rechnungsverhältnisse, wo die Arrondirung ausführbar und nützlich wäre, weit entfernt den Gemeinsinn zu stärken, sind in der That die Vergifter der Moralität, des wechselseitigen Wohlwollens, des Friedens, der Ruhe, des auf's Höhere gerichteten Gemeinsinns und des geistigen Fortschritts. Daß man sie in unsern Tagen in das entgegengesetzte Licht stellen will, zeigt aber nichts andres an, als die große Schwerkraft des Bestandes und die Macht der Gewohnheit.

Fast dasselbe läßt sich von den Staatsdomänen sagen. Sie hatten ihren guten und vernünftigen Zweck; sie haben ihn er

im Lauf der Zeit größtentheils verloren. Dotation des Landesherrn ſind ſie in unſern Tagen nur zum geringern Theil, und in ſo fern ſie es ſind, iſt nichts dagegen zu ſagen. Zur Dotation der Staatsbedürfniſſe ſind ſie bei weitem nicht zureichend; finanz- und ſtaatswirthſchaftlich betrachtet, ſind ſie nachtheilig, und wenn ſie im Verhältniß zu der im Privateigenthum befindlichen Oberfläche des Landes allzugroß ſind, üben ſie auf die Verfaſſungs- und Verwaltungszuſtände eines Repräſentativſtaats einen ungemein nachtheiligen Einfluß, der um ſo ſichtbarer iſt, je mehr das Gemenge in einem ſolchen Lande beſteht; je geringer alſo die Zahl der begüterten, ſelbſtſtändigen und gebildeten Landwirthe im Verhältniß zu den abhängigen Beamten iſt. Stellen wir uns einen Staat vor Augen (wie es deren nicht blos Einen, ſondern viele gibt), in welchem 1/7 des Bodens Staatsdomänne, 1/7 Gemeindegut, 5/7 Privateigenthum iſt. Wenn nun in dieſem Staat mit nur weniger Ausnahme das Gemenge vorherrſcht, ſo ſind die Städte überall klein und armſelig; die Gewerbe zwar rührig, doch faſt durchaus klein; der Boden iſt zwar wohl angebaut und guten Ertrag gewährend, weil im Durchſchnitt nur wenige Morgen Landes auf eine Familie kommen; aber man findet nur wenige ſelbſtſtändige und zugleich gebildete Bauern. Aermliches Kleinbauerweſen, Hackebau, Kartoffelwirthſchaft iſt in den meiſten Gegenden vorherrſchend. Braucht man einen tüchtigen Ortsvorſteher, ſo iſt die erſte Klage, daß er im Dorf nicht zu finden ſey; braucht man einen Repräſentanten, ſo muß man ihn unter den Angeſtellten ſuchen. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Verfaſſung wenig, und noch weniger die Verwaltung durch gebildete und ſelbſtſtändige Landwirthe unterſtützt. Kommt es freiſinnigen Leuten in den Sinn, zu verlangen, daß man den Gemeinden und Korporationen die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten mehr überlaſſen ſollte, ſo ſind ſie von dem Beamtenſtand leicht geſchlagen; man fragt, wo denn die gebildeten und wohlhabenden Leute ſeyen, denen Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten und Intereſſe dafür zugetraut werden könne. Spricht man von Geſchworengerichten, dieſelbe Frage. Kurz, es iſt ein ewiger ermattender Kampf zwiſchen Wollen und Nichtkönnen. In demſelben Maße, in welchem die Zahl der ſelbſtſtändigen Bürger gering erſcheint, iſt die der abhängigen Beamten groß. Die Bewirthſchaftung der

Staatsgüter und Domänengefälle erfordert Domänenkammern mit großem Apparat, Rentbeamte mit untergeordneten Gehülfen, mit Vorrathsverwaltern ꝛc.; die Bewirthschaftung der Waldungen erfordert Forstcollegien, Forstmeister, Förster, Forstwarte, Forstkassiere, und Alles zusammen die Unterhaltung einer Menge Bauten, Bauaufseher, Baumeister u. s. w. Rechnet man dazu die Zahl der bei der Staats- und Gemeindeadministration beschäftigten Beamten und Gehülfen, so findet man in solchen Ländern, daß die Gesammtzahl dieser Beamten ohne alle Vergleichung größer ist, als die Zahl der Vollbürger, nicht nur in der Landwirthschaft, sondern im ganzen Lande.

Daß in einem solchen Lande ein Theil der Domänen und Gemeindegüter in Privathände gegeben und einerseits die Zahl der selbstständigen Landwirthe vermehrt, andererseits die Zahl der Beamten vermindert werden sollte, welcher Theoretiker wird es bestreiten? Indessen welchem vernünftigen Praktiker könnte es in den Sinn kommen, in die plötzliche Aufhebung dieser Zustände einzuwilligen — zuzugeben, daß das ganze Besitzthum der Privaten, der Gemeinden und des Staats auf einmal in Einen Topf geworfen, die Dorf- und Gemengwirthschaft sofort aufgehoben und eine neue Ordnung der Dinge plötzlich eingeführt werde? Das wäre Thorheit und könnte nur zu Konfusion und Unheil führen. Auch würde der Hauptzweck nicht erreicht, da ja die gebildeten Landwirthe, die man wünscht, noch nicht da sind. So viel jedoch könnte und sollte wenigstens geschehen, daß man sich ernstlich dazu entschlösse, das Ziel aufzustellen, nach dem zu streben ist, und daß man wirklich anfinge sich in Bewegung zu setzen, um sich von Jahr zu Jahr um einen, wenn auch noch so kleinen Schritt diesem Ziel mehr zu nähern, bis (vielleicht könnte dieß kaum im Laufe eines Jahrhunderts geschehen) der Normalzustand erreicht wäre.

Als Hauptmittel einer solchen Reform erkennen wir:

1) Die Begünstigung der Gewerbe und Fabriken durch Schutzzölle, damit ein großer Theil des Zuwachses der ländlichen Bevölkerung in die Gewerbe, die Schiffahrt und den Handel übergehe.

2) Allmählige Verminderung der Anzahl allzu kleiner Grundbesitzer durch Beförderung der Auswanderung, der Art, daß schon

von dem gegenwärtigen Privateigenthum eine verhältnißmäßige größere Quantität auf jede Familie käme.

3) Gleichzeitige allmählige Verminderung der Gemeindegüter und Staatsdomänen, besonders bei Gelegenheit der Güterarrondirung, und zugleich als Mittel, diese Operation zu erleichtern und wirksamer zu machen.

4) Allmählige Aufhebung der Dorf- und Gemengverfassung, zumal in denjenigen Gegenden, wo sie am leichtesten ausführbar ist, entweder wegen der besonders günstigen Ackerverhältnisse oder wegen der Leichtigkeit, hier einen Theil der Einwohnerschaft zur Auswanderung zu veranlassen, oder die Mehrzahl der Nichtauswandernden zum freiwilligen Beschluß der Güterarrondirung zu vermögen.

5) Eine dem Zweck der Güterarrondirung und der Erhaltung der Agrarverfassung entsprechende Gesetzgebung. Der Staat hat nicht blos dafür zu sorgen, daß die Güter arrondirt werden und daß an die Stelle der vorherrschenden Zwergwirthschaften eine seinen höheren Zwecken entsprechende größere Zahl von mittleren und kleinen arrondirten Wirthschaften trete, sondern auch dafür, daß diese Zustände für alle Zeiten aufrecht erhalten werden.

Die Haupthinderniſſe, die sich diesen Maßregeln entgegenstellen, liegen nicht sowohl in der Natur, obwohl diese, wie wir später sehen werden, sehr groß sind, als in den Köpfen und Beuteln einzelner Klassen. In Ländern, wo ein solcher agrarischer Zustand fast durchaus der herrschende geworden, ist ganz natürlich auch der Einfluß der Beamten der vorherrschende — in der öffentlichen Meinung, wie in der Gesetzgebung, wie in der Verwaltung. Ueberall aber, wo der Einfluß eines besondern Standes den aller übrigen so außerordentlich überwiegt, können Neuerungen, wenn sie den wirklichen oder vermeintlichen Interessen, Vorstellungen und Lehren dieses Standes widerstreiten, sich schon in der Theorie nur sehr schwer Anerkennung und Geltung verschaffen. Doch gibt es in Deutschland eine öffentliche Meinung, die ungleich mächtiger ist als die jedes besondern Staats, nämlich die der ganzen Nation. Auf dem theoretischen Wege wäre also mit den besondern Vorurtheilen solcher Länder und Einwohnerklassen wohl noch fertig zu werden.

Nicht so in der Praxis. Hier herrschen die Interessen mit unumschränkter Gewalt; ihre Opposition ist von der zähesten Natur;

sie weichen nur der höhern Macht. Unter solchen Umständen ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß der Beweis zu führen sey: diese Interessen seyen nicht wirkliche, sondern nur eingebildete. Wir haben gegen den Adel diesen Beweis geführt; wir glauben, er sey gegen den Beamtenstand noch viel leichter zu führen.

Allererst haben wir bemerklich zu machen, daß nach unserem Plan der Ausführung dieser Reform weder die Interessen der Gegenwart, noch die der nächsten Zukunft beeinträchtigt werden; es würde sich also nur noch fragen: ob und in wie fern für die entferntere Nachkommenschaft der Beamten eine Beeinträchtigung zu besorgen stehe. Nun ist aber der Beamtenstand kein geschlossener Stand; man geht darin ab und zu. Auch jetzt schon kommt ansehnlicher Zufluß aus den andern Ständen, und wenn die Zahl der Aemter nicht im Verhältniß der Nachkommenschaft der Beamten zu vermehren ist, wenn es kein Mittel gibt, die Talente, welche den Vätern oder Großvätern zur Anstellung verholfen, auch auf die Enkel und Urenkel vererblich zu machen, so wird wohl vernünftiger Weise auch anzunehmen seyn, daß der größte Theil der entfernteren Nachkommenschaft des jetzigen Beamtenstandes dereinst, früher oder später, in die andern Stände übergehen muß. Wie nun, wenn diese Stände keinen oder doch nur wenig Raum für gebildete Leute haben? — wenn sie sich größtentheils in gedrückter Lage befinden? handelt alsdann der gegenwärtige Beamtenstand nicht gegen die Interessen seiner eigenen Nachkommenschaft, indem er einer Verbesserung der Zustände dieser Volksklassen sich jetzt entgegenstellt? sorgt er nicht vielmehr hauptsächlich für die Nachkommen des jetzigen Gewerbs- und Bauernstands, die dereinst den größten Theil seiner Plätze einnehmen werden auf Kosten seiner eigenen Nachkommenschaft? Kein Mann von Geist aus dem Beamtenstand wird dieß verkennen, wird so blind seyn, nicht einzusehen, daß die Wohlfahrt seines eigenen Standes mit dem der Nahrungsstände aufs Innigste verknüpft ist, daß das Aufblühen des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels und der letzte Trost, welchen überzählige Staatsangehörige in einer wohlgeordneten Auswanderung und in einer erfolgreichen Ansiedlung in fremden Ländern finden, auch seiner eigenen Nachkommenschaft zu Statten kommt.

Bei der Domänenveräußerungsfrage kommt hauptſächlich das dynaſtiſche Intereſſe ins Spiel, und hier zeigt ſich die Schwerkraft des Beſtandes, die Macht der Gewohnheit und der Einfluß des Hergebrachten auf den menſchlichen Geiſt beſonders gewaltig. Weil in früheren Zeiten die öffentliche Macht und das Anſehen der Dynaſtien entweder aus dem Domänenbeſitz hervorgegangen, oder doch mit ihm gleichzeitig entſtanden iſt, und in gleichem Verhältniß mit ihm zu- oder abnahm, glaubt man auch jetzt noch daran feſthalten zu müſſen. Man bedenkt nicht, daß die Baſis der Gewalt eine ganz andere geworden, und daß ein übergroßer Domänenbeſitz die neue Baſis weit mehr ſchwächt denn ſtärkt. Jetzt iſt Freiheit und Bildung, Vaterlandsliebe und Wohlſtand der Bürger die Grundlage und Bürgſchaft der erblichen Gewalt in den innern wie in den äußern Beziehungen geworden; eine Grundlage, die in jeder Hinſicht, in materieller wie in geiſtiger, durch übergroßen Domänenbeſitz ſehr beeinträchtigt wird. Man führe nur die Sache zum Extrem und man wird dieſe Wirkung unmöglich verkennen. Geſetzt, die Domänenkammern beſäßen alles Grundeigenthum im Staat, würde man etwas anderes ſehen als abhängige Beamte und arme, aller geiſtigen Kraft und alles Intereſſes am Staat beraubte Hinterſaſſen, gehorſam zwar und unterthänig, ſo lange die Geißel ſie im Zaume zu halten vermöchte, aber bereit, das Joch abzuwerfen, ſobald irgend eine Macht von Außen Gelegenheit dazu böte, oder doch gleichgültig dagegen, welches Joch ſie tragen — das einheimiſche oder das fremde? Daß man zu ſeinem eigenen größten Schaden zu viel beſitzen kann, hat das Schickſal der Geiſtlichkeit in faſt allen Ländern und das des Adels in vielen gezeigt. Und daß die Gewalt bei der neuen Baſis nur um ſo beſſer zu behaupten ſey, je geringer der Domänenbeſitz, lehrt das Beiſpiel Englands, deſſen Krondomänen ſeit den Tagen des langen Parlaments faſt zu nichts geſchwunden ſind.

Auch wird in manchen Ländern Deutſchlands zu wenig Bedacht darauf genommen, daß in Folge des Umſchwungs der politiſchen Dinge manche Staaten zu einem Domänenbeſitz gekommen ſind, deſſen Größe im Verhältniß zum Privatbeſitz ſogar in frühern Zeiten und unter den frühern Verfaſſungsverhältniſſen läſtig erſchienen wäre. Alle Beſitzungen des Adels, der Kirche und der

Reichsstädte waren damals der obersten Staatsgewalt gegenüber als Privatbesitzungen zu betrachten. Diese Eigenthümer waren jener höchsten Staatsgewalt mehr oder minder untergeordnet; ihre Besitzungen waren also als eine Fundation der Selbstständigkeit untergeordneter Stände zu betrachten, durch welche die höchste Gewalt eingeschränkt und kontrolirt war. Jetzt dagegen ist in manchen deutschen Staaten ein bedeutender Theil der früheren Besitzungen des Adels und der ganze Besitz der Kirche an die Staatsdomänenkammern übergegangen. Unter sochen Umständen erscheint die Staatsklugheit derjenigen, welche die Staatsdomänen (von den Hofdomänen sprechen wir überall nicht) hauptsächlich aus Rücksicht für die dynastischen Interessen im Eigenthum des Staats behalten wollen, in der That in einem mehr als zweifelhaften Licht. Was die übrigen finanziellen und staatswirthschaftlichen Gründe betrifft, so stellen sie sich zum Theil nur temporär als triftig dar, zum Theil aber als völlig unhaltbar.

Es kann klug seyn, die Domänen nicht zu verkaufen, so lange sie nicht in ihrem angemessenen Geldwerth stehen. Es kann klug seyn, auch im Fall sie zu hohem Geldwerth gekommen sind, damit nur langsam vorwärts zu schreiten, weil durch einen zu schnellen Verkauf das Angebot weit über die Nachfrage gesteigert, folglich der angemessene Werth nicht erzielt würde. In einzelnen Fällen mag es wohl auch klug seyn, große Bergwerke, namentlich Eisen- und Salzwerke mit den dazu gehörigen Waldungen auf Kosten des Staats zu administriren. Aber was die Forsten im Allgemeinen betrifft, so ist die Sorge für die Erhaltung des dem Lande benöthigten Nutz- und Brennholzes kein zureichender Grund, um den Staat mit der Forstadministration zu belasten, und sowohl die Privaten als das Gemeinwesen der aus dem Privatbesitz erwachsenden Vortheile zu berauben. Zugegeben, das Gemeinwohl erheische die besondere Vorsorge des Staats für einen gewissen Bestand der im Staate befindlichen Forsten, und daß die Oberfläche des dafür bestimmten Bodens nicht verringert werde, so läßt sich doch schwerlich in Abrede stellen, daß dieser Zweck schon vermittelst der Staatsoberaufsicht zu erreichen und weder das Staatseigenthum noch die Staatsbewirthschaftung dazu wesentlich erforderlich sey. Ist nun der Staat selbst Verkäufer solcher Forsten, so kann er beim Verkauf noch besondere, auf die Erhaltung des Bestandes

und die Benutzung der Forsten im Interesse des Staats abzielende Bedingungen und Strafbestimmungen stellen, wodurch eine noch viel bessere Forstwirthschaft zu erzielen seyn dürfte, als in der Regie des Staats. Und besteht gesetzliche Verhinderung der Kulturveränderung bei den Forsten, kann man sie nicht in Acker oder Wiese verwandeln, so wird der Besitzer schon durch sein Privatinteresse angetrieben werden, die Holzkultur so vortheilhaft und eifrig als möglich zu betreiben; daß aber von durch die Noth gedrängten, oder einsichtslosen Eigenthümern die Schläge nicht vor der Zeit vorgenommen werden, läßt sich wohl durch die Oberaufsicht des Staats wirksam verhüten.

Noch viel weniger ist die Beibehaltung von Kulturland, Mühlen ꝛc. im Eigenthum des Staats zu rechtfertigen. Dabei steht jedoch nichts Vernünftiges entgegen, daß der Staat durch Vergebung solcher Besitzungen in Erbpacht oder durch Vorbehalt von ständigen Abgaben, auf Kulturgüter und Forsten sich einen großen und wohl auch den größten Theil seiner Rente vorbehalte. Dergleichen Abgaben können weder einen land- noch staatswirthschaftlichen, noch einen politischen Nachtheil haben, ja nicht einmal einen finanziellen, wenn angemessene Bestimmungen getroffen werden, um die Abgaben jederzeit in Geld, aber nach Maßgabe der laufenden Produktenpreise zu erheben. Dagegen scheint diese Form des Staatseigenthums dem Wohl des Privatmanns wie dem des Staates ungemein förderlich zu seyn. Jener braucht um so weniger Kapital zu besitzen, um zu Eigenthum zu gelangen, er wird für den Kapitalbetrag der Abgabe gegen die Nachtheile und Unbequemlichkeit der Kündigung geschützt, wenn er nicht ansehnlicher Kapitalist ist; er kann also das Eigenthum um so leichter und besser bestecken, um so ruhiger besitzen. Für diesen ist eine gewisse Summe centralisirten Eigenthums immer gut; in gewöhnlichen Zeiten braucht er die Privaten um so weniger mit Abgaben in Anspruch zu nehmen, in ausserordentlichen hat er um so mehr Kredit. Es ist wohl keine Form denkbar, vermittelst welcher ein Staatsschatz sicherer und nutzbringender anzulegen und zu erhalten wäre.

Am wenigsten ist die Beibehaltung solcher Domänen zu rechtfertigen, wenn mit ihrer Veräußerung, neben allen angeführten Vortheilen, auch noch ein so großer Zweck wie der einer

durchgreifenden, alle Staatszwecke so mächtig fördernden Reform, wie die der Agrarverfassung, zu erreichen steht.

Sodann haben wir unter dem Kapitel der Vorurtheile und der gewohnheitlichen Traditionen von der althergebrachten Ansicht zu sprechen, daß ein kleiner Eigenthümer sich immer besser befinde als ein bloßer Taglöhner oder ein Dienstbote, woraus denn folgen soll, daß ein Land sich um so mehr im Wohlstand befinde, je größer die Zahl der kleinen Eigenthümer, je geringer die Zahl der sogenannten Proletarier im Ackerbau sey. Jener Vordersatz nun ist wahr oder falsch, je nachdem die Umstände sind, in welchen beide Gattungen von Agrikulturisten sich befinden; diese Folgerung aber ist jedenfalls eine unselige, weil sie den elenden Zustand der allgemeinen Kartoffelwirthschaft als einen vorzüglichen darstellen will, der jenen andern Zustand, wo der Arbeiter auf mittleren Höfen oder großen Wirthschaften als Dienstbote oder Taglöhner arbeitet, weit übertreffe. Freilich ist im Lande der Kartoffel, im Lande der abgeschäumten Milch, im Lande des Tragkorbs, im Lande der Hacke und des Spaten der kleine Eigenthümer immer noch glücklicher, als hier der Nichteigenthümer seyn kann, weil diesem gar zu sehr die Gelegenheit zur Arbeit fehlt, und weil er, bei der gar zu großen Konkurrenz der kleinen Landwirthe im Taglohn, einen so überaus geringen Lohn erhält. Das ist ja aber eben der Fluch dieses Krebsübels, Güterzerstücklung genannt, daß es nach allen Richtungen hin Alles auffressend um sich greift, gegen die Seite der tüchtigen Grundeigenthümer hin, wie in der Richtung des Taglöhners und des Gesindes. Nicht aber die Zustände des Taglöhners und des kleinen Eigenthümers, wie sich beide in der Kartoffelwirthschaft darstellen, muß man mit einander vergleichen, sondern die Zustände des Taglöhners und kleinen Eigenthümers in der Kartoffelwirthschaft mit denen der gleichen Stände in der Hofwirthschaft, und da wird man denn wohl auf den ersten Blick gewahr werden, daß hier der Taglöhner ungleich besser genährt und gekleidet ist und wohnt, als dort der kleine Eigenthümer. Das ist auch sehr natürlich und leicht erklärlich. In der Hofwirthschaft ist jedes Individuum im Stande, viel mehr zu produziren, folglich auch mehr zu konsumiren, weil mehr Land, mehr Kapital, mehr Vieh, also auch bessere Nahrung da ist. Hier überwiegt die Viehzahl die Zahl der Menschen bei

weitem, dort iſt es umgekehrt; hier iſt alſo die ſehr nährende Fleiſch- und Mehlnahrung, dort die kümmerliche Kartoffelnahrung vorherrſchend. Was hilft's, daß der kleine Eigenthümer in der Kartoffelwirthſchaft das Mögliche aus ſeinem Land herausſchlägt? im Ganzen macht es doch nicht viel aus, und ſoll er die Zinſen beſtreiten, ſo muß er alles Beſſere und Verkaufbare zu Geld machen; ihm bleibt nur das Rohe, das Werthloſe, der Abfall zum Genuß. Daſſelbe Reſultat gewinnt man bei der Vergleichung der landwirthſchaftlichen Zuſtände von Irland mit denen von England. In dem letzteren Lande will man ſogar die Bemerkung gemacht haben, daß der kleine Grundbeſitz die Landwirthe läſſig und ſchlampig mache.

Sollte man nun nicht, wie eine Redensart der amerikaniſchen Viehzüchter zwar ziemlich gemein, aber ſehr bezeichnend ſagt: den Stier bei den Hörnern faſſen? Sollte man nicht eben das Uebel, das von der Güterzerſtücklung, zu ihrem äußerſten Extrem gelangt, hervorgebracht wird, die Auswanderung nämlich, nach dem Heilgrundſatz: similia similibus curentur, als Mittel benützen, um die Krankheit von Grund zu heilen, wo ſie noch heilbar iſt, oder doch ihrem weitern Umgreifen Schranken entgegen zu ſtellen?

Woher denn kommt es, daß die Menſchen das angebaute und zum höchſten Ertrag gebrachte Land, daß ſie den wohl organiſirten geſelligen Verein verlaſſen und tauſende von Meilen weit fort, über's Meer ziehen, um ganz wilde Ländereien aufzuſuchen, ſich einzeln in der Wildniß niederzulaſſen und erſt mit der Natur einen langen Kampf voll Mühe und Entbehrung zu beſtehen, bevor ſie wieder zu einer geordneten Wirthſchaft, zu einem leidlichen, geſelligen Zuſtand kommen? Daher kömmt es, daß je mehr der Zuwachs der ländlichen Bevölkerung das richtige Verhältniß zu der Oberfläche und der Ertragsfähigkeit des Bodens überſteigt, der Boden um ſo mehr an Werth gewinnt, die Arbeit aber und der Menſch um ſo mehr an Werth verlieren, während in unkultivirten oder wenig bevölkerten, aber fruchtbaren Ländern das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet. Hier hat der Boden keinen oder doch nur geringen, die Arbeit und der Menſch dagegen hohen Werth. Dieſe Auswanderer, um mit den Jüngern der Theorie der Werthe zu ſprechen, verſetzen in ihrer eigenen Perſon, eine Waare, die nur

geringen Werth hat, an einen Ort, wo sie einen großen Werth hat; der Transporthandel kann also nicht anders als ungemein gewinnreich ausfallen, versteht sich für den, der ihn mit seiner eigenen Person treibt, nicht für den Staat, der damit alles verliert, was die Erziehung des Auswanderers gekostet hat und was er an Kapital mit sich fortnimmt.

In unbewohnten Ländern hat der Boden, wie fruchtbar er sey, eigentlich gar keinen Werth. Wenn dort Ländereien verkauft werden, so ist es nur die Hoffnung, daß Menschen kommen, um sie zu bebauen, welche bezahlt wird. Der Preis der Ländereien steigt oder fällt, je nachdem diese Hoffnung mehr oder weniger nah oder entfernt liegt. Kommen sie endlich, die Menschen, so wird schon durch den bloßen Akt der Niederlassung der frühere Werth des Landes bedeutend gesteigert. Doch wird die Werthzunahme hauptsächlich bestimmt durch den Grad der persönlichen Produktivität und die Summe des Kapitals an Hausgeräthschaften, Ackerbauinstrumenten und Vieh, welche die Einwanderer mitbringen, sodann durch die Zahl der Ansiedler und die größere oder geringere Vollkommenheit der Gesellschaftszustände, die durch sie begründet werden. Ein einzelner Ansiedler mitten in der Wildniß wird den Werth des Landes nur wenig erhöhen können, bringt er nicht eine gewisse Quantität Vieh und Instrumente mit. Aber auch dann wird er nur sehr schwer zu einem behaglichen Zustand und Wohlhabenheit gelangen, so lange er keine Nachbarn hat und der Gewerbs- und Kaufmann noch ferne von ihm wohnen. Mit jedem neuen Nachbar steigt sein Wohlstand, schon dadurch, daß dieser ihm in den ersten Jahren seinen Ueberfluß an Getreide und Vieh abkauft, und dagegen Jenem Dinge von Werth überläßt, die Dieser aus den bewohnten Gegenden mitgebracht hat. Ist so ein ziemlicher Theil der ihm benachbarten Ländereien angesiedelt, dann entstehen Mühlen, Straßen, Brücken; dann kommen die Gewerbe, die Kaufleute, die Lehrer, die Aerzte; es bildet sich die Stadt; damit steigt das Land des einzelnen Ansiedlers allerdings mehr und mehr im Werth; ohne Vergleichung mehr steigt es jedoch im Mittelpunkt der neuen Gesellschaft — in der Stadt — wo bald das Hundert- und Tausendfache dessen, was das fruchtbarste Ackerfeld in entfernteren Gegenden gilt, ohne Rücksicht auf Fruchtbarkeit, für Grundstücke bezahlt wird, um darauf Wohn- und Kaufhäuser,

Werkſtätten u. ſ. w. oder Gärten anzulegen. Die Stadt bildet alsdann für alle benachbarten Anſiedler mehr oder weniger den Markt hinſichtlich ihres Ueberfluſſes wie ihrer Bedürfniſſe, materieller wie geiſtiger, und je näher die Ländereien dem Markt, deſto höher ſteigt unter übrigens gleichen Ertragsverhältniſſen der Werth der Ländereien. In neuen Ländern ſpekuliren daher die klügſten und wohlhabendſten Anſiedler immer darauf, entweder diejenigen Ländereien zu erhalten, die ſich der Natur der Lage gemäß am beſten zur Anlegung einer Stadt eignen, oder doch diejenigen welche der Stadt am nächſten gelegen ſind.

Hieraus wird man leicht erkennen, daß in ökonomiſcher wie in geiſtiger Beziehung diejenige Anſiedlung die vortheilhafteſte ſeyn muß, welche gemeinſchaftlich von einer Geſellſchaft unternommen wird, die aus homogenen Elementen zuſammengeſetzt, einerſeits alle Geſchicklichkeiten und geiſtigen Kräfte, andererſeits alle erforderlichen materiellen Kapitale beſitzt, um von Anfang an ſchon einen in geiſtiger wie in materieller Beziehung möglichſt vollſtändigen Geſellſchaftszuſtand zu begründen, wobei nicht damit der Anfang gemacht wird, jedes Individuum räumlich zu iſoliren, ſondern damit, erſt alle Kräfte in der Stadt zu koncentriren und von dieſem Centrum aus die Kultur allmählig nach den entfernteren Appertinenzen der Stadt zu tragen, wie wir dieß ſchon früher erörtert haben.

Es iſt klar, daß eine übervölkerte Gemeinde durch Auswanderung aus dem Lande, wo die Arbeit wenig, der Boden aber viel Werth in das Land wo die Arbeit viel, der Boden aber wenig Werth hat, ſchon in Kraft des bloßen Aktes der Verpflanzung aus dem Stand der Dürftigkeit in den des Ueberfluſſes übergehen würde, weil der Werth von wenigen Ackern Bodens, womit ſich eine Familie in dem übervölkerten Lande nur kümmerlich nährt, vollkommen zureicht, eine funfzig bis hundertmal größere Strecke Landes in der neuen Anſiedlung zu kaufen, und ſie der Art mit Vieh zu beſtocken, daß die Zahl deſſelben reißend wächst.

Derartig planmäßigen Verpflanzungen ſteht aber allererſt das große Hinderniß entgegen, daß es ſehr ſchwer iſt, die zu Bildung einer vollſtändigen Auswanderungsgeſellſchaft erforderliche Mannigfaltigkeit der Kräfte und Harmonie der Geiſter zu finden, und noch viel ſchwerer, ſie, nachdem ſie gefunden ſind, auf der Reiſe und

bei Bildung der neuen Ansiedlung zusammenzuhalten. Daß dies jedoch nicht unmöglich ist, haben die württembergischen Auswanderungs-Häuptlinge Rapp, Haller und Bäumler, und nicht minder die Herrenhuter bewiesen. Auch ist durch die glücklichen Erfolge dieser Versuche der unumstößliche Beweis geliefert worden, daß die Vortheile, die wir von dieser Art der Auswanderung verheißen, keine eingebildeten sind. Durch diese Ansiedlungeu wurde die Kultur wie von höherer Gewalt in die Mitte der Wildniß getragen, und noch immer sind sie überall die Bewunderung der ganzen Gegend.

Forschen wir aber nach der Ursache der Kraft, welche die Herzen stärkte, um den großen Schritt in Gemeinschaft zu beschließen und auszuführen, und welche den Dämonen der Ehr- und Habsucht, des Mißtrauens, der Zwietracht, und aller den Frieden störenden Leidenschaften bannte, auf der beschwerlichen und gefahrvollen Reise sowohl als während des nicht minder beschwerlichen Anfangs der Niederlassung, so finden wir: es war die Religion, von der sie stammte. * In ihr fand Rapp sogar die Mittel, den Mangel an Kapital zu ergänzen. Ein anderer Moses hatte er erst den Weg ausgekundschaftet, den er sein Volk führen wollte. Als nun sein Zug 600 Köpfe stark nach Baltimore kam, fand sich, daß die Mittel zur Weiterreise und zur Ansiedlung ausgegangen waren. Da veranstaltete der begeisterte Führer mit seinen schwäbischen Pilgern einen erhebenden Gottesdienst unter freiem Himmel vor der Stadt, mit Gebet, Gesang und Predigt, und am Abend desselben Tages war er durch ansehnliche Anlehen in den Stand gesetzt, seinen Zug fortzusetzen und seine Ansiedelung ins Werk zu richten.

In neuen Ländern, wie Nordamerika, ist das Gefühl und das Bedürfniß der persönlichen Selbstständigkeit zu stark, und das magische Band der Religion und der Gemüthlichkeit, das hauptsächlich durch Gemeinschaftlichkeit der Noth, des Mangels und des Drucks gestärkt wird, zu schwach, als daß sich dort der Eingeborene entschließen könnte, den Vortheilen der gesellschaftlichen Einheit die persönliche und ökonomische Unabhängigkeit zum Opfer zu bringen.

---

* Schon Justus Moeser sagt hierüber treffliche Worte in seinen patriotischen Phantasien. I. Th. S. 349.

Auch iſt der Amerikaner ſchon mehr an die Zuſtände des einſamen Anſiedlers gewöhnt; er weiß beſſer ſich ſelbſt zu helfen und leichter zu entbehren; ihm iſt dabei nichts neu, nichts ungewohnt. Näher der Wildniß kann er mit viel geringern Koſten dahin gelangen, kann er, wenn er die Mittel noch nicht beſitzt, ſich dort anzuſiedeln, ſie viel leichter erwerben. Ein Kind des Landes findet er überall ſeines Gleichen. Eingewöhnt in die herrſchenden Zuſtände, bekannt mit den Geſetzen und mit den geſellſchaftlichen und ökonomiſchen Verhältniſſen des Landes iſt er als Einzelner keinerlei Art von Betrug oder Illuſion ausgeſetzt. Darin liegen die Gründe, weshalb der Amerikaner viel gerathener findet, lieber auf eigene Fauſt als in Geſellſchaft ſich niederzulaſſen und die Beſchwerden des Einzelwohners eine Reihe von Jahren hindurch zu ertragen, um ſpäter auch ſeiner beſondern Vortheile theilhaftig zu werden.

Das Alles iſt anders, wenn es ſich davon handelt, einen deutſchen Bauern oder gewöhnlichen Gewerbsmann aus ſeinem Dorf nach einer fremden Wildniß zu verpflanzen. Einzeln wird dieſer ſchon weit ſchwerer zum Entſchluß kommen, als wenn er der Begleitung, des Raths und der Beihülfe vieler Perſonen ſeiner Bekanntſchaft verſichert iſt; auf der Reiſe und bei dem Ankauf des Landes wird er viel weniger dem Betrug, den Folgen der Unkenntniß und mißlicher Zufälle ausgeſetzt ſeyn; durch gemeinſchaftliche Veranſtaltung bei der Reiſe, beim Ankauf und bei der erſten Einrichtung wird ſeine Verpflanzung viel wohlfeiler und leichter werden. Und durch das Zuſammenleben mit Vorſtehern, Gemeindeangehörigen und Nachbarn, an deren Sitte und Gewohnheiten, Geſinnungsweiſe und Umgang, Sprache und äußeres Weſen er gewöhnt iſt, wird er des größten Theils der ſonſt nothwendig von einer ſolchen Verpflanzung begleiteten Uebelſtände überhoben ſeyn.

Uebrigens ſind wir weit entfernt von der Meinung, daß dieſe Gemeinſchaftlichkeit weiter gehen ſoll, als ſie eben nothwendig iſt, um die Verpflanzung und die Niederlaſſung zu erleichtern. Nicht nur darf ſie nicht weiter gehen, ſie muß auch, in ſo weit ſie beſteht, ſobald der Zweck erreicht iſt, gänzlich aufgelöst werden. Selbſt die Herrnhutergemeinden in Nordamerika haben dieſe Nothwendigkeit gefühlt, und bei Haller, wo das getrennte Eigenthum, ſogleich bei der Niederlaſſung eingeführt wurde, herrſcht, wenn auch

nicht derselbe Reichthum, doch weit mehr allgemeine Zufriedenheit als bei Rapp, wo Alles fortan gemeinschaftlich blieb, wo aber schon in der folgenden Generation eine Spaltung der Gesellschaft eintrat.

Gewinnt nun in Deutschland die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer zweckmäßigen Organisation der Auswanderung immer mehr Boden, sehen die Regierungen immer mehr ein, in welcher Weise dieses Uebel in eine Wohlthat zu verwandeln sey, so werden sich auch bald Geistliche finden, die, durch höheren Geist getrieben als den, der sie auf längst gebahnten Wegen zur pfarramtlichen Bequemlichkeit führt, aus Theilnahme an dem Schicksal ihrer Mitbürger einerseits bemüht seyn werden, das Vertrauen von auswanderungslustigen Gemeinden zu gewinnen, andererseits diejenigen Kenntnisse und Gewohnheiten zu erlangen, die erforderlich sind, um ein solches Unternehmen zweckmäßig leiten zu helfen. Ihnen werden sich andere gebildete Männer in gleicher Absicht und mit gleichem Bestreben anschließen; nur sollten diese allererst der Hoffnung entsagen, durch Aemter oder sonst auf Kosten der arbeitenden Klasse ihren Unterhalt zu finden. Neue Ansiedelungen können nur nothdürftig den Unterhalt eines Geistlichen, eines Schullehrers und etwa eines Arztes erschwingen, andere Aemter lassen sich hier nicht kreiren, und an eine nicht auf persönlichen Werth und auf reelle Leistungen basirte Autorität ist nicht zu denken. Wollten andere gebildete Männer einer solchen Gesellschaft mit Nutzen, und ohne den Zunder der Zwietracht in ihr zu erwecken, sich anschließen, so müßten sie dabei lediglich ihren Privatvortheil in derselben Weise zu erreichen suchen wie alle Andern, das heißt durch Ackerbau, oder durch Gewerbe und Handel, und sie müßten dabei sich zum Gesetz machen, keinerlei unpassende Ansprüche auf besondere Achtung und Berücksichtigung zu machen, sondern vielmehr sich angelegen seyn lassen, die Liebe der übrigen Gesellschaftsglieder durch ein brüderliches, zuvorkommendes Betragen zu erwerben.

In neuester Zeit ist eine Auswanderungsmethode versucht worden, die, wie uns scheint, von großer Kenntniß der Natur der Verhältnisse zeugt, und daher auch große Resultate verspricht. Verständige Männer, deren Rechtlichkeit erprobt und verbürgt ist, ziehen voran, um einen für die Ansiedlung passenden und vortheil-

haften Platz aufzusuchen und anzukaufen. Alsdann kommt allererst eine Schaar von jungen tüchtigen Männern unter der Anführung eines Geistlichen, um die erste Ausrodung vorzunehmen, die erforderlichen Gebäude und Scheunen aufzuschlagen, Säge- und Mahlmühlen anzulegen, einen Theil des Feldes urbar zu machen und zum kräftigen Viehstock den Grund zu legen. Sind sie mit dieser Arbeit ziemlich vorangerückt, so folgen die Bräute der jungen Männer mit anderm jungen, arbeitsfähigen oder noch rüstigen verheiratheten Volke nach. Haben auch diese sich eingerichtet, so kommen die alten Leute und Kinder, die nicht arbeiten können.

Das Verständige dieser Einrichtung vollständig zu beschreiben, könnte man ein Buch füllen, da aber Alles auf der flachen Hand liegt, so brauchen wir dabei nicht zu verweilen.

Wir wollen nur bemerklich machen, wie zweckmäßig auf diese Weise nach und nach ganze überfüllte Dörfer geleert werden könnten, ohne die Einwohner in eine unbekannte und abenteuerliche Zukunft hinauszustoßen, und wie leicht es dadurch würde, der größern Zahl der Einwohnerschaft von Dörfern, deren Aufhebung als nützlich erscheint, die Auswanderung wünschenswerth zu machen.

Der Strom der Auswanderung hat in der neuesten Zeit in Deutschland so ganz ausschließlich seine Richtung nach Nordamerika genommen, daß man an kein anderes Land mehr denkt, wenn davon die Rede ist. Das ist auch ganz natürlich. Dort stehen der Ansiedlung des deutschen Bauers keine gutsherrlichen und Patrimonialrechte, keine Zehnten, keine Frohnen, keine kulturhinderlichen Gesetze entgegen; er hat keinerlei Art von Willkühr oder Druck zu befürchten; einzig mit der Natur hat er den Kampf zu bestehen, und ist diese glücklich besiegt, so ist er freier Bürger, ausschließlicher Besitzer der Früchte seines Fleißes. Warum denn sonst würde er tausende von Meilen weit hinziehen, die Gefahren und Leiden einer großen See- und Landreise bestehen, und sich eine Reihe von Jahren hindurch in die Wildniß begraben?

Im Grunde genommen ist aber diese Richtung der Auswanderungen für Süddeutschland eine ganz unnatürliche; sie ist eben so unnatürlich, wie wenn der Anwohner des Delaware, des Susquehannah oder des Hudson, wenn er in seiner Nähe keine kulturfähigen Ländereien mehr finden könnte, noch Australien oder Neuseeland, statt nach den Ufern des Mississippi oder des Missouri

oder des Michigan-Sees auswandern wollte. Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Provinzen der Türkei und die westlichen Ufer des schwarzen Meeres, bieten sie nicht dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenützter, aber natürlich fruchtbarer Ländereien, die ihm nicht schwerer erreichbar wären, als es dem Nordamerikaner von New-York oder Pennsylvanien die Ländereien am Missisippi und Missouri sind? haben nicht Böhmen und andere österreichische Provinzen, hat nicht Preußen, Meklenburg ꝛc. noch eine Menge großer Güter, die, nach dem Beispiel der englischen Grundherrn, in Zeit- oder Erbpacht gegeben, ihren Besitzern eine ungleich höhere Rente bringen und ihnen damit für das Aufgeben nur vermeintlich vortheilhafter Vorrechte reichliche Entschädigung gewähren würden? Welche mächtigen Quellen des Reichthums lassen diese Aristokraten unbenützt! Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südöstliche Deutschland nach dem Ocean fließen! In den Canal der Donau geleitet, was könnte er bewirken? Geringeres wahrhaftig nicht als die Begründung eines mächtigen germanisch magyarischen östlichen Reichs, einerseits vom schwarzen, andererseits vom adriaschen Meer bespült und von deutschem und ungarischem Geist beseelt Denn soll die Hohe Pforte fallen, und das wird sie, so gewiß als im Spätjahr die dürren Blätter, wem wird alsdann die Natur diesen Theil ihrer Erbschaft zuerkennen? — Den Italienern? die haben noch nirgends Colonieen gegründet — den Franzosen? die haben überall die Colonisirung nur begonnen, um ihre Unfähigkeit dazu an den Tag zu legen — den Russen? die haben in sich und an sich selbst Jahrhunderte lang noch mehr zu colonisiren und zu civilisiren, als sie zu Stande bringen können. — Wem sonst, als den Ungarn im Verein mit den Deutschen? Diese können es nicht nur, sie müssen es, genöthigt durch das Prinzip der Selbsterhaltung und in Folge des Ueberströmens ihrer innern Kräfte; sie werden es auch, sobald sie nur zum Bewußtseyn ihrer Kraft und ihrer gemeinschaftlichen Interessen gekommen, sobald nur beide Nationen zur Einsicht gelangt sind, sie seyen von der

*) Hat doch schon Heinrich IV. seit bei seinem Entwurf zu Errichtung einer Universal-Republik die Länder zwischen dem adriatischen und schwarzen Meer dem Reich der Magyaren zugetheilt.

Natur darauf angewieſen, Hand in Hand ihre künftige Nationalgröße zu erzielen, zu befeſtigen und zu behaupten.

Jede Nation, die in unſern Tagen nicht wächst, muß untergehen, weil alle andern Nationen von Tag zu Tag wachſen, weil ſich folglich die beſte Garantie der Selbſtſtändigkeit, die eigene Kraft, bei der ſtehenbleibenden Nation, andern Nationen gegenüber, von Tag zu Tag vermindert. Deutſchland kann noch bedeutend wachſen durch die Entwicklung ſeiner innern Induſtrie, ſeines Ackerbaues und ſeines innern und äußern Handels. Vorzüglich aber kann es wachſen durch zweckmäßige Benutzung ſeiner zeitweiligen Uebervölkerung. Wie erſtaunlich wächst dadurch England! Wir aber haben erſt Manufakturen, Handel, Schifffahrt, Flotte und vor Allem den guten Willen zu Schaffung dieſer Hülfsmittel zu acquiriren, bevor wir an eigene Kolonien oder an engere und folgereiche Verbindungen mit unabhängigen überſeeiſchen Staaten denken können, vermittelſt welcher wir unſerer Auswanderung eine unſerer Nationalinduſtrie und Macht entſprechende Richtung geben könnten. Warum aber zu dieſem Zweck nach überſeeiſchen Ländern ſich umſehen, wenn zunächſt an unſerer ſüdöſtlichen Grenze unermeßliche Landesſtrecken liegen, wohin wir den Ueberſchuß unſerer Bevölkerung auf einem unſerer eigenen Ströme, der faſt die ganze Breite von Deutſchland hindurch ſchiffbar iſt, mit Leichtigkeit transportiren und mit welchen wir vermittelſt dieſes Stroms in einen vortheilhaften Handelsverkehr treten könnten.

Allein der Weg dahin geht über Ungarn, und ſo lange Ungarn nicht mit Leib und Seele eins iſt mit Deutſchland, iſt weder dort noch weiterhin für uns etwas Tüchtiges zu machen — im Verein mit Ungarn dagegen Alles! — Ungarn iſt für Deutſchland der Schlüſſel zur Türkei und zur ganzen Levante, zum Orient, und zugleich ein Bollwerk gegen nordiſche Uebermacht. Ein freies, bevölkertes, reiches, aufgeklärtes und ſtarkes Magyarenreich vermag nicht nur deutſcher Kultur und deutſchem Handel und der Ueberfülle der deutſchen Bevölkerung die genannten Länder aufzuſchließen; es iſt auch durch die Natur der Dinge gezwungen, für immer und ewig Brüderſchaft mit uns zu machen.

Diejenigen Deutſchen, deren Lieblingsgedanke bisher geweſen iſt, Ungarn ſey zu germaniſiren, ſind über die Intereſſen der deutſchen Nation gewaltig im Irrthum. Wir unſerer Seits ſind

dagegen der Meinung, daß, wäre nicht die magyarische Nationalität von selbst erwacht, es im Vortheil Deutschlands gelegen wäre, sie zu wecken, und daß jetzt Deutschlands theuerste Interessen von den Deutschen heischen, nicht nur mit Auswanderern und Kapital den Magyaren zu Hülfe zu kommen, sondern auch die schleunige Magyarisirung der nach Ungarn auswandernden Deutschen, was an ihnen liegt, zu fördern, so wie wir auch andererseits die Ueberzeugung hegen, daß Ungarn ohne die Deutschen keine oder doch eine sehr schwarze Zukunft hat.

Nicht wohl kann es eine Verbindung geben, von welcher man sich eine schönere Harmonie, reichern Ehesegen, mehr materielle und geistige Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen den Deutschen und den Magyaren. Wohl lohnt es sich also der Mühe, von beiden Seiten Jugendthorheiten und schlechte Späße zu vergessen, die Veranlassungen zu wechselseitigen Aergernissen und Verdächtigungen zu vermeiden, die beiderseitigen Vorzüge wechselseitig anzuerkennen und sich gegenseitig die erforderlichen Konzessionen zu machen. Die eine Partei bringt Fruchtbarkeit, produktive Kraft im Ackerbau, in Gewerben und Handel Kapital, Sinn für bürgerliche Ordnung und Einrichtungen, einen hohen Grad von Ausbildung in den Wissenschaften und Künsten und eine reiche Literatur bei; die andere ritterlichen Sinn, kriegerischen Geist, politisches und rhetorisches Talent, feurigen Patriotismus, in ihrer Grundlage ganz vortreffliche politische Institutionen, die nur noch der Feile bedürfen, um so gute Dienste zu thun, als die besten ihrer Art, endlich große Massen von Naturfonds. Deutsches Phlegma wird durch ungarisches Feuer belebt, wie dieses durch jenes temperirt werden. Deutschland wird jährlich an Ungarn eine halbe Million Menschen abgeben können, und gleichwohl seine eigene Bevölkerung bedeutend vermehren. Ungarn mit Transsylvanien wird statt 11 bis 12 mit Leichtigkeit 25 bis 30 und mit den übrigen Donauländern 50 bis 60 Millionen Menschen nähren können. Herrscht Sicherheit der Person und des Eigenthums, sind die Gesetze und Institutionen nicht hinderlich, so wird jedwede Niederlassung fleißiger, gesitteter Deutscher in diesem fruchtbaren Lande ihre Zahl alle dreißig Jahre verdoppeln. Und ist Ungarn im Innern gekräftigt und politisch geordnet, ist das magyarische Element mit dem deutschen Ein Herz und Eine Seele, stehen beide in Harmonie mit

der königlichen Gewalt, so wird auch das ungariſche Slaventhum ſich zu magyariſiren genöthigt ſeyn, und keine Gewalt der Erde wird dann hindern, daß Ungarn ſeine Macht bis an den Balkan, bis an die Ufer des ſchwarzen Meeres erſtrecke und in die Reihe der erſten Nationen von Europa eintrete.

Betrachten wir die materiellen Kräfte Ungarns: was ſind ſie im Verhältniß zu dem, was ſie ſeyn könnten? Wilde Ströme und Flüſſe verwüſten das Land und machen es ungeſund (in einem einzigen Jahr ward ſchon der Verluſt durch Ueberſchwemmung auf 40 Millionen Gulden angeſchlagen). Durch die Kunſt gebändigt würden ſie den Boden befruchten, Maſchinen treiben, die Laſtenträger einer reichen Bevölkerung ſeyn und das Land in einen geſunden Garten — in ein Paradies verwandeln. Der hier noch zu machende Gewinn iſt auf tauſende von Millionen anzuſchlagen. Man leſe bei Burger und Rumohr, welchen Segen in heißen Ländern Bewäſſerungskanäle über trockene Flächen, ja über Sandwüſten verbreiten; wie die Erndte an Futterkräutern, Reis, Mais, Tabak, Wurzelgewächſen ꝛc. dadurch, ohne ſonſtige Düngung, um das zehnfache vermehrt und überdieß für jeden Jahrgang geſichert wird; man werfe dann einen Blick auf die weiten dürren oder verſumpften Landſtrecken im Theiskreis, an den Ufern der Maroſch, am Körös, an der untern Donau und auf der großen Ebene ꝛc. ꝛc. und man wird finden, daß durch Bewäſſerungs- und Entwäſſerungsanſtalten und Eindeichungen die beſte Hälfte von Ungarn erſt noch für die Kultur zu gewinnen iſt, und zwar für eine Kultur, wobei ein Joch Landes zehnmal mehr reinen Ertrag gewährt, als der mittelmäßig-fruchtbare Boden von Deutſchland. Gewinnt man doch jetzt ſchon auf dem beſten Land in Ungarn ohne alle Düngung und Bewäſſerung das 12 bis 15fache Korn. Gleichwol ſteht der allgemeine Wohlſtand auf einer ſehr niedrigen Stufe, weil die durch die Freiheit erzeugte Arbeitskraft noch ſchlummert; weil es dem Bauer wie dem Herrn an Kapital fehlt, um die erforderlichen Verbeſſerungen vorzunehmen; weil die Transportgelegenheiten in ſchlechtem Zuſtand ſind, weil die Zahl der produktiven Konſumenten, welche Urprodukte begehren und Fabrikate dafür geben könnten, nur ſehr gering, und dabei faſt eben ſo träge, eben ſo arm, eben ſo wenig produktiv iſt, folglich eben ſo wenig konſumiren kann wie der Bauer; weil unter dieſen Verhältniſſen der

auswärtige Handel, der überhaupt den innern Verkehr nie ersetzen kann, eben so steril ist als der innere; weil demnach die Landprodukte theils gar nicht begehrt, theils spottwohlfeil, die Fabrikate dagegen viel theurer und schwerer zu bekommen sind, als in den reichsten Ländern, und weil bei Allem dem wegen der geringen individuellen Arbeitsfähigkeit der arbeitenden Klasse, wegen Mangels an Bevölkerung und anhaltender Beschäftigung der Taglohn viel zu hoch ist. Daher sieht man in der Ebene, die, 1000 Q.Meilen groß, fast durchaus von außerordentlicher natürlicher Fruchtbarkeit, bei gehörigen Vorrichtungen eben so viel Ertrag gewähren und eben so viele Menschen ernähren könnte, wie die schönsten Gegenden der Lombardei, nur alle drei bis sechs Stunden ein Dorf, wovon freilich einige 20 bis 30,000 Menschen zählen, was sich dadurch erklärt, daß hier nur die Familien der Bauern das ganze Jahr über wohnen, während der Familienvater zum höchsten Nachtheil der Moralität, so wie seiner Wirthschaft, den größten Theil des Jahres hindurch mit seinem Gesinde auf der entfernten Viehweide, getrennt von der Hausfrau lebt, und nur die Winterzeit — aber dann im Müßiggang mit Spiel und Schlemmerei — im Dorf verbringt. Ungarn könnte Hanf und Flachs für halb Deutschland produziren, jetzt erzeugt es nur ganz geringe Quantitäten; es könnte Wein für ganz Gallizien, für einen großen Theil von Mähren, Böhmen, Sachsen und für das westliche Preußen schaffen; jetzt ist die Ausfuhr unbedeutend; es könnte Tabak für halb Deutschland, Rohseide so viel als Oberitalien und Getreide (zumal wenn es nach Art der amerikanischen Einrichtung in feines Mehl verwandelt, getrocknet und gepreßt in Fäßchen von 2 Ctr. verpackt, in den großen Handel gebracht würde) in größter Menge hervorbringen und verkaufen; jetzt ist Tabak- und Mehlausfuhr unbedeutend und Seide wird gar nicht produzirt, so wenig als Olivenöl. Die geringe Produktion an Reps- und anderem Pflanzenöl wird im Lande verbraucht, nur etwas weniges wird nach den benachbarten österreichischen Provinzen ausgeführt. Wären dabei noch die Berichte von den großen Vortheilen der Zuckererzeugung aus Maisstengeln, wenn die Kolben schon bei ihrem Hervortreten abgebrochen sind, wie sie kürzlich aus Amerika erstattet worden, gegründet, so dürfte Ungarn im Stande seyn, einem großen Theil von Deutschland sein Bedürfniß an

Zucker zu liefern: denn in jenem Boden und Klima wird, wie in den geſegneiſten Gegenden von Nord-Amerika, mittelſt dieſer Kultur durch verhältnißmäßig geringe Arbeit faſt unglaublicher Ertrag erzielt (50 bis 60 Ctr. pr. Acker à 40,000 O.Fuß). Mit Reis, wovon jetzt nur geringe Quantitäten producirt werden, könnte Ungarn in Folge der oben beſprochenen Bewäſſerungsanſtalten ganz Deutſchland verſorgen.

So iſt jetzt in jenem ſchönen Lande der Landbau beſchaffen im Verhältniß zu dem, was er ſeyn könnte. Der Bergbau iſt zwar hin und wieder im Flor, aber lange nicht im Verhältniß zu den vorhandenen Naturreichthümern entwickelt; namentlich ſind die vorhandenen reichen Steinkohlenflötze aus Mangel an Transportmitteln und Gewerben faſt noch gar nicht benützt, die Gelegenheiten zur Eiſen- und Salzproduktion kaum zum zehnten Theil. Die Gewerbe ſtehen auf niedriger Stufe und werden durch die Zunftverfaſſung und den Mangel an Konſumtionsfähigkeit bei der großen Maſſe der Bevölkerung niedergehalten. Fabriken gibt es nur wenige. Die bevorſtehende agrariſche und politiſche Reform und eine bedeutende Einwanderung von Menſchen und Kapital wird Ackerbau und Induſtrie bald auf die Stufe der blühendſten Länder erheben.

Indem wir aus Mangel an Raum uns vorbehalten, die Verhältniſſe zwiſchen Ungarn und Deutſchland in einem eigenen, dem folgenden Heft dieſer Schrift gewidmeten Artikel ausführlich abzuhandeln, beſchränken wir uns hier nur darauf, noch zu zeigen, wie viel leichter und wirkſamer eine planmäßige, die Agrikulturreform Deutſchlands fördernde Auswanderung bewerkſtelligt werden könnte, wären diejenigen Länder, die den Ueberſchuß unſerer Bevölkerung aufzunehmen haben, bedeutend näher gelegen als Nord- und Südamerika.

Wir haben oben geſehen, welchen Werthgewinn ſchon der Akt der Verpflanzung einer vollſtändigen Stadt- und Landgemeinde aus einem übervölkerten Lande in ein wenig bevölkertes und kultivirtes zur Folge hat. Weit entfernt, dieſen Gewinn bei der Verpflanzung nach den Uferländern der untern Donau für geringer zu halten, als bei der Verpflanzung nach Amerika, weil dort der Ankaufpreis des Landes viel höher iſt als hier, glauben wir vielmehr, daß er für die erſte und ſogar für die zweite Generation

viel bedeutender sey. Zwar wird der Ansiedler für eine gegebene Summe Geldes in Ungarn oder späterhin in der Wallachei, in der Moldau, in Serbien ꝛc. eine viel geringere Quantität Landes erhalten, als in den westlichen Theilen von Nordamerika, er wird aber seine ganze Besitzung unverweilt zur Kultur bringen können, einestheils weil ihm, wäre es auch nur durch deutsche Nachzügler, viele fremde und wohlfeile Arbeitskräfte zu Gebot stehen, anderntheils, weil ihm alsbald vortheilhafte Märkte für seine Produkte offen stehen. Was hilft es dem Nordamerikaner, daß seine Besitzung dreihundert Morgen groß ist, wenn er nur über so viele Arbeitskräfte und Kapitale zu gebieten hat, daß er im Lauf seines noch übrigen Lebens höchstens den fünften Theil davon auszuroden und zu Ertrag zu bringen vermag? Für ihn ist es, als ob das weitere Land gar nicht existirte; es kommt nur seinen Kindern zu Gute. Sodann, und dies ist hauptsächlich zu berücksichtigen, ist der Gewinn, der dem Einzelnen aus der Uebersiedlung erwächst, um so größer, je geringer die auf die Reise zu verwendenden Kosten, und die dabei zu bestehenden Gefahren und Verluste an Zeit sind. Nun erfordert aber die Uebersiedlung in die westlichen Theile von Nordamerika wenigstens ein Kapital von 130—150 fl. für die Person; ein Familienvater mit Frau und sechs oder sieben Kindern, dem eben um der Versorgung dieser vielen Kinder willen, die Verpflanzung seiner Familie um so wünschenswerther wäre, hat also blos zur Bestreitung der Reisekosten ein Kapital von 1000—1500 fl. nöthig. Das ist aber in unsern übervölkerten Dörfern schon ein ziemlich wohlhabender Kleinbauer, der über eine solche Summe reines Vermögen zu gebieten hat. Wandert nun ein solcher aus, so fällt er mit seinen Kindern in dem neuen Lande in die Klasse der Taglöhner oder des Gesindes herab, was nicht einmal in Amerika für ein Glück zu halten ist, zumal für Leute, die in Deutschland selbst gewohnt waren Gesinde zu halten. Nur der Mann, welcher mit seiner Familie noch einiges Kapital auf den Platz seiner Niederlassung bringt, wird sich im Stande befinden, seine Zustände zu verbessern. Daher ist bei der Einzelauswanderung der größte Theil unserer Dorfbewohner aus Mangel an Kapital von der Uebersiedlung ausgeschlossen.

Dagegen dürfte bei einer Organisation der Transportgelegenheiten die Donau entlang, wie sie zu hoffen ist, im Fall die Zahl

der Reiſenden ſich durch die Auswanderung ſo ſehr vermehren ſollte, die Verpflanzung der Auswanderer (eine Perſon in die andere gerechnet) aus dem weſtlichen Süddeutſchland bis in die Mitte Ungarns höchſtens auf 30—40 fl. zu ſtehen kommen. Einem Manne mit Frau und ſieben Kindern würden daher bei einem Vermögen von 1500 fl. immer noch 1100—1200 fl. übrig bleiben, was ſchon zureichend wäre, ein Erbpachtgut von 40—50 Morgen zu kaufen und es hinlänglich zu beſtocken. Wir ſetzen nämlich voraus, daß bei dem Erbpacht zwei Drittel des Werths der Rente mit ungefähr 15—30 fl. Rentekapital vermittelſt ſtändiger Abgaben auf dem Gut ſtehen blieben, daß folglich die Käufer nur ein Drittel des Rentenkapitalwerths mit ungefähr 8 bis 15 fl. pr. Morgen als Kaufſchilling zu bezahlen hätten, wonach der Kaufpreis von 40—50 Morgen Landes (den vollen Grundwerth von 30—60 angeſchlagen) auf 300—500 fl. im Ganzen zu ſtehen käme, folglich dem Anſiedler noch wenigſtens 500 bis 600 fl. zu Erbauung eines Hauſes und zu Beſtockung des Gutes übrig bleiben. Wir haben dieſes Beiſpiel nur angeführt, um den Unterſchied der Lage darzuthun, in welcher ein wenig begüterter Auswanderer in beiden Fällen ſich befände, und zu zeigen, daß er in dem einen vermittelſt der Auswanderung in die Lage eines Taglöhners verſetzt würde, in dem andern in die Lage eines kleinen Gutsbeſitzers, der durch Fleiß und Sparſamkeit ſich zu Wohlhabenheit aufzuſchwingen vermöchte.

Es iſt klar, daß unter ſolchen Umſtänden faſt jeder Bewohner eines übervölkerten Dorfes die Mittel beſäße, ſeine Ueberſiedlung zu bewerkſtelligen und dabei ein 5—10mal größeres Gut zu erwerben, als er in der Heimat beſitzt, und daß dabei auch die Verpflanzung der Armen und der Taglöhner eine unſchwer zu bewerkſtelligende Sache wäre, da es in dem Intereſſe der wohlhabenderen Ueberſiedler läge, die Dienſte derſelben, wenigſtens für eine beſchränkte Zeit, durch Vorſchuß der Auswanderungskoſten kontraktmäßig zu ſichern.

Erſcheint ſchon dieſe Verpflanzung — jeden einzelnen Auswanderer für ſich betrachtet — als ſehr vortheilhaft, ſo vergrößern ſich die Vortheile bedeutend, wenn man ſich vorſtellt, daß die Auswanderungen in organiſirten Geſellſchaften, und zwar in Verbindung mit der agrariſchen Reform in dem heimatlichen Dorf, entweder

lediglich auf Rechnung der Gemeinde oder unter Beihülfe und Leitung einer vom Staate unterstützten und beaufsichtigten Aktienkompagnie, oder auch auf unmittelbare Rechnung des Staats, vor sich gingen.

So würde die Auswanderung ohne plötzliches Abreißen der frühern Verhältnisse und neues Anbinden an einen ganz fremden Gesellschaftszustand von Statten gehen. Die Auswanderer würden alle Vortheile der Verpflanzung in ein fremdes, noch wenig bevölkertes Land, dagegen aber nur wenige ihrer Nachtheile empfinden. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Operation nach einigen glücklichen Vergängen vielfältig von Privaten und Kompagnien nachgeahmt würde.

Zunächst und bis die Auswanderung längs der Donau in Gang gebracht werden kann, handelt es sich indessen nur um die Frage: wie die überseeische Auswanderung dem Zweck der Ackerreform förderlich seyn könnte,* ob dieselbe nicht auch ohne hauptsächliche Benutzung der Auswanderung **theilweise** ausführbar sey, und welche Maßregeln etwa zu treffen wären, um wenigstens vor der Hand dem weiteren Umsichgreifen der Güterzerstücklung Einhalt zu thun oder die Ausführbarkeit der Ackerreform für künftige Zeiten vorzubereiten.

Auf dem gewöhnlichen Weg der Auswanderung finden zwei Klassen, ob sie auch die größte Lust zur Uebersiedlung haben dieselbe unrathsam oder unmöglich: erstens die, welche zwar einiges Kapital, aber keine Arbeitsfähigkeit haben, um ihr Kapital

* Indem wir diesen Aufsatz schließen, kommt uns die Schrift des Herrn Sturz über die Auswanderung der Deutschen nach Brasilien zu Handen. Es bleibt uns nur noch Raum, einige Worte darüber zu sagen. Wenn Hr. Sturz uns nachweisen könnte, daß eine deutsche Niederlassung in den gesunden und fruchtbaren Theilen von Brasilien durch ein vermittelst Staatsvertrags dort stationirtes deutsches Truppenkorps beschutzt und von der brasilischen Regierung mit dem Recht der Selbstverwaltung unter brasilischer Hoheit begabt würde, so könnten wir seinen Vorschlägen bestimmen. Ohne diese Bedingungen muß jeder gewissenhafte Mann den Deutschen abrathen, nach Brasilien auszuwandern. Uebrigens werden wir an einem andern Ort Gelegenheit nehmen, das deutsche Publikum in Kenntniß zu setzen, auf welche Weise Hr. Sturz in England seinen Plan plausibel zu machen versucht hat, und wie derselbe von den Engländern aufgenommen worden ist. Ohne vollkommene Sicherheit für Person und Eigenthum bleibt die Auswanderung nach Nordamerika immer noch die räthlichste.

in der neuen Ansiedlung geltend zu machen; sodann die, welche zwar Arbeitsfähigkeit besitzen, aber weder Kapital noch auch nur die Mittel zur Uebersiedlung. Der Gedanke liegt nahe, daß beide Klassen einander so gut auszuhelfen vermöchten, wie der Blinde dem Lahmen in der Fabel; auch ist eine solche Vereinigung schon oft versucht worden, aber in der Regel stets zum Nachtheil des Lahmen mißglückt, und zwar aus zwei Gründen. Einmal sind diesseits geschlossene Kontrakte jenseits nicht gültig; sodann findet in der Regel der Arme, daß er sich viel besser stehe, wenn er sogleich auf eigene Faust und um den viel höhern amerikanischen Lohn arbeite, als wenn er erst die nach dem niedrigen deutschen Taglohnsmaßstab stipulirte Dienstzeit bei dem, welcher ihm die Ueberfahrtskosten vorgeschossen, aushalte. Dadurch wird dieser gereizt, den Kontrakt zu brechen, und jener, stünde ihm auch das Recht, diesen zu Erfüllung seines Kontrakts anzuhalten, zur Seite, fände sich dennoch betrogen, weil es in einem so großen Lande wie Nordamerika gar zu leicht ist, sich dem Bereich des Rechtsuchenden zu entziehen. Hier nun zeigt sich sogleich die Kraft des religiösen Bandes, wenn es eine ganze Gesellschaft umschlingt, und die Vortrefflichkeit der neuen Auswanderungsmethode, den arbeitsfähigsten Theil der Gesellschaft voranzuschicken. Ein Taglöhner, der durch die Bande eines langen gemeinsamen, bürgerlichen Zusammenlebens und der Religion mit einer Auswanderungsgesellschaft vereinigt ist, wird sich durch den Reiz augenblicklichen Geldgewinns schwerlich bewegen lassen, alle diese Bande zu zerbrechen; andererseits wird die Gesellschaft, welche ihm die Ueberfahrtskosten vorgeschossen hat, aus diesem Vorschuß nicht unbilligen Gewinn zu ziehen suchen, sondern ihn unverzüglich auch an den Vortheilen des erhöhten Werthes seiner Arbeit Theil nehmen lassen. Die neue Auswanderungsmethode aber gewährt die Mittel, diese Verbindung durch die Privatinteressen und Familienverhältnisse noch viel fester zu knüpfen. Denn der rüstige Sohn oder Vater einer armen Familie, der sich in die Reihen derjenigen stellt, welche vorangehen, um die ersten und schwierigsten Vorarbeiten ins Werk zu setzen, wie sollte er sich beikommen lassen, die Gesellschaft treulos zu verlassen, wenn doch das Nachkommen seiner ganzen Familie durch seine eifrige und getreue Mitwirkung zu den Zwecken der Gesellschaft bedingt ist?

Ueberhaupt haben wir hier noch auf die ganz vorzügliche Befähigung der Jugend zur Uebersiedlung nach einem neuen Lande und auf den Vortheil, welcher daraus für ganze Familien zu ziehen wäre, noch insbesondere aufmerksam zu machen. Haben wir in Amerika je einen Deutschen gesehen, der sich im vollen Genuß aller Vortheile befand, die das Land darbietet, ohne von der Sehnsucht nach seiner frühern Heimath geplagt zu seyn, so war es sicherlich Einer, der schon in seiner Jugend hereingekommen war. In dieser Zeit der frohen Hoffnung und Kraftüberfülle ist keine Beschwerde zu groß, keine Entbehrung unerträglich, gefährdet sie anders nicht die Wurzeln des physischen Lebens. In dieser Zeit legt man alle Gewohnheiten ab, und eignet sich neue an mit der Leichtigkeit, womit man einen alten Rock gegen einen neuen vertauscht. Und was kümmert die Jugend die Vergangenheit, wenn die Gegenwart und noch mehr die Zukunft ihr Rosen bietet? Dazu kommt bei einer gesellschaftlichen Unternehmung die Leichtigkeit, womit sich die Jugend an einander anschließt, und daß selbst Mühe und Arbeit, Beschwerden und Gefahren, im Verein unternommen und bestanden, ihr zu Lust und Vergnügen werden, und daß die Dämonen der Ehrsucht und der Habsucht in ihr noch nicht übermächtig sind, und daß das Prinzip der Gleichheit noch bei ihr vorherrschend ist. Nun denke man sich eine ganze Gesellschaft rüstiger und wohlgesinnter Jünglinge, unter der Leitung eines tüchtigen, erfahrenen und wohldenkenden Mannes, der ihr Vertrauen zu gewinnen und ihre edleren Gefühle zu wecken versteht, in eine Wildniß versetzt, und von der Hoffnung belebt, durch eigenen Fleiß und eigene Kraft sich einen wohl versehenen Herd und ihrer ganzen Familie ein Asyl zu gründen. Diese Hoffnung ist keine ungewisse, keine in weitem Felde stehende, sie ist durch ihre eigenen Arme und durch die Aexte verbürgt, die sie in den Händen halten. Jeder fallende Baum bringt sie der Erfüllung näher. Denn nicht nur gewinnen sie damit Raum für ihren Pflug, sondern auch das Material zu Erbauung ihrer Wohnungen, die, kommen sie einmal an diese Arbeit, wie durch Zauberei sich erheben, wenn nicht prachtvoll und von hundertjähriger Dauer, doch immer freundliche, räumliche Wohnstätten, die alle Forderungen des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit befriedigen. Dabei sind sie, wenn auch nur mit geringem Kapital unterstützt, im Besitz

aller materiellen Bedürfnisse des gemeinen Lebens in ihrer Vollkommenheit. Im Frühling noch in Zeiten an dem Platz der Niederlassung angelangt, haben sie in wenigen Wochen so viel Land urbar gemacht und angebaut, als ihnen nöthig ist, um die Bedürfnisse des ganzen ersten Jahres zu bestreiten. Dazu liefert ihnen der Wald Wildbret, der Fluß Fische, und die Ausbeutung dieser Naturreichthümer ist ihnen nicht so wohl Arbeit als Lustparthie. Eine geringe Anzahl Kühe liefert ihnen Milch, Butter und Käse, und einige Dutzend Mutterschweine und Hühner bevölkern schon im ersten Jahre aufs Neue ihren Wald. Alle Glieder ihres Vereins sind produzirende; selten ist eines derselben durch Unwohlseyn verhindert, an der Arbeit Theil zu nehmen; nichts stört den Fortschritt ihrer Anlage; ohne Aufwand und Unterbrechung gehen sie mit sicheren und schnellen Schritten dem Wohlstand entgegen. Bald sind von ihnen nicht allein Wohnhäuser, sondern Mahl- und Sägemühlen errichtet, und schon im nächsten Jahre fangen sie an, Mehl und andere Produkte an neue Ansiedler in der Nachbarschaft zu verkaufen; im dritten und vierten ist ihre Produktion nicht nur an Getreide, sondern auch an Vieh bedeutend; sie treiben schon Handel nach entfernten Städten. Eine solche Gesellschaft, besäße sie auch nichts sonst als das geringe Kapital zu diesem Anfang, würde im Lauf weniger Jahre die Mittel erwerben können, ihre Angehörigen nachkommen zu lassen, und aus ihrem Gewinn nicht nur alle Kosten ihrer Ueberfahrt, sondern auch die ihrer Einrichtung zu bestreiten.

Dagegen betrachte man das Loos des einzelnen Auswanderers, der, seine zahlreiche Familie sogleich mit sich schleppend, schon auf der Reise seine besten Kräfte erschöpft, ja vielleicht öfters durch die Krankheit eines seiner Angehörigen längere Zeit aufgehalten und dadurch seines Kapitals fast ganz beraubt worden ist. Man sehe, mit welchen Schwierigkeiten, Entbehrungen und Leiden er zu kämpfen hat, mitten in der Wildniß — entfernt von aller menschlichen Gesellschaft, vom Markt, wenn ihn hungert, vom Arzt, wenn er krank ist, von der Schule, um seine Kinder unterrichten zu lassen, von der Kirche und dem Geistlichen, wenn er des Trostes bedarf. Man denke sich, daß seine Frau oder ein Sohn, auf dessen Beihülfe er gerechnet hat, oder er selbst sterbe, welches Elend! fast so arg, als wenn dieser Fall schon auf der Reise

sich ereignet hätte, wodurch schon ganze Familien dergestalt getrennt worden sind, daß sie sich nie wieder fanden. Im glücklichsten Fall, wie langsam schreitet er voran! welches Leben wird ihm zu Theil in Vergleich mit Jenem! Wahrlich, nur die höchste Unkenntniß und Unüberlegtheit wird sich dazu entschließen, eine solche Art der Ansiedlung der gesellschaftlichen vorzuziehen, selbst im Fall auch diese nicht ganz vorzüglich geleitet wäre. Es ist wahr, in der letzverflossenen Zeit sind selbst durch die Bande der Religion vereinigte Gesellschaften mißglückt; sind sie aber aus jungen Männern bestanden und von erfahrenen Führern geleitet gewesen?

Wie leicht könnte auf diese Weise ein Verein von Familien die Uebersiedlung vorbereiten, lange bevor solche ins Werk gesetzt würde! Man brauchte nur einen Sohn, nachdem er die Schule verlassen hat, mit einigen hundert Thalern einer Gesellschaft beizugeben; zum mannbaren Alter gelangt, könnte er bereits sich und seinen Angehörigen eine Heimath gegründet haben.

Wir verlassen das Kapitel der Auswanderung, um zu Beantwortung der Frage überzugehen, ob nicht auch ohne dieselbe die Ackerreform theilweise ausführbar sey. Warum nicht? Hat sie sich doch in ganz Oberschwaben Bahn gebrochen, und Jahrhunderte lang immer weiter und weiter ausgedehnt. In sehr übervölkerten Gewerbsgemeinden mit ganz zerstückelter Markung ist freilich vor der Hand nicht daran zu denken, und eben so wenig bei sehr koupirtem Terrain, oder wo Wein- und Gartenbau vorherrschend ist. Doch gibt es überall noch viele flach gelegene Gegenden, wo noch ziemlich viele und leidlich große Bauergüter bestehen. Hier wären vielleicht erfolgreiche Versuche zu machen, die größern Bauergüter von den andern auszuscheiden, und zu diesem Zweck die vom Dorfe weit entfernt gelegenen Grundstücke zu arrondiren. Damit wäre ein Anfang gemacht, der den Hofgutsbesitzern ermöglichte, sich nach und nach durch den Ankauf kleiner, zunächst gelegenen Grundstücke zu vergrößern. Auch dürften gelungene Versuche dieser Art nicht verfehlen, in andern Gemeinden den Wunsch nach ähnlichen Verbesserungen rege zu machen.

Beschränkungsgesetzen, die darauf abzielen, den kleinern Grundbesitz mehr und mehr zu vermindern und die Güter nach und nach in weniger Hände zu bringen, steht zum Theil der Grund entgegen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die kleinen

Güterſtücke an ihrem Geldwerth verlören, und daß ſie demnach eine Schmälerung des Vermögens der Privaten zur Folge hätten, wodurch ſogar die Hypotheken gefährdet werden könnten. Viel verlöre freilich dieſer Gegengrund von ſeiner Kraft, wenn dergleichen Beſchränkungen nur nach und nach in einer langen Reihe von Jahren Platz greifen, folglich die Geldwerthverminderung weniger fühlbar ſeyn würde.

Insbeſondere dürften Heirathsbeſchränkungsgeſetze, welche auf allmählige Verminderung der allzugroßen Anzahl der kleinen Güterbeſitzer abzweckten, um ſo eher zu rechtfertigen ſeyn, je mehr vom Staat dem ländlichen Bevölkerungsüberſchuß Gelegenheiten eröffnet würden, im Gewerbe Unterkommen zu finden, oder proſperirenden Anſiedlungen in fremden Ländern ſich anzuſchließen. Für arrondirte Güter ſollte der Grundſatz aufgeſtellt werden, daß jedes Gut alle zu einer vollſtändigen Wirthſchaft erforderlichen Beſtandtheile enthalten, und dem Beſitzer allerwenigſtens einen anſtändigen Unterhalt gewähren müeſſ, und daß die Komplexe nur bis auf dieſen Punkt verkleinert werden dürfen und nicht weiter. Vor allem ſollte durch die Geſetze eher darauf abgezweckt werden, daß das Gut bei Erbſchaften in einer Hand bleibe, als dahin, daß es unter die Erben vertheilt oder verkauft werde. Die Gleichheitsmacherei der neuern Erbgeſetzgebungen iſt nichts als eine übelangebrachte Rechtsempfindelei, die der geſunde Menſchenverſtand des Volks überall von ſich gewieſen hat, wo er nicht durch den Einfluß der Geſetze und der Bevormundungsbehörden verfälſcht worden iſt. Man kann ein ordentliches Gut ſo wenig in viele Theile theilen als ein Schiff oder ein Pferd, und nicht jeder kann Schiffskapitän ſeyn, man muß auch Matroſen und Schiffsjungen haben. Dieſer geſunde Menſchenverſtand des Volks hat auch überall, wo das Prinzip der Untheilbarkeit der Güter aufrecht erhalten wurde, die Nothwendigkeit erkannt, den Erben des Grundbeſitzes ſo zu ſtellen, daß er ſich im Beſitz behaupten und denſelben dereinſt in gleicher Weiſe auf einen ſeiner Nachkommen übertragen kann; daher die bäuerlichen Majorate oder Minorate, daher die ſogenannten Kindskäufe, Bruder- und Schweſtertaxen, Vortelsberechtigungen ꝛc. Prof. Hanſen, in ſeiner Anzeige des Buchs von Harthauſen über die ländliche Verfaſſung der preuß. Monarchie,*

* Rau's Archiv IV. Band 3. Heft.

vertheidigt diese Gewohnheitsrechte mit siegreichen Gründen gegen Rau, welcher diesen wichtigen Punkt in der beigefügten Erwiederung gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen für gut findet. Auch der Oberpräsident von Vinke erklärt sich in seinem Bericht an das Ministerium des Innern über die Zerstücklung der Bauergüter und Zersplitterung der Grundstücke in der Provinz Westphalen (1824) ganz für diese Ansicht mit der Bemerkung: die Frage über die Theilbarkeit der Güter sey nur noch bei den die Feder führenden Theoretikern zweifelhaft, der gemeine Menschenverstand habe sich längst für die Untheilbarkeit ausgesprochen. Nach unserer Ansicht hat die Schule einerseits ihre Nachtheile falsch dargestellt oder übertrieben, andererseits ihre Vortheile ignorirt oder nicht wahrgenommen. Es ist nicht wahr, daß diejenigen Kinder, welche bei der Erbschaft von dem Grundbesitz ausgeschlossen werden, Taglöhner bleiben oder Dienstboten, oder gar, wie Adam Smith sagt, Bettler werden. Die meisten heirathen auf andere Güter, oder widmen sich den Gewerben, dem Handel, der Schifffahrt, der Kunst, dem Unterricht, der Kirche oder dem Staatsdienst; viele suchen ihr Glück in der weiten Welt. Diejenigen, welche auf dem Gut bleiben, werden als Familiengenossen, nicht als Taglöhner oder Dienstboten behandelt, und nicht selten fühlen sie sich glücklicher als der Gutsbesitzer selbst, dem alle Sorge für die Aufrechthaltung der Wirthschaft anheim fällt. Die wohlthätigen Wirkungen der Untheilbarkeit aber sind, 1) daß dadurch der unbedachtsamen Bevölkerungsvermehrung Schranken gesetzt werden; 2) daß der Familienvater zu Fleiß und Sparsamkeit angetrieben wird, um auch seinen übrigen Kindern einige Mittel zu ihrem Fortkommen zu hinterlassen; 3) daß der Familienvater frühzeitig darauf Bedacht nimmt, die Anlagen der übrigen Kinder zu erforschen und sie zu einem andern Beruf auszubilden; 4) daß die Kinder, wenn sie von Jugend auf wissen, daß sie nur durch eigene Kraft zur Selbstständigkeit gelangen können, sich nicht dem Schlendrian und der Sorglosigkeit überlassen, wie bei der Güterzerstücklung, sondern frühzeitig sich bestreben, etwas zu lernen, und daß ihr Unternehmungsgeist und Muth, anderwärtig oder auswärts ihr Glück zu machen, dadurch geweckt und genährt wird; 5) daß die Familienglieder in allen Nöthen auf dem väterlichen Gut ein Asyl finden, und daß sich ehrenhafte Bauernfamilien von Geschlecht zu Geschlecht

Jahrhunderte hindurch erhalten und fortpflanzen. So iſt die Untheilbarkeit der Bauerngüter nicht allein ein Grundpfeiler des Bürgerthums und der Familienehrenhaftigkeit, ſondern auch eine fruchtbare Alliirte der Gewerbe, des Handels, der Schifffahrt, der Nationalunternehmungen und der Künſte und Wiſſenſchaften. Die „Schule," welche ihrem Syſtem gemäß alles individualiſirt und partikulariſirt und Perſonen wie Dinge in Staub auflöst, hat auf alle dieſe höheren Geſellſchaftsverhältniſſe und Zwecke keine Rückſicht genommen.

Man würde uns übrigens ſehr mißverſtehen, wollte man uns die ſo eben ausgeſprochenen Anſichten dahin auslegen, daß wir eine Erbrechtsgeſetzgebung verlangen, welche die Uebertragung des Grundbeſitzes auf Einen Erben unter demſelben beſonders günſtigen und die übrigen Erben beeinträchtigenden Bedingungen vorſchriebe. Wir verlangen weder geſetzliche Majorate noch Minorate, noch Gebote von Kindskäufen oder Vortelsberechtigungen. Die Geſetzgebung kann und darf nicht weiter gehen als bis zu Feſtſtellung eines Minimums. Sie ſoll blos ausſprechen: dieſes Gut kann nicht weiter getheilt werden. Ob nun der Familienvater anordnet, daß ſein Gut nach ſeinem Ableben zu verkaufen und der Erlös unter ſeinen Erben gleichheitlich zu vertheilen ſey, oder ob er das Gut einem Kind mit Ausſchluß der übrigen, und unter welchen Bedingungen er es dieſem Kind überlaſſen will — die Entſcheidung hierüber hat die Geſetzgebung lediglich dem Familienvater zu überlaſſen; der geſunde Menſchenverſtand des Familienvaters wird ſie nach den vorwaltenden beſondern Umſtänden und in der Regel weit beſſer entſcheiden, als ſie ſelbſt es könnte. Dieſe Anſicht in Beziehung auf die Majorate iſt auch in England die vorherrſchende. Man leſe hierüber nur den bereits allegirten Aufſatz im Juliheft des Edinburger Review von 1825.

Noch haben wir zum Beſchluß auf eine Maßregel aufmerkſam zu machen, welche, zweckmäßig angewendet, dem Staat in Ausführung oder doch in Vorbereitung der Ackerverfaſſungsreform ſehr förderlich ſeyn dürfte — wir meinen die Ablöſung der Zehnten und ſogenannten Theilgebühren.

Ueber die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Befreiung des Bodens von allen Laſten und Beſchränkungen, welche den Bebauer verhindern, ihn durch Fleiß und Kapitalverwendung auf die höchſt

mögliche Stufe der Kultur zu bringen, und ihm den höchst möglichen Ertrag abzugewinnen, glauben wir kein Wort verlieren zu dürfen; wir nehmen sie als unwidersprechlich an. Es kann sich nur noch von der Art und Weise der Ablösung handeln — von Auffindung der Grundsätze, welche der Auseinandersetzung der beiderseitigen Rechtsverhältnisse zu Grunde zu legen seyen, und von der letzten Methode des Verfahrens.

Sollte es nun nicht ein Akt der Staatsklugheit seyn, wenn der Staat allen Gemeinden, bei welchen die Separation ausführbar und nützlich erschiene (von den andern reden wir überall nicht), gesetzlich die Bedingung stellte: die Wohlthaten der Zehentablösung seyen ihnen nur zuzugestehen, wenn sie sich zugleich zur Güterseparation verstehen, und dabei die Beschränkung gefallen lassen wollten, daß die einmal separirten Güter nicht weiter zerstückelt oder auch nur verkleinert werden dürfen. Oder sollte es klug seyn, jetzt ein so mächtiges Hülfsmittel zu Einführung einer besseren Agrarverfassung unbenutzt aus der Hand zu geben, ja durch die Zulassung der Zehentablösung den alten Ursachen der Güterzerstücklung und des Umsichgreifens der Zwergökonomie noch eine neue hinzuzufügen?

Von besonders bedeutender Wirkung wäre offenbar dieses Hülfsmittel in Ländern, in welchen der Staat selbst größtentheils Eigenthümer des Zehnten ist.

Die theilweise Separation, das heißt die Arrondirung der größeren und eines Theiles der mittleren Güter in einer Gemeinde, in welcher eine große Anzahl von kleinern Güterbesitzern weder arrondiren können, noch auswandern wollen, oder zu wenig Grundeigenthum besitzen, um mit Nutzen ihre Wohnung vom Dorf auf das Gut zu verlegen, wird, zumal bei großen Gemeinden, also bei großer Markung durch die Umstände sehr begünstigt. Denn einerseits ist es denen, die ausbauen wollen, wünschenswerth, mit ihrem Grundbesitz auf die entferntesten Gegenden der Markung, deren Anbau bisher am beschwerlichsten war, angewiesen zu werden, weil sie dort ein größeres Stück Land erhalten, das eben durch den Ausbau zu größerem Ertrag gebracht und werthvoller gemacht werden kann; andererseits muß es den kleinern Güterbesitzern wünschenswerth seyn, ihre Güterstücke so nahe als möglich beim Dorf angewiesen zu erhalten.

Die Gutsarrondirung ist in Deutschland längst nicht mehr bloße Theorie. Sachsen und Preußen haben sie seit einer Reihe von Jahren mit Eifer ins Werk zu setzen gesucht.* Jedoch sind ihre Versuche neu und von geringer Beweiskraft in Vergleichung mit den großartigen und uralten Leistungen und Erfolgen Oberschwabens.

Unstreitig hat Bayern unter allen andern größern deutschen Staaten die Vortheile der Gutsarrondirung zuerst eingesehen und auf ihre Realisirung Bedacht genommen. Schon in den Jahren 1762, 1771, 1786 und 1799 wurden deshalb Verordnungen erlassen. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hatte man hier die herrlichen Erfolge der durch den weisen Leopold im Großherzogthum Toskana ins Werk gesetzten Ackerreform vor Augen. Recht durchdrungen von der Ausführbarkeit und Nützlichkeit der Maßregel ward man aber erst bei der Besitznahme des vormaligen Fürstenthums Kempten. Zu ihrem Erstaunen fanden hier die bayrischen Beamten zum Theil schon seit Jahrhunderten und bereits fast durchgängig ausgeführt, was man bei ihnen nur erst — jedoch ohne großartigen Erfolg — verordnet hatte.

Es gereicht diesen Beamten zu großem Lob, daß sie, anstatt Eifersucht an den Tag zu legen, und die Verdienste der vorangegangenen Regierung zu schmälern, oder das von derselben geleistete Gute zu verkennen, und, wie es häufig in jenen Zeiten geschah, die in dem alten Lande herrschenden Uebelstände auch auf die neu erworbenen Länder überzutragen, nicht nur der Weisheit der fürstlich kemptischen Regierung volle Anerkennung widerfahren ließen, sondern auch ihre Leistungen und Erfolge dem alten Land als nachahmungswürdiges Muster und Beispiel aufzustellen bemüht waren.

Besonderes Verdienst erwarb sich in dieser Beziehung der noch heute zu großem Nutzen der bayrischen Landwirthschaft in voller Kraft wirkende Staatsrath von Stichaner, damals

* Nach öffentlichen Nachrichten soll die Zahl der in Sachsen arrondirten Gemeinden im Jahr 1840 160 betragen haben. Ueber die Arrondirung Preußens enthalten die Ostseeblätter des verflossenen halben Jahres Berichte. Wir werden darüber gründliche Nachrichten einziehen und sie mit unsern Bemerkungen an einem andern Ort dem deutschen Publikum mittheilen.

Präsident der Regierung des Illerkreises. Ohne Zweifel geschah es in Folge seiner geistreichen und einsichtsvollen Darstellungen und Bestrebungen, daß das Generalkomité des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern 1813 eine Preisfrage über die besten Mittel und Wege, um am vortheilhaftesten und kürzesten zu der Arrondirung aller zerstreuten Besitzungen im Königreich Baiern zu gelangen, aufstellte, die zwei Bearbeitungen dieses Gegenstandes zur Folge hatte, welche beide gekrönt worden und nachmals im Druck erschienen sind, die des Staatsraths von Hazzi und die des Geometers Gebhard.* Lange vor Veröffentlichung dieser Schriften erschienen (wahrscheinlich von Herrn Staatsrath von Stichaner) im Intelligenzblatt des Illerkreises (Jahrgang 1814) vortreffliche Aufsätze über die Gutsarrondirung Oberschwabens, wovon wir hienach einige Auszüge nebst einem Abdruck der denselben beigefügten Karte mittheilen.

Das Hauptverdienst dieser Aufsätze liegt darin, daß von dem Verfasser aufs Bündigste dargethan und hervorgehoben worden ist, wie eine der sogenannten Wissenschaft und der Kanzleigeschicklichkeit unendlich schwer und verwickelt, ja hie und da unmöglich vorkommende Operation von dem gesunden Menschenverstand der Bauern mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit und mit der vollsten Zufriedenheit der Betheiligten zur Ausführung gebracht worden ist, und wie diese Operation um so vollkommener gelang, je mehr man erwähnten gesunden Menschenverstand gewähren ließ, je weniger man sich anmaßte, ihn zu dirigiren und zu bevormunden. Dieß ist eine Lehre, die auch noch anderswo als nur bei Güterarrondirungen zu benützen wäre.

Ich wollte diesen Aufsatz nicht schließen, ohne die Wirkungen des Arrondirungssystems von Oberschwaben mit eigenen Augen

---

* Ueber G[illegible]irung von Staatsrath von Hazzi. München 1818. Ueber G[illegible]irungen von D. Gebhard. München 1817. Herr v. Hazzi [illegible] bekanntlich ein Mann von Geist und umfassenden Kenntnissen. Sein Buch ist heute noch mit Nutzen zu lesen, zumal da er über diesen Gegenstand viele praktische Erfahrung besaß. Die letztgenannte Schrift ist die Arbeit eines jungen Mannes von Talent ohne alle Erfahrung, seine Schrift folglich von eben so geringem praktischem als theoretischem Werth.

geſehen zu haben. Meine Erwartungen ſind nicht getäuſcht worden. Ich habe dort bei durchſchnittlich mittelmäßigem und großen Theils ſchlechtem Boden und ziemlich rauhem Klima ein Land gefunden, wie ein mit einzelnen Pachthöfen beſäeter Park anzuſehen: — auf jedem Hof ein ſtattliches Gebäude mit geräumigen Wohnungen und Scheunen, in der Nähe des Hauſes niedliche Baum-, Küchen- und Blumengärtchen; rings um das Haus Felder von den verſchiedenſten Kulturen, mit kleinen Weideplätzen und Wäldchen. Die Feldkultur, der Viehſtand, das Wohlleben und das Ausſehen der Menſchen, Alles hat durch die Arrondirung unendlich gewonnen. Die Felder werden nicht nur bepflügt, die Landleute finden auch wegen der Nähe ihrer Felder noch Zeit, das Land nach dem Pflügen zu behacken. Alles Feld trägt jedes Jahr, und wo man früher nur Haber pflanzte, gewinnt man jetzt auch Dinkel und Roggen bis zum zehnfachen Korn. Häufig wird gewechſelt zwiſchen Wieſen- und Ackerbau. Die natürlichen Wieſen ſind übrigens an vielen Orten nicht getheilt worden; man ſieht da häufig beſondere Heuſchober, in welchen das Heu ſchnell unter Dach gebracht und bis zum Gebrauch aufbewahrt wird. An andern Orten ſind auch die Wieſen in der Arrondirung begriffen. Vor der Arrondirung waren ſie meiſt Sümpfe und gaben nur ſaures Futter; die Vermiſchung der Grundſtücke verhinderte das Grabenziehen; dieſer Umſtand förderte die Arrondirung nicht wenig. Jetzt gewinnt man ungleich mehr Futter, hält man ungleich mehr Vieh, kann man die Aecker ungleich beſſer düngen, auch iſt die Gypsdüngung ſehr in Aufnahme gekommen. Plötzlich, wenn man von dem Hügelland herniederſteigt, ſieht man große Ebenen, beſſern Boden, aber keine Arrondirung, nur große Dörfer, folglich Gütergemenge, die alte Wirthſchaft, höchſt vernachläßigte Wieſenkultur. Bei weit ſchlechterem Boden haben in den arrondirten Bezirken die kleinen Dörfer, welche in der Mitte der Höfe ſtehen geblieben ſind, ein ungleich ſtattlicheres Anſehen, als die großen Dörfer in der Niederung. In Anſehung des moraliſchen Zuſtandes habe ich mich lediglich auf die Schilderung des Fürſten von Wallerſtein in der angeführten Schrift zu berufen. *

* In direktem Widerſpruch mit der angeführten Schilderung ſteht die Anſicht des Hrn. Oberamtmanns Mann (in Münſingen im Königreich

Man denke sich nun ganz Deutschland auf diese Weise agrarisch organisirt; man denke sich eine halbe Million Ackerhöfe, von wohlhabenden und gebildeten Landwirthen bewirthschaftet und bewohnt, wovon jeder zur Nationalwehre seinen Mann, nöthigenfalls zu Pferde zu stellen, und überhaupt seine Pflichten als Staatsbürger in ihrer vollsten Ausdehnung zu erfüllen vermöchte, und man wird sich überzeugen, daß die Ackerverfassung in jeder öffentlichen Beziehung eine der wichtigsten Fragen ist, und daß diese Frage nicht nach den Grundsätzen der Theorie der Werthe entschieden werden darf.

Augsburg im Sept. 1842. Fr. List.

Auszug aus den Aufsätzen im Intelligenzblatt des vormaligen Illerkreises von 1814.

Ueber die Arrondirung der Güter in den Gemeinden des Illerkreises.

Wie ist es möglich, wird man fragen, so viele Köpfe in einer Gemeinde über die Vertauschung ihrer Gründe zu vereinigen? Wie kann man die einzelnen Gemeindeglieder ohne Eingriff in

---

Würtemberg. Correspondenzblatt des königl. württemb. landw. Vereins von 1842 1. B. 3. Heft S. 298. et seqq). Ein aus Oberschwaben gebürtiger und auf der schwäbischen Alp (Oberamt Münsingen) praktizirender Arzt, Dr. Wörz, hatte im landw. Bezirksverein zu Münsingen einen Vortrag gehalten, worin unter Berufung auf die Erfahrungen von Oberschwaben die Vortheile der Arrondirung und der Nutzen ihrer Anwendung auf der Alp mit vollständiger Kenntniß der dort herrschenden landwirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, nach unsrer Ansicht ganz vortrefflich und gründlich, dargelegt waren. Dagegen behauptete Hr. Mann: er selbst habe während seiner vieljährigen Verwaltung des Oberamts Wangen (Oberschwaben) die landwirthschaftlichen Vortheile der Vereinödung (Hofverfassung) kennen und schätzen gelernt, könne aber dabei nicht verhalten, daß dieselbe in Beziehung auf die Sitten- und Sicherheitspolizei Schattenseiten habe, wodurch jene Vortheile zum größten Theil wieder aufgewogen würden. Es wäre zu wünschen, daß die Centralstelle des württemb. landw. Vereins Hrn. Mann ersuchte, diese seine Beobachtungen dem größern deutschen Publikum mitzutheilen, um es in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, ob die Sache diesseits oder jenseits der Iller aus dem richtigen Gesichtspunkt beurtheilt werde, oder ob in der That eine und dieselbe Ursache so ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen könne.

das Eigenthum gegen ihren Willen zwingen, ſolche Arrondirung einzugehen? Wie ſoll man verfahren, um hier alle einzelnen Verhältniſſe und alle Wünſche eines jeden Grundbeſitzers zu befriedigen? Wie kann man alle natürlichen Verſchiedenheiten des Bodens ausgleichen? Wer ſoll entſcheiden? Was müſſen nicht die Plane und die Kommiſſionen koſten? Werden nicht dadurch die Gemeinden ganz auseinander geriſſen? Wie kann man verlangen, daß die Unterthanen ihre Gemeinden verlaſſen und ſich neue Häuſer zu ihren Gütern bauen? Welchen Einfluß hat dieſes nicht auf das geſellſchaftliche Leben, auf den Unterricht? Wie ſteht es mit den Steuern und beſonders mit den grundherrlichen Abgaben, Stiften, Gilten, Zehnten? Gehen ſie mit dem Grunde über oder bleiben ſie bei der Perſon? — Müſſen ſich die Grund- und Zehntherren alles gefallen laſſen, oder mit welcher Wirkung können ſie dabei interveniren? u. ſ. f.

Man iſt weit entfernt, hier auf alle dieſe verſchiedenen Fragen eben ſo ſchnelle Antworten zu geben, aber durch ein einziges Wort wünſcht man dem Bilde aller dieſer Schwierigkeiten das Schreckliche zu benehmen, — durch ein einziges Wort wünſcht man es in eine freundliche und anziehende Geſtalt zu verwandeln, — durch ein einziges Zauberwort, gegen welches alle weiteren Fragen und Zweifel verſtummen — durch die Erfahrung.

Der Illerkreis ſtellt in ſeinen Güterarrondirungen ein höchſt merkwürdiges und glänzendes Beiſpiel dar, wie leicht es geſchehen kann, alle die feſt geſchlungenen Bande, welche die Landeskultur in den Gemeinden gefeſſelt hält, zu löſen, und dem Boden die Freiheit zu verſchaffen, ohne welche er ſo wenig als der gebundene Menſch arbeiten kann. —

Vergebens ſchlägt man in Büchern nach, um ſich zu unterrichten, wie man bei der Arrondirung der Güter zu Werke zu gehen habe, vergebens ſucht man die Verordnungen auf, welche die weiſeſten Regierungen in dieſem Zweig der Adminiſtration erlaſſen haben; das eigene und wohlverſtandene Intereſſe der Menſchen hat hier ſchon gethan und ausgeführt, was keine Theorie gelehrt und keine Verordnung vorgezeichnet hat. — Der natürliche Gang der Dinge hat den Menſchen über alle Hinderniſſe, über alle Vorurtheile, über alle Zweifel erhoben.

Man gehe hin und vernehme die Mitglieder der unzählig vielen Gemeinden in dem Illerkreiſe, welche in dem Laufe zweier Jahrhunderte ihre Güter arrondirt haben, ob ſie zurückzutreten verlangen in den vorigen Stand der Dinge, ob ſie ihre arrondirten Güter wieder auflöſen, ihre freie Wirthſchaft wieder abſchaffen und die Vermiſchung der Gründe wieder herſtellen wollen; man wird bei allen hierüber nur eine Stimme hören, daß ſie erſt von dem Zeitpunkt an, wo die Arrondirung geſchehen iſt, ihre Güter gehörig benützen und verbeſſern konnten, und daß ſie alle ohne Unterſchied unendlich, der Staat aber dabei durch den verbeſſerten Wohlſtand ſeiner Bürger am meiſten gewonnen habe.

Man führe den Zweifler durch die Gegenden, in welchen die Gemeinden die Gründe arrondirt haben, und überlaſſe ihm, den Zuſtand der Kultur mit jenen unter gleichen Verhältniſſen ſtehenden Gemeinden zu vergleichen, welche das Land noch mit geſammter Hand bauen müſſen, — er wird nicht lange anſtehen zu bekennen, daß der beſſere Zuſtand der Landeskultur in den arrondirten Gemeinden allein ihren Vereinödungen zuzuſchreiben ſey.

Die Güterarrondirungen haben ſich von den erſten Punkten ihrer Entſtehung nach allen Seiten immer weiter verbreitet.

Nach Weſten dehnen ſich dieſe Fortſchritte weit über die Grenzen des Reiches aus, denn beinahe die ganze württembergiſche Landvogtei am Bodenſee iſt arrondirt. Dieſe Ausdehnung konnte jedoch in eine Karte des Illerkreiſes nicht aufgenommen werden.

Gegen Norden haben die Arrondirungen ſich ſchon bis an die äußerſten Grenzen des Landgerichts Ottobeuern ausgedehnt und durch die Arrondirung der Dörfer Kongetried und Umenhofen auch ſchon in den königlichen Landgerichten Mindelheim und Buchloe feſten Fuß gefaßt.

Nach Oſten haben die Güterarrondirungen das ganze königliche Landgericht Oberdorf eingenommen; ſie erſtrecken ſich bis an den Lech, über welchen ſie aber noch keine Brücke gefunden haben.

Südlich erkennen bereits die Gemeinden der königlichen Landgerichte Sonthofen und Immenſtadt die außerordentlichen Vortheile der Güterarrondirungen. Von dieſer Seite ſetzen die Gebirge der weitern Ausdehnung natürliche Grenzen.

Je mehr ſich die Peripherie erweitert, deſto mehr werden ihre

Endpunkte wieder mit andern Gemeinden und Bezirken in neue Berührung gebracht, deſto weiter werden ſich die Strahlen, wie die einer wohlthätigen Sonne ausdehnen, ohne durch die Entfernung an ihrer Alles belebenden Kraft zu verlieren; — eine Gemeinde wird es der andern mittheilen, überall werden ſich Beobachter, Landwirthe, Unterſtützer oder Beförderer dieſer guten Sache finden, kein Feind kann ſich mehr dagegen mit aber und aber regen; — die Erfahrung hat alle Widerſprüche ſchon längſt beſiegt, und nachkommende Jahrhunderte werden mit Erſtaunen über das Land hinſehen, welches den hohen Grad ſeiner Kultur allein dieſer Maßregel zuzuſchreiben hat.

Man irrt ſich, wenn man hier einen Aufwand von Geſetzen und Verordnungen — von Inſtruktionen der Aemter und Geometer — von weitläufigen Proceduren erwarten wollte; — die Güterarrondirungen, welche ſeit mehreren Jahrhunderten im Illerkreiſe vorgenommen wurden, ſind nicht das Werk beſonderer Regierungsanſtalten — vieler kollegialer Berathungen, — koſtſpieliger Kommiſſionen, — weitläufiger Kataſtrirungen — theoretiſcher Bonitätsunterſuchungen, nicht einmal der Kunſt ausgezeichneter Feldmeſſer, welche zu den Zeiten, wo dieſer Gegenſtand ſchon ſehr viele Fortſchritte machte, noch ganz ungelehrten Geodäten anvertraut war.

Sie ſind allein das Werk der Gemeinden, — das Werk des guten Beiſpiels — des guten Erfolgs, deſſen ſichere Berechnung in den Gemeinden alle Schwierigkeiten beſiegte, und überall leicht eine ſolche entſchiedene Majorität gewann, welche blos ſich ſelbſt überlaſſen, ohne alle Dazwiſchenkunft, und oft ohne Hülfe einer Amtsbehörde, viel ſeltener noch einer Regierungsſtelle, mit alleiniger Benützung eines ſelbſtgewählten, oft ſehr unerfahrenen Geodäten, die beſten Mittel zum Zwecke wählte, und ſich ihre neue Ordnung der Dinge ſchuf.

Die Regierungen hatten dabei das große Verdienſt, daß ſie, von den überwiegenden Vortheilen längſt überzeugt, nicht nur dem Vorhaben der Gemeinden niemals in den Weg traten, ſondern vielmehr alle Anſtände zu beſeitigen ſuchten, der Sache ſelbſt und ihrer Ausführung immer das Wort ſprachen, und in ihren Beſchlüſſen beſtändig der entſchiedenen Majorität der Gemeinden, — wohlverſtanden nach dem Umfange der Beſitzungen, — beitraten.

Auf diese Weise bildete sich ohne alle gesetzliche Vorschrift bei den Güterarrondirungen ein Grundgesetz, welches alle Gemeinden und alle Unterthanen, ohne daß es jemals ausgesprochen worden ist, kennen, daß die Arrondirung in denjenigen Gemeinden auf den Schutz und die Unterstützung der Regierung rechnen dürfe, in welchen sich zwei Drittheile, nach dem Umfang der Besitzung berechnet, dafür erklärt haben würden.

Man weiß kein Beispiel, wo der geringere widersprechende Theil mit seiner Weigerung, unter dem Vorwand des gestörten Eigenthums bei einer Gerichtsstelle Eingang gefunden hätte, und die Verschmelzung der Gerechtigkeitspflege mit der Sorge für die Wohlfahrt der Unterthanen war dem Fortgang dieser Geschäfte immer ungemein beförderlich. —

War man daher auf solche Weise über die Frage, ob die Arrondirung in einer Gemeinde vorgenommen werden solle, niemals in Verlegenheit, so fand auch das Geschäft in seiner Ausführung wenige Hindernisse.

Das wichtigste, welches sich derselben hätte entgegenstellen können, wäre von den Grund- und Zehntherrn zu besorgen gewesen, wenn sie zur Mitberathung hätten gezogen werden müssen, und ohne ihre Einstimmung kein Beschluß hätte gefaßt werden dürfen.

Dieses Interesse würde allerdings eine Stimme gefordert haben, wenn die Reichnisse eines Gutes durch die neue Eintheilung unter verschiedene Besitzer vertheilt und zerstreut worden wären; so wurde aber bei allen Güterarrondirungen immer ein zweites Grundgesetz ebenfalls ohne gesetzliche Vorschrift beobachtet, daß alle Lasten eines Gutes auf die neuen Besitzungen des Eigenthümers ungetheilt und ohne Abbruch oder Schmälerung übergehen.

Auf diese Weise hatte kein Grund- oder Zehntherr mehr eine Minderung seiner Rente, oder ein Beschwerniß in der Erhebung zu besorgen, sondern er konnte darauf rechnen, daß durch die Vortheile, welche die Besitzer bei Arrondirung ihrer Güter erlangen, sein eigener Nutzen zu gleicher Zeit mitbesorgt, daß durch die Verbesserung der Kultur auch seine Rente verbessert und gesichert werden würde. —

... Die Kollegien bedauerten nur, daß da, wo diese Instruktion

in Antrag gebracht wurde, schon das ganze Land vereinödet und nur mehr vier Gemeinden übrig wären, welche das Glück hätten, nach derselben behandelt zu werden; sie bemerkten ferner: „daß diejenigen Gemeinden, wo gar keine Kommission die Hände darein geschlagen, sondern wo die Sache nur durch Feldmesser und Schätzleute ganz nach der Natur der Sache auseinander gesetzt wurde, auch am besten davon gekommen seyen."

Hebung der Fischerei in Deutschland.

Lange genug hat man den Wissenschaften den Vorwurf gemacht, sie seyen, namentlich unter den Händen deutscher Pfleger, allzu abstrakt. Ja man hat nicht mit Unrecht sogar behauptet, der ächte Gelehrte empfinde einen wahren Widerwillen gegen Alles, was auf das praktische Leben und die Anwendung der in höheren Sphären erlangten Kenntnisse Bezug habe; ein neues Insekt oder eine neue Theorie habe für ihn mehr Werth, als der schönste Fund, der unberechenbare Folgen für die Entwicklung industrieller oder ökonomischer Kräfte haben könnte. Der Stubengelehrte, in dem Staube seiner Bibliothek vergraben, verachtete die Männer, welche wissenschaftliche Untersuchungen nicht nur der Erweiterung unserer Kenntnisse halber verfolgten, sondern auch die unmittelbare praktische Anwendung der erhaltenen Resultate ins Auge faßten. So konnte es dann kommen, daß Wissenschaft und praktisches Leben durchaus von einander getrennte Wege verfolgten, und wenn sie sich doch einmal auf ihren Fahrten begegneten, einander gar fremdartig betrachteten und verächtlich den Rücken kehrten. In unserer Zeit sind die Interessen beider zu sehr verschmolzen, als daß solches Treiben noch fortdauern könnte. Die ungemeine Entwicklung der Naturwissenschaften hat dem menschlichen Forschungsgeiste Felder eröffnet, die er früher kaum ahnen konnte, und je mehr er in diese eindringt, desto näher stellen sich die unmittelbaren Anwendungen im Leben vor das Auge, und oft lohnen die schönsten industriellen Erfolge ungezwungen Untersuchungen, welche aus rein wissenschaftlichem Bedürfnisse hervorgegangen waren, und nicht im entferntesten auf den Ausgang zielten, den sie im Verlaufe erhielten.

Indeß haben nicht alle Zweige der Naturwissenschaften gleich thätig an der Förderung der Industrie und der Erwerbsquellen Theil genommen. Niemand wohl wird der Chemie in dieser Hinsicht den Vorrang streitig machen, und wer auch nicht ganz das ungeheure Feld ihrer Wirksamkeit übersieht, wer in den ihm täglich dargebotenen Früchten nicht überall ihre schaffende und leitende Hand erkennt, der ahnt doch wenigstens ihren segensreichen Einfluß in den meisten Künsten und Gewerben. War schon seit alten Zeiten Statik und Mechanik die Quelle, aus welcher Fabriken und Manufakturen die Kräfte schöpften, mit welchen sie die Räder und Hebel ihrer Maschinen in Bewegung und Harmonie setzten, so hat die neuere Physik in den angestrengten Studien über Elektrizität und Magnetismus eine Fundgrube eröffnet, deren unermeßliche Schätze bei weitem noch nicht ausgebeutet sind und die frohsten Hoffnungen für die Zukunft erregen. Doch es sey fern von mir, hier den Nutzen der einzelnen Zweige der Naturwissenschaften gegen einander abwägen zu wollen. Unterstützt und ergänzt ja doch eine die andere und kann man nicht voraus bestimmen, wo der Einen Reich beginnt, das der Andern aufhört. Indeß ist es unläugbar, daß Anatomen und Physiologen, namentlich die Studien über Entwicklungsgeschichte der organischen Wesen, am wenigsten in den Gang der Industrie eingegriffen haben. Sie haben den wohlthätigsten Einfluß geäußert auf die Wissenschaft der Medizin, indem sie sie aus den Irrsalen aprioristischer Dogmen befreiten und der Heilkunst feste Stützen zu geben trachteten. In dieser Richtung war ihr Einfluß ein ungemein wohlthätiger, und wenn es noch manche eingefleischte Protestanten gibt, welche sich lieber die Augen ausreißen ließen, ehe sie von ihren falschen Ansichten sich durch den Augenschein überzeugten; wenn noch das Heer des in der Praxis Versäumten ihrem Andrange die Macht der Trägheit entgegenstemmt, so wird doch bald, ich hoffe es, eine Zeit kommen, wo Aller Augen sich geöffnet haben werden.

Mit dem Beginnen meiner Naturstudien wurde ich auf die Klasse der Fische hingewiesen, und einsehend, wie sehr dieselbe des aufmerksamsten Studiums bedürfe, habe ich manche Stunde meines Lebens ihrer Beobachtung gewidmet. In einem uns unzugänglichen Elemente lebend, welches ihn so leicht der unmittelbaren Beschauung entzieht und ihn in seinen unergründlichen Tiefen

birgt, bietet der flüchtige Bewohner der Gewässer weit weniger Anhaltspunkte zu anhaltenden Beobachtungen dar, und mehr als bei andern Thieren muß hier der belehrende Augenblick in Geduld erharrt und im Fluge benutzt wurden. Ich ließ mich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken, und indem ich eines Theils mich der Geschichte der Klasse und ihrer im Laufe der verschiedenen Erdepochen durchlaufenen Entwicklungsphasen hingab, ihre fossilen Reste mit aller mir möglichen Sorgfalt studierte, versäumte ich auch andererseits nicht, mich mit den zahllosen Gattungen und Arten, welche unsere Gewässer jetzt herbergen, in so weit Kräfte und Gelegenheit es gestatteten, bekannt zu machen, und namentlich ihre Lebensweise, Erzeugung und Fortbildung näher in's Auge zu fassen. Ich glaube im Verlaufe dieser, durch manche Jahre fortgesetzten Untersuchungen auf Resultate gekommen zu seyn, welche, bei verständiger Anwendung, gewiß nicht geringen Nutzen für die Hebung der Fischerei bringen werden, eines Erwerbszweiges, über dessen jährliche Verminderung man nicht ungegründete Klagen führt.

Zwei Fischgeschlechter nur gibt es in den Flußgebieten Deutschlands — und nur von der Fischerei im süßen Wasser rede ich hier — welche eine sorgfältigere Pflege durch den Werth ihres Fleisches und die Geringfügigkeit ihrer Unterhaltungskosten verdienten, von der großen Familie der karpfenartigen, pflanzenfressenden Fische der Karpfen, und von Raubfischen das Lachs- und Forellengeschlecht mit seinen zahlreichen Arten und Sippen. Alle übrigen Fische, wie sie auch heißen mögen, von den plumpen Welsen an bis zu den kleinen Gründlingen, sind theils durch den geringeren Werth, welchen sie als Eßwaare besitzen, theils aber auch durch die Kosten ihrer Unterhaltung von der Bewirthschaftung ausgeschlossen. Wer möchte Hechte erziehen oder Barben hegen? die einen fräßen wenigstens 20 mal ihren eigenen Werth weg, die andern würden, auch wenn sie sich selbst fütterten, den Werth von Grund und Boden, welchen ihr Teich einnähme, nicht verzinsen.

Aale, so geschätzt ihr Fleisch ist, können in Teichen oder Bächen nicht gehegt werden, da ihre Natur ihnen erlaubt, aus dem Wasser zu steigen und selbst ziemlich bedeutende Strecken Landes, besonders wenn sie mit Gras und Kräutern bewachsen sind, zu durchwandern. Manche andere Fischgeschlechter, wie Welse

oder Quappen ſind zwar ihrer Gefräßigkeit wegen nicht ſo berühmt, als die Hechte, allein in der That nicht weniger in dieſer Beziehung zu fürchten. Die Welſe namentlich werden von den Fiſchern, ihrer borſtenförmigen Zähne wegen, nicht unter die Raubfiſche gezählt, und dieſes Vorurtheil brachte einem mir bekannten Fiſchhändler bedeutenden Schaden. Der Mann hatte einen Teich, worin er Karpfen, Schleien und andere einander unſchädliche Fiſche aufbewahrte, um ſie in einer benachbarten katholiſchen Stadt mit Vortheil zur Faſtenzeit zu verkaufen. Er hatte, außer einer Menge Barben, Schleien und Naſen, mehr denn ſechs Dutzend halbpfündige Karpfen in ſeinem Weiher, als ihm der unglückliche Gedanke kam, einen kleinen, etwa 5 Pfund ſchweren Wels den andern Fiſchen beizugeſellen. Nach einigen Monaten wollte er den anſehnlichen Vorrath von Faſtenſpeiſe hervorholen, allein ein Zug des Netzes nach dem andern blieb fruchtlos und endlich gewahrte er zu ſeinem Schrecken, daß der Wels einſam in dem Weiher lebte und die leckern Karpfen wie die übrigen minder geſchätzten Genoſſen derſelben zu ſeines eigenen Leibes Nahrung und Nothdurft verwendet hatte. Er hatte freilich um faſt 2 Pfund an Gewicht zugenommen.

Die Quappen ſind den Hechten ebenfalls vollkommen gleich zu ſetzen. Einſt fiel mir in einem Reſervoir ein ſolcher Fiſch auf, welcher ſcheinbar keinen Kopf, wohl aber zwei Schwänze hatte und bald nach der einen, bald nach der andern Richtung hin ſich vorwärts bewegte. Ich fand endlich zu meinem Erſtaunen, daß eine Quappe von ziemlicher Größe eine andere überwältigt hatte, welche gerade nicht viel kleiner war. Jeder der Fiſche machte die heftigſten Bewegungen, der eine, ſich zu befreien, der andere, um den kleineren, deſſen Kopf er ſchon im Rachen hätte, gänzlich zu verſchlucken, und bald gewannen die Anſtrengungen des Siegers, bald die des Beſiegten das Uebergewicht, bis meine Dazwiſchenkunft den Schwächern befreite. Der Karpfe, ſo dumm er ausſieht, iſt ein ſchlauer Fiſch und Netz und Angel haben ihm nur ſelten etwas an. Da er meiſt, im freien Zuſtande, in ſchlammigen Gewäſſern lebt, ſo bietet ihm der Boden ſeines Aufenthaltsorts ſelbſt ein Mittel dar, dem Netze zu entkommen. Es iſt durchaus keine Fabel, wenn man behauptet, der Karpfen drücke ſich, wenn man das Netz ziehe, in den Schlamm mit ſeiner vordern

Körperhälfte ein und laſſe ſo das Netz über ſich weggleiten. Er entwiſcht auf dieſe Art in der That häufig. Gegen die Angel aber ſchützt ihn ſeine natürliche Trägheit. Eine Mücke, ein Wurm, locken ihn nicht leicht aus ſeiner Ruhe, und wenn dies geſchieht, ſo ſchießt er nicht, wie die raſchen Fleiſchfreſſer unter den Fiſchen, in ſchnellem Schuſſe auf die Beute los und fängt ſich ſo durch ſeine Haſt, ſondern er umkreiſt langſam den Köder, beißt anfangs nur halb an, und erſt dann ſchnappt er zu, wenn er ſich verſichert zu haben glaubt, daß keine Argliſt im Verborgenen laure.

Des ſchwierigen Fanges der Karpfen halber hat man ſchon ſeit langer Zeit ſein Augenmerk darauf gerichtet, ſie, wie Wild im Park, in eigenen Teichen zu erziehen und zu hegen. Die Einrichtungen, welche man zu dieſem Zwecke getroffen hat, ſind im Allgemeinen folgende.

Zu Erziehung der Brut hat man einen beſondern Teich, den ſogenannten Streichteich. Es darf derſelbe nicht tief und die allmählig ſich abflachenden Ufer müſſen mit Gras bewachſen ſeyn, in welchem die Karpfen ihre Eier abſetzen können. Durch die Erfahrung hat man gelernt, daß auf die Größe eines Morgens nicht mehr als höchſtens 15 laichende Karpfen in einen ſolchen Weiher dürfen geſetzt werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe zur Erzielung der jungen Brut beſtimmten Thiere in voller Blüthe ihrer Kraft, alſo wenigſtens 6 Jahre alt ſeyn müſſen. Da in Deutſchland die Laichzeit der Karpfen meiſt erſt in den Monat Juni fällt (je nach der Witterung und auch dem Alter der Thiere variirt dieſe Epoche in ziemlich weiten Grenzen), ſo werden die zur Fortpflanzung beſtimmten Karpfen erſt in dem Monat Mai in die Teiche eingeſetzt und zwar in dem Verhältniß, daß auf ein Weibchen (Roggner) 3 Männchen (Milchner) gewählt werden. Bei allen Flußfiſchen geſchieht, ſo viel bis jetzt bekannt, die Begattung auf durchaus ähnliche Weiſe. Die Fiſche ſchwimmen neben einander her, ſo daß ihre Bäuche ſich faſt berühren, und an geeigneten Orten laſſen beide Geſchlechter, das eine die Eier, das andere die Milch, das befruchtende Element, austreten. Offenbar iſt dieſe Befruchtungsweiſe der Eier nur eine äußerſt unvollkommene. Ein großer Theil derſelben wird dem Einfluſſe des Samens nicht unterworfen, weil entweder das Waſſer ſie

entführt oder die Verdünnung des Samens ihn unwirkſam macht, und in der That kommt auch nur der kleinſte Theil der auf natürliche Weiſe befruchteten Fiſcheier zur Entwicklung. Die Natur hat dieſem Uebelſtande durch die ungemeine Vermehrung der Eikeime abzuhelfen geſucht, und in der That ſteigt die Zahl der Eier, welche in einem Eierſtocke eines Fiſches enthalten ſind, in das Unglaubliche, wie denn Bloch in einem dreipfündigen Karpfen 337,000 Eier zählte und Schneider ſogar 700,000 in einem zehnpfündigen. Offenbar beruht auch einzig auf der richtigen Erkenntniß dieſes Umſtandes die Vorſchrift der Oekonomen, mehr Milchner als Roggner in die Streichweiher zu bringen.

In dem Streichweiher ſelbſt werden die Jungen nur wenige Monate, bis gegen Eintritt der Kälte, gelaſſen und im Herbſte in die Streckteiche verpflanzt. Dieſe ſucht man ſo viel möglich, eben ſo wie die Teiche der dritten Art, ſo anzulegen, daß der Boden nicht zu ſchlammig, mit Gras und Waſſerpflanzen bewachſen, und der Zufluß ein reines klares, aber nicht zu kalkhaltiges Waſſer ſey. Daß man hier ſowohl, wie in dem Streichweiher die junge Brut ſo viel möglich gegen ihre Feinde ſchützt, und den Abfluß des Waſſers ſo einrichtet, daß die kleinen Fiſche nicht entweichen können, verſteht ſich von ſelbſt. Unter die gefährlichen Feinde der Brut gehören aber nicht nur die Waſſervögel, wie namentlich Enten und Gänſe, ſondern auch Fröſche und Salamander, ſo wie mehrere Fiſche, unter welchen ſich beſonders die Quappe oder Träſche (Gadus lota) durch ihre Gefährlichkeit auszeichnet. Es ſcheint wirklich, als nähre ſich dieſer Fiſch faſt nur von dem Laiche anderer, welchem er, auf dem Boden ſchleichend, nachſpürt; ich habe ſelten in dem Magen der Quappe andere Nahrungsmittel gefunden, als Fiſcheier, und es iſt deshalb nicht nur ihre Fernhaltung von Fiſchzüchtereien, ſondern ſelbſt ihre Vertilgung ſo viel möglich anzurathen. — In den Streckteichen bleiben die jungen Karpfen 2 Jahre, und da der Fiſch ſchnell wächst, wenn er gut genährt wird, da ſollen, bei gehöriger Pflege, die Jungen nach 2 Jahren ſchon 6—8 Zoll lang ſeyn. Bis zum 6ten Jahre erreichen ſie ein Gewicht von 3 und mehr Pfunden. Man füttert ſie ſowohl hier als ſpäter in dem Fetteiche mit allen faulen und zerſetzenden Stoffen, welche man nur auftreiben kann. Die Abfälle der Schlächtereien, Küchen und

Brennereien, die Mistjauche, besonders aber der kompakte Schaf- und Pferdemist sind die besten Mittel zur Mästung der Karpfen, und so erreichen, bei guter Nahrung, die Fische leicht nach 3 bis 6 Jahren Aufenthalt in dem Fetteiche ein Gewicht von 6 bis 12 Pfund.

Es ist indeß leicht zu berechnen, daß auch bei dem besten Ertrage der Karpfenteiche die Benutzung des Landes auf diese Art nur sehr kümmerliche Prozente abwirft. Nur in Gegenden, welchen fischreiche Ströme oder die unerschöpflichen Quellen des Meeres mangeln, wo außerdem das Land zu flach ist und die Flüsse zu wenig Fall haben, um Forellen und andern geschätzteren Fischen einen Wohnort darbieten zu können, nur in solchen Landstrichen kann für die Besitzer großer Güter die Anlage von Karpfenzuchten von Nutzen seyn, da die Bewirthschaftung selbst, bei gehöriger Einrichtung, nur wenige Mühe erfordert, ein Umstand, welcher bei großen Gütern sehr in Anschlag zu bringen ist. Der Verkauf kann nicht wohl großen Schwankungen ausgesetzt seyn, und mithin wird sich der Preis der Waare stets so ziemlich auf derselben Höhe erhalten; denn im Nothfalle können Karpfen ja auch in feuchten Kellern, mit Moos eingepackt und mit einer in Branntwein geweichten Semmel in dem Maule, Wochenlang aufbewahrt werden. Wie groß die Zähigkeit des Lebens bei diesen Thieren sey, beweist die von Pallas aufgeführte Beobachtung, wonach die Karpfen in den Flüssen Rußlands eingefroren im Eise überwintern. Es scheint mir dieser Umstand ein nicht zu übersehendes Gegengewicht gegen die Behauptung der Oekonomen zu liefern, wonach es unumgänglich nöthig seyn soll, im Winter Löcher in die Eisdecke der Karpfenteiche zu hauen. Wenn die Thiere eingefroren im Eise nicht zu Grunde gehen, warum sollen sie denn im Wasser sterben, welches zugefroren ist? Mir selbst ist folgende Begebenheit zugestoßen, welche noch auffallender erscheint, als die vielfach bezweifelte Pallas'sche Beobachtung. Ein zum Ausstopfen bestimmter Karpfen wurde nach seinem scheinbaren Tode auf einem Brette angeleimt, um Flossen und Schuppen in gehöriger Stellung zu erhalten. Er wurde den Tag hindurch der Sonne ausgesetzt, des Abends abgenommen und, da man die Arbeit unterbrechen mußte, in frisches Wasser gelegt. Nach einiger Zeit zuckte unser Fisch mit den Flossen, schlug einigemal mit dem

Schwanze hin und her, und nach einigen Stunden ſchwamm er eben ſo behend in dem Kübel herum, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre.

Ueber die zweckmäßigſte Einrichtung und Bewirthſchaftung der Karpfenteiche hat eine lange Reihe von Jahren hinlängliche Erfahrungen ſammeln laſſen. Man kennt die Uebelſtände, die Gefahren, welche der Zucht drohen, auf das genaueſte und findet leicht die Mittel, ihnen zu begegnen. Die einzigen Verbeſſerungen, welche etwa noch anzubringen wären, beſtehen in einer zweckmäßigeren Einrichtung der Streichweiher zu verhältnißmäßig weit bedeutenderer Erzielung junger Brut und naturgemäßerer Erziehung derſelben. Wir werden ſpäter hierauf zurückkommen.

Wenden wir uns zu dem zahlreichern und geſchätzteren Geſchlechte der Forellen. Sie ſind größtentheils der regelmäßigen Bewirthſchaftung bis jetzt noch entgangen und nur geringe Verſuche ſind gemacht worden, die Bachforelle in Teichen zu erziehen. Ein mißliches Beginnen. Kein Fiſch, auf den die Beſchaffenheit des Gewäſſers, welches es bewohnt, die Nahrung, welche ſein Wohnort ihm darbieten kann, einen ſo bedeutenden Einfluß ausüben, als eben die Forelle. Schon die äußere Färbung und Zeichnung des Leibes verändert ſich in wenigen Stunden bei der Verpflanzung, und nicht minder leidet oder verbeſſert ſich der Geſchmack des Fleiſches. Der Kenner, welcher die kleine Forelle eines reißenden, ſilberklaren Gebirgsbaches mit ihrem goldgelben, feſten und dennoch zarten Fleiſche den feinſten Seefiſchen zum wenigſten gleichſtellt, wird einen Hecht, ja ſelbſt eine Aalquappe oder Träſche dem größeren, in einem ſchlammigen Teiche erzogenen Exemplare derſelben Art vorziehen, welches ihn durch ſeinen Namen täuſcht und ſeinem Gaumen nur ein fades, ſaft- und kraftloſes Fleiſch darbietet. Indeß wären noch Teiche mit reinem Gebirgswaſſer und kieſigem Grund, wie ſie ſich zu Forellen ſchicken, hie und da zu finden. Allein hier tritt wieder die Lebensart des Fiſches hindernd in dem Weg. Die Forelle bringt nicht, wie der Karpfen, das ganze Leben ſtationär im Schlamme eingewühlt zu; ſie iſt ein Wanderfiſch, und zur Laichzeit zieht ſie ſtromaufwärts, um ihre Eier in höheren Regionen abzulegen. Nur ſelten aber wird man Gelegenheit finden, dem Fiſche die Freiheit dieſer Wanderung zu geſtatten, und wenn auch, ſo iſt an

den seichten Stellen der klaren Gewässer, welche die Forellen zum Fortpflanzungsgeschäft wählen, der Dieberei zu leichtes Spiel gegeben, als daß der Besitzer nicht dadurch einen bedeutenden Verlust befürchten müßte. Es ist eine bekannte Sache, daß in einem klaren Bache ein Bauer mit den Händen dreimal mehr Fische fängt, als ein Engländer mit allen seinen künstlich berechneten Angelapparaten. Gestattet also der Teichbesitzer seinen Fischen die Wanderung, so sieht er bedeutenden Verlusten entgegen durch den Frevel; gestattet er sie nicht, so wird er in wenigen Jahren seine Forellen auf ihm unbegreifliche Weise abnehmen und verkümmern sehen. Der Fisch, in seiner natürlichen Lebensweise gestört, laicht entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen; die Eier, welche er im Bauche behält, werden zwar allmählig zerstört und aufgesaugt, allein nicht ohne bedeutende Krankheitszustände, welche das Leben des Fisches in Gefahr bringen. Ich habe mich durch Oeffnung in der Laichzeit gefangener Forellen, welche, ehe sie sich ihrer Frucht entledigt hatten, in die Behälter gethan und lange Zeit aufbewahrt wurden, überzeugt, daß die in der Bauchhöhle befindlichen Eier, welche zum Ausstoßen reif sind, dort bei längerem Verweilen eine heftige Entzündung mit Ausschwitzung erregen, in Folge deren die Eier von allen Seiten durch Entzündungsfäden umsponnen und allmählig resorbirt werden, und die Häufigkeit dieser entzündlichen Verwachsung der Eingeweide, welche die Anatomen oft genug bei den Fischen finden, beweist, daß auch im wilden Zustande bei ungünstigen Umständen der Fisch seines Laiches sich nicht entledigt, und in Folge dieser Zurückhaltung denselben Krankheitsanfällen unterworfen ist. Selbst in den Ovarien findet man zuweilen harte, bröckliche, aus alten, nicht ausgestoßenen Eiern zusammengebackene Klumpen.

An der angegebenen Klippe sind bis jetzt noch meistens die Versuche zur Teichwirthschaft mit Forellen gescheitert. Wir werden weiter unten die Mittel besprechen, welche eine günstigere Aussicht zu eröffnen scheinen.

Der Lachs oder Salm steht, was Nutzbarkeit betrifft, unstreitig noch weit über der Forelle und allen seinen Genossen. Er ist unstreitig der bedeutendste Bewohner der süßen Gewässer Deutschlands und verdient darum eine besondere Aufmerksamkeit. Bekanntlich findet er sich in allen Flußgebieten, welche ihre Ausmündung nach

der Nord- oder Ostsee haben, in Deutschland sowohl, als in den nördlicheren Gegenden, obgleich nach meinen Beobachtungen der Lachs des Nordens, schon der, welcher in England sich findet, eine andere Art ist als der deutsche, namentlich der Rheinlachs, wie ich in meiner Naturgeschichte der Süßwasserfische Europa's zeigen werde. Um die nachfolgenden Vorschläge besser würdigen zu lassen, sehe ich mich genöthigt, einige, wenn auch bekannte Züge aus der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Fisches hier anzuführen.

Der Lachs ist ein Raubfisch, und wenn seine kleineren Verwandten, die Bachforellen, sich mit Insekten, Larven, Krebsen und dergleichen Thierchen begnügen, so strebt der Lachs schon nach Weißfischen und dergleichen voluminösern Bissen, obgleich er auch Fliegen und andere Insekten nicht verschmäht, wie die Angler nur zu wohl wissen, da selbst künstliche Mücken ihnen als Köder für den Lachs dienen. Schon seine Verbreitung zeigt, daß er ein Bewohner des Meeres ist, welcher in die Flüsse von dort aus einwandert. Es ist bekannt, daß zwar geringere Wehre diese Wanderungen nicht hindern, daß aber größere Wasserfälle, wie z. B. der Rheinfall bei Schaffhausen, das Gebiet, in welchem der Lachs sich findet, scharf begrenzen. Sobald der Eisgang die Strommündungen befreit hat, so steigt der Lachs aus dem Meere auf und geht stromaufwärts, um zu laichen. Meist geht die Reise in geordnetem Zuge, ein alter Milchner voran; wenigstens behaupten so die Fischer. Man benutzt namentlich die Stromschnellen, die Einschnürungen der Flüsse durch Wehre oder Dämme zu Lachsfängen. Je näher solche Lachsfänge dem Meere gelegen sind, desto eher langen die Züge an. So erscheinen die Salmen am Lurlei, dem bedeutendsten Lachsfange des Rheins, etwa im Monat Juni; in Straßburg gegen die Mitte Juli's, laichen aber erst um Martini; bei Basel kommen sie erst im Spätherbste an, und in den schweizerischen Zuflüssen des Rheins, wie in der Aar, Limmat und Reuß, beginnt der unbedeutende Lachsfang erst in den letzten Monaten des Jahres. Die Laichzeit scheint ebenfalls zu wechseln, vielleicht je nach der Kälte des Wassers und dem Alter der Fische, da die jungen Fische meist früher laichen, als die alten. Von Mitte Oktobers bis zu Anfang Januars mag in den verschiedenen Gegenden diese Zeit

schwanken, und, aus den angeführten Gründen, müssen auch an jedem Orte wenigstens 4—6 Wochen gerechnet werden von dem Beginne dieser Epoche bis zu ihrer Beendigung. Was man von einem frühern Laichen des Lachses im Norden gesagt hat, bezieht sich wohl eher auf den nordischen Salmen, der früher in die Flüsse steigt, als auf den Rheinlachs.

Diese Fixirung der Laichzeit in längerer Dauer erscheint übrigens um so nöthiger, als meine Untersuchungen mich überzeugt haben, daß man bisher unter dem Namen Salm oder Lachs zwei durchaus verschiedene Arten des Forellengeschlechts verwechselt hat, welche sich zwar sehr nahe stehen, allein dennoch specifisch eben so genau von einander getrennt werden können, als die Seeforelle von der Bachforelle. Die eine dieser Arten ist der Rheinsalm, der südliche Lachs, der in allen Gewässern Deutschlands, welche zum Nord- und Ostseegebiet gehören, sich findet und namentlich durch die bedeutende Größe, welche der Hacken des Unterkiefers des Männchens erreicht, so wie durch einige constante Merkmale in Bezahnung und Stellung der Flossen sich auszeichnet. Der andere, der nordische Lachs, welcher in so großer Anzahl die Flüsse Englands, Schwedens und der nördlichern Gegenden bevölkert, ist weit schlanker als der vorige, und der Hacken ist kaum mehr entwickelt als bei der Lachsforelle. Indeß sind diese beiden Arten zoologisch strenger geschieden, als geographisch, denn im Rhein werden unter den vielen Rheinsalmen auch einige nordische Lachse gefangen, so wie umgekehrt in England auch Rheinsalmen unter den andern zerstreut vorkommen. Die englischen Fischer wissen den Rheinsalm sehr wohl zu unterscheiden; sie nennen ihn wegen seiner kurzen, gedrängten Gestalt swine- oder bull-trout, und auffallender Weise ist er nur sehr wenig geschätzt; vielleicht auch daß der Unterschied der in den Rheingegenden gebräuchlichen Bezeichnungen Salm und Lachs ursprünglich die beiden Arten, und zwar Lachs den ächten Rheinbewohner, Salm den nordischen Fisch bezeichnen. Da der nordische Lachs früher laicht und schon von Natur schlanker ist, so konnte dann diese Bezeichnung auf die Rheinsalmen, deren Leib durch das Laichen zusammengefallen war, übergeben, und später von den Naturforschern, welche den von den Fischern geahnten Unterschied verkannten, den schon gelaicht habenden Salmen allein aufbewahrt werden.

Wie dem auch ſey, die Geſchichte dieſer beider Salmenarten iſt ſo unauflöslich mit einander verwebt, daß es nicht möglich iſt, den verwickelten Knäuel zu entwirren. Für die ökonomiſchen Zwecke iſt indeß dieſe Unterſcheidung auch durchaus unwichtig, da ohnedem alle in Hinſicht auf Lebensart, Bewirthſchaftung und Fiſcherei bezüglicher Regeln eben ſo gut auf die eine als andere Art bezogen werden können.

Die Salmen, wie die Forellen überhaupt, laichen in der Art, daß das Weibchen auf kieſigem oder reinem Sandboden ſeine Eier, welche nicht ankleben und auch nicht wie bei vielen Fiſchen in Klumpen oder Schnüren vereinigt ſind, abſetzt und der Milchner, welcher ihm zur Seite ſchwimmt (meiſt begleiten 2 auch 3 Milchner ein Weibchen) den Samen darüber ergießt, worauf die Eier durch Schlagen des Schwanzes von Sand und Kies bedeckt worden. Die Eier entwickeln ſich äußerſt langſam; bis jetzt ſind die Forellen im Allgemeinen die einzigen bekannten Süßwaſſerfiſche, welche mehr als zwei Monate zur Entwicklung des Embryos im Ei bedürfen. Die eben ausgekrochenen Salmen ſind einen halben Zoll lang, faſt durchſichtig und durch den heraushängenden Dotterſack ſowohl als die ununterbrochen vom Rücken her um den Schwanz bis zum Dotterſacke hinlaufende Floſſe den erwachſenen Salmen durchaus unähnlich. Nach und nach zieht ſich der Dotterſack in den Leib zurück. Die einzelnen Floſſen zeichnen ſich ab und in den Zwiſchenräumen ſchwindet die verbindende embryonale Floſſenhaut; die erſten Schuppen und mit ihnen eine beſtimmtere Färbung erſcheinen im zweiten Monate nach der Geburt. Im Vergleich zu andern Fiſchen wachſen die jungen Salmen im Anfang ſehr langſam; ſelten erreichen ſie vor dem Beginnen des dritten Jahres die Länge einer geſpannten Hand. Sie ſind allgemein in den Rheingegenden unter dem Namen Sälmlinge bekannt. Sie gleichen durch die rothen Flecken, welche ſie in dieſem Alter beſitzen, die blauen und ſchwarzen ſenkrechten Querbänder, welche ſie ſpäter ebenfalls verlieren, auffallend den jungen Bach- und Seeforellen, eine Aehnlichkeit, welche zu mannigfaltigen Verwechslungen von Seiten der Engländer Veranlaſſung gegeben hat. Dieſe nannten nämlich „Parr" (Salmo Salmulus) eine kleine Forellenart mit rothen Dupfen, hellen Silberſchuppen und dunklern Querbändern, und während die einen, offenbar mit Unrecht behaupteten, es ſey

der Parr eine eigene Art, zankten ſich die Gegner mit der größten Erbitterung, ob es das Junge des Salmen, der Teich- oder Bachforelle oder der ſchottiſchen Seeforelle (Salmo ferox) ſey. Die einfache Entſcheidung des Streites geht dahin, daß alle Partheien in gewiſſen Fällen Recht haben können, indem die Jungen dieſer verſchiedenen Forellenarten einander ſo auffallend gleichen, daß ſelbſt dem geübteſten Auge ihre Unterſcheidung ſchwer fällt.

Bis zum zweiten Jahre bleibt der Sälmling im ſüßen Waſſer, dann beginnt er ſeine Reiſe ins Meer. Dies geſchieht aber nicht, wie das Heraufſteigen, in großen Zügen, ſondern einzeln, und da der Fiſch klein, ſchlank und ſehr gewandt iſt, ſo wird er nur ſelten gefangen. Im Meere oder am Ausfluſſe der Ströme ſcheint er länger denn ein Jahr ſich aufzuhalten und erſt zur Zeit der Mannbarkeit, welche im dritten oder vierten Jahre einzutreten pflegt, dem Zuge ſtromaufwärts ſich anzuſchließen. Und hier zeigt ſich bei dem Thiere ein merkwürdiger Inſtinkt, welcher durch die entſcheidendſten Verſuche nachgewieſen worden iſt. Um zu laichen, kehrt nämlich der Lachs an den Ort zurück, an welchem er ſein Daſeyn begann. Man hat in der Bretagne, ſo wie in England gefangene Lachſe durch Einziehen von Ringen oder Verſtümmelung der Floſſen gezeichnet und wieder in den Fluß zurück verſetzt; man fing in den folgenden Jahren im Durchſchnitt jährlich ein Drittel der gezeichneten Fiſche an denſelben Orten wieder und nie einen dieſer bezeichneten Fiſche an einem andern Laichplatze. Es iſt dies ein äußerſt wichtiger Umſtand, welcher bei der zweckmäßigen Bewirthſchaftung der Lachsfiſcherei die größte Beachtung verdient.

In der Donau und allen Nebenflüſſen ihres Gebietes iſt der Lachs durch eine andere Forelle erſetzt, welche ihm weder an Größe, noch an Güte des Fleiſches nachſteht. Ich meine den Huchen. Seine Lebensweiſe iſt noch weit weniger erforſcht, als die des Salmen. Er ſcheint in Hinſicht des Laichens mehr den Bachforellen ſich zu nähern, und nicht in ſolchen geordneten Zügen Flußauf zu ſteigen. Ein gefräßiger Raubfiſch, durch ſeine ſchlanke Geſtalt zu ſchnelleren Bewegungen geſchickt, als Lachs und Seeforelle im Stande ſind auszuführen, möchte der Huchen wohl ſchwerlich je zu anderer Bewirthſchaftung ſich eignen, als zur Vermehrung ſeines Geſchlechts in den Flüſſen ſelbſt. Man

ſagt auch von dem Huchen, er ſteige aus dem ſchwarzen Meere auf, und finde ſich deßhalb in allen Zuflüſſen deſſelben. Es iſt möglich, allein ſchwer glaublich. Der Lauf der Donau iſt wahrlich zu lang, als daß man eine ſolche Wanderung annehmen könnte. Die Fiſche müßten ja das ganze Jahr hindurch weiter nichts thun als wandern, und kaum im Meere angekommen, wieder umkehren, um zu gehöriger Zeit am Laichplatze anzukommen. Es ſcheinen hier vielmehr andere Verhältniſſe einzutreten. Wahrſcheinlich hält ſich der Huchen in Stromſchnellen und unzugänglichen Tiefen auf, und ſteigt nur zur Laichzeit in das höhere Waſſer. Vielleicht daß derſelbe Umſtand auch bei den Salmen eintritt. Sicherlich ſteigen ſie in den kurzen Flüſſen Englands aus dem Meere auf und kehren dorthin nach dem Laichen zurück; allein im Rhein mögen ſie ebenfalls lebenslänglich im Fluſſe bleiben und nur kurze Strecken ſtromaufwärts ſteigen, dann aber wieder in die Tiefe ſich zurückziehen; denn der Weg, welchen ein in der Limmat bei Zürich laichender Salm vom Meere aus zurückzulegen hätte, iſt jedenfalls nicht kurz zu nennen. In den Schweizerſeen beobachtet man manche Fiſche, namentlich die Fölchenarten, welche auf dieſe Art ziehen, indem ſie nur zur Laichzeit gefangen werden, ſonſt aber in den unzugänglichen Tiefen der See ſich aufhalten. Für die Häringe hat man bekanntlich ebenfalls die großen Züge, welche von Islands Eismeer längs den engliſchen und norwegiſchen Küſten nach Holland hinabgehen ſollten, geleugnet und zu beweiſen geſucht, daß die Häringe im ganzen Nordmeer ſehr häufig ſind, allein ſtets in den Tiefen ſich aufhalten und nur zum Laichen in der Nähe des Strandes erſcheinen. Daß in den Binnenſeen Schwedens, welche keine Kommunikation mit dem Meere haben, Salmen vorkommen, ſcheint zur Stütze dieſer Anſicht zu dienen.

In den Binnenſeen der Schweiz und mehrerer anderer Gebirgsländer leben mehrere Repräſentanten des Salmen, die einzig auf das ſüße Waſſer beſchränkt bleiben; ich meine die See- oder Lachsforelle und den fälſchlich ſo genannten Salbling oder Ritter, welchen die franzöſiſchen Schweizer mit dem Namen Ombre Chevalier unterſcheiden, und der namentlich in den bayeriſchen Alpenſeen, ſo wie in einigen kleineren Seen der öſtlichen Schweiz und denen Schottlands und Schwedens in großer Häufigkeit ſich

findet. Beide, ſo verſchieden an Größe und ſonſtigen ſpecifiſchen Karakteren ſie auch ſeyn mögen, kommen doch in ihrer Lebensart vollkommen mit einander überein. Sie halten ſich im Sommer in den Tiefen der Seen auf und erſcheinen in ihrer winterlichen Laichzeit in Schaaren an den Ufern, um in den Bächen und Flüſſen, welche in die Seen ſtürzen, ihre Eier abzuſetzen. Dann werden ſie auch, theils in Stellnetzen und Reußen, theils auch mit der Harpune gefangen, während im Sommer nur wenige verhältnißmäßig durch Grundangeln und Netze aus den Abgründen hervorgeholt werden. Durch die unverſtändige Bewirthſchaftung der Fiſcherei und namentlich die Stellung der Reußen und Netze in den Flußmündungen, wodurch die aufſteigenden Fiſche, ehe ſie noch gelaicht hatten, gefangen, und ſo mit jedem Zuge nicht nur die Fiſche ſelbſt, ſondern auch die zukünftigen Generationen, welche ſie bei ſich trugen, vernichtet wurden, haben dieſe ſchätzbaren Forellen der Gebirgsſeen außerordentlich abgenommen, und wenn nicht kräftige Maßregeln zu ihrem Schutze ergriffen werden, ſteht ihre gänzliche Vernichtung zu erwarten. Im Kanton Neuenburg werden gegenwärtig von der Regierung Verordnungen vorbereitet, welche den Fiſchern die künſtliche Befruchtung des Laiches der gefangenen Fiſche zur Pflicht machen und der Verkauf von Forellen mit ihren Laich ſtreng verboten wird, wodurch dieſem Uebelſtande abgeholfen werden ſoll.

Ich komme zu der letzten, verbreitetſten Art des Forellengeſchlechtes, der Bachforelle. Wo klares, reines Waſſer auf kieſigem Grunde rinnt, kennt man dieſen niedlichen Fiſch, deſſen Farbenpracht dem ausgezeichneten Geſchmacke nicht nachſteht. Seine Zeichnungen, die mannichfaltigen rothen und blauen Flecken, die allgemeinen Färbungen der Haut des Rückens und des Bauches wechſeln ſo außerordentlich bei dieſem Fiſche, daß man faſt eben ſoviel Varietäten als Aufenthaltsorte beſchreiben könnte. Leider haben die Naturforſcher dem Einfluß der äußeren Verhältniſſe auf dieſe Verſchiedenheiten nur wenig Rechnung getragen, und eine Menge von Arten beſchrieben, welche man mit Leichtigkeit durch Verſetzung der Fiſche in anderes Waſſer hervorbringen kann. So iſt die Forelle in ſchattigen Waldbächen, wo ſie unter den Wurzeln der Bäume und den überhängenden Ufern lebt, dunkel, faſt ſchwärzlich, mit nur geringen Dupfen geziert; in den ſonnigen

Alpenſeelein hochgelb mit ſchreiend rothen Flecken und Goldglanz des Kopfes und Bauches; in andern Gewäſſern wieder mehr gräulich oder bläulich-violett mit ſilberglänzendem Bauche. Wie geſagt, alle dieſe Verſchiedenheiten hängen nur von den Einflüſſen des Waſſers, des Lichtes und der Nahrung ab, und jeder Fiſcher weiß, daß die in den Fiſchkaſten aufbewahrten Forellen bald ſo die Färbung wechſeln, daß ſie den friſch aus dem Bache geangelten nicht im geringſten gleichen.

Die Forelle lebt hauptſächlich von Inſekten, den Larven derſelben, welche das Waſſer bewohnen, von Würmern und den kleinen Krebsarten, die oft in zahlloſer Menge unter den Kräutern der Bäche umherſchwärmen. Man behauptet ſogar, die orangegelbe Farbe, welche das Fleiſch der beſten Forellen beſitzt, ſey die Folge der Ernährung mit dieſen Krebschen (Gammarus) und Waſſerfloharten. Die Forelle hat meiſt einen beſtimmten Standpunkt in dem Bache, welchen ſie nur auf kurze Strecken hin verläßt, und meiſt iſt der Bach in eben ſoviel beſtimmte Jagdreviere einzutheilen, deren jedes von einer größeren Forelle begangen wird. Nur wenn die Laichzeit herannaht, gehen ſie weiter ſtromaufwärts, allein auch dann ſelten weiter als eine halbe Stunde Weges, meiſt nicht einmal ſo weit, um ihre Eier zu legen. Dies geſchehen, begeben ſie ſich wieder in ihre alten Standquartiere. Die Laichzeit iſt, je nach der Lage und Temperatur des Baches, im September bis Dezember, mit dem Beginnen des Frühjahrs ſchlüpfen die Jungen aus. In welchem Verhältniß ſie wachſen, iſt noch nicht genau ausgemittelt; ſicherlich im erſten Jahre nur langſam, vielleicht daß ſpäter, wenn ſie geſchickter ſind ihrem Raube nachzugehen, auch das Wachsthum der aufgenommenen Nahrungsmenge parallel geht.

Große Feinde der jungen Forellenbrut ſind nicht nur die Fröſche, Krebſe und die verſchiedenen Waſſervögel, ſondern namentlich auch ihre Erzeuger ſelbſt. Ich habe ſowohl ganz junge, kaum ausgeſchlüpfte Embryonen, als auch Eier der eigenen Art, in welchen man ſchon ziemlich weit vorgeſchrittene Embryonen ſah, in dem Magen älterer Forellen gefunden, und es iſt vielleicht dieſem Verhältniſſe zuzuſchreiben, daß die Forellen, trotz der großen Menge ihrer Eier, ſich nie in ſolcher Anzahl vermehren, wie andere Gattungen, namentlich der Weißfiſche. Die jungen,

kaum ausgeſchlüpften Forellen ſind äußerſt gefräßig und nähren ſich beſonders von jenen kleinen, faſt mikroſkopiſchen Kruſtaceen, von Cypris und Daphnisarten, welche unſere Gewäſſer in ſo großer Menge bewohnen, beſonders wenn Mooſe und andere Waſſerpflanzen die Ufer überdecken.

Kommen wir nun zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Aufſatzes und den Vorſchlägen, welche auf die aus der Naturgeſchichte der Fiſche ſelbſt zu entnehmenden Thatſachen ſich gründen müſſen. Sehen wir indeß noch vorher, was man bis jetzt gethan hat in der ſo eben erwähnten Hinſicht, und welche Mittel die Induſtrie, welche ſtill beobachtete und für ſich ihre Beobachtungen zu benutzen ſuchte, in Anwendung geſetzt hat, um aus Teichen und Bächen den größtmöglichſten Nutzen zu ziehen.

Die erſte Nachricht über künſtliche Befruchtung und Anzucht der Forellen finde ich in dem Hannöverſchen Magazin vom Jahre 1763. Garrel, der Verfaſſer der Naturgeſchichte der engliſchen Fiſche, hat in der zweiten Auflage ſeines ausgezeichneten Werkes eine Ueberſetzung des von einem gewiſſen Jacobs geſchriebenen Aufſatzes gegeben, aus welcher ich Folgendes entlehne, da mir das Original nicht zur Hand ſteht, und die von Gleditſch gemachten Verſuche, welche derſelbe in dem zwanzigſten Bande der Mémoires de l'académie de Berlin bekannt gemacht hat, mit den darin gegebenen Reſultaten im Allgemeinen übereinſtimmen.

Jacobs ließ ſich viereckige eichene Kaſten von 12 Fuß Länge, 1½ Fuß Breite und 6 Zoll Tiefe verfertigen. Die Kaſten waren gedeckt mit ſchweren hölzernen Deckeln, oder mit Drahtnetzen, welche enge genug waren, um jedem ſchädlichen Thiere, Vögeln und Spitzmäuſen den Angriff auf die junge Brut zu verwehren. Jacobs glaubt, es ſey durchaus indifferent, ob man den Kaſten völlig durch Holzdeckel ſchließe, oder den Zutritt des Lichtes durch Drahtgitter geſtatte; meine Beobachtungen haben mich überzeugt, daß allerdings das Licht ein weſentliches Bedingniß zur Entwicklung des jungen Fiſches iſt. Auf der obern Seite des Kaſtens wurde durch ein, ebenfalls mit einem Drahtgitter verſchloſſenes Loch der Waſſerſtrahl eingeleitet und der Abfluß ebenfalls durch ein feines Drahtgitter bewerkſtelligt, welches an dem andern Ende des Kaſtens angebracht war. Der Kaſten

wurde horizontal geſtellt und ſein Boden zwei Zoll hoch mit ausgewaſchenem Sand bedeckt, deſſen Körner etwa Erbſen- bis Haſelnußgröße hatten, und darin Vertiefungen ausgehöhlt, damit die Eier nicht von dem Strome weggeſchwemmt würden. Der einfallende Waſſerſtrahl ſoll ſtark ſeyn, und ein reines Berg- oder Quellwaſſer; der Abfluß werde ſo geleitet, daß der Sand etwa zwei Zoll hoch mit Waſſer bedeckt iſt.

In dieſem Kaſten nun wird die Anzucht auf folgende Weiſe vorgenommen. Man fängt zur Laichzeit ſo viele Forellen als nöthig, und unterſucht durch gelindes Streichen des Bauches, ob die Eier zur Fortpflanzung reif ſind. Alle Fiſche des Forellengeſchlechts haben, wie die Anatomen wiſſen, keinen Eileiter, wodurch die Eier aus dem Eierſtock nach außen geführt werden, ſondern der Eierſtock iſt ein geſchloſſener Sack, deſſen Wände von den Eiern durchbrochen werden, ſobald dieſe reif ſind. Die reifen Eier fallen ſo in die Bauchhöhle, und werden aus dieſer dann bei dem Laichen entleert. Dieſe anatomiſchen Verhältniſſe liefern die ſicherſten Anhaltspunkte für Beurtheilung der Reife der Eier. Haben dieſe die Wände des Ovariums durchbrochen, und ſind ſie in der Bauchhöhle angelangt, ſo genügt ein gelindes Streichen, ſie aus der Geſchlechtsöffnung hervorzupreſſen; ſind ſie aber noch zwiſchen den Blättern des Eierſtocks eingeſchloſſen, ſo iſt es nicht möglich, auch durch heftiges Drücken eine Spur von Eiern zu Tage zu fördern. Man kann deßhalb ſicher darauf rechnen, daß die Eier zur Fortpflanzung reif ſind, ſobald ein gelinder Druck ſie aus der Bauchhöhle entfernt. Gleiches Verhältniß findet bei den brünſtigen Männchen ſtatt; auch hier genügt ein gelinder Druck, um den Samen in ſtarkem Strahle abgehen zu ſehen.

Jacobs packte den Fiſch, ſobald er in voller Laichzeit ſtand, an dem Kopfe und entleerte ein Weibchen nach dem andern *in einen Keſſel oder Zuber, der etwa ein Maaß Waſſer enthielt*; dann verfuhr er mit den Männchen auf gleiche Weiſe, rührte das Ganze wohl zuſammen, um jedes Ei zu befruchten, miſchte dann friſches Waſſer hinzu und brachte endlich nach einigen Stunden die befruchteten Eier in den Brutkaſten, welchen wir ſo eben beſchrieben. Dort blieben ſie bis zum Ausſchlüpfen, ja noch länger, bis die Dotterblaſe, welche die jungen Fiſche noch am Bauche tragen, verſchwunden war und das Bedürfniß nach Nahrung

ſie trieb, dem Ausfluſſe des Waſſers zu folgen, welches ſie in einen Teich leitete, in dem ſie ſich weiter entwickelten.

Es ſcheint, als ob dies zuerſt von Jacobs beſchriebene Verfahren, ſeiner Zweckmäßigkeit halber, im Hannöverſchen und in Kurheſſen noch ferner geübt werden ſey, und wie dies nicht fehlen konnte, zweckmäßige Verbeſſerungen erhalten habe. Ich ſchließe dies aus einer Notiz des Domänenpächters Knoche zu Coverden in Kurheſſen, welche ich in der Zeitſchrift für die landwirthſchaftlichen Vereine des Großherzogthums Heſſen Nro. 37 vom 10. September 1840 finde. Die darin angegebenen Vorſchriften zeigen eine ſolche Zweckmäßigkeit, eine ſo weiſe Benutzung aller in Betracht zu ziehenden Umſtände, daß ich mich nicht enthalten kann, ſie als Muſter hier wörtlich aufzunehmen.

„Die zur Samengewinnung nöthigen Forellen, wozu man die größten, wenigſtens ¾ bis 1 Pfund ſchweren Fiſche nimmt, werden ſo kurz als möglich vor der Laichzeit aus einem Forellenbache eingefangen und ſo lange bis der Samen völlig reif iſt, in einem geräumigen Fiſchbehälter, welcher fortwährend Zufluß von gutem Quellwaſſer haben muß, aufbewahrt. Wenn man keine Gelegenheit hat, Laichforellen aus einem Bache zu erhalten, ſo kann man dieſe auch aus guten Teichen nehmen; der Samen der lange Zeit in Teichen gehaltenen Forellen iſt aber gewöhnlich ſchlechter und der Erfolg nicht ganz ſo ſicher, als bei den noch nicht lange Zeit aus Bächen eingefangenen Forellen; auch fällt die Laichzeit der in Teichen gehaltenen Forellen 4 — 6 Wochen ſpäter ein, als bei den in Bächen lebenden. (In den Bächen tritt die Laichzeit der Forellen im Dezember bis Anfang Januars ein, in Teichen dagegen erſt im Januar bis Mitte Februars.)

„Bei den in den Behälter geſetzten Forellen wird nun von Anfang Dezember an fleißig nachgeſehen, ob der Same reif iſt, welches man daran erkennt, daß der Rogener die Eier bei einem gelinden Streichen am Bauche herunterfahren läßt. Die reifen Eier haben die Größe einer kleinen Erbſe und eine gelbliche, mitunter auch etwas bläuliche Farbe und ſind dabei hell und durchſichtig, während die unreifen Eier von dunkler, trüber Farbe erſcheinen, auch nur bei ſtarkem Drucke zum Vorſchein kommen.

„Wenn ſich reifer Rogen zeigt, ſo wird die künſtliche Befruchtung folgendermaßen bewirkt:

„Man ſchüttet in ein etwa 2 Fuß weites, flaches, hölzernes Gefäß 3—4 Zoll hoch reines Quellwaſſer, ſetzt eine Forelle hinein und hält ſie mit der einen Hand, jedoch ohne ſie ſtark zu drücken, am Kopfe feſt, während man mit der andern Hand über den Rücken der Forelle herausfaßt und wiederholt an beiden Seiten mit dem Daumen und dem Zeigefinger ſanft am Bauche der Forelle herunter ſtreicht, wobei man allmählig dem Eier- oder Milchſack einen mäßigen Druck gibt. Sowohl der Rogener läßt dadurch die reifen Eier fahren, als auch das Männchen die Milch, welche ſich nun in dem hölzernen Gefäße vermiſchen.

„Zur Befruchtung der von 3—4 Weibchen abgeſtrichenen reifen Eier iſt nur ein Männchen nöthig. Nachdem auf dieſe Weiſe eine hinreichende Menge Samen von Fiſchen beiderlei Geſchlechts gewonnen iſt, gießt man das Waſſer aus dem hölzernen Gefäß mit dem Laich in einen Eimer, rührt das Ganze durch und läßt es 3 Stunden lang an einem kühlen Orte ſtehen, worauf es alsdann in den Brutkaſten gebracht wird.

„Zum Brutkaſten benutze ich einen ſteinernen Kumpf von 7 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 1 Fuß Tiefe; es befindet ſich darauf ein hölzerner Deckel, welcher genau eingeſetzt und mit einem Schloſſe verſehen iſt. Auf dem einen ſchmalen Ende des Deckels iſt ein Rahmen aufgenagelt, deſſen Länge die Breite des Deckels, 2 Fuß, einnimmt und der 4 Zoll hoch und 4 Zoll breit iſt. Innerhalb des Rahmens ſind mehrere Löcher in den Deckel des Kaſtens gebohrt, um das von oben hineinfließende Waſſer zu vertheilen. Um Unreinlichkeit abzuhalten und das Eindringen ſchädlicher Inſekten zu verhüten, iſt über dem Rahmen ein Stück grobes Leinen geſpannt, durch welches das Waſſer, ehe es in den Rahmen gelangt, durchſeichen muß. Innerhalb des Brutkaſtens iſt noch ein durchlöchertes Käſtchen angebracht, wodurch das hineinfallende Waſſer noch mehr vertheilt wird und ſo ruhig in den Brutkaſten fließt. Auf der entgegengeſetzten ſchmalen Seite des Brutkaſtens ſind 6 Zoll über dem Boden zwei viereckige Löcher angebracht und mit einer durchlöcherten Blechplatte verſehen, wodurch das im Kaſten befindliche Waſſer einen dem Zufluß gleichen Abfluß erhält. — Der Brutkaſten ſteht etwas vertieft, ganz in der Nähe einer Quelle; das Quellwaſſer iſt durch einen Damm, 1 Fuß hoch, aufgeſtaut und fließt ſeitwärts des Brutkaſtens ab.

Durch den Damm wird ein etwa 1½ Zoll weites Rohr geſteckt und ſo gerichtet, daß der durchfließende Waſſerſtrahl gerade auf die über den Rahmen genagelte Leinwand fällt, und durch dieſe in den Rahmen und weiter in den Brutkaſten gelangt. Der Brutkaſten wird 3 Zoll hoch mit rein gewaſchenem grobem Sande oder Grand angefüllt und Waſſer darauf gelaſſen, welches vermittelſt der Abflußlöcher nur 3 Zoll hoch über dem Grandboden zu ſtehen kommt. Der Waſſerzufluß wird eingeſtellt und der befruchtete Laich, welcher, wie oben angegeben, 3 Stunden geſtanden hat, behutſam in den Kaſten geſchüttet und ſo zertheilt, daß ſich die Eier nicht berühren. Die Vertheilung geſchieht am beſten mit einer Federfaſer, womit man das überſtehende Waſſer bewegt, und es dürfen die Eier ſelbſt hiebei nicht berührt werden. Der Brutkaſten wird hierauf zugedeckt und bleibt 12 Stunden ruhig ſtehen; nach dieſer Zeit wird das Waſſer durch das erwähnte Zuflußrohr aufgelaſſen, und dieſer Zufluß 6 Wochen lang gleichmäßig unterhalten. Das Zuflußrohr wird jedoch am Ausflußende durch ein kleineres eingeſtecktes Rohr ſo weit verengt, daß nur ein Waſſerſtrahl von ½ Zoll in den Brutkaſten fällt. Während der 6 Wochen wird der Laich ſtets nach 4 Tagen nachgeſehen und die Oberfläche des Waſſers mit einer Feder bewegt, wodurch die Eier von dem unreinen Niederſchlage des Waſſers gereinigt werden; zugleich werden auch die unbefruchtet gebliebenen Eier, welche man daran erkennt, daß ſie eine weißliche, trübe Farbe bekommen, herausgenommen, da dieſe leicht in Fäulniß übergehen und die befruchteten Eier mit verderben. Nach Abfluß der 6 Wochen wird der Waſſerzufluß auf die Hälfte ermäßigt und bleibt nun Alles ruhig ſtehen."

„Acht Wochen nach der Befruchtung kommen die jungen Fiſche aus; bei gelinder Witterung geſchieht dieſes aber zuweilen nach ſieben Wochen."

„Nach dem Auskommen der jungen Fiſche wird der Waſſerzufluß wieder verſtärkt. An den jungen Fiſchen bemerkt man nach dem Auskriechen unter dem Leibe ein kleines Bläschen, von der Größe einer Linſe, woraus ſie die erſte Nahrung ziehen. Dieſes Bläschen verliert ſich allmählig und iſt nach 3 Wochen verſchwunden. Die jungen Fiſche bleiben alsdann noch 8—14 Tage in dem Brutkaſten und werden ſodann in einen kleinen, zuvor gehörig

gereinigten Teich, welcher Zufluß von gutem Quellwaſſer hat, geſetzt. Ein Jahr nachher werden die jungen Fiſche, welche dann 6 Zoll lang ſind, in größere Teichen verſetzt."

„Beſonders muß darauf geachtet werden, daß der Brutkaſten von allen Seiten feſt geſchloſſen iſt, weil ſonſt leicht ſchädliche Inſekten, welche den Eiern ſehr nachſtellen, eindringen; auch darf nie trübes, unreines Waſſer in den Brutkaſten fließen."

„Ich habe auf dieſe Weiſe ſeit 6 Jahren aus circa 1000 bis 1200 Eiern jährlich circa 800 junge Fiſche erhalten; nach Ablauf eines Jahres fand ſich aber in dem kleinen Teiche ſelten noch mehr als die Hälfte vor; die übrigen mußten umgekommen oder aus dem Teiche entwichen ſeyn, welches letztere am wahrſcheinlichſten iſt, da die Teiche ſchwer ſo dicht zu halten ſind, daß nicht mitunter kleine Fiſche durch die Ab- und Zufluthen entkommen könnten. Die Fiſche gedeihen aber ſonſt ſehr gut, und ich habe ſchon ſeit 3 Jahren von den auf dieſe Weiſe angezogenen Fiſchen jährlich 3—400 Stück drei- und vierjährige Forellen bekommen, wovon die vierjährigen ¾ bis 1 Pfund ſchwer waren."

Ich habe nach eigener Erfahrung nur wenig zu dieſen klaren und, wie ſchon geſagt, äußerſt zweckmäßigen Vorſchriften zuzufügen. Die Befruchtungsmethode iſt eben ſo einfach wie natürlich und den Fiſchen durchaus nicht ſchädlich; man kann ſie daher, ohne ihr Abſtehen befürchten zu müſſen, wieder in den Bach oder Teich, aus welchem man ſie genommen, zurückverſetzen. Daß der Laich von Forellen, welche man aus Teichen genommen, nicht ſo fruchtbar ſey, als derjenige von Bachforellen, iſt gewiß richtig. Der Teich iſt kein natürlicher Aufenthaltsort für unſern Fiſch, er kann ſeine, wenn gleich nicht ſehr große Wanderluſt darin nicht befriedigen. Zudem hat man ſelten in künſtlichen Teichen ſo reines, klares Waſſer, als die Forelle liebt. Man ſuche daher bei Anlage von Forellenteichen dieſe ſtets ſo einzurichten, daß auch noch eine Strecke des den Teich ſpeiſenden Baches in den Kreis der Hegung mit eingeſchloſſen werde, etwa eine Länge von einer Viertelſtunde, damit die Forellen zur Laichzeit ſtromaufwärts wandern können. Thut man dies und ſorgt man dafür, daß der Teich nicht zu tief ſey, daß ſtets ſtarke Strömung ihn durchziehe, ſo wird man in ſolchen Teichen gewiß zur Fortpflanzung tüchtige Forellen erziehen können.

Was nun die Beſorgung der Eier ſelbſt betrifft, ſo iſt es durchaus nicht nöthig, mit ſo großer Behutſamkeit damit umzugehen, wie Hr. Knoche verſchreibt. Es ſchadet dem Ei gar nichts, wenn es berührt wird, und öftere Bewegung deſſelben iſt ſogar eine Bedingung ſeiner Entwicklung. Wie zähe das Leben eines ſolchen Eies ſey, beweist folgende Beobachtung. Durch eine Unvorſichtigkeit wurde einſt das Mikroſkop, unter welchem ich gerade die Entwicklung der Jungen im Ei beobachtete, umgeſtoßen. Das Ei fiel von einer Höhe von etwa 4 Fuß auf den gedielten Stubenboden, rollte darauf bis zu der andern Ecke des Zimmers und lag dort etwa eine Viertelſtunde lang trocken im Staube, bis man es fand und wieder in den Waſſerbehälter verſetzte. Deſſenungeachtet hatte das Ei durchaus nicht gelitten, der darin eingeſchloſſene Embryo war einer der beſten, welche ausſchlüpften. Berührungen der Eier mit Federſpule oder Pinſel ſind deshalb nicht zu fürchten, wohl aber ſolche mit der Hand. Vergleichende Verſuche haben mich belehrt, daß die für die Entwicklung der Eier geeignetſte Temperatur des Waſſers etwa 4—8 Grade Reaumur betragen muß; die Eier entwickeln ſich zwar auch ſelbſt im Eiſe, allein weit langſamer; eine Wärme von 14 Grad aber tödtet ſie. Die Berührung mit der Hand iſt mithin nur deßhalb zu vermeiden, weil die Wärme derſelben einen ſchädlichen Einfluß auf die Eier haben könnte.

Oefiere Bewegung des Eies iſt, wie ſchon bemerkt, ein faſt nothwendiges Lebenselement für dieſelben. Die Natur ſcheint die Forelleneier ſelbſt darauf angewieſen zu haben, indem ſie ihnen den klebrigen Ueberzug verſagte, wodurch die Eier ſo vieler anderer Fiſche, z. B. der Barſche, in großen Klumpen zuſammenhängen und an Waſſerpflanzen ſich anheften. Das Forellenei iſt durchaus glatt, und in den ſchnell ſtrömenden Teichen, worin es gelegt wird, ohne alle weitere Vorbereitung eines Neſtes oder einer Grube, allem Ungebühr der Wellen ausgeſetzt. Es iſt mithin auf Bewegung angewieſen, und dieſe muß man ihm auch in dem Brutkaſten verſchaffen, und zwar am beſten durch öfteres Abſtreichen und Bürſten mit einem dichten, aber weichen Haarpinſel.

Solch öfteres Bepinſeln der Eier hat noch einen für ihre Entwicklung äußerſt wichtigen Nebenzweck. Es entwickelt ſich nämlich faſt unausbleiblich eine Art Schimmel auf ihrer Oberfläche,

wenn ſie ruhig im Waſſer liegen. Sobald dieſer Schimmelüberzug beginnt ſich auszubilden, ſo ſieht die Oberfläche der Eier, ſtatt hell, klar und durchſichtig zu ſeyn, wie beſtaubt aus, und unter dem Mikroſkrope bemerkt man eine Unzahl kleiner Körner, deren einige ſich in zarte durchſichtige Fäden verlängern. Indeß iſt es noch Zeit, das Ei durch länger fortgeſetztes Abpinſeln zu retten, welches am beſten auf die Weiſe geſchieht, daß man es in einem Gefäße mit etwas Waſſer überſchüttet und mit dem Pinſel umrührt, als wolle man Seifenſchaum bereiten. Verſäumt man indeß dieſe Reinigung auch nur um einen Tag, ſo iſt das Ei verloren. Mit überraſchender Schnelligkeit wächst der Schimmel und pflanzt ſich zugleich immer feſter in die Eihaut ein. Am nächſten Morgen ſieht das Ei ſchon aus, wie wenn es mit ſammetartigem Pelze überzogen wäre, und bald iſt es von allen Seiten mit langen Schimmelfäden beſetzt, deren weißſchimmernder Glanz einen gar zierlichen Anblick gewährt. Von der höchſten Wichtigkeit iſt es, dieſe ſchimmlichen Eier ſo ſchnell als möglich zu entfernen; denn ein einziges kann die Hoffnung eines ganzen Brutkaſtens durch Anſteckung vernichten. Glücklicherweiſe iſt es leicht, ſolche gefährliche Genoſſen von den übrigen zu trennen; der Schimmel gibt den Eiern eine größere ſpezifiſche Leichtigkeit, und ſobald man deßhalb die Eier etwas heftig umrührt, ſo fallen die geſunden ſogleich zu Boden, während die vom Schimmel befallenen noch längere Zeit hindurch ſich ſchwebend erhalten. Der Schimmel ſetzt ſich, wie leicht einzuſehen, eher auf ſchon kränkelnden und verdorbenen Eiern an, als auf ſolchen, welche in voller Lebenskraft der Entwickelung fortſchreiten, und es iſt deshalb weſentlich, ſolche Anſteckungsherde ſogleich aus der Mitte der übrigen zu entfernen. Man erkennt die erkrankten oder verdorbenen Eier, wie auch Hr. Knoche bemerkt, leicht an den trüben, undurchſichtigen, mattweißen Flecken, die ſich in ihrem Innern bilden. Das geſunde Ei iſt ſtets vollkommen hell, durchſichtig und ſtrohgelb von Farbe. Daß jede Unreinigkeit den Anſatz dieſes Schimmels begünſtige und das Durchſeihen des Waſſers durch Leinen deßhalb keine überflüſſige Vorſichtsmaßregel ſey, iſt leicht einzuſehen.

Jedoch gehe man mit den eben angeführten Reinlichkeitsmaßregeln nicht zu weit. Mit Recht ſagt Hr. Knoche, nach Ablauf

der erſten 6 Wochen müſſe man die Eier in Ruhe laſſen. Da die Entwickelungszeit ſehr wechſelt, ſo will ich den Zeitpunkt genauer beſtimmen. Sobald man die Augen des jungen Fiſches durch die Eiſchale hindurch gleich zwei ſchwarzen Punkten im Innern des Eies ſieht, unterlaſſe man das Abpinſeln. Die Eiſchalenhaut, welche Anfangs ſehr hart und elaſtiſch war, wird nämlich allmählig im Laufe der Entwickelung weicher, zerreißt dann leicht bei unvorſichtigem Drucke und die zu früh von ihrer Hülle befreiten Embryonen gehen zu Grunde.

Die jungen, eben ausgekrochenen Fiſche tragen noch unter dem Bauche einen Dottersack, welcher allmählig ins Innere aufgenommen wird. Bis dies geſchehen, nehmen ſie keine Nahrung zu ſich und können deshalb füglich in dem Brutkaſten bleiben. Später kommen ſie in den Streckteich. Dieſer ſey folgendermaßen eingerichtet.

Vor allen Dingen ein reiner Kiesboden, über welchen ein klares Quellwaſſer ſtrömt. Der Teich ſey nur ſeicht und klein, mehr eine Erweiterung des Baches, und ſeine Ufer mit Bachbungen (Veronica beccabunga) oder Kreſſen beſetzt, Pflanzen, welche zahlreiche Schwärme der kleinen Kruſtazeen herbeiziehen, die den jungen Fiſchen zur Nahrung dienen, und doch wieder nicht dicht genug wachſen, um Fröſchen oder Salamandern willkommene Zufluchtsorte zu geſtatten. Vor dieſen Reptilien, ſo wie vor Krebſen und großen Waſſerkäfern, namentlich dem verderblichen Fiſchkäfer (Hydrophilus piceus) hüte man den Teich, worin die junge Brut gehegt wird, aufs vorzüglichſte; denn die kleinen, zarten Fiſche ſind dieſen Thieren eine willkommene Beute.

Sobald eine neue Brut eingeſetzt werden ſoll, ſo verſetze man die älteren Fiſchchen, welche ein Jahr in dem Teiche zugebracht, dahin, wo ſie wachſen und gedeihen ſollen. Sie mit der neuen Brut zuſammen zu laſſen, würde für dieſe äußerſt gefährlich ſeyn, da die älteren ſie ohne weiteres für gute Beute erklären würden.

So weit die Regeln für durchaus künſtliche Bewirthſchaftung der Forellen, welche auch nur bei dieſer einzigen Art des Forellengeſchlechts anwendbar iſt. Gehen wir nun zu denjenigen Maßregeln über, welche in den Fällen zu nehmen ſind, wo die Kunſt nur theilweiſe eingreift, und im Uebrigen der Natur ungehindert der Lauf gelaſſen werden muß.

Hier tritt uns zuerſt der Salmen entgegen. Weniger beſchäftigte man ſich in Deutſchland mit dieſem wichtigen Fiſche, als in England, wo auch die angeborene Liebhaberei zum Fiſchen aller Art, beſonders aber zum Angeln nicht wenig zu Verſuchen angeſpornt haben mag. Eine Menge Beobachtungen und wirklich koſtſpieliger Unterſuchungsreiſen wurden nur zu dem Zwecke unternommen, zu wiſſen, ob der Parr der Engländer wirklich der junge Salmen ſey oder eine eigene Species, und namentlich trug Hr. Shaw viel zur Löſung dieſer Frage bei. Es ſcheint jetzt ausgemacht, daß der Parr durchaus keine beſondere Art ſey, ſondern daß man mit dieſem Namen alle jungen Forellen ohne Unterſchied belegte, ſobald ſie nur dunkle Querbänder und gefärbte Flecken hatten. Nun wiſſen aber die Zerleger nur zu gut, daß faſt keine Forellenart exiſtirt, möge ſie auch, wie etwa die Lachsforelle, faſt ungefleckt ſeyn, welche nicht in der Jugend Dupfen und Querbänder hätte, und durch Shaw's Beobachtungen iſt außer Zweifel geſtellt, daß der Parr die Querbänder mit der Zeit verliert, und mithin nicht als eigene Art exiſtirt. Ich beſitze durch die Güte einiger Freunde aus England ganze Reihen von jungen Salmen, von dem Ei an bis zu der Länge eines halben Fußes, und ſo genau ſind die Verſuche angeſtellt, mit ſo viel Sorgfalt durchgeführt, daß bei keinem Exemplar vergeſſen iſt, Länge und Gewicht des Weibchens, welches das Ei legte, wie des Milchners, welcher es befruchtete, zu geben, ſo daß ich von jedem jungen Fiſche, wenn ich ſo ſagen darf, auch zugleich die Genealogie beſitze. Shaw wandte zu ſeinen Verſuchen natürliche Befruchtung an; er ſperrte Milchner und Rogner ſo lange in ein Behälter zuſammen, bis ſie gelaicht hatten. Dies war, wie man ſich denken kann, einigermaßen langweilig. Trotz dem, daß Davy, der berühmte Chemiker, deſſen Leidenſchaft für die Fiſcherei faſt der für die Chemie die Wage hielt, in ſeiner Salmonia, welche die verſchiedenen Forellenarten und die Kunſt ſie zu angeln behandelt, auf den oben erwähnten Brief von Jacobs im Hannöverſchen Magazin aufmerkſam gemacht hatte, war doch in England die künſtliche Befruchtung gänzlich vergeſſen worden. Einer meiner Freunde, Sir Francis Mackenzie, ergriff auf mein Anſuchen im verfloſſenen Winter die Gelegenheit, Verſuche auf ſeinen Gütern anzuſtellen. Ich ſetze die von ihm bekannt gemachten Reſultate

hier her, wie ſie in der Morning Poſt vom 7. Oktober 1841 zu finden ſind.

„Im Herbſt 1840 wurde an einem ſchnellſtrömenden Bache, welcher ſich in die Ewe ergießt, ein ſeitliches Behälter von 22 Yards Länge und 11—12 Fuß Breite ausgegraben, alle größeren Steine entfernt und dann der Boden einen Fuß hoch mit grobem Sand und Grand überdeckt, deſſen größte Stücke nicht dicker als eine Wallnuß waren. Dann wurde ein Arm des Baches in den Behälter geleitet und ſo ein Teich gebildet, der oben etwa 8 Zoll, am untern Ende etwa 3 Fuß Waſſer hatte, und hierauf der Ausfluß durch eine Schleuße in der Art geregelt, daß das Waſſer im Teiche ſtets dieſelbe Tiefe behielt. Ein Steinwall ſchloß den für Eier und Junge ſo gefährlichen Aalen und Forellen den Zutritt ab.“

„Am 13. November wurden 4 Salmenpärchen in der Ewe geangelt und ſorgfältig in den Teich geſetzt. Am 18. ſchienen ſie laichen zu wollen, ſie wurden aber am 20. geſtohlen und beim Unterſuchen des Teiches fand man nur wenige Eier, welche gelegt zu ſeyn ſchienen. Am 23. November wurden 4 friſche Salmenpärchen gefangen, die am folgenden Tage zu laichen begannen. Nun wurden ſie hervorgezogen, durch leiſes Drücken aus einem Weibchen etwa 1200 Eier in ein Becken mit Waſſer gepreßt, und dann auf gleiche Weiſe die Milch des Männchens beigemiſcht.“

„Beides wurde wohl mit den Fingern unter einander gerührt, und nachdem es etwa eine Stunde geſtanden hatte, in einen aus Weiden geflochtenen Korb gebracht, deſſen Gebrauch mir Herr Agaſſiz empfohlen hatte. Der Boden dieſes Korbes war etwa 4 Zoll hoch mit Sand bedeckt und über die Eier ſelbſt wurde eine Schicht Sand von mehrern Zollen geſtreut.“

„Eine gleiche Menge Eier, ganz auf dieſelbe Weiſe behandelt, wurde in einen aus Kupferdraht geflochtenen Beutel, nach Shaw's Anweiſung, gebracht, und dann beide unmittelbar in den Teich unter Waſſer geſenkt. Einige Eier wurden etwa 3 Zoll tief in den Sandboden des Teiches eingeſcharrt. Ein Weidenkorb und ein Drahtbeutel wurden nun auf die Weiſe zugerichtet, daß man ihre Böden mehrere Zoll hoch mit Sand bedeckte und ſie dann einige Zoll unter das Waſſer in den Teich einſenkte. Dann wurden die Eier eines Weibchens, ſo wie die Milch eines Männchens

darüber ausgepreßt, beides mit der Hand darüber vertheilt, und nach einigen Minuten Ruhe die Eier mit einer Sandſchichte bedeckt und dann die Gefäße in die Tiefe des Teiches auf den Boden geſenkt. Die ausgepreßten Fiſche laichten hernach von freien Stücken noch das Wenige, was bei ihnen zurückgeblieben, und wurden dann wieder in die Ewe zurück verſetzt. Am 3. Dezember wurden drei Paar Salmen gefangen, die ſchon theilweiſe in der Ewe gelaicht hatten, und nachdem ſie ganz auf gleiche Weiſe behandelt worden und ebenfalls noch eine kleine Quantität Laich von freien Stücken in dem Teich abgeſetzt hatten, auch wieder dem Teiche zurückgegeben."

„Am 19. Februar wurden die Eier unterſucht und ſowohl in den Weidenkörben, als in den Drahtbeuteln und im freien Sande in vollem Leben gefunden; zwiſchen den künſtlich befruchteten und den von den Salmen aus freien Stücken abgeſetzten war kein Unterſchied zu gewahren."

„Am 19. März waren die Embryonen größer geworden und wuchſen zuſehends mit der ſteigenden Temperatur des Waſſers."

„Am 22. (alſo volle zwei Monate nach der Befruchtung) waren die Augen ſehr ſichtlich. Einige der Eier waren geborſten, den jungen Fiſchchen hing ein waſſerheller, blaſenartiger Sack unter dem Schlund. (Der bei den Forellen mehr rundliche Dottersack iſt bei den Salmen in die Länge gezogen.)"

„Am 18. April wurden die Weidenkörbe und Drahtbeutel geöffnet. Die Säcke unter dem Schlund waren verſchwunden; die jungen Fiſche hatten eine Länge von ¾ Zoll, alle charakteriſtiſchen Merkmale des Parr und ſchwammen friſch davon."

„Die von Agaſſiz empfohlenen Weidenkörbe bewieſen ſich vorzüglicher als die von Shaw gebrauchten Drahtbeutel. In letzteren reiften nur etwa 20 pCt. der Eier, während in den erſteren kaum 10 pCt. unentwickelt blieben, und in den am 5. Dezember eingeſtellten Körben waren ſogar nicht mehr als 5 pCt. ausgeblieben. Wie ſich das Verhältniß zwiſchen den künſtlich befruchteten und im Sande des Teichbodens eingeſcharrten Eiern, und dem freiwillig von den Fiſchen abgeſetzten Laich heraus ſtelle, konnte unmöglich genau ausgemittelt werden; doch ſchien es nicht ungünſtiger auszufallen, als bei dem in den Körben aufbewahrten Laich. Vielleicht mögen die Körbe vor den andern Methoden, welche

geprüft wurden, den Vorzug haben, daß ſie den Laich im Winter beſſer beſchützen. Gewiß war indeß die zuletzt beſchriebene Art, die Eier und die Milch abzuſetzen, von vollem Erfolge gekrönt."

„Es kann demnach, den Erfolgen gemäß, welche die eben beſchriebenen Verſuche hatten, nicht in Zweifel geſtellt werden, daß die Befruchtung der Salmen, ſo wie anderer Fiſche, im Großen verhältnißmäßig äußerſt leicht ſey, und daß Millionen auf dieſe Art, vor jeder Gefahr geſchützt, erzogen und zu rechter Zeit in Freiheit gelaſſen und ihrem natürlichen Elemente anheim gegeben werden können. Nach Shaw's Beobachtungen aber muß dies im zweiten Jahre geſchehen, wenn die jungen Salmen ſilberglänzende Schuppen bekommen, und die charakteriſtiſchen Merkmale des Parr verſchwinden; denn zu dieſer Zeit ſuchen ſie auf alle Weiſe aus den Umzäunungen, in denen man ſie hält, zu entkommen, um ſtromabwärts in die See zu gehen."

„Profeſſor Agaſſiz behauptet, und Sir Francis ſteht nicht an, ſich ihm anzuſchließen, daß die Eier aller Fiſche, wenn ſie gehörig befruchtet ſind, in Waſſer von zuſagender Temperatur überall hin verſandt werden können, ſelbſt über den Ocean, ſo daß z. B. Salmen oder andere Eier, nachdem man ſie in der Nähe befruchtet hat, nach entfernter liegenden Flüſſen verſandt und dort entwickelt werden können, wenn nur die Lokalität tauglich zu ſolcher Zucht iſt. Da die jungen Fiſche zwei Jahre lang in den Zuchtteichen bleiben, ehe man ſie in Freiheit läßt, ſo muß man doppelte Teiche haben; denn ſowohl die ein Jahr alten, als auch die älteren Salmen verſchonen weder die Eier noch ihre jüngern Brüder."

„Nur durch Erfahrung kann ausgemittelt werden, welche Nahrungsmittel man am beſten den jungen Salmen darbieten könne. Profeſſor Agaſſiz und Shaw glaubten, daß Aeſer, welche man in den Teich hängen würde, durch Anziehung von Maden hinlängliche Nahrung bieten würden; allein bei einem Verſuche, den Sir Francis anſtellte, fand er viele todte Junge im Umkreiſe des Aaſes. Dagegen ſchienen halbgetrocknete Fladen von Kuhdünger, welche eine Maſſe von Inſekteneiern und Larven beherbergen, ein ſehr zweckmäßiges Fütterungsmittel."

Ich übergehe die übrigen Notizen, womit Sir F. Mackenzie einen Aufſatz ſchließt, da ſie Bezug haben auf verunglückte Verſuche von Forellenzucht, welche in den Ardennen auf einem Gute

König Leopolds von Belgien gemacht wurden, und welche für die Leſer, welche die obenſtehenden Zeilen des Herrn Knoche kennen, kein beſonderes Intereſſe darbieten. Ich will nur noch hinzufügen, daß Sir F. Mackenzie mir kürzlich (Sommer 1842) geſchrieben, ſeine jungen Salmen aus dem Jahre 1840, gegen 4000 an der Zahl, gedeihen nach Wunſch, und circa 50,000 aus dem Jahre 1841 ſeyen in voller Entwickelung begriffen. So glänzende Reſultate werden gewiß zur Nachahmung anſpornen.

Man ſieht aus dem Angeführten, wie einfach das Verfahren iſt, welches Sir Francis anwendete, wie wenig zeitraubend und wie wohlfeil zugleich eine ſolche Salmenzuchtanſtalt angelegt werden kann. Allein es geht auch aus dieſer Notiz, ſo wie aus Shaw's Verſuchen mit hinlänglicher Evidenz hervor, daß der Lachs nicht, wie die Forellen, Zeitlebens in der Einzäunung gehalten und in Teichen oder Flüſſen gefüttert werden kann, daß ſein Wandern ſtromauf- und ſtromabwärts ſolcher Hegung unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legt. Nichts deſto weniger aber muß die Lachszucht in der Art, wie Sir Francis ſie vorſchlägt, große Vortheile bringen. Eines Theils iſt ſie weit einfacher, als die der Forellen, der Brutkaſten iſt zugleich Streckteich, die Koſten der Anlegung des Ganzen ſind weit geringer, die Sorgen für ſeine Unterhaltung ſehr vermindert. Man könnte fragen: wo der Nutzen, wenn man den Lachſen mit dem zweiten Jahre ihre Freiheit geben muß? Hier antworten die Verſuche, welche in der Bretagne und an vielen Küſtenpunkten Englands über die Wiederkehr der Salmen gemacht wurden. Sie beweiſen auf das Ueberzeugendſte, daß jährlich der Lachs zu dem Orte zurückkehrt, wo er dem Ei entſchlüpfte, um dort auch ſeine Jungen abzuſetzen, und daß er nur ſelten an andere Orte ſich verirrt. Der Eigenthümer oder Pächter eines Lachsfanges hat demnach nicht zu befürchten, daß er durch Einrichtung von Teichen zur Erziehung junger Lachſe zum Nutzen Anderer arbeite; er kann ſicher ſeyn, daß die Fiſche, die er erzogen, ihm wieder zurückkehren zur beſtimmten Zeit. Freilich werden ſie nicht alle wiederkehren; denn gar Manche erleben nicht ein höheres Alter und nur Wenige erreichen ein hinlängliches Gewicht; allein ſollten auch nur 10, nur 5 pCt. wiederkommen als Fiſche von 4—10 Pfunden, ſo würde der Gewinn gewiß hinlänglich die Koſten lohnen, welche auf ſie verwendet wurden.

Ungleich lucrativer, als die Salmzucht, und dennoch ganz auf gleichem Fuße zu behandeln, muß die Erziehung der großen Seeforellen und Ritter ſich darſtellen, welche man, wie oben bemerkt, in den ſüßen Binnenſeen der Gebirgsländer findet. Alle dieſe Arten, welche die Naturforſcher als **Salvelinus, Salmarinus alpinus**, als **Salmo trutta, umbla, illauca, lacustris, ferox etc.** kennen, ſind überall ſehr geſchätzt und aller Orten wird über die große Abnahme geklagt, welche die Fiſcherei dieſer Arten zeigt. Dieſe Fiſche gehen nicht aus ihren Seen hinaus; ſie ſteigen nur kurze Strecken in den Bachmündungen hinan, ihre Brut abzuſetzen, und außer der Laichzeit halten ſie ſich in der Tiefe der Seen, aus welchen nur die Angel ſie zuweilen hervorzieht. Die Bäche, welche in dieſe Seen münden, ſind aber meiſt nicht ſehr zahlreich, und zudem ſind oft nur einige davon zum Laichen tauglich und werden deshalb von den Forellen geſucht. So gibt es im ganzen Umkreiſe des Neuenburger Sees nur zwei Bachmündungen, die der Reuſe und des Arnon, in welchen die Lachsforellen laichen, und auch nur an dieſen beiden ſind wirkliche Fiſchereien angelegt. Wie leicht könnten an ſolchen Mündungen Teiche, wie ſie Sir Francis empfiehlt, angelegt, mit wie weniger Mühe die Forellen dort bis zum Alter von 2—3 Jahren erzogen werden, wo ſie ſchon eine ſolche Größe erreicht, daß ſie die kleineren Raubfiſche des Sees nicht mehr zu fürchten haben. Wirklich hat die Regierung von Neufchatel bereits die Anlage einer ſolchen Zuchtanſtalt in der Reuſe für nächſten Herbſt beſchloſſen. Der Abgang, welchen die Anglerei dem Inhaber eines ſolchen Forellenteiches bereiten würde, iſt kaum in Anſchlag zu bringen; denn man weiß nur zu wohl, daß höchſtens in kleinen, ſeichten Bächen, nicht aber in Strömen oder Seen das Fiſchen mit der Angel einen bedeutenden Einfluß auf die Verminderung der Fiſchmenge auszuüben im Stande iſt. Statt aber auf dieſe Weiſe zur Erhaltung eines eben ſo nützlichen als preiswürdigen Thieres mitzuwirken, geben ſich gegenwärtig die Fiſcher alle nur mögliche Mühe, ſein Geſchlecht ſo ſehr als möglich auszurotten, indem ſie mit aller Sorgfalt die Eier, welche die Fiſche im Bauche haben, darin zu behalten ſuchten, weil dieſe das Gewicht des Fiſches vielleicht um ein viertel oder halbes Pfund vermehren.

Es fragt ſich nun, was von Seiten der Regierungen und der Privaten zu thun wäre, um die im Vorhergehenden beſprochenen

Resultate im Großen in Anwendung zu bringen; denn erst dann, wenn dies geschieht, kann auch von allgemeinem Nutzen die Rede seyn.

Bis jetzt hat man die Fischereien verpachtet, wie die Jagden, oder, wo dies nicht vollständig geschah, doch das Fischen mit Netzen, während man das Angeln frei gab. Nur wenige Gegenden mögen seyn, wo die Fischerei vollkommen frei wäre und Jeder fischen kann, wie es ihm beliebt; viele wenigstens, wo der Privatmann auf seinem Gute mit seinen Fischen treiben kann, was es will. Da, wo die Fischerei Regal ist, hat man sie im Allgemeinen aus denselben Gesichtspunkten behandelt, wie die Jagd, sie für eben so kurze Zeiträume verpachtet, und auch, der Gleichförmigkeit halber, nicht weil man die Nothwendigkeit einsah, sie in gewissen Monaten des Jahrs verboten. Allein hier ist wohl im Auge zu behalten, daß die Jagdregeln einen Zweck stets verfolgen müssen, welchen die Gesetze über Fischerei nicht kennen dürfen; nämlich den der Beschränkung eines übermäßigen Wildstandes. In den Wäldern, auf den Feldern kann der Wildschaden bedeutend werden, wie man nur zu wohl weiß, und es können deshalb sogar Gesetze ihre Vertheidiger finden, welche die gänzliche Ausrottung des Wildes bezwecken. Welchen Schaden könnten aber Fische in ihren Gewässern anrichten? Wahrlich auch nicht den mindesten; denn es wird wohl nie so weit kommen, daß sie die Mühlräder durch ihre Menge hemmen, oder die Wasserbauten unterhöhlen, um Zufluchtsorte zu finden. Es muß daher durchaus zweckwidrig seyn, wenn man durch verkürzte Pachtzeit den Pächter darauf anweist, so viel als möglich das Gewässer auszufischen, um dem Nachfolger so wenig als möglich übrig zu lassen. Vielmehr müssen die Pachtzeiten so sehr ausgedehnt werden, als es nur irgend gehen kann, damit der Pächter bei geregelter Bewirthschaftung, worauf er Jahre hindurch rechnen kann, sich besser befinde, als bei unverständiger voreiliger Ausbeutung.

Allein für die Gewährung des Vortheils der längeren Pachtzeit lege man dem Pächter die Pflicht auf, einen Zuchtteich zu unterhalten, und wache darüber, daß derselbe alljährlich ausgestattet und wohl mit Laich besorgt werde. Man mache es zur strengen Pflicht, daß kein Fisch zur Laichzeit verkauft werde, welcher noch die Eier bei sich trägt; man bestrafe den Pächter auf

das nachdrücklichſte, ſobald er die Eier nur ſo ohne Weiteres, ohne ſie zu befruchten, in den Teich wirft. Man kann freilich hier einwenden, daß ſolche Maßregeln zu ſtrenge ſeyen, daß man nicht immer Gelegenheit habe, mehrere Fiſche auf einmal zu verkaufen, daß man die Fiſche oft beim Fange ſo verletze, daß ihre Aufbewahrung in Behältern unmöglich ſey, wie dies namentlich beim Harpuniren der Lachſe der Fall iſt. Allein alle dieſe Einwürfe ſind ungegründet, oder nur von ſehr geringem Werthe. Es mag wohl keine irgend bedeutende Fiſcherei von Salmen und Seeforellen geben, wo man nicht zur Laich- und Fangzeit Dutzende von Fiſchen vorräthig hätte, und zwar ſtets Männchen und Weibchen zuſammen, da dieſe Fiſche ſtets in Paaren beim Laichen ſich zuſammenhalten. Der Pächter kann alſo den Augenblick benützen, wo er mehrere Paare zuſammen hat, um ſie zur künſtlichen Befruchtung dienen zu laſſen, und wenn er anders nicht den Fiſchen die Eingeweide im Leibe mit roher Hand zerquetſcht, ſo kann er ſicher darauf zählen, daß ſeinen Fiſchen, auch wenn ſich eben keine Gelegenheit ſie zu verkaufen zeigen ſollte, und er ſie deshalb längere Zeit noch aufbewahren müßte, nicht der mindeſte Nachtheil daraus erwachſe. Harpunirte Fiſche laſſen ſich freilich nicht leicht in Behältern aufbewahren; dies iſt aber auch zur künſtlichen Befruchtung nicht nöthig. Die Eier ſind zwei oder drei Tage nach dem Tode des Fiſches noch keimfähig, wie wiederholte Verſuche bewieſen haben, und der Same des Milchners nicht minder zur Befruchtung tüchtig. Man kann alſo füglich ſolche harpunirte Fiſche tödten und nach einigen Stunden, wenn man deren mehrere beiſammen hat, die Befruchtung ihres Laiches mit vollkommenem Erfolge vornehmen. Zudem ſind die Abende, an welchen Salmen oder Lachsforellen harpunirt werden, meiſt ein Feſt für die ganze Umgegend, und es kann dann leicht darüber gewacht werden, daß ein Gefäß mit etwas Waſſer bei der Hand ſey, in welches jeder Fiſch, Männchen oder Weibchen, entleert werde. Sicherlich wird dann beim Beendigen des Fanges ſich ergeben, daß beide Geſchlechter in ziemlich gleicher Anzahl vorhanden waren, und keimfähige Eier werden aus dieſer einfachen Behandlung hervorgehen. Die Ueberwachung der Verordnung, daß keine Salmen oder Forellen, welche noch Eier oder Samen bei ſich tragen, verkauft werden, iſt eben ſo leicht. Um ſich der Befolgung dieſer Vorſchrift zu

vergewissern, hat man nicht nöthig, den Fischen den Bauch aufzuschneiden und darin nachzusehen; ein leichter Druck auf den Unterleib genügt auch bei getödteten Fischen, welche noch angefüllt sind, Eier und Samen zu entleeren. Weiß aber der Fischhändler, daß er sich harter Strafe aussetzt, wenn er solche Fische liefert, einer Strafe, welche der kleine Gewinn, den er aus der Vermehrung des Gewichtes ziehen könnte, durchaus nicht aufwiegt, so hat er auch kein Interesse mehr, die Eier im Fische zu behalten, und wird dann um so williger seine Hand zu Ausführung der gebotenen Maßregeln leihen. Und wenn der Käufer weiß, daß er durch das Gesetz ermächtigt ist, auf Entfernung eines solchen Uebergewichts zu dringen, so wird die vorgeschlagene Maßregel bald zur Gewohnheit bei allen werden.

Indeß weiß ich nur nur zu wohl, daß solche Gebote und Verbote der Regierungen nie zum Ziele führen werden, wenn nicht Anstrengungen von Privaten oder Vereinen sie unterstützen, und wenn nicht andererseits die Habsucht einen reellen Gewinn in größerer Nähe sieht, als den, in einigen Jahren mehr Fische zu fangen, während zugleich der Eigeiz einigermaßen angespornt wird. Diese Hebel aber in Bewegung zu setzen, sollten, meine ich, die ökonomischen Vereine, deren Deutschland so manche zählt und die schon so viel zur Hebung aller Arten von Industrie gethan haben, gerade in günstiger Lage seyn. In der That, man hält große Ausstellungen, feiert Feste, theilt bedeutende Preise aus für die schönsten Pferde, die besten Bullen, die edelsten Schafe. Die Landeigenthümer, die Viehzüchter wetteifern mit einander, wer das preiswürdigste Vieh zur Ausstellung liefere, und eine gewonnene Prämie erfreut nicht nur durch den reellen Werth, sondern auch durch die Anerkennung, die der Sorgfalt wird, und durch den Nutzen, welchen sie bringt, indem sie den Gewinner als einen guten Oekonomen den Handelsleuten bekannt werden läßt. Durch die Befruchtung und Erziehung der Forellen und Salmen werden aber diese Fische gleichsam in den Bereich der Hausthiere hineingezogen; warum sollten nun die ökonomischen Vereine nicht auch ihnen einige Aufmerksamkeit zuwenden? Wie man vor einiger Zeit in mehreren deutschen Staaten (ich weiß nicht, ob es noch geschieht) den Landleuten Prämien ertheilte, welche zweckmäßige Miststätten angelegt hatten, so sollte man Preise aussetzen für die,

welche wohleingerichtete Brutkaſten oder Brutteiche ausſtatten, und denjenigen, welche mit Sorgfalt der Erziehung und Wartung der Eier und Fiſche oblägen, ebenſo Preiſe vertheilen, wie den Viehzüchtern. Dann, ich bin es überzeugt, würden Pächter und Eigenthümer ſich beeilen, Forellenkaſten und Lachsteiche anzulegen, dann würden die Verſuche ſich häufen, die Mängel verbeſſert, die Vortheile erkannt werden; man würde zu vereinfachen ſuchen, was jetzt noch verwickelt erſcheint, und das Verfahren, einmal in Schwung gebracht, würde gewiß die beſten Früchte tragen. Namentlich im nördlichen Deutſchland, wo das Eigenthum noch weniger zerſtückelt iſt, wo man noch Rittergüter und Domänen ſieht, in deren Gebiete ſtundenlange Bachſtrecken ſich finden, und wo im Allgemeinen der Mangel an guten Fiſchen weit größer iſt, möchte die Bewirthſchaftung der Lachsforellen auf dieſe Weiſe bedeutend gehoben werden können; während in den Gebirgsgegenden und in der Umgebung der Seen die Bachforellen, an den Ufern des Rheins der Salm, an denen der Donau der Huchen ſich größerer Theilnahme zu erfreuen haben würden.

Indeß nicht blos auf die Heimathsorte der Fiſche ſelbſt würde ſich die Wohlthat der künſtlichen Befruchtung erſtrecken, ſondern durch die größere Leichtigkeit der Verſendung, welche ſie gewährt, auch der Ferne Nutzen erweiſen. Man weiß, mit welcher Mühe, mit welchen Koſten die Verſendung lebender, zur Anlegung einer Teichwirthſchaft beſtimmter Fiſche verknüpft iſt. Man kann, namentlich von zarten Fiſchen, wie Forellen, welche leicht abſtehen, nur äußerſt wenige auf einmal und auch dieſe nur in geräumigen Behältern, deren Waſſer oft gewechſelt werden muß, verpacken. Die Fiſche ſelbſt akklimatiſiren ſich nur ſchwer, und wenn ſie auch an dem neuen Wohnorte nicht ſelbſt zu Grunde gehen, ſo pflanzen ſie ſich doch nur ſchlecht fort und die Bewirthſchaftung gedeiht nur kümmerlich. Dagegen iſt es leicht, befruchtete Eier auf weite Entfernungen hin zu transportiren, und da ihre Lebenszähigkeit bedeutend größer iſt, als die der alten Fiſche, man in denſelben Raum eine ungleich größere Menge verpacken kann, und die an Ort und Stelle ausgebrüteten Jungen ſchon durch Entwickelung und Geburt dem Gewäſſer angehören, ſo iſt auch die Wahrſcheinlichkeit für ein Gelingen der Anzucht nach dieſer Art größer, und ich zweifle nicht, daß auf dieſe Weiſe werthvolle Fiſche in Gewäſſer

verpflanzt werden könnten, welche bis jetzt nur von Arten minderen Werthes bevölkert waren.

Verfolgen wir nun noch in ſchnellem Ueberblicke die Maßregeln, welche man genommen hat, um der ſteigenden Verſchlechterung der Fiſcherei im Allgemeinen abzuhelfen, und deuten wir noch an, welche Vorkehrungen da getroffen werden müſſen, wo man die Fiſche nicht in das Bereich regelmäßiger Bewirthſchaftung ziehen kann, ſondern ſie als Wild behandeln muß, welches uns Zufall und Geſchicklichkeit überliefern.

Kein Staat hat ſich mehr mit dem Salmenfang beſchäftigt, als Großbritannien. Es liegen weitläufige Parlamentsakten vor mir, welche zu verſchiedenen Zeiten erlaſſen worden ſind, und über deren zweckmäßige Abfaſſung die gründlichſten Debatten von den gebildetſten Anglern der drei Königreiche in beiden Häuſern gehalten wurden. Sie laufen alle darauf hinaus, daß zu einer beſtimmten Zeit, meiſt vom 14. September bis 1. Februar die Fiſcherei mit Netzen, Stellgarnen und andern Kollektivgeräthſchaften in beſtimmten Buchten, Strömen und deren Zuflüſſen verboten iſt, während das Angeln aus freier Hand mit der Ruthe (nicht aber mit Grundangeln) erlaubt wird. An einigen Orten aber iſt während dieſer Zeit auch das Angeln mit der Ruthe unterſagt, und ſelbſt der Verkauf von Lachſen in dieſen Wochen mit Strafe belegt. Uebertretungsfälle des Geſetzes werden äußerſt hart gahndet.

Aehnliche Vorkehrungen hat man namentlich in der Schweiz für die Bachforellen getroffen. Netzfiſcherei iſt dort ein- für allemal in den Bächen unterſagt, und nur die Angelruthe zugelaſſen. Ebenſo iſt während einer gewiſſen Zeit das Fiſchen durchaus verboten. Wenn die Engländer doch wenigſtens wußten, zu welcher Zeit ihr Lachs laiche, und dann ihn durch ihre Geſetze auch in dieſer Epoche ſchützten, ſo ſcheint man im Gegentheile in der Schweiz die jungen Fiſche in Affektion genommen zu haben, indem man das Forellenfiſchen in den meiſten ſchweizeriſchen Kantonen in den Monaten Januar und Februar verboten hat. Eine abſurdere Zeitauswahl läßt ſich faſt nicht denken. Die Forelle laicht in der Schweiz in den Monaten Oktober bis Dezember, je nach der Lage des Ortes und der Jahreswitterung; ſelten fangen ſie noch in den letzten Tagen Septembers an, und meiſt iſt ſchon im Anfang Dezembers die Laichzeit völlig beendigt. Zu dieſer Zeit das

Angeln zu verbieten, daran hat man nicht gedacht; dagegen nach der Laichzeit, wo der Fiſch mager und wirklich unſchmackhaft iſt, und wo man füglich das Angeln hätte erlauben können, da man doch für die Fiſche keinen Markt findet, zu ſolcher Zeit wurde es verboten. Es ſieht wirklich faſt aus, als hätten die dazu Vorgeſetzten nur deßhalb eine ſo verkehrte Zeit des Verbotes anberaumt, damit ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen, ſchlechtere Forellen als gewöhnlich auf ihren Tiſch zu bekommen.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, mir die verſchiedenen Geſetzgebungen Deutſchlands über dieſen Punkt zu verſchaffen; allein aus der Erfolgloſigkeit meiner Nachforſchungen muß ich auf ihren faſt gänzlichen Mangel ſchließen. So viel weiß ich wenigſtens, daß man am Rheine die Lachſe zu jeder Zeit und auf jede Weiſe fängt, daß man in den bayeriſchen Gebirgsgegenden ebenfalls ſich weder um die Laichzeit, noch um die Fangart kümmert, ſondern ſo viel Salmlinge, Huchen und Forellen fängt, als man nur immer bekommen kann. Daß gar irgendwo auf dem Kontinente eine Zeit beſtimmt wäre, wo dieſer oder jener Fiſch gar nicht verkauft werden dieſer, gehört vollends zu den durchaus unerhörten Sachen.

Ohne Zweifel muß indeß in dieſer Hinſicht noch manches geſchehen, und es können wohl für Geſetzgebungen in dieſer Art folgende Regeln aufgeſtellt werden:

Fiſche, welche das ganze Jahr hindurch gefangen werden können, und die nicht blos in Zügen erſcheinen, wie z. B. die Bachforellen und die übrigen Bewohner kleinerer Gewäſſer, müſſen zur Laichzeit gegen Verfolgung geſchützt werden. Zu ſolchem Schutze genügt aber nicht das bloße Verbot der Fiſcherei. Man weiß, daß es nur zu leicht iſt, daſſelbe zu umgehen, und daß der durch das Verbot erhöhte Preis der Fiſche auf dem Markte noch mehr zu Umgehung ſolcher Verbote aufreizt. Nein! es gehört dazu noch das Verbot des Verkaufs der Fiſche unter ſo anſehnlicher Strafe, daß die einmalige Uebertretung deſſelben, welche entdeckt wird, hinreichend iſt, dem Verkäufer den Gewinn, den er aus dem Schmuggel während der ganzen prohibirten Zeit ziehen könnte, zu vernichten. Dann erſt kann man ſicher ſeyn, daß auch dem Verbote der Fiſcherei nachgekommen werde; denn die, welche ſolche Beſtimmungen übertreten, finden dann keinen Markt zum

Abſatze ihres gefrevelten Gutes, und zum Aufheben deſſelben bis zur Zeit, wo der Verkauf wieder frei iſt, ſind meiſt gerade die Frevler nicht eingerichtet. Man greife aber die Beſtimmung dieſer Verbotszeiten nicht zu enge, lieber einen Monat, ſechs Wochen mehr, als die Laichzeit dauert, und unterrichte ſich genau über die wahre Epoche der Laichzeit in der Gegend, welche das Verbot treffen ſoll, damit man nicht ſolchen Mißgriffen ausgeſetzt ſey, wie die oben berührten.

Eine zweite Klaſſe, für welche andere Beſtimmungen getroffen werden müſſen, begreift die Wanderfiſche, welche nur zur Zeit ihrer Züge ſich ſehen laſſen und mithin nur zur Laichzeit gefangen werden. Es iſt leicht einzuſehen, daß es baarer Unſinn ſeyn würde, wollte man den Fang und Verkauf der Lachſe oder Lachsforellen zur Laichzeit verbieten; es wäre dies nichts Anderes, als ein gänzliches Verbot dieſer Fiſche, ſo gut wie die Verwehrung des Häringsfanges zur Laichzeit den totalen Mangel dieſer Fiſche auf dem Markte nach ſich ziehen müßte. Hier muß alſo durch indirekte Mittel zu Hülfe gekommen werden.

Der Fang dieſer Fiſche iſt, wie eben berührt, beſchränkt, ſowohl hinſichtlich der Zeit, als auch in Beziehung auf den Ort. In allen Flüſſen, worin Lachſe ſich finden, in allen Seen, welche von Lachsforellen bewohnt werden, gibt es nur einzelne vorzugsweiſe begünſtigte Orte, an welchen die Fiſcherei dieſer Wanderfiſche betrieben wird. Den Lurlei am Rheine kennt Jedermann ſeiner Lachsfiſcherei halber; es werden dort mehr Salmen gefangen, als ſonſt im ganzen Rhein zuſammengenommen. An ſolchen, den einzelnen Landesregierungen bekannten Orten gebiete man die Anlegung von Zuchtteichen, mache ſie dem Pächter zur Pflicht und laſſe die gehörige Ausführung der zu Förderung ſolcher Zuchtteiche nöthigen Maßregeln bewachen. Man verbiete zugleich den Verkauf ſolcher Fiſche, welche noch Eier und Samen bei ſich haben, bei geziemender Strafe, und laſſe durch die Marktaufſeher dieſe Vorſchrift in gehörigen Vollzug bringen. Der Verkäufer verliert dann, wie ſchon oben bemerkt, den geringen Gewinnſt, der ihm aus dem vermehrten Gewichte der Eier und des Samens wird, und hat dann auch kein Intereſſe mehr, dieſen Ueberſchuß zu bewahren. Damit indeß der Pächter auch den gehörigen Vortheil aus der Einrichtung ſeiner Zuchtteiche erzielen könne, ſo verlängere man die Pachtzeiten ſo viel als möglich, auf 20 bis 25 Jahre.

Geſchieht dies nicht, läßt man die kurzen Termine von 3 oder 6 Jahren, wie ſie jetzt beſtehen, ſo wird der Pächter nur mit Widerwillen ſich den Anordnungen hinſichtlich der Zuchtteiche fügen, die Befruchtungen nur ſchlecht vollziehen, die Eier vielleicht unbefruchtet hinein werfen; denn er weiß dann nicht, ob er ſolche Verkehrungen für ſich, oder für einen Nachfolger trifft, der dann den Vortheil zieht, wo er nur die Arbeit hatte.

Indeß ſind nicht überall die Lokalitäten zur Anlegung ſolcher Zuchtteiche geeignet, und gar oft gehören ſie Privaten, welchen man direkt nicht gebieten kann, dergleichen anzulegen. Dort hat man indeß indirekte Mittel, ihre Anlegung zu erzwingen. Wie oben in der naturgeſchichtlichen Skizze bemerkt wurde, ziehen die Salmen, Lachsforellen ꝛc. nur ſtromaufwärts in regelmäßigen Zügen, während ſie nach vollbrachtem Laichgeſchäft ſich zerſtreuen und einzeln die Station wieder zu erreichen ſuchen, von welcher ſie ausgezogen. Darauf iſt denn die Einrichtung der ſtationären Lachs- und Forellenfänge geſtützt. Man fängt ſie meiſt in eiſernen Korbreuſen, welche in Stromſchnellen und Engen des Flußbettes ſo geſtellt ſind, daß die aufſteigenden Fiſche hinein gerathen. In ſolchen Stromſchnellen ſchießen die Fiſche mit ſo großer Gewalt als möglich vorwärts, und umgehen deshalb nicht die Reuſen. Stromabwärts hingegen gehen ſie langſam und meiſt in der Art, daß ſie ſich, den Kopf gegen den Strom gerichtet, langſam forttreiben laſſen, und gerathen ſie dann in eine Reuſe, deren Oeffnung zu Berg gerichtet iſt, ſo genügt ein Schlag des Schwanzes und ein Schuß vorwärts zur Befreiung. Hat nun der Staat nicht die Befugniß, einem Privaten die Anlegung eines Brutteiches zu befehlen, ſo ſteht ihm wenigſtens die Beſtimmung der Art zu, wie die Fiſcherei betrieben werden ſoll. Man verbiete daher alles Fiſchen mit Netzen und Reuſen, oder wenn man nicht zu weit gehen will, mit ſolchen Reuſen, welche die aufſteigenden Fiſche fangen, und erlaube nur das Angeln mit der Ruthe und die Stellung der Reuſen in der Art, daß die ſtromabwärts treibenden Fiſche gefangen werden, und erlaube Netze und Reuſen überhaupt, oder in ſolcher Stellung, daß die aufſteigenden Fiſche gefangen werden, nur unter der Bedingung, daß gehörige Brutteiche angelegt und ſorgfältig unterhalten werden, um die bei der erwähnten Fangweiſe zu Grunde gehenden Eier und Jungen zu retten. Ich glaube,

jeder Besitzer eines Lachsfanges wird sich beeilen, einen Brutteich anzulegen; denn im entgegengesetzten Falle ist sein Lachsfang vernichtet, indem die einzige Art der Benutzung, auf welche er irgend erklecklichen Vortheil daraus ziehen konnte, ihm durch das indirekte Verbot abgeschnitten ist.

Ueberblicken wir nun zum Schlusse die verschiedenen Vorschläge, welche wir zur Hebung der Fischerei in Deutschland gemacht haben, so reduziren sie sich kurz auf folgende Maßregeln:

Vermehrte Anlegungen von Forellenteichen, in welchen die Forellen, gleich den Karpfen, von Anfang an bis zu dem Momente ihres Gebrauches in den Händen des Besitzers bleiben. Dieselbe Bewirthschaftung kann, mit geringen Modifikationen, auch auf die meisten unserer Süßwasserfische, Bärsche, Karpfen, Hechte ꝛc. angewandt werden. Besonders für Besitzer größerer Güter geeignet.

Anlegung von Brutteichen, in welchen Eier und Junge vor ihren Feinden bis zu Erlangung einer gewissen Größe geschützt, und dann freigelassen werden. Auf alle Fische anwendbar, besonders aber bei den Geschlechtern von Nutzen, welche nur in der Laichzeit gefangen werden, und deren Laich, nach der bis jetzt gewöhnlichen Art ihre Fischerei zu betreiben, stets mit den Eltern unterging. Namentlich bei Lachs- und Lachsforellenfischereien in Anwendung zu bringen, so wie auch von Besitzern von Forellenbächen, welche nicht eine vollständige Teichzucht einrichten wollen.

Endlich polizeiliche Maßregeln, welche bezwecken, die Vernichtung des Laiches zu verhindern, und selbst wenn die Fischerei zur Laichzeit nicht verwehrt werden könnte, so doch wenigstens die Erzeugung junger Brut zu versichern, wodurch dem durch den Fang bewirkten Abgange die Wage gehalten würde.

Möchte man, dies wünsche ich, diese Vorschläge in ihrem ganzen Umfange praktisch und ausführbar finden, und bei ihrer Beurtheilung nicht vergessen, daß sie nicht aus der Feder eines Oekonomen kommen, sondern aus wissenschaftlichen Studien hervorgegangen sind. Die Wissenschaft aber ist leider nur zu oft unpraktisch. Möchte indeß dieser Umstand nicht den Grund abgeben, die hier gegebenen Vorschläge ungeprüft zu verwerfen; um so weniger, als sie sich bereits in mancher Beziehung als leicht ausführbar erwiesen haben.

30. Juni 1842. Agassiz.

Geschichtliches Recht und geschichtliche Grundlagen.

Wer sich mit der Geschichte nur einigermaßen befreundet hat, wird mit uns einverstanden seyn müssen, wenn wir behaupten, sie sey in ihren Einzelnheiten höchst ungewiß, auch für kaum verflossene Zeiten, in den Motiven der Begebenheiten dunkel, aber in den Hauptergebnissen unbeschreiblich großartig, durch Jahrtausende wirkend, kurz das Weltgericht.

So treiben die Geschicke die romanischen Völker zur Weltherrschaft, welche sie durch Vernichtung aller Eigenthümlichkeit der Besiegten zu erhalten streben. Cäsar und Gregor VII., Karl V. und Ignaz Loyola, Ludwig XIV. und Napoleon, Alle kannten nur diesen Einen Weg zur Größe. Unter überragenden Persönlichkeiten überholen die Nachkömmlinge der Römer die andern Völker, ohne jene sinken sie schnell zurück, und nur in Gestalt des militärischen Gehorsams kann die allgemeine Verbindung in ihnen gehandhabt werden, daher auch das spanische Amerika einem Militärdiktator nach dem andern anheimfällt, und Spanien selbst nur durch Espartero zu einiger Ruhe nach dreißigjährigen Umbildungswehen gebracht wird.

Während der romanische Europäer nicht versteht, freiwillig zu gehorchen, und sich einzuordnen, so versteht der slawische nicht zu herrschen, und ist daher überall, sogar in dem riesengroßen Rußland, durch Ausländer regiert, geführt und unterrichtet, und seine nationalen Strebungen der neuesten Zeiten scheinen eher eine Furcht anzudeuten, von der deutschen Geduld endlich überholt und germanisirt zu werden, als die Ueberzeugung, daß von

Innen heraus etwas Selbſtſtändiges, Lebenskräftiges erwachſen könne. Zu dieſem bedarf es weder adeliger Klubbs noch literariſcher Vereine, das gibt ſich von ſelbſt, oder gar nicht.

Die Völker des deutſchen Stamms dagegen haben durch uralte Einſchachtelung, Zu- und Unterordnung, durch feſtes Halten an den, ſchon von Cäſar und Tacitus bemerkten Grundzügen ihres Weſens ſich nicht nur als die wahren Söhne ihres Bodens bewieſen, ſondern auch als die, welche der durchgeführten Ausbildung ihrer Stammeseigenheit fähig ſind, und ſich in ſich ſelbſt, ja in neuen Völkern, wie z. B. in den Nordamerikanern, zu verjüngen und zu vervielfältigen vermögen. Daher wird der Deutſche haltlos unter den romaniſchen Völkern, oder gründlich ſchlecht (**Todescho italianizato, diavolo incarnato**), bei den Slawen deſpotiſch bis zur Menſchenverachtung, bei ſeinen Stammsverwandten aber erwirbt er die guten Eigenſchaften dieſer, ohne die zu verlieren, welche ihm vorzüglich oder ausſchließlich angehören.

Wenn ſich die Deutſchen Herren und die Schwertritter bei ihren Eroberungen in Preußen und Liefland anders benommen haben, als die geduldigen Umbilder des jetzigen öſtlichen Deutſchlands, ſo mag der Grund in ihrer geiſtlichen, d. h. italieniſchen Organiſation liegen. Was ſie in zwei Jahrhunderten durchgeſetzt haben, das gelang der vereinten Kraft der Regierungen, des Adels, der Bürgerſchaften und Koloniſten in den übrigen germaniſirten Landen in einem Jahrtauſend nur theilweiſe. Aber bäuerliche Verhältniſſe, magdeburger Weichbild, kulmer Recht, Einrichtung der Verwaltung und der Heere, deutſche Anſiedelungen und Profeſſoren bilden weit hinein den geiſtigen Vortrab, und Peter- und Paulshafen und Orenburg tragen deutſche Namen in auffallenderer Weiſe als St. Petersburg, welches zwiſchen germaniſche Seehafen in die Sümpfe der Newa hinein gebaut wurde, um deutſches Weſen zur Verjüngung des neu zu geſtaltenden Ruſſenreichs herbeizurufen.

In der höchſt merkwürdigen Miſchung von Zähigkeit und Biegſamkeit, von Eingehen in fremde Volksthümlichkeiten und Feſthalten und Durchbilden des Eigenthümlichen, in der Fähigkeit ſich ſelbſt zu beſchränken und alles einer Idee aufzuopfern, glauben wir die Beſonderheit unſeres Volks, und ſomit ſeinen weltgeſchichtlichen Beruf zu erkennen. Dieſe Eigenſchaften treten bei unſern

Stammesverwandten durchgängig hervor, jedoch nach Oertlichkeit ihres Bodens, nach ihren Beſchäftigungen, auch wohl nach der Beimiſchung franzöſiſch-normanniſchen Elements abgeſchattet.

Sie werden dem germaniſchen Stamme die Herrſchaft über die neue Welt verſchaffen. Denn die Geſchichte Amerikas iſt wie eine Offenbarung dem Schluſſe des politiſchen neuen Teſtaments der alten Europa angefügt.

Doch zurück zu unſerem deutſchen Vaterland! Wir finden es in gewaltiger geiſtiger Gährung; wo wir hinblicken, in Kirche, Staat, Handel, Literatur, überall iſt Vorſchritt, Umbildung, Erklimmen höherer Standpunkte die Loſung, und die Begebenheiten halten in ihrer Folge mit den verſchnellerten Verbindungsmitteln gleiches Maaß, während die äußere Geſtalt überall dieſelbe bleibt, nur das Unabweisliche annimmt, nur das ganz Unverträgliche losſchält. Was in den Zeiten der Fremdherrſchaft gewaltſam uns aufgedrungen worden war, hat ſich allmählig zurechtgeſetzt, mit Aelterem wie mit Neuerem, und es will bedünken, daß wir in vielen Beziehungen uns der entfernteren Vorzeit eben ſo ſehr annähern, als wir dem folgen, und das uns aneignen, was in neuerer Zeit die europäiſche Welt beſchäftigt, und in geiſtiger Bewegung hält.

Wie viel in und an unſerem Volke iſt dieſem noch aus der vorchriſtlichen Zeit anhängend geblieben! Und dieſes iſt nun unendlich mehr unſer, als vor hundert Jahren, oder gar vor zweihundert Jahren, wo noch jedes deutſche Adelsgeſchlecht von einem römiſchen Ritter ſeine Abſtammung herleiten mußte, wenn es für altadelig gelten wollte.

Irgendwo iſt geſagt worden, Deutſchlands Krankheit ſey eine unvollkommene Kriſis. Ein großes Wort, wahr für das Volk im Ganzen, wahr für einzelne Stämme, Stände, Genoſſenſchaften, für die in Deutſchland entſtandene und unter deutſchen Herzen getragene Reformation, wahr auch für beinahe jeden Einzelnen unter uns, für die erhabenſten Geiſter, für die, welche durch ein ganzes Leben im Stillen ernſt und beharrlich nach Wahrheit ringen, jeder auf ſeine Weiſe, ohne Anerkennung einer allgemeinen geiſtigen Obergewalt, ja für unſere Sprache, unſern Handel, kurz für unſer geſammtes tägliches Leben.

Dieſe unvollkommene Kriſis, dieſe, nach einem Jahrtauſend noch nicht gewältigte Entwicklungskrankheit ſcheint nun in ein

Stadium eingetreten zu ſeyn, in welchem man wenigſtens ahnen kann, welche Heilmittel den Abſchluß beſchleunigen können. Schon die Dauer des Uebels beweiſt für die Naturkraft des kranken Körpers, und dieſe braucht nur gehörig geleitet und unterſtützt zu werden, um die ſchädlichen Stoffe endlich auszuſtoßen.

Wahrlich, wenn man bedenkt, welche verkehrte Mittel durch ſo lange Zeiten verſucht, welche wundärztliche Operationen ohne Noth angewendet wurden, wie oft das überall benachbarte Deutſchland auch von den Nebenliegern Miasmen einathmen mußte, ſo darf man ſich nicht wundern, daß es kraftlos darniederlag, aber ſich freuen, und Gott Lob ſingen, daß es noch lebt.

Die romaniſchen Völker ſind den Revolutionen anheimgefallen, aus welchen ſich nichts Dauerndes herauszubilden vermag, weder in Kirche noch in Staat, weder in den verſchiedenen Stufen der Geſellſchaft, noch im geiſtigen Leben. Es ſind die Verachtung des geſchichtlichen Rechts, die Wuth, die geſchichtlichen Grundlagen zu zerſtören, welche ihre endloſen Bewegungen leiten.

Dagegen iſt das Loſungswort der germaniſchen Völker Reform, Rückgriff auf die Urform. Dieſe ward den Engländern, den Holländern, den Nordamerikanern, den Norwegern leicht, uns Deutſchen wurde ſie deſto ſchwerer, je verwickelter die Lage unſerer Kirche war, je gebietenderen Einfluß römiſches und kanoniſches Recht, lateiniſche Bildung und wälſche Pratiken auf das offene und zerſtückelte Land übten. Das ſchuldloſeſte Volk mußte am Meiſten leiden, alle Kämpfe wurden auf ſeinem Boden durchgefochten, geiſtige wie kriegeriſche; wenn es einſt wehrhaft auftreten wird, ſo kann es dreiſt ausrufen, es ſey viel hundertmal zum Ritter geſchlagen worden!

Alſo Erneuerung und Wiederbelebung der Urform in jeder ſtaatlichen Beziehung, Fortbauen auf der geſchichtlichen Grundlage, Entwicklung und Befeſtigung des ewigen Rechts, ohne es auch nur einen Augenblick aufzuheben, das iſt der Weg, welchen wir in der Wiedergeneſung zu gehen haben.

Dieſe Urform iſt leichter zu finden und klarer zu erkennen, weil die Deutſchen nicht nur der überwiegenden Mehrzahl nach ein ungemiſchtes Volk bilden, deſſen verſchiedene Stämme im Grunde viel gleichartiger ſind, als es auf den erſten Anblick ſcheint, ſondern auch, weil die germaniſirten Slawen von dem umbildenden

Prinzipe weit ſtärker durchdrungen ſind, als die Irländer vom engliſchen, die Korſen oder Deutſch-Lothringer vom franzöſiſchen.

Wenn die Deutſchen des linken Rheinufers beharrlich an der Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Geſchwornengerichten feſthalten, — an Inſtitutionen, welche durch die franzöſiſche Zwingherrſchaft eingeführt worden waren, — ſo beweist dieſes auf eindringliche Weiſe nicht gegen, ſondern für uns. Frankreich entnahm ſie den engliſch-deutſchen Vorbildern. Aehnliche ſonderbare Ringgänge ſind nicht ſelten. Wir wollen hier nur den der italieniſchen Volksſagen anführen, welche in Bandello's Novellen enthalten ſind, zuerſt von Shakeſpeare benutzt wurden, und dann über Frankreich nach dem Lande ihres Urſprungs zurückkehrten.

Wie die Italiener an ihren Novellenſchreibern einen ungenützten Schatz an den ſchönſten Motiven für künftige Operntexte beſitzen, ſo haben wir aus den Ueberlieferungen der Vorzeit die urſprüngliche Richtung, und aus dieſer den Entwicklungsgang zu errathen, welche unſern Inſtitutionen von der Eigenthümlichkeit unſeres Volks vorgeſchrieben ſind, und welche ſie genommen haben würden, wenn nicht böſer Wille und Ungeſchicklichkeit ſie daran verhindert hätten.

Manches in Staats- und Privatrecht, in altem, ſelber beinahe unwillig geduldetem Volksgebrauch, hat denn doch durch innige Verbindung mit dem deutſchen Weſen den zerſtörenden Einflüſſen widerſtanden. Wie man in manchen Kunſtakademien den jungen Baukünſtlern die Aufgabe ſtellt, aus vorhandenen Grundmauern und Bruchſtücken ein altes Gebäude zu reſtauriren, ſo iſt es jetzt die Aufgabe der Staatsweiſen, aus den aufgedeckten Grundlagen den beabſichtigten Plan zu errathen, und auf dieſem fortzubauen.

Aber leider leben wir in einer Zeit, welche zwar das Vergangene zu ſondern und einzureiben, die verſchiedenen Style zu beſtimmen, und aus Anſchauung des Geſammtlebens zu erklären, aber weniger zu ſchaffen, mit den einfachſten Mitteln das Größte, auf dem kürzeſten Wege das Wahre darzuſtellen verſteht. Der Abmangel an hervorbringender Kraft offenbart ſich überall, wo es höhere Beziehungen gilt, während in den mittlern und untern Regionen der Geſellſchaft die regſte geiſtige Thätigkeit nicht zu verkennen iſt, und vielleicht unbewußt den rechten Weg und die

brauchbarſten Werkzeuge leichter herauszufinden und kräftiger zu handhaben ſcheint, als die, welche zur Leitung berufen ſind.

Dieſes müſſen wir für ein großes Unglück halten, und es könnte ein unwiderbringliches werden, wenn nicht die Stammseigenheiten der Deutſchen ſo unendlich zähe wären und die Maſſen und Vereine nicht von dem geſunden Menſchenverſtand mehr geleitet würden als von Leidenſchaften.

Ueberdem iſt die Mitbewerbung unter Völkern und Regierungen, wie unter Ständen und Einzelnen, das ſicherſte Mittel, das Leben zu erhalten, das Aeußerſte zu vermeiden, das Verkehrte in eigenem oder fremdem Beginnen zu erkennen.

Noth macht erfinderiſch; je kräftiger ſie an die Thüre pochen wird, deſto gewiſſer wird ſie der lieben deutſchen Langſamkeit, dem Alles berückſichtigen wollen, der ängſtlichen Ausführlichkeit und der übel verſtandenen Sparſamkeit ein Ende machen. Wir müſſen nun einmal durch das Ausland gezwungen werden, etwas aus uns zu machen! et nunc et semper!

Die Handhaber der Gewalt ſcheinen noch nicht ſo vollſtändig von der Wahrheit des Satzes durchdrungen zu ſeyn, daß man das geſchichtliche Recht auch alsdann vollſtändig anerkennen müſſe, wenn es für das Volk ſpricht; für die Regierungen wird es bekanntlich ſtets in Anſpruch genommen. Daß das, wodurch dieſe beſtehen, auf großartige Weiſe geſtattet wie verlangt werden müſſe, ſcheint noch nicht überall begriffen werden zu ſeyn.

Seit den älteſten Zeiten war die bürgerliche Geſellſchaft der Deutſchen abgeſtuft, und — ein Botaniker würde ſagen doldenartig gruppirt. Der Sohn, welcher nach Geſetz oder Familienbrauch den väterlichen Hof nicht erbte, trat in Gefolgſchaften und zog auf Abenteuer aus. Hievon gaben die Ritterorden noch bis in ſpäte Zeiten ein Abbild. Als die Städte aufzublühen anfiengen, mögen ſie vorzüglich aus dieſer überſchießenden ländlichen Bevölkerung ſo ſchnellen Zuwachs erhalten haben. Nun iſt durch das endloſe Zerſchlagen des Eigenthums eine den früheren Zeiten ganz fremde Lage eingetreten. Zu dieſer kömmt, beſonders in Schwaben und am Rheinſtrom, eine ganz unglaubliche Fruchtbarkeit der Ehen. Man brauchte nur einige ſchwäbiſche Weingärtnersfamilien, um Deukalion und Pyrrha überflüſſig zu machen. Gebundene Wirthſchaft zurückzuführen, iſt in dieſen Gegenden eine reine Unmöglichkeit

geworden. Es bleiben alſo für die ſehr zahlreiche Klaſſe der Unbemittelten nur Organiſationen in Auswanderungs- oder Arbeitervereine übrig, unter rechtlichen Unternehmern oder ſelbſtgewählten intelligenten Anführern, wie ſie aus den italieniſchen Gebirgen in die Ebene zu ländlichen, in die Seehäfen zu Marktbelfer-Arbeiten herabſteigen. Wir wünſchen daher den vielfachen Verſuchen von Herzen Heil und Gedeihen, welche gegenwärtig in der Organiſation der Auswanderungen in Deutſchland gemacht werden, beſonders der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo ſich eine deutſche Bauerſchaft in alter Weiſe bereits von ſelbſt gebildet hat, und noch weit tüchtiger und ſchneller bilden würde, wenn unſere Proletarier bereits im alten Vaterland nach der Weiſe alter Gefolgſchaften ſich zuſammenthun würden.

Gehen wir zum Bauernſtand über, ſo können wir den Wunſch nicht unterdrücken, die Höfe nicht weiter zerſtückelt zu ſehen, als die Theile zu vollſtändiger Erhaltung Einer Familie zureichen, zugleich aber einen Theil der Feldmark der freien Verfügung anheimgeſtellt zu wiſſen, damit der Nachgeborene, der Handwerker, der herabgekommene Hofbauer denn doch auch Gelegenheit finde, einigen Grundbeſitz zu erwerben, und nicht gezwungen ſey, ſich als Pächter die härteſten Bedingungen gefallen zu laſſen.

Seit die Bauern Eigenthümer geworden ſind, ſeit die Befreiung des Bodens ſo allgemeine und ſo ſchnelle Vorſchritte macht, ſeit der Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle Stände ſcheidet den Bürger und Bauer nicht einmal mehr die Mauer, wie das alte Rechtsſprichwort behauptete. Sie ſind demnach zur Theilnahme an Gerichten und Verwaltung, ſo weit dieſe ſie betreffen, vollkommen berechtigt, und daß ſie auch dazu befähigt ſeyen, beweiſen viele Beiſpiele, beſonders da, wo man es verſtanden hat, die Formen möglichſt zu vereinfachen, und mehr den geſunden Menſchenverſtand in Anſpruch zu nehmen, als gelehrtes Wiſſen, verwickelte Formen und endloſe Schreiberei. Wir ſchließen hiedurch keineswegs weiſe Ueberwachung von Seite der Staatsgewalt aus. Sie iſt beſonders im Beginnen des befreiteren Zuſtands nöthig, aber auch nachher, denn keine furchtbarere Tyrannei auf Erden als die einer Bauernoligarchie!

Der Bürgerſtand hat allen Boden beſetzt und benützt, welchen der Adel verloren und vernachläſſigt hatte. Das Uebergewicht

von Reichthum, wiſſenſchaftlicher Bildung und Thätigkeit, welches der Mittelſtand ſich errungen, kann demſelben nie mehr entriſſen werden. Aber ſeine Grundlage in den korporativen Anſtalten, freie Abſtufungen, welche vom Gehorchen zum Herrſchen, vom gründlich Lernen zum tüchtig Lehren führten, hat er bis jetzt durch freie Vereine oder halbe Regierungsmaßregeln noch nicht erſetzt. So wie ſeine Stellung in allen Staaten die bedeutendere geworden iſt, ſo iſt auch ſeine Reorganiſation die ſchwierigſte, und werth das Nachdenken der ausgezeichnetſten Köpfe unter uns zu beſchäftigen.

Aus ihm und ſeinen höchſten Notabilitäten ſollte der Adel ſich ergänzen, mit dieſen ſich verſtärken. Wir halten es für nothwendig, daß in monarchiſchen Staaten ein bevorrechteter Stand das **Bleibende, Dauernde dem Vorſchreitenden, Umbildenden** gegenüber vertrete, den Begriff von **Ehre** lebendig darſtelle, bei Vorrechten ohne Kränkung der Rechte Anderer, größere, ſchwerere Verpflichtungen als dieſe übernehme. Dieſe können aber nur alsdann genügend erfüllt werden, wenn, wie in England, gentry und nobility zwei getrennte Kategorien bilden, und wenn die Adelswürde auf dem Beſitzer des Majoratsguts ausſchließlich haftet. Hof- und Heerdienſt war immerhin Bildungsſchule, aber nicht Lebensberuf des Adels in ſeiner beſſern Zeit. So ſollte es wieder werden, und keine Art Bildung denen fremd bleiben, welche als höher geſtellt ſich denken müſſen, wenn ſie ihren äußeren Beruf ausfüllen wollen.

Wenn wir die Fürſten Deutſchlands lieber durch Demänen als durch eine Civilliſte erhalten ſehen würden, ſo geſchieht dieſes, theils weil es ihrem Urſprung und der Bildung der neuern Staaten gemäßer wäre, theils weil durch dieſen Beſitz die fürſtliche Familie näher an Wohl und Wehe des Landes geknüpft wird. Würdiger iſt es jedesfalls, wohl aber auch nützlicher, weil Anſtalten, Verſuche im Großen, Einwirken auf den Landbau hiedurch am Leichteſten und Sicherſten erzielt werden.

Nachdem wir verſucht haben zu beweiſen, daß die verſchiedenen Stände, aus welchen unſere bürgerliche Geſellſchaft zuſammengeſetzt iſt, nur dadurch zu weiterer Ausbildung getrieben können, daß ſie auf ihren geſchichtlichen Grundlagen fortbauen, ihre geſchichtlichen Rechte gegenſeitig ehren, wollen wir noch der Kirchen und der Schulen gedenken, deren Stellung ebenfalls ſo vielfach zu

ihrem und Aller Nachtheil verändert worden ist. Unser Beruf ist nicht, so schwere Streite zu schlichten, aber wir glauben, in Hinblick auf die Geschichte, fragen zu dürfen: Sollte die Form des Kultus nicht durch Stabilität gewinnen, sollten sich Traditionen und freies Quellenstudium nicht im Frieden vertragen können, sollte den Laien, der Gemeine nicht größerer Einfluß gegönnt, und die Innerlichkeit nicht durch Entschlagung von außerwesentlichen Zuthaten gehoben werden können?

Auch den Schulen, wie den Kirchen wünschten wir in aller anfänglicher Weise ihrer Thätigkeit mehr Freiheit innerhalb der Grenzen ihres Berufs, Freiheit zu lehren und zu lernen wo, was und wie man will. Es wird nie gelingen, wenn der Staat der religiösen Ueberzeugung gebieten will, und wenn er die Schulen zu Abrichtungsanstalten umgeschaffen haben wird, so wird er dadurch noch mehr verlieren als die Wissenschaften, welchen es auswärts nie an einem Freihafen fehlen wird.

Denn daß unser innerstes Wesen sich noch auf denselben Angeln bewege, auf welchen die Schriftsteller Roms es beobachteten, daß wir uns in Stamms- und Standesverschiedenheit gefallen, und bei aller Einheit dennoch die vielfältigste Abschattung der Gestaltung hegen und zeigen, ist doch wohl unbestreitbar. So verschieden die deutschen Staaten seyn mögen, durch geschichtlichen Ursprung und Erlebnisse, durch ständische Vorrechte und Religionsbekenntnisse, so ähnlich sind sie sich alle in dem Streben, die ihnen zugefallene geschichtliche Aufgabe zu erfüllen, den Weg zu gehen, welcher ihnen nun einmal vorgezeichnet ist. So sucht Oesterreich das Vorhandene zu erhalten und durchzubilden, Preußen der durch Persönlichkeiten schnell emporgeflogenen Macht eine geschichtliche Grundlage unterzuziehen, während in den durch die Kraftlosigkeit des alten Reichs entfremdeten Grenzländern, der Schweiz, Holland, Belgien und Dänemark, das Bevölkernde und Schwankende der Lage und Stimmung letztlich seinen Ursprung in der Nichtherrschaft der natürlichen und der Unmöglichkeit einer erkünstelten Nationalität liegen. Auch kleinere Volksstämme und Regierungen werden stets im alten Geleise bleiben oder in dasselbe zurücklenken, sobald die Umstände nicht mehr wirken werden, welche aus jenem sie abgedrängt hatten. So werden z. B. die Hessen stets vorzugsweise auf Krieg und Kriegsruhm gestellt seyn, wie ihre von Tacitus geschilderten Vorältern;

so wird Haus Württemberg den Adel noch jetzt auskaufen, wie vor 500 Jahren, und Nürnberg in seinem Kunstfleiß dieselbe Weise beibehalten, welche es vom frühesten Mittelalter her hatte. Preußen besiegt, seit es in der Geschichte dasteht, undeutsche Elemente durch deutsche, Oesterreich findet seine Stärke im Zuordnen von Eigenthümlichkeiten, welche es ruhig nebeneinander bestehen läßt. Es ist nun einmal unmöglich, daß angeborener Sinn sich verläugne; je freier er wirken kann, desto schöner wird er sich entwickeln, je mehr er beengt wird, desto unglücklicher, in sich selbst zerfallend, werden wir die erblicken, welche nicht seyn dürfen, was sie seyn sollten, und dennoch nicht werden können, was man aus ihnen machen will.

Wenn wir die Geschichten einzelner deutschen Staaten, so der kleinen Gebiete und Städte durchgehen, und uns eines peinlichen Gefühls nicht erwehren können, ob unbegreiflicher und stets sich wiederholender Verkehrtheiten, so gereicht uns dabei zum Troste, wenn wir Einsicht, Geschäftskenntniß und Rechtlichkeit in größerem Maaße bei den Dienern kleiner Herrn, und deutschen Sinn und glühenden, wenn auch oft eingengten Patriotismus bei Syndiken und Bürgermeistern der Reichsstädte finden. Die guten Eigenschaften unseres Volks drängen sich zu Tage, wie eine mächtige Quelle, vergebens sucht man sie abzudämmen, zwingt sie zuweilen einen Sumpf zu bilden; wo sie aber die entgegengesetzten Hindernisse zu gewältigen vermögen, da kommen sie hervor, klar, nachhaltig und befruchtend.

Bei der so bedeutend großen Aehnlichkeit aller Deutschen schattet sich ein Volkszweig vom andern dennoch bedeutend ab, wiewohl nicht stärker als bei den Franzosen, und um vieles weniger schneidend als bei den Italienern. Auch alsdann, wenn eine nivellirende Einheit, wie die französische, uns durch die Gewalt der Umstände aufgedrungen werden sollte, würden diese Verschiedenheiten auch durch Jahrhunderte nicht vernichtet werden. Das dynamische Verhältniß des Landvolks, der Städte und des Adels ist ein gänzlich verschiedenes in Oberdeutschland, am Rheine, in den Marken. Sollte das deutsche Gesammtvolk Einem Herrn gehorchen, so müßte dieser sein Gewicht in eine ganz andere Wagschaale legen, je nachdem er den Widerstand der schweizer Bauern, der handelnden Rheinländer oder der mecklenburger Edelleute zu

gewältigen hätte. Das große Unglück der deutschen Kaiser lag darin, daß es den Päpsten gelang, die Aristokratie in Deutschland und die Demokratie in Italien, und die Intelligenz in beiden Ländern wider sie in die Waffen zu bringen, und daß es den Kaisern nicht gelingen wollte, diese drei Faktoren in Deutschland zu Einigung unter sich und mit ihnen zu bewegen.

Nicht zu oft kann man es wiederholen, daß in Deutschland die Freiheit alt, die Knechtschaft aber neu sey, daß jeder Stand seine abgestuften Rechte hergebracht habe, und vermöge dieser befugt sey, seine inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen, so lange diese nicht für das Ganze gefahrdrohend werden. Der Einzelne liebt es, bei seinem für sich zu bleiben, die Familien umschlingt ein festes Band mehr durch Sitte und Gebrauch als durch Gesetz, die Zunft oder Genossenschaft, die Gemeinde, der Bezirk, jedes hat seinen gemessenen Antheil an der Thätigkeit des Hausvaters, welcher demnach dem Staat, dem Volk, welchen er angehört, eben deshalb treu und gewärtig ist, weil er in denselben durch obige stets sich erweiternde Kreise hineingewachsen ist, und den weiteren durch den beschränkteren hat begreifen lernen. Während jeder Franzose, nach der so oft gehörten Redensart, den Marschallsstab in seinem Tornister trägt, liebt es der Deutsche, von einem durch Stand, Erziehung, Kenntnisse ihn überragenden befehligt zu werden. Im französischen Adel selbst wird der Widerstand wider Erstgeburtsrechte kaum zu überwinden seyn, in Deutschland hält der Landmann es für ein Unglück, wenn der Hof unter mehrere Kinder vertheilt werden muß, und oft, wenn es nur irgend seyn kann, wird das aufgedrungene Gesetz der gleichen Erbtheilung umgangen, und ein Bruder dient dem andern lieber als Knecht, als daß er von dem alten Brauch abwiche, in welchem er den Halt seiner Familie für lange Zeiten zu erblicken gewöhnt ist.

Aber wie weit von dem rechten, so deutlich vorgezeichneten Wege sind wir durch unwillkürliche Mißgriffe, durch falsche Systeme und durch die Sucht abgekommen, das Ausland weit eifriger im Schädlichen nachzuahmen als im Heilsamen!

Zuerst sündigten die Fürsten, indem sie alle Mittelgewalten, alle freie Thätigkeit der Gemeinden mit großer Beharrlichkeit niederkämpften, und erreichten, daß Alles nur von der Kanzlei aus beherrscht, nur von der Hauptkasse bezahlt wurde. Hiebei

kam natürlich das liebe deutſche Sich-gehen-laſſen, die Bequemlichkeit und Scheu vor öffentlichem Auftreten und Wirken, beſonders Anfangs ſehr zu ſtatten. Aber nicht nur die Fürſten und Herren des Reichs, ſondern auch die Magiſtrate der freien Städte gingen denſelben Weg; Geheimnißkrämerei, Vielſchreiberei, Vervielfältigung ſchlecht bezahlter und daher auf Beſtechung angewieſener Stellen ging bei ihnen zuweilen noch weiter als in fürſtlichen Landen. Wer die Schweiz vor 1798 ſich noch vor die Augen des Geiſts zu ſtellen vermag, wird bezeugen können, daß es dort um kein Haar beſſer war, als in andern deutſchen Landen. Am folgerechteſten handelten noch die Klöſter; ſie ließen Alles beim Alten, Gebrauch und Mißbrauch, ſteigerten die Abgaben ihrer Grundholden nicht, thaten aber gewöhnlich auch nichts, um ihren Zuſtand zu verbeſſern, und hielten ſie geiſtig möglichſt nieder. So ging alles Heil aus den Schreibſtuben, alles Religiöſe von den Conſiſtorien aus, die Bevormundung ſchritt immer vorwärts, die Kraft immer rückwärts, die Vertheidigung wurde in die Hände des Auswurfs des Volks gelegt, Fürſten und Adel ſprachen und lebten franzöſiſch, und man tanzte luſtig auf dem Grund, welcher vom Strom der Zeiten längſt unterwühlt war. Da war es wahrlich kein Wunder, wenn Erſcheinungen wie die der Weißhaupt'ſchen Illuminaten auftauchten, wenn alle Männer von Kopf und Herz die Befreiung Nordamerikas von der engliſchen Oberherrſchaft, das kühne Auftreten der franzöſiſchen Nationalverſammlung als frohe Vorzeichen eines neuen Lebens begrüßten. Denn das Beſtehende hielt ſich nur dadurch, daß Niemand ſich die Mühe gegeben hatte, an ihm zu rütteln, und das Wort eines deutſchen Fürſten jener Zeit malt dieſe vollkommen wahr. Es wartete ihm der Kommandant einer Feſtung auf, welche von neun Invaliden bewacht wurde, und ohne militäriſchen Werth höchſtens noch als Staatsgefängniß brauchbar war. Nun meldete der Kommandant pflichtſchuldigſt: „Es iſt auf der Feſtung nichts Neues vorgefallen," und der Fürſt erwiederte lächelnd: „Wenn nur nichts Altes eingefallen iſt."

Wenn nun weder das Alte geehrt und organiſch fortgebildet, noch das Neue den angeborenen Eigenſchaften des Volks und deſſen Bedürfniſſen angepaßt wird, wenn man es dahin hat kommen laſſen, daß alle Kräfte, die des Kopfs und des Herzens, des

Geldſacks und des Arms in der Oppoſition ſich befinden, an wem liegt die Schuld, wenn die Unzufriedenheit ſich zur Empörung ſteigert, und Gekränkte und Vernachläßigte von dieſer an die Spitze getrieben werden?

Dieſe Frage mögen die beantworten, welche den deutſchen Fürſten Mißtrauen gegen ihre Unterthanen einflößen, ſie zu Gewältigung alles deſſen treiben wollen, was ſich nicht unbedingt unterwerfen will. Kein Beiſpiel wird angeführt werden können, daß ein Fürſt, welcher ſeinen Unterthanen in der That, nicht nur dem Namen nach, „ein gnädiger Herr" war, vertrieben worden ſey, ſogar nicht in den Zeiten der rohen Gewalt. Wenn die Franzoſen mehr als ein Dutzend verſuchter oder ausgeführter Königsmorde — und gerade bei den beſten Königen die meiſten — aufzuzählen haben, ſo iſt in Deutſchland nur von den nächſten Verwandten das Leben der Kaiſer gefährdet, und von den Unterthanen das ihrer Fürſten auch alsdann heilig gehalten worden, als die ſchändlichſten Erpreſſungen, Dienſtverkauf, Maitreſſenwirthſchaft, Jagdunfug, Verkauf der Unterthanen in fremde Kriegsdienſte, Kabinetsjuſtiz, Gewiſſenszwang, Verfolgung redlicher Patrioten und andere liebliche Dinge mehr an der Tagesordnung waren. Das Volk verlor nie den Gedanken an nationale Einheit, die Reichsgerichte gaben denn doch noch zuweilen Lebenszeichen, und aus unſcheinbaren Anfängen bildete ſich im Wehrſtand, in den Handelsverhältniſſen, beſonders aber in der Literatur die neue Zeit heran, welche, wenn gleich noch ſchüchtern und vielfach beengt, dennoch eine ſeltene Lebenskraft entwickelte und ſich erhält, und die Rückkehr der guten alten Zeit in ihren ſchlechten Seiten ſo ziemlich unmöglich gemacht hat, ſo wenig der Wille hie und da fehlen möchte, auch dieſe zurückzuführen. Aber ſey es klares Bewußtſeyn der veränderten Lage, oder dunkle Ahnung, daß die rächende Gottheit jetzt einen leiſeren Schlaf ſchlafe als früher, kein Fürſt unſerer Zeit wird es wagen, den Sitten ſo laut Hohn zu ſprechen, die Verſchwendung ſo toll zu treiben, die Volksthümlichkeit ſo ſchamlos zu verhöhnen, wie es noch in den Zeiten geſchah, deren unſere Greiſe ſich wohl erinnern. Die reiferen Männer unter den deutſchen Fürſten unſerer Tage hat eine ſehr ernſte Zeit, die jüngeren weiſe Berückſichtigung der Exiſtenzfragen erzogen.

Je ſorgfältiger nun ein zur Nachfolge zunächſt berufener Fürſtenſohn erzogen wird, um ſo gewiſſer wird er deutſcher Literatur und deutſchem Weſen befreundet, wird er mit der Lage, den Bedürfniſſen und Eigenthümlichkeiten des Landes vertraut werden, deſſen Geſchicke die Vorſicht dereinſt in ſeine Hände legen wird. Was Friedrich Wilhelm I. im Zorn ſeinem Kronprinzen auferlegte, was J. C. v. Moſer als ſchönen Traum für zukünftige Zeiten hinſtellte, die Beſchäftigung des Nachfolgers in Staatsraths- und Regierungsſitzungen, nicht nur ausſchließlich auf dem Exerzierplatz, — das wird nun allgemein in deutſchen Landen gefunden. Es iſt wo möglich eine noch größere Schande für einen Fürſten, wenn er nicht richtig deutſch ſchreibt, als es ehemals war, wenn er es richtig ſchrieb. Ja, wir zählen der fürſtlichen Schriftſteller und Schriftſtellerinnen jetzt mehr als vor 100 Jahren der adeligen. Europas Throne werden, wenn ſie auch ferner mit deutſchen Fürſten beſetzt werden, nicht mehr unwiſſende, ſondern mit allgemeiner Bildung und beſonderer Vorbildung ausgeſtattete Fürſten einnehmen.

Theilweiſe verdanken wir dieſe Erfolge, ſo wie das ſchöne Erwachen in den Jahren 1813—15, der deutſchen Literatur. Durch ſie ſind wir ſelbſtbewußt, und durch dieſes Selbſtbewußtſeyn geachteter geworden; denn was im Alterthum Reden in Volksverſammlungen und Gerichtshöfen erwirkten, das muß ſich jetzt durch „unſere" Buchdruckerkunſt zu ſtillem, aber darum nicht minder ſtarkem und mehr dauerndem Eindruck zu Frühſtück und Abendtrunk, zu Erholung in ſtiller Zelle oder in die zahlreich beſuchten Leſezimmer der Klubbs ſtehlen. Der Preßbengel hängt wie das Schwert des Damokles über jedes Haupt, und wenn die Vergangenheit die Geſchichten der meiſten Fürſtenhäuſer als die der verſäumten Gelegenheiten bezeichnen mußte, ſo wird dieſes fortan wegen der Oeffentlichkeit und der Scheu vor ihr nicht mehr oder ſeltener als früher der Fall ſeyn.

Bei einem Zuſtand, welcher, gegen ſeine Vorgänger gehalten, beneidenswerth erſcheinen muß, bei einer weiſen oder wenigſtens klugen Mäßigung der Regierungen, bei verſchnellertem Verkehr und ſehr geſteigerter Geiſtesbildung, ſollte man erwarten können, daß auch die Staatsweisheit verhältnißmäßig vorgeſchritten ſeyn, daß konſtitutive Ideen entſtehen und Anerkennung finden müßten. Dem iſt aber nicht alſo. Es ſcheint, daß wie bei alternden

Menſchen, ſo bei den Völkern unſerer Zeit die geiſtige Erzeugungskraft einer ſorgfältigen Verzeichnung und berechnenden Würdigung des Vorhandenen das Feld geräumt habe, daß wir alſo recht eigentlich auf das Erbe der Vorzeit und deſſen zweckmäßigſte Betreibung gewieſen ſeyen. Wenn Religion und Eigenthumsrecht, wenn alle ſtets anerkannte Grundlagen der bürgerlichen Geſellſchaft durch Spott und Kritik, mit Gelehrſamkeit und Witz angegriffen werden, ſo wäre doch ganz natürlich, daß die Pflicht der Selbſterhaltung, daß Menſchenliebe und Patrietismus vereint ſich beſtreben, das Vorhandene zu ſichern und die Zukunft durch den überkommenen Faden mit der Vergangenheit zu verbinden. Wenn man nun einmal nicht fähig iſt, Neues zu ſchaffen, ſo ſoll wenigſtens des Alten ſo viel als irgend geſchehen kann, und dieſes in möglichſter Reinheit, Vollkommenheit und Brauchbarkeit erhalten werden. Und hier ſehen wir uns zu dem demüthigenden Geſtändniß getrieben, daß auch dieſes nicht geſchehen, nicht gehörig vorbereitet und auf die verkehrteſte Weiſe angegriffen worden iſt, wo man wähnte es thun zu können und thun zu müſſen. Die Erſcheinung iſt zwar auch in andern Ländern eingetreten, beſonders lieferte die Juliuswoche eine furchtbare Lehre; aber ſtatt ſie zu nützen, und vom geſchichtlichen Grund wenigſtens das zu retten, was noch zu retten war, feindete man den einzigen, wenigſtens halb legitimen Ludwig Philipp an, und erkannte zu ſpät in ihm die unvermeidliche Transaction mit der Revolution, welche man natürlich nicht herbeiwünſchen, aber auch nicht vernichten konnte. Dem Unvermeidlichen ſcheint man leider nirgends mehr den Schein der Freiwilligkeit geben zu können.

Die Gefahr für das Beſtehen der bürgerlichen Geſellſchaft, für die Geſittung überhaupt iſt ſo groß, und ſteigert ſich ſo ſehr durch den verlängerten und eben durch dieſe Gefahr unumgänglich nothwendigen Friedenszuſtand, daß wohl jeder Leſer mit uns einig ſeyn wird, wenn wir behaupten, daß die Wichtigkeit der endlichen Löſung in geometriſchem Verhältniß ſteige, und jetzt jede religiöſe Frage eine politiſche, jede politiſche eine ſociale Frage geworden ſey. Nun ſehen wir in England die traurigen Folgen eines auf die Spitze getriebenen Syſtemes, durch welches Grundbeſitz und Geldkräfte möglichſt in wenigen Händen gehalten werden, in Frankreich aber das Ergebniß einer bis aufs Aeußerſte durchgeführten

Gleichheit. Eben ſo wenig würde uns Rußlands Autokratie, oder Nordamerika's Lynchgeſetz anmuthen. Jede der drei Formen, in ihrer Reinheit dargeſtellt, zeigt ſich für Deutſchland als nicht anwendbar. Wir haben das Glück, viele ſcheinbar für uns wünſchenswerthe Formen von andern durchprobirt vor Augen zu haben, und ſie nach Gebühr würdigen zu können. Wer warten kann, bis die Erfahrungen der Nachbarn ihn klug machen, der hat die halbe Mühe und viele Gefahren ſich erſpart.

Es erſcheint uns als unumgängliche Nothwendigkeit, die ſocialen Grundlagen unſeres Volks vor Allem zu berückſichtigen, und den Eigenthümlichkeiten deſſelben die neuen Lebensbedingungen anzupaſſen, ohne welche es in der verſchnellerten Bewegung nicht würde beſtehen können. Wir ſehen nur in der Erziehung durch allgemeine Wehrpflicht, in der Wiedereinſetzung ausgezeichneter Geiſtesgaben in ihre Rechte, * in der Wiederherſtellung der alten Schöppenſtühle mit mündlichem Gerichtsverfahren und in möglichſter Ausbildung des Körperſchafts- und Gemeindeweſens ein Heil und eine Rettung für die Zukunft unſeres Vaterlands.

Die Achtung, welche die Vorzeit allen höher Geſtellten zollte, dem Alter, dem Familienhaupt, dem Brodherrn, der Obrigkeit, dem Grundbeſitz, iſt verſchwunden, und Gehorſam und Eifer werden als etwas rein nach dem dadurch erzielten Nutzen Vertauſchtes bemeſſen. Daß dieſes Verhältniß nirgends, beſonders aber in Deutſchland nicht, das richtige ſeyn könne, fühlt jeder, jeder beklagt es, aber Keiner hat die Kraft, nur im eigenen Hauſe gebührend abzuhelfen. Hier kann nur eine allgemeine Schule des Gehorſams, des Zu- und Unterordnens, der Unterwerfung unter höhere Einſicht, Kraft und Gewalt abhelfen, und dieſe liegt zum Glück in der Allgemeinmachung der Wehrverpflichtung bereit. Hier allein kann die Jugend lernen unbedingt zu gehorchen, und aus Ehr- und Pflichtgefühl mehr als die materielle Schuldigkeit zu thun. Hier allein geht der Egoismus im Bewußtſeyn der Nothwendigkeit, zuſammenzuhalten und vereint Tüchtiges zu leiſten, vollſtändig auf, und was dem Adel des Mittelalters Bedürfniß zu Vollendung der Ausbildung war, das iſt es nun dem Geſammtvolk geworden. Man könnte überall die Dienſtzeit für dieſen Zweck ungleich vollſtändiger

* Principes e nobilitate, duces e virtute sumunt. Tacitus. Germ.

benützen, als seither geschehen ist, obgleich wir dankbar anerkennen wollen, daß bereits hie und da in dieser Richtung mit Eifer und Erfolg vorgearbeitet worden ist. Es handelt sich um Wiederherstellung dessen, was unserer Zeit durch veränderte Gestalt des Vaterhauses, der Schule, der Werkstätte, ja des gesammten täglichen Lebens verloren gegangen ist. Wer gehorchen und sich in jedem Augenblick zusammenzunehmen gelernt hat, der wird auch verstehen zu befehlen, und seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Den Naturen aber, welche wegen Ueberkraft oder Excentricität am schwersten zu bändigen sind, wünschen wir die Schule des Seedienstes, welche alle oben berührten Bedingungen im vergrößerten Maßstabe enthält, und dadurch ganz eigentlich die Vorschule zur Selbst- und zur Weltbeherrschung geworden ist.

Die Stellung, welche unser Adel geschichtlich hergebracht hat, wird ebenfalls durch allgemeine Volksbewaffnung am leichtesten wiederhergestellt und gehoben werden können. Erziehung, unabhängige Stellung, Standesüberlieferungen werden den Edelmann stets und überall dazu bewegen, aus einer Officiersstelle entweder Lebensberuf oder Bildungsschule zu machen. Nur wird es schwer seyn, eine nothwendige und deshalb von Friedrich Wilhelm IV. ins Leben gerufene Vorbedingung allgemein zu verwirklichen. Bevor nämlich der Adelstitel nicht dem Besitzer eines Majorats ausschließlich angehört, wird die Adelswürde bei den jetzigen Verhältnissen eher eine Last, und wegen der zahllosen „Herrn Vonerls," wie die Wiener zu sagen pflegen, keine bedeutende Auszeichnung mehr seyn.

Es wäre kaum zu begreifen, welche Liebe und Anhänglichkeit die Völker für ihre aristokratischen Regierungen in allen Zeiten bezeigten, wenn diese nicht stets für Größe, Ruhm und Behaglichkeit des Volks besonders thätig und kräftig gewirkt hätten. So handelte auch die englische Aristokratie von der Zeit Johanns ohne Land an. Sie stipulirte von der Monarchie nie etwas für sich, ohne zugleich zum Besten der Masse etwas auszuwirken. Um dieses in die Länge thun zu können, muß der Adel freilich mit seiner Person bezahlen, allen Notabilitäten zugänglich seyn, und veraltete, mit unsern Zeiten nicht mehr vereinbare Vorrechte fallen lassen, um Größeres erreichen zu können. Zu jenen rechnen wir namentlich das leidige Jagdrecht auf den Feldern Anderer. So lange der Adel allein bewaffnet gieng, und in seinem Steinhaus

als örtliche Polizeibehörde ſaß, mochte dieſes, aus einer Pflicht erwachſene Recht ganz gut geübt werden, und die Rüſtigkeit der Gensdarmes erhalten. Nun aber iſt es der Hauptbeweggrund des Haſſes des Volks gegen den Adel, und jeder Freund des Vaterlands muß wünſchen, bald dieſen Uebelſtand gehoben zu ſehen. Daß gütliches, beide Theile befriedigendes Uebereinkommen nicht leicht ſey, beweist die Erfahrung.

Den falſchen Weg, welchen die meiſten Regierungen rückſichtlich der Prüfungen eingeſchlagen haben, durch welche die Befähigung zum Staatsdienſt erlangt wird, bedroht die Zukunft aller Verwaltungen mit einem Mangel an leitenden Köpfen, an Geiſt und wohlangewandter Genialität; denn je ausgezeichnetere Talente ein junger Mann mitbringt in die ihm eröffnete Laufbahn, um deſto gewiſſer wird er mit Arbeiten überhäuft, welche den Geiſt tödten, und wenn nicht die Geſundheit untergraben, doch gewiß die Kraft brechen, und die Friſche wegwiſchen, ohne welche nichts Außerordentliches gethan werden kann, ja nicht einmal das Gewöhnliche, ſo wie es eigentlich ſeyn ſollte. Das Bedürfniß, junge Oberſten an der Spitze der Regimenter zu ſehen, ſcheint in allen Zweigen der Civilverwaltung noch nicht gefühlt zu werden. So handelten unſere Altvordern nicht. In Zeiten, wo gewöhnlich nur der Adel die Staatsmaſchinen leitete, ſehen wir Prieſter und Mönche — einzig durch ihr Talent erhoben — an die oberſte Leitung berufen, und es ließe ſich nachweiſen, daß kaum Einer der großen Staatsmänner der Vorzeit den regelrichtigen gewöhnlichen Stufengang zu ſeiner Größe gegangen ſey. Freie Korporationen der Hochſchulen werden vielleicht weniger brauchbares Mittelgut, gewiß aber mehr ausgezeichnete Köpfe dem Staatsdienſte liefern, als die leidigen Abrichtungsanſtalten unſerer Zeit, der allgemeinen und Charakterbildung nicht zu gedenken, ohne welche nichts gefunden wird, was werth iſt, an die Spitze geſtellt zu werden. Die ſo feſt auf geſchichtlichem Boden fußende Regierung Oeſterreichs zeichnet ſich im Auffinden und ſchnellen Emporheben höher begabter Perſönlichkeiten aus, verſetzt ſie, nach ihrer Beſonderheit, in andere Fächer, und ſieht hiebei weder auf Ahnen, noch Vaterland, noch ſelbſt Glaubensbekenntniß. Die Rechte des Genius ſind zwar ihrer Natur nach unverjährbar, es ſcheint aber an der Zeit, daran zu mahnen, daß ſie früher allgemeiner geehrt worden ſind, als jetzt.

Ueber die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens sowohl im bürgerlichen als im Strafprozeß ist so unglaublich viel in Deutschland geschrieben worden, daß wir uns kurz fassen können. Der Widerstand kömmt vorzüglich von verknöcherten Richtern und solchen, welchen alle Oeffentlichkeit ein Gräuel ist, und besonders die Wichtigkeit, welche der Advokatenstand durch diese erlangt. Offenbar ist bei der gründlichen Langsamkeit der besten Rechtspflege in Deutschland mehr verloren als gewonnen, wenn man die lange Ungewißheit des Besitzes, die durch Jahre sich hinschleppende Unruhe, den Zeitverlust und das natürliche Mißtrauen in Rechnung bringt, welches jeder Nichtöffentlichkeit wie ein Schatten folgt. Der schlagendste Beweis für das, wie wir oben schon bemerkten, ursprünglich germanische Institut des Geschwornengerichts ist die Unmöglichkeit, es da wieder abzuschaffen, wo es einmal eingeführt vorgefunden wird. Wenn man die Franzosen frägt, was denn eigentlich der Hauptgewinn ihrer Revolution sey, so nennen sie gewiß neben der Befreiung des Eigenthums zuerst ihre Gerichtsverfassung. Was der Staat von dem Bürger und dessen Leben, Ehre und Eigenthum in allgemeinen Beziehungen fordert, wird meist öffentlich in den Kammern verhandelt, was aber Einer in diesen Beziehungen persönlich vom andern, oder der Staat vom Einzelnen aus besonderer Veranlassung fordert, das soll nur vom Referirtische aus durch das Kopistenzimmer gehen, und das Volk soll nicht vernehmen, wie die gekränkte Unschuld sich vertheidigt, der unbillig Angegriffene Recht findet, ja nicht einmal die Art und Weise sich versinnlichen können, in welcher die Gesetze angewendet werden, denen es zu gehorchen hat. Unter den vielen unbegreiflichen Verblendungen scheint uns der Widerstand gegen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte — auch ohne Geschworne — selbst bei absoluten Regierungen die unbegreiflichste. Viele unserer Leser erinnern sich gewiß der lebhaften Schilderung eines Rechtstags, welchen ein türkischer Pascha unter den Thoren seines Palastes hielt, durch den geistreichen Fürsten Pückler, und haben wohl dabei an unsere jetzige Rechtspflege gedacht, welche so oft durch Rechtsliebe unbillig wird. So urtheilten auch unsere Voräitern, und selbst die unserer Könige und Fürsten, unter der Linde auf der Mallstätte. Wenn nun auch Verhältnisse und Fragen verwickelter geworden sind, und

wenn die langſame Abwicklung der Rechtsſtreite jetzt von den Regierungen etwas eifriger beſchleunigt wird, als in den Zeiten des weiland Reichskammergerichts, ſo iſt dennoch der Weg bis zum Ziele der gerechten Wünſche des Volks noch weit.

Eben ſo wenig iſt das alte Körperſchafts- und Gemeindeweſen wieder zu dem Leben erweckt, welchem wir im Mittelalter ſo viel Herrliches verdankten, ja die Zünfte ſind beinahe überall auf eine Weiſe zerrieben, daß eine Wiederherſtellung in alter Geſtalt unmöglich, in veränderter und verbeſſerter aber ſehr ſchwer wird. Und dennoch iſt körperſchaftliches Anſchließen und Abſchließen ſo enge mit dem deutſchen Weſen verwachſen, ſo unzertrennlich von Ehrenhaftigkeit und Selbſtachtung, daß wir überall das Streben erblicken, durch freie Vereine, Klubbs und Verſorgungskaſſen zu retten was noch zu retten iſt; daß überall die Klage über Theilnahmloſigkeit der Bürgerſchaften an Gemeindeangelegenheiten und Rathswahlen vernommen wird, darf uns nicht befremden, weil wir erlebt haben, wie die Staatsgewalt nicht nur die nothwendige Ueberwachung geübt, ſondern eine Vormundſchaft von unerhörter Ausdehnung über die eigenſten Angelegenheiten der Gemeinden, ihres Vermögens, ihrer Stiftungen ſich angemaßt hat. Eben ſo wenig werden wir uns darüber wundern dürfen, wenn die neuen Räthe ihre Erwählung, nach Laut der neuen Städtordnungen, nicht ſogleich durch Eifer und Einſicht ehren, die Gemeindedeputirten hier vorlaut, dort unthätig ſind. Hier kann nur die Zeit mittels zweckmäßigerer Erziehung der Jugend wiederherſtellen, was in den Tagen unſerer tiefſten Erniedrigung zu Grunde ging, und dennoch bereits in Deutſchland hie und da ein hoffnungsvolleres neues Daſeyn gewonnen hat, als in Frankreich nach 50 Jahren, nachdem vorher alle einer neuen Schöpfung entgegenſtehenden Schwierigkeiten auf eine heroiſche Weiſe beſeitigt worden waren.

Was demnach unſerem Geſammtvolk bei der organiſchen Fortbildung ſeiner angeſtammten Eigenthümlichkeiten am meiſten frommen würde, wäre eine Organiſation der Verwaltung, durch welche unſere Eigenſchaften, verhindert würden, in Fehler auszuarten, und eine Geſetzgebung, vom Standpunkt aufgefaßt, daß den Scherereien und Schreibereien möglichſt abgeholfen würde. Hiedurch würden wir genöthigt, wieder praktiſch zu werden, und in das Oeffentliche herzhaft und kräftig einzugreifen. Was die Päpſte bei Behandlung

der Italiener, was Napoleon bei der Kryſtalliſirung der franzöſiſchen Auflöſung ſo klug durchführten, ſollte bei uns wenigſtens verſucht werden, um unſere Schwächen ſogar in thätige Kräfte umzuwandeln.

So weit wir zurückgehen in der Geſchichte, war im deutſchen Volk ſtets eine Vielfachheit des Lebens, und wie an einer Eiche, kein Zweig wie der andere, kein Blatt wie ſein Nachbar, und doch alle Eins, Kinder deſſelben Organismus. Dieſes vielgeſtaltete Leben wird nicht zerſtört werden durch die geſteigerte Verbindung der entfernteſten Marken. Im Gegentheil wird jeder deutſche Stamm ſeine Beſonderheit erſt alsdann gehörig ausbilden und mit wärmerer Liebe feſthalten, wenn er durch Vergleichung klar erkannt hat, was ihn von den Bruderſtämmen unterſcheide, wo er vor dieſen bevorzugt ſey, oder zurückſtehe. Denn nur durch Verkehr und Spiegelung lernt man ſich ſelbſt kennen.

Vor der Jeſuitenzeit zeigten die Deutſchen mit Stolz auf ihre Dome, welche ſo recht aus ihrer innigſten Eigenthümlichkeit hervorgegangen waren. Aber dieſe blieben unvollendet, und was daſtand, wurde in fremdem Styl verunziert. Jetzt werden ſie hergeſtellt dem urſprünglichen Gedanken gemäß, und man ſchafft die entſtellenden Zuthaten weg. Das mag uns ein Wink ſeyn, was wir zu thun haben im öffentlichen Leben, und der Fortbau am Kölner Dom werde uns zugleich Pfand und Symbol unſerer Zukunft!

Die Langlebigkeit, Geduld und freiwillige Selbſtbeſchränkung unſeres Volks ſteht auf jedem Blatt unſerer Geſchichte geſchrieben; wenn es zum Selbſtbewußtſeyn durchdringen ſollte, wie viele Zeichen wahrſcheinlich machen, ſo wird es das Bild eines der alten Nordlandshelden wiedergeben, welcher lange wegen unbehülflichen Traumlebens verſpottet wird, aber endlich nach langem Rütteln zu gewaltigen Thaten ſich erhebt.

H. E.

Zur Orientirung

über

die Verschiedenheit der Interessen und Ansichten in der Twistfrage.

Als vor etwa 160 Jahren die erste Kunststraße in England angelegt wurde, brach das Volk die Zollbarrieren nieder; als man im Jahre 1789 die Spinnmaschinen in der Normandie einführte, zerstörten die Handspinner die Mühlen und richteten die Manufakturen zu Grunde; ein ähnliches Schicksal hatte im Jahr 1780 die Dampfmaschine, welche ein berühmter holländischer Mechanikus zur Trockenlegung der Sümpfe anwandte; die Haubergsordnung im Siegener Lande hat zur Zeit ihrer Einführung zu einem Aufstande Anlaß gegeben, und nur mit überlegener Gewalt durchgesetzt werden können, und der Plan zur Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, welchen James erdacht, und dessen Ausführung Saunders übernommen, wurde im Jahr 1822 für eine Schwindelei erklärt und dergestalt lächerlich gemacht, daß das Parlament das Gesuch um Ermächtigung zum Bahnbau zurückwies.

Bei der Kunststraße war es die kleine Abgabe, die die mannigfachen Vortheile eines neuen trefflichen Kommunikationsmittels ganz übersehen ließ; bei der Spinnmaschine und bei der Dampfmaschine der augenblickliche Nachtheil der Arbeiter, der über die segensreichen Folgen der neuen Erfindung verblendete; bei der Haubergsordnung der Widerwillen der Grundeigenthümer gegen die Beschränkung in der freien Disposition, der bei näherer Bekanntschaft

mit der Sache einer ſolchen Vorliebe Platz gemacht hat, daß man ſie jetzt die goldene Jahnordnung nennt; — bei der Liverpool-Manchester Eiſenbahn das gefährdete Intereſſe der Aktienbeſitzer des Liverpool-Mancheſter Kanals, welche das Unternehmen jetzt zu ſegnen Urſache haben, da die ungeahnten Kräfte und Bewegungen, die es hervorgerufen, nicht der Bahn allein zum Vortheile, ſondern auch Anlaß zu ſteigender Frequenz des Kanals geworden ſind, ſo daß die Aktien in den letzten Jahren eine reine Rente von 25 Prozent abwerfen konnten.

Die Geſchichte zeigt uns hundert Beiſpiele von dem Eigennutz der Individuen und der Maſſen, der den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes ſich widerſetzt, und eben ſo viele von der Kurzſichtigkeit der Regierungen, die der Entwickelung der öffentlichen Wohlfahrt widerſtrebten, ſtatt ſie zu fördern. Zwar werden in unſeren Tagen ſich ſo flagrante Fälle, wie einige der aufgezählten, wohl nicht wiederholen; auch wird keine Regierung die Erlaubniß zur Anlage einer Chauſſee aus Gründen verweigern, wie die holländiſche dem Haus van der Goes in Amſterdam, welches den erſten Chauſſeebau 1772 vorſchlug, entgegengeſetzt;* den Skandal einer Staatsmaßregel, wie die der Ausrottung der Gewürzbäume auf dem größeren Theile der Molukken durch die Holländer (1638), welcher nur übertroffen iſt durch die im Jahr 1815 auf Befehl Ferdinands VII. bewirkte Raſirung des Pflanzengartens bei Madrid, wird kein Gouvernement in Europa heut zu Tage mehr geben, noch wird eine Regierung ſich und ihre Unterthanen mit gebundenen Händen einem fremden Volke überliefern, wie die Portugieſiſche durch den Methuenvertrag (1703) gethan, und die franzöſiſche durch den Edenvertrag (1786) zu thun im Begriff ſtand.

Die allgemeine Verbreitung von Kenntniſſen und das geſteigerte Nationalbewußtſeyn ſchützen vor der Wiederholung ſo großer,

---

* Nach Jahre langem Hin- und Herziehen ertheilten die Generalſtaaten den Beſcheid, die Chauſſeen wären in einem Lande voller Kanäle unnöthig, und würden, wenn der Bau zugelaſſen werde, die Kanalunternehmungen benachtheiligen, ohne dem Verkehr wirklichen Vortheil zu verſchaffen. Nicht eher als im Jahre 1802, und unter franzöſiſchem Einfluß, wurden die erſten Chauſſeen in Holland erbaut.

in die Augen fallender Thorheiten. Aber man muß ſich auch nicht darüber täuſchen, daß wir noch täglich in Gefahr ſtehen, andere zu begehen, die, wenn auch nicht handgreiflich, doch nicht minder folgenreich ſind; — daß die erkannte Nothwendigkeit des Individualiſirens der national-ökonomiſchen Richtungen der einzelnen Staaten zu einer falſchen Wahl der Mittel und Wege eben ſo gut verleiten kann, als die unbedingte Verfolgung ganz allgemeiner Theorien — und daß in dem künſtlichen Zuſtande, den die raſch auf einander in den Geſetzgebungen Geltung gewinnenden Syſteme, die Napoleoniſche Kontinentalpolitik, die darauf folgende Handelsfreiheit, und die an deren Stelle getretenen Schutzzölle begründet haben, es wirklich recht ſchwer iſt, das Richtige und Beſte zu wählen, und in konſequenter Weiſe voran zu gehen.

Noch ſchwieriger muß die Sache erſcheinen, wenn man den Körper ins Auge faßt, durch welchen und für welchen gewirkt werden und von dem hier die Rede ſeyn ſoll: den Zollverein, der aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammen geſetzt, von denen der größere Theil lange Zeit hindurch jeder ſeinen eigenen Weg gegangen iſt, wie ihn Zufall, Verhältniß, Urtheil oder Vorurtheil vorzeichneten, und gänzlich unbekümmert um den Nachbar, oder gar um den ferner wohnenden verwandten Volksſtamm war; von denen faſt jeder einzelne beſondere Richtungen der Induſtrie gepflegt und erzogen, alſo auch zu beſchützen hat; von denen keiner dem andern untergeordnet, jeder ſelbſtſtändig, und die Geſammtheit nur durch die Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen verbunden iſt; deſſen kleinere und kleinſte Beſtandtheile endlich einer anerkannten politiſchen Mündigkeit ſich erfreuen, die die öffentliche Vertretung ihrer Intereſſen auf der Tribune vor der ganzen Welt durch erwählte Männer ihres Vertrauens ihnen geſtattet, während der größte und mächtigſte dieſes wichtigen Organs entbehrt, blos durch Beamte repräſentirt iſt, und daher ſeine Lage und ſein Bedürfniß weder zum Bewußtſeyn der eigenen Staatsgenoſſen bringen, noch durch offene Verhandlung die Sympathie der Verbündeten durch die Gewalt der Wahrheit gewinnen kann. *

---

* Die preußiſchen Unterthanen ſind denen der konſtitutionellen Staaten des Zollvereins gegenüber durch ihre Verfaſſung offenbar in eine nachtheilige Stellung verſetzt. Die große Aufgabe des Zollvereins iſt

Eine Gefahr, die Zukunft der Vereinsländer durch falsche Maßregeln blos zu stellen, hat schon mehrmals gedroht, und ist, wie behauptet wird, nicht immer vermieden worden; wir erinnern an den Zuckervertrag mit Holland, der einer allgemeinen, vielleicht übertriebenen Entrüstung aufgeopfert werden mußte, und an den Schifffahrtsvertrag mit England, der von allen Seiten angefeindet worden ist, und nur eine amtliche Vertheidigung finden konnte.

Die größere Gefahr zeigt sich jetzt. Der Zolltarif, wie er in Preußen eingeführt war, ein Resultat finanzieller Bedürfnisse und des Strebens nach Vervollkommnung einheimischer Industrie, soll die Mitte halten zwischen Handelsfreiheit und Prohibitivsystem. Die Anhänger dieser beiden Systeme suchen sich desselben zu bemeistern und ihn nach ihrer Ansicht zu gestalten. Die einen möchten die Tarifsätze so schnell als möglich auf ein Minimum reduciren oder ganz und gar beseitigen, den andern können die Zölle auf alle Manufakturen nicht hoch genug gegriffen seyn, und ihr Bestreben geht dahin, alle möglichen Industriezweige zu erzwingen und die ausländische Mitbewerbung völlig auszuschließen. Die Worte lauten glimpflicher, das muß man einräumen, aber der Sinn der Sache ist dieser. Die Regierungen neigen auf keine

---

in Beziehung auf seine Mitglieder Ausgleichung der Interessen. Diese setzt natürlich Darlegung und Vertheidigung derselben voraus. Mit welchem Feuer dies in den kleineren Staaten geschieht, zeigen die ständischen Verhandlungen von Württemberg, Baden, Darmstadt ꝛc. An sich können in kleineren Staaten die Hauptinteressen mehr in Evidenz treten, als in größeren, und sind auch der Protektion des Staatsoberhauptes gewisser, weil sie minder zahlreich, einfacher und leichter erkennbar sind. Nun tritt noch hinzu eine Erörterung durch parteiische und unparteiische Sachkundige bis ins kleinste Detail. Die öffentliche Meinung wird dabei gewonnen und festgestellt. Die Regierung wird dieselbe für sich haben, wenn sie mit ihren Wünschen im Zollvereine durchgedrungen ist, und gerechtfertigt seyn, wenn sie unterlag. In Preußen fehlen der Regierung oft die Mittel der Erkenntniß und die der Beruhigung; daher sie in allen Konflikten, welche öffentlich verhandelt werden, sich in einer preßhaften Lage befindet, und vor der öffentlichen Meinung fast immer den Kürzeren zieht. Der holländische Vertrag belegt diese Behauptung, es ließen sich aber noch schlagendere Beispiele anführen, wenn es nicht besser wäre, kaum geheilte Wunden unberührt zu lassen.

von beiden Seiten, und ſind befliſſen, den urſprünglichen Charakter des Syſtems aufrecht zu halten. Ob ſie es auf die Dauer thun werden und thun können, das wird die Zeit lehren. Im Augenblicke beſchäftigt ſie eine Angelegenheit, deren Entſcheidung ein neuer Sieg des Moderantismus, aber auch ein Beginn einer neuen Richtung ſeyn kann. Es iſt dies die Beſteuerung der engliſchen Twiſte, der fremden Leinen und des engliſchen Eiſens.

So lange der Zollverein beſteht, ſind keine Fragen von größerer Wichtigkeit verhandelt worden. Unter ihnen nimmt die der Baumwolletwiſte die erſte Stelle ein, ſowohl wegen der arbeitenden Hände und Kräfte, welche in der Baumwollefabrikation beſchäftigt ſind, als wegen der großen politiſchen und Kommerzialfolgen, die ſich unmittelbar daran knüpfen. Wie die Entſcheidung ausfallen möge, — immer wird ſie einen klaren Blick in die Zukunft der Union verſtatten.

Es iſt darum von Intereſſe, durch Zuſammenſtellung der Hauptdifferenzpunkte und der gegenſeitigen Begründung eine Orientirung zu verſuchen, wobei der Umfang und die Mannigfaltigkeit der zur Sprache kommenden Verhältniſſe eine Erſchöpfung des Gegegenſtandes von ſelbſt ausſchießt, aber auch auf Vermittelung kein Anſpruch gemacht wird.

Die nachfolgende Darſtellung ſoll nur ein Bild des gegenwärtigen Zuſtandes der Angelegenheit, wie es der Zeitungspolemik, ſtändiſchen Verhandlungen und einigen Monographien* zu entnehmen iſt, geben, und dem Publikum der deutſchen Vierteljahrsſchrift, ſo weit es nicht unmittelbar bei der Sache betheiligt, und daher durch ſeine ſpeziellen Intereſſen bereits mit einem fertigen Urtheile verſehen iſt, die Gelegenheit zum Ueberblick verſchaffen. —

Bei Einführung der gegenwärtigen Zolleinrichtung in den königlich preußiſchen Staaten durch das Geſetz vom 26. Mai 1818 wurden ausländiſche baumwollene Garne mit einem Eingangszoll von 1 Thaler für die weſtlichen und 2 Thalern per Centner für die öſtlichen Provinzen belegt. Mit dem Jahr 1832 wurde dieſer Zoll für die weſtlichen Provinzen auf 2 Thaler erhöht und dieſelben

* Auszüge daraus finden ſich an den geeigneten Orten; auf Originalität wird daher durchaus kein Anſpruch gemacht.

dadurch mit den öſtlichen Provinzen gleichgeſtellt. Die Spinnereibeſitzer wünſchten noch höheren Eingangszoll, wogegen ſich die Weber um ſo mehr ſträubten, als der erhöhte Zoll von 2 Thalern, wie ſie behaupteten, ſchon nachtheilig genug, insbeſondere auf den Export ihrer Fabrikate wirkte.

Bei Gelegenheit der Zollvertragsverhandlungen zu Berlin im Jahr 1833 beſtürmten die Spinner ihre Regierung mit Klagen über die Unzulänglichkeit des durch den Eingangszoll von 2 Thalern per Centner ihrem Fabrikat gewährten Schutzes, und trugen auf eine Erhöhung mindeſtens bis zu 4 Thalern an, um bei der überhandnehmenden Konkurrenz nicht von dem offenbaren Ruin bedroht zu ſeyn.

Einen gleichen Antrag machte eine im Jahre 1834 in Godesberg verſammelte (zum größeren Theile aus Spinnern zuſammengeſetzte) Kommiſſion rheinpreußiſcher Baumwollfabrikanten, mit der Modifikation, daß ſie einen Rückzoll zum vollen Betrage der Erhöhung bei Ausführung des Fabrikats (in rohem oder verarbeitetem Zuſtande wiederausgehender fremder Garne), und zugleich eine Prämie von 3 Thalern für jede Spindel neuer Anlagen vorſchlug.

Gleichzeitig traten jedoch auch die Baumwollmanufakturiſten der übrigen Branchen, Weber, Wirker, Drucker ꝛc. auf, und ſtellten ihren Regierungen vor, daß ſchon durch einen Grenzzoll von 2 Thalern das Fortbeſtehen und Gedeihen ihrer Geſchäfte aus den von ihnen entwickelten Gründen gefährdet ſey, daß ſie ſich demnach in die Nothwendigkeit verſetzt ſähen, eher eine Herabſetzung dieſes Satzes zu beantragen, wenigſtens aber jeder Erhöhung deſſelben zu widerſprechen.

Die Regierungen fanden ſich jedoch nicht bewogen, an dem Eingangszoll irgend etwas zu ändern. Die Godesberger Vorſchläge wurden mit der Beſtimmung verworfen, daß es bei der beſtehenden Einrichtung verbleiben müſſe, und die wechſelſeitigen Beſchwerden für erledigt anzuſehen ſeyen.

Bei Gelegenheit des Zollvereinskongreſſes im Jahre 1839 wiederholten die Spinner ihre Anträge auf jenen Zollſchutz. Ob ſich aber ſchon einige Regierungen geneigt zeigten, unter gewiſſen Modifikationen darauf einzugehen und die übrigen dabei betheiligten Fabrikzweige durch Rückzölle ſicher zu ſtellen, ſo fand man doch

auf anderer Seite Widerſpruch, und die ganze Angelegenheit wurde bis zum nächſten Kongreß vertagt. Es iſt demnach nur zu bemerken, daß die königlich ſächſiſche Regierung vorgeſchlagen hatte, den Garnzollſatz von 2 Thalern bis auf 4 Thaler zu erhöhen, und dagegen auf jeden Centner ausgehender baumwollener Waare eine Ausfuhrprämie von 2 Thalern zu vergüten.

Noch nie aber iſt der Antrag auf Erhöhung des Eingangzolles baumwollener Garne und geſchlichteter Ketten in allen Vereinsſtaaten ſo allgemein und dringend geweſen, als ſeit vorigem Sommer, namentlich ſeit der, Anfangs September v. J. zu Frankfurt a. M. ſtattgefundenen Verſammlung mehrerer Baumwollfabrikanten des Zollvereins, welche größtentheils aus Beſitzern von Maſchinenſpinnereien und Maſchinenwebereien beſtand, und worin beſchloſſen wurde: eine Zollerhöhung von 2 Thaler, auf 4 Thaler per Centner für baumwollene Garne, und auf 16 Thaler für geſchlichtete Ketten, mit Rückzoll von 2 bis 4 Thalern zu beantragen.

Dem Beiſpiele des Frankfurter Spinnervereins folgten die ſächſiſchen Spinner. Die Bezirksvorſteher in der Branche der Baumwollſpinnerei behaupteten, daß während unter dem Schutze des Zolltarifs und nach Eröffnung des größeren Marktes andere Induſtriezweige feſte Wurzel gefaßt und glückliche Fortſchritte gemacht hätten, eben in Folge deſſelben Zollſyſtems die Spinnerei, welche allen anderen Gattungen der Baumwolleverarbeitung in dem Schutze des Staates ſo tief untergeordnet worden, durch äußeren Einfluß trotz aller Anſtrengung für die techniſche Ausbildung des Gewerbes gelähmt ſey, und bei dem die ſächſiſchen Zuſtände gar nicht berückſichtigenden Tarifſatz ſchlechterdings nicht beſtehen könne. Das ſächſiſche Spinnerkomité ſchloß ſich den Anträgen des Frankfurter Vereins an, und erweiterte dieſe noch, indem es die Verwendung des ſächſiſchen Miniſteriums des Innern dafür erbat, daß die zweidrähtigen (doublirten), im gleichen die zweifach gezwirnten baumwollenen Twiſte, anſtatt wie jetzt mit 2, künftig mit 8 Thalern Eingangszoll per Centner, gleich den gezwirnten überhaupt belegt werden möchten.

Endlich erneuerte die königlich ſächſiſche Regierung auf dem Zollkongreß zu Berlin im Jahre 18$^{50}/_{51}$, ihre Anträge und motivirte ſolche durch eine ausführliche Denkſchrift. Da jedoch auf der einen Seite ſich immer noch abweichende Anſichten herausſtellen

und vielleicht die Regierungsbevollmächtigten damals durch die Verhandlungen über die Fortdauer des Zollvereins überhaupt zu ſehr in Anſpruch genommen ſeyn mochten, ſo wurde die Garnfrage wiederholt bis zu der im Jahr 1842 abzuhaltenden Zollkonferenz vertagt, wo überhaupt eine Tarifsreviſion vorgenommen werden ſollte. Dieſe Zollkonferenz iſt jetzt in Stuttgart eröffnet.

Es ſind nicht in allen Beziehungen der Baumwollefabrikation divergente Anſichten und ſtreitende Intereſſen auszugleichen und zu überwinden; in mancher Hinſicht beſteht das vollkommenſte Einverſtändniß: die volle Wichtigkeit aller Zweige dieſer Induſtrie findet von allen Seiten die bereitwilligſte Anerkennung. Zu allen Zeiten haben die Spinnereien und Webereien dem innern und äußern Handel kultivirter Länder die meiſten Tauſchmittel geboten. In Florenz zur Zeit der Blüthe, ſpäter in Brabant, zuletzt in England waren die Tuchmanufakturen die Baſis des großen Handels, im übrigen Italien und Frankreich war es die Seidefabrikation, in Deutſchland die Leinenmanufaktur.

Die Baumwollefabrikation hat dieſe alle überflügelt durch die Anwendung der Maſchinen und durch die Fügſamkeit des Materials, welche es erlaubt, die gemeinſten Kleidungsbedürfniſſe wie die der bemittelten und reichen Perſonen in ausgeſuchter Schönheit, Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit zu befriedigen. Die Anwendung der Maſchinen hat die Baumwollefabrikation, früher den unbedeutendſten Zweig der Webeinduſtrie, auf Koſten der Wolle- und Leinenfabrikation zu unermeßlicher Bedeutung erhoben; ſie hat die Engländer in Stand geſetzt, wohlfeiler als alle übrigen Nationen zu arbeiten, und die Baumwollinduſtrie zu einer Art von Monopol zu machen; dieſelbe Kraft der Maſchinen eröffnet dieſem Volke die Ausſicht, ſich auch der Leinenfabrikation zu bemeiſtern.

Noch vor etwa 200 Jahren betrug die Einfuhr roher Baumwolle in England nicht viel mehr als eine Million Pfund, die zu Barchent verwandt, und wozu das Leinengarn aus Deutſchland bezogen wurde. Die engliſche Regierung, welche die Wichtigkeit der Baumwollinduſtrie früh erkannte, ſchützte dieſelbe 1723 durch das Verbot ſogar der Einfuhren der aus den eigenen indiſchen Faktoreien kommenden Baumwollegewebe, und zwang dieſe ihren Markt auf dem Kontinent zu ſuchen, wodurch die Induſtrie der rivaliſirenden Nationen unterdrückt, die eigene aber gefördert wurde.

Mit dem Anbau der Baumwolle in Amerika, welche im vorigen Jahrhundert verſucht ward und über Erwarten gelang, wurde die Maſſe des Rohſtoffes in reißender Progeſſion vermehrt, und die dadurch erzeugte Wohlfeilheit, verbunden mit der Vervollkommnung der Maſchinen zur Verarbeitung, hat das ungeheure Reſultat geliefert, daß England im Jahre 1839 für 50½ Millionen Pfund Sterling Baumwollwaaren produciren konnte.

Im Jahr 1816 erklärte Graf Liverpool dem Parlamente, daß England der Erfindung der Spinn- und Webemaſchinen, verbunden mit dem Betriebe der Dampfkräfte, allein die Mittel verdankt habe, den Krieg gegen Frankreich fortſetzen zu können, ſeinen Alliirten Subſidien zu gewähren, und in Gemeinſchaft mit den Letzteren einen ehrenvollen Frieden zu erringen, und den Kontinent von franzöſiſcher Herrſchaft zu befreien.

Zur Zeit dieſes öffentlichen Geſtändniſſes verarbeiteten die engliſchen Maſchinenſpinnereien kaum hundert Millionen Pfund rohe Baumwolle; und ſeitdem hat dieſe Induſtrie ſich dergeſtalt gehoben, daß nach amtlicher Angabe im Jahr 1838 ſchon 437 Millionen Pfund geſponnen, und 393 Millionen Pfund Garn daraus erzeugt werden konnten.

In Deutſchland iſt man erſt zu der Zeit auf den Gedanken gekommen, ſich die Vortheile der Erfindungen Arkwrights und Cromptons anzueignen, als durch die Einfuhr engliſcher Maſchinengarne die Handſpinnerei (mittelſt des einfachen Spinnrads) bereits mit der Vernichtung bedroht war, und große Summen für Maſchinengarne nach England wanderten.

Indeſſen konnte man dieſem Ziele nur Schritt vor Schritt näher rücken; denn nicht allein verwehrte die argwöhniſche Geheimhaltung der Konſtruktion jener Spinnmaſchinen die Erlangung genauer Beſchreibungen und Zeichnungen, und noch mehr von Modellen einzelner Beſtandtheile und der ganzen Maſchine, ſondern die gewerbliche Technik ſtand noch auf ſo niedriger Stufe, daß es unmöglich war, ſelbſt bei dem Beſitze jener Erforderniſſe die Spinnmühlen in gleicher Vollkommenheit wie die engliſchen nachzubauen; dabei fehlte es an Mitteln, an Spekulationsgeiſt, vielleicht auch an dem Gefühle der Sicherheit, welches der unmittelbare Schutz der Regierungen eingeflößt haben würde.

Inzwischen ließen es diese dennoch nicht an allen Ermunterungen fehlen, und so kamen sowohl durch Anregung von oben, als durch Betriebsamkeit von Mechanikern und Fabrikherrn in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die ersten Spinnmaschinen zu Stande, welche, wenn gleich nicht in derselben Vollkommenheit wie die englischen konstruirt, und daher auch in der Beschaffenheit des Fabrikats hinter diesen zurück bleibend, dennoch die Konkurrenz zu bestehen vermochten, Gewinn abwarfen und sich allmählig vervollkommneten.

Die Kontinentalsperre begünstigte den neuen Industriezweig in unerwarteter Weise. Die Handspinnerei, welche von den englischen Maschinengarnen und den einheimischen Spinnfabriken erdrückt worden war, konnte nicht mehr in Mitbewerbung treten; die Anzahl der Spinnmühlen der Continentalstaaten war noch zu gering, um die Lücke, welche die Abweisung der englischen Fabrikate verursachte, auch nur einigermaßen auszufüllen. Die Besitzer der Maschinenspinnereien wurden daher Herrn der Preise ihres Fabrikats, die in der That eine schwindelnde Höhe erreichten. Damit wuchs die Zahl derselben in reißender Schnelligkeit. Die Gewißheit des Gewinns veranlaßte Sorglosigkeit in der Anlage der Fabrikgebäude und in dem Baue der Maschinen, Sorglosigkeit in der Leitung des Betriebs, und Unbekümmerniß um die Ausbildung der Arbeiter und die Vervollkommnung der Maschinen.

Die Engländer hatten unterdessen die Fabrikation mit dem größten Eifer fortgesetzt: jedes Jahr hatte neue Verbesserungen in dem Mechanismus, genauere Kenntniß der verschiedenen Sorten des Rohstoffs und ihrer zweckmäßigsten Verwendung, größere Uebung und Sachverständigkeit der Arbeiter gebracht.

Als daher die Kontinentalsperre nach geschlossenem Frieden plötzlich aufhörte, waren die englischen Fabrikanten im Stande, ungeheure Massen ihrer Erzeugnisse auf die Märkte des Kontinents zu werfen, und sowohl um ihrer Ueberlegenheit in der Fabrikation willen, als auch zur Aufräumung der während der unmittelbar vorhergegangenen Jahre aufgesammelten Vorräthe, Preise zu stellen, die die Mitbewerbung der inländischen Spinnereien fast ganz ausschlossen, einen großen Theil derselben erdrückten, und den diese Krisis überlebenden nur ein kränkelndes Fortbestehen bei aller Anstrengung übrig zu lassen schienen.

Seitdem hat der Gewinn, welchen die engliſchen Fabrikanten von ihren Spinnereien ziehen, durch die größere Wohlfeilheit des Rohſtoffes, der ſeinen Hauptmarkt in Liverpool findet, durch die bei ihren Handels- und Seeverbindungen leichtere Benutzung der Konjuncturen, durch ihre Geldkräfte, durch den der Nation eigenen Spekulationsgeiſt und durch den ſteten Fortſchritt der Technik* ſich noch vermehrt, und es iſt die Maſſe der importirten Garne, auch trotz des Schutzes, welchen die preußiſche Regierung und nach Begründung des Zollvereines dieſer den inländiſchen Geſpinnſten, durch Beſteuerung der Twiſte mit einem Eingangszoll von 2 Thlr. per Centner, hat angedeihen laſſen, in ſtetem Wachſen geblieben.

Darüber, daß es wünſchenswerth wäre, die Baumwollefabrikation vor dem Einfluß unſerer überſeeiſchen Nachbarn unabhängig zu ſtellen, beſteht kein Streit und kann kein ſolcher beſtehen.

Würden wir im Stande ſeyn, den geſammten Bedarf an Baumwollengarn aus der rohen Baumwolle ſelbſt zu ſpinnen, die rohe Baumwolle den Erzeugungsländern direkt abzunehmen, und dieſe, welche noch zur Zeit Agrikulturſtaaten ſind, mit den daraus gewonnenen Manufakten zu bezahlen, ſo eröffnete ſich die Ausſicht auf Erreichung eines bisher nicht gekannten Wohlſtandes und auf Wiedererringung der Stufe, welche Deutſchland unter den handeltreibenden Nationen ſchon einmal eingenommen hat.

Bei der raſch anwachſenden Bevölkerung Amerikas, die noch lange darauf angewieſen ſeyn wird, den Boden zu pflegen, und daher die Manufakturthätigkeit noch lange Zeit andern Nationen überlaſſen muß, läßt ſich die Baumwolleinduſtrie, welche die gemeinſten und unentbehrlichſten Kleidungsbedürfniſſe befriedigt, in unermeßlicher Weiſe erweitern; der zunehmende Verbrauch des Rohſtoffes wird deſſen Erzeugung immer neue Hände und neue Kapitale zuführen, und Amerika daher recht gerne die Produkte ſeines Bodens mit den Produkten unſeres Gewerbfleiſſes ſich bezahlen laſſen. So zeigt die Entwickelung der Baumwollefabrikation

---

* Auch durch vortreffliches Eiſen und wohlfeile Kohlen, welche den Maſchinenbau in unerreichbarer Güte und Wohlfeilheit möglich machen, und die Anwendung des Dampfes mit geringen Koſten geſtatten.

in allen Zweigen uns in der Perspektive gewinnreiche Beschäftigung für unsere ebenfalls steigende Population, wachsenden Lebensgenuß für alle Klassen, Nationalreichthum und Nationalmacht. Man kann sich nicht darüber verblenden, daß die Blüthe einzelner Zweige der Baumwollemanufaktur nicht die gleichen Dienste zu leisten im Stande ist. Wenn unsere Weberei, Druckerei und Färberei den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichten, und durch Wohlfeilheit, Dauerhaftigkeit und Eleganz ihre Fabrikate den allgemeinsten Begehr fänden, die Spinnerei aber nicht den gleichen Aufschwung nehmen und die Lieferung der Gespinnste fortdauernd den Engländern überlassen bleiben würde, so müßte unvermeidlich der wesentlichste Vortheil, nämlich der des unmittelbaren Verkehrs mit den, die Baumwolle erzeugenden Ländern, und die Möglichkeit, diesen Rohstoff und die übrigen Kolonialprodukte mit unseren Manufakturen zu bezahlen, und dadurch für diese selbst einen ungeheuern Markt zu sichern, uns stets versagt bleiben. Denn es ist gewiß, daß man am liebsten da kauft, wo man mit eigenen Erzeugnissen der Natur oder der Industrie bezahlen kann, und daß daher dasjenige Volk, welches die Rohstoffe direkt in den Erzeugungsländern erwirbt, auch mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß ihm bei dem Ankauf von Manufakturwaaren dort der Vorzug eingeräumt werden wird.

Auch über die Wünschenswürdigkeit einer solchen Zukunft ist man allgemein einverstanden, obwohl die Einen sie nur als einen frommen Wunsch betrachten, die Andern, wie sich später ausführlicher darzustellen Gelegenheit findet, kein Opfer scheuen zu müssen glauben, das ihre Erreichung fordern kann.

Thatsächlich ist aber, daß, während die Spinnerei seit Aufhebung der Kontinentalsperre fortwährend sich in ihrer Existenz bedroht sieht, und zur Stunde noch nicht die Ausdehnung gewonnen hat, daß sie das Bedürfniß der übrigen Zweige der Baumwollemanufaktur auch nur zum dritten Theil befriedigen kann, die Weberei, Färberei und Druckerei einen weit größeren Aufschwung genommen haben, und nicht allein den Bedarf der Konsumtion innerhalb der Zollvereinsstaaten zu befriedigen, sondern auch bedeutenden Werth zum Export zu fabriciren im Stande sind.

Es ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß die Spinnerei nicht ebenfalls im Fortſchreiten begriffen wäre: ſowohl die Zahl der Spindeln iſt geſtiegen, als die Konſtruktion der Maſchinenſpinnereien verbeſſert, auch manche Anlage dieſer Art in großer Vollkommenheit ſelbſt in Gegenden begründet worden, wo dieſelben früher ganz fehlten. Aber die 719,000 Spindeln, welche man im Gebiete des Zollvereins zählt, liefern wirklich nur etwa 16 Millionen Pfund Garn, alſo etwa ein Viertheil des Halbfabrikats, welches jährlich verarbeitet wird, und das Quantum der engliſchen Twiſte, welche noch außerdem zur Verarbeitung eingeführt werden müſſen, iſt vermuthlich auf 48 — 50 Millionen Pfund anzuſchlagen.*

Daß die Weberei, Druckerei, Färberei ꝛc. die Möglichkeit, mit den engliſchen Fabrikaten im Inlande mit Erfolg zu konkurriren, einem Schutzzoll von ungefähr 40 pC. oder 50 Thlr. verdankt, iſt von allen Seiten anerkannt, und daß ſie deſſelben jetzt nicht, und noch lange nicht wird entbehren können, nicht minder. Die Spinner, weit entfernt dieſen Schutz zu tadeln, welcher indirekt auch ihnen zu gute kommt, verlangen nur, daß der Zoll auf engliſche Geſpinnſte bis zu einem Satz erhöht werde, wo er die natürliche Ueberlegenheit der Engländer aufwiege und die inländiſche Spinnerei in den Stand ſetze, die inländiſchen Webereien mit dem geſammten Bedarfe künftig zu verſorgen.

Die Weber dagegen befürchten von der Erhöhung des Schutzzolles eine Vertheuerung des Stoffes, welchen ſie verarbeiten müſſen, und folgeweiſe entweder eine unerträgliche Schmälerung ihres Arbeitsgewinnes, oder die Nothwendigkeit einer die Konſumtion und vorzüglich den Export beſchränkenden Preiserhöhung ihrer Fabrikate.

Für beide Intereſſen haben ſich Stimmen erhoben. Bei dem Ueberblicke, welchen wir zu geben beabſichtigen, wird die

---

* Nach N. 141 der Preuß. Staatszeitung ſind in ſämmtlichen Staaten des Zollvereins an ungebleichtem ein- und zweidrähtigem Baumwollengarn und Watten zum Eingang à 2 Thlr. verzollt worden:

1841 — 434.286 Zollcentner,
1840 — 431.216 „ „

was über 47½ Million engliſcher Pfunde ausmacht.

Vorausſendung der Einwände aus dem Standpunkte der Weber, der wir die Gegengründe folgen laſſen, am beſten orientiren.

Zunächſt wird Zweifel darüber erhoben, ob ein Gewerbe, welches ſeit beinahe 50 Jahren beſteht, und während 7 Jahren (der Zeit des Kontinentalſyſtems) der Vorzüge eines Monopols genoſſen, ſich aber dennoch nicht ſolid genug begründet habe, um die fremde Konkurrenz beſtehen zu können, einer weitern Erziehung durch Schutzzölle auch würdig ſey. Denn, daß die Auflage eines Eingangszolls auf fremde Geſpinnſte nur eine Uebergangsmaßregel und nur in der Hoffnung angeordnet ſeyn könne, daß die Erſchwerung der ausländiſchen Mitbewerbung dem inländiſchen Fleiße Zeit laſſe, die gleichen Reſultate hinſichtlich der Wohlfeilheit und der Beſchaffenheit des Fabrikats zu erzielen, liegt zu Tage; eine gleiche Anordnung, in der voraus feſtſtehenden Ueberzeugung getroffen, daß das Gewerbe, welches durch ſie beſchützt werden ſoll, nie und nimmermehr ohne dieſen Schutz ſein Beſtehen haben werde, würde nichts als eine Verleitung zu einer unnatürlichen Richtung der Gewerbthätigkeit ſeyn, und die Maſſe der Nation verurtheilen, für alle Zeiten die in dieſem Gewerbe beſchäftigten Arbeiter gewiſſermaßen wie Penſionärs zu ernähren. Wenn aber eine ſo enorme Begünſtigung, wie die Periode der Kontinentalſperre ſie gewährt, nicht hingereicht habe, um dem Gewerbe eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu verſchaffen, ſo ſey der Verſuch gemacht und fehl geſchlagen, und andere Verſuche in kleinerem Maaßſtabe könnten wohl zur Bedrückung der übrigen Zweige der Baumwollefabrikation und zu einer Beläſtigung der Konſumenten führen, aber ſchwerlich ein Reſultat vorausſehen laſſen, das bei beiſpielloſen Begünſtigungen unerreicht geblieben ſey.

Inzwiſchen ſey wohl zu erwägen, daß nicht innere Gründe die Baumwollespinner in Deutſchland in ein nachtheiliges Verhältniß, verglichen mit den Spinnereien in England, ſtellten, ſondern daß im Gegentheil für die deutſchen Spinner auf den erſten Blick Vortheile in ihrem Gewerbe ſich zeigten, um deren einige die Engländer ſie zu beneiden Urſache hätten. Dieſe beſtänden in dem Deutſchland eigenen Reichthum an Waſſerkraft, die das ſtetigſte und wohlfeilſte Betriebsmittel ſey, in der Wohlfeilheit der Lebensmittel, den geringeren Bedürfniſſen der deutſchen

Arbeiter, folgeweiſe dem um beinahe hundert Procent niedrigeren Arbeitslohn,* in den höheren Beziehungsſpeſen der Twiſte aus England gegen die der Baumwolle aus niederländiſchen und deutſchen Häfen, und in dem Eingangszoll von 2 Thlr. per Ctnr. auf Twiſte; in geringem Anſchlag ſeyen dieſe Vortheile auf 1¼ Sgr. per Pfund für den Verkauf der Garne im Inlande zu berechnen, was bei mittleren Nummern auf den durchſchnittlichen Preis der Garne 10 bis 15 pC. (bei dem jetzigen niedrigen Stande noch 5 pC. mehr), auf den Spinnlohn aber 60—90 pC. ausmache. Auf geſchlichtete Ketten (Warps) und auf Pincops (Einſchuß auf Spülchen) wird dieſer Unterſchied für noch bedeutender gehalten, da ſolche des, gegen das Gewicht größeren Volumens wegen, ungleich höheren Beziehungsſpeſen unterliegen, und die geſchlichteten Ketten überdies 10 à 15 pC. Stärke enthalten. Erwäge man nun, daß der Zoll von 2 Thlr. allein auf den Werth der Garne mittlerer Nummer 6—8 pC. ausmache, der Vortheil von 10 à 20 pC. im Preiß für Garn nur 10 pC., und für geſchlichtete Ketten 15 pC. betragen würde, ſo müſſe er gegen den Spinnlohn, der doch eigentlich das Objekt des Schutzes ſey, im erſten Falle auf 50, im letzten Falle auf 75 pC. angeſchlagen werden.

Wenn dieſer natürlichen Vortheile und dieſes Schutzes ungeachtet, die Leiſtungen der Spinnereien ſowohl in der Qualität, als in der Quantität hinter dem Bedürfniſſe zurückblieben, und wenn in der That die Exiſtenz vieler Etabliſſements gefährdet ſey, ſo müſſe der Grund dieſer Erſcheinung anderswo aufgeſucht werden, und er finde ſich in der Unvollkommenheit des Fabrikbetriebs.

Die meiſten Spinnereien, ſo ſagen die Ankläger, arbeiten auf den alten Maſchinen fort. Die verbeſſerten Spinnfabriken gehören bis auf den heutigen Tag zu den Ausnahmen, und dieſes

---

* Auch der engliſche Zoll auf in England eingehende Baumwolle ward bisher in Anſchlag gebracht, und die Rechnung der Vortheile dadurch auf 1½ Sgr. per Pfund geſtellt. Da jedoch dieſer Zoll mit dem aller übrigen Rohſtoffe nach dem neuen Tarif weggefallen iſt, ſo konnte er auch hier nicht weiter in Betracht kommen. Der Wegfall deſſelben vermindert aber den ſchon jetzt für unzulänglich angeſehenen Schutzzoll der deutſchen Spinnereien.

Beharren bei dem Alten und Unvollkommenen iſt der Grund, daß die Thätigkeit der Maſchinenbauwerkſtätten ſich allem andern eher zuwandte, als der Fertigung neuer Spinnmaſchinen, wobei ſie ihren Vortheil nicht fand. Ja noch in der neueſten Zeit ſind zahlreich gegründete neue Etabliſſements mit alten Maſchinen ausgeſtattet worden. Nur wenige Unternehmer haben die alten Maſchinen durch neue erſetzt, oder die neu errichteten Fabriken gleich mit Maſchinen beſſerer Konſtruktion begonnen. Maſchinenbauanſtalten, die in dieſer Periode gegründet wurden, die mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet waren, in denen meiſt nach engliſchen Modellen gearbeitet ward, und die daher vollkommen im Stande geweſen wären, die inländiſchen Spinnereien in Beſitz der Vortheile der engliſchen zu ſetzen, haben wegen fehlender Beſchäftigung wieder eingehen müſſen, und es iſt alſo der Mangel an Induſtrie Seitens der Spinnereibeſitzer, welcher dieſe ſelbſt der Mittel beraubt hat, ihre Fabrikation der Stufe, auf welcher die Engländer ſtehen, zuzuführen, ſo weit dies von der Verbeſſerung des Mechanismus abhängt.

Der Mangel an induſtriellem Geiſte iſt es alſo vorzüglich, der das Zurückbleiben der deutſchen Spinnereien erklärt, und zu dieſem tritt der Mangel an Kapital.

Der Kapitalfonds ſollte ſo groß ſeyn, daß nicht allein die Spinnfabrik in höchſter Vollkommenheit errichtet, nach den beſten Vorbildern in Betrieb geſetzt und darin erhalten werden kann, ſondern daß der Unternehmer ſich auch im Stande ſehe, ungünſtige Konjunkturen zu ertragen.

Wenn die einfache Vergleichung der Maſchineneinrichtung in den wenigen bairiſchen, ſächſiſchen, badiſchen und württembergiſchen Etabliſſements, welche den Beſitz der Vortheile aller neuen Erfahrungen in der Technik ſich zu verſichern verſtanden, mit der großen Maſſe aller übrigen den Nachweis liefert, daß zweckmäßige Einrichtungen noch zu den Seltenheiten gehören, ſo hat die amerikaniſche Geldkriſis vom Jahre $^{1836}/_{1838}$ gar keinen Zweifel darüber gelaſſen, daß ein großer Theil der deutſchen Spinnereiinhaber nicht mit dem Kapitale ausgerüſtet iſt, um eine Mißkonjunktur von irgend längerer Andauer ertragen zu können. Während die engliſchen, franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Maſchinenſpinnereien den Druck, welchen die verminderte Nachfrage nach Geſpinnſten, alſo

das Sinken der Garnpreiſe bei plötzlichem Steigen der Baumwollepreiſe verurſachte, zwar mit Mühe ertrugen, aber doch nur den Betrieb ihrer Fabriken zu beſchränken, oder für kurze Zeit ruhen zu laſſen genöthigt waren, haben in Deutſchland viele Spinnereiinhaber ihre Zahlungen eingeſtellt. Jede widrige Konjunktur kann gleiche Verluſte erzeugen, wird aber auch Etabliſſements, die auf ſo ſchwachen Fuß ſtehen, wiederum in ihrer Exiſtenz bedrohen.

Man würde ſehr irren, wenn man in der Unvollkommenheit der Maſchinen allein den Grund der geringeren und koſtſpieligeren Leiſtungen ſuchte: die fehlerhafte Oekonomie im Fabrikbetriebe und im Fabrikhaushalt trägt daran ebenfalls ihren Theil der Schuld; die geringere Kenntniß und Sorgfalt im Einkaufe, * in der Reinigung und Miſchung der Wolle, und den verſchiedenen Operationen bis zur Bearbeitung auf der Feinſpinnmaſchine.

Von allem dem iſt die nothwendige Folge: die ſchlechtere Beſchaffenheit der deutſchen Baumwollegeſpinnſte, die, mit Ausnahme einiger weniger Fabriken, an Gleichheit, Glätte, Feinheit und Feſtigkeit weit hinter den engliſchen, ſelbſt hinter den franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Geſpinnſten zurückbleiben, weshalb ſich die deutſchen Twiſte in der Regel nur zu gröberen oder mittelfeinen Sorten von Strumpfwaaren qualifiziren, und zu vielen Gattungen von Ganzfabrikaten, zum Beiſpiel zu den feinen Kattunen, in der Regel ganz untauglich ſind, zu gröberen nur als Einſchuß gebraucht werden können, was auch von Bunt- und andern Feingeweben gilt.

Da aber wirklich rühmliche Ausnahmen beſtehen, worunter die Garne der mit Webereien verbundenen Spinnereien zu Augsburg, in Ettlingen, die der Fabrik zu Kaufbeuern, und mehrere Chemnitzer und Schwarzwälder Spinnereien anzuführen ſind, ſo beweiſt dies eben, daß die Ueberlegenheit der engliſchen Spinnereien keineswegs in natürlichen und unerreichbaren Vorzügen, ſondern in der beſſern Einrichtung allein beruht, und daß daher ein weiterer als der beſtehende Schutz, ſtatt zur Verbeſſerung

* Auch der Einkauf in Liverpool, ſtatt in den niederländiſchen und deutſchen Häfen, mit den höheren Beziehungsſpeſen der Wolle vom engliſchen Markte.

anzuregen, das Verharren in der fehlerhaften Richtung belohnen würde.

Auch muß doch das Spinnereigewerbe noch immer zu den lohnenden gehören, weil außerdem nicht, wie es notoriſch iſt, ſeit 1835 ſo manche neue Anlagen entſtanden ſeyn, und viele der vorhandenen ſchwunghaft betrieben werden könnten; wie erwähnt, laſſen ſich einzelne deutſche Maſchinenſpinnereien den engliſchen an die Seite ſetzen, und machen, wenn auch nicht glänzende, doch gute Geſchäfte. Daß auch der Betrieb mancher Spinnereien hat eingeſtellt werden müſſen, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden: es waren dieſelben jedoch veraltete, von durchaus mangelhafter Einrichtung. Solche Anlagen können nicht wohl beſtehen, ſollten aber auch nicht beſtehen, und am wenigſten kann man ihr Ableben bedauern.

Der ſächſiſche Ausſtellungsbericht pro 1837—39, indem er das Mißverhältniß zwiſchen dem Preiſe des Urſtoffes und den Preiſen des Halbfabrikats beklagt, und den Erklärungsgrund in der übertriebenen Ausdehnung der engliſchen Spinnereien findet, deren Produktion den Bedarf überſteige, und ſie mit ihrem Ueberfluſſe auf die Märkte des Kontinents dränge, — erkennt rühmend an, daß trotz dem die ſächſiſchen Spinnereien ſich auf ihrem höhern Standpunkte erhalten haben, und nirgends ein Stillſtand wahrzunehmen ſey, worin der ſchlagendſte Beweis für ihre Tüchtigkeit erblickt werden müſſe; er erwähnt ferner, daß nur durch nachhaltige gute Leiſtungen auf dem natürlichen Wege unermüdeter Betriebſamkeit jeder Konkurrenz begegnet werden könne, gegen welche kein künſtlicher Zollſchutz ein bequemes Bollwerk biete, die vielmehr in offenem Felde mit gleichen Waffen bekämpft ſeyn wolle.

Die ſächſiſche Spinnerei hat, was man wohl erwägen muß, vor dem Beitritte des Königreichs zum Zollverein durchaus gar keines Schutzzolles genoſſen, deſſelben aber auch nicht bedurft, und demungeachtet zum Theil wenigſtens einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht.

In dieſer Beziehung iſt auch das Beiſpiel der Schweiz von großem Gewichte, woſelbſt die Spinnereien feſten Beſtand haben, und vortreffliche Fabrikate liefern, ohne irgend gegen ausländiſche Konkurrenz begünſtigt zu ſeyn.

Von keiner Seite iſt bis jetzt behauptet worden, daß die inländiſchen Geſpinnſte keine Abnehmer fänden: im Gegentheil iſt

der Abſatz durch ſtets wachſende Nachfrage geſichert. Den größten Theil des vereinsländiſchen Garnerzeugniſſes verarbeitet die Strumpfwirkerei, einen Theil konſumirt die Weberei (zu groben Artikeln) und die Poſamentenmanufaktur, und der Reſt (etwa 20,000 Ctr.) geht ins Ausland.

Die ausländiſchen, namentlich die engliſchen Twiſte ſtehen innerhalb des Vereinsgebiets in einem verhältnißmäßig höheren Preiſe als die vereinsländiſchen, wodurch die Behauptung, daß die engliſche Spinnerei durch die Menge und Wohlfeilheit ihrer Erzeugniſſe die vereinsländiſche Gewerbfabrikation erdrücke, ſchon hinlänglich widerlegt wird. Die Spinnerei in Kaufbeuern liefert einen großen Theil ihrer Twiſte an die Rothfärber in Elberfeld, welche bis vor kurzem faſt ausſchließend nur engliſche Garne gebrauchen konnten, und beweist dadurch, daß die vereinsländiſchen Spinnereien die engliſche Konkurrenz nicht allein nicht zu ſcheuen haben, ſondern daß gerade die Engländer es ſind, welche die Konkurrenz nicht beſtehen können, wenn mit Kraft, Anſtrengung und Einſicht gearbeitet wird.

Oeſterreich hat früher den Eingang der ausländiſchen Twiſte ganz verboten, ſpäter einen dem Verbote faſt gleich kommenden Eingangszoll (von 15 fl. Conventionsmünze pr. Ctr. oder etwa 10 Thlr. pr. 110 Pfund) daraufgelegt. Es hat damit ſeine Webereien ruinirt und ſeinen Spinnereien nicht geholfen, wenn man unter der Hülfe die Emporbringung zu vollkommeneren Leiſtungen verſteht.

Es iſt behauptet worden,* daß ſich bei einem in Mancheſter ausgebrochenen Falliſſement aus den Büchern des leicht namhaft zu machenden Falliten herausgeſtellt habe, wie derſelbe in Gemeinſchaft mit andern Intereſſenten ungeheure Quantitäten Twiſte über Hamburg nach Sachſen geſandt und dort abſichtlich unter dem Einkaufspreiſe habe verkaufen laſſen, um die ſächſiſchen Spinnereien dadurch zu ruiniren. Dieſes Haus habe bei der Operation, ſoweit es dabei betheiligt geweſen, etwa 30,000 Pfund Sterling verloren. Dies ſey aus den Büchern bekannt geworden, nicht aber, wie viele andere Perſonen ein ähnliches Spiel getrieben, und ebenſowenig,

* In einem Vortrage des Herrn Putter in Frankfurt a. M. am 4. September 1841.

wie viel Entſchädigung alle dieſe betrüglichen Spieler von ſämmtlichen Eignern der Spinnereien in Mancheſter, deren Werkzeuge ſie geweſen zu ſeyn ſchienen, erhalten hätten, die aber der Einbuße zuverläßig gleich gekommen wäre, da es in dem angeführten Falle heiße: „der Fallit habe ſein Schäfchen dabei geſchoren.“

An dieſe ſeltſame Verſchwörung der engliſchen gegen die deutſchen Baumwollſpinner glauben nun die Vertheidiger der Zulänglichkeit des beſtehenden Eingangszolls auf Twiſte gar nicht: ſie iſt nicht weiter belegt, und wird für eine pure Myſtifikation des Erzählers erklärt, dem es gelungen ſey, einen Theil des Auditoriums über die Unwahrſcheinlichkeit der ertheilten Angabe zu verblenden.

Dagegen werden die Folgen, welche eine Erhöhung des Eingangszolls der ausländiſchen Baumwollengarne und geſchlichteten Ketten auf die übrigen Zweige der Baumwollinduſtrie, Druckerei, Färberei und insbeſondere Handweberei üben würde, mit düſtren Farben geſchildert. Selbſt die Ausſicht auf Gewährung eines Rückzolls für exportirte Gewebe kann die Gegner zu einem milderen Urtheile nicht bewegen.

Da, wie ſie behaupten, die inländiſchen Spinnereien den inländiſchen Garnbedarf weder in Quantität, noch in Qualität befriedigen, ſo werden ausländiſche Garne auch ferner bezogen werden müſſen (namentlich engliſche, deren guter, ausgezeichneter Qualität man den Aufſchwung der Weberei zum großen Theil zuſchreiben kann) und um die Zollerhöhung theurer werden. — Bei dem Mangel an inländiſcher hinreichender Konkurrenz würde den Spinnern das Monopol eingeräumt werden, auch den Preis ihrer Geſpinnſte in demſelben Verhältniß zu erhöhen. — Garn und Fabrikate würden dadurch vertheuert, dadurch der Verkehr mit denſelben im Inlande — mit oder ohne Rückzoll — benachtheiligt und geſtört, der ſo unentbehrliche Abſatz in das Ausland — ohne Rückzoll — aber ganz vernichtet werden. — Der im Auslande verlorne Abſatz würde ſich auf das Inland werfen, die Konkurrenz der Weber noch mehr, als es leider ſchon der Fall iſt, bis zum Erdrücken ſteigern, und die Arbeitslöhne bis zur Gefährdung der Exiſtenz der Arbeiter herabdrücken.

Für die Druckereien möchte dieſer Zuſtand minder gefährlich ſcheinen, da ſie ſowohl von Maſchinen-, als Handwebereien ihre

rohen Gewebe, Neſſeln, beziehen können; aber durch Erhöhung des Zolles auf ausländiſche Twiſte und ungeſchlichtete Ketten werden die Maſchinenwebereien doch keine wohlfeilern, die Handwebereien aber nur theuerere Gewebe liefern können, und da die Maſchinenwebereien eben ſo wenig als Spinnereien hinreichende Konkurrenz bieten, und ſie für ihr Fabrikat durch den Zoll von 50 Thalern gegen das Ausland geſchützt ſind, ſo werden auch ſie ihren Preis um die Zolldifferenz erhöhen, nur theuere Neſſeln liefern, und ſich einen ungemeſſenen Gewinn zum größten Nachtheil des ſo wichtigen Zweiges der Druckerei aneignen können.

Die Färberei, theils für den Export, meiſt aber für den heimiſchen Bedarf arbeitend, wird, in der erſtern Beziehung insbeſondere, die Zollerhöhung auf rohe Garne, welche das Ausland nicht trifft, mithin ihre Konkurrenz im Auslande um ſo viel nachtheiliger ſtellt, ſchwer empfinden, ihren Abſatz dahin ohne Zweifel rein verlieren, und — obgleich im Lande durch den Zoll von 8 Thlr. auf gefärbte Garne geſchützt — doch als Gehülfin der Weberei alle Unzuträglichkeiten mit derſelben theilen, daher ebenfalls in einer Zollerhöhung die größten Nachtheile und Gefahren erblicken müſſen.

Die Handweberei insbeſondere, wird alle geſchilderten Nachtheile der Zollerhöhung auf Twiſte und geſchlichtete Ketten in vollem Maaß treffen; eine ſolche Maßregel würde um ſo unheilvoller ſeyn, als die ungeſchmälerte Erhaltung ihres Verdienſtes für viele Gegenden Lebensfrage iſt, und die Maſſe Menſchen, welche ſie beſchäftigt (wohl über eine Million), nicht ſobald einen Erſatz finden, ſondern ihre Exiſtenz Preis gegeben ſehen würde. Sie würden, ſtatt dem Staat durch Arbeit und Steuern zu nützen, dem Gemeinweſen zur Laſt fallen, und an vielen Orten würden neben gewöhnlichen Wohlthätigkeitsanſtalten die ſo nachtheiligen Armenſteuern mit allen ihren Uebeln nächſte Folge davon ſeyn. Eine Zollerhöhung auf Twiſte würde daher bei der Weberei mehr ſchaden, als die Spinnerei, wenn ſie auch den vollen Bedarf lieferte, je erſetzen könnte. Zudem macht der jetzige Zoll von 2 Thalern ſchon auf den Werth gewöhnlicher Baumwollfabrikate 2% und auf ſchwerere Waaren 3% und mehr aus; was bei dem ſpärlichen Gewinn ſo drückend iſt, daß eher eine Erleichterung durch Herabſetzung des Zolles oder Rückzoll für Ausfuhr wünſchenswerth erſcheinen muß, als neue Belaſtung ertragen werden kann.

Das ungebleichte, zweidrähtige Baumwollengarn, welches auf der Feinſpinnmaſchine ſelbſt durch leichtes Zuſammendrehen (Doubliren) zweier Fäden auf einer Spindel erzeugt wird, demnach nunmehr als Garn im manufakturiſtiſchen ſowohl als techniſchen Sinne zu betrachten iſt, und keineswegs mit Zwirn, welcher ſtets dichtes, feſtes Zuſammendrehen zweier oder mehrerer Fäden auf der Zwirnmühle vorausſetzt, verwechſelt werden darf, bleibt deſſen ungeachtet ein reines Fabrikmaterial. Daſſelbe wird vorzugsweiſe von der Strumpfwirkerei, jedoch auch in mehreren Fällen von der Handweberei benutzt. Ohnſtreitig aus dieſen Rückſichten iſt ſolches vom Vereinszolltarif mit dem einfachen Garn in die nämliche Kategorie, und zwar mit vollem Rechte gebracht worden. Anders verhält es ſich mit dem drei- und mehrdrähtigen Garne. Denn dieſes nähert ſich vermöge ſeines feſtern Drahtes ſchon mehr dem Zwirn und kann, gleich dieſem, als Strickgarn verbraucht werden. Deshalb läßt ſich deſſen Tarifirung unter dem Satz für Zwirn ſehr wohl rechtfertigen, während dies bei dem zweidrähtigen keineswegs geſchehen könnte. Unter dieſen Umſtänden dürfte ſich der Antrag der Spinner um ſo unangemeſſener und unmotivirter herausſtellen, als, ihrem eigenen Anführen zufolge, dergleichen zweidrähtige Garne vereinländiſcher Fabrikation von den Strumpfwirkern ſehr geſucht und ſolchem nach eines höheren Schutzzolles gar nicht benöthigt ſind.

Für geſchlichtete Ketten iſt ein Zollſatz von 16 Thlrn. vorgeſchlagen; die Verfechter der Handweberei behaupten aber, daß auf ſolche auch nach Verhältniß ihrer weiteren Verarbeitung oder ihres höheren Werthes überhaupt gar keine weitere Erhöhung ſtattfinden könne: denn der höhere Werth der geſchlichteten Ketten gegen Garne beträgt in England $\frac{5}{8}$ Pence, wobei der Preis von reinem Garngewicht berechnet wird, mithin circa $\frac{1}{2}$ Sgr. oder ungefähr 5 à 6% vom Werth der Garne; dagegen erhöht die zum Schlichten gebrauchte Stärke das Gewicht um 10 à 15%, welche jetzt ſchon als Garn mit verzollt werden, und worin hinſichtlich des Eingangszolles doppelter Erſatz für den höheren Arbeitswerth liegt. * Darum wird denn auch der in der badiſchen

* Die gedruckten Verhandlungen der badiſchen Landſtände zweiter Kammer vom 9. Juli 1841 enthalten zwar die Angabe, daß die

Ständeverſammlung geäußerten Anſicht widerſprochen, daß Erhöhung des Eingangszolles auf Twiſt und Warps ſchon deshalb im Intereſſe der Handweberei liege, weil andernfalls die Maſchinenſpinnereien genöthigt ſeyn würden, auch Maſchinenweberei anzulegen, wodurch der obige ſo wichtige Zweig beeinträchtigt werden müſſe, — da nach dem Vorgeſagten überhaupt jede Zollerhöhung auf Twiſt der Handweberei unendlich ſchadet, und es außerdem vielmehr in der Natur der Sache liege, daß jede Zollerhöhung auf geſchlichtete Ketten die Fabrikation roher Neſſeln der Handweberei entziehen, und der Maſchinenweberei, mit Spinnerei verbunden, in die Hände liefern muß; — wodurch allein aber ſchon eine Maſſe Handweber in Schleſien, Sachſen, Weſtphalen ꝛc. brodlos, und der geſammten Weberei durch das Zuſtrömen der unbeſchäftigten Weber auf andere Artikel unabſehlicher Druck und Nachtheil bereitet werden würde.

Schon unter den jetzigen Verhältniſſen wird durch Maſchinenweberei, mit Spinnerei verbunden, die Handweberei beeinträchtigt; doch weit entfernt, dieſem durch mechaniſche Einrichtungen erzielten Aufſchwung der Induſtrie feindlich entgegenzutreten, muß dies als ein in der Natur der Verhältniſſe liegender unaufhaltbarer Fortſchritt der Induſtrie angeſehen werden, welcher bei allmähliger Entwickelung minder drückend wird, indem dann die Handweberei Zeit hat, für die Beſchränkung Erſatz zu ſuchen; dagegen müßte ein ſolcher, wenn auch noch ſo nützlicher Fortſchritt durch die außerordentliche, gewaltſame Hülfe einer Zollerhöhung auf die beſtehende Handweberei ꝛc. ſchnell verderblich wirken.

Operation des Schlichtens $^1/_3$ der Arbeit erfordere, und mithin zu $16^2/_3$ Thlr. (per Centner) anzuſchlagen ſey. — Es ſcheint, ſo wird dagegen argumentirt, daß damit gewöhnliches Spulen, Zetteln und Schlichten auf dem Webſtuhl gemeint iſt, und ſelbſt dann iſt der Arbeitswerth noch zu hoch gegriffen. Man kann aber doch eine, ſowohl im In- als Auslande überflüſſig gewordene Arbeit nicht mehr in Anſchlag bringen, und daher für das Schlichten nur die oben erwähnte Preiserhöhung von $^5/_8$ Pence = circa $^1/_2$ Sgr. per Pfund, = $1^7/_9$ Thlr. per 100 Pfund oder $1^5/_6$ Thlr. per Zollcentner annehmen, welche hinſichtlich der Verzollung durch das Uebergewicht der Stärke mehr als kompenſirt erſcheint. Sollte jede überflüſſig gewordene Arbeit als Arbeitsverluſt betrachtet werden, ſo würde jede Erſparniß durch Maſchinen ꝛc. ebenfalls Verluſt ſeyn.

Würde die Maſchinenweberei aber auch Fortſchritt zu nennen ſeyn, wenn ſie nicht nur Schutz gegen ausländiſche Konkurrenz den ſie im Zoll von 50 Thlr. auf Gewebe hat, ſuchen, ſondern zugleich Anträge auf Beſchwerung und Unterdrückung heimiſcher Handarbeiter richten mußte, wie ſie es hier, durch den Antrag auf Vertheuerung des dem Handweber unentbehrlichen guten Materials verſucht! Bedürfte die Maſchinenweberei ſolcher Unterſtützung gegen Handarbeiter, ſo wäre ſie keine Verbeſſerung; — und einer Unterſtützung um ſo weniger werth, als das Verdrängen der Handarbeiter durch ſolche Mittel — das Entziehen des denſelben doch auch gebührenden Schutzes — ſowohl der Gerechtigkeit als dem Gemeinwohl entgegenſtreben würde.

Die Handweberei (ſo ſagen ihre Beſchützer), die denn doch immer der wichtigſte Zweig der Baumwollenfabrikation iſt, und insbeſondere ungleich wichtiger als die Maſchinenweberei, verdient vor allem Berückſichtigung. Während die letztere koſtſpieliger iſt in der Anlage und Unterhaltung, beſchäftigt die Handweberei weit mehr Menſchen und iſt ausſchließlich befähigt, künſtliche Deſſins bei ihrem Gewebe auszuführen. Sie kann aber die ausländiſchen Twiſte, namentlich die engliſchen, nicht entbehren, weil aus vereinsländiſchen Garnen feine gute Gewebe nicht herzuſtellen ſind. Twiſte der letzteren Art, behaupten ſie, benehmen dem Gewebe gutes Ausſehen, Haltbarkeit und demnach auch die Preiswürdigkeit, Dinge, welche allein im Stande ſeyen, die Handweber gegen die Rivalität Englands, Frankreichs und der Schweiz aufrecht zu erhalten, und deren Verluſt durch keinen Schutzzoll, ſelbſt nicht durch Einfuhrverbote erſetzt werden könne.

Die Erhöhung des Eingangszolls auf engliſche Twiſte, fahren die Gegner fort, werde darum deren Eingang nicht im mindeſten abhalten. Denn nicht der ausländiſche Spinner ſey der Einbringer, ſondern der inländiſche Weber oder Garnhändler, welcher ſeinen Garnbedarf auf vorgängige Beſtellung vom ausländiſchen Spinner auf eigene Rechnung und Gefahr bezieht; darum habe auch nicht jener, ſondern dieſer den Eingangszoll zu erlegen, und darum werde auch nur der inländiſche Weber und Händler und nicht der ausländiſche Spinner von der Erhöhung getroffen werden. So lange die vereinsländiſchen Spinnereien den einheimiſchen Bedarf nach Qualität und Quantität nicht vollkommen befriedigen können,

werde der ausländiſche Spinner, auch bei Erhöhung des Eingangszolles, nicht um das mindeſte weniger in das Vereinsgebiet abſetzen, der Weber aber, wie er ſchon jetzt den Eingangszoll bezahle, unter der Erhöhung erliegen müſſen.

Die ungünſtigen Zeitverhältniſſe laſteten nicht auf den Spinnern, und noch viel weniger auf den vereinsländiſchen Spinnern allein. Auch die franzöſiſchen Spinner klagten ungeachtet des Garneinfuhrverbots, und die öſterreichiſchen ungeachtet des hohen Schutzzolles. Der Wechſel der Zeiten werde auch wieder günſtige Konjunkturen bringen, wie ſie zwiſchen 1833 und 1839 wirklich beſtanden.

Die Weber theilten die gegenwärtige Ungunſt der Konjunktur in höherem Maaß, weil, obgleich gegen ausländiſche Konkurrenz mehr geſchützt, die innere ſie ſchon jetzt aufreibe. So ſehr auch das Streben der Gewerbe im eigenen Intereſſe, bei möglichſt billigem Preis, auf Erhaltung möglichſt guter, reeller Qualität gerichtet ſeyn ſollte, ſo ſuchten doch Fabriken und Gegenden, gedrängt von den Umſtänden, ſich einander zu überbieten, was bei dem aufs Aeußerſte reduzirten Lohn und Gewinn nur durch Verſchlechterung der Qualität und Farbe geſchehen könne und die Folge habe, daß anfänglich gut gehaltene Waarengattungen bald das Vertrauen des Publikums verlieren. Verſchulden hiedurch auch die Fabrikanten ſelbſt einen Theil des auf ihnen laſtenden Druckes, ſo liefert dieſe traurige, unter dem beſtehenden Drang unvermeidliche Thatſache doch den Beweis, wie groß die Noth der Weberei durch eigene innere Konkurrenz geſteigert, und wie nöthig Hülfe iſt; — wie verderblich aber irgend eine ſie noch mehr beeinträchtigende Maßregel ſeyn würde. — Voller Schutz im Innern, wozu bei ganz feinen Waaren der gegenwärtige nicht einmal ausreicht, — Beförderung des Exports und Unterſtützung gleichartiger Gewerbe erſchienen daher dringend geboten. Zur Erleichterung des Exports würde eine Herabſetzung des beſtehenden Eingangszolles auf ausländiſche Garne oder ſonſt etwa Rückzoll auf denſelben ſehr wünſchenswerth und erſprießlich ſeyn. Eine Aufhülfe gleichartiger Gewerbszweige, an ſich ſchon von ſo großem Nutzen, würde manche Erleichterung gewähren, und darunter dürfte Leinwandfabrikation in erſte Reihe zu ſtellen ſeyn, welche, reines inländiſches Produkt verarbeitend, neuerdings mit Recht ſo viel Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt.

Sollten aber gar die Weber den höhern Eingangszoll auf das Halbfabrikat zu erleiden haben, wodurch ihnen nicht allein der Bezug des fremden Garns vertheuert, ſondern auch der Einkauf inländiſcher Twiſte in ſo fern erſchwert würde, als ſich deren Preis unter dem Zollſchutze zu einer im Vergleich zu ihrer Qualität unverdienten Höhe emporſchwänge, ſo würde die Folge eine direkte Minderung des kärglichen Verdienſtes der ohnehin hart gedrückten Lohnweber, vielleicht der Ruin des ganzen blühenden Gewerbes ſeyn, welches allein an Weberlohn mehr als 20 Millionen Thaler jährlich aufbringe; wenn es dann wirklich gelänge, die Spinnerei gegen Erwarten durch ſo künſtliche und gewaltſame Mittel emporzubringen, ſo würde dieſes Ziel vermuthlich weit ſpäter erreicht ſeyn, als der gänzliche Ausſchluß der vereinsländiſchen Ganzfabrikate vom fremden Markte, und der völlige Ruin der Handweberei und der übrigen Zweige der Baumwollenmanufaktur.

Selbſt wenn, wie wiederholt vorgeſchlagen worden, die Erhöhung des Eingangszolls von Gewährung eines Rückzolls, und zwar zu vollem Betrage, begleitet wäre, ſo läge darin für die übrige Baumwollenmanufaktur noch keineswegs eine völlige Beruhigung über die Wirkung der Erhöhungsmaßregeln. Denn geſetzt, die Anſicht der Freunde einer Zollerhöhung bewährte ſich in der Art, daß dadurch Spinnereien bis zum vollen inländiſchen Garnbedarf entſtänden, würde dann der Staat ſtets fortfahren, Rückzoll zu vergüten? — Wird der Staat den Spinnereien auf eine lange Reihe von Jahren hohen Eingangszoll auf Twiſt, und der Weberei auf eben ſo lange vollen Rückzoll vorausverheißen? Geſchähe dieſes, ſo hätte der Staat, bei aller Unzuträglichkeit eines Rückzolles für Handel und Gewerbe, fortwährend große Gefährde und große Laſt zu tragen. Geſchähe es nicht, ſo wäre der Weberei keine Entſchädigung für den Eingangszoll verbürgt, und der Rückzoll von vorneherein nur illuſoriſch. Und wenn alsdann die Spinnereien — (überdies noch in manchen Sorten in ungenügender Qualität) — nach der jenſeitigen Anſicht fortfahren, theurer als das Ausland zu ſpinnen; — wenn ſolche alsdann fortwährend den Schutzzoll bedürfen würden, wenn dann kein ausländiſches Garn bezogen, mithin kein Eingangszoll bezahlt und kein Rückzoll vergütet würde, — — wäre dann der wichtigſte Zweig der Baumwollfabrikation, die Handweberei, und zugleich jede Ausſicht auf Export inländiſcher

Fabrikate nicht einer Spinnerei geopfert, welche ihre Bestimmung, „die Gesammtindustrie durch gutes und billiges Gespinnst zu fördern," nicht erfüllen könnte? Selbst wenn man am Ende bei hinreichenden Spinnereien alles Gute erwarten dürfte, so würde die Weberei in der Uebergangsperiode vom Verderben ereilt worden seyn.

Vergleicht man den Werth der verschiedenen Industriezweige untereinander, so muß die Wagschale zu Gunsten der höheren Stufe der Fabrikation, also der Handweberei, Druckerei und Färberei sinken.

Die Spinnerei, welche jetzt 719,000 Spindeln in Betrieb setzt, kann auf gut eingerichteten Maschinen jährlich 20 Millionen Pfund Garn mittlerer Nummer, z. B. Nro. 30, liefern, und liefert ungefähr 16 Millionen Pfund, also etwa den vierten Theil des Garnbedarfs der Vereinsstaaten, da mindestens 48, vielleicht 50 Millionen Pfund fremder Twiste eingeführt werden. Die Befriedigung des inländischen Bedarfs ist unter den günstigsten Umständen als das einzige erreichbare Ziel anzusehen.

Den Spinnlohn auf neuen, gut eingerichteten Maschinen kann man, zuzüglich aller Kosten und zum Betrieb der Spinnereien erforderlichen Materialien, erfahrungsmäßig zu höchstens 1 Pfg. (1/10 Sgr.) für den Strang annehmen; dies macht für ein Pfund mittlerer Nummer, z. B. Nro. 30 (was als Mittelnummer schon fein ist), 2½ Sgr. (1/12 Thlr.) aus. Demnach würden die gegenwärtig in den Vereinsstaaten jährlich produzirt werdenden

16 Millionen Pfund 1⅓ Millionen Thaler
weitere 48 „ „ 4 „ „
zusammen 5⅓ Millionen Thaler

als Verdienst ꝛc. aufbringen, wenn die Spinnereien den ganzen Bedarf der inländischen Weberei beschafften.

Die Zahl der in den Spinnereien beschäftigten Arbeiter, Erwachsene und Kinder, würde sich ungefähr folgendermaßen veranschlagen lassen. Nach öffentlichen Blättern enthält eine Darstellung sächsischer Spinnereiunternehmer die Angabe, daß ihre 500,000 Spindeln 16,666 Personen beschäftigen; demnach würden die für die Vereinslande angenommenen 719,000 Spindeln 23,966 Arbeiter erfordern. Auf letztere sind 16 Millionen Pfund Garn gerechnet, und es ist ferner angenommen worden, daß noch 48

Millionen Pfund fremde Garne dazu verbraucht worden ſind. — Würden dieſe ſämmtlich im Lande geſponnen, ſo würden nach dieſem Maßſtab viermal ſo viel, alſo circa 96,000 Arbeiter in den Spinnereien Beſchäftigung finden können. Dieß ſcheint aber zu hoch gegriffen; denn hiernach kämen nur 30 Spindeln auf einen Arbeiter, während man in der Schweiz weit über die Hälfte der Spindeln mehr, faſt die doppelte Anzahl, in England noch mehr auf einen Arbeiter rechnet.

Die Maſchinenweberei, verbunden mit Spinnerei, iſt noch nicht ſo bedeutend in den Vereinsſtaaten, daß hier der daraus entſpringende Verdienſt beſonders aufzuführen wäre; ſie wird ſich aber ohne Zweifel, verbunden mit Spinnerei, mehr ausbreiten. Sie liefert gleich einem Theile der Handweberei rohe Gewebe für die Druckerei.

Von den übrigen Zweigen der Baumwollinduſtrie iſt die Druckerei meiſt an das Inland angewieſen, hat ſich ſeit dem Beſtehen des Zollvereins bedeutend ausgebreitet, verwerthet die rohen Gewebe der Hand- und Maſchinenweberei, und erſetzt reichlich den niedrigen Webelohn derſelben durch ihre eigenen Manipulationen.

Die Färberei, obſchon in der Ausfuhr türkiſch-rother Garne beſchränkter als früher, iſt dafür dennoch, und als Gehülfin der Handweberei im höchſten Grade wichtig, und verbreitet, wie die Druckerei, vielen Verdienſt; insbeſondere die türkiſch-roth Färberei durch mannigfaltige Bearbeitung der Garne, Kohlenkonſumtion ꝛc. Beide, Druckerei und Färberei, müſſen im innigſten Zuſammenhang mit der Handweberei betrachtet werden, indem erſtere deren rohe Stoffe zum Verbrauch fertig ſtellt, letztere die Garne ſo herrichtet, daß Zeuge zum Verbrauch daraus gefertigt werden können.

Die Handweberei der Vereinsſtaaten (wozu nicht nur gewöhnliche, glatte und geköperte ꝛc. ganz und halb Baumwolle-, auf gewöhnlichen, Jacquard- und Strumpfwebeſtühlen getriebene Weberei, ſondern auch Maſchinenweberei, ohne Verbindung mit Spinnerei, zu rechnen iſt), der inländiſchen Spinnerei und Färberei unentbehrlich, und faſt alle ausländiſche Baumwollfabrikate erſetzend, ſtellt ſich ſchon unter dieſem Geſichtspunkt als ſehr wichtig heraus. Sie iſt es aber auch durch die gewonnene große Ausdehnung.

Es bedurfte 1834 nur einer Zufuhr von circa 35, 1836 einer von 46 Millionen Pfund fremder Twiſte, und in den letzten beiden Jahren, trotz der Vermehrung einheimiſcher Spinnereien, einer ſolchen von circa 60 Millionen Pfund, um ſie mit dem erforderlichen Quantum Twiſt zu verſorgen.

Wir haben oben angenommen, daß ſie davon, außer den 16 Millionen Pfund einheimiſchen Geſpinnſtes, noch circa 48 Millionen Pfund fremden Geſpinnſtes verarbeitete, alſo ungefähr das vierfache der inländiſchen Spinnereiproduktionen.

Der Lohn, welchen ſie verausgabt, iſt überdies, ſo ſehr er auch reduzirt ſeyn mag, bei gleichem Quantum mindeſtens viermal ſtärker, als der der Spinnerei. Es würde zu weitläufig werden, hier eine Berechnung darüber, welche ſich überdies in jedem einzelnen Falle anders geſtaltet, vorzulegen; man glaubt daher, ſich darauf beſchränken zu dürfen, daß die früher erwähnte Kommiſſion zu Godesberg im Jahr 1834 anerkannte, daß der Spinnereiverdienſt ſich bei gleichem Quantum zum Webereiverdienſt durchſchnittlich wie 1 zu 3 verhalte. Hierbei iſt jedoch nur das in Anſchlag gebracht, was der Weber ſelbſt rein als Verdienſt bezieht, und nicht die ſonſt zur Weberei erforderlichen Vorbereitungs- und Appreturlöhne, zuzüglich welcher ſich durchſchnittlich reichlich das vierfache ergibt. Der Webereiverdienſt ſtellt ſich daher mindeſtens auf das 12 bis 16fache des dermaligen Spinnereiverdienſtes oder auf jährlich 16—20 Millionen Thaler, welche unter die Maſſe der zu 500,000 angeſchlagenen, theils beſtändig, theils abwechſelnd arbeitenden Handweber vertheilt werden. Und davon ſind ein großer Theil Familienväter, ſo daß wohl eine Million Menſchen und mehr an dieſem Verdienſt Antheil nehmen.

Die Vermehrung der Produktion, welcher die Konſumtion wohl nicht mit gleichem Schritt gefolgt iſt, macht aber der Handweberei die Erhaltung und Vermehrung ihres Ausfuhrhandels noch wünſchenswerther und wichtiger, als er es 1834 ſchon war.

Vergleichen wir nun den damaligen jährlichen Spinnereiverdienſt von 1½ Millionen Thaler bei circa 24,000 Arbeitern, und wie hoch derſelbe kommen könnte, wenn die Spinnerei den ganzen inländiſchen Garnbedarf beſchaffte, nämlich zuſammen von 5⅓ Millionen Thalern, — nach hohem Anſchlag gegen die

Spindelzahl, — bei circa 96,000 Menschen, mit dem jährlichen Handwebereiverdienst von 16 bis 20 Millionen Thalern bei etwa 500,000 Arbeitern, so springt die überwiegende Wichtigkeit der Handweberei vor der Spinnerei unverkennbar in die Augen, und die Anlagekapitale der Maschinenspinnerei, Maschinenweberei und Druckerei, welche nach öffentlichen Blättern im vorigen Herbst 15 Millionen Thaler betragen haben sollen, verschwinden als Kleinigkeit gegen den ungleich größeren jährlichen Verdienst der Handweberei. Erwägen wir aber dabei noch, daß dieser Webereiverdienst sich unter die Bedürftigsten vertheilt, welche damit in der Regel ihre Steuern und die nöthigsten baaren Ausgaben bestreiten, dadurch nützliche Staatsbürger bleiben, sowie, daß solche diesen Verdienst nicht in großen Anstalten, welche in moralischer und physischer Hinsicht so manche Nachtheile für den Arbeiter haben, sondern in den eignen Wohnungen mit ihren Familien gewinnen, wobei häusliche Erziehung und selbstständigere Existenz besser erhalten wird, so dürfte die Entscheidung nicht zweifelhaft seyn, daß der Handweberei vorzugsweise Berücksichtigung und Unterstützung gebühre.

Die angeführten Gründe gegen die Erhöhung des Eingangszolls auf das Halbfabrikat lassen sich in folgende Sätze fassen:

1) Die Handwebereien in den Vereinsstaaten erscheinen unbestritten als der überwiegend nützlichste und wichtigste Zweig der Baumwollindustrie, und verdienen als solcher vorzugsweise Schutz und Berücksichtigung.

2) Maschinenspinnereien sind für die Gesammtindustrie sehr wünschenswerth, aber nicht unbedingt nothwendig; ihr Bestand hängt lediglich von blühender Erhaltung der Handweberei ab.

3) Die Maschinenspinnereien und Maschinenwebereien bedürfen weder zu ihrem Bestand, noch zu ihrer ferneren Ausdehnung vermehrten Schutz.

4) Den übrigen Zweigen der Baumwollindustrie, namentlich der Weberei, thut vielmehr eine Erleichterung durch Herabsetzung des gegenwärtigen Zolles oder Rückzoll desselben Betrags für Ausfuhr Noth.

5) Sollte jedoch die Ansicht obsiegen, daß die Maschinenspinnereien selbst zum Verkauf ihrer Gespinnste im Inland so sehr gegen England im Nachtheil ständen, daß vermehrter Schutz

nöthig für sie sey, so würde ein solcher gerade deshalb unverdient und im Interesse der übrigen Zweige unräthlich seyn, indem

6) Zollerhöhung auf ausländisches Baumwollengarn, und namentlich auch auf geschlichtete Ketten für die übrigen Zweige der Baumwollindustrie, Druckerei, Färberei, und insbesondere der dem Lande so wichtigen, unentbehrlichen Handweberei verderblich seyn würden.

7) Rückzoll, an sich Handel und Gewerbe belästigend, vermag die Nachtheile eines erhöhten Eingangszolls nicht zu beschwichtigen, selbst wenn er den vollen Zollbetrag erreichte und auf dessen Dauer verbürgt wäre; andernfalls würde derselbe aber nur illusorisch seyn.

Die Interessen und Ansichten der Spinner (denen diejenigen Fabrikanten zugerechnet werden müssen, welche Spinnfabriken mit Maschinenwebereien verbunden haben) sind schnurstracks entgegengesetzt. Aber auch diese bestimmen nicht engherzige Motive des eigenen Vortheils allein in ihrem Urtheile; so wenig dies den Verfechtern der eben abgehandelten Grundsätze vorzuwerfen ist, eben so wenig den Gegnern, denen vielmehr die neue wissenschaftliche Richtung in der Erforschung der letzten Gründe der Wohlfahrt und des Emporblühens der Staaten zur Seite steht und in der Hauptsache das Wort redet.

Der Führer der neuen Schule hat in einer Abhandlung in der Allgemeinen Zeitung vom 8. April 1841, Nr. 89, über die nationalen Handelssysteme von England, Holland und Deutschland die Grundsätze, welche hier zur Sprache kommen, in einer kurzen Entwicklungsgeschichte der englischen Industrie mit folgenden Worten dargelegt:

„England, unser Vorbild, war einst ein deutsches Agrikulturland, d. h. wir lieferten ihm Manufakturwaaren und die Produkte der heißen Zone; es bezahlte uns in Wolle, Zinn, Häuten, Butter und andern Agrikulturprodukten und Rohstoffen. Als die Hansen nach Großbritannien kamen, fanden sie dort menschliche Wohnungen, ihren Pferdeställen in der Heimath nicht zu vergleichen, königliche Paläste, gegen welche kein wohlhabender deutscher Kaufmann sein Haus hätte vertauschen mögen. Damals waren die Engländer die ersten Taugenichtse von Europa. Köln am Rhein hatte mehr als einmal die Krone ihrer Könige im Versatz für Anlehen,

die es ihnen gemacht hatte, und noch Heinrich VIII. mußte Kriegsschiffe von den Hansen entlehnen. Das war die Zeit des wahrhaft freien Handels in England. Das war die Zeit, wo dort die Maxime galt: Agrikulturprodukte verkaufen, Manufakturwaaren kaufen. Bald aber erkannten weise Könige, die Manufakturen seyen die Basis des großen Handels, der Schifffahrt, der Seeherrschaft, der Kultur, des Reichthums, der Nationalmacht und Unabhängigkeit, und nur durch sie und ihre Wirkungen sey der einheimische Ackerbau zur Blüthe zu bringen; und in Folge dieser Erkenntniß kamen zwei neue Maximen auf — die erste: Manufakturproduktivkräfte (fremde Manufakturisten, Kapitale ꝛc.) statt fremden Manufakturwaaren einführen, die eigenen Agrikulturprodukte und Rohstoffe dagegen so viel möglich selbst konsumiren und verarbeiten; die zweite: jeden neuen Manufakturzweig, der durch Importation fremder Manufakturisten, Verfahrungsweisen und technischer Kenntnisse, fremder Maschinen und Kapitale im Inland Boden gewonnen, durch Schutzzölle, ja Einfuhrverbote pflegen, groß ziehen und vervollkommnen. Als man durch Befolgung dieser beiden Maximen dahin gekommen war, nicht nur den eigenen Markt mit den erforderlichen Manufakturbedürfnissen zu versorgen, sondern auch große Manufakturproduktenüberschüsse nach fremden Märkten auszuführen, wurden ihnen noch drei weitere beigesellt; die erste: nur Agrikulturprodukte und Rohstoffe einführen, dagegen möglichst viel Manufakturwaaren ausführen; die zweite: möglichst viel auf eigenen Schiffen aus- und einführen (Navigationsakte); die dritte: vorzugsweise von denen kaufen, die von uns kaufen (direkter Handel). Die letzte Maxime ward besonders fruchtbar in Beziehung auf den Handel mit Ländern der heißen Zone; denn früher schon fühlte man in England die Wahrheit und Fruchtbarkeit des Axioms: Kolonialwaaren oder Produkte der heißen Zone werden mit den Manufakturwaaren der gemäßigten Zone bezahlt. Das ist die Politik, die in England von Eduard III. bis auf die neuesten Zeiten ausgebildet und befolgt worden ist. In Folge dieser Politik hat England die Hansa und Holland des größten Theils ihrer Schifffahrt, ihres Zwischenhandels und ihrer Handels-

kapitale, Belgien und Deutſchland, Frankreich und Italien, Spanien und Portugal ihrer großen Manufakturen und die beiden letztern Länder noch überdies des größten Theils der Vortheile ihres unermeßlichen Kolonialbeſitzes (Methuenvertrag, Aſſiento) beraubt; damit hat es Oſtindien und Deutſchland auf die Agrikulturproduktion reduzirt, dadurch iſt Deutſchland England gegenüber geworden, was früher England Deutſchland gegenüber war: ein Agrikulturland ohne großen Handel, ohne Schifffahrt und Kolonien, ohne Selbſtſtändigkeit und Macht, ohne reiche und blühende Manufakturſtädte, ja ſelbſt ohne großartigen, ausgebildeten Ackerbau. Unumwunden ſind in frühern Zeiten alle dieſe Erfolge von engliſchen Schriftſtellern, wie von engliſchen Staatsmännern und Parlamentsrednern anerkannt und zugeſtanden worden. Noch unter Georg I. (1721) ſagten die Miniſter in der Thronrede: es ſey klar und längſt durch die eigene Erfahrung Englands erprobt, eine Nation könne nur durch Ausfuhr von Manufakturwaaren und durch Einfuhr von Rohſtoffen reich und mächtig werden."

„Damals ſchon ahnete England ſeine künftige Herrſchaft in Oſtindien. Aber es fühlte, ſie könne unmöglich Beſtand gewinnen, ſo lange England oſtindiſche Fabrikate konſumire, ſo lange der Orient ungleich mehr Manufakturwaaren liefere als begehre; es ließ daher blos rohe Baumwolle und Rohſeide aus Oſtindien importiren, es verbot 1721 die Einfuhr der von ſeinen eigenen Faktoreien erhandelten Baumwollen- und Seidewaaren gänzlich, und drängte ſie dem europäiſchen Kontinent auf, womit es eine doppelten Vortheil erreichte, einmal den, daß es das Aufkommen der Baumwollen- und Seidenfabriken auf dem Kontinent hinderte, indem die oſtindiſchen Fabrikate wegen des wohlfeilen Arbeitslohnes und der größeren techniſchen Geſchicklichkeit und Uebung der Hindus von den Engländern viel wohlfeiler geliefert, als auf dem Kontinent fabrizirt werden konnten, ſodann den, daß durch die Prohibition der oſtindiſchen Fabrikate in England ein unermeßlicher Preis auf die Maſchinenvervollkommnung geſetzt ward. Der kosmopolitiſchen Theorie gemäß, handelten damit freilich die Engländer thöricht, da ſie ihren Bedarf an Baumwollen- und Seidenwaaren im Anfang viel theurer ſelbſt fabrizirten, als ſie ſolche von den Hindus hätten kaufen können. Allein der Erfolg zeigte, daß die

Theorie der Werthe nicht auch die Theorie der produktiven Kräfte iſt. Denn nicht allein die Baumwollen- und Seideninduſtrie des europäiſchen Kontinents, auch die Oſtindiens ſelbſt ward in Folge der durch die Prohibition hervorgerufenen Maſchinenvervollkommnungen vernichtet, und heute beträgt die engliſche Baumwollen- und Seidenmanufakturproduktion nach M'Queen die ungeheure Summe von 65 Mill. Pfd. St., alſo vielleicht ſo viel, als die ganze Nationalproduktion von Preußen. Das war engliſche Praxis und iſt es heute noch."

Die Weltkonkurrenz, ſo ſagen die Männer dieſer Schule, würde ganz vortrefflich ſeyn, wenn alle Nationen auf einer gleichen Stufe der Ausbildung ſich befänden. Wenn aber einzelne Nationen die andern überflügelt, und durch Befolgung eines eigenthümlichen Handelsſyſtem einen unermeßlichen Vorſprung gewonnen haben — dann ſteht die Sache anders. Und ſo iſt es immer geweſen, ſo gewiß als einzelne Nationen geſchichtlich früher zu Macht und Bildung als andere gelangt ſind, und ſo wird es immer bleiben. Wie richtig daher die Grundſatze der kosmopolitiſchen Schule an ſich ſeyn mögen, ſo unpraktiſch ſind ſie auch. Es bleibt uns kein anderer Weg übrig, zu Reichthum, Anſehen und Macht zu gelangen, als derjenige, den auch andere Nationen vor uns mit Erfolg betreten haben. In der Ausbildung unſerer Manufakturen beruht die Ausbildung unſeres Ackerbaues, unſeres innern und auswärtigen Handels, unſerer Schiffahrt, — alſo unſere Zukunft.

Man ſagt, Deutſchland ſey ein ackerbautreibendes Land; das können wir zugeben: dies ſchließt aber keineswegs aus, daß es nicht auch ein manufakturirendes, und zwar ganz vorzüglich ein ſolches werde. Es iſt es auch einſtmals geweſen und muß es wieder werden, damit eben die Agrikultur eine recht hohe Stufe erreiche. Das Grundeigenthum hat den höchſten Werth, und der Ackerbau blüht am meiſten in der Nähe reicher, großer, blühender Städte, und wo ſind dieſe zu denken ohne Manufakturen und Handel! Was daher den einen Zweig der menſchlichen Betriebſamkeit ſchützt, nützt dem andern direkt: denn der Fortſchritt in der manufakturirenden Thätigkeit vermehrt die Bevölkerung, den Lebensgenuß, erhöht alſo den Werth der Bodenerzeugniſſe und ſteigert

die Bodenrente. Die Beeinträchtigung hat unvermeidlich die entgegengesetzte Wirkung. *

„Wem sonst als den Manufakturisten," ruft Herr Wackley aus, „haben die Grundbesitzer ihren Reichthum zu verdanken? Es gab in England eine Zeit, wo der Acker Landes einen Pfennig Rente zahlte, und wo man eine Rente von sechs Pfennig für eine übertriebene hielt: jetzt zahlt der Acker eben so viel Pfund Sterling."

„Immer," sagt J. D. Hume, „sind in England Rente und Bodenwerth mit der Manufakturprosperität gestiegen und gefallen."

Wir sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein mäßiger, aber zureichender Zollschutz das einzige Mittel ist, um die Entwickelung unserer Kräfte zu bewerkstelligen. Unsere Industrie ist kaum geboren, muß also geschützt, unser Handelsgebiet muß arrondirt, die Mittel zum direkten auswärtigen Handel müssen erst erworben seyn, ehe wir uns in einen Industriekampf einlassen können. Für die Richtigkeit dieser Ansicht haben wir eine nahe unzweideutige Erfahrung.

---

* Mac Gregor, Sekretär des Handelsministeriums, welcher am 15. und 16. Juli 1840 von der Parlaments-Committee über die Getreidegesetze und die Kolonialverhältnisse vernommen wurde, und zu den Anhängern der Handelsfreiheit gehört, äußerte:

„Entfernt man industrielle Betriebsamkeit aus Ackerbaugegenden, so fällt der Pachtpreis der Ländereien, wie dies noch überall in der Welt geschehen ist. In der Nähe mancher Handelsstädte, wie z. B. Liverpool und Manchester, werden 3 bis 6 Pfund Sterling Pacht per Acker für Land bezahlt, das man fern von solchen Sitzen der Industrie und des Handels kaum der Bearbeitung werth halten, und das man vielleicht wieder zu Kaninchengehegen, wozu es früher gedient haben mag, machen würde. In einigen Gegenden Deutschlands sind die Pachtpreise jetzt kaum $^1/_{10}$ von dem, was sie vor mehr als 100 Jahren waren; so z. B. in der Gegend von Augsburg, das früher eine außerordentlich blühende Reichsstadt war. Während Handel und Gewerbe blühten, führten die Grundeigenthümer eine Reihe der schönsten Paläste in Europa auf. Diese Paläste stehen jetzt leer, oder dienen zu Posthäusern, Gasthöfen, Kasernen oder Hospitälern; von den Nachkommen der Familien, welche sie bauten, bewohnt sie keiner. Dasselbe kann man von einer jeden Stadt sagen, wo einst Fabriken blühten, die durch verkehrte Gesetze und schlechtes Regiment vernichtet worden sind. Eine Einöde tritt an die Stelle, und die gleiche Wirkung zeigt sich in allen Ländern, zu jeder Zeit unter ähnlichen Verhältnissen."

Vor der Einführung des preußiſchen Zollſyſtems waren die Deutſchen die beſten Abnehmer für engliſche Baumwollengewebe. „Noch im Jahre 1820," ſagt Herr Smith, Präſident der Handelskammer von Mancheſter in der Parlaments-Committee, „nahmen ſie uns deren für drei Millionen Pfund Sterling ab, jetzt nicht mehr für eine Million. Nach und nach wird Deutſchland auch ſein Garn ſpinnen, und ſich von uns unabhängig machen."

Unſere Webereien, unſere Druckereien und Färbereien ſind durch den Schutzzoll gegen die engliſche Konkurrenz ſicher geſtellt; ſie entfalten ſich mehr und mehr, ſie verſorgen nicht allein den inländiſchen Markt, ſondern ſind auch im Auslande die fremde Rivalität zu beſtehen in Stand geſetzt. * Aehnlichen Schutzes erfreuen ſich andere Manufakturzweige. Viele Millionen, welche ſonſt alljährlich nach England gingen, bleiben im Lande, erwerben in demſelben und nähren eine fleißige Bevölkerung. Und die gewöhnlich angedrohte Folge des Schutzzolls iſt ausgeblieben. Zahlen die inländiſchen Konſumenten für ihre deutſchen Manufakturwaaren etwa 20 bis 60 pCt. ** mehr, als früher für die fremden, oder ſind die Waaren ſchlechter als die fremden? Keines von beiden. Oder hat der Ackerbau unter den hohen Zöllen gelitten? Mit nichten! gewonnen hat er, zehnfach gewonnen in den letzten zehn Jahren! Die Nachfrage nach Agrikulturprodukten hat ſich vermehrt, ihre Preiſe ſind in die Höhe gegangen, der Grund und Boden iſt in Folge des Aufkommens der Fabriken um 50 pCt. geſtiegen, der Tagelohn iſt beſſer, die Transportmittel ſind vermehrt, zweckmäßiger und wohlfeiler geworden. Das ſind die Wirkungen unſerer Schutzzölle geweſen!

Wir ſehen dieſelben ſegensreich im Innern, ſchreckenerregend im Auslande, und ſollten innehalten auf der eingeſchlagenen Bahn?

---

* Wiewohl noch große Maſſen Baumwollmanufakte aus England, der Schweiz und dem Elſaß in den Verein eingeführt werden, führt derſelbe doch ſchon eine größere Menge aus; die Mehrausfuhr betrug

1836 — 71,940 Ctr.
1837 — 61,241 —
1838 — 73,179 —
1839 — 86,858 —
1840 — 79,685 —

** So viel mögen die Schutzzölle auf Manufakte betragen.

Fehlte uns noch die Gewißheit von der Richtigkeit der Maßregel, ſo lieferte ſie uns die eiferſüchtigſte und ſchlaueſte der Nationen. Man leſe die Berichte des Dr. Bowring, die Verhandlungen der Parlaments-Committee, und man wird nicht länger im Zweifel ſeyn, welche Zukunft die Engländer ſelbſt ihrer Manufaktur-Importation in das Zollvereinsgebiet prognoſticiren, und welcher Zukunft ſie die deutſche Induſtrie fähig halten. Ja es iſt ſchon im Ernſte von ihnen erwogen worden: ob nicht, um der drohenden Gefahr zu begegnen, die Einfuhr des deutſchen Getreides und Holzes frei zu geben, dagegen aber ein Vertrag zu erzielen ſey, welcher die Errichtung von Maſchinen in Deutſchland verbiete, und die deutſche Nation verpflichte, die Baumwollengewebe in England zu kaufen (by a special compact to prohibit the erection of their machinery and tho take our cottongoods in return for their corn and timber.)

Das Bewußtſeyn der Fähigkeit, mit einer großen Nation in Konkurrenz zu treten, muß den Geſichtskreis erweitern, und die Vorurtheile überwinden machen, welche die von aller Erfahrung entblößte oder vielmehr aller Erfahrung unzugängliche Schulweisheit uns angekränkelt hat.

Da zeigt ſich denn zunächſt die Falſchheit des Satzes, daß man Manufakturwaaren nur da kaufen müſſe, wo ſie am wohlfeilſten zu haben ſind.

Nicht das Verhältniß des Werthes der vertauſchten gegen den Werth der eingetauſchten Produkte iſt entſcheidend, ſondern die Wirkung des Tauſches auf die produktive Kraft, auf die Wohlfahrt und Macht der Nation beſtimmt Vortheil oder Nachtheil.

Darum verlangt das deutſche Nationalintereſſe, daß der der Fabrikation einmal ertheilte Schutz ſo lange fortbeſtehe, bis ſie ſich vollkommen konſolidirt hat, das heißt, bis der Kampf um ihre Exiſtenz in aller Beziehung ſiegreich beſtanden iſt: — daß die Schutzzölle ſo oft und ſo ſchleunig erhöht werden, als irgend die Umſtände es erheiſchen: — und daß die großen Induſtriezweige, Baumwolle-, Flachs- und Wolleverarbeitung, namentlich die Spinnerei in ſolcher Art geſchützt werden, daß wir für unſere Induſtrie den eigenen Markt gewinnen und ſofort mit den Ländern der heißen Zone in Verbindung treten.

Die vortheilhafte Wirkung auf die Kraft und Wohlfahrt der

Nation besteht darin, daß Manufakturwaaren ausgeführt, Rohstoffe eingeführt werden, für uns aber besonders darin, daß wir die Agrikulturprodukte der heißen Zone gegen unsere Manufakte eintauschen. Diese Länder sind von der Natur ebenso zur bloßen Produktion (im engeren Sinne), wie die Bewohner gemäßigter Klimate zur Manufakturthätigkeit bestimmt. Wir können um so mehr Manufakturprodukte absetzen, als wir Kolonialprodukte zu beziehen vermögen. Wie bei dem einzelnen Gewerbsmanne, so bei den manufakturirenden Nationen ist der sicherste Weg, zu einer guten Kundschaft zu gelangen, der, daß man von denen kaufe, die von uns kaufen. Die europäischen Staaten können sich die Kolonialwaaren nur im Tausch gegen Manufakturprodukte verschaffen. Länder, welche die erstern liefern, müssen uns daher auch unsere Manufakturprodukte abnehmen, wenn der Kolonialwaarenhandel der Nation vortheilhaft seyn soll. Darum findet Frankreich und Deutschland den Handel mit den südamerikanischen Staaten vortheilhafter als den mit den Kolonien Hollands, das einen großen Theil seiner Manufakturbedürfnisse noch immer von England bezieht.

In dem Maaße, als unser Verbrauch an Kolonialwaaren wächst, kann unsere Manufakturthätigkeit sich erhöhen, oder mit andern Worten: nur in demselben Verhältniß können wir Kolonialprodukte konsumiren, in welchem wir sie in Manufakturprodukten zu bezahlen vermögen.

Ein Engländer z. B. konsumirt im Durchschnitt 20 Pfund Zucker, ein Franzose 5 bis 6 Pfund, ein Deutscher 3 bis 4 Pfund. So ist es mit der Baumwolle, so mit andern Kolonialartikeln. Die Ursache, warum Deutschland nicht ebenso viele Kolonialprodukte als England, also warum es nicht vier bis fünfmal mehr als jetzt konsumirt, liegt einzig darin, daß Deutschland, anstatt rohe Baumwolle aus Ländern der heißen Zone einzuführen, und dieses Produkt sowohl, als seine andern Bedürfnisse an Kolonialwaaren mit eigenen Manufakturprodukten zu bezahlen, Baumwollengarn und Baumwollenwaaren, ferner bedeutende Quantitäten Kolonialprodukte aus zweiter Hand von England bezieht, und daß es sogar diejenigen Kolonialprodukte, die ihm Holland liefert, nur zum geringsten Theile in Manufakturwaaren bezahlt.

Erhöhung des Lebensgenusses, des Reichthums und der Macht hängen davon ab, daß die Rohstoffe direkt eingekauft und mit

Manufakturprodukten bezahlt werden. Damit das letzte aber möglich sey, muß der Manufakturthätigkeit in allen Zweigen Schutz gewährt, und sie ganz vorzüglich in demjenigen geschützt und erkräftigt werden, in welchem sie einen der wichtigsten Rohstoffe verwenden kann. Es kommt also ganz besonders darauf an, die Baumwollespinnerei zu heben, damit die Baumwolle von uns direkt bezogen, damit die Producenten derselben in den heißen Zonen dadurch willig gemacht werden, sie sowohl als unsere übrigen Kolonialwaarenbedürfnisse sich mit unsern Manufakten bezahlen zu lassen — damit folgeweise unsere Manufakturthätigkeit ihrer größten Ausdehnung zugeführt und unser Handel blühend werde.

Man darf dabei nicht übersehen, daß diejenigen Länder, welche den Rohstoff liefern, gerade auch die besten Konsumenten sind,* — daß die Baumwollenindustrie ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat — daß endlich die Baumwollproduktion der größten Vermehrung fähig ist,** und wahrscheinlich den Verbrauch an Wolle, Flachs und Hanf mehr und mehr beschränken wird. Schon jetzt werden in England 5—6 Pfund, in Nordamerika 7—8 Pfund im Durchschnitt konsumirt, und diese Konsumtion steigt jährlich. Nach diesem Maaßstab würde die ganze Welt 5—6 Milliarden Pfund Baumwolle, also zehnmal mehr als jetzt konsumiren können. Freilich ist noch zur Zeit die Hälfte ihrer Bevölkerung außer dem Bereiche des Marktes dieser Waare; aber ihre erstaunliche Wohlfeilheit und insbesondere ihre Brauchbarkeit für die Bewohner der heißen Zone bricht ihr von Jahr zu Jahr neue Bahnen, selbst bei den unkultivirtesten Völkern. Schon aus dem Umstande, daß im Durchschnitt auf dem Kontinente nicht mehr als 1½ Pfd. per Kopf konsumirt werden, erhellt, welcher Ausdehnung die Konsumtion noch fähig ist.

An einer Manufaktur und dem dadurch bedingten Handel von solcher Wichtigkeit und von solcher Zukunft sich seinen Antheil zu sichern, verlohnt wohl der Mühe und einiger Anstrengung.

---

* Nach Brasilien setzt England für 5 Million Pfund Sterling Baumwollmanufakturwaaren ab.

** Ein Acker Landes liefert 5—15 Ctr. Baumwolle, ein Mann bestellt im Durchschnitte 2—3 Acker; die Arbeit des Zurichtens ist fast nur Maschinenarbeit. Nordamerika, Texas, Mexico können zehnmal mehr Baumwolle liefern, als jetzt in den Handel kommt, Ostindien ebenso viel, Brasilien und Südamerika weit mehr.

Daß dies nicht oder wenigſtens nicht in zulänglichem Maße geſchehen kann, wenn, wie bisher, der Accent auf die weiteren Stufen der Fabrikation allein gelegt, und die erſte Verarbeitung des Rohſtoffes mit Gleichgültigkeit behandelt wird, ergiebt ſich klar aus dem Vorhergeſagten.

Man kann alſo zugeben, was an der Einrichtung der Mehrzahl der im Vereinsgebiete beſtehenden Spinnereien getadelt wird, und braucht dennoch nicht zu dem Reſultat zu kommen, welches die kurzſichtige Eiferſucht der Weber daraus zieht. Man kann die Beſitzer der Spinnereien in den Zeiten der Kontinentalſperre des Mangels an fabrikökonomiſcher Kenntniß, an Technik, an Kapital, an Sorgſamkeit u. ſ. w. anklagen, und wird darum dennoch der Nothwendigkeit nicht überhoben, das Spinnereigewerbe in Schutz zu nehmen. Billig iſt es aber nicht, die Schwierigkeiten abſichtlich zu ignoriren, welche einer zweckmäßigern Einrichtung früher im Wege ſtanden, und auch jetzt ſie noch in der Mehrzahl behindern.

Es wird wohl niemand beſtreiten, daß England im Beſitze des größten Baumwollenmarktes ſich befindet, und dadurch ſeine Spinnfabrikanten in den Stand geſetzt ſind, die Baumwolle direkt aus erſter Hand, in der beſten Qualität, zu rechter Zeit, und ohne bedeutende Landtransportſpeſen einzukaufen und zu beziehen, auch die durch Zeitverluſt und Gefahren mancher Art, ingleichen durch hohe Aſſekuranzprämien erſchwerte und vertheuerte Fahrt durch den Kanal und die Nord- und beziehungsweiſe die Oſtſee hierbei ganz zu vermeiden.*

* Die Gegner laſſen dies nicht ganz gelten, ſondern erwiedern: was können die Engländer auf dem Markte voraushaben, und weßhalb kauft ihr nicht in Hamburg, Bremen, Amſterdam, Rotterdam, Antwerpen, Trieſt, Havre, wenn ihr in Liverpool ſchlecht bedient ſeyd?

Was Zeitverluſte, Gefahren, hohe Aſſekuranzprämien, höhere Transportſpeſen bei der Fahrt der Wolle durch den Kanal in die Nordſee- und Oſtſeehafen betrifft, ſo befinden ſich die Engländer beim Transport ihrer Twiſte nach Deutſchland ganz in demſelben Falle. Nur an den Transportſpeſen im engeren Sinne (an der Fracht) wird bei den engliſchen Garnen auf demſelben Wege verhältnißmäßig geſpart. Das Riſico und die Aſſekuranzprämien ſtellen ſich ſogar höher, weil der Werth des Garns, gleichem Gewicht Baumwolle gegenüber, ein um hundert Procent höherer iſt.

Die Ueberlegenheit der Engländer im Maſchinenweſen datirt nicht erſt aus der neueſten Zeit: ſeit Arkwright und Crompton ſind ſie im Beſitze derſelben, und die Verheimlichung der mechaniſchen Vortheile und techniſchen Erfahrungen, verbunden mit ihrem durch Nationalerziehung und glückliche Lage, durch unermeßliche Kapitalien, durch Handelsmacht und Kolonien genährten Spekulationsgeiſte, konnte ſie wohl in Stand ſetzen, nach Aufhebung der Kontinentalſperre auch dann mit großer Ueberlegenheit aufzutreten, wenn keiner der den Spinnereibeſitzern gemachten Vorwürfe ungerecht wäre.

Die Errichtung und der Verlag einer großartigen Maſchinen-Spinnerei und Weberei, die Hunderttauſende, ja Millionen erfordert, wo Hunderte und Tauſende von Arbeitern in dreißig und vierzig verſchiedenen Handgeſchäften eingeübt ſeyn müſſen, iſt etwas ſo künſtlich zuſammengeſetztes, daß es eine Reihe von Jahren braucht, um ſich nur zu organiſiren, und der regelmäßigen Nahrung bedarf, wenn es nicht wieder ſchnell in Atome zerſtieben ſoll.

Wie alt iſt denn die Fürſorge, ja auch nur die Theilnahme, die die Staaten ſolchem Fabrikbetriebe widmen? wie lange beſtehen die Sammlungen von Modellen, wie z. B. die des Gewerbeinſtituts in Berlin, wo die komplicirteſten engliſchen Maſchinen und zwar mit den neueſten Verbeſſerungen für jede Art von Fabrikation aufgeſtellt ſind?

Dies alles gehört der neueſten Zeit an, und wenn die Induſtrie und der Unternehmungsgeiſt der Privatleute nicht alle Schwierigkeiten überwinden, und alsbald ſich alle Vortheile der engliſchen Maſchinenkunſt aneignen konnte, ſo darf dies wahrlich nicht verwundern! Eher ſollte man erſtaunen, daß ſie dennoch nicht den Muth verloren und den Kampf unternommen haben mit einer, durch eine ſo ausgebildete Maſchinenfabrikation, durch Ueberfluß an geſchickten Arbeitern und an Kapital, durch einen unermeßlichen Bedarf des eigenen Landes und der eigenen Kolonien, durch den größten internationalen Handel, den je eine Nation beſaß, begünſtigten Induſtrie — mit einer Induſtrie, die durch alles dieſes befähigt iſt, ihre Anſtalten ins Rieſenmäßige auszudehnen, ihre Preiſe aufs niedrigſte zu ſtellen, und im Falle eine auswärtige Konkurrenz ihr in den Weg tritt, auf allen Profit für die außer Landes geſendeten Waaren Verzicht zu leiſten, oder ſich

mit einem Minimum zu begnügen, bis die jungen Sprößlinge des Auslandes erſtickt ſind.

Noch jetzt ſtehen alle übrigen Maſchinen den engliſchen in aller und jeder Beziehung nach, wie die Unterhausverhandlungen über Maſchinenausfuhr am 15. Febr. 1841 unwiderſprechlich ergeben haben. Die Vergleichung fällt nicht allein zum Nachtheile des Vereinsgebietes, ſondern auch von Belgien, von Frankreich und von der Schweiz aus, und es wird lange Uebung und großen Aufwand von Zeit, Kraft und Geld verlangen, ehe wir wir es den Engländern in dem Maſchinenbau gleich zu thun vermögen,* wenn dieſes Ziel bei der Trefflichkeit ihres Eiſens und der Wohlfeilheit ihrer Kohlen überhaupt erreichbar iſt. Aber ſollte man darum die Mitbewerbung aufgeben und die Hände in den Schoos legen?

Daß es an Unternehmungsgeiſt nicht fehlt, beweist gerade die Zunahme der Spinnerei in der Periode von 1835 bis 1839 um das Dreifache; auch das Vorhandenſeyn der Kapitalien wird dadurch nachgewieſen, ſo fern es eines ſolchen Nachweiſes in Deutſchland überall bedürfen ſollte.** Aber freilich waren die Unternehmer durch die Ausſicht auf Schutz, welchen die Godesberger Verhandlungen, der Charakter des Vereins und das Vertrauen auf ſein eigenes Intereſſe angeregt hatten, beſtimmt worden; denn daß ein verſtändiger Mann große Kapitalien in ſolcher Konkurrenz wie die engliſche geradezu riskiren und mit einer ſo alten und vollkommenen Induſtrie ſich ohne weiteres in Kampf einlaſſen ſollte, kann wahrlich nicht angenommen werden.

Man hat die ſächſiſche Strumpffabrikation als Beiſpiel angeführt, daß es eines beſondern Schutzes nicht bedürfe, um mit

---

* Das Parlamentsglied Herr Jennant erwähnte in der oben beſprochenen Verhandlung, daß unlängſt in Genf eine Flachsſpinnerei für 15,000 Spindeln errichtet worden, von denen zur Zeit erſt 10,000 im Gange ſeyen, welche 80,000 Pfd. Sterl. d. h. 8 Pfd. für die Spindel koſte. Eine beſſere Spinnerei könne in Belfort oder ſonſt wo in Nordirland für je 4 Pfd. 10 Sch. per Spindel errichtet werden, und noch wohlfeiler in England.

** Dieſer iſt gewiß überflüſſig in einem Lande, wo Eiſenbahnen und andere großartige Unternehmungen täglich durch Privatkapitalien (Aktien) zu Stande kommen.

England glücklich zu konkurriren; man hat aber vergessen, daß dies eine Hausfabrikation ist, und daß dabei die Handarbeit die Maschinen- und Kapitalkraft weit überwiegt.

Auch hat man sich überhaupt darauf berufen, daß in Sachsen, wo vor dem Beitritte zum Zollvereine nur ganz unbedeutende Eingangszölle bestanden, die Fabriken aller Art, ohne irgend einen Schutz von oben, besser gediehen seyen, als in irgend einem Theile des Festlandes. Aber man irrt, wenn man den Grund allein in der Industrie und in der sparsamen Lebensweise finden will. Sachsen und die Schweiz befanden sich in ähnlicher Lage, tief im Binnenlande, umgeben meist von Ländern, welche hohe Schutzzölle hatten, wohin also ein lebhafter Schmuggelhandel getrieben werden konnte, der obendrein durch die Formation des Bodens sehr begünstigt war. Das Aufblühen der Fabriken im Königreich Sachsen war durchaus unabhängig von dessen eigenem Zollsystem, denn sie konnten sich niemals im Absatze auf das eigene wenig ausgedehnte Gebiet beschränken; sie mußten unter allen Umständen auswärtige Märkte aufsuchen. Die sächsischen und ebenso die schweizerischen Fabriken beweisen also nichts für, nichts gegen die Schutzzölle in größern Ländern, und es muß ihr Aufkommen in andern Ursachen als im Zollwesen zu suchen seyn. Oder warum blühten in Mecklenburg, Hannover, Holstein, in Polen und andern, zum Bezug von Rohstoffen noch gelegenern Ländern, die Manufakturen nicht auf, wo die Einfuhrzölle doch ebenfalls höchst gering waren, oder noch sind?

Wie England im Großen durch die norddeutschen Küstenländer den Schmuggelhandel ins Vereinsgebiet betreibt, so im Kleinen Sachsen eines Theils in die österreichische Monarchie und vordem nach Baiern, andererseits auch wieder ins Preußische; nach Oesterreich geht er so stark, daß die Böhmen meinen, sie könnten wohl die Konkurrenz des reellen Handels aushalten, aber nicht die des Schmuggelhandels; — kaum minder ging er nach Preußen.

Auch das kam den sächsischen Fabriken zu Statten, daß englische Fabrikate zu ihnen einen langen Weg machen, Transitzölle und andere Gefälle bezahlen und mehrere Zollinien durchschneiden mußten; sie waren in mannigfacher Hinsicht günstiger gestellt als die Fabriken im Preußischen und Oesterreichischen, endlich fanden sie in Thüringen offene Märkte.

Dazu muß gerechnet werden, daß Sachsen Jahrhunderte hindurch eines der blühendsten Gebiete Deutschlands war, daß es eine sehr dichte und gewerbfleißige Bevölkerung zählt, die auf Industrie angewiesen ist, daß es endlich auch in reichem Maaße rohe Materialen zu seiner Gewerbthätigkeit besitzt; im sächsischen Erzgebirge ist der Handlohn gering, das Leben äußerst mäßig, die Getreideeinfuhr aus Böhmen erleichtert, geheime oder offene Ausfuhr dahin also natürlich. Aus diesen und vielen andern Verhältnissen läßt sich der Aufschwung der sächsischen sowohl als der schweizerischen Fabrikation leicht erklären. Wenn aber das sächsische Zollsystem nur geringen Einfluß auf die Fabriken übte und an sich keinen wesentlichen Schutz gewähren konnte, so verhält es sich mit dem vereinsländischen anders, und da der Schmuggel nach Preußen aufgehört hat und der nach Böhmen schwieriger geworden ist, so hat sich auch das Verhältniß der Spinnerei ganz anders gestellt, und sie erträgt ebenfalls nur mit Gefahr des Untergangs die englische Konkurrenz, und es haben sogar viele Spinnfabriken eingestellt werden müssen. Ja, in der That, ihr Schicksal scheint nicht beneidenswerther als das der Spinner in den übrigen Zollvereinsgebieten; die mit einem Kostenaufwand von 200,000 Thlrn. zwischen 1835 und 1837 erbaute Spinnerei in Schaffenstein ist jetzt nicht für 50,000 Thlr. zu verwerthen, und das vor 4 Jahren bei Chemnitz mit 180,000 Thlrn. gegründete Spinn- und Webeetablissement für 36,000 Thlr. verkauft.

Schlimmer steht es freilich im badenschen Oberland, wo eine neue Spinnerei ausgeboten ist, in der Nähe von Elberfeld und auf der linken Rheinseite, wo viele kleine Spinnanstalten gänzlich im Stillstand sind. Von 33,500 Spindeln, welche noch vor wenigen Jahren auf dem linken Rheinufer im Betriebe waren, stehen 17,000 still, und sind nur noch 16,500 im Gang.

Und am allerschlimmsten soll es gerade in der Schweiz aussehen; man mag versucht seyn, was von ihrem Flor gesagt worden, für bittere Ironie auf ihr Elend zu halten. Denn wiewohl hinsichtlich der wohlfeilen Löhne kein Land in der Welt mit der Schweiz sich messen kann, so liegen doch Spinnereien und Webereien, in Folge der Ueberschwemmung mit den zu jedem Preise losgeschlagenen englischen Twisten und Geweben ganz und dergestalt darnieder, daß sämmtliche Spinnereietablissements, mit

Ausnahme von 5 bis 6 in reichen Händen, ſtillgeſtellt und ruinirt ſind.*

Dagegen betrachte man den Stand der Spinnereien, wo ihnen durch Eingangszölle angemeſſener Höhe in der That ein wirkſamer Schutz verſchafft iſt. In Frankreich ſind die auswärtigen Garne in niedern Nummern ganz verboten, und von Nr. 170 aufwärts (zu Spitzen) iſt der Zoll auf 20 pCt. geſetzt. Deſſen ungeachtet ſteigt die Ausfuhr von Baumwollwaaren aus Frankreich auf ungefähr 15,000,000 fl. Die Spinnerei iſt erſt in den letzten 15 Jahren, und zwar in Folge der hohen Zölle zu ihrer Ausdehnung und Vollkommenheit gelangt, und würde ohne dieſe nie den großen Aufſchwung gewonnen haben.

Oeſterreich legte vor etwa 30 Jahren einen dem Verbot gleich kommenden Zoll von 20 fl. Konventionsmünze (faſt 14 Thlr) auf den Centner Baumwollzwiſte, und ſchnell erhoben ſich die Baumwollſpinnereien in ſeinem Lande; jetzt hat es den Zoll auf 15 fl. herabgeſetzt, und kann denſelben leicht noch mehr ermäßigen, da ſeine Baumwollſpinnereien allmählig erſtarkt und die Konkurrenz zu ertragen im Stande ſind.

Die ruſſiſche Spinnerei erhebt ſich durch gleiche Maßregeln, d. h. durch einen Zoll von 6½ Silberrubel per Pud (circa 19½ Thlr. per 100 Pfund); die belgiſche Regierung ſchützt ihre Spinnereien durch einen Zoll von 84 fl. per metriſchen Centner (oder circa 11⅘ Thlr. per 100 Pfund), — die neapolitaniſche durch eine Eingangsabgabe von 25 Ducati pro Kantar (oder circa 15 Thlr. per 100 Pfund), — und in Spanien und Schweden beſtehen ähnliche Schutzzölle.

Alle dieſe Staaten fühlen das Bedürfniß, die ungeheure Ueberlegenheit, die den Engländern der lange Beſitz der glänzenden Induſtrie und der enorme Gewinn der letzten 10 Jahre gewährt, wieder auszugleichen; denn man nimmt allgemein an, daß es allen mit neuen Maſchinen arbeitenden großen Spinnereien bereits gelungen iſt, das auf die koſtſpielige Einrichtung verwandte Kapital wieder herauszuſchlagen, und daß ſie daher nur noch die Zinſen des unbedeutenden Betriebskapitals bei ihren Geſchäften zu berechnen haben; und ferner ſteht feſt, daß bei dem Schutzzolle, welchen die

* Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe 1842 Nr. 81 vom 6. Juli.

englischen Fabrikate genießen und der die Gewißheit und den Vortheil des Absatzes eines großen Theils im Innern verbürgt, der Rest desto leichter für die billigsten Preise immer noch mit Gewinn ins Ausland verkauft werden kann, weil die Generalspesen durch den Vertrieb im Innern und nach den Kolonien bereits gedeckt sind und daher auf den Export ins Ausland nicht kalkulirt zu werden brauchen.

Diese Nothwendigkeit einer Schutzmaßregel macht sich im Zollverein im Augenblicke stärker fühlbar als je, da die Ueberproduktion in England, veranlaßt durch die Geldkrisen in Amerika,* die Engländer zwingt, ihre Twiste um jeden Preis loszuschlagen; sie wird dauernd dringender werden, da der neue englische Tarif den Eingangszoll auf rohe Baumwolle, der sich auf 1 kr. per Pfund berechnete, aufhebt, und die Befreiung oder mindere Belastung vieler Lebensmittel die Tendenz und wahrscheinlich die Wirkung hat, den niederen, d. h. den Arbeiterklassen das Leben wohlfeiler zu machen, wovon die natürliche Folge eine Verminderung der Arbeitslöhne seyn wird, die ihren Einfluß auf die Erniedrigung des Preises der Waaren nicht verfehlen kann.**

---

* Vom Jahre 1831 bis 1839 wurden für mehr als 250 Millionen Dollar's Waaren mehr in Nordamerika ein- als ausgeführt; die Anlehen, welche die Amerikaner machten, gingen in Waaren, und zwar wenigstens zu ⅔ in englischen Waaren dahin. Dies ist die Hauptursache des unnatürlichen Aufschwungs, welchen die englische Industrie in den letzten 10 Jahren genommen hat. Die Masse der verarbeiteten Baumwolle stieg in diesem Zeitraum von 300 auf 500 Millionen Pfund. Seit der finanziellen Krisis in Nordamerika, also seit Ende 1839 sind jährlich für 26 Millionen Dollars weniger ein- als ausgeführt worden, was also gegen früher einen Unterschied von 40—50 Millionen Dollar's oder 8—10 Millionen Pfund Sterling ausmacht, von denen England mindestens ⅔ lieferte. Dieser Ausfall, dessen Wirkung noch durch die Verhältnisse in Brasilien, China, Ostindien verstärkt wird, ist die Ursache der gegenwärtigen Stockung der englischen Industrie.

** Wenigstens erwarten die Engländer dies von der Veränderung in der Besteurung der Hauptconsumtionsartikel.

Als Herr Smith in der Parlementscommittee befragt wurde: würden die deutschen Regierungen die Fabrikation von Baumwollwaaren bei sich verbieten, wenn wir ihr Korn und Holz nähmen (Would they prohibit the manufacture of cotton-goods there, if we would take

Unter dieſem Geſichtspunkte iſt nicht einmal jede Erhöhung der Twiſtzölle auch eine wirkliche Erhöhung des Schutzes, vielmehr bis zu einem gewiſſen Punkte nur eine Gleichſtellung, aber um ſo unbedingter nothwendig, als die Belaſſung bei den bisherigen Sätzen in der That nichts als eine Minderung wäre. Dieſer Punkt iſt der Werth des bisherigen unzureichenden Schutzes, bei dem unſere Spinnereien nun einmal nicht beſtehen können. Die Erhöhung ward von den im Jahr 1841 in Frankfurt verſammelten Baumwollſpinnern im Betrage von 2 Thalern, alſo von 2 auf 4 Thaler in Antrag gebracht. Mit Rückſicht auf die eben erwähnten, die Erzeugung in England begünſtigenden Verhältniſſe, die den engliſchen Spinner leicht in Stand ſetzen werden, den Centner künftig um 2 Thaler wohlfeiler zu ſpinnen, würde die Erhöhung des vereinsländiſchen Zolls auf 4 Thaler die Sache gerade im ſeitherigen Zuſtande belaſſen, ja ſie würde durch den gleichen wohlfeilern Produktionspreis in England aufgezehrt. Darum geht das Verlangen (namentlich der Badenſchen Ständeverſammlung) jetzt dahin, den Eingangszoll auf Twiſte auf 6 bis 8 Thaler zu erhöhen, welchem ſich der bereits erwähnte Antrag anſchließt, die geſchlichteten Zettel mit einem Zollſatz von 16 Thaler zu belegen. Für das letzte Geſuch ſpricht, daß der geſchlichtete Zettel ein bei weitem mehr veredeltes Produkt iſt, als alle andere gezwirnte, mehr als zweidrähtige Baumwollgarne, welche zu 8 Thlr. tarifirt ſind. Es iſt nachgewieſen, daß dieſe Einfuhr hauptſächlich die Handweber beſchädigt, indem ihnen die zur Weberei gehörige Arbeit des Spulens, des Zettelns und Schlichtens, und damit ein Drittel des Arbeitslohns entzogen wird. Die Engländer haben bisher die geſchlichteten Zettel unter dem Namen Twiſte mit rohen Baumwollengarnen gegen 2 Thlr. Zoll eingeführt; im Vergleich mit dem Arbeitswerth und Preis des Twiſtes iſt ein Zoll von 16 Thlr. für den geſchlichteten Zettel, ſelbſt wenn der Satz von 2 Thlr. als Grundlage angenommen wird, noch mäßig; dieſes

---

their corn and timber:) antwortete er: „Es iſt nicht nöthig, daß ſie das thun" (It is not necessary that they should do so).

Der Sinn der Antwort iſt: Die Geſtattung der freien Einfuhr wird unſere Lebensbedürfniſſe, alſo unſern Arbeitslohn billiger, und die ihrigen theurer machen; weiter bedarf unſere Fabrikation nichts, um der vereinsländiſchen bis zur Vernichtung überlegen zu werden.

Fabrikat hat aber bisher ebenso wenig eine unterscheidende Berücksichtigung erlangen können, als das gespulte und gezettelte Garn, welches, trotz seiner weiteren Veredelung, ebenfalls mit dem rohen Garne gegen gleiche Abgabe eingeführt werden konnte.

Der Zollsatz von 2 Thlr. per Zentner auf rohes Baumwollengarn ist so gering, daß er durch die Schwankung des englischen Markts häufig großentheils aufgehoben wird, und namentlich im vorigen Jahre bei den Nothverkäufen in Manchester wirklich aufgehoben wurde.

In seiner Wirkung auf die Weberei ist sogar der Zollsatz, wie er beantragt worden, so mäßig, daß er kaum in Betracht kommen, am wenigsten aber der Weberei so schädlich werden kann, als behauptet wird. Denn wenn gleich nicht bestritten werden soll, daß die Vertheuerung des Arbeitsstoffes der Weberei diese nöthige, auch ihr Produkt theurer zu verkaufen, so ist doch diese Vertheuerung so unbedeutend, daß sie kaum eine Erwähnung verdient. Die meisten Fabrikate der Weberei bestehen aus den gröberen Nummern von 13 bis 40, von denen man etwa 7 Pfund zu einem Stück Tuch von 63 Ellen braucht. Würde nun der Zoll des Twistes auf 8 Thlr. erhöht, so träfe eine Elle 7 Viertel breiten Baumwollenzeugs $^{11}/_{12}$ Kreuzer Zollerhöhung, — bei 6 Thlr. nur $^{7}/_{10}$ Kreuzer, was offenbar höchst unbedeutend ist, und im Absatze der Weberei und Druckerei keinen schlimmen Einfluß haben kann. Alle für die Massen der Bevölkerung dienenden Fabrikate müssen wohlfeil seyn. Die Weberei ist die Hauptabnehmerin der Spinnerei, und es ist daher der letzteren eigenes Interesse, zu verhindern, daß nicht durch höheres Steigen des Fabrikats der gerade an seine Wohlfeilheit gebundene Absatz verringert, und so der Bedarf der eigenen Abnehmerin geschwächt werde. Auch ist der Preis des Baumwollentuchs gegenwärtig so niedrig, daß ein geringer Aufschlag von etwa einem Kreuzer auf dasselbe um so weniger den Absatz bedrohen kann, als das fortwährende Sinken des Rohstoffs und die geringeren Produktionskosten bei dem steigenden Absatze der Spinnerei diese vermuthlich in den Stand setzen werden, den Aufschlag allein zu tragen.

Zwischen dem Schutze, welchen die Spinnerei genießt, und demjenigen, der den übrigen Zweigen der Baumwollenfabrikation zu Theil wird, besteht überdem gar kein Verhältniß. Man rechnet

auf die Veredlung der rohen Baumwolle zum Twiste auf das Pfund Wolle Arbeitslohn, Maschinenkapital u. d. gl. 20 Kreuzer, von da zum geschlichteten Zettel weitere 12 Kreuzer und von da zum Tuch 15½ Kreuzer. Also ein Verhältniß von 20, 32, 47½ Kreuzer. Nimmt man den Zollsatz von 50 Thlr. für das Ganzfabrikat als Grundlage, so müßte der Twist mit 21 Thlr. und der geschlichtete Zettel mit 33 Thlr. besteuert seyn, statt dessen beide zu 2 Thlr. eingehen. Ist aber nur die Spinnerei erst in Folge des geringen Schutzes zu Grunde gerichtet, so wird die Weberei sich keines langen Bestehens mehr zu erfreuen haben. Wenn sie ganz an die englische Spinnerei gewiesen seyn wird, so wird diese ihr auch den Preis machen und ihn schon so stellen, daß die englische Weberei bald die unsrige untergraben und gestürzt haben wird. Dann wird das Ziel erreicht seyn, nach dem die englische Industrie sich sehnt, nämlich Deutschland ausschließlich mit Baumwollenwaaren aller Art zu versehen.

Aber, so sagen viele Spinnereibesitzer, es sind auch nicht die deutschen Weber, welche dem Schutze der Spinnerei entgegen streben, wenigstens nicht die unabhängigen: es sind die englischen Garnhändler, welche durch den Kredit, den sie so manchen deutschen Fabrikanten geben, diese zu ihrem Sprachrohre machen, oder die unselbstständigen Fabrikanten, welche dieses Kredits nicht entbehren können, und die daher in der Begünstigung der deutschen Spinnereien eine Beeinträchtigung ihrer Zukunft sehen.

Der verständige und billige Theil wird jeder Maßregel, welche die Spinnerei hebt, Beifall spenden, und um so weniger eine Erhöhung des Schutzzolles ihr mißgönnen, als er wohl weiß, daß die Druckerei und Weberei durch die Einfuhr des geschlichteten Zettels à 2 Thlr., durch die steigende Einfuhr von gemischten Wollen- und Baumwollenwaaren zu nur 30 Thlr., die bei dem System des Gewichtzolls von diesen leichten Waaren gar keinen Schutz gewähren, und durch die Verschleuderung der außer Mode gekommenen englischen und französischen Kattune sehr darnieder liegt, und daher in all diesem ebenfalls einer Zollerhöhung bedarf, wenn sie nicht zu Grunde gehen soll.

Der verständige und billige Theil wird sich auch sagen, auf welchem Standpunkte heute die Druckerei, Weberei, Färberei ꝛc. sich befinden würden, wenn bei der ersten Abfassung des

preußischen Zolltarifs oder auch nach Stiftung des Zollvereins eine komparative Schätzung der englischen und deutschen Leistungen, und eine Erwägung, in wie weit die Kontinentalsperre zu soliderer Begründung der Fabrikation benützt oder nicht benützt worden sey, zu Grunde gelegt, und darnach die Würdigkeit dieser Fabrikationszweige, und der Anspruch auf Begünstigung bemessen worden wäre, und was das Resultat gewesen seyn würde, wenn man das Interesse der Konsumenten ebenso in den Vordergrund gestellt und es den Forderungen dieser Fabrikationszweige entgegengesetzt hätte, wie man es jetzt gegenüber der um ihre Existenz ringenden Spinnerei thut.

Auch kann er sich über die Wirkungen der Abhängigkeit der deutschen Weberei von der englischen Spinnerei nicht verblenden. Während, wie wir gezeigt, 1 Thlr. Zoll auf den Ctr. Twist auf die Elle Druckwaaren ein solches Minimum beträgt, daß es in unseren Rechnungsmünzen nicht ausgedrückt werden kann, steigert ein kleiner Impuls in England die Twistpreise in Manchester oft um ⅛ bis 1 d. pr. Pfd., ohne daß der deutsche Weber oder Färber den mindesten Aufschlag auf sein Fabrikat als Ersatz dafür erhält. Der deutsche Garnkonsument ist jetzt jeder Schwankung in England ausgesetzt, und kann niemals seine Kalkulation mit Sicherheit machen: man frage die Färber, welche Verluste sie in den letzten Jahren am Abschlage der Garne erlitten, die sie im Herbst für ihren Winter- und Frühjahrbedarf von England bezogen, und wie oft sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen Assortimente im Herbste angeschafft, welche im Frühjahr uncourant und nur mit Nachtheil zu placiren waren, eben weil sie sich nicht hinreichend aus benachbarten Spinnereien ihrem augenblicklichen Bedürfnisse gemäß versorgen konnten. Auch berechne man den Verlust an Arbeitsgewinn, der dadurch entsteht, daß in den Webedistrikten des Münsterlandes und in der Rheinprovinz, und auch wohl anderwärts die Weberei ganz unterbrochen wird, wenn geschlichtete Ketten oder der Einschlag (Pincops) nicht früh genug aus England eintreffen, was im Frühling und Herbst bei Schifffahrtshindernissen oft genug vorkommt.

Daß die großen englischen Manufakturen sich nicht mehr auf isolirte Maschinenspinnerei oder Weberei beschränken, ist notorisch; man hat Spinnerei und Weberei in der Art mit einander in

Verbindung gebracht, daß beide Zweige nicht allein in einem Gebäude vereinigt sind, sondern auch durch eine und die nämliche Dampfkraft betrieben werden. Es treten durch diese Vereinfachungen so wesentliche Ersparungen und Geschäftserleichterungen ein, daß im auswärtigen Handel nur diejenige Nation sich mit der Möglichkeit einer Konkurrenz mit England schmeicheln darf, welche sich gleiche Vortheile zu erringen weiß. Die einseitige Begünstigung der Weberei kann diesen Dienst nicht thun bei gleichgültigem Anblicke des Verfalles der Spinnerei. Der Schutzzoll genügt, der Weberei ꝛc. den inländischen Markt zu versichern und sie zur Exportation zu befähigen. Aber wie lange soll er dauern? Auch wohl ewig! wenn durch Erzielung der erwähnten Vortheile nicht seiner Entbehrlichkeit entgegen gestrebt, oder mit andern Worten, wenn die Spinnerei nicht ebenfalls empor gebracht wird.

Der Gewinn, welcher den Vereinsländern durch die ausländische Spinnerei entgeht, ist auch keineswegs so unbedeutend, als angegeben wird. Die Twiste stehen fast immer doppelt so hoch im Preise, als das gleiche Gewicht an roher Baumwolle, daher der Urstoff durch das Spinnen ungefähr auf den doppelten Werth gesteigert wird. Der Ankauf von ungefähr 50 Millionen Pfund englischer Twiste macht also die Vereinsländer, nach Abrechnung der dazu verwendeten Baumwolle, jährlich wohl um 9 Millionen Thaler ärmer.

Und ebenso unrichtig ist die Berechnung des Schutzes, den die inländische Twisterzeugung genießt, in Prozentsätzen. Zwei Thaler Zoll auf Mittelgarn medio Nro. 45 zum Werth von 75 fl. giebt circa 4½ pCt. Diese 4½ pCt. reichen für sächsische oder süddeutsche Spinner kaum aus, den Unterschied der Fracht zu decken von roher Baumwolle nach ihren Spinnereien und von Twisten nach Elberfeld, als einem deutschen Hauptgarnmarkt. Zwei Thaler Zoll auf Baumwollgarn Nro. 100 gibt 1 pCt. Nro. 200—½ pCt. Nro. 300—¼ pCt. Es ist also lächerlich, von 15 pCt. zu reden, wie von den Gegnern immer geschieht, wiewohl ganz richtig ist, daß, wenn gegen die gegenwärtige Twistinvasion ein wirksamer Schutz gewährt werden sollte, 15 . kaum pCt. hinlänglich wären.

England hat seine Baumwollfabriken durch Verbote groß gezogen, und seine Leinenfabrikation dadurch ebenfalls auf die Stufe

erhoben, daß der Kontinent bedroht ist, um dieses uralte Gewerbe gebracht zu werden, wenn man nicht bald nachdrückliche Schutzmaßregeln vorkehrt. Eine solche Erfahrung redet ganze Bücher! Unter dem Schutze der das Emporblühen sichernden Regierungsmaßregeln haben deutsche Kapitale und deutscher Fleiß die englische Industrie gefördert. Die Häuser in Manchester, welche den Garnhandel nach Deutschland treiben, sind großentheils von Kaufleuten der Hansestädte kommanditirt. Die Hamburger Stammetablissements fungiren jetzt nur als die Agenten und Spediteure ihrer Kommanditen in Manchester. Eine Veränderung in der Besteuerung der Twiste könnte eine große Veränderung in diesem Verhältnisse herbeiführen, und den deutschen in Manchester etablirten Kommanditen leicht fühlbar werden.* Dazu gehört aber allerdings Sicherheit, festes Vertrauen, kurz ein offenes Bekenntniß des Zollvereins zu den Grundsätzen eines die Industrie schützenden Vereins!

Was Rückzölle anlangt, so hat deren Ausführbarkeit sich so oft bewährt, daß sie eines besonderen Beweises gar nicht bedarf. Auch darin hat England ein Beispiel gegeben, indem es seiner Zeit die Ausfuhr der Baumwollegewebe mit einem Rückzolle begünstigte, welcher nicht weniger als einen Penny (3 Kreuzer) vom Yard betrug, und wir können nicht darüber beruhigt seyn, daß nicht, wenn die Ueberwindung einer Rivalität im Auslande es erheischt, und die Ermäßigung der Lebensmittelpreise dazu nicht auslangt, sofort wieder zu einer ähnlichen Maßregel geschritten werde. Zu welchen Mitteln Völker, die nicht von Mondschein und Theorien leben, sich entschließen können, wenn es um ihre industrielle Existenz sich handelt, wird jeder wissen, dessen Gedächtniß nicht zu kurz ist, um den holländischen Rückzoll auf den eingeführten Zucker schon vergessen zu haben.

Wie lange diese Zollerhöhungen und daher auch die Rückzölle dauern werden? Wer mag das jetzt ermessen? und dasselbe läßt sich auf die Aufzählung aller übrigen möglichen Eventualitäten antworten. Der Zollverein hat offene Augen, und die Maßregeln müssen sich nach den Umständen richten. Das läßt sich mit hoher

* Auch wohl die Neigung der Hansestädte zum Anschlusse an den Zollverein verstärken.

Wahrſcheinlichkeit vorausſehen, daß eine Erhöhung der Beſteuerung der Twiſte ſehr bald erwirken wird, daß die gröberen Garnſorten zum ganzen Bedarf im Inlande erzeugt werden; was die feineren betrifft, ſo iſt der Eingangszoll, auch die Erhöhung vorausgeſetzt, ſo unbedeutend, daß er kaum in Anſchlag zu bringen iſt.

Mit einer Bau- oder Spindelprämie, wie auch vorgeſchlagen worden, oder mit einer Baumwollprämie läßt ſich aber das Schutzbedürfniß nicht abfinden.

Eine Bau- oder Spindelprämie, welche nur einmal gewährt werden kann, würde mit dem enormen Aufwande, den die Errichtung einer Spinnerei erfordert, verglichen, ganz gewiß ſehr unerheblich, — und da ſie nur die Vermehrung, nicht den Schutz der vorhandenen Etabliſſements bezielt, im günſtigſten Falle nach einer ganz andern Richtung als der beabſichtigten hin wirkſam ſeyn, aber auch dieſes Ziel nicht erreichen, da, auch noch ſo reichlich bemeſſen, ſie gewiß nicht in dem Maße zu neuer Errichtung ermuntern könnte, als das Abandonniren und der Verfall der vorhandenen Etabliſſements abſchrecken müßte. Eine Baumwollprämie endlich würde die Staatskaſſe vorausſichtlich in nicht geringerem Grade als die Zollvergütung auf Exporte beläſtigen, bei der Zunahme der Baumwollproduktion und der dadurch bedingten Erniedrigung der Preiſe des Rohſtoffs, ſteten Fluktuationen unterworfen ſeyn, und da die Engländer die Vortheile der niedrigen Preiſe in noch höherem Maße, als die Kontinentalſpinner genießen, ihr Uebergewicht aber vorzüglich in der wohlfeileren Fabrikation beruht, die Erreichung des Zwecks auch nicht verbürgen, vielmehr den brittiſchen Spinnereien die Möglichkeit laſſen, durch zeitweilige Verſchleuderung die inländiſchen zu erdrücken, und ſich eben dadurch die reichliche Entſchädigung für dieſen Vorſchuß vollkommen zu ſichern.

Eine Baumwollprämie iſt am Ende auch nichts anders, als eine Minderung des Preiſes der Baumwolle für die Spinner, indem einen Theil deſſelben der Staat übernimmt. Daß der Baumwollpreis aber keineswegs entſcheide, zeigt das Beiſpiel von Frankreich. Dieſes Land bezieht die Baumwolle ebenſo direkt und ebenſo leicht und wohlfeil wie England, die egyptiſche ſogar noch billiger, weil es den Vortheil der größeren Nähe hat, und dennoch kann es des Schutzes nicht entrathen, der in ſolcher Höhe gewährt iſt,

daß die Vereinsländer ihn in dieſer Art nicht einmal zu erſtreben wagen.

Die Behauptungen der Spinner reſumiren ſich daher in der Weiſe,

1) daß die Spinnereien nach ihren gegenwärtigen Leiſtungen die Erwartung vollkommen rechtfertigen, bei Gewährung eines beſſeren Schutzes den inländiſchen Bedarf befriedigen zu können, — daß ſie daher deſſelben würdig ſeyen;

2) daß ſie deſſelben bedürftig ſeyen;

3) daß auch der Beſtand der übrigen Fabrikationszweige durch ihr Emporkommen bedingt und

4) daß keiner derſelben auch nur temporär dadurch beeinträchtigt werde, zumal wenn

5) der Rückzoll für das expertirte Fabrikat nach Maßgabe der Erhöhung des Eingangszolls für das Halbfabrikat gebilligt werde.

Einen Theil der Gründe und Gegengründe für und wider die Erhöhung der Abgabe auf fremde Twiſte, und zwar die hauptſächlichſten, wird dieſe Darſtellung enthalten. Auf Spezialitäten einzugehen, lag nicht im Plane. Häufig ſtehen die Behauptungen, ſelbſt in Bezug auf faktiſche Verhältniſſe, im ſchneidendſten Widerſpruch. Nur eine vollkommnere Gewerbeſtatiſtik, als wir wirklich noch zur Zeit von den Vereinsländern und den übrigen europäiſchen Staaten beſitzen, kann die Mittel zur Prüfung und Berichtigung an die Hand geben.

Außer den erörterten kann noch eine Menge von Verhältniſſen in Betracht gezogen werden, wenn man die deutſche Induſtrie im Ganzen in ihrem Ringen mit der Ueberlegenheit der Britten, und wenn man die Intereſſen der einzelnen Induſtriezweige in den verſchiedenen Ländern des Vereinsgebietes ins Auge faßt. So iſt unter andern der Antagonismus zwiſchen Spinnern und Webern in Süddeutſchland und in Sachſen, wo Maſchinenſpinnerei und Maſchinenweberei ſehr häufig verbunden vorkommen, begreiflicher Weiſe nicht ſo groß, wie in Weſtphalen und am Rhein, wo die Handweberei bei weitem die Hauptrolle ſpielt, und die Maſchinenſpinnerei und Weberei noch nicht ſo einheimiſch geworden iſt.

Der erſte preußiſche Tarif vom 26. Mai 1818 beſtimmte einen Eingangszoll von 1 Thlr. für die weſtlichen, und von 2 Thlrn.

für die öſtlichen Provinzen; erſt im Jahr 1832 wurde dieſer Zoll für ſämmtliche Provinzen auf 2 Thlr. gleichgeſtellt.

Der Zoll für die weſtlichen Provinzen hatte bis 1832 den reinen Charakter einer Steuer, ohne alle Beimiſchung von Schutzmaßregel; zu Anordnung der letzteren fehlte es auch an Gründen. Die Spinnerei hat in Preußen ſich nicht gleichmäßig mit der Weberei und den damit zuſammenhängenden Gewerben ausgebildet. Die Weberei, Druckerei und Färberei hatten vielmehr bereits eine ziemliche (ſeitdem von dem darauf verwandten Schutze allerdings weiter gepflegte) Höhe erreicht, als der Tarif feſtgeſtellt wurde; der Tarif begünſtigte ſie alſo, weil ſie in einiger Ausdehnung vorhanden waren, und begünſtigte die Spinnereien weniger, weil ſie ein geringeres Objekt darboten.

Auch in den andern Ländern des Zollvereins war die Spinnerei zur Zeit des Vertragsabſchluſſes von den übrigen Gewerbszweigen überflügelt, und in Sachſen, wo ſie noch die höchſte Blüthe erreicht hatte, war man ſo wenig an ein Schutzzollſyſtem gewöhnt, daß man beim Eintritte in die Verbindung ſich mit der in Preußen üblichen Eingangsabgabe begnügen zu können glaubte.

Wenn zur Zeit der erſten Tarifsabfaſſung alle Gebiete, welche der Zollverein jetzt umfaßt, und die darin beſtehenden Induſtriezweige Gegenſtände der Betrachtung hätten ſeyn können, ſo darf man wohl annehmen, daß die Spinnerei eine nicht minder ſchützende Fürſorge, wie die Weberei ꝛc. gefunden, und daß das ganze Baumwollengewerbe ſich dann gleichmäßig entwickelt haben würde. Daß dies nicht geſchehen iſt und nicht geſchehen konnte, darin beruht der Grund der Divergenz der Intereſſen und Anſichten.

Die Engländer finden ſich darein, alle ihre Induſtrieprodukte im eigenen Lande theurer zu kaufen, als ihre Landsleute ſie dem Auslande anbieten. Jedes Individuum iſt ſich bewußt, daß für dieſes Opfer Macht und Reichthum eingetauſcht werden, und daß der Begriff von theuer und wohlfeil ein ſehr relativer iſt: für den, welcher wenig hat, iſt auch das Wohlfeile ſchwer, und für den, der viel hat, auch das Theure ohne Anſtand zu erwerben; die feſte Begründung der Induſtrie durch den ihr Beſtehen in der Hauptſache ſichernden inneren Markt bedingt den engliſchen Welthandel und den Beſitz aller Güter. Auf dieſem Standpunkte befindet man ſich in Deutſchland noch nicht, und wahrſcheinlich noch lange nicht: der

Zollverein hat erſt wieder eine Ahnung von nationaler Verbindung erweckt; die Innigkeit aber, welche Glück und Schmerz als ein gemeinſames Loos betrachtet, kann nur die langſame Frucht einer vieljährigen Verbindung gemeinſamer Schickſale, und ſich mehr und mehr verſchlingender Beziehungen ſeyn.

Auf die Behauptung der Spinner, daß es darauf ankomme, die Rohſtoffe zu veredeln, werden die Weber noch lange die Antwort haben, daß man ſich nur dazu verſtehen müſſe, das Halbfabrikat als Rohſtoff anzuſehen, und die Verſtändigung unter ihnen wird vielleicht nur in einem Syſtem gefunden werden, welches kaum innerhalb der Gränzen des Schutzſyſtems ſich hält, aber hart an das der Prohibition ſtreift, oder gar in daſſelbe hinüber greift. Etwas von ſo wechſelſeitiger Kondescendenz verräth ein Theil der dem Zollkongreß überreichten Petitionen, zu denen Spinner, Weber und Kattundrucker ſich vereinigt haben.

Es wird Weisheit dazu gehören, ſich dem Dilemma, wie es einmal beſteht, zu entwinden, und die Gerechtigkeit gegen die Einen mit der Billigkeit gegen die Andern zu vereinigen; daß die Entſcheidung allgemein befriedigen werde, darauf iſt von vorneherein Verzicht zu leiſten. Was aber beruhigen könnte, iſt die Ueberzeugung, daß kein fremdes Intereſſe Einfluß gewinnen, daß der nationale Standpunkt in's Auge gefaßt wird, und daß daher, was dem Einen entgeht und dem Andern zugewendet werden muß, nach der Anſicht der Lenker nur der Genoſſenſchaft zu gut kommen ſoll.

Eine Verbindlichkeit wird von Seiten der Zollvereinsregierungen aber hoffentlich nicht verkannt, und nicht unerfüllt gelaſſen werden, nämlich die der öffentlichen Erklärung über die Gründe der neuen Tarifsfaſſung, ſey es, daß man die bisherigen Säze unverändert beibehalte, oder daß man zu Abänderungen ſich bewogen fühle. Fragen von ſolcher, in die Vermögens- und Erwerbsverhältniſſe von etwa 1½ Millionen Deutſchen ſo tief einſchneidender Wichtigkeit laſſen ſich nicht ohne Gründe entſcheiden, und es genügt nicht, daß dieſe Gründe die Machthaber überzeugen: ſie müſſen gewichtig genug ſeyn, um die Zuſtimmung des großen Publikums zu erhalten und durch ihren innern Werth den Unwillen der in ihren Hoffnungen Getäuſchten zu entwaffnen und aller Erbitterung und Entmuthigung zuvorzukommen.

5.

Die Mathematik in ihrem Verhältniß zu den Naturwissenschaften.

Ich behandle hier eine Frage, deren Wichtigkeit hier wohl auſſer allem Zweifel ſteht, bei deren Beantwortung ſich aber ein ſo groſſer Reichthum und Mannigfaltigkeit des Stoffes darbietet, daß eine erſchöpfende Behandlung, zumal in den beſchränkten Grenzen einer ſolchen Abhandlung, in keiner Weiſe erwartet werden kann.

Bei dem Umfange, den die Wiſſenſchaften in unſern Tagen erreicht haben, iſt es immer weniger möglich, mehrere derſelben ſo zu umfaſſen, daß man in die Tiefen einer jeden einzudringen im Stande ſey, und doch fordert unſer Zeitalter mehr als jedes andere eine auf die Sache ſelbſt eingehende Gründlichkeit von den Bearbeitern wiſſenſchaftlicher Fragen. Mit bloßen theoretiſchen Spekulationen, mit allgemeinen Philoſophemen iſt es heute nicht mehr gethan: man verlangt eine reelle Ausbeute, einen praktiſch-wiſſenſchaftlichen Gewinn; und hat ein Recht, dies zu verlangen, denn die Schranken, welche einerſeits die freie Entfaltung der Wiſſenſchaft hemmten, andererſeits der groſſen Mehrzahl der Wißbegierigen den Eingang in das Heiligthum wehrten oder doch erſchwerten und verleideten, ſind gefallen; was noch vor mehreren Menſchenaltern frommer Wunſch war, iſt heut in Erfüllung gegangen: und ſo iſt es nicht mehr als billig, daß auch die Forderungen höher geſpannt werden.

Bei den gebildeten Völkern des Alterthums begegnen wir noch keiner ſo ſtrengen Sonderung der Naturwiſſenſchaften und der

Wissenschaft überhaupt, als gegenwärtig. Waren sie auch terminologisch unterschieden, so war doch eine eigentliche Vertheilung in Fächer dem Alterthum fremd. Die großen Geister, welche Hellas erzeugte, umfaßten und repräsentirten jeder einzeln den gesammten Umfang damaligen menschlichen Wissens. Der Philosoph, der Staatslehrer, der Redner und Dichter, der Mathematiker und Physiker, der Botaniker und Zoolog vereinigten sich in Einer Person. Wenn wir allerdings auch sagen müssen, daß diese Universalität einerseits nur möglich gemacht war dadurch, daß die einzelnen Zweige des menschlichen Wissens und Forschens damals noch einen sehr geringen Umfang hatten, und trotz der damaligen größern Schwierigkeit, sich Kenntnisse zu erwerben, in ungleich kürzerer Zeit als jetzt erschöpft werden konnten; so ist doch andererseits nicht zu läugnen, daß dieses allseitige Umfassen, diese Entfaltung des Geistes nach *allen* Richtungen hin, hauptsächlich dazu beigetragen hat, jene Heroen der Wissenschaft als so erhaben, so unerreichbar groß für alle Zeiten darzustellen, kurz, sie auf die höchste Stufe zu erheben, welche dem menschlichen Geiste zu erreichen möglich scheint. Denn wenn auch Niemand zweifelt, daß nicht nur die Summe unserer heutigen Kenntnisse unvergleichbar viel größer sey als damals, sondern daß auch Alles geordneter, gesicherter, fester gegründet erscheint, als zu den Zeiten eines Plato und Aristoteles, so wird doch eben so gewiß von keinem der Neueren behauptet werden können, daß er diese Männer, wie sie nach ihrer gesammten Individualität den Zeitgenossen und Nachkommen sich dargestellt haben, erreiche oder gar übertreffe.

Da nun nicht geläugnet werden kann, daß verschiedenartige Kenntnisse den fruchtbringendsten, wohlthätigsten Einfluß auf einander da ausüben werden, wo sie sich in Einer Person vereinigen, so sollte man glauben, es müsse das Verhältniß der Wissenschaften zu einander, und namentlich das der Mathematik zu den Naturwissenschaften bei den Alten ein ungemein günstiges gewesen seyn. Dem ist jedoch nicht völlig so: und die Schuld davon trägt wohl weniger das damalige Kindheitsalter der Wissenschaften an sich, sondern der Mangel einer klaren Einsicht in ihren eigentlichen Zweck wie in den einzuschlagenden Weg. Ueber Gegenstände, welche nur auf dem Wege direkter Forschung und Beobachtung entschieden werden konnten, sprach eine scharfsinnige, aber schlecht begründete

Spekulation das Endurtheil. Was in der Mathematik die meiſte Anwendung auf naturwiſſenſchaftliche Probleme geſtattet, der Kalkul, wurde faſt als nicht zu ihr gehörend betrachtet, wenigſtens erblickte man nur allein in der geometriſchen Konſtruktion die Sicherheit, welche heut zu Tage allen Theilen der reinen Mathematik zugeſchrieben wird, und man zog die ſchwierigſte, verwickeltſte Figur der einfachſten arithmetiſchen Operation vor, da man ſich bei dem Reſultat der letztern allein nicht beruhigen zu können glaubte. Dieſer ausſchließlich ſynthetiſche Weg, den die Mathematik einſchlug, und auf welchem ein Euclides und Apollonius in der That Groſſes leiſteten, war ein nicht geringes Hinderniß ſowohl der eigenen Fortbildung der Wiſſenſchaft, als auch ihrer Anwendung auf andere Zweige menſchlicher Erkenntniß. Nur die Geographie und Aſtronomie, und auch dieſe faſt nur erſt in der alexandriniſchen Schule, haben erheblichen Nutzen aus den mathematiſchen Konſtruktionen gezogen, einigermaſſen auch die Mechanik; dagegen ſind alle die ſo ungemein mannigfachen Anwendungen auf Optik, die verſchiedenen Zweige der Phyſik u. dgl. dem Alterthum fremd geblieben. Ohne dieſe Einſeitigkeit wäre es unerklärlich, wie ſo viele wichtige Erfindungen den Alten hätten verborgen bleiben können, und wie ſo Vieles, was ſie gleichwohl zufällig entdeckten, in ihren Händen faſt ungenützt blieb, und erſt ſpäteren Jahrhunderten fruchtbringend wurde.

Welche Entwicklung die Wiſſenſchaften genommen haben würden, wenn der Geiſt, der in den erſten Jahrhunderten des Beſtehens der alexandriniſchen Akademie dort gewaltet, ſich auch auf die Nachfolger jener großen Männer vererbt — wenn keine gewaltſame Unterdrückung der ſchönen unter den Ptolemäern entkeimten Blüthe eingetreten wäre — wer mag es beſtimmen! Wir vermögen nur die wirkliche Weltgeſchichte, nicht aber die blos mögliche zu verfolgen; jene Zeit liegt abgeſchloſſen hinter uns, unſer Thun und Treiben, unſere geſammte Denk- und Vorſtellungsweiſe, unſer ganzes geiſtiges wie materielles Seyn iſt ein weſentlich anderes geworden, und eine Rückkehr jenes, uns nur noch hiſtoriſch erkennbaren Zuſtandes kann heut zu Tage von Niemand weder gewünſcht noch erwartet werden. Die klaſſiſche Vorzeit kann und ſoll uns zwar Lehrerin, nicht aber Muſter im eigentlichen Sinne des Worts ſeyn, und iſt dies auch nie wahrhaft geweſen.

Die Kluft, welche die gegenwärtige Blüthe der Wissenschaften von der alten klassischen Zeit scheidet, ist allerdings eine gemeinsame: und wie wäre es auch möglich gewesen, daß irgend ein einzelner Zweig menschlicher Erkenntniß fortgeblüht hätte, wo alles Andere in Nacht begraben lag? Gleichwohl hat vielleicht die Mathematik, insbesondere die reine, sich noch am wenigsten über Vernachlässigung zu beklagen. Freilich war die Zahl ihrer Bearbeiter sehr gering, allein es wurde mindestens das, was die großen Geometer des Alterthums erforscht, erhalten und selbst einigermaßen erweitert. Auch die Araber sind hier rühmlich zu erwähnen: sie haben uns nicht allein mehrere wichtige Arbeiten der Griechen durch ihre Uebersetzungen gerettet, sondern auch in der Zeit der Blüthe ihres Reichs sowohl ihre theoretische als praktische Seite eifrig bearbeitet. Ihnen verdanken wir die ersten Versuche in der Algebra, ein konsequent durchgeführtes Decimalsystem der Ziffern (wiewohl sie die Grundlage zu demselben von den Indiern entlehnten) und die erste wirkliche Gradmessung der Erde. Da sie überhaupt vom Systemwechsel, dem die übrigen Zweige menschlichen Wissens mehr oder weniger unterworfen sind, in ihrem Wesen gar nicht, und selbst in ihren Formen nur wenig berührt wird, so kam sie auch nicht in den Fall, Früheres wieder verwerfen und von vorn anfangen zu müssen; vielmehr war jedes auch noch so unbedeutend scheinende Korollarium stets ein reeller Gewinn. Die Araber scheinen wirklich mehr gerechnet zu haben als die Griechen, wenn sich auch keine so eminenten Köpfe unter ihnen aufweisen lassen. Eine wesentlich neue Anwendung auf Naturwissenschaften haben sie jedoch nicht von ihr gemacht, wiewohl sie auf dem Wege dazu gewesen seyn mögen. Diese Blüthe der Wissenschaften war eine zu kurze, sie hatte — wenn gleich von erleuchteten Fürsten aufs eifrigste gefördert und gepflegt — doch noch keinen Weg in die Masse des Volks gefunden, als sie in den Stürmen des 11ten und 12ten Jahrhunderts ihren Untergang fand. Denn daß sie unter Usbeken, Turkmannen und Mongolen noch einige Jahrhunderte hindurch ein kümmerliches Daseyn fristete, daß kein zweiter Omar den zu Alexandrien begangenen Frevel an ihnen rächte, kann nur wenig in Betracht kommen. Wenn Minerva sich genöthigt sieht, ihre Priester aus Hochasiens Horden zu wählen, wie möchte da ihr Dienst gedeihen!

Noch kennen wir zu wenig von der Art, wie im äußersten Süden und Osten der asiatischen Vorwelt die Wissenschaften betrieben wurden. An Bearbeitern scheint es nicht gefehlt zu haben. Namentlich ist im alten Indien der Kalkul zu einer hohen Ausbildung gelangt, und wir treffen bei ihnen z. B. unendliche Reihen für die Kreisperipherie und andere Verhältnisse, die eine sehr verfeinerte Analyse voraussetzen. Sie sind nicht in Buchstabenformeln gegeben, sondern künstlich in Verse gebracht, und diese Art der Mittheilung scheinen sie vorzugsweise für alles Wissenschaftliche gewählt zu haben. Noch heut werden bei ihnen Mond- und Sonnenfinsternisse nach solchen poetisch gestalteten Vorschriften berechnet. Aber noch ist uns kein Dokument bekannt, das uns anderweitige fruchtbringende Anwendungen dieser gereimten Mathematik kennen lehrte. — China endlich war, so weit die Geschichte reicht, niemals ein Boden für eine freie und schöpferisch sich entfaltende, ins Leben des Volks eindringende Wissenschaft: hier ist Alles erstarrt und stereotyp. Nicht allein darf man in keinem Jota abweichen von dem, was die ältesten Bücher aufgezeichnet haben, es darf auch nichts hinzugefügt werden. Die Wissenschaft in China ist *fertig*, wie alles andere im himmlischen Reiche. Der Kaiser ist zugleich *eo ipso* der größte Gelehrte, d. h. der Mann, der das meiste aus den Büchern auswendig gelernt hat, und nicht leicht wird in einem Chinesenkopfe der hochverrätherische Gedanke aufsteigen, sich für gelehrter zu halten als der Kaiser.

Als die Wissenschaften in Europa wieder erwachten, kam ihnen die erfolgreichste und wohlthätigste aller menschlichen Erfindungen, die Buchdruckerkunst, zu Hülfe; und diesem glücklichen Umstande ist es vielleicht allein zuzuschreiben, daß ihre gegenwärtige Blüthe sich so schön entfaltet hat wie früher nirgend und niemals. Denn nun konnten sie nicht länger Eigenthum einer Kaste bleiben, die sie ängstlich hütete; ja es war unmöglich, daß sie sich wieder, wie im Alterthum, auf ein einziges Volk beschränkten. Das eben ist der unterscheidende Charakter alter und neuer Kultur, daß die letztere auf dem Wege ist, ein Gesammtgut des Menschengeschlechts zu werden, was die alte nie geworden ist, noch werden konnte. Durch sie werden die verschiedenen Völker zu einer großen *Völkerfamilie* vereinigt, deren Gliederzahl fortwährend im Wachsthum begriffen ist. Je mehr sie zunimmt, desto mehr verschwindet das Uebergewicht, das einzelne Völker von frühern Zeiten her noch

behaupten. In allen jener großen Erfindung vorangehenden Jahrhunderten mußte die Kultur mit dem Volke, das sie gepflegt hatte, stehen und fallen; unsere jetzige wird bleiben, welcher Art auch immer die Staatenveränderungen seyn mögen, die uns bevorstehen. Der Erdkreis zählt heute nicht mehr genug Barbaren, um eine hunnische oder mongolische Zeit wieder zu erblicken; selbst die Mahmuds und Solimans werden nicht wiederkehren, vielmehr werden jene Schaaren, die einst Europa zu verschlingen drohten, sich entweder der Kultur unseres Erdtheils anschließen und jene große Familie vermehren helfen, oder sich auf Steppen und Wüsten cernirt sehen und allmählig vom Erdboden verschwinden. Nicht Ein Volk, nicht Eine Universalmonarchie, nicht Eine Religionsform werden die kommenden Jahrhunderte sehen, wohl aber Eine große, feste und dauernde Vereinigung aller Völker, gegründet auf gemeinsame Bildung.

Und worauf gründen wir so stolze Hoffnungen? Durch welches Wunder soll die Weltgeschichte einen Gang nehmen, der den verflossenen Jahrtausenden so gänzlich unähnlich ist? Dadurch, daß die Wissenschaften nicht mehr ausschließlich der Schule, sondern dem Leben angehören, daß sie alle Kreise desselben, selbst die ihnen scheinbar am entferntesten stehenden, durchdrungen haben; daß nichts Großes und Fruchtbringendes mehr geschehen kann, woran nicht sie den wesentlichsten Antheil hätten. Man betrachte die Gewerbe, die Schifffahrt, den Handel, die bewaffnete Macht, und man wird die Wahrheit des Gesagten anerkennen müssen.

Die Mathematik war in ihrem ersten Entstehen fast ausschließlich Geometrie. Das Bedürfniß, Theile der Erdoberfläche der Gestalt und Größe nach zu bestimmen, hatte ihr den Namen gegeben; da sich Erdmessung ohne Himmelsmessung nur in sehr beschränktem Maße ausführen läßt, so war es natürlich, daß auch diese in den Kreis der mathematischen Wissenschaften gezogen ward, und so waren Geographie und Astronomie die ersten Zweige der sogenannten angewandten Mathematik. Der Kreis erweiterte sich mehr und mehr, bis endlich in unsern Tagen fast kein einziger Zweig des Wissens mehr übrig ist, den nicht die Mathematik berührt hätte; ja selbst die Künste — wenn man anders noch immer eine Trennung zwischen Kunst und Wissenschaft machen will — können ihrer nicht entrathen; und selbst die Theologie, die Jurisprudenz, die

Philologie müſſen in einzelnen Fällen bei ihr ſich Raths erholen, die Geſchichtsforſchung ſogar ihre wichtigſte Grundlage auf mathematiſchem Boden ſuchen.

Dahin hat einerſeits die hohe Ausbildung geführt, welche ſie, zumal ſeit Newtons Analyſis des Unendlichen, erlangt hat und wodurch ſie fähig geworden iſt, ſelbſt die verwickeltſten quantitativen und qualitativen Verhältniſſe zu durchdringen und in einem beſtimmten Reſultat vor Augen zu legen. Indem ſie auf Gegenſtände der Erfahrung angewandt wird, geht ſie gewöhnlich noch weit über dieſe hinaus; ſchließt von wenigen einzelnen Gliedern auf eine ganze Reihe; erforſcht, von Reſultaten zu Reſultaten fortſchreitend, auch das, was erſt ſpät oder gar nicht ein Gegenſtand direkter Erfahrung hätte werden können. Zu jeder neuen Erfindung entwickelt ſie eine Theorie, und führt ſie dadurch raſch einer Vollkommenheit entgegen, welche früher gewöhnlich erſt nach mehreren Menſchenaltern erreicht wurde.

Andererſeits aber haben die Naturwiſſenſchaften die früheren Fehler vermeiden gelernt, und ſich ſowohl von roher Empirie als von bloßer Spekulation fern gehalten. Denkendes Beobachten iſt an die Stelle beider Abwege getreten, und dies hat zu feſten Grundlagen geführt und dem Hin- und Herſchwanken ein Ende gemacht. So vorbereitet, ſind ſie unter den Händen des Mathematikers zu wohlgeordneten Syſtemen geworden und haben für die Fragen des praktiſchen Lebens eine genügende Antwort bereit. Dieſe Fragen aber ſind ſo mannichfaltig und von ſo allgemeiner Wichtigkeit, daß ſie fortwährend die beſten Köpfe in Bewegung ſetzen. Während früher diejenigen, welche die Unterſuchungen des Phyſikers und Chemikers als müſſige Spekulation betrachteten und mitleidig-vornehm darauf herabſahen, wenigſtens vom materiellen Standpunkte aus ſcheinbar Recht hatten, kann heut zu Tage Niemand mehr mit einer ſolchen Anſicht auftreten; denn wie merkantil und egoiſtiſch er auch immer die Verhältniſſe des Völkerlebens betrachten möge, er ſieht ſich jedenfalls genöthigt, die Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit dieſer Forſchungen anzuerkennen. Muß er aber dies, ſo muß er auch allem, was mittel- oder unmittelbar zu dieſen Reſultaten geführt hat, oder dereinſt zu führen verſpricht, ſeine Berechtigung zugeſtehen.

Durch dieſen einen Umſtand tritt unſer gegenwärtiger Zuſtand in den entſchiedenſten Gegenſatz ſowohl gegen das klaſſiſche

Alterthum als auch gegen das Mittelalter. In jenem gewährten die Forſchungen der Weltweiſen, wie hochwichtig ſie auch immerhin ſeyn mochten, doch faſt allein dem Geiſte Befriedigung; einen Antrieb durch das materielle Leben erhielten ſie nicht. So fanden ſich ſelbſt unter den gebildetſten Völkern ſtets nur Wenige, die ihnen ihr Leben zu widmen ſich entſchließen konnten. Ihnen winkte weder Ruhm noch Reichthum, oder doch nur in ungewiſſer Ferne und unter den ſeltenſten günſtigen Umſtänden; ſie konnten nicht, wie in unſern Tagen ein Watt und Jenner, den Dank der durch ſie Beglückten zu erleben hofften. In ſich ſelbſt zurückgezogen, Fremdlinge in einer Welt, die ſie nicht verſtand, durch keine Preſſe zur Nachwelt getragen, die vielleicht gerechter und anerkennender ſich gezeigt hätte, ſtarben ſie dahin, und mit ihnen ihr Wollen und Wirken.

Noch ungünſtiger, ja faſt durchaus feindlich, ſtellte ſich das Mittelalter den wiſſenſchaftlichen Forſchungen gegenüber, und wer ſich ihnen widmen wollte, mußte nicht blos gegen Verachtung und Vergeſſenheit, ſondern ſelbſt gegen Verfolgung ſich waffnen. Zurückgezogen in klöſterliche Einſamkeit, mißtrauiſch beaufſichtigt und bei der geringſten Veranlaſſung offen angefeindet und verketzert — was konnte da fruchtbringendes aus ihren Bemühungen hervorgehen, wie konnten ſie einer Welt nützen, die ſie ausgeſtoßen hatte? In der That, es läßt ſich kaum eine troſtloſere Lage gedenken, als die eines philoſophiſchen Geiſtes in den Jahrhunderten, welche der Erfindung der Buchdruckerkunſt vorhergingen.

Niemand kann verkennen, daß es hauptſächlich jene nie genug zu preiſende Erfindung ſey, durch welche der gegenwärtige Zuſtand der Dinge herbeigeführt, und troſtreichere Ausſichten in die Zukunft eröffnet worden ſind. Es iſt noch kein einziges Beiſpiel vorhanden, daß die erwachende Kultur da, wo einmal eine Druckerei gegründet war, wieder untergegangen ſey. Nicht allein macht ſie eine auf keinem andern Wege denkbare Verbreitung des Wiſſenswürdigen möglich, ſondern ſie iſt auch das wirkſamſte Mittel einer allgemeinen Verſtändigung unter denen, die am Werke der Bildung thätig ſind.

Doch wir verweilen vielleicht ſchon zu lange bei Betrachtungen, die uns noch zu keinem ſpeziellen Ergebniß geführt haben, und es iſt an der Zeit, den Einfluß der Mathematik auf die

verſchiedenen einzelnen Zweige der Erfahrungswiſſenſchaften nachzuweiſen.

Wir beginnen mit der Aſtronomie, da dieſe vielleicht am früheſten jenen wohlthätigen Einfluß empfand, und ſich demgemäß geſtaltete. Zwar konnte er nur ein untergeordneter ſeyn, bevor es gelungen war, das wahre Weltſyſtem zu entdecken; allein zu keiner Zeit war er ein unbedeutender und nie hat es einen wirklichen Aſtronomen gegeben, der in Mathematik ein Fremdling war, man müßte denn jeden alten Klaſſiker, der irgend eine, wenn gleich noch ſo abſurde, unhaltbare Meinung über einen und den andern aſtronomiſchen Gegenſtand beiläufig äußert, deßhalb allein ſchon für einen Aſtronomen halten wollen. Aber ſelbſt die Feſtſtellung auch des einfachſten Cyklus, mehr aber noch die Vereinigung verſchiedener unter ſich nicht kongruenten Cyklen zu einem chronologiſchen Kalenderſyſtem, erforderte eine Einſicht in die Zahlenverhältniſſe und eine gewiſſe Uebung in ihrer Behandlung. Als man weiter ging und Oerter am Himmel und auf der Erde zu beſtimmen verſuchte, mußte man auch die Geometrie und Trigonometrie zu Hülfe nehmen, und ſo finden wir namentlich in der alexandriniſchen Schule die ausgedehnteſte Anwendung der Mathematik auf aſtronomiſche Probleme: ja Mathematiker und Aſtronom waren faſt ganz ſynonym geworden, ſo innig waren beide Wiſſenſchaften mit einander verbunden. Dennoch war dies ein ſchwacher Anfang deſſen, was unſern Tagen vorbehalten war, und Apollonius von Perga mochte wohl noch nicht ahnen, von welcher hohen Wichtigkeit ſeine Kegelſchnitte nach anderthalb Jahrtauſenden für Himmelskunde werden ſollten. Mit Kepler und Newton beginnt vielmehr die Periode, wo die Mathematik nach ihrem geſammten Umfange ihre Anwendung auf dieſen ſo umfangreichen Zweig der Naturforſchung findet. Newtons Geſetz der Schwere, wiewohl kein mathematiſcher Lehrſatz im eigentlichen Sinne, ſondern ein Theorem der Erfahrung, iſt gleichwohl die Baſis eines Syſtems von mathematiſch abgeleiteten Folgerungen geworden, reichhaltiger als irgend ein anderes. Nichts als das einfache Geſetz $v = \frac{r}{t}$ iſt der Erfahrung entnommen, und in dem ganzen kunſtvollen Gebäude der theoretiſchen Aſtronomie gibt es keinen Satz, der nicht mit ſtrengſter mathematiſcher Konſequenz aus dieſem Geſetz abgeleitet, und wieder darauf zurückgeführt

werden kann. Noch hat es uns in keinem einzigen Falle im Stiche gelassen und die Geschichte der Wissenschaften kennt keinen so schneidenden Kontrast, als die Erfolglosigkeit aller früheren, jenes obersten Prinzips entbehrenden Erklärungsversuche gegenüber der absoluten Sicherheit, mit der jetzt jede theoretische Aufgabe der Astronomie gelöst wird. Ja man kann behaupten, daß viele Theile der Mathematik und namentlich der höhern Analysis entweder gar nicht oder doch nicht in dieser Schärfe und Ausführlichkeit entwickelt worden wären, hätte nicht die Astronomie dazu aufgefordert. Newton bedurfte einer Rechnung des Unendlichen, deshalb erfand er sie; wiewohl sich hier noch entgegnen ließe, daß sie gleichzeitig, nur in einer andern Gestalt, von Leibnitz erfunden wurde, der für sich selbst keine direkte Anwendung auf Astronomie davon machte. Aber unter den spätern Erweiterungen und Bearbeitungen finden wir wenige, zu welchen der Anstoß nicht von dieser Seite gekommen wäre. Die großen Arbeiten Clairauts und Eulers waren meist auf dieses Ziel gerichtet; Lagrange hat besonders in seiner spätern Zeit ähnliche Aufgaben vielfach behandelt; Legendre's Methode der kleinsten Quadrate ist hauptsächlich durch das in der Astronomie so häufig vorkommende Bedürfniß, für ein System zusammengehörender Werthe die wahrscheinlichsten Größen zu bestimmen, erzeugt worden; und in den Händen eines deutschen Astronomen, der zugleich unter den Mathematikern zum ersten Range zählt, hat sie ihre gegenwärtige Vollkommenheit erreicht. Der glücklichen Lösung eines andern mathematischen Problems, die von demselben Gelehrten herrührt, verdanken wir die Wiederauffindung der Ceres. Kurz es lassen sich unzählige Beispiele aufführen, welche aufs schlagendste die innige Vereinigung beider Wissenschaften dartun, während man sich in der neuern Zeit vergebens nach einer irgend namhaften astronomischen Leistung umsehen wird, bei der die Mathematik nicht die Hauptrolle gespielt hätte. Die Mécanique céleste und die Theoria motus sind die schönsten der Denkmaler, welche den Geist bezeichnen, der gegenwärtig in der Wissenschaft waltet.

Auch in Zukunft kann und wird es nicht anders werden. Der mathematische Grundcharakter, den die Himmelskunde angenommen hat und annehmen mußte, hat dem unsichern Hin- und Hertappen, den verführerisch glänzenden Hypothesen, den Spielen

einer ungezügelten Phantaſie ein Ende gemacht, wenigſtens überall, wo Beobachtungen und Thatſachen vorliegen. Wenn ſich irgend ein Bedürfniß in der Aſtronomie herausſtellen wird, das die bisherigen Entwickelungen nicht befriedigend löſen, ſo wird die Mathematik davon Veranlaſſung nehmen, ſich an dieſen neuen Aufgaben zu verſuchen. Ja es läßt ſich in einigen Fällen ſchon jetzt mit ziemlicher Sicherheit andeuten, welches dieſe künftigen Aufgaben ſeyn und wann der Zeitpunkt eintreten wird, wo ſie einer Antwort bedürftig ſeyn werden. Mit einem Worte: der Bund, den Mathematik und Aſtronomie zu ihrer gegenſeitigen Vervollkommnung und Verfeinerung geſchloſſen haben, iſt ein ewiger und unauflöslicher.

Faſt alles hier Geſagte gilt nun auch von der Erdkunde. Ihre Baſis, die Erdmeſſung, hat ſogar einem Hauptzweige der Mathematik den Namen gegeben, und die Vervollkommnung der Werkzeuge und Methoden, die ſie in neuerer Zeit erfahren, verdankt ſie größtentheils derſelben Quelle. Sie nimmt fortwährend die feinſten Kunſtgriffe der Analyſis in vollen Anſpruch, und die Gradmeſſungen der frühern Jahrhunderte, auch wenn ſie in ſich ſelbſt noch ſo genau geweſen wären, hätten dennoch, in Ermangelung der jetzigen ſcharfen Berechnungsmethoden, zu keinem befriedigenden Reſultat über die Erdgeſtalt führen können. Einen Beweis des Geſagten liefert die peruaniſche Meſſung, die — ſey es durch die Sorgfalt der Beobachter, ſey es durch einen glücklichen Zufall — obgleich vor mehr als 100 Jahren ausgeführt, einen Grad von Genauigkeit hat, deſſen ſich nur wenige der ſpäteren rühmen können und der auch in den neueſten Zeiten nicht übertroffen worden iſt. Gleichwohl konnten erſt die gegenwärtigen Berechner, ein Walbeck, Schmidt, Beſſel, den wahren Nutzen daraus ziehen, ja durch ſie haben wir erſt den wahren Werth deſſen kennen gelernt, was wir ſchon ſo lange Zeit beſaßen.

In welche Irrthümer auch ſonſt ſcharfſinnige Köpfe in Betreff der allereinfachſten Dinge verfallen können, wenn ſie des mathematiſchen Denkens ungewohnt ſind, davon iſt unter andern die Optik der Alten ein deutlicher Beweis. Abgeſehen von dem allgemeinen, erſt von Ariſtoteles bekämpften Irrthume, daß der Lichtſtrahl vom Auge ausgehe und die Bilder der Gegenſtände

gleichsam herbeihole, machte z. B. der Umstand, daß man einen Gegenstand in der Nähe besser, als in der Ferne, und in zu großem Abstand gar nicht mehr sehe, den Philosophen Schwierigkeit. Demokrit behauptete, es rühre von dem nicht völlig leeren Zwischenraume her; wäre dieser absolut leer, so würde man selbst eine Ameise am Himmel sehen können.(!) Eben so wenig Rechenschaft vermochten sie sich über die Bilder in den Spiegeln zu geben. Selbst Plato ließ den Lichtstrahl vom Auge und den Gegenständen zugleich ausgehen, unterwegs zusammentreffen und so das Sehen erzeugen. Erst unter den Händen des Vaters der Geometrie ward die Optik zur Wissenschaft: seine 61 Theoreme, obgleich nach unserer Ansicht sich größtentheils von selbst verstehend, obgleich auf jene schwerfällige, gleichsam noch unbeholfene Art bewiesen, die wir auch an manchen seiner geometrischen Sätze bemerken, haben gleichwohl allen folgenden Bearbeitern zur Grundlage gedient, sowohl was das Material, als was die Methode betrifft. Leider ist das angeführte Werk Euklids in der Gestalt, wie es auf uns gekommen ist, zugleich ein Beweis, wie mit dem Verfalle der Mathematik sogleich auch wieder die monströsesten Irrthümer hereinbrachen: denn manche darin enthaltene Sätze können nicht von einem so streng konsequenten Denker herrühren, sondern sind Zusätze unwissender Kommentatoren in einem Zeitalter, wo bereits wieder geistige Nacht hereinzubrechen anfing. Man betrat zwar bald wieder einen bessern Weg, und es könnte sogar behauptet werden, daß die Araber und ihre europäischen Nachfolger, zum Theil bis ins siebzehnte Jahrhundert hinab, gewissermaßen zu weit in der mathematischen Behandlung gingen. Sie zogen eine Menge für ihren Zweck folgenloser oder doch entbehrlicher Sätze in ihre Werke hinein, die dadurch zu einem großen Umfange anschwellen und gleichwol wenig reelle Belehrung gewährten. Denn wenn Aguilonius in einem starken Folianten (Antwerpen 1613, 684 Seiten) doch nur allein die gradlinigte Optik abhandelt (die Drehung, eine Kateptrik und eine Dioptrik in ähnlicher Dickleibigkeit folgen zu lassen, hat er nicht ausgeführt), oder wenn Hevel auf zwei Folioseiten die ausführlichsten Beweise darüber gibt, daß ein dunkler Körper Schatten werfen müsse, und dann noch auf einer dritten und vierten die Zeugnisse der Alten sammelt, die Aehnliches

behauptet haben, ſo kann man wohl nur ſagen, daß es möglich ſey, zu weit zu gehen, ſelbſt dann, wenn man im Allgemeinen den richtigen Weg eingeſchlagen hat, und daß man vor lauter Gründlichkeit ungründlich werden könne. Die Männer, welche die gleichzeitig gemachte wichtige Erfindung des Fernglaſes und des Mikroſkops theoretiſch begründeten und fruchtbringend weiter führten, machten ſich eines ſolchen Mißbrauchs nicht ſchuldig. An ihrer Spitze ſtehen die großen Namen Kepler und Newton, deren optiſche Entdeckungen Hand in Hand mit ihren mathematiſchen gingen und von ihnen nicht zu trennen ſind. Licht und Farbe, dieſe den Alten ſo unergründlichen Räthſel, ſtanden nun klar vor dem Auge des Geiſtes, und eine große Entdeckung folgte der andern, faſt immer durch die theoretiſchen Arbeiten des Mathematikers vorbereitet. So war Dollonds achromatiſches Fernrohr nur die praktiſche Ausführung der von Euler gegebenen Vorſchrift, und in ganz gleichem Verhältniſſe ſteht Plößls dialytiſches Rohr gegenüber den von Littrow herrührenden Formeln. Fraunhofer iſt gleich groß als Theoretiker, wie als Praktiker, und ſein ſcharfſinniger Kalkul war es zumeiſt, der ſeine Arbeiten zu einem ſo ſchönen Gelingen führte.

Die Polariſationserſcheinungen, und was damit zuſammenhängt, ſind eine Erweiterung der Optik nach einer neuen Seite hin. Durch ſie iſt die bisher ziemlich einfache Geſtalt derſelben zu einer ſehr verwickelten geworden, und hier dürfte der Wunſch gerechtfertigt ſeyn, daß es den Bemühungen der Analyſten gelingen möge, durch Vereinfachung der Geſetze und Formeln das Ganze zu größerer Evidenz zu erheben und den Weg zu neuen Bereicherungen anzubahnen. Der alte Streit dagegen zwiſchen Emaniſten und Unduliſten (ſchon Ariſtoteles gehörte zur Klaſſe der letzteren) dürfte wohl nicht auf ausſchließlich mathematiſchem Felde zur Entſcheidung geführt werden. Es handelt ſich hier um die innere Natur eines Dinges, und unſere Formeln ſtellen nicht dieſe, ſondern die Geſetze ſeiner Wirkſamkeit dar. Dieſer Unterſchied iſt häufig verkannt, und man hat trotz der ausdrücklichen Proteſtationen der Mathematiker von ihnen verlangt, das Weſen der Dinge zu erforſchen. Wer erinnert ſich nicht der Vorwürfe, die man noch in neuerer Zeit gegen Newton erhoben hat, indem man die von ihm

gebrauchte Benennung: Attraction (und irgend einen Namen mußte er doch jenem unerforschlichen Etwas geben), so buchstäblich als möglich nahm, und ihn, der doch nur Mathematiker seyn wollte, mit aller Gewalt zum Metaphysiker stempelte, um auf diesem Felde an ihm zum Ritter zu werden. Er gab uns das Gesetz des Wirkens, und zwar dieses ganz und vollständig und für alle Ewigkeit unerschütterlich: etwas Anderes und Mehreres, eine Enthüllung der Geheimnisse des innern Wesens der Kräfte, hat er weder gekonnt, noch gewollt, und seine vermeintlichen Gegner haben Streiche in die leere Luft geführt. Es mag sehr witzig klingen, wenn man sagt, daß sich Anziehung nur denken lasse mit Haken und Stricken; aber dem Astronomen ist es völlig gleichgültig, wie sich Jemand die Kraft selbst denke, oder nicht denke.

Gehen wir zur Physik über, die sich weit länger als die vorhin genannten Disciplinen der mathematischen Behandlung entzogen hat, dafür aber auf länger im Zustand des ungewissen Schwankens geblieben ist. Aber betrachten wir ihre heutige Gestalt, so wird man gestehen müssen, daß Riesenschritte gethan worden sind, die lange Versäumniß einzuholen. Kein einziger ihrer zahlreichen Zweige kann gegenwärtig ohne die Meßkunst, diesen „Zaum der Phantasie" erfolgreich bearbeitet werden, und wir tappen sogleich im Finstern, wo sie uns ihre Fackel nicht vorträgt. Nur durch den gründlichsten und scharfsinnigsten Integrations-Kalkul hat Fourier Licht und Ordnung in die wichtige Lehre von der Wärme und ihrer Verbreitung gebracht; nur die konsequenteste Analysis vermag uns über die Höhe des Luftkreises einigen Aufschluß zu geben. Allerdings kann sie hier nicht so unumschränkt walten, noch auch überall so absolut entscheiden, wie in der Astronomie, denn hier kann sie nicht Alles aus einem einzigen obersten Gesetze herleiten. In der Meteorologie z. B. ist schon manche Formel erfolglos versucht, manche andere der Natur halb und halb aufgezwungen worden; und das bedeutungsvolle Worte unsres großen Dichters:

„Weil du lieseſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erſcheinungen reihſt,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnſt Du, es faſſe dein Geiſt ahnend die große Natur?"

ist hier wohl zu beherzigen. So lange wir nicht dahin gelangt

ſind, für jede Klaſſe der Erſcheinungen ein einziges oberſtes, ausnahmloſes, mathematiſch zu geſtaltendes Geſetz abzuleiten, ſo lange kann und ſoll die Mathematik zwar Hülfe leiſten, aber ſie wird nicht die Alleinherrſchaft in Anſpruch nehmen dürfen. Der große Haufe wundert ſich, daß man das Wetter nicht im Voraus berechnen kann, während man doch — was er für weit ſchwieriger hält, — die Bewegungen der ſo weit entfernten Himmelskörper beſtimme und ihre Erſcheinungen prophezeihe. Die Antwort iſt leicht: nicht die Nähe oder Ferne entſcheidet über leicht und ſchwer, möglich oder unmöglich. Mit drei Buchſtaben und Einer Ziffer iſt das Grundgeſetz der kosmiſchen Bewegungen vollſtändig gegeben; doch man betrachte nur z. B. die genaue barometriſche Höhenformel, die gleichwohl noch zu den einfachſten in der Phyſik gehört, und nur ein einzelnes der bei den meteorologiſchen Phänomenen wirkſamen Momente betrifft, um einigermaßen die Schwierigkeiten zu würdigen, welche hier beſiegt werden müßten. Es ſoll damit keineswegs behauptet werden, daß alle Verſuche auf dieſem Felde ſtets erfolglos bleiben werden, ſondern nur erinnert, daß es ſich hier nicht um eine Frage handle, die eine ſcharfſinnige Spekulation ohne Weiteres löſen könne.

Die Unterſuchungen der großen Phyſiker unſerer Tage haben gezeigt, daß Elektrizität, Magnetismus, Galvanismus, Wärme, und vielleicht noch andre Agentien, die man hergebrachter Weiſe iſolirt behandelte, nichts weniger als blos neben einander beſtänden und gelegentlich auf einander einwirkten, ſondern daß ſie vielmehr in einer ſo innigen Verbindung ſtänden, daß das Eine ohne das Andere nicht gedacht werden könne. Wenn einſt die höhere Einheit gefunden ſeyn wird, in welcher jene Faktoren der Natur nicht mehr als verſchiedene Kräfte, ſondern nur als äußerlich verſchiedene Manifeſtationen derſelben Kraft daſtehen werden, dann wird auch der Kalkul tiefer eindringen können, und es läßt ſich nicht vorherſagen, zu welchen praktiſchen Ergebniſſen dies führen werde. In keinem Falle aber hegen wir die Befürchtung, daß man das wahre, natürliche Verhältniß der Mathematik und Phyſik aus dem Auge verlieren und zwiſchen Ueberſchätzung und Verkennung hin und her ſchwanken werde, wie man es von mancher früheren Periode allerdings behaupten kann.

Was die Chemie betrifft, so freute sich bekanntlich Lagrange schon vor einem halben Jahrhundert, daß sie in ihrer neuen Gestalt „so leicht wie die Algebra“ geworden sey: ein Ausdruck, den man parador gefunden und geäußert hat, daß höchstens nur ein Lagrange so habe sprechen können. Die Algebra, die so viele noch zur Stunde nicht gelöste Schwierigkeiten darbietet, an denen Lagrange selbst sich umsonst versuchte — diese sollte als das Ideal des Leichten aufgestellt werden! Allerdings, wenn man das Klare, Konsequente, Festbegründete dem Unsicheren, Verworrenen, Gestaltlosen gegenüber betrachtet. Vor Lavoisier gewährte die Chemie allerdings dieses trostlose Bild. Die einzelnen Thatsachen, welche als Lichtpunkte aus dem Chaos hervortraten, mochten, als Gedächtnißsache betrachtet, demjenigen leicht scheinen, der von einem folgerichtigen Denken Kopfschmerzen fürchtet; wer sich aber mit solchen Fragmenten nicht begnügt und nicht begnügen kann, dem muß, wenn er sich lange vergebens abquälte, in ihnen Ordnung und Methode zu entdecken, wohl zu Muthe werden, wenn er Zeuge einer so günstigen Umgestaltung ist, wie Lagrange es in seinen späteren Jahren war. Frankreichs große Scheidekünstler hatten den Elementen der Chemie eine Gestalt gegeben, die gar wohl eine Vergleichung mit der gestattete, welche die Elemente der Algebra längst hatten, in denen nichts ungewiß, nichts unbegründet, nichts willkürlich angenommen ist. Einmal begriffen, bieten sie keine Schwierigkeiten weiter dar. Mochte nun auch der Grad von Sicherheit, der in den mathematischen Disciplinen nothwendig herrscht, der Chemie noch nicht zugestanden werden können, so war doch gegen früher unendlich viel gewonnen. Die wirklichen Schwierigkeiten der Algebra und der Mathematik überhaupt liegen weit jenseits der Elemente, und also auch hier außer der Vergleichung. Lagrange's Ausspruch war also nicht blos von seinem Standpunkte aus, sondern allgemein zu rechtfertigen.

In dieser Aehnlichkeit ist nun allerdings noch kein Einfluß begründet, wenigstens nur ein indirekter, in so fern die Männer, welche der Wissenschaft die neue Gestalt gaben, mit der Mathematik und der Art ihrer Schlußfolgen vertraut waren. Auch läßt er sich hier in der That weniger nachweisen, obwohl der Chemiker dem Mathematiker für die Präzision und zweckmäßige mechanische

Einrichtung seiner Werkzeuge verpflichtet bleibt. Indeß gibt uns die Stöchiometrie mit ihren bestimmten Proportionen, und von einer andern Seite her die Krystallographie mit ihren regelmäßigen Körpern schon einen bedeutsamen Wink, daß auch hier mathematische Gesetze walten und nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn die Chemie nicht hinter ihren Schwestern zurückbleiben will.

Was die eigentlich sogenannten naturbeschreibenden Fächer, Zoologie, Botanik und Mineralogie, betrifft, so ließe sich allerdings Einzelnes hieher Gehörende anführen, z. B. das Gesetz der Windungen bei den Conchoiden, das in neuester Zeit mit glücklichem Erfolge durch Hülfe der mathematischen Analysis festgestellt worden ist; gleichwohl würde eine Häufung solcher Beispiele ins Kleinliche zu fallen scheinen. Ob sich die Versuche, eine mathematische Gesetzmäßigkeit im Großen und Ganzen an den Verhältnissen der Naturkörper nachzuweisen, einst rechtfertigen werden, läßt sich noch nicht entscheiden, und eben so wenig darthun, daß die Physiologie oder die Heilkunde bisher einen erheblichen direkten Nutzen von den Arbeiten des Mathematikers gezogen habe. Ob aber nicht die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung und Vollkommenheit geeignet seyn dürfte, dem Arzt in vielen wichtigen Fällen zum Führer zu dienen, besonders wenn es sich um die Frage handelt, wie stark und von welcher Art der Einfluß der Witterung und ähnlicher Potenzen auf die Krankheitserscheinungen sey? Vielleicht gestaltete sich manches anders, wenn es wieder dahin käme, daß Arzt und Mathematiker sich in einer Person vereinigten, wie es in frühern Jahrhunderten so häufig war, während aus neuerer Zeit sich neben einem Olbers schwerlich ein zweites Beispiel finden dürfte. Jetzt, wo man über alchymistische, astrologische, nekromantische und ähnliche Träumereien hinaus ist und kein Kepler sich mehr gezwungen sieht, die Nativität zu stellen, dürften von einem solchen Bunde schönere Früchte zu erwarten seyn, als jene Zeiten sie bringen konnten. Die Gesetze des körperlichen Wachsthums hat Lehmann mit glücklichem Erfolge der Analysis unterworfen, und Quetelets mathematisch-anthropologisches Werk sur l'homme, wenn es gleich des Gewagten und Unhaltbaren Manches enthalten mag, dürfte doch die Bahn richtig vorgezeichnet haben, die fortan eingeschlagen werden muß. Die weitere Verfolgung dieser Fragen bleibe indeß zukünftigen

Betrachtungen überlaſſen, da zur Zeit noch ſo wenig Sicheres vorliegt. Genug, um zu zeigen, wie wünſchenswerth es ſey, daß Niemand, in welchem Felde der Naturwiſſenſchaften er auch zu forſchen ſich berufen fühlen möchte, ein Fremdling in derjenigen Wiſſenſchaft bleibe, die bereits Plato den Schülern der Weltweisheit anempfahl durch die bekannte Imſchrift: „Kein der Mathematik Unkundiger komme hier herein!“

Mädler.

Das Bedürfniß erhöhter Schutzzölle

für

einige Zweige der Vereinsindustrie.

Mit dem gegenwärtigen Jahre läuft wieder eine dreijährige Periode ab, für welche jeweils der Zolltarif des Vereins, nach vorgängiger Revision, einer erneuerten Bekanntmachung unterliegt. Leicht begreiflich werden die Bedürfnisse der Industrie und des Handels, und insbesondere alle im Streite liegenden Interessen, welche der Tarif berührt, um so eifriger besprochen, je näher der Zeitpunkt der Revision heranrückt. Neben den speziellen Fragen, welche in der jüngsten Zeit die Polemik in öffentlichen Blättern und in zahlreichen Flugschriften belebten, erhob sich ein nicht minder lebhafter Streit über Systeme und allgemeine Grundsätze. Wir wollen die wichtigeren jener Fragen, mit einem Rückblick auf eine im Laufe der gegenwärtigen Periode bereits zur Entscheidung gekommene, hier einer übersichtlichen Betrachtung unterwerfen, aber nicht in allgemeine Erörterungen über die verschiedenen Systeme, welche die Polemik einander gegenüberstellt, uns vertiefen; sondern nur die Gründe berühren, warum wir solche Erörterung zur Seite liegen lassen, und nur einige Maximen besprechen, über die man sich, von ganz entgegengesetzten Standpunkten ausgehend, verständigen kann, und welche in den speziellen Fragen, die wir zu berühren gedenken, ihre unmittelbare Anwendung finden.

Um spezielle, den Erwägungen der Handelspolitik vorliegende Thatsachen richtig zu beurtheilen, um das rechte Ziel zu erkennen, nach dem man streben soll, und für die Zwecke, die man verfolgt,

die geeigneten Mittel zu wählen, muß man allerdings die Geſetze kennen, welche im Gebiete der Volkswirthſchaft herrſchen. Dieſe Geſetze ſetzen wir als bekannt voraus. Man kann ſie nicht konſtruiren; man muß ſie vielmehr gleich den Naturgeſetzen erforſchen. Sind noch nicht alle ergründet oder auf einen korrekten Ausdruck gebracht, ſo ſind doch die wichtigſten, die hier in Frage kommen, außer Zweifel geſtellt. Anders verhält es ſich mit den Syſtemen, die man auf dieſe Geſetze baut, und welche praktiſche Regeln für die Einwirkung der Staatsgewalt im Gebiete der Volkswirthſchaft enthalten, und mehr oder weniger auf allgemeinen thatſächlichen Vorausſetzungen beruhen, in deren Annahme die Willkür einen freiern Spielraum hat. Welchen Grundſatz man an die Spitze eines Syſtems von Regeln für die Beförderung volkswirthſchaftlicher Zwecke ſtellen mag, nie wird er in der Wirklichkeit eine durchgreifende, unbedingte Anwendung finden können, ſondern in Folge der Mannichfaltigkeit der ſozialen Zwecke, und anderer für deren Erſtrebung geltender Regeln, vielfache Beſchränkungen und Modifikationen erleiden müſſen. In dem Konflikte der verſchiedenen geſellſchaftlichen Zwecke und Intereſſen hängt Alles von den Umſtänden ab, welche das eine oder andere mehr oder weniger überwiegend erſcheinen laſſen, und die im wirklichen Leben auf die mannichfaltigſte Weiſe ſich geſtalten können. In dem Vereine haben zwei mit einander im Widerſpruche liegenden Syſteme, das eine nach der einen Seite hin eine faſt unbedingte, das andere eine ſtark temperirte Anwendung nach einer andern Seite hin gefunden. Das auf Smiths Lehre gegründete Syſtem hat ſeinen glänzendſten Triumph in der Herſtellung der wechſelſeitigen Verkehrsfreiheit zwiſchen den Vereinsländern gefeiert. Den Vortheilen der Handelsfreiheit, welche dieſe Lehre in das hellſte Licht geſtellt, haben ſämmtliche Staaten des Vereins ihre Unabhängigkeit in einem der wichtigſten Zweige der Geſetzgebung, mehrere derſelben nicht unwichtige finanzielle, der eine dieſe, der andere jene, aus ihrer beſonderen Lage hervorgehenden Intereſſen geopfert. Hatten ſie auch noch ein anderes Ziel, ſo wird doch Niemand läugnen, daß dieſe wechſelſeitige Freiheit ſchon an ſich als eine nicht genug zu ſchätzende Wohlthat begrüßt wurde, und daß gerade in dieſer Beziehung die Zuſtimmung zu dem großen Akte überall eine ganz ungetheilte war. In dem für

den gemeinſchaftlichen Mauthverband angenommenen Tarif hat dagegen das Syſtem der Handelsbeſchränkungen eine Huldigung erhalten, die, wenn nicht auf der Anerkennung der urſprünglichen Lehren des Merkantilſyſtems, doch auf Grundſätzen beruht, welche mehr oder weniger zu denſelben praktiſchen Reſultaten führen. Man kann aber dieſe Reſultate in einem gewiſſen Umfang zu erſtreben ſuchen, ohne die Wahrheit zu verkennen, daß hauptſächlich in der nächſten und unmittelbaren Verkettung von Urſache und Wirkung die Verkehrsfreiheit dem Nationalreichthum günſtiger ſey, als ein Syſtem von Beſchränkungen. Die Umſtände können von der Art ſeyn, daß ſie die ſichere Hoffnung begründen, die Verluſte, welche ſich an beſchränkende Maßregeln zunächſt knüpfen, allmählig verſchwinden und durch ihre ſpäteren wohlthätigen weit überwogen zu ſehen. Wer auch unbedingt, und unter allen Umſtänden in einer allgemeinen Verkehrsfreiheit die günſtigſte Bedingung für die Reichthumsentwicklung erblickt, kann in der Erwägung des Einfluſſes, den beſchränkende Maßregeln des Auslandes auf dem eigenen, unbeſchützten Markt ausüben, das Bedürfniß einer Korrektion der abnormen Zuſtände anerkennen, welche ſolche Störungen natürlicher Handelsverbindungen herbeiführen, und wozu insbeſondere die zum Nachtheil des ganzen geſellſchaftlichen Organismus verhinderte gleichförmige Entwicklung der beiden Hauptzweige der Produktion, des Ackerbaues und der Manufakturinduſtrie, in den jenen Einflüſſen offen ſtehenden Ländern gehören. Auſſer den Intereſſen, die ſich hauptſächlich in Ländern alter Kultur an eine gleichförmige Entwicklung jener Hauptzweige der Produktion knüpfen, gibt es aber noch andere, die mit dem Prinzip der Freiheit des Handels in Konflikt gerathen, und wozu man vor Allen das der Sicherheit und Unabhängigkeit der Staaten rechnen muß. Die unendliche Mannichfaltigkeit beſonderer Umſtände, aus welchen mehr oder weniger mit dem Prinzipe der Freiheit kollidirende ſoziale Intereſſen hervorgehen, wollen wir nicht erſchöpfen,* ſondern durch dieſe Bemerkungen nur andeuten,

* Sie iſt jedenfalls groß genug, um uns zu berechtigen, von allen großen Ländern anzunehmen, was Smith von Großbritannien ſagte, daß es nämlich eben ſo thöricht wäre, die Hoffnung auf gänzliche Herſtellung der Handelsfreiheit in Großbritannien zu nähren, als zu hoffen, daß jemals eine Oceana oder ein Utopien daraus werde. Wenn er das

wie bei allen Fragen über die Beförderung der volkswirthschaftlichen Zwecke es weit mehr auf die Feſtſtellung der thatſächlichen Verhältniſſe, aus welchen ſich kollidirende Intereſſen ergeben, und auf die gegenſeitige Abwägung dieſer Intereſſen, als auf allgemeine wiſſenſchaftliche Syſteme ankommt, deren oberſten Grundſätze, die ihnen ihren Schulnamen geben, jedenfalls nach den obwaltenden Umſtänden eine ſtrengere oder minder ſtrenge Anwendung und mannigfaltige Modifikationen finden müſſen, ſo daß es zuletzt für das praktiſche Reſultat gar oft faſt gleichgültig iſt,

---

Merkantilſyſtem, in ſo ferne es den Reichthum in Gold und Silber ſetzte, und ebenſo die, nur auf dem Prinzip der Wiedervergeltung (blos aus Rache ohne Ausſicht, das Ausland wenigſtens in Schranken zu halten) beruhenden Beſchränkungen von dem nationalökonomiſtiſchen Standpunkte aus verwarf, ſo hatte er vollkommen Recht. Nur für die, mit dem Prinzip der Freiheit kollidirenden Intereſſen hat er allzu enge Grenzen gezogen, in ſo ferne er ſie erſchöpfen wollte. Daß er dies wollte, ſcheinen ſeine Aeußerungen anzudeuten, konnte aber vielleicht doch nicht ſeine überlegte Abſicht ſeyn, da eine Aufzählung mannichfaltiger, gedenkbarer Umſtände, die eine Abweichung von einer allgemeinen Regel rechtfertigen, in einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchung wohl ausgeſchloſſen bleiben und die Berührung einzelner Fälle genügen könnte, er auch ſelbſt von vorne herein auf den Gedanken, daß ſeine Lehre je praktiſche, unbedingte Anerkennung finden werde, verzichtete und offenbar ſeine Hauptabſicht war, darzuthun, daß jede Beſchränkung der Freiheit dem Nationalreichthum in einer beſtimmten Beziehung nachtheilig ſey. Wenn man ein *Syſtem* von Regeln für Einwirkung der Staatsgewalt in dem Gebiete des Handels aufſtellen will, ſo mag man mit Recht dieſen Satz an ſeine Spitze ſtellen, da er in der größten Ausdehnung richtig iſt. Nur iſt nach unſerer Anſicht nicht zu verkennen, daß die Fälle der Kolliſion der Intereſſen der Freiheit mit andern Intereſſen, die bald hier, bald dort überwiegend erſcheinen, ſo häufig ſind, daß in der Wirklichkeit die Regel hauptſächlich nur als ein wohlthätiges Temperament der in Frage kommenden Beſchränkungen ihr Recht behaupten kann. Als das *letzte Ziel* bezeichnen jedoch auch Manche, welche das Prinzip der Beſchränkung an die Spitze ſtellen, die Freiheit des Verkehrs. Nach unſerer Anſicht läßt ſich kein allgemein gültiges Syſtem, ſondern nur eine Reihe von Regeln aufſtellen, die ſich auf allgemeine nationalökonomiſtiſche Wahrheiten ſtützen, die Verſchiedenheit der im Leben gegebenen Verhältniſſe in ihren wichtigſten Beziehungen berückſichtigen, aber eben wegen der unendlichen Mannichfaltigkeit dieſer Verhältniſſe nie erſchöpfend ſeyn können.

ob man von der Regel des einen oder des andern Syſtemes ausgeht. Dies möchten nur Jene nicht geneigt ſeyn zuzugeben, welche in irgend einem abſtrakten Satze den Stein der Weiſen, der alle Räthſel des volkswirthſchaftlichen Lebens löſe, gefunden zu haben glauben, die Mannigfaltigkeit der geſellſchaftlichen Intereſſen und Zwecke überſehen, und, wo verſchiedene Geſetze kollidiren, Alles nur einem einzigen willkürlich unterordnen. Mit Solchen iſt aber über praktiſche Fragen nicht zu reden.

In der Lage, in welcher ſich der Verein befindet, kann es ſich nun überhaupt nur um eine größere oder geringere Ausdehnung oder um ein höheres oder niedrigeres Maß des Schutzes zur Beförderung des einheimiſchen Gewerbfleißes handeln, da über das Bedürfniß von Schutzzöllen im Allgemeinen kein Zweifel beſteht. Immer hat man aber, auf welcher Rückſicht die Forderung eines Schutzes für irgend einen Zweig beruhen mag, die Nachtheile, welche mit jeder Beſchränkung des freien Verkehrs, wenigſtens zunächſt nach einer Seite hin, verbunden ſind, gegen das Gewicht der Intereſſen abzuwägen, welche auf der andern Seite für die Beſchränkung ſprechen. Das Intereſſe der Freiheit tritt um ſo ſtärker hervor, je gewiſſer, dauernder und größer der Einfluß iſt, den ein Schutzzoll auf die Vertheuerung des belaſteten Produkts, und die Preiserhöhung dieſes Produktes auf die Koſten der Erzeugung anderer Waaren auszuüben geeignet erſcheint. In dieſer Hinſicht vergleicht man mit Recht die Wirkung jedes Schutzzolles der Urſache einer verminderten Fruchtbarkeit des Bodens im Gebiete des Ackerbaues. Die Vortheile dagegen, welche Schutzzölle durch Anregung des Gewerbfleißes, durch ihren mittelbaren Einfluß auf die Entwickelung induſtrieller Fähigkeiten, auf die Nachfrage nach Kapitalien und Arbeit, und durch die wohlthätige Rückwirkung der wachſenden Manufakturinduſtrie auf die Lage des Ackerbaues gewähren, ſtellen ſich um ſo leichter weit überwiegend dar, je weniger natürliche Hinderniſſe der weitern Entwickelung des begünſtigten Produktionszweiges entgegenſtehen, je ſicherer man erwarten darf, daß der Schutzzoll keine ſehr erhebliche, oder nur eine vorübergehende Erhöhung der Preiſe des davon getroffenen Produktes herbeiführe, und je engere Grenzen dem Einfluß einer ſolchen Preiserhöhung auf die Produktionskoſten anderer Produktionszweige geſteckt ſind. Für einen Zweig, den man durch Schutzzölle zu

heben und zu erweitern keine zureichenden Gründe hätte, kann das Bedürfniß des Schutzes im allgemeinen volkswirthschaftlichen Interesse unabweislich erscheinen, wenn es sich nicht um Erweiterung des Feldes der einheimischen Industrie, sondern um Erhaltung des Bestehenden handelt, dessen Verfall die Nationalwohlfahrt mit Nachtheilen bedroht, die den Gewinn weit überwiegen, welche die wohlfeilere Befriedigung eines vorhandenen Bedürfnisses gewähren würde.

Das Interesse der Unabhängigkeit vom Auslande, das bei manchen Gegenständen des Verkehrs gar nicht, bei andern in sehr verschiedenem Grade sich geltend machen darf, tritt nur in dem Maße stärker hervor, als das Verhältniß, in welchem der Markt mit dem fremden Produkte bestellt wird, wächst. Ueberall fast kommen bei den Konflikten zwischen den Interessen der Freiheit mit andern Rücksichten, welche für einen Schutzzoll sprechen, unmittelbare und mittelbare, nahe und entfernte Vortheile und Nachtheile im allgemeinen Interesse der Volkswohlfahrt gegen einander abzuwägen. Den sich widersprechenden Forderungen, die aber zum Vortheile des freien Handels auf der einen, und zum Schutze der Industrie auf der andern Seite gestellt werden, tritt sodann oft ein drittes Interesse, das der Finanzen entgegen, welches nach den Umständen beiden andern gegenüber überwiegend erscheinen kann, wie dies namentlich nach unserer Ansicht in Beziehung auf die spezielle Frage behauptet werden mag, welche den ersten Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll, nämlich in Beziehung auf den Zuckerzoll. Seit einer Reihe von Jahren haben die Zölle vom Zucker mehrfache Veränderungen erlitten. Wir wollen zwar nur die zuletzt getroffenen Maßregeln und die Verhältnisse, welche hiebei in Betrachtung kamen, näher besprechen, müssen aber zu diesem Zwecke, des Zusammenhangs der Sache wegen, einige frühere Thatsachen berühren.

Bekanntlich wurden, nach der Gründung des großen Vereines bis zum Jahre 1837, raffinirter Zucker und Rohzucker mit einem Eingangszolle von 11 Thlrn. vom preußischen Centner, Rohzucker und Schmelzlumpen aber, welche inländische Siedereien zum Raffiniren bezogen, mit 5 Thalern per Centner belegt. Es bestanden bis zum Jahre 1837 im Vereinsgebiete nur wenige unbedeutende Anstalten, welche Zucker aus Runkelrüben zu bereiten begonnen

hatten. Sie waren als bloße Verſuche anzuſehen, für deren günſtigen Erfolg unter dem ökonomiſchen Geſichtspunkte keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, ſo lange nicht die Zölle vom fremden Zucker erhöht oder die Koſten der Zuckergewinnung aus den Rüben bedeutend vermindert würden. Die in Frankreich gewonnenen Verbeſſerungen dieſer Produktion, ſo wie eine in Deutſchland erfundene neue Methode, welche eine ſolche Verminderung der Produktionskoſten zu gewähren verſprach, fingen indeſſen bereits an, zu neuen Unternehmungen im Gebiete der Rübenzuckerfabrikation zu reizen, als die in ſichere Ausſicht geſtellte Erhöhung des Zolles von fremdem Lumpenzucker, welche im Jahre 1837 auch wirklich eintrat, jenen Reiz verſtärkte und im großen Publikum als eine der einheimiſchen Zuckergewinnung von den Regierungen abſichtlich ertheilte Ermunterung betrachtet wurde. Sie war das Signal zu vervielfältigten, zum Theil ſehr großen Unternehmungen, welchen viele Millionen in der Hoffnung eines reichen Ertrags gewidmet wurden.

Die Zahl der Anſtalten, die im Jahre 1836, unſeres Wiſſens, nicht über ſechs betrug, ſtieg bis zum Jahre 1839 auf 132, die nach ihrem Umfang gegen 250,000 Ctr. Rohzucker liefern konnten, während im Jahr 1836, als bereits eine Reihe neuer Rübenzuckerfabriken im Betriebe ſtanden, die Geſammtproduktion an einheimiſchem Zucker nicht über 30,000 Ctr. geſchätzt wurde. Nur die Erfahrung mehrerer Jahre konnte über die ökonomiſchen Vortheile dieſer Produktion entſcheiden; allein der Glaube an ihre Nützlichkeit unter der Herrſchaft des im Jahr 1837 modifizirten Zolltarifs, der den Lumpenzucker dem gleichen Zolle wie die Raffinade unterworfen hatte, war durch angeſtellte Berechnungen ſo feſt begründet worden, daß die Aktionäre großer Geſellſchaften nicht nur unbedenklich die Zinſen von ihren Einlagskapitalien unverkürzt bezogen, ſondern ſelbſt der Fall vorgekommen ſeyn ſoll, daß in einem der erſten Jahre unter den Mitgliedern einer Aktiengeſellſchaft eine nicht unbedeutende Dividende ausgetheilt wurde. Die einheimiſche Produktion ſchien eine den Verbrauch des Kolonialzuckers allmählich faſt gänzlich verdrängende Ausdehnung gewinnen zu wollen, als plötzlich die im Jahre 1839 verkündete Herabſetzung des Zolles vom Lumpenzucker auf 5½ Thlr. per Ctr. und der hierauf Bezug nehmende, mit Holland abgeſchloſſene Vertrag

neuen Unternehmungen Einhalt thaten, und die Besitzer der kürzlich entstandenen Anstalten, durch die Berechnungen, die sie in Beziehung auf ihre Interessen daran knüpften, in Unruhe und Schrecken versetzten. Die Ermäßigung des Zolles wurde im Publikum, ohne sich zu fragen, ob sie nicht als eine von dem holländischen Vertrage ganz unabhängige Maßregel von den Vereinsregierungen beschlossen war, von vorne herein lediglich als das Ergebniß der mit diesem Nachbarstaate getroffenen wechselseitigen Verabredungen betrachtet. Die Unternehmer der Rohzuckerfabrikation sahen darin ein zum Nachtheile ihrer Industrie den holländischen Interessen gebrachtes Opfer. Das Sinken der Zuckerpreise, das den Vertragsvollzug begleitete, später noch fortschritt und ihre Produktion bedrohte, glaubten sie nur der eingetretenen Tarifsveränderung zuschreiben zu dürfen. Man hielt sich hiezu für berechtigt, obwohl der Zoll von Rockzucker nicht vermindert, sondern (im Verhältniß des Gewichts des Zollcentners zum preußischen Centner) etwas erhöht worden war, und der Zoll von Lumpen daher um ½ Thaler per Zollcentner oder 10 pCt. höher stand; denn man wies auf die Prämie hin, die der holländische Zuckersieder bei der Ausfuhr seines Erzeugnisses in dem Rückzolle erhielt, und die mehrfach größer war, als jene Zolldifferenz.

Nach der Ansicht der Gegner des Vertrags hatte Holland bei dem Abschlusse des Vertrags keinen andern Zweck, als die Rübenzuckerfabrikation des Vereins in ihrem Keime zu ersticken und die rheinischen Raffinerien auf das Versieden seines Lumpenzuckers zu beschränken. In diesem Sinne wurde der holländische Vertrag in öffentlichen Blättern mit ungemeiner Heftigkeit besprochen; kaum durfte sich eine abweichende Stimme vernehmen lassen, ohne die bitterste Entgegnung zu erhalten. Die einmal getroffenen Einrichtungen zur Rübenzuckerfabrikation wurden indessen rührig benützt, und zur Verminderung der Produktionskosten theilweise erweitert. Die Produktion des Rübenzuckers stieg daher und wurde für das Betriebsjahr vom 1. September 1840 bis zum 1. September 1841 auf 243,000 Ctr. geschätzt, während die Einfuhr an fremdem Zucker sich verminderte und der Ertrag der Zölle abnahm. Bei dem fortdauernd niedrigen Stande der Zuckerpreise blieb aber die herrschende Meinung, daß das Heil der einheimischen Zuckergewinnung von der Aufkündigung des holländischen Vertrags

abhänge. Diese Aufkündigung erfolgte; der Lumpenzucker wurde, vom 16. März 1842 an, mit der gleichen Abgabe wie der raffinirte Zucker belegt, die von den Rübenzuckererzeugern verlangte Erhöhung des Zolles vom weißen Rohzucker dagegen nicht gewährt, und ihre Produktion für das Betriebsjahr vom 1. September 1841 bis dahin 1842 einer Steuer von 35 kr. vom Ctr. Rohzucker unterworfen. Zugleich wurde bestimmt, daß dieser Steuersatz auch für jedes der beiden folgenden Betriebsjahre beibehalten werden solle, in so fern die Produktion an Rübenzucker in dem jeweils vorgegangenen Betriebsjahre unter 20 pCt. des, mit dieser besteuerten Produktion vereinigten Betrags der im vorangegangenen Kalenderjahre verzollten fremden Zucker stehen bleibt. Erreicht aber die Menge des Rübenzuckers 20 pCt. dieses Betrages, so wird die Steuer vom Zollcentner Rübenzucker auf ⅔ Thlr. (1 fl. 10 kr.) festgesetzt; sie wird auf einen Thaler erhöht, wenn die Rübenproduktion des verflossenen Betriebsjahres 25 pCt. des auf die bezeichnete Weise berechneten Zuckerquantums übersteigt. Jeder Vereinsregierung wurde freigestellt, die Steuer von dem fertigen Fabrikate (Rohzucker) oder von den Rüben (je zwanzig Centner Rüben für einen Centner Rohzucker gerechnet), entweder bei der Einbringung in die Fabrikgebäude oder unmittelbar vor der Verwendung erheben zu lassen. * Die Gemeinschaftlichkeit des Ertrags der Rübenzuckersteuer soll bis zum 1. September 1844 ausgesetzt bleiben, alsdann aber auf den Grund der gemachten Erfahrungen eine gleichförmige Besteurungsweise verabredet werden. Zum Voraus wurde bestimmt, daß (vom 1. September 1844 an) die Zölle von ausländischem Zucker und Syrup und die Rübensteuer jeweils gleichzeitig für eine dreijährige Periode in der Art festgesetzt werden sollen, daß 1) die Vereinskasse an Zöllen und Rübensteuer vom Kopfe der jeweiligen Bevölkerung der Vereinsstaaten mindestens eine, dem per Kopf berechneten durchschnittlichen Bruttoertrage der Zölle von ausländischem Zucker und Syrup von den Jahren 1838 bis 1840 gleichkommende Einnahme beziehe, und daß 2) der Rübenproduktion ein angemessener Schutz gewährt werde, ohne die Mitbewerbung des ausländischen Zuckers

* Im ersten Falle unter Berechnung des Abgangs während der Aufbewahrungszeit, der nach der großherzoglich badischen Verordnung zu 15 pCt. angenommen wird.

auf eine, die Einkünfte des Vereines und die Interessen der Konsumenten gefährdende Weise zu beschränken. Jedenfalls solle, wenn auch die Einnahme an Eingangszoll von ausländischem Zucker und Syrup unter dem Durchschnitte von 1838—40 nicht zurückbleibe, die Steuer vom Rübenzucker nicht unter 20 pCt. des Zolles von ausländischem Rohzucker betragen.

Die Erscheinungen, welche der Zuckermarkt nach Wiederherstellung des erhöhten Zolles vom Lumpenzucker darbot, entsprachen nicht den Erwartungen der Rübenzuckerproduzenten. Es erfolgte kein Steigen der Zuckerpreise. Wie man von vorne herein über das Verhältniß von Ursache und Wirkung, in Beziehung auf verschiedene Fragen, im Irrthum war, wird sich aus einigen der Betrachtungen ergeben, welche wir an die erzählten Thatsachen anzuknüpfen uns erlauben.

Die im Jahre 1837 eingetretene Erhöhung des Zolles vom Lumpenzucker war offenbar im finanziellen Interesse der Vereinsstaaten begründet, da sie, so lange Rohzucker und Lumpen gleicher Steuer unterlagen, durch die Einfuhr der Lumpen den Zoll vom Abgang, den der Rohzucker bei der Verarbeitung erleidet, verloren. Die Erhöhung lag auch im Interesse der einheimischen Siedereien, welche Kolonialrohzucker verwendeten. Daß sie nicht ausschließlich jenen finanziellen oder diesen staatswirthschaftlichen Zweck hatte, sondern auch die Produktion des Rübenzuckers begünstigen sollte, deren Erweiterung von anderer Seite her mit der Schmälerung der Einnahmen von der Zuckerkonsumtion verbunden seyn mußte, vermögen wir wenigstens nicht nachzuweisen. Wurde aber im industriellen Publikum in der That in jener Zollerhöhung ein erheblich verstärkter Schutz für die einheimische Zuckerproduktion erblickt, so lag hierin ein großer Irrthum über die Wirkung des erhöhten Zolles. Daß diese jedenfalls ganz unbedeutend bleiben würde, mußte Jeder, der solche Verhältnisse zu beurtheilen versteht, schon aus dem Umstande folgern, daß noch im Jahre 1836, neben den eingegangenen Lumpen, von den Siedereien des Vereines 564,460 Centner Rohzucker bezogen wurden. Hieraus ging doch klar hervor, daß durch den Ausschluß der Lumpen die Mitbewerbung des Runkelrübenzuckers mit dem Kolonialzucker nicht wesentlich erleichtert werden könne, da in demselben Verhältniß, in welchem sich die Einfuhr an Lumpen

verminderte, das Anzebot an holländiſchem Rohzucker ſich vermehrte.

Indem die Unternehmer der einheimiſchen Zuckerfabrikation in einem Irrthum hierüber befangen waren, ſchienen ſie zugleich die Vortheile der neuen Produktionsmethoden zu überſchätzen und die Fortſchritte der Rohzuckerproduktion in fremden Welttheilen zu überſehen, die den aufmerkſamen Beobachter auf ein fortſchreitendes Sinken der Kolonialzuckerpreiſe ſchließen ließen.

Die Herabſetzung des Zolles von Lumpen auf 5½ Thaler per Centner, welche im Jahre 1839 den vervielfältigten Unternehmungen im Gebiete der Rübenzuckerfabrikation folgte, war eine von dem holländiſchen Vertrage ganz unabhängige Maßregel; daß ſie von den Vereinsregierungen als eine ſolche betrachtet wurde, und es ſelbſt geraume Zeit unentſchieden war, ob nicht in dem Falle, daß der holländiſche Vertrag aufgekündigt würde, der ermäßigte Zoll fortdauern ſolle, glauben wir nicht bezweifeln zu dürfen. Auf welchen Gründen und Vorausſetzungen dieſe Maßregel, ſo wie die ſpäter angekündigte Beſteuerung des Rübenzuckers beruht haben mögen, ſo viel iſt gewiß, daß ſie den, aus irrigen Vorausſetzungen entſprungenen Reiz zu neuen und ausgedehnten Unternehmungen zur Erzeugung von Rübenzucker beſeitigten und der weitern Verwendung beträchtlicher Kapitalien auf einen Produktionszweig vorbeugten, der ſchwerlich aufblühen konnte, ohne der Vereinskaſſe oder den Konſumenten ſchwere Opfer aufzulegen. Kein Zweifel bleibt uns auch, daß die drückende Lage, in welche ſich die einheimiſche Zuckerfabrikation, während der Dauer des holländiſchen Vertrags, geſetzt ſah, in keiner Weiſe oder doch nur in ganz geringem Maße dieſem Vertrage zuzuſchreiben war, durch die Aufhebung deſſelben nicht verbeſſert wurde, und durch eine, auf die Ausſchließung der Lumpen beſchränkte Maßregel nicht weſentlich verbeſſert werden konnte.

Wenn ſchon in der Periode, da der Rohzucker und Lumpen der gleichen Abgabe unterlagen, über die Hälfte der Zuckereinfuhr in Rohzucker beſtand, und die Preiſe des letztern in ungefähr gleicher Weiſe, wie die des erſtern, für die Mitbewerbung der einheimiſchen Zucker ſich als entſcheidend erwieſen, ſo konnte unter der Herrſchaft eines Tarifs, der die Lumpen um 10 pCt. höher als den Rohzucker beſteuerte, unter ſonſt gleichen Umſtänden,

noch weniger erwartet werden, daß nun die Rohzuckereinfuhr aufhöre, und die Konkurrenz der Kolonialzucker und des Rübenzuckers lediglich durch die verhältnißmäßig wohlfeileren Preise der Lumpen regulirt werde.

Anfänglich schien zwar das rasche Sinken der Zuckerpreise darauf schließen zu lassen, daß die weitern Fortschritte, welche die Fabrikation der Lumpen gemacht hatte, den Effekt der holländischen Prämie verstärkt habe. Unter dieser Voraussetzung konnte das Sinken der Zuckerpreise auf dem Vereinsmarkte wohl theilweise der Herabsetzung des Lumpenzolles zugeschrieben werden. War diese Voraussetzung gegründet, so mußte aber zuletzt die Einfuhr der Lumpen dem Rohzucker gegenüber ein entschiedenes Uebergewicht erhalten.

In der That zeigte es sich jedoch, daß ohnerachtet jener Fortschritte, welche nur die Differenz des frühern Zolles (vor 1837) von 5 Thaler und des spätern (von 1839) von 5½ Thaler ausgleichen mochten, die Einfuhr an Rohzucker, nach dem Vollzug des holländischen Vertrages, noch sehr bedeutend blieb, und im Jahr 1840 noch 582,888 Ctr., gegen 434,499 Ctr. Lumpenzucker, betrug. *

In dieser Thatsache lag der klare Beweis, daß, wie nachtheilig sich auch eine Herabsetzung des Zolles vom Lumpenzucker für die Siedereien des Vereines, welche Kolonialrohzucker verarbeiteten, erweisen mochte, sie die Rübenzuckerfabrikation gar nicht oder nur wenig berühren konnte. Die holländische Prämie, über deren effektiven Betrag viel gestritten wurde, bezweckte weit weniger die Begünstigung der holländischen Siedereien, als die Erleichterung des Absatzes der Rohzucker, welche die Kolonien liefern. Die Lumpenfabrikation für den Vereinsmarkt, welche etwa 4 große mit Dampfmaschinen arbeitende Fabriken beschäftigte, ist in der That eine viel zu unbedeutende Industrie, als daß man ihr die Opfer bringen konnte, welche die Prämie kostete. An den ungeschmälerten Absatz der Kolonialerzeugnisse knüpfen sich dagegen in den Niederlanden weit höhere Interessen. Die Bezüge aus den eigenen Kolonien übersteigen den eigenen Bedarf in einem Verhältnisse,

* Im Jahr 1841 wurden 609,164 Ctr. Rohzucker und 385,782 Ctr. Lumpenzucker eingeführt.

welches insbesondere die Ausfuhr nach Deutschland zur Lebensfrage für Holland macht. *

Wie man aber dazu kam, in der Bestimmung eines, den wirklichen Steuerbetrag bedeutend übersteigenden Rückzolls ** ein so kostbares Mittel zur Beförderung des Absatzes des holländischen Zuckers in Anwendung zu bringen, erklärt sich aus der Beschaffenheit der verschiedenen Zuckersorten, welche den europäischen Märkten zukommen, und aus den Umständen, welche die Nachfrage der deutschen Siedereien nach denselben bestimmen. Im allgemeinen

---

* Holland erhielt an Rohzucker, im metrischen Centner (zu 100 Kilogr.) berechnet:

in den Jahren:	1838.	1839.	1840.
aus Ostindien	397,630	439,500	397,480
„ Surinam	127,800	150,200	130,970
„ andern Erzeugungsländern .	242,000	170,060	175,350
	757,430	759,760	703,800
Ausgeführt wurden:			
1) an Rohzucker:			
nach Deutschland, über Hamburg, Bremen u. s. f.	1,017	7,226	2,014
nach den preußischen Häfen des baltischen Meeres	17,050	15,740	13,250
auf dem Rhein (einschließlich der Versendungen nach der Schweiz) . .	172,820	92,650	82,490
	190,887	115,616	97,754
2) an raffinirtem Zucker:			
über Bremen und Hamburg . . .	45,880	40,960	37,750
nach den preußischen Häfen der Ostsee	2,150	42,150	43,970
auf dem Rheine	53,800	146,700	178,720
	101,830	229,810	263,090
Nach Hannover gingen:			
an Rohzucker	41	290	
an raffinirtem Zucker	1,690	5,820	2,650

** Die Prämie (der Ueberschuß des Rückzolles über den Betrag der bezahlten Abgaben) berechnete sich per 100 niederl. Pfd.:

	nach dem Gesetz: vom 23. Dec. 1833.	vom 30. Dec. 1840.
für Kandis auf	1 fl. 18 Cents.	2 fl. 20 Cents.
„ Melis „	4 „ 11 „	1 „ 17 „
„ Lumpen „	6 „ 26 „	3 „ 10 „
„ Bastard „	— „ — „	— „ — „

wurde in der neuern Zeit verhältnißmäßig mehr weißer und blonder Zucker den europäischen Märkten zugeführt, als früher, weil die Produktion der Kolonien, welche ausschließlich oder größten Theils nur braunen Zucker liefern, (wie namentlich mehrere westindische Kolonien) abgenommen, und die Produktion jener Erzeugungsländer, welche neben braunem auch blonden und weißen Zucker (suire térre) ausführen, zugenommen hat. Was Holland aus seinen Kolonien bezieht, besteht nun noch größtentheils in braunen oder unvollkommen gereinigten Zuckern. Ist schon die Belegung aller Rohzucker mit der gleichen Einfuhrabgabe der Nachfrage nach blonden und weißen Zuckern vorzugsweise günstig, so kommt noch hinzu, daß gerade in dem westlichen Deutschland, welches das natürliche Marktgebiet der holländischen Seeplätze bildet, der Syrup, den die braunen Zucker beim Versieden in größerm Maße zurücklassen, weniger verkäuflich ist, als in den Niederlanden und in dem nordöstlichen Deutschland. Um nun zu verhindern, daß die deutsche Nachfrage sich nicht in stärkerem Maße den weißen und blonden Zuckern von Brasilien und Kuba zuwende und die braunen Surinam- und Javazucker unverkauft bleiben, suchte man sie durch die Verwandlung in Lumpen und durch die Bewilligung einer Ausfuhrprämie für den deutschen Markt verkäuflich zu machen. Die Prämie mußte die Kosten einer theilweise verlorenen Arbeit * bezahlen, und ließ wohl überdieß in den Händen der großen Unternehmer einen erhöhten Gewinn zurück; daß sie aber einen namhaften Theil des Zolles vergütete, ist um so mehr zu bezweifeln, da in solchem Falle die Mitbewerbung der Lumpenverkäufer die Einfuhr des Rohzuckers um so gewisser ausgeschlossen haben würde, als, dem Werthsverhältniß nach, die Lumpen mit 5½ Thlr. im Durchschnitte eher zu nieder, als zu hoch besteuert waren. Für die Rübenzuckerproduzenten war es gleichgültig, ob die vereinsländischen Siedereien oder die holländischen Lumpenfabrikanten durch ihre Nachfrage auf den Preis der mit ihnen in Mitbewerbung stehenden Kolonialrohzucker einwirkten, in so ferne nicht, je nachdem diese Nachfrage von der einen oder andern Seite kam, ein anderes Resultat zu erwarten war. Nach den Voraussetzungen,

* Bekanntlich werden die Lumpen zur unmittelbaren Konsumtion, bei der Einfuhr, unbrauchbar gemacht.

auf welchen die holländischen Maßregeln beruhten, sollte sie die braunen Zucker im Verhältniß zu den weißen und blonden auf einem höhern Preise erhalten. Dieser Zweck konnte nun allerdings auf eine Weise erreicht werden, welche der Rübenzuckerfabrikation ungünstig war, so ferne nämlich die deutsche Nachfrage nach weißen Zuckern in ihrem Umfange vermindert wurde, und die vereinsländischen Siedereien ihren reducirten Bedarf um niedrigere Preise bezogen. Die Wirkung dieser Maßregel war aber eine ganz andere und gerade entgegengesetzte, in so fern man annehmen durfte, daß, beim Mangel der Nachfrage nach braunem Zucker zur Lumpenfabrikation für den Vereinsmarkt, die Preise dieser Rohzucker so tief gefallen wären, daß sie, ohnerachtet der geringern Verkäuflichkeit des Syrups, gleich vortheilhaft oder mit größerm Vortheil, als blonde und weiße Zucker, von den vereinsländischen Raffinerien verarbeitet werden konnten. In diesem Falle würde die holländische Prämie oder die dadurch auf dem holländischen Markte hervorgerufene verstärkte Nachfrage nach braunem Zucker zur Lumpenfabrikation nur die Preise des braunen Rohzuckers für die Siedereien vertheuert haben. Ob der eine oder andere Fall angenommen werden darf, ist, wie gesagt, schwer zu entscheiden. * Fragen kann man auch, ob Holland durch die Prämien nicht vielleicht ein Opfer brachte, das bei weitem den Verlust überwog, den es, auf eine Prämienbewilligung für die Lumpenausfuhr verzichtend, durch ein Sinken der Preise der braunen Zucker bis zu dem Maße, das ihnen im Vereinsgebiete ihren Absatz sicherte, erlitten hätte, und der sich in demselben Verhältnisse, als die geringen Preise des Syrups dessen Verbrauch allmählig mehr verbreiteten, vermindern mußte?

Wie man auch diese Fragen beantworten mag, die Thatsache, daß die Erhöhung des Lumpenzolles die Zuckerpreise im Vereine bis jetzt noch nicht gesteigert hat, sondern die Preise vielmehr noch tiefer gesunken sind, steht außer Zweifel. Jene Erhöhung hat den

* Bemerkenswerth ist aber, daß, während eines allgemeinen Sinkens der Preise der Kolonialzucker, der braune Zucker relativ höher im Preise blieb. Aus Hamburger Preislisten z. B. geht hervor, daß vom Januar 1839 bis zum Mai 1841 der brasilische weiße Zucker um ¾ bis 1⅛ Thlr., brauner brasilischer Zucker aber nur um ½ bis ⅞ fiel.

Raffinerien des Vereines die Verarbeitung des fremden Rohzuckers gesichert, der einheimischen Rübenzuckerproduktion aber (wie gesagt) keinen oder wenigstens kaum einen, um den Betrag der Steuer (⅓ Thlr.) erhöhten Schutz gewährt. Ist aber nicht für die Zukunft eine Verbesserung der Verhältnisse zu erwarten, von welchen ihre glücklichere Mitbewerbung abhängt? Daß sich eine solche aus dem Steigen der Preise der Kolonialzucker ergeben werde, scheint uns nicht wahrscheinlich. Es ist vielmehr zu besorgen, daß die Fortschritte sowohl in dem Umfang der Produktion des Zuckerrohrs, als in der Methode der Rohzuckerbereitung in den Kolonien die Mitbewerbung der Rübenzucker allmählich noch mehr erschweren werden. Schon seit einer Reihe von Jahren suchte die niederländische Regierung auf die Verbesserung der javanischen Rohzucker hinzuwirken, wodurch die Verminderung oder Abschaffung der Ausfuhrprämie bedingt erschien. Mit verstärktem Eifer wurde dieser Zweck verfolgt, als die Fortdauer des, im Jahr 1839 mit den Vereinsstaaten abgeschlossenen Vertrags in Frage gestellt ward. Die im vorigen Jahre getroffenen Maßregeln, wozu die Einführung einer neu erfundenen, die Gewinnung des weißen Rohzuckers erleichternden Maschine gehört, werden nun allmählig ihre Wirkung äußern, und überhaupt wird jeder Fortschritt in dem Prozesse der Rohzuckererzeugung, der in den Kolonien noch großer Verbesserungen fähig seyn soll, einen nachtheiligen Einfluß auf die Lage der Rübenzuckerfabrikationen ausüben.

Unter diesen Umständen möchten die Rübenzuckerproduzenten eher nachtheilige, als vortheilhafte Wechselfälle in einer nicht entfernten Zukunft zu erwarten haben, während sie sich schon gegenwärtig in keiner günstigen Lage befinden, obwohl sie nicht nur in der Fabrikation Fortschritte gemacht, welche die Erzeugungskosten verminderten, sondern auch die hohen Preise, die sie, um zum Anbau der Rüben einen angemessenen Reiz zu geben, für den Rohstoff anfänglich zu zahlen hatten, in manchen Gegenden durch die wachsende Mitbewerbung der Landwirthe herabgesetzt wurden, und kein Zweifel ist, daß, wenn für die Unternehmer alle Umstände, von welchen die Erzeugungskosten abhängen, bei dem Beginnen ihrer Arbeiten nicht ungünstiger, wie gegenwärtig, gewesen wären, sie sich in besserer Lage befänden.

Die Aufkündigung des holländischen Vertrags, in welchem

die Rübenzuckerproduzenten den Grund zu bittern Beschwerden fanden, legte ihnen ein Stillschweigen auf, das weit entfernt bleibt, als ein Zeichen vollkommener Beruhigung gelten zu dürfen. Der Werth der Aktien der süddeutschen Gesellschaften und der Umstand, daß nicht nur von neuen Unternehmungen nicht die Rede ist, sondern das Beispiel einer freiwilligen Einstellung des Betriebs in einer nicht unbedeutenden Anstalt gegeben wurde, sprechen um so deutlicher.

Die einheimische Produktion hat sich indessen zu dem Punkte entwickelt, daß eine Erhöhung des Zolles um 1 bis 2 Thaler voraussichtlich ihr die vollständige Versorgung des einheimischen Bedarfes allmählig sichern würde. Wenn aber auch schon der gegenwärtig bestehende Zoll genügte, um dieses Resultat herbei zu führen, so wäre das Opfer, das man diesem Zwecke mit jährlichen 5 bis 6 Millionen Thalern brächte, viel zu groß, und die Wahrscheinlichkeit einer allmähligen erheblichen Verminderung desselben viel zu gering, als daß es unter dem volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte, und abgesehen von allen finanziellen Rücksichten, gerechtfertigt werden könnte. Hiezu kommt aber noch, daß die Abgaben von der Zuckerkonsumtion nicht leicht durch eine andere Steuer ersetzt werden könnten, welche den gleichen Ertrag gewährte, und die volkswirthschaftlichen Interessen weniger verletzte.

Bedarf aber die einheimische Produktion, um ein entschiedenes Uebergewicht zu erhalten, auch nur eines Schutzzolles von 5 Thalern, so würde eine, zu dieser Preissteigerung hinzukommende allgemeine Zuckerverbrauchssteuer von dem gleichen Betrage ein nothwendig gewordenes Bedürfniß allzusehr vertheuern, und die Konsumtionsauflage unproduktiv machen.

Es könnte sich daher nur um die Erhaltung des Bestehenden unter Bedingungen handeln, welche die Vereinskasse gegen weitere Verluste und die Steuerpflichtigen und Konsumenten gegen empfindliche Nachtheile sicherten. Diesem Zwecke bringen die Vereinsstaaten durch die verabredeten Maßregeln vom 8. Mai 1841, in den ersten drei Jahren vom 1. September 1841 an, eine jährliche Einnahme von mehr als einer Million Thalern voraussichtlich zum Opfer, wenn man für den wahrscheinlichen Betrag der Einfuhr an fremdem Zucker das Kalenderjahr 1840 und für

die Berechnung der Produktion an Rübenzucker das Betriebsjahr von 1840—1841 zu Grunde legt. *

Die für die dreijährige Periode gegebenen Bestimmungen bringen es mit sich, daß das Bestreben der einzelnen Anstalten, durch die Ausdehnung ihrer Produktion die Erzeugungskosten zu vermindern, leicht für das nächste Betriebsjahr eine Steuererhöhung herbeiführt, welche jenen Vortheil überwiegen kann. Es ist aber zu erwarten, daß der wachsende Zuckerverbrauch der Rübenproduktion eine gewisse Ausdehnung ohne solche Gefahr gestattet, und daß jedenfalls die Bestimmungen des Gesetzes mit schonender Billigkeit zur Anwendung kommen.

Die Vereinbarung ließ daher der einheimischen Produktion drei Jahre Zeit zur Erzielung weiterer Verbesserungen, die sie in den Stand setzten, eine Abgabe von wenigstens einem Thaler zu ertragen. Indem sie aber die Zolleinnahmen der Jahre 1838, 1839 und 1840 als Maßstab für den künftigen Revenüenbezug annimmt, stellt sie eine Erhöhung der Rübensteuer in Aussicht, da die Zolleinnahmen in den beiden ersten Jahren, in welchen eine große Anzahl von Rübenzuckerfabriken noch nicht in vollem Betriebe standen, weit größer als in den folgenden Jahren war. **

* Die Einfuhr an fremden Zuckern (den raffinirten auf Rohzucker reduzirt) betrug im Jahre 184[illegible] (nach der preuß. Staatszeitung vom 13. Merz), nach Abzug der gegen Rückzoll ausgeführten Raffinade, 1,038,384 Zollcentner, die Produktion an Rübenrohzucker 243,334 Ctr. — Stellt sich die Rübenzuckerproduktion ganz nahe unter 20 Proc. der Gesammtsumme von 1,281,740, also nahe zu 256,348 Ctr., so beträgt die Rübensteuer 85,443 Thlr. und der Verlust der Vereinskasse 1,196,.94 Thlr., oder in so ferne das gleiche Quantum Kolonialzucker weniger Abgang erleidet, verhältnißmäßig weniger. Erreicht die Rübenproduktion 20 pCt vollständig, so beträgt die Rübensteuer 170,892 und der Verlust der Vereinskasse 1,110,848 Thlr. Steht die Rübenzuckerproduktion ganz nahe unter 25 pCt. jener Gesammtsumme, so beträgt die Rübensteuer 213,623 Thlr. und der Verlust der Vereinskasse 1,388 555 Thlr. Die Rübensteuer steigt auf 320,435 Thlr. und der Verlust fällt auf 1,281,740 Thlr., wenn die Rübenzuckerproduktion 25 Proc. jener Gesammtsumme vollständig erreicht.

Für das Betriebsjahr 184[illegible]–42 wurde die Rübenzuckerproduktion zu 253,214 Ctr. geschätzt.

** Die Einfuhr betrug:

	1838.	1839.	1840.
An Hutzucker	40,323	11,343	6,941 Ctr.
„ Farin	334	243	142 „

Auch hier kann indessen diese Gefahr durch einen wachsenden Verbrauch beseitigt werden. So wenig aber der Scharfsinn und die weise Sorgfalt, womit die getroffene Vereinbarung die verschiedenen Interessen zu vermitteln suchte, zu verkennen ist, so bleibt doch der Zweifel übrig, ob nicht die Anwendung der ertheilten Bestimmung, je nach dem Wechsel der Konjunkturen, leicht inextrikable Schwierigkeiten finden könnte. Der Schluß von der Vergangenheit auf die Zukunft ist in Verhältnissen, welche einem steten Wechsel aus unzähligen Ursachen unterworfen sind, eine mißliche Sache. Günstige Konjunkturen, welche für die Rübenproduktion in einer dreijährigen Periode eintreten, können ihre weitere beträchtliche Ausdehnung herbeiführen, ohne sie in die Lage zu bringen, eine bedeutende Steigerung der Steuer zum Ersatz des Ausfalls an Zöllen, bei verminderter Einfuhr an fremdem Zucker, ertragen zu können. Eine gleichzeitige Steigerung des Zolles und der Steuer würde die Konsumenten verletzen, eine verhältnißmäßig stärkere Erhöhung des Zolles die fernere Erweiterung der Rübenproduktion und einen Revenüenverlust herbeiführen, und

	1838.	1839.	1840.	
An Lumpenzucker	—	216,276	434,779	Ctr.
„ Rohzucker	1,049,331	917,484	583,013	„
Die Abgaben hiervon betrugen	5,694,124	5,903,718	5,377,038	Thlr.
Die Rückvergütungen für ausgeführte Raffinade . . .	20,086	38,100	161,393	Thlr.
Die Reineinnahme . . .	5,674,038	5,865,618	5,215,643	Thlr.

Wendet man den Tarif von 1840 auf die Einfuhr von 1838 an, so gibt er nach Abzug der Rückvergütungen 5,797,471 Thlr.

Die Einfuhr von 1841 (mit 2067 Ctr. Hutzucker zu 10 Thlr.) 192 Ctr. Farin zu 9 Thlr., 385,782 Ctr. Lumpenzucker zu 3½ Thlr., und 609,164 Ctr. Rohzucker zu 3 Thlr.) gab eine Einnahme 5,193,019 Thlr. (ohne Abzug des, uns unbekannten Betrags der Rückvergütungen).

Die gesammte Einfuhr, auf Rohzucker reducirt, betrug, nach Abzug der gegen Rückvergütung ausgeführten, ebenfalls auf Rohzucker reducirten Raffinade:

1838.	1839.	1840.
1,131,431	1,196,814	1,030,398 Zoll-Ctr.

Die auf Rohzucker reducirte Einfuhr des Jahres 1841 belief sich, ohne Abzug der als Raffinade ausgeführten Zucker nur auf 1,036,472 Ctr. und wenn diese Ausfuhr, wie im Jahr 1840, in 24,240 Ctr. (= 32,279 Ctr. Rohzucker) bestanden hatte, in 1,004,193 Zollcentnern.

eine verhältnißmäßig höhere Steigerung der Rübensteuer die Rübenproduktion in ihrer Existenz bedrohen, und ihr sodann um so verderblicher werden, wenn ein ungünstiger Wechsel der Konjunkturen hinzutritt.

Uns scheint es, daß man die Rübenproduktion im Allgemeinen nicht in eine Lage setzen kann, die Konkurrenz des Kolonialzuckers mit Vortheil zu bestehen, ohne ihre Ausdehnung bis zum Umfang der einheimischen Konsumtion zu begünstigen, und daß man im Allgemeinen keine Maßregel ergreifen kann, um ihrer Erweiterung Einhalt zu thun, ohne sie zu gefährden. In ihrer jetzigen Lage kann sie sich nicht erheben, ohne durch eine wachsende Steuer nach den Umständen wieder tiefer herabgedrückt zu werden.

Es gibt aber noch ein anderes Mittel, der bereits eingetretenen Verwendung von Kapitalien billige Rücksicht zu tragen, ohne die Vereinskasse der Gefahr weiterer Verluste Preis zu geben. Man könnte den bereits bestehenden Anstalten den vollen Schutz, den sie zu ihrem Fortbestande bedürfen, für den Umfang ihrer bisherigen Produktion oder nach dem Maßstabe ihrer getroffenen Einrichtungen, gewähren, sie, so lange dieß zur vollkommenen Sicherung ihres Betriebes nöthig erscheint, für den hienach bemessenen Betrag ihrer Produktion von jeder Abgabe befreien, aber fernerhin unter Kontrolle halten, und für jede Erweiterung ihres Betriebs einer Steuer unterwerfen, welche die Zollkasse gegen jedes weitere Opfer sichert. Daß eine solche Abgabe die Entstehung neuer Anstalten vor der Hand verhindern würde, versteht sich von selbst.

Die Bedenken, die eine derartige Maßregel in Beziehung auf die ungleiche Vertheilung der Rübenzuckerfabriken in den Vereinsländern erregen könnte, würden sich durch billigen Vergleich über einige neue Konzessionen unter der allen früheren Anstalten zugestandenen Abgabefreiheit um so leichter heben lassen, als sich wohl schwerlich irgendwo große Neigung zu neuen Unternehmungen zeigen dürfte.

So entschieden wir der Ansicht sind, daß ein Schutzzoll zur Einführung und Erweiterung der Rübenzuckerproduktion in volkswirthschaftlicher und finanzieller Hinsicht verwerflich sey, so

verkennen wir doch weder die Ansprüche, welche die nun einmal in das Leben gerufene Produktion auf die Sicherung ihrer Zukunft hat, noch die Wichtigkeit der Interessen, die sich daran knüpfen. War es auch ein Irrthum, in der bereits 1836 in sicherer Aussicht gestandenen Erhöhung des Zolles vom Lumpenzucker eine von den Regierungen gegebene Ermunterung zur einheimischen Zuckerproduktion zu erblicken, so hatte die weit verbreitete Meinung, daß es sich um die Erziehung und Erweiterung dieser Produktion handle, doch den stärksten Einfluß auf die Geneigtheit des Publikums, bedeutende Kapitalien diesem neuen Zweige zuzuwenden. Man kann die stehenden und umlaufenden Kapitalien, welche der Rübenproduktion im Vertrauen auf einen zureichenden Schutz seit 1835 gewidmet wurden, im ganzen Vereinsgebiete (mit Einrechnung der Kosten mannigfaltiger Versuche) wohl auf 15 bis 20 Millionen Gulden anschlagen, die eine Einstellung des Betriebs größtentheils entwerthen würde.

Ein solcher Verlust wäre zugleich wegen seines moralischen Einflusses auf die Neigung zu industriellen Unternehmungen zu beklagen.

So weit auch die Produktionskosten der Rübenzucker noch über dem Preise stehen, um welchen die Kolonialzucker, vom Zolle abgesehen, bezogen werden können, so steht das einheimische, vollendete Produkt dem Kolonialzucker in keiner Beziehung nach, und die bisher gewonnenen Erfolge sind bedeutend genug, um Maßregeln zu rechtfertigen, welche die Besitzer der bestehenden Anstalten in die Lage setzen, fortgesetzten Versuchen zu Verbesserungen Opfer zu bringen.

Die Opfer, welche die Vereinskasse ihnen brachte, haben sie theilweise durch den Einfluß ihrer Mitbewerbung auf die Preise der Zucker vergütet; denn daß diese Mitbewerbung zur Herabsetzung der Preise mitwirkte, wird jeder zugeben, der die Detailpreise des Zuckers in den Gegenden, in deren Mitte sich Rübenzuckerfabriken befunden, und in entfernteren Lokalitäten vergleichen will. Dieser Vortheil wird sich an den unverkümmerten Fortbestand der einheimischen Produktion in ihrem bisherigen Umfang auch künftighin noch knüpfen. Hat man die Ueberzeugung, daß auch nur ein kleiner Theil der berüchtlichen Preisverminderung, welche

die Zucker seit 7 Jahren erlitten haben,* der Konkurrenz des Rübenzuckers zu verdanken sey, so würde man es auch dem Interesse der Konsumenten gegenüber verantworten können, wenn der vollkommen gesicherte Kortbestand der Rübenfabrikation eine kleine Verstärkung des Schutzzolles verlangen sollte, diese (unter Beschränkung ihres Effekts auf den bisherigen Umfang der Produktion) zu gewähren. Wir gestehen dieß zu, obwohl wir die Zuckerzölle des Vereins von vorneherein eher für zu hoch, als für zu nieder gehalten haben und noch halten, und wir gerade in dem Reize, den sie zur Entstehung der Rübenzuckerfabrikation gaben, einen Nachtheil erblickten; denn ganz andere Rücksichten treten bei der Frage, ob man eine Produktion künstlich hervorrufen sollte, ein, als da, wo es sich um die Erhaltung des Bestehenden handelt. Es können aber im Laufe der Zeit Konjunkturen eintreten, unter welchen man sich Glück wünschen dürfte, eine Produktion erhalten und befördert zu haben, die uns im Nothfall von dem Auslande in Bestellung des Marktes mit einem allgemeinen Genußmittel unabhängig macht. Bei längerer Unterbrechung des freien Verkehrs mit andern Welttheilen würde sie auch unter dem volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte sich als vortheilhaft erweisen, und die Opfer, die man ihr in gewöhnlichen Zeiten brachte, in vielleicht größerer Ausdehnung vergüten.

Weit weniger schwierig als die Aufgabe, welche im Laufe der gegenwärtigen Tarifsperiode die Vereinsgesetzgebung durch Erhöhung des Zolles von Lumpen und durch die Besteuerung der Rübenproduktion zu lösen suchte, erscheint uns die noch schwebende Frage über die Zölle von Baumwollengespinnsten.

* Die Preise der ersten Sorte Melis waren auf dem gleichen Bezugsplatze am Oberrhein per Zollcentner:

	Im Januar:	Im Juli.
1836	42 fl.	43 fl.
1837	38 „	38 „
1838	41 „	40 „
1839	38 „	37 „
1840	35 „	33 „
1841	33 „	32 „
1842	32 „	31 „

Gegen das Spätjahr zeigt sich in der Regel eine Neigung der Preise zum Steigen.

Schon seit der Gründung des großen deutschen Zollvereins war der niedrige Zoll von 2 Thalern, womit der Vereinstarif die ungebleichten ein- und zweidrähtigen Garne belegte, während er mehrdrähtiges und gezwirntes Garn einer Steuer von 8 Thalern und Baumwollengewebe einer Abgabe von 50 Thalern unterwarf, der Gegenstand stets wiederkehrender Klagen der vereinsländischen Spinnereien. Auch in weitern Kreisen, in welchen die Vereinsinteressen besprochen wurden, fand jene Bestimmung des Tarifs vielfache Anfechtung.

Im Ueberblick des ganzen Vereinstarifs und der allgemeinen Grundsätze, worauf er beruhte, so wie der Zölle, welche fast allerwärts von Baumwollengespinnsten erhoben werden, erschien die Abgabe von 2 Thalern selbst gar Vielen, welche sonst dem Vereinstarife gerade, weil er weit unter der Höhe der fremden Tarife stehen blieb, ihren Beifall zollten, doch verhältnißmäßig viel zu niedrig.

Es schien ihnen, daß, wer überhaupt nicht unbedingt jeden Schutzzoll verwirft, anerkennen müsse, daß es keinen Zweig der Industrie gebe, für dessen angemessene Begünstigung im Vereine dringendere Gründe sprechen.

Wir haben diesen Gründen in einem frühern Hefte dieser Schrift (H. 1 des J. 1840 S. 307 u. f.) bereits eine kurze Betrachtung gewidmet und auf den Umfang dieser Produktion, auf den Werth der Arbeit, die sie in Anspruch nimmt, so wie auf die im Vereinsgebiete gegebenen natürlichen Bedingungen der Wirksamkeit eines Schutzes hingewiesen, dessen jede erst aufkeimende Industrie, einer bereits mehr entwickelten gegenüber, bedürfe. Wir haben dort zugleich auf den Zusammenhang, in welchem mit den Spinnereien die Maschinenfabrikation steht, so wie auf den Einfluß aufmerksam gemacht, den die Erweiterung der Spinnereien auf das Aufblühen der Maschinenfabrikation, so wie die Vervollkommnung dieses Zweiges in natürlicher Rückwirkung auf die Verbesserung der Baumwollenspinnereien und überdieß auf die Verarbeitung unserer einheimischen Rohstoffe (Hanf und Flachs) auszuüben verspricht. Das einzige Bedenken, daß einer allmähligen Erhöhung der Garnzölle in dem möglichen Einfluß derselben auf die Preise der Gespinnste und der daraus gewonnenen, für die Ausfuhr bestimmten Baumwollenwaaren entgegenstand, schien uns durch einen angemessenen Rückzoll beseitigt werden zu können.

Wir erblickten damals und erblicken noch jetzt in einer dem einheimischen Bedarf nahe entsprechenden Ausdehnung unserer Baumwollenspinnereien die schönste und reichste Eroberung, welche die deutsche Industrie noch zu machen hat, die natürliche Grundlage unserer industriellen Unabhängigkeit in einem der wichtigsten Gebiete der Produktion, und die Bedingung des Aufblühens einer Reihe anderer Zweige.

Im Laufe der gegenwärtigen Tarifsperiode hat sich nun die Lage der einheimischen Spinnereien wesentlich verschlimmert. Die durch den verminderten Absatz der britischen Manufakturwaaren herbeigeführte Ueberfüllung des englischen Marktes mit Gespinnsten drückte die Preise, und waren die einheimischen Spinnereien schon unter den günstigsten Konjunkturen genöthigt, sich mit einem, weit unter dem laufenden Zinsfuße stehenden Ertrage von den ihrem Gewerbe gewidmeten Kapitalien zu begnügen, so blieb ihnen seit geraumer Zeit, und wird ihnen — wer weiß, wie lange noch — keine andere Wahl bleiben, als ihre Produktion einzustellen, oder mit täglich wachsendem Verluste fortzuarbeiten. Daher ließ sich ihr Nothschrei aufs neue und stärker noch, als zuvor, vernehmen. In öffentlichen Blättern, in Flugschriften und in den ständischen Verhandlungen erhoben sich zahlreiche Stimmen zu Gunsten der Spinnereien; doch fehlte es auch nicht an lebhaftem Widerspruch.

Zur Rechtfertigung des Begehrens eines verstärkten Zollschutzes für die Garne wurde hauptsächlich das Verhältniß hervorgehoben, in welchem die verschiedenen Arbeiten der Spinnereien und der Weber den Werth des Stoffes erhöhen. So wurden namentlich den badischen Kammern Berechnungen vorgelegt, wornach, ausschließlich des Urstoffs (der verwendeten rohen Baumwolle), die Produktionskosten von einem Pfunde Garn 20 kr., von einem Pfunde Zwirn 23½ kr., von einem Pfunde geschlichteten Ketten 32 kr., und von dem Gewebe, wozu 1 Pfund Garn verwendet wird, 47½ kr. betrugen, und ein Schutzzoll, der nach dem Werthe der Arbeit und Kapitalien, welche die Darstellung der Industrieprodukte erfordert, bemessen worden wäre, von rohem Garne, statt auf 2 Thaler, auf 21, von Zwirn statt, auf 8 Thlr., auf 24½ und von geschlichteten Zetteln, statt auf 2 Thlr., auf 33 Thlr. pr. Ctr. hätte gesetzt werden müssen, um einem Zolle von 50 Thlrn. von rohen Tüchern zu entsprechen. Wenn die Wortführer der Spinne-

reien auch weit entfernt blieben, eine Erhöhung nach diesen Verhältnißzahlen zu begehren, so steigerten sich doch im Hinblick auf die eingetretene Verschlimmerung der Konjunkturen ihre Forderungen, die früher wenigstens theilweise eine mit 2 Thlrn. beginnende, successive Zollerhöhung befriedigt hätte. Es ließen sich Stimmen vernehmen, die eine gleichbaldige Erhöhung des Zolles von rohen Garnen von 2 Thlrn. auf 6 bis 10, für Zwirn (von 8 Thlr.) auf 12, für gefärbtes Baumwollengarn (von 8 Thlr.) auf 14 Thlr., für geschlichtete Zettel (von 2 Thlr.) auf 16 Thlr. pr. Centner, und für dies gespultes und gezettelles Garn (von 2 Thlr.) auf 12 Thlr. verlangten. Es wurde geltend gemacht, daß die Einfuhr geschlichteter Kettengarne, in der sich die Fortschritte der britischen Spekulation in den letzten Jahren offenbarte, nicht nur die Interessen der Spinnereien, sondern auch der Handweber verletzen, welchen durch die, zum Verweben zubereiteten Garne ein namhafter Theil der ihrem Gewerbe angehörigen Arbeit entzogen werde. Um darzuthun, daß das Bedürfniß eines erhöhten Schutzes in den letzten Jahren stärker geworden, wurde gezeigt, wie die britischen Spinnereien bis 1837, in Folge der wachsenden Nachfrage, theilweise auch in Folge eines angeregten Spekulationsschwindels, eine unermeßliche Ausdehnung gewonnen, sodann aber die auf dem nordamerikanischen Geldmarkte eingetretene Krisis und eine Reihe anderer, bekannter Ereignisse auf den Absatz der britischen Manufakturwaaren in andern Welttheilen einen nachtheiligen Einfluß ausübten, die natürliche Rückwirkung einer über alles Maß ausgedehnten Produktion auf die Preise verstärkten und sie unter die Erzeugungskosten herabdrückten, und wie endlich, da andere Kontinentalländer der Einfuhr britischer Garne in größern Massen verschlossen sind, die vereinsländischen Spinnereien den Druck der britischen Konkurrenz um so empfindlicher fühlten, und bei der voraussichtlich längern Dauer dieses Kampfes ihrem Ruine zugeführt würden. Aus den Belegen zur Bestätigung der Größe des Einflusses der berührten Ursachen auf die Garnpreise heben wir nur die behauptete Thatsache hervor, daß der Preis der Garne erster Qualität Nr. 40 zu Manchester vom Jahre 1836 bis zu der letzten Zeit von 26 Pences auf 13 Pences gefallen sey. Nicht unerwähnt lassen die Reklamationen auch die Erleichterungen, welche in der letzten Zeit den britischen

Twiſtproducenten durch die Reform des engliſchen Einfuhrtarifs zu Theil geworden.

Die Gegner der Zollerhöhung ſtützten ſich dagegen auf die Thatſache, daß unerachtet ſchon vor 10 Jahren behauptet worden, daß die Spinnereien bei einem Zolle von 2 Thlrn. nicht beſtehen könnten, ſich ihre Zahl dennoch vermehrt habe; dieſe Erſcheinung und die periodiſch wiederkehrenden Klagen der Spinner hätten ihren Grund in den Fluktuationen der Preiſe, die nun einmal nicht zu beſeitigen wären, wenn man den Einfluß der britiſchen Induſtrie nicht ganz und gar aufheben wolle. Eine geringe Erhöhung der Zölle würde die Schwankungen nicht beſeitigen und eine bedeutende entweder der vereinsländiſchen Baumwollenwaarenfabrikation verderblich werden, oder zu einer Erhöhung des Zolles von 50 Thlrn. für vollendete Fabrikate führen und die Intereſſen der Konſumenten verletzen. Man beſtritt, daß die Nachtheile, womit eine Zollerhöhung den auswärtigen Abſatz der vereinsländiſchen Baumwollenwaaren bedrohe, durch die Bewilligung eines Rückzolles abgewendet werden könnten, da auf den einheimiſchen Producenten jedenfalls die Zinſen der bezahlten Eingangsſteuer liegen und die gemiſchten Gewebe von der Rückvergütung ausgeſchloſſen bleiben würden. In der bedeutendſten Denkſchrift, welche zur Widerlegung der Reklamationen der einheimiſchen Spinner erſchien, wurde geläugnet, daß die vereinsländiſchen Spinnereien überhaupt die britiſche Mitbewerbung ohne Erhöhung des Schutzzolles nicht zu beſtehen vermöchten, und behauptet, daß die üble Lage, in welcher ſich eine größere Anzahl von Anſtalten befinde, ihren Grund lediglich im Mangel an zureichenden Fonds und an ächt induſtriellem Geiſte, ſodann in der Unvollkommenheit der Maſchinen, in der fehlerhaften Oekonomie des Betriebs und in der ſchlechten Beſchaffenheit der Garne habe, welche ſich als das Ergebniß aller dieſer Mängel darſtelle. Sie wies auf die beſſer eingerichteten Spinnereien in Chemnitz, in Kaufbeuern, in Eulingen und auf dem Schwarzwalde hin, welche ſich in günſtigerer Lage befänden, ſo wie auf die ſchweizeriſchen Spinnereien, welche ohne allen Schutz ſich erhalten. Sie läugnete, daß der heimiſchen Induſtrie Vortheile zur Seite ſtänden, die ſich der deutſche Spinner nicht ebenfalls anzueignen im Stande ſey und die einen Schutzzoll zu rechtfertigen vermöchten, und fand gerade in der freien Mitbewerbung

einen Sporn zur wohlthätigen Nacheiferung. Sie hob dagegen die Vortheile hervor, der ſich die deutſche Induſtrie erfreue in dem wohlfeileren Lebensunterhalte der Arbeiter, in dem Reichthume an Waſſerkräften, in dem, durch einen Zoll von 2 Thlrn. und durch die höheren Speditionsſpeſen erſchwerten Bezug der fremden Garne, in der Sicherheit gegen Arbeiterkoalitionen und in dem Umſtande, daß dem deutſchen Fabrikherrn jede beliebige Uebereinkunft mit ſeinen Arbeitern freiſtehe, in Großbritannien aber die Arbeitszeit geſetzlich normirt ſey. Eine Zollerhöhung wird daher ſchon aus dieſem Grunde, aber noch aus dem weitern für unnöthig gefunden, weil ſie den einheimiſchen Spinnern, da ſie kaum ein Drittheil des einheimiſchen Bedarfes liefern, an Abſatz nicht fehlen könne. Als zwecklos wird ferner eine Zollerhebung erklärt, weil, da „die Weberfabrikanten und Fabrikverleger, ingleichen die Garnhändler," welche wiederum ihre Twiſte in kleineren Mengen an einzelne Weber u. ſ. f. verkaufen, ihre Garne auf vorgängige Beſtellung vom ausländiſchen Spinner für eigene Rechnung und Gefahr beziehen, nicht der ausländiſche Spinner, ſondern der inländiſche Weber oder Händler, als der eigentliche Einbringer, den Schutzzoll zu erlegen habe, und es daher dem engliſchen Spinner ganz gleichgültig ſey, ob der Vereinsunterthan für das, von ihm erkaufte Garn beim Eingang 2 oder 20 Thaler entrichten müſſe.* Für unpolitiſch wird endlich eine Zollerhöhung von den Gegnern dieſer Maßregel gehalten, weil ſie gegen eine der erſten Regeln der Staatswirthſchaftslehre in Bezug auf Beſteuerung und Gewerbspolitik verſtoßen würde, nämlich gegen die Regel, daß Urprodukte und Halbfabrikate, deren ein Staat nothwendig bedarf, die er aber in der erforderlichen Menge und Güte nicht ſelbſt zu erzeugen vermag, gar

* Daß dieſer Umſtand von den Vertheidigern eines erhöhten Schutzzolles überſehen worden, findet die bedeutendſte der erſchienenen Gegenſchriften um ſo mehr befremdend, da es bekannt ſey, wie auch die franzöſiſchen und öſterreichiſchen Spinner, ohnerachtet erhöhter Schutzzölle unter dem Drucke der gegenwärtigen Conjunkturen ſeufzten. Man ſehe die Schrift: der Schutzzoll auf fremde, in die deutſchen Zollvereinsſtaaten eingeführte Baumwolle, unter dem Geſichtspunkt der Weberei und Spinnerei. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1842.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21353 / 029

nicht oder nur möglichſt niedrig beſteuert werden ſollen. — Uns ſcheint, daß, wer ſchlechthin nicht jeden Schutzzoll verwirft, und insbeſondere die im Vereinstarif für Gewebe und eine lange Reihe von vollendeten Fabrikaten beſtimmten Zölle billigt, das Bedürfniß einer Erhöhung des Twiſtzolles nicht beſtreiten könne, ohne in der Anwendung der hier berührten Regel weit über ihren wahren Grund hinauszugehen, und ſich mit den allgemeinen Grundſätzen, die er durch die Billigung der Zölle von Geweben anerkannt, in offenbaren Widerſpruch zu ſetzen. Das Intereſſe der Handelsfreiheit tritt, wie wir bereits im Eingange dieſes Aufſatzes bemerkt, überall um ſo ſtärker, andern Rückſichten gegenüber, hervor, je gewiſſer und dauernder eine Beſteuerung den Preis des belaſteten Produktes zu erhöhen geeignet erſcheint, und je bedeutender der Einfluß iſt, den eine Preiserhöhung dieſes Produktes auf die Steigerung der Produktionskoſten in andern Induſtriezweigen ausübt. Dieſen Einfluß übt jeder Schutzzoll, der einen Rohſtoff oder ein Halbfabrikat trifft. Hierauf beruht der Hauptgrundſatz, dem der Vereinstarif in der Mäßigung der Schutzzölle von Halbfabrikaten und in der ganz freien oder gegen ganz unbedeutende Abgaben geſtatteten Einfuhr der Rohſtoffe huldigt. Hier zeigt ſich aber, wie eine von der großen Mehrheit der Fälle abſtrahirte Regel leicht eine weit über ihren Grund reichende Anwendung findet. Man pflegt alsdann an die Formel, in welcher ſie einen allgemeinen Ausdruck erhielt, ſich zu halten, ohne bei ihrer Anwendung auf ihre wahren Gründe zurückzugehen. Manche Rohſtoffe oder Halbfabrikate bleiben, obwohl ſie immer ein Bedürfniß wenigſtens eines einzelnen Produktionszweigs ſind, doch weit entfernt, durch ihre Preiſe die Koſten der Gütererzeugung, im Ganzen genommen, in gleichem Maße wie manche vollendete Fabrikate zu influenziren, während ſie der Verwendung von Kapitalien und Kräften ein weit größeres Feld darbieten und für die wirthſchaftliche Thätigkeit des Volkes einen weit höhern Werth behaupten. Der Zweig, der das Halbfabrikat liefert, kann in dieſer Beziehung wichtiger ſeyn, als die Induſtrie, die daſſelbe, zur vollendeten Waare verarbeitet, auf den Markt bringt, und wenn man dieſer Induſtrie, ohnerachtet einer möglichen Vertheuerung des von ihr zum unmittelbaren Verbrauche zugerichteten Produkts, einen vollkommenen Schutz

zu gewähren für nützlich findet, so muß man, unter solcher Voraussetzung, es auch für geboten oder räthlich erachten, die Produktion des Halbfabrikats, in so ferne ihr Aufblühen als voraussichtliche Wirkung eines Schutzzolles zu erwarten stünde, auf verhältnißmäßig gleiche Weise zu begünstigen. Alles dies findet seine vollständige Anwendung auf die Industrie der Spinnerei und der Weberei. Jene erhöht in den mittlern Nummern den Werth des Rohstoffs jedenfalls nahe um den gleichen Betrag wie die Weberei. Kein Zweifel ist auch, daß die Werthserhöhung, welche die rohe Baumwolle in der Verarbeitung bis zum geschlichteten Zettel erhält, den Werth der zur Darstellung der rohen Gewebe erforderlichen weitern Arbeit weit überwiegt. Das Verhältniß, in welchem die Spinnerei den Rohstoff auf einen höhern Werth bringt, steigt aber bei den höhern Nummern bis zum 3, 4 und mehrfachen Betrag. Nun hat man aber allerdings zu erwägen, daß der Zoll von 50 Rthlrn. nicht nur die rohen Tücher, sondern in Masse alle vollendeten Baumwollenwaaren trifft, welche durch mannichfaltige Arbeiten einen mehrfach erhöhten Werth gewonnen haben. Wenn daher unter dem Schutze des Zolltarifs Baumwollenwaaren erzeugt werden, wovon der Centner kaum 125 fl. kostet, und deren Preis etwa den Werth des Rohstoffs mit 45 fl., die Arbeiten und Kosten des Verspinnens mit 33 bis 34 fl. und die weitere Verarbeitung mit 45 fl. bezahlt, so ist dies oder ein annäherndes Verhältniß nur bei wenigen Artikeln zu finden, und bei der Erzeugung vollendeter Baumwollenwaaren die Werthserhöhung, welche man den verschiedenen, dem Verspinnen des Rohstoffs zu Garnen folgenden Arbeiten, einschließlich aller Kosten, verdankt, im Durchschnitte weit bedeutender. Bei der unendlichen Verschiedenheit der Stoffe und ihrer Verkaufspreise ist es nicht möglich, ein mittleres Verhältniß auch nur approximativ durch Schätzung zu bestimmen. Sollten wir aber für die große Masse von gewöhnlichen, weißen und gedruckten Zeugen eine Schätzung wagen, so würden wir das Verhältniß des Werths der vollendeten Waaren zu dem Werthe der verwendeten Garne und des Rohstoffs kaum wie 230—240 zu 76 — 86, (Garne) und zu 45—48 (rohe Baumwolle) durchschnittlich annehmen. Darnach würden sich die Kosten der Garnproduktion zu den Kosten der Herstellung der vollendeten Waare (nach Abzug des Werths

der rohen Baumwolle) mindeſtens wie 1 : 5 und höchſtens wie 1 : 4 verhalten. Unter den Produktionskoſten der zum Verbrauche beſtimmten Waaren iſt aber der Werth mancher Stoffe enthalten, die (wie feine Oele, Seife und verſchiedene Farbſtoffe) nicht durch die Verwendung einheimiſcher Kapitale und Arbeit gewonnen, ſondern vom Auslande bezogen werden. In einem der belobteſten, die Forderungen der Spinner zurückweiſenden Gutachten einer ſachkundigen Behörde* wird das Verhältniß der Arbeiterzahl in den Spinnereien (vorausgeſetzt, daß ſie das ganze Bedürfniß liefern) und der Baumwollenwaarenfabriken wie 1 : 5, das Verhältniß des Arbeitslohnes aber wie 1 : 8⅓ angenommen, weil in den Spinnereien meiſtens um geringen Lohn arbeitende Kinder verwendet würden. Hiebei wurde wohl überſehen, daß man auch in den Druckereien viele jugendliche Arbeiter findet, und daß ſich in dem Werthe der Geſpinnſte zugleich die Verwendung der Kapitalien und Arbeit zur Maſchinenfabrikation darſtellt, in deren Werkſtätten die höchſten Löhne bezahlt werden. In Erwägung dieſes Umſtandes möchten wir ſelbſt in dieſen Angaben von Gegnern der Zollerhöhung eine Beſtätigung unſerer Anſicht finden, daß der Werth, den die Garnerzeugung, gegenüber der ganzen Baumwollenwaarenproduktion, für die Verwendung von Kapitalien und Arbeit hat, mindeſtens wie 1 : 5 anzuſchlagen iſt. Wollte man beiden Zweigen verhältnißmäßig gleichen Schutz gewähren, ſo müßte man die rohen, ein- und zweidrähtigen Garne mit 10 Thalern oder 17 fl. 30 kr. (geſchlichtete Zettel etwas höher) belegen. Faſt genau ſo hoch (15 fl. C.-M. oder 18 fl. rhein. vom öſterr. Cntr.) iſt der herabgeſetzte öſterreichiſche Zoll. Ein ſolches Verhältniß bezeichnet aber, nach unſerer Anſicht, lediglich das Maximum der Beſteuerung des Halbfabrikats, unter dem mehr oder weniger tief ſtehen zu bleiben, beſondere Rückſichten gebieten können. Aber innerhalb dieſer Gränze ſoll man den Produzenten der Halbfabrikate gewähren, was die Erhaltung des Beſtehenden verlangt, und vorausſichtlich zur vortheilhaften Entwickelung der volkswirthſchaftlichen Thätigkeit führt. Eine Zoll-

* Nach dem in öffentlichen Blättern erſchienenen Auszug aus der Erklärung der Handelskammer eines der wichtigſten Fabrikbezirke der preußiſchen Rheinprovinz. Allg. Zeitung vom 14. Auguſt 1842.

erhöhung iſt in der erſten Beziehung nothwendig, in der letzten nach Prämiſſen, welche ſelbſt die Gegner dieſer Maßregel zugegeben, als vortheilhaft von einer geſunden Handelspolitik geboten. Das Zahlenverhältniß, in welchem ſeit 1835 bis jetzt die Preiſe der Baumwolle und des Garnes geſunken ſind, ſpricht deutlicher, als alle Worte es vermögen, für jene Nothwendigkeit.* Es ergibt ſich daraus, daß ſeit 7 Jahren der Preis eines engliſchen Pfundes Garn N. 40 von 24 Den. auf 12½ Den., alſo um 11½ Den. gefallen iſt, während der Preis der hiezu verwendeten Baumwolle von 12 Den. (36 kr.) auf 6⅛, alſo nur um 5⅞ Den. ſich verminderte. Der Verdienſt des Spinners iſt daher von 36 kr. auf 18⅛ oder um 17⅞ kr. geſunken. Die Konjunkturen der Jahre 1835 und 1836 waren auch in Deutſchland den Spinnereien günſtig, aber nicht in dem Maße, daß ſie größere Gewinnſte als andere Induſtriezweige abwarfen, vielmehr waren ſchon damals die Klagen über unzureichenden Schutz laut geworden. Seither haben ſich keine Veränderungen ergeben, welche die Produktionskoſten herabzuſetzen geeignet waren; insbeſondere iſt weder der Zinsfuß, noch der Arbeitslohn gefallen, vielmehr hat der Anſchluß an den großen Zollverein, in Folge des Einfluſſes der Zölle auf die Preiſe verſchiedener Bedürfniſſe,

---

* Die Preiſe der beſſern Sorten Garn Medio 40, und der rohen Baumwolle Neu-Orleans, good fine, waren per engliſches Pfund:

Jahre.	Garn.	Rohe Baumwolle.
1835 . . .	24 den. . . .	12 den.
1836 . . .	23 „ . . .	11½ „
1837 Ende .	17 „ . . .	8 „
1838 . . .	16 „ . . .	8 „
1839 Anfang	17 „ . . .	8½ „
1840 Ende .	14 „ . . .	7 „
1841 Mitte	14 „ . . .	6⅞ „
1841 Ende .	13½ „ . . .	6½ „
1842 Juli .	12½ „ . . .	6⅛ „

Nach einer andern Angabe war der Preis von Nro. 40. 24er Mulegarn und ordinäre Georgiabaumwolle:

	Garn.	Rohe Baumwolle.
im Oktober 1836 . . .	17⅞ den. . . .	7⅛ den.
im Februar 1837 . . .	9 „ . . .	4½ „

Der Verdienſt des Spinners fiel darnach noch in dem ſtärkern Verhältniſſe von 10 : 4½ den.

die Löhne im südlichen Deutschland im Allgemeinen etwas gesteigert. Um so empfindlicher mußte die Spinnereien der fortschreitende Abschlag des Preises ihrer Produkte treffen. Er ist bedeutend genug, um die Behauptung zu bekräftigen, daß die Unternehmer, unter den gegenwärtigen Konjunkturen, den größten Theil der bezahlten Arbeitslöhne zu opfern haben, wenn sie nicht durch die Einstellung ihrer Arbeiten auf jeden Zins aus den in ihren Anstalten angelegten Kapitalien verzichten wollen. Der täglich wachsende Verlust muß aber zuletzt ihre Hülfsmittel erschöpfen.

Erscheint unter diesen Umständen ein erhöhter Schutzzoll zu ihrer Erhaltung als nothwendig, so dürfte auch, im Hinblick auf die Ursache der bedrängten Lage der vereinsländischen Spinnereien, diese Zollerhöhung als eine Forderung der Billigkeit und natürlichen Gerechtigkeit zu betrachten seyn. Diese Ursache ist eine dreifache: sie liegt in dem kontinuirlichen Abschlag des Rohstoffs in den letzten Jahren, sodann in der brittischen Ueberproduktion und deren Einfluß auf die Garnpreise, endlich in dem Uebergewichte, das die brittischen Spinnereien den deutschen gegenüber behaupten und so lange entschieden behaupten werden, als nicht ein erhöhter Schutzzoll dasselbe durch seinen Einfluß auf die Entwickelung der einheimischen Industrie allmählig aufhebt oder vermindert.

Ein längere Zeit fortschreitendes Fallen der Rohstoffe ist in der Regel für den Fabrikanten, wegen des stets abnehmenden Preises der Vorräthe, mit Verlusten verknüpft. Dies ist ein natürliches Ergebniß wechselnder Handelskonjunkturen, deren Nachtheile und deren Vortheile sich im Laufe der Zeit ausgleichen. Diese Schwankungen liegen gänzlich außerhalb des Einflusses der Zollgesetzgebung. Anders verhält es sich mit den Schwankungen in der Produktion und in dem Bedarf an Baumwollengespinnsten. Die vereinsländische Industrie bleibt weit entfernt, durch eine das einheimische Bedürfniß überschreitende Garnproduktion sich selbst verschuldete Verlegenheiten zu bereiten; seit sieben Jahren hat sie aber den verderblichen Einfluß der über das Maß des Bedarfs ausgedehnten brittischen Produktion in wachsender Stärke zu beklagen. Die Umstände, welche die ausschweifende Vermehrung und Ausdehnung der brittischen Spinnereien herbeigeführt und sodann auf den Absatz ihrer Produkte nachtheilig eingewirkt haben, sind bekannt. Bekannt und oft genug gesagt ist es auch, wie solche furchtbare

Schwankungen in dem Verhältniſſe der Nachfrage und des Angebots, und folglich in den Preiſen, periodiſch wiederkehren und jedesmal den deutſchen Markt in dem ungeſchützten Gebiete ſeiner Induſtrie erſchüttern. Betrachtet man die Folgen ausſchweifender Unternehmungen, oder außerordentlicher, die Konſumtion einſchränkender Begebenheiten auf dem brittiſchen Marktgebiete, ſo finden wir ſtets auf dem ganzen, der brittiſchen Mitbewerbung offenſtehenden Markte die großen, koloſſalen Anſtalten mit den minder umfaſſenden Spinnereien in einem ungleichen Kampfe, der in der Regel mit dem Ruine einer großen Zahl der letztern endigt. Da nun Großbritannien in Beziehung auf jene großen Etabliſſements, welchen die Mittel zur längern Ausdauer des Kampfes zu Gebot ſtehen, uns entſchieden überlegen iſt, ſo muß zuletzt die deutſche Induſtrie in Folge der häufigen Wiederkehr ſolcher Kriſen unterliegen. Für England ſelbſt iſt das wachſende Uebergewicht des konzentrirten Reichthums ein Gebrechen ſeines ſozialen Zuſtandes, das zu heilen ihm aber kein Mittel zu Gebot ſteht. Findet es nach überſtandenen Kriſen, die ihm ſelbſt ſtets große Opfer koſten, die Induſtrie des fremden Marktes geſchwächt, ſo hat es doch von dieſer Seite her einen bleibenden Vortheil erlangt. Wir aber haben ſtets nur Nachtheile zu beklagen, ſo lange wir uns gegen den verderblichen Einfluß ſolcher Schwankungen nicht ſchützen. Wenn die Gegner des Schutzzolles, wie wir geſehen, behaupten, daß jener Einfluß nicht zu beſeitigen ſey, ohne die engliſchen Garne ganz auszuſchließen und die einheimiſche Waarenfabrikation zu gefährden, ſo ſind wir hiemit vollkommen einverſtanden. Aber kein Zweifel iſt, daß, was ſich ohne ſolche Gefahr nicht gänzlich beſeitigen läßt, wenigſtens auf eine Weiſe vermindert werden kann, welche das Sinken der Preiſe unter die Produktionskoſten verhindert oder erſchwert, ohne die Intereſſen der Baumwollenmanufakturen zu verletzen. Alle größeren europäiſchen Staaten haben auf ſolche Weiſe ihre Spinnereien gegen die Nachtheile jener häufigen und bedeutenden Schwankungen der brittiſchen Preiſe geſchützt. Ebendeshalb wird die Wirkung ſolcher Konjunkturen für die vereinsländiſchen Spinnereien über ihr natürliches Maß verſtärkt, weil der anſchwellende Strom der brittiſchen Ausfuhr die höheren Barrieren aller übrigen europäiſchen Länder nur wenig überſteigt und ſich hauptſächlich über die niedere Schwelle des Vereinsmarktes ergießt.

Unmäßige Schwankungen in den Preisen, welche produktive Dienste bald theurer, bald ungleich wohlfeiler bezahlen und den solidesten Unternehmern oft unerwartete Verluste bereiten, die ihre ökonomische Existenz vernichten, sind ein verderbliches Element im volkswirthschaftlichen Zustande; sie wirken entmuthigend und gleich einer Ursache der Unsicherheit des Eigenthums. In Großbritannien sind sie die natürlichen Folgen seiner vervielfältigten, politischen und merkantilischen Berührungen in allen Theilen der Welt und der unermeßlichen Ausdehnung, in welcher seine Produktion in manchen Zweigen sich auf den Bedarf auswärtiger Märkte stützt, die entweder seiner Herrschaft unterworfen sind, oder wenigstens seinem Handel offen stehen. Je ausgedehnter und mannichfaltiger diese auswärtigen Verbindungen sich zeigen, desto größer wird die Zahl möglicher Wechselfälle, welche auf Nachfrage und Angebot einwirken. Bald verbindet sich eine Reihe günstiger Konjunkturen, welche die Spekulation anfachen, bald treffen mehrere ungünstige Ereignisse zusammen. Die Nachtheile der ungemessenen Schwankungen, welche sich in diesem Wechsel der Konjunkturen ergeben, vermag England zu ertragen, da an die Ursachen derselben, an seine in alle Theile der Welt reichende Herrschaft und an seine kommerzielle Ueberlegenheit sich unermeßliche Vortheile knüpfen. Deutschland nimmt daran keinen Antheil, und bedarf um so dringender des Schutzes gegen die Theilnahme an den Verlegenheiten und Verlusten, welche aus den eigenthümlichen innern und äußern Verhältnissen Großbritanniens für seine Industrie periodisch hervorgehen. Die Schwankungen in dem Absatze und in den Preisen der Baumwollengarne werden aber für die deutsche Spinnerei um so verderblicher, weil in allen Fällen, wo eine Geldkrise auf dem brittischen Markte hinzutritt, die Preise der Garne in Deutschland weit tiefer als in Großbritannien gedrückt werden, indem alsdann der englische Verkäufer seine Gespinnste um eben so viel wohlfeiler ablassen kann, als er am Wechselkurs gegen Deutschland gewinnt.*

* In dieser Beziehung ist die Lage der Spinnereien des südwestlichen Deutschlands, seit dem Anschluß an den Verein, in so ferne ungünstiger geworden, als früher Großbritannien, bei ungünstigem Stande des Wechselkurses, das Mittel zur Ausgleichung der Bilanz sowohl in dem vermehrten Absatz der Baumwollen- und Wollenwaren, als der Garne finden konnte.

Jene Schwankungen ſind endlich auch deshalb für die deutſchen Spinnereien *verderblicher*, weil ſchon in gewöhnlichen Zeiten die brittiſche Induſtrie ein *Uebergewicht* behauptet, welches die Gewinnſte der vereinsländiſchen Spinner auf eine Weiſe verkümmert, daß ſie ſtets in ihrer Exiſtenz bedroht ſind. Dies iſt die *dritte* Urſache der gegenwärtigen drückenden Lage der deutſchen Spinnereien. Verbindet ſich mit dieſer *permanenten* Urſache der Einfluß nachtheiliger Schwankungen auf dem brittiſchen Markte, der dort die Preiſe unter die Produktionskoſten der Garne herabſetzt, ſo wird der deutſche Unternehmer, der ſchon früher mit geringerem Vortheil arbeitete, alsdann einen um ſo größern Verluſt an *ſeinen* Erzeugungskoſten erleiden.

Die Gegner des Schutzzolls leugnen nun, wie wir geſehen, daß die engliſchen Spinnereien ſich irgend einer Art von Vortheilen erfreuen, welche die deutſche Induſtrie ſich nicht anzueignen vermöchte. Sie finden den Grund des brittiſchen Uebergewichts hauptſächlich im Mangel an techniſchen Fortſchritten der deutſchen Spinnereien, und in fehlerhaftem Betriebe. Gibt es Anſtalten, die ſolchen Vorwurf verdienen, was uns unbekannt iſt, ſo liegt hierin wenigſtens kein Grund, der großen Zahl vereinsländiſcher Unternehmer, deren Einrichtungen nirgends übertroffen werden, den zu ihrem Fortbeſtehen erforderlichen Schutz zu verſagen. Daß der Verein aber eine bedeutende Anzahl ſolcher Anſtalten beſitzt, iſt kein Zweifel. Vielleicht wurden in keinem Zweig der vaterländiſchen Induſtrie größere Anſtrengungen zu fortſchreitender Verbeſſerung gemacht, als gerade im Gebiete der mechaniſchen Spinnerei. War es nicht eine deutſche Spinnerei (die des Freiherrn von Eichthal zu St. Blaſien), in welcher das ſogenannte Watten- und Bandſyſtem bei den Vorbereitungsmaſchinen zuerſt als eine weſentliche Vervollkommnung der Spinnkunſt zur Anwendung kam,* und findet man nicht in deutſchen Anſtalten Einrichtungen, die zu den intereſſanteſten und gelungenſten gehören, welche die neuern Fortſchritte der Technik aufzuweiſen haben?**

---

* Der Erfinder iſt der ehemalige Direktor dieſer Anſtalt, Mechanikus G. Bodmer, gegenwärtig in England. Das erwähnte Syſtem iſt in die meiſten Spinnereien des Kontinents übergegangen und ſpäter in England aufgenommen und patentiſirt worden.

** Als eine ſolche dürfen wir z. B. die durch die Beſchaffenheit des

Aber nach den Ansichten der Gegner des Schutzzolles sind es auch nicht die Besitzer wohleingerichteter Spinnereien, die ernstliche Klage erheben, sondern nur die minder tüchtigen Unternehmer. Wenn Jene die erhobenen Reklamationen dennoch unterstützen, so schließt man auf leicht erklärliche Motive. Hierin liegt ein großer Irrthum. Man darf dem Ernste der erhobenen Klagen um so weniger mißtrauen, als sie durch allgemein bekannte Thatsachen und durch die Natur der Sache bestätigt werden. Wir finden nichts leichter zu erklären, als daß, unerachtet der Anstrengungen der deutschen Fabrikherren, dennoch auf der Seite der brittischen Spinnereien ein entschiedenes Uebergewicht bleibt, das Jene auch in den günstigsten Zeiten die Kraft, den Einfluß verderblicher Schwankungen zu überstehen, nicht sammeln läßt. Manche Vortheile, welche Großbritannien in seinen Steinkohlen, in seinem wohlfeilen Eisen, in den größern Anstrengungen, denen sich die arbeitenden Klassen unterziehen u. s. f. besitzt, mag der größere Reichthum an Wasserkräften in Deutschland, der wohlfeilere Lebensunterhalt u. s. f. ausgleichen. Jenes Uebergewicht hat aber nicht nur seinen Grund in den größern Vortheilen beim Einkauf der rohen Baumwolle, sondern hauptsächlich in der großen Zahl jener brittischen Spinnanstalten, deren kolossaler Umfang der Verminderung der Produktionskosten durch Vertheilung der allgemeinen Kosten auf eine größere Masse von Produkten günstig ist, sodann in dem Einfluß, den eine überwiegend größere Ausdehnung der gesammten Garnproduktion eines Landes auf die Nachfrage nach Maschinen und den Diensten der Techniker, so wie mittelbar auf die Mitbewerbung im Gebiete der Maschinenfabrikation,

---

Terrains begünstigte Einrichtung bezeichnen, welche vor einigen Jahren in dem obengedachten Spinnerei-Etablissement des Schwarzwaldes zur geschickten Benutzung der Triebkraft eines kleinen, 1½ Stunden vom Werke entfernten und 400 Fuß über demselben gelegenen Wasserfalls getroffen wurde. Derselbe gibt in einer Sekunde einen Kubikfuß Wasser, das in geschlossenen Röhren auf ein Rädchen (Turbine) geleitet wird, welches nur einen Fuß Durchmesser, aber in einer Minute 2300 Umdrehungen hat, und mit einer Gewalt von 60 Pferdekräften die Maschinerie der Mühlespinnerei in Bewegung setzt und in gleicher Bewegung erhält. — Der Erfinder der Turbine ist der französische Ingenieur Journeyron.

und auf die Wohlfeilheit und Vollkommenheit der Werkzeuge der Spinnereien ausübt.

Alles dies bedarf keiner ausführlichen Erörterung. Wenn aber, abgeſehen von den übrigen Thatſachen, ſchon hieraus die Nothwendigkeit eines erhöhten Schutzzolles zur Erhaltung der beſtehenden vereinsländiſchen Spinnereien hervorgeht, ſo laſſen die Urſachen, in welchen wir den Grund des brittiſchen Uebergewichts unter den gegebenen Umſtänden finden, mit Sicherheit darauf ſchließen, daß ſich eine Verſtärkung des Schutzzolles auch zur Erweiterung und Vervollkommnung der einheimiſchen Garnproduktion heilſam erweiſen werde. Dieſer Schutzzoll muß ſtark genug ſeyn, um zu neuen Unternehmungen zu reizen und den Widerſtand zu überwinden, den jede ältere Induſtrie, die ſich bereits im Beſitze eines gewohnten Abſatzes befindet, einer aufkeimenden Mitbewerbung entgegenſetzt. Zweckmäßig ſchien uns früher eine mäßige, gleichbaldige Erhöhung des Zolles von 2 Thalern und eine feſte Vorausbeſtimmung für eine weitere Steigerung. Auch jetzt ſcheint uns, da die Ausdehnung der einheimiſchen Produktion nur allmälig eintreten kann, eine ſolche ſucceſſive Erhöhung geboten, um den Einfluß des wachſenden Zolles auf die Preiſe durch die in gleichem Maße allmälig fortſchreitende Konkurrenz der einheimiſchen Spinner zu mederiren. Unter den gegenwärtigen, vorausſichtlich noch länger andauernden Konjunkturen und in Betrachtung der, ſeit einer Reihe von Jahren von den einheimiſchen Spinnereien getragenen Verluſte, iſt aber das Bedürfniß einer erſten, ſtärkern Erhöhung nicht zu verkennen. Daß ein angemeſſener Schutzzoll die Entwickelung der vereinsländiſchen Garnproduktion befördern und beſchleunigen, und ihr in wenigen Jahren die große Maſſe des einheimiſchen Bedürfniſſes ſichern werde, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da ſelbſt die Gegner einer Zollerhöhung zugeben, daß alle natürlichen Bedingungen des Gedeihens dieſes Induſtriezweiges vorhanden ſeyen. Hiefür ſprechen auch deutlich genug die in Frankreich und Oeſterreich gewonnenen Erfahrungen. Die bedeutendſte der jedem erhöhten Schutzzoll widerſprechenden Schriften, welche keinen andern Grund für die vorausſichtliche gänzliche Unwirkſamkeit eine Erhöhung anzugeben wußte, als daß die brittiſchen Garne nicht von den fremden Erzeugern auf dem Vereinsmarkte ausgeboten, ſondern

von den deutschen Beziehern bestellt und eingeführt würden,* und daher eine Zollerhöhung den Absatz der einheimischen Garne nicht zu befördern vermöge, wies zwar zur festern Begründung dieses merkwürdigen Schlusses gerade auf die in Oesterreich und Frankreich erlangten Erfahrungen hin, wo, unerachtet der höhern Zollsätze, die Einfuhr der brittischen Garne fortdauere und die Preise drücke. Uns, die wir, wie ohne Zweifel alle unsere Leser, es für ganz gleichgültig halten, ob ein höherer Zoll das Angebot der brittischen Spinner, oder die vereinsländische Nachfrage nach ihren Produkten aufhebt oder beschränkt, scheint schon für das Interesse der einheimischen Industrie genug gewonnen, wenn unsere Bezüge aus England nur annähernd auf das Maß der österreichischen und französischen reduzirt werden. In Frankreich namentlich finden wir, daß in manchen Jahren Einfuhr und Ausfuhr an Gespinnsten sich nahe ausgleichen.

Die Wirkung der Schutzzölle wird aber nicht nur in der wachsenden einheimischen Produktion sich offenbaren, sondern auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht überwiegende Vortheile gewähren. Ihr Einfluß auf die Preise wird im nämlichen Maße sich mindern, als der vermehrte Bedarf an roher Baumwolle die direkten Verbindungen mit den Erzeugungsländern befördert und die Entstehung einheimischer Baumwollenmärkte begünstigt, und als die wachsende Zahl der vereinsländischen Spinnereien und die fortschreitende Ausdehnung ihrer Produktion die einheimische Mitbewerbung zu Gunsten der Webereien beleben und die vermehrte Nachfrage nach den Hülfsmitteln der Spinnereien die Entwickelung der Maschinenfabrikation beschleunigt. Die in dem größern Umfang der einzelnen Anstalten und der Gesammtproduktion liegende Ursache der brittischen Ueberlegenheit würde zwar, auch nach einer Erhöhung des Zolles um 4 Thlr., noch fühlbar bleiben; ein erhöhter Zoll kann

* Daß dies als ein wichtiger Umstand in einer Schrift hervorgehoben wird, welche achtbare, öffentliche Blätter als eine lehrreiche bezeichnen und die von einem sonst unterrichteten mit dem Vereinszollwesen vertrauten, auch wie es scheint im Gebiet der Technik erfahrenen Verfasser herrührt, gibt einen Beleg dazu, wie wenig oft die einfachsten nationalökonomistischen Wahrheiten begriffen werden, von denen doch die richtige Beurtheilung der auf den Zolltarif bezüglichen Fragen hauptsächlich abhängt.

aber nicht fehlen, den einheimiſchen Spinnern die große Maſſe des Bedarfs zu ſichern, der zu den Nummern gehört, welche von den einheimiſchen Anſtalten in gleicher Güte wie von England geliefert werden. In höhern Nummern wird eine Mitbewerbung fortbeſtehen, und nur die höchſten Nummern, welche die vereinsländiſchen Spinnereien noch nicht liefern, aus England auch noch länger bezogen werden. Wenn dieſe ganz feinen Geſpinnſte um den vollen Betrag des Zolles im Preiſe geſteigert werden können, ſo kann dagegen der Einfluß, den die Zollerhöhung auf die Preiſe der übrigen Garngattungen ausübt, weit geringer bleiben, als die Steigerung der Garnpreiſe, die man unfehlbar zu erwarten hätte, wenn es der brittiſchen Induſtrie gelänge, ſich auf dem Markte des Vereins von der Mitbewerbung der einheimiſchen Spinnereien zu befreien oder ſie weſentlich zu beſchränken. Eben deshalb iſt die Beſorgniß eines nachtheiligen Einfluſſes einer Erhöhung des Garnzolles auf die Baumwollenwaarenfabrikation gänzlich ungegründet. Sie würde vielmehr durch die Vernichtung der Konkurrenz der deutſchen Spinnereien weit mehr bedroht werden. Dies begreifen die weiter blickenden Weberei- und Druckereiunternehmer gar wohl, und daher hat ſich eine große Anzahl derſelben der Reklamation der Spinner angeſchloſſen.

Würde der Einfluß der fortdauernden Konkurrenz der einheimiſchen Spinnereien auf die Garnpreiſe auch den Einfluß der Zollerhöhung nicht überwiegen und gar nicht in Anſchlag gebracht, ſo erſcheint ein Opfer von 4 Thlrn., um welche die Produktionskoſten der vollendeten Waaren erhöht werden könnten, doch ſehr unbedeutend, im Verhältniß zu dem volkswirthſchaftlichen Zwecke der Erhaltung einer bereits beſtehenden, umfangreichen Induſtrie und ihrer weitern Entwickelung. Warum ſoll dies Opfer zu groß ſeyn, wenn man der Erhaltung der Weberei und Druckerei ein vielfach größeres bringt? Man ſagt, die Beſteuerung des Halbfabrikats vertheuere für die Konſumenten die vollendeten Waaren. Was liegt dem Konſumenten daran, ob ihm ein Zoll vom Halbfabrikat oder ein Zoll vom vollendeten Fabrikat eine vermehrte Ausgabe verurſacht? Iſt hier die Rückſicht auf die Preisſteigerung und auf die Intereſſen der Konſumenten überwiegend, ſo läßt ſich ein Zollſatz von 50 Thlr. von den Baumwollenwaaren weit weniger, als ein Zollſatz von 4, 6 Thlrn. und ſelbſt 8 Thlrn. von den Geſpinnſten

rechtfertigen. Für die große Masse der Baumwollenwaaren übersteigt der Zoll von 50 Thlrn. weit das Bedürfniß des Schutzes; sie besteht aus Fabrikaten, wozu man gerade die Garne verwendet, welche die Vereinsspinnereien am leichtesten, ohne erheblichen Preisaufschlag, in zureichender Menge hervorbringen werden. Eine Erhöhung des Schutzzolles von 50 Thlrn. würde für diese Fabrikate nicht nöthig seyn, auf sie gar nicht wirken, sondern nur auf die feinern Stoffe, welche den Luxusartikeln angehören. Wie ist es gedenkbar, daß die einfachen Operationen des Webens und Druckens eines Schutzes von 50 oder nach Abzug des Garnzolles von nahe 48 Thlrn. bedürfen sollen? Wenn gleichwohl die Kattundrucker klagen, so mag der Grund nur in heimlicher Einfuhr brittischer Waaren liegen, die ein erhöhter Garnzoll nicht erleichtern kann, wozu aber der Transit leicht, bei aller Schärfe der Kontrole, Gelegenheit gibt. Eine Steigerung der Preise der Baumwollenwaaren durch Zölle auf Garne oder Gewebe erscheint übrigens weit weniger bedenklich, als die Preiserhöhung einiger anderer Bedürfnisse, wie des Leders und der vollendeten Eisenwaaren, weil die Baumwollenfabrikate nicht, wie diese Artikel, zu den Bedürfnissen anderer Industriezweige gehören, und weil eine Beschränkung ihrer Konsumtion günstig auf den Verbrauch der aus einheimischen Rohstoffen gewonnenen Gewebe wirkt. Das einzige Bedenken, das sich aus dem Einfluß einer Erhöhung der Garnpreise auf die Erzeugungskosten der zur Ausfuhr bestimmten Waaren ergibt, wird man im Vereine durch angemessene Bestimmungen über einen Rückzoll eben so leicht beseitigen können, als es anderwärts geschieht. Was bleibt aber, wenn die Eigenschaft der Garne, als Halbfabrikate, die Zulässigkeit eines erhöhten Schutzzolles nicht ausschließt, von den Einwürfen gegen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Erhöhung des Garnzolles noch übrig? Läßt sich nicht Alles, was von den Gegnern einer solchen Maßregel sonst noch vorgebracht, Alles, was von freier Konkurrenz, von technischer Geschicklichkeit, von zulänglichem Kapital der Unternehmer u. s. f. gesagt werden mag, auf fast alle durch Zölle geschützte Zweige anwenden, und welche andere Industriezweige bleiben, wenn man jene Einwendungen gelten läßt, noch übrig, als gerade solche, die gar keines Schutzes bedürfen?

Unter den Gründen, welche den Klagen der Spinner entgegen

geſetzt wurden, finden wir aber einen, deſſen nähere Betrachtung uns gerade das Bedürfniß eines erhöhten Schutzes dringender erſcheinen läßt. — Wir meinen die Verweiſung auf die brittiſchen Geſetze, welche die Arbeitszeit in den Spinnereien beſchränkten, und auf die Freiheit der deutſchen Arbeiter, hierüber mit ihren Fabrikherrn beliebige Verabredungen zu treffen. Die Thatſachen, welche in Großbritannien jene geſetzliche Maßregel veranlaßten, wie das Uebel der Arbeiteraſſoziationen, die man den deutſchen Spinnereien ebenfalls als einen Vortheil anrechnete, ſind Zeichen einer Lage der arbeitenden Klaſſen, in die man die deutſchen Arbeiter verſetzt zu ſehen nicht wünſchen kann. Nicht wenig hat in Großbritannien zu einer raſchern Vermehrung der arbeitenden Klaſſen der Gewinn beigetragen, den mittelloſe Eltern von der frühen Verwendung ihrer Kinder zu produktiven Arbeiten zogen. Der nachtheilige Einfluß auf die reellen Löhne blieb nicht aus, und daß die Geſetzgebung einſchreiten mußte, um wahrgenommenen, die Humanität verletzenden Mißbräuchen zu ſteuern, zeugt von der Stärke der Urſache, welche die arbeitende Klaſſe antreibt, ſich den ſchwerſten Anſtrengungen zu unterziehen. In Deutſchland hat eine wachſame Polizei dem Mißbrauch der Kräfte einer ſchulpflichtigen Jugend vorgebeugt; und ſtatt in dieſer Beziehung irgendwo wahrgenommene Verletzungen der Rückſichten der Humanität denunziren zu können, vermöchten wir vielmehr erhebende Beiſpiele wahrhaft väterlicher Sorgfalt einzelner Unternehmer für religiöſe, ſittliche und intellektuelle Fortbildung der in ihren Anſtalten beſchäftigten Kinder und für das künftige Fortkommen der Erwachſenen anzuführen. Würde aber die wachſende Noth der Unternehmer nicht auf ihr Verhältniß zu ihren Arbeitern überhaupt zuletzt nachtheilig einwirken, und liegt nicht in der Bezeichnung der berührten freien Vereinbarung der deutſchen Unternehmer und ihrer Arbeiter, als eines Vortheils, gewiſſermaßen eine Anweiſung der Fabrikherrn zu einer Ausdehnung der Arbeitsſtunden über das in England beſtehende geſetzliche Maß? Gerade der Einfluß, den der Verfall eines Induſtriezweiges auf die Lage der arbeitenden Klaſſe ausübt, iſt aber ein Uebel, zu deſſen Abwendung ein Schutzzoll vorzugsweiſe verlangt werden darf. Statt auf die bezeichnete Freiheit, als auf eine Reſſource für die deutſchen Spinnereien hinzuweiſen, dürfte man im Hinblick auf die, in einzelnen Staaten in Beziehung

auf die Aufnahme schulpflichtiger Kinder in Fabriken bestehenden Vorschriften, und in Erwägung des Einflusses, den solche Bestimmungen allerdings auf die Konkurrenzverhältnisse ausüben, vielmehr wünschen, daß die Zollvereinsstaaten allgemeine, gleichförmige Verordnungen über die Verwendung nicht nur der schulpflichtigen Kinder, sondern auch der schulentlassenen bis zu einem gewissen Alter verabreden möchten. Die im Geiste der deutschen Regierung vorherrschende Väterlichkeit bürgt jedenfalls dafür, daß die Industrie in Benutzung jugendlicher Kräfte mehr beschränkt und jeder Mißbrauch sorgfältiger überwacht bleibe, als in andern Ländern, wo keine Schulpflichtigkeit besteht, und *schon aus diesem Grunde* rechtfertigt sich ein höherer Schutzzoll für die *Spinnereien*, weil gerade diese Anstalten verhältnißmäßig weit mehr als andere Zweige sich mit der schwachen Kraft des Kindes begnügen. Wer wird nicht gerne, wo ein Schutzzoll solchen Verhältnissen billige Rechnung trägt, eine kleine Erhöhung des Preises seiner Bedürfnisse an Baumwollenwaaren ertragen?

Werfen wir nun noch einen Blick auf den *Umfang der Interessen*, die sich an die Erhöhung der Garnzölle knüpfen. Für die Größe der einheimischen Garnproduktion gibt die Einfuhr an roher Baumwolle nach Abzug der Ausfuhr den Maßstab. Nach dem Durchschnitt der Jahre 1836 bis 1840 betrug die Einfuhr 299,236, die Ausfuhr 47,778, der einheimische Verbrauch daher 251,458 Ctr. Rechnet man nahe 12 pCt. Abgang beim Verspinnen, so erhält man 221,284 Ctr. Garn. Allein der Durchschnitt der Jahre 1836—40 ist für die Produktion, wofür in den gegenwärtig bestehenden Anstalten *die Mittel gegeben sind*, nicht maaßgebend.

Seit 1836 hat sich eine Reihe von Unternehmern gefunden, welche im Vertrauen auf eine der einheimischen Industrie günstige Entwickelung des Vereinssystems, und in der Hoffnung, daß jedem Zweige, so wie sich das Bedürfniß herausstellt, der verhältnißmäßig gleiche, gemäßigte Schutz gegen überwältigende fremde Konkurrenz gewährt werde, neue, zum Theil sehr umfassende Anstalten gegründet haben, die nur allmählig bis zum Jahr 1840 in vollen Betrieb kamen. Im Jahre 1840 wurden aber 407,792 Ctr. Baumwolle eingeführt und 72,237 ausgeführt; es blieben daher 335,455 Ctr. zum Verspinnen. Nimmt man aber die Garn-

produktion, zu welcher die Mittel gegeben sind, statt zu 295,201 Ctr. nur zu 250,000 bis 275,000 Ctr. an,* so handelt es sich, wenn man nicht nach den gegenwärtigen, unter die Produktionskosten herabgedrückten Preisen, sondern wie billig nach Mittelpreisen rechnet, um ein jährliches Einkommen (nach Abzug des Werths des Rohstoffs) von 8¾ bis 9⅔ Millionen Gulden, welches die zur Garnproduktion unmittelbar oder mittelbar mitwirkende Arbeit und die Zinsen der verwendeten Kapitalien bezahlt. Auf 35 bis 38 Millionen Gulden kann man den Werth der in den Spinnereien befestigten Kapitalien anschlagen, welche unter den eingetretenen Konjunkturen mit allmähliger Entwerthung bedroht sind. Es handelt sich um den Arbeitsverdienst nicht allein der in den Spinnereien beschäftigten Personen, sondern zugleich der zahlreichen Arbeiter, welchen die Nachfrage nach den Hülfsmitteln der Spinnerei, die Herstellung und Unterhaltung der Wasser- und Hochbauten u. s. f. Nahrung gibt. Man darf den Werth dieses Verdienstes auf 6 bis 7½ Millionen Gulden rechnen, der 20,000 bis 25,000 Familien oder 100,000 bis 125,000 Einwohnern des Vereinsgebiets ihren Unterhalt genährt.

Ein erhöhter Schutzzoll, der ihnen ihre Existenz sichert, wird einer noch weit größern Anzahl von Arbeitern eine neue Quelle des Verdienstes eröffnen. Die brittische Einfuhr an ein- und zweidrähtigen englischen Garnenbetrug nach dem Durchschnitt der Jahre 1836 bis 1840 = 455,685 Ctr., die Ausfuhr = 29,217, der einheimische Verbrauch daher 426,468 Ctr. Im Jahre 1840 belief sich aber die Einfuhr auf 524,555, die Ausfuhr auf 27,702 Ctr., es blieben daher zum einheimischen Verbrauch = 496,853 Ctr.** Die große Masse dieser Gespinnste besteht

---

* Die Spinnereien des Großherzogthums Baden allein haben zusammen etwas über 125,000 Spindeln und liefern circa 44,000,000 englische Pfund Garn.

Die Gesammtproduktion des Vereines beträgt gegenwärtig schwerlich 250,000 Ctr. da der wachsende Druck der brittischen Konkurrenz mehrere Spinnereien zum Stillstand gebracht oder zur Beschränkung ihrer Arbeiten veranlaßt hat.

Die Einfuhr an roher Baumwolle betrug i. J. 1841 = 273.182 Ctr.

** Im Jahr 1841 belief sich die Einfuhr (ohne Abzug der uns unbekannten Ausfuhr) auf 434,281 Ctr. An mehrdrähtigen, an gezwirnten,

aus Nr. 38 bis 42 Med. Mule, und Nr. 28 bis 32 Water. Bleibt in den höhern Nummern bis 70 die brittiſche Konkurrenz auch noch überwiegend, und ihr, was über Nr. 70 liegt, faſt ausſchließend geſichert, ſo wird die einheimiſche Produktion von den 650,000 bis 700,000 Ctr. Garnen, deren die Manufakturen der Vereinslande bedürfen, doch zuletzt keine 100,000 Ctr. mehr der brittiſchen Induſtrie zu liefern überlaſſen. Dieſer wird zwar auf dem deutſchen Markte immer noch ein weit größeres Feld als in Frankreich für ihre Mitbewerbung offen ſtehen, die vereinsländiſche Induſtrie aber jedenfalls im Gebiete der Baumwollenverarbeitung ſich einer mehr harmoniſchen Entwickelung aller einzelnen Theile dieſes großen Zweiges erfreuen. Daß aber Umſtände eintreten können, welche, ohne den Bezug der rohen Baumwolle auszuſchließen, den Bezug der brittiſchen Garne erſchweren können, wird Niemand läugnen.

Daher wird auch mit Recht die Ausdehnung unſerer Spinnereien bis zu dem Umfang, der die große Maſſe des Bedarfs einſchließt, als eine Bedingung unſerer induſtriellen Unabhängigkeit betrachtet. Sie iſt auch durch ihren Einfluß auf die Entwickelung der Maſchinenfabrikation, wie bereits bemerkt, von Wichtigkeit für die Wirkſamkeit eines erhöhten Schutzzolles für Hanf- und Flachsgeſpinnſte, welcher ebenfalls ſchon ſeit längerer Zeit in Frage ſteht. Hier handelt es ſich mehr um eine nahe, drohende Gefahr, als um die Beſeitigung bereits ſehr fühlbar gewordener Verluſte. Dieſe können aber nicht ausbleiben, wenn nicht die raſche Entwickelung der bereits begonnenen mechaniſchen Spinnerei durch angemeſſene Begünſtigungen und namentlich durch die Erhöhung des, nur 17 kr. vom Centner rohen Leinengarn betragenden Zolles kräftig befördert wird. Hier ſteht nicht allein die einheimiſche Spinnerei, ſondern zugleich die Weberei, wie auch ein landwirthſchaftliches Intereſſe in ſo ferne in Gefahr, als ein Zurückbleiben in der Kunſt, den einheimiſchen Rohſtoff zu verſpinnen, nothwendig eine nachtheilige Rückwirkung auf die Mitbewerbung der deutſchen

---

gebleichten und gefärbten Garnen wurden im Durchſchnitt von 1836 — 1840 jährlich 11,493 Ctr. eingeführt und 19,445 Ctr. ausgeführt; die mittlere jährliche Einfuhr an Baumwollenwaaren berechnet ſich in dem gleichen Zeitraum auf 69,365 Ctr. die Ausfuhr auf 89,210 Ctr.

Leinwand auf dritten Märkten mit der Leinwandfabrikation jener Länder ausübt, welche in der mechaniſchen Spinnerei größere Fortſchritte gemacht. Wie raſch aber ein wachſendes Uebergewicht der brittiſchen Induſtrie auf eine der einheimiſchen Produktion verderbliche Weiſe fühlbar werden kann, hat in den letzten Jahren die Schnelligkeit gelehrt, womit fremdes Roheiſen und geſchmiedetes oder gewalztes Eiſen einen vermehrten Abſatz auf dem Vereinsmarkte fanden. Eine Einfuhr von 95,076 Ctr. Roheiſen und von 174,340 Ctr. geſchmiedetem Eiſen, welche das Jahr 1836 aufzuweiſen hatte, konnte in dem Vereine, da dieſe Einfuhr nicht den zehnten Theil ſeiner Produktion oder ſeines Verbrauches erreichte, als innerhalb der Grenzen einer wohlthätigen Konkurrenz ſtehend, betrachtet werden. Nachdem aber die vervielfältigten Eiſenbahnunternehmungen Großbritanniens einen mächtigen Reiz zur Ausdehnung ſeiner Produktion gegeben hatten, ſodann die Anwendung der erhitzten Gebläſeluft, welche die Benützung der rohen Steinkohlen geſtattete, ſo wie die Verwendung der anthracitartigen Steinkohlen die Erweiterung der Produktion, unter fortſchreitender Verminderung der Produktionskoſten, begünſtigt hatten, und ſie vom Jahre 1830 bis 1836 von 700,000 auf 1,200,000 Tonnen geſtiegen war und fortfuhr zu ſteigen, der Bedarf für die einheimiſchen Eiſenbahnen aber allmählig ſich minderte, und in Belgien ähnliche Urſachen einer Ueberproduktion eintraten, machten die fremden Zufuhren auf den deutſchen Markt reißende Fortſchritte und ſtürzten die einheimiſchen Produzenten in grenzenloſe Verlegenheiten. Die Einfuhr an geſchmiedeten Eiſen ſtieg im Jahr 1841 auf 586,058 Ctr. und an Roheiſen, allein in der preußiſchen Rheinprovinz, auf nahe 500,000 Ctr. und die Geſammteinfuhr des Vereines, auf Roheiſen reduzirt, ungefähr auf 1½ Millionen Ctr., alſo, da die einheimiſche Produktion 3½ Millionen Ctr. kaum erreicht, auf erica 43 pCt. dieſes Betrags und auf mindeſtens 35 pCt. des einheimiſchen Bedarfs. Angeſtellte Unterſuchungen zeigten, wie die brittiſchen Produktionskoſten ſo tief unter denen der einheimiſchen Werke ſtehen, daß eine Beſchränkung der vereinsländiſchen Produktion auf das enge Gebiet zu erwarten iſt, welches der Bedarf an Holzkohlen-Eiſen für Verwendungen, worin es durch Steinkohlen-Eiſen nicht erſetzt werden kann, beſtimmt. Zahlreiche Stimmen erhoben ſich für die Beſteuerung des, bis

jetzt frei eingehenden Roheisens, und für die Erhöhung des Zolles von geschmiedetem und gewalztem Eisen, im Interesse der Erhaltung einer Produktion, deren Werth auf jährliche 30 Mill. Gulden geschätzt werden darf, die mit mehr als zwei Drittheilen dieses Werths den Unterhalt von 300,000—400,000 Arbeitern einschließlich ihrer Angehörigen bezahlt, und die den Verein mit einem Produkte versorgt, in dessen Bezug kein Staat sich von dem Auslande abhängig machen kann, ohne die, seiner industriellen Selbstständigkeit und der Sicherheit für die materiellen Bedürfnisse der Kriegsverwaltung schuldige Rücksichten zu verletzen. Wollte man in dem Drucke, den die einheimischen Werke empfanden, auch nur ein vorübergehendes Ereigniß erblicken, so erschienen die Besteuerung des Roheisens und die Erhöhung des Zolles von geschmiedetem Eisen schon als ein unabweisliches Bedürfniß des Schutzes gegen die regellosen, alle Berechnungen der Produktion täuschenden Schwankungen des brittischen Preises, die in kürzen Perioden dem Verhältniß von 1:2 sich näherten, während auf dem, bis vor kurzem von der brittischen Mitbewerbung fast unberührt gebliebenen südwestlichen Marktgebiete, an der Grenze gegen die Schweiz, die Verkaufspreise der deutschen Werke in längern Perioden kaum in dem Verhältniß von 4:5 variirten. Der Widerstand, den das Eindringen des fremden Eisens auf unsere Märkte anfänglich in dem Umstande fand, daß die Verschiedenheit der Qualität und der von seiner Beschaffenheit abhängigen Behandlung des Eisens die Abnehmer an ihre längst gewohnten Bezugsquellen fesselt, ist bereits gebrochen, und würde sich in Folge des seither noch tiefer gesunkenen Preises, voraussichtlich immer mehr vermindern, wenn nicht eine schützende Maßregel der einheimischen Produktion zu Hülfe kommt. Theuer würde allerdings diese Hilfe erkauft werden, wenn ein erhöhter Schutzzoll eine, nur einigermaßen erhebliche Steigerung der mittleren Eisenpreise herbeiführte, da das Eisen unter den Bedürfnissen der Industrie und des Ackerbaues eine der bedeutendsten Stellen einnimmt und sein Preis auf die Produktionskosten so vieler anderer Güter daher einen wichtigen Einfluß ausübt. Allein die, seit 8301 rasch gestiegene Produktion der vereinsländischen Werke genügt dem einheimischen regelmäßigen Bedarf, und es ist nur die wachsende Nachfrage nach Eisenbahnschienen, welche die vereinsländische Produktion vielleicht oder wahrscheinlich nicht ohne Erhöhung ihrer

Kosten zu befriedigen vermöchte. Eine Besteuerung des Roheisens und die Erhöhung des Schutzzolles von geschmiedetem und gewalztem Eisen, unter Beibehaltung des gegenwärtig bestehenden Zolles von Eisenbahnschienen (von 1 fl. 45 kr. pr. Ctr.), und etwa unter Bewilligung des abgabenfreien Bezugs des fremden Roheisens zu Gunsten der einheimischen Schienenfabrikanten, würde aber die Interessen der einheimischen Werke, der Eisenwaarenfabrikation und der Konsumenten auf eine schickliche Weise vermitteln und dem Abfluß des brittischen Eisens noch einen breiten und tiefen Kanal offen lassen.*

Noch eine Reihe anderer Fragen hat das Herannahen einer neuen dreijährigen Tarifsperiode in Anregung gebracht; sie betreffen theils einzelne Artikel (Kattune, chemische Fabrikate, Bijouterie, Krapp, Maschinen, Papier u. s. f.) und die hierauf bezüglichen Tarifsätze, theils andere Bestimmungen der Zollgesetzgebung oder in Geltung stehende Grundsätze, theils wünschenswerthe Einrichtungen zur Beförderung der wirthschaftlichen Interessen des Vereins, wozu wir unter andern die, in einer landständischen Kammer in Vorschlag gebrachte korporative Einigung der Unternehmer gleichartiger Fabrikgewerbe in größeren Kreisen oder Provinzen und ihre regelmäßige Versammlung unter obrigkeitlicher Leitung rechnen.**

Wir haben uns auf die Erörterung der wichtigsten auf den Tarif bezüglichen Fragen beschränkt, von deren Entscheidung nicht allein theilweise die Fortschritte unserer Industrie, sondern die Erhaltung des Bestehenden, die Abwendung herber Verluste, der Entwerthung bedeutender Kapitalien und des Versiegens reicher Quellen des Verdienstes für die arbeitenden Klassen abhängen. Wir erkennen die Wahrheit, auf der das Prinzip der Handelsfreiheit beruht, in ihrer vollen Stärke an, und glauben,

---

* Der Verfasser hat diese Ansicht ausführlicher in einer kleinen Schrift zu begründen gesucht. (Ueber die Zölle des deutschen Zollvereins zum Schutze der einheimischen Eisenproduktion. Karlsruhe. Hr. Müller. 1842.

** Der, in der ersten Kammer der badischen Landstände (von dem Freiherrn von Andlaw) im August 1842 erstattete interessante Bericht über eine Petition des badischen-Industrievereins enthält diesen Vorschlag.

daß die Nachtheile, die ſich überall an ihre Beſchränkung knüpfen, der ſorgfältigſten Abwägung gegen andere ihr entgegenſtehende, ſoziale Intereſſen bedürfen. Wenn aber auch da, wo das Gewicht der Gründe auf die Seite der letztern neigt, das Gebot jener Mäßigung, die in jedem Zweige der fremden Mitbewerbung noch einen Spielraum läßt, im wohlverſtandenen volkswirthſchaftlichen Intereſſe nicht überhört werden ſoll, ſo verlangt dagegen eben dieſes Intereſſe, daß man in einem Lande alter Kultur der einheimiſchen Induſtrie wenigſtens die große Maſſe des Bedarfs in allen großen Zweigen des einheimiſchen Verbrauches ſichere, ſo weit es nur immer an den natürlichen Bedingungen einer dieſem Umfang entſprechenden Ausdehnung ihrer Produktion nicht fehlt. Dringender noch darf ſich die Forderung des Schutzes geltend machen, wo eine bereits in bedeutendem Umfang beſtehende Produktion durch überwiegende fremde Mitbewerbung mit Vernichtung oder allmähliger Abmagerung, das Nationalvermögen, wie das Einkommen der arbeitenden Klaſſen mit empfindlichen Verluſten bedroht erſcheint; und am lauteſten darf ſich der Ruf nach verſtärktem Schutze vernehmen laſſen, wenn gar nur vorübergehende Konjunkturen einen Kampf herbeiführen, in welchem die einheimiſche Induſtrie nur dem Uebergewichte des größern Reichthums und der nachhaltigen Kraft, eine Reihe von Verluſten zu ertragen, vorausſichtlich unterliegen muß, und mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß die überlebende fremde Induſtrie ihren Sieg auf dem ihrer Alleinherrſchaft gewonnenen Markte fruchtbar zu machen verſtehen wird.

Fr. Nebenius.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Berlin. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat den Geh. Oberbergrath **Hagen**, den Dr. **Ruß** in Berlin zu ordentlichen, so wie die Gelehrten Gay-Lussac in Paris und Faraday in London zu auswärtigen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse erwählt, welche Wahlen die königliche Bestätigung erhalten haben.

Universitäten.

Berlin. Nach dem amtlichen Verzeichniß des Personals und der Studirenden der hiesigen Universität zählt sie für das laufende Sommersemester an immatrikulirten Studirenden in der Theologie 269, in der Jurisprudenz 599, in der Medizin 363, in der Philosophie 413, — im Ganzen 1650; außer diesen sind aber noch 417 nicht immatrikulirte Personen zum Hören der Vorlesungen berechtigt.

Der bisherige Privatdozent, Theol. Licent. **Piper**, ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät ernannt worden.

Bonn. Der bisherige ordentliche Regierungs-Bevollmächtigte bei der Universität, Geh. Oberregierungsrath **Nebfues** ist seinem Ansuchen gemäß von diesem Amte entbunden und der bisherige ordentliche Professor Geh. Justizrath Dr. von **Bethmann-Hollweg** an seine Stelle gerufen worden.

Für das nächste Jahr ist der Professor der katholischen Theologie, Herr **Achterfeld**, zum Rektor der Universität ernannt.

Dr. **Aschbach**, Professor am städtischen Gymnasium zu Frankfurt am Main, ist als Professor der Geschichte an die Universität berufen.

Gießen. Nach dem amtlichen Personenverzeichniß der Universität befanden sich in diesem Sommersemester 473 Studirende (367 In- und 106 Ausländer) auf ihr; die Frequenz ist sonach abermals um 96 gestiegen.

Der ordentliche Professor der katholisch-theologischen Fakultät, Dr. L. **Riffel**, wurde durch großherzogliches Dekret mit der edikmäßigen Quote seines bisherigen Gehalts als Pension zu Ruhestand versetzt und mit dieser Pensionirung ihm die venia legendi entzogen.

Göttingen. Die Zahl der Studirenden belief sich in dem Sommerhalbjahr nach dem amtlichen Verzeichniß der Universität auf 728 Personen, von denen 249 dem Auslande angehörten. Nach den Fakultäten theilen sie sich in 173 Theologen, 185 Juristen, 294 Mediziner, 83 der philosophischen Fakultät Gehörigen. Die Zahl der Ausländer hat sich um 11 vermehrt, die der Inländer um eben so viel vermindert.

Se. Maj. der König hat den Professor Dr. **Hermann** aus Marburg zum ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät, ferner die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr. **Ostertag**, Dr. **Bodig**, Dr. **Schneidewein** und Dr. von **Leutsch** zu ordentlichen Professoren in derselben Fakultät, ingleichen den Unterbibliothekar und Privatdozenten Dr. **Herbst** zum außerordentlichen Professor in der medizinischen, und die bisherigen Privatdozenten, Assessor und Bibliothekssekretär Dr. **Wüstenfeld**, Assessor und Bibliothekssekretär

Dr. Schaumann, Aſſeſſor Dr. Kriſche, Dr. Himmly, Dr. Bertheau und Dr. Friedrich Wieſeler zu außerordentlichen Profeſſoren in der philoſophiſchen Fakultät ernannt.

Greifswalde. Der Privatdozent Dr. Otto Jahn in Kiel hat einen Ruf als außerordentlicher Profeſſor der Philologie und Archäologie an die Univerſität Greifswalde erhalten und angenommen; zu gleicher Zeit iſt demſelben von Sr. Maj. dem Könige von Dänemark eine jährliche Unterſtützung von 400 Rthl. auf 3 Jahre zur Herausgabe einer umfaſſenden Sammlung römiſcher Inſchriften bewilligt worden.

Halle. Der bisherige außerordentliche Profeſſor Dr. Burmeiſter iſt zum ordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät ernannt worden.

Jena. Die Zahl der Studirenden während des Sommerſemeſters beträgt nach dem amtlichen Verzeichniß 430.

Leipzig. In dem gegenwärtigen Sommerſemeſter beträgt die Zahl der Studirenden 974, von denen 643 dem In- und 331 dem Auslande gehören. Davon ſtudiren Theologie 245, Jurisprudenz 334, Medizin 213, die philoſophiſchen Wiſſenſchaften 82. Die Frequenz der Univerſität hat ſeit einigen Jahren abgenommen, indem im Winterſemeſter von 1841—1842 die Zahl der Studirenden 864, im Sommerſemeſter 1841 903, im Winterſemeſter von 1840—1841 [illegible] betrug.

Der außerordentliche Profeſſor der klaſſiſchen Alterthumskunde W. A. Becker iſt zum ordentlichen Profeſſor ernannt worden.

Tübingen. Während dieſes Sommerhalbjahrs ſtudirten laut dem amtlichen Verzeichniß auf der Univerſität 765 Perſonen, unter denen 50 Ausländer. Es gehörten der katholiſchen Theologie 122, der evangeliſchen 162, der moſaiſchen 3, der Jurisprudenz 168, der Medizin und höhern Chirurgie 119, der Philoſophie 104, der Cameral- und Forſtwiſſenſchaften 93.

Der Landtag hat den Etat der Univerſität um 19,000 fl. jährlich erhöht, da es ſeine Abſicht iſt, die Zahl der Lehrſtellen zu vermehren; für die Chirurgie und Geburtshülfe, für welche bisher nur ein Profeſſor beſtand, ſollen zwei beſondere öffentliche Lehrſtellen, und für das in der neuern Zeit ſehr ausgebildete Fach der Zoologie und vergleichenden Anatomie, welche bisher von dem Lehrer der Anatomie vorgetragen wurde, ebenfalls ein neuer Lehrſtuhl errichtet werden. Im Ganzen ſoll die Zahl der ordentlichen Profeſſoren von 31 auf 37 feſtgeſtellt und eine Gehaltszulage im Betrage von 9720 fl. gewährt werden.

Profeſſor Fichte aus Bonn iſt an die Univerſität Tübingen berufen worden und hat den Ruf angenommen.

Die außerordentlichen Profeſſoren Schulz, Fallati und Hoffmann an der ſtaatswiſſenſchaftlichen Fakultät der Univerſität, ſo wie der für das Fach der Mineralogie angeſtellte außerordentliche Profeſſor Quenſtedt ſind zu ordentlichen Profeſſoren ernannt.

Kirche.

In den kaiſ. öſterreichiſchen Staaten gibt es jetzt 766 Mannsklöſter von 27 verſchiedenen Ordensgeſellſchaften mit 10,364 Kloſterbrüdern, und 157 Frauenklöſter von 19 verſchiedenen Ordensgeſellſchaften mit 3661 Nonnen.

Der Geiſtliche der iſraelitiſchen Gemeinde in Magdeburg, Philippſon, iſt im Begriff eine Miſſionsgeſellſchaft des Judenthums zu ſtiften, deren Hauptabſicht dahin gehen ſoll, das Judenthum in ſeinen eigenen Angehörigen zu heben und zu kräftigen.

Nach öffentlichen Blättern hat der Biſchof von Geiſſel eine ſehr bedeutende Anzahl von Geiſtlichen der Erzdiöceſe Köln einberufen, um die vorgeſchriebene Prüfung zu beſtehen, welche der erneuerten Erlaubniß zum Beichthören vorausgehen muß. Dieſe Prüfung hat diesmal — vielleicht, weil man es genauer als gewöhnlich nahm — kein ſehr günſtiges Reſultat geliefert; denn von einigen hundert Examinanden ſoll nur der kleinere Theil gut oder leidlich beſtanden haben; die übrigen erhielten nur proviſoriſch die Erlaubniß zum Beichthöre für ſechs Monate oder ein Jahr und müſſen ſich nach Ablauf dieſer Friſt aber nalö der Prüfung unterwerfen.

In den untern Klaſſen der Bewohner Berlins hat ſich ein ſeltſamer Verein gebildet, deſſen Zweck kein anderer iſt, als noch einmal auszuziehen, um das Grab des Heilands und das heilige Land wieder zu erobern. Der Bund heißt der Löwenburgbund; jedes der Mitglieder erhält bei ſeinem Beitritt eine mit einem Löwen beſtempelte Marke von Metall und gelobt dagegen bereit zu ſeyn, wenn die Stunde des großen Zugs ſchlägt. Der Herr ſelbſt wird dieſen anführen und dann ſichtbar unter ſeinem Volke wandelnd das Reich Gottes wieder bringen. Bis jetzt ſind über 500 Mitglieder zur Kenntniß der Behörden gekommen.

Schule.

Se. Maj. der König von Preußen hat verordnet, an allen Landſchulen der Provinz Poſen, welche von Kindern deutſcher und polniſcher Abkunft in bedeutender Anzahl beſucht werden, ſollen nur ſolche Lehrer angeſtellt werden, die ſich beim Unterricht ſowohl des Deutſchen als des Polniſchen mit Fertigkeit bedienen können. In Schulen, welche vorherrſchend von polniſchen Kindern beſucht werden, ſoll die polniſche Sprache, und in Schulen, in welchen ſich deutſche Kinder in der Mehrzahl befinden, die deutſche Sprache die Hauptunterrichtsſprache ſeyn. In allen Schulen ſoll die deutſche Sprache Gegenſtand des Unterrichts ſeyn; doch auch in vorherrſchend deutſchen Gemeinden ſoll der Lehrer Unterricht im Polniſchen geben, wenn es von den Eltern gewünſcht wird. — In den ſtädtiſchen Schulen iſt der Gebrauch der Unterrichtsſprache nach der überwiegenden Abſtammung und dem Bedürfniß der ſie beſuchenden Kinder zu beſtimmen. An den Schullehrerſeminarien ſind von jetzt an nur ſolche Lehrer anzuſtellen, die ſich beim Unterricht der deutſchen und polniſchen Sprache mit Fertigkeit bedienen können.

Se. Maj. der König von Preußen hat in Bezug auf das Gymnaſium zu Ilfeld, in Hannover, die Verfügung aufgehoben, nach welcher kein auf einem ausländiſchen Gymnaſium erzogener Preuße auf preußiſchen Univerſitäten ſtudieren kann, ohne von der wiſſenſchaftlichen Prüfungskommiſſion ein Abiturientenexamen beſtanden zu haben. Es geſchieht zu Gunſten der Familie von Stolberg, die daſelbſt Stiftungen beſitzt und ihre Söhne erziehen läßt.

Kunſt.

Oeffentliche Blätter rühmen die enkauſtiſchen Gemälde, welche Moriz von Schwind im Ständeſaale der erſten Kammer des Ständehauſes zu Karlsruhe ausgeführt hat; eben ſo das große Freskogemälde, womit er das Stiegenhaus des vom Oberbaurath von Hübſch aufgeführten neuen Akademiegebäudes geziert hat. Es ſtellt die Einweihung des Freiburger Münſters dar; und ſein Atelier ſoll, nach denſelben Berichten, voll Intereſſe für die Kunſtkenner und Liebhaber ſeyn. — Außer Schwind beſitzt Karlsruhe an dem Hofmaler Kirner einen der bedeutendſten Genremaler.

Die jüngſt eröffnete Kunſtausſtellung in Dresden enthält des Intereſſanten Manches. Wir nennen nur Profeſſor Hübners „Felicitas und der Schlaf“ nach Tiecks Kaiſer Octavianus, J. Königs Schiffbrüchige zu den Zeiten der Kreuzzüge, Schurigs Kaiſer Albrecht und die Schweizer Abgeordneten; ferner die Arbeiten von Loſch, Lichtenberger und Schüßler für die hiſtoriſche Malerei; Fr. Rud. Meyers „Glaube, Liebe und Hoffnung,“ „Ehriemhildes Traum“ von Rolle, Nereys Bild aus Tiecks „blondem Eckbert“; woran ſich dann die lieblichen Genrebilder von Hanſch, Emil Hübler, Ernſt Jung, Pleſold u. A. anſchließen. Im Fache der Landſchaften nennen wir Dahlmann's norwegiſche Landſchaft, ſo wie eine Anſicht von Dresden von demſelben Künſtler, Alex. Hermanns Landſchaft aus dem Innern von Sizilien, ſeinen Kloſterhof in Palermo; auch Mertens Seeſturm verdient erwähnt zu werden.

Se. Maj. der Kaiſer von Oeſterreich hat dem Bildhauer und Direktor der Graveurſchule an der Akademie der bildenden Künſten zu Wien, Joſ. Klieber, die große goldene Verdienſtmedaille ſammt Kette verliehen.

Auf Anregung des rühmlich bekannten Alterthumsforſchers Dr. C. Kandler hat ſich mit Genehmigung der Behörden in Trieſt ein Verein gebildet, ſämmtliche bereits vorhandene Lapidarurkunden im Gebiete von Trieſt zu ſammeln, die Spuren alter Wohnungen, Militärſtraßen, Flecken, Veſten, Häfen, Waſſerleitungen zu verfolgen, Ausgrabungen zu veranſtalten, um daraus ein bleibendes Munizipalmuſeum zu Ehren Winckelmanns, deſſen Namen es tragen wird, zu errichten, und das Reſultat der Nachforſchungen im Drucke zu veröffentlichen und gehörig durch Karten, Zeichnungen und erklärenden Text zu illuſtriren. Die bereits geſchehenen Subſcriptionen decken die mit der Errichtung des Muſeums und den Ausgrabungen verbundenen Koſten, und Dr. Kandler hat bereits ſeine Arbeiten begonnen. Das Muſeum ſoll am 8 Juni 1843 feierlich eröffnet werden.

Literatur.

Se. Maj. der König von Preußen hat durch Kabinetsordre vom 31. Mai d. J. eine neue Klaſſe des Ordens pour le mérite für Wiſſenſchaft und Kunſt geſtiftet, welche aus dreißig ſtimmfähigen Rittern beſtehen ſoll. Die ausgezeichnetſten Gelehrten und Künſtler Deutſchlands werden dazu vorzugsweiſe gewählt werden. Unter den bereits ernannten Rittern befindet ſich Fürſt Metternich und Tieck und die Profeſſoren der Akademie der Künſte zu München, C. J. Schnorr von Carolsfeld und M. Schwanthaler. Zum Kanzler erwählte der König den Geheimenrath Freiherrn v. Humboldt und P. v. Cornelius zum Vicekanzler.

Bei der Buchhandlung von Kemink und Sohn zu Utrecht wird nächſtens eine Bibliothek niederländiſcher Dichter erſcheinen, deren erſter Theil die Gedichte und Lebensbeſchreibung Simon van Beaumont, der in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte, enthalten ſoll. Der Herausgeber iſt Herr J. Tideman, lic. theol., zu Utrecht.

Die Universität Tübingen hat von den Direktoren der englisch-ostindischen Kompagnie 71 Werke aus verschiedenen Werken der orientalischen Literatur, zum großen Theil Sanskrittexte, in Calcutta gedruckt, zum Geschenk erhalten.

Ein gleiches Geschenk erhielt auch die Universität Leipzig.

Dr. Alfred Reumont ist gleichzeitig zum Mitglied des Ateneo Italiano in Florenz und der Academia Tiberina in Rom ernannt worden.

Zur Aufnahme und Anfertigung einer großen Spezialkarte des Kantons Neuschatel hat Se. Maj. der König von Preußen 42,000 schw. Fr. angewiesen. Osterwald hat die Vorarbeiten schon seit mehreren Jahren begonnen. Der Maßstab ist 1/[illegible].

Das königlich preußische Kultusministerium hat dem jungen Naturforscher Dr. Peters für eine wissenschaftliche Reise nach Afrika 5000 Thlr. bewilligt. Er wird sich nach Kopenhagen begeben, um sich daselbst einzuschiffen und nach drei Jahren wieder zurückkehren.

Die philosophische Fakultät der Universität Berlin hat dem Fabrikbesitzer Hermann in Schönebeck bei Magdeburg, aus Anlaß seines fünfzigjährigen Jubiläums als Vorsteher der chemischen Fabrik daselbst, honoris causa das Doktordiplom verliehen.

Die philosophische Fakultät der Universität München hat dem Freiherrn F. E. von Mering, wegen seiner Verdienste um die Geschichte, namentlich um die vaterländische, das Doktordiplom verliehen.

Der Professor der Kameralchemie an der Universität Wien Dr. Ph. Ritter von Holger hat für sein „Lehrbuch der Cameralwaarenkunde," dann „der geognostischen Karte des Viertels Ober-Mannhardsberg," von dem Kaiser von Oesterreich die goldene Medaille erhalten.

Preßangelegenheiten.

In Folge eines königlich preußischen Ministerialrescripts sind die Kupferstiche, Karikaturen ꝛc. dem Censurgesetze nicht unterworfen.

Einer Cirkularverfügung des königl. preußischen Ministeriums des Innern zufolge sollen die königlichen Oberpräsidien einen übersichtlichen Bericht über Gehalt, Richtung, Leistung und Einfluß der gesammten Journalistik der Provinzen einsenden, und bei dessen Abfassung den Zweck als leitend ansehen, daß derselbe für eine Beurtheilung des Bildungsstandes und des Geistes der Provinzen aus der Physiognomie der dortigen Tagesliteratur die erforderlichen Data gewähren soll. Als Gegenstand des Berichts sind alle inländischen Zeitschriften anzuführen, welche einer ministeriellen Concession bedürfen. Zur Förderung der Uebersicht werden sie in dem einzurichtenden Tableau in politische, wissenschaftliche, gewerbliche Unterhaltungs- und Verordnungsblätter eingetheilt. Die Notizen, welche auch ein Urtheil über die Qualifikation der Censoren abgeben müssen, sollen sich über Charakter und Tendenz der Zeitschriften, Werth und Zweckmäßigkeit derselben, Größe ihrer Auflage, Zahl ihrer in den Provinzen debitirten Exemplare, Umfang und Bildungsstufe ihrer Leserkreise verbreiten. Als Anhang soll auch über die Benutzung der auswärtigen Zeitschriften im Inlande eine kurze Notiz folgen, welche sich jedoch nur auf die approximative Angabe der in der Provinz kursirenden Exemplarenzahl und die Bezeichnung der Leserklassen dieser Zeitschriften zu beschränken braucht. Die ausführliche Darstellung wird nur vom ersten Bericht gefordert, worauf jährlich eine im Monat Februar zu erstattende Anzeige der im Laufe des Jahres eingetretenen Veränderungen, namentlich in Bezug auf den stattgehabten Zuwachs oder Abgang in der periodischen Literatur, genügend erscheint.

Vereine.

Nach dem ersten Jahresberichte des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksbücher in Sachsen hat sich die Zahl der Mitglieder desselben bereits auf 6549 Personen vermehrt. Im Laufe des Jahres belief sich die Einnahme auf 2703 Thlr., die Ausgaben auf 1403 Thlr. Auf Rechnung des Vereins wurden 24,000 Exemplare gedruckt und 3409 angekauft; vertheilt aber wurden im Ganzen 24,585 Exemplare verschiedener Schriften. Dem Vereine haben sich mit Einschluß der Ephoralbezirke, bis jetzt 202 Zweigvereine, welche gegen 1000 Ortschaften umfassen, und außerdem noch 168 verschiedene Innungen und Korporationen in 27 Städten angeschlossen.

Stiftungen.

Der zu Crefeld verstorbene Fr. H. E. von der Leyen hat durch testamentliche Verfügung zur Errichtung eines allgemeinen Krankenhauses daselbst 1000 Thlr. ausgesetzt, wodurch der bereits vorhandene disponible Fonds auf 7000 Thlr. angewachsen ist.

Ebrld. von Kiebelsberg zu Bruneck in Tyrol hat für die Schule in Monthal ein Kapital von 1000 fl. R. W. gewidmet.

Der verſtorbene Biſchof Freiherr von Groß zu Würzburg hat durch letztwillige Verfügung ein nach Abzug der Legate verbleibendes Geſammtvermögen zu einer Stiftung beſtimmt, deren Renten zur Beförderung des Wohls der Diöceſe Würzburg verwendet werden ſollen. Außer dieſer Stiftung, deren Fonds ein Kapital von 92,165 fl. 2 ½ kr. ausmacht, hat der Erblaſſer noch 6100 fl. zu frommen und mildthätigen Zwecken beſtimmt. Die Stiftung hat die königliche Genehmigung erhalten.

Der Kammerherr Freiherr von Loxbeck zu Lahr hat zur Erbauung einer katholiſchen Kirche in der Stadt ein Kapital von 4500 fl. ausgeſetzt, welche Stiftung die Genehmigung Sr. k. H. des Großherzogs von Baden erhalten hat.

Der im Jahre 1840 verſtorbene Pfarrer M. A. J. Uhl zu Wilflingen (Würtemberg) hat neben einer Stiftung von 500 fl. für die dortige Volksſchule, letztwillig der Armenpflege zu Wilflingen 2673 fl. 44 kr., der Kirchenpflege ebenfalls 2673 fl. 44 kr. und der Blindenanſtalt in Gmünd 1336 fl. 52 kr. vermacht.

Der verſtorbene Magiſtratsrath Johann Munding in Augsburg hat teſtamentlich ein Legat von 24,000 fl. zur Gründung einer Familienunterſtützung und einer Stipendienſtiftung ausgeſetzt, welche den Namen „Mundingſche Stiftung“ führen ſoll. Die Stiftung hat die königliche Genehmigung erhalten.

Die im Frühjahre dieſes Jahres zu Leipzig verſtorbene Hausbeſitzerin Frau Joh. Jul. Henr. Weiß, geb. Webſe, hat durch letztwillige Verfügungen 1000 Thlr. der Rathsfreiſchule, 1000 Thlr. der Armenſchule, 1000 Thlr. dem Armenhauſe, 500 Thlr. dem Waiſenhaus zu St. Georg, 500 Thlr. dem Johannishoſpital, 1000 Thlr. dem Jacobshoſpital, 600 Thlr. zur Vertheilung von Brennholz unter die Armen, 600 Thlr., von deren Zinſen jährlich ein oder zwei Dienſtboten, die ſich durch beſondere Dienſttreue ausgezeichnet haben, belohnt werden ſollen, und 500 Thlr. dem Arbeitshauſe für Freiwillige vermacht.

Induſtrie.

Herr Förſter in Coesfeld, in Weſtphalen, hat das Mittel gefunden, den Torf zu ſchmelzen und daraus ein bituminöſes Produkt zu gewinnen, welches den Aſphalt in ſeinen verſchiedenen Anwendungen erſetzt, unter Anderem zum Schutze des Holzes, der Metalle gegen Roſt ꝛc. Sein Verfahren ſoll um den zehnten Theil wohlfeiler ſeyn, als Aſphalt. Das Conſeil de ſalubrité publique in Brüſſel, dem er Proben ſeines neuen Produktes vorlegte, hat die Entdeckung als eine ſehr wichtige aufgenommen und eine Kommiſſion von Architekten und Chemikern zur Prüfung derſelben ernannt.

Profeſſor Moſer in Königsberg hat die intereſſante Entdeckung gemacht, daß man zur Herſtellung von Daguerreotypbildern keine Camera obſcura, ja ſogar kein Licht bedarf, ſondern ſie lediglich durch chemiſche Einwirkung des abzubildenden Gegenſtandes auf die polirte Silberplatte darſtellen könne. Eben ſo wenig wie das Sonnenlicht ſoll auch das Jod ein Agens bei dieſem Verfahren ſeyn, das indeſſen durch Queckſilberdämpfe, welche die Erſcheinungen auf der Platte hervortreten machen, zur Vollendung gebracht wird.

Von Seite des königl. preußiſchen Miniſteriums iſt das Geheimniß der Liepmann'ſchen Erfindung des Oelbilderdruckes veröffentlicht und ſomit zum Gemeingut gemacht worden, indem das dabei zu beobachtende Verfahren von dem Erfinder beſchrieben und mit ſechs erläuternden Tafeln verſehen in Berlin erſchienen iſt. Sie beſteht darin, einen Farbenkörper von beliebiger Dicke anzufertigen, der moſaikartig das abzudruckende Bild in ſeiner ganzen Dicke hindurch gleichartig enthält. Mit Oel vermiſcht kann man davon auf Leinwand, Pappe oder Papier ſo viel Abbilder abdrucken, als die Farbenmaſſe zuläßt. Die Methode gewährt den Vortheil, daß die Theile größerer Bilde von verſchiedenen dazu angelernten und geübten Arbeitern zu gleicher Zeit angefertigt werden können, indem dieſe Maſſen alsdann an- und übereinander gelegt ſich dergeſtalt verbinden, daß ſie eben ſo zu einem einzigen Farbenkörper werden, als wären ſie nur von einem gefertigt.

Dr. Lodethal zu Breslau hat die Kunſt erfunden, mittelſt eines Apparates durch eine ſorgfältige Gasmiſchung Seeluft im Zimmer herzuſtellen. Es bedienen ſich der Bäder darin Bruſtkranke und Schwindſüchtige, indem etwa zwölf Perſonen um ein Bad ſitzen, in deſſen Mitte eine Fontaine entſpringt, wodurch die flüchtigen Beſtandtheile des künſtlichen Seewaſſers verdünſten.

Preisaufgaben.

Die fürſtlich Jablonowski'ſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Leipzig hat in ihrer zum Andenken des Stifters gehaltenen Verſammlung folgende Preisfragen ausgeſetzt: Aus der Geſchichte für 1841: „Es werde auseinandergeſetzt, welche deutſche Einrichtungen in demjenigen Theile Pommerns, der im Jahr 1370 der Herrſchaft des deutſchen Ordens unterworfen ward, während der nächſtfolgenden 150 Jahre beſtanden und welche Veränderungen ſie bis

zum Jahre 1772 erlitten haben, nachdem jene Gegend (im Jahre 1466) an Polen gekommen war." Außer diesem hat die Gesellschaft noch folgende außerordentliche Preisfragen ausgeschrieben, für deren genügende Lösung ein doppelter Preis bestimmt wird. „Historisch-statistische Erörterung des Ursprungs, der Eigenthümlichkeiten und Sitten der nichtmagyarischen Stämme, welche in Ungarn wohnen." — Für 1842. „Es ist darzuthun, von welcher Art das Benehmen und Treiben der Jesuiten in Polen von der Regierung Heinrichs von Valois (Anjou) bis zum Jahr 1764 gewesen, und wie Stand und Recht der sogenannten Dissidenten auf ihren Betrieb zu Grunde gerichtet worden ist." — Für 1844: „Geschichte des politischen Verkehrs zwischen der Republik Polen und den Königen von Frankreich bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts, wobei hauptsächlich die Geschichte der polnischen Königswahlen und der Regierung Johann Kasimirs und Johann Sobiesky's in's Auge zu fassen sind." — II. Aus der Physik und Mathematik. Für 1840. „Ob es schon vor Rudolph von Jauer deutsche Cossisten gab, die die Algebra auf eigenthümliche Weise ausbildeten, — eine Frage, bei deren Beantwortung die noch unbenützten Handschriften der nürnberger, wiener, münchner und anderer Bibliotheken zu Rathe zu ziehen seyn möchten. — Für 1843: „Zusammenstellung der wichtigsten analytischen und synthetischen Methoden, welche seit Monge in der Geometrie erfunden worden sind, und Bestimmung der Grenzen ihrer fruchtbaren Anwendung!" — Für 1844. „Mehrere neuere Physiker haben durch Versuche und Erörterungen nicht wenig beigetragen, die Theorie der sogenannten subjektiven Farben ins Licht zu setzen, doch aber die Sache nicht ausgemacht. Daher wird eine neue Reihe von Versuchen und Beweisführungen begehrt, aus welchen eine sichere und einleuchtende Theorie und der vollkommene Zusammenhang jener Erscheinungen hervorgehe." — III. Aus der politischen Oekonomie in Bezug auf Sachsen. Für 1840. „Geschichte der wichtigern Fortschritte der Technik im Gewerbfache unseres Vaterlandes seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts, mit Andeutung ihrer weitern für unsere Industrie wünschenswerthen Entwicklung." — Für 1843. „Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbfleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs Sachsen an den preußisch-deutschen Zollverein nach einer mehr als achtjährigen Erfahrung gehabt?" — Für 1844. „Die agronomische Beschreibung irgend eines natürlich abgegrenzten Landstrichs des Königreichs Sachsen in agronomischer Beziehung auf Getreide-, Obst-, Wein- und Waldbau mit Ausschluß des Bergbaus." — Die Bewerbungsschriften sind in lateinischer, französischer oder deutscher Sprache bis Ende November an den jedesmalige Sekretär der Gesellschaft, für 1842 an den ord. Prof. der Gesch., Wilh. Wachsmuth, einzusenden. Der einfache Preis eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Die phrenologische Gesellschaft in London hat unter Dr. Coombe's Auspicien eine Prämie für die beste Abhandlung über die Frage ausgeschrieben: „Wie Parlamentsmitglieder nach den Grundsätzen ihrer Wissenschaft zu wählen seyen."

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Paris fordert für 1843 sämmtliche Gelehrte auf, sich um den linguistischen Preis zu bewerben, welcher nach den Statuten dem von ihr als das bedeutendste Werk der vergleichenden Philologie zuerkannt wird. Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von 1500 Frs. Werth. Die handschriftlichen und die seit dem 1. Januar 1841 gedruckten Werke, welche sich um den Preis bewerben wollen, müssen bis zum 1. März 1843 eingeschickt werden.

Die Akademie für Wissenschaften, Künste und Ackerbau hat folgende Preisfrage zum öffentlichen Concurs ausgeschrieben: „Rechercher quelle a été l'administration des communes en Provence au moyen âge." Als Einleitung sollen die Bewerber eine Uebersicht von dem Zustande der Gemeinden während der Herrschaft der Römer geben, und als Anhang ihre Verfassung seit ihrer Vereinigung mit Frankreich bis zur Revolution von 1789 schildern. Dabei sollen sie besonders das wahrhaft Liberale in den Rechten, Freiheiten und Immunitäten, so wie das Unabhängige hervorheben, welches sich in der feudalen und oberherrlichen Gewalt kund gibt. — Der Preis eine goldene Medaille von 600 Frs. Werth oder die Summe in Silber wird in zwei Jahren zuerkannt werden. — Die Abhandlungen müssen an das Sekretariat der Akademie bis zum 1. Mai 1843 eingesandt seyn.

Die königliche Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris hat in ihrer allgemeinen Sitzung vom 28. Mai neben mehrern andern Preisfragen, für welche etwa keine oder keine genügende Beantwortung eingegangen war, und die sie wiederholt zum Concurs ausschreibt, für das Jahr 1845 folgende neue Preisfragen gestellt: 1. Déterminer les faits généraux qui règlent les rapports des profits avec les salaires et en expliquer les oscillations respectives. — 2. Faire connaître la formation de l'administration monarchique depuis Philippe-Auguste jusqu'à Louis XIV. inclusivement; marquer ses progrès; montrer ce qu'elle a emprunté au régime féodal, en quoi elle s'en est séparée, comme elle l'a remplacé. — Preis 1500 Frs. — Zeit der Einlieferung: 30 September 1844. Adresse: an das Sekretariat des Instituts.

Die philosophisch-historische Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat zur Preisfrage „eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung der philosophischen Systeme der Inder" gestellt.

Die medizinische Gesellschaft in Athen hat folgende Preisaufgaben ausgeschrieben: 1. „Ueber den in Griechenland des Sommers herrschenden Durchfall der Säuglinge; nämlich eine genaue wissenschaftliche Beschreibung der Erscheinungen der krankhaften Gewebsveränderungen, der unmittelbaren und mittelbaren Ursachen, des Wesens, des Verlaufes, der Behandlung und der Verhütung derselben.“ 2. „Welche sind in Griechenland die vorzüglicheren Ursachen der Erweichung der Lungenknoten? Beschleunigen Wechselfieber die Erweichung derselben? Schließen die Orte, wo Wechselfieber einheimisch sind, die Erzeugung der Lungenknoten aus? Welche Orte Griechenlands sind die geeignetsten zum Aufenthalte der an Lungenknoten Leidenden? Hauptsächlich aber, welche Vorzüge haben jene Orte im Vergleich zu denen, die in diesen Beziehungen im übrigen Europa berühmt sind? Worin übertrifft im Allgemeinen das Klima Griechenlands die Klimate der andern europäischen Länder in Betreff der Erzeugung und Thoraxie der Lungenknoten?“ — Preis: eine goldene Medaille im Werth von 200 Drachmen, Ernennung zum Ehrenmitglied der Gesellschaft und der Ertrag der auf Staatskosten gedruckten Abhandlung. — Die Preisschriften müssen in alt- oder neuhellenischer, oder lateinischer Sprache geschrieben und portofrei an das königl. griechische Konsulat in Triest oder Marseille eingeschickt werden. Termin für die erste Frage 31. Dezember 1842 (12. Januar 1843); für die zweite: 31. Dezember 1843 (12. Januar 1844).

Schweiz.

Bei dem am 6. Juli gefeierten Missionsfest in Basel gab Herr Inspektor Hoffmann einen Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft. Seit dem Jahre 1816 hat die Anstalt 175 Zöglinge ausgesendet, von denen noch 121 in Thätigkeit sind. Von dem Missionsfelde der baseler Gesellschaft ist das am Kaukasus seit 1835 durch einen kaiserlich russischen Ukas geschlossen, in Westafrika thürmt das ungesunde, oft tödtliche Klima bedeutende Hindernisse den Arbeiten der Missionäre entgegen, nur in Ostindien sieht die Gesellschaft aufmunternde Früchte ihrer Bemühungen. Seit sieben Jahren sind in diesen Ländern sieben eigne Stationen von der Gesellschaft errichtet worden, in welchen 18 Missionäre und 9 eingeborne Katecheten arbeiten; die neuen Gemeinden zählen bereits 311 Mitglieder, und in den verschiedenen von der Mission gegründeten und geleiteten Erziehungsanstalten befinden sich 14 Katechumenen, 98 Zöglinge, in den Schulen aber genießen 940 Kinder Unterricht.

Belgien.

Universität. Die Zahl der Studirenden auf der Universität Löwen belief sich im Jahre 1840 auf 644; das Lehrerpersonal bestand aus 7 Professoren der Theologie (3 ordentliche und 4 außerordentliche), 10 Professoren der Jurisprudenz (5 ordentliche und 5 außerordentliche) 16 Professoren der Medizin (5 ordentliche, 4 außerordentliche, 1 Professor agrégé), 9 Professoren der Faculté de Philosophie et Lettres (7 ordentliche, 2 außerordentliche); 6 Professoren der Faculté des Sciences (4 ordentliche, 2 außerordentliche); im Ganzen 48.

Das von den Kammern bereits genehmigte Gesetz über den Primärunterricht enthält im Wesentlichen folgende Bestimmungen: „Jede Gemeinde muß mindestens eine Primärschule haben; doch steht es 1) zwei Gemeinden frei, sich über eine gemeinschaftliche Schule zu verständigen; 2) eine Gemeinde kann von der Verpflichtung, eine Schule zu errichten, befreit werden, wenn durch Privatanstalten hinlänglich für den Primärunterricht gesorgt ist; 3) eine Gemeinde kann ermächtigt werden, eine oder mehrere Privatschulen in ihre Lokalität aufzunehmen, um statt der Gemeindeschule zu dienen. Die Kinder der Armen erhalten den Unterricht umsonst; wollen jedoch die Eltern, daß ihre Kinder die Kommunalschule nicht besuchen, so können sie sich das Schulgeld auszahlen lassen und ihre Kinder in eine beliebige Schule schicken. Die Leitung des Unterrichts in der Religion und Moral wird den Geistlichen übertragen, und sie, so wie die Abgeordneten, ihre Vorgesetzten, haben das Recht, zu jeder Zeit die Schule zu inspiziren. Die in den Schulen einzuführenden Bücher werden in Hinsicht auf Religion und Moral der Genehmigung der Diöces unterworfen.

Literatur. Bei Hebbelonck in Gent erscheint unter dem Namen „Nederduitsche Leesbibliotheek“ eine Sammlung Romane, theils Originalien, theils Uebersetzungen, die sich durch die wohlgetroffene Auswahl auszeichnet, und von welcher bis im Mai der fünfte Theil erschienen ist. Jeder Jahrgang wird aus 20 Bändchen in 12. zu circa 160 Seiten bestehen. Unter den für die erste Serie gewählten Romanen finden sich von Lennep's „Rose von Dekama“ und „der Pflegesohn“, ferner „Drie Verhalen“ von Fräulein Toussaint, „Twein van Aelst“ von Wemmaert, der „Atheist“ von J. de Vries u. A.

Trotz dem was man vom Gegentheil hört, gewinnt die flämische Sprache immer mehr Freunde in Belgien. Fast jede Woche erscheinen flämische Bücher und bereits kommen schon gegen 40 flämische Zeitschriften heraus.

Schweden.

Kirche. Am 24. Juli wurde in Stockholm die neue Admiralitätskirche, welche statt der vor 20 Jahren abgebrannten alten hölzernen Kirche aus Stein gebaut worden ist, feierlich eingeweiht und Karl Johanns Kirche genannt.

Vereine. Bei dem Verein der nordischen Naturforscher, welcher sich am 13. Juli in Stockholm versammelte und von 441 Mitgliedern besucht wurde, sind 84 Dänen, 17 Norwegen, 5 Deutsche, 9 Finnländer, 3 Russen, 2 Engländer und 1 Franzose, nebst 300 Schweden gegenwärtig gewesen. Freiherr Berzelius war zum ständigen Vorsitzer der Gesellschaft ernannt worden.

Industrie. Vor kurzem hat man bei der Entzündung eines mit Steinkohlen angefüllten Kellers in Stockholm mit Glück eine löschende Gasart (gaz oxygène) zur Dämpfung des Feuers angewandt. Nachdem man mit Vorsicht eine Oeffnung in die Mauern gemacht, die schon so heiß waren, daß man sie mit den Händen nicht berühren konnte, und das Gas hineingeleitet hatte, nahm die Hitze allmählich ab und das Feuer wurde gedämpft.

England.

Schulen. Im Jahre 1836 gab es in Schottland gegen 4600 Schulen, von denen 3000 nicht vom Staate oder den einzelnen Gemeinden unterhalten werden, nebst 600 Sonntagsschulen, die meistentheils den Dissenters angehören sollen. In den 916 Kirchspielen, welche dieses Land zählt, befanden sich 1168 Schulen, von denen 146 ihre besondere Stiftungsfonds haben. Die Pfarrer oder die Erben der Stifter haben das Recht zu bestimmen, was in jeder Schule gelehrt werden soll. Daher findet man in manchen Flecken und den größern Städten Schulen, wo blos die alten Sprachen, andere, wo allein das Französische gelehrt wird. Die meisten Lehrer haben eine akademische Bildung genossen; in den drei nordischen Grafschaften Aberdeen, Banff und Moray befanden sich im Jahre 1835 laut eines amtlichen Berichts von 137 Lehrern nur 20, welche nicht studirt hatten.

Aus diesen Ursachen ist es begreiflich, daß in manchen Theilen des Landes die Bildung des Volkes noch sehr weit zurück ist. Ein Komité der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums (Society for Propagating Christian Knowledge fand im Jahre 1824 in den nordwestlichen Theilen Schottlands nicht weniger als 10,500 Kinder unter dem Alter von 15 Jahren, welche keine Erziehung erhielten, und Dr. Gordon versicherte noch im Jahre 1840 derselben Gesellschaft, daß 90,000 Personen in Schottland nicht lesen könnten, von denen ein großer Theil in Glasgow und Edinburg wohne.

Die größte Gewerbschule besteht wohl in Liverpool. Das zu diesem Zwecke errichtete Gebäude kostet 15,000 Pf. St. und faßt 3300 Schüler, von denen 850 in drei Tagesschulen und 600 in 15 bis 16 Abendklassen unterrichtet werden. Es sind 50 Lehrer mit einem Gehalte von 5000 Pfd. St. angestellt. Die Bibliothek enthält 9000 Bände; 1600 Personen lesen darin und täglich werden gegen 200 Bücher ausgegeben. Die öffentlichen Vorlesungen finden wöchentlich zwei mal statt und werden von 600 bis 1200 Zuhörern besucht. In den Abendschulen wird Unterricht in der englischen Sprache, im Schreiben, Rechnen, der Mathematik, Mechanik, Schiffahrtskunde, Astronomie, Botanik, Schiffsbaukunst, mechanischen, Landschafts-, Architektur- und Ornamentenzeichnen, sowie auch im Malen, Modelliren und der praktischen Perspektive ertheilt. Extraklassen geben Unterricht in der Chemie, Naturkunde, französischen und deutschen Sprache, den klassischen Sprachen, im Gesang ꝛc.

Kirche. Nicht allein in London bauen die Katholiken eine große Kathedrale, sondern auch in der Stadt York soll dem berühmten Münster ein prächtiger katholischer Dom gegenüber gestellt werden, und zwar an der Stelle eines ehemaligen Klosters. Zu dem sofort zu beginnenden Bau sind bereits 30,000 Pfd. St. unterzeichnet.

Literatur. Galls und Spurzheims Schädellehre, welche in ihrem Vaterlande Deutschland kaum mehr erwähnt wird, erfreut sich in England eines großen Beifalls. In einem vor kurzem erschienenen phrenologischen Werke des Dr. Coombe wird allen Ernstes gerathen, bei der Wahl der Dienstboten und Untergebenen vor allem eine Schädelprobe vorzunehmen, so wie der Verfasser auch den Eingebornen Neuhollands und den Indianern Nordamerikas wegen ihrer Schädelbildung alle Befähigung zur Erkenntniß der Wahrheiten der christlichen Religion und zu höherer Geistesbildung überhaupt abspricht.

Auch in England wie in Deutschland hat bisher die dramatische Literatur in einer Art Starrkrampf gelegen, trat sich aber in der neuesten Zeit wieder mehr als früher und die sich diesem Zweig künstlerischer Thätigkeit widmenden Dichter suchen, wie bei uns, die Hindernisse zu besiegen, welche einem freiern Aufblühen der dramatischen Poesie von Seiten der Bühnendirektionen entgegengesetzt werden. Am 24. Mai übergab Lord Mahon eine von 46 Dichtern

unterſchriebene kurze Petition dem Unterhauſe, worin ſie die Aufmerkſamkeit deſſelben auf die ſich widerſprechenden Geſetze lenken, nach denen in dem einen Theater Londons verboten iſt, was auf dem andern erlaubt wird.

Die Freunde der ſhakſpearſchen Muſe in England und die Bewunderer des Schauſpielers Macready, Directors des Coventgarden- und Drurylane-Theaters, haben ihm in Anerkennung ſeiner Verdienſte, die er ſich um die Wiederherſtellung des nationalen Dramas und des Urtextes von Shakſpeare erworben hat, ein ſilbernes Standbild von 13 Zoll Höhe dieſes erſten aller dramatiſchen Dichter übergeben, auf deſſen Fußgeſtell er ſelbſt dargeſtellt iſt, wie er unter dem Beiſtand der Muſen Thalia und Melpomene den Text Shakſpeare's in ſeiner urſprünglichen Reinheit wiederherſtellt; während auf der Rückſeite Apollo mit zahlreichen Dienern den Dichter feiert.

Die geographiſche Geſellſchaft in London hat im Laufe dieſes Jahres ihre Sammlungen durch Geſchenke und Ankauf um 300 Bände und 548 Karten vermehrt; unter den letztern befinden ſich 292 Blätter der großen Karte von Bayern, welche der König dieſes Landes der Geſellſchaft überſandt hat.

Die von Lord Clarendon geſtiftete Leſebibliothek in London gedeiht ſichtbar. Bereits umfaßt ſie 13000 Bände und das Verzeichniß der beitretenden Mitglieder wächst täglich.

Vereine. Nach öffentlichen Berichten hat die öffentliche Theilnahme an der Verſammlung der britiſchen Naturforſcher ſehr abgenommen; die Times erklären ſich ſogar entſchieden gegen dieſes Inſtitut, von dem ſie behaupten, daß es ſtatt für die Wiſſenſchaft etwas zu leiſten, nur Schauſtellungen von Diner's und Feſtreden liefere, wobei ſich der Pedant, der die geläufigſte Zunge habe, am wichtigſten mache. Die Verſammlung denkt freilich anders und hat die Abſicht, ſich zu einem wiſſenſchaftlichen Generalcongreß zu conſtituiren, und ihren Sitz dauernd in London zu nehmen. Zu dieſem Ende wurden bei der heurigen Verſammlung mehrere wiſſenſchaftliche Körperſchaften des Kontinents eingeladen, Abgeordnete zu der Verſammlung zu ernennen; und der bekannte Chemiker Faraday trat als Delegat der Akademie von Modena auf. Die Lokalſubſcription von Mancheſter betrug dießmal nicht weniger als 2730 Pf. St.

Am 2. Juli trat in der Freimaurertaverne unter dem Vorſitz des bekannten Buchhändlers Longmann ein Verein von Schriftſtellern, Buchhändlern und ſonſt bei dem „Gewerb Betheiligten zuſammen, um „das enorme und fortwährend in der Zunahme begriffene Uebel des ausländiſchen Nachdrucks (foreign piracy) engliſcher Bücher in Erwägung zu ziehen und irgend ein Heilmittel dagegen aufzufinden.“ Hauptredner war der bekannte Novelliſt James. Die Verſammlung beſchloß eine Eingabe an das Handelsminiſterium, worin dieſes gebeten werden ſoll, mit den Regierungen von Amerika, Deutſchland und Frankreich Unterhandlungen zur Feſtſtellung eines internationalen Verlagsrechts einzuleiten.

Unter dem Vorſitz des Lord Francis Egerton hat ſich in London ein wiſſenſchaftlicher Verein (the Aelfric Society) gebildet, der ſich die Beleuchtung der angelſächſiſchen und älteſten engliſchen Geſchichte zur Aufgabe geſtellt hat. Eine Reihe dahin einſchlagender Schriften (zuerſt die Werke, welche dem gelehrten Kirchenfürſten Aelfric oder Alfrich zugeſchrieben werden, nach dem ſich die Geſellſchaft auch benennt) ſollen auf Koſten der Geſellſchaft dem Druck übergeben werden. Den Werken Aelfrics werden ſich die Biographien der angelſächſiſchen Heiligen, die angelſächſiſche Chronik, die Werke König Alfreds ꝛc. anſchließen.

In Großbritannien beſtehen gegenwärtig 2228 Geſellſchaften zur Verbreitung der heiligen Schriften, von denen die in der übrigen Welt beſtehenden als Töchtervereine angeſehen werden können. Irland beſitzt 550, der europäiſche Continent 1400, Aſien 83, Afrika 16, Amerika 2400, Auſtralien 17, Weſtindien 226, von denen 69 von freien Negern geleitet werden.

Stiftungen. Ein Buchhändler William Falkous in Gateshead hat eine Summe von 7410 Pfd. St. durch letztwillige Verfügung in einzelnen Legaten von 10 zu 200 Pfd. an 101 Handwerker und Handelsleute hinterlaſſen als Belohnung „für ihren Fleiß und ihre Rechtlichkeit, obgleich ſie mit Unglücksfällen zu kämpfen hatten.“ Einem Krämer vermachte er 50 Pfd. als Zeichen ſeiner Achtung, daß er ſeinen Laden am Sonntag nicht öffnete, wie ſein Vorgänger gethan.

Frankreich.

Akademie. Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften hat den Profeſſor Liebig in Gießen zum Korreſpondenten in der chemiſchen Sektion ernannt.

Die geographiſche Geſellſchaft hat unter dem Vorſitze des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, Herrn Villemain, dem berühmten Reiſenden M. Schomburgk für ſeine Entdeckungen in Guinea einen der drei, jährlich für die wichtigſten Entdeckungen ausgeſetzten Preiſe zuerkannt, die beyden andern erhielten Herr Simpſon, Befehlshaber der engliſchen Expedition

zur Erforschung der nördlichen Küsten Amerikas und Herr d'Abbadie, der bekannte Reisende in Abyssinien.

In ihrer Sitzung vom 20. Juni machte die französische Academie die Namen derjenigen Schriftsteller bekannt, welchen sie bei Beantwortung ihrer Preisfragen die Palme zuerkannte. Den Preis für die Lobrede auf Pascal erhielt Herr Demoulin, Mad. Melanie Double-Collin wurde ehrenvoll erwähnt; Herr Poujoulat erhielt einen Preis von 4000 Frs. für seine Geschichte von Jerusalem, Fräulein de Lajollais 3000 Frs. für ihre Schrift „Education pratique des femmes", eine Medaille von 2500 Frs. Herr Pauthier für sein Werk „die heiligen Bücher des Orients", den Preis von 3000 Frs. Herr Pulbusque wegen seiner wissenschaftlichen Forschungen über den Einfluß der spanischen auf die französische Literatur des 17. Jahrhunderts. Im Fache der Uebersetzungen vorzüglicher Werke des Auslands erhielt Herr Bouchitté eine Medaille von 2000 Frs. für die Uebersetzung des spiritualistischen Meneclegium und Preslegium des H. Anselm von Canterbury; die Baronin von Carlowitz eine Medaille für ihre Uebersetzung des dreißigjährigen Krieges von Schiller; eine ähnliche Medaille Herr Henri Martin für eine Uebersetzung des Timäus von Platon, so wie Hr. Alexis Pierron für eine Uebersetzung des Aeschylus.

Literatur. Durch Beschluß des Kriegsministeriums vom 22. Mai ist eine Kommission in Paris niedergesetzt worden, welche sich mit Redaktion einer Grammatik und eines Wörterbuchs der Berber- und Kabylensprache beschäftigen soll. Zum Präsidenten ist Herr Amadée Jaubert ernannt und zur Mitwirkung der Iman der Moschee zu Bugia Sidi Ahmed Ben el Hadschi Ali nach Paris berufen worden.

Der diesjährige wissenschaftliche Kongreß von Frankreich wird am 28. September in Straßburg stattfinden und sich ganz angemessen an die Versammlung der Naturforscher und Aerzte anschließen, welche in Mainz stattfinden wird. Die Dauer der Sitzungen ist 8—14 Tage. Alle Diskussion über Politik und Religion ist untersagt, doch können die Vorträge auch in einer andern als französischen Sprache gehalten werden. Bis jetzt sind etwa 670 Mitglieder dem Verein beigetreten.

Unter den neuesten Reisewerken nimmt das in vier Bänden in Paris unter dem Titel „La Turquie d'Europe" erschienene Werk Ami Boué's eine bedeutende Stelle ein. Herr Boué, der nirgend positive Angaben über die physische Geographie und über die Naturgeschichte von dem europäischen Theile der Türkei vorfand, nahm sich vor, diese Lücke auszufüllen. Er lernte Griechisch, Türkisch und Slavisch und trat so ausgerüstet 1836 seine Reise in Gesellschaft von einigen Deutschen und Franzosen an. Das abgedruckte Werk enthält die Bemerkungen, welche er während seines vierjährigen Aufenthalts in der europäischen Türkei machte.

Für Dilettanten der Geschichte der Philosophie rühmen kritische Blätter L. Secretans Schrift „La Philosophie de Leibnitz (Lausanne 1840)". Sie soll eine klare und scharfsinnige Darstellung der Philosophie des deutschen Philosophen enthalten.

Labitte's Schrift „De la démocratie chez les prédicateurs de la ligue. Paris 1841." ist ein Werk voll historischen Interesse's. Der Verfasser liefert die Geschichte der Kanzelberedtsamkeit zur Zeit der Ligue und zeigt, daß die Kanzelredner weit kräftiger zur Aufregung des Volkes, zum Mord und zur Vernichtung der Ketzer, und unter diesen besonders auch der Könige und Fürsten, die sie für nicht rechtgläubig genug hielten, als irgend Jemand anders wirkten.

Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, précédé d'une histoire générale de la tragédie grecque par Mr. Patin, professeur de poésie latine à la faculté des lettres à Paris. Der Verfasser wiederholt nicht allein die Bemerkungen der alten und neuern Commentatoren, auch seine eignen Ansichten verleihen seinen Untersuchungen einen hohen Werth.

Durch die Aufführung der Antigone in Berlin ist auch in Frankreich das Interesse an dieser Tragödie von neuem rege geworden und als Folge davon ist eine neue Uebersetzung von Prof. Boyer in Paris erschienen, welche von französischen Kritikern als sehr gelungen gerühmt wird.

Von der Bibliothèque de l'école des chartes ist der 2. Band 4. Lieferung erschienen. Sie enthält zwei Interessante Artikel. 1) Thomas Basin, sa vie et ses écrits, in welchem Quicherat zu beweisen sucht, daß die Geschichte Karl VII. und Louis XI., die man bisher dem lüttichschen Priester Amelgard zuschrieb, dem genannten Bischof von Lisieux gehört; 2) Recherches sur l'histoire de la corporation des ménétriers ou joueurs d'instruments de la ville de Paris von M. E. Bernhard.

In dem Essai sur la philosophie orientale, Vorlesungen, welche Herr Chaâma in der Faculté des lettres zu Caen gehalten hat, unternimmt der Verfasser die philosophischen Systeme Indiens, Chinas, Aegyptens und Persiens, unterstützt durch die philosophischen Arbeiten der Neuzeit.

Der bekannte Reisende d'Abbadie der Aeltere hat sein Wörterbuch der Hamtänga- oder Agam-Sprache bereits auf 1600 Wörter gebracht; hundert davon sind Ausdrücken in der lateinischen, französischen, englischen und baskischen Sprache analog. Er hofft, daß die

Hamitsangsprache ſich am Ende nach ſeiner Vorausſetzung als eine Mittelſprache zwiſchen den ſamitiſchen und indiſch-germaniſchen Sprachfamilien herausſtellen werde.

Vereine. In Chalons ſur Marne hat ſich eine Centralkommiſſion für die Alterthumskunde und die hiſtoriſchen Monumente des Departements der Marne gebildet, die ſich beſonders mit der Geſchichte und Beſchreibung der prachtvollen kirchlichen und nicht kirchlichen Gebäude, welche darauf Anſpruch haben, unter den hiſtoriſchen Denkmälern einen Platz einzunehmen, beſchäftigen wird. Die Kommiſſion beſteht aus 40 Mitgliedern unter dem Vorſitz des Präfekten, Herrn Bourlan de Sarthe.

Denkmale. Zu Manzé im Departement des Deux-Sevres, dem Geburtsorte Caillé's, des Entdeckers von Timbuctu, iſt dieſem Reiſenden durch Beiträge ſeiner Mitbürger ein Denkmal errichtet worden.

Portugal.

Die Sociedade das Sciencias Medicas in Liſſabon hat den Geheimen Medizinalrath Burdach in Königsberg zum Ehrenmitglied erſter Klaſſe ernannt.

Spanien.

Oeffentliche Blätter geben folgende Ueberſicht über die Frequenz der ſpaniſchen Univerſitäten, Barcelona zählt 618, Cervera 130, Huesca 278, Madrid 677, Onate 147, Oviedo 294, Salamanca 587, Santiago 1190, Sevilla 1900, Toledo 903, Valencia 2707, Valladolid 1103, Vittoria 63, Saragoſſa 770 Studirende. Außer dieſen Univerſitäten gibt es noch viele zahlreich beſuchte mediziniſche und pharmazeutiſche Inſtitute.

Italien.

Kunſt. Bereits ſeit mehreren Jahren beſteht in Florenz eine Geſellſchaft, welche den patriotiſchen Zweck hat, in den bisher leer geſtandenen Nischen, die ſich in dem Säulengange unter dem Palazzo degli Uffizi und auf dem durch dieſelben eingeſchloſſenen Platz befinden, die Statuen berühmter Männer Toskanas, welche ſich im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte ausgezeichnet haben, aufzuſtellen. In jüngſter Zeit ſind die vier erſten bis jetzt im Auftrag und auf Koſten dieſer Geſellſchaft in Marmor ausgeführten Statuen aufgeſtellt worden. Es ſind die Standbilder von Dante von Profeſſor Demi, Michelangelo Buonarotti von Profeſſor Santarelli, Leonardo da Vinci von Profeſſor Pampaloni und Lorenzo il Magnifico von Profeſſor Grazzini, ſämmtlich bedeutend über Lebensgröße. Im Ganzen wird ſich die Zahl der auszuführenden Statuen, mit denen die Geſellſchaft der Stadt ein Geſchenk macht, auf 28 belaufen.

Der Hofrath Campana in Rom, einer der eifrigſten, kundigſten und glücklichſten Sammler der Reſte römiſcher Größe und altitaliſcher Vorzeit, wie ein Korreſpondent der Allgemeinen Zeitung ſagt, hat die Herausgabe ſeiner auserleſenen reichen Sammlung von Werken aus gebrannter Erde begonnen, zwei Hefte, jedes aus 6 ſchön gearbeiteten Steintafeln und kurzem gedrucktem Texte beſtehend, ſind bereits erſchienen und laſſen ein Werk erwarten, das ſich den beſten antiquariſchen Werken Frankreichs und Englands an die Seite ſtellen kann.

Literatur. Ranieri, der bekannte Freund Leopardi's, hat in der letzten Zeit zwei treffliche Bücher geſchrieben: Frate Rocco ovvero piccoli frammenti morali und Della storia d'Italia dal quinto al nono secolo. In dem erſten Werke iſt eine geſunde, zartgefühlte Moral auf die verkehrten und thieriſchen Gebräuche des neapolitaniſchen Volkes angewandt, in dem zweiten die Geſchichte philoſophiſch und pragmatiſch dargeſtellt. Der Einfluß der deutſchen Philoſophie läßt ſich bei dem Verfaſſer nicht verkennen.

Eine ſeltſame Erſcheinung dürfen wir nicht unbemerkt laſſen. Dr. Filippo da Scolari in Treviſo hat des jüngern Ampère „Reiſe in Dante's Fußſtapfen“ nach der deutſchen Ueberſetzung Theodor Hells ins Italieniſche übertragen, und zwar ſo, daß man ſieht, der italieniſche Ueberſetzer hält die deutſche Ueberſetzung für ein Originalwerk, obgleich der wahre Verfaſſer auf dem Titel angegeben iſt.

Induſtrie. Eine Geſellſchaft Aktionärs unter dem Vorſitz des Florentiners A. Peruzzi hat in Rom eine Normalſchule für Seidenweberei gegründet, wo an 25 Webſtühlen 50 dürftige Mädchen von 10—20 Jahren unter der Aufſicht und Leitung von ſieben Lehrerinnen arbeiten.

Polen.

Schulen. Das Königreich Polen zählte im vergangenen Jahre 37 höhere öffentliche Lehranſtalten, 916 Elementarſchulen und 69 ſpeziell für den Handwerkerſtand berechnete

Unterrichtsanſtalten; außerdem 58 höhere Privatinſtitute, von denen 5 für Knaben, 147 Privatſchulen. Im Ganzen betrug die Zahl dieſer Anſtalten 1827, in denen 64,850 Zöglinge gebildet wurden.

Seit einigen Jahren beſteht in Warſchau für die Ausbildung der höhern katholiſchen Geiſtlichkeit eine geiſtliche Akademie, die 12 Profeſſoren und 40 Studirende zählt. Die zwölf Eparchialſeminarien zählen 74 Lehrer und 313 Zöglinge. Letztere ſind, ſobald ſie ihren Kurſus beendigt haben, zur Stadt- und Landgeiſtlichkeit beſtimmt.

Kirche. In Bezug auf die religiöſen Konfeſſionen iſt im Königreich die römiſch-katholiſche zur Zeit noch die herrſchende und zahlreichſte. Im Jahre 1840 zählte man in ſeinem Umfange 2996 Welt- und 1769 Kloſtergeiſtliche, 1873 Kirchen und Bethäuſer, 150 Mönch- und 98 Frauenklöſter.

Die ruſſiſch-griechiſche Konfeſſion hat ſich in den letzten Jahren in Polen ſehr vermehrt. Sie beſitzt jetzt in Warſchau eine eigne Kathedrale, außerdem elf Pfarrkirchen an andern Orten, ein ſeit Alters her beſtehendes griechiſches Kloſter in Jablecſchna; im Ganzen 265 Kirchen. Griechiſch unirte Geiſtliche beſaß Polen im Jahre 1840 mit den in vier Klöſtern befindlichen Mönchen 367.

Die Lutheraner bilden 51, die Reformirten 19 Pfarrgemeinden. Die Engländer beſitzen in Warſchau ein eigenes Bethaus.

Nach dem vom Fürſten Statthalter veröffentlichten Budget betragen die Unterhaltungskoſten der Kulte ſämmtlicher Konfeſſionen im Königreich im vorigen Jahre 7,533,319 Gulden.

Von der 4,488,546 Individuen betragenden Bevölkerung gehören 3,501,494 dem katholiſchen, 7000 dem griechiſch-ruſſiſchen, 227,767 dem griechiſch-unirten, 221,391 den proteſtantiſchen und andern chriſtlichen Bekenntniſſen, 468,930 dem moſaiſchen und 564 dem muhamedaniſchen Glauben an.

Literatur. Wiśnewſky hat den dritten Theil der Geſchichte der polniſchen Literatur, die das 15 Jahrhundert beſpricht, erſcheinen laſſen; er wird von manchen, namentlich böhmiſchen Kritikern getadelt, daß er den Zuſtand der geſammten damaligen Welt zu viel, und den Einfluß, welchen Böhmen zu jener Zeit auf Polen übte, zu wenig berückſichtigt habe.

Wojcicki ſetzt ſeine „häuslichen Umriſſe", Bilder aus dem Familienleben Polens, fort. Kraszewski hat einen neuen hiſtoriſchen Roman aus den Zeiten Siegmund III. erſcheinen laſſen. — Ein neuer Novelliſt, Kaſimir Wojnicki, wird in öffentlichen Blättern genannt; er hat ein Sittengemälde in zwei Bänden herausgegeben, das viel Anſprechendes haben ſoll.

Illyrien.

In Agram ſchreitet die literariſche Thätigkeit ununterbrochen fort. Dr. Ozarewic redigirt die illiriſche Zeitung, Babukic die Danica und beſorgt die Herausgabe dramatiſcher Werke. Beide Gelehrte haben ſich zur Herausgabe eines deutſch-illiriſchen Wörterbuchs vereinigt, das bereits im Druck erſchienen iſt. Vraz, der von ſeinen Reiſen in den ſlawiſchen Ländern zurückgekommen iſt, bereitet die Herausgabe neuer Originalgedichte, ſo wie die des 2. Bandes ſeiner ſlawiſchen Lieder vor. Auch Rakovac giebt Nationallieder heraus. Dr. Demeter überſetzt die Sheridan'ſchen Luſtſpiele. Kukuljevic-Sakcinski ſchreibt ein neues Drama „Mamuka"; Vukotinovic das Drama Gesita.

Als ausgezeichneter Liederkompoſiteur wird Padovic genannt.

Rußland.

Literatur. Die k. k. ruſſiſche phyſikaliſch-mediziniſche Geſellſchaft an der Univerſität Moskau hat dem k. bayeriſchen Profeſſor der Chemie in München Dr. Kajetan Kaiſer das Diplom als Mitglied der Geſellſchaft zugeſandt.

Se. Maj. der Kaiſer hat für eine von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg vorgeſchlagene Expedition zur Erforſchung des nördlichen Sibiriens, namentlich der Strecke von Turuchanſk und dem arktiſchen Ocean, 13,000 Rubel aus dem Staatsſchatze angewieſen.

Die Urtheile über den Werth der neueſten ruſſiſchen Literatur wird von verſchiedenen Kritikern, ſelbſt ruſſiſchen, ſehr verſchieden angegeben. Manche ſprechen ein entſchiedenes Verdammungsurtheil aus und behaupten, daß im Jahre 1841 unter den 400 Werken, welche erſchienen, kein einziges ſey, welches genannt zu werden verdiene, während Andere lobend hervorheben, daß der Geſchmack der Nation ſowohl als der Schriftſteller ſelbſt ſich ſichtbar läutere, indem man ſich vorzugsweiſe zu hiſtoriſchen Unterſuchungen hinneige und das Publikum dieſe Schriften beſonders gern leſe. Wir glauben, daß beide Theile nicht ganz recht haben. Die Erſten vergeſſen, daß die ruſſiſche Nation, ihre Schriftſteller mit inbegriffen, immer noch den erſten Bildungsprozeß nicht überſtanden hat, daher ihre geringe Originalität, ihre Nachahmung ausländiſcher Formen, ihr Aufnehmen fremder Gedanken; die Zweiten

bedenken nicht, daß wir beim Ueberblick der jüngsten ruſſiſchen Literatur noch eben ſo viel Romane und Poeſie finden als früher, wenn nicht noch mehr.

Zu der letzten Klaſſe gehört ſchon ſeiner Stellung nach der Miniſter des Volksunterrichts, der in ſeinem Jahresbericht über die im Kaiſerſtaat und im Königreich Polen verbreitete in- und ausländiſche Literatur eine ſehr befriedigende Darſtellung des geiſtigen Zuſtandes des Landes entwirft.

Die Geſammtzahl der im Jahre 1841 erſchienenen Originalwerke belief ſich nach ihm auf 717, die der Ueberſetzungen auf 54. Mit jedem Jahre, ſagt er, werde die Hinneigung der ruſſiſchen Nation zur geiſtigen Selbſtthätigkeit ſichtbarer, die Liebe für rationelle Wiſſenſchaften nehme zu und mit ihr das Studium einſchlagender Werke, während auf der andern Seite die Leidenſchaft für die Lektüre der leichten Gattung, beſonders des Romans, im Abnehmen begriffen ſei. Romane in Originalien und Ueberſetzungen erſchienen immer ſeltener, dagegen ſeien im vorigen Jahre die Zahl der philologiſchen, geſchichtlichen, moraliſchen und encyclopädiſchen Werke bedeutender.

Aber die periodiſche Preſſe unterdrückt und beſchränkt Herr von Uwarow, ſo viel er kann, und in Folge deſſen erſcheinen eine Menge Werke in unbeſtimmt fortgeſetzten Lieferungen in faſt allen Fächern der Literatur. Die Einfuhr fremder Werke wird beſchränkt; ſie war im vergangenen Jahre um 60,000 geringer als in den beiden vorangegangenen Jahren (ſie betrug 54,000 Bände).

Eingeführt wurden 996,935 Gemälde, Kupferſtiche, Muſikalien, Atlaſſe, Karten, Pläne u. dergl.

Von unbekannt geweſenen Werken des Auslands wurden 1230 vom Cenſurcomité geleſen, 90 verboten, 110 zwar erlaubt, aber mit ausgeſchnittenen Stellen.

Im Königreich Polen hatte die Cenſurkommiſſion 206 im Lande verfaßte Handſchriften durchgeſehen, 196 zum Druck erlaubt, 39 den Druck unterſagt. Es erſchienen 28 periodiſche Schriften und Flugblätter, 6 politiſchen, 22 wiſſenſchaftlichen und literariſchen Inhalts. Aus dem Auslande wurden 88,667 Bände und 123 periodiſche Schriften eingeführt, darunter 24 politiſche und 99 andere Flugblätter.

Wir ſprachen oben von Nachahmungen, denen die ruſſiſchen Schriftſteller und Buchhändler ſich hingeben; zu ihnen gehört: „Die Ruſſen nach dem Leben gezeichnet", eine Reihe von Skizzen, mit beſonders ſchönen größern und kleinern Illuſtrationen und Vignetten; ferner „Federzeichnungen ruſſiſcher Sitten," ebenfalls mit Holzſchnitten, die einen noch höhern Werth als jene haben; zudem gewähren die Mittheilungen von Bulgarien ein größeres Intereſſe.

Bulgarien gibt, in Nachahmung von Karrs Wespen, „Mücken" heraus, in denen er eine ſehr ſcharfe ſatiriſche Geißel ſchwingt.

„Finnland und die Finnen" enthält manche intereſſante Notizen über dieſes merkwürdige Land und Volk.

Auch ältere vergeſſene Schriftſteller werden wieder ins Leben gerufen, z. B. die Werke des 1824 verſtorbenen Narbinow, welcher als zarter Liederdichter und witziger Satyriker mit Recht wieder in das Gedächtniß der Gegenwart gerufen wird, die ihn ſo ſehr vergeſſen hatte, daß man ſeinen Namen ſelbſt in Gretſchs und ſeines Epitomators Otto's Literaturgeſchichte vergeblich ſuchte.

Die ruſſiſchen Kritiker feiern beſonders eine Dame, die unter dem Namen Zenaida R. mehrere Romane herausgegeben hat, und zogen kein Bedenken, ſie noch über die berühmte Georges Sand zu ſtellen. Ihr wahrer Name iſt Helena Andrieſewnaben, ihr beliebteſter Roman Theophania Abbiegaio. Ueber Walter Scott wird Kukolnik geſtellt, der einen Roman, Evelina de Vallerol, geſchrieben hat.

Unter dem Namen von Diem macht ein neuer ruſſiſcher Schriftſteller großes Aufſehen, von dem ein Roman und zwei Novellen allgemeine Anerkennung fanden. Es hat ſich jetzt herausgeſtellt, daß die Schriften von einer Dame verfaßt ſind.

Griechenland.

Schule. Die von Hauptmann von Zentner geſtiftete polytechniſche Schule in Athen blüht immer ſchöner auf. Um tüchtige Arbeiter zu erhalten, werden in den Werkſtätten des Inſtituts angehende Gewerbsleute aus der Hauptſtadt und den Provinzen in verſchiedenen Handwerken unterrichtet.

Das Ausland gibt ihr fortwährend Zeichen der Theilnahme. Der Baurath Vorherr in München hat ihr unter dem Namen „Deutſche Stiftung" ein Kapital von 1000 Drachmen geſchenkt, deſſen Zinſen zur Anſchaffung von Plänen und Modellen verwendet werden ſollen; — der griechiſche Vicekonſul in Wien, Herr Manzureni, der mit ihr vereinigten Malerſchule eine werthvolle Gemäldeſammlung, die von dem Publikum ſehr fleißig beſucht wird, und

Herr Journet, Professor der Geologie in Lyon, eine Mineraliensammlung von bedeutendem Werth überschickt.

Die Anzahl der Schüler, deren 600 inscribirt sind, ist so groß, daß die Anstalt kaum die Hälfte fassen kann.

Literatur. Griechenland besitzt jetzt 20 Zeitschriften, von denen 7 politischen Inhalts, die übrigen beschäftigen sich mit Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Industrie. Eine Gesellschaft in Frankreich hat die Runkelrübenzuckerfabrikation mit Glück nach Griechenland verpflanzt, indem sie mit der Regierung und persönlich mit dem König in Verbindung trat, um ihrem Unternehmen einen glücklichen Erfolg zu sichern. In den Thermopylen bei Känurion wurden ihr gegen einen mäßigen Grundzins 10,000 Stremmen des besten und bewässerbaren Landes überlassen, dazu Zollfreiheit für die aus Frankreich für die Fabrik einzuführenden Maschinen und Geräthschaften und vollkommene Unabhängigkeit in der Handhabung der Ordnung auf dem Gebiete. Das Land ist jetzt trocken gelegt, die Gesundheit der früher von Sümpfen verpesteten Gegend gesichert, und 250 Arbeiter in Thätigkeit und die Wohlfeilheit der Bedürfnisse, der starke Verbrauch von Zucker in den benachbarten Ländern, sichern dem Unternehmen einen wachsenden glücklichen Erfolg.

Türkei.

Die Pforte hat beschlossen, daß keine Druckerei ohne Genehmigung der Regierung angelegt werden oder fortbestehen dürfe. Von der Einholung einer besondern Erlaubniß sind nur zwei Druckereien des griechischen Patriarchats, zwei Druckereien des armenischen Patriarchats und einige Druckereien für die in Smyrna erscheinenden Journale entbunden worden.

Nordamerika.

Nach dem Christian Almanac für 1842 besteht die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus 9,175,000 Presbyterianern, 4,300 000 Baptisten, 1,400,000 Congregationalisten, 3,000,000 Methodisten, 600,000 Episkopalen, 450 000 holländischen Reformirten, 340,000 Lutheranern, 200,000 Christianern, 12,000 mährischen Brüdern, 100,000 Quäkern, 800 000 Katholiken, 180,000 Unitariern, 600 000 Universalisten, 30 000 Tunkers, 6000 Shakers, 5000 Swedenboraianern, 12,000 Mennoniten und 15,000 Juden. Die Zahl der deutschen Reformirten ist nicht bestimmt, der Zahl ihrer Gemeinden ist 600, eben so wenig die Zahl der Mennoniten, welche 200 Gemeinden bilden.

Literatur. In der amerikanischen Fabrikstadt Lowell erscheint eine kleine Monatsschrift: Lowell Offering, welche ausschließlich von Mädchen geschrieben wird, welche in den dortigen Fabriken beschäftigt sind.

Druckfehler in Nro. 19.

Seite 294.	Zeile 7. v. unten	„Unsewißheit"	lies	„Unsereinheit."
— 295.	— 6 v. eben	„Administration"	—	„Regierung"
— —	— 12. v. unten	„Heilsamkeit"		„Heilsamkeit."
— 296	— 1 v. eben	„kommen"	—	„bekommen."

KARTE
über die
Güter-Arrondirungen
in den Gemeinden
des
Iller-Kreises
im
KOENIGREICH BAIERN
LINDAU

KEMPTEN

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Forstliche Bibliothek Leipzig

Erſtes Heft.

1843.

Bibliothek des Forstwissenschaftl. Seminars der Universität Leipzig
Nr. 4116.
Nr. 2629.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

102 ⊃ 175

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirthschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Die Preſſe und das Jahrhundert. (Zerſtreute Gedanken)	1
Der gegenwärtige Stand der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des deutſchen Staatsrechts. (Zweiter Artikel)	50
Ueber die Möglichkeit eines zwiſchen dem deutſchen Zollverein und den Vereinigten Staaten von Amerika abzuſchließenden Handels- und Schifffahrtsvertrags	83
Die Nachahmungsſucht der Deutſchen	132
Die Bedeutung des Nationalen im religiöſen Leben, mit beſonderer Beziehung auf die Gegenwart	146
Gemeinnütziger Vorſchlag die freiwilligen Sammlungen für Abgebrannte betreffend	176
Auswanderung im Allgemeinen und nach Nordamerika insbeſondere	191
Der jetzige Stand der Volkswirthſchaftslehre in Deutſchland	218
Die Entwicklung der chriſtlichen Kunſt in Deutſchland und Frankreich	232
Welche Rückſichten kommen bei der Wahl der Richtungen von Eiſenbahnen in Betracht?	301
Ueber den ſtrategiſchen Werth einiger Punkte im ſüdlichen Deutſchland	332
Kurze Notizen	341

Volkswirt... Semi... der Univ... LEIPZIG

Die Presse und das Jahrhundert.

(Verstreute Gedanken.)

In der guten alten Zeit, heute vor hundert Jahren, wurde noch unendlich weniger gedruckt als jetzt. Die Leute lasen bei weitem nicht so viel als wir, aber sie sprachen desto mehr. Das Organ der Presse, wie man es jetzt nennt, war verhältnißmäßig noch im unbehülflichen Larvenzustand; aber in voller Entwickelung blühte der mündliche Verkehr, Klatscherei und Kannegießerei, Höflichkeit und Galanterie. Der Frankfurter Reichspostreiter langte nur zweimal in der Woche an, die Bremer Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes kamen nur einmal im Monat, aber gerade oft genug, daß allermittelst überall im h. römischen Reiche in abendlichen Parlamenten inter pocula und in wissenschaftlichen Akademien am Theetisch die laufenden Welthändel geschlichtet, die Naturereignisse gedeutet, und die neuesten Meßerzeugnisse des Witzes gerichtet werden konnten. Wie viel Verstand und Unsinn, wie viel Witz und Aberwitz ging damals harmlos in die leere Luft, indem man die Ereignisse des Tages durchsprach und durchstritt, den blutigen Zank zwischen Friedrich und Maria Theresia, den Federkrieg zwischen Gottsched und Bodmer, die Thronbesteigung der Marquise von Pompadour und Wolfs Zurückberufung nach Halle, den kalten Winter von 1740 und Lord Ansons Reise um die Welt. Noch heute entsteigt den Köpfen derselbe Dunst in der primitiven Mischung von Wasser- und Feuerstoff, aber ein unendlich größerer Theil desselben schlägt sich jetzt Tag für Tag an tausend Orten auf Druckpapier nieder. Und aus dieser bedeutenden Veränderung in der Atmosphäre der Menschheit fließt ja im Grunde fast Alles, was im Guten und im

Schlimmen, im Großen und im Kleinen die Zeit der Schneckenpost, der Haarbeutel und der demonstrativen Methode in der Philosophie von der Welt des Dampfs, der Glacéhandschuhe und des absoluten Begriffs unterscheidet: der mächtige Aufschwung der Wissenschaft und des Gewerbes, die Staatsreformation in Haupt und Gliedern, die Kraft der öffentlichen Meinung, aber auch der tiefe Zwiespalt zwischen Erkenntniß und Empfindung, zwischen den Rechten des Geistes und den Bedürfnissen des Gemüths, die Verödung, Vernüchterung des geselligen Verkehrs und jene praktische Selbstsucht der Individuen, die mit der Menschenfreundlichkeit der Theorien und Anstalten in scheinbar so sonderbarem Widerspruche steht.

Damals war die Literatur noch ein Strichregen, ein vorübereilendes Gewölk, hinter dem desto freudiger die Sonne der Geselligkeit hervorbrach; heute hat sie schwarz und dicht den Himmel umzogen, und wenn einer die heutige Lesewelt mit den Gänsen verglichen hat, die bei strömendem Regen, ihres muntern Geschnatters vergessend, nachdenklich, unverwandt gen Himmel blicken, so ist dies ein nicht höfliches, aber keineswegs unwahres Bild einer Gesellschaft, in der soviel mehr geschrieben und gelesen wird als gesprochen, daß darüber das gesellige Leben erstarrt ist und noch weit mehr Umgangstugenden verschwunden sind als blos die Galanterie. Die tollen Emanzipationsgedanken mancher schreibenden und lesenden Weiber, von was kommen sie, als einmal davon, daß sie so viel lesen, daß sie beständig die Aepfel vom Baum der Erkenntniß schütteln, und dann vom Umstand, daß sich der zerstreute Mann nicht mehr in der alten Weise mit unterwürfiger, anmuthig gekräuselter Rede dem Weibe widmet, daß er nicht jeden Augenblick das Geschlecht schmeichlerisch als das Oberhaus der Menschheit anerkennt, da es einmal nach dem Grundgesetz der Natur nicht in derselben Kammer mit dem Mann Sitz und Stimme haben kann.

Wer damals über die Erscheinungen der Zeit Gedanken hatte, die ihm selbst wohl gefielen, suchte ihrer meist in Gesellschaft los zu werden; er sah sich nach Leuten um, bei denen er seine politischen Wetterprophezeihungen, seine wissenschaftlichen Projekte, sein Kunstentzücken anbringen konnte. Heute zerfällt das, was man Gesellschaft nennt, in zwei Hälften: die eine gibt über Politik und Handel, über Wissenschaft und Kunst schriftlich ihr Votum ab, die andere liest, was jene geschrieben. Der vorzugsweise mündliche

und der vorzugsweiſe ſchriftliche Austauſch der Gedanken haben nur das mit einander gemein, daß im einzelnen Falle nichts dabei herauskommt, das heißt keine wägbare und meßbare Größe; denn am Ende iſt ja Wiſſenſchaft, Literatur, der Staat, die ganze Geſchichte jeden Augenblick das wunderbare Facit aus den Millionen kleiner und großer Rechnungen, welche die Individuen groß und klein mündlich und ſchriftlich mit einander abmachen.

In einer Zeit, wo Jedermann ſchreibt, wo man häufig im Schreiben die Worte kaum mehr abwiegt als in bequemer Unterhaltung, iſt es wohl auch dem Unterzeichneten erlaubt, mancherlei Gedanken über unſer Jahrhundert, die er in der guten alten Zeit im Geſpräch weggeworfen hätte, durch die Preſſe wegzuwerfen, der Bequemlichkeit genießend, daß ihm Niemand widerſpricht, ſo lange er ſchreibt, und daß er glauben kann, Recht zu haben, ſo lange er keine Recenſion dieſer Blätter geleſen, und nachher ebenfalls.

Die Preſſe iſt das hauptſächlichſte Organ der Entwicklung, welche, vor dreihundert Jahren begonnen, die Menſchheit unaufhaltſam und bisher mit wachſender Geſchwindigkeit einem unbekannten Ziele zuführt. Die Preſſe hat den Menſchen gelaſſen, was er von jeher war; aber ſie iſt ein Gährungsſtoff, der dem geſchichtlichen Prozeß der fortwährenden Zerſetzung des Alten und der neuen Bildung eine eigenthümliche Form gegeben, die Kräfte und Beziehungen unendlich vervielfacht und auch wieder vereinfacht hat. Mit ihr begann ein neuer höherer Kurſus menſchlicher Bildung, nachdem der letzte ſeit Erfindung der Schrift in ein paar Jahrtauſenden abſolvirt worden. — Die Preſſe iſt ein in einer Maſchine verkörperter Gedanke, mit deſſen Ausbildung der Webeſtuhl der Geſchichte ſelbſt, wenn man ſo ſagen darf, eine andere Einrichtung erhalten hat, ſo daß er mit den uralten Stoffen menſchlicher Kräfte und Leidenſchaften immer mehr und raſcher, immer verwickelter und feiner arbeitet. Die Geſchichte der alten und mittlern Zeiten war Handarbeit; die neuere iſt Maſchinenfabrikat, aber beidemal iſt es derſelbe Geiſt, der arbeitet. — Wir ſind ſo gewöhnt an die allgemeine, allaugenblickliche Telegraphie der Gedanken, an die Fähigkeit, nach allen Richtungen die körperlichen und geiſtigen Bewegungen zu beobachten, daß wir uns nur ſchwer in eine frühere Welt verſetzen und der oberflächliche Denker die geiſtige Größe gewiſſer Zeitalter beim Mangel der gegenwärtigen Mittel des

Gedankenverkehrs gar nicht begreift. Der ſachte, lautloſe Gang der Geſchichte, ſo lange ſie ſich am geſprochenen und geſchriebenen Wort fortleitete, kommt uns oft faſt unheimlich vor; dagegen erſchräke ein Alter, wenn er durch das Zauberwerkzeug der Preſſe in das aufgeſchloſſene Getriebe unſerer Zeit blickte, wenn er all die Hebel hin- und wiedergehen, die Räder ſchwirren, die Spindeln ſich abweifen und die Bildungen überall, in der weiteſten Ferne, wie von ſelbſt anſchießen ſähe. Andererſeits aber war einſt am einzelnen Fleck verhältnißmäßig mehr Bewegung, mehr Lärm, mehr unmittelbarer geiſtiger Verkehr; ja, wie oben geſagt, noch vor hundert Jahren wurde im ſelben Verhältniß mehr mündlich verhandelt, in dem weniger im Druck erſchien, während jetzt einer im vollen Kaffeehaus und Dampfwagen, das Zeitungsblatt in der Hand, mit der ganzen Welt in Rapport ſteht und ſeinem leiblichen Nachbar kein Wort zu gönnen braucht, um den geiſtigen Funken in ihm und in ſich lebendig zu erhalten.

Vor der Preſſe zerfiel die Menſchheit in geſonderte Gruppen, deren jede ihr eigenes Leben, ihr abgeſchloſſenes Bewußtſeyn hatte. Der Menſch füllte dieſe vertrauten Räume mit ſeinem Geiſt und ſeinem Gefühl und ließ den Ueberſchuß in die Natur und in ſeinen Himmel ausſtrömen. Am Anfang vollends, vor der Bildung der Staaten, waren die Gemeinheiten gleichſam nur einzelne galvaniſche Elemente, wo das Menſchliche in engen Kreiſen, aber für das Gefühl mit voller, erſchöpfender Kraft hin- und wiederſtrömte. Der Lauf der Geſchichte fügte nach und nach Element an Element; aber durch Wort und Schrift als ſchlechte Leiter erweiterte ſich der Geſichts- und Wirkungskreis der Menſchheit nur ganz allmählich, und die mit der Menge der Glieder an Kraft wachſende Batterie fiel auch gelegentlich wieder aus einander. Durch die Preſſe nun wurde auf einmal die Leitungsfähigkeit des Stoffs unendlich geſteigert und raſch die ungeheure galvaniſche Säule aufgebaut, als welche die civiliſirte Welt ſich heute empfindet. Im Wirbel kreiſender Kräfte fühlt ſich alles Geſonderte, groß und klein, vom Individuum bis zum Staat und Volk, mit ſeinem Denken, Wollen und Thun als das Glied eines untrennbaren Ganzen, und Jeder kann ſehen, wie an den Polen der ewig thätigen Batterie hier der geſchichtliche Stoff in brauſender Hitze ſich auflöst, dort ſich friſch zuſammenhäuft und jeden Augenblick die Geſchichte durch die Menſchen, und

doch auch wieder trotz ihnen zu Stande kommt. Dieſe allgemeine Empfindlichkeit des geſellſchaftlichen Körpers, dieſe Allgegenwärtigkeit des geſchichtlichen Bewußtſeyns iſt es vor Allem, was den Charakter unſeres Jahrhunderts von dem des zuletzt verfloſſenen, von der Preſſe noch ungleich weniger bewegten, und vollends von der frühern Welt ſo auffallend und weſentlich unterſcheidet. Alle ſchönen und großartigen, aber auch alle zweideutigen und fatalen Züge in der Phyſiognomie unſerer Zeit ſind Folgen dieſer pſychologiſchen Veränderung; unſere Schöpfungen und Beſtrebungen in Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt, unſere Triumphe und unſere Schmerzen fließen größtentheils ſichtbar aus dieſer Quelle.

Den Lauf der Welt beobachten, das vor den Augen Geſchehende an dem geſchichtlich Abgethanen meſſen und über das eine nach dem andern aburtheilen, der Stadt, dem Land, dem Jahrhundert das Horoſkop ſtellen und alles dies ſeinen Zeitgenoſſen mittheilen — dies war noch geraume Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerei, im Vergleich mit dem heutigen Zuſtand, Sache ſehr Weniger. Mit der Ausbreitung dieſer ſchwarzen Kunſt mehrte ſich aber im ſelben Verhältniß die Zahl der Fühlhörner am Leibe der Geſellſchaft und ihre Spürkraft in die Ferne, und jetzt beſteht die Hälfte des Gedruckten in gemeſſenen oder leidenſchaftlichen Abſtimmungen über das, was geſchehen iſt, was eben geſchieht und was geſchehen ſollte, im Allgemeinen betrachtet, aus Selbſtkritik der Zeit. In der Literatur geht es aber wie im engliſchen Parlament. Wie hier der Sprecher der Mittelpunkt aller Radien der Verhandlung iſt, indem nur er von allen Redenden angeſprochen wird, ſo wenden ſich die Schreibenden mit ihren Vorſchlägen und Klagen über die Angelegenheiten des Säkulums an das Publikum, den tauſendköpfigen Präſidenten, der das Wort gibt oder nimmt, je nachdem er auf ein Journal abonnirt oder es aufgibt. Publikum und Sprecher — beide viel weniger Sprechende als Angeſprochene — haben auf den Erfolg, auf das, was aus der Verhandlung wird, keinen merkbaren Einfluß, und wie in geſetzgebenden Verſammlungen tauſend gute und alberne Gedanken zu Boden fallen, und das, was daraus wirklich ins Leben tritt, häufig weder mit dem Maaß der aufgewendeten Geiſteskräfte im Verhältniß ſteht, noch ihrer Hauptrichtung entſpricht, ſo wird Tag für Tag das Behaupten und Läugnen, das Fordern und Verweigern, das Froblocken und

Jammern der debattirenden Preſſe vor der erequirenden Gewalt der Geſchichte zu Schanden. Wenn die allgemeine Entwicklung in neuerer Zeit ſich ſo auffallend beſchleunigt hat, ſo iſt dies größtentheils Wirkung der in der Preſſe eingeſchloſſenen und ſich immer weiter ſteigernden Kraft; und umgekehrt, weil ſo viel und vielerlei, und ſcheinbar ſo Widerſprechendes geſchieht, weil das, was vorgeht, wie das, was wird, die Leidenſchaften im verſchiedenſten Sinne aufregt, ſo wird die Kraft der Preſſe immer hitziger angeſpornt, und der Lärm der Fordernden und Proteſtirenden, der vorwärts und rückwärts Zerrenden, die Concilien am Krankenbett des Jahrhunderts werden immer lauter und verworrener. In allen Beziehungen der geiſtigen Thätigkeit, in Staat, Religion, Kunſt, Gewerbe, Wiſſenſchaft kann nichts vorgehen, was nicht in dem durch die Preſſe mit allgemeiner Empfindlichkeit begabten Körper der Geſellſchaft die mannichfachſten und widerſprechendſten Rückwirkungen hervorbrächte. Am ſelben Fleck, wo der eine das geſundeſte Fleiſch ſieht, wittert der andere die Fäulniß; die nämliche Erſcheinung verkündet dem einen eine Reihe aufſteigender, dem andern eine Reihe abſteigender Bildungen, dem einen den Anfang der Entwicklung, dem andern den Anfang vom Ende. Dem einen iſt es unbegreiflich, daß die Welt, wo Geiſter wie er die Hebel anſetzen, in dieſem und jenem, wie im Ganzen nicht raſcher vorwärts will. Der andere wundert ſich, daß ſich ein Geiſt wie er in ſeinen kleinen Jammerprophezeihungen immer wieder irrt; daß aber die Welt bei ſolchen Elementen des Verfalls auf die Länge nicht zuſammenhalten kann, iſt ihm nichts deſto weniger gewiß. Alle aber, auch die von Gegenwart und Zukunft die günſtigſte Vorſtellung haben, geſtehen ein, daß in der heutigen Menſchheit bei der erſtaunlichen Steigerung gewiſſer Kräfte gewiſſe andere zurücktreten, von deren Entfaltung die eigenthümliche Geiſtesblüthe anderer Zeitalter abhieng; nur daß die einen in dieſem Mangel den Keim des allgemeinen Verderbens, die andern nur eine phyſiologiſche Stufe im Leben des Geſchlechts erblicken.

Die Kräfte im Menſchen, durch die er beobachtend, verſuchend, trennend, abſondernd, auflöſend, und dann wieder verbindend, zuſammenfaſſend und abſchließend in die äußere Natur und in ſein eigenes Weſen eindringt, ſind in der durch die Preſſe vermittelten Bewegung ſichtbar geſteigert und vervielfältigt worden. Am

augenfälligſten ſind die großen Fortſchritte des Jahrhunderts auf dem Gebiete des Naturwiſſens.

Das auch in Beziehung auf Naturweisheit ſchöne und reiche Erbe des Alterthums wurde durch die mittlern Zeiten in einzelnen hervorragenden Geiſtern fortgepflanzt und unter großen Rückſchritten auf der einen Seite auf der andern langſam und ungleichförmig erweitert. Die Vereinzelung der Beobachter und Denker und der Zwang der Autoritäten machten das Eingreifen in die wirkliche Natur unfruchtbar oder ſelbſt bedenklich, und ſo ging der Trieb des Geiſtes faſt ganz aufwärts in die Nebelhöhen und abwärts in die blinde Tiefe, und er errichtete auf ſchmaler Grundlage der Erfahrung die Gebäude theoſophiſcher, aſtrologiſcher, alchemiſcher Spekulationen. Der Saamen der Wiſſenſchaft, im Alterthum kräftig vorgebildet, war im Mittelalter eben nur keimfähig erhalten worden. Die Preſſe brach den Boden dafür um und ſtreute ihn aus; nicht lange, ſo trug er tauſendfältig, und jetzt iſt der ganze Boden des Lebens üppig übergrünt, und die ſchöne Saat des Wiſſens verſteckt ſo manches Unkraut, deſſen Saame auch aus der Preſſe gefallen. Mit der Idee, welche den allgemeinen Austauſch der Gedanken ins Daſeyn rief, war auf einmal für die Wiſſenſchaft das Prinzip des fortſchreitenden Lebens, des nicht mehr ſtille ſtehenden Wachsthums gegeben, und dieſes Wachsthum hielt auch ganz gleichen Schritt mit der Verbreitung des Bücherdrucks. Einſt war das Naturwiſſen eine ſtarre, kompakte Maſſe, die der Geiſt des Einzelnen überſah und meiſterte. Mathematik, Aſtronomie, Chemie, Botanik, Phyſik und Metaphyſik lagen im Kopfe des Doctor mirabilis neben und durch einander. Je raſcher aber das magiſche Band, das die Preſſe um Beobachter und Denker geſchlungen, von den bethätigenden Kräften durchſtrömt wurde, deſto beweglicher wurde die Maſſe, deſto mehr ſchwoll das Material des Wiſſens. Bald konnte es vom einzelnen Geiſte nicht mehr überblickt, viel weniger bewältigt werden; es zerfiel in immer mehr geſonderte Zweige, deren jeder ſeine eigenen eingeübten Arbeiter forderte, und ſo leitete ſich jene Theilung der Arbeit ein, jenes ſichere Hin- und Herſchieben, Herbeiziehen und Wiederabgeben des Stoffs, das heute der edelſten Geiſtesthätigkeit faſt das Anſehen eines mit Nothwendigkeit in einander greifenden und produzirenden Mechanismus gibt, oder vielmehr einer Geneſſenſchaft kunſtreicher Inſekten. Was im

Staate der Bienen der Inſtinkt, das iſt in der Republik der Wiſſenſchaften das allgemeine Bewußtſeyn, was auf allen Punkten bereits gethan, was noch zu thun iſt. Im allgemeinen Triebe weiß der einzelne Forſcher wie von ſelbſt, welchen Blumenſtaub er zu kauen hat, damit der rechte Honig daraus werde, und in der wiſſenſchaftlichen Literatur legt ſich nach fertig eingelernter Mathematik eine Zelle an die andere, und die junge Brut des Wiſſens wird nach rationeller Diät aufgefüttert.

Die Naturwiſſenſchaften ſind der Stolz, ja, in ihrem Bündniß mit der Induſtrie, der Uebermuth des Jahrhunderts. Und doch dürfen wir vermuthen, daß der menſchliche Geiſt mit dem, was er ſeit Entdeckung der Kepplerſchen und Newtonſchen Geſetze errungen, erſt wenige Schritte in einer unendlichen Laufbahn zurückgelegt hat. Der Fortſchritt iſt hier unabſehbar, die Rückwirkungen auf das Leben, auf Umgeſtaltung, Erleichterung und Verſchönerung deſſelben durch Bewältigung der Natur im Großen und Kleinen ſind außer aller Berechnung. Als aber dieſe Bewegung zum erſten Mal recht ſichtbar wurde, etwa vor fünfzig Jahren, nach den großen, einflußreichen Entdeckungen in Chemie und Phyſik, da ging es den Menſchen, wie einem, der zum erſten Mal eine Eiſenbahn befährt. Wie dieſer ſorglich den Wagen betritt, fürchtend, er möchte die raſche Bewegung nicht ertragen, aber ſchnell im Ungewohnten ſich zurechtfindet und nach kurzer Friſt meint, man könnte ohne Unbehagen und Gefahr noch viel ſchneller fahren, ſo ſprach man damals in Poeſie und Proſa, in halbem Spaß und ganzem Ernſt von titaniſchem Beginnen des Geiſtes, von icariſchem Flug, von pennis non homini datis. Aber man gewöhnte ſich bald genug an den brauſenden Gang der Lokomotive der Wiſſenſchaft, deren ſprühende Funken faſt eben ſo viele Saamenkörner des Nützlichen und Schönen waren; und jetzt ruft das Gewerbe der Wiſſenſchaft und die Menge dem Gewerbe leidenſchaftlich ihr ſa presto! zu, und die Ungeduld, zu gewinnen und zu genießen, fliegt dem geſetzlichen Gang der Entwicklung weit voraus. — Es genügt, ein auffallendes Beiſpiel herauszugreifen; in ihm ſpiegeln ſich alle die phantaſtiſchen Vor- und Uebergriffe, mit denen die Zeitgenoſſen einen bunten Farbenſtreif in die dunkle Zukunft hinauswerfen.

Kaum haben es die Menſchen ſo weit gebracht, daß ſie über den Boden des Planeten weg zehn Stunden in einer zurücklegen,

kaum ſehen ſie mit einiger Sicherheit voraus, daß ſich mit den Eiſenbahnen im Körper der Geſellſchaft ein ganz neues Gefäß- und Nervenſyſtem bilden will, ſo greifen ſie, wer weiß wie viele Sproſſen höher und möchten den uralten Lieblingsgedanken, der in unſern nächtlichen Träumen ſo oft zur angenehmen Wahrheit wird, auf der Stelle im Leben verwirklicht ſehen: ſie möchten fliegen können. Faſt jeder von uns hat einen Bekannten, der leidenſchaftlich für die Sache eingenommen iſt und nicht begreifen kann, warum man nicht ſchon lange überall ernſtliche Anſtalten dazu gemacht. So ein ſpekulirender Phaëton ſagt einem vor: ſich in die Wolken erheben, dort oben ſicher mit jedem Winde ſegeln und dem Sturme trotzen, dies mögen vorläufig allerdings Chimären ſeyn; aber dies brauche es ja gar nicht: genüge es doch, wenige Fuß hoch, die größte Beweglichkeit mit der erwünſchteſten Sicherheit vereinigend, über dem Boden hinzuſchweben, um alle Straßen, alles Land und Waſſerfahrzeug entbehrlich und dabei doch die Douanen noch gewiſſermaßen möglich zu machen. Er meint, wenn er nur mehr, oder überhaupt etwas von Chemie und Mechanik verſtände! Doch ſo eilt er nur, ſich am metallenen Luftſchiff zu betheiligen, das in Nürnberg auf Aktien gebaut wird. Aber die Nürnberger hängen keinen u. ſ. w.

Mit ſolchen Phantaſien und Verſuchen, wenn man dabei die Löſung des Problems mit Zuverſicht ganz nahe glaubt, verkennt man die Geſetze, welche jeden ins Leben getretenen Gedanken, ganz augenfällig aber jede bedeutende Erfindung regieren und ſie zu einem Weſen machen, das ein eigenes Leben hat, das zwiſchen Entſtehung und Auflöſung, oder vielmehr Ablöſung durch ein gleichartiges Höheres, mehr oder weniger Stufen der Entwicklung durchläuft. — Die Idee der Eiſenbahn nebſt Lokomotiv als allgemeines Verkehrsmittel iſt noch in ihrer Kindheit; aber ſie iſt ein ſehr viel verſprechendes Kind. Ob ſie Alles leiſtet, was ſie jetzt verſpricht, gleichviel, ſie muß, indem ſie ſich ausbildet, zunehmen an Bedeutung und Einfluß, ſie muß zu reiferem Alter kommen, und wenn ſie endlich, überholt von einem neuen, ſublimern Fuhrwerk, in die Rumpelkammer der Geſchichte geworfen wird, ſo iſt es ihr ergangen, wie es uns im Leben geht. Wenn wir durch Erfahrung recht ausgebildet ſind, ſo ſind wir auch gleich abgenützt, und da iſt immer ein jüngerer Geiſt zur Hand, der uns in genialem

Uebermuth zur Seite schiebt, unsere Arbeit mit neuen Handgriffen fortführt und sich so gar viel größer dünkt als wir, weil er auf unsern Schultern steht. — Noch gleichen die Eisenbahnen den Blutgefäßen, die in der formlosen Masse des bebrüteten Eis da und dort insularisch zum Vorschein kommen; noch deutet, was fertig ist, nur die Hauptrichtung der künftigen Säftebewegung und Gliederung an. Wie Keiner, der es nicht zum voraus wüßte, nach der ersten verworrenen Anlage des Küchleins im Ei sich vom ausgewachsenen Geschöpf einen Begriff machte, so haben wir wohl kaum eine Ahnung von der Gestalt, die das Leben durch die Ausbildung des neuen Verkehrsmittels gewinnen mag, und keiner weiß, ob der Umriß, den er davon voraus entwirft, zu ausschweifend ist oder zu kleinlich. So lange die Eisenbahnen nicht als geschlossenes, in sich zurückkehrendes System die Leiter der neuen Kultur sind und es eine kurze oder lange Weile gewesen sind, so lange, wenn je, wird der Mensch gewiß das Fliegen nicht lernen oder mit seiner Kunst nicht viel anzufangen wissen. — Allerdings ist heutzutage alle Entwicklung beschleunigt; auch die Erfindungen leben rascher, reifen schneller, sterben früher ab; dabei bleibt aber doch der Typus des Fortschritts, der Ausbildung der alte, nothwendige, und auch die heutigen Schöpfungen gehorchen den Gesetzen, welche die ganze Kulturgeschichte beherrschen. Es schadet nicht, wenn wir mit dieser Betrachtung hie und da, nicht nur auf unsere Vorgänger herab, sondern auch zu unsern Nachfolgern hinaufsehen.

Jeder bedeutende Fortschritt, jede Erfindung gibt beim Auftreten der Einbildungskraft das reizendste Bild; am Ende ihrer Laufbahn steht sie vor dem Verstande in nüchterner, oft in armseliger Gestalt. Dort ist das Ding eine Offenbarung, ein Wunder, über die Maßen wirksam, bequem, zierlich, und man weiß kaum, wie man es je in der Sache weiter bringen soll. Aus geschichtlicher Distanz betrachtet, erscheint dasselbe Ding lästig, plump, mit vielen Umständen wenig leistend, und wer nicht denkt, begreift nicht, wie die Leute nicht sogleich auf alle die Verbesserungen gekommen sind, die sich jetzt von selbst verstehen und die, da sie erfunden sind, jeder zu erfinden sich getraute. So sehen wir, im Besitz des bequemsten, durchgebildetsten Fuhrwerks, fast mit Mitleid zurück, nicht etwa nur auf den Wagen, in dem Telemach zum Menelaus fuhr, sondern auf die erste Kutsche, deren Kasten

in Riemen hieng: ein barockes, vergoldetes Gehäuſe, auf holprigtem Pflaſter, auf grundloſen Wegen mühſam fortgeſchleppt, ſchwerfällig, wackligt, geſchmacklos, lächerlich. Welch lange Erfahrung, wie viele Verſuche, wie viele Entdeckungen in Phyſik, Chemie, in der Bearbeitung der Metalle u. ſ. w. brauchte es, um nach und nach aus jenem altväteriſchen Prachtſtück das ganze Geſchlecht glänzender, leichter, eleganter Fuhrwerke herauszuentwickeln, Karroſſe, Berline, Troſchke, Char-à-bancs, Tilbury u. ſ. w. Seht ſie an: Feſtigkeit mit Leichtigkeit, Geräumigkeit mit Niedlichkeit aufs Sinnreichſte gepaart, Sitz und Tritt und Griff mit anatomiſchem Verſtand auf jede Stellung und Bewegung des Körpers berechnet, Alles in Gleichgewicht und Harmonie, ein verwickeltes Kunſtwerk, und ſcheinbar ſo einfach. Nur durch lange Zähmung und Erziehung wurden die ungeſchlachten, trägen Glieder jenes primitiven Ungeheuers zu den zierlichen, ſchlanken, gelenken Formen des Fuhrwerks umgeſtaltet, das heute ſeine Haupttugenden an den auf Eiſenſchienen rollenden Perſonenwagen fortgeerbt hat. Und dieſer Wagen ſammt ſeinem lebloſen Geſpann iſt ſelbſt wieder ein Ungeheuer! Ja, die Zeit wird und muß kommen, welche auf das Prachtſtück unſerer Kultur, die Eiſenbahn, wie ſie jetzt iſt, ſo vornehm zurückſieht, wie wir auf die erſten Verſuche, die Stöße der Achſe auf holprigtem Wege zu brechen. Wie bei ſolchem Ungeſchick hundert Menſchen auf einem Fleck verſtümmelt und getödtet werden konnten, dies findet man einſt ſehr begreiflich, aber deſto weniger das Ungeſchick ſelbſt, und eine ſpätere Welt ſehnt ſich ſo wenig nach dem Waggon, in dem Dumont d'Urville verbrannte, als wir nach der Karroſſe, in der Heinrich IV. erſtochen wurde.

Das heutige Dampfſchiff hat man richtig mit dem erſten ſchweren Geſchütz verglichen. Als man gelernt hatte, Pulver und Kugel in eine metallene Röhre einzuſchließen und die Ladung abzufeuern, ſchien die ganze Kunſt der Artillerie auf einmal gegeben. Man ſuchte die höchſte Wirkung nur im größten Kaliber und befand ſich damit in der Kindheit einer Erfindung, die bis zu unſern Kanonen à la Pairhans und Shrapenel der Ausbildung des ganzen Kriegshandwerks langſam nachgerückt iſt. Es brauchte lange Erfahrung, viele, oft theuer erkaufte Verſuche, bis das günſtigſte Verhältniß zwiſchen Länge, Stärke und Kaliber der verſchiedenen Geſchütze ermittelt, das Problem der größten Wirkung bei

größter Beweglichkeit im Felde gelöst und die Kunst, Menschen in Masse schnell und sicher, mit taktfestem Handgriff und gleichsam mit Eleganz wegzuraffen, zu der heutigen Höhe fortgeführt war. Sehr wahrscheinlich geht gegenwärtig der Mensch mit der Kraft des Dampfes nicht viel geschickter um als einst mit der des Pulvers, und auch das Dampfboot, das uns so fertig scheint, hat lange Lehrjahre zu durchlaufen. Unsere Dampfschiffbauer und Kapitäne werden ihren Enkeln schwerlich klüger vorkommen, als unsern Ingenieurs die Konstabler des schmalkaldischen Kriegs. Die vierundzwanzigspännige Karthaune, welche zerspringend ihre ganze Bedienung todt schlägt, und das mächtige Dampfschiff Präsident von der Kraft mehrerer hundert Pferde, das mit Mann und Maus verloren geht, bezeichnen gleichmäßig in ihrem Kreise den Standpunkt, wo man die erfundene Kraft am besten zu nützen glaubt, wenn man sie massenhaft wirken läßt. Es ist gesetzmäßig Sache der Zeit, oft langer Zeit, der Kraft ihren Charakter, ihre natürlichen Sitten, wenn man so sagen darf, ihre Arten und Unarten abzulernen, sie durch Theilung und Vertheilung zu vervielfältigen, die größte Wirkung mit dem kleinsten Aufwand von Mitteln zu erzielen, ihre Werkzeuge zu vereinfachen, leichter, handlicher, bequemer, zierlicher zu machen, bis der raffinirte Gedanke von einem andern abgelöst wird, dessen erste Verkörperungen der Gegenwart ein wunderbarer Fortschritt, der Zukunft wieder ein Rohes und Unvollkommenes sind.

So erscheinen denn zu jeder Zeit Künste und Gewerbe als ein wunderbares Gewächs mit vielverschlungenen Aesten, das Knospen, Blüthen, Früchte und leere Hülsen auf demselben Zweige neben einander trägt. Aber nie hat dieser Lebensbaum freudiger gegrünt als in unsern Tagen. Im beschleunigten Säftеumlauf treibt er zahllose, bisher nie gesehene Formen. Diese Beschleunigung und Fülle der Vegetation ist aber die Folge des Bundes, den in der heutigen Kultur Wissenschaft und Gewerbe förmlich und auf der Grundlage gegenseitigen Vortheils mit einander geschlossen. Von jeher war freilich der gewerbliche Fortschritt großentheils Ausfluß des Naturwissens; aber so lange die Wissenschaft selbst auf keinem Punkte eine sichere Grundlage, einen festen Zielpunkt gewonnen hatte, so lange sie fast nur zufällige Eroberungen machte, so lange befruchtete sie auch das Leben nur zufällig, gelegentlich,

ungleichförmig. Am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts nahmen nun aber die Wiſſenſchaften einen allgemeinen Aufſchwung; ſie ſprengten die Feſſeln der Autorität und Fakultät und ſchlugen mit gleicher Kraft eine doppelte Richtung ein, aufwärts dem Begriffe, abwärts der Anwendung zu. Auf der andern Seite wurde, hier ſachter, dort gewaltſamer, der Zunftzwang gelockert oder gelöst; das Hängen am Ueberlieferten ſchlug mehr und mehr in den Trieb zur Neuerung um, und dieſer fand nur bei der Wiſſenſchaft Befriedigung. Dieſe Erſcheinungen auf den beiden Gebieten giengen Hand in Hand; beſonders aber war es die neue Geſtaltung der Chemie ſeit Entdeckung des Sauerſtoffs und der galvaniſchen Säule, was die Strömung aus der Wiſſenſchaft ins Leben, aus dem Studierzimmer und dem Hörſaal in die Werkſtätte, und umgekehrt, in Gang gebracht hat, und ſeitdem wird die gegenſeitige Befruchtung immer abſichtlicher und ſyſtematiſcher betrieben.

Aber während ſo das Gewerbe emſig in die Fußſtapfen der fortſchreitenden Wiſſenſchaft tritt, ſcheint dieſe ſelbſt ernſtlich in eine neue Epoche getreten zu ſeyn, die ſich bisher leiſe vorbereitet hatte. Durch die Erſcheinungen der Elektrizität und des Magnetismus, durch die Beobachtung der Geſetze des Lichts und der Wärme, durch die Entdeckung der allgemeinen Polarität und der ſtöchiometriſchen Verhältniſſe der Körper waren die frühern mechaniſchen Anſichten von den Wirkungen der Naturkräfte und der Erfüllung des Raums durch die Körperwelt weſentlich umgewandelt worden. Seit einiger Zeit aber tauchen ſchnell hintereinander die erſtaunlichſten Entdeckungen auf, welche die ſeit fünfzig Jahren gebildeten Begriffe vom Leben der Natur im Innerſten, im Feinſten und Kleinſten weit hinter ſich laſſen. — Die zum großen Theil noch ſo räthſelhaften Erſcheinungen des Elektromagnetismus und der Magnetoelektrizität, die merkwürdigen Ergebniſſe der Verſuche zu Meſſung der bis jetzt unmeßbaren Geſchwindigkeit des Blitzes und des elektriſchen Funkens überhaupt; die äußerſt wichtigen Entdeckungen hinſichtlich der chemiſchen und phyſiſchen Eigenſchaften der verſchiedenen Lichtſtrahlen; die Gewißheit, daß ganze, weit verbreitete Gebirgsarten der Erde aus den Reſten unendlich kleiner Thiere beſtehen, deren Tauſende das dem nackten Auge ſichtbare Korn in ſich ſchließt; die mikroſkopiſchen Beobachtungen über den innerſten Bau der Thiere und Gewächſe; die rhythmiſchen

Bewegungen mancher zarteſten Theile, wie das Flimmern gewiſſer Schleimhäute; das Daguerrotyp, für die Wiſſenſchaft noch weit bedeutender als für die Kunſt, und endlich neuerdings die Berliner Entdeckungen über die gar nicht geahnten, geheimnißvollen Vorgänge zwiſchen den Flächen der Körper — lauter Wunder, ein ganzes Reich neuer Erſcheinungen. Wir ſehen jetzt, wir haben bisher den Leib der Natur, indem wir ihn zu ſeciren glaubten, faſt nur von außen betaſtet; wir haben die Pulsſchläge und Athemzüge des allgemeinen Lebens behorcht und gezählt, ſeine Bewegungen gemeſſen, ſeine Sekretionen zerlegt; jetzt iſt es, als ob wir auf einmal, wie durch magnetiſche Sinnesverſetzung, einen Blick hineinwärfen in das innerſte organiſche Getriebe der Natur, als ob wir die Blutkügelchen rollen und die Faſern ſchwingen ſähen. Noch gewahren wir nur ein buntes Gewimmel von kleinſten Wirkungen, ein blitzſchnelles Spiel feinſter Kräfte und Gegenkräfte, das uns blendet, erſchreckt und verwirrt. Aber wir fühlen, daß hiemit dem menſchlichen Geiſte ein neues, höheres und tieferes Problem geſtellt iſt, zu dem unſere bisherigen Forſchungen nach dem Weſen der ſogenannten unwägbaren Naturſtoffe nur die Vorbereitung waren. Wir ahnen, daß mit allen jenen ſonderbaren, überraſchenden Erſcheinungen nur die Antillen, die Vorinſeln und Vorgebirge einer neuen Welt entdeckt ſind. Es iſt mehr als möglich, daß auf dem langen Wege zur Löſung einer friſchen unendlichen Aufgabe die ganze Naturanſchauung, alle Begriffe von organiſchem und unorganiſchem Leben Charakter und Richtung verändern, und es iſt gewiß merkwürdig, daß, während der Menſch durch ein neues Verkehrsmittel an eine andere Schätzung von Zeit und Raum ſich gewöhnt, auch den wiſſenſchaftlichen Begriffen von der Bedeutung derſelben im Leben der Natur eine Umwandlung bevorſteht.

Auf der Bahn der Naturerkenntniß iſt der menſchliche Geiſt durch die eigenthümliche Bewegung der neueſten Zeit, wie wir ſie oben zu ſchildern verſucht, ſichtbar aufs Außerordentlichſte bethätigt worden; hier hat er die bedeutendſten Eroberungen gemacht, und zugleich die reinſten, unbeſtrittenſten Siege erfochten. Die Konſequenzen, mit denen das Naturwiſſen auf der Höhe der Betrachtung in die Sphäre des Gemüths, ſeiner Fragen und Forderungen übergreift, ſtehen freilich mit manchen Formen religiöſer Ueberzeugung

im Widerſpruch. Der alte Streit zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Gottesgelehrtheit iſt keineswegs geſchlichtet; er iſt nur in den Hintergrund geſchoben durch das Schisma in der Theologie ſelbſt, durch den Rationalismus und vollends durch die kritiſche Theologie. Dieſe Richtungen haben bei uns das alte Teſtament längſt der wiſſenſchaftlichen Forſchung preisgegeben, und ſo lange mit Erbitterung um die Evangelien geſtritten wird, hat die Orthodoxie nicht Zeit, die hebräiſchen Grundlagen des Glaubens zu vertheidigen. Wohl gereichen manche Schlüſſe der Wiſſenſchaft nicht Wenigen zum Aergerniß; aber die tauſendfachen Früchte, welche ſie für das Leben getragen und täglich trägt, werden nichtsdeſtoweniger faſt von Allen höchſt unbefangen hingenommen. Während man aller der Erfindungen genießt, mit denen die Wiſſenſchaft das Gewerbe beſchenkt, denkt ſelten einer daran, daß dieſelbe Geiſtesthätigkeit, welche fortwährend auf Erleichterung und Verſchönerung des Lebens hinwirkt, die Hauptquelle der Skepſis geweſen iſt. Im Dampfſchiff, auf der Eiſenbahn, beim ſchönen Licht der Stearinkerzen, in der Freude über das wohlgelungene Conterfei auf Daguerriſchem Wege, indem man die ſchöne Ausſicht durch das achromatiſche Fernrohr muſtert oder durch das Mikroſkop am Kleinleben der Natur ſich ergötzt, hat keiner Zeit zu der Betrachtung, daß an derſelben endloſen Kette von Gedanken und Beobachtungen der Comfort des Lebens hinauf und die Autorität des erſten Buchs Moſis heruntergegangen iſt.

Den Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne ſtehen diejenigen zur Seite, welche ſich in gleich ausgedehntem Begriff mit den Schickſalen und Bildungen der Menſchheit in Zeit und Raum, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beſchäftigen, die hiſtoriſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften. Auch dieſe Zweige des Wiſſens und Forſchens hat das Klima der Zeit zu ungewöhnlich raſchem Wachsthum, zu ganz eigenthümlicher Entwicklung getrieben. Gleichen Schritts mit der Naturforſchung und in verwandtem Sinne ſind ſie mit Kraft und Glück in jene Welt eingedrungen, in jene zweite Natur, die der menſchliche Geiſt aus ſich fortwährend entſtehen, vergehen und nur in den moraliſchen Folgen und in der Erinnerung fortleben läßt, in die wunderbaren Gebäude der Sprache, des Glaubens, der Kunſt, der Sitten und des Geſetzes, die, bei jeder Race, bei jedem Volk, bei jedem Stamm in anderem

Style aufgeführt und verziert, im Grundriß dieſelben Formen des menſchlichen Weſens erkennen laſſen. Dieſe Wiſſenſchaften haben nun aber ihre beſte Kraft eben darin gefunden, daß ſie die Geſetze, die alles Menſchliche regieren, als Naturgeſetze nehmen und behandeln. Sprach- und Geſchichtsforſchung, Alterthumskunde, Kunſt- und Literaturgeſchichte, Rechtsphiloſophie, Politik, und „leider auch Theologie" — jeder, der in einem dieſer Fächer arbeitet und wenige Generationen rückwärts blickt, gewahrt den Punkt, von wo auf ſeinem Gebiete das Geſchäft der Lichtung mit außerordentlicher Thätigkeit angegriffen wurde, die Felſen der Autorität geſprengt, die Wälder der Vorurtheile abgetrieben, die Sümpfe der Methode und des Schlendrians ausgetrocknet. Er ſieht, wie am Nilmeſſer ſeiner Wiſſenſchaft die befruchtende Fluth auf einmal geſtiegen iſt und fortſteigt. Er fühlt ſich auf einem Standpunkt, von dem er bei mittelmäßiger Geiſteskraft auf die Weisheit des verfloſſenen Jahrhunderts tief herunterſieht. Er greift keck Gewächſe an, gegen deren Stacheln eine befangenere Zeit ſich mit Handſchuhen bewaffnet; er wühlt in den Eingeweiden von Dingen, in deren Anatomie man lange zurückgeblieben, weil die Sektion für zu ſchwierig oder für bedenklich galt; er lieſt fertig vom Blatt, was früher Hieroglyphen waren, und beweist an den Fingern, was das von ſeiner Zeit nicht begriffene Genie einſt als Ahnung ausgeſprochen. Im ſchlimmſten Fall meint er, er habe ſeine ganze Weisheit aus ſich ſelbſt geſchöpft; im beſten fühlt er ſich im flüchtigen Augenblick als die Spitze einer auf breiter Baſis fortwachſenden geiſtigen Pyramide.

Dieſes muthige Eindringen in die Geſchichte, dieſe rückſichtsloſe Kritik der Vergangenheit und Gegenwart iſt recht eigentlich der Charakter der heutigen Wiſſenſchaft. Mit raſtloſem Eifer revidirt ſie alle Ueberlieferungen, um uralte Fälſchungen und Rechnungsfehler zu berichtigen; wo es Noth thut, zerſetzt ſie völlig den geſchichtlichen Stoff, um aus den gefundenen Elementen mit kluger Berechnung rückwärts zu ſchließen auf die einſtigen Formen des Menſchlichen. Solcher Trieb konnte allgemein und in voller Kraft erſt im jetzigen Geſchlecht erwachen, wo das denkende Individuum ſo vieler Feſſeln ledig, von hundert Rückſichten und Bedenken losgeſagt iſt, welche in einer förmlicheren Welt den Sprechenden, zumal aber den Schreibenden umfiengen und ihn

zwangen, mit Menſchen und Dingen bis zu Adam hinauf vielfache Komplimente zu machen. — Und wie das friſche Leben in der Naturwiſſenſchaft die Gewerbe durchdrungen und mit den Elementen des raſtloſen Fortſchritts begabt, ſo hat die freie geſchichtliche Forſchung vielfach reinigend zurückgewirkt auf den Staat, auf das ganze Verhältniß zwiſchen Regenten und Regierten, auf die Geſetzgebung in allen Zweigen, auf die allgemeine Politik, und der Welthandel iſt der Punkt, in dem ſich die beiden Richtungen am innigſten durchdringen. Einerſeits der Großhändler, der Fabrikant, der Handwerker, andererſeits Regent, Miniſter und Beamter ſind in gleicher Weiſe vorſichtiger, fleißiger, über die Gefahren des Eigenſinns und der Willkühr aufgeklärter, wiſſenſchaftlicher geworden. Der Käufer wie der Beſteuerte haben gelernt zuzuſehen, ehe ſie ihre Kundſchaft und ihren Reſpekt verſchenken, und beide möchten gerne für ihr Geld und ihre Anhänglichkeit ſolid und nach den neueſten Muſtern und Methoden bedient ſeyn. Freilich iſt nicht Jedermann weder mit dieſem praktiſchen Lauf der Welt, noch mit allen Schlußfolgen der geſchichtlichen Kritik zufrieden und einverſtanden; aber der genaue Zuſammenhang zwiſchen Forſchung und Anwendung, der Einfluß der Erkenntniß auf die Umgeſtaltung aller öffentlichen Verhältniſſe iſt im einzelnen Falle den Wenigſten klar, und ſo kommt es, daß der allgemeine Wiſſenstrieb im Grunde nur in Einem Punkte von ſehr Vielen leidenſchaftlich verklagt wird, in der Richtung, die allerdings die ſchwächſte, ſchlimmſte Seite unſeres Lebens trifft.

Die zerſetzende Kritik hat den Draht ihrer Batterie auch um die altehrwürdige Geſtalt des Chriſtenthums geſchlungen. Der Verſtandesſtrom, der ſeitdem an der geſchichtlichen Grundlage des Glaubens nagt, durchbebt alle Zeitgenoſſen, und während manche von der Natur und Bedeutung des Phänomens ſich nachdenklich Rechenſchaft zu geben ſuchen, wirkt es Schmerz und Zorn in tauſend Gemüthern, und mit Recht. Das Gemüth hat ſeine unabweislichen Bedürfniſſe; aber ihnen gegenüber ſtehen in gleicher Berechtigung die Bedürfniſſe und Forderungen des Geiſtes. — Gegen das Geſchichtliche im Chriſtenthum wie gegen ſeine Lehren hat ſich von jeher die angeborene und anerzogene Sinnesart der Menſchen aufs verſchiedenſte verhalten. Anſichten, wie ſie heute ſo viel Aergerniß geben, ſind faſt ſo alt als die Kirche ſelbſt; die

Kirchengeſchichte zieht über ſo viele Ketzereien weg als die politiſche über Schlachtfelder; gerade in den frommſten Jahrhunderten herrſchte bei Einzelnen in der Welt und im Clerus das keckſte Heidenthum; mehr als einmal ſaß der keckſte Unglaube auf St. Peters Stuhl, und der Deismus, der im vorigen Jahrhundert mit den Waffen des Spottes Verheerungen anrichtete, hat mit wechſelndem Erfolg alle Jahrhunderte durchzogen. Und wenn jetzt die auf allen andern Gebieten längſt in der Arbeit begriffene freie Verſtandesforſchung auch die Theologie ergreift, wenn eine Anzahl Männer dieſer Wiſſenſchaft ihr: „ich kann nicht anders!“ ausſprechen und im allgemeinen Geiſte in ihre eigene Wiſſenſchaft eindringen, ſo kommt es für den, der eben nur die thatſächliche Entwicklung betrachtet, im Augenblick nicht darauf an, ob ſie mit dem, was ſie aufheben und ſtehen laſſen, einreißen und wieder aufbauen, Recht haben oder nicht: er erkennt darin, in Verbindung mit den übrigen wiſſenſchaftlichen Bewegungen und mit den geſchichtlichen Vorgängen in der Theologie ſelbſt, einen unvermeidlichen Fortgang. Faſt alle andern hiſtoriſchen Wiſſenſchaften hatten eine Periode des vermittelnden, zweideutigen Rationalismus zu durchlaufen, ehe ſie den Gang rückſichtsloſer Kritik einſchluzen, und wenn jetzt die Theologie dieſen Gang nachgeht, ſo mag dies ein Uebel ſeyn, aber nur die Leidenſchaft kann läugnen, daß es ein unabwendbares iſt. Durch was Anderes unterſcheidet ſich das Beginnen unſerer kritiſchen Theologen von der ketzeriſchen Kritik aller Zeiten, als einmal durch ſeine, wenn auch nur ſcheinbare Berechtigung durch den Standpunkt des ganzen übrigen Wiſſens, und dann dadurch, daß es eine durch die Preſſe ſo ganz aufgeſchloſſene Geſellſchaft berührt? Das innige religiöſe Gefühl, wie die profane Eigenſucht, wenn ſie ſich gegen dieſe und verwandte Geburten der Zeit empören, ſie müſſen, wollen ſie konſequent ſeyn, mit ihrem Zorn rückwärts hinaufſteigen zum erſten Druck, der ſchwangern Saamenkapſel aller großen und herrlichen, aber auch aller unheimlichen und giftigen Gewächſe des jüngſten Weltalters. Es war kindiſch, den theologiſchen Neuerern einen Hauptvorwurf daraus zu machen, daß ſie nicht in eſoteriſcher Form geſchrieben, daß ſie nicht in gelehrter Sprache nur die Gelehrten geärgert. Als ob ſo ein Stück verfänglicher Latinität der auflöſenden und hinausſtoßenden Kraft der Preſſe länger als einen Augenblick widerſtanden hätte! Wir erblicken in den Bewegungen der

neueſten Theologie den endlichen fatalen Ausdruck eines längſt vorbereiteten Problems, mit dem die Welt jetzt fertig werden muß, wie ſie kann. Aber nicht durch die Wiſſenſchaft, nur durch gemüthliche Entwicklung iſt die Löſung und Verſöhnung der offenkundigen Widerſprüche möglich; eben weil es ſich vom ruhenden Kern des menſchlichen Weſens, vom Wunder der Seele, vom Myſterium handelt, ſieht der Verſtand keine Löſung der Frage ab, die er ſelbſt geſtellt. Die philoſophiſche Spekulation ſpottet der Zeitgenoſſen und ihrer ſelbſt, wenn ſie, die Thatſachen des Chriſtenthums in Formeln einſchließend, zu begreifen und zu beweiſen meint, was der einen Natur ſchon vorher Wahrheit geweſen und der andern auch nachher unbegreiflich bleibt. Aber dieſe Richtung des Wiſſenstriebs weiſt uns nun unmittelbar auf die Wunden und Schmerzen der Zeit hin, und während wir bisher nur ihre kühne, freudige Entwicklung im Auge gehabt, begegnet uns jetzt ihre Verwirrung und ihre Schwäche.

Jede Zeit hat ihre ſtarken und ſchwachen Seiten, ihre Tugenden und Laſter, ihren Stolz und Schmerz, ihren Uebermuth und ihre Reue, ſo gut als das Volk und jeder Einzelne. Und ſo iſt auch heute in einer Entwicklung, wie die Geſchichte keine raſchere und tiefere kennt, nicht Alles reines Licht, geſunde Stärke, unſtreitiger Fortſchritt. Im Gegentheil, überall liegen Kraft und Schwäche, ſtolze Erhebung und Demüthigung dicht neben einander und laſſen ihre Stimmen in betäubender Disharmonie laut werden. Und ſo war es ja von jeher; es iſt das alte Spiel der Geſchichte, wo immer wechſelnd die Blüthe der einen menſchlichen Kraft den Trieb der andern niederhält und die unendliche Mannichfaltigkeit der Bildungen die Grundzüge des Menſchlichen nur umſchreibt. Das weſentlich Unterſcheidende unſerer Zeit liegt nur in der außerordentlichen Beſchleunigung der Bewegung und in der eigenen Form, die ſie durch die Preſſe erhalten. Dieſe Bewegung und Gährung hat nun aber ſichtbar die verſchiedenen menſchlichen Kräfte ſehr verſchieden ergriffen. Betrachten wir einerſeits die vielfachen groſſen Schöpfungen der obern Geiſteskraft in Wiſſenſchaft, Gewerbthätigkeit und Staatsleben, andererſeits die Haltloſigkeit und Verwirrung in Allem, was Ausfluß des Gemüths iſt, in Religion und Kunſt, ſo zeigt ſich klar, daß durch dieſelbe ungemeine und raſche Erweiterung des Spielraums die einen

Kräfte außerordentlich geſteigert, die andern verflüchtigt, oder wo ſie der Dehnung widerſtanden, in Verwirrung, oft in krankhafte Zuckung verſetzt worden ſind. Sichtbar iſt die Menſchheit in der neueſten Kultur in der einen Beziehung ſich ſelbſt und der Natur gegenüber klarer, freier, mächtiger geworden, in der andern haltloſer, unmächtiger, trüber und verworrener als im Schooß einer Bildung, welche von der Preſſe noch nicht oder noch nicht ſo lange ergriffen war.

Es gibt noch immer Leute genug, die aus den vortrefflichſten Gründen, denen des Eigennutzes, von einer guten alten Zeit träumen und ſprechen, in der ſie und ihres Gleichen, um etwas, um ſogar viel zu ſeyn und zu gelten, ſich nur die Mühe zu geben brauchten, auf die Welt zu kommen; die ſich unbehaglich fühlen in einer Geſellſchaft, wo die Standesunterſchiede ſich immer mehr verwiſchen und man kaum mehr fragt, was der Menſch iſt, ſondern was er hat, höchſtens was er ſelbſt, nebſt dem Glück, aus ſich gemacht hat. Dieſe Leute möchten das Unmögliche; ſie möchten die Vorzüge und Bequemlichkeiten der heutigen Kultur ohne den heutigen Staat, die Urſache ohne die Wirkung. Sie laſſen ſich die Segnungen des Bundes, welchen Gott mit der neuen Zeit aufgerichtet, wohl gefallen, und doch wollten ſie, es wäre noch die Zeit vor der Sündfluth, wo ſie „Tyrannen auf Erden waren, Gewaltige in der Welt und berühmte Leute.“ Sie laſſen ſich Dampfſchiff und Bahnzug ganz wohl gefallen; nur müßten die Anſtalten warten, bis es den Herrſchaften gefällig wäre, einzuſteigen. — Von dieſen ſey hier nicht die Rede; faſſen wir aber die große Maſſe der Gebildeten und Halbgebildeten ins Auge, denen mit dem deutſchen Reiche nichts geſtorben und verdorben, hören wir, auf welche Beziehungen des Lebens ſie mit dem Glaſe oder mit der Feder in der Hand den Waidſpruch von der guten alten Zeit anwenden und nicht anwenden, ſo finden wir, daß die Menſchen die ſtarken und die ſchwachen Seiten unſerer Kultur ganz gut fühlen, wenn ſie auch noch ſo wenig gedacht und noch ſo viel geleſen haben, was ſo oft beiſammen iſt. — Keinem vernünftigen Menſchen fällt es ein, von der guten Zeit zu ſprechen, wo das Phlogiſton die chemiſchen Begriffe regierte und man von den wunderbaren Künſten des Lichts nicht viel mehr kannte als das Farbenſpektrum; wo man Nashornknochen für Gebeine menſchlicher

Rieſen, alle fremdartigen thieriſchen Reſte für Naturſpiele oder Zeugen der Sündfluth nahm und das Meer einſt ſoweit am Gebirg hinaufreichen ließ als den Zeugen ſeines Daſeyns, die Seemuſchel; die Zeit, wo Begriff und Wort des Indogermanismus noch nicht gefunden, wo Shakſpeare auf dem Feſtlande noch nicht entdeckt, wo die franzöſiſche Poeſie unſer Muſter war und man von gothiſchen Bauten in dem verächtlichen Tone ſprach wie wir jetzt von Jeſuiterſtyl; wo Se. Durchlaucht „viertauſend Landeskinder" den Holländern verkaufte und die Aebtiſſin anderthalb Reiter zum Kreiskontingent gab; wo die Weltgeſchichte nach dem Schema der vier Monarchien traktirt wurde und der bezahlte Hiſtoriograph genealogiſchen oder andern Anſprüchen gewiſſer Häuſer zulieb die Spezialgeſchichte unbefangen und ungeſtraft fälſchen konnte. In die Welt der Poſtkutſchen und Marktſchiffe, der Läufer und Heiducken, der franzöſiſchen Philoſophen und italieniſchen Maitreſſen, des Reichskammergerichts, der Wahlkapitulationen und der Wolfiſchen Methode — in dieſe Welt als ſolche ſehnt ſich kein bürgerlicher Menſch zurück. — Aber wie anders, wenn ſich der Blick auf die Bildungen richtet, welche im menſchlichen Verein ganz oder zum beſten Theil Ausflüſſe der Kräfte des Gemüths ſind! Auf dem ganzen weiten Gebiete des Begreifens und Wiſſens und praktiſcher Anwendung friſches Leben, Plan, Fortſchritt, Eigenthümlichkeit, freudiges Selbſtgefühl; in der eben ſo weiten, vom religiöſen Gefühl und dem Kunſttrieb beherrſchten innern Welt innerer Widerſpruch und Krieg, Zweifel und Furcht, Schaam und Verzagtheit, Abhängigkeit vom frühern Geiſte und launenhaftes Zurückgreifen auf die Schöpfungen deſſelben; dort der laudatores temporis acti ſo wenige als hier viele. Dort ſehen wir, die Dinge maſſenhaft betrachtet, auf die Jahrhunderte herab, hier blicken wir an ihnen hinauf. Wie vieles Große und Herrliche, das wir nicht mehr hervorzubringen vermögen, von deſſen Ueberlieferung wir zehren, mit deſſen Fetzen wir die Nacktheit unſeres Lebens aufputzen! Wie Manches, das einſt ein Erzamt war im geiſtigen Reiche, iſt zur Livree geworden und wird auf dem Budget des Jahrhunderts beibehalten, weil es einmal zum Hofſtaat der Kultur gehört!

Wenn von Religion, bildender Kunſt, Poeſie die Rede wird, da gibt es der guten alten Zeiten nach freier Auswahl und für

jeden Geschmack. Abgesehen von den Dienern der Kirche und des Staates, die das Heil in der Einheit im Schooß der alten Kirche erblicken, oder in der freien Forschung über Alles, was diesseits einer vor dreihundert Jahren gezogenen Linie liegt — wie viele wünschten sich in die Zeiten Josephs und der Wolfenbüttler Fragmente zurück! und wie vielen frommen Gemüthern thäte der jetzt veraltete Spott der Aufklärer nicht halb so wehe als das leidenschaftslose Wort der wissenschaftlichen Zergliederer! — Horcht man in den Tumult der Presse hinein, so ist einer der vernehmlichsten, immer wiederkehrenden Laute das alte Klagelied über die Wesenlosigkeit unserer höhern Kunst, und von allen Seiten hört man die Stimmen derer, welche im verwachsenen Dickigt der Kultur die verlorene Kirche und in ihr die neue Kunst suchen und einander zurufen, daß sie nichts gefunden und warum sie daran verzweifeln, etwas zu finden. — Zu den Schöpfungen der Zeit, wo das religiöse Volksgefühl sich glühend in Baukunst, Malerei und Skulptur ergossen, fühlt sich der heutige gebildete Sinn fast so innig hingezogen, wie die Seele des Mittelalters zum heiligen Grabe. Doch hievon soll gar nicht die Rede seyn; im Sinn vieler hypochondrischen Kunstkenner und Liebhaber ist im Vergleich zu dem, was wir hervorbringen, noch das Rococo die gute Zeit: es mag so schlimm seyn als es will, so war es doch eigenstes Gewächs des Bodens der Gesellschaft, Konterfei der Bildung, Styl der Zeit. Und vollends Poesie und schöne Literatur! Wir haben alte Herren genug, die vor zwanzig, dreißig Jahren brave Schriftsteller, tapfere Rezensenten, ausdauernde Leser und Theaterbesucher waren; diese steigen mit ihrer Sehnsucht nicht einmal zu der großen Weimarschen Periode hinauf, viel weniger zu den Minnesängern: seit der Verschwörung des jungen Deutschlands, um eine frische Literatur aus freier Hand zu machen, haben sie die Literatur aufgegeben, und die Romantik, die Schicksalstragödie und die Blüthe der Taschenbücher ist ihnen die gute alte Zeit.

Ist das Verhältniß der wesentlich verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur zur heutigen geschichtlichen Bewegung von uns richtig aufgefaßt worden, so erscheint der gegenwärtige Zustand der Kunst, dem der Wissenschaft gegenüber, als ein nothwendiger. Der Zug der obern, bewußten, willkürlichen Geistesthätigkeit ist so übermächtig, daß er den tiefern, ihrem Wesen nach mehr instinktiven

Regungen keine Sammlung geſtattet, keine Ruhe zu eigenthümlicher Geſtaltung, in der ſie der wahre geiſtige Ausdruck der Zeit werden könnten. Wir ſehen die Entwicklung der Kunſt fortgeriſſen von der Entwicklung des Wiſſens, vom Geiſte des Erkennens, des Findens, des verſtändigen und nützlichen Anwendens.

Ueber dem ruheloſen Drang, die ganze Vergangenheit zu durchdringen, alle Schöpfungen des Menſchengeiſtes zu meſſen und zu wiegen und uns darin zu beſpiegeln, haben wir längſt jene Unbefangenheit des Seyns und Denkens in der Gegenwart, jene Befriedigung am eigenen Leben und jenen Stolz darauf verloren, die dem Alterthum und den mittlern Zeiten ihr Daſeyn zu einem poetiſchen machten und ihnen erlaubten, geradezu in ihr Leben, in ſeine Sittlichkeit, in ſein Koſtüm hineinzugreifen, um die höchſten Ideen und Gefühle durch die Kunſt zu verkörpern. Selbſt der Geſellſchaftsglaube der Verfeinerung iſt nicht mehr da, dem immer noch eine Blüthe der Afterkunſt entſpringen kann; denn es fehlt ſogar — allerdings Gottlob! — an der ſuffiſanten Selbſtbefriedigung herrſchender höherer Stände, deren Geiſt ſich in Architektur, Skulptur, Malerei und Poeſie mit erſtaunlicher Einheit zu dem verſchnörkelt hat, was wir Rococo nennen, verachten und nachahmen. Uns iſt faſt nur das Vergangene Vorwurf der Kunſt, zum wenigſten aller höhern Kunſt, und wie ſehr die Gegenwart, unſer eigenes Leben alle Poeſie für uns verloren hat, zeigt ſich am augenfälligſten an der bittern Kritik, die wir an unſerer eigenen äußern Erſcheinung üben, am äſthetiſchen Mitleiden mit unſerer eigenen Tracht. So iſt der hiſtoriſchen Malerei und Skulptur des Modernen zum voraus der Nerv durchſchnitten. Wir können Zuſtände der Zeitgenoſſen, ſey es geſchichtlicher oder idealer Figuren, immer nur in kahler, proſaiſcher Wirklichkeit, oder aber humoriſtiſch und ſatiriſch, im ſchlimmſten Fall ſentimental auffaſſen. Damit hängt aber aufs Genaueſte zuſammen, daß wir uns auch vergeblich bemühen, unſerem Gott, unſerem König, unſerer Kunſt, und am Ende uns ſelbſt ein Haus zu bauen, wo nicht der Geiſt einer andern Zeit aus den Fenſtern ſieht.

Zugleich mit dem Eifer für geſchichtliche und antiquariſche Studien iſt auch das Beſtreben erwacht, Leben und Kunſt von der Ueberlieferung ſo vielen geſchmackloſen Wuſtes, dem Erbtheil der

letztverflossenen Jahrhunderte zu reinigen, und dies hat wieder auf die geschichtliche Forschung belebend zurückgewirkt. Als drittes kam hinzu der gleichzeitige mächtige Aufschwung der Gewerbethätigkeit. In gleicher Weise wie mit der Wissenschaft verbündete sich nun die Industrie in zahllosen ihrer Zweige auch mit der Kunst, und heute ist sie rastlos bemüht, den in schönen, oder nur in eigenthümlichen Formen verkörperten Geist der Geschichte auszubeuten, durch Glanz, Schönheit und Zierlichkeit ihrer Erzeugnisse, das heißt zunächst durch die Modehaftigkeit derselben, die fortwährend sich steigernden und verfeinernden Bedürfnisse der Menge zu befriedigen und dem, was durch Kopirung und durch Theilung der Arbeit fast ganz auf mechanischem Wege zu Stande kommt, den Anschein eines Kunstwerks zu geben. Die Industrie blättert emsig im Musterbuch der Geschichte rückwärts und wieder vorwärts; der Silber- und Bronzearbeiter, der Bijoutier, der Blechfabrikant, der Möbelschreiner, der Tapezier u. s. w. hämmern, gießen, schnitzen und schneiden abwechselnd antik und gothisch, Renaissance und Rococo, wie es eine unsichtbare Gewalt haben will. Sie verstehen dabei ihren Vortheil am besten, wenn sie vom Eigenen so wenig als möglich dazu thun; das aber hat in den Augen der Menge nichts zu sagen, wenn sie, etwa griechische und altdeutsche Motive albern vermengend, geistige Mißgeburten hervorbringen. Täglich werden neue Methoden erfunden, wodurch der zierliche und geistreiche, oder der plumpe und sinnlose Luxus früherer Zeiten an allem unserem Geräthe immer sinnreicher, täuschender und wohlfeiler nachgeahmt wird. Den Anstoß zum Wechsel im Geschmack erhalten aber die Kunstmodisten größtentheils von derselben Seite wie Schneider und Putzmacherin.

Durch die rasche Verbreitung der äußern Bildung in den Volksklassen, wie sie namentlich seit dem Frieden so auffallend ist, durch das allseitige Steigen der geistigen Bedürfnisse, die in einem wohlfeilen Luxus Befriedigung suchen, ist die Industrie überhaupt beflügelt und ein großer Theil derselben gezwungen worden, die schönen Künste immer mehr in ihren Kreis hereinzuziehen. Diese Umstände haben aber auch die Kunst selbst populär gemacht, und so ist auch sie ihrerseits, durch Erweiterung des Marktes, durch Steigerung der Konkurrenz, auf die Pfade der Industrie getrieben worden. Die Sitten der letztern färben auf den Künstler ab, und

auch er tritt ſehr häufig in die umfaſſende Klaſſe der Modearbeiter, welche durch leichte, auf ſinnliche Wirkung berechnete Erzeugniſſe oder durch geſchickte Nachahmung den Hang des großen Publikums zum Vornehmen, Modiſchen befriedigen und den von geiſtiger Kultur nur oberflächlich ergriffenen Klaſſen Gelegenheit geben, ſich in der Einbildung auf die Höhe der Zeit zu ſtellen.

Wenn einſt die Kunſt als ſinniges Gewerbe, feſt begrenzt, an der Spitze der Zünfte ſtand und in Stein, Metall und Holz, in Linien und Farben den gemeinen Volksgeiſt ausprägte, ſo reicht ſie jetzt einerſeits tief hinab in das Handwerk, andererſeits als Spitze der gelehrten und äſthetiſchen Bildung hinauf zu den Gipfeln der Vornehmheit. Sie zerfällt in kunſtreichen Gewerbfleiß und in gelehrte Kunſt, die nicht ſelten auch wieder in den Gewerbfleiß hinüberſchlägt. Die gelehrte Kunſt bildet ſich nun aber, künſtlich, wenn man ſo ſagen darf, faſt ganz am geſchichtlichen Verſtändniß fort, am eifrigen Studium der Zeiten, in denen irgend ein Zweig des Schönen zu eigenthümlicher Blüthe gekommen. Die heutige Architektur kommt faſt ganz, die Malerei großen Theils dadurch zu Stande, daß ſich der Künſtler in die Anſchauungs- und Gefühlsweiſe vergangener Zeiten verſetzt, und entweder ihren Geiſt aus ſich ganz wieder hervorzubringen ſucht oder ihre Formen eklektiſch benützt und das Moderne nach Laune oder Mode damit aufputzt. Unſere Maler malen in allen Manieren, unſere Architekten bauen in allen Stylen, und in Kunſtausſtellungen und in den das Feld verſchlingenden neuen Straßen ſchnell wachſender Städte kann man ſehen, wie alle paar Jahre die Vorliebe für dieſe oder jene Form, gleich der Mode in der Tracht, epidemiſch umſchlägt. Wenn aber in einem anſpruchsvollen hiſtoriſchen Bilde und an einem neueſten glänzenden Bauwerke gar nichts an irgend eine geſchichtliche Kunſtſtufe erinnert, ſo iſt das Ding gar zu oft auch gar nichts. — Dem Künſtler führt der Dämon der Zeit, das Wiſſen, die Hand, und zwar vortrefflich in ſeiner Weiſe. Was in den ſchönen Künſten Berechnung, das heißt blos verſtändige Berechnung, Uebung, das Herbeiziehen aller naturwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Hülfsmittel leiſten kann, iſt da, iſt beim Einzelnen oft in großer Vollkommenheit vorhanden. Man hat nie mit beſſerem Material gearbeitet, nie war gewandte Pinſelführung und die ganze Technik verbreiteter; nie haben Maurer

flinker gemauert, nie haben Steinmetzen gewandter und zierlicher gemeißelt; für alle Berechnung ist die Tabelle und der Schnellrechner zur Hand, der altväterliche Krahn hat dem wirksamsten Hebezeug Platz gemacht, und so ist es uns, vom Gelde abgesehen, ein Leichtes, den Dom zu Köln zu vollenden; ist ja doch der Gedanke der wundervollen Bauform längst geboren, und noch dazu der Plan des Gebäudes nicht zu Grunde gegangen.

So sehen wir denn, daß es der heutigen Welt weder an Kunstsinn gebricht, noch an Hülfsmitteln, noch an Kunsttrieb. Im Gegentheil, durch dieselbe Kraft, welche mit ihrem Haupthebel, der Presse, die Strömungen des Lebens in allen Richtungen beschleunigt hat, ist auch die Kunstthätigkeit riesenhaft gesteigert und im Leben breit ausgedehnt worden. Es fehlt dabei nur Eines, aber freilich die Bedingung eigenthümlicher Entwicklung aus der Tiefe des Geistes: ein fester Mittelpunkt der Gefühle, von dem das ächte künstlerische Schaffen ausgeht und auf den es sich zurückbezieht; es gebricht an der geschichtlich nachgewiesenen Quelle aller wahren Kunst, an einem gemeinen Volksglauben und an der Frucht desselben, an der poetischen Bedeutung des gegenwärtigen Lebens. Und so hat sich das Kunstgefühl in seiner Unmacht, dem Geist der Zeit den schönen Körper zu geben, und im Drange darnach, dem Meister des Jahrhunderts, der Wissenschaft, in die Arme geworfen; es durchläuft an seiner Hand die ganze Geschichte, es ergießt sich mit launischer Ungeduld aus einer Kunstform in die andere, und hat noch in keiner die Selbstbefriedigung gefunden, die ihm zur Grundlage eigenthümlicher Fortbildung werden könnte. Oder hat es auch vielleicht diese Grundlage theilweise bereits gefunden, so vermögen wir dies in der verwirrenden Fülle und Mannichfaltigkeit der Hervorbringungen nicht zu fassen. So vieles, was in seinem Bereiche als hoch bedeutend, als eine Offenbarung ausgerufen wurde, ist so schnell wieder in der Flut untergetaucht und hat einem neuen Wunder Platz gemacht, daß das beobachtende Auge scheu, das Urtheil mißtrauisch wird.

Die Poesie theilt im Allgemeinen das Schicksal der bildenden Kunst. Die großen geistigen Bewegungen an der Grenzscheide dieses und des vorigen Jahrhunderts sind auch für die schöne Literatur epochemachend gewesen, bei uns und bei den andern Völkern. In diesen merkwürdigen Zeitabschnitt fällt bei uns das

gleich seltene Zusammenwirken zweier der größten schöpferischen Köpfe, welche die Geschichte kennt. Die umfassenden Ideen, welche damals in allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit aufsprangen, wurden von ihnen, von jedem in seiner Weise, poetisch ergriffen. Es war, als sollten die neuen Anschauungen der innern und äußern Welt von ihnen schnell poetisch ausgeprägt und damit die eigentliche poetische Thätigkeit vorläufig abgeschlossen werden, um der wissenschaftlichen Entwicklung das freieste Spiel zu lassen. Die literarische Periode, welche mit Schiller und Goethe so schnell zu Ende ging, gleicht einem einhäusigen Gewächse mit zwei herrlichen Blüthen, einer männlichen und einer weiblichen. Aus beiden duftet gleich stark, aber ganz verschiedenen Geruches, der Geist jener intellektuellen und moralischen Umwälzung, durch die das Geschlecht von der Oberfläche der Erscheinungen weg wie auf einmal in die Tiefen derselben hingezogen wurde, der Geist der Spekulation, des ruhelosen Forschens nach den Gesetzen der menschlichen Vermögen und der Natur und ihrer Wechselwirkung. Der Saame, der von diesem Gewächse fiel, war überschwenglich reich und er trug hundertfältig; aber in ihm war das poetische Element, das seinem Wesen nach eine unveränderliche Größe ist, organisch gebunden an jenen in so außerordentlicher Kraft erwachten Trieb zur intellektuellen Ausbreitung; in ihm wurde das Unmittelbare von dem durch das Bewußtseyn Vermittelte weit überwogen. In der allgemeinen Beschleunigung der Kultur, in der leidenschaftlichen Geschäftigkeit, die in alle Zweige des menschlichen Thuns gekommen war, steigerte sich auch die poetische Thätigkeit zu maßloser Höhe, und so ging die üppige Saat einer Literatur auf, welche die heutige schöne Welt bald narkotisch, bald geradezu übel riechend, selten mit gesundem kräftigem Dufte durchrankt.

Die heutige Richtung der Literatur wurde gleich durch die ästhetischen Begriffe und Satzungen, welche sich auf Goethes und Schillers Anregung, vornemlich aber neben ihnen bildeten und bald zur Herrschaft gelangten, aufs Bestimmteste angedeutet. Jener große Umschwung aller Wissenschaften, in Verbindung mit dem, was er in unsern größten Dichtern unmittelbar geweckt, hat bei uns sehr bezeichnend die neue kritische Schule in der Aesthetik hervorgerufen, und die Poetik, welche die romantische heißt. In dieser neuen Aesthetik richtete sich der Forschungstrieb, begeistert durch das Herrliche,

was ſo eben in ſchöner Kunſt unter uns ſelbſt ſich offenbart, auf die geſchichtlichen Entwicklungen der Kunſt und der Poeſie. Jetzt erſt, ſeit ſo viele Zweige des Wiſſens ſich gegenſeitig bethätigten, war ein tieferes Eindringen in den poetiſchen Geiſt der Zeiten und Völker möglich geworden; jetzt erſt wurden mit wahrer ſchöpferiſcher Luſt die ächten Fundamente einer umfaſſenden Kunſt- und Literaturgeſchichte gelegt. Konnte etwas dem deutſchen Weſen beſſer zuſagen? Und dieſe ſchönen Gebäude wuchſen auch mit erſtaunlicher Schnelligkeit empor. Von nun an ward uns der Geiſt des Alterthums und der mittlern Zeiten, der Geiſt unſeres eigenen Volks und der unſerer Nachbarn, wie er ſich von jeher in Bild- und Schriftwerken ausgeprägt, in immer lebendigerer Geſtalt nahe gebracht, und es waren vorzüglich Aeſthetiker romantiſcher Schule, welche mit enthuſiaſtiſchem Eifer die Quellen aller Poeſie vom grauen Alterthum und dem fernſten Orient her durch gewandte Ueberſetzung und geiſtvolle Auslegung in den Strom unſerer Literatur leiteten. Blicken wir auf die Zeiten der Männer zurück, welche auf dieſem Gebiete zuerſt die Bahn gebrochen, auf Wieland, auf Herder, auf Voß, ſo erſcheint heute der Fortſchritt ungemein groß, und wer es nicht weiß oder nicht bedenkt, daß das Leben der Kunſt ganz andern Geſetzen gehorcht, als das der Wiſſenſchaft, der begreift nicht, warum wir uns in unſerer Poeſie deſto kleiner fühlen, je größer unſer Wiſſen iſt.

Dieſe hiſtoriſch äſthetiſchen Beſtrebungen wirkten auf alle geſchichtlichen und moraliſchen Wiſſenſchaften anregend und belebend zurück; ſie waren von größter Bedeutung für die Förderung der allgemeinen Kultur, für die Reinigung des Geſchmacks und die Schärfung des geſchichtlichen Sinns, der unſerer Zeit ſo eigenthümlich iſt. Aber das ächte Wiſſen und die wahre Kunſt können einmal ihrem Weſen nach nicht zumal in derſelben Richtung und durch dieſelbe Geiſtesthätigkeit gefördert werden. Und ſo kam es, daß unſere Aeſthetiker, indem ſie die Poeſie in der Geſchichte dem Verſtand und der Empfindung mehr und mehr aufſchloſſen, wider Willen dazu halfen, der Poeſie in der Gegenwart und in der Ausübung den Boden zu entziehen. — Durch das erfolgreiche Streben, ſich in die dichtende Seele der verſchiedenſten Völker hineinzudenken und ihre poetiſchen Formen nachzubilden, wurde unſere Sprache geglättet und geſchmeidigt, die poetiſche Technik

immer mehr ausgebildet und zugleich verallgemeinert. Je leichter, durch die allgemeine Bildung ſelbſt, das formelle Geſchäft des Dichters wurde, deſto mehr verbreitete ſich die Luſt dazu und auch die Fähigkeit, in den Formen und im Geſchmack des alten und neuen Orients und Occidents, der großen geſchichtlichen Muſter und der bedeutenden Zeitgenoſſen etwas hervorzubringen, das, obenhin betrachtet, wie Poeſie ausſah. Auf dieſem Wege erlangte der ſchlimme Grundſatz der Romantiker von der überwiegenden Bedeutung der Form und der verhältnißmäßigen Gleichgültigkeit des Inhalts die gefährlichſte praktiſche Geltung. Und dieß um ſo mehr, als man ſich durch die maßloſe Ausbeutung der Geſchichte den wahren Stoff, den der lebendigen Gegenwart, zum Theil ſelbſt verdorben hatte. Was irgendwo in der Welt an eigenthümlicher Dichtung zur Blüthe gekommen, man hatte es mit äſthetiſcher Leckerei genoſſen, man hatte es durch Ueberſetzung und Nachahmung in die laufende Literatur hineingezwängt. Da erſt drängte ſich in voller Lebendigkeit das peinliche Gefühl auf, daß wir mit allem unſerem Wiſſen und unſerer Herrſchaft über die Form, und gerade deßhalb, in den meiſten und gerade in den höchſten Gattungen der Poeſie nicht im Stande ſind, etwas hervorzubringen, was an die Schöpfungen von Zeiten reichte, welche der unſern an äſthetiſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung ſo weit nachſtanden. Neben der Herrlichkeit ſo vieler vergangener Entwicklungen erſcheint unſer gegenwärtiges Leben ſo armſelig, ſo klein, ſo poeſielos. Dazu kommt, was am Ende die Hauptſache iſt, die intellektuelle und moraliſche Gährung in der heutigen Welt, welche auf eine neue Geſtaltung der Kultur losarbeitet. Die Geſchichte zeigt aber, daß die Poeſie in ihren Hauptgattungen, in denen, welche das äußere wirkliche Leben ergreifen, im Epiſchen und Dramatiſchen, nur die Zeitpunkte fertiger, ja wieder abſterbender Bildung begleitet. Wo aber, wie jetzt, in Religion und Sitte, in allen ſtaatlichen und geſelligen Verhältniſſen das Werk der Auflöſung des Alten und der neuen Schöpfung im hitzigſten Gange iſt, da fehlt der Boden, in dem epiſche und dramatiſche Poeſie mit Ruhe und Erfolg ihre Wurzeln ſchlagen könnten, und in einer Epoche ohne Autoritäten, wo Alles in der innern und äußern Welt in Frage geſtellt iſt, neigt der poetiſche Trieb von ſelbſt zur Lyrik. — Aus dieſen Momenten erklärt ſich, nach unſerer Anſicht, der

ganze Charakter der romantiſchen Poeſie, welche die erſten Jahrzehnte dieſes Jahrhunderts erfüllt, ſo wie der Literatur, durch welche die Romantik ſeit einer Reihe von Jahren abgelöst worden iſt.

In der poetiſchen Ausübung beabſichtigten die Romantiker Anfangs nichts Geringeres, als alle Verhältniſſe der Gegenwart poetiſch zu durchdringen, zu vergeiſtigen. Man weiß, wie wenig dabei herausgekommen iſt und herauskommen konnte. Ihre Lehrſätze führten von einer geſunden, tüchtigen Anſchauung der Gegenwart geradezu ab zu einer weſenloſen äſthetiſchen Spekulation. Ihr erfolgreiches Streben, Kunſt und Poeſie aller Vergangenheit zu verherrlichen, trug das Meiſte dazu bei, dem lebenden Geſchlecht ſein eigenes Leben geiſtlos, proſaiſch erſcheinen zu laſſen, und da ſie mit der Welt, deren Stoff ſie in der Einbildung der Zeitgenoſſen verderben, nichts anzufangen wußten, ſo ſchufen ſie ſich eine künſtliche, nebelhafte, phantaſtiſche Welt, in der ſie die Geſinnungen und die poetiſchen Formen aller Zeiten bunt und toll durcheinander ſpielen ließen und in Mährchen und Allegorien, in utopiſchen Dramen und Romanen das gerade Widerſpiel der Wirklichkeit hinſtellten. Dieſe ganze Literatur, in der ſich ſo viele bedeutende Talente verflüchtigten, zeigt beſſer als irgend etwas, wie der Geiſt des Wiſſens, des Forſchens und Anwendens in der neueſten Bildung durch Alles gedrungen iſt, auch dahin, wo er nur verderblich wirken mußte. Aus der romantiſchen Poeſie, trotz ihrer gezwungenen Tiefe und ſcheinbaren Innerlichkeit, fühlt ſich an allen Enden die Verſtandesoperation heraus. Und was iſt ſie, im Großen betrachtet, anders, als ein kunſt- und literaturgeſchichtliches Exerzitium, in manchen Partien eckel, albern und ſtümperhaft, in andern trefflich gelungen, ſo ſchön und großartig, daß man geblendet wird und leicht vergißt, daß Poeſie der Poeſie keine Poeſie iſt.

Beim Entſtehen der Romantik und während ihrer Blüthe waren die friſchen wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Ideen noch ariſtokratiſches Geiſtesgut, Beſitzthum verhältnißmäßig Weniger. Aber ſie verbreiteten ſich, vorzüglich durch die Hervorbringungen der Romantiker ſelbſt, mehr und mehr in der Maſſe, auf welche die ſchöne Literatur überhaupt wirkt. Dieſer Prozeß wurde nun durch die politiſche und geſellſchaftliche Aufregung in Folge der Julirevolution ſehr beſchleunigt. Seitdem hat der allgemeine Trieb, in

das Innere aller Erſcheinungen und Schöpfungen zu dringen, alles Beſtehende nach ſeiner Berechtigung zu fragen, es umzuwandeln, auszubilden und, wo es widerſtrebt, zu zerſtören, friſche Nahrung erhalten. Dieſe Unruhe beherrſcht aber im vollſten Maaße die beweglichen Köpfe, welche ſich, berufen oder nicht, zur poetiſchen Thätigkeit drängen, und unter den Einflüſſen der neueſten Weltbewegungen hat nun die Literatur, wie durch raſche Frontveränderung, wieder eine ganz andere Stellung zum Leben und zur Wirklichkeit angenommen. Der Nihilismus der Romantik iſt in das praktiſche Beſtreben umgeſchlagen, die Gegenwart poetiſch zu faſſen. Jedermann weiß und geſteht, wie wenig dies gelungen iſt und gelingt; und es kann auch ſchwerlich gelingen, ſo lange das geſchichtliche Fieber anhält, das alle unſere öffentlichen und geſelligen Zuſtände zu den höhern Gattungen der Poeſie in das ungünſtigſte Verhältniß ſtellt.

Beim großen Projekt des jungen Deutſchlands, eine ganz friſche Literatur aus dem realen Zeitboden zu ſtampfen, kam ſo wenig heraus als bei dem der Romantik, das Leben durch die Poeſie zu vergeiſtigen. Das Gefühl des Unvermögens, das ſtürmende Jahrhundert beim Schopf zu packen, hat beide Schulen, wenn man ſie ſo nennen darf, gleichmäßig gegen die Wirklichkeit verſtimmt, und ſie flüchteten aus ihr weg, nur in entgegengeſetzter Richtung. Unter dem Alpdruck der Fremdherrſchaft und in dem darauf folgenden Quietismus der Reſtaurationszeit kam die Romantik von ſelbſt dazu, daß ſie am wirklichen Leben poetiſch verzweifelte, es ignorirte und die Vergangenheit zu ſich niederzog. Im heutigen Drange praktiſcher Beſtrebungen begibt es ſich eben ſo natürlich, daß die geiſtreiche Literatur, wie man ſie am kürzeſten bezeichnen kann, dieſen Drang überbietet, gegen das langſame Leben ſich empört und poetiſche Luftſchlöſſer in die Zukunft hinausbaut. In der Romantik ſpuckten die Reſtaurationsgedanken: das Leben in ſeiner Schaalheit und ſeinem Froſt ſollte erhöht, durchwärmt, veredelt werden, indem es ſich in der Ritterlichkeit, der Minne, dem frommen Glauben beſſerer und ſchönerer Zeiten ſpiegelte. Die neueſte Literatur dagegen wird fortgeriſſen von der Reform: die geiſtigen und moraliſchen Widerſprüche der Zeit können, wenn man ſie hört, nur dadurch verſöhnt, das Leben kann nur dadurch von ſo vielem Unſinn und Schmutz gereinigt werden, daß man es nach ganz neuem, noch nie dageweſenem Styl völlig umbaut. Da wird

denn die Vernünftigkeit und Rechtmäßigkeit der bisherigen Grundlagen der Geſellſchaft, der Religion, des rechtlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen beiden Geſchlechtern, des Coder der Sitten und des Umgangs kritiſch in Frage geſtellt und in der poetiſchen Praxis untergraben. Wenn die äſthetiſche Unmäßigkeit und eine erzwungene Poetik ſich einſt als „neupoetiſcher Katholicismus“ ausſprachen, ſo treten ſie jetzt, innerlich dieſelben, in der Geſtalt eines neupoetiſchen Heidenthums auf. In Drama und Epik ſehen wir dort ein Utopien rückwärts, hier eines vorwärts. Dieſer Januskopf unſerer neuen Literatur hat aber beiderſeits ein Geſicht, aus dem in den deutlichſten Zügen der wiſſenſchaftliche, ſpekulative, zerſetzende und mit Abſicht wieder zuſammenſetzende Geiſt der Zeit ſpricht. Und daher ſind, bei großer äußerer Verſchiedenheit, Drama, Roman und Novelle der Romantiker und der modernſten Geiſtreichen innerlich ſo nahe verwandt. Hier wie dort findet man überall Gewandtheit der Sprache, die Herrſchaft über die Form, den ſcharfen Gedanken, den hüteriſchen Verſtand, das kecke Bild, die witzige Ausbeutung der Kunſt- und Literaturgeſchichte zu phantaſtiſchem Arabeskenwerk, und was fehlt, das iſt meiſt nur die Poeſie ſelbſt. Und kann es anders ſeyn? Die Zeit zwängt allen Geiſtern ihre Stimmung auf; ihre Luft webt den poetiſch Thätigen Ueberlegung und Bewußtheit an, aber ſo, daß dieſe, ſtatt dem unmittelbaren poetiſchen Gefühle zu folgen und ihm dienſtbar zu ſeyn, vielmehr das Gefühl gefangen nehmen und mit ſich fortziehen. Und auf dieſem Zuge verzerrt ſich denn das Gefühl und der Stoff zugleich. Nimmt man dazu, daß im Unvermögen, das wirkliche Leben feſt und tüchtig zu faſſen, die natürliche Luſt zur Weltverbeſſerung zum Drange wird, das zornig zu zerſtören, deſſen man poetiſch nicht habhaft werden kann, ſo erklärt ſich das eigenthümlich Pathologiſche in der ganzen neueſten Dichtung, zunächſt jene berühmte Zerriſſenheit, der wahre Schmerz der Unmacht, die übermüthige Empörung gegen die Satzungen der Geſellſchaft, und dann die Weſenloſigkeit, die verworrene, karrikirte Zeichnung der epiſchen und dramatiſchen Figuren. Dieſelben ſind meiſt ſo wenig wirkliche Menſchen, ſie ſind ſo haltlos und unheimlich als die Geſtalten der Romantiker, obgleich jene ſo oft in Schnurrbart, Glacéhandſchuhen und Mantille, mit Reitpeitſche und Fächer auftreten, als dieſe im Harniſch und bärenen Gewand, mit Flamberg und Sängerharfe.

Das der wahren epischen und dramatischen Behandlung widerstrebende Wesen unserer Zustände und der Charakter der herrschenden philosophischen und Naturansichten wirken zusammen, um die Lyrik zu der überwiegenden und am Höchsten geachteten Gattung zu machen, und zwar eine Lyrik, die durch das Versenken in die Tiefen der Natur und des Gemüths, durch das Ineinanderziehen dieser beiden Welten, durch den Schmerz in der Lust und durch Lachen unter Thränen zu der ehrlichen, mit dem zufällig aufspringenden Gefühl und dem äußern Antlitz der Natur harmlos spielenden Lyrik der Aufklärungszeit einen so merkwürdigen Gegensatz bildet. Wenn man nun sagt, durch die tiefe gesellschaftliche Aufregung, durch den moralischen Zwiespalt in Folge der neuesten Entwicklungen selbst, sey der Poesie in einer ihrer Hauptrichtungen, in der rein gemüthlichen, ein ernsterer Stoff gegeben, eine höhere und tiefere Aufgabe gestellt, so ist dies wohl wahr. Andererseits muß man aber dabei auch wieder an Goethes Ausspruch denken, dem der heutige Hang zur Lyrik ein Zeichen des Dilettantismus war, „der das Objektive meidet, der nicht den Gegenstand, sondern nur sein Gefühl über den Gegenstand zu schildern weiß, dessen pathologischen Produkte nur Neigung und Abneigung des Urhebers aussprechen, und der mit dem Witz an die Poesie zu reichen meint."

Und der Dilettantismus in diesem Sinne ist allerdings heute der große Beherrscher unserer Literatur. Je höher die Bildung der Zeit steht, desto leichter ist sie oberflächlich erworben; sie hängt sich wie von selbst an Jeden, der den durch die Presse fortgetriebenen Strom von Gedanken überhaupt auf sich einwirken läßt. So strömen alle die philosophischen, historischen, politischen, ästhetischen Zeitideen frei und ungehindert in viele tausend Köpfe und fließen aus den engen Behältern wieder über in das ungeheure Becken der Literatur. Aus jedem Schreibenden raisonnirt, seufzt und poltert der Geist der Zeit, wie der Dämon aus dem Besessenen, nur mit dem Unterschied, daß diesem seine eigenen Phantasmen zu einer fremden Persönlichkeit werden, während jene gar zu oft glauben, die gemeinen Ideen, die aus ihnen sprechen, seyen ihr eigenes geistiges Selbst. Meinen nun so viele Dichtende und Schriftstellernde, indem sie das flüchtig aufgenommene allgemeine Element eben so leichtsinnig wieder von sich geben, einen eigenen, neuen Inhalt hervorzubringen, so entsteht eine ähnliche Täuschung

hinsichtlich der Form. Sie haben mühelos das Erbe einer reichen, durchgebildeten poetischen Sprache angetreten, und weil sie es schreibend mit Leichtigkeit, oft mit Anstand zersplittern, glauben sie mit eigenem Pfunde zu wuchern.[1] Daher die merkwürdige Unverschämtheit, mit der das dünnste und unreifste Talent in sich den angehenden großen Mann erblickt und dies dem Publikum unbefangen anvertraut; daher die eigenthümlichen siebenden Züge, die durch gewisse Gebiete unserer Literatur hindurchgehen: die sonderbarste Mischung von Scharfsinn und Unsinn, naive Oberflächlichkeit im Tiefen, gezwungene Tiefe im Oberflächlichen, willkührliche Versenkung ins Innerlichste, die fast immer dasselbe, und damit nichts heraufbringt, die eleganteste Methode im Unvernünftigen, und ein eigenthümlicher Glanz der Form um nichtswürdigen Inhalt.

Man hört zahlreiche Stimmen, welche der heutigen Schriftstellerwelt vor Allem dringend Mäßigung und Beschränkung empfehlen und dadurch etwas zu dem beizutragen glauben, was man die Hebung der Literatur nennt. Ja es gibt Rathgeber, welche geradezu der Ansicht sind, es wäre am besten, man vergeudete nicht so viele geistige Kräfte in fruchtloser poetischer Anstrengung, man ließe den Acker der Poesie vorläufig, bis auf günstigere Zeiten brach liegen und baute desto eifriger am eigentlichen Werk des Jahrhunderts, an der Wissenschaft. Es versteht sich aber doch wohl von selbst, daß man Einzelnen und der Zeit Mäßigung und Resignation mit demselben Erfolge predigt, wie den Glauben, wo die gemüthliche Anlage dazu fehlt.

Die freche theologische Kritik ist den Frommen kaum ein größeres Aergerniß als vielen nach älterem Zuschnitt Gebildeten der heutige Zustand der schönen Literatur im Allgemeinen und die ästhetische

[1] Wir führen aus dem Leben einen Fall an, der eine ganze literarische Krankheitsklasse scharf bezeichnet. — Der Aufwarter einer Lesegesellschaft hatte ein historisches Drama in gereimten Jamben verfertigt und legte es seinem Mäcen, dem Direktor der Gesellschaft, vor. Als dieser fragte, warum er sich die Mühe mit den Reimen gegeben, erwiderte der Poet buchstäblich: „Ich fühle wohl, daß ich keine so schönen Gedanken habe wie Schiller oder Goethe, und da dachte ich mit den Reimen dem Stück einiges Ansehen zu geben.“ Wie viel seltener und ehrenwerther ist solch halbe Selbstkenntniß als der ganze Glauben an sich, der poetisch Berge versetzt! Der gute Mann belohnte sich auch selbst, indem er sein Stück nicht drucken ließ.

Kritik, welche die Tageserzeugniſſe und die Produktionen der Kunſtanſtalten beſpricht. Selbſt die Leute, welche der Literatur aus friſchem Zeuge ein ganz modernes glänzendes Gewand geſchaffen haben wollen, das ſie freilich erſt eine Weile getragen haben müſſe, bis es ihr ganz bequem und graziös am Leibe ſitze; auch dieſe behaupten keineswegs, daß die Literatur blühe. Sie geben beſcheiden ihre Schöpfungen nur für ſchwellende, hoffnungsreiche Knoſpen aus, während die Andern nicht viel mehr darin erblicken als die klappernden Schoten eines zu ſchnell vergangenen Geiſtesſommers. — In der großen Ausbildung der Sprache, in der daraus fließenden mühelosen Technik erblicken wir nun aber den Hauptgrund, warum heute die Poeſie noch viel ſchwächer und haltloſer iſt als die bildende Kunſt. Dieſe kann ſchon darum nie weder ſo ganz tief ſinken, noch in maaßloſer Ausbreitung ſich ſo völlig verflachen, weil ſie ihrer Natur nach auf dem Boden des Handwerks ruht, das heißt auf einer nur durch Mühe und Uebung zu erlangenden Fertigkeit. Wenn aber der poetiſch Hervorbringende mit der Sprache nicht mehr zu ringen hat, wenn ſie ſich ihm als ausgebildetes Werkzeug in die Hand ſchmiegt, wenn ſie ihm überall fertige Formen bietet für einen Inhalt, der ſich ihm von allen Seiten aufdrängt — in einer ſolchen Periode muß wohl die Poeſie theils in ihrer eigenen Fülle erſticken, theils ſich ins Weſenloſe verflüchtigen.

Die epiſche und die dramatiſche Literatur ſind im Allgemeinen offenbar noch weit ſchwächer, bei aller wiſſenſchaftlichen Bildung über ihr Ziel und Weſen unklarer als die Geſchichtsmalerei. In der Lyrik und in der Landſchaft ſpricht ſich die gemüthliche Stimmung der Zeit am tiefſten und am eigenthümlichſten aus; was an beiden ächt und bedeutend iſt, wird ſpäter noch beſſer gewürdigt und geſchätzt werden; uns wird jeden Augenblick der Genuß geſtört durch die ſich breit machende Afterlyrik und die platte Landſchafterei, die beide nur den Dichter kopiren, jene den wahren Poeten, dieſe die Natur. Die Genremalerei, die naive, ſentimentale, muntere, launigte, ſatiriſche Auffaſſung des wirklichen Lebens und der Geſchichte ſteht, im Ganzen betrachtet, ungleich höher als die entſprechende Literatur; dieſe ganze Schilderei iſt meiſt weit erträglicher und tüchtiger, wenn ſie beim gebildeten Publikum an der Wand hängt, als wenn ſie in farbigtem Umſchlag auf dem Tiſch liegt. Das Porträt aber erinnert nur zu oft wider ſeinen Willen an die

persönliche, verläumderische Kritik, die in der Literatur eingerissen. Uebrigens sind die Massen von Konterfeis nichtssagender Gesichter in den Kunstausstellungen und die Journalklatscherei über zahllose unbedeutende Schriftsteller und Virtuosen beides Wahrzeichen der demokratischen Verfassung der heutigen Gesellschaft. Und diese Verfassung nun ist uns ein Moment, das durch ungeheure Verbreitung des literarischen Genießens und Hervorbringens die bisher angedeuteten ungünstigen Einflüsse sehr bedeutend gesteigert hat. — Das Verhältniß der schönen Literatur zur heutigen Lesewelt und die Wechselwirkung zwischen beiden sind schon früher in diesen Blättern, im Sinne der bisherigen Betrachtung, besprochen worden. Wir berühren daher hier den Gegenstand nur in der Richtung des vorliegenden Zwecks.

Man liest nicht selten in flüchtigen Bemerkungen über die deutsche Literaturgeschichte, wie in eigenen Werken über dieselbe die Behauptung, auf die kurze, glänzende Periode der deutschen Poesie habe nothwendig ein Zustand der Abspannung und Leere folgen müssen, und eine neue Blüthe sey nach langsamer Sammlung der Kräfte und nach Umgestaltung unseres Nationallebens erst spät wieder zu erwarten. Dies sey wie ihm wolle; aber sonderbarerweise denkt man sich dabei häufig die Literatur als ein Wesen für sich, mit eigenem Leben, mit wechselnden Vegetationsperioden, die Masse aber, in die sie eindringt, das Publikum, als etwas ein für allemal Gegebenes, als ein ruhendes Substrat. Man denkt nicht daran, daß es immer der von der Literatur zunächst *nicht* gemachte Geist der Menge ist, was die Literatur freilich nicht wirklich macht, aber doch nach Umriß und Farbe, nach Sitten und Geberden bestimmt. Welchen Gang die deutsche Poesie eingeschlagen hätte, wenn nach Goethes und Schillers Auftreten in der Gliederung der Gesellschaft keine wesentliche Veränderung eingetreten wäre — wer weiß dies zu sagen? Dem ist aber keineswegs so. In den verflossenen Jahrhunderten hatte sich die Poesie, und zwar vorzüglich durch die Wirkung der Presse, nach und nach vom Boden des nationalen Lebens, den eigentlichen Volksansichten und Gefühlen abgelöst, und als man anfieng, sie als „schöne Literatur" anzusprechen, war sie längst fast ganz das Eigenthum und der Ausdruck fest begrenzter, herrschender Stände, aus der Bildung derselben entsprungen und auf diese bezogen und berechnet.

Die deutſche literariſche Thätigkeit, als ſie vor hundert Jahren nach langem ſchmählichem Schlummer erwachte, fand dieſen Zuſtand bei ihren Muſtern vollkommen ausgebildet vor. Gleich der engliſchen und franzöſiſchen Poeſie ignorirte ſie von vorne herein das Volk faſt ganz; ſie ſang, ſpielte und deklamirte nur, wie es gebildete Ohren genießen, künſtlich empfindſame Herzen würdigen konnten. Der Kreis der Leſer und Schriftſteller war eine nach hohem geiſtigem Cenſus zuſammengeſetzte Kammer nebſt erblichem Oberhaus, welche das Volk höchſt uneigentlich repräſentirten. — Und ſo iſt es nicht mehr. Das Element, in dem der heutige Dichter und Schriftſteller ſeine Kreiſe zieht, aus dem er ſich nährt und dem er ſeine Produkte abgibt, iſt nach Miſchung, Färbung und Geſchmack ein ganz anderes geworden.

Die politiſchen Umwälzungen und Reformen haben die alte Gliederung der Stände geſprengt; in ſtarkem Kontraſt mit ehemals ſind alle oder faſt alle vor dem Geſetze gleich, alle zu faſt allem berechtigt und in der Vorausſetzung befähigt. Seitdem hat die Kultur, deren Hauptſtrömung früher nur durch die abgegrenzten Höhen der Geſellſchaft ging, mit Kraft den Zug nach unten eingeſchlagen. Die wiſſenſchaftliche und gewerbliche Aufklärung dringt immer tiefer in die Maſſen. Es liegt aber in unſerer Natur, daß der von der Bildung der Zeit ergriffene Menſch nicht nur das zu ſich herabzieht, was ihn in ſeinem täglichen Geſchäft, in ſeinem Erwerb praktiſch fördert, ſondern daß er den ganzen Kreis der Bildung mit ſeinem Bewußtſeyn nach Kräften erfüllen möchte. Er greift nicht nur nach dem Nützlichen in der geiſtigen Welt, ſondern auch nach dem Schmuck, dem Schönen, nicht nur nach dem Brod, ſondern auch nach dem Wein des Lebens, nicht nur nach dem Wiſſen, ſondern auch nach der Kunſt, und kaum hat er gelernt die geiſtige Nothdurft nothdürftig befriedigen, ſo iſt ihm der geiſtige Luxus zum Bedürfniß geworden. — Der Halbgebildete, der ſich in ſeinem Fache umſieht und unterrichtet, wird durch die encyclopädiſche Literatur und beſonders durch die Allſeitigkeit der Zeitungen in alle Kreiſe des Wiſſens hinein, ſchnell durch ſie hindurch und unvermerkt auf das äſthetiſche Gebiet geführt, wo es ihm beſonders wohl gefällt. Er ahnt nicht, wie große Gefahr er läuft, auf dieſem Wege den Kern ſeines Weſens, ſtatt ihn zu kräftigen, in Dunſt aufzulöſen, und nachdem er eine gewiſſe Summe von Gedichten,

Schauſpielen, Romanen und Kritiken in ſich aufgenommen, kommt er leicht zu der Ueberzeugung, daß er dergleichen auch aus ſich ſelbſt hervorbringen könne.

So iſt denn die Leſewelt heutzutage eine weit gemiſchtere Geſellſchaft als ehemals, und was iſt natürlicher, als daß die ſchöne Literatur ſich von ſelbſt nach Umfang und Gehalt den geiſtigen Proportionen und Bedürfniſſen der modernen ſchönen Welt anpaßt? Mit dem leſenden Publikum hat ſich auch der Werbekreis derer, welche von den Muſen nicht ſowohl Handgeld empfangen als es ihnen abdringen, ungeheuer erweitert. Auf dieſelbe Weiſe und in demſelben Sinn wie die bildende Kunſt iſt auch die Belletriſtik vergemeinert und in die Induſtrie hingezogen worden, und der Geiſt des Jahrhunderts hat auch auf dem Gebiete der Poeſie in einer Menge von ſchöngeiſtigen Journalen, Ueberſetzungsanſtalten u. dgl. ſeine Fabriken errichtet.

Wer die heutige Literatur mit der jüngſt verfloſſenen Blüthezeit derſelben vergleicht, wer über ihre künftige wahrſcheinliche oder mögliche Entwicklung Betrachtungen anſtellt und dieſes Moment, dieſe weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen damals und jetzt im Zuſtand der Kultur außer Acht läßt, der rechnet ohne einen Hauptfaktor. Die raſch erfolgte Schwellung, die damit gegebene innere Ungleichförmigkeit der Maſſe, auf welche die Literatur wirkt und die ihrerſeits wieder die Schriftſtellerei ſchwellt und verdünnert, iſt offenbar eine Hauptquelle der eigenthümlichen Haltungsloſigkeit der gegenwärtigen Literatur, die in den meiſten ihrer Zweige noch viel weniger weiß, was ſie will und ſoll, als die bildende Kunſt.

Das über immer mehr Klaſſen ſich verbreitende Bedürfniß der Belehrung befriedigt ſich in rückſichtsloſer, ungemeſſener Lektüre; aber der gemeine Wiſſenstrieb geht beim Leſen durch die Windungen der Sprache geradezu auf das Thatſächliche los; die Form gilt ihm gleich. Mit dieſem Sinn faßt er nun aber nicht nur das bloß Belehrende, das rein Referirende, ſondern auch das Schöngeiſtige. Hier iſt es ihm nur um die Fabel, den Inhalt, den Sinn zu thun. Die große Ueberzahl heutiger Leſer meint, wie bei der Zeitungsannonce und dem Bericht über gewerbliche und dergleichen Dinge, werden auch beim Poeten Gedanke und Form zugleich geboren; Erfinden und das Erfundene ſchwarz auf weiß erſcheinen zu laſſen, ſey eine und dieſelbe Operation, oder aber, wenn dem

Schriftſteller jenes gelungen, ſo komme das Wenigſte darauf an, wie er ſich des letztern Geſchäfts entledigt. So kommt es auch, daß der Rohe und Halbgebildete vor dem mittelmäßigſten Werke der bildenden Kunſt ungleich mehr Reſpekt hat als vor dem ſchönſten Schriftwerk, und daß er keine andere Poeſie kennt als die in Verſen. Dort ſieht und greift er, daß das Ding nur durch eine Fertigkeit zu Stande gekommen, die ihm fehlt, und die offenbar nur durch Fleiß und Uebung erworben wird; auch am Vers ſpringt ihm die Mühe der Arbeit, der Aufwand des Witzes ins Auge; an der Proſa aber bemerkt er nichts, was er nicht auch zu Stande bringen könnte, wenn er die Gedanken dazu hätte, und da Gedanken zollfrei ſind, ſo iſt er nicht geneigt, den innern Werth derſelben ſehr hoch anzuſchlagen. Dort überſieht er über der Form den Gedanken, hier über dem Gedanken die Form, oder dort iſt ihm der Gedanke, hier die Form etwas, das ſich von ſelbſt gibt.

Mit ſolchen Vorſtellungen greift nicht nur die derbe Fauſt, ſondern oft die Hand im feinſten Handſchuh in das Treibhaus der ſchönen und eleganten Literatur, um ſich Sträuße und Früchte nach ihrem Geſchmack zu pflücken. Mit ſolchen Begriffen lieſt man nicht nur in der Wachſtube und dem Bedientenzimmer, ſondern immer häufiger auch im Boudoir, ſeitdem ſich Jedermann unbefangen zur ſchönen Welt zählt, der ſeinen Kopf — friſiren läßt. Aber eine ſo umfangreiche ſchöne Welt bringt nun ihrerſeits auch zahlloſe Schriftſteller hervor. Der an Millionen Orten aufgenommene ſchöngeiſtige Stoff geht auf tauſend Punkten in Geſtalt neuer Gedichte, Romane u. ſ. w. wieder ab; ein ungeheuer geſteigerter poetiſcher Lebensprozeß! — Was kann aber natürlicher ſeyn, als daß ſehr viele mit denſelben Begriffen von Poeſie nach Stoff und Form eben ſo bequem und unbefangen ſchreiben, wie die meiſten leſen? Alles Wiſſen iſt heutzutage ſo flüſſig, aller Unterricht iſt durch die förderndſten Methoden, durch die ſinnreichſten Trichter ſo ungemein erleichtert! Die jungen Gemüther verſenken ſich in die Maſſe der Literatur und laſſen ſich vielmehr bilden, als daß ſie ſich ſelbſt bildeten; ehe ſie es ſich verſehen, erblicken ſie ſich zu ihrem freudigen Erſtaunen im vollen, bequemen Beſitz des poetiſchen Handwerkszeugs, der Sprache, und wenige Jahre, nachdem die junge Dame ihr letztes Exerzitium von der Bonne korrigiren laſſen, zeugt ſie mit dem galanten Schmerz ihre erſte Novelle, und juſt um die Zeit, wo

ſein bischen Schulbildung verfliegen will, fühlt der junge Mann den Beruf zum Dichter oder Kritiker. — In der guten alten pedantiſchen Zeit mußte der Mann, der ſeinen Witz in die höhere Geſellſchaft ausſtrömen laſſen wollte, wenn er nicht gerade ein Genie war, das heißt ein ächtes, mit einigem Ernſt durch die Schule gelaufen ſeyn, welche die unerläßliche Grundlage aller höhern Bildung war; er mußte mit einiger Mühe ſelbſt etwas aus ſich gemacht haben, er mußte ſolid ſeyn, wenn er auch im Grunde nicht aus dem beſten und feinſten Stoffe beſtand, er hatte einen feſten Kern und mußte denſelben langſam im Feuer vergolden. Heute aber werden die Menſchen aufs leichteſte und ſchnellſte mit dem Firniß der Bildung überzogen, ſie improviſiren ihre poetiſche Befähigung und für ſchriftſtellernde Geiſter war die galvanoplaſtiſche Vergoldung, früher erfunden als für Hausrath und Küchengeſchirr. Der hohlſte Kopf, das leerſte Gemüth taucht ſich in den Strom der Literatur, beſchlägt ſich in kurzer Friſt mit einer dünnen Rinde des adelnden lügneriſchen Metalls und geht als anſpruchs- und hoffnungsvoller Literat hervor. — Es fehlt heute ſicher nicht an ſehr guten Köpfen, aber ſie werden größtentheils unvermeidlich von der äſthetiſchen Luft der Zeit angeſteckt und von vorneherein gewöhnt, ſich zu überſchätzen, den allgemeinen Geiſt, der in ihnen ſpuckt, für Originalität zu nehmen, ernſtes Studium und gewiſſenhafte Arbeit zu verachten, und ſich einem Zuge zu überlaſſen, bei dem kein Talent auf die Länge etwas leiſten kann, was der Rede werth wäre. Lohnt es ſich aber auch, ſich den Schmerzen zu unterwerfen, unter denen, nach dem Selbſtbekenntniſſe der Beſten aller Zeiten, alle ächte Poeſie, ja jedes tüchtige Schriftwerk geboren wird! Es iſt bequemer, vom Schmerze zu faſeln. — Man hat es in der Kunſt, allen Goldſchmuck in wohlfeilſter Nachahmung täuſchend herzuſtellen, ſo weit gebracht, daß man nur noch den Wenigſten ſolides Geſchmeide zutraut, und in Folge davon auch nur Wenige ſolches tragen. Gerade ſo kommt durch die leicht erlernte, wie von ſelbſt anfliegende Technik eine nach modiſchen Muſtern hohlgetriebene und platirte Literatur zu Stande, mittelſt deren die Menge ihren Geiſt galant aufputzt. Nach dem aus dem Vollen mühſam Ciſelirten iſt geringe Nachfrage; wer, der für den Markt arbeitet, ſollte ſich der troſtloſen Mühe unterziehen?

Dem ſich immer weiter verbreitenden Trieb, Schöngeiſtiges zu

genießen, liegt bei ſehr vielen das Verlangen zu Grunde, von der äſthetiſchen Bildung, welche früher vorzugsweiſe das Eigenthum und die Schöpfung gewiſſer Stände war, ſich viel oder wenig anzueignen, immer aber ſoviel, als man nöthig erachtet, um gewiſſe geſellſchaftliche Anſprüche geltend zu machen. Man kann nun bemerken, daß dieſer Trieb im Allgemeinen gerade ſo weit abwärts, über ſo viele Klaſſen und Stände hinabreicht als die mediſche Tracht, welche die frühern Volks- und Standestrachten mehr und mehr verdrängt: beides gleichbedeutende Merkmale einer geſellſchaftlichen Verfaſſung, in der es freilich in äußerer wie in geiſtiger Beziehung Höhen und Tiefen aller Grade, aber nirgends feſte Abgrenzungen, kein ſittlich geſetzliches Maß der Anſprüche gibt. In dieſer Welt nun beurtheilt und ſchätzt man ſich gegenſeitig nach der äußern Erſcheinung mit großer inſtinktmäßiger Sicherheit. Das gemeinſte Weiberauge unterſcheidet mit Einem Blick nicht nur die Toilette der wahren von der der improviſirten Dame, auch wenn Zeug und Schnitt beiderſeitig gleich ſind; es faßt noch viel feinere Unterſchiede in der gleichförmigen Tracht; es läßt ſich über die Qualität der Menſchen nur ſchwer durch Kleider täuſchen, die der Qualität widerſprechen. Es gehört theoretiſch viel natürliches Talent und Kunſt, praktiſch viel Unverſchämtheit und Spitzbüberei dazu, wenn einer mit Erfolg die Welt hintergehen und ſich mit Sprache, Tracht und Haltung in einem Kreiſe behaupten will, der weit über ſeinem natürlichen liegt; am allerwenigſten aber laſſen ſich die Leute durch plumpen Luxus und geſuchte Modehaftigkeit Sand in die Augen ſtreuen. — Aber wie viel unſicherer als im Umgang mit Menſchen iſt der Takt der Menge im Umgang mit Büchern, da, wo es darauf ankommt, die Qualität des Geiſtes durch das Gewand hindurch zu faſſen! Hier ſind derer, welche ſich durch Putz, Manieren und Grimaſſen imponiren laſſen, ſo viele, als dort wenige. Als Schriftſteller kann ſich einer ohne große Kunſt bei gewiſſen Leſerklaſſen zum Edelmann lügen; denn einer, der ſich recht abenteuerlich faſhionabel ausſtaffirt und dem Modeaberglauben des Publikums recht plump ſchmeichelt, gilt ihm ohne Weiteres für eine höchſt bedeutende Erſcheinung. Es gibt freilich Leute genug, welche auch auf dem Papier den wirklich Gebildeten vom Gefirnißten unſchwer unterſcheiden; aber ſie bilden keine Korporation mehr, ſie ſind durch die Maſſe ungleichförmig

zerſtreut, ihr Einfluß auf Gang und Charakter der Literatur iſt in manchen Beziehungen ſehr geſchwächt, und ſo herrſchen in den meiſten Zweigen Stimmung und Begriffe der Ueberzahl, welche ſich mit der Bildung ſo wohlfeil als möglich abfindet. — Daß wir, indem wir dieſes ausſprechen, keineswegs ſo thöricht ſind, die „gute alte Zeit" der feſten Standesunterſchiede zurückzuwünſchen, daß wir das künftige Heil der Poeſie und Kunſt nicht im Wiederaufleben der alten Geiſtesariſtokratie erblicken — brauchen wir dies ausdrücklich zu verſichern? Der Schluß dieſer Betrachtungen wird zeigen, daß wir uns die Zukunft ganz anders vorſtellen.

Es iſt nun aber kein Wunder, wenn unter der Herrſchaft ſolcher äſthetiſchen Sitten ſo vielen Leſenden und Schreibenden der Unterſchied zwiſchen dem literariſchen Aggregat und dem Kryſtall immer undeutlicher, die Unterſcheidung immer überflüſſiger wird. „Ludentis speciem dabit et torquebitur." Wie viele, die gegenwärtig poetiſch hervorbringen und kritiſiren, faßten nicht die Meinung dieſes Spruchs, wenn ihnen auch der Wortſinn deutlich wäre! Sie haben vielleicht davon gehört, aber ſie glauben es nicht, daß ein poetiſches, ein ſchöngeiſtiges Werk, groß oder klein, nur leicht ſcheinen, wie weggeworfen nur ausſehen muß. Iſt es dem Verfertiger ſo gar leicht geworden, ſo iſt es auch leicht und widerſpricht dem Begriff aller ſchönen Kunſt, und iſt es wirklich weggeworfen, ſo verlohnt es nicht die Mühe des Aufhebens. Der Franzoſe ſagt von der Oper: „ce qui ne vaut pas la peine d'être dit, on le chante;" heute kann man von einem großen Theil der Belletriſtik ſagen: was beſſer ungedacht geblieben wäre, das läßt man drucken.

Alle unſere Wiſſenſchaften, von der Chemie bis zur Aeſthetik, ſind vollgepfropft mit fremden, meiſt griechiſchen, für die ungelehrte Zunge oft wahrhaft verzweifelten Ausdrücken. Dieſe noch immer fortblühende Sitte, neue Dinge und Begriffe helleniſch und barbariſch zugleich zu taufen, entſchuldigt ſich, wenigſtens bei rein wiſſenſchaftlichen Stoffen, durch die Rückſicht auf den internationalen Geiſtesverkehr; ſie ſteht aber im ſonderbarſten Mißverhältniß mit der zunehmenden Leichtigkeit und Oberflächlichkeit der humaniſtiſchen Schulbildung. Man ſollte nun meinen, dieſe ſtachlichte Nomenklatur müſſe manche Adepten der Schriftſtellerei, die ſo gar nicht viel

gelernt und nur darum nichts vergeſſen, weil ſie ſo wenig zu vergeſſen haben, von gewiſſen Dingen und Stoffen abhalten, wie der Dornbuſch und der Pechring Haſen und Raupen von den Fruchtbäumen. Aber die literariſchen Nager finden überall den Weg zu Laub und Rinde und freſſen alles ab, ſammt den unverdaulichen Knoten und Stacheln, geben dieſe aber freilich oft in ſonderbarſter Geſtalt wieder von ſich. So überläßt ſich einer in einem Reiſebilde ſeiner „eligeiſchen" Stimmung und ſpricht vom „Triumphirate" der bildenden Kunſt, der Muſik und Poeſie. Ein anderer klagt, luſtig genug, über die hydrogenen Elemente eines gewiſſen literariſchen Vereins; dies iſt gedruckt, er wollte aber nur von heterogenen Elementen ſprechen; ein dritter verſpricht im Proſpektus einer neuen Zeitſchrift eine „Reblique" über die neueſte Literatur; offenbar ein künſtliches Gußwerk aus Revue und Rückblick.

Wie ſehr der allgemeine Geiſt des Wiſſens, des Spekulirens und Sichtens, wie in allen Zweigen der Kunſt, ſo auch in der Poeſie herrſcht, dies ſieht man am beſten daran, daß die Literatur ſelbſt ſo gut weiß, wie ſchwach ſie iſt, und auch warum. Die Literatur ſchilt leidenſchaftlich auf ſich ſelbſt, gerade wie wir uns über unſere eigene bürgerliche Tracht empören. Durch die Studien der Alterthumsforſcher, Theaterintendanten und Kunſtſchneider iſt uns das Verſtändniß der Koſtüme aller Jahrhunderte ſo geläufig geworden, wie das ihrer Poeſie, und wir haben die kritiſche Ueberzeugung gewonnen, daß man ſich zu keiner Zeit armſeliger und abgeſchmackter gekleidet, zu keiner die Poeſie ſchlimmer mißbraucht hat als eben jetzt. — Was iſt aber, ſollte man meinen, leichter zu ändern, nach freiem Entſchluß völliger umzuwandeln als die ohnehin dem täglichen Wechſel unterworfene Modetracht? Aber nein, auch in dieſem Gebiet erfinden wir ſo gut als nichts, auch hier üben wir nur wiſſenſchaftliche Kritik, erneuen das Altväteriſche, und namentlich beruhen die Wechſel des weiblichen Anzugs großentheils auf der Thätigkeit des antiquariſchen Verſtandes. Unſere Schneider ſind ſo unfruchtbar in wuchernder Fruchtbarkeit als unſere Poeten, und wir können unſere Kleider ſo wenig los werden als unſere Literatur. So zeigt ſich auf dem ſcheinbar ganz der Willkühr verfallenen Gebiet der Schneiderei am augenfälligſten, einmal, daß alle Bildungen derſelben Zeit, die höchſten wie die niedrigſten, nothwendig an

Einer Wurzel hängen, und dann, daß nicht Erfindung der eigentliche Charakter, die wahre Aufgabe unserer Periode ist, sondern Entdeckung. Der übermächtige Trieb des wissenschaftlichen Findens und Anwendens hält den des künstlerischen Entdeckens und Bildens nieder und zieht ihn dabei in seine eigene Bahn, so daß in der Kunst bewußte Thätigkeit und Ueberlegung herrscht, aber nicht die Ueberlegung, welche beim wahren Kunstwerk der Inspiration folgt, sondern eine, welche die Inspiration ersetzen muß.

Den, der höhere geistige Bildung im Sinn einer frühern Zeit begreift, könnte der gegenwärtige Zustand der poetischen Schriftstellerei über die Zukunft der Kultur ernstlich bedenklich machen, wenn er nicht darüber hinaus blickte. Jeder sieht und weiß, daß die Literatur durch die Ausbreitung über so viele früher kaum davon berührte Stände wohl gemeiner, aber keineswegs im guten Sinne populärer geworden ist; daß man im ekeln Schutt, der täglich von der Presse fällt, wie in denjenigen ihrer Produkte, mit denen wir uns vor der Nachwelt nicht schämen dürfen, lange nach etwas suchen dürfte, das wie ein Keim ächter, frischer Volkspoesie aussieht. Und dennoch scheinen solche Keime bereits vorhanden, wir glauben die ersten Anfänge einer Entwicklung zu erblicken, in deren Fortgang das Volk allmählig für das wahre künstlerische und poetische Gefühl aufgeschlossen und so wieder der Grund gelegt werden könnte zu Kunstschöpfungen, nicht von oben, von der Vornehmheit herab, sondern von unten herauf, aus dem Herzen der Nation. Von der Belletristik und dem künstlichen Kunstkultus kann solches Heil nie kommen; es scheint sich vielmehr durch eine Stimmung im Volk vorbereiten zu wollen, die mit der Literatur wenig zu thun hat. Wir meinen hiemit die Spuren eines sich neu entwickelnden Volkslebens, wie sie sich namentlich in den erwachenden patriotischen Gefühlen und im Trieb zu freien Vereinen zu erkennen geben. Es ist sehr bezeichnend für unser Volk und für unsere Periode, daß sich diese Stimmung in ihrer poetischen Richtung musikalisch ausspricht, in den zahlreichen Gesang- und Musikvereinen, welche, ein geselliges Band um sehr verschiedene Stände schlingend, sich immer mehr ausbreiten. Daß das poetische Elektrometer in diesem ganzen lyrischen Vereinswesen bis jetzt nur so schwache Spuren eigenthümlicher Poesie entdeckt, ist gerade erfreulich;

alles geſunde Wachsthum erfolgt unendlich langſam. Dies bringt uns aber auf den letzten Gedanken, den wir hier ausſprechen möchten.

Die Kultur, im Allgemeinſten betrachtet, hatte vor Erfindung der Preſſe eine ganz andere Phyſiognomie, als ſie ſeitdem allmählig angenommen. Trotz der ſtrengen Sonderung der Kaſten ſehen wir im Mittelalter die Bildung unendlich gleichförmiger als jetzt, wo ſo viele Standesunterſchiede ausgeglichen ſind. Die Kluft zwiſchen dem Machthaber und dem Leibeigenen war weit mehr eine äußere als eine innere; die Vorſtellungen von Gott, von Welt und Natur waren in der Seele der verſchiedenſten Stände, vom Fürſten bis zu dem an die Scholle Geketteten, ſo ziemlich, wenn man ſo ſagen darf, in dieſelbe Figur eingeſchloſſen, wogegen in der neuern Entwicklung Menſchen, die verſchiedene Lebenswege zu verfolgen haben, durch ihre innere Welt viel weiter auseinander gekommen ſind, als in bürgerlicher und politiſcher Beziehung und in der äußern Erſcheinung. Aus der in den Begriffen der Zeit faſt gleichmäßig befangenen Maſſe ragten damals als Vertreter und Träger des Wiſſens nur Einzelne hervor, der Arzt, der Adept, der Aſtrolog, der Ketzer. Der Trieb des Wiſſens und Forſchens war gebunden und beſchrieb enge Kreiſe um zerſtreute Mittelpunkte; aber die Kunſt wuchs freudig empor auf dem breiten und tiefen Boden des Glaubens, und der Künſtler war kein Virtuos, der mit ungewöhnlicher Geiſteskraft das Ueberraſchende zu Tag bringt, er war ein Handwerker, der mit ſeinen Bildungen den gemeinſamen Gefühlen Aller den ſinnlichen Ausdruck gab und nie einen Text lieferte, wozu nicht Jeder in ſeiner Seele den Commentar gehabt hätte.

Dieſes Leben reichte mit ſeinen letzten Schwingungen ziemlich weit in das Reich der Buchdruckerei hinein, und in einem Zeitalter, dem durch die Reformation die Kraft der Preſſe bereits fühlbar genug geworden war, glühte die Kunſt noch einmal herrlich auf. Die Malerei des ſechzehnten Jahrhunderts iſt die ſüße Frucht und das bunte herbſtliche Laub eines zum Ende eilenden Weltjahrs. Eine neue Aera beginnt von der Stunde an, wo der Gedanke des Buchdrucks zur Wirklichkeit geworden war, und um die Zeit, wo der Antiquar die alten Drucke nicht mehr als Incunabeln anſpricht, iſt auch bereits der Genius oder Dämon des

neuen Weltalters in voller Rüstung seiner Wiege entsprungen. Von nun an lockert sich das Band, das bisher fast alle, Hoch und Niedrig, Groß und Klein, in Einfalt umschlungen; die Widersprüche im Denken und Fühlen kommen zu Bewußtseyn und Wort; der Kampf zwischen der obern Geisteskraft und den Regungen des Gemüths bricht aus, der Begriff überwältigt das Gefühl und das Losungswort einer sich immer mehr beschleunigenden Entwicklung ist Erkenntniß. Auf diesem Wege zerriß nun nothwendig das alte geistige Niveau der Gesellschaft, es stieg hier zu Höhen auf, fiel dort zu Tiefen hinunter, die Begriffe und Vorstellungen der Menschen und der Stände deckten einander immer weniger, es sonderten sich bestimmte Kreise ab, die an der Hauptaufgabe der Zeit, der Forschung, sehr ungleichen Antheil nahmen und von den Ergebnissen derselben sehr ungleich berührt wurden. Der Masse des Volks gegenüber stellte sich als Trägerin des Fortschritts in der Richtung der Verstandesaufklärung eine geistige Aristokratie, welche das Volk nicht nur politisch beherrschte, sondern moralisch bevormundete. Aber je tiefer der Begriff in Natur und Geschichte eindrang, je mehr sich auf dieser Seite der Gesichtskreis aufschloß, desto dunkler und verworrener wurde es in der Welt des Gemüths, desto uneiniger, innerlich geschiedener wurden die Menschen hinsichtlich der höchsten Fragen und Anliegen. Die Wissenschaft thürmte sich auf den Wolken zu, aber die Kirche verkümmerte und mit ihr die Kunst, welche aus dem Gemeingeist entspringt. Die Grundlage gemeinsamer Gefühle war ja zertrümmert, und so wurden Kunst und Poesie Eigenthum der höhern, wissenden, aufgeklärten Stände und Ausgeburten des Geistes derselben. Sie waren nicht mehr das allgemeine geistige Brod des Lebens, sie wurden feine Speise für gebildete Gaumen, für die mit Bewußtseyn Genießenden, ungenießbar, unbegreiflich für den, der nichts dazu mitbrachte als das gemein menschliche Gemüth.

Während so am aristokratischen Pol der Gesellschaft die Kultur rasch vorschritt, drang die Aufklärung, die unächte sammt der ächten, nur langsam in die Massen, dem demotischen Pole zu. Aber seit den neuesten großen Bewegungen im Staatsleben, in der Wissenschaft und den Gewerben hat sich dieser Zug der Bildung nach unten außerordentlich beschleunigt, und den Zeitgenossen drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Kultur eine ganz neue

Geſtalt gewinnen will. Daſſelbe Organ, das am Ende des Mittelalters in ſeiner Unvollkommenheit die Einheit der Gefühle und Vorſtellungen geſprengt, die Preſſe, ſcheint jetzt in der Reife ihrer Kraft auf Wiederherſtellung dieſer Einheit hinzuarbeiten. Es iſt, als ginge die Geſchichte darauf aus, die Menſchheit in der Spirale auf den Punkt zurückzuführen, auf dem ſie vor einem halben Jahrtauſend ſtand; als ſollte aus der gegenwärtigen geiſtigen Unruhe ein Mittelalter auf höherer Stufe hervorgehen, das heißt ein Zuſtand, in welchem das ganze Volk in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht wieder einen weit gleichförmigeren Körper bildete als bisher, ein Zeitalter, wo das ſeinem Weſen nach Eine und unveränderliche Gemüth ſich wieder ins Gleichgewicht ſetzte mit dem ſondernden, ariſtokratiſchen Verſtand; wo nach endlicher augenblicklicher Befriedigung des Drangs nach Forſchung, Auflöſung und Geſtaltung in der äußern Welt der Bildungstrieb der innern Welt wieder frei würde; wo die Kunſt das, was die Wiſſenſchaft im Laufe der letzten Jahrhunderte herrlich gebaut, vollends adelte, indem ſie es durch ihre Zauber zum ächten Geiſtesgute des Volks machte.

Eine ſolche Auffaſſung könnte faſt nur dann Anſtoß erregen, wenn ſie mißverſtanden würde; ſie ſoll aber hier nur angedeutet ſeyn. Ein andermal möchten wir den gegenwärtigen Lauf der Geſchichte aus dieſem Geſichtspunkte näher ins Auge faſſen.

Die Kultur hat ſichtbar einen Weg eingeſchlagen, der auf ein ganz anderes Ziel hinweiſt, als das ſie noch vor fünfzig Jahren zu verfolgen ſchien, und der Erſcheinungen unſerer Zeit ſind ſehr viele, welche ſich in unſerem Sinne deuten laſſen. Staat, Geſetzgebung, Gliederung und Verkehr der Stände, Sitten, Tracht, faſt die ganze Verfaſſung, wie ſie im Augenblick iſt und wird, zeigt, genau betrachtet, ſchon jetzt, wo die neue Bewegung erſt recht merkbar zu werden angefangen hat, mehr innere Verwandtſchaft mit den Zuſtänden vor Erfindung der Buchdruckerei als mit denen des vorigen Jahrhunderts. In Manchem erſchienen die Verhältniſſe des Mittelalters heutzutage gerade umgekehrt; aber in dieſer völligen Umkehrung ſteht das Neue dem Alten wieder innerlich näher als auf dem Weg dazu. Ob das Leſen- und Schreibenkönnen die Regel oder die Ausnahme bildet; ob ſehr viele nicht denken, weil ſie nichts oder weil ſie zu viel geleſen

haben; ob die Menſchen gehorchen, weil ſie müſſen und es nicht anders wiſſen, oder ob die Idee des Rechtsſtaats die Geſammtheit durchdrungen hat; ob eine gewiſſe Reihe von Naturgeſetzen Allen oder Keinem, eine gewiſſe Summe von geſchichtlichen Thatſachen den Meiſten oder den Wenigſten bekannt iſt; ob Jedermann ſich zehn Stunden in der Stunde fortſchaffen laſſen kann, oder ob Hoch und Niedrig den Weg zu Fuß oder zu Pferde zurücklegen muß: dies iſt weſentlich gleichviel, wenn es ſich von Hauptſtaffeln der Entwicklung handelt. Und Jeder, dem die Geſchichte der mittlern Zeiten nicht ganz fremd iſt, wird im Stande ſeyn, dieſe Reihe paralleler Zuſtände in den verſchiedenſten Richtungen des Lebens zu verlängern.

Es iſt nicht zu vergeſſen, daß auch die höchſten Naturanſichten, wie ſie immer tiefern Boden gewinnen, vom Materialismus bloßer Verſtandesaufklärung entſchieden abgebogen haben und vielfältig die Neigung zeigen, zum myſtiſchen Standpunkt der mittlern Zeiten zurückzukehren. Aber, fragt man, die Religion, die kirchlichen Zuſtände? wo iſt hier eine allgemeine Befriedigung der Gemüther, eine Ausgleichung der Gegenſätze abzuſehen? Wir antworten: die Tiefe des Widerſpruchs mußte erſchöpft ſeyn, wie ſie es erſt jetzt iſt, bevor an eine Verſöhnung zu denken war, bevor die Rückbildung beginnen konnte. Keiner ahnt, in welchem Sinne dieſe Rückbildung erfolgen wird, und ſo kann auch Keiner ſagen, ob ſie bereits begonnen hat oder nicht. Jedenfalls aber weiſt uns dieſer Punkt auf eine noch unabſehliche Dauer der heutigen Gährung hin. Wiſſen wir doch nicht, in welcher Jahreszeit des laufenden Weltjahrs wir ſtehen, ob es noch Frühling iſt oder ſchon Herbſt werden will. Uns genügt die Ueberzeugung, daß die Welt nicht der Auflöſung, ſondern neuer Bildung entgegenrückt, und daß die jetzigen Schmerzen und Aengſten der Menſchheit einmal gehoben, ihre Schwachheiten beſiegt ſeyn werden, um andern Platz gemacht zu haben. Sinkt aber einmal in der obern Geiſtesthätigkeit, im Forſchen und Begreifen, der übermächtige Säftetrieb zurück, ſo wird auch wieder das Gemüth der Geſammtheit ächte Blüthen und Früchte treiben. Während nun aber vielleicht ſchon jetzt, uns noch unmerkbar, aus dem Herzen des Volks die neuen Keime des Schönen und eines wahren nationalen Lebens langſam aufgehen, mag das, was bisher

in Kunſt und Poeſie aus der gemüthloſen Ehe mit dem Wiſſen entſprungen, noch mehr verwildern, bis das friſche Gewächs das ausgeartete erſtickt. Und ſo braucht man an der Welt nicht zu verzweifeln, ſollten ſelbſt unſere geſelligen, literariſchen, artiſtiſchen, theatraliſchen und andern Zuſtände Vielen in den nächſten Geſchlechtern das ſeyn, was noch Manchen unter uns das kaum verfloſſene Jahrhundert iſt, die gute alte Zeit.

16.

Der gegenwärtige Stand

der wissenschaftlichen Bearbeitung

des

deutschen Staatsrechts.

Zweiter Artikel.

Der Bund ist nur ein kleiner Theil der in Deutschland bestehenden öffentlichen Rechtsverhältnisse. Das eigentliche Leben der Nation bewegt sich nicht in ihm, und seine Gesetze sind von seltener Anwendung, schon nach dem Rechte, von noch seltenerer nach der Thatsache. In dem einzelnen Staate hat der Deutsche seine Heimat; dieser schützt seine Rechte, fördert sein Wohl; diesem ist er Gehorsam und Reichnisse schuldig, an ihn macht er politische Rechte geltend. Dieser vertritt ihn im Auslande. Wir sind zunächst Preußen, Württemberger, Hamburger, dann erst Deutsche. Unser ganzes Staatsbewußtseyn ist nur ein partikuläres.

Es ist hier nicht der Ort, die Vortheile und Nachtheile zu erörtern, welche diese staatliche Zersplitterung hat, sey es in den innern, sey es in den auswärtigen Beziehungen. Noch weniger wollen wir uns jetzt mit der Frage beschäftigen, ob und wie etwa eine größere Wiedervereinigung von der Zukunft erwartet werden kann. Unzweifelhaft bereiten sich in dieser Beziehung wichtige Ereignisse langsam vor; und zwar scheint es, als ob eine Konzentration nicht durch die früher allein als möglich erachteten Mittel, nämlich Eroberung oder Umwälzung, zu erwarten stehe, sondern

durch freie Verträge, deren erſter kleiner Anfang der Zollverein wäre, und durch nationales Selbſtbegreifen. Solche neue Zuſtände werden dann natürlich auch eine neue Geſtaltung des öffentlichen Rechtes, und zwar ebenfalls eine nationellere Einheit deſſelben, zur Folge haben. Allein dies alles ſteht noch in der Ferne und im Gebiete der bloßen Möglichkeit. Wenn es ſich ſomit von einem Bewußtſeyn des gegenwärtigen Zuſtandes unſeres öffentlichen Rechtes handelt, ſo iſt die jetzige Zertheilung in unabhängige Staaten als Thatſache zu Grunde zu legen, ohne Rückſicht darauf, was etwa wünſchenswerth wäre, oder in der Zukunft vielleicht eintritt.

Hier aber treffen wir gleich an der Schwelle auf eine Frage, welche von der größten Bedeutung für die Wiſſenſchaft und für das Leben iſt.

Darüber kann natürlich kein Zweifel obwalten, daß jeder der einzelnen acht und dreißig deutſchen Staaten auch ſein eigenes öffentliches Recht beſitzt. Nicht überall mag daſſelbe irgendwie theoretiſch ausgebildet ſeyn; allein es iſt in ſeiner Eigenthümlichkeit vorhanden und hat ſeine mehr oder weniger vollſtändige Geſetzgebung. Allein darüber iſt eine ſcharf ausgeſprochene Meinungsverſchiedenheit, ob außer dieſen beiden Syſtemen des öffentlichen Rechtes noch ein drittes, zwiſchen beiden in der Mitte liegendes, in der Wiſſenſchaft und im Leben vorhanden ſey. Während nämlich die Einen annehmen, daß es einen Kompler von Rechtsſätzen gebe, welche für das innere Staatsrecht aller einzelnen Staaten gemeinſchaftlich gelten, ein gemeines deutſches Staatsrecht, leugnen Andere das thatſächliche und wiſſenſchaftliche Beſtehen eines ſolchen, und behaupten, daß außer dem Bundesrechte nur noch die vereinzelten Staatsrechte der einzelnen Staaten beſtehen.

Eine Unterſuchung dieſer Frage muß auch für uns jeder weiteren Erörterung vorangehen, und mag den Gegenſtand der diesmaligen Darſtellung machen. Selbſt wenn es nur bloßer Schulſtreit wäre, müßte es hier, als eine Erſcheinung im Gebiete der deutſchen Rechtswiſſenſchaft und Literatur, ins Auge gefaßt werden. Allein man würde die Wichtigkeit der Frage ſehr verkennen, wollte man ſie nur aus dieſem Geſichtspunkte betrachten. Vielmehr hat dieſelbe eine unmittelbar praktiſche, ſehr wichtige Seite. Das Bundesrecht umfaßt, wie mehr bemerkt, nur ganz wenige Theile des Staatslebens. Die Landesgeſetzgebungen können nach den

tiefen Umwälzungen, welche die letzten fünfzig Jahre im Bestande und in den Einrichtungen derselben herbeigeführt haben, unmöglich schon für alle möglichen Verhältnisse des öffentlichen Lebens Fürsorge getroffen haben. Selbst die analoge Anwendung der bestehenden Gesetze und die Herausbildung aus dem Geiste der positiven Einrichtungen, wird nicht immer zu gedeiblichem Ziele führen, da dieselben allzu fragmentarisch und verschiedenartig sind. Somit ist es denn von häufiger und leicht von materiell wichtiger Bedeutung, ob diese Lücken der Landesgesetze durch ein allgemeines positives Staatsrecht, oder durch Sätze, welche aus dem philosophischen Rechte abgeleitet werden, zu ergänzen sind. Der Inhalt beider Normen wird keineswegs immer der nämliche seyn. Namentlich sind die kleinern deutschen Länder bei der Entscheidung der Frage betheiligt, weil aus naheliegenden Gründen ihre Gesetzgebung minder vollständig zu seyn pflegt. Doch haben allerdings auch die größten deutschen Staaten ein Interesse bei der Sache.

Natürlich können über die Beantwortung dieser Frage nur Thatsachen und Rechtsgründe, nicht aber Wünsche und Vortheile entscheiden. Auch der minder zuträgliche Zustand muß als zu Recht bestehend anerkannt werden, wenn und in so weit eine gewissenhafte Prüfung für ihn entscheidet. Deshalb darf es kein Gegenstand der Erwägung seyn, ob etwa die Annahme eines gemeinschaftlichen Rechtes eines der noch wenigen gemeinschaftlichen Bande wäre, welche Deutschland umziehen und zusammenhalten. Sicher ist selbst ein bloßer Faden, welcher den Pfeilbündel umfaßt, von Wichtigkeit für den Freund des Vaterlandes: allein es muß ein wirklicher Faden seyn, nicht blos ein aufgemalter. Sind die jetzigen Bande nicht zureichend, so beeile man sich, möglichst viele neue und starke zuzufügen; halte sich aber nicht für gesichert, wenn man nicht vorhandene als bestehend annimmt, weil sie wünschenswerth wären.

Es ist hier freilich nicht der Ort, die Frage in letzter Ausführlichkeit und mit dem herkömmlichen gelehrten Apparate zu erörtern. Allein es lassen sich doch die Hauptgründe für und wider so zusammendrängen, daß dem gebildeten, wenn schon auch nicht sachverständigen Manne ein eigenes Urtheil möglich ist.

Zu dem Endzwecke ist es aber nothwendig auf den Zustand zu Zeiten des Reiches zurückzukehren.

Im deutſchen Reiche beſtanden unzweifelhaft bedeutende Elemente einer ſtaatsrechtlichen Gemeinſchaft der verſchiedenen Territorien. Dieſe beruhten alle auf derſelben Grundlage, der Bundeshoheit, ſomit auf einer Thatſache, und nicht auf einer, ſo und anders zu wendenden Idee. Deshalb war in ihnen vieles geſchichtlich gleich. Außerdem ordneten die Reichsgeſetze Manches und Wichtiges für alle ebenmäßig an, und die Reichsgerichte ſetzten dieſelben Grundſätze bei ſämmtlichen Reichsunterthanen durch. Vieles wurde auch durch eine unbewußte Gewohnheit und durch die Nachahmung benachbarter und bekannter Dinge verbreitet. Doch hüte man ſich, dieſe Gleichartigkeit zu überſchätzen. Die Verfaſſungen der Reichslande waren höchſt verſchieden. Geiſtliche und weltliche, erbliche und wählbare Einherrſchaften, ariſtokratiſche und demokratiſche Republiken ſtanden in bunter Reihe neben einander; und es bedarf nicht erſt der Bemerkung, daß nicht blos in Ausnahmen und Nebenpunkten, ſondern in Grundzügen des ſtaatlichen Lebens große Verſchiedenheit ſeyn mußte.

Bei den Reichsſtaatslehrern überwog, und wohl mit Recht das vorhandene Allgemeine. Uebereinſtimmend wurde von ihnen ein gemeinſchaftliches Landesſtaatsrecht anerkannt. Und zwar nicht etwa blos ein gemeinſchaftliches churfürſtliches, reichsprälatiſches oder reichsſtädtiſches, ſondern ein ſämmtliche Reichsſtaaten umfaſſendes. Belege für dieſen Satz ſind überflüſſig. Man denke nur an J. J. Moſer, von deſſen faſt hundert Quartbänden deutſchen Staatsrechtes wohl die Hälfte dieſes allgemeine Landesſtaatsrecht abhandeln. Allein über die Methode der Darſtellung herrſchte freilich Meinungsverſchiedenheit.

Es beſtanden drei abweichende Behandlungsweiſen. Am einfachſten verfuhr die ſogenannte hiſtoriſch-dogmatiſche Schule, als deren Häupter, freilich wieder in verſchiedener Methode, Moſer und Pütter zu betrachten ſind. Neben den Reichsgeſetzen oder Entſcheidungen der Reichsbehörden ſammelte ſie eine möglichſt große Anzahl von Thatſachen aus einzelnen Reichslanden. In Ermangelung eines Reichsrechtes wurden die Beſtimmungen der einzelnen Territorien als gemeines Recht genommen. Je mehr ihrer aufzufinden waren, deſto beſſer war es; im Nothfalle begnügte man ſich aber auch mit wenigen. Bald waren ſie da, bald dort entnommen. Nichtübereinſtimmendes ward als Ausnahme bei Seite

gestellt. An einer Antwort konnte es bei diesem Verfahren nie fehlen; allein von einem eigentlichen geschichtlichen Begreifen war so wenig die Rede, als von einer systematischen Zurechtlegung. — Wissenschaftlicher verfuhr eine zweite Schule, als deren Repräsentanten wir Joh. Christ. Majer nehmen können. Hier wurde anerkannt, daß eine Masse von Thatsachen noch keine gemeinschaftliche Rechtsregel gebe, sondern daß diese aus einer gemeinschaftlichen Grundlage abgeleitet werden müsse. Für das gemeinsame Landesstaatsrecht wurde daher neben den unmittelbaren Bestimmungen der Reichsgesetze und Verträge die Analogie der für die Reichsregierung bestimmten Satzungen und Gewohnheiten als Stoff angenommen. Dieses aber deshalb, weil die Reichsfürsten zu ihren Staaten in demselben Verhältnisse stehen, wie der Kaiser zum Reiche. Die analoge Ausdehnung der Landesgesetze dagegen, also das Hauptmittel der erstgenannten Schule, wurde ausdrücklich verworfen, weil von dem Willen des einen Gesetzgebers kein Schluß auf den Willen eines andern Gesetzgebers gemacht werden dürfe. Künstliche Darstellung mußte freilich nicht selten da, wo das Reichsrecht keine Analogie bot, das mit Unrecht Entliehene verstecken. — Endlich war noch eine dritte Auffassung, welche die von den Reichsgesetzen und Gewohnheiten gelassenen Lücken lediglich aus dem philosophischen Staatsrechte ergänzen wollte, und somit bei keiner Frage in einer nicht zu beseitigenden Verlegenheit war. So verfuhr unter andern Gönner.

Welche von diesen drei Methoden die vergleichungsweise richtigere war, und ob sich nicht vielleicht gegen alle gewichtige Einwendungen machen lassen, ist eine hier nicht weiter zu untersuchende Frage. Es handelt sich jetzt nicht von Kritik, sondern von der Thatsache der allgemeinen Anerkennung eines gemeinsamen Landesstaatsrechtes während des deutschen Reichs.

In diesen Zustand trat der Rheinbund ein. Vieles änderte sich auch hinsichtlich unserer Frage durch den Untergang des Reiches und durch das Eintreten einer völligen staatsrechtlichen Unabhängigkeit sämmtlicher deutscher Staaten. Ist auch die Meinung, als haben alle vom Reiche ausgegangenen Gesetze und Rechte durch die Auflösung des Reichs jede Gültigkeit verloren, längst als eine unrichtige anerkannt; und muß namentlich zugegeben werden, daß die einen Theil der einzelnen Landesgesetzgebung

bildenden Beſtimmungen jener Rechte auch jetzt noch ihre Gültigkeit behielten: ſo iſt doch auf der andern Seite unleugbar, daß die Verwandlung der Landeshoheit in eine Staatsgewalt, welche ihre Rechte nicht auf geſchichtliche Vorgänge, ſondern auf die Natur der Sache gründete, ferner die neue Unabhängigkeit und Selbſtthätigkeit der Geſetzgebung in den Bundesſtaaten, verbunden mit der unſäglichen Umgeſtaltung alles Territorialbeſtandes, die wichtigſten Aenderungen im öffentlichen Rechte dieſer Länder hervorbrachten. Man kennt ja das Organiſations- und Geſetzgebungsfieber, welches damals die deutſchen Staaten befiel, und welches nicht nur an den Formen der Regierung, ſondern namentlich auch in den materiellen Beziehungen der Unterthanen zum Staate ſo lange änderte und umänderte, bis faſt kein Stein des alten Gebäudes mehr auf dem andern war. Und zwar, wohl zu bemerken, geſchah dies in jedem dieſer Staaten ganz nach eigener Einſicht und Willkür. Wenn von einem Gemeinſchaftlichen dabei noch die Rede war, ſo beruhte ſolches Handeln nicht auf der alten Grundlage des gemeinſchaftlichen Territorialſtaatsrechtes, ſondern eher noch auf einer Nachahmung des gleichen franzöſiſchen Muſters. Es kann dabei wohl zugegeben werden, daß viele dieſer Aenderungen, beſonders in den Verfaſſungen, in ihrem letzten Grunde ungeſetzlich und unrechtlich waren; allein jeden Falles beſtanden ſie thatſächlich, und zerſtörten die Gemeinſchaft des frühern Rechtes. Wer keine eigene Erinnerung an dieſe Zeiten hat, möge ſich durch einen Blick in die Regierungsblätter und Geſetzſammlungen aus dieſer Zeit belehren. — Nun aber, dies iſt die für unſern Zweck bedeutende Frage, wie hat die Wiſſenſchaft dieſe neue Geſtaltung der Dinge aufgefaßt, wie iſt es namentlich in Beziehung auf das allgemeine Landesſtaatsrecht gehalten worden?

So wenig zahlreich, aus leicht begreiflichen Gründen, die ſtaatsrechtliche Literatur dieſer Zeit iſt, ſo verſchieden fiel doch ihre Antwort auf dieſe Frage aus. Und zwar ſind nicht etwa die während des Reiches üblichen Schulen ohne weiteres auf die neuen Verhältniſſe und Beſtimmungen übergegangen; ſondern es wurden neben Beibehaltung nur Einer der bisherigen Methoden zwei neue Behandlungsweiſen unternommen. Von einigen Publiziſten nämlich, und zwar ſind hier Brauer und Behr zu nennen, wurden neben dem eigentlichen Bundesrechte lediglich ſolche Punkte, welche

durch die Rheinbundesakte bestimmt oder wenigstens berührt waren, erörtert und als gemeines Recht der Bundesstaaten erklärt. Ihre Absicht war, nur positives Recht zu geben. Eine zweite, unseres Wissens übrigens nur von Zintel gegebene, Darstellung bekümmerte sich um geschichtliches und positives Recht nicht das Mindeste, sondern erklärte als gemeines Recht aller Rheinbundesstaaten eine aus willkürlich angenommenen Vordersätzen abgeleitete Lehre. Daß dieselbe der brutalsten Gewaltherrschaft huldigte, ist nicht mit Nothwendigkeit der Methode zuzuschreiben, welche ja ebenfalls eine freisinnige Theorie hätte annehmen können, sondern ist nur für die Zeit und für den Schriftsteller bezeichnend. Erst drittens endlich schlossen sich Klüber und Zachariä an die alte historisch-dogmatische Schule des Reichsstaatsrechts an, d. h. sie suchten ein vollständiges System eines gemeinschaftlichen positiven Staatsrechts auf die Weise zu bilden, daß sie das thatsächlich in mehrern Bundesstaaten Geltende als Regel aufstellten, die abweichenden Einrichtungen einer Minderzahl als Ausnahmen behandelten, mit philosophisch-rechtlichen Sätzen aber die Lücken ausfüllten und den wissenschaftlichen Zusammenhang und Halt gaben. Sichtlich schien es ihnen ein Verdienst um das arme zerrissene Vaterland zu seyn, ihm den Besitz eines gemeinsamen, mit dem angestammten früheren Rechte zusammenhängenden Rechtes zu beweisen. Und war es nicht nebenbei löblich, von der schönen publizistischen Gelehrsamkeit des Reichs zu retten, was immer möglich war?

Der Umsturz des Rheinbundes und die Umgestaltung Deutschlands in einen neuern völkerrechtlichen Verein konnten in den Ansichten über das Bestehen eines gemeinsamen Landesstaatsrechts nichts ändern. Wer ein solches im Rheinbunde angenommen hatte, mußte es nothwendig auch jetzt wieder annehmen und auf dieselbe Weise begründen. Es ist daher nur Zufall, daß von den drei so eben geschilderten Behandlungsweisen sich ebenfalls nur wieder die eine auf die neuen Verhältnisse fortgepflanzt hat. Wenn auch allerdings der von Zintel eingeschlagene Weg allzu offenbar unrichtig war, als daß viele Nachfolger auf demselben zu erwarten seyn konnten, so ist doch zu verwundern, und vielleicht zu bedauern, daß die von Behr und Brauer befolgte Methode bis jetzt keiner Arbeit über gemeinsames Recht im deutschen Bunde zum Muster gedient hat.

Dagegen blüht denn aber allerdings die alte Schule, wie ſie namentlich Klüber durch den Rheinbund gebracht hatte, ſo fröhlich, als je. Als Klüber ſchon im Jahr 1817 die erſte Auflage ſeines „Oeffentlichen Rechtes“ erſcheinen ließ, ſchlug er dieſe Bahn ein, und verfolgte ſie nicht nur ſelbſt, ſondern zog auch bis auf Maurenbrecher herunter die ſpätern größtentheils nach ſich. Nur Dreſch und Rudhart machen in ſo ferne eine Ausnahme, als ſie ausſchließend das Bundesrecht bearbeiten, und neueſtens hat H. A. Zachariä, in ſeinem „Deutſchen Staats- und Bundesrecht,“ Bd. I. 1841, in ſo ferne eine andere Methode eingeſchlagen, als er die Beſtimmungen der einzelnen Landesgeſetze getrennt neben einander aufführt, ohne daraus eine Zwangsnorm für dritte ableiten zu wollen. Alle Andern geben ein Lehrgebäude des allgemeinen Staatsrechts der Bundesſtaaten; die meiſten nehmen daſſelbe ſogar zum Hauptgegenſtande, das Bundesrecht mehr in den Hintergrund drängend. Es ſind auch, wenn ſchon in kleiner Anzahl, einzelne Materien nach dieſem Grundgedanken bearbeitet worden. Jeden Falls wird auf den meiſten Hochſchulen den aus den verſchiedenen deutſchen Ländern Zuſammengekommenen ein gemeinſames Staatsrecht vorgetragen. — Zwar hat es auch nicht an Angriffen auf dieſe Darſtellungen eines abgeblichen gemeinen Rechtes gefehlt. Namentlich hat ſich R. Mohl ſchon wiederholt dagegen ausgeſprochen, und dieſes gemeine deutſche Staatsrecht für eine thatſächliche Unwahrheit und für ein wiſſenſchafliches Unding erklärt. Allein er iſt darüber von den Anhängern der Schule hart angelaſſen worden, und es iſt beim Alten geblieben.

Iſt nun der Gedanke eines ſolchen gemeinen Rechtes ein richtiger, oder haben ſich berühmte Gelehrte grob vergriffen, die deutſche Nation aber ſeit vielen Jahren ſich mit einem Trugbilde irre führen laſſen? — Das Vorſtehende gibt einen Ueberblick über die Geſchichte der Frage, und über ihre verſchiedene bisherige Löſung. Ein gerechtes und umfaſſendes Urtheil kann nicht unmöglich ſeyn.

Die Frage wäre offenbar nicht beantwortet, wenn nur von dieſer oder jener der verſchiedenen Behandlungsarten gezeigt würde, daß ſie von unrichtigen Vorderſätzen ausgehe und zu unwahren Folgen gelange. Vielmehr müſſen nicht nur die etwa bisher befolgten Methoden kritiſch gewürdigt werden, ſondern es iſt auch

die Idee an ſich zu unterſuchen, da es ja immerhin möglich wäre, daß nur ſubjektive Fehler die Erreichung des Wahren verhindert hätten. Es ſey dabei geſtattet, zuerſt jene Ausführungen wegzuräumen, deren Unrichtigkeit alsbald in die Augen fällt, um auf dieſe Weiſe für das wirklich Zweifelhafte Raum und rein Feld zu gewinnen.

Kein Zweifel kann wohl darüber obwalten, daß zu den entſchieden falſchen Anſichten vor Allem diejenige gehört, welcher gemäß ein gemeines deutſches Staatsrecht lediglich aus philoſophiſchen Lehrſätzen zu bilden ſeyn ſoll. Hier waltet eine handgreifliche, allein deshalb auch wirklich unverzeihliche, Verwechslung der Grundbegriffe ob. Daß Rechtsphiloſophie eine große wiſſenſchaftliche Bedeutung hat, und daß zuweilen zu ihren Lehren gegriffen werden muß, wenn es an allem poſitiven Rechte fehlt, iſt allerdings für Deutſchland wahr, ſo gut wie für Nordamerika oder für Neuholland. Allein ſie iſt ja gerade der Gegenſatz von poſitivem Rechte, und nur von letzterm handelt es ſich. Es braucht ſomit gar nicht unterſucht zu werden, ob die von dieſem oder jenem Publiziſten vorgetragene Rechtsphiloſophie an ſich die Prüfung der Wiſſenſchaft aushält; deutſches poſitives Recht iſt ſie doch in keinem Falle.

Nicht minder unbeſtritten dürfte wohl ſeyn, daß eine blos ſtatiſtiſche oder ſynchroniſtiſche Nebeneinanderſtellung der einzelnen Landesgeſetzgebungen (wie die eben erwähnte von H. A. Zachariä) kein gemeinſchaftliches deutſches Recht bildet. Poſitives Recht iſt hier allerdings vorhanden; auch ſoll lediglich nicht in Abrede gezogen werden, daß eine ſolche Zuſammenſtellung manchfach belehrend wirkt, und überdies, wenn gut gemacht, ein Beweis von eiſernem Fleiße iſt. Allein da für dieſe einzelnen Thatſachen kein gemeinſamer, ein gewiſſes Rechtsgebiet mit innerer Nothwendigkeit beherrſchender Grundſatz geſucht wird, ſondern dieſelben unverbunden und jede nur für ſich geltend daſtehen, ſo folgt auch aus ihnen lediglich nichts Weiteres. Nicht einmal von Analogie kann hier die Rede ſeyn. Es iſt hier kein „deutſches Recht," ſondern eine, mehr oder weniger vollſtändige, „Sammlung von Rechten deutſcher Staaten."

Die Anſicht, daß ein gemeinſames zwingendes Recht aus der Analogie der Geſetzgebung des Reiches ſich bilden laſſe,

iſt jetzt thatſächlich unmöglich geworden, weil es kein Reich mehr gibt, welches zum Muſter dienen könnte. Allein es ſey doch für den Fall, wenn aus dieſer Rüſtkammer etwa noch wollten Waffen geholt werden, bemerkt, daß der Gedanke zu allen Zeiten ein falſcher war. Das Verhältniß des Kaiſers zum Reiche war niemals eine richtige Analogie für das Staatsrecht der einzelnen Territorien. Eben weil die Reichsſtände durch die Landeshoheit an die Stelle des Kaiſers getreten waren und ihm einen Theil ſeiner Rechte entzogen hatten, konnten ſeine übriggebliebenen Rechte nicht maßgebend für die verlorenen, auf jene übergegangenen ſeyn.

Anders verhält es ſich mit der in der Rheinbundeszeit von Einigen (am beſten von Behr) gewählten Behandlungsweiſe, bei welcher nur die in dem Grundgeſetze des Bundes gelegentlich berückſichtigten Materien des innern Staatsrechtes erörtert und als gemeinſame Vorſchrift dargeſtellt wurden. Ganz unzweifelhaft waren dieſe Gegenſtände gemeines Recht, und ihre möglichſt umfaſſende und gründliche Erörterung Bedürfniß und Verdienſt. Allein darin fehlte dieſe Anſicht, daß ſie ſich nicht umſah, ob nicht etwa auch noch anderweitige gemeinrechtliche Lehren vorhanden ſeyen? War dieſes der Fall — und daß dem ſo war, wird ſich ſogleich unten ergeben — konnte auf die gewählte Weiſe nur ein Fragment des wirklich vorhandenen geleiſtet werden.

Somit bleibt denn zur Erörterung nur noch der von ſo vielen unſerer erſten Staatsrechtslehrer und ſeit ſo langer Zeit gehandhabte Gedanke, daß ein gemeinſames deutſches Staatsrecht aus der Uebereinſtimmung vieler einzelnen Landesgeſetzgebungen dadurch aufzufinden ſey, daß die dieſer Uebereinſtimmung geſchichtlich oder dogmatiſch zu Grunde liegende Staatsanſicht aufgeſucht und als Regel für alle deutſche Staaten, welche nicht ausdrücklich etwas Abweichendes für ſich beſtimmt haben, aufgeſtellt werde. Die Formulirung der Theſis mag von Verſchiedenen verſchieden gegeben werden; der Sinn iſt aber der eben ausgeſprochene. — Von offenbaren Fehlern in der Begriffsbeſtimmung, welche dieſer oder jener Schriftſteller etwa gemacht haben mag, ſoll ganz abgeſehen werden, indem es ſich nicht um eine ſiegreiche Kritik gegen Einzelne, ſondern von der Erforſchung der objektiven Wahrheit handelt. Hierzu ſey es aber vergönnt, einige allgemeine Sätze voranzuſtellen, deren Richtigkeit wohl

unbezweifelbar ist, und welche als Anhaltspunkte bei der Beurtheilung der in Frage stehenden Methode dienen können. Erstens nämlich wird wohl allerseits zugegeben werden, daß das bloße Vorhandenseyn eines gewissen Rechtssatzes in einer größern oder kleinern Anzahl von Staaten an und für sich noch kein Grund ist, denselben zu einer für alle deutsche Staaten im Zweifel gültigen Vorschrift zu erheben. Nur wenn in der besondern rechtlichen Natur der deutschen Staaten die gemeinschaftliche Wurzel der fraglichen Bestimmung nachgewiesen werden kann, ist es nach den eigenen Grundsätzen der Schule möglich, hieraus einen Schluß auf die Gültigkeit auch in den sich nicht besonders, weder für noch gegen, aussprechenden Staaten zu ziehen. Falls daher in einer angeblich nach der vorliegenden Methode bearbeiteten Schrift rohe Aggregate von Thatsachen ohne irgend eine rechtsgeschichtliche Zurückführung auf einen allgemeinen Grund als Lehrsätze ausgegeben werden, so ist die Behandlung von den Anhängern der Schule selbst als fehlerhaft, ein solcher Satz aber als willkürliche Behauptung anzuerkennen. Zweitens ist klar, daß dem philosophischen Staatsrechte entnommene Sätze kein positives deutsches Recht sind, sondern eben philosophisches Recht. Somit ist es ein Beweis, daß wenn in einem Falle zu solchen gegriffen werden muß, weil sich sonst keine allgemeine Norm auffinden läßt, hier kein gemeinschaftliches deutsches Recht besteht. Drittens ist von einem Grundstamme deutschen Rechtes natürlich keine Rede, wenn ein gewisses Rechtsinstitut nachweisbar einer auswärtigen, zum Beispiel englischen oder französischen, Gesetzgebung nachgeahmt worden ist. Sollte also in noch so vielen deutschen Staaten ein solches Institut jetzt bestehen, so läßt sich doch auf andere kein Schluß machen, indem hier aus der gemeinschaftlichen rechtsgeschichtlichen Natur nichts abzuleiten ist, die bis jetzt das fremde Recht nicht ausdrücklich anerkennenden Staaten zu einer stillschweigenden Annahme desselben nicht schuldig sind, und selbst unter den nachahmenden Staaten nur zufällige Uebereinstimmung stattfindet. Viertens endlich ist unzweifelhaft, daß es einem deutschen Staate thatsächlich und rechtlich möglich war und noch ist, an die Stelle der ursprünglichen deutschen Rechtsinstitute wesentlich verschiedene neue zu setzen, welche durchaus keinen Zusammenhang mit jenen haben, keine Entwicklung

derſelben ſind, und ſomit aus ihnen weder erklärt noch ergänzt werden dürfen, ſondern nur aus ihrer eigenen rechtlichen Natur. Dieſe Setzung ganz neuer und verſchiedenartiger Staatsanſtalten kann aber nicht nur einzelne Gegenſtände des öffentlichen Lebens betreffen, ſondern ſelbſt die ganze Grundlage des Staates und ſeine weſentlichſten Einrichtungen. In ſolchem Falle iſt eine Ausbildung dieſer neuen Geſetzgebung durch Sätze, welche dem ältern deutſchen Rechte entnommen ſind, ein ebenſo ungeſchichtliches als unlogiſches, ſomit ein wiſſenſchaftlich und praktiſch durchaus unzuläſſiges Verfahren. Sollte in einem Staate nur ein Theil der öffentlich rechtlichen Geſetzgebung umgeſtaltet, ein Theil aber beibehalten worden ſeyn, ſo iſt immer erſt genau zu unterſuchen, ob ein Rechtsinſtitut noch aus den alten Grundſätzen erläutert werden kann; und natürlich gilt hier kein Schluß vom einen auf den andern. Die Thatſache allein entſcheidet. — Iſt dieſes richtig, ſo iſt allerdings einerſeits zuzugeben, daß eine gänzliche Ableugnung eines gemeinſamen deutſchen Bundesſtaatsrechtes zu weit geht. Wenn und in ſo weit nämlich nachgewieſen werden kann, daß aus der beſonderrechtlichen Natur der deutſchen Staaten ſich eine gewiſſe Beſtimmung mit logiſcher Nothwendigkeit ergibt, ſo iſt auch dieſelbe als gültiges Recht für alle gleichmäßig anzuerkennen. Eine Ausnahme findet nur ſtatt für ſolche Staaten, welche über einen ſolchen Punkt eine eigene Geſetzgebung beſitzen, als welche unbedingt vorgeht. Andererſeits aber iſt zu behaupten, daß die eben gemachte Vorausſetzung nur in einer ſehr kleinen Anzahl von Fällen thatſächlich vorhanden iſt, und daß alſo dieſes gemeinſame Recht einen höchſt beſchränkten Umfang hat. Man faſſe hier die ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts in Deutſchland vorgekommenen Aenderungen ins Auge. Die an die Stelle der Landeshoheit getretene Staatsgewalt wurde überall zu den durchgreifendſten und zu den verſchiedenartigſten Umgeſtaltungen von Verfaſſung und Verwaltung benützt. In den bei weitem meiſten Staaten trat allmählig eine ganz neue Geſetzgebung an die Stelle der frühern; und in nicht wenigen wurde ſie wieder und wieder umgeſtaltet, bald nach dieſem, bald nach jenem Grundgedanken, jetzt mit Berückſichtigung auswärtiger poſitiver Einrichtungen, jetzt in Befolgung neuentſtandener Anſichten und Forderungen. Und zwar iſt es nicht blos etwa die Polizei- und Finanzverwaltung, welche ſich

anders gestaltete, selbst nicht einmal blos das gesammte bürgerliche und Strafrecht, das gerichtliche Verfahren in allen seinen Beziehungen; sondern das Wesen der Verfassungen, die Natur der Staatsgewalt selbst. An die Stelle der mit Landeshoheit versehenen Patrimonialstaaten sind Rechtsstaaten getreten, deren Prinzip nicht in einem geschichtlichen Zustande, sondern in einer wesentlich verschiedenen Idee wurzelt. Wie verschieden sind aber auch diese wieder unter sich! Man vergleiche z. B. den Inhalt der Regierungsrechte des Königs von Preußen und des Königs von Württemberg, die staatsrechtliche Stellung der Bürger einer unserer repräsentativen Monarchien und die der österreichischen Unterthanen. Oder man wolle einen Blick werfen auf den so wesentlich verschiedenen Organismus der einzelnen deutschen Staaten. Diese bunte Verschiedenheit ist aber immer noch in weiterem Zunehmen begriffen. Alle unsere Ständeversammlungen sind eben so viele Gesetzgebungsmaschinen, welche fort und fort erzeugen, sicherlich aber nicht in Einklang unter einander, und eben so wenig im Hinblick und im Zusammenhange mit alten deutschen Grundsätzen, oder in organischer Entwicklung derselben. Vor Allem aber hüte man sich wohl, zu jenen wenigen Ländern seine Zuflucht nehmen zu wollen, welche nach Möglichkeit auf der alten Grundlage geblieben sind. Gerade durch ihr Beharren ist eine tiefe Verschiedenheit zwischen ihnen und den neuumgewandelten Staaten eingetreten. Mit Einem Worte, die Behauptung, daß das an sich mögliche allgemeine deutsche Staatsrecht beinahe vollständig in den Ausnahmen aufgehe und durch sie aufgelöst werde, ist keineswegs übertrieben. Schwer freilich ist es, ein absolut vollständiges Verzeichniß derjenigen Lehren deutschen Stammes zu geben, welche jetzt noch in einer hinreichend großen Anzahl von Staaten gelten, um die Bezeichnung gemeinschaftlicher Sätze zu verdienen. Ist es doch kein Grundsatz, sondern der bloße Zufall, welcher sie mitten unter Ruinen ganz oder theilweise aufrecht erhalten hat. Es mag sich somit in seltenen Fällen begeben, daß irgendwo noch irgend ein Satz von den neuern Umgestaltungen verschont worden ist, und auch jetzt noch als gemeines Recht nachgewiesen werden kann. Wir übrigens für unsere Person wissen, bei einer vielfachen Beschäftigung mit diesen Fragen, nur folgende Materien aufzuzählen: Vorerst die das Bundesverhältniß nicht betreffenden Bestimmungen

der Bundesakte und der nachfolgenden Bundesgeſetze. Es ſind ihrer bekanntlich höchſt wenige. Außer den Vorſchriften über die Rechtsverhältniſſe der Standesherrn und der ehemaligen Reichsritterſchaft finden wir nur einige fragmentariſche Beſtimmungen über Rechtspflege; einige, hauptſächlich negative, Forderungen in Beziehung auf ſtändiſche Verfaſſungen; die Feſtſetzung einiger weniger Rechte für alle Unterthanen von Bundesſtaaten, unter welchen die Beſtimmungen über die Preſſe die bedeutendſte; bürgerliche Gleichſtellung der chriſtlichen Religionsparteien; endlich noch, bis jetzt unausgeführte Verſprechen hinſichtlich der Juden, des Handels und der Schifffahrt. Außer dieſen Anhängſeln des Bundesrechtes aber betrachten wir noch als gemeinen Rechtes: das Privatfürſtenrecht, in ſo ferne es nicht durch beſondere Haus- und Staatsgeſetze in den einzelnen Ländern geändert worden iſt; das allgemeine Staatskirchenrecht der Proteſtanten (das der Katholiken beruht auf einzelnen Konkordaten oder iſt noch gar nicht geordnet); endlich noch, wenigſtens für einen beträchtlichen Theil der deutſchen Staaten, die gegenſeitige Aufhebung von Gebietsanſprüchen, wie ſie Artikel 34 der Rheinbundsakte vorſchreibt. Offenbar ſind dies nur dürftige Materialien zu einem vollſtändigen Syſteme des Verfaſſungs- und Verwaltungsrechtes; und es läßt ſich nicht begreifen, wie ſolche Schriftſteller, welche nun einmal, gegen den richtigen Sachverhalt, entſchloſſen waren, ein ſolches zu liefern, den bei weitem größten Theil ihrer Darſtellung nur aus ungebürlich verallgemeinertem partikulärem Rechte, oder aus rechtsphiloſophiſchen Sätzen bilden konnten. Es ergibt ſich aber auch, daß und warum eine ſolche Behandlungsweiſe als verfehlt zu erklären iſt.

Als die einzig richtige Darſtellung erſcheint ſomit eine Aufzählung und Erörterung der zufällig noch übrig gebliebenen gemeinſchaftlichen Sätze; ſey es in Verbindung mit dem Bundesrechte, ſey es ſelbſtſtändig. Jede Ergänzung aus philoſophiſchen Rechtsſyſtemen oder aus nur partikulärem Staatsrechte iſt ein wiſſenſchaftlicher Fehler und leicht die Quelle von Irrthümern und falſchen Schritten im wirklichen Leben. Je vollſtändiger das Syſtem eines ſolchen gemeinſamen Staatsrechtes, und je bereiter die Antworten auf alle Fragen, deſto ſchlechter das Buch.

Dieſe Einleitung war ausführlich und vielleicht trockener techniſch,

als sich für diese Blätter paßt. Allein es kann nun wenigstens zum Theile eine Ausgleichung stattfinden durch kürzere, hauptsächlich durch das Vorstehende motivirte Urtheile über den vorhandenen Schriftenvorrath im

gemeinen deutschen Staatsrechte,

zu dessen Untersuchung und Auseinandersetzung wir uns jetzt wenden.

1) Methodologie.

Bei den so verschiedenen Ansichten über Quellen und Umfang des gemeinen deutschen Staatsrechts, und bei der hieraus sich ergebenden großen Abweichung in der Behandlung wäre eine ausführliche Feststellung der Grundbegriffe und eine Vorzeichnung des richtigen Weges weder etwas überflüssiges, noch auch ohne Schwierigkeit. Würde wohl auch eine noch so klare Erörterung Diejenigen kaum mehr bekehren, welche bereits ihre Partie genommen und ihre Ansicht durch schriftstellerische Versuche bewiesen haben: so könnte doch eine solche wenigstens hindern, daß schlechte Methoden Schule machen. Dieses Verdienst ist aber noch zu erwerben. Die einzige, uns wenigstens bekannte, Schrift dieser Art, nämlich: Gärtner, Ueber die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Staatsrechts, 1839, ist völlig unverständlich. Kaum kann man ahnen, was denn der Verfasser auszuführen beabsichtigt; so weit es aber zu errathen ist, erscheint es als die dürrste und verkehrteste Scholastik. Wir unseres Theiles gestehen unsere Unfähigkeit zu begreifen, wie man so unklar und zwecklos denken, und so unbegreiflich reden kann. Soll es denn immer nothwendig bleiben, die deutschen Gelehrten vor der Barbarei eines schwerfälligen Gallimathias zu warnen, und sie daran zu erinnern, daß sie mit solchen Schriften dem eigenen Volke nichts nützen, bei fremden Nationen aber sich und der Gesammtheit ihrer Landsleute Hohn und Mißachtung bereiten?

2) Systeme des gemeinen deutschen Staatsrechtes.

Wir sind nicht eben arm an Schriften, welche die Gesammtheit des allgemeinen deutschen Staatsrechtes darzustellen bestimmt sind. Auch sind dieselben in mehr als Einer Behandlungsweise bearbeitet. Dennoch muß mit Bedauern bekannt werden, daß wir

bis jetzt kein Werk beſitzen, welches den Gegenſtand aus dem oben feſtgeſtellten richtigen Geſichtspunkte aufgefaßt, und ſomit das Bedürfniß des Lebens und der Wiſſenſchaft wirklich befriedigt hätte. Mehrere der vorhandenen Schriften haben zwar in ihrer Art entſchiedene Vorzüge; allein dieſe können die Grundfehler der Auffaſſung und Anlage nicht abkaufen.

Bei weitem die meiſten mit Syſtemen aufgetretenen Schriftſteller gehören der, vorſtehend am ausführlichſten beurtheilten, Schule an, welche in der beſondern rechtlichen Natur der deutſchen Staaten den Grund der in mehrern derſelben gleichmäßig vorhandenen Geſetze aufſucht, und denſelben nun für alle als Regel aufſtellt. Man ſehe namentlich die (bereits in unſerem früheren Artikel beim Bundesrechte angeführten) Schriften von Klüber, Schwarzkopf, Brunnquell, Schmalz, Jordan, Maurenbrecher. Sie enthalten ſämmtlich — oder ſtellen wenigſtens in ihren Fortſetzungen in Ausſicht — vollſtändige Darſtellungen vom Verfaſſungs- und vom Verwaltungsrecht, bei welchen immer das Uebereinſtimmende auf einen gemeinſamen Grund bezogen, das Eigenthümliche einzelner Staaten als blos partikularrechtlich erklärt iſt. Mögen ſie auch in einzelnen Lehrſätzen von einander abweichen, im Ganzen und Weſentlichen herrſcht unter ihnen die größte Aehnlichkeit. Eine nähere Schilderung jedes einzelnen derſelben dürfte daher überflüſſig ſeyn, und es ſey daher nur Folgendes bemerkt. Schwarzkopf und Schmalz begnügen ſich mit ſehr gedrängten Ueberſichten, welche erſt durch mündliche weitere Erläuterungen eine Brauchbarkeit fürs Leben erhalten können. Brunnquell gibt kaum etwas mehr, als eine Ueberarbeitung von Klüber, nur verſetzt mit einer großen Anzahl von rechtsphiloſophiſchen Sätzen, zu welchen Letzterer eine weit geringere Hinneigung hatte. Maurenbrecher's Schrift hat Aufſehen gemacht, und wird vielfach in wiſſenſchaftlichen und in praktiſchen Arbeiten als Beleg angeführt. Wir geſtehen, daß wir dieſen Beifall als kein gutes Zeichen der ſtaatsrechtlichen Bildung in Deutſchland betrachten. Nicht nur hat das Buch alle weſentlichen Fehler der Methode überhaupt, namentlich die Ausdehnung zu einem gemeinſchaftlichen Syſteme, wo auch keine Spur von gemeinſamem Rechte in der Wirklichkeit iſt; ſondern es ſind auch, bei dem Anſcheine von Gründlichkeit und Gelehrſamkeit, tauſend und wieder tauſend falſche einzelne Behauptungen

hingeworfen. Namentlich im Verwaltungsrechte ſind faſt ſo viele Unrichtigkeiten als Worte. Nur Irrthum über das Weſen des wahren gemeinſchaftlichen Rechtes und Unkenntniß in dem Rechte der einzelnen Staaten kann daher einer ſolchen Arbeit Achtung ſchenken. Sicher haben wir nicht die Ungerechtigkeit, Klübers Arbeit, das Ergebniß einer ungewöhnlichen Gelehrſamkeit und Gewiſſenhaftigkeit auf dieſelbe Stufe zu ſtellen. Allein wir können doch nicht umhin, auch bei ihm uns gegen die Methode und ihre Folgen zu erklären. Wir wollen aufrichtig geſtehen, daß wir den Text ſeines Werkes nieder anſchlagen; und es kann dem ſonſt ſo verdienſtvollen Manne der Vorwurf nicht erſpart werden, daß er es hauptſächlich war, welcher die Bearbeitung des gemeinen Staatsrechtes in den falſchen Weg leitete. Dagegen iſt freilich der reiche Schatz von thatſächlichen und rechtlichen Nachweiſungen in den Noten eine faſt unerſchöpfliche Quelle von Belehrung, und überdies in vielen Fällen eine große Erleichterung in der Aufſuchung von Literatur. Das Buch hat unzweifelhaft großen Werth; allein nur deshalb, weil man dadurch leichter zur Wahrheit kommt, nicht weil es ſelbſt die Wahrheit enthält. Für den im Staatsrechte gründlich Gebildeten iſt es ein ſchätzenswerthes Hülfsmittel, welches er nicht leicht weit von der Hand laſſen wird; allein für den Anfänger und Unklaren iſt es verderblich und irreführend. Nichts erſcheint daher verkehrter, als wenn daſſelbe zuweilen bei akademiſchen Vorträgen benützt wird. — Vielleicht wird dieſer oder jener unſerer Leſer ſolche Urtheile über berühmte Männer und Bücher für ungerecht und falſch erachten. Solchen bitten wir einfach, die nächſten beſten Paragraphen dieſer Syſteme zu nehmen, das in denſelben als gemeines deutſches Recht Angegebene mit der Geſetzgebung ſeines eigenen Vaterlandes und etwa noch, falls ihm ſolche genau bekannt ſind, mit den Geſetzen einiger benachbarter Länder ſcharf zuſammen zu halten, und nun ſelbſt zuzuſehen, wie es ſich mit dieſem angeblich überall gültigen Rechte verhält. Findet man nach einer ſolchen Prüfung noch, daß hier in den meiſten Lehren Anderes, als Verallgemeinerungen einzelner Geſetze, für poſitives Recht ausgegebene rechtsphiloſophiſche Sätze, oder völlig aus der Luft gegriffene Behauptungen gegeben, ſo wollen wir recht gerne den Vorwurf unverſtändigen Vorurtheiles und frecher Mißachtung fremden Verdienſtes als reichlich verdient

einräumen. Allein, findet ſich die Sache, wie wir ſo eben behaupten, ſo wird man uns andererſeits, hoffen wir, Anerkenntniß und Rechtfertigung nicht verſagen. Es iſt uns nicht bange auf die Probe.

Eine zweite Bearbeitungsart hat erſt neuerlichſt H. A. Zachariä (deutſches Staats- und Bundesrecht, 1841) eingeſchlagen. Er ſtellt nämlich, geſtützt auf rechtsgeſchichtliche Einleitungen in die einzelnen Materien, die Einrichtungen der verſchiedenen Staaten nur neben einander, ohne daraus, in der Regel wenigſtens, irgend einen gemeinſamen Grundſatz abzuleiten. Die Schrift iſt mit großer Gelehrſamkeit und Zuverläſſigkeit abgefaßt, und enthält vortreffliche Nachrichten über den beſtehenden Rechtszuſtand. Die Auswahl, welche ſie unter unſerer unermeßlichen Literatur trifft, iſt ſehr glücklich, und eben ſo ſind die geſchichtlichen Notizen mit richtigem Takte gegeben. Mit Einem Worte, es iſt ein Buch, welches dem Verfaſſer Ehre macht, dem Manne vom Fach aber weſentliche Dienſte leiſtet. Allein wir waren ſchon oben in der Lage auseinanderzuſetzen, daß auf dieſe Weiſe das wahre gemeinſame deutſche Recht nicht gewonnen wird. Während auf der einen Seite durch die Aufzählung des rein Partikularrechtlichen zu viel, weil nicht zur Sache Gehöriges, geleiſtet wird, unterbleibt auf der andern Seite die rechtsgeſchichtliche Nachweiſung und die dogmatiſche Ausführung, warum und wie weit wir noch Gemeinſchaftliches haben.

Irren wir uns nicht ſehr, ſo iſt unter dieſen Umſtänden noch eine bedeutende Lücke in der Literatur unſeres poſitiven Staatsrechtes, und zwar eine ſolche, deren Ausfüllung für die Wiſſenſchaft und für das Leben gleich erwünſcht, ſomit für den Unternehmer ſehr dankbar lohnend wäre. Und zwar liegt hier, anders als beim Bundesrechte, die Möglichkeit einer vollſtändigen Löſung der Aufgabe ganz in den Händen unſerer Staatsrechtsverſtändigen, da von geheim gehaltenen Quellen keine Rede iſt.

3) Monographien.

Wäre der Begriff des deutſchen Staatsrechtes allgemeiner ſo aufgefaßt worden, wie er ſollte, ſo müßten wir jeden Falles auch reicher ſeyn an tüchtigen Bearbeitungen einzelner Lehren. Die Beſchränkung der Thätigkeit auf wenigere Punkte, und die Befreiung

von dem Alpe eines vermeintlich unermeßlichen Materiales hätten die zu bearbeitenden Punkte deutlicher sehen lassen, und den Muth zu einer Ueberwindung der Schwierigkeiten gehoben. So aber wissen wir in der That nur verhältnißmäßig wenige Schriften hier zu nennen, und unter diesen sind wahrlich nicht alle von großer Bedeutung. Namentlich verführt die falsche Methode Manche entweder zu unrichtigen, weil viel zu allgemein gehaltenen, Behauptungen, oder zur Aufführung unnützen, ungleichartigen Materiales, welches keinem brauchbaren Satze zur Grundlage dienen kann.

Eine Sonderung nach den Materien wird die Uebersicht und die Beurtheilung erleichtern.

Offenbar sind nicht blos der Unterthanen, sondern auch der Fürsten und ihrer Familien Rechtsverhältnisse durch die Veränderungen in den Staatsverhältnissen Deutschlands vielfach und wesentlich geändert worden. So reich daher die ältere Literatur über die Regierungsrechte der Reichsstände und über das Privatfürstenrecht ist, so genügen doch die Entwicklungen aus früherer Zeit nicht mehr. Das Eintreten der vollen Souveränität, das Aufhören der Reichsgerichte, die neuen Verfassungen und so manches Andere haben tiefe Risse in das Alte gemacht, und aus diesem neue Gestaltungen entsprossen lassen. Bei der Wichtigkeit dieser Fragen, welche das Volk in ihren Konsequenzen eben so gut berühren, als sie für die zunächst Betheiligten von Bedeutung sind, ist eine Sichtung des Alten und eine Entwicklung des Neuen großes praktisches Bedürfniß und eine schöne Aufgabe für die Wissenschaft. Namentlich ist zu bedenken, daß das Privatfürstenrecht zu den unzweifelhaftesten Bestandtheilen des jetzigen gemeinen deutschen Rechtes gehört. — Die Aufgabe lag zu nahe, als daß sie ganz unbeachtet hätte bleiben können; allein eine vollständige Lösung hat sie noch lange nicht gefunden. Es waren bis jetzt hauptsächlich einzelne im Leben vorkommende Rechtsfälle, welche die dogmatischen Erörterungen hervorriefen. Nun aber sind solche bestimmte Veranlassungen doch immer nur ein zweifelhaftes Mittel zur Förderung der Theorie. Wenn nämlich eines Theils allerdings die Wirklichkeit auf solche Seiten der Fragen aufmerksam machen kann, welche vielleicht dem Scharfsinne des Schriftstellers entgangen wären: so wird andern Theils die Unbefangenheit der

Unterſuchung oft getrübt, und es wird die wiſſenſchaftliche Arbeit zur Advokatenſchrift.

Ohne Zweifel iſt die wichtigſte der hier einſchlagenden Materien die Erörterung der jetzigen rechtlichen Stellung des Staatsoberhauptes als ſolchen. Gerade hier tritt das Bedürfniß einer neuen Bearbeitung beſonders dringend hervor. Wie ſehr iſt daher zu bedauern, daß das in der Sache bisher Geleiſtete den Forderungen des Rechtes und der Wahrheit ſo wenig entſpricht, ja nur für ein Werk der Täuſchung und Verkehrtheit erklärt werden kann. Wir reden nämlich von der bekannten Schrift Maurenbrecher's, „die deutſchen regierenden Fürſten und die Souveränität, 1838." Kaum dürfte je ein Buch von allen Seiten mit ſo entſchiedener, rechtlicher, politiſcher und ſittlicher Mißbilligung aufgenommen worden ſeyn, als dieſes. Und es iſt nicht zu verwundern. Abgeſehen von der Anmaßung in den Urtheilen und von der Petulanz der Form; abgeſehen ferner von den vielfachen Beweiſen vorlauter Unkenntniß, war die ganze Richtung der Schrift geeignet, die Galle des Freundes von Recht und Freiheit aufzuregen, das männliche Gefühl der Nation zu verletzen. Der Verfaſſer ſetzt ſich nämlich vor zu beweiſen, daß die im neuern Staatsrechte allgemein angenommene, auf die Grundlage des Staatsvertrages geſtützte Lehre der Staatsſouveränität nicht die richtige ſey; oder mit andern Worten, daß die Staatsgewalt nicht dem Staate, als moraliſcher Perſon, angehöre und vom Fürſten nur ausgeübt werde, ſondern daß ſie vielmehr das Privateigenthum des Fürſten ſey, und der Staat nur der Gegenſtand der Ausübung dieſes Rechtes. Dieſer Satz ſoll denn nicht nur rechtsphiloſophiſch vertheidigt werden, ſondern auch (und dadurch fällt das Buch in unſern Geſichtskreis) aus Gründen des poſitiven deutſchen Staatsrechts. Damit man aber ſich nicht über die Wichtigkeit dieſer Anſicht täuſche, das Ganze etwa für eine müßige Schulfrage halte, werden die Folgeſätze für das Leben reichlichſt gezogen. So wird z. B. behauptet, daß nicht, wie die Lehre von der Staatsſouveränität wolle, bei gänzlichem Erlöſchen der regierenden Familie der Staat mittelſt ſeiner geſetzlichen Organe das Recht habe, die neu regierende Linie zu beſtimmen, ſondern daß der letzte Beſitzer einſeitig nach ſeinem Belieben verfügen könne; daß der Fürſt befugt ſey, einſeitige Veräußerungen des Staatsgebietes vorzunehmen; daß der Regierungsnachfolger

nicht unbedingt an die geſetzlichen Handlungen des Vorgängers gebunden ſey; daß gegen Verfaſſungsverletzung von Seiten des Fürſten kein poſitiver Widerſtand zuſtehe; daß der Fürſt über den Geſetzen ſtehe, nicht zu der Ausübung der Geſetze unbedingt verpflichtet, in auswärtigen Angelegenheiten für ſeine Perſon allein aufzutreten befugt ſey u. ſ. w. Man ſieht, daß, wenn der Verfaſſer die Wahrheit lehrt, der größte Theil unſerer partikularrechtlichen Schriften als von den weſentlichſten Irrthümern wimmelnd bei Seite zu legen iſt, daß ſehr allgemein im Volke bekannte Ueberzeugungen umgeſtaltet werden müſſen, und daß die ganze Grundlage und Richtung der Verhandlungen und Beſchlüſſe der repräſentativen Verſammlungen Deutſchlands als verbrecheriſcher Widerſinn erſcheint. Es iſt einleuchtend, daß es ſich hier nicht nur von neuen wiſſenſchaftlichen Sätzen, ſondern mehr noch von einer Bemühung handelt, ein ganz anderes Bewußtſeyn und Handeln im Leben zu begründen. Die Rechte, welche ein bedeutender Theil der Nation als ein Palladium betrachtet, deren Erringung von den Einen mit Stolz vorgewieſen, von den Andern mit Neid gewünſcht wird, welche in vielen deutſchen Staaten ſeit einer Reihe von Jahren geübt und vertheidigt werden, dieſe Rechte ſollen, je früher je beſſer, wieder aufgegeben werden. Der Deutſche ſoll den ſtaatsbürgerlichen Standpunkt wieder verlaſſen, auf welchem ihm wenigſtens eine Annäherung an die Zuſtände der gebildetſten und mächtigſten Völker ſchmeicheln konnte, und er ſoll wieder das Joch der Willenloſigkeit, der Bevormundung, des blinden Gehorſams auf ſich nehmen. — Man wird zugeben, daß es keine Unbilligkeit iſt, wenn an den Urheber ſo neuer und ſo einflußreicher Sätze die Forderung einer gründlichen Prüfung und eines anfechtungsfreien Beweiſes geſtellt wird. Handelte es ſich auch nicht von der Stellung von Millionen, ſo würde ſchon der wiſſenſchaftliche Anſtand dies erfordern. Wie hat nun aber der Verfaſſer dieſe Forderung erfüllt? Wie wird namentlich von ihm der Beweis geführt, ſo weit es ſich von poſitivem Rechte handelt? Wir können in unſerem Gewiſſen nichts anders ſagen, als: auf die unverantwortlichſte Weiſe. Will man nämlich auch zugeben, daß die zahlloſen und zum Theil unbegreiflichen Mißverſtändniſſe hinſichtlich geſetzlicher Beſtimmungen oder ſchriftſtelleriſcher Aeußerungen alle in gutem Glauben vor ſich gegangen ſind (eine Annahme, durch welche

freilich die aus ſolchen falſchen Vorderſätzen gezogenen Schlüſſe nicht geheilt werden), ſo bleibt denn doch immer die ganze Art der Beweisführung eine höchſt verwerfliche. Sie iſt in der ſchlechteſten Methode der von Klüber fortgeſetzten Schule. Ganz nach Belieben und wie der Zufall es in die Hand fallen oder eine ſchlaue Auswahl auffinden läßt, werden als Beweisſtellen Fragmente aus verſchiedenen Landesgeſetzen angeführt; bald viele, bald wenige, jetzt ein Fetzen einer zweihundertjährigen Verordnung, jetzt ein Paragraph aus der hannövriſchen Konſtitution; altlandſtändiſche Einrichtungen und Inſtitute repräſentativer Staaten neben einander. Die Argumente ſehen aus wie Falſtaff's Truppen. Von einer Unterſcheidung der doch ſo verſchiedenen Staatsarten in Deutſchland iſt nur die Rede, um kleine Diſtinktionen oder Ausnahmen zu machen; allein in der Hauptſache werden die gleichen Sätze auf alle angewendet, und von allen ihrer Seits angebliche Belege genommen. Gelegentlich hilft auch eine allgemeine Behauptung ohne weitere Nachweiſung, oder ein handgreiflicher Widerſpruch. Eine Beachtung der Detailgeſetze, eine Anerkennung der in den Verhandlungen zwiſchen Regierung und Ständen ausgeſprochenen und anerkannten Grundſätze und Interpretationen iſt ganz außer Frage; vielmehr werden häufig mit größter Zuverſicht Behauptungen über angeblich poſitives Recht dieſes oder jenes Staates gemacht, bei welchen der mit der Sache Vertraute ſeinen Augen nicht traut. Und dies ſoll gemeines deutſches Recht ſeyn! Mit einem ſolchen Bettlerflitter ſoll das Auge geblendet, mit ſolchem bodenloſen Gerede ein großer Theil der deutſchen Völker um die Grundlagen ſeiner Verfaſſungen gebracht werden! Mit Beweiſen ſolcher Unkenntniß will man ſich Eines Sprunges an die Spitze der ganzen Literatur ſtellen! — Unſere Abſicht iſt nicht, und kann in dieſen Blättern nicht ſeyn, Recenſionen einzelner Schriften zu liefern. Allein wir glaubten es der Ehre des deutſchen Staatsbürgers ſchuldig zu ſeyn, anzudeuten, daß der Verſuch, ihm ſeine wenigſtens annähernd freie Stellung zu nehmen, auf ſchwacher Grundlage ruht, und wir waren der Anſicht, daß die Wiſſenſchaft des öffentlichen Rechts in Deutſchland vor dem In- und Auslande gegen die Möglichkeit des Verdachtes, ſolches Beginnen zu theilen und auf dieſer Stufe zu ſtehen, geſchützt werden müſſe. Hier handelt es ſich nicht von literariſchen Zwiſten und von Klopffechtereien der Schule, ſondern

von den edelsten Gütern, ja von dem rechtlichen Bestehen des ganzen deutschen Volkes. Allein wir würden nicht unsere ganze Meinung sagen, wenn wir uns nur gegen die Subjektivität dieses Schriftstellers aussprechen. Er hat sicher persönlich groß gefehlt; allein er ist nicht allein Schuld daran. An seinem Beispiele kann man sehen, wohin die Methode führen kann, mit welcher man uns in der Regel gemeines Recht aufdrängen will. Das Buch ist keineswegs eine Ausnahme, sondern vielmehr eine bezeichnende Frucht einer Richtung der Wissenschaft. Daß der Inhalt der Sätze im Widerspruche mit den gewöhnlichen Lehren der Schule ist, ändert hieran nichts. Der Verfasser gehört ihr an, wenn er schon ihr verlorener Sohn ist. Ohne ihre falsche Erziehung wäre er nicht zu dem geworden, was er jetzt ist. Fast mit Schadenfreude haben wir gelesen, wenn er gegen die Klüber'sche Schule sich erklärt. Er weiß freilich nicht, was er thut, und sie hat es nicht um ihn verdient. Allein verdient hat sie es, und sie mag sich in ihren Werken spiegeln.

Eine zweite in das Fürstenrecht einschlagende Materie, welche neuerdings erörtert wurde, ist die schon in früherer Zeit, namentlich von Posse und von Kamptz, vielfach bearbeitete Lehre von der Verbindlichkeit der Regierungsnachfolger, die Handlungen ihrer Vorgänger anzuerkennen. Zuerst haben Behr, Staatswissenschaftliche Erörterungen, 1818, und Eberz, Versuch über die Verbindlichkeiten eines Regenten für seinen Regierungsnachfolger, 1819, dieselbe erklärt; dann ist sie bei Gelegenheit des Hannöverischen Streits vielfach zur Sprache gekommen. Wir finden übrigens nicht, daß etwas wesentlich Neues zu Tage gefördert worden wäre. Und es steht somit auch jetzt noch als allgemein anerkannte Rechtsregel fest, daß ein deutscher Fürst formell und materiell gültige Handlungen seiner Vorgänger anerkennen muß, und ein bestehendes Recht deshalb nicht schwach und zweifelhaft wird, weil der jetzt zufällig Regierende zu seiner Gründung nichts beigetragen hat. Die schwachen Versuche, eine Willkür des Nachfolgers zu begründen, sind mit Recht von der Wissenschaft ignorirt, vom großen Publikum mit Verachtung aufgenommen worden.

Sehr nahe verwandt mit dieser Frage ist die, ob und wie weit die Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers von dem wieder eintretenden rechtmäßigen Fürsten anzuerkennen seyn?

Verſchiedene auf das Königreich Weſtphalen ſich beziehende Rechtsfragen gaben Veranlaſſung zu neuern Erörterungen. Sie fielen alle, ſo weit wir die Schriften kennen, für die Bejahung der Frage aus, wenigſtens wenn es ſich von Forderungen von Privaten handle. Erſchienen ſind aber hierüber Abhandlungen von Pfeiffer (1818); Schumann (1820); Stickel (1825); Bülow (in ſeinen Abhandlungen, Bd. I. und II.).

Einige konkrete Fälle gaben zu Erörterungen über die Bevormundung minderjähriger Fürſten Veranlaſſung. Man ſehe: N. Müller, Ueber Regentenbevormundung, 1822; Schrenck, Ueber Regentenbevormundung, Stände und ſtändiſche Verfaſſung, 1823; Zöpfl, Die Regierungsvormundſchaft im Verhältniſſe zur Landesverfaſſung, 1830. Auch dieſe ſchwierige Lehre hat wohl nicht viel durch die neuen Erörterungen gewonnen. Die beiden erſtgenannten Schriften ſind ungewöhnlich ſchwach. Beſſer zwar iſt die dritte, welche die wichtige Frage beantwortet, ob ein Vormund das Recht habe, die beſtehende Landesverfaſſung (natürlich auf geſetzlichem Wege) umzuändern? Allein die vom Verfaſſer gegebene Bejahung iſt doch von ſehr zweifelhafter Richtigkeit; und es zeigt ſich auch hier wieder, wie ſchwer es iſt, allgemein gültige Sätze aufzuſtellen. Die wenigen Landesgeſetze, welche eine Beſtimmung über dieſe Frage enthalten, ſind unter ſich verſchieden. Unſerer Meinung nach iſt die bekannte Vorſchrift der württembergiſchen Verfaſſungsurkunde, welche dem Reichsverweſer eine formell-geſetzliche Abänderung geſtattet, jedoch nur für die Dauer der Vormundſchaft, das wahre Ei des Columbus. Allein woher käme das Recht, ſie als einen gemeingültigen Satz aufzuſtellen?

Bekannt iſt, welche verſchiedenen Anſichten ſchon von J. J. Moſer und Pütter an über das rechtliche Verhältniß der fürſtlichen Kammergüter ſtattfanden. Ein Theil der Rechtsgelehrten erklärte ſie für Privateigenthum der fürſtlichen Familien, ein anderer Theil für Staatsgut; dritte endlich ſchrieben ihnen eine zwiſchen dieſen beiden Verhältniſſen in der Mitte ſtehende Eigenſchaft zu. Die Frage iſt durch die neuen Geſetzgebungen vielfach, aber auch ſehr abweichend, in den einzelnen Staaten entſchieden worden. Theoretiſch beſchäftigte ſich damit Schneider, Ueber Kammergüter und Civilliſten der Fürſten, 1831; und Reyſcher (Zeitſchrift für deutſches Recht, Bd. II.). Erſterer ſpricht ſich für die

erſte, letzterer für die dritte der ausgeführten Anſichten aus. Wir unſeres Theiles müſſen aber bezweifeln, daß überhaupt hier eine allgemeine Antwort und ein gemeines Recht jetzt mehr aufgefunden werden kann. Die Beſtimmungen der neuen Staats- und Hausgeſetze ſind allzu verſchieden, ja direkt widerſprechend ausgefallen. Mehr als eine geſchichtliche Einleitung über die allmähligen Veränderungen in den Anſichten und Rechten und eine Anführung der einzelnen Landesgeſetze läßt ſich ſomit nicht geben. Höchſtens mag man letztere gruppiren.

Von allen Materien des Fürſtenrechtes hat aber ſicherlich das Erbrecht in der neuern Zeit die häufigſte Bearbeitung gefunden. Selbſt in der beſten Blüthe des Reichsſtaatsrechts war keine ſo unüberſehbare Menge von Schriften hierüber erſchienen. Der hier noch ganz geſunde Stamm des gemeinen Rechts hat ſomit reichlich Früchte getragen. Namentlich waren es in dieſer Materie beſtimmte einzelne Rechtsſtreitigkeiten, welche die Erörterungen hervorriefen, indem theils die Parteien ſich bemühten, ihre Anſprüche durch möglichſt berühmte Publiciſten vertheidigen zu laſſen, theils über die öffentlich aufgeworfenen Fragen auch nicht Aufgerufene ſich vernehmen ließen. Dies war namentlich der Fall bei dem, bereits erwähnten, Ausſterben des Hauſes Sachſen-Gotha; ferner bei den eventuellen Erbanſprüchen von Sir Auguſtus d'Eſte auf Hannover, und den ähnlichen des Löwenſteiniſchen Hauſes auf Bayern; endlich bei dem Bentinck'ſchen Prozeſſe. Ein arma virosque cano hinſichtlich aller dieſer Schriften glauben wir billig unterlaſſen zu ſollen, da wenigſtens die auf die drei letzten Fälle ſich beziehenden in dieſer unſerer Zeitſchrift erſt ganz kürzlich (Heft XVII. S. 100 fg.) vollſtändig angeführt worden ſind. Wir fügen jenem Verzeichniſſe nur bei, daß ſich auch noch Heffter in ſeinen „Beiträgen" und in Reyſcher's und Wilda's Zeitſchrift; ferner Klüber in ſeinen „Abhandlungen;" endlich Bauer in ſeinen „Beiträgen zum deutſchen Privatfürſtenrechte," 1839, über verſchiedene Materien ausgeſprochen haben; und daß von dem großen Schriftenwechſel in der Gotha'ſchen Sache wenigſtens die Schrift Pfeiffer's: Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge, 1826, einen bleibenden, namentlich geſchichtlichen, Werth hat. Es wurden aber der Reihe nach die Ebenbürtigkeit; die Gewiſſensehen; die Mantelkinder; die Anſprüche auf Vergrößerung der Agnaten

bei vergrößertem Staatseinkommen; die Erlöſchung des Mannsſtammes und noch manches Andere erörtert. Was aber iſt das Ergebniß? Wir würden unſere Ueberzeugung verleugnen, wollten wir nicht unumwunden unſere Anerkennung der großen Gelehrſamkeit, des raſtloſen Fleißes und des feinen Scharfſinnes ausſprechen, welche ſich von vielen Seiten bei dieſen Erörterungen gezeigt haben. Die Wiſſenſchaft darf ſich der Bemühungen nicht ſchämen, und unzweifelhaft iſt ſie an geſchichtlichen Erörterungen und an dogmatiſchen Argumenten reicher geworden. Anders freilich möchte es ſich verhalten mit dem Gewinne für das praktiſche Leben. Durch all dieſen Aufwand von geiſtigen Mitteln iſt wohl nicht Eine Frage für immer beantwortet; viele ſind ſelbſt noch ungewiſſer geworden, als ſie vorher waren. Da dies nun aber nicht der Zweck gelehrter Erörterungen iſt, ſo können wir uns wohl denken, daß zuweilen praktiſche Staatsmänner einen Widerwillen bekommen, ſey es gegen die, zu ſolchem Getümmel und ſolcher Sophiſtik ſich bietende Wiſſenſchaft, ſey es gegen die zu ſolchem Treiben bereiten Männer der Wiſſenſchaft, ſey es gegen beide; und jeden Falles wäre eine redliche, kein beſtimmtes Ergebniß gleich von vorne herein anſtrebende Unterſuchung und Feſtſtellung dieſer wichtigen Streitpunkte ein Verdienſt und ein Glück für das Allgemeine.

Wir wenden uns jetzt zu den Schriften über die Verhältniſſe der Standesherrn. Für die meiſten deutſchen Staaten iſt das Vorhandenſeyn ſo hochbevorzugter, den regierenden Familien in manchen wichtigen Beziehungen gleich geſtellten Unterthanen ein ganz neues Verhältniß. Daß dieſelben ein wünſchenswerthes Element der öffentlichen Zuſtände ſeyen, möchte eben ſo wenig behauptet werden können, als daß ſie ſelbſt mit ihrer Stellung zufrieden zu ſeyn Urſache haben. Und ſelbſt wenn eine längere Zwiſchenzeit die Erinnerungen an die alte Regierungsherrlichkeit mehr abgeſchwächt haben wird, möchten ſie doch einerſeits wenigſtens für die kleinern Staaten allzugewichtige Mitglieder der Pairskammer bleiben, andererſeits aber in perſönlich falſcher und aufreizender Stellung ſich befinden. Frankreich und England kennten, je in ihrer Art, ihre größern Vaſallen abſorbiren und in den Staatsbeſtand einreihen; auf Württemberg müſſen ſeine zwanzig bis dreißig Standesherrn immer ſchwer und fremdartig laſten. Allein dem ſey nun, wie ihm wolle; dieſe Standesherrn ſind einmal da,

und haben neue und große Rechte. Es iſt alſo ein dringendes Bedürfniß, dieſe Verhältniſſe vom Rechtsſtandpunkte aus zu unterſuchen und theoretiſch feſtzuſtellen; und zwar iſt es ein Bedürfniß für einen großen Theil von Deutſchland, da die meiſten Staaten Standesherrn haben. Auch verſteht ſich von ſelbſt, daß die Arbeiten in gemeinrechtlicher Richtung vorgenommen werden können und ſollen, da die Grundlagen der ſtandesherrlichen Rechte für ganz Deutſchland dieſelben ſind, und die Landesgeſetzgebungen ſomit nur im Einzelnem und Untergeordnetem abweichen. — Kein Billiger wird in Abrede ziehen, daß wirklich ſchon ein ſchöner Anfang in dieſem Zweige unſerer ſtaatsrechtlichen Literatur gemacht iſt. Außer einer Anzahl kleinerer Schriften von Dreſch, Pernice, Heffter, Zachariä und Reyſcher über einzelne Fragen oder über beſtimmte ſtandesherrliche Häuſer; ferner außer einer eigenen dieſen Dingen gewidmeten Zeitſchrift (dem Archive für standes- und grundherrliche Rechte), beſitzen wir bereits zwei ausführliche Werke über die in Frage ſtehenden Verhältniſſe, nämlich: Vollgraff, Die deutſchen Standesherrn, 1824, und Kohler, Privatfürſtenrecht der jetzt mittelbaren Fürſten und Grafen, 1832. Das erſtere iſt ſchätzenswerth wegen einer ſehr fleißigen Zuſammenſtellung der zur Zeit ſeiner Erſcheinung beſtehenden Geſetzgebung; das andere wird durch ſeine Gründlichkeit und Anſpruchloſigkeit in der Entwickelung ſchwieriger Fragen auf eine hohe Stufe unter den Monographien aus dem öffentlichen Rechte gehoben. Es bleibt ſomit hauptſächlich noch übrig, die jüngſte Geſetzgebung des Bundes und der einzelnen Staaten über die politiſche Stellung der Standesherrn tüchtig zu bearbeiten. Zu wünſchen iſt, daß es bald geſchehen möge, und zwar in einem Geiſte der Gerechtigkeit gegen die begründeten Forderungen der ehemaligen Reichsſtände, allein auch mit feſter Entſchloſſenheit, unbürgerliche, die Ideen des Staates aufhebende Anſprüche in ihrer Nichtigkeit und Unzuläſſigkeit zu zeigen. Daß namentlich auch dieſe letztere Eigenſchaft hervortrete in den künftigen Schriften, iſt deshalb um ſo nöthiger, als es bisher nicht immer geſchehen iſt, und namentlich Zachariä ſeine Feder nicht der guten Sache geliehen hat.

Zu wundern iſt, daß die ſo manchfach analogen Verhältniſſe der ehemaligen Reichsritterſchaft, und der etwa in den einzelnen deutſchen Staaten derſelben gleichgeſtellten Grundherrn, bis

jetzt ſo gut als keine Bearbeitung gefunden haben. Weder iſt dieſer Abſchnitt des öffentlichen Rechtes unbedeutend für die betreffenden Staaten, noch handelt es ſich nur von den Rechten Weniger. Auch iſt in den Beſtimmungen der Bundesakte eine gemeinſame Grundlage vorhanden, welche einer ausführlichen Darſtellung Halt und Richtung geben würde. Uebrigens iſt es wohl überflüſſig beizuſetzen, daß auch hier eine wirklich verdienſtliche Arbeit ſich von dem Beſtreben einer möglichſten Ausdehnung der Vorrechte ferne halten, und mit der gerechten Entwicklung des wirklich Zuſtehenden eine Berückſichtigung der Forderungen der Geſammtheit verbinden würde.

Welche große Veränderungen in den Rechtsverhältniſſen der Maſſe der Staatsbürger ſeit einem Menſchenalter in den meiſten deutſchen Staaten vorgegangen iſt, bedarf keiner weitern Ausführung. Theils die Verwandlung der frühern Patrimonialſtaaten in Rechtsſtaaten, theils die Nachahmung engliſcher und franzöſiſcher Einrichtungen hat wenigſtens in den ſämmtlichen konſtitutionellen Staaten eine Reihe von allgemeinen ſtaatsbürgerlichen Rechten hervorgerufen, welche früher entweder gar nicht beſtanden, oder wenigſtens nur zufällig, fragmentariſch und als Privilegien. Je weniger noch dieſe neuen Rechte vollſtändig in das Bewußtſeyn der Bürger ſelbſt übergegangen ſind, oder, um vielleicht richtiger zu reden, je weniger ſie bis jetzt zur unbewußten Gewohnheit geworden ſind; je ſeltener noch die das Einzelne feſtſtellenden Geſetze oder Richterſprüche ſind, deſto nothwendiger iſt hier noch die Arbeit des Theoretikers. So lange z. B. gute und ſchlimme Erfahrung es noch nicht nach allen Seiten hin deutlich gemacht hat, welche wichtige Dinge in dem Einen Worte des „verfaſſungsmäßigen“ Gehorſams enthalten ſind, muß der Scharfſinn des Publiziſten die einzelnen Folgen aufſuchen und entwickeln, damit vorkommenden Falles der Bürger wiſſe, was ihm zukomme, die Behörde, was ſie zu verlangen, was zu achten habe. Oder, wenn Gleichheit der Rechte ausgeſprochen iſt, aber überall die alten Geſetze formelle und materielle Unterſchiede machen, ſo hat der Theoretiker aufzuſuchen und zuſammenzuſtellen, was hiervon ſogleich als aufgehoben anzuſehen iſt, und was erſt durch eine nachfolgende Thätigkeit des Geſetzgebers geändert werden kann. Dieſer ſchönen Aufgabe ſind denn nun auch allerdings die beſſern

Werke über die einzelnen Landesstaatsrechte nachgekommen, und haben dadurch je in ihren Kreisen Recht und Wahrheit gefördert. Zum Theile sind sie der Gesetzgebung und den Ansichten der Regierungen so weit vorangeeilt in diesen ihren Auslegungen der Verfassungsgrundsätze, daß sie den an das Alte Gewöhnten und nur in diesem die Möglichkeit einer Ordnung Sehenden als faktios erscheinen wollten. Eine wissenschaftliche Ansicht über die Grenzen des erlaubten Widerstandes wurde sogar, wie Deutschland mit ungläubigem Staunen erfuhr, als zehnjähriger Kettenstrafe würdig erachtet. — Ist nun aber diese Thätigkeit auch auf dem Gebäude des allgemeinen deutschen Staatsrechtes in die Erscheinung getreten? Sind etwa diese staatsbürgerlichen Rechte für die Einwohner aller deutschen Staaten und abgesehen von den einzelnen Landesgesetzgebungen erörtert worden? Dem ist nicht so. Fast scheint hier die unmittelbare Wahrheit der Thatsachen den Sieg über die Theorie der Anhänger eines allgemeinen Staatsrechtes davon getragen zu haben. Und freilich konnte auch bei einem nähern Eingehen in den Gegenstand die Ueberzeugung nicht wohl ausbleiben, daß bei der großen Verschiedenheit theils schon der allgemeinen Verfassungsgrundsätze, theils hauptsächlich der nähern gesetzlichen Ausführungen und Anwendungen eine für ganz Deutschland irgendwo brauchbare Lehre hier lediglich nicht aufzustellen sey. Wir wissen in der That keine hierher gehörige Schrift aufzuführen.

Und fast eben so verhält es sich hinsichtlich derjenigen Einrichtungen, welche zum Schutze der staatsbürgerlichen Rechte bestimmt sind. Auch hier haben wir keineswegs eine solche Fülle, wie der Gegenstand, der doch der Angelpunkt des Staatslebens in so manchem deutschen Staate ist, hätte erwarten lassen. — Was nämlich die Ständeversammlungen betrifft, so ist oben, beim Bundesrechte, bereits bemerkt worden, daß dieselben, wenigstens soweit sie im Bundesrechte gegründet sind und dieses Einfluß auf sie ausübt, nur gar geringe literarische Thätigkeit hervorgerufen haben. Nicht anders ist es, wenn dieselben, abgesehen vom Verhältnisse zum Bunde, als eine gemeinsame deutsche Staatseinrichtung betrachtet werden. Daß wir unseres Theiles gegen den Mangel dieser Literatur nichts einzuwenden haben, bedarf freilich nicht erst der Bemerkung; allein dies ist

kein Grund, warum jene zahlreichen Publiziſten, welche ein gemeines deutſches Staatsrecht in dieſem Punkte annehmen, ſtille ſchweigen ſollten. Man wird uns vielleicht die zahlreichen Schriften über die ſtändiſchen Verfaſſungen und die deutſchen Konſtitutionen, z. B. von Jarke, Vollgraff, Aretin, Solms-Lich, Böhmer ꝛc., entgegenhalten wollen. Allein das ſind politiſche Betrachtungen und Tendenzſchriften, keine ſtaatsrechtlichen Arbeiten. Unſeres Wiſſens iſt, außer den ſchon etwas älteren tabellariſchen Werken von Biſinger, Rudhart und Hugo über den Inhalt der Verfaſſungsurkunden, und außer dem umfaſſenden Werke von Zangen (die Verfaſſungsgeſetze deutſcher Staaten), welches aber hier nicht weiter beachtet werden kann, weil es nur die Textesworte ohne alle Bearbeitung ſynoptiſch ordnet, nur eine einzige Schrift zu nennen. Dieſe iſt: Hermsdorf, Syſtem der deutſchen Konſtitutionen, I. Bd., 1840. Es wird zwar ebenfalls wieder eine Zuſammenſtellung der geſetzlichen Beſtimmungen gegeben, allein außerdem auch noch der Verſuch gemacht, für jeden einzelnen Punkt eine gemeinſchaftliche Beſtimmung aus den einzelnen Satzungen zu ziehen. Der Verfaſſer erklärt ſich zwar nicht deutlich über den Zweck und Gebrauch dieſer ſeiner „gemein-konſtitutionellen“ Sätze: allein es ſcheint, daß er dieſelben für anwendbar zur Auslegung zweifelhafter Stellen oder zur Ausfüllung von Lücken der einzelnen Verfaſſungsurkunden erachtet. Ein verkehrteres Beginnen läßt ſich nicht wohl denken. Wie können zwanzig zum Theil weſentlich verſchiedene Geſetze einen gemeinſchaftlichen Satz geben? Wie ſoll dieſer eine rechtliche Kraft in einem einundzwanzigſten Falle haben? — Nicht reicher ſind wir hinſichtlich anderer Garantien der ſtaatsbürgerlichen Rechte. Hier iſt lediglich nur Eine Schrift zu nennen, nämlich die Monographie über „die Miniſterverantwortlichkeit in konſtitutionellen Staaten,“ 1833. Der Verfaſſer, Buddeus, hat zwar die Erörterung des deutſchen Rechts nicht zum ausſchließenden Zwecke gehabt, ſondern die Theorie auch aus ganz allgemeinem rechtlichen und politiſchen Standpunkte entwickelt, und überdies die Geſetzgebung einiger außerdeutſchen Reiche dargelegt. Allein ſeine Angaben über die einſchlägigen deutſchen Beſtimmungen ſind ſo umfaſſend, daß die Arbeit immerhin unter unſern Geſichtspunkt fällt. Das Buch nun iſt ſicherlich kein Werk von erſter Bedeutung, allein noch weniger ein übles und

unnützes zu nennen. Die poſitive deutſche Geſetzgebung iſt mit Fleiß behandelt, ſo weit von dem Texte der Beſtimmungen die Rede iſt, und in der Regel ſind auch wenigſtens die nächſten rechtlichen Folgen gezogen. Jeden Falles dient es ſomit zur ſchnellen Ueberſicht. Von einer Verarbeitung der verſchiedenen Geſetzgebungen zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen iſt übrigens auch hier nicht die Rede. — Das ausführliche Werk von R. Mohl über denſelben Gegenſtand nimmt zu wenige Rückſicht auf das poſitive deutſche Recht, als daß es in gegenwärtiger Ueberſicht eine Stelle finden könnte.

4) Zeitſchriften,

welche dem gemeinen deutſchen Staatsrechte ausſchließlich gewidmet wären, beſtehen nicht. Allein die von Reyſcher und Wilda herausgegebene „Zeitſchrift für das deutſche Recht," hat neben ſeiner Hauptaufgabe, nämlich dem deutſchen Privatrechte, allerdings auch dem Staatsrechte ſeine Kolumnen geöffnet. Es ſind namentlich zwei größere Abhandlungen von den beiden Herausgebern ſelbſt, welche eine rühmende Erwähnung verdienen. Reyſcher hat eine Reihe von wichtigen Fragen mit beſtimmter Beziehung auf die hannöviſche Fragen behandelt, und dabei eine ungemeine Beleſenheit und viel Freimuth bewieſen. Wilda aber theilt eine höchſt umfaſſende Abhandlung über den Bentinck'ſchen Streit mit, welche leicht das Beſte in dieſer Fluth von Streitſchriften ſeyn dürfte. Verſchwiegen kann übrigens nicht werden, daß die Herausgeber die gewöhnliche Anſicht über gemeines deutſches Staatsrecht theilen, welche wir alſo, wie ausgeführt, nicht als eine richtige anzuerkennen vermögen. Es iſt dies ſicherlich Schade; denn ein ſo achtenswerthes periodiſches Organ, wie dieſe Zeitſchrift iſt, könnte viel zur Verbreitung der erſprießlichen und wahren Lehre beitragen, während es jetzt wohl in gegentheiliger Richtung wirkt.

Sollen wir erſt noch ausdrücklich einen Schluß aus dieſen Thatſachen und Behauptungen ziehen? Es will uns faſt überflüſſig bedünken. Wenn nicht die ganze Anſicht, von welcher wir ausgingen, ſo wie der Beweis, durch welchen wir ſie zu ſtützen ſuchten, unrichtig ſind: ſo ergibt ſich für Jeden von ſelbſt das

Urtheil, daß diejenige Abtheilung der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung unſeres vaterländiſchen öffentlichen Rechtes, welche die allen deutſchen Landen gemeinſchaftlichen Materien zu behandeln hätte, in der Hauptſache noch ziemlich im Argen liegt, indem einerſeits Vieles mit Unrecht als gemeinſchaftlich ausgegeben zu werden pflegt, andererſeits das wirklich Gemeinſame noch lange nicht die nöthige Bearbeitung gefunden hat. Einen Tadel über dieſen Zuſtand werden unſere Publiziſten nicht von ſich abwälzen können, indem kein äußeres Hinderniß, ſondern nur Mangel an eigener richtiger Auffaſſung die Mängel veranlaßt.

Sicherlich wäre eine baldige und gründliche Verbeſſerung dieſes Zuſtandes höchſt wünſchenswerth, und zwar namentlich auch in Rückſicht auf den politiſchen Zuſtand Deutſchlands. Häufig wird zwar gegenwärtig der Fehler begangen, daß man die von allen Seiten verlangte und geſuchte Einheit Deutſchlands als durch ganz geringfügige oder völlig phantaſtiſche Dinge hergeſtellt oder wenigſtens befeſtigt darlegen will. Es iſt dies nicht nur kindiſch, ſondern, ſchlimmer als dieſes, gefährlich, weil es doch falſche Zuverſicht geben könnte. Wir ſind ſicher nicht Willens, uns dieſen Fehler auch zu Schulden kommen zu laſſen. Wir glauben aber auch in der That nicht, in denſelben zu verfallen, wenn wir der Frage, welche uns beſchäftigt, immerhin eine politiſche Bedeutung, und zwar gerade hinſichtlich der Einheit Deutſchlands beimeſſen.

Ein gemeinſames Recht iſt ſicherlich ein mächtiges geiſtiges Band für eine in verſchiedene Abtheilungen zerfallende Nation. Es gibt dem Gebildeten das Bewußtſeyn, der Menge wenigſtens das Gefühl der Gemeinſamkeit und des Zuſammengehörens. Natürlich iſt die volle Wirkung auch nur bei einer vollſtändigen Gleichförmigkeit alles und jeden poſitiven Rechtes, welches auch deſſen Gegenſtand und Beziehung ſey. Allein immerhin wird einen Theil der Wirkung auch ſchon eine nur theilweiſe Gemeinſamkeit haben, vorausgeſetzt, daß der gemeinſame Rechtstheil nach Umfang und Fühlbarkeit im Leben groß genug iſt. Da nun leider in Deutſchland die Gemeinſamkeit des bürgerlichen, des Straf- und Prozeßrechtes immer mehr ſich auflöst, ſo wäre ein gemeines Staatsrecht immerhin noch ein Umſtand von hinreichender politiſcher Bedeutung. Namentlich wäre dem ſo in einer Zeit, welche den Staatseinrichtungen ſo großen Werth beilegt und ſie zum

Angelpunkte der Bestrebungen selbst der Massen macht. Demnach ist es unzweifelhaft als ein Unstern für Deutschland zu betrachten, daß von seinem ehemaligen gemeinen Staatsrechte nur verhältnißmäßig Weniges übrig geblieben ist. Allein diesem Uebelstande ist natürlich nicht durch den bloßen Schein einer in der Wirklichkeit und in der wahren Wissenschaft nicht bestehenden gemeinen Lehre abzuhelfen; sondern es kann die Aufgabe nur die seyn, das in der Wirklichkeit noch vorhandene Gemeinsame zu sammeln, zu entwickeln und dem Bewußtseyn der Nation möglichst nahe zu bringen. Auch dieser Torso, dessen übrige Theile durch Stürme und Erdbeben getrennt worden sind, hat immer noch seinen Werth, nur freilich nicht den des ganzen Bildes. Ob denn die richtige Einsicht in das Bestehende allmählig die gesetzgebenden Gewalten in den verschiedenen Theilen des Vaterlandes bewegen wird, dem schon vorhandenen Gemeinsamen noch Weiteres zuzusetzen, und uns dadurch dem wünschenswerthen Zustande wieder mehr zu nähern, ist eine andere, in weiter Ferne stehende Frage, auf deren Beantwortung der Rechtsgelehrte, als solcher, keinen nähern Einfluß hat. Er hat seine Pflicht gethan, und mag sich dessen getrösten.

12.

Ueber die Möglichkeit

eines

zwiſchen dem deutſchen Zollverein und den Vereinigten Staaten von Amerika abzuſchließenden Handels- und Schifffahrts-Vertrags.

Bei der Abfaſſung dieſes Artikels ſind wir natürlich von dem Grundſatz ausgegangen, daß Deutſchland das Bedürfniß fühlt, ſich bis ans Meer hin abzurunden, und daß das Bewußtſeyn dieſes Bedürfniſſes zuletzt auch den Anſchluß der Uferſtaaten — die Hanſeſtädte mit eingeſchloſſen — an den großen deutſchen Zollverein zur Folge haben wird. Denn wie ſehr auch einzelne materielle Intereſſen dieſem Anſchluß widerſprechen mögen, die Anziehungskräfte eines Staatenverbandes, der bereits mehr als 26 Millionen umfaßt, ſind zu groß und die direkten Vortheile, die er zu bieten im Stande, zu mächtig, als daß, auch abgeſehen von ſeinem moraliſchen und politiſchen Einfluß, die abgeſonderte Exiſtenz der Uferſtaaten und namentlich der Hanſeſtädte auf die Länge der Zeit denkbar wäre. Mögen daher die Kämpen für und wider den Anſchluß den Streit immerhin auf die ihnen eigenthümliche Weiſe fortführen, wir nehmen denſelben als durch die Umſtände und die öffentliche Meinung ſchon lange entſchieden an, und verſuchen hier eine Skizze der Handels- und Manufaktur-Politik zu entwerfen, welche Deutſchland über kurz oder lang ſeiner Stellung und ſeinen Intereſſen gemäß zu verfolgen ſich berufen fühlen dürfte. Hoffentlich wird man dann auch von der Idee zurückgekommen ſeyn, daß dieſer oder jener Staat, dieſes oder jenes Ländchen ausſchließlich zum Ackerbau, zum Handel,

zum Manufakturwesen berufen sey, und im Einklang dieser Bestrebungen, innerhalb der Grenzen des eigenen gemeinsamen Vaterlandes, und nicht in den einzelnen Beziehungen derselben zum Auslande, den Schlüssel zum wahren, dauernden Wohlstand und zur Unabhängigkeit finden.

Deutschland, wenn es aufgehört haben wird, sich selbst die Hände zu binden, wird schon durch den eigenen Verbrauch eine bedeutende Manufakturthätigkeit entwickeln, welche nicht anders als von segensreichen Einflüssen auf Agrikultur und Handel begleitet seyn kann. Ein Industriezweig hebt nothwendigerweise den Werth des andern schon dadurch, daß er durch die Absorbtion von Arbeitskräften die Nachfrage nach denselben im Allgemeinen erhöht; aber über ein gewisses, sich wechselseitig bedingendes Verhältniß kann diese Industrie dennoch sich nicht erheben: dazu gehört Verkehr mit fremden Ländern. Maritime Nationen haben in dieser Beziehung ungeheure Vortheile voraus, nicht nur dadurch, daß sie mit größerer Leichtigkeit auf fremden Märkten erscheinen, und dort mit den Erzeugnissen anderer Nationen konkurriren können, sondern hauptsächlich durch das Vermögen, sich neue Märkte zu schaffen, und durch den Verdienst der Fracht den Ausfall im Gewinn an der Waare zu decken. Eine maritime Nation wird daher noch lange dahin vortheilhaft Handel treiben können, wohin der Fabrikant des Binnenlandes längst nichts mehr zu senden vermag, und wird nicht so leicht von einem Markt zu verdrängen seyn, wo sie einmal Posten gefaßt hat. Es entsteht daher vor Allem die Frage: Kann Deutschland innerhalb seiner gegenwärtigen geographischen Grenzen zu einer maritimen Macht sich emporheben? Diese Frage ist von Enthusiasten mit einem unbedingten Ja, von Zweiflern mit einem ironischen Lächeln, endlich von den dabei am meisten Betheiligten unbedingt mit Nein beantwortet worden. Süddeutschland, um uns kurz auszudrücken, hat sich für die Marine, Norddeutschland, und gerade die Uferstaaten, am meisten gegen dieselbe ausgesprochen. Letzteres ist freilich ein schlimmes Zeichen; wenn wir aber die Gründe erwägen, welche diesen Ausspruch veranlaßt haben dürften, so haben wir noch immer nicht Ursache, den Muth sinken zu lassen; denn man hat unter „Marine" gewiß nichts Anderes gemeint als eine Kriegsflotte, für deren Ausrüstung, Bemannung und Unterhaltung

uns vorderhand allerdings die Mittel fehlen. Indeſſen ſieht es auch hier nicht gar ſo verzweifelt aus, wenn wir nur erſt den Muth haben, etwas Groſſes zu wollen, und uns in der Wahl der Mittel zu einem gemeinſchaftlichen Zweck vereinigen können. Mit England und Nordamerika wird Deutſchland in maritimer Beziehung nicht ſo leicht rivaliſiren wollen, aber mit andern maritimen Mächten dürfte es doch bald die Konkurrenz aushalten können.

Der Einwurf, daß die Deutſchen keinen Kriegshafen haben, iſt von keinem Belang. Emden kann dazu gemacht werden, und längs der ausgedehnten Küſten der Nord- und Oſtſee findet ſich wohl mancher feſter Punkt, der ohne bedeutenden Koſtenaufwand zum Sammelplatz eines Geſchwaders dienen könnte. Hat doch Frankreich, ſtreng genommen, auch nur Einen gröſtern Kriegshafen (Toulon), und ſelbſt die Vereinigten Staaten nur zwei (New-Port und Norfolk), welche ſicher und gegen jeden feindlichen Ueberfall geſchützt ſind. Im Uebrigen iſt Havre de Grace der Träger von drei Viertheilen des ganzen überſeeiſchen franzöſiſchen Handels, und Havre iſt ein weniger guter Hafen als der von Bremen, Hamburg oder Swinemünde. Die Kunſt hat für ihn Alles gethan, und wenn Deutſchland eine eben ſo große Summe auf Emden, Brake, Bremerhafen u. ſ. w. verwenden wollte, ſo müßte jeder dieſer Häfen an Sicherheit, Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Ein- und Ausfahrt Havre bei weitem übertreffen. Was die Lage betrifft, ſo ſind Bordeaux im Biscayiſchen Meerbuſen und alle übrigen Häfen an der atlantiſchen Küſte mit Ausnahme von Havre (am Kanal von England) um kein Haar beſſer für den Welthandel gelegen als die deutſchen Hanſeſtädte, und was Rhederei betrifft, ſo dürfte die von Bremen allein, und namentlich die Küſtenſchifffahrt von Hannover und Oldenburg jetzt ſchon der franzöſiſchen nicht nachſtehen. So werden z. B. neun Zehntel aller Waaren, welche von Havre de Grace (reſpektive Paris) nach den Vereinigten Staaten gehen, in amerikaniſchen Schiffen ausgeführt, während der bei weitem größere Theil der Frachten zwiſchen den Hanſeſtädten und den Vereinigten Staaten durch hanſeatiſche (hauptſächlich Bremer) Rheder verdient wird. Die Geſchicklichkeit, der Unternehmungsgeiſt und der niedere Lohn hanſeatiſcher Seefahrer haben den Nordamerikanern in der Nordſee, im baltiſchen Meer und im finniſchen Meerbuſen den Rang abgelaufen; die

französischen Rheder sind mit ihnen noch nicht einmal in Konkurrenz getreten. Frankreich hätte daher nur seine Häfen im Mittelmeer, womit es sich bei dem Levantehandel leichter und unmittelbarer betheiligen könnte; dafür besitzt aber Oesterreich den Hafen von Triest und die dalmatische Küste, die für diesen Handel noch vortheilhafter gelegen sind als Marseille und seine Nachbarstädte. Sind daher Oesterreich, die Hansestädte, Oldenburg, Hannover und Mecklenburg dem Zollverein beigetreten, und die Schifffahrt des Rheins nicht nur bis ans Meer, sondern in dasselbe freigegeben, so ist an die Gründung einer deutschen Seemacht recht leicht zu denken, und es wäre sogar ein reicher Fond von Materialien da, von welchem behufs der Realisirung einer solchen Idee sogleich Gebrauch gemacht werden könnte. Eine große Anzahl hannöverscher, oldenburgischer und hanseatischer Matrosen ist jetzt noch in nordamerikanischen Diensten, — ein Beweis, daß es den Norddeutschen, trotz ihrer vermehrten Schifffahrt, noch immer nicht an guten Matrosen gebricht. Auf diese aber und auf eine zahlreiche Handelsflotte als Schule für die Marine kommt es bei der Gründung der letztern hauptsächlich an; — das Bauen von Kriegsschiffen, die Errichtung von Arsenalen u. dgl. ist verhältnißmäßig mit weniger Schwierigkeiten verbunden. Handel und Schifffahrt bedingen die Marine. Die Schifffahrt aber hat in letzter Zeit in den Hansestädten solche Fortschritte gemacht, daß z. B. die Bremer Rheder sich auch auf den Wallfischfang in der Südsee gelegt, und auch in dieser Beziehung nicht hinter den Nordamerikanern zurückgeblieben sind.

Deutschland besitzt also alle Erfordernisse einer großen unabhängigen Handels- und Manufakturpolitik, und wäre vereint wohl im Stande, eine gemeinschaftliche Flagge zu führen und derselben Achtung zu verschaffen. Die Rücksichten, die man z. B. jetzt für die Hansestädte hat, sind Rücksichten nicht für sie, sondern für Deutschland, dem sie angehören, für den deutschen Bund, der sie schützt. In allen ihren Verträgen mit fremden Mächten haben die Hanseaten mit vielem Takt der deutschen Bundesstaaten gedacht und für ihre Schiffe und die Erzeugnisse der letzteren die Gerechtsame in Anspruch genommen, die sie den begünstigten Nationen gleich stellten. Wären die Hanseaten als das, was sie sind, nämlich als Zwischenhändler zwischen Deutschland und

den transatlantiſchen Staaten aufgetreten, ſo hätte man ihnen wahrſcheinlich weniger günſtige Bedingungen geſtellt. Indeſſen verdankt Deutſchland der Vermittelung der Hanſeſtädte ganz allein ſeinen Antheil am Welthandel; denn ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte der deutſche Bund und die denſelben bildenden Staaten den Angelegenheiten der neuen Welt (von welcher doch hauptſächlich der Welthandel ſeinen neuen Aufſchwung genommen), daß z. B. jetzt noch die wenigſten amerikaniſchen Staaten von Seiten des deutſchen Bundes (reſpektive Oeſterreich oder Preußen) anerkannt ſind, viel weniger daß man daran gedacht hätte, dort Konſuln aufzuſtellen und den deutſchen Handel vertragsmäßig zu ſchützen. Alles dieſes haben die Hanſeſtädte mit vieler Umſicht und Klugheit gethan, — freilich nicht aus Patriotismus, ſondern in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe; es iſt aber doch geſchehen, und war für den deutſchen Handel und die deutſchen Manufakturintereſſen von unberechenbarem Nutzen.

Nur mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben Oeſterreich und Preuſſen direkten Verkehr. Die Größe der dort verwendeten deutſchen Kapitalien, die Wichtigkeit der Union für den Handel und die Induſtrie Deutſchlands gaben ſogar zu diplomatiſchen Unterhandlungen Veranlaſſung, (die aber leider! noch immer kein für beide Theile befriedigendes Reſultat herbeigeführt haben), während die kleineren deutſchen Fürſten es dem Intereſſe ihrer Unterthanen angemeſſen fanden, Konſuln und anderweitige kommerzielle Agenten in den verſchiedenen Seeſtädten der Union aufzuſtellen. Wären dieſe zerſplitterten Elemente gemeinſam vertreten, wollte ſich Deutſchland zu einer allgemeinen Handelspolitik in Bezug auf die Vereinigten Staaten vereinigen, ſo könnte der Erfolg unmöglich zweifelhaft ſeyn. Schon die Rückſicht auf die dritthalb Millionen überſteigende deutſche Volkszahl in den Vereinigten Staaten würde den deutſchen Intereſſen in Amerika Gewicht und Nachdruck verleihen, wenn nur Deutſchland ſelbſt den Entſchluß faßte, mit Amerika direkt in Verbindung zu treten.

Was die deutſchen Regierungen in Bezug auf die Vereinigten Staaten zu befürchten ſcheinen, ſind die dort immer mehr und mehr hervortretenden demokratiſchen Tendenzen. Von dieſen aber haben die deutſchen Regierungen gewiß nichts zu befürchten. Die Amerikaner kennen in ihren auswärtigen Angelegenheiten keine

andern als kommerzielle Interessen, und sind das letzte Volk der Erde, eine Propaganda zu bilden. Mancher deutsche Demagoge mag in Amerika von Irrthümern und Vorurtheilen zurückgekommen seyn; aber von dort hat noch Niemand den revolutionären Stoff mit nach Haus genommen. Die Amerikaner haben ihrerseits den Grundsatz aufgestellt, sich von den innern europäischen Angelegenheiten völlig entfernt zu halten, dagegen aber jede faktisch bestehende Regierung sogleich anzuerkennen, und mit ihr wo möglich vortheilhafte Handels- und Schifffahrtsverträge zu schließen. Wir berufen uns hier auf das Verfahren der Vereinigten Staaten in Bezug auf Spanien, Portugal, Holland und Belgien, und auf die zwischen ihnen und den südamerikanischen Republiken bestehenden Verträge. Selbst dort, wo ihnen doch Einmischung in die innern Angelegenheiten der Staaten näher gelegen und von bleibenden Folgen begleitet seyn könnte, haben sie dieselbe den europäischen (französischen oder englischen) Agenten überlassen und dadurch den Beweis geliefert, daß sie überall, wie billig, die kommerziellen Interessen den politischen, zum Theil Parteirücksichten voranstellen. Die Vereinigten Staaten haben nacheinander die Regierungen Dom Miguels, Dom Pedros und Donna Marias anerkannt, und würden die Regierung des Don Carlos eben so schnell anerkannt haben als die Regentschaft Espparteros. Von dieser Seite hätte Deutschland von Amerika nichts zu fürchten; es fragt sich daher nur, ob die kommerziellen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von der Art sind, daß sie sich mit den deutschen Handels- und Manufakturinteressen in Einklang bringen und durch Vertrag zum Vortheil beider Theile ordnen lassen? Wir glauben diese Frage unbedingt mit Ja beantworten zu können und wollen hier versuchen, unsere Ueberzeugung durch Thatsachen zu rechtfertigen.

Deutschland hat mit den Vereinigten Staaten vor allen andern handeltreibenden Nationen das gemein, daß sie Beide keine Kolonien besitzen, welche ihnen bei dem Abschluß von Verträgen mit fremden Mächten besondere Rücksichten geböten; Beide sind daher frei, ihrer nationalen Industrie und ihrem Handel diejenige Richtung zu geben, welche ihnen für das Wohl ihrer Bürger unmittelbar die zweckmäßigste scheint; Keine braucht ihrem Handel oder ihren Manufakturen einen widernatürlichen Zwang anzulegen, um die widersprechenden Interessen fern gelegener Provinzen zu versöhnen oder

den eigenen Zuſtänden leidlich anzupaſſen. Dies iſt ein Vorzug, welchen Deutſchland in allen künftigen Unterhandlungen mit fremden Mächten vor England, Frankreich, Spanien, Holland oder Portugal voraus hat, und der bei den bevorſtehenden Unterhandlungen mit den amerikaniſchen Freiſtaaten keinen Augenblick auſſer Acht gelaſſen werden darf. England z. B. würde viel größere Handels- und Schifffahrtsvortheile von Amerika zugeſtanden erhalten haben, wenn nicht die Rückſicht auf ſeine eigenen amerikaniſchen Provinzen und auf Weſtindien ihm ein mehr oder weniger nothgedrungenes Ausſchließungsſyſtem zur Pflicht machte, welches natürlich zu Repreſſalien führt, und dadurch dem Handel und den Manufakturen Englands einen unberechenbaren Abbruch thut. Dennoch iſt die engliſche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten auf das Fünfzehnfache von dem geſtiegen, worauf ſie ſich zur Zeit der Kolonialherrſchaft Englands belief, ein Beweis, welcher ungeheure Austauſch von Produkten ſeit jener Zeit ſtattgefunden und wie ſehr der Handel und die Manufakturen Englands durch den freieren Verkehr mit Amerika gewonnen haben. Bezieht doch England jährlich im Durchſchnitt allein 1½ Millionen Ballen Baumwolle aus den Vereinigten Staaten, und hat doch der Werth der Einfuhr aus England in den Vereinigten Staaten ſchon die Zahl von 36 Millionen Pfund Sterling erreicht! Aber England darf das Intereſſe ſeiner oſt- und weſtindiſchen Kolonien dem Handel mit Amerika nicht zum Opfer bringen, und dieſe Rückſicht bildet die Grenze des engliſch-amerikaniſchen Verkehrs. England ſucht in neueſter Zeit das durch ſeine Fabriken zu Grunde gerichtete Bengalen durch die Baumwollenkultur wieder in Flor zu bringen, und wird, wenn dieſer Plan zur Reife gediehen, in ſeinem Handel mit den Freiſtaaten eine Lücke laſſen, welche Deutſchland vor Allen auszufüllen ſich berufen fühlen dürfte.

Obwohl Frankreich ſeine Kolonien weniger zu berückſichtigen braucht als England, weil ſolche keinen wichtigen, integralen Theil des Ganzen bilden, ſo kann es doch in dieſer Beziehung eben ſo wenig frei handeln als Portugal, Spanien oder Holland. Nur Deutſchland iſt in dieſer Beziehung mit den Vereinigten Staaten völlig gleich geſtellt, und kann Verträge eingehen, wie ſie ganz allein das wechſelſeitige Intereſſe beider Staaten erheiſcht.

Aber obgleich die Vereinigten Staaten keine Kolonien beſitzen,

so bringen sie doch eine Menge Kolonialwaaren hervor, die sie mit geringen Ausnahmen von allen europäischen Kolonien unabhängig machen und ihnen zugleich die Mittel an die Hand geben, ihren Bedarf an europäischen Manufakturwaaren durch den Austausch ihrer eigenen Produkte zu decken. Hieher gehören vorzüglich die ungeheure Baumwollen- und Tabaksproduktion der Vereinigten Staaten, wozu, in den südlichsten Provinzen der Union, noch Reis, Zucker, Indigo und selbst Kaffee gezählt werden dürfen. Die Baumwollenernte der Vereinigten Staaten übersteigt alljährlich 2 Millionen Ballen, ist also an und für sich größer als die ganze bisherige Baumwollenproduktion aller andern Länder der Erde zusamengenommen. Sie gibt den Amerikanern allein ein Betriebskapital von 60 bis 80 Millionen Dollars (150 bis 200 Millionen Gulden), und diese Produktion ließe sich, wenn anders die Umstände günstig wären, leicht auf das Doppelte steigern. Bis jetzt ist freilich der direkte Bezug von Baumwolle aus den Vereinigten Staaten für Deutschland noch sehr gering, weil Deutschland ungefähr 60 Millionen Pfund Twiste aus England bezieht; es sind aber, Dank dem Unternehmungsgeist und der Ausdauer der deutschen Manufakturisten, Gründe da zu hoffen, daß dieser Zwischenhandel Englands, wodurch Deutschland nicht nur den Werth des Gespinnstes, sondern auch einen Antheil am amerikanischen Handel verliert, der diesem Betrag gleich kömmt, ehestens durch den Schutz, den der deutsche Zollverein seinen eigenen Spinnern angedeihen zu lassen gesonnen ist, aufhören und dem direkten Austausch zwischen deutschen Manufakturen und amerikanischen Naturprodukten Platz machen wird.

Nächst der Baumwolle bildet die Tabaksproduktion der Vereinigten Staaten einen Hauptstapelartikel des amerikanischen Handels. Von diesem allein gehen über 25,000 Fässer jährlich nach Bremen, und könnte das nach Europa gebrachte Quantum leicht auf das Doppelte und Dreifache gesteigert, und eine eben so große Quantität von Manufakturen entgegen genommen werden, wenn einzelne europäische Regierungen den Tabakshandel nicht zum Monopol machten, oder die Einfuhr desselben übermäßig besteuerten. Dieses Ausschließungssystem ihrer rohen Produkte ist es hauptsächlich, was die Amerikaner zur Errichtung von Manufakturen anspornte; denn sie können natürlich nur so

viel europäiſche Manufakturwaaren kaufen, als ſie mittelſt ihrer Stapelprodukte zu bezahlen im Stande ſind. Der Ueberſchuß muß entweder durch Frachten verdient, oder baar entrichtet werden; aber auf die Länge der Zeit kann, wie uns die Ereigniſſe der letzten Jahre bewieſen haben, keine Nation mehr einführen als ſie ausführt, und es wirkt zuletzt das Monopol oder die hohe Beſteuerung eines Artikels nicht nur lähmend auf den Handel in dieſem Zweige, ſondern auch auf den Verkehr in allen jenen Artikeln, die dafür eingetauſcht zu werden pflegen. Am nachtheiligſten aber wirkt eine derlei hohe Beſteuerung, wo ſie blos als Mittel dient, ein gewiſſes Staatseinkommen zu ſichern, ohne dabei die eigene Induſtrie zu ſchützen oder als Repreſſalie gegen einen Staat zu dienen, welcher ſelbſt eine hohe Abgabe auf die Einfuhr fremder Artikel gelegt hat. Ein ſolches Verhältniß exiſtirt aber gewiß nicht zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten. Deutſchland braucht ſeine eigene Tabakskultur gegen die Amerikaniſche nicht zu ſchützen. Der Tabaksbau iſt in den wenigſten Gegenden Europas ein vortheilhaftes Geſchäft. Was davon erzeugt wird, ſind ganz ordinäre Sorten, und ſelbſt dieſe ſaugen das Land aus und machen es auf Jahre hinein zu jeder landwirthſchaftlichen Benützung unfähig. Im Staate Maryland (in den V. Staaten) liegen jetzt ungeheure Strecken Landes brach, welche noch vor nicht vielen Jahren den beſten Tabak lieferten; — jetzt ſind ſie nicht einmal als Viehweide zu verwenden. Der Tabak gehört überhaupt zu den Pflanzen, welche am beſten in den Kolonien fortkommen und vielleicht auch dort nur einen Gewinn abwerfen. Bremen hat ſeit Jahren ſeine Rechnung dabei gefunden, amerikaniſche Tabake zu kaufen und ein groſſes Quantum derſelben dahin in Form von Cigarren wieder zurückzuſenden. Die ganze Tabaksausfuhr aus den Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1839 10,445,115 Dollars. In den früheren Jahren betrug ſie nicht viel über 6,000,000 Dollars, und iſt erſt ſeit dem Jahre 1835 auf obige Zahl geſtiegen, um ſchon im darauffolgenden Jahre wiederum um eine Million zu fallen. Im Jahre 1840 betrug die Ausfuhr nach England 26,255, nach Frankreich 15,640, nach Holland 29,534, nach Deutſchland 25,649 und nach allen übrigen Ländern 22,406 Fäſſer, im Geſammtwerthe von circa 10 Millionen Dollars oder 25 Millionen Gulden. Deutſchland, Holland und England ſind daher ziemlich gleichmäßig bei

dem amerikaniſchen Tabakshandel betheiligt, und wenn gleich dies auf ein ſehr günſtiges Verhältniß für Deutſchland ſchließen läßt, ſo iſt doch nicht zu vergeſſen, daß dies bis jetzt der einzige Artikel iſt, in welchem die Amerikaner mit Deutſchland Geſchäfte machen, und daß die Hanſeſtadt Bremen allein drei Viertheile dieſes Handels in Händen hat. Reis wird aus den Vereinigten Staaten zum Betrag von 2 Millionen Dollars ausgeführt, wovon aber nur ein ſehr kleines Quantum nach Deutſchland kommt.

Der ganze ungeheure amerikaniſche Handel iſt noch immer faſt ausſchließlich in den Händen der Engländer und Franzoſen, und dies großentheils durch die Schuld Deutſchlands, welches gar keinen direkten Handel dahin hat, ſondern dieſen Dienſt durch Zwiſchenhändler, nämlich durch die Hanſeſtädte verſehen läßt. Es iſt natürlich, daß dieſe ſowohl von den Deutſchen als den Amerikanern ihre Proviſion ſich bezahlen laſſen, und daß der beſte Theil des Gewinnes an jenem Handel — in den Hanſeſtädten bleibt.

Nach einem offiziellen Ausweis des Sekretärs der Schatzkammer belief ſich die Ausfuhr nach, und die Einfuhr aus den verſchiedenen mit den Vereinigten Staaten verkehrenden Ländern auf folgende Summen:

	Werth der Einfuhr im J. 1849:		Werth der Ausfuhr:	
Rußland	2,572,427	Doll.	1,169,481	Doll.
Preußen	59,394	„	86,468	„
Schweden und Norwegen	1,217,913	„	550,226	„
Schwediſch Weſtindien .	57,545	„	102,320	„
Dänemark	7,501	„	94,051	„
Däniſch Weſtindien . .	969,177	„	1,099,449	„
Hanſeſtädte	2,521,493	„	4,198,459	„
Holland	1,074,754	„	3,856,310	„
Holländiſch Oſtindien .	817,897	„	335,303	„
Holländiſch Weſtindien .	396,479	„	302,354	„
Holländiſch Guiana . .	37,766	„	52,118	„
Belgien	274,867	„	2,520,655	„
England	33,114,133	„	57,048,660	„
Schottland	525,217	„	2,050,940	„
Irland	98,349	„	217,762	„
Summe	43,744,912	Doll.	73,484,556	Doll.

	Werth der Einfuhr im J. 1860:		Werth der Ausfuhr:	
Uebertrag	43,744,912	Doll.	73,484,556	Doll.
Gibraltar	32,567	„	900,454	„
Malta	28,471	„	59,996	„
Mauritius	— — —		8,472	„
Vorgebirg der guten Hoffnung	32,324	„	36,013	„
Britiſch Oſtindien	1,952,461	„	632,195	„
Britiſch Weſtindien	1,048,165	„	2,965,584	„
Britiſch Honduras	158,353	„	190,466	„
Britiſch Guiana	10,973	„	119,434	„
Britiſche amerikaniſche Kolonien	2,007,767	„	6,093,250	„
Auſtralien	122,141	„	90,869	„
Frankreich	17,572,876	„	21,841,554	„
Franzöſiſch Weſtindien	335,251	„	514,251	„
Franzöſiſch Guiana	— — —		100	„
Hayti	1,252,824	„	1,027,214	„
Spanien	1,684,665	„	362,293	„
Teneriffa und die Canariſchen Inſeln	150,522	„	23,395	„
Manilla und die Philippinen	450,251	„	121,516	„
Cuba	9,835,477	„	6,310,515	„
Uebriges ſpaniſches Weſtindien	1,898,732	„	799,628	„
Portugal	222,884	„	103,065	„
Madeira	309,521	„	116,677	„
Fayal und die übrigen Azoren	38,138	„	16,094	„
Inſeln des grünen Vorgebirges	29,348	„	85,420	„
Italien	1,157,200	„	1,473,185	„
Sicilien	649,525	„	337,140	„
Joniſche Inſeln	43,027	„	— — —	
Griechenland	5,138	„	— — —	
Trieſt	373,365	„	1,786,620	„
Summe	85,146,878	Doll.	119,498,964	Doll.

	Werth der Einfuhr im J. 1840:		Werth der Ausfuhr:	
Uebertrag	85,147,878	Doll.	119,498,964	Doll.
Türkei	563,476	„	276,018	„
Marokko	62,138	„		
Texas	303,847	„	1,218,271	„
Mexiko	4,175,001	„	2,515,341	„
Venezuela	1,355,166	„	783,872	„
Neu Granada	217,382	„	135,251	„
Central-Amerika	189,021	„	217,946	„
Brasilien	4,927,296	„	2,506,574	„
Buenos-Ayres	293,562	„	369,276	„
Cisplatinische Republik	499,402	„	149,730	„
Chili	1,616,859	„	1,728,829	„
Peru	438,495	„	— —	—
Ecuador	28,685	„	— —	—
Südamerika im Allgemeinen	— —	—	124,333	„
China	6,640,829	„	1,009,966	„
Europa im Allgemeinen	— —	—	63,976	„
Asien im Allgemeinen	284,452	„	308,827	„
Afrika im Allgemeinen	372,537	„	554,263	„
Westindien im Allgemeinen	— —	—	379,229	„
Die Südsee	13,762	„	242,429	„
Sandwichinseln	16,293	„	— —	—
Nordwestküste von Amerika			1,260	„
Unbestimmte Plätze	1,525	„	— —	—
Totalsumme	107,141,519	Doll.	132,085,946	Doll.

Wenn nun gleich aus obigen Zahlen das eigentliche Verhältniß des amerikanischen Handels zu den europäischen Staaten nicht hervorgeht, weil die Finanzwirren in den Vereinigten Staaten den Kredit derselben geschwächt und hiedurch die Einfuhr (welche in den vorausgegangenen 10 Jahren die Ausfuhr um nahe an 2½ Millionen Dollars überstiegen) um mehr als 60 Millionen Dollars vermindert hat, und wenn gleich die größere Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten durch ihre Handelsschuld an Europa bedingt ist, so zeigt die obige Tabelle dennoch die Wichtigkeit des zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland, respektive den Hansestädten

beſtehenden Verkehrs. Unter den 4 Millionen Dollars, welche von Amerika nach den Hanſeſtädten ausgeführt wurden, ſind freilich diejenigen Güter mit begriffen, welche von den Hanſeſtädten wieder nach Schweden, Dänemark, Rußland ꝛc. ausgeführt worden ſind, ſo wie andererſeits zur Summe von 2½ Millionen Dollars, welche die Ausfuhr aus Deutſchland durch die Hanſeſtädte bezeichnet, noch diejenigen Summen gerechnet werden müſſen, welche über Havre und Rotterdam ihren Weg nach Amerika finden, und die gewiß ſelbſt nicht hinter 2½ Millionen zurückbleiben. Ebenſo ſind bei der geringen Aufſicht, welche die amerikaniſchen Zollhäuſer führen, und der vielen ad valorem Zölle, welche die Regierung feſtgeſetzt hat, die Unterſchleife, Angabe von geringeren Werthen ꝛc. mit in Anſchlag zu bringen. Auf dieſe Weiſe kann man recht gut die Einfuhr aus Deutſchland auf circa 5,000,000 Dollars anſchlagen, die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten dahin dürfte ſelten das Maximum von 4,000,000 Dollars erreichen. Auf die Ausfuhr über Rotterdam und Havre verdienen die Amerikaner, auf die über Bremen und Hamburg die Hanſeaten die Fracht. Nehmen wir nun an, daß die mittlere Einfuhr in den Vereinigten Staaten 120 Millionen Dollars (300 Millionen Gulden) beträgt, ſo iſt Deutſchland bei derſelben nur zu 4⅙ Prozent, bei der Ausfuhr kaum zu 3⅓ Prozent betheiligt, und es bleibt daher noch immer eine ungeheure Lücke auszufüllen, wenn Deutſchland im Verhältniß zu ſeiner Bevölkerung, ſeiner Induſtrie und ſeinem Nationalvermögen an dieſem Handel Antheil nehmen ſoll.

Ein Haupthinderniß des Aufſchwungs des überſeeiſchen deutſchen Handels ſcheint uns in dem Umſtand zu liegen, daß derſelbe faſt gänzlich in die Hände von Zwiſchenhändlern gelegt iſt, wodurch derſelbe nicht nur eine Menge Hemmniſſe und Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, ſondern auch die Koſten zu vermehren und den Gewinn zu theilen ſich gezwungen ſieht; denn an deutſchen Produkten und Manufakturen, welche in Amerika eine gute Aufnahme finden, fehlt es wahrlich nicht. Die ſächſiſchen Strümpfe haben den engliſchen auf dem Markte der Vereinigten Staaten längſt den Rang abgelaufen, und werden jetzt faſt einzig dahin ausgeführt. Die deutſchen Baumwollzeuge können wenigſtens mit den franzöſiſchen wetteifern, wenn gleich die niederen Gattungen hauptſächlich aus England eingeführt werden, und die weißen

Baumwollzeuge in Amerika eben so wohlfeil und gut fabrizirt werden als in Manchester. Deutsches Leinen steht trotz der starken Einfuhr aus Irland immer noch in Nachfrage, wenigstens unter den Deutschen, und würde es mehr seyn, wenn zwischen Deutschland und Amerika direkte Handelsverbindungen stattfänden. Auch deutsche wollene Tücher sind ihrer Dauerhaftigkeit wegen sehr geschätzt; und von den Engländern selbst haben wir erfahren, daß deutsche Stahlwaaren bereits erfolgreich mit den englischen konkurriren. Deutsche Spiegelgläser bilden ebenfalls einen Hauptartikel der amerikanischen Einfuhr, desgleichen auch sogenannte Nürnberger Waaren, Brieftaschen u. dgl., wovon jährlich Millionen ihren Weg nach den Vereinigten Staaten finden. In Kinderspielsachen handeln beinahe nur deutsche Krämer und Kaufleute innerhalb des ganzen Gebietes der Union, und Schreiber dieses kennt einen deutschen Kaufmann in Boston, welcher allein eine halbe Million Maultrommeln (!) aus Steyermark kommen ließ. An allen diesen Waaren wird hauptsächlich die Handarbeit bezahlt, und ist eben deswegen damit der größte Gewinn verbunden. Noch müssen wir der deutschen Schiefersteine und Rechentafeln erwähnen, wovon jährlich mehrere Millionen nach Amerika gehen, ohne der vielen Metall- und Quinquailleriewaaren zu gedenken, welche nebst Büchsen, Pistolen und andern Schießgewehren einen Theil der deutschen Ausfuhr bilden.

Neben der Mannigfaltigkeit der deutschen Manufakturen müssen wir hier der deutschen Weine und des deutschen (bairischen und württembergischen) Biers gedenken, wovon die Einfuhr in die Vereinigten Staaten in den letzten 10 Jahren sich mehr als verdreifacht hat. Seitdem die deutschen Weine in Amerika zu den Mäßigkeitsgetränken gezählt werden, was sie im Vergleich zu den mit Alcohol versetzten Madeira, Port und Xeres-Weinen auch sind, sind in fast allen größeren Städten und Flecken, wo sich Deutsche niedergelassen (und wo gibt es deren nicht innerhalb des weiten Gebietes der Union?) deutsche Wirths- und Weinhäuser entstanden, wo man Neckarwein, Markgräfler und Affenthaler schenkt, während der beste Ton der amerikanischen Gesellschaft verlangt, daß man neben Champagner und Bordeaux auch die besseren Sorten von Rhein- und Moselweinen auftischt. Der Versuch, bairisches und württembergisches Bier einzuführen, ist erst vor 4 Jahren gemacht

werden, und ſo günſtig ausgefallen, daß einzelne Beſtellungen in Ulm und Nürnberg ſeither den Betrag von 20,000 fl. überſtiegen. Alles dies iſt ohne das geringſte Zuthun der betreffenden Regierungen, ohne Prämie oder Steuernachlaß auf die Ausfuhr und mit großem Koſtenaufwand auf indirektem Wege geſchehen: zu welchen Hoffnungen wären wir nicht berechtigt, wenn Deutſchland mit vereinten Kräften dieſen Handel pflegen, und durch weiſe Verträge gegen den nachtheiligen Einfluß der engliſchen Handels- und Manufakturpolitik ſicher ſtellen wollte? Für jedes Pfund Baumwolle, welches Deutſchand direkt aus Amerika bezieht und ſelbſt ſpinnt, wird Amerika deutſche, ſtatt engliſche Manufakturen in Zahlung nehmen; für jede Vergünſtigung, die ſeinen Stapelartikeln (die ja mit den deutſchen nirgends in Konkurrenz treten) gemacht werden, können die Vereinigten Staaten eine größere Quantität deutſcher Weine oder anderer deutſcher Produkte beziehen, während der durch die Herabſetzung der Zölle entſtehende Ausfall in der Staatseinnahme durch die Vermehrung der Einfuhr und durch die ſich vergrößernden direkten Steuern mehr als gedeckt würde.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß Deutſchland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika die einzigen größeren Handelsnationen ſind, welche keine Kolonien beſitzen, daß daher ihre Handelspolitik von keinen andern Rückſichten geleitet zu ſeyn braucht, als ſolchen, welche die unmittelbare Proſperität dieſer Länder gebietet. Dieſer Umſtand verdient, daß man ihn berückſichtigt. Durch ihn erhält ein demnächſt abzuſchließender Handelsvertrag zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten noch eine ganz andere nationale Bedeutung. Die Vereinigten Staaten würden hiedurch gleichſam die Kolonien, aus welchen Deutſchland einen großen Theil ſeiner Kolonialprodukte beziehen und dafür ſeine Manufakturen in Tauſch bieten könnte. Kein kleinliches Intereſſe kann der Ausbreitung dieſes Handels ein ernſtliches Hinderniß in den Wegen legen; denn zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten beſteht auch nicht der Schatten einer Rivalität. Keine politiſche Rückſicht, keine Eiferſucht auf des Andern Macht iſt daher im Stande, das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Ländern zu trüben. Wir können uns kaum einen Fall denken, in welchem Amerika für oder gegen Deutſchland Partei ergreifen könnte; wohl aber ſind die Vereinigten Staaten der natürliche Alliirte aller kleinern Seemächte gegen die

Alleinherrschaft Englands, also auch in dieser Beziehung von denselben Rücksichten geleitet, wie die, welche einst durch die Interessen der deutschen Schifffahrt geboten werden dürften.

Das Verhältniß der Amerikaner zu den Engländern in Bezug auf Handel und Schifffahrt ist dem der Deutschen in Bezug auf Manufakturen völlig analog. Wie sich Amerika durch die Unabhängigkeitserklärung und den Revolutionskrieg von der Tyrannei der englischen Navigationsakte loszumachen suchte, so wird Deutschland durch ein nothgedrungenes Schutzsystem gezwungen seyn, sich von dem Manufakturmonopol Englands zu befreien. Also auch hier gehen Deutschland und die Vereinigten Staaten Hand in Hand, auch hier sind sie berufen, sich einander wechselseitig zu unterstützen. Man wende ja nicht ein, daß Deutschland großentheils noch aus Agrikulturstaaten bestehe, die sich in England und vielleicht auch in Frankreich einen Markt offen halten müssen. Die Zugeständnisse, welche diese Länder, und namentlich England, den deutschen Getreidebauern und Schlachtviehhändlern zu machen scheinen, sind illusorisch, und werden, wie uns z. B. Sir Robert Peel selbst versichert, keine große Getreide- oder Schlachtvieheinfuhr in England zur Folge haben. Am wenigsten aber hat Sir Robert Peel daran gedacht, den deutschen Getreide- oder Schlachtviehhändlern irgend ein Zugeständniß zu machen. Die Reduktionen im englischen Zolltarif sind einzig und allein von der Rücksicht auf die Kolonien und auf Amerika im wohlverstandenen Interesse des englischen Handels geboten. Die Zugeständnisse, wenn wir anders diesen Ausdruck zur Bezeichnung des englischen Systems des Fortschrittes gebrauchen dürfen, welche darin gemacht werden, sind nicht dem fremden Getreidebauern, sondern dem einheimischen Fabrikanten gemacht, damit dieser besser als vorher mit der aufstrebenden Industrie anderer Länder konkurriren könne. Der Werth der Grundstücke und der Erzeugnisse des Bodens ist in England kein reeller; er ist durch die Gesetze, die dem Adel und noch dazu einer ganz kleinen Zahl desselben alles Landeigenthum in die Hände geben, künstlich gesteigert. Das Verhältniß desselben zum Werth der Arbeit ist im höchsten Grad widernatürlich und kann unmöglich lange so fortbestehen; aber gegen jede „Vergünstigung," welche England den deutschen Gutsbesitzern durch die Aenderung der Korngesetze zu machen gesonnen

iſt, wird die deutſche Induſtrie ſich zu verwahren haben, wenn ſie nicht durch die ſteigende engliſche Manufakturthätigkeit zu Grunde gerichtet werden ſoll. Die gänzliche Aufhebung der Korngeſetze endlich wird Deutſchland vollends zu einem Schutzſyſtem nöthigen, welches engliſche Twiſte und Baumwollenwaaren vielleicht um mehr als das Doppelte des jetzigen Zollſatzes zu beſteuern haben wird. Haben aber nur erſt die Fabriken Deutſchlands den ihnen gebührenden Rang eingenommen und diejenige Blüthe erreicht, welche deutſcher Fleiß, Beharrlichkeit und Unternehmungsgeiſt erwarten laſſen, dann werden die Produkte der Landwirthſchaft auch in Deutſchland einen beſſeren Markt finden, und es wird der deutſche Fabrikant denſelben Preis zu bezahlen im Stande ſeyn wie der engliſche. Durch einen auf Reziprozität gefußten Handels- und Schifffahrtsvertrag mit England wird daher Deutſchland wenig oder nichts gewinnen; vollkommen freier Handel mit England endlich würde die aufſtrebende deutſche Induſtrie vernichten ohne für den deutſchen Landwirth mehr zu thun, als ihm für den gewiſſen Verluſt eines großen Theils des Heimatmarkts die Ausſicht auf einen Antheil an dem zweifelhaften Markt an der Themſe zu bieten.

Das Verhältniß Deutſchlands zu Frankreich iſt dem zu England vollkommen analog. Frankreich wird ſich eben ſo wenig verſucht fühlen, dem deutſchen Handel Zugeſtändniſſe machen, die ſich mit ſeinen eigenen Handels- und Manufakturintereſſen nicht vereinigen laſſen, als England. Frankreich ſchützt ſeine Induſtrie nicht nur durch hohe Zölle, ſondern durch ein völliges Probibitivſyſtem, welches es unter keinen Umſtänden einer andern Nation zum Opfer bringen wird. Unter welchen Bedingungen Frankreich geneigt iſt, Handelsverträge mit fremden Mächten abzuſchließen, das hat uns noch erſt vor kurzem der franzöſiſch-belgiſche Traktat bewieſen, deſſen Beſtimmungen wir hier zu ſehr als bekannt vorausſetzen, als daß wir uns dabei verweilen ſollten. Frankreich hat ſelbſt eine aufblühende Induſtrie zu ſchützen, und wird überhaupt von Deutſchland nur das beziehen, was es ſich anderswo nicht, oder doch nicht ſo wohlfeil zu verſchaffen weiß.

Die jetzige Lage Hollands iſt nicht einmal für den Zwiſchenhandel geeignet. Holland verſchließt nicht einmal deutſche Manufakturen oder Produkte, viel weniger daß es dieſelben ſelbſt

in größerer Zahl verbrauchte, oder für seine javaniſchen Produkte, womit es Deutſchland überſchwemmt, in Zahlung nähme. Deutſchland iſt für Holland blos der große Markt ſeiner beiſpiellos wohlfeil erzeugten Kolonialwaaren; lächerlich aber wäre es, wenn man von Holland, das den deutſchen Handel und die deutſche Schifffahrt gefangen hält, vortheilhafte Zugeſtändniſſe für die deutſche Induſtrie erwarten wollte. Zudem iſt Holland viel zu klein, und der Handel dieſes Staates unter den jetzigen Verhältniſſen viel zu beſchränkt, als daß eine Reziprozität zwiſchen ihm und Deutſchland denkbar wäre. Das Verhältniß Hollands zu Deutſchland iſt ein widernatürliches, und dem wird nicht ſo leicht durch einen Handelsvertrag abgeholfen.

Zwiſchen Deutſchland und Spanien ſind alle Relationen abgebrochen, und der Himmel weiß, wann ſie wieder angeknüpft werden. Der Handel zwiſchen Deutſchland und den ſpaniſchen Kolonien wird nur nothdürftig durch die Hanſeſtädte vermittelt, welche kaufmänniſch klug genug waren, ihre kommerziellen Verhältniſſe nicht durch die politiſchen Ereigniſſe trüben zu laſſen, ſondern vielmehr das Sprichwort wahrnahmen: „im Trüben iſt gut fiſchen.“ Was hat auch die Politik eines Staates mit ſeinem internationalen Handel zu thun, und was gewinnt der Kaufmann dadurch, daß er eine reiche Kundſchaft, welche verſchiedener politiſcher Meinung iſt, in die Acht erklärt?

Mit Portugal ſteht Deutſchland immer noch auf demſelben Fuß wie mit Spanien, obgleich zu erwarten ſteht, daß jetzt, wo Rußland die Regierung Donna Marias anerkannt hat, die zwei großen deutſchen Staaten, welche die auswärtige Politik Deutſchlands vertreten, dieſem Beiſpiele folgen werden. Allein zwiſchen der Anerkennung einer Regierung und einem Handelsvertrag, der den Unterthanen beider Reiche den Weg zum Austauſch ihrer Produkte öffnet, iſt noch eine weite Kluft. Auch hier haben die Hanſeaten nachhelfen müſſen, wie ſie denn überhaupt, wie wir bereits weiter oben bemerkt haben, bis jetzt die einzigen Vermittler des deutſchen überſeeiſchen Handels ſind. Uebrigens ſollte man bedenken, daß ein Vertrag, welcher der Induſtrie und dem Handel eines Landes bedeutende Vortheile gewähren ſoll, nie bald genug abgeſchloſſen werden kann; denn wenn andere Nationen bereits Jahre lang vorangegangen ſind, und der Handel und die Induſtrie

in Folge deſſen eine beſtimmte Richtung genommen haben, dann ſind auch die größten Zugeſtändniſſe nicht mehr fähig, das Verlorene einzubringen oder den Handel und die Induſtrie in einen andern Kanal zu leiten.

Aus dem Vorausgeſchickten erhellt, wie uns dünkt, ziemlich deutlich, daß es mehr im Intereſſe Deutſchlands liegt, mit den Vereinigten Staaten dauerhafte kommerzielle Verbindungen anzuknüpfen, als mit irgend einem größern Handelsſtaate Europas, weil:

1) die Vereinigten Staaten keine Kolonien beſitzen, und doch eine große Menge von Kolonialprodukten zum Tauſch für europäiſche Manufakturen bieten können, und weil

2) die Induſtrie der Vereinigten Staaten noch nicht jenen künſtlichen Höhepunkt erreicht hat, auf dem ſie weder vorwärts noch rückwärts ſchreiten, noch in einer andern als der einmal betretenen Richtung ſich bewegen kann. Aber es gibt noch einen viel ſtärkeren Grund, warum Deutſchland ſeinen Handelsangelegenheiten in der neuen Welt die größte Aufmerkſamkeit ſchenken ſollte, nämlich dieſen, daß Amerika der Hauptmarkt aller europäiſchen Erzeugniſſe geworden, auf welchem Engländer, Franzoſen, Belgier, Ruſſen, Dänen und Deutſche einander zu überbieten ſuchen. Wie unbedeutend (und doch für die deutſche Handelswelt wie bedeutſam!) ſtehen da nicht in obiger Tafel die 59,394 Doll., welche die Einfuhr aus Preußen bezeichnen, neben der auf 17,572,876 Doll. ſich belaufenden Einfuhr aus Frankreich, oder den 33,114,133 Doll. aus England! Und wohin ſoll der Ueberſchuß der deutſchen Manufakturen, wenn nicht nach Amerika? Werden England, Frankreich, Belgien dieſelben in Zahlung für die ihrigen nehmen?

Nebenher iſt zu berückſichtigen, daß Amerika, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika insbeſondere, einen ſich ſtets vergrößernden Markt für die europäiſchen Manufakturprodukte liefern. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten iſt ſeit dem Jahr 1830, wo ſie nicht viel über 12 Millionen betrug, bis zum Jahr 1840 auf 17½ Millionen geſtiegen, und dürfte jetzt, im Jahr 1842, 18½ Millionen betragen. Binnen kurzem wird der jährliche Zuwachs eine Million betragen, und gleichzeitig, wenn nicht noch ſchneller ſteigt die Verfeinerung und der Luxus, folglich auch das Bedürfniß und die Nachfrage nach europäiſchen Waaren.

Denn in den Vereinigten Staaten konsumiren nicht blos die mittlern und höhern Stände, sondern auch die arbeitenden Klassen. Der amerikanische Taglöhner trägt so gut sächsische Strümpfe als das Kongreßmitglied, für welches er stimmt, und die Magd hat ihr seidenes Kleid ganz nach demselben Muster zugeschnitten, wie ihre Herrin. Es hat daher ein gewisser Schriftsteller in seinem Werke über Amerika ganz Recht, wenn er die Vereinigten Staaten das Land der weißen Hemden und ganzen Strümpfe, Beef und Plumpudding für Alle heißt; denn so sehr auch ein gewisser höherer Luxus aus Gründen, die in die Augen springen, noch Jahre lang nicht stattfinden kann, so gleicht doch die außerordentliche Konsumtion der industriellen Klassen diesen scheinbaren Nachtheil mehr als aus, und wenn in Europa nur die höhern Klassen den fremden Fabrikanten begünstigen, so ist der amerikanische Fabrikarbeiter selbst mit ein Konsument europäischer Luxusartikel. Man kann sich von der Konsumtion der Vereinigten Staaten einen Begriff machen, wenn man weiß, daß amerikanische Statistiker in den Kongreßverhandlungen dieselbe auf 20 Doll. oder 50 fl. pr. Kopf anschlagen, und bedenkt, daß die Bevölkerung jetzt schon um nahe an eine Million jährlich zunimmt. Wäre Deutschland nur zu einem Zehntel bei der ganzen Einfuhr betheiligt, so müßte es, da dieselbe durchschnittlich auf 140 Millionen Dollars jährlich angenommen werden kann, nicht weniger als für 14 Millionen Dollars oder 35 Millionen Gulden dahin ausführen, und diese Summe, da die Konsumtion fortwährend im Steigen ist, und nur durch die augenblicklichen Finanzwirren, welche ihren Ursprung mehr in der innern Politik als im Handel haben, niedergehalten wird, bald auf 50 Millionen steigen; denn sobald die Finanzen der Vereinigten Staaten geordnet seyn werden (was nach der Natur der Dinge, auch ohne Zuthun der Gesetzgeber, binnen längstens zwei Jahren stattfinden muß), wird die Einfuhr gewiß nicht weniger als 200 Millionen Dollars oder 500 Millionen Gulden ausmachen. Zeigte doch Sir Robert Peel, daß die ganze Ausfuhr Englands nach Ostindien, respektive allen jenseits des Kaps der Guten Hoffnung gelegenen Ländern, kaum dem Ausfall der englischen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten gleich komme, und diesen ungeheuren Handel überläßt Deutschland ruhig den Engländern und Franzosen, oder begnügt sich, durch die Hansestädte

indirekt daran Antheil zu nehmen. Aber den amerikaniſchen Markt den Engländern überlaſſen, heißt ſo viel als ſich bereitwillig ihrer Handels- und Manufakturherrſchaft unterwerfen, und iſt ein würdiges Seitenſtück zur Politik derjenigen Staatsökonomen, welche weder weben noch ſpinnen möchten, weil die Engländer in dieſen Zweigen bereits ſolche Fortſchritte gemacht haben, daß es thöricht wäre, ſich mit ihnen in einen Wettſtreit einzulaſſen. Beſſer iſt es nach der Meinung dieſer Herren, England zinsbar zu bleiben, als zu verſuchen, ob man ſich von ihm unabhängig machen kann. Hat es doch in neueſter Zeit gar zartfühlende Männer gegeben, welche von der Erhöhung des Zolls auf engliſche Twiſte nichts wiſſen wollten, weil man dadurch den engliſchen Fabrikarbeitern doch gar zu nahe träte! Als ob die engliſchen Fabrikarbeiter je mehr zu verdienen im Stande geweſen wären als ihr tägliches Brod, als ob nicht aller Nutzen einzig und allein den Fabrikherren zufiele, und die Noth, wenn ſolche der Ueberfabrikation folgt, einzig und allein den Arbeitern! Und als ob dieſer Zuſtand dadurch verbeſſert werden könnte, daß man den Fabrikherrn ungeſtört das Monopol ihrer Induſtrie in Händen läßt, ſtatt das Verhältniß derſelben zum gemeinen Arbeiter und zum Grundbeſitzer zu ändern!

Man wird uns vielleicht hier den Einwurf machen, daß die Vereinigten Staaten ſelbſt berufen ſind, Manufakturſtaaten zu werden, und daß ſie bereits in vielen Zweigen ſo große Fortſchritte gemacht, daß ihre Erzeugniſſe ſelbſt mit denen Englands wetteifern können. Dies iſt allerdings wahr, aber es iſt ein Leichtes, zu zeigen, daß die deutſche Induſtrie eben ſo wenig als die engliſche die Konkurrenz der amerikaniſchen zu fürchten hat. Denn erſtens iſt die amerikaniſche größere Induſtrie noch immer auf diejenigen Zweige beſchränkt, in welchen Maſchinen die mehrſte Arbeit verrichten, und zweitens muß dieſes Verhältniß noch ſo lange dauern, als die Kultur des Bodens ſchnell zur Wohlhabenheit und Unabhängigkeit führt. So lange noch in den Vereinigten Staaten Reiche, ſo groß wie Frankreich, England und Deutſchland zuſammengenommen, an den unternehmenden Backwoodsman zu vergeben ſind, kann der Arbeitslohn in den Manufakturdiſtrikten nicht fallen; ſo lange aber dieſer ſo hoch bleibt, wie er gegenwärtig iſt, werden die amerikaniſchen Fabriken nur das Unentbehrlichſte zu

liefern im Stande seyn, und den größten Theil ihrer Manufakturen aus Europa beziehen. Man braucht nur einen Blick auf den neuesten Census des Jahrs 1840 zu werfen, um die ganze Stärke dieses Arguments zu würdigen. Die Bevölkerung der östlichen Staaten zeigt nur eine geringe Zunahme. Die Uferstaaten Massachusetts, New-York, Pennsylvanien, Maryland, Virginien u. s. w. haben keine merklich größere Vermehrung ihrer Volkszahl wahrgenommen, als die alten Staaten Europas; dagegen hat sich die Bevölkerung des Westens, der Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Michigan, mehr als verdreifacht, und ist in einzelnen Fällen sogar auf das Zehnfache gestiegen. Diese Staaten aber sind weit entfernt, vor der Hand, das heißt in den nächsten fünfzig Jahren, eine bedeutende Manufakturthätigkeit zu entwickeln; denn so wie sie nur einigermaßen bevölkert sind, erfüllt der Zuwachs seine Mission der Wanderung und zieht weiter fort nach dem freien Westen. So lange diese Völkerwanderung besteht (und die nächsten fünfzig Jahre werden ihr kein Ziel setzen), so lange wird Amerika den größten Theil seiner Manufakturen aus Europa beziehen, so lange wird es sich daher auch der Mühe lohnen, auf den amerikanischen Märkten mit den Engländern und Franzosen zu konkurriren.

Ein zweiter Grund, warum Amerika noch lange kein Fabrikstaat werden wird, besteht in der ungeheuern Ausdehnung seines Gebiets und der Verschiedenartigkeit seiner Interessen. Die Uferstaaten wollen Handel und Schifffahrt, also bis auf einen gewissen Grad freien Verkehr mit fremden Nationen. Die südlichen Staaten sind hauptsächlich Agrikulturstaaten, die ihre Produkte, Baumwolle, Tabak, Reis und Zucker, eben so gern nach Europa als nach den nördlichen Staaten der Union führen, wo sie ohnedies nur einen theilweise höchst geringen Absatz finden können. Der Werth der Agrikulturprodukte der Vereinigten Staaten übersteigt noch immer ums Doppelte den aller Manufakturen und Gewerbe; was aber die Ausfuhr betrifft, so ist der Werth der ausgeführten Agrikulturprodukte das Zwanzigfache der ausgeführten Manufakturen.

Nach dem letzten Census vom Jahre 1839—1840 belief sich die jährliche Produktion oder das steuerbare Einkommen der Vereinigten Staaten wie folgt:

Werth der Agrikulturprodukte . .	794,453,071	Dollars
Manufakturen	395,832,651	„ [1]
Bergbau	59,768,088	„
die Fischereien	11,206,031	„
die Waldungen	17,845,717	„
Verschiedenes im Vorhergehenden nicht begriffene	3,199,729	„
Totalsumme . .	1281,305,251	Dollars

oder ungefähr 3000 Millionen Gulden. Der Werth der Agrikulturprodukte, ohne Fischerei, Waldungen und Minen, überstieg daher den Werth der Manufakturen im Verhältniß der Zahl 794,453,071 zu 395,832,651, oder im Verhältniß von mehr als 2 zu 1, ein Beweis, daß die Vereinigten Staaten noch lange einen großen Theil ihrer Naturprodukte werden ausführen, und dafür ein verhältnißmäßiges Quantum Manufakturen in Zahlung nehmen müssen.

Die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten im Jahr 1840 läßt sich aus offiziellen Berichten des Schatzkammersekretärs so zusammenstellen:

Die See lieferte:		
Fische, Spermacetiöl, Kerzen und Fischerei zusammen		3,198,370 Doll.
Die Waldungen:		
Pelze, Holz und Holzwaaren, Theer, Pech und Potasche zusammen		5,323,085 „
Die Landwirthschaft:		
Die Viehzucht . . .	3,006,034 Doll.	
Cerealien	15,587,657 „	
Tabak	9,883,957 „	
Baumwolle	63,870,307 „	
Flachssaamen . . .	120,000 „	
Hopfen	11,235 „	
Rohzucker	45,940 „	
Indigo	209 „	
		92,525,339 Doll.

[1] Hier sind natürlich alle Gattungen von Gewerbe und Handarbeit mitbegriffen.

	Dollars.
Dagegen beliefen ſich die Manufakturen (Seife, Kerzen, Möbeln, Hüte, Sättel, gebrannte Waſſer, Schnupftabak, Schießpulver, raffinirter Zucker ꝛc.) nur auf . . .	5,279,317
Die Ausfuhr der Baumwollwaaren aber, insbeſondere, war wie folgt:	
Gedruckte baumwollene Tücher	398,977
Weiße „ „	2,925,257
Nankeens	1,200
Twiſte und baumwollen Garn	31,445
Andere Baumwollenwaaren .	192,728
	3,549,607

Der offizielle Cenſus von 18$^{39}/_{00}$ ſchätzt den Werth aller Baumwollenmanufakturen in den Vereinigten Staaten auf 46,350,453 Doll., und den Werth der rohen Baumwolle auf 64,142,734 Doll. Es ſind daher von den fabrizirten Baumwollenwaaren nur etwas über 7 pCt., von dem ganzen Betrag der rohen Baumwolle aber etwas mehr als 99½ pCt. ausgeführt worden, letztere ausſchließlich nach Europa, erſtere hauptſächlich nach Weſtindien und China. Der Werth der ausgeführten Cerealien, wie aus obiger Tabelle erſichtlich, überſtieg gleichfalls den Werth aller ausgeführten Manufakturen, und die herabgeſetzten Zölle auf die Korneinfuhr in England werden dieſem Theil der Landwirthſchaft einen neuen Aufſchwung geben. Der neue engliſche Zolltarif macht dem aus Canada eingeführten Getreide bedeutende Vergünſtigungen, die kein anderes Reſultat zur Folge haben können, als daß das Getreide der Vereinigten Staaten zuerſt nach Canada, und von da nach England ausgeführt wird, gerade wie jetzt die für das britiſche Weſtindien beſtimmten Waaren zuerſt 2000 engliſche Meilen in den Vereinigten Staaten ſpazierenfahren, um über Canada nach Jamaika und den Antillen zu gelangen, deſſenungeachtet aber noch immer wohlfeiler zu ſtehen kommen, als die aus andern Ländern eingeführten ähnlichen Produkte. Zudem iſt die canadiſche Grenze ungefähr 3000 engliſche Meilen lang, und es mag wohl Manches da hinüber und herüber gehen, was der Aufmerkſamkeit der Zollbeamten entgeht.

Aus dem Vorausgeſchickten erhellt, daß die Vereinigten Staaten noch immer hauptſächlich einen Agrikulturſtaat bilden, und daß ſie dieſes innerhalb des nächſten Jahrhunderts und wohl auch noch länger bleiben müſſen. So lange aber die Agrikulturintereſſen die vorherrſchenden ſind, iſt an eine geſchloſſene Handels- und Manufakturpolitik, wie wir ſie in England oder Frankreich finden, gar nicht zu denken. Ganz mit dieſer Schlußfolge übereinſtimmend ſind auch die Zuſammenſetzung des Kongreſſes, wo die Repräſentanten der Agrikulturſtaaten die große Mehrheit bilden, und die Ereigniſſe der letzten zwanzig Jahre. Der hohe Zolltarif und das Schutzſyſtem, nachdem ſie in Südcarolina bald zum Bürgerkrieg geführt und die Nulliſikationsdoktrine hervorgerufen hatten, wurden von den Repräſentanten der ſüdlichen und weſtlichen (Agrikultur-) Staaten über den Haufen geworfen, und führten im Jahre 18$^{33}/_{35}$ zur Kompromißakte, die nun ebenfalls abgelaufen und nicht ſo leicht durch einen hohen Zolltarif erſetzt werden dürfte. Der Präſident John Tyler (ſelbſt aus einem ſüdlichen Staat) iſt entſchieden dagegen, und John C. Calhoun von Südcarolina iſt bereits der Vorkämpfer der ganzen ſüdlichen Partei zu Gunſten eines mäßigen Tarifs, welcher keinen Zollſatz über 20 pCt. ad valorem enthält. Sollte daher gegen unſer Vermuthen wirklich ein hoher Zolltarif im Kongreſſe durchgehen und die Zuſtimmung des Präſidenten erhalten, ſo wird derſelbe ſicherlich nur ſo lange beſtehen, als die jetzige Finanznoth der Vereinigten Staaten denſelben nöthig macht. Die Zollſätze, die er enthält, werden hauptſächlich auf die Vermehrung des Staatseinkommens abzielen, oder Repreſſalien gegen das Ausſchließungsſyſtem anderer Staaten enthalten, von einem ſyſtematiſchen Schutz der einheimiſchen Manufakturen wird darin nicht viel zu finden ſeyn.

Noch iſt hier der Umſtand zu berückſichtigen, daß die demokratiſche Partei, welche in den Vereinigten Staaten die herrſchende iſt, und es auch wohl mit ſeltenen Ausnahmen bleiben wird, überhaupt entſchieden gegen die Wiederbelebung des Schutzſyſtems ſich ausgeſprochen hat. Sie glaubt, daß ein junger, aufkeimender Staat, der ſich natürlich vor Allem mit Agrikultur beſchäftigen muß, nicht in die Kategorie der europäiſchen Staaten zu zählen iſt, und daher beſſer thut, mit Europa zu verkehren, als ein Manufakturmonopol in einzelnen Provinzen zu gründen. Ein Zollſatz

von 20 pCt. ad valorem, meint sie, bildet einen hinlänglichen Schutz der einheimischen Industrie in einem Lande von so vielem Unternehmungsgeist und einem so ungeheuren Reichthum von Steinkohlen und Wasserkraft, und wenn der amerikanische Fabrikant bei diesem Schutz nicht bestehen kann, so stehen noch immer hundert andere Quellen des Erwerbs für ihn offen, die den industriellen Klassen in Europa verschlossen bleiben.

Es ist hier nicht der Ort, uns auf eine Kritik dieser Theorie einzulassen und zu entscheiden, ob sie für Amerika zweckmäßig ist oder nicht. Wir begnügen uns mit dem Faktum, daß sie existirt und in Amerika zahlreiche Anhänger hat; die Sache Deutschlands ist es, aus diesen Umständen Nutzen zu ziehen.

Fassen wir die Vortheile, welche der amerikanische Markt den europäischen Manufakturen gewährt, nochmals kurz zusammen, so bestehen dieselben

1) In der Größe und Unbeschränktheit desselben; denn es können alle Nationen dort eben so gut Handel treiben, als die eigenen Bürger.

2) In seinem stäten Wachsthum mit der zunehmenden Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

3) In der großen Menge von Naturprodukten, welche die Amerikaner in Tausch bieten können, und die sie nothwendigerweise gegen europäische Manufakturen umsetzen müssen, und endlich

4) In der Abwesenheit von Kolonien und der durch sie gebotenen Rücksichten; daher Möglichkeit des direkten Verkehrs ohne Zuthun des Zwischenhandels.

Alle diese Vortheile erhalten noch ein ganz besonderes Gewicht in ihren Beziehungen auf Deutschland und durch die Sympathie einer bereits den fünften Theil der ganzen Volkszahl übersteigenden deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten. Es ist diese Bevölkerung, welche hauptsächlich deutsche Waaren, deutsche Weine, deutsches Leinen, deutsche Tücher konsumirt, und bei einem demnächst zu bewerkstelligenden direkten Verkehr noch mehr konsumiren wird; abgesehen davon, daß dieselbe durch stäte Einwanderungen aus Deutschland beständig im Steigen ist.

Nach dem Vorausgeschickten sollte man denken, daß die Zollvereinsstaaten sich nichts mehr angelegen seyn ließen, als das gute

Verhältniß, welches zwiſchen ihnen und den Vereinigten Staaten von Amerika beſteht, zu pflegen und darauf hinzuwirken, daß daſſelbe wo möglich durch Verträge eine dauerhaftere Konſiſtenz gewinne. Dem ſcheint aber dennoch nicht ſo zu ſeyn, wie aus Folgendem unſern Leſern deutlicher werden wird.

Die Vereinigten Staaten, durch ihre Agenten in Deutſchland und namentlich durch die günſtigen und intereſſanten Berichte des Herrn Joſhua Dodge von den deutſchen Zuſtänden überhaupt, und der aufblühenden Induſtrie der Zollvereinsſtaaten insbeſondere unterrichtet, ſind von der Wichtigkeit eines Vertrags mit den letzteren ſo überzeugt, daß ſie nicht nur den Angelegenheiten Deutſchlands im Verlauf der letzten Jahre die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſondern auch im Kongreß darauf hingearbeitet haben, daß der deutſch-amerikaniſche Handel durch Verträge geordnet und hergeſtellt werde. — Nun exiſtirt zwar zwiſchen den deutſchen Hanſeſtädten und Amerika ein auf Reciprocität gefußter Handels- und Schifffahrtsvertrag; allein mit dieſem ſind die Amerikaner nicht zufrieden. Die Hanſeſtädte allein, ſagen ſie, ſind nicht im Stande, uns die gewünſchte Reciprocität zu ſichern; zwiſchen einer Nation von 17½ Millionen und der Bevölkerung von drei vereinigten Städten, wie Hamburg, Bremen und Lübeck mit zuſammen nicht mehr als 300,000 Einwohnern, kann keine Reciprocität ſtattfinden, und muß daher der Vertrag mit letzteren ſo lange illuſoriſch bleiben, als die Hanſeſtädte nicht nachweiſen können, daß ſie mit Deutſchland, und namentlich den Staaten des deutſchen Zollvereins ſo identificirt ſind, daß ein Traktat, mit ihnen abgeſchloſſen, auch die deutſchen Zollvereinſtaaten mit einſchließt. So lange die Hanſeſtädte ſeparate Staaten bilden, und nur als Unterhändler zwiſchen Amerika und dem Zollverein und ſeinen Manufakturen auftreten, wollen die Amerikaner den Vertrag mit den Hanſeſtädten, welcher bereits im Jahr 1839 abgelaufen, nicht erneuern. Sie wollen mit Deutſchland, mit dem deutſchen Zollverein in direkte Verbindung treten, denn nur mit einer Macht, wie dieſer, iſt ein auf Reciprocität gefußter Vertrag denkbar. Die Hanſeſtädte müßten daher vor Allem ſich mit den Zollvereinsſtaaten in denjenigen Rapport ſetzen, der dieſe Reciprocität möglich machte; bis dahin ſollten die Unterhandlungen ausgeſetzt bleiben. — Die Amerikaner kennen nämlich das Verhältniß, in dem die Hanſeſtädte zum großen

deutſchen Zollverein ſtehen, und daß, wenn z. B. Hannover und Oldenburg ſich demſelben anſchließen, Bremen nothwendigerweiſe dieſem Beiſpiel folgen müßte. Nun aber beſtimmt der Vertrag zwiſchen den Hanſeſtädten und den Vereinigten Staaten ausdrücklich, daß er jeder der drei Republiken Hamburg, Bremen oder Lübeck einzeln gekündigt werden kann, ſo wie jeder dieſer drei kleinen Staaten das Recht hat, in Bezug auf ſich ſelbſt den Vertrag den Vereinigten Staaten aufzukünden. Amerika erwartet daher das Reſultat der diesfallſigen Verhandlungen zwiſchen Hannover und Oldenburg und dem deutſchen Zollverein.

Während auf dieſe Weiſe die Stellung der Vereinigten Staaten den Hanſeſtädten gegenüber letzteren die größte Rückſicht auf den deutſchen Zollverein gebot, ereignete ſich in Waſhington ein ſonderbarer Zufall. Der königlich Preußiſche Miniſter, Herr Baron von Roenne (ob aus Auftrag der deutſchen Zollvereinsſtaaten oder in Beachtung der Vorſchriften ſeiner eigenen Regierung, iſt uns unbekannt) ſah ſich nämlich veranlaßt, an den Herrn Jenifer (jetzigen Geſandten der Vereinigten Staaten in Wien) einen langen Brief zu ſchreiben, welcher durch eine vorausgegangene Korreſpondenz des Letzteren mit einem hanſeatiſchen Kaufmann in Amerika provocirt erſcheint, und worin der königlich Preußiſche Miniſter den Vereinigten Staaten zu beweiſen ſucht, daß die Hanſeſtädte Bremen und Hamburg wirklich die Ein- und Ausfuhrhäfen von Deutſchland ſind, und in dieſer Beziehung gerade in demſelben Verhältniß zu den Zollvereinsſtaaten ſtehen, wie New-York oder Philadelphia zu der Union der Freiſtaaten. Es ſey daher ganz überflüſſig von Seiten der Vereinigten Staaten, ſich mit den Zollvereinsſtaaten in direkte Verbindung ſetzen zu wollen, und es müſſe ſogar der königlich Preußiſche Miniſter ſeine Privatmeinung dahin ausſprechen, daß im Fall die Vereinigten Staaten ihren Separatvertrag mit den Hanſeſtädten nicht erneuern wollten, der deutſche Zollverein ſich veranlaßt fühlen dürfte, die Stapelprodukte der Vereinigten Staaten mit Differentialzöllen zu belegen.

Dieſe Privatmeinung des königlich Preußiſchen Geſandten in Waſhington in einem Brief, dato 4. Februar 1842, an Herrn Jenifer vom Staate Maryland ausgeſprochen, hat aber kurz darauf (auf welche Art wiſſen wir nicht genau zu ſagen) einen

Platz in den öffentlichen Blättern gefunden, und der in Waſhington erſcheinende „National Intelligencer“, den wir hier vor uns haben, drückt ſich hierüber folgendermaßen aus:

„Folgender Aufſatz, von der Feder des Herrn Baron von Roenne, Miniſter von Preußen bei den Vereinigten Staaten, über einen Gegenſtand von großem allgemeinem Intereſſe iſt uns durch einen Herrn, der in Beſitz deſſelben war, zur Veröffentlichung übergeben worden.“ [1]

Dieſer Eingang iſt freilich etwas myſteriös; und vielleicht war es dabei auch wirklich auf Myſtifikation des Senats und der Repräſentanten abgeſehen (der Präſident und ſeine Miniſter ſind über die deutſchen Angelegenheiten gewiß beſſer unterrichtet); allein der Aufſatz verfehlte doch ſeinen Zweck; denn es iſt uns ſeither die ſichere Nachricht geworden, daß die Vereinigten Staaten den Vertrag mit den Hanſeſtädten, wie er *jetzt* beſteht, *nicht* erneuern werden; ob aber die Drohung des Herrn Baron von Roenne, die amerikaniſchen Stapelprodukte mit Differenzialzöllen zu belegen, für Deutſchland und namentlich für die deutſchen Zollvereinsſtaaten von Nutzen ſeyn kann, ob ſie das gute Einverſtändniß beider Länder fördern und im Intereſſe der deutſchen Manufakturen wirken kann, müſſen wir dem kompetenten Urtheil des deutſchen Publikums überlaſſen. Eben ſo wiſſen wir nicht, ob der Aufſatz des Herrn Baron von Roenne aus eigener Veranlaſſung, aus Veranlaſſung ſeiner Freunde oder durch die Vermittelung eines hanſeatiſchen Kaufmanns der Veröffentlichung übergeben wurde, oder ob die Publikation deſſelben nicht vielleicht ein Mißbrauch des einem Unwürdigen geſchenkten Vertrauens war. Wir wollen, ſtatt uns hierüber in leere Konjunkturen einzulaſſen, lieber den ganzen Aufſatz, wie er in obengenannter Zeitung mitgetheilt ward, hier wiedergeben, und die etwaigen Ueberſetzungsfehler dadurch verbeſſern, daß wir zugleich in der beigefügten Note das Original abdrucken laſſen. [2]

---

[1] The fallowing paper, from the pen of Baron Roenne, Minister of Prussia to the United States, upon a subject of much general interest has been placed in our hands, for publication, by a gentleman who had it in his possession.“

[2] The Hon. Mr. Jenifer has done me the honor to ask for my views in relation to the system of reciprocity existing between the

„Der ehrenwerthe Herr Jenifer hat mir die Ehre erwiesen, mich um meine Meinung in Bezug auf die zwischen den Vereinigten

---

United States and the Hanse Towns, and to the general bearing of that system on the interests of the two countries, if not incompatible with ay official position.

I can have no objections to state to the Hon. Mr. Jenifer my private opinion on that subject.

Mr. Meier's letter to Mr. Jenifer of 24 January 1838 shows clearly, I think, that the tobacco planters have no reason to complain of the reciprocity system, by which, on the contrary, thier interests are even promoted.

Mr. Meier says: «The increased demand, the diminished expenses of transportation and placing the terms of sale and shipping in the hands of the planter, constitute the three strong points of benefit the planter derives from the treaty of reciprocity between the United States and the Hanse Towns.

To these arguments I beg leave to add the following remarks:

The fact of the tonnage of the Hanse Towns, and, more especially that of Bremen, in the carrying trade between the United States and the Hanse Towns, having within the last twenty years materially increased, cannot be denied; but it is an entire mistake to suppose that this is mainly owing to the system of reciprocity.

We perceive the same change in almost all the European maritime countries. A state of universal peace, which has withdrawn from the shipowners of the United States all those advantages which, as neutrals, they so long enjoyed, and a general spirit of improvement in the commercial policy of European nations, producing an increase of interprise in their merchants and shipowners, are the natural causes of this change: and, as regards the great increase of Bremen tonnage in the carrying trade between that City and the United States, I have mentioned in my letter to the Hon. Mr. Jenifer of April 9, 1839, the chief cause to be the emigration of Germans, who, owing to a wise system of protection against imposition they enjoy in the city of Bremen, and to the greater confidence they have in Bremen vessels, prefer embarking at that port and in those vessels. This, indeed, was the leading cause of the tobacco trade taking its direction to Bremen, for it enabled Bremen shipowners to carry tobacco to Germany at a much lower freight than the rates by other vessels to other ports. The Bremen merchants who have embarked in this business, are satisfied with the mere freight, without looking for further profit; whilst, if the tobacco were consigned to Germany, the commission would increase the cost at least half a cent per pound, and American shippers would only buy at prices leaving a fair profit. The tobacco trade between the United States and Germany having once taken this direction, another effect

Staaten und den Hanſeſtädten beſtehenden Reciprocität zu befragen, und zugleich in Bezug auf die Wirkung derſelben auf die Intereſſen beider

---

of it has been a decrease of 50 pr. cent. in the freight for carrying goods from Germany to the United States. German goods are now often shipped to the United States for no other purpose than to create funds with wich to buy tobacco: these goods are frequently sold at cost, the shipowner having no other object in view than to earn the freight: he expects no profit either on the inward or the outward cargo: so that the present state of things is equally beneficial to the producer (planter) and to the consumer.

Any legislative provision excluding Bremen vessels from the tobacco trade, or imposing restrictions upon them, would only be in favor of American shipowners to the disadvantage of the planter. Last year, for instance, the freight from New-Orleans to England and France, on Kentuky tobacco, was from 80 to 100 shillings per hogshead, owing to a want of competition by foreign vessels excluded by the navigation acts of those countries, whilst the freight from Baltimore to Germany and Holland was only 40 shillings per hogshead. Moreover, disturbing the tobacco trade of Bremen would be a very dangerous experiment. That city has imported annually about 30,000 hogsheads of tobacco and stems from the United States, and has thus become the great market for these commodities in Germany; so much so, that even Austria and France have made purchases there. This it not the consequence of any artificial system, but of natural causes, combined with the great enterprise and industry of the German merchants; and if this state of things should be disturbed by legislative interference, as e. g. by creating a monopoly in favor of American shipowners, the tobacco trade might be materially injured, and the United States might find it difficult to secure another equally favourable market for their tobacco. * * * I beg leave on this occasion to present another remark; which, although not connected with the present examination of the policy of continuing the present reciprocity system, may yet be of interest to the Hon. Mr. Jenifer.

The tobacco planters are in hopes that if the restrictions on American tobacco in Europe are diminished, more tobacco will be raised in the United States and higher prices will be obtained. Now, suppose the first to be the case, will the second expectation also be realised? This appears questionable. In Venezuela, when under the Spanish Government, the cultivation of tobacco was a kind of monopoly confined to circumscribed limits. Varinas tobacco sold at 1 dollar and 1 dollar 50 cents per ℔. The opening of the trade has trebled the production within a few years, but prices have declined in an inverse proportion, and the same article is selling now at about 20 cents per ℔. Here we have an instance of increased production having materially reduced the

Länder, in ſofern dieſelbe auszuſprechen nicht mit meiner offiziellen Stellung im Widerſpruch ſteht."

price, a result which the American tobacco planter can certainly not feel anxious to bring about.

It has been urged against a continuance of the present treaties with the Hanse Towns that true reciprocity supposed equal advantages, which could not be expected from the intercourse between a country of vast extent like the United States, with 16.000.000 of inhabitants and with numerous seaports, and a country of small extent like the Hanse Towns, with 300.000 inhabitants and three seaports only, the advantage being thus altogether on the side of the smaller, and the disadvantage on the side of the larger country.

Without inquiring into the accuracy of this reasoning, I have only to observe, that in weighing the reciprocal advantages to be derived from a system of reciprocity with the Hanse Towns, it is entirely erroneous to draw a comparison between the Hanse Towns only, on the one side, and the United States on the other. The former have no isolated existence; they form part of the great German Confederacy, of which they are only the outports, and thus, in drawing the above comparison, in order to arrive at a fair result, the whole of Germany ought to be taken into consideration, and not merely the Hanse Towns. To separate the interest of the latter from the rest of Germany would be the same as to separate the interest of one or two of the American seaports from that of the rest of the Union: the ports of the Baltic and the Northsea are the outports of Germany, as New-Orleans, Baltimore, Philadelphia, New-York, etc., are the outports of the United States; and whatever the political system of those different states may be, wheter that of a confederacy of States, or that of a Federal Government, they form but one nation: the name of *Americans* and *Germans* embrace them all: they are bound together by the natural ties of a common language and of congenial habits, and their *common interest* forms their strongest bond of union. All the thirty nine sovereign German States, Austria, Prussia, Bavaria, Saxony, Hanover, Würtemberg, Baden, Hessen, Brunswick etc., the three Republics of Hamburg, Bremen and Lubec included, with a population of 40.000.000 inhabitants (these countries not included which, with a population of about 26.000.000, are governed by German Princes, though not belonging to the German confederacy) form a *political confederacy*, the object of which is the preservation of the external and internal security of Germany, and the independence and inviolability of the Confederated States.*

The Federative Diet has also the power to regulate the commercial intercourse between the different States, but not having exercised that power, almost all the German States, with the exception of

* Wheaton's International Law, page 35.

„Ich kann keinen Anſtand nehmen, dem ehrenwerthen Herrn Jenifer meine Privatmeinung über dieſen Gegenſtand mitzutheilen.

Austria, Hanover, Brunswick, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein, and the Hanse Towns, have formed a *Customs-Union*, the principal object of which was to remove the Douanes, or custom-houses, which before encircled each of those different States, to the common external frontier, where the duties are now levied for account of all the different Governements constituting the Union, and afterwards distributed among them in the rate of population of each State, so that the intercourse between and within those States is entirely free, and, in a commercial point of view, they may be considered as forming but one large flourishing country with 26,000,000 of inhabitans on an area of 8088 (geographical) square miles.

The seaports forming the German confederacy are those of the Baltic and the North sea. Only the smaller part of the trade of Germany with foreign countries is carried on through the former ports, owing to the less favorable natural position combined with other causes.

By far the greater part of the imports and exports into and from Germany find their way through the German ports of the Hanse Towns, of Holstein, Hanover, and Oldenburg, and through the foreign ports of Amsterdam, Rotterdam, Antwerp, et Havre. It is the interest of the interior of Germany to find as many outlets as possible for her products and manufactures; the greater the competition among the different seaports, the more favorable will be the terms for sending the products of German industry and agriculture abroad, and for supplying the wants from foreign sources. Germany is, therefore, by no means desirous to create monopolies or undue advantages in favor of any one of the different seaports. She is anxious that the natural course of trade should be preserved, unobstruced by artificial impediments, and here the interest of the United States seems but to correspond with hers, as they also must wish to create the most comprehensive demand for their products, and to obtain German goods as cheap as possible. There can be no objection that those sections of Germany which, from their natural location near the Rhine and its tributaries, find it most profitable and convenient to send their exports and to receive their imports through the ports of France, Holland and Belgium (Havre, Amsterdam, Rotterdam, and Antwerp), should follow this course; but a glance at the map will show that the natural position of by far the greater part of Germany on the Elbe and Weser and their tributaries, is such as to render it more advantageous and convenient to forward and receive goods through the German ports of the North sea and more especially through Bremen and Hamburg. The Hanse Towns are therefore emphatically the outports of Germany; they represent no isolated interest; they are the representatives of the commerce of Germany with the transatlantic

Herrn Meier's Brief an Herrn Jenifer vom 24. Januar 1838 beweist, wie ich glaube, daß die Tabakspflanzer nicht Ursache

countries; their commercial houses are intimately connected with the commercial and manufacturing establishments of the interior of Germany; they have a common interest, frequently form partnerships, or they are in one way or other interested in enterprises undertaken for common account; they study the wants of foreign nations by sending agents and establishing factories among them, and while they try to adapt German industry to the wants and to the taste of those nations, they also purchase such rare products from them as they know to be most wanted in Germany, and thus contribute to increase, both the consumption of German goods abroad and foreign products at home, making the one the necessary condition of the other. Every thing affecting the interest of the Hanse Towns affects that of Germany, and a nation that grants favors to or inflicts injuries upon the Hanse Towns, thereby favors or injures Germany at the same time — the interest of the one cannot be separated from that of the other; and consequently a nation anxious to promote her commercial intercourse with Germany must abstain from all measures that would be prejudicial to the Hanse Towns. It is evidently this consideration which has induced foreign nations to conclude treaties of reciprocity with the Hanse Towns, looking upon them not as small isolated Republics, but as the natural mediators and representatives of German commerce. If the United States were to embarrass the intercourse with the Hanse Towns, the consequence would be that some other country, Holland for instance, would be benefited by it, at the expense of both Germany and the United States; and it remains to be seen what possible inducement the United States could have to adopt such a policy. On the contrary, a wise policy seems to dictate to both Germany and the United States rather to strengthen than to weaken their reciprocal commercial relations. They are both countries of great extent and vast resources with a numerous population. Germany requires large quantities of colonial produce;* no other European country manufactures cheaper than Germany,** and, *above all*, both Germany and the United States are unrestricted by any consideration of *colonial policy*. Germany has no reasons to grant advantages to other colonial products in preference to those of the United States, and the Hanse Towns being emphatically commercial towns, and bound to the rest of Germany by the same ties of political and material interests, can have no other policy than that of facilitating as much as is within

* Enterprising manufacturers of New England are now trying to compete with the British in selling German cotton goods, and more especially twist, in which shape American cotton is chiefly imported there.

** Americans have lately gone to Germany with samples of hardware, cutlery, paper, etc., which can be manufactured just as good and much cheaper there than elsewhere.

haben, über das Reciprocitätsſyſtem zu klagen, wodurch vielmehr ihre Intereſſen gefördert werden."

---

their power, the intercourse between the interior of Germany and the United States. Not so with other countries, if the system of reciprocity with the Hanse Towns were to be abandoned, and if the trade between Germany and the United States should be forced through other channels. Holland has her colonies; sugar, coffee, tea, indigo, rice, *tobacco*, and cotton can be produced much cheaper in Java and Sumatra than in America and the West-Indies, and, judging from the almost miraculous increase of the production of these articles within the last years, it would appear that those colonies have the means of producing any quantity they can dispose of. Holland is making every exertion, by a system of bounties and other encouragements, to supply the continent of Europe with her colonial products to the exclusion of those of America and the West-Indies, and nothing would be more opportune for her than if the United States themselves would aid her in this policy by throwing obstacles in the way of an interchange of products with Germany; she would certainly do nothing to facilitate the importation from the United States of articles also produced in her own colonies; neither would American vessels participate in the carrying trade, the intercourse with her East India possessions being almost closed to other nations by discriminating export duties, which compel the United States to draw their supplies of Java coffea from Holland, and at an increased cost, by double freights and other charges. The same is the case with regard to the exportation of German goods; all those countries through which they might be exported to the United States to the exclusion of the Hanse Towns, viz: Holland, Belgium, and France, are likewise manufacturing countries, and they would certainly not facilitate the transit of German manufactures coming into competition with their own, thus enhancing the price to the injury of the American consumer.

What inducement then can the United States have to abandon the system of reciprocity now existing between them and the Hanse Towns? It is evident that the interest of their producer (planter) as well as that of the consumer would suffer by it, and it is at least very questionable whether the American shipowners would be benefited by it, as the Hanse Towns would no doubt also levy discriminating duties on American vessels. Besides, in order to render a system of discriminating duties levied in favor of American vessels effective, it would be necessary to abandon the whole system of reciprocity with all the countries on the North sea, with Denmark, with Hanover (with which the United States have just concluded a treaty of reciprocity for twelve years) and with Oldenburg, as otherwise the object of the United States would be defeated by the ships of those countries being

„Herr Meier sagt: die vermehrte Nachfrage, die verringerten Transportationskosten, und der Umstand, daß der Verkaufspreis

substituted for those of the Hanse Towns.* It would indeed present a strange spectacle to the world if Americans, so famous all over the world for their skill in building and navigating vessels, and for their spirit of enterprise, would ask for protection upon the ground that they could not compete with German vessels. The amount of German tonnage has increased, not from any artificial cause, but on account of the great enterprise and activity of the German merchants. They have opened new and extended their former relations with transatlantic countries, from whence large quantities of produce used formerly to be imported indirectly by the way of England and France. They have emancipated Germany from her former dependency on those two countries for a supply of colonial produce. The time is not so far distant when England was the great entrepot of tobacco, to which the continent of Europe had to resort, and the planter and consumer are certainly benefited in an equal degree by the saving of expense through the present direct trade. The cost of building ships and of fitting them out has of late increased in Bremen; wages have risen from eight and nine to twelve Rixdalers per month, and ship provisions have in several instances been sent from Baltimore and New-Orleans to Bremen, so that whatever advantage Bremen may have had in this respect does now no longer exist. The blow intended for the Hanse Towns would probably fall heavier upon the interior of Germany than upon the former, as it would at all events raise the freight which the German manufacturer and consumer would have to pay, whilst the enterprising Bremen shipowners, if compelled to abandon their present pursuits, would try to find other means of employing their vessels, as, e. g., by turning their attention to the whale fishery more than they have hitherto had inducement to do, by which they would seriously interfere with the American shipowner.

Under these circumstances it becomes a question of grave consideration for the German custom-house Union, whether they will renew the treaty of reciprocity with the United States as long as no guaranty is given for the continuance of the present reciprocity system between the United States and the Hanse Towns; for the United States

* It has been suggested that it would be for the interest of Prussia if the reciprocity system with the countries on the North sea were to be abandoned, as the ports of Prussia would then become the ports of importation and exportation, and as even Prussian vessels would then be more profitably employed in the carrying trade between the United States and the Hanse Towns. This is so narrow minded a policy that an enlighted Government like that of Prussia would never lend its aid to it; and besides, what benefit would the rest of the custom-house Union derive from Prussian ports and Prussians vessels monopolizing the trade with the United States, could so unnatural a state of things be brought about by artificial means?

und die Verſchiffung in die Hände des Pflanzers gelegt ſind, bilden die hervorſtechenden Vortheile, die dem Pflanzer durch den Reciprocitätsvertrag zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Hanſeſtädten zu Theil werden."

„Dieſen Argumenten nehme ich mir noch die Freiheit folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

„Das Faktum, daß die Tonnenzahl der Hanſeſtädte, und von Bremen insbeſondere, im Zwiſchenhandel zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Hanſeſtädten (ſoll wohl Deutſchland heißen?) innerhalb der letzten zwanzig Jahre bedeutend geſtiegen iſt, kann nicht geläugnet werden; aber es iſt ein gänzlicher Irrthum, zu glauben, daß der Grund hievon hauptſächlich im Reciprocitätsſyſtem zu ſuchen iſt."

„Wir ſehen dieſelbe Veränderung bei beinahe allen maritimen Nationen Europa's. Ein langer Friede, der den Schiffseignern in den Vereinigten Staaten alle jene Vortheile raubte, die ſie als Neutrale ſo lange genoſſen, und ein allgemeiner Geiſt der Verbeſſerung in der kommerziellen Politik der europäiſchen Nationen, welcher dem Unternehmungsgeiſt der Kaufleute und Rheder einen neuen Aufſchwung gab, ſind die natürlichen Urſachen dieſes Wechſels, und was die Zunahme der Tonnenzahl Bremens im Zwiſchenhandel zwiſchen jener Stadt und den Vereinigten Staaten betrifft, ſo habe ich ſchon in meinem Brief an den ehrenwerthen Herrn Jenifer vom 9. April 1839 bemerkt, daß die Haupturſache davon in der Auswanderung der Deutſchen zu ſuchen iſt, die wegen der größern Sicherheit gegen Betrügereien, die ſie durch die weiſen Anordnungen in der Stadt Bremen

would have it at any time in their power to render the treaty negatory by levying discriminating duties upon vessels of the Hanse Towns, the natural carriers of German goods. It ought to be considered that, in case the customs Union should be forced into a system of discriminating duties, it would be easy to distinguish the products of the United States, such as cotton, rice, tobacco, etc., from similar products of other countries, whilst it would be difficult to recognise German manufactures as such, when imported from Holland, Belgium, France, etc.

February 4, 1841.

Renne.

„Herr Meier sagt: die vermehrte Nachfrage, die verringerten Transportationskosten, und der Umstand, daß der Verkaufspreis

---

substituted for those of the Hanse Towns.* It would indeed present a strange spectacle to the world if Americans, so famous all over the world for their skill in building and navigating vessels, and for their spirit of enterprise, would ask for protection upon the ground that they could not compete with German vessels. The amount of German tonnage has increased, not from any artificial cause, but on account of the great enterprise and activity of the German merchants. They have opened new and extended their former relations with transatlantic countries, from whence large quantities of produce used formerly to be imported indirectly by the way of England and France. They have emancipated Germany from her former dependency on those two countries for a supply of colonial produce. The time is not so far distant when England was the great entrepot of tobacco, to which the continent of Europe had to resort, and the planter and consumer are certainly benefited in an equal degree by the saving of expense through the present direct trade. The cost of building ships and of fitting them out has of late increased in Bremen; wages have risen from eight and nine to twelve Rixdalers per month, and ship provisions have in several instances been sent from Baltimore and New-Orleans to Bremen, so that whatever advantage Bremen may have had in this respect does now no longer exist. The blow intended for the Hanse Towns would probably fall heavier upon the interior of Germany than upon the former, as it would at all events raise the freight which the German manufacturer and consumer would have to pay, whilst the enterprising Bremen shipowners, if compelled to abandon their present pursuits, would try to find other means of employing their vessels, as, e. g., by turning their attention to the whale fishery more than they have hitherto had inducement to do, by which they would seriously interfere with the American shipowner.

Under these circumstances it becomes a question of grave consideration for the German custom-house Union, whether they will renew the treaty of reciprocity with the United States as long as no guaranty is given for the continuance of the present reciprocity system between the United States and the Hanse Towns; for the United States

* It has been suggested that it would be for the interest of Prussia if the reciprocity system with the countries on the North sea were to be abandoned, as the ports of Prussia would then become the ports of importation and exportation, and as even Prussian vessels would then be more profitably employed in the carrying trade between the United States and the Hanse Towns. This is so narrow minded a policy that an enlighted Government like that of Prussia would never lend its aid to it; and besides, what benefit would the rest of the custom-house Union derive from Prussian ports and Prussians vessels monopolizing the trade with the United States, could so unnatural a state of things be brought about by artificial means?

und die Verſchiffung in die Hände des Pflanzers gelegt ſind, bilden die hervorſtechenden Vortheile, die dem Pflanzer durch den Reciprocitätsvertrag zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Hanſeſtädten zu Theil werden."

„Dieſen Argumenten nehme ich mir noch die Freiheit folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

„Das Faktum, daß die Tonnenzahl der Hanſeſtädte, und von Bremen insbeſondere, im Zwiſchenhandel zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Hanſeſtädten (ſoll wohl Deutſchland heißen?) innerhalb der letzten zwanzig Jahre bedeutend geſtiegen iſt, kann nicht geläugnet werden; aber es iſt ein gänzlicher Irrthum, zu glauben, daß der Grund hievon hauptſächlich im Reciprocitätsſyſtem zu ſuchen iſt."

„Wir ſehen dieſelbe Veränderung bei beinahe allen maritimen Nationen Europa's. Ein langer Friede, der den Schiffseignern in den Vereinigten Staaten alle jene Vortheile raubte, die ſie als Neutrale ſo lange genoſſen, und ein allgemeiner Geiſt der Verbeſſerung in der kommerziellen Politik der europäiſchen Nationen, welcher dem Unternehmungsgeiſt der Kaufleute und Rheder einen neuen Aufſchwung gab, ſind die natürlichen Urſachen dieſes Wechſels, und was die Zunahme der Tonnenzahl Bremens im Zwiſchenhandel zwiſchen jener Stadt und den Vereinigten Staaten betrifft, ſo habe ich ſchon in meinem Brief an den ehrenwerthen Herrn Jenifer vom 9. April 1839 bemerkt, daß die Haupturſache davon in der Auswanderung der Deutſchen zu ſuchen iſt, die wegen der größern Sicherheit gegen Betrügereien, die ſie durch die weiſen Anordnungen in der Stadt Bremen

would have it at any time in their power to render the treaty negatory by levying discriminating duties upon vessels of the Hanse Towns, the natural carriers of German goods. It ought to be considered that, in case the customs Union should be forced into a system of discriminating duties, it would be easy to distinguish the products of the United States, such as cotton, rice, tobacco, etc., from similar products of other countries, whilst it would be difficult to recognise German manufactures as such, when imported from Holland, Belgium, France, etc.

February 4, 1841.

Renne.

genießen, und wegen des größeren Vertrauens, das sie in die Bremer Schiffe setzen,[1] vorziehen, sich in jenem Hafen und in jenen Schiffen einzuschiffen. Das war in der That die Ursache, die den Tabakshandel nach Bremen zog, denn die Bremer Rheder wurden hiedurch in den Stand gesetzt, Tabak nach Deutschland wohlfeiler zu führen, als andere Rheder nach anderen Häfen. Die Bremer Kaufleute, welche dieses Geschäft treiben, sind mit der bloßen Fracht zufrieden, ohne sonst irgend einen Gewinn zu suchen (?), während, wenn der Tabak direkt nach Deutschland geführt würde, die Provision die Kosten um wenigstens einen Cent (1/100 Dollar) pr. Pfund vermehren würde, und Amerikanische Verschiffer nur zu solchen Preisen einkaufen würden, die ihnen einen Gewinn zurückließen. Da nun der Tabakshandel zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland einmal diese Richtung genommen hatte, so ergab sich als Folge hievon eine Verminderung von 50 pCt. in der Fracht von Gütern von Deutschland nach den Vereinigten Staaten. Deutsche Güter werden jetzt oft nach den Vereinigten Staaten in keiner andern Absicht gesandt, als um dort Fonds zu schaffen, die zum Tabakseinkauf dienen. Diese Güter werden oft um den Ankaufspreis verkauft, weil der Rheder eine andere Absicht hat, als blos eine Fracht zu verdienen;[2] er erwartet einen Gewinn an den ausgeführten oder eingeführten Gütern, so daß der gegenwärtige Zustand gerade für den Pflanzer und den Konsumenten (in Deutschland) der beste ist."

„Irgend eine legislative Vorkehrung, welche Bremer Schiffe vom Tabakshandel ausschließen, oder sie daran hindern wollte, würde blos den amerikanischen Schiffseigner auf Kosten des Pflanzers begünstigen. So war z. B. im verflossenen Jahr die Fracht von Neu-Orleans nach England und Frankreich auf Kentucky Tabak von 80 — 100 Schillinge pr. Faß, wegen des Mangels an Konkurrenz durch fremde Schiffe, welche die Navigationsakten dieser

---

[1] Die von Havre nach New-York und New-Orleans abgehenden amerikanischen Paketschiffe sind, unbeschadet der Bremer Rhederei, doch auch nicht ganz verwerflich.

[2] Es scheint also nach des Herrn Baron von Roenne's Angabe, daß die Bremer Rheder amerikanischen Tabak blos der Fracht willen kaufen, deutsche Güter nach Amerika aber umsonst führen, und doch befinden sich diese Herren ganz wohl bei so schlechten Geschäften.

Nationen ausschließen, während die Fracht von Baltimore nach Deutschland und Holland blos 40 Schillinge pr. Faß war. Ueberdies würde die Störung des Bremer Tabakshandels ein gefährliches Experiment seyn. Jene Stadt, die aus den Vereinigten Staaten jährlich ungefähr 30,000 Fässer Tabaksblätter und Stengel eingeführt, ist der große Tabaksmarkt Deutschlands geworden, und zwar in einem solchen Grad, daß selbst Oesterreich und Frankreich dort ihre Einkäufe machten. Dies ist nicht die Folge eines künstlichen Systems, sondern natürlicher Ursachen, verbunden mit großem Unternehmungsgeist und Industrie deutscher Kaufleute, und wenn dieser Zustand durch legislative Verordnungen gestört würde, wenn z. B. ein Monopol zu Gunsten amerikanischer Schiffer eingeführt würde, so könnte dadurch der Tabakshandel einen bedeutenden Stoß erleiden, und die Vereinigten Staaten dürften dann für ihren Tabak nicht so leicht wieder einen eben so vortheilhaften Markt finden. * * * Ich bitte um Erlaubniß, bei dieser Gelegenheit noch eine andere Bemerkung machen zu dürfen, welche, obwohl nicht zur gegenwärtigen Untersuchung der Politik des gegenwärtigen Reciprocitätssystem gehörig" (wir übersetzen hier das Original Wort für Wort, um uns keiner Undeutlichkeit des Styls schuldig zu machen), doch für den ehrenwerthen Herrn Jenifer von Interesse seyn könnte."

„Die Tabakspflanzer leben der Hoffnung, daß, wenn man in Europa die Restriktionen auf amerikanischen Tabak vermindern wollte, mehr Tabak in den Vereinigten Staaten gebaut werden und derselbe zu höheren Preisen abgesetzt werden könnte. Nehmen wir nun an, daß Ersteres der Fall ist, folgt dann, daß die letztere Erwartung ebenfalls sich realisirt? In Venezuela, zur Zeit der spanischen Regierung, war das Pflanzen des Tabaks durch eine Art Monopol innerhalb gewisser Gränzen beschränkt. Varinas wurde zu 1 Dollar bis zu 1½ Dollar das Pfund verkauft. Seitdem der Handel frei ist, hat sich die Produktion innerhalb weniger Jahre verdreifacht, aber die Preise haben im umgekehrten Verhältnisse abgenommen, und derselbe Artikel wird jetzt zu 20 Cents (⅕ Dollar) das Pfund verkauft. Hier haben wir ein Beispiel, wo die vermehrte Produktion den Preis merklich verringert hat, ein Resultat, das die amerikanischen Pflanzer hervorzubringen sich gewiß nicht bemühen werden."

„Man hat gegen den Fortbestand des gegenwärtigen Traktats mit den Hanseſtädten eingewendet, daß wirkliche Reciprocität gleiche Vortheile vorausſetzt, die man unmöglich zwiſchen einem ſo ausgedehnten Land wie die Vereinigten Staaten, mit einer Bevölkerung von 16 Millionen und zahlreichen Seehäfen, und einem Lande von ſo kleiner Ausdehnung wie die Hanſeſtädte, mit 300,000 Einwohnern und blos drei Seehäfen erwarten könne, und daß hier der Vortheil ganz auf Seiten des kleineren Landes, und der Nachtheil ganz auf Seiten des großen ſey."

„Ohne mich auf die Kritik dieſes Raiſonnements einzulaſſen, muß ich blos bemerken, daß in der Abwägung der gegenſeitigen Vortheile, die aus dem Syſteme der Reciprocität mit den Hanſeſtädten entſpringen mögen, es gewiß ein großer Irrthum wäre, einen Vergleich zwiſchen den Hanſeſtädten allein einerſeits, und den Vereinigten Staaten andererſeits ziehen zu wollen. Erſtere (die Hanſeſtädte) haben keine iſolirte Exiſtenz; ſie bilden einen Theil der großen deutſchen Konföderation, deren Außenpoſten ſie vorſtellen, ſo daß, wenn wir in obigem Vergleich zu einem vernünftigen Reſultat gelangen wollen, wir ganz Deutſchland und nicht blos die Hanſeſtädte in Betracht ziehen müſſen. Die Intereſſen der letzteren vom übrigen Deutſchland trennen wollen, würde daſſelbe ſeyn, als die Intereſſen eines oder des andern amerikaniſchen Seehafens von denen der Union trennen zu wollen. Die Häfen des baltiſchen Meeres und der Nordſee ſind die Außenhäfen (wir können das Wort „outport", das wir in den beſten engliſchen Diktionnairs nicht zu finden im Stande ſind, unmöglich anders überſetzen) von Deutſchland, wie New-Orleans, Baltimore, Philadelphia, New-York ꝛc. die Außenhäfen der Vereinigten Staaten ſind; und was auch das politiſche Syſtem dieſer Staaten ſeyn mag, ob eine Konföderation von Staaten oder eine Föderativregierung, ſie bilden nur Eine Nation. Der Name von „Amerikanern" und „Deutſchen" umfaßt ſie Alle, ſie ſind durch das natürliche Band einer gemeinſamen Sprache und gemeinſamer Sitten an einander gebunden, und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe iſt die ſtärkſte Garantie ihrer Vereinigung." (Eben deswegen wollen ja die Amerikaner mit allen Deutſchen auf einmal einen Traktat ſchließen, eben

deswegen können ſie ja nicht begreifen, wie die Hanſeſtädte ſich hier vom übrigen Deutſchland abſondern können). „Alle neun und dreißig ſouveraine deutſche Staaten, Oeſterreich, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover, Würtemberg, Baden, Heſſen, Braunſchweig ꝛc. ꝛc., die drei Republiken Hamburg, Bremen und Lübeck mit eingeſchloſſen, mit einer Bevölkerung von 40 Millionen Einwohnern, jene Länder nicht mitgerechnet, welche mit einer Bevölkerung von ungefähr 26 Millionen von deutſchen Fürſten regiert, obgleich nicht zur deutſchen Konföderation gezählt werden — bilden eine politiſche Konföderation, deren Zweck die Aufrechthaltung der innern und äußern Sicherheit Deutſchlands, und die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der konföderirten Staaten iſt.“ (Als Beweis citirt der Herr Verfaſſer hier **Wheaton's International Law** Seite 55.)

„Der Bundestag hat zugleich das Recht, den kommerziellen Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Staaten zu ordnen, da er aber dieſe Gewalt noch nicht ausgeübt hat, ſo haben beinahe alle deutſchen Staaten, mit Ausnahme von Oeſterreich, Hannover, Braunſchweig, Oldenburg, Mecklenburg, Holſtein und der Hanſeſtädte, einen Zollverein gebildet, deſſen Zweck es war, die Douanen oder Mauthhäuſer, welche ſonſt jeden dieſer Staaten einſchloſſen, nach der gemeinſchaftlichen äußern Grenze zu verſetzen, wo jetzt die Zölle gemeinſchaftlich für alle Staaten, welche den Verein bilden, erhoben, und hiernach im Verhältniß zu ihrer Volkszahl unter ſie vertheilt werden, ſo daß der Verkehr zwiſchen und innerhalb dieſer Staaten gänzlich frei iſt, und ſie in kaufmänniſcher Hinſicht als Ein großes blühendes Land mit 26 Millionen Einwohnern betrachtet werden können, auf einem Flächeninhalt von 8,088 deutſchen (geographiſchen) Quadratmeilen.“

„Die Seehäfen der deutſchen Konföderation ſind die am baltiſchen Meer und an der Nordſee. Nur der kleinere Theil des deutſchen Handels mit fremden Ländern geht durch erſtgenannte Häfen, wegen ihrer weniger günſtigen Lage und aus andern Urſachen.“

„Bei weitem der größte Theil der Einfuhr und Ausfuhr in und aus Deutſchland findet ſeinen Weg durch die deutſchen Häfen der Hanſeſtädte, Holſteins, Hannovers und Oldenburgs und durch die fremden Häfen von Amſterdam, Rotterdam, Antwerpen

und Havre. Es ist das Interesse des innern Deutschlands, so viele Ausgänge als möglich für seine Naturprodukte und Manufakturen zu haben; je größer die Kompetition unter den verschiedenen Seehäfen, desto besser werden die Bedingungen seyn, unter welchen die Produkte deutscher Industrie und deutscher Agrikultur ausgeführt und die Bedürfnisse aus fremden Ländern eingeführt werden können. Deutschland ist daher keineswegs gesonnen, ein Monopol zu gründen, oder irgend einem der verschiedenen Seehäfen besondere Vortheile einzuräumen. Es ist darum besorgt, den natürlichen Lauf des Handels fortbestehen zu lassen, ungestört von künstlichen Hemmnissen, und hier scheint das Interesse der Vereinigten Staaten mit Deutschland übereinzustimmen, denn sie können ebenfalls nur die größte Nachfrage nach ihren Produkten zu erzeugen und deutsche Güter so wohlfeil als möglich zu erhalten wünschen. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß jene Gegenden Deutschlands, welche wegen ihrer Lage am Rhein und dessen Nebenflüssen es bequemer und vortheilhafter finden, ihre Ausfuhr über die Häfen von Frankreich, Holland und Belgien (Havre, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen) gehen zu lassen und ihre Einfuhr von dort zu beziehen, diesen Weg verfolgen; aber ein Blick auf die Karte zeigt, daß die natürliche Lage des bei weitem größeren Theils von Deutschland an der Elbe und Weser und deren Nebenflüssen von der Art ist, daß es für ihn bequemer und vortheilhafter ist, seine Güter über die deutschen Häfen der Nordsee zu versenden oder sie von dort zu beziehen, und ganz besonders über Bremen und Hamburg. Die Hansestädte sind deswegen par excellence die Aussenhäfen von Deutschland, sie repräsentiren kein isolirtes Interesse, sie sind die Repräsentanten (Träger?) des Handels von Deutschland mit den transatlantischen Staaten; ihre Kaufhäuser sind eng mit den kaufmännischen und industriellen Etablissements im Innern verbunden. Sie haben oft ein gemeinschaftliches Interesse, theils als Kompagnons, theils als Interessenten bei auf gemeinschaftliche Rechnung unternommenen Spekulationen; sie studiren die Bedürfnisse fremder Nationen durch das Aussenden von

Agenten und die Errichtung von Faktoreien, und während sie sich bemühen, die deutsche Industrie den Bedürfnissen und dem Geschmack dieser Nationen anzupassen, kaufen sie zugleich solche rare Produkte von ihnen, von denen sie wissen, daß man sie am meisten braucht, und tragen auf diese Weise zur vergrößerten Konsumtion deutscher Güter in fremden Landen, und von fremden Gütern daheim bei." (Welche naive, natürlich einfache Definition von Maklern!)

„Alles," heißt es in unserem Briefe weiter, „was das Interesse der Hansestädte affizirt, affizirt das von Deutschland, und eine Nation, welche den Hansestädten Vortheile zukommen läßt, oder ihnen ein Uebel zufügt, läßt zur selben Zeit Deutschland Vortheile zukommen oder fügt Deutschland ein Uebel zu. Das Interesse des Einen kann von dem Interesse des Andern nicht getrennt werden, und deswegen muß eine Nation, welche darauf bedacht ist, ihre kommerziellen Verbindungen mit Deutschland auszudehnen, keine Maaßregel ergreifen, welche die Hansestädte beeinträchtigt. Es ist offenbar diese Rücksicht, welche fremde Nationen veranlaßt hat, mit den Hansestädten Reciprocitätsverträge abzuschließen, indem sie solche nicht als kleine abgesonderte Republiken betrachten, sondern als die natürlichen Vermittler und Repräsentanten des deutschen Handels. Würden die Vereinigten Staaten dem Verkehr mit den Hansestädten Schwierigkeiten in den Weg legen, so würde die Folge davon seyn, daß irgend ein anderes Land, Holland z. B. davon Nutzen zöge, und dies auf Kosten Deutschlands und der Vereinigten Staaten, und es bleibt noch zu ermitteln, welchen Beweggrund die Vereinigten Staaten zu einem solchen Schritt haben können. Im Gegentheil, eine kluge Politik scheint sowohl Deutschland als die Vereinigten Staaten aufzufordern, ihre wechselseitigen kommerziellen Verbindungen eher zu stärken als zu schwächen. Beide Länder erstrecken sich über ein weites Gebiet, besitzen außerordentliche Hülfequellen und eine zahlreiche Bevölkerung. Deutschland verbraucht ein großes Quantum von Kolonialprodukten,[1]

[1] Unternehmende Fabrikanten in Neu-England konkurriren jetzt mit den Britten im Verkauf von deutschen Baumwollwaaren und ganz

kein anderes europäiſches Land kann ſo wohlfeil fabriciren[1] und mehr als Alles, Deutſchland und die Vereinigten Staaten ſind durch keine Rückſichten von Kolonialpolitik gehemmt. Deutſchland hat keine Urſache, den Kolonialprodukten anderer Länder Vortheile über die der Vereinigten Staaten einzuräumen, und die Hanſeſtädte, als eminent kommerzielle Städte und an das übrige Deutſchland durch daſſelbe Band der politiſchen und materiellen Intereſſen gebunden, können keine andere Politik haben, als den Verkehr zwiſchen dem Innern Deutſchlands und den Vereinigten Staaten nach Kräften zu fördern. Dies würde nicht der Fall mit andern Ländern ſeyn, wenn das Syſtem der Reciprocität mit den Hanſeſtädten aufgehoben und der Handel zwiſchen Deutſchland und den Vereinigten Staaten gezwungen wäre eine andere Richtung zu nehmen. Holland hat ſeine Kolonieen. Zucker, Kaffee, Thee, Indigo, Reis, Tabak und Baumwolle können auf Java und Sumatra wohlfeiler erzeugt werden als in Amerika oder in Weſtindien, und nach der beinahe an das Wunderbare grenzenden Vermehrung in der Produktion dieſer Artikel innerhalb der letzten Jahre zu urtheilen, ſollte man glauben, dieſe Kolonieen könnten jedes Quantum hervorbringen, das ſie abzuſetzen fähig ſind. Holland thut alles, was in ſeinen Kräften ſteht, durch das Syſtem von Prämien und durch andere Aufmunterungen den ganzen europäiſchen Kontinent mit ſeinen Kolonialwaaren zum Ausſchluß von Amerika und Weſtindien zu verſehen, und nichts würde ihm willkommener ſeyn, als wenn die Vereinigten Staaten ſelbſt dieſer Politik, durch Hinderniſſe, die ſie dem deutſchen Handel in den Weg legten, zu Hülfe kommen wollten. Es würde gewiß nichts dafür thun, die

beſonders in Twiſten (?), in welcher Geſtalt amerikaniſche Baumwolle hauptſächlich dort eingeführt wird.

(Anmerk. des Hrn. Baron v. Roenne.)

[1] Amerikaner ſind in letzter Zeit mit Proben von Eiſenwaaren, Stahlwaaren, Papier u. ſ. w. nach Deutſchland gegangen und haben ſich überzeugt, daß man dieſe Waaren eben ſo gut und wohlfeiler in Deutſchland machen kann als irgend anderswo.

(Anmerk. des Hrn. Baron v. Roenne.)

Einfuhr nach Deutſchland von ſolchen Gegenſtänden der Vereinigten Staaten zu befördern, die es ſelbſt in ſeinen eigenen Kolonieen hervorbringt; auch würden die amerikaniſchen Schiffer keine Frachtfuhren mit ihm theilen, denn der Verkehr mit ſeinen oſtindiſchen Kolonieen iſt den fremden Nationen durch hohe Differential-Ausfuhrzölle, welche die Amerikaner zwingen, ihren Bedarf von Java-Kaffee mit größeren Koſten, doppelter Fracht und anderen Auslagen aus Holland zu beziehen, völlig abgeſchnitten. Daſſelbe gilt in Bezug auf die Ausfuhr von deutſchen Gütern. Alle jene Länder, durch welche ſie nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden könnten, mit Ausſchluß der Hanſeſtädte, (nämlich Holland, Belgien und Frankreich), ſind gleichfalls Manufakturſtaaten und würden daher gewiß nicht die Ausfuhr deutſcher Manufakturen begünſtigen, die mit den übrigen zu konkurriren beſtimmt ſind, und dadurch den Preis derſelben zum Nachtheil des amerikaniſchen Konſumenten hinauftreiben."

„Welchen Beweggrund könnten alſo die Vereinigten Staaten haben, von dem Syſtem der Reciprocität mit den Hanſeſtädten abzugehen? Es iſt klar, daß ſowohl ihre Produzenten (die Pflanzer) als die Konſumenten dadurch Schaden leiden müßten, und es iſt zum wenigſten noch ſehr zweifelhaft, ob der amerikaniſche Rheder dadurch gewinnen würde, indem die Hanſeſtädte zweifelsohne auch die amerikaniſchen Schiffe ihrerſeits mit Differentialabgaben belegen würden. Außerdem iſt zur Wirkſamkeit eines Syſtems von Differentialzöllen zu Gunſten amerikaniſcher Schiffe nothwendig, das ganze Syſtem der Reciprocität mit allen Ländern an der Nordſee, mit Dänemark, mit Hannover (mit welchen die Vereinigten Staaten noch unlängſt einen Reciprocitäts-Vertrag auf zwölf Jahre geſchloſſen) und mit Oldenburg[1]

[1] „Man hat bemerkt, daß es für Preußen von Intereſſe wäre, wenn das Syſtem der Reciprocität mit den Hanſeſtädten aufgegeben wäre, indem die Preußiſchen Häfen dadurch Ein- und Ausfuhrhäfen würden, und den preußiſchen Schiffern ſogar der Zwiſchenhandel zwiſchen Amerika und den Hanſeſtädten in die Hände fiele. Dies iſt eine ſo kleinliche Politik, daß eine aufgeklärte Regierung wie die preußiſche ſie nie ergreifen wird, und was würden außerdem die Staaten des Zollvereins dabei gewinnen, wenn preußiſche Häfen und preußiſche Schiffe den Handel mit den Vereinigten

aufzugeben, indem ſonſt die Abſicht der Vereinigten Staaten durch die Schiffe dieſer Länder vereitelt werden würde."[1]

„Es würde in der That für die ganze Welt ein ſonderbares Schauſpiel ſeyn, wenn die Amerikaner, in der ganzen Welt durch ihre Geſchicklichkeit im Schiffbau und in der Schiffahrt, und durch ihren Unternehmungsgeiſt berühmt, jetzt einen beſondern Schutz aus dem Grund anſprechen wollten, daß ſie ſonſt mit den deutſchen Schiffen die Konkurrenz nicht aushalten können! Die deutſche Tonnenzahl iſt nicht durch künſtliche Mittel geſtiegen, ſondern durch die große Thätigkeit und den Unternehmungsgeiſt der deutſchen Kaufleute. Sie haben neue Verbindungen mit den transatlantiſchen Staaten angeknüpft und die alten Verbindungen mit jenen Staaten vergrößert, deren Produkte ſonſt auf indirekte Weiſe über England und Frankreich eingeführt werden. Sie haben Deutſchland von der früheren Abhängigkeit von dieſen Staaten in Bezug auf ſeinen Bedarf von Kolonialprodukten emancipirt.(?) Es iſt noch nicht lange her,[2] daß England der große Entrepot von Tabak war, wo der Kontinent ſeine Einkäufe machen mußte, und gewiß iſt ſowohl der Pflanzer als der Conſument in gleichem Grade durch die Erſparniſſe des direkten Handels in Vortheil geſetzt. Die Koſten des Schiffbaus und der Ausrüſtung deſſelben ſind in den letzten Jahren in Bremen bedeutend geſtiegen, der Lohn der Matroſen iſt von 8 und 9 Reichsthaler monatlich bis auf 12 hinaufgegangen, und Schiffsproviant iſt in mehreren Fällen von Baltimore und New-Orleans nach Bremen geſandt worden, ſo daß die Vortheile, welche

---

Staaten monopoliſiren wollten, wenn je ein ſo unnatürlicher Zuſtand durch künſtliche Mittel herbeigeführt werden könnte?

(Anmerk. des Hrn. Baron v. Roenne.)

[1] Dies iſt allerdings wahr und beweiſt, daß, wenn Oldenburg und Hannover im Zollverein ſind, die Hanſeſtadte nothwendig auch hinein müſſen. Aber Amerika will ja die Reciprocität nicht aufheben, ſondern nur dieſelbe auf ganz Deutſchland ausgedehnt wiſſen. Amerika will keine Zwiſchenhandler, das iſt Alles.

Anmerk. des Ueberſetzers.

[2] Im Original heißt es: The time is not to far distant (die Zeit iſt nicht fern); aus dem Sinn des Ganzen geht aber hervor, daß es heißen ſollte: „It is not yet many years ago."

Bremen in dieſer Beziehung genoſſen haben mag, nicht länger exiſtiren. Der Schlag, der für die Hanſeſtädte beſtimmt iſt, würde wahrſcheinlich ſchwerer auf das Innere von Deutſchland fallen, als auf die Hanſeſtädte ſelbſt, und würde in jedem Fall die Fracht erhöhen, die der deutſche Fabrikant oder Conſument zu bezahlen haben würde, während die unternehmenden Bremer Rheder, von ihrer gegenwärtigen Beſchäftigung vertrieben, andere Quellen zur Verwendung ihrer Schiffe zu finden ſich bemühen würden. Sie würden ſich vielleicht mehr, als ſie bis jetzt Urſache zu thun hatten, auf den Wallfiſchfang legen, und dadurch den amerikaniſchen Rhedern Schaden zufügen (!!)"

„Unter dieſen Umſtänden wird es für den deutſchen Zollverein eine ſehr wichtige Frage, ob er den Reciprocitätstraktat (welchen?) mit den Vereinigten Staaten ſo lange erneuern ſoll, als er nicht eine Garantie für den Fortbeſtand des gegenwärtigen Reciprocitätsſyſtems zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Hanſeſtädten beſitzt; denn die Vereinigten Staaten würden zu jeder Zeit die Macht haben, dieſen Vertrag durch die Erhebung von Differenzialzöllen auf den Schiffen der Hanſeſtädte, den natürlichen Frachtführern deutſcher Güter zu umgehen. Auch ſollte man überlegen, daß, im Fall der Zollverein dahin getrieben wird, ein Syſtem von Differenzialzöllen einzuführen, die Produkte der Vereinigten Staaten, wie z. B. Baumwolle, Reis, Tabak ꝛc. von ähnlichen Produkten anderer Länder leicht zu unterſcheiden ſind,[1] während es ſchwierig wäre, deutſche Manufakturen als ſolche zu erkennen, wenn ſie aus Holland, Belgien oder Frankreich eingeführt würden."

Februar 4., 1841.

Gezeichnet: Roenne.

Wir enthalten uns jeder Kritik ſowohl des Styls und Raiſonnements, als der Beweggründe, die den königl. preuſſiſchen

[1] Wenn dieſes wahr iſt, ſo müſſen dieſe Produkte auch beſondere Eigenſchaften beſitzen, die ſie vor andern auszeichnen, und ihnen wohl ganz gegen das Raiſonnement des Briefſtellers den Markt ſichern.

Herrn Gesandten in Washington veranlaßt haben mögen, obiges Schreiben an ein damaliges Kongreßglied quasi zur Veröffentlichung zu richten. Im Original finden sich häufige Verstöße gegen die Regeln und den Bruch der englischen Sprache, so daß die Uebersetzung wohl nicht immer in der Form erscheint, die der Herr Verfasser in seiner Muttersprache gewählt haben würde, die wir aber, um dem Original getreu zu bleiben, in der Uebersetzung beibehalten mußten. Desgleichen wäre es uns möglich gewesen, den ganzen Inhalt obigen Schreibens in wenig Worten zusammenzufassen; wir hielten aber ein derlei Dokument für viel zu wichtig, um es unsern Lesern nicht in extenso mitzutheilen. Am wichtigsten scheint uns der daraus hervorgehende Beweis zu seyn, daß man sich auch höhern Orts mit dem für Deutschland so wichtigen Handel nach den Vereinigten Staaten beschäftigt, und den Einfluß desselben auf die materiellen Interessen der Zollvereinsstaaten anerkennt. Daß man denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten betrachtet, und demzufolge auch verschieden beurtheilt, ist natürlich; die Aufgabe der Presse aber ist es, diese verschiedenen Urtheile sammt den Beweggründen vor die allgemeine Appellationsbehörde des Publikums zu bringen, ehe noch die Entscheidung in höchster Instanz erfolgt. Wir haben gegen die Daten des königl. preußischen Herrn Ministers wenig oder nichts einzuwenden; sie sind im Wesentlichen die unsrigen, und stimmen mit den zu Anfange dieses Artikels angeführten Thatsachen in den meisten Stücken überein; aber sie schienen uns zu einem ganz andern Schluß zu berechtigen als dem, den der königl. preußische Herr Minister daraus zieht. Auch der Herr Baron von Roenne anerkennt die Vortheile des direkten Handels zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten; es bleibt daher nur noch die Frage zu erörtern, ob der direkte Handel darin besteht, daß zwei oder drei Städte das ausschließliche Recht besitzen, den Tausch der Produkte zwischen zwei der größten Reiche der Erde zu vermitteln; oder vielmehr darin, daß ganz Deutschland, ebenso wie die ganze amerikanische Union, unmittelbar an diesem Verkehr Antheil nimmt. Wir stellen diese Frage hauptsächlich als Süddeutsche, ohne deshalb die Großmuth zu verkennen, die der Gesandte der größten norddeutschen Macht durch das mitgetheilte Dokument an den Tag gelegt hat. Der

Herr Baron von Roenne lobt an den Hanſeaten, was an ihnen Vortreffliches iſt, indem er ihnen zugleich zu Gemüthe führt, wie ſie vereinzelt machtlos ſind. Er ſagt ſogar den Amerikanern, daß die Hanſeaten nur in Deutſchland wurzeln, und daß man das, was man ihnen allein nicht zu geſtatten geſonnen iſt, aus Rückſicht für die Macht des geſammten deutſchen Vaterlandes zugeſtehen müſſe. Vielleicht hat dieſe Großmuth den Zweck, die eingefleiſchten Gegner des deutſchen Zollvereins in den Hanſeſtädten zu beſchämen.

F. J. G

Die Nachahmungssucht der Deutschen.

Vor allen Völkern Europa's wurde sonst den Deutschen der Vorwurf gemacht, *sie ahmen Andern nach*, und sogar in den französischen Grammairen mußten wir diese Verhöhnung ins Französische übersetzen.

Völlig ungegründet war dieser Vorwurf allerdings nicht. Wen überschleicht nicht ein wehmüthiges Mitleid, wenn er die Prosa von 1650 – 1750 mit der aus Luthers Zeiten vergleicht?

Da wir aber jetzt ohne Erröthen in den lebendigen Spiegel unseres inneren Wesens, in unsere Sprache blicken können, so dürfen wir auch getrost an dieses Kapitel unserer Generalbeichte gehen, vergangener Zeiten Sünden bekennen, noch anhaftende erkennen, zukünftige vermeiden. Im Vergleiche mit andern Völkern haben wir dennoch am wenigsten abzubüßen, *unsere* Sünden fielen ins Lächerliche, und über Verbrechen lacht man nicht.

Wer ahmte das Ausland nach? Die Masse doch gewiß *nicht*. Diese ist sich in einer Weise gleich geblieben seit Jahrhunderten, welche Erstaunen erregen wird, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie genauer kennen zu lernen. Fielen doch die höheren Stände in der Uebung des Angelernten gar oft in das Waldgeschrei, wie der Vogel, welcher im Käfig nach der Drehorgel singen gelernt hat. Sie waren es, welche ihre ausländischen Standesgenossen und deren Lebensweise sich zum Vorbild nahmen, weil diese positiver und ausgebildeter war in gesellschaftlichen und politischen Mittelpunkten. *Was einen Degen trug*, glaubte der großen europäischen Adelsfamilie anzugehören. Man sprach, aß, tanzte, focht, ja sogar man ritt italienisch, spanisch, dann französisch, man verschrieb die Perücken aus Paris, jeder Fürst

glaubte von Standes wegen ſeine Montespan unterhalten, ja ein Verſailles bauen zu müſſen, ſogar das abgeſchloſſene England blieb nicht frei von dieſer Sünde, bekehrte ſich aber am früheſten, und es war ein bedeutendes Zeichen, als die engliſche Weiſe anfing, die herrſchende vor der franzöſiſchen, ja über dieſe ſelbſt, zu werden. Dieſes geſchah, weil der, damals liberale franzöſiſche Adel die politiſche Wichtigkeit des engliſchen in Fraks, Klubbs, Wettrennen und ungepuderten Haaren darzuſtellen wähnte.

Während man zu Hauſe nichts war, oder wenigſtens nicht viel mehr als nichts, mußte man ſuchen, das Ausland darzuſtellen, um ſich das Anſehen zu geben, als ſeye man etwas. Wenn Trinken und andere Rohheiten deshalb nicht abgelegt wurden, ſo beweist dieſes lediglich, daß der ausländiſche Firniß nur auf der Oberfläche und auch da nicht überall ſehr haltbar angebracht war. Die größeren Hauptſtädte waren ohnehin mit ausländiſchen Elementen überſättigt, Wien mit italieniſchen und ſpaniſchen, München durch ausländiſche Churfürſtinnen desgleichen, Dresden mit polniſchen, und Berlin mit hugenottiſchen. In den Jünglingsjahren Friedrichs des Großen war die Bildung der Berliner Geſellſchaft rein franzöſiſch, und der Tabaksklubb ſeines Vaters erſcheint, wie deſſen Zopf, als ein, vielleicht nur halb bewußtes Streben gegen das vorherrſchende Franzoſenthum, welches dem Berliner Weſen, der preußiſchen Staatsmaſchine, der Sprache eine noch jetzt merkliche Richtung geben mußte, wie das immer der Fall ſeyn wird, wenn eine ältere, ſelbſtbewußtere Kultur maſſenweiſe in ein Volk eingebracht wird.

Die Fürſten Deutſchlands ſind deutſcher geworden, theils weil ihre Unterthanen in den Todeskampf wider das Ausland geführt werden mußten, theils weil das Ausland wirklich aufgehört hat, uns geiſtig zu beherrſchen und dadurch die politiſche Eroberung vorzubereiten, wie Ludwig XIV. dieſes erſtrebte. Es iſt dieſes eine Seite ſeiner Regierung, welche wir für wichtiger halten müſſen, als ſeine Eroberungen. Die Franzoſen reden wenig davon, vielleicht weil ſie hoffen, das Arcanum ein andermal gebrauchen zu können.

Während der Verkehr auf eine, noch nie dageweſene Weiſe täglich mehr ſich erweitert, während ein Volk täglich mehr von allen andern lernt, iſt Abſchließung unmöglich; aber wir erblicken

neben dieſer Erſcheinung eine nicht minder wichtige. Die verſchiedenen Völker erkennen ſich jetzt weit klarer und lebendiger in ihren Eigenthümlichkeiten und Berufen als früher. Es offenbart ſich in dem Verähnlichen, welches nun bedeutend tiefer eingedrungen iſt in die mittleren Volksklaſſen, ein Element, welches das Gerinnen des noch Flüſſigen, die Kryſtalliſation des Geronnenen ankündigt.

Der Deutſche iſt bildſam, und erkennt fremde Eigenthümlichkeiten gerne an, im politiſchen wie im kirchlichen Gebiete. Wenn er in England ausſchließend wurde, ſo war die Bewohnung eines Eilands, wenn in Holland, ſo war der lange Befreiungskampf und der Seehandel, wenn in Belgien, ſo war die Rückkehr unter das politiſche und religiöſe Joch Spaniens der Grund. Der ſittenſtrenge republikaniſche Calvinismus ging parallel mit der politiſchen Abſonderung vom deutſchen Reichskörper, in welchem das Lutherthum ſich feſtgewurzelt hatte. Die in Deutſchland wiedergeborene Kirche ſtellt ſich ſo wenig als ausſchließend, abgeſchloſſen und unfehlbar dar, als das ganze Leben und Gebahren unſeres Volks.

Wenn die Eigenthümlichkeit des Deutſchen in früheren Zeiten ſo leicht in die Weiſe des Volks aufging, unter welchem er wohnte, ſo war dieſes leicht erklärlich. Er brachte nichts mit, was ihm als Deutſchen beſonders lieb und unveräußerlich erſcheinen mußte. Sein Intereſſe dehnte ſich ſelten jenſeits der Heimat aus, und was er im neuen Vaterlande fand, war mehr werth, als was er zu Hauſe verlaſſen hatte. Als Franzoſe, als Engländer, ja als Holländer war er doch wenigſtens Etwas. Ja er mußte ſich etwas darauf einbilden, wenn er in ſeiner Werkſtätte in derſelben Sprache befehlen konnte, in welcher zu Hauſe die Herrſchaften an ihrer Tafel redeten. Wo er einer jüngeren Kultur ſich zugewendet hatte, in Ungarn und Rußland, hielt er an ſeiner Volksthümlichkeit feſt und verfehlte nicht, ſich für höher geſtellt zu achten als die, bei denen ſeine angeſtammte Tüchtigkeit und Redlichkeit ihm reichliches Auskommen verſchaffte.

Während in den Hugenottenkolonien das Anfangs ſo ängſtlich gehütete franzöſiſche Volksthum beinahe ganz in das deutſche aufgegangen iſt, bemerken wir, daß überall im romaniſchen Auslande die Deutſchen ſich zuſammenthun, ihre Sprache, ihre Eigenthümlichkeiten, ja in Rom ſelbſt ihren Glauben zu erhalten, ſich unter

einander in Liebe zu dem gemeinſchaftlichen Vaterlande zu ſtärken ſtreben. Auch in Amerika entwickeln ſie einen Charakter, und zwar mit mehr Kraft, als im Verhältniſſe zu ihrer vermehrten Zahl.

Dieſe Erſcheinungen, und mehr noch die fortſchreitende Ausbildung unſerer Sprache müſſen auch dem Ungläubigſten die Ueberzeugung aufdringen, daß die Zeit des unbedingten Aufnehmens und Ueberſchätzens des Ausländiſchen für uns vorüber ſey.

Was uns als Volk von allen andern, das italieniſche ausgenommen, unterſcheidet, iſt die Decentraliſation. Sie hat ihre unbeſtreitbaren Vortheile, aber auch bedeutende Nachtheile, welche von uns recht ſchmerzlich gefühlt worden ſind, und gefühlt werden. Aber auch die Centraliſation hat ihre Nachtheile. Paris gleicht einer Perle, der krankhaften Ausſonderung ihrer Muſchel. Je größer und glänzender jene ſich bildet, um deſto ſchneller muß dieſe vergehen.

Wir können aber vielleicht die Vortheile der Centraliſation uns aneignen, ohne die der Decentraliſation ganz, oder dem größeren Theile nach, zu verlieren. Die Erfahrungen, welche Andere gemacht haben, kann nur der benützen, welcher ſachte hinterdrein geht, was nach Umſtänden ſo übel nicht iſt. Es iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen Nacheifern und Nachäffen.

Haben wir lange genug Zeugniß abgelegt von unſerer untergeordneten Stellung dadurch, daß das Ausland uns in allem zum Vorbild dienen mußte, ſo wollen wir jetzt, in glücklicheren Zeiten, uns nicht überheben und bekennen, daß wir noch ſehr viel zu lernen und das zur Nacheiferung wohl zu nützen haben, was uns von Bildſamkeit noch übrig geblieben iſt.

Wir können täglich bemerken, wie und in welchen Beziehungen die Franzoſen England, Deutſchland und Italien als höher ſtehend, als vollſtändiger ausgebildet erkennen, wie die alte Civiliſation der Italiener ſich am Vorbilde der erneuten franzöſiſchen, wie diejenige der Ruſſen ſich durch Aneignung alles Erbes der Zeit zu kräftigen ſucht. Und wir, billiger als die romaniſchen Völker, gerechter als die Engländer und aus zäherem Stoffe als die Slawen, wir ſollten in einem ſo zukunftſchwangern Zeitabſchnitte, wie der jetzige iſt, von Einem Nachbar nur Moden, von dem andern nur Wetten auf noch nicht geborne Fohlen, von einem dritten nur den männlichen Schnürleib uns holen?

Nein, wir haben noch vieles nachzuholen, was uns die unglückliche Vergangenheit verſagt hat, wir vermiſſen noch manche Zweige an dem langſam wachſenden Baume, welcher aus geſundem Kern entſproſſen, nur auf günſtige Tage wartet, um jene zu treiben.

Gehen wir einmal vorurtheilsfrei die Gegenſtände durch, um welche wir unſere Nachbarn noch zu beneiden haben. Wir werden finden, daß wir ſie uns anecignen können, wenn wir nur ernſtlich wollen, ohne auf das zu verzichten, was mit uns verwachſen iſt, ausgenommen unſere Erbſünde, die Scheu an dem einmal Gegebenen zu rütteln, wäre es auch noch ſo unbequem, den erſten Schritt zu machen in das Land unſerer Wünſche und Träume, und etwas aus eigenen Antrieb anzufangen, ohne äußeren Anſtoß und Nöthigung. Unſer John Bull iſt ein Philiſter. Der John Bull der Engländer iſt zwar ebenfalls weit entfernt, eine ſüßduftende Tugendblume zu ſeyn; dennoch aber könnte ſein deutſcher Bruder Manches von ihm lernen.

Zuerſt die Weiſe, wie das Gemeinſchaftliche, das Oeffentliche behandelt werden ſoll. Wo es ſich um das Intereſſe Vieler handelt, in Angelegenheiten der Gemeinde, der Aktiengeſellſchaft, einer Creditorſchaft, eines Klubbs, da braucht man in England nicht zur Theilnahme bei Strafe zu entbieten, nicht die erforderliche Anzahl von Stimmgebenden zuſammen zu betteln; jeder trägt ſeinen Antheil am Allgemeinen, hütet aber eiferſüchtig ſein Recht mitzuſprechen und ermangelt gewiß nicht, den Raum für ſich und ſeine Partei zu beſetzen, welchen die Unthätigkeit der Theilhaber vielleicht zu beſetzen verſäumte. Er ſpricht gut oder ſchlecht, wie er es vermag, aber er läßt ſich lieber auszischen, ehe er unthätig bleibt, und wenn die Wahl nicht nach ſeinem Sinne ausgefallen iſt, ſo wartet er ab, ob der Gegner ihm nicht durch dumme Streiche Gelegenheit biete, ein andermal mit ſeinen Anſichten durchzudringen. Bei uns fordert man von den Gemeinderäthen, zu deren Wahl man zu träge war mitzuwirken, das Höchſte, das kaum Erreichbare, bekrittelt ſie auf allen Bierbänken, und bleibt bei der nächſten Wahl aufs Neue weg, ſagend: „man wiſſe voraus, daß nichts Geſcheidtes herauskomme," was denn auch richtig einzutreffen pflegt. Wir ſind in die Theilnahme am Oeffentlichen noch nicht ſo hineingewachſen, daß wir ſeine Unbequemlichkeiten

um der großen Vortheile willen gerne und freudig ertrugen, leben aber der Hoffnung, daß das nachwachſende Geſchlecht es in ſeinem Intereſſe finden werde, die Fragen ſchärfer anzuſehen als das jetzige, welches ſich von dem Druck endloſer Bevormundung nicht auf einmal in den freien Gebrauch wiedererſtatteter Rechte finden kann.

Ein anderer Gegenſtand der Nacheiferung iſt uns das engliſche Familienleben im Mittelſtande, und beſonders die Ausdehnung der väterlichen und hausherrlichen Gewalt. In der Abgeſchloſſenheit, individuellen Ausbildung jedes Hausweſens und der ſtrengen Beachtung der herrſchenden Anſichten mag etwas Beengendes liegen, aber es iſt wohl unbeſtreitbar, daß Sitte, Angewöhnung und Beharrlichkeit in den Formen des täglichen Lebens nothwendig und heilbringend ſeyen. Was die Engländer zu viel haben an Anhänglichkeit an das Gegebene, was ſie uns oft lächerlich und widerwärtig erſcheinen macht, das würde bei unſerer kontinentalen Lage und geringerer, vielleicht zu geringen Schroffheit von ſelbſt wegfallen, während nebenbei der Sinn für wahre, nicht nur ſcheinbare Reinlichkeit, für Wohnlichkeit, für Vollſtändigkeit unſerer Habe und Werkzeuge daraus für uns erwachſen würde.

Der Engländer ſollte ferner unſer Meiſter ſeyn in der Achtung für alle kirchlichen Formen und in der Enthaltſamkeit, von denſelben in Geſellſchaft zu ſprechen. Wir verwahren uns zwar feierlich, daß wir die finſtere Strenge der engliſchen Sonntagsfeier weder billigen, noch ſelbſt in ihrer jetzigen Geſtalt entſchuldigen wollen, aber wir wünſchten, der armen und dienenden Volksklaſſe wegen, für welche ein Ruhetag Bedürfniß iſt, die Enthaltung von aufſchiebbaren Arbeiten an Sonntagen allgemeiner bei uns zu ſehen.

Eine Folge der Geſetzgebung, des Familienlebens, beſonders aber der geſellſchaftlichen Uebereinanderſtellung in England iſt die Achtung, welche auch das lebendigſte Selbſtgefühl, das regſte Streben nach Unabhängigkeit vor dem hat, welcher ſocial oder politiſch höher geſtellt iſt. Man betrachte nur den engliſchen Seedienſt genauer, und man wird begreifen, warum „Neptuns Dreizack der Scepter der Welt ſey.“

Wir möchten unſern Wunſch, was wir von England uns holen oder zurückfordern ſollten und könnten, durch ein Beiſpiel deutlich machen.

Wenn Spanien aufs Neue ſeine alte berühmte Schafzucht, welche durch dreißigjährige Kriege ſehr heruntergekommen ſeyn muß, wieder herſtellen und verjüngen will, ſo muß es ſuchen ſich mit dem ſorgfältig fortgezüchteten Elektoralvieh aufs Neue anzuſtammen. Deutſchland gibt der Quelle ſeiner feineren Schafzucht das Entlehnte verbeſſert und vervollkommnet zurück. So haben deutſche Elemente in dem Eiland ſich ſchön und vollſtändig ausbilden können, welches durch das Meer geſichert und durch langen Frieden beglückt war. So wohl iſt uns nicht geworden, aber wir dürfen hoffen, daß bei günſtigeren Umſtänden das auf deutſchem Boden freudig aufs Neue gedeihen werde, was vor langer Zeit aus demſelben auf das ſichernde Eiland verpflanzt ward. Geſchah doch Aehnliches mit den ſchottiſchen und iriſchen Glaubensboten vor mehr als einem Jahrtauſend. Es ſcheint dafür geſorgt zu ſeyn, daß irgendwo das erhalten werde, was werth iſt, nicht unterzugehen.

Wie viel die Abſchließung durch das Meer zu dieſer eigenthümlichen Geſtaltung beigetragen habe, beweiſt vor Allem das Beiſpiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche vielleicht im Verlauf der Zeit ſich aus der Inſel aufs Neue die unverfälſchte Urform holen müſſen, von welcher ſie ſich mit Rieſenſchritten entfernen.

Von den Franzoſen haben wir leider zu viel lernen wollen und lernen müſſen. Einiges hievon iſt uns zum Segen geworden, viel Anderes aber zum Unſegen. Das, wodurch der beſchränkte Franzoſe ſo oft von einem weit höher begabten Deutſchen als überlegen anerkannt wird, iſt die vollſtändige Ausbildung innerhalb eines häufig ſehr engen Kreiſes; außerhalb dieſes Kreiſes weiß und vermag der Franzoſe nichts und geſteht dieſes offen ein, innerhalb deſſelben findet er im Zuſammennehmen ſeiner Kräfte den ſtrategiſchen Punkt der Angelegenheit behend heraus, und ſiegt durch ſchnelles Beſetzen deſſelben mit nur hier überlegener Kraft.

Der Franzoſe verſteht aus Wenigem Viel zu machen, in der Küche, in Geräthen, in Literatur, im täglichen Leben. Bei uns findet nur zu oft das Entgegengeſetzte ſtatt. Er ſpeist häufig mit Worten ab, aber er ehrt die Formen, und übt beſonders in amtlichen Verhältniſſen die Gewalt mit Höflichkeit und einfacher

Bestimmtheit, welche wir in Deutschland so oft schmerzlich vermissen.

Dieselbe einfache Bestimmtheit, dieselbe Beherrschung der Form gibt ihm auch bis jetzt noch eine anerkannte Ueberlegenheit über alle übrigen Literaturen in populärer Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände, sogar solcher, von denen man es für kaum möglich halten sollte, daß sie auf eine Weise behandelt werden könnten, welche zugleich der großen Masse verständlich und den Gebildeten genießbar wäre.

Vor allem aber thun die Franzosen sich hervor in Festhaltung ihrer Volksthümlichkeit, ihrer wahren oder nur eingebildeten nationalen Interessen, in einem Missionärseifer für dieselben, besonders durch Einimpfung ihrer Sitten, Ansichten und Sprache auf andere Völker. Diese durch Jahrhunderte fortgesetzte Offensive stößt zwar in neuerer Zeit überall auf aktive Defensiven, hat aber Frankreich unglaublich und besonders 1814 und 1815 genützt, und findet leider in den höhern Ständen unter uns noch Feldes genug, um seine Anmaßungen als Berechtigungen uns aufzudringen.

Nur vertheidigend, darum aber nicht minder selbstbewußt, durch politisches Mißgeschick auf sich und das Nächststehende zurückgedrängt, kann der Italiener uns als Vorbild gelten, wo es sich handelt vom Ruhme und den Vorzügen der Vaterstadt, von deren Verschönerung, überhaupt von natürlichem Geschmack und vom Festhalten an alter Civilisation, ohne das Neue gerade abzuweisen. Man vergleiche den italienischen Handelsmann in Deutschland mit den deutschen Handwerkern und Fabrikanten in Italien, und man wird finden, daß beide Völker eigentlich dazu geschaffen scheinen, sich wechselseitig zu ergänzen. Wo nicht zufällige Momente, politische oder kirchliche, störend eingewirkt hatten, betrachten sich beide Völker mit einer Art Wohlwollen. Sie scheinen zu fühlen, daß sie sich wechselsweise nothwendig, daß sie gemeinschaftlich unglücklich und zertheilt worden seyen. Gemeinschaftliches Unglück aber ist ein festes Band, unendlich fester als gemeinschaftliches Glück.

Wohl wissend, daß Witz, leichtes Anfassen des Lebens, Mäßigkeit und allgemeine Verbreitung des Kunstsinns eben so Folgen des südlichen Klima's sind, als sittlicher Ernst, Arbeitsamkeit

und Beharrlichkeit Folgen des nordiſchen, glauben wir dennoch, daß Italiens Einfluß auf Deutſchland ſich in manchen Beziehungen wohlthätig ſteigern könnte. Er iſt in Augsburg und München, in Wien und ſelbſt in Prag ſeit Langem bereits vielfach merklich. er möge ſich auch im übrigen Deutſchland in Verſchönerungsſinn, in Achtung, Aufſtellung und Erhaltung vorhandener Kunſtſchätze, in Veranſtaltung geſchmackvoller Feſte, und im Feſthalten am örtlichen Typus äußern, durch welches die zärtliche, beinahe leidenſchaftliche Liebe für die Heimat bei dem Italiener hervorgebracht wird. Wir glauben zwar, daß dieſe durch die Unmöglichkeit geſteigert wurde, ſich mit größeren volksthümlichen Intereſſen zu befaſſen, leben jedoch der Hoffnung, daß dort wie hier Vaterland und Heimat zugleich Gegenſtände thätiger Anhänglichkeit werden können, ja daß man jenes nur dann vollſtändig begreife und liebe, wenn man mit dieſer recht innig verwachſen iſt.

Bei allen romaniſchen Völkern finden wir das lebendige Selbſtgefühl, die Ueberzeugung jedes Einzelnen, daß er etwas ſey und zu noch etwas Höherem Tüchtigkeit beſitze, jene Kunſt ſich Unglaubliches zu verſagen, um zu einem klar erkannten Ziele — gewöhnlich dem ökonomiſcher Unabhängigkeit — zu gelangen, und das Talent, nicht im Allgemeinen, aber im Augenblick klüger, behender und durchgreifender zu handeln, als der Gegenüberſtehende. So oft man bei dieſen Völkern Ueberſchätzung der Perſönlichkeit findet, bedauert man bei uns Unterſchätzung; und die rechte Mitte zwiſchen beiden wäre unſerem Volke und jedem einzelnen Deutſchen recht ſehr zu wünſchen. Ja es wäre ihm zu wünſchen, daß er den alten Römern, welche der ſüdweſtlichen europäiſchen Welt ihren ehernen Stempel aufgedrückt haben, und mit deren Schriftſtellern unſere zu höherer Bildung berufene Jugend geiſtig aufgeſäugt wird, — daß er den alten Römern die Großartigkeit und Einfachheit, den durchdringenden geſunden Menſchenverſtand und die Tüchtigkeit in jeder Ausführung ablernen möchte, ohne darum ſich durch die alten Klaſſiker das Gelüſte einimpfen zu laſſen, die Welt zu beherrſchen und jedes Mittel zu dieſem Zwecke begierig zu ergreifen, wie die romaniſchen Völker durch ihre Blutsverwandtſchaft, die deutſchen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung durch Reiſelaufen zu beider Verderben ſich haben beigehen laſſen.

Wir wollen nicht anſtehen zu bekennen, daß wir auch von

Slawen, Türken und Juden lobenswerthe Eigenſchaften uns aneignen könnten, ſo ſehr wir uns über dieſe erhoben wähnen.

Die Leichtblütigkeit und Gefügigkeit des Slawen hängt zwar ſo enge mit andern keineswegs nachahmungswerthen Eigenſchaften zuſammen, daß es ſchwer iſt zu hoffen, es könnten jene ſich angeeignet werden, ohne in dieſe zu verfallen; aber unmöglich ſcheint es uns doch nicht, und wir glauben, daß eher Erziehung und Unterricht uns ſo einſchüchtern und ſchwerfällig machen, als natürliche Anlage. Jedenfalls können jene dieſe mit Erfolg, beſonders durch allgemeine Wehrverpflichtung, Turnen und einfache ſtehende Formen des Schulunterrichts bekämpfen.

Die Türken und Morgenländer überhaupt übertreffen uns nach dem Ausſpruche aller befugten Reiſebeſchreiber an wahrer Humanität, an Gleichmuth in Glück und Unglück, und beſonders an treuer Anhänglichkeit an Trachten und Formen, deren von Oben verfügte Abſchaffung das Zeichen des innern Verfalls der europäiſchen Türkei, und des Uebergewichts des abendländiſchen Prinzips über das morgenländiſche in derſelben iſt. Der Deutſche mit ſeiner Läſſigkeit und geringen Eitelkeit würde durch eine geſchmackvolle und bequeme Nationaltracht nicht nur die geiſtige Abhängigkeit vom Auslande los, er würde auch ſelbſtbewußter im In- und Ausland. Auch hier könnte allgemeine Wehrpflicht Vieles anbahnen.

Die Juden endlich haben durch Verfolgung und Mißhandlung manche treffliche Eigenſchaften treuer erhalten und vollſtändiger ausgebildet als wir, Achtung gegen das Alter, Innigkeit der Familienbande und Sinn für Wohlthun. Ein Charakter wie der S. Heine's in Hamburg konnte nur durch die traurige Stellung ſeines Volks ſich bis zu der rührenden Einfachheit und dem erhabenen Standpunkt ſteigern, auf welcher wir ihn bewundern müſſen, aber obige Züge erſcheinen auch oft am Ergreifendſten gerade bei den Aermſten, und Ehre, wem Ehre gebührt!

Nachdem wir nun frei und offen bekannt zu haben glauben, daß uns noch Vieles fehle zu der Vollkommenheit, welche man hienieden zu fordern berechtigt iſt und welche wir dereinſt erlangen können, wenn wir nur ernſtlich darnach ſtreben, wollen wir uns getroſt nach den Mitteln umſehen, durch welche wir zu dem ſo wünſchenswerthen Ziele gelangen können.

Diese scheinen uns in dem klaren Erkennen der täglich schwieriger werdenden Aufgaben für die Regierungen, in Reisen für die gebildeten Stände, und in geduldigem, aber unabläßlichem Einwirken beider auf die Massen zu liegen.

Die vielen zersetzenden Elemente, welche in unsere Zeit einwirken, die unglaublich gesteigerte Mitbewerbung der Einzelnen und der Staaten, die vermehrten Bedürfnisse und Ansprüche, besonders aber die Gewalt der Presse und der Börsen, machen es jeder Regierung zur unabweislichen Pflicht, nicht zurück zu bleiben, sondern nach allen Seiten hin jede Thätigkeit zu entwickeln. Daher die erfreuliche Erscheinung der häufigen Reisen der Thronfolger, der Absendung ausgezeichneter Spezialitäten ins Ausland zu Vervollkommnung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten, dahin wo diese vollständiger ausgebildet sind, als zu Hause, daher die Theilnahme an Wandervereinen, an gemeinnützigen Unternehmungen aller Art auch im entferntesten Ausland.

Wie viel aber bleibt noch zu thun übrig, ehe Deutschland über die Gegenstände alle aufgeklärt ist, in welchen es dem Ausland nachzueifern hat, wie viele Werke sollten noch nach dem Muster des Binke'schen (über die Verwaltung Englands) zum Frommen unserer Staatsmänner erscheinen!

Die Frage der Nacheiferung von Seiten unserer Regierungen stellt sich jetzt täglich mehr so heraus: Was müssen wir thun, um die Vortheile der Centralisation mit Erhaltung des vielgestalteten deutschen Lebens zu erlangen, und wie viel kann die deutsche Bildsamkeit von diesen fremden Elementen aufnehmen und mit den ingeborenen Eigenschaften des Volks in Einklang bringen, ohne auf Widerstand zu stoßen und ohne den Nationalcharakter zu fälschen?

Bei dem allseitig vermehrten Verkehr kann im Mittelstande die Benützung der Reisen zu klareren Begriffen über sich und andere am Leichtesten führen, und bereits sind die Erfolge vielfach sichtbar. Ja es ist hiedurch bereits eine Art Indifferenzirung hervorgebracht worden. Ueberall stellen die höheren und mittleren Stände sich gleichförmig unter sich und mit den parallelen in andern Ländern dar, so weit klimatische und Stammsverhältnisse nicht unverwischliche Verschiedenheiten aufgedrückt haben.

Die Maſſe des Volks wird überall von der höheren Bildung, dem ausgedehnten Beſitz, der größeren Macht an das Schlepptau genommen. Aber die dankbare Empfänglichkeit für das Beſſere, mit welcher ſie in Deutſchland vergilt, wird anderwärts nicht gefunden. Wir haben oben bereits angedeutet, daß wir die allgemeine Wehrpflicht für das geeignetſte Mittel halten, anklebenden Mängeln entgegen zu arbeiten, und unſer Volk ſelbſtbehülflicher, thatkräftiger, reinlicher und aufmerkſamer auf die äußere Erſcheinung zu machen. Turnen, praktiſchere Richtung des Unterrichts, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege werden ebenfalls weſentlich dazu beitragen, uns von dem traurigen Erbe der früheren Zeit zu befreien.

Des Deutſchen Eigenthümlichkeit iſt im Auffinden des eigenen Wegs, in Ausbildung ſeines Ichs, in redlichem Streben nach Beſſerem bei ſtarrem Feſthalten ſeiner Beſonderheit. Jeder hat ſein „für ſich," ſein „durch ſich," und gerade in dem Nichtanerkennen der Autoritäten liegt der Grund, warum wir hoffen, daß ſelbſtſtändige Ausbildung eben ſo ſehr eine ſelbſtbewußte politiſche Stellung zieren werde, als Nachäffung die Zeiten des politiſchen Zerwürfniſſes und Verfalls noch ſcheußlicher zu machen geholfen hat; denn keine derartige Erſcheinung ſteht vereinzelt in der Geſchichte da.

So könnte man ſchon aus dem Weſen der deutſchen Sprache beweiſen, daß unſerem Volke eine reichere Ausbildung zugewieſen ſey, als jedem andern. Sie iſt bereicherbar ins Unendliche, und ſo wie das von Außen hereingekommene einmal mit unſerem Leben verwachſen iſt, ſo iſt die Sprache gefügig genug, bis in die kleinſten Einzelnheiten hinaus die neuen Bedürfniſſe vollſtändig, allgemein verſtändlich durch neue vernunftgemäße Wortbildung zu befriedigen. In dieſer Erſcheinung ſcheint uns ein bedeutender Wink für die zukünftige Ausbildung des geſammten deutſchen Weſens zu liegen.

Sobald unſer Heerweſen volksthümlicher wird eingerichtet ſeyn, wird demnach eine Unzahl franzöſiſcher, ſpaniſcher und italieniſcher Ausdrücke verſchwinden, welche früher deutſch gegeben wurden, ehe wir mit Landsknechten aller Völker zuſammen dienen, oder dem Lohndienſte dieſer zulaufen mußten. Aus den Kanzleien wird eben ſo, wiewohl nach etwas hartnäckigerem Widerſtand, das liebe

Latein weichen müssen, sobald Gesetzgebung und Verwaltung den Bedürfnissen der Zeit sich einigermaßen nähern werden. Was wir in früheren Zeiten von der älteren Kultur des Südens aufgenommen haben, ist bereits mit uns dergestalt verwachsen, daß wir so wenig daran denken, daß Brief, Papier, Siegel, Post ꝛc. aufgenommene Worte seyen, als daß wir uns der arabischen Zahlen bedienen.

Daher liegt das Ziel, nach welchem wir die Strebungen unseres Volks gelenkt wünschten, bedeutend ab von dem, welches die Volksführer von 1813 stecken wollten. Es erging der gewaltsamen Sprachreinigung wie der sogenannten altdeutschen Kleidertracht. Diese wird von selbst wiederkehren, wenn wir alle wieder wehrhaft und nicht nur mit einem pariser Degen geschmückt gehen werden. Alsdann wird auch die Sprache sich von selbst machen, nicht aber so lange wir unsere überflüssigen Bedürfnisse mit wetteifernder Eile aus den kolossalen Mittelpunkten anderer centralisirter Völker uns verschaffen.

Unsere geographische Stellung weist uns an Aufnehmen und Wiedergeben, an Sammeln und Verarbeiten des gesammten geistigen Erwerbs Europa's, an eine Mitbewerbung im allergrößten Maßstabe.

Das hat Preußen nach seinem Mißgeschicke und durch dieses verstanden, und der Himmel gebe, daß wir nicht ein eben so großes oder noch größeres abwarten, um Aehnliches zu wagen, sondern die Friedensjahre, die bereiten Geldmittel, die beruhigte Stimmung dazu verwenden.

Auch will uns bedünken, daß bei den schwachen Anfängen vereinter Kraftäußerungen das Selbstgefühl unseres Volks, des schreibenden vorzüglich, ein wenig vorschnell aufgetreten sey. Unser Weg bis zur größtmöglichen Einigung ist noch weit, und nichts weniger als geebnet oder auch nur gebahnt. Wir sollten nicht vergessen, daß Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung, daß wahre unverstellte Zerknirschung und Demuth allein uns zum Heile führen können.

Daher ist eine Volksthümlichkeit niemals weder abgeschlossen, noch vollkommen. Es ist heilsam, es ist nothwendig, daß sie selbstbewußt, lebendig, eifersüchtig und nachstrebend sey, aber für einzig soll und darf sie sich so wenig halten, wie irgend eine

Glaubensform. Dieſe wird gewiß überall durch Berührung mit andern inniger und aufmerkſamer auf ſich ſelbſt. So geht es mit den Eigenthümlichkeiten der Völker, der vermehrte Verkehr wird bei ihnen, wie bei den Kirchengemeinden Hollands und Englands, die heilſame Folge haben, daß ſie weit eigentlicher ihren Zweck und ihre Beſtimmung erfüllen, als wenn ſie allein im Hauſe ſitzen, und mit ſtolzer Selbſtberäucherung ſich die Zeit vertreiben.

H. E.

Die Bedeutung des Nationalen im religiöſen Leben,

mit beſonderer Beziehung auf die Gegenwart.

Die Grundformen, in denen das menſchliche Seyn und Leben ſich darſtellt und entwickelt, ſind: die Individualität, die Familie, das Volk und die Menſchheit. Dieſe Unterſchiede ſind in der Natur gegeben, eben damit alſo durch den ſchöpferiſchen Willen geordnet. Alles aber, was urſprünglich und wahrhaft naturgemäß iſt, das hat auch auf dem ſittlichen und religiöſen Gebiete ſeine Berechtigung; die Religion kann das Göttlichnatürliche nie zerſtören, ſondern nur weihen und verklären, zu ſeiner wahren Beſtimmung und Bethätigung führen wollen: alſo muß auch im Reiche Gottes nicht blos der Einzelne und die Menſchheit, ſondern es müſſen auch die Zwiſchenglieder, die Familie und das Volk, ihre weſentliche, unvergängliche Bedeutung haben.

Es war ganz in der Ordnung, daß das Chriſtenthum bei ſeinem Auftreten die beiden Endpunkte ins Auge faßte: das Individuum und die Menſchheit; auf das Individuum ging ſeine nächſte, auf die Menſchheit ſeine letzte, allgemeinſte Beſtimmung; vom Einzelnen in ſeiner individuellſten Stellung zu Gott mußte das Heil beginnen, das ſich dann — dies war ohne Zweifel Grundbewußtſeyn des Chriſtenthums — zur Sache des ganzen Geſchlechtes erweitern ſollte. Dies Letztere aber vermochte das Chriſtenthum nicht, ohne ſich durch die natürlichen Durchgangspunkte der Familie und des Volkes hindurch zu bewegen, und wenn gleich dieſe in der urchriſtlichen Anſchauung nicht ſo ausdrücklich hervortreten, ſo lag es doch in der Natur der Sache und die Entwickelungsgeſchichte

des Christenthums zeigt es auf allen Blättern, daß sie jeder Zeit für das christliche und kirchliche Leben von tiefgreifender Wichtigkeit waren.

Die Stellung der Familie, dieses ersten und wichtigsten Feuerherdes der Frömmigkeit, zur Bildung des christlichen Lebens ist vielfach und auch in neuerer Zeit ins Auge gefaßt worden; dagegen hat man die Bedeutung der Nationalität für Christenthum und Kirche weniger beachtet, und doch fordert unsere Zeit gebieterisch dazu auf. Nationalität, Volksthum ist ein Grundthema der Gegenwart: überall regt und erhebt sich das Nationale, und sollen wir das aussprechen, worin alle edleren Parteien in Deutschland sich zusammenfinden, so ist es die Herstellung einer deutschen Nationalität. Wenn nun dieser Gedanke durch alles durchdringt und auf alle Gebiete angewendet wird, so kann und darf das religiöse nicht das letzte seyn. Nachdem so viel vom Verhältniß der Kirche zum Staate gehandelt worden, läßt sich wohl auch einmal von der Stellung der Religion, des Christenthums zur Nationalität sprechen.

Unsere Frage ist also: welche Bedeutung und welches Recht hat die Nationalität im Bereiche des religiösen, insbesondere des christlich-kirchlichen Lebens? Und der natürliche Gang wird der seyn, daß wir die Sache zuerst an sich und in ihrer geschichtlichen Ausprägung, dann in ihrer praktischen Beziehung auf die Gegenwart in Betrachtung ziehen.

Das Nächste ist, zuzusehen, wie sich überhaupt die Begriffe von Volk und Religion zu einander verhalten? Unter Volk verstehen wir natürlich nicht das, was auch Noth, Zwang oder bloße Kultur hervorzubringen vermögen, die geschlossene, rechtlich geordnete Einigung einer Menschenmenge unter bestimmter Verfassung, nach bestimmten Gesetzen, wie wir dies z. B. in Nordamerika finden, ohne daß wir deßhalb die Gesammtheit der in jenem Staatenbunde Vereinigten ein Volk nennen dürfen; sondern unter Volk begreifen wir das, was nur die Natur oder die wesentlich von einer Naturbasis ausgehende geschichtliche Entwickelung hervorbringen kann: die auf besondere Abstammung sich gründende, blutsverwandtschaftliche, in eigenthümlichen, festgeprägten Zügen des körperlichen und geistigen Seyns sich ausdrückende Einheit und Zusammengehörigkeit eines größeren oder kleineren Theiles der

Menſchheit; eine Einheit, die ſich vor allem und ihrer innerſten Seele nach in der Sprache und in dem an die Sprache geknüpften gemeinſamen Empfinden, Schauen und Denken, dann aber auch in Sitten und Gewohnheiten, und endlich in Geſetzen und Verfaſſung kund gibt; denn — gelegentlich geſagt — nicht die Verfaſſung iſt es, die das Volk macht, ſondern das Volk iſt es, das ſich ſeine Verfaſſung ſchafft, und darum gibt es auch nicht eine abſtrakt beſte Verfaſſung, die für alle paßte, ſondern diejenige wird für jedes Volk die beſte ſeyn, in welcher ſich der Geiſt deſſelben am reinſten ausprägt. Nationalität, Volksthümlichkeit iſt alſo der Inbegriff der Grundzüge und Eigenthümlichkeiten, durch welche ſich ein natürlich begründeter in ſich zuſammenhängender Sondertheil der Menſchheit auszeichnet und von allen übrigen unterſcheidet, es iſt die durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch ſich gleichbleibende geiſtig-ſinnliche Phyſiognomie einer Stamm- oder Geſchlechtsgeſammtheit, die unter den übrigen Geſammtheiten derſelben Art wie ein eigenes Individuum mit beſonderer Ausſtattung und dadurch bedingter eigenthümlicher Beſtimmung daſteht. Wahre Nationalität iſt immer etwas natürlich Gegebenes; ſie wird durch Kultur entwickelt und zum vollen Bewußtſeyn, zur freien Selbſtbethätigung gebracht, aber ſie kann nicht künſtlich erzeugt oder von Grund aus geändert werden, denn ſie iſt die von ſchöpferiſcher Hand vorgezeichnete Form und Grenze, innerhalb deren ein Volk ſich auszubilden eben ſo entſchieden prädeſtinirt iſt, wie ein Individuum innerhalb des Maaßes ſeiner natürlichen Anlagen. Dieſe Nationalität iſt es dann auch, die jedem Volke, wie ſie daſſelbe nach außen abgrenzt und in ſich ſelbſt einheitlich zuſammenſchließt, ſo poſitiv ſeine eigenthümliche Stellung in der Entwicklung der Menſchheit und ſeine Miſſion in der Weltgeſchichte anweiſt.

Religion, Frömmigkeit nun iſt eine Sache, die auf den erſten Blick mit dieſen Beſtimmungen, mit Volk und Volksthümlichkeit, gar nichts zu thun hat, und es gibt gewiß nicht wenige, gerade unter den Frommen, die es von vorneherein verwerflich finden werden, beide in Berührung zu ſetzen. Religion iſt die Lebensbeziehung des Menſchen auf das Göttliche. Es liegt darin alſo fürs Erſte ganz einfach nur dies: daß ein Göttliches ſey, von welchem der Menſch in ſeinem Daſeyn abhängt und beſtimmt wird, daß er ein Bewußtſeyn von dieſer Abhängigkeit habe, und daß

dieſes Bewußtſeyn auf ſein inneres und äußeres Leben wirke. Dagegen von Naturbedingungen und von einem Volksunterſchiede, der auf Naturbedingungen ruht, iſt hierbei nicht die Rede, vielmehr ſcheint es gerade die Beſtimmung der Religion zu ſeyn, und zwar je vollkommener ſie iſt, deſto mehr, darüber hinauszuführen. Allein, genauer erwogen, iſt es doch nicht ſo. Auch die Volksthümlichkeit ſteht, wie alles wahrhaft Natürliche und Geſunde, in einer ſehr beſtimmten Beziehung zur Religion. Dies liegt im Weſen der Sache: denn da die Religion als das Höchſte und Allumfaſſende des menſchlichen Daſeyns alle Gebiete des Lebens zu durchdringen beſtimmt iſt, ſo muß ſie auch mit der Volksthümlichkeit in Kontakt treten, und da die Volksthümlichkeit bei den höher entwickelten Nationen nothwendig eine ſittliche Bedeutung gewinnt, ſo kann ſie ſich, vermöge des unabtrennbaren Zuſammenhangs des Sittlichen mit dem Religiöſen, dem Einfluſſe der Religion weder entziehen, noch, wenn ſie ſich anders recht verſteht, entziehen wollen; es wird aber auch durch geſchichtliche Erfahrung bewährt: denn faſſen wir die Religion nicht als Abſtraktum, ſondern ſo wie ſie als Wirklichkeit und geſchichtliche Macht auftritt, ſo übt überall die Nationalität auf ſie und ſie auf die Nationalität eine beſtimmende Kraft aus, nur natürlich in verſchiedener Art und in verſchiedenem Maaße innerhalb der vor- oder außerchriſtlichen Religionen und innerhalb der chriſtlichen.

Das Weſen der Religion fordert, wie wir angedeutet, das Dreifache: Göttliches, Menſchliches und eine bewußte Beziehung, eine lebendige Gemeinſchaft zwiſchen beiden. Gerade in dieſen drei Momenten aber wird die Religion auch ein nationales Element, eine volksthümliche Färbung haben. Sichtbar und äußerlich wird ſich dies beſonders in den Anfängen und erſten Entwickelungsſtadien der Religion zeigen, aber auch auf ihrer höchſten Stufe wird die Religion ein nationales Gepräge wahrnehmen laſſen, nur in mehr innerlicher, intenſiver Weiſe.

Das Göttliche eignet zwar an ſich keinem Volke, ſondern iſt das, wie über allen Individuen, ſo auch über allen Völkern Schwebende, alle gleichmäßig Umfaſſende, Leitende und Durchdringende. Aber es kommt wieder in der Religion vor allem darauf an, wie das Göttliche offenbar, wie es von den Individuen und Völkern erkannt wird. Das Heidenthum ſchaute das Göttliche

nur als Natürliches; als Natürliches aber, ſey es als einzelne Naturmacht oder als Inbegriff der Naturkräfte, wurde das Göttliche nothwendig in das getheilte, endliche Sein hereingezogen, es wurde individualiſirt und lokaliſirt, und in ſo fern die Nationalität zum Theil auf denſelben Naturbedingungen ruhte, aus denen auch die Anſchauung des Göttlichen hervorging, erhielten die Vorſtellungen vom Göttlichen nothwendig einen lokalen, volksthümlichen Charakter. In ſeinen Göttern malte der Menſch ſich; wie das Volk, ſo waren ſeine Götter. Daher ſind auch alle heidniſchen Religionen ihrer Natur nach Nationalreligionen; ſie leben, blühen und ſterben mit einer beſtimmten Nationalität. Das Judenthum zwar geht ſeinem innerſten Weſen nach durch die Idee des einen heiligen Gottes über die Natur hinaus, es iſt ſpezifiſch ſupernatural und hat daher auch nicht das phyſiſch Nationale der Naturreligionen; aber hier wirkte auf der andern Seite der Gedanke von beſonderſter Erwählung des einzelnen Volkes eine noch tiefere und exkluſivere Ausprägung des Nationalen im Glauben. Der Glaube des Volkes an ſich und an ſein partikulares Erwähltſeyn war, nur in anderer Weiſe, wie bei den Römern, ſelbſt ein Beſtandtheil der Religion und hat ſich daher auch mit dieſer durch die Reihe der Jahrtauſende unter den ungünſtigſten Umſtänden mit beiſpielloſer Feſtigkeit erhalten.

Wenn dergeſtalt ſchon in der urſprünglichen Auffaſſung des Göttlichen etwas Nationales iſt, ſo muß dies noch mehr hervortreten, inſofern die Religion Sache der menſchlichen Gemeinſchaft wird. Obwohl vom Individuum beginnend, kann doch die Religion ſchlechterdings nicht bei dieſem ſtehen bleiben; vielmehr iſt ſie ihrer innerſter Natur nach mittheilend, geſellig, gemeinſchaftſtiftend. Hier aber ſchließt ſie ſich auch wieder von ſelbſt und unvermeidlich an die gegebenen, natürlichen Gemeinſchaftsformen an und dieſe ſind, ehe es zu einer ſelbſtſtändigen religiöſen Gemeinde, zu einer Kirche kommt, die Familie, der Stamm und das Volk. Daher hat alles religiöſe Leben in den Formen der Haus- und Familien-, der Stamm- und Volksreligion begonnen, und hat davon ſowohl im inneren Weſen als beſonders in der äußeren Darſtellung nothwendig ein nationales Gepräge angenommen. Aber ſelbſt da, wo die Religion intenſiv und mächtig genug war, um mehr oder weniger ſelbſtſtändige Organismen

hervorzubringen, hat der Einfluß des Nationalen keineswegs aufgehört.

Was endlich den eigentlichen Lebenspunkt der Religion betrifft, die Wechſelbeziehung und Gemeinſchaft zwiſchen dem Menſchlichen und Göttlichen, ſo erſcheint dieſe in allen geſchichtlichen Religionen nicht als eine von ſelbſt gegebene, unmittelbare, ſondern als eine durch hervorragende, ſchöpferiſche religiöſe Perſönlichkeiten, durch die Religionsſtifter oder ihre Stellvertreter, vermittelte. Die Religion hat das natürliche Bedürfniß eines Mittlers zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen, wodurch das Göttliche zu dem unvollkommenen Menſchen herabkommt, der Menſch ſich zu dem Göttlichen und Heiligen erhebt. Nun hat zwar das Chriſtenthum einen einzigen Mittler für alle, den für immer befriedigenden Einigungspunkt zwiſchen Gott und der Menſchheit; aber ehe dieſe Höhe und Univerſalität erreicht war, traten partikulare Mittler auf oder es konſtituirten ſich für die Mittlerthätigkeit beſondere Prieſterſchaften, und dieſe, das Volk repräſentirend, aus dem Volke hervorgezogen und in den Volksgeiſt verflochten, mußten nothwendig auch ein nationales Element in das religiöſe Leben bringen; ſelbſt die altteſtamentliche Prieſterſchaft ruht weſentlich auf dem israelitiſchen Volksbewußtſeyn, und iſt nur der potenzirte Ausdruck von dem Verhältniß, in dem das ganze Volk als beſonders erwähltes zu Jehovah ſtehen ſollte.

Dies alles fällt nun freilich in dem Sinne, wie es in den vorchriſtlichen Religionen war, im Chriſtenthum weg. Das Chriſtenthum erkennt das Göttliche weder als ein natürlich Geſpaltenes noch als ein ſolches Geiſtige, welches vorzugsweiſe einem Stamm oder Volk angehörte, ſondern als die eine geiſtige Macht, welche ungetheilt Natur und Geiſterwelt durchdringt, als die allumfaſſende Liebe, welche mit gleicher Selbſtentäußerung und Theilnahme alle ihre Kinder liebt. Das Chriſtenthum hat in dieſer Erkenntniß Gottes als des unendlichen, allgegenwärtigen Geiſtes, als der ſchrankenloſen, allerbarmenden Liebe eine unermeßliche Expanſivkraft, vermöge deren es über alle Stamm- und Volksunterſchiede hinausgeht und die ganze Menſchheit zu einem Reiche Gottes ſammelt. Das Chriſtenthum hat endlich in der Perſon deſſen, in welchem Gott als unendlicher Geiſt und unendliche Liebe erlöſend und verſöhnend ſich offenbarte, nicht einen partikularen,

national-gefärbten Mittler, sondern einen solchen, der in reiner Menschheit das Göttliche allverständlich und allgenügend darstellt. Aber dennoch entzieht sich auch das Christenthum dem allgemeinen Gesetze nicht, vermöge dessen alles Natürliche und Gottgeordnete, also auch der Volksunterschied, die Nationalität, das Volksbewußtseyn, in der Religion eine Stelle und Bedeutung hat. Zwei so gewaltige lebenbeherrschende Potenzen, wie Religion und Nationalität werden nie neben einander seyn können, ohne sich zu berühren und auf einander zu wirken; aber die Wirkung wird natürlich eine sehr verschiedene seyn, je nachdem die eine oder die andere das ursprünglich bildende und bestimmende Prinzip ist.

Im Allgemeinen werden wir das Verhältniß beider in der vorchristlichen und in der christlichen Welt so bezeichnen können:

Im Heidenthum geht die Religion als Naturreligion von der auf der nämlichen Naturbasis ruhenden Nationalität aus und wird daher von derselben mehr oder weniger beherrscht. Die Religion ist Sache der unmittelbaren Naturanschauung, der nationalen Denkweise, Sitte und Gesetzgebung; sie erhebt sich mit der Nationalität und geht mit ihr zu Grunde; keine heidnische Religion hat im Großen ihr Volk überdauert, alle sind mit den Nationalitäten gestorben.

Das Judenthum ist zwar nicht in dem Sinne, wie das Heidenthum, Produkt der Nationalität, aber es ist doch in dieselbe dergestalt verwachsen, daß es, als selbstständige Religion, mit ihr steht und fällt. Dagegen ist im Judenthum, weil es einen weltschaffenden und weltbeherrschenden Gott und eine Erkenntniß des Heiligen hat, auch ein Keim des schlechthin Uebernatürlichen, also auch Uebernationalen, und aus diesem, im Judenthum noch national umhüllten Keime ist, vermittelt durch den Gedanken des Gottesreiches und durch die messianische Hoffnung, das Allgemeinmenschliche des Christenthums herausgewachsen.

Das Christenthum endlich ist seinem Ursprung und Wesen nach nicht national, sondern universell-menschlich; aber eben indem es wahrhaft menschlich ist, verhält es sich auch gegen die Nationalität nicht negativ, ausschließend und zerstörend, sondern anerkennend, bildend und belebend, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß es, weil nicht aus der Nationalität hervorgegangen, noch in dieselbe unabtrennbar verschlungen, auch von ihr in seinem Bestehen

unabhängig iſt; daß es in dieſelbe eingeht, ohne ſein eigenes Weſen aufzugeben; daß es nicht von ihr beherrſcht wird, ſondern ſie beherrſcht; daß es nicht mit ihr ſtirbt, ſondern ſie überlebt, ja als das reinigende und erhaltende Element, als das Salz der Menſchheit, die Völker entweder vor dem Untergange bewahrt, oder unter dem Sturze der Nationen neue, höhere Bildungen hervorruft. Bis zur Erſcheinung Chriſti war das Verhältniß der Religion zur Nationalität ein gebundenes; durch ihn wird es ein freies, aber eben darum ein innerlicheres, ſittlicheres und großartigeres. Die Nation beſteht nun nicht mehr blos für ſich, ſondern ſie iſt als chriſtliche, in ihrem Glauben und durch ihn, mit vollem Bewußtſeyn Glied der Menſchheit, eben deshalb aber auch, in ſo fern die Menſchheit einen vielgegliederten geiſtigen Organismus darſtellen ſoll, in ihrer Eigenthümlichkeit erſt wahrhaft berechtigt, ja ſanctionirt.

Betrachten wir dies mehr im Einzelnen. Das Chriſtenthum hat fürs Erſte allerdings die Schranken der Nationalität durchbrochen und zwar ſo entſchieden, daß man ihm bei äußerlicher Betrachtung ſogar den Vorwurf gemacht hat, es wiſſe gar nichts von natürlichem Volksverbande und zerſtöre auch die geſunde Vaterlandsliebe. Bis zum Auftreten des Chriſtenthums waren die Völker ſcharf geſondert; keines bekümmerte ſich in freier Theilnahme um das andere; ja die patriotiſche Selbſtliebe ſchien ihre volle Realität nur zu haben im excluſiven Gegenſatz gegen andere Völker. Der Orientalismus erkannte überhaupt kein ſelbſtberechtigtes Volksthum an, dem Griechen waren die andern Völker Barbaren, dem Juden Gegenſtand der Verachtung und ſelbſt des religiöſen Abſcheues, dem Römer Stoff zur Eroberung, zur Verherrlichung der ewigen Roma, deren erhabenes Bild nur auf dem Fußgeſtelle zertrümmerter Nationalitäten einen würdigen Standpunkt zu finden ſchien. Wo kein volles Recht des Menſchen als ſolchen war, konnte noch weniger ein wahres Recht der Völker gegen einander ſeyn; wo Menſchen als bloße Sachen, da konnten auch Völker als Gegenſtände reiner Machtwillkür behandelt werden. Da kam das Chriſtenthum und lehrte die unendliche Bedeutung des Menſchen, den Werth jedes Einzelnen als eines Bildes Gottes, als eines Gliedes der großen Gottesfamilie, als einer zur Erlöſung und zur Theilnahme an den höchſten, ewigen Gütern beſtimmten,

unvergänglichen Perſönlichkeit. Hiermit war, wenn auch zunächſt nur im Prinzip, die Menſchheit hergeſtellt, aber zugleich konnte es auch den Anſchein gewinnen, als ob die Nationalität, das Volksthum völlig überſprungen und dem Weſen nach aufgehoben wäre; denn in Chriſto und ſeinem Reiche galt weder Jude noch Hellene, weder Gebildeter noch Barbare, weder Sklave noch Freier, ſondern alle waren gleich und in das Reich Gottes konnte aus allerlei Volk ohne Unterſchied jeder aufgenommen werden, der Gott fürchtete und Recht that. Ja das Bewußtſeyn der brüderlichen Zuſammengehörigkeit der Chriſten war ſo mächtig und alles beherrſchend, daß anfänglich die nationale Gemeinſchaft dagegen völlig zurücktrat und das irdiſche Vaterland vor dem himmliſchen allerdings verſchwand. Es konnte ſcheinen, als ob zu derſelben Zeit, da das Römerthum mit eiſerner Fauſt von außen her die Nationalitäten zerdrückte, das Chriſtenthum von innen heraus alle Volksunterſchiede vernichte, und daß es nun, wo das Chriſtenthum herrſchend würde, um das feſte, dauernde Gepräge der Nationalität geſchehen ſey.

Aber dies war doch nur ein Schein. Das Römerthum vernichtete die Nationalität als eine natürliche und in dieſer Natürlichkeit ewig berechtigte, und konſtituirte dagegen auf eine ausſchließliche, egoiſtiſche, ſündhafte Weiſe nur ſeine eigene, ohnedies ſchon verdorbene, Nationalität; das Chriſtenthum hob die Nationalität auf als eine falſche, einſeitige, liebloſe, aber es ließ ſie zugleich beſtehen und weihte ſie als eine in der Natur und in der göttlichen Ordnung der Dinge begründete. Gegen das völkerverſchlingende Römerthum erhob ſich, die freie und ſelbſtſtändige Nationalität behauptend, ſiegreich und immer ſiegreicher das Germanenthum; und im Bereiche des Chriſtenthums war es nur in der früheſten Zeit die alles verſchmelzende, jugendlich begeiſterte Liebe einerſeits und der Mangel eines kräftig entwickelten Volksbewußtſeyns unter den erſten Bekennern andrerſeits, welche das Nationale faſt ganz zurücktreten ließen; aber in der Folge machte ſich daſſelbe doch wieder naturgemäß geltend, am entſchiedenſten ohne Zweifel durch denjenigen Völkerſtamm, der ſchon den Koloß des Römerreiches geſtürzt hatte, und dann um ein Jahrtauſend ſpäter auch auf dem religiöſen Boden die Rechte der Nationalität rettete und herſtellte, als der Römergeiſt, der das regere imperio populos

nicht vergeſſen konnte, den Verſuch gemacht hatte, durch geiſtliche Einherrſchaft und Uniformität das individuelle Leben und die freiere geiſtige Entwicklung der Völker darniederzuhalten und zu feſſeln.

Wenn das Chriſtenthum dem Menſchen und der Menſchheit Anerkennung brachte, ſo mußte es ſie auch dem Volke und der Nationalität bringen. Der Menſch iſt von Natur und nach ſeiner wahrhaft menſchlichen Beſtimmung Glied eines Volkes und die Menſchheit hat ihr geſundes Beſtehen nicht als Maſſe, ſondern in der Gliederung der Völker, welche, gegenſeitig ſich erregend und ergänzend, die Geſammtaufgabe des Geſchlechtes zu löſen beſtimmt ſind. Das Chriſtenthum aber hebt nichts auf, was ſeinen Grund in einer ächten, ewigen Naturbaſis hat, ſondern gibt nur dem Natürlichen ſeine richtige Stellung und ſeine höhere Weihe. Gleicherweiſe: wie das Chriſtenthum ſelbſt ſeinem innerſten Weſen nach geſchichtlich iſt, indem es als göttliche That in die Reihe der Begebenheiten eintritt und ſich in geſchichtlichem Gange entwickelt, ſo kann es ſich auch nach dieſer ſeiner eigenen geſchichtlichen Natur nimmermehr ausſchließend oder zerſtörend verhalten gegen irgend etwas, was einen ſo guten geſchichtlichen und darin göttlichen Grund und Beſtand hat, wie die Nationalitäten. Dies wird auch vorzugsweiſe von dem Apoſtel anerkannt, der das Religiöſe am meiſten mit tiefſinnig hiſtoriſchem Blick auffaßte; er ſpricht es lehrend aus: wie Gott jeglichem Volke beſtimmte Zeiten und Grenzen des Wohnens feſtgeſetzt, damit ſie Gott ſuchen ſollten, ob ſie ihn etwa fühlten und fänden; — er geht zugleich handelnd und wirkend in jede religiöſe und nationale Eigenthümlichkeit ein, um alle, wie ſie äußerlich von Einem Blute abſtammten, zu gewinnen für das Eine Höchſte, das ſie außer der Blutsverwandtſchaft auch geiſtig und ſittlich zu einer innig verbundenen Gottesfamilie verſchmelzen ſollte. In dieſem Sinne hat auch das Chriſtenthum überhaupt, wo es ſich von der ſeinem urſprünglichen Geiſte fremden Gewaltſamkeit frei hielt, auf ſeinem Gange durch die Weltgeſchichte gehandelt: es hat nur das Einſeitige, Falſche, Trennende der Nationalität entweder gemildert, oder völlig aufgehoben, nicht aber das Natürliche und Geſunde; dieſes hat es vielmehr beſtehen laſſen, gereinigt und verklärt, ja recht eigentlich für höhere Zwecke in ſeinen Dienſt genommen.

Das Chriſtenthum in ſeiner freien Entwickelung, das heißt überall da, wo es nicht politiſch und gewaltthätig wurde, wie in den chriſtlichen Eroberungskriegen und in den hierarchiſchen Tendenzen, hat erſtlich das Nationale gelten laſſen, und zwar das Nationale in ſeinen Grundelementen, in der Sprache, in dem eigenthümlichen Geiſte und, ſoweit es ſich mit den chriſtlichen Prinzipien vertrug, auch in den Sitten und Geſetzen der Völker. Wo irgend das Chriſtenthum frei vom Einfluß einer uniformirenden Hierarchie verbreitet worden, hat es ſich naturgemäß die Sprache des Volkes angeeignet; die Schrift wurde in die Landesſprache überſetzt und für das religiöſe Leben überhaupt bot ſich von ſelbſt der Gebrauch der aus dem Gemüthe ſtammenden und wieder zum Gemüthe redenden Mutterſprache an. So in der älteren orientaliſchen Kirche, ſo auch im Abendlande, in wie fern es von Rom unabhängig war oder ſich unabhängig machte; ſo insbeſondere wieder bei der jetzigen evangeliſchen Miſſionsthätigkeit mit ihrem ungemein reichen Schatze von Bibelüberſetzungen. Dies war und iſt aber eine Sache von unermeßlicher Wichtigkeit. Denn wie das Chriſtenthum auf der einen Seite durch ſeinen griechiſch geſchriebenen Codex die welthiſtoriſche Vermittlung der neuern Zeit mit der klaſſiſchen, insbeſondere griechiſchen Literatur bildet, ſo hat es auf der andern Seite durch die Ueberſetzungen deſſelben heiligen Buches in die Landesſprachen für viele Völker den Grund gelegt, entweder zu den erſten Anfängen oder doch zu einer höheren Entwickelung der Nationalliteratur, und iſt auf dieſe Weiſe, indem es alte und neue Zeit ſcheidet, doch auch wieder im geiſtigen Leben die große Brücke zwiſchen beiden und zugleich das Fundament einer ſelbſtſtändigen inneren Entwickelung der einzelnen Nationen geworden. Weit entfernt, die Nationalität in Betreff der Sprache zu beeinträchtigen, hat es, wo es ſich ſelbſt verſtand, die Baſis zu einer höheren Bildung derſelben gelegt. Mit der Sprache hat es aber auch den eigenthümlichen Geiſt der Nationen gewähren laſſen. Auf ſeinen Prinzipien und Grundlehren freilich mußte das Chriſtenthum beharren, weil es in dieſen die göttliche Kraft zur Erneuerung der Menſchheit erkannte; aber dabei verſchmähte es nicht, in die menſchlichen Geiſtesformen der verſchiedenen Zeiten und Völker einzugehen, und wie der große Heidenapoſtel allen alles zu werden trachtete, um von allen etliche zu gewinnen, ſo iſt auch das

Chriſtenthum, ohne ſein Weſen zu verleugnen, den Juden jüdiſch, den Griechen griechiſch, den Römern römiſch, den Germanen germaniſch geworden, um an allen Völkern deſto gewaltiger ſeine Kraft zu erproben. Nach dem Vorgange eines großen Philoſophen hat man in neueſter Zeit vielfach drei Hauptentwickelungsſtadien des Chriſtenthums angenommen: das petriniſche, das pauliniſche und das johanneiſche Chriſtenthum, das erſte durch den Katholizismus, das zweite durch den Proteſtantismus repräſentirt, das dritte die Kirche der Zukunft. Es iſt in der auf dieſen Gedanken baſirten Konſtruktion viel Geiſtvolles und Schönes, aber ſie kann im Einzelnen nicht ohne einige Willkür durchgeführt werden. Hiſtoriſcher jedenfalls iſt es, die Hauptperioden des Chriſtenthums nach dem überwiegenden Einfluſſe der Volksthümlichkeiten zu beſtimmen, die der Reihe nach im Verlaufe der chriſtlichen Geſchichte dominirend hervortreten. So unterſcheiden wir, nachdem ſich das Chriſtenthum erſt aus den Banden des Judenthums ganz herausgewunden und ſelbſtſtändig hingeſtellt, aufs deutlichſte drei Hauptſtadien von weſentlich verſchiedener Art und Richtung: die Periode des Hellenismus, die Periode des Romanismus, und die Periode des Germanismus. Die erſtere charakteriſirt ſich, dem orientaliſch-griechiſchen Geiſte entſprechend, im Ganzen und Großen durch Idealismus und Ausbildung einer chriſtlichen Metaphyſik; die zweite, dem abendländiſch-römiſchen Geiſte entſprechend, durch Realismus und Ausbildung der Kirche und Hierarchie; die dritte, dem germaniſchen Geiſte entſprechend, durch Innerlichkeit und Allſeitigkeit, durch Streben nach Auffaſſung des chriſtlichen Geiſtes und Lebens in ſeiner innerſten Tiefe, wie nach Ausprägung und Bethätigung deſſelben in allen ſeinen Momenten. Unverkennbar hat hierbei der Geiſt der Nationen, von denen der chriſtliche Glaube aufgenommen und ins Leben eingeführt wurde, durchgreifend gewirkt, und ſelbſt im Einzelnen und Kleineren zeigt dieſer Geiſt ſeinen Einfluß; denn auch wieder die beſonderen Richtungen der Theologie, das Alexandriniſche und Antiochneiſche, das Römiſche und Karthagiſche u. ſ. f. laſſen die Wirkung des nationalen Bodens, auf dem ſie gewachſen, nicht verkennen. Daſſelbe gilt auch vom kirchlichen Leben, von der allgemeinen Sitte und von der dadurch bedingten Geſetzgebung. Das Chriſtenthum iſt zwar, wo es ſeinen angeſtammten Ernſt behauptete, überall darauf

ausgegangen, das Widergöttliche und eigentlich Unsittliche zu zerstören; nicht minder mußte es ganz von selbst die Wirkung hervorbringen, der Gesetzgebung und dem öffentlichen Leben allmählig einen neuen Geist einzuhauchen; aber direkte Wirkung auf die bürgerlichen Zustände war nie seine eigentliche Aufgabe, vielmehr hat es sich auch hier an das Gegebene angeschlossen, der Nationalität einen freien Spielraum gelassen und selbst manches Nationale in den Kreis des Kirchlichen aufgenommen und dadurch sanktionirt.

Indem das Christenthum solchergestalt der Nationalität einen Einfluß auf sich gewährt hat, hat es aber auch seinerseits dieselbe veredelt, verklärt und in eine höhere Potenz erhoben. So lange die Völker in ihrem bloßen Naturunterschiede einander gegenüber stehen, sind sie für einander auch nur blinde, mehr oder weniger wilde Naturmächte; durch das Christenthum erst wurden und werden sie wahrhaft freie und die gegenseitige Freiheit anerkennende sittliche Persönlichkeiten, welche, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verleugnen, vielmehr dieselbe als eine höhere Gabe und Bestimmung wahrend, in geistige Wechselwirkung zu einander treten und den schönsten Austausch höherer Güter eingehen. Zwar haben auch vor Erscheinung des Christenthums die Völker auf einander gewirkt, aber entweder gewaltthätig oder doch ohne positive, von einer höheren Liebe beseelte, Theilnahme; erst das Christenthum hat das wahre Einigungsband zwischen den Völkern geknüpft, indem es ihnen eine gemeinsame höchste Aufgabe des geistigen Lebens stellte. Diese Aufgabe, die vollständige Verklärung des Menschlichen durch das Göttliche, die Hereinbildung des Gottesreiches in die Welt, ist so groß und umfassend, daß sie, wie nicht durch eine einzelne Individualität, so auch nicht durch eine einzelne Nationalität gelöst werden kann. Es ist die Gesammtaufgabe des für das Gottesreich bestimmten oder in dasselbe schon aufgenommenen Geschlechtes, und hier entwickelt sich nun das schönste, wahrhaft freie und positive Verhältniß der Nationen zu einander, indem sie sich gegenseitig beleben, fördern und ergänzen, indem jede zur Verwirklichung des gemeinsamen Zweckes eine eigenthümliche Gabe hinzubringt und etwas Besonderes leistet, was die andern nicht leisten könnten, aber bedürfen, was nicht fehlen durfte, wenn die Menschheit in ihrer vollen reichen Gliederung

daſtehen, wenn das Gottesreich in ihr zu ſeiner allſeitigen Vollendung gelangen ſollte. Dieſes Verhältniß iſt es beſonders, wodurch auf der einen Seite das nationale Gepräge auch auf dem religiöſen Gebiet eben ſo ſehr gerechtfertigt, als auf der andern Seite aus ſeinem blos natürlichen Zuſtande in einen ſittlichen erhoben und geadelt, wodurch es gleichſam neu geboren wird; denn nun kann die Nationalität auf die Dauer ſchlechterdings nicht mehr etwas Einſeitiges und Abgeſchloſſenes bleiben, ſondern ſie iſt, ohne ihre naturgemäße Beſonderheit aufzugeben, vielmehr in derſelben erſt wahrhaft legitimirt, doch zugleich Theil und Glied des höchſten menſchenwürdigſten Organismus und Gegenſtand einer eben ſo liebevollen Anerkennung als belebenden Wechſelwirkung.

Hiermit hängt denn noch ein Weiteres zuſammen. Das Chriſtenthum bedient ſich auch der Nationalitäten, um durch jede derſelben einen beſonderen Zweck, durch alle zuſammen aber ſeinen Geſammtzweck, das höchſte Ziel der Menſchenbildung, zu erreichen. Es waren, nachdem das Chriſtenthum geſtiftet war, mächtige Aufgaben für deſſen Ausbreitung und Verwirklichung in der Menſchheit zu löſen. Hinausgetragen in alle Welt mußte das Evangelium werden; im Inneren war das Dogma feſtzuſtellen und der Bau der Kirche zu organiſiren; die Lehre mußte ihre tiefere Begründung in der Wiſſenſchaft, das kirchliche Bewußtſeyn ſeine lebensvolle Darſtellung im Kultus und in der Kunſt finden; und was der Geiſt der Kirche, was die Wiſſenſchaft und die Erfahrung errungen, das war mit ſicherem Geſchick zu praktiſcher Anwendung zu bringen. Dieſe Aufgaben insgeſammt und gleichmäßig zu löſen, das wäre, wie bemerkt, für ein Zeitalter und eine einzelne Nation unausführbar geweſen; nur allmählig und ſtufenweiſe war deren Löſung möglich, und nach ihrer eigenthümlichen Begabung fiel dabei jeder Nation ein beſonderer Theil des großen, weltgeſchichtlichen Werkes zu. Für die Ausbreitung des Chriſtenthums war in der erſten Zeit kein Volk geeigneter als die ohnedies ſchon bekehrungseifrigen, über die ganze Welt verbreiteten Juden und die beweglichen Griechen, in der neueren Zeit ſind es nach ihrer ganzen Weltſtellung die Engländer und die an ſie ſich anſchließenden Deutſchen; die erſte Begründung und feſtere Ausprägung der Lehre fiel ganz natürlich dem ſpekulativen griechiſchen

Geiſte zu, während die thatkräftigen, herrſchaftgewohnten Römer, die an der Lehrbildung nur ſekundären und meiſt paſſiven Antheil nahmen, den Bau der Kirche und die Entwickelung der Hierarchie zu ihrer Aufgabe machten; die Ausbildung der Wiſſenſchaft und der chriſtlichen Spekulation, von den Griechen begonnen und von den romaniſchen Völkern, die das mehr formelle Geſchäft des ſyſtematiſchen Aufbaues durchführten, ins Abendland hinübergeleitet, wurde hauptſächlich das Erbe der tiefſinnigen germaniſchen Nationen; die chriſtliche Kunſt erhielt ihre reichſte und herrlichſte Pflege unter den mit der Fülle der Phantaſie und Bildungskraft ausgeſtatteten Italienern, und der feine, praktiſche Geiſt in der unmittelbaren Lebensanwendung und gleichſam handelnden Darſtellung des Chriſtenthums hat kaum irgendwo würdigere Repräſentanten gefunden, als unter den alles Ideale, ſey es von ihnen ſelbſt oder von andern produzirt, lebendig und geiſtreich verwirklichenden Franzoſen. Und nicht genug, daß ſich dies im Ganzen und Großen in ſolcher Weiſe vertheilte; auch im Kleineren ſehen wir wieder, beſonders ſeit die Kirche ſich in verſchiedene Konfeſſionen geſpalten hat, einzelne Völker und Stämme eigenthümliche Richtungen im chriſtlichen Leben einſchlagen, welche in ihrer Beſonderheit gerade dieſer Volks- und Stammesart entſprechen, aber zugleich auch weſentliche Momente ſind zur Geſammtdarſtellung des chriſtlichen Geiſtes. Namentlich finden wir dies innerhalb derjenigen Kirchengemeinſchaft, welche der individuellen, alſo auch der nationalen Entwickelung einen freieren Raum gewährt, innerhalb der evangeliſch-proteſtantiſchen, und im Bereiche derjenigen großen Völkerfamilie, welche vorzugsweiſe ſowohl Mutter und Pflegerin des Proteſtantismus iſt, als auch durch ein tiefes und ſtarkes Nationalgepräge ſich auszeichnet, der germaniſchen. Hier hat ſich der politiſche und praktiſche Britte die Ausbildung der Kirche, die Kirchenordnung und Seelſorge zur beſondern Aufgabe gemacht, der forſchende und denkende Deutſche hat die Arbeit der Wiſſenſchaft übernommen; jener repräſentirt das Stetige und Feſte, dieſer das Freie und Bewegliche im Leben der Kirche, und wenn die engliſche Kirche in ihrem Feſthalten zu erſtarren, die deutſche Wiſſenſchaft in ihrer Bewegung unkirchlich und zerſtörend zu werden droht, ſo ſtehen dieſen Nationen andere evangeliſche Völker und Stämme maaßhaltend und vermittelnd zur Seite, die Holländer

und Schweizer, die Dänen und Schweden, welche, obwohl in verschiedener Weise und Abstufung, einerseits an den Bewegungen deutscher Theologie selbstthätigen gemessenen Antheil nehmen, andererseits vermöge ihres mehr praktischen Geistes dem kirchlichen Leben der Engländer näher treten, und auf diese Weise, ohne so originell und eigenthümlich ausgeprägt zu seyn, als Deutsche oder Britten, doch die Kirche und die Wissenschaft in einem innigeren Bunde erhalten, als beide. Dies ließe sich noch weiter bis in engere Kreise verfolgen, aber schon das Gesagte reicht hin, um den Satz anschaulich zu machen, daß jedes Volk gerade in seiner Eigenthümlichkeit dem Christenthum dient, und daß die erhabene Leitung der Dinge auch das Mittel der Nationalität nicht verschmäht, um das Christenthum zu verherrlichen, den vollen Reichthum seines Geistes darzulegen und die Gesammtheit seiner Zwecke zu erreichen.

So verhält es sich, wo das Christenthum in ein freies Wechselverhältniß zu den Nationalitäten tritt und diese den gehörigen Spielraum zu ihrer Entfaltung haben. Anders, wenn das Christenthum politisch wird und mit herrschsüchtigen Zwecken geistlicher oder weltlicher Art sich vermengt. Dann tritt es in eine feindselige Stellung zur Nationalität, und wenn es hierbei auch nur selten gelingen wird, dieselbe zu vernichten, so kann sie doch niedergebeugt und in ihrer Entwickelung wesentlich gehemmt werden. Welthistorische Beispiele hiervon sind das Griechenthum des Mittelalters, die byzantinische Staatskirche, und die Stellung der abendländischen Nationen zum Papstthum in den Jahrhunderten vor der Reformation, der römische Kirchenstaat. Dem Byzantinismus, weil er es mit einer absterbenden Nationalität zu thun hatte, gelang es, dieselbe so zu beugen und zu verderben, daß sie nach langem Siechthum einem kräftigen Stoße von außen rasch und ruhmlos erlag. Anders verhielt es sich mit dem Romanismus: ihm standen neue, frische, lebenskräftige Völker gegenüber, und zwar solche, in deren Nationalcharakter eine eigenthümliche Verwandtschaft mit dem Christenthum lag. Ein Grundzug nämlich im Wesen des Christenthums, wodurch es sich von andern Religionen unterscheidet, ist die tiefe Innerlichkeit, vermöge deren es überall auf die verborgensten Quellen der Gesinnung und des geistigen Lebens geht und diese in ihrer Beziehung zu Gott faßt.

Dieſelbe Innerlichkeit, wenn gleich noch unentwickelt, lag auch im germaniſchen Weſen, und dadurch geſchah es eben ſo wohl, daß das Chriſtenthum unter den germaniſchen Nationen ſeine höchſte Kraft und Blüthe entwickelte, als auch, daß innerhalb des Chriſtenthums die germaniſche Nationalität zu ihrer prägnanteſten und ſchönſten Ausbildung kam, daß, wie keine andere, die germaniſche Nationalität ſich im chriſtlichen Leben frei und mächtig entwickelte, fühlte und bethätigte. Anfänglich zwar mußten auch die Germanen die objektive, äußerliche Zucht der ſelbſt äußerlich gewordenen Kirche und Hierarchie durchmachen, aber nachdem ſie dadurch herangebildet waren, zeigten vornehmlich ſie vermöge ihrer innerlichen Natur ſich geeignet, den tieferen und reineren Geiſt des Evangeliums aufzufaſſen und zu repräſentiren: unter ihnen beſonders erhob ſich die innigere, lebensvollere und volksthümliche Myſtik gegen die abgeſtorbene, fremdartige, romaniſche Schultheologie; unter ihnen machte ſich recht erfolgreich die Richtung auf das einfach Bibliſche gegen die Entſtellungen und Aeußerlichkeiten der Kirche geltend; unter ihnen entwickelte ſich am entſchiedenſten der ſittliche Ernſt, der endlich in zerſtörenden Zorn gegen die hierarchiſchen Verderbniſſe ausſchlug; ganz vornehmlich aber waren ſie es, deren nationales Selbſtgefühl die kirchlich-politiſche Fremdherrſchaft der Römer nicht auf die Dauer ertrug und deren Nationalgeiſt auch auf dem religiöſen Gebiete mächtig hervortrat; ſo daß dieſelbe Nationalität, welche einſt die äußere Freiheit gegen das heidniſche Rom gerettet, die germaniſche, nun auch das Werk der religiöſen und geiſtigen Befreiung gegenüber dem chriſtlich hierarchiſchen Rom übernahm. Damals, im Laufe des 15ten Jahrhunderts und zu Anfang des 16ten, regte ſich überall, wo noch Kraft war, das Nationale auch in der Kirche, am meiſten aber unter den Deutſchen. Die Nationen machten ſich, beſonders den Italienern gegenüber, in ihrer Selbſtſtändigkeit geltend auf den Concilien zu Conſtanz und Baſel; die deutſchen Reichstage, die zugleich Nationalconcilien waren, drangen mit Macht auf die Rechte deutſcher Nation in politiſchen und kirchlichen Sachen; nationale Männer, wie Heimburg und Andre, verfolgten ſprechend, ſchreibend und handelnd die nämliche Richtung; und die deutſche Sprache erhob ſich mächtig gegen die fremde lateiniſche durch die Traktate und Predigten der Myſtiker, wie durch die Verſuche

deutſcher Bibelüberſetzung lange vor Luther. Von allen Seiten drang das erwachende Selbſtgefühl der Nation hervor — und als endlich Luther die beſſeren chriſtlichen und geiſtigen Richtungen der Zeit in ſeiner Perſon zuſammenfaßte, da war es nicht blos die reinere und tiefere chriſtliche Erkenntniß, ſondern auch vernehmlich der Umſtand, daß in ihm der Nationalgeiſt ſeinen prägnanteſten Ausdruck und das Nationalintereſſe ſeinen kühnſten Sprecher fand, was ihn zu dem machte, der er war, zum **Propheta Germaniae**. So ſehen wir alſo nicht blos in der Aktion, ſondern auch in der Reaktion die Nationalität in der innigſten Beziehung und lebendigſten Wechſelwirkung mit dem chriſtlich-kirchlichen Leben. Sie dienet dem Chriſtenthum, wo es ſich ihr frei gegenüberſtellt, ſie erhebt ſich aber auch, wo ſie kräftig iſt, ebenſo entſchieden gegen den politiſchen und hierarchiſchen Mißbrauch des Chriſtenthums und thut das Ihrige, um daſſelbe wieder in ſeine richtige, naturgemäße Bahn und Stellung zu bringen.

Dieſe kurzen hiſtoriſchen Andeutungen mögen hier genügen. Ziehen wir nun daraus Reſultate und leitende Grundſätze für die Gegenwart.

Das Verhältniß zwiſchen dem Chriſtenthum und der Nationalität kann ſeiner Natur nach nicht ein in allen Beziehungen ſcharf abgegrenztes ſeyn, da das Chriſtenthum, wie es als geſchichtliche Erſcheinung auftritt, ſelbſt in der Entwickelung begriffen, die Nationalität aber auch nicht ein Fertiges, ſondern ein Werdendes iſt. Doch hat das Chriſtenthum ſeine unveräußerlichen Grundlehren und Prinzipien und die Nationalität ihre feſte, nur mit der Nation ſelbſt zu zerſtörende Baſis. Die richtige Wechſelbeziehung aber zwiſchen beiden Potenzen wird dieſe ſeyn: das Chriſtenthum geht in die Eigenthümlichkeit jeder Nation ein und ſchließt ſich an dieſe ſo weit an, als es ohne Verläugnung ſeiner Prinzipien geſchehen kann; es nimmt in den Formen ſeiner Darſtellung ein nationales Gepräge an, vermöge deſſen ſein dem innerſten Weſen nach ſich ſelbſt gleicher Geiſt doch in einer reichen Mannichfaltigkeit von Geſtaltungen ſich verwirklicht und eben dadurch um ſo kräftiger wirkſam wird; es verſchwiſtert ſich mit dem

nationalen Geiſte und erkennt dieſen an, wo er ein geſunder und reiner, oder reinigt und erneuert ihn, wo er falſch und ſchlecht iſt; aber es erhebt ihn auch über excluſive Einſeitigkeit und verknüpft das Nationale mit dem Allgemeinmenſchlichen, um durch eine höhere Gemeinſchaft der Nationen ein wirkliches Gottesreich auf Erden herzuſtellen. Die Nationalität dagegen, und zwar ein je reineres und tieferes Gepräge ſie hat, deſto mehr, nimmt das Chriſtenthum frei in ſich auf, empfängt durch daſſelbe, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, Weihe und höheren Adel, und behauptet ſich nur um ſo eifriger in ihrer Selbſtſtändigkeit, als dieſe nun nicht blos eine natürlich gegebene, ſondern auch religiös ſanktionirte, von einem höheren Leben durchleuchtete iſt; ſie erkennt eben darum auch um ſo entſchiedener in der großen Menſchengemeinſchaft ihre eigenthümliche Stellung und für das Gottesreich ihre beſondere Miſſion an, und ſucht dieſe um ſo unvermiſchter und vollſtändiger durchzuführen, als ſie eben damit am ſicherſten dem großen Ganzen in göttlicher Ordnung zu dienen überzeugt iſt.

Wenn ſo die Nationalität im chriſtlichen Leben überhaupt ihre Bedeutung hat, ſo muß es ſie auch in der Gemeinſchaft haben, in welcher dieſes Leben ſich geſetzmäßig und organiſch darſtellt und fortpflanzt, in der Kirche. Zwar ſtrebt auch die Kirche, wie das Chriſtenthum ſelbſt, nach Univerſalität; aber dieſe Univerſalität, die nicht zu verwechſeln iſt mit Uniformität, ſchließt Mannichfaltigkeit und Gliederung nicht aus, vielmehr wird die Kirche um ſo lebensvoller und gemüthanſprechender ſeyn, wenn ſie, wie alle geſunde Lebenselemente, ſo auch das nationale berückſichtigt und dergeſtalt walten läßt, daß ſie daſſelbe zugleich mit einem höheren Geiſte verknüpft. Es mag etwas Großes ſeyn um eine Kirche, in der, wie die verſchiedenen Sternenlichter vor der Sonne, ſo alle Volksunterſchiede erlöſchen, in der von einem Ende der Erde bis zum andern nur Eine Sprache gehört wird, dieſelben Gebete zum Himmel ſteigen, die nämlichen Formen der Verfaſſung und Gottesverehrung unverrückt gelten. Aber etwas weit Größeres wird es doch um eine Kirche ſeyn, in der jede Sprache, die unter dem Himmel iſt, ihr Recht findet und unmittelbar aus dem Herzen zu Gott dringt, in der der ganze Reichthum der Geiſter und die ganze Fülle der natürlichen Unterſchiede, ſowohl der Einzelnen

als der Nationen, eine gottgeordnete und gottgeweihte Stelle hat, und doch auch wieder das unüberſehbare reiche Ganze in der Einheit des Geiſtes und der Liebe zuſammengehalten wird. Dort iſt Einförmigkeit, hier lebendige Einheit; dort Mechanismus, hier Gliederung und Organismus; dort Beherrſchung des Geiſtes, hier Belebung und Entwickelung deſſelben. Jenes war das Ideal des Mittelalters und der römiſchen Kirche; dieſes iſt die Aufgabe der neueren Zeit und das Ideal des Proteſtantismus, wenn es ihm gelingt, zu der freien, geiſtigen Bewegung der Theologie, die er bisher entwickelt hat, auch etwas Feſtes, Kirchenbildendes hinzuzufügen und ſeine zerſtreuten Glieder, die vereinzelten Staatskirchen, zu einer höheren, organiſchen Einheit zu ſammeln.

Soll dieſes Ziel, das wir als die geſchichtliche Aufgabe des Chriſtenthums in der neueren Zeit betrachten, erreicht werden: die Herſtellung eines großen wohlgegliederten Kirchenorganismus, welcher die Einheit in reicher und freier Mannichfaltigkeit darſtellt — ſo muß in dieſem Körper freilich ein Band zuſammenhaltender Einheit ſeyn, und dieſes würden wir in den noch beſtimmter, aber auch freier als bisher aufgefaßten und ausgeſprochenen chriſtlichen Prinzipien und Weſenslehren, in einem dem Bedürfniß unſerer Zeit entſprechenden, alles Weſentliche des Chriſtenthums klar zuſammenfaſſenden Grundbekenntniſſe, analog dem apoſtoliſchen und an dieſes ſich anſchließend, ſo wie in der aus dem Glauben friſch belebten und freudiger anerkennenden chriſtlichen Liebe finden; aber zugleich muß auch hierbei der Nationalität ihr Recht widerfahren und freier Raum zur Entwickelung werden, und die Kirche eben dadurch, daß ſie ſich dem Nationalleben inniger anſchließt, mehr individuelle, concrete Lebendigkeit und intenſive Kraft empfangen. Denn obwohl der Kirche die eigentliche Kraft nicht von außen her, ſondern zuerſt und vor allen Dingen aus dem erneuerten chriſtlichen Glauben kommt, ſo iſt doch auch nicht zu überſehen, daß dieſer Glaube, je geſunder er iſt, deſto mehr auch in den eigenthümlichen Lebensformen des Individuums und der Nation ſich manifeſtiren und die beſondere Stellung und Aufgabe, die dem Einzelnen und dem Volke geworden, zu erfüllen beſtrebt ſeyn wird. In Beziehung auf das Nationale aber wird ſich dann ganz natürlich und laut dem beſtätigenden Zeugniſſe der Geſchichte folgendes ergeben, was wir als natürliche Bedingungen einer gedeihlichen

und großartigeren Entwickelung des chriſtlich-kirchlichen Lebens ausſprechen.

Jedes Volk redet in religiöſen und kirchlichen Dingen ſeine eigene angeſtammte Sprache; es bedient ſich der heiligen Urkunden in der Mutterſprache und vernimmt dieſe ohne Ausnahme von Kanzel und Altar. Dies iſt ein ſo urſprüngliches und unveräußerliches Recht der Nationalität und zugleich eine ſo natürliche Forderung der Frömmigkeit, welche weſentlich leiden muß, wenn ſich die Scheidewand einer fremden Sprache zwiſchen das Menſchenherz und Gott hinein ſtellt, daß es nicht nöthig ſcheint, darüber Mehreres zu ſagen. Es ſey nur denen, welche in irgend einer Kirchengemeinſchaft auch heute noch den Gebrauch der Landesſprachen beſchränken oder hindern möchten, zu Gemüthe geführt, daß ſie damit wiſſentlich oder unwiſſentlich ein gottverliehenes Recht der Völker mit Füßen treten und an ihrem Theile dazu beitragen, das wahre innerliche Verhältniß des Menſchen zu Gott in ſeinem tiefſten Grunde zu verletzen.

Das Andere iſt wichtiger und muß dringender ausgeſprochen werden, weil es noch häufiger, auch in der evangeliſchen Kirche, überſehen oder verkannt wird: jede Nation hat das natürliche Recht, das Chriſtenthum, unbeſchadet ſeines unvergänglichen Weſens, nach der beſondern Art ihrer Eigenthümlichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen, in der Ausbildung namentlich der Verfaſſung und des Kultus ihren Geiſt und ihre Bedürfniſſe walten zu laſſen, und indem ſie dies in reinem Sinne thut, darf ſie zugleich gewiß ſeyn, eine von höherer Hand angewieſene Stelle unter den chriſtlichen Völkern einzunehmen und eine beſondere Miſſion zu erfüllen, wodurch ſie ihr Theil zur vollſtändigen und allſeitigen Verwirklichung des chriſtlichen Geiſtes und Lebens beiträgt. Jedes Volk hat, wie wir geſchichtlich nicht zu verkennen vermögen, auch im religiöſen Leben ſeinen eigenen Entwickelungsgang und die Beſtimmung, ſich dieſes Leben ſeinen Anſchauungen und Bedürfniſſen gemäß, ſeinen öffentlichen Einrichtungen analog, aufzubauen; darin ſoll man es nicht ſtören, ſondern, ſoweit ſich nur ein geſunder Geiſt dabei kundgibt, fördern; die wahre Einigkeit der Völker, auch in religiöſer Beziehung, wird nicht dadurch erzielt, daß man ihre Eigenthümlichkeiten verwiſcht und vermiſcht, die des Einen auf das Andere überträgt, ſondern dadurch, daß jedes ſeine Individualität

rein bewahrt und ausbildet, in dieſer Individualität aber von den andern freudig anerkannt wird, weil zugleich ein höherer Einigungsgrund da iſt, vermöge deſſen die verſchiedenen Volksindividualitäten ſich als lebendige Glieder eines großen göttlich geordneten Organismus erkennen.

Es geht eine Sage in Deutſchland um, der mächtigſte Vertreter, der natürliche weltliche Schirmherr der evangeliſchen Kirche des Feſtlandes ſey nicht abgeneigt, die Verfaſſung, vielleicht auch manche Kultusformen der engliſchen Kirche auf die für ganz Deutſchland ſo wichtige evangeliſche Kirche ſeines Reiches zu übertragen. Man knüpft daran zum Theil in England große Hoffnungen, ja eine nicht unbedeutende Partei jenſeits des Kanals, die ſich in der Times hierüber ausgeſprochen, träumt ſogar von einer durch dieſes Mittel einzuleitenden Verſchmelzung aller abendländiſch-chriſtlichen Religionsgemeinſchaften. Wir können nicht an ſolche Abſichten glauben. Denn, wenn wir auch das Letztere ganz aus dem Spiel laſſen, überzeugt, daß zwar die Zeit im Ganzen und Großen zu einer chriſtlichen und edleren gegenſeitigen Anerkennung zwiſchen der katholiſchen und evangeliſchen Kirche reif genug iſt, nicht aber zu einer eigentlichen Vereinigung — ſo haben wir — nur die Uebertragung des Anglikaniſchen auf die deutſche Kirche ins Auge gefaßt — eine viel zu hohe Meinung von dem Geiſte, von dem Tiefblick, von der Beſonnenheit und von dem nationalen Sinne des erhabenen Monarchen, dem der Plan beigelegt wird, als daß wir denkbar finden könnten, er werde das Gewicht ſeiner für die evangeliſche Kirche ſo unermeßlich bedeutſamen Stellung an einen ſo mißlichen, dem geſchichtlichen Entwickelungsgang wie dem nationalen Bewußtſeyn widerſtrebenden und eben darum ſelbſt bedenklichen Verſuch ſetzen wollen. Kein Anderer braucht es ihm zu ſagen, Er ſelbſt, der Geſchichtskundige, wird es ſich in die Erinnerung rufen, daß ſchon der Urſprung und die Gründung des Proteſtantismus in England ganz anders beſchaffen war, als in Deutſchland, daß beide Kirchen eine von Grund aus verſchiedene Entwickelung durchgemacht haben, daß die engliſche Kirchenverfaſſung und Hierarchie auf geſchichtlichen und politiſchen Grundlagen ruht, die nicht zu uns herübergepflanzt werden können, daß dies alles mit der Nationalität innigſt verwachſen iſt, und daß eine Verſetzung engliſcher Kirchenelemente auf deutſchen Boden, wenn ſie

auch allen Schwierigkeiten zum Trotze möglich wäre, uns keine Heilung bringen könnte für die tieferen Mängel und Gebrechen, an denen allerdings unsere Kirche leidet. Die deutsch-evangelische Kirche hat offenbar einen andern Beruf, als die englische; wir glauben, einen größeren und eben darum schwierigeren, aber nur auf den Wegen des deutschen Geistes zu erfüllenden. Der eigenthümliche Beruf der deutschen Kirche ist offenbar durch die deutsche Nationalität geboten und vorgezeichnet. Der Engländer zeichnet sich aus durch gesunden nüchternen Verstand und praktischen Geist: ihm ist daher eine gut eingerichtete, wohlgeordnete, festbestehende Kirche die Hauptsache, und es ist ganz charakteristisch, daß der Primas der englischen Kirche den Hauptvorzug derselben vor der deutschen in ein gutes Kirchenetablissement gesetzt hat; dagegen treten die Interessen des Gemüthes, besonders aber des forschenden und spekulativen Denkens bei dem Engländer zurück, und das, was hiermit zusammenhängt, hat daher in der englischen Kirche nie die Bedeutung gewinnen können, wie in der deutschen: dies zeigt sich von gemüthlicher Seite in dem unvergleichlichen Liederschatze, den die deutsch-evangelische Kirche vor der englischen voraus hat, von Seiten des Denkens in dem eminenten, oft unverhältnißmäßigen Hervortreten der Theologie in unserm kirchlichen Leben, wovon in der englischen Kirche kaum ein Schatten zu finden ist. Das Eigenthümliche des Deutschen hingegen liegt in dem, wofür auch die deutsche Sprache allein ein Wort hat, im Gemüth und zugleich im wissenschaftlichen Denken und in derjenigen Allseitigkeit des geistigen Lebens, vermöge deren der Deutsche, in die Mitte der europäischen Völker gesetzt, alle homogenen Elemente auch den fremden Geistessphären in Saft und Blut seines eigenen Lebens zu verwandeln strebt. Dadurch stellt sich dem Deutschen die Aufgabe, eine Kirche zu bilden, innerhalb deren das Denken, die Wissenschaft nicht minder zu ihrem Rechte kommt, als das Gemüth, und überhaupt eine allseitige Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, eine allseitige Aneignung des Aechten und Guten, was in der geschichtlichen Entwickelung des Christenthums vorhanden ist, erzielt wird. Diese Aufgabe ist weit umfassender und schwieriger, als eine blos gute Kircheneinrichtung; sie wird diese zwar auch in sich schließen, aber der Weg zu derselben kann bei uns nur so genommen werden, daß auch die tieferen Fragen des

Denkens ihre Erledigung erhalten und die wahren Bedürfniſſe des Geiſtes und des Gemüthes ihre allſeitige Befriedigung finden. Dies kann nur vermittelſt eines großen geiſtigen Prozeſſes geſchehen, der nicht gewaltſam unterbrochen werden darf und, wie alles Geſchichtliche, nicht übereilt werden kann. Aber ſo lange dieſe mächtige geiſtige Arbeit, an der die ganze Zeit Theil nimmt, nicht bis zu einem gewiſſen Abſchluß gekommen, ſo lange die philoſophiſch-theologiſche Kriſis nicht zu allgemeiner gültigen Reſultaten gelangt iſt, die ſich naturgemäß und befriedigend in der Kirche abſetzen können, vermag uns die Uebertragung fertiger, auf anderem Wege entſtandener, Kirchenformen keine Hülfe zu bringen; ja ſie würden uns ſchaden, indem ſie einen Schein der Beſſerung erkünſtelten und die Wunden nur zudeckten, ohne ſie zu heilen. Ueberhaupt aber kann, wie im Politiſchen, ſo auch im Kirchlichen das Heil einer jeden Nation nur von ihr ſelbſt kommen; ſie muß es auf dem Wege ihres ureigenen Geiſtes finden; und die deutſche wird es finden, ſo wahr ein Gott und ein Erlöſer lebt, und der deutſche Geiſt, dem noch eine große Zukunft vorbehalten iſt, eine tiefe, unaustilgbare Empfänglichkeit für beides, für Gott und ſeine erlöſende Offenbarung hat. Wir können von andern Vieles lernen, und der Deutſche hat vermöge ſeiner Allſeitigkeit ohnedies einen — nur leider oft ausartenden — Trieb, ſich Fremdes anzueignen; aber das Beſte, die Seele, die das Angeeignete zu einem lebendigen Ganzen verknüpft, muß in uns ſelbſt ihren Urſprung haben. Wir ſelbſt müſſen die tiefgreifenden Fragen, die uns innerlich und äußerlich ſpalten, zur Entſcheidung bringen, und im Zuſammenhang unſerer eigenen Entwickelung, die gerade in kirchlicher Beziehung eine ſo unendlich bedeutſame iſt, muß ſich ein Geiſt bilden, aus dem dann auch eine entſprechende, chriſtlichfreie Kirchenform hervorgeht. Unſere Kirche birgt reiche und große Kräfte des Beſſeren in ſich, welche nur auf ihre freie Entfaltung warten, welche einem Frühlingstage entgegenharren, den ein königliches Wort zwar nicht hervorbringen, wohl aber in ſeinem Eintreten beſchleunigen kann. Dieſe Kräfte wird, im Bewußtſeyn ſeiner ſeltenen Miſſion, Friedrich Wilhelm IV. erſchauen, pflegen, benutzen, und ſo das thun, was ein mächtiger Fürſt unter Gottes Seegen thun kann, um die Kirche zu erneuen, nicht durch verwirrende Einpflanzung des Fremdartigen, ſondern aus ihrem eigenen Geiſt und

Prinzip, aus ihrer eigenen Kraft; er wird, wie in politiſcher, ſo auch in kirchlicher Beziehung, ein wahrhaft deutſcher, ein nationaler Herrſcher ſeyn.

Hiermit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß der deutſche Proteſtantismus irgendwie Grund habe, den engliſchen zurückzuſtoßen, oder daß er ſich deſſen überheben ſolle, von der engliſchen Kirche zu lernen und das Beſſere, was ſie beſitzt, aufzunehmen in Geiſt und Leben; aber immer in ſeinem Geiſte und im Zuſammenhange ſeines Lebens. Umgekehrt aber ſollte das Nämliche auch der Engländer thun. Jeder ſollte den andern in ſeiner Beſonderheit nicht nur anerkennen, ſondern ſich des andern freuen und deſſen eigenthümliche Gaben ſich frei zu eigen machen. So würde die wahre Einigkeit hergeſtellt werden, eine Einigkeit, welche, den Nationalgeiſt nicht verleugnend, ſich von der fremden Nationalität anregen und befruchten ließe, und im Bewußtſeyn menſchlicher und chriſtlicher Zuſammengehörigkeit das große gemeinſame Werk förderte, zu dem alle Nationen berufen ſind. In dieſem Sinne haben beide Nationen ſchon lange im Bereiche eines andern Gebietes auf einander gewirkt, des poetiſchen: die Deutſchen haben ſich durch die großen dichteriſchen Geiſter der Britten beleben und begeiſtern laſſen, und unter den Britten ſind Goethe, Schiller, Tieck und Uhland heimiſch und wirkſam geworden. Aber kein Verſtändiger muthet deßhalb den Deutſchen zu, daß ſie, wenn wir ſo ſagen dürfen, in die poetiſche Kirche Shakeſpeare's, oder den Engländern, daß ſie zur dichteriſchen Glaubensformel Goethe's überzutreten hätten. Sollte nicht, aber immer auf der Baſis einer gegenſeitig gleichen Anerkennung der Nationalität, eine ähnliche Wechſelwirkung auch auf dem religiöſen und kirchlichen Gebiete möglich ſeyn?

Das Letzte, was wir fordern, iſt: daß ſich nicht nur Chriſtenthum und Kirche der Nationalität anſchließe und, ſoweit es ihr Weſen erträgt, ein nationales Gepräge annehme, ſondern auch andererſeits, daß die Nationalität ihre Stelle in der Kirche habe und in ihren höchſten allgemeinen Intereſſen von der Kirche ihre chriſtliche Weihe empfange, daß alſo der Bund ein wechſelſeitiger ſey. Dies iſt zwar bis zu einem gewiſſen Grade ſchon der Fall: in ſeinen höchſten Punkten, namentlich in ſo fern ſich in dem Fürſten das Volksbewußtſeyn konzentrirt, iſt auch das Nationale

in den kirchlichen Organismus aufgenommen durch die religiöſe Weihe des Fürſten, durch das Gebet für ihn und ſein Haus und durch ähnliche Akte. Aber dieſe Berührung und Durchdringung des Vaterländiſchen und Volksthümlichen mit dem Chriſtlichen und Kirchlichen könnte eine noch ungleich ausgedehntere, innigere und lebendigere ſeyn. Dies würde eben ſo ſehr der Kirche neue Lebenselemente zuführen, als es geeignet wäre das Volksbewußtſeyn zu reinigen und ihm den rechten, vor falſchen Aufregungen bewahrenden, Schwung zu geben. Ein kräftiges Verhältniß des Religiöſen und Nationalen fand ſich bei allen Völkern in ihrer Blüthezeit, auch bei den germaniſchen auf den Höhepunkten der mittelalterlichen Entwickelung. Eine Annäherung dazu haben wir ſelbſt in der Zeit der Freiheitskriege erlebt; damals ſuchte das Vaterländiſche, je reiner und edler es war, deſto entſchiedener eine religiöſe Weihe, und die Kirche fühlte ſich gehoben und belebt durch freie, begeiſterte Theilnahme an den größten und ſchönſten Intereſſen des Volkes. Es ſind ſpäter aus dieſer Verſchmelzung des Chriſtlichen und Deutſchen Verirrungen und Karrikaturen hervorgegangen und wir wollen die manierirte deutſche Chriſtlichkeit und chriſtliche Deutſchheit eben ſo wenig wieder heraufbeſchwören, als die Auswüchſe, die ſich daran anſchloſſen; aber es war doch auch — welcher Unbefangene wollte es verkennen? — ein guter und ächter Kern in dieſen Beſtrebungen, und dieſer könnte jetzt auf reine Weiſe gepflegt und entwickelt werden. Daß es eine geſunde Verſchmelzung chriſtlichen und deutſchen Sinnes gibt, beweiſt Luther, beweiſen die edelſten Männer unſerer Nation in allen Jahrhunderten. Was in den Einzelnen iſt, könnte auch im Volke ſeyn, und es würde mehr und mehr im Volke wurzeln, wenn das, was das Volk als ſolches bewegt und erhebt, wenn die beſten und höchſten Momente ſeines öffentlichen Lebens auch in der religiöſen Gemeinſchaft, im kirchlichen Leben ſich abſpiegelten, wenn ſie darin ihren einfach würdigen Ausdruck, ihre volle Bedeutung und Heiligung empfingen. In dieſem Sinne wünſchen wir beſonders kirchlich geweihte Nationalfeſte und überhaupt Verknüpfung der wahrhaft bedeutſamen und dieſer Beziehung fähigen Akte des Nationallebens mit dem Kirchlichen. Wir wiſſen wohl, daß ſo etwas nicht künſtlich gemacht werden kann, aber wir zweifeln auch nicht, ſobald ſich beides, das Nationale und Kirchliche,

freier und vollkräftiger entwickelt, werden beide Elemente von ſelbſt in natürliche Berührung treten. Die letzten Jahre haben dafür thatſächliche Beweiſe geliefert: ſchon das Schillersfeſt wollte die Weihe der Glocken nicht entbehren, das Guttenbergsfeſt hat ohne Verabredung faſt überall auch ſeinen religiöſen und kirchlichen Grundbeſtandtheil gehabt und das Kölner Dombaufeſt hat uns ſogar eine volle Vereinigung des Kirchlichen und Nationalen vor Augen geſtellt. Es kann in dieſer Beziehung noch Vieles werden, was unſerer Zeit fremd vorkommen dürfte. Das Schönſte und Beſte pflegt oft raſcher einzutreten, als der muthloſe Kleinglaube ſich träumen läßt.

Wir haben bisher immer von Nation und Volk geſprochen, nicht von Staat, und gleicherweiſe nicht im engeren Sinne von Kirche, ſondern nur von Chriſtenthum, oder auch von Kirche, in wiefern ſie ganz allgemein Darſtellungsform des Chriſtenthums iſt. Natürlich haben wir dabei an ein ſtaatlich geordnetes und bürgerlich freies Volk und ebenſo an ein kirchlich konſtituirtes Chriſtenthum gedacht: aber das Verhältniß wird ſich doch anders ſtellen, wenn von der Beziehung zwiſchen Staat und Kirche im engeren Sinn, als wenn von der Beziehung zwiſchen Nationalität und Chriſtenthum im weiteren die Rede iſt.

Die Nationalität beruht weſentlich auf einer ſinnlich-geiſtigen Naturbaſis, der Staat auf einer bis ins Einzelne entwickelten Geſetzgebung und Verfaſſung. Die nationale Eigenthümlichkeit, ſo tief und unabänderlich ſie auch begründet ſeyn mag, iſt doch etwas Entwickelungsfähiges, Bildſames, ſtets im Fluß und Werden Begriffenes; der Staat dagegen, obwohl er, ſoll er wahrhaft geſund ſeyn, nie ſtarr werden darf, iſt doch im Verhältniß zur Nationalität etwas Feſtes, ſcharf Beſtimmtes, in ſeiner Form Beharrendes. Ebenſo, wenn wir Chriſtenthum ſagen, ſo verſtehen wir darunter mehr die allgemeinen Prinzipien, die Grundthatſachen und Grundgedanken der chriſtlichen Religion, während der Ausdruck Kirche immer vorausſetzt, daß dieſe Grundprinzipien in eine feſte Form des Dogma's, der Verfaſſung und des Kultus gebracht ſind und darin bewahrt werden ſollen. Hieraus folgt, daß das Chriſtenthum zur Nationalität ſich leichter in ein bequemes und förderndes Verhältniß ſetzen kann, weil beide, geſchichtlich gefaßt, etwas in der Entwickelung Begriffenes ſind, als der Staat und

die Kirche, weil diese beiderseits in festerer Ausbildung und strengerer Abgrenzung auftreten und daher auch öfter gegen einander anstoßen. Während Christenthum und Nationalität sich eigentlich nie bestimmt abstoßen, sondern nur vermöge größerer oder geringerer innerer Verwandtschaft mehr oder weniger anziehen, gehen die Konflikte zwischen Staat und Kirche durch die ganze Geschichte der christlichen Welt hindurch. Kaum hat sich die Kirche gegen den feindselig verfolgenden Staat emporgekämpft und ihn christianisirt, so beginnt sie auch in denselben überzugreifen und usurpirt eine politische Allherrschaft; dagegen reagirt natürlich der Staat, aber statt sich nun in das rechte Verhältniß zu setzen, unterwirft er seinerseits die Kirche und strebt, wenn auch in verschiedenem Maaße, zur Cäsareopapie. Im Mittelalter hat bei der damals noch vorhandenen Zersplitterung der Völker die Kirche eine große geistige Einheit hergestellt; in der neueren Zeit, da sich durch die Gemeinsamkeit der humanen Bildung eine gewisse freie Völkereinheit entwickelte, hat der Staat, indem er sich zum guten Theil des Kirchenregimentes bemächtigte, die Kirche in unzählige Parzellen zersplittert. Vornehmlich ist dies innerhalb der evangelischen Kirche und namentlich in Deutschland der Fall. Wir haben so viele Landeskirchen, als wir einzelne Staaten haben; während aber diese Staaten doch zugleich einen Staatenbund bilden und eine sichtbare Einheit haben, besitzt die evangelische Kirche außer dem auch gelockerten geistigen Bande nichts, was sie wirklich einigte, so daß wir sagen müssen: eine evangelische Kirche ist nur im Gedanken, nicht aber in der Realität vorhanden, in der That haben wir blos preussische, sächsische, württembergische, badische Landeskirchen, die nur dadurch zusammenhängen, daß sie im Wesentlichen dasselbe Bekenntniß festhalten und an derselben Theologie theilnehmen. Aus dieser staatlichen und leider oft so kleinstaatlichen Zersplitterung und Zerklüftung, aus diesem Atomismus, der alle höhere Kraft- und Lebensentwickelung vernichtet, muß die evangelische Kirche heraus, wenn sie das werden soll, was in ihrer Bestimmung liegt, wenn sie ihren ganzen Geist entfalten soll. Und hier nun thut es vor allem Noth, daß die Kirche auf einen nationalen Standpunkt erhoben werde, daß sie heraustrete aus der Enge des Staates in die Weite und Hoheit der Nationalität. Es sind in allen Landeskirchen Kräfte vorhanden, aber zertheilt

vermögen ſie nichts; überall gibt es würdige und edle Männer der Kirche, aber in die engſte Umgrenzung eingezwängt, und in dieſer Umgrenzung meiſt noch völlig abhängig von weltlichen Beamten, oft nicht einmal ihrer eigenen Konfeſſion, haben ſie nicht die Stellung, um etwas auszuführen, was die Kirche im Ganzen und Großen fördern könnte. Alle Wohlgeſinnten fühlen das Bedürfniß, daß die Kirche wieder lebensvoller, größer und einflußreicher werden müßte; ſo öffne man ihr denn auch den freieren Raum, in dem allein ſie es werden kann! Das eine Hauptmittel — ſoweit Menſchen etwas dazu thun können — iſt freilich eine größere innere Selbſtſtändigkeit, aber das zweite, damit zuſammenhängende, iſt ein innigeres Wechſelverhältniß der getrennten Landeskirchen in dem einen großen Vaterlande. Wir haben einen deutſchen Zollverein: könnten und ſollten wir nicht auch eine deutſche Kirche haben? Wir ſtreben nach Gleichheit von Münze, Maaß und Gewicht: ſollten wir nicht auch nach evangeliſch freier Zuſammenſtimmung im kirchlichen Leben ſtreben? Wie viel freudiger würden die beſten Kräfte ſich der Kirche widmen, wie viel rüſtiger würden ſie wirken, wie viel höher würden die Pulſe des kirchlichen Lebens ſchlagen, wenn die Bahn geöffnet wäre, auf der unſere Kirche zunächſt einmal eine deutſch-evangeliſche werden könnte! Dann gäbe es nicht blos zu forſchen, zu denken und zu ſchreiben, ſondern auch zu handeln; dann würden ſich die großen Fragen nicht blos in Büchern und theologiſchem Streitgeſpräch, ſondern im Leben entſcheiden; dann würde vieles, was jetzt in die Geiſter und Gemüther hineinfrißt, zur offenen, ſicheren Erledigung kommen; dann würde die Kirche auch wieder ein ganz anderes Element des öffentlichen Lebens, ein ganz anderer Gegenſtand der Theilnahme, eine ganz andere Macht geiſtigen und ſittlichen Einfluſſes werden. Alſo noch einmal: heraus aus der Enge der Staatlichkeit, der abgeſchloſſenen Kleinſtaaterei, in die freie Größe der Nationalität, und die Kirche wird bald eine andere ſeyn!

Indeß, man wird uns angeſichts der Schwierigkeiten, welche die Verwirklichung dieſes Gedankens hat, der frommen Träumerei, der deutſchen Ideologie beſchuldigen. Es mag ſeyn. Wir kennen dieſe Schwierigkeiten und verhehlen ſie uns nicht, aber wir glauben feſt an die Zukunft der evangeliſchen Kirche, wir glauben eben ſo feſt an die Zukunft unſeres Volkes und an das

Wachsthum des neuerwachten Nationalbewußtſeyns, und müſſen eben darum auch glauben, daß dieſe Potenzen, wie es in jeder Periode ihres kräftigen Lebens der Fall war, ſich ergreifen und zu einer eigenthümlichen Geſtaltung durchdringen werden. Die Zeit iſt in der Weltgeſchichte, die nach Jahrhunderten mißt, nicht zu beſtimmen; aber vielleicht iſt der, der auch dieſe Krone ſich erwirbt, näher, als wir denken. Unſer religiöſes und kirchliches Leben iſt in einer großen Kriſe begriffen; die Entwickelung drängt, es wird nicht blos bei Worten und Büchern bleiben, es werden auch Ereigniſſe eintreten, es wird gehandelt werden müſſen. Wer weiß es? Schon die nächſten Jahrzehnte können uns bedeutungsvolle Umgeſtaltungen bringen. Möge, was in der Kirche ſich bildet, eben ſo chriſtlich als national ſeyn!

Gemeinnütziger Vorschlag

die freiwilligen Sammlungen für Abgebrannte betreffend.

Das furchtbare Brandunglück, welches in der jüngsten Zeit die fleißige Stadt Steyer betroffen, hat Gedanken zur Abhülfe des durch Brände entstandenen Schadens, überhaupt zur Förderung des Gemeinwohles, die sich mir schon seit längerer Zeit aufgedrungen, neuerdings mit verstärkter Lebhaftigkeit angeregt, so daß ich es für meine Pflicht halte, dieselben zur allgemeinen Beurtheilung und Anwendung vorzulegen. Die Sache ist folgende: Bei allem guten Willen, bei allem Wohlthätigkeitssinne, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß wiederholte Aufforderungen zu Beiträgen für Abgebrannte selbst die bereitwilligsten Kontribuenten ermüden müssen, zumal wenn sie in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Sobald man es aber einmal über sich gewinnen kann, irgend eine Gelegenheit Gutes zu thun ungerührt an sich vorübergehen zu lassen, stumpft sich das Gefühl für fremdes Unglück allmählig ab, so daß es geschehen kann, daß solche Sammlungen oft gar keinen Erfolg haben. Unter solchen Umständen erreicht das Elend an den vom Unglücke heimgesuchten Orten den höchsten Grad, und leider ist damit meist auch noch eine gänzliche Demoralisation der Bevölkerung verbunden.

Nehmen wir nun z. B. als Basis der folgenden Berechnung eben für die Stadt Steyer einen Brandschaden von 400,000 fl. C. M. an und setzen wir voraus, daß diese Summe zu 1 fl. auf den Kopf im Durchschnitte durch 400,000 Kontribuenten (die eigentlich auch nur in der unmittelbaren Nähe der Brandstätte gefunden werden dürften, wo die Empfindungen durch den Anblick des

Elends, mitunter auch durch Verbindungen mit den Verunglückten am meiſten angeregt ſind) wirklich zuſammen gebracht worden ſey, wodurch das Unglück dieſer einzelnen Stadt einigermaßen gemildert würde, wie könnte man glauben, daß ein ähnlicher großer Brand bald nachher, dann wieder ein dritter und fernerer — was wohl nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt — noch Mitgefühl erregen und neue Sammlungen irgend einen Erfolg haben dürften?

Solchen bittern Erfahrungen vorzubeugen oder die Wohlthätigkeit nicht auf eine einzige Gemeinde zu beſchränken, ſondern auf alle Verunglückte eines Diſtrikts, eines Kreiſes, ſelbſt einer ganzen Provinz auszudehnen, die zu leiſtende Entſchädigung ſo vollſtändig, deren Auszahlung ſo ſchnell als möglich zu machen, die Vertheilung derſelben nach den Grundſätzen ſtrengſter Gerechtigkeit zu bewirken, durch eine zweckmäßige Hülfe die Moralität der Abgebrannten in Schutz zu nehmen und endlich auf dieſe Art ſogar manche Veranlaſſungen zu Feuersbrünſten hinwegzuräumen, dies iſt der Zweck gegenwärtigen Vorſchlags. Er beabſichtigt nämlich dem Prinzipe Eingang zu verſchaffen, daß man, ſtatt erſt nach einem Brande Sammlungen zu veranſtalten, um höchſtens einen Theil des Schadens durch freiwillige Beiträge zu decken, ſein Augenmerk lieber darauf richten ſollte, durch Sammlungen blos die Prämie (Verſicherungsgebühr) für die betreffende nöthige Summe und zwar nur für wirkliche Arme vor einem Brande herbeizuſchaffen, durch deren Bezahlung an irgend einen oder mehrere Brandverſicherungsvereine man der Vergütung des ganzen durch eine Feuersbrunſt möglichen Schadens im voraus verſichert wäre.

Wie dies zu bewerkſtelligen, werde ich ſpäter entwickeln, fürs Erſte gehe ich zu einer ungefähren Berechnung und Aufzählung der Vortheile dieſes Verfahrens über, die, wie ich hoffe, auch für den in Verſicherungsgeſchäften Uneingeweihten einleuchtend ſeyn ſoll.

Vor der Hand ſoll der Brand in Steyer, welcher einen Schaden von 400,000 fl. verurſachte, zur Baſis der Berechnung dienen, wobei vorausgeſetzt wird, daß durch 400,000 Kontribuenten zu 1 fl. C. Mz. pr. Kopf wirklich (zu vollkommenem Erſatz des Schadens) eingegangen ſeyen . . . . 400,000 fl. C. Mz.

400,000 fl. C. Mz.

Nehmen wir nun an, daß die Versicherungsgesellschaften (ich spreche jetzt nur von jenen, welche gegen feste Prämien assekuriren, denn für die wechselseitigen gelten andere Modalitäten) Dächer verschiedener Art im Durchschnitte ungefähr zu 1 pCt. versichern, so würde man durch Bezahlung einer Prämie von 4000 fl. für ein Jahr, oder die vierfache Summe für fünf Jahre . . . . . 16,000 „ „ „

den obigen Betrag von 400,000 fl. C. Mz. unter den Schutz jener Gesellschaften gestellt, und daher ebenfalls dessen Bezahlung von Seite dieser Vereine erwirkt haben. Es würde sich daher bei dem gesammelten Betrag von 400,000 fl. nach gänzlicher Erreichung des Zweckes, wofür jene Beiträge stattfinden sollten, noch ein Rest von . . . . . 384,000 „ „ „

ergeben haben, womit zur nämlichen Prämie und ebenfalls auf fünf Jahre eine fernere Summe von . . . . . 9,600,000 fl. C. Mz.

daher nebst den vorerwähnten . . . . 400,000 „ „ „

ein Kapitalwerth im Ganzen von . . . 10,000,000 fl. C. Mz.

auf fünf Jahre versichert, daher, man kann sagen, hätte „feuersicher" gemacht werden können.

Solche Sammlungen zu Prämienzahlungen dürften natürlich nur für jene Parteien eingeleitet werden, deren Unvermögen, aus eigenen Mitteln die Sicherung zu bestreiten, vollkommen erwiesen wäre, während die Vermöglicheren sich doch auch gewiß nicht gleichgültig dem Verluste ihres Eigenthums aussetzen würden, wodurch sie in die Klasse jener herabsänken, für welche eben jene Sammlungen veranstaltet worden sind.

Da sich nun mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen läßt, daß die reichere Einwohnerschaft eines Ortes sich ebenfalls, selbst schon des guten Beispieles wegen, versichern lassen, diese aber zu jenem Theil der Bevölkerung, der eine solche Zahlung durchaus nicht

leiſten kann, ſich wenigſtens wie 20 zu 1 verhalten dürfte, ſo ergibt ſich daraus, daß nach vorſtehender Berechnung ein Betrag von mindeſtens 200 Millionen in Verſicherung käme, was allein ſchon einen günſtigen Eindruck für den vorliegenden Plan erwecken müßte.

Stellen wir nun aber die obige Berechnung umgekehrt, und zwar wieder nur mit alleiniger Berückſichtigung des angenommenen Brandſchadens von Steyer, ſo ergibt ſich daraus, daß um dieſe 400,000 fl. C. Mz. auf fünf Jahre zu verſichern, nur eine Prämie von 16,000 fl. C. Mz. nöthig geweſen wäre, wozu jeder der vorangeführten 400,000 Kontribuenten ſtatt 1 fl. C. Mz. nur 2½ kr. beizutragen gehabt hätte, oder falls wir den Beitrag, ſo daß nach einem Brande die Zahlung von 400,000 fl. C. Mz. erfolge, von 1 fl. C. Mz. pr. Kopf, als mäßig, ein für allemal beibehalten wollen, nur 16,000 Perſonen zu Berichtigung des ganzen Prämienbetrages erforderlich geweſen wären, welche auf jeden Fall ſchneller hätten vereinigt werden können. Nachdem ich auf ſolche Art gezeigt, wie unendlich viel Gutes ſich auf dieſe Art mit einem mäßigen Betrage bewirken ließe, ſchreite ich zur Widerlegung jener Einwürfe, die, wie gegen jeden neuen Gedanken, ſich auch gegen den vorliegenden Plan erwarten und leicht errathen laſſen, dann zum Beweiſe alles deſſen, was ich früher zur Empfehlung deſſelben angeführt und endlich zur Entwicklung aller Maßregeln, welche, zum vollſtändigen Gelingen einer ſo zweckmäßigen Unternehmung unumgänglich nöthig, bei deſſen Begründung einzutreten hätten.

Mit dem Weſen und den Einrichtungen der Brandaſſekuranzgeſellſchaften gänzlich Unbekannte dürften gegen den vorliegenden Plan, inſofern er Brandverſicherungen im Allgemeinen, dann auch die zur Aufbringung der Prämie für Arme einzuleitenden Sammlungen betrifft, vielleicht folgende Einwendungen machen:

a) Daß, nachdem das Kapital jedes ſolchen Vereines von den urſprünglichen Mitgliedern deſſelben und von den Verſicherten zuſammengebracht worden iſt (der durch nutzbringende Anlegung entſtandene Gewinn abgerechnet), diejenige Summe, welche von der Geſellſchaft nach einem Brande zu bezahlen käme, eben ſo nur aus den Gaben einzelner Perſonen beſtehe, als wäre dies auf dem Wege freiwilliger Zuflüſſe geſchehen, und daß demnach

durch zu häufige Schadenvergütung die so gebildete Kaſſe ebenfalls zu erſchöpfen wäre.

b) Daß die Verſicherten, wenn ſie der ihnen nach einem Brande zu Theil werdenden Entſchädigung gewiß wären, gänzlich unachtſam gegen das Feuer und gleichgültig gegen deſſen Folgen werden dürften, daher die Anzahl der Feuersbrünſte durch dieſe Maßregel eher zu- als abnehmen würde.

c) Daß durch die Gewißheit, den gebührenden Schadenerſatz zu erhalten, und die Hoffnung, vielleicht noch dabei zu gewinnen, ſchlechte Menſchen verleitet werden könnten, ihre eigenen Wohnungen oder Vorräthe in Brand zu ſtecken, während ſie, wenn Hülfe erſt nachträglich und nur durch freiwillige Spenden zu erlangen wäre, kaum auf irgend eine Entſchädigung, noch weniger aber auf eine reichliche Vergütung rechnen könnten, und ſomit keiner Verſuchung zur Brandlegung ausgeſetzt wären.

) Daß um die fraglichen Maßregeln konſequent durchzuführen, alle einmal verſicherten Gegenſtände oder wenigſtens Häuſer es immerwährend bleiben, die Aſſekuranz daher alle fünf Jahre erneuert, und ſomit die für die ärmere Klaſſe der Hausbeſitzer Beiträge leiſtenden Perſonen um dieſe Zeit ſtets wieder in Anſpruch genommen werden müßten, während einen oder den andern Gegenſtand vielleicht erſt in 50—60 Jahren, oder noch ſpäter das traurige Loos eines Brandunglücks treffen könnte, für den dann die Prämie während dieſer ganzen Zeit umſonſt gezahlt werden ſey.

Ich erwiedere dagegen folgendes:

Ad a) Jeder durch Aſſekuranzvereine bezahlte Entſchädigungsbetrag beſteht freilich aus einzelnen Beiträgen, die entweder in größeren Abtheilungen durch die Aktionäre als Stammkapital in der Hoffnung eines Gewinns, oder aus großen, oder ſehr kleinen Sümmchen, je nach dem Werthe und der Feuergefährlichkeit der verſicherten Gegenſtände, durch ſämmtliche Aſſekurirte eingezahlt worden ſind, welche aber dabei nur ihre eigene Beruhigung und die Sicherheit ihres Beſitzthums vor Augen hatten. Dieſe Art von Beiträgen (wenn man es durchaus ſo nennen will) unterſcheidet ſich jedoch weſentlich von jenen zufälligen und ſtets dringenden Aufforderungen durch ſo Manches, vorzüglich aber ſchon dadurch, daß ſie im Augenblicke des Brandes, oder vielmehr lange vorher, ſchon beſtehen, nicht erſt nach dem Brande veranſtaltet werden

müſſen, und daß ferner der zu zahlende Entſchädigungsbetrag, z. B. im vorliegenden Fall nicht durch 400,000 Beitragende, ſondern durch eine viel größere Zahl Aſſekurirter, in deren eigenem Intereſſe lange vorher ſchon herbeigeſchafft worden iſt. Auch dürfte es ſehr beachtenswerth erſcheinen, daß nur auf dieſe Art ſich verhältnißmäßige Beiträge erzielen laſſen, weil der Reiche von ſeinem größeren Beſitzſtande natürlich mehr Prämie zahlt, als die Hütte des Armen einträgt, während jetzt bei Sammlungen, wo nur das Herz zu Rathe gezogen wird, der ſelbſt Bedürftige oft ein weit bedeutenderes, Gott wohlgefälligeres Opfer bringt, als der Wohlhabende, der ſich nur zögernd und unwillig zur kargen Gabe entſchließt. Hier tritt überdies auch noch der beſonders günſtige Umſtand ein, daß während bei dem jetzigen Syſtem nur jene Perſonen, mit Erfolg wenigſtens, ins Mitleid gezogen werden können, welche dem Schauplatze des Elends nahe genug wohnen, um irgend ein perſönliches Intereſſe an einem oder mehreren der Verunglückten zu nehmen, durch die Aſſekuranz die Bevölkerung ganzer Länder die Schadenvergütung übernimmt, ein doppelt wünſchenswerthes Verhältniß, wenn man bedenkt, daß viele Ortſchaften durch Lage, Bauart, Beſchäftigungen u. ſ. w. Feuersbrünſten öfter unterliegen als andere, daher auch deren Umgebung wiederholt und bedeutend in Anſpruch genommen werden müßte, während durch dieſe ungeheure Vermehrung der Kontribuenten deren einzelne Beiträge, zumal in günſtigen Jahren, ſo unbedeutend ſind, daß ſie von den Beitragenden kaum gefühlt werden. Hier kann kein Kontribuent (d. i. Verſicherter) ſich beklagen, daß ſeine Mildthätigkeit für Andere oder zu oft in Anſpruch genommen wird, ſelbſt wenn ſeine Gabe in dieſem Augenblicke einem Andern zufließt, weil er durch dieſelbe das Recht erhalten hat, in einem ähnlichen Unglücksfalle auch Hülfe zu fordern; auch iſt ſein Beitrag nicht als eine Art Beſteuerung im Verhältniſſe zu ſeinem Vermögen und der eben nöthigen Entſchädigungsſumme zu betrachten, ſondern genau dem Werthe ſeiner eigenen Realität entſprechend. Während er ſo nur für ſich ſelbſt ſorgte, hat er demnach dem Verunglückten (der ebenfalls verſichert war) eine nicht genug zu preiſende Wohlthat erwieſen. Durch die Spende vor dem Brande einer einzigen Perſon, und nur pr. 1 fl. C. Mz. als Prämie à 1 pCt., kann auf ſolche Art dem Verunglückten ſeine Hütte im

Werthe vom 100 fl. C. Mz. vergütet werden. Während dazu nach dem Brande 100 Personen jede 1 fl. C. Mz. oder eine Person 100 fl. beisteuern müßten.

Ad b) Diese Einwendung betrifft eigentlich nur die Versicherungskompagnien im Allgemeinen, weil sie eben so gut für jene Personen, welche die Prämienzahlungen aus eigenen Mitteln bestreiten, als für jene paßt, für welche sie von Andern geleistet werden, und ist von den Assekuranzgesellschaften, so oft sie ihnen auch gemacht wurde, stets siegreich widerlegt worden. Wirklich hat es sich immer bewährt, daß die Masse der Brandschäden seit dem Bestehen ähnlicher Vereine eher ab- als zugenommen hat, weil Menschen, welche die Wichtigkeit, so wie die Möglichkeit einsehen, sich gegen ein Brandunglück durch Bezahlung einer höchst g ingen Prämie zu schützen, sich schon als vorsichtige Leute beurkunden und daher, obgleich sie versichert sind, gerade um so mehr auf das Feuer Acht haben werden, als sie, früher solchen unausweichlichen Unfällen ohne Schutz preisgegeben, sich jetzt gar keinem Verluste mehr aussetzen wollen, wohlwissend, daß ihnen bei einem Brande jedenfalls bedeutender Schaden droht, da man nicht alles versichern lassen kann und der Stillstand im Geschäfte, bis zur Wiederherstellung der Lokalität, die durch längere Zeit im vorausbezahlte Prämien und alles dergleichen mit zu berücksichtigen ist. Nur von dem, der zu nachlässig und sorglos ist, um sein Hab und Gut versichern zu lassen, ist zu erwarten, daß er auch der Entstehung einer Feuersbrunst nicht vorzubeugen suchen wird.

Ad c) Die Widerlegung dieser Einwendung ergibt sich von selbst; abgesehen davon, daß absichtliche Brandlegung Gottlob zu den seltenen Verbrechen gehört, tritt hier noch der besondere dagegen wirkende Umstand ein, daß, weil die durch die Assekuranzgesellschaften zu leistende Vergütung von diesen als ein Geschäft zwischen ihnen und den Abgebrannten betrachtet wird, wo es sich um das „Mein und Dein" handelt, und jener der sein Besitzthum selbst angezündet, natürlicher Weise so wie jener, der sich einer groben Fahrlässigkeit in Anwendung der gehörigen Vorsichtsmaßregeln gegen Feuer schuldig gemacht, keine Vergütung erhält, die Entstehung eines Brandes viel strenger untersucht wird als bei den sogenannten freiwilligen Sammlungen, wo derselben nur eine sekundäre Aufmerksamkeit gewidmet und blos die Größe

des geſchehenen Unglücks beachtet, nicht aber unterſucht wird, in wie ferne der Verunglückte ſelbſt daran Schuld geweſen ſeyn mag. Die hieraus entſpringende größere Wahrſcheinlichkeit, daß der Thäter entdeckt und zur Strafe gezogen wird, dürfte um ſo mehr von ähnlichen Verbrechen abhalten, als zum Anzünden von Gebäuden, blos weil ſie aſſekurirt ſind, nur Gewinnſucht führen konnte, die bei der Entſchädigung Nutzen hofft. Aber auch dieſe möchte in einem ſolchen Falle wohl nichts zu erwarten haben, weil weder die eigene Ausſage des Verunglückten, welcher natürlich ſeinen Schaden bedeutender, als er iſt, erſcheinen laſſen möchte, noch die mehr oder weniger ergreifende Darſtellung ſeiner traurigen Lage bei Vergütungen durch Aſſekuranzvereine berückſichtigt wird, wie es bei den gewöhnlichen Aufforderungen zu Beiträgen, d. i. zu Geſchenken, der Fall iſt, wo man ſich ohne weitere Prüfung dem moraliſchen Eindrucke hingibt und dem unglücklich ſcheinenden oft größere Hülfe zuwendet, als er bedarf, während der wahrhaft Unglückliche unbefriedigt bleibt. Alle Aſſekuranzgeſellſchaften huldigen in ſolchem Falle dem Grundſatze, daß der Verſicherte durch die Entſchädigung auf keine Weiſe gewinnen dürfe; deßhalb werden außer der Entſtehung des Brandes auch der wirkliche Schaden und die darauf ſich gründenden Anſprüche auf Entſchädigung ſtrenge unterſucht.

Ad d) Dieſe Bemerkung hat allerdings einigen Schein von Richtigkeit, ſo oberflächlich ſie auch bei näherer Prüfung ſich zeigt; denn 1) ſoll man ja gerade das Eigenthum der ärmeren Klaſſe verſichern laſſen, weil die Möglichkeit des Abbrennens und die Schwierigkeit des Wiederherſtellens deſſelben unbeſtreitbar iſt, und dieſe Wohlthat auch nicht verzögern, noch ſpäter die Verſicherung unterbrechen, weil der Zeitpunkt eines ſo unglücklichen Ereigniſſes nicht vorher beſtimmt werden, und gerade während einer ſolchen Unterbrechung eintreten kann. Wenn nun aber 2), den erwähnten Brand pr. 400,000 fl. immer als Baſis genommen, auch wirklich 16,000 Wohlthäter alle fünf Jahre jeder 1 fl. C. Mz. zahlten, ſo würde eine ſolche Ausgabe, ſelbſt wenn ſie ſich ſpäter als ganz unnöthig erweiſen würde, dennoch keinem derſelben auch nur im Geringſten fühlbar werden, während es für ſie auf jeden Fall höchſt erfreulich ſeyn müßte, dadurch einen ſo bedeutenden Kapitalwerth zu Gunſten ihrer ärmeren Mitbrüder auf fünf Jahre verſichert

zu wissen. Nehmen wir aber an, daß alle fünf Jahre 40,000 fl. eingingen, womit nach vorstehender Rechnung 10,000,000 fl. unter den Schutz der Gesellschaften gestellt werden könnten, so läßt sich kaum denken, daß noch irgend eine unbemittelte Partei unversichert geblieben wäre.

Endlich 3) könnte nur dann erst mit Recht die Behauptung Platz greifen, daß sämmtliche Prämien (welche, zu 1 pCt. angenommen, erst in 100 und bei fünfjährigen Versicherungen respektive in 125 Jahren die Höhe der Versicherungssumme erreichen) unnöthiger Weise ausgegeben worden seyen, wenn während dieser langen Zeit (ein fast unmöglicher Fall) gar keine Schadenvergütung zu leisten wäre. Würde aber auch erst am Schlusse dieses langen Termins die gänzliche Versicherungssumme in Folge eines Brandes gezahlt, so würde sich die eingezahlte Prämie damit erst ausgleichen, bei geringerer Entschädigung im Verlaufe jener Zeit könnte nur jener Theil der eingezahlten Prämien, welcher die Summe der geleisteten Vergütungen überstiege, also immer nur ein Theil aller Prämienzahlungen als verloren zu betrachten seyn.

Wie ist es aber, wenn während jenes langen Zeitraums ein Gegenstand oder mehrere wiederholt abbrennen würden? Dabei ginge nur dem Assekurirten die bis zum Ende der fünfjährigen Versicherungszeit fortlaufende Prämie verloren, die Versicherung aber liefe dessenungeachtet ohne weiters fort.

Noch sind die besonderen Vortheile auseinander zu setzen, welche sich bei Ausführung meines Vorschlages, Sammlungen Behufs der Prämienzahlungen im voraus, statt nach einem Brande, Behufs der Vergütung des Schadens zu veranstalten, ergeben würden, nachdem ich bereits erwiesen habe, daß auf die vorgeschriebene Art und Weise die Zahlung der nämlichen Entschädigungssumme durch weit geringere Beiträge der Kontribuenten, oder falls wir dieselben in ihrer frühern Höhe annehmen wollten, eine bedeutend größere Vergütung erfolgen müßte.

Ich behaupte nämlich, daß in Folge dieses Planes: 1) die Hülfe nicht mehr auf einzelne Ortschaften beschränkt bleiben, sondern sogar auf ganze Provinzen ausgedehnt; 2) die Entschädigungen vollständig; 3) auf das schnellste; 4) nach der strengsten Gerechtigkeit; 5) auf die zweckmäßigste Art geleistet; und 6) dadurch nicht nur vorsetzlichen Brandlegungen größtentheils vorgebeugt,

sondern der Demoralisation überhaupt, der gewöhnlichen Folge großen Elends, gesteuert werden dürfte.

Was nun den ersten Punkt betrifft, so ergibt sich die Richtigkeit des angeführten Satzes schon aus der vorausgesetzten Rechnung, die zur Genüge darthut, daß mit 40,000 fl. C. Mz., wenn dieselben auf Prämien verwendet werden, nicht blos ein einziger Ort, sondern wirklich ganze Provinzen mit Baulichkeiten von 40 Millionen fl. C. Mz., wenn die Versicherung nur für ein Jahr gälte, oder von 10,000,000 fl. C. Mz., wenn sie fünf Jahre währen sollte, versichert werden könnten, daher, wenn sich z. B. das ganze Land sichern ließe, darin auch jeder Ort im Unglücksfalle zur Entschädigung gelangen würde.

In Hinsicht der zweiten Behauptung unterliegt es keinem Zweifel, daß, da es Jedermann freisteht, den Werth seines Eigenthums so genau als möglich anzugeben und versichern zu lassen, der wirkliche Werth aber, der auf mancherlei Weise, z. B. durch die Ortsgerichte, die Nachbarn, Zeugen, Kaufbriefe, Abschätzungen u. s. w. erwiesen werden kann, in so ferne nicht triftige Gründe zu Mißtrauen oder Verdacht gegen den Versicherten obwalten, stets unweigerlich bezahlt wird, die Entschädigung durchaus vollständig seyn muß.

Die dritte Behauptung ist auf den so bedeutenden Fonds der Gesellschaften gegründet, welcher, wie gesagt, aus den Beiträgen der Aktionäre, aus den Prämienbeträgen und den Zinsen der eingeflossenen Summen besteht. Da nun dieses große Kapital jeden Augenblick flüssig gemacht werden kann, so steht es auch jeden Augenblick den Versicherten zu Gebot, so daß Jeder sogleich nach dem Brande, selbst schon den Tag darauf, falls er sich beeilt die nöthigen Zeugnisse beizubringen, sein Geld erhalten kann. Bei den bisherigen Sammlungen für Abgebrannte dagegen ist natürlich an keine Vertheilung, so lange nicht ein ziemlich großer Betrag eingegangen ist, zu denken, und dann geben erst noch die wenigen Gulden, welche in einem abgebrannten Dorfe z. B. den einzelnen Einwohnern zufließen, zu großen Komplabilitäten, oft sogar zu Klagen Anlaß.

Die gerechte Weise und Genauigkeit, womit, was ich als vierte Behauptung aufstellte, bei den Entschädigungsleistungen durch Assekuranzgesellschaften vorgegangen wird, erhellt schon daraus, daß

der Versicherte nach einem Brande die Vergütung des von ihm erwiesenen Schadens nur nach Maßgabe des von ihm bei der Versicherung angegebenen Werthes seines Eigenthums erhält, indem er für den Mehrbetrag der Realität, für den er keine Prämie bezahlt hat, auch den verhältnißmäßigen Schaden hinnehmen muß.

Was den fünften Punkt anbelangt, so erscheint eben dadurch, daß die Hülfe so schnell geleistet wird, nach dem Sprüchworte: „wer schnell gibt, gibt doppelt," die Vergütung natürlich um so zweckmäßiger, weil der Abgebrannte den ganzen Betrag sogleich zum Wiederaufbau benutzen kann, ohne zu Darleihen seine Zuflucht nehmen zu müssen, welche in einem so traurigen Augenblick nur schwer und unter drückenden Bedingungen abzuschließen wären. Viele Assekuranzgesellschaften bringen hiebei noch eine, die Zweckmäßigkeit der Vergütung sehr erhöhende Maßregel in Anwendung, indem sie dem Verunglückten den Schadenersatz nicht baar übergeben, sondern die Bauleute, nach Maßgabe als der Wiederaufbau fortschreitet, für ihn bezahlen, wodurch, so viel sich auch in anderer Hinsicht dagegen sagen ließe, doch jene Gefahr vermieden wird, die für die Moralität eines leichtsinnigen Menschen daraus erwachsen dürfte, daß derselbe nach einem so traurigen Ereignisse plötzlich eine bedeutende Summe Geldes in die Hände bekommt.

So auffallend endlich die sechste Behauptung im ersten Moment scheinen mag, daß durch die Versicherung der Gebäude den Brandanlegungen zum Theil vorgebeugt werde, so ist doch nichts natürlicher. Abgesehen von der strengen Untersuchung der Entstehung des Brandes, welche so leicht zur Entdeckung des Brandstifters führt, werden Rachsucht und Bosheit sich nicht so bald zu einer so ruchlosen That entschließen, die für sie ganz zwecklos wäre, weil der Verbrecher weiß, daß die schwersten Folgen seines Verbrechens nur auf ihn fallen, dem Versicherten aber, dem der Schaden zugedacht war, höchstens ein geringer Nachtheil daraus erwachsen kann, denn schnell erstehen die leichten Hütten wieder. Anders jedoch ist es bei Unversicherten, denen nach einem Brandunglücke die Hülfe nur von der Mildthätigkeit ihrer Mitbrüder kommen kann. Hier kann nun die Verworfenheit ihren Zweck erreichen, denjenigen, dem die Rache geschworen, wo nicht auf immer, doch auf lange unglücklich zu machen, bis demselben eine

ſpärliche Unterſtützung wird, und darf auch weniger die Entdeckung fürchten, da die Unterſuchung des Sporns des Intereſſes der Aſſekuranzgeſellſchaften entbehrt; deshalb iſt das Anheften der ſogenannten Aſſekuranzſchildchen nicht genug zu empfehlen, weil dadurch bei einer Feuersbrunſt der Eifer der Löſchenden um ſo mehr angeregt wird, da die Geſellſchaften erſprießliche Leiſtungen zu belohnen pflegen, und weil ſie dem ruchloſen Brandleger zum voraus als blutigrothe Warnungszeichen kund thun, daß ein Brandverſuch hier nicht den von ihm erwarteten Erfolg haben werde.

Die ſchnelle Hülfe wird auch für die Moralität der Abgebrannten von den wohlthätigſten Folgen ſeyn, indem er dann nicht gezwungen iſt, Monate oder Jahre lang ſeinem Geſchäfte zu entſagen, wodurch er dem Müſſiggange oder der Verzweiflung, beide die Urſache ſo vieler Verbrechen, anheimfällt.

Ehe ich nun endlich die Darſtellung der einfachen Art und Weiſe beginne, wie für die ärmſte Klaſſe Sammlungen zum Behufe der Prämienzahlungen einzuleiten wären, muß ich noch jene Meinung zu entkräften ſuchen, als müßten milde Beiträge nach einem auf das Gemüth wirkenden Unglücksfalle reichlicher einfließen, als wenn ſie angeſprochen würden, um den Folgen eines ſolchen vorzubeugen. Wird nicht jeder vernünftige Menſch es vorziehen, ſeine Gabe auf eine Art zu reichen, wodurch dem Verunglückten völlig und ſchnell geholfen wird? Oder um mich noch leichter verſtändlich zu machen, wird nicht Jedermann lieber 1 fl. auf eine Art opfern, wodurch er allein die Hütte eines Verunglückten im Werthe von 100 fl. C. Mz. wieder aufbauen laſſen und ihm vollkommen helfen könnte, als wenn dieſe ſeine Gabe nur den hundertſten Theil des ſtattgefundenen Verluſtes zu erſetzen vermöchte?

Verdient endlich ein ſorgſamer Hausvater, der ſo gerne und ſogar mit Gefahr ſeines Lebens jedes Unglück von ſeinen Angehörigen abwenden möchte, der, ſelbſt höchſt ſorgſam und ängſtlich, in ſeinem Hauſe keine Vorſichtsmaßregel außer Acht laſſend, die Seelenangſt nicht zu beſchwichtigen vermag, daß vom Nachbarhauſe dem ſeinigen Anſteckung droht, der allnächtlich mit ſtillem Schauer des Nachtwächters Ruf: „Bewahrt das Feuer und das Licht!“ hört, und ſeufzend fleht: „Mein Gott! auch ich möchte ja ſo gerne meine Hütte, das Erbe meiner Väter verſichern laſſen,

wenn ich den einen Gulden nur entbehren könnte;" eine arme Wittwe, in der ihr hinterlassenen Hütte von Almosen lebend, arme Waisen, welche, „die Wuth des losgelassenen Elements" nicht kennend, während des heftigsten Gewitters nur auf Gott vertrauend ruhig schlummern und von menschlicher Hülfe durch Assekuranz gegen ein Brandunglück keinen Begriff haben; ein hinfälliger, der Kindheit wieder anheimgefallener Greis, der seine Wohnung nicht mehr verlassen kann — verdienen alle diese, frage ich, welche sämmtlich den besten Willen, nicht aber die Mittel haben, sich versichern zu lassen, wezu es nur viel geringere Opfer ihrer Mitbrüder, als bei Sammlungen für Abgebrannte, bedürfte, nicht weit mehr Rücksicht, sind wir als natürliche Vormünder jener Unglückseligen, denen an Geisteskräften, wie an Vermögen wir so sehr überlegen sind, ihnen dieselbe nicht gewissermaßen weit mehr schuldig, als jenen leichtsinnigen, oft verschwenderischen, trunkenen, unwürdigen Menschen, welche ihr Vermögen vergeuden, ohne je nur an die Möglichkeit eines so traurigen Ereignisses zu denken, und an einem Kirchweihfest oft zehnfach die Summe verschleudern, womit sie durch Bezahlung der Prämie sich vom Hungertode retten, den Ihrigen aber ein Obdach hätten verschaffen können? Und doch wagen es oft gerade diese Elenden, auf die unwürdigste Weise jene Spenden, welcher mancher selbst Unbemittelte oft mit Wehmuthsthränen darbringt, frech an sich zu reißen, die dem bescheidenen, rechtschaffenen Bruder gebührt hätten.

Ich bin fest überzeugt, daß nur wenige Leser dieses Aufsatzes (vielleicht gar keiner) sich von einer Sammlung ausschließen würden, bestimmt, den ärmsten ihrer Mitbrüder jene Gemüthsruhe zu verschaffen, welche das Bewußtseyn gibt, sich vor allen Folgen einer Feuersbrunst sicher gestellt zu haben, während die bisherigen Beiträge solches Elend kaum etwas mildern konnten. — Auch sie werden mit mir die ungeheuren Summen beklagen, welche bisher, zwar auf sehr liebevolle, aber leider verfehlte Weise gespendet wurden, und welche, wenn solche Sammlungen sich oft wiederholen, unzweifelhaft Ueberdruß und Unwillen erzeugen, und die künftigen, vielleicht dringenderen ganz unmöglich machen.

Die Ausführung des besprochenen Plans unterliegt übrigens auch nicht der geringsten Schwierigkeit. Mittelst einer öffentlichen Anzeige müßte Jedermann auf die Pflicht aufmerksam gemacht

werden, zur Rettung ſeines Eigenthums im Falle eines Brandes im voraus alle Vorkehrungen zu treffen, daher auch es verſichern zu laſſen.

Hiebei müßten nun die gänzlich Unvermöglichen davon in Kenntniß geſetzt werden, daß Sammlungen zu ihrer Verſicherung im Werke ſeyen, und zugleich aufgefordert, ihre Armuth durch Zeugniſſe von den betreffenden Behörden beſtätigen zu laſſen, und den Werth ihrer Häuſer, Scheunen, Vorräthe u. ſ. w. auszuweiſen, wornach die Prämie für jeden Einzelnen im Verhältniß der Feuergefährlichkeit ſeiner Realität bemeſſen und die Totalſumme ausgemittelt werden könnte, welche für die ganze unvermögende Einwohnerſchaft eines Ortes als Prämie für fünf Jahre entfiele. Da, dieſe wenigen Angaben abgerechnet, den unvermögenden Leuten, zu deren Gunſten durch die Ausführung unſeres Planes gewirkt werden ſoll, durchaus weder Mühe noch Koſten oder Zeitverluſt verurſachen würden, ſo dürfte ſich ohne Zweifel Jeder um ſo mehr beeilen, ſolchen wohlthätigen Abſichten auf das ſchnellſte und bereitwilligſte entgegen zu kommen, als: 1) als unumgänglich nothwendige Bedingung hierbei, um alle Ausflüchte, Entſchuldigungen u. ſ. w. im voraus zu entkräften, der feſte, unwandelbare Grundſatz aufgeſtellt und bekannt gemacht werden müßte, daß von einem beſtimmten Termin an keine wie immer geartete Sammlung für „Abgebrannte“ mehr geſtattet ſeyn werde, daß aber jene für „Prämienzahlungen“ auf keine Weiſe gehindert werden ſollen. Dies würde noch überdies den Vortheil gewähren, daß auf ſolche Weiſe dem Mißbrauch, den oft ganze Ortſchaften, noch häufiger aber einzelne Landſtreicher mit Brandzeugniſſen treiben, geſteuert würde. Ein Mittel mehr, die Parteien zur Eile anzutreiben, wäre die fernere Anzeige, daß bei den Verſicherungen in der Ordnung, als die Eingaben einlaufen, werde vorgegangen werden.

Die Verſicherungsgeſuche der Unvermögenden, worin ſie ſich natürlich, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, der Prämie im voraus unterwerfen müßten, wären ungeſäumt dem nächſten Agenten der Verſicherungsgeſellſchaften zuzumitteln, welche dagegen die Prämienbeiträge an jenen Orten, wo ſich die geſammelten Gelder befinden, einzuziehen, und dagegen jenen Parteien, für die ſie hinreichen, und nach der Ordnung, als ihre Anträge einliefern, die

Verſicherung auszuſtellen hätten, daß ſie (in der Regel vom Tage nach Abgang der Poſt mit den Aſſekuranzgeſuchen) ſich als aſſekurirt betrachten und der prompten Einſendung des Verſicherungsſcheins (Police) gewärtig ſeyn können.

Um dabei auf ganz gerechte Weiſe vorzugehen, müßten von den Agenten die näher wohnenden Individuen den entfernteren vorgezogen werden, welche wieder an den ihnen näher wohnenden Agenten zu weiſen wären.

Zum Schluſſe noch eine Frage an mich ſelbſt, deren Beantwortung ich aber erſt von Zeit und Erfahrung erwarte, ob es nämlich zweckmäßiger ſeyn dürfte, alle Verſicherungen auf fünf Jahre zu machen, und dadurch die Prämie für ein Jahr zu erſparen, oder ob man ſich auf einjährige Verſicherung beſchränken ſollte, weil im Vermögensſtande der Verſicherten (Veränderungen im Beſitzſtande betreffen blos das Verhältniß zu den Aſſekuranzgeſellſchaften) innerhalb mehrerer Jahre vieles eine andere Geſtalt annehmen könnte, indem mancher Arme, Unterſtützung Empfangende durch irgend einen Glücksfall mittlerweile wohlhabend werden könnte. Auch iſt der Umſtand zu berückſichtigen, daß bei einjähriger Verſicherung ein viermal größeres Kapital umgefaßt werden kann, oder daß nur der vierte Theil des fünfjährigen Beitrages gegeben zu werden braucht, um das in Rede ſtehende Kapital zu verſichern. Wenn in einem ganzen Staate ſich nur 100,000 Menſchen zu jährlichen Beiträgen von pr. 5 fl. C. Mz. entſchlöſſen, ſo wäre dadurch, die mittlere Prämie zu 1 pCt. angenommen, ein Kapitalwerth von 50 Millionen gedeckt, ein Ergebniß, neben welchem auch die erfolgreichſte Sammlung in der bisherigen Weiſe geringfügig erſcheint.

Nach den vorliegenden Angaben und Beweiſen, wie ſo viel Großes und Gutes mit ſo geringen Mitteln erreicht werden kann, ſcheint jedes weitere Wort nun überflüſſig.

Wien, im Juli 1842.

Anton Rainer, D—m.

Auswanderung im Allgemeinen

und

nach Nordamerika insbesondere.

„Unser Jahrhundert kann nicht länger bei rein abstrakten Spekulationen stehen bleiben, wenn es das materielle und geistige Wohl der Massen bezwecken will. Wir dürfen keinen Augenblick länger anstehen, eine Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse und besonders der arbeitenden Klassen zu suchen, wenn wir mit den Fortschritten der Industrie Stand halten wollen. Täglich ersetzen wir Tausende von Händen durch Dampfmaschinen und andere Erfindungen, täglich sehen wir ganzen Bevölkerungsklassen die gewohnte Arbeit entreißen, der sie ihren Unterhalt verdankten. Dieser furchtbare Uebelstand kann von Niemand, der die wahre Lage der Dinge kennt, in Abrede gestellt werden."

Mit diesen inhaltsschweren Worten des verehrten Sismondi[1] müssen wir einen Aufsatz beginnen, der zum Zwecke hat, einerseits die trostlose Zukunft zu schildern, der unsere industriellen Gesellschaften mit raschen Schritten entgegen gehen, andererseits aber in einer wohlorganisirten Auswanderung ein Mittel anzugeben, das, wenn auch unvermögend, unsere so mannichfachen, so tief wurzelnden industriellen Uebelstände gänzlich und auf immer zu heben, immerhin geeignet scheinen mag, sie einigermaßen zu lindern und dem an Repletion leidenden Staatsorganismus einige Erleichterung zu verschaffen. Fassen wir auch die große industrielle Frage

[1] Nouveaux principes d'Economie politique.

unſerer Zeit nur in einem ihrer Momente auf, ſo fühlen wir doch nicht minder das Schwierige unſerer Aufgabe, ſo kennen wir doch vollkommen die Klippen eines Unternehmens, an denen ſchon ſo viele, aus ſo reiner Quelle kommende Bemühungen geſcheitert ſind. Möge daher unſere Abhandlung nur als die Vorläuferin einer größern, vollſtändigen Arbeit angeſehen und mögen einige unſerer Anſichten der Beachtung unſerer Leſer nicht ganz unwürdig erfunden werden! —

Jedem aufmerkſamen und unparteiiſchen Beobachter der europäiſchen Geſellſchaften, die an der Spitze der Civiliſation ſtehen, muß die tiefe Disharmonie auffallen, die ſowohl auf dem Gebiete des Glaubens und Wiſſens, als auf dem der materiellen Intereſſen, bei Individuen ſowohl als bei ganzen Völkern, ſich kund thut. Die Geſellſchaften ſind in eine Menge von Sekten und Parteien geſpalten, die, nachdem ſie ein gemeinſchaftlicher Haß eine Zeit lang gegen die Unterdrückung vereinigt hatte, ſich jetzt je mehr und mehr trennen und unter einander zerfallen. Daſſelbe Phänomen der Zerriſſenheit gewahren wir auf dem Felde der Induſtrie, jenem Kampfplatze, den eine unbeſchränkte Konkurrenz mit immer neuen Streitern und Opfern bedeckt. Ueberall und unter allen Geſtalten drängt ſich uns jenes traurige Schauſpiel eines alle geſellſchaftlichen Bande auflöſenden Individualismus, eines tief gehenden Antagonismus auf; überall erblicken wir Zerſtückelung und die daraus entſpringenden nationellen und individuellen Uebel, nirgends oder nur ausnahmsweiſe Harmonie und die derſelben entſprießenden leiblichen und geiſtlichen Güter.

Hat auch die Politik, die in der neueren Zeit ſo viele, zum Theil noch rauchende Vulkane angezündet, die, einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen, poſitiven Grundlage entbehrend und einem elenden Empirismus gehorchend, das Heil nur in mehr oder minder vollkommenen Formen erblickt, nicht wenig dazu beigetragen, den im Weſen unſerer Geſellſchaft eigenthümlich begründeten, früher nur mehr latenten Antagonismus hervorzuheben und allgemeiner zu machen, ſo ſind es doch hauptſächlich die großen Entdeckungen auf dem Felde der Wiſſenſchaft ſelbſt, die, auf die inkohärente Induſtrie angewandt, ihn in den Staaten, wo die Civiliſation am Weiteſten vorangeſchritten iſt, d. h. wo die Induſtrie, die Wiſſenſchaften und das Handelsſyſtem gleichzeitig ſich am meiſten

ausbilden konnten, auf ſeine jetzige, gefahrdrohende Höhe getrieben haben. In demſelben Verhältniſſe, in dem durch Einführung neuer Maſchinen und Methoden die dadurch möglich und nothwendig gewordene Theilung der Arbeit, Aufhebung der noch übrig gebliebenen Schranke der Innungen und Zünfte u. ſ. w. die Produktion ſich geſteigert, die Konkurrenz unter den Arbeitern ſelbſt mit der ſteigenden Bevölkerung zugenommen hat, hat ſich in Staaten wie England, Frankreich, Belgien, Deutſchland auch das Mißverhältniß zwiſchen Armen und Reichen immer ſchroffer geſtaltet.

Unterſuchen wir dieſe Frage etwas näher. Jedermann weiß, daß bei Hand- und Fabrikarbeiten durch eine wohlverſtandene Theilung der Arbeit eine ſowohl quantativ als qualitativ höher ſtehende Produktion erzielt wird; nicht Jedermann weiß aber, daß eben daſſelbe herrliche, fruchtbare, mächtige Prinzip, das an und für ſich gut iſt und bleibt, bei unſerer unvollkommenen induſtriellen Organiſation nothwendig eben ſo viele gehäſſige und ſchädliche, als unter andern beſſern Umſtänden edle und wohlthätige Ergebniſſe liefern muß. So wahr iſt es, daß auch die ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes an unſerer induſtriellen Zerſtückelung ſcheitern, und daß ſie faſt immer für den einen oder den andern Theil der Geſellſchaft mehr oder minder ſchädlich, mehr oder minder unnütz ſind.

Schon Lemontey würdigte in einer zu Anfang dieſes Jahrhunderts herausgegebenen Schrift: „**Raison et Folie**," die Theorie der Arbeitstheilung auf folgende treffende Weiſe.

„Eine unvermeidliche Folge der Theilung der Arbeit," ſagt unſer Akademiker, „iſt die fortwährende Erſetzung der vielen kleinen Fabriken durch einige wenige, aber unermeßliche. Die gewöhnlichen Manufakturen können dieſe Koloſſe nicht mehr erreichen, die mit ihren weniger koſtſpieligen Verfahrungsarten in der That jeder Konkurrenz ſpotten, und in Folge des nöthigen ungeheuern Anlagekapitals nur dem großen Kapitaliſten, nur dem großen Reichthum zugänglich ſind. Der Mechanismus der auf Aktien gegründeten Unternehmungen begünſtigt nur den müßigen Kapitaliſten und drückt die arbeitſame Menge darnieder."

„Die Mittelklaſſe, der achtungswertheſte Theil aller Nationen, ſieht ſich von den großen, produktiven Spekulationen nach und nach ausgeſchloſſen. Eine eiſerne Nothwendigkeit wirft ſie in einen

untergeordneten Handel, in eine Art Küstenhandel, der mit den Bedürfnissen des Handels und der Bequemlichkeit der Konsumenten nicht länger im Verhältniß steht, eine Schule des Betrugs, welche die Produkte der Industrie martert, ohne sie zu vermehren. Schon aus dieser Verrückung muß mit der Zeit eine monströse Ungleichheit in der Vertheilung der Reichthümer, und in der Aufklärung eine widerliche Vermischung der sanften Schattirungen und Abstufungen, wodurch die gesellschaftliche Harmonie erzielt wird, eine traurige Verschlimmerung des moralischen Charakters und des öffentliches Geistes einer Nation entstehen."

„Man lasse diesen verschiedenen Ursachen eine Zeit lang ihren vollen Spielraum und sehe, welches Schauspiel ein so entstelltes Volk uns darbieten müßte. Bei ihm würde der frechste Handelsegoism Völkerrechte und Moral mit Füßen treten und an einem Menschen nur den Reichthum schätzen; die Tugend hätte da ihren Tarif, wie in den Gesetzbüchern der Barbaren die Verbrechen; die Steuern wären an Kaufleute veräußert; Bürgerkriege würden auf Subskription unternommen, entfernte Reiche zerstückelt und auf der Börse verschachert werden; die Literatur würde da kaum der Livrée vorangehen; die schönen Künste würden eher aus Eitelkeit als Geschmack gepflegt, weniger geehrt als bezahlt werden, die Wissenschaften einen Ueberrest vom Ansehen, nicht wegen der Erhabenheit der Entdeckungen oder der Größe der Ergebnisse, sondern wegen deren augenblicklicher Anwendung auf irgend einen Industriezweig behalten; der Kaufmann würde da Richter und Spender des Ruhms und Vermögens werden und man würde durch diesen politischen Widersinn den Ruhm kaufmännisch machen, anstatt dem Handel zu Ruhm und Ehre zu verhelfen. Wollte man diese Abweichung von den Prinzipien auf die Spitze treiben, so würde man am Ende eine Nation finden, wo die ganze Wissenschaft sich in 20 Köpfen und alle Kapitalien in 100 Compteirs zusammendrängen würden, wo man nach unten nur auf Unwissenheit und Elend, Laster und Knechtschaft, den Sauerteig aller Gährungen, den Brennstoff aller Empörungen stoßen würde."

„Ich habe angedeutet, nicht was ist, sondern was möglich ist. Ich habe plötzlich das Uebel in seinen äußersten Folgen gezeigt, weil die Theilung der Arbeit, jene Tendenz, die Menschen zu Maschinen zu machen und die Kapitalien zu konzentriren, in sich

ſelbſt ein furchtbares Thätigkeitsprinzip hat, das ſie ſtets dem äußerſten Uebermaß nahe bringt. Man kann nie zu ſehr bedenken, daß in der Politik die Auflöſungsmittel am Gefährlichſten ſind, die unbemerkt eindringen, und daß es auch einen trügeriſchen Wohlſtand und eine der Krankheit vorangehende Wohlbeleibtheit gibt. Eine Nation hat gewiß nicht dieſelben Elemente wie eine Bank, und alle Kapitalien in der Welt werden nie eine Garantie für das politiſche Leben der Staaten abgeben können. Steht der Feind vor den Thoren, bricht ein Bürgerkrieg aus, ſo iſt es nicht mehr Zeit, zu den Dieben zu ſagen: ſeyd Männer; zu den Bettlern: werdet Bürger; zu den Feigen und Gleichgültigen: habet ein Vaterland; zu den Maſchinen: ſeyd Waffen und vertheidigt euch. Das Geheimniß, wenn man nie in den Fall kommen will, eines dieſer Mittel zu überſpannen, beſteht in einer gleichmäßigen Anwendung aller in Zeiten der Ruhe."

„Die Manufakturen ſind die Seele der neuern Völker; ſeit einigen Jahrhunderten gehen beſtändig Maſſen von Ueberläufern vom Ackerbau zu ihnen über, ohne zu dieſem zurückzukehren. Die erſte Pflicht einer Regierung iſt, ſie auszudehnen und durch alle guten Mittel, die ihr zu Gebot ſtehen, aufzumuntern und zu beſchützen; denn die Cirkulation der Reichthümer iſt heut zu Tage ſo beſchaffen, daß der Ackerbau deren Wohlthaten nur durch die Kanäle des Handels theilhaftig werden kann."

„Aber wehe der Regierung, die bei den Manufakturen nur das Produkt und nicht die Arbeit im Auge hat. Ein Träumer kann wohl in ſeinen Berechnungen die Menſchen als einen trägen Werth behandeln; aber die Leidenſchaften lachen der Berechnungen. Die Menſchen werden, in einer gewiſſen Maſſe genommen, immerdar das Wohl oder die Plage ihres Landes ſeyn. Die Trägheit, die in der Phyſik nur die Idee der Ruhe erweckt, iſt in der politiſchen Ordnung ein tobender Vulkan. In dieſem Sinne iſt der Handel, oder mit einem andern Namen die Arbeit, die Grundlage der europäiſchen Geſellſchaften, der einzige Faden, an dem noch die Moral der Völker hängt. Deshalb bin ich auch nicht ferne von der Meinung, wonach der einzige wahre Reichthum die Arbeit und alles Uebrige nur das Zeichen oder der Mißbrauch deſſelben iſt."

„Die Arbeit ohne Produkt würde alsbald aufhören, das Produkt ohne Arbeit wäre das Signal der Anarchie und der

Auflösung des politischen Körpers. Diese zwei Dinge müssen daher beständig in einem gewissen Gleichgewichte erhalten werden. Das Maß und die Nützlichkeit der Produkte hat Grenzen; sind sie in zu großem Ueberflusse vorhanden und zu leicht zu erhalten, so werfen sie die Arbeit in den Hintergrund; ist das Gegentheil der Fall, so entmuthigen sie dieselbe. Da nun die große Theilung der Handarbeit beständig eine Vermehrung der Produkte und eine Verminderung der Arbeit zur Folge hat, so kommt sie nothwendig auf einen Punkt, wo sie das Gleichgewicht zwischen diesen zwei Elementen der Gesellschaft zerstört: sie gleicht dann sehr einer in einem verdorbenen Zeitalter allzu freigebigen Natur. Die Arbeit, die Erhalterin der Tugenden, schläft ein und das Reich der Lazzaroni beginnt."

„Aber wie ist jener Punkt zu finden, wo die Arbeit aus zu großer Theilung sich selbst entkräftet und von selbst zu Grunde geht, wo die Summe des Lohns nicht mehr den Unterhalt der nicht begüterten Bevölkerung repräsentirt? Man muß hier keine zu strengen Grundsätze geltend machen wollen, und mit den Schwächen und Gebrechen eines Kranken unterhandeln. Seitdem unser Europa seinen jetzigen kaufmännischen Geist angenommen hat, hat es auch andere Vorurtheile angenommen, hat auch sein innerstes Leben an Spannkraft verloren. Ich weiß, wie viel man der Schwachheit einer alternden Nation, der Vollkommenheit der menschlichen Erfindungen, der Anhäufung zu großer Kapitalien zugeben muß; endlich ist nicht zu leugnen, daß die Theilung der Arbeit eine große, mächtige Theorie ist, die einige sehr bedeutende relative Vortheile in sich vereinigt. Beurtheilt man nach diesen Ideen das Ziel, wo ihr Einfluß gefährlich wird, so scheint es mir, als habe Frankreich es noch in keinem Industriezweige erreicht und England es in einigen schon überschritten."

„An welchen Zeichen kann man den Augenblick voraussehen, wo die Arbeit der Bevölkerung ausgehen muß? Wie kann man für diesen Augenblick der hülflosen Industrie eine andere Beschäftigung bereit halten? Fehlt oder reicht diese Hülfsquelle nicht aus, durch welche sanfte, indirekte, reglementarische Mittel kann man einem so großen Mißverhältnisse zwischen der Summe der Produkte und der der Arbeit zuvorkommen, ohne weder den Interessen noch der Freiheit der Individuen zu nahe zu treten? Wie

kann man in diesem Falle dem augenblicklichen Vortheile begegnen, den andere, um ihre innere Sicherheit weniger besorgte Nationen im Handel durch einen niedrigern Preis ihrer Fabrikate erhalten würden? Werden die gebrachten Opfer je so lästig seyn, als die Diebstähle, Almosen, Strafen und alle so bitteren Früchte einer vorgeblichen ökonomischen Unthätigkeit? Dies sind die Fragen, die ein Staatsmann seiner Untersuchung nicht unwürdig erachten wird ꝛc. ꝛc."

Hat je eine Voraussehung sich trauriger bestätigt, als die Lemontey's? und ist je die gehässige Phase der industriellen Feudalität, in der England sich bereits befindet, und in welche die übrigen Staaten ihm mit raschen Schritten nachfolgen, wahrer und beredter geschildert worden?

Wir können somit, auf das weiter oben Gesagte zurückkommend, sagen:

In einem und demselben Lande steigt die Zahl der Armen mit der Industrie und der Bevölkerung, so zwar, daß in England von 1750 bis 1825, d. h. in einem Zeitraume von 75 Jahren die Armentare im Verhältniß von 1 zu 11 gestiegen ist, während innerhalb desselben Zeitraums die Abgabenerhöhung, die nach Maßgabe der auf das Doppelte gestiegenen Einwohnerzahl und der in den Werthen vorgegangenen Veränderung eintrat, nur durch das Verhältniß von 4 zu 1 ausgedrückt wird.

Ist aber einmal anerkannt, daß der Pauperismus in der jetzigen Epoche der Civilisation mit der Bevölkerung und noch geschwinder als diese, in direktem Verhältnisse mit den Fortschritten der Industrie steigt, so kommt man bald auch zu der Ueberzeugung, daß diese so traurigen ökonomischen Verhältnisse zur Entsittlichung der Massen mächtig mitwirken müssen, nnd in der That auch mitwirken. Ein schlagendes Beispiel hievon liefert unter andern abermals England. In diesem so armen und so reichen Lande ist von 1765 bis 1826 die Zahl der wegen Verbrechen jährlich vor Gericht gestellten Individuen von 509 auf 16,147 gestiegen. Diese zwei Zahlen verhalten sich zu einander wie 1 zu 31. Und zudem haben die Richter in London feierlich erklärt, daß man gegenwärtig kaum den zehnten Theil der Schuldigen in Anklagestand versetzen könne. Aehnliche statistische Notizen über Frankreich, Belgien, Deutschland u. s. w. würden zu analogen Ergebnissen führen.

Mannigfaltig und heroiſch ſind daher auch die Mittel, die man zu Hebung ſo vieler, ſo tief liegender Uebel vorgeſchlagen hat.

Malthus, den bei den jetzigen induſtriellen Verhältniſſen aus einer Uebervölkerung entſpringenden Uebelſtand und die für die Geſellſchaft damit verbundenen Gefahren vorausſehend, ſagt: „Ein Menſch, der in einer ſchon beſetzten Welt geboren wird, hat, wenn ſeine Familie außer Stand iſt, ihn zu ernähren, oder wenn die Geſellſchaft ſeiner Arbeit nicht bedarf, nicht das mindeſte Recht, irgend einen Antheil von Nahrung für ſich in Anſpruch zu nehmen und iſt zu viel auf der Erde; die Natur heißt ihn fortgehen und vollzieht auch in den meiſten Fällen dieſen ihren Urtheilsſpruch.“ Er will daher mit Droz, Duchâtel und noch Andern, man ſolle den Leuten gewiſſe gute Rathſchläge geben und dem verheiratheten Arbeiter predigen. Andere wollen, man ſolle das Cölibat wieder herſtellen.

Erſteres Mittel iſt, wie wir alle Tage ſehen, unmächtig und unmoraliſch; das andere ſteht mit dem Charakter unſerer Zeit im Widerſpruche.

Owen erblickt ein radikales Heilmittel nur in einer allgemeinen Gütergemeinſchaft; dies hieße aber alle beſtehenden Verhältniſſe geradezu umſtoßen und das Elend allgemein machen.

St. Simon und ſeine Schüler drangen auf die Aufhebung des individuellen erblichen Eigenthums und die Errichtung einer neuen, mit der Leitung der Geſellſchaft beauftragten, wohlgegliederten induſtriellen Prieſterhierarchie. Die geſellſchaftlichen Pflichten ſeyen genau nach den Fähigkeiten und Kräften des Einzelnen abgemeſſen, einem Jeden werde nach ſeinen Werken gelohnt, war ihr Wahlſpruch. Die zu Verwirklichung dieſer Idee angegebenen Mittel waren jedoch nicht nur durchaus ungenügend, ſondern auch von der Art, daß ſie nie angenommen werden konnten.

Fourier will in ſeiner induſtriellen Phalanx den Kampf der Intereſſen und Leidenſchaften dadurch aufheben, daß er den drei Faktoren jeder menſchlichen Induſtrie, dem Kapital, der Arbeit und dem Talente die gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt, durch eine zweckmäßige Erziehung alle Inſtinkte, Charaktere, Talente weckt, jedem ſeine natürliche Stelle anweiſt und ſie ſo in einer höhern Einheit harmoniſirt. Je wunderbarer alle Theile ſeines feenhaften Gebäudes in einander eingreifen, um ſo mehr

iſt es zu bedauern, daß ſeine Schüler, aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln, den induſtriellen, d. h. den unmittelbar praktiſchen Theil ſeiner Theorie noch nicht haben experimentiren können. Wir ſind vollkommen überzeugt, daß durch eine, wenn auch nur theilweiſe Anwendung der Fourier'ſchen Aſſociationstheorie auf unſere, dem Geſetze der Zerſtückelung unterworfenen induſtriellen Verhältniſſe ſich manches ſchreiende Mißverhältniß auf friedlichem Wege heben, mancher Uebelſtand, manche Ungerechtigkeit, wogegen eine Abhülfe ſo ſchwer, ſo unmöglich ſcheint, ſich auf immer beſeitigen ließe. Wie dem auch ſeyn mag, ſo wäre, wie Fourier ſelbſt ausdrücklich ſagt, bei der Uebervölkerung, an der faſt alle europäiſchen Staaten leiden, eine befriedigende Löſung der Frage unmöglich, wenn man nicht vor allen Dingen zu dem natürlichſten und wohlfeilſten Ableitungsmittel, einer wohlorganiſirten Auswanderung, ſchreiten wollte.

Sonderbar und doch wahr iſt es, daß die Neuern, wie in ſo vielen andern die Organiſation der Geſellſchaft betreffenden Stücken, ſo auch in dieſem nicht nur nicht über die Alten hinausgegangen, ſondern ſogar oft weit hinter denſelben zurückgeblieben ſind. Welche Staaten, England etwa ausgenommen, ſehen wir z. B. heut zu Tage für ihre ein neues Vaterland ſuchenden Bürger ſo nachhaltig ſorgen, in ihrem Intereſſe Vorkehrungen in der Art treffen, wie dies im alten Athen der Fall war? Wo ſehen wir das mächtige, fruchtbringende Prinzip der Einheit an die Stelle des unmächtigen, mit ſo großem Zeitverluſte, ſo vielen Leiden und Koſten für das Individuum wie für die Geſellſchaft verbundenen Prinzips des Gehenlaſſens treten, wo der Willkür des Einzelnen in einer rationellen Leitung eine Schranke entgegenſetzen? Man halte uns hier nicht die mitunter günſtigen Ergebniſſe entgegen, die bei dem jetzigen Verfahren bereits erzielt worden ſind. Gerade weil wir dieſe Ergebniſſe aus eigener Beobachtung und Erfahrung kennen, gerade weil wir unter andern in den Vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten mannichfaltig Gelegenheit haben, ſie zu bewundern und der individuellen Energie wegen der Art, wie ſie die Materie beſiegt, gebührendes Lob zu zollen, gerade deßwegen und im Hinblick auf die noch weit glänzenderen Ergebniſſe, die in einer andern Richtung gewiſſe induſtrielle Niederlaſſungen durch Befolgung eines, wenn auch nur rohen, unausgebildeten Syſtems erzielt

haben, müſſen wir wünſchen, daß man einmal, wenn auch nur verſuchsweiſe, den alten ausgefahrenen Weg der individuellen Anſiedelungen verlaſſen und endlich den neuen, faſt noch unverſuchten der Anſiedelung in gehörig organiſirten Maſſen einſchlagen möge.

Die Vortheile einer induſtriellen Organiſation ſind ſelbſt da, wo ſie nur paſſiv auftritt, wo ſie nur negative Ergebniſſe aufzuweiſen hat, wie z. B. bei unſern nur zur Zerſtörung organiſirten Heeren, ſind auch da, wo ſie noch im Zuſtande der Kindheit iſt, wie in den Kolonien der Herrnhuter, Zitterer (Shakers), der in Nordamerika angeſiedelten württembergiſchen Separatiſten, ſo einleuchtend, ſo zahllos, daß ſie wohl nicht erſt nachgewieſen zu werden brauchen. Hat doch ein Jeder von uns in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen und faſt zu jeder Stunde hinlänglich Gelegenheit, ſie zu ſchätzen und zwiſchen ihnen und den Ergebniſſen eines vereinzelten Wirkens eine Parallele zu ziehen.

Man darf ſich deshalb nicht wundern, wenn in der neueſten Zeit bei uns als Preisaufgabe die Frage geſtellt wurde, ob das Prinzip der Aſſociation auch auf die, jetzt ſo ſehr auf den vereinzelten Betrieb gegründete Landwirthſchaft anzuwenden ſey. Noch vor 50 Jahren hätte man eine ſolche Frage kaum beachtet, hätte man geglaubt, ſie geradezu verneinen zu müſſen. Jetzt, da man zur Einſicht gekommen iſt, wie wenig befriedigend unſere landwirthſchaftlichen Verhältniſſe in der That ſind, nachdem bei der um 30 bis 100 pCt. geſtiegenen Volkszahl die Zahl der Konſumenten vermehrt iſt, wie ſelten in den ältern Staaten eine Vermehrung der Nahrungsproduktion durch Vermehrung des anzubauenden Ackerlandes erzielt, wie wenig mehr urbar gemacht werden kann, jetzt ſieht man nachgerade ſich auch gezwungen, ſein Heil in einer rationellen gemeinſchaftlichen Bewirthſchaftung der zerſtückelten Felder zu ſuchen.

Müßte aber ſchon eine ſolche gemeinſchaftliche Felderbebauung den unnützen, bei einer vereinzelten Bebauung nothwendigen Produktionsaufwand an Zeit und Geld um ein Bedeutendes vermindern, und der Verarmung ſo vieler ehrlichen, durch unſer Vereinzelungsſyſtem darnieder gedrückten Familien vorbeugen oder abhelfen, ſo iſt leicht zu ermeſſen, welch unermeßliche Vortheile eine integrale, ſich auf alle Zweige der Induſtrie ausdehnende Aſſociation unausbleiblich zur Folge haben würde.

Sprechende Beispiele hievon liefern, außer den vielen blühenden Kolonien der Herrnhuter und Zitterer, zwei von württembergischen Separatisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf das Prinzip der Gütergemeinschaft gegründete Kolonien, Economy (früher Harmony) und Zoar. Erstere wurde von dem bekannten Rapp im Verein mit nur 30 Familien vor nicht ganz 30 Jahren und mit einem Kapital von nur 10,000 fl. gegründet. Im Jahre 1833 wurde der Werth des gesammten gemeinschaftlichen Eigenthums der Kolonie nur oberflächlich auf mehr als 1,000,000 Dollars (1 Dollar = 2 fl. 30 kr. rhein.) geschätzt, ein großes, in der damaligen Bank der Vereinigten Staaten niedergelegtes Kapital nicht mitgerechnet. Von Rapp ausgestellte Wechsel werden wie baares Geld angesehen und gelten in der ganzen Union denen der ersten Handlungshäuser gleich. Die Produkte der Kolonie, besonders die aus ihren schönen Fabriken hervorgehenden Woll- und Baumwollenartikel gehören zu den gesuchtesten. Alles dieses und noch manches Andere, was hier aufgezählt zu werden verdiente, gelang den vereinten Bestrebungen von 200 bis 500 Köpfen während des oben angegebenen Zeitraums. Fast eben so glänzender Ergebnisse kann die Kolonie von Zoar sich rühmen. Vor etwa 20 Jahren mit einem nur höchst unbedeutenden Kapital von 20—30 Familien gegründet, hatte sie schon im Jahre 1838 nicht nur alle ihre bedeutenden Ländereien (etwa 30,000 Morgen, Acres) bezahlt und zu einem Drittheile angebaut, Mühlen, Brauereien, Manufakturen, Schulen u. s. w. aufs Zweckmäßigste eingerichtet, sondern auch ein reines Kapital von etwa 400,000 Dollars erübrigt.

Mag man auch über diese beiden Kolonien urtheilen, wie man will, mag man sie Vereine religiöser Fanatiker nennen, so thut hier, wo nur die Zauberkraft der Association ins Spiel kommt, das gar Nichts zur Sache; denn hier ist es mit nichten das System der Gütergemeinschaft, das eine glänzende Probe abgelegt hat, sondern die durch eine bessere Organisation möglich gewordene zweckmäßige Arbeitstheilung und rationelle Bewirthschaftung des Güterkomplexes.

Gehen wir sofort zu den Bedingungen über, unter denen produzirt wird, so müssen sie uns nicht minder befriedigend erscheinen, als die eben erwähnten materiellen Ergebnisse. Die

Schwierigkeiten, die Hinderniſſe, die ſich ſo eben noch dem Einzelnen entgegenſtellten, ſind verſchwunden; die Arbeit, anſtatt einförmig, erdrückend zu ſeyn, iſt, Dank ſey es der jetzt nicht mehr ſubverſiv, ſondern harmoniſch wirkenden Theilung, anziehend, zum Vergnügen geworden; nie wird ſie zur Laſt. Unter fröhlichem Hörnerſchall, unter Jubel und Frohlocken gehen die Feldarbeiten zur Erntezeit u. ſ. w. vor ſich; die minder anziehenden Fabrikarbeiten erregen wenigſtens keinen Widerwillen mehr und der Müſſiggang mit allen ihn begleitenden Uebeln und Laſtern iſt auf immer entflohen. Der Menſch hat aufgehört, der Sklave einer ſchlecht organiſirten Arbeit zu ſeyn, er hat die Materie bezwungen und feiert in ſchönen, der Induſtrie geweihten, Feſten ſeinen Triumph. Verbannt iſt auf immer die nagende Sorge, verbannt der Widerſtreit der Intereſſen!

War es aber unſern beiden Kolonien möglich, ungeachtet des ſie regierenden widernatürlichen, tyranniſchen, faſt allen Nacheifer im Keime erſtickenden Prinzips der Gütergemeinſchaft, ungeachtet des auf Allen gleichförmig laſtenden religiöſen Drucks, ſo bewundernswürdige Ergebniſſe zu erzielen, wie groß müßte nicht erſt der Erfolg ſeyn, wenn ſämmtlichen drei Faktoren menſchlicher Induſtrie, dem Kapital, der Arbeit und dem Talente gehörig Rechnung getragen, wenn jeder Fähigkeit eine weite, unermeßliche Laufbahn geöffnet würde?

Und ſo hätten wir denn jenes große Problem der Organiſation der Arbeit vor uns, das wichtigſte ohne Zweifel, das einer induſtriellen Geſellſchaft zu löſen gegeben ſeyn kann, und, im Grunde genommen, das einzige, das die ungetheilte Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich zu ziehen verdient. Religiöſe Streitigkeiten, wie ſie jetzt in Deutſchland leider wieder auftauchen, Diskuſſionen, wobei es ſich nur um Formen handelt, müſſen dieſer Frage auch bei uns immer mehr Platz machen; das Abſurde kann auch bei uns, wie überall, nur noch kurze Zeit dauern, denn die Stunde der bloßen Negation hat auch bei uns geſchlagen.

Unterſuchen wir nun die Bedingungen, von deren Erfüllung eine befriedigende Erledigung dieſes unermeßlichen Problems abhängt, etwas näher, ſo finden wir, daß das Ganze auf die Frage hinausläuft: Wie kann eine Harmonie zwiſchen den drei Elementen jeder menſchlichen Induſtrie, dem Kapital, der Arbeit und dem

Talente, in einer induſtriellen Gemeinde erzielt werden? Denn hätte man das Mittel gefunden, dieſes Problem in einer einzigen Gemeinde **vollſtändig** zu löſen, ſo wäre es damit auch in allen gelöst.

Vollſtändig kann das Problem nur gelöst werden 1) dadurch, daß keines der drei Elemente der Produktion dem andern, wenn auch nur theilweiſe geopfert, ſondern jedem ſein Antheil etwa in der Art geſichert wird, daß dem Kapital $^{1}/_{12}$, der Arbeit $^{5}/_{12}$, dem Talente $^{6}/_{12}$ des Ertrags zufallen; und 2) dadurch, daß in einer naturgemäßen Erziehung alle induſtriellen Fähigkeiten des Individuums geweckt und auf die für den Einzelnen ſowohl, als für die Gemeinheit vortheilhafteſte Weiſe verwendet werden.

Wo aber ließe ſich ein auf ähnlichen Grundlagen ruhendes induſtrielles Syſtem leichter, mit größerer Hoffnung eines, wenn auch nur theilweiſen Erfolgs in Ausführung bringen, als eben in einem neuen Lande, wie Nordamerika, auf dem die Tradition weniger laſtend ruht, als auf der alten Welt? Wo ließe der Feldbau ſich leichter und zweckmäßiger mit den Manufakturarbeiten verbinden, als in einem Lande, das bei einem unermeßlichen, noch unbenützten Areal über die ſchönſten natürlichen und künſtlichen Kommunikationswege verfügt? Wo ließe ſich geſchwinder ein entſchiedener Einfluß auf die allgemeinen Landesangelegenheiten erlangen, als da, wo jeder Bürger ein integrirender Theil der großen Staatsmaſchine iſt, wo arbiträre Vorzüge nur wahren, nur dem Verdienſte Platz machen? Wo dürften beſonders deutſche Kolonien bei Befolgung eines ähnlichen induſtriellen Syſtems gegründetere Hoffnung hegen, faſt augenblicklich zu Anſehen und Reichthum zu gelangen, als da, wo den Deutſchen, obſchon in Folge des unglückſeligen Vereinzelungsſyſtems einander fern ſtehend, obſchon noch durch mancherlei Trübſale und Hinderniſſe in ihrer Manneskraft gelähmt, in den politiſchen Angelegenheiten bereits die entſcheidende Stimme zuſteht?

Die Vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten und unter dieſen ganz beſonders die in der Mitte der Union liegenden wären es alſo, denen bei Gründung neuer Kolonien unſere Landsleute den Vorzug zu geben hätten. Alle Koloniſationsverſuche, die mehr ſüdlich unternommen worden ſind, ſind bis jetzt immer mißglückt, ſey es in Folge der Einflüſſe des ungewohnten Klimas, eines

Mangels an Schutz von Seiten der Regierungen, unter deren Gesetze man sich stellte, oder der zu schroff hervortretenden charakteriellen und religiösen Unterschiede. Alle diese Hindernisse würden vermieden, wenn der Strom der Auswanderung nach dem Mittelpunkte der Vereinigten Staaten hingeleitet würde, wo er die vielen kleinen, von Deutschen gegründeten Niederlassungen in sich aufnehmen könnte. Noch vor Ablauf eines Vierteljahrhunderts müßten so Michigan, Ohio, Illinois, Indiana, Wisconsin, Jowa, Missouri Staaten werden, wo deutsche Sprache vorherrschen, deutsche Sitte den Ton angeben würde, und nicht mehr demüthig um ihre Erhaltung zu bitten brauchte, wie jetzt in Pennsylvanien; Staaten, wo deutsches Leben, deutsche Kunst und Wissenschaft sich frei entfalten, wo deutscher Gewerbfleiß in seiner ganzen Kraft emporblühen könnte.

Fragen wir sofort nach den Mitteln, wodurch in das Chaos der Auswanderung endlich Ordnung gebracht, der ferneren zwecklosen Zersplitterung deutscher Kräfte vorgebeugt und Millionen armer, aber ehrlicher, arbeitsamer Mitbürger das Mittel gegeben würde, den größtmöglichen Nutzen aus ihren Kräften zu ziehen, ohne dabei für ihr altes Vaterland ganz verloren zu gehen, so scheinen sie uns ganz einfach ungefähr folgende zu seyn.

1) Sämmtliche deutsche Zollvereinsstaaten ernennen einen in Washington residirenden gemeinschaftlichen Gesandten, dem die in verschiedenen Häfen der Union aufgestellten Handelskonsuln untergeordnet sind.

2) Die Auswanderungsangelegenheit wird eine Angelegenheit der den Zollverein bildenden Staaten.

3) Mit dem Gesandten in Washington korrespondirt ein in Frankfurt a/M. oder in Bremen niedergesetzter, aus 3—5 Mitgliedern bestehender Centralauswanderungsausschuß, der die Ueberfahrt der Auswanderer, so wie den Ankauf der Ländereien zu besorgen hat.

4) Der Auswanderungsausschuß erläßt an die Auswanderungslustigen geeignete Belehrungen und Vorschriften, die ihnen durch Provinzialausschüsse, bestehend aus angesehenen Männern, Kaufleute ꝛc. und ernannt von den betreffenden Regierungen, zukommen.

5) Die Provinzialausschüsse haben durch Korrespondenz eine

Annäherung und gegenseitige Bekanntschaft unter den Auswandernden herbeizuführen, damit diese, ehe sie sich zur Reise anschicken, sich erst gehörig organisiren, d. h. die mit der Leitung der jungen Kolonie, dem Ankaufe der nöthigen Geräthe u. s. w. beauftragten Vorsteher wählen. So viel als möglich wäre darauf zu sehen, daß nie weniger als etwa 200 Köpfe zusammen und unter einer Leitung auswanderten. Auf diese Weise könnte man eigene Schiffe frachten, wodurch die Reisekosten wenigstens um ⅓ vermindert würden.

6) Die in den betreffenden Seehäfen der Union residirenden Konsuln werden von dem jedesmaligen Abgange eines Schiffes in Kenntniß gesetzt, um die nöthigen Vorkehrungen zum Empfange und zur alsbaldigen Weiterbeförderung der Kolonisten auf die wohlfeilste und zugleich sicherste Weise treffen zu können. Für diese ihre Mühe haben die Konsuln eine Gebühr von 1—2 pCt. vom Ueberfahrtsgelde anzusprechen.

7) Um ärmeren Unterthanen, die in Folge der Uebervölkerung, neuer Erfindungen u. s. w. ihr Leben nur kümmerlich fristen, die Auswanderung zu erleichtern, schießen die Zollvereinsstaaten jährlich 500,000—1,000,000 fl. zusammen, womit die Ueberfahrt, der Ankauf der nöthigen Utensilien und Ländereien theilweise bestritten wird. Diejenigen, welche einer solchen Unterstützung theilhaftig werden wollen, müssen sich zu Vereinen von mindestens 200 Köpfen bilden, Vorsteher wählen, die sich im Namen der Kolonisten verbindlich machen, das vorgeschossene Ergänzungskapital zu verzinsen und die bestimmten Raten abzuzahlen. Zu größerer Sicherheit könnte der Auswanderungsausschuß durch die Handelskonsuln u. s. w., die in der Union ein Bürgerrecht besitzen, sich die angekauften Ländereien ganz oder theilweise verpfänden lassen.

Sollten die Zollvereinsstaaten die Vortheile, die ein solches Auswanderungssystem darbieten würde, verkennen, sollten sie nicht einsehen, welchen Einfluß sie dadurch in kürzester Zeit auf den amerikanischen Markt und in Folge dessen auf den großen Weltmarkt ausüben würden, sollten sie auch ferner sich nur mit einer passiven Rolle begnügen und nicht aus ihrem jetzigen beschränkten Wirkungs- und Ideenkreise heraustreten wollen, wohlan! so nehme ein nach ähnlichen Grundsätzen gebildeter Ausschuß von Privatleuten diese hochwichtige Sache in seine Hände und zeige so den

Regierungen, was Einheit des Systems, was eine wohlgegliederte, auf einer rationellen Grundlage ruhende Association zu bewirken vermag. Ein solches Schauspiel dürfte in mehr als einer Beziehung lehrreich seyn zu einer Zeit, die sich so viel auf ihre durchaus positive Richtung zu gut thut, in der That aber die ersten Bedingungen des wirklichen Fortschritts kaum erst zu ahnen beginnt.

Bei einer auf die oben angegebene Weise organisirten Auswanderung könnte Deutschland fast ohne alle Geldopfer Jahr aus Jahr ein 50,000 seiner Kinder für immer ein besseres Loos bereiten, eine mit seinen neuen Bedürfnissen im Verhältniß stehende Handelsmarine ins Leben rufen und so endlich zu dem ihm in der Handelswelt gebührenden Einflusse gelangen. Ein Freudentag, ein Tag gerechten Stolzes wäre jener Tag, an dem es den Präsidentenstuhl in Washington besteigen, an dem es in den Angelegenheiten der neuen Welt das erste Wort führen würde, an dem es so ein doppeltes Gewicht in die Wagschale der Welt legen könnte; glorreich, dreimal glorreich wäre der Tag, an dem es, endlich zum Bewußtseyn seiner Jugendkraft gekommen, der Träger des wahren Fortschritts geworden wäre, an dem es, alle gesitteten Völker mit dem Bande der Eintracht umschlingend, fremdem Uebermuthe und fremder Anmaßung ein- für allemal ein Ende gemacht haben würde.

Die hier ausgesprochenen Wünsche müßten aber wohl noch lange, wo nicht auf immer eben nur Wünsche bleiben, wenn die auswandernden Massen nach innen sich nicht so organisirten, daß sie aus ihren Kräften vereint den größtmöglichen Nutzen ziehen und die Idee der Nationaleinheit in sich bewahren könnten. Um aber dieses zu können, hätten sie sich, wie schon weiter oben bemerkt, in regelmäßig konstituirte Vereine von mindestens 200 Köpfen zu bilden. Nach Erwählung der nöthigen Vorsteher würde zur Berathung der Statuten der Gesellschaft geschritten werden; diese könnten etwa folgende seyn:

1) Die Leitung der zu Gründung einer Kolonie in . . . konstituirten Gesellschaft, bestehend aus folgenden Mitgliedern .... steht den jeweiligen, regelmäßig ernannten Vorstehern derselben zu. Nach Ablauf der bestimmten Zeit haben sich dieselben einer neuen Wahl zu unterwerfen.

2) Jedes männliche Mitglied der Gesellschaft hat nach zurückgelegtem 21sten Lebensjahre ein absolutes Stimmrecht.

3) Der Vorsteher der Gesellschaft, so wie der Finanzausschuß wird immer von sämmtlichen Mitgliedern gewählt, während sonst die Mitglieder nur in ihren Rotten stimmen und ihre Stimme dem von der Rotte gewählten Mitgliede übertragen.

4) Beantragte Veränderungen in den Statuten können nur mit einer Stimmenmehrheit von $^2/_3$ der aktiven Mitglieder angenommen werden.

5) Mit dem Ankaufe der nöthigen Geräthe und Materialien, so wie den Geldangelegenheiten der Gesellschaft überhaupt ist ein eigener aus 3—5 Mitgliedern bestehender Finanzausschuß beauftragt.

6) Die eingeschossenen Summen, so wie die von dem Finanzausschuß bestimmten Anschlagssummen für beigebrachte Acker- und andere Geräthschaften, die sich zum Betriebe eines Gewerbes eignen, werden den Mitgliedern im großen Buche der Gesellschaft gut geschrieben.

7) Die Arbeiter sind in Kompagnien und Rotten eingetheilt; jede Rotte hat einen Anführer; sämmtliche Anführer der eine Kompagnie bildenden Rotten ernennen vereint den Anführer der Kompagnie; dieser hat die von der Kompagnie auszuführenden Arbeiten anzuordnen und läßt sich von den Anführern der Rotten über die Ausführung derselben täglich Bericht erstatten.

8) Alle Arbeiten werden auf Rechnung der Gesellschaft gemacht und von derselben bezahlt, resp. dem betreffenden Mitgliede gut geschrieben. Jedes männliche oder weibliche Mitglied hat nach zurückgelegtem 16ten Lebensjahre im großen Buche der Gesellschaft eine laufende Rechnung.

9) Die Bücher der Gesellschaft stehen jedem aktiven Mitgliede jeder Zeit zur Einsicht offen; um allen Streitigkeiten jedoch vorzubeugen, führt jedes Mitglied noch ein besonderes Arbeitsbüchlein, worin es sich vom Anführer seiner Rotte und dem der Kompagnie seine Arbeitstage oder abgelieferten Arbeiten bescheinigen läßt.

10) An der jährlich zu vertheilenden Dividende ist das Kapital mit $^3/_{12}$, die Arbeit mit $^5/_{12}$ und das Talent mit $^3/_{12}$ betheiligt; (dieses Verhältniß kann jedoch je nach Umständen auch ein anderes seyn, z. B. $^4/_{12}$ für das Kapital, $^5/_{12}$ für die Arbeit, $^3/_{12}$ für das

Talent; oder $^{7}/_{12}$ für das Kapital, $^{7}/_{12}$ für die Arbeit, $^{5}/_{12}$ für das Talent u. ſ. w.). Die jährlichen Erſparniſſe der einzelnen Mitglieder werden in der Bank der Geſellſchaft angelegt und hierüber den Mitgliedern Aktienſcheine ausgeſtellt. Die von ärmeren Mitgliedern erſparten und ſo angelegten Gelder erhalten an der Dividende je $^{1}/_{12}$ mehr, als die der reichern Mitglieder.

11) Jedes volljährige Mitglied kann nach Ablauf des Rechnungsjahres aus der Geſellſchaft austreten und ſodann ſein volles Guthaben anſprechen. Sein Antheil an Ländereien wird ihm von dem Finanzausſchuſſe angeſchlagen und die Anſchlagsſumme ſofort eingehändigt, wogegen es auf alle weitere Anſprüche zu verzichten hat.

12) Das Amt eines Vorſtehers, Anführers einer Arbeitsrotte oder Kompagnie, Mitglieds des Finanzausſchuſſes ꝛc. iſt ein Ehrenamt und als ſolches nicht belohnt; die Geſellſchaft votirt jedoch in außerordentlichen Fällen den ein ſolches Amt bekleidenden Mitgliedern, ſo wie ihren Mitgliedern überhaupt Ehrenbelohnungen, Belobungen, Ehrenzeichen u. ſ. w.

13) Alle Produkte der Geſellſchaft werden in den gemeinſchaftlichen Speichern, Scheunen, Kellern u. ſ. w. der Kolonie aufbewahrt, von dem Finanzausſchuſſe verwerthet und der Ertrag im großen Buche vorgemerkt.

14) Alle Ankäufe beſorgt der Finanzausſchuß; die von ihm angekauften Gegenſtände werden zu den koſtenden Preiſen an die Mitglieder der Geſellſchaft verabfolgt.

15) Alle Beſtellungen müſſen an den Finanzausſchuß gerichtet werden, der ſie ſofort ausführt, indem, um dem Konſumenten jede nur mögliche Garantie zu bieten und das Aufkommen müſſiger Spekulanten zu verhüten, der ganze Handel in ſeinen Händen konzentrirt iſt.

16) Das Gaſthaus oder die Gaſthäuſer der Geſellſchaft ſind ein gemeinſchaftliches Eigenthum; die dort verabreichten Speiſen und Getränke werden zu den koſtenden Preiſen berechnet, indem die Geſellſchaft überhaupt den Grundſatz hat, an ihren Mitgliedern keinen Gewinn zu machen.

17) Die Geſellſchaft verpflegt alle Kranken und Arbeitsunfähigen auf ihre Koſten.

18) Alle für die körperliche und geiſtige Ausbildung, ſo wie

für die professionelle Erziehung der jüngern Mitglieder nothwendigen Ausgaben bestreitet die gemeinschaftliche Kasse.

Dies wären die Grundzüge der eine deutsche Arbeiterkolonie nach innen regierenden Gemeindeordnung. Diese ist, wie man sieht, einfach, leicht zu handhaben, weiß alle Gemeindeangehörigen an die passendste Stelle zu setzen, die Vertheilung der Arbeiten und Reichthümer zweckmäßig zu reguliren, den Müssiggang auszurotten, eine wenigstens viermal stärkere Produktion zu erzielen, die Arbeit anziehend zu machen u. s. w., lauter Vortheile, die sie von jeder andern unterscheiden, die nur ihr angehören. Sie ergreift, kann man sagen, den Menschen in der Wiege und verläßt ihn nur im Grabe.

Nach außen müßte unsere Kolonie natürlich schon in ihrem eigenen Interesse sich nach den in der Union geltenden Gesetzen richten. In Staaten wie Mischigan, Illinois, Indiana, Ohio, Missouri, Pennsylvanien hätte übrigens eine größere Anzahl solcher Gemeinden Aussicht, in kurzer Zeit zur Regierung zu gelangen und sodann eine Revision der dort bestehenden Gesetze nach ihren Grundsätzen durchzusetzen; hätten aber die Deutschen einmal in diesen Staaten die Oberhand, und wären sie vermöge ihrer innern Gemeindeverfassung auch im Stande, eine ihrer Anzahl und Macht angemessene Stellung in der großen transatlantischen Republik einzunehmen, so wären sie damit auch die Schiedsrichter zwischen den Interessen des Nordens und Südens, so wäre ihnen dadurch auch die Möglichkeit gegeben, zur obersten Gewalt zu gelangen.

Wäre aber eine auf den oben angegebenen Grundsätzen ruhende Gemeindeordnung nach unserer Ueberzeugung wohl die geeignetste, um neben unzähligen andern erfreulichen Ergebnissen auch letzteres in kürzester Zeit herbeizuführen, so wollen wir damit nicht sagen, daß man sämmtliche Bedingungen derselben alsbald und mit einem Mal einführen müsse. Es lassen sich mancherlei Uebergangsmaßregeln denken, wodurch der Weg dazu angebahnt werden könnte. Würden ursprünglich auch nur einige obiger Statuten angenommen, z. B. §§. 1, 2, 5, 8, 13, 14, 15, 16, 17, 18, so würde eine nach diesen Grundsätzen regierte Gemeinde in Beziehung auf die Vollkommenheit der innern Organisation schon so hoch und noch weit höher über allen jetzigen Gemeinden stehen, als die Civilisation über der Barbarei. Die Segnungen einer solchen,

auch nur unvollkommenen Organisation würden unfehlbar zur Vervollkommnung derselben, d. h. zu der Annahme der noch übrigen Statuten führen.

Was die praktische Ausführung der hier besprochenen Grundsätze anbelangt, so kann sie, besonders wenn sie eine progressive ist, auf keine bedeutenden Hindernisse stoßen. Das Schwierigste ist ohne Zweifel eine zweckmäßige Theilung der Arbeiten, oder mit andern Worten eine rationelle Organisation der Arbeitskompagnien und Arbeitsrotten. Ein Versuch von wenigen Monaten dürfte jedoch hinreichen, um auch dieser wichtigen Frage eine befriedigende Lösung zu geben, jedenfalls eine weit befriedigendere, als dies bis jetzt geschehen ist und bei den bestehenden Verhältnissen je geschehen kann. Hiemit ist aber auch eine wohlverstandene Produktion und eine billigere Vertheilung der Reichthümer möglich gemacht.

Und so sehen wir denn, daß auf dem Wege der rationellen Association das ein Kinderspiel wird, was so eben noch eine Unmöglichkeit schien, daß alle die schweren und verwickelten Fragen, an deren Lösung die politische Oekonomie verzweifelt, integral, d. h. zur Zufriedenheit Aller und ohne daß ein Interesse dem andern aufgeopfert zu werden brauchte, wirklich gelöst werden können. So sehen wir insbesondere, daß Kolonien, welche die angegebene Bahn betreten würden, nicht nur selbst in Bälde zu Reichthum und Ansehen gelangen müßten, sondern auch, und zwar fast ohne alle Geldopfer von Seiten des alten Vaterlandes, diesem für seine zu dicht gesäete, ärmere Bevölkerung als Ableitungskanäle dienen könnten. Wollte man nur die Almosen berechnen, welche jährlich in Deutschland verschwendet werden, wozu? um am Ende des Jahres gerade auf denselben Fleck zu kommen, auf dem man zu Anfang desselben war, oder um, wie dies die Erfahrung leider nur zu oft zeigt, die immer klaffende Wunde des Pauperismus noch größer zu machen, so würde man schon in dieser Hinsicht die Operation eine gewinnbringende zu nennen berechtigt seyn. Bringt man aber ferner die durch die Armuth meistens hervorgerufene Entsittlichung, die vielen daraus entstehenden Vergehen und Verbrechen, Gerichts- und Gefängnißkosten u. s. w. in Anschlag, so ist die Operation nicht nur eine in ökonomischer Beziehung vortheilhafte, sondern auch eine von der Religion, von der Nächstenliebe, von unserer eigenen Sicherheit gebotene.

Wie viele Millionen ſind nicht ſchon in Europa auf Armenkolonien, Arbeitshäuſer u. ſ. w. faſt ohne allen Nutzen verwendet worden, wie viele Millionen verſchwendet man nicht noch alle Tage, und doch läßt man ſich dies keine Lehre ſeyn, und doch klammert man ſich immer noch an das alte fehlerhafte Syſtem an! Wie viele Zeit, wie viele edle Bemühungen ſind nicht ſchon vergeudet worden und werden nicht noch vergeudet werden, ohne daß dadurch in der Regel etwas Anderes gewährt worden wäre oder gewährt werden könnte, als eine augenblickliche Hülfe!

Fern ſey von uns der Gedanke, den Beſtrebungen ſo vieler, ſo edler Menſchenfreunde und Menſchenfreundinnen die ſchuldige Anerkennung verweigern und darüber den Stab brechen zu wollen; wir wiſſen, was Männer, wie van den Boſch, was Damen wie Amalie Sieveking, was Geſellſchaften, wie die zu Rath und That leiſten können; wir wiſſen, wie ſehr unſere Geſellſchaft ihrer bedarf. Aber wir wiſſen auch, daß ihr Wirken immerdar nur Stückwerk bleiben muß in einer Geſellſchaft, die auf der Unſolidarität der Intereſſen beruht und an dem Uebel der Uebervölkerung leidet, die ihre Arbeiter weder gehörig zu organiſiren, noch zu beſchäftigen, noch zu belohnen verſteht.

Den beſten Beweis für die Wahrheit unſerer Behauptung, daß bei dem jetzigen Syſteme Nichts herauskomme, noch herauskommen könne, liefert uns England.

Im 14ten und 15ten Jahrhundert läßt es gegen ſeine Bettler blutige Geſetze ergehen, die nur in den Ausſchweifungen, welche dieſe Landſtreicherhorden ſich zu Schulden kommen ließen, ihre Entſchuldigung finden können. Darauf widerruft es dieſelben. Eduard verbietet ſeinen Unterthanen bei Gefängnißſtrafe, Almoſen zu geben.

Die Verordnungen von 1547 und 1656 ſind in Frankreich ungefähr gleichlautend. Heinrich **VIII.** beſteigt den Thron. Dieſer gute König begnügt ſich damit, den Bettlern ein Ohr abhauen zu laſſen; im Wiederbetretungsfalle büßen ſie ihr Vergehen mit dem Tode. Luther erſcheint, die Klöſter ſtürzen ein und der Pauperismus bleibt derſelbe. Eliſabeth befiehlt jedem Kirchſpiele, für ſeine Armen mittelſt einer Taxe zu ſorgen, die von Aufſehern in Verbindung mit dem Kirchen- oder Heiligenpfleger erhoben werden ſoll. Hier zeigen ſich ungeheure Schwierigkeiten. Zuerſt, die Gleichheit in Erhebung der Taxe; ſodann, wer iſt als ein Armer

anzusehen? wie kann das Kirchspiel den seinigen von dem fremden unterscheiden? Der Arbeiter ist in die Grenzen seiner Gemeinde eingekerkert.

Karl II. sucht diese dritte Frage zu lösen. Er entscheidet, daß ein nicht bestrittener, vierzigtägiger Aufenthalt den Wohnsitz in der Gemeinde begründe. Aber man bestreitet ihn und der neu Angekommene muß seinen Aufenthaltsort wieder verlassen. Jakob II. und Wilhelm von Oranien ändern diese Verordnung wieder ab. Mitten unter diesen Untersuchungen, Berichterstattungen, Abänderungen ist der Pauperismus im Steigen begriffen, ist die Cirkulation von einer Gemeinde zur andern gehemmt, verkümmert und stirbt der Arbeiter. Das Privatinteresse erstickt das allgemeine Interesse. Die Masse der Bevölkerung wird alle Tage ärmer, und der Landeigenthümer, durch eine ungleiche Taxe ausgesaugt, wird ebenfalls in dem unabsehbaren Abgrunde des Pauperismus bald verschwinden.

Der Antrag von Wilberforce rief Schulen ins Leben, ohne an der Taxe selbst Etwas zu ändern.

Diese übersteigt im Jahre 1774 die Summe von 20 Millionen Gulden; in den Jahren 1783, 1784 und 1785 steht sie im Durchschnitte auf 25 Millionen; im Jahre 1813 beträgt sie mehr als 45 Millionen; im Jahre 1816 120 Millionen; im Jahre 1817 belief sie sich, wie man vermuthet, auf mehr als 150 Mill. In einigen Grafschaften, wie Sussex u. s. w. nimmt die Taxe dem Landeigenthümer die Hälfte seines Einkommens weg; in etlichen Bezirken von Hampshire u. s. w. übersteigt sie gegenwärtig sehr oft die jährlichen Einkünfte der Grundbesitzer. In Salisbury mußten, im Jahre 1808, 878 Bürger 2748 Arme erhalten.

Wir geben hier ein merkwürdiges Aktenstück; es ist ein Auszug aus dem Berichte, der im Jahre 1817 an das Haus der Gemeinen erstattet wurde.

„Die Taxe wird bis zu einer mehr oder minder entfernten Zeit immer steigen, wo sie die Einkünfte vom Grundeigenthum verschluckt, dessen Verlassung und Ruin und endlich den gänzlichen Umsturz des so glücklichen gesellschaftlichen Zustandes, der sich so lange im Reiche erhalten hat, bewirkt haben wird."

Was die Masse der in den Kirchspielen eingeschriebenen Armen anbelangt, so schlug man sie im Jahre 1821 auf 4 Millionen

Individuen, über ein Drittel der Geſammtbevölkerung Englands, an.

Ein im Jahre 1834 gegebenes Geſetz hat die ganze frühere Geſetzgebung umgeſtoßen.

Drei höheren Beamten ſoll die Leitung und Kontrole der Armenadminiſtration übergeben werden. Die Taxe ſoll beſſer und gleicher vertheilt, die noch rüſtigen Armen ſollen in Arbeitshäuſer eingeſperrt werden. Die Gemeinde läßt ihnen keine Hausunterſtützungen zukommen; jede Familie ſoll ihre Mitglieder erhalten.

Die Vaterſchaft muß auf ſtrengen Beweiſen beruhen.

Das iſt der ſummariſche Inhalt des neuen Geſetzes. Sehen wir nun, wie auch dieſer Verſuch ausgefallen iſt.

Im Augenblicke, da wir dieſes ſchreiben (Juli 1842) ſtehen in Glasgow 12,000 Perſonen auf der Armenliſte und der Arbeitslohn iſt noch im Fallen. In Dundee wächst die Zahl der Unbeſchäftigten mit jedem Tage, der Arbeitslohn fällt. In Accrington (Lancaſhire) haben bei einer Bevölkerung von 9000 Perſonen nur 100 volle Beſchäftigung; man kennt Familien, die ſeit vielen Tagen blos von gekochten Neſſeln leben. In Marsden bei Burnley zählt man unter den 5000 Einwohnern 2000 Arme und der Reſt iſt der Verarmung ganz nahe; die Armenſteuer beträgt monatlich 1 Shilling vom Pfund Sterling; die Pächter und alle übrigen Steuerzahlenden eilen raſch dem Untergange zu. In Bolton betrug die Armenſteuer von 1836—1837 3951, 1839—1840 8950, 1840—1841 12,750, 1841—1842 16,740 Pfund Sterling; für die nächſten ſechs Monate werden nicht weniger als 10,000 Pfund nöthig ſeyn. In Stockport friſten viele Tauſende ein kümmerliches Daſeyn nur mit dem, was ſie von milder Hand empfangen; die Armenſteuer iſt ſeit vorigem Jahre von 6 auf 10 Shilling geſtiegen, der Miethsertrag auf ¼ des früheren herabgeſunken; Niemand will ein Eigenthum in der Stadt zu Handels- oder Gewerbszwecken übernehmen, um nicht durch die ſtets wachſende Laſt der Armenſteuer erdrückt zu werden; dadurch wird das Uebel immer ärger und die einſt blühende Stadt bald zur Einöde werden. In Wigan bleiben viele Familien den Tag über im Bett, weil der Hunger minder unerträglich iſt, wenn der Leidende ſich in liegender Stellung befindet; große Maſſen ſind unbeſchäftigt, der Arbeitslohn fällt und die Zukunft erſcheint noch düſterer, als die Vergangenheit und die Gegenwart. In Prescott,

einer Stadt von 6900 Seelen, wurden von 1100 Hausinhabern neulich an einem Tage 200 vorgeladen, weil sie die Armensteuer nicht entrichten konnten. In Sheffield belief sich im Jahre 1836 die Armensteuer durchschnittlich im Vierteljahr auf 162, 1839 auf 541, 1841 auf 1836 und 1842 auf 4254 Pfund Sterling; die ganze Stadt geht ihrem Ruin mit raschen Schritten entgegen, indem die Zahl der Unbeschäftigten fortwährend steigt. In Leeds, das 80,000 Einwohner zählt, haben 10,000 aus einem jetzt erschöpften Hülfsfonds Unterstützung erhalten. In den andern Städten ist die Noth eben so groß. Ueberall und in allen Verkehrszweigen werden täglich Tausende von Händen entlassen; überall gerathen Fabrikanten, Kaufleute u. s. w. massenweise im Verfall. In Nottingham ist die Anzahl der Armen, die von ihrem Kirchspiele Unterstützungen erhalten, in einem Jahre von 4453 auf 7938 angewachsen. In Manchester ist die Noth so groß, daß schon Morgens 4 Uhr sich Hunderte armer hungernder Geschöpfe um die Thüren der Suppenhäuser versammeln; das Elend ist so furchtbar, daß die Privatmildthätigkeit außer Stand ist, dasselbe wesentlich zu erleichtern. — Aus fast allen Theilen des Landes laufen gleichzeitig ebenso traurige Nachrichten ein; das Vertrauen hat ganz aufgehört, der Handel stockt überall, der Arbeitslohn ist im raschen Sinken, die Arbeiter werden entlassen; die Armensteuern nehmen in den Fabrik- und Ackerbaudistrikten fortwährend zu; die Privatmildthätigkeit erliegt dem überwältigenden Drucke; friedliche Menschen werden in wilde, verzweifelnde umgewandelt, gesetzliebende, gehorsame werden mißvergnügt, widerspenstig, rachsüchtig,[1] und die bürgerliche Gesellschaft scheint in vielen Theilen des Landes auf dem Punkte der Auflösung zu stehen u. s. w.[2]

---

[1] So kamen bei Beaminster (Dorset) in einem Umkreise von 5 englischen Meilen seit 3 Monaten 25—30 angelegte Feuersbrünste vor.

[2] Aus dem „Rundschreiben der jetzt in London versammelten Deputirten der nördlichen Provinzen an sämmtliche Mitglieder des Parlaments" entlehnt. — Man vergleiche hiemit auch einen im Julihefte der Edinburgh Review d. J. stehenden Aufsatz. Dort wird die in England von Bettlern, — größtentheils der unglücklichen ackerbautreibenden Bevölkerung angehörend, — jährlich erpreßte Summe auf ein Minimum von 3 Millionen Pfd. Sterl. berechnet.

Hier haben wir das Uebel in seinen Extremen.

Was steht aber uns zu gewarten, wenn wir die große Industrie eingeführt und Millionen von Menschen ihre noch spärliche Arbeit entrissen haben werden? Dürfen wir auf eine bedeutende Waarenausfuhr rechnen, wenn wir an England, Frankreich, Belgien ꝛc. schon so furchtbare Konkurrenten haben, wenn wir sehen, daß das Bestreben aller Staaten dahin geht, sich selbst zu genügen, und die Manufakturindustrie so viel als möglich zu begünstigen?

Was werden wir mit unserer immer mehr im Zunehmen begriffenen Bevölkerung anfangen? Werden wir später sie zu Hunderttausenden nach Nordamerika ausführen können? Werden die Vereinigten Staaten unsere Schwärme von Auswanderern aufnehmen wollen, wenn sie Nichts mit sich bringen, als Elend und Laster?

Dies sind die Fragen, welche die deutschen Regierungen ganz besonders beschäftigen sollten, dies sind würdige Gegenstände der Betrachtung für unsere Politiker.

Möge die Nothwendigkeit einer befriedigenden Lösung derselben bald recht lebhaft gefühlt und mögen die zu diesem Ende von uns vorgeschlagenen Mittel eine der Größe des Gegenstandes würdige Anerkennung finden!

. . . . b.

Der jetzige Stand der Volkswirthschaftslehre in Deutschland.

Aus Veranlassung der beantragten Erhöhung der Schutzzölle sind besonders in neuerer Zeit in Deutschland zwei entgegengesetzte Ansichten über den Werth derselben im Allgemeinen ausgesprochen worden, in welchen sich Hauptfragen unserer Zeit repräsentiren. Es sind aber diese Gegensätze noch nicht hinlänglich in ihrer ganzen Schärfe vor dem größern Lesepublikum entwickelt. Wenn daher auch in Betreff der zunächst vorliegenden Frage, einer laut ausgesprochenen Meinung folgend, die Regierungen einen Entschluß zu fassen veranlaßt seyn sollten, so ist jener Entschluß nur als ein durch den Drang der Verhältnisse gebotener Vergleich zwischen den Ansichten anzusehen, nicht als deren Vereinigung. Die Gegensätze werden vielmehr noch öfter und stark hervortreten, bis es zu ihrer Versöhnung kommt. Auf der einen Seite stehen diejenigen, welche, der Lehre der Physiokraten Adam Smith und Say folgend, vollkommene Freiheit des Handels, Aufhebung aller Monopole, aller Zunftbeschränkungen fordern, und versichern, daß die freie Konkurrenz hinreichen werde, um allgemeinen Wohlstand über alle Glieder eines Volks zu verbreiten, und daß alle Nachtheile, welche bei Aufhebung der Beschränkungen sich etwa zeigen möchten, sich bald von selbst ausgleichen werden. Auf der andern Seite stehen die, welche Beschränkungen des Verkehrs für nothwendig halten, welche versichern, daß die Konkurrenz die Völker nicht glücklich mache, daß sich ihre Nachtheile nicht von selbst ausgleichen. Bis jetzt wenigstens ist die Ansicht der Ersteren die einflußreichere. Ihr steht zur Seite die Autorität der berühmtesten

Schriftsteller über Nationalökonomie seit mehr als 80 Jahren, der Vortheil der bedeutenden Klasse der Kapitalisten und Staatsbeamten, der unläugbar große Nutzen, den sie schon gebracht durch die unter ihrem Einfluß durchgeführte Aufhebung vieler nachtheiligen Beschränkungen, Monopolien u. s. f., endlich auch ihre Verwandtschaft mit den liberalen Gedanken der Zeit. Die entgegengesetzte Ansicht, welche Beschränkungen als nothwendig erklärt, hat hingegen noch wenige Anhänger unter den einflußreichen Gliedern der Gesellschaft gefunden. Ihre wissenschaftliche Ausbildung ist in Deutschland noch zu jung, ihrer Verbreitung steht gerade entgegen, was der entgegengesetzten Vorschub leistet, die Erinnerung an viele verhaßte Beschränkungen, welche sie von neuem in Schutz zu nehmen verdächtigt wird, die große Masse der Konsumenten, welche sich durch sie bedroht glauben, und besonders der unbestimmte Trieb nach Freiheit, der in der freien Konkurrenz eine Stütze zu finden hofft. Ihr steht besonders in Deutschland bei vielen der Mangel an Entschiedenheit im Weg, womit sie in neuerer Zeit in Anregung gebracht worden ist, und die Menge von Modifikationen, unter welcher sie empfohlen wird. Während die Lehre von der unbedingten Freiheit des Handels durch ihre Einfachheit und Klarheit eine überraschende Wirkung auf die Mehrzahl ausübt, ist die entgegengesetzte Lehre in der Form, wie sie bis jetzt vorliegt, mit ihrem System über wechselnde, von Umständen abhängige, auf einzelne Erzeugnisse beschränkte Schutzzölle weit weniger einfach, nicht mit einem Blick zu übersehen und zu begreifen, so daß Viele nur Widersprüche in derselben zu finden glauben oder eine bloße Modifikation der entgegengesetzten Ansicht. Am deutlichsten hat sich dieses aus dem Streit der Zeitungen über die Erhöhung der Schutzzölle auf Eisen und Baumwollegarn ergeben, in welchem die entschiedensten Verehrer des Schutzsystems doch die freie Konkurrenz als letztes Ziel anerkannten und Beschränkungen nur wegen noch nicht allgemein erfolgter Ausgleichung derselben als Zwangsmaßregeln zu ihrer Erreichung verlangten.

In Frankreich und England traten aber die Gegensätze klarer hervor. In beiden Ländern hat die Lehre von der freien Konkurrenz, nach den Grundsätzen Adam Smiths und Says, in Betreff des innern Verkehrs am meisten und längsten Anwendung gefunden

durch die gänzliche Abschaffung aller Zunftbeschränkungen oder die außerordentliche Uebermacht der Fabriken über die Zünfte. In diesen Ländern hat die freie Konkurrenz Früchte getragen durch die Anhäufung großer Kapitalien und eine hoch gesteigerte Industrie. Hier zeigt sich aber auch eine auffallende Ungleichheit in der Vertheilung des Reichthums und die tiefste Armuth neben dem größten Reichthum. In England ist, nach Balbi, die reiche Klasse nur $^1/_{19}$ der Bevölkerung, hat $^{57}/_{100}$ des Reichthums der Nation, entbehren $^{11}/_{12}$, also mehr als die Hälfte der Nation, des mittlern Einkommens, das heißt, desjenigen Einkommens, welches sich herausstellen würde durch gleiche Vertheilung unter alle Mitglieder der Nation. In England ist der sechste Mann ein Armer, während in Deutschland nur etwa der zwanzigste, und dort zählt man gegen 12 Millionen Proletarier. Wollte man dieses auffallende Mißverhältniß in der Vertheilung des Reichthums etwa durch die künstliche Theurung der Lebensmittel erklären, so wird man zu einer andern Ueberzeugung gedrängt durch die Verhältnisse in Frankreich, wo das Getreide so wohlfeil ist als in irgend einem Land, und sogar wohlfeiler, als es vor der Revolution war. Denn auch hier macht die reiche Klasse nur $^1/_{100}$ der Gesammtbevölkerung aus und besitzt $^{15}/_{100}$ des Gesammtreichthums; auch hier entbehrt wieder wie in England mehr als die Hälfte, nämlich zwei Drittheile der Bevölkerung des mittlern Einkommens, und es sind daselbst, nach demselben Schriftsteller, immer noch einmal so viel Arme als in Deutschland, nach Schmidlin sogar eben so viele als in England. Wollte man endlich auch hier dieses Mißverhältniß durch den Einfluß der Zollgesetze erklären, so wird man vom Gegentheil belehrt, indem, nach v. Gerando's Versicherung, die genauesten Nachforschungen ergeben, daß gerade diejenigen Departements, wo die Staatsabgaben den meisten Ertrag geben, wo neben einem blühenden Landbau der Segen der Fabrikindustrie reiche Erwerbsquellen geöffnet hat, die meisten Armen haben und über den Pauperismus am meisten klagen, wie die Departements Nord, Aisne, Pas de Calais, Niederseine, Rhone, Gironde, Marne, Herault, Calvados, während umgekehrt diejenigen Distrikte, welche den geringsten Wohlstand zeigen, die wenigsten Armen haben, wie die Gebirgsgegenden der Hohen- und Niederalpen, der Vogesen, der Landen, Creuse, Corrèze.

Deßwegen haben auch Viele, welche dieſen Verhältniſſen näher ſtehen und ſolche daher gut zu beurtheilen im Stand ſind, mit großem ſteigenden Beifall auf die freie Konkurrenz als den Grund der ungleichen Vertheilung des Reichthums hingezeigt, und um den Folgen derſelben zu begegnen, ein entgegengeſetztes Syſtem empfohlen. Statt daß nämlich die Nationalökonomiſten Say, Smith u. A., in der vollkommenen Befreiung des Privatvermögens den Weg zur allgemeinen Verbreitung des Wohlſtands finden zu können glaubten, bezeichnen die Sozialiſten und Kommuniſten die gänzliche Aufhebung alles Privateigenthums als das ſichere Mittel zur Erreichung des großen Ziels. Saint Simon, der erſte, welcher dieſe Bahn betrat, verlangte Aufhebung des Erbrechts und Vertheilung des Vermögens unter Alle nach Bedürfniß und Würdigkeit durch einen Vater, der über Kirche und Staat ſtehe oder beide vereinige. Aber ſeine Schüler Bezard und Enfantin entzweiten ſich. Bezard ſtarb bald hernach, und als der Verſuch Enfantins, auf ſeinem väterlichen Erbgut die Lehre zur Ausführung zu bringen, durch das Einſchreiten der Obrigkeit unterdrückt war, kam auch die Lehre bei der Menge bald in Vergeſſenheit. Nun kam Fouriers Syſtem in Anſehen, der zwar noch perſönliches Eigenthum billigte, aber die Vereinigung deſſelben mit Fähigkeit und Fleiß, und Vertheilung des gemeinſchaftlich erreichten Nutzens unter alle Beitragende verlangte. Seine Lehre hat zwar noch keine nachhaltige Anwendung gefunden, breitet ſich aber immer mehr aus und iſt bereits eine intellektuelle Macht geworden. Mehr aber noch als dieſe Syſteme haben in neuerer Zeit die Kommuniſten Verbreitung und Gefahr drohenden Beifall unter der Menge gefunden, welche, ſo verſchieden ſie auch in ihren Anſichten im Einzelnen ſeyn mögen, doch in einem Punkt übereinſtimmen, in der Verneinung alles perſönlichen Eigenthums und in dem Verlangen, daß das vorhandene Eigenthum unter alle nach gleichen Theilen vertheilt werden müſſe. Zuerſt in der roheſten Form traten die Babeufiſten auf, die ſich nach dem Nachfolger Robespieres Babeuf ſo benannten und von Buonarotti angeführt wurden. Als man dieſe Sekte zerſtört glaubte und die Liberalen, die hier allen Beſitzern drohende Gefahr erkennend, ſich von ihnen getrennt hatten, erſchienen die Egalitärs, die Reformiſten und zuletzt die ikariſchen Kommuniſten unter die Leitung Cabets. Dieſe leztern

erscheinen als die gefährlichsten von Allen, weil sie unter Formen auftreten, welche dem Gesetz weniger zugänglich sind, scheinbar die Ueberzeugung und nicht die Gewalt als Mittel zu Ausführung ihrer Ansichten empfehlen, ohne besondere Verbindungen und geheime Gesellschaften über die große Menge sich ausbreiten und die Achtung vor dem Privateigenthum in ganz Frankreich unter der unermeßlichen Zahl der Proletarier und der vom Glück weniger Begünstigten untergraben. Von diesen verschiedenen Schattirungen der Kommunisten gingen auch die verschiedenen, immer sich widerholenden Aufstände und Angriffe auf den König, als den Repräsentanten des erblichen Besitzes, als den ersten und reichsten der Besitzer, aus. Neben diesen Sekten erschienen die Schriften von Lamennais, Pierre Peraur, Proudhon, die, wenn sie auch in Vielem abwichen, doch von den verschiedensten Seiten die Ansprüche der Nichtbesitzer an den Besitz der Andern beleuchteten und mit großem Beifall aufgenommen, dazu beitrugen, das Ansehen des persönlichen Eigenthums herunterzusetzen. Stufenweise hat sich auf solche Art in Frankreich die neue Ansicht entwickelt und ist immer mehr einem gefährlichem Ziele nahe gekommen, von den phantastischen Lehren der Schüler S. Simons an, zu den schon mehr verständlichen Fourier's bis zu dem jedem Proletarier auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken der Kommunisten, welcher unter Robespierre schon einmal zur Herrschaft gelangt ist. Eben so allmählich hat sich diese Ansicht aber auch verbreitet, zuerst nur in einzelnen Gesellschaften und Sekten, jetzt aber, alle diese Formen überschreitend, unter der ungeheuren Mehrzahl der vom Glück weniger Begünstigten, und nicht blos dem König, sondern eben so seinen frühern Gegnern, den liberalen und republikanisch gesinnten Besitzern, dem ganzen Staat, der ganzen jetzigen Form der Civilisation den Untergang drohend. Mit überraschender Aehnlichkeit zeigen sich dieselben Erscheinungen in England. Owen lehrt dort gleichfalls Aufhebung des persönlichen Eigenthums, doch unter Modifikationen, welche die Ausführung eher möglich machen und wenigstens eine gelungene in Neulanerk unter seiner persönlichen Leitung gefunden haben. Auch er lehrt, wenn gleich von anderem Gesichtspunkt ausgehend, aber im Resultate dasselbe, die Unzurechnungsfähigkeit der Menschen, die Beseitigung der Strafen bei Angriffen gegen das persönliche Eigenthum. Auch hier finden wir die große Gefahr drohende

Verbreitung ſolcher Anſichten unter der großen Zahl der Nichtbeſitzer in den Chartiſtenverbindungen und in den wiederholten Angriffen auf die Königin.

In beiden Ländern, England und Frankreich, bilden aber dieſen gefährlichen Gegenſatz gegen die Reichern nicht ſowohl die eigentlichen Armen, welche bereits um Almoſen bitten und ſolche erhalten, und hier wie überall mehr als ein Anhang der Reichen erſcheinen, ſondern vorzugsweiſe die Proletarier, die nicht arm ſeyn, nicht betteln wollen, und die Fähigkeit mit dem Willen in ſich erkennen, Selbſtſtändigkeit ſich zu erwerben, aber aus Mangel an Mitteln gehindert ſind, dieſes Ziel zu erreichen. Mit dieſen Proletariern ſtimmen ferner mehr oder weniger ſelbſt die kleinen Beſitzer überein, die zwar etwas beſitzen, aber ſo wenig, daß ein auch nur vorübergehendes Unglück ſie in die Klaſſe der Proletarier und Armen werfen kann, und welche ſich durch die Gewalt des Beſitzes in den Händen der Reichen bedroht und beengt fühlen, jene Klaſſe, welche in beiden Ländern die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht.

In allen dieſen gegen den Privatbeſitz gerichteten Anſichten und Syſtemen iſt nun offenbar ein Extrem, iſt eine ungeheure Verirrung, eine Maſſe von Uebertreibungen und Phantaſtereien enthalten. Daß ſie ein Extrem enthalten und über das Ziel hinaustreffen, zeigt ſich bei genauerer Prüfung der Ergebniſſe der Schriftſteller von dieſer Richtung hauptſächlich dadurch, daß ſie bei ihren Endergebniſſen gar keinen Staat; keine Nation mehr finden und, wie Proudhon, als letztes Ziel einen Zuſtand der Herrſcherloſigkeit, die Anarchie, angeben, oder in ſo fern ſie einen Staat noch annehmen, eine ſolche Gewalt deſſelben verlangen, welche mit der perſönlichen Freiheit ganz unverträglich iſt. Aber unmöglich hätten dieſe Anſichten zum Vorſchein kommen, unter ſo verſchiedenen Formen ſich entwickeln und ſo oft, ſcheinbar vergeſſen oder unterdrückt, von Neuem aufleben können, wenn ihnen nicht eine große Wahrheit zum Grund läge, und wenn nicht das Syſtem Says und A. Smiths von der freien Konkurrenz an einem großen Mangel litte. Dieſe Syſteme der Nationalökonomiſten von der vollkommenen Feſſelloſigkeit des Privateigenthums, von der abſoluten Herrſchaft des Eigennutzes der Einzelnen muß man als ein Extrem anſehen, das nach dem Gegenſatz der

polaren Gegenwirkung das andere Extrem von der vollständigen Verneinung des Privateigenthums, von der vollständigen Unterordnung des Privatwillens unter den Willen der Gesammtheit hervorgerufen hat. Nur so, durch das Gesetz der polaren Gegenwirkung läßt sich erklären, wie in demselben Land, das kurz zuvor noch über die Abschaffung aller Bann-, Feudal- und Zunftrechte frohlockt hatte, bald nachher, als auf den Trümmern derselben die freie Konkurrenz herrschend geworden war, eine Lehre Eingang finden konnte, wie die S. Simons, die alles Eigenthum einem Papst, dem Vater der Kirche und des Staats, zu Füßen zu legen befahl, oder eine Lehre wie die Fouriers, welche ein vollkommenes Bannrecht der allgemeinen Industrie gegen die vereinzelte, eine vollkommene Leibeigenschaft der Einzelnen anrieth.

Eine große Wahrheit, eine tief empfundene Anschauung liegt diesen Systemen der Socialisten und Kommunisten zu Grund, nicht so wohl in dem, was sie geben, als in dem, was sie an dem entgegengesetzten System der Nationalökonomisten tadeln. Die freie Konkurrenz zwischen Besitzern und Nichtbesitzern, zwischen kleinen und großen Besitzern ist ein Krieg Aller gegen Alle, in welchem aber die Nichtbesitzer und die kleinen Besitzer im Nachtheil sind, ist ein Kampf, in dem eine wohlgerüstete Armee einem Haufen Waffenloser gegenübersteht, ein Wettrennen, in welchem die, welche nur wenige Schritte vom Ziel entfernt sind, um den Preis ringen mit denen, welche noch am Anfang der Bahn stehen. In dem Besitz, der egoistischen Willkür der Einzelnen überlassen, liegt eine anziehende Kraft auf allen kleineren Besitz, die wächst, fast wie nach den Gesetzen der Schwere, und welche den Anstrengungen des armen Arbeiters gegenüber eine unwiderstehliche ist. Das bloße, nackte Recht zu konkurriren reicht nicht hin, um einen Erfolg zu erreichen, ohne entsprechenden Besitz. Wenn alle Menschen gleichen Anspruch auf Vollkommenheit haben, so muß man ihnen nicht blos ein Recht dazu geben, sondern auch Mittel, um zu solcher zu gelangen. Der kleine, auf seine Handarbeit beschränkte Besitzer eines Bodensplitters kann sich in Augenblicken der Noth, dem Besitzer eines geschlossenen Guts, und noch viel mehr dem Kapitalisten gegenüber nicht behaupten. Der bloße Arbeiter kann ohne Besitz kein Gewerb gründen, das ihm eine unabhängige Existenz

möglich macht, der kleine Gewerbsmann nicht dem Fabrikanten, der kleine Fabrikant nicht dem großen gegenüber beſtehen, wenn gar nichts anders gilt, als das Recht der freien Konkurrenz, wenn der Reiche alle ſeine Kräfte im Verein mit ſeinen großen Mitteln in Anwendung bringen darf, um den andern, der geringere oder keine Mittel hat, zu Grund zu richten. Der Beſitz, blos dem Eigennutz der Einzelnen überlaſſen, verbreitet ſich daher nicht über alle Klaſſen des Volks, ſondern drängt ſich immer mehr in den Händen Weniger zuſammen, wenn nicht noch ein anderes Geſetz gilt, das dieſer Anziehungskraft des Geldes entgegentritt und der Herrſchaft des Eigennutzes Schranken ſetzt. Wenn man daher die möglichſte Vertheilung des Beſitzes, die möglichſte Verbreitung der Zufriedenheit über alle Theile des Volks verlangt, ſo muß zu der blos verneinenden, aufräumenden Lehre der Nationalökonomiſten eine poſitive, aufbauende Volkswirthſchaftslehre kommen, eine Lehre, welche die entgegengeſetzten Extreme der Socialiſten und der Nationalökonomiſten vermeidet, und die Gegenſätze, auf denen beide ruhen, zu einem organiſchen Ganzen verbindet, eine Lehre, welche den Eigennutz nicht zum höchſten Geſetz macht, und der Geſammtheit ein Recht gibt über das Recht des Einzelnen, ohne dieſes zu vernichten.

Was der nähere Inhalt dieſer erſt noch zu findenden, neuen, poſitiven Wirthſchaftslehre ſey, dürfen wir nun zwar nicht hoffen in den Syſtemen jener Socialiſten und Kommuniſten zu finden, ſchon deswegen nicht, weil ſie alle nur einen erhöhten Nutzen, vermehrte Vortheile als letztes Ziel angeben, gerade deswegen über das rechte Ziel hinaustreffen und einem Abgrund ſich nähern. Aber aus dieſen mißlungenen Verſuchen darf man nicht den Schluß ziehen, daß das rechte Ziel überhaupt nicht zu erreichen ſey. Die Geſchichte wird einen ſichereren Leitfaden zu Auffindung dieſer poſitiven Volkswirthſchaftslehre geben, als die Philoſophie, oder wird doch dienlich ſeyn, dieſe vor den Verirrungen zu bewahren, zu welchen jene Socialiſten gekommen ſind, und die Elemente zu dem Aufbau des neuen Syſtems anzeigen.

Als ein ſolches geſchichtliches Element der poſitiven Wirthſchaftslehre erſcheint gerade das in neuerer Zeit ſo viel beſprochene Schutzzollſyſtem. Durch die Befolgung dieſes Syſtems, zu welchem alle Staaten bei einem beſtimmten Kulturgrad, einer Art Inſtinkt

folgend und der herrschenden nationalökonomistischen Lehre zum Trotz, gedrängt werden, erklären die Staaten, daß im Verkehr der Völker gegen einander die freie Konkurrenz nicht unbedingte Anwendung finde, daß bei freier Konkurrenz die ärmeren Völker den reichern dienstbar werden und ihre Selbstständigkeit gefährden; sie zwingen ihre Mitbürger durch die Schutzzölle zu einer großen Association, und nöthigen die Konsumenten einer Nation, sich als Verbündete der Produzenten derselben zu benehmen. Die Erfahrung zeigt nun, daß diejenigen Völker, welche dieses Element der positiven Wirthschaftslehre in Anwendung gebracht haben, mehr Reichthum und dadurch einen größern Grad von Selbstständigkeit und Macht erreicht haben als die andern. Aber offenbar ist dieses Zollschutzsystem nur ein Element, nur ein Bruchstück der ganzen Wissenschaft und wahrscheinlich nur ein unvollkommener Anfang derselben. Wenn in demselben die Staaten ein wahres Element der neuen Lehre gefunden haben, so muß solches nicht blos Anwendung finden in dem Verkehr der Völker unter einander, sondern auch in dem Verkehr der Glieder eines Volks unter sich. Der Staat erfüllt seine Bestimmung nicht genügend, wenn er nur sorgt, daß das Volk nicht einem andern dienstbar sey, er muß auch sorgen, daß nicht der größere Theil des Volks dem kleinern dienstbar werde, er muß den großen Unterschied zwischen Besitzern und Nichtbesitzern auszugleichen suchen. Wenn der Staat das Recht hat, gegen das Ausland die freie Konkurrenz zu beschränken, so muß er auch nach innen das gleiche Recht und die gleiche Verpflichtung haben. Gerade von dieser Seite ist das Zollschutzsystem noch nicht genug erkannt worden. Die eifrigen Vertheidiger desselben empfehlen es fast nur als ein Mittel, um die freie Konkurrenz unter den Völkern herzustellen, und als Repressalie, um andere Staaten zu der Anerkennung jener negativen Wirthschaftslehre zu zwingen, viel weniger aber als ein Element einer erst noch zu errichtenden Wissenschaft. Die Wenigsten haben zu sagen gewagt, daß eine Nation Kulturgrade haben könne, bei denen ihr Schutzzölle nöthig sind, selbst wenn alle andern solche aufheben würden, was doch nothwendig folgt, wenn das Zollschutzsystem eine gute Grundlage hat, Theil der positiven Volkswirthschaftslehre ist. Gerade diese noch unvollkommene Auffassung ist in Deutschland ein Hauptgrund, aus dem die Schutzzölle noch so vielen

Widerſtand finden. Während die Ausländer ſich viel weniger bedenken, ein Syſtem auszuführen, ohne Rückſicht auf den tiefern Grund, wenn es ſich nur durch die Erfahrung bewährt, widerſtrebt der wiſſenſchaftliche Geiſt der Deutſchen einem ſolchen Verfahren. Der Wiſſenſchaftlichkeit der Deutſchen iſt es zuwider, ein Bruchſtück einer Wiſſenſchaft anzuwenden, von der das Ganze unbekannt iſt, oder einem Syſtem, wie dem der freien Konkurrenz entgegen zu handeln, nur deswegen, weil andere Völker auch dagegen ſich verfehlen. Man will auch wiſſen, ob die empfohlenen Schutzzölle nicht etwa blos die Vorläufer ſeyen der verhaßten Zunftbannrechte und Feudallaſten. Aber nicht blos die Wiſſenſchaftlichkeit der Deutſchen widerſtrebt den Schutzzöllen, ſo lange ſie nur als Bruchſtück eines Syſtems oder als Repreſſalien erſcheinen, ſondern mehr noch die deutſche Humanität, das lebendige Gefühl der Deutſchen für die höheren Bedürfniſſe der Menſchheit. Auch die weniger Wiſſenſchaftlichen fragen, ob wir durch die Schutzzölle ſelbſt Hand anlegen ſollen, um wie in Frankreich und England Heere von Proletariern den reichen Fabrikanten gegenüber zu ſtellen, und den mittleren Gewerbsmann vollends zu zernichten, und laſſen ſich nicht mit der Antwort abfertigen, man ſolle nur erſt jene reichen Fabriken entſtehen laſſen, worauf das Uebrige ſich von ſelbſt geben werde. Man will mehr wiſſen von der Wiſſenſchaft, von der die Lehre von den Schutzzöllen ein Theil iſt, ehe man ſich mit vollem Vertrauen derſelben in die Arme wirft. Auch hat man dringende Veranlaſſung, darnach zu fragen. Der kleinere Gewerbsmann, der ſich nur noch kümmerlich fortbringt, muß mehr noch ins Gedränge kommen und zu Grunde gerichtet werden, wenn durch die Schutzzölle inländiſche Fabrikunternehmungen fortdauernd und mehr noch als bisher begünſtigt werden. Die noch größere Gefahr droht aber in Deutſchland von Seiten der kleinen Güterbeſitzer, und zwar gerade durch die in Folge der Lehre Says und Smiths begünſtigte Güterzertrennung und die Ablöſung der Grundlaſten. Die nämliche gefährliche Lehre von der freien Konkurrenz ohne entſprechende Mittel, welche das Proletariat erzeugt und den kleinen Gewerbsmann verderbt, hat in vielen Gegenden Deutſchlands den kleinern Güterbeſitzer durch die angebotene Möglichkeit der Ablöſung von Grundlaſten ohne genügende Kapitalien und die Aufnahme von Anlehen in eine Abhängigkeit von den

Kapitalisten gebracht, die noch bedenklicher ist, als die von den Lehnsherren, wegen der den erstern zustehenden Aufkündbarkeit. Durch diese Verwandlung der Grundlasten in Passiva hat das System der Nationalökonomisten in Deutschland bereits eine mächtige Wirkung ausgeübt, und eine Krisis vorbereitet, von der man in Frankreich und England nichts mehr zu besorgen hat. Wenn schon in vielen Departements Frankreichs, deren kleinere Grundbesitzer durch Geldaufnahmen zu Ablösung von Grundlasten nicht beschwert sind, blos die eine Wirkung jenes Systems, die unbegränzte Güterzertheilung, die nachtheiligsten Wirkungen hervorbringt, viele zwingt, den Stand eines Eigenthümers wieder mit dem eines Taglöhners zu vertauschen, und die Thätigkeit der sogenannten schwarzen Bande, jenes Vertreiben der verschuldeten Besitzer ganzer Gemeinden von Haus und Gut im Interesse einzelner Kapitalisten zur Folge gehabt hat, wie mag es erst in Deutschland seyn, wo das gefährliche Geschenk der unbegränzten Güterzertheilung mit dem der Ablösbarkeit von Grundlasten ohne entsprechende Kapitalien und die Bekanntschaft mit neuen Bedürfnissen gemeinschaftlich darauf hinarbeiten, die Existenz des kleinern Güterbesitzers zu untergraben!

Noch hat sich die Aufmerksamkeit unserer Publizisten fast ausschließlich den formellen Verfassungsfragen zugewendet, welchen Aufmerksamkeit zu schenken die um ihre Existenz ringende, mit Noth kämpfende Mehrzahl nicht Zeit, Lust, noch Mittel hat. Aber wenn erst die Frage zur Erörterung gebracht werden wird, was dem Landmann übrig bleibe von seiner Arbeit, nachdem er Zinse und Abgaben entrichtet, wenn die Frage untersucht wird, wie viele nur den Schein einer Selbstständigkeit haben, dann wird sich erst zeigen, welche große Kluft zwischen Armen und Reichen auch in Deutschland bestehe, welch tief eindringende Wirkung die Lehre der Nationalökonomisten in Deutschland schon gehabt hat, und wie durch dieselbe der schon seit vielen Jahrhunderten bestandene Unterschied in mancher Hinsicht nicht gemildert worden, sondern nur eine veränderte und schneidendere Form bekommen hat. Dazu schlummert in Deutschland noch eine andere Kraft in der besondern Art von religiöser Richtung des Landmanns, die sich gerne überzeugen läßt, daß in der von der Religion gebotenen Bruderliebe auch ein Anspruch an materielle Vortheile liege, eine Kraft, welche die

Sozialiſten in Frankreich in Thätigkeit zu ſetzen wiſſen, welche in England vor zwei Jahrhunderten eine ſo große Bedeutung erlangt und ſchon einmal in Deutſchland den blutigſten Bürgerkrieg hervorgerufen hat. An Männern, welche wie Lamennais dieſe Kraft in Bewegung zu ſetzen Luſt und Fähigkeit haben, wird es in Augenblicken der Kriſe auch bei uns nicht fehlen, und ſie können noch dazu in dem ſo weit verbreiteten Chiliasmus eine mächtige Waffe gebrauchen.

Wenn daher in irgend einem Land, ſo iſt es in Deutſchland ein dringendes Bedürfniß, an der Aufbauung einer poſitiven Volkswirthſchaftslehre zu arbeiten, welche die Lehrſätze der verneinenden, aufräumenden Oekonomiſten und der Sozialiſten auf organiſche Weiſe verbindet. Ehe ſolches erreicht iſt, wird das Zollſchutzſyſtem nur eine ſchwankende Anerkennung und Anwendung finden, ſo viel Verdienſtliches auch, beſonders durch die Arbeiten des Dr. Liſt, in neuerer Zeit dafür geſchehen iſt. Nur durch eine ſolche Wiſſenſchaft kann auch der täglich näher rückenden Gefahr in Betreff der Bodenzerſplitterung und Verpfändung begegnet werden. Auch möchte Deutſchlands ſynthetiſcher, verſöhnender Geiſt vorzüglich zur Löſung der großen Aufgabe fähig ſeyn, und derſelbe muß, wenn er dazu berufen iſt, ſchon früher im ganzen Lauf ſeiner Geſchichte, durch die Verhältniſſe getrieben, aus innerem, oft unbewußtem Drang die Elemente ins Leben gerufen haben, welche nun verjüngt, von Mängeln der Zeit gereinigt, zu einem Ganzen verbunden, die Grundlagen der zu findenden Volkswirthſchaftslehre abgeben würden.

Nachſtehendes ſind nur vereinzelte Andeutungen, nur beſtimmt, auf den in Deutſchlands Geſchichte liegenden Reichthum an ſolchen Elementen hinzuweiſen. Das alte Recht der Deutſchen in Beziehung auf das Eigenthum von liegenden Gütern enthält Grundſätze, welche in dieſer Beziehung beſondere Aufmerkſamkeit verdienen. Jedes einzelne Grundeigenthum war nach jenen Geſetzen Ausfluß oder Lehn der Geſammtheit. Jeder Beſitzer war mit ſeinem Dienſte und Leben dem Ganzen verpflichtet, der Beſitz mußte daher auch eine beſtimmte Größe haben, mußte möglichſt frei von andern Laſten als gegen die Geſammtheit bleiben, damit der Beſitzer im Stande ſey, ſeinen Pflichten nachzukommen. Das dem Beſitzer von der Gemeinde geliehene Gut zu vertheilen,

zu verpfänden, war verboten, so wie heut zu Tage dem Soldaten verboten ist, seine Waffen und seinen Tornister zu verkaufen. Die Freiheit des Einzelnen wurzelte im Dienst gegen die Gesammtheit. Nur die Nutzung konnte der Einzelne auf eine Zeit verwerthen. Aber der Gläubiger, der sie an Zahlungsstatt sich verschreiben ließ, mußte dann selbst den Dienst versehen, die Gefahren und Vortheile des Schuldners mit diesem gemeinschaftlich übernehmen. Gegen Zinse Geld auf Güter zu geben, ward als Wucher bestraft. Das war die uralte Einrichtung, auf deren Bedeutung schon Möser vor 60 Jahren aufmerksam gemacht hat. Aber eine Lehre, ganz ähnlich der von der freien Konkurrenz, hat diese Einrichtung schon frühe verdorben, die Lehre, nach welcher jeder mit seinem Hof machen könne, was er wolle, ohne Rücksicht auf die Gemeinde, und jeder seinen der Gesammtheit schuldigen Dienst verkaufen könne an Jeden, der ihm am meisten dafür zahle oder leiste. Der Gedanke jenes Worts laissez nous faire, laissez nous aller, das so großen Beifall in neuerer Zeit gefunden, hat schon nach Karls des Großen Zeit den Eigenthümern eingeleuchtet und jene Befreiung des Eigenthums vom Dienst für das Ganze herbeigeführt, jene Anhäufung des Besitzes in den Händen Weniger nach dem Gesetze der Schwere und jene Armuth und Knechtschaft der Mehrzahl. Die bloße Vertauschung der Geburts- und Lehnsaristokratie mit der Geldaristokratie mittelst der entgeltlichen Ablösungen von Grundlasten, verbessert die Lage des Landmanns wenig, und dient nur dazu, die seit so vielen Jahrhunderten entstandene Kluft sichtbarer zu machen und dem Gegensatz zwischen Armen und Reichen eine gefährlichere Form zu geben. Ein gewerblicher Feudalismus herrscht jetzt. Die gewerbliche Konkurrenz ist ein modernes Faustrecht geworden.

Die Geschichte der Gewerbe und des Handels in Deutschland zu der Zeit, als seine Städte den Welthandel leiteten und seine Flotten die Meere beherrschten, zeigt noch mehr Anfänge zu der gesuchten positiven Wissenschaft. Alle Gewerbsleute einer Stadt bildeten eine Stube, die Gewerbsleute vieler Städte ein Quartier, viele Quartiere einen Bund, der seine Agenten auswärts hatte und mit Hülfe der Kaufleute den Verschluß der Waaren ins Ausland besorgte, und sie stellten so eine große Association vor, welche in ihren Wirkungen eben so großartig als in ihren Einrichtungen bewunderungswürdig war. Die Einfuhr und der Verkauf

ausländiſcher Waaren bildeten kein ſelbſtſtändiges Geſchäft für den Inländer. Die Produkte fremder Völker einführen konnten und durften nur diejenigen Kaufleute, welche eben ſo viele oder noch mehr Produkte des Inlands ausführten. Den Verkauf ausländiſcher Produkte des Gewerbfleißes beſorgten nicht Kaufleute, ſondern die inländiſchen Produzenten ähnlicher Waaren, welche dazu die freie Zeit ihrer Frauen, Kinder und Dienſtboten verwendeten. Es gab keine Kaufleute, als diejenigen, welche in enger Verbindung mit der inländiſchen Produktion ſtanden, keine im Dienſt des Auslandes befindliche, der Induſtrie des Inlandes feindlich gegenüber ſtehende Krämerei. Eben ſo fehlte faſt ganz der Stand der Kapitaliſten, welche ohne ſelbſt zu arbeiten, oder wenigſtens die Gefahren des Unternehmers mit dieſem zu theilen, Vortheile von demſelben bezogen. Das Darleihen gegen Zinſe war verboten, wurde für ſündlich und ſchimpflich angeſehen. Wer nicht arbeite, nicht Sorge und Laſten mit dem Arbeiter trage, ſolle auch nicht an den Früchten deſſelben Theil haben. Wenn auch dieſe alte Ordnung oft umgangen worden iſt, ſo war doch die Sitte und das Geſetz lange Zeit ſo mächtig, daß der größte Theil der Kapitaliſten genöthigt war, ſich mit den Produzenten in Verbindungen einzulaſſen, wenn ſie Früchte von ihrem Geld haben wollten. So waren in jener Zeit der Gewerbsmann, der Kaufmann und der Kapitaliſt innerlich mit einander verbunden, bildeten ein lebendiges Ganzes. Bei uns aber ſtehen dieſe getrennt von einander, ſogar feindlich ſich gegenüber. Die einzelnen Gewerbsleute, getrennt von einander, nur noch äußerlich durch die leer gewordene Zunftverfaſſung hie und da vereinigt, werden vom Fabrikanten gedrückt und beherrſcht, dieſer wieder vom Kaufmann, und alle dieſe von den Kapitaliſten und Banquiers. Wenn der Kapitalbeſitz jetzt nicht mehr auf die gleiche Art wie im Mittelalter beſchränkt werden kann, ſo wird doch auf gleiches Reſultat hingearbeitet werden müſſen. Auch kann vielleicht ſolches erreicht werden durch Vereinigungen der Kapitalien in Banken, welche mit der Geſammtinduſtrie in eine nicht leicht aufkündbare Societät treten und durch verkäufliche Aktien dem Bedürfniſſe der einzelnen Kapitaliſten nach Zurückerſtattung theilweiſe Genüge leiſten. Aſſociation der Kapitalien und der Gewerbe unter ſich zu größern Ganzen, und dieſer größern Einheiten wieder unter ſich, müßten beſſer zum Ziel führen, als die Vereinzelung.

Besondere Beachtung verdient, wie man damals den Associationen der Gewerbsleute, so weit sie durch Preisbestimmung den Verzehrern nachtheilig seyn konnten, ein Gegengewicht zu geben versuchte, durch die von den Regierungen gesetzten Freimeister und deren Verbindungen in den verschiedenen Städten und Ländern und Nationen, durch welche der lokalen und nationalen Association eine weltbürgerliche entgegengestellt wurde, eine alle Länder verbindende Freimaurerei.

Die meiste Aufmerksamkeit verdient ferner das Verhältniß, in welchem damals bei größern Gewerben die Eigenthümer den Arbeitern gegenüber sich ordneten, und wie man damals den Besitz mit dem Nichtbesitz, die höhern Kulturgrade mit den geringern zu verbinden verstand. Es ist zwar, so viel auch Hüllmann, Wilda, Sartorius zu Aufklärung des Städtewesens im Mittelalter gethan haben, diese innere Seite noch nicht hinlänglich gewürdigt; aber die Materialien sind noch vielfach aufzufinden. Die Geschichte der Saline zu Hall in Schwaben und die damit engverbundene Geschichte dieser Reichsstadt, welche durch besondere Umstände in dieser Richtung gut erhalten ist, kann hier als Beispiel dienen, und einen Blick verschaffen in jene Zeit und in die Weise, auf welche die Alten die große Frage unserer Zeit zu lösen verstanden. Die Saline hatte ursprünglich dem deutschen Reich gehört, war aber nach dem Untergang der Hohenstaufen herren- und werthlos geworden. Im Jahr 1306 bildete sich eine Gesellschaft, um die Saline wieder in Gang und Schwung zu bringen, welche die Zahl der Pfannen oder Aktien auf hundert und eilf festsetzte, und nur vier dem deutschen König noch vorbehielt. Ueber fünfzig Jahren besorgten die Aktionäre das Siedgeschäft durch Knechte und Offizianten, aber mit so geringem Erfolg, daß eine Aktie fast werthlos war oder höchstens einen Werth von einigen Gulden hatte. Es vereinigten sich viele Schwierigkeiten bei diesem Geschäft, welche damals durch bloße Lohnarbeiter zu beseitigen nicht möglich war. Nun entschloß sich der größere Theil der Aktionäre, auf die Versiedung der Soole und den Verschluß des Salzes ganz zu verzichten, und solches ihren Knechten in einem Erbpacht auf immer zu überlassen. Die Eigenthümer, die Lehensherren, besorgten nur noch die Erhaltung des Brunnens und der Gewinnung der Soole, ihre ehemaligen Knechte, die Sieder, aber die Versiedung der Soole, die

Herbeiſchaffung des Holzes und den Verkauf des Salzes auf eigene Rechnung und Gefahr. Es traten dann bald die Sieder zu einer beſondern Geſellſchaft zuſammen, zu Errichtung gemeinſchaftlicher Pfannen- und Floßanſtalten, ſpäter auch zu gemeinſchaftlichem Verkauf durch Niederlagen an fremden Orten u. ſ. w., und zu Verbeſſerung der Soole zu Einrichtungen, deren Benutzung theils jedem Einzelnen überlaſſen, theils aber allen nothwendig war. Es beſtanden nun zwei Korporationen oder Aktiengeſellſchaften, eine der Lehnherren und eine der Sieder. Jedes Jahr, wenn das Siedgeſchäft beendigt war, traten beide Geſellſchaften zuſammen und machten die Rechnung, durch welche beſtimmt wurde, was die Sieder den Lehnsherrn für die ihnen überlaſſene Soole zu zahlen hatten. Jede Korporation hatte daher ihre beſondere Rechnung neben der allgemeinen, mußte einen Theil der Gefahr allein tragen, durfte aber einen andern Theil bei der allgemeinen Rechnung geltend machen. Wenn die zwei Korporationen über die Rechnung nicht einig werden konnten, ſo trat der Magiſtrat ins Mittel, der einige Pfannen ſelbſt zu verſieden hatte, und dadurch in den Stand geſetzt war, die abweichenden Kalkulationen zu prüfen. Dabei war aber noch weiter für die Vertheilung des Vortheils und der Gefahr unter die geſammte Korporation geſorgt. Der Sieder durfte ſein Recht nicht auf immer verkaufen, ſondern mußte es als Fideikommiß frei ſeinen Kindern oder nächſten Verwandten zurücklaſſen. Weil ferner nicht ſo viele Pfannen waren, als Sieder, war eine Reihenfolge eingeführt, nach welcher von den Berechtigten nur eine beſtimmte Zahl als Meiſter auf eigene Rechnung ſieden durften, die übrigen aber als Knechte gegen beſtimmte Taxe zu belohnen hatten, im nächſten Jahr aber andere unter den Gleichberechtigten das Siedrecht als Meiſter beſorgten, die übrigen hingegen als Knechte dienten. Zugleich war lange ein ſtrenges Geſetz, daß jeder ſein Siedrecht, wenn ihn die Reihe traf, ſelbſt ausüben oder ganz abtreten mußte, und nicht ſolches vertheilen oder verkaufen durfte. Eben ſo war lang feſt gehalten, daß jeder nicht mehr als höchſtens zwei Siedrechte in einem Jahr benutzen durfte. Unter dieſer Einrichtung gedieh die Saline von Jahrhundert zu Jahrhundert, unter ſonſt wenig günſtigen Verhältniſſen, bei der geringen Grädigkeit der Soole, den Gefahren und Koſten, welche die Herbeiſchaffung des immer theurer werdenden

Holzes aus Gebieten fremder Herren verursachte, und bei der beständigen beengenden Konkurrenz mit andern Salinen. Der jährliche Nutzen einer Aktie, welche im Jahr 1306—1360 fast null gewesen war, stieg von der Vergleichung an von 1415 bis 1476 auf 25 fl., von 1478—1527 auf 36 fl., von 1536 bis 1583 auf 50 fl., von 1584—1721 auf 70 fl., von 1721 bis 1770 auf 180 fl., von 1770—1784 auf 240 fl., und der Nutzen eines Siedrechts von Null nach und nach bis auf 480 fl., ungeachtet der Preis eines Klafters Holzes um das 50fache gestiegen und der Verkaufspreis des Salzes fast gleich geblieben war. Unter den Zuflüssen, welche die Saline der Stadt verschaffte, gedieh auch diese. Diese Stadt, bei Gründung der Aktiengesellschaft auf eine enge Markung beschränkt, und durch benachbarte Herrschaften selbst innerhalb ihrer Mauern beengt und anderer Erwerbsquellen entbehrend, war im Stand, einzig durch den Vortheil jener Saline von den Nachbarn nach und nach ein Gebiet zu erwerben, das 2 Städte, 20 Pfarrdörfer und 80 Ortschaften in sich faßte. Wenn auch manchmal die beiden Körperschaften in Konflikte mit einander kamen, gelang es doch dem Magistrat vier Jahrhunderte lang, solche immer auszugleichen, ohne daß es zu einem Prozeß kam, bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Lehensherren den Siedern die großen Vortheile nicht mehr zugestehen wollten und selbst Anspruch auf das Siedrecht machten und die früheren Grundsätze gegen das Verkaufen der Siedrechte mehr und mehr verlassen wurden. Ein vieljähriger Prozeß entstand nun, den beim Reichshofrath die Lehnsherren gegen die Sieder erhoben hatten. Dieser Prozeß und das dadurch genährte Mißtrauen verzögerte die Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln zu Verbesserungen des Gesieds, wie es bei den gestiegenen Holzpreisen nöthig war, so daß dieselben erst zu Stande kamen, als einige Jahrzehnte vorüber waren, in denen der Begehr nach Salz sehr groß gewesen war und solches mit dem größten Nutzen hätte verkauft werden können; so wurde die Anhäufung von Passiven nöthig. Dadurch wurde auch auf spätere Zeit der Muth und die Lust genommen, zu gehöriger Zeit und mit gehörigen Mitteln die Auffindung reicherer Soole oder Lager auszuführen, so daß man sich noch Glück wünschen mußte, als der württembergische Staat die Saline käuflich übernommen hatte, der

dann aber nach wenigen Jahren die Auffindung eines reichern Lagers erreichte.

Bei dieſer Einrichtung iſt Mehreres merkwürdig. Die Jahrhunderte lang feſtgehaltene Ordnung gegen das Vertheilen und Verkaufen der Siedrechte verhinderte, daß nicht im Lauf der Zeit durch die Anziehungskraft des Geldes, der Erwerbluſt Einzelner preisgegeben, das nutzbare Eigenthum der Salzfabrikation in die Hände Weniger zuſammenfloß, wo dann wenige Meiſter mit einem Haufen von Knechten den Lehnherren gegenüber geſtanden hätten. Die Beſtimmung aber, daß jedes Jahr nur eine beſtimmte Zahl der Berechtigten als Meiſter auf eigene Rechnung ſieden durften, während alle andere als Knechte belohnt waren, und daß dieſes Meiſterrecht nach einer Reihenfolge jedes Jahr abwechſelte, ſo daß im nächſten Jahr wieder Knecht wurde, der im vorhergegangenen Meiſter geweſen war, ſicherte die Einheit des Geſchäfts zugleich mit der möglichſten Vertheilung des Nutzens unter alle Glieder der Korporation. Dem Gedanken der freien Konkurrenz, der die jetzige Welt ſo ſehr bewegt, war dabei hinlänglich Anerkennung gegeben. Denn es durfte jeder Meiſter Holz kaufen und verbrauchen, wie er wollte, auch Salz verkaufen, ſo gut er konnte, und es war dabei keine Taxe noch Beſchränkung gewöhnlich. Der Meiſter durfte auch als Knechte aus der Zahl der Sieder dingen, welche und ſo viel er wollte, und die ihm als die brauchbarſten erſchienen. Aber wenn er gerade daran war, einen bedeutenden Reichthum zu erwerben, ſo mußte er abtreten und einem Andern die Gelegenheit zum ſelbſtſtändigen Erwerb überlaſſen, und er mußte, wenn er nicht müßig gehen wollte, ſuchen als Gehülfe eines Meiſters Lohn zu verdienen, bis wieder an ihn die Reihe kam. Wenn ferner ein Sieder in ſeinem Siedjahr Unglück gehabt hatte, ſo war er dagegen auch nicht auf immer unglücklich. Er mußte ſich mit dem Taglohn begnügen, bis die Zeit wieder kam, wo er die gemachten Erfahrungen benutzen konnte. Weil aber bei dieſem fortdauernden Wechſel kein Sieder auf eigene Rechnung größere Apparate anſchaffen konnte, ſo trat die Korporation aller Siedberechtigten ins Mittel, welche die Floßanſtalten baute, die Siedhäuſer im Stand erhielt u. ſ. f. Als der Magiſtrat dem Drängen der Siedberechtigten nachgab und durch eine Jahrestaxe beſtimmte, wie viel jeder Meiſter für das Siedjahr den

Mitberechtigten abzugeben hatte, war schon der Keim gelegt zu den spätern Zerwürfnissen, war die Kraft der Unternehmer geschwächt, die Eifersucht der Lehnsherrn rege gemacht und der Anfang zum Untergang gegeben.

Merkwürdig ist ferner, daß vier Jahrhunderte lang zwischen den Lehnherrn und den Siedern jedes Jahr eine Rechnung über den gemeinschaftlichen Nutzen abgeschlossen werden konnte, ohne daß es jemals zum Prozeß kam, und daß bei Irrungen zur Regulirung der Rechnung das Versieden der auf Rechnung des Magistrats betriebenen Pfannen hinreichte, jenes der Freimeisterei in andern Orten ähnliche Institut, nach welchem der Staat nicht selbst Gewerb treibt, aber befugt und in den Stand gesetzt ist, selbst Hand anzulegen, so oft in der Organisation der Arbeit eine Störung sich zeigt. Bei Erklärung von diesem Allem ist aber auch der durch Religion gehobene Gemeinsinn der Gemeinde in früherer Zeit nicht aus der Acht zu lassen, der sich schon unter den Hohenstaufen, später unter der Reformation auszeichnete, durch die Gründung vieler gemeinnützigen und reichen Stiftungen für Kirche und Schule sich bewährte, und der allen größern technischen Arbeiten eine religiöse Weihe gegeben und das Gedeihen der Saline zu einem unzertrennlichen Theil der Liturgie der Gemeinde gemacht hatte, ein Sinn, der sich im 18ten Jahrhundert allmählig verlor, als die Keime des Untergangs bei scheinbarem äußerem Gedeihen sich zu entwickeln begannen.

Hier ist nun ein Beispiel einer Association der Arbeit, wie solche die Sozialisten Frankreichs verlangen, aber nicht blos einer erträumten, sondern einer durch Jahrhunderte bewährten. Hier ist ein Beispiel einer Fabrik, die mit steigendem Vortheil der Eigenthümer und der Arbeiter mit den geringsten Mitteln begonnen, den Ankauf eines fürstlichen Territoriums und den Erwerb eines reinen jährlichen Ertrags von mehr als 100,000 fl. eine lange Reihe von Jahren hindurch möglich gemacht, und viele Jahrhunderte lang nicht sowohl Wenigen Reichthum verschafft, als über die Bevölkerung einer ansehnlichen Stadt allgemeinen Wohlstand verbreitet hat. Es wird wohl wenige Fabriken geben, welche Gleiches geleistet, wenn man die Zeit der Dauer mit dem jährlichen Ertrag zugleich berücksichtigt. Die größten industriellen Unternehmungen Englands, wie kurz ist ihre Dauer, und wie vergänglich

ihre Blüthe, wie bedroht ihre Grundlage durch die entlaßbaren Taglöhner!

Von dieſen Einrichtungen ließe ſich gewiß auch jetzt manches anwenden bei Ordnung der Verhältniſſe zwiſchen Fabrikeigenthümern und ihren Taglöhnern. Auch ſteht dieſes Beiſpiel nicht vereinzelt da. Die Ortsgeſchichten vieler Städte enthalten wohl ähnliche Nachrichten, die nur noch nicht in dieſer Beziehung hinlänglich ausgebeutet worden ſind.

Doch nicht blos in der frühen Vergangenheit finden ſich Anfänge zu der verlangten poſitiven Wirthſchaftslehre. Auch in der neuern Zeit, mitten unter der Herrſchaft der materialiſtiſchen und verneinenden Lehre der Rationaliſten, eben ſo der Phyſiokraten und Nationalökonomiſten, haben ſich Anfänge derſelben in den religiöſen Gemeinden Deutſchlands entwickelt. Daß die Religion eine Herrſchaft in der Gemeinde haben, daß durch die Religion die freie Konkurrenz der Produzenten beherrſcht und die Aſſociation der Kräfte erreicht werden müſſe, haben alle neuern ſozialiſtiſchen Lehrer, St. Simon, Fourier, Cabet, Owen u. ſ. f. anerkannt. Dieſelben haben ſogar, inſofern ſie nicht wie Lamennais der chriſtlichen Religion dieſe Gewalt einräumen wollten, ganz neue Religionsſyſteme erfunden, um dem gefühlten Bedürfniſſe Genüge zu leiſten. Wie aber dieſe Herrſchaft der Religion in Ausführung gebracht werden könne, zeigen dieſe religiöſen Gemeinden, auf welche ſelbſt Cabet das Haupt der Kommuniſten in ſeiner Schrift: Reiſe nach Ikarien, als Anfänge der von ihm geforderten Gemeinſchaft hinweiſt. Dieſe Gemeinden, deren Hauptort Herrnhut in Sachſen iſt, und deren im Jahr 1835 ſechszehn in Deutſchland beſtanden, eben ſo viele in England, drei in Dänemark, eine in Schottland, vier in Irland, welche ſelbſt Verzweigungen in Amerika und Aſien haben, enthalten innerhalb ihrer engen Grenzen auf merkwürdige Art eine Auflöſung der großen Frage. Die Gütergemeinſchaft, von welcher jene Sozialiſten träumen, iſt bei ihnen ausgeſchloſſen. Man verlangt, daß jeder zunächſt für ſich und die Seinigen ſorge und arbeite. Aber die Obrigkeit hat nicht blos die Aufſicht über das Recht, ſondern auch über die Sitte der Mitglieder, und überläßt die Wahl des zu ergreifenden Gewerbs nicht dem Willen des Einzelnen, ſondern entſcheidet darüber, wobei ſie das Bedürfniß der Gemeinde mit den Fähigkeiten des Einzelnen in Einklang

bringt. Die Obrigkeit verbietet jeden Müßiggang, eben so Schuldenmachen, und ist ein strenger Richter auch bei geringen Vergehen. Dagegen sorgt sie aber auch bei Unglück, das den Einzelnen trifft, unterstützt den Anfänger eines Gewerbs durch Gerätschaften und Mittel jeder Art mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, welche man von den Vorgesetzten sonst nicht erwartet, noch erwarten kann. Unter den Mitgliedern dieser Gemeinden gibt es keine Arme und keine Proletarier. Der Wohlstand herrscht in ihren Wohnungen und ernste Heiterkeit leuchtet auf ihrer Stirne. Nach ähnlichen Grundsätzen ist die Gemeinde Kornthal in Württemberg im Jahr 1817 gegründet worden, welche durch ein besonderes Gesetz vom 22. August 1819 die Bestätigung der Regierung erhalten hat. Auch hier werden dieselben Erfolge erreicht ohne allgemeine Gütergemeinschaft, aber durch strenge Aufsicht der Obrigkeit über die Sitten und das Leben der Mitglieder, durch die der Obrigkeit vorbehaltene Entscheidung bei der Wahl der Gewerbe nach den Bedürfnissen der Gemeinde, durch Verschriften gegen den Luxus, den Müßiggang und das Schuldenmachen.

So enthält Deutschlands Geschichte von seiner ältesten bis auf die neueste Zeit viele Elemente zu der verlangten positiven Wirthschaftslehre, zu der Auflösung der Frage, wie die Freiheit der Einzelnen mit dem Wohl der Gesammtheit in Einklang gebracht und Zufriedenheit über alle Glieder des Volks verbreitet werden könne.

Schübler.

Die Entwicklung der chriſtlichen Kunſt

in Deutſchland und Frankreich.

Wenn Lenormant auf ſeinem Katheder in der Sorbonne heute noch uns Deutſchen das Kompliment macht, an der Spitze der Barbaren des Nordens zu ſtehen, gegen welche die franzöſiſche Civiliſation ihre Miſſion zu erfüllen habe, ſo betrachten wir unſere Hüte und Fräcke, und ſchweigen. Wenn der arme Philarète Chasles, trotz dem, daß er in langen Feuilletons uns beweiſt, wie unſere Literatur der Realität entbehre und kaum eines Traumes Schatten gegen die große Literatur des großen Volkes ſey, dennoch ſich nicht den obligaten Beifallsklatſch erreden kann, den ein noch ſchalerer Vortrag im collège de France zu erhalten pflegt: wir dürfen uns nicht wundern, es handelt ſich nur um deutſche Literatur. Wurde ja doch die Profeſſur dem Manne übertragen, damit er das Almoſen wenigſtens dadurch verdiente, daß er den Pariſern es erklärlich machte, wie die Deutſchen, im Beſitz einer ſo erbärmlichen Literatur, allerdings den Abtrag und Auswurf ſelbſt von den überrheiniſchen Tiſchen eiligſt herüber zu holen noch immer alle Urſache hätten. Wenn ferner die Politiker aller Farben auch jetzt noch mitleidig nach einem Deutſchland fragen und hinter den fertigen Mauern von Paris vor den künftigen Raſtatts und Ulms noch nicht erſchrecken wollen, ſo ſchweigen wir wieder; denn um die Politik brauchen wir uns nicht zu bekümmern! — Wir ſind es ſchon gewohnt, in ſo manchen Gebieten des Lebens und Wiſſens den Franzoſen, auch wenn wir uns die Wahrheit ſelbſt nicht geſtehen wollen, doch durch die That den Vorrang vor uns einzuräumen, und wir dürfen es nicht Anmaßung ſchelten, wenn ſie ſich

herausnehmen, wozu wir ſie eben ſelber berechtigen. Vermochten wir uns aber in der Politik und Literatur ihnen nicht immer auf würdige Weiſe zu entziehen, ließen wir uns von ihrer Mode knechten, mußten wir ſie in den exakten und mathematiſchen Wiſſenſchaften geradezu als Meiſter anerkennen, ſo waren wir doch immer des beruhigenden Glaubens, in den höhern Sphären des Lebens und Wiſſens, in Philoſophie, Kunſt und Religion etwas voraus zu haben, das von jeher unſer wohlerworbenes Eigenthum wäre.

Aber wir täuſchten uns gewaltig. Wer dem Franzoſen den Finger läßt, der ſoll ihm nur auch die ganze Hand laſſen. „Frankreich iſt das Herz Europas, grenzt an die Romanen des Südens, wie an die Germanen des Nordens und Oſtens, durch ſeine zwei Meere an Afrika und den Orient, die Griechen und ſelbſt an Amerika. Söhne der Gallier, der Römer und der Germanen, beſitzen wir die Eigenſchaften aller dieſer zuſammen. So iſt auch unſere Initiative nicht einmal verſchwunden; ſeit der Ankunft der Franken auf galliſchem Boden, glorreich durch Louis XIV. aufrecht erhalten, durch die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts und durch die Revolution, war ſie auch viel vollſtändiger und allgemeiner, als man es gewöhnlich glaubt, im Mittelalter. In der Religion und Politik will man gern die Präponderanz unſerer Rolle anerkennen, die Thatſachen ſind zu ſchlagend; man weiß, wer den Arianismus erſtickt, Europa vor der muſelmänniſchen Invaſion errettet, Europa gegen Aſien geführt, die päpſtliche Macht und die chriſtliche Republik gegründet hat. Weiter weiß man, wer die erſte Barrière der Herrſchaft der römiſchen Kirche geſetzt hat durch jenen Gallikanismus, den man ſo ſchlecht gelobt und ſo ungerecht angegriffen, aber deſſen wahren Charakter man nicht geſchätzt hat. Die Chevalerie, dieſe andere Religion, die moderne Monarchie ſind ebenfalls Kinder Frankreichs. Desgleichen ſehen wir Frankreich in Wiſſenſchaften und Künſten den Reigen der Nationen führen."

„Die ganze Literatur des Mittelalters iſt aus unſeren Troubadouren hervorgegangen. Noch mehr iſt die Architektur, worin alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes im Mittelalter ſich erſchöpft haben, von den Normannen Frankreichs und Siciliens gegründet, an den Ufern der Seine ausgebildet und ins Leben

geführt worden. Dieſe erhabene Kunſt konnte nur bei uns geboren werden: die romaniſchen Nationen hatten nicht genug das Gefühl des Unendlichen, die germaniſchen Völker hatten nicht genug den Sinn für Grenze und Form — niemals hätte Deutſchland die Form für die Kunſt gefunden. (Für die bildende Kunſt verſteht ſich; denn das Vaterland eines Händel, Gluck, Mozart und Beethoven hat es wohl verſtanden, eine andere Kunſt zu ſchaffen, eine unvergleichliche Kunſt; aber dieſe Schöpfung iſt geradezu die Kunſt ohne Formen und Grenzen, die Kunſt der unendlichen Träume.) Die Form wurde von dem Volke gefunden, das aus dem Bunde des römiſchen Galliens mit Germanien hervorging. Der unvollendete Dom von Cöln iſt nichts als der letzte Seufzer der Kunſt, deren Wiege und Wohnung zu Paris, Chartres, Rheims und Amiens iſt."

Soviel weiß uns einſtweilen Henri Martin im Aprilhefte der revue indépendante vom verwichenen Jahre zu ſagen. Ein andermal will er „die glorioſen Annalen der franzöſiſchen Architektur des Mittelalters ſammt der ſie ſo würdig unterſtützenden Skulptur" verzeichnen; für diesmal hatte er den „Teutomanen von Paris und Berlin" zu zeigen, wie Frankreich, das Vaterland des Abailard, Descartes und Malebranche, ſeine philoſophiſche Rolle ſo wenig ausgeſpielt habe, als es ſeine politiſche und künſtleriſche erfüllt habe. „Frankreich, das, noch ehe es der modernen Philoſophie den Anſtoß durch Descartes gab, Mittelpunkt und Heerd der Scholaſtik war, wird auch ferner zu verdienen wiſſen, in der Zukunft wie in der Vergangenheit der Mittler Gottes und der Menſchheit zu ſeyn."

Es ſey mir das Geſtändniß erlaubt, daß Mitleid und Zorn ſich in meine Gefühle theilten, als ich, nachdem ich die Wunder der deutſchen Kunſt kennen gelernt hatte, nun in der Umgebung und Anſchauung des franzöſiſchen Kunſtbetriebs in alter und neuer Zeit die Rede des einfältigen Mannes las. Ihm einen kleinen Beitrag zu der verſprochenen Verzeichnung der glorioſen Annalen franzöſiſcher Kunſt zu liefern, konnte für ein ſchickliches Vornehmen gelten, und durch welches Organ ziemte es beſſer, der franzöſiſchen Revue die Lektion zu ertheilen, als durch die deutſche Vierteljahrsſchrift?

Aber warum ſo viel Aufhebens von dem kleinen Trompeter

machen, deſſen Fanfaren man in Frankreich ſelbſt am wenigſten hören wird, gerade weil er in einer Zeitſchrift auftrat, die wegen ihrer Theilnahme an deutſchem Geiſtesleben, wie die jüngſte, ſo die am wenigſten verbreitete und einflußreiche iſt? Indeſſen kommt das auch von ſolch grünem Zweige, was ſoll uns erſt vom alten, dürren werden? Und in der That, die Jungen zwitſchern nur wie die Alten ſungen. Da iſt die revue des deux mondes, welche zu gleicher Zeit durch Gautier: „in Paris und Frankreich die Grazie, die Feinheit, die Vereinigung von Harmonie und Schönheit — mit einem Worte, die griechiſchen Eigenſchaften" finden läßt. Da weiß der Conſtitutionel, wie der National, daß „unſere Wiſſenſchaften, unſere Künſte, unſere Literatur ſelbſt immer der Ruhm und der Stolz der europäiſchen Civiliſation" ſind. Da läßt der gelehrte Clarac ſelber in ſeinem dicken Buche über die Muſeen des Louvre (I. 264) drucken, daß „Frankreich, nicht Italien das Land der Künſte im Mittelalter" war. Und indem er dann die architektoniſchen Monumente Frankreichs zu deſſen Ruhm vorführt, ohne „die Kathedrale von Strasburg zu nennen, die 1277 durch Erwin v. Steinbach (ſtarb 1335) begonnen worden iſt,[1] ſo iſt der Grund davon, daß in dieſer Epoche das Elſaß ſchon geraume Zeit keinen Theil Frankreichs mehr bildete, ſomit Deutſchland den Erwin als einen ſeiner Architekten anſprechen könnte."

So lächerlich dieſe gelehrte und ungelehrte Anmaßung erſcheint, ſo bemitleidenswürdig uns ein Volk iſt, das noch Kind genug iſt, mit jedem Fetzen, den es erwiſchen kann, ſeine eigentliche Größe und Bedeutung gerade zu verdecken und zu verkleinern, ſo traurig es mit dem Grund und Boden für wahrhaft ideale Leiſtung in einem Geiſtesleben beſtellt iſt, worin der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit auch keinen Zoll breit Landes findet — dieſe Weiſe zu denken und zu ſprechen hat auch ihre beſſere und ernſte Seite. „Der Genius Frankreichs hat in der Philoſophie, in der Kunſt, wie in allen Dingen nur ſeine Vergangenheit anzuſchauen, um die Rechte und Pflichten ſeiner Zukunft zu

[1] Das Münſter von Strasburg wurde ſchon im 12ten Jahrhundert begonnen; im Jahr 1275 wurde ſein Schiff vollendet, und 1277 wurde die Façade von Erwin gegründet, der im Jahr 1318 ſtarb.

begreifen." In der That iſt für jedes Volk, wie für jeden einzelnen Menſchen Beſtand und Halt nur in ſeiner Vergangenheit; je feſter er hier verwurzelt, deſto mächtiger mag er in die Zukunft ſtreben. Und das Zurückgehen in die Vergangenheit, wie es die Franzoſen üben und lehren, iſt ſicherlich ein weſentliches Element zu der immer ſich friſch erhaltenden Federkraft dieſes eigenthümlichen Volkes. Wenn irgendwo, ſo haben wir hier von ihm zu lernen. Aber bis jetzt iſt dieſe immer erneute Berührung der Mutter Erde, die dem Briareus ſeine Rieſenkräfte erhielt, dieſes Zurückblicken in das Vergangene für uns Deutſche, die wir doch ſonſt ſo ideal geſinnt ſind, immer gleich ins Materielle umzuſchlagen gewohnt; wir erfreuen uns nicht unſerer alten Zuſtände und Größen, um gleich würdiges Neues zu leiſten, ſondern es ſoll immer gleich das Alte mit Haut und Haaren, in greifbarer Stofflichkeit wieder hervorgeholt werden, und ſo bekommen wir ſtatt einer Erfriſchung und Belebung unſers Geiſtes an dem Geweſenen nur Verweſungsgerüche, Geiſterphantaſien und Geſpenſtergeſchichten von unſern teutoniſchen Urvolkshiſtorikern, welche das Geſtorbene nicht loben können, ohne es wieder ausgraben zu wollen, welche das Neue nicht anerkennen mögen, ohne es an das Veraltete zu verrathen.

Doch wir haben die Franzoſen in Bezug auf ihre Anſprüche im Felde der bildenden Kunſt gut der anmaßlichſten Eitelkeit bezüchtigen, aber der beſte Beweis für jede Behauptung iſt das „Komm und ſiehe!" Was das Auge ſieht, glaubt das Herz. Und der Franzoſe hat auch das ſich gemerkt, und er läßt uns herantreten zu ſeinem **Alex. de la Borde, les monumens de la France**; zu ſeinem **Willemin, monumens français inédits**; zu ſeinem **Chapuy, le moyen-âge pittoresque** und **Cathédrales françaises**; zu ſeinem **de Caumont, histoire sommaire de l'architecture au moyen-âge**; zu ſeinem **Sommerard, les arts du moyen-âge** und zu all den umfaſſenden und glänzenden Darſtellungen alter und neuer Kunſtdenkmale in Frankreich, auf welche geſtützt der Franzoſe allerdings bedeutungsvoll uns zurufen kann: Komm und ſiehe! Wo ſind dagegen die koſtbaren Kupferwerke, womit wir ihnen unſere Schätze zur Vergleichung und Anerkennung vorlegen könnten? Wo ſind die deutſchen Buchhändler, die ſolche größere, wahrhafte Nationalwerke unternehmen, wo die

Regierungen und Privaten, welche ſie unterſtützen möchten? Einzig in ſeiner Art und eben ſo wenig nachgeahmt als übertroffen ſteht das Werk über den Cölner Dom da, welches Boiſſerée durch den edeln Cotta ſeinem Vaterlande bieten durfte. Manche Kräfte hätten ſich wohl gerne geregt, aber die Mittel fehlten. Einzelnes Vortreffliche ſelbſt ward geleiſtet; ich nenne nur Boiſſerées Denkmale der deutſchen Baukunſt am Niederrhein; Clemens, Mollin und Roſenthal, der Dom zu Magdeburg; Popp und Bülau, die Architektur des Mittelalters in Regensburg; Schmidt, Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung; Schimmel, Weſtphalens Denkmäler deutſcher Kunſt; Moller, Denkmale der Baukunſt am Oberrhein und die Kirche der heil. Eliſabeth zu Marburg; endlich Puttrich, Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. Einzelne dieſer Männer leiſteten und leiſten in dieſen Werken, welche ſich aber faſt alle mühſelig und kümmerlich durch den Buchhandel ſchleppen, mehr, als alle franzöſiſchen Architekten zuſammen, denen überdies die engliſchen, wie Wilſon, Briton, neben ihren Prachtwerken über engliſche Kunſtwerke mit Veröffentlichungen über franzöſiſche und normanniſche ſich hülfreich anſchließen. Aber nicht einmal Bibliotheken, geſchweige Privaten iſt es vergönnt, alle dieſe einzelnen Werke ſich zu Gebot zu ſtellen, noch viel weniger iſt es dem Fremden möglich, einen Einblick in unſere deutſchen Kunſtleiſtungen ſich daraus zu gewinnen. Es fehlt an einem nach gemeinſamem, wohl überlegtem Plane durch bedeutende Mittel zu Stande gebrachten Geſammtwerke, wie es Chapuy und de Laborde für Frankreich, Briton in noch reicherer Weiſe für England leiſteten. Wie in allen Stücken zerſplittern ſich unſere Kräfte in eine troſtloſe Allſeitigkeit; aus dem Einzelnen wird kein Ganzes und ſo aus dem Vielen am Ende geradezu Nichts.

Eine ungeahnte Fülle von einheimiſchen Kunſtſchätzen eröffnet ſich dem Forſcher und Kenner durch faſt alle Gaue Deutſchlands. Aber wenn wir ſelbſt ſie nicht kennen, wie ſoll der Fremde ſie bewundern? Wenn wir ſie ſelbſt mißachten, wie ſoll der Ausländer ſie verehren? Gerade zwei der für die deutſche Kunſt höchſt bedeutenden Provinzen, Schwaben und Weſtphalen, blieben bis auf die neuere Zeit faſt unbekannt, und erſt neuerdings zeigt ſich den wenigen Eingeweihten, wie in dieſen Böotien mehr als Sauerkraut und Pumpernickel gewachſen, und zwar Blüthen und Früchte, von

welchen unſere ausgezeichnetſten Kunſthiſtoriker zum Theil bis heute noch nichts geſehen, geſchweige gekoſtet haben. In der That darf nicht der ſchlichte Sinn des Volkes blos, ſondern noch viel mehr der laute Chor der ſo genannten Gebildeten, der Kenner und Gönner verurtheilt werden, wenn es ſich um Anklage auf Mißachtung des Vaterländiſchen handelt. Während ein armes Dorf das Denkmal alter Kunſt, das ihm ein Glück in frühern Jahren beſcheert, auch unter den glänzendſten Bedingungen ſich nicht entziehen laſſen will, eilen Finanz- und Verwaltungsbeamte, auch wo es ihnen verboten iſt, den Ruin des nutzloſen Schönen je eher deſto lieber zu vollenden, laſſen erleuchtete Kirchenvorſtände den vernichtenden und vernüchternden Kalkpinſel darüber hinziehen, verſchachern wohlweiſe Magiſtrate an Fremde, was ſie nicht verſchenken oder verderben laſſen können. Erſt in den letzten Jahren noch wanderten ſo die Chorſtühle von St. Godehart in Hildesheim nach England und die St. Chad's Kirche in Birmingham holte ſich Gemälde, Chorſtühle und Biſchofsthron, ausgezeichnete Stücke des 14ten Jahrhunderts, aus Cöln am Rhein. — Ein Beiſpiel für viele.

Unſere Gelehrten und Forſcher aber von Winkelmann bis Rumohr, von Paſſavant bis Förſter, zogen es lange vor, dicke Bücher und ſcharfſinnige Werke über die Kunſt Italiens zu ſchreiben und drüben zu ſuchen, was auch und oft beſſer und im Original dieſſeits der Berge zu finden geweſen wäre. Aber zu dem Nächſten kommt man immer am ſpäteſten, zumal in Deutſchland, während der Franzoſe dagegen nur zu ſehr dem Grundſatz „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte" huldigt. Indeſſen kommt man bei uns endlich doch auch zu ſich ſelber, und das lange Auſſer- und ſich ſelbſt Entfremdetſeyn ſoll in ſo fern auch nicht ganz vom Uebel ſeyn, als es den am Fremden geübten und zur Vergleichung geſtärkten Blick nicht à la française in dem Nächſten ohne Weiteres auch das Beſte und Allerbeſte finden und auspoſaunen läßt. Mit gehörigen Vorſtudien, mit umfaſſender und gründlicher Kenntnißnahme von der ganzen Kunſtwelt werden wir uns dann auch die Demüthigung erſparen, welche einem vorlauten Triumphiren hartnäckiges Feſthalten ſo ſehr als gezwungenes Zugeſtändniß des Unrechts bereiten muß.

Unter den deutſchen Arbeiten im Reiche der Kunſt nach ihrer theoretiſchen und hiſtoriſchen Seite zeichnete ſich in jüngſter Zeit

auf ehrenvolle Weiſe als ächt deutſches Werk das Handbuch der Kunſtgeſchichte von Dr. Franz Kugler aus. Kein Gelehrter vor ihm hat die ganze Entwicklung der Kunſt auf ſo umfaſſende Weiſe dargeſtellt, wie er. Nur dem mit deutſcher Allſeitigkeit und den von ihr durch die verſchiedenſten Organe gewonnenen Mitteln Vertrauten war eine ſolche Zuſammenfaſſung möglich. Noch ſind die Lücken groß, aber ein unendlich größerer Gewinn iſt, daß wir wiſſen, wo und was uns noch fehlt. Nicht das geringſte Verdienſt dabei iſt aber die deutſche Geſinnung, vermöge welcher einerſeits dem Fremden gerecht und wahrhaftig gegeben wurde, was des Fremden iſt, aber andererſeits auch kein, auch noch ſo kleines Moment verſäumt wurde, um die Ehre Deutſchlands theils zu retten, theils durch unabweisliche Thatſachen über jedes Erwarten zu erhöhen.

Die folgende Darſtellung des Entwicklungsganges der bildenden Künſte in Deutſchland und Frankreich, will kein anderes Verdienſt in Anſpruch nehmen, als durch einen Abriß den gebildeten Leſer auf dieſes Werk, und was ihm rühmlich zur Seite ſteht, aufmerkſam zu machen. Wie es freilich für Jeden, der nicht ſelbſt die Monumente und Kunſtwerke, wenigſtens in größern Abbildungen das, was ihm ſelber unerreichbar war, geſehen hat, faſt unmöglich iſt, die Geſchichte der Kunſt zu ſtudiren, die vielmehr geſchaut als gelehrt und gelernt werden will, ſo wird auch der folgenden Darſtellung der Mangel an Verbildlichung Eintrag thun. Leider kann ich nicht einmal auf den von den Verlegern des Kugler'ſchen Handbuchs erſt in Ausſicht geſtellten Atlas hinweiſen, und Werke wie das von d'Agincourt ſind theils mangelhaft, theils ohnehin nur den Wenigſten zu Handen. Unſere Zeit iſt ſo reich an Vereinen für literariſche und künſtleriſche Zwecke — ſollte es nicht möglich ſeyn, theils durch ſie, theils durch neu hinzutretende Kräfte und Mittel eine große Geſammtdarſtellung der Werke und Denkmale deutſcher Kunſt, und damit einen eben ſo großen Beitrag zur Aufhellung der geſammten Kunſtgeſchichte als zur Förderung eines einigen, ſtolz und wahr auf ſich beruhenden Nationalbewußtſeyns zu veranſtalten? Auch anderwärts iſt ſchon darauf aufmerkſam gemacht worden, wie Vieles bereits im Einzelnen zu einem ſolchen Nationalwerke vorbereitet wäre. Um außer den oben angeführten monographiſchen Darſtellungen nur auf einiges beiſpielsweiſe aufmerkſam zu machen,

ſo liegen von dem in ſeiner Art einzigen, aber faſt unbekannten Kloſter Königslutter bei Braunſchweig, ſo wie von dem (jüngſt durch Bayer gemalten) Kloſter Maulbronn in Württemberg ausführliche Aufnahmen des Ganzen und Einzelnen unbenutzt in den Mappen von Künſtlern, welche jeder Zeit gerne bereit wären, ſie zum Zweck einer ſolchen Veröffentlichung herauszugeben. So wurden für die Vollendung des Cölner Doms Riſſe verfertigt, welche die preußiſche Regierung nur dem Publikum mittheilen laſſen dürfte, um das große Domwerk auf doppelte und gleich erhebende Weiſe zum Geſammtgute der deutſchen Nation zu machen. Das wäre die ſchönſte Medaille auf die Wiederaufnahme des Rieſenbaues, die wir ſo gerne als Wiederaufnahme eines einigen großen deutſchen Geiſtes und Lebens feiern.

Konnte es nach dem im Anfang Dargelegten erſcheinen, als ob die Darſtellung des geſchichtlichen Entwicklungsganges der Künſte in Deutſchland und Frankreich, die hier im Werke iſt, auf eine bloße Remonſtration, der franzöſiſchen Ignoranz und Arroganz gegenüber, es abſehen wollte, ſo mag das weiterhin und zuletzt Bemerkte einen mehr poſitiven Zweck bekunden. Zwar wird es uns leicht werden, an den Franzoſen in kunſtgeſchichtlicher Beziehung das Wort zu erfüllen: wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nichts hat, dem wird auch genommen, was er hat. Doch es iſt mit bloßem An- und Abſprechen nicht gethan. Die eitle Luſt des Beſitzens, des mehr als Andere Habens iſt kein manneswürdiger Zweck; ſo iſt es auch keines Volkes würdig, nur dem andern gegenüber Alles, für ſich ſelber aber in der That Nichts zu ſeyn und zu haben. Nicht zum Großthun nach außen, ſondern zum Großwerden nach innen ſey der rechtmäßige Beſitz verwandt, und je geiſtiger und idealer dieſer iſt, je mehr er in ſich ſelber unvergängliches Leben trägt, deſto mehr trage er zu Flüſſigmachung und Erfriſchung des nur zu lange und nur zu viel verkommenen Lebens in den Adern des großen Nationalkörpers bei. Will doch gerade die Kunſt, wie in noch höherm Grade die Religion, nicht Gegenſtand des Alleinbeſitzes, ſondern des Geſammtgenuſſes ſeyn. Gemeinſchaftſtiftend, wie ſie iſt, ſoll denn die wiedergefundene, wieder zu Recht und Ehre anerkannte vaterländiſche Kunſt am großen Bau unſerer Nationalität mehr als blos äußern Schmuck und Zierrath wirken.

Wenn aber dennoch im folgenden nur von franzöſiſcher und deutſcher Kunſtentwicklung die Rede ſeyn ſoll, ſo kommt neben Italien allerdings vorzugsweiſe Deutſchland und Frankreich ſchon in der ältern Kunſt in Betracht, während ſich in den neueren und neueſten Kunſtbetrieb faſt ausſchließlich dieſe zwei Länder theilen. In Spanien hat der im Jeſuitismus ſich aufs Neue zuſammennehmende Katholizismus Wunder auch in den Farben gewirkt, die um ſo bedeutender ſind, als die ſpaniſchen Malerſchulen eine vollſtändige Ausprägung des nationalen, glühend zwiſchen irdiſcher Beſchränkung und unendlicher Himmelswonne ſtürmenden Geiſtes erzielten. Aber ſo weit wir bis jetzt wiſſen, iſt das Aufblitzen des ſpaniſchen Geiſtes im Gebiete der Kunſt eine mehr zufällige und vorübergehende Erſcheinung geweſen. Was die ſpaniſchen Monumente aus chriſtlicher Zeit betrifft, ſo hätten wir erſt die Vollendung des lithographiſchen Prachtwerks: **Espagne artistique et monumentale** abzuwarten, womit Don Genaro Perez de Villa-Amil und Don Patricio de la Escosura ſelbſt inmitten dieſer anarchiſchen Zuſtände zum Ruhme ihres Vaterlandes unſerem geordneten und ruhigen Deutſchland großartigen Beiſpiels vorangehen. — Dieſem Süden gegenüber hat der Norden, zumal in Skandinavien, auch in der Kunſt ſeine Eigenthümlichkeiten; die alten chriſtlichen Kirchen daſelbſt zeigen z. B. einen merkwürdig künſtleriſch durchgebildeten Holzbau; aber auch hier iſt der Kunſtbetrieb zu ſehr ſporadiſch und damit ohne höhere Entfaltung geblieben. — Mehr fordert England einen Vergleich heraus. Aber bei aller Großartigkeit ſeiner frühern kirchlichen und weltlichen Monumente, ja bei aller in ſich gültigen Eigenthümlichkeit des nationalen Bauſtyls hat die frühere Architektur keinen Beruf bewieſen, im Dienſte der Schönheit Vollendetes zu leiſten; die ſpätere „nachgothiſche“ Bauweiſe, wie ſie vor Allem in den ungezählten Werken von Inigo Jones und Chriſtoph Wren ſich zumal in London darſtellt, hat den modern-italieniſchen Ungeſchmack aufs Unſelbſtſtändigſte und Koloſſalſte nachgeäfft; neuerdings kehrt man in buntem Wechſel zu reingriechiſchen Formen, neben dem wieder hervorgeholten nationalengliſchen, ſogenannten gothiſchen Styl, zurück, ohne daß Originalität und Eigenthümlichkeit auf eine weitere Entwicklung hindeutete. Für die Farbe aber ſcheint das Volk ſo wenig als für plaſtiſche und akuſtiſche Schönheit organiſirt zu ſeyn. Unter

Rauch, Nebel und Maſchinenlärm geben Sinne und Mittel dazu verloren, und ich darf mich auf meinen Bericht über die letzten Londoner Kunſtausſtellungen im Kunſtblatt zum Morgenblatt Nr. 67 und 68 beziehen, wenn ich von den Leiſtungen faſt eines halben Jahrhunderts auf das Unvermögen des engliſchen Genies zum Wettkampf mit den Beſtrebungen Frankreichs und Deutſchlands im Felde der bildenden Künſte ſchließen muß.

Haben alſo die übrigen Länder ein zu kurzes und aphoriſtiſches Kunſtleben gelebt, hat Italien zu ſehr ganz eigenthümliche Bedingungen, als daß es mit einem andern könnte verglichen werden, kann England nur nach ſeiner frühern Architektur Deutſchland gegenüber geſtellt werden, ſo iſt es allein Frankreich, das in früherer wie neueſter Zeit eine fortlaufende Entwicklungsreihe zur Vergleichung mit der deutſchen Kunſt zu bieten vermag. Seltſam, daß Frankreich in Bezug auf Kunſtberuf Deutſchland näher ſtehen ſoll als England, in dem doch ungleich mehr deutſches Blut pulſirt! Allein wenn irgendwo, ſo kommen hier geographiſche und klimatiſche Verhältniſſe in Betracht. Während Frankreichs heitere Sonne zu frohem Genießen und Schaffen in Licht und Farbe ladet, wirft in England Wolke, Nebel und Rauch aus einer ungleich ſchönern und friſchern Natur in ſtilles Sinnen und Denken und Dichten zurück. Daß das germaniſche Volk der Engländer in der Kunſt das durch die Ungunſt des Himmels Entzogene ſich zu erſetzen weiß, dafür iſt Shakeſpeare, der Unübertroffene, Zeuge. Verlangt aber alle Kunſt und die bildende insbeſondere eine vollkommene Harmonie von Idealität und Realität, und darf geſagt werden, daß der Künſtler, wenn je davon die Rede ſeyn könnte, eher die Idealität als die Realität entbehrte, eher den höhern innern Sinn, als den für die äußere Erſcheinung, ſo iſt dem Engländer gegenüber der Franzoſe allerdings in dem Vortheil, daß ſein Auge ſich an den Geſtalten und Bildern üben und bilden kann, welche eine ſchöne Sonne und ein heiterer Himmel unmittelbar in das Gebiet der Schönheit zu verklären weiß. Aber im Vergleich mit dem Deutſchen iſt er nichts deſtoweniger im Nachtheil.

Der deutſche Himmel gibt dem franzöſiſchen wenig nach. Iſt er weniger beſtändig heiter, ſo iſt er um ſo reicher an Abwechslung von Licht und Schatten, und weiß auf einem bewegtern, mannichfaltigern und belebtern Boden ganz anders zu wirken,

als die ſtetiger heitere Sonne auf den kahlen und trockenen Kalkebenen Frankreichs. Der geregelte Wechſel äußerer Zuſtände hilft nun weſentlich einen Reichthum innerer Stimmungen erzeugen, und läßt die Skala der Gefühle wie der Töne in Klang und Farbe zu reichſter Fülle in den Dienſt der Künſte geben. So horcht und ſchaut der von Natur dazu geſchaffene deutſche Genius auf die leiſeſten Schwingungen des Lebens in und außer ſich ſo gut wie auf die lautern Stimmen, es erzeugt ſich eine allſeitige Fähigkeit des Aufnehmens, die von ſelber zur reichſten Fähigkeit des Wiedergebens ſich geſtaltet. Das Innere bleibt mit dem Aeußern in ſtets lebendigem, ſtillem, aber nur um ſo beziehungsreicherm Fluſſe und dieſes Weben hin und wieder, dieſes Mitſtimmen und Mitklingen und Mitblicken ins Andere iſt eben die Seelenhaftigkeit, worin der deutſche Genius die innerſte Befähigung zu künſtleriſcher Leiſtung findet. Dies freie und flüſſige Herüber und Hinüber, Heraus und Hinein iſt der Wechſelzug der Liebe, welche ſchon Plato als das Grundelement der Kunſt betrachten lehrte. Sie iſt es, die ſich hingibt an die Erſcheinung, ſich in ſie verſenkt und vertieft, ſie zart und rein in einem freien und guten Herzen hegt und nährt, und dann mit ſchonendſter, aufopferndſter Geduld wieder in das äußere Leben ſtellt. Sie iſt es, welche in ſtiller Sehnſucht zu dem Andern treibt und das Herz warm und flüſſig für Alles, was ſich nur zu geben vermag, erhält. So iſt es kein Wunder, wenn alle Akkorde der Schöpfung am vollſten in dem deutſchen Buſen zuſammenklingen, wenn das deutſche Gemüth nehmend und gebend ſich über das ganze Weſenall breitet.

In dieſer ſeiner Innerlichkeit, Seelenhaftigkeit und Gemüthlichkeit liegt der Grund zu der Allſeitigkeit, welche der Deutſche wie ins Leben, ſo in die Wiſſenſchaft, in die Kunſt und in die Religion zu tragen weiß. Nichts ausſchließen, nichts das zu groß, nichts das zu klein für das weltumfaſſende Herz wäre, das iſt deutſche Art. Darum ſteht Deutſchland in aller Kulturgeſchichte oben an der Völkerreihe, durch die Allſeitigkeit in allen Stücken übertrifft es ſelbſt Griechenland und Italien, denen es ſich in der Allſeitigkeit ſeiner Kunſtbeſtrebungen als einzig gleichberechtigt zur Seite ſtellt. Nach und neben Griechenland und Italien iſt das deutſche Land das dritte im Bunde der glücklichen, Muſenbegnadigten Länder. Im geſchloſſenen Reigen, wie es ſeyn ſoll,

zogen von jeher die Künſte durch das deutſche Herz und Land. Sage Niemand, daß ein Volk, aus dem ein Gluck und Händel, ein Mozart und Beethoven hervorgegangen, nicht auch ſeinen Meiſter Gerhard, Erwin und Pilgram bis zu ſeinem Schlüter und Schinkel, ſeinen Adam Kraft und Peter Viſcher bis zu ſeinem Rauch und Schwanthaler; ſeinen Meiſter Wilhelm und Stephan bis zu ſeinem Dürer und Cornelius, ſeinen Walther von der Vogelweide und Heinrich v. Oſterdingen bis zu ſeinem Schiller und Goethe hervorbringen mußte. Eine Kunſt führt zur andern, eine ergänzt die andere. Ein Gemüth, das die volle Kraft des Fühlens in ſich trägt, eine Seele, welche die ganze Welt in ſich zu faſſen vermag, ein Geiſt, der in ſtillem Weben die Fäden der ganzen Schöpfung in ſich zurückſchlingen kann, braucht und hat mehr als einen Weg, um den gewonnenen unendlichen Inhalt wieder hinaus in das unendliche Leben zu tragen. Klingen die Töne der Schöpfung in einem ewigen Akkord zuſammen, ſo können ſie nur in dem Herzen wiederklingen, welches die Mittel hat, den ganzen, vollen Akkord anzuſchlagen. Die Muſik iſt die Mutter der Künſte, ein muſikaliſches Volk kann und muß ſich mit all den holden Töchtern vermählen. Nicht umſonſt ſprechen wir von Tönen nicht blos in der Muſik, ſondern auch in der Malerei und Poeſie, nicht umſonſt hat man die Architektur ſchon eine gefrorene Muſik genannt, nicht umſonſt hören wir in der bedeutungsvollen Sage die Memnonsſäule tönen. Das Gehör iſt der innerlichſte, geiſtigſte Sinn, alles Sehen und Taſten reicht nicht aus, um den innerſten Einklang der Schöpfung, die reine, außer dem Gebiete der Sinne liegende Harmonie der Sphären zu vernehmen. So will nicht blos das muſikaliſche, ſondern jedes Kunſtwerk erſt dann ſich zum letzten und vollſten Genuſſe geben, wenn es in unſerm Innern zu klingen und tönen vermag, ſein geheimſter Reiz iſt jenes Nachklingen und Austönen, das uns mit der ſüßeſten Wonne noch erfüllt, wenn wir vom äußern Sehen und Hören, vom ſtofflichen Genuß ſchon lange fort ſind.

Dies dem klugen Franzoſen zur Antwort, von dem wir oben das Volk ohne Form, das Volk ohne Kunſt — weil das muſikaliſche Volk geſcholten worden ſind. Es iſt in der That ein Fehler, auch unſeres Unternehmens, daß die Geſchichte der Kunſt nicht als Ganzes dargeſtellt, die Skulptur, Architektur und Malerei als

die bildende Kunſt von der Muſik und Poeſie zu ſehr getrennt wird. Welche überraſchende Lichter würde die eine auf die andere werfen, wie würde ſo mancher Sprung und ſo manche Lücke ſich ausfüllen. Nicht immer vermag das Herz in einem Ton zu klingen, jede Stimmung verlangt ihren eigenen. Dies im Großen und Allgemeinen, wie im Kleinen und Einzelnen. Wie kommt es, daß auf einmal eine Entwicklung auszugehen ſcheint, wie ein Ton abſchnappt, und eine oft faſt unerklärliche Stille in dieſer oder jener Werkſtätte des Geiſtes herrſcht, wo kaum noch das lauteſte Leben und Streben ertönte? Der Geiſt will auch ſeine Ruhe. Aber der Geiſt weiß von keiner Ruhe. Auch im ermatteten Körper arbeitet er geſchäftig an dem Webſtuhl goldener Träume wenigſtens; ſo ſchweigt und ruht der Geiſt einer ganzen Zeit, eines ganzen Volkes nur hier, um dort einen andern Akkord ſeines unſterblichen, daher ruheloſen Lebens anzuſchlagen. Die Geſchichte der Muſik namentlich iſt es, welche dafür die intereſſanteſten Belege gibt. In jener argen Stille, da Hammer und Pinſel ruhte, in jener für die bildende Kunſt ſo ſchlimmen Zeit, wo man die großen Todten hören konnte, die ſich im Grabe umdrehten im Zorn über die Entartung der Enkel, welche geckenhafter Ausländerei fröhnend allen Sinn für Großes und Schönes verloren zu haben ſchienen — in jener erbärmlich kleinen Zeit flüchtete ſich der deutſche Genius in ſeine geheimſte, unerſchöpflichſte Tiefe, und ließ zur Abwechslung gerade das auferſtehen, was ſelbſt der Franzoſe uns als ein Größtes laſſen muß. In ſein Inneres ſtieg der deutſche Geiſt, an die diamantnen Pforten ſeiner Seele klopfte er, und Gluck und Bach und Händel und Mozart und Beethoven traten mit ihren Triumphgeſängen herauf vor die Reihen ihres Volkes, an die Spitze der Völker.

Aber ſo groß es wäre, ſo ſchwierig es noch iſt, ſo grauſam würde es ſeyn, wenn wir mit unſerm ganzen Muſenchor in geſchloſſener Entwicklungsreihe unſern Nachbarn entgegenrücken wollten. Unglücklicher Menſch, der nicht ſingen kann, armes Volk, das ſeine Muſik von der Fremde kaufen muß, auch wenn es Berge Goldes dafür zu geben hat! Laſſen wir es nur die Herren jenſeits fühlen: wer kann malen, der nicht ſingen kann? wer kann dem härtern Stein und Metall den Memnonsklang entlocken, über deſſen Lippen keine Töne fließen können? ja wer

will das Harte in das Weiche, das Fremde zu dem Nahen, die Länge in die Breite, die Tiefe in die Höhe, das Blühen in das Wachſen, das Springen in das Stehen, den Fluß in die Erſtarrung, kurz alle Gegenſätze, aus welchen jene verſteinerte Muſik ihre Wunder bildet, in einander fügen, ohne die Fugen zu kennen, in welchen die Töne ſich finden — wer will die Mauern Thebens ſich erbauen laſſen, der nicht Orpheus iſt?

Fehlt dem Franzoſen die Muſik, ſo fehlt ihm die Mutter der Künſte, die Mutter, aus der die andern alle ihr geheimſtes Leben, ihr tiefſtes und innigſtes Weben ſchöpfen. Muſik iſt der unmittelbare Aushauch der Seele, fehlt jene, ſo fehlt dieſe in ihrer Unmittelbarkeit, damit aber das, was der Malerei, der Bildhauerei — zuletzt auch der Poeſie — erſt die ſelige Weihe und die ſüße Reife der Kunſt gibt. Muſik iſt in unmittelbarer Formung fließendes Gefühl, ein Bild in Stein und Farbe erhält erſt dann ſeinen vollen Klang und Ton und Gehalt, wenn jener Fluß ſich aus allen Poren über alle Glieder drängt, und aus ſich ſelber jene diamantne Feuchte in das Auge des Beſchauers hinübergleiten läßt. Ohne dieſe überſtrömende Empfindung, ohne die Beſeelung des Aeußern iſt ein Kunſtwerk wie die Frucht, welcher jener bezaubernde Morgenduft und Frühhauch der vollendeten Reife und Süße fehlt, ſey es, daß die Frucht die Sonne nicht fand, welche die innern Säfte bis zur Durchdringung auch der äußerſten Hülle herauslockte, oder daß ein zu heißer Strahl ihr Leben und Friſche nahm, vielleicht noch ehe es ihr zu Theil geworden iſt. Die Form iſt da, aber Inhalt, Geiſt und Seele fehlt. Das Talent für die Form iſt nicht zu verachten, ich habe ſchon geſagt, in der Kunſt vermag ſie ohne entſprechenden Inhalt mehr zu leiſten, als der reichſte Inhalt, der keine Form finden kann. Und jenes Talent haben nun die Franzoſen in vollem und urſprünglich wohl größerm Maaße, als die Deutſchen. Das iſt ihre Raſchheit und Gewandtheit in Formirung aller Lebensgebiete, ihr außerordentlicher Takt, einem jeden Vorwurfe die Handhabe abzugewinnen und aus Allem Etwas zu machen. Machen, ſage ich, aber nicht ſchaffen. Zum letztern gehört eine Vertiefung und Verſenkung in die Aufgabe mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe, es gehört eine völlige Hingabe dazu, die nicht müde wird, den leiſen Keim zu hegen und zu pflegen, welche entſagungsfähig genug iſt, ihn

auch werden und wachſen zu laſſen und nicht mit knabenhafter Ungeduld das Ding wegzuwerfen, wenn es zu lange dauert, oder mit herzloſer Kälte das Kind verkümmern und verderben ſehen zu können, wenn es ſich nicht gleich in die Launen des Rabenvaters zu ſchicken weiß. Es gehört zum Schaffen mit einem Worte die Liebe, ſie, die ſchon die Welten ſchuf und die nimmer aufhört, auch für das Gewordene zu ſorgen. Aber die Liebe gerade iſt es, die dem Franzoſen fehlt. Wohl hat er ein Herz, aber mehr zu raſchem Muth, zu brennender Begeiſterung, zu Sturm und Drang der Leidenſchaft geſchaffen, als zu ſtillem Geben und Nehmen, wie es die Liebe verlangt und wie es nur von einer innerlich-gemüthlichen, ſeelenhaften Natur geboten werden mag. Darum läuft mit dieſem Franzoſenherzen ſo leicht und gleich der Verſtand davon, die Flamme der Begeiſterung, welche nachhaltig das Gemüth erhellen und befeuern möchte, wird zur Erhitzung des Gehirns, es wird gerechnet, ſtatt gefühlt, und der Kalkul iſt es, der ſeine Verbindungen eben ſo ſchnell brechen als anfangen läßt. In Frankreich gab und gibt es keine Liebe im Leben, ſo gab und gibt dort auch die Liebe kein Leben irgendwo. Hat ſie ſich früher in chevalereskem Tand verflüchtigt, ſo hat ſie ſich jetzt vollſtändig an das Laſter, den Treubruch, den Cancan, den Ruin aller Familie, als gemeine Gaſſenmetze gehängt.

Dies iſt das romaniſch-galliſche Erbgut des Franzoſen. Damit iſt er Niemands Freund, Gott und der Welt feind, damit mag er an nichts ein inniges, herzliches Intereſſe nehmen, damit gibt es für ihn kein trauliches Herüber und Hinüber zu Welt und Menſch; kein bleibender gemüthlicher Anſchluß, kein dauerndes Band, kein nachhaltiger Eifer, keine Treue, denn dieſe wurzelt nur in der Liebe, im Gemüthe; keine Gerechtigkeit gegen das Fremde und Andere, das nicht ohne Vergewaltigung, ohne Rothzüchtigung von ihm aufgenommen werden kann. Statt eines immanenten Fluſſes über Sprung, ſtatt innerlicher Theilnahme äußere Wegnahme, ſtatt liebreichen Gewährenlaſſens kategoriſche Forderung, ſtatt langmüthiger Pflege treuloſer Bruch, — das ſind Elemente des franzöſiſchen Lebens in Geſellſchaft, Politik, Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion. Aktiv ſtatt paſſiv, rechnend ſtatt fühlend, handelnd ſtatt ſinnend iſt der Franzoſe daher ganz zum Angreifen und Zugreifen, zum erſten Beginnen und Formiren, zur Eroberung, zur

kecken, raſchen, rückſichtsloſen Initiative geſchaffen. Und wir müßten mit franzöſiſcher Einbildung und Verblendung geſtraft ſeyn, wenn wir den Franzoſen dieſes in der ganzen neuern Welt- und Kulturgeſchichte geübte Recht abſprechen wollten. Iſt es ihnen doch noch immer theuer genug zu ſtehen gekommen! Man darf ſagen, daß Frankreich von jeher nur geſäet hat, damit geduldigere Nationen, insbeſondere Deutſchland ernten konnten. Auch in der Kunſtgeſchichte zeigt es ſich, daß es leichter ſey, zu erobern, als zu behalten, leichter zu beginnen, als zu vollenden. So ſchnell ſich den Franzoſen immer der Muth zum Neuen befeuert, ſo ſchnell ſich ihre Phantaſie entzündet, ſo wenig nachhaltige Kraft und Begeiſterung, Geduld und Ausdauer iſt da, um das ſchnell Geformte und ins Daſeyn Gerufene mit dauerndem Leben und Geſtalt zu erfüllen. Das iſt der ſchnelle Frühling, der kommt, der ſchnellere, der geht, und die ewige Langeweile, die bleibt. So iſt die Nüchternheit, die Leere und Oede, die Proſa, das kalte Schema, der äußerliche Zuſchnitt, die Mode ſtatt der Kunſt das letzte Reſultat jener äußern Formgewandtheit, welcher die Seele nicht den Inhalt und welcher die Liebe nicht das Leben, das da bleibt, zu geben vermag. Es läßt ſich nicht leugnen, augenfälliger, energiſcher weiß dieſer auf die äußere Form gerichtete Sinn zu packen und mit größern, kräftigern Griffen in die Welt dieſe für den erſten Augenblick zu feſſeln; aber „wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte allen Glauben, daß ich Berge verſetzte, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.“

Doch ein Glück für dieſes Volk, daß das Chriſtenthum den kahlen Boden mit friſchem, lebendigen Wuchs bepflanzte und der deutſche Geiſt in das nüchterne, ſeelenloſe Herz den Funken der Liebe, die Wärme des Gedeihens goß. So konnte es doch an den ewigen Gütern der neuen Menſchheit Theil nehmen und ſeinem energiſchen Formenſinn einige innerliche Grundlage geben. Der germaniſche Geiſt iſt es denn, der den Franzoſen das ihnen ſelbſt Unerreichbare erſchloß. Er war es, welcher ſie den andern chriſtlichen und ſelbſt den deutſchen Völkern zu Lehrmeiſtern im Bauen machte, er war es, welcher ſie auch zuletzt noch befähigte, in das ihnen verſchloſſene Reich der Farbe zu treten und ſo ſich auch darin faſt noch an die Spitze der Kunſtbeſtrebungen zu ſchwingen.

Aber auch dazu verhielten ſie ſich ſtets ihrem mehr äußerlich machenden, als innerlich ſchaffenden, ihrem mehr mechaniſchen als organiſchen Sinne. Das Bedeutendſte leiſteten ſie in dem am meiſten nach mechaniſchen Geſetzen wirkenden Gebiete der Baukunſt; und es ſoll ſich weiter unten zeigen, wie ſie es da in ihrer größten Leiſtung zu keinem Organismus zu bringen vermochten. Was ſie kecken Geiſtes mechaniſch begonnen, ließ erſt der rein deutſche Geiſt zum organiſchen Leben ſich vollenden. Worin anders aber, als in dem bezeichneten Mangel an Seele und Liebe liegt der Grund, daß die Franzoſen ſich an der chriſtlichen Malerei nicht weiter betheiligten, als in leichten, ſpielenden, mehr der Mode und der äußern Technik angehörigen Miniaturen? Erſt als der Pinſel ſich nicht mehr in die Tiefe des religiöſen Gefühls, des innern, dem Gotte zugewandten Gemüthes zu tauchen hatte, als die Kunſt herausgetreten war in die Welt und ihre alltäglichen Erſcheinungen, wie ſie ohne Weiteres ſich vor Blicke und Füße legen, erſt in der Landſchaftmalerei leiſtete Frankreich, und da noch mit deutſchen Kräften, etwas Vollendetes durch den großen Lothringer. Und blieb die Malerei fortan heimiſch in Frankreich, ſo geſchah es nicht blos, *bis* ſie keine Kunſt mehr war und durch die Romantiker ſich von *Deutſchland* erſt wieder holen laſſen mußte, ſondern *als* es faſt keine Kunſt mehr war, die Kunſt zu pflegen und zu üben: als ſie Gemeingut der Bildung und Civiliſation geworden war, und nicht mehr aus innerer Eigenthümlichkeit und nationalem Glaubens- oder Gemüthsleben zu ſchöpfen hatte, ſondern die Nachahmung des Alten und überhaupt äußerlich Vorliegenden das ganze Macherlohn beſtritt. Mit einem Worte, an der innerlichſten und geiſtigſten unter den bildenden Künſten, an der Malerei hat ſich Frankreich erſt ernſthaft betheiligt, als es kein Ernſt mehr mit ihr war, als es keinen Glauben mehr an ſie gab, als ſie aufhörte, die Schweſter der Religion und damit ſelber Religion zu ſeyn. Aber nur ſo lange etwas Sache der Religion und damit der Liebe iſt, iſt *ſchöpferiſches*, ewiges Wirken und Vollenden möglich. — Wenn die Skulptur aber Alles mit dem Einmaleins, mit Meißel und Hammer, Zirkel und Senkblei abmachen könnte, wenn darin eine ſchnellfertige Hand und ein raſcher Wurf genügte, wenn nicht vielmehr Beſonnenheit, Fleiß, Studium, nachhaltige Empfindung und Begeiſterung hier Alles thäten, ſo müßte Frankreich

das Unübertreffliche geleiſtet haben, als es in allen Schlöſſern und Parken in die Wette hämmerte und meißelte. — Am allermeiſten endlich haben die Franzoſen zur Beſtätigung unſeres Wortes in den rein mechaniſchen Gebieten der handwerklichen Nachbildung durch Kupferſtich, Holzſchnitt und Steinzeichnung geleiſtet. Wir wollen Jedem das Seine laſſen.

Auch ihre Anſprüche auf die Initiative wollen wir den Franzoſen laſſen, ſelbſt wenn ſie die Augen nicht aufthun wollen, um zu ſehen, wie wir ſie dennoch überholt und das von ihnen Begonnene erſt vollendet haben. Ja, wenn das deutſche Volk mit dieſem Sinn für die äußere Form, wie ihn der romaniſch-galliſche Franzoſe hat, zu ſeiner Innerlichkeit hin von der Natur ausgeſtattet worden wäre! Aber es hat die ſtill mit ihrer Seele Seligkeit ſich beſchäftigende Maria der rüſtig draußen handthierenden Martha gegenüber das beſte Theil erwählt. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes, ſo wird euch das Uebrige von ſelber zufallen. So erarbeitete ſich der deutſche Genius zu den Schätzen ſeines Innern hin durch ſinnige Beobachtung, emſiges Studium, treuen Fleiß, raſtloſe Uebung das, wodurch er ſich wenigſtens in einzelnen Leiſtungen und Größen ebenbürtig und gleichberechtigt den glücklichen Völkern an die Seite ſtellen durfte, welchen ein Gott ſchon in die Wiege das ganze Füllhorn ſeiner Gaben ausgeſchüttet hat. Wir haben geleiſtet, um was uns ſelbſt Italien beneidet, und das auch in den bildenden Künſten, während wir in der muſikaliſchen und dichtenden Kunſt ihm wahrlich nicht nachſtehen. Im Allgemeinen freilich blieb vorzugsweiſe in der Malerei der deutſche Geiſt in ſeinem allumfaſſenden Streben zu ſehr im Kleinen hängen. Er vermochte nicht ſo frei und leicht nach dem Einen zu greifen, um in deſſen Vollendung ſich zu verſenken. Der Trieb ins Ganze, Totale ließ ihn nicht vor der Einzelerſcheinung Huldigung leiſten und auf die Bahn hinübertreten, in welcher die Italiener nach heidniſch-klaſſiſchem Vorbilde und nach ihrer, trotz dem Chriſtenthum antik und römiſch gebliebenen Natur am Einzelnen ihr Größtes zu leiſten, im Individuum den Gott darzuſtellen vermochten. Der Mangel an Vorbildern in der Heimat, an ſo ſchönen, vollen Menſchen, an ſo leichter und lichter Umgebung, von der ein ungetrübter Himmel die Schönheit ſich eben ſo rein und groß abheben läßt, war es nicht allein, es war der andere,

der germanische Geist, welcher die deutschen Künstler von dieser vollern Bahn abhielt. Anerkannt ist, daß die italische Bauart, wie sie dem südlichen Klima und Naturell gemäßer ist, so wesentlich für die eben diesem mehr entsprechende, nach antiker Körperlichkeit und Lebensfülle strebende Malerei die Stätten zu freistem Schwung über große monumentale Flächen hin gab. Der deutsche Styl wurde von den Italienern erst als gothisch, d. h. barbarisch verhöhnt, dann, als sie ihm als einer Modesache huldigen zu müssen glaubten, verhunzt. Der deutsche Geist aber sah es mit seinen Gottesbauten auf die höchste Vergeistigung ab, alle Masse wurde bis zum freien Schweben durchbrochen, die schwere Materie, die nur dem Mechanismus verfallen scheint, mußte zum vollen organischen Gewächse in die reiche Blumenkrone himmelan wachsen. Das Wort war ja Fleisch geworden, damit das Fleisch wieder sich zum Geist verklären könnte. Der Sinn nun, der auf diese Weise einem breitern Pinsel den Raum nahm, leitete ihn auch unmittelbar auf Erfassung des ganzen Reichthums ganzer organischer Zusammenhänge. So wurde vorerst innerhalb des rein religiösen Gebietes nicht die einzelne heilige Persönlichkeit und Begebenheit in ihrem Fürsichseyn hingenommen, sondern gleich wo möglich der ganze Kreis, die ganze Geschichte. Ist doch dies ganz dem historischen Geiste des Germanen, gegenüber dem symbolischen Geiste der klassischen und romanischen Völker, entsprechend. Während der Italiener in dem einen Heiligen seines Altarbildes die Fülle und Geschichte der Gottheit auf Erden symbolisch repräsentirt und daran genug hatte, verlangte der Deutsche die ganze Sippschaft, die ganze Entwicklung als ein gegenwärtiges Leben, in dessen Organismus er sich erst besitzen und befriedigen konnte; daher aber auch die große Fläche stets auf eine dem Auge nicht wohlthuende, oft kleinliche Weise zertheilt ist, um den Einzeldarstellungen in möglicher Ausführlichkeit Raum zu geben. Für die religiöse Wirkung, für die gemüthliche Erbauung war so entschieden mehr gesorgt, das Bewußtseyn blieb so zu sagen in dem historischen Flusse, welcher es vor Versteinerung und Verknöcherung, ja vor dem Tode im todten Symbol, vor dem Götzendienst des Einzelnen bewahrte. Aber ins Breite und Volle der großen Kunstform durfte dabei der Pinsel nicht ausgreifen. Um so inniger und sinniger widmete er sich dafür dem Kleinen, dem auch Unbedeutenden, ohne

das ja das Ganze nicht beſtehen konnte. Und dieſe liebevolle Richtung ins Detail, in den kleinen Kram der Menſchheit, die auch dem häuslichen, familiären Sinn des Deutſchen ſo ſehr entſprach, trug nun weiter in ein Gebiet, wo der deutſche Pinſel nicht ſein Kleinſtes leiſten ſollte, nachdem der italieniſche ſchon lange abgeſtumpft und vertrocknet war; auf ein Feld, worin er gerade auch für den letztern zum Lehrmeiſter werden ſollte.

Von der Religion in die Menſchheit, von dieſer in die Natur — auf dieſem Wege erhielt ſich der germaniſche Pinſel friſch. Die Genre-, die Landſchaft-, die Thier- und Blumen-, mit einem Worte die Kabinetmalerei war für ihn aufbehalten. Im Ganzen das Einzelne, im Fremden das Nahe, im Aeußern das Innere, in der Natur den Geiſt zu finden, das war Sache des deutſchen, für alles was Organismus, Leben, Geſchichte iſt, mehr als alle andern empfänglichen Naturſinne. Dies iſt die Liebe, welche ſich über das Weſenall verbreitet, allenthalben ein ſchlagendes Herz findet, weil ſie ſelbſt nicht erkaltet, überall nimmt, weil ſie immer und überall zu geben weiß. Dies iſt jenes Mitſtimmen und Mitklingen in alles ſcheinbar noch ſo Lebloſe, dies der Oſtergruß, der Alles zur Auferſtehung ruft. So hat der fromme deutſche Sinn die Kirche, aber nicht ſeinen Gott verlaſſen, er folgte ihm oder vielmehr er führte ihn hinaus ins friſche, grünende Leben, während die katholiſche Kunſt des Südens von ſeinen Symbolen und Götzen verlaſſen in die Grube ſtieg. Der ſtille Fleiß, der bedächtige Sinn, die fromme Ergebung hat ſich auch an dem Kleinen ein unvergängliches Lob bereitet, und wir möchten einer Verheißungsſtimme der Zukunft lauſchen, die da zu dem Deutſchen ſpricht: „Du frommer und getreuer Knecht, Du biſt über Weniges und Kleines getreu geweſen, ich will Dich über Viel und über Großes ſetzen!“ — —

Aber was habe ich gethan, indem ich für Deutſchland in Anſpruch nahm, was dem Franzoſen in aller Zukunft um ſo gewiſſer zuſteht, als es ihm ſchon in der Vergangenheit gehörte? Haben wir den alten und den neuen „Kaiſer der Franzoſen“ ſchon vergeſſen? Karls des Großen Standbild ſteht in der Gruft von Saint-Denis, Merowinger und Capetinger reiten an der Façade des Strasburger Münſters herum; nicht blos das Elſaß, nicht blos die drei Bisthümer, nicht blos Lothringen, nicht blos Flandern

und Brabant, auch das ganze Niederland und das ganze Rheingebiet gehörten ſchon unter Charlemange zu Frankreich, wie vielmehr erſt unter Napoleon zu dem franzöſiſchen Volk! — Wohl ſah ich jenes, wohl weiß ich dieſes, aber — ſie ſollen es nicht haben . . .! Mögen auch heute die Fläminger und Brabanter mit dem übrigen Belgien die gehöhnten Affen Frankreichs bleiben, mag Holland ſeiner Mutter und ſeiner Brüder ſich nie mehr erinnern, mögen ſelbſt die Rheinlande den begehrlichen Blicken der Fremden nicht ausweichen wollen; mögen ſie jenſeits des Rheins die ganze neue Geſchichte falſchmünzen; was insbeſondere Belgien, abgeſehen von ſeinen walloniſchen Theilen betrifft, was die Niederlande anbelangt, ſo wollen wir einfach nach der Sprache fragen, welche ein Eyck und Memling, ein Rubens und van Dyck, Breughel und Rembrandt, Ruysdael und Jan Steen und die hundert und aberhundert ihrer Genoſſen und Schüler von ihren Müttern gelernt haben. Es wird ſich zeigen, daß ſelbſt wir Spätern ihre Rede noch beſſer verſtehen, als z. B. der heutige Bretone den Provençalen. Theile Deutſchlands ſind dieſe Länder jetzt noch nach Natur und Sprache, Theile des deutſchen Reiches waren ſie in früheſter, zum Theil noch in der Zeit, als ſie deutſche Malerei gründen oder vollenden halfen. Nur weil dieſe Stämme die deutſcheſten, d. h. die freiſten und kräftigſten waren, haben ſie in dem freiſten Gebiete des Lebens, in der Kunſt ſich den Preis errungen. Darum ſoll uns Niemand Einrede thun, am wenigſten ein Franzoſe, der deutſches Weſen ſo wenig als deutſche Rede gewältigen kann, der mit ſeinem Verſtand ſo wenig als mit ſeinem l'Allemagne unſer großes, einiges Deutſchland faßt, wenn wir im Folgenden die niederländiſche Malerei Flanderns, Brabants und Hollands gar nicht anders als die fränkiſche, ſchwäbiſche, rheiniſche oder weſtphäliſche, nämlich als einen Zweig am großen Stamme der nicht blos allgemein germaniſchen, ſondern ſpeziell deutſchen Kunſt betrachten.

Gehen wir nun näher an unſere Aufgabe: den Entwicklungsgang der bauenden und bildenden chriſtlichen Kunſt in Frankreich und Deutſchland kurz zu umreißen, ſo handelt es ſich vor Allem um die nöthigen Abſchnitte. Wie die ganze Geſchichte, ſo theilt

ſich auch die der Kunſt in alte, mittlere und neue, oder in die antik-klaſſiſche, die mittelalterlich-chriſtliche und die moderne. Die erſte kommt uns natürlich nicht in Betracht. Schwierig aber iſt die Scheidung zwiſchen den beiden andern. Iſt es auch leichter zu ſagen, wann die neue Zeit einzutreten begann, ſo iſt es um ſo ſchwieriger, das Ende der mittlern Zeit zu beſtimmen. Wir haben keinen ſo entſchiedenen Knotenpunkt und die Reformation namentlich iſt am allerwenigſten geeignet, einen allgemein anerkennbaren Einſchnitt zu bilden: ſie iſt aus dem Bewußtſeyn der neuen Zeit entſprungen, ſteht aber noch ganz im Elemente der mittelalterlichen. Die erſten Keime des neuen Lebens finden ſich mit Entſchiedenheit bereits im 14ten Jahrhundert, namentlich auch in der Kunſt, die letzten Töne aber verklingen erſt am Ende des 18ten Jahrhunderts. So weit wir, die wir mitten in der Entwicklung des neuen Zeitalters ſtehen, beurtheilen können, iſt es die franzöſiſche Revolution, welche theils unmittelbar, theils mittelbar dem feudalen Mittelalter allenthalben den Todesſtoß gegeben, ſie bildet den entſchiedenſten Einſchnitt; denn was in Frankreich zum blutigen Ausbruch kam, das gährte allenthalben in den nach vollſtändiger Freiheit und Selbſtſtändigkeit, nach totaler Unabhängigkeit von blos äußerer Autorität ſtrebenden Geiſtern. In der großen 1800jährigen Periode hätte denn der menſchliche Geiſt ſich die Aufgabe geſetzt und gelöst, an dem Chriſtenthum ſich innerlich zu erfüllen, die antike Aeußerlichkeit und Natürlichkeit zu verarbeiten und in dieſer Arbeit das freie Selbſtbewußtſeyn des mit ſeiner Natur geeinigten und innerlich vermittelten Geiſtes zu gewinnen. Herrſchte im Alterthum die Natur einſeitig, ſo daß der Geiſt darin nicht zu ſeinem Rechte kam, herrſchte dagegen durch den großen Umſchwung, den das Chriſtenthum bewirkte, im Mittelalter der Geiſt einſeitig über das Leibliche, war dort Naturalismus, hier Spiritualismus, ſo will die neue Zeit beide verſöhnen und Geiſt und Natur in einer höhern Einheit, ſomit den Menſchen in der Vollkraft ſeines aus zwei Welten geborenen Weſens als ganzes und einiges Daſeyn verwirklichen und genießen. Das Bewußtſeyn, daß die Natur und der Leib ſeine Rechte habe, ging im Zeitalter der Reformation auf: dieſe iſt ſomit allerdings der Wendepunkt des mittelalterlichen Bewußtſeyns. Mit ihr tagte die moderne Zeit, aber die letzte Wolke durchbrach die neue Sonne

erst um die Zeit der Revolution, in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.

So fassen wir denn als christliche Kunst die ganze Entwicklung zusammen, in welcher das Christenthum nicht nur den Stoff, sondern vielmehr den Geist gab, der erst die heidnische Natürlichkeit verinnerlichte, dann die errungene Geistigkeit fort- und fort hätte bewahren mögen, aber den Ansprüchen der Körperlichkeit sich immer weniger entziehen konnte, so in einem argen Widerstreit der Bestrebungen sich herumwarf, dem er am Ende erlag, um dem aus ihm gebornen Bewußtseyn, daß aus Geist und Natur zusammen das wahre Leben bestehe, Platz zum Ausbau der neuen Zeit zu machen. Aufs schönste ordnet sich die 1000jährige Periode der christlichen Kunst in fünf Zeiten: 1) die Saatzeit des christlichen Geistes: die altchristliche Kunst von 700—900; 2) die Knospenzeit: die romanische Kunst von 900—1200; 3) die Blüthezeit: die germanische Kunst von 1200—1400; 4) die Fruchtzeit (mit beginnendem Verfall durch das anbebende neue Leben): die naturalisirende Kunst von 1400—1550; 5) die Verfallzeit: die manierierte Kunst von 1550—1750. Die eigentlich und völlig moderne Kunst steht im 19ten Jahrhundert. Also:

I.

Die altchristliche Kunst,

von 700—900.

Das Christenthum war es, welches den Völkern mit der Religion eine bereits vorhandene Kunst überbrachte. Wie es selber aber sich zunächst an die Völker der alten Römerwelt wandte und in Byzanz und in Rom sich zwei Angelpunkte schuf, so nahm es zunächst auch die vorgefundenen griechisch-römischen Kunstformen auf. Für die erste Kirchenarchitektur, als man überhaupt unter Constantin dem Großen Kirchen zu bauen anfing, verwandte man die Form der griechischen Gerichtshalle, Basilica, die königliche, nach dem Archon basileus in Athen benannt. Es war ein länglich viereckiges Gebäude, oben offen, das Dach auf Säulen, neben den zwei Langseiten hin zogen sich schmale, oben gedeckte, an den Seiten offene Säulenhallen, für die Zuhörer und den Marktverkehr. Der Mittelraum, die eigentliche Gerichtshalle, war an der obern Schmalseite halbrund geschlossen; in dieser halbrunden Nische

war der Richterstuhl, das Tribunal befindlich, die göttlich verehrten Bilder der Kaiser fanden ebenfalls dort einen Platz. Indem die Christen von diesen Bauten zu ihren Herrnhäusern, das heißt Kirchen, Gebrauch machten, setzten sie vorerst nur in die nun Tribuna, oder Apsis genannte Nische den Abendmahlstisch, den christlichen Altar. Gegen Ende des 4ten Jahrhunderts wird die Veränderung angebracht, daß das mittlere „Schiff" wie breiter, so auch höher als die Nebenhallen oder Seitenschiffe wurde und die Säulen derselben, welche die zwei höhern mittlern Wände zu tragen hatten, statt mit horizontalem Gebälke mit dem römischen Halbkreisbogen verbunden wurden. Mancherlei Symbolik scheint schon damals mit den einzelnen Bautheilen verbunden worden zu seyn: so sollten die sechs Säulen an jeder der beiden Säulenstellungen an die zwölf Apostel als die Säulen der Kirche gemahnen, die drei Schiffe aber an die Dreieinigkeit. An den obern Wänden des Mittelschiffes wie an denen der Seitenschiffe unten entsprechen den Räumen zwischen den Säulen im Halbkreis gewölbte Fenster. Die Decke bildet flaches Täfelwerk. Weiterhin wird auch die mit einer Halbkuppel gewölbte Altartribune, das Sanktuarium, in welcher östlich das Mittelschiff endet, von diesem entfernt oder abgeschnitten durch einen Raum, der sich in der Höhe und Breite des Mittelschiffes nun den drei Schiffen quer vorlegt. Wo sich nun das mittlere Langschiff in dieses „Querschiff" mündet, ist von einer Wand des erstern zur andern ein hoher, sogenannter Triumphbogen gesprengt, symbolisch an den Eingang des Herrn in das himmlische Leben durch denselben Tod gemahnend, welcher im heiligen Mahle in der Altarnische gefeiert wurde. Das Heiligthum war somit bedeutungsvoll von der übrigen Kirche abgesondert. Die Altarnische, der Triumphbogen, die Wände des Mittelschiffes sind mit Mosivgemälden geschmückt. Vor dem Portikus war ein Vorhof (paradisus), unter dem Hauptaltar war eine unterirdische Kapelle (Crypta, Gruft) zum Märtyrergottesdienst, der von Anfang an in den Katakomben zu Rom gefeiert wurde und überhaupt die Veranlassung zum ersten kirchlichen Gottesdienste gab. Je mehr dieser ausgebildet wurde, desto mehr andere Einrichtungen in den Kirchen. Die wichtigste ist, daß das Sanktuarium durch einige Stufen erhöht und durch Schranken geschlossen wurde. Hinter dem Altar nahm die höhere Geistlichkeit an der Nische herum ihren

Platz, in der Mitte ihrer Bänke stand erhöht die Cathedra des Bischoffs. Vor dem Altar schloß man einen Theil des obern Langschiffs durch Marmorschranken von dem Volke für die chorsingenden niedern Geistlichen als „Chor" ab. Die Fenster verengten sich mehr und mehr, häufig wurden noch zwei Seitenschiffe angelegt; späterhin wurde ein viereckiger Glockenthurm neben das Gebäude gesetzt.

Man sieht, die Grundeinrichtung aller christlichen Kirchen ist hiemit in dem spätrömischen, nun römisch-christlichen Basilikenbau gegeben. In diesem spätrömischen und frühestchristlichen Style wurde denn zumeist auch in den nordischen Ländern gebaut; natürlich ohne Selbständigkeit, wobei das Verständniß der aus der Fremde geholten Formen und Materialien (namentlich Säulen von römischen Bauten) immer geringer und die Ausartung größer wurde, als in Italien. In Frankreich, zumal in der Provence, in Poitou, Anjou und in der Normandie sind noch heute einige Reste dieser nothwendig barbarisirten Bauweise vom 5ten bis zum 9ten Jahrhundert.

Doch die altchristliche Baukunst schon blieb nicht bei der einfachen, namentlich einem höhern Aufstreben des Geistes nach oben durch den horizontalen Abschluß der Decken nicht genügenden Basilika stehen. Im Orient, wohin sich das Römerleben gerettet, begann man unter Justinian, im Anfang des 6ten Jahrhunderts, das Langschiff durch eine gewölbte Kuppel zu ersetzen, und die Säulen durch kräftige, mit stolzen Bögen verbundene Pfeiler. Diese entschiedene Herübernahme des italisch-römischen Gewölbebaues auf den griechisch-christlichen Boden war der Anfang zu der bedeutendsten Entwicklung der christlichen Kunst. An jene Bögen lehnten sich Halbkuppeln und andere Wölbungen, Nebenräume bildend, auch wurden zierliche Säulenarkaden in mehreren Reihen übereinander zwischen jenen großen, von Pfeilern getragenen Bögen eingesetzt. Die Sophienkirche in Constantinopel war der erste, die von St. Vitale in Ravenna, im griechischen Exarchat auch unter Justinian angelegt, der zweite bedeutende Bau. Der Grundplan war in der ersten Zeit achteckig oder oblong, erst später bildete er regelmäßig das sogenannte griechische oder gleichschenkliche Kreuz, indem das Viereck der Länge und der Breite nach durch ein gleich hohes und breites Hauptschiff durchschnitten wurde. Die

Kunſthiſtoriker kommen neuerdings darin überein, dieſen Styl den byzantiniſchen zu nennen, weil er in Byzanz aufgekommen und vorzugsweiſe angewandt wurde. Was man gewöhnlich byzantiniſch nennt, gehört ſammt und ſonders einer ſpätern Zeit und einem aus dem Baſiliken- und byzantiniſchen Styl etwas ganz Neues bildenden Geiſte an. In der byzantiniſchen Weiſe wurde im Abendlande wenig gebaut, nur Aachen bewahrt in ſeiner achteckigen Münſterkirche ein durch den Abt Anſigis von Vandrille (796—804) mit dem Palaſte Karls des Großen verbundenes Denkmal, das der byzantiniſchen Kirche San Vitale in Ravenna nachgebildet iſt und im Innern zu Ausfüllung der acht großen Arkadenbogen Säulen aus Ravenna ſelber hatte, die von den Franzoſen geſtohlen, ſpäter zum Theil dem Louvre wieder entnommen wurden, und nun endlich an ihre alte Stelle wieder kommen ſollen. Die ſtrebepfeilerähnlichen römiſchen Pilaſter an den Ecken außen, auch im Innern die techniſche Konſtruktion, namentlich die Einfügung jener Säulen in die Bogenöffnungen bezeugen den Verfall der Kunſt. Zu Nymwegen, zu Otmarsheim im Elſaß befinden ſich Nachbildungen der Aachener Münſterkirche. Der ſogenannte Heidentempel zu Regensburg, die Crypta der Wipertikirche zu Quedlinburg erinnern an den byzantiniſchen Styl.

Der altchriſtlichen Baukunſt und ihrem Doppelſtyl (dem italiſchen Baſiliken- und dem byzantiniſchen Kuppelbau) geht vom Anfang die Skulptur, mehr noch, und dem innerlichen, geiſtigern Weſen des Chriſtenthums entſprechender, die Malerei zur Seite. Man ſchloß ſich an die antiken Ueberlieferungen an, die man zu eigenthümlicher Symbolik verwandte. Aber in Italien und Byzanz ſanken dieſe Künſte auf die unterſte Stufe der Barbarei herab. Friſcher erhielt ſie ſich in den nordiſchen Landen, und da iſt es wieder der deutſche Karl der Große, welcher Leben und Schwung in ihre Uebung brachte. Die Kuppel der Münſterkirche ließ er mit Moſaikgemälden bedecken; ſeinen Palaſt zu Ingelheim ſchmückte eine Menge hiſtoriſcher, die damit verbundene Baſilika eine Reihe religiöſer Darſtellungen. Reich mit Miniaturen geſchmückte Prachthandſchriften bezeugen Karls Sinn auch für dieſen Zweig, freilich auch (und noch mehr die unter Karl dem Kahlen angefertigten) die Geſunkenheit der Kunſt, welche faſt nur durch die mitunter laufende Rohheit und nordiſche Derbheit wohlthätig

wirkt. Geſchah das Meiſte davon ohne Zweifel durch fremde Hände, ſo regte ſich doch auch das deutſche Talent, und als ein Meiſter in reich mit Bilderwerken verſehenen Elfenbeinſchnitzereien und goldenen und ſilbernen Prachtgeräthen ſteht der Kloſtergeiſtliche Tutilo von St. Gallen da, der ſich in allen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft hervorthat und um 912 ſtarb.

Die Saatzeit der chriſtlichen Kunſt iſt um, es tritt in der Kulturgeſchichte ein groſſer Scheidepunkt zwiſchen Altem und Neuem ein. Im Chaos der Völkerſtürme ſchwebte der Geiſt des Germanismus über den Waſſern, im 10ten Jahrhundert war endlich eine Feſte gegründet, und gleich war es der germaniſche Geiſt, welcher Beſitz von der neuen, dem Römerthum abgewonnenen Erde und von dem neuen chriſtlichen, dem Heidenthum abgerungenen Himmel nahm. Auf die eigenen Füſſe verlangte er ſich zu ſtellen, und ſtatt den alten Formen zu huldigen, ließ er ſie ihm nun ſich fügen. So ward vor Allem eine Emanzipation der Kunſt aus der byzantiniſch-römiſchen Verknechtung und Verknöcherung begründet. Nicht auf einmal freilich war die Knechtsgeſtalt abgeworfen, aber doch floß ein ganz anderes Leben durch die Adern, doch blickte eine ganz andere Seele aus den ſich mehr und mehr erhellenden Augen. Das Bewußtſeyn erwachte dem deutſchen Geiſte, daß durch das Chriſtenthum das Alte vergangen ſey und Alles neu werden ſolle; die Erneurung durch Umbildung der alten Welt war ſein erſt noch dunkles Ziel. So trat dieſer reformirende Geiſt in die Kunſt, erſt noch halbbarbariſch und dem dunkeln Drang nur in phantaſtiſcher Weiſe zu folgen vermögend, im 10ten Jahrhundert; weiter ſchritt er, obgleich noch ſchwer, ſtreng und befangen, im 11ten; freier und ſicherer, völliger und üppiger wird er im 12ten, bis um den Anfang des 13ten die nordiſche Derbheit und Phantaſtik zu einer gewiſſermaßen klaſſiſch-antiken Klarheit und Anmuth der Formen wird. Es war die Zeit nicht mehr der erſten unbewußt chaotiſchen Gährung, ſondern der immer mehr zu Bewußtſeyn ſtrebenden Scheidung des chriſtlich-germaniſchen und römiſchen Geiſtes. Die Aufgabe dieſer drei Jahrhunderte war, den frühern Herrſcher nun ſelber zu beherrſchen, was außer und über den Völkern die fremde Gewalt übte, unter ſich

und in ſich hinein zu bringen und die eigene Nationalität über die fremde wenigſtens ſiegreich übergreifen zu laſſen, wenn ſich auch nicht ganz rein die letztere aufzehren und die erſtere herausſtellen laſſen konnte. Das Chriſtenthum und der Germanismus verhalfen den Völkern zu dieſer Aſſimilation des Fremden in die eigene Nationalität. So gelang es dem italiſchen, dem galliſch-celtiſchen, dem ſpaniſchen Volksgeiſte, ſo weit des aufgedrungenen römiſchen Herr zu werden, ihn in ihr Naturell, in Sitte, Sprache, Verfaſſung auch ſo weit herein- und umzubilden, daß er nur mehr als Element, nicht mehr als Herrſcher in dem neuen Völkerdaſeyn war. Wir nennen darum dieſe Völker und Sprachen, da ſie nicht mehr eigentlich römiſch, doch aber auch nicht ganz frei vom Römiſchen und nicht rein national waren, die romaniſchen. Ihnen war es gedient mit dieſer halben Emanzipation, aber der germaniſche Geiſt war von ſtärkerer Eigenheit und härterem Kern. Schon vorher niemals von Rom ſo berührt und beherrſcht, wie dieſe romaniſchen Stämme, wollte er auch jetzt die friſcherhaltene Eigenthümlichkeit ſich rein und frei von fremder Miſchung erhalten und erringen. Wo die andern aufhörten, wollte er erſt recht anfangen. Er nahm zwar in der Zeit vom 10ten bis zum 13ten Jahrhundert den vollſten und den leitenden Antheil an jener Umbildung des Antiken in das Nationale; aber es gelang ihm in dieſer Zeit auch nicht weiter, als den Romaniſchen überhaupt. Als weſentliches Element ſeiner Lebens-, namentlich Kunſtformen blieb auch ihm noch das römiſche, obgleich es wie bei den übrigen ſeine Herrſchaft verlor.

II.

(Die Knospenzeit.)

Der romaniſche Styl,

vom 10ten bis zum 13ten Jahrhundert.

In der kirchlichen Architektur behielt man einerſeits die alte flachgedeckte Baſilika bei, aber mit der weſentlichen Veränderung, daß man nun regelmäßig den Langſchiffen ein Querſchiff vorlegte, das mittlere Langſchiff über dieſes hinaus verlängerte, dann erſt die halbrunde Altarniſche anſchloß und ſo einen beſondern Raum für den nun auch bedeutender erhöhten Chor gewann,

dessen Einrichtung von nun an stehend blieb. Unter ihm ließen sich nun größere Gruftkirchen anlegen, wie sie den trübern nordischen Geist jener herben Zeit ganz besonders ansprechen mußten, während der südliche Geist diesen germanischen Trieb ins heilige Dunkel nicht theilen mochte. Weiter wechselten Pfeiler mit Säulen ab und schlossen sich die Thürme organisch an das Gebäude an.

Auf eine bedeutendere Fortbildung des Basilikenbaus war die Herübernahme des Gewölbs aus der byzantinischen Kirche von größtem Einfluß. Es wurde dasselbe statt der flachen Decke angewendet, aber nicht in der verschlossenen Kuppelgestalt, sondern als sich lebendig fortbewegendes Kreuzgewölbe über Mittel- und Seitenschiff. Die Gewölbebögen ruhen auf den Halbsäulen, welche an den Seiten der nun ausschließlich angewandten Pfeiler und an den Wänden der Seitenschiffe niedergehen. Auch die Altartribune wird mit Gewölbekappen gedeckt. Dem christlich germanischen Geiste konnte jene erste Basilikenform nicht genügen, aber auch das byzantinische Kuppelgewölbe schloß noch zu eng und drückend ab, als daß jener vollen Raum zu freier Herzenserhebung gefunden hätte. Die Vereinigung beider Style in der gewölbten Basilika gab mehr Befriedigung. Versucht wurde sie in Deutschland schon in der ersten Zeit des 11ten Jahrhunderts; aber konsequent durchgebildet zum förmlichen System findet sie sich in der zweiten Hälfte desselben zuerst in der Normandie — auf fremdem Boden durch ein germanisches Volk. Nähere Vermittlungen wissen wir nicht, aber gesagt kann wohl werden, daß beides, ein germanisches Volk und eine fremde Erde, dazu gehörte, um das zu leisten. Der germanische Trieb in's Hohe und Freie vermochte sich in dem heimischen Lande nicht so unbefangen und unabhängig zu bewegen, der Deutsche ist immer langsam, bedächtig, rücksichtsvoll gegen Gewöhnung, Regel, Herkommen und besonders gegen die Autorität. Die römische Kirche aber war es, in deren engstem Verbande gerade Deutschland war; kindlich treu schmiegte es sich an den Priester und Lehrer, der ihm Religion, Kultus und Kultusform über die Berge herübergebracht hatte, und dem die heimische Art das Bedürfniß nach einer neuen, höhern Form weder gab noch befriedigte. Aber der Normanne hatte sich losgerissen von den Banden heimathlicher

Gewöhnung, in kühner Freiheits- und Eroberungsluſt erwarb er ſich ein neues Daſeyn, und ſo wölbte er ſich auch keck und ſtark ein Gotteshaus, in dem er frei und aufrecht ſich über ſich ſelbſt erheben konnte.

Zur-Zeit Wilhelms des Eroberers war der normanniſche Kirchenbau ſchon vollſtändig ausgebildet. Daß die Normannen mit der Sprache auch Vieles von franzöſiſchem Brauch und Blut in ſich aufgenommen hatten, als ſie um 1050 in der Gegend von Rouen, Caen, Evreux, Thau, Bayeux die bedeutendſten Kirchen bauten, mag immerhin angenommen werden. Und es iſt ſehr denkbar, daß ſie damit etwas von dem poſitiven, realiſtiſchen Formenſinn des franzöſiſchen Miſchvolkes aufnahmen, das ſie zu der eigenthümlich nüchtern-ſtrengen und beſtimmten Weiſe ihres Bauens befähigte. Fließt aber in dem Franzoſen ſchon deutſches Blut, ſo mochte noch ſo viel franzöſiſches Weſen in das normanniſche einfließen, Grundelement war nur um ſo mehr das germaniſche. Nicht aus jenem, ſondern aus dieſem floß dieſe bereits ganz organiſche Gliederung des Baues, nach welchem hier das Einzelne bereits ebenſo aus dem Ganzen heraus, als in das Ganze zurückging. So gaben die Normannen dem Gottesbau, um mich ſo auszudrücken, erſt ein Geſicht. Der Thurm iſt ſein Haupt; kopflos blieb die italieniſche Baſilika, neben welcher der Thurm ſtand; ein Haupt bekam er durch Anfügung eines Thurmes. Die Normannen aber ordneten zwei viereckige Thürme auf der Weſtſeite des Gebäudes an, ſo daß ſie, aus dieſem emporſteigend, zwiſchen ſich eine mit dem Langſchiff in Verbindung ſtehende Halle einſchloßen. Nach oben ſchwingen ſie ſich von einer ſchlanken Niſchenreihe zur andern in eine ſpitzige achteckige Pyramide auf, deren Fuß auf den vier Ecken des Thurmbaus durch kleine Erkerthürmchen eingeſchloſſen wird. Zwiſchen den Thürmen iſt das Hauptportal, drüber mehrere Reihen reich geſchmückter Fenſter. So erhält der Bau eine ſchaubare Façade — ein Geſicht. (Als eine Nachbildung liegt die Façade der Abteikirche von St. Denys der Anſchauung oder Erinnerung manches Leſers vielleicht nahe.)

Dieſer gerade durch ſein organiſches Streben durch und durch germaniſche Bauſtyl findet ſich in der romaniſchen Periode der Kunſt in Nordfrankreich nur in vereinzelter Nachahmung, z. B.

in St. Germain de Près zu Paris; im ſüdlichen und ſüdöſtlichen Frankreich trägt Alles noch antike Faſſung und klaſſiſche Behandlungsweiſe, zum guten Theil unmittelbar von den umgebenden alten Römerbauten her. Die Monumente im Weſten aber ſind ſchwerer in den Formen, willkürlicher in der Kompoſition, wüſt überladen mit dekorirenden Architekturtheilen, mit phantaſtiſchen Ornamenten und mit rohem bildneriſchem Schmuck. Das Unorganiſche daran vermehrt der bereits mehrfach eingeſchaltete — ohne Zweifel aus der muhamedaniſch-ſiciliſch-normanniſchen und ſpaniſchen, keineswegs äſthetiſch durchgebildeten Architektur entlehnte — Spitzbogen.

Blieb man nun zwar fromm ergebenen Sinnes in Deutſchland der kirchlich überlieferten Baſilikenform treu, ſo machte man ſich an ihre Durchbildung auf eine ſo ernſte, ſchlichte und ſinnige Weiſe, daß ihr der deutſche Geiſt auf die eigenthümlichſte Weiſe aufgeprägt wurde. Durch die ſächſiſchen Kaiſer erfreute ſich vornämlich das Sachſenland auch in Beziehung auf die Kunſt der reichſten Kultur, ſo daß ſich hier zumal für die Architektur „ſowohl die erſte ſelbſtſtändige Ausbildung und weitere Entwicklung, als auch die letzte anmuthigſte Blüthe des deutſchen Baſilikenbaues einheimiſch zeigt.“ Mit größerer oder geringerer Theilnahme ſchließen ſich die übrigen Gegenden Deutſchlands an die Harzgegenden an. In das ohnehin noch nicht vollſtändig erhobene Detail einzugehen, iſt hier nicht der Raum. Als ausgezeichnete Beiſpiele ſinniger und bedeutender Behandlungsweiſe führe ich nur an die Kloſterkirche von Hupſeburg bei Halberſtadt, die Willibrodkirche zu Echternach und die Matthiaskirche zu Trier, ausgezeichnet durch ſchön gemeſſene Anordnung, namentlich der innern großen, durch zwei kleinere ausgefüllten Arkadenbogen, wodurch die Mauerlaſt des erhöhten Mittelſchiffs ſo wohlthuend gebrochen wird; ferner die durch brillante Dekoration der Arkadenbogen und der Würfelkapitäle an den Säulenſtellungen einzigen Kirchen von St. Michael und Godehart zu Hildesheim (von 1001 und 1033.)

Indeſſen wurde auch der Gewölbebau in Deutſchland im 11ten Jahrhundert heimiſch, und zwar ohne fremden, nicht einmal normanniſchen Einfluß. Da ſind vor Allen die Dome von Mainz, Worms und Speier, im Innern mit ganz origineller Gliederung, die ſich dem auf feſten Pfeilern ruhenden Gewölbe auf

harmoniſche Weiſe anſchließt; im Aeußern mit reichem Schmucke und zwar in antikiſirender Weiſe, welche Aufnahme römiſcher Formen, den rohen Reminiscenzen der altchriſtlichen Kunſt und des frühromaniſchen Styls gegenüber, nicht ſowohl plumpe Nachahmung als vielmehr freie, ja geiſtvolle Reproduktion iſt. An dieſe drei großartigen deutſch-romaniſchen Gewölbebaſiliken ſchließt ſich in den Rheingegenden beſonders, namentlich zu Köln, nach den verheerenden Kriegen der Gegenkönige Philipp und Otto im Anfang des 13ten Jahrhunderts, eine ſehr große Anzahl ſolcher Gewölbebauten an; auch die übrigen deutſchen Lande, namentlich aber Weſtphalen, bieten eine noch nicht gezählte Menge. Beſonders intereſſant ſind diejenigen Bauten, an welchen bereits die neue Form des Spitzbogens, und zwar in nicht ſo roher und zufälliger Weiſe, wie in jenen Kirchen des weſtlichen Frankreichs, ſondern ſelbſt wieder auf bereits organiſche Weiſe im Innern angewandt iſt, wie in der Peterskirche zu Fritzlar, im Dom zu Bamberg beſonders, in St. Sebald zu Nürnberg, in der Pfarrkirche zu Gelnhauſen und vor Allen in der Domkirche zu Limburg, welche ſämmtlich vom Anfang des 13ten Jahrhunderts ſind. Wenn man ſonſt gern den Spitzbogen als Hauptmerkmal des „Gothiſchen" bezeichnet, ſo iſt das ſehr ungenau. Nur wenn derſelbe über die ganze Bauweiſe konſequent als Syſtem durchgeführt iſt, gilt das; vereinzelt und verſuchsweiſe kommt er aber ſchon lange in der romaniſchen Architektur allenthalben vor. Die Data dafür ſind unzählig, und zwar für eine zufällige Hereinnahme als Schmuck, ſo gut wie für die nothwendige Anwendung zu techniſcher Erleichterung: um beſonders hohe Räume zu überwölben, wie z. B. in der St. Walderichskapelle zu Murrhart in Schwaben, oder um bei großer Breite die Wandmauern der Schiffe zu erleichtern, wie in dem Dom zu Mainz. Die Erfindung dieſes Bogens kann ſich kein Volk zuſchreiben, in Sicilien, in Aegypten, in Perſien ſelbſt wurde er lange vor der romaniſchen Periode in vollem Umfange angewendet. Die Verwendung zum architektoniſchen Syſtem aber war einem ſpätern Geiſte vorbehalten. Den Beruf des Deutſchen dazu könnte man aus jener organiſchen Anwendung des Spitzbogens bei den genannten Bauten annehmen, allein auch dazu war er zu bedächtig und friedlich, das Revolutioniren hat er noch nie verſtanden. Aber wir können darauf rechnen, daß er den

neuen Styl, den er sich so durch besonnene reformatorische Versuche vermittelt hat, zu seiner Vollendung zu bringen verstehen wird.

Ehe wir dazu weiter gehen, werfen wir einen Blick auf die Skulptur und Malerei in dieser Periode. Den Preis darin erringt sich Deutschland. Erst war die byzantinische Kunstweise auch hier die allein thätige. An ihr aber, mit welcher Deutschland durch die Verbindung des sächsischen Kaiserhauses mit Byzanz auch äußerlich in engstem Verkehre stand, erwachte der nationale Geist. Der lebensvolle deutsche Sinn drang in den innern Gehalt des von dort Ueberlieferten und belebte es von innen heraus zu einem neuen großen und sinnigen Daseyn. Daran erstarkt, trat der deutsche Geist selbstständig auf, warf das beengende byzantinische Gewand ab und schuf im Geiste der urchristlichen, bei den Byzantinern mumisirten Kunst Werke von ebenso klassischer Majestät als christlicher Innigkeit und Milde. Zu diesen herrlichen Resultaten gelangte die deutsch-romanische Kunst zwar erst am Ende ihrer Entwicklung, doch noch vor Mitte des 13ten Jahrhunderts und so, daß ihr Einfluß das noch schlummernde Italien im Ablauf des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts erst auf seine Höhe heben konnte.

Eine Menge von Metallarbeiten bekundet eine reiche Thätigkeit darin bereits im 10ten und 11ten Jahrhundert (die Thürflügel am Augsburger Dom, König Rudolphs Monument im Dom zu Merseburg, der Credoaltar zu Goslar, Heinrichs des Löwen in Braunschweig ꝛc.). Ganz besonders reich ist Hildesheim, wo der Graf von Sommerschenburg, Bischof Bernward (993—1022) mit eigener kunstgeübter Hand thätig war. Feine Filigranarbeiten im Domschatz, Altarleuchter, kostbare Kreuze, die ehernen Thürflügel des Doms mit Scenen aus dem Alten und Neuen Testament, die der Trajanssäule nachgebildete sogenannte Bernwardssäule mit ihren 28 Darstellungen aus der Geschichte Christi, machen zwar auf den Beschauer mit ihren gespenstigen oder kindlich naiven Gebilden nicht gerade den kunstgemäßen Eindruck; aber was der nur wieder einmal begonnene technische Betrieb auf den Genius weiter vermochte, das beweisen einige eherne Taufbecken zu Braunschweig und Hildesheim mit ihren hinreißenden Reliefdarstellungen. Wie Bernward nach byzantinischen Mustern und Lehrern arbeitete

und arbeiten ließ, ſo hat auch Biſchof Meinwerk zu Paderborn (1009—1036) griechiſche Künſtler kommen laſſen, um Werke der Bildhauerei und Malerei ausführen und ſeine Kloſtergeiſtlichen darin unterrichten zu laſſen, von deren Leiſtungen wohl der ausgezeichnete eherne Reliefkopf des Täufers und das koſtbare Marmorrelief (das die Anbetung der Könige vorſtellt) im Chor des Domes hohe Beweiſe geben. Ebenſo wirkten ſeit dem 11ten Jahrhundert die edlen Geſchlechter der Brunonen und Welfen in Braunſchweig.

Wie in Metall, ſo ſchritt die Kunſt, in Elfenbein zu ſchnitzen, vorwärts. Das Bedeutendſte aber leiſtete die Stein- und Holzſkulptur. Wie großartig und zugleich wie ſinnig (namentlich die Trauer der an den beiden Aeſten des Kreuzes ſymboliſch dargeſtellten Sonne und des Mondes) tritt das Relief (die Abnahme vom Kreuz) an der Felswand eines der Exterſteine bei Detmold aus dem Anfang des 11ten Jahrhunderts dem Beſchauer entgegen! Was leiſtete man namentlich in Stucco an den Kirchen von Halberſtadt, Weſtergröningen, und beſonders groß zu Hildesheim! Wie würdig gehen die Steinreliefs am Bamberger Dom den bezaubernden Arbeiten an der goldenen Pforte des Domes zu Freiberg im Erzgebirge, an der Kanzel in der Kirche zu Wechſelburg, an dem Altar und einem Grabmonumente daſelbſt voran. (Vergl. Puttrich, Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen.) Hier iſt ein Ort des Stolzes für uns, des Neides für die Fremde, ſelbſt für Italien ſammt ſeinem Nicolo Piſano. Erſt ſoll unſer Franzoſe eben dieſe keuſchen Wunderwerke des deutſchen Meiſels (und Pinſels) ſehen, erſt ſoll er dieß von franzöſiſcher Kunſt übertreffen laſſen, ehe er „Frankreich, nicht Italien das Land der Künſte im Mittelalter" nennt.

In der Malerei wurde, wenn auch nicht Entſprechendes, doch Bedeutendes zunächſt in den Miniaturen dieſſeits und jenſeits des Rheines geleiſtet. Eigen iſt der deutſchen Malweiſe (des 11ten Jahrhunderts) ein außerordentlicher Schönheitsſinn in der Färbung bei ſonſt ungefüger Formgebung; im 12ten Jahrhundert ſah es der germaniſche Sinn zunächſt mehr auf die klare Umreißung der ſtrengen Form ab, um dann im Verlaufe erſt der entpuppten Geſtalt das vollſte, blühendſte Körperleben zu geben. Im Süden Deutſchlands, in den bayriſchen Klöſtern insbeſondere

arbeitete der Pinſel frei, klar, voll, lebenskräftig und ergreifend. Ein Zeugniß für die Wandmalerei in Deutſchland gibt das Peterskther am Bamberger Dom. In Deutſchland endlich ward in dieſer Periode eine für die Kunſtentwickelung höchſt erfolgreiche Erfindung gemacht: die Glasmalerei. (Kloſter Tegernſee in Baiern weiſt die älteſten Glasgemälde — vom Ende des 10ten Jahrhunderts — auf.) Aber für ihre volle Entfaltung gaben die ſchmalen Fenſter der romaniſchen Bauten keinen Raum, ihren Zweck findet ſie erſt in dem ſie bedürfenden Syſteme, ſo iſt ſie es, welche zugleich fordert und bedingt.

III.

(Die Blüthezeit.)

Die germaniſche Kunſt,

vom 13ten bis zum 15ten Jahrhundert.

In der Periode der romaniſchen Kunſt war am Ende eine ſolche Verſchmelzung des Römiſchantiken mit dem chriſtlichen Geiſt und Leben erreicht, eine ſo harmoniſche Ein- und Unterordnung des erſtern unter das letzte, daß eine materiellere, auf plaſtiſche Formenbeſtimmtheit ſich ſtützende Natur ſich vollſtändig darin befriedigen konnte. Aber all dies war dem ſeiner Eigenheit zuſtrebenden germaniſchen Geiſte erſt die Schule zu ſeinem Leben: nachdem er das Fremde untergebracht, daran ſeine Kräfte geübt hatte, trat er erſt auf die eigenen Füße, um ſeiner Innerlichkeit und Geiſtigkeit gemäß auch den letzten Reſt der gegen den Geiſt ſich — und wäre es auch im Gleichgewicht plaſtiſcher Schönheit ſelber — haltenden Materie in das Licht von oben zu verklären. Aus der Knoſpe ſollte die Blüthe werden. Ueberall hin, wo für Innerlichkeit und Chriſtenthum, d. h. für germaniſchen Sinn ſich Herzen fanden, verbreitete ſich dieſe, aber nur, wo wirklich germaniſches Blut pulſirte, war eine aufrichtige und erfolgreiche Betheiligung daran möglich. Nordfrankreich und England wiſſen das Ihrige zu leiſten, während Italien und Südfrankreich vom Romanismus nur zufällig und willkürlich in germaniſche Kunſt herüberſtreifen. Wo aber das reinſte Germanenblut ſtrömt, in Deutſchland, das bisher ſchon das Lieblingsland der Künſte war, mußte der germaniſch-chriſtliche Sinn zur höchſten Kunſtblüthe ſich entfalten.

Wir ſahen, wie in der deutſchromaniſchen Architektur bereits alle Materialien zu einem neuen Bau in ſchönſter Harmonie bereit lagen. Aber eben dieſe Harmonie, welche der deutſche Künſtlergeiſt zu erzielen wußte aus dem an ſich und bei andern nur Unorganiſchen, hielt ihn ab von einem raſchen Abſprung. Die Liebe, mit welcher er ſich den überkommenen Formen hingab, dieſe wahrhaft mütterliche Liebe, womit er ſie pflegte und erzog, gab ihm auch das ſtille Genüge daran. In ſeiner Innerlichkeit und Seelenhaftigkeit iſt ja der Deutſche überhaupt mehr weiblicher, empfangender und liebevoll pflegender, als männlicher, in aktivem Lebensdrang zeugender Natur. Wohl fühlte auch der deutſche kirchlich fromme Sinn die Nothwendigkeit eines noch höhern und freiern Aufſchwungs ſeiner Formen zu ſeinem eignen Ideal; aber kann auch die Mutter ihr Kind verlaſſen, um in einer neuen Welt das neue, obgleich von ihr ſelbſt erſehnte Leben zu gründen? So iſt es der franzöſiſche Geiſt wieder, der mit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts über die Schwelle tritt und mit einem Ruck ein neues Daſeyn erſtehen läßt. Und es gehörte auch ein keckerer, excentriſcher Geiſt dazu, um die Halbkreisbögen von Pfeilern und Säulen herabzuwerfen, ſtatt im Mittelpunkt vielmehr ihm zur Seite den Zirkel einzuſetzen, und den ſo gezogenen Bogen von der andern Seite her durch den gleichen Bogen abzuſchneiden. Was dem bedächtigen, gewiegten, gern auf breiter Baſis ruhenden Deutſchen zuerſt als Wagniß einer vorſchnellen Freiheitsluſt erſcheinen mochte, darin ſollte er weiterhin ſeinem Zug ins Unendliche, ſeinem Drang nach oben die bequemſte Leiter gegeben finden. Daß es dem franzöſiſchen Geiſte weniger um dieſe Sehnſucht nach oben, als um ein keckes Impromptu, um einen architektoniſchen Witz zu thun war, beweist die Art, wie er ihn, nachdem er gemacht war, ſtehen ließ. Es hatte ſich der romaniſche Gewölbebau, wie wir ſahen, in der Normandie zu eigenthümlich ſelbſtſtändiger Bedeutung entfaltet, und von da ſich über die benachbarten Gegenden Frankreichs verbreitet. Aber unmittelbar daneben, ohne ihn anzuſehen, tritt in der Isle de France, in Champagne und Burgund an die Stelle der viereckigen, mit Halbſäulen beſetzten Pfeiler und der Rundbögen eine maſſige Säule hervor und darüber der ſchlanke Spitzbogen. Jene lieferte die chriſtliche Baſilika des Occidents, dieſen der muhamedaniſche Orient (durch die ſiciliſchen Normannen?) in der

Normandie gebt die Revolution nicht vor ſich, alſo auch nicht durch die franzöſiſchen Normannen?); das Gewölbe, deſſen Bogen und Gurte auf dem Deckgeſimſe der Säulenkapitäle aufzuſtehen hatten, lieferte die Normandie. Dieſe drei Elemente ſyſtematiſch vermiſcht zu haben, iſt das Verdienſt der Franzoſen. Aber wie unorganiſch dieſe Verbindung ſey, leuchtet ein. Der Blick durfte zwar an den Spitzbogen in den Arkaden und Gewölben in die höchſte Höhe ſteigen, aber er konnte nicht wieder herunter auf den Boden, das Säulenkapitäl ſchneidet auf widrige Weiſe ab und die Säule läßt die Bogen nicht aus ſich hervortreten; dieſe gleichen einem Menſchen, dem die Füße abgehauen ſind und der Rumpf auf einen Stumpf geſetzt iſt. Auch der franzöſiſche Geiſt fühlte dieſes; man führte die Gewölbgurtträger bis auf den Fuß der Säule das Kapitälgeſims durchbrechend herunter und lehnte auch für die niedrigern Gewölbegurten und Bogen (der Seitenſchiffe) kleine Halb- oder Ganzſäulen (auch ganz frei von der Mittelſäule wegſtehend, wie in der Kathedrale von Rouen) herum. Ein Beiſpiel dafür liefert Notre Dame in Paris. Aber man betrachte, wie dieſe Hinzufügung kleinerer Säulen und Säulenkapitäle neben und an die großen Mittelſäulen den ſpitzigen Bogen nichts weniger als zu Grund und Boden verhilft, wie dieſe nach und vor unlebendig, unorganiſch aufgeſetzt, nicht daraus hervorgewachſen, wie der ganze Witz äußerlich *gemacht*, nicht innerlich gelebt und geſchaffen iſt. Dazu kommen noch über den Arkaden und unter den Fenſtern des Mittelſchiffes Arkaden zu einer Art von Emporen, wodurch wieder ein horizontales Zerſchneiden der vertikalen Richtung, ein mechaniſches Uebereinander zweier Fenſteröffnungen entſteht, ſtatt daß ein Fenſter die ganze Wand von oben bis unten dem Auge frei und durchſichtig machen ſollte. Viktor Hugo zwar kann in dem Kölner Dom nichts Beſſeres ſehen, als in Notre Dame auch (vergl. ſeinen Rhein); aber kein Sinn, der in dem erſtern ſich zu erheben fähig iſt, wird aus der letztern ohne das drückende, befangene Gefühl gehen, welches wir von allem Gemachten und Mechaniſchen hinwegnehmen.

Wird es uns nicht frei und wohl im Innern, ſo bietet auch das Aeußere des franzöſiſch-germaniſchen Kirchenbaues nicht das groß und fröhlich Emportragende, nicht das Erhebende, das wir für uns und die Sache verlangen. Der Spitzbogen durchbricht,

ſeiner Natur nach, alle gerade Linie in die Höhe und in die Breite; nichts widerſpricht ihm daher mehr, als die Horizontallinie, aber dieſer kann ſich der romaniſche Franzoſe gerade nicht entſchlagen. Allgemein ſind horizontale Niſchenreihen über einander an der Façade, horizontaler Abſchluß der Thürme, bei dem man ſich, wenn er auch nicht ſo im Plane lag, wie in England, wenigſtens leicht beruhigte; und wo es zu einer Spitze kam, ſetzte ſie wenigſtens auf einer horizontalen Linie in ſo fern auf, als ſich die vier Thurmecken nicht durch Umſetzung in ein achteckiges Obergeſchoß auf äſthetiſch befriedigende Weiſe brachen, und ſo die Pyramide nicht mit ihrer Baſis für das Auge vermittelt wurde. Weiter blieb aus der romaniſchen Weiſe die kreisrunde Fenſterroſe über dem weit vortretenden und überreich mit bildneriſchem Schmuck verſehenen, aber maſſig und ohne edles Aufſtreben bleibenden Portal. Willkürliche Dekoration ſollte wohl, konnte aber nicht bis ſelbſt in die ſpäteſte Zeit der Periode, wo bereits fremde Einflüſſe rückwirkten, die unharmoniſche, unorganiſche, breite und ſchwere Maſſenhaftigkeit verdecken, welche vor allen die ſüdfranzöſiſchen Bauten erdrückt. Intereſſant genug iſt es, wie in der Normandie wiederum germaniſcher Geiſt nach mehr organiſcher Gliederung ſtrebte, und neben der kahlen franzöſiſchen Säule eine reichere und lebhaftere Formation ſich findet, die auf der bewegten Pfeilergliederung des ſpätromaniſchen Styls beruht und dem Spitzbogen ein ungehemmteres Auf- und Niederſchwingen gewährt.

Während in Frankreich (und England) ſchon lange im Spitzbogenſtyl gebaut wurde, ſtärkte, übte und läuterte ſich der deutſche Bauſinn noch lange an der freien und harmoniſchen Ausbildung des romaniſchen Styls. Selbſt jene Einfügung des Spitzbogens in dieſes Syſtem hatte keine weiteren Folgen; man blieb beim Alten mit der alten Liebe, bis dieſes auf den Gipfel ſeiner Vollendung gediehen und ſo die Stunde zu etwas Neuem gekommen war. Und auch da noch warf man das Alte nicht mit einem Wurfe weg, man zögerte, beſann, gewöhnte ſich; aber nachdem das erſte Schwanken vorüber, der Entſchluß gefaßt war, widmete ſich auch die ganze Kraft des Geiſtes der neuen Aufgabe, die er bald als ſeine Lebensaufgabe erfaßte. In wenigen Jahrzehnten ſtand er mitten im Werke ſeiner Ewigkeit. Im Weſten Deutſchlands wurden die erſten und die größten Erfolge errungen. Die

Liebfrauenkirche in Trier (1227—1244) tritt aus einer altbyzantinischen (nicht einmal romanischen) Anlage rasch und pomphaft in die neue Bahn; schlichter und klarer geht darauf die Elisabethkirche in Marburg (1235—1238) fort, die französischen Formen fleißig ins rein germanische Gefühl verlebendigend; der Kölner Dom aber (1248 gegründet) stellte sich auf die französische Basis nur, um sich ganzen Leibes über sie hinaus in den freien Aether reinster Kunstvollendung zu schwingen, und sich „geradehin als das vollendetste Meisterwerk der germanischen Architektur — somit als das bewundernswürdigste Werk aller (Kirchen-)Architektur —" darzustellen. (Kugler S. 551.)

Die Anlage des Kölner Domes folgt zunächst dem französischen Vorbilde. Fünfschiffig, von einem dreischiffigen Querschiffe durchschnitten, hat er einen mächtigen Chor, der, von einem Kranz von Kapellen in französischer Weise umschlossen, dem Ganzen einen reichen, vielgegliederten Abschluß gibt. Im Chor sind die Pfeiler noch rund mit stärkeren, fast frei vortretenden Halbsäulen für die Hauptbogen und mit kleineren für die Zwischengurte. Im Schiff aber haben die Pfeiler bereits die reichgegliederte, aus der Grundform des eckigen Pfeilers durch stetige Einkehlung hervorgegangene —. germanische — Bildung. Auch die Fenster am Unterbau des Chors, so wie die Strebepfeiler daran, sind ältern und strengern Styls, in so fern nicht ganz in Harmonie mit den sich darüber erhebenden Hochfenstern, Strebethürmchen und Strebebogen, welche dagegen betrachtet fast zu üppig, fast überladen in die Höhe springen, und zu einem wahren Dickicht, einem vollen Wald, aus dem Steine wachsen. Je weiter gegen Westen, desto herrlicher stellt sich aber der wundervollste und zugleich gemessenste Reichthum in bezaubernder Harmonie dar, gerade um den westlichen Nachbarn und Lehrern zu zeigen, was der selbstständige deutsche Geist ihnen Unerreichbares entgegen zu stellen vermöge. Die Façade mit den zwei Thürmen beginnt gleich von unten auf sich in reichster Gliederung zu entfalten, hier aber „ist Alles in so keuscher und klarer Gesetzmäßigkeit gehalten, Alles so durchaus von einem organischen, aus sich selber wachsenden Leben erfüllt, daß dieser Bautheil in jeder Beziehung als das höchste, fast unbegreifliche Wunder der Kunst erscheint. Im völligen Gegensatz gegen das zertheilende und trennende Gallerienwesen des französischen Façadenbaues (den

Meiſter Erwin am Straßburger Münſter ebenfalls mit deutſchem Leben, wenn auch nicht ſo vollendet, zu erfüllen wußte), ſteigt das Ganze in unabläſſiger Entwickelung zum Gipfel empor. Hier iſt der mannigfaltigſte Wechſel, ein Glied am andern, die glücklichſte Mitte zwiſchen Kraft und Feſtigkeit und zwiſchen leichter, aufſtrebender Kühnheit gehalten." Die vollendetſte Geiſtigkeit und Durchſichtigkeit, die reinſte Enthebung von materieller Schwere und Starrheit, die Idealität ſelber iſt hier dem deutſchen Herzen zu einem Bau für ſeinen Gott geworden, der Geiſt und Leben iſt; in energiſcher Spannung und fröhlichſtem Schwunge haben ſich die unendlichen Gegenſätze zum reinſten Zuſammenklang, zu einem heiligen Lobgeſang aufgelöst — und iſt „der Kölner Dom nur der letzte Seufzer der Kunſt, deren Wiege und frühеſte Wohnung zu Paris, Chartres, Rheims und Amiens iſt," — ſo iſt's der Seufzer, mit welchem ein göttliches Leben ſeine letzte und größte That beſchließt, mit welchem es in ſeine Ewigkeit hinübertretend ausruft: „Es iſt vollbracht!"

Von den deutſchen Bauhütten in Straßburg, Köln, Wien und Zürich u. ſ. w. aus, wurde Deutſchland zum Land des chriſtlichen Kirchenbaues, und an die Kölner Wunderblume der chriſtlich-deutſchen Architektur ſchließt ſich ein Garten voll der kräftigſten und lieblichſten Blüthen durch ganz Deutſchland an. Schwerer und nüchterner in den niedern Landen des Nordens, von der franzöſiſchen Gränze bis zur Memel, ſo weit man von Flandern bis Preußen die deutſche Zunge platt ſprechen hört, leichter und kecker in fröhlicheren Gegenden; keuſch und beſonnen im Anfang, reich beladen am Ende der Kunſtperiode, aber immer ein Ausdruck des deutſchen, mit frommem Sinn die Stufenleiter des Lebendigen vom kalten Stein bis zu dem warmen Hauche der göttlichen Liebe durchmeſſenden Geiſtes.

Derſelbe Geiſt, der in der germaniſchen Architektur ein raſtlos wirkendes Emporſtreben, eine ſtets wachſende Löſung und Vergeiſtigung der Maſſe erzielte, derſelbe Drang des Gemüthes, der die Bande der Körperwelt durchbrechen muß, dieſelbe Seelenhaftigkeit, dem das Irdiſche nicht als niederziehende Hülle, ſondern nur als aufwärtsrufendes Symbol des Höhern gilt, dieſelbe Sehnſucht nach verklärtem, geläutertem Daſeyn, welche ihre Wunderbauten gerne von dem, an klaſſiſch-beſtimmte Formen gewohnten italieniſchen

Geiste gothisch, d. h. barbarisch, schelten ließ, mußte auch in der Plastik und Malerei die gemessenen Bande der Körperhaftigkeit durchbrechen. Statt des plastisch-antiken Genügens, dessen Herrlichkeit sie am Ende der romanischen Periode fast wieder erreicht hatte, ergoß sich ein stilles Sehnen nach oben, eine fromme Hingebung an das Höchste in zartem Schwunge und sinnlicher Anmuth und Holdseligkeit über die gottgeweihte Gestaltenwelt, welche so sich als beseelte Blüthe mit organischer Nothwendigkeit aus den lebendig gewordenen architektonischen Gliedern und Sprossen entfaltete.

Kam die französische Architektur der deutschen niemals völlig gleich, so hat die französische Skulptur die letztere gewiß nicht übertroffen, da die germanische Plastik so ganz in und aus der Baukunst wuchs. Auch ärmer erscheint Frankreich an plastischen Werken — ich weiß nicht, ob allein in Folge des revolutionären Vandalismus. Immerhin aber hat auch der französische Meißel, z. B. in Chartres, das Zierlichste in diesem Style geleistet, den er sich rasch als allgemeines Zeitbedürfniß anzueignen wußte. Deutsche Meister mögen auch gerne beigezogen werden seyn, wie der namhafte Schlüter (Claur Sluter) im Anfange des 15ten Jahrhunderts an den Hof Philipps des Kühnen von Burgund.

Viel Zierliches, namentlich zur Verklärung des Minnedienstes, wußten die Franzosen, gleich den Deutschen, in Elfenbein zu leisten. Was wir von französischer Malerei in dieser Periode wissen, beschränkt sich beinahe auf die Verzierung der Bücher durch Miniaturen. Paris besonders war der Ort dafür. Insbesondere gelang das Freie, Zierliche, Effektreiche, und das geistreiche Spiel, welches immer dem Franzosen das Höchste war. Auch die Glasmalerei wurde fleißig in Frankreich betrieben; auch sie ist handwerklicher. An Wand- und Tafelmalerei reichte aber das künstlerische Vermögen bei seinem Mangel an großartiger Erfindungsgabe und liebevoller Naturbeobachtung nicht hin.

Wie ganz anders regt sich Letzteres in Deutschland und seinen Niederlanden! Wie schon in romanischer Zeit, so noch vielmehr in germanischer, war die Farbe für den deutschen Sinn zum Ausdruck tiefern Seelenlebens eine innere Nothwendigkeit. Daher die fast allgemeine Anwendung derselben, namentlich bei Holzskulpturen, welche der deutsche Pinsel so kunstvoll und sinnig zu

beleben und zu beſeelen wußte, daß darin die plaſtiſch-klaſſiſche Kälte, die romaniſche Nüchternheit auf die vollendetſte Weiſe überwunden wurde. Die deutſchen Miniaturen ſtehen im Allgemeinen den Leiſtungen in der höhern Malerei nach, obgleich ſie ſich im Einzelnen mit den beſten franzöſiſchen derſelben Zeit auf gleiche Stufe ſtellen, zum Beweis, daß es nicht an der Kraft dazu fehlte. Aber man hatte Wichtigeres zu thun, größere Aufgaben ließen dem Geiſte keine Zeit zu dem leichteren Spielwerk. Da war vor Allem die Glasmalerei, dieſe „eigentlich monumentale Malerei der germaniſchen Kunſt," welche zu großartigen Leiſtungen für dieſe aus Licht und Duft gewobenen Wände in Anſpruch nahm, aus denen der ſtarre Stein geworfen wurde, um dem blühendſten, farbenhellſten, geiſtigſten Körperleben Platz zu machen. Köln, Wimpfen, Oppenheim, Straßburg und Lübeck wiſſen es zu bezeugen. — So wenig der germaniſche Bau Flächen und Wände für den Pinſel bot, ſo wurde doch jedes Feld, jeder Zwickel der Maſſenhaftigkeit durch bedeutungsvolle Gebilde in Farbe entnommen. Die großartigen Gemälde an den Brüſtungswänden des Kölner Doms treten an die Spitze der vielen Ueberbleibſel, welche in faſt allen Gegenden von Deutſchland, namentlich auch in Schwaben, nach und nach unter der ſchlimmen Tünche ſpäterer Jahrhunderte hervorkommen.

Das Bedeutendſte aber leiſtete der deutſche Farbenſinn von der Mitte des 14ten Jahrhunderts an, nachdem die Architektur nicht mehr alle Geiſter und Hände ſo in Anſpruch nahm, in der Tafelmalerei. Höchſt intereſſant wirkte die erſte namhafte deutſche Malerſchule, die unter Kaiſer Karl IV. (1346—1378) von Nikolaus Wurmſer aus Straßburg, Kunze und Theodorich von Prag in Böhmen begründet wurde. Auch durch ihre plumpen Formen wußte die Seele im Fluſſe weichſter Farbenbehandlung durchzubrechen. Mit dem wärmſten Schmelz, der geſättigtſten Fülle und Glut, der edelſten Zeichnung und dem lauterſten Gefühl verſchwiſtert ſich der holdeſte Liebreiz und der zarteſte Seelenausdruck in der Schule, welche um's Jahr 1380 durch Meiſter Wilhelm in Köln gegründet und durch Meiſter Stephan in's 15te Jahrhundert geführt wurde. Sie verzweigte ſich weithin, insbeſondere über Weſtphalen, wo von der Mitte des 15ten Jahrhunderts an eine Vollendung erreicht wird, welche wiederum

leck sich zu den sinnigsten Werken italienischer Kunst, und mitten zwischen Fiesole und Perugino, stellen darf. Was Regierungsrath Barthels in Aachen, was das Museum und Professor Heindorf in Münster und besonders Regierungsrath Krüger in Minden freundlich zuvorkommenden Sinnes an Werken westphälischer Meister von holdseligstem Liebreiz und sinnigster Anmuth, zartester, leisester Färbung und durchgebildetster Form zu zeigen vermögen, übertrifft alle Erwartung, und reiht sich wenigstens meinem Gefühl nach zu dem Entzückendsten in aller Kunstbetrachtung. —

Mitten in diese Seligkeiten aber schreitet ein Geist, der zumal das deutsche Volk von dem süßen Spiel mit Form und Farbe in ein stürmisches Leben voll Kampf und Drang nach höhern, geistigern Interessen, damit aber aus dem friedlichen, seligen Himmel in das dem Stoff und dem Egoismus verfallene Erdenleben reißt. Der Geist hatte sich in eine Idealität hinübergewoben, in deren Herrlichkeit er des realen Daseyns und des diesseitigen Lebenszweckes, damit aber auch seiner wahren Bestimmung für eine höhere Welt vergessen konnte, so daß die Materie, welche er vollständig vergeistigt zu haben glaubte, unter der Hand sich ihm entzog, ihre eigenen bösen Wege ging und ihn, während er von himmlischer Seligkeit, Freiheit und Reinheit sich entzücken ließ, an die verachtete Sinnenwelt verkaufte und in die Bande äußerer Knechtschaft schlug. Er hatte das Diesseits an das Jenseits verloren, jene seine irdischen Güter, seine veräußerlichen wie seine unveräußerlichen an den Himmel geopfert, den ihm die Kirche bot. Aber mochte er diese noch so licht und luftig, noch so leicht und durchsichtig, noch so ätherisch und geistig bauen: sie war von Stein. Und was noch mehr war, die Mutterkirche jenseits der Berge, die römisch-italische vermochte nicht einmal im Aeußern, geschweige in ihrem Innersten diesem geistigen Aufschwunge zu folgen, in welchem die deutsche sich in den Aether baute. Sie blieb massiv und schwer, auch wo sie es versuchte, und sie drückte jene freie Erhebung nieder, wo sie konnte: nichts sah sie lieber, als wie der kindlich ergebene deutsche Geist ins Jenseits hinüberschwebte; dem sich so selbst Vergessenden konnte Grund und Boden, Gut und Blut, das Zeitliche und selbst das Ewige unter den

Füßen und Händen weg zu Nutzen der maſſigen, unausfüllbaren Petruskirche Roms entzogen werden. Frühe ſchon ging das Gefühl davon in leiſen Zuckungen durch das getäuſchte deutſche Herz, in frommem Gebet erſt, in ſehnendem Seufzen, in bittendem Worte, mit pochendem Finger, mit zitternder Hand nahte ſichs nach und nach, mehr und mehr der Pforte der petrifizirten Kirche, bis endlich in zornigem Fluche und donnernder That die Thüre eingeſtoßen wurde und die Reformation ſiegesmächtig in die verdumpften Räume ſprang. Und ſo war es auch die beſondere, flüſſigere, freiere und geiſtigere Kunſt, die Plaſtik und Malerei, die vom Anfang des 15ten Jahrhunderts an, da überall noch der äußere Kirchenbau in vollem Schwunge war, von den Tabernakeln heruterſteigt, aus den Mauerniſchen ſpringt, die Kirchenwand verläßt, den innigen Wechſelverband mit den kirchlichen (Architektur-) Formen aufgibt und ſich frei als Einzelnes, Selbſtſtändiges und für ſich Abgeſchloſſenes in die Welt ſtellt. Die Kunſt nimmt an dem immer allgemeiner und lauter werdenden Proteſtiren des Geiſtes gegen die Feſſeln der Kirche in ihrer Weiſe Theil, ſie ſtrebt auch nach der Freiheit des Selbſtbewußtſeyns, ſie wird aus der katholiſch-chriſtlichen eine proteſtantiſch-chriſtliche.

Die Reformation bildet hiemit auch in der Kunſt den Wendepunkt. Wie ſie bisher in die Blüthe ſtieg, ſo fällt ſie nun abwärts, bis ſie dem Neuen, das ſie ins Verderben zog, vollſtändig Platz macht. In dem vollſten und roſigſten Apfel haust der zerſtörende Wurm. Nur aus der erſterbenden Frucht ſpringt der neue Kern. Fortwährend nun ſtellt ſich der bisherige chriſtliche, ins Jenſeits ſtrebende Geiſt zur Aufgabe, aber je deutlicher und entſchiedener er ſich im künſtleriſchen Gebilde darſtellt, deſto mehr kommt er mit ſich in Widerſpruch, deſto mehr geht er ſeinem Ende in ſeinem Gegentheil: dem geiſtloſen Dieſſeits, entgegen. Je handgreiflicher und augenfälliger ſich der Geiſt als ſolcher geben will, deſto mehr ſchlägt er ins Natürliche um. Es eröffnet ſich mithin die Periode der naturaliſirenden chriſtlichen Kunſt, in welcher der Geiſt gegen ſein Wollen und meiſt auch gegen ſein Wiſſen dem Verlangen des Körpers nachgab: ſich mit ihr zu einigen, daß beide ihrer Rechte froh und ihrer gemeinſamen Aufgabe ledig würden. Statt der Gleichgültigkeit gegen einander, ſtatt der Einſeitigkeit ſollte innige Wechſelbeziehung, der Körper die gediegene Grundlage

des Geistes, dieser der freie, bewußte Herrscher des Körpers seyn. Der Mensch sollte zum erstenmal nicht bloßes Erdenkind, nicht bloßer Himmelsbürger, sondern eines im andern: völliger in sich beschlossener Mensch zu werden versuchen.

Eine natürliche Folge dieses auf die eigene Füße Tretens ist ein allgemeines Auseinandergehen der bisherigen Beziehungen und Verbände. Aus der Kirche sondern sich die Völker, aus den Völkern die Individuen nach freier, selbstbewußter Eigenthümlichkeit aus. Die Gemeinsamkeit war das Element des Mittelalters: Alles unter einem Hirten, in einer — katholischen — Kirche. Der Katholizismus ist so der eigentliche Begriff des Mittelalters, und was in ihm lebte und geschah, war um dieses durch die einzelnsten und der Kirche selber fernsten Verhältnisse gehenden All-Einseyns willen katholisch. So war auch die Kunst, indem sie Baukunst, Malerei, Skulptur und Musik, die Poesie als Grundlage und Spitze aller nicht zu vergessen, auf wunderbare Weise in ein Gesammtleben und Wirken verschlang, eine katholische. Aber nun protestirten, wie die Kunst gegen die fesselnde Kirche und ihre steinernen Formen, so die einzelnen Künste auch gegen den sie beengenden Gesammtverband und jede sprach ihr eigenes Recht, für sich in der Welt zu stehen, an. Die Blumen gehören in einen Kranz, die Frucht will für sich selber gelten.

Am schlimmsten erging es dabei der Architektur. Sie ist ohne die übrigen Künste ein Stamm ohne Wurzeln, Blätter, Blüthen und Früchte. In ihr kann ohne gemeinsames Wirken und Zusammentreten in jeder Beziehung gar nichts geleistet werden. Nachdem sich daher der Organismus des mittelalterlichen, um die christkatholische Kirche sich herschließenden Gesammtlebens gelöst, war es die Architektur, welche am ersten und vollständigsten sich desorganisirte. Es fehlte der Geist, welcher die so ganz ins Geistige übergetretenen germanischen Architekturformen in einen gediegenen Realismus umbiegen und so den positiven Lebensbedingungen gemäß fortgestalten konnte. Man ließ die lebendige Blume stehen und verderben und holte sich aus dem Ruinenwald des Alterthums das Holz zu derberem Bau. Der eintretende Realismus machte mehr abgeschlossene Formen nöthig, das neuerwachte wissenschaftliche Studium führte zur antiken Welt und es erschienen die antiken Formen in ihrer meßbarern, scheinbar gesetzmäßigern

Konſequenz jedenfalls ein bequemeres Material, obgleich die antike Architektur zu den maſſenhaften Räumlichkeiten des modernen Bedarfs nur in einem dekorativen Verhältniß ſtehen konnte. Aus dem äußerlichen Aufkleben dieſer, noch dazu von dem römiſchen Ungeſchmack ſchon entarteten klaſſiſchen Formen geſtaltete ſich dann auch nichts Lebensvolles, und bezeichnend genug nahmen daran am meiſten die Völker Theil, welche ſich am wenigſten an dem germaniſch-mittelalterlichen Geiſt und Streben betheiligen konnten: die romaniſchen. Italien ging voran und gelehrig äffte Frankreich vor Allem die in einen todten Mechanismus zuſammengezwungenen Mißformen nach. Germaniſche und romaniſche Formen gehen noch bunt und zierlich, aber ohne klare, wohlthuende Harmonie in einigen franzöſiſchen Schloßbauten vom Anfang des 16ten Jahrhunderts durcheinander. Ein Beiſpiel ſieht man an der Façade des Schloſſes von Gaillon (1510—1550 erbaut), die in dem Hofe der Ecole des beaux arts zu Paris aufgeſtellt iſt. (Nur einmal, im 15ten Jahrhundert gelang überhaupt eine anmuthsvollere Durchbildung der an ſich disparaten Formen zur Blüthezeit der modernen italieniſchen Architektur in Italien ſelber.) Franz I. ſtoppelte ſich auch für ſeine architektoniſchen Unternehmungen ein Stück Italien zuſammen: ſein Lob müſſen wir den Franzoſen überlaſſen, wie freilich noch viel mehr das der Hofbaumeiſter des vierzehnten Ludwig, und der troſtlos nüchternen Herren unter den Zöpfen und Perücken des 17ten und 18ten Jahrhunderts!

So wenig auch die deutſchen Baumeiſter den Italienern aus dem Wege gehen konnten, ſo muß einem Elias Holl (Erbauer des Augsburger Rathhauſes 1615—1618), Eucharius Holzſchuher (das Nürnberger Rathhaus 1616—1619), Nehring und Joh. de Bodt (das Berliner Zeughaus 1685), insbeſondere dem großen Andreas Schlüter (am Berliner Schloß 1699—1706), einem Fiſcher von Erlach (Karlskirche in Wien 1716—1737), Balth. Neumann (das Würzburger Schloß 1720—1744) und Friedrichs II. Baumeiſter H. G. W. v. Knobelsdorf das Verdienſt verbleiben, mit ſchlichterm Sinn Kraftvolleres und Gediegeneres geleiſtet zu haben, als die Franzoſen von Pierre Lescot bis Manſart und Soufflot, deren Werke von Sünden gegen den Geſchmack und von Fehlern gegen den Styl wahrhaft muſterhaft wimmeln, wenn ſie es auch nicht im Einzelnen an Geiſt, ja an wirklicher Großartigkeit mangeln laſſen.

Auf dem Felde der Architektur gab es alſo in der modernen Zeit weder für Franzoſen, noch für Deutſche beſondere Lorbeeren zu pflücken: ſehen wir, wie ſie ſich in die übrigen Künſte theilen. Hier war die Natur da, welche zu den neugeſtellten Forderungen auch die Mittel gab. Dort im Bauen ließen ſich die einmal für allemal längſt abgeſtorbenen Formen zu keinem Leben mehr entwickeln; wir haben daher auch von keinem modernen Entwicklungsgang der Architektur, von keinen Abſchnitten darin zu ſprechen und den ganzen Zeitraum bis zum 19ten Jahrhundert auf einmal abgethan. Aber das Leben iſt ein Werden, was ihm folgt, muß ſich entwickeln, und ſo zeigen denn die an es ſich anſchließenden bildenden Künſte in der That eine fortgehende Entwicklung, wenn auch nicht überall ſo, wie in dem nun erſt recht eigentlich zum Land der Künſte ſich erhebenden Italien. Der klaſſiſch-romaniſche Geiſt hatte dort ſich nicht ſo in den germaniſchen verflüchtigt, das Feſthalten an der Antike machte nun Italien fähig, im Reiche der Kunſt jene moderne Einigung des Klaſſiſchen und des Katholiſch-chriſtlichen eben Angeſichts der Antike ſelber großartiger und formvollendeter zu beginnen. Dennoch rächte ſich die Nichtaufnahme des Germanismus im Verlaufe dadurch, daß ſich die chriſtliche Innigkeit nur zu bald erſchöpfte, und die Kraft des italieniſchen Geiſtes für den Antheil an der weitern Ausgeſtaltung eines neuen Völkerdaſeyns verloren ging. Wohl nahmen darum die nordiſchen Völker an dem erſten glänzenden Aufſchwung der modernen Kunſt keinen ſo mächtigen Theil, nicht blos, weil ihnen die Antike fehlte, ſondern noch viel mehr, weil ſie, beſonders das deutſche Volk, die Aufgabe des Weltalters ernſter und gründlicher nahmen und nicht in leichtem Spiele der Kunſt, ſondern in der ernſten Arbeit des Geiſtes aus dem Verlebten ſich ein neues Daſeyn und Bewußtſeyn gründen wollten. Auch wollte insbeſondere der deutſche Geiſt das Neuerworbene aus dem Alterthum und aus der Natur, den wiedergewonnenen Sinn für das Reale in aller Welt nicht blos auf die Kirche, außer welcher kein Heil, wieder beziehen. Vielmehr auf das menſchliche Bewußtſeyn, auf ſeine Freiheit in der Natur wollte Alles bezogen werden, und ſo mußte ſich auch Alles, worin der Menſch ſein Bewußtſeyn, worin er Geiſt, Leben, Gefühl fand, Alles, was in ihm wiederklang und mit ihm ſtimmte: die ganze Fülle des umgebenden Lebens

zu Schmuck und Freude im Element der Kunſt verklärt um ihn ſammeln. Dies war nur der Sinnigkeit des Deutſchen möglich, dem das innerlichſt aufgenommene Chriſtenthum das Gefühl für das Univerſum und darin das Bewußtſeyn ſeiner Freiheit über das ganze Daſeyn vollends aufſchloß. Letzteres befähigte ihn zu einer weitern Kunſtbethätigung, welche dem unfreien Italiener wiederum unmöglich war: zu jener humoriſtiſchen Auffaſſung des Lebens, nach welcher ſich der Geiſt im Zwieſpalt zweier Welten, in der Klemme zwiſchen Realität und Idealität, zwiſchen Kleinſtem und Größtem zwar unglücklich, aber in dem höhern Bewußtſeyn, über alle Hemmungen des kümmerlichen Kleinlebens durch ſeine freie Geiſtigkeit, durch ſeine ewige Natur hinaus zu ſeyn, unendlich glücklich und zu heiterſter Luſtigkeit aufgelegt fühlte. So einerſeits in der Natur zu gegenſtändlicher Auffaſſung alles umgebenden Lebens ſtehend, andererſeits über Natur und Erde im ſichern Bewußtſeyn ſeiner geiſtigen Freiheit lebend, vermochte der nordiſche Geiſt nicht nur ein großes Stück der chriſtlichen Kunſt mitzuleben, ja zu begründen, ſondern er hat darin ohne Zweifel auch die Mächte zukünftigen Lebens, werdender Größe in der Hand, während der großartiger beginnende Süden ſich bald und vielleicht auf immer ausgelebt hat.

Für die nordiſche Kunſt kommen faſt blos Franzoſen und Deutſche und die zwiſchen beiden liegenden Niederländer in Betracht. Ich habe ſchon ausgeführt, warum wir die Niederlande als eine Provinz der deutſchen Kunſt betrachten. Daß ſich hier ein ſo mächtiges Kunſtleben entfaltete, iſt leicht erklärlich. Fürs erſte blieben dieſe Gebietstheile der deutſchen Zunge von den argen Kämpfen des übrigen Deutſchlands mehr verſchont, zweitens vermochte ſich in Folge dieſer günſtigen Zeitverhältniſſe im Element der männlich erkämpften Freiheit und im Genuß der für Handel und Gewerbe, ſomit für Wohlſtand und Selbſtgefühl ſo außerordentlich günſtigen Lage des Landes die Kraft in allen Dingen unendlich mächtiger und freier aufzuſchwingen; endlich aber kam drittens das Naturell des Volksſtammes den Nothwendigkeiten der Kunſtentwicklung ganz beſonders entgegen. Die Niederlande hatten ſich an der germaniſchen Formvergeiſtigung weniger betheiligt. Sie waren zu derb, platt, weltlich geſinnt dafür. So geriethen ihnen die germaniſchen Kirchenbauten gar wenig: breit, maſſenhaft,

mehr Hallenartig, für täglichen Marktverkehr tüchtiger, als für die innere Beſchauung, ohne die reiche Umrankung mit den Blüthen der übrigen Künſte ſtehen dieſe Kathedralen und übrigen Bauten vor dem Beſchauer. Man könnte dies als Verwandtſchaft mit dem franzöſiſchen Geiſte anſehen, wenn nicht ihre Malerei insbeſondere ihr deutſches Blut und allempfindendes Herz bekundete. Nun wollte der neue, gegen den entkörperten Geiſt und den am Ende auch entgeiſteten Körper proteſtirende Geiſt, der vor Allem über Deutſchland gekommen war, Natur und Freiheit, Körperfülle und Selbſtbewußtſeyn. So theilten ſich die Kinder des deutſchen Hauſes in das Erbe der Zukunft, in den Bau der neuen Zeit. Das auch vorher ſchon mehr auf das Geiſtige gerichtete Mittel- und Oberland nahm die härtere Arbeit, die Erringung der geiſtigen Freiheit und des neuen Selbſtbewußtſeyns in Kirche und Wiſſenſchaft auf ſich, um die Errungenſchaft ſpäter ſich in der geiſtigſten Kunſt, in der Poeſie zu Genuß und Freude zu bieten. Die Reformation, die Spekulation und die Literatur waren ſeine Aufgabe. Dem mehr ins Leben und ſeinen regen Verkehr geſtellten niedern Lande ward die Aufgabe, die politiſche Freiheit als eine That des proteſtantiſchen Geiſtes darzuſtellen und die Güter eines freien, kräftigen, üppigen Lebens in heiterm Naturſinn und in künſtleriſcher Freiheit ſpielenden Ernſtes in das Gebiet des Geiſtes zu erheben und in das Licht der Ewigkeit zu rücken. Dabei aber nahmen ſich die niedern Lande ihr Theil religiöſer, wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Freiheit, wie die obern ihren künſtleriſchen Genius auch nichts weniger als feiern ließen.

Mit obigem Heraustreten der Künſte aus dem kirchlichen, und damit aus dem Geſammtverbande geht auch im künſtleriſchen Subjekte, ſomit in der Auffaſſung, im Styl eine große Veränderung vor ſich. Styl iſt die große Form, die ſich ein großer, geſchloſſener, eine volle Idee in ſich tragender Stoff aus ſich ſelber gibt. Styl iſt gleichſam die Handhabe, an welcher ſich ein ſolcher Inhalt allein auf die rechte Weiſe und ausſchließlich packen läßt: wer ſich nicht in die Sache fügt, wer ſeine beſonderen Launen und Griffe, ſein apartes Belieben dazu mitbrächte, wüßte gar nicht damit umzugehen und müßte es verhunzen. Der Künſtler geht alſo hier im Werke auf. Das Werk iſt's, das, indem es ihm ſeine Handhabe bietet, ihn zu ſeinem Organe macht. Der Gegenſtand

hat Herrſcht vollkommene und große Einheit von Form und Stoff im Styl, verbindet die Manier auf zufällige Weiſe beides, ſucht ſie willkürlich für den Stoff die Form zuſammenzubringen, ſo ſucht die Mode vollends gar den Stoff für die fertige, todte Form, welche nun natürlich, auch wo ſie an einen Stoff gehängt wird, nie haften kann, weil beide gleich zufällig, gleich ſehr ohne innere Beziehung zu einander und zum Künſtler ſind.

In unſerer Periode nun ſetzt ſich Anfangs noch der alte Ernſt und Trieb fort, um einem, freilich mehr und mehr auseinanderfallenden Stoffe die entſprechend große Form zu geben: im Rückblick auf Antike und Mittelalter erhält und nährt ſich ein hohes Stylbewußtſeyn. Weiterhin möchte der Kunſtgeiſt wohl noch und zwar mit erneuter Kraft die große Form angreifen, aber das Beſtreben wird in der folgenden Periode des Verfalls entſchieden zur Manier und die daraus entſpringende Mode überkommt die neue Kunſtzeit zum Erbtheil oder zum Ueberwinden.

IV.

(Die Zeit der Reife und Frucht.)

Die naturaliſirende Kunſt

im 15ten und 16ten Jahrhundert.

Ein naturaliſtiſches Element iſt bereits in den frühern germaniſch ſtyliſirten Miniaturen der niedern Lande zu bemerken, vollkräftig und großartig tritt es nun zuerſt auf in der flandriſchen Malerſchule des Hubert und Johann von Eyck in Brügge (v. 1366 an), denen ſich zahlreiche Schüler und Nachfolger anſchloſſen, wie van der Meeren, Hugo van der Goes, Rogier von Brügge, und beſonders der phantaſievolle Memling (um 1470), in welchem die ſinnige, ächt deutſche, aber kräftige und realiſtiſche Naturauffaſſung, das liebevolle Eingehen auf allen kleinen Kram der Umgebung zur reizendſten Verklärung und anmuthigſten Vollendung gekommen iſt. Wie die Glasmalerei, ſo iſt nun auch die Oelmalerei in Deutſchland erfunden worden: auch Italien weiß ſie dem Johann von Eyck zu Dank zu verwenden!

Die flandriſche Schule wurde die Mutter für die ganze deutſche Malerei, ihr Einfluß erſtreckt ſich über alle Provinzen und Stämme.

Und warum? etwa, weil die Eyck und die Memling keine Deutſche waren?

Zunächſt ſchließt ſich Holland an. Albert van Ouwater zu Harlem iſt entſchiedener Nachfolger des J. v. Eyck in glücklich erſtrebter Naturwahrheit, vollendeter Ausführung und kräftigſter Charakteriſtik. Sein Schüler iſt Gerhard van Harlem, verwandter Richtung Dierick Stuerhout von Harlem. Selbſtſtändiger zweigt ſich eine andere Richtung ab, welche das Bewußtſeyn der Freiheit in toller Phantaſtik und geiſtreicher Originalität zu abenteuerlichem Humor und derbem Genrebild ausjubeln ließ. (Hieronymus Boſch mit ſeinen wahrhaft aſſenheuerlichen, naupengeheuerlichen Höllenſpäßen, z. B. im Berliner Muſeum, und der Schüler des Cornelius Engelbrechtſen von Leyden, Lucas von Leyden (1494—1533), mit ſeinen bizarren Volksſpäßen.)

Eine ähnliche Richtung nahm man am Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrh. in Brabant, wo es A. Cläſſens, Rogier van der Weyde aus Brüſſel, Quintin Meſſys aus Antwerpen, J. Mabuſe oder Goſſaert, Bernardin van Orley, Johann v. Schorel, Mich. Cercie, M. Hemskerk, Lancelot Blondel einerſeits auf kräftigere Formbildung und entſchiedenere Charakteriſtik (wozu ihnen ſpäter die Bekanntſchaft mit italieniſcher Formenbildung Materialien liefern mußte), andererſeits auf genreartige Auffaſſung anlegten. Jenes Herübernehmen italieniſcher Formen bringt aber im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts die deutſche Kunſt um allen nationalen, damit wirklich künſtleriſchen Werth.

Aufwärts nach Norden und Süden ziehend, wirkte die flandriſche Kunſt zunächſt auf die Malerſchulen zu Calcar und zu Köln. Zu doppelter Bethätigung regte ſie Weſtphalen an. Einerſeits zeigen die Reſte dieſer Kunſtperiode (bei Prof. Heindorf in Münſter und in den Kirchen von Soeſt) die unmittelbarſte, ſinnigſte und lieblichſte Aneignung des Eyck-Memlingſchen Geiſtes und Bildens, andererſeits ein eigenthümlich phantaſtiſches, leidenſchaftlich bewegtes Weſen (wie Jarenus von Soeſt und Raphon (Rebhuhn) von Eimbeck.) Zur italieniſchen Weiſe führte die weſtphäliſche Malerei hinüber die Künſtlerfamilie Tom (zum) Ring.

Zu noch ſelbſtſtändigerm Wirken floß die niederländiſche Schule

auf die oberdeutsche Kunst in Elsaß, Schwaben und der Schweiz ein. Eigenthümlich ward hier neben einer schlicht realistischen Auffassung der Form eine gemüthliche, in sich gesammelte Stimmung. Ihre Werke tragen das Gepräge eines tiefen, sittlichen Gefühles und sind aufs weichste in lichter und zarter Färbung (an die Westphalen des germanischen Styls erinnernd) ausgeführt. Eine Menge von Wand- und Tafelgemälden bekundet das rege Kunstleben in diesen auch sonst durch tiefes, ethisches Leben ausgezeichneten Gauen. F. Herlen, Lucas Moser, Martin Schön († 1488), H. Holbein der ältere, H. Schülein, Martin Schaffner, Hans Baldung Grüen († 1552), Niklas Manuel, genannt Deutsch, bilden ausgezeichnete Vormänner für Hans Holbein den jüngern, welcher (1498—1554) den national-deutschen Realismus mit einer klaren, ja großartigen Würde (das herrliche Bild der anbetenden Familie Mayer in Dresden!) und mit einem kühn-poetischen Humor (der Todtentanz!) zu verbinden, in künstlerischer Durchbildung und Farbenbehandlung aber mit den lombardischen Meistern selber sich auf eine Stufe zu stellen wußte.

Am selbstständigsten und entwicklungsreichsten verhielt sich die fränkische Schule, die in der Mitte Deutschlands wirkte, zu den niederländischen Einflüssen. Sie ließ sich vorzugsweise von ihnen zu energischer und mannichfaltiger Charakteristik, somit auf scharfe, bestimmte Formbezeichnung hinführen. Michael Wohlgemuth (1436—1519) stellt die abstrakte Schönheit und Häßlichkeit gerne in schneidendem Gegensatz gegenüber. Aber zur höchsten Entfaltung, ja auf den Gipfelpunkt der von der flandrischen Kunst auslaufenden deutschen Kunstentwicklung führte Wohlgemuths Schüler, der große Albrecht Dürer, die fränkisch-nürnbergische Kunst (1471—1528). Er hält die Grenze zwischen obigen Gegensätzen, versetzt sich auf den Boden des realen Lebens, beobachtet dessen leiseste Regungen, adelt sie mit seinem hohen, sittlichen Geist, und producirt mit unglaublicher Leichtigkeit. Die volle Form für seine reiche Ideenwelt fand er nicht so bald; so gab er sich gern einem phantastischen Zuge hin, der übrigens mit das Sinnigste zu Tage förderte. Die Italiener, Raffael selbst bewunderten nicht blos seine Meisterschaft in der Farbe. Er selber besuchte Venedig und Antwerpen. Seine Allseitigkeit (— er war Maler, Zeichner, Holzschneider, Kupferstecher, Mathematiker, Bildschnitzer, schrieb

ein Werk über Fortifikation und Anatomie —) macht ihn zum Repräſentanten des deutſchen Geiſtes. Er iſt Erfinder der Aetzkunſt. Sein hoher, kindlich-reiner, ſittlicher Sinn ließ ihn Luther's Freund und Proteſtant werden. Von ſeinem eigenen Porträt (von 1500, in der Münchner Pinakothek) bis zu dem wunderbaren Bildniß des Patriziers Hieron. Holzſchuher (von 1526); von dem an Lieblichkeit vielleicht alle ſeine Gemälde überſtrahlenden, nun glücklich reſtaurirten, in Italien 1506 (?) als ausdrückliches Zeugniß deutſchen Geiſtes von ihm gefertigten Roſenkranzfeſte (auf dem Stifte Strahow zu Prag) bis zu dem Hauptwerk ſeines Lebens, den vier Apoſteln oder Temperamenten (von 1526, in München), hat der herrliche Mann in einer ungezählter Reihe von Arbeiten der deutſch-proteſtantiſchen Kunſt dieſer Periode die Krone aufgeſetzt. In dem letzten Werke vollends zeigte er durch die großartig erhabene Faſſung der (namentlich in Paulus und Johannes) faſt übermenſchlichen Geſtalten, was der deutſche Kunſtgeiſt auch ohne Antike, wie ſchon früher, ſo auch jetzt aus eigener Fülle und Kraft zu leiſten fähig war.

Die zahlreichen Schüler Dürer's, Kulmbach, Schäuffelin, Beham, Glockendon, Altdorfer, G. Pens, ſeine Genoſſen Burgkmair und Grünewald übergehen wir. Wir bewundern die umfaſſende Weiſe, in welcher die fränkiſche Richtung nach Sachſen durch Lukas (Sunder aus) Cranach (1472 — 1553), zwar etwas ſchwächlicher, aber in heiter ſpielender Naivetät und derbem Volkshumor, ja in ſinnvollſter, zarteſter Poeſie übergeſiedelt wurde. Wir nehmen von der eben berührten Abflachung der Kunſt durch Nachahmung italieniſcher Formen im Verlauf des 16ten Jahrhunderts nach ſolchen Erſcheinungen, da ja auch das Schöne ſterben muß, billigen Umgang. Aber wir werfen noch einen ſtolzen Blick auf die Blüthe, welche die Glasmalerei, ob auch mehr und mehr den monumentalen Bedingungen entnommen, am Ende des 15ten oder Anfang des 16ten, unter ſolchen Einflüſſen in Nürnberg (die Familie Hirſchvogel), in Ulm (Cramer und Hans Wild (1480), in Freiburg, und 1461 — 1525) in vollſter Pracht im Nordſchiff des Domes zu Köln (um 1500) auf deutſchem Boden getrieben. Und nun eilen wir zu ſehen, was dieſer Geiſterreihe von Eyck bis Dürer der freundnachbarliche Franzoſe gegenüber zu ſtellen habe.

Die Malerei in Frankreich bleibt im Kleinen, an den

Miniaturen hängen, welche bis zum 16ten Jahrhundert theils niederländische, theils italienische Richtung verfolgen und vom 16ten an in letzterer eine übertriebene, absichtlich-gesuchte Zierlichkeit entwickeln, welche bleibt, bis im Verlauf des 16ten Jahrhunderts die nach Frankreich berufenen italienischen Künstler den Ausschlag in die Fremde geben. Nur von zwei Staffeleimalern im 15ten Jahrhundert weiß man: Jean Fouquet von Tours, Hofmaler von Louis XI., der sonst sich mit Miniaturen besonders befaßte, und René der Gute, Herzog von Anjou. Als seiner Meister im Porträt stand (um 1550) François Clouet auf. Das ist Alles — was wir wenigstens wissen.

Die Skulptur entwickelte sich in Deutschland unter den Einflüssen der genannten Schulen in nicht minder bedeutender Weise. Am reichsten hat sich Nürnbergs Kunstgeist entfaltet. Die Bildwerke an der Kanzel in der Stephanskirche zu Wien, von Andre Grabner und Peter v. Nürnberg; die zahlreichen, scharfen, derben, lebenswahren Arbeiten des Adam Kraft († 1507) in und um Nürnberg; ferner die Leistungen des verwandten Tilmann Riemenschneider von Würzburg (1499—1513), des Hering v. Eichstädt (1518); einige ausgezeichnete Denkmale in Erfurt; das große marmorne Grabdenkmal, von Niklas Lerch aus Strasburg, in St. Stephan zu Wien (1467—1513); andere Werke daselbst von Meister Heinrich und von Conrad Blauen, insbesondere Jörg Syrlen von Ulm, der ältere (1470) und der jüngere (1490), Simon Baider von Konstanz, sind von zum Theil ausgezeichnetem Verdienste im Fache der freien Skulptur.

Eben so bedeutendes ward in der mit Malerei verbundenen Holzskulptur, früher in Schwaben und Franken (Wohlgemuth, Veit Stoß 1447—1542), dann in Westphalen (in Soest u. a.), und ganz besonders in Pommern (Hans Brüggemann 1515—1521) geleistet.

In Bronzearbeit ist die Familie Vischer zu Nürnberg (Hermann, Peter (1489 — 1529), Hermann und Johann) unübertroffen. Die germanischen Formen wurden von dem mit seinen Söhnen arbeitenden Peter durch eine mehr und mehr gesteigerte Aufnahme der antiken Bildungsweise gefördert. Das Denkmal des Erzbischofs Moritz in Magdeburg, das Sebaldusgrab in

Nürnberg, die Krönung Mariä und das Denkmal des Kurfürſten Friedrich des Weiſen in der Schloßkirche von Wittenberg bezeugen es, wie weit dieſer Genius die deutſche Kunſt in die Bahn zur höchſten Vollendung führte.

Nürnberg bietet wiederum das Bedeutendſte in kleinerem Schnitzwerk und in Porträt-Medaillons, worin Albrecht Dürer (z. B. mit den zwei wunderlieblichen Arbeiten in Speckſtein: die Geburt Johannis in London und die Predigt Johannis in Braunſchweig) ſich ſeiner würdig einer Reihe bedeutender Namen an die Spitze ſtellt. An Nürnberg reiht ſich Augsburg, wo Hans Schwartz Werke von höchſter Zartheit und Anmuth und lebendigſter Natur ſchnitzte.

Im weiteren Verlaufe des 16ten Jahrhunderts nimmt die nationale Selbſtſtändigkeit und Produktionskraft mehr und mehr ab, italieniſche Formen drängen ſich verderblich ein. Doch wurde in Bronze nach Manches gute und zierliche auf dieſem Wege geleiſtet, z. B. v. Wurzelbauer in Nürnberg (1589) — der Brunnen neben der Lorenzkirche — Hans Kreuzer in München — das Denkmal Kaiſer Ludwigs des Bayern — u. a. m. Tüchtige Goldſchmiede weiſt Nürnberg in Wenzel Jamnitzer (1508—1585), Jonas Silber u. A. von gediegenem Geſchmacke in italieniſch-dekorativen Formen. Die Eiſenſkulptur und die Schreinerei (der pommerſche Kunſtſchrein aus Augsburg, nun in Berlin) hatte ebenfalls tüchtige Hände zu beſchäftigen, welche einen nationalen Kern zu bewahren wußten.

Was Frankreich in ſolcher Arbeit im 15ten Jahrhundert mit nationalen Kräften geleiſtet, haben wir von unſern Franzoſen erſt noch zu erfahren. Im 16ten aber gaben Franz I. und Heinrich II. den Kunſtbetrieb geradezu in italieniſche Hände. Einen Roſſe de' Roſſi, Primaticcio, Nicolo del'Abbate und Benvenuto Cellini ins Land zu rufen, war keine Kunſt. Die durch den Schloßbau von Fontainebleau hervorgerufene Schule von Fontainebleau war keine nationale. Ihre Mitglieder waren theils geborne Italiener (wie Paul Ponce), theils abgerichtete, wie Jean Goujon († 1572), Havain Pilon, Jean Loutin, welch letzterer, faſt der einzige, ſich auch mit der Malerei in Oel und auf Glas befaßte, ohne es aber ſammt ſeinen Genoſſen Pinaigrier, de Paliſſy, St. Claude über das Manierirte hinauszubringen, wenn ich wenigſtens nach

den ſonſt ſo gelobten Glasmalereien in St. Gervais zu Paris ſchließen darf. So begann Frankreich, womit Deutſchland ſchloß: mit Untergang der nationalen Bedeutung in italieniſcher Un- und Uniform. Durch obige Fürſten wurde insbeſondere die Emailmalerei, die zu Limoges ſeit dem 12ten Jahrhundert blühte, befördert, und Leon. Limouſin, Jean Court, der Deutſche Peter Reymann, deſſen Arbeiten am meiſten verbreitet ſind, J. Poncet, der ausgezeichnetſte Künſtler darin, malten nach alten Kupferſtichen und neuen Vorbildern, insbeſondere um den Beginn des 16ten Jahrhunderts, gleichzeitig und in die Wette mit jenem dekorativ-überzierlichen Aufſchwung der franzöſiſchen Miniaturen.

Der allgemein ermattete Kunſtgeiſt bleibt indeß nicht in der jämmerlichen Ausländerei auf die Länge befangen; da, wo er in der vorigen Periode am kräftigſten begonnen, wollte er ſich nun zunächſt in eigenthümlicher und ſelbſtſtändiger Entwicklung vollenden, ehe Frankreich das Grab der Künſte wird. Als neuer Abſchnitt erſcheint

V.

(Die Zeit des Verfalls.)

Die manierierte Kunſt

des 17ten und 18ten Jahrhunderts.

Der Katholizismus raffte ſich plötzlich aus ſeinem Schlummer auf und mit einem neuen Glaubensheer, dem Jeſuitismus ſtürzte er in fanatiſcher Wuth auf den Proteſtantismus ein. Der Himmel und die Kirche ſollten ungeſtüm mit den Waffen der Welt wieder erobert werden. Stark trat der Proteſtantismus entgegen. Ueber Deutſchland brach der dreißigjährige Sturm um das höchſte Gut, die geiſtige Freiheit, herein. Da war keine Zeit zum Pinſel, wo es bald an Fäuſten für das Schwert mangelte. Aber fern von dem Waffengetümmel, das die obern Lande durchtobte, genoſſen die niedern glücklicher Ruhe. Kampf zwar ward nicht erlaſſen, auch hier ward um Himmel und Erde geſtritten, aber nicht ſowohl mit dem blutigen Schwerte, als mit dem feurigen Pinſel. In den katholiſchen Provinzen ging man auf die Glanzgebilde der alten Glaubenszeit zurück, die großen Meiſter des 16ten Jahrhunderts mußten große Formen liefern. Im

proteſtantiſchen Gebiete ſuchte man die Natur in aller ihrer Breite und Friſche; hatten ſie nichts anders, ſo mußten die Steine es ſchreien, daß der Geiſt nicht in die Kirche eingeſchloſſen ſey.

So in der erſten Epoche dieſer Kunſtperiode in den Niederlanden. Die Kraft des übrigen Deutſchlands war im blutigen Kriege geknickt; auch auf die friedlichen Kämpfe der niedern Lande tritt eine Ermattung ein. Darauf ſchien Frankreich gewartet zu haben, um unter Louis XIV. deſpotiſch die Welt an ſeine leere, konventionelle Manier, ſeine geſchmack- und heilloſe Unnatur in Leben und Kunſt zu feſſeln und der letztern durch die Mode, welche das Reſultat jener zierlichen Beſtrebungen war, den Todesſtoß zu geben. Der Verſtand, die Aufklärung, die Reflexion feiert in jener den vollſtändigen Triumph.

In Brabant, wo Katholicismus und Monarchie geblieben waren, begründete Rubens, der König der Manieriſten, ſein Reich. (1577—1640.) Seine volle, derbe Sinnlichkeit ſetzte er an das italieniſche Ideal, das er im geiſtigen Ausdruck ſchärfer und lebendiger, im ſinnlichen Element aber auch unreiner geſtaltete. „Die Schönheit iſt bei ihm nicht himmliſch rein, wie bei Raffael, aber individueller; die Kraft nicht ſo großartig wie bei M. Angelo, aber geiſtiger und belebter; die Lebensfülle nicht ſo weich und ſchmelzend, wie bei den Venetianern, aber geſunder und kräftiger; die Grazie nicht ſo reizend, wie bei Coreggio, aber gedankenvoller; die Handlung endlich bei ihm kühner, als bei allen.“ (Schnaaſe.) Unter der großen Anzahl ſeiner Schüler iſt van Dyck (1599—1641) der größte. Die thatkräftige Begeiſterung des Rubens und die Sentimentalität, die er ſich in Italien geholt, der zarte Adel im Ausdruck, der weiche Schmelz ſeines Colorits geben ihm die Stelle nach dem Meiſter, an deſſen Bruſt er lag.

In Holland tritt mit dem lebenswahren Porträt Mierevelt (1567—1641), Franz Hals und Barth: van der Helſt (1613—1670) in die erſte Reihe. Der große Paul Rembrandt van Ryn (1606—1674) griff leidenſchaftlich ſelbſt in die gemeine Natur, ſchöpfte aus dem nächtlichen Dunkel und warf in wilder Gewalt die Hölle ſelbſt dem Gegner zu, während er ſonſt den Dämon in ihm ſelber wiederum durch eine faſt mährchenhafte Anmuth zu beſchwichtigen wußte. Lievens, Sal. Koning,

v. d. Eckhout, Ferd. Bol folgten ihm nach. Kümmerlich geſellt ſich dazu die Hiſtorienmalerei des übrigen Deutſchlands: Sandrart in Nürnberg (1606—1688), C. Screta in Prag wollen dagegen nichts bedeuten.

Neben die Hiſtorie, zu der Geiſt und Kräfte nicht hinreichten, tritt mit dem täglichen Lebensverkehr der häuslichen und ländlichen Umgebung des Menſchen kleine, auf den hohen Styl keinen Anſpruch machende Kabinetmalerei, mit welcher die Emancipation der Kunſt aus dem kirchlichen Bande ſich vollendete, ohne darum ſchon unmittelbar einer Gott- und Geiſtverlaſſenen Weltlichkeit anheimzufallen. Das niedere, in tollem Volkshumor ſich ausjubelnde Genre wird in Brabant durch Breughel, Rubens auch, beſonders Dav. Teniers (1610—1690), Adr. Brouwer, A. und Iſak v. Oſtade und vielen andern (in Holland durch Jan Steen) geübt. Das höhere Genre findet ſeine reizvollſte Vollendung in den holländiſchen Meiſtern Gerhard Terburg (1608—1681), Gerh. Dow, Gabriel Metzu, Caſp. Netſcher, F. v. Mieris und auf wiedriger elegante Weiſe von den van der Werff. Einige Niederländer gehen bei italieniſcher Leidenſchaft in die Schule, wie Cerquozzi, Peter v. Laar (Bamboccio genannt) und Andreas Both.

Das auch landſchaftlich ſo üppige Brabant läßt Joh. Breughel, Vinckebooms, Rol. Savery, Rubens den Pinſel in ſeine glänzende Farbenwelt tauchen. Das ſtille Weben der heimathlichen Natu. faſſen ſchlichter die Holländer auf, bis Jakob Ruysdael ſie (1635—1681) in Nacht und Grauen, Einſamkeit und Ruine führt. An die Landſchaft ſchließt ſich die Seemalerei an. Einem Ludolf Backhuyſen (1631—1709) und Wilhelm van der Velde (1633—1701) müſſen Winde und Wogen, Menſch und Schiffe, der Geiſt des Sturmes und der Ordnung, die elementariſchen Nächte der Natur wie die Siege des Bewußtſeyns ſich ergeben. Iſt das Stärkere bezwungen, ſo muß zu ungezählten Meiſterwerken auch das friedlichere Leben, die Architektur, das Thier, die Frucht, die Blume, ſelbſt der Tod und das Lebloſe daran.

Schon oben habe ich dargethan, wie für all dieſes nur der deutſche, niemals der franzöſiſche Geiſt angelegt iſt. Sehen wir, wie weit ſich derſelbe an der Kunſt in dieſer Zeit betheiligte.

Die Periode habe ich als diejenige bezeichnet, in welcher das Subjekt ſich vollends aus dem, eine große Form verlangenden Stoffe emancipirt und reflektirend dem vorliegenden Stoffe eine zufällige fremde Form anzupaſſen ſucht. Der große Styl, wo er noch gerettet werden wollte, ward bei Rubens z. B., der ſich am Ende in die Allegorie verlor, und bei den Uebrigen zur Manier, ſchon in deutſchem Elemente, um wie vielmehr mußte das bei einem Geiſte geſchehen, der von Hauſe aus nicht die Kraft und Tiefe hat, an ein Großes ſich ganz und gar hinzugeben. Kein Wunder, wenn der franzöſiſche Geiſt gerade ſich dieſer Kunſtperiode mehr und mehr bemächtigt, um ſie am Ende vollſtändig zu beherrſchen. Verlor ſich der niederländiſch-deutſche Geiſt, ob zwar ſtillen Sinnens und frommer Hingebung im Suchen nach der Form, in die Technik, daß am Ende (namentlich in den ſogenannten Stilleben) nur mehr um der Form willen gemalt wurde und der winzige Stoff in die vollſte Bedeutungsloſigkeit zurückwich, wie viel mehr war für eine ſolche Richtung der Kunſt der franzöſiſche Geiſt am Platze, der von Hauſe aus nur der Form, nicht dem Inhalte lebt und mit der Technik des handfertigen Machens ſich erſetzen will, was die Kunſt des Schaffens ihm nicht geben kann!

Klug und politiſch hatte der franzöſiſche Geiſt zugewartet, bis ſeine Stunde gekommen war, wo es für ihn und freilich für Jedermann keine Kunſt mehr war, zu malen, da die italieniſche Eklektik und Manier bereits die große Akademie mit Regeln und Formeln zu bequemſtem Zugreifen gefüllt hatte. Mit Leichtigkeit vermochte nun, da es überall in der Werkſtätte wahrer nationaler Kunſt ſo ſtill geworden, der Franzoſe das große Wort zu ergreifen und mit Pinſel und Farbentopf, Zirkel und Richtſcheit die auswendig gelernten Formen pathetiſch herzudeklamiren. Dieſes große Deklamatorium, welches das 17te und 18te Jahrhundert ausfüllte, begann mit Simon Vouet (1582—1641) und geht bis J. L. David (1750—1825), durch welchen die Richtung ins italieniſche zum römiſchen Claſſicismus umgeändert wurde. Wir haben nicht im Sinn, uns von dem großen Deklamatoren-Chorus langweilen zu laſſen: ein bischen mehr oder weniger Geſtikulation, Geſpreiztheit, Unnatur — das iſt der ganze Unterſchied zwiſchen dieſen Theater- und Couliſſenhelden.

Um auf einzelne bedeutendere Maler hinzublicken, so machte sich an die Historie in eigenthümlicher Weise der Normanne Nicolas Poussin (1594—1665), der in Rom ansäßig sich hier einem fast ausschließlichen Studium des klassischen Alterthums ergab. Er strebte sich völlig in dessen Sinn zu versenken. Aber zu Aufnahme eines fremden Geistes gehört jene Liebe, die dem französischen fehlt. Klugheit, Maaßstab und Calcul ersetzen sie nicht: so herrscht statt warm fühlender Anschauung dürre Absichtlichkeit, kalte rechnende Verstandesthätigkeit in seinen Werken, welche kein Aufwand von Geist und Energie zu beleben und zu erwärmen vermag. Schüler hatte er keinen. Ihm folgte Jacques Stella und Phil. Champaigne.

Eustache Lesueur (1617—1655) wußte den reinen Adel der rafaelischen Form zum Ausdruck einer milden und liebenswürdigen Gemüthsstimmung zu machen. Aber schwächlich, pathetisch, gesucht, zierlich, abgeglättet, einförmig, kurzathmig und ohne innern Schwung und Halt bleiben alle seine Gemälde für uns. So würdig sie dabei sind, so sind sie so wenig als die von Poussin mit Stoff und Form auf französischem Boden, aus französischem Herzen gewachsen: sie sind nicht national. Ebensowenig kann Frankreich auf den Lothringer Jacques Callot (1594—1635) Anspruch machen, es müßte denn erst den Ort zeigen, wo im französischen Geiste Callots unerschöpflicher phantastischer Humor wurzle. Der Witz ist Sache des Franzosen, nicht der Humor. Hat ferner Nic. Poussin in der Landschaft Gediegeneres geleistet als in der Historie und an die Einfalt und Bestimmtheit der Antike darin zu erinnern gewußt, so gehört ja die Antike bekanntlich nicht Frankreich an. Caspar Poussin mildert den strengen Ernst seines Schwagers, indem er „den schaffenden und belebenden Athem der Luft, bald in heiterm Wehen, bald im sausenden Sturme über die Landschaft führt." Ihre höchste Vollendung erhält diese italienische Richtung durch den Lothringer Claude Gelée (1600—1682). „Die plastische Strenge der Linien löst sich bei ihm zum anmuthvollsten Wohllaut auf, ein weiches, quellendes Leben entfaltet sich im Helldunkel des Waldes und auf dem schimmernden Teppich der Wiese, ein ätherisches Licht, wundersam, abgestuft, erfüllt beseeligend Nähe und Ferne." Seine Nachfolger waren nicht Franzosen, sondern Niederländer: Beweis, wie national diese Kunst

in Frankreich war und mit welchem Rechte Frankreich ihn den ſeinen nennt.

Was Frankreichs Sinn und Geiſt iſt, das ſollen eher Charles Lebruns (1619 — 1690) großartige Theaterpuppen und Mignard's und Boucher's (1704—1770) ekelhaft ſüßliche Grazien ſagen. Und was der Franzoſe an die Stelle des deutſchen Humors zu ſetzen vermag, das ſollen die graziöſen Schäferſcenen eines Antoine Watteau (1684—1731), Chardin und Greuze lehren. Der Marinemaler Joſ. Vernet (1714—1759) ſteht allein und darf auf keinen Fall neben Backhayſen und van der Velde. — —

In der höhern Skulptur liefern die Niederländer Franz du Quesnoy (il Fiamingo) (1594 — 1644) von Brüſſel, Bernini's Nebenbuhler, und noch mehr ſein Schüler Arthur Quellinus bedeutenderes als die gleichzeitigen Italiener: es war Würde, Naivetät, Adel, Plaſtik in ihren Werken. An ſie ſchließt ſich der große Andreas Schlüter († 1774) in Berlin mit dem tiefen Lebensgefühl, ſtolzem Adel, kräftigem Schwung an ſeinen bedeutungsvollen Werken als ausgezeichneter Meiſter an.

Was bringt dagegen die franzöſiſche Plaſtik dieſer Zeit? Eine zweite verſchlechterte Auflage der Schule von Fontainebleau. Verſailles nämlich, die koloſſale „Schöpfung" Ludwigs XIV. bildete den Mittelpunkt der künſtleriſchen Unternehmungen. Zog durch Fontainebleau noch ein antiker und romantiſcher Hauch, der den Geiſtern doch einige Friſche erhielt, ſo durchpeſtete den Kunſtgarten von Verſailles ein Verweſungsgeruch, den alle Treſſen und Spangen, alle Schminke und Pflaſter, alle Pommaden und Firniſſe nicht verdeckten. Der Stoff war fremd, die Form war fremd, nicht blos auf den eigenen Geiſt, auch auf das eigene Ich mußten die Künſtler vollends verzichten. Alles wurde centraliſirt und tyranniſirt, die Künſtler mußten unter die eine Perücke, die Kunſt unter den einen Reifrock kriechen, in der vorgeſchriebenen Hofſprache bewegte ſich jeder Ausdruck, und nachdem Pouſſin und Puget verbannt waren, machte Colbert den dienſtbaren Charles Lebrun zum Ceremonienmeiſter der Malerei und Skulptur. Die mehr als 200 Künſtler arbeiteten in gehorſamſter und gelehrigſter Weiſe nach dem einen Muſter. Der plaſtiſche Geiſt hat nie einen größern Hohn erduldet. Einer Malerlaune mußte er zum Theaterſtatiſten dienen. Nach einem ſchlechten maleriſchen Prinzip

aufgefaßt und komponirt rauſchen und flattern denn die ſeelenloſen Werke theatraliſchen Schrittes und gezierteſten Ausdrucks durch die öden, ſchnurgerechten Parke. Was half einem P. Puget (1622 bis 1694), Franç. Anguier (1612—1686), Franç. Girardon (1630 bis 1715), Desjardins (1640—1674), Ant. Coyſſevox (1640 bis 1710), Edm. Bouchardon (1698—1762), dieſen Meiſtern der Schule von Verſailles, das Talent, das ſie immerhin hatten, wenn ſie von einem fremden Geiſte geknechtet wurden? Hätten ſie es immerhin zu einer doch wenigſtens ſubjektiv individuell bedeutenden Manier gebracht, ſo mußten ſie ſich auf ſolche Weiſe der willkürlichen, von Form und Inhalt verlaſſenen Mode überlaſſen, die ſich nun von Frankreich aus kunſtzerſtörend über alle Höfe und Staaten Europas verbreitete und die Franzoſen zu Muſtern und Herren der modernen Civiliſation erhob. Wie ſich von hier aus die neue Zeit der Kunſt bis heute geſtaltet und ferner zu geſtalten habe, möge ein beſonderer Artikel darthun, der es mit den Kunſtbeſtrebungen unſerer Zeit, ihren Hinderniſſen und Förderungen in Frankreich und Deutſchland zu thun haben ſoll.

Dr. H. Merz.

Welche Rückſichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eiſenbahnen in Betracht?

Viele und denkende Männer halten die Eiſenbahnen, welche heute die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nehmen, für ein Symptom der krankhaften Unruhe und der nervöſen Ungeduld unſerer Zeit, welche mit allen Dingen nicht ſchnell genug fertig werden kann. Andere betrachten ſie als ein nothwendiges Uebel, unvermeidlich wie die Einführung der Spinnmaſchinen bei uns, nachdem der Nachbar ſie bei ſich eingeführt hat. Die allgemeinere Anſicht iſt indeſt, daß dies neue Verbindungsmittel, für welches ſchon ſo große Opfer gebracht und noch größere zu bringen ſind, dem wirklich vorhandenen Trieb nach gegenſeitiger intellektueller und materieller Annäherung Befriedigung gewährt.

Wer ſich aus ſeiner Jugend die Beſchaffenheit aller Kommunikationsmittel erinnert, möchte glauben bereits Methuſalems Alter erreicht zu haben, wenn er auf den jetzigen Zuſtand derſelben hinblickt. Und doch ſind es nur 30 Jahre, als man ſelbſt vor den Thoren der Hauptſtädte in endloſen Sand oder tiefe Lehmwege verſank. Ein Beſuch von Berlin aus nach Potsdam erforderte die Zurüſtung einer Reiſe, Frankfurt a. O. lag zwei Tagereiſen entfernt; man nahm Abſchied von den Freunden und richtete ſich auf alle Beſchwerlichkeiten übler Witterung, ſchlechter Nachtquartiere und umgeworfener Wagen ein. Ganze Heerden von Pferden keuchten mit den Frachten über ſteile Höhen und durch tiefe Thäler, im glücklichſten Fall auf halsbrechenden Steindämmen, und überall wurde Pflaſter-, Brücken- und Geleitgeld erhoben. Wirklich waren

die Landstraßen des Mittelalters fast unverändert bis auf uns gekommen, nur daß die Raubritter durch die legale Wegelagerung der Zollstätten verdrängt waren.

Erst nachdem die blutigen, langen Kämpfe geendet, welche unser Jahrhundert von dem letztverflossenen geerbt, fand eine völlige Umwandlung der Verkehrswege statt. Seit dem Pariser Frieden richtete sich die Thätigkeit der Völker vom Zerstören aufs Schaffen in jeder Beziehung, und auch für Kommunikationen wurde in den letzten drei Decennien mehr gethan, als in drei Jahrhunderten vorher. Es entstand ein Netz von Chausseen zwischen allen wichtigeren Punkten, und in Deutschland allein beträgt die Gesammtlänge der in dem genannten Zeitabschnitt gebauten Kunststraßen einen halben Erdumkreis. Dennoch genügte auch das Mittel der versteinten Wege der einmal erwachten und stets mächtiger sich entwickelnden Betriebsamkeit nicht, und erst die Erfindung der Dampfwagen und Eisenbahnen vermochte dem Bedürfnisse der neuen Verhältnisse zu entsprechen.

Wie sehr nun auch diese Erfindung unserer Tage die Gemüther beschäftigt, so darf doch behauptet werden, daß die Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten derselben nichts weniger als allgemein verbreitet ist. Nicht daß es an vortrefflichen Werken über diesen Gegenstand fehlte, sie sind aber meist nur dem Techniker verständlich, wie denn überhaupt erst dann, wenn die Wissenschaft fertig, die populäre Darstellung nachfolgt. Bevor wir daher auf den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung eingehen, wird es nicht überflüssig seyn, einige technische Details so zusammen zu stellen, daß sie dem Laien faßlich und verständlich werden.

Bekanntlich ist die Eisenbahn ein Weg mit Geleisen aus starken, gußeisernen Schienen, welcher mit der ausführbar geringsten Abweichung von der geraden Linie (in horizontaler wie in vertikaler Richtung), d. h. auf dem kürzesten Wege und mit so wenig Ansteigung und Gefälle wie möglich zwischen den zu verbindenden Punkten geführt wird. Um diesen Bedingungen zu entsprechen, wird die Eisenbahn bald die Höhen als Hohlweg durchschneiden, zuweilen wohl gar sie als Stollen durchstoßen, bald die Thäler als Damm, Brücke oder Viadukt überschreiten müssen, oft aber auch solche Terrainschwierigkeiten, die sie nicht zu besiegen vermag, in sanften Krümmungen umgehen.

Nachdem das Planum oder der Erdkörper der Bahn so hergerichtet ist, daß es den oben angeführten Bedingungen möglichst entspricht, werden die Schienen, welche unter einander genau gleichlaufend seyn müssen, auf steinerne Träger, öfter auf starke Hölzer mittelst gußeiserner Stühle oder in neuerer Zeit meist mittelst Hackennägeln sorgfältig befestigt. Die üblichste Form der Schienen zeigt im Querschnitt die Figur eines T, auf dessen oberer Fläche die Räder laufen; ihr Gewicht beträgt 14, 20 bis 24 Pfd. für den laufenden Fuß, die Länge ist durchschnittlich 15'. Da sich bekanntlich die Metalle bei jeder Temperaturerhöhung mit einer ganz unwiderstehlichen Gewalt ausdehnen, so ist es nöthig, zwischen je zwei Schienen einen kleinen Zwischenraum von etwa 1½ Linie zu lassen.

Weil nun, wie oben gesagt, das eiserne Fahrgeleise nicht wie bei gewöhnlichen Wegen eingeschnitten, sondern vielmehr erhaben ist, wird es nöthig, die Räder der Fahrzeuge, welche sich auf demselben bewegen sollen, an ihrer innern Fläche mit einem schmalen Rande oder Kranze zu versehen, damit sie nicht hinabgleiten können.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser aus Eisen verfertigten Räder ist, daß sie sich nicht wie bei gewöhnlichen Wagen um die Achsen drehen, sondern, weil es erforderlich ist, die Spurweite sehr genau einzuhalten, an den Achsen festsitzen und sich mit diesen zugleich in Pfannen umdrehen, welche unter den Wagen befestigt sind.

Um möglichst viel Raum im Wagen selbst zu gewinnen, wird der Kasten bedeutend breiter als die Spurweite gemacht. Derselbe muß zu diesem Zweck über den Rädern, nicht wie gewöhnlich zwischen ihnen angebracht werden, und wenn man daher nicht die Gefahr des Umwerfens herbeiführen wollte, so mußten die Räder niedriger als bei gewöhnlichem Fuhrwerk konstruirt werden, obwohl Räder von großem Durchmesser auch auf Eisenbahnen ein wesentlicher Vortheil seyn würden. Auf einer neuern englischen Eisenbahn hat man diesen Vortheil dadurch zu erlangen gesucht, daß man die Spurweite vergrößerte; die Räder konnten nun ohne Gefahr höher konstruirt werden und man erlangte allerdings eine viel größere Geschwindigkeit, stieß aber dabei auch auf andere, hier nicht zu erörternde technische Schwierigkeiten, welche verursachen,

daß man auf dem Kontinent überall die gewöhnliche Spurweite beibehalten hat.

Es iſt leicht einzuſehen, daß ein Wagen auf der Eiſenbahn ungleich leichter fortzubewegen ſeyn wird, als auf gewöhnlichem Wege. Dieſelbe Laſt, welche auf Eiſenſchienen von einem Pferde mit der Schnelligkeit von ⅔ Meile in der Stunde gezogen wird, erfordert bei gleicher Geſchwindigkeit der Bewegung auf Granitgeleiſen, wie die der commercial road in London oder wie man ſie in den oberitalieniſchen Städten findet, 4, auf Chauſſeen 8 bis 16, auf gewöhnlichen Landwegen 33 bis 66 Pferde.

Man hängt daher auf Eiſenbahnen eine ganze Reihe ſchwer beladener Wagen an einander und ſpannt vor dieſem Zug ein einziges dampfſchnaubendes, feuerſprühendes, ſchwarzes Zauberroß, Lokomotive genannt, deſſen Natur wir etwas näher zu prüfen haben. Es kann zwar die Abſicht nicht ſeyn, die Beſchreibung einer ſo komplizirten Maſchine, wie die eines Dampfwagens, dieſes Triumphs des menſchlichen Erfindungsgeiſtes, im Detail zu geben, aber das Weſentlichſte und Allgemeinſte darf hier berührt werden.

Zwiſchen den Rädern und auf Federn geſtellt, befindet ſich ein aus Schmiedeeiſen ſehr feſt zuſammengefügtes Waſſerbehältniß, der Keſſel genannt, meiſt in Form eines liegenden Cylinders, welcher faſt die ganze Länge des Wagens einnimmt. Am hintern Ende deſſelben befindet ſich, und zwar rings vom Waſſer umgeben, der Herd, in welchem ein ſtarkes Feuer unterhalten wird, deſſen Glut durch ein Syſtem von 40 bis 50 Meſſingröhren (um möglichſt viel Berührungsfläche zu erzeugen) durch das Waſſer in den, am vordern Ende des Dampfwagens ſtehenden Rauchfang geleitet wird. Nachdem das Waſſer, welches bis zu einer gewiſſen Höhe in den Keſſel gepumpt wird, zum Kochen gebracht, entwickelt ſich der Dampf, auf deſſen Elaſtizität die Wirkung aller Dampfmaſchinen beruht. Das Ausdehnungsvermögen deſſelben wächst mit der Erhöhung der Temperatur, unter welcher derſelbe erzeugt wird, und eingeſchloſſen zwiſchen den Wänden des Keſſels, wird derſelbe dieſe bei fortgeſetzter Entwicklung endlich zerſprengen, wie feſt ſie auch gearbeitet ſeyn mögen, wenn ihm nicht, ſobald ſeine Spannung eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ein Ausweg geöffnet wird. Dies geſchieht nun bei Dampfwagen entweder durch die Cylinder, wenn die Maſchine arbeitet, oder durch das Sicherheitsventil, wenn ſie ruht.

Man sagt, daß der Dampf 40, 50, 60 Pfd. Spannung habe, wenn die Kraft, mit welcher derselbe von innen gegen die Wände des Kessels drückt, dem Gewicht von 40, 50 oder 60 Pfd. auf jeden Quadratzoll ihrer Fläche gleich ist. Denkt man sich z. B. ein Stück von 1 Quadratfuß am obern Theil des Kessels lose und nicht angeschmiedet, so müßte dies bei 60 Pfd. Spannung mit 8640 Pfd. Gewicht beschwert seyn, um nicht durch den Dampf in die Höhe gehoben zu werden. Wenn nun die Verbindung der Theile, aus welchen der Dampfkessel zusammengesetzt ist, nur einen Druck von 60 Pfd. Spannung oder doch nicht wesentlich mehr erträgt, so begreift man, daß bei Uebersteigung dieses Maximums der Kessel mit einer furchtbaren Explosion zerspringen müßte; denn der Dampf, welcher in demselben eingeschlossen ist, würde unter dem gewöhnlichen Druck ein mehr als 400mal größeres Volumen bilden. Dies zu verhindern, befinden sich an dem Dampfkessel nun wirklich Oeffnungen, deren Deckel mit einem Gewicht beschwert sind, welches 60 Pfd. auf den Quadratzoll austragen würde, oder, was dasselbe ist, welche durch die Spannung einer starken Feder in eben dem Verhältniß niedergedrückt werden. Dies sind die Sicherheitsventile. Sobald der Druck im Innern des Kessels den Druck, welcher die Ventile niederhält, übersteigt, öffnen diese sich und wir sehen jene weiße Wolke emporwirbeln, welche wir gewöhnlich Dampf nennen, obgleich sie schon der zu Wasser niedergeschlagene Dampf ist; denn letzterer ist unsichtbar, wie die Luft selbst. Die Gewalt, mit der dieser Ueberschuß an Kraft entweicht, welcher hinreichend wäre, die Prämie für die elektro-magnetische Maschine zu verdienen, gibt uns schon einen Begriff von der vollen Leistungsfähigkeit der Lokomotive. Sobald so viel Dampf durch das Sicherheitsventil entwichen ist, daß der Druck nicht mehr über 60 Pfd. beträgt, sinkt das Ventil von selbst und schließt den Kessel.

Der andere Ausweg für den Dampf sind nun die Cylinder vorn zu beiden Seiten des Kessels. Es befindet sich im Cylinder ein Piston oder Kolben, welcher vorwärts und rückwärts verschoben werden kann. Wenn mittelst des Regulators dem Dampf durch eine angebrachte Oeffnung der Zutritt in das vordere Ende des Cylinders gewährt wird, so treibt derselbe den Kolben mit großer Kraft zurück. Bevor aber der Kolben den Grund des

Cylinders erreicht, ſchließt ſich mittelſt einer einfachen und ſinnreichen Vorrichtung die Oeffnung, durch welche der Dampf eingedrungen war, und es öffnet ſich ein Ausweg für denſelben nach dem Rauchfang, durch welchen derſelbe alsbald entweicht. Gleichzeitig wird eine Oeffnung an dem hintern Ende des Cylinders frei, durch welche nun unverzüglich der Dampf aus dem Keſſel in den Cylinder, aber auf der entgegengeſetzten Seite des Kolbens eintritt, und dieſen ſo lange vorwärts ſchiebt, bis wieder der Austritt nach dem Rauchfang ſich öffnet und der Dampf aufs neue in das vordere Ende eindringt. Auf dieſe Weiſe bleibt der Kolben in einer beſtändigen und zwar ſehr raſchen Bewegung vorwärts und rückwärts.

Der ganze Apparat des Dampfwagens ruht auf 4, 6 oder 8 Rädern, von denen die Leit- und die Triebräder unterſchieden werden müſſen. Die erſtern ſind kleine rund dienen nur dazu, die Laſt der Maſchine zu tragen, die letztern von bedeutend größerm Durchmeſſer ſollen ſie fortbewegen. Die Kolben in den Cylindern nun, von denen wir eben geſprochen, ſtehen mittelſt Stangen in Verbindung mit Kurbeln an den Triebrädern, ſo daß jede Bewegung, einmal rückwärts und einmal vorwärts, der erſtern, eine volle Umdrehung der letztern zur Folge hat.

Ueberall wo zwei Körper ſich in unmittelbarer Berührung, einer über den andern fortbewegen, entſteht Reibung. Dieſe iſt es, welche in allen Maſchinen der Bewegung entgegenwirkt, ſelbige ermäßigt und ſie endlich ganz aufhebt. Dennoch iſt die Anwendung von Lokomotiven zum Fortziehen von Laſten eben auf dieſe Reibung baſirt. Die Elaſtizität der im Keſſel entwickelten Dämpfe treibt in den Cylindern, wie wir ſahen, den Kolben hin und her, und dieſe Bewegung theilt ſich zunächſt den Triebrädern mit, welche dadurch das Beſtreben erlangen, ſich umzudrehen. Weil ſie auf den Eiſenſchienen, auf welchen ſie ruhen, einen Widerſtand finden, den man gewöhnlich Adhäſion nennt, und welcher ſie hindert, ſich frei um ihre Achſe zu drehen, ſo treiben ſie dieſe Achſe ſelbſt vorwärts, d. h. ſie rollen fort und ziehen die Laſt, welche angehängt ſeyn möchte, mit.

Als man zuerſt Lokomotive auf Eiſenbahnen brachte, verſah man die Spurkränze oder Felgen der Räder mit Zähnen, welche in korreſpondirenden Vertiefungen der Schienen eingreifen ſollten.

Dies war mit großen Unbequemlichkeiten verbunden, und es dauerte ziemlich lange, ehe man ſich davon überzeugte, daß zwiſchen ſorgfältig abgedrehten Rädern und ganz glatten Schienen dennoch eine ſo große Friktion ſtattfinde, daß man, geſtützt auf dieſe nützliche Reibung, Tauſende von Zentnern ſelbſt ziemlich ſteile Abhänge hinaufziehen könne.

Die hindernde Reibung hingegen iſt diejenige, welche bei allen übrigen Rädern zwiſchen Achſen und Büchſen, und in geringerem Maaße zwiſchen Felgen und Schienen, endlich zwiſchen den innern Theilen der Maſchine ſelbſt, ſtattfindet. Dieſer Widerſtand wächſt in geradem Verhältniß mit der Laſt, welche auf den Achſen ruht. Ueberſtiegen die Summen jener Widerſtände die Größe der Adhäſion, ſo würden Wagen und Lokomotiven ſtill ſtehen und die Triebräder der letzteren, mit ſehr großer Reibung auf den Schienen ſchleifend, ſich um ihre Achſen drehen.

Auf einer harten und horizontalen Ebene nun iſt zur Ueberwindung der Reibung bei Fortbewegung von Räderfuhrwerk, wie vielfache Verſuche gezeigt haben, eine Kraft ausreichend, welche ungefähr $^1/_{200}$ der Schwere [1] des zu bewegenden Fuhrwerks gleich iſt, mit andern Worten: das Gewicht eines Zentners würde an einer über eine Rolle gelegten Schnur einen gegen 300 Ctr. ſchweren Wagen fortziehen (wobei natürlich von der Steifigkeit der Schnur und der Reibung der Rolle abgeſehen werden muß).

Sobald aber die Bahn anſteigt, folglich die darauf fortzubewegende Laſt gehoben werden ſoll, muß die zur Ueberwindung der Reibung ausreichende Kraft noch durch eine neue Kraft vermehrt werden. Dieſe nun iſt durchaus konſtant, und es kann ihr auf keine Weiſe etwas abgedrungen werden, ſie iſt dieſelbe für den ſchlechteſten Feldweg und für die glatteſte Eiſenbahn, dieſelbe bei einer ſteilen wie bei einer ſanften Anſteigung. [2] Müßte eine

[1] Wood nimmt $^1/_{225}$, Macneil $^1/_{253}$, Pambour $^1/_{200}$ bis $^1/_{300}$ und unter günſtigen Umſtänden noch weniger an.

[2] Man bezeichnet das Steigungsverhältniß der Eiſenbahnen gewöhnlich durch einen Bruch, deſſen Nenner die Höhe und deſſen Zähler die Anlage der geneigten Ebene bezeichnet. Wenn eine Bahn auf 300 Fuß Länge um einen Fuß anſteigt, ſo ſagt man, ſie habe eine Neigung von 1:300 oder $^1/_{300}$. Stiege oder fiele ſie auf 1000 Ruthen um 1 Ruthe, ſo drückt man das Steigungsverhältniß durch 1:1000 oder $^1/_{1000}$ aus.

Bahn z. B. über einen Hügel von 20 Fuß Höhe fortgeleitet werden, ſo würde die Kraft, welche erforderlich iſt, um die Laſt eines Lokomotivzuges auf die genannte Höhe zu ziehen, ganz dieſelbe bleiben, man möge auf einer Rampe von $^1/_{500}$ oder $^1/_{1000}$ Neigung hinauffahren, nur mit dem Unterſchied, daß hier für gleiche Theile der Zeit ungleiche Theile der Kraft in Anwendung kommen, und zwar würden in dem angezogenen Falle dieſe Theile der Kraft in jedem Zeittheil ſich verhalten wie 300:1000. Die Summe aller Theile bleibt aber dieſelbe und iſt gleich dem Gewichte der ganzen zu hebenden Laſt.

Stellen wir uns nun eine mit $^1/_{300}$ anſteigende Eiſenbahnſtrecke vor, auf welcher eine Laſt von 300 Ctrn. fortgeſchafft werden ſoll, ſo brauchen wir dazu erſtlich 1 Ctr. zur Ueberwindung der Reibung, dann $^1/_{300}$ der Laſt oder abermals 1 Ctr., um die Laſt zu heben, zuſammen 2 Ctr. oder das Doppelte von dem, was wir auf der horizontalen Ebene nöthig haben. Bei einer Steigung von 1:150 iſt beim Hinauffahren abermals zur Ueberwindung der Reibung 1 Ctr., zum Heben der Laſt aber $^{300}/_{150} = 2$ Ctr. zuſammen alſo ſchon 3 Ctr. oder das Dreifache von dem nöthig, was in der Horizontale erforderlich war; bei einer Steigung von 1:100 ſchon das Vierfache, und bei Steigungen von $^1/_{16}$ und $^1/_{37}$ reſp. das $4^1/_2$ und das Neunfache. Dennoch finden ſich Steigungen der letzterwähnten Art auf engliſchen Eiſenbahnen und werden durch Lokomotiven befahren. — Erreicht nun eine Lokomotive, welche mit dem Maximum ihrer Schnelligkeit auf einer horizontalen Bahn und mit dem Maximum ihrer Dampfentwickelung die größtmöglichſte Ladung fortzieht, die leiſeſte Anſteigung, und wäre ſie auch nur mit $^1/_{1000}$ abgeböſcht, ſo würde, vorausgeſetzt, daß man mit derſelben Schnelligkeit und Laſt weiter fahren will, nichts übrig bleiben, als eine zweite (Hülfs-) Lokomotive vorzuſpannen.

Wenn man beim Herauffahren auf ſchrägen Flächen an Zeit oder Kraft einbüßt, ſo wird andererſeits beim Herabfahren derſelben Steigung bis zu einer gewiſſen Grenze wieder an Kraft und Zeit gewonnen. Dann wird die Schwere der Laſt zur Fortſchaffung derſelben förderlich, indem ſie das Hinderniß der Reibung überwindet. Bei einer Steigung von $^1/_{228}$ bis 1:300 iſt dieſe Schwere der Laſt gerade nur ſo groß wie die Reibung. Die Wagen werden daher von ſelbſt langſam hinabrollen. Iſt die

Böſchung geringer, ſo wirkt nichts deſto weniger die Schwerkraft in Verbindung mit der Dampfkraft fördernd; nur dann, wenn die Steigung noch beträchtlich ſtärker als $^1/_{300}$ wird, hört dieſes günſtige Verhältniß auf, weil man mit nicht weniger als 0 Dampfkraft fahren kann, und weil dann, um ein allzuſchnelles und gefährliches Herabrollen zu vermeiden, gehemmt werden muß, was zugleich Schienen und Fuhrwerk zu Grunde richtet.

Nun könnte man glauben, daß beim Hinabfahren einer ſchrägen und glatten Ebene, welche ſich im Verhältniß von 1:300 ſenkt, ſofern ſie eine bedeutende Länge hat, zuletzt eine gefahrdrohende Schnelligkeit erlangt werden müßte. Denn nach den Regeln der allgemeinen Gravitation müßte die Anfangs langſame Bewegung in jedem neuen Zeittheil einen neuen Zuwachs an Geſchwindigkeit erhalten und daher ins Unendliche wachſen. Allein dieſer Bewegung tritt alsbald ein anderes Hinderniß entgegen, und die in neueſter Zeit auf der Liverpool-Mancheſter und der Grand-Junktion Bahn angeſtellten Verſuche haben in dieſer Beziehung eben ſo wichtige als überraſchende Reſultate geliefert. — Man benutzte eine reichlich eine halbe deutſche Meile lange horizontale Strecke, um auf derſelben einen Zug von 8 bis 12 ſchwer beladenen Güterwagen mit ſehr großer Schnelligkeit bis an den Rand eines Abhangs zu bringen, welcher mit $^1/_{96}$ Steilheit auf ein drittel deutſche Meile weit abfällt, und ließ die Wagen dann dieſe Böſchung frei herabrollen. Auf derſelben hatte man alle 50 Ruthen weit Stangen und an jeder derſelben mehrere Perſonen aufgeſtellt, welche mittelſt Sekundenuhren genau den Moment bemerkten, wo der Zug bei ihnen ankam. Hierdurch erhielt man die Zeiten, welche die Wagen zum Durchlaufen jeder der gleich langen Strecken nöthig hatten. Es ergab ſich aus einer Reihe von 14 Beobachtungen, daß die Laſt allerdings in den erſten Zeittheilen eine zuzunehmende Beſchleunigung erfuhr, daß ſie aber bald durchaus konſtant wurde. Die Schnelligkeit betrug unter den angeführten Verhältniſſen in der Stunde $5^1/_4$ bis $8^1/_2$ deutſche Meilen. Da die Reibung nur von der Laſt, nicht von der Schnelligkeit beſtimmt wird, ſo muß hier der Luftwiderſtand das, die fernere Beſchleunigung aufhebende Element ſeyn. Dieſer Widerſtand richtet ſich nicht blos nach der vorderen Fläche des bewegten Gegenſtandes, ſondern nach der Oberfläche, welche bei der Fortbewegung

mit der Luft in Reibung kommt, und ſteigt wie die Quadrate der Geſchwindigkeiten, d. h. wenn ein Wagenzug mit einer 2, 3, 4, 5mal größeren Schnelligkeit fährt, wird der Widerſtand 4, 9, 16, 25mal größer. Er wächst daher in ſchneller Progreſſion und wird die durch das Herabrollen erzeugte Beſchleunigung aufheben, ſobald eine gewiſſe Höhe derſelben erreicht iſt.

Perſonen, welche mit dieſen Verhältniſſen weniger vertraut ſind, ſtellen ſich die Senkung von 1:300 zuweilen als einen jähen Abſturz vor, und es wird daher nicht überflüſſig ſeyn, darauf aufmerkſam zu machen, daß bei $^1/_{300}$ Steigung auf jede Ruthe noch nicht ein halber Zoll Erhebung kommt, und daß das ungeübte Auge auf einem Terrain, welches ſich mit $^1/_{300}$ abböſcht, leicht zweifelhaft ſeyn dürfte, nach welcher Seite es ſteigt und nach welcher es fällt. Und doch iſt ſelbſt dieſe Senkung, welche auf den Fußböden der Zimmer vorkommen kann, ohne daß der Bewohner es merkt, ſchon eine ſteile Verglehne für den Eiſenbahnbetrieb, welcher zur doppelten Kraftanwendung nöthigt und mithin erhöhte Betriebskoſten erfordert.

Wir wollen die Leiſtung der Lokomotive an einem beſtimmten Exemplar noch etwas näher beleuchten. Denken wir uns einen Dampfwagen mit Cylindern von 12″ Durchmeſſer, ſo bieten die Kolben dem Dampf 226⅞ Quadratzoll Fläche, und dieſer äußert (bei einer Spannung von 60 Pfd. auf den Quadratzoll) einen Druck von 13,579 Pfd. Die Kraft, welche hieraus am Umfang der Treibräder entſteht, verhält ſich zu der oben angeführten wie die Länge des Kolbenlaufs zum halben Umfang der Räder, alſo bei 16 Zoll Hub und 5 Fuß hohen Treibrädern etwa wie 16:19⅞. Die Kraft, mit welcher die Lokomotive ſich ſelbſt und die angehängte Laſt fortzuziehen ſtrebt, beträgt daher $\frac{16}{94⅞} \times 13{,}579 = 2304$ Pfd.

Nach den darüber angeſtellten Verſuchen, braucht eine ſolche Lokomotive, um ſich ſelbſt fortzuziehen, 110 Pfd., dieſe von der obigen Zahl abgezogen, bleiben 2194 Pfd. oder ziemlich genau 20 Ctr. Zugkraft zur Fortſchaffung der Laſt, von welchen jedoch wieder ein Theil zur Ueberwindung der Reibung im Innern der Maſchine abzuziehen iſt, welche im geraden Verhältniß zur Größe der angehängten Laſt ſteht und daher nicht ein für allemal voraus beſtimmt werden kann.

Wie ſchon bemerkt, iſt das Reſultat vieler und genauer Ermittelungen, daß auf einer gut unterhaltenen horizontalen Bahn zum Fortziehen einer Laſt auf Rädern $^1/_{300}$ bis $^1/_{360}$ und unter minder günſtigen Umſtänden bis $^1/_{225}$ ihres Gewichts hinreicht. — Wir wollen die mittleren dieſer Zahlen unſerem Kalkul zu Grund legen. Wenn nun zur Ueberwindung der Reibung in der Maſchine $2^1/_2$ Ctr. von den obigen 20 Ctrn. abgezogen werden, ſo würde die übrig gebliebene Kraft genügen, um $17^1/_2 \times 280 = 4984$ Ctr. fortzubewegen. Ziehen wir hiervon noch den Tender[1] mit 100 Ctr. ab, ſo bleibt als endliches Reſultat, daß ein Dampfwagen von der beſchriebenen Konſtruktion auf horizontaler Bahn die ungeheure Laſt eines Wagenzuges, welcher 4884 Ctr. ſchwer iſt, in Bewegung ſetzen wird.

Nächſt dieſem Maximum der Laſt haben wir jetzt das Maximum der Schnelligkeit ins Auge zu faſſen.

Die Schnelligkeit hängt ab von der Menge des Dampfes, welchen die Maſchine in jedem Zeittheil zu erzeugen fähig iſt. Wenn, nachdem der Dampf eine Spannung von 60 Pfd. Druck auf den Quadratzoll erreicht und der Zug ſich in Bewegung geſetzt hat, die Dampfentwicklung plötzlich unterbrochen würde, ſo müßte die Bewegung natürlich ſogleich abnehmen und endlich aufhören. Denn mit jedem Kolbenſchlage entweicht ein Theil der Dampfmaſſe; je ſchneller die Lokomotive fährt, je mehr Kolbenſchläge ſie alſo in jedem Zeittheil macht, je mehr Dampf entflieht und je raſcher muß derſelbe daher entwickelt werden, wenn die Wirkung dieſelbe bleiben ſoll.

Die Dampfentwickelung aber hängt von der Größe der erhitzten Fläche ab, welche das im Keſſel enthaltene Waſſer berührt, ſie iſt alſo durch die urſprüngliche Konſtruktion der Maſchine beſtimmt. Vermag die Lokomotive in jedem Zeittheil ebenſo viel Dampf zu entwickeln, als ſie durch die Kolbenſchläge verliert, ſo wird die Bewegung bei ſonſt gleichen Umſtänden ſtetig ſeyn. Entwickelt ſie mehr, als die Cylinder abſorbiren, ſo entweicht der Ueberſchuß aus dem Sicherheitsventil oder ſchlägt ſich wieder zu Waſſer

[1] Tender heißt der Vorrathswagen, auf welchem der für den zurückzulegenden Weg nöthige Bedarf an Kohlen oder Holz und Waſſer mitgeführt wird.

nieder, und dies gibt daher für jede Maſchine das Maximum der Schnelligkeit, über welches man, ohne die Laſt zu vermindern, nicht hinausgehen kann, es ſey denn daß man durch Beſchwerung der Ventile die Spannung der Dämpfe vermehrte, wodurch die Gefahr des Zerſpringens des Keſſels herbeigeführt würde.

Eine Maſchine wie die, welche wir hier im Auge haben, iſt nun ſo konſtruirt, daß ſie in einer Stunde 38 Kubikfuß Waſſer[1] in Dampf von 60 Pfd. wirkſamer Spannung auf den Quadratzoll entwickelt, welcher unter dem gewöhnlichen Druck der Atmoſphäre einen Raum von 16,350 Kubikfuß einnimmt und ſämmtlich durch die Cylinder ausſtrömen ſoll. Hieraus läßt ſich die Zahl der Kolbenſchläge, mithin der Umdrehungen der Triebräder, und daraus die Länge des in einer Stunde zurückzulegenden Weges durch Rechnung finden, und man kommt zu dem Reſultat, daß die äußerſte Leiſtung unſeres Dampfwagens darin beſteht, daß er das Maximum der Ladung von 4884 Ctr. auf horizontaler Bahn 5161 Ruthen oder reichlich 2½ Meilen in einer Stunde fortbewegt.

Vermindert man die Laſt, folglich den Druck auf die Kolben, ſo werden dieſe und mithin die Räder ſich ſchneller bewegen, alſo ein größerer Weg in demſelben Zeittheil zurückgelegt werden. Die ſo erlangte Schnelligkeit würde erſt dann ihre Grenze finden, wenn die Heizfläche des Keſſels nicht mehr ſo viel Dampf zu erzeugen vermag, als die Cylinder abſorbiren. Man wird aber, um Gefahr zu vermeiden, ſchon viel früher die Bewegung durch den Regulator mäßigen müſſen.

Die größte Schnelligkeit entſteht natürlich dann, wenn man die Abhänge mit voller Kraft der Maſchine hinabfährt, wie z. B. die mit 1/96 abgeböſchte Rampe bei Rainhill mit einer Schnelligkeit von 63⅓ Fuß in der Sekunde oder 10 deutſchen Meilen in der Stunde abwärts befahren wird, oder wenn man die Laſt auf das Minimum reduzirt, d. h. die Lokomotive allein geht. Auf dieſe Weiſe iſt die Entfernung von Potsdam nach Berlin einmal

[1] Die zu Schnellfahrten beſtimmten Lokomotiven verdampfen ſogar 60 Kubikfuß Waſſer in einer Stunde, oder ungefähr 1 Pfd. Waſſer in jeder Sekunde. Das Volumen des in einer Stunde erzeugten Dampfes würde unter dem atmoſphäriſchen Druck dem einer Säule gleich ſeyn, deren Grundfläche 6 Fuß lang und breit wäre und deren Höhe 1000 Fuß betrüge.

in 17½ Minuten zurückgelegt werden, wobei in 5 Minuten mehr als eine deutsche Meile durcheilt werden mußte, was natürlich nicht ohne Gefahr geschehen kann und eine große Zerstörung des Materials nach sich zieht.

Zöge ferner eine Lokomotive eine geringere Last mit großer Schnelligkeit fort, so wird man die Last vermehren können, wenn man die Schnelligkeit vermindert. Denn mit der Last wächst der Druck auf die Kolben und der Dampf in dem Cylinder nimmt dadurch eine höhere Spannung an, welche zuletzt der Spannung im Kessel gleich wird. Indessen hat auch dies seine Grenze. Wenn der Druck auf die Kolben größer wird, als der Druck auf den Sicherheitsventilen, so werden diese sich öffnen und den Dampf entweichen lassen. Wagen und Lokomotive würden endlich bei fortgesetzter Vermehrung der Last still stehen, und wenn die Dampfentwickelung fortfährt, die Triebräder der letztern sich mit sehr großer Reibung schleifend um ihre Achse drehen. In diesem Falle sind die Kolben nur als größere Ventile des Dampfkessels zu betrachten. Die Verminderung der Schnelligkeit über eine gewisse Grenze hinab kann daher keine größere Zugkraft mehr zur Folge haben. Zugkraft und Schnelligkeit bedingen sich wechselseitig, aber innerhalb bestimmter Grenzen. Diese nun hängen von der ursprünglichen Konstruktion der Maschine ab, und zwar die erstere von der Spannung des Dampfes, welche der Kessel ertragen kann, und dem Durchmesser der Cylinder, letztere von der Menge des Wassers, welche die Heizfläche zu verdampfen vermag, und der Größe der Triebräder.

So sehen wir auch hier das bekannte Grundgesetz aller Mechanik bestätigt, daß man an Zeit gewinnt, was man an Kraft nachläßt, und an Kraft erspart, was man an Zeit einbüßt; denn der mechanische Effekt bleibt ganz derselbe, man möge 10 Pfund einen Fuß oder 1 Pfund zehn Fuß in einem gegebenen Zeittheil bewegen, nur modifizirt sich dies bei einer so zusammengesetzten Maschine, wie die eines Dampfwagens, noch ferner.

Es ergibt sich aus den Resultaten, welche durch Berechnung ermittelt und durch Versuche bewahrheitet wurden, daß eine Lokomotive von den oben angegebenen Dimensionen bei einer Schnelligkeit in der Stunde von

12,571 Ruthen oder ungefähr 6½ Meile 986 Ctr.

8,217 Ruthen oder ungefähr 4¼ Meile 2,465 Ctr.
4,777 „ „ „ 2⅓ „ 5,539 „

zieht. Hier ſtehen die Geſchwindigkeiten im Verhältniß ungefähr wie 6½ : 4¼ : 2⅓, die Laſten aber = 1 : 2⅓ : 5½, d. h. wenn die Maſchine noch nicht dreimal ſo langſam geht, ſo zieht ſie ſchon mehr als 5mal ſo viel Laſt.

Eine andere Maſchine mit nur 10½ Zoll weiten Cylindern und 4 Fuß 10 Zoll hohen Rädern zieht bei einer Schnelligkeit von

17,348 Ruthen oder ungefähr 8¾ Meilen 493 Ctr.
11,135 „ „ „ 5½ „ 1,478 „
5,841 „ „ „ 3 „ 3,982 „

Hier verhalten ſich die Schnelligkeiten beinahe wie 3 : 2 : 1, die Laſten hingegen wie 1 : 3 : 8, d. h. 3mal geringere Schnelligkeit, 8mal größere Laſt.

Durch eine ſehr viel größere Verminderung der Schnelligkeit wird aber eine noch größere Laſt nicht fortzuſchaffen ſeyn, weil ihr Druck auf die Kolben dann die Adhäſion oder das Eingreifen der Triebräder auf die Schienen überwiegen machen müßte.

Hieraus erklärt ſich nun von ſelbſt, weßhalb man für Perſonentransport, wo es hauptſächlich auf Zeit ankommt, leichtere Lokomotiven mit kleinen, zehnzölligen Cylindern, für Güterverkehr, wo die möglichſt größte Laſt fortgeſchafft werden ſoll, ſehr ſchwere Lokomotiven mit großen Cylindern (bis zu 13″) und mit kleinen Rädern anwendet. Die letztern werden auch oft gekuppelt, wodurch ein größerer Theil des Gewichts des Dampfwagens auf den Triebrädern ruht, folglich die Adhäſion vermehrt wird. Solche Lokomotiven ſind bis 236 Ctr. ſchwer, um ſtark einzugreifen. Sie ſind von langſamerer Bewegung und größerer Kraft, dabei erfordern ſie weit weniger Ausbeſſerung.

Wir haben ſchon oben den Einfluß der Steigungen einer Bahn auf den Betrieb angedeutet, wo die Laſt nicht allein *gezogen*, ſondern auch *gehoben* werden muß. Wir ſahen ſo eben, daß eine ſchwere Maſchine, das eigene Gewicht eingerechnet, in der Horizontale die ungeheure Laſt von 5,539 Ctr. mit einer Schnelligkeit von reichlich 2⅓ deutſchen Meilen in der Stunde fortzieht. Die Dampfwagen ſind zwar in der Regel noch auf eine geringere Geſchwindigkeit, nämlich 2 Meilen die Stunde, eingerichtet, wobei ſie eine noch höhere Zugfähigkeit beſitzen; allein

es ist stets ein gewisser Ueberschuß an Kraft zur Ueberwindung zufälliger Hindernisse, z. B. Wind, beschmutzter Zustand der Schienen, Unebenheiten derselben ꝛc. nöthig.

Die Witterungsverhältnisse sind von größerem Einfluß, als man gewöhnlich denkt. Wenn der Wind der Richtung der Bewegung entgegenwirkt, so verzögert er diese, und in noch höherem Maße, wenn er von der Seite kommt; denn dann drängt er die eine große Fläche bildenden Wagen mit den Radkränzen gegen die Schienen, wodurch eine sehr bedeutende Reibung entsteht. Auf der günstig geneigten Bahn von Brügge nach Ostende waren im September 1839 unter solchen Umständen drei Lokomotiven nöthig, um einen Zug von nur 11 Wagen fortzubringen, und auch dann noch wurde das Doppelte der gewöhnlichen Zeit darauf zugebracht, diesen Weg zurückzulegen.

Bei Glatteis oder beschmutztem Zustand der Schienen vermindert sich die Adhäsion oder das Eingreifen der Triebräder. Nach den in England angestellten Versuchen ist die Größe der Adhäsion unter den günstigsten Umständen gleich $^1/_7$ des auf den Triebrädern ruhenden Gewichts, unter ungünstigen hingegen vermindert sie sich auf $^1/_{20}$. Bei einer 236 Ctr. schweren Lokomotive, von welcher etwa 140 Ctr. auf den Triebrädern ruhen, wäre die Adhäsion und mithin das Maximum der Zugkraft im ersten Falle $= {}^{140}/_7 = 20$ Ctr. (wie das auch weiter oben durch Rechnung gefunden wurde), im andern Fall aber nur ${}^{140}/_{20}$, oder wenig mehr als 5 Ctr. Die amerikanischen Ingenieure nehmen die Adhäsion im günstigsten Falle $= {}^1/_4$ und im ungünstigsten $= {}^1/_{15}$, also beträchtlich höher an; immer aber bleibt dieser Umstand wohl zu berücksichtigen, besonders bei Bahnen, welche bedeutende Ansteigungen haben.

Die Ansteigungen überhaupt sind von der größten Wichtigkeit bei Eisenbahnen, und wir haben schon oben gesehen, daß Terrainwellen, welche das Auge kaum unterscheidet, zu erheblichen Hindernissen bei ihrer Anlage werden können. Wir müssen auf diesen Gegenstand etwas näher eingehen.

Bei den in England auf der Liverpool-Manchester und der Grandjunktion-Eisenbahn angestellten Versuchen ließ man einen Wagenzug, welcher das Gewicht von 1463 Ctr. hatte, in der Richtung von Birmingham nach Liverpool und von Liverpool nach

Birmingham fahren, und beobachtete dabei in der schon erklärten Art von ¼ zu ¼ englischen Meilen die Schnelligkeit beim Hinauf- wie beim Hinabfahren auf den verschiedenen Rampen dieser Bahn sowohl, als auf den horizontalen Strecken. Wenn nun aus der Zeit, welche zum Aufsteigen, und derjenigen, welche zum Herabfahren erforderlich war, das Mittel gleich der Geschwindigkeit auf horizontaler Bahn gefunden wurde, so muß daraus allerdings resultiren, daß die vorhandenen Ansteigungen und Gefälle der Bahn, was die Schnelligkeit betrifft, kein Hinderniß abgeben, und die Bewegung der Lasten an Zeit nicht mehr erfordert, als ob sie vollkommen horizontal wären. Die Ergebnisse des Versuchs sind in nachstehender Tabelle ersichtlich:

Steigungs-Verhältniß.	Geschwindigkeit des Wagenzuges auf diese Steigung in englischen Meilen, per Stunde.		Mittlere Geschwindigkeit.
	Beim Hinauf und beim Hinabfahren		
1 : 177	22.25	41.52	31.78
1 : 265	24.87	39.13	32.06
1 : 330	25.26	37.07	31.16
1 : 400	26.87	36.75	31.81
1 : 532	27.35	34.30	30.82
1 : 590	27.27	33.16	30.21
1 : 630	29.03	32.38	30.80
Horizontal	30.93	30.93	30.93

Die Differenzen der mittleren Geschwindigkeiten zeigen sich hier so gering, daß in dieser Beziehung Böschungen selbst bis zu $^1/_{377}$ sich beim Hinauf- und Herabfahren kompensiren. Fuhr der Wagenzug den Abhang von 1 : 330 hinauf, so verlor er an Zeit und legte in der Stunde nur 25 englische Meilen zurück, statt daß er auf der horizontalen Bahn 30.93 solcher Meilen gemacht hätte; fuhr er aber denselben Abhang hinab, so gewann er an Zeit und machte 37 Meilen in der Stunde. Der Verlust in der einen Richtung war daher so groß, wie der Gewinn in der andern.

Man könnte glauben, daß beim Heraufsteigen mehr Brennstoff konsumirt wird, aber dies ist nicht der Fall. Sobald eine Maschine einen Abhang ansteigt, erfährt sie einen größern Widerstand und arbeitet also langsamer. Dadurch entsteht bei gleicher Dämpfentwicklung eine höhere Spannung der Dämpfe im Kessel und in den Cylindern, folglich größerer Druck auf den Kolben und mithin stärkere Zugkraft, ohne daß mehr als auf der horizontalen Strecke geheizt wird. Es ist hinsichtlich des Brennstoffs überhaupt vortheilhaft, der Maschine die größtmögliche Last anzuhängen. Bei den Versuchen, welche Pambour auf der Liverpool-Manchester Bahn angestellt, brauchte z. B. die Lokomotive Atlas, als sie 493 Ctr. zog, 697 Pfd. Cokes, und als sie 3745, also beinahe 8mal so viel zog, nur das Doppelte. Nun ist aber jede Steigung in dieser Beziehung einer Vermehrung der Last gleich zu setzen. Der aus den Cylindern in den Rauchfang strömende Dampf wirkt ganz wie ein Blasebalg auf den Herd. Indem nun die Kolbenschläge langsamer werden, wird auch das Feuer von selbst weniger angefacht und weniger Kohle konsumirt. Beim Hinabfahren wird überhaupt gar nicht oder nur so viel geheizt, als nöthig, um das Feuer zu unterhalten; denn hier tritt eine neue Kraft, die der Schwere, fördernd hinzu, welche bei $^1/_{300}$ Steigung gerade so groß ist, wie nöthig, um die Reibung zu überwinden.

Allein wenn bei den Steigungen, so weit sie sich kompensiren, auch weder an Zeit noch an Heizung wesentlich verloren geht, so ist dies keineswegs mit der anzuwendenden *Kraft* ebenso der Fall.

Steile Ansteigungen auf einer Eisenbahn verlängern den Weg, vermehren die Betriebskosten, vermindern die Schnelligkeit, steigern die Abnutzung und können die Rentabilität des ganzen Unternehmens in Frage stellen. Es muß daher, soviel irgend ausführbar, dahin gestrebt werden, die Bahnen, und besonders solche, auf welchen ein starker Güterverkehr zu erwarten steht, in einer von der Horizontale wenig abweichenden Richtung zu führen.

Dieselbe Lokomotive, welche unter günstigen Umständen auf horizontaler Bahn mit der Schnelligkeit von 2½ Meilen in der Stunde 5539 Ctr. fortbewegte, wird bei Steigungen

von $^1/_{1000}$ nur 4327
„ $^1/_{300}$ „ 2865
„ $^1/_{76}$ „ 1192 Ctr. ziehen.

Wechseln nun auf einer Eisenbahn horizontale Strecken mit solchen geneigten Böschungen, so kann zweierlei stattfinden: entweder die Last wird gleich nach der steilsten dieser Ansteigungen normirt, d. h., wenn Böschungen von $^1/_{200}$ vorkommen, so kann der Lokomotive nur ein Last von 2865 Ctr. angehängt werden, oder man belastet den Zug wirklich mit der vollen Ladung, und bedient sich dann an den steilen Stellen der Hülfslokomotive. Das erstere Verfahren findet z. B. auf der Darlington Bahn statt, wo die Steigungen zwar nicht sehr stark sind, aber so häufig vorkommen, daß unmöglich an jeder derselben eine Hülfslokomotive aufgestellt werden kann; das letztere hingegen für die Güterzüge auf der Liverpool Bahn, wo Steigungen von $^1/_{96}$ und selbst $^1/_{89}$ vorkommen. Die Personenzüge werden auch dort noch ohne Hülfe fortgeschafft, weil man bei diesen fast nie auf volle Fracht zu rechnen hat. Das Gewicht der Personen beträgt nämlich etwa die Hälfte der Bruttolast, und da die Lokomotive selbst bei Steigungen von $^1/_{200}$ noch an 3000 Ctr. zieht, so gibt dies für jeden Zug die Möglichkeit, etwa 700 Reisende fortzuschaffen, was als mittlerer Durchschnitt schon eine so bedeutende Personenfrequenz voraussetzt, wie sie in dem allerseltensten Falle erreicht wird. Auf den belgischen Bahnen war im Jahre 1839 der mittlere Durchschnitt für jeden Zug nur 107 Reisende.

Personen sind die werthvollste Waare, die, bei welcher man die höchsten Frachtpreise erheben darf, und deshalb sind bisher fast alle Eisenbahnen wesentlich auf Personenfrequenz berechnet, die Güterfracht aber als Nebensache behandelt worden. Und doch liegt der Zeitpunkt nicht fern, wo man erkennen wird, daß gerade der Gütertransport die Basis alles Eisenbahnbetriebes ist, welcher die Anlagen rentabel machen wird, und daß in ihm der eigentliche national-ökonomische Nutzen der Schienenwege zu suchen ist.

Personen verlangen beim Transport unzählige Rücksichten, Güter nur pünktliche und sichere Besorgung. Jene wollen schnell befördert seyn, mindestens 4 bis 5 Meilen in der Stunde, wodurch Schienenwege, und namentlich Lokomotiven mit furchtbarer Schnelle abgenutzt werden. In England rechnet man für den Dienst pro englische Meile 1 Lokomotive. Der Gütertransport läßt eine gemäßigte Schnelligkeit von etwa 1½ oder 2 Meilen in der Stunde zu, wodurch das Material geschont wird. Am Schluß

des Jahres 1841 waren auf den belgischen Bahnen 17 pCt. der Personenwagen und nur 1½ pCt. der Güterwagen in Reparatur. Die Personenfrequenz ist der größten Schwankung unterworfen. In der guten Jahreszeit, bei festlichen Gelegenheiten oder zufälligen Veranlassungen ist der Andrang ungeheuer, während man zu andern Zeiten mit halb leeren Zügen fahren muß. Beim Gütertransport kann man eigentlich immer auf volle Ladung rechnen; denn die Waare fordert nicht wie der Reisende im Augenblick seiner Ankunft auch schon weiter zu gehen, sondern ihr Abgang läßt sich fast immer bis zum nächsten Transport verschieben. Sie machen keine zahlreiche und kostbare Beaufsichtigung der Bahn nöthig, und die Verwaltung wird nicht wesentlich kostspieliger, wenn auch das Transportquantum sich verdoppelt oder vervielfacht.

Die Erfahrung auf den belgischen Bahnen hat gelehrt, daß bei einer sehr weit getriebenen Herabsetzung der Transportsätze für Personen die Masse der Reisenden keineswegs für die Degradation entschädigt, welche der Schnellbetrieb verursacht, und statt die nothwendigen Reisen oft ein staatswirthschaftlich sogar schädliches, wenigstens nutzloses Hin- und Herreisen hervorruft. Die möglichste Ermäßigung der Frachtsätze hingegen kommt allen Klassen der Gesellschaft zu Nutze, den Produzenten wie den Konsumenten, sie erhöht das Gesammtvermögen einer Nation. Mit Recht sagt daher der belgische Bericht für 1840, daß der Transport schwerer Güter die Haupteinnahme des Betriebs gewähre, ohne daß eine verhältnißmäßige Mehrausgabe dafür nothwendig geworden sey. Wenn nun aber Erleichterung des Güterverkehrs Hauptrücksicht sowohl für die Rentabilität des Unternehmens als auch für seine staatswirthschaftliche Wichtigkeit ist, so kommt es wesentlich darauf an, die Bahnen mit möglichst geringer Steigung anzulegen. Denn wenn auch die Personenfrequenz einer Bahn leichte Ansteigungen zuläßt, so treten die Nachtheile doch sogleich bei der Güterfracht hervor, wo es darauf ankommt, so viel Centner wie möglich mit demselben Zug fortzuschaffen.

Bei einer Bahn, auf welcher Steigungen von $^1/_{90}$ vorkommen, wird man bei einer gegebenen Anzahl von arbeitenden Lokomotiven entweder nur halb so viel Last fortschaffen können, als auf einer eben so langen, aber horizontalen Bahn, oder man wird

dieſelbe Laſt nur mit doppelt ſo vielen Lokomotiven zu fördern vermögen. Da man ſich hierbei zum Theil der Hülfslokomotiven bedienen wird, welche bei jeder Bahn für eventuelle Fälle im Freien ſtehend erhalten werden müſſen, ſo wird der Betrieb der erſten Bahn nicht eben doppelt ſo theuer, jedenfalls aber die Koſten deſſelben ſehr bedeutend höher ſeyn, als die der zweiten.

Nun macht aber das Terrain bei den meiſten großen Bahnanlagen es keineswegs leicht, noch ſelbſt überall möglich, die Böſchungen zu vermeiden. Nachſtehende Tabelle, welche das Maximum der Anſteigungen der bedeutendſten Eiſenbahnen in Europa nachweiſt, zeigt, bis zu welchem Grade man ſich in die Unebenheiten des Bodens hat fügen müſſen.

Deutſchland:	Braunſchweig-Vienenburg	ſteilſte	Anſteigung	1 : 283
	München-Augsburg	"	"	1 : 280
	Köln-Aachen	"	"	1 : 264
	Taunusbahn	"	"	1 : 250
	Leipzig-Dresden	"	"	1 : 200
	Wien-Raab	"	"	1 : 137
	Berlin-Frankfurt	"	"	1 : 114
Belgien:	Mons-Jurbiſe	"	"	1 : 317
	Waremme-Ans	"	"	1 : 303
	Tubiſe-Braine le Comte	"	"	1 : 223
	Lüttich-Preußiſche Gränze	"	"	1 : 100
Frankreich:	Paris, St. Germain, Mühlhauſen	"	"	1 : 100
	Thann- und Straßburg-Baſel	"	"	1 : 125
England:	South-Hampton	"	"	1 : 202
	Mancheſter-Bury	"	"	1 : 200
	Leeds-Selby	"	"	1 : 166
	Newkaſtle-Carliſle	"	"	1 : 160
	Mancheſter-Leeds	"	"	1 : 150
	London-Brighton	"	"	1 : 147
	London-Croydon	"	"	1 : 100
	Grand-Junktion	"	"	1 : 100
	Dublin-Kingſton	"	"	1 : 100
	Liverpool-Mancheſter	"	"	1 : 89
	Birmingham-Gloceſter	"	"	1 : 37

welche letztere Strecke dennoch, und zwar mit amerikaniſchen Lokomotiven befahren wird. Im Allgemeinen kann man Steigungen von $^1/_{300}$ auf langen Bahnen als unvermeidlich annehmen. Denn wie vortheilhaft auch die horizontale oder wenig davon abweichende Richtung iſt, ſo gibt es augenſcheinlich eine Grenze, über welche

hinaus die zur Erreichung dieses Vortheils zu bringenden Opfer so groß werden, daß sie außer Verhältniß mit dem erzielten Nutzen stehen. Ein Beispiel wird dies deutlich machen.

Es befinde sich zwischen zwei Orten, welche zwei Meilen von einander entfernt liegen, ein Hügel von 80 Fuß relativer Erhöhung und stetiger Abböschung nach beiden Seiten, so wird eine Eisenbahn mit der Steigung von 1:300 denselben ohne alle weitere Terrainkorrektion überschreiten. Wollte man die Ansteigung der Bahn aber auf 1:1000 reduziren, so würde ein 2 Meilen langer, in der Mitte $80 - 24 = 56$ Fuß tiefer Einschnitt nothwendig. Man würde daher vielleicht auf einer Strecke schon zur Ausführung eines Tunnels schreiten müßen, und jedenfalls würde diese Erdarbeit mehrere Hunderttausende an Anlagekapital kosten. Um sich einen Begriff von dem Aufwand zu machen, welchen solche Arbeiten verursachen, möge hier Folgendes gesagt seyn.

Ein Durchstich, wie der hier in Rede stehende, würde bei der vortheilhaftesten Bodenbeschaffenheit mindestens 800,000 Schachtruthen Erdaushebung erfordern. Auf den am wohlfeilsten erbauten deutschen Eisenbahnen betragen die durchschnittlichen Kosten pro Schachtruthe 1⅕ Thlr. Pr. Cour.; mithin würde dieser Durchschnitt nahe an Eine Million Thaler kosten. Nun waren die Einschnitte auf den genannten Bahnen nicht über 30′ tief. Die Kosten der Erdarbeiten wachsen aber, abgesehen von der dadurch herbeigeführten größeren Zahl zu bewegender Schachtruthen, sehr bedeutend mit der Tiefe, aus welcher sie ausgehoben werden sollen. Fehlte es an Raum zur Ablagerung der Erde, wäre das Terrain sandig und locker, so daß die Böschungen flacher gehalten werden müßten, so könnten die Kosten so bedeutend werden, daß man sich lieber zur Anlegung eines Tunnels entschlösse.

Auf der Köln-Aachner Bahn kostete die Anlage des Tunnels

pro laufenden Fuß	. . . . .	150 Thlr.
„ „ Leipzig-Dresdner	. . . . .	183 „
„ „ London-Birmingham (der Kilsby Tunnel)		300 „

oder durchschnittlich jede Viertel Meile eine Million Thaler.

Es ist eine der wichtigsten Fragen, welche bei jeder Eisenbahnanlage zur Sprache kommt, wie weit man in der Korrektion des Terrains gehen soll, um bessere Steigungsverhältnisse zu erlangen, mit andern Worten,

wie viel man an den Baukosten zusetzen will, um an den Betriebskosten zu sparen. Die erstere, ein für allemal verausgabte Summe stellt Kapital, die letztere, sich jährlich wiederholende, Zinsen dar.

Diese Frage läßt sich allgemein gültig auf keine Weise beantworten, vielmehr muß die Ermittelung derselben für jeden concreten Fall besonders angestellt werden. Aber die Prinzipien, nach denen dies geschehen sollte, wollen wir versuchen darzulegen.

Auf der einen Seite der Rechnung steht in positiven Zahlen und mit hinreichender Genauigkeit der Bauanschlag derselben Bahn, wenn man das Maximum der Steigung auf $^1/_{1000}$, $^1/_{200}$ oder $^1/_{100}$ festsetzt. Die Zeiten sind vorbei, wo die Veranschlagungen um das Doppelte, selbst um das Vierfache überschritten wurden, und nach der Erfahrung, welche jetzt vorliegt, muß der Anschlag den wirklichen Baukosten so nahe kommen, daß wesentliche Abweichungen sich später nicht herausstellen. Man wird mit hinlänglicher Gewißheit übersehen, daß die Bahn im ersten Falle z. B. 8, im andern 7 und im dritten 6 Millionen kosten wird.

Aber der zweite Faktor läßt sich mit eben der Bestimmtheit nicht angeben. Daß die Frequenz zwischen zwei Städten, welche durch eine Eisenbahn verbunden werden, sich sehr wesentlich erhöhen muß, ist vorauszusehen. Der Erfolg hat in dieser Beziehung noch immer die kühnsten Hoffnungen übertroffen.

Es circulirten z. B. täglich

		vor Anlegung der Eisenbahn,		nach Anlegung derselben	
Zwischen	Liverpool - Manchester	400	Personen	1620	Personen
"	Stockton - Darlington	130	"	630	"
"	Newkastle - Carlisle	90	"	500	"
"	Arbroath - Forfor	20	"	200	"
"	Brüssel - Antwerpen	200	"	3000	"

Die Frequenz war also hier um das 4-, 5-, 10- und 15fache gestiegen.

Die Güterbewegung kann natürlich in diesem Maaße nicht zunehmen, weil sie an ganz andere Bedingungen, an eine bestimmte Nachfrage und Produktion gebunden ist; beide wachsen jedoch ebenfalls, wenn die Frachtpreise sinken und die Schnelligkeit und Sicherheit des Transports zunimmt. Nur das Wieviel ist bei

allen diesen Verhältnissen unmöglich zu ermitteln, und doch ist eben dies Wieviel sehr wichtig zu kennen.

Die Terrainkorrektion von $^1/_{500}$ auf $^1/_{1000}$ Steigung der Bahn kostete in dem Beispiel, welches wir oben annahmen, 1 Mill. Thaler. Es läßt sich ferner ermitteln, daß die Selbstförderkosten pro Ctr. und Meile auf der ersten Steigung 7, auf der letzten nur 4 Silberpfennige kosten werden, weil man bei jener die Zugkraft vermehren oder die Ladung vermindern muß. Diese Vermehrung der Betriebskosten auf 1 Meile Steigung (in jeder Richtung der Bahn) würde, wenn auf derselben eine Güterbewegung von 6 Mill Ctr. stattfände, 18 Mill. Silberpf. oder 50,000 Thlr. austragen, welche alle Jahr aufs Neue zugeschossen werden müssen und daher zu 4 pCt. einem Kapital von 1¼ Millionen entsprechen. Konnte man daher eine solche oder eine noch bedeutendere Frequenz voraussehen, so war man vollkommen berechtigt, 1 Million für den Durchstich des Hügels auszugeben und man gewann für alle Zukunft an dem reinen Ertrage des Unternehmens. Erreichte hingegen die Güterbewegung jene Höhe nicht, waren auf der Bahn des Jahres nur 5 oder 4 Millionen Centner zu transportiren, so verlor man für alle Zukunft an den Zinsen des auf die Korrektion verwendeten Kapitals. Man wird daher mit großen Terrain-Korrektionen sehr vorsichtig seyn; andererseits aber ist eine spätere Zunahme des Verkehrs durch Aufschwung des Handels, durch den Anschluß neuer Bahnen sehr möglich, während eine nachträgliche Korrektion den ganzen Betrieb unterbricht und fast alle frühere Ausgaben verlieren läßt.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß wir in unserem Beispiel ziemlich extreme Annahmen gewählt, und daß man selten in die Nothwendigkeit kommen wird, einen Durchstich für 1 Million zu machen. Man wird in den meisten Fällen ein solches Terrain durch einen Umweg ganz zu vermeiden suchen.

Der Uebergang einer Eisenbahn in eine veränderte Richtung geschieht stets durch eine ganz allmälig gekrümmte Linie. Wenn ein Wagenzug, welcher auf der Bahn in gerader Linie einherzog, mittelst einer Kurve in eine veränderte Richtung geleitet wird, so entsteht aus dem jedem Körper inwohnenden Beharrungsvermögen ein Drängen der Spurkränze der Räder gegen die auswendige Schienenreihe, wodurch nicht nur eine sehr vermehrte Reibung,

sondern selbst bei engen Radien und großer Schnelligkeit die Gefahr entsteht, daß die Lokomotive aus der Schienenlage abspringt oder die Achse bricht. Da überdies in jeder Krümmung die auswendige der beiden concentrischen Schienenlinien länger als die inwendige seyn muß, so haben die Räder auf dieser einen längern Weg als auf jener zu durchlaufen. Beide Räder sitzen aber an derselben Achse fest, so daß eines nicht schneller wie das andere sich umdrehen kann, und die auswendigen Räder müssen daher theilweise schleifen, wodurch die Reibung abermals vermehrt wird.

Es sind mehrere, zum Theil sehr sinnreiche Vorschläge gemacht worden, um diesem Uebelstande abzuhelfen, ohne daß der Zweck bis jetzt genügend erreicht worden wäre. Man machte z. B. die Felgen der Räder conisch, so daß der Durchmesser des Rades, an der Außenseite gemessen, kleiner war, als an der innern. Trieb nun die Centrifugalkraft den Wagen in einer nach rechts gebogenen Kurve gegen die auswendige Schiene, so bewegten sich die linken Räder auf dem innern größern, die rechten Räder auf dem äußern kleinern Durchmesser, und die erstern legten dadurch von selbst in derselben Zeit den größern, die letztern den kleinern Weg zurück. Allein die Conicität der Räder hat den großen Nachtheil, daß selbst auf der geraden Strecke der Bahn der Wagenzug eine schaukelnde Bewegung annimmt und die so lästige Seitenschwenkung (mouvement de lacet), besonders bei den von der Lokomotive entfernten Fahrzeugen, bedeutend vermehrt wird.

Ein anderer Vorschlag war, die Schienen so einzurichten, daß in den Kurven das auswendige Rad nicht mehr auf den Felgen, sondern auf dem Kranz, welcher das Abgleiten verhindern soll, läuft. Das Abgleiten mußte dabei durch einen besondern Rand an der Schiene verhindert werden. Diese Einrichtung ist aber natürlich nur dann möglich, wenn auf einer Bahn alle Kurven mit demselben, und zwar bei der gewöhnlichen und nothwendigen Höhe des Kranzes mit einem sehr kleinen Radius beschrieben werden.

Ferner hat man die Wagen mit 4 Räderpaaren versehen, von welchen je 2 Paar so dicht als möglich an einander gerückt und unter sich zwar so verbunden wurden, daß die Achsen ihre Parallelität beibehalten, mit dem Wagen aber so, daß sie sich gegen die Normallage um etwas verschieben können. Bei den Dampfwagen hat dies den Nachtheil, daß dann die Räder derselben

nicht mehr gekuppelt werden können, wodurch die auf den Triebrädern ruhende Last und mithin die Adhäsion vermindert wird; bei den übrigen Wagen hingegen, daß diese sehr groß werden, wodurch mancherlei Unbequemlichkeiten entstehen. Das gewöhnlichste Auskunftsmittel ist, daß man die auswendige Schienenreihe um etwas höher legt, als die inwendige, so daß, wenn die Centrifugalkraft die Wagen nach außen drängt, die Schwerkraft sie wieder nach innen zieht, wodurch freilich das Schleifen der äußern Räder nicht beseitigt wird.

Alle diese Mittel vermögen dem Zweck nicht vollständig zu entsprechen, was man schon daraus entnehmen kann, daß die Centrifugalkraft eine variable ist, welche mit der Schnelligkeit der Bewegung wächst und abnimmt, während die Schwerkraft eine ganz konstante ist. Das Sicherste ist immer, die Kurven mit einem sehr großen Halbmesser zu konstruiren, oder die Schnelligkeit bei den engern Kurven zu ermäßigen.

Die in England angestellten Versuche haben gezeigt, daß die Schnelligkeit der Wagenzüge bei solchen Kurven, welche mit einem Radius von ½ englischen Meile = 213 Ruthen beschrieben sind, genau dieselbe ist, wie auf der ganz geraden Strecke der Bahn. Es war auch nicht die geringste Abnahme der Schnelligkeit zu ermitteln, und diese Versuche wurden in so großer Zahl und unter so verschiedenen Umständen vorgenommen, daß das Resultat nicht bezweifelt werden kann. Auf den bisher ausgeführten Eisenbahnen in Deutschland sind die Kurven

mit Radien von 300 bis 100 Ruthen

in Frankreich	. . . . .	100	„
in Belgien	. . . . .	100	„
in England sogar	. . . 100 bis	70	„ beschrieben.

Wie nun auch diesen Bedingungen mehr oder weniger vollkommen entsprochen werden möge, immer sind Umwege eine Abweichung von der geraden Linie in horizontaler Projektion, wie die Böschungen es in der vertikalen sind. Diese bedingen, daß die ursprüngliche Kraft vermehrt, jene, daß sie während einer längern Zeit in Anspruch genommen wird. Könnte man den Hügel, den man nicht durchstechen will, nicht anders als auf einem Umwege von ¾ Meilen vermeiden, so kommt die Rechnung wieder auf ungefähr dasselbe Resultat. Denn wenn die

Selbstförderkosten auf der horizontalen Bahn 4 Silberpf. betrugen, so verursacht der Umweg von ¾ Meilen 3 Silberpf. Mehrkosten, was bei 6 Millionen Ctrn. abermals 50000 Rthlr. jährlich austrägt.

Sechs Millionen Ctr. sind, wie schon oben gesagt, eine Annahme, welche nicht leicht auf einer deutschen Bahn sich verwirklichen kann, und es wurde dies Beispiel nur gewählt, um darzuthun, daß unter Umständen selbst sehr bedeutende Vermehrungen des Anlagekapitals zu rechtfertigen sind. Um nun den Werth eines Umweges in Zahlen näher zu bestimmen, wollen wir die Verhältnisse der belgischen und der Leipzig-Dresdner Bahn unserer Rechnung zu Grunde legen.

Es wurden im Jahre 1840 auf den belgischen Bahnen überhaupt 156301 Meilen zurückgelegt. Die Gesammtkosten während dieser Zeit betrugen:

	überhaupt	pro Meile
Für das Personal, für Unterhaltung der Gebäulichkeiten, Anschaffung von Material ꝛc.	630812 Frcs.	1 Thlr. 2 Sgr. — Pf.
Betriebskraft, Unterhaltung, Reparatur und Ersatz der Betriebsmittel, Schienenwege, Beleuchtung, Coaksöfen, Werkstätten, Wasserstationen ꝛc.	1835772 „	3 „ 3 „ 8 „
Direktion, Inspektion, Kontrolle, Hereinschaffen und Abbringen der Güter ꝛc.	530526 „	— „ 27 „ — „
Folglich für jede von einem Wagenzug auf der Bahn zurückgelegte Meile . .		5 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf.

Auf der Leipzig-Dresdner Bahn wurden in demselben Jahre überhaupt gefahren 46868 Meilen. Es kosteten

	überhaupt	pro Meile
Unterhaltung der Bahn	54656 Thlr.	1 Thlr. 5 Sgr. — Pf.
Betrieb	50559 „	1 „ 2 „ 4 „
		2 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf.

	überhaupt	pro Meile
		2 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf.
Heizung und Reparatur der Lokomotiven, Instandhaltung und Umbau der Wagen	119622 Thlr.	2 „ 16 „ 7 „
Verwaltung . . .	23391 „	— „ 14 „ 11 „
	mithin die Zugmeile	5 Thlr. 8 Sgr. 10 Pf.

Nun wurden ferner (wenn die jährlich zurückgelegte Meilenzahl mit der Zahl dividirt wird, welche die Länge der Bahn in Meilen angiebt) die belgischen Bahnen mehr als 9, die sächsische mehr als 8mal täglich ihrer ganzen Länge nach befahren. Legen wir nun auch nur die letzten Verhältnisse bei unserem Beispiele zu Grunde, so werden auf eine Bahn, welche einen Umweg von ¾ Meilen macht, täglich ¾ × 8 oder 6 Meilen umgefahren, folglich täglich eine Mehrausgabe von etwa 31 Thlr. oder des Jahrs von mehr als 11,000 Thlr. nöthig, und der Umweg von 1 Meile kostet sehr nahe die Zinsen einer halben Million Thaler an Betrieb, ohne die Baukosten zu rechnen.

Die Umwege haben aber doch den Vorzug vor starken Steigungen, daß sie den Betrieb weniger Zufälligkeiten aussetzen, das Material nicht so sehr zu Grunde richten, und wenn sie mit Vermeidung großer Bauwerke ausgeführt sind, in der Regel geringere Unterhaltungskosten in Anspruch nehmen.

Die Umwege sind die zweite wichtige Frage, welche bei Bestimmung der Traits einer Eisenbahn zu erörtern ist.

Welchen großen Einfluß die Steigungen und die Länge einer Bahn auch immer auf die Größe des Anlagekapitals und der Wohlfeilheit ihres Betriebes haben, so sind es doch unter allen Umständen die Verkehrsverhältnisse, welche ihre Richtung bestimmen (wenigstens bei Privatunternehmungen). Niemand wird eine Eisenbahn durch eine öde Steppe bauen, blos weil sie horizontal ist und weil man dort gerade aus gehen kann. Wir sehen im Gegentheil deren selbst in sehr ungünstigem Terrain in lohnendem Betrieb, wenn sie nur dem wahren Bedürfniß des Verkehrs entsprechen. Deshalb sollen Eisenbahnen sich dem einmal bestehenden Zug des Landverkehrs anschließen, denn sie schaffen an und für sich keinen neuen Handel, sondern vervielfachen nur den bereits

bestehenden. Die Eisenbahn soll nicht die absolut kürzeste Linie zwischen zwei Endpunkten bilden, sondern, so weit irgend möglich, gewerbreiche Städte und wohlhabende Landstriche berühren. Eine arme Gegend wird nicht reich, weil lange Güterzüge durch ihre Fluren hineilen, und eine Stadt noch kein Handelsplatz mit großen Kapitalien und auswärtigen Verbindungen, weil ein Schienenweg dahin führt. Nur da, wo das Bedürfniß einer schnellen und wohlfeilen Communication durch die Verkehrsverhältnisse geboten ist, wird die Eisenbahn gedeihen und gedeihen machen. Umwege sind daher bis zu einer gewissen Grenze gerechtfertigt und geboten, und mehr noch als das Terrain entscheiden die Verkehrsverhältnisse die Richtung einer Bahn in letzter Instanz.

Die Eisenbahn soll daher nicht blos das Interesse der beiden Endpunkte berücksichtigen, wie bedeutend diese immer seyn mögen, sondern wesentlich auch das der zwischenliegenden Landstriche und kleinen Städte. Die Frequenz derselben, der sogenannte innere Verkehr ist nämlich sehr viel bedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Auf den 45 Meilen der belgischen Bahnen hatte sich im Jahre 1840 die Hälfte der ganzen Bevölkerung des Landes, nämlich 2¼ Million Menschen bewegt, und von diesen hatte nach stattgehabten Ermittelungen ein jeder nur durchschnittlich 5½ Meilen zurückgelegt. Auf der Magdeburg Leipziger Bahn fuhr 1841 im Durchschnitt jeder Reisende 5⅒ Meilen und auf der Leipzig Dresdener 7½ Meilen. Es ist also bei weitem nicht der von Ende zu Ende durchgehende Reiseverkehr, welcher die Bahn alimentirt, sondern hauptsächlich sind es die Reisen auf kürzeren Strecken derselben, von Zwischenpunkt zu Zwischenpunkt oder von den Endpunkten zu denselben. Wenn aber eine Bahn keine solche Zwischenpunkte bildenden Städte berührte, so fiele dieser wichtige Verkehr weg.

Die Entscheidung, ob man einen Umweg von so viel tausend Ruthen machen will, um diese gewerbthätige Landstadt, jene an Produkten reiche Gegend zu berühren, beruht lediglich auf einer richtigen Abwägung der vermehrten Anlagekosten und der additionellen Betriebskosten für jene tausende von Ruthen, im Vergleich mit der zu erwartenden Vermehrung der Frequenz, welche letztere aber immer nur annähernd bestimmt werden kann.

Allgemein gültig ist der Satz, daß sehr rege Verkehrsverhältnisse eine kostspieligere und vollkommenere Anlage gestatten und

fordern, eine minder entwickelte Thätigkeit des Handels und der Betriebsamkeit sich hingegen mit dem minder vollkommenen Medium begnügt, und auch nur ein solches rentabel macht. Daher der enorme und doch zulässige Aufwand der englischen Bahnen, daher die nothwendige Wohlfeilheit der deutschen.

In England kostet z. B. die nur wenig mehr als $^3/_4$ Meilen lange London-Greenwich-Bahn 5,480,000 Rthlr. bei freilich ganz exceptionellen Verhältnissen, da diese Bahn auf ihrer ganzen Erstreckung über gemauerte Bogenstellungen geführt wurde, und mit $^1/_3$ ihrer Länge in der Stadt London selbst liegt. Die bloße Grundentschädigung kostete mehr als 2 Millionen Thaler.

Es kosteten ferner pro laufende deutsche Meile

in England	London-Croydon	2,302,000	Rthlr.
	Manchester-Bolton	1,890,000	„
	London-Birmingham . . .	1,560,000	„
	Liverpool-Manchester . . .	1,380,000	„
	Great-Western	1,340,000	„
	Manchester-Leeds	1,260,000	„
	Grand-Junction	720,000	„
	Preston-Lancaster	716,000	„
	North-Union	704,000	„
	Leeds-Selby	544,000	„
	Glasgow-Garnkirk	378,000	„
	York-Nord-Midland	306,000	„
	Arbroath-Forfar	216,000	„
	Arbroath-Dundee	210,000	„
in Frankreich	Etienne-Lyon	592,000	„
in Belgien die 13 ersten Sektionen, welche auf etwa $^3/_4$ nur einfaches Geleise haben[1] . .		304,000	„
in Deutschland mit einfachem Geleise			
	Köln-Aachen	500,000	„
	Düsseldorf-Elberfeld	500,000	„
	Berlin-Potsdam	400,000	„
	Leipzig-Dresden (Doppelbahn)	360,000	„
	Badische	370,000	„

[1] Die Strecke von Lüttich bis Verviers, welche noch im Bau, wird aber bedeutend theurer und wohl die theuerste auf dem Kontinent.

in Deutschland:	Taunus	320,000	Rthlr.
	Hamburg-Bergedorf	375,000	„
	München-Augsburg	270,000	„
	Berlin-Frankfurt a. O. . .	250,000	„
	Berlin-Anhalt	210,000	„
	Berlin-Stettin (schmale Kronenbreite)	184,000	„
	Magdeburg-Leipzig	209,000	„
	Kaiser Ferdinands Nordbahn .	164,000	„

Bahnen, welche so ungeheure Terrainschwierigkeiten zu besiegen hatten, wie Köln-Aachen und Düsseldorf-Elberfeld, können keinen Maaßstab des Verkehrs abgeben, ebenso diejenigen, welche bei der Neuheit der Sache ein hohes Lehrgeld zahlen mußten. Man darf annehmen, daß im mittlern Durchschnitt in Deutschland die Eisenbahnen für ⅞ Millien pro laufende Meile herzustellen sind. Hiernach vermehren sich die Kosten einer Eisenbahn für jede Meile Umweg, wenn zu dem durchschnittlichen Anlagekapital von ⅞ Millionen die kapitalisirten Mehrkosten des Betriebs mit ½ Million hinzu gerechnet werden, um ¾ Millionen, welche von der, durch den Umweg beabsichtigten Vermehrung der Frequenz aufgewogen werden sollen.

Wir haben gesehen, wie sowohl Terrain als Verkehrsverhältnisse die Bahnen zwingen, von der geraden Linie abzuweichen; es bleibt übrig, in wenig Worten die politischen und Territorialverhältnisse zu berühren.

Daß die Anlage einer Eisenbahn auf lange Zeit hinaus und aus weiten Kreisen den Verkehr in eine bestimmte Richtung leitet, liegt in der Natur der Sache. Man hätte daher vermuthen können, die Staatsregierungen würden sich sogleich an die Spitze dieser Unternehmungen stellen, um die Richtungen der Bahnen nach dem Interesse der Gesammtheit zu regeln. Dieß geschah jedoch nicht.

In England konnte freilich Alles dem Associationsgeist der Privaten überlassen bleiben. Kein Unternehmen erschien zu groß oder zu kostspielig bei dem Ueberfluß an Kapitalien, dem Unternehmungsgeist des Volks und der hohen Entwicklung der Industrie und des Handels; auch gab es innerhalb des meerumspülten Umfangs des Königreiches keine politische Grenzen, welche den Anlagen Schwierigkeiten in den Weg legten oder Jalousien hervor-

riefen. Anders auf dem Kontinent, und vor allem in Deutschland. Dennoch blieb die belgische Regierung lange die einzige, welche den Bau der Eisenbahnen nach einem vorher durchdachten Plan, und im Interesse des Staats wie der Einzelnen für das ganze Land übernahm. Der Erfolg hat bereits gezeigt, wie sehr die Ausführung gelungen ist.

In Deutschland handelt es sich bei der Wahl der Richtung für Eisenbahnen in der That nicht darum, ob, diese oder jene Landstadt berührt werde, sondern sehr oft, ob der Welthandel seinen Zug durch ein Königreich nehmen oder es vermeiden soll. Dennoch blieb Alles dem Unternehmungsgeiste der Privatleute überlassen, und zu ihrer Ehre sey es gesagt, daß Deutschland durch ihren Muth und ihre Einsicht mit Ausschluß Belgiens das an Eisenbahnen reichste Land des Kontinents wurde, bevor irgend eine Regierung ihnen zu Hülfe kam. Freilich war Personenfrequenz Hauptrücksicht, es wurden nur die lukrativsten Strecken ausgebeutet, und es entstanden Richtungen, welche in ein rationelles Staatseisenbahnnetz nicht passen wollen.

Bald stellte sich jedoch heraus, daß die Regierungen so großen Unternehmungen nicht fremd bleiben konnten. Zunächst gerieth die Post in Konflikt mit den Eisenbahnen, welche in der Hand der Staatsverwaltung ein wesentlicher Vortheil für sie gewesen wären, und die ihr als Privateigenthum eine nicht zu besiegende Konkurrenz entgegenstellten. Die Nothwendigkeit, den weniger begünstigten Provinzen einen erleichterten Absatz für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, die entlegenern Theile des Landes mit der Hauptmasse zu verschmelzen, endlich die militärischen Rücksichten, Alles sprach dafür, auch da Eisenbahnen zu bauen, wo sie sich nicht unmittelbar rentiren konnten, und dieß vermochte nur der Staat.

Nach und nach haben denn auch fast alle deutsche Regierungen Eisenbahnanlagen unter verschiedenen Bedingungen entweder selbst übernommen, unterstützt oder garantirt. Preußen that diesen Schritt zuletzt, aber im großartigsten Styl, indem gleich für 200 Meilen Gewähr geleistet wurde, und die Frage, welche wir zu beleuchten gesucht haben, wird daher dort in nächster Zukunft vielfach in Anregung gebracht werden.

M.

Ueber

den strategischen Werth einiger Punkte im südlichen Deutschland.

Nach dem zweiten Pariser Frieden vom Jahr 1815 und der förmlichen Konstituirung des deutschen Bundes, als das Andenken an die bis dahin erlittenen Drangsale noch frisch und der Eifer für die gemeinsame Ruhe und die Sicherheit Deutschlands warm und lebhaft war, machten öffentliche Blätter im Jahr 1819 die Resultate der Berathschlagungen der Militärkommissien der deutschen Bundesstaaten, in Betreff der Befestigungen im westlichen und südwestlichen Deutschland bekannt.

Aus diesem war zu ersehen, daß die Glieder der Kommission nur über die Punkte Germersheim und Homburg im Hundsrück, also nur im westlichen Theile einig waren; hinsichtlich der Punkte Rastatt, Donaueschingen und Ulm aber, im südwestlichen, sowohl über die Wahl der Punkte selbst, als deren relative taktische und fortifikatorische Beschaffenheit divergirend urtheilten.

In dem Jahre, wo die Angelegenheiten des Orients einige Zweifel über die Erhaltung des europäischen Friedens entstehen lassen, wurden auch Besorgnisse für die Sicherheit Deutschlands wieder laut, weil in dem südwestlichen Theile in dem langen Zeitraum von 25 Jahren noch nichts vorgekehrt worden war, und die Gefahr einer Invasion sich näher gezeigt hatte, als in den französischen Kammern über die Kriegs- und Friedensfrage Meinungen geoffenbart wurden, die nicht eben friedliche Absichten verrathen mußten.

Auf diese und andere Veranlassungen erschienen seither Artikel in den öffentlichen Blättern, welche die Frage stellen: wie für die Sicherheit des südwestlichen Deutschlands gesorgt, und was die

Aufgabe des achten deutschen Armeekorps bei einem etwaigen Konflikte seyn müßte, um nicht sogleich nach erfolgtem Rheinübergang der Franzosen die Hülfsquellen eines so bedeutenden Theils von Deutschland denselben zu überlassen, als die beiden Staaten Württemberg und Baden enthalten.

In Beziehung auf die Befestigungen in diesem Theile von Deutschland hatte ich schon damals, d. i. vor 20 Jahren, einen Artikel für die österreichische militärische Zeitschrift verfaßt, aber nicht eingerückt; er möge also auf diese neue Veranlassung nun in diesen Blättern einen Platz einnehmen und zur Beurtheilung vorliegen.

Die abweichenden Meinungen der Kommissionsglieder über die Wahl der Punkte Rastatt, Donaueschingen und Ulm sind ein Beweis, daß die Lage und Beschaffenheit der sie umgebenden Gegenden bedeutende Nachtheile haben müsse. Es wird demnach räthlich, einige andere Punkte des südlichen Deutschlands zu untersuchen, welche der großen Absicht der Begründung eines guten Vertheidigungssystems, wo nicht ganz vollkommen, doch in einem weit höheren Grade entsprechen könnten. Die Beschlüsse müssen dabei auf die Eigenheiten der Lage der Punkte selbst, und auf die Verhältnisse sowohl von Deutschland, als von Frankreich (gegen welches man sich schützen will) gegründet, und den Forderungen der daraus abgeleiteten Annahmen angemessen seyn.

Seit dem letzten Pariser Frieden ist Frankreich überall in seine alten Grenzen zurückgetreten, die es vor Anfang der Revolution hatte; sein Vertheidigungssystem hat im Wesentlichen nicht gelitten, wenn es gleich Saar-Louis und Landau verlor, welche nun als deutsche Bollwerke seine Angriffskriege gegen Deutschland zwar erschweren, aber darum die eigene Vertheidigung noch keineswegs gefährden. — Der Verlust beider Plätze ist für Frankreich nur in so weit von Belang, als ihm der Angriff Deutschlands dadurch erschwert wird; doch entsteht aus der neuen Gestaltung von Deutschland für Frankreich ein wichtiger Vortheil, der diesen Verlust vollkommen aufwiegt. Er besteht in der Trennung der Niederlande (d. i. Belgiens) von Deutschland, und der Erhebung derselben zu einem selbstständigen, und überdieß für neutral erklärten Reiche; woraus bei einem zwischen Deutschland und Frankreich entstehenden Kriege eine Verlegung des Hauptkriegsschauplatzes zu großem Nachtheil Deutschlands nothwendig folgen muß.

In den früheren Kriegen, als die Niederlande noch einen integrirenden Theil Deutſchlands bildeten, waren dieſelben immer das Hauptkriegstheater, die Rheingegenden aber, und insbeſondre der Oberrhein ein untergeordnetes; aus dem einfachen Grunde, daß Oeſterreich als vormaliger Beſitzer der Niederlande ſo viel Intereſſe hatte, dieſe ſchönen Provinzen zu erhalten, als Frankreich dieſelben zu erobern; auch iſt der Weg aus den Niederlanden nach Paris (dem Hauptobjekte der deutſchen Operationen), als Zentralpunkt der Kraft des franzöſiſchen Reiches, bei weitem der kürzeſte, denn er beträgt von der niederländiſchen Grenze kaum fünfzig Stunden. Beide Mächte waren ſowohl in Abſicht auf Eroberung, als auf die Sicherſtellung des eigenen Gebietes gleich aufgefordert, ihre Hauptmacht in den Niederlanden aufzuſtellen; und die Folgen davon waren, daß, wenn auch die Deutſchen in Nachtheil geriethen, die Hauptmacht ihrer Gegner an den Niederrhein gezogen, und bei allem Mißgeſchick, das die deutſchen Heere traf, dennoch von dem Herzen von Deutſchland entfernt gehalten wurde, und eine oder höchſtens zwei wiedergewonnene Schlachten den ganzen Landſtrich bis an die franzöſiſche Grenze den Deutſchen wieder gaben, Beweis davon die Schlacht bei Rameillies, im Jahre 1706, bei Aldenhoven und Nerwinden im Jahr 1793. — Was würden auch ohne den Basler Frieden und die Trennung des nördlichen Deutſchlands von dem ſüdlichen die franzöſiſchen Armeen im Jahr 1795 und ſpäter ausgerichtet haben? Liefen dieſelben nicht Gefahr, nach ihrem Rheinübergang gleich den Legionen des Varus aufgerieben zu werden? und war in dieſem Falle die Eroberung des linken Rheinufers nicht prekär, ſo bald die Deutſchen in die Lage kamen, die Offenſive wieder zu ergreifen und über den Rhein zu operiren?

Aus der gänzlichen Trennung der Niederlande von Deutſchland folgt, wie oben bemerkt, bei einem entſtehenden Kriege mit Frankreich natürlich eine Verlegung des Hauptkriegstheaters an den Oberrhein, alſo gerade an den ſchwächſten Theil Deutſchlands, indem Frankreich dazu aus doppeltem Grunde aufgefordert iſt: 1) weil das Vordringen ſeiner Heere nach Deutſchland daſelbſt am leichteſten; 2) weil dieſe Operation die deutſchen Heeresabtheilungen auf dem linken Rheinufer, wegen der nothwendig werdenden bedeutenden Detaſchirungen auf das rechte, vollkommen paralyſirt und zur Defenſive zwingt; und ſollte das letztere auch nicht der Fall

ſeyn, ſo hat Frankreich, bei der noch immer ſehr großen Feſtigkeit ſeiner Grenze gegen Deutſchland, von dem Angriffskrieg der Deutſchen auf dem linken Rheinufer wenig oder gar nichts zu fürchten, und es iſt in die Augen fallend, daß die franzöſiſchen Feldherren gerade damit zu einer Offenſivoperation nach Süddeutſchland beſtimmt werden müſſen, weil die dreyfache Reihe franzöſiſcher Feſtungen in Elſaß und Lothringen, nämlich Straßburg, Pfalzburg, Bitſch, Thionville (Diedenhoven) und Metz (welche alle zugleich berennt werden müßten, und wozu 150,000 Mann kaum hinreichen würden, während ihre Vertheidigung kaum 50,000 Mann erforderte, wenn, wie gar nicht zu zweifeln iſt, die Nationalgarde in Wirkſamkeit geſetzt wird), ihnen eine Ueberlegenheit von 100,000 Mann verſchafft, ganz von derjenigen abſtrahirt, die die ſonſtige Lage in Beziehung auf das Kriegstheater, und die Einheit der innern Landesverwaltung beſonders hinſichtlich des Kriegsdienſtes gewährt. An dieſe große Ueberlegenheit ſchließt ſich noch der große Vortheil der neu erklärten Neutralität der Schweiz an, welche nur Frankreich zu ſtatten kommt.

Dieſem für Deutſchland ſo ungünſtigen Verhältniſſe wäre in dem zweiten Pariſer Frieden von 1815 mit der Wiedereinverleibung von Elſaß und Lothringen vollkommen abzuhelfen geweſen, wenn man auch die Niederlande dafür Frankreich zugetheilt hätte, um es groß zu erhalten: ein Verſehen, welches Deutſchland viel, ſehr viel koſten wird, weil es *bis zum Wiedererwerb der genannten Provinzen* (wenn er je möglich wird) *immer einer Invaſion und dem großen Nachtheil ausgeſetzt bleibt, als Kriegstheater zu dienen.*

Befeſtigungen im ſüdweſtlichen Theile können das Mißverhältniß nur zum Theil, nie aber ganz aufheben, weil im Rheinthale nicht *eine*, ſondern *zwei* große Feſtungen nothwendig wären: d. i. Offenburg und Freiburg, welche das Verdringen der franzöſiſchen Truppen verhindern könnten. Hiezu fehlen aber die Mittel und die Zeit. — Dies iſt auch die Meinung der Militairkommiſſion, denn ſelbe ſagt von dem

Erſten Punkt. *Raſtatt kann befeſtigt werden, aber nicht ohne großen Aufwand.*

Der Punkt iſt übrigens gar nicht geeignet, eine franzöſiſche Armee am Vorrücken zu verhindern, wenn keine Armee an der

Murg steht, welche Stellung auch nicht die vortheilhafteste ist, weil der linke Flügel auf dem Wege von Steinbach über Os, Kuppenheim und Muckensturm, und auch über Baden, Gernsbach, Herren- und Frauenalb umgangen werden kann; dabei bleiben auch die Wege durch das Rench- und Kinzigthal und die Straße nach Freiburg dem Feinde offen.

Die wahren Punkte sind, wie schon gesagt, Offenburg und Freiburg, weil sie die wichtigsten zwei Pässe des südlichen Deutschlands sperren. Der Feind kann selbe nicht liegen lassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, seine rückwärtige Verbindung zu verlieren. Hier ist also Zeitgewinn auf deutscher und Verlust auf französischer Seite.

Zweiter Punkt. Donaueschingen fordert ausgedehnte Werke, ist daher kostspielig. —

Wäre auch die Beschaffenheit der Gegend zur Befestigung geeignet, so würde dieser Punkt die Absicht, die zweite Operationslinie zu decken, dennoch nicht erfüllen, weil dem Feinde die Straße längs dem Rheine über die Waldstädte offen bleibt, wodurch der Punkt sowohl als der linke Flügel der dort aufgestellten Truppen umgangen wird; auch hat der Punkt noch den andern wesentlichen Nachtheil, daß er in dem unwirthbaren Schwarzwalde liegt, und der Kommunikationen dahin nicht viele, und diese wenigen sehr unbequem sind.

Den beabsichtigten Zweck der Deckung der zweiten Operationslinie an die Donau würde Stockach und eigentlich das Schloß Nellenburg vollkommen erfüllen, wenn es als Festung dritten Ranges hergestellt würde. — Man ist hier im Rhein- und Donauthale zugleich; denn von Stockach, das nahe am Bodensee liegt, ist nur ein einziger, nicht sehr starker oder beschwerlicher Marsch nach Tuttlingen an der Donau. Die Gegend bietet eine gute Stellung nach jeder Weltgegegend, die, wenn in der Gegend von Liptingen und Emmingen ob Eck, dann vor Stockach noch einige Verschanzungen zur Zeit der Besorgniß eines Krieges mit Frankreich angelegt würden, beinahe unbezwingbar wird; denn die vom Rheine kommenden Straßen vereinigen sich vor dem rechten und vor dem linken Flügel der Stellung, welche beide sehr gut gestützt sind und nicht umgangen werden können, der Uebergang über den Rhein mag bei Straßburg, Breisach oder Basel erfolgt seyn.

Wir befinden uns bei Stockach in der vortheilhaften Lage, jederzeit in vollkommener Verfassung und mit Ueberlegenheit auf dem Punkte versammelt zu seyn, den der Feind anzugreifen droht, weil er gezwungen ist, sein Vorhaben immer gleich zu offenbaren. Einen überwiegenden Vortheil über den Feind gewährt diese Gegend auch dadurch, daß das Manövriren während der Schlacht durch die hinter der Fronte von einem Flügel zum andern laufende große Straße von Stockach nach Tuttlingen sehr befördert, das fruchtbare Oberschwaben ganz gedeckt, die rückwärtige Verbindung gesichert und die Zufuhr der Bedürfnisse jeder Art durch die vielen guten Straßen dieses Landes und auf dem Bodensee ausserordentlich erleichtert ist; mitterweile der Gegner sich in dem unwirthbaren Schwarzwalde befindet und für die Zufuhr seiner Bedürfnisse aus einer so bedeutenden Entfernung, als das Rheinthal von seinen Stellungen ist, nur die drei Straßen durch das Kinzig-, Höllen- und das obere Rheinthal über die Waldstädte hat, mit dem Bemerken, daß die erste dieser Straßen nie ganz sicher für ihn seyn kann. Der Feind ist demnach gezwungen, sich entweder in einer für ihn unvortheilhaften Gegend zu schlagen (was ihm theuer zu stehen kommen muß) oder sich wieder in das Rheinthal und über den Rhein zurückzuziehen. — Stockach erfüllt also denselben Zweck, welchen in den früheren Kriegen, besonders im spanischen und österreichischen Erbfolgekriege, Rheinfelden, Freiburg und Alt-Breisach erfüllten, nämlich die Deckung des südlichen Deutschlands, und Zeitgewinn, um sich in Verfassung zu setzen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Stockach zurückliegt und der Schwarzwald für einige Zeit aufgegeben werden muß.

So lang ein deutsches Heer bei Stockach steht, werden alle Uebergänge französischer Truppen über den Rhein für die Erleichterung der Operationen der andern französischen Heere auf dem linken Rheinufer, und für die Eroberung der dortigen Provinzen nicht allein ohne allen Erfolg seyn, sondern können auch denjenigen höchst verderblich werden, welche man durch die Pässe der rauhen Alp führen wollte, um die Stellung bei Stockach zu umgehen und deren Verlassung zu bewirken, da es eine der schwersten Unternehmungen ist, sich dieser Stellung mit offener Gewalt zu bemeistern.

Dritter Punkt. Ulm. Als Hauptwaffenplatz im Donauthale. — Fortifikatorisch gut gelegen und schon vertheidigungsfähig mit Befestigung des Michaelberges. Die taktischen Schwierigkeiten des Debouchirens heben die strategische Wichtigkeit des Punktes nicht auf, sagt der Kommissionsbericht.

Der Hauptwaffenplatz muß immer der Drehpunkt (Pivot) der Armee seyn. — Das Debouchiren ist also die erste Bedingniß; die Befestigung muß dieser untergeordnet seyn, wenn die Beschaffenheit der Gegend die Kosten der Befestigung nicht gar zu sehr vermehrt. — Nun ist aber die Umgegend von Ulm bei dem Nachtheil, den der Punkt in Beziehung auf das Debouchiren hat, nicht so vortheilhaft hinsichtlich der Leichtigkeit seiner Befestigung oder der Verminderung der Kosten, daß man ihn einem andern unbedingt vorziehen sollte, der bei den Vortheilen eines sehr leichten Debouchirens nach allen Seiten, und überdies einer viel leichteren Befestigung auch noch den einer viel schwereren Einschließung (als bei Ulm geschehen kann) verbindet.

Man hat in der That diesem Punkt einen ganz unverdienten hohen Grad von Wichtigkeit gegeben, und zwar weil General Mack im Jahre 1797 diesen Punkt als den Drehpunkt für die Operationen der Armee an der Donau erklärte. Allein diese Wahl war weit mehr durch das Vorhandenseyn eines guten Hauptwalles (womit man viel Geld ersparte) als durch die strategische Wichtigkeit desselben bestimmt, ein Vortheil, der jetzt, da die festen Wälle dieser alten Reichsstadt zerstört sind, gar nicht mehr besteht. Der Punkt kommt wirklich andern Punkten nicht gleich, wo mehrere und bequeme Kommunikationen die Bewegungen in transversaler Richtung durch das Kriegstheater viel leichter und in die Flanken einer vorrückenden feindlichen Armee möglich machen, wobei auch die Einschließung des Punktes viel schwieriger als die von Ulm ist, das sehr enge eingeschlossen und dadurch die Leichtigkeit in den Bewegungen nach auswärts ganz aufgehoben werden kann.

Ich finde für den angegebenen Zweck eines Hauptwaffenplatzes an der obern Donau die Punkte Dillingen und Lauingen weit vorzüglicher als Ulm; dieselben liegen nur um zwei Märsche tiefer, folglich hoch genug im obern Donauthale, an der Vereinigung oder Kreuzung mehrerer wichtigen Straßen in einer

breiten, freien Ebene zwischen den Einmündungen der Brenz und des Egge-Baches in die Donau; die Einschließung oder Sperrung dieser Punkte ist dem Feinde ohne eine sehr bedeutende Uebermacht unmöglich, und die Befestigungskosten würden ohne Vergleich viel geringer als bei Ulm seyn, denn die ganze Befestigung brauchte nur in einer einfachen Umfassung und einigen detaschirten vorgelegten Werken zu bestehen, deren Zwischenräume bei Anschein eines Krieges mit Feldverschanzungen zu verstärken wären, wodurch ein sehr festes verschanztes Lager und doppelter Brückenkopf entstünde, dessen beiderseitige Stützungspunkte auf dem linken Donauufer die Einmündungen der Brenz und Egge, auf dem rechten aber der Einfluß der Gleit und der Spitalhof gegenüber der Mündung der Brenz seyn müßten.

Im ganzen südlichen Deutschland ist hier der angemessenste Platz für ein Hauptdepot aller Kriegsbedürfnisse; denn von Dillingen ist die Kommunikation an den Mittelrhein über Heidenheim und Schwäbisch-Gmünd weit bequemer, als von Ulm über Geislingen, ohne auch nur einen Tag zu verlieren, weil von Dillingen so wie von Ulm nur vier Märsche nach Kannstadt sind, wo beide Straßen sich vereinigen. Auch beherrscht man von Dillingen aus alle wichtigen Uebergänge über die Donau, weil man dem von Westen kommenden Feinde überall zuvorkommen kann. — Angenommen, der Feind wäre vom Mittelrhein auf der kürzesten Linie von Lauterburg vorgedrungen, so hat er vier sehr starke Märsche nach Stuttgart und Kannstadt, während von Dillingen vier bequeme dahin sind; wäre er uns aber da zuvorgekommen, oder bewegten uns die Verhältnisse, zu warten, bis der Feind seine Absicht kund gegeben hat, so werden wir ihm auf jeden Fall, er mag die Straße von Ulm oder Nördlingen einschlagen, bei Ulm, so wie bei Donauwörth zuvorkommen; denn in die Position der Geislinger Steig sind nur zwei, und nach Donauwörth nur ein Marsch. Nicht so vortheilhaft stehen die Dinge, wenn Ulm der Drehpunkt der Operationen ist; denn Donauwörth würde man von Ulm aus nicht vor dem Feinde erreichen können, und daher rechts umgangen seyn. — Für die Bewegungen an den Oberrhein endlich ist das Verhältniß ganz gleich, ob Ulm oder Dillingen als Pivot angenommen wird, weil die zwei Märsche, die von Ulm nach Stockach weniger sind, als von Dilligen, von den Truppen früher gemacht

werden müſſen, und daher einzurechnen ſind; auch iſt das Eintreffen der Truppen in der Stellung von Stockach vor dem Feinde auch von Dillingen ganz leicht, weil die fünf Märſche auf guten und bequemen Straßen geſchehen, mittlerweile der Feind enge Päſſe und beſchwerliche Straßen zu durchziehen und auch fünf Märſche dahin hat.

So weit der vor zwanzig Jahren geſchriebene Vorſchlag, der, wie mir ſcheint, der damaligen Lage und den Umſtänden angemeſſen war; ſo wie es noch heute um ſo mehr räthlich iſt, doch wenigſtens den Hauptwaffenplatz an der Donau, und Rellenburg ſammt Stockach zur Beherrſchung und Verſicherung des Gebirgsrückens zwiſchen dem Rheine und der Donau feſt herzuſtellen, da es unmöglich, das Rheinthal durch Befeſtigungen zu decken, aber allerdings möglich iſt, mit Aufwendung der zwanzig Millionen Franken franzöſiſcher Kontributionsgelder für den Aufbau der angezeigten Punkte, demnach für den urſprünglichen Zweck, ſo ziemlich auszulangen; und ſollte noch mehr vonnöthen ſeyn, ſo würde das Fehlende von den dabei am meiſten intereſſirten Staaten des ſüdlichen Deutſchlands gerne beigetragen werden, welche gewiß wünſchen müſſen, für die Zukunft mehr Sicherheit zu genießen.

Ein Vorſchlag der Art und von ſolcher Wichtigkeit, von einem Einzelnen ſo entſchieden ausgeſprochen, könnte als Anmaßung gedeutet werden; ich hoffe jedoch die Zweckmäßigkeit deſſelben durch Aufführung der Vorkehrungen und Begebenheiten aus den früheren Kriegen evident zu machen; denn ich halte mich diesfalls um ſo lieber an die Erfahrung, als ich überzeugt bin, daß ſowohl die franzöſiſchen Feldherrn Ludwigs XIV., als die Leopolds I., die Strategie eben ſo gut verſtanden wie wir heute. Und da erſehe ich aus einer gedruckten Relation des Feldmarſchalls Grafen Styrum an den Markgrafen Ludwig von Baden über das am 24. September 1703 bei Schweiningen vorgefallene Treffen, und aus dem angefügten Situationsplan (die ich zufällig bei einem Antiquar fand), daß die damaligen alliirten Baiern und Franzoſen Lauingen und Dillingen zum Pivot ihrer Kriegsoperationen erwählt, bei Lauingen, wo ſie eine Brücke hatten, ein verſchanztes Lager errichtet, die Stadt mit einem Walle verſehen, und an der Nordſeite ihr Retranchement bis Dillingen fortgeſetzt, und auch dieſe Stadt mit in die Verſchanzung aufgenommen hatten, aus der ſie

dann nach Höchſtätt hervorbrachen, um die nach Donauwörth marſchirenden kaiſerlichen Truppen im Rücken anzugreifen, was dann die Veranlaſſung zu dem Treffen bei Schweiningen gab.

Die Wahl des Drehpunktes für die franzöſiſch baieriſchen Kriegsoperationen war durch Maximilian von Baiern und Villars, alſo von zwei berühmten Feldherrn, trotz dem Umſtand ſo geſchehen, daß Ulm, welches damals ſeine guten impoſanten Wälle hatte, ſchon ſeit dem vorhergehenden Jahre von Baiern beſetzt war. Die ſtrategiſche Bedeutung von Ulm iſt alſo ſchon von lange her, durch zwei Meiſter in der Kriegskunſt entſchieden, und zugleich der angemeſſenſte Punkt an der Donau angedeutet worden, der den Alliirten die Möglichkeit verlieh, durch beinahe drei ganze Feldzüge ſich daſelbſt zu erhalten (obwohl die Befeſtigungen nur in Erdwerken beſtunden), und die Unternehmungen der Kaiſerlichen am Mittel- und Niederrheine zu paralyſiren, bis der Sieg des Prinzen Eugen und Marlboroughs bei Hochſtädt und die Vernichtung der franzöſiſch-baieriſchen Armee unter Marſchall Tallard die weitere Vertheidigung des Punktes, ſo wie des Kurfürſtenthums aufhob. Und ſo habe ich denn bei meinem Vorſchlag die angenehme Ueberzeugung, ſchon vor zwanzig Jahren, auch ohne den oben erwähnten alten Plan der Gegend, richtig geurtheilt zu haben.

Hiemit wären wohl die ſtrategiſch wichtigen Punkte für das ſüdweſtliche Deutſchland angegeben, zugleich auch dasjenige, was zur Vervollſtändigung ſeiner Sicherheit nothwendig wäre, nämlich: die Wiedereinverleibung von Elſaß und Lothringen, ſo wie auch der Schweiz, deren Neutralität der Sicherheit Deutſchlands ſo ſehr nachtheilig iſt.

Je häufiger die Beſorgniſſe eines Krieges mit Frankreich ſich offenbaren, je wahrſcheinlicher ſie werden, je mehr ſtellen ſich auch die Fehler und Verſäumniſſe der jüngſten Verträge heraus, durch welche Deutſchlands Sicherheit weſentlich vermindert worden iſt, während ihm dieſelben als Centralland unſeres Welttheils jene impoſante Stärke und Solidität hätten verſchaffen ſollen, die ihm für die Erhaltung des eigenen, ſo wie des europäiſchen Friedens ebenſo *nothwendig*, als mittelſt einer angemeſſenereu Territorialvertheilung ganz *leicht* zu geben war.

Es iſt nicht klug und immer ſchädlich, ſich in Dingen der Sicherheit und der Erhaltung irgend eine Illuſion zu erlauben;

daher dürfte es wohl gerathen ſeyn, ſich die Lage klar vorzuſtellen, in welcher Deutſchland ſich bei einem Konflikt mit Frankreich befinden kann, und wahrſcheinlich befinden wird. Dieſelbe wird ſo ziemlich jener ähnlich ſeyn, in der ſich Deutſchland bei der Erledigung des ſpaniſchen Thrones im Anfang des vorigen Jahrhunderts befand. — Die Niederlande und der Niederrhein waren durch die Truppen Ludwigs XIV. beſetzt; heute ſind die Niederlande (Belgien) durch Verträge von Deutſchland getrennt und neutral erklärt; und was den Niederrhein betrifft, ſo iſt kein Zweifel, daß die dort befindlichen preußiſchen Streitkräfte kaum für die Haltung der dortigen feſten Plätze hinreichen, und demnach die franzöſiſchen Truppen gleich Anfangs Meiſter des ganzen linken Rheinufers ſeyn werden. Am Oberrhein aber iſt es denſelben gegenwärtig unendlich viel leichter als damals, durch die faſt eingeebneten Päſſe des Schwarzwaldes das Donauthal zu gewinnen, und das Kriegstheater wie damals daſelbſt aufzuſchlagen, weil es gegenwärtig keine Feſtung Alt-Breiſach, Freiburg oder Rheinfelden gibt.

Nicht ſo beſtimmt wie die ſtrategiſchen Punkte könnte die Frage beantwortet werden: welches die Aufgabe des achten deutſchen Armeekorps, ſo wie überhaupt aller Kontingente der kleinern Bundesſtaaten bei einem mit Frankreich entſtehenden Kriege ſeyn würde? — Um richtig zu antworten, müßte man in die Politik und die beſonderen Verhältniſſe aller Höfe eingeweiht ſeyn, und da dieſe Kenntniß von Privaten nicht gefordert werden kann, ſo iſt in dieſer Hinſicht den verſchiedenen Kontingenten vor der Hand keine andere Aufgabe zuzumuthen, als daß dieſelben nach den Inſtruktionen und Befehlen ihrer Regierungen ſich verhalten. Ueberhaupt iſt in Beziehung auf die künftigen Kriegsoperationen ſogar jeder Gedanke ſehr gewagt und völlig fruchtlos, ſo lang man nicht den Feldherrn und die Zuſammenſetzung des Generalſtabs des Bundesheeres, welcher den Operationsplan zu entwerfen hat, von Hauſe aus kennt. Der in jeder Beziehung ſehr mächtige Gegner wird gewiß nicht unterlaſſen, alle Ueberredungskünſte anzuwenden, um die einzelnen Bundesſtaaten ſicher und ſie eine behagliche Ruhe einer gefahrvollen, mit bedeutenden Opfern verbundenen Schilderhebung vorziehen zu machen, was ihm um ſo gewiſſer gelingen muß, als man natürlich geneigt iſt, ſich lieber für den gegenwärtigen Vortheil, als für einen ungewiſſen in der Zukunft zu erklären. Bei

einem einſtimmigen Zuſammenhalten aller Bundesſtaaten würde die Aufgabe der Kontingente der weſtlichen Staaten wohl lediglich in der Beſetzung und Vertheidigung der feſten Plätze beſtehen müſſen, bis die preußiſchen und öſterreichiſchen Kontingente auf dem Kriegstheater eintreffen und die offenſiven Operationen anfangen können, weil die franzöſiſchen Kriegsoperationen immer entweder mit der Beſetzung des linken Rheinufers allein, oder, wie vorauszuſetzen iſt, gleichzeitig mit den Operationen gegen das Donauthal beginnen werden, und es daher von der höchſten Wichtigkeit iſt, ſich im Beſitze der feſten Plätze zu erhalten.

Die Wirkſamkeit des deutſchen Bundes iſt alſo für den Anfang, ſelbſt bei dem vollkommenſten Zuſammenhalten, ſehr problematiſch und kaum denkbar, weil die weſtlichen Staaten zu ſchwach, für den Anfang völlig paralyſirt und auf das Auftreten der öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen und die Erfolge ihrer Kriegsunternehmungen angewieſen ſind.

Es ſind dies allerdings keine erfreulichen Ausſichten, allein ſie ſind nun einmal nicht anders. Es iſt kaum begreiflich, wie man zugeben konnte, daß Rußland nicht allein die Weichſel überſchreiten, ſondern ſogar ſein Gebiet bis an die deutſche Grenze ausdehnen durfte, und daß man Preußen ſo ungeheuer gedehnt, ohne angemeſſene Tiefe, daher am Rhein wie an der Weichſel ſchwach konſtituiren ließ, da es doch klar iſt, daß es ſtark ſeyn müßte, um in Verbindung mit Oeſterreich ſowohl die eigene als die mitteleuropäiſche Unabhängigkeit ſowohl gegen Frankreich als gegen Rußland behaupten zu können. — In ſeiner gegenwärtigen Lage iſt es in Beziehung auf das eine und das andere, ſo wie die deutſchen Bundesſtaaten, auf eine paſſive, neutrale Haltung angewieſen, wenn Oeſterreich mit Frankreich oder Rußland in Konflikt geräth. — Wie viel es in dieſer Stellung gewinnen könne, wird die Zukunft lehren. Derlei politiſche Mißgriffe ſind eine Fügung der Vorſehung, muß man ſagen, damit es nie an Reibungen und Kriegen gebreche, welche der menſchlichen Natur eben ſo angemeſſen und nothwendig zu ſeyn ſcheinen, wie Regen und Gewitter der phyſiſchen Natur unſeres Planeten.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Unsere Zeit ist die Zeit der Celebritäten. Wenn man den Berichten der Zeitungen und Journale glauben wollte, so müßte unsere Literatur und Gelehrten-Republik lauter Genies aufzuweisen haben. Unsere Schriftsteller überbäufen sich mit den schmeichelhaftesten Lobreden, jedes neue Werk wird mit großem Enthusiasmus gepriesen und wenn auch die Kritik hie und da sich naserümpfend über die einzelnen Erscheinungen äußert, so steht doch immer der Name des Verfassers in den Sternen geschrieben, und die Zukunft wird zu thun haben, alle die großen Dichter und Schriftsteller im Gedächtniß zu behalten und ihnen die erwartete Huldigung gebührend zu bringen. Bei diesem Streben, sich Unsterblichkeit schon unter den Zeitgenossen zu sichern, ist es nicht mehr als billig, daß auch die Universitäten die Pflanzschulen aller der berühmten Dichter, welche wie Pilze nach einem warmen Regen aller Orten auftauchen, ihren Antheil erhalten. Und wirklich bemerken wir auch seit einiger Zeit einen lobenswerthen Eifer unter den Freunden und Mitgliedern dieser ehrwürdigen Korporationen, dem Gedächtnis der Nachwelt zu Hülfe zu kommen. Die Zeitungen werden zur literarischen Chronik, rangiren die Heroen der Wissenschaft in die Listen der Unsterblichkeit ein und weisen unwiderruflich nach, daß jede, auch die unbedeutendste, Universität ihre Genies besitzt; und die Regierungen wetteifern mit einander, welche der glänzendsten Namen unter den Lehrern der einzelnen Hochschulen sich rühmen kann. Es ist daher keine bloße Befriedigung der Neugier, wenn wir hier die bedeutendsten Wechsel in diesem „Personenverkehr" aufzuzeichnen suchen; im Gegentheil, es ist die Pflicht des Notizensammlers, die durch die Zeitungen angefangene Unsterblichkeit durch Wiederholung dem Gedächtniß fester einzuprägen. — Auch werden unsere Leser jetzt erst einsehen, warum wir uns bemühen, so gut es unsere Hülfsmittel erlauben, eine fortgesetzte Personalchronik der Universitäten zu geben.

Berlin. Am 17. Oktober hat Professor Dr. Fr. von Raumer das Rektorat dieser Universität übernommen. Im verflossenen Studienjahre sind folgende Veränderungen im Lehrerpersonale eingetreten. Herr von Savigny ward Staats- und Justizminister. Professor Dr. Puchta trat als ordentlicher Professor in der juristischen Fakultät ein; zu außerordentlichen Professoren wurden befördert: in der theologischen Fakultät der Licentiat Pieper; in der philosophischen die Doktoren Lepsius und Erichson; Privatdocenten wurden: in der theologischen Fakultät der Licentiat Jacobi, in der medicinischen Dr. Schüller, in der philosophischen die Doktoren Cybulski, Vorländer, Delius, Fortlage, Simon und Mundt.

Bonn. Der Hofrath Dahlmann hat wieder eine für die Wissenschaft so wünschenswerthe öffentliche Thätigkeit gewonnen, indem er als ordentlicher Professor der Geschichte und des Staatsrechts an dieser Universität angestellt worden ist; außerdem ist Professor Kling aus Marburg zum ordentlichen Professor der historischen Theologie bei der evangelisch-theologischen Fakultät berufen worden. Oeffentliche Berichte sagen übrigens, daß die Zahl der Privatdocenten durch keine Beförderung derselben zu Professuren vermindert worden sey, obgleich unter ihnen sich Männer befänden, die theils durch literarische Thätigkeit einen ehrenvollen Namen besitzen, theils durch glänzende Frequenz ihrer Vorlesungen mit den um vieles günstiger gestellten Professoren bereits wetteifern. — Es ist dies ein Beleg zu unserer oben angedeuteten Ansicht, daß man lieber in öffentlichen Blättern gepriesene Namen beruft, als die heimischen Talente begünstigt.

Breslau. Die Zahl der Studirenden an dieser Universität scheint im Steigen; während sie im Winterhalbjahr von 1841 zu 1842 sich nur auf 629 belief, ist sie im Sommerhalbjahr auf 669 angewachsen; von denen 7 dem Auslande gehörten. Es studirten evangelische

Theologie 118, katholiſche Theologie 199, Jurisprudenz 108, Medizin 185, Philoſophie 185. Außerdem nehmen noch 40 Eleven der mediziniſch-chirurgiſchen Lehranſtalt, und 8 Pharmaceuten und Oekonomen an den Vorleſungen Theil.

Der Profeſſor Hofmann von Fallersleben iſt ſeiner akademiſchen Thätigkeit wiedergegeben worden.

Freiburg. Nach amtlichem Verzeichniß beträgt die Zahl der Studirenden an dieſer Univerſität 249, wovon 70 Ausländer.

Der Profeſſor der Philoſophie Dr. Senaler in Marburg und der Profeſſor der Chirurgie Dr. Stromeyer in München ſind an dieſe Univerſität berufen worden und haben den Ruf angenommen.

Erlangen. Die bei dieſer Univerſität erledigte Stelle eines ordentlichen Profeſſors der Philoſophie iſt dem Gymnaſial-Profeſſor Nägelsbach in Nürnberg übertragen. Der ordentliche Profeſſor der Kameralwiſſenſchaften, Hofrath Dr. J. P. Hart, in Ruheſtand verſetzt worden.

Halle. Der Privatdocent an der Univerſität Berlin, Dr. Schöll, wurde zum außerordentlichen Profeſſor an der Univerſität Halle ernannt.

Königsberg. Der Profeſſor Kähler erhielt die Entlaſſung von ſeinen Aemtern als Prediger und Profeſſor.

Leipzig. Am 31. Oktober ging das Rektorat der Univerſität vom Kirchenrath Dr. Winer an den ordentlichen Profeſſor des römiſchen Rechts, Domherrn Dr. J. A. Schilling, über.

Mit dem Beginne dieſes Wintersemeſters haben auch die neuen Profeſſoren der praktiſchen Staats- und Kameralwiſſenſchaften, Hauſſen, und der Mineralogie und Geologie, Naumann, ihre akademiſche Thätigkeit begonnen. — Die Zahl der Lehrer an dieſer Univerſität beträgt 100.

Marburg. Der ordentliche Profeſſor der Rechte, Dr. Richter, iſt zugleich zum zweiten Bibliothekar an der Univerſitätsbibliothek, Dr. Th. Bergk in Kaſſel zum ordentlichen, und der Privatdocent Dr. K. J. Cäſar zum außerordentlichen Profeſſor der Philologie ernannt worden.

München. Profeſſor Dr. Buchner iſt zum Rektor und die Profeſſoren Dr. J. Döllinger, J. B. Herb, Dr. Arnds, Dr. J. Zuccarini, Dr. J. B. Weißbrod und Dr. Th. Sieber zu Senatoren der Univerſität aus den verſchiedenen Fakultäten gewählt und dieſe Wahl von Sr. Maj. dem König beſtätigt worden.

Prag. Am 4. Oktober wurden für das neubeginnende Studienjahr zum Rektor der Univerſität der ordentliche Profeſſor der Medizin, Dr. J. M. Fiſcher, und zu Dekanen Profeſſor J. P. Padleſack für die theologiſche Fakultät, J. Thenmer für die juriſtiſche Fakultät, L. Wander, Ritter von Grünwald, für die mediziniſche und F. Heßler für die philoſophiſche Fakultät ernannt.

Wien. Die Stelle eines Direktors der Sternwarte und Profeſſors der wiſſenſchaftlichen Sternkunde an der Univerſität ward dem Adjunkten der Sternwarte, Dr. A. Edlen von Littrow und die Lehrkanzel der Welt- und öſterreichiſchen Staatengeſchichte dem Profeſſor dieſes Fachs zu Olmütz, Dr. Joh. Kayſer, übertragen.

Würzburg. Der außerordentliche Profeſſor Dr. A. Debes iſt zum ordentlichen Profeſſor der Staatswirthſchaft und der Finanzwiſſenſchaft an der Univerſität ernannt worden.

Schule.

Eine Verfügung des k. preußiſchen Miniſteriums der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten macht es allen Gymnaſialdirektoren zur Pflicht, den ſchon früher angeordneten Uebungen der Schüler in freien mündlichen Vorträgen die größte Sorgfalt zu widmen und ihnen durch alle Klaſſen eine größere Ausdehnung zu geben; „damit die im praktiſchen Leben ſo oft erforderliche Fähigkeit längere Aufſätze dem Gedächtniſſe feſt und treu einzuprägen, oder ohne vorhergegangene Vorbereitung eigene Gedanken klar und angemeſſen vorzutragen, bei Zeiten von allen Schülern erworben werde.“

Profeſſor Ehrenberg in Berlin hat in der daſigen Akademie der Wiſſenſchaften die bekannte Streitfrage, ob die umfaſſenderen Studien der Jugend in den neuern Gymnaſien einen nachtheiligen Einfluß auf die körperliche Entwicklung des heranwachſenden Geſchlechts üben könnten, zum Gegenſtand einer neuen Unterſuchung gemacht und durch Hinweiſung auf die phyſiſche Beſchaffenheit fremder ungebildeter Völker ſie zu widerlegen geſucht.

Kunſt.

Die Goethe-Gallerie auf dem Schloſſe zu Weimar, mit deren Ausführung der Director der Leipziger Malerakademie, Profeſſor Veit, beſchäftigt iſt, wird nach Berichten öffentlicher Blätter ſehr gerühmt. Die ganze maleriſche Anlage, ſagen ſie, bekundet ein glücklich genialiſches Verſtändniß des Dichters. Die beiden großen Hauptbilder den Fenſtern gegenüber zu Seiten des Haupteinganges, ſind für zwei Scenen aus Fauſt beſtimmt, neben ihnen ſtehen vier Hymnen arabeskenartig auf; die Anſichten, und die Hymnen plaſtiſch entgegen treten zu laſſen, hat der Künſtler vortrefflich gelöſt. Sechs Bilder der Balladen über den großen Feldern ſind im Kern und Höhepunkt der Dichtungen aufgefaßt, voll lebendiger Farbengebung, in regſter Handlung. Die bereits vollendeten beiden Scenen aus Iphigenie zeigen uns edle, göttergleiche Geſtalten, großartig, einfach in Blick und Bewegung. Die Furien ſelbſt mit furchtbar ſchönen Mienen. Die Scenen aus den Dramen werden die Felder neben Thüren und Fenſtern einnehmen.

Bei der in verjüngtem Cyklusformat in Köln veranſtalteten Kunſtausſtellung, bei welcher Holland, Belgien und Deutſchland repräſentirt waren, wird beſonders von ſchweizeriſchen Berichten die Düſſeldorfer Schule gerühmt. Unter den hiſtoriſchen Bildern heben man namentlich zwei Bilder von Leutze, aus dem Leben Columbus', vor, von denen das Eine den Entdecker der neuen Welt vor der Verſammlung in Salamanca, das Andere des Columbus dritte Abreiſe von Amerika darſtellt, in dem der Held in Feſſeln ſchmerzlich ſich von dem neuentdeckten Lande losreißt. Reiſer und ſtändiger noch als dieſe Bilder wird Wolfharts Bild genannt: die gezwungene Thronentſagung der Maria Stuart auf dem Schloſſe Lochleven im Jahre 1567. Als Mittelalter und Uebergang aus der Geſchichts- in die Genremalerei wird Mengelberg's Lyrik genannt, in welchem der Künſtler in großlicher Vollendung den Lämmlichen Charakter der Poeſie erfaßt und aufgefaßt hat. — Unter den deutſchen Genrebildern nennen die anerkennenden Berichte den „Einſiedler" von Willms in Düſſeldorf; die „rheiniſche Weinleſe" von Richter, gleichfalls einem jungen Düſſeldorfer; die „goldene Hochzeit" von Ruſſiae in Frankfurt; das „Amtsjubiläum eines evangeliſchen Geiſtlichen" von J. C. Meyer: das „Examen des Kandidaten Hieronymus Jobs" (aus der am Rhein vielbeliebten komiſchen Jobsade) von Hasenclever; die „Fieber" von Flüggen in München. — Von den Landſchaftsgemälden werden genannt vor Allem „der Staremberger See bei Sonnenuntergang" und einige Karten von Fohr in München; dann eine Regenlandſchaft aus Vierwegen von Achenbach; Peter's Förſterhaus im Walde; Hasenpflug's in Halberſtadt „ein Kloſterkreuzgang" mit der Ausſicht auf den Kirchhof, und deſſen „kleine Kapelle"; von Mondſcheinlandſchaften zeichnet ſich die des J. Verreyt in Köln aus; ſein Schloß Elz wurde ſehr anerkannt.

Literatur.

Die deutſche Literatur iſt, das kann man nicht läugnen, in einer gewaltigen Gährung begriffen. Ein einfacher Blick auf die Erſcheinungen des letzten Jahrzehntes macht dieſes auch dem Vorurtheilsvollſten klar. Und dieſe Gährung liegt nicht blos in der Form, in der freiern Entwicklung des Gedankens zu leidenſchaftlichern Leben und Leben, von dem namentlich die ſchönen Wiſſenſchaften Zeugniß geben, und die von manchen Kritikern als die Ohnmacht des Schaffungsvermögens genannt wird. Wir finden eben in dieſem Selbſtkritiſiren, in dieſer bewußten Vernichtung der Form mitten in dem Schöpfungsakte das Zeichen des neuen Lebens, welches die Poeſie zu durchdringen beginnt. Der wahre Werth unſerer modernen Poeſie, wozu wir im weiteſten Sinne alle Erſcheinungen der modernen ſchönen Literatur rechnen, liegt, unſerer Anſicht nach in der innigen Verſchmelzung des innern und äußern Lebens, der tiefen, ſcharfen Auffaſſung des Geiſtes der Zeit, welche mehr oder weniger bewußt in allen Werken der Phantaſie ſich Geltung verſchafft und ihnen ein eigenthümliches Gepräge gibt.

Neben dieſer ächt geiſtigen Richtung, die wir gern anerkennen, ſo ſehr wir auch das Celebriren der Individuen verabſcheuen, das uns zu ſehr an das Klimpern mit dem Gelde ſchnell reich gewordener Kleinkrämer erinnert, — macht ſich diejenige Partei, welche den breitgetretenen Weg der Alltäglichkeit geht, mit einer ganz eigenthümlichen Arroganz geltend. Sie glaubt, wenn ſie ihre verlegenen Waaren mit einigen Bildern und Phraſen der neuen Zeit ſchmücke, dem Zeitgeiſt genug gethan zu haben und vergißt ganz, daß der Geiſt erſt die Form gibt, und dieſe ohne jenen gar ſchnell in ſich zuſammenſinkt und Schöpfungen ſolcher Art der Vergeſſenheit anheim fallen.

Mit Vergnügen ſind wir den Dichtungen Moſers, Müggés, Königs u. A. gefolgt, und haben uns in ihre Anſchauungsweiſe vertieft. Wir ſagen nicht, daß uns ihre Werke vollſtändig genügt hätten, — wo wäre ein menſchliches Werk, das Vollendung anſprechen könnte. Der „Kongreß von Verona" iſt zu fragmentariſch zuſammengeſtellt, den Charakteren mangelt häufig das innere Leben, das ihnen erſt Wärme und Perſönlichkeit geben kann, als daß der Roman als Dichtung vollkommen genügen könnte. Aber das hindert nicht, in dieſem Werke die tüchtige Geſinnung zu ehren.

Als politiſcher Roman werden auch die vor Kurzem erſchienenen „Jakobiner in Wien“ genannt, obgleich ſie mehr den Charakter geſchichtlicher Memoiren tragen. Politiſch ſind gewiſſermaßen auch die ſo viele Fragen erörternden Romane, Erzählungen und Novellen Th. Mundts, Mügges und Königs.

Dieſer neuern Richtung wollen auch unter Andern die Gräfin von Hahn-Hahn und Ida Frick gehören, wenn auch die Erſtere dem veralteten Prinzip huldigt und mehr die untergegangene Vergangenheit mit ihrer Ariſtokratie und den Standesvorurtheilen beklagt, als dem freiern Geiſte der Gegenwart Geſchmack abgewinnt.

Weniger zum wirklichen Leben hindurchgedrungen ſind die dramatiſchen Verſuche der neuern Zeit. Guſtow ſcheint in mehreren ſeiner Dramen eine neue Auflage Islands zu ſeyn, wenn man auch ganz davon abſehen will, daß er ſein eigenes liebes Ich, ſeine Dichterperſönlichkeit zu verherrlichen ſtrebt und die Zeit bedauert, die ihn nicht verſteht; Wolfen iſt zu ausſchließend politiſch, als daß ſeine dramatiſchen Bilder vollendete Dramen werden könnten, man möchte ſie faſt dialogiſirte politiſche Abhandlungen nennen; vielmehr Leben herrſcht in Köſtlins Dramen. Von Kühnes vielbeſprochenem Trauerſpiel haben wir noch nichts geſehen. — Auch das neueſte Luſtſpiel iſt nicht beſſer beſtellt. Wir glauben ſchon in dem Umſtande ein trauriges Zeichen zu erkennen, daß dem „Doktor Wespe“ von dem Berliner Kunſtrichtern der Preis zuerkannt werden konnte. Es iſt kein Luſtſpiel, ſondern eine Poſſe, wenn es auch treffliche Elemente zu einem Luſtſpiel enthält.

Derſelbe Kampf des Neuen mit dem Alten, der Zukunft mit der Gegenwart und Vergangenheit zeigt ſich auch in jenem Zweige der Literatur, welcher als Mittelglied zwiſchen den Werken der Dichtung und der Wiſſenſchaft ſteht die Reiſe- und Memoirenliteratur. In Bezug auf die letztere erwähnen wir nur zwei Werke, Heinrich Steffens „Was ich erlebte“ und „des Ritters“ von Lang's Memoiren, zwei Gegenſätze, die nicht ſchärfer ausgeſprochen werden können; hier die Perſönlichkeit in dem Gefühle des unbefriedigten Daſeyns, unerfüllte Wünſche und durch ſie die Bitterkeit der Erinnerung, dort die abſchließende Erfahrung im Hinblick auf die durchlaufenen Stufen einer vollendeten Geiſtesbildung.

Die hiſtoriſche Literatur hat manches Dankenswerthe zu Tage gefördert. Wir nennen zuförderſt die Herausgabe der „Nachgelaſſenen Schriften B. G. Niebuhrs nichtphilologiſchen Inhalts,“ von dem Sohne des berühmten Hiſtorikers. Der Band enthält manchen trefflichen Aufſatz, der auch für unſere Zeit wohl beherzigenswerth iſt, worin Fragen erörtert werden, deren Entſcheidung die Erwartung der Gegenwart noch aufs höchſte ſpannt.

Von Intereſſe iſt die Vergleichung der faſt gleichzeitig erſchienenen Werke über die franzöſiſche Revolution von 1789 durch Wachsmuth und Lee. Erſterer enthält ſich faſt jedes eigenen Urtheils über dieſes wichtige Ereigniß der neuern Geſchichte, und ſucht nur das Material der Quellen ſeinem Leſer ſo vollſtändig als möglich zu geben, während Dieſer mit nicht verhehltem Unwillen die Greuel der Revolution in den grellſten Farben ſchildert. Es kann freilich hier kein begründetes Urtheil über beide Werke gegeben werden, doch ſcheint es uns, als wenn die Behandlung Lees bei allen Fehlern und Schwächen, die ihr nothwendig nach dem obwaltenden Prinzip anhangen muß, der Wachsmuths vorzuziehen ſey. In gewiſſer Hinſicht darf der Geſchichtſchreiber Partei nehmen; denn parteilos ſeyn ſtreift zu nahe an gefinnungslos ſeyn.

In einer Zeit wie die unſrige, wo ſich mehr als je die Idee eines einigen Deutſchland regt und vor den Intereſſen des Geſammtvaterlandes die Partikularintereſſen der einzelnen Namen verſchwinden, wäre es erſprießlich, aus dieſem Geſichtspunkte eine Geſchichte des deutſchen Volks zu erhalten, welche den Anforderungen unſerer Zeit entſpräche. Wir haben drei neue Bearbeitungen der deutſchen Geſchichte gehabt; von Luden, von Wirth und Duller. Die erſtere, deren erſter Band uns vorliegt, ſcheint nur die akademiſchen Vorträge des Profeſſors in Jena geben zu wollen, und übergeht mit vornehmer Nichtachtung Alles, was die letzten 20 Jahre an Forſchungen und Unterſuchungen über einzelne Punkte unſerer vaterländiſchen Geſchichte geliefert haben. Wirth ſcheint, nach den vorliegenden zwei Heften zu urtheilen, beſonders die Gründe des Verfalls der deutſchen Nationalität aufſuchen zu wollen, und läßt ſich durch ſeine Partikanſicht zu manchen ſchiefen Urtheilen verleiten, indem er die alte Zeit nach neuern Philoſophemen beurtheilt, und auf die Vergangenheit eine nach- geborene dürftige Zeit mit ihren ärmlichen Abſtraktionen, ihrer Ideologie und Syſtemmacherei anwenden will. Duller hat ſich blos an das gewöhnliche leſende Publikum gewandt und gibt das Vorhandene in einem angenehmen Gewande.

In einer ſo erregten Zeit, wie die unſrige, iſt bei einer, auch der oberflächlichſten Ueberſchau der Literatur, die politiſche Broſchürenliteratur nicht zu überſehen. Wir können freilich hier nicht in das Einzelne eingehen, denn die Zahl der Broſchüren, welche die ſtehenden oder ſchnell auftauchenden und eben ſo ſchnell verſchwindenden Tagesfragen beſprechen, iſt Legion. Aber anerkennen müſſen wir, daß unſer Volk nach und nach aus dem philoſophiſchen Halbſchlummer erwacht und regen Theil an Allem nimmt, was ſein wahres Intereſſe berührt. Mag auch in dem Getümmel der widerſprechenden Meinungen, welche an das Licht des Tages treten, viel Schiefes, Verkehrtes, Halbverdautes ſich kund geben, die allſeitige

Theilnahme an dem öffentlichen Leben iſt ein Reſultat, das ſich nicht beſtreiten läßt, und das zum erfreulichſten Ziele führen muß.

Zum Schluß erwähnen wir noch eines intereſſanten Unternehmens. In Lübeck, das eines der reichſten und vollſtändigſten ſtädtiſchen Archive beſitzt, hat eine Geſellſchaft zum Sammeln und Erhalten der Denkmäler und Quellen der Geſchichte Lübecks ſich ſeit Jahren bemüht, dieſe Schätze zu ſichten. Als Frucht ihrer Mühen wird nächſtens der erſte Theil eines Urkundenbuchs der freien Hanſeſtadt Lübeck erſcheinen, das die Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts, von 1139 bis 1300 vollſtändig umfaſſen ſoll. Die Dokumente, 800 an der Zahl, ſind ſämmtlich mit diplomatiſcher Genauigkeit von den Mitgliedern des Ausſchuſſes eigenhändig nach den Originalen abgeſchrieben worden, und reiht ſich daher dieſes Werk würdig den bereits erſchienenen Urkundenſammlungen für deutſche Geſchichte an.

Preßangelegenheiten.

Eine königl. preußiſche Kabinetsordre vom 26. Oktober beſtimmt in Bezug auf die Büchercenſur, daß alle Bücher, deren Text, mit Ausſchluß der Beilagen, 20 Druckbogen überſteigt, wenn der Verfaſſer und Verleger auf dem Titel genannt ſind, der Cenſur nicht ferner unterworfen ſeyn ſollen. Auf Bücher, welche in einzelnen Lieferungen erſcheinen, erſtreckt ſich dieſe Beſtimmung nur in ſo fern, als der Text jeder Abtheilung 20 Druckbogen überſteigt. Von jeder hiernach ohne Cenſur erſcheinenden Schrift muß 24 Stunden vor ihrer Ausgabe-Vertheilung ein Exemplar bei der Polizeibehörde niedergelegt werden. Für die Befolgung dieſer Vorſchrift ſind der Verfaſſer und Verleger, ingleichen der Drucker, deſſen Name auf dem Titel oder am Schluß des Werkes angegeben ſeyn muß, bei einer polizeilichen Geldbuße von 10 bis 100 Rthlr. verantwortlich. Ueber die Feſtſetzung dieſer Geldbuße entſcheidet der Oberpräſident, unter Vorbehalt des Rekurſes an den Miniſter des Innern; der Rekurs muß innerhalb zehn Tagen nach Publikation des Reſkripts des Oberpräſidenten bei Letzterem angemeldet werden.

Eine andere königl. Verfügung macht es den Regierungsbehörden zur Pflicht, jeder in Zeitungen erſcheinenden falſchen oder verfälſchten Darſtellung öffentlicher Vorgänge ſofort den wahren Thatbeſtand in öffentlichen Blättern amtlich folgen zu laſſen.

Vereine.

Durch die Bemühungen des Baumeiſters Gentebrück, des Advokaten Dr. Puttrich und des Kunſthändlers R. Weigel in Leipzig iſt ein Verein deutſcher Architekten errichtet worden, der für die Zukunft die erfreulichſten Früchte zu tragen verſpricht. Am 11. September wurde er von 100, meiſt aus dem nördlichen Deutſchland in Leipzig zuſammengekommenen Architekten konſtituirt, und zugleich eine Ausſtellung größerer architektoniſcher Werke mit Abbildungen im Hauptſaale der Börſe deutſcher Buchhändler eröffnet, welche durch die Bereitwilligkeit, mit der die öffentlichen Bibliotheken zu Leipzig und Dresden und des Architektenvereins in Berlin, ſo wie mehrere Beſitzer von Privatbibliotheken und Buchhändler beigeſteuert haben, eine Vollſtändigkeit darbot, wie ſie bis jetzt wohl nirgends möchte gefunden worden ſeyn.

In Stuttgart hat ſich ein Advokatenverein gebildet, deſſen Zweck iſt, dem Verfall dieſes von oben herab ſehr vernachläßigten Standes vorzubeugen.

Der in dieſem Jahre in Stuttgart abgehaltene Verein von Forſtmännern und Landwirthen iſt aus allen Gegenden Deutſchlands ſehr zahlreich beſucht worden, und ſuchte namentlich dadurch einen praktiſchen Nutzen zu gewinnen, indem über mehrere Obſtſorten, insbeſondere Weintrauben, gewiſſe Benennungen als ſtabil vorgeſchlagen wurden, die bisher wechſelten und viele Begriffsverwirrungen verurſachten.

Auch der dieſes Jahr in Mainz verſammelte Verein deutſcher Naturforſcher und Aerzte war zahlreich beſucht. Man zählte über 1000 Mitglieder. Von Straßburg traf eine Deputation franzöſiſcher Gelehrten ein, welche die Deutſchen zur Theilnahme am Gelehrtenkongreß in Straßburg dringend und herzlich aufforderte.

Stiftungen.

Die Freifrau von Herding zu Mannheim hat bei der katholiſchen Lehranſtaltskirche daſelbſt eine Stiftung von 5000 fl. begründet, welche die landesherrliche Genehmigung erhalten hat.

Die am 26. Auguſt zu Leipzig verſtorbene Frau Marie Roſine, geb. Fiſcher, hat der daſigen Heilanſtalt für arme Augenkranke 600 Rthlr. teſtamentlich hinterlaſſen.

Der in Berlin verſtorbene Dr. Ph. Ch. Becker hat durch letztwillige Verfügung dem Inſtitut der Erwerbſchulen ein Legat von 4000 Rthlr. vermacht.

Preisaufgaben.

Zur Feier der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte zu Mainz hat der landwirthſchaftliche Verein für Rheinheſſen beſchloſſen „die beſte Abhandlung über das Weſen der Knochenbrüchigkeit des Rindviehes und deren Verhütung und Heilung“ zum Gegenſtand

einer Preisaufgabe zu machen. Die Preisſchriften ſollen beſonders folgende Punkte und Fragen erörtern und beantworten: 1) Beſchreibung der Knochenbrüchigkeit mit genauer Angabe der charakteriſtiſchen Symptome vom Beginn bis zum Ausgang derſelben. Andere Krankheitszuſtände, welche in ihrem Anfange oder Verlaufe der Knochenbrüchigkeit ähnein, und zu bezeichnen, und die Art und Weiſe, wie letztere mit Sicherheit davon zu unterſcheiden iſt, klar und verſtändlich vorzulegen. 2) Ergebniß der Sektionen, in specie rückſichtlich der chemiſchen Veränderungen in den Knochen. 3) Erläuterung des urſächlichen Zuſammenhangs zwiſchen den Ergebniſſen der Sektion und der vorausgegangenen Krankheit — oder ſonſtiger etwa wirkſam geweſener Verhältniſſe. 4) Nachweis über die Art des Vorkommens der Knochenbrüchigkeit, ob ſporadiſch, enzootiſch oder epizootiſch, oder in allen dieſen Formen, in welcher aber vorzugsweiſe? 5) In welchen Ländern und in welchen Gegenden Deutſchlands beſonders iſt die Krankheit einheimiſch, welche Eigenthümlichkeiten bietet der Verlauf in dieſen Ländern und Gegenden und auf welchen Urſachen beruhen dieſe Eigenthümlichkeiten. 6) Worin beſteht das Weſentliche der Knochenbrüchigkeit? 7) Welches waren die leitenden Ergebniſſe der verſchiedenen therapeutiſchen Verfahrungsarten bei Enzootien und Epizootien der Knochenbrüchigkeit in den erwähnten Ländern und Gegenden? 8) Iſt von irgend einem andern, genau, vollſtändig und beſtimmt anzugebenden Verfahren ein günſtigeres Reſultat zu hoffen als ſeither, und aus welchen Gründen. 9) Welches iſt die Äußere Urſache oder welches ſind die Äußern urſächlichen Momente der Entſtehung der Knochenbrüchigkeit überhaupt und der in Rheinheſſen vorkommenden beſonders? 10) Auf welche Weiſe iſt die äußere Urſache der Knochenbrüchigkeit überhaupt und in Rheinheſſen beſonders ganz oder wenigſtens theilweiſe zu beſeitigen oder — falls weder das eine noch das andere möglich wäre — auf welche Weiſe iſt der nachtheiligen Einwirkung derſelben mit Erfolg entgegen zu arbeiten? — Preis: 100 Dukaten in Gold; Termin: bis Ende December 1843; Adreſſe: an die großherzogl. heſſiſche Centralbehörde der landwirthſchaftlichen Vereine zu Darmſtadt. Die eingereichten Schriften bleiben Eigenthum der Verfaſſer; doch wenn der Verfaſſer der gekrönten Schrift dieſe bis Ende 1844 nicht ſelbſt durch den Druck veröffentlicht, ſo iſt er verbunden, ſolche zur Verfügung des landwirthſchaftlichen Vereins von Rheinheſſen zu ſtellen.

Die königl. Akademie der Inſchriften zu Paris hat für dieß Jahr einen Preis von 2000 Fr. auf die beſte Bearbeitung der Geſchichte Cyperns unter den Fürſten des Hauſes Luſignan ausgeſetzt. Für 1844 iſt von ihr folgende Frage zur öffentlichen Beantwortung ausgeſchrieben worden. „Tracer l'histoire des guerres qui, depuis l'empereur Gordien jusqu'à l'invasion des Arabes, eurent lieu entre les Romains et les rois de Perse de la dynastie des Sassanides et dont fut le théâtre le bassin de l'Euphrate et de Tigre depuis l'Arménie jusqu'en Médie, entre Erzéroum au nord, Ctésiphon et Pétra au sud.“ Preis: eine goldne Medaille im Werth von 2000 Fr.

Der jährliche Preis, für welchen Allier de Hauteroche der Akademie eine Rente von 700 Fr. vermacht hat wird in dem Jahre 1843 dem beſten Werk über Numismatik zuerkannt werden, daß ſeit dem 1. April 1842 veröffentlicht und vor dem 1. April 1843 im Sekretariat der Akademie niedergelegt ſeyn wird. Drei Medaillen zu je 500 Fr. im Werth werden den beſten Werken über die Alterthümer Frankreichs zu Theil, welche vor dem 1. Mai 1843 beim Sekretariat des Inſtituts eingereicht worden ſeyn werden.

Die Académie des sciences, belles lettres et arts in Beſançon hat dem Verfaſſer der beſten hiſtoriſchen Denkſchrift über das Haus Montfaucon eine Medaille im Werth von 300 Fr. ausgeſetzt.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zu Brüſſel hat für das Jahr 1843 folgende Frage zur öffentlichen Beantwortung ausgeſchrieben: I. Quelles ont été, jusqu'à la fin du règne de Charles-Quint, les réactions politiques, commerciales et littéraires des Belges avec les peuples habitant les bords de la mer Baltique? — II. La famille des Berthout a joué dans nos annales, un rôle important. On demande quels ont été l'origine de cette maison, les progrès de sa puissance et l'influence qu'elle a exercée sur les affaires du pays? Die Akademie wünſcht, daß auch ungedruckte Quellen, wie Urkunden, Diplome und Chroniken bei der Beantwortung nicht vernachläßigt werden mögen. — Quel était l'état des écoles et autres établissements d'instruction publique en Belgique, depuis Charlemagne jusqu'à l'avènement de Marie Thérèse? Quels était les matières qu'on y enseignait, les méthodes qu'on y suivait, les livres élémentaires qu'on y employait et quels professeurs s'y distinguèrent le plus aux différentes époques? — IV. Faire l'histoire de l'état militaire en Belgique, sous les trois périodes bourguignonne, espagnole et autrichienne, jusqu'en l'an 1794, en donnant des détails sur les diverses parties de l'administration de l'armée en temps de guerre et en temps de paix. Als Einleitung wünſcht die Akademie eine gedrängte Ueberſicht des belgiſchen Kriegsweſens vor der Herrſchaft des burgundiſchen Hauſes. — V. Quels sont les changements que l'établissement des abbayes et des autres institutions religieuses, au VII. siècle, ainsi que l'invasion des Normands au XI., ont introduits dans l'état social de la Belgique? — VI. Es exiſtirt eine große Anzahl von Dokumenten aus dem 7., 8., 9., 10. und 11ten

Jahrhundert, in deutſcher Sprache abgefaßt; Graff hat ſie in der Vorrede ſeines altdeutſchen Sprachſchatzes aufgezählt; doch in dem in Belgien üblichen deutſchen Dialecte kannte man wenig Urkunden vor dem 13ten Jahrhundert. Es wird nun gefragt: 1. Quelle est la cause de cette absence de manuscrits belges germanique? 2. Quelle a été la langue écrite des Belges Germains avant le XII. siècle? 3. Peut on admettre que les Néerlandais Flamen aus der Karolingerzeit, publiés par van der Hagen, le Heliand, récemment mis au jour par Schmeller, et quelques autres ouvrages, appartiennent à la langue écrite dont on faisait usage en Belgique? — Preis für jede der ſechs Fragen, 400 Fr. Die Denkſchriften können in franzöſiſcher, lateiniſcher oder flämiſcher Sprache geſchrieben ſeyn und müſſen vor dem 1. Februar 1843 der Akademie eingeſandt werden.

Se. Maj. der König von Belgien hat einen Preis von 2000 Fr. auf die beſte Bearbeitung der Geſchichte Alberts und Iſabellens ausgeſetzt und die Entſcheidung der Akademie überlaſſen.

Für 1844 hat dieſelbe Akademie folgende zwei Fragen zur öffentlichen Bewerbung ausgeſchrieben: 1. Les anciens Pays-Bas autrichiens ont produit des jurisconsultes distingués qui ont publiés des traités sur l'ancien droit belge, mais qui sont pour la plupart, inconnus ou négligés. Ces traités, précieux pour l'histoire de l'ancienne législation nationale, contiennent encore des notions intéressantes sur l'ancien droit politique belge et sous ce double rapport, le jurisconsulte et le publiciste y trouveraient des documents utiles. L'Académie demande donc qu'on lui présente une analyse raisonnée et substantielle, par ordre chronologique et de matières, de ce que ces divers ouvrages renferment de plus remarquable pour l'ancien droit civil et politique de la Belgique. — 2. On demande de rechercher d'une manière approfondie l'origine et la destination des édifices appelé basilique dans l'antiquité grecque et romaine et de faire voir comment la basilique païenne a été transformée en église chrétienne.

Graf Pillet Will, ein korreſpondirendes Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Turin hat dieſer Akademie die Summe von 10,000 Fr. übergeben, um ſie an die Verfaſſer ſolcher Werke zu vertheilen, welche am beſten berechnet ſind, den Geſchmack an den poſitiven Wiſſenſchaften zu verbreiten. Die Akademie hat ſie in vier Preiſe, je zu 2500 Fr. getheilt und dieſe denjenigen Werken beſtimmt, welche am geeignetſten in das Studium der Phyſik, Chemie, Mechanik und Aſtronomie einleiten. Jedes dieſer Werke ſoll eine gedrängte Ueberſicht der Geſchichte, der Prinzipien, Hauptlehren und der beſondern Anwendung der behandelten Wiſſenſchaft enthalten, damit es als Leitfaden des Unterrichts in den höhern Schulen gebraucht werden kann. Allen Nationen iſt die Bewerbung um den Preis freigeſtellt. Die Preisſchriften müſſen vor dem 1. Juli 1845 frankirt dem Sekretariat der Akademie eingeſandt werden. Die gekrönten Werke werden auf Koſten des Grafen Pillet Will gedruckt.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen hat für die Klaſſe der Geſchichte und Philologie folgende Preisfrage ausgeſchrieben: Magnam haud dubie in nostras litteras exercuit vim, quod quibus temporibus antiquorum populorum doctrina ad nostrates propagebatur, inter ceteras philosophorum sectas, Aristotelica potissimum eminebat. Nondum tamen satis accurata exploratum esse videtur qui factum sit ut, postquam tertio post Christum seculo Platonica philosophia principatum sine aemula tenuit, sequentibus seculis Aristotelis doctrina apud pagenos neque ac christianos in ejus forum paulatim succederet. Societas igitur Reg. Sc. G. Gott. desiderat ut, accurata temporum ratione habita, inquiratur qui potissimum viri et quae causae effecerint ut, a seculo post Christum tertio, philosophia Aristotelica Platonicae superior evaderet. Preis eine goldene Medaille im Werth von 50 Dukaten.

Schweiz.

Univerſitäten. Profeſſor Theile iſt vom akademiſchen Senat der Univerſität Bern zum Rektor für das Jahr 1843 erwählt worden.

Literatur. Ein Aufſatz in der allgemeinen Zeitung beſpricht ausführlich den dermaligen Stand der Naturwiſſenſchaften in der Schweiz. Der Verfaſſer rühmt die Beſtrebungen, welche in zahlreichen Kreiſen in allen Kantonen der Schweiz ſich geltend machen und behauptet, die Zahl der Männer, welche ſich einen bleibenden Namen in den Geſchichtsbüchern der Naturwiſſenſchaften erworben haben, ſey ſo groß, daß es nicht anſtehe zu behaupten, kein anderes europäiſches Land vermöge in erwähnter Beziehung (im Verhältniß zu ſeiner Bevölkerung) eine Vergleichung mit der Schweiz auszuhalten. Namentlich ſey in der Gegenwart die Rührigkeit auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft groß; jeder nur etwas bedeutende Kanton beſitze eine eigene höhere Bildungsanſtalt, in welcher die Hauptzweige der Naturwiſſenſchaften gelehrt werden und ihre eigenen Vertreter haben. Neben dieſen Anſtalten beſtehen mehrere Kantone, wie Aargau, Baſel, Bern, Genf, Graubündten, Luzern, Neuenburg, Schaffhauſen, Solothurn, St. Gallen, Waadt, Zürich, ſchon ſeit geraumer Zeit Vereine, deren Zweck freudigen Sinn und die Liebe zum Naturſtudium zu wecken und zu unterhalten und im Jahre 1815 ſchon wurde eine allgemeine ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft gegründet, welche zum größten Theil aus Mitgliedern der Kantonalvereine zuſammengeſetzt iſt.

Der Mittelpunkt dieſer naturwiſſenſchaftlichen Vereine war ſchon ſeit geraumer Zeit Genf, wo eine nicht geringe Anzahl von Forſchern lebte, welche in den von ihnen angebauten Fächern maßgebend waren und der Wiſſenſchaft kräftige Anſtöße zu geben wußten. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft nennt Namen wie Sauſſure, de Luc, de Candolle, Prevoſt und Andere mit Auszeichnung; und noch jetzt herrſcht in dieſer Stadt unter den edelſten Geſchlechtern ein Wetteifer, in der Wiſſenſchaft einen Namen zu erhalten.

Als den thätigſten der jetzt lebenden Naturforſcher Genfs wird Herr Auguſt de la Rive genannt, Profeſſor der Experimentalphyſik an der genfer Akademie, unter deſſen Leitung die der ganzen gebildeten Welt wohlbekannte Bibliothèque universelle erſcheint, welche in neueſter Zeit durch die Archives de l'électricité eine nicht unwichtige Ausdehnung erhalten hat. Im Gebiete der Chemie ſind vor kurzem Herr Marignac und Plantamour, ein Schüler von Berzelius an die Akademie berufen worden, ſo wie der Bruder des Obenmiſter Plantamour den Lehrſtuhl der Aſtronomie erhalten hat.

Lauſanne nimmt das von Genf gegebene Beiſpiel kräftig nach. Bis vor kurzem war auf der dortigen Akademie nur die Geologie durch Lardy und Charpentier vertreten, ſeit der neuen Geſtaltung derſelben ſind die chemiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften der Führung zweier tüchtiger Männer, der Herren Wartmann und v. Fellenberg anvertraut worden. Auch Baup und Blanchet müſſen genannt werden unter den Naturforſchern des Waadtlandes, welche ihren öffentlichen Beruf, das Feld der Chemie mit Glück bebauen.

In Neuenburg iſt namentlich durch den Profeſſor Agaſſiz für die Naturwiſſenſchaften eine ganz neue Zeit heraufgeführt worden, der eine Anzahl junger Männer um ſich verſammelt hat, die ſich unter ſeiner Leitung zu tüchtigen und vielverſprechenden Naturforſchern heranbilden. Das naturhiſtoriſche Muſeum iſt durch die Bereicherungen Agaſſiz's bereits ſo reich zu nennen, daß die meiſten deutſchen Univerſitäten in dieſem Punkte gegen Neuenburg weit zurückſtehen.

Auch in Bern wurden die Naturwiſſenſchaften lange vor Errichtung ſeiner jetzigen Univerſität eifrig angebaut; die Namen Studer, Vater und Sohn, Meißner, Emmert, Brunner ſind in der wiſſenſchaftlichen Welt vortheilhaft bekannt. Die Begründung der Hochſchule hat aber dieſem Studium neues Leben gegeben und es ſind jetzt in dieſer Stadt eine Anzahl Männer thätig, welche mit Recht als Meiſter ihrer Wiſſenſchaft gelten, wie Valentin als Phyſiolog, Studer als Geolog, Brunner als Chemiker; und die mediciniſche Facultät zählt Männer, die ſich nicht nur durch einen Reichthum naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe auszeichnen, ſondern auch durch ſelbſtſtändige Forſchungen die Grenzen ihrer Wiſſenſchaft zu erweitern wiſſen.

In Zürich, wo Escher von der Linth, Ludwig, Henle, Moleſchott, Oken, Herr, Schönbein, Pfleiderer wirken, verſteht ſich von ſelbſt, daß wiſſenſchaftlicher Eifer herrſchen und Tüchtiges und Mannichfaltiges zu Stande kommen muß. Die Anſtalten und materiellen Mittel, die Stimmt für den Unterricht und die Pflege dieſer Wiſſenſchaften ſind ſchon an und für ſich bedeutend zu nennen und bei der verhältnißmäßigen Kleinheit des Züricher Landes erſcheinen ſie wahrhaft koloſſal. Das chemiſche Laboratorium iſt z. B. ſo geräumig und reich ausgeſtattet, daß es einzig in ſeiner Art zu nennen iſt, und ſelbſt die größte europäiſche Stadt ſich nicht rühmen kann, eine ähnliche Anſtalt zu beſitzen; und um die Einrichtung der Anatomie können ſelbſt Univerſitäten erſten Ranges Zürich beneiden. Die Züricher naturforſchende Geſellſchaft gehört zu den thätigſten Vereinen dieſer Art in der Schweiz.

In Baſel iſt Peter Merian einer der ausgezeichnetſten und thätigſten Naturforſcher und der naturwiſſenſchaftlichen Welt durch ſeine trefflichen geologiſchen Arbeiten über den Jura und den Schwarzwald, ſo wie durch ſeine meteorologiſchen Beobachtungen wohlbekannt. Er hat ſich um die naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten ſeiner Vaterſtadt die größten Verdienſte erworben, denn er namentlich hat durch unermüdliche Thätigkeit und edle Freigebigkeit die naturhiſtoriſchen Sammlungen geſchaffen. Ferner ſind zu nennen Meißner und Imhoff für Naturgeſchichte, Meiſcher als Phyſiolog, Jung und Hagenbach als Anatomen. — Die naturforſchende Geſellſchaft in Baſel beſteht aus etwa hundert Mitgliedern, unter denen ſich Gelehrte vom Fach, Aerzte, Mechaniker, Kaufleute, Fabrikanten und ſelbſt einige Handwerker befinden. Sie verſammelt ſich alle 14 Tage einmal und aus den jährlichen Beiträgen der Mitglieder ſchafft der Verein theuere wiſſenſchaftliche Werke an, die er in der öffentlichen Bibliothek zur allgemeinen Benützung aufſtellt. — Geologiſche, aſtronomiſche, naturhiſtoriſche, phyſikaliſche, chemiſche und dergleichen Gegenſtände werden jeden Winter in möglichſt populärer Form — verſteht ſich gratis — behandelt, und der zahlreiche Beſuch, deſſen ſich dieſe öffentlichen Vorträge zu erfreuen haben, beweiſt, daß dieſelben zum ſtehenden Bedürfniß für das gebildete Baſeler Publikum männlichen und weiblichen Geſchlechts geworden ſind.

Auch Aargau, Schaffhauſen, St. Gallen, und Graubündten ſind nicht hinter der Zeitrichtung zurückgeblieben, wie die Namen der an ihren höhern Bildungsanſtalten für die Hauptfächer der Naturwiſſenſchaft wirkenden Profeſſoren, Mellan, Wegeli, Schenklin, v. Reicher u. beweiſen.

Wenigen voraus sind die katholischen Kantone, Tessin, Wallis und die kleinern Kantone; nur Solothurn hat in neuerer Zeit etwas für die Naturwissenschaft gethan. Hugi, der daselbst lebt, ist einer der eifrigsten Sammler, und seinem vieljährigen unermüdlichen Fleiße verdankt die Stadt den Besitz eines naturhistorischen Museums, das sich durch seltenen Reichthum auszeichnet.

Belgien.

In unserer Zeit, in welcher sich das Nationalgefühl der Völker so gewaltig regt und auch in Belgien einen Kampf der heimischen Ueberlieferungen alter Zeit mit der Herrschaft einer später zur Geltung gekommenen Bildung hervorgerufen hat, ist es interessant das Votum eines Belgiers über die Gestaltung der Nationalliteratur zu vernehmen. Ernst Buschmann, der vor einigen Monaten als Professor an der Akademie der Künste in Brüssel einen Cyclus historischer Vorlesungen begonnen hat, gab schon im Jahr 1839 in Antwerpen zwei Bände zum Theil höchst originaller Gedichte in französischer Sprache heraus. Der erste Band enthält, unter dem Namen: L'écurlie et la besace, ein großes historisches Drama, das mit merkwürdig historischer Treue den Kampf der Niederlande von 1566—1569 bis zur Hinrichtung Egmonts, darstellt; der zweite Band, unter dem Titel: Rameaux, eine bedeutende Anzahl Oden, Satiren und Balladen. Im Vorwort zum zweiten Bande handelt der Verfasser von der Frage, wie sich künftig die belgische Nationalliteratur gestalten werde. Nachdem er die Elemente gewürdigt und aufgezählt hat, aus denen sich eine solche allein herausbilden kann, kommt er endlich auf die Frage, ob die Belgier französisch oder flamändisch schreiben sollen. Er nennt sie eine müßige. „Es scheint uns sehr unrecht," sagt er, „eine ausschließliche Anwendung zu verlangen und die heftigen Discussionen darüber verlieren ihren Werth vor einem ganz einfachen Argument; gibt es gegenwärtig zwei verschiedene Volksmassen, welche, jede ihre verschiedene Sprache redend, das Bedürfniß einer in dieser Sprache geschriebenen Nationalliteratur fühlen? Ist es so, dann gebt jedem Theile die Werke, die er verlangt. Der Geist könnte doch eine im Geist und der Tendenz einige Literatur bringen, obgleich in zwei verschiedenen Idiomen verfaßt. Die verhältnißmäßige Ueberlegenheit wird denjenigen Schriftstellern zu gute kommen, welche am besten schreiben, die erhabensten Gedanken ausdrücken und vor allen denen, die sich am meisten als Nationalschriftsteller im wahren Sinn des Wortes bewähren, gleichviel ob sie flamändisch oder französisch reden."

Schweden.

Universität. Im Jahre 1839 betrug die Zahl der Studierenden in Upsala 1456, von denen 901 anwesend, 555 abwesend, d. h. in den letzten zwei Jahren zwar die Universität verlassen hatten, aber nach den hier bestehenden Gesetzen auf diese Zeit noch unter der akademischen Gerichtsbarkeit standen. Im Jahre 1840 betrug die Zahl der Studierenden 1358 wovon 863 anwesend waren.

Vereine. Zu der Versammlung der skandinavischen Naturforscher, welche dies Jahr in Stockholm abgehalten wurde, hatten sich 427 Mitglieder eingefunden, unter denen sich auch der Kronprinz hatte aufnehmen lassen und täglich den allgemeinen, wie Sectionsversammlungen beiwohnte. Die Anzahl der vorzutragenden Abhandlungen war zu groß, um sämmtlich in den sieben Tagen vorgetragen werden zu können, und im Allgemeinen kam mehr von Wichtigkeit vor, als dies auf andern ähnlichen Versammlungen der Fall zu seyn pflegt

England.

Kirche. Englische Blätter klagen über die große Ausbreitung, welche in neuerer Zeit die katholische Kirche in England gewinnt; abgesehen von der Sekte der Puseyiten, deren Bestreben dahin geht, die Hochkirche der römischen Kirche mehr und mehr zu nähern, wächst auch die Zahl der Katholiken auf eine Weise, welche die Anhänger des Protestantismus sehr beunruhigt; und die Zahl der katholischen Kirchen und Kapellen mehrt sich fast mit jedem Monat.

Literatur. Neben der großen Theilnahme, welche die bewegenden Tagesfragen der innern und äußern Politik in Anspruch nimmt, geht die schöne Literatur ihren gewohnten Gang. Von denjenigen Schriftstellern, welche sich bereits einen bedeutenden Namen errungen haben, sind James und Marryat zu nennen. Jener hat in seinem neusten Roman Morley Ernstein eine Nachahmung Bulwer's versucht, indem er sich auf das Gebiet des philosophisch socialen Romans gewagt hat. Man sieht, daß er noch nicht routinirt ist, er ringt sichtbar mit den in ihm lebenden Ideen, was auch der abgerundeten Form der Darstellung Eintrag gethan hat. Marryat hat von jeher, wie wir in Deutschland sagen, für die Lesebibliotheken geschrieben. Seine neueste Dichtung, „Parzival Keene," verdient wohl kaum diesen Namen. Es ist ein buntes Gemisch von Abenteuern, die weder durch den Charakter des Helden Einheit und Gehalt bekommen, noch an sich selbst tieferes Interesse in Anspruch

nennen können, da sie in seinen frühern Romanen schon des Breitern dem Publikum vorgelegt worden sind.

Von den in England, wie in Deutschland, zahlreich erscheinenden Gedichtsammlungen erwähnen wir nur die von Alfred Tennyson, dessen Lieder und Balladen sich durch Zartheit, Frische und Gedankenreichthum vortheilhaft auszeichnen. Als Beweis für unsere Behauptung nennen wir: „Locksley Hall," „the Gardener's Daughter," „the Lord of Burleigh etc."

Auch die dramatische Dichtkunst erfreut sich in England zahlreicher Verehrer, es erscheinen alljährlich eine Menge Trauerspiele, Lustspiele und Possen, die zum Theil ihren Weg über die Bühne finden, was in London den öffentlichen Berichten zufolge, eben so schwer seyn soll, als bei uns in Deutschland. Sogar der Kutscher einer Stage Coach, die seit vielen Jahren zwischen London und Cambridge fährt, T. Cross, hat auf seinem Bocke den Eingebungen Melpomenens gehorcht und ein Drama von fünf Acten verfaßt, das von der „Sun" recht respektable genannt wird. Es heißt: Edrick the Forester und der Held ist ein mächtiger angelsächsischer Edler, der nach der Schlacht bei Hastings, in treuem Andenken an Harald, gegen den Normannen Wilhelm an den Ufern des Severn fortkämpft, endlich aber durch Ralph de Mortimer besiegt und seiner Güter beraubt wird. Die Sprache soll durchaus correct und kräftig seyn.

Unter den in England fast häufiger und zahlreicher als anderwärts erscheinenden Memoiren und Biographien ist das Leben des Bischofs Bonner (Life and Defence of the Conduct and the Principles of the venerable and calumniated Edmund Bonner) desjenigen Mannes, welcher unter der Königin Maria bei der gewaltsamen Reaktion gegen die Reformation die meisten Hinrichtungen veranlaßte und der bei dem Volke nur unter dem Beinamen des Blutigen bekannt ist, für die Stimmung eines großen Theils der englischen Theologen sehr bezeichnend; denn der Zweck des Buchs ist kein anderer als ihn zu vertheidigen und die katholische Kirche zu empfehlen.

Einen ähnlichen Zweck, nämlich der Ehrenrettung, haben die zwei Bände Briefe der Königin Maria von Schottland, welche Agnes Strickland, die bekannte Herausgeberin der Geschichte der brittischen Königinnen, veröffentlicht hat. Englische Kritiker werfen ihr aber vor, nicht ganz unparteiisch bei der Sammlung zu Werke gegangen zu seyn, da sie mehrere Briefe ausgelassen hätte, welche zum Verständniß des Ganzen durchaus nothwendig sind und dafür zu sprechen scheinen, daß Maria von ihrem Kerker aus mit Elisabeths Feinden Intriguirte.

Die Biographie des Admirals Keppel (The Life of Augustus Viscount Keppel, Admiral of the White and first Lord of the Admiralty in 1782—83) enthält viel Interesse, da der Admiral einen nicht unbedeutenden Antheil an den Parteikämpfen während der heftigen Anfeindung des amerikanischen Krieges nahm, und ist darum für die Geschichte jener Periode von großer Wichtigkeit.

In anderer Hinsicht sind die Memoiren Benthams interessant, welche John Bowring als 10. Theil seiner gesammelten Werke herausgegeben hat. Sie führen uns in eine neuere Zeit, Bentham starb 1832, oder vielmehr in eine andere Seite des öffentlichen Lebens Englands ein, das Leben des englischen Gelehrten.

Zur Reiseliteratur rechnen wir auch Dickens, des bekannten Romanendichters, Bemerkungen über die Vereinigten Staaten Nordamerika's, die eben wegen des Namens ihres Verfassers nicht geringes Aufsehen machen müssen. Trotz der außerordentlich schmeichelhaften Aufnahme welche Dickens in Amerika erfuhr, ist er nicht blind gegen die mannichfachen Gebrechen des gesellschaftlichen Lebens des „Yankee" gewesen und schildert seinen Charakter gerade nicht mit dankbarer Anerkennung der Huldigungen, welche sein Talent erfuhr.

Industrie. Von den mannichfachen Erfindungen, welche in England täglich auftauchen, erwähnen wir nur folgendes. Ein gewisser Hodge hat ein Bindungsmittel erfunden, das aus Kautschuk, gestoßener Austerschale und mehrern andern Ingredienzien besteht, die noch kein Geheimniß sind, und so fest ist, daß sogar Eisen, welches auf diese Weise zusammengekittet wird, nicht mehr gebrochen worden. Man machte mehrere Versuche mit zerbrochenen Kanonenkugeln, welche, obgleich kurz nach ihrem Zusammenkitten, wieder geladen und verschossen, an dem gebrochenen Theil nicht wieder auseinander gingen. Die englische Regierung hat diese Erfindung dem Herrn Hodge für eine sehr bedeutende Summe abgekauft.

Frankreich.

Kirche. Die Regierung hat den Protestanten in Paris, deren Zahl fortdauernd im Wachsen ist, eine vierte Kirche zu ihrem Gottesdienste eingeräumt. Sie liegt in der Rue Grenelle St. Germain und wurde bisher als Magazin benutzt.

Auch eine Moschee soll für die in Paris anwesenden Türken erbaut werden. Der türkische Gesandte trägt die Kosten. Der Platz, den man dazu ausersehen, befindet sich im Garten Beaujon, in der Nähe des Triumphbogens.

Literatur. In Frankreich, wie in England, erregt die Lage der zahlreichen Klasse der ärmern Bürger eine größere Aufmerksamkeit und mehrere Schriftsteller haben es sich zum Ziele gesetzt, durch ihre Schriften die Mittel anzugeben, wie der wachsenden Noth ein Ende gemacht werden könnte oder auch nur die wirkliche bedrängte Lage derselben öffentlich ans Licht zu ziehen. Abgesehen von jeder politischen Nebenidee sind die sogenannten Fourieristen, Communisten und Cyrenisten in dieser Beziehung vor allen zu nennen. Daß ihre menschenfreundlichen Ideen, welche in ihren Werken anerkannt werden müssen, so wenig Früchte getragen haben, liegt wohl zum großen Theil eben an jener falschen politischen Tendenz und Sectirerei, die sie auf ein ganz fremdes Gebiet führt.

Unter den Schriftstellern, welche das Wesen dieses Siechthums des neuern Staatswesens näher beleuchtet und ein reiches Material von Thatsachen gesammelt haben, nimmt der früh verstorbene Eugen **Buret** eine ehrenvolle Stelle an. Sein Werk (de la misère des classes laborieuses), eine von der Akademie der moralischen Wissenschaften gekrönte Preisschrift, ist die Frucht einer Reise durch die vornehmsten Städte Englands und Frankreichs, welche er auf Kosten dieser gelehrten Gesellschaft unternahm. Ein großer Theil seines Werkes beschäftigt sich mit dem Armenwesen Englands und den daselbst getroffenen Anstalten, der Noth der dürftigen und Arbeiter-Klasse abzuhelfen.

Eine andere Schrift, von einem Magistrat zu Rheims verfaßt, Travail et salaire, gliedert das Budget der Fabrikarbeiter sorgfältig. Das Resultat, das er gewinnt ist trostlos.

Andere, wie Herr **Villeneuve**, **Bargemont** in seiner Histoire de l'économie politique, Herr d'**Esterno** (de la misère, de ses causes et de ses remèdes) suchen Maßregeln an die Hand zu geben, wie dem Uebel abzuhelfen sey. Jener freilich weiß wenig Rath, er findet Hülfe nur in der Wohlthätigkeit und evangelischer Entsagung; dieser verlangt unbeschränkte Freiheit. Louis **Blanc** (Organisation du travail, association universelle) stellt ein neues Staatsgebäude auf mit allgemeiner Gütergemeinschaft; Herr **Tardé** will die dürftige Klasse in jeder gesetzgebenden Versammlung von Amts wegen vertreten wissen; Herr v **Chambrerant** (du pauperisme) möchte die Industrie lieber unterdrücken, da sie die Moralität vernichtet, Herr Felix de **Lafarelle** (Plan d'une réorganisation disciplinaire des classes industrielles en France ist für Herstellung des mittelalterlichen Innungswesens.

Es hat sich ein Manuscript des bekannten Republikaners Buonarotti gefunden, daß eine kurze Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis zum Jahre V. der Republik enthalten und manches neue Licht über die Schreckensperiode verbreiten soll.

Zu den Specialgeschichten, welche in der neueren Zeit besonders gern von den Franzosen bearbeitet werden, gehört unter andern auch die Histoire analytique et chronologique des actes et des délibérations du corps et du conseil de la municipalité de Marseille depuis le X. siècle jusqu'à nos jours, herausgegeben von Louis **Méry** und M. **Guindon**, eine Monographie, die sich durch sorgfältige Forschung und geistreiche Darstellung auszeichnet.

Barthelémy de St.-Hilaire hat schon früher die Politik des Aristoteles herausgegeben. Die Bearbeitung des Textes zeugt von gesunder Kritik, und die beigefügte Uebersetzung und Anmerkungen von des Verfassers tiefem Verständniß der Lehren des griechischen Weltweisen. Jetzt hat er diesem Werke des Aristoteles Logik folgen lassen, nachdem schon 1837 seine Abhandlung de la logique d'Aristote den Preis der Akademie der Wissenschaften erhielt. Barthélémy ist der erste Lehrer der Philologie an den pariser Unterrichtsanstalten.

In dem Zeitraum von 1830 bis 1841 sind in Frankreich nicht weniger als 4260 Bände lyrischer Poesien im Druck erschienen.

Der in Paris bestehende Verein dramatischer Dichter hat den Direktor des Gymnase dramatique, Herrn Delestre-Poirson, mit dem Interdikt belegt, d. h. alle Dichter haben nicht nur ihre bereits gegebenen Stücke vom Repertoire zurückgezogen, sondern wenden ihm auch keine neuen mehr zu, weil sich der Direktor geweigert hatte, den mit dem Verein geschlossenen und nun abgelaufenen Vertrag unter denselben Bedingung zu erneuern.

Vereine. Zu der Gelehrtenversammlung in Straßburg haben sich 1008 Theilnehmer eingefunden, unter denen 518 Fremde waren. Es befanden sich 309 Franzosen, 139 Deutsche 25 Schweizer, 11 Italiäner, und mehrere Engländer, Belgier, Russen, Ungarn ꝛc. daselbst. Außerdem hatten 45 gelehrte Gesellschaften und überhaupt 1457 Individuen schriftlich ihre Adhäsion eingesandt. Vor ihrer Trennung hat der Kongreß die Gründung einer „encyclopädischen Gesellschaft der Rheinufer“ beschlossen, die ihren Sitz in Straßburg haben und an welcher Theil zu nehmen die im nähern Umkreis gelegenen deutschen und französischen Städte und Universitäten, wie Metz, Nancy, Besançon, Mühlhausen, Freiburg, Heidelberg, Mainz, Bonn, eingeladen werden sollen.

Stiftung. Der Graf Maillé-Latour-Landry hat der französischen Akademie und der Akademie der schönen Künste eine Summe von 30,000 Fr. übergeben, von deren Zinsen jährlich abwechselnd ein junger Schriftsteller oder unbemittelter Künstler, dessen Talent die Unterstützung zu verdienen scheint, um seine Laufbahn in der Wissenschaft oder den schönen Künsten zu verfolgen, unterstützt werden soll.

Portugal.

Ein im Athenäum befindliches Schreiben aus Liſſabon nennt die jetzige Literatur Portugals eine zerbrochene Leyer, die nur hie und da einen klagenden, melodiſchen Ton von ſich gibt. Außer Feuilletons und Romanen aus dem Franzöſiſchen und einem halb Dutzend Walter Scott'ſchen Novellen, die erſt jetzt allmählig durch Ueberſetzungen allgemeiner bekannt werden, zieht nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich. Für poetiſche Erzeugniſſe iſt das Portugieſiſche eine der ſchönſten Sprachen Europa's und unter den Luſitaniern iſt viel Witz und Einbildungskraft, nur Energie und Fleiß fehlen, und wenn dieſe in hinreichendem Maße geweckt werden, ſo darf man an der Wiedergeburt der Literatur nicht zweifeln.

Ich habe ungedruckte Lieder von lebenden Portugieſen in verſchiedenen lateiniſchen Versmaßen geleſen und ihre proſodiſche Genauigkeit, die Freiheit von jeder Härte und ihr Wohlklang haben mich oft in Erſtaunen geſetzt. Die Liebeslieder von Gonzaga, voll Zartheit und Eleganz haben ihm mit Recht den Namen des portugieſiſchen Anakreon erworben. J. A. de Macedo gerathe ſich noch im Jahre 1821 als einen gewaltigen beißenden Satyriker.

Die gegenwärtige Literatur beſchränkt ſich auf die gelegentliche Ueberſetzung eines engliſchen oder franzöſiſchen Romans oder die Bearbeitung eines beliebten franzöſiſchen Drama für die Bühne, und dieſer geringe Aufwand von Intelligenz wird in den öffentlichen Blättern jedesmal unmäßig bezahlt, was in einem Lande, wo Schriftſteller, auch von dem mäßigſten Verdienſt, ſeltener als ſchwarze Schwäne ſind, ſehr natürlich iſt. Hat Jemand auch nur eine einaktige Poſſe ins Portugieſiſche überſetzt, ſo komplimentiren ihn die Journale mit der Ankündigung, daß ſein Stück in reiner, portugieſiſcher Sprache (em linguagem Portugueza correcta e casta) geſchrieben ſey.

Von Theaterkritik iſt keine Rede, ausgenommen etwa das bezahlte Beifallklatſchen, dieſer Fluch der Dramen und Literatur in allen Ländern. Wie es in Portugal mit dem Theater ſteht, kann man daraus abnehmen, daß das Theater in Liſſabon, welches vor einiger Zeit fallirte, dadurch wiederum auf die Beine gebracht wurde, daß hundert Theaterliebhaber jeder etwa einen Louisd'or unterſchrieben, und daß während der Faſtenzeit die Muſterien aufgeführt wurden, an denen das Mittelalter ſo viel Gefallen fand. St. Catharina und St. Dominico ſind noch immer die Lieblingsſtücke auf dem Hoftheater, und O Diabo (der Teufel) nebſt einer ganzen Schaar kleiner Engel ſpielen noch immer die wichtigſten Rollen.

Die portugieſiſche Sprache beſitzt eine große Eleganz im Ausdruck, namentlich in den Diminutiven, an denen ſie überreich iſt. Doch zugleich muß man auch geſtehen, daß die Sprache der weſtlichen Halbinſel die ganze Rohheit und den Mangel an Delikateſſe hat, der den Süden ſo oft auszeichnet. So nennt z. B. der Portugieſe die „Wade" gewöhnlich den Bauch des Beines (a barriga da perna). Die Nachläſſigkeit des Portugieſen zeigt ſich recht deutlich an dem elenden Zuſtande, in dem ſie ihre ſchöne Sprache laſſen. Die Ausſprache wird mit Gutturaltönen überladen, ſo daß man die rauheſte Sprache von der Welt zu hören glaubt, und die Orthographie iſt, ſelbſt jetzt noch im 19ten Jahrhundert, ſo wenig feſtgeſtellt, daß die Briefe, ſelbſt der beſterzogenen Portugieſen, wahre orthographiſche Curioſitäten ſind.

Italien.

Kunſt. Marcheſi in Mailand arbeitet an ſeinem großen Standbild des verewigten Kaiſer Franz von Oeſterreich, wozu ihm die Stadt die Chieſa nuova eingeräumt hat.

Der Bildhauer Guaccarini in Rom iſt beſchäftigt, nach der in der Kloſterbibliothek von S. Onofrio aufbewahrten Todtenmaske Taſſo's, das ſeltene Portrait dieſes großen italieniſchen Epikers in Marmor zu vervielfältigen.

Das vom regierenden Papſt angelegte und vor nicht langer Zeit mit namhaftem Koſtenaufwand in Kupfer geſtochene Muſeo Gregoriano ſoll nach dem Willen des Stifters in einer neuen, ſeinem Inhalte angemeſſenen Geſtalt erſcheinen; da bei allem artiſtiſchen Fleiße, mit dem die großentheils einzigen Denkmäler etruskiſchen Alterthums dieſer herrlichen Sammlung gezeichnet und gravirt ſind, doch eine mehr charakteriſtiſche, in das tiefere Verſtändniß der Originale eingehende Manier der Abbildung ſehr wünſchenswerth geweſen wäre. Unter der Direktion des gelehrten Padre Marchi geſchieht jetzt Alles, dem Werk eine Vollkommenheit zu geben, die die Bewunderung der Sachkundigen für die Sammlung ſowohl als für das gründliche und umfaſſende Wiſſen des genannten Gelehrten gewinnen wird.

Literatur. Bei Vieuſſeux in Florenz iſt der zweite Band des Archivio storico-italiano erſchienen. Er beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit Siena. Den Hauptinhalt bildet das Tagebuch des Aleſſander Sozzini über den letzten Aufſtand Sienas gegen die kaiſerlich ſpaniſche Herrſchaft und die Belagerung, welche mit der Unterwerfung der Stadt endet, die al Reichslehen an Spanien und als ſpaniſches Afterlehen an die Medici kam. Sozzini, der beinahe hundertjährig ſtarb, zeichnete alle Vorgänge der Jahre 1551 bis 1555 treu und gewiſſenhaft auf, doch darf man bei ihm keine kunſtvolle Darſtellung, eine Verarbeitung des

Materials suchen; er gibt nur Daten, doch diese in reichem Maße und zugleich Erzählungen einzelner wichtiger Vorgänge, Briefe und sonstiger Dokumente, welche mehr oder weniger Licht über diese nicht blos für die toskanische Geschichte, sondern auch für die Geschichte der Beziehungen des Reichs zu Frankreich wichtige Begebenheiten verbreiten. Dr. G. Milanesi, Bibliothekar in Siena, hat diese wichtige und interessante Schrift mit Einleitungen, Anmerkungen und Register versehen.

Von den Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato ist der 3. Band (der zweite der ersten Serie) erschienen. Er enthält 16 Berichte über Mantua, Savoyen, Ferrara, Florenz, Urbino, Genua, Neapel, Lucca und Mailand, von 1549 bis 1576, die von größerem oder geringerem Interesse sind.

Ingbirami's toskanische Geschichte ist blos zum 3. Band gediehen, welcher die Zeiten der Herzoge und Markgrafen bis zum Jahre 1115, dem Todesjahr der Markgräfin Mathilde, umfaßt. Ein Korrespondent der Allg. Zeit., dem wir diese Notizen entnehmen, nennt es eine Kompilation, nicht ohne Nutzen, weil es eine vollständige Erzählung der Begebenheiten gibt, die das ganze Land betreffen, aber zu unkritisch, um Vertrauen einflößen zu können und weder von Seite der Darstellung noch der Auffassung den Anforderungen entsprechend, die man in unserer Zeit an ein Werk dieser Art zu machen berechtigt ist.

Von Micali's Storia degli antichi popoli italiani ist eine zweite Auflage angekündigt, die gegen die erste (von 1838 in 3 Bänden mit Atlas von 100 Kupfertafeln) um einen Band Text und 60 Tafeln vermehrt seyn wird.

Oeffentliche Blätter rühmen den Eifer des Professors Menini in Mailand um die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur in Italien in immer größern Kreisen heimisch zu machen. Seine Vertrautheit mit der Geschichte unserer schönen Literatur und ernsteren Wissenschaft wird achtend anerkannt und von seinen Vorträgen über deutsche Philosophie mit großem Lobe gesprochen. Jetzt hat er eine Uebertragung von Heinrich Leo's Universalgeschichte begonnen, die er mit Rücksicht auf die Behandlung derselben Gegenstände anderer, italienischer, französischer und deutscher Historiker erläutert.

Die Verhandlungen der vorjährigen Versammlung der italienischen Gelehrten sind auf Kosten Sr. k. Hoh. des Großherzogs von Toskana im Druck erschienen, und wenn sie auch meist nur in sehr gedrängten Auszügen und Andeutungen abgefaßt sind, so geben sie doch ein nicht unerfreuliches Bild von den Bestrebungen der genannten Versammlung.

Slavische Literatur.

Es herrscht schon seit geraumer Zeit ein heftiger Federkrieg unter den slavischen Völkerstämmen, welche Dalmatien, Kroatien, Krain und Serbien bewohnen, wie sie sich und ihre neu erwachende Literatur nennen sollen. Die dem österreichischen Scepter unterworfenen Stämme haben sich für den Namen Illirien entschieden und die Serben eingeladen, diesem großen Völkerbunde beizutreten; die Serben jedoch wünschen ihre Nationalität auch in der Literatur zu erhalten und verlangen, wenn auch nicht daß die sogenannten Illirier diesen Namen gegen den der Serben selbst, doch gegen den ihnen passender scheinenden der Südslaven vertauschen sollten. Dieser Streit, um des Kaisers Bart, ist namentlich seit den letzten Jahren sehr heftig geworden, wenn auch genau genommen nur von den Literaten in Agram und Belgrad vorzugsweise geführt, da die übrigen sogenannten illirischen Stämme noch ziemlich theilnahmlos sowohl dem Kampfe selbst als den literarischen Bemühungen der genannten Stämme zusehen. Während dieser Streit aber und oft mit großer Erbitterung geführt wird, haben die einzelnen Parteien sich bemüht, durch immer bedeutendere Anstrengungen sich gegenseitig den Rang abzulaufen und endlich durch die That die Gegner zu zwingen, die Streitfrage zu ihren Gunsten zu entscheiden. Wir wollen hier nur einiges von diesen neuen literarischen Erscheinungen erwähnen, die in immer schnellerer Aufeinanderfolge in Illirien und Serbien ans Licht des Tages treten, um von der eifersüchtigen Thätigkeit der beiden verwandten Volksstämme ein, wenn auch schwaches Bild zu entwerfen.

a) Illirische Literatur. Johannes Madschuranwitsch und Jak. Udscharewitsch haben ein deutsch-illirisches Wörterbuch herausgegeben, das 45,000 Wörter enthält und daher das serbische von Wuk Stefanowitsch Karadschitsch, welches nur 32,000 Wörter enthält, an Vollständigkeit übertrifft. Slavische Kritiker bemerken über den Werth, daß es wohl für Freunde illirischer Literatur und Deutsche, welche die illirische Sprache lernen wollen, sehr zweckmäßig sey, doch für die Gelehrten und der Anforderung ein stehendes Bild der illirischen Schriftsprache zu liefern, nicht genüge.

Unter den Liederdichtern, welche in der letzten Zeit einzelne Gedichtsammlungen herausgegeben haben, werden Ljudevit Vukotinowitsch, der „Dornen und Rosen“ in ein Sträußchen wand, und Ivan Trnski genannt, an welches Letzteren Sprachkünstelei man aber viel auszusetzen findet. Als Satyriker wird Vladovit Zorec gerühmt, dessen Gedichte schon nach einem halben Jahre eine zweite Auflage erlebten. Karl Seljan aber beschäftigt sich mit Herausgabe einer Geographie der illirischen Provinzen.

b) Serbiſche Literatur. Bekanntlich hat ſich in Belgrad ein literariſcher Verein gegründet, der eine ſehr lebhafte Thätigkeit entwickelt und ſich namentlich mit philologiſchen Unterſuchungen über die ſerbiſche Sprache beſchäftigt. Profeſſor Athanaſius Nikolitſch hat ſein Wörterbuch für die in der mathematiſchen, geometriſchen, hydrauliſchen und architektoniſchen Sektion vorkommenden Ausdrücken, ſo wie Dr. Johann Stritſch ſein Wörterbuch der ſerbiſchen Sprache zur Prüfung und Beurtheilung vorgelegt. Ueberhaupt ſcheint die geiſtige Regſamkeit unter den Serben größer zu ſeyn als unter den Illyriern. Denn nicht blos die ſchöne Literatur beſchäftigt ihre Schriftſteller, ſondern auch jeder andere Zweig des geiſtigen Lebens wird mit Liebe erfaßt und mit Eifer ergründet und zur weitern Entwicklung unter ihnen angebaut.

Polen.

Seit einiger Zeit beſchäftigen ſich die polniſchen Schriftſteller nicht blos mehr mit den Werken der Phantaſie oder dem Aufſuchen der Spuren ihres frühern Ruhmes, ſie bauen auch die ernſteren Wiſſenſchaften an; namentlich ſuchen ſie ſich Rechenſchaft von dem Bildungsgang ihres Nationalgeiſtes zu geben, und mehrere Literaturgeſchichten ſind die Früchte dieſes Strebens. Außer den Vorleſungen von Mickiewicz über die ſlaviſche Literatur, die er ſeit dem Januar 1842 im franzöſiſchen Kollegium gehalten hat, iſt in Wilna auch der zweite Theil des bibliographiſch hiſtoriſchen Gemäldes der Literatur und Wiſſenſchaft in Polen von A. Zocher erſchienen und der vierte Theil von Wiſhnowskis Geſchichte der polniſchen Literatur befindet ſich unter der Preſſe.

Zgerwiakowski hat nach dem Urtheil ſlaviſcher Kritiker ein treffliches Handbuch der Botanik und Tozenhauſer ein Werk über Ornithologie verfaßt. Das letztere Werk wird durch die vielen ihm beigefügten Kupfer eine ſehr glänzende Erſcheinung werden.

Rußland.

Univerſität. Die Univerſität in Dorpat hat in kurzer Zeit zwei verdienſtvolle Lehrer verloren; am 19. Juli den Profeſſor der Anatomie Huek und am 6. September den ſeit Jahren emeritirten Profeſſor der Philoſophie Janſche, welcher der Univerſität ſeit ihrem Entſtehen im Jahre 1802 gedient hatte. Aus Halle ſind die Profeſſoren der Phyſik Kamp und der Mineralogie Abich berufen worden, und haben ihre Vorleſungen bereits eröffnet.

Es iſt im Werke die Zahl der ordentlichen Profeſſoren (jetzt 29) um ſechs zu vermehren, was größtentheils der mediziniſchen Fakultät zu gute kommen und mit einer Erweiterung der kliniſchen, pharmaceutiſchen und anatomiſchen Anſtalten verbunden ſeyn würde.

Se. Maj. der Kaiſer von Rußland hat zu den etatsmäßigen Koſten der Univerſität Dorpat eine jährliche Zulage von 28,370 Silber Rubel aus der Staatskaſſe bewilligt.

Einer kaiſerlichen Beſtimmung zufolge wird die Stadt Kaſan, bekanntlich ſchon der Sitz einer Univerſität, auch noch eine geiſtliche Akademie erhalten. Sonach werden zur höhern Ausbildung der ruſſiſch-griechiſchen Geiſtlichkeit vier Akademien im Reiche beſtehen, St. Petersburg, Moskau, Kiew und Kaſan.

Schulen. In Sibirien geſchieht in der neueſten Zeit Manches für die Erziehung des heranwachſenden Geſchlechts. Irkutsk, die Hauptſtadt Oſtſibiriens, beſitzt jetzt ein Gymnaſium, das ganz nach dem neuern Lehrreglement für dieſe höhern Schulen eingerichtet iſt. Die meiſten dortigen Kreisſtädte haben Schulen mittlerer Gattung; in vielen Dorfgemeinden des Gouvernements Irkutsk und Jenisseisk beſtehen Parochialſchulen; in den Dörfern der Burjäten beſondere Schulen zur Erlernung der ruſſiſchen Sprache. In dem Kreisſtädtchen Troizkoſawsk, im Gouvernement Irkutsk, beſtehen zwei Schulen, eine zur Erlernung der ruſſiſch-mongoliſchen, und eine zweite zur Erlernung der chineſiſchen Sprache. Beide werden von der ärmlichen Bevölkerung ſtark beſucht. Ihre Zöglinge genießen beim Eintritt in Staatsdienſte einige beſondere Vorrechte. Eine Schule in Irkutsk für die Kinder der untern Kanzleibeamten bereitet junge Leute für den Civildienſt vor; auch ein Seminarium für junge Geiſtlichkeit beſteht in Irkutsk.

Herr von Rupert, gegenwärtiger Generalgouverneur von Oſtſibirien, hat ein gut organiſirtes weibliches Erziehungsinſtitut für junge Mädchen aus dem höhern Stande begründet.

Unlängſt hat eine mildthätige Dame in Irkutsk einen Theil ihres Vermögens zur Anlegung eines Waiſenhauſes für die Erziehung armer Mädchen verwendet.

Se. Maj. der Kaiſer von Rußland hat dem Warſchauer Lehrbezirk, zur Vervollſtändigung des ihm 1840 gemachten Geſchenks, noch 49,000 Bände verſchiedener in ruſſiſcher, wie in andern fremden Sprachen geſchriebener Werke zum Geſchenk gemacht.

Griechenland.

Der Staatsrath Schinas aus Athen hielt am 1. Oktober 1842 in der Verſammlung der deutſchen Philologen einen Vortrag über den jetzigen Zuſtand des öffentlichen Unterrichts

in Griechenland, mitgetheilt von der Allgemeinen Zeitung, dem wir uns nicht enthalten können einige Notizen zu entnehmen.

Es bestehen gegenwärtig in Griechenland: die Universität in Athen, welche 30 Professoren, von denen 9 der theologischen, 6 der juridischen, 9 der medizinischen und 13 der philosophischen Fakultät angehören, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Privatdocenten besitzt. Als eigentliche Studenten haben sich seit 1837 198 einschreiben lassen (24 für Theologie, 62 für Jurisprudenz, 58 für Medizin und 48 für die philosoph philologischen und die allgemeinen Wissenschaften, von denen 92 ihre Studien beendet haben, die übrigen setzen sie noch fort. Außer diesen eigentlichen Studenten nehmen noch 133 Personen (sogenannte regelmäßige Zuhörer) an den Vorlesungen Theil, worunter 112 Beamte, die während des Befreiungskrieges und auch später nicht Gelegenheit hatten, die nöthigen encyclopädischen Vorkenntnisse zu erwerben, und jetzt auf specielle Erlaubniß der Regierung sich befleißigen, das unwillkürlich Versäumte nachzuholen.

Griechenland besitzt 4 Gymnasien, zu Athen mit 8 Professoren und gegen 800 Schülern, zu Nauplia mit 6 Professoren und über 200 Schülern, zu Syra mit 5 Professoren und 255 Schülern, und zu Patras. Außer diesen Gymnasien gibt es 54 hellenische Schulen, von denen 32 lediglich aus der Staatskasse, die andern aber zum Theil gemeinschaftlich von der Staatsregierung und den betreffenden Gemeinden, oder auch aus Beiträgen und frommen Vermächtnissen unterhalten werden.

Die Zahl der jungen Leute, welche die Gymnasien und hellenischen Schulen des Königreichs besuchen, beläuft sich auf 4500 bis 5000.

Zur Beförderung des Volksunterrichts und um gute Volkslehrer zu erhalten, wurde 1834 das Seminar für Volksschullehrer gestiftet, welches 60—80 Seminaristen enthält, von denen 40 ein größeres oder geringeres Stipendium von der Regierung erhalten, und jetzt jährlich 30 Kandidaten für Volksschulen daraus hervorgehen.

Die Volksschulen selbst, mit besonderer Rücksicht auf die Knabenschulen, theilen sich in drei Klassen: Nomarchial-, Eparchialschulen und solche, deren Lehrer nur 50 Dr. monatlichen Gehalt beziehen. Am Ende des Jahres 1839 war die Zahl sämmtlicher Volksschulen 985, von 20,506 Schülern besucht, welche Zahl im Jahre 1840 auf 258 Schulen und 22,000 Schüler stieg, unter denen sich 18 Mädchenschulen befanden.

Merkwürdig ist, daß in diesem interessanten Bericht des Herrn Staatsrath Schinas der polytechnischen Anstalt in Athen nicht Erwähnung geschieht, die doch nach den Berichten öffentlicher Blätter ihre segenreiche Wirkung sehr weit verbreitet.

Stiftungen. Der vertriebene Fürst von Serbien, Milosch, hat der Universität in Athen ein Geschenk von 25,000 Drachmen gemacht.

Türkei.

Der Sultan will, wie öffentliche Blätter sagen, den julianischen Kalender in seinen Staaten einführen. Man fürchtet, er werde noch mehr Mühe haben, diesen Plan unter den Türken auszuführen, als es bekanntlich in den protestantischen Ländern Deutschlands kostete.

Der neu ernannte Bischof von Jerusalem soll den Syrern ein großes Aergerniß dadurch geben, daß er verheirathet ist.

Nordamerika.

Kirche. An den Ufern des Mississippi hat sich seit einigen Jahren die Sekte der Mormonisten festgesetzt, die Stadt Nauvoo gebaut und soll bereits 100,000 Anhänger zählen. Namentlich strömen viele Engländer und Schottländer herbei, um den Wohlthaten der neuen Sekte theilhaftig zu werden. Ihren Namen hat die Sekte von einem fabelhaften Buche des Propheten Mormon, der nach Angabe des Stifters der Sekte Joseph Smith im fünften Jahrhundert n. Ch. gelebt und einen Stamm der flüchtigen Juden nach Amerika geführt haben soll, wodurch die spezielle Offenbarung auch für Amerika erlangt worden sey.

Literatur. Nach einer vor Kurzem angestellten Zählung befinden sich in sämmtlichen Vereinigten Staaten 1552 Druckereien, 447 Buchbindereien, 148 täglich, 1141 wöchentlich, 185 zweimal oder dreimal wöchentlich erscheinende Zeitungen und 227 Zeitschriften. In den Druckereien ꝛc. sind 13,586 Menschen beschäftigt und das in diesen Anstalten stehende Kapital beträgt fast 6 Millionen Dollars.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1843.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Der Streit des Diesseits und des Jenseits in der deutschen Philosophie oder vom kritischen und vom absoluten Wissen	1
Ueber den Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes für Preußen	74
Das deutsche Theater	135
Das Dezimal-Münzwesen in Deutschland	156
Geschichte des Nibelungen-Liedes	174
Der Flurzwang in seinen Folgen und Wirkungen und die Mittel zu dessen Beseitigung. (Mit 2 Karten.)	243
Populäre und satirische Zeichnung in Deutschland	281
China und Deutschland	311
Ueber das gegenseitige Verhältniß der deutschen Staaten hinsichtlich der Verbindungsmittel	323
Kurze Notizen	354

Der Streit des Dieſſeits und des Jenſeits in der deutſchen Philoſophie

oder

vom kritiſchen und vom abſoluten Wiſſen.

Von allen Trieben iſt der Wiſſenstrieb der unerſättlichſte; Habſucht, Ehrgeiz, Genußſucht fühlen ihre Grenzen, die Liebe muß ſich überwinden, um ihren Kreis nicht allzu eng zu ziehen, aber das Wiſſen ſträubt ſich gegen jede Schranke und auf jede ſkeptiſche Periode folgt im Gedankenleben eine dogmatiſche oder hyperdogmatiſche, die es unternimmt, alles auf einen letzten Grund zurückzuführen und die Entſtehung aller Dinge aus dieſem einen letzten Grunde zu erklären. Nur in einem ſolchen abſoluten Wiſſen findet der Wiſſenstrieb volle Befriedigung, und das Ringen der Erkenntniß nach dem All-Einen oder der Einheit aller Dinge und Weſen der Welt in Gott, als dem allgemeinen Weſen der Erſcheinungen, läuft durch die ganze menſchliche Gedankenwelt, bald religiöspoetiſch, wie bei den Orientalen, bald mehr ſpekulativ, wie bei den Europäern, und unter dieſen vorzugsweiſe bei den Griechen und den Deutſchen.

Eben deßhalb wird jede Philoſophie, die eine ſolche abſolute Erkenntniß verheißt, ſelbſt wenn ſie die Aufgabe eines allumfaſſenden, alles erklärenden Wiſſens nur ſcheinbar löst, Anhänger finden, und vollends ein ganzes, auf dieſes Prinzip gebautes und in ſich vollendetes Syſtem, wie es Spinoza oder Hegel geben, wird wenigſtens auf den denkenden Menſchen einen unvermeidlichen

Zauber üben, wenn auch der übrige Mensch noch so leer dabei ausgehen sollte.

Auf der andern Seite muß jedoch der ewige Wechsel der Systeme und der unausgleichbare Widerstreit der philosophischen Lehrmeinungen und Ueberzeugungen den Zweifel erregen, ob jenes absolute Wissen etwas für den menschlichen Geist überhaupt Erreichbares sey, und dieser Zweifel führt zur philosophischen Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens, durch welche vor allen andern Denkern Kant seinen Namen unsterblich gemacht hat; er führt in letzter Instanz zu der Frage: was sind die Bedingungen und Voraussetzungen, unter welchen ein absolutes Wissen möglich ist?

Den obersten Ring der ganzen Kette aller menschlichen Erkenntnisse besitzen wir in der Idee des Unbedingten, des durch sich Seyenden; den Begriff des Absoluten findet das Denken als eingeborene Uridee in sich und ist gezwungen, diesem Vernunftbegriff auch Wirklichkeit zuzuschreiben, sofern es an irgend eine Wirklichkeit der Dinge glaubt. Denn der Satz, daß alles Bedingte seinen letzten Grund nur im Unbedingten haben könne, ist so unmittelbar gewiß als der, daß alles in der Welt seinen Grund haben müsse; daraus folgt aber auch mit logischer Nothwendigkeit, daß, wenn irgend etwas existirt, das Unbedingte gleichfalls existiren muß, und wer nicht alle und jede Existenz leugnet, was kein Mensch mit gesunden Sinnen thun wird, der kann auch die Realität des Unbedingten nicht bestreiten, sondern muß von dessen Wirklichkeit überzeugt seyn.

Der eine letzte Grund der Dinge ist mithin das Absolute. Damit ist aber noch keine begreifende Erkenntniß Gottes und aller Dinge in Gott und aus Gott, als dem einen ewigen Urbegriff, gegeben. Um auch zu wissen oder zu begreifen, wie aus dem Unbedingten alles Bedingte hervorgegangen und geworden ist, muß es möglich seyn, alles Bedingte auf das Unbedingte zurückzuführen, das allgemeine und einfachste Wesen des Alls zu ergründen, alle Gegensätze der Welt in Gott als dem Alleinen oder der absoluten Einheit aufzulösen, und dieses ist nur möglich, wenn der menschliche Geist entweder ein Organ besitzt, um das Absolute und die Einheit aller Dinge, Wesen und Erscheinungen in Gott zu schauen, d. h. geistig wahrzunehmen, oder wenn der Geist des Menschen selbst das Absolute, die äußerste und höchste Spitze von dessen

Entwicklung ist, so daß er, um das Weltall zu begreifen, weiter nichts nöthig hat, als zum vollen Selbstbewußtseyn zu gelangen, sich selbst ganz klar zu werden und zu sich zu kommen.

Daß dem Philosophen ein Organ zur Wahrnehmung übersinnlicher Dinge außer uns verliehen sey, ist nun zwar nie geradezu behauptet worden, wohl aber, daß es eine Kraft des Geistes gebe, das Absolute und in ihm die Einheit aller Dinge und Erscheinungen, und insbesondere die Einheit des höchsten Weltgegensatzes, die Einheit von Denken und Seyn, zu schauen; und wie die Mystik das Absolute im Gefühl erfassen und gleichsam unmittelbar empfinden will, eines persönlichen Verkehrs mit Gott (namentlich bei den mystischen Dichtern des Orients und bei verwandten deutschen Geistern) sich rühmt, so fehlt es auch nicht an Philosophen, die einer intellektuellen, idealen, geistigen Anschauung sich gerühmt haben. Diese intellektuelle Anschauung, welche in keinem Fall ein Erbtheil der gewöhnlichen Menschenkinder seyn kann, weil die meisten Menschen gar nichts davon wissen, stand denn auch wirklich eine Zeitlang in Deutschland in großem Ansehen, und mit ehrfurchtsvoller Scheu erzählte man verwunderliche Dinge von der Anstrengung, die es koste, diese Anschauung hervorzubringen, so daß schwächere Geister schon darüber zu Grund gegangen seyn und den verwegenen Versuch mit Geisteszerrüttung bezahlt haben sollen.

Doch eben die Unmöglichkeit, die intellektuelle Anschauung zu produziren, in welcher sich alle diejenigen befinden mochten, deren Einbildungskraft nicht schnellkräftig genug war, um in mystischer Verzückung ein Phantasiegebild für eine wirkliche, wahrhafte Anschauung zu nehmen, zerstörte allmälig den Glauben an jenes wundervolle Vermögen des menschlichen Geistes, und das ungestillte Verlangen nach einem absoluten, allumfassenden und alles erklärenden Wissen warf sich um so entschiedener auf den zweiten Weg, den denkenden Geist mit dem Absoluten zu identifiziren, oder den Menschengeist für den wirklich gewordenen und zum Selbstbewußtseyn kommenden Gott zu erklären.

Soll nämlich für den Menschen alles erkennbar seyn, so darf es

1) keinen höhern, mehr als dem Menschen möglich ist, erkennenden Geist und keine höhere Vernunft geben als die des Menschen oder des philosophirenden Subjekts; und um apodiktisch behaupten

zu können, es gebe keinen höhern Geiſt als den menſchlichen und die menſchlichen Denkgeſetze ſeyen die abſoluten Denkgeſetze, muß man ſelbſt das Abſolute ſeyn. Denn wie kann ich Gewißheit haben, daß die Geſetze meines Denkens die abſoluten Denkgeſetze ſeyen, wenn ich nicht ſelbſt das Abſolute bin? Ich ſelbſt muß mit dem Abſoluten auf irgend eine Weiſe identiſch ſeyn, um mit derjenigen Gewißheit, welche eine abſolute Wiſſenſchaft fordert, wiſſen zu können, daß die menſchlichen Denkgeſetze zugleich die göttlichen, weltſchaffenden Denkgeſetze ſind; auf einer bloßen, noch dazu höchſt gewagten Vermuthung darf dieſe Vorausſetzung nicht beruhen.

2) Denken und Seyn müſſen identiſch, mit dem Gedanken als Form muß auch ſein Inhalt, der gedachte Gegenſtand, gegeben ſeyn; der (im Menſchengeiſt ſich vollendende) Denkprozeß iſt mithin auch der Schöpfungsprozeß, und ein vom Denken (des Menſchen) unabhängiges Seyn gibt es nirgends, denn ein ſolches würde für den Menſchen entweder gar nicht oder wenigſtens nicht abſolut erkennbar ſeyn und jener Einheit aller Dinge und Gegenſätze widerſprechen, nach der vermöge innerer Nothwendigkeit das Denken ſtrebt. Sind dagegen Seyn und Denken einerlei, und iſt das menſchliche Denken das höchſte Denken, ſo braucht man, um alles zu wiſſen, nur das eigene menſchliche Denken gründlich zu erforſchen, und die Denklehre oder Logik iſt die Wiſſenſchaft des Alls, ſie iſt zugleich Ontologie und Metaphyſik, die nur Gedankenloſigkeit und Unphiloſophie der Logik entgegenſetzen können.

Es iſt vor Allen Hegel, der dieſe Fundamentalſätze mit eben ſo viel Kühnheit als Scharfſinn zum Syſtem ausgebildet hat.

Die Einheit von Denken und Seyn, die Identität des Begriffs mit dem Weſen, des Gedankens mit der Sache ſelbſt, des Subjektiven und des Objektiven, welche der Grundgedanke und die Grundvorausſetzung ſeines ganzen Syſtems iſt, beweist natürlich Hegel nicht direkt, wie denn auch ein ſolcher Beweis eben ſo unmöglich iſt, als der Beweis des Gegentheils oder einer unauflöslichen, grundweſentlichen Verſchiedenheit des Seyns und Denkens, des Realen und des Idealen; aber er will den Beweis dadurch herſtellen, daß er vermittelſt dieſer Annahme, und nur vermittelſt dieſer Annahme, ein in ſich ſelbſt geſchloſſenes Syſtem erbaut, das mit einer die Mathematik noch überbietenden Evidenz alle philoſophiſchen Probleme löst, das ganze Welt- und Geiſterall

begreiflich macht und alle Gegenſätze auf eine abſolute Ureinheit ſowohl zurückführt, als aus ihr entwickelt. Ein ſolches Syſtem wäre allerdings eine That, die für ſich ſelbſt zeugte, und weder der Dualismus, der von einem urſprünglichen, unauflöslichen Gegenſatz des Seyns und Denkens, des Realen und des Idealen, des Subjektiven und des Objektiven, des Ich und Nichtich u. ſ. w. ausgeht, noch die Alleinheitslehre, welche jeden Gegenſatz für bloßen Schein erklärt, kann direkt bewieſen werden; aber der erſtere hat vor der letztern das voraus, daß er dem Menſchen in demſelben Grad natürlich, wie dieſe unnatürlich und widerſtrebend iſt. Demungeachtet müßte man für letztere ſich entſcheiden, wenn dieſelbe wirklich leiſtete, was Hegel hoffen läßt. Es kommt deßwegen alles darauf an, wie ſich die Leiſtungen des Syſtems zu ſeiner Aufgabe verhalten.

Um letztere zu löſen, und den Dualismus oder Widerſtreit von Seyn und Denken, von Endlichem und Unendlichem, von Allgemeinem und Beſonderem, von Freiheit und Nothwendigkeit zu überwinden, bedarf Hegel eine abſolute, alle Gegenſätze in ſich auflöſende Ureinheit und ein derſelben inwohnendes Denk- oder Weltgeſetz, nach welchem ſich aus der Ureinheit, als dem abſoluten Anfang, mit abſoluter innerer Nothwendigkeit und unangreifbarer Folgerichtigkeit alle Gegenſätze und Erſcheinungen der Welt ſowohl auf dem Gebiete der Natur als des Geiſtes entwickeln.

Die Ureinheit oder den abſoluten Anfang aller Dinge findet Hegel im Begriff des Werdens (oder der ewigen Bewegung), den er folgendermaßen deduzirt: Der höchſte Gegenſatz iſt der des Seyns (d. h. des reinen Seyns, welches zugleich das reine Denken, mit dem reinen abſoluten Gedanken, der Idee, identiſch iſt) und Nichts, und da jeder Gegenſatz oder Dualismus, als der reinen Einheit, in der allein die Vernunft Befriedigung findet, widerſprechend, bloßer Schein iſt, ſo iſt die Wahrheit oder Einheit jenes höchſten Gegenſatzes derjenige Begriff, in welchem Seyn und Nichts zuſammenfallen, oder der Begriff des Werdens. Das Werden nämlich iſt der Uebergang vom Nichts zum Seyn, das zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebende. Der Gegenſatz von Seyn und Nichts aber ſoll ſich als ein bloßer Schein erweiſen, wenn man erwägt, daß das reine Seyn oder das beſtimmungsloſe, prädikatloſe Seyn in der That nichts iſt und ſomit Seyn und Nichts eins und daſſelbe

ſind. So von dem Urbegriff des reinen Seyns und ſeinem höchſten Gegenſatz, dem Nichts, ausgehend, gelangt Hegel zu dem Begriff des Werdens als der ewigen weltſchöpferiſchen Bewegung des Gedankens, des unendlichen Denkprozeſſes, der zugleich der Weltprozeß, die Weltſchöpfung, die immanente, eingeborene Selbſtbewegung alles Seyns iſt, wodurch das reine Seyn zunächſt zum Daſeyn, dann zum Fürſichſeyn wird, und nachdem es verſchiedene Stufen einer blos logiſchen (gedankenmäßigen) Exiſtenz durchlaufen hat, zur Natur und endlich zum Geiſt wird.

Das Geſetz aber, nach welchem aus dem reinen Seyn das Werden, das Daſeyn und alle weitern Denkbeſtimmungen oder Kategorien und zuletzt die Dinge ſelbſt mit logiſcher Nothwendigkeit durch die Selbſtbewegung des Gedankens hervorgehen ſollen, iſt folgendes: Die Einheit, in welcher jeder Gegenſatz ſich auflöst und in der jeder Gegenſatz als etwas widerſprechendes oder unwahres und blos ſcheinbares ſeine Wahrheit hat, hebt zwar den Widerſpruch des Gegenſatzes auf, aber dieſes Aufheben des Gegenſatzes oder Widerſpruchs iſt kein Vernichten, ſondern vielmehr ein den Gegenſatz vermittelndes Aufbewahren, ſo daß in dem Dritten, welches die Entgegengeſetzten vermittelt und zur Einheit bringt, der aufgehobene Gegenſatz dennoch, nur durch die Aufhebung verändert oder modifizirt, fortdauert und fortwirkt, mithin als neuer, umgewandelter Gegenſatz hervorbricht, der eine neue, abermalige Vermittlung, Einigung oder Aufhebung in einer höhern, reichern, konkretern und umfaſſendern Einheit fordert. Dies iſt die dialektiſche Bewegung des Gedankens oder der Idee — des Abſoluten, welches zugleich das reine Denken und das reine Seyn iſt, es iſt der abſolute Denk- und Weltprozeß, in welchem mit abſoluter innerer Nothwendigkeit immer das eine aus dem andern folgt und der Weltgeiſt ſich offenbart, gleichſam ſich ausgebiert und auswirkt ins Unendliche.[1]

---

[1] Eine andere Explikation, wie ſie einer von Hegels ſcharfſinnigſten Kritikern gibt, iſt folgende: ein jeder Begriff, z. B. A (oder das reine Seyn) zeigt bei näherer Betrachtung, daß er ſein Gegentheil, das Nicht A (das Nichts oder das Nichtſeyn) an ſich hat; ſo ſchlägt er um in dieſes, ſo wie dieſes in jenes; dadurch aber zeigen beide ſich als identiſch. Das nothwendige Umſchlagen eines jeden Begriffs in ſein Gegentheil iſt die dialektiſche Methode, die Einſicht in die Einheit deſſelben mit ſeinem

So ſehr nun Hegel dagegen eifert, daß man immer und immer wieder nur den Anfang ſeines Syſtems angreife, ſtatt Schritt für Schritt das ganze Labyrinth deſſelben zu durchwandern, um, wenn man den gewagten Anfang einſtweilen nur auf Treu und Glauben hingenommen, am Schluß dann als ein Ueberzeugter, Gefangener oder durch Ermüdung Ueberwundener anzulangen, ſo kommt doch auf die Richtigkeit der Fundamentalſätze ſeiner Lehre alles an und muß das Ergebniß ihrer Prüfung entſcheidend ſeyn für diejenigen, welche mit ſich ſelbſt ins Klare kommen möchten, mit welchem Recht das hegelſche Syſtem ſich für das ausſchließlich philoſophiſche, für die alleinige wahre Wiſſenſchaft ausgiebt. Schwerlich iſt nämlich jemals eine Schule mit ſo gebieteriſchem Anſpruch auf Alleinherrſchaft, mit ſo wegwerfender Verdammung aller Andersdenkenden aufgetreten, wie die hegelſche, und während andere Philoſophen doch nicht geradezu für unfehlbar gelten wollen, und den Gedanken, daß eine andere Anſicht der Wahrheit noch näher kommen könnte, wenigſtens nicht ſchlechthin verdammen, muß jeder, der an Hegel glaubt, auch ſein Syſtem als das einzigvernünftige und wahrhaft philoſophiſche, in der Hauptſache unverbeſſerliche, anerkennen. Da aber ſein Grundprinzip, die Einerleiheit des Seyns und Denkens, mit der dann auch die Identität aller andern Gegenſätze, des Seyns und Nichts, des Endlichen und Unendlichen, der Freiheit und Nothwendigkeit, des Allgemeinen und Beſondern, gegeben ſeyn ſoll, dem natürlichen Menſchen und der natürlichen Logik ewig widerſtrebt, welche beide an dem Geſetz der Identität und des Widerſpruchs feſthalten, wonach jedes Ding ſich ſelbſt gleich iſt und nicht ſein eigenes Gegentheil ſeyn kann: ſo muß in der That nach der Grundvorausſetzung des Syſtems demjenigen, deſſen Natur ſich gegen die Annahme der Identität von Seyn und Denken ſträubt, das Organ wiſſenſchaftlicher

---

Gegenſatz iſt das ſpekulative Wiſſen. Heißt B die Einheit von A und Nicht A, ſo ſchlägt nun auch dieſes um in ſein Nicht B, und die Einheit von B und Nicht B iſt C; in gleicher Weiſe entwickelt ſich das C zu der höhern Einheit D, dieſe zu E und ſo fort, bis die Reihe der Entwicklungen zu irgend einem Z gekommen, welches in das A zurückſchlagend das Ganze zu einem Kreis zuſammenſchließt. Hiebei iſt jedes ſpätere Moment der Entwicklung ein höheres; denn es enthält die frühern als aufgehoben in ſich, iſt alſo reicher als ſie.

Erkenntniß abgeſprochen werden, und es liegt ſchon im Weſen des Syſtems, daß jeder, dem die hegelſchen Deduktionen nicht eingehen wollen, mit einem Ueberfluſſe von nichts weniger als ſchmeichelhaften Prädikaten begrüßt wird, unter welchen das der abſoluten Unwiſſenſchaftlichkeit noch das höflichſte iſt. Das wahre Denken hat ja erſt Hegel gelehrt, und ſeit der Entdeckung des alleinwahren hegelſchen Syſtems iſt eigentlich jeder Widerſpruch gegen deſſen Prinzip oder gegen ſeine Konſequenzen, jede Weigerung, ſich zu der neueſten Alleinheitslehre zu bekehren, eine Sünde wider den Geiſt, ein Abfall von der Wahrheit, den nur offenbare Geiſtesſchwäche entſchuldigen kann. Allein gerade bei der Entſchiedenheit, womit die Schule ihre Anſprüche nicht in der Wiſſenſchaft allein, ſondern allmälig auch im Leben und beſonders auf dem kirchlichen Gebiete geltend macht, dürfte es manchem Leſer der Vierteljahrsſchrift von Intereſſe ſeyn, mit den Grundzügen einer Lehre ſich näher bekannt zu machen, deren Reſultate immer eifriger verbreitet werden, während zur Einſicht ihrer Gründe nur ſehr wenige gelangen und die Bekenner ungleich zahlreicher als die Kenner ſind. Denn durch den Geiſt ſeines Stifters, durch die Talente, Zahl und Stellung ſeiner Anhänger, iſt das Hegelthum in Deutſchland allmählig eine Macht geworden, welche zu ignoriren einem Gebildeten kaum mehr geſtattet iſt, obwohl daſſelbe vollſtändig zu ergründen ein Studium von vielen Jahren fordert. Ohne deßhalb eine ſolche Rieſenarbeit, wie die fortlaufende Erläuterung, Beleuchtung und Kritik der hegelſchen Schriften, zu unternehmen, bietet der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes als Laie den Laien ſeine Dienſte an zur nothwendigſten Orientirung in einem Syſtem, deſſen Detail ihm ſelbſt nicht ſelten unverſtändlich iſt, von deſſen Grundgedanken und Fundamentalſätzen er jedoch ſo viel gefaßt zu haben hofft, als mancher, der mit der Zuverſicht eines vollſtändig Eingeweihten ſich unter Hegels Fahne ſtellt und dem für Hegel zu zeugen Niemand wehrt.

Hegel beginnt, wie ſchon erwähnt, den eigentlichen Aufbau des Syſtems mit der Behauptung, daß das reine Seyn oder das Abſolute, das allgemeine Weſen der Erſcheinungen, und ſein Urgegenſatz, ſeine Negation, das Nichts, identiſch oder eins und daſſelbe ſeyen. Das reine, leere Seyn ſey nämlich die reine Abſtraktion, ſomit das Abſolutnegative oder das Nichts. Seyn und

Nichts bilden mithin nur einen ſcheinbaren Gegenſatz, deſſen Auflöſung oder Wahrheit in der Einheit beider liege, und dieſe Einheit oder das Wahre an dem bloß ſcheinbaren Gegenſatz, die Wahrheit des Seyns ſo wie des Nichts, ſey das Werden. (Hegels eigene Worte ſind: Das reine Seyn macht den Anfang, weil es ſowohl reiner Gedanke, als das unbeſtimmte, einfache Unmittelbare iſt, der erſte Anfang aber nichts vermitteltes und weiter beſtimmtes ſeyn kann. Dieß reine Seyn iſt nun die reine Abſtraktion, damit das abſolut-negative, welches, gleichfalls unmittelbar genommen, das Nichts iſt. — Das Nichts iſt als dieſes unmittelbare, ſich ſelbſt gleiche, ebenſo umgekehrt daſſelbe, was das Seyn iſt. Die Wahrheit des Seyns, ſo wie des Nichts, iſt daher die Einheit beider; dieſe Einheit iſt das Werden.)

Auch unter den Philoſophen wird es nun immer welche geben, die unwiſſenſchaftlich genug ſind, einzuwenden, von dem reinen, abſtrakten Seyn, ſofern es als völlig eigenſchaftlos und ohne Prädikate gedacht (oder von allen Beſtimmungen des Seyns abſtrahirt) werde, könne man allerdings ſagen, es ſey nichts, in dem Sinne, wie z. B. auch Oken in ſeiner Naturphiloſopie das Abſolute oder das reine noch ohne alle Beſtimmungen und Prädikate gedachte Seyn das Nichts nennt, oder wie man von einem Manne, der kein Amt und keinen Titel hat, zu ſagen pflegt, er ſey nichts; allein dieſes reine oder prädikat- und eigenſchaftloſe Seyn, das zwar iſt, aber nur nichts beſtimmtes iſt, ſey darum nicht identiſch oder eins und daſſelbe mit der Negation alles Seyns oder dem Nichts, das gar nicht iſt (das weder etwas beſtimmtes iſt, noch überhaupt iſt), und nur das letztere, welchem Hegel das erſtere unterſchiebe, bilde den kontradiktoriſchen Gegenſatz und ſey das wirkliche, wahrhafte Gegentheil des reinen Seyns; aber nur indem Hegel unter dem Nichts das einemal das prädikat- oder beſtimmungsloſe Seyn, das andremal die Negation alles Seyns verſtehe, könne er behaupten, daß Seyn und Nichts einen Gegenſatz bilden und doch auch wiederum eins und daſſelbe ſeyen; und es fehlt nicht an Gegnern Hegels, die verſichern, daß auf ſolchen Begriffsverwechslungen, wobei derſelbe Ausdruck bald in dieſem, bald in jenem Sinn genommen werde, ein großer Theil ſeiner philoſophiſchen Beweisführung beruhe. Ohne jedoch hierüber mit Hegel weiter rechten zu wollen, bleibt nach der gemeinen Logik ſoviel immerhin

unwiderſprechlich, daß wenn Hegels reines Seyn und Nichts identiſch, d. h. einerlei, eins und daſſelbe ſind, eine Entgegenſetzung oder ein Widerſpruch und Widerſtreit zwiſchen beiden gar nicht denkbar iſt, mithin auch von einer Verſchmelzung oder Einigung derſelben, aus der ein Drittes — das Werden — reſultirte, nicht die Rede ſeyn kann, und daß, wenn beide wirklich einen Gegenſatz bilden, oder auch nur entgegengeſetzte Seiten oder Momente derſelben Ureinheit ſind, auch Hegel von einem Urgegenſatz oder von einem urſprünglichen Dualismus ausgeht, mithin kein Recht hat, höhniſch und verächtlich auf diejenigen herabzuſehen, welche ihre Unfähigkeit, alle Gegenſätze auf eine Ureinheit oder Alleinheit zurückzuführen, frei bekennend, den einen letzten Grund der Dinge, den abſoluten Anfang oder die Ureinheit, jenſeits in das Unerforſchliche verlegen. Man wird im Gegentheil behaupten müſſen, daß Hegels Verſuch, den Dualismus vornherein zu überwinden, indem er gleich den höchſten aller Gegenſätze, Seyn und Nichtſeyn (Affirmation und Negation) auflöſen, beide als identiſch nachweiſen und in ihrer Identität den lebendigen Keim des Alls entdecken will, mißlungen ſey. Es geht in Wahrheit über menſchliches Begreifen, wie Seyn und Nichts daſſelbe ſeyn ſollen, und wie dann wieder beide, trotz dem, daß ſie eins und daſſelbe ſind, miteinander die Welt zeugen können; und um nichts günſtiger ſtellt ſich das Urtheil, wenn man hiernächſt auch das Geſetz, nach welchem durch die Selbſtbewegung des Gedankens aus dem abſoluten Anfang die ganze Welt des Denkens und des Seyns, Natur und Geiſt ſammt allen ihren Gegenſätzen und Beſtimmungen, ſich mit logiſcher Nothwendigkeit entwickeln ſollen, oder die hegelſche Methode des Philoſophirens prüft, und zuſieht, wie ſie mit Hülfe ihres dialektiſchen Geſetzes von der Kategorie des Seyns zu der nächſtfolgenden, dem Daſeyn, gelangt.

Das Werden iſt nach Hegel Einheit des Seyns und Nichts; das Seyn und Nichts aber, welches im Werden ſeine Einheit hat, dauert im Begriff des Werdens als Entſtehen und Vergehen fort und dieſer Gegenſatz hat oder findet ſeine Einheit und Wahrheit, ſeine Vermittelung und Aufhebung, wieder im Begriff des — Daſeyns. Das Werden als der Uebergang des Nichts in das Seyn und des Seyns in das Nichts iſt das unruhige (ſchwebende) Gleichgewicht von Entſtehen und Vergehen, dieſe Unruhe muß

aber als ein innerer Widerſpruch ſich löſen oder zur Ruhe kommen, und die ruhige Einheit von Entſtehen und Vergehen iſt das Daſeyn. Das Werden iſt die unruhige, das Daſeyn die ruhige oder zur Ruhe gekommene Einheit von Seyn und Nichts. (Hegels eigene Worte ſind — in der Encyclopädie, wo die Erläuterung vorausgeht, daß das Werden nicht nur die Einheit des Seyns und Nichts, ſondern Unruhe in ſich ſey: „das Seyn im Werden als eins mit dem Nichts, ſo das Nichts eins mit dem Seyn, ſind nur verſchwindende; das Werden fällt durch ſeinen Widerſpruch in ſich, in die Einheit, in der beide aufgehoben ſind, zuſammen; ſein Reſultat iſt ſomit das Daſeyn;“ — in der Logik: „das Werden, Entſtehen und Vergehen, iſt die Ungetrenntheit des Seyns und Nichts, nicht die Einheit, welche von Seyn und Nichts abſtrahirt. — Das Werden iſt auf dieſe Weiſe in gedoppelter Beſtimmung; in der einen iſt das Nichts als unmittelbar, d. i. ſie iſt anfangend vom Nichts, das ſich auf das Seyn bezieht, d. h. in daſſelbe übergeht, in der andern iſt das Seyn als unmittelbar, d. i. ſie iſt anfangend vom Seyn, das in das Nichts übergeht — Entſtehen und Vergehen. — Das Gleichgewicht, worein ſich Entſtehen und Vergehen ſetzen, iſt zunächſt das Werden ſelbſt. Aber dieſes geht ebenſo in ruhige Einheit zuſammen. Seyn und Nichts ſind in ihm nur als verſchwindende; aber das Werden als ſolches iſt nur durch die Unterſchiedenheit derſelben. Ihr Verſchwinden iſt daher das Verſchwinden des Werdens oder Verſchwinden des Verſchwindens ſelbſt. Das Werden iſt eine haltungsloſe Unruhe, die in ein ruhiges Reſultat zuſammenſinkt.“)

Sucht man ſich hier mit Hegel zu verſtändigen, ſo könnte man allenfalls zugeben, das Reſultat des Werdens ſey das Gewordene oder das Daſeyn; aber wie Daſeyn die Einheit von Seyn und Nichts oder von Entſtehen und Vergehen ſeyn ſoll, iſt gar nicht einzuſehen und erſcheint wie eine aus der Luft gegriffene, willkürliche Behauptung, deren Entſtehung man kaum begreifen würde, wenn Hegel nicht dadurch, daß er dem abſtrakten Begriff des Werdens den konkreten der Unruhe ſubſtituirt, indem er erläuternd beibringt, das Werden ſey nicht nur die Einheit des Seyns und Nichts, ſondern es ſey Unruhe in ſich, vorſichtig einen Uebergang zu dem Begriff des Daſeyns als des Ruhenden und Bleibenden ſich gebahnt hätte. Jedenfalls würde es ebenſo

plauſibel, wo nicht plauſibler ſcheinen, wenn Hegel, ſtatt aus dem Werden als der Einheit von Entſtehen und Vergehen das Daſeyn zu deduziren, geſagt hätte: Entſtehen ſey der Uebergang des Nichts zum Seyn und Vergehen der Uebergang des Seyns zum Nichts (entſtehen = etwas werden, vergehen = nichts werden), die Einheit oder die Vermittlung beider aber ſey das Endliche, die Endlichkeit, als das zwiſchen Entſtehen und Vergehen ſchwebende. Auch kann man fragen, warum nicht gleich das Seyn und Nichts, ſondern erſt das Werden in ein ruhiges Reſultat zuſammenſinke, warum das Abſolute nicht in einem Urgedanken ſich beruhige, — ſey es nun, daß es bei der einmal wieder hergeſtellten Ruhe ſein Verbleiben habe, oder daß es denſelben einen Urgedanken ins unendliche wiederhole?

Hierauf wird Hegel zwar erwiedern: dieß widerſpräche dem dialektiſchen Geſetz oder Prozeß, der nun eben einmal darin beſtehe, daß in der Welt der Gedanken wie in der Natur alles in ſein Gegentheil umſchlage, es widerſpräche dem Weltgeſetz der ewigen Negation; allein daß ſolche Fragen überhaupt nur aufgeworfen werden können und von denkenden, nur nicht gerade hegeliſch denkenden Männern wirklich aufgeworfen worden ſind, beweist zum mindeſten, daß Hegels ganze Begriffsableitung und Entwicklung der allgemeinen Denkbeſtimmungen, ſeine Methode nichts zwingendes, ſondern nur den Werth einer Hypotheſe hat, die in dem Maße glaubhafter wird, als durch ſie vieles oder alles ſich erklärt.

Es liegt im Weſen der dem Geiſt urſprünglich eingebornen Begriffe und Geſetze, ſowohl des Sittengeſetzes als der allgemeinen Denkgeſetze (wie das Geſetz des Grundes oder der Identität und des Widerſpruchs), daß ſie nicht aus Erfahrungen abſtrahirt, ſondern unmittelbar und durch ſich ſelbſt gewiß ſind, daß Jedermann von ihrer Gültigkeit und Wahrheit überzeugt iſt, kein Denkender, ſobald ſie einmal ausgeſprochen oder entdeckt und richtig formulirt ſind, daran zweifeln, noch eine andere Möglichkeit ſich auch nur denken kann, wie denn z. B. kein denkender Menſch läugnen wird, daß in der Welt nichts ohne Urſache geſchehe, daß das, was von der ganzen Gattung gilt, auch von jedem Individuum der Gattung wahr ſeyn müſſe u. ſ. w. Allein ſo verhält es ſich mit Hegels dialektiſchem Geſetze, wonach alles Denken auf Entgegenſetzung beruht und jeder Gegenſatz ſeine Vermittelung,

Einigung oder Aufhebung fordert, die Vermittlung ſelbſt aber immer wieder einen neuen Gegenſatz in ſich trägt und aus ſich herausgebiert, keineswegs. Gibt man auch zu, daß alles Denken, wie alles Leben, alles Werden und alle Bewegung auf Entgegenſetzung und auf Einigung beruhe und anders gar nicht denkbar ſey, ſo kann ich mir doch ebenſo gut denken, daß der Weltprozeß oder die dialektiſche Bewegung des weltſchaffenden Gedankens einen gewiſſen Schlußpunkt erreiche, auf dem ſie endlich ſtillſteht und zur Ruhe kommt, abbricht und fertig iſt, als daß ſie ins unendliche fortgehe, und im letztern Fall wieder ebenſo gut, daß ſie in ewigem Kreislauf in ſich ſelbſt zurückkehre, eine ſich ewig wiederholende ſey, als daß immer neue, noch nie dageweſene Gegenſätze ſich erzeugen. Beſtimmt aber Hegel ſein dialektiſches Geſetz, ſein Denk- und Weltgeſetz, ausdrücklich dahin, daß jeder Gegenſatz ſeine Vermittlung fordere, der aufgehobene Gegenſatz oder Widerſpruch aber dennoch, nur durch die Aufhebung oder Vermittlung umgewandelt, alſo in veränderter Geſtalt fortdaure, ſo kann er dazu keinen andern Grund haben als den, daß durch dieſe Annahme alles in der Welt am beſten ſich begreiflich machen laſſe, und dann iſt Hegels dialektiſches Geſetz, ſeine Methode keine abſolute, von jeder Betrachtung äußerer Dinge unabhänige, ſondern eine zu deren Erklärung erſonnene, nach ihnen ſich bequemende, und ſein Verfahren iſt kein rein ſpekulatives und aprioriſches, ſondern ein empiriſch erklärendes, bei dem man immer noch fragen kann, warum an ſich aus ſeinem Satz und Gegenſatz, aus dem Urgegenſatz von Seyn und Nichts, nicht ebenſo gut oder noch beſſer die ewige Ruhe durch gegenſeitige Aufhebung, als ein ewiges Werden, eine ewige Bewegung und Entwicklung folgen könnte? warum, wenn nun einmal ſein Loos nicht ewige Ruhe, ſondern ewige Bewegung ſeyn ſoll, das Unbedingte, um aus ſeiner Entzweiung wieder ganz zu ſich zu kommen und bei ſich zu ſeyn, ſo viele Stufen zuerſt der bloß logiſchen, dann der natürlichen und zuletzt der geiſtigen Exiſtenz durchlaufen müſſe?[1]

[1] Um hier mit Ueberſehung der zahlreichen Zwiſchenſtufen nur die Hauptſtationen des hegelſchen Schöpfungsprozeſſes anzuführen, ſo durchläuft nämlich das reine Seyn, welches = dem reinen Denken, zuerſt die logiſchen Kategorien der Qualität, der Quantität, des Maßes, des Weſens, der Erſcheinung, der Wirklichkeit, des ſubjektiven Begriffs, des Objekts und der

Wäre dagegen Hegels Konſtruktionsmethode, wie er behauptet, das abſolute Denkgeſetz oder in abſoluter Denknothwendigkeit begründet, ſo müßten ſolche Fragen ebenſo wenig möglich ſeyn, als man fragt: ob 2 . 2 nicht auch = 5 ſeyn könne, ob der Begriff von Urſache und Wirkung auch ein richtiger und gültiger Begriff ſey, oder ob man vom Allgemeinen auf das Beſondere ſchließen dürfe. Behauptet dagegen Hegel, daß ſein ſpekulatives Denkgeſetz (das Geſetz ſeiner philoſophiſchen Methode) allerdings nur den ſpekulativen Geiſtern eine Denknothwendigkeit, dem natürlichen Menſchen aber eine Thorheit ſey, daß es allerdings Menſchen genug gebe, die zur Einſicht und zum Begriff ſeines ſpekulativen Geſetzes ſich niemals erheben können, ſo dürfte man ſich nicht wundern, wenn die ſpekulative Denkweiſe oder die hegelſche Methode des Philoſophirens zuletzt daſſelbe Schickſal hätte wie der Mythus von der intellektuellen Anſchauung.

Ein allgemeines Weltgeſetz aller natürlichen ſowohl als geiſtigen Entwicklungen ſucht freilich der menſchliche Forſchungstrieb vermöge des ihm eingebornen Zugs zur Einheit und zur Allgemeinheit zu entdecken, und die Philoſophie ahnt ſolches in einer Regel der Gegenſätze, vermöge welcher die Extreme ſich wechſelſeitig fordern und bedingen, keine Kraft ohne Gegenkraft beſteht, jede Wirkung eine Rückwirkung erzeugt, jede Bewegung auf einem gewiſſen Punkte in ihr Gegentheil umſchlägt, und jedes Aeußerſte ſich ſelbſt vernichtet; ſie ahnt daſſelbe in jenem allgemeinen Geſetz der Wechſelwirkung und der Gegenwirkung, welches überall Bewegung, Leben, durch Entzweiung weckt, in der Entzweiung ſelbſt jedoch eine urſprüngliche Einheit feſthält oder zu ihr zurückführt.

Idee, dann die natürlichen Entwicklungen des Mechanismus, des Chemismus und des Organismus, und wird zuletzt in Seele, Bewußtſeyn, theoretiſchem und praktiſchem Geiſte ſubjektiver Geiſt, in Recht und Sitte, in der Familie, der bürgerlichen Geſellſchaft und dem Staate objektiver, in Kunſt, Religion und Philoſophie abſoluter Geiſt. Und will man nun den Grund der langen Reiſe wiſſen, fragt man, warum das Abſolute nicht mit einem Götterſchritt aus ſeiner Selbſtentäußerung in ſich zurückgehe, aus der Entzweiung ſich ſelbſt in ſich zurückverſetze? — ſo gibt es darauf keine andere Antwort, als weil es ſonſt mit allem Konſtruiren oder Deduziren gleich ein Ende hätte und das Weltall mit allen Geſtalten und Erſcheinungen der Wirklichkeit unerklärt bliebe.

Aber dieſes Geſetz, welches zu formuliren ganz beſonders die Naturphiloſophie ſich angelegen ſeyn ließ, iſt, wenn wir uns nicht irren, empiriſchen, näher naturwiſſenſchaftlichen Urſprungs, es iſt gegründet auf die Wahrnehmung eines allgemeinen, die geſammte Schöpfung durchdringenden Dualismus von Poſitivem und von Negativem, von Setzen und Aufheben, Anziehung und Abſtoßung, von Geiſtigem und Körperlichem, Männlichem und Weiblichem u. ſ. w.

Seitdem nämlich die Naturwiſſenſchaft den Gegenſatz, den alles Lebendige in ſich haben muß, nachgewieſen und das Geſetz der Polarität, der Entgegenſetzung in der Einheit und der Einheit in der Entgegenſetzung oder Entzweiung entdeckt, hat die Philoſophie daſſelbe ſich begierig in verſchiedenen Wendungen und Formeln angeeignet, und auch Hegel hat dieſes Geſetz (die Identität oder Indifferenz der Naturphiloſophie, welche vermöge innerer Nothwendigkeit ſich entzweit oder differenzirt und aus der Entzweiung wieder zur Einheit oder Indifferenz zurückkehrt) in eigenthümlicher Weiſe auf das Denken angewendet und für das allgemeine Denk- und Weltgeſetz, ja für den göttlichen Weltwerdungs- oder Lebens- und Schöpfungsprozeß erklärt. Denn wenn man, wie Hegel, von der Identität des Denkens und des Seyns, des Abſoluten und der Welt, des Göttlichen und des Menſchlichen ausgeht, ſo iſt das oberſte Weltgeſetz, welches die Philoſophie ſucht, zugleich das Geſetz des Denkens, und zwar ſowohl des göttlichen als des menſchlichen Denkens, ebendeßwegen aber auch Geſetz des göttlichen Weſens und Lebens ſelbſt.

Und dieſe Vorſtellung iſt es nun wieder, wogegen der gemeine Menſchenſinn ſich auflehnt. Unwiſſenſchaftlichen Menſchen, d. h. ſolchen, die es im hegelſchen Sinne ſind, weil ihnen Hegels ſpekulatives Denkorgan für die Erkenntniß der Einheit aller Gegenſätze, der Identität von Seyn und Denken, von Nichts und Etwas, von Gott und Welt, von Menſchlichem und Göttlichem fehlt, und in deren Vorſtellung der Begriff Gottes mit dem Begriff der höchſten Vollkommenheit zuſammenfällt, die in Gott nur Wahrheit und Genügen, nicht Täuſchung, Mühe und Arbeit begreifen wollen, iſt das ungöttlichſte, was ſie ſich denken können, ein Gott der ewigen Unruhe, der in beſtändigem Kampfe gegen den Schein und Widerſpruch in ſeinem eigenen Weſen ſich abmühen muß, eine

Stufe ſeiner Entwicklung nach der andern zu „erarbeiten", um zuletzt im menſchlichen Geiſte zu einem Selbſtbewußtſeyn zu gelangen, das nicht einmal ſein eigenes, ſondern das menſchliche des ſpekulativen Philoſophen iſt. Iſt es wahr, daß es nun einmal die Natur unſeres Denkens iſt, nicht nur in Gegenſätzen fortzuſchreiten, ſondern ſich dialektiſch in lauter Widerſprüchen zu bewegen, die es dann wieder auflöst oder überwindet, aus Schein und Täuſchung in Wahrheit verwandelt; iſt demnach das dialektiſche Geſetz wirklich ein Geſetz des Scheins und Widerſpruchs, eines wenn auch nur vorübergehenden, doch unvermeidlichen Widerſpruchs: ſo läge der Gedanke nahe, daß dieſes Geſetz eben nur ein Geſetz des menſchlichen, nicht des göttlichen, der unvermeidliche Widerſpruch eine Unvollkommenheit des endlichen, nicht die Nothwendigkeit und Weſenheit des abſoluten Denkens ſey. Aber dieſem gefährlichen Einwurf hat Hegel dadurch vorgebeugt, daß er die Einheit des menſchlichen und des göttlichen Geiſtes poſtulirt und auf den entgegengeſetzten Gedanken ein Anathem gelegt hat, indem er Zweifel an der menſchlichen Allwiſſenheit (d. h. an der vollſtändigen Begreiflichkeit der Welt und Gottes, an der abſoluten Erkennbarkeit alles Wirklichen) ohne Weiteres für das Böſe erklärt.

Noch eine andere Betrachtung iſt es aber, welche ſich bei der hegelſchen Methode des Philoſophirens aufdrängt. Wenn es wirklich das Grundgeſetz des vernünftigen Denkens und der Schöpfung iſt, daß in der ewigen Weltbewegung alles und jedes in ſein Gegentheil, die Negation, umſchlägt und dann wieder zur Einheit (mit ſich ſelbſt) zurückkehrt, aus der ſofort der Gegenſatz auf's neue ſich entfaltet und hervorquillt, jedoch nicht als eine kahle Wiederholung des ſchon dageweſenen, ſondern entwickelter, konkreter, inhaltsvoller: ſo iſt auch klar, daß dieſer Denk- und Schöpfungsprozeß niemals zu einem Schluß gelangen kann, ſondern die Welt ſich immer reicher, voller und lebendiger ins unendliche ausbreiten muß. Gleichwohl führt Hegel ſein Syſtem zu einem Schluß, indem er die Idee, das Denken, Gott oder das Abſolute durch eine lange Stufenreihe von Entwicklungen hindurch in ſich zurückleitet. Sein Gott, zuerſt an und für ſich oder bloß logiſch exiſtirend, geht durch Entäußerung in die Natur über, wird in der Natur zu ſeinem Andern oder Gegenſatze, und kehrt aus dieſer

Selbſtentäußerung als Geiſt (d. h. im Geiſt des Menſchen und insbeſondere des ſpekulativen Philoſophen) wieder in ſich ſelbſt zurück, und gerade dieſe Vollendung des Syſtems, dieſe ſyſtematiſche Einheit und Ganzheit der in ſich ſelbſt geſchloſſenen Wiſſenſchaft iſt ein Haupttitel ihres Stolzes. Indem aber Hegel den dialektiſchen Schöpfungsprozeß in ſich ſelbſt zurückführt und zum Schluß bringt, nachdem die dialektiſche Metamorphoſe eine beſtimmte Zahl von Abſchnitten durchlaufen hat und auf dem Punkte angekommen iſt, wo alle ſeine Kategorien aufgebraucht ſind und der ganze ihm gegebene und bekannte Erfahrungsſtoff erſchöpft iſt, ſetzt er ſich in Widerſpruch mit ſeiner eigenen vielgeprieſenen Methode.

Auch hier kann Hegel freilich ſich im Nothfall wieder auf ſein ſpekulatives Prinzip berufen, deſſen eigenſtes Weſen es nun eben ſey, das Widerſprechende zu vereinigen, ſo daß allerdings ſein Syſtem einen Schluß haben müſſe und auch wieder keinen haben könne; an einem ſolchen ſcheinbaren Widerſpruche werden ſich nach Hegel wieder nur diejenigen ſtoßen, welche die Sprache des Gefühls, der Vorſtellung und des verſtändigen, in endlichen Kategorien und einſeitigen Abſtraktionen niſtenden Denkens reden und alles „nach dem trennenden, ſchlechten Verſtande nehmen," — unphiloſophiſche Köpfe, die nicht zwei Gedanken zuſammenbringen können und noch von ihren Schuljahren her an dem Geſetz der Identität und des Widerſpruchs kleben, ein Geſetz, das in der wahren Wiſſenſchaft nicht gelte. Aber hätte ohne ſtillſchweigende Anerkennung und Anwendung dieſes Geſetzes der gemeinen Logik Hegel auch nur *ein* Blatt *ſeiner* Logik ſchreiben können? und was iſt andererſeits ein ſpekulatives Denkgeſetz, von dem ein großer Theil der Denkenden nichts weiß und ein für allemal nichts begreift? (Der Trieb der denkenden Vernunft, den Punkt zu finden, wo alle Gegenſätze zu einer uranfänglichen Einheit zurückgeführt ſind, hat die ſchellingſche wie die hegelſche Philoſophie erzeugt; Hegel will aber dieſen Punkt der Einheit dieſſeits und im Geiſt des Menſchen ſelbſt entdecken und aufzeigen, was ihm freilich nur mit Hülfe einer Logik gelingt, die den erſten Grundſatz der gemeinen Logik: A = A und nicht = non A, läugnet. Die bisherige Logik behauptete: jedes Ding iſt ſich ſelbſt und nur ſich ſelbſt gleich. Die hegelſche behauptet: jedes Ding iſt ſich ſelbſt *und* ſeinem eigenen Gegentheile gleich, ſo wie auch

Schelling gänzliche Abwendung vom Kauſalgeſetz in der Philoſophie verlangt.)

Daß aber Hegel ein geſchloſſenes Syſtem aufſtellt, deſſen Ende in ſeinen Anfang zurückgeht, was doch nach dem Geſetze ſeiner philoſophiſchen Methode unmöglich ſeyn ſollte, ſcheint indirekt die Wahrheit des dem hegelſchen Syſtem ſchon oft gemachten Vorwurfs zu beſtätigen, daß in Hegels Konſtruktionen keineswegs mit der innern und gleichſam mehr als mathematiſchen Nothwendigkeit eines durch ſich ſelbſt klaren Denkgeſetzes immer das eine aus dem andern folge, daß der anſcheinend ſo ſtreng logiſche Zuſammenhang des Ganzen und der Fortſchritt der Entwicklung kein von ſelbſt gegebener, unangreifbarer und unabweislicher ſey, indem Hegel eben durch allerlei dialektiſche Kunſtgriffe, Begriffsverwechslungen und Begriffsverrenkungen, oft ſelbſt durch bloße Bilder und Wortſpiele die kunſtreiche Moſaik ſeiner Logik und Encyclopädie zuſammenhalte, oder durch Begriffserſchleichungen in das reine aprioriſche Denken allererſt hineintrage, was er ſofort aus demſelben hervorgehen läßt und entwickelt.[1] Denn eigenthümlich

[1] In ſeiner Logik (S. 126) ſagt Hegel: „Anſichſeyn und Seyn-für-Anderes ſind zunächſt verſchieden, aber daß Etwas daſſelbe, was es an ſich iſt, auch an ihm hat, und umgekehrt, was es als Seyn-für-Anderes iſt, auch an ſich iſt — dies iſt die Identität des Anſichſeyns und des Seyns-für-Anderes.“ Die Identität des Anſichſeyns und des Seyns-für-Andere, der Innerlichkeit und der Aeußerlichkeit, beweist alſo Hegel durch das Wortſpiel: daß jedes Ding (oder Etwas) das, was es an ſich iſt, auch an ſich haben muß, das aber, was man an ſich hat, ein Aeußerliches, d. h. ein Seyn für Anderes oder für Andere iſt. Wie würde nun dieſer Beweis in einer Sprache lauten, welche für die weſentliche Verſchiedenheit der Begriffe: an ſich und an ſich, auch verſchiedene Bezeichnungen hat? alſo z. B. im lateiniſchen, franzöſiſchen oder engliſchen, wo das an ſich mit per se oder in se, mit en soi, nicht mit sur oder avec soi, mit in itself, nicht mit on oder at überſetzt werden müßte? Gerade das, was ein Ding an ſich iſt, hat es nicht äußerlich an ſich, ſondern innerlich in ſich. — In (den §§. 93–95) der hegelſchen Encyklopädie heißt es ferner: „Etwas wird ein Anderes, aber das Andere iſt ſelbſt ein Etwas, alſo wird es gleichfalls ein Anderes, und ſo fort ins Unendliche. Dieſe Unendlichkeit iſt die ſchlechte oder negative Unendlichkeit, indem ſie nichts iſt, als die Negation des Endlichen, welches aber ebenſo wieder entſteht, ſomit eben ſo ſehr nicht aufgehoben iſt. Was in der That vorhanden iſt, iſt, daß Etwas zu Anderem und das Andere überhaupt zu Anderem wird: (Etwas iſt im Verhältniß zu einem Andern

iſt bei Hegel die Erſcheinung, wie ganz verſchieden ſeine Leiſtungen beurtheilt werden. Wenn nämlich den Einen Hegels Geiſt und Scharfſinn, die Kühnheit ſeines Grundgedankens und die unglaubliche Beharrlichkeit der Durchführung, ſeine oft myſtiſch klingende und ſchwungreiche, oft bis zur Unverſtändlichkeit dunkle und ebendeßhalb jeder Widerlegung ſpottende Sprache voll Zuverſicht und ſtolzen Selbſtgefühls ſo imponirt, daß ſie in ſeinen Werken nicht ihres Meiſters individuelle Anſicht und Ueberzeugung, ſondern die durch ihn geoffenbarte objektive Wahrheit finden wollen, zu welcher fortan jede andere Philoſophie ſich wie ein ſubjektives Meinen verhalten ſoll; wenn ſeine eifrigſten Anhänger der Meinung ſind, Hegel habe in ſeinen Schriften der Menſchheit lauter ewige Gedanken hinterlaſſen und ein Syſtem, wie das ſeinige, könnte gar nicht exiſtiren, wenn es nicht die Wahrheit ſelbſt wäre, es habe nur entdeckt oder gefunden, nicht erfunden werden können — ſo wollen in eben dieſem Syſtem Andere ſo offenbare Trugſchlüſſe, ſo handgreifliche Begriffsverwechslungen und Erſchleichungen entdecken, daß ſie verſucht ſind zu glauben, Hegel habe es abſichtlich auf Täuſchung angelegt. Nach ihrer Ueberzeugung herrſcht in der ganzen Art und Weiſe, wie Hegel ſeinen logiſchen Prozeß betreibt und jeden neugewonnenen Begriff beſtändig wieder durch

---

ſelbſt ſchon ein Anderes gegen daſſelbe) ſomit, da das, in was es übergeht, ganz daſſelbe iſt, was das, welches übergeht — beide haben keine weitere als ein und dieſelbe Beſtimmung, nämlich ein Anderes zu ſeyn, — ſo geht hiemit Etwas in ſeinem Uebergehen in Anderes nur mit ſich ſelbſt zuſammen, und dieſe Beziehung im Uebergehen und im Andern auf ſich ſelbſt iſt die wahrhafte Unendlichkeit." Damit ſoll, wie es ſcheint, die Unendlichkeit des Endlichen und Veränderlichen oder die Identität des Endlichen und Unendlichen bewieſen werden: weil Etwas ſich verändert oder zu einem Andern wird und dieſes Andere wieder ein Anderes wird, wird es wieder es ſelbſt, iſt die unendliche Identität, das Ewigeine hergeſtellt. — Daß Hegel kein gewöhnlicher Geiſt ſey, liegt am Tage, wenn man auch nur die äußere Verbreitung ſeiner Lehre ins Auge faßt; aber große Geiſter ſind oft auch im Irrthum groß, und fragen darf man doch, ob eine Logik, welche ſo argumentirt, wie in den angeführten Stellen geſchieht, das Recht habe, ſo gar verächtlich auf die Logik des gewöhnlichen Menſchenverſtands herabzuſehen? ob hegelſche Vernunft über den „ſchlechten Verſtand" gemeiner Erdenkinder denn ſo gar erhaben ſey? ob die ſpekulative Philoſophie zur Reflexionsphiloſophie ſich ähnlich wie „die Sprache der Götter" zur „Sprache der überklugen Menſchen" verhalte?

den Trichter der Negation hindurchzwängt, um ihn verwandelt wieder aufzufangen, in der Art, wie alles biegen oder brechen muß, was ſich der Grundvorausſetzung des abſoluten Wiſſens oder gottmenſchlicher Allwiſſenheit der Philoſophie nicht fügen will, eine ſolche Willkür und Gewaltſamkeit, ein ſolches Spiel mit Worten und Begriffen, daß ſie im Ernſt bezweifeln, ob Hegel ſelbſt auch geglaubt habe, was er lehrte, — als ob es denkbar wäre, daß ein Mann wie Hegel die ganze Kraft ſeines Geiſtes daran geſetzt, die Welt mit einem philoſophiſchen Syſtem zu hintergehen, und als ob nicht zur Genüge bekannt wäre, wie die ſonſt Scharfſichtigſten und Scharfſinnigſten ſich über manches täuſchen, manches überſehen, was ſelbſt minder Scharfſichtigen nahe liegt, wenn es darauf ankommt, die Arbeit und den Glauben eines ganzes Lebens vor ſich ſelbſt und andern zu rechtfertigen, oder ein blendendes, großartiges Syſtem abrundend zu vollenden.

Daß Hegels Syſtem des abſoluten Wiſſens, wenn es Probe hielte, das Höchſte wäre, was auf dem Gebiet des Denkens je geleiſtet werden kann, muß zugegeben werden, und dieß gerade iſt es ohne Zweifel, was demſelben eine ſo ſchnelle Ausbreitung und eine ſo überwiegende Herrſchaft in Deutſchland verſchafft hat. Das Weſen und die Nothwendigkeit aller Dinge aus einem Urbegriffe zu entwickeln, alle Räthſel der Welt aus ſich zu löſen und durch das bloße Wiſſen oder Denken gleichſam Gott zu werden, Gott ſelbſt zum wahren, vollen Seyn erſt zu verhelfen, iſt ganz im Geiſt und Sinne einer Zeit, die ohne That und Anſtrengung, wie ohne Selbſtverläugnung den höchſten Preis gewinnen will, und mußte Glück bei einem Volke machen, deſſen faſt einzige Macht der Gedanke iſt und das ſich über ſeine Thatenarmuth und Unmacht im Handeln damit tröſten will, die Welt durch den Gedanken zu erobern oder zu vollenden.

Iſt es nun aber zu beklagen, wenn die immer zahlreicher werdenden Stimmen Recht behalten ſollten, welche behaupten, daß der kühne Verſuch mißlungen ſey, mit Hülfe der Vorausſetzung der Identität des Denkens und des Seyns das ganze Welt- und Geiſterall von einem Punkte aus zu überſchauen, nachſchöpfend zu begreifen und auf jede Frage des denkenden Menſchen eine unumſtößliche Antwort zu gewinnen? Es wäre zu beklagen, wenn das Wiſſen das heiligſte Intereſſe und die höchſte Angelegenheit der

Menſchheit wäre, wenn, um dem Wiſſenstrieb volle Befriedigung zu ſchaffen, jede andere Empfindung, Regung und Forderung der menſchlichen Natur geopfert werden müßte, wenn der denkende Menſch der vollſtändige ganze Menſch, oder unbedingt mehr als der empfindende, der handelnde und ſittliche Menſch wäre. Aber es gibt ohne Zweifel Stimmen in der Menſchenbruſt, die noch lauter, dringender, Gefühle, Triebe, die noch unwiderſtehlicher ſind als der Wiſſenstrieb, und man wird über die getäuſchten Hoffnungen der Philoſophen ſich zu tröſten wiſſen, wenn man die nothwendigen Folgeſätze des hegelſchen und überhaupt jedes konſequenten Syſtems eines vollkommenen und abſoluten Wiſſens für den handelnden und ſittlichen Menſchen betrachtet.

Wenn nämlich nach der Grundvorausſetzung des abſoluten Wiſſens Denken und Seyn identiſch, wenn die denkende Vernunft der Inbegriff alles Wirklichen und das menſchliche Denken das höchſte, allumfaſſende Denken iſt, ſo exiſtirt auch jenſeits des menſchlichen Denkens und Erkennens nichts, und alles, was im menſchlichen Denken und Erkennen auf ein Jenſeits hinzuweiſen ſcheint, jede in der Wirklichkeit nicht realiſirte Idee, iſt bloßer Wahn, beruht auf Mißverſtändniß und Verwechslungen. Auch das Abſolute iſt nur in mir und meinem Denken und es gibt kein reales Jenſeits, kein reales Abſolutes außer uns. In dieſem Sinn ſagt Hegel: „die Philoſophie, weil ſie das Ergründen des Vernünftigen iſt, iſt ebendamit das Erfaſſen des Gegenwärtigen und Wirklichen, nicht das Aufſtellen eines Jenſeitigen, das Gott weiß wo ſeyn ſollte, — oder von dem man in der That wohl zu ſagen weiß, wo es iſt, nämlich in dem Irrthum eines einſeitigen, leeren Räſonnirens;“ und die ſenſualiſtiſche Lehre: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, wiederholt ſich bei Hegel in dem Satze: was vernünftig iſt, das iſt wirklich, und was wirklich iſt, das iſt vernünftig. „Was innerlich iſt, — ſagt Hegel — das iſt auch äußerlich vorhanden, und umgekehrt; die Erſcheinung zeigt nichts, was nicht im Weſen iſt, und im Weſen iſt nichts, was nicht manifeſtirt iſt,“ — und: „es iſt nur für einen Mißverſtand zu achten, wenn die ſpekulative Philoſophie den Satz: es iſt nichts im Denken, was nicht im Sinne, in der Erfahrung geweſen, nicht zugeben wollte.“ Die Wirklichkeit iſt nach Hegel die ſeyende Vernunft oder der ſeyende Gedanke, die bewußte

Vernunft aber oder das philoſophiſche Denken iſt überall nur das Nachbild der ſeyenden Vernunft oder der Wirklichkeit. Was daher nicht in der Erfahrung ſich als Thatſache vorfindet, was nicht in den Bereich der menſchlichen Wahrnehmung fällt, iſt leeres, weſenloſes Phantaſieſpiel, weil vermöge der Identität von Seyn und Denken alles vernunftmäßig Gedachte auch reelle Exiſtenz, und zwar reelle Exiſtenz für den menſchlichen Geiſt, als den allwiſſenden und allbegreifenden, die ganze Wahrheit erkennenden, den allein wirklichen Geiſt haben muß. Daraus folgt aber auch, daß das für den Menſchen nicht Gegenwärtige oder nicht Wirkliche, ſondern Jenſeitige, Unſichtbare, Ueberirdiſche, die überſinnliche Welt, die jenſeitige Ausgleichung von Glück und Würdigkeit und ein von der realen Welt verſchiedener Gott, der anders als im Menſchen und durch den Menſchen ſeiner ſelbſt bewußt und wirklich wäre, überhaupt keine Wirklichkeit hat und nichts weſenhaftes iſt. Der Gott des abſoluten Wiſſens muß in der Welt aufgehen, weil ja ſonſt in Gott etwas dem Wiſſen unzugängliches, ein Jenſeits zurückbliebe, und ſo trifft den hochfliegenden Geiſt der neueſten Philoſophie, der Gott in allem und alles in Gott erkennen will, der Gott zum Anfang und zum Ende der Wiſſenſchaft macht und, indem er ſich vermißt, das innerſte Weſen Gottes zu ergründen, ſich ſelbſt vergöttert und auf Gottes Thron ſetzt, die Nemeſis, zuletzt im Irdiſchen zu verſinken und in ſeinen Endreſultaten mit dem baaren Atheismus zuſammenzufallen. Sein dialektiſches Geſetz, der angebliche Schlüſſel aller Wahrheit, gleicht den wächſernen Flügeln des Ikarus, die im Aufflug zur Sonne ſchmelzen, und daſſelbe Syſtem, das den Geiſt vergöttert und für Gott erklärt, das nur im reinſten Aether des Gedankens heimiſch ſeyn will, dem der Gedanke das allein Weſenhafte, Gott und Welt zugleich, und die Idee, das Denken, der Begriff der Schöpfer aller Dinge iſt, muß nicht nur den Gedanken, das Ideale, dem Realen, Wirklichen unterordnen, ſondern zuletzt mit einem in ſpiritualiſtiſche Formeln aufgelöſten oder dialektiſch ſublimirten Materialismus ſich begnügen.

Ebenſo unvernünftig, weil ebenſo unwirklich, als das Jenſeits und die überſinnliche Welt, iſt aber im Syſtem des abſoluten Wiſſens das bloße Sollen, das Streben nach einem unerreichbaren, nie zu verwirklichenden Ideale von Vollkommenheit, das ſich auf

den Standpunkt ſtellt, als ob ein Anderes ſeyn ſollte, als das was iſt. Und hierin treibt Hegel die Konſequenz ſo weit, daß er das ganze Weſen der Sittlichkeit darein ſetzt, nach dem bürgerlichen Geſetz und hergebrachter Sitte zu handeln oder im Allgemeinen zu leben, wie es ſich in den objektiven Sitten und Geſetzen darſtelle, dagegen das Handeln nach dem über Sitte und Geſetz hinausgehenden und mit bloßem Geſetzesdienſte nicht zufriedenen Gewiſſen, wodurch der Menſch ſeine Ueberzeugung, ſeine Einſicht zum Geſetz des Wollens macht, als einen anmaßlichen, nichtigen Anſpruch der Subjektivität behandelt, der zum Böſen werde, ſo wie er andererſeits den Unglauben an die Möglichkeit eines abſoluten Wiſſens, an ein begreifendes Erkennen Gottes und aller Dinge in Gott und aus Gott geradezu für das Böſe erklärt, (weil dadurch die höchſte Aufgabe der Philoſophie gleichfalls zum Unerreichbaren, Unwirklichen, herabgeſetzt, aus dem Reiche der Wirklichkeiten in das Reich der Ideale verwieſen würde.)

Nach Hegel iſt „die ſchlechteſte der Tugenden eine ſolche Beſcheidenheit des Denkens, welche das Endliche zu einem ſchlechthin Feſten, einem Abſoluten (?) macht, und die ungründlichſte der Erkenntniſſe, in dem, was ſeinen Grund nicht in ſich ſelbſt hat, ſtehen zu bleiben. Die erwähnte Beſcheidenheit iſt das Feſthalten des Eiteln gegen das Wahre, und darum ſelbſt das Eitle, und dieſe Eitelkeit ſoll ſich in der Entwicklung des Geiſtes ſelbſt als ſeine höchſte Vertiefung in ſich und innerſter Widerſpruch und damit Wendepunkt, als das Böſe, ergeben.“

Daß nämlich irgend etwas unerforſchlich ſeyn ſoll, iſt gegen die Grundvorausſetzung des Syſtems und deßwegen kann Hegel die Behauptung, daß es eine Schranke für die menſchliche Erkenntniß gebe, nicht hören, ohne daß ihm die Galle überläuft aus Ingrimm über „die Seichtigkeit, den Mangel an Gedanken, der ſich zu einem vernunftbeſcheidenen Kriticismus ſtempelt und mit der Leerheit an Ideen in gleichem Grade ſeinen Dünkel und Eitelkeit ſteigert, — über die widrige Erſcheinung einer Ermattung und Kraftloſigkeit, welche ſich mit einem, die philoſophiſchen Geiſter aller Jahrhunderte meiſternden, ſie und am meiſten ſich ſelbſt verkennenden Dünkel zu bedecken ſtreben.“

So entrüſtet aber Hegel über die eitle, nichtige Beſcheidenheit im Denken, über die Demuth des Wiſſens iſt, die eine begreifende

Erkenntniß Gottes und aller Wahrheit läugnet, ſo ärgerlich iſt er über jene Unbeſcheidenheit, welche das höchſte Wiſſen praktiſch machen, zur Verbeſſerung der Welt und ihrer Zuſtände anwenden, oder auch nur in dieſer Welt nach eigenem Gewiſſen und nach freier Ueberzeugung handeln will. „Das Böſe — ſagt Hegel in der Encyclopädie — als die reine Reflexion der Subjektivität in ſich gegen das Objektive und Allgemeine, das ihr nur Schein iſt, iſt daſſelbe, was die gute Geſinnung des abſtrakten Guten, welche der Subjektivität die Beſtimmung deſſelben vorbehält;" — und in der Philoſophie des Rechts wird erklärt: „das Gewiſſen iſt als formelle Subjektivität ſchlechthin dies, auf dem Sprunge zu ſeyn, ins Böſe umzuſchlagen; an der für ſich ſeyenden, für ſich wiſſenden und beſchließenden Gewißheit ſeiner ſelbſt haben beide, die Moralität und das Böſe, ihre gemeinſchaftliche Wurzel."

Auf praktiſchem Gebiete fordert daher Hegels Syſtem die Demuth der Unterwerfung unter das Seyende oder Beſtehende. Die Moralität des Gewiſſens oder die innerliche Sittlichkeit erſcheint bei ihm als die Quelle alles Böſen, und die hegelſche Moral kennt eigentlich nur Laſter, keine Tugenden; dasjenige aber, was Hegel Sittlichkeit nennt, iſt etwas ſo äußerliches und objektives, daß erſt neuerlich ein Schüler Hegels für die höchſte ſittliche Erſcheinung das Liebhabertheater erklären konnte. Hegel kennt keine andere Sittlichkeit, als die Anerkennung und Befolgung der im äußern Leben der Menſchen geltend oder feſt gewordenen Sitten und Geſetze; das Beſſerwiſſen- oder Beſſermachenwollen iſt nach ihm das Eitle und Unſittliche; es iſt „die Faulheit des Gedankens," was ſich an das Sollen hält, über das Sollen nicht hinauskommen kann, und unzufrieden iſt mit dem, was iſt, weil ſie es nicht in ſeiner Vernünftigkeit begreifen kann. „Der Wirklichkeit des Vernünftigen — ſagt Hegel — ſtellt ſich etwa die Vorſtellung entgegen, daß die Ideen und Ideale etwas viel zu vortreffliches ſeyen, um Wirklichkeit zu haben, oder ebenſo etwas zu ohnmächtiges, um ſich ſolche zu verſchaffen. Dieſe Abtrennung der Wirklichkeit von der Idee iſt beſonders bei dem Verſtande beliebt, der die Träume ſeiner Abſtraktionen für etwas wahrhaftes hält und auf das Sollen, das er auch im politiſchen Felde gern vorſchreibt, eitel iſt, als ob die Welt auf ihn gewartet hätte, um zu erfahren,

wie ſie ſeyn ſolle, aber nicht ſey; wäre ſie, wie ſie ſeyn ſoll, wo bliebe die Altklugheit ſeines Sollens?" (Hier könnte freilich der von Hegel ſo verächtlich gehofmeiſterte Verſtand im gleichen Ton erwiedern: Hegel ſtelle das Sichſelbſterfaſſen des Abſoluten, worauf die ſpekulative Vernunft ſo eitel ſey, daß ſie davon den Anfang einer neuen Epoche in der Weltgeſchichte datirt, am Schluß ſeiner Geſchichte der Philoſophie gerade ſo dar, als ob das Abſolute, Gott, auf Hegel hätte warten müſſen, um zu erfahren, wer er eigentlich ſey, aber bisher noch nicht geweſen ſey; hätte „das abſolute Selbſtbewußtſeyn früher ſchon die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte," wo bliebe Hegels weltvollendende Allwiſſenheit? — allein die Antwort Hegels, wenn er ſie noch geben könnte, würde höchſtens in ein paar Schmähungen beſtehen.) „Die philoſophiſche Wiſſenſchaft — fährt Hegel fort — hat es nur mit der Idee zu thun, welche nicht ſo unmächtig iſt, um nur zu ſollen und nicht wirklich zu ſeyn." Dagegen liegt „im Empirismus dieß große Prinzip, daß, was wahr iſt, in der Wirklichkeit ſeyn und für die Wahrnehmung da ſeyn muß. Dies Prinzip iſt dem Sollen entgegengeſetzt, womit die Reflexion ſich aufbläht und gegen die Wirklichkeit und Gegenwart mit einem Jenſeits verächtlich thut, welches nur in dem ſubjektiven Verſtande ſeinen Sitz und Daſeyn haben ſoll." Da überhaupt die logiſchen Geſetze des Denkens, auch wenn man ſie mit den Geſetzen des Seyns identificirt, oder vielmehr gerade wenn man ſie mit dem Seyn ſelbſt identificirt, niemals zu einem Geſetz des Sollens führen, weil Seyn und Sollen ganz verſchiedene und entgegengeſetzte Dinge ſind, das Sollen nichts wirkliches iſt und dem Seyn widerſpricht, ſo gibt es in Hegels Syſtem eigentlich auch kein Sittengeſetz, ſo wenig als eine Moral im gewöhnlichen Sinn des Worts, und es iſt konſequent, wenn Hegel auf bürgerliches Geſetz und Staat, alſo auf eine äußere, reale, keine moraliſche, ideale Macht, am Ende alles reduzirt, was er von Sittlichkeit anerkennt.

So muß denn auch im handelnden Leben die Philoſophie des freien, aus ſich ſelbſt ſchaffenden Gedankens mit ihrer an Mitleid grenzenden Verachtung gegen den, der ſich auf den Standpunkt des Sollens und der Ideale ſtellt, das ſelbſtbewußte philoſophiſche Denken ganz und gar den Dingen, der Objektivität, als ihrem Prüfſtein, das Ideale dem Realen unterordnen. Selbſt in der

Entwicklung des göttlichen Lebens iſt nach Hegel das Ideale immer durch das Reale bedingt, ſo daß das denkende Bewußtſeyn oder der bewußte Geiſt als ſolcher in der Wirklichkeit nichts produziren kann. Die ideale Allmacht des Gedankens iſt eine reale Unmacht, und welche für Recht, Religion und Sittlichkeit gefährliche Folgerungen aus ſolchen Vorderſätzen wenigſtens gezogen werden können, wenn auch von Hegel nicht gezogen worden ſind, leuchtet bei einigem Nachdenken jedem ein.

Nur das, was wirklich iſt, nicht das Unwirkliche, was blos ſeyn ſoll, iſt das Vernünftige, gilt vor der denkenden Vernunft, und wenn daraus der Schluß gezogen würde, daß über den Werth einer Handlung lediglich der Erfolg entſcheide, ſo würde Hegel ſchwerlich widerſprechen können. Sind es doch eigentlich die Menſchen nicht, die in der Weltgeſchichte handeln, ſondern der allgemeine Weltgeiſt, der, ſich und ihnen unbewußt, in ihnen treibt und eine Stufe ſeiner Entwicklung um die andere ſich erarbeitet, um durch ſie und in ihnen als ſeinen höchſten Spitzen oder Ausläufern zum wirklichen Daſeyn und zum Selbſtbewußtſeyn zu gelangen. Der Weltgeiſt hat, wie Hegel ſagt, die ungeheure Arbeit der Weltgeſchichte übernehmen müſſen, weil er durch keine geringere das Bewußtſeyn über ſich erreichen konnte, und was dieſer Weltgeiſt in den Menſchen und den Völkern als ſeinen Trägern und Werkzeugen wirkt und ſchafft, das iſt das Rechte, es iſt das abſolute und höchſte Recht, das Weltgericht, ſo daß dasjenige Volk, welches in jedem Zeitalter das Hauptorgan und vorzugsweiſer Träger des allgemeinen Geiſtes iſt, in welches der allgemeine Geiſt ſeinen Willen legt, dadurch weltherrſchend wird und ihm gegenüber alle andern Völker „rechtlos“ ſind. Das Gleiche muß dann aber wohl auch von den Individuen gelten, welche in jeder Nation die beſondern Werkzeuge und Organe des Weltgeiſts ſind; auch dieſen gegenüber ſind die andern rechtlos, und wenn nach Hegel das Weltgericht darin beſteht, daß ein Volk durch das andere überwältigt und verdrängt wird, ſo ſcheint damit nichts anderes als das Recht des Stärkern ausgeſprochen und geheiligt.

Und kann man, was hiernächſt die religiöſen Konſequenzen des Syſtems betrifft, Gott als der Menſchheit bedürftig darſtellen und die Vollendung Gottes durch den Menſchen lehren, ohne

Gefahr, an die Stelle der Ehrfurcht, die das Lebenselement der Religion iſt, den Hochmuth zu pflanzen? Wer ſeinen Gott ſo konſtruirt, wie Hegel, wer deſſen innerſte Gedanken von Uranfang weiß, wer Gott nicht über ſich, ſondern nur in ſich hat, und dieſem Gott weder ein Leben für ſich und unabhängig von der Welt, noch eigenes Bewußtſeyn außerhalb des menſchlichen Bewußtſeyns zugeſteht, dem bleibt kein anderer Gegenſtand der Verehrung als die eigene Vernunft, der eigene Geiſt, wenn er auch dieſen Geiſt den allgemeinen nennt, ihm bleibt kein anderer Gottesdienſt als Selbſtvergötterung. Die eigene menſchliche Vernunft, die ihm für das Höchſte gilt, iſt aber ſelbſt eine unmächtige, weil ſie die Wirklichkeit nicht beherrſcht, ſondern blos begreift und rechtfertigt, weil ihr (bewußtes) Denken dem Seyn (als dem bewußtloſen Denken) überall nur nachgeht, hinter dieſem herſchreitet, und unabhängig von ihm ein bloßer Schatten ohne Körper wäre. Wenn nämlich der Gedanke zum Bewußtſeyn kommt, aus dem Seyn in den Begriff übergeht, dann iſt die Zeit des Handelns ſchon vorüber, und deßhalb kommt auch die Philoſophie, wie Hegel ſagt, zum Beſſermachen jederzeit zu ſpät, ſie erkennt die Geſtalten des Lebens erſt, wenn ſie alt geworden ſind, und gleicht dem Arzte, der erſt durch die Sektion der Leiche die innere Organiſation des Kranken und das Weſen der Krankheit kennen lernt.

Je ſtrenger, konſequenter überhaupt das Syſtem des abſoluten Wiſſens durchgeführt wird, deſto troſtloſer ſind die praktiſchen Reſultate, deſto deutlicher zeigt es ſich, daß der Abſolutismus des Wiſſens ein ebenſo zerſtörender, verneinender, unduldſamer iſt als der politiſche. Der allgenugſame Verſtand glaubt Gott zu erkennen und hat höchſtens die Natur oder den eigenen Geiſt erkannt und an die Stelle Gottes den Menſchen oder einen Anthropomorphismus geſetzt, wenn Gott nicht gar zum blinden, tappenden, ſich abarbeitenden Ungethüm wird. Einer Auslegung der neueſten Philoſophie zufolge ſoll Gott nur im Menſchengeiſte Realität haben, und demungeachtet ſollen weder die einzelnen Menſchengeiſter als ſolche, noch die Summe aller Menſchengeiſter Gott ſeyn, ſondern ein zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebendes Geſpenſt von Ueberall und Nirgends, von dem nichts zu begreifen der Verfaſſer gegenwärtigen Aufſatzes ſich ebenſo wenig zur Schande rechnet, als daß er nie im Stande war, die intellektuelle

Anſchauung zu produziren. Er muß vielmehr bekennen, daß er in dieſer Vorſtellung Gottes von jener Durchſichtigkeit des Gedankens, von jener Schärfe und Beſtimmtheit des Begriffs, deren ſich die Schule rühmt, lediglich nichts entdecken könne, ſondern hier alles ſo nebelhaft, ſchwankend und myſtiſch finde, daß er nicht anſteht, zu behaupten, den klaren und entſchiedenen Geiſtern hegelſcher Konfeſſion könne der einzige wahre und lebendige Gott nur der Menſch ſelbſt oder die Menſchheit ſeyn. Das menſchliche Ich aber, welches als das äußerſte und höchſte in der Weſenreihe mit Gott ſelbſt identifizirt wird, neben welchem die übrige Schöpfung eine ſo armſelige Rolle ſpielt, daß „die ſchlechteſte ſeiner Einbildungen, das Spiel ſeiner zufälligſten Launen“ mehr werth ſeyn ſoll, als alle Werke der Natur, iſt ſelbſt nur ein verſchwindender Punkt im ewigen Prozeß des Werdens, es iſt, wie alle einzelnen Weſen, nur ein vorübergehendes Moment im dialektiſchen Verlaufe der Beſonderung und Vereinzelung des Allgemeinen.

Denn jede Alleinheitslehre vernichtet nothwendig das Individuum, weil es als einzelnes, beſonderes, etwas dem Ewigeinen entgegengeſetztes oder widerſprechendes und inſofern nichtiges, blos ſcheinbar exiſtirendes iſt. So gilt ſchon der älteſten Alleinheitslehre, die wir kennen, den Anhängern des Tao in China, als letztes Ziel der Heiligung und Weisheit die Verſenkung und Vernichtung jedes individuellen Willens, jeder geiſtigen oder ſittlichen Thätigkeit im Tao, in welchem ſie den Urgrund alles Seyns, von dem man eigentlich nicht ſagen könne, daß es ſey, die leere, weil prädikatloſe, reine, ewige, über die Idee der Perſönlichkeit erhabene Einheit, zugleich aber auch die menſchgewordene Gottheit verehren, und ſelbſt den muhamedaniſchen Dichtern des Orients, bei denen die Alleinheitslehre wohl in ihrer ſchönſten, erhabenſten Geſtalt und Auffaſſung erſcheint, iſt doch der Untergang des Individuums im All der Gipfel der Vollendung; auch bei ihnen ſtirbt das Ich in jener intellektuellen Liebe zu dem Ureinen und Alleinen, von der in myſtiſcher Entzückung Dſchelaleddin Rumi ſingt:

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch ſchauert Leben vor dem Tod.
So ſchauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es ſey vom Tod bedroht.

Denn wo die Lieb' erwachet, ſtirbt
Das Ich, der dunkele Deſpot.
Du laß ihn ſterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth.

Das letzte Ziel aller Entwicklung iſt für den folgerechten Pantheismus der Rückgang in das allgemeine Weſen der Erſcheinungen, in jenes reine Seyn, welches zugleich das Nichts ſeyn ſoll; eine Entwicklung aus Nichts zu Nichts iſt ſeine faſt unvermeidliche Konſequenz, womit ſich noch bei Hegel, um die ſyſtematiſche Einheit und Vollſtändigkeit der philoſophiſchen Wiſſenſchaft zu retten, die Tendenz verbindet, auch denjenigen Theil der Wirklichkeit, der nicht in unſerer Erfahrung vorkommt, nichts gelten zu laſſen oder zu negiren. Hegel verhöhnt deßwegen überall den Gedanken eines unendlichen Fortſchritts, oder einer unendlichen Fortdauer als ſchlechte Unendlichkeit, die jedem Denkenden widerſtreben müſſe, und ſo weit geht in ſeiner Schule die Verengung des Geſichtskreiſes, daß, nachdem Hegel ſelbſt die planetariſchen Körper für die in ihrer Exiſtenz vollkommenſten und für vollkommener als die Sonne und die Fixſterne erklärt hat, einer von ſeinen Schülern ausdrücklich behauptet, nur auf der Erde unter allen Geſtirnen ſey der Geiſt zum Daſeyn gekommen. Es verengt alſo dieſes Syſtem aus Haß gegen das, was Hegel die ſchlechte Unendlichkeit nennt, und in dem Eifer, alles, was nicht in den Bereich menſchlicher Wahrnehmung fällt, für nichtig und unweſentlich zu erklären, ſogar das phyſiſche Univerſum und ſchließt die räumliche Unermeßlichkeit der beſeelten und vernünftigen Welt in Grenzen ein, welche der beſchränkteſte phyſikaliſche Materialismus ſchwerlich anerkennen wird, ſo wie es auch das Reich der Zukunft ſich verbaut, indem Hegel, wenn er konſequent ſeyn will, den Weltprozeß mit ſeinem Syſteme im weſentlichen für geſchloſſen erklären muß. Denn ſeine Philoſophie iſt ja der Schöpfung höchſte und letzte Vollendung, in ihr hat das Abſolute ſich ſelbſt erfaßt, der weltſchaffende Gedanke iſt in ſeinen eigenen Anfang zurückgegangen, mithin iſt auch die Bewegung der Weltgeſchichte vollendet und das Leben des Geiſtes ausgelebt, daher, was jetzt noch nachkommt, wohl nur in unbedeutenden Modifikationen des in der Gegenwart Erreichten und Vorhandenen beſtehen kann.

So wird der anſcheinende Reichthum des Syſtems zur Armuth,

die anmaßliche Allwissenheit bestraft sich wieder durch Beschränkung auf die engste Gegenwart, auf eingebildete Gedankenallmacht ohne freie Thatkraft, und je höher das Diesseits gestellt wird, je überströmender die Fülle seiner Herrlichkeit erscheinen soll, um so trostloser gähnt der Abgrund mit dem leeren Nichts des Jenseits.

Bei kontemplativen Naturen kann zwar die Alleinslehre eine Art von erhabenem Gleichmuth, eine großartige Resignation erzeugen, welche sogar, wie bei Spinoza, bis zur religiösen Sehnsucht nach Aufgebung der nichtigen Persönlichkeit in der Vereinigung mit dem Unbedingten gehen mag. Wir sind auch völlig einverstanden, wenn erst neuerlichst der das Individuum vernichtende Pantheismus als solcher gegen den Vorwurf der Immoralität nachdrücklich in Schutz genommen und behauptet wurde: „die Totalität des Daseyns, das unendlich quellende Gefühl des Lebens, die Erinnerung und den Genuß seiner Thaten, den Inbegriff aller individuellen Hoffnungen und Ansprüche als Opfer niederzulegen vor der Macht des Gedankens, als Opfer aber auch vor dem siegenden Blitz der Gottheit, sich nur als verschwindendes Moment zu wissen in dem Leben des Einen und gleichwohl vor diesem Resultate nicht in schlaffes, indifferentes Weben zu versinken, sondern mit um so gedrängterer Energie diesen zeitlichen Kreis des Daseyns zu erfüllen, nichts zu dichten und zu wollen, als in jedem wachen Moment und mit allem, was sein ist, sich in Einheit mit dem Göttlichen zu wissen, das setze eine Unerschütterlichkeit des Denkens, eine Stärke und Uneigennützigkeit der Gesinnung, wie des Handelns voraus, mit welcher sich keine Ansicht messen dürfe, die diesem punktuellen Ich unendliche Dauer, seinem Thun Belohnung, seinem Leiden Ersatz, überhaupt Erinnerung, Genuß und Befriedigung zuerkennt." Wer sogar die Moral des Christenthums nicht rein genug oder nicht frei von Selbstsucht findet, weil sie erlaubt, zu fragen: was muß ich thun, damit ich selig werde? — der überbietet allerdings denjenigen, der eine richtende Vergeltung jenseits hofft und fürchtet. Allein wer seine Forderungen so hoch spannt, der steht auch in Gefahr, nichts zu erreichen, weil er das Uebermenschliche, das Unnatürliche fordert. Denn es ist wider die Natur und gegen die beständige Beziehung auf sich selbst, die im Begriff des Ich liegt, daß ihm die eigene Glückseligkeit gleichgültig sey, und dadurch, daß der Mensch in sittlicher Pflichterfüllung

ſein eigenes Glück ſucht und bezweckt, ſinkt keineswegs alle menſchliche Tugend zu gemeiner Lohnſucht und kaufmänniſcher Vortheilsberechnung herab. Beſteht nämlich die Sünde in der Lüge und dem Wahn, als ob Glückſeligkeit möglich wäre bei Verletzung des moraliſchen Geſetzes, und iſt es die dämoniſche Natur des Böſen, daß dieſer Wahn ſich immer wieder des Menſchen wenigſtens in einzelnen Fällen bemächtigt, wenn er auch vom Gegentheil im Allgemeinen noch ſo ſehr überzeugt iſt, ſo beſteht hinwieder die Würde des Sittlichen und Guten darin, daß die bloße theoretiſche Erkenntniß und Ueberzeugung von dem innern Widerſpruch des Böſen durchaus nicht gegen die Lüge und Herrſchaft der Sünde ſchützt, wenn nicht die moraliſche Kraft der Selbſtüberwindung ihr unausgeſetzt zur Seite ſteht. Hätte dagegen andererſeits der Menſch blos die Beſtimmung, ſittlich zu ſeyn, und nicht auch die, (durch Sittlichkeit und Pflichterfüllung) glückſelig zu werden, ſo wäre er nicht freier Selbſtzweck, nicht Perſon im vollen Sinn des Wortes, ſondern bloße Pflichtmaſchine oder Mittel zur Verwirklichung des Sittengeſetzes. Ebenſo iſt es wider die Natur des Ich, daß es die eigene Vernichtung ſuche oder wünſche, es ſey denn aus dem Grund, um unerträglichen Schmerzen zu entgehen, und wenn Bewußtſeyn und Perſönlichkeit ein Vorzug iſt, ſo *muß* das Ich ſich ſträuben gegen ſeinen Untergang. Das Gegentheil verlangen, halten wir für eine Selbſttäuſchung und für eine Ueberſpannung, die wie jede andere ihr Ziel verfehlen muß, oder ſich ſelbſt zerſtört.

Sollte es aber auch Geiſter geben, denen eine ſolche Selbſtverläugnung möglich und ihr Ich ſo gleichgültig iſt, daß weder der Gedanke der Vernichtung, noch Schmerz und Leiden Eindruck auf ſie machen und ihr Handeln mitbeſtimmen, ſo müſſen wir doch widerſprechen, daß gerade dieſe der Alleinheitslehre huldigen und das Syſtem ſeine Triumphe vorzugsweis in Zeiten feiern werde, welche an ſolchen Charakteren reich ſind. Seine ächten Jünger wird daſſelbe immer nur bei den Wenigen finden, deren Religion und ſeligſter Genuß das Wiſſen iſt. So iſt z. B. Indien das Vaterland einer Alleinheitslehre, wie ſie feiner und künſtlicher wohl nirgends ausgebildet worden iſt, und dieſer indiſche Pantheismus lehrt ein endliches Verſchwinden nicht nur der Menſchengeiſter, ſondern der Götter ſelbſt oder der einzelnen göttlichen Kräfte und Erſcheinungen, in dem Ureinen, er weiſſagt eine Zeit,

wo Gott der Götter Buch zerreißen wird, und die Religion der Weiſen (im Gegenſatz der Volksreligion) erkennt als höchſtes Heil und höchſte Seligkeit nur jenes freiwillige Aufgehen in Gott, zu welchem die Betrachtung des Göttlichen und die dadurch erlangte Wiſſenſchaft Gottes führt. Dieſes Aufgehen iſt die wahre Erlöſung, und wer ſie erreicht hat, dem droht keine Wiedergeburt mehr. Nur die Seelen, welche nicht den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, kommen nach dem Tode in Brahma's Himmel, und kehren nach Verlauf einer beſtimmten Zeit zu neuer Prüfungsexiſtenz zurück; die andere und letzte Stufe der Befreiung und Vollendung nach dem Tode iſt das vollſtändige Aufgehen in der Gottheit. Und ſicher liegt in dem Gedanken, daß die Vereinigung mit dem All vom eigenen Streben und Willen des Individuums abhänge, ja nur durch dieſe zu erreichen ſey, ein Zug von Feinheit und Durchbildung dieſes indiſchen Pantheismus, wogegen der das Einzelweſen ohne ſein Zuthun vernichtende, gleichviel ob reif oder unreif, willig oder unwillig, im All begrabende Pantheismus der abendländiſchen Völker ziemlich roh erſcheint. Dafür iſt aber Indien auch die Heimath eines Quietismus, welcher die höchſte menſchliche Vollkommenheit darein ſetzt, ſchon hier auf Erden in ſelbſtvernichtender Verſenkung des Geiſtes in das ewige Alleins der Gottheit, in gänzlicher Unthätigkeit, Gleichgültigkeit und Abgeſtorbenheit gegen die Dinge dieſer Welt einzig der Abtödtung der Sinne und der Kontemplation zu leben.

Dieß alles paßt für ein geiſtig ſo hochbegabtes, aber auch ſo lebensmüdes, träumeriſches und mannloſes Volk wie das indiſche, bei dem ſich Hunderte von Büßern und Aſceten finden, die jahrelang, leiblich und geiſtig regungslos, nur auf die Spitze ihrer Naſe ſehen, nur Om, Om, innerlich in ſich oder gar nichts ſprechen, um ſo ſich in den leeren Gott des Alls, in Brahma, zu vertiefen. Dagegen wird den praktiſchen Naturen ſtets die That mehr gelten, als die thatloſe, rein beſchauliche Verſenkung in das Unbedingte, welche für die Alleinheitslehre nothwendig das Höchſte bleibt, und bei dem ganzen lebensthätigen, handelnden und ſtrebenden Theil der Menſchheit wird die Vernichtung des Ichs und des Jenſeits dahin wirken, daß ſie ſich feſter an die Erde klammern und für die kurze Spanne ihres Daſeyns nur um ſo rückſichtsloſer nach ſelbſtiſcher Befriedigung verlangen. So wenig

nämlich das Syſtem an ſich des Egoismus beſchuldigt werden kann — man hätte, was namentlich das hegelſche Syſtem betrifft, ſehr Unrecht, dieſen Vorwurf gegen eine Lehre zu richten, welche Verläugnung aller Subjektivität dem Einzelnen zur Pflicht macht und Sittlichkeit und Tugend nur da findet, wo die ganze Individualität vom allgemeinen Leben und Willen des Volks durchdrungen und bereit iſt, für daſſelbe zu wirken und ſich aufzuopfern, — ſo unfehlbar wird es doch den Egoismus nähren und bei Vielen wenigſtens die Folge haben, daß ſie nur ſolche Pflichten noch erfüllen, die ſich ſelbſt unmittelbar belohnen, oder zu denen ihre eigene Natur ſie treibt, diejenigen dagegen unerfüllt laſſen, deren Erfüllung mehr Selbſtüberwindung fordert, als Selbſtbefriedigung verſpricht. Denn es bleibt ewig wahr, was Kant behauptet hat, daß ohne den Glauben an eine ſittliche, das Gute belohnende, das Böſe ſtrafende Weltordnung alle moraliſchen Geſetze leeres Blendwerk wären, weil ohne denſelben alle Antriebe zu deren Befolgung wegfielen, und ohne den Glauben an einen perſönlichen, ſelbſtbewußten Gott ſteht jener Glaube bei den meiſten Menſchen auf ſehr ſchwachen Füßen.

Dieß iſt zwar nicht ſo zu verſtehen, als ob jeder, der keinen perſönlichen Gott glaubt, ein unſittlicher Menſch ſeyn müßte. Es gibt einen Unglauben des Verſtandes, von dem das Herz nichts weiß und der ſich mit der ſtrengſten Sittlichkeit verträgt, und einen Unglauben des Willens, der Geſinnung, welcher den Glauben als eine läſtige Feſſel ungebundener Selbſtſucht von ſich wirft. Allein eben dieſer praktiſche Unglaube iſt es, der die Reſultate einer ſkeptiſchen oder das Unſichtbare läugnenden Wiſſenſchaft am liebſten ſich zu eigen macht, und pſychologiſch begründet iſt deßwegen auch im allgemeinen das Mißtrauen, mit dem der Volksinſtinkt den Gottesläugner anſieht. Denn wird auch eingeräumt, daß durch Zweifel und Unglauben der natürlich gute und der im Guten ſchon erſtarkte Menſch nicht ſchlechter werde, ſo kann doch ihre Wirkung auf bösartige, verdorbene und ſchwankende Gemüther nur nachtheilig ſeyn, und wenn gleich in dieſer Beziehung zwiſchen bloßem Nichtüberzeugtſeyn oder Zweifeln, wovon ganz frei zu bleiben wenig Denkenden beſchieden iſt, und einem als unumſtößliche Wahrheit auftretenden ſyſtematiſchen Unglauben noch ein großer Unterſchied iſt, ſo kann doch wenigſtens nicht geläugnet

werden, daß ſchon ein hoher Grad von Bildung nicht nur des Geiſtes, ſondern auch des Herzens dazu gehöre, um bei vollſtändigem, ſyſtematiſchem Unglauben in dem Gefühl der innern Befriedigung und Genugthuung für alles, was das Leben an äußerm Glück verſagt, Erſatz zu finden. Verbreitet ſich daher ein entſchiedener Unglaube auch auf diejenigen Klaſſen, denen Mangel an Bildung und an höherem Ehrgefühl es in dem Maße ſchwerer macht, an der Pflicht feſtzuhalten und Verſuchungen zu widerſtehen, in welchem die Noth der Armuth und eines bedrängten Daſeyns letztere für ſie vervielfacht: ſo wird nothwendig Reiz und Macht des Böſen wachſen und den Druck des phyſiſchen Elends noch durch ſittliche Verwilderung ſteigern.

Des wiſſenſchaftlichen Intereſſes, durch welches das Syſtem auch edle Geiſter beſtechen und ſinnige Gemüther feſſeln kann, entkleidet und dem Volk mundrecht gemacht, ſinkt aber ſelbſt Hegels ſublimer Idealismus herab zur atheiſtiſch-ſinnlichen Philoſophie Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert und würde wohl auch keine andern Früchte tragen können, als der franzöſiſche Materialismus in den ſchlimmſten Perioden vor und während der Revolution getragen hat. Denn ſo verſchieden beide in ihrem Ausgangspunkte ſind, ſo himmelweit zugleich der äußerliche Abſtand zwiſchen zwei Erkenntnißarten ſeyn mag, wovon die eine nicht dünn und waſſerhell, die andere nicht dunkel und abſtrus genug, die eine nicht irdiſch, die andere nicht geiſtig genug ſeyn zu können ſcheint: ſo berühren ſie ſich doch nicht nur in den Endpunkten, ſondern fallen hier ganz und gar zuſammen. Beide ſind nämlich ein Verſuch, von den zwei Grundelementen des Denkens und des Seyns das eine auf das andere zu reduziren, nur daß dabei nach der Verſchiedenheit der Nationalität der Franzoſe vom Realen, der Deutſche vom Idealen ausgeht, aber die letzten Konſequenzen ſind dieſelben: dieſelbe Beſchränkung auf das Dieſſeits, derſelbe Unglaube an alles Jenſeitige und Ueberſinnliche, dieſelbe Negation der tiefern ſittlichen Potenzen und einer Freiheit, welche mehr oder etwas anderes wäre, als eben eine innere Nothwendigkeit.

Nun wird zwar ein Syſtem, das dem menſchlichen Denken ſo hartes und widerſtrebendes zumuthet, wie nach ſeinem eigenen Geſtändniß das hegelſche, nie die herrſchende Lehre und der allgemeine Glaube der Menſchheit werden, und Hegel ſelbſt hat über

die Kluft, welche den natürlichen Menſchen von dem ſpekulativen (d. h. von dem im hegelſchen Sinne ſpekulativen) trennt, ſich nie getäuſcht. Nach ſeinem Sinne behält das Syſtem weſentlich den Charakter einer Geheimlehre, und die Akkommodation an populäre Vorſtellungsweiſen iſt ſogar bei einem Theil ſeiner Schüler charakteriſtiſch und ſcheint wenigſtens das ſittliche Verdammungsurtheil nicht in der Art zu verdienen, wie es oft darüber ausgeſprochen wird. Hegel erkannte, daß die Männer, deren Religion das Wiſſen iſt, immer nur eine kleine Minderheit bilden werden, und beſonnener als diejenigen ſeiner Schüler, welche das Hegelthum zum Volksglauben machen möchten, ſchonte er ſorgſam die nach ſeiner Anſicht freilich auf einer weit niedrigern Stufe ſtehenden Vorſtellungen der geoffenbarten Religion. Allein durch dieſen eſoteriſchen Charakter trat er in Widerſpruch mit einer herrſchenden Zeitanſicht oder einem Vorurtheil der Zeit, wie er es nennen würde, ſo wie mit ſeiner eigenen ausſchließlichen Werthſchätzung deſſen, was im Ganzen lebt und ſich bethätigt, was die Geſammtheit zu durchdringen fähig und geeignet iſt. Eine Philoſophie, welche das Objektive, die Geſammtvernunft, als das allein Wirkliche und Weſenhafte allenthalben über das Subjektive und Individuelle ſtellt, die ſo ſehr nur das Allgemeine in Staat und Sitte gelten läßt, und doch nicht die Ueberzeugung und der Glaube Aller werden könnte, hätte ſich ſelbſt verurtheilt, und dieß konnte Hegels Schülern in die Länge nicht entgehen. Daher wird jetzt an ihrer Populariſirung mit einem Eifer gearbeitet, der in der Geſchichte der Philoſophie vielleicht ohne Beiſpiel iſt, und da in Ewigkeit die Lehre Hegels nie in ihren wiſſenſchaftlichen Gründen und Grundlagen, ſondern nur in ihren Endergebniſſen populär werden kann, ſo iſt zu fürchten, daß die Laien ſich vom Hegelthum nur diejenigen Konſequenzen aneignen, welche dem Hochmuth und der Selbſtſucht ſchmeicheln, und daß dieſe Folgen das Syſtem ſelbſt überleben werden.

Wie groß daher auch die Befriedigung ſeyn mag, welche der Denker im hegelſchen Syſtem zu finden glaubt, es taugt für die Geſammtheit eines Volkes nicht und läßt, in ſeiner vollen Konſequenz erfaßt und ohne Täuſchung aufgenommen, den gemüthlichen oder religiöſen Menſchen leer ausgehen und den ſittlichen Menſchen ohne Halt, weil es das gemeinſame Gebrechen aller die Welt und

mit der Welt Gott ſelbſt von oben konſtruirenden Syſteme iſt, daß ſie die Freiheit läugnen müſſen und die höchſte menſchliche Idee, die Idee der Gottheit, degradiren.

Den Hergang und Verlauf einer freien Handlung oder die Geſchichte einer freien That kann nämlich nur derjenige wiſſen, der Augenzeuge davon war, oder von einem Augenzeugen ſie vernommen hat. Den Akt der Schöpfung aber hat kein menſchliches Auge mitangeſchaut, und wenn demnach der menſchliche Geiſt dennoch die ganze Schöpfungsgeſchichte oder das Weltwerden Gottes wiſſen will und wiſſen können ſoll, ſo darf die Schöpfung nicht als eine freie That Gottes, ſondern ſie muß als eine Nothwendigkeit Gottes gefaßt werden; denn nur das Nothwendige, nicht das Freie und inſofern Zufällige begreift (nach dem Geſetz des Grundes und der Folge) der menſchliche Verſtand, wie überhaupt die Freiheit ſelbſt, als eine weder durch äußere noch durch inwohnende Nöthigung beſtimmte Wahl zwiſchen verſchiedenen möglichen Handlungen oder Entſchlüſſen etwas dem Verſtande unbegreifliches iſt, an das er gar nicht glauben würde, wenn ihm die Thatſache der Freiheit nicht im eigenen Bewußtſeyn als eine innere Wahrnehmung und Erfahrung unabläugbar vorläge und als Thatſache unmittelbar gewiß wäre. Die freie That muß gedacht werden als die Wirkung einer geiſtigen Kraft oder Urſache, die ebenſo gut auch das Gegentheil hätte wirken können; wir aber begreifen nicht eine Urſache, die durch keine höhere Urſache, ſondern durch ſich ſelbſt zur Thätigkeit beſtimmt wird und unter völlig gleichen Bedingungen und Vorausſetzungen ganz entgegengeſetzte Wirkungen hervorbringen kann; wir begreifen nicht, wie ein beſtimmtes Ereigniß unter denſelben Umſtänden ebenſo gut hätte unterbleiben als geſchehen können, und doch iſt etwas in uns, das uns zur Annahme eines Wollens und Wirkens ohne zwingende Urſache oder der Freiheit und des freien Geiſtes nöthigt: das Gewiſſen. Wer aber alles a priori konſtruiren und begreifen will, muß alles auf ein Geſetz der Nothwendigkeit, auf einen Fatalismus zurückführen und kann keine andere Freiheit weder in Gott noch in der Welt anerkennen, als die Freiheit von äußerer Einwirkung bei einer durch innere Nothwendigkeit unabänderlich beſtimmten Entwicklung. Um alſo die Weltſchöpfung Gottes zu begreifen und alle Dinge und Erſcheinungen der Welt aus Gott zu erklären, muß Gott die

innere Freiheit abgeſprochen und die Nothwendigkeit an ihre Stelle geſetzt werden. Gott hat die Welt geſchaffen oder Gott iſt Welt geworden, weil er mußte und nicht anders konnte, und fragt man nach dem Grund dieſer Nothwendigkeit, ſo wiſſen unſere philoſophiſchen Theogonien keine andere Antwort als die: Gott hat die Welt erſchaffen oder ſelbſt Welt werden müſſen, um durch die Welt zum Selbſtbewußtſeyn und zum vollen Daſeyn zu gelangen, ſey es nun, daß die Welt als das Nichtich Gottes gedacht wird, durch deſſen Entgegenſetzung und Unterſcheidung er zu einem eigenen überweltlichen Selbſtbewußtſeyn erſt gelangt, oder daß die Welt ſelbſt als der bewußte Gedanke Gottes vorgeſtellt, als das eigentliche Ich Gottes gefaßt wird, worin Gott durch den erſchaffenen Geiſt ſich ſelbſt erkennt, ſich ſelbſt zur Wirklichkeit wird oder (im Menſchen und zumal im Philoſophen) zu ſich ſelbſt kommt und Ich ſagen lernt.

Die Welt iſt die göttliche Selbſterſcheinung, das Selbſtbewußtſeyn Gottes oder wenigſtens die nothwendige Bedingung des göttlichen Selbſtbewußtſeyns, — um dieſe Sätze drehen ſich alle modernen Schöpfungslehren und Theogonien, und hat man erſt einmal die Welt für das Bewußtſeyn Gottes erklärt, ſo kann man auch den Satz umkehren und Gott ſeinerſeits für das Bewußtſeyn der Welt, nämlich der geiſtigen Welt oder der Menſchheit erklären und beide Sätze kombinirend, wenn es ſeyn muß, ein Syſtem erfinden, welches einerſeits naturphiloſophiſch Gott aus der Welt, andererſeits theiſtiſch die Welt aus Gott werden und hervorgehen läßt. Aber was iſt zuletzt dies alles anderes, als die Vorausſetzung des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns, das nur in der Entgegenſetzung von Ich und Nichtich ſich entwickelt und erwacht, übergetragen auf das göttliche, eine Anwendung der wirklichen oder vermeintlichen Bedingungen und Geſetze des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns auf das abſolute höchſte Weltbewußtſeyn? und mit welchem Recht geſchieht dieſe Uebertragung, in wieweit erhält man dadurch einen richtigen und zuverläßigen Begriff vom Weſen und Wirken Gottes und der Entſtehung der Welt?

Es iſt eine der deutſchen Philoſophie geläufige Vorſtellung, das Selbſtbewußtſeyn, die Perſönlichkeit und Ichheit dadurch zu erklären, daß der Geiſt ſich ſelbſt zum Objekt und gleichſam zu einem Andern werde, das er ſich gegenüberſtelle, um in dieſem

Andern wieder ſich ſelbſt zu erkennen, indem er die Identität dieſes Andern mit ihm ſelbſt in dem Satze: dies bin ich! ausſpreche, und ſo erklärt auch Hegel das Abſolute, die Idee oder das Denken für die Thätigkeit, ſich ſelbſt, um für ſich zu ſeyn, als ein Gedachtes ſich gegenüber zu ſtellen und in dieſem Andern nur bei ſich ſelbſt zu ſeyn (oder zum Selbſtbewußtſeyn zu gelangen, Ich zu werden). Allein die Geneſis des Selbſtbewußtſeyns oder Ichs iſt etwas unerforſchliches: um den Urſprung des Selbſtbewußtſeyns zu erkennen oder nachzuweiſen, bedürfte es einer bewußten innern Wahrnehmung, eines Bewußtſeyns noch vor dem Bewußtſeyn, und wenn auch zugegeben werden muß, daß das endliche Ich, das empiriſch menſchliche Selbſtbewußtſeyn, nur durch die Entgegenſetzung des Ichs gegen ein anderes erweckt wird und ſich bildet oder aufgeht, ſo folgt daraus doch nicht, daß es durch dieſen Prozeß erſt entſtehe, noch viel weniger aber, daß auch das abſolute, höchſte, göttliche Selbſtbewußtſeyn durch einen ſolchen Prozeß erzeugt werde und nur dadurch erzeugt werden könne.

Um dem Weſen und Wirken Gottes näher zu kommen, iſt zu unterſuchen, was kann überhaupt der Menſch von übermenſchlichen Dingen, wie das Abſolute oder Gott, wiſſen? welche Analogien und Schlüſſe von dem Menſchlichen auf das Göttliche ſind zuläßig? Und dieß führt auf die Kritik des menſchlichen Erkenntnißvermögens und auf Kant zurück.

Vor Kant ſuchte die Philoſophie naiv und unkritiſch Gott, Freiheit und Unſterblichkeit zu erkennen und zu beweiſen. Da aber der Skeptizismus dem Dogmatismus ſein Spiel immer wieder verderbte, ſo unternahm es endlich Kant, Frieden zu ſtiften durch eine Kritik des geſammten Erkenntnißvermögens. Kant unterſchied bei allen menſchlichen Erkenntniſſen den Beitrag oder Antheil, welchen das denkende, erkennende Subjekt, und denjenigen, welchen das erkannte und denkend begriffene Objekt dazu liefert. Das letztere gibt nach ihm vermöge der Anſchauung oder unmittelbaren Wahrnehmung den Stoff der Erkenntniß; das erſtere enthält in den angeborenen Formen der Anſchauung, die da ſind Raum und Zeit, und in den unſerem Erkenntnißvermögen von Natur inwohnenden Begriffen und Geſetzen, nämlich in den reinen Verſtandesbegriffen oder Kategorien (der Einheit, Vielheit und Allheit, der Realität, Negation und Limitation, der Subſtanz, Urſache und

Wechſelwirkung, der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit), in den urſprünglichen Geſetzen des Verſtandes, unter welchen das der Kauſalität das wichtigſte iſt, und in der Vernunftidee des Unbedingten, die Form der Erkenntniß.

Im direkten Widerſpruch mit Hegel, der alles Seyn auf das Denken zurückführt, ging alſo Kant von einem radikalen und unüberwindlichen Dualismus des Seyns und des Denkens aus; das Seyn und das Denken, der Gegenſtand, ſo wie er durch den äußern oder innern Sinn wahrgenommen wird, und die Form, welche der denkende Geiſt dem ſinnlich wahrgenommenen oder angeſchauten Stoffe mittelſt der Denkgeſetze und Kategorien gibt, ſind nach ihm die Elemente aller menſchlichen Erkenntniß, und jede lebendige, inhaltsvolle, nicht blos formale Erkenntniß muß aus zwei Faktoren, einem äußerlichen und einem innerlichen, entſpringen. Ohne die ſinnliche Anſchauung oder Wahrnehmung eines Gegenſtandes ſind die dem Geiſt inwohnenden Formen der Anſchauung, ſo wie die urſprünglichen Denkgeſetze und Verſtandesbegriffe etwas leeres, und demgemäß behauptet Kant, daß ein vollkommenes Wiſſen oder eine wahrhafte Erkenntniß nur ſo weit ſtattfinde, als von Dingen die Rede iſt, die durch den äußern und den innern Sinn Gegenſtand der Anſchauung oder Wahrnehmung ſind. Eine eigentliche Erkenntniß des Ueberſinnlichen gibt es daher für den Menſchen nicht, und Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, die überſinnliche Welt laſſen ſich nicht methaphyſiſch erkennen und beweiſen, weil jenſeits der Grenzen der Erfahrung durch bloßes Denken keine ſichere Erkenntniß möglich ſey.

Allein für den ausſchließlichen Inbegriff aller Wahrheit und Gewißheit hat darum Kant die Gegenſtände der Anſchauung, nebſt den urſprünglichen, dem Geiſt inwohnenden Denkformen und Geſetzen nicht erklärt, indem er ſtets behauptete, daß es noch eine andere Quelle der Gewißheit gebe und daß die Wahrheit nicht bloß Sache des denkenden, ſondern auch, und vorzugsweis, des handelnden, ſittlichen Menſchen ſey. Ihm galt namentlich das dem Menſchen gleichfalls eingeborene und durch ſich ſelbſt gewiſſe Sittengeſetz oder das Gewiſſen mit ſeinen nothwendigen Konſequenzen ebenſoviel als die reinen, bloß theoretiſchen Denkgeſetze und Denkformen oder Denkbeſtimmungen, und Kant forderte den Glauben an Gott, Freiheit, Unſterblichkeit und eine ſittliche

Weltordnung, weil ohne dieſe Bedingungen das Sittengeſetz ein Widerſpruch und ſeine Erfüllung oder Verwirklichung unmöglich wäre. Gott (und zwar ein ſelbſtbewußter, freier Gott, nicht eine blinde Nothwendigkeit) und ein künftiges Leben galten Kant für zwei Vorausſetzungen der reinen Vernunft, ohne die das moraliſche Geſetz keine Kraft hätte. Da nämlich die Glückſeligkeit, nach welcher jedes empfindende Weſen ſtrebt, durch die Natur der Dinge in der Welt keineswegs als eine nothwendige Folge des moraliſchen Verhaltens beſtimmt ſey, ſo erſcheine die zur Wirkſamkeit des Sittengeſetzes ſchlechterdings nothwendige Hoffnung auf eine der ſittlichen Würdigkeit entſprechende Glückſeligkeit nur dann geſichert, wenn man eine höchſte Vernunft vorausſetze, die, indem ſie nach moraliſchen Geſetzen gebietet, zugleich als Urſache der Natur die Glückſeligkeit nach dem Verhältniſſe der Würdigkeit vertheilt. Da aber die Austheilung der Glückſeligkeit nach Maßgabe des ſittlichen Verhaltens in der Sinnenwelt nicht geſchehe, ſo folge hieraus ferner, daß dies in einer intelligibeln oder moraliſchen Welt geſchehen müſſe, die für uns eine noch künftige Welt iſt. — In dem moraliſch nothwendigen Glauben an eine gerechte Vergeltung in einer höhern Ordnung der Dinge liegt alſo nach Kant beides eingeſchloſſen: der Glaube an die Fortdauer des Individuums, welchem vergolten wird, und der Glaube an eine Allwiſſenheit, Allgerechtigkeit und Allmacht, welche vergelten kann und will.

Bleibt man bei dieſen Grundzügen des Syſtems ſtehen, ſo hat Kant nur das allgemein menſchliche und vernünftige Bewußtſeyn auf der Stufe ſeines Jahrhunderts ausgeſprochen: es iſt der Ausdruck des geſunden und natürlichen, gebildeten, aber nicht verbildeten Menſchenverſtands. Dieſer ſoll nachgerade zwar in der deutſchen Philoſophie keine Stimme mehr haben; allein ſchon die Erfahrung lehrt, daß ſich kein philoſophiſches Syſtem behaupten kann, das ſich in Widerſpruch mit ihm ſetzt, und was iſt denn derſelbe anders, als das urſprüngliche, unmittelbare Wiſſen, die jedem Menſchen angeborene Gewißheit, beſonders auch von dem, was gut und recht iſt? Dieſes urſprüngliche Wiſſen, welches durch philoſophiſche Spekulationen wohl ebenſo oft ſchon verdunkelt und verwirrt, als aufgeklärt und ins Licht geſetzt worden iſt, und das mit dem gedankenloſen Abſprechen einer ſich wohl auch für geſunden Menſchenverſtand ausgebenden Unwiſſenheit nicht verwechſelt

werden darf, bleibt immerhin derjenige Prüfſtein der Wahrheit, auf den man zuletzt nothwendig zurückkommt, und der geſunde Menſchenſinn des unbefangenen Verſtandes iſt mit Recht mißtrauiſch gegen jedes philoſophiſche Syſtem, das als bloß abgeleitetes Wiſſen jenem urſprünglichen Wiſſen oder der angeborenen Gewißheit widerſpricht. Daß aber nur dasjenige vollkommen gewiß und erkennbar im ſtrengen Sinn des Wortes ſey, was entweder der Augenſchein, die unmittelbare Wahrnehmung, die wirkliche Erfahrung gibt, oder was in den nothwendigen Formen, Begriffen und Geſetzen des menſchlichen Geiſtes begründet iſt, daß mithin Gott, der Geiſt und die moraliſche Weltordnung oder das Jenſeits niemals in dem Sinn erkennbar werden, wie die Geſtalten und Erſcheinungen der uns umgebenden wirklichen Welt, iſt dem natürlichen Menſchen ebenſo einleuchtend, als er geneigt und innerlich genöthigt iſt, zu glauben, daß das, was die unwiderſprechlichſte innere Erfahrung, die unabweisbarſte von allen Stimmen unſeres Innern, das Gewiſſen oder das jedem Menſchen eingeborene Sittengeſetz fordert, Wahrheit ſeyn müſſe. In der ſittlichen Natur des Menſchen, in ihren Ausſprüchen und Forderungen liegt die tiefſte Quelle ſeiner Ueberzeugungen, ſeiner Ahnungen und Hoffnungen in Betreff der geiſtigen und überſinnlichen Dinge, und gerade dies iſt Kants unſterbliches, noch lange nicht genug gewürdigtes Verdienſt, das Recht der praktiſchen Vernunft geltend gemacht zu haben, überhaupt dem ganzen Menſchen, auch dem ſittlichen und gemüthlichen, ſein Recht widerfahren zu laſſen, indem er, ein zweiter Sokrates, die Philoſophie vom Himmel auf die Erde, und aus den uferloſen Räumen methaphyſiſcher Welten in die eigene Bruſt des Menſchen zurückgeführt hat.

Wie konnte aber Kant, wenn ſeine Lehre doch im Grunde ganz mit dem zuſammenſtimmt, was der geſunde Menſchenſinn und die Geſammtvernunft ſeines Jahrhunderts oder ſeiner Nation für wahr hält, ſo ſchnell veralten und ein Anſehen verlieren, das größer war, als das irgend eines Philoſophen vor und nach ihm? — Nicht daher kommt es, daß Kant den Dualismus nicht zu überwinden, nicht auf einen Urgrund alles zurückzuführen im Stande war, ſondern daher, daß er die reinen aprioriſchen Verſtandes- und Vernunftbegriffe, die angeborenen Formen, Kategorien und Geſetze der Anſchauung und des Denkens, für etwas rein

subjektives erklärte, was in den Gegenständen selbst nicht begründet sey, sondern von dem denkenden Geist zu dem formlosen Mannigfaltigen der Anschauung oder zu dem in äußerer und innerer Erfahrung gegebenen Stoffe erst hinzugebracht werde, und daß er überdies behauptete, die Anwendung der Urbegriffe des Verstandes auf übersinnliche Gegenstände und Ideen führe zu lauter Widersprüchen, Trug und Irrthum, (weil jede Anwendung derselben nur durch die Vorstellung der Zeit — eines Aufeinanderfolgens, eines Zugleichseyns u. s. w. — vermittelt werde, welche als eine bloße Form der Sinnlichkeit auf Uebersinnliches gar keine Anwendung leide.)

Kant hat allerdings den Dualismus der innern und der äußern Welt, des Denkens und des Seyns, des Ich und Nichtich, der Vorstellung und des Dings an sich, der Nothwendigkeit und der Freiheit u. s. w. für einen unauflöslichen erklärt. Allein, wie oben sich ergeben hat, ist Hegel selbst nicht glücklicher gewesen; auch er geht von einem Urgegensatz des Seyns und Nichts aus, den er durch eine Begriffsverwechslung nur scheinbar löst, ohne die Entstehung aller Dinge aus dem reinen Seyn (welches mit dem reinen Denken eins und dasselbe seyn soll) begreiflicher zu machen, als es die Lehrgebäude seiner Vorgänger vermocht. Dagegen hat Kant allerdings den Keim der Auflösung in sein System dadurch gelegt, daß er den Grundbegriffen und Gesetzen des Verstandes und den ursprünglichen Ideen der Vernunft, wie den Formen der Anschauung, und — wenn er konsequent seyn wollte — auch den logischen Denkgesetzen (der Identität und des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten und des Grundes) keine objektive Geltung zugestand, sondern dieselben für die subjektiven Formen unseres Anschauens und Erkennens, für reine Zuthat des den formlosen Stoff der äußern und der innern Erfahrung ordnenden und gestaltenden menschlichen Geistes erklärte, so daß wir von den Dingen an sich selbst so gut wie nichts wissen und sie nur erkennen, wie sie vermöge der Bedingungen unserer Sinnlichkeit und unseres Verstandes uns erscheinen, nicht wie sie in Wahrheit sind.

Diese Behauptung aber mußte dem natürlichen Menschensinne widerstreben. Denn nicht allein die der Anschauung und dem Denken eigenthümlichen Formen, Kategorien und Gesetze sind dem Menschen angeboren, sondern auch der Glaube an dieselben oder

die Ueberzeugung, daß ihr Gebrauch in richtiger, geſetzmäßiger Anwendung zur Wahrheit, und nicht zu Schein, Täuſchung und Irrthum führe. Ohne dieſen Glauben muß man überhaupt jede Möglichkeit des Erkennens läugnen, ohne ihn gibt es keine Philoſophie, die irgend Anſpruch auf Wahrheit und objektive Geltung machen kann, und in ihm liegt auch die Ueberzeugung oder die Gewißheit, daß die Geſetze und Beſtimmungen des Denkens zugleich die Grundgeſetze und Grundbeſtimmungen des Seyns, der Welt, mit dieſen übereinſtimmend oder kongruent und identiſch ſeyn müſſen, nicht in dem Sinne, daß (wie Hegel will) mit den Formen und Geſetzen des Denkens zugleich auch aller Inhalt des Denkens, das Gedachte ſelbſt, gegeben ſey, daß die logiſchen Denkbeſtimmungen, Begriffe und Kategorien gleichſam die welterzeugenden und ſchaffenden Urkräfte ſeyen, wohl aber in dem Sinne, daß Seyn und Denken denſelben Geſetzen folgen, die Welt nach denſelben Geſetzen und Beſtimmungen geſchaffen ſey, nach welchen der Geiſt ſie denkend auffaßt und erkennt.

Dieſem Glauben darf ſich der Philoſoph, der etwas mehr als leeren Skeptizismus will, ſo wenig als der gemeine Menſchenverſtand entziehen, und wenn Kant deſſenungeachtet behauptete, daß die Formen der Anſchauung und die Kategorien des Verſtandes etwas bloß ſubjektives, den Dingen ſelbſt fremdes und äußerliches ſeyen, ſo fiel er überdieß in Widerſpruch mit der Thatſache der nothwendigen Beſtimmtheit und Ordnung der Anſchauungen. Denn womit will es Kant erklären, daß es durchaus nicht willkürlich oder zufällig iſt, wie wir die Dinge anſchauen und uns denken, daß wir eine bloß in der Zeit gegebene Anſchauung (wie die von unſern eigenen Seelenſtimmungen und Zuſtänden) nicht in den Raum verſetzen können, daß wir die eine Erſcheinung als Urſache, die andere als Wirkung erkennen müſſen und dieſes Verhältniß nicht umkehren können, daß allen Menſchen die Einheit gleichmäßig als Einheit, nicht als Vielheit erſcheint, wenn die Geſetze des Seyns mit den Geſetzen des Denkens nicht korreſpondiren und zuſammenfallen? Wenn die Thatſachen der ſinnlichen Erfahrung von angeborenen und a priori beſtimmten, reinen Verſtandesbegriffen oder Kategorien (und Verſtandesregeln) als von einem ſchon bereitſtehenden Fachwerk aufgenommen und in Ordnung gebracht werden, dieſe Ordnung aber eine mit Nothwendigkeit

beſtimmte iſt: ſo muß derſelben etwas (Objektives) in den Dingen ſelbſt zu Grunde liegen, weßhalb wir ſie ſo und nicht anders anzuſchauen und zu denken genöthigt ſind. Auch iſt es willkürlich, wenn auf dem praktiſchen Gebiet den aprioriſchen Begriffen reale Geltung und Bedeutung beigelegt wird, wenn hier die aprioriſchen Begriffe zu objektiver Wahrheit, zur Gewißheit Gottes als der einzigen zureichenden „Urſache" einer moraliſchen Weltordnung führen, dagegen auf dem theoretiſchen Gebiet bloß ſubjektive Gültigkeit haben und, ſobald man an ihre objektive Wahrheit glaubt, eine Quelle von Täuſchungen und Widerſprüchen ſeyn ſollen. Die Geſetze des Denkens müſſen für die theoretiſche Vernunft ſo viel gelten, als für die praktiſche, und das Gefühl: **ich ſoll!** iſt dem Menſchen nicht tiefer eingeboren, als das Gefühl: **ich erkenne** (die Wirklichkeit der Dinge außer mir).

Dazu kommt noch, daß die urſprünglichen Geſetze und Beſtimmungen des Denkens ſich unſerm eigenen Bewußtſeyn nicht als bloße Formen oder Geſetze und Beſtimmungen des bloßen Denkens (wie etwa die pſychologiſchen Geſetze der Ideenaſſociation, welche allerdings bloß ſubjektive Geſetze unſeres Denkens ſind), ſondern des Seyns ankündigen und vornherein als ſolche, die ſich auf das Seyn beziehen, offenbaren. Denn wir können uns z. B. gar wohl denken, daß A = NichtA ſey, oder daß irgend eine Erſcheinung keinen Grund, keine wirkende Urſache habe; denken können wir überhaupt alles, auch das Widerſprechendſte und das Unmögliche, wie im Mährchen und im Wunder, oder die Identität des Entgegengeſetzten und die Einheit des Widerſprechenden im hegelſchen Syſtem, wenn gleich, wie Hegel ſelbſt ſagt, dieß zum Härteſten gehört, was dem Denken zugemuthet werden kann; nicht bloß gedacht, ſondern auch geglaubt hat ferner ſeit Jahrhunderten ein großer Theil der Chriſtenheit den Widerſpruch in dem gewöhnlichen Begriffe der Dreieinigkeit, ſofern dieſelbe nicht drei verſchiedene Seiten oder Offenbarungsweiſen deſſelben Weſens, ſondern ein buchſtäbliches 3 = 1 bedeuten ſoll. Dagegen können wir das den Denkgeſetzen Widerſprechende uns nicht als wirklich oder in der Wirklichkeit der Dinge möglich, nicht als **ſeyend** denken, und ebendieß nöthigt uns zu der Annahme, daß in den Grundbegriffen des Verſtandes die Grundgeſetze der Welt vorgezeichnet, die Denkbeſtimmungen die Grundbeſtimmungen der Dinge ſelbſt ſeyen.

Hatte nun aber Kant auch Recht, wenn er behauptete, daß wir das eigentliche innerſte Weſen der Dinge nicht erkennen, ſondern nur die Eindrücke, welche ſie in uns hervorbringen, ſo folgt daraus nicht, daß in dieſen Eindrücken nicht auch objektive Wahrheit liege und wir dadurch die wirklichen Eigenſchaften der Dinge nicht kennen lernen. Vielmehr iſt der entgegengeſetzte Glaube jedem Menſchen angeboren, und der kantiſche Kriticismus, ſoweit er das Denken mit ſeinen Beſtimmungen, Kategorien und Begriffen der Wirklichkeit und Weſenheit der Dinge als ein grundverſchiedenes entgegenſetzt, konnte zuletzt Niemand befriedigen: den natürlichen Menſchenſinn nicht, weil er mit ſeinen Anſprüchen auf Wahrheit und auf wirkliche Erkenntniß der Dinge ſich gar zu ſehr verkürzt, wenn nicht ganz abgewieſen und auf eine Art von wachem Traumleben, oder auf das leere, inhaltloſe Wiſſen ſeiner eigenen Gedanken ſich beſchränkt ſah, — die Philoſophen nicht, weil Kant zwar den überwiegend größern Theil der menſchlichen Erkenntniß auf den ſubjektiven Faktor, auf das Denken, zurückführte, daneben aber doch den objektiven Faktor, das Seyn, die Wirklichkeit der Dinge und die Außenwelt, als jenſeitige, ewig unbekannte Größe ſtehen ließ. Das Seyn, das unbekannte Nichtich vollends über Bord zu werfen und gegen Kant, der im Grund alle objektive Wahrheit menſchlichen Erkennens läugnete, zu beweiſen, es gebe gar nichts, was der Menſch nicht wiſſen und erkennen könnte, weil ſeine eigenen Gedanken alles ſeyen, wurde fortan Hauptaufgabe der Philoſophie in Deutſchland.

So trat die kritiſche Seite der kantiſchen Philoſophie vor der idealiſtiſchen in den Hintergrund; denn durch das entſchiedene Uebergewicht, das Kant in aller menſchlichen Erkenntniß dem ſubjektiven Faktor über den objektiven einräumte, erhielt die ganze neuere Philoſophie die idealiſtiſche Richtung oder den Anſtoß zu dem Streben, das Nichtich vollends auf das Ich, das Seyn vollſtändig auf das Denken zurückzuführen, und eine der höchſten Spitzen dieſer Richtung, zugleich ihr durchgebildetſtes, vollendetſtes Produkt iſt ohne Zweifel in der hegelſchen Philoſophie ans Licht getreten.

Wird aber die Philoſophie, nachdem auch Hegels Verſuch geſcheitert und ſeine Verheißung, aus dem reinen Denken den Urſprung aller Dinge unumſtößlich zu erklären, nicht in Erfüllung gegangen iſt, in dieſer Richtung verharren und nur eine andere

Löſung ſuchen? Oder ſind wir wohl gar am Ende aller philoſophiſchen Entwicklung?

Der Idealismus, der das Seyn vernichtet und in Begriffe auflöst, um die Welt im bloßen Denken aufgehen zu laſſen, iſt die harte Unnatur, welche die deutſche Philoſophie den Ausländern ſo abenteuerlich, unheimlich, ungenießbar, und in den Augen vieler Deutſchen ſelbſt zu einer Thorheit macht. Aber ſollte nicht die Unnatur ihren Gipfel erreicht haben in einem Syſtem der Wiſſenſchaft, das von ſich ſelbſt bekennt: „daß das natürliche Bewußtſeyn ſich der Wiſſenſchaft unmittelbar anvertraut, iſt ein Verſuch, den es, es weiß nicht von was angezogen, macht, auch einmal auf dem Kopfe zu gehen; der Zwang, dieſe ungewohnte Stellung anzunehmen und ſich in ihr zu bewegen, iſt eine ſo unvorbereitete als unnöthig ſcheinende Gewalt, die ihm angemuthet wird, ſich anzuthun. Die Wiſſenſchaft ſey an ihr ſelbſt, was ſie will, im Verhältniſſe zum unmittelbaren Selbſtbewußtſeyn ſtellt ſie ſich als ein Verkehrtes gegen es dar, oder weil das unmittelbare Selbſtbewußtſeyn das Prinzip der Wirklichkeit iſt, trägt ſie, indem es für ſich außer ihr iſt, die Form der Unwirklichkeit.“

Auf der andern Seite hat jedoch auch der Realismus und Materialismus der franzöſiſchen Philoſophie, der alles Geiſtige vernichtet und im bloßen Seyn, in der Materie aufgehen oder vielmehr untergehen läßt, ſich gleichfalls überlebt, weil er ebenſo ſehr und in noch höherem Grade zu ganz verneinenden, den tiefſten Seelenforderungen widerſprechenden Reſultaten führt als der Idealismus, von dem uns ein Schüler Hegels lehrt, daß er durch Kant, Fichte, Schelling und Hegel als kritiſcher, ſubjektiver, objektiver und abſoluter Idealismus nun alle denkbaren Phaſen durchlaufen habe. Und ſollte die Unhaltbarkeit des ſcharfſinnigſten und durchgeführteſten Syſtems einer idealiſtiſchen Zurückführung aller Dinge auf einen Urbegriff kein Fingerzeig zur Umkehr, ſollte nicht dieſer Verſuch, das Unbegreifliche zu begreifen und zu erklären, der letzte ſeyn? Eine Philoſophie, die zu viel leiſten will, leiſtet am Ende nichts, und es iſt in der That, als hätte Hegel die letzte Probe liefern ſollen für Kants Behauptung, daß der Dualismus im menſchlichen Erkennen ein unüberwindlicher und ein vollkommenes Wiſſen nur möglich ſey, ſoweit die ſinnliche Wahrnehmung und die angebornen Denkgeſetze und Begriffe in

der Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung reichen, daß aber die praktiſche oder ſittliche Seite des Menſchen für die Erkenntniß der höchſten Wahrheiten noch wichtiger ſey als die intellektuelle.

Die Elemente aller menſchlichen Gewißheit ſind die angeborenen Geſetze und Beſtimmungen des Denkens und des Handelns oder Wollens auf der einen, und die Wahrnehmungen oder Thatſachen der äußern und der innern Erfahrung auf der andern Seite. Je unmittelbarer daher eine Wiſſenſchaft, die nicht reine Erfahrungswiſſenſchaft iſt, aus den urſprünglichen Denkformen und Geſetzen des menſchlichen Geiſtes ſchöpft, je näher ſie dem Quell unmittelbarer Wahrheit und Gewißheit ſteht (wie z. B. die Mathematik und die Logik), deſto gewiſſer oder wiſſenſchaftlicher iſt ſie, und Gegenſtand des Wiſſens iſt außer den angeborenen, ſowohl praktiſchen als theoretiſchen Geſetzen und Beſtimmungen alles, was ſich aus deren gehöriger Anwendung auf Gegenſtände der äußern oder innern Wahrnehmung mit logiſcher Nothwendigkeit ergibt, nach dem Geſetze des Nichtwiderſpruchs unmöglich anders ſeyn kann. Kein Gegenſtand des Wiſſens, ſondern nur des mehr oder minder begründeten Glaubens, der Hypotheſe und Vermuthung, iſt dagegen alles, was weder Gegenſtand möglicher Erfahrung durch die äußere oder innere Anſchauung iſt, noch in den angeborenen Geſetzen und Beſtimmungen des Denkens und Wollens unmittelbar begründet iſt, oder mit logiſcher Nothwendigkeit aus ihnen folgt. Das bloße Wiſſen der Denkgeſetze und Kategorien oder Urbegriffe aber, ohne die Anwendung auf Gegenſtände der Erfahrung, iſt leer und inhaltlos, ſo wie andererſeits auch die praktiſchen Geſetze des Handelns und Wollens, das Sittengeſetz und das Rechtsgeſetz, wenn ſie Realität gewinnen oder verwirklicht werden ſollen, ein empiriſches Objekt, eine erfahrungsmäßige Außenwelt vorausſetzen.

Ueber dieſen Dualismus darf kein haltbares Syſtem der Philoſophie hinauszukommen hoffen; denn der natürliche, ganze Menſch iſt ein geborener Dualiſt, für ihn ſind Seele und Leib, Denken und Seyn ewig verſchiedene Dinge, und ein philoſophiſches Lehrgebäude wird um ſo mehr Glück auch in weitern Kreiſen machen, und um ſo länger ſich in Anſehen behaupten, je weniger es der menſchlichen Natur Gewalt anthut, je mehr es mit deren lauterſten und innerſten Ausſprüchen übereinſtimmt.

Iſt aber darum die Idee einer abſoluten, alle Gegenſätze in ſich ſchließenden und aufhebenden Einheit nichtig? gibt es gar keine höchſte Einheit von Denken und Seyn? oder können wenigſtens wir von dieſer höchſten Einheit, die nichts anderes ſeyn kann, als das Abſolute, — weil ſie kein Gegenſtand der Wahrnehmung iſt, auch nichts wiſſen? und hat die Idee des Unbedingten, als der höchſten allumfaſſenden Einheit, wie Kant will, für den Denker blos regulativen Werth? iſt es eine rein ſubjektive Vorſtellung, deren wir uns zwar nicht entſchlagen können, von der wir aber auch nur in der Art Gebrauch machen dürfen, daß wir dadurch Einheit und Ordnung in das Syſtem unſerer erfahrungsmäßigen Erkenntniſſe bringen, zugleich aber auch unſere Unterſuchungen nie als abgeſchloſſen anſehen, bis wir beim Unbedingten angelangt ſind, was uns zwar nie gelingen kann, aber eben deßhalb als Antrieb zu immer weiterem Fortſchreiten auf dem Felde der empiriſchen Erkenntniß wirkt?

Die Idee des Unbedingten oder der höchſten abſoluten Einheit iſt ſelbſt eine dem Menſchen eingeborene Idee, an deren objektiver und realer Gültigkeit wir zu zweifeln eben ſo wenig Grund haben, als am Sittengeſetz und Rechtsgeſetz, das ſich uns im Gewiſſen offenbart, oder an dem Geſetze der Kauſalität, an der objektiven Gültigkeit des Begriffs von Urſache und Wirkung, von Subſtanz und Accidenz, von Poſitivem und von Negativem. Das Abſolute iſt, weil wir es denken müſſen und als ſeyend denken müſſen. Daß aber alles Bedingte ein Unbedingtes als ſeinen Grund, jede untergeordnete Urſache eine höchſte oder einen Urgrund vorausſetze, iſt jedem Denkenden unmittelbar gewiß, ſo wie auch jeder Denkende vermöge innerer Nothwendigkeit nur einen Urgrund aller Dinge denken, nur bei der Annahme eines Urgrunds ſich beruhigen kann.

Ueberdies gibt es zwei Thatſachen innerer Erfahrung, die uns, obgleich wir das Unbedingte, d. h. das Urſachloſe, durch ſich ſelbſt Seyende, durch nichts Beſtimmte, und die in ihm enthaltene Einheit aller Gegenſätze nicht begreifen können, doch von der möglichen Einheit der höchſten Gegenſätze und der Realität eines Unbedingten Gewißheit geben: das Selbſtbewußtſeyn und die ſittliche Freiheit. Im Selbſtbewußtſeyn fallen Seyn und Denken in Eins zuſammen, und die ſittliche Freiheit als Vermögen der Selbſtbeſtimmung ohne eine zwingende Urſache oder der Wahl

zwiſchen Gutem und Böſem, von deren Möglichkeit unſer Gewiſſen durch den innern Sinn ſo unabläſſiges als unabweisbares Zeugniß ablegt, iſt ein thatſächlicher Beweis des Daſeyns von etwas wenigſtens in einer Beziehung grund- oder urſachloſem und in ſo fern unbedingtem. Es gibt demnach allerdings eine Einheit von Seyn und Denken und ein Unbedingtes, die in unſere unmittelbare Wahrnehmung fallen, wenn gleich jene Einheit keine abſolute iſt, indem die urſprüngliche Einheit von Denken und Seyn im menſchlichen Selbſtbewußtſeyn ſofort in den Dualismus des leiblichen Daſeyns und einer geiſtigen Gedankenwelt auseinandergeht, welche beide zu unſerem Ich gehören und zuſammen die Einheit menſchlicher Perſönlichkeit konſtituiren, die ſittliche Freiheit des Menſchen aber auch keine abſolute iſt, ſondern einerſeits von dem Sittengeſetze, andererſeits von dem Naturgeſetze ſinnlicher, oder ſelbſtſüchtiger Triebe erregt und angeregt wird, ſo daß der Wille nur die Wahl zwiſchen dem einen und dem andern hat, in dieſer Wahl jedoch nur durch ſich ſelbſt und ohne innere wie ohne äußere Nöthigung beſtimmt wird.

Im Selbſtbewußtſeyn und in der Freiheit beſitzen wir alſo zwei gleichſam unmittelbare und erfahrungsmäßige Zeugniſſe für die Realität der höchſten wiſſenſchaftlichen, überhaupt menſchlichen Idee der unbedingten (durch ſich ſelbſtſeyenden) Einheit. Der eine unbedingte Urgrund des Alls ſelbſt aber liegt allerdings jenſeits unſerer Erfahrung, und ſtreng genommen können wir von ihm nichts wiſſen, als daß er die ſelbſtſtändige Urſache aller Dinge und die höchſte abſolute Einheit iſt. Denn mehr als dies ſagt uns das reine Denken über das Verhältniß der Welt zu Gott nicht; auf welche Weiſe das Endliche durch das Unendliche wird und geworden iſt, bleibt unerforſchlich und die Kluft zwiſchen Gott und Welt, zwiſchen Unendlichem und Endlichem, zwiſchen Unbedingtem und Bedingtem, kann der menſchliche Geiſt nur überſpringen, aber keine Brücke darüber ſchlagen noch den Uebergangspunkt entdecken, wo er zu ſagen oder zu zeigen vermöchte, wie und warum aus Gott die Welt entſtanden iſt. Wie Niemand weiß, auf welche Weiſe ſich die Einheit des menſchlichen Ichs in Geiſt und Körper ſpaltet; wie unſer Blick nicht in die verſchloſſene Werkſtätte menſchlicher Gedankenerzeugung dringt, um das Werden des Gedankens erforſchen zu können; wie wir

nicht einmal die gröbste und so zu sagen sinnlichste unter den Verrichtungen des Geistes, den Mechanismus der Erinnerung oder Wiedererzeugung von Vorstellungen und Gedanken im Gedächtniß durchschauen und erklären können: so noch viel weniger die Gedanken Gottes, die Art und Weise, wie Gott schafft und denkt, wenn wir gleich das, was Gott geschaffen hat, in dem beschränkten Umfang unserer Wahrnehmung erkennen mögen.

Aus dem einen Urgrund alle Dinge oder auch nur die Begriffe aller Dinge in strenger unabänderlicher Aufeinanderfolge zu entwickeln, das Wesen und die Nothwendigkeit aller Erscheinungen der Welt oder das Weltwerden Gottes zu demonstriren, wird daher ewig ein vergeblicher Versuch bleiben. Um dies zu können, müßten wir einen Sinn zur Anschauung Gottes, zur unmittelbaren Wahrnehmung seiner Thätigkeit und seines Wirkens, ein Organ des Uebersinnlichen besitzen, oder das Bewußtseyn vom Hergang der Weltschöpfung müßte uns angeboren seyn. Da aber jener Sinn uns fehlt, und weder durch intellektuelle Anschauung, noch durch die spekulative Methode, oder durch mystische Vertiefung sich ersetzen läßt, — der sogenannte innere Sinn ist nur ein höchst unvollkommenes Organ des Uebersinnlichen, gleichsam nur der erste Anfang, das Rudiment eines Sinnes, denn in seinen Bereich fällt ja nicht das Geistige überhaupt, sondern nur der eigene Geist und auch von diesem nur bestimmte Thätigkeiten oder Zustände, — und da das reine Denken über das Verhältniß der Welt zu Gott nicht mehr zu sagen weiß, als daß eben das Unbedingte die nothwendige Grundursache des Bedingten sey, so bleibt für eine Philosophie, welche dennoch die Entstehung aller Dinge aus ihrem letzten Grund erklären und begreiflich machen will, nichts übrig, als daß sie ihre Zuflucht zu Dichtungen und Analogien nimmt, welche höchstens den Werth von Hypothesen haben können.

Dies thut denn auch die deutsche Philosophie, welche seit Fichte die Theogonie und Kosmogonie sich zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hat, wenn sie die Weltschöpfung für die Selbsterscheinung Gottes erklärt, die ein nothwendiger Akt des göttlichen Lebens seyn soll, damit Gott zum vollen Daseyn und Bewußtseyn seiner selbst gelange. Wie der Mensch im Denken seiner selbst bewußt wird, so soll auch Gott in der Schöpfung, die seine

Selbſterſcheinung, ſein Gedanke iſt, zum Selbſtbewußtſeyn kommen. Allein dieſe vom menſchlichen Denken und Selbſtbewußtſeyn hergenommene Analogie, die jedenfalls auf keiner innern Denknothwendigkeit beruht, mithin auch niemals apodiktiſche Gewißheit geben kann, erſcheint um ſo bedenklicher, als all unſer Vorſtellen und Begreifen beſchränkt und endlich, diskurſiv und ſucceſſiv iſt, als wir ſtündlich und überall an Schranken unſerer Erkenntniß ſtoßen. Nach ſeinem innerſten Gefühl und Bewußtſeyn iſt der Menſch nicht ſelbſt das Unbedingte, ſondern vielmehr in ſeiner ihm allenthalben fühlbaren Endlichkeit und Beſchränktheit, im Stückwerk ſeines Wiſſens, wie in der tauſendfältigen Abhängigkeit ſeines Thuns, das Gegentheil des Unbedingten, und wenn der abſolute Geiſt vom menſchlichen, beſchränkten Geiſte weſentlich verſchieden ſeyn muß, ſo ſind wir auch nicht befugt, dem Unbedingten die Geſetze, Formen und Bedingungen unſeres Denkens (und Bewußtſeyns) anzudichten.

Geht vollends die Philoſophie ſo weit, daß ſie, um ihren Anſpruch auf Allwiſſenheit zu rechtfertigen, eine Identität des menſchlichen Denkens, von dem allein ſie Kunde durch den innern Sinn empfängt, mit dem göttlichen behauptet, ſo erhält man einen Gott, der nur im Menſchen und durch den Menſchen ſeiner ſelbſt bewußt und frei wird, an ſich ſelbſt aber nur die blinde innere Nothwendigkeit der Dinge iſt, — einen arbeitenden Weltgeiſt, dem man Glück wünſchen muß, wenn er, nachdem er ſich Jahrtauſende abgemüht, in unſern Tagen endlich es dahin gebracht hat, ſich als abſoluten Geiſt zu erfaſſen, und ſeinem abſoluten Selbſtbewußtſeyn die Wirklichkeit zu erringen, deren es vorher entbehrte (z. vgl. Hegels Geſchichte der Philoſophie, dritter Abſchnitt. S. 689). Dieſe unwürdige Vorſtellung Gottes oder, um einen Lieblingsausdruck Hegels zu gebrauchen, dieſen „ſchlechten" Gott, verwirft jedoch der geſunde Menſchenſinn mit ſammt der willkürlichen Grundvorausſetzung einer Identität des Menſchlichen und Göttlichen, auf welcher ſie beruht. Auch er bedient ſich zwar der Analogie, allein er trägt das Höchſte auf Gott über, was er ſelbſt weiß und hat, und dieſes höchſte Menſchliche iſt das Selbſtbewußtſeyn und die Freiheit; dieſe führen ihn zu dem Begriff des höchſten Bewußtſeyns und der höchſten Freiheit in Gott, nicht zu dem einer bewußtloſen Nothwendigkeit, zu dem man allerdings gelangen muß, ſobald man Gott erklären, konſtruiren und begreifen

will. Denn das Unbedingte zu erklären oder den Grund des Grundloſen, die Bedingungen des Unbedingten aufzuzeigen, iſt eben ſo unmöglich, als hinter das Bewußtſeyn zurückzugehen, und dem natürlichen Menſchen ſind das Selbſtbewußtſeyn und die Freiheit unmittelbare, thatſächliche Gewißheiten, über die man bei Gott ſo wenig als bei dem Menſchen hinausgehen kann, um zu ſehen, was jenſeits derſelben oder hinter ihnen liegt. Wenn aber der natürliche Menſch, wie der ſpekulative Philoſoph, ſich Gott nur menſchenähnlich oder menſchlich vorſtellen kann, ſo iſt es doch bei jenem nicht der Menſch, in welchem Gott ſein Selbſtbewußtſeyn und ſeine Freiheit findet, ſondern beide empfängt der Menſch von Gott, und was von Menſchenähnlichkeit er auf Gott überträgt, das ſind nicht die Beſchränkungen des menſchlichen Denkens und Bewußtſeyns, ſondern neben einem ſchrankenloſen Bewußtſeyn oder einer göttlichen Allwiſſenheit hauptſächlich die ſittlichen Eigenſchaften der Gerechtigkeit, der Güte und der Heiligkeit. Denn die ſittliche Natur des Menſchen iſt es, worin ein Widerſchein des Unbedingten leuchtet, dieſes wahrnehmbar in die Menſchenwelt hereinragt; durch ſeine ſittliche Freiheit, die ein Vermögen der Selbſtbeſtimmung ohne innere, wie ohne äußere Nöthigung iſt, nimmt der Menſch am Abſoluten Theil: das Denken weiß blos von einem Unbedingten, das Wollen hat ein ſolches in gewiſſem Sinn. Gott als den Urheber des Sittengeſetzes aber kann der Menſch ſich nicht anders denken, denn als dieſes wollend, mithin unter dem Attribut der Heiligkeit, der Gerechtigkeit und Liebe, und wenn dies kindiſche Vorſtellungen ſeyn ſollen, die der geläuterte Begriff, deſſen alleiniger Gott die Menſchheit iſt, verſchmähe und die nur dem Zuſtande des noch unmündigen Denkens angehören, ſo wird man doch fragen dürfen, warum der Satz: Gott *muß* in der Welt zum Selbſtbewußtſeyn und zur Wirklichkeit gelangen, — das Geheimniß der Schöpfung beſſer erklären ſoll, als der: Gott *will* in der Schöpfung einen Gegenſtand ſeiner Liebe haben und iſt ſich dieſes freien Zwecks von Uranfang bewußt? Beide ſind, wenn man will, Anthropomorphismen, menſchliche, inadäquate Vorſtellungsweiſen,[1] aber der letztere gibt doch eine

[1] In dieſem Sinne ſagt ſchon Angelus Sileſius:

Was du von Gott verlachſt, daſelb' iſt mehr erlogen
Als wahr, weil du ihn nur nach dem Geſchöpf erwogen.

würdigere Vorſtellung Gottes als der erſte, unterwirft Gott keiner Nothwendigkeit, erklärt das Geſchöpf nicht für edler, vollkommener als den Schöpfer und befriedigt nicht etwa, wie der erſte, blos den denkenden, ſpekulirenden, ſondern auch den fühlenden, gemüthlichen und ſittlichen Menſchen, welchen Kant mit Recht über den ſpekulirenden ſetzt.

Je vollſtändiger aber eine Philoſophie die menſchliche Natur umfaßt und wiederſpiegelt, ſo daß in ihr der ganze Menſch ſich ausprägt und zum Wort kommt, deſto befriedigender iſt dieſelbe, wenn nicht für den bloßen Denker, doch für den unzerſtückten, vollſtändigen, zum Denken und zum Handeln gleichmäßig entwickelten Menſchen, und Hegels Grundfehler, wie wir glauben, nach Andern freilich ſein unſterbliches Verdienſt, iſt die ſtarre Einſeitigkeit, mit welcher er blos die Intereſſen und Anſprüche des denkenden, wiſſenſchaftlichen Menſchen zu Rathe zieht. Wie nämlich die Wahrheit für den ganzen, nicht blos für den halben Menſchen iſt, ſo iſt ſie auch nur in der Totalität ſeiner Kräfte und Vermögen, und ſo wahr es ſeyn mag, daß das Erkennen ſich nur im Monismus vollſtändig beruhigt, daß einem abſoluten Wiſſensdurſt vollkommene Befriedigung nur eine Alleinslehre verſpricht, die alle Gegenſätze tilgt, alles Beſondere auflöst und das Individuum vernichtet, ſo iſt darum doch nicht der Trieb, alles zu wiſſen und zu begreifen, unter allen menſchlichen Trieben derjenige, dem jeder andere weichen und ſich blindlings unterordnen muß.

So gut man an die logiſchen Denkgeſetze, an Zeit und Raum als Formen der Anſchauung, an die Kategorien und Grundſätze des Verſtandes glaubt, eben ſo gut und mit demſelben Recht glaubt man aus innerer Nothwendigkeit auch an das Rechts- und Sittengeſetz und an eine dem Sittengeſetz entſprechende Weltordnung. Die Philoſophie wage und verſuche es daher nur wieder, den unabweisbarſten Seelenforderungen und den Grundausſprüchen ſittlicher Nothwendigkeit dieſelbe Geltung einzuräumen, wie den Denkgeſetzen, die doch auch keine andere Beglaubigung haben, als eben wiederum den Glauben an die Wahrhaftigkeit der menſchlichen Natur!

Es iſt der natürliche oder angeborene Menſchen- und Völkerglaube, daß der Menſch aus der Wahrheit und zur Erkenntniß der Wahrheit geboren ſey, mithin durch die geſetzmäßige Anwendung

ſeiner Denkkräfte nicht bloßen Schein und Täuſchung finden müſſe. Aber daraus folgt weder ein abſolutes Wiſſen aller Wahrheit, noch daß die Wahrheit blos und ausſchließlich für den denkenden Menſchen, daß nur ein Theil des Menſchen auf Wahrheit, der übrige auf Täuſchung angewieſen ſey. Ein Syſtem, welches alle Wahrheit nur im Denken, in der theoretiſchen Vernunft ſucht, iſt ſo unhaltbar oder noch unhaltbarer als dasjenige, welches mit Kant vollkommene Wahrheit nur in der praktiſchen Vernunft findet, die Wahrheit auf den ſittlichen Menſchen beſchränkt und den erkennenden oder denkenden davon ausſchließt. Die Wahrheit liegt im ganzen Menſchen, und zu einem lebendigen Ganzen menſchlicher Erkenntniß oder menſchlichen Wiſſens wird jede geiſtige Kraft des Menſchen ihren Beitrag geben müſſen, ſo daß Begriff und Vorſtellung, Gemüth und Phantaſie, Glaube und praktiſche Vernunft darin zuſammenwirken.

Dieſer Nothwendigkeit kann ſich ſelbſt Hegel nicht entziehen, und ſo ſtiefväterlich bei ihm der handelnde und der gemüthliche Menſch bedacht wird, ſo ein erklärter Feind aller Erbaulichkeiten Hegel iſt, ſo iſt doch der Grundpfeiler ſeines Syſtems der Glaube an die vollſtändige Erkennbarkeit des Wahren, und an Darſtellungen und Definitionen, welche dem Begriff eine ſinnbildliche Vorſtellung, wenn nicht gar eine Dichtung unterſchieben, fehlt es trotz der geprieſenen logiſchen Strenge ſeiner Dialektik auch bei Hegel nicht. Oder iſt es etwa kein bildlicher Ausdruck, wenn Hegel die Empfindung als das dumpfe Weben des Geiſtes in ſich ſelbſt definirt? Gehört es nicht dem Standpunkt der ſo ſehr verachteten Vorſtellung an, wenn die Anſchauung dadurch erklärt wird, daß die Intelligenz den Inhalt der Empfindung als außer ſich ſeyendes in Raum und Zeit hinauswerfe? Iſt es endlich mehr als ein geiſtreiches, mit Scharfſinn durchgeführtes Bild, wenn Hegel lehrt, Gott oder das Abſolute, die Idee, das Denken, erweiſe ſich als die Thätigkeit, ſich ſelbſt, um für ſich zu ſeyn, ſich gegenüberzuſtellen und in dieſem Andern nur bei ſich ſelbſt zu ſeyn, — ſo daß alſo das ſich ſelbſt gegenübergeſtellte, zu ſeinem eigenen Gegenſtand gewordene Denken die Welt iſt, in welcher das Denken ſich ſelbſt erkenne und als Geiſt in ſich zurückkehre? Und noch entſchiedener fällt es wohl in das Gebiet der Vorſtellung, wenn Hegel die Weltſchöpfung auch ſo erklärt, daß Gott als urſprünglich bloß

logiſche Idee ſich entſchließe (d. h. aufſchließe), ſich als Natur frei aus ſich zu entlaſſen.

Hegel ſoll keineswegs darum getadelt werden, daß er wie andere Philoſophen oder ſonſtige Menſchenkinder dem Begriff mit der Vorſtellung zu Hülfe kommt. Denn ſo wenig als es eine Sprache gibt, welche die geiſtigen Dinge, das Un- und Ueberſinnliche anders als ſinnbildlich durch Metaphern, die der Sinnenwelt entnommen ſind, bezeichnen und ausdrücken kann, ebenſo wenig kann der denkende Geiſt der Vorſtellung entbehren, die überall das Kleid des Gedankens, die äußere Hülle des Begriffs iſt, und nicht bloß eine dienende Rolle ſpielt die Vorſtellung nothwendig in der Wiſſenſchaft, ſondern auch eine ſchöpferiſche als Einbildungskraft, als Phantaſie, deren divinatoriſche Macht ſo unentbehrlich iſt, um immer reichere und lebendigere Weltanſchauungen auch für die Wiſſenſchaft zu gewinnen.

Und gerade dadurch unterſcheidet ſich am meiſten Schelling von Hegel, daß an der Entwicklung und Durchführung des beiden gemeinſchaftlichen Grundgedankens einer abſoluten Identität des Denkens und des Seyns Gemüth und Phantaſie bei Schelling einen unendlich reichern Antheil hat. So legt denn Schelling ſchon in die Natur, welche nach Hegel im Grund nichts anderes als der zum Selbſtbewußtſeyn nothwendige Gegenſatz des Geiſtes und ein ſo ſchlechter Gegenſatz des Geiſtes iſt, daß ſie der unaufgelöste Widerſpruch, der Abfall der Idee von ſich ſelbſt genannt wird, ſo viel Leben und Seele, ſie iſt der in ſolcher Glut und Pracht der Farben blühende und athmende lebendige Leib des in ihr quellenden verhüllten Geiſtes, daß Schellings Naturphiloſophie als Wahrheit und Dichtung im edelſten Sinn erſcheint, wenn er ſelbſt den Geiſt ſein Verhältniß zur Natur dichteriſch ſo ausſprechen läßt:

Ich bin der Gott, den ſie im Buſen hegt,
Der Geiſt, der ſich in allem bewegt;
Vom erſten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erauß der erſten Lebensſäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erſte Blüth', die erſte Knoſpe ſchwillt,
Zum erſten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht.

Und aus den tauſend Augen der Welt
Den Himmel ſo Tag wie Nacht erhellt —
Iſt Eine Kraft, Ein Wechſelſpiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höherm Leben.

Wie todt und götterlos erſcheint dagegen die Natur bei Hegel, wenn er, damit dem Geiſt allein die Ehre bleibe, ſie für unmächtig erklärt, der Idee zu entſprechen und den Begriff in der Ausführung feſtzuhalten, wenn nach Hegel in der Natur der Zufall ein ſo zügelloſes Spiel treibt, daß jede Vorſtellung des Geiſtes, die ſchlechteſte ſeiner Einbildungen, das Spiel ſeiner zufälligſten Launen, jedes Wort, klarer vom Seyn und von der Weisheit Gottes zeugen ſoll als irgend ein einzelner Naturgegenſtand, daß ſelbſt die geiſtige Zufälligkeit, die Willkür, wenn ſie bis zum Böſen fortgeht, noch ein unendlich höheres ſeyn ſoll als das geſetzmäßige Benehmen der Geſtirne oder als die Unſchuld der Pflanze. Was Schellings wunderbarer Genius verhüllt oder verſöhnt, das tritt bei Hegel allenthalben ſchroff und nackt hervor, und wenn der letztere ſeinen Gott im Weltprozeſſe und im Menſchengeiſt aufgehen läßt, ſo daß derſelbe außerhalb der Menſchheit für ſich ſelbſt weder Bewußtſeyn, noch Freiheit und volle Wirklichkeit beſitzt, ſo iſt Schelling dagegen viel zu reich an Gemüth und Glauben, um das geſammte Welt- und Geiſterall in ſo enge Grenzen einzuſchließen, das ganze Jenſeits in dem Dieſſeits aufzulöſen und nicht neben dem ewigwerdenden Gott in der Welt auch einen ewigſeyenden über der Welt zu ſuchen und zu finden. Gemüth und Phantaſie verleihen Schellings Lehre jene innere Lebensfülle, wodurch ſein Gedanke mit der Macht der Dichtung, und zwar einer Dichtung, an die man glaubt, wirkt, und dieſer Poeſie verdankt ohne Zweifel die Naturphiloſophie ihre entſchiedenſten Triumphe, ſie ſcheint, neben einzelnen Tönen, welche Schiller angeſchlagen, der Anfang einer Poeſie des Geiſtes, wo der Gedanke ſelbſt, nicht bloß ſeine Verkörperung oder Einkleidung ſchön, erhaben iſt, — das Lehrgedicht in jenem höhern Sinn und Styl, wie es bis jetzt faſt nur der Orient beſaß.

Bei Kant und Fichte aber iſt es vorzugsweis das ſittliche Element, was ihre Weltanſchauung adelt, ihren Gedanken höhern Schwung verleiht, und die unſterbliche Seite ihrer Syſteme bildet, das Weſen, welches fortlebt, wenn die äußere Form zerbricht.

Endlich iſt auch der Glaube eine Macht, die zu der Summe menſchlicher Ueberzeugungen die wichtigſten Beiträge liefert, und die ſelbſt im Gebiet des Denkens und Erkennens ſich ihr Recht nicht nehmen läßt. Was uns lebendige Gewißheit von unſerem eigenen Daſeyn und der Exiſtenz der Welt, von der Wahrheit der Denkgeſetze und der verbindenden Kraft des Rechts- und Sittengeſetzes gibt, kann man doch nicht anders als Glauben nennen, und dieſe Kraft durchzieht den ganzen geiſtigen Menſchen mit ſolcher Allgewalt, daß die Aufgabe aller Bildung unmöglich die ſeyn kann, den Glauben aufzulöſen und in lauter Definitionen zu verwandeln, ſondern bloß die, ihn mit der Geſammtheit der Seelenkräfte in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Ohne die Kraft des Glaubens, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe und auf den verſchiedenſten Gebieten äußert, wäre der Menſch ein Nichts, ein Schatten oder Schemen, der an ſeinem eigenen Daſeyn zweifelt, und kein Menſch kann alles wiſſen, alles begreifen und erklären und nichts glauben wollen, ohne daß ihm Schaden droht an ſeiner Seele. Auch iſt die Kraft des Glaubens im Menſchen beinahe unverwüſtlich; der zweifelſüchtigſte Philoſoph glaubt oft am feſteſten an die Sätze, die er nicht beweiſen kann, und man weiß, wie leicht ſogar der Unglaube in Aberglauben umſchlägt. Wie mitten in einer Zeit des Unglaubens Napoleon an ſeinen Stern, ſo glaubte Cäſar an ſein Glück, und Mancher, der von keinem Gott, von keinem Geiſt und keiner Fortdauer des Geiſtes wiſſen will, glaubt dennoch unbewußt und unwillkürlich an das Sittengeſetz, obgleich dieſelben Gründe, aus welchen er keinen Gott und keinen Geiſt glaubt, auch gegen das moraliſche Geſetz ſprechen und das Gewiſſen ihm als bloße Täuſchung oder Angewöhnung ſollten erſcheinen laſſen. Ebendeßwegen aber, weil der Glaube ſo nothwendig zur geiſtigſittlichen Exiſtenz des Menſchen gehört, iſt ſogar der blinde Wort- und Ueberlieferungsglaube einem Unglauben vorzuziehen, der jedem Glauben feind, im menſchlichen Gemüth die Kraft zu glauben ſelbſt zerſtören will. Alle Begeiſterung iſt Glaube, und wo dieſer fehlt, läßt jene durch keine Steigerung des Unglaubens zum Fanatismus oder Terrorismus ſich erſetzen. Daher iſt auch nicht Zerſtörung, ſondern Zurückleitung des Glaubens von bloß äußerer Autorität zur Urquelle des Glaubens in der eigenen Bruſt, das Ziel und die Nothwendigkeit philoſophiſcher Bildung. Denn

nur die Glaubensformen können und müſſen wechſeln, der Glaube ſelbſt iſt ſo unſterblich als die ſeine Formen läuternde Vernunft. Die göttliche Weltregierung, die Freiheit des Willens, die ewige Gerechtigkeit, die zuletzt Jedem vergilt nach dem, was er verdient hat, ſind Glaubensſätze aller Zeiten und aller Völker, deren Seelenkräfte ſich im naturgemäßen Gleichgewicht entwickelt haben, und nur der grübelnde, einſeitige Verſtand, nicht der geſunde, ganze Menſch, kann auf den Abweg kommen, die Freiheit und das ſittliche Prinzip der Welt entweder ganz zu läugnen, oder wenigſtens dem Bewußtloſen und Nothwendigen unterzuordnen und am endlichen Sieg des Guten zu verzweifeln. Denn der Verſtand, der weniger der freien als der nothwendigen Seite des menſchlichen Geiſtes angehört, begreift an ſich und von ſich aus auch nur das Nothwendige, und hätte den Begriff der Freiheit nicht, wenn ſie ihm nicht als Thatſache der innern Erfahrung, die er als ſolche gelten laſſen, glauben muß, gegeben wäre. Der Glaube aber iſt nichts anderes, als ein unwiderſtehliches Gefühl der Wahrheit des (entweder ſelbſt oder von andern) Gedachten, und das Denken wird das Glauben nie entbehrlich machen, da man wohl glauben kann, ohne zu philoſophiren, aber nicht philoſophiren, ohne zu glauben. Der große Streit zwiſchen Denken und Glauben iſt alſo nicht der, ob man überhaupt bloß denken und nicht glauben ſolle, ſondern ob man bloß glauben und nicht denken, höchſtens phantaſiren ſolle. Der Glaube kann nämlich auch das Denken nicht entbehrlich machen, denn alles Glauben ſchließt ſchon ein Denken in ſich, und das höchſte Ziel des Glaubens und des Denkens iſt der volle Einklang beider und die wechſelſeitige Beſtätigung und Bekräftigung des einen durch das andere.

Der Glaube aber iſt aufs engſte mit der Poeſie verwandt, die Dichtung iſt ſein mächtigſtes Organ. Dichtung und Phantaſie haben nämlich auf dem Gebiete der Erkenntniß die gedoppelte Beſtimmung: dem ungeübten Denkvermögen das, was es noch nicht in Begriffe zu faſſen gelernt hat, vorbildend zu verſinnlichen, dann aber auch, die Regionen, welche ewig jenſeits des Begriffs liegen und dem geübteſten Denkvermögen undurchdringlich ſind, dem Geiſte wenigſtens durch Bild und Wort zugänglich zu machen. Der Glaube eilt daher auf Flügeln der Phantaſie dem Wiſſen, dem Begriff voran; aber wo das Wiſſen aufhört, da beginnt auch

wiederum Dichtung und Glaube. So weiß auf einer gewiſſen Altersſtufe die dichtende Phantaſie, die, wenn auch unbewußt, immer auf Darſtellung und Verkörperung einer menſchlichen Idee ausgeht, die Idee des Unbedingten, Ueberſinnlichen, nicht anders zu verkörpern als unter der Geſtalt des Wunders oder des Uebernatürlichen. Wo dieſe Verkörperung unbewußt geſchieht und mit einer Art von Nothwendigkeit, weil die noch ungetrennt wirkenden Geiſteskräfte eines abſtrakten Ausdrucks der Idee nicht fähig ſind, ſondern den Begriff nur in konkreter Geſtalt und Bildung darzuſtellen vermögen, da bildet ſich die Mythe, und dies iſt die Geneſis des Wunderglaubens, d. h. desjenigen Wunderglaubens, der eine völlige Aufhebung und Verkehrung der Naturgeſetze, nicht etwa eine bloße Beherrſchung der gewöhnlichen, niederern Naturkräfte durch außerordentliche, höhere vorausſetzt. Der Rationalismus dagegen zerſtört dieſen Wunderglauben und die Mythen, denn das gotteswürdigſte Wunder iſt für ihn da, wo durch die einfachſten und natürlichſten Mittel das Außerordentliche vollbracht wird; allein der Glaube lebt und dichtet immer fort, er zieht nur in ein anderes Gebiet, in eine geiſtige Gedankenwelt hinüber. Hier eingebürgert ſpannt er wiederum die Arme der Phantaſie weit um die ganze Unermeßlichkeit der Schöpfung, in neuen Bildern und Symbolen ſtrebt er eine dem Schöpfer angemeſſene Vorſtellung zu gewinnen, und wie er tiefer in den Abgrund der Gedanken ſich verſenkt, vernimmt er Geiſterlaute aus der tiefſten Stille und der Athem des Unendlichen weht ſelbſt dem, für welchen es über der Welt und über der Menſchheit nichts höheres gibt, aus den Gebilden der Wiſſenſchaft, den Schöpfungen der Kunſt, ja aus dem Taumel des Genuſſes und dem Rauſch der Sinne noch entgegen.

Ahnung und Glaube iſt die nothwendige Ergänzung des Wiſſens, und wo immer die beſonnene Forſchung ihre Grenzen anerkennen muß, da beugt der Geiſt ſich anbetend vor dem Unerforſchlichen und die Philoſophie wird zur Religion. Die Religion aber beherrſcht und ergreift ſo ſehr den ganzen Menſchen, daß auch das Vermögen der Dichtung nothwendig daran Theil nimmt; die Religion bewegt ſich in ſo körperloſen Räumen, befährt ſo uferloſe Meere, daß ohne die Hülfe der Phantaſie der Menſchengeiſt nicht Anker werfen kann, daß ein reiner Verſtandesglaube mit gänzlicher Ausſcheidung des dichteriſchen Elements unnatürlich, wo nicht unmöglich iſt,

daher denn auch die geiſtigſte Religion ſich ihre Mythologie von Engeln und Dämonen, von Heiligen und Wundern, von Himmel, Paradies und Hölle, vom Zuſtand und vom Aufenthalt der abgeſchiedenen Geiſter bildet. Denn der Glaube iſt überhaupt ſeinem ganzen Weſen nach nicht nur dichteriſch und zur Dichtung geneigt, ſondern geradezu der höchſte Dichter und Religion die höchſte Dichtung, weil ſie geglaubte Poeſie, die Poeſie der Wahrheit oder der Erkenntniß und der Ueberzeugung iſt, kein Spiel des Geiſtes, ſondern ſein heiligſter und tiefſter Ernſt.

So kehrt zuletzt das Denken oder die Philoſophie zu ihrem Ausgangspunkt, dem dichtenden Glauben zurück und wird für das Unerforſchliche und Unbegreifliche den letzten, vollendetſten Ausdruck vielleicht in einer Poeſie finden, deren Anklänge wir bei den myſtiſchen Dichtern des Orients und auch bei abendländiſchen Dichterphiloſophen, wie Plato, Böhme, Angelus Sileſius vernehmen. Den höchſten Ahnungen der Seele Wort zu geben, von Gott zu reden und ſein Weſen auszuſprechen, ſcheint nämlich der Poeſie vor der Philoſophie deßwegen zuzukommen, weil jene anſpruchloſer ihre Darſtellungen nur als Symbole und Annäherungen gibt, für ihre Anſchauungen nur gleichnißweiſe Geltung oder bedingte Wahrheit in Anſpruch nimmt, wogegen dieſe das unſagbare Weſen Gottes objektiv und abſolut in adäquaten Formeln auszudrücken ſich vermißt, die in der That doch auch nur Gleichniſſe, keine Gleichungen ſind, nur Namen für das Unausſprechliche, nur „Dunſt und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ Der Gedanke iſt allerdings die mächtigſte Kraft unſerer Zeit, die noch in ungeſchwächter Stärke wirkt, während Kunſt und Thatkraft zu ermatten ſcheinen; allein das heutige Uebergewicht der Wiſſenſchaft über Poeſie und Kunſt, ihre in höherem Grade weltbewegende Kraft beruht wohl größtentheils darauf, daß in unſern Tagen die Wiſſenſchaft auch den Glauben der Gebildeten beherrſcht und eine praktiſche Bedeutung hat, daß Theologie und Philoſophie wetteifernd ringen, über die höchſten menſchlichen Intereſſen Licht zu verbreiten, während Kunſt und Poeſie mehr Sache des Genuſſes, wenn auch des edelſten, geworden ſind, religiöſen oder praktiſchen Intereſſen bloß noch zufällig dienen.

Gleichwohl iſt ihre endliche bewußte Wiedervereinigung ohne Zweifel in demſelben Naturgeſetze des Lebens begründet, welches

ihre Trennung zur nothwendigen Bedingung ihrer Entwicklung gemacht hat, und wenigſtens zu einer Philoſophie, welche dem ganzen Menſchen ſein Recht widerfahren läßt, ſtrebt, wenn uns nicht die Zeichen täuſchen, unſre Zeit zurück. Gegen die Lehre von der abſoluten Identität des Denkens und des Seyns erhebt ſich immer ſtärker der dem Menſchen natürliche Realismus, welcher ihm den Glauben aufnöthigt, daß Seyn und Denken nicht einerlei, ſondern weſentlich verſchieden ſeyen, daß die Dinge, welche wir erkennen, außer uns und unabhängig von uns exiſtiren, und daß alſo auch der Grund aller Dinge, das höchſte Weſen, ein reales Daſeyn außer uns habe. Dieſer Glaube iſt dem Menſchen angeboren und deßhalb unzerſtörbar, während Hegels Glaube an die Einerleiheit nicht nur des Denkens und des Seyns überhaupt, ſondern auch des menſchlichen Denkens und Seyns mit dem göttlichen, und folgeweis an eine menſchliche Allwiſſenheit, dem Menſchen nicht natürlich, ſondern widerſtrebend iſt und nur mit Verläugnung der ſtärkſten und unüberwindlichſten Gefühle, ja der Denkgeſetze ſelbſt erkauft wird, die dieſer Glaube zum Inbegriff alles Seyns zu erheben verſpricht und doch zu einem bloßen dialektiſchen Schein herabſetzt. Denn der natürlichen Logik widerſpricht zwar nicht eine urſprüngliche Einheit oder Indifferenz, eine gemeinſchaftliche Wurzel aller Gegenſätze, wohl aber eine fortdauernde wirkliche Identität von Idealem und Realem, von Freiheit und Nothwendigkeit, von Unendlichem und Endlichem, von Allgemeinem und Beſonderem, von Subjektivität und Objektivität, und dieſe natürliche Logik fordert ihre Rechte wieder, die ſie nur vorübergehend im Zuſtand einer durch die Lostrennung des innern Lebens von dem äußern krankhaft geſteigerten Innerlichkeit verlieren konnte. Von der in unſerer Zeit nicht zu verkennenden Reaktion des dem Menſchen angeborenen Realismus gegen den künſtlichen Idealismus der deutſchen Philoſophie iſt aber auch die Ueberzeugung unzertrennlich, daß man durch bloßes aprioriſches Konſtruiren oder Deduziren die Wirklichkeit der Dinge nicht erfaſſe, und damit neigt ſich, wie es ſcheint, die Zeit der reinen Konſtruktionsphiloſophie zum Ende; man verlangt im Reich des Geiſtes wie der Natur eine poſitivere Erforſchung der Wirklichkeit und eine ſubſtantiellere Geiſtesnahrung, als das luſtige Spiel mit Begriffen geben kann, die wie auf einem Schachbrett ſo lang gedreht, gewendet, hin- und hergeſchoben

werden, bis die gerade paſſende Figur an jeder Stelle des Syſtems zum Vorſchein kommt; auch die Philoſophie ſoll von Thatſachen und Erfahrungen, ſeyen es nun äußere oder innere, ausgehen. Zudem will ſelbſt der Deutſche nachgerade nicht mehr bloß ein denkendes, ſondern auch ein handelndes Weſen ſeyn, und er begnügt ſich immer weniger mit einem todten, unfruchtbaren Wiſſen, das ſeine eigene Unmacht im Leben predigt, und das die Dinge zwar erklären, aber praktiſch weder beherrſchen noch bewältigen und in der Wirklichkeit nichts ſchaffen kann. Sogar ein Theil der hegelſchen Schule huldigt, trotz Hegels Interdikten und der Ungunſt derſelben Macht, deren Gunſt ſie bisher emporgetragen, jetzt einem philoſophiſchen Liberalismus, der mit dem Beſtehenden nichts weniger als zufrieden iſt; immer häufiger wird ſelbſt in ihrer Mitte die Berufung auf den natürlichen, geſunden Sinn, mit dem doch Hegel ſelbſt gar wenig oder nichts gemein haben wollte, und ſo könnte allmälig doch die Zeit herannahen, von welcher Göthe prophezeit, daß die beſtändig transſcendirenden Deutſchen — und transſcendent iſt auch eine Philoſophie, welche das ganze Jenſeits in das Dieſſeits herüberzieht, die Fülle der Ewigkeit in jedem irdiſchen Moment beſitzen und Abſolutes, Unendliches wie Waſſer trinkend, ſchon hier im Mittelpunkt des Unbedingten ſtehen will — aus ihrer Transſcendenz erwachen und ſich wunderlich damit vorkommen werden, die Zeit, wo deutſche Wiſſenſchaft wie deutſche Freiheit aufhören, das Gegentheil von dem zu ſeyn, was ſie bei andern Völkern ſind, wo man nicht mehr von einer beſondern deutſchen Vernunft, der ſpekulativen, ſo wenig als von einer beſondern deutſchen Freiheit, der abſolutmonarchiſchen oder der quaſikonſtitutionellen, redet.

Allein ſo poſitiv und realiſtiſch auf der einen Seite unſre Zeit iſt, ſo ſcheint doch ſchon die materialiſtiſche Weisheit des achtzehnten Jahrhunderts einen Wendepunkt, einen allmälig „überwundenen Standpunkt," zu bezeichnen. Eine Philoſophie, die zwar im Namen des Geiſtes gegen die Natur verächtlich thut, aber doch alle Wirklichkeit des Höhern und Unſichtbaren zum bloßen Gedankending verflüchtigt, oder als weſenloſes Phantaſiebild darſtellt, Religion und Kirche den Krieg erklärt, und, um ganz folgerecht zu ſeyn, zuletzt auch Kunſt und Poeſie für Spielereien erklären muß, denen die mündig gewordenen Söhne der Zeit entwachſen

ſeyen, will immer weniger genügen, und wird, je mehr ſie ihre Konſequenzen auf die Spitze treibt, deſto unfehlbarer ſich ſelbſt zerſtören. Für den fanatiſchen Unglauben, der im vorigen Jahrhundert, durch engliſchen Skeptizismus und Naturalismus angeregt, Frankreich beherrſchte, fehlt in Deutſchland der Boden, und wenn ſelbſt in dem glaubensärmern Frankreich der Fanatismus des Unglaubens im Erlöſchen iſt, wenn das Bedürfniß einer Glaubenserneuerung auch in England zu erwachen ſcheint, ſo iſt am wenigſten daran zu denken, daß ein Syſtem, welches in ſeiner eigenen Heimath täglich ſtärker wankt, in Deutſchland noch zu dauernder Herrſchaft gelangen werde. Seit der Aufklärungsperiode des verfloſſenen Jahrhunderts iſt vielmehr trotz aller Gegenwirkungen das religiöſe und kirchliche Leben in ſichtbarem Aufſchwung begriffen und auch ein Streben der Philoſophie, Religion zu werden oder mit dem Glauben ſich zu identifiziren, unverkennbar. Der Glaube will ſich läutern, nicht im Unglauben untergehen, ſo wie ihrerſeits die Philoſophie zu Leben und Natur und zur Natürlichkeit zurückkehren, aber nicht im Materialismus erſticken will. Das Jenſeits ſoll wieder in ſeine Rechte treten und ebendamit wieder im Dieſſeits das Beſondere gegen das leere Allgemeine, das Individuum als ein Bürger dieſes Jenſeits gegen die verſchwimmende All-Einheit, gegen das ewigverſchlingende, ewigwiederkäuende Ungeheuer eines ſich ſelbſt erzeugenden Weltprozeſſes. Ja ſo ſehr ſträubt ſich das im Deutſchen immer mächtige Gefühl des individuellen Lebens gegen die Auflöſung alles Beſondern in das einfach Allgemeine, daß man eine bis zum Steckbriefartigen und Frazzenhaften gehende Zeichnung der Individualität am häufigſten vielleicht bei Solchen findet, welche in der Erhabenheit über das Beſondere grundſätzlich einen Ruhm ſuchen, daß ſie, welche das Individuum in der Theorie geringſchätzen und überall auf das Eine und Allgemeine des Begriffs dringen, am meiſten Werth darauf legen, als die Vertrauten der innerſten Gedanken auch des Individuums zu erſcheinen.

Wird aber nun auf ſolchem Weg auch eine allgemeingültige Philoſophie entſtehen und die Philoſophie zum Rang einer exakten Wiſſenſchaft erhoben werden? Dieſe Frage iſt zu bejahen oder zu verneinen, je nachdem man die Grenzen der Philoſophie enger oder weiter zieht. Unter Philoſophie verſteht die Mehrzahl derer, welche überhaupt um dieſe Geiſtesſphäre ſich bekümmern, die Wiſſenſchaft

der Wahrheit oder des Erkennens (die letzten Gründe und die höchſten, zumal überſinnlichen Gegenſtände des Erkennens miteinbegriffen). Die letzten Gründe des Erkennens aber liegen in den dem Geiſte eingeborenen Ideen, Urbegriffen und Urformen, in ſeinen logiſchen und praktiſchen Geſetzen oder Funktionen. Dieſe wiſſenſchaftlich zu erforſchen und darzuſtellen, iſt Sache der Logik und der Kritik der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, und ſo gut als die Logik (nämlich die gemeine, formale, nicht die hegelſche) es zum Rang einer allgemein gültigen Wiſſenſchaft hat bringen können, eben ſo gut wird dies auch die Kritik der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft vermögen, denn beide erforſchen nur einen in der innern Wahrnehmung gegebenen Stoff und bilden eine Wiſſenſchaft zwar nicht der äußern, aber doch der innern Erfahrung.

Daß es bis jetzt weder Kant noch Hegel zu einer erſchöpfenden und über jede Anfechtung erhabenen wiſſenſchaftlichen Entwicklung und Darſtellung der ganzen Summe unſeres angeborenen Wiſſens, des a priori Gewiſſen oder wie man es ſonſt nennen will, gebracht hat, daß es noch keinem Philoſophen gelungen iſt, das Rechts- und Sittengeſetz auf eine unumſtößliche Weiſe zu formuliren, beweist gegen die Möglichkeit einer exakten Wiſſenſchaft der reinen oder theoretiſchen und der praktiſchen Vernunft eben ſo wenig, als die Verbeſſerungen, deren die gemeine Logik trotz der Unangreifbarkeit ihrer Hauptſätze noch immer fähig iſt, gegen die Wiſſenſchaft der Logik ſelbſt. Es gibt eine Sphäre des Abſolutgewiſſen im Denken und Handeln, welche der Wiſſenſchaft in den drei Disziplinen der formalen Logik, der Kritik der reinen und der Kritik der praktiſchen Vernunft erſchloſſen wird, die aber allerdings zu eng iſt, als daß ſich in ihr der philoſophiſche Forſchungstrieb beruhigen könnte. Um über ſie hinauszukommen, muß er die Denkgeſetze und Kategorien, in welchen er die Elemente und Regeln des Denkens kennen lernt und gleichſam die Werkzeuge und das Fachwerk des Erkennens beſitzt, anwenden auf die Gegenſtände der äußern und innern Erfahrung, oder auf das jenſeits aller Erfahrung liegende Unbedingte, auf die Vernunftidee des überſinnlichen letzten Grunds der Dinge, und hier hört alsdann ſchon die abſolute Gewißheit auf, ſobald man über das, was in unmittelbarer Anſchauung vorliegt, oder mit logiſcher Nothwendigkeit aus ſolcher folgt, hinausgeht.

Deßwegen läßt ſich aber keineswegs behaupten, daß alles, was in dieſe Sphäre fällt, werthloſe Träumerei und unter der Würde der Wiſſenſchaft ſey. Vielmehr gibt es auch auf dieſem Gebiet Wahrheiten und Entdeckungen von ſolcher Wichtigkeit und Ueberzeugungskraft, daß ſie zum Glauben der Jahrhunderte und der Völker werden. Um dies an einem Beiſpiel zu erläutern, ſo iſt der Glaube an eine ſittliche Weltordnung, d. h. an einen endlichen Triumph des Guten über das Böſe und eine endliche gerechte Ausgleichung von ſittlicher Würdigkeit und von Glückſeligkeit, eine faſt logiſche Nothwendigkeit für jeden, der an die verpflichtende Kraft des dem Menſchen eingepflanzten Sittengeſetzes glaubt. Es iſt undenkbar, daß ein empfindendes und freies Weſen ſeine eigene Unſeligkeit wolle, oder, wo es die Wahl hat zwiſchen Glück und Schmerz, zwiſchen den Geſetzen ſeiner eigenen Natur und einer fremden, die letztern wähle, außer um dadurch einer höhern Glückſeligkeit theilhaft zu werden; und von dem, was dem höchſten Geſetz der menſchlichen Natur, dem ſittlichen, gemäß iſt, nicht auch die höchſte Selbſtbefriedigung zu erwarten, iſt für den handelnden Menſchen das, was für den denkenden ein logiſcher Widerſpruch. Daß aber dieſe nothwendige Forderung des ſittlichen Menſchen nicht ſchon auf Erden und in dieſem Leben an jedem Einzelnen in Erfüllung gehe, wird ſich mit apodiktiſcher Gewißheit nie beweiſen laſſen, da kein menſchliches Auge in das Innerſte der Bruſt von Andern dringt, um die geheime Qual des Böſen mit der verborgenen Seligkeit des Guten zu vergleichen. Namhafte Philoſophen haben daher auch behauptet, dasjenige Verhältniß zwiſchen Glückſeligkeit und ſittlicher Würdigkeit, welches die praktiſche Vernunft fordert, oder diejenige göttliche Gerechtigkeit, welche der Fromme glaubensvoll in einer andern Welt erwartet, ſey ſchon auf dieſer Welt vorhanden und realiſirt, jede That trage ihre Strafe oder ihren Lohn in ſich ſelbſt und es ſey lächerlich, auf eine künftige Ausgleichung oder Abrechnung zu warten. Allein der ſchlichte Menſchenſinn, beſonders aber der unſchuldig leidende, der mühſelige und beladene Theil der Menſchheit, kann gleichwohl von der Wahrheit ſolcher Behauptung ſich nicht überzeugen, und jene Gerechtigkeit, die hier auf Erden theils durch Menſchenhand geübt, theils durch das Weltgericht der Weltgeſchichte ſelbſt vollſtreckt wird, genügt dem ſittlichen Gefühle nicht. Dieſes verlangt eine Gerechtigkeit, welche

jeden die Frucht ſeiner Thaten ernten läßt, und der unbefangene Beobachter menſchlicher Schickſale findet die Juſtiz des Weltlaufs doch zu ſummariſch und zu maſſenhaft, um nicht zu ſagen türkiſch, die richtende Vergeltung, die im Großen waltet, trägt zu ſehr den Charakter blinder Nothwendigkeit und blos naturgeſetzlicher Reaktion anſtatt verſöhnender Ausgleichung an ſich, als daß zur Aufrechthaltung auf dem Weg des Guten und des Rechten eine Hauptſtütze nicht die Hoffnung einer Zukunft bleiben müßte, in der die göttliche Gerechtigkeit an jedem Einzelnen, wenn auch nicht durch ſinnliche Höllenſtrafen und irdiſche Paradieſesfreuden, doch durch ſiegenden Fortſchritt im Guten oder tieferes Verſinken in die Unſeligkeit des Böſen ſich verwirklicht.

Dies ſind zwar lauter altbekannte und alltägliche Betrachtungen, aber es gibt Dinge, die nie ſo alt werden, daß ſie darum aufhörten, wahr zu ſeyn, und wenn die Philoſophie die Unſterblichkeit nicht demonſtriren und noch viel weniger vom Zuſtand der Abgeſchiedenen Bericht erſtatten kann, weil die Unſterblichkeit weder eine angeborene Vernunftidee, noch eine Anſchauung des äußern oder innern Sinnes iſt, auch das monadiſche, einfache und deßwegen unzerſtörbare Weſen der Seele nur ſehr wahrſcheinlich gemacht, aber nicht bewieſen werden kann, ſo gibt es doch für die ſo wichtige Ueberzeugung von einer die ſittlichen Mißklänge und Mißverhältniſſe des Erdenlebens ausgleichenden perſönlichen Fortdauer philoſophiſche Gründe von ſolcher Stärke, daß nicht nur Millionen gewöhnlicher Menſchen ihren Glauben damit ſtützen, ſondern ſelbſt Denker wie Kant dieſelben vollkommen überzeugend finden und für unwiderlegbar erklären konnten. Und auf ein Jenſeits, wo die täglich fühlbaren Lücken unſerer Erkenntniß eben ſo ausgefüllt werden, wie die Lücken der irdiſchen Gerechtigkeit im Weltlauf, oder auf eine Welt, für die der Sinn uns erſt noch werden muß, deutet in gleicher Weiſe auch der Mangel eines Organs für das Geiſtige (ſoweit es nicht einzelne Aeußerungen unſeres eigenen Geiſtes ſind) und für das Unbedingte, das wir in der Erfahrung nirgends finden, das nicht in unſere irdiſchen Sinne fällt, und das gleichwohl die von unſerer Vernunft geforderte höchſte Einheit iſt, in welcher die Entzweiung alles Irdiſchen endet.

So finden wir uns mit dem Wiſſenstrieb wie mit den praktiſchen

und gemüthlichen Forderungen unſerer Natur verwieſen auf ein Jenſeits, in welchem das Dieſſeits ſeine Auflöſung und Vollendung finden ſoll, und wenn auch alles dies blos Glaubensgründe, keine zwingenden Beweiſe ſind, ſo gehörten doch ſolche, weder auf ſinnlicher, noch auf angeborener Gewißheit ruhende Wahrheiten, oder Ueberzeugungen von jeher zu dem heiligſten und beſten geiſtigen Beſitz der Menſchheit. So kann ferner die menſchliche Erkenntniß über diejenigen Eigenſchaften Gottes, welche nicht ſchon aus dem Begriff des unbedingten Weſens mit logiſcher Nothwendigkeit gefolgert werden, namentlich über die Perſönlichkeit oder über die Selbſtbewußtheit und mithin auch über die Freiheit Gottes, keine apodiktiſche Gewißheit haben. Aber wie nach einer der geſunden Denkkraft unabweislichen Schlußfolge das Auge nur ein Sehender geſchaffen haben kann, ſo kann nach derſelben Logik auch das Geſetz der Liebe und Gerechtigkeit nur ein gerechter, liebender Gott den Menſchen in das Herz geſchrieben haben, und ſelbſt die über den ſchlichten Menſchenverſtand ſich ſo erhaben fühlende Spekulation ſollte keinen gegründeten Einwurf gegen den gleichbedeutenden Satz erheben können, daß alles Endliche und Bedingte ein Unbedingtes, Abſolutes, alles Gute und jede endliche Vollendung eine abſolute, höchſte Vollkommenheit, alles Sittliche ein Heiliges als ſeinen letzten Grund vorausſetze. Wenn aber nun die Frage entſteht, ob zu den wirklichen Vollkommenheiten auch das Bewußtſeyn oder die Perſönlichkeit und die Wahlfreiheit gehöre, oder ob dies vielmehr bloße Beſchränkungen ſeyen, ſo ſind zwar der Erfahrung nach hierüber die Anſichten der Philoſophen ſehr verſchieden, und keine kann die andere durch zwingende Gründe zu der ihrigen bekehren, aber der einfache, geſunde Sinn denkender Menſchen wird es ſich nie nehmen laſſen, Freiheit und Selbſtbewußtſeyn für etwas poſitives und weſentlich höheres zu halten als Nothwendigkeit und Bewußtloſigkeit, eben deßwegen aber auch das höchſte Weſen ſich als ſelbſtbewußt und frei zu denken.

Allein auch abgeſehen von den höchſten ſittlichen Intereſſen und Problemen, welche den Menſchen ewig zwingen werden, über Dinge nachzudenken oder zu philoſophiren, die er im ſtrengen Sinn des Worts nie *wiſſen* kann, iſt auch im Feld der Theorie die Hypotheſe ein wahres Lieblingskind des Genius, das dem reifen Gedanken oft vorauseilt, und die Wiſſenſchaft belebend weiter

treibt, noch ehe ſie bewieſen, ja ſelbſt wenn ſie nie bewieſen werden kann, wie denn z. B. der Begriff eines Organismus oder organiſchen Lebens, angewendet auf die Natur und die Geſchichte, eine noch lange nicht erſchöpfte Quelle neuer Gedanken, geiſt- und lebensvoller Anſchauung geworden iſt. Auch liegt in Wahrheit die Gefahr nicht darin, daß man das Feld der Wiſſenſchaft der Hypotheſe öffnet, ſo lange man ſie nur für das gibt, was ſie iſt, ſondern darin, daß man, indem man aus der Wiſſenſchaft alles verbannen will, was nicht abſolut gewiß und demonſtrabel iſt, das Unbewieſene und Unerweisliche für abſolut gewiſſes ausgibt.

Beſcheidet ſich nun aber die Philoſophie, das Hypothetiſche von dem Gewiſſen ſtreng zu ſondern, die Grenzen des Erkennens feſtzuhalten und, ſtatt den Uebergang des Unendlichen in das Endliche demonſtriren und ſagen zu wollen, wie Gott anfängt, was Gott vor Erſchaffung der Welt geweſen, und wie er in der Welt ſich bis ins Einzelſte hinein entwickelt, die Schöpfung als etwas gegebenes zu nehmen und nur den Wegen Gottes in der Schöpfung nachzugehen, um ſo die Weltgeſetze der Natur ſowohl, als des Geiſtes zu erforſchen und wo möglich auf ein einziges zurück zu führen, ſo darf ſie zwar nicht hoffen, die Summe jener höchſten Wahrheiten, welche längſt Gemeingut der Menſchheit ſind, durch ganz neue Entdeckungen zu vermehren, wohl aber werden letztere durch ſie an Klarheit, Reinheit, Zuverläſſigkeit gewinnen. Die kritiſche Seite der Philoſophie dagegen, die Scheidung des Gewiſſen von dem Ungewiſſen und des Wiſſens von dem Glauben, wartet, noch unvollendet, wie ſie iſt, der weitern Ausbildung, und es iſt nicht nur die Ausſicht vorhanden, die Wiſſenſchaft der Logik und die Kritik der reinen und der praktiſchen Vernunft, ſo weit ſie es noch nicht ſind, zu dem Rang exakter Wiſſenſchaften zu erheben, auch manches noch in logiſche Evidenz zu ſetzen, was bisher nicht gelungen iſt, und den exakten Theil der philoſophiſchen Wiſſenſchaften mit der Zeit zu jenem Abſchluß zu bringen, den Kant durch ſeine Kritik noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts zu erreichen hoffte, ſondern die Philoſophie wird auch da, wo ſie nicht wiſſen, ſondern nur mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit vermuthen kann, ein weites Feld der geiſtigen Bewegung, wie der Erweckung, Bildung und Beruhigung gewinnen. Denn hier iſt

zugleich das Gebiet der philoſophiſchen Nationalliteratur, von der die meiſten Nationen bis jetzt wenig mehr als einen bloßen Anfang im äſthetiſchen Fach beſitzen und die bei einem ſo denkenden Volk, wie insbeſondere die Deutſchen ſind, nicht immer (bis auf einzelnes, wie von Herder oder Schiller) auf äſthetiſche Kritik beſchränkt bleiben wird.

Wenn nämlich die ſtrenge Wiſſenſchaft Sache der Schule iſt, ſo gibt es auch eine Philoſophie, welche dem Leben angehört, und die zwar mit formeller Evidenz es weniger genau nimmt, aber in die Geſetze des Lebens und der Welt oft tiefere Blicke thut und weitere Ausſichten öffnet. Deßwegen wird auch die Philoſophie, welche ſich nächſt der Erforſchung der Geſetze und Bedingungen des Denkens, hauptſächlich mit dem Unbedingten und mit den Gegenſtänden der innern Erfahrung, mit Gott und dem Geiſt beſchäftigt, ſo wenig als die Naturwiſſenſchaft und die Geſchichtsforſchung, auf ihr uraltes, hergebrachtes Recht verzichten, über das Abſolutgewiſſe und das Demonſtrable hinauszugehen, um nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit von dem Bekannten auf das Unbekannte, vom Sichtbaren auf das Unſichtbare zu ſchließen und ſelbſt das Inkommenſurable und Unfaßbare in den Bereich ihrer Forſchungen und Berechnungen zu ziehen, wenn gleich auf dieſem Felde apodiktiſche Gewißheit und allgemeine zwingende Uebereinſtimmung niemals zu hoffen iſt.

Hier nämlich iſt die Philoſophie abhängig von der Zeit und ihren Wandlungen, von der jeweiligen Richtung und Entwicklung des Gedankens, hier erſcheint ſie getaucht in die Atmoſphäre der Gegenwart; es ſind die herrſchenden Ideen ſeiner Zeit und ſeines Volks, die auch der Philoſoph nur ausſpricht und begründet, höchſtens voraus empfindet, aber nicht erſchafft, und mit der Zuthat ſeiner Individualität, mit dem Gewande ſeiner Eigenthümlichkeit bekleidet. Denn ſpricht auch wirklich jede herrſchende Philoſophie das Wort der Zeit und jede geltende ein Wort der Zeit aus, ſo gilt dies doch nur von ihren Reſultaten, ihrer Geſammtanſchauungsweiſe, nicht von ihrer Methode oder Begründung und Beweisführung im Einzelnen, welche Sache des einzelnen philoſophiſchen Meiſters iſt, und ſelbſt die falſchen oder extremen Richtungen des Zeitgeiſts treiben in der Philoſophie ſich auf die Spitze, indem die höchſten Geiſter auch für die nachtheiligen Einflüſſe

der Zeit empfindlicher ſind und oft ſchneller, tiefer davon berührt werden.

So hat die ſeinem Zeitalter eigene Ueberſchätzung der exakten Wiſſenſchaften und die bei ſeiner Nation aufs äußerſte geſtiegene Zurückdrängung vom Außenleben auf die Innenwelt Fichten zum Schöpfer eines philoſophiſchen Syſtems gemacht, das alle Erkenntniß mit mathematiſcher Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit aus dem eigenen Ich herauszuſpinnen ſtrebt, in dieſer abſoluten Zurückdrängung auf das eigene Selbſt ſich aber auch ſo unnatürlich erwies, daß gerade der urkräftigſte Charakter und die zur tiefſten Einwirkung geſchaffene Perſönlichkeit unter den deutſchen Philoſophen als Syſtemſchöpfer am wenigſten gewirkt hat. Und ſo iſt wohl auch in der hegelſchen Philoſophie, die ſich vor allen rühmt, die herrſchende Philoſophie zu ſeyn und das Wort der Zeit ausgeſprochen zu haben, die Verachtung der Praxis und die ausſchließliche Hinrichtung auf das Dieſſeits neben dem Stolz des abſoluten Wiſſens, Erzeugniß einer einſeitigen Zeitrichtung. Sie iſt der Ausdruck überwiegendſter Vorherrſchaft des Verſtandes, der ſelbſtgenügſam alles ſeyn, alles durch ſich allein begreifen will und ſich doch ſelbſt geſtehen muß, daß er nur das Nothwendige und Gegebene begreifen könne. Vermöge dieſes Charakters ſeiner Lehre iſt Hegel der Sohn ſeines Jahrhunderts, ſo wie in der Erhebung des Wiſſens über das Sollen und das Handeln das äußerlich gehemmte Leben ſeiner Nation ſich ausſpricht.

Iſt es nun aber die von Hegels Schule ſelbſt nicht geläugnete ausſchließliche Dieſſeitigkeit und die erklärte Feindſchaft gegen alle praktiſchen Ideale, wodurch die hegelſche Philoſophie eine Richtung des Zeitgeiſts ausgeſprochen hat, ſo wird auch dieſe einſeitige Zeitrichtung früher oder ſpäter wieder einer andern weichen müſſen, und daß ſie von den Wandlungen der Zeit nicht unabhängig iſt, hat ſie bereits dadurch bewieſen, daß ſie, dem praktiſchen Zuge unſerer Tage folgend, ſich entſchließen mußte, den beſchaulichen Gleichmuth ihres Meiſters, der an den Dingen dieſer Welt blos einen kontemplativen Antheil nahm und der Philoſophie die Fähigkeit für praktiſche Schöpfungen ausdrücklich abſprach, aufzugeben, um praktiſch zu werden. Hat aber die Schule in ihren energiſchſten und friſcheſten Vertretern den Haß gegen alle philoſophiſche Weltverbeſſerung abgethan, und ſicher nur zu ihrem Vortheil abgethan,

ſo iſt dies jedenfalls ſchon eine radikale Aenderung. Denn wenn nach Hegel die Philoſophie die höchſte, ſchlechthin adäquate Form des Denkens oder des Abſoluten iſt und der wahrhaft Philoſophirende nur dem Prozeß des Denkens zuſieht; wenn es demnach das Höchſte iſt, bloß zuzuſehen, wie das Ureine und Alleine oder Allgemeine mit innerer Nothwendigkeit ſich Schritt für Schritt entwickelt, aus einer Sphäre in die andere hineinwächst: ſo muß in ſeiner Philoſophie das Handeln nothwendig eine untergeordnete Rolle ſpielen, in ihr iſt der thatloſe Idealismus charakteriſtiſch und natürlich. Die Philoſophie kann aber auch unmöglich praktiſch ſeyn nach der ganzen Stellung, welche im hegelſchen Syſtem das philoſophiſche, bewußte Denken einnimmt, und es iſt keine bloße Idioſynkraſie gegen die praktiſchen Beſtrebungen, wenn Hegel die Vorrede zu ſeinem Naturrecht mit den Worten ſchließt: „Um noch über das Belehren, wie die Welt ſeyn ſoll, ein Wort zu ſagen, ſo kommt dazu ohnehin die Philoſophie immer zu ſpät. Als der Gedanke der Welt erſcheint ſie erſt in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und ſich fertig gemacht hat. Dies, was der Begriff lehrt, zeigt nothwendig eben ſo die Geſchichte, daß erſt in der Reife der Wirklichkeit das Ideale dem Realen gegenüber erſcheint, und jenes ſich dieſelbe Welt, in ihrer Subſtanz erfaßt, in Geſtalt eines intellektuellen Reichs erbaut. Wenn die Philoſophie ihr Grau in Grau malt, dann iſt eine Geſtalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt ſie ſich nicht verjüngen, ſondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erſt mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug."

Freilich klingt dieſe meiſterhaft geſchriebene Stelle ſchon wie ein unterdrückter Seufzer über die Unzulänglichkeit des doch allein ſeligmachenden Wiſſens, aber der ganze Bau des Syſtems duldet nun eben einmal keine andere Stellung des Gedankens zu der Wirklichkeit, und konnte deſſen ungeachtet dieſelbe Schule, die von Hauſe aus ganz theoretiſch und blos theoretiſch ſeyn wollte, in neueſter Zeit bis zur Leidenſchaft praktiſch werden, ſo wäre es auch nicht unmöglich, daß dieſelbe, einer veränderten Zeitbewegung folgend, ſich ebenſo entſchieden auf die denkende Beobachtung und auf das Jenſeits wärfe, als ſie urſprünglich ganz in der Spekulation lebt und im Dieſſeits aufgeht. Denn

es iſt auch eine Stimme des Jahrhunderts, und eine immer lauter werdende, welche verlangt, daß die apriorische Methode der Spekulation der poſitiven wirklichen Erforſchung des Gegebenen weiche und das Jenſeits in ſeine Rechte wieder eingeſetzt werde.

Damit hätte dann allerdings das eigentliche Hegelthum aufgehört und wäre in ſein Gegentheil umgeſchlagen. Aber dieſer Selbſtmord oder dieſe Selbſtopferung liegt ja ganz im Geiſt eines Syſtems, deſſen Grundlehre iſt, daß alles in ſein eigenes Gegentheil umſchlagen müſſe und daß jede ſpätere Zeitentwicklung an der frühern in dieſem Sinn das Weltgericht vollſtrecke; es iſt das Schickſal oder das Verhängniß, das die Schule folgerichtig ſich ſelbſt prophezeien muß, und man könnte ihr den Triumph wohl gönnen, wenn ſie behauptete, wie Ajax nur durch Ajax eigene Kraft gefallen zu ſeyn, und dadurch der Verlegenheit entginge, ſich ſelbſt für überwunden und gerichtet bekennen zu müſſen, ſobald ſie in dem unvermeidlichen Lauf der Dinge einmal aufhört, das herrſchende Syſtem oder die neueſte Philoſophie zu ſeyn, welche nach Hegels eigener Entſcheidung gegen die vorausgegangenen immer Recht hat.

Denn daran iſt freilich nicht zu denken, daß irgend eine ſpezielle Widerlegung des hegelſchen Syſtems in ſeinen Einzelheiten diejenigen ſeiner Anhänger bekehren werde, die ein natürlicher Zug des Geiſtes, nicht blos die Mode ſeiner Fahne zugeführt hat, während es den Gegnern des Syſtems ſchon an den bis jetzt erſchienenen Widerlegungen mehr als genug ſeyn wird. So halten wir z. B. Erners Einwürfe gegen die Pſychologie der hegelſchen Schule in den Hauptpunkten für unwiderlegbar, aber der Schule wird es leicht, ihn damit abzufertigen, daß er eben außerhalb des Syſtems auf einem längſt überwundenen Standpunkt ſtehe, und Arnold Ruge iſt dem reinen Hegelthum gefährlicher, weil dieſer es von innen heraus (als deſſen immanente eigene Negation) zerſtört und unter ſeinen Auſpizien das Hegelthum vom thatloſen Idealismus bereits zum reellen oder wollenden Denken und vom ſpröden Konſervatismus zum ungeduldigen Liberalismus fortgeſchritten iſt, ſo daß es jetzt ſchon ſchwer, wenn nicht unmöglich wäre, anzugeben, was denn die Lehre jener Schule ſey, welche ſich für Hegels einzig ächte Nachfolgerin erklärt. Denn jedenfalls ſind die

Abweichungen der Schüler von ihrem Meiſter ſo zahlreich und mannichfaltig, daß von Hegels anfänglicher Unfehlbarkeit nur wenig übrig bleibt, und ſein Syſtem mit allen nachgekommenen Berichtigungen und Verbeſſerungen zuſammen kein Syſtem mehr bildet. Auch liegt die Stärke des Syſtems in der That nicht in ſeiner logiſchen Schärfe und Unwiderſtehlichkeit, ſondern in ſeiner Zeitmäßigkeit, und es wird fallen, nicht weil es widerlegt, ſondern weil und ſobald die Zeit mit ihrer Anſchauung, ihrem Glauben, eine andere geworden iſt.[1]

[1] Am Schluſſe gegenwärtigen Aufſatzes iſt es vielleicht nicht überflüſſig zu bemerken, daß derſelbe im Jahr 1842 geſchrieben iſt und bereits nicht mehr in den Händen des Verfaſſers war, als die Unterdrückung der deutſchen Jahrbücher bekannt wurde.

XVII.

Ueber den

Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes

für Preußen.

Wer die Maßregeln der Preußischen Regierung in derjenigen Periode beobachtet und erwogen hat, in welcher dieselben Einflüsse galten, deren Allgewalt nun mehr offen vor Augen liegt, wird zu der Ueberzeugung gelangt seyn, daß etwas ganz Anderes als bloße Reform des Bestehenden bezweckt sey: ihm erscheint ihr Ziel viel höher und ferner, nach dem individuellen Standpunkt selbst viel würdiger; denn es heißt: Erschaffung neuer Grundlagen für die gesellschaftliche Ordnung. Der Staat ist jung und aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengewürfelt, lange Zeit nur durch eminentes Talent und Charakterfestigkeit seiner Lenker zusammengehalten, im instinktmäßigen Bewußtseyn der Unzulänglichkeit seiner materiellen Mittel auf die Pflege oder Schonung aller geistigen Strebungen bedacht gewesen; er hat daher in seinem Innern den Charakter der Zeit immer aufs schärfste ausgeprägt, und alle großen Veränderungen in Lebensanschauung und Wissenschaft, in den Begriffen von Staat, Kirche, Recht und Sitte in dem letzten Jahrhundert mitgelebt.

Es würde nicht schwer seyn, für diese Ansicht Belege zu hunderten beizubringen: für den Geist der Pedanterie, der Kleinlichkeit und der Kabinetspolitik bis zum Jahr 1740, für den Einfluß der Encyclopädisten und der neueren französischen Philosophie überhaupt unter Friedrich dem Großen, für die Süßlichkeit und Erbärmlichkeit, die Siegwartslaune und Geisterseherei in der

folgenden Periode bis zur Zeit der Revolution, und für die Macht der von dieser gebornen Gedanken, unserer eigenen Philosophie und unseres erwachenden und schnell wachsenden Literaturlebens während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. Und für wie viel Anderes noch, wenn man diese ereignißreiche letzte Zeit ins Auge faßt, und zugestehen muß, daß eine leise Erschütterung im Westen in Preußen einen Gegenstoß fühlbar macht, und daß das phantastische Treiben einiger Lehrer und Schüler von der Nation mit dem Verluste der zugesagten Verfassung und des freien Gedankenausdruckes gebüßt werden mußte. In diesem raschen Wechsel der Systeme und Ansichten liegt wenigstens ebensoviel Erhebendes, als Stoff zum Tadel; er war selbst ein Zeichen der jugendlichen Kraft, und wenn auch die Neigung zu demselben das Vertrauen auf die Fortdauer für gut erkannter Einrichtungen schwächte, so minderte sie doch auch die Verstimmung über die unwillkommenen, da man sich damit trösten konnte, daß sie nicht für die Ewigkeit geschaffen seyen.

Ein Anderes war es mit der Gesetzgebung von 1807—1815: sie bezielte eine neue Gliederung der Gesellschaft durch eine neue Vertheilung des Eigenthums und die allmählige Ausgleichung der verschiedenen staatsbürgerlichen Stellungen: ein großer Theil ihrer Früchte war sofort unantastbar, weil er in den Bereich des Privatrechts fiel; daher der unverholene Haß Aller derer, die dabei verlieren konnten, daher die Vorliebe der Masse und aller Anhänger des modernen Staates.

Es scheint nunmehr, als wenn man sich von dem seit länger als einem ganzen Jahrhundert der preußischen Staatsverwaltung eigenen Eklekticismus lossagen, und Grundlagen für die Gesellschaft suchen wolle, die unveränderlich sind und die Elasticität und Wandelbarkeit der Bewegungen und Richtungen von selbst ausschließen. Man braucht gerade kein unbedingter Verehrer der Repräsentativ-Staatsformen (in dem einmal adoptirten Sinne des Worts) zu seyn, um den Wunsch zu hegen, daß die Legung solcher Fundamente nicht von einer, wenn auch noch so hoch begabten Persönlichkeit allein ausgehen möge: wenn die Zukunft in solchem Maße von dem Willen der Gegenwart abhängig gemacht werden soll, so wäre wenigstens zu wünschen, daß die Gegenwart in ihren Hauptelementen befragt und vertreten würde. Ein großer Theil der

Schöpfungen Friedrichs des Großen hat seine Regierungszeit nur um Tage überlebt und ist, wie die jetzige Generation sagt, mit Recht gefallen. Man verletzt den am reichsten Begabten nicht, wenn man Anstand nimmt, ihn in Geist und Erkenntniß über Friedrich den Großen zu stellen, und es ist daher kein frivoles Urtheil, wenn man an die Möglichkeit glaubt, daß eine Maßregel der Gegenwart in wenigen Jahren mit gleichem Recht verworfen, oder des Zusammensturzes werth erachtet werden könnte.

Die Gesetzgebung Friedrichs des Großen trug aber doch den Stempel ihrer Zeit, und gieng aus dem anerkannten Bedürfnisse der Gegenwart hervor: sie schloß sich auch nicht ab, sondern stellte das Prinzip der Perfektibilität überall an die Spitze. Es ist etwas in dem Wesen der reinen Monarchien, was den Inhabern des Thrones die Verpflichtung auferlegen sollte, nicht allzuweit in die Zukunft hinein zu greifen, und wenigstens nicht durch Anordnungen und Maßregeln die Natur des Staats zu ändern und ihren Nachfolgern die Hände zu binden, indem sie ihnen obendrein den Staat durchaus anders hinterlassen, als sie ihn überkommen haben.

Noch bedenklicher erscheint es, wenn diese Anordnungen und Maßregeln mit der allgemeinen Meinung von ihrer Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit im Widerspruche stehen, und also in der That den Charakter der aufgedrungenen tragen. Es läßt sich freilich Vieles erdulden, man lebt sich auch in unbequeme, selbst in verhaßte Institutionen ein, und es ist ein weiter Weg von der Unzufriedenheit bis zum Widerstande: am Ende kann das, was die Gegenwart verschmäht, durch die Macht der Gewohnheit aufhören, der Zukunft ein Stein des Anstoßes zu seyn. Aber eine Billigung, die nur im Gehorsam sich ausspricht, kann die strenge Gewissenhaftigkeit nicht beruhigen. Es ist die Aufgabe der gesetzgebenden Gewalt nicht, Ansichten, welche mit dem Geiste der Zeit im Widerspruche stehen, durchzusetzen. Das Gesetz soll aus der Sitte hervorgehen und nicht ungelohnt, und man wird dem Volke nur nützen, wenn man auch die Volksbegriffe ehrt.

Das unverkennbare Bestreben, die verschiedenen Stände, welche durch die mannichfaltigsten, zum größten Theile ganz außer dem Bereiche der Staatseinwirkung liegenden Ursachen in einander zu fließen begannen, oder in einander geflossen waren, auseinander zu halten, oder auseinander zu setzen, hat bis jetzt den Beifall der

Nation nicht gefunden; einige Intereſſenten und einige Phantaſten abgerechnet, hat nur die kleine Fraktion von Staatsmännern und Gelehrten, die ſich zu mittelalterlichen Theorien bekennt, oder die verliebt iſt in das bei lebendigem Leib vermodernde engliſche Staatsſyſtem, oder kurzſichtig genug, das zähe Leben des öſterreichiſchen Staatskörpers nur auf Rechnung ſeiner Unvollkommenheiten zu ſchreiben, die Vertheidigung dieſes Unternehmens verſucht; nicht einmal die ſtändiſchen Korporationen, welche aus den, zum Theil improviſirten Gliederungen hervorgegangen ſind, haben ihre Urheber unterſtützt, wie das Votum der rheiniſchen Stände über die Gemeindeordnung und die Autonomie der Ritterſchaft, das Votum der ſächſiſchen über die Polizeigewalt der Gutsherrn, das der weſtphäliſchen über die ausſchließliche Berechtigung der Rittergutsbeſitzer zu den Landrathsämtern und über die Kommunalordnung für Weſtphalen, endlich das der preußiſchen bei der Thronbeſteigung des jetzigen Regenten, bekundet.

Daß aber dem ungeachtet, und ohne ſich durch den Widerſpruch irren zu laſſen, die Tendenz der Minorität konſequent verfolgt wird, mag als ein Fingerzeig gelten auf dasjenige, was man noch ſpäter zu erwarten hat, zugleich als ein Beweis, daß die handelnden Perſonen von der Richtigkeit ihrer Anſicht durchdrungen, und wie durch eine unabweisliche Nothwendigkeit zur That getrieben ſind. Es iſt eine Gewiſſensſache bei ihnen, mehr noch Sache religiöſer Ueberzeugung, als des politiſchen Urtheils, oder es iſt vielmehr die religiöſe Anſicht vom freiwilligen Gehorſam, von der Hingebung an Rang und Geſchlecht, von dem Auserwähltſeyn der Individuen und der Völker, welche ihre Wirkſamkeit hervorruft, ſo wie das Gelingen ihnen ein Zeichen der Gnade iſt, die ihr Beſtreben belohnt und zu neuer Thätigkeit ermuntert. Der Geiſt der neuen Zeit, welcher die alten Verhältniſſe zernagt, die Unterſchiede aufgehoben, die Geſellſchaft nivellirt hat, iſt ihnen der Geiſt des Böſen, was er geboren hat, ein Eingriff in die göttliche Weltordnung, die Wiederherſtellung ein Verdienſt, das Mittelalter das Vorbild, das Evangelium die Richtſchnur!

Darum iſt an ſich nicht zu wundern, daß auch die Verhältniſſe der Familie jetzt zum Gegenſtande einer veränderten Geſetzgebung werden, und daß an die Stelle der alten mit laxer Obſervanz jetzt eine den bibliſchen Worten mehr entſprechende treten ſoll.

Aber sonderbar bleibt es immer, daß von dem Ministerium zur Revision der Gesetzgebung unter dem Vorsitze eines Mannes, der unserer Zeit den Beruf zur Legislation bestritten hat, ein Gesetz über die Ehescheidungen vorbereitet werden konnte. Ist das der rechte Zeitpunkt, um ein solches Gesetz zu machen, wenn in Königsberg, Berlin, Elberfeld der Pietismus zum Erschrecken um sich greift, wenn der Sektengeist die evangelische Kirche in Schlesien mit der Auflösung bedroht, wenn der historische Christus in Zweifel gestellt, das Christenthum für eine blose Uebergangsphase, oder für ein philosophisches System ausgegeben wird, und wenn die katholische Kirche, nachdem sie eben erst einen Sieg erfochten, überall hin, wo man ihr nicht gehorcht, nach der Schweiz, nach Spanien, nach Portugal, nach Rußland den Fehdehandschuh wirft? Ist diese Zeit des Sturmes und Dranges die rechte, um den Einfluß der Kirche und des Staats gebührend abzumessen? Dieselbe Zeit, der der Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen ward, hat zwar fast alle wichtigen, tief eingreifenden Lebensverhältnisse neu gestaltet, wie z. B. die kirchlichen, die bäuerlichen und gutsherrlichen, das Gemeindewesen, das Armenwesen, die Gewerbe, die Steuern, die Verpflichtung zum Kriegsdienste, die Staatsverfassung ꝛc., und es ist fast nicht ein einziges unter diesen, wo man es nicht hätte wünschenswerth finden mögen, daß erst eine gewisse Sichtung, eine gewisse Klarheit abgewartet, ehe denn zu einer gesetzlichen Feststellung geschritten worden wäre: aber es ist auch nicht ein einziges unter ihnen, welches einer beschleunigten Verfügung so wenig bedürftig war, wie das jetzt zur Sprache gekommene Eheverhältniß, und kein einziges, in Beziehung auf welches so viel Gründe zum Abwarten, so wenige zum Eingreifen vorlagen. Der Entwurf des Gesetzes über die Ehescheidung ist zuerst durch die rheinische Zeitung veröffentlicht worden, und es leidet kaum einen Zweifel, daß sein Bekanntwerden einer großen Indiskretion zu verdanken ist. Dankbar muß man dafür aber immer seyn, denn es ist dadurch Gelegenheit zur Beleuchtung gegeben worden.

Aber wie wenig der einstimmige und beharrliche Widerspruch der gesammten deutschen Presse gegen ein einmal feststehendes System vermag, hat sich auf's deutlichste bewährt, indem jener Entwurf in den weiteren Stadien der Prüfung im Princip gar keine, in der Anwendung nur sehr wenige Veränderungen erfahren hat, und

wie er, als aus den Berathungen der Gesetzkommission im Oktober d. J. hervorgegangen, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 7. December 1842 Nro. 341 publizirt worden, in der Hauptsache noch ganz derselbe ist, den die rheinische Zeitung verkündigt hat.[1] Der letztere, von dem Ministerium für Revision der Gesetze im Juli d. J., vorgelegte Entwurf hatte im Eingang die Tendenz etwas unverholener ausgesprochen, als dies in dem neuen Entwurfe geschieht. Er sagte nemlich:

„daß in Erwägung der Mißbräuche, welche in Behandlung der Ehesachen und der die Ehen zerrüttenden Vergehen überhand genommen, die Anerkennung der Heiligkeit der Ehe geschwächt, die Ehescheidungen aber zu sehr erleichtert und vervielfältigt hätten, um eine würdigere Behandlung der Ehe, wie sie die zu mehrem Ernst zurückkehrende Sitte fordere, vorzubereiten, und den Einwirkungen des Christenthums, von denen allein die gründliche Heilung dieser Uebel zu hoffen sey, den Weg zu bahnen, die Prüfung der vorhandenen Gesetze verordnet worden ꝛc.,"

wogegen der neue Entwurf sich dahin ausspricht:

„daß in Erwägung, daß die bisherige Behandlung der Ehesachen, und der die Ehe verletzenden Vergehen die Anerkennung der Heiligkeit der Ehe geschwächt, und die Ehescheidungen zu sehr erleichtert und vervielfältiget habe, die Prüfung angeordnet worden sey ꝛc."

---

[1] Die wesentlichste Verbesserung ist: die Substitution von Gefängniß und Festungsstrafen statt der im früheren Entwurf angedrohten Zuchthausstrafen, ferner die Erweiterung durch den fünften Abschnitt, wodurch die §§. 592 — 95 Thl. 2 Tit. 2 des Landrechts außer Kraft gesetzt werden, und einer Weibsperson, welche wissentlich mit einem Ehemanne Unzucht getrieben hat, der Anspruch auf Abfindung für die dadurch bewirkte Schwängerung abgesprochen wird. Sodann muß als Verbesserung angesehen werden, daß für die Einwirkung der Geistlichkeit beim Sühneversuche ein viermonatlicher Zeitraum vorgeschrieben ist, während der frühere Entwurf die Vornahme ganz in deren Belieben stellte. — Dagegen sind die Ehescheidungsgründe gegen den ersten Entwurf noch vermindert. Selbst Raserei und Wahnsinn sollen jetzt nicht mehr dafür gelten, noch auch Beleidigung, Kränkung an der Ehre und Freiheit, selbst nicht beharrliche Trunkenheit, mit Ausnahme des Falls, wo sie den Mann außer Stand setzt, der Frau den Unterhalt zu gewähren, in welcher Voraussetzung auch andere Ausschweifungen und Verbrechen mit ihr gleiche Wirkung haben sollen.

Wenn auf den ersten Blick hier nur eine Verschiedenheit im Ausdrucke wahrgenommen, und auf innere Uebereinstimmung geschlossen werden sollte, so wird dagegen schwerlich ein Einwand zu erheben seyn: aber bedeutsam bleibt es immer, daß das Bedürfniß gefühlt worden ist, das Motiv mehr aus allgemeinen Staatsgründen zu entnehmen, als aus singulären religiösen Ueberzeugungen. Doch bleibt noch hinreichender Grund genug zur Annahme, daß die Bezeichnung „Heiligkeit der Ehe" in der That eine religiöse Bedeutung hat und nicht, wie der Sprachgebrauch auch wohl sonst gestattet, eine poetische für „Würdigkeit und Wichtigkeit" seyn soll. Dazu berechtigt der ganze Inhalt des Gesetzes, so wie der Ruf der bei Abfassung desselben besonders wirksam gewesenen Personen.

Es soll nicht geläugnet werden, daß die Kirche bei der Schließung und Aufrechthaltung des Ehebundes ein Interesse hat; aber nicht deshalb, weil diese Form der Vereinigung der beiden Geschlechter zum Zwecke der Fortpflanzung die einzige moralisch mögliche ist, gehört dieselbe in den Bereich der kirchlichen Einwirkung; denn wäre ein solcher Grund durchgreifend, so würde, weil der bei weitem größte Theil unserer Gesetzgebung auf Grundsätzen der Moral beruht, auch der bei weitem größte Theil der Verhältnisse, welche gesetzlich geregelt werden können, in den Bereich der unmittelbaren kirchlichen Einwirkung fallen.

Die kirchliche Einsegnung setzt die eheliche Verbindung voraus, aber sie bildet sie nicht. Die Ehe ist älter als die Religion: die letztere soll den Segen des Himmels auf die wichtigste der Verpflichtungen herabrufen, die die Menschen unter sich eingehen können, aber diese Verpflichtung wird nicht erst durch sie begründet.[1]

Allerdings hat die Kirche zu verschiedenen Zeiten, unter Zugrundlegung der Ideen von der göttlichen Einsetzung dieses Instituts, und gestützt auf die Aussprüche Christi und der Apostel über die Heiligkeit des Ehestandes,[2] dasselbe in ihren Bereich zu

[1] Notissimum juris Romani et Canonici antiqui axioma est, neque ritus, neque tabulas, neque concubitum, sed consensum nuptias facere. Sauter, fundamenta juris ecclesiastici catholicorum. Rotwilæ 1835 fol. II sect. III Cap. VII. §. 715 — L. 9. de R. I. Can. I—VI XXVII qu. II Cap. 23. 25. de sponsal.

[2] Matthäus 5, 32. 19, 3—9; Lukas 16, 18; Epheſ. 5, 22—33.

ziehen getrachtet, und es ſind aus dieſem Beſtreben die Kirchengeſetze in Eheſachen zum größten Theile hervorgegangen, und die Anſtrengungen der Kirchenväter zu erklären, um die Heiligkeit und kirchliche Beziehung der Ehe hervorzuheben.

Aber die Kirche hat doch auch niemals die Natur des bürgerlichen Vertrags an dem Ehebunde bezweifelt, und dem Staate ſein Recht der Geſetzgebung und Ueberwachung ſtreitig machen wollen. Auch nachdem im elften Jahrhundert der Ehe die Sakramentseigenſchaft beigelegt worden, hat die Kirche das Beſtehen und die Gültigkeit derjenigen Ehen, welchen dieſe fehlte, nie beſtritten, und ſogar die der Ketzer und Ungläubigen dergeſtalt anerkannt, daß ſie dieſelben für nicht verpflichtet erklärte, im Falle der Bekehrung für ihre Verbindungen nachträglich die kirchliche Weihe zu erlangen.

Vor der Beilegung der Sakramentseigenſchaft war zwar die Unauflöslichkeit des Ehebundes von vielen Seiten nach der den Worten Chriſti gegebenen Auslegung behauptet, aber auch aus demſelben Grunde widerſprochen worden. Epiphanias und Ambroſius ſprechen dagegen, Auguſtinus dafür; die griechiſche Kirche hielt am Prinzipe der beiden erſteren feſt. Ja das tridentiniſche Koncilium, welches den Beſchluß gefaßt hatte, das Anathem über jeden Zweifel an der Unauflösbarkeit der Ehe auszuſprechen, hat auf die Vorſtellung der venetianiſchen Geſandten, um jede Verletzung der Anhänger der griechiſchen Kirche zu vermeiden, ſein Dekret abgeändert und ſich darauf beſchränkt, das Anathem gegen diejenigen zu ſchleudern, welche behaupten würden, daß die Kirche irre, wenn ſie die Ehe für unauflöslich erkläre. Die Reformatoren haben die Ehe als ein durchaus nothwendiges Inſtitut göttlicher Einſetzung[1] betrachtet, aber die Sakramentseigenſchaft verworfen,[2] und die Auflöslichkeit der Ehe

[1] Augsburger Konfeſſion Art. 23: „nachdem die Schrift klar meldet, der eheliche Stand ſey von Gott dem Herrn eingeſetzt, um Unzucht zu vermeiden."

[2] Apologie zum Art. 13. „Die Ehe iſt nicht erſt im neuen Teſtament eingeſetzt, ſondern gleich nach Erſchaffung des Menſchengeſchlechts. Sie hat aber ein Gebot Gottes für ſich, ſie hat auch Verheißungen. Wenn aber die Ehe deshalb ein Sakrament heißen ſollte, weil ſie auf ein Gebot Gottes ſich gründet, können noch andere Stände und Aemter, die ſich

nach dem Ausspruche Christi in einzelnen Fällen behauptet; aus diesem Grunde haben sie die bürgerliche Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in Ehesachen für zuläßig erklärt, und nur gegen Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit der Gemeindeglieder sich verwahrt.[1]

Zwar ist es aus vielen Gründen zu einer gänzlichen Umgestaltung des protestantischen Eherechtes nicht gekommen, vielmehr ist bei der Unvollständigkeit der in den einzelnen Staatsgebieten nach und nach entstandenen Eheordnungen sogar auf die Grundsätze des kanonischen Rechts zurückgegangen worden; wenn man aber einerseits bedauern muß, daß die protestantische Kirche nicht in die Lage gekommen ist, ihre Prinzipien über die eheliche Verbindung bestimmt auszusprechen, und deren Durchführung ihren Mitgliedern zur Gewissenssache zu machen, was der paritätischen Stellung der christlichen Konfessionen entsprechender, und eine unübersteigliche Schranke gegen alle pietistischen Einmischungen gewesen wäre, so darf man andererseits doch auch mit Recht daraus entnehmen, daß sie die Anordnung in dieser Materie als ganz zu den Attributen der bürgerlichen Gesetzgebung gehörig betrachtet, und darin die Freiheit des Staats anerkannt hat, nach dem aus seinem Standpunkte beurtheilten Bedürfnisse zu verfahren. Nun ist ihm zwar das Moralgesetz auch Richtschnur, dasselbe darf aber nicht mit einer aus theologischen Ansichten abgeleiteten Maxime

---

auf göttliches Gebot gründen, z. B. das Amt der Obrigkeit, Sakramente genannt werden."

[1] Schmalkaldische Art. von der bischöflichen Gewalt und Jurisdiktion: „so ist dies auch Unrecht, daß wo zwei geschieden werden, der unschuldige Theil nicht wieder heirathen soll ꝛc."

und

„Danach ist eine Jurisdiktion in den Sachen, welche nach päpstlichem Recht in das Forum ecclesiasticum gehöret, wie sonderlich die Ehesachen sind. Solche Jurisdiktion haben die Bischöffe nur aus menschlicher Ordnung an sich bracht, — und ist weltliche Obrigkeit schuldig, die Ehesachen zu richten, besonders wo die Bischöffe unrecht richten, oder nachläßig sind. — Und dieweil sie (die Bischöffe) etliche unbillige Satzungen in Ehesachen gemacht, und in Gerichten, die sie besetzen, brauchen, ist weltliche Obrigkeit auch dieser Ursache halber schuldig, solche Gerichte anders zu bestellen. — Dergleichen sind in ihren Satzungen andere Stücke mehr, damit die Gewissen verwirrt und beschweret sind worden. — — —"

verwechselt werden, und ſo wenig der Staat, weil die katholiſche Kirche durch Beilegung der Sakramentsqualität den Ehebund kirchlich unauflöslich gemacht hat, genöthigt iſt, das geſammte Eherecht darnach zu reguliren, eben ſo wenig hat er eine Verpflichtung, ſich ſtreng an die Meinung der Reformatoren zu binden, von denen Luther (Luthers Werke, Band 10. Ausgabe von Walch, S. 797, 908, 949 u. ff., 973) zuerſt Impotenz, Ehebruch und böslicher Verlaſſung, ſpäter nur konſtatirte Hurerei oder Ehebruch als Scheidungsgründe angenommen, Melanchton aber (Melanchton de conjugio) noch saevitia, veneficia, insidia vitae structa hinzugefügt, und Calvin ſich an die ſtrengere, Zwingli an die mildere Anſicht gehalten hat.

Selbſt die Worte des Evangeliums können dem Staate für ſeine Geſetzgebung nicht unbedingt zielgebend ſeyn, wie ſie es ihm auch in der That in der Materie vom Eide nicht ſind, den er verlangt und zuläßt, wiewohl derſelbe von dem Stifter der Religion ohne Einſchränkung unterſagt worden iſt. [1]

Und ebenſowenig liegt eine Wahrheit in der mit ſo viel ſcheinbaren Gründen aufgeſtellten Behauptung, daß der Staat die Eheſcheidung nicht zulaſſen könne, ohne in Streit mit dem Religionsgeſetze zu gerathen, wenn und wo es ſie verbiete.

Genau genommen iſt es nicht das Staatsgeſetz, welches die Eheſcheidung erlaubt, oder dazu ermächtigt; das Staatsgeſetz beſchränkt ſich vielmehr darauf, dem Mißbrauche zuvorzukommen. Denn wenn kein Geſetz exiſtirte, ſo würde der Wille des Einzelnen die einzige Richtſchnur in der Sache ſeyn, und jeder ſich ſeiner natürlichen Freiheit nach Belieben bedienen.

Weil aber die öffentliche Ordnung durch dieſe ungezügelte Freiheit verletzt werden könnte, ſo tritt das Staatsgeſetz dazwiſchen. Es giebt alſo nicht erſt eine Befugniß, die wir nicht ſchon hätten. Es ſpricht blos, um ſie einzuſchränken und ſie in Grenzen einzuzwängen, welche nicht überſchritten werden dürfen, wenn nicht die geſellſchaftliche Ordnung verletzt werden ſoll. Dabei aber bleibt das Geſetz ſtehen, und überläßt nunmehr dem Gewiſſen, von der Eheſcheidungsbefugniß Gebrauch zu machen. [2]

[1] Matthäus V. 33—37.

[2] Il n'y aura donc point de discordance entre les lois civiles et les lois religieuses. Celles-ci sont la morale; elles poursuivent le desordre

Es kann also mit dem Religionsgesetze nicht in Widerspruch treten. Wohl aber wäre dies unvermeidlich, wenn der Staat für seine Gesetzgebung die Motive, statt sie aus der Politik zu entnehmen, aus dem Lehrbegriff einer bestimmten Kirche wählen wollte. Die römische Kirche verbietet die Ehescheidung, die protestantische ermächtigt dazu in gewissen Fällen: würde der Staat sich dem System der römischen Kirche anschließen, so müßte er den Protestanten eine nach ihrem Religionsbegriffe erlaubte Handlung verbieten, also ihnen einen gewissen Zwang zufügen. Die Gewissensfreiheit der Katholiken beeinträchtigt er aber durchaus nicht, wenn er die Freiheit in Auflösung des Ehevertrags nicht weiter beschränkt, als die Zwecke der Gesellschaft nach seiner Erkenntniß es nothwendig machen.

Die ganze Angelegenheit gehört also ausschließlich in das Gebiet der Politik, und dieselben oder ähnliche Motive, welche in andern Verhältnissen die Thätigkeit des Staats zur Gesetzgebung anregen, sind es auch allein, die hier von Einfluß seyn können.

Die Stimmen, welche sich für die angekündigte neue Gesetzgebung erhoben haben, sind allerdings bemüht, die Nothwendigkeit einer solchen aus dem Ueberhandnehmen der Ehescheidungen und dieses aus der Vervielfältigung der Ehescheidungsgründe und der darin beruhenden Leichtigkeit, Launen und Leidenschaften rasche Folge zu geben, aus dem verminderten Einfluße der Geistlichkeit, aus der Würdelosigkeit der Behandlung der Ehesachen vor den Justizbehörden, und aus der fast gänzlichen Straflosigkeit des Ehebruchs, so wie anderer die ehelichen Verpflichtungen verletzenden Handlungen zu erklären. Diese Stimmen haben am

---

jusqu'au fonds des coeurs: la loi civile n'arrête que les desordres extérieurs, lorsqu'ils troublent la tranquillité publique. La morale prend l'homme là où la loi civile cesse de le régir: elle va donc plus loin, que la loi civile: elle condamne ce que la loi civile ne doit pas apercevoir. C'est ainsi que l'ingratitude, que l'usurpation sont des crimes aux yeux de la morale, tandis que la loi civile ne donne qu'en certaines occasions, action contre les ingrats; tandis qu'elle maintient les usurpations, lorsque le laps de temps en a masqué l'injustice. La loi civile dit ici: je laisse à la conscience l'usage du divorce: mais si l'on en abuse contre l'ordre, je le défends. — Procès-verbaux du conseil d'état contenant la discusion du projet du Code civile. Années IX et X. Séance du 11 vendémiaire an 10 p. 298.

ausführlichſten in der allgemeinen preußiſchen Staatszeitung Nro. 313 Beilage und Nr. 332 ſich vernehmen laſſen.[1]

„Der unbefangene Beobachter, ſo heißt es in Nro. 313, kann nicht verkennen, daß in dem größten Theil der preußiſchen Staaten die Scheidungen leichter zu bewirken ſind und häufiger vorkommen, als in andern Ländern, und daß daſelbſt die gerichtliche Behandlung der Eheſachen weniger als anderwärts den Eindruck des Ernſtes und der Würde hervorbringt, welcher als Anerkennung der Wichtigkeit des ehelichen Verhältniſſes ſo ſehr dazu geeignet iſt, die gute Sitte im Leben der Familie zu unterſtützen."

„Durch die Betrachtung der mit dieſem Zuſtand verbundenen großen Uebel iſt die preußiſche Regierung zu dem Entſchluß gekommen, die Geſetze über die Eheſcheidung einer Reviſion zu unterwerfen."

„Folgende Gedanken liegen nicht nur ſehr nahe, ſondern ſie ſind auch hin und wieder laut geworden. „Unſer gegenwärtiger Zuſtand," ſagt man, „iſt auf dem Wege natürlicher Entwickelung durch die Sitte herbeigeführt worden, und das Geſetz hat ihm blos äußere Anerkennung gewährt. Man kann ihn, von verſchiedenen ſittlichen Standpunkten aus, loben und tadeln, aber man muß ihn anerkennen als vorhanden und als auf innerer Nothwendigkeit beruhend. Jeder Verſuch, ihn durch Geſetze zu ändern, muß entweder fruchtlos bleiben oder, ſo weit er einwirkt, verderblich werden. Denn das Weſen der Ehe beruhet auf Freiheit, und die Wirkung des Zwangs wird alſo niemals eine gute Ehe ſeyn, ſondern ein gehäſſiges, unwürdiges, der wahren Ehe völlig entgegengeſetztes Verhältniß."

„Es wird für den gegenwärtigen Zweck genügen, die Grundlage dieſer vielleicht nicht wenig verbreiteten Anſicht durch Thatſachen zu widerlegen. Wenn jener Zuſtand aus unſerer gegenwärtigen Kulturſtufe durch natürliche Entwickelung entſtanden iſt, ſo muß er gleichzeitig überall erſcheinen, wo dieſelbe Nationalität, ein ähnliches Kultur-Verhältniß und beſonders auch daſſelbe kirchliche Bekenntniß zu finden iſt. Hierüber mag die Erfahrung entſcheiden, und es ſoll dabei zunächſt die Zahl der in verſchiedenen

[1] Auszüge aus der bei Reimer erſchienenen Schrift „die preußiſche Eherechts-Reform.

Gegenden vorkommenden Scheidungen verglichen werden. Nicht als ob diese Zahl an sich das einzige oder das wichtigste Moment wäre; denn neben seltenen Ehescheidungen kann die Ehe auf mancherlei andere Weise entweiht werden, welches ja auch in katholischen Ländern durch die völlige Versagung der Scheidung nicht verhindert wird. Dennoch ist die in einem Lande vorkommende übermäßige Zahl der Ehescheidungen als sicheres Kennzeichen eines krankhaften Zustandes zu betrachten, und sie ist zugleich dasjenige Kennzeichen, welches am leichtesten und sichersten Jedem vor Augen gestellt werden kann, und dessen Anerkennung von vorgefaßten Meinungen vorzugsweise unabhängig ist."

„Im Gerichtssprengel des Kammergerichts zu Berlin, welcher etwas über eine Million Einwohner umfaßt, sind im Durchschnitt der drei Jahre 1838—1840 rechtskräftig geschieden worden 570 Ehen, mithin jährlich 57 Ehen auf 100,000 Einwohner. Allerdings ist darin die große Hauptstadt mit inbegriffen, worin der Sittenzustand in der Masse sich stets nachtheiliger als anderwärts gestaltet. Allein in den Sprengeln der Oberlandesgerichte von Frankfurt, Königsberg, Stettin, worin jenes eigenthümliche Element fehlt, fallen doch auch in demselben Zeitraum 30, 35, 34 und 36 jährliche Scheidungen auf 100,000 Einwohner. Vergleicht man damit den Zustand der preußischen Rheinprovinz, so findet es sich, daß im Durchschnitt der Jahre 1838 bis 1840 auf 2½ Millionen Einwohner nur 24 Ehen in jedem Jahre rechtskräftig geschieden worden sind, also jährlich Eine auf 100,000 Einwohner. Allerdings gehört der größte Theil jener Bevölkerung der katholischen Kirche an; allein 600,000 Einwohner sind daselbst Protestanten, und wenn man die vorgekommenen Scheidungen auch auf diese allein vertheilt, so kommen doch nur 4 Scheidungen auf 100,000 Einwohner. In derselben Zeit sind in dem Sprengel des Ober-Appellationsgerichts zu Greifswald (Neu-Vorpommern), worin gemeines Recht und gemeiner Prozeß besteht, 16 rechtskräftige Scheidungen auf 100,000 Einwohner jährlich erfolgt."

„Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit den zuletzt genannten Theilen des preußischen Staates, hat es mit den nicht zum preußischen Staate gehörenden deutschen Ländern von überwiegend protestantischer Bevölkerung, wie sich aus folgenden Beispielen ergeben wird."

„Im Königreiche Sachſen werden die Eheſachen in erſter Inſtanz von den Appellationsgerichten entſchieden. Nach ſicheren Nachrichten gehören zu den zwei Appellationsgerichten von Leipzig und Zwickau etwa 900,000 Einwohner. Hier wurden im Durchſchnitt der fünf Jahre von 1836 bis 1840 jährlich 169 Ehen geſchieden, alſo 18 Scheidungen auf 100,000 Einwohner in erſter Inſtanz ausgeſprochen. Dieſe Zahl muß aber noch bedeutend vermindert werden, indem ohne Zweifel angenommen werden kann, daß ein Theil jener Urtheile in zweiter Inſtanz reformirt wurde, alſo nicht rechtskräftig geworden iſt."

„In Kurheſſen ſind im Jahre 1835 24, im Jahre 1841 23 Eheſcheidungen vorgekommen, welche ſich auf eine Bevölkerung von 6—700,000 proteſtantiſchen Einwohnern vertheilen. Hiernach kommen jährlich noch nicht 4 Scheidungen auf 100,000 Einwohner."

„In den hier zuſammengeſtellten Ländern alſo erſcheinen die Eheſcheidungen in auffallend geringerer Zahl als in den altpreußiſchen Provinzen. Dennoch wird Niemand einen merklichen Unterſchied des Sittenzuſtandes und der Kulturverhältniſſe behaupten können. Das religiöſe Bekenntniß iſt daſſelbe, und die gleiche Einwirkung des Zeitgeiſtes auf die Länder beider hier zuſammengeſtellter Klaſſen wird Jeder zugeben, mag er nun dieſe Einwirkung, je nach ſeinem Standpunkte, loben oder tadeln. Auch iſt durchaus keine Spur vorhanden, daß in den genannten Ländern, worin die Eheſcheidungen ſo viel ſeltener ſind, in dieſem Zuſtand ein Druck, eine Entziehung billiger, wünſchenswerther Freiheit empfunden würde; ein Bedürfniß, dieſen Zuſtand zu verändern, hat ſich daſelbſt von keiner Seite kund gegeben."

„Unterſucht man nun die Urſachen, aus welchen der nachtheiligere Zuſtand der altpreußiſchen Provinzen zu erklären iſt, ſo ſind dieſelben weder zweifelhaft, noch ſchwer zu entdecken. Sie liegen lediglich in Geſetzen und Gerichtsformen, in Maßregeln der Regierung, alſo in Thatſachen, die mit dem inneren Bedürfniß und dem Kulturzuſtand Nichts gemein haben, in Beziehung auf dieſen vielmehr als ganz zufällige und äußerliche Momente anzuſehen ſind.

„Die älteſte und wichtigſte unter dieſen Thatſachen iſt die preußiſche neuere Geſetzgebung über die Scheidungsgründe. Schon

das Edikt vom 17. November 1782 dehnte die Gründe weiter aus, als es jemals in einem Gesetz dieses oder irgend eines andern protestantischen Landes geschehen war. Die wichtigsten hier angeführten neuen Gründe sind: der unversöhnliche, aus erheblichen Gründen entstandene Haß (§. 11. 12) und die gegenseitige Einwilligung bei solchen Ehen, die mehrere Jahre kinderlos geblieben waren (§. 17). Das allgemeine Landrecht (1794) ist auf diesem Wege noch etwas weiter fortgeschritten, und die Praxis der Gerichte ist in die Richtung dieser beiden Gesetze so bereitwillig eingegangen, und hat sie auf so freie Weise zur Anwendung gebracht, daß seitdem die Zahl der Ehescheidungen auf eine in andern protestantischen Ländern unbekannte Weise zugenommen hat. Zu dieser großen Förderung durch die Praxis hat aber besonders die zweite Thatsache beigetragen, die hier als neue Maßregel der Regierung anzugeben ist."

„Vor etwa vierzig Jahren nämlich hatten sich bei dem Geheimen Obertribunal in Berlin die Geschäfte so angehäuft, daß sie nicht mehr erledigt werden konnten. Durch eine Verordnung vom 13. März 1803 wurden daher viele Revisionssachen vom Tribunal an die Oberlandesgerichte verwiesen, welche dadurch einen Zuwachs an Arbeit erhielten. Um nun diese wieder zu erleichtern, wurden im §. 7 derselben Verordnung die Ehesachen, welche stets in erster Instanz von den Obergerichten zu entscheiden gewesen waren, diesen abgenommen und an die Untergerichte verwiesen, wenn denselben (wie gewöhnlich) der Beklagte oder der Ehemann persönlich unterworfen sey. Diese Veränderung hatte die wichtigsten Folgen, die durchaus nicht in der Absicht derselben gelegen hatten. Die Ehesachen kamen dadurch größtentheils in die Hände von Einzelnrichtern, überhaupt aber auf gleiche Linie mit vielen ganz geringfügigen Sachen, und durch beide Umstände verlor die Behandlung derselben den Ernst und die Würde, die ihnen vorzugsweise angemessen ist. Zugleich war die geringere Zuverlässigkeit vieler Untergerichte hier verderblicher, als in andern Sachen, worin meist die höhere Instanz für ungehörige Erkenntnisse Abhülfe gewähren kann. Denn wenn in Ehesachen beide Ehegatten über eine gesetzwidrige Scheidung einverstanden waren und der Richter ihren Anträgen Gehör gab, so wurde stets das Urtheil erster Instanz rechtskräftig, weil Niemand vorhanden war, der

durch ein eingelegtes Rechtsmittel die Rechtskraft des geſetzwidrigen Urtheils gehindert hätte."

„Endlich war im preußiſchen Staat, wie anderwärts, der Ehebruch von jeher als Verbrechen behandelt und beſtraft worden, und noch das allgemeine Landrecht hatte dieſen Grundſatz feſtgehalten. Die ſpätere Praxis aber, anerkannt und unterſtützt durch ein Miniſterial-Reſcript, machte die öffentliche Strafe des Ehebruchs abhängig von dem Antrag des unſchuldigen Ehegatten, und forderte zugleich, daß dieſer Antrag vor dem rechtskräftigen Scheidungsurtheile gemacht ſeyn müſſe. Die Folge dieſer kombinirten Bedingung war, daß die Strafe des Ehebruchs faſt gänzlich außer Gebrauch kam, und daraus gieng für die Menge der ſehr nachtheilige Eindruck hervor, als ſey in der Geſetzgebung, in Folge fortſchreitender Bildung, die Ueberzeugung herrſchend geworden, daß der Ehebruch nicht ferner als eine ſtrafbare Handlung zu behandeln ſey."

„Aus den hier zuſammengeſtellten Thatſachen alſo, welche größtentheils in Regierungshandlungen beſtehen, in verſchiedene Zeiten fallen und von einander ganz unabhängig ſind, iſt die auffallende Verſchiedenheit zu erklären, welche oben zwiſchen den durch die preußiſchen Geſetze beherrſchten Provinzen und andern deutſchen Ländern in und außer der preußiſchen Monarchie nachgewieſen worden iſt. In der preußiſchen Rheinprovinz nämlich beſteht das rheiniſche Geſetzbuch, in Neuvorpommern, ſo wie im Königreich Sachſen und in Kurheſſen, das gemeine deutſche Recht."

„Hier und dort findet ſich weder die große Ausdehnung der Scheidungsgründe, wie im Allgemeinen Landrecht, noch die Behandlung der Eheſachen durch Untergerichte, insbeſondere durch einzeln ſtehende Richter, noch endlich die faktiſche Strafloſigkeit des Ehebruchs."

„Wenn nun jetzt ſeit einer Reihe von Jahren die preußiſche Regierung auf eine Reviſion der Scheidungsgeſetze bedacht iſt, ſo kann dabei ohne allen Zweifel nur die Abſicht vorausgeſetzt werden, die ganz äußerliche und zufällige Einwirkung auf den Zuſtand der Ehen zu beſeitigen, die hier durch neuere poſitive Geſetze und gerichtliche Einrichtungen eingetreten war, und dadurch in die Bahn natürlicher Entwickelung zurückkehren, deren wahre Beſchaffenheit aus der Vergleichung der oben zuſammengeſtellten andern Länder erkennbar iſt."

„Allerdings wäre es ein unfruchtbarer Gedanke, durch strenge Gesetze gute Ehen erzwingen wollen, da der wahre Werth der Ehe nur auf der Freiheit sittlicher Gesinnung beruhen kann. Wie aber dennoch das Gesetz bald heilsam, bald störend auf die Ehen einwirken kann, wird aus folgender Erwägung hervorgehen. Wenn man die Scheidungen betrachtet, welche jetzt bei uns zugelassen werden, aber bei einer ernsten Revision des Gesetzes etwa nicht ferner zu gestatten seyn möchten, so könnte man vielleicht annehmen, daß die große Mehrzahl derselben aus so mächtigen Leidenschaften hervorgehen, welche nur durch einen ungewöhnlichen Grad sittlicher Kraft überwunden werden können, wonach der im Allgemeinen Landrecht gebrauchte unrichtige Ausdruck der unüberwindlichen Abneigung zu verstehen ist. In der That aber verhält es sich ganz anders. Die meisten Scheidungen entstehen auf die Weise, daß Ehegatten auch schon den leichteren Anwandlungen von Rohheit und Selbstsucht, böser Lust oder Ausschweifung nachgeben, die in diesem Anfang durch einen sehr mäßigen Grad von Selbstbeherrschung bekämpft werden können und erst durch fortgesetzte Uebung eine verderbliche Macht über den Menschen erlangen. In der Zwischenzeit nun, worin die böse Neigung fortschreitet, aber noch nicht die entschiedene Herrschaft gewonnen hat, ist der Inhalt der Ehegesetze von großer Bedeutung. Steht den Ehegatten ein ernstes Gesetz mit angemessener Beschränkung der Scheidung und mit Strafen für Frevel an der Ehe vor Augen, so wird der Gedanke an dieses Gesetz in vielen Fällen dahin führen, daß sie sich selbst die mäßige Gewalt anthun, die zum Schutz des unschuldigen Theils und zur Herstellung des ehelichen Friedens völlig hinreicht. Wissen sie dagegen, daß das Gesetz den Scheidungen wenig Hindernisse entgegensetzt, so werden sie es unterlassen, selbst jene mäßige Gewalt gegen die eigene böse Neigung zu üben, und die Ehe wird untergehen, nicht weil sie an sich untergehen muß, sondern weil das Gesetz unterlassen hat, diejenige Nachhülfe zu gewähren, die nur von ihm ausgehen konnte."

„Die hier aufgestellte Behauptung über die Veranlassung der meisten Ehescheidungen wird Jeder als wahr anerkennen, der die Erfahrungen der Gerichte unbefangen zu Rathe ziehen will. Wer nun von diesem Standpunkt aus auf die oben zusammengestellten Zahlenverhältnisse zurückblickt, wird es erklärlich finden, warum in den

außer dem Bereich des Allgemeinen Landrechts liegenden, übrigens ganz ähnlichen Ländern eine verhältnißmäßig so viel kleinere Zahl von Ehescheidungen vorkommt, und daß daselbst dennoch dieser Zustand als Druck oder Härte nicht empfunden wird. Welche Mittel zu dem hier angedeuteten Zweck zu wählen seyn mögen, kann im Allgemeinen kaum zweifelhaft seyn. Es ist das Recht der Ehescheidung wieder demjenigen Zustand näher zu bringen, worin es in Preußen vor der erwähnten neueren Gesetzgebung war und in andern deutschen Ländern noch jetzt ist. Da aber hier seit sechzig Jahren die Gewohnheit eines andern Zustandes geherrscht hat, so ist jede übertriebene Strenge, sowohl in der Beschränkung der Scheidungen, als in den einzuführenden Strafen mit doppelter Sorgfalt zu vermeiden. Auch ist es nicht der Grad äußerer Strenge, wovon ein besserer Zustand erwartet werden darf, sondern die Anerkennung der Würde und Wichtigkeit der Ehe, die in dem Ernst eines gewährten Schutzes überhaupt enthalten ist. Wenn aber dieser Ernst zugleich mild erscheint, so darf dafür auch die Zustimmung wohlgesinnter Menschen erwartet werden, die für den guten Erfolg in einer Angelegenheit, wie diese, von großer Wichtigkeit ist. Wo es gelingt, fehlerhafte Gesetze über die Ehescheidungen zu verbessern, da werden dadurch allerdings nicht gute Ehen hervorgebracht werden, welches nur die Frucht einer auf religiöser Ueberzeugung ruhenden sittlichen Gesinnung seyn kann. Wohl aber werden häufig vorkommende Hindernisse des ehelichen Friedens abgewehrt werden, und wenn durch diese Abwehr für jene positive Veredlung des Familienlebens ein freierer Raum gewonnen und gesichert wird, so wird die Gesetzgebung dasjenige gethan haben, wozu sie berufen ist."

In Nro. 332 ist ein Theil der den Gesetzentwurf begleitenden Motive in den Worten mitgetheilt:

„Es ist nicht zu verkennen und ein gutes Zeichen der Zeit, daß die Sitte seit den Freiheitskriegen an Ernst und Zucht in Beziehung auf die Ehe zunimmt, wenigstens gewiß in den gebildeten Ständen. Wenn nun die neue Verordnung, auf diese erstarkende bessere Sitte sich stützend, im Bewußtseyn der Schranken der Macht der Obrigkeit und mit schonender Berücksichtigung des kirchlichen und sittlichen Zustandes des Landes sich mit Abstellung der ärgsten Gebrechen begnügt, so ist von ihr ein mächtiger moralischer

Impuls zu hoffen. Dieser wird um so weiter und kräftiger wirken, jemehr alle ehrenwerthe Elemente der öffentlichen Meinung die Maßregeln begünstigen und unterstützen. Dies ist zu hoffen, wenn man sich möglichst auf das Unbedenkliche beschränkt, auf das, was durch Auktorität getragen wird, Extreme aber, über welche auch die Meinungen der Besseren sich leicht spalten, neue Einfälle und Härten vermeidet. Die Eherechtsreform muß von einer inneren sittlichen Macht getragen werden, und diese ist im gemäßigten und milden Ernste, der dem Geiste trauet und Raum läßt, nicht aber im starren Rigorismus, der Alles von rücksichtslosem Zwange und harten Strafen erwartet. — Die Aufgabe der Gesetzgebung ist, auf diesem zarten, geistigen Gebiete, stark durch die Wahrheit, auf der sie steht, der guten Sitte und dem Glauben mahnend und leitend zu Hülfe zu kommen und die Ehe dadurch zu heben, daß ihre Heiligkeit in den Gemüthern der Menschen hergestellt wird. Die Mittel aber, diese Aufgabe zu lösen, sind würdige Formen des Eheprozesses, Abhängigkeit der Scheidung von wichtigen Gründen und schonende Rüge der Frevel gegen die Ehe, mehr bestimmt, die Ehe zu schützen und den Ernst der Obrigkeit zu bewähren, als den Frevlern die verdiente Strafe aufzuerlegen, welche in ihrem vollen Umfange dem höheren Richter anheim zu geben ist. Dabei darf über dem Bestreben, die Ehe aufrecht zu halten, der andere wichtige Gesichtspunkt nicht vergessen werden, dem unschuldigen Ehegatten, der von dem andern durch Mißbrauch des Ehebandes gequält und unterdrückt wird, Rechtsschutz zu gewähren. Endlich ist auch die Sorge für die Würde der Ehe nicht so weit auszudehnen, daß dadurch die billigen Ansprüche individueller Freiheit beeinträchtiget werden, indem jede Uebertreibung dieser Art das edle Verhältniß der Ehe zu einer gehäßigen Zwangsanstalt herabwürdiget. Diese sehr zu beachtende Rücksicht auf individuelle Freiheit hat das bisherige lare Eherecht fast allein im Auge gehabt, und es hat dieselbe so einseitig verfolgt, daß daraus Erschlaffung des Ehebandes und leichtsinnige Scheidungen hervorgegangen sind."

„Allein solcher Mißbrauch darf nicht dazu verleiten, die Wahrheit und Wichtigkeit zu verkennen, die auch diesem Gesichtspunkte zugeschrieben werden muß." —

Die Mittel, deren sich der Gesetzgeber nach dem Inhalte des Entwurfs bedienen will, sind Beschränkung der Scheidungsgründe,

würdigere Form des Verfahrens, und Strafen der Frevel gegen die Ehe.

Von den Scheidungsgründen, welche das allgemeine Landrecht anerkannte, sollen künftig nur bestehen bleiben, Ehebruch (und was ihm gleich zu achten), bösliche Verlassung, fortgesetzte grobe Mißhandlungen und Thätlichkeiten, welche Leben und Gesundheit gefährden, und der Fall, wo durch Verbrechen, Ausschweifungen oder Trunksucht der Mann sich außer Stand gesetzt hat, der Frau den Unterhalt zu gewähren, und sie daher zum Antrag auf Ehescheidung berechtigt erklärt ist.

Dagegen sollen folgende im allgemeinen Landrecht anerkannte Gründe die Scheidung nicht bewirken können:

1) Blos verdächtiger Umgang gegen gerichtlichen Befehl.[1]

2) Mangelnder Nachweis des unbescholtenen Wandels einer von ihrem Manne getrennt gewesenen Frau.

3) Versagung der ehelichen Pflicht.

4) Unvermögen und körperliche Gebrechen.[2]

5) Raserei und Wahnsinn.

6) Beleidigungen, Kränkung der Ehre und Freiheit, Drohungen und solche Thätlichkeiten, welche Leben und Gesundheit nicht gefährden.

7) Unverträglichkeit und Zanksucht.

8) Gefährdung des Lebens, der Ehre, des Amtes oder des Gewerbes durch unerlaubte Handlungen.[3]

9) Trunkenheit, Verschwendung, unordentliche Lebensart, und Versagung, oder Mangel des Unterhalts.[4]

10) Gegenseitige Einwilligung.

11) Heftiger und tief eingewurzelter Widerwille.

Dem gerichtlichen Verfahren soll, den Fall abgerechnet, wo der verklagte Theil ediktaliter zu citiren ist, immer ein Sühnversuch

---

[1] Es bleibt jedoch dem Ehegerichte vorbehalten, zu ermessen, in wiefern daraus ein Beweis des Ehebruchs zu entnehmen ist.

[2] Sofern dieselben als Gründe der Ungültigkeit einer Ehe behauptet werden (also zur Zeit der Eingehung den Ehezweck unmöglich machten), bleibt es bei dem geltenden Rechte.

[3] Sofern diese nicht einen andern Ehescheidungsgrund ausmacht.

[4] Mit der vorhin erwähnten Einschränkung.

vor dem kompetenten Geistlichen, und sofern die Eheleute verschiedener Konfession sind, vor den kompetenten Geistlichen beider Konfessionen, vorausgehen, und es darf die Ehescheidungsklage nicht angenommen werden, wenn nicht das Attest der Geistlichen vorliegt, daß die Sühne vergeblich versucht worden ist. Dieses Attest muß den bei dem Sühnversuche angegebenen Scheidungsgrund nahmhaft machen.

Was die Form des Verfahrens anbelangt, so soll durch Herstellung der bis zum Jahr 1803 bestandenen Verfassung, wonach nur die Obergerichte in Ehesachen kompetent waren, durch das persönliche Erscheinen der Ehegatten vor dem Ehegericht, durch die Regel, daß bloßes Zugeständniß den Scheidungsgrund nicht soll feststellen dürfen, durch Zuziehung eines Ehevertheidigers, und durch Verhandlung der Sache vor versammeltem Kollegium, welches demnächst den Beweis nach freier Ueberzeugung zu beurtheilen hat, die nöthige Würde und Haltung verschafft werden.

Der Scheidung wegen böslicher Verlassung soll, wenn der abtrünnige Theil anwesend ist, der Versuch vorangehen, ihn durch Zwangshaft zur Fortsetzung der Ehe anzuhalten, und wegen Mißhandlungen und Ausschweifungen soll nicht sofort Scheidung, sondern erst ein- und zweijährige Trennung von Tisch und Bett eintreten, um zu versuchen, ob auf diesem Wege eine Wiederaussöhnung zu bewirken ist.

Auch in diesem Falle soll der Sühneversuch durch Geistliche vor der förmlichen Scheidung wiederholt werden.

Die Strafen der Frevel gegen die Ehe bilden den letzten Hauptgegenstand des Entwurfs.

Die Strafen des Ehebruchs, welche nach der bisherigen Gesetzgebung nur auf Antrag des beleidigten Theils verfügt werden konnten, sollen nunmehr von Amtswegen erkannt und vollstreckt und auch auf den Complicen ausgedehnt werden. Während nach dem allgemeinen Landrecht nur gegen Unvermögende mit Gefängnißstrafe zu verfahren war, soll ohne Unterschied des Standes und der Verhältnisse der Ehebruch, welchen ein Eheman mit einer nicht verheiratheten Weibsperson verübt, mit sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Gefängniß, wenn er von einer Ehefrau mit einer nicht verheiratheten Mannsperson begangen worden, mit drei- bis sechsmonatlichem Gefängniß oder Festungsarrest, und

wenn beide Ehebrecher verheirathet waren, mit ſechsmonatlichem bis einjährigem Gefängniß- oder Feſtungsarreſt geahndet werden.

Von der Durchführung dieſes Entwurfs verſpricht man ſich, daß er dem Eherecht des preußiſchen Staats denſelben Charakter von Strenge und Milde verſchaffen werde, den das Eherecht des übrigen proteſtantiſchen Deutſchlands jetzt ſchon hat, und daß er es überhaupt mit dem Eherecht dieſer Länder in Einklang ſetzen werde.

Das Verhältniß des preußiſchen Staats zu dem geſammten deutſchen Vaterlande, beſonders zu deſſen evangeliſchem Theile, macht, wie der Apologet in der Staatszeitung ſagt, auf dieſem wichtigen, die geſunde Nationalentwickelung bedingenden Gebiete einen ſolchen Einklang höchſt wünſchenswerth. „Zugleich," ſo fährt er fort:

„würde der Entwurf den traurigen Kontraſt beſeitigen, den unſer altländiſches Eherecht gegen das der Rheinprovinz bildet, welches von verſchiedenen Grundprinzipien ausgehend zu ſo ungleich befriedigenderen Reſultaten gelangt; ein Kontraſt, der ſo groß iſt, daß jetzt ſcheidungsluſtige Rheinländer am leichteſten zu einer ſchnellen Scheidung gelangen können, wenn ſie ein vorübergehendes Domizil in den alten Landen nehmen. Unſer laxes Eherecht iſt ein Hauptgegenſtand der Vorwürfe, welche die Rheinländer den alten Landen machen. Der Entwurf würde dieſe beiden großen Theile des preußiſchen Staats durch das Band der gegenſeitigen Achtung ihrer Rechtszuſtände inniger mit einander verbinden. Der Segen dieſes Wiedereintritts des preußiſchen Staats in die Gemeinſchaft der Rechtsentwicklung des geſammten deutſchen Vaterlandes kann kaum hoch genug angeſchlagen werden. Nichts entſpricht dem hohen Berufe Preußens weniger, als auf dieſem wichtigen Rechtsgebiete in einer Iſolirung zu verharren, welche es durch einen ſo nachtheiligen Kontraſt von einem Theile ſeiner eigenen Provinzen und von dem übrigen Deutſchland abſondert."

Es kommt nun darauf an, auch die für die gegentheilige Anſicht laut gewordenen Stimmen zu vernehmen.

Die nach der Reformation zu Stande gekommenen Kirchenordnungen haben allerdings zu Anfang meiſtens nur Ehebruch und böslicher Verlaſſung als Eheſcheidungsgründe angenommen,

doch sind diese Gründe mit der Zeit analog erweitert, und durch eine laxe Anwendung bedeutend vermehrt worden.

In den verschiedenen Gesetzgebungen und bei den Schriftstellern finden sich daher als Scheidungsursachen:

1) Ehebruch,
2) Bösliche Verlassung,
3) Verweigerung der ehelichen Pflicht,
4) Haß und Feindschaft,
5) Lebensnachstellung,
6) Verhinderung der Zeugung und Abtreibung der Leibesfrucht,
7) Unkeuschheit wider die Natur,
8) Jede Verletzung ehelicher Treue,
9) Gefängnißstrafe,
10) Infamirende Strafe,
11) Beschuldigung wegen Verbrechen,
12) Unverträglicher Charakter, Unverträglichkeit,
13) Mißhandlung, Grausamkeit,
14) Unfruchtbarkeit der Frau,
15) Untüchtigkeit des Mannes,
16) Beständige Krankheit,
17) Raserei und Gemüthskrankheit,
18) Selbstschwächung,
19) Unkeuschheit mit andern vor der Ehe,
20) Ansteckende Krankheit,
21) Lasterhafte Lebensweise,
22) Trunk und Verschwendung,
23) Schimpfliches Gewerbe,
24) Abfall vom Glauben,
25) Gegenseitige Einwilligung,
26) Zweifache Ehe,
27) Betrug bei Eingehung des Ehevertrags,
28) Auflösung durch landesherrliche Gnade,

und es ergibt sich hieraus, daß die bisherigen Bestimmungen des allgemeinen Landrechts keineswegs weiter gegangen sind, als die Praxis in den evangelischen Ländern Deutschlands. Selbst in denjenigen Gebieten, in welchen die Gesetzgebung, oder der Gerichtsgebrauch die Auflösung des Ehebandes nur um weniger Ursachen willen zulässig erklärten, ist die landesherrliche Machtvollkommenheit

ein unerſchöpflicher Born zur Ausgleichung getrübter und auf dem gerichtlichen Wege nicht zu erledigender Verhältniſſe, und die regelmäßige Zuflucht für Perſonen aus den höheren Ständen, die in unglücklichen Ehen leben, aber den Skandal der gerichtlichen Procedur vermeiden wollen. Von den in den verſchiedenen evangeliſchen Ländern als gültig erkannten, ſo eben aufgeführten Eheſcheidungsgründen hat das allgemeine Landrecht nicht alle adoptirt, vielmehr nur diejenigen, deren Zuläſſigkeit und Nothwendigkeit auf der bisherigen Uebung und Erfahrung beruhte, deren Anerkennung alſo ihr Fundament in der Sitte hatte.

Da das Eherecht vor der Reformation faſt ganz durch das kanoniſche Recht ausgebildet war, die Reformatoren aber ſich damit begnügten, die Unauflöslichkeit der Ehe für einen Irrthum zu erklären, ohne in Beziehung auf die Scheidungsgründe feſte Grundſätze zu geben, ſo mußten in den Territorien nach Verſchiedenheit der Interpretation der bibliſchen Stellen, nach Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſicht vom Weſen der Ehe, nach dem größern oder geringern Vertrauen, mit welchem man auf das kanoniſche Recht als Rechtsquelle zurückging, und nach andern zufälligen Einflüſſen, ſich auch verſchiedene Ordnungen, Rechtsgewohnheiten und Grundſätze der Rechtſprechung entwickeln, und wo man zur Kodifikation ſchritt, in die Geſetzgebung übergehen.

So hat das badiſche Geſetz über die Ehe (von 1807) außer dem **Ehebruch** als Scheidungsgrund anerkannt:

Jedes Verbrechen, welches eine beſchimpfende, oder längere als fünfjährige Gefängnißſtrafe nach ſich zieht;

Mißhandlungen oder Nachſtellungen gegen Leben und Geſundheit;

Selbſtverſchuldetes unheilbares Unvermögen;

Abweſenheit über drei Jahre, beſonders um eines Verbrechens willen;

Beharrliche Verweigerung der ehelichen Pflicht während mehr als drei Jahren;

Wahnſinn, welcher über drei Jahre dauert, unheilbar iſt, und zur Aufbewahrung in einer Irrenanſtalt geeignet;

Verweigerung der Sühne, nachdem ein Jahr ſeit Beendigung der temporellen Scheidung von Tiſch und Bett verfloſſen iſt.

Ferner das öſterreichiſche bürgerliche Geſetzbuch (1811, Th. I.,

Hauptst. II., §. 115) für nichtkatholische christliche Konfessionsverwandte hat folgende Gründe zugelassen:

Wenn der Ehegatte sich eines Ehebruchs, oder eines Verbrechens, welches die Verurtheilung von wenigstens fünfjähriger Kerkerstrafe nach sich gezogen, schuldig gemacht;

wenn ein Ehegatte den andern boshaft verlassen hat, und falls sein Aufenthaltsort unbekannt ist, auf öffentliche gerichtliche Vorladung innerhalb eines Jahrs nicht erschienen ist;

dem Leben oder der Gesundheit gefährliche Nachstellungen, wiederholte schwere Mißhandlung;

eine unüberwindliche Abneigung, welcher wegen beide Ehegatten die Auflösung der Ehe beharrlich, auch nach vorher versuchter Scheidung von Tisch und Bett verlangen.

Es würden, wenn nicht der Zweck dieser Schrift der weiteren Ausführung Grenzen setzte, sich aus den deutschen Partikulargesetzgebungen noch viele andere Beweise für die Behauptung beibringen lassen, daß das Gesetz in dieser Hinsicht überall nur die Sitte festgemacht hat. Was aber nebenbei mit bewiesen wird, ist die ungenaue Auffassung, Verkennung, oder Verleugnung der in Deutschland bestehenden Verhältnisse, wenn man annimmt und ausspricht, daß die beabsichtigte Beschränkung der Ehescheidungsgründe Preußen in ein gemeinschaftliches Eherechtssystem mit dem übrigen evangelischen Deutschland zurückführen werde. In Beziehung auf die Scheidungsgründe wird vielmehr sein Eherecht von den in Baden, in Oesterreich, im Großherzogthum Hessen, in Hannover, in Württemberg, in Nassau ꝛc. geltenden Grundsätzen noch weit mehr abweichen als bisher, und daß dieß in andern Theilen desselben in noch höherem Grade der Fall seyn werde, soll seiner Zeit dargethan werden.

Daß eine Beschränkung der Ehescheidungsgründe den Zweck erreichen werde, die Zahl der Ehescheidungen zu vermindern, ist so wenig zu bestreiten, als es zu bezweifeln ist, daß eine Vermehrung derselben auch die Zahl der Ehescheidungen vermehren könnte. Wenn daher auf 100,000 Einwohner in den Gerichtssprengeln der Oberlandesgerichte von Frankfurt, Magdeburg, Königsberg und Stettin 30, 35, 34 und 36 Scheidungen, und im Königreich Sachsen auf eine gleiche Anzahl 18 und in Kurhessen deren nur 4, in der preußischen Rheinprovinz gar nur eine kommen,

ſo beweist dies in der That, daß die Trennungen im Königreich Sachſen, in Kurheſſen und in der Rheinprovinz ſchwieriger zuerreichen ſind, und darum weniger nachgeſucht werden. Wenn aber der Schluß daraus gezogen werden möchte, daß die Ehen glücklicher in jenen Ländern als in den altpreußiſchen Provinzen ſeyen, oder gar, daß der Zuſtand der Moralität in den letzteren ſchlechter wäre, als in den erſteren, ſo muß das Anerkenntniß der Richtigkeit ſolchen Gründen unbedingt verſagt werden. Mit viel größerem Rechte oder mit viel beſſerem Anſchein würde ſich behaupten laſſen, daß das eheliche Leben da, wo Perſonen, deren Sitten und Charakter für einander nicht paſſen, nicht unauflösbar an einander gekettet, ſondern in der Lage ſind, ein unglückliches Bündniß aufzuheben, beſſer und glücklicher ſeyn müſſe, als anderwärts, und daß die beſtehenden Ehen um ſo mehr ihrem Weſen, welches Treue in fortgeſetzter Liebe iſt, entſprechen werden, als diejenigen, denen jenes einzig moraliſche Element fehlt, den Untergang, den ſie in der Geſinnung ſchon längſt gefunden, auch in der That erlitten.

Würde denn eine einzige unglückliche Ehe weniger vorhanden ſeyn, wenn das Recht der Scheidung ganz und gar aufgehoben wäre? oder iſt der eheliche Friede in denjenigen Ländern größer, wo die Eheſcheidung erſchwert oder ganz verboten iſt, und ſtehen die Bewohner derſelben auf einer höheren Stufe der Moralität als diejenigen der preußiſchen Provinzen, in welchen das allgemeine Landrecht gilt?

Wenn es einen Sinn haben ſoll, die Eheſcheidung als ein öffentliches Unglück zu betrachten und zu unterdrücken, wie die Geſetzgebung es ſich zur Aufgabe ſtellt, ſo müſſen alle dieſe Fragen erörtert und nach gewiſſenhafter Prüfung bejaht, und es muß Gewißheit darüber vorhanden ſeyn, daß die Leichtigkeit der Eheſcheidung allein die unglücklichen Ehen gemacht hat, daß alſo mit Erſchwerung derſelben die Urſache wegfällt: es muß Gewißheit darüber vorhanden ſeyn, daß die leichtere Löſung der Ehen die öffentliche Moralität wirklich beeinträchtigt hat, und daß daher die preußiſchen Unterthanen auf einer niedrigern Stufe der Moralität, als die Kurheſſen und Sachſen, die Altpreußiſchen auf einer niedrigern Stufe wie die Rheinländer, und die Rheinländer über allen, den Altpreußen, den Kurheſſen und den Sachſen ſtehen.

Ueber ein Volk, welches solche Beweise sittlicher Erhebung und ernsten männlichen Charakters, der Hingebung an eine Idee, und der Anhänglichkeit an sein Regentenhaus, wie das Preußische, gegeben hat, soll man kein ungeprüftes, leichtsinniges Urtheil fällen: seine Aufopferung im Kriege, seine unbefleckte Treue trotz aller Verlockung der Rede und des Beispiels sind unverwerfliche Zeugnisse wahrer moralischer Kraft, und wie diese moralische Kraft in der Reinheit der Gesinnung und des Wandels wurzelt, so muß ihr Vorhandenseyn auch dafür als Urkunde gelten, und jede Frivolität abwehren, die über ein solches Volk den Stab zu brechen sich unterstehen möchte.

Es ist eine schwierige Sache, die Wirkungen einer Gesetzgebung, besonders in Rücksicht auf Verhältnisse zu erforschen, die sich ihrer Natur nach gerne in tiefe Schleier hüllen, die sich selbst für die unmittelbar Betheiligten unvermerkt und nach und nach gestalten, und erst dann in den Bereich der Erscheinung treten, wenn eine Masse von Einflüssen und Begebenheiten ihnen einen unveränderlichen Charakter aufgeprägt hat. Die Beobachtung des Familienlebens ist daher ungemein schwer, die Ziehung von Schlüssen aus einzelnen Wahrnehmungen höchst bedenklich. Aber so wie die ungetrübte Innigkeit der Gatten der schwer zu erkundende, aber sicherste Beweis für die glückliche Ehe ist, so ist gewiß das Verbrechen, welches sie gegen einander begehen oder versuchen, die Spitze der Unhaltbarkeit des Verhältnisses. Steht es denn fest, daß im Bereiche der Herrschaft des Allgemeinen Landrechts mehr oder auch nur eben so viele Verbrechen der Ehegatten wider einander vorkommen, als da, wo anderes Recht gilt, welches die Ehescheidung schwerer macht, — oder ist nicht vielmehr gerade das Gegentheil der Fall? Die vergleichende Verbrechenstatistik muß dies nachweisen, und es kann ein Urtheil über den Werth der verschiedenen Maximen darnach gefällt werden, dem schwerlich ein anderes gleichkommen dürfte. Wer möchte wohl bestreiten, daß wenn bei völlig freigegebener Scheidung der Ehegatten (etwa wie sie Montesquieu in dem 116ten Briefe der lettres persanes durch seinen Perser preißen läßt) niemals eine Trennung der Ehegatten vorkäme, dies ein redendes Zeichen von hoher Tugend in beiden Geschlechtern wäre! Aus demselben Grunde ist es denn auch kein Verdienst, wenn Gatten bei einander aushalten, weil die Trennung

ihnen durch die Geſetze unmöglich gemacht iſt. — Wenn aber die Zahl der Eheſcheidungen fortwährend abnimmt, wiewohl die komparative Leichtigkeit dazu zu gelangen unverändert beſtehen bleibt, ſo kann dies mit Grund als eine Verkündigung betrachtet werden, daß die Eheſcheidungsurſachen ſich nicht ſo oft wie früher wiederholen, und daß daher, alles wohl erwogen, der Zuſtand der Geſellſchaft im Fortſchreiten zum Beſſern begriffen iſt. Und gerade dies iſt der Fall in Preußen.

Die letzten ſtatiſtiſchen Nachrichten, welche der Juſtizminiſter über dieſen Gegenſtand veröffentlicht hat, beweiſen, daß eine merkliche Abnahme der Eheſcheidungen eingetreten iſt.

Nach einer numeriſchen Angabe der in den Jahren 1836 bis 1839 vorgekommenen Scheidungsprozeſſe ſpricht ſich der Miniſter dahin aus: „Ein erfreuliches Zeichen für den ſittlichen Zuſtand des Volkes ſcheint aus der Abnahme der Eheſcheidungen im Allgemeinen wohl entnommen werden zu können, und gerade da am bedeutungsvollſten, wo das Glaubensbekenntniß kein Hinderniß der Trennung wird.“ Dies iſt ein im Jahr 1840 auf die genaueſte Kenntniß der amtlichen Ermittelungen gegründetes Urtheil.

Nachfolgende authentiſche Data über die von 1836—1839 vorgekommenen Eheſcheidungsprozeſſe werden den Stand der Sache am ſicherſten beurtheilen laſſen. Im Ganzen hatten ſich im Jahr 1839 die Eheſcheidungsprozeße gegen das Jahr 1838 nicht vermehrt; insbeſondere aber war das Verhältniß der auf Trennung der Ehe lautenden Urtel bei weitem günſtiger geworden. Es wurden nämlich im Jahr 1839 84 Ehen weniger rechtskräftig getrennt und 7 Eheſcheidungsklagen mehr rechtskräftig zurückgewieſen. Bei einer Vergleichung mit dem Jahr 1836 zeigt ſich die Verminderung der Eheſcheidungsſachen noch viel erheblicher. Es wurden im Jahr 1836 in dergleichen Sachen 3488 Erkenntniſſe abgefaßt, im Jahr 1839 aber nur 2789, folglich im letzteren Jahre 699 weniger. Im Jahr 1836 verhielt ſich die Geſammtzahl der Eheſcheidungserkenntniſſe zur Geſammtzahl der Einwohner wie 1 zu 2381, im Jahr 1839 wie 1 zu 2962; im Jahr 1836 fiel ſchon auf 3344 Einwohner ein die Ehe trennendes Erkenntniß, im Jahr 1839 erſt auf 3424 Einwohner. Eine verhältnißmäßige Minderung der Eheſcheidungsſachen zeigt ſich im Vergleich mit dem Jahr 1836 auch bei

den meisten derjenigen Provinzen, welche die größte Einwohnerzahl aufweisen. Denn es kann ein auf Trennung lautendes Erkenntniß in den Provinzen: Brandenburg im Jahr 1836 auf 1785, im Jahr 1839 auf 1924 Einwohner; Pommern im Jahr 1836 auf 2026, im Jahr 1839 auf 2266 Einwohner; Sachsen im Jahr 1836 auf 2091, im Jahr 1839 auf 3022 Einwohner. (Hierbei läßt sich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Provinzen, welche die meisten Scheidungsprozesse lieferten, der Hauptstadt am nächsten gelegen sind; ebendeshalb muß man aber auch in den Schlußfolgerungen von der Hauptstadt auf das ganze Land um so vorsichtiger seyn.) In den Rheinprovinzen kam (im Jahr 1839) erst auf 86,714 Einwohner Eine Ehescheidungssache. Der Minister deutet darauf hin, daß der zurückhaltende Einfluß, welchen die katholische Konfession auf die Ehescheidungsanträge ausübt, hier auf das Entschiedenste ersichtlich ist; sollte aber daraus folgen, daß man durch positiven Zwang bei den Protestanten bewirken müsse, was bei den Katholiken aus Religionssatzungen hervorgeht? Auch ohne das neue Ehegesetz hat in größtentheils von Protestanten bewohnten Provinzen eine Abnahme der Ehescheidungen stattgefunden, welche mit um so größerem Recht als ein „erfreuliches Zeichen für den sittlichen Zustand des Volks erscheint, als hier das Glaubensbekenntniß kein Hinderniß der Trennung ist."

Aber um so stärker muß auch der Zweifel werden, ob es nothwendig, ja ob es nur zulässig ist, der sittlichen Veredlung durch positiven Zwang nachzuhelfen, und ob die Nation in diesem erfreulichen Streben nicht statt gefördert zu werden, geradezu aufgehalten, ob nicht Heuchelei und Scheinheiligkeit da eingeimpft werden wird, wo bei freier naturgemäßer Entwickelung Lauterkeit und Sittenreinheit die Herrschaft gewonnen und häusliches und eheliches Glück begründet haben würden.

Für die Behauptung, daß das Allgemeine Landrecht der Scheidungsgründe zu viele enthalte, und die darin bedingte Leichtigkeit der Lösung die Heiligkeit der Ehe gefährde, wird insbesondere das Rheinische bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Wirkungen angeführt. Zunächst scheint aber der Einfluß der katholischen Kirche nicht gehörig gewürdigt, wenn dasjenige, was die Frucht ihrer Satzungen und der Einwirkung ihrer Geistlichkeit auf der Kanzel, im Beichtstuhle und im Umgange ist, der Gesetzgebung als Verdienst

angerechnet werden ſoll. Die bürgerliche Scheidung löst die Ehe nur rückſichtlich ihrer bürgerlichen Folgen auf, trennt ſie aber nicht nach dem kirchlichen Begriff, und da es der Sitte widerſpricht, ſich blos bürgerlich trauen zu laſſen, und doch auch der Fall nur ſelten vorkommen wird, daß ein Katholiſcher, um nach bürgerlicher Trennung zu einer zweiten Ehe ſchreiten zu können, ſich zu konvertiren entſchließt, ſo unterbleibt die Trennung ganz, oder es wird nur auf séparation de corps angetragen; ja die séparation de corps iſt, wie jedem Kenner des franzöſiſchen Rechts wohl bewußt, lediglich aus dem Grunde eingeführt, um den Katholiken die Möglichkeit der Scheidung zu geben, ohne ihr Gewiſſen zu verletzen. [1]

Dies iſt der ſtärkſte Grund, weshalb Eheſcheidungen in den Rheinprovinzen ſo ſelten vorkommen: die Ehe bleibt beſtehen, und ein großer Theil der mit einer bloßen Separation verbundenen Zwecke läßt ſich auch durch Verabredung erreichen, ohne den Zutritt des Richters. Ob gerade die Moralität dadurch gewinnt, daß Perſonen, die ſich innerlich entfremdet ſind, gezwungen werden, noch in gewiſſer Beziehung gemeinſchaftlich miteinander durch's Leben zu gehen, iſt eine andere Frage.

Sich darüber aufzuklären, hätte wohl der Mühe verlohnt, und wer eine neue Geſetzgebung in einer ſo wichtigen Materie, wie die gegenwärtige, machen will, ſollte dieſe Mühe nicht ſcheuen. Die perpetuelle Trennung von Tiſch und Bett hat ihre bedauerliche Seite, und hat ſich den Sitten nicht förderlicher erwieſen, als die wirkliche Scheidung; was man auch zu ihren Gunſten ſagen mag, ſo wird nie und nimmermehr beſtritten werden können, daß ſie in der faktiſchen Eheloſigkeit, welche ſie den Betheiligten auferlegt, neben der unbedingten Verſagung der Knüpfung eines neuen Bandes, die Moralität der ganz unabhängigen, getrennten, und doch dem Namen und dem Bande nach vereinigten Eheleute weit mehr als eine vollſtändige Scheidung gefährdet, indem ſie dieſelben einer Menge von Lockungen und Verführungen ausſetzt, gegen welche geſchiedene Gatten in der Hoffnung der Knüpfung eines neuen

[1] Procès verbaux du conseil d'état, contenant la discussion du projet de code civil. Tome I séance du 26 vendémiaire an 10. p. 364—367 tome II séance du 22 fructidor an 10. p. 29.

beglückenderen Bandes das stärkste Schutzmittel finden. [1] Sie enthält ferner eine große Härte gegen den unschuldigen Theil, indem

[1] Treilhard, ibid. Tome 2, séance du 9 Ventose au 11. p. 542—543.

»Quel est donc l'effet de cette conservation apparente du lien conjugal dans les séparations, et pourquoi retenir encore le nom avec tant de soin, lorsqu'il est évident que la chose n'existe plus? Le voeu principal du mariage n'est-il pas trompé? N'est-il pas vrai que l'époux n'a réellement plus de femme, que la femme n'a plus de mari? Quel est donc encore une fois l'effet de la conservation du lien?

»On interdit à deux époux, devenus célibataires de fait, tout espoir d'un lien légitime, et on laisse subsister entre eux une communauté de nom qui fait encore rejaillir sur l'un le déshonneur dont l'autre peut se couvrir. Nous n'avons que trop vu les funestes conséquences de cet état, et le passé nous annonce ce que nous devrions en attendre pour l'avenir.

Cependant l'un des époux était du sans moins reproche; il avait été séparé comme une victime de la brutalité ou de la débauche: fallait-il l'offrir une seconde fois en sacrifice par l'interdiction des sentimens les plus doux et les plus légitimes? L'époux même dont les excès avaient forcé la séparation, ne pouvait-il pas mériter quelque intérêt? Etait-il impossible que, mûri par l'âge et par la réflexion, il pût trouver une compagne qui obtiendrait de lui cette affection si constamment refusée à la première?

»Certes, si nous ne considérons que la personne des deux époux, il est bien démontré que le divorce est pour eux préférable à la séparation.

»Je ne connais qu'une objection; on la tire de la possibilité d'une réunion; mais, je le demande, combien de séparations a vu le siècle dernier, et combien peu de rapprochemens! Combien pourraient-ils s'effectuer ces rapprochemens?

»La demande en séparation suppose déjà des esprits extraordinairement ulcérés; la discussion, par sa nature, augmente encore la malignité du poison. Le réglement des intérêts pécuniaires, après la séparation, lui fournit un nouvel aliment.

»Enfin, chacun des deux époux isolé, en proie aux regrets, quelquefois aux remords, éprouvant le desir bien naturel de remplir le vide affreux qui l'environne, est cependant sans espoir de former une union qu'il pourra avouer, forcé en quelque manière de courir après les distractions par le besoin pressant de se fuir lui-même, se trouve insensiblement entraîné dans la dissipation et dans tous les désordres qu'elle mène à sa suite.

»A Dieu ne plaise que je prétende que ce tableau soit celui de tous les époux séparés! Je dis seulement que l'impossibilité de former un nouveau lien, les expose a toutes les espèces de séductions; qu'il faut,

ihm die naturgemäßeſten, rechtmäßigſten und ſüßeſten Genüſſe verboten werden, und ſie ihn der ganzen Schmach ausſetzt, die der andere Theil bei der fortgeſetzten Gemeinſchaft des Namens auf den ſeinigen zurückwerfen kann.

Sieht man aber von dem in das bürgerliche Geſetzbuch übergegangenen kirchlichen Inſtitut der séparation de corps ab, und faßt nur die Urſachen in's Auge, deren Vorhandenſeyn die wirkliche Eheſcheidung (divorce) nach dem Geſetze bedingt, ſo iſt die Zahl derſelben zwar nicht ſo groß, als die der im Landrecht aufgeführten, aber keineswegs ſo eingeſchränkt, wie nach den den Preußiſchen Geſetzentwurf begleitenden Motiven angenommen wird, und jedenfalls iſt nichts weniger begründet, als die Annahme, daß durch die Erhebung dieſes Entwurfs zum Geſetze in den Altpreußiſchen Provinzen die letzteren in der Materie des Eherechts in ein gleiches Verhältniß mit den Rheinprovinzen treten würden.

Nach dem code civil kann der Mann Scheidung verlangen, wegen Ehebruchs der Frau;

die Frau aus demſelben Grunde, wenn der Mann ſeine Concubine im gemeinſchaftlichen Hauſe gehalten hat;

beide Ehegatten pour excès, sévices, ou injures graves de l'un d'eux envèrs l'autre.[1]

---

pour résister à des dangers si pressans, un effort peu commun et dont peu de personnes sont capables, et que l'interdiction d'un lien légitime a souvent plongé sans retour nombre de victimes dans les mauvaises moeurs.

» J'ajoute qu'il n'y a presque pas d'exemples de réunion entre deux époux séparés, et que ces réunions furent quelquefois plus scandaleuses, la que séparation même: l'on a vu au contraire plusieurs fois, dans les lieux où le divorce était admis, deux êtres infortunés, victimes l'un et l'autre, tant qu'ils furent unis, de la violence des passions, former après leur divorce des mariages qui, s'ils ne furent pas toujours parfaitement heureux, du moins ne furent suivis d'aucun éclat, ni d'aucun signe extérieur de repentir.

» J'en tire cette conséquence que, pour les époux, le divorce est sans contredit préférable à la séparation. « etc.

[1] Bousquet explication du code civil. Avignon 1804 p. 272.

Excés, sévices. On entend par là des coups ou des outrages, et des mauvais traitemens envers une personne sur laquelle on a, par le fait, ou par le droit, quelque puissance ou autorité.

Il y aurait excès si le mari ou la femme se tourmentaient par des actes contraires à la liberté dont ils ont droit de jouir, comme, par

Die Verurtheilung eines der Ehegatten zu einer infamirenden Strafe ist für den andern ein Scheidungsgrund.

Beiderseitige, beharrlich, in der vom Gesetz vorgeschriebenen Weise, erklärte Einwilligung löst ebenfalls das Eheband.

Vergleicht man damit die nach dem neuen Gesetzentwurf übrig gebliebenen Scheidungsgründe, so fällt es in die Augen, daß die Möglichkeit der Trennung nach dem bürgerlichen Gesetzbuche in viel mehreren Fällen geboten ist.

Es ist dies sowohl ausdrücklich der Fall, als nach dem Geiste der Bestimmungen.

Der Code zählt beinahe alle Scheidungsgründe, welche der neue Entwurf noch übrig gelassen, mit Ausnahme der Verlassung[1] (die in gewisser Beziehung doch unter die Kategorie der sévices et mauvais traitemens gehört, und also nicht ganz unberücksichtigt geblieben ist), auf, dehnt dieselben aber weiter aus, und enthält in dem Consentement mutuel einen solchen, welcher unüberwindliche Abneigung, Unverträglichkeit und alle sogenannten scandaleusen Gründe geltend machen, aber auch verbergen kann.

Gerade in dieser Beziehung liegt in der Trennung durch gegenseitige Einwilligung ein Schutzmittel gegen Beleidigungen des allgemeinen Sittlichkeitsgefühls, zugleich aber auch ein Mittel zur Aufrechthaltung der individuellen Rechte. Wenn von der Strafe des Ehebruchs die Rede seyn wird, bietet sich Gelegenheit, dies

---

exemple, la réclusion dans un lieu particulier, la reduction de nourriture etc.

Injures graves.

Toutes celles qui dénotent le mépris de l'un des époux pour l'autre. La qualité des personnes est aussi une circonstance importante etc.

[1] Procès verbaux l. c. séance du 24 Vendemiaire an 10. p. 351.

Das Princip der französischen Gesetzgebung über die Abwesenheit ist, weder über das Leben, noch über den Tod sich auszusprechen, sondern Beweise zu erwarten. Dieses Prinzip scheint mit übertriebener Strenge auch auf die Ehe angewandt zu seyn, oder die Furcht der Inconsequenz hat dahin geführt, lieber gar nichts zu verfügen. In der Sitzung des 24 Vendemiaire Jahr 19 (ibid. 352—355) wurden alle in dieser Beziehung zur Sprache kommenden Verhältnisse auf die Erörterung des Titels des absens hinverwiesen; dort hat sie aber nicht stattgehabt, und es ist daher eine Lücke in der Gesetzgebung geblieben.

noch einmal recht deutlich darzulegen; daher hier nur einige Worte.

Die Verſagung der ehelichen Pflicht, das Unvermögen, eckelhafte Krankheiten u. dgl. vor Gericht erörtern zu laſſen, dagegen ſträubt ſich allerdings Schaam und Sitte, und es iſt dem Geſetzgeber viel zugemuthet, wenn er Dinge zur Verhandlung ſoll bringen laſſen, die in guter Geſellſchaft Niemand nennen will, und deren Darlegung und Nachweiſung die Parteien und die Richter erröthen machen muß.

Aber es bleibt nicht minder wahr, daß die Verhältniſſe, welche damit zuſammenhängen, in das Rechtsgebiet der Eheleute gehören, und wenn auch keuſche Ohren es nicht vertragen können, oder die Pruderie ſich dagegen ſträubt, ſo muß es doch gerade herausgeſagt werden, daß der Beiſchlaf die weſentliche Grundlage der Ehe iſt, daß beide Theile ein von der Natur geheiligtes Recht darauf haben, daß Verſagung oder Unvermögen (oder was dieſem gleich zu achten), indem ſie den einen Theil des Genuſſes eines Rechtes berauben, welches er durch den Eintritt in die Ehe hat erwerben wollen, die Ehe faktiſch aufheben, und daß, wenn der Geſetzgeber zur Fortſetzung einer Vereinigung, die keine Ehe mehr iſt, zwingt, er Anlaß zur Verſchlechterung der Sitten und zum Verbrechen gibt.[1]

Was zunächſt den religiöſen Geſichtspunkt anlangt, ſo iſt in den Worten: „ſie ſollen Ein Fleiſch ſeyn," die volle Bedeutung und Forderung des geſchlechtlichen Verhältniſſes ausgeſprochen; aber auch das Neue Teſtament verbietet den Ehegatten ausdrücklich die mönchiſche Enthaltſamkeit (1 Cor. 7, 3—5) offenbar, weil der Apoſtel erkennt, daß deren Gefahr für den realen Beſtand der Ehe zu groß ſey. Treten wir auf den praktiſch ſtaatlichen Standpunkt, ſo hat jede Ehe, die in männlichen kräftigen Jahren geſchloſſen wird, den Zweck der Kindererzeugung. Vom allgemeinen moraliſchen Standpunkte endlich erſcheint die geſchlechtliche Funktion in der Ehe gleichfalls als die gegenſeitige Sanktion der vollen Hingabe der Perſönlichkeit, auf welcher ausſchließlich der Unterſchied der Ehe von jedem andern ſittlich

[1] Chriſtus ſagt, Matthäus 5, 32: „Wer ſich von ſeinem Weibe ſcheidet, es ſey denn um der Hurerei willen, der macht, daß ſie die Ehe bricht."

bürgerlichen Verhältnisse beruht. Ja so gewiß uns gelehrt wird, daß der Ehebruch darum die Ehe scheide, weil er sie bereits gestört hat, so gewiß muß ausgesprochen werden, daß eine Ehe, mit Unvermögen des einen Theils geschlossen, von vorne herein nie eine Ehe gewesen ist, daß aber eine solche, wo Mann oder Weib in noch jugendlicher Kraft aus moralischen Gründen dem Gatten dauernd sich versagt, aufgehört hat, eine wahre Ehe zu seyn. Es ist auf keinen Fall gerecht, die frische Jugend des einen Theils und seine Ansprüche auf eheliches und Elternglück den frühern Sünden des andern, die solches Unvermögen vielleicht hervorgerufen, sey es auch, daß es erst nach geschlossener Ehe eingetreten ist, oder auch nur einem Irrthum der Natur aufzuopfern, der unter Umständen gerade zu etwas entsetzlich Widrigem werden kann.[1]

Das französische bürgerliche Gesetzbuch hat durch das consentement mutuel wenigstens den Weg eröffnet, um wegen solcher, die Erfüllung des Zweckes der Ehe hindernden Mängel, so wie wegen anderer im Charakter und in den Sitten der Ehegatten liegenden Unverträglichkeiten das Band zu lösen. Dies ist aber in der That nicht leicht gemacht, da die wechselseitige Einwilligung eine beharrliche, in verschiedenen Zeiträumen bewährte seyn und die Zustimmung der Eltern oder sonst lebenden Ascendenten haben muß; — da nur, in gewissen Lebensaltern, nicht vor, nicht nach dem Ablaufe bestimmter, in stehender Ehe verlebter Zeit von diesem Ehescheidungsgrunde Gebrauch gemacht werden darf; — da der Prozeß so viele weit auseinander gerückte Stadien hat, innerhalb deren die Versöhnungsversuche immer erneuert werden, — und da mit der Scheidung der Verlust der Hälfte des Vermögens für beide Ehegatten verknüpft,[2] zugleich aber denselben die Wiederverheirathung vor Ablauf von drei Jahren, vom Tage des richterlichen Ausspruchs an, die Wiedervereinigung unter sich aber für immer versagt ist.

Es sind zu starke Gegengewichte, zu viele Hindernisse durch die Gesetzgebung angeordnet, als daß man zu befürchten hätte, daß Uebereilung, Leichtfertigkeit, Laune und Leidenschaft oder gar

---

[1] Augsb. Allg. Zeit. 1842. Beil. Nro. 302.

[2] Zum Vortheile der Kinder.

das Gelüſten, zu einem zweiten Bunde zu ſchreiten, die geheimen Beweggründe zu einer, unter dieſer Form verlangten Scheidung allein ſeyn könnten; ſie iſt in der That mit ſo vielen Nachtheilen und Mortifikationen verknüpft, daß davon nur ein ſeltener Gebrauch gemacht werden wird; aber es iſt doch die Möglichkeit der Trennung geboten, die in einem wahrhaft unglücklichen Zuſammenleben vor moraliſchem Verderben und vor Verzweiflung ſchützt, und wenn man gleich einräumen muß, daß der Staat ſeinem Heilmittel ein abſchreckendes Aeußere und furchtbare Nebenwirkungen gegeben hat, ſo hat er die Unglücklichen, die in einer unerträglichen Verbindung leben, doch nicht unerbittlich aneinander gefeſſelt.

Nach dem preußiſchen Entwurfe bleibt den Ehegatten, welche ſchlechterdings nicht zuſammen leben können, und für welche ſo von der Natur legitimirte Gründe, wie Unvermögen des andern Theils, beharrliche Verſagung der ehelichen Pflicht, eckelhafte Krankheiten und Wahnſinn, — ſo wie die bisher als gültig anerkannten Beleidigungen, Kränkungen der Ehre und Freiheit, Drohungen und Thätlichkeiten (wenn ſie nur das Leben nicht gefährden),[1] Unverträglichkeit und Zankſucht, Trunkenheit, Verſchwendung, unordentliche Lebensweiſe oder Wirthſchaft und Verſagung des Unterhalts, heftiger Widerwille — keine triftigen Scheidungsurſachen mehr gewähren, nichts übrig, als Ehebruch zu begehen, ſich nach dem Leben zu trachten, oder von einander zu laufen und trotz der Gefängnißhaft die Rückkehr zu verweigern. Wahrlich, der Staat ſtellt die Moralität ſeiner Unterthanen auf eine gefährliche Probe, wenn er ihnen zumuthet zu vergeſſen, daß das Eheband während 60 Jahren für ſo edel und für ſo würdig gehalten ward, daß ſolche Mängel und ſolche Charakterfehler und Unſittlichkeiten die Verſtoßung des damit behafteten rechtfertigten, und

---

[1] Wenn gleich eine fein fühlende Frau, beſonders aus höheren Ständen, lieber das Leben verlieren, als ſich täglich mißhandlen oder beſchimpfen laſſen möchte. Nach der Leipziger allg. Zeitung Nr. 302 hat ein Mann ſeine Frau täglich mit einer ſcharfen Bürſte an empfindlichen Theilen des Körpers, aber immer an andern gebürſtet; dies war eine furchtbare Qual für die Dulderin; da ſie aber geſund blieb, ſo hatte der Ehemann nur von ſeinem mäßigen Züchtigungsrechte, den Geſetzen gegenüber, Gebrauch gemacht.

wenn er nur den Weg des Verbrechens offen läßt, um einer unnatürlichen und unerträglichen Verkoppelung sich zu entledigen.

Wie wenig unter andern in der Vorschrift, daß nur Thätlichkeiten, welche in fortgesetzte grobe Mißhandlungen ausarten oder Leben und Gesundheit bedrohen, einen Scheidungsgrund abgeben, die edleren Forderungen der Bildung und Humanität, denen der Staat sich am wenigsten zu entziehen Ursache hat, Berücksichtigung gefunden, liegt ganz offen zu Tage. Es gibt eine Bildungsstufe (so wie es auch eine Altersstufe gibt), die durch eine Ohrfeige sich nicht beschimpft fühlt; es gibt aber auch eine Stufe, auf der eine Frau moralisch vernichtet ist, wenn es ihrem Gatten zusteht, mit ihr zu Thätlichkeiten zu kommen, gleichviel, ob diese die Gesundheit gefährden oder nicht. Wollen wir die Persönlichkeit blos medizinisch oder pathologisch auffassen, dann sind wir wahre Materialisten; die Persönlichkeit ist moralisch zu würdigen, und wird unter Umständen durch ein zerschlagenes Glied nicht so furchtbar verletzt, als durch ein ehrloses Wort. Man sagt: eine Frau sehe sich vor, wen sie heirathet. Aber bleiben sich denn alle Menschen gleich? Kann der Staat garantiren, daß der zärtliche Bräutigam nicht zum Tyrannen werde, so bald er ihm sagt: so lange du deine Frau nicht todt schlägst oder ihr nicht an der Gesundheit schadest, oder so lange du dich hütest, daß deine Thätlichkeiten nicht als fortgesetzte grobe Mißhandlungen ausgelegt werden können, darf sie dich nicht anklagen. Was bleibt der Frau? Nur das Mittel der böslichen Verlassung, was für verbrecherisch erklärt und mit dreimonatlicher Gefängnißstrafe belegt ist! Was aber aus solchen Verletzungen der Persönlichkeit, wenn der Staat ihnen nicht ihr Recht verschafft, werden kann, das möge mit einem dichten Schleier bedeckt werden. Macht eine ehrliebende Frau in Bezug auf Eheverletzungen rechtlos, oder droht ihr Entehrung durch Gefängniß, wenn sie sich selbst hilft, und ihr werdet sie authorisiren, ihre Ehre selbst wieder herzustellen — durch das Verbrechen, durch den Mord an sich oder an ihrem Beleidiger[1]

Wenn zwischen zwei Extremen absolut gewählt werden müßte, so würde wahrlich dasjenige vor dem Richterstuhle der Ethik weit

[1] Augsb. allg. Zeit. Beil. Nro. 303.

eher auf Anerkennung Anſpruch machen können, welches das eheliche Verhältniß jeder Rohheit zu entziehen beſtrebt wäre, indem es die Auflöslichkeit ausſpräche, wenn die natürliche Bedingung der Vereinigung, nämlich die gegenſeitige Liebe geſchwunden iſt. Aber ſo ſteht die Sache nicht: die beiden Eheleute ſind nicht allein die Betheiligten, wenn das Eheband geſchloſſen wird, ihre Familien ſind es auch, die Staatsgeſellſchaft, der ſich eine neue Familie anreiht, iſt es ebenfalls, und auch die Früchte der Ehe ſind bei ihrer Aufrechthaltung intereſſirt.

Es fragt ſich nun, wie weit die gerechten Anſprüche dieſer verſchiedenen Intereſſenten, außer den Eheleuten, gehen, und ob ſie in der That von ſo überwiegendem Gewichte ſind, daß man auch die erheblichſten Beweggründe für die Wiederauflöſung einer unglücklichen Verbindung überſehen muß. Hierin liegt das auch ſonſt nicht zu bezweifelnde Zugeſtändniß, daß die Trennung nicht als etwas Gleichgültiges, Unerhebliches, ſondern daß ſie vielmehr als ein wichtiger und trauriger Akt zu betrachten iſt und betrachtet wird. Sie bringt die Kinder um das Familienleben, ſie beraubt ſie in der Regel des Vaters oder der Mutter; ſie bringt eine Zerriſſenheit in ihr Leben, entfremdet ſie einem Theile ihrer Verwandten, vielleicht den beiden Erzeugern, inſofern beide zu einer neuen Ehe ſchreiten, und den Sproſſen einer glücklicheren Verbindung den Vorzug in ihrem Herzen vor den Kindern eines ungeliebten Gatten einräumen.

Aber muß man nicht zugeſtehen, daß das Bild der elterlichen Zwietracht, welches ſich vor den Augen der Kinder täglich entrollt, die ſich wiederholenden Scenen von Feindſeligkeit, Haß und Rohheit, die ſie in Schrecken ſetzen und ihre jungen Seelen mit Angſt und Kummer erfüllen, — die parteiiſche Hinneigung zu dem einen Theile, welcher Abneigung gegen den andern in die jugendlichen Gemüther an die Stelle der natürlichen Gefühle der Anhänglichkeit pflanzt, noch verderblicher wirken? iſt es denn der Art der Scheidung, in dem das Schreckenerregende liegt, oder nicht vielmehr das Vorhandenſeyn von Gründen, welche kein friedliches Zuſammenleben mehr geſtatten? und iſt es nicht beſſer, daß künftig nur eines der beiden Eltern den Kindern bleibe, oder daß ſie, wie wenn der Tod ihnen die Erzeuger genommen hätte, ganz fremder Sorge anheimfallen, als daß ihre Jugend durch das

Beispiel des Lasters und der Feindschaft vergiftet, und jede edle Regung im Keime erstickt werde? ist denn ein solches Familienleben würdig, aufrecht erhalten zu werden, und, wenn man gestehen muß, daß kein Vater lebt, der sein Kind einer solchen Familie anvertrauen möchte, soll der Staat darauf bedacht seyn, den Früchten dieser Verbindung die Erziehung unter diesen Einflüssen mit Gewalt zu sichern?!

Das wahre Interesse der Kinder liegt also nicht darin, daß ihre Eltern sich nicht trennen, sondern darin, daß sie eine friedliche Ehe führen, und im Gegentheil kann ihr wahres Interesse in vielen Fällen mehr auf die Trennung hinweisen, als auf das gezwungene Zusammenleben.

Die Ehe hat Verhältnisse zwischen den Familien beider Gatten gebildet: die Trennung wird sie zerreißen. In der Verheirathung haben dieselben Bürgschaften für die Sittlichkeit ihrer Familienglieder gefunden. Die Lösung des Bandes stellt diese wieder in Zweifel: die Sorge für den Unterhalt der Verheiratheten, deren sie sich überhoben glaubten, kann zurückkehren, sogar in erhöhtem Maße; die Ehre der Familie wird durch den Zwist und seine Folgen möglicherweise gefährdet.

Zum Theil aus denselben Gründen kann der Staat die Trennung der Ehe nicht mit gleichgültigem Auge ansehen. Aus seinem Bereiche verschwindet eine Familie, wenigstens in derjenigen Zusammensetzung, wie sie ihm für ein sittliches Zusammenleben und für eine angemessene Erziehung der Kinder nach menschlicher Wahrscheinlichkeit Bürgschaft zu geben schien.

Aber das Interesse der Familien und das des Staats bei der Erhaltung der Ehen ist nicht so mächtig, als das Interesse der Betheiligten bei der Auflösung einer unglücklichen Verbindung, und dasjenige der öffentlichen Moral erheischt durchaus nicht, eine solche aufrecht zu erhalten, weil die Trennung durchaus nicht das Zeichen zum Beginn eines anstößigen Lebens gibt, wohl aber sehr oft ein solches endet.

Die verschiedenen Rücksichten nach Verschiedenheit des Standpunktes der Betheiligten bei Beantwortung der Frage abzuwägen, in welchen Fällen der Staat seinen Unterthanen gestatten will, von dem natürlichen Rechte der Auflösung eines in dem beiderseitigen Willen begründeten, und in der dauernden Uebereinstimmung seine

beſte Bürgſchaft findenden Vertrags Gebrauch zu machen, iſt die ſchwere Aufgabe der Geſetzgebung.

Es iſt nicht nothwendig, daß er ihnen die Trennung leicht mache[1], im Gegentheil anerkennungswerth, wenn er ſie gegen Wirkungen der Aufwallung, gegen Capricen und Veränderungsluſt durch beſtimmte Vorſchriften und Formen in Schutz nimmt, und ihnen dadurch Zeit und Gelegenheit gewährt zum eigenen vernünftigen Ermeſſen, [1] ſo wie zur Aufnahme des wohlthätigen Einfluſſes der Familie, der Freunde und der Geiſtlichkeit.

Aber damit, daß man die Unmöglichkeit der Befriedigung legitimer Triebe, wenn dieſe Unmöglichkeit während der Ehe entſtanden iſt, in das Kapitel der gemeinſamen Tragung der Ehelaſten (mutuum adjutorium) verweiſt, wird man die menſchliche Natur nicht ändern; — damit, daß die Ehe nicht allein die Befriedigung der Sinne und die Erzeugung von Kindern zum Zwecke hat, wird keiner von den Ehegatten, der ſich von dem andern verſchmäht oder vernachläßigt ſieht, ſich beruhigen oder abfinden laſſen; — die unauflösliche Verbindung mit einem Raſenden oder Wahnſinnigen wird ebenſo, wie die mit einer Perſon, gegen welche eine unüberwindliche Abneigung beſteht, als eine Gewaltthat betrachtet werden, — und in einem Volke, welches ſo von dem Prinzip der Ehre durchdrungen iſt, wie das Preußiſche, ſollte man ſich wohl vorſehen, ehe man Mißhandlungen, Beſchimpfung und Liederlichkeit als Dinge qualifizirt, die ſich Ehegatten von einander gefallen laſſen müſſen.

Auch muß man geſtehen, daß wenn nicht gerade eine veränderte Anſicht von der religiöſen Bedeutung der Ehe die ungemeine Erſchwerung oder eigentlich faſt gänzliche Verhinderung aller Trennung diktirt, gar kein Grund abzuſehen iſt, weshalb der Staat nach ſechzig Jahren und ohne eine dringende Aufforderung in dem Sittenzuſtande von dem eingeſchlagenen, mit den Volksbegriffen übereinſtimmenden Wege abweicht. Es ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß nicht dem Leichtſinn in Behandlung der Eheſachen, wo er ſich

[1] Dazu eignet ſich unter andern vorzüglich zeitliche Trennung von Tiſch und Bett, ſtatt der ſofortigen gänzlichen Scheidung. Auch das Verbot der Wiederverheirathung vor Ablauf einiger Jahre nach getrennter Ehe hat gute Wirkungen.

zeigt, begegnet werden müsse, oder daß nicht Formen festgestellt werden möchten, um das wirkliche Vorhandenseyn der Ehescheidungsgründe besser als bisher in's rechte Licht zu stellen. Aber wenn man wirklich geneigt wäre, die Bestimmungen des allgemeinen Landrechts als das Extrem der Licenz zu betrachten, wogegen doch auch viele Bedenken sich erheben lassen, so würde man doch billig fragen dürfen, wo denn die Nothwendigkeit liege, auf das entgegengesetzte Extrem überzuspringen?!

Das französische bürgerliche Gesetzbuch hatte (wenn man die wenigen Jahre von 1793 bis zu seiner Abfassung nicht über Gebühr in Anschlag bringt) zwölf Jahrhunderte zur Grundlage, in welchen die Sitte sich mit dem Kirchengesetze vereinigt, das Eheband als unauflöslich zu betrachten; indem der Code dasselbe als bürgerlichen Vertrag für den Staat vindicirte, that er einen großen Schritt voran, — indem er die Auflösung nur in seltenen Fällen und nur unter erschwerenden Formen zugab, aber auch dann die Wiederverheirathung dem Gewissen überließ, schloß er sich den Volksbegriffen in dem ganz katholischen Frankreich an.

Die Volksbegriffe in Preußen sind andere; das Reich ist zu $^3/_5$ und, wenn man das Gebiet allein in's Auge faßt, für welches die neue Gesetzgebung vorbereitet wird, vielleicht zu $^9/_{10}$ protestantisch. Die Unauflöslichkeit der Ehe liegt durchaus nicht im protestantischen Lehrbegriffe, und das Recht der Gesetzgebung ist dem Staate in protestantischen Ländern bisher überall unbestritten gewesen.

Die Rolle der Kirche ist, einzuwirken auf das Gemüth, auf Veredlung des Herzens; dem glücklichen Erfolge wird man die besten Ehen, das größte Familienglück verdanken: mag aber die Kirche ihre Aufgabe hinsichtlich des Ehebandes so verstehen, wie die katholische, die den Regungen der Menschen in dem ehelichen Verhältnisse, gleichviel lasterhaften, oder an sich unverwerflichen, den Zwang des Gewissens und den Bannstrahl entgegen hält, — oder wie die evangelische in unseren Tagen, die in fortwährender Entwickelung begriffen, heute in ihren Bereich zieht, was sie morgen sich selber überläßt und in der Schwebe zwischen dem Ringen nach Positivität und zarter Schonung individueller Freiheit, wenigstens augenblicklich von einer Ansicht beherrscht scheint, die der

katholiſchen oder anglikaniſchen Richtung [1] ſich mehr nähert, als der deutſch proteſtantiſchen, wie ſie uns drei Jahrhunderte zeigten, — ſo hat doch der Staat ſich nie zum Diener einer theologiſchen Anſicht zu machen, und ſich eben ſo ſehr zu enthalten, das, was die Kirche vom Gewiſſen ihrer Bekenner verlangt, erzwingen zu wollen, als es außer ſeinem Rechte liegt, demſelben durch poſitive Satzungen Gewalt anzuthun. Die katholiſche Kirche kann für ſich ſelbſt ſorgen: der evangeliſchen fehlt nur die Gliederung, um zur Autonomie zu gelangen, und ihrer Mittel bewußt und mächtig zu werden, wie ſie es ihrer Zwecke iſt. Darin mag der Staat dieſelbe unterſtützen; was darüber iſt, iſt vom Uebel! Denn wenn man auch der Anſicht huldigen möchte, daß das Chriſtenthum einen prinzipiellen Einfluß auf die Geſetzgebung des Staats gewinnen müſſe, und daß der Staat recht thue, im Punkte der Ehe die Grundſätze des Chriſtenthums unmittelbar in ſeine Geſetzgebung hinüber zu nehmen, ſo wird man ſich gegen die Wahrheit des Satzes doch nicht verſchließen, daß vor Allem das innere Zerwürfniß in der proteſtantiſchen Kirche, der Streit zwiſchen dem philoſophiſchen und kirchlichen Denken zuvor ſelbſt gehoben ſeyn müſſen, und ſofern man die Verſchiedenheit der katholiſchen und proteſtantiſchen Richtung ganz bei Seite laſſen will, wenigſtens proteſtantiſcher Seits kein Zweifel über die Vorſchriften des Chriſtenthums in dieſer Hinſicht beſtehen dürfe.

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Beilage Nro. 302) finden ſich in Beziehung hierauf die beherzigungswerthen Worte:

„Nehmen wir einmal das Prinzip als wirklich gültig an, daß das Geſetz Chriſti unbedingt auch Geſetz des chriſtlichen Staates werden müſſe, ſo ſcheint es demnach, daß nur der Ehebruch ein gültiger Scheidungsgrund ſeyn würde; denn notoriſch hat Chriſtus nur dieſen genannt, und zwar, wie es ſcheint, wiederholt zu

[1] In England iſt Ehebruch der einzige Grund der Scheidung, aber das geiſtliche Gericht kann nur diejenige von Tiſch und Bett ausſprechen. Zur völligen Eheſcheidung, welche die Erlaubniß zu einer zweiten Ehe in ſich ſchließt, gehört eine Parlamentsakte. Weil die Beweiſe ſehr ſelten für zureichend gelten, die Koſten aber jedesmal ſehr hoch ſind, ſo gibt es in England nur äußerſt ſelten Eheſcheidungen für ſehr reiche Leute, aber eigentlich gar keine für die Maſſe des Volks. Raumer. England II. B. Seite 227 — 228.

verschiedenen Zeiten seines Lehramts. Hier ist es nun schon sehr auffallend, daß sogleich sein Apostel Paulus einen weiteren Ehescheidungsgrund angibt, indem er erklärt (1 Cor. 7, 15), daß wenn bei gemischten Ehen zwischen Christen und Heiden der heidnische Theil sich scheiden wolle, der christliche „nicht verknechtet sey" — ein Ausdruck, den die ausgezeichnetsten Exegeten und Kanonisten aller Zeiten so verstanden haben, daß nicht blos Scheidung, sondern auch Wiederverheirathung des christlichen Theils gestattet werde. Gilt es nun, das Wort der Schrift nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste zu fassen, so müssen wir schon auf dem religiösen Gebiet anerkennen, daß es außer dem Ehebruch Verhältnisse geben kann, welche auch dem strengsten Christen eine Scheidung gestatten. Denn gewiß größer als der Unterschied zwischen den damaligen Heiden und den damaligen Christen sind Unterschiede der Bildung, der Erziehung, des Charakters und selbst des religiösen Denkens, wie wir sie unter uns täglich vorkommen sehen. Man wird also nicht läugnen können, daß selbst die christliche Religion, daß das strenge apostolische Wort milder ist, als die gegenwärtigen Eiferer.

„Gehen wir nun aber einen Schritt weiter, söo knnen wir nicht wohl in Abrede stellen, daß das Christenthum im Punkt der Ehe der Staatsgesetzgebung überhaupt gar keine Vorschriften machen will. Dieses ergibt sich deutlich genug aus dem Verfahren Christi, als von ihm ein Urtheil über die Ehebrecherin gefordert wurde. (Ev. Joh. 8.) Es ist aus der Erzählung ganz klar, daß er diesen Urtheilsspruch von sich abwies, ja daß er selbst der Schuldigen Verzeihung gewährte. Dieses Factum haben wir genau so zu verstehen wie jenes andere, wo er zu beiden den um eine Erbschaft hadernden Brüdern (Ev. Luc. 12, 13 ff.) sprach: „Wer hat mich zum Richter über euch gesetzt?" Offenbar will er damit nicht die weltlichen Gerichte abschaffen, aber er erklärt, daß er und seine Religion mit diesen Gerichten nichts zu schaffen habe: er garantirt gerade den Staat, indem er in dessen Funktionen nicht eingreifen zu wollen erklärt. Ebenso bei der Ehebrecherin: er sagt nicht, daß der Staat den Ehebruch nicht strafen soll, aber er hält sich und seine Religion aus dieser Frage ganz und gar heraus. Dies ist ein wichtiger Fingerzeig: die Religion hat nur mit dem Gewissen zu thun, und

jeder, der eine Ehe ſcheidet, hat nur dieſem ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft abzulegen. Der Staat alſo hat auf die von Chriſtus ausgeſprochenen Grundſätze, als welche blos religiöſe ſind, keine Rückſicht zu nehmen; er hat die Ehe nur unter dem Geſichtspunkte zu faſſen, in welchem ſie ihn, den Staat ſelbſt, intereſſirt, alſo unter dem bürgerlichen: er hat dieſelbe allerdings durch eine Geſetzgebung zu regeln, aber nur nach rechtlichen oder doch allgemein moraliſchen Grundſätzen, keineswegs nach einer Norm ſtrenger Chriſtlichkeit, über welche jeder Einzelne als religiöſes Individuum mit Gott und ſich, oder doch nur mit ſeiner Kirche, zu Rathe zu gehen hat. Es iſt hier derſelbe Unterſchied zu machen, der zwiſchen ſtaatlichem Verbrechen und religiöſer Sünde ſtattfindet; um die letztere hat ſich kein Staat zu bekümmern, ſo lange ſie nicht zu erſterem wird, gleichviel ob Chriſtus und alle Heiligen ſie verboten haben."

Der zweite Theil des Geſetzentwurfs umfaßt die Formen des Prozeſſes.

Darüber iſt alle Welt einig, daß in den öſtlichen Provinzen der Monarchie das Verfahren in Eheſachen einer gründlichen Reform bedarf. Jetzt werden die Eheſachen meiſt unter andern, oft ſehr geringfügigen Gegenſtänden vorgetragen, und daher auch meiſt in demſelben Geiſte abgemacht; dabei ſind die Akten mit ihren oft ſchmutzigen Details, welche die decenteſte Behandlung verlangen, der Neugier und der Frivolität junger Referendarien und ungebildeter Subalternbeamten preis gegeben, und es iſt dadurch jeder ſittlichen Einwirkung des Ehegerichts der Weg verſperrt. Auch liegt in der Verhandlung eine Haſt, und in dem ganzen Verfahren eine Gemüthloſigkeit, die nicht ohne Einfluß auf die Begriffe von Würdigkeit und Wichtigkeit des Ehebandes bleiben können, und der Löſung den Charakter des Exceptionellen, den ſie nach der Intention des Staates immer haben muß, zu rauben drohen.[1]

Das Streben nach dem Beſſern iſt in dieſem Theile des Geſetzentwurfs unverkennbar und der lauteſten Anerkennung würdig. Was den Uebergang der Prozeſſe von den Unterrichtern an

[1] Ueber die heutige Geſtalt des Eherechts, und über die Reform des Eherechts. Berlin 1842.

die Obergerichte[1] anlangt, wodurch die vor der Verordnung vom 13. März 1803 bestandene Einrichtung wieder hergestellt wird, so ist es zwar richtig, daß die Obergerichte kollegialisch aus Männern von höherer Bildung zusammengesetzt sind, daß ihre Organisation allein erlaubt, besondere Senate für die Rechtsprechung in Ehesachen einzurichten, daß unter dieser Voraussetzung allein eine strenge und folgerechte Praxis sich bilden, und eine Ueberwachung dieses Theils der Rechtsprechung durch den Justizminister erwartet werden kann.

Allein die Sache läßt sich doch auch von einer andern Seite ansehen. Der Unterrichter steht den Parteien näher, als das Obergericht, und ist eher im Stande zu beurtheilen, ob im besonderen Falle eine Ehe aufrecht zu erhalten ist; auch hat die Erfahrung bewährt, daß die abändernden Erkenntnisse der Obergerichte öfter auf Trennung der Ehe, als auf Abweisung des klagenden Theils gelautet haben. Wenn nun gar, wie es in dem Gesetzentwurfe bezielt ist, die Parteien immer persönlich vor dem Richter erscheinen sollen,[2] so hat die Bestellung der Obergerichte zu Gerichtshöfen erster Instanz in Ehesachen unbemittelten Leuten gegenüber, deren Wohnsitz in weiter Entfernung von der Residenz des Obergerichts gelegen ist, beinahe die Wirkung einer gänzlichen Rechtsversagung. Das persönliche Erscheinen vor Gericht hat aber noch eine andere, weit bedenklichere Seite. Eine Frau von Stand und Bildung, welche das Unglück hat, aus einem Grunde, dessen Geltendmachung und Erörterung ihr Zartgefühl beleidigt, auf Ehescheidung oder Ungültigkeitserklärung der Ehe antragen zu müssen, wird lieber die Hölle auf Erden erleiden oder ihrem Kummer erliegen, als sich der persönlichen Erscheinung vor Gericht

[1] Nach der rheinischen (französischen) Prozeßordnung sind in Ehesachen die Tribunale erste Instanz, also auch die Untergerichte kompetent. Aber sie sind kollegialisch gebildet. Daß in den alten Provinzen noch so viele Einzelrichter angetroffen werden, rührt von Erhaltung der Patrimonial-Jurisdiktion her; die königlichen Gerichte sind meist kollegialisch organisirt.

[2] Im Verhandlungstermin ohne alle Nachsicht (§. 22. d. E.) wegen Krankheit, Armuth, Entfernung ꝛc., die nur, wenn nach dem Klagebeantwortungstermin weitere Erklärungen erforderlich werden, das Gericht bestimmen können, dieselben ausnahmsweise durch Requisition eines andern Gerichts, oder durch einen Kommissarius erheben zu lassen. §. 32.

unterziehen. Das franzöſiſche Geſetz hat darum die perſönliche Gegenwart nur in dem Falle unbedingt verlangt, wo den Eheleuten nachgelaſſen iſt, den eigentlichen Eheſcheidungsgrund in dem consentement mutuel zu verhüllen, und ſo weit geht die Rückſicht auf das Schicklichkeitsgefühl und die Zartheit des Verhältniſſes, daß der Richter auf Vorſtellungen, Ermahnungen und Darlegungen der Folgen der Scheidung in den verſchiedenen Stadien des Prozeſſes, wo die Parteien vor ihm ſich ſtellen müſſen, ſich zu beſchränken hat,[1] aber durchaus nicht zur Erforſchung des eigentlichen Scheidungsgrundes ermächtigt iſt. Die natürlichen Vertrauten der Eheleute dagegen, die Eltern oder Großeltern müſſen das Scheidungsgeſuch autoriſiren, bevor es vom Richter angenommen werden kann. In der Erfüllung dieſer Bedingung liegt eine Schutzwehr gegen den Leichtſinn, eine Garantie, daß ein wichtiger Eheſcheidungsgrund vorhanden iſt, und zugleich die beſte Schonung des Zartgefühls, da es kein Verhältniß auf Erden gibt, deſſen Mittheilung an Eltern oder Großeltern die zarteſte Delikateſſe beleidigen könnte.[2] Auch das öſterreichiſche Geſetzbuch vermeidet ſorgfältig jede Kränkung des Zartgefühls der Ehegatten. Da es an die Stelle des gemeinen Rechts, alſo auch der Vorſchriften des kanoniſchen Rechts über die Ehe getreten, und namentliche Beſtimmungen für die katholiſchen Unterthanen über die ganze Rechtsmaterie enthält, ſo erklärt es ſich leicht, daß und warum eine völlige Scheidung für dieſe nicht, ſondern lediglich die immerwährende Trennung von Tiſch und Bett zuläßig iſt.[3] Wenn dieſelbe aber auf Einverſtändniß beruht, und die Ermahnung des Geiſtlichen zu drei verſchiedenen malen vorausgegangen iſt, ſo kann die Sache ans Gericht gebracht und dort entſchieden werden, ohne daß dieſes eine Angabe der Scheidungsurſache zu verlangen berechtigt wäre.

O. V. Gb. §. 105. „Das Gericht ſoll ſie perſönlich vorrufen, und wenn ſie vor demſelben beſtätigen, daß ſie über ihre Scheidung ſowohl, als über die Bedingungen in Abſicht

[1] Art. 282. du code civil.

[2] Art. 268. du code civil.

[3] Daß das öſterreichiſche Geſetzbuch auch zeitliche Trennung von Tiſch und Bett kennt, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

auf Vermögen und Unterhalt einig sind, ohne weitere Erforschung die verlangte Scheidung bewilligen und selbe bei den Gerichtsakten vermerken."

Das Verlangen der persönlichen Erscheinung vor Gericht, wie es der Entwurf ausspricht, kann für gebildete Frauen den Effekt einer Rechtsverweigerung haben, soferne aber ihr Unglück mächtiger ist als ihre Schaam, sie auf der Leiter der Degradation um einen ganzen Sprung weiter führen. Man darf nur nicht übersehen, daß das persönliche Erscheinen der Parteien vor Gericht nicht blos in Ehescheidungs-, sondern auch in den Prozessen über Ungültigkeit einer Ehe verlangt ist.

Die Beseitigung der Impotenz, der Verweigerung der ehelichen Pflicht oder körperlicher Gebrechen, die den Zweck der Ehe vereiteln, so wie der Ehrenkränkungen, als Scheidungsursachen, hat die Zahl der zur Verhandlung gelangenden Skandale zwar vermindert,[1] da aber die Geltendmachung einiger derselben, insoferne sie als Gründe einer Ungültigkeit der Ehe behauptet werden, auch nach dem neuen Entwurfe noch zulässig ist, so werden die rücksichtslosesten Verletzungen des Gefühls und des Anstandes noch oft, und gerade in verstärktem Maaße vorkommen. Die Frau wird persönlich ihren Gatten des Unvermögens anklagen und den Beweis liefern, und einer Versammlung von Männern gegenüber ihre Behauptung vertheidigen müssen, während früher die Einreichung einer schriftlichen Klage genügte, und ihr erspart war, Männern ins Angesicht zu sagen, was sich ohne Verkündigung eines zwar legitimen, aber von der Natur selbst und von der Sitte mit dem Schleier der Zucht bedeckten Triebes nicht mittheilen läßt. Und obendrein ist in den meisten Fällen für die Ermittelung der Wahrheit dadurch gar nichts gewonnen.

Es gibt dieß Gelegenheit, gleich hier einen Punkt zu besprechen, welcher außerdem später zu erörtern gewesen seyn würde. Derselbe betrifft die Beweismittel. Nach §. 39 und §. 40 soll

[1] Ganz beseitigt sind sie jedoch nicht: man braucht nur an den Fall zu denken, wo ein Mann durch Ausschweifungen sich außer Stand setzt, der Frau den Unterhalt zu gewähren, — an den Ehebruch, und was demselben nach §. 672. Th. II. Tit 1. d. A. L. R. gleich zu achten, an den delikaten Fall des §. 695 ebendaselbst, an den verdächtigen Umgang mit Rücksicht auf §. 38 des Entwurfs ꝛc.

durch Zugeſtändniß, ſofern daſſelbe nicht ſonſt durch Umſtände unterſtützt iſt, ſey es in dem Prozeſſe oder vorher erklärt, der Grund der Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit der Ehe nicht bewieſen werden können, und nach §. 40 findet die Eideszuſchiebung und der nothwendige Eid zum Beweiſe derjenigen Thatſachen nicht ſtatt, welche den Grund der Scheidung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit der Ehe darthun ſollen. Zuvörderſt alſo, wozu das perſönliche Erſcheinen der Parteien vor Gericht, wenn der Geſetzgeber auf Scheidungsgründe, welche nur durch Eid, oder durch Zugeſtändniß beider Theile erhärtet werden können, ſich nicht einlaſſen, und ſoferne die Ehe als ungültig oder nichtig angefochten wird, dieſe Beweismittel ebenfalls nicht anerkennen will?

Dieſe Beweistheorie hat noch eine andere Schattenſeite. Man muß nur nicht vergeſſen, daß das geſammte eheliche Leben einen Schleier des Geheimniſſes um ſich hat und haben muß, daß die größten Frevel in demſelben gerade ganz beſonders leicht ſich verbergen können, daß es alſo ein furchtbares Riſiko von Seiten des Staats iſt, ſich ſelbſt der Kontrole über ſolche Frevel freiwillig ſo gut wie ganz zu berauben; denn dies thut er, wenn er den Eid und das freiwillige Zugeſtändniß als Beweisgründe von Thatſachen abweißt, die er ſelten oder nie durch Zeugen atteſtirt bekommen wird. Die kluge Bosheit wird hiedurch auf entſetzliche Weiſe autoriſirt, die möglicher Weiſe gerechte Klage ſo gut wie rechtlos und unmöglich gemacht.[1] Die Ausſchließung des Beweiſes durch Kontumaz oder vielmehr die Annahme der Verläugnung der behaupteten Thatſachen (litis contestatio negativa) im Falle des Nichterſcheinens des Beklagten hat, wie es ſcheint, dieſelbe Grundlage, nemlich das Beſtreben, alle Verhältniſſe in die Oeffentlichkeit hinein zu zerren, oder die Rechtshülfe dergeſtalt zu erſchweren, daß viel lieber darauf verzichtet wird.

Daß man der Geiſtlichkeit einen Einfluß auf Wiederherſtellung geſtörter Familienverhältniſſe einräumt, iſt an ſich zu loben, aber ſie ſollte ihn haben, ohne daß das Geſetz ihr denſelben erſt gewährt, oder, wie im vorliegenden Entwurfe, erzwingt, indem der Sühneverſuch durch den Geiſtlichen erwieſen werden muß, ehe

[1] Augsb. allg. Zeitung. Beil. Nr. 302.

die Scheidungsklage angebracht werden kann. Es ist an sich ein fruchtloses Zurücktreten auf den gesetzlichen Standpunkt des Judenthumes aus der christlichen Freiheit heraus, wenn der Staat durch Gesetze die Religion in den Herzen seiner Bürger beleben will. Wenn der Geistliche nicht an sich, wie es sein herrlicher Beruf will, der natürliche und faktische Vertraute seiner Pfarrkinder ist, so liegt in dem erzwungenen Vertrauen etwas das Gefühl Verletzendes und Werthloses. Die Darlegung von ehelichen Verhältnissen vielleicht zarter Natur vor ihm kann dieselbe Wirkung haben, von der, unter gewisser Voraussetzung, so eben die Rede gewesen ist, mit dem Unterschiede, daß wenn sich die Betheiligten einmal überwunden haben, ihr Unglück fremden Ohren in Worten zu verkünden, es das zweitemal ihnen vielleicht leichter werden wird. Es liegt etwas an die Ohrenbeichte Erinnerndes in der Nöthigung, den Geistlichen zum Vertrauten zu machen, freilich mit dem großen Unterschiede, daß die Brust des katholischen Geistlichen, der das Vertrauen empfängt, verschlossen seyn soll wie das Grab, während §. 17 des Entwurfs der Geistlichkeit ausdrücklich zur Pflicht macht, den Ehescheidungsgrund in dem Atteste, welches dem Gericht über die Vergeblichkeit des Sühneversuchs überreicht wird und die Bedingung zum Beginne des Prozesses ist, namhaft zu machen. — [1]

---

[1] Soweit geht die Forderung des österr. Gesetzbuchs nicht.

§. 104 unter der Rubrik: zeitliche Scheidung mit Einverständniß. Den Ehegatten liegt zuerst ob, ihren Entschluß zur Scheidung sammt den Bewegungsgründen ihrem Pfarrer zu eröffnen. Des Pfarrers Pflicht ist, die Ehegatten an das wechselseitig bei der Trauung gemachte feierliche Versprechen zu erinnern, und ihnen die nachtheiligen Folgen der Scheidung mit Nachdruck an das Herz zu legen. Diese Vorstellungen müssen zu drei verschiedenen Malen wiederholt werden. Sind sie ohne Wirkung, so muß der Pfarrer den Parteien ein schriftliches Zeugniß ausstellen, daß sie der drei Mal geschehenen Vorstellungen ungeachtet, bei dem Verlangen, sich zu scheiden, verharren.

Nach §. 107 kann das Erscheinen vom Pfarrer nicht erzwungen werden. Will ein Theil in die Scheidung nicht einwilligen, und hat der andere Theil rechtmäßige Gründe, auf dieselbe zu dringen, so müssen auch in diesem Falle die gütlichen Vorstellungen des Pfarrers vorausgehen. Sind sie fruchtlos, oder weigert sich der beschuldigte Theil bei dem Pfarrer zu erscheinen, dann ist das Begehren mit des Pfarrers

Die Beſtellung eines Ehevertheidigers bei dem Gerichte (§. 8 d. E.) gibt einen Beweis, daß die Geſetzverfaſſer die Löſung einer Ehe für ein größeres öffentliches Unglück erachten, als die ſchwerſten Verbrechen, welche mit Kriminalſtrafe bedroht ſind. Das Intereſſe der Geſellſchaft bei Erhaltung von Leben und Eigenthum nimmt bei den altländiſchen Gerichten kein öffentliches Miniſterium wahr, und ſelbſt wo, wie in den Rheinprovinzen, ein ſolches beſteht, iſt ihm die Aufgabe geſtellt, alle Intereſſen nach den Geſetzen zu beſchützen, während in dem defensor matrimonii ein einziges ſchon ſeinen beſondern Vertreter erhält.

Wenn übrigens dieſes Inſtitut darum empfohlen worden iſt, weil auch das öſterreichiſche bürgerliche Geſetzbuch daſſelbe kenne, ſo iſt dies nur halbe Wahrheit: denn nicht bei dem Prozeſſe über Eheſcheidungen, ſondern ausſchließlich bei den Verhandlungen über die Ungültigkeit einer Ehe [1] ſoll in Oeſterreich ein Ehevertheidiger beſtellt werden, und bei den Eheſcheidungsprozeſſen wird ein ſolcher nicht zugezogen: aber ganz gewiß iſt, daß dieſes Inſtitut nicht ein eigenthümlich öſterreichiſches, ſondern daß es ein eigenthümlich päpſtliches iſt. Wer daran zweifelt, braucht nur die Konſtitution Benedikts XIV. Dei miseratione vom 3. November 1741 (Bullar. Magnum T. XVI. p. 48 sq.) nachzuleſen und wird darin faſt die Worte wiederfinden, mit denen der Ehevertheidiger im preußiſchen Geſetzentwurf etablirt worden iſt. Hier wie dort ſoll der Denſenſor, wenn gegen Aufrechthaltung einer Ehe entſchieden worden iſt, auch gegen den Willen der Parteien ex officio das Rechtsmittel ergreifen, und in ähnlicher Weiſe auch in den folgenden Inſtanzen fungiren: nur das Eigenthümliche hat der preußiſche Entwurf, daß nicht allein bei dem Verfahren über Nichtigkeit und Ungültigkeit, ſondern auch bei dem Scheidungsverfahren der Ehevertheidiger dieſe Rolle ſpielt.

Jedenfalls iſt es doch eine ſonderbare Sache, daß während man den Gerichten ſonſt in allen Stücken volles Vertrauen ſchenkt,

Zeugniß und den nöthigen Beweiſen bei dem ordentlichen Gerichte einzureichen, welches die Sache von Amtswegen zu unterſuchen und darüber zu erkennen hat.

[1] Zu dieſen iſt nur das Landrecht des Bezirks kompetent, in welchem die Ehegatten ihren ordentlichen Wohnſitz haben; Scheidungsſachen gehören vor den ordentlichen Richter. Oeſtr. G. B. §. 107.

eine Ueberwachung hier erforderlich erachtet wird; daß von der laxen Moral der Gerichtshöfe ün Anwendung einer so speziellen und so bestimmten Gesetzgebung Besorgnisse gehegt werden, ist zwar nicht zu glauben, aber in Verbindung damit, daß die Gerichte an positive Beweisregeln nicht gebunden (§. 38 d. E.), sondern nach ihrer Ueberzeugung zu urtheilen ermächtigt seyn sollen, möchte man fast auf die Vermuthung gerathen, daß von vorn herein die neue Gesetzgebung als unverträglich mit der Denkweise der Preußischen Richter betrachtet und ein Gegengewicht nothwendig erachtet sey, um der Bildung einer allzu milden Praxis entgegen zu wirken. Unter Umständen, und wenn gewisse partikulare Richtungen noch mächtiger als bisher werden sollten, könnte die Stellung des Ehevertheidigers eine recht delikate und den Gerichten lästige werden.

In dem Prozesse wegen böslicher Verlassung spielt der Zwang eine Hauptrolle. Es könnte wohl dem Verfasser dieser Abhandlung widerfahren, daß man ihm den Vorwurf der Voreingenommenheit gegen das Prinzip des ganzen Gesetzes machte, und daraus auch seinen Widerwillen gegen die Freigebigkeit mit Gefängnißstrafen erklärte, welche §. 67 und 68 des Entwurfs androhen. Und fürwahr! er will sich selbst davon nicht freisprechen!

Aber was bleibt denn einer unglücklichen Frau, die sich täglichen Mißhandlungen eines brutalen Mannes ausgesetzt sieht, der vorsichtig genug ist, sie weder blutig noch vor Zeugen zu schlagen, — was bleibt ihr anders übrig, als davonzulaufen? Bisher reichten erlittene Beleidigungen, Kränkungen der Ehre und Freiheit, Thätlichkeiten, Drohungen, Unverträglichkeit, Zanksucht, zur Scheidung hin, der Beweis ihres Vorhandenseyns konnte durch Zugeständniß und Eid geführt werden, die böswillige Verlassung blieb aber dennoch mit andern als den gewöhnlichen Ehescheidungsstrafen (zu denen Gefängnißbuße nicht gehört) verschont: jetzt, wo die Gesetzgebung selbst die Motive zu dieser Handlung verstärkt und vermehrt, die in der That die letzte Zuflucht eines unglücklichen Weibes, ja in vielen Fällen auch die des Mannes seyn kann, die von ihren Quälern schlechterdings nicht anders loszukommen wissen, soll sie durch Gefängnißstrafe geahndet werden! Glaubt man dadurch dem ehelichen Leben eine neue Grundlage zu geben? Hat man denn ganz vergessen, daß die Thatsache der Verlassung und der beharrlichen Verweigerung der Rückkehr ein vollständiger

Beweis der Vernichtung der Bedingungen zu einer wahren Ehe ist, und gibt es, wenn durchaus gestraft werden soll, gar keine andern Bußen und Nachtheile, als die Prostitution für den unschuldigen Ehegatten, für die unglücklichen Kinder und für die ganze Familie, welche in der Gefangensetzung des Schuldigen begründet ist! Ja noch mehr! Man muß sich nur nicht mit der Vorstellung täuschen, daß, wie die böswillige Verlassung bisher fast nur in den niederen Klassen vorkam, dieser Ehescheidungsgrund auch künftig nur unter Eheleuten dieser Kategorie sich finden werde; die fast gänzliche Hoffnungslosigkeit der Erlösung wird und muß dahin führen, daß er auch in den höheren Ständen zu den üblicheren zählt, und ist es erst dahin gekommen, so wird es an frappanten Belegen nicht fehlen, wohin eine Gesetzgebung treibt, die um die Unterschiede der Bildung und der Standesverhältnisse so unbekümmert ist, als wenn diese gar nicht existirten.

Der dritte Abschnitt des Gesetzentwurfs handelt von den Strafen als Folgen der Ehescheidung. Der Ehebruch, welcher eine Ehescheidung veranlaßt, ist nach §. 91 auch ohne Antrag des andern Theils an jedem der beiden Ehebrecher zu bestrafen, und zwar, wenn er von einem Ehemann mit einer nicht verheiratheten Weibsperson verübt worden, mit sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Gefängniß, wenn er aber von einer Ehefrau mit einer nicht verheiratheten Mannsperson begangen worden, mit drei- bis sechsmonatlichem Gefängniß oder Festungsarrest, und wenn beide Ehebrecher verheirathet waren, mit sechsmonatlichem bis einjährigem Gefängniß oder Festungsarrest.

Jedes auf Ehescheidung wegen Ehebruchs in erster oder höherer Instanz erkennende Urtheil hat hiernach die Strafe des ehebrecherischen Gatten auszusprechen (§. 92). Das Ehegericht soll wo möglich die Theilnehmer am Ehebruch ermitteln, um dadurch deren Bestrafung vorzubereiten und die Umgehung des ihnen entgegenstehenden Eheverbots zu verhüten. (§. 93.)

Das sind strenge Strafen! Daß die Furcht vor dem Richter die Sittlichkeit nicht fördert, und daß strenge Strafen die Sünde nicht unterdrücken, sondern den Sünder höchstens vorsichtiger, versteckter und damit gemeiner machen, ist allbekannt. Diese Hoffnung kann es also nicht seyn, die bei der Redaktion der Strafbestimmungen die Feder geführt hat. Man kommt zunächst auf

den Gedanken, daß es der Unwille über die Verletzung des Rechts und der Sittlichkeit, zugleich aber auch die Unterstellung war, daß der Ehebruch unbezweifelt den Charakter eines Verbrechens trage.

In dieser letzteren Anschauungsweise dieser Handlung stimmt der Gesetzentwurf weder mit dem französischen Gesetzbuche, noch mit dem österreichischen überein. In beiden Gesetzbüchern ist der Ehebruch nicht unter die Verbrechen, sondern unter die Vergehen gerechnet, gegen welche Zuchtstrafen Statt finden; und weil er zunächst eine Privatrechtsverletzung des Gatten enthält, so ist es diesem überlassen, ob er Klage erheben oder verzeihen will.[1]

Die französische Gesetzgebung setzt sogar ausdrücklich fest, daß es ganz von dem Manne abhängt, die Wirkung der Verurtheilung zu entkräften, wenn er seine Frau wieder zu sich zu nehmen sich entschließt.[2]

Ja die Anklage des einen Gatten durch den andern, die die gräßliche Nebenwirkung einer öffentlichen Bestrafung hat, ist von beiden Gesetzgebungen für so durchaus unverträglich mit allen edlern Empfindungen und mit der Rücksicht auf Familienehre gehalten, daß gerade die Ersparung derselben der Grund ist, warum in der französischen Ehegesetzgebung die Scheidung par consentement mutuel, und in der österreichischen die nach gemeinsamem Einverständniß zugestanden, und den Ehegatten die Angabe des Grundes ihres Trennungsgesuches erlassen worden ist. In den Verhandlungen des Staatsraths über die Ehescheidung[3] sagte der erste Konsul, daß ein Mann von Ehre sich zur Ehescheidung nur wegen Ehebruchs, und auch dann nur dazu entschießen werde, wenn die Scheidung ohne

---

[1] Code pénal art. 337 – 338. — Oesterreichs Gesetzbuch über schwere Polizeiverbrechen §. 248. — Bayerisches Strafgesetzbuch vom Jahr 1813 Art. 401. — Strafgesetzbuch für Sachsen. §. 638. — Strafgesetzbuch für Württemberg. Art. 305. — Die Gesetzgebung Englands und Rußlands, sowie aller civilisirten Staaten stimmt hiermit überein.

[2] Code pénal. Art. 337. Code civil. Art. 298 u. 308. Die Strafe für die Frau und ihren Mitschuldigen ist dreimonatliche bis zweijährige Gefängnißstrafe, für den Mann, wenn er im ehelichen Wohnhause eine Beischläferin unterhält, eine Geldbuße von 1000 bis 2000 Franks. Fehlt dieses Kriterium, so ist er straffrei.

[3] Procès verbaux etc. P. 333.

Aufſehen Statt finden kann. Wie die Sitten einmal ſind, nicht in Frankreich allein, ſondern auch in Deutſchland, ſo trifft die Schmach einer öffentlich gewordenen Verletzung der ehelichen Treue nicht den Schuldigen allein, ſondern auch den unſchuldigen Gatten,[1] ſelbſt die Kinder, an deren Legitimität die ganze Welt zweifelt, wenn ihre Mutter eines einzigen ſolchen Fehltritts öffentlich bezüchtigt und überführt worden iſt.

Es iſt nicht übel angebrachtes Mitleid mit der Schwäche, die zur Sünde verleitet hat, ſondern die wohlbegründete Theilnahme an dem unglücklichen Looſe des unſchuldigen Gatten geweſen, welche dahin vermocht hat, die Form des wechſelſeitigen Einverſtändniſſes zu erfinden, um einer unerträglichen Verbindung ledig zu werden, und doch das Unglück und die Schande der ganzen Familie nicht an den Pranger zu ſtellen.[2]

Vergleicht man damit das projektirte preußiſche Geſetz, ſo findet ſich auch nicht die mindeſte Rückſicht auf die eben genannten, wahrlich beachtungswerthen Verhältniſſe, nicht die mindeſte Rückſicht auf die Sitte und Meinung, die in ganz unverholener Weiſe ſich ausgeſprochen haben.

---

[1] Das ſogenannte Ridicule.

[2] Procès verbaux du 19 Ventose an 11 p. 347—378.

Ne convenait-il pas pour la sûreté des époux, pour l'honneur des familles toujours compromis, quoi qu'on puisse dire, dans ces fatales occasions, pour l'intérêt même de toute la société, de ne pas forcer une publicité, non moins amère pour l'innocent que pour le coupable?

„L'honnêteté publique n'empêcherait-elle pas une femme de traîner à l'échafaud son mari, quoique criminel? Faudrait-il aussi toujours et nécessairement pour terminer le supplice d'un mari infortuné le contraindre à exposer au grand jour des torts qui l'ont blessé cruellement, dans ces plus douces affections et dont la publicité le vouera cependant encore à la malignité publique?

„Si le divorce pouvait avoir lieu, dans des cas semblables, sans éclat et sans scandale, ce serait un bien; on sera forcé d'en convenir.

„Que faudrait-il donc faire pour obtenir ce resultat? Tracer un mode de consentement, prescrire des conditions, attacher des privations, vendre enfin, s'il est permis de le dire, vendre si chèrement le divorce, qu'il ne puisse y avoir que ceux à qui il est absolument nécessaire, qui soient tentés de l'acheter. — In dieſen Worten liegt die ganze Geſchichte der Adoption des wechſelſeitigen Einverſtändniſſes als Eheſcheidungsgrund in die franzöſiſche Geſetzgebung.

Durch ein auf königl. Spezialbefehl am 1. Juli 1801 erlassenes Reskript war den Gerichtsbehörden zur Pflicht gemacht worden, die Bestrafung des Ehebruchs als Verbrechen nur auf den Antrag des beleidigten Ehegatten, und zwar nur dann zu verfügen, wenn dieser Antrag vor dem rechtskräftigen Scheidungsurtel angebracht werde. Wie sehr diese Bestimmung der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Schicklichkeitsgefühl entsprach, geht daraus hervor, daß Anträge auf Bestrafung des schuldigen Ehegatten, wiewohl die Strafgesetze unverändert fortbestanden, in 40 Jahren fast nie vorgekommen sind.

Jetzt, wo den Ehegatten die Möglichkeit genommen werden soll, unter der Form von wechselseitigem Einverständniß oder unüberwindlicher Abneigung die Schmach zu verbergen, welche die Befleckung des Ehebettes ihnen verursacht hat, werden sie auch noch genöthigt, mit der Anzeige des Ehebruchs eine Kriminalstrafe auf das Haupt des schuldigen Gatten herabzuziehen, und in der öffentlichen Verurtheilung und Einsperrung desselben sich selbst, ihren Kindern und allen ihren Angehörigen ein Denkmal der Schmach zu setzen. Wenn man ganz davon absieht, daß bei der Schwierigkeit der Beweisführung der Ehegatte, welcher mit seiner Klage abgewiesen wird, einer Ehescheidungsklage unter Erklärung für den schuldigen Theil ausgesetzt ist (A. L. R. Th. II. T. 1. §. 705 [1]), so fragt sich, wie kann man erwarten, daß ohne die größte Herzenshärtigkeit, ohne gänzliche Verstocktheit gegen Schaam und Ehre, eine Klage auf Ehebruch wirklich von dem Betheiligten angestellt werden wird, wenn sie ein solches unvermeidliches und entsetzliches Anhängsel hat! Gerade für diejenigen, welche die durch den Ehebruch erlittene Kränkung am tiefsten und schmerzlichsten verletzt, welche die darin begründete Verachtung als eine nie heilende Wunde fühlen, gerade für diese gibt es kein Mittel, die nach allen moralischen Begriffen, sogar nach dem Worte des Religionsstifters in der That aufgehobene Ehe auch vor den Augen der Welt zu lösen, keine Hoffnung mehr, in einem neuen Bande vielleicht Ersatz für die erlittene Täuschung zu finden, nur die Alternative, an den schuldiger Ehegatten, wie ein Lebender an einen Kadaver, bis ans Ende

[1] Es ist zum mindesten zweifelhaft, ob eine abgewiesene Klage auf Ehebruch diese Wirkung nicht mehr haben wird.

geschmiedet zu bleiben, oder durch Betretung des Gerichtswegs sich der öffentlichen Schmach Preis zu geben. Man zwingt ja sonst nie den Gatten, den Denuncianten gegen den Gatten zu machen und die Rache der Gerichte auf ihn herabzurufen; es wird für barbarisch gehalten, ihn zum Zeugniß gegen den Ehegenossen aufzufordern: und hier soll den natürlichsten Empfindungen Gewalt angethan, und was für lieblos und unmoralisch fast überall gehalten wird, durch ein Gesetz erzwungen werden?

Und was soll mit der rücksichtslosen Strenge gewonnen werden? Wohin muß es führen, wenn man eheliche Sünden zum öffentlichen Skandal macht? Wird insbesondere in einer Frau, die sich, vielleicht verleitet durch die Behandlung ihres Mannes, mit einem andern vergangen, und in einem Mädchen, das durch einen Ehemann verführt worden, noch ein Funken von Ehre und Schaam bleiben, wenn sie durch die Gerichtsstuben hindurch in's Gefängniß geführt worden, so daß alle Welt mit Fingern auf sie zeigt? Wer einmal auf solche Art gebrandmarkt ist, der muß selbst die Fähigkeit sich zu bessern auf immer verlieren. Welchen Einfluß wird es ferner auf die Kinder einer unglücklichen Ehe üben, wenn ihren sonst vielleicht achtbaren Eltern für immer der Gefängniß-stempel aufgedrückt ist, und zwar wegen Sünden, von denen das kindliche Alter ohne die kriminale Belehrung gar keinen Begriff hatte?

Heiligung und Sittlichkeit der Eheverhältnisse kann auf diese Weise gewiß nicht erzielt werden, denn sie wirkt das Gegentheil: auch den heimlichen Ehebruch muß sie begünstigen, indem sie die Ehen noch äußerlich erhält, die innerlich gebrochen sind.

Wie ganz anders muß es auf die Seele des Beleidigers wirken, wenn der beleidigte Gatte von dem Rechte, die öffentliche Ahndung gegen den Schuldigen anzurufen, keinen Gebrauch macht, und indem er das Band, dessen dieser unwürdig geworden, löst, ihm noch einen Beweis der Milde gibt! Es mag wohl Fälle geben, wo für den gekränkten Ehegatten nach allen Umständen nichts übrig bleibt, als der Scheidungsklage den Antrag auf Bestrafung beizufügen; sie werden zu den seltenern gehören, und es mag das Strafgesetz alsdann seine volle Anwendung finden: es ist darum wünschenswerth, daß die Strafbestimmungen nicht aufgehoben werden; aber die Frage, ob sie anzuwenden sind, möge das

Gefühl desjenigen entscheiden, der die tiefste Kränkung und eine weit größere Verletzung erlitten hat als die Gesellschaft.

Noch ein Satz ist §. 101 enthalten, der von dem Gesichtspunkte der Milde und der erziehenden, zum Guten führenden Macht des Staates aus, bekämpft werden könnte. Es ist das unbedingte Verbot der Ehe von Personen, welche wegen Ehebruch geschieden worden, mit den Theilnehmern des Ehebruchs, ohne alle Dispensation in einzelnen Fällen. Wenn der Ehebruch mit Strafe bedroht, und wenn nun diese Strafe erduldet worden ist, warum dann noch strenger strafen? Nach §. 100 darf ein schuldiger Ehegatte zwei Jahre nach dem Scheidungsurtheil sich aufs neue verheirathen, also offenbar auch ein wegen Ehebruch Geschiedener. Hier läßt es sich wohl nicht läugnen, daß z. B. eine Frau, die, nachdem sie wegen Ehebruch geschieden ist, und einen dritten zum Gatten wählt, unter Umständen weit ehrloser erscheinen wird, als wenn sie mit dem Manne sich verheirathen dürfte, der der Urheber ihres Unglücks ist. So lange die Ehe nicht jene ideale Höhe erreicht, daß der gewählte Gatte nun wirklich auch der Geliebte ist, so lange also überhaupt Ehebruch möglich ist, können wir uns denken, daß eine Frau fallen kann, ohne darum für Welt und Leben und für eine neue tüchtige Thätigkeit unwiederbringlich verloren zu seyn. Trennt sie nun aber das Gesetz unwiederruflich vom Manne, an den sie ihre Ehre hingab, von dem Einzigen vielleicht, der fähig war ihre Liebe zu gewinnen, dann ist sie verloren. Darum sollte der Staat hier sich den Weg der Gnade nicht geradezu mit dem eisernen unverbrüchlichen Riegel des Gesetzes versperren; er möchte wohl das Verbot festhalten, wie bisher, aber wenigstens für einzelne, vielleicht sehr mitleidswürdige Fälle eine Möglichkeit der Begnadigung offen halten. Dürfen wir hier noch einmal vom Christenthum reden, so wissen wir ja, wie gerade Christus auch Sünderinnen eben dadurch rettete, daß er durch seine Milde ihnen Rettung und neue sittliche Erhebung als möglich darstellte.

Das päbstliche Recht ist nicht einmal im Prinzip soweit gegangen, wie hier der Gesetzentwurf, da nach dem Rechte der Dekretalen das Hinderniß der Ehe zwischen dem Ehebrecher und der Ehebrecherin auf die beiden Fälle beschränkt wird, wenn schon bei Lebzeiten des unschuldigen Ehegatten ein Verlöbniß beider und mit Rücksicht darauf der Ehebruch erfolgt ist, oder wenn einer

von beiden dem unschuldigen Ehegatten nach dem Leben gestrebt hat.[1] Inzwischen muß im Prinzip dem Gesetzentwurf, der sich auf die Bestimmungen des Allg. Landrechts Th. 2. Tt. 1 §. 25 und 26 und 736 gegründet, mit der eben erwähnten Einschränkung der Dispensation aus erheblichen Gründen der Vorzug gegeben werden.

Das österreichische Gesetzbuch handelt das Eherecht unter Zugrundlegung der Religionsgrundsätze der Bekenner der verschiedenen Kulte ab; nachdem die für alle geltenden allgemeinen Vorschriften im ersten Theile zweites Hauptstück gegeben sind, werden die Scheidungsgründe für Katholiken (§. 111 fgde.), für andere christliche Religionsverwandte (§. 115 fgde.) und das gesammte Eherecht der Juden (von §. 132 bis zu Ende) angegeben.

Der preußische Gesetzentwurf enthält dazu nicht einmal einen Versuch, was inzwischen durchaus nicht getadelt werden soll. Aber um so auffallender ist es, daß er Ehen geschiedener Katholiken und Ehen von Katholiken mit geschiedenen Personen, dafern der andere Theil noch lebt, auch den evangelischen Pfarrern einzusegnen untersagt. Auf den ersten Anblick erscheint dieses Gesetz vollkommen billig, damit nicht die Rechte der katholischen Kirche gekränkt werden. Aber man vergesse nicht, daß in den östlichen Provinzen keine bloß bürgerliche Trauung besteht, sondern daß hier der Geistliche zugleich die bürgerliche Ehe einsegnet. Im Rheinlande ist das anders, und darum findet dort Jedermann jenes Gesetz gerecht, welches übrigens hier auch schon lange besteht. Hier nämlich ist die bürgerliche Trauung ein von der kirchlichen getrennter Akt; die Ehe besteht auch ohne die letztere in voller Rechtskraft, und wer die kirchliche Trauung nicht hat, ist nur mit seiner Kirche zerfallen, aber in seinem Bürgerthume ungekränkt. Für die östlichen Provinzen aber ist das Verbot der Einsegnung durch den Geistlichen zugleich direktes Eheverbot, und der Staat würde durch dieses Gesetz direkt die Gewissensfreiheit seiner katholischen Unterthanen überwachen, indem er staatlich verböte, was nur kirchlich verboten seyn darf. In der That kann dieses Gesetz der katholischen Kirche nur sehr schädlich seyn, indem nun in jenen Provinzen ein Geschiedener, der überhaupt eine rechtliche Ehe eingehen will, nothwendig zur protestantischen Kirche übergehen

[1] Cap. 1 de eo qui duxit in matrim. quam poll. 4. 7.

muß. Nun kann Niemand abstreiten, daß hier unter zehn Fällen höchstens Einer ist, wo der Uebertritt mit voller innerer Ueberzeugung stattfinden wird; somit wird durch dieses Gesetz die Versuchung zum Konfessionswechsel aus nur bürgerlichen Gründen den betreffenden Personen gefährlich nahe gelegt, oder sie werden doch gezwungen, um ihrer Kirche willen zu entbehren, wozu sie bürgerlich berechtigt seyn würden. In der That, hier zeigt sich deutlich der Vorzug des Code Napoléon, der wahrlich in Ehesachen streng genug ist, aber die Gewissen nirgend kettet.

Wie man über den hier abgehandelten Gegenstand denken möge, so scheint doch mindestens erwiesen, daß die Erhebung des Gesetzentwurfs zum Gesetze das Recht der ältern Provinzen so wenig dem Rechte der Rheinprovinz, als dem des übrigen Deutschlands näher bringt. Ueberall hat die Gesetzgebung, sey es an sich, sey es durch die Macht der Sitte, in der Anwendung einen milderen Charakter, als das vorliegende Projekt an der Stirne trägt, nirgends ist der freie Wille der Ehegatten so ganz und gar verbannt, und die Erreichung der Ehescheidung nur wie hier an die Verübung eines Verbrechens oder Vergehens geknüpft, und wo in der Wirklichkeit die Gesetze hinter dem Bedürfnisse der Zeit zurückgeblieben sind, sucht die Milde der Fürsten durch Uebung des Abolitions- oder Begnadigungsrechts den Rechtszustand mit den Forderungen der Menschlichkeit in Einklang zu bringen.

Ob die strenge Ehegesetzgebung den Einwirkungen des Christenthums den Weg bahnen wird? Es erheben sich große Zweifel dagegen! Alle Religion ist etwas Innerliches, alle Religiosität, die durch äußere Gesetze hervorgebracht, oder auch nur befördert werden soll, wird und bleibt auch eben eine äußere, und von einer solchen ist keine gründliche Heilung der vielbesprochenen Uebel zu erwarten. Nie war die Ehe ungenügender, nie der Ehebruch häufiger, als im Mittelalter, und doch herrschten damals die allerstrengsten kirchlichen und staatlichen Grundsätze. Daß auch in unseren Tagen unter den romanischen Völkern, in denen Staat und Kirche gegen Ehescheidung sich erklären, das Eheband weniger heilig gehalten sey, als bei den germanischen Stämmen,

die gerade im Punkte der Scheidung durch den Protestantismus eine mildere Gesetzgebung erhalten haben, wird der aufrichtige Beobachter ebenfalls nicht ableugnen.

Darum sollte, wie der Verfasser des trefflichen Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung, Beilage Nro. 303 sagt, jede Ehegesetzgebung festhalten, daß sie durch große Strenge zwar die äußere Sitte zwangsweise zu erhalten vermag, innerlich aber an verderbten Sittenzuständen nichts bessern wird. Uebermäßige Strenge des Gesetzes wird in Ehesachen nur die tüchtigen und ernsten Naturen drücken, die gesinnungs- und ehrlosen werden sich in der Ehe wie außer derselben zu entschädigen wissen, und der Beweis des Ehebruchs wird nicht immer leicht seyn, zumal wenn das Gesetz ihn bestraft und dadurch zu größerer Heimlichkeit zwingt. Ist eine Ehe auf den Punkt gekommen, daß beide Gatten sie getrennt wünschen, so ist ihre innere Bedeutung bereits verloren und der Staat säet durch allzu strenges Festhalten nur Unfrieden. Er müßte die Menschennatur umändern, er müßte alle Konvenienz-Ehen verbieten, er müßte sogar den Einfluß der Eltern und den moralischen Zwang aufheben können, der als Vaterfluch oder Muttersegen so manches innerlich ganz unpassende Ehebündniß veranlaßt, wenn er hier durchgreifend helfen wollte. Er kann es nicht, aber eben darum steht ihm tyrannisches Festhalten von Prinzipien nicht zu, welche auf eine künftige, reinere und freiere Zeit unseres Geschlechts erst scheinen Anwendung finden zu können. Der Staat hat zu sorgen, daß ein bürgerliches Verhältniß, welches unter seiner Garantie geschlossen ist, nicht durch frevelhafte Lüsternheit oder unberechtigte Leidenschaft gewaltsam zerrissen werde; ob er aber Recht und Pflicht hat, eine friedliche Lösung der Verbindung, die vor allen andern eine individuell persönliche ist, absolut zu verhindern oder nur in Folge eines Vergehens eintreten zu lassen, das ist eine Frage, die von der Zukunft gewiß verneint werden wird und schon jetzt von dem Geiste der Individualität, der unsere Zeit durchweht und der nicht mit einem Machtspruche als böser Geist darf abgewiesen werden, geradezu verneint werden ist. Darum wird ein Staat nicht wohl thun, wenn er diesem Geiste der Zeit absichtlich entgegen handelt und das Gewissen in einer Sache, die in das Gebiet der Kirche und der persönlichen Religiosität gehört, durch

scharfe äußere Gesetzlichkeit zu bestimmten Entschlüssen nöthigen will. Es ist wahrlich nicht mehr die sittliche Erschlaffung des vorigen Jahrhunderts, was zu einer milden Ehegesetzgebung mahnt; es ist vielmehr ein ernster, scharfer Geist der Wahrhaftigkeit, der äußeres erzwungenes Beibehalten des ehelichen Lebens mißbilligt, wenn der innere Kern unrettbar verschwunden ist; es ist ein Geist der Gerechtigkeit, der, so lange namentlich unserer Jugend die rechte freie Selbstbestimmung und persönliche Besonnenheit bei der Wahl des Gatten fehlt, einen Irrthum, der das Leben zerstören kann, nicht unwiederruflich machen will. Man verkenne diesen Geist nicht, als sey er selbst ein frevelnder und leichtsinniger, weil er um Milde bittet.

X.

Das deutſche Theater.

I.

Auf keinem Felde der Wiſſenſchaften und der Künſte hat ſich die Ohnmacht und Unfruchtbarkeit der Kritik, zum Theil ſogar ihr gefährlicher, verwirrender Einfluß ſo unverkennbar erwieſen, als auf der deutſchen Schaubühne. Seit zwei oder drei Jahrzehnten reißt ſie dieſes Feld von allen Seiten unabläſſig mit der ſcharfen Pflugſchar der Forſchungen, Vermuthungen, Rathſchläge, Wünſche auf und um und läßt das graue, unerquickliche Landregengewölk dramaturgiſcher Vorleſungen und theatraliſcher Korreſpondenzen darauf herniedergießen, ohne auch nur ein Saatkern in der aufgeweichten Furche gefunden oder entwickelt, geſchweige denn Blüthen erzeugt und Früchte gezogen zu haben. Ihr einziges Reſultat, eines, für das ihr nur die Zukunft dankt, wiefern darin ein Anfangspunkt für ſie gegeben wird, iſt in der Literatur eine allgemeine Begriffsverwirrung, bei dem Publikum die Erſchütterung des frommen Glaubens und der Hingabe an Illuſionen, im Theaterweſen ſelbſt eine ſtets wachſende Entfernung und Ablöſung von beiden, ein eigenſinniges Beſchränken und Beharren in ſich ſelbſt, das vom Verfall und von der Verknöcherung gleich weit, gleich nahe abliegt. Leugnen wir es uns bei aller Selbſtgenügſamkeit und Erfolgſeligkeit nicht ab: das deutſche Theater iſt ſeit der klaſſiſchen Zeit ſtehen geblieben, ſo in der Dichtkunſt, wie in der Schauſpielkunſt; was momentan als Fortſchritt erſchien, bewährt ſich auf die Dauer nur als Verirrung, und jede Neuigkeit löst ſich auf entweder in eine Nachahmung oder in ein Experiment, mehr oder minder glücklich ausgeſchlagen im Einzelnen.

aber im Ganzen alle gleich rasch gemacht und vergessen. Die Lyrik, unstreitig die bevorzugte unter den deutschen Dichtungsarten in der neueren Zeit und die erfolgreichste, hat in derselben Periode ihr Gebiet erweitert, ihre Formen vertieft, ihr technisches Theil ausgebildet; sie ist fortgeschritten, unleugbar, erfreulich und vielverheißend. Roman und Novelle haben es versucht, wenigstens mit der wachsenden Kultur vorwärts zu gehen, wenn auch gerade kein genialer, neuer Geist sie beflügelte und zu früher unbekannten Zielen führte. Nur das Drama ist, seit Schiller und Goethe von der Bühne abtraten, auf seinem Standpunkt geblieben, freilich — zur Erklärung sey es gesagt, — diejenige der Dichtungsformen, welche nicht nur im Allgemeinen die höchsten Ansprüche mit den höchsten Schwierigkeiten verbindet, sondern die im Besondern auch von der ursprünglichen Begabung und Richtung des deutschen Genius am entferntesten ist und obendrein durch mannichfaltige, äußere Hemmungen und Zufälligkeiten mehr denn alle übrigen beeinträchtigt und abhängig gemacht wurde. Das deutsche Theater verwaiste als Kind. Wir dürfen es, streng genommen, doch erst von Lessing datiren und müssen, eben so streng, mit Schiller und Goethe seine einzige Bildungs- und Wachsthumsepoche für abgeschlossen, alles Folgende aber nur für Vorbereitungen, Uebergänge und Kämpfe erklären. Die ihm darin hülfreich zur Seite stehen sollte und wollte, die Kritik, verdarb mehr, als sie gut machte, insonderheit die Kritik der Romantiker. So heilsam die weitumfassende, universelle Gelehrsamkeit und der poetische Nachahmungs- und Anbildungstrieb dieser Dichterfamilie auf alle übrigen Entwicklungen und Offenbarungen des deutschen Geistes wirkte, so gefährlich und verderblich ward derselbe dem Drama, welches, aus dem innersten und festesten Kern eines nationalen Lebens und Bewußtseyns allein erwachsend, jeden fremden, gewaltsamen Einfluß, jede übereilte Zeitigung und willkürliche Behandlung durch nachsiechende Schwäche und Ausartung unausbleiblich rächt. Diejenigen, welche nach Schillers frühem Tod und Goethes schier früherem Rücktritt in sich selbst, als ihres Ruhmes und ihrer Geltung nächste Erben dastanden, Tieck, die Schlegel und ihre Freunde, führten in edelster und größter Absicht auf die junge, nationale Bühne gleich wieder ausländische Muster und Meister, statt der kaum vertriebenen Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener, und

das Kind, welches in Leſſings klugen, ſanften Vaterarmen eben gehen gelernt, mit Schiller den ſchönen, kurzen Mai jugendlicher Träume durchſchwärmt und ſchon in Goethe allerlei bedenkliche Abwege eingeſchlagen hatte, ſollte nun auf einmal ein Mann ſeyn, ein Mann, wie Calderon und Shakſpeare, maßlos, ungeheuer, tief und erhaben, exzentriſch, glaubens- oder geiſtestrunken, wie dieſe. Was die Nächſten boten und brachten, allerdings gemeine Koſt nach jener, aber hausbackenes Brod und ſolide, bürgerliche Küche, mußte verſchmäht und herabgewürdigt werden, ſtatt daß man das nationale Element, in Iffland für das Schauſpiel, in Kotzebue für das Luſtſpiel, daraus hervorgezogen, anerkannt, benützt und ausgebildet hätte. Die Folge davon, eine natürliche und nothwendige, ſpürbar bis auf die jetzige Stunde, war theils das ängſtliche, unſichere Forttaſten auf den Fußtapfen Schillers,[1] freilich nur in Kinderſchuhen, oder das plan- und zuſammenhangloſe Verſuchen in fremden Weiſen, das Ausrenken der eigenen Gliedmaßen, wodurch man an die ausländiſchen Rieſen zu reichen vermeinte, das Auftreiben und Aufblaſen, welches Phraſen ſtatt Pathos brachte, Unverſtändlichkeit ſtatt Romantik, Lächerlichkeit für Erhabenheit, eines ja von dem andern nur um den berühmten ſprichwörtlichen Schritt entfernt. Dergeſtalt hat uns, wenn auch neben andern Urſachen nur als mitwirkende zu rechnen, die Romantik das bedeutende Genie Zacharias Werner's und das ſchöne, freundliche Talent Heinrichs von Kleiſt auf der einen Seite verführt, auf der andern aber den nicht zu verachtenden Verſtand Kotzebue's und die praktiſche Tüchtigkeit Ifflands unbillig entfernt. Erſt in den Auswüchſen ihrer eigenen Anregungen, im Schauer- und Schickſalsdrama, in dem hohlen, polternden Kothurnſchritt des ſpaniſchen Trochäus auf allen deutſchen Brettern, erkannte ſie keineswegs noch die Konſequenzen ihres eigenen Syſtems, ſondern wiederum nur fremde Verirrung, gegen die ſie abermals ſchonungs- und rückſichtslos ausbrach und dadurch abermals ein junges, glänzendes Talent, Franz Grillparzer, ſcheu und irre machte. War ſie auf ſolche Weiſe unglücklich, um nicht zu ſagen ungeſchickt, in der Beurtheilung und Lenkung dichteriſcher Kräfte, ſo bewies ſie

[1] Vgl. hierüber den Aufſatz in der deutſchen Vierteljahrsſchrift, 1842. 1tes Heft: „Die Nachfolger Schillers und das deutſche Theater."

nicht viel mehr Geschick oder Glück, wo sie unmittelbar mit der eigenen Hervorbringung an die Bühne herantrat. Nur Schreyvogel hat es verstanden, die spanischen Tragödien und Lustspiele bei uns einzubürgern, ohne ihnen, ohne uns Zwang anzuthun; seine Wirksamkeit nach dieser Seite hin war eine durchaus praktische, mäßige, und darum nachhaltige und erfolgreiche, während Tieck, Schlegel, Immermann und Andere mit ihrem besten Wollen immer nur die Literatur um eine dankenswerthe Gabe bereicherten, nicht das Theater, und auf diese Art eine gefährliche Kluft zwischen beiden, die schon in einzelnen dramatischen Dichtungen Goethes klafft, nur weiter aufrissen. So schön Merlin und Blaubart als poetische Schöpfungen sind und ewig bleiben werden, so gefährlich ward durch sie und ihre zahlreichen Nachwüchse der bereits im Faust gegebene Reiz, die dramatische Form willkürlich auszulockern zum bloßen Dialog und das dramatische Gedicht von der Bühne abzulösen, mit der es, wenn beide normal gebildet sind, ursprünglichst und innerlichst zusammenhängt. Das Bücherdrama hat manche schätzenswerthe Kraft in Deutschland verschlungen, und wie in seiner zweideutigen Stellung zur Bühne und zur Literatur eine stete Quelle des eigensinnigen, sich selbst überpochenden und überhebenden Mißbehagens beider an einander liegt, wohin ein solches führt und wo endet, dafür haben uns die Annalen unserer Zeit ein trauriges Beispiel in Christian Grabbe gelassen. Was die Literatur gewann, verlor das Theater hundertfältig, bis in die kleinsten Theile seines zusammengesetzten Organismus hinein, sogar bis in die eigentliche Schauspielkunst, welche von dem alten Naturalismus hinweg auf allerlei spintisirende, spekulative Irrwege gerieth, stolz „Studien" oder „Nüanzirungen" betitelt. Es ist eine löbliche und schöne Aufgabe in der That, dem versteckten Sinne des Dichters nachspähen und ihn hervorheben, allein den offenen umkehren heißt das noch nicht. Und ist es etwas anderes, wenn Tieck im „Hamlet" den König als Hauptfigur hinstellen und den berühmten Monolog nicht auf Selbstmord, wie es natürlich scheint, sondern auf den Mord eines Andern, des Königs durch den Prinzen, deuten und beziehen lehrt? Solche Pfade führten Lessings Dramaturgien noch nicht. Tieck selbst ist am Ende davon zurückgekommen, ohne uns für das deutsche Theater im praktischen Sinne etwas Anders hinterlassen zu haben, als einige vortreffliche Uebersetzungen, einige

vortreffliche Kritiken, die selbst in ihren Irrthümern geistreich sind, einige vortreffliche Schauspielerinnen endlich, die es nur in Uebertreibungen seyn zu können meinen. Ob seine letzten und neuesten Bemühungen, dem deutschen Theater nun auch noch den alten, seit Jahrtausenden durch die Philologie hermetisch verschlossen gewesenen Sproß des hellenischen Theaters aufzupfropfen, größere Resultate erzielen werden? Berlin wird's lehren.

Nach der Blüthezeit der romantischen Dichtkunst in ihren vielfachen Verzweigungen trat für die deutsche Schaubühne eine entschieden unpoetische Epoche ein, die noch mehr als jene zu ihrem Verfalle beitrug. Opern und Ballet verdrängten mit ihrer glänzenden Außenseite, ihren raffinirten Reizen das Drama fast gänzlich und verwöhnten das Publikum, verleiteten die wenigen Dichter, welche eine Konkurrenz mit ihnen noch wagen mochten, zu den schreiendsten Mißgriffen. Trauerspiel und Lustspiel saßen auf allen deutschen Bühnen wie Aschenbrödel an der Schwelle, lebten von dem Gnadenbrod der stolzen Stiefschwestern und schmückten sich nur heimlich, in stiller Nachtstunde, für sich selbst und für wenige Getreue. Die Hauptpflegestätten der dramatischen Poesie, Wien und Berlin, verschwendeten an Opern, Zauberpossen, Kinderballette, Feentänze ihre Kraft und Theilnahme. Dazu kam, daß die deutsche Musik in derselben Zeit so überraschend und lebendig in einzelnen Erscheinungen hervortrat und, der italienischen oder französischen gegenüber, dergestalt zum Bewußtseyn gelangte, daß es allerdings aussah, als sey sie über Nacht der Poesie über den Kopf gewachsen. Diese verschwand von den Brettern, wo sie sich weder gegen die bevorzugtern Zwei, Tanz und Musik, noch gegen die aufs Neue bereinbrechende Gewalt des Fremden, hauptsächlich des Französischen, zu erhalten vermochte. Grillparzer war der letzte ihrer Söhne, welcher den Kampf mit einem des besten Erfolges würdigen Muthe eine geraume Zeit hindurch fortsetzte; seine Dramen werden einer späteren Generation als seltsamste Räthsel der letztverwichenen erscheinen: so voll eigentlichen und ächten Talents, poetisch und bühnenwirksam zugleich, und dennoch nicht durchgedrungen. Kein Wunder, daß der Dichter am Ende selbst irre ward, den Verhältnissen nachgab, einige Male wirklich fehlgriff und zuletzt entsagend verstummte. Ein eben so merkwürdiges Gegenbild bot die umgekehrte Erscheinung eines Dichters, dem seit seinem ersten

Auftreten durch die Kritik fast alles poetische Talent abgesprochen ward, und welcher — dennoch oder deßwegen? — die Bühne in kurzer Zeit eroberte und verhältnißmäßig lange Zeit beherrschte: Raupach. Ihm ist vielfaches Unrecht geschehen, wie jedem, welcher große Erfolge mit kleinen Mitteln erreicht. Raupach besaß alles besondere und einzelne Zeug zum dramatischen Dichter, wie es die Besten vor ihm hatten, aber es fehlte ihm eines, die allgemeine Dichterweihe, das richtige, wahre, menschliche Gefühl, dem er Ersatz zu leisten versuchte durch einen bewundernswerthen Verstand. Dieser Mangel ist die Ursache, warum seine Werke sich nicht halten konnten, nicht aber, wie gewöhnlich ausgestellt zu werden pflegt, seine innere Leere und Hohlheit; Geist besitzt er, mehr als die Meisten seiner Beurtheiler erkannten, auch Geschick und Geschmack und Gewandtheit auf der Bühne in so hohem Grade, daß dieses allein einen tüchtigen Dramatiker machen würde; allein am Herzen fehlt es oder wenigstens im Herzen; er fühlt falsch, seine Empfindung ist unwahr, vorübergehend, nichtig, und somit pulsirt auch in seinen dramatischen Gedichten nur ein kaltes, weißes Scheinlebensblut, nicht der unsterbliche Ichor, welcher in hundert Adern vom Herzen springt und in hundert Adern zum Herzen zurückkehrt. Immer wird indessen seine Wirksamkeit nur als ein wohlthätiges Gegengewicht betrachtet werden müssen gegen den Einfluß des Auslandes und gegen den handwerksmäßigen Betrieb im Inlande, welcher mit Dramenfabrikation nach fremden Mustern, mit Spektakel- oder Rührstücken, mit Exerzitien im Style Schillers die Bühnen überwucherte, zum größten Theile von solchen Leuten ausgeübt, die selbst unter der Bildung der Zeit standen und stehen, emeritirte Schauspieler, routinirte Uebersetzer, alt und stumpf gewordene Handlanger der Literatur und des Journalismus. Ihnen gegenüber ist Raupach ein wahrer Helfer und Retter der Dichtkunst und des Theaters gewesen.

Der große und vielgerühmte Wendepunkt aller Dinge im Himmel und auf Erden, „das Jahr dreißig," ist auf der deutschen Schaubühne ohne merklichen Einfluß vorübergegangen. Die junge Literatur fing zunächst mit einer heftigen Opposition gegen das Theater im Allgemeinen an; sie wollte wirkliche Handlung in der Welt, Haupt- und Staatsaktionen, Katastrophen, nicht blos hinter der Gardine und zwischen den Coulissen. Allmählig legte

ſich dieſer Drang, und es hat nicht lange gewährt, ſo drehte er ſogar zum Gegentheil um; an die Stelle der Verachtung trat eifrige Bewerbung, und viele ſchöne Talente wendeten ſich mit Haſt und Ueberſtürzung der „aufgegebenen" Bühne wieder zu, begreiflicher Weiſe ohne ſogleich den richtigen Weg zu treffen. Der Beruf des dramatiſchen Dichters macht ernſtere Prämiſſen, als der lyriſche oder novelliſtiſche. Was man mit einem beliebten Ausdruck moderne Bildung genannt hat, ein Agglomerat von hiſtoriſchen und philoſophiſchen Studien, von Sprach- und Schriftkenntniſſen, mit einem Anflug von individuellem Talent und techniſcher Fertigkeit, das reichte wohl aus, um einen Roman und ein Gedicht herzuſtellen, in deren loſere Form ſich auch die neuen Ideen willig und effektreich kleideten. Mit den vielen Mitteln der Technik konnte der Mangel an Erfindung zugedeckt werden, für ſcharfe Charakteriſtik mußte der weiche Humor, für Reiſe Friſche, für Fülle Ueberſchwänglichkeit eintreten. Dies Alles langte aber für die Bühne nicht hin. Sie verlangt eine grobe, derbe, ſtarkknochige Poeſie, Gemälde in Lebensgröße, nicht elegante Miniaturen, Stoff und Inhalt, Fortſchritt, Handlung, Bewegung, nicht blos Betrachtung und Raiſonnement. Ihr Urtheil iſt das eines unbeſtechlichen, kompakten, reellen Publikums, über welches keine Selbſttäuſchung mehr möglich. So genügt denn der bloße Wille und Anlauf noch nicht, um dramatiſcher Dichter zu ſeyn. Er kann, in Verbindung mit günſtigen äußeren Verhältniſſen wohl ein neues Stück über die Bretter führen und literariſch in Kurs und Kredit ſetzen, aber damit iſt auch alle Wirkung abgethan. Wer möchte leugnen, daß dies ſchon an ſich ein Erfolg, in gewiſſem Sinne auch ein Verdienſt ſey? Das Theater bedarf zu ſeiner Subſiſtenz des Neuen, unter ſeinen Zwecken iſt Unterhaltung einer der nächſten, wenn auch niedrigſten. Jenes bringen und dieſe gewähren, heißt alſo ſchon das Theater fördern, wenn auch nicht in dem ſtolzen und großen Sinne der Kritik, welche in dieſem Punkte nur zu oft ideale Maßſtäbe oder überſpannte Theorien an rein praktiſche Intereſſen und Beſtrebungen legt. Die Prinzeſſin Amalie von Sachſen hat mit ihren überall beifällig aufgenommenen Beiträgen zur deutſchen Bühne das Repertoire derſelben ungemein glücklich bereichert und ſie über das traurige Dilemma: Scribe oder Birch-Pfeiffer, für manchen Abend ſiegreich erhoben; das iſt Erfolg und Verdienſt,

wenn gleich in der Literatur keine neue Bahn mit solchen Stücken gebrochen ward. Der Dramatiker arbeitet für komplizirtere Kreise, für mannichfaltigere Zwecke, als der Lyriker und der Epiker; er hat vor diesen das Recht, sich dem Publikum zu akkommodiren, und vorausgesetzt, daß er selbst diesen bescheideneren Standpunkt erkennt und festhält, darf er sich und sein Produkt dem Augenblicke allein bestimmen, neben dem Gewichtigen und Klassischen auch seine leichten Stücke liefern, sofern sie nur unterhalten, darf selbst durchfallen mit dem Einzelnen, weil sein Beruf eine lange, praktische Schule unumgänglich nöthig macht. Von dieser milden und billigen Seite betrachtet, werden wir jede Kraft, die sich der Bühne zuwendet, als eine neue Hoffnung derselben, willkommen heißen und namentlich die letzten fünf Jahre als reich an solchen Kräften und Hoffnungen freundlichst anerkennen. Nur müssen diese nicht selbst sich eine größere Wichtigkeit vindiziren wollen, als ihnen zusteht, und zum Beispiel nicht vor der ersten Sammlung von mehreren, nur mit zweideutigem Erfolge hie und da aufgeführten Dramen die stolzen Titel „Weltgeist" — „Weltgeschichte" — „Weltliteratur" selbstgefällig affichiren.[1] In allen Beiträgen der neuesten Dichter zur Bühne, in Mosen, Gutzkow, Laube, und selbst in dem begabtesten und glücklichsten unter ihnen, in Halm, erkennt die Kritik, wenn sie dieselben im Zusammenhang und im Vergleich betrachtet, bis jetzt nur noch die Experimente eines neuen Geistes, die Versuche von größeren oder geringeren Talenten, sich des Theaters zu bemächtigen und darauf heimisch zu werden, durchaus aber noch keine Eroberung, Umgestaltung und Fortbildung desselben, Resultate, die obendrein gar nicht in der Macht des einzelnen Dichters stehen. Es hängen auch diese Versuche überall noch bewußt und augenscheinlich mit dem Alten so eng zusammen, daß sie als Schöpfer einer neuen Aera nicht bezeichnet werden können. In Mosen, einem Dichter der höchsten Intentionen und der breitesten Bildung, welcher aber nicht einen Augenblick lang eine peinliche, zwang- und bewußtvolle Absichtlichkeit verleugnen kann, wirken noch neben einander die letzten Einflüsse der Shakspeareschule und der Schillerschule; zugleich ist er in seinen Anfängen schon so fertig, daß er alle äußeren Mittel, den Pomp der Szenerie, den

[1] Vergl. die Vorrede zu Julius Mosen's „Theater."

Theatercoup und Theatereffekt unaufhörlich benützt, befangen in dem Irrthum, daß ein für solche Dinge längst abgestumpftes Publikum durch einen Krönungs- oder Siegeszug, durch Maskenbälle und Kampfgewühl, durch schlecht behandelte Massen mit einem Worte leichter gewonnen werde, als durch glückliche und geschickte Einzelnheiten, durch poetisches Detail, wie es Halm, durch epigrammatische Schläge und Wendungen, wie es Gutzkow anfaßt. In den beiden letzteren, deren Talente und Individualitäten sich auf besonderste Weise entgegenstehen und ergänzen, blühen wohl dem deutschen Theater für den gegenwärtigen Moment die bedeutendsten neuen Kräfte. Halm, welcher entweder hervorstechende natürliche Begabung für das Dramatische mitbringt, oder in dem eine solche durch die stete und frühe Nähe einer verhältnißmäßig großen Bühne und eines großen Publikums ersetzt wird, reicht mit seinen bisherigen Produktionen noch nicht über eine gewisse lyrische Grundstimmung und Endwirkung hinaus. Diese, dem deutschen Wesen im Allgemeinen die homogenste und mit ihrem prickelnden Reize hauptsächlich am Orte in einer mehr sentimentalen als heroischen, mehr lyrischen als tragischen Zeit, kann allerdings keine absolute Geltung in der Sphäre des Dramas ansprechen, welches nicht blos Gefühle, sondern Leidenschaften verlangt und mehr erheben soll als rühren. Allein eine unnachahmliche Virtuosität in der geschickten Verschmelzung des Lyrischen mit dem Dramatischen, eine Behandlung der Sprache, welche modernen Glanz mit klassischer Weichheit zu verschwistern weiß, ein besonderes Geschick für einzelne dramatische Würfe, Gestaltungen und Situationen, in denen sich der Effekt des Ganzen sammelt, lassen das Publikum vergessen, welche sonderbare Zugeständnisse es dem Dichter stillschweigend machen muß, und wie wenig die Welt, in die er einführt, mit der Realität zusammenhängt, Illusionen aufkommen läßt und ein kritisches Bewußtseyn befriedigt. Halm geht den Weg zu dem Herzen seines Publikums, den kürzeren gewiß, ob den sichereren, bleibe dahingestellt. Gutzkow nähert sich auf der entgegengesetzten Seite, der Verstand dem Verstande. Dieser ausgezeichnete und vielseitige Geist, welcher in keiner Form etwas entschieden Unglückliches leisten würde, hat im Drama, auf das er zuletzt sich geworfen, nicht nur das allgemeine Interesse für sich gewonnen, — dieses könnte der Person eben so gut gelten als

der Erscheinung, — sondern auch wirklich und thatsächlich neue Bahnen eingeschlagen. So ist die Ausstellung, er sey in dem bürgerlichen Drama nur ein Nachtreter Ifflands, insofern zurückzuweisen, als er allerdings dasselbe Gebiet, die Familie, nach jenem und nach so vielen andern anbaute, indeß darin und darauf Alles veränderte, nicht mehr die alte, kleinbürgerliche Welt mit ihren Bankerott- oder Diebstahlkatastrophen, ihren edelmüthigen und bösherzigen Stereotypcharakteren auf die Bretter brachte, sondern innere Motive aus dem Herzen der Zeit und neue Menschen mit neuen Ideen in Umlauf setzte, sogar einen von dem gewöhnlichen Theaterstyle so abweichenden, straffen, schroffen, eigensinnigen Dialog anschlug, daß Schauspieler und Zuhörer noch immer nicht mit demselben fertig geworden sind. Auch war er der Erste, der den Versuch eines politischen Dramas im neuesten Sinne wagte. Sein Umherfahren im politischen, artistischen, sozialen Drama — denn so möchte es eher zu heißen seyn als bürgerliches — beweist genug, daß er selbst nur noch Entdeckungs- und Eroberungszüge auf diesem Lande anstellt; wo er sich ansiedeln, und wie er es ausbauen werde, darüber werde er mit sich selbst einig. Ihm hängt, mehr aber noch Laube, der einen sehr muntern und für das Interessante auf der Bühne natürlich aufmerksamen Sinn bekundet, aus früherer Zeit noch so manches Doktrinäre, Phraseologische, Preziöse nach, das auf den Brettern von selbst wegfallen wird.

Bezeichnend für den Deutschen bleibt es, daß alle die genannten neuen Kräfte, — viele übrige ziehen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung, entweder weil sie über einen bloßen Versuch nicht hinauskamen, oder das Drama, mit Verzichtung auf die Bühne, nur für die Literatur kultivirten, — daß sie alle dem Trauerspiel sich zuwenden oder dem Schauspiel, während das Lustspiel, in dem auch die Klassiker wenig vermochten oder wenig versuchten, fast ganz brach liegen mußte. Lessing, dessen offenes und schmerzliches Selbstgeständniß, er sey kein Dichter, wohl nicht bloße Bescheidenheit und momentaner Künstlerzweifel war, sondern vielmehr eine tiefe Erkenntniß seiner eigenen Natur, zeigte auch hierin, im Lustspiel, den richtigen Pfad und das höchste Ziel, ein Lustspiel auf nationalem Boden, mit historischem Hintergrunde. Schröder und Jünger schon gaben ihn auf und kehrten entweder zur

Intriguen- oder zur Bedientenkomik zurück. Iffland brachte komiſche Situationen und komiſche Charaktere, Kotzebue Verkleidungen, Chargen, Karikaturen; beide wußten mit ihrer Technik daraus ein Luſtſpiel zuſammenzuſtellen, das durchaus keine Unterlage hatte, weder eine allgemein menſchliche noch eine geſellige. Raupachs trockener Witz, der ſich und ſein Publikum niemals bis zum Humor ſteigern konnte, höchſtens bis zur Satire und Perſifflage, gewöhnlich ſeiner ſelbſt, nöthigte die Schauſpieler zur Uebertreibung, um ſich und ſie zu erhalten. Ein Luſtſpiel im höheren Sinne, wie Tieck es wohl intendirte, Immermann und Grillparzer auch anlegten, wurde vom Publikum weniger verſtanden als Ueberſetzungen aus dem Fremden und Lokalpoſſen. Das moderne Luſtſpiel zählt ſomit eigentlich nur einen eigentlichen Vertreter, Bauernfeld, der, mit ſeinem leichten, graziöſen, piquanten Dialog, mit ſeinen lockeren Empfindungen und Verbindungen, mit ſeinem „irrlichtelirenden“ Witze über der unſicheren, dämmernden, geſtalt- und gehaltloſen Geſellſchaft der Gegenwart hingaukelnd, ein ſehr prägnantes Bild iſt für das, was unter gegebenen Verhältniſſen das deutſche Luſtſpiel ſeyn kann. Er ſelbſt würde, dürfte er ſich und das Seinige ganz geben, unendlich mehr ſeyn und ſogar ſehr viel, wenn ſein ſeltenes Talent in Frankreich oder in England erwachſen, genährt, geſchult wäre. In Deutſchland war die Muſe des Ariſtophanes, Shakſpeare, Lope und Molière niemals heimiſch; weil jede Grenze ihr Tod iſt, kam ſie nicht über die unſrige. Was das Volk beſaß, ſeinen Hanswurſt, das raubte ihm die Gelehrſamkeit und die Bildung; beide ſind noch nicht im Stande geweſen, etwas Beſſeres an ſeine Stelle zu ſetzen. Glückliche Erfolge zu einer Art deutſchen Vaudevilles, wie Holtei brachte, blieben ohne Erfolg. Glückliche Erfolge im ganz beſtimmten Kreiſe, wie das Volkstheater durch Meisl, Schickh und Bäuerle feierte, erzogen ein ſeltenes und merkwürdiges Talent, Raimund, zu einer Höhe oder vielmehr zu einer Tiefe, wie ſie außer ihm nirgends und niemals wieder erreicht worden ſind, um bald darauf — charakteriſtiſch genug für das verflachende, zerſetzende Element unſerer Zeit — in Neſtroy als kecke, derbe, oft gemüthloſe, immer treffende Parodie zu verlaufen. Der deutſche Genius, dem Tiefe vorzugsweiſe und als eine ganz beſondere Eigenſchaft zugeſchrieben wird, hat es zu der für das Luſtſpiel nöthigen Tiefe, der Beobachtung nämlich,

der Auffassung Anderer, noch nicht gebracht, weil er sich zu gern in sich selbst versenkt. Will man sich über das Leben lustig machen, muß man es tief ergründet und sich selbst hoch darüber erhoben haben. Unsere Lustspieldichter versehen es darin, daß sie eines vorzüglicheren Erfolges sicher zu seyn glauben, wenn sie von der Zeit nur den Schaum der Oberfläche, die momentan aufperlenden Blasen abschöpfen. Das Musterbeispiel der Engländer soll sie lehren, daß Humor wirksamer ist, als Witz, Spott, Persifflage, Ironie, — das der Franzosen, daß es nur einen unvergänglichen Stoff für das Lustspiel gibt, das menschliche Herz mit seinen unsterblichen Schwächen, — das der Spanier, daß die wahre Komik stets eine tragische Unterlage hat, deren bedeutsames und spielendes Durchblicken jener erst die rechte Weihe gibt. Den Falstaff verstehen wir noch, verstehen wir alle, während das Verständniß Tills und Schelles kaum über eine Generation, kaum über die Mark Brandenburg hinausgehen dürfte. Der Geizige, der Misanthrop und Tartüffe sind menschliche Gestalten, neben denen Scribes gesellige Figuren wie Schatten verschwinden. Don Quixote, wenn er schon im Rahmen des Epos steht, und Donna Diana: das sind zwei Wesen, in denen Tragisches und Komisches so nah und tief verschmelzen, daß Niemand weiß, welches von beiden das andere trägt. Nach solchen Mustern soll, so lange ihm die Wurzel im nächsten geselligen Boden versagt oder unmöglich ist, das deutsche Lustspiel sich bilden, statt, wie einzelne mißrathene Versuche wollen, das Fremde im Heimischen nachzuahmen und ein französisches Intriguenstück mit deutschen Ideen und Charakteren, Fehlern und Ungeschicklichkeiten hinzustellen. Eine dergestaltige Regeneration des eigentlich deutschen Lustspieles oder vielmehr eine originale und nationale Herstellung desselben aus wenigen und zerstreuten Anfängen hängt allerdings nicht blos vom Dichter ab, sondern auch von der Zeit und einer erst zu begründenden deutschen Gesellschaft. Aber im Allgemeinen scheint es, als ob, trotz der vorwaltenden Neigung zum Trauerspiel, die Stimmung und Richtung unserer Epoche eher zum Lustspiele drängte. Tragische Ideen liegen nicht in der Luft derselben. Sophokles, Shakspeare, Calderon dichteten und lebten unter den Einflüssen einer mit großen, durchgreifenden Interessen geschwängerten Zeit, aus einem in religiösen und politischen Ideen vollgesättigten Nationalbewußtseyn heraus, während

unsere Dramatiker mühselig und vergebens, von den allerverschiedensten Standpunkten ausgehend, isolirt und abgezogen vom Leben, wie von der Bühne, unter den verwirrten und verdrüßlich durcheinanderklingenden Einzeltönen der Zeit einen Grundton zur Anknüpfung ihrer Poesien aufsuchen. Den Meisten unter ihnen fehlt es obendrein noch an der nothwendigen persönlichen Hingabe an die Bühne; sie schreiben Dramen als schriftstellerische Experimente, wie sie früher Gedichte, Romane, Kritiken geschrieben. Das Theater erheischt einen ganzen Menschen ganz, Molière und Shakspeare dichteten Stücke auf Leben und Tod, wie man zu sagen pflegt, beide, was durchaus nicht unwesentlich genannt werden kann, sogar aus der täglichen Schauspielerübung, Erfahrung und Anregung heraus. Für diese mechanischen Förderniſse mag ein philosophisches Zeitbewußtseyn, wie es zum Beispiel in Schiller so allmächtig wirkte, den wahrhaft begabten, inspirirten Dichter leicht entschädigen. Allein ein solches erweist sich auch weder im allgemeinen Charakter der Zeit, noch in den persönlichen Erscheinungen der Dichter. Ohne unmittelbar und mechanisch die dramatische Poesie und die Philosophie in Zusammenhang und Wechselwirkung bringen zu wollen, darf doch mit Fug und Recht behauptet werden, daß die Kant'sche Philosophie, auf welche Schiller so oft zurückgeführt worden ist, und der Fichte'sche Idealismus eben so günstig auf dramatische Poesie im höchsten Sinne reagirten, wie die kritischen und negativen Elemente der heutigen Geisterdominante, des Hegelianismus, zersetzend und störend einfließen in das den positivsten Boden und die größte Zusammenhaltung aller Kräfte und Interessen ansprechende Drama. Es wird freilich von einzelnen Jüngern Hegels der Satz aufgestellt, daß wie alles Heil der freigewordenen Poesie, so auch die höchste Manifestation des Dramas, das politische und historische Trauerspiel, welches den großen „Weltkampf" philosophisch aus sich gebären und poetisch verklären werde, nur aus ihrer Schule hervorgehen könne. Indessen genügten die bisherigen praktischen Lösungen dieses großen Problems selbst denn den Hegelianern nicht, wenn sie von ihren Verwandten und Freunden ausgingen. Columbus war wohl ein geeigneter Held, um ihn zum Träger weltgeschichtlicher Ideen zu machen, aber Karl Werder bewährte sich nicht als den Dichter dieses Helden. Was Klein, Gutzkow und Mosen für das

politische und historische Drama leisteten, wurde von den Kritikern der Hegel'schen Schule kalt belobt und vom großen Publikum nicht wärmer aufgenommen. Es wäre möglich und erfreulich, daß von demselben Talent, welches sie als den vorzugsweise modernen Dichter, den Dichter der Partei, ausrief, von Georg Herwegh auch der dramatische Triumph nach dem lyrischen erreicht würde. Er hatte eine ganz moderne, aus dem neuen Bewußtseyn warm herausgegriffene Idee für ein Drama, das in der französischen Revolution, der ersten, spielen sollte. Warum bringt er's nicht? Ist es das Freiheitsdrama, dieses allein, was die dramatische Muse aus ihrem Zauberschlaf wecken kann, so gibt es für sie keinen bessern Wecker und Ritter als Herwegh.

II.

Von den drei Faktoren, deren Zusammenwirkung unumgänglich nöthig ist für ein durchgreifendes Resultat in der dramatischen Poesie und auf dem Theater, wurde in der ersten Abtheilung dieses Artikels nur der eine, die Dichter, besprochen. Es sey vergönnt, auf die beiden andern, Publikum und Schauspieler, und auf das Verhältniß aller drei zu einander noch einige übersichtliche Blicke zu wenden, ehe wir von einem Stoffe scheiden, der, obgleich durch Mißbrauch vielfach entwürdigt und abgenützt, dennoch in seiner wahren und ernsten Bedeutung eine deutsche Nationalangelegenheit genannt werden darf.

Das Wort Publikum ist so wenig in's Deutsche zu übersetzen, als dessen Sinn in Deutschland verstanden wird. Wir sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir nicht das Recht haben, uns ein deutsches Volk zu nennen; dagegen reden wir allstündlich von deutschen Publikümern, wie von deutschen Völkern, in jener unseligen Pluralisform, welche allzeit uns im Singularis stehen läßt, andern gegenüber. Ein Publikum ist mehr als ein Volk, nicht numerisch natürlich, nicht materiell, aber ideel; ein Publikum ist die geistige Repräsentation eines gebildeten Volkes, die Quintessenz seiner Kenntnisse und Neigungen, seiner Natur und Kultur, sein verkörpertes, lebendiges Bewußtseyn. Griechenland hatte eine Nation und ein Publikum, beide im Begriff und in der Erscheinung

ſo entwickelt, wie nirgends und nimmer mehr. Der griechiſche Dichter ſtand als Seele beider da, fühlte und wußte ſich als ſolche, wie in den Tragikern der Chor, das perſonifizirte Publikum, beweist. Deutſchland iſt — Barthold Niebuhr zum Gewährsmann — das neue Hellas. Deßungeachtet haben wir, auch im höheren Sinne als dem blos theatraliſchen und artiſtiſchen, noch kein deutſches Publikum; eine alte, überall empfundene und erſt neuerdings ausgeſprochene Wahrheit, deren Begründung Jedermänniglich überflüſſig findet, die aber Jeder fühlt und Keiner tiefer, als der Dichter, inſonderheit der Dramatiker. Wiſſen wir, was aus Goethe und Schiller auf der Bühne geworden wäre, wenn ſie jemals den kräftigen, elaſtiſch emporhebenden Gegendruck eines Publikums, einer intelligenten, empfänglichen und richtenden Maſſe außer ihnen geſpürt hätten, ſtatt in ihrer engen Sphäre immer ſelbſt die höchſte Inſtanz für jedes äſthetiſche Urtheil abgeben, ihr eigenes Echo ſeyn zu müſſen? Oder ſteht es als eine zufällige und zuſammenhangloſe Aeußerlichkeit da, daß gerade an den beiden Orten in Deutſchland, welche noch am meiſten den Schein eines Mittelpunktes, eines Publikums beſitzen, in Wien und in Berlin, nicht blos die geſchickteſten dramatiſchen Dichter, ſondern auch die bedeutendſten Hiſtrionen entſtehen und erwachſen? Es braucht nicht auf Paris zurückgegangen zu werden, um auswärts einen Beleg für dieſelbe Wahrheit zu finden, einen ſprechenden und ſchlagenden. Dort iſt eine homogene Bildung wie die gleichmäßige Atmoſphäre eines und deſſelben Ortes über eine äußerlich verſchiedenſte Menge gegoſſen, dort gibt es ein Publikum, das ſich als ſolches in ſeinen Irrthümern und Anſichten, in Sympathieen und Antipathieen ſelbſt fühlt und gegen Andere geltend macht. Vergleicht man damit die zerfahrenen Elemente, aus denen das Publikum eines kleinen oder großen Hoftheaters in Deutſchland zuſammenfließt, die Vorurtheile und Liebhabereien, die hundert excentriſchen Bildungskreiſe, welche Logen, Galerien und Parterre durchlaufen, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn einem ſolchen Publikum oder vielmehr Privatiſſimum nichts und alles recht ſeyn muß, wenn es, trotz der ſchönen Phraſen aus dem Konverſationslexikon, welche die Schaubühne als nationale Bildungsanſtalt darſtellen, dieſelbe nur als neutrales Unterhaltungsfeld beſucht, als allgemeinen, Jedem zugänglichen Salon, als amüſanten Winterabendsvertreib.

Die Halbwiſſerei und Krittelſucht, der neuen Zeit hervorſtechendſter Charakterzug, vermehrt dieſe Stimmung nur noch. Von der Empfänglichkeit und Sammlung, dem Glauben, der Andacht, womit unſere Väter das Theater betraten, empfinden wir nichts; wir gefallen uns nur im Richten, lächeln, wo ſie weinten, höhnen, wo ſie lachten, grübeln, wo ſie bewegt waren, und enthalten uns, wenn wir recht vornehm thun, ſogar des äußeren Zeichens von Beifall oder Mißfallen, wiefern dieſe nicht ſchon polizeilich verwehrt ſind. Von einem Verſtändniß dichteriſcher Werke, das durch Liebe bedingt wird, iſt unter einem ſolchen Publikum nicht die Rede. Es nimmt alles auf, wie Kinder alles in den Mund ſtecken, nur nicht mit derſelben kindlichen Unbefangenheit und Naivetät. Berlin und Wien allein machen, wie geſagt, eine Ausnahme. In Berlin iſt eine bedeutende Empfänglichkeit, eine im Ernſt und im Spott ſprichwörtlich gewordene Bildung im Publikum, jedoch eine präoccupirte und abhängige, welche ſich ſelbſt nicht traut und erſt die Kritik ex professo abwarten zu müſſen meint, um mit Urtheil und Anſicht hervorzutreten. Darum unterliegt das Berliner Publikum mehr als jedes andere fremden Einflüſſen und fremden Autoritäten, es iſt bei aller Mündigkeit nicht autonomiſch genug und gibt ſich zu Experimenten aller Art hin, welche in dieſem Lande des Fortſchrittes eben ſo wohl auf der Bühne gemacht werden, als in der Verfaſſung oder in der Geſetzgebung. Das Burgtheater zu Wien, das eine Reihe von Jahren hindurch ſeine Schauſpieler und ſeine Zuſchauer konſervativ behandelt, hat ſich vorzugsweiſe ein Publikum gebildet, eines mit feſtſtehender Kunſtanſicht und Urtheilsnorm, die durch die beſten Erſcheinungen auf dieſem Gebiete geſchult und berichtigt wurde. Dieſes Publikum ſpricht in den Sperrſitzen während der Zwiſchenakte viel geſundere und würdigere Kritiken, als ſie die übermächtige Journaliſtik daheim für das Blatt des nächſten Tages niederzuſchreiben pflegt. Nur iſt es auf dem Wege, dieſen inneren Zuſammenhang, welcher es gleichſam zu einer Familie macht, zu übertreiben. Das Burgtheater wird zum Hausttheater, wo der Schauſpieler, ein Kind vom Hauſe, ſtellenweiſe ein recht altes Kind, Allen perſönlich lieb und theuer, unvermerkt verzogen wird, ſtatt erzogen, wo man ihm alles nachſieht oder durch Gewohnheit für allmählich angebildete Fehler, allmählich hereinbrechende Abſtumpfung und Veraltung,

Verirrung und Uebertreibung ſich blind machen läßt. Dies iſt eine Schuld des Publikums, jedoch eine liebenswürdige, dem Künſtler mehr angenehme als förderliche. Das Publikum muß mit ihm, mit dem Dichter fortſchreiten und aus ſeiner Rezeptivität heraus in den Kreis der Produktion gezogen werden. Wenn der Begriff „Nationaltheater" nicht zum bloßen Schall herabſinken ſoll, ſo erhalte die Nation auch einen wirklichen Antheil am Theater, und es verlange das Publikum für ſein Geld im Theater nicht blos Sitz und Stimme, zum Sitzen und zum Bravorufen, ſondern ein freies Urtheil, dem man kein Stück, keinen Schauſpieler aufdrängen kann, das ſich ſelbſtſtändig entwickelt und äußert, ohne von einer zweideutigen Kritik bevormundet oder von lächerlichem Knabenenthuſiasmus übertölpelt zu werden, das zwiſchen vornehmthuender Superklugheit und Rezenſirſucht und zwiſchen blaſirter Apathie die richtige, wahre, warme Mitte halte. Wie das Publikum jetzo zu der Bühne ſteht, iſt es nur eine geduldete Nothwendigkeit für dieſelbe, keine Macht ihr gegenüber, geſchweige denn oberhalb derſelben, und die meiſten Intendanzen und Regieen gehen insgeheim gewiß weit öfter von dem beſcheidenen Grundſatze aus, das Publikum ſey für ſie und ihretwegen da, als von dem doch wohl natürlicheren Gegentheil. Dieſes Mißverhältniß und dieſe unwürdige Stellung hat das Publikum zum größten Theile ſich ſelbſt gemacht; es liegt an ihm, ſich auf den richtigen Standpunkt zu erheben und zu dem Bewußtſeyn ſeiner Rechte ſowohl, als ſeiner Pflichten zu gelangen, dem Theater gegenüber. Es beſitzt in ſich eine ungeheure Kraft, auf ſeine Dichter und ſeine Künſtler zu wirken, aber eine gebundene, häufiger mißbrauchte als gut angewandte, bisher mehr ſchädlich als förderlich geweſene Kraft. „Ihr ſeyd meine Schwingen," ſo mochten — (Verzeihung für den kleinen Anachronismus!) — Sophokles und Ariſtophanes, Calderon und Lope, Shakſpeare und Sheridan, Racine und Molière ihrem Publikum wohl dankbar entgegenrufen, während aus dem Munde der deutſchen Poeten ſelten etwas anderes ſcholl als die verzichtende, wehmuthsvolle Anklage: „Ihr ſeyd meine Feſſeln!" Schwingen werden nur Selbſtbeſchwingte, und Feſſeln nur — Selbſtgefeſſelte!

Was endlich das Theater angeht, ſo pflegt gewöhnlich in allen Reform- und Regenerationsvorſchlägen in ſeinem komplizirten Organismus der Sitz und Grund des ganzen kranken und ſiechen Zuſtandes

geſucht zu werden. Die Kritik will die Schauſpieler erziehen, ſtatt ſich ſelbſt zuvor erziehen zu laſſen, ſey es nun von einer gründlichen, theoretiſchen und praktiſchen Bildung, ſey es von einer im beſten Sinne öffentlichen Meinung, deren Repräſentantin zu ſeyn ihre höchſte Aufgabe iſt. Die Dichter klagen über die Bühnenvorſtände, wo ſie oft den Klagepunkt in ſich weit näher hätten. Die Schauſpieler hinwiederum klagen über alle drei, Kritik, Poeſie und Intendanz, und das Publikum endlich überalle vier, die Schauſpieler mit eingeſchloſſen, ſich allein ausſchließend, wie jedes. So viel ſcheint einmal erfahrungsmäßig feſtzuſtehen: die Schauſpielkunſt hat keine Fortſchritte gemacht, ſeit ihre Jünger in eine würdigere Stellung getreten ſind der Geſellſchaft gegenüber. Nicht nur das Genie iſt in ihr ausgeſtorben, durch das liebe „Studium" erſetzt, welches ſtatt der allmählich zu Grabe gegangenen Talente techniſche Bildungen hervorbrachte, ſondern es iſt auch die alte, gute Schule, die aus einzelnen, zerſtreuten Reſten hier und da noch errathen läßt, was ihre Meiſter waren, einem heranwachſenden Geſchlecht gewichen, das keine Schule machen will und doch auch kein Genie hervorbringt. Die Schauſpielkunſt wird bald als bürgerlicher Beruf in Reihe und Glied treten mit den übrigen und vor dieſen den Vorzug behaupten, keine Lehrzeit durchmachen zu müſſen. Man hat verſucht, ſie theoretiſch, ſogar philoſophiſch zu begründen (Rötſcher u. A.), und praktiſche Männer (Saphir in Wien, Devrient in Berlin) traten mit vergeblichen Vorſchlägen zu förmlichen Theaterſchulen hervor. Ob die Kunſt Menſchen darzuſtellen in dem Sinne eine Kunſt ſey, daß ſie zu lehren und zu lernen, und ob es eine geſammte Theorie derſelben gebe, wenigſtens in gleichem Verhältniß zur Praxis, wie Poetik zur Poeſie, Rhetorik zur Beredtſamkeit, das iſt überhaupt noch eine Frage, welche die Erfahrung, daß unſere größten Schauſpieler Naturaliſten in vollſter Bedeutung waren, entſchieden verneint. Dichter und Publikum ſind die einzigen Meiſter des Schauſpielers, und wenn er ſeine Kunſt nicht inſtinktmäßig weiß und übt, wobei die praktiſche Fortbildung keineswegs ausgeſchloſſen bleibt, ſo werden ihm die zerfahrenen, immer doch nur am Poſitiven haftenden und das Allgemeinſte berührenden Prinzipien einer wiſſenſchaftlichen Schauſpieltheorie nichts frommen. Ein Hauptgrund des Verfalls der Schauſpielkunſt ſcheint wohl in dem ganz verrückten Verhältniß

der Mimen und Histrionen zum Publikum und zum Dichter zu liegen. Während sie von jenem fast unabhängig gemacht worden sind, haben sie sich diesem nach und nach durch tausend Mißbräuche übergeordnet. Der Dramatiker muß bei uns den Schauspielerinnen und Schauspielern den Hof machen, wofür sie sich dann die natürlich folgende Freiheit nehmen, mit ihm und mit seinen Werken zu verfahren, wie es ihnen beliebt, Rollen fallen zu lassen und Rollen auszuarbeiten, den Dialog sich mundrecht zu machen, und wie die schönen, nur in Deutschland verständlichen Kunstausdrücke alle heißen. So lange ein solches Verhältniß besteht, so lange überhaupt der Dichter zur Bühne nicht fester, näher und höher gestellt ist, wird an eine nationale Reform derselben kein Gedanke seyn. Nicht daß wir größere Bereitwilligkeit und Zugänglichkeit reklamirten; es wird unnöthig, da die Theater selbst nach poetischen Neuigkeiten schmachten und mehr als das Bedeutende gefällig, ja begierig darbringen. Aber eben für das Dargebrachte, für den angenommenen Dichter muß eine bessere Perspektive gestellt seyn, wenn er seinen Weg mit Lust und Ausdauer fortsetzen soll. Das Gesetz über das Autorenrecht auf dem deutschen Theater ist nicht genügend gewesen und wird es nie seyn, so lange man z. B. an demselben Hoftheater, welches einer Primadonna mit 30 Friedrichsd'or jede einzelne Rolle ihres Gastspiels honorirt, für ein fünfaktiges Stück dem Verfasser nur 6 dergleichen, ein für alle Male, zahlt und auf einer großen Provinzialbühne eine Lokalposse, deren Idee frei aus dem Französischen entlehnt worden, mit 50 fl. C. Mz. und ein Originaltrauerspiel mit 20 dergleichen ablohnt. Dies sind Thatsachen, die, auch ohne Namen, laut genug reden. Tantièmen werden freilich unmöglich seyn, so lange keine Nöthigung zur Aufführung eines dramatischen Produktes vorliegt, und wo wäre eine solche in Deutschland gegeben, von wem ginge sie aus? Anständigere Honorare könnten nur von allen anerkannten und aufgenommenen Dramatikern im Einverständniß erzwungen werden; allein wo und wann und wie wäre wiederum ein solches Einverständniß herzustellen, da diese Dramatiker ja Deutsche sind, und Schriftsteller obendrein? Daß die Direktionen, Intendanzen und Regieen ihrerseits den Anfang machen und in ihrem Budget die Poesie, wenn auch nicht mit dem Maschinisten oder dem Schneider, doch mit dem Beleuchter gleichstellen sollen, ist wohl eine ebenso

unbillige als sanguinische Erwartung. Der ganze Haushalt dieses theatralischen Mikrokosmos ist so eigenthümlich zusammengesetzt, daß an einem Mißbrauch rütteln den ganzen Brauch über den Haufen werfen heißt. Vielleicht, das ist die Ansicht einzelner desperater Köpfe, wäre das das Beste und das einzig Gute.

In der neuesten Zeit ergibt sich zufällig und gleichzeitig an einigen der bedeutendsten Bühnen Deutschlands ein Wechsel der obersten Leitung. So in Wien, Berlin, Stuttgart, damit zusammenhängend auch in München und in Hannover, desgleichen in Hamburg. Es ist, entweder aus Sachunkenntniß oder auch aus bösem Willen, zu viele Hoffnung, auf eine dergestaltige Veränderung gestützt, ausgesprochen und bald darauf als getäuscht beklagt worden. Die Person des ersten Beamten allein kann den Staat nicht umgestalten, welcher unter nur scheinbar monarchischen Formen so republikanische Elemente und Prinzipien in sich vereinigt. Die Berliner klagen laut über Hr. von Küstner, die Wiener leise über Hr. von Holbein. Und dennoch: zieht Letzterer nicht alle nur erreichbaren und möglicher Weise einzuführenden Neuigkeiten der deutschen und außerdeutschen Poesie in sein Repertoire, zum Beweise, daß es keineswegs im System der Landesbehörden liegt, Namen wie Gutzkow und Laube, Stücke wie „Une chaine“ und „Oscar“ zu eriliren? Pflegt er nicht den Tempeldienst des Klassischen in Schiller und Goethe, in Shakspeare und Lope, in Aretin und Goldini? Sorgt er nicht für alles technische Detail mit einer Umsicht und Kenntniß, wie sie ihm vorzugsweise eigen? Ein Direktor kann weder ein Repertoire schaffen, noch Schauspieler stellen, weder das Publikum noch die Kritik befriedigen als Direktor. Hr. v. Küstner hat die schwierige Aufgabe, neben Schneiders lebendigen Genrebildern und Rellstabs Festprologen die Medea und den Oedipus mit Chören von Mendelssohn in Scene zu setzen, wie der Geheime Hofrath Tieck es angibt, und zu gleicher Zeit soll er doch auch den Geheimen Hofrath Raupach auf den Brettern halten und die noch nicht Geheimen Hofräthe der neuesten dramatischen Poesie öffentlich vorführen: genügt ein Menschenleben so vielen Aufgaben und Ansprüchen? Nein, nicht in der einzelnen Person des Lebenden kann das Heil einer ganzen Anstalt gesucht, nicht in dem kurzen Raume einiger Monden oder Jahre kann es gefunden werden. Der Schaden liegt tiefer und hat weiter um sich

gegriffen, und wenn es auch gewagt und übereilt wäre zu zerſtören, ehe etwas Neues vorhanden, ſo iſt am Alten, ehrlich geſprochen, nicht viel zu erhalten. Das deutſche Theater, wie es jetzt daſteht, überlebte nicht den leiſeſten Luftzug einer geiſtigen Bewegung und Umgeſtaltung mehr, wäre dieſer nun im Publikum, in der Poeſie oder in der Kritik. Es hat nur die Wahl: ſich dem neuen, insgeheim fortſchreitenden Genius organiſch anzubilden, oder von ihm, ſobald er frei geworden und zur Erſcheinung gekommen iſt, über den Haufen geworfen zu werden und abgeſtreift, wie eine verwachſene Hülle, wie die dunkle, zerſtäubende Puppe eines im Sonnenlichte davoneilenden Tagfalters.

D.

Das Dezimal-Münzsystem

in Deutschland.

Die Ungleichartigkeit des deutschen Münzwesens, sowohl in Beziehung auf den Münzfuß als auf das Münzsystem, ist ein so allgemein anerkannter und so täglich gefühlter Uebelstand, daß eine genügende Abhülfe ein Bedürfniß der Zeit geworden ist, und man hat diese Abhülfe auch bereits in so fern versucht, als mehrere kleinere Staaten sich den größeren, namentlich Preußen, theils in Beziehung auf den Münzfuß, theils auch, namentlich einige Zollvereinsstaaten, in Beziehung auf die Eintheilung ihrer Münze immer mehr anschließen. Aber dies ist in so fern nur zu bedauern, als man damit sich immer mehr von einem gemeinschaftlichen Dezimalsystem entfernt, welches, wenn man doch einmal anfängt zu ändern, in jedem Betracht das wünschenswertheste wäre, und es scheint darnach die höchste Zeit zu werden, diese Maßregel einmal keck ins Auge zu fassen.

Allerdings keck, klar und kühn, damit man die nicht zu leugnenden Schwierigkeiten gründlich erwäge, aber nicht zu lange, und vor den freilich erforderlichen Opfern nicht ängstlich zurückbebe. Diese Opfer werden aber bei der Annahme eines Dezimal-Münzsystems nicht viel bedeutender seyn, als bei allen Anordnungen im Münzwesen überhaupt, und jene Schwierigkeiten sehen sich, wie Gespenster aus der Ferne, vielleicht bedenklicher an als in der Nähe.

Sie beziehen sich theils auf den Münzfuß, theils auf das Münzsystem.

In jener Beziehung kommen zumeist der 20 Guldenfuß (für Süddeutschland) und der 21 Guldenfuß (für Norddeutschland) in Betracht, neben dem 24 Guldenfuße, der mehrentheils für die

Scheidemünze verwandt wird, und da, wo man nach Kreuzern rechnet, neben dem 20 Guldenfuß herläuft.

In Beziehung auf das Münzſyſtem aber theilt ſich Deutſchland in drei Gebiete: Kreuzer, Silbergroſchen und Groten (mit ſeinen Kumulationen als Mgr. und Ggr.), welche beide letztere Gebiete zugleich als die des Thalers gegen das erſtere, als das Gebiet des Guldens, ſich hervorheben.[1]

Allen dieſen Verſchiedenheiten liegt aber doch ſchon eine gemeinſchaftliche Einheit, die feine kölniſche Mark, zum Grunde, und wenn man ſich darnach faſt wundern muß, wie es möglich geweſen, aus einer gemeinſchaftlichen Einheit ſo viele Verſchiedenartigkeiten abzuleiten, ſo wird man nach dieſem Gefühle es ſchon für weniger ſchwierig halten, zur Gleichartigkeit gleichſam nur zurückzukehren.

Es würde alſo ohne Frage die kölniſche Mark als oberſte Einheit für Deutſchland beizubehalten und dann zu dezimiren ſeyn. Wir wollen die erſten zehn Theile Unzen, die zweiten Reichsgroſchen, die dritten Reichsgroten und die vierten Heller oder Aſſe nennen, ſo daß alſo wäre:

1 M. = 10 Unzen: 100 Reichsgroſchen: 1000 R. Groten: 10,000 Aſſe.

1	„ =	10	„	100	„	1,000	„
	1	„	10	„	100	„	
		1	„	10	„		

Damit wäre dann auch zugleich der Münzfuß gegeben, und es iſt dies eben ein eigenthümlicher Vorzug des Dezimalſyſtems, daß in ihm Fuß und Eintheilung der Münze ſofort zuſammenfallen. Freilich könnte Ein Staat einen ſtärkern Prägeſchatz abnehmen als ein anderer, doch kann das auch in jedem andern Münzſyſteme geſchehen und kommt hier alſo nicht weiter in Betracht; bei gleichem Prägeſchatz aber wird der 10 Unzenfuß mit dem 20 Guldenfuß zuſammenfallen, in der Art, daß zwei Conventionsgulden = 1 Unze = 10 eine Mark, wodurch ſofort ein zweiter Anhalts- und Vergleichungspunkt gewonnen wäre.

---

[1] Auf die nur in ſehr geringem Umfange geltende Eintheilung in Schillinge und dergleichen, ſo wie auf den in einigen Landestheilen üblichen 22 Guldenfuß ꝛc., ſoll hier, um die Sache nicht unnöthig zu verwickeln, keine Rückſicht genommen werden.

Fragt man nun nach den Schwierigkeiten, die der Einführung jenes Dezimalsystems etwa entgegenstehen, so werden immer zuerst die Kosten genannt, in zweiter Reihe folgt dann die Unbequemlichkeit, sich an eine neue Münzeintheilung zu gewöhnen, d. h. sich eine neue Einheit sinnlich, und als Maßstab geläufig zu machen, und in dritter Reihe die Folge, daß bei veränderter Scheidemünze eine Verschiebung der laufenden kleinen Lebensbedürfnisse eintrete.

Wir wollen daher diese nächsten Schwierigkeiten, denen wir später noch eine ganze Reihe beigesellen wollen, näher ins Auge fassen, zu dem Ende aber erst uns selbst jenes neue System sofort geläufig zu machen suchen.

Zwei Vergleichungspunkte, die Mark und der Conventionsgulden, sind bereits gefunden, und um den Conventionsgulden schaaren sich leicht Kron- und Laubthaler, so wie auch die schwereren Gulden mit ihrem Agio. Für das Volk im Großen kommt es aber freilich mehr auf die Unterabtheilungen an, und in dieser Rücksicht sind die oben erwähnten drei Gebiete zu betrachten.

Im Gebiet der Groten, wo zugleich der 21 Gulden- oder 14 Thalerfuß vorherrscht, hält eine Mark ($14 \times 72 =$) 1008 Groten (von der Scheidemünze vorläufig abgesehen) und es würden also 1008 Groten so viel seyn, wie 1000 Reichsgroten, welcher Unterschied so unbedeutend ist, daß er im kleinen Verkehr kaum bemerkbar werden, also die dem Volke geläufige Einheit kaum verrücken würde.

Im Kreuzergebiete, wo der 20 Guldenfuß gilt, hält eine Mark 1200 Kreuzer, welche sich demnach zu den Reichsgroten wie 1200 : 1000, oder wie 12 : 10, oder wie 6 : 5 verhalten würden, so daß man statt 6 Kreuzer nur 5 Reichsgroten zu berechnen hätte, an welches einfache Verhältniß man sich leicht gewöhnen würde.

Weniger günstig wird sich die Rechnung nach Silbergroschen der nach Reichsgroten akkomodiren, da eine Mark ($14 \times 30 =$) 420 Sgr. enthält, welche im Verhältniß zu 1000 Reichsgroten als kleinste Verhältnißzahl 21 : 50 ergeben, was aber doch so nahe bei 2 : 5 liegt, daß es in nicht bedeutenden Summen keine große Differenz bewirken wird.

Legt man aber den 24 Guldenfuß zum Grunde, womit man namentlich auf alle Scheidemünze kommt, so stellt sich die Mark

zu 1152 Groten, oder 1440 Kreuzern, oder 480 Silbergroſchen heraus, welche 1000 Reichsgroten balanziren und ſich demnach wie

1152 : 1000 etwa wie 115 : 100 oder 11½ : 10
1440 : 1000 oder „ 144 : 100 „ etwa 14½ : 10
480 : 1000 — 48 : 100 oder nahe wie 1 : 2

verhalten.

Es iſt bei dieſen Reduktionen ſelbſtredend vorausgeſetzt, daß die Reichsgroten mit den höhern Abtheilungen des Dezimalſyſtems von gleichem innern Werthe ausgeprägt werden, was zwar nicht unumgänglich nöthig, doch aber eben im Dezimalſyſteme beſonders wünſchenswerth iſt, wovon weiter unten näher die Rede ſeyn wird.

Inzwiſchen haben, wie ich gern zugeben will, alle ſolche Verhältnißzahlen, und wenn ſie noch ſo günſtig liegen, immer ihr ſehr Unbequemes, wie jede Uebergangsperiode überhaupt; aber es iſt eben ein Troſt, daß man es nur mit einem Uebergange zu thun hat, indem ich annehme, daß die alten Münzen allmählig eingezogen werden ſollen, und wenn erſt die alten Münzen verſchwunden ſind, wird das Volk ſich ſehr bald an die neue Münzeinheit gewöhnen, und das um ſo ſchneller, je leichter ſich damit rechnen läßt. Jeder Reiſende, der aus ſeinem gewohnten Münzbezirke in einen fremdartigen kommt, macht dieſe Erfahrung, und er wird ſich um ſo leichter das neue Münzſyſtem ſinnlich machen, je weniger er reduzirt, je mehr er vielmehr ſich bemüht, die neue Einheit ſelbſt gleich unmittelbar zum Grunde zu legen. — Man laſſe alſo immerhin die erſte Schwierigkeit in ſich beſtehen und auf ſich beruhen, einige Erleichterungspunkte finden ſich doch, wie oben gezeigt worden, und andere werden ſich noch, bei der Betrachtung der dritten Schwierigkeit (des Koſtenpunkts), aus der Valvationstabelle ergeben.

Die zweite Schwierigkeit aber, Verrückung der Preiſe der laufenden kleinen Bedürfniſſe, kommt noch weniger in Betracht, da dieſe ſich bald von ſelbſt ausgleicht, indem die ſich ergebende geringe Differenz bald zum Vortheil des Käufers und bald zu dem des Verkäufers liegen wird.

Wir wollen alſo nur ſofort die dritte Haupt- und eigentlich einzige Schwierigkeit, den Koſtenpunkt, ins Auge faſſen. Dieſe Schwierigkeit iſt hier nun freilich um ſo größer, je weiter der

21 Guldenfuß sich schon verbreitet hat, da der Dezimalfuß, wie wir gesehen haben, dem 20 Guldenfuß entspricht, und die Rückkehr zu einem schwereren Münzfuße immer schwieriger ist, als das Herabgehen zu einem leichtern. Der Grund dafür liegt hauptsächlich darin, daß alle Münze im täglichen Verkehr nach und nach abgegriffen wird, was denn bei 21 Stücken einen größern Gewichtsverlust herbeiführen muß als bei 20 Stücken, wobei ich hier dahin gestellt seyn lassen muß, in wie weit sich dies durch die bei dem 21 Guldenfuße übliche stärkere Legirung mit Kupfer, wodurch die Münzen des 21 Guldenfußes härter werden als die des 20 Guldenfußes, kompensiren möchte. Immer aber kommt die Schwierigkeit des Kostenpunkts nicht blos wegen jenes Gewichtsverlustes, sondern auch wegen des nöthigen Umprägens, und bis dahin, daß diese Maßregel ausgeführt ist, wegen des Begebens bei den öffentlichen Kassen, in Betracht.

Die Kosten des Umprägens sind absolut, und müssen unbedingt als Preis der Wohlthat eines allgemeinen und bequemen Münzsystems angesehen werden. Doch wird man die Maßregel des Umprägens ganz füglich auf mehrere Jahre vertheilen können, da es zunächst nur darauf ankommen dürfte, inkongruente Münzen einzuziehen, wie es aus der nähern Betrachtung der beiden andern Rücksichten hervorgehen wird.

In Beziehung auf diese beiden andern Rücksichten aber (Gewichtsverlust der alten Münzen und fernere Begabung derselben bei den öffentlichen Kassen), stelle man sich, um die Schwierigkeit sofort zu übersehen, den Staat nur sogleich als einen Kaufmann vor, der es zur größtern Bequemlichkeit seiner Buchführung angemessen fände, die Dezimalrechnung bei sich einzuführen, und alle kursirende Münze dieser Rechnung zu unterwerfen. Derselbe würde sich zunächst eine Valvationstabelle vorrichten, dergleichen ich im Anhange folgen lasse, daraus mit Leichtigkeit entnehmen, wie hoch jede Münze nach ihrem formellen Werthe anzusetzen wäre, und ohne Zweifel sehr bald mit diesem Experiment in Uebung kommen. In so fern er aber ein Bankier wäre, der die kursirende alte Münze nur einwechseln wollte, um sie in Barren reinen Silbers zu verschmelzen, würde er die alte Münze um so viel niedriger annehmen, als erforderlich wäre, um außer dem abgezogenen Prägschatz und den Kosten des Einschmelzens neben

einem billigen Vortheil insbeſondere den Gewichtsverluſt zu decken.[1]

Der Staat iſt nun ganz in der Lage eines ſolchen Bankiers, nur daß er nach richtigen Anſichten über das Münzregal bei dem Experiment keinen Vortheil ſuchen, vielmehr ſelbſt die Koſten des Einſchmelzens und Umprägens nicht berückſichtigen ſoll, und den Prägeſchatz nicht zu berückſichtigen braucht, weil dieſer bei der neuen Münze wieder abgezogen wird. Er hat alſo nur den Gewichtsverluſt zu berückſichtigen, und dieſen wird er durch eine Abrundung des Valvationswerthes zu ſeinen Gunſten ohne alle Ungerechtigkeit mindeſtens theilweiſe auf die Inhaber der alten Münzen werfen können.

Ohne alle Ungerechtigkeit; denn daß die alte Münze leichter geworden, iſt nicht Schuld des Staats, ſondern folgt natürlich aus der Beſtimmung der Münze als kurſirenden Zahlmittels, und wenn der Staat nun neue beſſere Waare ausgibt, ſo ſteht er in Verhältniß zu jener alten lediglich als Käufer, wohl verſtanden, in ſoweit wirklich ein Abſchleißen der alten Münze ſtattgefunden hat.

Es würde nun eine Reihe von techniſchen Proben erfordern, um genau zu ermitteln, um wie viele Prozente jede kurſirende Münze ſich durchſchnittlich verſchlechtert habe; aber es läuft neben dieſer Rückſicht zugleich die andere hin, den alten Münzen auch einen geläufigen Valvationswerth zu geben, in welcher Beziehung denn der Staat vielleicht ſchon damit ausreichen würde — und wäre es auch wiederum mit einigem Opfer —, wenn er nur die Valvationstabelle ſo abrundete, daß alle Differenzen unter Einem Dezimalpfennig (2½ Aß) zu Gunſten des Staats unberechnet blieben.

Dies Syſtem iſt in der angeſchloſſenen Tabelle ausgeführt, und es ergibt ſich daraus zugleich in leichter Ueberſicht, wie bequem ſich unter ſolcher Abrundung alle alten Münzen in das neue Syſtem einfügen würden, namentlich die ſchon im 20 Guldenfuß ausgeprägte ſogenannte Conventionsmünze, die faſt ganz ihren

[1] Wenn ſich der nominelle Werth einer Münze von ſelbſt erklärt und der materielle ſich lediglich auf den Feingehalt bezieht, ſo wird man die Beziehung einer Münze auf ihren Münzfuß ſchicklicherweiſe ihren formellen Werth, wie oben geſchehen, nennen können. Der Unterſchied zwiſchen dem materiellen und formellen Werthe tritt vielleicht am ſchärfſten bei den alten Bremergroten hervor.

Nominalwerth behalten könnte. Der Berliner Thaler würde zu 71½ Reichsgroten, statt bisher zu 72 Kurantgroten, seine ganz bequeme Runde nach wie vor machen; die Scheidemünze noch besser. Der Grote erhielte den Werth von 3 neuen Pfennigen, der gute Groschen von 2½ neuen Groten, das 2 Gutegroschenstück von 5 Groten; der Silbergroschen liefe zu 2 Groten um, der Kreuzer zu 2 neuen Pfennigen u. s. w.

Es erhellet hieraus zugleich, was oben schon angedeutet ist, daß es vorläufig gar nicht unbedingt nöthig seyn würde, alle alten Münzen umzuprägen, daß man vielmehr sehr füglich erst die kongruenten und die gröberen alten Münzsorten bestehen lassen könnte, und das denn um so mehr, als diese gröbern Münzsorten und namentlich diejenigen neueren Gepräges schwerlich schon durch den Gebrauch gelitten haben werden, so daß der Staat, der nur, wie oben bemerkt worden, den Gewichtsverlust den Unterthanen zuwenden darf, diese gröbere und neuere Münze bei allen Zahlungen, die eine, oder auch nur eine halbe Mark erreichen, lediglich im Verhältniß zur feinen Mark, also dann nach ihrem vollen Werthe, unbedenklich annehmen könnte. Wer also einen preußischen Thaler zur Kasse brächte, würde damit nur 71,25 Reichsgroten berichtigen, wer aber 7 Thaler zahlte, würde damit eine halbe Mark oder 5 Unzen (10 Conventionsgulden) verwerthen, und wer künftig eine Mark einzuzahlen hätte, könnte dieselbe eben so füglich einstweilen noch in Rollen von 14 Thalern oder 20 Gulden Conv. Münze, oder 18 Gulden Kassenmünze einzahlen, als in Rollen von Unzen, Reichsgroschen und Reichsgroten.

Für die öffentlichen Kassen würde dies freilich das Mißliche herbeiführen, daß man die Rechnungsführer nicht kontroliren könnte, wie viel Geld sie zum vollen Mark und wie viel zum abgerundeten Valvationswerthe angenommen haben, so daß der unredliche Rechnungsführer sich selbst den Vortheil zuwenden könnte, der dem Staate zukommen müßte; aber auch diese Schwierigkeit ließe sich beseitigen, wenn man besondere Wechselkassen einführte, die allein den Markwerth vergüteten, während alle Zahlkassen lediglich nach dem Valvationswerthe zu rechnen hätten. Mindestens würde sich durch solche Wechselkassen, deren verhältnißmäßig nur wenige zu seyn brauchten, Gewinn und Verlust zwischen dem Staat, den Bankiers, die sehr bald solches Wechseln vermitteln würden, und

den Unterthanen vertheilen, in der Art, daß der Staat zwar etwas weniger gewänne, der Unterthan aber auch etwas weniger verlöre, und die zwiſchenliegende Differenz dem Bankier zu Gute käme.

Auf die Dauer würde übrigens auch das Eingehen der gröbern Münzſorten wünſchenswerth werden, damit man wirklich nur ein einziges Münzſyſtem hätte, nach welchem man dann die Münzen nicht allein leichter zählen, ſondern auch zumeſſen und zuwägen könnte.

Es ſoll hiervon noch weiter unten geredet werden, hier aber wird man bei der Leichtigkeit, mit der ich ſcheinbar über den Koſtenpunkt hinweggehe, wenn nicht von mir erwarten, daß ich den Betrag der Koſten mindeſtens approximativ angebe, ſo doch mir den Vorwurf machen, dieſen Punkt mir vielleicht zu leicht vorgeſtellt zu haben; dem iſt jedoch nicht ſo. Es iſt allerdings ſehr ſchwer, die Maſſe des in Deutſchland zirkulirenden Metalls auch nur annähernd zu beſtimmen, aber ich kann die Koſten, wie hoch ſie ſich auch belaufen mögen, gegen die daraus entſprießende Wohlthat eines allgemeinen Dezimalſyſtems nimmer zu hoch finden, als daß die deutſchen Staaten in Zeiten eines langen Friedens ſie nicht aufwenden könnten, und das um ſo weniger, als bei dieſen Koſten, was wohl zu bedenken iſt, wenig eigentlicher Verluſt vorkommt, da dieſelbe Maſſe edeln Metalls in der einen wie in der andern Form bleibt, und die Fabrikationskoſten im Lande ſelbſt verdient werden. Will man aber dennoch nach einem ungefähren Anſchlage ſich umſehen, ſo wird man vermuthlich eher zu hoch als zu niedrig greifen, wenn man die Maſſe des zirkulirenden Metalls zu etwa 10 Thlr. pr. Kopf, alſo für circa 42 Millionen Deutſche zu 420 Millionen Thaler annimmt. Berechnet man dann die Koſten des Umprägens pr. Rthlr. zu 2 Pf. Scheidemünze (d. h. 7 Groſchen pr. Mark), was dem für den harten Thaler herkömmlichen Prägeſchatze entſpricht (vergl. das königl. hannöverſche Münzgeſetz vom 8. April 1834. §. 7.), ſo würde ſich die ganze Ausgabe auf 2,916,666 Thlr. herausſtellen.

Freilich iſt dieſer Prägeſchatz bei der Scheidemünze viel größer, dann aber lediglich zum Vortheil des Staats, der im neuen Syſteme nicht ferner ſtattfinden ſoll, und da gewiß auch ſchon beim harten Thaler der Prägeſchatz von 2 Pf. die Fabrikationskoſten reichlich deckt, und das um ſo mehr, je größer die Maſſe des auf einmal

zu vermünzenden Metalls ist, so wird die angegebene Summe sich vermuthlich auf die Hälfte reduziren. Nimmt man sie aber auch voll an, so würde sie für 42 Millionen deutscher Unterthanen, wenn sie durch eine besondere Steuer repartirt werden sollte, per Kopf etwa $^1/_{14}$ Thlr. (1 ggr. 9 Pf.) ausmachen, für welchen Betrag die Wohlthat des neuen Systems unstreitig nicht zu theuer erkauft wäre, zumal sich diese Kosten, wie schon bemerkt ist, auf mehrere Jahre vertheilen können und werden. Freilich bleibt daneben der Gewichtsverlust der alten Münze, der den Unterthanen unmittelbar zufallen soll, und welcher, wenn er im Ganzen auch nicht so bedeutend ist, doch um so fühlbarer seyn wird, als er hauptsächlich bei den kleinern Münzen stattfindet, und somit zumeist auf die ärmern Unterthanen fallen wird; aber eines Theils ist dies ein Nachtheil, der eigentlich schon jetzt existirt, und durch Einführung des neuen Systems erst erkannt wird, andern Theils ist er in der That nur die Vergütung für den bisherigen Gebrauch des Zahlmittels, und endlich wird er sich durch die schon eben vorgeschlagenen Maßregeln so vertheilen lassen, daß er dann auch den Einzelnen wenig drücken wird.

So wolle man denn also nur, und spreche es aus, daß man wolle, und man wird sehen, daß die Sache gehen wird.

Es bleibt nun aber freilich noch ein ganzes Heer von Schwierigkeiten zurück, welche bedenkliche deutsche Männer erheben werden; doch kann man sich dreist überzeugt halten, daß der Kostenpunkt immer das wesentlichste Hinderniß ausmacht, und kommt man daher, um mit dem derben Sprichwort zu reden, über diesen Hund, so kommt man auch gewiß über seinen Schwanz. Man wird sagen, wenn das Geld (durch die Rückkehr zu einem schwereren Münzfuße) theurer werde, so werde auch das Leben im Allgemeinen theurer werden; das ist aber schon an sich nicht richtig; denn das Geld wird nicht sowohl theurer als besser, oder wenn man jenen Ausdruck beibehalten will, gerade um eben so viel besser als theurer, und man wird sich, was den kleinern Verkehr anbetrifft, um so leichter an die unverrückte Einheit der Mark halten, als beim Dezimalsystem die Beziehung zu derselben in jedem kleinsten Theile immer klar vorliegt. Man wird zu bedenken geben, daß der Staat seine alten Verbindlichkeiten, namentlich die Schulden, in der alten Münze abzutragen genöthigt werden könne;

aber der Feingehalt bildet doch immer den eigentlichen Gegenstand der Schuld, und die Mark bleibt unverändert; — man werde, erwiedern sie, dann aber jedenfalls noch bedeutende Kosten aufwenden müssen, um die alten Obligationen auf die neue Münze umzuschreiben: dies ist nicht unbedingt nöthig, da man vielmehr nur zu reduziren braucht; — dasselbe gelte vom Papiergelde: dies wird man wie Metall behandeln, und was man nicht gleich einziehen kann, gegen neues umtauschen; der Kurs des Goldes werde sich ändern: nur zum Vortheil, wie gezeigt werden soll; — es werde Verluste und Unbequemlichkeit nach sich ziehen, fixe Geldrenten, die das Domanium zu erheben hat, in das neue System zu transponiren: dieser Punkt kommt freilich mit am meisten in Betracht; da aber nach dem neuen System die Mark in 10,000 Asse oder 20,000 halbe Asse, also in sehr feine Theile zerfällt, so werden die etwa ausfallenden Bruchtheile höchst unbedeutend, und statt der gefürchteten Unbequemlichkeit tritt die große Bequemlichkeit der Dezimalrechnung ein; — es sey ein furchtbares Opus, die ganze Rechnungsmaschine des Staats bei allen Steuern und Administrationen, überhaupt bei allen Einnahmen und Ausgaben, in einen neuen Tarif zu bringen: freilich wird dieser Uebergang lästig und unangenehm, dann aber auch die Arbeit um so viel leichter, daß am Revisions- und Kalkulaturpersonal ein sehr Bedeutendes wird gespart werden können u. s. w. Am Ende aber wird man ohne weiteres fragen, wie es überall nur möglich seyn werde, das Dezimalsystem allgemein für Deutschland einzuführen, und damit kommt man freilich auf eine Schwierigkeit, die zwar nur formeller Art, aber doch vielleicht die bedeutendste ist, und die deßhalb unten besonders beantwortet werden soll. Vorläufig setzen wir diese Schwierigkeit, unter welcher freilich alles im Felde der sogenannten frommen Wünsche bleibt, als gehoben voraus, und wollen, nachdem wir bisher das Dezimalsystem in seinem Konflikt mit den vorhandenen Systemen erwogen haben, es nun einmal an und für sich betrachten und die Modalitäten seiner Ausführung näher beleuchten. Dabei ist denn im Obigen schon manches angegeben, oder doch angedeutet worden, was hier nur zusammengestellt und ergänzt zu werden braucht.

Die Silbermünze würde demnach mit der Unze anfangen und mit dem Groten aufhören, die Asse würden aus Kupfer, und die

Mark, halbe und viertel Mark aus Gold gebildet werden. Die Silbermünze dient als Basis, zu welcher Gold und Kupfer in ein bestimmtes Gewichtsverhältniß gesetzt werden, wie denn auch die Silbermünze selbst sich an ihre Einheit, die Mark, oder ein halbes Pfund, dem Gewichte nach anlehnt. 10 Unzen, 100 Groschen, 1000 Groten wiegen demnach ein halbes Pfund, und da der Prägeschatz für die Mark 7 Groten betragen soll, so werden alle Silbermünzen aus einer Masse geschlagen, welche in einem halben Pfunde mit so viel Kupfer legirt ist, als 7 Grote Silber wiegen, welche also 7 pro mille Kupfer enthält.[1]

Mit diesem Gewichtsverhältniß ist zugleich eine Kontrole der Münzen gegeben, wenn sie durch den Gebrauch abgegriffen werden, und es wird dann nicht allein das leichteste, sondern auch das sicherste seyn, namentlich bei größern Zahlungen das Geld zuzuwägen.[2]

Damit das Geld aber auch gemessen werden könne, werden alle Sorten nach einer ein- für allemal festzusetzenden unveränderlichen Form, nach Durchmesser und Dicke, ausgeprägt.

Die Goldmünze unterliegt, was die öffentlichen Kassen betrifft, keinem Kurse (wie in Frankreich, Belgien, Holland und schon in Bremen, jetzt auch gewissermaßen in Preußen), und es wird zu dem Ende der seitherige höchste Kurs (= 5 Thlr. 16 ggr. Cour.) bei Bestimmung des Werths- (und Gewichts-) Verhältnisses zwischen Gold und Silber ein- für allemal zum Grunde gelegt, so daß ein Theil feines Gold = 15,889 Theilen reines Silber.[3]

---

[1] Jener Prägeschatz von 7 Groten pr. Mark beträgt nach dem alten System zwar nur $^{7}/_{1000}$; man wird aber $^{7}/_{1000}$ statt dessen nehmen können, und dadurch zur Deckung der Kosten auch wieder einiges gewinnen. Eben so wird man an der Schickung gewinnen, da im 14 Thalerfuße, wo man nicht, wie z. B. am Harze, reines Silber ausmünzt, 14löthiges verwandt wird. Diese Schickungskosten sind an Orten, wo man reines Silber haben kann, viel bedeutender, als man gewöhnlich bedenkt, und betragen z. B. bei der Münzstätte zu Clausthal, seit man angefangen hat, auch dort legirtes Silber zu vermünzen, wenn ich anders, und wie ich nicht zweifle, recht berichtet worden bin, gegen 1500 Thlr. im Jahr.

[2] In China und Japan kennt man fast nur diese Art des Verkehrs, so daß man dort sogar auf die äußere Form der Münzen wenig oder gar keinen Werth legt.

[3] Dieses Werths- und Gewichtsverhältniß ergibt sich wenigstens, wenn man die königl. hannoversche Münzordnung vom 8. April 1834 (§. 1.) zum

Bei dieſem Verhältniß von 1 : 15,889 und mit Rückſicht auf das Miſchungsverhältniß der Dezimalſilbermünzen wird man dann wohl die Goldmünze ſo beſchicken können, daß das Gewicht zwiſchen den beidartigen Münzen wie 1 : 16 zu ſtehen käme, wornach denn ein Goldſtück von 1 Mark ſo viel wiegen würde als 6,25 Reichsgroſchen.

Alle Gold- und Silbermünzen des Dezimalſyſtems werden dann freilich im Verhältniß zu dem jetzt kurſirenden Gelde wenig Schrot enthalten, aber es iſt in der That ſehr angenehm, wenn man, da der materielle Werth aller Münzen nur in ihrem Feingehalte beruht, möglichſt wenig Ballaſt mitzuſchleppen braucht, und es wird gerade dieſer Umſtand die neue Münze dem großen Haufen beſonders empfehlen, da bei der vollſtändigen Begriffsverwirrung, die bei ihm über das Münzweſen zu herrſchen pflegt, kupfrige Münzen mit ſchlechten gewöhnlich ſynonym genommen werden. Der größern Weichheit aber des reinen Silbers und Goldes kommt die neuere Prägekunſt bedeutend zu Hülfe, da man durch das Prägen im Ringe einen Druck auf die Münze wirken laſſen kann, der ihre Oberfläche in hohem Grade verdichtet.

Uebrigens wird bei dem angenommenen Kurſe von 5⅓ Thlr. auf die Koſten des Umprägens wieder ein nicht Unbedeutendes gewonnen werden, da der Kurs nur in Preußen dermalen auf 5⅓, im Handel aber zu 5⅓ Thlr. ſteht. — Im Tarif iſt angenommen, daß die Piſtole (einſchließlich der Paſſirpiſtolen) zu einem Kurſe von 5 Thlr. 14 ggr. ſolle begeben werden können.

Der Werth des Kupfers im Verhältniß zum Silber bleibt wie er iſt.[1]

Die Ausprägung aller Münzen geſchieht auf die vollen halben und viertel Stufen, oder, von unten anfangend, auf 1, 2½

Grunde legt. Darnach enthalten nämlich 35⅓ Stück Piſtolen 258 Grän feines Gold. Aus 288 Grän oder einer kölniſchen Mark feinen Goldes werden alſo 39¹¹/₃₂ Stück Piſtolen geprägt, welche zum Kurs von 5⅓ Thlr. 222,449 Thlr. werth ſind. Da nun zugleich aus der kölniſchen Mark in Silber 14 Thlr. geprägt werden, ſo verhält ſich das in Hannover gemünzte Silber zum gemünzten Golde wie 14 : 222,449 oder wie 1 : 15,889. — (Legt man den dermaligen Kurs der Piſtole zu 5⅓ Thlr. zum Grunde, ſo ſtellt ſich dieſes Verhältniß wie 1 : 15,422 heraus.)

[1] Nach dem mehrerwähnten hannoverſchen Münzgeſetze §. 10 wiegen 9 ggr. in 1 und 2 Pfennigſtücken eine Mark.

und 5 Aß (halbe Groten), 1, 2½ und 5 Groten (halbe Groschen), 1, 2½ und 5 Groschen (halbe Unzen) 1, 2½ und 5 Unzen (halbe Mark) und 1 Mark.[1]

Alle Münzen werden justirt (nur die Kupfermünzen ausgenommen), gerändet und im Ringe geprägt; sie enthalten in der Werthangabe ihre Beziehung auf die Mark.

Nach allem diesem stellt sich, wie ich glaube, das projektirte Dezimalsystem so einfach und plan, und die materielle Möglichkeit seiner Ausführung so begründet dar, daß nur noch die formelle in Betracht zu ziehen wäre.

In dieser Hinsicht wäre es denn freilich am wünschenswerthsten, wenn die Maßregel vom deutschen Bunde ausginge, da das neue System sonst wieder kein allgemein deutsches werden würde, und man darf vielleicht hoffen, nachdem in neuerer Zeit die materiellen Interessen angefangen haben, sich am deutschen Bundestage einer größerer Berücksichtigung zu erfreuen, daß der deutsche Bund nicht abgeneigt seyn werde, sich dieser Maßregel anzunehmen; sonst aber würde jedenfalls auch schon viel gewonnen seyn, wenn nur die erleuchtete preußische Regierung mit dem großen Beispiele vorangienge, welchem dann gewiß bald die Zollvereinsstaaten nachfolgen würden. Für Hannover liegt kein Grund vor, sich dann nicht auch anzuschließen. Oldenburg, welches (nebst Churhessen) sein Courant theilweise nach dem 22 Guldenfuße, und in neuester Zeit eine äußerst geringhaltige Scheidemünze geprägt hat,[2] wird durch

[1] Es würde für die Stufe der Asse freilich bequemer seyn, wenn man nur ganze Asse ausprägte, um beim Rechnen mit Einer Dezimalstelle abzukommen; es lassen sich jedoch die halben Asse wegen des Reduzirens der alten Münze in die neue nicht wohl entbehren, wie die Valvationstabelle ergibt. Alle Stufen, die sich nicht in 10 auflösen, also namentlich 3 Aß, 3 Groten, 3 Groschen, sind zu vermeiden, wie man denn auch zweckmäßig die einfachen Verdoppelungen (2 Aß, 2 Groten, 2 Groschen) vermeiden wird, da man für den Verkehr mit jenen andern Stufen ausreichen kann, und um nicht Münzen zu bilden, die in ihrer äußern Form einer andern Stufe (2½) zu nahe stehen, um beim Zählen und Messen leicht unterschieden werden zu können. Bei der Scheidemünze hat dies zwar weniger zu bedeuten, doch wird es immerhin gut seyn, auch hier konsequent im Systeme zu bleiben.

[2] Der Louisd'or wurde dort zu 5 Thlr. 17 ggr. Scheidemünze gewechselt, als sein Kurs in Courant zu 5 Thlr. 8 ggr. stand.

die Einziehung derſelben zwar ein verhältnißmäßig bedeutendes Opfer erleiden, aber eigentlich nur den gezogenen Vortheil zurückerſtatten, dagegen aber auch durch Regulirung ſeines Münzweſens auf gleichem Fuß mit Hannover und Bremen, wohin es faſt ausſchließlich gewieſen iſt, vorzugsweiſe gewinnen.[1]

Mekienburg und Lübek, wo noch der Lübſche Fuß und der Kaſſenfuß üblich ſind, haben es noch leichter als die übrigen Staaten, da ſie auf das Dezimalſyſtem zu einem leichtern Münzfuß herabſteigen. Daſſelbe gilt von Hamburg, und was deſſen Bankverhältniſſe betrifft, ſo ſind dieſelben bekanntlich lediglich auf die feine Mark baſirt, wobei es, unter inſoweitigem Ausſchluß der Goldmünze, ſein Bewenden behalten würde; und für Bremen endlich würde es äußerſt willkommen ſeyn, zwiſchen der Gold- und Silbermünze ein allgemein gleiches Verhältniß eingeführt zu ſehen, obwohl es an den alten Groten freilich bedeutend verlieren wird.

Dann bliebe alſo nur noch Oeſterreich, welches bei der hier beſonders ſtark vortretenden Anhänglichkeit am Alten vielleicht ungern ſein Syſtem ändern würde; doch würde ihm der Uebergang in ſo fern vorzugsweiſe leicht werden, als es im nämlichen (20 Gulden-) Fuße verbleiben würde, und wenn gar die Hoffnungen ſich erfüllen ſollten, welche in Beziehung auf ſeinen Anſchluß an den großen Zollverein früher erregt worden ſind, ſo würde darin ein bedeutender Grund mehr für Annahme des neuen Münzſyſtems liegen.[2]

[1] Es gibt auch beſondere Knyphauſer Münze, mehrentheils 3 gute Groſchenſtücke, die ſehr geringhaltig ſind, und, wenn ich nicht irre, bei den Oldenburger Kaſſen nicht angenommen werden. Da aber Knyphauſen jetzt nicht mehr münzt, ſo müßte auch die Einziehung dieſer Münze Oldenburg, unter Vorbehalt ſeiner Entſchädigung durch den Grafen Bentinck von Knyphauſen, übernehmen. Ein ähnliches Verhältniß würde noch bei manchen andern vormaligen Reichsterritorien eintreten, wegen deren als Regel gelten müßte, daß der jetzige Souverän mit Vorbehalt des Regreſſes, wo ſolcher noch möglich iſt, die Einziehung übernehme. Bei allen Münzen der vormals geiſtlichen, jetzt ſäkulariſirten Staaten, fällt ein derartiger Regreß freilich weg; doch iſt deren Münze glücklicherweiſe mehrentheils nach dem 20 Guldenfuß geſchlagen.

[2] Luxemburg und Holſtein bleiben wegen ihrer Verbindung mit Holland und Dänemark wohl einſtweilen außer Frage, ſonſt ſtände Holſtein mit Mekienburg auf gleicher Linie, und der holländiſche Gulden findet immer ſeinen Kurs.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21354 / 030

Man hat dann bei Besprechung des deutschen Münzwesens auch wohl vorgeschlagen, daß die Münzstätten für ganz Deutschland unmittelbar vom Bundestage dirigirt würden, so daß jeder Staat seine Münzen nicht selbst prägte, sondern dem Bunde in Kommissien gäbe. Dies scheint aber keineswegs erforderlich, wenn die Maßregel, unter Berücksichtigung der großen Masse des umzuprägenden Metalls, auch möglich wäre. Es wird bei der Rechtlichkeit deutscher Regierungen vollkommen genügen, wenn Ein festes Gesetz über Form und Inhalt der Münzen besteht, welches dann auch von den Staaten gegenseitig kontrolirt werden wird. Wo aber dennoch eine gesetzwidrige Münze zum Vorschein käme, da müßte freilich der Bundestag sofort einschreiten.

In diesem von der ganzen Maßregel entworfenen Bilde scheint mir die Möglichkeit, ein gemeinschaftliches Dezimal-Münzsystem für Deutschland einzuführen, hinreichend erörtert und bewiesen, so wie die praktische Nützlichkeit der Maßregel keines Beweises bedarf; aber es sey mir erlaubt, zum Schlusse noch auf die moralische Wichtigkeit derselben hinzudeuten, welche die, zwar noch nicht mit Hand und Fuß, doch aber mit Herz und Geist zu gemeinsamem Nationalverbande strebenden Deutschen an einem Gegenstande, der Jedem besonders angenehm zu seyn pflegt, und in einem Verhältnisse, das täglich wiederkehrt, sich als Glieder Einer Nation fühlen lassen würde. Für das Bild seines Fürsten fände der Preuße und Badener, der Reußische Unterthan wie der Oesterreicher innerhalb Deutschland keine Schranken, innerhalb Deutschland und durch die ganze Welt wäre nur noch von deutschem Gelde die Rede, und die Achtung des Auslandes vor diesem nervus rerum würde in natürlicher Folge ableiten auf die Nation, der dieser gewaltige Hebel in großem geographischen Umfange, in tüchtigem Kern und in der größtmöglichen äußern Vollkommenheit angehört.

In magnis voluisse sat est, ist ein erfreulicher Trost für Alle, die, gleich mir, dem Heerde der Ereignisse zu entfernt stehen, um praktisch mit eingreifen zu können, aber es ist ein trauriger Behelf für Solche, die handeln könnten, und thun es nicht. Also wolle man, und handle!

Geschrieben im Oktober 1842.

Eduard Wedekind.

Valvations-Tabelle.

Nach dem Decimal-Syſtem würde gelten.	Mehrer	abortum-breer	für die Kaſſe
	Werth.		plus.
	Reichs-Groten.		
1 Mark = 10 Unzen = 100 Groſchen = 1000 Groten = 10,000 Aſ.			
A. Im 17. Gulden- (Lübſchen) Fuß iſt dagegen.			
1 Mark = 17 Gulden = 816 Grote, alſo: 1 Grote	1,225	1,000	0,225
2 gGr. oder 6 Groten	7,352	7,250	0,102
4 „ „ 12 „	14,705	14,500	0,205
8 „ „ 24 „	29,411	29,250	0,161
16 „ „ 48 „	58,823	58,750	0,073
2 Guldenſtücke „ 96 „	117,647	117,500	0,147
B. Im 18 Gulden- (Leipziger oder Reichs- oder ſg. Kaſſen-) Fuß.			
1 Mark = 18 Gulden = 864 Gr. alſo: 1 Grote	1,157	1,000	0,157
2 gGr. oder 6 Groten	6,944	6,750	0,194
4 „ „ 12 „	13,888	13,750	0,138
8 „ „ 24 „	27,777	27,750	0,027
16 „ „ 48 „	55,555	55,500	0,055
2 Guldenſtücke „ 96 „	111,111	111,000	0,111
C. Im 20 Gulden (Conventions-) Fuß.			
1 Mark = 20 Gulden = 960 Gr. alſo: 1 Grote	1,041	1,000	0,041
2 gGr. oder 6 Groten	6,250	6,250	0,000
3 „ „ 9 „	9,375	9,250	0,125
4 „ „ 12 „	12,500	12,500	0,000
6 „ „ 18 „	18,750	18,750	0,000
8 „ „ 24 „	25,000	25,000	0,000
16 „ „ 48 „	50,000	50,000	0,000
2 Guldenſtücke „ 96 „	100,000	100,000	0,000
1 Mark = 20 Gulden = 1200 Kreuzer, alſo:			
1 Kreuzer	0,833	0,750	0,083
6 „	5,000	5,000	0,000
10 „	8,333	8,250	0,083
20 „	16,666	16,500	0,166

Nach dem Decimal-Syſtem würde gelten	Wahrer	abgerundeter	für die Kaſſe.
	Werth.		plus.
	Reichs-Groten.		
D. Im 21 Gulden- (Graumannſchen oder Preußiſchen-) Fuß.			
1 Mark = 21 Gulden (14 Thlr.) = 1008 Gr. alſo:			
1 Grote	0,992	0,750	0,242
2 gGr. oder 6 Groten	5,952	5,750	0,202
4 „ „ 12 „	11,904	11,750	0,154
8 „ „ 24 „	23,808	23,750	0,058
16 „ „ 48 „	47,616	47,500	0,116
1 Thlr. „ 72 „	71,428	71,250	0,178
2 „ „ 144 „	142,856	142,750	0,106
E. Im 22 Gulden Fuß.			
1 Mark = 22 Gulden = 1056 Gr. alſo: 1 Grote	0,946	0,750	0,196
2 gGr. oder 6 Groten	5,681	5,500	0,181
4 „ „ 12 „	11,362	11,250	0,112
8 „ „ 24 „	22,725	22,500	0,225
16 „ „ 48 „	45,451	45,250	0,201
1 Rthlr. „ 72 „	68,176	68,000	0,176
F. Im 24 Gulden Fuß. (Scheidemünze).			
1 Mark = 24 Gulden (16 Thlr.) = 1152 Gr.			
alſo 1 Grote	0,868	0,750	0,118
2 „	1,736	1,500	0,236
3 „	2,604	2,500	0,104
4 „	3,472	3,250	0,222
2 gGr. oder 6 „	5,208	5,000	0,208
1 Mark = 24 Gulden = 1440 Kreuzer, alſo:			
1 Kreuzer	0,694	0,500	0,194
10 „	6,944	6,500	0,444
12 „	8,333	8,250	0,083
24 „	16,666	16,500	0,166
1 Mark = 16 Rthlr. = 480 Silbergroſchen, alſo:			
1 Silbergroſchen	2,083	2,000	0,083
2 „	4,166	4,000	0,166
3 „	6,249	6,000	0,249
4 „	8,332	8,250	0,082
5 „	10,415	10,250	0,165

Nach dem Decimal-Syſtem würde gelten	Wahrer	abgerundeter	für die Kaſſe
	Werth.		plus.
	Reichs-Groten.		
G. Goldmünzen.			
1 Louisdor (á 5 Thlr. 14 gGr. Courant oder 402 Gr. nach dem 21 Gulden-Fuße) . .	398,909	398,750	0,059
½ Louisdor.	199,404	199,250	0,154
1 Dukaten a 3 Thlr. 6 gGr. oder 234 Gr.. .	232,142	232,000	0,142
Bremer Groten, 360 = 1 Ldr. alſo 1 Groten	1,107	1,000	0,107
3 „	3,323	3,250	0,073
6 „	6,646	6,500	0,146
12 „	13,292	13,250	0,042
36 „	39,877	39,750	0,127
II. Holländiſche Münze.			
1 Gulden = 40 Groten Courant	39,682	39,500	0,182
5 Gulden = ½ Ldr.; 10 Gulden = 1 Ldr.			
I. Kupfermünze.			
1152 Groten Courant oder 4608 Pfennige = 1000 Reichsgroten oder 10,000 Aß, 1 Pfennig demnach = 2,170 Aß (1 : 2) oder : Aß = 1 Heller.			
480 Silbergroſchen oder 5760 Silberpfennige gleichfalls = 10.000 Aß, 1 Silberpfennig demnach = 1,736 Aß (1 : 1, 5).			

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß dieſe Valvation nur von juſtirter Münze gelten kann; und da in neuerer Zeit in denjenigen Staaten, welche vom Conventions- zum Graumannſchen Fuße hinunter gegangen ſind (Hannover, Braunſchweig, die ſächſiſchen Länder), die alte Conventionsmünze unter ⅔ Stücken faſt nur noch wie Courant circulirt, ſo könnte ſelbſtredend auch dies Verhältniß, in ſo weit es einmal geſetzlich beſteht, beibehalten werden.

Geschichte des Nibelungen-Liedes.

Einleitung. Inhaltsangabe. Wahrscheinlicher Ursprung. Die Handschriften. Die Herausgeber. Die Uebersetzer. Dichterische Bearbeitungen. Theilnahme der bildenden Kunst. Die Erklärer. Die nordische Sage. Versuche zu geschichtlicher Deutung. Die gemischte Deutung. Mythische Hälfte. Geschichtliche Hälfte. Gedanke des Liedes.

Wenn irgendwo unter Deutschen oder Ausländern von den Schätzen altdeutscher Dichtung die Rede wird, so tritt in erster Reihe, sogar im Namen aller übrigen, das Nibelungen-Lied hervor.

Bald nachdem sich die Aufmerksamkeit unseres Volkes wieder auf dieses Kleinod gerichtet hatte, im Jahr 1786, that Johannes von Müller den ehrenvollen und dankenswerthen Ausspruch: „der Nibelungen Lied könnte die Teutsche Ilias werden.“[1] Diese Worte sind so vielfach angeführt und besprochen worden, sind zugleich von so tiefem Gehalte, daß sie den zweckmäßigsten Anknüpfungspunkt für allgemeine Betrachtungen über den Werth und die Geschichte des Liedes darbieten.

Sie enthalten bei näherer Prüfung den Gedanken, daß das Lied für unsere Bildung den hohen Werth noch nicht erlangt habe, den Homer für die altgriechische, und suchen das Hinderniß offenbar nicht im Liede selbst, sondern im deutschen Volk, dem sie vorzuwerfen scheinen, es würdige jenen Schatz nicht nach Gebühr, wende sich in haltlosen Zweifeln von ihm ab. Die letzten vierzig

[1] Der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft zweiter Theil (Tübingen 1815) S. 214. — Die Zuschrift dieses Theils an den Kurfürsten von Mainz ist von 1786.

Jahre haben zwar in dieſer Hinſicht vieles geändert, und namentlich führen die neueren Forſchungen und Urtheile mit immer ſtärkerem Bewußtſeyn zu der Ueberzeugung, daß Müllers Parallele guten Grund habe; doch werden jene Zweifel, zum Theil von angeſehenen Stimmen, immer noch ſo nachdrücklich verfochten, daß eine Gegenrede kein müßiges Werk iſt, und namentlich hier nicht fehlen dürfte.

An einem andern Ort, in der Anzeige der erſten Ausgabe des ganzen Nibelungen-Liedes von Chr. Fr. Müller,[1] führt Joh. Müller die Vergleichung noch weiter aus. „In beiden Gedichten (heißt es dort) ſind mehr große Leidenſchaften als Menſchen, größere Helden als Könige, und Gemälde von Unfällen, welche keine menſchliche Seele kalt laſſen können. Es iſt hier der Ort nicht, ausführlich darzuthun, worin und warum der Grieche ſo hoch über den Teutſchen iſt, als der Jupiter, deſſen Augenbraunen durch ihre Bewegung den Himmel erſchüttern, über den Zwerg Alberich. Aber das dürfen wir verſichern, daß, wenn der Nibelungen Lied nach Verdienſt bearbeitet wird (nicht aber zu ſehr, ſondern ſeiner antiken Geſtalt ohne Schaden), auch unſere Nation eine Probe wird anſtellen dürfen, wie weit es die Natur im Norden zu bringen vermochte."

Müller verbirgt nicht, daß ihm Homer höher ſteht, allein er beſitzt hiſtoriſchen Sinn genug, um an eine Dichtung des Nordens nicht den Maßſtab ſüdlicher Kunſtwerke zu legen, und um über dem Mangel deſſen, was wir auf den Schulbänken als unentbehrliches Kunſterforderniß haben anſehen lernen, nicht Schönheiten zu vergeſſen, die ihrerſeits der antiken Dichtung fremd ſind. Somit verträgt ſich das eben angeführte vollkommen mit dem zuerſt genannten Ausſpruch, und mit der Behauptung daß es nur an den Deutſchen fehle, wenn ihr Nibelungen-Lied für ſie nicht geworden iſt, was es werden konnte, was es noch werden kann. Ja, man darf annehmen, daß Müller, wenn ihm die Einſicht in das Lied ſo wie uns zu Gebot geſtanden wäre, ſich nicht einmal ſo ungünſtig geäußert haben würde. Derjenige, der ſich unter uns zuletzt im entgegengeſetzten Sinn ausgeſprochen hat,

[1] In den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen von 1783. S. 353. — Wieder abgedruckt in den ſämmtlichen Werken, Theil X. (Tübingen 1811) S. 45 ff.

Gervinus, thut dies mit ſo viel Nachdruck und Sicherheit, daß anders Denkenden kaum ein Ausweg übrig ſcheint. „Man muß bedauern (ſagt er[1] gegen die Verehrer des Nibelungen-Liedes), daß ſo wenig Kunſtſinn unter uns herrſcht, daß Ausſprüche der Art nur eine Möglichkeit ſind, und man wird aufs neue darauf aufmerkſam, wie ganz entſchwunden in uns neueren das Verſtändniß und die Erkenntniß der ſinnlichen Formen iſt, und wie nur in wenigen Einzelnen (doch vorzugsweiſe in unſerer Nation) der Schönheitsſinn der Alten in entſchiedener Schärfe ausgebildet wird. Homer hat im Gebiete der Künſte die Rolle des prophetiſchen Offenbarers geſpielt ... Wie er in ſeiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieſer Hinſicht neuerlich unter uns wirkte, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden, und mit Recht hat man ihm hart neben dieſen ſeine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechiſche Poeſie, Skulptur und Malerei ihm zu danken hat, und welche herrliche Revolution er in unſerer Poeſie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, das wird ihm die Geſchichte der Dichtung nie vergeſſen. Ihn nur zu faſſen (dieſer alte Ausſpruch des Quintilian gilt heute in noch viel höherem Grade), iſt ſchon die Sache eines großen Geiſtes; unſere erſten Dichter und Kritiker, unſere Goethe und Schiller, unſere Leſſing und Humboldt, müſſen erſt die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unſeren ſtumpferen Sinnen erſchließen ... Wenn man zu Vergleichen mit ſolchen Erſcheinungen nöthigt, wohin ſinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer beſcheidenen Stelle für ſich nur den gerechten Anſpruch machen dürfen, das Beſtreben anerkannt zu ſehen, daß ſie mit Homer in ſeiner plaſtiſchen Kunſt wetteifern wollten."

Dieſe Herabſetzung des Nibelungen-Liedes ſtützt ſich auf zweierlei. Zuerſt wird ihm vorgeworfen, daß es nicht auf die Bildung ſeines Volkes und aller Völker einen ſolchen Einfluß geübt habe wie Homer, und dann, daß es in Hinſicht des Kunſtwerthes weit unter dieſem ſtehe. Was das erſte betrifft, ſo hat Homer voraus, daß ſein Volk früher geblüht hat als das unſre, und daß nach dem Gang der Weltgeſchichte wohl begriffen werden

[1] Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen. Zweite Ausgabe (Leipzig, 1840) I, 371.

kann, wie das Abendland von Hellas lernen mußte, noch aber nicht erſchienen iſt, wie die koloſſale Bildung der neuen Zeit, und darunter auch die deutſche, den Erdkreis überwältigen wird. Dazu kommt noch, daß die Schönheiten Homers von den größten Geiſtern, ſowohl der Griechen — von denen wir lernen könnten, welchen Gewinn es bringt, wenn die Bildung eines Volkes im heimiſchen Boden wurzelt — als auch der neueren Völker und namentlich der Deutſchen — denen es im Verhältniß ihrer weltumfaſſenden Bildung an vaterländiſchem Sinne gebricht — von allen Seiten erforſcht, gedeutet und beſprochen ſind; wogegen beim Nibelungen-Liede, das nur unter gleich liebevoller Pflege zu gleichem Verſtändniß und zu gleicher Wirkſamkeit gedeihen kann, damit erſt ein ſchwacher Anfang gemacht iſt, und liebevolles Eindringen in Geiſt und Weſen des Liedes, wie Ludwig Bauer in ſeiner Abhandlung über „das Lied der Nibelungen, ein Kunſtwerk“ gethan hat,[1] unter uns noch heute zu den Ausnahmen gehört. Würde wohl jetzt Homer in Sachen der deutſchen Bildung neben der Bibel ſtehen, wenn Lykurg und Piſiſtratus ihren Landsleuten die ſchönen Sagen der Hebräer, die Lieder eines David, die Sprüche Salomos als alleinige Kunſt und Weisheit gerühmt hätten?

Der andere Vorwurf betrifft den Kunſtwerth unſeres Liedes. Wie mir ſcheint, iſt dieſer Begriff in der angeführten Stelle ſehr einſeitig aufgefaßt. Es haben am Nibelungen-Liede von den Eigenſchaften, die den Dichter machen, allerdings einige nicht in der Fülle mitgewirkt, wie es zu einer vollendeten Dichtung erforderlich iſt; aber die andern, wichtigeren, ſind in demſelben Verhältniß freigebiger um ſeine Wiege geſtanden. Wenn es erlaubt iſt, ein Gleichniß von der nächſt verwandten Kunſt zu entlehnen: die Zeichnung iſt nicht in voller Harmonie mit ſich ſelbſt, und noch weniger bis in alle Einzelheiten ausgeführt, die Farben ſind nicht durchweg in Uebereinſtimmung, Licht nnd Schatten könnte da und dort beſſer vertheilt ſeyn; mit Einem Worte: die Ueberlegung, der dichteriſche Verſtand, der Sinn für äußere Schönheit ſind des Stoffes nicht durch und durch Meiſter geworden.

Aber es iſt würdig das Weſen der Kunſt einzig in ſolchen Dingen zu ſuchen? Den ächten Dichter nennen wir, wem die

[1] Morgenblatt von 1830. Nr. 104 ff. 111. ff. 122 ff.

Gottheit verliehen hat, von einem menſchlich großen Gedanken völlig ergriffen zu werden, und dabei die Welt mit ihrem Reichthum an Geſtalten ſo in ſich aufgenommen zu haben, daß er für ſeinen herrſchenden Gedanken aus dieſer Fülle den vollkommen gemäßen Leib herausgreift, daß ſeine Darſtellung Idee und Bild in Eins verſchmelzen läßt. Dieſen Werth kann dem Nibelungen-Liede Niemand abſprechen, und wenn es dabei nicht ſo rund und lieblich einhertritt, wie vieles, was an den belebten Geſtaden des ägeiſchen Meers, unter dem heitern Himmel von Jonien ſeine Geſtalt bekommen hat, wenn es, nach Gervinus, mit Homer in ſeiner plaſtiſchen Kunſt vergebens wetteifert, ſo iſt hier zum Erſatz eine Welt von innerer Schönheit und Tiefe, wie ſie dem leichteren Sinne der Hellenen ewig fremd geblieben ſind. Während Homers Geſtalten in ihrer klaren Vollendung nichts zurückbehalten, was auch über den Augenblick hinaus Befriedigung verhieße, ſind die Geſtalten des Nibelungen-Liedes aus einer reichen Seele hervorgequellen, ſind unergründlich wie ſie. Darum ſtehen ſie in der Entwicklung der Deutſchen als die älteſte, nie verwelkende Schöpfung des nationalen Geiſtes da, haben ſchon in unbekannter Vorzeit der Ahnen Gemüther bewegt, in den geſchichtlichen Jahrhunderten unter wechſelnder Form alle Geſchlechter der germaniſchen Stämme begleitet, ja ſo innig iſt dieſe wundervolle Dichtung mit dem geiſtigen Sinn unſeres Volkes verwachſen, daß ſie jetzt, aus langem, unverdientem Schlaf erweckt, ihre Stimme wieder jugendlich friſch zu erheben vermag, und Forſcher und Künſtler, Gelehrte und Ungelehrte mit räthſelhafter Gewalt von Tag zu Tag zahlreicher um ſich verſammelt. So bewährt ſie durch die That, was ſie ſelbſt von ſich hat rühmen dürfen: ſie meldet

Das Gröſte was hienieden je geſcheh'n [1]

oder mit dem Eddalied von Sigurd zu reden:

Um das Weltrund ſauſet
Das Gewebe jener Thaten.

Sonach darf das Nibelungen-Lied mit Homer wohl in die Schranken treten. Doch wozu Vergleichungen dieſer Art? Sie führen

---

[1] Ez ist diu gröziste geschiht
Diu zer werlde ie geschach.
Klage v. 1738.

leicht zur Ungerechtigkeit, ſie machen uns ärmer um ſchöne Freuden: Gott ſey geprieſen, der uns beiderlei Dichtung gegönnt hat!

Aber es gibt noch eine Betrachtungsweiſe, von welcher aus wir dem Nibelungen-Lied ohne Furcht vor gerechtem Vorwurf die Palme zuerkennen dürfen. Jedem Volke muß erlaubt ſeyn, Blut von ſeinem Blute höher zu ſchätzen als fremdes, ja das Gegentheil iſt Sünde. Denn Sünde heißt ja was geſühnt werden muß, und wo hat eine Nation die Untreue gegen ſich ſelbſt härter gebüßt als wir, die wir, auf die Kreuzſtraße von Europa geſtellt, ſtärker als alle der Verſuchung unterworfen ſind, unſer Eigenes zu vergeſſen, unſer Weſen darin zu ſuchen, daß wir aller andern Gepräg uns aufdrücken laſſen? Nachdem wir uns Jahrhunderte lang treuherzig und gelehrig an fremdem Tiſch geſättigt und das heimiſche Brod verſchmäht haben, ſteht jetzt mit Einem Male klar, unabweisbar, die Frage vor uns, ob wir endlich uns ſelbſt erkennen und deutſch werden, oder ob wir auf ſelbſtſtändiges Daſeyn verzichten wollen. Das Erbe der mächtigen Vorzeit iſt rein aufgezehrt: wenn wir nicht wieder zu ſammeln anfangen, ſind wir Bettler, der Nachbarn Knechte und ihr Spott. Hier iſt der Punkt, wo man, ganz abgeſehen vom Kunſtwerthe der Nibelungen, ihnen den Vorzug vor Homer geben darf und muß: ſie ſind unſer Homer.

Das, wodurch ſie heutzutage die Herzen wieder ſo gewaltig ergreifen, iſt nicht allein das Gewebe des mächtigſten Schickſals, das in ihnen ſich entfaltet: es iſt die große Vorzeit, die ſie uns wie in einem Zauberſpiegel vorhalten, und die uns, wenn die Pforten aufgehen, mit friſchem Hauch anweht; fremd und doch vertraut, denn der Geiſt unſres Volkes hat ſeine Formen geändert, ſein Weſen nicht, und leichter verſtehen wir dieſes, wenn es uns in ungewohnter Geſtalt wieder begegnet, als in der alltäglichen, die uns leicht ſtumpf läßt. Hier zeigt ſich das germaniſche Gemüth mit ſeinen widerſprechenden und doch innig verbundenen Eigenſchaften, Trotz und Treue, Grimm und Ergebung, Wuth und Beſonnenheit, Liſt und Gradheit, Habgier und Aufopferung, wilder Kampfluſt und weichem Gefühl, ſo unverfälſcht, wie in den Worten eines Ulphilas die eigentliche Geſtalt unſerer Sprache. Was ſpätere Zeiten hinzugethan haben, das kommt gegen die Hauptſache ſo wenig in Betracht, als wenn

ſich Moos und Gebüſch in die Mauerſpalten einer alten Burg einniſten.

Man rühmt es von den Deutſchen, und mit Recht, daß ſie nebſt den Skandinaviern das einzige germaniſche Volk ſind, das der römiſchen Bildung gegenüber ſeine heimiſche zu retten gewußt hat. Neben unſerer Sprache haben wir nichts, was für dieſe Thatſache ſo vollgültiges Zeugniß ablegte, als dieſer ſchönſte Reſt germaniſcher Heldendichtung, dieſe Nibelungen-Sage, der keines unſerer Brudervölker, weder die gothiſchen Spanier, noch die gothiſch-langobardiſchen Lombarden, weder die Sachſen in Britannien, noch die Franken in Gallien, etwas ähnliches an die Seite zu ſtellen haben, ja die von uns aus erſt nach Skandinavien gewandert iſt. Und fragt es ſich nun, wo wir Hoffnung haben, den heiligen Funken zu finden, der auf Deutſchlands ödem Heerde die Flamme der Vaterlandsliebe wieder anzünde, wohin lieber möchten wir uns wenden, als an unſer eigenes Herz, an unſere Vergangenheit, an alles, was uns den Schlüſſel zu beidem wieder gibt! Und zuerſt an die Dichtung, unter deren gewaltig ſtrömenden Worten das reinſte Gold verſenkt liegt, wie der Nibelungen-Hort unter den grünen Wellen des Rheinſtroms!

Ich beginne billig mit einer Inhaltsangabe des Liedes, da Alles, was ich über daſſelbe zu ſagen habe, dadurch in größere Helle tritt, auch für den, der die Dichtung ſchon kennt, und an ihren Gang nur wieder erinnert zu werden braucht.

Zu Worms am Rhein wohnen drei Brüder, die gemeinſam über die Burgunden herrſchen. In der Abſicht, um ihre Schweſter, die liebreizende Krimhilde, zu werben, kommt Sigfrid, der Sohn eines niederrheiniſchen Königs, nach Worms herauf. Dunkel weiß man hier, daß er einen berühmten Namen trägt: er hat durch Liſt und Stärke den Nibelungen, zwei elfenhaften Königen, ihren großen Hort entriſſen, dabei auch das Schwert Balmung gewonnen, dem kein Helm widerſteht, und die Tarnhaut, die unſichtbar macht, ja die Stärke von zwölf Männern verleiht. Auch hat er einen Lindwurm erſchlagen und ſich in deſſen Blute gebadet, wodurch er, wie Achill durch die Waſſer des Styx, mit Ausnahme einer einzigen

Stelle, unverwundbar geworden iſt. Krimhildens Hand erhält er erſt, nachdem er ſich ihre Brüder durch mehrere Dienſtleiſtungen verpflichtet hat. Die bedeutendſte von dieſen iſt, daß er die Bewerbung Gunthers um Brunhilde, die jungfräuliche Königin von Iſenland, glücklich zu Ende führt. Brunhilde, durch Zauberkraft rieſenſtark, zwingt jeden Freier zu drei Wettkämpfen, die übermenſchliche Kraft erheiſchen: thut er's ihr darin nicht zuvor, ſo iſt ſein Leben verwirkt. Gunther ſiegt, weil ihm Sigfrid unſichtbar beiſteht. Den frohen Glanz der Feſte, womit in Worms die doppelte Vermählung gefeiert wird, trüben ſchon düſtre Wölken. Die ſtolze Brunhild kann es nicht verſchmerzen, daß ihres Gatten Schweſter einem Lehensmann gehören ſoll — denn als ſolcher hat ſich Sigfrid auf der Brautfahrt benommen — ſie weigert ſich Gunthers Gattin zu werden, und Sigfrid muß ihr in einem zweiten gewaltigen Kampfe, wieder als vermeintlicher Gunther, den Zaubergürtel entreißen. Sie iſt nun ſchwach wie andere Frauen, aber ihr trotziger, hochfahrender Sinn hat ſich nicht geändert. Zehn Jahre ſpäter, nachdem Sigfrid längſt in ſein Reich zurückgekehrt iſt, bringt ſie's dahin, daß er und Krimhilde zu feſtlichem Beſuche nach Worms geladen werden. Sie hat dabei den geheimen Wunſch, den mächtigen Vaſallen wieder einmal ſeine Dienſtbarkeit fühlen zu laſſen. So kann es nicht fehlen, daß bald heftiger Zank die Königinnen entzweit. Unheilbar wird der Schaden dadurch, daß Sigfrid ſeiner Gattin unvorſichtig Brunhildens Gürtel geſchenkt hat: nicht nur bringt jene jetzt im Wahnſinn der Leidenſchaft dieſes gefahrvolle Zeugniß öffentlich zum Vorſchein, ſie knüpft daran auch Vorwürfe, die, wenn gleich unbegründet, doch Brunhildens Ehre vernichten. Ein Dienſtmann und Verwandter Gunthers, der finſtre Hagen, der von Anfang den herrlichen Fremdling mit ſchweigendem Haſſe verfolgt hat, greift von dieſem Augenblick an gewaltig ein, er iſt unabwendbar entſchloſſen, die Schmach ſeiner Gebieterin blutig zu ſühnen. Beſtochen durch die Ausſicht auf Sigfrids reiches Erbe, gibt auch der ſchwache Gunther ſeine Zuſtimmung. Nun entlockt Hagen Krimhilden das Geheimniß von ihres Gatten Verwundbarkeit, im Odenwald erhaſcht er den Augenblick, wo der Held, von der Jagd ermüdet, an einer Quelle niederkniet, und durchſtößt ihn von hinten. Dreizehn Jahre lang lebt Krimhild in ſtummer Trauer ihrem Wittwenleid; geſteigert wird es

noch, wie ihr Hagen den Hort entreißt, weil er fürchtet, ſie wolle ſich mit Hülfe deſſelben den Weg zur Rache bahnen.

Ein neues Schickſal beginnt, als Etzel, ein mächtiger König, der in Ungarn wohnt, um Krimhilden wirbt. In der Hoffnung durch dieſen mächtigſten Herrſcher zu ihrer Rache zu gelangen, für die ihr ſonſt jedes Mittel genommen iſt, überwindet ſie die Abneigung gegen einen zweiten Ehebund und gegen den heidniſchen Mann. Abermals dreizehn Jahre, im fernen Ungarlande hingebracht, haben ſie noch nicht beruhigt: entſchloſſen ſich um jeden Preis zu rächen, bewegt ſie ihren Gemahl, die Verwandten auf einen feſtlichen Beſuch zu laden. Hagen will, daß man die Einladung ablehne; der Feigheit beſchuldigt, bringt er es wenigſtens dahin, daß man mit Heeresmacht auszieht. Je beſtimmter während des Zuges und nach der Ankunft die Vorzeichen eines unheilvollen Ausgangs werden, deſto trotziger fordert er ſelbſt das Schickſal heraus. Etzel hat die Gäſte mit unverſtelltem Wohlwollen empfangen; ſeine bedeutendſten Helden, Dieterich von Bern und Rüediger, haben ſich ihnen zur Freundſchaft verpflichtet; aber Krimhild, durch Hagens Anblick und kalten Trotz zur heftigſten Wuth gereizt, und ohne Hoffnung ihn allein getödtet zu ſehen, bewegt andere Vaſallen zu einem verrätheriſchen Angriff auf die Gäſte. Während eines feſtlichen Mahles erſcheint plötzlich Hagens Bruder, Dankwart, blutbedeckt an der Thür, und bringt Kunde, daß er allein dem Blutbad entronnen iſt, das die Heiden unter dem Heergefolg der Burgunden angerichtet haben. Nun iſt Hagen entfeſſelt: als erſtes Opfer fällt Etzels junger Sohn, der Feſtſaal wird unter den Schwertern der Burgunden zur Leichenhalle, kaum retten ſich Etzel und Krimhild, von Dieterich beſchützt. Schaar auf Schaar wälzt ſich nun rachedürſtend heran, bis zum Abend des ſommerlangen Tages hat der Kampf gedauert, vom hohen Saalbau herunter ſtrömt das Blut. Den unbeſiegten Feind ſoll das Feuer tödten; umſonſt: die Nibelungen fangen die Balken mit ihren Schilden auf und löſchen ſie im Blute der Erſchlagenen, trinken dieſes, um die ermatteten Glieder zu ſtärken. Von Etzels Mannen ſind nur noch Rüediger und Dieterich da, unter ſich und mit den Nibelungen durch enge Freundſchaft verbunden. Gebrochenen Herzens, um nicht als feig und pflichtvergeſſen zu erſcheinen, ſchreitet Rüediger auf Etzels Mahnung zum Kampf, mühſam überzeugt er die Nibelungen,

daß er ſie bekämpfen will, nach heldenmüthigem Kampfe findet er den Tod, den er ſucht. Dadurch wird nun auch Dieterich in das grauſe Verhängniß hereingezogen: ſeine Mannen fordern Rüdigers Leiche; wie man ſie trotzig verweigert, kommt es von ſpitzen Worten zum Kampf, und nur Ein Amelunge, der alte Hildebrand, entrinnt, um ſeinem Herrn die Trauermähr zu bringen. Dieterich hat jetzt die Verpflichtung zur Rache, es gelingt ihm, dem friſchen Kämpfer, die beiden einzigen Burgunden die noch übrig ſind, Gunther und Hagen, gefeſſelt der Königin zu überliefern. Gunther muß ſterben, weil Hagen, ſo lang einer von ſeinen Königen lebt, den Aufbewahrungsort des Nibelungen-Hortes nicht verrathen will; wie er beim Anblick von Gunthers Haupt erklärt, daß er ſein Geheimniß ins Grab mitnehme, ſchlägt ihm Krimhild mit Sigfrids Schwerte gleichfalls das Haupt ab. Das iſt endlich auch das Zeichen zu ihrem Untergang: der alte Hildebrand haut ſie in Stücke, weil es eine Schmach ſey, daß der beſte Held von Weibeshand habe ſterben müſſen.

„Hier hat die Mähr' ein Ende,
Das iſt der Nibelungen Noth."

Sehr irren würde, wer dieſe Dichtung für etwas einzeln ſtehendes hielte: ſie iſt nur ein Zweig, der ſchönſte freilich, am großen Baum der Nibelungen-Sage, der wohl ſchon als ein Reis unſere Stammväter aus der Heimat des Menſchengeſchlechts in den Norden begleitet hat. Bis auf unſere Zeit haben ſich bei einzelnen germaniſchen Stämmen Lieder von Sigfrid lebendig erhalten; im erſten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung hatte die Sage durch die ganze germaniſche Welt das größte Anſehen, wie zahlreiche Dichtungen von verſchiedenem Alter und Werth beurkunden.

Ueber die Art, wie wir uns die Entſtehung des Liedes in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt zu denken haben, ſind ſeit einigen Jahrzehnten die Anſichten um Vieles anders geworden. Ich erinnere zuerſt an den Eindruck, den das Lied beim Anfang der Bekanntſchaft auf den unbefangenen Leſer hervorbringt. Ein Dichter nennt ſich zwar, gegen den Geiſt jener Zeit, nirgends, auch ſind mancherlei Dunkelheiten und ſelbſt Widerſprüche nicht zu verkennen; da jedoch die Dichtung

ihren Gang im Großen mit ſo viel Leben, Sinn und Sicherheit verfolgt, ſo wird von Anfang bei jedem die Vorausſetzung von Einem Dichter überwiegen. Lachmann — vom Schickſal zum Wolf der Nibelungen auserſehen — hatte demnach die Aufgabe, dieſe Vorausſetzung, nach den verſchiedenen Seiten hin, worin ſie ſich geltend macht, als unhaltbar darzuthun. Beweiſe dieſer Art laſſen ſich aber ihrer Natur nach nicht in mathematiſcher Strenge führen, und Lachmann ſelbſt verbirgt ſich das nicht; er geſteht vielmehr zu, daß die ſeinen nur für denjenigen volle Geltung haben, der ſich der neuen Anſicht ohne vorgefaßte Meinung, ja mit einer gewiſſen Achtung nähert, und vor den oft kleinlichen Unterſuchungen ſo wenig erſchrickt, als vor einem überraſchenden Ergebniß. Sein guter Rath iſt in dieſer Beziehung folgender:[1] „Wer ſich über dieſe Kritik ein Urtheil zutraut, der thue zuerſt, was auch demjenigen Leſer zu rathen iſt, der die ſchönſten Volkslieder aus den Jahren 1190—1210 gern in möglichſt gereinigter Form nur genießen will, ohne zu fragen, wie die Unterſuchung zu ihr gelange: zuerſt leſe man von jedem Liede nur, was ich für echt erkläre, um ſich in den eigenthümlichen Ton deſſelben hineinzufinden, und dann zu verſuchen, ob ich dem eingeſchalteten oder dem nachfolgenden das Fremdartige richtig angefühlt habe. Denn die Beweiſe laſſen ſich zwar, wo es nöthig iſt, ausſprechen; aber ſie können nicht immer gleich zwingend ſeyn, und das Gefühl, das ſie unterſtützen muß, kann man dem Prüfenden nicht geben."

Gegenüber der inneren Einheit des Gedichtes, die im Vergleich mit den Eddaliedern von Sigurd, oder mit den Romanzen vom Cid allerdings anerkannt werden muß, verweist er zunächſt auf einige ſehr auffallende Lücken und Widerſprüche. Von jenen iſt die ſchlagendſte, daß das Verhältniß Sigfrids zu Brunhilden durch die Verſchweigung ihrer frühern Bekanntſchaft unbegreiflich wird, wovon unten mehr. Widerſprüche, wie der, daß Rumolt und Volker, letzterer einige Mal, neu eingeführt werden, als ob ſie noch gar nicht da geweſen ſeyen; oder daß Dankwart, einer der burgundiſchen Helden, ſchon gleichzeitig mit Sigfrids Auftreten als reifer Mann erſcheint, ſpäter aber ſagt, er ſey zur Zeit ſeiner

[1] In ſeinem Werke „Zu den Nibelungen und zur Klage." (Berlin 1836.) S. 6.

Ermordung noch Knabe geweſen; oder daß Krimhild in den Tagen der Rache, wo ſie mit jugendlicher Leidenſchaft auftritt, und um ihrer Schönheit willen gerühmt wird, wenigſtens 56 Jahre gezählt haben muß,[1] ſolche Dinge lieſſen ſich mit einiger Nachſicht eher begreifen, wenn man ſich nämlich dächte, der Dichter ſey verhindert worden, ſeinem Werk die letzte Feile zu geben. Denn ähnliches findet ſich auch in Gedichten, deren Abfaſſung durch Einen außer Zweifel iſt. So erzählt Virgil in ſeiner Aeneis zuerſt (VI, 567—588), Helena ſey während der Erſtürmung Trojas, bebend vor des beleidigten Menelaus Rache, im Veſtatempel geſeſſen; ſpäter (VI, 506—525) erfährt Aeneas in der Unterwelt von Deiphobus, daß Helena den Achaiern beim Sturme durch Feuerzeichen und auf andere Weiſe behülflich geweſen ſey, in der Hoffnung, dadurch den Menelaus zu verſöhnen. Schwerer bei der Annahme von Einem Dichter des Nibelungen-Liedes zu begreifen iſt ein anderer Widerſpruch, daß nämlich die Theilnahme des Dichters und Leſers in der erſten Hälfte ganz auf Krimhilden, in der zweiten ganz auf ihren Feinden, beſonders auf Hagen ruht. Einem Geiſt, wie der geweſen ſeyn müßte, der eine ſolche Dichtung geſchaffen hätte, wäre dieſer Mißton nicht entgangen, und obwohl derſelbe durch die Vereinigung der Sigfrids-Sage mit der burgundiſchen, wovon unten, unwiderruflich hereingezogen war, ſo hätte er doch gewiß ein Mittel gefunden, ihn wenigſtens minder ſtark hervortreten zu laſſen. Für den Volksgeſang dagegen, der ſeiner Natur nach immer nur auf Einer Begebenheit mit ganzer Theilnahme ruht, hatte die Sache wenig Störendes.

Daß aber das Nibelungen-Lied faſt unmittelbar auf dem Volksgeſang ruhe, mit andern Worten, daß die einzelnen Lieder von Verſchiedenen und zu verſchiedenen Zeiten gedichtet ſeyn müſſen, beweist Lachmann ferner aus dem ſehr auffallenden Wechſel des Tones, der Sprache, des Reimes, Dinge, wodurch ſich namentlich die beiden Hälften des Liedes auffallend von einander unterſcheiden, auf deren weitere Durchführung ich aber hier verzichten muß, da ſie zu tief in gelehrte Fragen führen würde. Allgemeiner faßlich iſt der Beweis, den Lachmann aus dem Weſen der kunſtmäßigen

[1] S. über dieſen und einige andere Widerſprüche die deutſche Heldenſage von W. Grimm. (Göttingen, 1829.) S. 64. 65.

Dichtung gegenüber der volksmäßigen Heldenſage hernimmt, ſofern man ſich dabei unmöglich klar machen könne, wie das Lied einem einzigen angehören ſollte. Er ſagt in dieſer Beziehung:[1] „Soll es ein ritterlicher Sänger, und zwar ein Dichter, nicht blos ein Sammler, Ordner, Bearbeiter geweſen ſeyn: nun ſo zeige man uns doch aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts einen Ritter, oder aus welcher Zeit man will einen Dichter, der alte Sagen völlig im Sinn des Volks in ſich aufzunehmen, der ſie, ſelbſtſtändig ſchaffend, zu einem langen Gedicht, aber wiederum volksmäßig auszuführen vermochte."

Wenn nun wirklich das Lied — man verſtehe darunter ſowohl das, was an ihm vornehmlich dichteriſchen Werth hat, als die dichteriſche Form — nicht aus dem Geiſt eines einzigen Mannes entſprungen ſeyn kann, ſo fragt ſich, wie wir uns denn die Entſtehung deſſelben zu denken haben. Lachmanns Anſicht iſt ungefähr folgende. Um die Zeit von Barbaroſſas kaiſerlichen Söhnen, zwiſchen 1190 und 1210, als unſer Volk auf einem Höhepunkt ſeines geiſtigen Lebens und namentlich ſeiner Dichtung angelangt war, hat ein Unbekannter von den Liedern, die damals in irgend einer Gegend von Oberdeutſchland den alten, vielfach wiedergeborenen Sagenſtoff trugen, dasjenige herausgenommen, was ihm zur Bildung eines dichteriſchen Ganzen geeignet ſchien; dieſes iſt alſo der Hauptſache nach ein Denkmal des ſchaffenden Volksgeiſtes, eine Sammlung von Volksliedern. Daß man wagt, ſo genau die Zeit zu beſtimmen, wo das Lied in ſeiner jetzigen Geſtalt entſtanden ſeyn muß, darf nicht auffallen; denn es iſt mit den Formen der deutſchen Dichtung nicht anders als mit denen der gleichzeitigen deutſchen Baukunſt: wie man bei deren Werken nach dem Ausſehen der Fenſterbogen, Kapitäler, Säulen, Pfeiler und Verzierungen ohne Gefahr großen Irrthums auf das Jahrzehent der Erbauung ſchließen kann, ſo hier aus der Anordnung und dem Bau der Zeilen, aus der Wahl der Reime, der Ausdrücke, der Bilder, und aus den eingewobenen Kenntniſſen und Vorſtellungen.

Uebrigens iſt, gleichfalls nach dieſen Kennzeichen, das Lied

[1] Recenſion von Hagens Ausgabe der Nibelungen-Noth. In der Jenaiſchen Lit. Zeitung von 1820. Ergänzungsblatter Nr. 70, S. 174.

ſogar äußerlich nicht ein Erzeugniß der damaligen Kunſtpoeſie, und wir haben den Ordner nicht in der Schaar der höfiſchen Dichter, eines Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach, Gotfrid von Straßburg zu ſuchen, dürfen alſo namentlich nicht auf den geheimnißvollen Heinrich von Oſterdingen ſchließen, ſondern müſſen uns ihn als einen aus dem fahrenden Volke denken, als einen der wandernden Spielleute, die damals, wie noch jetzt, allen feſtlichen Anläſſen nachzogen, und um Lohn — weshalb man ſie zu den gernden liuten rechnete — den uralten Schatz der deutſchen Heldendichtung vor Hohen und Niedern ſangen oder ſagten.[1] Nicht unmöglich, daß er ſogar ein Blinder war, wie der alte Homer. Ihr Vortrag beſtand in einzelnen Balladen, deren Zuſammenhang wenigſtens im Großen einem jeden bekannt war. Am Lohn, den dieſe Sänger nahmen, brauchen wir uns nicht zu ſtoßen; denn auch edel geborene, wie Walther von der Vogelweide, verſchmähten den nicht.[2] Daß dieſelben ferner da auftraten, wo jetzt die Sänger von Mordthaten, iſt ebenfalls unverfänglich: jene Zeit war in Poeſie getaucht und ſah in jenen Sagen, die wir als unſchätzbare Reſte verehren, nicht einmal viel beſonderes. Da man jetzt, bei der eintretenden Scheidung des höfiſchen Geſanges vom bäuriſchen, oder der Kunſtpoeſie von der des Volkes, dieſe Reſte, beſonders in der rohen Form, die ihnen eigenthümlich war, nicht mehr für hoffähig zu halten anfing, ſo mußte, wer das Herz der Gebildeten dafür gewinnen wollte, ſie nach Gehalt und Form, ſo gut es ging, den höfiſchen Gedichten nahe bringen. Achtungsvoll nennt unſer Ordner gleich in der erſten Zeile die alten Mähren, und mit Achtung iſt er ihnen, ſogar was ihre Form betrifft, die mit dem Inhalt untrennbar verbunden ſchien, treulich gefolgt; denn die Nibelungen-Strophe ſtellt ſich als volksthümliches Versmaß den kurzen Zeilenpaaren der damaligen Rittergedichte gegenüber. Nur in der Wahl der Ausdrücke, und im

---

[1] Man vergleiche, was dieſe beiden Arten des Vortrags und ihr Verhältniß zu den damals gültigen Dichtgattungen betrifft, Lachmanns Aufſatz: „Ueber Singen und Sagen," in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1833, S. 105—122.

[2] Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter, geſchildert von L. Uhland. Stuttg. und Tüb. 1822, S. 43.

Reim, der damals angefangen hatte, ſich von der rohen Form der bloßen Aſſonanz loszuſagen, nähert ſich ſeine Form der höfiſchen, ohne jedoch ihrem Geſetz allenthalben zu gehorchen, ſo daß das Lied in dieſer Beziehung den älteren Dichtern, einem Kürenberg und Veldeke, oder dem Heldenbuch und der Gudrun verwandter iſt.

Was den Gehalt anlangt, ſo hielt ſich der Unbekannte frei von dem gefahrvollen Verlangen, eigene Kunſt zu entfalten; denn obwohl von dem, was wir als eingeſchoben zu betrachten haben, Manches wirklich dichteriſch werthvoll iſt, und wir ihn als einen begabten Mann, getragen von der Größe des Gegenſtandes, denken dürfen, ſo hat er ſich doch, wie W. Grimm (Heldenſage, S. 65) ſagt: „Eingriffe in die Sage ſelbſt nicht erlaubt, ſondern das Ueberlieferte mit Scheu und Achtung behandelt; das zeigt die Beibehaltung alles deſſen, was die geringſte Regung eines kritiſchen Gefühls würde entfernt haben, und was eben die Annahme eines einzigen Dichters nicht geſtattet.“ Minder bedenklich ſcheint er in Betreff des Wunderbaren geweſen zu ſeyn, deſſen ſtärkeres Hervortreten im erſten Theil ſo wichtig wäre. Das Zurücktreten deſſelben iſt um ſo auffallender, da die beliebten Rittergedichte des Unglaublichen manches enthalten; vielleicht duldete man es gern in den weitentlegenen Sagen vom Graal und König Artus, fand es aber an den Ufern des Rheines unnatürlich.

Beigefügt iſt nur unweſentliches, kleiner Schmuck, durch welchen der Ordner den Gegenſtand ſeinen Zeitgenoſſen zu empfehlen gewiß war, namentlich jene Beſchreibungen der Kleider, Waffen, Feſte, die damals in jedem Hörer die anmuthigſten Erinnerungen weckten, und ihrem geſchichtlich nicht verwöhnten Sinn die großartigen Begebenheiten erſt in verſtändliche Nähe brachten. Es iſt nichts dagegen einzuwenden, daß unſere Zeit nicht allein von ihrem, ſondern vom allgemein äſthetiſchen Standpunkt aus, jene Zuſätze tadle; denn ihre Weitläufigkeit und häufige Wiederholung iſt wirklich ſtörend. Nur bedenke jeder, der hieraus ein Recht ableiten möchte, dieſe Dichtung überhaupt gering zu achten, daß er ſich ſelber verunehrt: ein rechtes Auge freut ſich des reinen Diamanten auch in unedler Faſſung. Die Sache läßt ſich ſogar von einer Seite betrachten, wo wir dieſer an ſich ſtörenden Zuthat noch Dank wiſſen müſſen. Denn werfen wir einen Blick auf die ſchon berührte Veränderung,

die, namentlich im Gefolge der Kreuzzüge, gegen 1200 mit den Deutſchen vorgegangen war, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß gerade dieſe Faſſung es geweſen iſt, die uns den Diamanten gerettet hat. Der herrſchende Sinn hatte ſich aus dem heimiſchen Sagenwald in die Zaubergärten der welſchen Dichtung verirrt. Wie damals die rauhe Sitte des deutſchen Landes dem ritterlichen Treiben wich, das von Frankreich und den Niederlanden her einzog, ſo hatten die Gebildeten auch auf dem Gebiete der Poeſie ganz anders denken lernen, als Carl der Große: weit entfernt nach ſeinem Vorgang „die uralten deutſchen Gedichte von den Thaten und Kriegen der Vorfahren aufſchreiben zu laſſen und für die Nachwelt zu retten,“ [1] wandten die deutſchen Dichter ihre beſte Kraft nicht an die vaterländiſche Heldenſage, ſondern an die Bearbeitung der Rittergedichte, die ſie aus Frankreich entlehnten, ſo daß jene nur ankommen konnte, wenn ſie ſich in Manchem äußerlichen etwas nach dem veränderten Geſchmack bequemte. Außerdem beſäßen wir die ſchöne Sage nur in dürftigen Reſten, wie z. B. das Volksbuch vom gehörnten Seyfrid ſie gibt, und wären um unſern beſten Schatz ärmer.

Nach dem bisher Geſagten wird man auch begreifen, wie es kam, daß in unſerm Lied, und in andern, deren Zweck die Feſthaltung der heimiſchen Heldenſage war, kein Name genannt wird. Die Sammler gingen in ihrem Stoffe gleichſam auf, und wie die Geſchichte der großen deutſchen Münſter nur ausnahmsweiſe den Erfinder des Riſſes zu nennen vermag, weil ſich die einzelnen Glieder des großartigen geheimen Bundes über den Leiſtungen und dem Glanze des Ganzen vergaßen, ſo thut auch bei der deutſchen Heldenſage kein Einzelner das Beſte: es geht durch dieſe Dichtungen der Geiſt und Fleiß des ganzen Volkes, und der Name des Einzelnen war einer Gudrun-, einer Nibelungen-Sage gegenüber ſo klein, daß kein Sammler oder Bearbeiter daran dachte, ſich darin zu verewigen.

---

[1] .. barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Einhard im Leben Carls des Großen. Kap. 29. — Hagen ſpricht (S. IX. ſeiner dritten Ausgabe der Nibelungen-Noth) die nicht unwahrſcheinliche Vermuthung aus, daß darin auch Lieder von den Nibelungen enthalten geweſen ſeyen, vielleicht als Hauptbeſtandtheil.

Es ist bisher nur von Einem Ordner die Rede gewesen. Lachmann geht aber in Beziehung auf unser Lied noch weiter, indem er von mehreren spricht. Dem einen verdanke man die zweite Hälfte des Liedes, die sich auf der einen Seite durch größere Vollständigkeit der Ueberlieferung, durch Reichthum und Ebenmaß der Darstellung, durch Wärme der Sprache, andererseits durch geringeren äußern Kunstwerth, durch die Seltenheit der Spuren von Rücksicht auf den Zeitgeschmack, vielleicht auch durch die auffallende Uebereinstimmung der Handschriften, als die ältere zu verrathen scheint. So sey das Werk von einem andern vorgefunden und durch die erste Hälfte vermehrt worden. Diese zeigt neben größerer Vollendung der poetischen Form weniger inneren Zusammenhang, Eigenschaften, die sich beide daraus erklären lassen, daß der Volksgesang in dieser spätern Zeit von seiner angeborenen Art manches verloren hatte, daß diese Sammlung nicht mehr aus den Tagen herrührt, „wo die Sprache noch reiner war, die Lieder zahlreicher und minder verderbt, die Kunst des Erzählens eben recht aufgeblüht und noch unverwildert.“[1] Auch das Vorkommen französischer Wörter, die Bekanntschaft mit Orten und Erzeugnissen des Morgenlandes spricht für die Richtigkeit dieser Ansicht. Von einem dritten Ordner, der aber der Zeit nach der erste gewesen wäre, da schon der erste der beiden ebengenannten die Sammlung desselben benützt hätte,[2] können wir hier füglich absehen, da das Daseyn einer solchen, mag es erwiesen oder widerlegt werden, die Sachlage nicht wesentlich ändert.

So viel von der muthmaßlichen Entstehung des Nibelungen-Liedes. Die Ansicht hat besonders für den Anfang etwas Beleidigendes, sie gewinnt uns aber bei näherer Betrachtung schon dadurch, daß mancherlei störendes Außenwerk nun auf einmal nicht mehr als ein Gebrechen erscheint, sondern als ein Zeugniß von der wilden, gesunden Herkunft unseres Liedes, gleichsam als frischer Waldgeruch, hervordringend aus dem Gewand eines Mannes, der von der Jagd heimkehrt. Auch ist vielleicht der

[1] Lachmann in der Jen. Lit. Zeit. a. a. O. S. 175.

[2] Lachmann, in der Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts. Berlin, 1820. S. XVII. und in der Jen. Lit. Zeit. a. a. O. S. 174.

Gedanke, daß unſere herrlichſte Dichtung das Werk eines Einzigen ſey, nicht einmal ſo erfreulich wie der, daß der Geiſt unſeres ganzen Volkes ſchaffend in ihr gewaltet habe, der Odem einer ganzen außerordentlichen Zeit ſie beſeele, derjenigen, in welcher die noch nicht erſtorbene Fülle der alten Heldenſage, ein Eigenthum aller germaniſchen Stämme, aus der großartigſten Gegenwart gleichſam neuen Saft und neues Leben gewonnen hatte, und wo ſich das alte Volkslied, Carls des Großen Pflegekind, noch einmal in die Halle der Fürſten getrauen durfte.

Die beiden Anſichten ſtehen ſich nicht einmal ſo ſtarr gegenüber, wie man gewöhnlich annimmt. Denn auch die Verfechter der Einheit müſſen zugeben, daß der Dichter, den ſie annehmen, den Stoff in der Hauptſache vollendet, als ein lebendiges Eigenthum des Volksgeſanges, vorgefunden hat, und auch Lachmann weigert ſich nicht anzuerkennen, daß die Ordner, von denen er ſpricht, etwas mehr geweſen ſind als trockene Protokollführer. Es kommt ſomit Alles darauf hinaus, welchen Grad von Vollendung man den Volksgeſängen um 1200 zuſchreibt; denn je tiefer man ſie ſich nach Form und innerem Zuſammenhang unter den Aventüren unſeres Liedes ſtehend vorſtellt, deſto größer werden Antheil und Verdienſt des Unbekannten. Ein Troſt bleibt uns jedenfalls, der in ähnlichem Zweifel geſprochen ward:

Immer zerreißet den Kranz des Homer, und zählet die Väter des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter, deine unſterblichen Züge, Natur.

Die Künſte, wodurch die Ordner ihren Stoff dem ritterlichen Zeitgeſchmack zu empfehlen geſucht hatten, erreichten ihren Zweck. Das Nibelungen-Lied zog die Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grad auf ſich, daß noch jetzt, 400 Jahre nachdem ſich dieſe davon zurückgezogen, und nachdem ſich der Schatz alter deutſcher Bücher durch Brand, Raub und Nachläſſigkeit wohl um die Hälfte vermindert hat, noch zwanzig Handſchriften von ihm nachweiſen laſſen. Bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht auch, daß in mehreren derſelben unſer Lied gar friedlich mitten zwiſchen Dichtungen von welſcher Herkunft

ſteht: in der Sanggaller z. B. findet man vor ihm den Parzival Wolframs von Eſchenbach, hinter ihm des Strickers Carl und Wolframs Wilhelm von Oranſe; ebenſo gehen in der Ambraſer (Wiener) — die freilich auch manches andere Stück der Heldenſage gibt — dem „Puech Chrimhild" der Iwein und der Erec Hartmanns von Aue voran.[1] Von jenen zwanzig Handſchriften geben achte, freilich zum Theil mit Lücken, das ganze Lied, und fügen als Anhang noch die Klage bei, ein Gedicht, das ohne poetiſchen Werth, und ſeiner Abfaſſung nach älter als das Nibelungen-Lied, doch dadurch zum ſtäten Begleiter deſſelben geworden iſt, daß es den Gegenſtand da aufnimmt, wo ihn die Ordner weislich haben fallen laſſen. Von den übrigen Handſchriften ſind nur Bruchſtücke da; im Ganzen aber beſitzt man von keinem deutſchen Heldengedicht ſo zahlreiche, und darunter ſo viel ſchöne, gute Urkunden.

Um ſo auffallender iſt es, daß das Lied nicht, wie die dem Stoff nach verwandten des Heldenbuchs, im 15. Jahrhundert dem Gewerbfleiß der Drucker anheimfiel. Wenn ihm auf der einen Seite dadurch der Weg ins Volk abgeſchnitten blieb, ſo haben doch wir uns zu der Sache nur Glück zu wünſchen, indem das edle Werk unter den groben Händen der damaligen Menſchen gewiß ſchmachvoll entſtellt worden wäre, ja vielleicht nicht vermocht hätte ſich in guten Handſchriften zu erhalten, wie dies den meiſten übrigen Liedern des Heldenbuchs gegangen iſt. So aber blieb ihm fort und fort ein Recht, in den Bücherſammlungen der Großen zu ſtehen, und noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ward es prachtvoll abgeſchrieben, als ein Theil der ſchon erwähnten Handſchrift, die ihren Namen vom Schloß Ambras bei Innsbruck hat. Sie iſt auf ausdrücklichen Befehl Maximilians I. entſtanden, und man lieſt vielleicht gern das Schreiben, worin er den Auftrag dazu gibt,[2] um ſo mehr, da es in merkwürdigem Gegenſatz zu demjenigen ſteht, welches Friderich II. von Preußen 250 Jahre ſpäter über denſelben Gegenſtand erließ, und das weiter unten mitgetheilt werden ſoll.

---

[1] Primiſſer, die Ambraſer-Sammlung. (Wien, 1819.) S. 277.

[2] Mitgetheilt in Hagens Germania (Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde). Band I. Berlin, 1836. S. 266.

Wilhelmen von Oy Zächlmeiſter,
von wegen ſeines ſchreibers.

Getrewer lieber, Wir haben vnnſerem lieben getrewen Paulſen von Lichtenſtain beuolhen, vnns das helldenpuch an der Etſch ausſchreiben zu laſſen, dartzu er dan deines ſchreibers notturfftig wirdet, Empfelhen wir dir mit ernnſt, das du demſelben von Lichtenſtain deinen ſchreyber furderlich hinein an die Etſch beruerts heldenpuch daſelbſt abzuſchreiben zu ſchigkeſt, vnd das nit laſſeſt, So wirdet jn bemelter vnnſer Marſchalh mit Zerung vnnd anderm, wie ſich gebürt, verſehen vnd vnnderhalten, Vnd du thuſt daran vnnſer ernſtliche Mainung. Dat. Fueſſen den xv tag Aprilis Anno xvC und jm anndern (1502).

Der Auftrag ward ausgeführt: die Bilder, womit das Buch verziert iſt, ſind von 1517, die Abſchrift muß alſo vor dieſem Jahr fertig geworden ſeyn. Später hat man aber dem Lied wohl nirgends mehr ſo viel Ehre gethan: ja die Stürme der Reformation brachten es mit den andern Reſten der mittelalterlichen Dichtung bald auch bei dieſen letzten Gönnern in Vergeſſenheit, und nur zuweilen, wie ein Stern durch Wolken brechend das Daſeyn des geſtirnten Himmels verräth, begegnet in den Folianten der Geſchichtſchreiber des 16ten und 17ten Jahrhunderts eine Spur, woraus wir ſchließen können, daß es Einzelne noch laſen. Ein ſolcher war der gelehrte Forſcher Caspar Bruſch, geb. 1518, geſt. 1559, den ſein Aufenthalt beim Biſchoffe von Paſſau zu einer Geſchichte dieſes Biſthums bewog. Der Sitz deſſelben, der ſich urſprünglich zu Lorch befand, ward unter Biſchof Pilgerin, dem Apoſtel der Ungarn, der 991 ſtarb, von da nach Paſſau verlegt. Pilgerin iſt durch einen von den zahlreichen Anachronismen der Heldenſage mit den Ereigniſſen des Liedes verwoben, und ſo veranlaßt ſein Name den Geſchichtſchreiber, des Liedes Erwähnung zu thun, das ihm nach den damaligen Vorſtellungen als eine geſchichtliche Quelle galt.

Um dieſelbe Zeit wie Bruſch, im Jahr 1555, führt Wolfgang Lazius, ein Wiener Alterthumsforſcher (geb. 1504, geſtorben um 1560), in ſeinem Buche de gentium aliquot migrationibus etc., das eine Urgeſchichte der abendländiſchen, vornemlich der germaniſchen Völker enthält, wiederholt Strophen des Liedes

an, auch er in der Meinung, daß er geſchichtliche Zeugniſſe beibringe; denn er ſpricht von einer alten Chronik mit deutſchen Reimen,[1] und es muß ihm z. B. eine Stelle dienen, die Bewaffnung der Gothen des 5ten Jahrhunderts nachzuweiſen, auch nennt er S. 680 das Lied eine Beſchreibung von Theodorichs Thaten, insbeſondere ſeines Krieges mit den Hunnen, S. 707 eine Geſchichte Attilas und Theodorichs. Die Handſchrift, die, wie er S. 680 ſagt, von Pergament war, beſitzen wir leider nicht mehr.

Auch von Gilg (Aegidius) Tſchudi, dem bekannten Geſchichtſchreiber der Schweiz (1505—1572), wiſſen wir, daß er ſich, natürlich aus denſelben Gründen, mit dem Liede beſchäftigt hat: die ſchöne Sanggaller Handſchrift, worin es ſich mit andern des 13ten Jahrhunderts befindet und die nachweislich ſein Eigenthum geweſen iſt, enthält Spuren ſeines forſchenden Fleißes.

Im Jahre 1575 ſchenkte ein vierter Alterthumsforſcher, der herzoglich bayeriſche Rath Wiguläus Hund († um 1600), dem Herzog Albrecht von Bayern eine Handſchrift des Liedes, die von Prunn an der Altmül ſtammte, vermuthlich die ſchönere, aber jüngere von denen, die man gegenwärtig zu München hat.

Zuletzt hat noch Martin Opitz (1597—1639) Kenntniß von den Nibelungen gehabt: zum Liede vom heil. Anno, das er 1639 in Danzig herausgab, theilt er einige Strophen mit, aber nur nach dem Abdruck bei Lazius.

Seitdem verſcholl das Lied gänzlich. Die traurige Zeit unſerer größten Erniedrigung dünkte ſich nur groß, indem ſie fremde Völker und ferne Zeiten vergötterte. Seit 80 oder 90 Jahren aber, ſeitdem ſich die Schickſalsgöttin zu rühren begann, die, wie es ſcheint, unſer Volk durch die Bitterkeit eines Scheintodes der Wiedergeburt entgegenführen ſollte, iſt auch in den Heldenſaal der Nibelungen wieder das Tageslicht gefallen. Langſam, und anfangs verſpottet, aber um ſo ſicherer, hat ſich das Lied die Liebe des deutſchen Volkes wieder gewonnen, und mit ihr wächſt ſein

[1] In antiquo annalium libro bi vernaculi rhythmi leguntur (Seite 353 der Baſler Ausgabe von 1577). Anderwärts iſt die Rede von einem codice pervetusto annalium (S. 680), einer historia rhythmis contexta (S. 682).

Verſtändniß täglich. Sey das ein gutes Vorzeichen! Verkünde der Thau dieſer friſchen Liebe den ſchönſten Sommertag!

In ſchmucken, aber vergeſſenen Handſchriften hat das Lied geſchlummert, aus ihnen iſt es wieder vor uns getreten: billig ſchenken wir denjenigen von ihnen, die für ſeine Geſchichte beſondern Werth haben, hier etwas mehr Aufmerkſamkeit. Es handelt ſich dabei vornehmlich nur um drei, die ſämmtlich dem 13ten Jahrhundert angehören, und bei denen, was wenigſtens ihr äußeres Alter anlangt, derſelbe Fall eintritt, wie bei Nathans Ringen: ſie ſtreiten ſich um den Vorrang. Doch läßt ſich, anders als bei jenen Ringen, mit Sicherheit ſagen, daß keine die Urſchrift iſt.

Nach den oben mitgetheilten Bemerkungen über den Urſprung des Liedes, hätte die erſte der drei Sammlungen, die nach und nach gemacht worden ſind, für uns einen ganz beſondern Werth, weil ſie am freieſten von Zuſätzen wäre. Aber nach allen Zeichen wirkte das friſche, lebendige Leben, mit dem die Sage vor der Entſtehung des Liedes gewaltet hatte, ſelbſt nach derſelben noch kräftig fort, wenigſtens verſtund man ſich nicht dazu, die Sammlung Wort für Wort abzuſchreiben. So iſt uns die älteſte Sammlung verloren gegangen, ja unter jenen zwanzig Handſchriften ſind nur zwei, die den Text anderer getreu wieder geben, von den übrigen verfolgt jede ſelbſtſtändig ihren Weg. Bei dem kindlichen Glauben, womit ſich jene Gemüther dem Wunderbaren hingaben, bei ihrer Unfähigkeit Geſchichte von Sage zu ſcheiden, konnte keiner den Gedanken faſſen, daß der Bericht irgend falſch ſey: wenn er nun beim Abſchreiben einen Zug vermißte, der ihm anderswoher bekannt war, ſo mußte der, nach ſeiner Meinung, vergeſſen ſeyn, und wer ihn zufügte, der erwarb ſich unmittelbaren Anſpruch auf den Dank der Nachwelt. Daher kommt es, daß drei oder auch vier Handſchriftenfamilien auf uns gekommen ſind, von denen immer die jüngere das Lied um etwas bereichert hat. Doch reichen ſie ſämmtlich noch in die Zeit hinauf, wo es entſtanden iſt, und merkwürdiger Weiſe hat gerade die Handſchrift, die an der Spitze der jüngſten Familie ſteht — indem ſie das Lied in einer vollſtändigen Ueberarbeitung, ſomit in größerem Umfang als alle übrigen gibt, die ſogenannte Hohenems-Laßbergiſche (E² bei Vonder Hagen, C bei Lachmann) — Anſpruch darauf, daß ſie früher geſchrieben ſey als alle andern. Da ihr nur fünf der andern

Handſchriften folgen, ſo ſcheint ſie aber doch nicht die beliebteſte geworden zu ſeyn.

Weit mehr Anſehen muß die zweite Familie genoſſen haben, die die Veränderungen der vorhergehenden gleichſam im Keim enthält, und als deren Stellvertreterin wir die ſchon erwähnte Handſchrift von Tſchudi, die ſanggalliſche (G bei Hagen, B bei Lachmann) zu betrachten haben; denn ſie zählt elf Mitglieder. Zwei andere werden ihr an einigen Stellen untreu und nähern ſich mehr der jüngſten Familie, weswegen man ſie auch als eine beſondere nennen könnte.

Aeußerlich eben ſo unſcheinbar, als reich an innerem Werthe, daher von Lachmann mit A bezeichnet, ſteht die Hohenems-Münchner Handſchrift (EM bei Hagen) mit ihrem älteſten kürzeſten Text allen bis jetzt bekannt gewordenen gegenüber. Niemand wird dieſes vereinzelte Vorkommen der älteſten Faſſung des Liedes als einen Zufall betrachten wollen; es iſt vielmehr ein ſicherer Beweis, daß man ſchon ſehr früh dasjenige, was die Ueberarbeitung hinzufügt, als baaren Gewinn betrachtet und den ſparſameren alten Text als den ärmeren aufgegeben hat. Uebrigens betreffen auch hier die Zuſätze nichts, was den weſentlichen Gehalt des Liedes anginge: bald ſind ſie nur da, um einen Vers zu ergänzen, der dem Ueberarbeiter lückenhaft ſchien, bald die Erzählung zu glätten, indem ſie Widerſprüche tilgen und Lücken ausfüllen.

Der Leſer wolle dieſen Mittheilungen aus einer trockenen Wiſſenſchaft nicht zürnen; ich konnte ſie nicht umgehen, da ſich die Geſchichte der Nibelungen ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eng an die Handſchriften anſchließt, namentlich an die drei beſonders hervorgehobenen. Was die diplomatiſche Bezeichnung derſelben anlangt, ſo ſcheint mir Vonder Hagens Weiſe zweckmäßiger, da ſie nicht von einer dürren Rangordnung hergenommen iſt, ſondern dem Gedächtniß durch geſchichtlichen Anklang zu Hülfe kommt.

Wo der junge Rhein, zwiſchen den Alpen der Schweiz und des Vorarlbergs, durch eine breite Thalebene wild und trüb dem Bodenſee zueilt, der ihn läutern ſoll; in jenem Rätien, wo ſich an die Herrſchaft der Römer und Oſtgothen ohne zerſtörenden Zwiſchenſturm die fränkiſche reihte, wo römiſche Kaſtelle ſofort germaniſche Grafen und Freiherrn aufnahmen, wo Kunſt,

Wiſſenſchaft und Wohlſtand des nahen Italiens unangefochten, ſegensreich ins deutſche Mittelalter hereinreichten und an der Zelle des heil. Gall eine ſo beredte Vertreterin fanden; wo aber doch zugleich die umgebenden Berglande länger als anderswo mit der Sprache der Vorzeit ihre Sagen, Sitten und Geräthe bewahren — da liegen, unter vielen andern Burgen, auf Einem Felsrücken beiſammen, zwei, die den Namen Hohen-Ems tragen, Amidis, Amisium in welſcher Zunge. Sie beherrſchen vom Rande der Vorarlberger Alpen herab das heitere Rheinthal weithin, und blicken über daſſelbe nach den Bergen von Appenzell herein. Der waldige Rücken, auf dem ſie erbaut ſind, iſt einer von denen, die gleichſam die unterſte Stufe des Gebirges bilden, und mit welchen es in die Ebene abfällt. Er läuft vom Gebirg aus, zieht ſich dann, durch ein enges Thal geſchieden, parallel mit ihm hin und endet mit einer gähen Felswand. Da, wo dieſe zum Flecken Ems hinabſtürzt, iſt die Burg Vorder-Ems oder Neu-Hohenems erbaut; auf der Fortſetzung des Rückens, unfern der Stelle, wo derſelbe mit dem rauhen, wolkenhohen Felsgebirge verwächst, ſteigt aus Wald und Wieſen ein Felshaupt empor, das Alten- oder Hinter-Ems trägt. An einigen Stellen erblickt man zu gleicher Zeit beide Burgen, und es läßt ſich nichts ſo Maleriſches denken, zumal da Alt-Ems, als noch bewohntes und doch vollkommen mittelalterliches Haus, einen reizenden Gegenſatz bildet zu dem Ausſehen der jüngeren, einſt ſtolzern Schweſter, in deren Trümmern die Bäume des Waldes rauſchen. Zwei herrliche Sitze! Links das ſchöne, ſtille Bergthal, durch das vom Flecken herauf der ſtürzende Wildbach zwiſchen Eſchen- und Nußbäumen geeilet hat, jenſeits ſchon völlig die Alpennatur, himmelhohe Berge mit Sennhütten, wolkenumwehten Felshäuptern und Tannengipfeln. Nach der andern Seite hin das Rheinthal mit ſeiner bunten Fläche, mit den nahen und fernen, wald- und burgenreichen Bergwänden, in der Mitte die ſtürmiſchen Waſſer des Rheins, der zwiſchen Inſeln als König der Thalfläche waltet. Wenn die Augen ſeinem Laufe folgen, ſo erholen ſie ſich von der Betrachtung der zahlloſen Berge auf dem Spiegel des Bodenſees, und darüber hinaus an den blauen Ebenen des Schwabenlands. Auf dieſer kühnen Höhe haben manches Jahrhundert lang die Herren von Hohen-Ems gewohnt, deren Stammſitz jedoch vermuthlich nicht hier, ſondern in der längſt

zerſtörten Burg Ober-Ems bei Räzüns zu ſuchen iſt.[1] Ihr Stamm iſt um 1550 in den Grafenſtand erhoben worden und um 1760 ausgeſtorben, nachdem ſich viele daraus in Kriegsthaten höchlich hervorgethan hatten. Dürfen wir da, wo die Urkunden ſchweigen, auf die Verſicherung Heinrichs von München, in Rudolf, dem Dienſtmann zu Montfort, dem Sänger der Weltchronik, des Barlaam, des Wilhelm von Orlens, des guten Gerhart und des Euſtachius, auch einen Herrn von Hohen-Ems annehmen, ſo hätten ſich in dieſem vielverehrten Dichter, dem beleſenſten des 13ten Jahrhunderts, der um 1254 im Dienſte der Hohenſtaufen „in welſchen Reichen" ſtarb, zu jenem Waffenruhme der des Liedes geſellt,[2] und es wäre wohl auch erlaubt anzunehmen, daß die beiden unſchätzbaren Handſchriften des Nibelungen-Liedes, die von der Burg Hohen-Ems den Namen tragen, durch Rudolf, den beleſenen Dichter, dahin gekommen ſind. Urſprünglich befanden ſie ſich wohl auf der alten Burg, ſpäter auf der neuen, die Graf Hannibal um 1560 erweitert und erneuert hatte. Dort mögen ſie mit anderem Erbe der Vorzeit unverſtanden und wenig beachtet geſchlummert haben, ſeitdem überhaupt der Adel ſich andern Dingen zugekehrt, der Geſchmack in der Dichtung andere Wege gewählt, das Verſtändniß der alten Sprache ſich verloren hatte.

Ein wohlbekanntes deutſches Märchen, vom Dornröschen,[3] berichtet, wie eine Königstochter durch feindſeligen Zauberſpruch einem langen Schlaf anheim gefallen iſt, bis ein junger Held,

---

[1] Büſchings Erdbeſchreibung X, 617 (der Ausgabe von 1792). — Vgl. über die Schickſale des Geſchlechtes den Artikel Hohen-Ems bei Erſch und Gruber II, 9.

[2] Heinrich ſagt in ſeiner Fortſetzung der Weltchronik:

der ditz puech gedichtet . . .
der ſtarb in welſchen reichen . .
ſein name iſt wol bechant:
Ruedolf von Anse was er genant.

S. Hofmanns von Fallersleben Verzeichnis der altdeutſchen Handſchriften der Hofbibl. zu Wien. (Leipz. 1841.) S. 52. Statt Anse haben andere Handſchriften Ense, Emse.

[3] Kinder- und Hausmärchen. Geſammelt durch die Brüder Grimm. 1, 249 (der zweiten Auflage, Berlin, 1819).

vom Schickſal auserſehen, mühlos durch die Dornen dringt, mit denen ſich ihr Schloß umrankt hat, und das Dornröschen durch ſeinen friſchen Kuß zu freudigem Leben erweckt. Uhland hat bekanntlich in einem ſeiner Gedichte, Märchen betitelt, dieſes feine Bild, das ein Bruchſtück der nordiſchen Nibelungen-Sage, die Erweckung der Brynhilde durch Sigurd, zu enthalten ſcheint, auf die neu belebte Poeſie des Mittelalters bezogen, und ein denkender Wanderer wird an dieſer ſtillen Stätte leicht erinnert, daß von ihr aus die herrlichſte deutſche Dichtung nach vierhundertjährigem Schlummer zu neuem Leben erweckt worden iſt.

Denn aus Hohen-Ems bekam Bodmer, der von den befreundeten Appenzeller Bergen wohl oft die beiden Burgen hatte herüberblinken ſehen, und den ſein aufrichtiges Ringen um echte Poeſie hier zu einer von ihren friſcheſten Quellen geführt hat, die ſogenannte erſte (d. h. zuerſt bekannt gewordene) Hohenemſer Handſchrift (EE). Ueber die Art, wie dies geſchah, berichtet er ſelbſt im Jahre 1757:[1] „erſt in dieſen leztern Jahren konnten ſich einige wichtige Ueberbleibſel der alten ſchwäbiſchen Literatur, die in dieſer Bibliothek ligen, der Aufmerkſamkeit des Woledelgebohrnen Herrn Wochers von Oberlachen, nicht entziehen. Er erkannte vornemlich den Werth dieſer Gedichte, und hatte die Gütigkeit dem Herausgeber die Handſchrift davon mitzutheilen." Nach einem Briefe Bodmers an Chriſtoph Müller vom Jahre 1781,[2] lebte Wocher, vielleicht als Verwalter, in Hohen-Ems ſelbſt. Ueberſandt wurde die Handſchrift im Jahre 1756, und durch Vermittlung des Doktors Zellweger (in Trogen?). Durch andere Geſchäfte verhindert, ſchrieb ſich Bodmer daraus nur den zweiten Theil ab; in der Vorrede (S. VII.) entſchuldigt er dieſe Halbheit anders, mit den Worten: „die erſte Hälfte habe ich abgeſchnitten, und ich glaube mit demſelben Rechte, mit welchem Homer die Entführung der

[1] In der Ausgabe, die dadurch veranlaßt wurde: Chriemhilden Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpuncte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. Darzu koemmt ein Glossarium. Zyrich. Verlegens Orell und Comp. 1757. — Die fragliche Stelle ſiehe im Vorwort, S. IX.

[2] Abgedruckt in der Sammlung für altdeutſche Literatur und Kunſt von F. H. v. d. Hagen u. ſ. w. I, 1 (mehr iſt nicht erſchienen). Breslau, 1812. (S. 5.)

Helena, die Aufopferung der Iphigenia, und alle Begegniſſe der zehn Jahre, die vor dem Zwiſte zwiſchen Achilles und Agamemnon vorhergegangen ſind, weggelaſſen hat." Von der zweiten Hälfte ſagt er (S. V.): „es war nicht die Kunſt des Poeten oder ſeine Erkenntniß der Regeln von der Einheit und dem Ganzen; es war nur Inſtinkt oder Genie, die ihn mächtig leiteten, daß wir in der Rache der Chriemhilde eine volle, ausgebreitete, und doch nur Eine Handlung bekommen haben." Was die erſte Hälfte betrifft, ſo heißt es (S. X.): „Es iſt einigen Neugierigen zu gefallen geſchehen, daß man etliche merkwürdige Stellen aus dem ſödern Theil des Gedichtes von den Nibelungen abſonderlich ausgezogen hat. Man ſiehet keinen Anſchein, daß er jemals werde ganz gedrukt werden. Es iſt in der That für den Ruhm des ſchwäbiſchen Zeitpunktes am beſten geſorget, wenn man nicht alles, was noch in dem Staube verborgen liget, an den Tag hervorziehet, ſondern in dem, was man uns giebt, eine reife und einſichtsvolle Wahl beobachtet." Bodmer ſcheint gegen die erſte Hälfte vornehmlich auch durch den Stempel des Wunderbaren, der ſeinem Geſchmack entgegen war, irre geworden zu ſeyn; denn er ſpricht (S. VII.) „von der kindiſchen Neigung zu dem Ueberſteigenden und dem falſchen Wunderbaren." Uebereinſtimmend mit Bodmers Anſicht äußert W. Grimm (Heldenſage, Seite 63), die eigentliche Handlung beginne erſt mit Sigfrids Ermordung; alles vorhergehende gilt ihm nur als Einleitung. Auf verſchiedene Weiſe, bald mit mehr, bald mit weniger Bewußtſeyn, haben die Forſcher den Mangel an innerem Zuſammenhang gerügt, der zwiſchen der erſten und zweiten Hälfte unläugbar beſteht, und der oben (S. 185) wohl mit Recht unter den Beweiſen gegen die Annahme von Einem Dichter aufgezählt worden iſt.

Auch der zweite, der ſich an die Herausgabe der Nibelungen machte, der erſte, der ſie vollſtändig drucken ließ, Chriſtoph Heinrich Müller,[1] hat aus Hoben-Ems geſchöpft, und zwar durch die

[1] Als erſtes Stück ſeiner „Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert." Berlin, 1784. — Der erſte Band enthält außerdem noch Veldecks Aeneide, Wolframs Parcival und einige kleinere Gedichte. Im zweiten Bande (Berlin, 1785) findet man Gotfrids Triſtan, Hartmanns Iwein, Konrad Fleckes Flos und Blankflos und noch 27 andere Gedichte von verſchiedenem Umfang. Der dritte Theil (o. J.)

Vermittlung Bodmers, dem er, obwohl ihn eine Lehrſtelle am joachimsthaliſchen Gymnaſium nach Berlin geführt hatte, doch als geborner Zürcher nahe ſtund. So haben wir in ganz einfachen Verhältniſſen die Urſache, weshalb ſich die Beſchäftigung mit dem Liede, die naturgemäß dem deutſchen Süden gebührte, in die preußiſche Hauptſtadt gezogen hat, die ihr bis auf dieſen Tag mit unabänderlicher Treue zugethan iſt, und der das Lied nicht nur ſeine große Verbreitung in unſern Tagen, ſondern auch einen beträchtlichen Theil ſeines richtigen Verſtändniſſes dankt.

Was Müllers Verfahren anlangt, ſo begegnen ſich die beiden Hohenemſer Handſchriften, die bei der größten innern Verſchiedenheit durch das Schickſal ſo lang verbunden geweſen ſind (S. 195. 196.), in ſeiner Ausgabe wunderbar, indem er den Anfang des Liedes, der noch nicht gedruckt war, aus der älteren EM nahm, für den Schluß aber Bodmers Ausgabe, d. h. die Ueberarbeitung EL, zu Grund legte. Obgleich ein ſolches Verfahren unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unverzeihlich wäre, auch der Herausgeber ſich den einfachſten Geſchäften der Bearbeitung entzogen hat,[1] weshalb ſein Abdruck von Fehlern wimmelt, ſo ſind wir doch dieſem unermüdeten fleißigen Vorkämpfer den größten Dank ſchuldig, und müſſen noch jetzt ſchmerzlich mit ihm die Kränkung empfinden, die er von Friderich II. erfuhr, als er es wagte ihm die Lieferung, welche das Nibelungen-Lied enthält, zu widmen und zu überſenden. Denn die Antwort, deren Urſchrift man unter Glas und Rahmen auf der Zürcher Stadtbibliothek in der Waſſerkirche ſehen kann, lautet buchſtäblich wie folgt:

Hochgelahrter, lieber Getreuer.

Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 13ten und 14ten Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Teutſchen Sprache ſo brauchbar haltet. Meiner Einſicht nach ſind ſolche nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergeſſenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher Sammlung wenigſtens, würde Ich

---

iſt unvollendet geblieben, und gibt außer einigen Bruchſtücken blos den trojaniſchen Krieg des Konrad von Würzburg.

[1] Vergl. Johannes von Müller, in der Recenſion, die Seite 175 angeführt iſt.

dergleichen elendes Zeug nicht dulden, ſondern herausſchmeißen. Das mir davon eingeſandte Exemplar mag daher ſein Schickſal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verſpricht aber ſolchem nicht; Euer ſonſt gnädiger König

Potsdam, den 22ten Februar 1784. Fr.

So mußte ſich auch auf dieſem Gebiete der neu aufſtrebenden deutſchen Bildung bewähren, was Schiller 16 Jahre ſpäter mit Schmerz und Stolz beklagt:

Kein auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt.
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Und hier ging die deutſche Muſe vom Thron des „größten deutſchen Sohnes" nicht allein „ſchutzlos, ungeehrt", es ward ihr mit Schmach die Thüre gewieſen.

Auf ähnliche Weiſe mußten damals die Handſchriften EM und EY die Wirkungen der ganz verwandelten Zeit erfahren. Der letzte Graf von Hohen-Ems, Franz Wilhelm Maximilian, Kommandant zu Grätz, ſtarb 1759. Franz I. zog die Lehen des Hauſes ein, trotz aller Bitten der Erbtochter Maria Rebecca Joſepha,[1] die ſomit im Jahr 1761 ihrem Gemahl, dem Grafen Franz Xaver von Harrach, kommandirendem General in der Lombardei, nur die Alode des Hauſes Hohen-Ems, darunter das Ahnenſchloß, zubrachte. In dieſen Tagen des hohlen Dünkels hatte ſich bei Niedern und Hohen auch die letzte Scheu vor den Schätzen der Vorzeit vollends verloren. Im Jahr 1779, als Bodmern, wie er ſagt,[2] „die Begierde anſtieß, daß er das Werk vollſtändig haben möchte," und er ſich deshalb nach Hohen-Ems wandte, konnte der Beamte, den der Graf über das wie es ſcheint verlaſſene Schloß geſetzt hatte, und der „ein Fremdling in allen Wiſſenſchaften war," die Handſchrift nicht finden. Herr von Wocher, ſeit Jahren von Ems nach Feldkirch verſetzt, begab ſich jetzt ſelber in die alte Burg, „wo

[1] Allgemeine Encyklopädie von Erſch und Gruber. II, 2 (Harrach, S. 353) und II, 9 (Hohen-Ems, S. 364).

[2] Im Brief an Chr. Müller, angeführt S. 199.

er den ſehr beträchtlichen, nun beinahe vermoderten Büchervorrath in verſchiedenen Haufen auf einander liegend antraf," und „nach langem Durchwühlen" zwar die Handſchrift, die Bodmer benützt hatte (EL), nicht mehr fand, hingegen die zweite hohenemſiſche (EM). Aus dieſer machte ſich nun Bodmer eine Abſchrift der erſten Hälfte, dieſelbe, die er Müllern ſpäter nach Berlin lieh.

Die Gleichgültigkeit der Beſitzer von Hohen-Ems gegen die Schätze der „koſtbaren Bibliothek des Hochgräflichen Hauſes" — ſo nennt Bodmer dieſelbe — zeigte ſich zuletzt auch noch darin, daß die Gräfin beide Handſchriften an Dr. Schuſter in Prag verſchenkte, der, vielleicht als ihr Hausarzt in dieſer Hauptſtadt, Geſchmack für derlei Kurioſitäten gezeigt hatte. Von ihm iſt die ältere (EM) 1810 durch Tauſch an die Münchner Bibliothek gekommen,[1] wo ſie ſich mit einer zweiten (M, bei Lachmann D, vgl. S. 194) noch befindet; die andere ging durch mehrere Hände, und war im Jahre 1816 zu Wien beinah ſchon im Beſitz eines engliſchen Bücherſammlers, Spencer Marlborough, der ſie ohne Zweifel beſtimmt hatte bei andern Schätzen ſeiner unerſättlichen Heimat ungenoſſen zu modern, als der Freiherr von Laßberg ſie durch Unterſtützung der Fürſtin Eliſabeth von Fürſtenberg glücklich noch für Deutſchland rettete.[2] Sie iſt mit ihm 1838 von Eppishauſen im Thurgau über den See ins altberühmte Schloß Meersburg gewandert.

Nach Müller geſchah für das Lied wieder lange nichts mehr. Aber der Saame ging auf, und zwar da, wo er ausgeſtreut war. Im Winter 1802 hielt Auguſt Wilhelm Schlegel zu Berlin öffentliche Vorträge über Literatur vor einem Kreiſe gebildeter Männer und Frauen; wie er darin vom Nibelungen-Liede geſprochen haben mag, erhellt aus der ſchönen Abhandlung, die 1812 im deutſchen Muſeum von ihm erſchienen iſt. Auch Johannes von Müller, ſeit 1804 in Berlin, mußte ſich ſchon als Geiſtesverwandter eines Tſchudi, als Landsmann eines Bodmer und Chriſtoph Müller, aufgefordert fühlen, dem Liede auf begeiſterte Weiſe das Wort zu reden. Unter den Männern, die durch ſolchen Einfluß für die Dichtung der Vorzeit gewonnen wurden, war auch ihr dritter

[1] Sammlung für altdeutſche Literatur und Kunſt. S. 4.

[2] Hagens Ausgabe von 1820. S. XXXIV. XXXVI. — Gräters Idunna von 1816. Seite 72 und 178.

Herausgeber, Friedrich Heinrich Vonder Hagen, geboren 1780 zu Schmiedberg in der Uckermark. Es ist jetzt, nachdem glänzendere Leistungen aufgetaucht sind, bei den Gelehrten vom Fach fast Sitte geworden, auf diesen Mann, der einem halbreifen Zeitraume der deutschen Philologie angehört, und mehr warm als scharf ist, vornehm herab zu sehen; man muß aber, um seine Verdienste zu würdigen, wohl überlegen, in welchem Zustand er die Sache antraf, und daß er mit Fug sagen kann, es sey hier noch alles zu thun oder zu lassen gewesen;[1] auch mit wie begeistertem, eisernem Fleiß er zu Werke gegangen ist, um einen guten Text herzustellen und das Verständniß des Liedes nach allen Seiten zu fördern, wie redlich und verständlich er jeder Zeit über sein Verfahren gesprochen, wie er es endlich stets verschmäht hat, seinen Ruhm auf die Herabsetzung eines Vorgängers und Vorarbeiters zu gründen. An seine Thätigkeit schließt sich beinah Alles an, was bis zum Jahr 1826 für das Nibelungen-Lied in Deutschland geschehen ist, in sofern bis zu diesem Jahr, wo Lachmann, zum Theil durch Hagens Leistungen und Fehler belehrt, die erste kritisch tadellose Ausgabe geliefert hat, Hagens Ausgaben die einzigen brauchbaren waren. Man wird das nicht gering nennen, wenn man bedenkt, in welchem Grade das Lied bis zu dem genannten Zeitpunkt schon die Aufmerksamkeit und die Liebe der Deutschen zu fesseln gewußt, und daß es in der napoleonischen Zeit nicht wenig beigetragen hat, die Vaterlandsliebe zu entflammen und wach zu erhalten, ja daß es allmählich ein nationales Besitzthum, gewisser Maaßen ein Palladium unseres Volkes geworden war. Da Hagen seine Richtung vornehmlich durch die Schlegel, durch Tieck und Novalis empfangen hat, so verdanken wir seine nützlichen Leistungen also mittelbar diesen Stiftern der romantischen Schule, die bei manchem großen Irrthum doch in der Hauptsache recht gegriffen hat, sofern sie uns von der einseitigen Verehrung des klassischen Alterthums weg, freilich anfangs auch nicht ohne Einseitigkeit, an die eigene Vorzeit mahnte. Zu Hagens Verdiensten um das Lied gehört noch, daß er gleich Anfangs mit Ernst und Fleiß auf die verwandten skandinavischen Sagen losging; denn ohne diese läßt sich, wie ich weiter unten zu zeigen hoffe, die Sage nicht begreifen.

[1] Ausgabe des Liedes von 1810. S. VIII.

Einen Zuſammenhang hat ſchon Bodmer angedeutet; daß derſelbe ſo innig und wichtig ſey, war ihm zu ahnen unmöglich.

Zuerſt ließ Hagen 1807 das Lied in einer Ueberſetzung erſcheinen, die er Erneuung nannte. Zum erſten Mal erſchien es hier mit der Eintheilung in Strophen, die Bodmer zwar, nach jenem Brief an Chr. Müller[1] gekannt, aber ſeltſamer Weiſe verſchwiegen, und die nun Hagen aus der Prunn-Münchner Handſchrift[2] kennen gelernt hatte. 1810 gab er ſodann zum erſten Mal den Urtext heraus, und zwar in Ermangelung eines beſſeren Führers, wenn auch nicht ohne Bedenklichkeit, nach Müllers Ausgabe, die er der Hauptſache nach für einen Abdruck der hohenemslaßbergiſchen Handſchrift hielt. Dieſen Fehler geſtand er jedoch ſchon im December dieſes Jahr ein, nachdem ihm der mehr erwähnte Brief von 1781 zugekommen war, durch den urkundlich erhellte, daß Müllers Text aus zwei zwar trefflichen, aber gerade den beiden unter ſich verſchiedenſten Handſchriften ſtamme.

Im Jahr 1816, eigentlich noch 1815 (wie S. XXXV. der Ausgabe von 1820 bemerkt iſt) erſchien zu Breslau, wohin Hagen jetzt befördert war, die zweite Ausgabe. Schon bei der erſten (S. XIII.) hatte Hagen den richtigen Grundſatz ausgeſprochen, daß bei der großen Verſchiedenheit der Handſchriften für eine kritiſche Ausgabe nichts anderes übrig bleibe, als die älteſte Handſchrift, welche die ſtärkſte Vermuthung der Urſprünglichkeit für ſich habe, zum Grunde zu legen. Damals war er der Anſicht geweſen, dieſer Preis gebühre der EM, wie er ſie aus Müllers Ausgabe kannte; ſeither war ihm aber die Sanggaller bekannt geworden, und er ließ ſie (nach S. LIV. der dritten Ausgabe) nun faſt buchſtäblich abdrucken.

Dieſe Handſchrift (G, bei Lachmann B) iſt, wie ich oben bemerkt habe, dieſelbe, die in des Glarners Tſchudi Beſitz geweſen, und die auch ſchon von Bodmer benützt worden war.[3] Sie gehört, was ihr Aeußeres betrifft, zu den ſchönſten, die der Fleiß

---

[1] Siehe die zweite Anmerkung zu Seite 199. — Wegen der fraglichen Stelle ſiehe daſelbſt S. 11 und 12.

[2] Ausgabe von 1820. S. LIX. Ueber die genannte Handſchrift ſiehe S. 194. 203.

[3] Brief an Chr. Müller S. 10.

des 13ten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Merkwürdiger Weiſe ſtammt auch ſie aus der Gegend, welcher wir die beiden früher geſchilderten verdanken. Wie Hohen-Ems am rechten Rheinufer, ſo erhebt ſich einige Meilen thalaufwärts in der Nähe des linken, auf einem Felſen, Werdenberg, von dem ſich bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts ein mächtiges berühmtes Geſchlecht nannte. Freundlich und wohnlich ſchaut es noch immer auf den gleichnamigen Flecken herab; denn es war in den drei letzten Jahrhunderten, die ſo mancher adlichen Burg den Untergang gebracht haben, im Beſitz des Standes Glarus und von deſſen Landvögten bewohnt. Glarus hatte durch die Uebermacht der Eidgenoſſenſchaft im Jahr 1517 einen guten Handel gemacht, indem es den bedrängten Erben Burg und Grafſchaft abkaufte. Die Liederhandſchriften, die ſich der Adel jener Gegend im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert zu ſammeln bemüht geweſen war, änderten ihre Beſitzer mit dem übrigen Inventar, und Tſchudis wiſſenſchaftliche Neigungen ſtunden zu jener Zeit ſo vereinzelt, daß es ihm gewiß Niemand verübelte, als er jenen Pergamentband in ſeinen Beſitz zog. In die Bücherſammlung des Stiftes zu Sanggallen kam derſelbe 1773 mit Tſchudis übrigem Nachlaß, als Abt Beda dieſen erkaufte.

Durch eine wiſſenſchaftliche Reiſe, die Hagen 1816 und 1817, mit Unterſtützung der preußiſchen Regierung, in den Süden von Deutſchland machte, und durch den Eifer, womit man, beſonders durch ihn aufmerkſam gemacht, den Urkunden des Liedes allenthalben nachſpürte, ſah er ſich 1820 in den Stand geſetzt, eine dritte, bei weitem beſſere Ausgabe zu liefern (Breslau bei Max). Er bleibt darin der Sanggaller Handſchrift getreu, von der er rühmt, daß ſie die älteſte, vollſtändigſte und gebildetſte Urkunde des Liedes in ſeiner alten Geſtalt ſey, verglich aber die andern ſeither bekannt gewordenen Handſchriften. Sein Beſtreben ging (nach S. LV.) auch hier darauf hin, „die ältere Geſtalt möglichſt rein und vollkommen darzuſtellen; ſo blieb natürlich die Ueberarbeitung in Ex beſeitigt.“ Schätzenswerthe Zugaben ſind ein Wörterbuch und die Einleitung, die ſich über die Grundſätze der Herausgabe, über die Handſchriften und ihr Verhältniß, über die Geſchichte des Liedes weitläuftig ausläßt.

Es iſt wenig bekannt, aber ſehr bezeichnend, wie Goethe, den wir als den Wortführer der herrſchenden Bildung zu

Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts betrachten dürfen, ſich gegen das Nibelungen-Lied verhalten hat. Er ſagt darüber ſelbſt in ſeinen Tag- und Jahresheften von 1807:[1] „ich kannte längſt das Daſeyn dieſes Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Chriſtian (Chriſtoph) Heinrich Müller ſendete mir ſeine Ausgabe, leider ungeheftet, das köſtliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geſchäft, Neigung und Sorge befangen, blieb ſo ſtumpf dagegen, wie die übrige deutſche Welt. Nun aber ward, wie alles ſeine Reife haben will, durch patriotiſche Thätigkeit die Theilnahme an dieſem wichtigen Alterthum allgemeiner, und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte Vorträge zu thun, erkundigten ſich darnach, und ich ſäumte nicht, ihnen davon gewünſchte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verſtändliche Ueberſetzung verleſen konnte. Es blieb der Ton, der Gang; und vom Inhalte ging auch nichts verloren. Am beſten glückt ein ſolcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn ſich beiſammen halten und der Geiſt lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art Improviſieren iſt. Doch indem ich in das Ganze des poetiſchen Werks einzudringen gedachte, ſo verſäumte ich nicht, mich auch dergeſtalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einiger Maßen Rechenſchaft zu geben im Stande war. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Perſonen und Charaktere, flüchtige Aufſätze über Lokalität und Geſchichtliches, Sitten und Leidenſchaften, Harmonie und Inkongruitäten, und entwarf zugleich zum erſten Theil eine hypothetiſche Charte. Hiedurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernſten, anhaltenden Bemühungen deutſcher Sprach- und Alterthumsfreunde beſſer zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte."

Wenn Goethe im Jahr 1897 von patriotiſcher Thätigkeit ſpricht, welche den Zugang zu dieſem wichtigen Alterthum bequemer, die Theilnahme allgemeiner gemacht habe, ſo iſt damit wohl nur Hagen gemeint, der ihm in dieſem Jahr ſeine Erneuung zuſandte, und ein ſehr anerkennendes Antwortſchreiben erhielt.[2] Es

[1] Werke. Band 32, S. 28.

[2] Abgedruckt in Hagens Germania, I. 248.

heißt darin: „Das Lied der Nibelungen kann ſich dem Stoff und Gehalte nach neben alles hinſtellen, was wir poetiſch Vorzügliches beſitzen.“ Den Grund, weshalb es noch nicht gehörig anerkannt ſey, gibt Goethe gewiß richtig an, wenn er ſagt: „Man hatte bisher zu ſehr mit den alterthümlichen Eigenheiten zu kämpfen, welche das Gedicht für einen jeden umhüllen, der es nicht ganz einſtudiert, und ſich hiezu aller Hülfsmittel bemächtigt.“

In Berlin hatte Hagen ſchon im Sommer 1812 Vorleſungen über das Lied gehalten, zugleich die erſten über ein altdeutſches Gedicht. Im Winter darauf, während Napoleons Stern vor dem Brande von Moskau erbleichte und aus den beſchneiten Ebenen Rußlands eine neue Zeit heraufſtieg, fanden Zeunes Vorträge Statt, die bei der damaligen Spannung der Gemüther, und weil ſie unentgeltlich gegeben wurden, ſo viel Zulauf erhielten, daß unter den Zuhörern jedes Alter jeder Stand bis zu den höchſten Staatsbeamten vertreten war, und der größte Hörſaal der Univerſität die Menge kaum faßte. Zwar verlief ſich die Flut, ſo wie der Reiz der Neuheit ſchwand, vielleicht auch, weil Zeune zu den Hauptverfechtern der Anſicht gehörte, die in guter Meinung, aber einſeitig, das Lied als den Inbegriff des ganzen Mittelalters und aller Deutſchheit, als ein Heilmittel gegen jeden Schaden betrachtet wiſſen wollte. Dieſe Schule hat durch manche Schwindelei der Sache wohl Schaden gebracht, aber nur vorübergehenden; und in Wahrheit größern Gewinn, da die Schlacken ſich durch den Kampf, den ſie hervorrief, erſt recht ausſchieden. Die Entdeckung, welche die Deutſchen damals machten, daß ſie ein großes, ſchönes Vaterland voll der ſtolzeſten Erinnerungen haben, war zu unverhofft, als daß nicht ein Taumel und Freudenrauſch die Folge hätte ſeyn ſollen. Wir haben ihn längſt hinter uns, doch nicht nur ihn, ſondern auch die Enttäuſchung und das Unwohlſeyn, die auf derlei Ueberſpannung folgen; wir können jetzt ein Wort ruhiger Liebe reden.

Zu den Irrthümern jener Zeit muß wohl auch gerechnet werden, daß man das Lied in den Schulen einführen wollte, ja zwiſchen 1809 und 1812, vielleicht auch ſpäter noch, dieſen Gedanken mehrfach ausführte. Man berief ſich darauf, daß es der Deutſchen Iliade ſey, aber ſchon an und für ſich eignet ſich nach den Anſtandsbegriffen unſerer Zeit ein Gedicht, in dem ſich alles um eine

ſo zarte Frage dreht, nicht für Schüler, und dann kann man wohl ſagen, daß die griechiſche Dichtung in Homer beſchloſſen ſey, nicht aber daß die Nibelungen die deutſche ganz vertreten. Für Gymnaſien bleibe man bei Auswahlen, die dem jungen Geiſte die Vielſeitigkeit retten; ganze Gedichte, ſelbſt das werthvollſte von ihnen, ſpart man beſſer für die Hochſchule.

Im Frühling 1813 hielt Zeune vor einem gemiſchten Kreiſe von gebildeten Männern und Frauen nochmals einige Vorleſungen, worin er eine Ueberſicht des Liedes mittheilte, und wobei er auch ſeinen und Deutſchlands Lehrer, Fr. Aug. Wolf, zum Zuhörer bekam. Im Jahr 1816 gab er auf dem Schauplatze des Liedes, in Heidelberg, Worms und Frankfurt, wandernde Vorleſungen, zum Theil vor Hunderten von Zuhörern, und trug ſo die Theilnahme, die der Nordoſten gewonnen hatte, zurück in den Süden.

Wenn die neuere Wiſſenſchaft ſchon an Hagens Leiſtungen, zumal an den früheren, Manches auszuſetzen hat, ſo iſt dies noch in viel höherem Grad bei Zeune der Fall, deſſen Uebertragung in ungebundener Rede (Berlin 1814) zwar die Ehre hatte von Goethe einem erwählten Kreiſe vorgeleſen zu werden,[1] deſſen kleine „Feld- und Zeltausgabe“ aber, nach Hagens Ausgabe von 1810 für die Freiwilligen des Jahres 1815 veranſtaltet, an allen möglichen Gebrechen leidet. Doch das Verdienſt, das ihr gebührt, ſoll ihr bleiben. Mag auch die Zahl der jungen Krieger, denen ſie feindliche Kugeln auffieng, wie dies einem durch Fichtes ſeeliges Leben geſchah, minder groß geweſen ſeyn, als Zeune vermuthet, ſo hat ſie doch während dieſes Feldzuges und nachher in Manchem den Sinn und die Liebe geweckt; auch der Unterzeichnete dankt ihr manche ſchöne Stunde, bei den friedlichen Wanderungen, die er mit den Genoſſen ſeiner Jugend auf Schwabens Bergen und im Anblick der glänzenden Alpen ausführte.

Unter den Freiwilligen des Jahres 1815, vielleicht ſogar unter den Leſern der Feld- und Zeltausgabe, war auch Lachmann. Es iſt nicht zufällig, daß ſich ſein hohes kritiſches Talent ſeit ſeiner Rückkehr aus dieſem Krieg vorzugsweiſe dem Nibelungen-Liede zugewendet hat, in deſſen wiſſenſchaftlicher Behandlung ſein Name den Höhepunkt bezeichnet. Im Jahr 1816, wo er zuerſt

[1] Germania 1, 100.

in Berlin lehrte, gab er daſelbſt ſeine Schrift „über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichtes von der Nibelungen-Noth“ heraus; gleichſam die Ouvertüre zu ſeiner ganzen nachherigen Thätigkeit auf dieſem Gebiet. Man kann dieſe letztere nach zwei Seiten betrachten, die jedoch untrennbar zuſammenhangen. Was die philologiſche betrifft, ſo liegt ſein Verdienſt darin, daß er zuerſt vollſtändig geleiſtet hat, was von Hagen (nach Seite 205) als nothwendig bezeichnet war, daß er nämlich auf den älteſten Text zurückging, auf die Hohenems-Münchner Handſchrift, die Hagen zwar (S. LIV. der Ausgabe von 1820) ſeiner Sanggaller gegenüber als die „etwas ältere“ anerkannt, aber doch als Leitfaden verſchmäht hatte, geblendet durch ihre äußeren Mängel, weil ſie einzeln ſtehe, und überhaupt mangelhafter, roher, ſpäter und örtlicher ſey. Lachmann hat ſich ferner nicht darauf beſchränkt, Eine Handſchrift möglichſt ſorgſam und durch die Zuſätze der ſpätern Bearbeiter bereichert, wiederzugeben, ſondern er will „aus einer hinreichenden Menge von guten Handſchriften einen allen dieſen zum Grunde liegenden Text darſtellen, der entweder der urſprüngliche ſelbſt ſein oder ihm doch ſehr nahe kommen muß;“[1] er iſt (nach Seite III. ſeiner erſten Ausgabe) bemüht geweſen, „den älteſten uns überlieferten Text der urſprünglichen Aufzeichnung ſo nahe zu bringen, als es erlaubt und thunlich war.“ Mit andern Worten, er hat ſich bemüht, das Werk des letzten Ordners (des zweiten oder des dritten, vergl. Seite 190) in urſprünglicher Reinheit wieder herzuſtellen. Auf die ſpätern Ueberarbeitungen, auf die Geſchichte des Liedes ſeit jener Aufzeichnung, nahm er dadurch Bedacht, daß er in Noten die Veränderungen des erſten Textes möglichſt anſchaulich geordnet hinzufügte. Das Ganze war ein weitſchichtiges, dornenvolles Geſchäft, deſſen Frucht in Lachmanns erſter Ausgabe von 1826[2] vorliegt. Nicht minder wichtig iſt, was wir ihm in literargeſchichtlicher Beziehung verdanken, ſofern er nämlich die Frage, wie das Lied entſtanden ſey, weiter gefördert hat als alle Vorgänger, vielleicht ſoweit als ſie ſich

---

[1] Recenſion von Hagens zweiter Ausgabe. Jen. Lit. Zeit. von 1817. Nro. 132. S. 114.

[2] Der Nibelunge nôt mit der klage. In der älteſten geſtalt ... herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1826. In Quart.

überhaupt fördern läßt. Davon iſt oben (Seite 183 ff.) die Rede geweſen. Die Art, wie nach dieſer Annahme das Gedicht in Stücke geht, und ſelbſt manches an ſich Werthvolle als Zuſatz der Ordner ſchwinden muß, hat Lachmann in ſeiner zweiten Ausgabe[1] auch für das Auge dargeſtellt, indem da die Stücke, die er für echt hält, mit anderer Schrift erſcheinen. Dieſe Rhapſodien, um die, als um den unbewußt erwachſenen Kern der Dichtung, das Uebrige ſich durch bewußte, willkürliche Thätigkeit der Ordner, zum Theil unpaſſend, angeſetzt hat, ſind aber von Lachmann auch geſondert herausgegeben.[2]

Von den Ausgaben, die außer Hagens und Lachmanns erſchienen ſind, verdient nur eine hervorgehoben zu werden, die, welche der Freiherr von Laßberg 1820 buchſtäblich getreu nach ſeiner Handſchrift (EL) veranſtaltet hat; denn ſie gibt dem Laien eine Vorſtellung vom Zuſtande der Handſchriften, den er nach der geläuterten Orthographie der Ausgaben nicht ahnt, und hilft dem Gelehrten zu ſelbſtſtändigem Urtheil über ſtreitige Fragen. Da ſie einen Theil des laßbergiſchen Liederſaales, den vierten, bildet, ſo iſt ſie nicht in den Buchhandel gekommen, hingegen ſind mit Erlaubniß des Beſitzers drei Abdrücke davon veranſtaltet worden: zwei von Schönhuth zu Tübingen 1834 und 1840, ein dritter von der Wigandiſchen Buchhandlung, als Prachtausgabe für das 400jährige Jubelfeſt der Buchdruckerkunſt.

Um einer gewiſſen Vollſtändigkeit willen ſey hier auch der beiden Zwickauer Ausgaben von 1820 und 1829 gedacht, die mir

---

[1] Der Nibelunge noth und die klage, nach der älteſten überlieferung mit bezeichnung des unechten und mit den abweichungen der gemeinen lesart herausgegeben von Karl Lachmann. Zweite Auflage. Berlin 1841. In Oktav.

[2] Zwanzig alte lieder von den Nibelungen, herausgegeben von Karl Lachmann. Zur 400jährigen jubelfeier der erfindung der buchdruckerkunst gedruckt bei R. L. Decker, königlichem geheimen oberhofbuchdrucker. Berlin 1840. 155 Seiten in Atlasfolio. — Von den 100 Exemplaren iſt keins verkauft worden. Eine Beſchreibung geben die Göttinger gelehrten Anzeigen von 1840, Nro. 165. Bis jetzt die prachtvollſte Ausgabe des Liedes, obgleich die Wigandiſche Jubiläumsausgabe ihr durch gelungene Nachbildung der ſogenannten gothiſchen Schrift in Hinſicht des Geſchmacks den Vorrang abgewinnt.

nur dem Namen nach bekannt ſind, die aber gleich der Zeuniſchen keinen Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Geltung machen.

Die neueſte Ausgabe von A. J. Vollmer in München, aus Auftrag der Cotta'ſchen Buchhandlung bearbeitet, und beſtimmt, eine Reihe von Dichtungen des deutſchen Mittelalters zu eröffnen, liegt bereits gedruckt. Sie folgt nach Lachmanns Grundſatz der älteſten Handſchrift (EM), die ſie nebſt einigen andern neu und ſorgfältig verglichen hat, hält ſich aber, da ihr Zweck mehr ein populärer als ein kritiſcher iſt, ſtrenger als Lachmann an die mittelhochdeutſche Schreibweiſe, wie die neuere Sprachwiſſenſchaft ſie mehr und mehr feſtſtellt.

Beinahe gleichzeitig mit den Gelehrten haben auch die Künſtler dem Lied ihre Aufmerkſamkeit gewidmet. Den Uebergang von jenen zu dieſen bilden die Ueberſetzer. Zu den bereits angeführten Leiſtungen Hagens (1807) und Zeunes (1814) geſellten ſich: ſeit 1812 Hinsberg; hierauf 1815 Büſching, 1827 Simrock, 1828 Follen (im erſten Bande ſeines Bilderſaals deutſcher Dichtung), 1835 Rebenſtock, 1840 Döring, Marbach und Beta, 1842 Pfizer. Die Meinungsverſchiedenheit, welche die deutſchen Gelehrten hinſichtlich des Grundſatzes bei Uebertragungen in zwei Lager theilt, macht ſich natürlich auch hier geltend. Auf der einen Seite ſtehen die getreuen Ueberſetzer, die zwiſchen dem Ausdruck der Urſchrift und dem Hochdeutſchen vermitteln, wie Büſching, Simrock, Follen, Pfizer, obwohl auch ſie in Betreff des Maaßes für dieſe Vermittlung beträchtlich von einander abweichen. Dem andern Grundſatz, wonach das Lied in der Ueberſetzung den Eindruck eines neudeutſchen Werkes machen ſoll, huldigen insbeſondere Hinsberg und Rebenſtock, die ſogar das Versmaß ändern; von Simrock ſind 1840 die muthmaßlichen zwanzig alten Lieder, nach Lachmanns Andeutungen, überſetzt erſchienen.

Unter den Ueberſetzungen in fremde Sprachen iſt vor allem wichtig eine altniederländiſche, von der ſich 1836 ein Bruchſtück zu Gent gefunden hat.[1] Man könnte denken, dort am Niederrhein, der im Liede die Heimat Sigfrids heißt, habe ſich vielleicht

[1] Es iſt mehrmals abgedruckt, z. B. in Hagens Germania I, 340.

eine ſelbſtſtändige Darſtellung der Sage von ihm erhalten, aber das Gedicht iſt entſchieden blos Uebertragung unſeres oberdeutſchen Liedes, und gehört noch in die Zeit, wo dieſes, neu und friſch, die damalige literariſche Welt mächtig bewegt hat, ins 13te Jahrhundert. Von einer Uebertragung ins Niederdeutſche, die Dr. K. F. A. Scheller 1831 in Deſſau herauszugeben beabſichtigte, iſt meines Wiſſens nichts weiter zum Vorſchein gekommen, als die Ankündigung. Die Handſchrift ſollte ſich auf der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel finden; die Proben aber, die Scheller damals mittheilte, weiſen ganz einfach auf eine Ueberſetzung aus dem Mittelhochdeutſchen, und offenbar war es nur darauf abgeſehen, durch einen frommen Betrug die ungereimte Behauptung zu rechtfertigen, daß das Lied urſprünglich niederdeutſch verfaßt geweſen ſey. Ferner iſt das Lied auch der engliſchen Zunge verdolmetſcht worden, durch einen Deutſchen, Namens Heinrich Weber, in den **Illustrations of Northern antiquitys etc. Edinburgh 1814.** Das Nibelungen-Lied (**the song of the Nibelungen**) und die Klage (**the lament**) ſind von Seite 167—213 theils in metriſcher Ueberſetzung, theils im Auszug mitgetheilt; dazu kommen Auszüge des Heldenbuchs, Ueberſetzungen altdeutſcher und altnordiſcher Gedichte. Unter den beigefügten Abhandlungen befindet ſich auch eine von Walter Scott über die Eyrbiggia-Saga.

Von Uebertragungen in romaniſche Sprachen weiß ich nur eine zu nennen, den Anfang einer proſaiſchen, von M. Saint-Marc Girardin in ſeinen **Notices sur l'Allemagne. Paris 1835.**

Dichteriſche Bearbeitungen der Sage, zu denen unſer Lied vielleicht oder ſicher den Anſtoß gegeben hätte, ſind nicht zahlreich, obwohl namentlich der zweite Theil reich an Stellen iſt, die beinah unverändert in ein Drama herübertaugen würden. Es ſcheint, der große Stoff weigere ſich den kleinen Kräften der Gegenwart, und klug vermeidet Goethe im Brief an Hagen (Germania 1, 248) einen beſtimmten Ausſpruch über die Frage, „ob aus dieſer ſo reichen epiſchen Dichtung ſich Stoff zur Tragödie herausheben laſſe," und ſagt nur, die Frage ſey „allerdings bedeutend."

Der erſte, der auf deutſchem Boden der Geſchichte Sigfrids dramatiſche Form lieh, war Hans Sachs in ſeiner Tragödie „der Hörnen Seyfrid“ von 1557. Doch läßt ſich faſt mit Beſtimmtheit ſagen, daß er unſer Lied nicht kannte, da er, wie auch die Eddalieder thun, den Helden im Schlaf ermordet werden läßt, und, ſchöner als dort, nicht im Bette, ſondern am Waldabhang, an einem kühlen Brunnen, unter der Linde, wo er am Mittag in Gras und duftenden Blumen zu ruhen pflegte.

Auf unſerem Lied hingegen beruhen zwei neuere Dramen. Das eine, von F. R. Hermann, 1819 zu Leipzig erſchienen, heißt die Nibelungen, und behandelt den Stoff in drei Theilen: Nibelungen-Hort, Sigfrid, Chrimhildens Rache. Das andere, das zuweilen über unſere Bühnen geht, iſt von Raupach, und faßt unter der Benennung Nibelungen-Hort die ganze Sage zuſammen, von da an, wo Sigfrid durch Erlegung des Drachen den Hort und Krimhilden gewinnt, bis zu dem Blutbad in Etzelenburg, an deſſen Schluſſe ſich Brunhilde, die hier nicht ſtraflos ausgeht, ins Waſſer ſtürzt, wie in ähnlicher Lage Gudrun, die Krimhilde der Edda. Den Anfang einer dramatiſchen Bearbeitung von Fouqué enthält Fr. Schlegels Europa II, 2. S. 82—87. In welchem Zuſammenhang damit ſein „Held des Nordens“ ſteht, der in drei Theilen (Sigurd, Sigurds Rache, Aslauga) zu Berlin erſchienen, und in Bonder Hagens Ausgabe von 1810 (S. 308) angekündigt iſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Unter den epiſchen Verſuchen, die das Lied ſeit ſeinem Wiederbekanntwerden veranlaßt hat, ſind die älteſten von Bodmer ſelbſt. In ſeiner Kalliope von 1767 findet man eine Bearbeitung des zweiten Theils, unter dem Namen „die Rache der Schweſter.“ Sie iſt in Herametern abgefaßt; Bodmer ſelbſt nennt ſie im Brief an Chr. Müller „eine freie Ueberſetzung eines Theils des altſchwäbiſchen Gedichts.“ Im zweiten Bande ſeiner Balladen theilt er auch einige kleinere Scenen mit, wie Sigfrids Tod und die wahrſagenden Meerweiber. Benedicte Naubert (1756—1819) hat unter ihren „neuen deutſchen Volksmärchen“, einer Nachahmung von des Muſäus Volksmärchen der Deutſchen, eine proſaiſche Bearbeitung unſeres Liedes, unter dem Namen des Nibelungen-Hortes. Wie Bodmer ward auch Goethe, nach ſeinem Geſtändniß in den Tag- und Jahresheften von 1807, durch „die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen

Helden weiſſagen" zu dichteriſcher Thätigkeit gereizt. „Ich phantaſierte mir (ſagt er) eine für ſich beſtehende Ballade dieſes Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beſchäftigte, obſchon ich es nicht dazu brachte ſie abzuſchließen und zu vollenden."

In demſelben Verhältniß wie die epiſche Dichtung der jetzigen Menſchen hinter der alten Heldenſage zurückſteht, ragt unſere Zeit über jene hinſichtlich der bildenden Kunſt hervor, und ſo iſt es wohl natürlich, daß wir die Geringfügigkeit unſerer poetiſchen Bearbeitungen durch ſehr bedeutende der Zeichner und Maler ausgleichen können. Auch hier fehlt es nicht an uralten Vergängen: nach der Edda wirkt ſchon Gudrun eine Schlacht Sigmunds ihres Schwiegervaters, Brunhilde die Thaten Sigurds auf Teppiche; unter Olaf dem Heiligen, der im Jahr 1030 geſtorben iſt, ſang der Skalde Therſin ein Lied von Sigurds Drachenkampf, nach einem Bilde das denſelben darſtellte.[1] Faſt möchte man aus einer Stelle bei Snorre Sturleſon[2] ſchließen, daß die Scandinavier aus dieſem Sagenkreis auch Werke der Bildhauerkunſt beſeſſen haben. Snorre berichtet von König Sigurd, der 1107—1110 mit 10,000 Norwegern auf einer Fahrt im heiligen Land geweſen iſt und dem König Balduin Sidon hat erobern helfen, wie er auf der Rückkehr nach Conſtantinopel gekommen ſey und Kaiſer Alexius, ihm zu Gefallen, im Hippodrom koſtbare Spiele veranſtaltet habe. Die Heimkehrenden erzählten davon: „man ſieht dort vieles aus dem Alterthum dargeſtellt; die Bilder der Aſen, Wölſunge und Giukunge[3] ſind aus Erz und anderem

[1] Dieſe Nachricht gibt Hagen aus ungenannter Quelle in einem Aufſatz „Geſchichte und Bedeutung des Nibelungen-Liedes" Deutſche Vierteljahrsſchrift Nro. X (1840) S. 231.

[2] Heimskringla edr Noregs Konunga Sogor af Snorra Sturlusyni (Historia regum Norvegicorum conscripta a Snorri Sturlae filio) tomus III. Hafniae MDCCLXXXIII. — Die Stelle befindet ſich auf S. 245.

[3] Aſen: die olympiſchen Götter des Nordens; Wölſunge: Sigmund und Sigurd, von ihrem Ahnherrn Walſe; Giukunge: die burgundiſchen Könige, von ihrem Vater Giuki, das aus dem deutſchen Gibika, Gibich entſtellt iſt.

Metall kunſtvoll nachgebildet, und ſo eingerichtet, daß ſie ſich unter die Spielenden mengen, als ob ſie lebten. Dieſe Schauſpiele ſind ſo wunderbarer Art, und die Täuſchung iſt ſo ſinnreich, daß man Menſchen durch die Luft reiten zu ſehen wähnt; auch fehlt es nicht an beweglichem Feuer, an mancherlei Geſang und Saitenſpiel." Alſo mit einer Oper und den Künſten der Maſchiniſten wurden die rauhen Söhne des Nordens erfreut, und wenn ſie die Geſtalten ihrer Heldenſage vor ſich zu ſehen glaubten, wo vermuthlich Sagen des alten Hellas oder chriſtliche Legenden dramatiſch vorgeſtellt wurden, wenn ſie in einem Perſeus oder S. Georg ihren Sigurd, in einem herabſchwebenden Hermes oder Michael ihren Odin zu ſehen glaubten, ſo erlaubt dies vielleicht den Schluß, daß ihnen Bilder der heimiſchen Götter und Helden nichts Neues geweſen ſeyen.

Wenn ferner das deutſche Lied von Sigfrid ſagt, er ſey bei Krimhildens Anblick ſo holdſelig dageſtanden, als ob ihn ein geſchickter Maler auf Pergament entworfen hätte,[1] ſo darf man wohl mit Bonder Hagen annehmen, der Dichter habe hier an Bilder aus irgend einer Liederhandſchrift gedacht, die auch der Nibelungen Meldung that; denn die Handſchriften ſind oft reich an ſolchen Bildern, und von denen unſeres Liedes finden ſich ihrer doch in zweien, in der Sanggaller und der Mainzer.

Wie volksthümlich die Sage noch lang geweſen, bezeugt Fiſchart, wenn er im Gargantua (von 1594) zur Vergleichung ſagt: „ſo groß (gemalt) wie der hörnin Seifrid am newen Thurm zu Worms gegen dem Rein zu." Deſſelben Gemäldes erwähnt Quade von Kinkelbach in ſeinem Buch von „Teutſcher Nation Herrlichkeit (1609);" außerdem kennt er eine „alte Contrafeitung des Drachen auswendig an der Mainzer Pforten" und weiß zu erzählen wie „der Drache mit ſammt der Jungfrau und ihren Brüdern, ſammt Seyfrieden, zu Wurmbs auf dem Markt an einem überalten Gebäu (die Münz genannt) ganz antiquitätiſch abgemalt ſtehen." Hieher darf man wohl auch eine Stelle aus des

---

[1] Dô stuont so minneclîche daz Sigelinde kint,
Sam er entworfen waere an ein permint
Von guotes meisters listen . . .
(B. 115 nach Hagen. Str. 26 nach Lachmann.)

Johannes Staricius (um 1630) „neuvermehrtem Heldenſchatz“ beziehen, wo die Rede iſt vom „hörnin Seyfriede, deſſen Geſchicht zu Worms auch am Rathhaus von Alters hero künſtlich abgemalet.“ Worms war alſo reich an Nibelungen-Bildern, was wir ganz natürlich finden müſſen, da es im 15ten Jahrhundert bei deutſchen Klöſtern und Städten allenthalben Sitte geworden war, die Erinnerungen, die ſie aufzuweiſen hatten, in öffentlichen Gemälden oder andern Denkmälern darzuſtellen. Die bekannten Kaiſerbilder in der Kloſterkirche zu Lorch verdanken dieſem Beſtreben ihre Entſtehung, und eben ſo der vielbeſprochene Barbaroſſa in der Kirche des Dorfes Hohenſtaufen. Worms rühmte ſich damals, und wohl ſchon früher, daß ſein Name von den Würmern komme, die der Held hier getödtet, daß es in der Nähe noch den Roſengarten beſitze, wo der Kampf mit Dieterichs Mannen ſtattgefunden habe, ja ſein Haus und ſein Grab, ſeine Schwerter und ſeinen Speer. So ſtolz war Worms auf des hörninen Seyfriedes Namen, daß wenn jemand in den Singſchulen der Meiſtergeſänge die Geſchichte von ihm auswendig ohne Fehl ſingen konnte, ihm vom Rath nach alter Gewohnheit ein Geldgeſchenk ausbezahlt wurde.

Daß aber Bilder von Sigfrid auch ſonſt vorgekommen ſeyen, ſcheint aus einer Stelle des Magdeburgers Rollenhagen zu erhellen, in ſeinem Froſchmeuſeler (von 1595), die ſich zur Schilderung von Kriegsleuten mit undurchdringlichen Harniſchen auf Gemälde von Sigfrid beruft. Uebrigens hatte ſich der holdſelige Held in einen völlig andern verwandelt, meiſt in einen Rieſen, weshalb ſein angeblicher Speer in Worms eine ganze Fichte war, ſeine vermeintliche Burg das Rieſenhaus hieß, ſein Grab in der Cäcilienkirche 1488 auf den Wunſch Kaiſer Friderichs III. nach Rieſenknochen aufgewühlt ward, freilich ſo ganz umſonſt, daß man nicht einmal gewöhnliche fand. Der Beiname des hörnenen, der von des Helden unverwundbarer Haut herſtammt, wurde von den Herausgebern der Volksbücher zum Theil ſo mißverſtanden, daß auf Titeln und Holzſchnitten ein gehörnter Seyfried erſcheint; bei Rollenhagen dagegen iſt er um ſeiner Hornhaut willen gar „wie ein Rinocereth geſtalt.“[1]

[1] Dieſe und die vorhergehenden Angaben ſind aus W. Grimms Heldenſage entlehnt.

Um vieles anders hat ihn die neue Kunſt aufgefaßt. Der erſte war Gangloff mit ſeinem Sigfrid auf der Bahre, um deſſen willen Uhland dem zu früh vollendeten Künſtler ſo ſchöne Worte nachgerufen hat:

Nach Hohem, Würd'gem nur haſt du gerungen,
Das Kleinliche verſchmähend, wie das Wilde;
So faßteſt du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Gangloff konnte ſich freilich, was die Geſtaltung ſeiner Idee betraf, noch nicht von der antiken Form losſagen, worin die damalige deutſche Kunſt gefangen lag, und deutſche Geſtalten hat uns zuerſt Cornelius gegeben, von deſſen Geiſt nun auch mehr oder weniger alle ſeitherigen Bilder aus dieſem Kreiſe beſeelt ſind. Ich nenne hier die Namen Schnorr, Neureuther, Bruckmann, Bendemann, Hübner, Kaulbach, deren Zeichnungen theils in farbigen Bildern auf der Leinwand und an den Wänden königlicher Säle glänzen, theils — nach guter alter Sitte, die gottlob wieder zu Ehren kommt — in Holzſchnitten, Kupferſtichen und Steindrücken zu aller Welt Freude die Bücher geſchmackvoll beleben.[1] Schade, daß die hochgerühmten Zeichnungen Fellners unthätig in der Mappe liegen!

Blicken wir zurück auf die Kette mannigfaltiger Beſtrebungen um das Nibelungen-Lied, die ſich ſeit Bodmer, namentlich aber ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts in ſchneller Folge die Hand bieten, ſo werden wir mit Ueberraſchung gewahr, daß der alte Baum, nachdem er um den Anfang der neuen Zeit bis in die Wurzeln hinab erſtorben ſchien, ſich aufs Neue mit jugendlicher Kraft vieläſtig über uns ausgebreitet hat; und wir können beim Anblick dieſes Wachsthums, das tagtäglich zunimmt, wohl behaupten, daß die Zeit nicht fern ſey, wo die Dichtung, wie vor einem Jahrtauſend,

[1] So in den Prachtausgaben von Wigand (Leipzig 1840, Urtext und Marbachs Ueberſetzung) und Cotta (Stuttgart 1841, Ueberſetzung von Pfizer); kaulbachiſche im Hürnen Siegfried von G. Görres. 1842.

wieder Eigenthum des ganzen Volkes iſt. Ohne Furcht, einer Uebertreibung beſchuldigt zu werden, kann man ferner ſagen, daß dieſe neue Sorge der Deutſchen um ihr Nibelungen-Lied nicht weniger eigenthümliches, ſchöpferiſches Leben habe, als die frühere. Kein Billiger wird von dem jetzt lebenden Geſchlechte verlangen, daß es im Heldenlied eben ſo Großartiges hervorbringe, wie eine Zeit die an Schwerterklang und ſtählernen Herzen reich war; dagegen iſt es doch nichts geringes, wenn unſere Preſſen wetteifern, das Lied in alter und erneuter Geſtalt, in wohlfeilen und in Prachtausgaben, allen zugänglich und vielen werth zu machen; wenn unſere Maler durch wetteiferndes Beſtreben allmählich für jeden irgend bedeutungsvollen Auftritt in dem Lied ein vollendetes Bild liefern, und es dieſer in Wahrheit nationalen Gallerie durch den Fleiß der Kupferſtecher, Holzſchneider und Lithographen möglich wird auf jedes Auge täglich ergreifend einzuwirken; wenn der Fleiß unſerer Gelehrten aus allen Wohnſitzen und aus allen Zeiten der germaniſchen, ja der verwandten Völkerfamilien die Dichtungen zuſammenbringt, in welche die uralte Sage ſich ausgeſtrahlt hat; wenn wir durch das großartige Geſpräch der Literatur täglich fortſchreiten in geläuterten Anſichten über den dichteriſchen Werth unſeres Liedes, den kein germaniſches Heldengedicht in ſo hohem Grade von ſich rühmen darf; wenn uns Scharfſinn, Fleiß und Glück ausgezeichneter Forſcher über das Verſtändniß des Liedes im Einzelnen und im Großen unausgeſetzt neuen Aufſchluß geben.

In beiden Hinſichten haben die letzten dreißig Jahre unglaublich viel gethan. Am wenigſten noch fürs unmittelbar grammatiſche: ein ſelbſtſtändiges Wörterbuch z. B., etwa wie es Benecke für den Iwein Hartmanns von Aue geliefert hat, wäre zur Einſicht in den oft eigenthümlichen Sprachgebrauch des Liedes um ſo wünſchenswerther, als wir für die Sprache des ganzen Zeitraums noch kein ausreichendes Werk beſitzen. Was Bodmer, Hagen und Schönhuth im Anhang zu ihren Ausgaben mittheilen, iſt ungenügend.

Weit mehr kann man über dasjenige ſagen, was für Sacherklärung geſchehen iſt; ja die Zahl der Schriften und Aufſätze, die hieher einſchlagen, iſt ſo groß, daß nicht davon die Rede ſeyn kann, ſie einzeln zu muſtern. Im Allgemeinen darf behauptet

werden, daß bei den älteren die Begeiſterung den verſtändigen ſorgfältigen Fleiß überwiegt, bei den neueren das umgekehrte Verhältniß eintritt. Derſelbe Fall wie bei den Naturwiſſenſchaften. Denn es iſt, wenn auch nicht das zweckmäßigſte, doch das gewöhnlichſte Verfahren bei Unterſuchungen, denen ſich ein Zeitalter hingibt, daß man mit dem Allgemeinſten beginnt und ſich erſt langſam zur Erforſchung des Einzelnen verſteht, in dem Verhältniß als man einſehen lernt, wie ohne die ſichern Grundlagen Geiſt und Fleiß verſchwendet ſind.

Es laſſen ſich hier dreierlei Beſtrebungen unterſcheiden. Unter denen die auf Erläuterung des Textes ausgehen, den exegetiſchen, ſind faſt nur Bender Hagen und Lachmann zu nennen, die fortlaufende Kommentare geliefert haben.[1] Die zweite Gattung, die kritiſche, bezieht ſich auf die Entſtehung des Liedes in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt. Hier hat jetzt, wenigſtens bei den Gelehrten, Lachmanns ſcharfſinnig und fleißig begründete Meinung, von der zu Anfang dieſes Aufſatzes die Rede geweſen iſt, allen andern obgeſiegt. Die dritte Gattung von Forſchern hat ſich mit literargeſchichtlichem Sinne dem Inhalt unſerer Dichtung gewidmet, und iſt jetzt, wie ich unten zu zeigen beabſichtige, nach manchem Irrgang zu einer Ausſöhnung der Extreme gelangt, die durch Natürlichkeit eben ſo befriedigt wie durch Tiefe, und die an der herrlichen Dichtung einen ganz neuen Genuß möglich gemacht hat. Von dieſen letztern Unterſuchungen, die gleichſam als die Blüthe des wiſſenſchaftlichen Umgangs der Deutſchen mit den Nibelungen zuletzt aufgebrochen ſind, iſt eben deswegen bis jetzt kaum erſt ein Gerücht über die Grenzen des gelehrten Heiligthums gedrungen, und doch läßt ſich wohl ſagen, daß wir die Schönheiten des Liedes dann erſt recht rein und tief genießen können, wenn wir auf geſchichtlichem Weg über die Urſachen mancher Härten und Lücken aufgeklärt ſind, die der Ordner wohl ſelbſt gefühlt hat, die er aber, aus gläubiger Achtung vor dem gegebenen Sagenſtoff, zu tilgen ſich nicht unterfieng. Solche Mängel gleichen der herben

[1] Anmerkungen zu der Nibelungen-Noth durch Friderich Heinrich Wonder Hagen. Zweiter Band ſeines Nibelungen-Liedes, Frankfurt 1824. (Im erſten die Ueberſetzung.) — Lachmann, Zu den Nibelungen und zur Klage. Berlin 1836.

Schale, deren Daſeyn und Widrigkeit wir nicht leugnen können, ohne die uns aber die ſüße Frucht nie zu Theil wird, und durch die ſich auch der Kluge nicht um den Genuß bringen läßt.

Es handelt ſich hier um eine Geſchichte, nicht mehr des Nibelungen-Liedes, ſondern der Nibelungen-Sage. Das Nächſte was für dieſen Zweck zu thun obliegt, iſt die Vergleichung der Quellen, worin wir ſie beſitzen. Was die bedeutendſte derſelben, das Nibelungen-Lied — oder wie man es ſeit einigen Jahrzehnten nach dem Inhalt ſeiner zweiten Hälfte zu nennen anfängt, die Nibelungen-Noth — betrifft, ſo wolle der Leſer ſich die Inhaltsangabe vergegenwärtigen, die S. 180—183 zu leſen iſt. Vielleicht ſchon bei einer ſolchen, gewiß aber beim Leſen der Dichtung ſelbſt, fällt jedem auf, daß mancher Zug in den Zuſammenhang nicht recht natürlich paſſen will, und daß alſo der urſprüngliche Verlauf der Erzählung, von dem dies doch nicht vorausgeſetzt werden darf, ein anderer muß geweſen ſeyn. Insbeſondere ſtörend wirkt es, daß von Sigfrid, der doch der Hauptſache nach überall als menſchlicher, ritterlicher Fürſt erſcheint, in dunkler Ferne, gleichſam hinter einem Schleier, wunderbare Thaten und Verhältniſſe auf- und niederſchweben; desgleichen, daß eine frühere Bekanntſchaft mit Brunhilden durchſchimmert, deren Zuſammenhang mit dem ganzen tragiſchen Geſchick von jedem Leſer geahnt, von keinem verſtanden wird. So ſah man ſich frühe darauf gewieſen, die verwandten Dichtungen zu Hülfe zu ziehen, die zwar dem dichteriſchen Werthe nach ſämmtlich geringer ſind, aber ſich in Betreff der Erzählung zum Theil größerer Vollſtändigkeit, Ordnung und Klarheit rühmen können, vornemlich was die erſte Hälfte der Sage betrifft.

Solche Dichtungen ſind über alle germaniſchen Lande verbreitet, von den Mündungen des Rheines bis ins Ungarland hinein, von den Quellen der Etſch bis zu den einſamen Felſenküſten von Island. Beſonders werthvoll für die Vergleichung iſt, was der hohe Norden darbietet. Auf den faröiſchen Inſeln leben Stücke der Sage bis auf dieſen Tag als Gegenſtand beliebter Volkslieder fort; aber ſchon vor 1000 Jahren und früher haben die Scandinavier ſolche Lieder gehabt, und die Geſänge, woraus ihr älteſtes

Buch, die ältere Edda, beſteht, beziehen ſich zum Theil auf Sigfrids Schickſale. Sigurd — ſo hat ſich der Name dort geſtaltet — iſt ein Halbgott und wächst unter fremder Pflege heran, erzogen von einem gleichfalls halbgöttlichen Weſen, dem kunſtreichen Schmide Reigen. Dieſer hat, gemeinſam mit ſeinem Bruder Fafni, den Vater, Hreidmar, getödtet, um zu deſſen Schätzen zu gelangen. Fafni jedoch hat das Ganze für ſich genommen und liegt als Drache darauf. Dieſen ſoll nun Sigurd erſchlagen: Reigen ſchmiedet ihm dazu ein Wunderſchwert, der Drache fällt, aber auch Reigen muß ſterben; denn Sigurd hat vom Blute des Drachen gekoſtet, dadurch die Sprache der Vögel verſtehen gelernt und erfahren, daß ihn Reigen, ſo wie er ihn benutzt hat, aus dem Wege räumen will. So iſt durch den Untergang der drei erſten Beſitzer der Fluch erfüllt, womit die Zwerge das Gold, als es ihnen entriſſen wurde, belegt haben. Der Held reitet jetzt mit ſeiner Beute fort und gelangt an eine Burg, um welche rings hohe Flammen lodern. Muthig dringt er hindurch und findet einen Geharniſchten in tiefem Schlaf. Er trennt ihm mit ſeinem Schwerte den Panzer auf und ſieht eine Jungfrau vor ſich, Brünhild, die vom Vater der Götter verurtheilt iſt, hier zu ſchlummern, bis ein Held ſie weckt, der niemals Furcht empfunden hat. Sie wird ſeine Braut; er aber bleibt ihr nicht treu: bei den Söhnen Giukis, den burgundiſchen Königen der deutſchen Sage, bekommt er einen Zaubertrank, ſo daß er Brunhilden vergißt und die Tochter des Hauſes, Gudrun, die nordiſche Krimhild, freit, ja ſogar Brünhilden für ſeinen Schwager Gunnar (Gunther) gewinnt, indem er in deſſen Geſtalt die verlangten Gefahren beſteht. Wie der Zank der Frauen Brünhilden mit dieſem Betruge bekannt macht, verbinden ſich Stolz und alte Liebe zu einer furchtbaren Leidenſchaft: da ſie den Geliebten nicht beſitzen kann, ſoll ihn auch die Feindin verlieren; ſie reizt Gunnars Eiferſucht und Habgier gegen Sigurd, aber nachdem der Held meuchleriſch erſchlagen iſt, geſteht ſie den wahren Grund ihrer Aufreizung, und endet durch Selbſtmord. Ihr Bruder Atli, der Etzel der nordiſchen Sage, vermählt ſich ſpäter mit Sigurds Witwe; er iſts, der, aus Gier nach dem Horte, die Mörder Sigurds tödtet. Sie ſterben, ohne zu verrathen, wo das Gold liegt; Gudrun aber nimmt für ihre Brüder furchtbare Rache: zuerſt muß Atli, ein zweiter Thyeſtes, unwiſſend ſeiner Kinder

Fleiſch und Blut genießen; hierauf, nachdem ſie ihm das Geheimniß des gräßlichen Mahles geoffenbart, erſchlägt ſie ihn, zündet das Haus an und ſtürzt ſich ins Meer.

Die Vergleichung dieſer nordiſchen Sage mit der deutſchen läßt als Haupteindruck zurück, daß in der letzteren Alles menſchlicher, geſchichtlicher vor ſich geht, in der nordiſchen dagegen das Wunderbare reich und lebendig hervortritt. Sigurds halbgöttliche Herkunft, der Verkehr mit Göttern und andern übermenſchlichen Weſen, der Drache, der ſogar redet, die weiſſagenden Vögel, die Flammenburg, Brünhilde, die verwünſchte Dienerin des Schlachtengottes, der Zaubertrank — wie heben ſie ſich ab gegen das feſtereiche Worms am heitern Rhein, die Hofhaltungen der Könige, die Kämpfe der Burgunden mit den Sachſen, Dänen, Thüringern, Hunnen, Baiern, Gothen! Man könnte geneigt ſeyn, dieſe Verſchiedenheit von der Natur der beiden Völker herzuleiten, als ob die nordiſchen mehr zu fabelhafter, die ſüdlichen mehr zu klarer, menſchlicher Darſtellung des Sagenſtoffs berufen wären; aber jene wunderbaren Züge ſind auch der deutſchen Sage ſo wenig fremd, daß ſie vielmehr größtentheils auf ihnen beruht; ſie ſind bei ihr nur zurückgedrängt, verdunkelt. Da es nun Niemanden einfällt in Abrede zu ziehen, daß die Sage deutſcher Herkunft ſey, ſo kann man nur annehmen, jenes Gepräge des Wunderbaren ſey auch bei uns einſt friſch und ſcharf geweſen, habe ſich nur ſeit der Auswanderung abgeſchliffen; im Norden dagegen ſey es durch die Abgelegenheit des Landes und das länger dauernde Heidenthum geblieben, bis zu der Zeit, wo man zuerſt begann die Lieder aufzuzeichnen. Wir können demnach ohne Bedenken der nordiſchen Auffaſſung den Vorzug höheren Alters einräumen, und ſie gewährt uns, wenn wir ſie neben die deutſche ſtellen, den Vortheil, vergleichen zu können, wie die Sage ſich im Lauf einiger Jahrhunderte verändert hat. Daß hiedurch das Verſtändniß derſelben bedeutend gewinnen müſſe, dafür nur Einen Beweis, das mehr erwähnte Verhältniß Sigfrids zu Brunhilden. Nach dem deutſchen Gedichte kann er den Burgunden Auskunft geben über das Land, wo Brunhilde wohnt, über die Kämpfe, die ſie von ihren Bewerbern

verlangt, die Sitten, die an ihrem Hofe gelten; er macht den Steuermann nach ihrem fernen Reich, und bei der Landung erkennt er ſie aus ihren Frauen; hinwiederum kennt ſie ihn und nennt ihn bei Namen. Wie das Alles komme, wird nicht erklärt; noch räthſelhafter aber iſt, daß ſie von Anfang an ſo lebhaft für ihn empfindet, daß ſie weint, wie er als Krimhildens Bräutigam ihr bei Tiſche gegenüber ſitzt, daß ſie ſich über dieſen Ehebund nie beruhigen läßt. Dieſe Thatſachen ſind mit dem Gewebe der Dichtung ſo eng verbunden, daß das Lied wenigſtens bei den letzteren ſich die Mühe gibt, ſie zu begründen, aber der urſprüngliche Zuſammenhang iſt ihm verloren gegangen und es gelingt ihm nicht einen genügenden an die Stelle zu ſetzen; denn wer gäbe ſich mit der Erklärung zufrieden, daß Brunhilde den Sigfrid für einen Vaſallen gehalten, und daß man ſie, ohne Grund, darüber ſtets im Dunkeln gelaſſen habe! Vollkommen klar wird Alles durch die nordiſche Darſtellung, nach welcher ſie auf Sigfrids Hand frühere Rechte hat, ſo daß das Geſchick nur ſeinen Antheil an ihrer Vermählung mit dem widrigen Gunther aufdecken darf, um ihr das Racheſchwert in die Hand zu geben.

Nahe hiemit verwandt iſt die Art, wie in beiden Darſtellungen Sigfrid bei den Kämpfen die Stelle Gunthers vertritt. Im Nibelungen-Liede ſteht er, unſichtbar gemacht durch ſeine Kappe, neben Gunther; er iſt es, der in Wahrheit dem Speer Brunhildens Stand hält, und denſelben ſo gewaltig heimſendet, daß ſie ſtürzt; der ſodann den Stein weiter wirft als ſie, ja weiter ſpringt, und dabei noch Gunthern ſo künſtlich trägt, daß man dieſen glaubt ſpringen zu ſehen. So ungeſchickt, aller inneren Wahrſcheinlichkeit baar hier namentlich die letzte Behauptung iſt, ſo rund und klar zeigt ſich Alles auf dem Boden der Wunder, den die nordiſche Darſtellung nicht verläßt. Ganz einfach nimmt Sigurd Gunnars Geſtalt an, und nur ſein flammendes Götterauge ſpricht Brunhilden fremdartig an, beſtätigt ihr auch nachher, dem Augenſchein zum Trotz, die Ueberzeugung, daß wirklich nicht Gunnar ſie bezwungen hat. Iſt einmal zugeſtanden, daß die Sage mit ihrer Fortentwicklung manchen Zug verdunkelt oder gar verliert, und aus dieſem Grund in ſpätern Lebensſtadien immer mehr den Eindruck macht, daß ſie nicht aus Einem Guſſe ſey, ſomit in einer andern Geſtalt zuerſt ins Leben müſſe getreten ſeyn, ſo wird man

als möglich vorausſetzen dürfen, daß auch in der älteſten uns überlieferten Faſſung ſchon Einzelnes nicht mehr ſo daſtehe, wie es urſprünglich aus den Händen der Natur oder der Kunſt hervorgegangen iſt. Und da nun die nordiſchen Lieder wirklich manche Lücke, manchen Zuſatz enthalten, die ſich trotz aller bis jetzt angeſtellten Bemühungen mit einem organiſchen Leben der Sage nicht reimen laſſen, wie z. B. Sigfrids Untreue, ſo bleibt keine Vermuthung übrig, als daß die echte, älteſte Sage verloren iſt, muthmaßlich für immer. Die Entdeckung hat etwas Unerfreuliches. Aber wenn es ein Troſt iſt, anderwärts ähnliches Unglück wahrzunehmen, ſo mag man der Sprache gedenken, die ja auch ſchon in ihren alterthümlichſten Niederſetzungen, in der Zeit, wo ſie zuerſt von der Schrift ereilt wurde, manchen Verluſt, abgeſtoßene Spitzen und Ecken, ausgebrochene Bauſteine, ja geſunkene Säulen und Wände zu beklagen hat. Und wie die Sprachwiſſenſchaft, muthig fortarbeitend, dennoch nicht ohne Hoffnung iſt vom paradieſiſchen Urzuſtand eine Vorſtellung zu erwerben, ſo darf auch die Sagenforſchung den Troſt nicht verlieren, daß es ihr gelingen werde, dem älteſten Bilde ſich wenigſtens zu nähern.

Wo liegt nun aber hier der goldne Faden, an dem wir uns aus dieſem Irrgarten verdunkelter Berichte herausfinden? wer deckt uns des ſtolzen Baumes dunkle Wurzel auf? Könnte jemand mit Wahrſcheinlichkeit melden, wie die Nibelungen-Sage zur Zeit ihres friſchen vollen Lebens gelautet hat, und wie ſie durch mannigfache Veränderungen zu ihrer uns bekannten Form gelangt iſt, er würde dadurch dieſe letztere ſo deuten, daß ſie befriedigend als ein Ganzes erſchiene, daß alles jetzt noch Störende ſchadlos wegſchmölze.

Zunächſt lag die Annahme, die Bildung der Sage ſey durch irgend eine große geſchichtliche Begebenheit veranlaßt, die ſich im Andenken des Volks erhalten und allmählich mit wunderbaren Zuthaten ausgeſchmückt habe. Die beſtimmten Angaben des Liedes in geſchichtlicher und geographiſcher Hinſicht: die burgundiſchen Könige, deren Namen hiſtoriſche Quellen faſt unverändert nennen; Etzel und Dieterich, in denen Attila und Theodorich der Große

unverkennbar vor uns ſtehen; endlich ſo klar hervortretende Namen wie Rhein und Donau, Worms und Wien, boten den willkommenſten Anhalt. Hartnäckig widerſetzte ſich nur der Hauptheld Sigfrid. Man hat in dieſer Beziehung an den glücklichen Kampf und traurigen Tod eines Arminius oder Claudius Civilis gedacht; man hat die Ermordung Sigeberts, des auſtraſiſchen Königs, zu Hülfe gerufen, ja ſogar auf den Glanz und Untergang der Hohenſtaufen hingewieſen, da man zwiſchen den Namen der Gibellinen und der Gibelinge (Gibikinge, Giukunge) Verwandtſchaft zu entdecken glaubte. Aber alle dieſe Verſuche leiden an einem Grundgebrechen: nicht Einer vermag nachzuweiſen, daß in dem Helden, den er zur Deutung herbeizieht, die weſentlichen Züge von Sigfrids Geſchichte wiederkehren: ſein Drachenkampf, die Erwerbung des Hortes, die Erweckung der Braut, die Vermählung, der Untergang durch grauſen Verrath der Schwäger. Und doch iſt gar nicht abzuſehen, wie die Sage zu Stand kommen ſollte, wenn nicht wenigſtens ihre Grundzüge ſchon von Anfang beiſammen geweſen ſind; denn es iſt bei ihr, wie bei der Sprache, zwar im Kleinen Einzelnes ein Spiel der Willkür und Laune, nimmermehr aber läßt ſich dies von ihrem Wachsthum im Großen behaupten.

Vielleicht jedoch, entgegnet man, ſchlummert nur das Ereigniß, um das es ſich handelt, im Schooße der Vergeſſenheit; vielleicht kommt es durch irgend ein noch unentdecktes Pergament, eine glückliche Vermuthung ans Licht. Vielleicht, aber ſchwerlich. Denn wollte man auch annehmen, daß ein Ereigniß, das über die ganze deutſche Heldenſage ſeine blutrothen Lichter wirft, das bei allen Stämmen der Germanen der bedeutendſte Gegenſtand des Geſanges geweſen iſt, der Geſchichte ſich bis jetzt entzogen hätte, ſo ſpricht doch gegen jene Möglichkeit eine weitere Eigenſchaft im Weſen der Sage. Wenn Sigfrid wirklich einen Arminius, einen Sigebert oder das Geſchlecht der Hohenſtaufen bedeutete, ſo müßte mit der erlöſten Jungfrau das Vaterland oder die Religion, unter dem Drachen die Römerherrſchaft, oder das Heidenthum der wilden Sachſen, oder die Feindſchaft des römiſchen Stuhles gemeint ſeyn. Man hat allerdings Beiſpiele genug, daß ſolche Deutungen in alte Sagen hineingetragen werden, nie und nirgends aber iſt die lebendige Dichtung jugendlicher Völker auf dieſe Weiſe ſchaffend verfahren.

Als die Unmöglichkeit einer ausreichenden geſchichtlichen Erklärung andere Wege zu betreten gebot, verfiel man auf philoſophiſch-allegoriſche Deutungen. Von wirklichem Werth iſt hier nur die eines däniſchen Gelehrten, Peter Erasmus Müllers, nach welchem unſere Sage gewiſſer Maßen den Sündenfall erklären ſollte, indem ſie die Gefahren des Beſitzes und des Genuſſes ſchilderte.[1] Der Hort ſtelle den Reichthum dar, den die Tapferkeit in ihren Beſitz bringe. So lange Sigfrid der erſten Braut, Brunhilde, an der namentlich die Eigenſchaft der Walkyrie, der waffenkundigen Dienerin des Schlachtengottes, hervorgehoben wird, getreu bleibe, mit andern Worten ſo lang ſeine Kraft ſich friſch erhalte, ſey er ſiegreich; ſobald er der zweiten Geliebten huldige, d. h. ſich der Weichlichkeit und Wolluſt ergebe, breche das Verderben über ihn herein, er falle, zwar als Opfer des Geſchicks, aber nach der poetiſchen Gerechtigkeit durch Vermittlung eigener Schuld, von den Händen der Nibelunge, der Söhne der Finſterniß. Der Schatz werde, gemäß dem Zuſammenhang von Frevel und Rache, jedem ſpätern Beſitzer zum Fluch.

Es ſpricht für dieſe Anſicht vornemlich, daß ſie der nordiſchen Auffaſſung unſerer Sage vollkommen angemeſſen iſt; denn nichts tritt in dieſer ſo ſtark hervor, als der Fluch, der auf dem Horte ruht: Hreidmar und ſeine beiden Söhne, Sigurd, Brünhild, Gudrun und ihre beiden Brüder, Atli und ſeine Kinder, allen wird er Anlaß zu einem gewaltſamen Tod. Allein wir haben geſehen, daß die Sage ſelbſt in dieſer frühſten auf uns gekommenen Form doch nicht die urſprüngliche ſeyn kann, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß erſt eine Zeit, welche ſchon den echten Gehalt nicht mehr verſtund, dieſen philoſophiſchen Sinn hineintrug, ja daß ſie zu dieſem Ende manchen Zug änderte, verrückte, hinzufügte.

So ſtunden die Sachen ums Jahr 1829. Noch hatte man blos die Wahl zwiſchen der ganz geſchichtlichen und der ganz mythiſchen Deutung, und da ſich gegen beide ſo vieles einwenden läßt, mußten die Sorgfältigen mit ihrem Urtheil zurückhalten. Einen Ausſpruch aus dieſem Lebensalter der Forſchungen über das

---

[1] Sagabibliothek med Anmaerkninger og indlebende Afhandlinger. Af P. E. Müller, Dr. og Prof. i Theolog. ved Kiöbenhavns Universitet. Kiöbenhavn 1817—1820. (II, 365 ff.)

Lied enthält W. Grimms deutſche Heldenſage (S. 336). Nachdem er die beiden Erklärungsweiſen geſchildert, ſagt er: „auf jeder Seite ſtellt ſich, ſo lange man unbefangen bleibt, ſehr bald das Gefühl des unzulänglichen und völlig unhaltbaren ein . . . ich entſage gern dem Vortheil, eine vorausgewählte Anſicht in die Mitte zu ſtellen, oder mit dem glänzenden Schwerte eines ſinnreichen Einfalls auf den Knoten loszuhauen."

Indeſſen hatte ſich doch P. E. Müller um das Verſtändniß des Lieds ein bleibendes Verdienſt erworben: die allegoriſche Deutung, die er verſuchte, bildete den Uebergang zu der ſymboliſchen, man gewöhnte ſich allmählich daran, die mythiſche Deutung, ungeachtet des großen Mißbrauchs, deſſen ſie fähig iſt, gelten zu laſſen, und that endlich den entſcheidenden, einzig gedeihlichen Schritt, indem man das Lied in zwei Hälften ſonderte, eine von mythiſchem und eine von geſchichtlichem Werth.

Schon Bodmer hatte, wie ich S. 199 berührt habe, zwei Hälften unterſchieden, und wenn man auch mit Recht von ſeinem Widerwillen gegen die erſte bald wieder abgekommen iſt, ſo muß man doch zugeſtehen, daß beide nur ſchwach verſchmolzen an einander gereiht ſind: im erſten Theil bewegt ſich alles um Sigfrid, im zweiten um die Burgunden, beſonders um Hagen, dem ſich das Herz des Dichters gegen das Ende lebhaft zuwendet. Die Sigfridsſage nun, in der überall das Wunderbare ſchlecht verhüllt hervorbricht, muß und kann, ſo weit ſich die Anſichten bis jetzt geklärt haben, mythiſch gedeutet werden; wogegen die zweite Hälfte, die burgundiſche Sage, die kaum noch von einer weiſſagenden Waſſernixe oder von Dieterichs donnerähnlicher Stimme berichtet, geſchichtlichen Urſprungs iſt.

Der erſte, der im Nibelungen-Lied einen Sprößling zweier Eltern geahnet hat, iſt meines Wiſſens Lachmann. Seine „Kritik der Sage von den Nibelungen,"[1] eines der unentbehrlichen Hülfsmittel

---

[1] Zuerſt im dritten Jahrgang des rheiniſchen Muſeums für Philologie von Niebuhr und Brandis, S. 435—464; dann, mit Beibehaltung der Seitenzahlen, als Anhang ſeines Buches „Zu den Nibelungen und zur Klage" (Berlin, 1836).

für dieſe ganze Forſchung, enthält S. 438 die Stelle: „der erſte Haupttheil der Erzählung, das Verhältniß Siegfrieds und der Nibelungen, zu dem die Vernichtung der Burgunden faſt nur einen Anhang bildet, führt uns ganz aus der bekannten Geſchichte und aus der gemeinen Wahrſcheinlichkeit in ein wundervolles mythiſches Leben.“ Dieſe Worte, die faſt wie ein Keim der oben ausgeſprochenen Anſicht erſcheinen, ſind 1829 geſchrieben; ſeither neigt ſich die große Zahl der Forſcher mehr und mehr der Ueberzeugung zu, daß dieſe Doppelnatur nicht blos dem Nibelungenliede, ſondern überhaupt aller Heldenſage zugeſtanden werden müſſe. Ich laſſe hier zwei Männer ſprechen, die ſich um unſer Alterthum ſo verdient gemacht haben, daß ihre Stimme wohl einiges Gewicht hat, Mone und Leo. Mone ſagt:[1] „Wie ſehr auch die Geſtalt, worin die Heldenſage auf uns gekommen, der Willkür unterworfen war, ſo hat man doch längſt einen doppelten Inhalt derſelben erkannt: einen geſchichtlichen und einen mythiſchen. Jener beſteht in einzelnen geſchichtlichen Erinnerungen, ohne den wahren hiſtoriſchen Zuſammenhang, dieſer (der mythiſche Einfluß) ſcheint den hiſtoriſchen Zuſammenhang aufgelöst, und die einzelnen Erinnerungen nach ſeinem Bedürfniß eingefügt zu haben. Man könnte ſagen: der Leib der Heldenſage iſt die Geſchichte, der Geiſt der Mythus. Die belebende Kraft liegt im Geiſte, daher haben ſich die geſchichtlichen Ereigniſſe dem Mythus der Heldenſage gefügt und ihren wirklichen Zuſammenhang aufgegeben. Der Mythus iſt die erſte Bedingung zum Urſprung der Heldnſage; wo eer fehlt, gibt es höchſtens eine Chronik.“

In gleicher Richtung und mit gleicher Entſchiedenheit ſpricht Leo ſich aus:[2] „Es haben ſich in neueſter Zeit zum Theil die edelſten Kräfte darauf gewendet, uns zu verdeutlichen, wie weit wir in unſern alten Heldenſagen hiſtoriſche Beziehungen anzuerkennen, oder Mythen zu betrachten haben. Daß in die

[1] Unterſuchungen zur Geſchichte der teutſchen Heldenſage von Franz Joſeph Mone. Quedlinburg und Leipzig 1836.

[2] Beowulf, das älteſte deutſche, in angelſächſiſcher Mundart erhaltene Heldengedicht, nach ſeinem Inhalte und nach ſeinen hiſtoriſchen und mythologiſchen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Geſchichte alter deutſcher Geiſteszuſtände von H. Leo. Halle, 1839. — Die Stelle bildet den Anfang des Buches.

Heldendichtung der Deutſchen von Tacitus an bis auf den letzten Ueberarbeiter des Nibelungen-Liedes immer auch hiſtoriſche Stoffe eingedrungen, iſt unleugbar; daß aber die ſo eingedrungenen Stoffe in ihrer hiſtoriſchen Thatſächlichkeit immer nur kurze Zeit gehaftet haben, liegt auf offner Hand. Es iſt nicht unintereſſant zu verfolgen, wie doch hauptſächlich nur der alte (mythiſche) Sagenſtoff ſich feſt erhielt, während des eingemiſchten, nachweislich hiſtoriſchen ſo wenig ſich feſt mit dem alten fortlebenden Stoffe zu vermählen vermocht hat. Von Armin ſchweigt unſere ganze heimiſche Literatur, und doch gab es eine Zeit, wo ſein Name hoch in Liedern gefeiert ward; von Alboin ſagt Paulus Diaconus: ſein Ruhm hat ſich ſo weit verbreitet, daß heutzutage Baiern und Sachſen, ja ſogar andere Völker der deutſchen Zunge ſeine Milde, ſeine Herrlichkeit, ſeine Tapferkeit und ſein Kriegsglück in ihren Liedern preiſen — aber abgerechnet ein Paar Zeilen in dem angelſächſiſchen Wandererliede finden wir in keiner uns in deutſchem Dialekt erhaltenen Sage Alboins weiter gedacht. Dadurch alſo, daß ſich als feſtgeſtaltend in der Dichtung doch immer nur das Moment der in der Mythe natürlich und mit der Nation zugleich erwachſenen poetiſchen Gedanken erwies, ward alle hiſtoriſche Thatſache nach einiger Zeit in das Gebiet des freien Gedankens herübergenommen, und was ſich nicht herübernehmen ließ, ward wiederum abgeſtoßen. Daß es ſchon zu Tacitus Zeiten eben ſo war, ſehen wir daraus, daß er in der Erwähnung von Göttern und Heroen, deren die Geſänge der Deutſchen gedachten, ſchon einen mythologiſchen Hintergrund der Heldenſage angibt. Dieſer mythologiſche Grund und Boden wird ſich, ſo lange das Heidenthum mit ſeinen Sitten und ſittlichen Auffaſſungen nachhielt, nicht viel geändert haben; erſt das Eindringen chriſtlichen Denkens ſtörte die Einheit der Tradition, ſo daß z. B. die Wolſungenſage im Nibelungen-Liede aus ihren alten ſittlichen Fugen geriſſen, die eigentlich religiös mythiſchen Partien, wie der Drachenkampf, das Verhältniß zur Walkyrie Brunhild, das ganze Verhältniß der Wolſungen und Nibelungen in den Hintergrund geſchoben erſcheinen. Doch auch ſo noch blieb die alte Heldenſage die breite feſte Unterlage für neue hiſtoriſche Dichtungen, deren Figuren wie Stickereien auf einem feſten gewobenen Grund aufgetragen ſind, aber eben darum auch wider ohne Schaden des Gewebes ausgetrennt werden können.

Der eigentliche Grund und Boden der Heldenſage iſt durchaus mythiſch, nur in jeder Periode mit einigen wirklichen Perſonen bereichert, und in Beziehung auf die hiſtoriſchen Helden der jedesmal nächſt vorhergehenden Zeit, kann man ſehen, wie ſie in dem Uebergange des Untertauchens in den allgemeinen mythiſchen Stoff begriffen, zugleich hiſtoriſch und unhiſtoriſch ſind."

Es handelt ſich alſo bei der Nibelungen-Sage zunächſt um das Verſtändniß einer Mythe. Die ſymboliſche Deutung, die hier eintritt, iſt vornemlich dadurch bei vielen in Mißachtung gekommen, daß man ſie mit der allegoriſchen verwechſelte. Sie hat mit dieſer allerdings gemein, daß ſie als den Kern der Erzählungen gleichfalls Wahrheiten annimmt. Während aber beim allegoriſchen Verfahren die mehr bewußte Thätigkeit der Reflexion ins Spiel kommt, befinden wir uns hier auf dem Gebiete der Poeſie, wo die geiſtige Wahrnehmung und das verhüllende, ſprechende Bild gleichzeitig keimen, wie die Werkſtätte des Geiſtes Gedanken nur dadurch zu Stande bringt, daß ſie dieſelben ins Gewand der Rede kleidet. Während alſo der Zuſammenhang zwiſchen Bild und Sache bei der Allegorie mehr willkürlich, künſtlich und kalt iſt, zeigt er ſich bei der ſymboliſchen Dichtung warm und lebenskräftig, weil er auf den Geſetzen beruht, nach denen die Vorſtellungen unſeres Geiſtes Leben gewinnen.

Indeſſen muß man doch auch bei dieſen echten Mythen zwei Gattungen unterſcheiden. Ich bediene mich hier der Worte Uhlands, der durch ſeinen Thôr[1] für alle Forſchungen dieſer Art eine neue Bahn gebrochen hat. Er ſagt Seite 14: „Da die umfaſſendere Kenntniß (des Weſens der Mythen) doch nicht mit Einem Schritte zu erlangen iſt, ſo wird es auch zu ihr am ſicherſten führen, wenn vom Leichteren zum Schwierigeren, vom Helleren zum Dunkleren fortgeſchritten wird. Mythen, die im Naturgebiete verkehren, liegen nun gewiß dem Verſtändniß offener, als ſolche, die ſich auf die innere Welt beziehen; dort ſind die ſtoffartigen und greifbaren

[1] Sagenforſchungen. Der Mythus von Thôr. Stuttgart und Augsburg, 1836.

Dinge, hier die körperlosen und übersinnlichen. In der nordischen Götterlehre fällt auf diese Seite der Mythus von Odin, auf jene der von Thôr; im ersteren Mythenkreise ist vorzugsweise das Geistesleben, im letzteren das Naturleben vergegenwärtigt. Schon die Anerkennung dieser verschiedenen Gebiete, und die Auseinanderhaltung dessen, was der einen oder der anderen Seite angehört, ist ein erheblicher Schritt zur Auffassung des Ganzen."

Es fragt sich nun, zu welcher von beiden Gattungen die Mythe von Sigfrid gehört. Die Erörterung dieser Frage wird aber wesentlich erleichtert seyn, wenn zuvor ins Reine gebracht ist, wie sich die Naturmythen zu den geistigen in Betreff ihres Alters und demnach ihrer mythologischen Würdigkeit verhalten. In den mythologischen Sammlungen des Nordens liegen sie ungetrennt beisammen. Wollte man daraus den Schluß ziehen, daß beide gleichzeitig entstanden seyen, so wäre derselbe wenigstens durch dieses Beisammenseyn noch nicht gerechtfertigt, indem sogar die ältesten Aufzeichnungen nordischer Mythen nur noch von der untergehenden Sonne des Heidenthums beschienen sind, und also nicht vorausgesetzt werden darf, daß die Aufzeichner ihren Stoff noch tief genug verstanden haben, um Jüngeres auszuscheiden. Man muß mithin wenigstens dem Grundsatz nach als möglich anerkennen, daß auch die ehrwürdigste Quelle der nordischen Götterlehre, die alte Edda, Lieder von der verschiedensten Entstehungszeit zusammengestellt habe.

Diese Möglichkeit wird aber zur hohen Wahrscheinlichkeit, wenn man den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes betrachtet, wie er sich in der Geschichte der Philosophie darstellt, und wie er am Kinde noch täglich zu beobachten ist. Alle Wahrnehmung beginnt mit der Außenwelt; erst wenn der Geist an ihr sich geübt hat, empfindet er das Bedürfniß und die Kraft rückwärts zu blicken, in sein eigenes Reich. Das nemliche zeigt sich im Leben der Sprache, die überhaupt für die Sage so manchen wichtigen Vergleichungspunkt liefert. Von Anfang ist sie unendlich reich und mächtig, um das sinnlich Wahrnehmbare zu bezeichnen; je mehr sie vorwärts schreitet, desto geschickter wird sie, sich auf dem Gebiete des übersinnlichen zu bewegen, in demselben Verhältniß aber nimmt jenes frühere Vermögen ab. Der Gang, den sie bei dieser Veränderung einhält, ist für das Verständniß der Mythologie noch

von anderer Seite her belehrend. Wenn ſie anfängt überſinnliches auszudrücken, ſo ſchafft ſie dafür nicht neue Benennungen; ſie kann es vielleicht ſchon nicht mehr, weil mit dem Eintreten des Bewußtſeyns die ſchöpferiſche Naturkraft von ihr gewichen iſt. So bleibt ihr nur übrig, den Reichthum, der in den bereits gewonnenen Bildungen verſchloſſen liegt, ſinnreich zu entwickeln, und ſie zeigt ſich jetzt hierin eben ſo groß als früher im Schaffen. Unſere meiſten abſtrakten Ausdrücke liefern dafür einen Beweis, Grimms deutſche Grammatik iſt reich an Beiſpielen dieſer Art. Man ſehe z. B., was II, 427 über die Präpoſitionen geſagt iſt. Sie bezeichnen von Anfang ein Raumverhältniß (im Wald, am Strand), daraus bildet ſich die ſchon abſtraktere Bezeichnung der Zeitverhältniſſe (im Herbſt, am Abend) und als das jüngſte die Bezeichnung eines Zuſtands, eines Mittels, einer Urſache (in der Noth ſeyn, in Räthſeln reden, am Heimweh leiden). Man vergleiche ferner das erſte Kapitel deſſelben Bandes, das die älteſten Verben aufzählt und bei jedem durch Vergleichung aller damit verwandten Wörter den urſprünglichen Sinn zu gewinnen ſucht, ſo daß z. B. reimen als ein Zuſammenfügen, ſinnen (wie noch in Sonne, das davon ſtammt) als ein Schreiten und Vordringen erſcheint u. dgl. Auf ähnliche Weiſe werden Luft und Seele von den Hebräern und vom griechiſch-lateiniſchen Stamme (ἄνεμος, animus) mit Einem Ausdruck bezeichnet und ebenſo nimmt der Deutſche ſeinen Ausdruck Seele (goth. saivala) von der wogenden See (saiva). Dieſer Gang der Entwicklung vom Sinnlichen zum Geiſtigen gilt, wie beim Denken und bei der Sprache, ſo unſtreitig auch bei der Götterſage; denn was iſt ſie anders als die älteſte, einfachſte Wahrheitslehre? und was iſt die Sprache, wenn nicht der Leib fürs geiſtige Leben, mit dieſem gleichzeitig entſtehend, nach Einerlei Geſetze mit ihm ſich fortentwickelnd!

Sonach darf man die geiſtigen Mythen für die jüngeren anſehen, oder vielmehr man darf behaupten, daß die großen mythiſchen Hauptgeſtalten, Jupiter und Thôr, wie Odhin und Apoll, urſprünglich nur Sinnbilder für Naturkräfte geweſen, und erſt in dem Maße wie ſich der Menſch zu geiſtiger Bildung heraufarbeitete, auch Stellvertreter geiſtiger Eigenſchaften geworden ſeyen. Wenn Odin, der Kriegsgott, vorherrſchend geiſtig ward; Thôr, der Donnergott, anders als der entſprechende Jupiter, einzig in der Natur

zu walten fortfuhr, ſo findet das vielleicht ſeine Deutung darin, daß jener der Gott eines eingedrungenen Stammes, der Edeln und Weiſen im Volke war; dieſer der Gott des unterjochten, der Armen und der Knechte. Wäre das aber auch nicht der Fall, ſo dürfte doch die Ungleichheit nicht in höherem Grad auffallen als z. B. bei den Wörtern ſinnen und animus, die wir blos noch in abſtrakter Bedeutung kennen, während die verwandten Sonne und ἄνεμος der ſinnlichen treu geblieben ſind: von Anfang waren ſie beide zu beidem fähig.

Um endlich wieder an die Mythe von Sigfrid zu kommen, ſo wird nicht gefragt werden dürfen, ob ſie den Odins- oder den Thörsmythen angehöre, ob ſie nur geiſtig oder nur natürlich zu faſſen ſey; ſondern ob ſie bis in eine Zeit hinabreiche, wo ſich der dichtende Geiſt nur erſt mit Naturwahrnehmungen abgab, oder ob ſie erſt entſtanden ſey, als er ſich mit höherer Kraft und Liebe den Dichtungen von geiſtigem Gehalte zugewandt hatte.

Die Betrachtung der nordiſchen Sage läßt auf das letztere ſchließen: Sigurd iſt kein Naturgott, es tritt in ihm die Idee des älteſten Ritterthums hervor, ein Held, der mit ſtrahlender Herrlichkeit, unvergleichlich in Thaten, Reichthum, Liebesglück, an uns vorübergeht, aber auch ein raſches Ende findet. Man könnte ſich mit dieſer Deutung begnügen; denn ſie iſt ergreifend und einfach. Aber ſie genügt nicht, alles einzelne zu erklären: ſie ſagt uns nicht, warum der Held ſein Gold eben von einem Drachen gewinnt, warum er eben eine ſchlafende Jungfrau findet, warum er ihr untreu wird, warum er ſie für den Bruder der zweiten Geliebten erwirbt, warum es die Verwandten ſind, die ihn meuchleriſch tödten. Man könnte ſagen, das ſey eben die Dichtung. Aber die echte Mythendichtung iſt wie die ſchaffende Natur nirgends willkürlich, ſie hat ſelbſt für Dinge, die ſie nur zum Schmuck einzuweben ſcheint, ihren beſtimmten Grund, und wenn die Deutung nicht wenigſtens Ausſicht gewährt, alle weſentlichen Züge klar zu machen, ſo iſt ſie nicht auf rechtem Wege. Somit muß erlaubt ſeyn, auf die ſchon berührte Vorausſetzung zurückzukommen, daß nämlich hinter der allerdings geiſtigen Edda-Mythe von Sigurd eine Natur-Mythe ſchlummre, die wir urgermaniſch, vielleicht mit P. E. Müller, nur in etwas anderem Sinne, noch eine Tochter der aſiatiſchen Heimat nennen dürfen. Ungerecht wäre die Zumuthung,

daß die Richtigkeit dieſer Anſicht auf dem Weg urkundlicher Forſchung erhärtet werden müſſe; alles was man billiger Weiſe verlangen kann, iſt geleiſtet, wenn aus Analogieen eine Deutung gegeben wird, die in das Ganze der germaniſchen Götterſage taugt und an der Sage von Sigfrid jeden Hauptbeſtandtheil — denn die Nebenzüge laſſen ſich als geſchichtlich zum Theil ſogar nachweiſen — befriedigend erklärt. Die Urheber und Verfechter dieſer Anſicht müßten es alſo ſchon über ſich ergehen laſſen, wenn man ſie beſchuldigte, ſie ſchlagen mit dem glänzenden Schwert eines ſinnreichen Einfalls auf den Knoten los, könnten auch ſagen, daß Alexander allerdings den Knoten zerhauen und das perſiſche Reich erobert hat.

Dieſen Dienſt hat abermals ein Müller, der vierte deſſen Namen mit dem Lied in genaue Verbindung kommt, der Wiſſenſchaft geleiſtet.[1] Ich theile ſeine Beweisführung mit, ohne mich eben ſtreng an ihren Gang zu halten.

Die erſte bedeutende Wahrnehmung, die der kindliche Menſchengeiſt an der Natur machte, war der großartige Gegenſatz feindſeliger Naturgewalten. Er dachte ſich diejenigen, die dem Sterblichen gefährlich wurden, als feindſelige Weſen, die günſtigen als gute, gnädige Götter, und der große Kampf der beiden Geſchlechter bildet die Grundlage jeder Mythologie. Den ungeſtalten, verderblichen Titanen des griechiſchen Alterthums entſprechen im Norden die Thurſen oder Joten; dem hülfreichen olympiſchen Göttergeſchlechte, das mit Zeus zur Herrſchaft gekommen iſt, vergleichen ſich die Aſen, das Geſchlecht Odins. Daß es den wilden Kräften von Erdbeben, Waſſer, Unfruchtbarkeit, Sturm, Nacht und Kälte doch nicht gelingt, die Menſchheit auszurotten, iſt eine Folge des Siegs der guten Götter; während aber im Süden die zerſtörenden Titanen mit ewigen Banden gefeſſelt liegen, und nur in erfolgloſem Grimme daran rütteln, bedrängen im wilderen Norden die Joten Götter und Menſchen durch ſteten Krieg, den Aſen ſteht am Ende der Tage von ihnen ſicherer Untergang bevor.

Alljährlich ſchon erinnert das Schwinden der ſchönen Jahreszeit an dieſe düſtern Ausſichten: kaum hat der lichte Sommergott

[1] Verſuch einer mythologiſchen Erklärung der Nibelungen-Sage, von Dr. Wilhelm Müller, Privatdocenten in Göttingen. Berlin, 1841.

ſeinen vollſtändigen Sieg erfochten, am längſten Tag, ſo iſt er auch ſchon von einem tückiſchen Feinde zum Tode verwundet.

Und das nun iſt der Mythus, der in der Sage von Sigfrid verborgen liegt: wie ihn, der nordiſchen Sage nach, Brunhild auch in ſeiner Verwandlung noch an den leuchtenden Augen erkannte, ſo kann ſich ſelbſt in der vielfach verdunkelten Sage, wie wir ſie beſitzen, der Apoll des Nordens, der milde, ſiegreiche, ſtrahlende Frühlingsgott, nicht verbergen. Er iſt mit unwiderſtehlicher Kraft ausgerüſtet, welche der Mythus durch drei wunderbare Beſitzthümer, das Götterroß, das unſichtbar machende Gewand und das wunderbare Schwert bezeichnet; ſo tritt er leicht und ſtrahlend aus der Nacht hervor. Am Fuß der Linde, die vermuthlich das Symbol des Weltbaums, das deutſche Seitenſtück zu Ygdraſill, der nordiſchen Welteſche bildet, lagert der Winter, einer von den Joten, als Drache geſtaltet, und hält den Hort, d. h. den Segen der ſommerlichen Erde, verſchloſſen. Die flackernde Lohe nah dabei bezeichnet die Unterwelt, welche man ſich von Feuer umgeben dachte; die verwünſchte, ſchlummernde Jungfrau dahinter, iſt die nordiſche Proſerpina, die Pflanzengöttin, mit der ſich der Gott vermählen muß, wenn der Segen der Erde den Menſchen zu Theil werden ſoll. Er trennt mit ſeinem Schwert ihren Panzer auf, d. h. vor ſeinem Sonnenſtrahle löſen ſich Eis und Schnee. Noch aber iſt die Kraft des Winters nicht gebrochen, oder, wie die Mythe ſich ausdrückt, die Befreite darf nicht ſofort des Gottes Gattin werden; vielmehr muß der Gott ihren Verwandten, den Joten, noch eine Zeit lang dienen. Kurze Zeit, nachdem ſie mit ihm vermählt, und ihr der Hort als Morgengabe zu Theil geworden iſt, fällt der Gott von der Hand Hagens, eines Verwandten ſeiner Gattin. Hagen, unter dem wir uns die Wiederkehr der rauhen Jahreszeit zu denken haben, entreißt auch der Wittwe noch den Hort; ſtumm trauernd ſitzt ſie nun im einſamen Gemach, Proſerpina iſt zur Unterwelt zurückgekehrt, die Pflanzenwelt, nicht mehr belebt vom warmen Strahle, hat ihren Reichthum an den Mörder abgeben müſſen, der ihn neidiſch verſenkt.

Mit dem Abſterben des Heidenthums ſchwand aus dieſer Sage, wie aus andern, der urſprüngliche Sinn; die ſchöne Geſtalt aber konnte feſtgehalten werden, und es ward einer noch immer dichteriſch kraftvollen Zeit nicht ſchwer, ſie neu zu beſeelen, indem ſie

die Gegenſätze, die urſprünglich der äußeren Natur entnommen waren, nun als ſittliche verſtand. Sigfrid ward aus einem Gotte zum halbgöttlichen Helden, der Hort bedeutete nicht mehr die Gaben der Natur, ſondern Gold und Edelſtein, die Unterwelt wurde zur flammenden Burg, die Braut, ihres Panzers wegen, zur Kriegerin, den Stahl des Mordes lenkte nicht mehr Neid und angeborner Haß, ſondern Habgier, die ganze Sage hatte nicht mehr den Fluch des Winters zum Gegenſtande, ſondern den Fluch des Goldes. So haben die Lieder der Edda Sigfrids Geſchichte verſtanden und der Nordländer P. E. Müller, der Schöpfer der philoſophiſchen Deutung, hat, wenn auch nicht den älteſten, doch den zweiten Sinn der Sage richtig getroffen.

Indem aber dieſe ſich Wandlungen ſolcher Art muß gefallen laſſen, iſt es nicht anders möglich, als daß die urſprüngliche harmoniſche Geſtalt leidet, daß einzelne Züge ſich verſchieben, verdunkeln, wegfallen, neue dafür an die Stelle treten. Die Sage bemüht ſich zwar die Spuren der Unordnung zu verwiſchen, aber es gelingt ihr nie ganz. Zu den bereits angeführten Beiſpielen für die Richtigkeit dieſer Behauptung, tritt hier der Zug, den wir als einen Beſtandtheil der älteſten Sage zu denken haben, daß nämlich Sigfrid die Vermählung mit der erweckten Braut hinausſchieben muß. Später iſt er natürlich zu ihr zurückgekehrt, d. h. der Sommer hat ſeinen vollen Sieg errungen. Aber ſchon in den älteſten Liedern findet ſich davon keine Spur mehr, man kann es nur aus dem Zuſammenhang ſchließen. Hier zuerſt ſcheint die Sage ſich ſelbſt nicht mehr verſtanden zu haben. Den Hergang dieſer Aenderung darf man ſich wohl auf folgende Weiſe denken. Wie Proſerpina halb der Unterwelt, halb der Oberwelt angehört, ſo iſt auch die Jungfrau, die der Frühlingsgott erweckt, zwar durch den Bund mit ihm eine gute, milde Göttin, ihrer Herkunft nach aber eine Verwandte der finſtern, feindſeligen Joten; vor und nach der Vermählung erſcheint ſie kalt und grollend. So bald aus dem Natur-Mythus eine Sage ward, ließ ſich auch dieſe Doppelnatur nicht mehr begreifen, und die Geſtalt von Sigfrids Gattin ward in zwei zerlegt, deren jede mit voller Entſchiedenheit Eine Seite der urſprünglichen Göttin ausbildet, ſo daß ſie ſich jetzt in äußerſter Feindſeligkeit gegenüber ſtehn. Ganz natürlich bot ſich nun dar, daß Sigfrid, auf den ſie beide gleichen Anſpruch haben,

nicht blos als ein Opfer des Neides und der Habgier fällt, ſondern vornemlich durch die Eiferſucht der beiden. Aeußerlich aber wirkt die urſprüngliche Einheit wenigſtens dadurch nach, daß beide den Namen der älteſten mythiſchen Braut noch tragen. Hilde, das in beider Namen die Grundlage bildet, und auch im Gudrunliede bedeutungsvoll widerkehrt, iſt vermuthlich Eins mit Hulda, der altdeutſchen Erdgöttin, die noch jetzt als Frau Holle, halb freundlich, halb grauenvoll, durch die deutſche Märchenwelt wandelt. Da ferner nach J. Grimm[1] Brun aus brunjâ (dem leuchtenden, brennenden Harniſch), Krim aus grîma (dem Helme) ſtammt, ſo iſt ja auch durch die beiden Beſtimmungswörter im Grunde daſſelbe bezeichnet: eine Geharniſchte, die Walkyrie der nordiſchen Sage. Und wie von der Edda Brunhilde noch mit einem zweiten Namen Sigurdrifa genannt wird, ſo könnte wohl in der alten Sage die Eine Jungfrau bald Brun-, bald Grim-hild geheißen haben.

Eine weitere Folge des Herübertretens der Sage auf menſchlichen Boden war, daß nach den damaligen Begriffen der germaniſchen Völker Sigfrids Ermordung durch ſeine nächſten Angehörigen, hier durch ſeine Witwe, gerochen werden mußte. Da die urſprüngliche Sage dafür nichts an die Hand gab, ſo warf der dichtende Volksgeiſt ſeinen Blick anders wohin, und hier iſt die Stelle, wo ſich mit dem mythiſchen Stoff ein geſchichtlicher, mit dem altgermaniſchen Mythus eines von den großartigen Ereigniſſen der Völkerwanderung vermählte. An die ſcheinbar geſchichtlichen Geſtalten von Sigfrid, Hilde, Hagen reihten ſich wirkliche: Gundihari der Burgunde, Attila der Hunne. Auf die Frage, weshalb eben dieſe gewählt wurden, fehlt es nicht an einer genügenden Antwort. Der deutſche Stamm, bei dem die alte Sage zuerſt künſtleriſch geſtaltet ward, ſind allen Zeichen nach die Franken am Niederrhein, und wenn es ſich von einer Rache handelte, die ein ſchwer beleidigtes königliches Weib an ihren Verwandten zu vollziehen hatte, ſo lag ein Ereigniß ganz nahe, durch das eben dieſe Franken in die engſte Berührung mit den Burgunden gekommen

[1] Deutſche Grammatik I, 188 (der Ausgabe von 1840).

waren. Ums J. 500 hatte der burgundiſche König Gundobald ſeinen Bruder Chilperich und deſſen Gattin ermorden laſſen. Von den beiden hinterbliebenen Töchtern wuchs die jüngere, Chrôdhilde, rachedürſtend heran und ihre Vermählung mit dem noch heidniſchen Frankenkönig Chlôdwig, dem Gundobald ſie nicht zu verſagen wagte, gab ihr die Mittel zur Rache: der Fall des burgundiſchen Reichs wurde durch ſie, wenn auch nicht herbeigeführt, ſo doch beſchleunigt. Die Verwechſelung der mythiſchen Gattin Sigfrids mit der geſchichtlichen Tochter Chilperichs war um ſo natürlicher, da wir für jene den einfachen Namen Hilde, der auch im Namen der Burgundin die Grundlage bildet, als einen uralten haben vorausſetzen dürfen.

Noch iſt zu erklären, wie Attila der Weltſtürmer, der 70 Jahre vor dieſem Ereigniß geſtorben iſt, damit in Verbindung gebracht werden konnte. Es gehört bekanntlich zu den Eigenheiten der hiſtoriſchen Sage, die ſich im Munde des ungelehrten Volkes weiter bildet, daß ſie von den zahlloſen Erſcheinungen der Geſchichte nur die nahe liegenden oder die bedeutendſten feſthält, und dieſelben unter einander zerfließen läßt, wobei ſie zwar innere Widerſprüche vermeidet, vor Anachronismen aber ſich nicht im Geringſten fürchtet. Wie ſie die burgundiſchen Könige, die nie am Rhein gewohnt haben, nach Worms bringt, weil ſie dieſe Stadt als den Herrſcherſitz eines ſpätern auſtraſiſchen Königsgeſchlechts im Gedächtniß hatte, ſo läßt ſie jene Frankenkönige, die Söhne der Chrôdhilde, die ſich nach der Geſchichte zum Werkzeuge der Rache gegen Burgund hergegeben haben, die aber zu wenig glänzend hervortreten, um von der Sage feſtgehalten zu werden, ſie läßt den unbekannten Chlôdomêr mit ſeinen Brüdern fallen, und ſetzt an ihre Stelle den weltbekannten Attila, von dem ſie überdies wußte, daß er auch einmal, nur etwa 100 Jahre früher, das burgundiſche Reich unter Gundichar beinah zerſtört, wenigſtens dieſen König mit ſeinem ganzen Geſchlechte vernichtet hatte.[1] Da nun zwei große Könige gegen einander ſtunden, ſo mußte jedem derſelben ein Gefolge nachrücken: an Etzel ſchloſſen

[1] Paulus Diaconus ſagt: Attila Gundicarium, Burgundionum regem, sibi occurrentem protrivit; Proſper von Aquitanien: Gundicarium Chunni cum populo suo ac stirpe deleverunt.

ſich Rüdiger, Dieterich u. a. Vaſallen, an Gunther ſeine Brüder, mit den Namen wie ſie auch nach der Geſchichte dem burgundiſchen Königshaus eigen waren; zwei Heldengeſchlechter traten ſich ſtreitfertig gegenüber, und der Kampf der Nibelungen und Amelungen, der die deutſche Heldenſage ſo vielfach beſchäftigt, war für immer mit der Geſchichte Sigfrids verbunden, wanderte mit ihr vom Rhein über die Nordſee hinauf bis zu den entlegenſten Wohnſitzen des ſkandinaviſchen Stammes.

Daß bei dieſen die Form und Deutung der Sage, ſo wie ſie beim Untergang des Heidenthums unter den germaniſchen Stämmen lebte, noch von der nachrückenden Schrift ereilt und feſtgehalten ward, iſt ſchon bemerkt. Abermals neu war ſie nach beiden Hinſichten geworden in der Zeit, wo unſer Nibelungen-Lied entſtanden iſt. Sie hat hier freilich wiederum an äußerer Vollſtändigkeit verloren, der erſten Hälfte namentlich fehlt es an Feſtigkeit und Harmonie. So ſehen wir — um ein öfter gebrauchtes Beiſpiel zum letzten Male anzuführen — den Helden Sigfrid von ſeinem früheren Verhältniß zu Brunhilden, einer Erfindung des zweiten Stadiums der Sage, frei geſprochen, damit an ſeinem ritterlichen Bild nicht der Makel verrathener Liebe hafte. Und überhaupt iſt all dem abenteuerlichen Weſen der Mythe kaum noch in anderem Sinn eine Stelle gegönnt, als uns oft an den Bauwerken des ſpäteren Mittelalters mitten aus neuem Geſtein die fremdartigen Bildungen anblicken, die einem früheren Bau, einem längſt entflohenen Geſchmack angehören, wie z. B. an einer Ecke der St. Georgenkirche zu Tübingen jener Quader mit einem Leuen und einem Greifen, darüber die Inſchrift: „der ſtain lit an der dritten kirche uf diſer hofſtat," oder wie am Schloſſe zu Göppingen, das Herzog Chriſtoph von Wirtemberg 1562 aus den Steinen der Burg Hohenſtaufen erbaut hat, über dem Portal, unter dem Schmuck der Renaiſſance ſtaufiſche Löwen ruhn.

Den Mangel an innerer Einheit erſetzt aber das Lied gewiß reichlich durch den Sinn, den es in den alten Stoff gelegt hat. Wir finden als den letzten Kern deſſelben nicht mehr die wehmüthigen Gedanken des Naturſohns über den unaufhaltſamen

Untergang der ſchönen Jahrszeit; auch nicht mehr den einfach groß-artigen Gedanken vom Fluche des Reichthums, des Genuſſes und des Unrechts; das Chriſtenthum hat die germaniſche Welt in ein neues geiſtiges Leben getaucht, die Geſtalten, die jetzt unter den alten Namen auftreten, gehören einer neuen Zeit an. Jener Sigfrid, ein Spiegel des friſcheſten Ritterthums; Etzel, der ſtolzthronende König, der eine Welt von Herrlichkeit um ſich zuſammenbrechen ſieht; Dieterich, der Beſonnene, der echte Fürſt, und Gunther, der wenigſtens würdig zu ſterben weiß, beide von einem Kreis innig verbundener tapfrer Vaſallen umgeben; Rüdiger, ein Held von der mildeſten Männlichkeit, der Vater aller Tugenden, der deutſche Cid; Hagen, deſſen Wildheit durch grenzenloſe Treue, durch den ruhigſten Muth, durch manchen echt menſchlichen Zug gemildert wird; ſein Volker, der das Schwert und die Saiten gleich herrlich rührt; Gernot und Giſelher, die jungen burgundiſchen Könige, unbefleckt von den Freveln ihres Hauſes, aber freudig bereit mit ihm zu ſterben; vor allen Krimhilde, mit der das Lied beginnt und endet, Krimhild, in der die Liebe ſo ſtark und tief iſt, daß die zarteſte Weiblichkeit, die je ein Dichter geſchildert hat, durch Jahrzehende bittern Leides endlich zum Alles vernichtenden Grimme heranreift — alle dieſe Geſtalten, ſo rein menſchlich jede, ſo fähig den Preis der Tugend und des Glückes zu erringen, aber durch ein fürchterliches Verhängniß berufen ſich zu bekämpfen und zu vernichten, — ſie führen uns ein lebendiges Bild jener Zeit vor, wo ſich der Geiſt der Germanen mit der Lehre Jeſu zu vermählen begonnen hat: die ererbte heidniſche Kraft iſt noch nicht gebrochen, allein die Tapferkeit hat ein höheres Ziel gefunden, als den bloßen Beſitz oder als den wilden Genuß des Kampfes. Alle Kämpfe Sigfrids haben im Grund nur Eine Beziehung, den Beſitz Krimhildens, und wie verklärt iſt dieſe Liebe durch die erhöhte Verehrung jener Zeit vor den Frauen: eine Frau iſt der glänzende Punkt, um den die Sage jetzt ſich ſammelt, eine Frau mit ihrer holdſeligen Liebe, ihrer unendlichen Treue. Höher iſt im Nibelungen-Lied keine Tugend geadelt als dieſe. Denn die ſtarken, reinen Gemüther jener Zeit fühlten ſich gegen den Gott, der ſelbſt herabgeſtiegen war, um ſeine Treue gegen die Menſchen durch den Tod zu beſiegeln, zur äußerſten Hingebung verpflichtet, in der Treue ſahen ſie — wahrlich weiſer als wir — das

Weſen der Religion, darum konnte Deutſchlands tiefſter Dichter, Wolfram von Eſchenbach, ſagen:

der touf sol lêren triuwe,
sît unser ê, diu niuwe,
nâch Kriſte wart genennet:
an Kriſte iſt triwe erkennet.[1]

So hatten germaniſcher Geiſt und chriſtliche Liebe ſich verſtanden; dieſer Gedanke hat bei den edleren Seelen jener Zeit jeden andern verdrängt, was Großes geſchaffen wird, geht aus ihm hervor, und als einen Lobgeſang der Treue bis zum Tod müſſen wir auch das Nibelungen-Lied betrachten. Das iſt's was uns an ihm ſo gewaltig ergreift, was uns berechtigt es als den Mittelpunkt unſerer einheimiſchen Dichtung zu betrachten. Und ſo iſt wohl auch die Hoffnung nicht leer, daß je heller ſein Geiſt zu uns redet, um ſo wärmer an ihm ſich die Herzen entzünden werden für die Tugenden der Väter, die allein im Stande ſind uns zum Siege zu helfen über Alles, was niedrig, klein und verderblich iſt.

Albert Schott.

---

[1] Die Taufe ſoll uns zur Treue führen; denn unſer neuer Bund hat einen Namen von Chriſtus, und Chriſti Weſen iſt die Treue. Parcival 752, 27 nach der Ausgabe von Lachmann.

Der Flurzwang

in

ſeinen Folgen und Wirkungen und die Mittel zu deſſen Beſeitigung.

Der Flurzwang iſt ein Auswuchs der Dreifelderwirthſchaft, wenn gleich, wie wir darthun werden, keine nothwendige Folge derſelben. Der ſeit Karl des Großen Zeiten und durch deſſen auf ſeinen Gütern gegebenes Beiſpiel auf deutſchem Boden faſt allgemein heimiſch gewordene ſogenannte dreiflürige Anbau der Felder machte die Eintheilung der Gemarkungen in drei Haupttheile (Flüre, Zellgen, Oeſche ꝛc.) nöthig, von denen je ein Theil in jedem Jahre dem Anbau von Winterhalmfrüchten, der andere dem von Sommerhalmfrüchten und der dritte der reinen Brache beſtimmt war.

Die nicht im Gemenge liegenden Güter einer ſolchen Gemarkung hatten natürlich davon nichts nachtheiliges zu beſorgen und zu erfahren. Denn ſie theilten blos ihren geſchloſſenen Beſitz in drei Schläge, wie dies bei jeder andern Wirthſchaftseintheilung auch Statt hat.

Die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung, welche ſich anfänglich in den Beſitz von Grund und Boden theilte, und der geringe Werth, welcher auf den Betrieb der Landwirthſchaft gelegt wurde, ſo wie dem Grund und Boden überhaupt beigelegt ward, mochten in dieſer dreiflürigen Einrichtung ſelbſt da, wo mehrere Güter im Gemenge unter einander lagen, eine beſorgliche Störung nicht erblicken laſſen. So ergab es ſich häufig, daß es Uebung ward, auf ſolchen im Gemenge von Beſitzern liegenden Fluren wenig an Feld- oder Güterwege zu denken, ſondern, daß der, der

im Innern der Flur ſeinen Beſitz hatte und nicht auf irgend andere einfachere Weiſe auf denſelben gelangen konnte, zur Zeit, wo die Flur eingeſät, oder wo ſie geerntet, oder wo Dünger auf ſie ausgeführt wurde, über des Nachbarn oder der Nachbarn Grundſtücke hinüberſchritt oder hinüberfuhr. Dieſer Gebrauch wurde nach und nach durch lange Anwendung zum ſtillſchweigenden, oder gar geſchriebenen Geſetz, wurde aber zu um ſo größerer Laſt, je mehr ſich das Grundeigenthum theilte, je höher ſein Kapitalwerth durch die wachſende Bevölkerung gleichſam künſtlich ſtieg. Das Recht, welches dadurch die Beſitzer der im Innern gelegenen Grundſtücke gegen die nach Außen an den Weg oder irgend einen zugänglichen Punkt anſtoßenden Beſitzer, oder richtiger, das innere Gut gegen das Aeußere erhielt, heißt heute noch (in Württemberg) das Ueberfahrtsrecht.

Es ergab ſich aber aus dieſen Verhältniſſen noch ein weiterer wichtiger Uebelſtand, der heute noch in voller Wirkung iſt, der nämlich, daß diejenigen Feldbeſitzer, welche nicht auf den Weg anſtoßen, und alſo nicht vom Weg aus mit dem Pflug wenden können, wenn ſie eine Furche geackert haben, auf dem Grundſtücke des unten anſtoßenden Nachbars umwenden. Dieſes nach und nach zur Servitut für das unten liegende Grundſtück gewordene Verfahren, heißt (in Württemberg) das Trepprecht.[1] Der Ausdruck: „Treppen," ſcheint aus dem Worte „Trappen" entſtanden zu ſeyn, weil durch die Ausübung dieſes Rechts ein offenbares Herumtrappen von Menſchen, Thieren und mit Ackerwerkzeugen auf dem mit der Servitut belaſteten Grundſtück entſteht, wodurch die Subſtanz des Grundſtücks nicht nur mannichfach verletzt wird, ſondern, was für den Beſitzer des treppflichtigen Ackers noch den Nachtheil hat, derſelbe den Bau ſeines Guts, namentlich die Saat, nicht zu beliebiger Zeit vollbringen kann, weil ihm ſonſt durch das Treppen des Nachbars ein Theil ſeiner Arbeit wieder zerſtört wird.

Treppt aber einer ſeinen unten liegenden Nachbar, ſo hat er häufig dieſelbe Laſt ſeinem oberhalb liegenden Nachbar gegenüber

[1] Dieſes in Württemberg ſogenannte Trepprecht iſt ohne Zweifel daſſelbe, was im badiſchen Oberland „Steckrecht" heißt (vom Umſtecken der beweglichen Pflugtheile auf dem Grundſtück des Nachbarn beim Wenden des Wendepflugs).

zu übernehmen, und ſo treppt und ſchadet ſich faſt die ganze Gutsbeſitzerſchaft auf der Gemarkung.

Am übelſten aber ſind diejenigen Grundſtücke daran, welche der Länge nach an der Anwende liegen, während die übrigen Grundſtücke mit ihren ſchmalen Theilen auf ſie anſtoßen.

Stoßt ein ſolcher Anwandacker ſeiner Länge nach an viele kleine Parzellen, ſo hat er das Treppen in einem ſolchen Grade zu ertragen, daß er z. B. im Winter- und Sommerflur nur erſt eingeſät werden kann, wenn alle übrigen zum Treppen darauf berechtigten Aecker eingeſäet ſind, und daß ein ſolches Grundſtück oft eher einem Schlachtfelde ähnlich ſieht, als einem geordneten Felde. Hat der Beſitzer z. B. Dünger ausgeführt und untergeackert, ſo wird ihm dieſer wieder durch die Pflüge der Nachbarn ausgeriſſen und zum Theil fortgeſchleppt. In der Brache aber kann ein Anwänder, auf welchen viele kleine Stücke mit der ſchmalen Seite anſtoßen, gar nicht ausgebaut werden, ſofern nur ein Theil der Anſtößer Spätfrüchte einbauen oder ſelbſt Brache halten will. In Gegenden alſo, wo der Einbau der Brache zur Regel gehört, und der Brachertrag einen wichtigen Theil des Rohertrags ausmacht, muß auf den Einbau der Anwandäcker in dem Brachjahr häufig verzichtet werden. Ein ſolcher Brachacker gilt dann unter Umſtänden ⅓ weniger als ein anderes Grundſtück von ähnlicher Güte und Lage, und würde ⅔ weniger gelten, wenn die Grundbeſitzer der Gemarkung nicht von Jugend auf an alle die Uebelſtände gewöhnt, ſich mit denſelben halb und halb auszuſöhnen gelernt hätten, und wenn nicht dadurch auf der andern Seite wieder ein Vortheil für den Anwandacker entſtünde, daß durchs Ackern manche gute Erde oder auch wohl etwas Dung von den oberen Aeckern, oder beim Wenden der Düngerausfall der Arbeitsthiere ihm wieder zu gut kommt.

Iſt ja nichts ſo ſchlecht und thöricht in der Welt, das nicht wieder etwas — wenn auch nur weniges Gute — an ſich trägt.

Man ſollte kaum glauben, daß es möglich geweſen wäre, ſolche Thorheit, ſolche gegenſeitige Verletzungen, wodurch der Betrieb und Genuß der Landwirthſchaft ſo weſentlich geſchmälert wird, aufkommen zu laſſen, oder Jahrhunderte hindurch fortzuſchleppen. Noch weniger ſollte man glauben, daß die Thorheit ſo weit gehen könne, in ſolche gemiſchte Fluren, die man füglich mit dem

Kleide des Papageno vergleichen könnte, kreuz und quer solche Felderformen zu bringen, wodurch der an und für sich fatale Umstand des Wegmangels und des gegenseitigen Mißbrauchs vollends die höchste Stufe erreichen muß. Denn jeder, der auf solchen Fluren nur irgend mit Aufmerksamkeit hat eggen, walzen, ackern sehen, wird gefunden haben, mit welcher Beschwerlichkeit und Zeitverlust hier gearbeitet werden muß, und wie die Aussaat, namentlich von feineren Sämereien, wie z. B. Klee ꝛc. bei dem leisesten Winde dahin geführt wird, wo man sie nicht will, nämlich auf die Nachbaräcker.

Man hat sich zwar in der Regel durch polizeiliche Anordnung der Zeit der Saat, Ernte ꝛc. so gut als möglich zu helfen gesucht, so daß jeder Grundbesitzer, der ein Trepp- und Ueberfahrtsrecht hat, solches wenigstens in Mitte der Gewanne in einer vorgeschriebenen Zeit ausüben muß, wenn er nicht dessen verlustig werden will. Wohl gar hat man die Folgen des Treppens und Ueberfahrens ganz zu vermeiden gesucht und jeden verpflichtet, etwaigen Schaden auf den Nachbaräckern wieder zu verbessern. Diese Einrichtungen mindern zwar mehr oder weniger die gegenseitigen Kalamitäten der Markungsgenossen; allein man erwäge, in welches Zwangsverhältniß dieselben sich versetzt finden, zumal keine selbstständige Anbauart gestattet ist, vielmehr jeder Winterfrucht säen muß, wenn die andern auch Winterfrucht säen; wie ihm der Anbau solcher Gewächse, welche das Feld über ein Jahr in Anspruch nehmen, ganz verkümmert oder unmöglich gemacht wird, da ihm bei geschlossener Flur, d. h. wenn alle Besitzer zugesät haben, das Ueberfahrtsrecht bis zur kommenden Ernte des Hauptgewächses genommen ist, er also den zu anderer Zeit zu erhebenden Ertrag unflüriger Gewächse gar nicht aus dem Felde zu bringen vermag, so wenig als er irgend eine Feldarbeit zur Erhöhung des Ertrags dieses unflürigen Gewächses zwischen hinein vornehmen darf. In dieser traurigen Verfassung liegt denn auch mit der Grund, daß die Einführung erprobter neuer Ackerwerkzeuge so vielen Schwierigkeiten unterliegt, namentlich die Drillkultur so viele Anstände findet.

Dieser Druck wirkt insbesondere sehr nachtheilig auf die Verbreitung des Baues der so nützlichen Luzerne, welche bekanntlich 10—12 Jahre auf dem Felde bleibt, und sich also durchaus nur mit einer, dem Flurzwange nicht unterworfenen Feldeintheilung

verträgt. Nicht minder ſchädlich wirkt dieſer Druck auf die Verbreitung z. B. des Hopfens, Krapps und anderer mehrjähriger Handelsgewächſe. Sind dieſe Uebelſtände aber ſchon im Winterflur beträchtlich, ſo wachſen ſie noch im Sommerflur. Denn ſie hindern dort den Anbau aller der Gewächſe, die nach der Hauptſommerfrucht der Gemarkung, nach welcher ſich die polizeilichen Anordnungen bemeſſen müſſen, alſo z. B. nach dem Haber noch eingebaut und anders als mit der Hand bearbeitet werden wollen. Dies iſt namentlich eine der Veranlaſſungen, warum in ſolchen Gegenden und Gemarkungen der Werth der natürlichen Wieſen ſo unverhältnißmäßig hoch ſteht gegen den Werth der Aecker. Denn nicht nur wird, wie geſagt, durch den Flurzwang der Futterbau auf dem Acker vielfach verkümmert, ſondern die Wieſen erlangen die Liebe ihrer Beſitzer auch deshalb in höherem Grade, weil ſelbſt das konfuſeſte Gewirr im Beſitz der Wieſen, namentlich da, wo der Begriff von Kunſtwäſſerung noch nicht hingedrungen iſt, dieſes Verhältniß des Flurzwangs bei einem Produkte (dem Heu) weniger drückend macht, das zu einer und derſelben Zeit reifend, in der Zwiſchenzeit wenig beſonderer Bearbeitung bedarf. In dem Brachflur iſt ſchon etwas beſſer vorgeſorgt.

Nachdem in den meiſten Ländern die Macht der Schafwaide wenigſtens auf dem Papiere, und bei ſtrenger Handhabung der beſtehenden Geſetze und Verordnungen, in der Art gebrochen iſt, daß die Schäfereitriebrechte unbeſchadet der Feldkultur ausgeübt werden dürfen, der Einbau der Brache mit den verſchiedenen Gewächſen, namentlich Hackfrüchten ꝛc. in manchen Orten aber ſo zur Regel geworden, daß man öfters Mühe hat, einen einzigen reinen Brachacker noch herauszufinden, ſo beſteht nun gewöhnlich die Einrichtung, daß jeder, der den Nachbar hindern würde, ſeinen Brachacker beliebig zu behandeln, über Sommer einen Weg über ſein Grundſtück frei laſſen muß, der dann von Jedermann den ganzen Sommer über nach Belieben benützt werden kann, und der ſich von den vordern Grundſtücken der Flur bis auf die hinterſten fortſetzt. Es iſt in der Regel derſelbe 12—15′ breite, über die Quere des Ackers führende Weg, auf dem auch der Schäfer mit ſeiner Heerde, nachdem er den Saum der bebauten Aecker durch den Tritt und Biß ſeiner Thiere gehörig ausgezehndet oder ausgedrittelt hat, diejenigen Aecker bewaidet, die im Augenblicke nicht eingebaut ſind.

Es ist dieser aus gebautem, also anfänglich lockerem, aufgeackertem Felde bestehende Weg, auf welchem das Gespann sich abmühen muß, und namentlich beim geringsten Regen sich im Kothe durchzuwinden hat, derselbe Weg, von dem so lange, bis er endlich mit der Zeit steinhart geworden, bei Nässe und Morast abgewichen wird, um in den angebauten Theilen der Nachbaräcker doch etwas besser Fuß fassen zu können. Dieser steinharte Weg kann dann von kleinen Leuten mit schwachem Zugvieh und geringen Ackerwerkzeugen, oder mit dem Karste nur mit der größten Mühe unvollkommen zum Umbruche kommen und entsteht dadurch gewöhnlich auch noch ein Schaden an der kommenden Ernte.

Unter die weitern Uebelstände dieses Untereinanderbesitzes gehören noch die Schwierigkeiten, welche die Ableitung des Wassers verursacht. Während der untere Nebenlieger das Wasser vom obern anzunehmen hat und es seinem weiter unten liegenden Anstößer zuzuführen sucht, werden Rücksichtslosigkeiten begangen, die häufig bittern Schaden im Gefolge haben und namentlich die Kultur solcher Gewächse, welche bei vieler Feuchtigkeit leicht auswintern, sehr erschweren. Hier ist namentlich des Repses im Winterflur Erwähnung zu thun.

Hält man zu allem dem vorne Bemerkten noch vollends die Unselbstständigkeit unserer meist armen Feldschützen, welche nach dem Satze: daß man nur kleine Diebe hängen, große aber laufen lasse, nur einen Theil der Bürgerschaft zur Rüge zu bringen wagen, oder welche nicht Augen genug haben können, um die viele Unbill zu sehen, nicht Füße genug, um die Uebertreter zu ereilen, so kann man sich ein Bild der Ackerverfassung solcher Gemarkungen machen, in denen nicht etwa ein tüchtiger Ortsvorsteher besondern Eifer für das undankbare Geschäft des Feldschutzes hat, oder in denen nicht eine ganz geordnete und friedliche Bürgerschaft solche Uebelstände aus innerem Antriebe zu vermeiden nach Möglichkeit bemüht ist.

Es bedarf nur einiger wenigen rücksichtslosen Guts- oder Schnipfelbesitzer in einer Gewanne, um sämmtliche Besitzer vielfach zu beunruhigen und zu beschädigen.

Welche Zerrereien finden auf diese Weise unter den Nachbarn selbst Statt, die mit Haß, Schimpfreden und Schlägereien endigen, ohne nur zur Anzeige und Aburtheilung zu kommen! Welche Auftritte

aber vollends bei Rügtagen, in denen das Sündenregiſter mehrerer Monate abgethätigt werden muß!

Zu dieſen Uebelſtänden geſellt ſich noch, daß die Vorſchriften, nach welchen ſich die Parzellenbeſitzer unter einander und insbeſondere der Einzelne, ſeinem Nachbar gegenüber, zu benehmen hat, faſt in jedem Orte wieder andere ſind, daß ſolche in der Regel nicht auf geſchriebenen Statuten, ſondern blos auf dem Herkommen beruhen, daß daher in der Entſcheidung von Streitigkeiten ſehr viele Ungleichheiten vorkommen. Der Auswärtige, der ſich in eine Gemeinde einkauft, kann daher bei aller Rechtlichkeit in Prozeſſe verwickelt und für Handlungen, die auf der Gemarkung ſeines bisherigen Aufenthaltsorts geſtattet, oder doch nicht verboten ſind, zur Strafe gezogen werden. Denn die Rechtsunkenntniß entſchuldigt bekanntlich nicht. Vielfältig aber wird ſolche erſt durch Schaden erworben.

Wie dieſe in den viel zerſtückelten Gemarkungen da mehr, dort weniger erſcheinenden Uebelſtände; Uebelſtände, von denen der, welcher ſo etwas von Jugend an nicht gewöhnt iſt, oder der es nicht ſelbſt durchgelebt, kaum eine Vorſtellung ſich zu machen vermag; Uebelſtände, welche von der Art ſind, daß mancher intelligente Landwirth, würden ihm viele ſonſt koſtbare Grundſtücke einer ſolchen Gemarkung mit der Bedingung der Selbſtbewirthſchaftung zum Geſchenk gemacht, ſie anzunehmen verweigern würde — wenn, ſagen wir, dieſe Uebelſtände ſo bedeutend ſind, daß ſie den geſammten freien und freudigen Betrieb der Landwirthſchaft und den Frieden der Gemeindeglieder verkümmern, ſind denn die Mittel zur Abhülfe ſo ſchwer, ſo unausführbar, daß man den traurigen Zuſtand ſtets fortgeführt ſehen muß? Dieſe Frage iſt einfach zu verneinen. Den Beweis wollen wir nun zu führen und mit Beiſpielen zu belegen ſuchen. Das einfachſte und radikalſte Mittel gegen ſolche vernunftwidrige Einrichtung wäre freilich, das Eigenthum aller Gemarkungsbeſitzer zuſammenzuwerfen und durch eine ganz neue Zuſammenlegung und beziehungsweiſe Austheilung dieſe Verhältniſſe mit Hülfe ſachverſtändiger, unparteiiſcher Männer von Grund aus zu heilen, d. h. jedem Grundbeſitzer nach Maßgabe ſeines ſeitherigen viel zerſtückelten Beſitzes den gleichen Werth und Nutzungsantheil wieder in einem oder mehreren größern Stücken zuſammenzubringen, oder, wie ein

vortrefflicher Aufſatz in Nro. XX. dem IV. Heft der Vierteljahrsſchrift von 1842 vorſchlägt, aus der Gemengwirthſchaft die geſchloſſene Hofwirthſchaft nach und nach einzuführen. Dieſe totale Zuſammenlegung (völlige Arrondirung) erſcheint da, wo die Theilung des Grundeigenthums noch die Grenze nicht überſtiegen hat, in deren Folgen der abſolute Nachtheil mehr oder weniger unvermeidlich und jede radikale Heilung unmöglich iſt, als das natürlichſte, und auf ihr beruhen die bedeutenden Auseinanderſetzungen, welche in einzelnen Gegenden Deutſchlands auf ganzen Gemarkungen oder Gemarkungstheilen mit Glück und nachhaltigem Erfolge bereits durchgeführt ſind.

Indeſſen, wem die Schwierigkeiten bekannt ſind, welche es hat, zu einer ſolchen totalen Zuſammenlegung auch nur 20 Grundbeſitzer zu vereinigen, oder gar eine förmliche Hofverfaſſung neu oder wieder einzuführen, der wird wohl zugeſtehen, daß auf großen, viel zerſtückelten Gemarkungen ſolche durchgreifende Mittel dem Reiche der Träume angehören, und daß wenigſtens für die Regel und für den Uebergang andere Wege einzuſchlagen ſeyen. Denn wer wird für die Regel Einfluß, Geduld und Muth haben, Hunderte von Beſitzern, welche in Tauſenden von Parzellchen auf einer Gemarkung betheiligt ſind, davon zu überzeugen, daß ſie bei einer völligen Zuſammenlegung keinen Schaden nehmen, vielmehr alle gewinnen werden?

Wer wird dies namentlich unternehmen wollen auf Gemarkungen, die ſehr verſchiedenes Terrain und ganz verſchiedene Bodenlagen haben, wo alſo der Fall eintreten kann, daß der Einzelne mit dem beſten Willen nicht einmal für ſeinen ſeitherigen kleinen Beſitz in natura an Einem oder einigen wenigen Punkten rechtmäßig befriedigt werden kann?[1]

[1] Ein kleiner Mann, der bis jetzt einen Morgen Land z. B. in zwei Parzellen erſter Bodenqualität hat, zu deſſen recht emſiger Bearbeitung mit der Hand die Nebenſtunden ſeiner Familie und zu deſſen kräftiger Bedüngung der Dünger ſeines einen Kühleins reichte, iſt nicht ſchadlos zu halten, wenn man ihm an geringeren Stellen mehrere Morgen geben will. Nicht der Umfang des Beſitzes, deſſen intenſive Kraft iſt für ihn entſcheidend. Ihm fehlen die Mittel, den größern Beſitz nach und nach durch momentane Opfer zu verbeſſern. Sein Tagsbedarf muß durch die Tagesarbeit gedeckt und ſein kleiner Beſitz mit der Hand umgeſpatet werden.

Denn in ſolchen vielgetheilten Gemarkungen haben leider in der Regel nur wenige oder hat Niemand ſo viel Feld, daß es ſich, ſelbſt mit Einwerfung der Gemeindegründe, austrüge, vom Dorfe abzubauen, d. h. ſich zu vereinöden, wie dieſe Vereinödung anderer Orten, namentlich bei den preußiſchen Separationen, auch ſogar in einzelnen Gegenden Oberſchwabens,[1] ein wichtiges Hülfsmittel zur Auseinanderſetzung geworden iſt, und wie dadurch die am entfernteſten gelegenen, früher am meiſten verwahrloſten Theile der Gemarkungen in fruchtbare, die Hofraithe ihres Beſitzers in ihrer Mitte aufnehmende Güter umgewandelt werden ſind.

Für ſolche angegebene, für jetzt von uns beſonders ins Auge gefaßte, kleine Verhältniſſe, unter welchen, wenn nicht die außerordentlichſten Ereigniſſe gegen Berechnung mitwirken, an die Aufhebung der Dorfverfaſſung nicht zu denken iſt, müſſen alſo andere Wege ausgedacht, oder vielmehr, da ſie ſchon ausgedacht ſind, in weiterem Kreiſe ausgeführt werden.

Es iſt dieſes eine neue Feldeintheilung, deren Hauptgrundlage iſt:

1) Die ganzen Gemarkungen mit regelmäßigen, nach dem Terrain bemeſſenen Flurwegen zu durchſchneiden.

2) Sämmtlichen Güterſtücken, oder doch dem bei weitem größten Theile derſelben eine ſolche regelmäßige Form zu geben, daß alle, oder doch die meiſten ſogenannten Schlüſſeläcker und krumme, wie Anwandäcker, wo nur immer möglich, vermieden werden, die einzelnen Güterſtücke, mit ihrem ſchmalen Theil, wenigſtens auf einer Seite, wo möglich aber auf beiden Seiten an einen Flurweg ſtoßen, ſo daß jedem Parzellenbeſitzer der ungeſtörte Zutritt auf ſein Grundſtück zu jeder Jahreszeit ohne alle Verletzung des Nachbars möglich wird, und er beim Ackern auf den Flurweg ausweuden kann.

3) Daß die Aecker einer Gewanne, indem ſie in der Regel gleich lang werden, ſich hinſichtlich ihrer Form nur in der Breite unterſcheiden, unregelmäßige Formen alſo ganz wegfallen, oder doch nur zur ſeltenen, durch lokale Terrainſchwierigkeiten gebotenen Ausnahme von der Regel werden können.

---

[1] Man vergleiche in letzterer Hinſicht Memmingers Beſchreibung des württembergiſchen Oberamts Ravensburg, Seite 36.

4) Daß eine Theilung einer ſolchen — auf den Weg anſtoßenden — Parzelle wohl in der Breite des Grundſtücks ſo lange geſchehen kann, als dadurch den Nebenliegern kein Schaden erwächst, oder nicht ein geſetzliches, oder durch Ortsſtatuten beſtimmtes Minimum eine weitere Theilung unmöglich macht, daß aber eine Theilung, welche die Folge hätte, daß das zu theilende Grundſtück nicht wenigſtens auf einer Seite noch an einen Flurweg ſtoßen würde, und daß das ein- für allemal abgeſchaffte Trepp- und Ueberfahrtsrecht wieder in Anwendung gebracht werden müßte, unmöglich wird.

5) Es ſoll, ſofern keine andere Vereinbarung zu Stande kommen kann, jeder Grundbeſitzer, wo möglich auf der alten Stelle, oder doch in der nämlichen Lage ſeines alten Grundſtücks aufs neue eingetheilt werden, d. h. von ſeinem ehemaligen Grundſtücke oder deſſen nächſten — in der Lage und Bodenqualität gleichartigen — Umgebung befriedigt werden.

6) Dabei bleibt nicht nur nicht ausgeſchloſſen, ſondern es ſoll ſogar auf alle Weiſe begünſtigt werden, daß die Beſitzer mehrerer Parzellen in ein und derſelben Lage und Gewanne, oder ſogar von verſchiedenen Gewannen durch freie Vereinbarung mit den Nachbarn wo möglich zuſammengelegt werden, ſo daß ſich die Anzahl Parzellen der Gemarkung möglichſt mindere.

7) Der Lauf der alten Gewannen, wenn dieſe nicht natürlich abgegrenzt ſind, wird dabei nicht mehr reſpektirt, vielmehr die Gewannenzahl möglichſt vermindert, auch alte unpaſſende Flurwege, Raine, Gräben ꝛc. erforderlichen Falls kaſſirt.

8) Die neuen Flurwege werden mit einem Steinkörper ſo verſehen und gedeckt, daß ſie zu jeder Jahreszeit mit beladenen Wägen, namentlich zur Winterszeit mit Dungfuhren befahren werden können.

9) Die erforderlichen Dohlen und offenen oder verdeckten Abzugsgräben, welche die Lage der Gemarkung nöthig machen, werden bei dieſer neuen Feldeintheilung auf öffentliche Koſten regelrecht, nöthigenfalls neu mit möglichſt geringem Arealverluſte vollzogen.

Daß dieſer Plan in Wirklichkeit bereits beſteht, verdanken wir im Badiſchen den verdienſtvollen Beſtrebungen eines nun verlebten großherzoglich badiſchen Renovators Burger aus Heidelberg,

einiger tüchtigen, ihn kräftig unterſtützenden Ortsvorſteher in der ſchönen badiſchen Pfalz und dem freien, freilich unter vielem Kampf und Zweifel bewirkten Entſchluß der betheiligten Güterbeſitzer.

Im Naſſauiſchen aber verdanken wir es der umſichtigen Fürſorge der Staatsregierung, wobei wir des Einfluſſes des landwirthſchaftlichen Vereins und deſſen thätiger und hochachtbarer Führer ſpäter nähere Erwähnung thun werden.

Auch im Heſſiſchen liegen nachahmungswürdige Beiſpiele vor.

Im preußiſchen Kreiſe Wetzlar ſind auch einige Zuſammenlegungen vorgekommen, in lobenswerther Aneiferung durch die angrenzenden naſſauiſchen Vorbilder (vergl. v. Sparre, die Lebensfragen im Staate in Bezug auf das Grundeigenthum. I. Thl. Gießen 1842. S. 353).

Wir wollen dieſe vor uns liegenden Fälle nach der Reihe durchgehen und mit der badiſchen Pfalz beginnen.

Wir ſehen dieſe neue Feldeintheilung dorten in den vielzerſtückelten Gemarkungen von Wiblingen, Seckenheim, Schwezingen und Riebingen ausgeführt. Namentlich am erſt genannten Orte iſt dieſe neue Feldeintheilung durch die ganze Gemarkung hindurch auf eine Weiſe durchgeführt, welche jeden Freund der Feldkultur mit wahrer Freude inſofern erfüllen muß, als ſie ihn wenigſtens einigermaßen mit den Uebeln der Zerſtücklung ausſöhnen kann.

Die Gemeindemarkung von Wiblingen beſteht aus rund 2100 Morgen Nürnberger Maaß, wovon 500 Morgen Gemeindegut, ſomit noch 1600 Morgen Privatbeſitz. Die Gemarkung beſteht ohne Wieſen und diejenigen, welche glauben, daß man ohne Wieſen nicht exiſtiren könne, mögen dort ſich vom Gegentheile überzeugen. Die Bürgerſchaft, die noch vor 90 Jahren aus 58 Bürgern beſtand, iſt nun auf 241 geſtiegen (Seelenzahl 1351). Es kommen alſo durchſchnittlich auf die Familie außer dem Gemeindegut rund 5½ Morgen.

Der Beſitz iſt aber ſo getheilt, daß

139	Familien	blos	von	1—5	Morgen
34	„	„	„	5—15	„
12	„	„	„	15—25	„
4	„	„	„	25—35	„
2	„	„	„	35—45	„

1 Familie blos von 45— 50 Morgen
4 „ „ „ 50—100 „
3 „ über 100 „

privatim beſitzen, die übrigen aber kein Eigenthum haben, ſondern blos vom Taglohn und den ihnen zur Nutzung überlaſſenen Allmandſtückchen exiſtiren.

Diejenigen, denen die Gelegenheit nicht gegönnt iſt, ſich mit eigenen Augen an Ort und Stelle zu unterrichten, wird ein einziger Blick auf die beigebogenen Karten I und II, welche aus den im Gemeindehauſe zu Wiblingen, Oberamts Heidelberg, befindlichen Originalien entnommen und ſoweit für dieſen Zweck nöthig, mit Deutlichkeit, wenn gleich ohne genauen Maßſtab, verjüngt ſind, ein klares Bild des alten und des neuen Zuſtandes geben und eine Beſtätigung deſſen ſeyn, was oben über die Uebelſtände des alten Zuſtandes geſagt iſt.

Nach örtlich aufgenommenen Notizen hatte die Gemarkung früher 147 Anwandäcker (Anwänder), jetzt keinen einzigen mehr. Sie hatte früher 227 Gewannen, nun nur noch 65. Das Gemeindegut, inſoweit es damals noch Wald war, iſt bei dieſer Gelegenheit zugleich vollends in Feld verwandelt und gut eingetheilt und zu einem weit höhern Ertrag gebracht, leider aber nach dem Syſtem der parzellirten loosweiſen Hinausgabe der Allmanden an die Bürger zur Nutznießung ausgetheilt, damit aber die Parzellirung noch möglichſt gefördert worden.

Was die Anzahl der Parzellen betrifft, ſo hat dieſe freilich nur um wenige abgenommen. Aus 3400 Parzellen wurden blos 3107.[1]

---

[1] Der Bürgermeiſter Helmreich ſchreibt darüber erſt noch neuerdings: „Sie ſehen daraus, daß in Bezug auf das Zuſammenlegen der Aecker nicht viel geſchah. Das iſt gewiß die ſchwächſte Seite unſerer Renovation und ſehr zu beklagen. Ich will nicht ſagen, daß bei gehörigem eifrigem Beſtreben in dieſem Punkte nicht mehr hätte geſchehen können. Allein in der Hauptſache ſtand uns unſer Geſetz im Wege, das nicht geſtattet, daß Jemand ohne ſeine ausdrückliche Zuſtimmung mit ſeinem Grundeigenthum zu weit verrückt werde. Wenn nun auch alle einſtimmig waren, daß die gewählten Deputirten in der Gewanneneintheilung volle Macht haben ſollen, ſo wollten die vielen kleinen Ackerbeſitzer ſich durchaus dazu nicht verſtehen, daß ohne ihre ſpezielle Einwilligung eine Arrondirung geſchehen dürfe. Jeder mußte ſeinen alten Nachbar behalten.

Welche wohlgefällige Ordnung erblickt man auf der Karte II, während die Karte I, wenn ſie des Raumes wegen auch nur den Lauf der Gewannen, nicht den Lauf der einzelnen Aecker in denſelben anzudeuten vermag, das Bild der Verwirrung darſtellt!

Und ſo iſt es nicht blos in der Zeichnung, ſo iſt es im Leben. Wer nach Wiblingen kommt, wird freudig überraſcht durch die friedliche Ordnung, in welcher die regelmäßigen Felder neben einander liegen, und die Freude erhöht ſich durch die Verſicherungen der Beſitzer, daß ſie um keinen Preis mehr je zum alten Zuſtande zurückkehren werden.[1]

Der obengenannte verdiente Renovator Burger hat ſein Verfahren bei einer dieſer Auseinanderſetzungen in einem eigenen, leider zu wenig bekannten oder beachteten Schriftchen auseinander geſetzt, welches 1825 zu Heidelberg, bei Groß, unter dem Titel: „Abhandlung über Umwandlung unregelmäßiger in regelmäßig abzutheilende Felder, erläutert durch die Ausführung zu Seckenheim bei Mannheim," ausgegeben wurde.

Er beſchreibt dabei mit Beiſchluß von Karten über den alten und neuen Zuſtand das anſtrengende und mühſelige des Unternehmens, aber auch das Verdienſtvolle deſſelben, und es iſt zu bedauern, daß der Mann vom Tode ereilt worden iſt, ehe ihm eine andere öffentliche Anerkennung wurde, als daß einige landwirthſchaftliche Vereine in ihren Zeitſchriften ſeine Schrift und ſein Verfahren angeeühmt haben.

Es ſey geſtattet des Endreſultats dieſer Auseinanderſetzung mit einigen Worten hier Erwähnung zu thun, indeſſen wir die Schrift ſelbſt, welche eine gemeinfaßliche Belehrung gibt, öffentlich aufs Neue empfehlen.[2]

Nur manchmal gelang es durch Opfer, einzelne Aecker zuſammenzubringen. Mißgunſt und Neid macht Unvollkommenheit!"

[1] Auf die an den Bürgermeiſter geſtellte Frage: welchen Einfluß dieſe Feldeintheilung auf den Güterwerth der Gemarkung gehabt, ſagt er: „Der Werth der Güter ſtieg allerdings durch die neue Eintheilung. Denken Sie ſich ein Feld, wie das unſerige, wo ein Drittel der Aecker nicht zugänglich war, welchen Einfluß nun die neue Eintheilung äußern mußte!"

[2] Als weitere belehrende Schriften ſind zu empfehlen: Praktiſche Anleitung zur Vermeſſung und Konſolidation der Güterſtücke von F. W. Wüſtenfeld. Gießen, 1817. — Dann herzoglich Naſſauiſche Verordnung

Ein Felddiſtrikt der Gemarkung Seckenheim, genannt Mallau, 230 Morgen groß, war früher in 95 Gewannen und 590 Parzellen getheilt (alſo 0,4 Nürnberger Morgen auf die Parzelle); blos durch einen Theil des Diſtrikts (an 50 Parzellen vorüber) führte ein Flurweg. Auf dem Diſtrikt befanden ſich 72 Anwand-Aecker. Sofort hatte die größte Zahl Parzellen eine mehr oder weniger ſtörende ungleiche Breite.

Das Reſultat der neuen Eintheilung iſt, daß aus 95 Gewannen 9, aus 590 Parzellen aber 455 geworden ſind und keine Anwänder mehr beſtehen, ſondern jedes Grundſtück der Privaten in regelmäßiger Form auf den Weg ſtößt.

Man verwendete zu den Güterwegen einen Theil eines im Diſtrikt gelegenen Gemeindeguts in der Art, daß man jedem einzelnen Gutsbeſitzer ſeine volle Ruthenzahl, die er bisher beſeſſen, wieder zutheilen konnte. Diejenigen Ackertheile aber, denen durchaus keine regelmäßige Form gegeben werden konnte, ſchied man der politiſchen Gemeinde für ihr früheres — gleichfalls höchſt unzweckmäßig gelegenes — Eigenthum zu. Auf dieſe Weiſe gelang mit Hülfe eines ganz unbedeutenden Opfers, welches die politiſche Gemeinde darbrachte, die Durchführung des ganzen ſchönen Plans, ſo daß 135 Parzellen jetzt weniger vorhanden ſind als früher, alſo auch 135 Grenzfurchen weniger, deren Fläche nun dem Anbau zugewendet wird. Noch viel mehr hätte die Zahl der Parzellen, alſo auch der Grenzfurchen vermindert werden können, wenn nicht die Aengſtlichkeit bei einer in ihren Folgen von vielen noch nicht begriffenen Einrichtung die Beſtimmung allzuſtrenge durchgeführt hätte, ſo viel als möglich jeden Parzellenbeſitzer an der Stelle ſeines alten Beſitzes wieder zu placiren.

Die früher ſehr ſchwierige Unterhaltung der Grenzen iſt durch die geregelte Form höchſt erleichtert. Jeder kann nun bauen, was, wie und wann er will. Eine ſchöne, geordnete Feldbeſtellung, von der ſo vieles abhängt, iſt durch die regelmäßige Form des Grund und Bodens weit eher möglich gemacht. Die Luſt zur Arbeit wird gefördert, weil jeder den Lohn davon ſogleich vor Augen hat, während das Herumarbeiten auf den krummen

---

vom 2. Februar 1830. Verordnungsblatt des Herzogthums Naſſau, Nr. 5 von 1830, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden.

Ackerlinien allen Sinn und Freude zur Arbeit erſtickt. Wo breite Flächen noch beiſammen bleiben, kann, was leider wegen der Schnipfelwirthſchaft bei uns zu wenig gekannt iſt, das Querarbeiten, z. B. Querpflügen, Quereggen weit leichter vorgenommen werden, wodurch allein oft die radikale Herrichtung eines verunkrauteten oder ſonſt ungeeigneten Landes zu Stande kommen kann.

Im Großherzogthum Heſſen hat man die Dringlichkeit der neuen Feldeintheilung mit möglichſter Arrondirung von Staatspolizeiwegen auch ſchon längſt gefühlt. Eine Miniſterialverordnung vom 18. Decbr. 1834 (Regierungsblatt Nro. 88) gibt eine Inſtruktion hierüber, von welcher nur zu bedauern iſt, daß ſie ſich mehr in dem Gebiete des Rathſchlags, als des bindenden Geſetzes bewegt. Nichts deſto weniger hat auch dieſe Regierungsverfügung die Freunde der Feldkultur aufgemuntert, Hand ans Werk zu legen.

In dem Dorfe Kleingladenbach, Kreiſes Biedenkopf, kam unter anderem dieſe neue Feldeintheilung auf der ganzen Markung, in der Gemeinde Niederdieten in Bezug auf ein Wieſenthal nach vielen Bemühungen durch die konſequenten patriotiſchen Beſtrebungen der dortigen Ortsvorſteher zu Stande.

In letzterem Wieſenthal, wo im Durchſchnitt eine Parzelle kaum den 22ſten Theil eines heſſiſchen Morgens betrug, und 147 Morgen in 3317 Parzellen getheilt waren, beſtehen jetzt nur noch 549 einzelne Stücke. Einer der Bürger, der früher 128 Wieſenparzellchen hatte, hat jetzt ihrer nur noch 10.

In Kleingladenbach aber kommen auf ſieben frühere Parzellen jetzt noch eine.

Nicht minder traurig war die Zerſtücklung der Ackerländereien. Im Durchſchnitt kamen auf einen Morgen 12 Parzellen. Jetzt beträgt doch das Minimum der Parzellen nahe ½ Morgen. Man kann nach örtlichen Angaben annehmen, daß die Beſtellung des Feldes und die Ernte gegen früher jetzt nur noch die Hälfte der Arbeit in Anſpruch nimmt. Der Ertrag des Feldes iſt um ein Viertel, der der Wieſen noch höher geſtiegen.

Es herrſcht allgemeine Zufriedenheit über die Maßregel. (Vergl. Zeitſchrift für den landwirthſchaftlichen Verein in Heſſen von 1840, Nro. 16.)

In größerem Umfang aber, als dieſe neuen Feldeintheilungen

im Herzogthum Nassau ausgeführt wurden, finden wir sie sonst nirgends, wo kleiner Besitz existirt.

Sie unterscheiden sich von denen der badischen Pfalz vorzüglich und vortheilhaft durch das dabei hervortretende Bestreben, die Zahl der Parzellen möglichst zu vermindern, d. h. zugleich zusammenzulegen. Es bekundet sich hier auffallend, wie nur durch kräftige und sachkundige höhere Unterstützung solche Veranstaltungen eine große und recht fruchtbringende Bedeutung gewinnen können.

Nach den neuesten Nachrichten erstreckt sich die neue Feldeintheilung (dort uneigentlich Konsolidation genannt)[1] auf eine Fläche von mehr als 100,000 Nassauische oder Berliner Morgen und auf 80 Gemarkungen. Das ganze Verfahren beruht auf einer soliden, durch öffentliche Verfügungen gestützten Grundlage, die das höchst nachahmungswerthe Interesse und die Sachkenntniß der Regierung und des ihr zur Seite stehenden, sachkundig geleiteten landwirthschaftlichen Vereines auf eine denkwürdige Weise bethätigen.

Es sey uns vergönnt, die Folgen aus Beispielen im Einzelnen darzulegen. Interessante Belege hiefür liefert das herz. Nassauische landwirthschaftliche Vereinsblatt, von dessen kürzlich abgeschlossenem Jahrgang 1842 wir insbesondere die Nummern 19, 21, 35, 36, 37 empfehlen können.

Als ein Beispiel wird uns unter andern in Nro. 19 von der Gemarkung Hilgenroth erzählt, worin in zwei Fluren, die bis dahin vollendet waren, aus 1900 Parzellen 504 geworden sind, ein Wiesengrund von 900 Parzellen aber auf 154 regulirt und zugleich eine Wässerung eingerichtet wurde.

Zwischen jeder Gewanne bleiben im Nassauischen je 2½′ von jedem Anstößer, also im Ganzen 5 Schuh liegen, so daß das Trepp- und Ueberfahrtsrecht dadurch gänzlich wegfällt und jeder Anstößer auf diesen 5′ breiten Pfaden zu seinem Grundstücke

[1] Unter Konsolidiren können wir offenbar nur ein Wiedervereinigen eines ehemaligen Besitzes mit dem jetzigen oder eines Nutzungseigenthums mit dem Obereigenthum verstehen, nicht aber ein Arrondiren, ein neues Zusammenlegen noch nie in Einer Hand vereint gewesener Grundstücke. Ungerne gebrauchten wir diesen uneigentlichen Ausdruck mehrfältig in diesem Vortrag, namentlich insoweit er mit Nassauischen Verhältnissen zusammenhangt.

gelangen kann, ſelbſt wenn auch die gewöhnlichen, eine Ruthe breiten Feldwege nicht unmittelbar ſein Grundſtück berühren.

Nach den ſonnenklaren Beweiſen von der hohen Bedeutung und Wichtigkeit einer ſolchen neuen Feldeintheilung für den größten Theil unſerer zerſtückelten Markungen iſt es denn wohl an der Zeit, die ernſtlichſten Anſtalten zu machen, um von der Vortheilhaftigkeit derſelben nicht nur die Gutseigenthümer zu überzeugen, ſondern alle Hinderniſſe, welche der einzelne einſichtsvolle Gutsbeſitzer zur Durchführung ſolcher Veranſtaltung nicht hinwegzuräumen vermag, ermunternd und eingreifend auf dem polizeilichen Wege, oder ſogar kraft der Geſetzgebung zu beſeitigen.

Die Hinderniſſe, die der Einführung ſolcher neuen zweckgemäßen Eintheilung im Wege ſtehen, ſind aber:

a) Mangel an Belehrung und Ermunterung.

b) Mangel an tüchtigen — mit den Verhältniſſen des Ackerbaues bekannten — Geometern.

c) Mangel an Einigkeit der Betheiligten.

d) Der Geldpunkt.

e) Die Einſprache von Grundherrn, Hypothekengläubigern, Ausmärkern ꝛc.

f) Mangel an der Sicherheit des Fortbeſtandes ſolcher Unternehmungen wegen fehlender Beſtimmungen über die Abwendung ſchädlicher Bodenzerſplitterung.

Ad a) Mangel an Belehrung und Ermunterung.

Wie in allen Dingen eine zweckmäßige Belehrung des Volks zu den größten Regierungskünſten gehört, ſo namentlich im Felde der Agrikultur und bei der Einwirkung auf agrariſche Zuſtände.

Je weniger empfänglich immer noch im allgemeinen der Stand der kleinern Landwirthe für Belehrung insbeſondere iſt, mit deſto größerer Vorſicht und Sorgfalt iſt ihm dieſe Belehrung beizubringen. Mündliche Belehrung wirkt beim Landmanne nur von einer Seite, von welcher aus er guten Willen und gute Geſinnung gegen ſeinen Stand, Fähigkeit zur Würdigung ſeiner Verhältniſſe und Geduld mit dem Standpunkte, auf dem er ſteht, vorausſetzt, oder vielmehr beſtätiget findet.

Im Allgemeinen hat er, wenn auch kein Mißtrauen, doch viele Aengſtlichkeit in dem Verkehr mit den gebildeteren Ständen. Er fürchtet die Glückſeligkeitsmacher ſo ſehr, wie die Steuerexequenten.

Die landwirthſchaftlichen Vereine, wo ſie von dem wahren Geiſte beſeelt ſind, haben in dieſer Beziehung Unausſprechliches gewirkt und werden Unausſprechliches wirken. Aber wie oft fehlt es den Vereinen beim beſten Willen an der Verfaſſung, wonach dieſer Wille zur wirkſamen, kräftigen That werden kann!

Wie oft werden dem Bauernſtande Vorſchläge gemacht, Wege angedeutet, über die er von ſeinem Standpunkte aus lächelt, und die ihn in ſeiner Anſicht beſtärken, daß vom ſogenannten Herrenſtande aus ihm kein Heil blühen werde!

Wie ſelten iſt die tiefe Kenntniß der Zuſtände bäuerlicher Einrichtungen; die unerſchöpfliche Nachſicht mit den ängſtlichen Vorurtheilen dieſes Standes; das freundliche Hingeben gegen denſelben, welches Vertrauen erweckt, wenn es mit Sachkenntniß des Ackerbaubetriebs gepaart iſt!

Wenn es aber ſo ſchwer iſt, im Allgemeinen Anſtalten zu treffen zur befruchtenden Belehrung der kleinen Landwirthe; wenn dieſe, wie geſagt, nur Wurzel faßt, wo der bezeichnete Geiſt hervorgerufen werden kann, ſo iſt ſchriftliche Belehrung noch weit ſchwieriger. Auch der geſcheide einſichtige Landmann lieſt in der Regel nicht gerne, oder doch gerne nicht viel.

Man muß den Sinn hiefür in ihm zu wecken ſuchen. Denn unſer Zeitfortſchritt hat diejenigen Verhältniſſe weit hinter ſich gelaſſen, wo man ohne Kenntniß des Leſens und Schreibens oder ohne Sinn dafür hat exiſtiren können. Aber dazu müſſen ſich vor Allem Männer finden, welche, wie in der mündlichen Belehrung, auch in der Schrift die Gabe beſitzen, ſich dem Landmanne recht klar und verſtändlich zu machen, deſſen Geduld nicht auf die Probe zu ſtellen, mit einem Worte, ſein Intereſſe für einen Gegenſtand zu feſſeln.

Im vorliegenden Falle wird die mündliche Belehrung davon auszugehen haben, durch — mit dem Gegenſtande der Frage durchaus und aus der eigenen Praxis bekannte — Männer, die des Volkes Vertrauen beſitzen, oder zu erlangen vermögen, ihm gründliche Begriffe von der Unzweckmäßigkeit des ſeitherigen Verfahrens beizubringen, dabei aber neben der Darſtellung der Krankheit auch die wirkſamen praktiſchen Heilmittel zu bezeichnen. Anſchauung, Beiſpiele ſind es, die hiezu dienen können.

Kann man verſtändige Landleute in ſolche Gegenden, auf ſolche

Gemarkungen bringen, wo ſie ſelbſt ſchauen, aus dem Munde ihrer Berufsgenoſſen das Jetzt und das Ehemals ſich auseinanderſetzen laſſen können; leitet man ſolche Beſuche durch verſtändige Begleitung, Belehrung an Ort und Stelle, dann kann man der Wirkung ziemlich gewiß ſeyn. In Naſſau hat man dies eingeſehen. Dort, wo man von Seiten des landwirthſchaftlichen Vereins den Weg gefunden hat, der ſicher zum Ziele führen muß, hat dieſer Verein der Landesregierung den Antrag geſtellt, tüchtige Ortsvorſteher aus Gegenden, in welchen eine zweckmäßige Feldeintheilung noch nicht durchgeführt, noch nicht aus eigener Anſchauung gekannt iſt, auf Gemeinde- oder Staatskoſten in ſolche Gemarkungen zu ſchicken, wo eine neue zweckmäßige Ordnung im Felde und Beſitze hergeſtellt iſt.

Wenn dies im Gebiet eines kleinen Landes geſchehen kann, warum ſoll es ſich nicht auch aus größerer Ferne lohnen? Wie können die Mittel, die ſolche Reiſen koſten, auch nur entfernt in Anſchlag kommen gegen die offenbar großen Wirkungen? Wie belehrt, wie eingenommen für den neuen Zuſtand werden ſolche Leute zurückkommen! Da wird man ſehen, daß der Landmann ſeine Unempfänglichkeit ablegen wird, wenn man ihn den rechten Weg zu führen verſteht.

Mit dieſer mündlichen und anſchaulichen Belehrung Hand in Hand kann gehen eine klare, faßliche Auseinanderſetzung vorhandener Beiſpiele, bereits ausgeführter neuer Feldeintheilungen, des dabei eingeſchlagenen Weges, der glücklich überwundenen Schwierigkeiten, der allgemeinen Zufriedenheit, welche an die Stelle des Mißtrauens, der Zweifel getreten iſt. Mit großem Nutzen wird ſolche ſchriftliche Belehrung mit Zeichnungen, Karten belegt, erklärt von ſachverſtändigen Beurtheilern, ſo daß daran die Zweifelſucht ſich aufrichten, der beſchränkte Blick des Landmanns ſich ſtärken könne. Iſt der erſte Durchbruch bewirkt, ſind die erſten Anſichten berichtigt, dann iſt es am Platze, Belehrungen beizugeben für Ortsvorſteher, Gemeinderäthe und namentlich für Geometer, wie die vielen nicht unbegründeten Anſtände vor und bei der Ausführung zu überwinden und zu beſeitigen ſeyen, deren ſich bei allem Neuen, namentlich aber bei ſolchen in das Grundbeſitzthum der Einzelnen wie der Familien eingreifenden Maßregeln in Maſſe aufthürmen. Muſterhaft und nachahmungswerth

iſt auch hierin der Weg, den man in Naſſau weiter eingeſchlagen hat.

Der Miniſterialverordnung vom 12. September 1829 folgte bald die vortreffliche Inſtruktion vom 2. April 1830, verſinnlicht durch Zeichnungen und beweiſend, daß man die großartige Maßregel, um die es ſich handelte, von der Regierungsbank aus gründlich durchſchaut und durchdacht hatte. Dabei blieb es aber nicht ſtehen. Der landwirthſchaftliche Verein wirkte unabläſſig durch ſein Wochenblatt, in öffentlichen Ausſchuß- und Generalverſammlungen ſeiner Mitglieder.

Wir hatten Gelegenheit von ſolchen Verhandlungen ganz genaue Kenntniß zu nehmen und die ſtill leitende Hand ſolcher Verſammlungen in hohem Grade achten zu lernen.

Auch ſäumte der Verein nicht, bei der Landesregierung einerſeits für die in der Konſolidation thätigen Gemeinden namhafte Preiſe (von 50 Dukaten), ſo wie für die hiebei thätigen Ortsvorſteher und Geometer die Austheilung von Medaillen in Antrag zu bringen, andererſeits auch Anträge an jene zu ſtellen, wie der Konſolidation ſchneller in allen Landestheilen Eingang verſchafft, dieſe mit den Anſprüchen fortſchreitender Kultur immer mehr in Uebereinſtimmung gebracht, und ſowohl die Gemeinden als Privaten gegen die Nachtheile geſchützt werden können, die aus mangelhafter Ausführung dieſer ſo nützlichen Maßregeln hervorgehen möchten.

Es konnte nicht fehlen, daß daraus die günſtigen Wirkungen reſultiren mußten, deren wir oben ſchon erwähnt haben.

Neben weſentlichen Prämien, die der Staat für ſolche hochwichtige Unternehmungen ausſetzen ſollte, verſteht ſich, daß für alle amtlichen Geſchäfte, welche ſolche Umänderungen des Beſtehenden erheiſchen, Freiheit von allen Sporteln und Abgaben, wie ſie Namen haben mögen, nicht nur zu gewähren ſeyn, ſondern daß der Staat die öffentlichen Behörden zu jeder von den Betheilten gewünſchten, oder durch die Staatseinrichtungen bedingten Mitwirkung ohne Belaſtung der Auseinanderſetzenden zur Verfügung ſtellen möchte.

Welche Mittel ſtehen den Regierungen zu Gebot, die menſchlichen Triebfedern in Bewegung zu ſetzen zur Erreichung ſolcher guten Zwecke!

Ad b) Mangel an tüchtigen — mit den Verhältniſſen des Ackerbaues bekannten — Geometern.

Die allenthalben ins Werk geſetzten Anſtalten zur Bildung von Geometern, namentlich da, wo Landesdetailvermeſſungen eine bedeutende Anzahl ſolcher Männer längere Jahre in Anſpruch nahmen, ſtellen zwar auf den erſten Anblick eine hinreichende Zahl mathematiſch befähigter Männer zur Diſpoſition. Allein werden Leute, die ſich zu dem Geſchäfte tüchtig erweiſen, nicht ſehr aufgemuntert, ſo unterliegen ſie unter den Beſchwerlichkeiten der Arbeit, wobei häufig der Undank eine große Rolle ſpielt.

Auch der Renovater Burger erzählt in ſeiner Schrift die Anfechtungen, die er anfänglich erfahren, und wie nur Begeiſterung für die Sache ihm Muth und Ausdauer verleihen konnte, ſie nicht vor der Zeit zu verlaſſen. Ein ſolcher Eifer kann aber von der Maſſe nicht verlangt, bei ihr nicht vorausgeſetzt werden.

Es iſt aber, wie wir ſehen werden, keineswegs damit abgethan, daß die Leute im Feldmeſſen geübt ſind, und daß man alle die obengenannten Anſtände ihnen gegenüber beſeitige.

Ihre Befähigung zum vorgeſchlagenen Geſchäfte hängt ganz weſentlich davon ab, daß ſie auch mit den Verhältniſſen der Landwirthſchaft und zwar nicht blos oberflächlich, ſondern daß ſie gründlich damit vertraut ſind, daß ſie mit dem Landmann auf ſeine Weiſe verkehren, deſſen Vertrauen erwecken können.

Die Naſſauiſchen Verhandlungen beſtätigen dieſen Satz aufs vollſtändigſte. Von der vereinten mathematiſch ökonomiſchen Tüchtigkeit des Geometers hängt zunächſt vorzugsweiſe der Grundplan der neuen Eintheilung ab. Hiebei müſſen aber die ganzen landwirthſchaftlichen Verhältniſſe einer Gemarkung, die Führung der Wege, die Zu- und Ableitung ſtehender und fließender Gewäſſer, der Gewannenlauf nach der Sonne, nach der Windeſtrömung, die Form der Oberfläche, die Beſchaffenheit des Untergrunds, das richtige Verhältniß der verſchiedenen Größen von Feld, Wieſen Gärten ꝛc., kurz Alles ins Auge gefaßt werden, was nur immer bei einer neuen Koloniſation überlegt werden muß, und zwar hier um ſo ſorgfältiger, je reiflicher die Erwägung iſt, bereits beſtehende Beſitzrechte nicht zu kränken, keinem von den vielen kleinen Beſitzern wehe, Unrecht zu thun; je mehr es darauf ankommt, zu erwägen, auf welche Weiſe neue Verbeſſerungen in Folge der

Zusammenlegung entweder alsobald oder später ins Werk gesetzt werden können und sollen.

In den genannten Nassauischen Verhandlungen heißt es:

„Der erste Entwurf einer Umformung einer Gemarkung setzt weit mehr landwirthschaftliche, als mathematische Kenntniß voraus. Es ist nicht hinreichend, mit dem im Geburtsorte Herkömmlichen durch zufällige Anschauung nothdürftig bekannt zu seyn. Vielmehr muß der Konsolidator über das eigentliche Wesen der Landwirthschaft nachgedacht, die Grundsätze, auf denen sie beruht, erkannt haben. Er muß sich zum Voraus eine Vorstellung von den Veränderungen und Fortschritten in der Kultur zu machen vermögen, die nach und nach in der zu konsolidirenden Gemarkung eintreten können, damit er sie zu fördern, ihren Fortgang einzuleiten, denselben vorzubereiten im Stande sey. Später darf er sich nur noch als bloßes Instrument nach gegebenen Gesetzen bewegen."

Wo es an solchen qualifizirten Geometern fehlt, da ist das Nöthigste, daß sie mit landwirthschaftlichen Fähigkeiten versehen, also in landwirthschaftlicher Hinsicht mit spezieller Richtung auf den Zweck ihrer Bestimmung ausgebildet, sofort eine Zeit lang, ehe sie praktiziren, solchen Geometern an die Hand gegeben werden, welche durch längere Uebung hierin Geschick haben.

Wie weit man es auch hier in der Uebung zu bringen vermöge, das beweist uns ein in Nro. 37 des landwirthschaftlichen Wochenblatts von Nassau ꝛc. 1842 gegebenes Beispiel, nach welchem Ein Geometer in wenigen Jahren 22 Gemarkungen neu eingetheilt hat. Aber auch von den Mißgriffen, die zum Nachtheil des Grundbesitzers geschehen können, hat man dort Beispiele, weshalb sich Erörterungen darüber entsponnen haben, welche Ansprüche der Grundbesitzer an den zu machen habe, welcher geeigenschaftet seyn soll, das selbstständige Geschäft einer Gemarkungszusammenlegung zu übernehmen.

Ad c) Das größte Hinderniß, das allen solchen Einrichtungen im Wege steht, ist die Uneinigkeit der Parzellenbesitzer. Wollen auch die meisten einsichtsvolleren das Gute, man wird stets einzelne halsstärrige, eigensinnige, selbst ihren eigenen Vortheil nicht berücksichtigende Menschen finden, die als die Gegner

alles Guten und Vernünftigen ſich jedem Vorſchlag zur Verbeſſerung entgegenſtemmen.

Darum, wie in allen Dingen der Landeskultur, ſo auch hier, muß eine Unterordnung ſolcher jede verbeſſernde Maßregel ſtörenden Minorität, ein Zwang gegen ſie möglich werden.

Es gibt keine goldenere Regel irgend eines Kulturgeſetzes, als die, daß die Minorität der Majorität unterworfen ſey; daß jeder Grundbeſitzer einer Gemarkung nicht blos von ſich und ſeinen unmittelbaren Nachbarn, ſondern von dem Konſortium aller Gemarkungsgenoſſen, von dem er ſelbſt mit ſeinem unbeweglichen Eigenthum einen unzertrennlichen Beſtandtheil bildet, abhängig ſeyn und bleiben müſſe.

Man hat in der einerſeits vielfältig Anerkennung verdienenden Begeiſterung für kosmopolitiſche und Freiheitsideen ſo oft verkannt, oder vergeſſen, daß Freiheit nicht in der ſchrankenloſen Willkür beſtehe, in der ſich der Einzelne nur immer weiter vom Allgemeinen loszumachen ſich beſtrebe, ſondern in einem Feſthalten am Ganzen, durch deſſen Kraft die Freiheit des Einzelnen die dauerndſte, bleibendſte Bürgſchaft finden muß.

Man hat zu gerne vergeſſen, daß der Menſch nicht blos Weltbürger, ſondern auch Staats- und Gemeindebürger, Gemarkungsgenoſſe iſt, und daß die Rechte des Weltbürgers nur erſt dann in Anſpruch genommen werden können, wenn ſie mit den näheren und mehr unmittelbaren Rechten und Pflichten des Staats- und Gemeindebürgers, des Gemarkungsgenoſſen nicht im Widerſpruch ſtehen.

Auf dieſe Weiſe haben ſich in der Sphäre der Landwirthſchaftspolitik die ähnlichen Fehler eingefunden, die wir im Gebiet der Handels- und Gewerbepolitik, ja ſogar in den Staats- und Gemeindeverfaſſungen entdecken; Fehler, deren Verbeſſerung zum Theile im höchſten Grade ſchwierig ſeyn wird oder wobei, wenn Verbeſſerung im Intereſſe des Staatswohls durchaus endlich gefordert werden wird, dieſe Verbeſſerung nicht wird eintreten können, ohne manches Herz zu brechen, manches auf das neue unhaltbare Syſtem gebaute lockere Fundament wieder zu zernichten.

Wir wollen hier nur der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit, der höchſt erleichterten Anſäßigmachung, der ungemeſſenen Bodenzerſtücklung, der gleichen Wahlrechte ꝛc. andeutend erwähnen.

Zur Bekräftigung dieser Worte, welche uns ein viel bewegtes Leben und Wirken tief eingeprägt hat, sey es erlaubt, die Worte eines wahrhaft deutschen und wahrhaft freisinnigen Mannes unserer Zeit noch beizusetzen, des hochachtbaren E. M. Arndt, welcher in den Erinnerungen aus seinem Leben S. 310 die denkwürdigen und nicht genug zu beachtenden Worte spricht:

„Das haben wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, sondern die verschiedenen Lebenskreise sich in einander verlaufen und verwirren, wodurch nothwendig ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tödtet.

„Denn das ist das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten und vierten Instanz auf ihn (selbst) beziehen, in der Gemeinschaft gehalten, getragen und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stetigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger seyn können, angehalten werde."

Um uns nun aber hier gänzlich auf die Gemarkungsgenossenschaftsrechte und Pflichten zu beschränken, so hat sicher der Gemarkungsgenosse entschiedene reale Rechte, wie Pflichten, gegenüber von seinen Mitgenossen. Er kann und darf sich den allgemeinen, für die Wohlfahrt der Gemarkungsgenossenschaft, den allgemeinen Kulturfortschritt unentbehrlichen Veranstaltungen nicht entziehen. Wie ihm daraus nach seinem Theile wieder spezieller und allgemeiner Nutzen erwächst, so hat er auch an den Lasten, wie billig, verhältnißmäßig zu tragen. Eine unbegrenzte Freiheit ist nur im Urzustande möglich, wo kein Nachbar hindert, aber auch keiner nützt.

Es kann aber das sächliche Recht der Gemarkungsgenossenschaft nur in den seltensten Fällen, als Regel aber nie, nach der Kopfzahl der Grundbesitzer bemessen werden. Denn was würde am Ende aus allen denen im Staat werden, welche, während sie noch ein über ihr unmittelbares Nahrungsbedürfniß reichendes Besitzthum haben, nicht rein von der Hand in den Mund leben, am Ende hinsichtlich aller Kultureinrichtungen der Abstimmung der Viertel- und Ruthenmänner unterstellt wären? Die Besitzgröße, die Morgenzahl ist also für die Regel das

entſcheidende Moment. Wenn 10 Morgen eine Stimme verleihen, ſo verſteht ſich, daß die Beſitzer von 10 Morgen, und wenn es ihrer 10, 20, 30 ſind, nur Eine Stimme mit einander geltend machen können. Hinſichtlich der Majorität kann man nun die Frage aufwerfen, ob eine einfache, abſolute Stimmenmehrheit dem Grundbeſitz nach die übrigen Beſitzer durchaus verpflichten könne und ſolle?

Man wird wohl hier die Bedeutung der Fälle unterſcheiden müſſen.

Ueberall, wo es ſich um eine Aenderung der Form oder Materie des Grundbeſitzers, oder um bleibende Laſtenübernahme handelt, wird man füglich zugeben müſſen, daß zwei Drittheile der Stimmen, d. h. alſo die Stimme derer, die zwei Drittheile der betheiligten Gemarkung oder des betheilten Gemarkungstheils beſitzen, nöthig ſeyen, um die Beſitzer des übrigen Drittels zu binden.[1] [2]

Soll alſo die neue Flureintheilung ins Werk geſetzt werden, ſo muß die Majorität in genannter Art das geſetzliche Mittel haben, die Widerſtreitenden zu zwingen.

Wir bedürfen hier, wie überhaupt in der ganzen Ackergeſetzgebung, die in einzelnen deutſchen Ländern leider kaum dem Namen nach gekannt iſt, alles Ernſtes der *geſetzlichen* Hülfe, wenn nicht Kulturfortſchritte jeder Art blos noch zu den frommen Wünſchen gehören ſollen.

Wollen alſo einzelne Grundbeſitzer eine ſolche Feldeintheilung beantragen, ſo hat der Ortsvorſtand die ſämmtlichen Betheiligten vorzuladen und ihre Stimme nach Maßgabe des Beſitzſtandes zu

---

[1] Im Naſſauiſchen muß die Minorität gleichfalls einer Majorität von zwei Dritteln unterliegen, welche Majorität zuſammen wenigſtens die Hälfte der betheiligten Morgenzahl beſitzen müſſen.

Die Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe zu Stuttgart hat den hier vertheidigten Grundſatz gleichfalls faſt einſtimmig acceptirt. Vergl. amtlichen Bericht über die ſechste Verſammlung. Stuttg. 1843. Seite 265 ꝛc.

[2] Als die gegenwärtige Arbeit bereits zum Drucke vollendet war, erſehen wir mit Vergnügen aus dem vom königl. Miniſterium des Innern zu Stuttgart zur öffentlichen Prüfung herausgegebenen Entwurfe eines *Wieſenkulturgeſetzes* für Württemberg (Stuttg., bei Metzler, 1843). daß dieſer Grundſatz dort auch angenommen iſt.

vernehmen. So ferne ſich die erforderliche Stimmenmehrheit herausſtellt, iſt dem Bezirksamt Anzeige zu erſtatten, welches ſofort die weitern Verhandlungen zu pflegen hat. Die Grundbeſitzer haben ſofort einen Ausſchuß aus ihrer Mitte von wenigſtens drei bis fünf Perſonen zu wählen, welcher unter Beiziehung eines ſachverſtändigen Geometers den Plan der Feldeintheilung im Allgemeinen vorläufig zu bereden hat.

In Wiblingen wählten die Betheilten außer dem Geometer noch 16 Deputirte. Vielleicht könnten auch 15—20 gewählt werden, welche ſofort aus ihrer Mitte wieder 5—7 engere Geſchäftsführer ernennen könnten.

Eine zu große Anzahl möchte das Geſchäft allzu ſchwerfällig machen.

Dieſer Plan wird nun den Betheilten mitgetheilt und aufs Neue ihre Stimme eingeholt, bei welchem Akte man ſich zugleich rechtsverbindlich verabredet oder bei Meinungsverſchiedenheiten abſtimmt, auch die Grundberechtigten und Hypothekengläubiger ꝛc. der Gemarkung zu ihren etwaigen Einwendungen beiladet.

Auf dieſe Grundlagen hin erhält ſofort, wenn nun der allgemeine Plan durch die definitive Abſtimmung gutgeheißen iſt, das ganze Geſchäft ſeine Begründung; der Ortsvorſteher, der Geometer und der Ausſchuß von wenigſtens drei bis fünf Theilhabern, zuſammen wenigſtens fünf bis ſieben Perſonen beſorgen ſofort das ganze Geſchäft kompromiſſariſch und muß jeder der hier in Frage Befangenen, ſo weit ſein oder ſeiner nächſten Blutsfreunde Eigenthum in Sprache iſt, aus der Kommiſſion austreten und einer der Subſtituten eintreten, deren vorſorglich gleichfalls eine Anzahl mit den Ausſchußgliedern gewählt werden.[1]

Die Kommiſſion und die Erſatzmänner werden feierlich

---

[1] Wo man zunächſt einen größern Ausſchuß und aus dieſem erſt einen engern wählen will, können die Erſatzmänner einfacher aus dieſem größeren Ausſchuſſe beigezogen werden. In Naſſau ſind es außer dem Geometer gewöhnlich drei beeidigte Taxatoren, welchen noch drei gewählte Landwirthe als berathendes Kollegium beigegeben ſind. Gegen den Ausſpruch dieſer Schätzer kann ein neues Schätzerkollegium als letzte Inſtanz verlangt werden. Ob die Vermeſſung ſelbſt dem mathematiſchen Theile nach von einem andern hiezu beauftragten Geometer kontrollirt und ſuperrevidirt werde, hängt von den Umſtänden ab.

verpflichtet. Sie haben, wenn zugleich eine Zuſammenlegung beabſichtigt wird, zunächſt die Gemarkung nach den verſchiedenen Kulturarten in Klaſſen der Bodenqualität nach einzutheilen. In jeder Gewanne werden nun die Klaſſen ab- und ausgeſteckt und in den Plan eingetragen, ſofort der Plan publizirt, Einwendungen dagegen angenommen und nöthigenfalls durch ein unparteiiſches Schätzerkollegium geprüft und definitiv berichtigt. Hierauf findet die Unterſuchung des ſeitherigen Beſitzſtandes jedes Gutsbeſitzers und die Eintheilung deſſelben in die neugeſchaffenen Klaſſen Statt. Es iſt nun die Aufgabe der gewählten Sachverſtändigen, jeden nach dem Maße, als er in verſchiedenen Klaſſen und Gewannen betheiligt iſt, paſſend einzutheilen. Da, wo eine Zuſammenlegung nicht zugleich mitbewirkt wird, ſondern die Beſitzer immer nur an ihrer alten Stelle eingetheilt werden, iſt das Verfahren natürlich weit kürzer und einfacher. Bei der Detailvermeſſung und Ausſcheidung des neuen Beſitzes möchte es ſachförderlich, wenn gleich beſchwerlich ſeyn, ſtets die alten Eigenthümer beizuladen, zu vernehmen und über den Grund oder Ungrund ihrer Bemerkungen zu erkennen.

Nach vollendetem Akte, von dem natürlich eine neue Verſteinung unzertrennlich iſt, wird der über das Ganze gefertigte Riß den Betheilten publizirt, von ihnen unterſchriftlich anerkannt, oder die Unterſchrift der etwa verweigernden Minorität gerichtlich ergänzt, ſofort auf den Grund der Aufnahme ein neues Lager-, Grund- und Hypothekenbuch angefertigt und ſolenniſirt.

Es iſt nun einer der wichtigſten Theile der ganzen Abhandlung, die Grundſätze, wenigſtens in allgemeinen Umriſſen zu bereden, nach welchen ein ſolches Geſchäft unternommen und verfolgt werden ſolle, da offenbar von den Grundſätzen, die man hiebei aufſtellt, das Gelingen in den meiſten Fällen abhängig ſeyn wird. Wir wollen damit beginnen, zuvor

ad d) vom Geldpunkte zu ſprechen.

Handelt es ſich um ganze Gemarkungen, ſo entſteht nicht der mindeſte Zweifel, daß die Koſten der Anfertigung der neuen Güter-, Lager- und Hypothekenbücher derjenigen öffentlichen Kaſſe zufallen, welcher dieſelben bei jeder andern Renovation auch obliegen würden.

Die Koſten der Vermeſſung und Ausſcheidung des neuen

Beſitzes aber werden die Gemarkungsgenoſſen nach dem Maßſtab tragen, nach welchem ſie betheiligt ſind, alſo nach der Morgenzahl, mit dem Unterſchied jedoch, daß die Beſitzer ſeitheriger Schlüſſeläcker ein Fünftel, die Beſitzer von Anwandäcker aber ein Drittel mehr, als ihnen ſonſt zur Laſt käme, zu übernehmen haben, inſofern ſie ohne Verluſt des ſeitherigen Flächenmaßes durch regelmäßige Grundſtücke von gleicher Lage und Bodengüte nun entſchädigt werden, folglich gegenüber von ihren Nachbarn entſchieden in höherem Grade gewinnen.

Zu einigem Anhaltspunkt wird bemerkt, daß nach in Wiblingen eingezogenen Notizen dieſe Koſten bei einem freilich glücklichen ebenen Terrain mehr nicht als 3 fl. 18 kr. pr. Nürnberger Morgen betrugen.

Nach den Detailnotizen, die uns aus Naſſau zur Hand gegeben ſind, hat ſich bei den erſten 80,000 Morgen, welche in Naſſau zuſammengelegt wurden, ein Geſammtaufwand von 208,444 fl., ſomit pr. Naſſauiſchen oder Berliner Morgen (= ⅘ württembergiſchen Morgen) 2 fl. 36 kr. als Durchſchnitt ergeben.

Wie verſchieden aber der Koſtenbetrag nach den Lokalitäten und der Gewandtheit des Geometers und überhaupt nach den hindernden oder dem Geſchäftsbetriebe förderlichen Umſtänden ſich berechne, zeigen uns gleichfalls Naſſauiſche Detailerfahrungen.

Der geringſte Aufwand beläuft ſich pr. Naſſauiſchen Morgen auf 48 kr., bei mehreren andern Gelegenheiten auf 1 fl. 3 kr. bis 1 fl. 14 kr. Ein ſtarker Aufwand war 6 fl. Der bekannte höchſte Aufwand war 11 fl., welch letzterer jedoch ein kleines Wieſenthal betraf, bei welchem die nicht unbedeutenden Koſten für Wäſſerungsanſtalten, Wehre, Schleußen ꝛc. zu den Koſten der Zuſammenlegung hinzugefügt wurden (Niederalbert im herzoglichen Amte Montabaur).

Nach den in einer größern Verſammlung Sachverſtändiger geltend gemachten Anſichten wird ſich obiger Durchſchnitt auch ferner als Maßſtab annehmen laſſen, obgleich die Inſtruktion von 1830 geringere Anſätze angenommen hat. Wie klein iſt ſolcher Aufwand gegenüber vem großen Zweck!

Es verſteht ſich wohl, daß dem Kompromißgericht neben dem Geometer ſeine Gebühren verwilligt werden müſſen, wenn nicht der Geometer die ganze Gemarkung im Akkord herſtellt und dabei

die Kompromißrichter aus ſeinen Mitteln ſchadlos zu halten verſpricht.[1]

Es ſind, bevor wir weiter gehen, noch einige Worte über die Verhältniſſe zu ſprechen, in welchen die Gutsherrn oder Hypothekargläubiger zu einer ſolchen neuen Feldeintheilung zu ſtehen kommen.

Die Letztern können ohne Anſtand nur gewinnen, da das Grundeigenthum nach der Feldeintheilung nothwendig einen höhern Werth erlangen muß. Was die Guts- und Gefällherrn betrifft, ſo können auch dieſe nur gewinnen, da, wie bei den Hypothekengläubigern, auch ihre Forderungen nunmehr ganz einfach auf den neuen werthvolleren Beſitz übertragen werden.

Wenn die Grundherrn beweiſen können, daß ſeither ihnen Laſten gebende Grundſtücke verſchiedener Beſitzer, z. B. waidepflichtige Grundſtücke beiſammenlagen und deren Trennung einen weſentlichen Nachtheil für ſie zur Folge hätte, ſo muß ſich entweder mit ihnen abgefunden, oder es beim alten Beſitzſtande inſoweit belaſſen werden, daß der grundbelaſtete Beſitz zwar eine andere Form erhalten, aber in Rückſicht auf die ſeitherige Belaſtung nicht auseinander geſchoben werden könne. Wie mit dem Gut des Grundholden oder des Hypothekenſchuldners es ſich verhält, ſo verhält es ſich gleichfalls mit ſolchem eigenthümlichen Grundbeſitz von Standes- und Grundherrn, welcher in Folge ſtaatsrechtlicher Verhältniſſe beſondere Vorrechte, Steuerfreiheiten ꝛc. zu genießen hat. Denn auch hier tritt der neue zugetheilte Beſitz in die Befugniſſe des alten Beſitzes ein.

Eine Einrede gegen ſolche Auseinanderſetzung kann und ſoll daher, außer in dem näher bezeichneten Falle, ſowohl den

---

[1] In wie weit da, wo die ganze Bürgerſchaft aus Landwirthſchaft-treibenden beſteht, die Gemeindekaſſe etwa den Geſammtkoſten übernehmen könnte, kann hier zu unterſuchen füglich unterlaſſen werden. So weit es immer thunlich iſt, würde dies ein ſehr großes Förderungsmittel der Sache ſeyn, da der Landbeſitzer ſo oft ſelbſt für einen größern Zweck den augenblicklichen Aufwand ſcheut und alſo aus Sparſamkeit am unrechten Ort die Unternehmung häufig ſcheitern dürfte. Erhält die neu eintheilende Güterbeſitzerſchaft eine Staatsprämie, ſo kann auch hieraus der Aufwand für den Geometer und den Schätzenausſchuß, wenn auch nur theilweiſe, entnommen werden.

Standes- und Grundherrn hinſichtlich ihres eigenthümlichen Grundbeſitzes, als auch den Grundherrn und Hypothekargläubigern rückſichtlich ihrer Real- und Vorzugsrechte bei Beobachtung der angegebenen Rückſichten in der Regel nur in dem Falle zuſtehen, daß ſie dadurch in die Lage geſetzt würden, neue grundherrliche Bücher anzulegen, während im andern Fall die alten erweislich noch lange Jahre ihren Dienſt gethan hätten.

Ad f) Wir haben nun einen der wichtigſten Punkte zu beſprechen, nämlich: die Frage hinſichtlich der Gewähr über die Fortdauer ſolcher mit Sorgen, Mühe und Koſten ins Werk geſetzten neuen Feldeintheilung.

Wofür, fragt man mit Recht, ſoll alles dieſes begonnen werden, wenn nach einigen Jahren ſchon durch die ungemeſſene Verkehrsfreiheit die in regelmäßigen Formen zuſammengelegten Grundſtücke wieder nach Belieben zerriſſen, in Kreuz und Quere vertheilt werden dürfen, wenn das verwöhnte Schooskind unſerer Zeit, das ſo beliebte „laissez faire“ in ſeiner vollen Kraft und Anwendung bleiben darf?

Wer nur irgend einen Begriff von dieſen Zuſtänden hat, wird einſehen, daß bei der ungemeſſen geſtatteten Bodenzertrümmerung eine Ausſicht und Möglichkeit der Erhaltung nicht exiſtirt. Wenn ein halb Dutzend hungriger oder eiferſüchtiger Erben über das Parzellchen ihres Erbgebers herfallen, jeder einen Lappen davon ſich zueignen will und darf, wie bald würden die alten Uebelſtände wieder obſiegen!

Die Gegner möchten uns etwa einwenden: der geſunde Sinn des Volks, der Anblick der alten Karte und der neuen Ordnung, die allgemeine Zufriedenheit über den neuen Zuſtand würden vernünftig denkende abhalten, würden durch Rath und Beiſpiel bei weniger vernünftigen bewirken, daß die neue Ordnung nicht wieder zu nichte werde. Dies kann indeſſen blos der ſagen, der in das engherzige Treiben mancher Menſchen noch nicht hineingeſchaut hat. Wir ſagen: Nein, die Gemarkung wird ohne Gnade wieder zerſetzt, wieder maltraitirt werden! Was kann alſo allein helfen? Eine geſetzliche Sicherheit. Dieſe beſteht in einem Parzellenminimum. Naſſau und das Großherzogthum Heſſen haben dies bereits erprobt. Ohne eine ſolche Maßregel wären alle ihre Einleitungen und Bemühungen rein vergeblich geweſen, Schade

für den Zeitaufwand, für jedes Wort, für jeden Pfenning, die ohne dieſe Maßregel vergeudet werden wollten.[1]

Naſſau hat durch die Verfügung vom 12. Septbr. 1829, §. 11 für die Frucht- und Ackerländer ein Parzellenminimum von 50 Ruth. oder ½ Morgen,[2] für Wieſenland 25 Ruthen Normalmaaß, für Gärten und gartenähnliche Länder, welche außer dem Ackerlande abgeſondert liegen, durch die Verordnung vom 16. Auguſt 1839 15 Ruthen[3] vorgeſchrieben, welche Minima weder bei Erbtheilungen, noch Veräußerungen vermindert werden dürfen, es müßte denn ſeyn, daß ein ſolches Minimum von zwei Nebenliegern zertheilt zu ihren Stücken zugeſchlagen werden wollte. (Verordnung vom 18. Juli 1837.)

Das Großherzogthum Heſſen hat durch die oben ſchon angeführte Miniſterialverordnung vom 18. Dezbr. 1834, §. 16 folgendes Minimum feſtgeſetzt:

Beim Ackerfeld geringerer Güte 400 Quadratklafter.[4]

" " beſſerer Güte	200	"
" Wieſen	100	"
" Weinbergen u. Baumſtücken	50	"
" Gärten	20	"
" Pflanzgärtchen . . .	5	"[5]

Und wo finden nun die Vertheidiger der höchſten perſönlichen Freiheit über das Eigenthum einen Grund, ſolche Minima als ein gefährliches Mittel der Beſchränkung perſönlicher Rechte anzutaſten?

Wer kann, wenn er die vielfachen Beſchränkungen betrachtet, denen ſich der Menſch im geſelligen Zuſtand, um der weit wichtigeren Vortheile der geſelligen Vereinigung willen, alle Tage

---

[1] Bei den dießfallſigen Berathungen in der Stuttgarter ſechsten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe haben ſelbſt diejenigen, welche die möglichſte Verkehrsfreiheit des Grundbeſitzes mit Wärme vertheidigt haben, am Ende zugeſtehen müſſen, daß ein Parzellenminimum in ſolchen Fällen unausweichlich ſey. Vergl. amtlicher Bericht, Seite 154.

[2] ⅔ württemberger Morgen (= ½ Berliner Morgen).

[3] 5 Ruthen württembergiſch.

[4] 1 württembergiſcher Morgen oder 1⅕ Berliner Morgen.

[5] Nicht volle 5 Ruthen württembergiſch.

und bei jeder Gelegenheit unterwerfen muß, allein im Landbau, dieser Grundsäule der öffentlichen Ordnung, eine Unordnung als absolute Folge planloſen egoistischen Treibens für möglich oder zulässig erkennen? Unter Bezug auf das, was wir an andern Orten schon hierüber geäußert haben, bedürfen wir keiner weitern Ausführung zu Begründung der eben ausgesprochenen Ansicht, daß *ein gesetzliches Minimum die Bedingung jedes besseren Ackerzustandes, und namentlich auch einer wirksamen Aufhebung des Flurzwangs sey.*

Nach diesen Prämissen wollen wir nun versuchen, die weiteren Punkte, die hiebei in Betracht kommen können, zu würdigen.

Es handelt sich nun zunächst von den Ansprüchen, die man in solchen Fällen an das Gemeindegrundeigenthum zu machen berechtigt seyn soll, in welchen solches vorhandene Grundeigenthum der Gemeinde als ein mehr oder weniger wichtiges Aushülfsmittel zur Auseinandersetzung dienen könnte. Wie wir oben gesehen haben, hat die Gemeinde Sekenheim ihr Gemeindeeigenthum, gegen Entschädigung an einer andern Stelle, in die Gemeinschaft so eingeworfen, daß das sämmtliche Privateigenthum um so besser abgerundet werden konnte. Sie aber ließ sich mit den Schlüsseläckern zuletzt abfinden. Dieses Beispiel dürfte unbedenklich zur allgemeinen Regel werden. Wohl möchte es von Staatskuratelwegen voll gerechtfertigt erscheinen, für solche hochbedeutende Zwecke zu gestatten, daß nöthigenfalls das Gemeindegrundeigenthum auch wirklich geschmälert werde. Indessen, wo diese Abtretung die Kräfte der Gemeindekasse in einem Mißverhältnisse bleibend schwächen würde, oder nur ein Theil der Gemeindeglieder bei dem Geschäft speziell betheiligt wäre, da möchte die Entschädigung eventuell zu ermessen seyn, welche das Konsortium der betheiligten Gemarkungsgenossen der Kasse der politischen Gemeinde zu ersetzen hätte.

Um nicht mißverstanden zu werden, bemerken wir aber, daß die Wegnahme von Gemeindegrundeigenthum für die Regel diejenige Grenze nicht überschreiten sollte, welche dadurch gesteckt ist, daß jedem Besitzer sein altes Flächenmaß vollständig wieder gegeben werden könne.

Wo indessen ein solches Gemeindegrundeigenthum nicht existirt, da kann das für die Wege erforderliche entweder von der Gesammtmasse der Gemarkungsfläche genommen und jedem nach

Verhältniß ſeines betheiligten Grundbeſitzes ein — gewiß höchſt unbedeutender — Abzug gemacht, oder auf Rechnung des Konſortiums, das erforderliche Land von einem oder dem andern Gutsbeſitzer erkauft werden.

Höchſt ſchwierig, ja vielleicht das ſchwierigſte am Ganzen iſt aber noch der Punkt der Einigung hinſichtlich ſolcher Gemarkungstheile, welche in Lage, Boden, Kraft- und Untergrundszuſtand allzuſehr von einander abweichen würden.

Wenn gleich bei der neuen Eintheilungsart der Grundſatz im Allgemeinen verfolgt werden ſoll, jeden ſo viel möglich an der alten Stelle, oder in deren Nähe wieder einzutheilen, ſo ſollte doch, wie wir oben ſchon angedeutet haben, und namentlich bei der ſog. Konſolidation die Zuſammenlegung der Parzellen auf alle mögliche Weiſe befördert werden. Denn das Verdienſtliche des ganzen Geſchäfts ſteigert ſich natürlich in dem Maas, als es gelingt, die vielen zerſtreuten Güterſtücke einzelner Beſitzer möglichſt zuſammenzubringen.

Gezwungen zum Zuſammenlegen muß jedoch der Einzelne auch in dem Falle werden können, wenn der bei dem Beginn des Geſchäfts gefaßte Beſchluß der Beſitzer von zwei Dritteln der Morgenzahl auch dieſe Art von Auseinanderſetzung für zweckdienlich erachtet und vollzogen wiſſen will. Wir müſſen hier eines Vorurtheils erwähnen, das man beim Landmann ſo oft bemerkt und das ſich namentlich gegen die Zuſammenlegungen geltend macht. Die Leute fürchten nämlich, daß die Wirkung des Hagels für den Einzelnen, wenn er zuſammengelegten Beſitz habe, weit drückender ſey, während ſie bei zertheiltem Beſitz, da der Hagel den einen Theil häufig verſchont laſſe, im Durchſchnitt eher erträglich werde. Wollen wir dieſe Sorge auch in früherer Zeit theilweiſe für begründet halten, wo man ſich durch den Einkauf in Hagelverſicherungsanſtalten nicht gänzlich vor ſolchen Unfällen verwahren konnte, ſo fällt ſie jetzt durchaus weg. Zudem iſt wenigſtens für den, der ſolche vorübergehende Schläge auszuhalten die Kräfte hat, auf der andern Seite, ſelbſt wenn er bei Hagelverſicherungen nicht betheilt iſt, die Wahrſcheinlichkeit eben ſo groß, daß ein theilweiſer Hagelſchlag ſeinen geſchloſſenen Beſitz gar nicht berühren, daß er alſo bei der Möglichkeit, einerſeits mit ſeinem ganzen Grundbeſitz betroffen zu werden, andererſeits auch ganz verſchont

bleiben könne. Im Durchſchnitt alſo wird ſich wohl die Gefahr ausgleichen.

Keinenfalls kann als Regel angenommen werden, daß für beſſere Lage, für entſchieden beſſere oder kräftigere Felder einer mit oder ohne Entſchädigung verpflichtet ſeyn ſoll, eventuell ſchlechtere Grundſtücke blos von gleich großem oder ſelbſt größerem Umfang anzunehmen.

Wir haben ſchon oben in der Note (S. 250) bemerkt, daß vielfältig die Verhältniſſe eines Beſitzers von der Art ſind, daß er ſich durchaus nicht mit ſchlechterem und mehr Eigenthum für beſſeres und im Flächenmaß geringeres entſchädigen laſſen kann. Dagegen gilt es viele Fälle, wo ein Grundbeſitzer, deſſen Gut ihm zu wenig umfangreich für ſeine Kräfte iſt, der Luſt und Kapital beſitzt, neue Melieratienen vorzunehmen, es wünſcht, für beſſeres Feld mehr und geringeres zu erhalten. Der Letztere wird mannigfache Gelegenheit finden, ſeine Luſt zu verwirklichen. Denn ſelten iſt eine Gemarkung in dem Bodengüte- und Kraftzuſtand ganz gleichförmig, oder ſelten gibt es eine ſolche, die nicht Theilhaber hätte, welche in ſolchem Falle gerne tauſchen und ſich für mehr und geringeres Land mit beſſerem abfinden ließen.

Daſſelbe gilt für die Entfernung.

In der badiſchen Pfalz hat dies alles wenig Schwierigkeiten gemacht. Dort war ein ebener, ziemlich gleichförmiger Boden und die Beſitzer ſchlugen es nicht ſo hoch an, wenn ſie auch ein gleich kulturfähiges Land in einem etwas geringeren Kraftzuſtande zugetheilt erhielten. Sie ſahen ein, daß in wenigen Jahren ein vermehrter Fleiß und ſtärkere Düngung dies alles erſetzen würde. Man kam daher überein, ſich in dieſer Beziehung gegenſeitig nicht zu entſchädigen.

Ganz anders muß aber bei Gemarkungen verfahren werden, welche die Zuſammenlegung neben der Feldeintheilung vorzugsweiſe beabſichtigen, wo ein Grundbeſitzer mit ſeinem neuen Beſitz manchmal ganz aus der alten Nähe entfernt wird und in eine ganz andere Bodenklaſſe gerathen kann, wenn ſeine Abfindung in der urſprünglich von ihm beſeſſenen nicht mehr zuläſſig wird.

Man hat zwar im Naſſauiſchen verſucht, für die Beurtheilung verſchiedener Bodenklaſſen Anhaltspunkte in der Art zu ſuchen, daß die Verhältniſſe der verſchiedenen Klaſſen nach dem Werthe,

den ſie für den Beſitzer haben, aufgeſucht und z. B. feſtgeſetzt werden ſolle, wie viel Ruthen der mittleren und der geringeren Bodenklaſſen einer gewiſſen Anzahl Ruthen der beſten Bodenklaſſen jeder Kulturart gleich kommen werden. (Inſtruktion §. 21).

Allein in Erwägung, daß nach dem bereits Erörterten eine ſolche Werthbeſtimmungsart keinen allgemeinen Maßſtab abgeben kann, vielmehr die Wünſche und Bedürfniſſe der verſchiedenen Gemarkungsgenoſſen verſchieden ſind, haben ſelbſt die über den Vollzug der Konſolidation in Naſſau ſpäter vernommenen Sachverſtändigen das Unzureichende dieſer Beſtimmung eingeſehen.

Es laſſen ſich aber leider für ſolche Fälle durchaus keine allgemeinen Vorſchriften geben. Hier muß die Umſicht des Geometers und der Experten allein maßgebend ſeyn und ſie müſſen mehr auf dem Wege des Vergleichs und nach der lokalen und perſonalen Eigenthümlichkeit zu Werke gehen. Warum ſoll man aber deshalb einem nützlichen Verfahren abhold ſeyn, oder es für unausführbar halten, wenn einzelne bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden ſind? Vertrauen zur Umſicht der Experten, gründliches Verfahren derſelben ſchützt gewiß jeden gegen weſentliche Kränkungen.[1]

Sehr wichtig iſt ferner die Zeit des Vollzugs.

Zu welcher Jahreszeit dieſe Eintheilung geſchehen möge, ſo iſt immer ein Theil der Gemarkung eingebaut. Es wird wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Zeitpunkt von der Ernte bis zur nächſten Frühjahrsbeſtellung der paſſendſte iſt, ſo daß eine Gemarkung nach ihrer jetzigen dreiflürigen Eintheilung in drei Jahren ohne weſentliche Störung des Betriebs nach und nach eingetheilt werden kann, wenn je der Sommerflur nach der Aberntung des Sommergetreides in Arbeit genommen wird. Wir ziehen in dieſem Falle den Sommerflur dem abgeernteten Winterflur vor.

---

[1] Gegen vorſchnelles Verfahren ſchützt denn auch, wenn man nicht allzukarg in der Belohnung des Geometers iſt, damit er nicht ſich zu übereilen nöthig habe, oder vielmehr, daß man zu der genau mit ihm verabredeten ordentlichen Belohnung noch außerordentliche Gratifikationen in Ausſicht ſtelle, ſo wie das Reſultat zur allgemeinen Zufriedenheit hergeſtellt iſt.

Sollte dann das Geſchäft auch im Spätjahre nicht mehr ganz zu Ende kommen, ſo wird der heurige Sommerflur bekanntlich im folgenden Jahre Brachflur, und ſo kann im Brachjahr die Sache recht ſchön vollends ausgeglichen werden, und jeder Beſitzer noch eine Brachfrucht, wenn auch eine ſpäte, einbauen.

Allein dieſer Verſchub auf drei Jahre macht nicht nur größere Koſten, ſondern er unterhält auch eine für viele Beſitzer unangenehme Ungewißheit in ihren wirthſchaftlichen Einrichtungen, eine Aufregung in der Gemeinde über Mein und Dein ꝛc.

Man wird daher in den meiſten Fällen ſich lieber entſchließen, in einem Jahre alle drei Fluren, wenigſtens des Ackerlandes, durchzuführen, und für dieſen Akt und Uebergang, der mit Recht als eine Hauptſchwierigkeit erſcheint und die meiſten vom Vollzuge abſchreckt, iſt es nöthig, noch die Vollzugsart in Erwägung zu ziehen. Stellen wir uns daher eine Gemarkung vor, welche in drei Fluren eingetheilt iſt, und beginnen wir mit dem Geſchäft nach der Ernte (entſchieden dem beſten Zeitpunkte), ſo finden wir den heurigen Winter- und Sommerflur mit Ausnahme des außenſtehenden Stoppelklees abgeleert, den Brachflur aber großentheils noch eingebaut, oder in der Vorbereitung zur neuen Wintereinſaat begriffen. In dieſem letztgenannten Fall aber wird man am abgeernteten heurigen Winterflur wo möglich zu beginnen, und dieſen, wo nur immer thunlich, bis in den Winter hinein zur neuen vollendeten Eintheilung zu bringen haben, damit im kommenden Frühjahre jeder Beſitzer ſein neu zugetheiltes Feld bereits zu Sommergewächſen zu beſtellen vermöge. Sind die Kräfte nicht vorhanden, auch den Sommerflur noch im genannten Spätjahr zu vollenden, ſo muß an dieſem, der nun im nächſten Jahr Brachflur wird, wie oben ſchon angedeutet, im künftigen Frühjahr fortgearbeitet werden. Um nun die Ernte dieſes Uebergangsjahrs nicht zu verlieren, muß die Beſtimmung getroffen werden, daß jeder noch einmal erntet, was er geſäet, ſelbſt wenn ein Theil ſeiner Ernte oder ſogar die ganze Ernte ſeines ehemaligen Grundſtücks nun dem Nachbar zugefallen wäre.

Eben ſo muß es mit dem zur Winterung im Uebergangsjahre vorbereiteten Brachflur gehalten werden. Er wird eingetheilt, wie wenn er nicht eingeſäet wäre, allein die kommende Winterernte zieht jeder noch einmal nach dem Maas ſeiner Ausſaat und auf

ſeinem ehemaligen Beſitzſtande. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Uebergang viele Störungen bringt, und daß hiezu Friedlichkeit und Vernunft unter den Beſitzern und ein ſtrenges Regiment gegen ſolche durchaus erforderlich iſt, deren Eigennutz in ſolchen Fällen nie befriedigt werden kann, die auch das Geringfügigſte für einen großen Zweck nicht zu opfern wiſſen, ja in ſolchen Fällen doppelten und dreifachen Rogen ziehen wollen. Allein, wo in aller Welt iſt für eine ſolche, für alle Zukunft wohlthätige Verfaſſung nicht einmal ein kleines vorübergehendes Opfer ganz am Orte?

Wo wird ein vernünftiger Beſitzer nicht gerne einen Groſchen opfern, um einen Gulden zu gewinnen? Denn es iſt gewiß oben ſchon mit Recht behauptet worden, daß mit der vernünftigen Gebrauchsmöglichkeit auch der Ertrag und Werth des Grundſtücks ſteigen müſſe, ganz abgeſehen von dem Frieden, welcher ein eigenes und höheres Gewinnſtkapital ausmacht.

Erhält aber diejenige Gemeinde, welche eine ſolche neue Feldeintheilung einführt, namentlich wenn ſie mittellos iſt, oder die Terrainſchwierigkeiten das Geſchäft verdoppeln, eine namhafte Staatsprämie, ſo kann ſie aus derſelben manche kleine Wunde decken, die einem oder dem andern, namentlich der unbemittelten Mitbürger durch einen ſolchen Uebergang geſchlagen wird.

In Gegenden, wo es üblich iſt, den Klee in die Winterfrucht zu ſäen, muß ſolcher in dem Uebergangsjahre in denjenigen Flur geſäet werden, der, wäre noch die alte Flureintheilung, den Sommerflur abgeben würde, alſo in denjenigen Flur, der im vorigen Jahr Winterung getragen, damit, da dieſer Flur geordnet werden ſoll, jeder Beſitzer im folgenden Jahre mit ſeiner Kleeernte ſich in Ordnung befinde. Auch iſt eine ſtarke Ausſaat von Grünwicken, überhaupt alle Art von Grünfutterſaat in den Uebergangsjahren ſehr anzuempfehlen.

Wir ſchließen mit dem ſehnlichen Wunſche, daß es uns gelungen ſeyn möge, die hohe Bedeutung der Maßregel einer kräftigen Beſeitigung des Flurzwangs zu entwickeln und darzuthun, daß es eine würdige Aufgabe für wohlwollende Staatsregierungen ſey, auf ſolchem Wege wohlfarthbringend einzuwirken und den Dank der ackerbautreibenden Volksklaſſen ſich zu eigen zu machen.

Was helfen die Förderungsmittel für landwirthſchaftliche Produktion, wenn es am Segen eines geordneten Beſitzes fehlt und der Landbauer nicht aufhören kann, unter täglichen Verkümmerungen ſein Gewerbe zu betreiben!

So lange wird das Aufkommen der Geſammtgeſellſchaft erſchwert ſeyn, die Gewerbe werden nicht blühen können, bis der Grundpfeiler der Volkswohlfahrt — der Ackerbau — von den ſtärkſten Schlacken gereinigt iſt.

X.

Populäre und ſatiriſche Zeichnung
in Deutſchland.

Wenn ich recht weiß, ſo iſt der Hauptzweck der deutſchen Vierteljahrsſchrift, über die verſchiedenſten Seiten des deutſchen Lebens Gedanken zu verbreiten, ob nun der Gegenſtand im gewöhnlichen Sinne praktiſch iſt oder nicht. Sehr viele Aufſätze in dieſen Blättern haben zunächſt keinen andern Zweck gehabt, als dazu beizutragen, daß die Deutſchen ſich ſelbſt kennen lernen. Sollte man nun nicht auch einmal die Frage aufwerfen dürfen: wie kommt es, daß der Deutſche, trotz unbeſtrittener bedeutender Kunſtbegabung, in der leichten, populären Zeichnung ſo ſchwach iſt? wie kommt es, daß es ihm, trotz des vielſeitigſten poetiſchen Talents, ſo wenig gelingt, den Humor ſeines häuslichen und öffentlichen Lebens in kecken und phantaſtiſchen, und doch wahren Bildern ſich ſpiegeln zu laſſen? — Nach dem ganzen Umfang und der vollen Tiefe mag und kann ich dieſe Fragen nicht beantworten, und keineswegs blos darum, weil ich ſelbſt kein Zeichner bin. Es ſollen vielmehr im Folgenden nur einige Geſichtspunkte flüchtig angedeutet werden. Die meiſten Leſer dieſer anſpruchsloſen Bemerkungen finden vielleicht hintenher, daß ſie das Alles und noch mehr vorher gewußt haben. Wäre dies das Schlimmſte, was ſich über den Verſuch ſagen ließe, ſo könnte ich ſehr wohl zufrieden ſeyn. — Daß die Bilder, welche ich zum Theil beſchreiben werde, in der Ausführung wirklich ſehr gelungen ſind, dies muß mir der Leſer freilich aufs Wort glauben.

Wer hat ſich nicht ſchon an engliſchen Carrikaturen beluſtigt? Und Mancher hat wohl dabei gedacht, wie artig es wäre, wenn

auch wir, denen es doch auch nicht an Humor fehlt, in ähnlicher Weiſe unſerem Leben den neckenden Hohlſpiegel vorhalten und in den Strom unſerer Geſchichte phantaſtiſche Kränze werfen könnten. Es war aber einmal eine Zeit — es iſt freilich ſchon lange her — wo unſer Volk kräftiger als irgend eines das Leben in Staat und Kirche „illuſtrirte." — Die Erfindungen des Holzſchnitts und der Buchdruckerkunſt, deutſche Erfindungen, hatten der alten Volkslaune ein Organ, das große deutſche Ereigniß der Kirchenreformation hatte ihr den gewaltigſten Stoff gegeben. Nie war bei uns und anderswo die Satire rühriger und kecker als in dieſem Zeitalter geiſtiger Gährung. Wie die Bühne ſich aus geiſtlichen Schauſpielen herausentwickelt hat, ſo iſt auch der politiſche Witz jener Zeit, ihrem Geiſt und ihrer Aufgabe gemäß, ſtark theologiſch gefärbt. Die ſatiriſchen Dichter und Zeichner brauchten vorzugsweiſe die heilige Geſchichte als Folie, wenn ſie Adel und Kleriſei, Herrn und Diener, Bürger und Bauern in Scene ſetzten, um die Schäden weltlichen Regiments und das Verderben der Kirche in Haupt und Gliedern rückſichtslos zu geißeln. Im plumpen, unbehülflichen Körper dieſer Erzeugniſſe erkennen wir als geſunde, kräftige Seele den unverwüſtlichen Humor unſeres Volks, und in jenen rohen Schauſpielen, in jenen von Derbheit ſtrotzenden, mit dem ſprechenden Holzſchnitt draſtiſch verzierten Flugblättern lagen Keime einer Bühne und einer ganzen Literatur, die ganz Anderes verſprachen, als Deutſchlands klägliches Geſchick daraus gemacht hat. Es brauchte geraume Zeit, bis es der Staatsgewalt gelang, das Meſſer des Holzſchneiders an das idylliſche Blumen- und Fruchtſtück, an die blaſenden Schäfer und die mit allerlei Werkzeug hantierenden Engel des ſchuldloſen Druckerſtocks zu gewöhnen und den frechen Volkspoeten zum belorbeerten Pfalzgrafen zu zähmen. Aber es gelang, und allzu vollſtändig. Was ſeit vollkommener Entwicklung des Begriffs der Landeshoheit in deutſchen Landen an ſatiriſchem Schrift- und Bildwerk zu Tage gekommen, iſt meiſtens nach Gedanken wie nach Form von ſehr geringem Werth.

Verſchiedene Urſachen bewirkten übrigens, daß ſelbſt durch den Deſpotismus des achtzehnten Jahrhunderts herauf der politiſche Humor, wenn auch in kleinern Kreiſen, bei uns immerhin freiern Spielraum hatte als heutzutage, wo im bürgerlichen Leben

sonst so viele Fesseln längst abgefallen sind. Einmal bildeten damals gewisse Unterschiede der Verfassung, besonders aber des Glaubens, feste Grenzscheiden zwischen vielen deutschen Ländern, und zudem standen sich ja die deutschen Regenten nur zu oft in offener Feindseligkeit gegenüber. Die Unterthanen der feindlichen deutschen Mächte behandelten einander in ihren Zeitungen und Pamphlets nicht besser als die Diplomaten derselben in ihren Noten und die Heere auf dem Schlachtfeld. So waren in den Strichen, welche Friederichs Stern folgten, die Kaiserlichen, und im katholischen Deutschland die Preußen der Volksgeißel so ziemlich preisgegeben. Noch lange nach dem Hubertsburger Frieden hiengen in den deutschen Wirthsstuben Bilder, welche heute, wo sich jede Regierung in der andern angegriffen und beleidigt fühlt, geradezu unmöglich wären. — Ferner ließ noch vor sechzig Jahren der Stand der Presse die heutige Macht und Allgegenwart ihrer Einflüsse kaum ahnen. Noch war die elektrische Strömung, die jetzt jeden lebhafteren Eindruck von überall her blitzschnell durch die ganze Masse leitet, weder so stark noch so ununterbrochen. Wie das öffentliche Leben selbst, so verzehrte sich auch die Kritik desselben in engern Cirkeln. Es entspricht diesem unreifern Zustand der Presse, daß man auch in der Ueberwachung derselben, dem heutigen Zustand gegenüber, sehr naturalistisch, lässig und ungleichförmig zu Werke ging. Wurde auch hin und wieder der boshafte Witz in Schrift und Bild etwas vorlaut, warum sollte man gleich so derb darauf schlagen? War er doch meist das Gewächs einer bestimmten Zone, das in einer andern weder Duft noch Geschmack hatte und auf der Scholle welkte, wo es einen Augenblick geblüht. — Endlich, und das ist wohl die Hauptsache, war, wie die ganze Gliederung des deutschen Lebens, so auch das Verhältniß zwischen Herrn und Land, und damit die Stimmung der Regierenden und der Regierten wesentlich anders als jetzt. So lange noch der Glaube an die göttliche Einsetzung der Obrigkeit und der Hierarchie der Stände im Allgemeinen feststand, hatte der Nationalismus in der Politik, so keck er sich auch erst im Gefolge der Aufklärung hinstellte, bei weitem nicht die praktische Bedeutung, die ihm seitdem geworden. So lange die vom Gewässer der Geschichte zusammengeschleppten Massen des historischen Rechts in ruhiger Schichtung zu Bergen gethürmt dalagen, konnte man

viel gemüthsruhiger zusehen, wie die politischen Minirer ihre Stollen gruben und ihre Petarden springen ließen. Das augenscheinliche Mißverhältniß zwischen der Kraft der Zerstörungsmittel und der zu bewegenden Masse machte, daß das Meiste der Art vielmehr nur das reine Bedürfniß geistiger Anregung befriedigte, als daß es in Haupt und Gliedern des Staats praktische Leidenschaften weckte. Noch trugen die Herrscher die mehr oder weniger vollständige Rüstung historischer Unbefangenheit, und von ihr prallte mancher Pfeil ab, der heute ins Leben dringt. Friederich der Große konnte ein Papier, auf dem seiner gespottet war, zur Bequemlichkeit der Neugierigen niedriger hängen, Joseph II. konnte eine Schmähschrift auf ihn drucken und zum Besten der Armen verkaufen lassen. Die Regenten, groß und klein konnten mit summarischer Großmuth freche Angriffe abschlagen; sie konnten freilich auch das freie männliche Wort und den leichtsinnigen Scherz zu Verbrechen stempeln und ohne Urthel und Recht grausam bestrafen. Geschah dies aber — und es geschah oft genug — so war es vielmehr der naseweise und ärgerliche als der gefährliche Mensch, den sie stille machten, und was ihm den Stab brach, war viel weniger politische Maxime als Laune und persönliche Leidenschaft.

Man kann sagen, die damalige Stimmung der Behörden gegen die Ausschweifungen der Presse und des Zeichenstifts verhielt sich zur heutigen wie die Ansichten der katholischen Kirche von der Behandlung des Heiligen zu denen der reformirten. — Die französische Revolution that dem Wesen nach am Staat dasselbe, was einst die Reformation an der Kirche gethan, nur mit dem augenfälligsten äußern Unterschied, daß diesmal die Anhänger des alten Dogma in der Minderzahl blieben. Die katholische Ansicht vom Staat wandelte sich fast überall, auch bei uns, in die protestantische um. Daraus erklärt sich von selbst, warum seitdem unsere Presse allerdings wirksamer und geistesfreier, andererseits aber auch ihre Thätigkeit in der Vorstellung der Regierenden bedenklicher und das Bedürfniß sie zu überwachen dringender geworden ist. Namentlich aber liegt hierin der moralische Grund der Erscheinung, die wir hier zunächst ins Auge fassen, daß man seitdem gegen politische Satire in jeder Form ungleich empfindlicher ist als vor dem großen Wasser.

Wie in der Religion, ſo ſtehen in der Politik Witz und Humor in ganz anderem Verhältniß zu den neuen als zu den alten Dogmen. Es iſt ganz natürlich, daß die alte Kirche eine Parodie des Heiligen, ein ſcherzhaftes Spiel mit den Thatſachen des Glaubens in einem Grade liebt und zuläßt, der dem proteſtantiſchen Begriffe durchaus zuwider iſt. Was in unbedingter Autorität feſt ſteht, was im Sinn der Gläubigen ſo ganz natürlich iſt, ein Stück Natur, warum ſollte es nicht, wie die Natur ſelbſt, gelegentlich auch ſcherzhaft aufgefaßt werden dürfen? Was ſchadet's dem unerſchütterlichen Baum, der Wurzel und Krone durch Himmel, Erde und Hölle ausſtrekt, wenn die Kreatur im Fleiſche die Blumengewinde ihrer Faſchingslaune munter an ſeinem Stamme aufhängt? Der Proteſtantismus dagegen, indem er in eigener Weiſe das Chriſtenthum einerſeits dem Verſtand näher rückt, andererſeits tiefer ins Gemüth ſenkt, hat ſich von vornherein in ein ganz anderes Reſpektsverhältniß zum Heiligen geſetzt. Zwiſchen ſcherzhafter Berührung und frevelhafter Antaſtung deſſelben iſt in ſeiner Anſchauung keine feſte Grenze, und ſo verlangt er, daß es völlig außerhalb dem Bereiche des Scherzes bleibe. In unſerem neuen Staatsrecht wurde die freie Forſchung, die Preßfreiheit, als Grundſatz und Gegenſatz gegen das Alte obenan geſtellt; aber in der Praxis ging es damit wie in der Kirchenverbeſſerung. Schnell trieb das Bedürfniß dazu, daß hier ſo, dort anders, hier lutheriſch, dort zwingliſch, ein politiſcher Lehrbegriff abgeſchloſſen wurde, und man ſollte ſofort Alles prüfen dürfen, nur das nicht, von dem es ſich von ſelbſt verſtand, daß man es ungeprüft laſſen mußte.

Trotz dem, und dem Geiſte des Proteſtantismus gemäß, erſtarkte die wiſſenſchaftliche Forſchung in Staatsſachen mehr und mehr und errang ſich ein Zugeſtändniß nach dem andern. Aus dem erſten Schritt, den man gethan, folgte ja gebieteriſch der Fortgang, die Entwicklung. Dabei beſtanden aber die politiſchen Konſiſtorien darauf, daß das Heilige und Ehrwürdige im Staat zwar mit Anſtand und Gründlichkeit beſprochen und unterſucht, aber nimmermehr beſcherzt werden dürfe. Gerade weil jetzt nichts mehr feſt und ſtille ſtand, weil Alles fortſchritt und ſich entwickelte, war es vorbei mit der behaglichen Gemüthsruhe, mit der heitern Unbefangenheit des alten Staatsglaubens, die nichts Arges darin ſah, wenn die Volkspoeſie die heiligen Staatsurkunden und die weltlichen

acta sanctorum zu Schwänken ausbeutete. Die politischen Schulkomödien und Mysterien waren freilich schon lange vor der Revolution immer seltener geworden und hatten bedeutend an Saft und Kraft verloren. Die lustigen Köpfe des vorigen Jahrhunderts gingen öffentlich mit Kaisern, Fürsten und Herrn und der ganzen Staatsklerisei säuberlicher um als im fünfzehnten die Verfasser geistlicher Spiele mit den Patriarchen und Gott Vater selbst, und es mochte schon damals nicht gerathen seyn, das Reichskammergericht in dem Styl auf die politische Bühne zu bringen, in dem einst in Klöstern und Schulen die Leidensgeschichte gegeben worden war. Immer ist aber so viel gewiß, daß auf poetische Lizenzen in Staatssachen nicht in dem Grade und der Weise wie jetzt der pietistische Begriff der Lästerung angewendet wurde. Es gibt in Deutschland Gegenstücke genug zu jener denkwürdigen ersten Aufführung von Figaros Hochzeit auf dem Privattheater Marie Antoinettens, wobei die Königin und die Prinzen von Geblüt selbst Rollen übernommen hatten und sich mit dem ganzen Hof in naiver Hochherzigkeit an Beaumarchais giftigen Sarkasmen gegen die Herrn der Erde innig belustigten. Es war dies aber das letzte politische Fastnachtsspiel, die letzte Staatsmoralität vor der großen Erschütterung des alten politischen Glaubens und dem Einbruch des neuen, in dessen Schooß die Großen keinen Spaß mehr verstehen und die Kleinen bei uns vollends verlernt haben, öffentlich welchen preiszugeben.

Von jeher und unter allen Verfassungen rächt sich der Mensch für das Drückende und Widersinnige im Staat, oder was ihm so scheint, dadurch, daß er seinen Witz braucht, wenn er welchen hat, oder im andern Fall des fremden Witzes mit Schadenfreude genießt. Der Staat kann seine Bürger in den verschiedensten Graden verhindern, von ihrer Vernunft praktisch Gebrauch zu machen; aber das aus der natürlich uneinschränkbaren Freiheit des Gedankens herfließende Recht des Raisonnirens an sich muß er sich unter allen Umständen gefallen lassen. Welches auch sonst die Form einer Verfassung seyn mag, eines ihrer wesentlichsten Momente beruht darin, in welchem Maaß sie diesem Recht der Kritik den öffentlichen Ausdruck gestattet, in welchem Grade sie die Freiheit der Schrift und des Zeichenstifts fürchtet und nicht fürchtet. Am obersten Ende der Abstufung steht der Meeting des

Engländers und ſein frei am Ladenfenſter ausgehängtes keckes Zerrbild, am unterſten der nächtliche geheime Maueranſchlag und die ins Ohr geflüſterte Anekdote. Dazwiſchen fiel einſt die Staatskontrole des Pasquino und Marforio im patrimonium Petri und die durch Chanſons gemäßigte franzöſiſche Monarchie, und bei uns heute die Fertigkeit der Publiziſten, die Hauptſache zwiſchen den Zeilen zu leſen zu geben, wodurch ſo mancher Artikel zu einem codex rescriptus wird, wo der ſcheidekünſtleriſche Leſer die Züge des urſprünglichen Gedankens zum Vorſchein zu bringen hat. Und zudem haben wir ja auch eine Figur, welche beſpickt mit den Ausfällen der Volkslaune, durch das Land läuft, einen wandernden Pasquino: es iſt der Muſterreiter, der den Wiener Witz und die Berliner Bosheit, was man in München Luſtiges, in Hannover Beißendes ausgeheckt, an allen Wirthstafeln des weiland heil. römiſchen Reichs herumſchleppt.

In dieſen Gnomen und Epigrammen, in dieſen Einfällen, von denen Niemand zu ſagen weiß, wem ſie zuerſt eingefallen, iſt viel Schmutz und niedrige Klatſcherei, aber auch wohl ebenſo oft treffende, ſtechende Wahrheit, und nicht ſelten laufen phantaſtiſche Züge mit unter, die ſich von ſelbſt als treffende Ideen zu den ſchlagendſten Zerrbildern darböten. Dieſe fielen freilich nicht ſelten für unſere Verhältniſſe unbedingt zu giftig aus; aber bei größerer politiſcher und geſellſchaftlicher Unbefangenheit wären ſie oft genug rein luſtig, ohne alle die Widerhacken, die der blanke Witz erſt durch die verwöhnte, ſcheue Meinung erhält. Ja, ſagt ihr, aber wer darf dergleichen zeichnen? — Ich aber frage zuvörderſt: wer *kann* es zeichnen?

Daß es uns an der Anlage, Bilder der Art zu erfinden und auszuführen, überhaupt fehle, wer unter uns möchte dieß behaupten, zumal gegenwärtig, wo wir in der Laune ſind, uns ſelbſt die ſchönſten Sachen ins Geſicht zu ſagen? Es iſt aber nach dem Zeugniß der Geſchichte auch nicht der Fall; die Anlage iſt da, in reichem Maaße, aber ſie iſt nicht entwickelt, ſie iſt eingeſchlafen, weil es ihr ſchon ſo lange, an äußerem Stoff wahrhaftig nicht, aber an der innern Anregung und am naturgemäßen Feld der Uebung und Ausbildung gebrach. — Es bedarf nothwendig einer gewiſſen Freiheit der Inſtitutionen, es bedarf eines Volkslebens, das dieſen Namen doch auch einigermaaßen verdient, wenn die

zeichnende Kunſt im Stande ſeyn ſoll, die verſchiedenen Seiten des bürgerlichen und öffentlichen Lebens, Menſchen aller Stände und Anſprüche, zunächſt gar nicht in ſatiriſcher, ſondern in harmloſer realer Auffaſſung, aber munter, lebendig und wahr hinzuſtellen und ſo dem Volk einen heitern Commentar ſeines eigenen Lebens zu liefern. Wenn aber, wie bei uns, das Laub des öffentlichen Lebens erſt aus der harzigen Schuppe bricht, ſo wird auch die künſtleriſche Nachahmung dieſes Lebens im Ganzen noch ſcheu, ſpröde und ungeſchickt ſeyn. Wo noch ſo vielen Leuten die Gleichheit vor der Kritik widriger iſt als die vor dem Geſetz, wo die verſchiedenartigen Elemente einer feinen und ſchönen Welt nichts ſo ſehr ſcheuen als den Luftzug der Oeffentlichkeit, der in den übergeworfenen Gewändern der Anſprüche unanſtändig wühlt und ſie „derangirt" — in einem ſolchen Leben wird die höhere Klaſſe der Künſtler wenig Neigung haben, ſich zur populären Kunſt herabzulaſſen; denen aber, welche für den großen Haufen arbeiten, wird es meiſtens ganz an dem fehlen, was unſere Geſellſchaft ſelbſt noch zu lernen hat, an geſellſchaftlicher Unbefangenheit. Bei ihnen hat weder Gedanke noch Hand ſich je im ſcharfen Ausdruck, im kecken, feſten Zug geübt, und ſo iſt nichts natürlicher, als daß Gedanke und Hand taſten und ſtümpern. — Es iſt dieß aber, nach meinem Gefühl, die Haupturſache einer Erſcheinung, die von den Meiſten gar nicht beachtet wird: ich meine die Schwäche und Bedeutungsloſigkeit faſt aller leichten, flüchtigen deutſchen Zeichnerei.

Wir haben allerdings eine höhere Kunſt, welche die Ehre des deutſchen Namens auch auf dieſem Gebiete vollkommen rettet. Die geiſtige Bilanz mag aber noch ſo ſtark zu unſern Gunſten ausfallen, wenn man unſere Kunſt im Goldrahmen mit der der andern Völker vergleicht; wir bleiben offenbar deſto mehr im Rückſtand, wenn man das Ganze der zu Markt kommenden Schilderei von den vornehmen Höhen bis zu den ſeichteſten Tiefen ins Auge faßt. In England und Frankreich rankt ſich die Kunſt in vielfachen lebendigen Ausläufern durch das Volksleben hin; bei uns treibt ſie nach unten meiſt nur matte, lahme, farbloſe Schoſſe. Oder will einer läugnen, daß das bei uns fabricirte wohlfeile Bilderwerk, das den großen und kleinen Kindern, dem Bürger und Landmann geboten wird, Stadtproſpekt und Landſchaft, Vieh- und Bataillenſtück, die Scene aus dem bürgerlichen, dem

häuslichen und Staatsleben u. ſ. w. zum Theil wirklich grauenhaft, im Allgemeinen aber, trotz merkbaren Fortſchritts, noch immer ſehr mittelmäßig iſt, ſteif und ungeſchickt, ohne Leben und Laune? Man betrachte z. B. nur die Conterfeis, welche unſere Lithographie der Loyalität, dem Patriotismus und der Kunſtſchwärmerei deutſcher Nation widmet. Die wohlfeilen Porträts unſerer Regenten, unſerer Volksvertreter, unſerer poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Neuerer, unſerer großen Schauſpielerinnen und Sängerinnen — iſt nicht unter dieſem Plunder gar zu Vieles, was für die Armſeligkeit des Kunſtarbeiters und für die geringe Entwicklung des äſthetiſchen Sinns im Volk gleich ſtarkes und betrübendes Zeugniß ablegt? Dem Stümper wird es ſo ſchwer, keine Satire zu zeichnen, und hier, in dieſen Prangerausſtellungen bedeutender deutſcher Perſönlichkeiten, haben wir vorerſt die ächte, wahre, ſchuldloſe deutſche Carricatur.

Wie frei und ſicher beutet dagegen der engliſche und franzöſiſche Griffel das Leben der Nation in ſeinen Höhen und ſeinen Tiefen aus! Mit ſovialer Keckheit, meiſt objektiv, nicht ſelten poetiſch wahr, verkörpern dort die Zeichner dem Volk ſeine eigenen Gedanken und Empfindungen. In tauſend glücklich hingeworfenen Bildern rücken ſie ihm künſtleriſch zurecht, was ihm täglich in der gemeinen Wirklichkeit begegnet: ſein Treiben in Haus, Straße und Feld, bei Spiel und Arbeit, in Salon und Hütte, bei Staatsactionen und ſtillem Vergnügen, ſein Lachen und ſeinen Schmerz, ſeine Galanterie und ſein Hauskreuz, ſeine Tugenden und ſeine Sünden, ſeinen Ruhm und ſeine Narrheit, ſeine Helden und ſeine öffentlichen Thoren.

„Ja, ſagt ihr, Reſpekt vor dem, was der Vetter Engländer in dieſem Fache leiſtet. Aber wie magſt du den Witz des Franzoſen preiſen? Er iſt ſo frivol und kalt, ſo arm an Duft, ſo reich an Dornen; es wird einem ſo ſelten recht wohl zu Muth dabei; und warum? weil es ihnen ſo ganz an Gemüth fehlt!“ — Und woher wißt ihr denn dieß ſo gut? Nicht wahr, aus unſern Kunſtmagazinen? Tretet in den nächſten beſten deutſchen Bilderladen, muſtert die Herrlichkeiten; wird euch da nicht zu Muth, als ob ihr im Repertoire eines deutſchen Hoftheaters blättertet? Seht dort zuerſt, gerade wie in unſerer Tragödie und unſerem höhern Luſtſpiel, die vernehmen Schöpfungen der drei Nationen, die

geſtochenen Schattenbilder der unſterblichen Werke der Düſſeldorfer, Berliner und Münchner, der Pariſer und Londoner; und dagegen iſt nichts zu ſagen, ſie ſind einander ebenbürtig, und hier wird mit gleichen, tapfern Waffen gekämpft. Steigt ihr nun aber nieder an der Leiter der Wohlfeilheit, ſo tritt das Franzöſiſche in immer mächtigerer Maſſe auf, und das Deutſche flieht an Umfang und leider auch an Fertigkeit mehr und mehr und immer zaghafter zurück. Die Herrn Scribe und Bayard ſtehen zehnmal öfter auf deutſchen Theaterzetteln als die Herrn Töpfer und Bauernfeld; im ſelben Maſſenverhältniß hängen hier die beiderſeitigen Meiſter in lithographirtem Bilderwerk, und vermöge deſſelben Rechtstitels. Vergleich doch einmal den Nürnberger Witz und die Pariſer Charge, oder etwa die Beiſetzung Napoleons und das Conterfei eines deutſchen Jubiläums oder Beilagers, nicht was man dort und was man hier gedacht, gefühlt und gewollt hat, ſondern wie beides gemacht iſt; und in aller Kunſt muß man erſt machen können, ehe man ſein Inneres ausdrückt, ob nun viel oder wenig Gemüth oder nichts als Verſtand darin iſt. — Jetzt aber vollends hinunter zum Kunſtmarkt unſeres eigentlich ſogenannten Volks und ſeiner Kinder, zu den Groſchen- und Kreuzerbogen. Begegnet hier nicht jeder zweite Blick der geſudelten Kopie des franzöſiſchen Muſters? Ueberall auf den Blättern, die der deutſche Junge illuminirt, die Pariſer Griſettengrazie, die Dormeuſen, Zöpfe und Holzſchuhe des franzöſiſchen Landvolks, chasseurs d'Afrique und Beduinen und der Ruhm der großen Armee. Und damit wären wir glücklich zu unterſt im Gebiet unſerer zeichnenden Kunſt angelangt, dem die fabrikmäßige Bearbeitung franzöſiſcher Vaudevilles würdig zur Seite ſteht.

Weil wir vom Kopiren reden, ſo fällt mir bei, wie glücklich die Wiederaufnahme des Holzſchnitts als Bücherzier, als ſogenannte Illuſtration, uns das Entlehnen erleichtert hat. Es erſcheint die Geſchichte Napoleons, oder les français peints par eux mêmes, mit zahlloſen Holzſtöcken. Wie bequem! bei ſo ungewöhnlichem Bilderſchmuck, den man wohlfeil aus erſter Hand erwirbt, darf die Nebenſache, der überſetzte Text, noch elender ſeyn als gewöhnlich. Granville zeichnet les petites misères de la vie humaine und ſchafft natürlich ein ganz in franzöſiſche Sittlichkeit getauchtes Werk. Sollen aber die Klatſchen umſonſt erfunden ſeyn, und

ſchmiegt ſich nicht der deutſche Geiſt wie feuchter Gips in alle Formen? Wir nehmen die Stöcke, wie ſie ſind, und verfertigen einen lahmen deutſchen Kommentar dazu, als ob bei uns an heimiſcher eigenthümlicher kleiner Misère großer Mangel wäre.

Ich weiß, Betrachtungen der Art kommen manchem unnütz und vor Allem unzeitig vor. Wir ſind ſeit einiger Zeit daran, unſerem Volksgewiſſen die Schmeichelſalbe aufzulegen und uns in große Zuverſichtlichkeit hineinzureden. Der diplomatiſche Ernſt, womit heute ſo manche deutſche Schriftſteller das öffentliche Geheimniß unſerer Schwachheiten zu bewahren wiſſen, wäre komiſch, wenn einem dabei nicht unheimlich würde. Ja, wenn unſere alten Schäden groß und klein dadurch heilten, daß man ſie nicht berührte, ſo wäre ich der Letzte, der ſo ſchlimme Worte wie Theater und Bilderbude in den Mund nähme. Daß aber diejenigen, welche ſich in dieſen Boutiken ärgern, ihre Gedanken für ſich behalten ſollen, damit den andern deſto wohler darin ſey, dieß iſt die Forderung eines ſeltſamen Patriotismus.

Fragt man nun aber, warum die populäre Kunſt jener Völker an Freiheit und Kraft, an Werth und Bedeutung der unſrigen ſo weit überlegen iſt, ſo ſind Viele mit der Antwort ſchnell fertig. Es ſoll allein von der Centraliſation jener Länder herkommen; wie ſo Manches, was wir bei uns nicht zu Stande bringen und anderswo holen, erklärt man auch dieſes bequem aus der zuſammenraffenden, die Strahlen des Volksgeiſts ſammelnden Kraft einer Hauptſtadt. Aber die Franzoſen haben dieſe Hauptſtadt ſchon lange, und doch waren ſie im vorigen Jahrhundert und noch unter Bonaparte jämmerliche populäre Zeichner. Aber im Aufſchwung, den die bildende Kunſt ſeit dem Frieden überall genommen, hat ſie ſich bei ihnen zugleich freundlich und glücklich zum Volk herabgelaſſen, bei uns iſt ſie gar zu ariſtokratiſch ſpröde geblieben. Wenn die Franzoſen unter ihrer freien Verfaſſung ſonſt nichts gelernt haben, ſo haben ſie gelernt, was den Engländer die Freiheit ſeines öffentlichen Lebens ſchon früher gelehrt hatte, ſie haben zeichnen gelernt für ihr Volk — und für das unſrige.

Die Kunſtfertigkeit, von der wir hier ſprechen, iſt, verſtändig geübt, eines der ſchönſten Gewächſe der Kultur, ſtachligt allerdings und ſcharfe Säfte ſchwitzend, auch wohl giftig, wie alle Arznei bei unrechtem Gebrauch, aber reich am lieblichſten Duft

und an Heilkräften für Volksschmerzen aller Art. Daß aber bei diesem Gewächs Entwicklung und Blüthe und die Gesundheit der Säfte Hand in Hand gehen mit der vernünftigen Freiheit der Institutionen, das zeigt uns England. An höherer Kunstbegabung steht der Engländer so manchen andern Völkern nach; aber er ist bei weitem der stärkste von allen in der kecken, zugleich flüchtigen und tiefen Auffassung des Lebens, in der Fertigkeit, mit Nichtachtung aller akademischen Regeln, durch hingeworfene Striche und Punkte die Seele beim Ausdruck jeder Leidenschaft auf der That zu ergreifen, aus dem fratzenhaften Bilde den innersten Charakter des Menschen sprechender hervortreten zu lassen, als es der sorgfältigste Pinsel vermag. Und er hat dabei keinen andern Lehrmeister gehabt als seine Verfassung. Die Preßfreiheit in der Form und in dem Maaße, wie sie in England herrscht, ist die Frucht und die Bürgschaft des eigenen Verhältnisses, das sich dort zwischen Staat und Bürger und zwischen den Ständen untereinander festgesetzt, und das kecke politische Zerrbild ist das Corollarium dieser Preßfreiheit, etwas, das ohne diese nicht seyn könnte, weil es über sie hinausgeht. Die englische Verfassung hat die politische Satire in der Form, in der sie drastisch zum lebendigsten unserer Sinne spricht, im Maaße, als sie dieselbe ertrug, zur Blüthe und Reife gebracht. Und dieses Maaß ist nach unsern Begriffen ein vollgerütteltes.

Wenn irgend etwas, das in seinem öffentlichen Leben auftaucht, im englischen Künstler eine komische Idee weckt, so ist ihm keine Metapher, keine Metamorphose zu toll oder zu gemein, wenn sie nur schlägt und trifft. Er macht sich nichts daraus, das ganze Schauspielerpersonal seiner politischen Bühne, vom Helden zum Comparsen, vom Premier bis zum taubstummen M. P. in Säue zu verwandeln, wenn ihn seine Ansicht der Dinge auf dieses poetische Bild führt. Er zieht selbst den König und das königliche Haus in das Gewühl dieser niemals unterbrochenen Maskerade, und er übt gelegentlich an seinen Prinzen eine poetische Gerechtigkeit, die bei uns, wenn überhaupt denkbar, ein Sacrilegium wäre.

Nach dem Vergleich, den ich oben gebraucht, kann man sagen: der englische politische Humor dem Ehrwürdigen im Staat gegenüber entspricht dem mittelalterlichen Begriff vom Spiel mit dem Heiligen. Eben damit ist im englischen Zerrbildner von selbst

einerſeits die moraliſche Unbefangenheit gegeben, andererſeits der ſichere Takt, mit dem er beim ausſchweifendſten Gedanken ſich in gewiſſen Schranken hält. Wo, wie dort, die Staatsformen in der Einbildung des ganzen Volks ein Naturgewächs ſind, oder doch noch vor Kurzem waren, da iſt der muthwillige Witz der Partheien ein Element des Lebens, nicht der Gährung oder gar der Zerſtörung. Wer unter einer ſolchen Verfaſſung Witz hat, der kann ihn nicht nur ungeſtraft, ſondern mit gutem Gewiſſen gegen die wechſelnden Formen und Träger deſſen richten, das er in ſeinen weſentlichen, unveränderlichen Grundlagen von Herzen achtet und verehrt. Und er trägt dabei unbewußt das feſte Maaß in ſich, das er einhalten muß, um nicht gegen das ungeſchriebene Geſetz des allgemeinen politiſchen und geſellſchaftlichen Anſtands zu verſtoßen, und von der öffentlichen Meinung gewiſſer verurtheilt zu werden als von der Jury. Auf dieſe Weiſe theilt dort die Satire immer nur Peitſchenhiebe aus, keine Dolchſtöße, und der Getroffene braucht ſich nur den Rücken zu reiben, ſich keine Wunde verbinden zu laſſen. Das Zerrbild beweist vielleicht moraliſch oder poetiſch Alles, politiſch und praktiſch beweiſt es nichts, und wo alle Partheien wechſelsweiſe an den Pranger geſtellt werden, da wird die Leiter dazu wohl gar ein Ziel des Ehrgeizes.

So ruht der Engländer in der ſchönen, ſichern Mitte zwiſchen franzöſiſcher Licenz und Frechheit und deutſcher Befangenheit und Beſchränkung, zwiſchen politiſchem und geſellſchaftlichem Libertinismus und politiſchem und geſellſchaftlichem Puritanismus. In Frankreich wollen zahlreiche Partheien mehr oder weniger als das Beſtehende; nicht nur einzelne Staatsformen, ſondern die ganze Verfaſſung iſt bei einem bedeutenden Theil des Volks in Frage geſtellt: ſo wird dort die Carricatur leicht giftig, meuteriſch, kurz in fataler Weiſe praktiſch. Und daſſelbe kommt ja jetzt auch in England vor, ſeit der arge Witz radikaler Partheien in Staat und Kirche über das Palladium Altenglands hinausgeht. Bei uns aber, wo das öffentliche Leben und der Gemeingeiſt noch ſo ſchwach entwickelt ſind, fehlt es vorläufig in der Maſſe der Künſtler ſogar an der materiellen Bedingung einer lebendigen politiſchen Schilderei, an der Fertigkeit in freier, ſicherer Handzeichnung. Erſt müſſen die Leute, die zum Vergnügen des Volks die Kunſt ausüben, im Stande ſeyn, einmal den Menſchen überhaupt, und

dann den deutschen Menschen aller Stände und Charaktere so wiederzugeben, daß er natürliche Hände und Füße und eine sprechende Seele hat, und das Volk muß gewöhnt seyn, sich so im Spiegel seines eigenen Lebens zu betrachten, ehe auch der zahmste politische Witz in einigermaßen lebendiger Geberdung aus dem Papiere springen kann. Aber mit diesem Lernen und dieser Gewöhnung kann es unmöglich einen rechten Fortgang haben, so lange mit der Presse auch das öffentliche Leben befangen und gefesselt bleibt, und umgekehrt, so lange unsere populäre Kunst sich nicht der Mittelmäßigkeit entreißen kann, wird sie nicht einmal das beschränkte Maaß politischer Kritik, das unsere Staatsraison zuläßt, erträglich ausfüllen.

Unter unsern höhern Künstlern mögen nun freilich viele seyn, welche wohl im Stande wären, muntere politische Gedanken mit Kreide und Grabstichel sehr glücklich auszuführen. Aber ein kunstfertiger Mann von Bildung wird sich schwer dazu verstehen, die Fülle seiner Einfälle mit dem Niveau der bei uns herrschenden hundertfachen Rücksichten abzustreichen oder von fremder Hand abstreichen zu lassen, wie er doch müßte, wenn er seine Arbeit veröffentlichen wollte. Gesetzt, ein guter Kopf und gewandter Zeichner habe ein satirisches Blatt entworfen und es mit all den Zügen groß und klein ausgestattet, welche zusammenwirkend seinen Gedanken vollkommen ausdrücken. Er legt es dem Censor oder unter der Hand einem Staatsmann vor. Dieser findet wider den Hauptgedanken nichts einzuwenden; die Situation an sich kommt ihm in keinem Betracht unanständig oder verfänglich vor; wenn er aber näher zusieht, so kriechen ihm die Bedenklichkeiten von allen Seiten entgegen. Was dort im Schranke aufgestellt ist, und das Ding, das der Figur hier aus der Tasche guckt, und das Gesicht, das jene Person schneidet — das Alles möchte denn doch Anstoß erregen. Wenn man den Vorhang vor den Schrank zöge und das Ding vollends in die Tasche hineinsteckte und der Person eine gemessenere Haltung gäbe, so hätte, meint er, das Blatt viel gewonnen. Aber für den Künstler wäre sein Werk ganz verloren, und er ließe es lieber ganz bleiben, als daß er die Geißel zur Kinderpeitsche machte.

Die nothwendige Lebensbedingung aller rechten und guten öffentlichen Satire ist Geistesfreiheit und Unbefangenheit der Hervorbringenden wie der Genießenden und der Getroffenen innerhalb

des Geſetzes einer einfachen Staatsraiſon, gleichviel was für einer, wenn nur einer feſten und nicht gar zu engen. Ob dann der Satiriker mit der Geißel weit ausholen kann oder nicht, er weiß dann doch, wie weit er es kann und wohin er ſchlagen darf, ohne das politiſche und moraliſche Gemeingefühl zu verletzen, das er in einem Leben, wo einiger Gemeingeiſt herrſcht, mehr und früher zu ſcheuen hat als das geſchriebene Geſetz. Aber bei uns möchten nicht nur die Behörden, ſondern die ſogenannte Geſellſchaft ſelbſt ſo gar Vieles vermieden und verſchwiegen ſehen, was weder irgendwo ſtaatsgefährlich, noch in einem freieren Leben unanſtändig und verletzend iſt. Durch unſern Staats- und Volkskörper iſt keine einfache Linie gezogen, welche die legitime Fluthhöhe der öffentlichen Kritik bezeichnete, den Punkt, über welchem ſie zur böſen Springfluth wird. Jeder Staat bei uns und jeder Stand hat ſeine eigenen Fluthverhältniſſe und die allgemeine Waſſerlinie bildet auf- und abſteigend die krauſeſte Figur. Es iſt komiſch, wie ſo die Satire ſelbſt in ihrer zahmſten Form, in der ſie gelegentlich auf Schmeichelei ausgeht, die Anſtöße nicht vermeiden kann. Wo die Anſprüche und Rückſichten ſo dicht gedrängt ſtehen, da muß man, während man den einen vorwärts Komplimente macht, andere rückwärts vor den Magen ſtoßen und auf die Füße treten. Unter dieſen Umſtänden werden ſich unſere höhern Künſtler, auch wenn ſie keine Hofräthe ſind, nur ſchwer zu einem ſo undankbaren Geſchäft verſtehen, oder wenn ſie der Kitzel ſticht, ihren Humor zu Papier zu bringen, ſo werden ſie die Arbeit für ſich und ihre Freunde behalten.

So iſt es in einem mir wohl bekannten Kreiſe munterer Künſtler. Dieſe ſind ſeit einiger Zeit darauf gekommen, die Einfälle, die unter ihnen in politiſchem und literariſchem Geſpräch auftauchen, in Bildern auszuführen. Wenn bei einem eine Idee, die er ſelbſt oder ein anderer hingeworfen, innere Geſtaltung gewinnt, ſo bildet er ſie in ſeiner Weiſe und nach ſeinem Vermögen aus. Die ſo entſtandenen Blätter werden Gegenſtände des gemeinſamen Genuſſes und einer bald heitern, bald ernſten Kritik. Die meiſten halten ſich dabei an den Styl der engliſchen Carrikatur, und mit Recht. Wir haben ſeit zweihundert Jahren in ſeinen Künſten ſo Vieles von Andern lernen müſſen; und wenn es darauf ankommt, auch dieſes Feld, vorläufig unter dem Scheffel, bei

uns anzubauen, ſo können wir nach Geiſt und Manier keine beſſern Führer wählen. — Die Blätter, meiſt in anſehnlichem Maßſtab gehalten, ſind zugleich in feſten und flüchtigen Umriſſen mit der Feder gezeichnet und ſchattirt und in engliſcher Weiſe einfach kolorirt. Sie haben natürlich weder nach Gedanken noch nach Zeichnung gleichen Werth, aber ganz unbedeutend iſt wohl keines, und manche ſind nach meinem Gefühl nach beiden Rückſichten vortrefflich. Die Künſtler haben mir bereitwillig ihre Mappen geöffnet, die Blätter liegen vor mir, und ſie meinen, ich ſolle ſie nach Belieben literariſch benützen. Dies wird ſchwer ſeyn und leicht, wie man es nimmt.

Bei den wirklich guten unter dieſen Bildern wird ſich der aufmerkſame, politiſch und geſellſchaftlich nicht befangene Beſchauer ſagen müſſen: nur wenn ein Volk und ſeine Verfaſſung es erträgt, daß ſein politiſches, bürgerliches und literariſches Leben öffentlich mit dem Griffel ſo oder ungefähr ſo aufgefaßt wird, nur dann iſt es der Mühe werth, daß der Künſtler, der ſich ſelbſt achtet, ſich zum komiſchen Volksdichter macht. Rückt vielleicht Deutſchland der geſellſchaftlichen und politiſchen Unbefangenheit entgegen, welche ſeinen Künſtlern geſtattete, unter dem Geſetze des Gemeingeiſtes zugleich ſich ſelbſt und den allgemeinen Sinn zu befriedigen? — Dies fragen wir hier gar nicht, aber unſere Blätter ſagen uns ganz augenfällig, daß wir von dieſem Ziele noch unendlich weit entfernt ſind. Auf keinem der Bilder, die ich nachher einigermaßen beſchreiben oder doch dem Titel nach bezeichnen will, kommt irgend etwas vor, was nach engliſchen Sitten und Begriffen nicht loyal oder nicht anſtändig wäre; das Meiſte hält ſich noch bedeutend unter dieſem Maaße. Aber es iſt Unzähliges darauf, und noch weit mehr im Kleinen als im Großen, was bei den Begriffen, die uns von außen und noch mehr von innen beherrſchen, unangemeſſen, boshaft, unehrerbietig oder gar verläumderiſch, in jedem Fall anſtößig erſchiene, wenn die Blätter vervielfältigt wären. Und ſolches Aergerniß tritt in den mannichfachſten Geſtalten auf. Bald liegt es in der Ausſtattung und Verzierung des Schauplatzes, bald in der Maske, in der die Perſonen ſtecken, oder in den Attributen, die ſie zur Schau tragen, oder in der Verrichtung, in der man ſie begriffen ſieht. So kann ein einziger, an ſich ganz unverdächtiger Gegenſtand, der am Nagel hängend eine Tapetenfigur

oder ein Bild an der Wand halbirt, durch die Kopula zweier Begriffe ein ganzes Blatt zum Greuel machen. Und wäre auch in allen dieſen Beziehungen kein Verſtoß gegen unſere vielfältige Etikette mit untergelaufen, ſo liegt ja das wahrhaft Treffende des Gedankens ſo oft vorzüglich in den Geberden der Auftretenden, im Verziehen des Geſichts, in der Richtung oder Bewegung der Hand, und darin, daß gemeinmenſchliche Aeußerungen der Art mit der offiziellen Haltung der Dargeſtellten in komiſchem Widerſpruch ſtehen. Ferner nehmen es unſere Großen und Berühmten ruhig hin, wenn ihre Geſichter von der Lithographie in beſter Abſicht verläumdet werden. Aber nicht nur unſere Peels und Wellingtons ſammt dem ganzen Beamtenſtaat, auch unſere kleinen O'Connells und Stimmführer in den Häuſern der Gemeinen, unſere Philoſophen, Poeten und Virtuoſen empören ſich gegen den Gedanken, dem Satiriker ſitzen zu ſollen, obgleich Alles zu wetten iſt, daß ſie im Spaß unendlich beſſer getroffen würden als im Ernſt, wobei freilich beim einen das Kinn, beim andern die Naſe, bei einem dritten das Toupet den Haupttreffer abgeben müßte. Aller dieſer natürlichen Mittel kann der Künſtler unmöglich entbehren, wenn er den ſchwächſten ſatiriſchen Gedanken einigermaßen lebendig und vielſeitig ausdrücken will. Wer nun aber verlangt, daß er von dieſen Mitteln nur mit leiſer, höflicher, ſchonender Hand und mit beſtändiger Rückſicht auf ein allgegenwärtiges Zartgefühl Gebrauch mache, der ſchneidet ihm geradezu die Nerven der rechten Hand durch. Die Forderung, daß die Kritik von Staatseinrichtungen, von Geſetzen, von öffentlichen Charakteren, von geſellſchaftlichen Thorheiten höherer Ordnung u. ſ. w. eine beſcheidene, achtungsvolle, nirgends verletzende ſeyn müſſe, iſt bei der Carrikatur ein noch weit ſtärkerer innerer Widerſpruch als beim Schriftwerk; es läuft dort noch viel mehr als hier auf das alte Sprichwort vom Pelze hinaus, den man waſchen darf, ohne ihn naß zu machen.

Ohne Befreiung der Preſſe können bei uns öffentliches Leben und Gemeingeiſt unmöglich aus dem bisherigen Larvenzuſtand ſich losreißen. Wir müſſen endlich einmal mit dem freien Austauſch unſerer Gedanken den Anfang machen dürfen, wenn wir je lernen ſollen, dieſe Gedanken durch die Tagespreſſe gewandt und verſtändig auszudrücken, und dabei zugleich den wahren Punkt und

das rechte Maaß zu treffen. Bisher hat die Mehrzahl der Leute, deren Geſchäft es iſt, dem Volk vorzudenken, mit der publiciſtiſchen Feder ſo ſchlimme Arbeit gemacht als mit der humoriſtiſchen Kreide, und es kann nichts natürlicher ſeyn. Erſt müſſen wir uns eine Weile gewöhnt haben, einander in ganz anderem Grad und Styl als bisher die Wahrheit zu ſagen, ehe bei Schreibenden und Leſenden das gemein werden kann, was man den publiciſtiſchen Takt nennt, und ſo lange dieſer nicht da iſt, wird unſer öffentlicher politiſcher Witz in Bildern, ſtatt ſich frei und anmuthig und mit dem ächten Anſtand zu bewegen, nur tappen und kriechen und gelegentlich ungeſchickte Sprünge machen.

Die erwähnten Verſuche unſerer Landsleute eignen ſich, ſo wie ſie ſind, nicht zur Vervielfältigung und Veröffentlichung, und „ſie ſollen ſeyn wie ſie ſind, oder nicht ſeyn.“ Einer ganz allgemein gehaltenen ſchriftlichen Beſchreibung ſtände indeſſen bei manchen derſelben nichts im Wege. Aber ein gutes ſatiriſches Bild dem Neugierigen beſchreiben, iſt nicht viel mehr, als einem Hungrigen ein Kapitel aus dem Kochbuch verleſen. Im vorliegenden Fall wäre es noch viel weniger. Nach dem vollſtändigen Rezept einer Speiſe kann der Kenner doch einigermaßen den gaſtronomiſchen Werth derſelben beurtheilen: mir aber wäre nicht einmal der analoge Beweis gegönnt, daß auch bei uns eine ſatiriſche Schüſſel ſchmackhaft zugerichtet, in gehörigem Maaße gewürzt und zierlich ſervirt werden kann. Ueber ſo manche Ingredienzien und kleinen Handgriffe, die meiſtens gerade der Humor davon ſind, müßte ich ja ganz oder halb weggehen. Doch die Sache hat auch eine andere Seite. Durch eine nicht erſchöpfende, nur andeutende Beſchreibung tritt der Leſer aus der Rolle eines geiſtig Konſumirenden in die eines Mitproduzirenden über. Wenn man ihm nicht Alles vorſagt, was der Zeichner erfunden, erhält er die Aufforderung, die Situation nach ſeinem Vermögen zu ergänzen und das Bild mit eigenem Witz auszumalen.

Dieſe Betrachtung veranlaßt mich, von einigen dieſer Blätter eine allgemeine Vorſtellung zu geben, und aus der gleichen Rückſicht werde ich dabei an Attributen und Geberden, an Geräthe und Beiwerk aller Art weit mehr unterdrücken, als ohnehin hätte geſchehen müſſen. Die Darſtellungen, auf die ich im Folgenden näher eingehe, ſind keineswegs die beſten der kleinen Sammlung, aber

ſie ſind für den vorliegenden Zweck die bequemſten. Sollte es einen verdrießen, daß bei den meiſten derſelben Deutſchland und die Deutſchen ſelbſt die Zielſcheibe ſind, ſo bedenke er, daß meine Wahl von ſelbſt auf dieſe geleitet werden mußte, weil ſie ſich am eheſten beſchreiben laſſen. Die gute Mutter Deutſchland trägt ja ſo geduldig, was den lebenden Trägern ihrer Geſchichte ſo höchlich zuwider iſt, und es kann mir nicht einfallen, bei Gelegenheit von fremdem Muthwillen eigenhändig Anſtoß geben zu wollen. Die Blätter, auf denen lebende Perſonen Hauptrollen ſpielen, werden von mir aus den vortrefflichſten Gründen höchſtens flüchtig angedeutet werden. Ich fühle mich nicht berufen, an der politiſchen Erziehung unſeres Volks mitzuarbeiten. Den ganz auf das Ausland gemünzten Witz unſerer Zeichner zu entwickeln, lag diesmal wenigſtens nicht in meinem Plane.

Drei gegen Eine. — Man meint auf den erſten Blick, dieſes Blatt könnte „die Pfändung" heißen; man ſieht aber bald, daß die drei Weiber die Dinge, welche ſie ſelbſt mitgebracht, der Frau vom Hauſe aufdrängen, was am Ende freilich auch auf eine Pfändung hinausläuft. — In ihrem geräumigen Gemach, links vom Beſchauer, ſitzt Germania, eine hohe, edle, reife Geſtalt, lichtbraun das Haar, blau das Auge, ſinnig die Stirn, das Gewand einfach, aber zierlich, der Schmuck gewählt. Neben ihr ſteht ein Mann in ſonderbarer, halb moderner, halb altväteriſcher Uniform, Papiere in der Hand, die Feder hinter dem Ohr: es iſt der Dame Intendant, Kriegsvogt oder etwas dergleichen. Das große Zimmer iſt ſehr ſinnreich möblirt und verziert. Wir bemerken an den Wänden umher, auf einer Etagère, am Schmuckhalter auf einer Conſole u. ſ. f. eine Menge hübſcher, für ſich ſelbſt redender Siebenſachen. Der Tiſch neben dem Stuhl der Dame iſt mit Allerlei, beſonders mit Akten und vielfarbiger Literatur bedeckt. Wir halten uns nicht damit auf, die Titel zu leſen, und bemerken blos, daß in der Mitte, wo ein Pariſer Modejournal nachläſſig auf der Bibel ruht, die Extreme der mannigfaltigſten Lektüre ſich zu berühren ſcheinen. Bis hieher wäre

Alles behagliche Häuslichkeit, anmuthiges Stillleben; blicken wir aber in die Tiefe des Zimmers, so sehen wir eine Menge Dinge unordentlich auf dem Boden zerstreut und drei Weiber mit leidenschaftlichen Geberden auf die Frau vom Hause zutreten. — Die vorderste, rechts vom Beschauer, ist eine elegante Figur in sorgfältigster Toilette, stumpfe Nase, etwas großer Mund, schwarze Locken, plutôt piquante que jolie, und sie brauchte nicht die dreifarbigen Bänder an der Haube, um sich als die große Marchande de nouveautés zu erkennen zu geben. Graziös, aber etwas höhnisch lächelnd hat sie mit dem niedlich beschuhten Fuß Ballen mit Vaudevilles, Opern, Romanen, Handschuhen, einen weiblichen chapeau modèle, Corsette, Perrücken, eine Fülle von Modebildern u. s. w. dicht vor Germanias Stuhl hingestoßen; die rechte Hand stemmt sie herausfordernd in die Seite und mit der Linken, Kopf und Körper nach dieser Seite gebeugt, deutet sie hinter sich an den Boden, wo bunt durcheinander die kostbarsten Erzeugnisse der Pariser Industrie aufgestellt sind, Uhren, Bronzen, Krystallglas, Pomadebüchsen, Odeurs, Fächer, künstliche Blumen, Bonbons u. s. w. Obgleich ihr kein Zettel aus dem Munde hervorgeht, spricht sie doch vernehmlicher und unverschämter Weise ungefähr wie folgt: „Wenn Sie meiner entbehren könnten, Madame, so müßte ich es mir gefallen lassen, daß Sie mich in meiner Industrie chikaniren; aber bedenken Sie gefälligst, daß Sie ohne mich nicht anständig über die Straße gehen könnten. Da Sie, was ich Ihnen hier hinwerfe, doch haben müssen, so war ich berechtigt, auch für die Produkte meines Gewerbfleißes que voilà (dabei deutet sie rückwärts) von Ihrer Seite mehr Egards zu erwarten. Es ist wohl am besten, wir halten Frieden, bis wir einander in die Haare kommen.“ Gut gesagt. — Hinter der Prinzipalin sieht man ihre Putzmamsell Cartons und Hauben herbeischleppen. Ein Livreediener Germanias mit dem Federwisch unter dem Arm, eine originelle Figur, hat sie schäkernd um die Hüften gefaßt, und sein os rotundum läßt zweifelhaft, ob er es gerade zum Kusse spitzt oder ob er eben das französische u mit Bewußtseyn ausspricht; die Grisette blickt aber so frey lachend zu ihm auf, als wollte sie sagen: „vivent nos amis les ennemis!“ — Geradeaus in der Mitte präsentirt sich die zweite Dame, uneleganter, breiter, bequemer, äußerlich anspruchsloser als die erste,

der Buſen ſo anſehnlich als das Fußwerk. Sie hat die bekannte herriſche Flagge, den Jack, als Schürze umgebunden und trägt am linken Arm einen Korb mit Theebüchſen und chineſiſchem Porzellan, was ſie Allem nach eben für ſich eingekauft. Aber mitten ins Zimmer hat ſie eine Anzahl Ballen hingeworfen, unter denen ſich beſonders der Twiſt breit macht. Sie wirft der Frau vom Hauſe nur einen kalten, vielſagenden Blick zu, ſchüttelt die Hand über ihrer Waare, und wenn ſie überhaupt etwas ſagt, ſo quetſcht ſie durch das Kammwerk ihrer Zähne die Worte: „You shall have it, or be d — d!“ was jenſeits, wenn auch nicht verſtanden, doch begriffen wird. — Im Hintergrund endlich öffnet ein dickes Weib mit orangefarbigen Bändern an der hohen Haube die Thüre einem Matroſen, der auf einem Schiebkarren Zuckerfäſſer, Kaffee- und Pfefferſäcke hereinſchafft. Mevrouw Hareng deutet mit der ganzen Fauſt auf die Hausfrau und ſcheint mit breitem Lächeln zu ſagen: „Nur herein! die gute Frau hat keine Leute, um die Sachen ſelbſt holen zu laſſen.“ — Und was thut Germania, da man ihr ſo ungeſtüm zu Leibe rückt? Ein Seufzer hebt ihre Bruſt, die Hände ſind ihr matt in den Schooß geſunken, und ſie ſieht zu ihrem Kriegsvogt auf mit einem Blick, der ſagt: „Muß ich mir das Alles gefallen laſſen?“ Der aber hat die Schultern bis zu den Ohren aufgezogen und bedeutet, daß die Umſtände u. ſ. w. —

Ein Wort über die zuletzt genannte Figur, die auch auf den folgenden Blättern erſcheint. Wenn der deutſche Zeichner die Staatsgewalt in Deutſchland überhaupt perſonificiren will, ſo ſteht ihm nicht das gerade und einfache Mittel des Engländers zu Gebot, der ſeinen Premier oder die ganze Miniſtry in leibhaftiger Geſtalt hinſtellt. Der Deutſche muß thun, an was er ja gewöhnt iſt, er muß abſtrahiren; und ſo iſt denn der Intendant, oder wie man ihn heißen will, ein Abſtraktum. Die Züge ſeiner Tracht u. dgl., die ihn als ſolches bezeichnen, ſind deutlich genug. Auch die Bedeutung des ganz weißen Ordensbandes, das er trägt, glaube ich ſchnell und richtig gefunden zu haben. Es gibt meines Wiſſens keinen ſolchen Orden in Deutſchland; aber das weiße Licht iſt bekanntlich aus einer Reihe farbiger Lichter zuſammengeſetzt; wenn man die Farben des Regenbogens in ihrer Ordnung auf eine Scheibe malt und dieſe raſch umdreht, ſo erſcheint ſie farblos, und gerade ſo ſind nun in jenem weißen Bande all die rothen, blauen, gelben, grünen

Ordensbänder zu einer höhern Einheit verſchmolzen, gleichſam aufgezehrt.

Die Beſcheerung. — Wir ſehen hier wieder Germania mit ihrem Intendanten, aber dießmal in der Kinderſtube und in angenehmerer Beſchäftigung. Durch das Fenſter ſtielt ſich das erſte bleiche Licht des Wintermorgens herein; die gute Mutter hat die Weihnachtsgaben für ihr Kind mit Liebe geordnet und ſteht im Begriff, mit einer Kerze am feſtlichen Baum die Lichter anzuſtecken. Der Junge, der, mit einem buntgeſtreiften Bettrock angethan und wunderliche Amulette am Hals, ſich auf ſeinem ſtattlichen Lager dehnt, ſcheint nächſtens die Augen aufmachen zu wollen.

Er ſchloft, er ſchleft! Do lit er wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
Vo Lib und Lebe verwach mir nit!
Gott gnunts mi'm Ebind im Schlof!

Am Baum ſchaukelt ſich ein Heer glänzender, neckiſcher Deviſen und am Stamme baumelt eine gewaltige Ruthe mit goldenen und roſenrothen Bändern, wohl nur zum Spaß; der Junge iſt offenbar zu groß dazu. Tiſch und Boden ſind mit der reichſten Beſcheerung bedeckt. Schreibmaterial in faſt übertriebener Fülle; Bildungsſchriften aller Art, worunter die franzöſiſche und die engliſche Grammatik nicht fehlen. Eine Kriegsflotte, auf der Schachtel aufgeſtellt, in der ſie verwahrt wird. Eine Feſtung, mit Geſchütz beſpickt; vor dem Glacis derſelben hat eine lange Reihe bleierner Kriegsmacht, nach dem ſocialen Hang dieſer Truppen, wenn man den erſten Mann umſtößt, den Boden geküßt, und man weiß nicht, ſind ſie beim Ausfall aus der Feſtung oder beim Angriff darauf geblieben. Ein großer Kaſten mit hölzernen Bauſteinen, aus deſſen Bauche ein altdeutſcher Dom zierlich aufgebaut daſteht. Ein Pegaſus als Wiegenpferd; ſichtbar ein altes Stück, aber ſauber renovirt, mit nagelneuem Sattel und Zeug. Ein Mikroſcop und ein Teleſcop, in eigener Weiſe gekoppelt. Eine laterna magica, „ſchön Schattenſpiel an der Wand;" die Beſcheerenden ſcheinen den Mechanismus eben probirt zu haben: die Laterne iſt angezündet und eines der bemalten Gläſer eingeſchoben; im großen Lichtkreis, der auf die dunkelſte Wand des dämmernden Gemachs fällt, präſentirt ſich verkehrt und in verſchwommenen Umriſſen das ergötzlichſte Bild. —

Die Gaben der Mutterliebe ſind hiemit noch lange nicht erſchöpft, wohl aber meine Geduld im Aufzählen derſelben, und wir haben uns noch mit dem Hauptſtück zu beſchäftigen. Vorne auf dem Tiſche ſteht eine Handdruckerei, ſo ſchön und vollſtändig man ſie nur auf der Meſſe haben kann. Ueber dem Kaſten, der in Schubladen die Lettern birgt, erhebt ſich die Preſſe, und die Schraube mit dem Handgriff ſtellt das Modell der Juliusſäule vor mit einer vergoldeten Libertas zu oberſt; eben nicht die geſchmackvollſte Form. — Der Intendant, der diesmal, wo wir ihn von der linken Seite ſehen, ſtatt eines Degens eine lange Papierſcheere trägt, ſcheint die Beſcheerung gemuſtert und alles gutgeheißen zu haben, bis auf das eben erwähnte „Handwerkszeug für fleißige Knaben," hinſichtlich deſſen er der freigebigen Mutter Vorſtellungen macht. Mit ausgeſtrecktem Arm, mit zärtlicher Kopfbeugung und bittendem Blick deutet dieſe auf das Bett hinüber, und ihre Geberde ſagt: „er geht mit allen ſeinen Sachen ſo artig um!" Der Intendant aber hat die untere Schublade des Kaſtens aufgezogen und die Büchſe mit der Schwärze herausgenommen. Er hält ſie, den Unterleib zurückgezogen, ſpitzig zwiſchen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, mit ſichtlichem Widerwillen von ſich weg, während die magiſche Salbe langſam am Behältniß herunterläuft; die linke Hand hat er abwehrend aufgehoben, und was er ſpricht, mag etwa ſo lauten: „Ich ſage Ihnen, Madame, er wird ſich und was er anfaßt, beſchmutzen, und die Flecken von der Schwärze bringt man gar nicht wieder heraus. Es iſt eine artige Beſchäftigung, und er ſoll damit arbeiten, immerhin, aber nicht ohne Aufſicht."

Die Journaliſten. — Eine Menge munterer Knaben, ſehr verſchieden in Beziehung auf Temperament, Sitten und Reinlichkeit, hantieren hier mit all dem Spielzeug, das wir auf dem vorigen Blatt unter dem Weihnachtsbaum geſehen haben. Einer z. B. manövrirt mit der Flotte in einem Waſſerkübel, einem andern ſtürzt ein Prachtgebäude ein, zu deſſen Errichtung er den ganzen Baukaſten ausgeleert; ein dritter ſcheint durch das Mikroſkop etwas ganz Merkwürdiges entdeckt zu haben; andere rühren die Trommel, blaſen die Trompete, ſpielen die Mundharmonika, laſſen den Kuckuck ſchreien, ein bedeutender Lärm. Weiterhin zanken ſich mehrere um die Anwartſchaft auf den Sattel des

beflügelten Wiegenpferds, während einer darauf, beatus possidens, im geſtreckten Galopp nicht vom Flecke kommt; andere ſind gar einander in die Haare gerathen und balgen ſich über durcheinandergeworfenem und zertrümmertem Spielzeug, während ein Aufſeher, ähnlich, aber nicht ſo reich maskirt und bewaffnet wie der Mann auf den vorigen Blättern, dem Streit behaglich lächelnd zuſieht. Ein Theil dieſer Jugend ſcheint aber, ihres bisherigen Treibens müde, nach anderer Beſchäftigung zu verlangen: eine Schaar ſtürmt einen großen Glasſchrank im Hintergrund und ſtreckt verlangend die Hände nach den mancherlei glänzenden Gegenſtänden aus, die man darin aufgeſtellt ſieht. Es mögen die Erbſtücke und Kleinodien des Hauſes ſeyn. Wir ziehen den grünen Vorhang darüber und bemerken nur, wie der wohlbekannte Intendant, der den Schlüſſel vom Schrank abgezogen, mit der einen Hand den Stürmern Raiſon predigt und die andere braucht, um die Zudringlichſten mit ſeinem Seitengewehr auf die Finger zu klopfen. — Dieſes Blatt iſt reich an Beziehungen auf deutſche literariſche und publiciſtiſche Verhältniſſe. Wir widerſtehen der Verſuchung, näher darauf einzugehen.

Dieſe drei Blätter bilden, wie man ſieht, eine kleine Suite. Der Zeichner hat keiner der Figuren materiell eine Rede in den Mund gelegt, und dieß war auch überflüßig; man hört ſie von ſelbſt ſprechen. Wo es aber, wie in den folgenden Bildern, darauf ankam, daß die Perſonen wirklich das Wort nehmen, da haben die Künſtler, nach dem alten treuherzigen Brauche, den Redenden den wohlbekannten Zettel aus dem Munde hervorquellen laſſen.

Die Theilung der Erde. — Jupiter, auf freier Höhe des Olymps inmitten ſeines Hofſtaats thronend, hat verſchiedene Nationen mit dem Pfunde belehnt, womit ſie auf Erden zu wuchern haben, und der letzte Beneficiar hat ſich ihm eben vorgeſtellt. — Blicken wir zuerſt rechts vom Throne die Anhöhe hinunter. Die Karren, worauf die beſchenkten Nationen ihr Gut geladen, ziehen ab. Man ſieht deren nur noch zwei und einen halben. Auf dem einen bemerken wir unter Anderem ein niedliches Puppenſpiel, von Melpomene in neckiſchem Muthwillen verehrt, eine ſehr geſchmackvolle Schneiderlade mit allem Handwerkszeug, ohne Zweifel ein Angebinde der Grazien, einen Lorbeer im Kübel, ein Sortiment Pauken und Trompeten; auf dem andern liegen Dreizack und Caduceus,

Anker und Steuerruder, das Schmiedezeug Vulkans und ein Perrückenſtock mit dem wohlbekannten Kopfſchmuck des Lord Kanzlers. Den Vertretern von vier Völkern, maskirt als Nationalgardiſt en petite tenue, als Midſhipman, als Picador und als Pantalon, hat Apoll zum Abſchied Zweige vom ewigen Lorbeer gebrochen, der zwiſchen ihm und Athenen aus dem himmliſchen Boden ſprießt und durch die Freigebigkeit des Gottes eine ganz einſeitige Krone bekommen hat. Picador und Pantalon wenden, mit ihrem edlen Laub unter dem Arm, gutwillig den Rücken; der Seemann, obgleich mit einem prächtigen Aſte bedacht, ſcheint zu zaudern, aber der Burſche mit der Ordonnanzmütze und den rothen Epauletten hebt mit der einen Hand die empfangene magere Lorbeerruthe gegen den Gott auf und ſtreckt die andere nach dem Baum aus. Apoll aber, indem er links auf den Fourgon des Begehrlichen, rechts auf den Volksvertreter weiſt, der noch vor Jupiters Throne ſteht, läßt die Worte aus ſeinem Munde hervorgehen: „Fort! haſt du nicht einen Lorbeer aus der Orangerie bekommen? und da iſt noch einer, der dem Baume ſtark zuſprechen wird.“

Und wer iſt dieſer? Eine kräftige, jugendliche, und doch ſchon etwas gebeugte Geſtalt; blondes, geſcheiteltes Haar, hinter die Ohren geſtrichen; ein prächtiges offenes Geſicht, in deſſen Ausdruck Gutmüthigkeit und Verſtand, Schwärmerei und Laune ſich theilen; der Anzug bürgerlich ſchwarz, anſtändig, aber nicht eben faſhionabel, beſonders um Hals und Bruſt etwas verworren: kurz ein Doctor legens einer niederdeutſchen Hochſchule in leibhaftiger Geſtalt. Er verharrt in ſcheuer, übrigens ganz paſſabler Verbeugung vor dem olympiſchen Senat, und dabei hat ſich aus der Taſche ſeines Fracks die Spitze der Tabakspfeife herausgeſpielt, was von den zur Seite ſtehenden Grazien mit Naſerümpfen bemerkt wird; dieſe Frauenzimmer ſcheinen auch ſonſt Gloſſen über den Mann zu machen. — Zur Rechten Jupiters ſteht Minerva als Kanzlerin, mit einem Diplom in der Hand; links von ihm tritt Ganymed, mit einem gewaltigen Dintenfaß in beiden Händen, dem Erdenſohn entgegen. Der himmliſche Schenke mag an ſolches Geſchirr nicht gewöhnt ſeyn: er hält es ſich ſteif und ängſtlich vom Leibe, und gerade dadurch läuft es über. Der Liebling des Zeus, wie der Galläpfelnektar ſeine Hand benetzt, ſieht den Pokal ſo verdrüßlich an, wie der Intendant in einem der obigen Bilder

die Büchſe mit der Druckerſchwärze. — Aber der Vater der Götter nickt dem Magiſter vor ihm gnädig zu und ſtößt aus ſeinem bedeutenden unſterblichen Munde einen Zettel aus, auf dem zu leſen ſteht, was folgt: „Woher ſo ſpät? — Doch beruhigt Euch, Wir meinen dies nicht ungnädig. Auch haben Wir Euch keineswegs vergeſſen und überaus Köſtliches für Euch zurückgelegt. — Nehmt hier — (und damit deutet er auf Ganymed) — den Zauberbecher der Wiſſenſchaft, von Hephäſtos ſelbſt kunſtreich gearbeitet. Sprecht ihm fleißig zu; er wird es Euch vergeſſen laſſen, wenn Ihr ſonſt etwa ein wenig zu kurz gekommen. Braucht Eure Vernunft frei, wie Ihr wollt und könnt; wollt Ihr aber laut raiſonniren, ſo habt Ihr vorläufig, merkt es Euch, aus der Schaale gleich zwanzig Züge zu thun, mehr wohl, aber nicht weniger. — Und hier — (damit deutet er auf die Kanzlerin) — ſeht, Wir haben geruht, Euch zu unſerem geheimen Hofrath zu ernennen. Es iſt im Grunde gar kein Geſchäft, und Ihr habt die Applikatien dazu. Kommt in den Himmel, ſo oft es Euch gefällt, Ihr ſeyd gern geſehen. Ihr wißt ſo gut zu ſagen, wie es hätte werden müſſen, wenn Wir die Welt anders regiert hätten, und das divertirt Uns. — Daß Wir die allerhöchſte Urſache der Welt nicht ſind, das iſt Euch ſo gut bekannt als Uns, und Wir möchten es ſchon lange ſelbſt gern wiſſen, wer eigentlich die Welt gemacht hat, und aus was, und wozu? Kommt fleißig zu einem Glaſe Nektar, wir bringen es am Ende doch noch mit einander heraus. Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen.“ Eine lange Rede für einen ſo großen Herrn, und ſehr menſchlich geſprochen.

Des beredten Beiwerks iſt viel auf dieſem Blatte; wir betrachten aber nur noch das Dintenfaß näher, das vom „hinkenden Feuerbeherrſcher“ mit Basreliefs geſchmückt worden. Iſt es auch kein ſo ausführliches Werk deſſelben als der Schild Achills, ſo ſcheint es doch in ſo viel kleinerem Raume nicht minder weltumfaſſend. Schade, daß die reiche getriebene Arbeit nur von der einen Seite ſichtbar wird, oder daß wir nicht, nach Homers poetiſchem Kunſtgriff, das Werk vor unſern Augen können entſtehen ſehen. Wir bemerken auf der uns zugewendeten Hälfte des Gefäſſes in einem vortrefflich modellirten Dornenkranz einen einfachen Gegenſtand, in dem ſich zweierlei Vorſtellungen durch einen Mittelbegriff ſonderbar vermählen. Man denkt dabei zugleich an die fatale Frucht,

die einſt vom Baume mitten im Paradieſe gepflückt worden, und an das alte Symbol deutſcher Herrlichkeit auf Erden: das Ding ſieht ganz aus wie ein Reichsapfel; blickt man näher hin, ſo ſteht auf der Weltkugel ein menſchliches Figürchen in der Tracht des jüngſten, das heißt neueſten Tages, im Frack und runden Hut, das die Arme wie deklamirend wagerecht ausbreitet und ſo die Geſtalt des Kreuzes bildet. Auf dem Aequator der Kugel, die in bunten metalliſchen Farben gleich einer Seifenblaſe ſpielt, iſt in mikroſcopiſchen Buchſtaben zu leſen: „critis — Dous.‘ — Woher mag wohl Hephäſtos das barocke Bild genommen haben?

Der Ritt zur Meſſe. — Ein ſehr ausgeführtes Blatt; wir deuten nur den Hauptgedanken an. Die Repräſentanten dreier Nationen, vortrefflich gezeichnet und bezeichnet, ziehen mit einander auf den Weltmarkt. Jeder der drei Handelsleute reitet ſeine Nationalmähre, und jede derſelben iſt ein Flügelroß. Sind die drei Reiter verſchieden in Phyſiognomie, Haltung und Tracht, ſo ſind es nicht minder ihre drei Thiere, was Zäumung und Bepackung, Racenmerkmale und namentlich das Gefieder betrifft. Aber zwei der Reiſenden kommen in einer Vorſicht, in einem Reiſevortheil überein, den der dritte verſchmäht oder verſäumt hat. Wie man dem Jagdfalken, ſo lange man ihn ruhig auf der Fauſt trug, eine Kappe über die Augen gezogen hatte, ſo haben die zwei praktiſchen Muſterreiter die Flügel ihrer Stuten in Futterale geſteckt; man zieht ja eben auf der Landſtraße zu realem, proſaiſchem Geſchäft. Der Gaul des einen zeigt nur ein ſchmales, raſch zugeſpitztes Gefieder; aber, je dürftiger es erſcheint, ſey es nun von Natur oder durch die Mauſe, deſto eleganter iſt die knappe, dreifarbige Houſſe mit Vandroſen, in der es verwahrt wird. Der andere hat die breiten, groſſen Flügel ſeines edlen Roſſes ſehr comfortabel in einen weiten Ueberzug von Patentwachstafft geſteckt, durch den das Gefieder farbig durchſchimmert. Der dritte hat ſeinem tüchtigen Thier weder Scheuleder angelegt, wie die andern, noch ihm die gewaltigen Schwingen eingebunden, und dieß eben iſt Schuld am kleinen Reiſeunfall, deſſen Zeugen wir ſind. Die Herren mögen, ihrer Straße ziehend, ihre Projekte und Spekulationen gegen einander herausgeſtrichen und ſich darüber geſtritten haben. Da muß der auf dem Pegaſus ohne Flügeldecken im Eifer des Geſprächs ſeinem kitzlichen Thier mit dem Spern an die

Weiche gekommen ſeyn: auf einmal hat es rauſchend ſein prächtiges Gefieder entfaltet und geht mit ihm durch, hochweg von der Erde, in den blauen Himmel hinein. Noch hält der Reiter ſeinen Hut, aber man ſieht den Augenblick kommen, wo er zum Sattelknopf greifen muß und die Kopfbedeckung das Loos der Papiere und andern Gegenſtände theilt, die ihm aus der Taſche flattern. Hoch aus dem Himmel fliegt ihm ein Genius in ſeltſamer Maske entgegen, der eine Rolle entfaltet, auf der ſich der Aufriß einer Eiſenbahn zeigt, die, an Luftballons geankert, von Nürnberg an das Horn des Mondes hinaufführt. Erſtaunt und ergötzt blicken die zwei Gefährten dem Fliegenden nach. Dem einen, indem er gravitätiſch zu ihm aufſieht, entfallen die Worte: „They, that ride so, and ride not warily, fall into foul bogs;“ der zweite aber hat dem mit ihm zu ebener Erde zurückgebliebenen die Hand auf den Arm gelegt und ſpricht lachend: „Allons, faisons son commerce en attendant!“

Die hiſtoriſche Suite. — „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen.“ Hinten ſieht man die Brücke, den Fluß, die Palläſte der Mainſeite. Einige Figuren, die über die Brücke hin- und herwandeln, ſo viel ſie uns vielleicht zu ſagen wüßten, ſprechen wir nicht an und verweilen nur bei der Hauptgruppe im Vordergrund. Auf den Sockel eines Pallaſtes, rechts wenn man nach Frankfurt hinübergeht, hat ein Handelsmann ſein beſchwertes Tragbrett niedergeſetzt und ſich daneben hinaufgeſchwungen. Er führt Gipsbüſten, eine bedeutende Zahl, von ſehr verſchiedenen Proportionen, die einen koloſſal, manche nicht größer als Schachfiguren. Sieht man näher zu, ſo erkennt man in getreuer Abbildung die Profile, wie ſie heute auf dem Avers der deutſchen Münzen ausgeprägt ſind. Zu dieſer kleinen Kunſtausſtellung iſt ein Mann getreten, der ſich ſogleich nach Miene, Geberde, Tracht und Regenſchirm als der kleine Rentier aus dem Pariſer Marais zu erkennen gibt, als der eigentliche Mittel- und Schwerpunkt der franzöſiſchen Nation, der nach Glücksgütern und culture d'esprit gerade ſo Viele über als unter ſich hat, in dem die engen und die ausſchweifenden Begriffe, der politiſche Unglauben und Aberglauben des Volks ſich am innigſten durchdringen. Er muß ſehen, daß der Kunſtarbeiter, den er anſpricht, rein germaniſchen Bluts iſt und nicht etwa ein Savoyarde; es verſteht ſich aber von

ſelbſt, daß er ihn trotz dem franzöſiſch anredet. Er hat über einer Partie der Büſten die Hand ausgeſtreckt und ausgeſpreizt und ſpricht: „Ah les jolies figures! — Combien celles-ci par exemple?“ — „Laßt die Hand davon!“ erwiedert der Handelsmann; „es iſt eine hiſtoriſche Suite; es wird keine einzeln abgegeben.“ — „Allez!“ meint der Badaud, „autrefois j'en ai bien eu sur ma cheminée, mais elles ont été égarées.“ — „Ihr habt es ſchon oft gehört: ſie ſollen ihn nicht haben.“ — „Qui vivra verra.“ Das letzte Wort muß natürlich er haben. — Das eigentliche Salz dieſes Auftritts liegt in den Geberden des Luſttragenden und des Nichtverkäufers.

Noch gebe ich zum Schluß von einer Auswahl dieſer Blätter in aller Kürze den Inhalt oder auch blos die Titel an.

Monſieur Thiers und der Rheingott. — Die Pentarchie. — Jusqu' à la mer. — Die deutſche Flotte am Cap der guten Hoffnung. — Ein Kapitel des ſehr ehrenwerthen Ordens von der deutſchen Leyer; Scene auf dem Brocken; ſehr reiche Kompoſition. — Der Taſchenſpieler (der Philoſoph und ſein Auditorium). — Die Poeſie der Beſchnittenen; mehrere Blätter: 1) die Kinder Israel in der Wüſte der deutſchen Literatur Wachteln fangend (wer erräth, wie dieſer Gedanke ausgeführt iſt?) 2) König David ertheilt ſeinen Enkeln in der deutſch-babyloniſchen Gefangenſchaft Unterricht im Harfenſpiel; 3) der literariſche Modehändler (äußerſt ſprechende Figur). — Die deutſche Poeſie und der Intendanzaufwärter. Nur Ein Zug ſtehe hier: der Kerl iſt durch ſeine Hanthierung ſo wenig an Reſpekt vor der Unſterblichen gewöhnt, daß er ihr unverſchämt vertraulich eine Priſe aus ſeiner Doſe bietet, auf deren Deckel Nataplan, der kleine Tambour, abgebildet iſt. — Kriegsſpiel. Im Vordergrund kriegeriſches Treiben einer Schaar munterer Knaben von verſchiedenem Alter, jeder nach Laune und Vermögen ſoldatiſch ausſtaffirt und den Familienkreis, dem er angehört, durch ſprechende Attribute verrathend. Streit um Offiziersſchärpe, Trommel und Fahne. Der Kleine mit der großen Grenadiermütze, der ſo haſtig in ſein Butterbrod beißt, ſcheint dem Feind die vivres abſchneiden zu wollen, indem er ſie vorher ſelber aufzehrt. Gegenüber im Hintergrund die Klaſſe einer Penſion, uniformirt, mit krapprothen Hoſen, en ordre de bataille, tambour battant et enseignes déployées. — Im Mittelgrund hat

sich das Vorpostengefecht bereits entsponnen. Ueber einen Zaun jenseits eines Wassergrabens sieht John Bull dem Spiele zu; er hat seine Pfeife aus dem Mund genommen und stößt eine Rauchwolke aus, auf der seine Ansicht über den Auftritt geschrieben steht. — Die sieben Schwaben, die ausgezogen sind, den Weltgeist zu fangen (Theophrastus Paracelsus, Kepler, Schiller, Schelling, Hegel, Kielmeyer, J. Körner). Eine Parodie des „schwäbischen Senn- und Mondfangs" von Sebastian Sailer; von einem Schwaben im besten Geschmack schwäbischer Selbstironie gezeichnet. — Und damit genug.

Wie oben schon gesagt, diese Bilder sind nicht alle von gleichem, noch alle von bedeutendem Werth, und sie können es ihrer Entstehungsweise nach nicht seyn. Aber keines entbehrt ganz des geistigen Reizes, der guten Schilderungen der Art in so hohem Grade eigen ist. Ich bin überzeugt, selbst unter denen, deren Persönlichkeit auf einem oder dem andern dieser Blätter mittelbar oder unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen ist, wäre schwerlich einer, auf den sie nicht den heitersten Eindruck machten, selbst ehe er daran dächte, daß sie ja nur ungedrucktes „Manuscript für Freunde" sind und bleiben. Ja mancher dächte wohl: „es ist dafür gesorgt, daß diese muthwillige Tusche nicht in den ganz besondern Saft der Druckerschwärze sich verwandelt, und dies ist wohl gut, aber es ist Schade darum."

Im December 1842.

China und Deutschland.

Sollte etwa die Ueberschrift einen unserer verehrten Leser befremden, so höre er unsere Ansicht über die neuesten Vorgänge in jenen entfernten Weltgegenden, und urtheile alsdann nach bestem Wissen und Gewissen.

Wir erklären ohne Scheu, daß wir die Oeffnung China's für eine Begebenheit halten, welche an Wichtigkeit sich der Entdeckung Amerika's nähert, und welche die Festsetzung der englischen Macht in Indien an Wichtigkeit übertrifft.

Eine abgeschlossene Kultur, welche über ein Viertheil des menschlichen Geschlechts verbreitet ist, wird nun geöffnet, und der letzte Damm ist eingesunken, welcher einer Strömung widerstanden hatte, deren Richtung zwar seit Jahrhunderten bereits errathen werden konnte, deren weltgeschichtliche Bedeutung aber nur erst seit einem Menschenalter anfängt, erkannt zu werden.

Was Alexander der Große gedacht und theilweise ausgeführt, was die Römer mittels Vernichtung der Nationalitäten in immer sich erweiternden Kreisen zu erreichen strebten, was dem Islam in den Zeiten seiner Begründung nur halb, und den Portugiesen und Spaniern in der neuen Welt nur unvollständig und vorübergehend gelungen ist, das wird nun überholt von Schiffahrt und Handel, von der Nothwendigkeit, jeden Markt sich zu öffnen, sollte der Hauptschlüssel auch aus Geschützen dem Schlosse beigebracht werden. Was das Taufwasser den Spaniern war, ist das Opium den Engländern, und der Beherrscher des himmlischen Reichs der Mitte ist nur in so fern besser daran als Quatimozin, als er wohl aus dem Opium ein Staatsmonopol machen wird, wie sein

nördlicher Nachbar aus der Wotka, was bei dem Taufwaſſer bekanntlich nicht angeht.

Es iſt ſomit entſchieden, daß weder räumliche Ausdehnung, noch eine durch langen Frieden bis zur Ueberfüllung angewachſene Bevölkerung, weder eine eigenthümliche uralte und ſorgfältig iſolirte Kultur, noch bedeutende materielle Mittel, weder eine muſterhaft folgerechte monarchiſche Verfaſſung, noch eine ſeit Jahrhunderten geübte Vorſorge für die unterſten Volksklaſſen dem Muth und Uebermuth der rothhaarigen Barbaren zu widerſtehen, die ſeitherige wohlbedachte Abſchließung durchzuführen im Stande ſind. Was unter Ludwig XIV. als Muſter eines wohl, weiſe und vollſtändig organiſirten Staats aufgeſtellt wurde, hat dem gewaltigen Zuge der Zeit ſo ſchnell, ſo ſchimpflich weichen müſſen, und iſt nun nur noch Gegenſtand mitleidiger Neugier und kaufmänniſcher Spekulation. Die Nachkommen der früheren Unterjocher ſind wie die der Unterjochten derſelben Kraftloſigkeit, derſelben Unfähigkeit, für das Theuerſte ihr Letztes einzuſetzen, verfallen, und wenn, was wahrſcheinlich iſt, der Einfluß der Engländer ſich in China eben ſo keilförmig eintreiben wird, wie er es in Indien gethan hat, ſo wird eben ſo wenig als dort die alte Kultur die Eroberer bezähmen und vernünftigen. Die allgemeine Geſittung wird die beſondere auffaugen, und fortan wird es kein Volk mehr geben, welches ſich rein aus ſich, rein für ſich bilden kann. Das Erbe aller Zeiten wird für alle ſeyn, jedes Volk mag zuſehen, wie es neben dem Gemeinſchaftlichen ſein Beſonderes bewahren ausbilden und benützen könne!

Dieſe allgemeinen Betrachtungen mögen uns entſchuldigen, wenn wir von dem himmliſchen Reiche ſprechen. Dieſes geht uns ſchon deshalb an, weil wir unter allen Völkern das meiſte Mitgefühl — zuweilen ſogar auf Koſten unſeres Selbſtgefühls — haben, weil wir die Träger und Pfleger der Weltliteratur zu ſeyn uns bemühen, die Sprachforſcher und Erdbeſchreiber für Alle.

Wir haben längſt ſehnſüchtige Blicke nach dem nun aufgeſchloſſenen ſonderbaren Lande geworfen, in deſſen Geſchichtsbüchern gewiß unerwartete Aufſchlüſſe über Manches gefunden werden, was in der alten Geſchichte uns als ungelöstes Räthſel daſtand. Vielleicht wird ſogar die Candelori'ſche Vaſe (Nro. 234 der Münchner Sammlung) genügend erklärt, auf

welcher Herkules dargeſtellt iſt, im Kampfe mit drei vollkommen chineſiſch ausſehenden Männern und einen Dreifuß haltend. Auch könnte wohl das Räthſel der Bevölkerung Amerikas von Aſien aus, wenigſtens theilweiſe gelöst werden. Ergebniſſe uralter im Abendlande durch Kriege und Wanderungen verwiſchter Kultur, unzählige neue Pflanzen, ſchmackhafte Gemüſe und Früchte werden die wiſſenſchaftlichen Eroberungen ſeyn in dem ungeheuer ausgedehnten und trotz alles Forſchereifers nur unvollſtändig gekannten Reiche. Denn das, was wir durch das Schlüſſelloch erlauſcht, trotz der ſorgfältigen Umſtellung und Bewachung erforſcht, aus Büchern und Miſſionsberichten erfahren hatten, war mehr geeignet unſere Erwartung zu ſpannen, als ſie zu befriedigen. Es kann nicht anders ſeyn, wir müſſen eine fühlbare Lücke unſeres Wiſſens ausfüllen, durch Analogien und Kontraſte, durch einfache ſinnreiche Vorrichtungen, durch fortlebende Urformen überraſcht werden, welche wir ſeither nur entſtellt und umgebildet gekannt haben. Denn wir kennen die Abſchattungen noch nicht, welche bei ſolcher Menſchenzahl nothwendig ſehr auffallend und zahlreich ſeyn müſſen, und was ſeither von uns erlauſcht wurde, gehörte entweder dem ſeiner Natur nach kosmopolitiſchen Handelsſtande, oder der Hofpolizei der Reſidenz, oder aber der Hefe des Volks an, welche aus Noth und Mangel außerhalb ihres Vaterlands Brod ſuchte und fand.

Es gehört wenigſtens nicht zu den Unmöglichkeiten, daß die erweiterten Handelsverbindungen die Geſtattung der Auswanderungen der Frauen bewirken, vielleicht erzwingen werden, und daß in einem Abſchnitte Auſtralaſiens ſich eine chineſiſche Kolonie unter engliſchem Schutze bilden könnte, welche auf das Mutterland bedeutend reagiren müßte. Ebenſo kann die Fortleitung der nun angelegten elektriſchen Kette die nomadiſchen Stämme des Nordens erreichen, und dadurch einen Einfluß auf Europa und europäiſche Politik mit der Zeit äußern, welchen wir zwar ahnen, aber weder in ſeinen Umriſſen noch in ſeiner Tragweite bis jetzt bemeſſen können. Gewiß iſt nur, daß ein revolutionirtes oder nur progreſſives China ein höchſt unbequemer und gefährlicher Nachbar für Rußland ſeyn möchte.

Jedenfalls aber dürfen unſere Sinologen, unſere Geographen und unſere Theegeſellſchaften ſich freuen, unſere Raritätenſammler

aber trauern, denn es wird Vieles herabſinken zu gemeiner Trödelwaare, was ſie um ſchweres Geld erkauft und als Schauſtück an ausgezeichneter Stelle den Augen der Bewunderer näher gerückt hatten.

Europa kömmt nun in die Lage eines Mannes, welcher längſt ſchen gerne Geſchäfte in einem Hauſe gemacht hätte, aber dieſes nur von der Straße aus betrachten, höchſtens mit den Leuten am Fenſter ſprechen durfte, und der nun eintreten, und nach und nach bis zum Feuer des Heerdes, in die Vorrathskammer, an den Bücherſchrank herantreten, und mit den Bewohnern Gedanken, Bedürfniſſe und Anſichten austauſchen darf.

Wen aber die Aufſchließung des bedeutendſten und, Japan allein ausgenommen, letzten Reiches am lebhafteſten und dauerndſten beſchäftigen muß, ſind die Staatsmänner. Daß England in Gründung und Ausbreitung ſeiner Macht nichts halb zu thun pflege, daß es im Großen wiedergebe, was Carthago im Kleinen war, und daß es zugleich ein See-Rom ſey, wiſſen wir nur zu gut, und der Drang der europäiſchen Politik gegen Aſien wird durch die neueſten Ereigniſſe in eine neue Phaſe treten.

Dieſes wäre ſchon gehörig Stoff zum Nachdenken und Vorausberechnen der Möglichkeiten, Verbindungen, Verwicklungen und Anſtöße. Allein auch den Staatsmännern Deutſchlands insbeſondere dürften ſich einige Betrachtungen aufdringen, außer denen, welche die ruſſiſch engliſchen, engliſch franzöſiſchen, oder amerikaniſch engliſchen Verwicklungen in dieſen neuen Beziehungen erwecken.

Wir wollen hier nur das Verhältniß des Beharrungsgrundſatzes zum Verſchritt, der unbeſchränkten Alleinherrſchaft zur Volkskraft, der Abſchließung zum allgemeinen Menſchheitsleben erwähnen. Den Miniſtern des Innern dürfte die neue Erſcheinung vielleicht eben ſo intereſſant werden, als denen der auswärtigen Angelegenheiten, des Handels und der Marine.

Welche Lage könnte dem unbeweglichen Feſthalten am Gegebenen günſtiger ſeyn, als die China's? Der größte Theil ſeiner Landgrenzen iſt umgeben von Wüſten, ſeinem Meeresufer liegen keine unruhigen Nachbarn gegenüber, die berühmte Mauer zieht ſich auf ungeheure Strecken über Berg und Thal und die Küſte wird von einer Polizei bewacht, welche durch tauſendjährige

Erfahrungen aufs Vollkommenſte ausgebildet angenommen werden durfte. Was Venedig in traditionellem Beharren dem europäiſchen Mittelalter war, das war China ſeither der Welt, nur war es unabhängig für ſeinen Lebensbedarf, und hatte keine ſo verwundbare Seite wie Venedig an der Terra ferma und den griechiſchen Inſeln. Der Grundſatz des Vereinzelns und Stilleſtehens wird durch ſeine Eröffnung gewiſſermaßen im Rücken überwältigt, und da überall in Aſien unterjochende und unterjochte Völker in Einem Lande beiſammen leben, ſo könnten die Chineſen gerade nicht viel verlieren, wenn ein Nachkomme der Waiſe von China ſtatt eines Mandſchu unter engliſcher Obhut das Land beherrſchen würde. Der allſeitige Vorſchritt in Europa zwingt uns, in Aſien Feld für unſere Thätigkeit zu ſuchen, und von allen Seiten haben wir dieſes Werk begonnen; das Wichtigſte in dieſer Beziehung iſt aber die Erzwingung eines freieren Verkehrs mit China.

Dahin hat alſo das bis ans Zerrbild reichende Feſthalten des Beſtehenden, dahin der Grundſatz geführt, daß nicht nur alles und jedes Neue ſchon deßhalb verwerflich ſey, weil es das Neue ſey, daß alles Beſtehende die unbeſchränkte Berechtigung habe, ſchon deßhalb unter allen Umſtänden fortzubeſtehen, weil es das hergebrachte ſey? Es fehlt wahrlich nicht an Beweiſen, wie wenig die Geſchichte die Lehrerin der Machthaber ſey, aber eine eindringlichere Lehre als dieſe hat ſie ſeit langer Zeit nicht gegeben. Was man geſchichtliche Grundlage nennt, iſt etwas durch lange Zeiten, durch unzählige Veränderungen durchgebildetes Gewordenes, und es handelt ſich bei ſeiner Benützung nicht um Unbeweglichkeit, ſondern um organiſche Aneignung, um Erkennen der Eigenthümlichkeiten, und um Errathen der politiſchen Nothwendigkeiten jedes Volks nach Zeiten und Umſtänden. Das Bette des Stroms ſoll nicht abgegraben und widernatürlich geleitet, der Strom aber eben ſo wenig zurückgeſtaut und in einen faulen Sumpf verwandelt werden.

Die uralte Mythe von Saturnus, welcher ſeine Nachkommenſchaft aufſpeiſt, könnte auch ſo gedeutet werden, daß die Macht, welche allein auf Verjährung ſich gründet, ohne der Gegenwart ihr Recht angedeihen zu laſſen, unfähig ſey, ſich zu verjüngen, ſich in einer Reihe von Organismen fortzupflanzen, welche alle

Eines Urſprungs, aber als Individuen verſchieden, und gleichberechtigt zu dieſer Verſchiedenheit ſind.

Und daß trotz der gerühmten Unbeweglichkeit ſeiner ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Formen das himmliſche Reich der Mitte dem Einfluſſe der Zeit nicht entgangen ſey, das beweist vorzüglich das Bedürfniß, welches ſich in allen Stufen der Geſellſchaft äußert, ſich durch den Genuß des Opiums auf einige Zeit einer drückenden Gegenwart zu entrücken. Wir finden dieſe Erſcheinung überall und immer, in den verſchiedenſten Abſchattungen, beſonders aber bei halber Bildung, und im Gefolge verfallender Zuſtände. Daß Letzteres auch hier vorausgeſetzt werden müſſe, beweist vor Allem die Ausbreitung und die Oeffentlichkeit des Einſchmuggelns, die Beſtechlichkeit der Behörden, und das Unvermögen der Regierung, dem Uebel zu ſteuern.

Wir müſſen demnach annehmen, daß weder der lange Friede die Maſſe des Volks gehoben noch daß die Durchführung der Unbeweglichkeit die Regierung in den Stand geſetzt habe, ſogar in gerechter und ſittlicher Sache ihrem Willen Kraft zu verleihen. Es ſcheint in der Verwaltung ungefähr auszuſehen wie im Heerweſen, wo man mit Luntenſchlöſſern und gemalten Ungeheuern die Engländer zurücktreiben wollte, und wo die unglücklichen Einwohner es vorzogen, den Ihrigen und ſich das Leben zu nehmen, ſtatt gegen das muthig zu kämpfen, was jedem Volke das ſchimpflichſte und Verderblichſte iſt, beherrſcht werden durch ein anderes.

Die unbeſchränkte Alleinherrſchaft, die durch lange Schulen und ſtrenge Prüfungen gegliederte Beamtenwelt haben hier ſo wenig als anderwärts ſich mit der Kraft vertragen können, welche nothwendig iſt in Tagen der Gefahr. Wir wiſſen nicht, ob der Kaiſer die Preſſe befreiet, die Lieblinge des Volks herbeigerufen und benützt habe, als er den Einfall der Engländer fürchten mußte. Wenn er dieſes gethan hat, ſo vertrauen wir ſeiner Weisheit, daß er die von ſeinen Befehlen unabhängigen oder nur bedingt abhängigen Kräfte nicht ſogleich nach überſtandener Noth wieder bei Seite complimentiren, ſondern daß er ſich vielmehr mit denſelben verbünden werde, indem er ihnen jede billige Zugeſtehung und dadurch ſeine Sache zu der ihrigen machen wird; denn Begeiſterung, Aufopferung und Aushalten bis zuletzt laſſen ſich bekanntlich nicht befehlen, ſondern nur verdienen, und Liebe findet

nur der, welcher rein und wahrhaft wieder liebt. Vielleicht hat der Kaiſer ſich längere Zeit genommen, ehe er Verheißungen ausgeſprochen hat, es wäre aber ſehr bedauerlich, wenn er in die Rolle des Zauberlehrlings fallen ſollte; denn mit ſolchen Nachbarn wie die Engländer es jetzt ſind und mit dem unzerſtörten Geheimbunde der Secilie im Innern muß man vor Allem folgerecht verfahren. Da die alte Folgerechtigkeit ſich nun als unhaltbar erwieſen hat, ſo bleibt nichts übrig, als eine neue Bahn mit Beharrlichkeit zu verfolgen, wie Rom nach 1517 und Preußen nach 1806.

Die nordiſchen Eroberer ſind mit den unterjochten Einwohnern ſo ziemlich, doch nicht vollſtändig in Ein Volk verſchmolzen, wie die Deutſchen nach der Völkerwanderung mit den romaniſchen Stämmen. Vollſtändig eigenthümliche Ausbildung und Gliederung der Staatsmaſchine, unantaſtbare Formen, weitläufige Studien und eine beſondere Gelehrten- oder Hofſprache, ſtrenge, oft grauſame Handhabung der Macht, und Abweſenheit unabhängiger Mittelgewalten mögen oft von abendländiſchen Regenten mit einer Art Sehnſucht betrachtet, und mehr als einmal mag eine organiſative Idee den Berichten der jeſuitiſchen Miſſionäre entnommen worden ſeyn. Aber der beiſpiellos lange Friede erzeugte Uebervölkerung, und der Grundſatz der Unbeweglichkeit vermochte eben ſo wenig die Steinwüſten des Nordens als den Archipelagus im Süden zu coloniſiren. Man konnte das Ausland und deſſen Handel nicht ganz entbehren, und erntet nun die Früchte des ſeit lange Geſäeten. Halbe Maaßregeln haben ſtets dieſe Folge, und ein Verfahren wie das Japans wäre klüger geweſen, und hätte vielleicht die Entwicklung noch für einige Zeit hinausgeſchoben, beſonders wenn die Regierung Ein- und Ausfuhrartikel als Monopol behandelt hätte. Es läßt ſich nicht berechnen, was aus der Welt geworden wäre, wenn es den Jeſuiten geglückt hätte, in China feſten Fuß zu faſſen.

Nun aber ſcheint die Unmöglichkeit ſich herauszuſtellen, für die unterſten Volksklaſſen vorzugsweiſe zu ſorgen, ohne den unverſöhnlichen Feind aller Abſchließung, den Handel, und mit dieſem die Allgemeinheit der Bedürfniſſe, Genüſſe, Anſichten und Strebungen in ſtets ſich erweiternden Kreiſen anzuerkennen.

Das allgemeine Menſchheitsleben ſuchte auf verſchiedene Weiſe

ſich eine dauernde Geſtalt zu geben, bald durch eine Univerſalmonarchie, bald durch eine alleinherrſchende Religion. Dieſe beiden Formen haben ſich in wiederholten, kräftigen und von den ausgezeichnetſten Männern geleiteten Verſuchen als unſtatthaft bewieſen. In unſeren Tagen übernimmt der Handel und Verkehr dieſe Aufgabe. Vielleicht gelingt es ihm, ſie zu löſen, vielleicht dient er nur als Brücke, als Uebergang für etwas Haltbareres, noch nicht Dageweſenes, wie einſt die Ausdehnung des römiſchen Reichs dem Chriſtenthum, die Verfolgung der Reformation der politiſchen und commerciellen Entwicklung des europäiſchen Nordens. Jedenfalls aber wird die Bewegung, welche das Aufhören der chineſiſchen Abſchließung überall hervorbringen wird, längere Zeit bedürfen, ehe ſie die naturgemäße wagerechte Stellung findet, und für China ſelbſt wird dieſe Bewegung in genauem Verhältniſſe mit der ſeitherigen Abſperrung ſeyn. Es wird ſonderbare Erfahrungen zu machen, Vieles zu verſuchen und zu leiden haben, ehe es den Punkt erreicht, wo ſeine naturgemäße Beſtimmung ſich darſtellen kann. Das iſt der Fluch alles Erkünſtelten und Erzwungenen, daß weder dieſes jemals in der Weiſe vollführt werden kann, welche der erſten Idee zu Grunde lag, noch daß das vernünftig Nothwendige vollſtändig und ohne Erſchütterung an jene Stelle zu treten, ſeine Aufgabe zu löſen vermag, wenn endlich das erbärmliche Menſchenwerk von ſelbſt zuſammenfällt, oder dem leichteſten Anſtoße von Außen nachgeben muß.

Wenn Uebervölkerung ſo ſehr überhand genommen hat, daß Tauſende auf Flößen und Barken wohnen müſſen, daß man die Mädchen erſäuft, daß jeder Mißwachs unglaubliche Noth erzeugt und die männliche Bevölkerung in Schaaren auswandern muß, nur um leben zu können, da iſt nicht nur kein idealiſch vortreffliches, ſondern nicht einmal ein erträglich geordnetes Staatsleben zu finden, und es ſtellt ſich als Naturnothwendigkeit heraus, daß es anders werden müſſe. Wir wünſchen und hoffen, daß dieſes auf dem Weg der Reformen geſchehen möge. Die ungeheure Einbildung auf eigene ausſchließliche Weisheit, Vortrefflichkeit und Größe iſt durch eine Handvoll Engländer und Sepoy's ſo gewaltig erſchüttert worden, und die neueſten, bis zu uns gelangten Manifeſte ſind in ſo zahmem, ja anerkennendem Ton abgefaßt, daß

Hoffnung vorhanden iſt, die Selbſterkenntniß und Demuth werden den ſeitherigen Glauben an Unfehlbarkeit bemeiſtert haben.

Wie viel die Volkskraft in dem ungeheuern Reiche werde beitragen können zu der nothwendigen Verjüngung, vermögen wir noch nicht zu berechnen, und es fehlen uns hiezu die nöthigen Anhaltspunkte. Welche Verſchiedenheit, welche unzählige Abſchattungen mögen ſich dort finden, von welchen wir noch nichts ahnen. Während die Chineſen uns nur durch unſere helleren Haare unterſcheiden, kennen wir ſie nur aus ihren Porcellanfiguren, und höchſtens aus der Anſchauung ihrer Stiefbrüder, welche der Krieg als Anhängſel der Koſacken zweimal bis an die Seine, alſo noch jenſeits der Ebene von Chalons an der Marne führte, wo einſt Attila's Macht gebrochen wurde. Daß aber die ätzende Kraft, welche europäiſche Kultur überall außer Europa mit ſich führt, nicht ſpurlos mit dieſen Völkern in Berührung bleibe könne, das wird jedem Kenner der Geſchichte klar ſeyn.

Ob dieſe ätzende Kraft eine Revolution hervorbringen, ob ſie die Herrſchaft der Mandſchu ſtürzen und die Beherrſcher Chinas in die Lage der indiſchen Fürſten herabdrücken werde, ſteht ebenfalls noch dahin, iſt aber weniger wahrſcheinlich, weil die Eroberer Eines Glaubens mit den Unterjochten geworden ſind.

Sollten aber die Engländer finden, daß man ſie zu gleicher Zeit mit Furcht und mit Falſchheit behandle, daß man mit Liebkoſungen nur über die Zeit hinüberzukommen trachte, deren man zu Sammlung neuer Kräfte zu bedürfen glaubt, um ſich der unbequemen Gäſte zu entledigen, ſo ſteht freilich das Schlimmſte für die Regierung zu erwarten. Wenn ihre Staatsklugheit Einiges von der Weiſe der byzantiniſchen Kaiſer gegen die Kreuzfahrer haben dürfte, ſo ſind dagegen die Engländer weder auf halbe Maßregeln geſtellt, noch mit ihren Kräften auf die Hülfe einer augenblicklichen Begeiſterung angewieſen, ſondern auf dauernde, dringende Intereſſen, alte Erfahrung und großartige Handelsweiſe.

Es thut freilich wehe, wenn man bei dem Sieger in die Schule gehen und dadurch zugleich ſich für doppelt untergeordnet bekennen muß. Aber gerathener iſt es doch, als die Augen gegen erreichbares Beſſeres zu verſchließen und dieſes zu verwerfen, aus dem einzigen Grunde, weil es vom Feinde kommt. Deutſchland

z. B. hat viel lernen müssen von seinen Unterjochern. Es ist ihm zum Segen geworden, obgleich der Impfprozeß vielleicht noch einmal wiederholt werden muß. Dem himmlischen Reiche der Mitte ist zu wünschen, daß es ebenfalls lernen und die gouvernementalen Nothwendigkeiten erkennen, anerkennen und begründen möge, die Grundsteine mögen auch von aussen eingeführt werden.

Wenn die Engländer zu Heidenbekehrung und Missionen die materiellen Mittel hergeben, so liefert unser deutsches Vaterland die Männer zu diesem Zwecke, und schon seit Jahren erfahren wir vieles über die Fahrten und Unternehmungen unseres Landsmanns Gützlaf in jenen Gegenden. Wir haben also neben dem allgemeinen, auch noch ein besonderes Interesse, wenn es sich handelt am Lösung der Frage: wird das Christenthum durch den Vertrag Chinas mit England gefördert werden?

Daß die alten katholischen Missionen, besonders die der Jesuiten, bedeutende Vortheile vor den protestantischen haben mögen, wozu wir die Anstalten für europäische Missonen im Hause, Macao genannt, in Rom, und für geborene Chinesen — meist Findelkinder in Neapel rechnen, — wollen wir eben so wenig in Zweifel stellen, als daß die feste Gliederung der katholischen Kirche und die Pracht ihres Kultus dem sinnlichen Volke gewiß mehr zusagen müsse, als die abstrakten Begriffe und die Strenge des Protestantismus.

Allein dieser erscheint im Gefolge der mächtigen, ja übermächtigen Engländer, und wir haben in öffentlichen Blättern bereits gelesen, mit welcher Kraft und Schnelligkeit die Londoner Missionsvereine sogleich ans Werk zu gehen sich bestrebten.

Wir Deutsche treiben Geschichte, Erdbeschreibung und so vieles Andere für ganz Europa, oft mehr als für uns selbst. So wollen wir uns denn für dasselbe schämen, daß auf so unsaubern Wegen das Reinste, und zwar in so vielen verschiedenartigen Probestücken eingeführt werden soll, welche aber besonders das miteinander gemein haben werden, daß ihre Bücher den Geruch des süßen Giftes werden eingesaugt haben, welchem man sie beipacken wird.

Und wenn die guten Chinesen verwirrt und an der ihnen gebrachten guten Botschaft irre werden, indem sie die Lehren von wenigstens fünferlei Missionen miteinander vergleichen, so ist es

nicht gerade zum verwundern. Vor Allem dürfte inzwischen Ein großes Wort ihnen einleuchten, und dieses ist: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Somit sind unsere Hoffnungen auf Ausbreitung des christlichen Glaubens vorläufig sehr beschränkt, vielleicht hören jedoch die Verfolgungen auf, welchen die christlichen Gemeinen von Zeit zu Zeit ausgesetzt waren, und dieses ist immerhin schon etwas.

Wenn eine der bestehenden kirchlichen Formen allgemein in China sollte eingeführt werden können, so wäre gewiß die schismatisch-griechische die passendste, weil sie die weltliche und geistliche Suprematie in Einer Hand vereint, weil die niedere Geistlichkeit verheirathet, folglich mit dem Staat verwachsen ist, dagegen die höhere Geistlichkeit aus Mönchen ausschließlich genommen wird, welche Dogma und Kirchenzucht vor jeder Verflatterung zu hüten wissen. Wenn also eine Hauptform den Glanz des Kultus und der Künste, die zweite den Vorschritt und die wissenschaftliche Entwicklung, die dritte ihre tiefe politische Bedeutung anbieten kann, so mögen die Chinesen zusehen, ob sie nicht die Vortheile jeder der drei Formen erreichen und die Fehler vermeiden können, welche jeder derselben abgesondert anhängen mögen. Viele Einwohner des alten Europa werden dankbar ein Viertes, gebildet aus drei verwandten, aber seither unvereinbaren Stoffen, aus dem Munde eines chinesischen Weisen annehmen, und dieser dürfte gewiß seyn, trotz seiner Katzenaugen im Bildnisse in den Putzzimmern der gefeiertesten Frauen aufgehängt zu werden. Was aber den Handel, und somit die Gesittung der ganzen Welt am meisten fördern dürfte, das ist der Verkehr eines so dicht bevölkerten Landes mit den minder bevölkerten. In China sind die Thiere längst von den Menschen verdrängt, so daß Schlachtvieh zu den größten und theuersten Luxusgegenständen gehört, und was wir aus Leder verfertigen, von gewobenen Stoffen ersetzt werden muß. In Südamerika hingegen überläßt man den wegen seiner Haut allein getödteten wilden Stier den Raubthieren zum verzehren. Was nicht mit Maschinen, sondern nur durch Handarbeit gefertigt werden kann, das wird uns in Zukunft der fleißige, gelenkige und geduldige Chinese genauer und zierlicher gearbeitet liefern, als wir es um denselben Preis verfertigen können, und dagegen die zahllosen Hervorbringungen unserer Verfertigung im Großen, unserer

Landwirthſchaft eintauſchen. Seit uns Deutſchen der Landweg für unſere Wollfabrikate durch das ruſſiſche Sperrſyſtem verſchloſſen iſt, mußten wir wünſchen, zur See einen neuen Weg aufzufinden, welcher uns den Markt von Kiachta erſetze. Dieſer Weg iſt uns nun eröffnet, und wenn vollends die Hinderniſſe werden hinweggeräumt ſeyn, welche der Wiedereröffnung der uralten Straße nach dem hinterſten Aſien über Aegypten entgegenſtehen, ſo wird Deutſchland gewiß ſeinen zwar beſcheidenen und untergeordneten, aber es wird ſeinen Theil nehmen an dem erfreulichen Erfolge eines aus ſehr unerfreulichen Veranlaſſungen geführten Krieges.

Wenn einestheils der Freund alles Beſtehenden ohne Unterſchied zu beklagen hat, daß das Urbild der Stätigkeit, die durch Prüfungen und Bambu ſo vollſtändig durchgeführte Bezähmung des zahlreichſten Volks die Probe ſo ſchlecht beſtanden hat, ſo wird auf der anderen Seite der, welchem die Luſt inwohnt, alles umzubilden, fürchten müſſen, daß die Eröffnung China's die Folge haben werde, welche wir an zwei mit Flüſſigkeiten in verſchiedener Höhe gefüllten Gefäſſen beobachten, wenn dieſe miteinander in Verbindung gebracht werden.

Unberechenbar für den Augenblick, aber jedenfalls groß werden die Folgen dieſer Begebenheit für die ganze Erde werden, und der, welcher gewöhnt iſt, die Vorkommniſſe nicht nach dem engen Maßſtab ſeines Erdenlebens, ſeiner beſonderen Lage zu meſſen, wird nur das bedauern, daß eine ſo ungeduldige, alles von der Gegenwart fordernde, alles nur auf dieſe beziehende Zeit, eine Zeit, welche ſo arm iſt an organiſchen Ideen, die neue Aera einzuführen, und die alte Welt ſammt der neuen mit der noch älteren in Berührung zu bringen hat.

H. E.

Ueber das gegenseitige Verhältniß der deutschen Staaten

hinsichtlich der Verbindungsmittel.

Die Zertheilung Deutschlands in acht und dreißig Staaten ist ein fast unerschöpflicher Gegenstand der Besprechung und der Wünsche. Je mehr wir ein klares Bewußtseyn unserer staatlichen und gesellschaftlichen Zustände erwerben; je besser wir lernen, die Forderungen der Theorie an unsere Wirklichkeit zu halten; je zuversichtlicher unser steigendes Nationalgefühl uns daran gewöhnt, die bei andern Völkern bestehenden guten Einrichtungen als auch für uns erreichbar anzusehen: desto häufiger kommen wir auf immer neue Folgen dieser Getheiltheit. Nichts wäre allerdings ferner von der Wahrheit, als die Ansicht, daß diese Folgen nur üble seyen. Allein leider sind doch der unwünschenswerthen nur allzu viele.

Eine solche üble Folge soll denn auch im Nachstehenden besprochen werden; nicht in der traurigen Lust zu tadeln, sondern um zu untersuchen, ob nicht etwa ein Abhülfemittel bestehe. Deshalb wird auch die Erörterung sich möglichst im Allgemeinen halten. Die namentliche Bezeichnung der Fälle bleibt dem Scharfsinne des Lesers überlassen. Da, wo die von uns zu besprechenden Fehler bestehen, kennt man sie wohl, und wird Ausstellung und Vorschlag immerhin auf sich beziehen.

Es handelt sich aber von dem Verhältnisse der deutschen Staaten zu einander hinsichtlich der Verbindungsmittel; oder mit anderen Worten: es soll untersucht werden, welcherlei Pflichten ein deutscher Staat gegen einen

Nachbarſtaat hat, in Beziehung auf die für den Verkehr des letztern nöthigen, oder wenigſtens wünſchenswerthen, Straßen- und Eiſenbahnenzüge, Flußkorrektionen und Poſtkurſe. Ob er namentlich das Recht hat, dieſe Verbindungsmittel lediglich nach ſeinem eigenen (gleichgültig jetzt, ob wahren oder mißverſtandenen) Vortheile zu ordnen, ohne Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Nachbarſtaaten und des Verkehres im Allgemeinen, oder ob und in wie weit er dieſen Rechnung zu tragen angehalten werden mag?

Zuerſt ein Wort über den jetzt beſtehenden Zuſtand.

Sämmtliche deutſche Staaten, groß und klein, ſind ſouverän im völkerrechtlichen Sinne des Wortes. Als eine unmittelbare rechtliche Folge dieſer Unabhängigkeit wird bis jetzt von allen, groß oder klein, das Recht in Anſpruch genommen, die inneren Landeseinrichtungen lediglich nach ihrem eigenen Belieben und ohne Rückſicht auf die entſprechenden Anſtalten der übrigen deutſchen Staaten, und ſo alſo auch der Nachbarſtaaten, zu treffen. Zur Berückſichtigung eines Wunſches oder Bedürfniſſes anderer Bundesſtaaten halten ſie ſich im Allgemeinen für nicht verpflichtet, ſondern nur etwa in Folge eines allſeitig frei eingegangenen Vertrages. Ob in einem ſolchen Falle das dieſſeitige Intereſſe ein kleines, das der andern Staaten ein ſehr bedeutendes wäre, macht keinen Unterſchied, ſondern gilt im Gegentheile für einen Grund weiter, daß der Wünſchende die Zuſtimmung Deſſen, bei dem die Gewährung ſteht, durch Anbietung von großen Vortheilen zu erkaufen habe. Aus dieſer Stellung der Staaten zu einander ergibt ſich denn namentlich für die Verbindungsmittel, daß der Wunſch und das Bedürfniß eines rückwärts liegenden Staates, mit einem beſtimmten Punkte in leichte, ſchnelle oder wohlfeile Verbindung zu treten, für den vorliegenden Staat, durch deſſen Gebiet dieſe Verbindung gehen muß, keineswegs ein zureichender Grund zur Zuſtimmung iſt. Weder betrachtet ſich letzterer ſelbſt zur Ausführung der nöthigen Anſtalten verbunden, noch geſtattet er dem Nachbar, im dieſſeitigen Gebiete das Erforderliche auf ſeine Koſten vorzukehren. So können denn unter anderen folgende Zuſtände vorkommen. Die Hauptſtadt eines Staates liegt nicht in der Richtung der geraden Linie zwiſchen einem wichtigen ausländiſchen Verkehrspunkte und den bedeutendſten Städten eines oder mehrerer rückwärts liegender deutſcher Länder. Die Handels- und ſelbſt

die politiſchen Intereſſen der letzteren erforderten alſo, daß die Poſt nicht über die Hauptſtadt des vorliegenden Staates gehe, ſondern quer durch deſſen Land auf der geraden Linie. Dieſem Wunſche wird aber nicht Folge geleiſtet, ſondern der Poſtkurs über die Hauptſtadt in einem ſpitzigen Winkel, alſo mit beträchtlichem Verluſte an Zeit und mit fühlbarer Erhöhung der Koſten eingerichtet. Oder, ein Staat wünſcht ſeine Erzeugniſſe auf nächſter Straße zu dem Hauptmarkte oder auf einen großen Verkehrsweg zu führen, und baut deshalb bis an ſeine Grenze in dieſer Richtung. Der vorliegende Staat aber findet entweder dieſe Mitwerbung für ſeine Unterthanen ungelegen, oder er erachtet es vortheilhafter für ſie, wenn jene Erzeugniſſe auf einem langen Umwege durch ſein Land geführt werden; er ſetzt ſomit jene Straße nicht fort, und verſchließt dadurch den nächſten Weg. Für eine andere Gegend wäre bedeutende Ausfuhr, vielleicht Theilnahme an einem Zweige des Welthandels, auf einem Strome zu erwarten, wenn einige, nicht eben bedeutende, Verbeſſerungen des Flußbeetes vorgenommen würden. Allein dieſe ſind von einem unterhalb liegenden Staate vorzunehmen, welcher weniger Luſt dazu zeigt, weil der Stapelort dieſes Handels nicht in ſeinem Gebiete liegt, und wenigſtens ein Theil der Schiffe nicht ſeinen Unterthanen angehören würde. Ferner, ein Staat hat Eine hauptſächliche Waſſerſtraße, auf welcher er ſeine ſämmtlichen überſeeiſchen Waaren, vielleicht auch aus andern deutſchen Staaten manchfache und weſentliche Bedürfniſſe, z. B. Steinkohlen, am naturgemäßeſten und wohlfeilſten beziehen könnte. Allein dieſer Fluß läuft nicht ganz bis zu ſeiner Ausmündung in die Hauptwaſſerſtraße im eigenen Gebiete, und hat gerade in den Grenzen des vorliegenden Staates Hinderniſſe für die Schifffahrt. Letzterer Staat weigert ſich nun, dieſe Hinderniſſe zu entfernen, weil er es für ſeine Bürger vortheilhafter findet, wenn die in Frage ſtehenden Waaren ausgeſchifft werden und mittelſt Landfracht und durch die Hände ſeiner Spediteure gehen müſſen. In einem andern Falle iſt die Benützung einer Waſſerſtraße bedingt durch die möglichſte Wohlfeilheit der Schifffahrt, wegen konkurrirender paralleler Straßen. Alle Uferſtaaten bringen ihre Waſſerzölle zum Opfer, nur einer oder zwei mit kleinen Uferſtrecken betheiligte Staaten laſſen ſich nicht dazu bewegen. Sie haben nicht an der Frequenz der Straße, ſondern nur an dem Betrage des Zolles

ein Intereſſe. Und ſo noch mancherlei, keineswegs etwa erfundene, Fälle.

Was ſind nun aber die Folgen?

Hinſichtlich der Gewerbe und des Volksvermögens natürlich nur beklagenswerthe Hemmungen und Verluſte. Eine Vertheurung der Transportkoſten macht den Abſatz der eigenen Erzeugniſſe ſchwieriger, vielleicht unmöglich, erhöht die Produktionskoſten derjenigen Waaren, für welche Rohſtoffe oder Halbfabrikate aus dem Auslande bezogen werden müſſen, vertheuert die Preiſe der Lebensbedürfniſſe und ſomit den Arbeitslohn. Beſonders fühlbar iſt dies Alles, wenn es ſich von Gegenſtänden von großem Umfange und Gewichte und geringerem innerem Werthe handelt, bei welchen alſo die Verſendungskoſten einen bedeutenden Beſtandtheil des Preiſes ausmachen, wie dies z. B. bei Holz, Steinkohlen, Getreide, Steinen u. ſ. w. der Fall iſt. Je bedeutender die Schwierigkeiten überhaupt ſind, mit welchen die deutſchen Gewerbe in ihrer Mitwerbung gegen das Ausland zu kämpfen haben, deſto ſchwerer müſſen ſolche abſichtlich geſchaffene Vertheurungen auf ihnen laſten. Es ſey nur z. B. an das Brennmaterial erinnert, dieſe Hauptbedingung eines blühenden Gewerbetriebes in jetziger Zeit, für deſſen möglichſt wohlfeilen Bezug die mit uns werbenden Staaten England, Frankreich, Belgien die größten Opfer bringen. Und ſelbſt wenn es ſich nicht von einer Steigerung der Transportkoſten, ſondern nur von einer Verzögerung der Ankunft handelt, kann der Schaden für die Gewerbe bedeutend genug ſeyn. Dem Bankier, dem Großhändler, dem Händler mit Staatspapieren kann es nicht gleichgültig ſeyn, ob er ſeine Nachrichten aus einer gewiſſen Weltgegend um eine Anzahl von Stunden und wohl Tagen früher oder ſpäter erhält. Dieſer Unterſchied reicht vollkommen aus, um große Verluſte herbei zu führen oder große Gewinne entgehen zu ſehen. Der Mann kann nicht konkurriren mit den in günſtiger gelegenen oder behandelten Orten angeſeſſenen Gewerbegenoſſen.

Eine zweite Beziehung, in welcher ſich Nachtheile zeigen, iſt die ſociale. Hier ſteht die Verzögerung der Ankunft in erſter Linie, weniger die Vertheurung. Wir ſehen, daß in dieſem Augenblicke Hunderte von Millionen ausgegeben werden, um durch Schienenwege eine möglichſte Beſchleunigung des Umlaufes von

Menſchen und Nachrichten zu bewerkſtelligen. Das Volk billigt dieß und trägt gerne dazu bei, denn es iſt überzeugt, daß dieſer Gewinn an Zeit in dem Verkehre nicht nur eine höchſt bedeutende Annehmlichkeit, ſondern ein unberechenbares Geſittigungsmittel iſt. Die Beziehungen zu Menſchen und Sachen werden durch die Leichtigkeit und die Schnelligkeit der Ortsveränderungen unendlich vervielfältigt; dieß aber bildet und humaniſirt. Die gedrängteren Lebenserfahrungen, welche ſonſt nur Bevorzugte machen konnten, werden der Maſſe gegeben. Man weiß jetzt aus unzähligen Fällen, daß ſich durch dieſe Leichtigkeit und Schnelligkeit die unerwartetſten neuen Verhältniſſe anknüpfen, und geiſtige ſo wie materielle Combinationen möglich werden, an welche nur zu denken noch vor wenigen Jahren für Aberwitz gegolten hätte. Iſt es nun aber nicht ein plumper und unerklärlicher Widerſpruch, wenn in derſelben Zeit, vielleicht in demſelben Lande, der Bewegung und Verbindung abſichtliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, oder wenigſtens leicht wegräumbare natürliche Hemmniſſe willentlich nicht beſeitigt werden? Heißt es nicht mit der einen Hand nehmen, während man mit der andern giebt? Und Niemand wird doch ernſtlich behaupten wollen, daß nur in Einer Richtung leichter Verkehr nütze und bilde, in einem rechten Winkel mit dieſer Linie aber gleichgültig oder gar ſchädlich ſey. — Auch iſt hier wohl der Ort davon zu reden, daß durch ſolche Verzögerungen und unnöthige Umwege die von ihnen durch die Lage des Redaktionsortes zufällig betroffenen öffentlichen Blätter empfindlich leiden. Es mag Manchem wohl gleichgültig ſcheinen, ob dieſelben ihre Nachrichten einen halben Tag früher oder ſpäter erhalten, ſomit heute oder morgen ihren Leſern mittheilen. Es werde dadurch am Ende nur die Kenntniß der Neuigkeiten fortwährend um einen Tag verſpätet, was ein kleines Unglück ſey. Wir denken nicht ſo. Abgeſehen davon, daß es doch unzähligemale für irgend einen der Leſer einer verbreiteten Zeitung von der höchſten Wichtigkeit ſeyn muß, eine Nachricht um einen Tag früher zu erhalten, ſo leidet im Allgemeinen die Bedeutung der täglichen Preſſe unter der Verzögerung ihrer Nachrichten. Es ſey nur auf Einen Punkt aufmerkſam gemacht. Durch die ſpätere Mittheilung von den Zeitungen wird es den Großmächten unter den Bankiers um ſo leichter gemacht, die ihnen durch Kurire auf dem nächſten Wege

zukommenden Nachrichten mit Bequemlichkeit auszubeuten. Dieß aber liegt ſicher nicht im Intereſſe der großen Mehrzahl der Handeltreibenden und Beſitzenden, noch überhaupt der bürgerlichen Geſellſchaft. So gewiß es ein unberechenbarer Vortheil für die demokratiſchen Stellungen im Geſchäftsleben iſt, daß die Tagsblätter überhaupt das Monopol des Unterrichtetſeyns zerſtört haben, ſo ſicher iſt es für dieſelben von Bedeutung, daß der Unterricht nicht zu ſpät komme.

Nicht geringer endlich ſind die politiſchen Nachtheile dieſes Zuſtandes der Dinge anzuſchlagen. Und zwar ſtoßen wir auf ſolche in mehr als Einer Richtung. Einmal nämlich wird durch die von einem Nachbarſtaate ausgehende Verletzung rechtmäßiger und billiger Intereſſen Erbitterung erzeugt, dadurch aber Entfremdung der deutſchen Stämme unter ſich und der unſeelige Particularismus, welcher dem Vaterlande ſchon ſo viele Wunden ſchlug, den Fremden ſo leichtes Spiel machte. Unmöglich können gegenüber von ſolchen Erfahrungen und bei ſolchen Gefühlen die Aufforderungen zur Nationalität etwas verfangen. Man kann einen Staat nicht als einen ergänzenden Theil der Heimath betrachten, von welchem man abſichtlich zurückgeſetzt wird, weil man ein Fremder ſey; man wird Diejenigen nicht als Landsleute lieben können, deren ſelbſtiſchem Vortheile man als Ausländer zum Opfer gebracht wird. Zweitens ſind gerechte Urſachen zum Mißvergnügen auch nur gegen einzelne Regierungen keineswegs im Intereſſe der Regierungen überhaupt; am wenigſten, wenn die Klagen zu der Unterſuchung der Frage hinleiten, welche Folgen für die Nation die Vertheilung Deutſchlands in ſo viele Staaten habe. Der Umſtand, daß die zum Mißvergnügen Anlaß gebende Regierung nicht die eigene des Verletzten iſt, ändert nichts an der Bedenklichkeit der Unterſuchungen über den Geſammtzuſtand. Am übelſten aber wirken muß eine Vernachtheiligung der Nachbarn, wenn ſolche ſogar im Zollvereine geſchieht, indem es dieſem, der ſomit nicht die aufrichtige Gemeinſchaft und Verbrüderung in Gewerbebeziehungen herzuſtellen vermag, einen großen Theil ſeines moraliſchen Einfluſſes entziehen muß. Drittens iſt eine Schmälerung des Flores der einzelnen Staaten und ihrer Angehörigen auch eine Schmälerung der Geſammtkraft gegen äußere Feinde. Es könnten aber unter leicht eintretenden Umſtänden alle nur möglichen Kräfte ſehr nöthig ſeyn.

Allein vielleicht wird durch dieſe Nachtheile wenigſtens für den durch ſeine Lage begünſtigten Staat und für ſeine Angehörigen ſo bedeutender Nutzen gewonnen, daß eine Ausgleichung eintritt, oder doch die unnachbarliche Handlungsweiſe ſich entſchuldigen läßt? — Auch nicht. Eben dieß iſt das Klägliche, daß den Einen, oder vielmehr dem Ganzen, empfindlich geſchadet wird, ohne irgend einen entſprechenden Vortheil für Den, welchem zu lieb die Beeinträchtigung ſtattfindet. Der ganze Nutzen dieſer unnachbarlichen und verletzenden Vorkehrungen und Unterlaſſungen beſteht nämlich entweder in einiger Einnahme für die Poſtkaſſe, oder einigem Verdienſte der Spediteure, Wirthe und Frachtfahrer, oder endlich in einiger Verminderung der Mitwerbung Fremder mit den eigenen Unterthanen. Was nun aber die beiden erſten Punkte betrifft, ſo koſtet es wirklich Ueberwindung, erſt noch in einen Beweis ihrer gänzlichen Nichtigkeit einzugehen. Iſt doch hier vollkommen die nämliche Berechnung, welche ſich dem Baue der erſten Kunſtſtraßen wiederſetzte, weil weniger Achſen und Schlüſſelbeine werden gebrochen werden, die Reiſenden und die Waaren aber mit allzugroßer Schnelligkeit durch das Land fahren. Wenn nun gegen die um das Wohl der Spediteure, Wirthe und Wundärzte jener Zeit ſo zärtlich beſorgten Landſtände u. ſ. w. die Erfahrung ſchon ſeit zwei Menſchenaltern den Beweis geliefert hat, daß ein möglichſt vollkommenes Verbindungsmittel die zehn- ja die hundertfache Vermehrung des Verkehres und des Verdienſtes aller Art zur Folge hat, welcher vernünftige Grund kann denn verliegen, anzunehmen, daß nicht daſſelbe Ergebniß auch auf den in Frage ſtehenden Straßen eintreten werde? Und wenn etwa auch (was keineswegs gewiß iſt) der Zug der Reiſenden und Waaren eine andere Straße einſchlagen ſollte, ſo kann es doch unmöglich richtig geweſen ſeyn, lieber auf einer langen Straße wenig, als auf einer großen viel zu verdienen. Man erinnere ſich doch an den Rhein. Es iſt eine ganz kurze, allein doch faſt ſchon mythologiſch gewordene Zeit, als noch die kleinen grünen Jachten gingen. Bei der Einführung der erſten Dampfboote war unter den Wirthen und Lohnbedienten und Kutſchern nur Ein Schrei des Entſetzens, wohin es mit ihnen kommen ſolle, wenn man ſo im Fluge an ihnen vorbeifahre, nicht mehr in Bingen ſpeiſe, in Koblenz übernachte! Nun reiſen ſo viele Hunderttauſende als damals Tauſende,

und man ſehe die Wirthspaläſte an allen Ufern, die Schaaren von Commiſſionärs, man frage die Spediteure. Ganz unzweifelhaft würde Aehnliches eintreten, wenn die Dampfſchiffahrt auf dem Main, dem Neckar oder auf der obern Donau von den Stromhinderniſſen befreit wäre. — Hinſichtlich der durch ſchlechte Verbindungsmittel beſchränkten Mitwerbung Fremder läßt ſich allerdings ein ſolcher allgemeiner Beweis der Verkehrtheit der Berechnung nicht liefern. Es kommt hier auf örtliche Verhältniſſe an. Doch iſt zweierlei ebenfalls einleuchtend. Erſtens macht dieſelbe Unterbrechung einer natürlichen Verkehrsſtraße nicht blos der ungewünſchten Zufuhr aus dem rückwärts liegenden Lande ein Ende, ſondern auch umgekehrt der Einfuhr in daſſelbe aus dem vorliegenden Gebiete. Da kann denn leicht mehr als Ausgleichung von Nutzen und Schaden eintreten. Zweitens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eine ſolche künſtliche Beſchränkung des Verkehres auf die eigenen Landesangehörigen einen weſentlichen Theil des Nutzens des Zollvereines zerſtört. Dieſer ſoll zu einer Hälfte in der Freiheit des Marktes im Innern der Zollgränze beſtehen. Allein kann nun von dieſer die Rede ſeyn, wenn die Wege abgegraben ſind?

Es dürfte demnach für jeden Unbefangenen, wir wagen beizuſetzen für jeden wahren Freund des Geſammtvaterlandes, der Wunſch feſtſtehen, daß dieſe Mängel in den Verkehrsmitteln ſchnell und gänzlich aufhören mögen. Es müſſen dieſelben als Reſte veralteter Unklarheit über die wahren Vortheile der deutſchen Staaten, als unvernünftige, weil allſeitig ſchädliche, Hemniſſe des allgemeinen Wohles, als Widerſprüche mit dem Geiſte des Zollvereines unbedingter Verdammniß verfallen.

Allein leider iſt mit ſolchen Wünſchen und Urtheilen noch nicht viel gewonnen. Es müſſen dieſelben auch in der Wirklichkeit Erfüllung finden. Und die Frage iſt alſo, wie ihnen Geltung zu verſchaffen iſt, wenn und wo freundnachbarliche Anſuchen und Unterhandlungen nichts zur Wegräumung von Verkehrshemmniſſen ausgewirkt haben? Hierzu aber muß vor Allem unterſucht werden, ob dem vernachtheiligten Staate ein förmliches Recht zur Seite ſtehe, wenn den Lehren der Politik und den Forderungen der Völkermoral kein Gehör geſchenkt werden will?

Es iſt nicht zu läugnen, daß auf den erſten Blick der Rechtsſtandpunkt ein wenig haltbarer zu ſeyn ſcheint.

Es kann ſich nämlich denkbarerweiſe von zweierlei Rechtsanſprüchen handeln. Entweder davon, daß der eine Verkehrseinrichtung vom widerſtrebenden Nachbar verlangende Staat das Recht hätte, dieſelbe nun ſelbſt im fremden Gebiete auf eigene Koſten auszuführen. Oder aber von der Forderung, daß der Nachbar trotz ſeines angeblichen Mangels an eigenem Intereſſe oder vorgeſchützten poſitiven Schadens genöthigt werden könnte, die verlangte Maßregel vorzunehmen.

Was nun aber das erſte dieſer Rechte betrifft, ſo iſt einleuchtend, daß es ſich mit der Stellung unabhängiger Staaten durchaus nicht verträgt. Es mag ein Staat allerdings Servituten des öffentlichen Rechtes übernehmen, d. h. vertragsmäßig gewiſſe Handlungen, welche eigentlich in ſeiner Hoheitsbefugniß lägen, unterlaſſen, oder zu ſolchen, welche er an ſich nicht ſchuldig wäre, ſich verbindlich machen, ohne daß dies ſeiner Selbſtſtändigkeit und Gleichſtellung mit andern Staaten ſchadete. Allein etwas anderes iſt es, eine fremde Staatsgewalt im eigenen Gebiete anordnen und regieren zu laſſen. Dies zu dulden, iſt kein Staat, auch nicht der kleinſte gegenüber vom mächtigſten, ſchuldig. Und welche Mißbräuche würden auch in der That daraus entſtehen können, wenn jede fremde Regierung unter dem Vorwande der Befriedigung eines eigenen Intereſſes und mit Hinweiſung auf die Uebernahme der Koſten nach ihrem Belieben im dieſſeitigen Staatsgebiete bauen, Beamte anſtellen, Gelo für die Benützung ihrer privativen Anſtalten erheben dürfte! Welche endloſe Streitigkeiten mit Geſetzgebung und Verwaltung müßte ein ſolcher Zuſtand zur Folge haben! Mag ſeyn, daß ſchon in einzelnen Fällen, namentlich von kleinen Staaten, eine freiwillige Erlaubniß gegeben worden iſt; als Regel und gegen den Willen des Betheiligten kann ein ſolches Recht nimmermehr in Anſpruch genommen werden.

Auch hinſichtlich des anderen denkbaren Rechtes, nämlich des Anſpruches auf eine Thätigkeit des Nachbars ſelbſt, ſtoßen wir in denjenigen Rechtskreiſen, an welche zuerſt gedacht werden muß, nur auf entſchiedenen Widerſpruch.

Vor Allem iſt unzweifelhaft, daß das Recht des deutſchen Bundes in ſeinem jetzigen Zuſtande keine Hülfe gewährt. Die Bundesſtaaten ſind ihrem Weſen nach völkerrechtlich unabhängig. Ihr Verhältniß zum Bunde berührt weder die inneren

Landesangelegenheiten, in ſo ferne nicht ausdrückliche Ausnahmen in den Bundesgeſetzen gemacht ſind, noch auch den internationalen Verkehr der Bundesſtaaten, ſo weit nicht in demſelben durch die Zwecke des Bundes oder einzelne ſeiner Anſtalten eine Modifikation nöthig gemacht iſt. Aus dem erſteren Geſichtspunkte kann nun auch nicht entfernt eine Beſtimmung des Bundesrechtes angezogen werden. Daſſelbe bekümmert ſich um die Ordnung der Verkehrsmaßregeln im einzelnen Gliederſtaate, mit einziger Ausnahme des Nachdruckes, gar nicht. Und auch unter den Beſtimmungen, welche das völkerrechtliche Verhalten der einzelnen deutſchen Staaten zu einander ordnen, iſt der Verkehrsmittel bis jetzt nirgends gedacht. Ja es läßt ſogar die Faſſung des Artikels 19 der Bundesakte und des Artikels 65 der Wiener Schlußakte ſehr bedeutende Zweifel darüber zu, ob der Bund nur überhaupt zur Beſchließung von Zwangsmaßregeln in der Sache zuſtändig wäre. Es ſind in Artikel 19 die in Ausſicht geſtellten „Berathungen über Handel und Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Bundesſtaaten" nur den „Bundesgliedern" bei der erſten Zuſammenkunft der Bundesverſammlung vorbehalten. Der Artikel 65 der Schlußakte aber ſpricht nur von „gemeinſchaftlicher Uebereinkunft." Allein ſelbſt, wenn man dieſe Zweifel beſeitigen und die Zuſtändigkeit des Bundes als begründet anſehen wollte, ſo beſteht, wie geſagt, bis jetzt kein einſchlagender Beſchluß, und es iſt auch ſeit der Gründung des Zollvereines die Ausſicht auf das Zuſtandekommen eines ſolchen im höchſten Grade unwahrſcheinlich. Der Artikel 19 iſt durch den Zollverein, und ſo lange dieſer beſteht, als thatſächlich antiquirt zu betrachten.

Vielleicht aber kann man um Hülfe weiter zurück gehen und unter den Beſtimmungen des alten deutſchen Reichsſtaatsrechtes eine hierher gehörige, noch gültige Vorſchrift finden? Leider auch nicht. Und zwar mag dabei der, noch in der neueſten Zeit geführte und auch in dieſen Blättern beſprochene, Streit über die jetzige Gültigkeit des Reichsſtaatsrechtes ganz dahin geſtellt bleiben. Es hat nämlich im Reiche nie eine allgemeine Vorſchrift über den in Frage ſtehenden Punkt gegeben. Allerdings ereigneten ſich die manchfachſten Streitigkeiten über gewiſſe Verbindungsmittel, und wurden manchfache Reichsſchlüſſe, kaiſerliche Dekrete und reichsgerichtliche Urtheile erlaſſen; allein dieſe Verhandlungen hatten eine

ganz andere Richtung. Ueber die Verpflichtung zur Anlegung und Unterhaltung von Land- oder Waſſerſtraßen, welche dem Verkehre eines Mitſtandes hauptſächlich gedient hätten, iſt in den Reichsgeſetzen lediglich nichts zu finden. Ueber die Poſten freilich iſt viel befohlen; allein der Streit war nur immer der, ob die Tariſchen Reichspoſten von den einzelnen Landesherrn als ein kaiſerliches Regal zu achten und in ihre Gebiete aufzunehmen ſeyen, und ob neben denſelben noch Territorialpoſten beſtehen dürfen. Darüber, ob und wie die etwa beſtehenden Territorialpoſten zur leichten Benutzung der Nachbarn anzulegen ſeyen, wurde nichts verhandelt, noch durch Reichsgeſetze geordnet. Wo immer von einer Ausdehnung der Landespoſten über die Grenzen hinaus, und ſomit von einer Einwirkung auf Fremde, die Rede iſt, war die Sache durch freie Verträge zu Stande gekommen. Man ſehe z. B. die weitläufige Erörterung über das kaiſerliche Poſtregal im fünften Bande von J. J. Moſers Staatsrecht. Auch darf dieſe Unbekümmertheit um eine für uns jetzt ſo wichtige Frage nicht verwundern. Das ganze Verkehrsweſen lag noch in der Kindheit, und ſo begnügte ſich Jeder mit den Mitteln deſſelben, wie ſie eben waren, ſuchte aber auch auf der andern Seite nicht durch Verweigerung und ſelbſtiſchen Vorbehalt Andern zu ſchaden.

Noch weniger tröſtlich iſt die Antwort, welche von dem *europäiſchen Völkerrechte* gewonnen werden mag. Dieſem iſt die Frage keineswegs unbekannt; aber ſie wird auf eine für die Intereſſen Deutſchlands nachtheilige Weiſe gelöst. Wenn nämlich unbedingt ausgegangen wird von dem Standpunkte des völlig unabhängigen Staates, — und einen andern Standpunkt kennt das Völkerrecht nicht, — ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß ein ſolcher Staat keine Zwangspflicht hat, die Vortheile eines andern Staates irgend wie durch eigene Anſtrengungen oder auch nur durch eine Beſchränkung der eigenen Souveränetätsrechte zu befördern. Es kann ihm kein Vorwurf gemacht werden, ſo lange er nur nicht in Rechte Anderer eingreift; und nur in ſo ferne ein freiwilliger Vertrag über eine Förderung des Nachbars eingegangen iſt, kann eine Vollziehung deſſelben verlangt werden. Allerdings ſind andere Staaten ebenfalls in ihrem Rechte, wenn ſie dieſelbe Linie einhalten und auch ihrerſeits keine Begünſtigung eintreten laſſen. Ja, es iſt von Unrecht noch nicht die Rede, wenn ſie

gegen unfreundliches Betragen ſogar Retorſionen eintreten laſſen. Und wenn auf dieſe Weiſe ein völlig unleidliches Verhältniß zu Wege gebracht werden ſollte, ſo kann nur über Nachtheil, nicht aber über Unrecht geklagt werden. Man höre z. B. was der alte Moſer (in ſeinen Grundſätzen des Europäiſchen Völkerrechts in Friedenszeiten) über unſere Materie ſagt. „Vom Poſtweſen. Ein Souverän iſt nicht ſchuldig, Poſten an Orten, wo ein anderer Souverän gerne haben möchte, anzulegen. Und eben ſo wenig iſt er gehalten, wenn er nicht ſelbſt Luſt dazu hat, dem benachbarten Souverän zu geſtatten, Poſten in jenes Landen zu halten. Wenn zwei benachbarte Mächten wegen des Poſtkurſes in ihren Landen eine Abrede nehmen, muß ein dritter Souverän ſich ſolche gefallen laſſen, wenn ſie ihm gleich nicht anſtändig iſt.“ Oder: „von Straßen, Flüſſen u. ſ. w. Ein Souverän kann wohl von einem andern benachbarten Souverän verlangen, die Straßen, ſo zur Kommunikation zwiſchen beiden Reichen und deren Unterthanen dienen, in brauchbaren Stand zu ſtellen, oder darin zu erhalten. Doch kann es nicht anders, denn vorſtellungsweiſe geſchehen. Wenn aber dieſes nicht fruchtet, iſt zwar ordentlicherweiſe nichts zu thun, als daß man Zeit und Gelegenheit abwarte, auf eine andere Art zu ſeinem Zweck zu gelangen. — Kein Souverän kann den andern nöthigen, Flüſſe ſchiffbar zu machen, noch auch, daß er widrigen Falls ſolche von ihm, dem dritten Souverän, ſchiffbar machen laſſe.“

So ſind alſo die Intereſſen des Verkehres unter Deutſchen nicht beachtet vom Bundesrechte, unbekannt dem alten Staatsrechte, ſogar entſchieden verworfen vom Völkerrechte; und es kann wohl die Furcht beſchleichen, daß auf dem Rechtsſtandpunkte nichts zu hoffen ſey. Doch iſt dem glücklicherweiſe nicht alſo. Wir ſind nicht blos auf die Billigkeit und das Sittengeſetz, dieſe ſchwachen Fürſprecherinnen in Staatenverhältniſſen, angewieſen, oder haben Hülfe nur von der, wohl langſam eintretenden, allgemeinen Ueberzeugung von den allſeitig nachtheiligen Folgen des jetzigen Zuſtandes zu erwarten. Es bleibt, wenigſtens für den größern Theil der deutſchen Staaten, wirklich ein Rechtsboden, auf welchem der Kampf geführt werden, und Berückſichtigung billiger Forderungen nicht blos erbeten, ſondern verlangt werden kann. Es iſt dies der Rechtsboden des Zollvereines, jener größten nationalen

Handlung, deren allmählige Entwicklung erſt zeigen muß, wie wichtig ſie für unſere ſo manchfach verlaſſenen und hülfloſen Zuſtände iſt.

Allerdings enthalten die Grundverträge des Zollvereines keine ausdrücklichen Beſtimmungen über die vorliegende Frage, (wie ſie dies in allweg hätten können und ſollen;) allein der Geiſt der ganzen Vereinbarung und ausdrücklich ausgeſprochene allgemeine Grundſätze reichen dennoch aus zur Führung des Beweiſes, daß wiſſentliche Abſperrungen und Verhinderungen des Verkehrs unter den Vereinsſtaaten unzuläſſig ſind.

Wir unternehmen es zuerſt, dieſen Beweis aus dem Geiſte der ganzen Vereinbarung zu führen. — Es ſind bekanntlich zwei Hauptzwecke, welche der Zollverein verfolgt, nämlich Reglung der Gewerbeverhältniſſe gegenüber von fremden Staaten, hauptſächlich mittelſt eines mäßigen Schutzſyſtemes; und Freiheit des Verkehres unter den Vereinsſtaaten. Jene erſte Richtung iſt ohne Bedeutung für die vorliegende Frage. Deſto wichtiger die zweite. Es wäre ſehr unrichtig, wollte man annehmen, daß zu Erreichung dieſes Zweckes lediglich die Aufhebung der Binnenzölle und die Geſtattung der Ausgleichungsabgaben feſtgeſetzt ſeyen. Vielmehr ſind folgende weitere Beſtimmungen getroffen: Die Wegeabgaben haben, in dem preußiſchen Tarife von 1828, einen höchſten Satz erhalten, und dürfen überhaupt in keinem Staate weiter betragen, als die gewöhnlichen Unterhaltungskoſten erfordern. Thorſperr- und Pflaſtergelder ſind ganz aufgehoben. Hinſichtlich der Schiffsgebühren auf dem Rheine und den Nebenflüſſen ſoll eine Vereinbarung wo nicht die gänzliche Aufhebung, ſo doch die möglichſte Erleichterung bewerkſtelligen. Alle Begünſtigungen, welche ein Staat ſeinen Unterthanen hinſichtlich der Schifffahrtsabgaben angedeihen läßt, kommen von ſelbſt auch den Angehörigen der übrigen Vereinsſtaaten zu. Eben ſo ſind Alle gleich zu behandeln hinſichtlich der Kanal-, Schleußen-, Brückengelder und dergleichen; auch dürfen ſolche nur für wirkliche Benützung erhoben und nie erhöht werden. Die Vereinsſtaaten wollen dahin wirken, daß durch Annahme gleichförmiger Grundſätze die Gewerbſamkeit befördert und der Befugniß der Unterthanen des einen Staates, in dem andern Arbeit und Erwerb zu ſuchen, möglichſt freier Spielraum geſtattet werde. Die preußiſchen Seehäfen ſollen allen Vereinsunterthanen unter völlig gleichen

Abgaben offen ſtehen. Die Konſuln der Vereinsſtaaten haben ſich aller Vereinsangehörigen möglichſt mit Rath und That anzunehmen. Der freien und natürlichen Bewegung des allgemeinen Verkehres ſollen die Meßprivilegien einzelner Städte ſo bald als thunlich zum Opfer gebracht werden. — Kann nun ein Zweifel beſtehen, daß Einrichtungen, welche die Unterthanen eines Nachbarſtaates von dem natürlichen Markte und Verkehre zu Gunſten der eigenen Angehörigen ausſchließen oder ihnen ſolche wenigſtens erſchweren, völlig unvereinbar ſind mit dem Geiſte eines Vereines, welcher durch ſo vielfache, zum Theil ſelbſt in Privatrechte eingreifende, Maßregeln eine gleiche Grundlage für die Unterthanen aller ſeiner Mitglieder herzuſtellen bemüht iſt? Offenbar iſt die weiſe Abſicht der Regierungen, welche den Zollkrieg an die äußerſten Grenzen Deutſchlands verlegten, und die innere Wohlfahrt durch möglichſte Erweiterung des Marktes für Arbeit und für Waaren zu erreichen ſuchten, ſehr unvollſtändig erreicht, wenn zwar kein Unterthan des Nachbarſtaates, falls er im Stande iſt den Markt zu erreichen, zurückgewieſen oder ungleich behandelt werden darf, allein es jedem Vereinsſtaate zuſteht, ihm dieſes Herbeikommen auf den Markt unmöglich zu machen durch Sperrung des natürlichen Weges. Es iſt ein handgreiflicher Widerſpruch, wenn einerſeits die Gebühren für die Flußſchifffahrt herabgeſetzt ſind, die eigenen Bürger nicht einmal durch Opfer aus der Staatskaſſe hinſichtlich derſelben erleichtert werden dürfen, andererſeits aber die zur möglichen Benützung der Waſſerſtraßen durch die Nachbarn unerläßlich nöthigen Verbeſſerungen verſäumt werden. Es iſt faſt Satyre auf den Verein, wenn den Konſuln in fremden Welttheilen die Unterthanen aller verbündeten Staaten als Landsleute empfohlen werden, allein in Deutſchland ihnen die Poſt eines Nachbarſtaates die nöthigen Nachrichten nach Belieben ſpät zukommen läßt. Ueberhaupt iſt es eine klare Läugnung des Grundſatzes der Gemeinſamkeit, der Freiheit des Verkehrs im Innern, der Förderung des beſondern Wohles durch die Steigerung des allgemeinen Gedeihens, wenn der natürliche Verkehr eines großen Theiles des Vereines durch einen vielleicht kleinen, zufällig vorliegenden Staat gehemmt wird, lediglich um einzelnen ſeiner Unterthanen einen (noch dazu ſehr zweifelhaften) Gewinn zu verſchaffen. Allerdings iſt der Zollverein in ſeiner Entwicklung noch nicht ſo weit vorgeſchritten,

daß nur Eine Geſetzgebung die gewerblichen Verhältniſſe in ganz Deutſchland ordnete. Es beſtehen in den einzelnen Vereinsſtaaten noch verſchiedene Syſteme hinſichtlich des Gewerberechtes, der von den Gewerbenden zu entrichtenden Abgaben u. ſ. w. Und es wäre ſomit eine falſche Beweisführung, wenn man einem Vereinsſtaate das Recht zu einer innern, nur ſeine Unterthanen berührenden Einrichtung aus dem Grunde beſtreiten wollte, weil dieſelbe in andern deutſchen Ländern nicht beſtehe. Allein weſentlich verſchieden hiervon iſt ſicherlich der Fall, wenn ein Vereinsſtaat Einrichtungen trifft, welche darauf berechnet ſind, den eigenen Unterthanen oder der Staatskaſſe gewiſſe Vortheile dadurch zuzuwenden, daß die Unterthanen anderer Vereinsſtaaten von ihrem natürlichen Markte abgehalten oder ihnen anderweitige gewerbliche Nachtheile zugefügt werden. Daß eine ſolche Maßregel gegen den Sinn und Geiſt des Zollvereins iſt, ſomit von der betreffenden Regierung unterlaſſen werden ſoll, mag wohl unbefangenerweiſe nicht in Abrede gezogen werden.

Es kann aber die Unzuläſſigkeit einer Begünſtigung der eigenen Unterthanen mittelſt einer Vernachtheiligung der Vereinsgenoſſen noch auf eine unmittelbarere Weiſe nachgewieſen werden. Sie widerſpricht nämlich auch ausdrücklich ausgeſprochenen Grundſätzen des Zollvereins. In dem Grundvertrage vom 22. Merz 1833 iſt ſchon im Eingange als Zweck des Vereins die „Fürſorge für die Beförderung der Freiheit des Handels und des gewerblichen Verkehrs zwiſchen den Staaten der Kontrahenten“ angegeben. In Artikel 24 deſſelben Vertrags aber werden Meßprivilegien beſchränkt, „dem auf Förderung freier und natürlicher Bewegung des allgemeinen Verkehrs gerichteten Zwecke des Zollvereins gemäß.“ Hier iſt nun wahrlich jedes Wort verloren, durch welches erſt noch bewieſen werden wollte, daß die „Freiheit des gewerblichen Verkehres“ und die „freie und natürliche Bewegung des allgemeinen Verkehres“ verletzt iſt, wenn die nächſten und natürlichſten Land- und Waſſerverbindungen unwegſam von Einer Seite gelaſſen, wenn die Poſten auf bedeutenden Umwegen umgeleitet werden; wenn alſo dadurch den Bewohnern eines Vereinsgebietes der Abſatz ihrer Erzeugniſſe, die Beifuhr ihrer Bedürfniſſe unmöglich gemacht, die gewerblichen Nachrichten ſpät zugefertigt, die Reiſekoſten unnöthig erhöht ſind. Nicht blos in

Zöllen beſtehen die Beſchränkungen des Verkehrs; auch eine künſtliche Erhöhung der Transportkoſten, ein unnöthiger Zeitverluſt ſchaden ihm. Maßregeln, welche ſolche Dinge zur Abſicht, jeden Falles zur Folge haben, ſind daher gegen den ausgeſprochenen Zweck des Zollvereins und gegen vertragsmäßige Beſtimmungen. Die Regierungen aber, deren Unterthanenen unter denſelben leiden, haben ſomit ein förmliches, poſitives Recht, auf deren Beſeitigung zu dringen.

Man wird vielleicht verſuchen, hiergegen einzuwenden, daß aus dieſem angeblichen Rechte unabſehbare und unausführbare Forderungen an die Nachbarſtaaten entſtehen, und dieſe genöthigt werden könnten, zu Gunſten Fremder Unternehmungen zu machen, welche ſie den Wünſchen der eigenen Unterthanen verſagt hätten, und bei welchen ſie ſelbſt offenbaren und poſitiven Schaden leiden würden. Dieſes argumentum ad absurdum ſchlägt aber nicht an. Es verſteht ſich nämlich von ſelbſt, daß das in Frage ſtehende Recht der Vereinsſtaaten, wie jedes menſchliche Recht, ſeine beſtimmte Begrenzung hat, und daß ein Staat nicht ſchuldig ſeyn kann, aus den beigebrachten Gründen ganz ins Ungemeſſene allen beliebigen Forderungen zu entſprechen, namentlich aber, daß er den Angehörigen eines fremden Staates nicht mehr zu gewähren hat, als er den eigenen Bürgern ſchuldig wäre. Vielmehr liegt ein, wie uns wenigſtens deucht, die ganze Angelegenheit auf das Einfachſte normirender Grundſatz ganz nahe. Die ganze Verpflichtung der Vereinsſtaaten zu Berückſichtigung der Verkehrsmittel anderer Vereinsſtaaten entſteht lediglich aus dem Grundſatz, daß freier und natürlicher Verkehr im Innern des Vereins beſtehe und von den Mitgliedern zu fördern ſey. Offenbar iſt nun das Höchſte erreicht, wenn ein jeder Vereinsſtaat bei den von ihm angelegten Verkehrsmitteln lediglich nur das Bedürfniß an ſich und in ſeiner ganzen Ausdehnung beachtet, ohne dabei irgend darauf Rückſicht zu nehmen, ob vielleicht ein Theil der Fordernden und Geförderten außerhalb ſeiner Landesgränzen wohnt, und ob etwa eine andere Anlage, ſo wie eine Unterbrechung derſelben an der Landesgrenze, örtlichen und ſelbſtiſchen Vortheilen eines ſeiner eigenen Bezirke oder ſeiner Staatskaſſe entſpräche. Mit andern Worten: es kann nur verlangt werden, daß bei der Anlage eines Verkehrsmittels das Vereinsgebiet als ein Ganzes betrachtet werde, und jede

einzelne Regierung innerhalb ihrer Gebietsparzelle das dieſem Ganzen Förderliche in einziger Rückſicht auf daſſelbe ausführe. Von Weiterem iſt nicht die Rede. Somit beſteht alſo keine Verpflichtung, Anlagen zu machen, welche für unnöthig erklärt werden müßten, wenn ſie auch ganz innerhalb Eines Vereinsſtaates lägen, weil entweder der Verkehr eben ſo leicht auf einem andern, bereits beſtehenden, Wege ſtattfinden könnte, oder weil der Zweck in keinem Verhältniſſe zu den Mitteln ſtünde. Es beſteht ferner keine Verpflichtung, bei der Wahl zwiſchen zwei Anlagen diejenige vorzuziehen, welche an ſich die minder vortheilhafte, allein zufällig einem Theile des Nachbargebietes zuträglichere wäre, gegenüber von einer andern, welche im Ganzen größeren Nutzen verſpricht. Es kann ſogar noch zugegeben werden, daß, wenn ein großer privativer Vortheil durch eine Einrichtung, welche allerdings für den Nachbar nicht ganz die wünſchenswertheſte iſt, erzielt werden kann, die Rückſicht auf den Vereinsſtaat den übrigen Staaten die Uebernahme dieſes kleinen Opfers auferlegt. Endlich verſteht ſich von ſelbſt, daß kein Staat ohne weiteres und durch einſeitiges Handeln auch alsbald den Nachbarſtaat zur Ausführung und Fortſetzung einer gemeinſchaftlichen Anlage zwingen kann, ſondern daß eine Vereinbarung über Zweck und Mittel vorangehen muß.

Unter dieſen Vorausſetzungen und Beſchränkungen wird man wohl, ſo hoffen wir, kein unmäßiges, abſurde Forderungen begründendes Recht in dem aufgeſtellten Grundſatze finden können. Sicherlich wahren dieſelben die gerechten Anſprüche auf Selbſtſtändigkeit und auf nächſte Berückſichtigung des eigenen Wohles hinreichend. Und wenn auch allerdings nicht jede Beſchränkung des eigenen Willens und jede Unterordnung unter fremde Zwecke dadurch aufgehoben wird, ſo liegt dies in der Natur der Sache und wird ja gerade beabſichtigt.

Wir fürchten ſogar, es möchte Mancher die Beſorgniß hegen, daß die aufgeſtellten Modifikationen üblem Willen und kleinlicher Berechnung einen noch allzugroßen Spielraum laſſen, daß namentlich die verlangte vorläufige Vereinbarung dem in Anſpruche genommenen Rechte der Nachbarn ſeine wahre Bedeutung nehme. Allein auch dieſer Anſicht müſſen wir, wenigſtens wenn ſie in ſolcher Allgemeinheit aufgeſtellt wird, entgegen treten.

Unzweifelhaft iſt mit dem Beweiſe, daß willkürliche und ſelbſtiſche Verkehrshemmungen ein formelles Unrecht ſeyen, ein Bedeutendes gewonnen. Ihre Beſeitigung iſt dadurch für immer aus der Kategorie derjenigen Gegenſtände geſtrichen, deren Erledigung in das freie Belieben der Staaten geſtellt iſt, und jeden Falles durch Einräumung von Gegenleiſtungen erkauft werden muß. Es kann nun doch nicht ſchon die ganze Grundlage der Forderungen geläugnet, ſondern nur über die gerechtfertigte Anwendung auf den einzelnen Fall und über die Modalitäten der Ausführung geſtritten und unterhandelt werden. Man ſteht auf dem feſteren Boden des Völkerrechtes, anſtatt dem ſchwankenden der Politik und der Wünſche. Und nur ſo viel iſt dieſer Beanſtandung der Wirkſamkeit einzuräumen, daß es allerdings für die größere Sicherung der Durchführung in jedem einzelnen Falle nur wünſchenswerth ſeyn kann, wenn noch nähere Beſtimmungen und weitere Einrichtungen vorhanden ſind.

Glücklicherweiſe finden ſich nun aber auch noch dieſe. Und zwar iſt ſowohl für die Möglichkeit einer genaueren Ausbildung und poſitiven Feſtſtellung der Grundſätze, als für die richterliche Entſcheidung der etwa entſtehenden Streitigkeiten bereits geſorgt, alſo für Beſeitigung der Hemmniſſe in gutem und in ſchlechtem Glauben.

Die erſtere Aufgabe hat ſich der Zollverein ſelbſt geſteckt und auch eine regelmäßige Anſtalt zur Ausführung bezeichnet. Unter den Gegenſtänden der Verhandlungen der jährlichen Zollkongreſſe iſt nemlich auch aufgeführt „die zweckmäßige Entwicklung und Ausbildung des gemeinſamen Zoll- und Handelsſyſtems.“ Daß dieſe Aufgabe auch noch in manchen ſonſtigen Richtungen aufgefaßt werden kann und muß, iſt unzweifelhaft. Allein es iſt kein vernünftiger Grund einzuſehen, warum nicht auch die im Vorſtehenden beſprochenen Fälle ein Vorwurf für die Verhandlungen ſeyn könnten und ſollten. Iſt doch ſicherlich das gemeinſame „Handelsſyſtem“ noch keineswegs „zweckmäßig ausgebildet,“ ſo lange ein Theil der Vereinsglieder zu ſeinen natürlichen Verkehrswegen ſelbſt innerhalb des Vereinsgebietes noch nicht gekommen iſt. Ja, es läßt ſich ohne Uebertreibung der Satz aufſtellen, daß die Ordnung dieſer inneren Angelegenheiten an Wichtigkeit und Dringlichkeit ſelbſt der Feſtſtellung des auswärtigen Vereins-Handelsſyſtems vorgehe. Es iſt eine von der Volkswirthſchaftslehre ſchon längſt

erwieſene Wahrheit, daß der innere Verkehr eines Landes jeden möglichen auswärtigen Handel an Bedeutung weit übertrifft. Hemmniſſe deſſelben ſchneiden in das innerſte Leben des Volkswohles ein. Erinnere ſich nur, wer daran zweifelt, an den Zuſtand Deutſchlands vor dem Zollvereine. Soll aber dieſer Zuſtand, und wäre es auch in kleinerem Maße, für alle Zeiten fortdauern? Sodann hängt ein guter Theil der moraliſchen und politiſchen Bedeutung des Zollvereines davon ab, daß nicht im Herzen von Deutſchland gerechte Klagen über Verkehrshemmniſſe beſtehen und er unbekümmert um dieſelben oder zu ihrer Beſeitigung allzuſchwach erſcheine. Es iſt aber wohl völlig überflüſſig, hier noch ausführlich zu beweiſen, daß die ſtaatliche und geſellſchaftliche Wichtigkeit des Vereines ſeiner wirthſchaftlichen wenigſtens gleich kommt, indem er, wie einmal die Sachen ſtehen, die Einheit Deutſchlands fühlbarer und zufriedenſtellender bewerkſtelligt, als Bund und Nationalität, und was ſonſt einigen könnte und ſollte. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß das Anſehen des Vereines bei fremden Mächten, und ſomit ſeine Wirkſamkeit, in einem hohen Grade leiden muß, wenn dieſe ſehen, daß er nicht einmal in ſeinem Innern ſein Grundprinzip auszubilden weiß. Und der Zollverein iſt zur Feſtſtellung der fraglichen Grundſätze nicht nur rechtlich berufen, ſondern er iſt auch vorzugsweiſe tauglich dazu. Einer Seits ſind alle, oder wenigſtens die bei weitem meiſten, Vereinsſtaaten dabei intereſſirt, daß nicht durch unrechtliche und vertragswidrige Anordnungen ihren Unterthanen von Nachbarſtaaten geſchadet werde. Sie müſſen und werden alſo dem Gegenſtande eine ernſthafte und umfaſſende Aufmerkſamkeit ſchenken. Dann aber ſind ſie anderer Seits ebenfalls ſämmtlich dabei betheiligt, daß nicht etwa Forderungen geſtellt werden, welche mit der Unabhängigkeit eines Staates unvereinbar wären, und einen ſolchen etwa nöthigten, zu Gunſten Fremder Dinge zu unternehmen, welche er für ſeine eigenen Unterthanen nicht gethan hätte. Wenn alſo von irgend Jemand eine genügende Löſung der in Frage ſtehenden allgemeinen Aufgabe erwartet werden kann, ſo iſt es der Zollverein mittelſt der Berathungen in ſeinen Kongreſſen. Daß derſelbe, ſo viel wenigſtens öffentlich bekannt geworden iſt, ſich bis jetzt noch nie mit einer Frage dieſer Art beſchäftigt hat, iſt kein Grund der Widerlegung. Sicherlich darf angenommen werden, daß er ſich dieſem wichtigen Geſchäfte

nicht entziehen wird, wenn einmal eine Vereinsregierung kräftig dazu auffordert. Dafür bürgt der eigene Vortheil der Gliederstaaten und die Intelligenz der Regierungen.

Noch weniger braucht man um den Richter verlegen zu seyn, wenn ein Fall nicht auf freundschaftlichem Wege zwischen den Betheiligten erledigt werden kann. Zwar hat der Zollverein selbst (was zweifelsohne sehr zu bedauern steht) nicht für gut gefunden, ein Schiedsgericht oder eine sonstige entscheidende Behörde zur Erledigung von einzelnen Streitfragen über das vertragene Recht niederzusetzen. Allein es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die Austrägalgerichte des Bundes zuständig sind im Falle einer Klage. Und zwar liegt diese Zuständigkeit vor, welcherlei Ansicht man auch von dem Umfange der Bundesjustiz habe. Bekanntlich ist nämlich nicht nur unter den Theoretikern, sondern auch unter den Bundesregierungen darüber Meinungsverschiedenheit, ob die Austrägalgerichte nur im Falle eines Rechtsstreites, oder ob sie auch bei einem Interessenstreite angegangen werden können. Wir unseres Theils sind nun zwar der Ansicht, daß die von der Mehrzahl der Publicisten und auch von den meisten Bundesregierungen, so namentlich von Oesterreich, vertheidigte Ansicht die richtige ist, nach welcher „alle und jede Streitigkeiten" zwischen Bundesgliedern, somit auch solche über Interessen, eine gerichtliche Entscheidung erhalten können. Allein auch wenn die preußische Auslegung die richtige wäre, somit nur Rechtsstreitigkeiten klagend angebracht werden könnten, so wäre doch im vorliegenden Falle kein Streit über die Competenz der Bundesgerichte, denn es handelt sich von einer Verletzung von Vertragsbestimmungen. Würde aber der Zollverein früher oder später noch besondere Bestimmungen feststellen, so hätte der Richter nicht nur eine weitere Grundlage seiner Zuständigkeit, sondern auch einen unmittelbaren Anhalt für sein Urtheil. Zu läugnen ist freilich nicht, daß ein solcher Austrägalprozeß voraussichtlich längere Zeit dauern, und namentlich hinsichtlich der Beweisführung dem klagenden Staate eine schwierige Aufgabe zutheilen wird. Allein unmöglich ist die Durchführung eines streng juristischen Verfahrens keineswegs. Genaue statistische Nachweisungen, Aussagen von betheiligten Gewerbenden, Gutachten von Sachverständigen werden den Richter in die Lage setzen, ein thatsächlich und rechtlich begründetes Urtheil

abzugeben. Und ſollte die Erfahrung zeigen, daß die Austrägalgerichte keine paſſenden Entſcheidungsbehörden ſeyen, ſo ſteht es ja immer noch beim Zollvereine, ein Schiedsgericht von Sachverſtändigen zu verabreden, welches wohl auch ſonſt noch Gelegenheit fände, ſich nützlich zu machen.

Iſt auf dieſe Weiſe der Rechtspunkt in jeder Beziehung feſtgeſtellt, und wenigſtens für die Forderungen der Vereinsſtaaten eine ſichere Grundlage gewonnen, ſo dürfte es jetzt, aber auch erſt jetzt, an der Zeit ſeyn, einen Gedanken zu beſprechen, welcher ſich wahrſcheinlich mehr als Einem Leſer gleich anfänglich aufgedrungen hat, und welcher ihm alle Schwierigkeiten leicht und gerecht zu löſen ſcheinen mag. Es iſt dies die Forderung, daß ein Staat, der zunächſt zu ſeinem Nutzen von einem Nachbarſtaate die Ausführung von Bauwerken und Einrichtungen verlange, welche der Letztere in ſeinem eigenen Intereſſe allein nicht ausführen würde, auch einen entſprechenden Beitrag zu den Koſten zu geben habe. Wir haben die Erörterung dieſes Punktes verſchoben, weil erſt die hauptſächliche Pflicht feſtſtehen mußte, ehe es ſich von einem Beitrage hierzu handeln konnte. — Nichts ſcheint nun allerdings auf den erſten Anblick einleuchtender, nichts billiger zu ſeyn, als ein ſolcher Beitrag; und die, nach unſerer eigenen Annahme, zur Begründung eines Anſinnens nothwendigen Unterſuchungen und Beweiſe geben auch anſcheinend eine zuverläßige Grundlage für die Berechnung der Beitragsnote. Dennoch geſtehen wir, hinſichtlich der allgemeinen Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit dieſes Grundſatzes bedeutende Zweifel zu hegen. Vor allem ſind wir entſchieden der Meinung, daß von einem Rechte auf einen Beitrag gar nicht die Rede ſeyn kann. Jeder Vereinsſtaat erfüllt nur ſeine vertragsmäßige Verbindlichkeit, wenn er die zur Förderung des freien und natürlichen Verkehres nöthigen Anſtalten trifft. Ihm zu dieſer Erfüllung beizuſtehn, iſt ein Dritter nicht ſchuldig. Allein, wenn auch nur aus dem Geſichtspunkte der Billigkeit und Zweckmäßigkeit die Regel vertheidigt werden wollte, ſo iſt manches Bedenken. Einmal nämlich dürfte unwiderſprochen ſeyn, daß wenn ein Staat Geld zu Arbeiten in fremdem Gebiete zu geben hätte, ihm auch das Recht zuſtehen müßte, über die Verwendungsweiſe Kontrole zu führen. Ob nun nicht eine ſolche Aufſicht und Einſprache, namentlich wenn beide Staaten verſchiedene Verwaltungs-

Grundſätze in ſolchen Dingen befolgen ſollten, zu großen Weitläufigkeiten und bitterem Mißvergnügen führen, und oft die Ausführung verzögern anſtatt fördern müßte, mag Jeder ſich ſelbſt beantworten. Dann iſt zu fürchten, daß in den konſtitutionellen Staaten die Stände nur ſehr ſchwer zur Verwilligung von Geldern für eine fremde Regierung und verwendbar in fremdem Gebiete zu bringen ſeyn möchten. Ferner möchte die Berechnung der billigen Beitragsquote keineswegs ſo leicht ſeyn, vielmehr das dadurch nöthig werdende Verfahren die Anlage des ganzen Werkes ſehr verzögern. Es würde natürlich der um einen Beitrag angegangene Staat den Gegenbeweis zu führen ſuchen, daß der Nachbar ſelbſt Vortheil von dem Unternehmen habe. Wie ſchwierig und weitausſehend aber ſolche Beweisführung über Verhältniſſe eines fremden Landes wäre, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Hauptſächlich aber glauben wir, daß die Durchführung eines ſolchen Grundſatzes, wenn er für alle Fälle feſtgeſtellt wäre, häufig zu großer Vernachtheiligung des beitragenden Staates und zu der abſurden Einrichtung führen würde, daß er dem Nachbar Einrichtungen gründen müßte, welche zu deſſen eigenem Vortheile eben ſo ſehr, und vielleicht ſelbſt noch mehr, dienen würden. Wenn es nämlich unbeſtreitbar iſt, daß jede Erleichterung des Verkehres eine Steigerung deſſelben, und ſomit des Gewerbes, hervorruft; wenn ferner dieſe Vermehrung gar nicht ſelten in einer Richtung ſich zeigt, an welche kein Menſch zum Voraus denken konnte, und dieſelbe ſich auf weitere Kreiſe ausdehnt, welche anfänglich gar nicht in Betrachtung kamen: ſo iſt es nicht nur möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich, daß durch die Eröffnung von neuen, zunächſt allerdings auf den Wunſch Fremder angelegten, Verkehrswegen auch der eigene Staat bedeutenden Nutzen erhält. Seine Erzeugniſſe finden ebenfalls beſſern Abſatz; ſeine Bürger verdienen durch den lebendigen Verkehr Geld; eine bisher weniger bebaute und bevölkerte Gegend kultivirt ſich zuſehends. Soll nun hierzu der Nachbar das Geld geben? Und wenn er es gegeben hätte, würde er nicht vielleicht nach einiger Zeit es mit allem Grunde wieder zurückverlangen können? — Dieſe Ausſtellungen gehen allerdings nicht ſo weit, um die Anwendung des in Frage ſtehenden Grundſatzes als gänzlich und unter allen Umſtänden unzuläßig nachzuweiſen. Allein den Werth haben ſie doch wohl, ſeine Anwendung

auf Ausnahmsfälle zu beſchränken, und von der Feſtſtellung beſtimmter Beitragsquoten abzuhalten. Wir möchten nicht gerade behaupten, daß ſich nicht auch noch andere Fälle einer billigen Beihülfe ergeben könnten oder erſinnen ließen; allein es ſcheinen wirklich die hauptſächlichſten Billigkeitsgründe berückſichtigt zu ſeyn, wenn ein Anſpruch anerkannt wird bei ſolchen Einrichtungen, welche notoriſchermaaßen für den ausführenden Staat von gar keinem oder wenigſtens einem ganz unverhältnißmäßig kleinen Nutzen ſind; ferner zu Gunſten kleiner und wenig wohlhabender Staaten, die einem mächtigen und reichen Nachbar ein Opfer bringen müſſen; endlich wenn eine Reciprocität der Dienſtleiſtungen der geographiſchen Lage nach vorausſichtlich nie vorkommen kann. Im übrigen dürfte, ſo lange nicht etwa Vereinbarungen des Zollvereines etwas anderes beſchloſſen haben, die Größe des Beitrages dem Anſtands- und Billigkeitsgefühle des Zahlenden überlaſſen bleiben. Ein ſchiedsrichterlicher Spruch wäre freilich wohl auch hier ein paſſendes Auskunftsmittel.

Wir glauben hiermit die Aufgabe gelöst zu haben, welche wir uns Eingangs vorſetzten, und dürften folglich ſchließen ohne Furcht vor dem Vorwurfe, nur fähig zu ſeyn zur Aufdeckung von üblen Zuſtänden, nicht aber auch einen Rath zu ihrer Beſeitigung zu haben. Allein es wird uns auch wohl geſtattet ſeyn, unſere Leſer noch einen Augenblick bei dem Gegenſtande feſtzuhalten, um zu verſuchen, ob ſich nicht ſchon jetzt in Beziehung auf die einzelnen Verbindungsmittel beſtimmte Grundſätze formuliren laſſen. Sollte dieß mehr oder weniger gelingen, ſo wäre es eine Vorarbeit für Geſetzgebung oder richterliche Entſcheidung. Mißlingt es, ſo wird jeden Falls die Richtigkeit der allgemeinen Grundſätze dadurch nicht beeinträchtigt.

I. Die geringſte Schwierigkeit hat ohne Zweifel die Auffindung von Grundſätzen über die Richtung der Poſtkurſe. Hier ſind die Ausgangs- und die Endpunkte gegeben, und die Einhaltung der möglichſt geraden Straße zwiſchen denſelben, ſo wie größte Beſchleunigung der Briefe und Perſonen ſind unabweisbare Forderungen des geſunden Menſchenverſtandes. Natürlich ſind kleine Ausweichungen von der mathematiſch geraden Linie hierdurch nicht ausgeſchloſſen, wenn ſie dazu dienen, bedeutende Städte zu berühren oder eine bereits beſtehende gute Straße einzuhalten. Ebenſo

mag an einigen wichtigen Mittelſtationen die Weiterförderung auf kurze Zeit aufgehalten werden, damit bedeutende Seitenkurſe influiren können. Verzögerungen und Ausbiegungen zu ſolchen Zwecken liegen im Intereſſe des Verkehres ſowohl der Zwiſchenpunkte, als ſelbſt der Endſtationen. Allein Umleitungen anderer Art und in ſchärferem Winkel mit der Hauptrichtung, ſo wie bedeutende Stockungen ſind gegen den Grundgedanken. Hieraus folgen denn nachſtehende Forderungen:

Wenn die Hauptſtadt eines von einer Hauptpoſtlinie durchſchnittenen Landes nicht ganz nahe an jener Linie liegt, ſo können die übrigen betheiligten Staaten verlangen, daß die Poſt nicht über dieſe Hauptſtadt umgeleitet, ſondern auf der geraden Straße durch das Land befördert wird, auch wenn auf dieſe Weiſe nur wenige Stationen in das betreffende Gebiet fielen, ſomit der Portobetrag ſich verminderte. Die Hauptſtadt kann durch Influenzen mit dieſem Curſe in Verbindung geſetzt werden.

Eine Verzögerung auch auf einer bedeutenden Zwiſchenſtation iſt nur in dem Falle gerechtfertigt, wenn die dadurch zur Beförderung gelangende Korreſpondenz für die ganze Linie, namentlich für den Endpunkt, von großer Bedeutung iſt. So z. B. die Börſennachrichten großer Handelsſtädte. Die Beförderung der blos für das eigene Land beſtimmten Zeitungen oder amtlichen Schreiben iſt kein zureichender Grund zu einer vielſtündigen Verzögerung. Zu dieſen Zwecken mag der einzelne Staat beſondere Landeskurſe nach Bequemlichkeit errichten.

Falls in der geradeſten Linie eines Hauptpoſtkurſes die Straßen eines Staates ſchlecht, z. B. nicht chauſſirt ſind, können die rückwärts liegenden Staaten deren klagloſe, zur Förderung der Poſt geeignete Herſtellung verlangen. Ebenſo die Einrichtung der nöthigen Anzahl von Stationen.

Endlich kann es nicht bei jedem Staate ſtehen, durch übermäßige Portoanſätze (gleichgültig, auf welche Weiſe ſie berechnet werden) den Verkehr zu erſchweren. Er iſt den übrigen Vereinsſtaaten eine billige Berechnung derſelben ſchuldig.

II. Schon ſchwieriger iſt die Feſtſtellung beſtimmter Zwangsverbindlichkeiten hinſichtlich der Landſtraßen. Daß die großen Hauptſtraßenzüge nicht willkürlich von einem in die Linie fallenden Staate unterbrochen werden dürfen, iſt zwar bereits hinſichtlich

der auf ſolchen eingerichteten Poſtkurſe bemerkt. Und daß auch der Waarenverkehr des Zollvereins daſſelbe fordert, bedarf nicht erſt des Beweiſes. (Auch ließe ſich noch, wenn es nöthig wäre, das ſtrategiſche Intereſſe als Zwangsgrund anführen.) Allein damit iſt die Frage nicht entſchieden hinſichtlich der zahlreichen kleineren Straßenzüge, welche nur für den Verkehr einer beſtimmten Gegend von Werth ſind, deren Anlegung aber Schwierigkeiten hat, weil ſie von einer Landesgränze durchſchnitten werden, und einer der beiden Staaten kein hinreichendes Intereſſe, wohl vielleicht ein entgegenlaufendes, zu haben glaubt. Daß nicht ſchon das bloße Verlangen einer Fortſetzung oder ſelbſt die Thatſache eines bis zur Gränze geführten Baues für den abgeneigten Staat einen zureichenden Grund zum Baue von ſeiner Seite abgeben, iſt unzweifelhaft. Ein ſolches Verlangen könnte auch zwecklos, widerſinnig, böswillig ſeyn, der Fortſetzung des Baues im dießſeitigen Staate in keinem Verhältniſſe zum Nutzen ſogar für den andern Staat, geſchweige für den eigenen, ſtehen. Hier iſt denn wohl die einzige richtige Auskunft, wenn unter gänzlicher Nichtbeachtung der Hoheitsverſchiedenheit davon ausgegangen wird, ob die in Frage ſtehende Straße für das dabei intereſſirte Geſammtgebiet einen entſprechenden Verkehrsnutzen gewährt oder nicht. Im erſteren Falle iſt ſie anzulegen, auch wenn einer der beiden Staaten für ſeinen Gebietstheil allein kein hinreichendes Intereſſe hätte; im andern Falle kann von keiner Verbindlichkeit die Rede ſeyn, auch wenn der eine Staat, ſo weit ſein Gebiet betheiligt iſt, einigen Nutzen hätte. — Es dürfte allerdings ſchwer ſeyn, die ſämmtlichen hier möglichen Fälle allgemein zu faſſen; doch ſcheinen wenigſtens die folgenden eine Beachtung zu verdienen:

Wenn eine ausgedehnte Gegend naturgemäß für den Abſatz ihrer Erzeugniſſe auf einen beſtimmten Markt angewieſen iſt, ſo muß ihr eine gute Straße zu demſelben eröffnet werden. Aus dem Grundſatze der Förderung eines freien und natürlichen Verkehres ergiebt ſich, daß die Anlage auch dann nicht verweigert werden darf, wenn dadurch dem eigenen Lande eine Mitwerbung entſteht.

Ebenſo kann eine bevölkerte, namentlich eine gewerbreiche Gegend verlangen, daß die Zufuhr ihrer Bedürfniſſe und Rohſtoffe von dem hierzu geeigneteſten Platze durch eine gute Straße erleichtert werde.

Wohl auch noch unter den Gesichtspunkt der Gewerbeförderung fällt die Eröffnung einer Straße, welche zu einer berühmten Heilquelle oder zu einer wegen Naturschönheiten oder Kunstwerken von zahlreichen Reisenden besuchten Gegend einen bequemen Zugang eröffnet.

III. So wichtig gute, namentlich auch für Dampfschiffahrt brauchbare, Wasserstraßen für den Verkehr ganzer Länder sind, und so wünschenswerth also eine Wegräumung von Hindernissen in den Flußbeeten ist, ebenso weitaussehend und kostspielig sind leider auch andererseits die hierzu dienlichen Arbeiten. Es ist daher wohl zu begreifen, daß solche Staaten, welche zu ihrem eigenen Verkehre einer bestimmten Wasserstraße nicht, oder nur in einem untergeordneten Grade, bedürfen, z. B. weil ihr Verkehr durch eine andere Wasserstraße schon befriedigt ist, sich zu der Auslegung der in Frage stehenden bedeutenden Summen nur ungerne entschließen. Kommt hierzu noch, daß der Nichtgebrauch der Wasserstraße ihnen einen bedeutenden Landtransport sichert, während natürlich von den blos Vorüberschiffenden ihnen und den ihrigen nur geringer Vortheil zugeht, so steigert sich natürlich der Widerwillen. Mit vollem Rechte kommt daher hier der Grundsatz zur Anwendung, daß die Anlegung und Verbesserung eines Verkehrsmittels nur dann vernünftig ist, somit auch nur dann von einem Staate verlangt werden kann, wenn der daraus entspringende Gewinn in richtigem Verhältnisse zu dem Aufwande steht. Und natürlich wird, mindestens, an der Gültigkeit dieses Satzes dadurch nichts geändert, daß der in Frage stehende Gewinn, von welcher Größe er sey, den Unterthanen eines fremden Staates zufällt. Wird nun dieser Erwägung Rechnung getragen, anderer Seits aber der Grundsatz des freien und natürlichen Verkehres gebührend im Auge behalten, so scheint nur in folgenden Fällen an einen zunächst bei der Belebung der Wasserstraße nicht betheiligten Staat eine Forderung auf Beseitigung der Hindernisse gestellt werden zu können:

Einmal, wenn die Kosten der nöthigen Verbesserungen an sich nur unbedeutend sind, z. B. nur die Sprengung einzelner Felsen oder die Vertiefung kurzer Strecken nöthig ist, während die Folgen für die ganze Schiffahrt von Wichtigkeit wären.

Zweitens, wenn die Entwicklung der Gewerbethätigkeit in einem

ausgedehnten Gebiete des Zollvereines durch die Zufuhrkoſten der Fabrikationsmittel oder der Rohſtoffe, etwa der Steinkohlen, bisher gehemmt wurde, während doch alle ſonſtigen Bedingungen einer Blüthe vorhanden ſind, und nachgewieſen werden kann, daß eine wohlfeile Waſſerfracht das Hinderniß beſeitigen würde. Hier würde ſogar die Auslage größerer Summen gerechtfertigt ſeyn.

Drittens, wenn die Benützung der von Natur für die Schifffahrt ungünſtigen Flußſtrecken die Bedingung der Theilnahme eines großen Gebietes an einem Hauptzuge des Welthandels iſt, weil der Transport auf der Are bis zum Anfange der begünſtigteren Flußſtrecke allzutheuer zu ſtehen käme.

Viertens endlich, wenn ein Vereinsſtaat in ſeinem Gebiete ein Kanaliſationsſyſtem ausgeführt hat, deſſen Bedeutung für Landwirthſchaft und Gewerbe an ſich außer Zweifel iſt, welches aber ſeine eigentliche Wirkung nur zu äußern vermag, falls eine beſtimmte natürliche Waſſerſtraße benützbar gemacht wird.

Sollten aber ſelbſt in der Beſchränkung auf die vorſtehenden Fälle die Forderungen an den bei der Verbeſſerung der Waſſerſtraße nicht zunächſt betheiligten Vereinsſtaat noch als übermäßig und unbillig erſcheinen: ſo möchte theils zu bedenken ſeyn, daß auch für ihn die Verbeſſerung einer ſchiffbaren, durch ſein Gebiet ziehenden Waſſerſtraße unmöglich ohne unmittelbaren Werth ſeyn kann; theils aber, daß die Furcht vor einem ſeinen Frachtfuhrleuten, Spediteuren u. ſ. w. durch Aufhören des Landtransportes zugehenden Schaden ſich zum großen Theile als ungegründet erweiſen dürfte, indem die vermehrte Lebendigkeit der Waſſerſtraße auch auf dieſe Beſchäftigungen günſtig einwirken muß, und zwar wenigſtens hinſichtlich der auf den Fluß zuführenden, wenn auch nicht auf den mit ihm parallel laufenden Straßen. Uebrigens mag allerdings zugegeben werden, daß wenn irgendwo, ſo hier, ein Beitrag zu den Baukoſten von dem oder den am meiſten gewinnenden Staaten für billig erachtet werden möchte.

IV. Von unberechenbarer Wichtigkeit ſind richtige Grundſätze über die Verbindung der Eiſenbahnen. Freilich iſt es noch nicht an der Zeit, ſolche umfaſſend und mit Beſtimmtheit aufzuſtellen. Die Wirkung der Schienenwege iſt, da ſie die Straße und die Poſt in ſich in höchſter Potenz vereinigen, eine ſehr zuſammengeſetzte. Und bei der kurzen Erfahrung über die gewerblichen, geiſtigen,

ſtaatlichen und kriegeriſchen Folgen derſelben einerſeits, den ungeheuren Erbauungs- und Betriebskoſten andererſeits wäre es vermeſſen, jetzt ſchon mit derſelben Zuverſicht, wie bei Landſtraßen oder Poſten, über die Nothwendigkeit der Anlage einer Eiſenbahn, und ſomit gar über die rechtliche Verpflichtung zum Baue auf Forderung eines Nachbarſtaates entſcheiden zu wollen. Zwar kann bereits, wie denn überall die Kritik leichter iſt als die Theorie, ohne Gefahr eines begründeten Widerſpruches auf große in der Sache begangene Fehler hingewieſen werden; ſo z. B. auf den Mangel an Einheit in dem ganzen Plane für Deutſchland, auf die verſchiedene Spurweite, auf die große Menge von einander unabhängiger Direktionen. Es kann ſchon jetzt der Wunſch als ein durch die Erfahrung gerechtfertigter erklärt werden, daß eine ganz Deutſchland umfaſſende Centralbehörde für die Anlage, Ausführung und Benützung dieſes rieſenmäßigen Beförderungsmittels möchte für möglich erachtet werden. Allein damit ſind noch keine poſitiven, das Einzelne beſtimmenden Sätze gegeben. Nur mit Schüchternheit werden daher folgende Andeutungen als ein erſter Verſuch, Ordnung in die Sache zu bringen, der Erwägung unterſtellt.

Vor Allem, ſcheint es, wäre die Beſtimmung einer gleichen Spurweite nöthig. Wenn einmal die Bahn für eine gewiſſe Breite derſelben berechnet iſt und die Schienen gelegt ſind, ſo iſt eine ſpätere Gleichſtellung kaum mehr möglich, jeden Falles mit ſehr großen Koſten verbunden, ſomit nicht zu erwarten. So kann es nun aber kommen, und iſt ſchon gekommen, daß verſchiedene Bahnfragmente, welche jetzt bereits zuſammen Eine große Verkehrslinie bilden oder ſie wenigſtens in Zukunft ſicherlich bilden werden, verſchiedene Weiten des Geleiſes haben, alſo nicht auf der ganzen Linie mit denſelben Wagen und Locomotiven befahren werden können. Solches macht natürlich ein wiederholtes Wechſeln und Umpacken nöthig, alſo Aufenthalt und Koſten. Dies aber iſt zweckwidrig, ja widerſinnig bei einer Einrichtung, welche auf Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Fracht weſentlich begründet iſt, und dieſen Vortheilen zu lieb ſolche unermeßliche Opfer vom Staats- und Volksvermögen verlangt. Nehme man nun aber noch den nicht blos möglichen, ſondern ſehr wahrſcheinlichen Fall an, daß es der Mechanik gelinge, eine weniger koſtſpielige und dem Einzelnen zugänglichere Bewegung auf Eiſenbahnen, als mittelſt der Dampfwagen, zu

erſinnen, z. B. durch Elektro-Magnetismus, mittelſt Draiſinen, oder wie immer; nehme man ferner an, daß in Folge deſſen die Benützung dem Publikum auf eine der Fahrt auf Land- oder Waſſerſtraßen analoge Weiſe geſtattet werden, und dadurch erſt der Werth der Schienenwege vollſtändig hergeſtellt werden könnte: ſo würde dies Alles ſcheitern an dem Einen, zufälligen, wir wiederholen, widerſinnigen, Umſtande der Verſchiedenheit der Spurbreite. Von der Erſchwerung, wo nicht gar Unmöglichmachung des Gebrauches der Schienenwege zu militäriſchen Zwecken wollen wir gar nicht reden. Unter dieſen Umſtänden erſcheint es als eine wichtige Aufgabe für den Zollverein, hier eine gemeinſchaftliche Beſtimmung zu verabreden. An ſeiner Zuſtändigkeit kann, bei der unmittelbaren Wichtigkeit für alle Arten von Verkehr und Gewerbe, nicht der mindeſte Zweifel beſtehen.

Ein zweiter Wunſch iſt, daß fürder keine Neben- und Zweigbahnen mehr gebaut werden möchten, ehe die Haupt-Verkehrslinien angelegt ſind. Dieſe kleinen Bahnen und Bahnfragmente haben unzweifelhaft ihren großen Nutzen für Deutſchland gehabt durch Beibringung handgreiflicher Ueberzeugung, daß auch wir dieſes neue Mittel zu handhaben im Stande ſeyen, und daß daſſelbe auch unter unſern Verhältniſſen Nutzen bringe. Allein es bedarf jetzt dieſer Lehre nicht mehr. Nun aber iſt einleuchtend, daß die Erbauung ſolcher Nebenbahnen Geld und Kräfte zerſplittert, zuweilen zu einer unrichtigen ſpätern Richtung der Hauptbahnen Veranlaſſung geben kann, und überdies einer künftigen Vereinfachung und Nationaliſirung des ganzen Syſtemes immer neue Hinderniſſe in den Weg legt. Beſteht einmal das Hauptnetz der großen Verkehrslinien, dann iſt es Zeit genug, im Einzelnen auszubilden und Nebennutzen zu berückſichtigen. Auch wird alsdann Erfahrung und Nachſinnen ein richtigeres Verhältniß ſolcher Zweige zum Hauptſtamme hinſichtlich der Erbauungspflicht, der Verwaltung, des Anſchluſſes u. ſ. w. gelehrt haben. Auch zur Feſtſtellung des Grundſatzes ſowohl, als der Bezeichnung der Hauptlinien halten wir den Zollverein für berufen. Die Verbindung ſeiner verſchiedenen Gebiete durch Eiſenbahnen, ſomit die Förderung des Verkehrs, wird weſentlich dadurch erleichtert. Ob bei dieſer Gelegenheit nicht auch ſollte der Grundſatz aufgeſtellt werden, daß ſolche Bahnen, welche Theile von allgemeinen deutſchen Verkehrswegen

ſeyn werden, nicht von Privaten, ſondern nur von Regierungen erbaut werden dürfen, wollen wir nur andeuten, nicht ausführlich beſprechen.

Drittens wird es immer wünſchenswerther, über die Querverbindung zweier in verſchiedenen Staaten parallel laufender Bahnen möglichſt feſte Grundſätze zu haben. Allerdings muß beiden Theilen im eigenen Nutzen an einer ſolchen Verbindung gelegen ſeyn. Allein über den Ort der Anſchließung können die privativen Intereſſen verſchiedene Wünſche an die Hand geben. Dieſe Meinungsverſchiedenheit aber verzögert jeden Falles die Vollendung der Verbindung, und hat doch am Ende zuweilen eine falſche, d. h. dem allgemeinen Verkehre ſchädliche, Richtung zur Folge. Offenbar muß auch hier der Grundſatz des natürlichen Verkehres zur Richtſchnur dienen. Es iſt ſomit wohl zu unterſcheiden zwiſchen Querverbindungen, welche zu gleicher Zeit ſelbſt Hauptverkehrslinien ſind, und ſolchen, welche nur dem provinziellen Verkehre dienen. Im erſtern Falle haben ohne Zweifel beide Staaten ihre örtlichen Intereſſe zum Opfer zu bringen, welche ſie ohnedem leicht wahren mögen durch Zweigbahnen, die auf die Querbahn oder einen der Ausgangspunkte führen. Im anderen Falle dagegen iſt diejenige Richtung vorzuziehen, welche dem von der Querbahn durchzogenen Landſtriche, welchem Staate er nun angehöre, den bedeutendſten Vortheil verſpricht.

Endlich möchte aus denſelben Gründen, welche für möglichſte Beſchleunigung der Poſt ſprechen, auch an die Verwaltungen verſchiedener Bahnſtrecken die Forderung geſtellt werden dürfen, daß mit genauer Berückſichtigung des Eintreffens der fremden Bahnzüge und mit Vermeidung alles unnöthigen Aufenthaltes überall die Beförderung vor ſich gehe. Die Aufgabe und der Nutzen beſteht nicht darin, nur immer die Strecken zwiſchen den zwei Endpunkten einer Verwaltung oder Geſellſchaft ſchnell zu durcheilen, ſondern in der ſchleunigſten Erreichung des äußerſten Reiſezieles. Da innerhalb des Zollvereines keine Waarenunterſuchungen ſtattfinden, ſo iſt kein Hinderniß eines ſolchen Ineinandergreifens abzuſehen.

Doch wir ſchließen. Das Geſagte mag jeden Falles hinreichen, um zu zeigen, daß noch Vieles, ſehr Vieles in Deutſchland, und

zunächſt im Zollvereine, zur Herſtellung auch nur der gerechteſten Forderungen hinſichtlich der Verkehrsmittel zu thun iſt, und daß der Verein noch lange nicht alle Folgeſätze aus ſeinen Vereinbarungen gezogen, viel weniger dieſelben organiſch nach Möglichkeit entwickelt hat. Mögen die vorgetragenen Bemerkungen da Beachtung finden, wo auch die Hülfe gewährt werden kann, nämlich bei den betreffenden Regierungen. Und möge bald wenigſtens ein Anfang mit den leichteren und ganz unbeſtreitbaren Verbeſſerungen gemacht werden, damit das Vertrauen der Vereinsregierungen zu einander und des Volkes zu den Regierungen befeſtiget werde. Wenn erſt einmal die Poſten nicht mehr werden umgeleitet werden wegen einiger Kreuzer, kann auch eine Hoffnung entſtehen auf Anſchließung von Eiſenbahnen und Ausführung von Flußverbeſſerungen.

Kurze Notizen.

Deutſchland.

Univerſitäten.

Berlin. Der bisherige Privatdocent Dr. **Mitſcherlich** iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der mediziniſchen Fakultät ernannt worden.

Bonn. Der bisherige Appellationsgerichtsrath Dr **Fr. Blume** in Lübeck iſt zum ordentlichen Profeſſor in der juriſtiſchen Fakultät, mit dem Prädikat eines Geheimen Juſtizrathes, ernannt worden.

Breslau. Die Zahl der Studirenden im vergangenen Winterſemeſter betrug 676; von ihnen ſtudirten katholiſche Theologie 193 (1 Ausländer), evangeliſche Theologie 108 (1 Ausl.) Jurisprudenz 183 (1 Ausl., Medizin 114 (2 Ausl.), Philoſophie 138 (1 Ausl.). Außerdem waren zum Beſuch der Vorleſungen berechtigt 4, deren Immatrikulation noch in suspenso iſt, 46 Eleven der mediziniſch-chirurgiſchen Lehranſtalt und 10 Pharmaceuten, Oekonomen und Bergbaubefliſſene; im Ganzen 736.

Das Lehrerperſonal beſteht aus 40 ordentlichen, 10 außerordentlichen Profeſſoren, 16 Privatdocenten, 4 Lektoren und 7 andern Lehrern für Sprach- und Kunſtunterricht.

Der Profeſſor Heſſmann von Fallersleben iſt nach einem Erkenntniß des Miniſterraths wegen Herausgabe ſeiner „unpolitiſchen Lieder“ ſeines Lehramtes entſetzt worden.

Das ſeit einigen Jahren errichtete gynäkologiſche Inſtitut iſt erweitert und verbeſſert worden; Profeſſor Dr **Purkinje** iſt Direktor des Inſtituts und Dr **Pappenheim** zum wiſſenſchaftlichen Aſſiſtenten ernannt worden.

Erlangen. Die Wahl des ordentlichen Profeſſors der Theologie, Kirchenraths Dr. **Engelhardt**, zum Rektor der Univerſität hat die königliche Beſtätigung erhalten.

Freiburg. Der Medizinalrath Dr. **Schwörer** iſt von der Direktion des chirurgiſchen Klinikums entbunden worden.

Gießen. Nach den amtlich bekannt gemachten Verzeichniſſe zählte die Univerſität im verfloſſenen Winterhalbjahre 445 Studirende, von denen 108 Theologie, 94 Jurisprudenz, 71 Medizin, 8 Chirurgie, 8 Thierarzneikunde, 30 Cameralwiſſenſchaften, 17 Architektur, 40 Forſtwiſſenſchaften, 15 Philoſophie und Philologie, 54 Pharmacie und Chemie ſtudirten.

Dem Profeſſor der Medizin, Dr **Plagge** iſt die nachgeſuchte Entlaſſung aus ſeinem bisherigen Dienſtverhältniſſe ertheilt worden. — Dr. **Carriere**, früher bei mehreren deutſchen Univerſitäten zum Doctren nicht zugelaſſen, iſt jetzt an dieſer Univerſität als Privatdocent aufgenommen worden.

Göttingen. Dem ausgegebenen Verzeichniß der Studirenden zufolge, beträgt die Geſammtzahl derſelben 691, von denen 168 der theologiſchen, 285 der juriſtiſchen, 205 der mediziniſchen, 83 der philoſophiſchen Fakultät angehören. Ausländer ſind 205. Eine Vergleichung der Frequenz dieſes Winterſemeſters mit der im vorigen Sommer ergiebt eine Verminderung der Geſammtzahl um 37, welche beſonders die juriſtiſche Fakultät trifft.

Greifswald. Der bisherige Oberarzt am Stadtlazareth zu Danzig, Dr. **Baum**, wurde zum ordentlichen Profeſſor der Chirurgie in der mediziniſchen Fakultät der Univerſität ernannt.

Heidelberg. Im vergangenen Winterſemeſter waren an der Univerſität 633 Studirende eingeſchrieben. Von ihnen widmeten ſich der Jurisprudenz 304, der Medizin 109, den

Cameralwiſſenſchaften 58, der Theologie 38, der Philologie und Philoſophie 16. Außerdem beſuchten noch 11 Chirurgen und Apotheker und 22 Perſonen reiferen Alters die Vorleſungen.

Die außerordentlichen Profeſſoren Dr. Morſtadt und Zöpfl ſind zu ordentlichen Profeſſoren ernannt worden; als Privatdocenten habilitirten ſich die DD. Poſſelt und Leonhard.

Jena. Die Zahl der im Winterſemeſter auf dieſer Univerſität Studirenden beläuft ſich auf 413; unter denen 110 der Theologie, 153 der Jurisprudenz, 63 der Medizin und 95 den philoſophiſchen Wiſſenſchaften obliegen. Dem Auslande gehören 177, dem Inlande 236 an.

Leipzig. Die Geſammtzahl der an der Univerſität Studirenden betrug am 1. Dezember 1843 867, von denen 609 In- und 258 Ausländer waren. Theologie ſtudirten 220, Jurisprudenz 233, Medizin 213, Philoſophie 91.

Der Privatdocent Dr. H. Lope iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt.

Marburg. Die Zahl der hier Studirenden betrug im vorübrigen Winter 314, im letzten Sommer 302 und hat ſich in dieſem Winterhalbjahre auf 271 vermindert, von denen 47 Ausländer ſind. Theologie ſtudirten 70 (9 Ausländer), Jurisprudenz 87 (19 Ausländer), Staatswiſſenſchaften 5 (1 Ausländer), Medizin 30 (17 Ausländer), Chirurgie 19 Pharmacie 4, Philologie 9, Philoſophie 19. Hiezu kommen noch 10 nicht immatrikulirte Zuhörer. Der ſtärkſte Ausfall zeigt ſich bei den inländiſchen Studirenden der Jurisprudenz, die von 80 auf 64 geſchmolzen ſind.

Der außerordentliche Profeſſor der Rechte, Dr. H. Bächel, iſt zum ordentlichen Profeſſor ernannt worden.

Tübingen. Die Zahl der Studirenden betrug im verfloſſenen Winterſemeſter 517, von denen 249 den theologiſchen, 166 der juriſtiſchen, 120 der mediziniſchen, 107 der philoſophiſchen Fakultät gehören und 105 Cameralwiſſenſchaften ſtudiren.

Der Perſonalbeſtand des akademiſchen Senats beläuft ſich, einſchließlich des der juridiſchen Fakultät beigezählten Kanzlers auf 23 Profeſſoren, wovon 5 auf die evangeliſch- und 5 auf die katholiſch-theologiſche, 7 auf die juridiſche, 8 auf die mediziniſche, 7 auf die philoſophiſche und 6 auf die ſtaatswirthſchaftliche Fakultät kommen.

Die Stelle eines Ephorus am evangeliſch-theologiſchen Seminar iſt dem ordentlichen Profeſſor Dr. Walz übertragen; für die Profeſſur der Anatomie und Chirurgie der Profeſſor Bruns aus Braunſchweig berufen, ferner der bisherige außerordentliche Profeſſor Herrmann zum ordentlichen Profeſſor ernannt, und dem Profeſſor Behrend aus Berlin erlaubt worden, als Privatdocent Vorleſungen zu halten.

Würzburg. Die Univerſität zählte im vergangenen Winterſemeſter 512 Studirende, von denen 198 dem Auslande angehören. Theologie ſtudiren 96 (87 In-, 9 Ausländer), Jurisprudenz 87 (84 In-, 3 Ausländer), Cameral- und Forſtwiſſenſchaft 30, Medizin 158, (96 Aus-, 66 Inländer), Chirurgie 6 (4 Aus-, 2 Inländer), Pharmacie 7, Philologie und Philoſophie 148 (139 In-, 6 Ausländer). Die Frequenz der Univerſität hat ſeit vorigem Sommer um 31 zugenommen. Hoſpitanten zählte man 99.

Die mediziniſche Fakultät erhielt durch die Ernennung des Dr. Scherer als Profeſſor der Zoochemie, und des bisherigen Privatdocenten Dr. Mohr zum Lehrer der pathologiſchen Anatomie und praktiſch-demonſtrativen Darſtellung bei den klinischen Leichenöffnungen eine erfreuliche Erweiterung.

Schule.

Eine Schrift, „Bemerkungen über die preußiſche Volksſchule“, von Fr. Harkort zerſtört die ſo lang gehegte, ſo viel verbreitete Meinung, daß Preußen in der Spendung der Güter der Wiſſenſchaft und Erkenntniß allen deutſchen Staaten voranſtehe. Aus ihr erfahren wir, daß mehr als eine halbe Million Kinder ohne allen Unterricht aufwachſe, daß in Berlin z. B. von 100 ſchulpflichtigen Kindern nur 60, in Aachen nur 37 wirklich die Schule beſuchen, während in der wiener Erzdiöceſe in Stadt und Land von 100 ſchulpflichtigen Kindern 99 auch wirklich des Schulunterrichts genießen.

In der Rheinprovinz beſtehen 18 Gymnaſien mit 3000 Schülern, auf deren je 15 ein Lehrer kommt; in 3675 Elementarſchulen werden 400,000 Kinder unterrichtet, von denen 95 auf einen Lehrer zu rechnen ſind. Im Jahre 1839 beſuchten ſämmtliche Gymnaſien im Königreich 13,000 Schüler, die Bürgerſchulen zählten (1837) 12,000, dagegen enthielten 33,000 Volksſchulen 2,200,000 Kinder.

Derſelbe Verfaſſer erwähnt die traurige Thatſache, daß 1000 Landſchullehrer auf ein Einkommen von weniger als 100 Thlr. bis zu 10 Thlr. herab beſchränkt ſind, wogegen in Würtemberg, wo man viel wohlfeiler lebt als in faſt allen preußiſchen Provinzen, das Minimum des Lehrergehalts auf 200 fl. geſetzlich feſtgeſtellt iſt; im bayeriſchen Rheinkreiſe beträgt es auf dem Lande 300, in Orten über 500 Seelen 400 fl.; in Naſſau 200 mit einer Steigerung bis 300 fl.

In Württemberg verordnet das Schulgeſetz, daß auf 90 Schüler zwei Lehrer, auf mehr als 180 drei, auf mehr als 270 vier Lehrer angeſtellt werden ſollen, in Preußen exiſtirt gar keine ähnliche geſetzliche Beſtimmung, aber es iſt faktiſch, daß in der Rheinprovinz, der wohlhabendſten Provinz regelmäßig nur ein Lehrer auf 95 Schüler kommt, in den andern Provinzen ſieht es noch viel ſchlimmer aus.

Die Seminareinrichtung, welche der Verf. im 4. Cap. abhandelt, iſt in Vergleichung mit der des Seminars in Eßlingen geſtellt, die ebenfalls ſehr zum Nachtheil der preußiſchen ausfällt. Das Seminar, von dem die Rede iſt, ſoll nicht einmal einen Globus beſitzen. Es iſt zu wünſchen, daß das vom Verf. entworfene traurige Bild nicht auf alle 45 Seminarien paſſen möge.

Nach dem Verf. hat der unſerer Zeit eigene Aſſociationsgeiſt die märkiſchen Lehrer angetrieben, ihre Lage und das Bedürfniß der Schulen in Collectiveingaben dem Herrn Miniſter des Unterrichts vorzutragen, was Zurechtweiſungen durch die Provinzialregierungen zur Folge hatte. Die Herren, welche die Gewalt in Händen haben, glauben an keine Bedürfniſſe der Zeit und werden böſe, wenn dieſe ſich unberufen bemerklich machen.

In Preußen ſollen Waiſengerichte eingeſetzt werden, die zwiſchen der Vormundſchaftsbehörde und den Vormündern ſtehen und Aufſichtsbehörden für die letzteren bilden. Beiſitzer derſelben ſind Geiſtliche und Schullehrer, die dies Amt unentgeldlich übernehmen und die Pflicht haben, über die Erziehung der Unmündigen zu wachen, ihren Lebensweg zu beſtimmen und darauf zu achten, daß an ihnen in ſittlicher und religiöſer Hinſicht nichts vernachläſſigt werde. Vorläufig ſollen dergleichen Gerichte in den drei Hauptſtädten Berlin, Potsdam und Brandenburg errichtet werden, um ihre Erfolge zu beobachten.

Kunſt.

In Leipzig tritt eine Lehranſtalt für höhere Ausbildung in der Muſik unter dem beſondern Schutze Sr. Maj. des Königs von Sachſen ins Leben. Als Lehrer werden an derſelben thätig ſeyn die Herren Kapellmeiſter Dr. Felix Mendelsſohn-Bartholdy, Cantor und Muſikdirektor M. Hauptmann, Konzertmeiſter Ferd. David, Dr. Robert Schumann, Muſikdirektor A. Potenz und Organiſt Fr. Becker, denen ſich nach Bedürfniß noch Andere anſchließen werden. Die Anſtalt ſteht ſowohl Inländern als Ausländern, Schülern und Schülerinnen offen, auch ſind bereits mehrere Freiſtellen fundirt. Das Honorar ſoll ſehr billig geſtellt ſeyn.

Richard Wagner, der Komponiſt und Dichter der beiden in Dresden mit großem Beifall aufgeführten Opern „Rienzi“ und der „fliegende Holländer“ iſt an des verſtorbenen Morlacchi Stelle zum Kapellmeiſter ernannt worden.

Literatur.

Wenn man die Literatur der Gegenwart im Allgemeinen betrachtet, das rege Treiben bemerkt, das in dieſer eigenthümlich geſtalteten Republik herrſcht, die Maſſe von berühmten Namen bedenkt, welche in den verſchiedenen kritiſchen und andern Zeitſchriften auftauchen, zu gleicher Zeit aus unſern politiſchen Blättern die Kenntniß erhält, wie angelegentlich die einzelnen Fürſten dafür ſorgen, durch Geſchenke, goldene Medaillen, ehrende Handſchreiben und ſogar Penſionen einzelne Talente zum rüſtigen Fortſchritt auf den von ihnen betretenen Bahnen zu ermuntern, ſo ſollte man zum Schluß kommen, daß die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung keine beſſere Pflege, keine würdigere Stellung finden könnte.

Der Maler J. Liermann in Berlin hat von Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſterreich für Uebertreichung ſeines Werkes „über den Oelbilderdruck“ die große goldene Verdienſtmedaille de arte merito erhalten; die Könige von Preußen und Württemberg haben dem k. k. öſterr. Rechnungsbeſitzial W. Peterey für ſeine Karte der k. k. Militärgrenze ebenfalls die goldne Medaille für Wiſſenſchaft und Kunſt zuſtellen laſſen; der k. bayeriſche Oberlieutenant und Plagadjutant in Augsburg M. Ritter von Inlander hat für ſein Werk „das Heerweſen der Staaten des deutſchen Bundes“ vom Kaiſer von Oeſterreich die goldene Medaille de litteris merito und vom Kaiſer von Rußland die große goldene Medaille für literariſche Verdienſte erhalten; eben ſo hat der König von Schweden dem großh. heſſ. Hofrath und Hiſtoriographen Dr. Steiner für ſeine „Geſchichte Ludwig I.“ die große goldne Verdienſtmedaille mit der Inſchrift „illis quorum meruere labores“ zugeſandt; und der Profeſſor A. W. von Schlegel in Bonn hat in Anerkennung ſeines Werkes Essais politiques et littéraires vom Kaiſer von Rußland die goldne Medaille mit der Inſchrift „Praemio digno“ erhalten.

Doch dieſe Beweiſe allerhöchſter Zufriedenheit mit manchen literariſchen Strebungen unſerer Zeit erhalten ein ziemlich ſchiefes Licht, wenn man ſie mit den Reactionen vergleicht, welche in der jüngſten Vergangenheit in Bezug auf die Freiheit der Preſſe ſich bemerklich gemacht haben. Die Vorgänge ſind zu bekannt, als daß wir ſie hier näher berühren ſollten. Sie geben uns ein trauriges Bild von unſern deutſchen Zuſtänden. Wir Deutſche werden immer noch als Kinder behandelt, die man belobt und mit Zuckerwerk beſchenkt, wenn ſie hübſch ruhig auf ihrem Stühlchen ſitzen bleiben, aber ſobald ſie etwas lauter werden, als es dem Schlafe der Gouvernante angenehm iſt, auf die Finger geklopft werden.

Vereine.

In Gräz hat ſich ein geognoſtiſch-montaniſtiſcher Verein für Inner-Oeſtreich gebildet. Seine Tendenz iſt die Durchſuchung der vier Provinzen Steiermark, Krain, Kärnthen und des Landes ob der Enß in allen ihren Theilen zur Entdeckung oder Aufſchließung aller nutzbaren Mineralien, beſonders Erze, Steinkohlen, Bau- und ſtatuariſcher Steine, Torf ꝛc. und die Bekanntmachung von Entdeckungen bergmänniſcher zur Erleichterung techniſcher und commercieller Unternehmungen. Er wird eine Geſchichte zur vollſtändigen geognoſtiſchen Kenntniß der vier Provinzen von Inner-Oeſtreich ſammeln, ſich zu dieſem Zwecke an das zu Gräz beſtehende Johanneum anſchließen und deſſen mineralogiſch-techniſche Sammlungen und Hilfsmittel benutzen. In den Provinzial-Hauptſtädten Gräz, Laibach, Klagenfurt, Linz oder Steier werden Provinzial-Directionen beſtehen, welche jährliche Verſammlungen halten, techniſche Commiſſäre zu Forſchungen und wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ausſenden, die Muthungen und Belehnungen bei den k. k. Berggerichten einleiten, ferner die Ergebniſſe zur öffentlichen Kenntniß bringen und abgeforderte Gutachten an die Behörden in montaniſtiſchen Angelegenheiten erſtatten.

In Kiel hat ſich ein Verein zur Unterſtützung bedrängter proteſtantiſcher Glaubensgenoſſen in den Ländern anderer Confeſſionen gebildet. Die Zahl ſeiner Mitglieder beſteht aus 90 Perſonen und eine nicht unbeträchtliche Summe iſt ſogleich für dieſe Zwecke unterzeichnet worden.

Nach dem zweiten Jahresberichte des in Dresden unter dem beſondern Schutz Ihr. Maj. der Königin Marie ſtehenden Vereins für Arbeiter und Arbeitgeſuche zählt dieſer wohlthätige Verein bereits 167 Mitglieder. Von 2296 Arbeitſuchenden erhielten 515 feſte und 1005 temporäre Arbeit. Die Jahreseinnahme betrug an Geſchenken und Beiträgen 759 fl. 14 Ngr., die Ausgabe 583 fl. 19 Ngr.

Der Apothekerverein für Norddeutſchland, welcher gegenwärtig 1100 wirkliche Mitglieder zählt, hat in der am 17. November v. J. zu Bielefeld abgehaltenen Wahl an die Stelle des am 8. Dezember verſtorbenen Hof- und Medizinalrath Dr. A. Brandes, ſeines Stifters und Oberdirektors, den Apotheker Dr. Bley zu Bernburg zum Oberdirektor gewählt.

Stiftungen.

Der verſtorbene herzogl. württembergiſche Kammerdiener M. Fröhlich zu Bayreuth hat zum Beſten armer Dienſtboten ein Legat von 3300 fl. ausgeſetzt, das die landesherrliche Beſtätigung erhalten hat. Die gleiche Beſtätigung iſt der Schenkung unter Lebenden, im Betrage von 10,000 fl. zu Theil geworden, welche der Erzbiſchof von München-Freyſing dem Kloſter der Frauen zum guten Hirten in Haidhauſen gemacht hat.

Der im Jahr 1841 zu Hammelburg verſtorbene J. Riemecker hat den Lokalarmenfonds dieſer Stadt zum Haupterben ſeines nach Abzug aller Paſſiven und Legate in 11,345 fl. 45 kr. beſtehenden Nachlaſſes teſtamentlich eingeſetzt, darunter unter Anderm zur Begründung einer [illegible] Schule 3000 fl.

Der verſtorbene Bankier S. L. Benedict in Stuttgart hat der iſraelitiſchen Gemeinde in Freudenthal (Oberamt Vaihingen) ein Vermächtniß von 6000 fl. ausgeſetzt, deſſen Zinſen alljährlich unter die iſraelitiſchen Armen daſelbſt vertheilt werden ſollen; ingleichen hat er die iſraelitiſche Waiſenanſtalt in Stuttgart mit einem Legat von 5000 fl. bedacht.

Der verſtorbene Pfarrer Jn. Seemiller von Falkenberg hat die Summe von 10,673 fl. 44 kr. zu Kirchen- und Schulzwecken in verſchiedenen Gemeinden teſtamentariſch ausgeſetzt. Dieſe Schenkung hat die landesherrliche Beſtätigung erhalten.

Preisaufgaben.

Die von Ammon'ſche Stiftung in Dresden hat folgende Preisfrage geſtellt für Theologie: „Pericula conjungendorum ecclesiarum, quae Augustanam et Fridericianam confessionem sequantur, a Leibnitzio facta cum similibus nostrae aetatis moliminibus conferantur.“ Es wird hier darauf ankommen, bei dem erſten Verſuche, die Hauptperſonen, welche ihn leiteten, die Bedingungen, welche gemacht, die Zugeſtändniſſe, welche erhalten wurden, vorzugsweiſe in's Auge zu faſſen, um für die folgende Parallele eine ſichere Baſis zu gewinnen. In Rückſicht der letzteren hingegen ſteht es dem Concurrenten frei, ſie auf die Einigungsverſuche der katholiſchen Kirche mit der proteſtantiſchen in und außer Deutſchland überhaupt auszudehnen. Die Bewerber um die pädagogiſchen Preiſe werden die unauflösliche Verbindung, welche zwiſchen der chriſtlichen Kirche und dem Staate beſteht, zu erweiſen ſuchen. — Die erſtere Frage iſt nur in lateiniſcher, die andere in deutſcher Sprache zu behandeln — Termin der Einſendung: 1. Dezember 1845. Adreſſe: An den Oberhofprediger, geheimen Kirchenrath und Vicepräſidenten von Ammon.

Die ökonomiſche Geſellſchaft in Leipzig hat folgende zwei Preisfragen geſtellt: „Die ſeit den letzten Jahren immer mehr überhandnehmenden Krankheiten der Kartoffeln ſind o. ihren

Kennzeichen, b, ihren Urſachen nach anzuſtellen, auch c, die Mittel zur Verhütung oder auch Beſchränkung jener Krankheiten anzugeben.“ Man wünſcht die Art und Wirkung der Auflockerung des Untergrundes durch tiefes Pflügen der Aecker genauer erörtert und die Ergebniſſe, wenn irgend möglich, durch vergleichende Verſuche beſtätigt zu erhalten. — Preis jeder Frage 25 Thlr. — Sprache: deutſch. — Termin: 24. Juni 1843. — Adreſſe: An die ökonomiſche Societät in Leipzig.

Die Redaction des preußiſchen Volksfreundes hat für die bis zum April d. J. an ſie eingeſendete beſte Novelle oder Erzählung einen Preis von 50 Dukaten ausgeſetzt.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Paris hat für das Jahr 1843 folgende Preisfragen ausgeſchrieben: Für Poeſie: Le monument de Molière; für die Beredtſamkeit: Discours sur Voltaire. Preis 3000 Fr. Zeit der Ablieferung 15. März 1843. Adreſſe: An das Secretariat des Inſtituts. — Im Jahr 1841 hatte die Akademie einen Preis von 10000 Fr. aus dem Fond des Herrn von Montyon für das beſte Trauerſpiel oder beſte Luſtſpiel in 5 Akten und in Verſen ausgeſetzt, das von einem Franzoſen verfaßt und in Frankreich mit Beifall zur Aufführung gebracht und in Druck veröffentlicht wäre. Sie verlängert dieſen Termin bis zum 1. Januar 1844. — Nach dem Willen des verſtorbenen Baron Gobert wird die Akademie vom 1. Januar 1843 an jährlich einen Preis ertheilen pour le morceau le plus éloquent d'histoire de France et pour celui dont le mérite en approchera le plus. Die Akademie wird alle ſeit dem 1. Januar 1842 erſchienene und ihr überſandte neue Werke über franzöſiſche Geſchichte dabei berückſichtigen.

Die Société des Antiquaires de la Morinie in St. Omer hat eine goldne Medaille im Werth von 500 Fr. für die beſte Löſung folgender Frage ausgeſetzt: Déterminer la [redacted] qui existe entre les institutions communales de la Flandre au moyen-âge et les institutions communales de la France à la même époque, tant sous le rapport de leur origine que sous celui des lois et coutumes qui les ont régies jusqu'au siècle de Louis XIV. Termin 1. Oktober 1843. Adreſſe: A M. L. Givenchi, Secrétaire de la société à Saint Omer.

Die archäologiſche Geſellſchaft zu Beziers hat folgende Preisaufgabe geſtellt: Quelle a été sur le midi de France l'influence du séjour des Papes à Avignon? Termin 1. Mai 1843. Preis: eine Oliventrone.

Die Akademie zu Rheims verſpricht der beſten Löſung folgender Aufgabe: Etudes sur Charles de Lorraine, archevêque de Rheims, eine goldene Medaille von 900 Fr. Termin 31. Januar 1843. Adreſſe: à M. le docteur Loudoux à Reims.

Die Société des antiquaires de Picardie hat für das Jahr 1843 folgender Frage zur Preisbewerbung aufgeſtellt: „A quelle époque et dans quelle circonstance a-t-on frappé, à Amiens le type monétaire portant pour dévise: „Ambianis, pax civibus tuis?“ A-t-on découvert, dans les autres villes de France, des monnaies offrant un caractère analogue? en donner la description et la nomenclature. Faire précéder d'ailleurs le mémoire d'observations générales sur le numismatique antérieures des villes de Picardie. Preis: eine goldne Medaille von 300 Fr. Die Geſellſchaft bringt noch in Erinnerung, daß ſie für das Jahr 1843 ebenfalls eine Goldmedaille in gleichem Werthe für die beſte Bearbeitung der Frage ausgeſetzt hat: Quelle a été l'influence des corporations d'arts et de métiers sur l'origine et l'organisation des municipalités dans les villes de France? En d'autres termes: les jurandes du moyen-âge ont-elles donné naissance aux communes, ou, au contraire, les communes aux jurandes? Die Preisſchriften müſſen vor dem erſten Juni eingeſandt werden.

Schweiz.

Kirche. In Baſel hat ſich ein proteſtantiſch-kirchlicher Hülfsverein gebildet, der zum Zweck hat, zur Begründung und Aufrechthaltung des kirchlichen Lebens unter den Proteſtanten nach Kräften und im Sinne ächt chriſtlicher Bruderliebe mit zu wirken.

Die Regierung des Kantons Zürich hat die Auguſtinerkirche für den katholiſchen Gottesdienſt beſtimmt und ſie der katholiſchen Gemeinde zur Herſtellung und Einrichtung überlaſſen.

Der Großrath von Aarau hat beſchloſſen, in dem aufgehobenen Kloſter Muri eine höhere Schulanſtalt zu errichten, deren Lehrer von dem kleinen Rathe ernannt werden ſollen

Belgien.

Literatur. Die vlämiſche Sprache findet trotz der vorherrſchenden franzöſiſchen Partei immer größere Verbreitung. Ein intereſſanter Artikel in der Allgemeinen Zeitung über dieſen Gegenſtand ſagt, es vergehe keine Woche, wo nicht Bücher in dieſem Dialecte erſcheinen. Die Hauptſtützen aber dieſer ächt nationalen Richtung ſind Journale. Faſt in jeder vlämiſchen Stadt kommt ſeit einiger Zeit eine Zeitung, ein Anzeigeblatt ꝛc. in vlämiſcher Sprache heraus, in Gent allein erſcheinen fünf vlämiſche Blätter. Als Hauptorgan dieſer vaterländiſchen Bemühungen werden in dem angezogenen Artikel beſonders ſieben genannt. Das belgiſche Muſeum, herausgegeben von Willems, das in dieſem Jahr ſeinen ſechſten Jahrgang angetreten hat: der Middelaer (Vermittler) deſſen Hauptredakteur der Profeſſor

David an der Universität Löwen ist; das in Gent erscheinende Kunst- und Literaturblatt, geleitet von A. Snellaert, einem jungen begabten Arzte; der Nordstern; denen sich in der neuern Zeit noch der Vlämische Wächter und die Zeitschrift von Oudenaerde angeschlossen haben.

Holland.

Denkmal. Der Plan, Wilhelm I. von Oranien ein Standbild zu errichten, hat besonders in den untersten Klassen der Bevölkerung allgemeine Theilnahme und Unterstützung gefunden. Handwerksleute und Arbeiter opferten ihre Sparpfennige. Soldaten hatten sich von ihrer Löhnung ab und in kurzer Zeit beliefen sich die baar ausgezahlten Beiträge auf die Summe von 21,000 fl.

Schweden.

Die Akademie der freien Künste in Schweden hat den Professor Mag in Upsala beauftragt, Vorträge über Kunstgeschichte, Mythologie ꝛc. zu halten.

In Umea, im hohen Norden hat sich eine Schauspielergesellschaft eingefunden.

Norwegen.

Literatur. August Theodor Brömel, ein Deutscher von Geburt, hat in seinem Werke: „Die freie Verfassung Norwegens in ihrer geschichtlichen Entstehung und weitern Entwicklung, ihrem Wesen und ihren Folgen," wovon in Bergen der erste Theil erschienen ist, die Aufgabe gelöst, die im Auslande immer noch verkannte eigenthümlich unabhängige Stellung Norwegens zu seinem Nachbarlande Schweden gründlich zu beleuchten und nachzuweisen.

Kunst. Der Kunstverein in Christiania zählt jetzt 456 unter diesen 157 auswärtige Mitglieder. Er hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von 1740 Spezidalern. Unter den angekauften Gemälden waren 8 von norwegischen, 10 von deutschen Künstlern, namentlich aus München, 5 von holländischen und 1 von einem schwedischen Maler.

Herr Schmach in Drontheim hat jetzt mit Unterstützung der Gesellschaft der Wissenschaften daselbst seine „Geschichte des Münzwesens der drei nordischen Reiche bis auf die gegenwärtige Zeit" herausgegeben.

England.

Kirche. Der Puseyismus gewinnt in England mehr und mehr Boden, und namentlich scheint die Universität Oxford, von wo er ausgegangen, größtentheils ihm anheimgefallen zu seyn. Der Geistliche, Herr Cumming aus London, der in letzter Zeit öffentliche Vorlesungen im protestantisch anglikanischen Sinne begann, ward mit Zischen und Geschrei der puseyitischen Studenten, worin das leise Summen der Professoren ertönte, zum Schweigen gebracht.

England zählt jetzt 490 katholische Kirchen und Kapellen, 6 katholische Kollegien, 25 Klöster und 658 katholische Missionspriester; Wales hat 9 katholische Kirchen und Kapellen, Schottland 90, 1 katholisches Kollegium, 4 Klöster und 86 katholische Missionspriester.

Bekanntlich nähern sich die Puseyiten dem katholischen Kirchenritus immer mehr; sie führen die alten Kirchenformen, die alte strenge Kirchendisciplin wieder ein, sogar öffentliche Sündenbekenntnisse kommen vor.

Schulen. Nach dem Bericht der über das Schulwesen in Irland gesetzten Kommissare befinden sich jetzt auf dieser Insel 3917 Schulen mit 254,949 Schülern. Im Laufe des Jahres 1849 allein sind Fonds für 388 Schulen errichtet worden.

Literatur. Philarete Chasles unternahm es in einer seiner letzten Uebersichten der englischen Literatur in der Revue des deux Mondes, nachzuweisen, wie der englische Roman, wenigstens bis Walter Scott herab, genau mit den sozialen und politischen Parteien dieses Landes in Uebereinstimmung stehe, und wußte viele Ansicht an den ältern Romanen mit ziemlichem Glücke zu erörtern. Nur in der neuern Zeit entschlüpfte ihm der leitende Faden und er erklärte, die neuesten Romane der Engländer möchten bloß als leidige Geldspekulation, zum dürftigen Amusement verachtet werden.

Von Kunst und Poesie ist freilich in den Romanen eines Ainsworth, den neuesten Novellen von Dickens, Marryat, einer Mrs. Trollope, Mrs. Gore, Lady Blessington, und allen den andern mehr oder weniger gefeierten Schriftstellern und Schriftstellerinnen Englands nicht die Rede; die innige Uebereinstimmung ihrer Werke mit dem Geiste der Gegenwart aber läßt sich nicht verkennen. Auch hat es keine Zeit gegeben, wo sich ein Werk, welcher

Art es auch ſey, Anerkennung verſchafft hätte, ohne nicht in innigem Zuſammenhange mit den bewegenden Ideen der Gegenwart zu ſtehen.

In England, wo der Chartismus ſich ſeine gewaltige Bahn bricht und in den Reformen des Parlaments die Anforderungen der großen Maſſe auf Selbſtſtändigkeit immer ſchärfer hervortreten, wo das dringende Bedürfniß des Augenblicks die Träume von plötzlichem Reichthum und das Streben danach mit allen möglichen Mitteln mit ſtachelndem Reiz faſt zur Forderung der Zeit gemacht hat, wo die Mängel der einzelnen Verfaſſungszweige täglich ſichtbarer werden, kann eigentlich gar keine andere Literatur als die beſtehende gedacht werden. Dieſe Entdeckungsreiſen in den Diebshöhlen Londons, von Dickens begonnen und von Ainsworth fortgeſetzt, die Lebensbeſchreibung eines Fabrikjungen, die Schilderungen des iriſchen Volks- und Alltagslebens, wie ſeicht und verfehlt ſie auch in ſich und durch den übelangebrachten Humor des Verfaſſers ſind (wir gedenken hier beſonders der Romane eines Samuel Lover, und des Komiſſioner und ähnlicher Schilderungen engliſcher und iriſcher Sitten), huldigen immer derſelben Idee, die Zeit über ſich ſelbſt klar zu machen. Nur durch dieſe erwerben ſich die Verfaſſer dieſer und ähnlicher Werke die Gunſt des Publikums, wenn ſie auch, ihnen unbewußt, wie es die unkünſtleriſche Geſtalt verräth, in ihnen wirkt.

Doch darf man nicht denken, daß England ganz von Poeſie verlaſſen ſey. Sie iſt nur nicht da zu finden, wo man eigentlich berechtigt iſt, ſie zu ſuchen. Die poetiſche Ader Englands hat ſich einſtweilen, bis beſſere Zeiten eintreten werden, bei den antiquariſchen Geſellſchaften einen Zufluchtsort geſucht. Hier thront ſie bei den Nachforſchungen, welche aus dem Staub der Bibliotheken und Archive alte Manuſcripte an das Tageslicht fördern, hier wird ſie mit einer wahrhaft rührenden Pietät verehrt. Und gewiß, das Verdienſt, welches ſich dieſe Vereine um Vervollſtändigung der Kenntniß der alten engliſchen Poeſie erwerben, iſt nicht genug zu rühmen.

Freilich kommen bei dieſen Ausgrabungen auch oft Dinge zum Vorſchein, die mit dem, was wir ſo eben rühmten, weniger übereinſtimmen. Die Shakespeare-Geſellſchaft und beſonders eines ihrer Mitglieder, Herr Halliwell, iſt unermüdlich in Nachforſchungen über das urſprüngliche Weſen der Dramen des alten berühmten Dichters, und hat in der neueſten Zeit die Entdeckung gemacht, und ziemlich überzeugend erwieſen, daß der Falſtaff in den „luſtigen Weibern von Windſor“ ein ganz anderer, als der in den hiſtoriſchen Dramen Heinrich IV. und V. ſei. Doch auch dieſe Forſchungen haben ihr beſonderes Intereſſe, wenn ſie gleich ſehr nahe an den kleinlichen Geiſt ſtreifen, der in den Forſchungen über hiſtoriſche Antiquitäten der Engländer herrſcht, welcher ſehr wenig die Geſchichte weiter fördert.

Die eigenthümlichſte Seite der engliſchen Literatur werden ſtets die zahlreichen Reiſeberichte bilden, deren Zahl durch die nie geſättigte Reiſeluſt dieſes Inſelvolkes täglich mehr anwächſt. Es iſt natürlich, daß bei dem eigenthümlichen Charakter der Engländer unter dieſen Berichten eine Menge leichten, unhaltbaren Geſchwätzes mit aufgebracht wird, doch eben ſo häufig findet man darin ſehr ſchätzbare Nachrichten über faſt alle Theile der Welt. Wir nennen hier Beiſpielsweiſe, als in der jüngſten Zeit bekannt geworden, Sir R. Bonnycaſtle's Excursions in and about Newfoundland, John Chandler's Brief-Notice of Hayti, die Bemerkungen über China und den chineſiſchen Krieg von verſchiedenen Offizieren der engliſchen Expedition, Thomſen's, eines Wollſpinners, Reiſen in den Vereinigten Staaten und Canada ꝛc. ꝛc.

Induſtrie. Der Londoner Optiker Carey hat ein Vergrößerungsglas erfunden, das in ſechs verſchiedenen Stufen von 193 bis 74,000,000 mal vergrößert.

Frankreich.

Kirche. Unter den Bewohnern Frankreichs regt ſich, ſchon ſeit längerer Zeit, ein lebhafteres Streben nach Religioſität, die aber hin und wieder eine proteſtantiſche Richtung annimmt und ſich als ſolche an die alten hugenottiſchen Erinnerungen anſchließt. In Sennerville, in deſſen Umgegend die Reformation ehedem zahlreiche Anhänger zählte, wo noch jetzt mitten in katholiſchen Dörfern Proteſtanten, und in Sennerville ſelbſt eine Bibel aus dem 16ten Jahrhundert aufbewahrt wird, haben die Bewohner ſchon vor etwa zehn Jahren aufgehört, an dem römiſch-katholiſchen Gottesdienſt Theil zu nehmen und bereits im Jahre 1837 den Abbé Laverdet zu ſich gerufen, um nicht ganz ohne Cultus zu ſeyn. Eine eigene Kapelle zu errichten iſt ihnen aber von Seiten des Polizeigerichtes zu Nantes verboten worden, wogegen ſie jetzt den Recurs an einen höheren Gerichtshof ergriffen haben. Aehnliche kirchliche Bewegungen, wie hier in Sennerville, ſind nach und nach vor den Gerichten von Levergies, Metz, Montargis, Vienne, Foix vorgekommen.

In dem Heere werden die Armeekapläne (Aumôniers) wieder eingeführt, wie auch bereits in der Flotte Schiffskapläne angeſtellt ſind. Der religiöſe Sinn ſcheint auch im franzöſiſchen Heere mehr und mehr Anhänger zu finden.

Schule. In Paris beſteht eine Art Schulen, unter dem Namen Ecoles d'adultes, worin 6000 Individuen von den arbeitenden Klaſſen und von verſchiedenem Alter, in geeigneten Lehrgegenſtänden unentgeltlichen Unterricht erhalten. Die Schule des ſechsten Arrondiſſements, von einem geiſtlichen Orden geleitet, zählte im vergangenen Jahre 300 Schüler von 15—20 Jahren. Zur Aufmunterung der Lernenden wurden am 30. November mehrere vom Könige, der Königin und dem Grafen von Paris geſchenkte Preiſe vertheilt.

Die Regierung hat in Orleans eine Normalſchule für Erzieherinnen errichtet, die unter der Leitung der Damen einer religiöſen Kommunität, Filles de la Sagesse genannt, ſtehen wird.

Herr Delaporte, ehemaliger franzöſiſcher Konſul in Magadore, iſt von der Regierung zum Lehrer der Berberſprache an der königlichen Schule der lebenden Sprachen ernannt worden, in welcher auch unter anderm das Mandſchu-Chineſiſche, das Malaiiſche und Thibetaniſche gelehrt werden.

Literatur. Wenn wir in der allgemeinen Ueberſicht der engliſchen Literatur ein ausſchließliches Vorherrſchen der Intereſſen der Gegenwart und des Augenblicks wahrnehmen, welches den Blick in die Vergangenheit trübt, und die geſchichtlichen Studien in dem Maße beeinträchtigt, daß ſie nur als antiquariſche Liebhaberei gelten können; ſo glauben wir in Frankreich gerade das Gegentheil zu erblicken. Es ſcheint, als wenn die heftigen Parteikämpfe, welche aus der erſten Revolution bis in die jüngſte Gegenwart das Land und Volk krampfhaft erſchüttert haben, die Sehnſucht nach einer feſteren Begründung des Beſtehenden erweckt hätten. Daher das ernſte Studium der Geſchichte, welches, von den ausgezeichneteren Geiſtern ausgehend, ſich nach und nach allen Kreiſen der Geſellſchaft mittheilt, daher die ernſtern philoſophiſchen Studien, welche die Bekanntſchaft mit deutſcher Wiſſenſchaft vermittelt hat. Man kann die geſammte franzöſiſche Literatur, ſelbſt die ſchönwiſſenſchaftliche eine vorzugsweiſe hiſtoriſche nennen. Es macht ſich mehr und mehr ein Ernſt in allen Zweigen der literariſchen Beſtrebungen geltend, der von den erfreulichſten Folgen ſeyn muß. Und daß dieſe Richtung nicht bloß eine einzelnſtehende, einſeitige Liebhaberei der Schriftſteller ſey, beweiſt der ſchnelle Abſatz, den die vorzüglichern Schriften dieſer Art beim Publikum finden, beweiſt vielleicht noch mehr das Streben der beſſern Romandichter, für ihre Darſtellungen hiſtoriſche Stoffe zu wählen. Wir wollen hier nur die Brüder Alfred und Paul Muſſet, Arſène Houſſaye, nennen, welcher letztere ſich namentlich beſchäftigt, das Leben berühmter franzöſiſcher Maler in geiſtreichen Biographien zu behandeln.

Wohl finden ſich auch Andere, welche den Sittenſchilderungen der Gegenwart ihre Thätigkeit widmen, wie Charles Reybaud, Fr. Soulié, Eugène Sue u. A., doch ſcheinen ſie wirklich nur eine Minorität in der Literatur zu bilden.

Unter den neuerdings uns bekannt gewordenen hiſtoriſchen Schriften erwähnen wir Lehuerous Histoire des institutions Mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens, der die Franken als Bundesgenoſſen der römiſchen Kaiſer darſtellt, und den Namen der Franken als identiſch mit Warägern findet; — ferner die Vie de Marie Thérèse de France von Alfred Nettement, welcher auch eine neue Ausgabe ſeiner Histoire du Journal des débats gegeben hat, wobei wir zugleich eines andern kleinen Werkes über denſelben Gegenſtand gedenken, Histoire curieuse du Journal des débats par un employé du tabac, das vor einigen Jahren erſchien und eine Menge intereſſanter Anekdoten enthält; — endlich die Arbeiten des Vicomte de Pendoen, welcher, innig mit deutſcher Philoſophie vertraut, eine Histoire de la philosophie allemande depuis Leibnitz jusqu'à Hegel herausgegeben hat. Seine Histoire de la conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde (6 Bände) iſt mit großer Sachkenntniß und Unparteilichkeit zuſammengetragen.

Kunſt. Unter den jetzt lebenden franzöſiſchen Künſtlern verdient Grandville des Reichthums ſeiner Phantaſie und des Geiſtes wegen, welcher ſeine Zeichnungen belebt, eine vortheilhafte Erwähnung. Außer einer ganzen Reihe größerer Werke, wie der Animaux peints par eux-mêmes, Lafontaine'ſ und Florians Fabeln, den Petites miseres de la vie humaine, zu denen er allein die Bilder lieferte, finden ſich faſt in allen illuſtrirten Ausgaben, an denen die franzöſiſche Literatur der Gegenwart ſo reich iſt, mehr oder weniger Blätter von ſeiner Hand. —

Vereine. In Paris hat ſich ein Verein gebildet, die Erziehung dürftiger Kinder männlichen Geſchlechts im Seinedepartement in ſittlicher, religiöſer und geſelliger Hinſicht zu fördern, ſie zu einem Berufe vorzubereiten, oder ſie auch nach den Landbau-Kolonien zu ſenden. Graf Portalis iſt der Vorſtand und Beſchützer deſſelben.

Pyrenäiſche Halbinſel.

Portugal. Da wir in den beiden Ländern, die unter dieſen Namen begriffen werden, jedes kleinſte Lebenszeichen aufſuchen müſſen, welches eine Reaktion in der geiſtigen Stagnation verſpricht, welche über beide durch langjährigen Druck, Bürgerkriege und den

wissenschaftlichen Parteienkampf sich vertreten hat, so erwähnen wir hier, daß in Portugal in der neuesten Zeit sich ein größeres industrielles Leben zu regen scheint. Vor der Hand wird es freilich nur durch Ausländer, Deutsche, Franzosen und Engländer genährt, die mehrere Fabriken angelegt haben.

Spanien. Nach einem vom 29. Dezember 1843 datirten Decrete wird in Madrid eine Specialschule zur Heranbildung tüchtiger Verwaltungsbeamten errichtet, in welcher Staats- und Völkerrecht, Nationalökonomie und Verwaltungswissenschaften gelehrt werden sollen.

Italien.

Schule. Die um die Bildung der Jugend in den mittlern und untern Volksklassen sehr verdiente Congregation della Dottrina cristiana, von Weltgeistlichen in Frankreich gestiftet, aber im vorigen Jahrhundert außer Uebung gekommen, ist vom Papst für alle italienische Länder wieder eingesetzt worden. Zum Congregationsgeneral wurde der Pater Meloc... bestimmt.

Kunst. Die deutschen Künstler in Rom haben zum Besten des Kölner Dombauvereins eine Kunstausstellung veranstaltet, die, wenn auch nicht von Allen begabt, doch im Ganzen nicht arm und einseitig zu nennen war.

Für die Basilika, welche Lord Schrewsbury dem Heiligen Gilles zu Alcott unweit Birmingham errichten läßt, und deren Bau dem Architekten Hrn. Puggins übertragen ist, hat der Maler Eduard Hauser aus Basel in Rom die Kartons zu den Oelgemälden entworfen, welche das Innere der Kirche schmücken sollen. Das bedeutendste unter demselben ist ein jüngstes Gericht, welches für den Triumphbogen bestimmt ist.

Literatur. Die vortreffliche Iconografia della Fauna italica des Fürsten Karl Luzian Buonaparte ist jetzt vollendet und bildet eine der glänzendsten Zierden der Literatur. Sie besteht aus drei starken Foliobänden mit vortrefflich colorirten Abbildungen; der durchaus wissenschaftliche Text, welcher die gesammte Literatur des In- und Auslandes berücksichtigt, giebt eine Fülle neuer, eigenthümlicher Bemerkungen und ein fast vollständiges Bild der Fauna der Wirbelthiere Italiens.

In Privatbibliotheken Italiens sind vor Kurzem zwei interessante Schriften der Vorzeit aufgefunden und durch den Druck dem größern wissenschaftlichen Publikum zugänglich gemacht worden. Aponii libri XII. in Canticum Canticorum, von denen die sechs ersten Büchern schon früher, aber aus einem sehr verstümmelten und lückenhaften Codex abgedruckt waren; und einige noch ungekannte Werke des Thomas von Aquino tractatus de adventu et statu et vita Antichristi; tractatus de praeambulis ad judicium et de ipso judicio etc.) Die letzteren namentlich sind durchaus theosophisch und für eine genaue und allseitige Kenntniß der Dogmatik des Mittelalters von Bedeutung.

Michael Amari's Werk, La periodo delle Istorie Siciliane di Secolo XIII. Palermo 1842, das der Verfasser aus den Archiven Neapels und Palermo's schöpfte, und das ihm die Verfassung seiner Regierung zuzog, steht in der neuern italienischen Literatur fast einzig da. Es giebt ein ganz neues Bild von der bekannten sicilianischen Vesper, die nach dieser Darstellung ausschließlich dem Volke angehört.

In Neapel erscheint seit dem Ende des vorigen Jahres ein archäologisches Bulletin, dessen Stifter und Herausgeber der Director des Museo Borbonico, Francesco Maria Avellino, ist.

Vereine. Im Sommer vorigen Jahres hat sich in Turin ein landwirthschaftlicher Verein (Associazione agregria) für die sardinischen Staaten gebildet, welcher die Vervollkommnung der Agrikultur und der damit zusammenhängenden Zweige der Gewerbthätigkeit zum Zweck hat.

Serbien.

Literatur. In Serbien erweitert sich der Wirkungskreis der Tagesliteratur immer mehr. In Pesth erscheint unter der Redaktion des Advokaten Theodor Pavlowitsch eine serbisch-politische Zeitung mit einem Beiblatte: „Sebski narodni List", die als Hauptorgan zur Belebung der serbischen Nationalität gilt; in Belgrad ebenfalls eine serbische politische Zeitung, unter der Redaktion des Advokaten Paul Aremius Popovitsch, mit dem gemeinnützigen Beiblatte Dodatak; eine dritte Zeitschrift, unter dem Namen „Pesther Ofner Courier unter der Redaktion des Ingenieurs Demeter Jovanovitsch kommt in Pesth heraus und wird ihrer Reichhaltigkeit und allgemeinen Tendenz wegen sehr gelobt. — Unter den periodischen Zeitschriften für schöne Wissenschaften und Kunst nehmen die Srbski Letopis (Jahrbücher der Literatur) von Dr. Johann Subotitsch eine bedeutende Stelle ein; eine zweite Ljubitelj Prosveschenija (Freund der Aufklärung) von Dr. Theodor Petronovitsch, erscheint in Zara; ihrer ausschließlich illirischen Tendenz wegen wird die Zeitschrift Kolombka

Vila von Dr. Peter Joannovitſch in Neuſatz vielfach angegriffen; Pfarrer Paul Stermotovitſch in Szegedin gibt die „ſerbiſche Biene“ heraus, die ſich vorzüglich mit der Nationalgeſchichte beſchäftigt und faſt allein von dem Herausgeber mit Beiträgen gefüllt wird.

Von literariſchen Neuigkeiten hört man übrigens wenig. Eine große Anzahl von Manuſcripten von Männern, die als ausgezeichnete Schriftſteller bekannt ſind, ſtecken bei ihren Verfaſſern oder in Bibliotheken verborgen, weil die Koſten zum Druck nicht aufgebracht werden können.

Das zu Belgrad beſtehende ſerbiſche Theater erfreut ſich eines lebhaften Beifalls von Seiten des Publikums. Unter den dramatiſchen Schriftſtellern Serbiens ſteht in Bezug auf Fruchtbarkeit der Profeſſor der Rechte im belgrader Lyceum J. S. Popovitſch oben an.

Vor der jüngſten Revolution war unter dem Schutze des Miniſteriums in Belgrad ein literariſcher Verein zuſammengetreten, deſſen Hauptaufgabe ſeyn ſollte, die ſerbiſche Sprache zu regeln, zu reinigen und zu erweitern.

Polen.

Profeſſor Ferd. Kojſiewicz, an der Univerſität Krakau, hat die Herausgabe der Schriften des 1842 verſtorbenen und durch ſeine Freiſinnigkeit und Freimäthigkeit ausgezeichneten Geiſtlichen Hugo Kollontaj begonnen. Sie werden in drei Abtheilungen erſcheinen, von denen die erſtere die hiſtoriſchen Schriften, die zweite ſeine Correſpondenz, die dritte die vermiſchten Schriften umfaſſen wird.

Von dem unermüdlichen Kraſchewski ſind neuerdings „Literariſche Studien“, eine Sammlung verſchiedener Abhandlungen, rein literariſchen Inhalts, und der letzte Theil ſeiner Geſchichte Wilna's erſchienen.

Unter dem Titel Dziesięcinka hat Stanislaw Jaſtrzebski (verſtorben im Februar 1849 kaum 40 Jahr alt) eine Sammlung vermiſchter Schriften herausgegeben, geſchichtliche Aufſätze, Erzählungen, Beſchreibungen, Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern enthaltend, die als Fortſetzung zweier früher unter dem Titel Slawianin veröffentlichten Sammlungen anzuſehen iſt.

Unter den neuerſchienenen Schriften leichterer Lectüre werden von kritiſchen Blättern nicht ohne Beifall erwähnt: „Neues Sagenkabinet“ von S. Z. Sarpinski, die 3 Bände ein hiſtoriſches Sittengemälde aus den Zeiten Sigmunds III. von Roman Leſkowski, von beſonderem Intereſſe ſoll aber das „Gemälde des warſchauer geſelligen Lebens“ von Anna Rakowska in Polen ſeyn.

In Kiew iſt der erſte Theil der geſammten Dramen Korzeniowski's erſchienen; er enthält das Trauerſpiel Aniela in fünf Akten, ein einaktiges Luſtſpiel „Klara“ und die „ſchöne Frau“ ein Drama in fünf Akten. Das letzte iſt häufig auf der polniſchen Bühne gegeben worden. Das erſtgenannte Trauerſpiel verräth ein fleißiges Studium der beſten deutſchen und engliſchen dramatiſchen Dichter, und eine tiefe Kenntniß des weiblichen Charakters, wenn auch das Ganze durch das Uebermaaß des Elends einen peinlichen Eindruck macht.

Auguſtin Bielowski hat eine mit 13 Kupfern gezierte Sammlung polniſcher Ueberſetzungen lyriſcher Gedichte Schillers herausgegeben, die, von namhaften polniſchen Dichtern herrührend, als Leiſtungen genannt werden können. Der Herausgeber hat eine gut geſchriebene Biographie Schillers vorangeſchickt. — Die Poeſien Victor Hugo's hat Graf Bruno Kicinski überſetzt.

Nach mehrjähriger Unterbrechung hat die Zeitſchrift des Oſſolinſkiſchen Muſeums in Lemberg wieder zu erſcheinen begonnen. Die erſchienenen zwei Bände enthalten theils hiſtoriſche Aufſätze, theils Mittheilungen aus alten Manuſcripten, theils literarhiſtoriſche Abhandlungen.

Rußland.

Univerſität. Die Univerſität Dorpat hat vom Kaiſer einen jährlich ergänzenden Etat von 23,320 Silberrubel zugeſichert erhalten, der zur Vermehrung der Profeſſoren und der Lehrmittel der mediziniſchen, juridiſchen und philoſophiſchen Fakultät verwendet werden ſoll. Zugleich iſt die Gründung eines pharmaceutiſchen Inſtituts ſo wie die Vergrößerung der bisherigen chemiſchen Anſtalt angewendet worden. Die mediciniſche Fakultät, die bisher nur 6 Profeſſoren zählte, wird drei neue Profeſſuren erhalten, für Chirurgie, Therapie und Staatsarzneikunde; die juridiſche Fakultät erhält eine zweite Profeſſur des ruſſiſchen Rechts, und die 14 ordentlichen Profeſſuren der philoſophiſchen Facultät werden um zwei vermehrt; für angewandte Mathematik und für Zoologie und vergleichende Anatomie, ſo wie 7 etatmäßige Privatdocenten Gehalte bekommen werden.

Der Profeſſor der Theologie, Collegienrath Ulmann, von 1839 bis 1841 Rector der Univerſität iſt ſeines Amtes entſetzt worden, weil ihm einige Studirende ihre Dankbarkeit durch Ueberreichung eines ſilbernen Bechers bezeugt hatten. Der Staatsrath und Profeſſor

der Aechte Wunge I. aber, der das Geschehene durch ein juriſtiſches Gutachten gebilligt hat, iſt zur Strafe nach Kaſan verſetzt worden.

Literatur. Unter dem Titel: Historica Russiae monumenta ex exterarum gentium archivis atque bibliothecis deprompta ab A. C. Turgenovio, iſt in Petersburg eine Sammlung von Documenten erſchienen, die ſich auf Rußlands frühere Geſchichte beziehen, beſonders Excerpte aus dem vaticaniſchen Archiv und den Relationen der venetianiſchen Geſandten. Die Mittheilungen reichen bis 1589.

Profeſſor Kruſe in Dorpat hat ſeine Unterſuchungen und Forſchungen über Alterthümer in der ruſſiſchen Aſtronomie, die er zum Theil auf Koſten und im Auftrag ſeiner Regierung ſeit mehreren Jahren angeſtellt hat, in einem Werke geſammelt, das den Titel führt: Necrolivonica, oder Alterthümer Liv-, Eſth- und Curland's bis zur Einführung der chriſtlichen Religion. 40 Bogen in Folio nebſt 50 lithographirten Blättern.

Wallachei.

Der geiſtige Zuſtand dieſes Landes ſcheint, wenn wir den Mittheilungen der in Prag erſcheinenden Zeitſchrift „Oſt und Weſt“ trauen dürfen, ſehr traurig zu ſeyn. Die Schulbildung gilt nicht als Nothwendigkeit, und wird alſo nur ſehr wenig geſucht. Fürſt Ghika hatte in Bukureſt ein Gymnaſium gegründet, mit dem eine Knabenpenſion verbunden iſt; Beide werden ſehr wenig beſucht. Aber auch der Unterricht ſelbſt ſcheint mehr als dürftig. Die größte Stundenzahl iſt dem Unterricht der franzöſiſchen Sprache gewidmet. Lateiniſch wird auf dieſer „gelehrten“ Schule wöchentlich nur in 3 Stunden gelehrt und die Schüler kommen gewöhnlich in der Kenntniß dieſer Grundſprache des Wallachiſchen ſelten über Gedikes Leſebuch hinaus, von Leſen der Klaſſiker iſt keine Rede; Geſchichte, Geographie und Mathematik faſt Nebenſachen.

Die Literatur beſchränkt ſich vor der Hand auf lyriſche und didactiſche Poeſie, namentlich wird ein junger Dichter Conſtantin Roſelli vortheilhaft genannt, da er in beranger'ſcher Manier dichtete, als Fabel- und Satirendichter wird Alexandreſco gerühmt; als Ueberſetzer zeichnet ſich der Redacteur des wallachiſchen Wochenblattes Iliades aus, der eine Druckerei beſitzt und bereits viele Ueberſetzungen älterer Dichter herausgegeben hat. Jetzt arbeitet er an einer Ueberſetzung des Taſſo.

Griechenland.

Literatur. Im Gebiete der wiſſenſchaftlichen Literatur gab Profeſſor Roß ein Handbuch der Kunſtarchäologie zum Theil nach Ottfried Müller heraus, Anſelm, Gymnaſial-Direktor in Naurlia eine kurzgefaßte Darſtellung der allgemeinen Geſchichte von der älteſten Zeit bis zu Romulus Auguſtulus; der Buchhändler Konſtantin Garpelos in Athen hat zu der ſtereotypirten Ausgabe der griechiſchen Klaſſiker von Tauchnitz und Schäfer Abdrücke der Scholien und Commentaren berühmter Helleniſten gedruckt. Bis jetzt ſind erſchienen die Scholien zu Thucydides nach der Ausgabe von Poppo, zu der Odyſſee nach der von Baumgarten-Cruſius, zu Pindar nach Böckh, zu Iſocrates nach der von Koral. Derſelbe Buchhändler hat auch ein franzöſiſch-griechiſches Wörterbuch verlegt, bearbeitet von A. Rangabis, K. Levaderos und A. Samurkaſſos. Von Thurmuth iſt ein Werk über Kreta erſchienen.

Zu den ſchon bekannten neugriechiſchen Dichtern Sutſos, Riſos, Mercuſos ꝛc. ſind noch Orphanidis, Tantalidis, Karatſchutſchos hinzugetreten. Im Jahre 1841 erſchien eine Art neugriechiſcher Anthologie in Athen, die intereſſante Blicke auf das gewährt, was für das Wiederaufblühen einer neugriechiſchen Dichtkunſt bereits Erfreuliches geſchehen iſt.

Aeltere Feldeintheilung der Gemarkung Wieblingen.

Tab. II.

Gegenwärtige Feldeintheilung der Gemarkung Wieblingen.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1843.

Bibliothek des
Historisch. Seminars
der Universität Leipzig
Journal Nr. 1 1 16.
Exemplar Nr. 2639.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

142 D 173

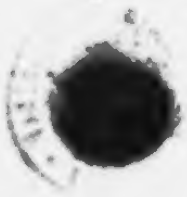

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Volkswirtschaftliches
Seminar
der Universität
LEIPZIG

Inhalt.

	Seite
Aus dem Briefwechsel eines nachgeborenen Prinzen	1
Die verschiedenen Methoden der geographischen Ortsbestimmung	21
Die klassische Philologie in ihrer Stellung zur Gegenwart	46
Zur Geschichte der Kommunalverfassungsfrage in der preußischen Rheinprovinz	79
Ueber die zweckmäßige Einrichtung tontinenartiger Rentenanstalten, mit Rücksicht auf die in Deutschland bestehenden Anstalten dieser Art, namentlich die österreichische allgemeine Versorgungsanstalt; die Stuttgarter allgemeine Rentenanstalt; die badische allgemeine Versorgungsanstalt und die preußische Rentenversicherungsanstalt	110
Die neuere philosophische und politische Poesie der Deutschen	154
Die Ersteigung der Alphörner	232
Betrachtungen über den Frieden von Nanking	260
Ueber Organisation und Wirksamkeit landwirthschaftlicher Vereine. Mit besonderer Beziehung auf das südwestliche Deutschland	290
Die Kometen. (Erster Artikel.)	331
Kurze Notizen	374

Volkswirtschaftliches Seminar der Universität LEIPZIG

Aus dem Briefwechsel
eines nachgeborenen Prinzen.

Das Publikum hat die Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen mit so vielem Beifall aufgenommen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, aus den an mehrere Freunde geschriebenen Briefen Stellen auszuziehen, und sie der deutschen Vierteljahrsschrift zur Veröffentlichung mitzutheilen.

Nizza, December 1842.

G. G. v. R.

1.

Alle Gründe, welche man vorbringt über die Vortrefflichkeit des römischen und des kanonischen Rechts, haben mich noch nicht überzeugen können, daß wir durch ihre vollständige Einführung mit Gesetzeskraft, nicht nur als erfahrene Rathgeber, mehr gewonnen haben, als verloren. Wenn man Ungewißheit, Zeitverlust, Verfeindung von Familien, Nachbarn, Gemeinden, vom baaren Gelde will ich nicht einmal reden, in Rechnung bringt, so ist ein kurzes, mündliches Verfahren, und ein schneller, wenn auch vielleicht oberflächlicher Bescheid den Parteien sowohl als dem gemeinen Wesen überhaupt gewiß mehr frommend, als die gründlichste Ausführung der Zweifels- und Entscheidungsgründe. Je abgefeimter der Spitzbube ist, desto gewisser sucht er den schlechten Grund durch täuschende Formen zu verstecken. Was sonst als das Gegebene der Formen, innerhalb welcher man sich mit Freiheit

bewegt, als das Klare, Bestimmte und Behende der Befehle, Verbote und Urtheile, macht den Kriegerstand so vielen erträglich, wohl auch am Ende angenehm und werth, welche eigentlich keinen innerlichen Beruf für denselben hatten? Es würde die gottgeheiligte Justiz sehr beflügeln, wenn wieder unter Gottes freiem Himmel Gericht gehalten würde. Die überheizte Amtsstube ist freilich dem Richter bequemer als der Sitz unter der Linde. Aber jener ist da für den Rechtsuchenden, welchem gewöhnlich in der von scharfer Luft durchzogenen Hausflur nicht einmal ein Stuhl zum Ausruhen während langen Wartens geboten wird.

2.

Sie geben mir hoffentlich zu, daß die Mehrzahl nicht aus den Klügsten, Sittlichsten, Kräftigsten bestehe, und daß diese stets in der Minderzahl gefunden werden. Nun dann, da sollte die Meinung der Minderzahl gelten. Die Ueberstimmung durch die Mehrzahl ist eigentlich der Sieg der rohen Uebergewalt über den Verstand, und die Aufgabe eines Gesetzgebers im großen Style wäre, in einem Dritten höher Stehenden die Forderung Beider in ein vernünftiges Gleichgewicht, zu einer wechselseitigen Zugestehung zu bringen. Sieyes scheint eine derartige Idee bei Verfertigung der französischen Verfassung vorgeschwebt zu haben. Was Napoleon nach und nach daraus gemacht hat, wissen wir. Ich glaube, vorläufig kann man nur negativ bei Zusammensetzung einer in dieser Weise überwachenden Behörde verfahren. Ohne Abhängigkeit, ohne Leidenschaft, ohne Versuchung, an dem Bestehenden ohne Noth zu rütteln (also Grundbesitzer und Familienvater) sollte der seyn, welcher in einem solchen Senate sitzen dürfte. Venedig und viele aristokratische Reichsstädte verbanden Loos, Wahl ꝛc. zu diesem Zwecke. Denn südliche Völker bedürfen schwererer Gegengewichte gegen die Augenblicklichkeit des Handelns aus Leidenschaft als nordische. Ob der altvenetianische Gemeindeadvokat durch Einen völlig unabhängigen, reichlich belohnten Mann oder durch ein Kollegium zu ersetzen sey, wage ich im Allgemeinen nicht zu entscheiden. Daß der Verständigste herrsche, daß die schützenden Formen alles Böse, aber nichts Gutes und Großes verhindern zu Tage zu kommen, kurz, daß Freiheit bestehe neben Ordnung und Ruhe, und Kraft neben Handhabung der Gesetze, — das ist eine große, schwere, kaum zu lösende Aufgabe. Das

längſte Leben zeigen China, Byzanz und Venedig, das glänzendſte Athen und Florenz, das thatkräftigſte Rom mit ſeinen zwei Ariſtokratieen neben einander.

3.

Es kommen ſo viele ganz neue Faktoren in das Staats- und Volksleben, daß unſere ſeitherigen Einrichtungen der Staatsbehörden nicht mehr genügen, und zu gar erbaulichen Verſtößen führen. Um ſehr pfiffig verborgenen Uebervortheilungen bei Berechnungen der Renten-, Lebensverſicherungs- und unzähliger ähnlicher Anſtalten auf die Spur kommen, und vor ihnen warnen zu können, dazu gehören ganz andere Rechner als die gewöhnlichen Reviſoren bis jetzt ſind. Warum benützt man nicht die Akademieen in dieſer Hinſicht mehr? Man wird genöthigt ſeyn, Staatsmathematiker aufzuſtellen, Staatschemiker und Staatstechniker, wenn man der Klügere, Rechtlichere und Kaltblütigere bleiben will, und dieſe Eigenſchaften kann der Staat ſich nicht nehmen laſſen, wenn er nicht Alles aus den Fugen gehen laſſen will.

4.

Man iſt ſo oft in Verlegenheit mit Verſorgung der Taubſtummen. Hat man noch nie den Verſuch gemacht, ſie in Staatsdruckereien und Chiffrekabinetten zu verwenden? Sicherer wären ſie ſchon durch die Hülfloſigkeit ihrer Stellung zu anderen, und gewiß konzentrirter in ihren Arbeiten, als die, welche hören und reden.

5.

Das kleine Bregenz am Beginn des Bodenſees bietet mehr Schönes dem Beobachter geſellſchaftlicher Zuſtände, als viele Reſidenzen. Der Nachtwächter ruft um 11 Uhr: Ehre Guta! Dieſe rettete die Stadt im Dornacher Kriege; die Ungeziefer werden verflucht in der Bittwoche, wie der Verräther Malix, der den Schweizern den Weg ins Land zeigte, und die Landſtände verſammelten ſich unter einer Linde auf einem Altan, deren Treppe weggenommen wurde, und welche man nur alsdann wieder anlegte, wenn Alles im Reinen war.

6.

Die Geſchichte iſt voll von hergebrachten und überall nachgebeteten Unwahrheiten, welche aber trotz aller Wiederholung ſtets Unwahrheiten bleiben werden. So die romaniſchen Völker mit

ihren „Barbaren des Nordens," welche doch allein dem veralteten abendländischen Kaiserthum Leben erhielten und erneuten. Es ist ein herrliches Wort hiefür in Tacitus: corruptio optimi pessima. Ferner fabeln so viele von den Gräueln, welche die Reformation und die französische Revolution hervorgebracht haben sollen. Diese Gräuel aber sind dem vorhergehenden Zustand zu buchen, dessen Unhaltbarkeit den Bruch mit allen seinen Erscheinungen vollkommen naturgemäß herbeigeführt hat. Die romanischen Völker danken ihre schönen Momente: den Maurenkampf, die Kreuzzüge, die Troubadours, die italienischen Republiken ꝛc. dem Beisatze germanischen Bluts allein. Die katholische Kirche bedurfte eines Gegensatzes, wie die Luthers und Zwinglis waren, um sich neu zu begründen, und die europäischen Regierungen müßten, wenn sie die Wahrheit ungeschminkt herausſagen könnten oder wollten bekennen, daß die Pendelbewegungen, welche die französische Revolution hervorgebracht hat, sie noch täglich weiter bringen. Vor der Revolution waren alle Fürsten unbeschreiblich human, tolerant, freidenkend sogar. Daß sie sich der Revolution und ihren Folgen gegenüber auf das göttliche Recht, den Grundsatz der Stätigkeit, auf Strenggläubigkeit stützen wollen, ist natürlich. Die Mitbewerbung aber macht es unmöglich, zugleich und überall das vollkommen durchzuführen, was sie wünschen mögen. Das Eiland, durch welches sie gerettet wurden, hat auch darin seine große weltgeschichtliche Bedeutung.

7.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihren Ansichten vom Selbstbewußtseyn der Völker widerspreche. Es steht damit, wie mit dem des einzelnen Menschen, welcher sich im tiefsten Schlaf kratzt, wenn es ihn jückt, oder die Decke abwirft, welche ihm zu warm wird. Die Aufgabe ist, den Staatskörper so gesund zu erhalten, daß er von vollkommenem Schlafe sogleich zu vollkommenem Wachen, zu klarem Erkennen und Handeln übergehen kann, wenn er geweckt wird, oder von selbst aufwacht. Ueberhaupt will es scheinen, daß weder Physiologen noch Staatsmänner die Aeußerungen des theilweisen, örtlichen, unwillkürlichen Lebens am Menschen- wie am Staatskörper gehörig erforscht und die möglichen Schlüsse aus den vorhandenen Beobachtungen gezogen haben. Daß es zuweilen auch somnambüle Völker gegeben habe, ist gewiß.

8.

Wie es mit der Ehrlichkeit ſtehe, ſehen wir bei Theurungen. Die Verbrechen gegen das Eigenthum waren von jeher im umgekehrten Verhältniſſe zu den Kartoffelpreiſen. Wohin ſollen die Regierungen und die Völker kommen, wenn man einmal den Satz aufgeben wird, man müſſe dahin trachten, daß jeder Etwas habe, keiner zu viel? Das muß zu einem Zuſtande führen, aus welchem nur Kommunismus oder die furchtbarſte Zwingherrſchaft retten kann.

9.

In P. Vettori's Reiſen 1507 finde ich, daß damals ruſſiſche Schwitzbäder an den Ufern des Bodenſees ſtanden. Warum hat unſer Landvolk aufgehört, ſich ſo gründlich zu ſäubern? Iſt es eine Folge des 30jährigen Krieges? Man ſchreibt jetzt ſo viel von Gemeindebacköfen, und auch ich halte ſie für nützlich und nöthig. Damit ſollte man Anſtalten, zu Waſchbädern wenigſtens, zu verbinden trachten. Wie ſehr Reinlichkeit noththue, kann man bemerken, wenn man Rekruten bei ihrer Ankunft, und alsdann einen Monat nachher beobachtet. Uns Deutſchen muß doch Alles befohlen werden!

10.

Neben ſo vielem Andern wundert mich auch die Bemerkung, daß es noch keinem unſerer ſyſtematiſirenden Schriftſteller eingefallen iſt, die Völker zu bezeichnen und einzutheilen nach ihrer Hauptnahrung, z. B. nach Kohl, Kartoffeln, Brod, Grütze, Reis oder Fleiſch. Gehen Sie der Sache näher auf den Grund, ſo werden Sie gewiß überraſcht werden von den Ergebniſſen. Dieſelbe Regierung, ſie ſey ſo wohlwollend als möglich, könnte nicht mehr fortbeſtehen, wenn ſie von Brod auf Fleiſch, oder von Kohl auf Reis transferirt würde. Tacitus vergißt nicht, der alten Deutſchen Nahrungsweiſe in ſeiner Denkſchrift über die Deutſchen zu beſchreiben, und Machiavelli folgt noch ſeinem Beiſpiele. Er würde auch in unſeren Tagen den Branntwein der Märker, den Kaffe der Sachſen und das Bier der Bayern gewiß nicht vergeſſen. Die ruſſiſche Regierung thut weiſe, den Kartoffelbau auf alle Weiſe zu befördern, und die ſchwediſche wie viele norddeutſche Regierungen ſollten alle verfüglichen Kräfte anſpannen, um den Branntwein durch geſunde, nahrhafte Biere zu erſetzen.

Den Deutschen könnte nicht schaden, wenn sie täglich wenigstens zweimal animalische Kost erhalten würden, wo möglich noch substantieller als das Huhn Heinrichs des vierten.

11.

Da ich nachgerade anfange zu altern, so las ich neulich in Hufelands: Kunst das menschliche Leben zu verlängern, das Kapitel vom Alter und fand, daß es der Kodex aller Regierungen unserer Zeit genannt werden könnte. Das ist recht gut und schön, aber die Völker haben ein Element, welches der Einzelne nicht hat. Wenn die nachwachsende Generation zu der inwohnenden, physischen Kraft noch eine höhere Intelligenz, eine gesundere Moral besitzt als die alternde Regierung, wie dann? So wurde die französische Revolution geboren und erzogen. Das Konsulat beschäftigte, das Kaiserthum verdarb die Jugend. Jetzt verderbt diese sich selbst, und die Folgen werden nicht ausbleiben. Auch wir werden bei der jetzigen Dressirungsmethode uns dereinst vergebens um Genie, Kraft und politische Charaktere umzuschauen haben.

12.

Ihren Aerger über den Unfug mit Wappen, Livreen und Kokarden theile ich vollkommen, in so weit er Unfug ist. Die Sache selbst anlangend, gebe ich Ihnen zu bedenken, daß da, wo Erbfürsten und Erbadel bestehen, dergleichen geschichtliche, sinnliche Zeichen hergebracht und vielleicht nothwendig sind. Nur hat die Regierung strenge auf Einhaltung der einmal festgesetzten Regeln zu bestehen, wie dieses bekanntlich im konstitutionellen England geschieht. Es ist dieses schon deshalb wichtig, weil man dadurch vermeidet sich lächerlich zu machen, dann aber auch, wenn man bedenkt, welche rechtlichen Folgen Nachsicht gegen eigenmächtige Anmaßungen nach sich ziehen kann.

13.

Vergleichen wir einmal die Länder, in welchen Censur, Index und Oberschulkollegium zusammenwirken, und zählen wir die ausgezeichneten Schriftsteller und Genies, welche diese Länder dennoch hervorbrachten, wie die Vegation in den Verklüftungen der Lava, — vergleichen wir diese Länder mit denen, in welchen freier Geistesverkehr ist, ungehinderte Erziehung und geistige Hervorbringung. Welche Masse von herrlichen Geistesgaben sind dort unterdrückt

worden, gegen welches Herodes Kindermord nur ein Kinderſpiel iſt! Genf allein produzirt geiſtig mehr als die hochbegabte italieniſche Nation. Als die Gewaltherrſcher einſahen, daß ſie ohne Wiſſen und Talente der neuen Lehre gegenüber ſich nicht mehr halten könnten, ſo ſuchten ſie beide zu monopoliſiren. Der Gedanke war großartig, aber er gelang nur halb, und das iſt ſchlimmer, als wenn er nie ins Leben getreten wäre.

14.

Der unglaublich reiche Ruſſe, welcher künftigen Winter bei Ihnen zubringen wird, berechnet im Bette, welches er oft wegen Unpäßlichkeit hüten muß, ob es vortheilhafter ſey, auf Paris, London oder Wien zu ziehen, handelt mit den Mäklern über ein Achtel Procent, und wird in derſelben Zeit von ſeinem Haushofmeiſter um Hunderte betrogen. Sie werden an ihm bemeſſen können, wie in vielen Staaten regiert wird.

15.

Sparkaſſen, Lebensverſicherungen, Tontinen ꝛc. können in unſerer Zeit nicht genug vermehrt werden. Wahr iſt es, daß das Leben dadurch ſehr langweilig und beengt werden mag, aber wo wollen Sie ein anderes Mittel auffinden, die ſtets zahlreicher und gefährlicher werdende unterſte Volksklaſſe für die Fortdauer des Beſtehenden zu intereſſiren? Dieſe Anſtalten müſſen den Landfrieden, die Stockbörſen aber den Weltfrieden erhalten.

16.

Mit den Geſchlechtsverhältniſſen und deren Offenbarung an die Jugend iſt es eine eigene Sache, beſonders ſeit man den Knaben und Mädchen die Leſung der Bibel ſo ſehr empfiehlt. Mir ſcheint es auch hier, daß die Alten klüger geweſen ſeyen als wir, die ganz Alten nämlich, welche aus dem Geſchäft der Fortpflanzung eine Art religiöſen Aktes machten, und die Jugend daran gewöhnten, die Geſchlechtstheile als das Heiligſte am Leibe anzuſehen. Es wundert mich, daß Peſtalozzi nicht auf dieſen Gedanken gekommen iſt.

17.

In Hochgebirgen erfreuten mich oft an den Dorfkirchen zierliche Vorhallen. Die Kirchgänger kommen weit her und bedürfen des Ausruhens, ehe ſie die kühle Kirche betreten. Es ſollte keine Dorfkirche ohne ſolche Vorhallen ſeyn, welche auch ſymboliſch

zweckmäßig und geschichtlich begründet sind. Es ist so schön, wenn man auch in weltlichen Nöthen Schutz im Vorhofe des Allerheiligsten findet. Sie würden nebenbei den Wirthshausbesuch vor der Kirche überflüssig machen.

18.

Wissen Sie, warum die Dienstboten so schlecht, so untheilnehmend am Wohl ihrer Herrschaften werden? Das kömmt vorzüglich daher, daß die Herrschaften sich nicht mehr um sie bekümmern, daß die Hausfrau nicht mehr mit ihrem Dienstmädchen spinnt, und die Töchter reicher Landleute deshalb den Dienst in der Stadt nicht mehr als eine Art hoher Schule ansehen. Man hat es zu sehr versäumt und verlernt, den Menschen als Menschen anzusehen, sich menschlich für ihn zu interessiren. Wo dieses geschieht, dient er nur zu gerne in jeder Stufe der bürgerlichen Gesellschaft.

19.

In Deutschland stirbt mit jedem ausgezeichneten Arzte das Wesentliche seiner Kunst, seine Schule ab. Das verstehen sie besser in Italien, wo jeder bedeutende Praktiker seinen Gehülfen überall mitnimmt, und Nachmittags und Nachts allein zum Kranken sendet. Es würde nur der Anfang schwer seyn, wenn man dieses höchst wünschenswerthe Institut auch bei uns einführen wollte. Die Vortheile würden jedem, und besonders jeder so schnell einleuchten, daß man die Unbehaglichkeit bald nicht mehr fühlen würde.

20.

Bei der Feuersbrunst fiel mir jener Beamte ein, welcher bestraft wurde, weil er in einem eingeforderten Bericht über die Feueranstalten sich erlaubte zu schreiben: die Feueranstalten seyen unübertrefflich, die Löschanstalten aber desto schlechter. Wo eigene Löschkompagnieen sind, da werden kleine Feuersbrünste leicht und schnell gelöscht, große oft verhütet. Desto schlimmer steht es aber, wo das Element nicht nach 4 Stunden gewältigt ist. Gedruckte Anweisungen, einige Einübung und Eintheilung in Löschrotten nach Quartieren scheint mir, je nach der Oertlichkeit, das Beste. Die Feuerspritzen sind noch wie die Diplomatie; sie sind allen Vervollkommnungen des verflossenen Jahrhunderts so ziemlich fremd geblieben. Die Versicherungsanstalten sollten Prämien für Muth und Thätigkeit geben, und die Proletarier unentgeltlich

einſchreiben, unter der Bedingung beſtimmter Dienſtleiſtungen. Das Rauchen der Cigarren und das Anzünden mit Zündhölzchen, Gasbeleuchtung und Dampfmaſchinen erforderten überhaupt eine durchgreifende Reviſion der Verordnungen über Bauweſen und Löſchanſtalten.

21.

Die Reime auf Schüſſeln und Bürſten, die Bilder auf Backwerken, oder in dem Grund der Gefäße, welche man nicht nennen darf, werden aller Cenſur ſpotten. Es ließe ſich fragen, ob man ſie nicht zu politiſchen Zwecken, z. B. zu Verſchärfung und Verewigung eines für nothwendig erachteten Nationalhaſſes benützen könnte.

22.

In den Niederlanden bemerkte ich Kokarden über Hausthüren. Auf mein Befragen, was das bedeute, ſagte man mir: hier liege eine Wöchnerin, wer im Bereiche Unfug treibe oder Lärm mache, werde ſtrenge beſtraft. Solche Züge können mich mit Vielem ausſöhnen!

23.

Eine ſonderbare Vorſchrift, welche Weishaupt ſeinen Illuminaten gibt, bringt mich auf einen Gedanken, welchen ich Ihrer Beurtheilung unterſtelle. Weishaupt befiehlt, wenn einer ſeiner Jünger ein Arkanum beſitze, es dem Orden als eſoteriſches Wiſſen mitzutheilen. Ich dagegen meine: es iſt kaum Einer, welcher nicht Eine geſunde Idee, Eine Erfahrung, Einen wohlüberdachten Vorſchlag dem allgemeinen Schatze des Wiſſens beifügen könnte. Es käme nur darauf an, die Einſammlung, Aufbewahrung und Benützung gehörig zu organiſiren. Ich höre Sie ſagen: „da ſind einmal wieder die alten Asklepiaden!“ Wohl denn, dieſen eben verdanken wir die Aphorismen des Hippokrates. Gerade jetzt bei der ungeheuren Anhäufung des Stoffs wäre mit derlei kurzen Ergebniſſen und zuſammenfaſſenden Ideen der praktiſchen Richtung unſerer Zeit am Meiſten gedient.

24.

Dabei bleibe ich, der Kern unſeres Volks iſt der größere und kleinere Grundeigenthümer, und in kleineren Orten der Handwerker. Auf wen kann ſich Fürſt und Regierung in Zeiten der Noth und der ungewöhnlichen Anſtrengung noch verlaſſen? Auf

den hohen Adel nicht, denn der opponirt ihnen beinahe überall; seinen Einfluß auf die Massen hat er meist verloren; auf die Beamten nicht, die sind die ersten zu kapituliren, um ihre Stellen sich zu retten. Aber der Hausvater, welcher das Kreuz auf das Hausbrod einschneidet, welches alsdann alle küssen, welcher den brennenden Span in seiner eben verheiratheten Tochter Haus trägt, um dort das Feuer der neuen Wirthschaft anzuzünden; der Mann, welcher verwirrte und meist nachtheilige Begriffe von Staat und Staatsgewalt hat, der setzt im Nothfalle mehr aus dunkler Ahnung als aus klarem Bewußtseyn sein Aeußerstes daran, wenn es gilt. Er wird auch dereinst berufen seyn, den Proletariern gegenüber bei uns die Rolle zu spielen, welche der ungerecht verspottete Krämer in Paris auf seine Weise gespielt hat, und noch spielt.

25.

Die Wissenschaften haben stets etwas liberal protestantisches und die Künste etwas monarchisch katholisches an sich. Zu leiten, zu Staatszwecken beide zu benützen ist schwer, vielleicht sogar unmöglich. Die Jesuiten haben es für ihre Zwecke versucht. Wie und für welche Zeit es ihnen gelungen ist, wissen wir. Daß es kein Geheimwissen, keinen blinden Glauben mehr gibt, daß kein Staat ohne wissenschaftlichen Vorschritt mehr bestehen, keiner mehr sich isoliren kann, darin liegt das unterscheidende Zeichen unserer Zeit, ihre Bedeutung für die Zukunft.

26.

Durch jährliche Auswerfung einer mäßigen Summe, 20,000 Francs etwa, könnte eine Regierung sich Ruf, Verdienst, Einfluß weit über ihre materielle Kraft hinaus verschaffen. Sie brauchte nur je nach 10 Jahren einen Preis von 100,000 Fr. für das beste Werk in Prosa, und einen gleichen für eine Erfindung auszusetzen, durch welche die Lage der untersten Volksklassen wesentlich gebessert würde. Nur müßte Sorge getragen werden, daß die Richter unparteiisch urtheilen. Man könnte die Universitäten hiezu auffordern. Wo sie unbetheiligt sind, urtheilen sie beinahe immer richtig.

27.

Man hat das Wiedererscheinen einiger Kometen vorausberechnet, und weiß ungefähr, wann die Sternschnuppennächte

wiederkehren, aber es iſt noch keinem Staatskalender-Fabrikanten eingefallen, dieſe Erwerbe der Wiſſenſchaft den ſtehenden Artikeln der Finſterniſſe ꝛc. beizufügen. Geht es doch auch in vielem Andern ebenſo!

28.

Sie können während Ihrer Wiedergeneſung nichts Zweckmäßigeres zu Ihrem Zeitvertreib vornehmen, als alte Zeitungen in chronologiſcher Folge leſen. Nicht nur werden Sie die vergangene Zeit ſchnell wieder durchleben, ſie werden auch Muth ſammeln für die kommenden Tage. Nichts giebt mir ein richtigeres Bild des Vorſchrittes als dieſe Lectüre. Sie beweiſt mir aufs Schlagendſte, wie ſehr unſer Geſichtskreis ſich erweitert, unſere Sprache ſich gekräftigt und bereinigt, unſer eigentliches Weſen ſich entwickelt hat. Die Männer des Rückſchritts müſſen verzweifeln, wenn ſie unbefangen genug ſind, ſolche Vergleichungen anzuſtellen. Da begreift man, warum die ehrwürdigen Väter in Friburg Legionskreuze tragen und mit ihren Zöglingen in den Ferien Fußreiſen unternehmen müſſen. Es ſcheint ſchlimm zu ſtehen mit dem sint ut sunt aut non sint.

29.

Alles Widernatürliche, alles dem innerſten Weſen eines Volks Widerſtrebende wird dieſes höchſtens verwunden, nie aber ſich mit ihm verbinden. Dagegen was ihm gemäß iſt, wird durch Jahrhunderte den fortgeſetzten und folgerechten Angriffen widerſtehen. Die Ueberbleibſel längſt vergangener Zeiten, die Volksſagen, die durch viele Geſchlechtsfolgen fortgepflanzten Vorlieben und der unzerſtörbare Haß ſollten von den Regierungen und den für dieſelben arbeitenden Gelehrten etwas ſorgfältiger ſtudirt werden als dieſes gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Ce que le peuple gardo est bien gardé.

30.

Die Gilden der Laſtträger in den italieniſchen Seehäfen ſind mir lieber als alle Erfolge der gerühmten, völlig unbeſchränkten Gewerbefreiheit. Ihre Arbeiten ſind billig tarirt und der Obmann iſt für jede Veruntreuung oder Beſchädigung verantwortlich. Die Stellen nähren einen Haushalt reichlich, ſind auf Wohlverhalten erblich, gehen aber durch ſchiedsrichterlichen Spruch auf einige Zeit oder auf immer verloren. Aehnliche geſchloſſene und durch

wechselseitige Aufsicht gehaltene Gilden wären allen großen Städten zu wünschen, auch für andere Beschäftigung als das Fortschaffen von Lasten. In Frankreich sollte das Notariatswesen in dieser Weise organisirt werden. Auch in der Türkei, in der Albania wird die öffentliche Sicherheit nur durch ähnliche Haftungen erhalten. Eine Art Communismus ist die nothwendige Abhülfe eines nur aus Individuen bestehenden Gemeinwesens.

31.

Der Ausdruck im Gesicht der Landleute, welchen ich auf der Landstraße begegne, ihre Weise zu grüßen oder ihr Nicht-Grüßen belehren mich auf Reisen mehr als alle Bücher über das Verhältniß des Staats zum Volke.

32.

Je weniger im Kirchlichen befohlen wird, desto besser. Oertliche Abschattung wird sich trotz aller Gleichmachung dennoch überall finden. Lasse man sie sich organisch ausbilden. Es ist mit den Kirchen derselbe Fall, wie mit den bürgerlichen Gemeinden; wo am Wenigsten geboten und verboten wird, ist gewiß die größte Anhänglichkeit anzutreffen. Daß es mit der überschauenden Weisheit der Oberbehörden nicht zum Löblichsten aussehe, können wir daran bemerken, daß sie die schönsten Gelegenheiten versäumt haben, da, wo sie befehlen konnten, dem in der Negation gar zu kahl gewordenen Protestantismus durch Verschönerung seines Gottesdienstes ohne Hokuspokus aufzuhelfen. Die Konfirmation z. B. ist in ihrer gewöhnlichen Gestalt mehr peinlich als erhebend. Wenn die Konfirmanden vor den Kirchenvorstehern geprüft würden, und diese vorher vor der Gemeinde über die Würdigkeit Jener Zeugniß ablegen, sie in die feierlich geschmückte Kirche einführen würden, wenn hierauf Einsegnung und Abendmahl folgen würden, so wäre dieses gewiß erhebender, als das Hersagen auswendig gelernter Antworten. Desgleichen sind die Chorale von allen Konsistorien unbegreiflich vernachlässigt. Statt der uralten, einfachen, erhebenden Melodien hört man das abgeschmackteste Zeug, und die schöne Abwechslung des Sängerchors und der Gemeinde ist nur in wenigen Ländern zu finden. Und doch ist der gemeinschaftliche Gesang ein Hauptelement des Protestantismus. Er ist ächt deutsch, wie der Spitzbogenstyl der Kirchen. Aber wo man positiv einwirken könnte, unterläßt man es, und befiehlt dafür da, wo man es unterlassen sollte.

33.

Daß Deutſchland täglich wehrhafter wird, erfreut gewiß jeden, welcher die alte Reichsarmee noch im Andenken hat. Nur wird die Sache zu papierern, oder aber zu parademäßig bis jetzt betrieben. Ich wünſche, daß die Wehrpflicht allgemein und Zeichen bürgerlicher Ehre werde, daß man die Jugend in den Schulen nicht nur turnen, ſondern auch exerziren laſſe, daß man ſie mit den Kriegsartikeln bekannt mache, zwiſchen 15 und 20 im Schießen und den Evolutionen übe, mit 20 prüfe und wehrhaft mache, dagegen Artillerie und Reiterei beſſer dotire, mit längerer Dienſtzeit und Ausſicht auf Verſorgung Freiwillige herbeiziehe, und das, was auf dieſe Weiſe an den kleineren Rahmen und beſonders an den Lazarethkoſten wird erſpart werden, der Ernährung und vollſtändigen Ausbildung der Mannſchaft unter den Waffen zuwende.

Man behandelt das Heer noch überall zu ſehr als abgeſondert vom Volke, und benützt das ſociale Element, welches in jedem Heerweſen liegt, beinahe nirgends für die Vorbildung zum Staatsleben. Natürlich rede ich nicht von rein geworbenen Heeren, wie das engliſche z. B. es iſt, ſondern von möglichſter Annäherung an die Grundſätze des preußiſchen. Dieſes könnte bei der zunehmenden Bevölkerung, und wenn die Garden und Grenadiere in Friedenszeiten in die Armeekorps vertheilt wären, mit wenigen Modifikationen zahlreicher, weniger drückend und koſtſpielig, beſonders aber könnte es deutſcher und den übrigen Staaten annehmlicher werden.

34.

Wohin formelle Freiheit ohne innere Unabhängigkeit führe, haben wir erfahren, und wohin innere Unabhängigkeit ohne formelle Freiheit und deren aufrichtige Handhabung von Seite der Regierungen führen werde, das können wir mit Schrecken bei dem erſten unvermeidlichen Stoße erfahren.

35.

Die Wiener und die Oeſterreicher überhaupt ſind ungleich klüger als ſie ausſehen und ſagen. Wie ſchön iſt die Auslöſung der Gratulationsbeſuche an Neujahr durch Karten, welche man die Armen austrägen läßt. Da wird dreien zugleich geholfen!

36.

Sehr bedenklich ſcheint es mir, daß man überall anfängt, Alles als Zeitfrage anzuſehen, gleichzeitig das Gute wie das

Böſe, das Kluge wie das Dumme von den Regierungen hinzunehmen. Das beweist nicht nur das Bedürfniß einer neuen feſten Begründung, ſondern auch den Glauben, dieſe müſſe und werde kommen unter jeden Umſtänden, durch die Regierungen, mit ihrer Zuſtimmung, oder aber ohne dieſelbe. Dahin kömmt man, wenn man nur in der Gegenwart lebt, und für dieſe, und an die Zukunft nur wegen Beſtimmung der Termine zu Heimzahlung der Staatsſchulden denkt. Daher iſt jetzt ein Todesfall ungleich bedeutender als früher in den höchſten Regionen. Die Fäden ſind ſo kurz, die Knoten ſo häufig geworden, daß die alten Webeſtühle nicht mehr dienen können, in welchen ſonſt Nothwendigkeit den Einſchlag, Freiheit den Zettel des Gewebes in ziemlich regelmäßigen Schlägen geliefert hatten.

37.

Man ſpottet über die ſchönen Brunnen in Mannheim, welche nie ein ander Waſſer hatten, als welches Gott auf ſie aus den Wolken ſendete. Mir erſcheinen ſie ſtets als rührendes Sinnbild von ſehr vielen Deſiderien in Staat, Kirche, Heer und Wiſſenſchaft. Gut, daß ſie wenigſtens da ſind, vielleicht wird deshalb früher an Herbeileitung des Waſſers gedacht.

38.

Jede nothwendige Regierung iſt ſtark, iſt eine Diktatur in altrömiſchem Sinne. Aber nicht jede ſtarke Regierung iſt darum nothwendig und geſichert. Das Erkenntniß der Nothwendigkeiten muß nicht leicht ſeyn, da man es ſo ſelten findet.

39.

Nur für die zurückſtauenden Strebungen finden wir Geſellſchaften, welche durch Unterordnung und Gehorſam ſtark ſind, für die vorſchreitenden und zugleich zuſammenhaltenden fehlt dieſe weſentliche Zugabe meiſt ganz. Die Mittel hiefür aufzufinden wäre der ſchönſte Beruf eines großen Mannes. Vor allen andern bedürfte unſere Zeit derſelben vorzugsweiſe.

40.

Eingetriebene Spitzen zwiſchen Länder Eines Volkes entſcheiden deren Schickſal auf lange oder auf immer. So Schleſien das der nordweſtlichen, das Land der ächten Magyaren das der ſüdlichen Slaven, das Wallonenland an der Maas das der Flamänder, und auch eines großen Theils Deutſchlands.

41.

Die Rückkehr zum Spitzbogenstyl, die Annäherung des neuerbauten an den Styl des schon bestehenden, die sorgfältigere, obschon noch stümperhafte Wiederherstellung, und das Streben die Alten auch in Neubauten nachzuahmen, ist nicht nur löblich, sie ist auch rührend und politisch höchst bedeutend. Deutschland wendet sich zur alten Eigenthümlichkeit, zur Einheit und Innigkeit zurück. Die Bauwerke im Perückenstyl und die noch widerwärtigeren im falsch römischen aus Napoleons Zeit stehen als spottende Vorwürfe einer trostlosen Vergangenheit da. Es ist merkwürdig, daß mit der Schätzung des deutschen Wesens in Frankreich das Studium der mittelalterlichen Bauart sich zugleich aufgethan hat. Nichts erscheint für die Dauer isolirt in dem geistigen Leben der Völker.

42.

Die Wahrheit zu erfahren ist überall die schwierigste Aufgabe, am Schwierigsten ist sie dem Fürsten, denn beinahe Niemand spricht absichtslos mit ihm. Ich erinnere mich noch, daß ein Menschenfreund die Preisaufgabe stellte, wie der Klatscherei in kleinen Städten abzuhelfen sey? Der Preis wurde einer Abhandlung zuerkannt, welche eine freiwillige geheime Polizei als unfehlbares Gegenmittel vorschlug. Eine Preisfrage: wie Fürsten es anzufangen haben, die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit zu erfahren, wäre wohl den Preis einer Million werth, aber die vollständige Lösung nicht so leicht, wie bei den Klatschereien.

43.

Die Formel: „Le Roi mort, vive le est Roi!“ deutet auf die Unzerstörbarkeit der königlichen Gewalt, an welche diese selbst und auch das Volk ewig glauben sollte. Aber in unseren Tagen ist jede Regierungsveränderung genau in demselben Verhältnisse wichtiger und kritischer geworden, in welchem persönliche Befähigung vom Regenten gefordert wird. Auf dem Stuhle Petri wechseln seit hundert Jahren stets ein dogmatisch-strenger und ein politisch-nachgiebiger Papst, aber da, wo man nur politische Rücksichten hat, und wo ausgebildete Staatsmaximen auch den Thätigsten zur Mäßigung, den Trägsten zum Handeln im Nothfalle bringen, da allein ist es noch ziemlich gleichgültig, wer regiert.

Für monarchiſche Männer, wie wir es ſind, hat jetzt jeder Regentenwechſel etwas Unbehagliches, Beſorgliches. Wir leſen alsdann die Börſenliſten mit doppelter Aufmerkſamkeit, und fürchten mehr die Abweſenheit eines Syſtems, als eine Umdrehung deſſelben.

44.

Man beſchuldigt die Völker, tückiſch und bereit geworden zu ſeyn, jede ſich anbietende Veranlaſſung zu benützen, um den Regierungen einen Theil ihrer Gewalt zu entreißen. Tückiſch kann ich ſie gerade nicht finden, aber ſie ſcheinen mir gekränkt, mißtrauiſch, bewußt, beſſere, wahrere und zutraulichere Behandlung zu verdienen. Sie haben ein treffliches Gedächtniß, und erinnern ſich wohl noch, was man ihnen vor dem Befreiungskrieg und während deſſelben vorgepredigt und verſprochen hat. Die Fürſten handelten meiſt im guten Glauben, damals und nachher, deſto weniger aber ihre Diener. Oft lag etwas wie Verhöhnung in der Art und Weiſe, in welcher man die billigſten Forderungen umging und das gegebene Wort auslegte. Das Vertrauen, welches man in Zeiten der Noth in die Unterthanen geſetzt hatte, und welches dieſe ſo ſchön geehrt haben, hätte wohl ehrendere und auch ehrlichere Behandlung hie und da verdient.

45.

Wenn auf einmal, und ohne polizeiliches Einſchreiten über eine wichtige, vielbeſprochene Angelegenheit Stillſchweigen im Publikum eintritt, ſo iſt dieſes ein Beweis, daß die Meinung ſich feſtgeſtellt hat, und man das Reden hierüber für unnütz hält, qualis magnae irae aut magni metus silentium est. Als die neapolitaniſche Garde im Juli 1820 wider die Rebellen abmarſchirte, ſchimpfte ſie nicht und ſang ſie nicht, wider alle Gewohnheit. Den folgenden Tag erklärte ſie, man müſſe kapituliren. Solch eine Stimmung fühlt aber nur eine vernünftige Polizei heraus, eine ſtets drückende vermag dieſes nicht.

46.

Hier meine Antwort auf Ihre Frage: warum ich auf die Handbücher der Sittenlehre ſo wenig halte:

Unſeren Kinder- und Knabenjahren wird ſo viel vorgeſprochen von ſtrenger Sittlichkeit, von unbeſtechbarer Rechtlichkeit und von der Pflicht, der Ueberzeugung des Beſſern Alles aufzuopfern. Auch

ſind alle Kinder in der Regel ſittliche Rigoriſten, beſonders bei Beurtheilung älterer Perſonen.

Wie ganz anders geſtaltet das Leben den Menſchen, wie frühe lernt er mit ſeinem Gewiſſen, mit ſeinen Vorgeſetzten, mit ſeinen nächſten Umgebungen kapituliren! Ja, der erfahrene Mann wird endlich zur Ueberzeugung kommen, Jeſuitismus ſey nichts anders als ſyſtematiſche Begründung und Ausbildung der Zugeſtehungen, welche jeder im täglichen Leben machen müſſe. Die Idee fordert die Geſtalt des Runden, das Zuſammenleben drückt dieſe in Sechsecke, wie die Weſpen ihre Neſter bauen.

Mir wurde durch die Reitbahn klar, wozu die ſtrenge Sittenlehre tauge. Mein trefflicher Lehrer ritt ſehr bequem und läſſig, vergab aber uns die kleinſte Abweichung von der ſtrengſten Placirung nie. Er ſagte: wenn ihr einmal gut reiten könnt, dann wird das bequem reiten von ſelbſt kommen; die ſtäte Fauſt iſt die Hauptſache, und die lernt ihr nur durch feſten Sitz.

Und ſo geſchah es, hier wie überall; der Novize muß thun und laſſen, was der Profeſſe nicht thut und nicht läßt, der Lehrpurſche, der Rekrut, der Anfänger in der Schreibſtube wie der Referendär oder der angehende Kellner müſſen erſt die Aufgabe ganz und genau ausführen, ehe ſie ſich zur freien Behandlung des Gegebenen heranbilden können.

Die ſtrenge Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit iſt alſo ein Sterlings — aber kein Marktgewicht. Iſt der Quäker etwas Anderes als ein Kaſuiſt, wenn er den Steuereinnehmer das bereit liegende Geld wegnehmen, ſich von Andern den Hut vom Kopfe ziehen läßt? Er lebt unter dem Schutze des Staats und will nicht anerkennen, daß dieſer Geld eintreibe, um eben dieſen Schutz möglich zu machen, er will keinen Höheren ehren, und ſucht dieſen dennoch auf, weltlichen Vortheils willen. Jeder Stand hat ſeine Moral, nur wer mit unerbittlichen Wahrheiten zu thun hat, oder mit Schulknaben, welche nicht widerſprechen dürfen, braucht keine beſondere; man ſehe aber auch, ob er zu etwas Anderem tauge oder nicht?

47.

Ich halte es für ein ſehr bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die Iſraeliten ſich überall mit aller ihrer Kraft und Thätigkeit auf die Literatur werfen. Wenn den talentvollſten unter ihnen

Wahrhaftigkeit und sittliche Grundlage abzugehen scheinen, so finde ich den Grund dazu in der merkantilen Richtung des ganzen Stammes, und wenn sie es versuchen, sich über die Nationalitäten zu stellen, so ist dieses eine natürliche Folge ihrer seitherigen Stellung. Sie gehören ihrer Nation nicht mehr vollkommen, und der, in welcher sie wohnen, noch nicht vollkommen an.

48.

Es giebt zweierlei Arten von Menschenfreunden, welche Menschenfreundlichkeit sich zum Lebensberuf gemacht haben. Die erste begreift wirklich gute, unruhig thätige, mit etwas Narrheit verquickte Menschen. Sie zeigen oft rührende Einfalt und Selbstvergessen, man lacht über sie, läßt sie gewähren, steuert ihnen bei und erstaunt oft über das, was sie zuwege bringen. Die zweite Art sind die Intriguanten, wie jener französische Abbé, welcher seiner Beichttochter ein gewisses Geschirr von Silber wegtrug, als unfreiwilligen Beitrag zu einem silbernen Madonnenbilde, für welches er kollektirte, und auf die Einwendung der Unschicklichkeit versprach, es nur zum H — der Statue zu verwenden. Für dieses Gelichter fängt die Welt an, zu klug zu werden. Den wahren Menschenfreund erkennt ein geübtes Auge leicht, wenngleich ihm Zudringlichkeit, Holdseligkeit und die Ehrfurcht gebietende Geldmachermiene der Erwähnten abgehen. Diese sind mir wo möglich noch widerwärtiger als die Deklamatoren, Musikanten und Taschenspieler, welche den Gästen an den Wirthstafeln sich aufzudringen pflegen. Je höher das Ziel, desto abscheulicher die Heuchelei!

49.

Man hat Unrecht, wenn man die Fürsten falsch und verstellt nennt. Sie müssen stets einen thätigen Vertheidigungskrieg führen, denn Jeder will ihnen etwas ablauschen, etwas erhaschen, denen schaden, welchen jene einiges Zutrauen schenken, und dadurch sich in Gunst setzen, daß er ihren Schwächen schmeichelt und den schlechtesten Leidenschaften Dienste anbietet. Der Regent kann in der Regel nur durch Winkelzüge hinter die ganze Wahrheit kommen. Je klüger der ist, welcher vor ihm steht, desto größere Anstrengung wird erfordert, um zu erkennen, welches wahre Gesicht von der so kunstvoll ausgewählten Larve verborgen werde. Wahrlich, ich habe oft genug die Kunstfertigkeit zu bewundern gehabt, welche die Großen der Erde erlangt haben durch die beständige

Uebung dieſes Abwehrens, und durch die Nothwendigkeit, ſchnell zu Ergebniſſen zu kommen, und das bequem in ihr Wiſſen einzureihen, was Andere als Frucht tiefer Forſchungen, lange fortgeſetzter Erfahrungen ihnen vortragen. Durch Blicke und beredtes Lächeln, durch einen leicht zu beantwortenden Einwurf, einen ſcherzenden Zweifel erwärmen ſie die Unterhaltung ſo lange, bis das letzte Wort heraus iſt, welches ſie haben wollten. Alles dieſes liegt nun einmal im Berufe. Nur gleichen ſie darin den Stallmeiſtern, daß ſie auch alsdann die Treppe mit quergeſetzten Füßen herabſteigen, wenn keine Sporen ihre Ferſen zieren. Der Geiſtliche, welcher ſeinen ſonntäglichen Beruf mit dem alltäglichen zu vermitteln hat, der Arzt, den der vornehme Kranke über Leben und Sterben ausforſcht, der Generalſtabsoffizier, welcher einer ſchönen Frau nicht ſagen darf, daß man morgen retiriren werde, ſie Alle haben leichtes Kinderſpiel gegen die Aufgabe eines Fürſten. Je weniger dieſer von ſeiner Pflicht erfüllt iſt, um deſto leichter kann er wahrhaftig ſeyn und umgekehrt.

50.

Deportationskolonieen haben das Gute, daß der Spitzbube nicht durch Berührung mit ehrlichen Leuten verdorben wird, und wieder einiges Selbſtgefühl gewinnen kann. Was aber nach und nach in ſolchen Anſiedlungen für Familientraditionen ſich bilden mögen, darüber möchte ich die offene Aeußerung ehemaliger Gouverneure von Sibirien oder Auſtralien vernehmen. Die Urgeſchichte Roms ſteht hier als warnendes, zu wenig beachtetes Denkzeichen da.

51.

Gewiſſe Völker ſind in manchen Beziehungen wie geneſtelt, ſie kommen, was die überwiegende Mehrzahl betrifft, nie über einen gegebenen Punkt in ihren geiſtigen oder politiſchen Strebungen hinaus. Wer aus ihnen darüber hinauskömmt, fällt ins Bodenloſe. Völker wie Individuen haben Eigenſchaften, welche zugleich Tugenden ſind und Fehler. Eine Akademie der politiſchen Wiſſenſchaften hätte daher die großartigſte Aufgabe, wenn ſie fähig wäre, ſie nur zu ahnen. Eine Art phyſiologiſcher Behandlung würde hier am ſchnellſten einiges Licht verſchaffen. Dieſe iſt aber nicht Sache einer Akademie, ſondern eines einzelnen, hochbegabten

Mannes. Aus Klima, Bodenverhältniß, Nahrung, Flußgebieten, Erlebniſſen, Racenmiſchung, Wohnungen, Zuſammen- oder Iſolirt leben und ſo vielem Andern ein gemeingültiges Ergebniß zu ziehen, iſt wahrlich keine leichte Aufgabe. Ich habe mich genug an ihr abgekämpft, und bin froh, Einiges nur richtig vorausberechnet zu haben, und einige erfreuliche Hoffnungen für das deutſche Volk mit hinüber nehmen zu können!

Die verſchiedenen Methoden der geographiſchen Ortsbeſtimmung.

Schon dem entfernten Alterthum war es klar geworden, daß eine Erdkunde, die nicht blos auf die allernächſte Umgebung ſich beſchränken, ſondern ihren Namen in umfaſſenderem Sinne rechtfertigen wolle, nur möglich ſey durch Himmelskunde. Von der Erde überſchauen wir gleichzeitig nur einen gegen das Ganze völlig unbedeutenden Raum, vom Himmelsgewölbe die volle Hälfte, ja in günſtig gelegenen Erdſtrichen ſchon im Laufe einer einzigen Nacht das Ganze. Der Aufgang und Niedergang der Sonne war es, wonach zuerſt die allgemeinſten Richtungen auf der Erde bezeichnet und benannt wurden; Mittag und Mitternacht kamen ſpäter hinzu und bildeten die Grundlage der Windroſe. Damit war auch der erſte Begriff von Parallelen und Meridianen gegeben, ſelbſt bevor noch die Erde als eine Kugel anerkannt war. In der That begegnen wir dieſer letzten Meinung anfangs nur als einer philoſophiſch-ſpekulativen Anſicht, auf nichts gegründet als auf die Bemerkung, daß die Kugel die einfachſte aller Formen ſey; denn z. B. von der Kugelgeſtalt der Sonne und des Mondes auch auf die der Erde zu ſchließen, konnte denen nicht einfallen, die ſich die Erde als das Weltganze, und Sonne und Mond ſammt den übrigen Geſtirnen nur in den obern Lüften ſchwimmend gedachten. Indeß gewannen die richtigeren Vorſtellungen von der Erdgeſtalt allmählich den Sieg, und ſo konnten auch die Begriffe Meridian und Parallel beſtimmter gefaßt werden. Die Säulen des Herkules im Weſten, Indien im Oſten, Thule im Norden und Aethiopien

im Süden — dies waren die noch halb fabelhaften Grenzen der Welt, und so wenig man auch über ihre wahre Entfernung Sicheres anzugeben wußte, war doch so viel bekannt, daß die Erstreckung in der Richtung des Parallels größer sey, als in der der Meridiane. Dies ward Veranlassung, jene erstere als Länge, letztere als Breite zu bezeichnen.

Die erste einigermaßen bestimmte Idee eines Gradnetzes, in welchem die einzelnen Orte der Erde nach Länge und Breite ihren Platz fänden, also einer Landkarte im heutigen Sinne des Wortes, treffen wir bei Eratosthenes, womit nicht geleugnet werden soll, daß nicht auch schon frühere Versuche gemacht worden seyen, kleinere und größere Landstriche darzustellen. Was man dagegen über uralte — und nach Bailly's mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit dargelegter Meinung sogar höchst genaue — Messungen des Erdkörpers gesagt hat, entbehrt alles und jedes haltbaren Grundes.

Setzt man die Kugelgestalt der Erde voraus, so wird man den Breitenunterschied zweier Orte auf der Erdfläche durch die Differenz der Höhe irgend eines Gestirnes im Meridian dieser beiden Orte erhalten. Verbindet man mit dieser Wahrnehmung eine direkte Messung auf der Erde selbst, so erhält man die Entfernung dieser — unter gleichem Meridian vorausgesetzter — Orte in einem bekannten lineären Maaße, und folglich durch Verbindung beider Daten auch den Umfang der Erdkugel. — Dies war der Gedanke des Eratosthenes, und dies ist noch heut das Grundprinzip unserer so sehr verfeinerten Erdmeßkunst. Es handelt sich also bei Vergleichung der ältern und neuern Arbeiten nur darum, die Mittel kennen zu lernen, durch welche man diese beiden Data zu erlangen suchte.

In Bezug auf den astronomischen Theil der Arbeit standen den Alten nur sehr rohe Hülfsmittel zu Gebot. Durch die Größe des von einem senkrechten Stift geworfenen Schattens erhält man den Abstand der Sonne vom Zenith in Graden des größten Kreises, und ist gar kein Schatten vorhanden, so steht die Sonne im Zenith selbst. Beobachtet man also an demselben Tage an zwei unter gleichem Meridian gelegenen Orten diesen Schatten zur Zeit der Kulmination, so erhält man ihren Breitenunterschied. — Beobachtet man, wie hoch sich ein Stern über dem

Horizont eines Ortes erhebe, und ſucht man einen andern Ort auf, wo derſelbe Stern gar nicht mehr eigentlich aufgeht, ſondern den Horizont nur ſo eben berührt, ſo wird man auch dadurch den Breitenunterſchied erhalten. Die Unſicherheiten beider Methoden ſind indeß ſehr groß; im erſtern Falle haben wir es mit einem ſtark verwaſchenen Ende des Schattens zu thun; bei der letztern Methode dagegen wird die Refraktion — von der überdies die Alten bis auf Cleomedes nichts wußten — noch nachtheiliger einwirken.

Noch übler jedoch ſtand es um den geodätiſchen Theil der Arbeit: hier hatte man ſtatt aller Meſſungen nur die Zeit, welche eine Land- oder Seereiſe erforderte, und dabei mangelte noch die Gewißheit, daß beide verglichene Orte unter demſelben Meridian, oder wenn dies nicht, unter welchem Azimuth der eine vom andern aus läge. Die Größe der Erde alſo, mithin auch der Werth eines Grades, konnte nur höchſt beiläufig erhalten werden.

Unter dieſen Umſtänden dürfen wir uns nicht wundern, wenn die größtentheils von Seefahrern herrührenden Breiten um 2—3, ja bis zu 5 Graden Fehler haben, während an ſolchen Orten, wo man ſorgfältige Beobachtungen wiederholt anſtellte, allerdings eine Genauigkeit, die bis auf wenige Minuten ging, erhalten werden konnte. Alexandria's Muſeum und Pytheas Wohnung in Marſeille mögen als Beiſpiel dienen. Man beobachtete die Höhe der Sonne am längſten und am kürzeſten Tage; das Mittel aus beiden gab die Höhe der Sonne im Aequator, und dieſe von 90° abgezogen, die Breite des Orts. Ein Theil der Ungewißheit hob ſich dadurch ſchon auf; die öftere Wiederholung verminderte den Einfluß der Fehler, und wenn man, wie in Alexandrien, ſich zur Beſtimmung der Höhen nicht des Schattens, ſondern ſorgfältig eingetheilter Kreiſe bediente, ſo mußte die Sicherheit noch bedeutend zunehmen. So ſehen wir, daß man in der alexandriniſchen Periode die wichtigeren Punkte des Mittelmeeres der Breite nach ſchon ziemlich gut kannte, und daß die Karten ſich von den heutigen genaueren auf den erſten Anblick nicht ſehr unterſcheiden würden, hätte man auch die Längen wenigſtens eben ſo genau beſtimmen können.

Damit ſah es aber ſehr mißlich aus. Die Meridiane der Erde ſind in Bezug auf die Phänomene des Himmels nur allein

der Zeit nach verſchieden und ſonſt einander völlig gleich. Weder die Auf- und Niedergänge der Sterne, wie ſie das alte Griechenland beobachtete, noch die Meridiandurchgänge derſelben, die man in Alexandrien wahrnahm, vermochten über die Längenunterſchiede einen Aufſchluß zu geben. An eine Vergleichung durch Uhren, wie heut zu Tage, war damals nicht zu denken; daß Mond- und Sonnenfinſterniſſe ein geeignetes Mittel ſeyen, ſah man wohl nach und nach ein; der Anwendung dieſes Mittels ſtellten ſich jedoch damals faſt unbeſiegbare Schwierigkeiten entgegen; Sternbedeckungen und Jupitersſtrabanten aber bedürfen der Ferngläſer. Welches Mittel man aber auch anwenden wollte, ſtets wird bei Längenbeſtimmungen eine Verabredung mindeſtens zweier an entfernten Punkten befindlicher Beobachter erfordert, während die Breite unabhängig nur von Einem beſtimmt werden kann.

Nun aber kann man, unter Vorausſetzung einer bekannten Geſtalt und Größe der Erdkugel, ſowohl Längen- als Breitenunterſchiede auf rein geodätiſchem Wege beſtimmen. Aus der bekannten Größe eines Grades der Breite findet ſich auch, wenn die Breite ſelbſt gegeben iſt, die eines Grades der Länge, und eine direkte Meſſung in der Richtung eines Parallels kann alſo den Längenunterſchied ohne Zuziehung des Himmels finden laſſen. Aber da man auch hier nichts, als die Ausſagen der Seefahrer und für kleinere Diſtanzen auch der Landreiſenden über die Zeit, welche ſie zur Zurücklegung eines Weges gebraucht, und andererſeits nur die nach dem Obigen höchſt dürftige Kenntniß der Erddimenſionen zum Grunde legen konnte, ſo darf es nicht verwundern, wenn die von dem Meridian von Alexandrien oder Rhodus gezählten öſtlichen oder weſtlichen Längen an den äußerſten Grenzen der bekannten Welt um 20—30 Grade fehlerhaft angegeben waren, wie denn namentlich Indien und Taprobane viel zu weit nach Oſten gerückt war. Dieſe alten Vorſtellungen von der ungeheuren Ausdehnung Aſiens gegen Oſten leiteten noch einen Columbus irre, indem er glaubte, jene Länder reichten um den größten Theil der Erdkugel herum und ſeyen alſo auf weſtlichem Wege viel näher und in kürzerer Zeit zu erreichen, wie er denn bis an das Ende ſeines Lebens der Meinung war, daß er nicht einen neuen Welttheil, ſondern einen neuen Weg nach dem alten Indien gefunden habe.

Wir haben hier nur die Anfänge der mathematiſchen Erdkunde in allgemeinen Umriſſen ſchildern wollen, und beabſichtigen keineswegs, deren Geſchichte zu ſchreiben, die überdies mit einer Geſchichte der Aſtronomie aufs innigſte verwebt iſt. Wir begnügen uns daher hier zu erwähnen, daß die erſte geſchichtlich beglaubigte wirkliche Meſſung eines Erdgrades die iſt, welche die arabiſchen Geometer, auf Almamum's Verordnung, in den Ebenen von Sennaar ausführten. Wir haben keine hinreichend beſtimmte Nachrichten über die Länge des angewandten Maaßes, um über die Genauigkeit der Meſſung ein richtiges Urtheil gewinnen zu können; einigermaßen iſt dies dadurch möglich, daß die beiden Parteien, in welche Almamum ſein gelehrtes Kollegium getheilt hatte, und deren eine nach Norden, die andere nach Süden zu maß, reſp. 56 und 56⅔ arabiſche Meilen als Länge eines Grades gefunden hatten.

Unſere Hauptabſicht geht dahin, eine möglichſt vollſtändige Zuſammenſtellung der Methoden zu geben, welche man ſeit Wiedererweckung der Wiſſenſchaften in Europa zur Ermittlung der Breiten und Längen, ſo wie der Erdgeſtaltung, eingeſchlagen hat und gegenwärtig einſchlägt, da wir dafür halten, daß es für Jeden, der eine Karte braucht, von Wichtigkeit ſeyn muß zu erfahren, auf welche Weiſe ſie entſtanden iſt und welche wiſſenſchaftliche Gewähr ſie bietet. Wir werden uns dabei der Zeichenſprache, ſo wie durchgeführter Rechnungen, enthalten, da es für den tiefer Eingehenden an Werken dieſer Art keineswegs fehlt.

Die Breitenbeſtimmungen, welche die Aſtronomie der Geographie liefert, zerfallen in zwei Hauptklaſſen: entweder ſetzt man die Deklinationen der anzuwendenden Geſtirne als bekannt voraus oder nicht. Nur feſte Sternwarten vermögen das Letztere. Zu dieſen aſtronomiſchen Beſtimmungen treten noch als dritte Hauptklaſſe rein geodätiſche, die aber nicht abſolute Breiten, ſondern nur Breitendifferenzen liefern können.

Will man keine Sterndeklinationen, überhaupt Nichts als die einfache Thatſache, daß alle Geſtirne innerhalb einer feſten Periode Kreiſe um den Pol beſchreiben, zum Grunde legen, ſo muß man einen beliebigen Fixſtern, ausgewählt aus der Zahl derer, die für den zu beſtimmenden Ort nicht untergehen, in ſeinem höchſten und tiefſten Stande beobachten. Beide finden Statt,

wenn er durch den Meridian geht, das einemal unter, das anderemal über dem Pol. Das Mittel aus beiden Sternhöhen ist folglich die Höhe des in der Mitte zwischen beiden liegenden Poles, und der, halbe Unterschied beider Höhen zugleich der Abstand vom Pole, der von 90° abgezogen, die Deklination des Sterns angibt. Je kleiner dieser Unterschied, folglich je größer die Deklination des Sterns ist, desto weniger hat man von den Fehlern der Beobachtung, des Instruments u. dgl. nachtheiligen Einfluß auf das Resultat zu fürchten. Stände ein Stern im Pole selbst, so genügte eine Beobachtung desselben. Man wählt demnach am vortheilhaftesten den dem Pole nächsten und zugleich hinreichend hellen Stern; letzteres, um ihn auch am Tage in den Fernröhren der Meridiankreise sehen zu können. Unser Zeitalter hat das sehr bequem: ein Stern zweiter Größe steht dem Pole so nahe, daß das bloße Auge nur bei genauer Aufmerksamkeit seine Ortsveränderungen wahrnehmen kann.

Das Resultat würde indeß fehlerhaft seyn, wenn man es so, wie es die Beobachtung ergibt, ohne Weiteres annehmen wollte. Die Strahlenbrechung erhöht den Stern, sowohl wenn er über, als wenn er unter dem Pole steht, nur im erstern Falle etwas weniger, und man muß also die Größe der Refraktion kennen und darüber Rechnung tragen, eine Bemerkung, die überall gilt, wo man aus beobachteten Höhen (oder Scheitelabständen) einen Schluß ziehen will. Wir kennen jetzt die Refraktion, wenn man die für sehr geringe Höhen ausnimmt, genau genug, um sicher zu seyn, daß aus dieser Quelle kein irgend wirklicher Fehler in unsern Breitenbestimmungen entspringe.

Der Polarstern ist zwar der geeignetste und am häufigsten zu diesem Zweck beobachtete Stern, nicht aber der einzige; auch andere in der Nähe des Pols befindliche Sterne werden hierbei mit angewandt: verbindet man die beiderseitigen Kulminationen zweier oder noch besser mehrerer Fixsterne, so kann man außer der Polhöhe und den Deklinationen auch das Gesetz der Refraktion selbst finden.

Will man durch Hülfe der Sonne die Breite finden, so muß man den Erfahrungssatz zu Hülfe nehmen, daß die Sonne sich am längsten Tage eben so hoch über dem Aequator nach Norden erhebt, als sie am kürzesten Tage südlich von ihm entfernt

bleibt; ein Satz, welcher vorausſetzt, daß ſich der Mittelpunkt der Sonne in der Ebene der Erdbahn befinde. Alsdann geben zwei Beobachtungen an den genannten Tagen, in ganz ähnlicher Weiſe, wie vorſtehend angegeben, berechnet, die Höhe des Aequators und den Winkel deſſelben mit der Erdbahn oder die Schiefe der Ekliptik. — Man hat indeß die Erfahrung gemacht, daß die Beobachtungen der Sonne, nach aller Strenge berechnet, nicht völlig genau daſſelbe Reſultat geben, als die des Polarſterns, und daß beide ſich mehr von einander unterſcheiden, als die wahrſcheinlichen Fehler der Beobachtungen es erklären können. Der Grund kann ein mehrfacher ſeyn: entweder fällt der Mittelpunkt der Sonne nicht völlig genau mit ihrem Schwerpunkte zuſammen, und dann iſt es begreiflich, daß nur der letztere, nicht aber der erſtere bleibend in der Ebene der Erdbahn liegen kann; oder eine andere, vielleicht blos optiſche Urſache liegt der — übrigens ſehr kleinen — Abweichung zum Grunde. Da ſich nun überdies der Rand eines Weltkörpers, der einen meßbaren Durchmeſſer hat, nicht ſo gut beſtimmen läßt, als ein ſcharfer Punkt, wie ihn der Fixſtern bildet, ſo iſt man ſtillſchweigend übereingekommen, die Beobachtungen der Cirkumpolarſterne als die Grundlage der Polhöhenbeſtimmungen zu betrachten.

Die ſüdliche Halbkugel unſerer Erde entbehrt eines ſo bequemen Polarſterns; auch die nördliche hatte ihn nicht immer und wird ihn nicht immer haben. Drei Jahrhunderte hindurch wird er ſich von jetzt ab dem Pole noch mehr nähern und folglich für den angegebenen Zweck noch beſſer dienen; alsdann entfernt er ſich wieder von demſelben (oder richtiger der Pol von ihm), und nach einigen Jahrtauſenden wird er des Namens Polarſtern nicht mehr würdig befunden werden. — Am Aequator ſind Beobachtungen der Cirkumpolarſterne in der angegebenen Art gar nicht anzuwenden, da keiner derſelben beſtändig über dem Horizont bleibt.

In den meiſten Fällen, namentlich überall da, wo eine feſte Sternwarte nicht zu Gebot ſteht, kann man nur unter Vorausſetzung bekannter Sterndeklinationen die Breite erhalten. Unter dieſer Vorausſetzung reicht eine Höhe des kulminirenden Sterns zur Beſtimmung hin, und man wird dies alſo da anwenden, wo die Lage der Sternwarte die Beobachtung beider Kulminationen

nicht, oder nicht bequem genug, geſtattet. Allein es bedarf einer direkten Beobachtung der Höhe des Sterns (die doch nur auf feſten Sternwarten genau zu erhalten iſt) gar nicht, ſondern Beſſel hat gezeigt, daß man auch aus der Zeit, welche ein Stern bedarf, um aus dem öſtlichen Vertikal in den weſtlichen zu rücken, den Abſtand des Sternes vom Scheitelpunkt, und folglich, wenn ſeine Deklination bekannt iſt, die Polhöhe finden kann. Zu dieſer Beobachtung bedarf es gar keiner Theilung des Inſtruments. Man braucht auch nicht genau den öſtlichen und weſtlichen Vertikal zu kennen, wenn man ſtatt eines Sterns deren zwei beobachtet, und ſich nur überzeugt, daß das Inſtrument ſich überhaupt in einem naheliegenden Vertikal bewege, oder im entgegengeſetzten Falle, wie viel es davon abweiche, was man durch die Waſſerwage erfährt. Endlich iſt auch eine abſolut genaue Zeitbeſtimmung hierbei kein unentbehrliches Erforderniß, ſobald man nur das Intervall der Zeit zwiſchen der erſten und letzten Beobachtung genau kennt. Nur iſt zur Erlangung genauer Reſultate erforderlich, daß man Sterne wähle, die dem Zenith nahe vorbeigehen.

Zu dieſen Beobachtungen genügt vollkommen ein 12—16zölliges Inſtrument, welches leicht in einem Kaſten verpackt und tranſportirt werden kann, und eine einzige Nacht iſt hinreichend, Beobachtungen zu erhalten, deren Geſammtreſultat, bei zweckmäßiger Anordnung, keinen Fehler von mehr als zwei Sekunden übrig läßt. Indeß bedarf man einer Aufſtellung des Apparats, deren Unveränderlichkeit während der Dauer der Beobachtungen man verſichert ſeyn kann.

Die letztere Bedingung iſt nun ſehr häufig unerfüllbar, und auf Schiffen iſt vollends eine Aufſtellung ganz unmöglich. Man hat deshalb eine Art von Inſtrumenten eingeführt, welche in freier Hand gehalten werden können und gleichwohl das Verlangte leiſten, und das ſind die Reflexions- oder Spiegelinſtrumente, unter denen der Spiegelſextant das bekannteſte iſt. Bei ihnen beſtimmt man den Winkelabſtand zweier aſtronomiſchen oder terreſtriſchen Objekte dadurch, daß man ihre Bilder zuſammenbringt. Man erblickt nämlich in dieſen Inſtrumenten jeden Gegenſtand doppelt, einmal direkt geſehen, wie in jedem andern Fernrohr, und ſodann in einem Spiegel, von deſſen Stellung es abhängt, wie weit das direkte und das Spiegelbild von einander abſtehen. Da

man nun durch Drehung des Spiegels jeden beliebigen Abſtand der beiden Bilder deſſelben Gegenſtandes bewirken kann, ſo kann man auch das direkte Bild eines Objekts A dem Spiegelbilde B beliebig nähern, ſie alſo auch zur Berührung bringen. Alsdann gibt der mit dem Spiegel verbundene Gradbogen die ſcheinbare Entfernung an. Da einer der beiden Gegenſtände auch der Horizont ſeyn kann, und zwar ſowohl der natürliche als ein künſtlicher, ſo erhält man auch auf dieſe Weiſe die Höhe eines Gegenſtandes, jedoch ohne zu wiſſen, ob derſelbe im Meridian, oder wie weit von demſelben entfernt er ſtehe. Man kann alſo aus einer derartigen Beobachtung noch keinen Schluß ziehen, auch wenn die Deklination bekannt iſt.

Da man aber doch jedenfalls die Zeit im Rohen kennt, mithin auch weiß, ob die Kulmination ſchon vorüber oder noch zu erwarten iſt, ſo mache man eine ſolche Beobachtung vor der Kulmination, notire den Moment und warte ab, bis ſich nach der Kulmination dieſelbe Höhe wieder zeigt. Man kann zu größerer Sicherheit vor der Kulmination mehrere ſucceſſive Höhen nehmen, und ſie nach derſelben in umgekehrter Folge wieder beobachten. Dieſe korreſpondirenden Höhen und zugehörigeu Zwiſchenzeiten geben, wenn die Deklination bekannt iſt, die geſuchte Polhöhe durch eine einfache trigonometriſche Rechnung.

Am häufigſten beobachtet man zu dieſem Zweck die Sonne, da ſowohl der natürliche als künſtliche Horizont am Tage beſſer zu erkennen iſt und die — noch durch die Reflexion und Theilung der Bilder geſchwächte — Kraft der Sextantenfernröhre nur gering ſeyn kann. Man muß dabei berückſichtigen, daß die Deklination der Sonne ſich von Vor- bis Nachmittag ändert, wenn man außer der Breite auch noch die Zeit des wahren Mittags finden will, die gleichfalls aus dieſen Rechnungen hervorgeht. Auf Schiffen kommt noch der Umſtand hinzu, daß der Ort der Beobachtung in der Zwiſchenzeit der korreſpondirenden Höhen ſelbſt wechſelt. Deshalb wählt man die Höhen ſo, daß ſie beide möglichſt nahe dem Mittag fallen und beſtimmt die Bewegung des Schiffes in der kurzen Zwiſchenzeit durch die gewöhnliche Schiffsrechnung, wenn dies nöthig ſeyn ſollte.

Für Fahrzeuge hatte die Nothwendigkeit dieſe Reflexionsinſtrumente längſt eingeführt. Als man ſie gegen Ende des vorigen

Jahrhunderts in größerer Vollkommenheit verfertigt und ihre Theorie genauer entwickelt hatte, fing man auch an ſie für Beobachtungen auf dem Feſtlande anzuwenden. Namentlich iſt es der hochverdiente Zach, der ſie zu geographiſchen Ortsbeſtimmungen vielfältig anwandte und für ihre Verbreitung thätig war. Er nannte den Sextanten eine tragbare Sternwarte und war bemüht, ihn nicht für Breitenbeſtimmungen allein, ſondern für möglichſt viele Aufgaben der geographiſchen Aſtronomie brauchbar zu machen. Sein großer Nutzen, beſonders in entfernten und unkultivirten Gegenden, iſt unverkennbar, indeß kann er an Genauigkeit nie mit größeren und feſteren Inſtrumenten wetteifern, zumal wenn man bedenkt, daß der Sextant ſtets nur auf Umwegen das findet, was die übrigen Methoden direkt geben.

Von ganz verſchiedener Natur dagegen iſt die Längenaufgabe. Wie ſchon oben bemerkt, unterſcheiden ſich die einzelnen Meridiane der Erde, was ihr Verhältniß zum Himmel betrifft, nur allein durch die Zeit, und zwar jeder Grad nur durch 4 Minuten Zeit. So kleine Differenzen aber können für den Anblick der Fixſterne keine Aenderung herbeiführen. Newyork und Neapel liegen in Länge weit auseinander, da aber die Breite beider Orte ganz gleich iſt, ſo werden die Auf- und Untergänge, die Kulminationen, die korreſpondirenden Höhen u. dergl. in beiden Städten die gleiche Aufeinanderfolge, die gleichen Intervalle haben, wenigſtens was die Fixſterne betrifft. Daß alles dieſes in Newyork 5 Stunden ſpäter als in Neapel erfolgt, kann man unmittelbar an keinem der beiden Orte wahrnehmen; denn jeder derſelben hat ſeine eigene Zeit, die er eben durch die erwähnten Himmelsbegebenheiten beſtimmt. Die richtige Newyorker Uhr wird alſo gegen die richtige in Neapel um eben ſo viel nachgehen, als der Meridianunterſchied beträgt; es wird hier wie dort zwölf Uhr ſeyn, wenn die Sonne im Mittag ſteht, und die Frage iſt ungelöst. Um den Unterſchied beider Zeiten zu ermitteln, bedürfte man einer gleichſam abſoluten Zeit, die nach einem feſten Hauptmeridian regulirt, und alſo für die ganze Erde dieſelbe wäre, unabhängig von der Lage der einzelnen Meridiane. Die Vergleichung dieſer abſoluten Zeit mit der relativen jedes einzelnen Ortes würde die Aufgabe löſen. Es frägt ſich alſo: gibt es Mittel, eine ſolche abſolute Zeit zu erhalten und auf die ganze Erde zu übertragen?

Ein einfaches und völlig genügendes Mittel wäre eine Uhr ohne Fehler, oder doch ohne Veränderlichkeit des Ganges während der ganzen zur Uebertragung erforderlichen Zeit. Ein anderes wären Signale, an beiden zu vergleichenden Orten ſichtbar, und zwar entweder künſtlich von uns zu veranſtaltende (was nur bei nahegelegenen Orten möglich iſt) oder ſolche, die der Himmel uns bietet, alſo Vorgänge, die ein hinreichend ſcharfes Moment der Beobachtung darbieten. Beide Methoden ſetzen voraus, daß das, was wir oben relative Zeit genannt haben, an jedem Orte durch geeignete Mittel hinreichend genau beſtimmt werde.

Die Wichtigkeit der Aufgabe, namentlich für den Seefahrer — da durch eine falſche Länge der Untergang des ganzen Schiffes herbeigeführt werden kann und oft genug worden iſt — bewog das engliſche Parlament im Jahr 1714 unter der Königin Anna, einen Preis von 20,000 Pfd. Sterling demjenigen auszuſetzen, der irgend ein zuverläſſiges Mittel angeben würde, die Länge auf der See und alſo überhaupt bis auf ½ Grad Genauigkeit zu beſtimmen. Der Preis war der höchſte unter allen, die je gewonnen wurden (denn Napoleons Preis von 1,000,000 Franken auf die beſte Spinnmaſchine iſt niemals realiſirt worden). Wir können ihn alſo als eine Epoche in der Geſchichte dieſer Aufgabe anſehen und es wird von Intereſſe ſeyn, die Mittel kennen zu lernen, deren man ſich vorher bediente.

Eines der allgemeinſten waren die Verfinſterungen der Jupiterstrabanten. Schon im 17ten Jahrhundert war ihre Theorie in Ganzen ſo weit berichtigt, daß man dieſe Ereigniſſe voraus zu berechnen im Stande war. Nur konnten ſie nicht ohne ein Fernrohr, das für den Gebrauch in freier Hand ſchon faſt zu groß iſt, beobachtet werden; ſie halfen demnach dem Seefahrer wenig, wiewohl ſie auf dem Lande mit ziemlichem Erfolge angewandt wurden. Der Moment der Verfinſterung iſt meiſt auf eine Zeitſekunde ſicher, eben ſo das Wiedererſcheinen. Sie ſind alſo ein treffliches — und auch noch jetzt nicht ganz antiquirtes — Mittel da, wo man Zeit und Ruhe hat, die Begebenheit abzuwarten und ſicher zu beobachten. Ereignen ſie ſich auch nun im Ganzen oft genug, da kaum die Hälfte der Nächte ohne eine ſolche Begebenheit vorübergeht, ſo hat doch jedes Jahr einen Ausfall von 3—4 Monaten, während welcher Zeit Jupiter bei der

Sonne steht, und einen andern von 2—3 Wochen, während er in Opposition steht und die Finsternisse für uns größtentheils unsichtbar sind.

Mondfinsternisse hatten vor denen der Jupitertrabanten das voraus, daß sie keines oder doch nur eines sehr mäßigen und unter allen Umständen leicht zu handhabenden Fernrohres bedurften. Allein theils ereignen sie sich viel zu selten, als daß sie dem Seefahrer von erheblichem Nutzen seyn könnten, theils ist ihr Anfang und Ende nicht mit Schärfe wahrzunehmen, da der auf den Mond fallende Erdschatten verwaschen ist und ein allmählich dichter werdender Halbschatten ihm vorhergeht. Die Erfahrung lehrt, daß man auf 2—3 Minuten Unsicherheit gefaßt seyn muß, und dies hätte über einen halben Grad Unsicherheit in der Länge veranlaßt, mithin schon um deswillen der Preisaufgabe nicht genügt.

Sonnenfinsternisse lassen sich weit schärfer beobachten und bedürfen gar keines Fernrohrs. Aber sie sind für einen einzelnen Erdort noch seltener als Mondfinsternisse, lassen Jahre lang auf sich warten, und sind deshalb dem Seefahrer so gut als ganz unnütz. Ueberdies aber ereignen sie sich nicht gleichzeitig für die ganze Erde, geben also die absolute Zeit nicht direkt an, wiewohl sie durch Rechnung daraus erhalten werden kann. Denn der Halb- wie der volle Schatten des Mondes beschreiben ihren Weg über die rotirende Erde, und es hängt von der Erd- und Mondbewegung ab, wie schnell dies geschieht, immer aber verfließen einige Stunden Zeit. Die erforderliche Rechnung, um die für den Mittelpunkt der Erde gültige absolute Zeit aus den wirklich beobachteten Zeiten abzuleiten, konnte damals noch nicht in aller Strenge geführt werden.

Diese Bemerkung trifft auch die Sternbedeckungen durch den Mond, die sich übrigens viel häufiger ereignen als Sonnenfinsternisse, dagegen aber mit wenigen Ausnahmen eines guten Fernrohrs bedürfen.

Uebrigens erfordern alle diese astronomischen Momente, wenn der Seefahrer seine Länge daraus ableiten soll, eine scharfe Vorausberechnung für einen bestimmten Ort, die der Beobachter auf dem Lande nur als Anzeige des Phänomens, also nur beiläufig richtig, bedarf. Denn dieser hat nach gemachter Beobachtung Zeit, die Nachrichten von den an andern Orten gemachten abzuwarten

und ſeine Rechnung alsdann mit aller Muße auszuführen; der Seefahrer aber will auf der Stelle, oder doch in möglichſt kürzeſter Friſt, das Reſultat wiſſen, da es ſpäter für ihn von keinem Nutzen ſeyn kann. Für ihn alſo muß die Vorausberechnung die Stelle der korreſpondirenden Beobachtung erſetzen und folglich möglichſt genau ſeyn. Dies aber war in jener Zeit nicht wohl möglich, da es an einer genügenden Theorie der Bewegungen, namentlich des Mondes, ſo wie auch an hinreichend ſcharfen Sternörtern fehlte. Es war alſo vorauszuſehen, daß die Aufgabe ſchwerlich durch eine einzelne neue Entdeckung, ſondern durch Wegräumung der ſo höchſt mannichfaltigen Hinderniſſe, alſo wohl nicht von Einem, ſondern nach und nach von Mehreren, werde gelöst werden: wie denn auch der Erfolg gezeigt hat.

Es verdient noch angeführt zu werden, daß Halley einen Vorſchlag gemacht hat, der, wenn er praktiſch die erforderliche Genauigkeit gewährte, die Längenaufgabe ganz aus dem Gebiet der Aſtronomie ausſchließen würde. Die Abweichung der Magnetnadel iſt nämlich verſchieden für verſchiedene Orte der Erde, und die Linien, für welche die gleiche Abweichung ſtattfindet, durchſchneiden ſowohl Meridiane als Parallelen unter verſchiedenen Winkeln. Vorausgeſetzt alſo, daß man die Abweichung für alle Punkte der Erde kenne, ſo würde man aus der gegebenen Breite und Länge die Abweichung, folglich auch umgekehrt aus der Breite und magnetiſchen Abweichung die Länge finden können, ſogar ohne Zeitbeſtimmung. Allein die Abweichung der Magnetnadel iſt veränderlich nach Perioden der Tages- und Jahreszeiten, ſo wie nach größeren noch nicht genau bekannten Perioden, und zeigt überdies unregelmäßige, von den Witterungsphänomenen, den Nordlichtern und dergleichen abhängige Veränderungen. Dann aber iſt die Veränderung für ¼ Grad Länge in den meiſten Erdgegenden zu gering, als daß es auf einem ſegelnden Schiffe möglich wäre, den Unterſchied mit Sicherheit wahrzunehmen. Dieſe Beobachtungen ſind dem Seefahrer in anderer Beziehung wichtig, für die Länge aber können ſie ihm keinen Vortheil gewähren.

Der bedeutende Preis ſetzte vor allem die Uhrmacher in Bewegung. Wir haben geſehen, daß eine Uhr, welche die erforderliche Genauigkeit gewährt, die Aufgabe auf die einfachſte und allgemeinſte Weiſe löst. Wäre der Gebrauch des Pendels zuläſſig

geweſen, den ſchon Huygens 1660 eingeführt hatte, ſo wäre das Ziel viel leichter erreicht worden; allein bei Uhren, die während des Transports richtig fortgehen ſollen, ſind Pendel und Gewicht von ſelbſt ausgeſchloſſen; man mußte alſo dem Federwerk der gewöhnlichen Taſchenuhr dieſe Vollkommenheit ertheilen.

Setzen wir drei Monate als diejenige Zeit, während welcher die Uhr erforderlichen Falls Gewähr leiſten muß (denn wenn man einen Punkt von bekannter Länge erreicht hat, kann man ſie aufs neue berichtigen und prüfen), und man verlangt dieſe Gewähr bis auf ¼ Grad, ſo darf ſie am Ende des Zeitraums nicht über eine Minute Unſicherheit laſſen; man muß alſo ihres täglichen Ganges auf 0″,6 gewiß ſeyn können, oder die Abweichungen von der richtigen Zeit dürfen nicht über $^1/_{14000}$ der geſammten Zeit betragen — allerdings eine bedeutende Aufgabe für eine Federuhr. Auch währte es funfzig Jahre, ehe es einem Künſtler (Harriſon) gelang, die Aufgabe ſo weit zu löſen, daß man ihm nach einer vorläufigen Prüfung ſeiner Uhr die Hälfte des Preiſes auszahlte, und die andere nach einer umfaſſendern und ſtrengern Prüfung zuſagte. Dieſe aber beſtand ſie nicht, ja die Fehler des Standes der Uhr betrugen nach 3 Monaten ſchon gegen 9 Minuten. Es muß bemerkt werden, daß die Forderung dahin ging, daß kein Temperatur- oder Feuchtigkeitswechſel den Gang der Uhr alteriren dürfe und ſie unter allen Umſtänden dem Seefahrer Gewähr leiſte. — Was Harriſon nicht vollſtändig gelungen war, verſuchten nach ihm Mudge und andere Künſtler nicht ohne Erfolg, wie denn jetzt die verſchiedenen Chronometer und Time-Keepers bei allen Seefahrern und auf allen Sternwarten in Gebrauch ſind. Indeß kann man ſich nicht verhehlen, daß auch das allervollkommenſte mechaniſche Inſtrument kein unbedingtes Vertrauen erwecken kann da, wo Leben und Tod einer ganzen Schiffsmannſchaft allein von ihm abhängig iſt. Der geringſte, das koſtbare Werkzeug treffende Unfall — und man denke an die verſchiedenen Zufälle, denen ein Seefahrer ausgeſetzt iſt — konnte möglicherweiſe die Uhr unbrauchbar machen, und was dann?

Deshalb alſo war und blieb es von höchſter Wichtigkeit, noch von einer andern Seite die Gewähr zu leiſten, und wir haben geſehen, daß dies nur auf aſtronomiſchem Wege möglich iſt, zumal

wenn es ſich um das Bedürfniß des Seefahrers handelt. Das Meiſte kam auf eine genau berichtigte Mondstheorie an, denn bei dem raſchen Laufe dieſes Weltkörpers verändern ſich ſeine Beziehungen zu andern in kurzer Zeit merklich, und mit Ausnahme der Trabantenfinſterniſſe im Jupiterſyſtem kommt unſer Mond bei allen hieher gehörigen Methoden in Betracht. Die andere Hälfte des Preiſes ward alſo nach und nach unter diejenigen brittiſchen wie auswärtigen Aſtronomen vertheilt, welche ſich um Vervollkommnung der Mondstheorie ein weſentliches Verdienſt erwarben. So erhielt Tobias Mayer in Göttingen 3000 Pfd. für ſeine Mondtafeln, und die Erben Eulers eine ähnliche Summe für des Letzteren analytiſche Unterſuchungen, welche der Mondstheorie zu Statten kamen. Wohl nie hat eine Preisaufgabe ſo wichtige und wohlthätige Folgen gehabt, nie größere und edlere Kräfte in Bewegung geſetzt. Die von Maſon, Bürg, Laplace, Burkhardt, Plana, Damviſeau, Hanſen, Lubbock immer mehr verfeinerte Mondstheorie leiſtet jetzt der Aufgabe ein völliges Genüge. Für die kurzen Zwiſchenzeiten um den Neumond herum, oder wenn ſonſt aus andern Urſachen der Mond nicht ſichtbar wäre, müſſen allerdings die Chronometer aushelfen, allein da man deren ſtets mehrere am Bord hat und man ſie nun oft genug prüfen kann, ohne eine Landung abwarten zu müſſen, ſo iſt auch ihr Dienſt geſichert und Unglücksfälle, die in Unkunde des Orts ihren Grund haben, kommen jetzt faſt gar nicht mehr vor.

Mit Beiſeitſetzung der zu ſeltenen, zu ſchwierigen oder auch nicht hinreichend genauen Beobachtungsmomente der vorſtehend aufgeführten Arten, wählt man jetzt einfach den Lauf des Mondes ſelbſt, durch welchen ſein Abſtand von der Sonne, den Planeten und den Fixſternen in jedem Augenblick ein anderer wird. Man wählt nun die hellſten dieſer Körper, Sonne, Mond, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und die der Ekliptik nahen Fixſterne erſter Größe, und berechnet den Abſtand des Mondes von jedem derſelben, ſo oft er nicht zu weit von ihm abſteht, von 3 zu 3 Stunden im Voraus. Dieſe Abſtände nun nimmt der Schiffer in ſeinem Reflexionsinſtrument, reduzirt dieſe Beobachtung nach den ihm gegebenen, möglichſt vereinfachten und erleichterten Formeln und findet dadurch, wie groß in demſelben Moment der Abſtand in Greenwich oder derjenigen feſten Sternwarte, für welche die

Berechnung angelegt ist, und folglich auch, was es dort an der Zeit sey. Da er nun seine eigene Zeitbestimmung möglichst kurze Zeit vorher gemacht, und durch die Uhren seines Schiffs fortgeführt und festgehalten hat, so erhält er den Unterschied der Zeit zwischen seinem und dem Normalorte, folglich seine Länge.

Allein was dem Schiffer, der nur momentanes, unmittelbar praktisches Interesse davon hat seinen Ort zu kennen, genügend erscheinen muß, kann da nicht ausreichen, wo man ein Resultat von bleibender wissenschaftlicher Geltung verlangt. Unsere Landkarten würden auch selbst für den gewöhnlichsten Gebrauch nicht genügen, wenn sie Fehler von ¼ Grad in Länge enthielten. Da nun auch dem auf dem festen Lande Beobachtenden ganz andere Hülfsmittel zu Gebot stehen, so werden auch die Methoden und Werkzeuge, die er anwendet, andere seyn müssen.

Die Sternbedeckungen durch den Mond sind gegenwärtig das am häufigsten und allgemeinsten angewandte Mittel. Bedient man sich eines guten und insbesondere scharfe Begrenzungen gewährenden Fernrohrs, so ist das Verschwinden eines Fixsterns hinter dem Mondrande, namentlich dem dunklen, ein so plötzliches Ereigniß, daß man bei strenger Aufmerksamkeit, und wenn nicht nachtheilige Nebenumstände eintreten, seiner wohl auf eine Viertelsekunde Zeit gewiß seyn kann. Mißlicher ist die Beobachtung des Wiedererscheinens (Austritts). Einmal ist es nicht leicht, den Punkt des Mondrandes, wo er erfolgen wird, ganz genau im Voraus zu wissen (bei den Eintritten hat man dies nicht nöthig), zweitens aber überglänzt der helle Mondrand den meist schwachen Stern so sehr, daß man sein erstes Erscheinen leicht ganz verfehlt. Tritt er aber am dunkeln Rande aus, so muß man den Blick aufs Ungewisse in den leeren Himmelsraum richten, wodurch die Beobachtung meistens noch schwieriger wird. Es genügt indessen, wenn auch nur die Eintritte an den zu vergleichenden Orten gut beobachtet sind, wiewohl beide Momente zusammengenommen die Sicherheit und Genauigkeit des Resultats beträchtlich vermehren. Der Unterschied, den beide Orte wahrnehmen, ist ein zwiefacher, ein reiner Meridianunterschied, von der Verschiedenheit der relativen Zeiten herrührend, und ein parallaktischer. Man denke sich von dem betreffenden Stern grade Linien zu den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche, so werden diese zwar wegen der großen

Entfernung des Sterns als parallele, jedoch nicht als zuſammenfallende betrachtet werden können, und der Mondrand erreicht dieſe verſchiedenen Linien zu verſchiedenen Zeiten, ſo wie an verſchiedenen Punkten. Hätten alſo auch alle Orte die gleiche abſolute Zeit, ſo würden ſie dennoch verſchiedene Momente der Beobachtung erhalten. Dieſen parallaktiſchen Unterſchied zu ermitteln und ſo aus dem Reſultat zu ſchaffen, daß man den Unterſchied der relativen Zeiten und alſo den der Länge rein erhält, iſt Sache des Berechners.

Könnte die Vorausberechnung ganz ſtreng ſeyn, wäre alſo ſowohl der Ort des Fixſterns als auch die Bewegung und die Größe des Mondes genau bekannt, ſo genügte die Beobachtung an Einem Orte. Da man dieſem Ziele jetzt wenigſtens ſchon ziemlich nahe iſt, ſo hat man für mehrere Beobachtungen, z. B. die, welche Humboldt in Südamerika angeſtellt hat, wenn keine vergleichenden in Europa zu finden waren, ſich mit der Vorausberechnung als Surrogat der zweiten Beobachtung einſtweilen begnügt.

Die Erfahrung lehrt, daß die einzelnen, durch Sternbedeckungen beſtimmten Längen, ſelbſt wenn beide Beobachter den Moment als ſcharf beſtimmt, und ihre Zeit als ſicher angeben, doch um mehrere, in einzelnen Fällen bis zu 8 und 10 Sekunden Zeit von einander abweichen, und zwar ſind die Unterſchiede meiſtens größer, wenn man ſehr entlegene Orte mit einander vergleicht. Die Schuld iſt den Beobachtern ſelbſt wohl nicht beizumeſſen, ſondern größtentheils dem Umſtande, daß der Mond nur im Allgemeinen kugelförmig, ſonſt aber mit zahlreichen und ſehr hohen Bergen beſetzt iſt. Die Scheibe des Mondes iſt alſo auch kein genauer Kreis (wie der Berechner annimmt und annehmen muß), ſondern zeigt an ihrem Rande Aus- und Einbiegungen, hervorragende Spitzen und eingeſchnittene Thäler. Verſchwindet nun beim Eintritt der Stern hinter einem Randberge, ſo geſchieht dies begreiflich früher, als wenn an dieſer Stelle ein thalartiger Einſchnitt, oder auch eine ebene Fläche ſich befindet. Dieſer Mangel iſt wohl längſt ſchon erkannt, es iſt aber gar nicht leicht ihm abzuhelfen. Da indeß Sternbedeckungen häufig vorfallen (jährlich etwa 120 an einem gegebenen Orte ſichtbare, wenn man Sterne bis zur 7 Größe nimmt), ſo kann man da, wo anhaltend beobachtet

wird, ſtets das Mittel aus vielen Bedeckungen nehmen und ſomit ein auf Theile von Zeitſekunden genaues Reſultat erhalten.

Den Sternbedeckungen verwandt ſind die Sonnenfinſterniſſe, doch ereignen ſie ſich zu ſelten und ſtehen, wie die Erfahrung zeigt, an Genauigkeit guten Sternbedeckungen gewöhnlich nach. — Noch viel ungenauer ſind, wie ſchon bemerkt, die Mondfinſterniſſe, deren man ſich auch nur im Nothfall zu rohen und vorläufigen Beſtimmungen bedient. Auch die Verdunkelung und Wiederaufhellung einzelner Mondflecke, die man etwas genauer beobachten kann als Anfang und Ende der Finſterniß, und die man zugleich bei einiger Kenntniß der Mondtopographie in ziemlicher Anzahl bei einer großen Finſterniß erhalten kann, können ſich in ihrem Reſultat mit den Sternbedeckungen nicht meſſen. Seit Zach ſind ſie nicht weiter zu Längenbeſtimmungen angewandt worden.

Die Kulmination des Mondes muß, da der Mond zugleich eine eigene Bewegung hat, für die verſchiedenen Erdorte verſchieden ſeyn, und zwar nicht blos der abſoluten, ſondern auch der relativen Zeit nach, und kann alſo zu Längenbeſtimmungen dienen. Am einfachſten macht ſich die Sache ſo, daß man den Mond und einen oder einige benachbarte Sterne kulminiren läßt. Hätte der Mond keine eigene Bewegung gehabt, ſo würde die Differenz zwiſchen der Mond- und Sternkulmination an beiden Orten dieſelbe ſeyn müſſen. Die wahrgenommene Verſchiedenheit der beiden Zwiſchenzeiten iſt Folge der eigenen Bewegung des Mondes; da man nun dieſe der Quantität nach kennt, ſo läßt ſich auch finden, wie viel abſolute Zeit zwiſchen den Mondskulminationen der beiden Orte verfloſſen iſt, folglich wie groß ihr Längenunterſchied ſey. Einzeln genommen gewähren dieſe Beobachtungen nur geringe Genauigkeit, da man ſie aber in großer, faſt beliebiger Menge erhalten kann und ſie zugleich zu den leichteſten gehören, die man mit ganz mittelmäßigen und nur proviſoriſch feſten Fernröhren anſtellen kann, ſo iſt ihr Gebrauch nicht zu verwerfen und man hat ſie in neuerer Zeit vielfach angewandt. Man erſpart dabei zugleich die beſondere Zeitbeſtimmung, da ſie, ſo weit ſie hier in Betracht kommt, in der Beobachtung des Fixſterns enthalten iſt.

Der Zweck würde verfehlt ſeyn, wenn jeder Beobachter die Sterne, die er mit dem Monde kulminiren läßt, beliebig wählen

wollte, denn nur Beobachtungen deſſelben Sternes geſtatten eine Vergleichung. Es iſt alſo unter den Aſtronomen der Erde die Uebereinkunft getroffen, ein einziges Verzeichniß der an jedem Abend zu beobachtenden Sterne im Voraus zu veröffentlichen. Der in England erſcheinende und zunächſt für die Sternwarte Greenwich berechnete Nautical Almanac hat dies übernommen, und die in andern Ephemeriden z. B. dem Berliner Jahrbuch publizirten Verzeichniſſe der Sterne im Parallel des Mondes ſind mit ihm gleichlautend.

Die Verfinſterungen der Trabanten Jupiters ereignen ſich häufig, ſind leicht zu beobachten und geben die Längenunterſchied ohne Parallarenrechnung unmittelbar. Indeß iſt der Moment des Verſchwindens von vielen Nebenumſtänden abhängig. Der Trabant verſchwindet nämlich nicht, wie ein Stern bei Bedeckungen, plötzlich und im vollen Glänzen, ſondern er tritt allmählich in den Jupitersſchatten. Bei ſeiner ſehr raſchen Bewegung verfließen zwar nur 3—4 Minuten von der erſten Berührung des Schattens bis zur völligen Verdunkelung, während unſer Mond eine Stunde gebraucht. Allein die letzte Sekunde der Sichtbarkeit iſt dennoch ſchwer zu beſtimmen. Zuweilen bleibt der Beobachter auf fünf Sekunden unſicher. Glaubt er aber auch ſicher zu ſeyn, ſo wird ein anderer, der ein ſtärkeres Fernrohr, ein ſchärferes Auge hat, oder ſich einer größern Heiterkeit des Himmels, eines höhern Standes des Planeten, einer tieferen Nachtdunkelheit erfreut, den Moment gewiß mehrere Sekunden ſpäter notiren, und das Wiedererſcheinen iſt meiſtens noch unſicherer als das Verſchwinden. — Bedient man ſich ſtets deſſelben Fernrohrs, beobachtet man ſo viel als möglich gleichviele Ein- als Austritte, vermeidet man Dämmerungszeiten und andere nachtheilig einwirkende Umſtände, ſo kann gleichwohl eine beträchtliche Zahl von ſolchen Finſterniſſen eine brauchbare Längenbeſtimmung liefern; auch geben die aſtronomiſchen Ephemeriden, des jetzt ſeltener gewordenen Gebrauchs ungeachtet, noch immer die Vorausberechnung dieſer Finſternißmomente nebſt den erforderlichen Nebenbeſtimmungen.

Eine von Boguslawsky vorgeſchlagene, bis jetzt noch nicht angewandte Methode für Orte, deren einer vom andern aus geſehen werden kann, beruht auf folgendem Prinzip. Man lege durch zwei Erdorte eine Vertikalebene, ſo wird der Durchgang

irgend eines Gestirns durch diese Ebene ein und derselbe absolute Moment seyn. Man richte also ein Fernrohr von **A** auf **B**, und bewege es nun in diesem Vertikal aufwärts so weit es nöthig ist, um den verabredeten Stern hindurchgehen zu lassen. Das Fernrohr in **B** richte man auf **A**, bewege es um 180° herum und verfahre dann wie in **A**, so werden die wahrgenommenen Momente des Durchgangs den relativen Zeitunterschied geben. Wegen der nicht sphärischen Gestalt der Erde werden einige kleine Korrektionen nöthig seyn, die man mit Leichtigkeit erhält. Große Sorgfalt wird indeß die Aufstellung der Fernröhre erfordern.

Wenn zwei Orte **A** und **B** zwar nicht von einander, doch aber von einem dritten **C** aus beide gesehen werden können, so kann man in **C** ein künstliches Signal veranstalten, was gleichzeitig in **A** und **B** gesehen werden kann. Das beste Mittel sind *Pulverblitze* (Blickfeuer). Der Punkt, wo sie gegeben werden, muß unveränderlich seyn, um ein Fernrohr auch in der Nacht mit Sicherheit darauf richten zu können. Raketen gewöhnlicher Art verlöschen nicht plötzlich genug, sonst würden sie, da sie eine bedeutende Höhe erreichen, auch noch für Orte anwendbar seyn, die in **C** vom Erdboden aus nicht mehr gesehen werden könnten, doch aber noch den Punkt, wo die Rakete erlöscht, über ihrem Horizont haben. Man hat indeß mit günstigem Erfolge zu diesem Zweck eine besondere Art Raketen angewandt, die beträchtlich hoch steigen und nicht nach Art der gewöhnlichem verlöschen, sondern einen Pulverblitz in der Höhe sehen lassen. Durch eine Kette von Signalen kann man auch entlegenere Orte verbinden, und hat zugleich, wenn man nicht auch die Länge der zwischenliegenden Stationen verlangt, nur nöthig an beiden Endpunkten die erforderliche Zeitbestimmung zu machen. — Blos *hörbare* Signale haben sich nicht bewährt gezeigt.

Gauß hat vorgeschlagen, die *Schwingungen* der Magnetnadel (nicht wie *Halley* die Deklination selbst) zur Längenbestimmung anzuwenden. Diese kleinen, oft plötzlich und in kurzen Intervallen sich zeigenden Veränderungen ereignen sich, wie die neuesten Erfahrungen am Magnetometer gezeigt haben, gleichzeitig an sehr entlegenen Punkten (wie z. B. Mailand und Christiania). Man würde also (stets eine scharfe Zeitbestimmung vorausgesetzt) in diesen Bebungen terrestrische Signale haben, die nicht an die

Bedingung des gleichzeitigen Sichtbarſeyns geknüpft wären, was den Gebrauch anderer Signale ſo ſehr einſchränkt. Doch werden noch viele Erfahrungen geſammelt und die Methode an bereits bekannten Längen geprüft werden müſſen, bevor man Gebrauch davon machen kann, und es ſcheint nicht, daß ſie eine der bereits bekannten verdrängen werde.

Endlich iſt noch der chronometriſchen Reiſen zu gedenken. Auf dem Feſtlande fällt die Bedenklichkeit, ſich dem Chronometer allein zu überlaſſen, hinweg, und zugleich kann man die Verſuche beliebig wiederholen. Die bisherigen, freilich noch nicht in ſehr großem Maßſtabe ausgeführten Reiſen haben ein ſo glänzendes Reſultat geliefert, daß in der Folge, wenn die Uhrmacherkunſt einerſeits, und die Raſchheit der Kommunikation andererſeits noch weitere Fortſchritte gemacht haben, dies Mittel allen übrigen vorgezogen werden wird. Das Prinzip iſt äußerſt einfach: die Zeit eines Ortes A wird durch einen oder mehrere Chronometer möglichſt raſch nach einem andern B, der ſeine Zeit gleichfalls beſtimmt, übertragen. So haben 20 chronometriſche Reiſen, welche die Gebrüder Peterſen im Jahre 1835 zwiſchen Altona und Berlin mit mehreren Chronometern unternahmen, den Längenunterſchied dieſer Orte bis auf ¼ Sekunde etwa feſtgeſtellt. Hätte zwiſchen beiden Orten eine Eiſenbahn beſtanden, ſo hätte eine noch 3—4mal größere Genauigkeit (ſo weit dieſe nämlich vom Gange der Chronometer abhängt) erhalten werden können. Ein im Ganzen nicht minder günſtiges Reſultat ergaben die Reiſen, welche auf Veranlaſſung der Ruſſiſchen, Preußiſchen, Däniſchen und Schwediſchen Regierung im Sommer 1833 von dem Schiffe Herkules unter Schuberts Leitung ausgeführt wurden, um die wichtigſten Küſtenpunkte des baltiſchen Meeres zu beſtimmen. Da nun an wenigen derſelben feſte Sternwarten waren, ſo errichtete man temporäre Beobachtungsſtationen zur Zeitbeſtimmung. Da man jetzt ſchon dahin gelangt iſt, die Dampfſchiffreiſe von England nach Amerika in 7½ Tagen machen zu können, ſo dürfen wir hoffen, den Längenunterſchied von Greenwich und Newyork bald chronometriſch beſtimmt zu ſehen, mit weit größerer Sicherheit, als dies durch die bisherigen Methoden möglich war; und in ähnlicher Art die Hauptſtädte Europas, wenn erſt das Eiſenbahnnetz zwiſchen ihnen vollendet ſeyn wird.

Zwiſchen den durch die Arbeiten der Aſtronomen beſtimmten Punkten ſpannt nun weiter der Geodät ſein Netz aus, ſowohl um die Lage derjenigen, die jener unbeſtimmt gelaſſen hatte, zu ermitteln, als auch, in einem größeren Maßſtabe operirend, die Geſtalt unſers Erdkörpers zu erforſchen. Bis jetzt iſt die letztere Aufgabe eigentlich nur in Beziehung auf die Breiten ausgeführt worden; man hat Meridianbögen der Erde gemeſſen. Aber auch die Meſſung der Parallelen wird nöthig ſeyn, um die Figur der Erde nach allen ihren Dimenſionen, ſo weit dies möglich, zu erforſchen. Noch wäre dies letztere zu früh; die Längenbeſtimmungen, an welche der Geodät anknüpfen und mit denen er ſeine Arbeit vergleichen müßte, um ein Reſultat zu gewinnen, ſind noch nicht in hinreichender Genauigkeit auf allen Punkten gegeben.

Unvollkommen, wie es nicht anders zu erwarten war, fielen die erſten Gradmeſſungsverſuche aus. Die alten Methoden waren ſchon von der Art, daß keine Schärfe zu erwarten war. So maßen Fernel im 16ten und zum Theil noch Norwood im 17ten Jahrhundert den Bogen des Meridians durch die Umläufe eines Wagenrades; und in dem aſtronomiſchen Theile der Arbeit waren die Fehler noch größer, da man von der Aberration und Nutation noch nichts wußte, und die Theilung der Inſtrumente, ihre Aufſtellung und Nivellirung, ſo wie die mikrometriſchen Vorrichtungen, noch ſehr unvollkommen waren. Alle vor der peruaniſchen Meſſung ausgeführten und eine bedeutende Anzahl der ſpäteren Gradmeſſungen haben daher nur noch geſchichtlichen Werth. So die unter Ludwig XIV. ausgeführte franzöſiſche Gradmeſſung von Dünkirchen bis Perpignan, von Picard, Lahire und Caſſini ausgeführt. So großen Werth in kartographiſcher Hinſicht die Caſſiniſchen Dreiecke haben, ſo gering iſt dieſer in Beziehung auf die Beſtimmung der Erdgeſtalt. Sie haben nichts bewirkt als eine fünfzigjährige Verwirrung, einen Kampf der noch im Kindheitsalter begriffenen Praxis mit der ihr weit vorausgeeilten Newtonſchen Theorie. Die Eiform war die letzte der ſchimäriſchen Metamorphoſen, welche unſere Erde durchgemacht hat, von dem chineſiſchen Viereck und der indiſchen Lotosblume an, durch den Teller, die Säule, die Scapha und andere Formen hindurch, über die Birne des Columbus hinweg bis zu dieſer Mißgeburt der erſten Gradmeſſungen.

Nachdem Bouguer, Condamine und Godin ihre neun Jahre Zeit erfordernde peruaniſche Meſſung zu Stande gebracht hatten, und Maupertuis gleichzeitig in Lappland begonnene, aber weit früher vollendete Meſſung damit verglichen werden konnte, entſchwand jeder Zweifel über die wahre Erdgeſtalt, nur das Wieviel der Abplattung an den Polen ſtand noch in Frage. Der Abplattungscoefficient und die Größe der Erde waren fortan die Hauptaufgaben bei jeder neuen Gradmeſſung. Eine derſelben iſt am Cap der guten Hoffnung von La Caille 1750, eine andere von Maſon und Diron 1764 in Penſylvanien ausgeführt worden; letztere maßen den ganzen Bogen von 1½° direkt mit der Meßkette. Wären dieſe beiden an Genauigkeit und Zuverläſſigkeit der peruaniſchen gleich, ſo würden ſie geeignet ſeyn, zwei wichtige Fragen, welche die Konformität der nördlichen und ſüdlichen, ſo wie der öſtlichen und weſtlichen Halbkugel unſerer Erde betreffen, zu beantworten. Leider war ihr Ausſchluß durch ihre innern Inkongruenzen geboten, und ſo dienen ſie, wie noch mehrere andere jener Zeit, nur zu einer Mahnung, bei allen künftigen Meſſungen die höchſte Aufmerkſamkeit auf alle noch ſo gering ſcheinenden Nebenumſtände zu richten, wie dies unter allen am meiſten Beſſel in ſeiner preußiſchen Gradmeſſung gethan hat, die für das neunzehnte Jahrhundert das iſt, was die peruaniſche für das achtzehnte war.

Die Beſtimmung der Grundlinie iſt es hauptſächlich, welche die höchſte Sorgfalt erfordert, die ſich einerſeits auf die genaue Ermittelung des Werths und der Veränderungen der angewandten Maßſtäbe, andererſeits auf die Methode des Abmeſſens zu richten hat. Bei der preußiſchen Gradmeſſung ward eine Baſis von einer halben Meile ſo genau gemeſſen, daß der zu befürchtende Fehler nicht über ⅛ Zoll betrug. So war es denn erklärlich, daß die gemeinſchaftlichen Seiten dieſer preußiſchen und der an Güte mit ihr wetteifernden litthauiſchen Meſſung, obgleich mehrere Meilen lang, doch bis auf wenige Zolle und Theile eines Zolles übereinſtimmten, und daß Beſſel trotz der Kürze ſeines Meridianbogens es wagen konnte, zu unterſuchen, ob die einzelnen Theile deſſelben der gleichen Ellipſe entſprechen.

Aber auch dieſe im Sinne der Meridiane ausgeführten Gradmeſſungen, ſo zufriedenſtellend ihr Reſultat, allgemein

betrachtet, gegenwärtig erscheint, sind doch von ihrem erreichbaren Ziele noch weit entfernt. Die gemessenen Meridianbögen sind meistens nur Stücke von wenigen Graden, und gehören sehr verschiedenen Meridianen an. Die zehn Messungen, welche Bessel in seiner trefflichen Berechnung als die zuverlässigeren annimmt, betragen zusammen 35 Grad, die meistens in Europa und Ostindien zerstreut liegen. Das längste Stück, die französische Gradmessung, reicht von Formentera bis Dünkirchen, auf 12⅞ Grade. Kein gemessener Punkt liegt in der südlichen Halbkugel, Cotchesqui in Peru, unter dem Aequator, ist die südlichste Grenze. Eben so ist zwischen + 15° 6′ und + 38° 40′ Br. eine große Lücke. Zu einem Resultat können wir diese Messungen nur verbinden durch die Annahme, daß alle Meridiane der Erde gleiche Form haben, und es ist nicht wahrscheinlich, daß dies in aller Strenge stattfinde. Ferner muß die südliche Halbkugel als kongruent mit der nördlichen angenommen werden, was gleichfalls einigen Zweifeln unterliegt. — Nicht eher, bis wenigstens Ein Meridian in möglichst großer Erstreckung über ganze Erdtheile hin durchmessen ist, wird man eine ganz feste Basis weiterer Untersuchungen gewinnen; indem alsdann jedes einzelne Stück eines andern entlegenen Meridians mit den entsprechenden des erstern sicher verglichen werden kann, während dieses auf die Gestalt der Erde unter diesem Meridian einen bestimmten Schluß ziehen läßt.

Zu einer solchen Messung dürfte die Aussicht nicht gar zu fern liegen. Es ist jetzt im Werke, die von Struve ausgeführte Liefländische Gradmessung, die von Jacobstadt 56° 30′ bis Hochland 60° 5′ reicht, durch eine nördliche Fortsetzung in Finnland und Lappland an die dort von schwedischen Gelehrten (Swanberg und Oefverbom) ausgeführte anzuschließen. Letztere reicht von Mallörn 65° 31′ bis Pahtawara 67° 9′, der nördlichste von Gradmessungen bisher berührte Punkt. Dadurch würde eine Ausdehnung von 10⅞° gewonnen seyn. Aber auch in südlicher Richtung soll diese Messung durch Curland und Litthauen fortgesetzt und bis zur türkischen Grenze verlängert werden. Unter den gegenwärtigen Umständen steht zu hoffen, daß auch eine noch weitere Fortsetzung nach Süden den Hindernissen nicht begegnen werde, die bisher in allen nichtchristlichen Staaten umfassende wissenschaftliche Arbeiten erschwerten oder unmöglich machten. Schon die auf diese Weise

zu hoffende Verbindung der Nord- und Südſpitze Europas würde eine dem zehnten Theile des Erdumfangs gleiche Erſtreckung in nahe gleichem Meridian umfaſſen. Bedenken wir nun aber, daß auch Afrika gerade in dieſer Erſtreckung den längſten Meridian darbietet, ſo iſt wenigſtens für ein ſpäteres Jahrhundert die Möglichkeit gegeben, eine vom europäiſchen Nord- bis zum afrikaniſchen Südkap reichende, durch keine zu große Lücken unterbrochene Gradmeſſungskette zu vollenden, was nahe ein Drittel des Erdumfangs beträgt und wovon ein beträchtlicher Theil der ſüdlichen Halbkugel angehört. Erſt wenn dieſe Arbeit und eine ähnliche im weſtlichen Kontinent durchgeführt ſind, wird ſich herausſtellen, ob wirklich, wie man aus einigen Daten vermuthet, der weſtliche Kontinent eine Depreſſion im Vergleich zum öſtlichen zeigt, oder ob wir alle Meridiane als kongruent anzuſehen haben. Die hohe Wichtigkeit einer definitiven Beantwortung dieſer und ähnlicher Fragen aber wird Niemand leugnen, der eingedenk iſt des Ausſpruchs eines der größten Geographen, unſers trefflichen Ritter: „Unſere Erde iſt ein Stern unter den Sternen, und wir auf ihm ſollten nicht durch ihn uns vorbereiten zur Anſchauung der Welt und ihres Schöpfers und Meiſters!“

Mädler.

Die klassische Philologie

in ihrer Stellung zur Gegenwart.

Der philologische Unterricht in und auf unsern Schulen hat in der neuesten Zeit eine Menge der heftigsten und hitzigsten Angriffe erfahren müssen. Eltern, die ihre Kinder gern zeitgemäß erzogen und gebildet sehen möchten, und die klug genug sind, um zu beurtheilen und einzusehen, wie die bisherige Einrichtung so vieler Lehranstalten nicht mehr zu den Verhältnissen und Zuständen der Gegenwart passe, wie klagen sie darüber, daß so viele Dinge auf jenen Instituten getrieben werden, die der Gegenwart nicht mehr frommen; daß man solche in einer solchen Ausdehnung, mit einem solchen Aufwande von Kraft, Zeit und Mühe treibe, daß darüber das Nothwendigere und Nützlichere versäumt werde; daß man die Jugend mit Ueberflüssigem quäle und martere, ihr Gedächtniß anfülle mit Dingen, die sie im bürgerlichen Leben gar nicht brauchen könne, ihre Geisteskräfte dadurch schwäche, für andere Gegenstände unbrauchbar mache, und ihnen Fertigkeiten anlerne und angewöhne, deren sie in der Welt, unter den Menschen füglich entbehren möge. Damit stimmen überein die Aeußerungen, welche gethan werden von nicht wenigen Männern des Gewerbes, der Kunst, sogar der Wissenschaft, und diese Männer sind nicht etwa die schlechtesten, nicht unverständige, nicht unpraktische, nicht Poltrons, nicht revolutionäre, sondern meist ganz kluge, gescheute, einsichtsvolle, umsichtige, überlegte. Sie tadeln die tyrannische Einseitigkeit, den engherzigen Despotismus, die veraltete Methode und Form, den Stolz und die Anmaßung, womit der Philolog seine Sache noch immer treibt, womit er sie gegen

jeden Eingriff vertheidigt und aufrecht zu erhalten ſtrebt, trotz dem, daß die Gegenwart Anderes als blos das Alte und Veraltete heiſcht, daß ſie ein Fortſchreiten, ein Sich-Anbequemen an die neuen Formen mit aller Gewalt fordert.

Dieſe Anklagen — ſie ſind nicht ohne Erfolg geblieben; ſie haben vielfachen Anklang gefunden; man hat ſie erkannt als nicht aus der Luft ergriffen, und das bisherige Treiben auf unſern Schulanſtalten, namentlich auf den Gelehrtenſchulen, iſt ſtark in Mißkredit gerathen, und der Glaube an das Gute, Untrügliche und Alleinſeligmachende] deſſelben hat einen bedeutenden Riß bekommen.

Weiſe Regierungen, die da einſahen das Vernünftige und Gegründete dieſer Anforderungen der Zeit, haben, zwar nicht ohne harten Kampf der über das Alte wachenden Partei, ihnen mannichfach nachgegeben, die Unterrichtsmethode zu verbeſſern geſucht, haben unter die Lehrgegenſtände der Schulen ſolche Dinge aufgenommen, welche ſich mehr für die gegenwärtige Zeit paſſen, haben ſelbſt neue Inſtitute gegründet, auf welchen das philologiſche Element gerade in den Hintergrund geſtellt wird. Und was hat dieſe Nachgiebigkeit zur Folge gehabt? Sie hat die Gegner des bisherigen Unterrichts nur noch kühner gemacht; ſie hat nur noch mehr das Einſeitige, das Schlechte, das Fehlerhafte, das Unpraktiſche deſſelben hervortreten laſſen, und die weitern Anſprüche einerſeits und die Herabſetzungen andererſeits nehmen nicht nur kein Ende, ſie werden mit jedem Tage lauter, mächtiger, gewinnen immer mehr Raum und haben in der Gegenwart bereits eine Art von Gewalt und Kraft erlangt, die da drohet noch weiter fortzuſchreiten, jene Angriffe immer zu wiederholen in Ausſicht eines vollſtändigen Sieges, während die Gegenpartei immer mehr Terrain verliert und, was das Schlimmſte iſt, immer ſtärker in der öffentlichen Meinung ſinkt, dergeſtalt, daß man ſchon hin und wieder Pädagogen, ſelbſt Direktoren und Lehrer an Gymnaſien ſprechen hört: „Das bisherige Verfahren, die bisherige Einrichtung unſerer Gelehrtenſchule kann ſich nicht lange mehr halten: über kurz und lang muß eine totale Veränderung eintreten.“ Hierzu kommt, daß unſer Zeitalter vorzugsweiſe ein philoſophiſch-kritiſches iſt, und Alles einer ſcharfen Sichtung und Unterſuchung und Beurtheilung unterwirft,

an Allem rüttelt und Alles prüft, ob es der Mühe, der Beibehaltung, der Achtung, der Liebe ꝛc. werth ſey. Auch die Philologie hat ſich dieſer Kritik nicht entſchlagen können und hat vielfache Unterſuchungen, Erklärungen, Beurtheilungen erfahren, die das bisherige Walten und Treiben vielfach in ſeinen Blößen gezeigt, vielfache Zweifel erregt an ihrer Nutzbarkeit in ihrer bisherigen Form und gewiſſermaßen das ganze Getriebe lockerer gemacht und aus ſeinen bisherigen Fugen gezwängt hat. Mancherlei iſt da zwieſpältig, unſicher, ſchwankend geworden, was bisher nach alter Gewohnheit ſicher ſchien, und in vielen Stücken weiß nun der Philolog ſelbſt nicht, wozu er eigentlich berufen iſt, was er ſoll, und was er nicht ſoll.

Zwar haben ſich Viele, der konſervativen Partei angehörig, gegen dieſe Neologie erhoben. Sie haben Programme, Flugſchriften, Bücher geſchrieben zur Vertheidigung ihrer Sache, ſie haben philologiſche Vereine geſtiftet; ſie veranſtalten alljährliche Zuſammenkünfte; ſie reden, ſchreien, disputiren, ſchimpfen viel — das beſte Mittel, um ihrer Sache noch mehr Abbruch zu thun, ihr wohl gar noch früher den Todesſtoß zu verſetzen — aber, wenn wir nicht irren, ſo ſind alles bisher nur ſtumpfe Waffen geweſen, was ſie vorgebracht, alte, abgenutzte, verbrauchte Tiraden von Undank, Neuerungsſucht, Unverſtand, von materiellen Intereſſen, von der Trefflichkeit der formellen Bildung, von der ewig gültigen Klaſſizität der alten Autoren u. ſ. w.; einen bedeutenden Erfolg hat man nicht geſehen. Im Gegentheil, wie es uns ſcheint, ſo wird die Defenſive von Jahr zu Jahr matter, die Gleichgültigkeit des Publikums für die Philologie und altklaſſiſch-philoſophiſchen Unterricht immer größer. Oder woher kommt es ſonſt, daß auf den Gymnaſien der Fleiß und die Liebe der Schüler für das deßfallſige Studium, wie doch augenſcheinlich, abgenommen hat? Woher anders kommt es, daß ſich ſo wenig junge Leute dem philologiſchen Fache ausſchließlich mehr widmen? Woher kommt es, daß jene Anklagen unter dem Publikum ſo vielen Anklang, die Vertheidigungen ſo geringen finden? Woher kommt es, daß man anfängt bei Beſetzung von Schulſtellen nicht mehr blos auf philologiſche Kenntniſſe zu ſehen? Woher kommt es, daß der Abſatz philologiſcher Werke mit jedem Jahre geringer wird? ſich mindert die Herausgabe, die Anfertigung, der Verlag derſelben?

Wer nicht ſelbſt Gelegenheit oder Luſt gehabt hat Beobachtungen der Art zu machen, der leſe nur, was vor kurzem ein nahmhafter Philolog[1] in der Art hat laut werden laſſen. „Wer weiß nicht," ſagt derſelbe, „daß in unſern Tagen das Gebiet der antiken Philologie kläglich verkürzt und vor den übermächtigen materiellen Intereſſen im Rückzuge begriffen iſt? daß das Latein ſammt ſeinen formalen Zwecken mißfällig geworden und zuſehends in Belagerungsſtand geräth? daß die Nachbarſchaft vieler und ausgedehnter Lehrobjekte ihm den Raum und gewiſſer Maßen die Luft entzieht? — — Die Latiniſten können nicht mit Freudigkeit in die Zukunft blicken: ſie erfahren nur zu häufig, ſobald ſie den gewöhnlichen Schulbedarf überſchreiten wollen, welcher Kaltſinn bei Leſern, Verlegern und ſelbſt den Männern des Faches herrſche. Man greife nur zu dem friſcheſten und populärſten Beweiſe, der uns gerade bei dieſen Zeilen in den Wurf kommt; man ſehe den neueſten Meßkatalog auf römiſche Literatur an und nehme in der dortigen Oede den Artikel Cicero ſtatt jeder umſtändlichen Antwort." Nun iſt es zwar gegründet, was auch derſelbe Gelehrte erweiſet, daß für die kopiale römiſche Literatur bei uns ſeit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die originale griechiſche eingetreten iſt und einen bedeutenden Anhang auf Koſten jener gewonnen hat, aber nur unter den Gelehrten; denn das Volk und die höheren Stände fliehen die Graeca noch immer ärger denn die Sünde. Mehr oder am allermeiſten ſchadet indeſſen — wir können freilich dafür auch das Oxymoron: „nützt" ſagen — der altklaſſiſchen Philologie das Studium der deutſchen Sprache, Literatur und des deutſchen Alterthums. Seitdem dieſes in neueſter Zeit einen ſo erfreulichen Aufſchwung unter uns genommen, iſt das Studium der klaſſiſchen Sprachen und Literaturen, nicht gerade vernachläſſigt, doch augenſcheinlich davor zurückgetreten, wenn auch vorerſt und zumeiſt nur in der Meinung der Welt. Noch ſcheint es ſich nur anzuklaftern an die allerdings ſtarken Pfeiler ſeines Alters und der Gewohnheit.

---

[1] Bernhardy in dem intereſſanten und zur Beſtätigung des von uns oben Geſagten höchſt bedeutſamen Aufſatze: „Ueber die Stellung der römiſchen Literatur zur Gegenwart." Derſelbe findet ſich in Pruß's literariſch-hiſtoriſchem Taſchenbuche. Erſter Jahrgang, 1843, S. 461 ff.

Was ſollen wir nun hierbei machen? Sollen wir geruhig dieſem Sinken zuſehen und dem Weltgeiſte überlaſſen, wohin er die Sache führen wird? Oder ſollen wir thätig eingreifen und entweder ſie als eine überflüſſige, unnütze, nachtheilige, die ſeit dreihundert Jahren das Abendland beherrſcht, vielleicht gar bedrückt, tyranniſirt, despotiſirt habe, aufgeben und ihren gänzlichen Sturz herbeiführen, oder nach Kräften ſie ſtützen, ihre Widerſacher zurückſchlagen, ihren Werth geltend erhalten, die ihr etwa anklebenden Flecken entfernen, ihre Nützlichkeit befördern? Es iſt das wahrlich keine geringe — es iſt in der That eine Lebensfrage. Das philologiſche Studium iſt ſeit Einführung des Chriſtenthums in unſerm Lande einheimiſch geworden und zumeiſt die Baſis, der Grund unſerer Bildung; ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften iſt es der Mittelpunkt alles wiſſenſchaftlichen Lebens geweſen; der philologiſche Unterricht iſt in Deutſchland ſo alt als das Chriſtenthum; das Altklaſſiſche iſt ſo verwachſen mit unſerm ganzen Leben, daß es den Anſchein hat, wie wenn wir es gar nicht entbehren *könnten* und nur zum *Nachtheil* für uns entbehren würden. Es hat ſich doch auch unſtreitig ſo manches Verdienſt erworben. Was iſt alſo zu thun? Die Frage hat für die Welt, die der Philologie los ſeyn will, eben ſo viel Intereſſe, als für den Philologen ſelbſt, der wahrnimmt, wie mißlich er mit ſeiner Sache der Welt gegenüber ſteht. Denn wie? wenn es mit derſelben nichts wäre und er ſtrebte das Faß der Danaiden damit zu füllen? Wenn wirklich er und ſein Thun überflüſſig, unnütz, ſchädlich wäre? insbeſondere der Jugend?

Wir wollen den Gegenſtand hier einer ruhigen, unpartheilichen Erwägung unterwerfen. Weder das Alte, das Hergebrachte, die Sitte und Gewohnheit, ſelbſt nicht das ehemalige Verdienſt und der frühere Nutzen — denn die Sache konnte ſich ja überlebt haben, ſie könnte in der That überflüſſig geworden ſeyn — ſoll uns beſtechen und feſſeln, noch das Neue und das Lebendige in der Gegenwart uns fortreißen zu unbedingter Anerkennung eben deſſen. Die unklaren, unbeſtimmten und verworrenen Begriffe, welche darüber herrſchen, und welche zumeiſt die Wirrniſſe und Zerwürfniſſe in unſern Tagen in Bezug auf den obigen Gegenſtand herbeiführen, müſſen geläutert und aufgeklärt, die unrichtigen rectificirt werden. Weder jene Zeloten haben unbedingt Recht,

die, in dem Bisherigen ergraut, nichts Beſſeres kennen als das Alte, was ſie nur wiſſen, in dem ſie nur leben, noch die neue Welt, die nur die Gegenwart und deren Verhältniſſe berückſichtigt ſehen will. Jede der beiden Parteien muß etwas nachgeben von ihrer ſtrengen und ſtarren Anſicht; dann nur kann das Gute gedeihen. Das alte, hergebrachte Treiben der Philologen paßt allerdings nicht mehr für die gegenwärtige Zeit, die etwas Beſſeres verlangt und erwartet als jenen nackten, oberflächlichen Gedächtnißkram, jene bloße Sylbenſtecherei, jenes Verweilen an der Pforte, ohne wirklich in das Heiligthum einzudringen und ſolches zu genießen und zu nützen mit alle ſeinen Herrlichkeiten; jenes bloße Zuſammentragen und Zuſammenſchleppen von Gelehrſamkeit, ohne ſie zu ordnen, ohne ſie mit Geiſt zu durchdringen und zu erfaſſen, ohne ſie der Welt nutzbar zu machen, blos um ſie zu beſitzen und ſich an ihrem bloßen Beſitze in behaglichem Quietismus genügen zu laſſen. Das bisherige Treiben der Philologie hat manches Abgeſchmackte, Abgedroſchene, Veraltete, Geiſtloſe, Unnütze, manches Ueberſpannte auf der einen und manches Niedrige und Gemeine auf der andern Seite. Man kann ſagen: die Philologie hat etwas Carrikaturartiges, und es dürfte wohl nichts beſſer dazu dienen, ihren Jüngern und Vertretern das Tadelnswerthe und das mancherlei Lächerliche davon zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, als wenn wir nach Theophraſtiſcher Weiſe ein Conterfeit von ihr aufſtellten und ihnen vorhielten. Vielleicht kommen ſie dadurch zur Erkenntniß und geben der Welt nicht mehr den großen Anſtoß und das große Aergerniß, dergeſtalt, daß ſelbige wünſchen muß, ihrer und ihres Treibens ſobald als möglich los zu werden. Es läßt ſich nicht leugnen, wie auch Bernhardy zugibt a. a. O., die Philologen haben ſehr viel verſchuldet; ſie haben es zum großen Theil ſelbſt herbeigeführt, daß man jetzt mit Gleichgültigkeit, mit Geringſchätzung, mit einem gewiſſen Hohne auf ſie und auf ihr bisheriges Thun und Treiben herabſieht.[1] Der Vorurtheilsfreie wird im Folgenden die Farben eben nicht zu ſtark aufgetragen, ſondern nur der Wahrheit, der Wirklichkeit gemäß finden.

[1] Eine nicht unbeachtet zu laſſende Stimme iſt in dieſer Beziehung auch die in der liter. Zeitung (1843. Nro. 5.), wenn gleich etwas plump und roh. Sie zeigt wenigſtens die herrſchende Stimmung im Publikum, die überall hervorzubrechen ſich nicht mehr ſcheut.

Die Philologie iſt eine alte verdienſtvolle und durch ihr Alter und ihre Verdienſte ehrwürdige Matrone, die ſich freilich in ihrem bisherigen Thun ſchon etwas überlebt hat und ſteif iſt in ihrer ſteifen Schnürbruſt und in ihrem altfränkiſchen Reifrocke, welche ihr die vorigen Jahrhunderte zugeſchnitten und angelegt haben. Sie ſitzt am Eingange eines ſchönen, hohen, erhabenen Domes, zu dem ſie die Schlüſſel verwahrt. Auf dieſen Poſten bildet ſie ſich nicht wenig ein. Indem ſie denſelben mit einer gewiſſen Feſtigkeit, Strenge, Sicherheit und Genauigkeit, die ans Pedantiſche grenzt oder auch wohl in das Pedantiſche übergeht, von jeher verwaltet hat und darin einſeitig gleichſam verknöchert iſt, indem ſie nur ihm gelebt und ſich um Anderes wenig oder gar nicht bekümmert hat, hat ſie einen gewiſſen beſchränkten Eigendünkel und Hochmuth angenommen; ſie ſieht mit einer Art von Verächtlichkeit und Geringſchätzung auf ihre Schweſtern herab, hält ſich für die Hauptperſon unter ihres Gleichen, da ſie ja die erſte und älteſte geweſen, die den übrigen vorangegangen wäre, ihnen den rechten Weg der Gründlichkeit und die Genauigkeit bei Verwaltung ihrer Aemter gezeigt hätte. Wofern nun andere ihres Gleichen es wagen, ſich mit ihr auf dieſelbe Stufe zu ſtellen, ſo keift und ſchreit ſie gar heftig nach Art alter Weiber und macht ſich dadurch nicht ſelten zum Gelächter bei der Welt, zumal in unſerer Zeit, wo viele ihres Gleichen nicht nur denſelben, ſondern ſogar einen noch höhern Standpunkt erreicht haben. Sie liebt und verſteht zumeiſt nur das Griechiſche und Lateiniſche und iſt firm in den Regeln dieſer beiden Sprachen, beſonders den grammatiſchen; doch iſt ſolche Kenntniß bei ihr faſt nur äußerliche, oberflächliche Gedächtnißſache ohne Geiſt und ohne Philoſophie. Die Bücher, die ſie lieſt, gehören zunächſt blos dieſen beiden Sprachen an: die griechiſche und römiſche Literatur vergöttert ſie; gegen beide iſt die Literatur der neuern Völker nichts. Und wie handhabt ſie ſelbige? Der große Dom, der aus den Werkſtücken beider Literaturen erbaut, und bei dem ſie als Thürſchließerin angeſtellt iſt, nimmt vorzugsweiſe und faſt alleinig durch ſein Aeußeres ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Hier geht ſie immer herum um denſelben und ſieht die Steine außen an, und wenn ihr einer nicht recht gelegt oder zum Uebrigen unpaſſend oder falſch eingefügt erſcheint, ſey es vom Baumeiſter ſelbſt oder von einem ſeiner

unberufenen Nachtreter, ſo ſucht ſie das auf alle Weiſe auszugleichen. Und da hämmert ſie fortwährend und hat mit dieſem Hämmern und Bauen äußerlich ſo viel zu thun, daß ſie gar nicht dazu kommt, ins Innere des Heiligthums ſelbſt zu dringen, das vielfache Schöne und Herrliche daſelbſt zu genießen, ihr Herz daran zu erwärmen und zu laben, ihr äſthetiſches Gefühl zu bilden, ihre Phantaſie zu beleben, ſich ſelbſt zu begeiſtern zu ähnlichen Schöpfungen. Es fehlt ihr daher an Geiſt, an Geſchmack, an Gemüth, an lebendiger Friſche, an origineller Schöpferkraft. Auch lieſt und ſtudirt ſie, viel zu viel für die Geſundheit ihres Verſtandes und Gewandtheit des Körpers, dieſe alten Schriften in und nach jenen Aeußerlichkeiten. Ihr iſt jeder Autor gut, wenn er nur lateiniſch oder griechiſch geſchrieben iſt. Auf Geiſt, Inhalt, Schönheit der Form, da nimmt ſie wenige oder keine Rückſicht. Sie lieſt die Schriften nicht, um Höheres aus ihnen zu lernen, um an ihnen ſich erweckend zu Erhabenerem emporzuſteigen und ſelbſtſtändig etwas Geiſtiges, etwas Originelles produziren zu können: ſie verſteht es nicht, oder höchſt ſelten, ſich über dieſelben zu erheben und über denſelben zu ſchweben und auf ſie und ihren Inhalt kritiſirend, ſichtend, verbeſſernd, tadelnd oder lobend, anerkennend oder verwerfend herabzuſchauen, die Welt auf das Gute und Große, ſo wie auf das Schlechte und Unbefriedigende darin aufmerkſam zu machen. Sie hält ſich innerhalb des Kreiſes derſelben, tritt nicht heraus, findet Alles daſelbſt ſchön und vortrefflich und muſterhaft und klaſſiſch und nachahmenswerth, freilich nur im Aeußern, in der äußern Form; denn darin bewegt ſie ſich ja vorzugsweiſe. Nachahmen und blos nachahmen die Form, das iſt ihr Streben, ihr alleiniges Ziel. Sie liebt es, weil ihr ſolches von Alters her Gewohnheit geweſen, lateiniſch zu parliren und zu ſchreiben; doch kann ſie nicht immer den rechten Puriſmus finden. Theils ſind die altrömiſchen Schriften, die ſie zu dem Ende ſorgfältig lieſt, leider noch immer nicht, nach dreihundert Jahren noch nicht — ſo lange bauet und hämmert und quackſalbert ſie daran ſchon herum — kritiſch feſtgeſtellt und geſichtet, daß nicht noch immer Zweifel an dieſer oder jener Lesart erhoben werden könnte; theils hat ſie ſich im Laufe der Zeit manche ſchlechte unklaſſiſche Redensart angewöhnt, die ſie gar nicht wieder los werden kann; theils endlich wird es ihr blutſauer, und meiſtens

geräth es ihr ſchlecht, die neuern Erfindungen und Begriffe in ächt lateiniſche Wörter und Phraſen zu faſſen; wie z. B. Eiſenbahn, Lokomotive, Buchdruckerkunſt, Schnellpreſſe, Preßfreiheit, Dampfboot u. dergl. Häufig ſieht ſie ſich da gezwungen lange und breite Umſchweifungen zu machen, die man gar nicht verſteht, wenn ſie nicht das neuere Wort zur Erklärung in Parentheſe hinzuſetzt, oder griechiſche Wörter zuſammenzulöthen und zu latiniſiren, wie z. B. typographia — eine Miſerabilität ohne Gleichen. Verfaßt ſie ein Werk, ſo nimmt ſie zum Gegenſtande meiſt nur Sylben und Wörter jener alten Autoren. Verſteigt ſie ſich weiter, ſo wählt ſie eines der ſogenannten Realien, ſelbſt aus der niedrigſten Sphäre; ſie ſcheuet da auch das Obſcöne nicht. (Man denke nur an Meursii elegantias.) Dann ſucht ſie mit Armſeligkeit jedes Winzige auf und zuſammen; mit penibler Sorgfalt geht ſie dabei zu Werke. Sie ſtellt endlich ein Ganzes her, das meiſtens ziemlich albern und geſchmacklos iſt, theils ab ovo anfängt, theils die bloße nackte Sache gibt ohne höhere Anſichten und geiſtreiche Blicke, theils eine Form hat, die entweder aus allerhand abgenutzten und verbrauchten Redensarten und Wendungen oder aus ciceronianiſchen ſogenannten eleganten Floskeln oder aus Wörtern und Phraſen gebildet iſt, die aus allen Zeitaltern und den verſchiedenartigſten Schriftſtellern zuſammengeleſen ſind. Zuweilen verſucht ſie ſich auch wohl in Verſen. Von Originalität iſt aber dabei wenig zu ſpüren. Sind jene elegiſcher Art, dann ſchmecken ſie nur gar zu häufig nach Ovid oder Tibull, ſind ſie lyriſcher Art, nach Horaz und Catull. Der Gradus ad Parnassum ſpielt dabei eine ſehr gewichtige Rolle: mit ſeinen Epitheten und Synonymen muß er gar häufig aushelfen, wenn der Dichter mit eigener Fertigkeit oder Gelehrſamkeit nicht fort kann. Die abgeſchmackteſte Tändelei iſt es, wenn ſie Gedichte neuerer Poeten, z. B. Schillers oder Goethes überträgt ins Lateiniſche, vielleicht ſogar mit Beibehaltung der primitiven Metren, der Reime ꝛc. Am liebſten läßt ſie einen ihrer Lieblinge, einen alten Klaſſiker, mit langen Introduktionen, Commentarien, variis Lectionibus, Noten, Excurſen, Indicibus, Addendis und Supplementis vom Stapel laufen; denn hiebei vermag ſie ſo recht die Früchte ihres ſauern handlangeriſchen Schweißes zu Markte zu bringen. Ihr Fleiß dabei, ihre Mühe, ihre wahrhaft penible Sorgfalt, ſelbſt im Kleinſten, iſt bewunderns- und

anerkennungswerth; aber meiſtens iſt es doch nur Körner- und Tagelöhnerarbeit, die bei dergleichen Sachen zwar nicht entbehrt werden kann, aber doch das niedrigſte Geſchäft iſt und wenig den Geiſt in Anſpruch nimmt oder die höhern Kräfte der menſchlichen Seele. Mit ſolchem Ballaſt wird dann manches herrliche, ſchöne, leichte, liebliche Schiff eines alten Klaſſikers ſo belaſtet, daß es kaum noch zu erkennen iſt, ſo tief geht es im Waſſer, ſo angefüllt iſt es mit dieſen fremden Stückgütern. Manchmal iſt es ſogar ein Schriftſteller, der ſolche Arbeit und Mühe gar nicht verdient (vgl. Dorvillius ad Charitonem). Eine Menge Citate — ein unklaſſiſcher, aber Lieblingsausdruck!! —, ſie können auch falſch, können nicht einmal eingeſehen worden ſeyn, gereichen ſolchen Ausgaben zu beſonderm Zierrathe. Durch ſolche mächtige Körnerarbeit, ferner durch das ſtete Leſen und durch das immerwährende Daheimſitzen und Studiren iſt der Verſtand der alten Dame etwas zuſammengeſchrumpft; ſie vermag ſich nicht immer zu freien Auf- und Ueberblicken zu erheben; die Phantaſie iſt ziemlich ausgedorrt, da nur das Gedächtniß und der hiſtoriſche Sinn von ihr gepflegt wird. Obſchon durch ihr Leben und Wirken in der Gegenwart auch der Gegenwart angehörig und zur lebendigen Theilnahme an allem Thun und Treiben derſelben verpflichtet, hält ſie ſich, närriſch und eigenſinnig wie ſie iſt, meiſt davon entfernt: ihr gefällt nur das Alte. Im alten Rom und Athen lebt ſie lieber; da iſt ſie zu Hauſe, da kennt ſie jede Straße, jeden Tempel, jeden Platz, jedes Thor. In der Specialgeſchichte dieſer beiden Staaten iſt ſie ſo bewandert, daß ſie genau weiß, was Cäſar, was Pompejus, was Alexander der Große, was Demoſthenes, was Sophokles, was Horaz in jedem Jahre, an jedem Tage des Jahres gethan haben; aber von der heutigen Politik, von den Intereſſen der Gegenwart, von den unermeßlichen Fortſchritten unſerer Zeit nimmt ſie wenig Notiz. Sie hat ſich von der Wiſſenſchaft in vielen Stücken überholen laſſen: ſie iſt hinter mancher ihrer Schweſter bedeutend zurückgeblieben zum Nachtheil ihres Rufes und ihres Anſehens. Nicht ohne Entſetzen hat ſie das neuerdings erkannt und hat ihre Jünger veranlaßt zu gemeinſamen Zuſammenkünften, um, wie ſie ſagt, den materiellen Intereſſen der Gegenwart entgegen zu arbeiten, d. h. aber, genau genommen, nichts Anderes, als einen neuen Anſatz und neuen Aufſchwung zu nehmen, damit die übrigen

Wiſſenſchaften ihr nicht über den Kopf wachſen und ſie ganz und gar aus der Mode bringen. Darum kokettirt ſie gegenwärtig mit der Philoſophie, um durch dieſe, die an der Tagesordnung iſt bei der heutigen Welt, etwas gehalten und unterſtützt und wo möglich gehoben zu werden. Durch ſelbige iſt ſie denn auch auf die Beine gebracht worden, über ſich ſelbſt nachzudenken, ſich ihrer ſelbſt bewußt zu werden, ſich ſelbſt kennen und definiren zu lernen. Denn zu ihrer Schande ſey es geſagt: länger als zwei tauſend Jahre, mit beſonderem Eifer länger als dreihundert Jahre betreibt ſie nun ihr Geſchäft, und noch weiß ſie ſelbſt nicht, was ſie iſt, wie ſie ſich nennen, welche Erklärung ſie von ihrem Thun und Treiben geben ſoll.

Von jeher hat ſie ſich nebenbei mit der Erziehung und dem Unterricht der Jugend abgegeben, und man kann ihr nicht die Anerkennung verſagen, daß ſie in dieſem Fache ſehr viel geleiſtet. Durch ihre Strenge, durch ihre Genauigkeit, durch ihre Gründlichkeit, durch ihre unbeugſame Härte hat ſie den Leichtſinn der Jugend und die Frivolität und die Oberflächlichkeit und die Fahrläſſigkeit zu bezähmen verſtanden, und in alle Wiſſenſchaften dieſen Geiſt der Gründlichkeit und der Schärfe und des Eindringens in die Tiefe eingeführt. Mit Recht iſt ihr Verfahren dadurch zum Sprichwort geworden. Indeſſen, eingenommen von ihrem deßfallſigen Ruhme, hat ſie ſich auch hierin wieder zu ſehr von der Welt iſolirt, iſt ſie nicht mit den Anforderungen der Zeit fortgegangen, iſt ſie in ſich ſelbſt verknöchert, iſt eine zu große Kluft zwiſchen der Gegenwart und ihrem Treiben entſtanden, ſo daß ſie ſich und ihr Treiben nicht mit Unrecht den heftigſten Angriffen, den bitterſten Verhöhnungen blos geſtellt hat. Wie albern iſt nicht die Behauptung, daß in der Erziehung außer Griechenland und Rom kein Heil möglich; wie ekelhaft die Pedanterei, daß der junge Menſch alle Ausnahmen in der Grammatik (ſelbſt die Obſcönitäten wie penis nicht ausgenommen) wiſſen und dem Gedächtniß auf das ſtrengſte anvertrauen müſſe; wie alle Phantaſie lähmend, allen Geiſt austrocknend die Methode, die alten Klaſſiker nur lexikaliſch, grammatiſch und realiſtiſch-exegetiſch durchzunehmen, ohne auf die Schönheit der Form, auf die Kunſt des Styles, auf die Anordnung des Stoffes, auf den Gehalt ſelbſt Rückſicht zu nehmen, ohne die Jugend genießen zu laſſen das Große und Herrliche,

für das ſie gerade den meiſten Sinn hat, und ohne durch dieſen Genuß das Gemüth, das äſthetiſche Gefühl, den Geiſt, den Willen, die geiſtige Schöpferkraft zu bilden und zu veredeln! So will denn der Eigenſinn der alten Küſterin oder Thürhüterin die ihr anvertrauten jungen Leute nur immer im Vorhof weilen und ſich mit dem äußern Mauerwerk und dem Geſtein und Gebilde beſchäftigen laſſen; in's Heiligthum ſelbſt führt ſie ſie nicht ein, zeigt ihnen nicht alle die Herrlichkeiten und Schönheiten, die ſich dort befinden oder lehrt ſie wenigſtens nicht ſie beurtheilen und mit Nutzen beſchauen. Schlüpft dann zuweilen doch einer ihrer Jünger ohne ihr Wiſſen und Willen ins Innere hinein, ſucht er dort mit Erſtaunen und Entzücken die aufgeſpeicherten Schätze, die herrlichen Kunſtwerke der alten Literatur, und erzählt er davon, durch den großartigen Anblick begeiſtert, der übrigen Welt, ſo nimmt es die Alte nicht wenig krumm, verweiſt ſolches Ausſchwatzen aus der Schule als ein unverſtändiges Profaniren deſſen, was auszuſagen nur ihr zukäme, nur ſie verſtände. Und doch iſt oft das, was der Unbefangene in der Art geſehen und erkannt hat, ein Fortſchritt zum Beſſern, zum Höhern, ein wirkliches Eindringen in die Tiefe geweſen (vergl. Niebuhrs römiſche Geſchichte). So geblendet, ſo verdüſtert, ſo einſeitig befangen in ihrer Sache, in ihrer alten Methode iſt die alte Dame! Wie ſie ſelbſt ſo beſchränkt iſt in ihrem Urtheile über die Schriften der alten Griechen und Römer, die ſie über alle Werke jeglicher Literatur ſetzt, Alles an ihnen ſchön, lob- und preiswürdig findet, ſelbſt was nicht die unparteiiſche Kritik aushält, ſo iſt ſie denn auch bemüht, ſolche Ueberſchätzung bei der Jugend geltend zu machen, ihr aufzudringen. Sie ſieht es ungern, ſie verpönt es wohl gar auf manchen Schulen, einen andern Schriftſteller als einen griechiſchen und römiſchen Klaſſiker und nach einer andern als der hergebrachten Methode zu leſen. Es iſt entſetzlich, wie ſie dadurch dem freien Blicke und dem geſunden Geſchmacke der Jugend Feſſeln anlegt! Das iſt ſie aber auch nicht minder geworden und zum Theil noch jetzt dadurch, daß ſie durchaus auf die Beibehaltung des alleinigen Gebrauches der lateiniſchen Sprache zum Sprechen und Schreiben in allen ihren Angelegenheiten dringt und hält und dabei mit einer Art von Rigorismus verfährt, der, genau betrachtet, wahrhaft lächerlich iſt, wenn er nur nicht auch der Jugend nachtheilig wäre. Gnade

Gott dem ihrer Schüler, der einen Schnitzer gegen eine grammatiſche Regel begeht! Welche (oft unfläthige) Schimpfworte, Vorwürfe, Züchtigungen muß der über ſich ergehen laſſen! Aber die jetzige Welt achtet ſolche Fertigkeit nicht eben mehr, ſie iſt zur bloßen Liebhaberei, zum nackten Dilettantismus der Philologen herabgeſunken. Das will indeſſen die Alte nicht gelten laſſen. Darum hat ſie es gewaltig übel genommen, daß man in neuerer Zeit auf mancher Akademie, z. B. in Göttingen, Berlin, München, kein einziges Kollegium mehr lateiniſch lieſet, kaum noch lateiniſche Programme und Diſſertationen ſchreibt. Eben ſo ungern ſieht ſie je mehr und mehr den Gebrauch der lateiniſchen Sprache in den gelehrten Schulen und Gymnaſien ſchwinden und den Widerwillen dagegen überhand nehmen. Zu bitterm Aerger muß ſie die Erfahrung machen, daß gegen dieſen fernern Gebrauch Bücher und Flugſchriften geſchrieben, daß ſich ſelbſt Direktoren von Gymnaſien (vergl. die Verhandlungen in den Zuſammenkünften der weſtphäliſchen Direktoren und Lehrer von Schulen und Gymnaſien) dagegen erklären als gegen eine unnütze und überflüſſige Verſchwendung von Kraft, Mühe und Zeit, und als gegen einen höchſt tadelnswerthen Zwang und Druck für die Jugend. Und obwohl nun ſie dergleichen Werke „Skarteken" oder „Libelle" oder mit andern wegwerfenden Ehrentiteln benennt, ſo kann ſie doch nicht hindern, daß dieſer Geiſt immer weiter überhand nimmt und man immer allgemeiner die Freiheit von ſolchem Drucke und Zwange wünſcht, noch dazu, da man aus Erfahrung weiß, daß der Deutſche mit jedem Jahre deſto mehr an innerer Kraft und ſelbſtſtändiger Energie und Charakterfülle gewonnen hat und noch gewinnt, je mehr er das Fremde, auch jenes Alte von ſich wirft; wie ächter deutſcher Sinn im Politiſchen, in der Literatur, in der Sprachforſchung, in der Pädagogik, im Unterricht u. ſ. w. ſich Bahn deſto ſchneller und ſicherer bricht. Da kann man ſich freilich erklären, warum die Alte ſolches wahrnehmend, ſehend, wie ſie immer entbehrlicher und läſtiger der Welt erſcheint, etwas grämlich wird, warum ſie, im Bewußtſeyn ihrer ſonſtigen Verdienſte, über Undank ſchreit, warum ſie mit aller Macht ihr Syſtem und ihr Weſen aufrecht zu erhalten ſucht. Wäre ſie klug, meinte ſie es gut mit dem deutſchen Vaterlande, dann ſchlöſſe ſie ſich, ohne das gute Frühere abzulegen, den Anforderungen und den Fortſchritten

der Gegenwart an, hülfe ſelbſt mit bei der Geburt und der Geſtaltung der neuen Zeit. Und was könnte ſie bei ihrem Vorrathe an Erfahrungen und an Gelehrſamkeit, bei der Strenge ihrer Methode, bei ihrer Vorſicht und Umſicht, bei ihrer Behutſamkeit und Gründlichkeit leiſten durch Beiſpiel ſowohl wie durch That!

Aus dieſem Bilde der Philologie in unſern Tagen können wir abnehmen, was ihr fehlt, was ſie thun muß, um fernerhin bei der Welt in Ehren und in Anſehen zu bleiben, und nicht für überflüſſig oder wohl gar für ſchädlich erachtet zu werden.

Das Erſte iſt, daß ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt werde, daß die Philologen endlich einmal, nach jahrhundertlangem Treiben ihrer Sache, dieſe philoſophiſch auffaſſen, definiren und begreifen lernen. Es iſt in der That eine Schande und gereicht dieſem ihrem Treiben zu nicht geringer Unehre, daß ſie noch nicht einmal zu ſolcher Beſonnenheit, zu ſolchem Nachdenken über ſich ſelbſt, zu ſolcher Schärfe des Urtheils, zu ſolcher Einkehr in ſich und in ihre Angelegenheit gekommen ſind, daß ſie wußten, was ſie trieben, wozu ſie es trieben, welche Idee ſie davon zu hegen, welches Ziel ſie dabei zu verfolgen hätten; in welchem Verhältniſſe ſolches zum Ganzen ſtünde; wie es eingriffe in das übrige Getriebe der Welt; welchen Standpunkt es denn eigentlich einnähme in dem Reiche der Dinge. Wahrlich es iſt ein gar ſchlimmes Zeugniß für ihre Lektüre der alten Philoſophen, eines Plato, Ariſtoteles u. ſ. w., wenn ſie daraus nicht einmal ſo viel profitirt haben, daß ſie über ihre eigene Wiſſenſchaft zu philoſophiren gelernt. Erſt in ganz neuer Zeit iſt der allgemeine philoſophiſche Sinn auch zu einigen von ihnen gedrungen, dergeſtalt, daß nun etliche ſich daran verſucht haben, ſich und die Welt über ihre Sache aufzuklären. Aber da hat ſich von neuem wieder der Mangel an jener Schärfe des Urtheils herausgeſtellt. Jeder derſelben, der darüber geſchrieben, hat davon auch eine andere Definition gegeben; ſo unſicher alſo und ſo ſchwankend ſind die Anſichten! So gar wenig feſt und beſtimmt weiß der Philolog, *welches* Ziel er im Auge haben, *was* er eigentlich betreiben, *warum* er es betreiben ſolle. Natürlich fehlt nun auch die Kenntniß des *Wie?* und der geeignetſten

Mittel. Zum schlagenden Beweise für diese unsere Behauptungen, wollen wir einmal hier die neuesten Erklärungen von der Philologie in chronologischer Ordnung unsern Lesern vor Augen führen:

1) Friedr. Aug. Wolf (Museum der Alterthumswissenschaft. I. Bd. S. 124) nahm sie in gleichem Sinne mit Alterthumswissenschaft, und zwar als den Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Kultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkarten bekannt machen, dergestalt, daß wir geschickt werden die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. (Wie breit diese Definition, und doch nicht den gewohnten Begriff von Philologie umfassend! Und blos zum Genusse sollte die Philologie dienen?)

2) Böckh (in Rheinischen Museum. Erster Jahrg., 1827, S. 41). Ihm ist Philologie in Bezug auf ein bestimmtes Volk in einem verhältnißmäßig abgeschlossenen Zeitalter die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntniß der gesammten Thätigkeit, des ganzen Lebens und Wirkens des Volkes. (Auch viel zu unbestimmt.)

3) Schelling: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, S. 76, vergl. S. 319. Er gibt dem Philologen, ihn mit dem Künstler und Philosophen zusammenstellend, zur Aufgabe die historische Konstruktion der Werke der Kunst und Wissenschaft, deren Geschichte er in lebendiger Anschauung zu begreifen und darzustellen habe. (Zu eng wieder diese Definition, obwohl hinsichtlich des Zweckes der Philologie ein Schritt höher.)

4)[1] Matthiä: Encyklopädie und Methodologie der Philologie (Leipzig 1835. S. 1). Er versteht unter einem Philologen denjenigen, welcher das Studium des griechischen und römischen Alterthums und der Sprache beider Völker zum Gegenstande seiner

[1] Bernhardy, der hier der Zeit nach folgen sollte, gibt in seinen „Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie (Halle 1832)" keine eigentliche Definition der Philologie. Das Werk ist überhaupt mehr Geschichte als systematische Darstellung, und will „den Organismus des griechischen und römischen Alterthums zur Anschauung führen."

geiſtigen Thätigkeit gemacht hat. (Eine Definition, die daran leidet, daß im zweiten Theile ein Spezielles des Vorhergehenden noch beſonders zum Gegenſtande der Philologie gemacht, nicht das Rechte zum Mittelpunkte dieſes Studiums geſetzt wird.)

5) Mützell: Andeutungen über das Weſen und die Berechtigung der Philologie als Wiſſenſchaft (Berlin 1835). Ihm iſt „die Philologie die Wiſſenſchaft des inhaltsvollen Wortes, die Wiſſenſchaft der freien Manifeſtation des menſchlichen Geiſtes durch Rede und Schrift.“ (Wieder zu hoch und zu fein, zu pretiös!)

6) Haaſe: Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie (Leipzig 1835). (Gibt auch nicht das Rechte.)

7) Milhauſer: über Philologie, Alterthumswiſſenſchaft und Alterthumsſtudium für Studierende (Leipzig 1837). Er verſteht unter Philologie die Kunſt des Verſtehens oder das, was aus der ſich vervollkommnenden Thätigkeit des Beſtrebens zum mittelbaren Erkennen der zum Belehren und Bilden aus den ſprachlichen Mittheilungen Anderer nöthigen Geiſtesfunktionen in gleicher Weiſe hervorgegangen iſt und hervorgehen kann. (Dunkel und unklar!)

8) Otfr. Müller: in der Beurtheilung der Milhauſerſchen Schrift (in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 1836. Nro. 169 ff.). Er ſetzte das Feld der Philologie „in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts und in der ganzen vollen Auffaſſung des antiken Geiſteslebens.“ (Auch zu allgemein!)

9) Ihlefeld (im Quedlinburger Programm vom Jahre 1838) hält die Philologie gar nicht für eine Wiſſenſchaft, die ein Wiſſensgebiet enthielte, ſondern für eine auf Fertigkeit beruhende Kunſt. (Als ob nicht jede Fertigkeit, jede Kunſt auch zu einer Theorie, zu einem Syſtem, zu einer Wiſſenſchaft erhoben werden könnte!)

10) Mager (die moderne Philologie, in der pädadog. Revue, Juli 1840. S. 8) lehrt ſie als die Wiſſenſchaft auffaſſen, ein Volk oder einen Kreis von Völkern in der Allſeitigkeit ihrer Exiſtenz bis auf den Grund ihrer Seele zu erforſchen. (Iſt das nicht vielmehr Ethnographie?)

11) Ein Ungenannter im Converſationslexikon der Gegenwart (Leipzig 1840), IV. Bd. Erſte Abtheilung. S. 156 ff., theilt die Philologie in zwei Theile: in die niedere und die höhere. Jene iſt ihm das wiſſenſchaftliche Betreiben der Sprachen ſolcher Völker, deren Bildung und Literatur kennen zu lernen man für

nöthig hält, entweder weil man für die vaterländiſche Literatur und Bildung noch bedeutende Bereicherung daraus zu erſtreben hofft, oder weil dieſelbe in ihrer Entſtehung und Fortbildung aus jenen hervorgegangen und vervollkommnet worden iſt und darum auch nur durch Zuziehung jener in ihren Richtungen und Eigenſchaften vollſtändig erkannt werden kann. Dieſe ſey frei von dem materiellen Zwecke, die Literatur eines Volkes zur Bereicherung der poſitiven Kenntniſſe ausbeuten zu wollen, und beſchäftige ſich mit der Sprache als ſolcher, um aus ihren Erſcheinungen und Bildungen das Weſen und die Eigenſchaften der geiſtigen Kräfte des Menſchen und die Art und Weiſe ihrer Thätigkeit zu erkennen. Philologie wäre hiernach = Sprachkunde im höchſten und allgemeinſten Sinne. (Alſo auch dieſe Definition nicht ganz richtig!)

12) Freeſe: der Philolog, eine Skizze. Stargarder Gymnaſialprogramm vom Jahre 1841. Freeſe verſteht unter Philologie die Summe aller Kenntniſſe, welche ſich auf die Griechen und Römer beziehen. (Zu allgemein!)

13) Jahn: in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. XII. Jahrg. 35ſter Bd. 2tes Heft. S. 230. Bei Gelegenheit der Anzeige und Beurtheilung der Freeſe'ſchen Abhandlung. Er faßt die Philologie als gleichbedeutend mit „Sprachforſchung." (Auch nicht das Richtige. Wieder einſeitig!)

14) Kirchner: akademiſche Propädeutik, §. 487 ff. S. 350 ff. Der Begriff der Philologie im engern Sinne oder des hiſtoriſch-kritiſchen Sprachſtudiums beſchränkt ſich zwar auf eine engere Sphäre der Erkenntniß als die allgemeine Sprachwiſſenſchaft, ſofern ſie es nur mit dem wiſſenſchaftlichen Studium einer oder einiger unter ſich verwandten Sprachen zu thun hat. Allein innerhalb dieſes Kreiſes gewinnt derſelbe eine ſehr ausgedehnte Bedeutung, indem er zugleich eine möglichſt vollſtändige Erkenntniß des innern und äußern Lebens der betreffenden Nationen und ihrer Kulturzuſtände in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung aus den vorhandenen Kunſt- und Literaturwerken, Behufs der kritiſchen Behandlung und Auslegung der letztern und der Erkenntniß und Nachahmung der klaſſiſchen Kunſtformen in ſich ſchließt.

Zum Gegenſtande eines hiſtoriſch-kritiſchen oder (?) philologiſchen Sprachſtudiums kann natürlich die Sprache und Literatur nur ſolcher Völker gemacht werden, welche ein eigenthümliches

Geiſtesleben ſtufenweiſe entwickelt und eine ſelbſtſtändige Bildung in den verſchiedenen Zweigen einer Nationalliteratur oder eines eigenthümlichen, ſchaffenden Kunſtgeiſtes ausgeprägt haben. — — Die vollſtändigſte Ausbildung nach allen Seiten hin bewährt die alt-klaſſiſche Philologie als eine in ſich geſchloſſene ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft, welche dem Geiſt die Kenntniß einer untergegangenen, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Leben und Sitte bis zur Vollendung der Form durchgebildeten Welt des Alterthums, hauptſächlich der Griechen und Römer und der ihnen verwandten Volksſtämme, auf welche die moderne Bildung großentheils begründet iſt, eröffnet. Dieſes geſchieht mittelſt des Studiums der beiden alt-klaſſiſchen Sprachen, der griechiſchen und römiſchen, und der in denſelben verfaßten auf uns gekommenen Literaturwerke ſammt den Kunſtdenkmälern als Gegenſtände kritiſcher Forſchung und Auslegung und der Erkenntniß der klaſſiſchen Kunſtform der Darſtellung in Proſa und Poeſie, nebſt der Fertigkeit ihrer Anwendung im Lateiniſchen. Hiernach theilt er ſie ein in drei Theile, welche aber nicht getrennt für ſich daſtänden, ſondern ſich einander bedingten und ergänzten: a) die formale Philologie oder die klaſſiſche Sprachkunde; b) die reale Philologie oder die klaſſiſche Auslegungskunſt; c) die praktiſche Philologie oder die klaſſiſche Styliſtik. (Leidet an etwas zu großer Breite. Sonſt gewiß das Wahre.)

So haben wir denn ein wahres Regiſter von Definitionen einer und derſelben Sache vor uns, und zwar einer ſo lang ſchon und ſo viel geübten Sache, und keine ſtimmt völlig mit der andern überein. Iſt es nun gleich auf der einen Seite höchſt erfreulich und durchaus anerkennungswerth, daß man in neueſter Zeit beſtrebt iſt den Begriff zu erfaſſen und damit das Weſen und das Ziel und den Zweck der Philologie philoſophiſch zu ergründen und zu beſtimmen, ſo muß es doch auf der andern Seite für den Philologen ſelbſt, der da denkt und fühlt und nicht pecudum more ſein Geſchäft treiben will, ohne ſich auch bewußt zu ſeyn, was er treibt und weßhalb er's treibt, in hohen Graden bekümmernd und ſchmerzhaft ſeyn, daß über ſein Fach ein ſolcher Zwieſpalt obwaltet, ſo daß er, iſt er jung, vielleicht ſich in ungewiſſer Verlegenheit befindet, wie er die Sache erfaſſen ſoll, und wird er von jener Seite angegriffen, ihm vorgeworfen, daß die Philologen ſelbſt in unſern Tagen nicht einmal wüßten, was Philologie

wäre, ſich nicht verantworten und vertheidigen kann. Was thut alſo der heutigen Philologie und den Philologen vor allen Dingen noth? Daß ſie ſich philoſophiſch bilden, daß ſie nicht über ihre mühſamen Studien und über ihr vieles Leſen und Grübeln über kleinliche und äußerliche Dinge das Höhere, das Innere, das Geiſtige aus den Augen verlieren, daß ſie ſich Zeit gönnen zum Denken, zum Abſtrahiren, zur Er- und Begreifen und Durchdringen alles deſſen, was ihnen ihr Beruf auferlegt und darbietet. **Non multa, sed multum!** Das rationelle Prinzip ſoll Alles, auch das Kleinſte durchſtrömen; nichts ſoll mehr bloßes Gedächtnißwerk, bloßer Handlangerdienſt ſeyn. Vor Allem aber ſoll der Philolog ſein Thun und Treiben zur Theorie erheben, zu einem Syſteme geſtalten, mit philoſophiſcher Schärfe erfaſſen und alle dazu gehörenden Begriffe feſt und ſicher beſtimmen zu unumſtößlicher Wahrheit. Wir verſuchen hierzu im Folgenden eine Anleitung zu geben. Die Sache iſt hiſtoriſch entſtanden; ſie muß alſo auch von dieſer Seite betrachtet werden.

Ein Philolog (*φιλόλογος*) iſt der Etymologie nach urſprünglich derjenige, welcher es liebt zu ſprechen, redſelig iſt. Sodann bedeutet es den, der gern ſich mit Andern unterhält. In dieſer letztern Bedeutung kommt das Wort ſchon beim Plato vor, als dem älteſten Schriftſteller, bei dem es überhaupt zuerſt erſcheint; der Lateiner wird es ſonach geben im erſtern Sinne durch dicendi, loquendi, im zweiten durch colloquendi cupidus s. studiosus. Im Sinne eines Philoſophen jener alten Zeit aber, insbeſondere eines ſokratiſchen Philoſophen, mußte der Ausdruck leicht die Bedeutung annehmen eines, der es liebt und gewohnt iſt über philoſophiſche Gegenſtände zu ſprechen, und das abgeleitete Subſtantivum *φιλολογία* die der philoſophiſchen Unterhaltung. Wer ſich alſo gern über philoſophiſche Gegenſtände unterhielt, eine Sache dialektiſch behandelte und darüber ſprach, der hieß nun *φιλόλογος* (disserendi, disputandi studiosus s. cupidus.[1] So wie nun aber *λόγος*, bereits bei Plato, die Bedeutung hat einer niedergeſchriebenen, den Buchſtaben

[1] Die betreffenden Stellen hierzu findet man in Aſt's lex. Platon. s. v. Vergl. das gelehrte Programm von Lehrs: De vocabulis φιλόλογος. Königsberg 1838. 4.

anvertrauten Rede oder Unterredung oder eines Aufſatzes, einer Abhandlung, einer Schrift, ſo neigte ſich die Bedeutung des Wortes φιλόλογος, insbeſondere dann, als die Buchgelehrſamkeit und das Leſen und Studiren von literariſchen Werken anhub, alſo im alexandriniſchen Zeitalter, ebenfalls dahin und zeigte nun den an, der ſich mit Büchern gern und viel abgibt, ihren Inhalt kennen zu lernen, der fleißig und eifrig die Schriften der Vor- und Mitwelt ſtudirt, am meiſten freilich die der Vorwelt, weil deren es immer am mehrſten gibt und weil dieſe am meiſten Studium und Fleiß erfordern. Λόγος bedeutet aber auch ſchon bei Plato ſoviel als Einſicht, Kunde, Kenntniß (intelligentia, cognitio, scientia. Vergl. Aſt a. a. O. s. v. λόγος F. II. p. 257), und ſo mußte der Philolog werden zu einem, der nach Kenntniſſen begierig iſt (ſo ſchon bei Iſokrates und Ariſtoteles), und zur Erwerbung derſelben ſich vor Allem der Lektüre bedient, des Studiums der früheren Literatur. Aber damit hängt zuſammen, daß man bereits ſchon viel geleſen und, was daraus folgt, ſich mancherlei Kenntniſſe der Vorwelt, inſonderheit des Alterthums erworben hat. Und ſo fing das Wort an den Gelehrten, den gelehrten Kenner der vorzeitlichen oder alterthümlichen Verhältniſſe zu bezeichnen. Darum hieß der gelehrte Eratoſthenes namentlich φιλόλογος (= doctus, eruditus), nicht blos weil er gern las und ſtudirte, ſondern auch bereits ſich viele Kenntniſſe angeeignet hatte. Und es mochte eine Wiſſenſchaft oder eine Kunde ſeyn, welche ſie wollte, ſelbſt die der Philoſophie nicht ausgenommen, bezog ſie ſich auf die frühern Zeiten und die in denſelben herrſchenden Anſichten und Meinungen, ſo konnte ſolche Philologie genannt werden, und der ſie beſaß, hieß ein Philolog. Mit und in dieſer Bedeutung kam das Wort zu den Römern, es war ihnen gleichbedeutend mit eruditus, doctus, und φιλολογία mit eruditio, doctrina, literarum et studium et cognitio.

Dieſe Phaſen hat das Wort in der alten Welt durchgemacht. Man ſieht daraus, daß es hier ſchon ein wahrer Proteus geweſen, daß es ſchwer, ja unmöglich iſt, es durch eine Definition zu beſtimmen. Man muß Zeiten und Schriftſteller unterſcheiden.

Mit dem Erwachen des wiſſenſchaftlichen Strebens im Abendlande zu Ende des Mittelalters ward auch das Wort wieder

bekannt und gäng und gäbe, da ja die früher dadurch bezeichneten Dinge oder Beſchäftigungen wieder aufkamen. Nur inſofern nahm es eine etwas andere Färbung an, als die alten Sprachen ausgeſtorben waren und nur noch mühſam ſich bei einigen wenigen Kennern hinſchleppten, und man, um zur altklaſſiſchen Literatur und den in ihr verborgenen Kenntniſſen hindurchzudringen, erſt der Erlernung dieſer Sprachen in grammatiſcher und lexikaliſcher Hinſicht bedurfte. Da nahm der Begriff der Philologie nicht nur dieſes Merkmal auf: ſie ſtellte ſelbiges ſogar an die Spitze, ja! ſie hat es faſt allgemein ſich zu ihrem eigenſten und alleinigen Vorwurfe geſetzt. So ſagte ſchon Wower (in ſeiner Schrift: de polymathia cap. 15.): philologia est peritia linguarum et ἁπάσης ἀρχαιολογίας cognitio. In neuerer Zeit iſt das wirklich zur herrſchenden Anſicht geworden; man verſteht unter Philologie die Sprachkunde (vor allen die Kunde der griechiſchen und lateiniſchen Sprache), und ſelbſt ein Fr. A. Wolf iſt nicht mit ſeiner weitern Definition durchgedrungen und hat die Welt überzeugen können von ſeiner Anſicht. Und eben ſo wenig wird Otfr. Müllers und Anderer ähnliche Definition allgemeinen Anklang finden, ſo geiſtreich und ideal ſie auch im Ganzen ſeyn mag.

Was iſt hiernach zu thun? Eine Erklärung aufzuſtellen, die der allgemeinen Anſicht keine Gewalt anfügt, aber auch nicht das Andere, das Weitere, das Höhere vernachläſſigt. Und ſo definiren wir denn (klaſſiſche) Philologie, im praktiſchen Sinne genommen, wie es der Etymologie des Wortes zunächſt entſpricht, als das Streben, im theoretiſchen Sinne als die Wiſſenſchaft, mit Hülfe einer genauen und gründlichen Kenntniß der griechiſchen und römiſchen Sprache und mit Hinzuziehung der nothwendigen archäologiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe, zumeiſt dieſer beiden Völker und ihrer allſeitigen Verhältniſſe, die Literatur derſelben nach ihren mannichfaltigen Seiten zu verſtehen und aus ihr diejenigen Kenntniſſe und Reſultate, den Genuß und die Bildung zu ziehen, deren wir jetzt noch bedürfen oder uns erfreuen mögen.

Da fragt es ſich denn freilich, ob wir überhaupt noch die alten Sprachen, die alte Literatur und die Kunde der alten Zeit nöthig haben? ob wir ihnen nicht längſt entwachſen ſind? Und das um ſo mehr, als wir doch gegenwärtig in vielen Dingen ſo fortgeſchritten ſind, und die Gegenwart uns dermaßen mit ihren

ungeheuern Anforderungen in Anspruch nimmt, daß wir wohl nur allein diesen sollten zu genügen suchen?

Allerdings sind wir gegenwärtig in vielen Dingen weiter als die Alten; dennoch können wir sie in vielen Stücken noch immer nicht missen, sowohl im Allgemeinen als im Besondern. Ihr Geschmack, ihre Bildung, ihr Urtheil, ihre Thatkraft, ihre Werke, ihre Erfindungen, ihre Handlungen, ihre Aeußerungen, ihr politisches, ihr wissenschaftliches, ihr Kunstleben wird für uns, wird für die späteste Nachwelt immer und stets anregend, ermunternd, erhebend seyn und bleiben. Und wer sich historisch über unsere Zeit und ihre Zustände aufklären, wer die Anfänge derselben gewinnen und eine Basis für seine Studien haben will — bei den Alten muß er anfangen, zumeist bei den Griechen und Römern. Der Jurist wird in Griechenland, vornehmlich in Athen die ersten Spuren eines gesetzlich geordneten Gerichtsverfahrens, in Rom ein vollendetes System der Art entdecken, und die deßfallsigen Kenntnisse vermögen nicht blos im Allgemeinen seinen Blick zu erweitern, seine Wissenschaft vom historischen Standpunkte aus zu begründen, sondern auch in vielen Fällen für jetzt und für die Zukunft die Norm abzugeben seines Verfahrens, seines Urtheils, seiner Entscheidung. Der Mediziner findet seine Wissenschaft wurzeln in Griechenland und in Rom, und will er nicht blos bei der Gegenwart stehen bleiben, sondern auf die Anfänge seiner Kunst zurückgehen — er muß nach diesen Gegenden, er muß nach dem griechischen und römischen Alterthum zurückblicken. Nicht minder der Philosoph, der das eigentliche philosophische Denken unter den Griechen keimen und zu einer Höhe da gedeihen sieht, die er zu erreichen Mühe hat, geschweige denn zu übertreffen. Der Staatsmann — will er die mannichfachen Formen der Staatsverwaltungen, ihre Vorzüge und ihre Nachtheile praktisch kennen lernen an Beispielen, er muß nach Griechenland und Rom hinschauen; dort findet er, was er sucht. Der Forscher der Völker- und Staatengeschichte, was anders als nur Griechenland und Rom kann und wird er zum Mittlepunkte seines Forschens für die Geschichte des Alterthums und zum Anfangspunkte seiner Wissenschaft erwählen? Nicht minder der Forscher der wissenschaftlichen Ethnographie und Geographie, der Geschichte des Verkehrs der Nationen, des Handels, der Schifffahrt u. s. w. Aber es wird auch der Künstler

der Kunde des klaſſiſchen Alterthums auf keine Weiſe entbehren können. Griechenland und Rom ſtehen ſo groß da in der Plaſtik, in der Bildhauerei, in der Malerkunſt, in der Poeſie, in der Beredtſamkeit, daß ein heutiger Künſtler nur dann etwas Erkleckliches leiſten wird, wenn er ſich an den alten Muſtern belehrt, geſtärkt, erbaut, gekräftigt, emporgearbeitet hat zu idealiſchem Denken und Schaffen. Nein! es iſt nachtheilig, es iſt unmöglich, ſich des Alterthums und ſeiner Kunde zu entſchlagen. Und geſetzt, wir erreichten es irgend je, ſo bliebe daſſelbe doch immer der ſicherſte Wegweiſer, die kräftigſte Lokomotive zum Höhern, zum Vollendeten. Und welchen reichen und großartigen Genuß gewährt die Kunde eines ſo edeln, ſo hochherzigen, ſo idealen Volkes, wie die Griechen und in manchem Betracht auch die Römer waren! Warum wollen wir dieſes Genuſſes entbehren?

Aber müſſen wir mit dem Alterthume in Verkehr bleiben, dann können wir auch nicht das Studium der klaſſiſchen Literatur, dann können wir auch nicht die Kunde der klaſſiſchen Sprachen entrathen. Denn jene enthält, bietet ja die meiſten Notizen, die meiſten Aufklärungen zu den verſchiedentlichen Theilen der Alterthumskunde dar: ſie iſt geradehin der Schlüſſel hierzu. So hat ſie ſchon als Mittel ſehr hohen Werth. Aber auch an ſich verdient ſie die größte Aufmerkſamkeit. Durch ihre Vielſeitigkeit, durch ihren Reichthum, durch die innere und äußere Vollendung der meiſten ihrer Produkte gewährt ſie nicht allein den größten Genuß, ſondern mit demſelben auch die höchſte Veredlung des Geiſtes und eine ſolche Kräftigung deſſelben, daß jeder durch ſie leicht in Stand geſetzt wird, gleiche vollendete Schöpfungen in ſeiner Literatur hervorzubringen, falls er dazu Luſt und Gelegenheit und Talent in ſich vermerkt, oder wenigſtens in ſeine Produkte herüberzunehmen aus den altklaſſiſchen, was dieſe ihm Schönes und Vollendetes darbieten. Nicht minder kann man an der griechiſchen Literatur lernen, was eigentlich Literatur überhaupt ſey, wie ſie ſeyn ſolle, welchen Standpunkt ſie im Leben der Völker einnehme, welchen Nutzen ſie gewähre, welchen Maßſtab ſie zur Beurtheilung einer Nation darbiete u. ſ. w.

Iſt aber zur klaſſiſchen Alterthumskunde die Kenntniß und die Lektüre der Literatur der Griechen und Römer unumgänglich nothwendig, ſo iſt es eben ſo hierzu wieder die Kunde der Sprachen

dieſer beiden Nationen nöthig. Durch ſolche Thür gelange ich ja zunächſt und am allervollkommenſten zur Einſicht in die Literatur!

Und folglich iſt die klaſſiſche Philologie auch in unſern Tagen nicht zu miſſen und wird es wohl nie ſeyn, wenigſtens ſo lange nicht, als wir nicht den hohen Standpunkt in jeder Beziehung erreicht, den die alten Griechen und Römer behauptet haben. Und ſelbſt dann wird es nöthig ſeyn, daß man mit dieſem Alterthum in ſteter Verbindung bleibe, wofern man nicht Gefahr laufen will Rückſchritte zu thun — man mag nun Philologie nehmen im engſten Sinne für Kunde der altklaſſiſchen Sprachen, oder im weiten für Kunde der altklaſſiſchen Sprachen und Handhabung der betreffenden Literatur, oder endlich im weiteſten Sinne für Kunde des griechiſchen und römiſchen Alterthums überhaupt, die jene beiden in ſich faßt.

Steht das feſt, nun ſo muß es unter uns auch fernerhin einen Stand geben, welcher dieſe Wiſſenſchaft repräſentirt; er darf nicht auf die Seite geſchoben werden als unnöthig, und eben ſo muß er in ſeinem Berufe belaſſen bleiben, denjenigen Theil der Jugend zu unterrichten, welcher ſich einem jener Fächer, zu denen nothwendig die Kunde des klaſſiſchen Alterthums gehört, widmet. Demnach werden auch Gelehrtenſchulen und Lehrer der Philologie auf Univerſitäten fortbeſtehen müſſen.

Aber freilich iſt das nur immer eine ſehr kleine Zahl, welche ſich heut zu Tage bei ihren Studien auch dem Alterthume in die Arme werfen. Für dieſe kleine, wenn auch auserwählte Schaar allein nur zu wirken, thätig zu ſeyn, ſie zu leiten und zu führen bis zum Heiligthum ſelbſt und ihnen daſſelbe zu eröffnen, möchte wohl nicht Wenigen, ſelbſt Unparteiiſchen, der Aufwand an Kraft, Zeit, Mühe, Koſten zu unverhältnißmäßig groß erſcheinen, mag auch die Möglichkeit in dem antiken Leben zu leben und an ihm Theil zu haben, ſubjektiv und objektiv, für Lehrer und Lernende überaus reizvoll, genußreich und vortheilhaft ſeyn. Aber ſie kann vortheilhaft werden auch für die übrige Welt, wenn ſelbige befruchtet wird durch den edeln Geiſt, der durch die ganze klaſſiſch-antike Welt hindurchweht. Und darum muß der Philolog heut zu Tage das totale Alterthum kennen und in ſein Weſen aufgenommen haben; er muß über Alles, über jedes Einzelne Rechenſchaft zu geben, zu belehren wiſſen. Das iſt die erſte

Anforderung, die man an ihn zu machen berechtigt iſt, die leider noch immer Wenige, ſelbſt in unſerer Zeit, erfüllen. Sie bleiben zumeiſt im Vorhofe des Tempels ſtehen, koſten allenfalls von dem Herrlichen und Süßen, das im Tempel ſelbſt vorborgen; aber ein rechtes, volles Eindringen, ein ganzes Erfaſſen der ganzen antiken Welt — das iſt ihnen nicht Zweck, nicht Ziel, und denn auch nicht beſchieden. Nur Männer, wie G. Hermann, Böckh, Lobeck, Otfr. Müller können ſich einer ſolchen Kenntniß rühmen, und darum ſind ſie eben ſo ehr- und achtungswürdig, achtungswürdig auch um deswillen, weil ſie zugleich durch ihre ſtrenge, gründliche, vorſichtige, umſichtige Methode für das Studium anderer Wiſſenſchaften und Beſchäftigungen ein edles Vorbild ſind. Nicht maſſenhafte Gelehrſamkeit macht es, ſondern ein geiſtvolles, philoſophiſches, kritiſch-äſthetiſches, ideelles Auffaſſen, Ordnen, Beurtheilen, Zurechtlegen für gegenwärtige und zukünftige Fälle zur Anwendung und Benutzung. Nur das frommt; das will die Gegenwart und das kann ſie von Euch fordern! Und leiſtet Ihr ſolches nicht, nun, dann wundert Euch nicht, wenn ſie Euch der Verachtung, dem Hohne preis gibt. Ihr taugt nichts für ſie. Ihr ſollt, allſeitig vorgebildet, herantreten zum Alterthume und es allſeitig betrachten und von ihm lernen und das Gelernte Andere wieder lehren. Eure variä Lectiones, Eure Conjekturen, Euer müßiges Schwelgen im alleinigen Genuſſe der äußern Form klaſſiſcher Literatur, ohne ſich eigentlich des Schönen recht bewußt zu werden und daſſelbe bei Andern zum Bewußtſeyn zu bringen, das kann der Jetztwelt nicht mehr genügen. Ihr ſollt allen den Männern, die die Alterthumskunde überhaupt oder einzelne Theile derſelben brauchen, Anleitung geben bei ihren deßfallſigen Studien, ihnen voranleuchten, ihnen vorarbeiten, ihnen die Bahn brechen. Aber andererſeits ſollt Ihr eben ſo das, was dieſelben bei ihren allgemeinen oder ſpeziellen Beſtrebungen leiſten, fördern, auch in Euer Bereich aufnehmen, es benutzen für Eure Zwecke, es ausbeuten und davon zehren. Was der Juriſt,[1] was der Politiker,

[1] Vergl. z. B. Neue Jen. Lit. Zeit. 1842 Nro. 199: „Obgleich in der neuern Zeit allgemein anerkannt iſt, daß ein vollſtändiges Verſtändniß und eine allſeitige Erklärung der alten Schriftſteller ohne die engſte Verbindung der philologiſchen und juriſtiſchen Studien nicht möglich ſey, ſo haben die Philologen im Ganzen doch noch wenig gethan, dieſe

was der Hiſtoriker, was der Forſcher der antiken Kunſt, Philoſophie, Religion, Mythologie u. ſ. w. aufhellt, das ſoll der Philolog ſich aneignen, daß ihm eine möglichſt vollſtändige und allſeitige Kunde des geſammten Alterthums werde, mit welcher er wuchern und den betreffenden Bedürfniſſen und Nachfragen der Gegenwart genügen könne. Und damit ſolche Kunde nicht blos den wenigen Männern vom Fache zu Gute komme, ſondern damit Eure antiquariſchen Studien und erzielten Reſultate einen noch weitern, einen ganz allgemeinen Kreis gewönnen: ſo lehrt durch eine meiſterhafte, geiſtvolle Auffaſſung und Behandlung der antiken Welt eben ſo jede andere auffaſſen, beurtheilen, würdigen, eben ſo die Gegenwart und in der Gegenwart jede einzelne Nation, und zeigt auf dieſe Weiſe, was jeder derſelben noch fromme zu einem rechten ideellen Nationalleben. So wird Eure Wirkſamkeit nicht mehr todt bleiben; ſo wird ſie mit der Gegenwart in Verkehr treten und derſelben die rechten Früchte bringen.[1]

Und vermöchte Einer oder der Andere nicht ſich zu dieſer reinen Zenithhöhe wiſſenſchaftlichen Strebens und Wirkens zu erheben; bliebe er nur in der niedern Region des Studiums der klaſſiſchen Sprachen und der Handhabung der betreffenden Literaturen, ſo kann, ſo möge er doch auch hier ein ideelles Ziel ſuchen, das die Gegenwart anſpricht, ihr nützt und frommt. Wir meinen, ein ſolcher Philolog ſolle und müſſe einmal die Sprachen jener klaſſiſchen Völker, zweitens die Literaturwerke nicht blos und allein um ihrer ſelbſt willen, oder auch um ſich jene Alterthumskunde blos und allein zu verſchaffen, zu treiben ſuchen, ſondern zu allgemeinern Zwecken, wie die Gegenwart ſie erheiſcht. Er lehre demnach durch eine rationelle und ideelle Behandlung der griechiſchen und lateiniſchen Sprachen, wie das Studium jeder Sprache und das Sprachſtudium überhaupt zu betreiben ſey; von welchen philoſophiſchen, phyſiologiſchen, logiſchen Prinzipien man dabei

---

Verbindung, welche jene großen Geiſter der frühern Jahrhunderte, wie Hotomann, P. Faber u. A. als eine Sache anſahen, welche ſich von ſelbſt verſtehe, aufs neue einzugehen und feſter zu knüpfen."

[1] Wie ſchön und zugleich wie wahr ſagt Welcker (die griechiſche Tragödie I. S. 14.): „Wer darauf achten mag, wird auf dieſem Felde beſonderes inne werden, wie die philologiſche Kritik allzuoft über die ſchöne Schale vergeſſen hat nach dem Kern zu fragen."

ausgehen müſſe, um den ganzen merkwürdigen Organismus, das ſo höchſt Eigenthümliche und Wunderbare dieſes Bandes der Völker und der Menſchheit recht zu begreifen und ſich zu erklären im Ganzen ſowohl wie im Speziellſten. Und an der Literatur der Griechen und Römer und an den einzelnen Werken derſelben zeige er, was Literatur überhaupt bei einem Volke, bei der Menſchheit zu bedeuten habe, welchen Standpunkt ſie im Reiche der Dinge einnehmen; ferner wie jedes einzelne literariſche Produkt in ſeiner Art nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu behandeln, aufzufaſſen, zu würdigen ſey, das philoſophiſche nach den entſprechenden philoſophiſchen, das hiſtoriſche nach hiſtoriſchen, das dichteriſche nach dichteriſchen, nach äſthetiſchen Ideen ꝛc.; weiſe an jedem nach die Vorzüge und Schönheiten des Inhaltes wie der Form, aber auch unpartheilich die Schwächen und Mängel, ganz im Gegenſatze zu den meiſten bisherigen Philologen, denen an den alten Klaſſikern alles ſchön, alles untadelhaft, alles nachahmungswürdig erſchien.[1] Es iſt aber eine der gröſten Lügen, die unſerer Sprache, unſerer Literatur, unſerer Nationalität unendlich geſchadet hat; es iſt der baarſte Unſinn, heut zu Tage noch die Welt glauben machen zu wollen, die Fragmente alter Klaſſiker wären in jeder Beziehung das Non plus ultra; eine neuere Literatur, wie die italieniſche, franzöſiſche, engliſche, deutſche, wäre nichts dagegen; der in jener waltende Geſchmack wäre nur der einzig richtige und ewig gültige; nur ihn habe man beizubehalten, nachzuahmen. Als ob Nachahmung das höchſte wäre und nicht originelles Schaffen! Wir wollen keineswegs damit geleugnet haben — wir haben es auch ſchon oben ſattſam bekräftigt und darzulegen verſucht — daß wir noch Vieles, ſelbſt in unſern gebildeten Zeiten, faſt in jeder Beziehung von den Alten lernen und aus ihnen zu uns herübernehmen können; wir wollen nur z. B. an die Antigone des Sophokles erinnern, und was die Aufführung derſelben in Berlin, in Leipzig, nicht blos für einen unendlich hohen Genuß, ſondern bei der erhabenen Vollendung des Stückes auch für Nutzen gewähren mag in äſthetiſcher, wie ſelbſt in moraliſcher Hinſicht. Aber man erwartet heutiges Tages auch eine unparteiiſche Anerkennung des

[1] „Der alten klaſſiſchen Literatur hat nichts ſo ſehr geſchadet, als die unbedingte Verehrung," ſagt einer unſerer trefflichſten Philologen, Bergk.

Andern, namentlich des Vaterländiſchen. Die hiſtoriſche und philoſophiſche Behandlung unſerer deutſchen Sprache und Literatur muß der Mittelpunkt alles Sprach- und alles literariſchen Studiums unter uns, auf unſern Gelehrtenſchulen und Univerſitäten zumeiſt, werden. Auch der Philolog des klaſſiſchen Alterthums muß davon ausgehen und ſoll Alles darauf zurückbeziehen. Er ſoll lehren die deutſche Sprache und Literatur richtig handhaben; er ſoll aber auch von derſelben lernen die klaſſiſchen Sprachen und Literaturen gehörig zu behandeln. Denn das muß der eingebildetſte Pedant, der abgeſchloſſenſte Gelehrte eingeſtehen: die Art und Weiſe, wie bisher noch immer die alten Klaſſiker auf den meiſten Schulen und Univerſitäten getrieben, geleſen worden ſind, iſt eine höchſt einſeitige, dürre, den Geiſt verzehrende und austrocknende. Das ewige bloſe Traktiren der verſchiedenen Lesarten, der grammatiſchen und lexicaliſchen Regeln, des Antiquariſchen — damit erklären wir ſolches nicht etwa für überflüſſig oder für nachtheilig an und für ſich — ohne in den Sinn der Schriften ſelbſt einzudringen, ſich über den Verfaſſer ſelbſt zu ſtellen und ihn nach den höhern Ideen der Vernunft und der Philoſophie zu beurtheilen, zu würdigen, das kann nichts weniger denn die feurige, phantaſiereiche, lernbegierige Jugend anſprechen.[1] Und wie bläheſt Eure Conjecturmacherei die jungen Gemüther oft ſo auf! Wie viel wiſſen ſie ſich gewöhnlich mit einem ſolchen winzigen Bischen von Schöpferkraft! Je unbedeutender das Ei iſt, was ſie legen — und oft iſt es ein Windei! — deſto größer und ſchallender das Gegacker. Wie nun die alten Klaſſiker zu leſen ſeyen, lernt und lehrt man am beſten an den vaterländiſchen Schriftſtellern; und hier haben ein Weber, ein Viehoff, ein Hoffmeiſter u. A. neuerdings den richtigen Weg gezeigt. Eben ſo iſt es hinſichtlich des Grammatiſchen und Sprachlichen. Was ein Becker, ein Herting, ein Grimm, ein Bopp in neueſter Zeit gelehrt haben, nehmt herüber in Euer Studium, befruchtet ſolches damit und gebt es der Welt mit Wucher zurück; Eure alte Weiſe

[1] Niebuhr: „Wenn wir auch die glänzendſten Emendationen machen und die ſchwerſten Stellen vom Blatte erklären, ſo iſt es nichts als bloße Kunſtfertigkeit, wenn wir nicht die Weisheit und Seelenkraft der großen Alten erwerben, was ſie fühlen und denken.“

die Grammatik oder eine Sprache zu lernen, hat ſehr viel Ernſtes, Strenges, Reelles, Poſitives, aber iſt auch meiſtentheils eitel Gedächtnißkram und Eure Pedanterei darin ſo groß und ſo abgeſchmackt, daß Ihr glaubt etwas zu vernachläſſigen, wenn Ihr und Eure Schüler auch die kleinſte Ausnahme jeder Regel nicht wiſſet.

Jetzt noch ein Wort vom fernern Gebrauch der lateiniſchen Sprache, von Lateiniſch Sprechen und Schreiben, auf das viele Philologen noch immer mit Strenge halten zu müſſen glauben. Wozu frommt es der heutigen Welt? Nur etwa zum beſſern Verſtändniß der lateiniſchen Klaſſiker! Im Uebrigen iſt es zum bloßen Mittel des Verſtehens und der brieflichen Unterhaltung für Gelehrte vom Fach und zum bloßen Dilettantismus herabgeſunken. Und wie viel Zeit, Mühe, Kraft wird in unſern Schulen darauf verwendet oder, richtiger geſagt, verſchwendet! zu einer Zeit, wo wir alles dieſes bei der großen Maſſe der Lehrgegenſtände beſſer gebrauchen könnten! Die Einſichtsvollen im Volke ſehnten ſich längſt nach Befreiung von dieſer Laſt, eben ſo der Lehrſtand; nur das Herkommen, der Gebrauch und die Anordnungen der obern Behörden halten es noch aufrecht. Aber in ſeinen vorigen Würden und in ſeiner frühern allgemeinen Anwendung können es doch auch die Behörden nicht mehr erhalten; es ſinkt je mehr und mehr in der Achtung, weil man das Unnöthige, das Ueberflüſſige, das Nachtheilige, den unnatürlichen Zwang immer allgemeiner einſehen lernt. Springt's denn auch nicht in die Augen? Ihr werdet freilich ſagen: das ſind längſt gebrauchte, abgeſtumpfte Waffen, längſt gekannte Tiraden! Gut, ſo höret die Geſchichte! Als zur Zeit der Hohenſtaufen das Latein in unſerm Vaterlande noch nicht feſte Kirchen-, diplomatiſche und Gerichtsſprache geworden war, und der deutſche Geiſt ſich in ſeiner eigenen Zunge Bahn brechen konnte, welch ein Aufſchwung geſchah da! wie herrlich entfaltete ſich Poeſie und Literatur! Wie bald ward ſie geknickt, die Blume, als mit dem Mächtiger-Werden der römiſchen Curie die lateiniſche Sprache feſte Kirchenſprache, Geſetz-, Gerichts- und diplomatiſche und Gelehrtenſprache auf den neu geſtifteten Univerſitäten ward! Wie hoch preiſet man Luthers Verdienſt, daß er die fremde Zunge aus unſerer Kirche verdrängt habe und Veranlaſſung wurde, daß der Deutſche in ſeiner herzigen Mutterſprache zu Gott beten konnte. Was hat Frömmigkeit, ächter deutſcher

Sinn dadurch gewonnen! Daß dieſer neue Geiſt ſo wenig in die Literatur überging, davon war der Grund, daß nach der Reformation auf den Schulen und Univerſitäten nichts denn lateiniſch gelehrt, parlirt und geſchrieben wurde. Wie manches an ſich originelle Talent mag da untergegangen oder in den Nachbildungen alt-lateiniſcher Schriftſteller und Formen verkommen ſeyn! Und das damalige geiſt- und geſchmackloſe Leſen der alten Klaſſiker brachte keinen Geſchmack, im Gegentheil verdarb den ächten deutſchen Nationalcharakter. Erſt als dieſer, unverwüſtlich wie er iſt, ſich von ſelbſt Bahn brach und die tauſendjährige Feſſel abwarf, erſt da, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, blühte die bis dahin ſo kümmerliche Pflanze empor, und je mehr ſie ſich Luft gemacht, deſto herrlicher iſt ſie von Jahr zu Jahr geworden. Iſt das nicht Lehre, nicht Mahnung genug? Weiter! So lange die Univerſitäten ſich gewiſſer Maßen als Zunftgenoſſenſchaften betrachteten, die nur für die Gelehrſamkeit, nicht fürs Leben da wären, bewahrten ſie treu als Medium dieſer Abgeſchloſſenheit die lateiniſche Sprache, gut zu gelehrten Kopfſechtereien, aber eine Zwangsjacke für den Aufſchwung der Wiſſenſchaften; dieſe machten nur geringe Fortſchritte. In unſerm Vaterlande war es zuerſt Göttingen, wo man nach und nach von der alten Gewohnheit abließ, und die Georgia Auguſta hat einen großen Theil ihrer Blüthe und ihres Anſehens und ihrer Wirkſamkeit dieſem Umſtande zu verdanken gehabt. Noch mehr lehrt ſolches das Beiſpiel Berlins. Bei der Stiftung dieſer Lehranſtalt im Jahr 1809 ſahen die damaligen großen Geiſter recht wohl ein, wie die Blüthe und die Herrlichkeit eines ſolchen Inſtituts nicht an einen veralteten überflüſſigen, nachtheiligen Gebrauch geknüpft werden dürfte, wie im Gegentheil derſelbe nur hemmend der allgemeinen, der Volksbildung, dem Aufſchwunge der Nation und der Wiſſenſchaft[1] in den Weg träte. Darum warfen ſie weg die Feſſeln, und — die Berliner Univerſität iſt gegenwärtig die blühendſte, die beſuchteſte, die wiſſenſchaftlich am höchſten ſtehende in unſerm Vaterlande.

---

[1] Wie iſt es auch nur möglich, daß heut zu Tage die lateiniſche Sprache, eine todte, abgeſtorbene Sprache, mit dem Leben, mit dem Rieſenfortſchritte unſerer Zeit in Anklang bleiben und zum Ausdrucke dieſes beweglichen Lebens noch fernerhin angewandt werden kann!

Mit den Gelehrtenſchulen in Preußen iſt es faſt eben ſo, und ſie werden noch mehr Nutzen der Nation leiſten, ſie werden noch mehr an wiſſenſchaftlichen Leiſtungen wachſen, wenn man den Gebrauch der lateiniſchen Sprache immer mehr und mehr fallen läßt. Nur für die künftigen Gelehrten vom Fach ſoll und muß er fortdauern. Für dieſe mag in einer Art von Selecta dieſer Unterricht betrieben werden, nach der bisherigen Weiſe, obgleich doch immer nur mit dem Bewußtſeyn und mit Hinweiſung der Jugend darauf, daß es im Ganzen doch nur Stümperei ſey, daß einer es nie zu einer wahren Meiſterſchaft bringe, daß ſelbſt der Lehrer nur mit Hülfe der Lexika lateiniſch ſchreiben könne.[1] Man ſehe nur überdies die Quälerei der Lehrer wie der Schüler! Und was wird damit bewirkt? Unter zehen geht kaum einer nach der Univerſität, der ſich nur leidlich und mit Gewandtheit und Korrektheit lateiniſch auszudrücken vermag. Wer ſich auf der Schule darauf mit Eifer gelegt hat, weil er geglaubt den höhern Anordnungen Genüge thun zu müſſen, und wirklich es zu einiger Fertigkeit gebracht und, ſtolz darauf, in die Welt tritt, mit welchen großen Augen man ihn anſtaunen, ſeine Latinität bewundern, ihn zu allernächſt zu einem öffentlichen einträglichen Amte berufen würde, wie ſchmerzlich ſieht ſich der getäuſcht! Draußen ſieht und fragt kein Menſch darnach außer der Examinator. Und was Ihr da immer von formeller Bildung ſprecht, die allein nur durch die lateiniſche Sprache gewonnen werden könnte, wie einſeitig iſt dies Urtheil! Als ob nicht jede Wiſſenſchaft, jeder Unterrichtsgegenſtand, wird er nur mit Hinſicht auf poſitive Kenntniſſe, mit Gründlichkeit und nach ſtrengem Syſteme gelehrt, daſſelbe leiſtete! Da kommen wir zugleich auf einen andern Punkt, der hier noch zu beſprechen iſt, auf die ſtolze, verächtliche Weiſe der Philologen, auf andere Wiſſenſchaften tief herabzublicken und von ihnen nur immer wie von materiellen Zwecken zu ſprechen. Liegt derſelben die Beſorgniß zum Grunde, daß ſelbige ihrem bisherigen Anſehen, ihrer bisherigen

[1] Zwei Lehrer des lateiniſchen Schreibens können ſich, behaupte ich, ſind ſie ehrlich, nicht einander begegnen, ohne ſich, wie die Auguren in Rom, einander an- und auszulachen. Was fingen ſie an, wenn Zumpt's Grammatik, der große Scheller, Geßners Theſaurus, Krebs Antibarbarus nicht wären!

Machtvollkommenheit ſchaden und Abbruch thun, vielleicht ſogar den Sturz bereiten könnten, ſo hätten ſie freilich einen, und zwar einen ſehr triftigen Grund; denn wirklich drohen Mathematik, Naturwiſſenſchaften, die neuen Sprachen ſie aus dem Sattel zu heben. Aber iſt Eitelkeit, iſt bloßer Hochmuth, iſt Ueberſchätzung der eigenen Wiſſenſchaft und des eigenen Verdienſtes die Triebfeder — und das iſt leider! meiſtens der Fall[1] — dann kann dieſes Verfahren nicht genug getadelt werden; denn einmal betreffen jene Wiſſenſchaften zumeiſt die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens und die höchſten, ſchätzenswertheſten Intereſſen der Gegenwart, und ſie werden in unſern Tagen mit einer Gründlichkeit, mit einer Gelehrſamkeit, mit einer Schärfe und mit einer Rückſicht auf das Praktiſche getrieben, daß es eine wahre Luſt, eine wahre Freude iſt, und nur der iſolirte und in ſeiner Iſolirung beſchränkt und hochmüthig gewordene, nur von ſeinem Streben eingenommene Philolog kann geringſchätzig darüber urtheilen. Er höre nur einen Karl Ritter über Geographie, einen Dowe über Klimatologie, einen Mitſcherlich über Chemie u. A. über andere dergleichen ſogenannte realiſtiſche oder materielle Wiſſenſchaften leſen, und — er wird anders urtheilen. Jene Wiſſenſchaften ſtehen der Gegenwart unmittelbar nahe, haben den nächſten größten Nutzen. Und eben ſo iſt es mit der Mathematik. Würde ſelbige nur pädagogiſcher, nicht meiſt ſo ſchroff und zu wiſſenſchaftlich und zu abſtrakt gleich im Anfange der Jugend vorgetragen! Lernte nur dieſe ſie auch gleich begreifen, ihre vielfache Anwendung, ihren ungeheuern Werth einſehen und ſie ſo bewundern und lieben, wie ganz anders würde es mit den beſſallſigen Leiſtungen in den Schulen ſtehen! Aber laßt nur auch hier eine größere pädagogiſche Einſicht einkehren, und Ihr werdet ſehen — vielleicht zu ſpät für Euern bisherigen Ruhm! — wie die Welt ihr zufallen, ſie mehr ſchätzen wird als die Philologie, weil ſie ihr unmittelbar dient und zugleich eine Wiſſenſchaft im eigentlichſten und ſtrengſten Sinne des Wortes iſt, die ſich ihrer wohl bewußt.

So möge denn die Philologie nicht ferner mehr bei ihrem

---

[1] Sie hat ſich auch auf den Zuſammenkünften der Philologen mehrere Male Luft gemacht, nicht ohne bei Unpartheiiſchen ein Skandalon zu erregen und die Philologie noch mehr in Mißkredit zu bringen.

ſtarren Syſteme verbleiben, ſondern ſich mehr und mehr den Anforderungen der Zeit anſchließen, unbeſchadet ihrer ſonſtigen großen Leiſtungen. Sie laſſe ſich, das alte wohl belaſtete Laſtſchiff, wenn ſie denn einmal nicht ſelbſt vorausſegeln kann, doch wenigſtens von dem leichten, gewandten Dampfſchiffe der Gegenwart ins Schlepptau nehmen, um mit fortzukommen, nicht bis zum Lächerlichen zurückzubleiben, nicht mehr zu ſchaden als zu nützen.

— Z. —

Zur Geſchichte

der Kommunalverfaſſungsfrage

in der preußiſchen Rheinprovinz.

Rheiniſches Recht, Rheiniſche Verfaſſung, Rheiniſche Verwaltung werden in allen Gauen des preußiſchen Königreichs als der Ausdruck eines ſehr entwickelten öffentlichen Lebens betrachtet: dem rheiniſchen Volke wird um ſeines glücklichen Naturels, ſeiner geſchichtlichen Bildung, ſeiner Induſtrie und ſeiner Wohlhabenheit willen ein reifes politiſches Urtheil beigemeſſen, und als Probierſtein für die allgemeinen Maßregeln des Gouvernements wird die Aufnahme angeſehen, welche ihm in dieſem Lande zu Theil wird. Und doch iſt im ganzen Staate keine Provinz, welche in Lebensverhältniſſen, in denen eine freie Bewegung ſo ſehr das Gefühl der Behaglichkeit bedingt, in gleichem Maße beengt wäre; keine, in der es dem anerkannten Scharfſinne der Bewohner ſo völlig verſagt wäre, die eigenen und planſten Angelegenheiten zu ordnen, keine, in der eine ängſtlichere und kleinlichere Bevormundung und Kontrole von Seiten des Staats auf gleich verletzende Weiſe hervorträte.

200 Städte und 3596 Dörfer ſind durch die rheiniſche Kommunalverfaſſung für mundtodt erklärt; große Städte, deren Glanz und Reichthum Könige beneiden konnten, deren Bündniß von mächtigen Fürſten geſucht ward, die nach fernen Ländern hin Kultur und Sitten verpflanzten, ſind nicht berechtigt, ihre eigenen Vertreter zu erwählen, und die Vermögensadminiſtration des kleinſten Weilers iſt für zu wichtig gehalten, um ſie ſeinen Einwohnern zu

überlaſſen. Die preußiſche Regierung iſt nicht die Schöpferin dieſer Formen, und es iſt auch nicht ihre Schuld, daß ſie erhalten geblieben ſind bis auf den heutigen Tag; im Gegentheil muß man anerkennen, daß, wie ſie gar manches Harte und Schroffe durch Zartheit und Rückſicht in der Ausführung leichter und erträglicher zu machen verſtand, ſo auch zu verſchiedenen Zeiten von ihr die Hand geboten worden iſt zur Umgeſtaltung, und das Dargereichte unendlich beſſer war, als das bisher Beſtehende.

Daß dieſes dennoch und bei dem vollen Bewußtſeyn von der Unzulänglichkeit, und relativen Schädlichkeit der vorhandenen Einrichtungen beharrlich abgelehnt worden, und daß man Gründe finden konnte, lieber den durchaus unbefriedigenden Zuſtand der Gegenwart ins Unbeſtimmte hin fortdauern zu laſſen, als das an ſich Beſſere dankbar zu empfangen, iſt eine Thatſache, zugleich aber eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung, daß es wohl der Mühe lohnt, ſich über die Urſache zu verſtändigen. Das engere bei der Sache intereſſirte Publikum, das rheiniſche nämlich, hat die nöthigen Aufſchlüſſe durch Landtagsverhandlungen, durch einzelne Monographien, vorzüglich aber durch treffliche Aufſätze in der Kölniſchen Zeitung erhalten. Aber auch für einen weiteren Kreis iſt die Erörterung intereſſant, und es iſt unter dieſer Vorausſetzung, daß der Verfaſſer ſich bewogen fand, was in vielen Schriften zerſtreut lag, und was ſich auf ſeine eigene Wahrnehmungen gründete, den Leſern der deutſchen Vierteljahrsſchrift zu übergeben.

Die in der Rheinprovinz jetzt herrſchende Gemeindeverfaſſung iſt ein Inſtitut der Fremdherrſchaft. Dieſer Satz erleidet nun in ſo weit eine Einſchränkung, als auch Naſſauiſches und großherzoglich Frankfurtiſches Gebiet Beſtandtheile der Rheinprovinz ausmachen; aber theils iſt in dieſen im Verwaltungswege etwas der franzöſiſchen Gemeindeverfaſſung Aehnliches nachgebildet worden, wie im oſtrheiniſchen Theile des Regierungsbezirks Koblenz,[1] theils ſind die Landſtriche, in denen andere als franzöſiſche Inſtitutionen beſtehen, von ſo geringer Ausdehnung, daß ihrer, im Vergleiche zu dem großen Provinzialverband, zu erwähnen, überflüſſig erſcheint.

---

[1] Der ehemals großherz. frankfurtiſchen Stadt Wetzlar iſt ſeit einigen Jahren die revidirte Städteordnung auf ihren beſondern Antrag verliehen.

Das Großherzogthum Berg, welches als rheiniſcher Bundesſtaat eine nominelle Selbſtſtändigkeit bewahrt hatte, iſt in faſt jeder Hinſicht den unmittelbaren Beſitzungen des Kaiſerreichs gleich gehalten worden, und hat darum auch rückſichtlich der Gemeindeverfaſſung und Verwaltung gleiche Schickſale mit dem linken Rheinufer gehabt.[1]

In einer kleinen Schrift von Dirius (Zuſammenſtellung und Beurtheilung der dermalen beſtehenden Geſetzgebung über die Gemeindebehörden. Trier, bei Terſchel, kl. 8.) iſt die Geſchichte der noch heute in der Rheinprovinz geltenden franzöſiſchen Kommunalverfaſſung, überall mit dem Finger auf die einzelnen Akte der Legislatur und der oberen Verwaltungsbehörden zeigend, trefflich entwickelt; ſie hat zu einem leitenden Artikel in der Kölniſchen Zeitung Anlaß gegeben, der dasjenige, was in verſchiedenen, zum Theil weiten Zeiträumen geſchehen iſt und ſich allmählich entwickelt hat, in raſcher Folge an dem Geſichte der Leſer vorüberführte, und daher ganz geeignet iſt, über den faktiſchen Zuſtand der Gegenwart zu orientiren.

In den erſten Jahren der franzöſiſchen Beſitznahme, ſagt derſelbe, blieben in den verſchiedenen Gebietstheilen auf dem linken Rheinufer, die mit der franzöſiſchen Republik vereinigt wurden, die alten Einrichtungen, welche mit dem Geiſte der neuen Volksherrſchaft nicht in allzuſchroffem Widerſpruche ſtanden, im Weſentlichen unverändert. Erſt durch eine Verfügung des mit der oberſten Leitung der Verwaltung beauftragten Generalkommiſſärs vom 4. Thermidor des Jahres 4 (1796) wurden in den vier Departements Donnersberg, Saar, Roer, Rhein und Moſel ſämmtliche bis dahin beſtehende richterliche wie verwaltende Behörden aufgehoben, und ward an deren Stelle die Einſetzung neuer Behörden nach den damaligen franzöſiſchen Geſetzen angeordnet. Die vollſtändige Organiſation in dem Gebiete zwiſchen Maas, Moſel und Rhein erfolgte ſogar erſt durch das Reglement vom 4. Pluvioſe des Jahres 6 (1798). Die Geſetze, die damals in Bezug auf die Gemeindeverwaltung zur Anwendung kamen, waren zuvörderſt die Verfaſſung, vom 23. September 1795

[1] Verwaltungsordnung für das Großherzogthum Berg vom 18. Dezember 1808.

(5. Fructidor 3) und das Gesetz vom 21. Fructidor des Jahres 4. Nach diesen Gesetzen wurde die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten sogenannten Munizipalagenten und deren Beigeordneten übertragen, welche nach den Bestimmungen der Gesetzgebung in den Gemeindeversammlungen gewählt wurden, an denen alle in der Gemeinde seit einem Jahre wohnhafte volljährige und eine direkte Grund- oder Personalsteuer zahlende Staatsbürger Theil nahmen. In den Gemeinden, welche weniger als 5000 Einwohner hatten, sollte ein Munizipalbeamter und ein Beigeordneter, in den Gemeinden von 5000 bis zu 10,000 Einwohnern sollten fünf Munizipalbeamte und eben so viele Beigeordnete, sieben in den Gemeinden von 10,000 bis zu 50,000 und neun in jenen von 50,000 bis 100,000 Einwohnern angestellt werden. Diese gesetzlichen Bestimmungen sind jedoch gleich vom Anfange schwerlich zu vollständiger Ausführung gekommen; und es sind insbesondere nicht in allen Gemeinden auf dem linken Rheinufer den Forderungen des Gesetzes gemäß Munizipalagenten und Beigeordnete angestellt worden. Die Ursache der Säumniß läßt sich leicht erklären, da die oberen französischen Behörden schwerlich mit den Abgränzungen der kleineren ländlichen Gemeinden genau bekannt waren. Die damals eingeführten streng demokratischen Grundsätze der Gemeindeverwaltung erfuhren bereits im Jahre 1800 durch das Gesetz vom 28. Pluviose des Jahres 8 eine durchgreifende Veränderung. Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes sollten in allen Städten, Flecken und andern Ortschaften, wo damals ein Munizipalagent und ein Beigeordneter vorhanden waren, sofern deren Bevölkerung die Zahl von 2500 nicht überschritt, ein Maire oder Bürgermeister und ein Beigeordneter, in den Städten und Flecken von 2500 bis zu 5000 Einwohner ein Bürgermeister und zwei Beigeordnete, in den Städten von 5000 bis zu 10,000 Einwohnern ein Bürgermeister, zwei Beigeordnete und ein Polizeikommissär, in den Städten mit mehr als 10,000 Einwohnern außer dem Bürgermeister, den beiden Abgeordneten und dem Polizeikommissär für jede weiteren 2000 Einwohner noch ein Beigeordneter und für jede weiteren 10,000 Einwohner noch ein Polizeikommissär angestellt werden. Den Bürgermeistern und Beigeordneten wurden Gemeinderäthe an die Seite gesetzt, die in den Orten von 2500 Einwohnern und darunter aus 10, in den

Städten und Flecken bis zu 5000 Einwohnern aus 20, und in allen größeren Städten aus 30 Gliedern beſtehen ſollten. Dem erſten Konſul blieb es vorbehalten, die Bürgermeiſter und Beigeordneten in den Städten mit mehr als 5000 Einwohnern zu ernennen. Der Präfekt ernannte alle Gemeinderäthe, ſo wie die Bürgermeiſter und Beigeordneten in den kleineren Ortſchaften. Dieſe Ernennungen waren aber in jenen Tagen noch an gewiſſe republikaniſche Formen gebunden. Die Bürger jedes Gemeindebezirkes bezeichneten durch freie Wahl diejenigen unter ihnen, die ſie am fähigſten zur öffentlichen Geſchäftsführung hielten. Aus den Namensverzeichniſſen, die auf ſolche Weiſe entſtanden, und die ein Zehntheil aller ſtimmfähigen Bürger umfaſſen mußten, wurden alle öffentliche Beamte des Bezirks genommen, an deren Ernennung folglich die Wahl immer noch einen, wenn gleich beſchränkten Antheil hatte. Eine neue weſentliche Veränderung in dieſen Beſtimmungen wurde durch das Senatuskonſult vom 16. Thermidor 10 (4. Auguſt 1802) getroffen. Dieſes organiſche Geſetz verfügte, daß jeder Friedensgerichtsbezirk eine Kantonsverſammlung haben, und daß dieſe aus allen in dem Bezirke anſäſſigen Bürgern beſtehen ſollte. In den Städten von 5000 Seelen ſchlug die Kantonsverſammlung aus der Liſte der hundert Höchſtbeſteuerten für jede der Stellen des Gemeinderathes zwei Bürger vor, von denen der Präfekt immer einen zum Gemeinderathe ernannte. In den Städten, in denen mehrere Friedensgerichte und Kantonsverſammlungen waren, übte jede der letztern die gleichen Befugniſſe aus. Die Gemeinderäthe ſollten alle zehn Jahre zur Hälfte erneuert werden. Die Bürgermeiſter und Beigeordneten, die der erſte Konſul unter den Gemeinderäthen wählen mußte, blieben fünf Jahre im Amte, konnten aber nach Ablauf dieſer Zeit wieder ernannt werden. Auffallend iſt es, daß in dem angeführten Senatuskonſult gar keine Erwähnung der Ortſchaften unter 5000 Seelen geſchieht. Da in Bezug auf dieſe keine neuen Anordnungen getroffen wurden, ſo ſollte man annehmen, daß in denſelben die alten Einrichtungen in Kraft geblieben wären. Dies war aber in einer Hinſicht unmöglich. Die Liſten der Befähigten, aus denen die Gemeinderäthe genommen werden ſollten, wurden nicht mehr angefertigt; die Beſetzung der Gemeinderathsſtellen, wie jene der Maires und Beigeordneten blieb daher der Willkür der Präfekten

überlaſſen, wenn dieſe ſich nicht freiwillig an die Liſten der Höchſtbeſteuerten halten wollten, die inzwiſchen an die Stelle der Fähigkeitsliſten getreten waren.

Auf dieſe Weiſe war ſchon unter der Konſularregierung eine weſentliche Verſchiedenheit in der Verwaltung der ſtädtiſchen und der ländlichen Gemeinden eingetreten, die durch Mißbräuche verſchiedener Art noch mehr ausgedehnt wurde. Einmal war eben ſo wenig, wie das frühere Geſetz über die Anſtellung der Munizipalagenten, das ſpätere über die Anſtellung der Bürgermeiſter und Beigeordneten ſeinem Sinne, wie ſeinem Buchſtaben gemäß ausgeführt worden. Nach dem Buchſtaben des Geſetzes hätte in jeder, wenn auch noch ſo kleinen Landgemeinde ein Munizipalagent und ein Beigeordneter, ſpäter ein Bürgermeiſter und ein Beigeordneter angeſtellt werden ſollen. Eben ſo wenig, wie früher in allen Gemeinden Munizipalagenten, wurden aber ſpäter auch nur in allen jenen Gemeinden, die Munizipalagenten gehabt hatten, Bürgermeiſter angeſtellt. Man fand es vielmehr angemeſſen, mehrere Gemeinden in eine Bürgermeiſterei zu vereinigen, für die nur ein Bürgermeiſter und ein Beigeordneter ernannt wurde. Dieſes Anfangs durchaus geſetzwidrige Verfahren erhielt durch den Konſularbeſchluß vom 11. Meſſidor 10 (Art. 6) eine Art Bekräftigung, die freilich auch wieder geſetzwidrig war, weil der Konſul nach der Verfaſſung nicht das Recht hatte, Verordnungen zu erlaſſen, durch welche die Beſtimmungen organiſcher Geſetze abgeändert wurden. Die Einrichtung der großen Bürgermeiſtereien, die ſich demnach auf ganz geſetzwidrige Weiſe eingeſchlichen, hat ſich jedoch bis auf die neueſte Zeit forterhalten; und zu den Uebelſtänden, die unvermeidlich aus derſelben hervorgehen, indem jene Gemeinden, in denen der Bürgermeiſter nicht wohnt, gar keine *eigene* (beſondere) Gemeindeverwaltung haben, ſind durch einen andern Mißbrauch neue, nicht weniger weſentliche Nachtheile gekommen. Nach dem Buchſtaben des Geſetzes ſollte in jeder Gemeinde von weniger als 2500 Einwohnern ein Gemeinderath von zehn Mitgliedern beſtehen. Statt zehn Gemeinderäthen oder Schöffen, wie ſie auf dem Lande genannt werden, erhielten aber die meiſten Gemeinden nur einen, die wenigſten drei oder mehr Schöffen. Die Schöffen haben natürlich nur für jene Gemeinden ein Intereſſe, in denen ſie ſelbſt wohnen. Da

aber zwei Drittheile des Schöffenrathes hinreichend ſind, um vollgültige Beſchlüſſe zu faſſen, ſo kann über die Angelegenheiten einer Gemeinde entſchieden werden, ohne daß der Schöffe derſelben gegenwärtig und folglich, ohne daß die Gemeinde im Geringſten vertreten wäre; und in den meiſten Fällen wird der Beſchluß von Männern gefaßt werden, die für die Angelegenheiten der Gemeinde gar kein Intereſſe haben. Eine nothwendige Folge davon iſt, daß die Gemeindeverwaltungen nicht, wie das Geſetz es verlangt, nach dem verſtändigen Willen der Gemeinden, ſondern ohne alle Rückſicht auf dieſen Willen, oder doch nur mit zufälliger, ſehr untergeordneter Berückſichtigung deſſelben geführt werden.

In den ſtädtiſchen, wie in den Landgemeinden ſind bis jetzt die weſentlichen Beſtimmungen des Geſetzes vom 28. Pluviose des Jahres 8 in Kraft geblieben; auf dem Lande natürlich ſo weit nur, als ſie ſelbſt in der franzöſiſchen Zeit zur Ausführung gekommen ſind.

An die Stelle des Präfekten iſt ein Regierungskollegium getreten, die Kommunalbeamten haben deutſche Titel ſtatt der franzöſiſchen angenommen, im Uebrigen iſt geſetzlich Alles in der Hauptſache ungeändert geblieben. Nur fand man angemeſſen, in der Vorausſicht, daß die Geſetzgebung in den neuen Provinzen ſich ſpäter oder früher der allgemeinen anſchließen und auch dort den Kommunen die Selbſtſtändigkeit ihrer innern Verwaltung zugeſtanden werden würde, den Uebergang aus dem einen Zuſtand in den andern, nämlich aus dem der größten Unfreiheit in den der Selbſtſtändigkeit dadurch vorzubereiten, daß man ſich, ſo weit es die Geſetzgebung zuließ, durch möglichſte Beachtung der Meinung der Munizipalräthe dem zu nähern ſuchte, was man geſetzlich eingeführt zu ſehen erwarten mußte.

Es beſteht zwar noch immer der Grundſatz, daß die Ernennung der Gemeinderäthe durch die Präfekten (die Regierung) erfolgt, daß kein Beſchluß des Gemeinderathes gültig iſt, wenn er nicht die Beſtätigung der Regierung erhalten hat; ein anderer aber, der die gewöhnliche Sitzung der Gemeinderäthe auf die Zeit vom 1. bis zum 15. Mai beſchränkte (Kaiſerliches Dekret vom 14. Febr. 1806 [Bulletin 74]), und jede Verſammlung derſelben zu einer andern Zeit des Jahres von einer ausdrücklichen Ermächtigung des Präfekten abhängig machte, iſt außer Brauch gekommen,

und die preußiſche Regierung räumt den Gemeinderäthen die Befugniß ein, ſich zu jeder Zeit zur Berathung der Gemeindeintereſſen zu verſammeln.

In Frankreich ſelbſt hat der Umſchwung der Dinge freiſinnigeren Anſichten in Hinſicht auf die Departemental- und Munizipalverwaltung Geltung verſchafft; in Bayern und Heſſen, gleich Preußen Erben der Kaiſerherrſchaft, iſt das Gemeindeweſen unter Beachtung der altdeutſchen Autonomie der Gemeinden neu regulirt worden; nur in Rheinpreußen hat ſich die ſeltſame, wunderliche Geſtaltung erhalten, die einem Staate entſproſſen war, der die Deklaration der Menſchen- und Bürgerrechte zur Grundlage machte, der nie das Repräſentationsprinzip aufgegeben hat, der zu allen Zeiten die oberſte Gewalt durch unabhängige Körperſchaften zu beſchränken befliſſen war, denſelben Bürgern aber, die als Tribunen, Senatoren, Mitglieder des geſetzgebenden Körpers, Deputirte u. ſ. w. Staatsgeſetze annehmen oder verwerfen, über das Budget entſcheiden, auf die Anſtellung und Entlaſſung der Miniſter Einfluß üben konnten, alle Einwirkung auf ihr nächſtes Verhältniß nach der Familie, auf das ihrer Gemeinden entzog, den Kommunen ihre Beamten, ja ihre Vertreter aufdrang und demungeachtet ſelbſt dieſen Beamten und Vertretern nicht einmal das Recht zugeſtand, irgend eine Einrichtung in den Gemeinden ſelbſtſtändig zu treffen, und ohne Genehmigung der Staatsbehörde die kleinſte Ausgabe für den Nutzen und die Bequemlichkeit Aller aus den eigenen Mitteln zu beſtreiten.

Dieſe Gemeindeverfaſſung durch eine andere, die Intereſſen der Städte und der Landgemeinen gleich ſehr berückſichtigende Ordnung mit Bezweckung einer dem deutſchen Charakter entſprechenderen Vertretung der Gemeinden und ihrer Enthebung von überflüſſigen Beſchränkungen in der Verwaltung ihrer Lokalangelegenheiten zu erſetzen, iſt das Beſtreben der preußiſchen Regierung ſeit 1817 geweſen.

Man weiß, daß die Idee des Staatskanzlers, eine allgemeine Kommunalordnung für die ganze Monarchie einzuführen, durch die Bedenken des verewigten Monarchen vereitelt wurde; nicht, daß von dieſem verkannt worden wäre, wie alles wahre und dauerhaft Gute nur aus dem Innern des Menſchen durch Anregung eines freien Strebens entwickelt werden könne, und eine

wohlgeordnete Gemeindeverfaſſung, welcher die Staatsregierung manchen Gegenſtand ihres bisherigen Waltens zurückgebe, das rechte Mittel ſey, Gemeinſinn zu erwecken und zu erhalten; aber es fanden ſich hiſtoriſche Verhältniſſe, vorzüglich jenes der Grundherrlichkeit in den Provinzen jenſeits der Elbe, bedroht durch die Aufſtellung und Durchführung allgemeiner Grundſätze, und die Gegner des ſogenannten Nivellirungsſyſtems, und die Vertheidiger der ſogenannten Eigenthümlichkeiten erlangten ein ſolches Uebergewicht, auch redeten die unruhigen Zeiten, welche andere als allmähliche Umformungen widerriethen, der Beachtung des Beſondern ſo ſehr das Wort, und die Abweichung der einzelnen Beſtandtheile der Monarchie in Geſchichte, Sitten, Bildung und Anſprüchen lag ſo unverkennbar zu Tage, daß für die Realiſirung der früheren Abſicht keine Hoffnung blieb. Mit der Einführung der provinzialſtändiſchen Verfaſſung war der Gang, den die Geſetzgebung nehmen würde, ſogar geſetzlich vorgezeichnet, und die Entwicklung der Kommunalverhältniſſe, als rein provinzielle Angelegenheiten, aus dem Bereiche der allgemeinen Staatsmaßregeln ausgeſchieden.

Nachdem alle rheiniſchen Regierungen über dieſen Gegenſtand mehrmals vernommen worden waren, und eine beim Oberpräſidium in Koblenz im Jahre 1824 verſammelt geweſene Kommiſſion den Entwurf zu einer vollſtändigen Gemeindeordnung ausgearbeitet hatte, erklärte der König in den Propoſitionen, welche dem erſten rheiniſchen Landtage vorgelegt wurden, daß die Rechte und Verhältniſſe der Kommunen nach Analogie der in den älteren Provinzen des Reichs geltenden Städteordnung vom 19. November 1808 regulirt werden ſollten. Vorſchläge wurden dem Landtage zur Begutachtung mitgetheilt und beſondere Aeußerungen über die Beibehaltung der kombinirten Gemeindeverbände (Bürgermeiſtereien oder Sammtgemeinden) gefordert, in welchen man eine Abnormität zu erkennen glaubte, die ſpätere Beobachtungen jedoch als unſchädlich und praktiſch wohl begründet dargeſtellt haben. Der Landtag entwarf hierauf eine Städte- und Kommunalordnung, in welcher die beſondern Verhältniſſe der Rheinprovinz, namentlich das den Einſaſſen werth gewordene Fortbeſtehen der Sammtgemeinden berückſichtigt, jedoch der von dem Gouvernement aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen ſtädtiſcher und ländlicher Verfaſſung

festgehalten war. Der Landtagsabschied vom Jahre 1827 enthielt die Bestimmung, daß eine Städteordnung und eine Ordnung für die Landgemeinden anderweitig ausgearbeitet und dabei auf die Anträge der Stände thunlichst Rücksicht genommen werden sollte. Diese Wünsche hatten unter andern auf eine größere Einfachheit und Wohlfeilheit der Kommunaladministration gedeutet, als nach den ständischen Entwürfen selbst zu erwarten sey, und desfallsige Modifikationen den Berathungen der Kreisstände zu überlassen gebeten. Im April 1831 wurden die Abgeordneten der Städte zusammen berufen, um sich über die Annahme der Städteordnung von 1808 oder der revidirten vom 17. Merz 1831 zu äußern. Beide wurden indessen abgelehnt, indem keine derselben zu dem gesellschaftlichen Zustande der Rheinprovinz, wie er sich seit 30 Jahren ausgebildet habe, noch zu ihren Sitten und Rechtsverhältnissen passe. Das betreffende Protokoll sagt darüber wörtlich: „Viel früher schon als im Jahre 1808 hatte die Rheinprovinz, besonders auf dem linken Ufer, durch ihre Betheiligung an den Gesetzen vom 4. August und 14. Dezember 1789, 17. Juni 1791, 10. Juni 1793, so wie auch an der Constitution vom Jahre 8, die Wohlthat der Emanzipation, der Regulirung und Feststellung aller bürgerlichen Verhältnisse und den Besitz der höchstmöglichen bürgerlichen Freiheit erlangt; ja, sie hatte dadurch viel mehr erlangt, als in den altländischen Provinzen im Jahre 1808 und seitdem durch die Städteordnung zuwege gebracht werden konnte, nämlich ein Band, das durch die allgemeine Kommunalordnung die Stadt- und Landgemeinden zugleich umschlingt, und ein Staatsbürgerthum ausgebildet hat, das in seiner Kraft, Tüchtigkeit und Nachwirkung in der Rheinprovinz den Geist von Gesetzlichkeit und Gemeinsinn erschuf, dessen Vorhandenseyn seitdem zu keiner Zeit verkannt worden ist, und der sich auch in den jüngsten Tagen, inmitten der traurigsten Aufregungen des nachbarlichen Auslandes, so rühmlich bewährt hat.

„An das Staatsbürgerthum knüpft der Rheinländer einen so hohen Begriff, daß ihn schon die einzigen Unterscheidungen von Stadtbürgern, Schutzverwandten, im Gegensatz von Landbewohnern oder Bauern, abschrecken und nothwendig jeder Städteordnung abgeneigt machen, welche diese Distinktionen zuläßt und das Lokalbürgerthum und besondere Stadtbürgerrechte zurückführt. Hierin

liegt auch einer der Hauptgründe, warum die Rheinländer dem Entwurfe einer ſolchen Ordnung von Seiten des erſten rheiniſchen Provinziallandtages im Jahre 1826—1827 allgemein ihren Beifall verſagten und es vergebens war, daß der Landtag dieſe Beſorgniß zu beſeitigen geglaubt hatte, indem er den beiden getrennten Ordnungen den Kollektivtitel einer „Städte- und Kommunalordnung" gegeben und von der Vorausſetzung ausgegangen war, daß die beiden Ordnungen gleichzeitig ins Leben treten würden.

„Wenn es vormals in den meiſten Städten Deutſchlands Stadtbürger- und Lokalbürgerthum gab, ſo läßt ſich der Grund hiervon hiſtoriſch nachweiſen. Die Erſcheinung war eine paſſende für ihre Zeit; wo ſie aufgehört und einer andern Platz gemacht hat, bekundet dieſe ſich als Impuls der neuern Aera. Wo die Erſcheinung aber fortgedauert hat bis auf dieſen Tag, da hat ſie auf allen Fall die Autorität des Herkommens und wahrſcheinlich auch den Zuſammenhang mit den übrigen Staatseinrichtungen noch für ſich, was ihr ſogar einen ſich fortſetzenden Werth geben kann. Wenn aber Aehnliches, nämlich Bürgerthum und Bürgerrecht mit Gegenſätzen, in der Rheinprovinz wieder ins Leben zurückgerufen werden ſollte, dann würde es weder jene alterthümliche Autorität, noch den Zuſammenhang mit unſern Rechtsinſtitutionen mehr für ſich haben.

„Die Rheinländer haben vielmehr einen hiſtoriſchen Beweis für die große Vorzüglichkeit ihrer gegenwärtigen Inſtitutionen. Eine 30jährige Dauer hat ihnen eine hohe Verehrung für die Gleichheit der Rechte eingeflößt, welche das Grundprinzip aller ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen überall da iſt, wo dieſe nicht alterirt worden ſind.

„Die Verhältniſſe früherer Jahrhunderte und die geſetzlichen Einrichtungen auch der ſpätern Vorzeit, welche für die Städte andere Rückſichten als für das platte Land bedingten, ſind in der Rheinprovinz nirgend vorhanden; es beſteht zwiſchen beiden durchaus kein weſentlicher Unterſchied mehr, der auch weder nützlich, noch nothwendig, und deſſen durchgreifende Wiederherſtellung nicht einmal mehr möglich iſt.

„Diejenigen Normen für Verwaltung und Vertretung, welche bei größeren Gemeinden (Städten und ähnlichen Niederlaſſungen), wegen ihrer Ausdehnung, ihrer örtlichen oder gewerblichen Verhältniſſe

nöthig werden können, lassen sich auch durch Eine und für alle Gemeinden mit der gehörigen Umsicht entworfene Ordnung vollkommen erreichen, und bilden sich in der Anwendung von selbst, ohne daß es deshalb vermehrter Weitläufigkeit und einer trennenden Verschiedenheit bedürfte, die, bei gänzlicher Gleichheit aller Rechte und Pflichten der Bürger in sämmtlichen Gemeinden, nicht nur überflüssig, sondern folgewidrig und nachtheilig erscheint. Jede Trennung in verschiedene Theile schwächt, so wie die Vereinigung derselben zu einem Ganzen Kraft verleiht.

„Bei jener Gleichheit der individuellen Verhältnisse ist auch in dem Rechtsverhältnisse zum Staate keine Verschiedenheit. Der Umstand, daß einige Gemeinden des Landes bei den Provinziallandtagen zum Stande der sogenannten Städte konkurriren, ändert hier nichts, weil diese Befugniß den Bewohnern solcher Orte keine sonstigen besondern Rechte gibt, noch die Verhältnisse der Orte selbst im Mindesten stört.

„Ob die Sonderung der Stände auf dem Landtage überhaupt nöthig, ob sie nützlich sey, muß hier unerörtert bleiben. Es darf angenommen werden, daß ihr nur die Absicht zum Grunde liegt, neben dem Grundbesitze auch das Gewerbe der zweiten (industriellen) Gattung abgesondert vertreten zu lassen; allein dieses wird nicht blos in solchen Orten getrieben, wie man sie gewöhnlich unter der Benennung von Städten sich denkt, sondern es konkurriren zum dritten Stande eine Menge gewerbreicher Gemeinden, die fast ganz und gar aus zerstreuten Niederlassungen bestehen, zwischen denen sich oft nicht einmal ein nur etwas bedeutendes Dorf vorfindet. Dagegen sind andere ehemalige Städte und Flecken dermalen ganz gewerbloſe, unbedeutende Orte, wo lediglich Ackerbau und Viehzucht die dürftigen Einwohner beschäftigt.

„Ein Unterschied ist in keiner Beziehung mehr praktisch; seine Wiederherstellung würde eine vermehrte äußere Ungleichheit der Stände neuerdings begründen, die abermals zu einer Art von Standesaristokratie und dadurch zu nachtheiligen Irrungen führen dürfte.

„So wie den Rheinländern das unzerstörliche Bedürfniß der vollkommensten Gleichheit der Bürger in allen administrativen und judiciären Institutionen inwohnt, so lieben sie nicht minder die Einfachheit im Organismus des Verwaltungssystems, und sie rühmen

dieſelbe bei ihrer gegenwärtigen Kommunalordnung, wodurch ganz vorzüglich der Geſchäftsgang beſchleunigt und die Komplizirung, ſo wie die Friktion der Sachen und Perſonen vermieden wird; eine Vermeidung, die für die Gewerbthätigkeit der Bürger ſo nothwendig, als in unſerer Zeit wünſchenswerth iſt.

„Sie halten dafür, daß kein erheblicher Grund vorhanden ſey, den Kommunalbehörden eine andere Geſtalt als die bisherige zu geben. Aber ſie würden es als eine weſentliche Verbeſſerung anſehen, wenn der Gemeinderath künftig eine mehr ſelbſtſtändig handelnde und wirkende Korporation wäre; wenn die Beſtimmung des Artikels 15 des Geſetzes vom 28. Pluvioſe des Jahres 8, wonach Gemeinderäthe nie außerordentlich, als mit Erlaubniß der Regierung, verſammelt werden, auch über keine anderen Gegenſtände berathen dürfen, als wozu ſie ausdrücklich verſammelt worden, geſetzlich abgeſchafft werde, wie ſie es de facto unter unſerm liberalen Gouvernement theilweiſe ſchon iſt, aber immer noch geltend gemacht wird, wo es der Regierung gefällt.

„Die Beſchlüſſe des Gemeinderathes müſſen, was die wirklichen Kommunalangelegenheiten betrifft, in der Regel die Norm für das Verhalten des Bürgermeiſters ſeyn. Letzterer bleibe aber allein nur mit der Vollziehung, mit der eigentlichen Verwaltung beauftragt. Denn dadurch, daß ihm in dieſer Hinſicht noch andere zur Seite ſtänden, würde die Kraft zum Handeln, welche eines Centralpunktes nothwendig bedarf, häufig geſchwächt werden; eingedenk des Axioms, daß das Verwalten nur die Sache eines Einzelnen, das Richten oder Urtheilen aber das Geſchäft Mehrerer ſeyn müſſe.

„Die Rheinländer rühmen ferner an ihrer gegenwärtigen Kommunalordnung die Wohlfeilheit der Verwaltung. Jede andere Ordnung, welche dieſe Wohlfeilheit vermindern könnte, würde mit dem größten Rechte in der Rheinprovinz allarmirend ſeyn, weil die Kommunal- und Provinzialkoſten hier zu einer Höhe geſtiegen ſind, wodurch ſie als drohend für das Wohlſeyn und die Zufriedenheit der Bewohner anzuſehen ſind.“

Der Antrag der Abgeordneten zum Städtetag ging daher dahin, daß der Rheinprovinz ihre gegenwärtige Kommunalverfaſſung und Verwaltung belaſſen, und ihr die Wohlthat hinzugefügt werde, die Gemeinderäthe durch ſtimmfähige Bürger erwählen

zu lassen, den also gewählten Gemeinderäthen das Recht des Vorschlags zum Bürgermeisteramte zu verleihen, und ihnen in ihrer Unabhängigkeit von den Regierungen dasjenige Maß zuzutheilen, was den allgemeinen Staatsverwaltungsgrundsätzen ohnehin entsprechend sey.

Die Regierung wollte auf die Vorschläge des Städtetages von 1831 nicht eingehen, weil die Forderung eines gemeinschaftlichen Statutes für alle Städte der Rheinprovinz dem Begriffe widersprach, den die Städteordnung mit dem Worte verband, wonach dasselbe gerade die verschiedenartigen, jeder Oertlichkeit besonders angemessenen Einrichtungen und Anordnungen umfassen sollte. Davon, daß alle Verhältnisse in den Rheinlanden so durchaus gleichförmig wären, wie die Abgeordneten zum Städtetag behaupteten, konnte man sich nicht überzeugen, da die flüchtigste Reise durch die Provinz die größte Verschiedenheit schon in dem äußern Anblicke der Städte, noch mehr aber bei einigermaßen näherer Bekanntschaft in ihrer ganzen innern Eigenthümlichkeit zeigte. Wer, der auch noch so kurze Zeit in der Rheinprovinz verweilt hat, könnte den auffallenden Unterschied zwischen Köln und Aachen, Düsseldorf und Koblenz, Bonn und Crefeld, Trier und Elberfeld, der beinahe in allen Beziehungen des Lebens hervortritt, einen Augenblick verkennen? Daß es gut seyn sollte, in allen diesen so verschiedenartigen Städten, und gar auch in Jülich und Cleve, Wesel und Creuznach und allen den hundert kleineren Orten, alle Verhältnisse auf vollkommen gleiche Weise zu ordnen, wollte man zu Berlin nicht glauben. Dazu kam, daß der Städtetag geradezu den Wunsch ausgesprochen hatte, auch den Landgemeinden eine gleiche Organisation gegeben zu sehen. Da das Letzte unthunlich schien, wie gerade die französischen Einrichtungen bewiesen, die, obwohl ursprünglich und dem Buchstaben des Gesetzes nach auf denselben Grundsätzen beruhend, doch in Stadt und Land eine völlig verschiedene Gestalt angenommen hatten, so meinte man, den Widerstand der rheinischen Städte gegen die Städteordnung am besten zu beseitigen, wenn man zuvörderst die Gemeindeverhältnisse der Landgemeinden ordnete. Sobald die Verwaltungen der Landgemeinden einmal auf die für sie passende Weise geordnet waren, mußten den Städten wohl die Augen aufgehen. Der Vorwand des Bedürfnisses einer gleichen Verfassung für Stadt

und Land fiel hinweg, und es war zu erwarten, daß die Städte ſelbſt die verſchmähte Städteordnung verlangen würden. Es wurde deshalb eine Gemeindeordnung für das Rheinland und Weſtphalen ausgearbeitet und dieſelbe dem im Herbſte 1833 verſammelten vierten rheiniſchen Landtage zur Begutachtung vorgelegt. Man zweifelte ſo wenig an der Annahme der Gemeindeordnung, daß man den Erfolg der Berathungen nicht abwartete, ſondern den Landtag zugleich zu nochmaliger Begutachtung der Städteordnung aufforderte, indem man es nicht für möglich hielt, daß die vollkommene Gleichartigkeit der Grundſätze, von denen beide Geſetzentwürfe ausgingen, verkannt werden könnte. Die Denkſchrift, die mit den Geſetzentwürfen dem Landtage übergeben wurde, berief ſich ausdrücklich darauf, daß keiner Klaſſe von Gemeinden, den Städten ſo wenig wie den Landgemeinden, größere Selbſtſtändigkeit oder ſonſtige umfaſſendere Befugniſſe beigelegt würden, als der andern. „Wäre dies," ſagte die Denkſchrift, ſo würde der Widerſpruch gegen die Erlaſſung einer doppelten Gemeindeordnung auf weſentlichen Gründen beruhen."

Der Landtag gab aber auf die landesherrliche Propoſition die Erklärung ab:

„daß die Provinz mit jeder Abſonderung der Form für die Kommunalverfaſſung zwiſchen Stadt und Land verſchont werden möge, weil in dieſem Landestheile kein Unterſchied in gewerblicher ſowohl als in adminiſtrativer Hinſicht beſtehe, und eine Trennung nicht nöthig gefunden werden könne, wo die in ihrer gleichartigen Stellung ſich glücklich fühlenden Unterthanen alle zu gleichen Pflichten und zu gleichen Ehren berufen ſeyen."

In der bekannten Streckfuſchen Schrift (Garantien), die der Stellung des Verfaſſers nach einen halboffiziellen Charakter trägt, oder wenigſtens die Meinung der Regierung in der damaligen Periode ausſpricht, wird die Vermuthung aufgeſtellt, daß der Landtag bei ſeiner Erklärung von doktrinären Anſichten geleitet worden ſey, welche mit dem wirklichen Bedürfniß in Einklang zu bringen, der Regierung noch nicht habe gelingen wollen. Der Landtag ſcheine geglaubt zu haben, daß durch beſondere Ordnungen für die Landgemeinden und kleineren Städte, und für die größeren, den letzteren wieder ein politiſches Privilegium vor jenen ertheilt werden ſolle.

Von politischen Verhältnissen sey aber in diesem Gesetze gar nicht die Rede, sondern von inneren Verwaltungseinrichtungen, welche der Natur der Sache nach anders in Köln, Aachen, Elberfeld und andern großen Orten seyn müßten, und anders in Flecken und Dörfern. Daß in den letzteren abgesonderte Kollegien für Verwaltung und Vertretung (Magistrat und Stadtverordnetenversammlung) nicht errichtet werden könnten, sey schon dadurch bedingt, daß dazu die erforderliche Anzahl von Personen nicht vorhanden, während in den Städten, in welchen man sie findet, eben diese Absonderung die vorzüglichste Garantie für die bürgerliche Freiheit der Gemeinen in ihrem Innern und für die unbefangene Vertheidigung ihrer Interessen darbiete. „Vielleicht," so schließt der Verfasser diese Betrachtung, „hat auf jene Erklärung auch die Furcht Einfluß gehabt, daß bei einer besondern Ordnung für die Landgemeinen die Regierung im Stillen die Absicht habe, dem Adel den seit mehr als 40 Jahren aufgehobenen Einfluß auf das Gemeindewesen nach und nach wieder zu verschaffen, eine Furcht, die wir so lange für wahrhaft lächerlich halten müssen, als nicht die Regierung durch andere Gesetze beweist, daß sie es für möglich halte, das Kind wieder in den Mutterleib zurück zu drängen.

Was Streckfuß für so ganz unmöglich hält, ist in der im Jahre 1841 publizirten westphälischen Landgemeindeordnung wirklich geworden, und wenn auch nicht gerade eine solche Befürchtung den Widerspruch des Landtags motivirt hat, so wäre in der der Ritterschaft der Gesetzgebung, und was noch mehr ist, der Geschichte zuwider verliehenen Autonomie wohl Veranlassung dazu gewesen. Daß aber der Landtag die Sonderung in Stadt und Land nicht als die Frucht der Ansicht von administrativer Zweckmäßigkeit, sondern als die Manifestation einer politischen Tendenz betrachtet hat, das ist außer allem Zweifel. Die in den Rheinlanden bestehende Rechtsgleichheit ist die theuerste Errungenschaft, die sie den Stürmen des vorigen Jahrhunderts verdanken.

Die Kommunalverfassung der Provinz kennt keinen Unterschied zwischen Bürgern und Bauern, wie ihn die Städteordnung von selbst macht, setzt bei keiner Klasse der Staats- und Gemeindeangehörigen eine tiefere Stufe der Intelligenz gleichsam als nothwendig und eine geringere Beobachtung der Interessen dieser Klassen als gerechtfertigt voraus, wie die Städteordnung einen Unterschied

macht zwiſchen Bürgern und Schutzverwandten, die an den öffentlichen Geſchäften durch Abſtimmung bei den Wahlen nicht Theil nehmen können. Ueberall belebt ſie hierdurch ein Selbſtgefühl, das zu immer fortſchreitender Ausbildung Kraft gibt, den Wetteifer ſteigert, keine Regungen des Geiſtes durch das Bewußtſeyn von Erfolgloſigkeit lähmt, und indem ſie Niemanden als Paria geboren werden läßt, erzeugt ſie keine Heloten. Eine gleiche Intelligenz hat ſich wenigſtens verhältnißmäßig über alle Theile des Landes und über die meiſten Klaſſen ſeiner Bewohner verbreitet. Neuerungen ſcheinen nirgend nöthig, können gefährlich werden, und dürften nicht leicht irgend willkommen ſeyn. Die Erwerbſamkeit hat überall feſten Sitz gewonnen und iſt überall durch gleiche Geſetzlichkeit geſchützt. Nur Maßregeln für die Dauer dieſes Schutzes bedarf die Rheinprovinz, keiner erſchütternden Modifikationen für die Formen eines ſolchen. Derartige Bürgſchaften ſind durch die komplizirte Bildung ſchwerfälliger und koſtſpieliger Magiſtrate aber nicht gewonnen, ſondern nur durch eine grundſätzlich geordnete Repräſentation zu erreichen, und hier hat die Kommunalverfaſſung des Rheinlandes allerdings eine große — vielleicht ihre einzige weſentliche — Lücke, wenn ſie den Gemeinden durchaus keine Wahl ihrer Repräſentanten überträgt, ſondern dieſe den Behörden läßt, deren Walten die Repräſentation zum Theil kontroliren ſoll. Eine ſolche Wahl muß nothwendig Grundſatz und Syſtem ſeyn, ſo zweifelhaft ihr Erfolg immer bleiben wird. Durch dieſes Prinzip wird die nächſte Grundlage für jene Selbſtſtändigkeit gegeben, welche die Städteordnung bezweckt, und die richtige Würdigung des Verhältniſſes der Gemeinde zum Staat irgend zuläßt. Sie iſt dann für alle Gemeinden gegeben, die auf gleiche geſetzliche Wohlthaten gleichen Anſpruch haben, ſie iſt gegeben nicht in verſchiedener Ausdehnung für verſchiedene Klaſſen, ſondern in der nämlichen Fürſorge für alle, die dem Staate ihre verhältnißmäßig gleichen Laſten zahlen, und für ihn mit gleicher Pflicht und gleicher Ehre in den Wehrſtand treten. Es werden keine Schutzverwandte vorkommen, ſondern eine ungeſchiedene, unter gleichem Schutz treu vereinte Familie wird die Geſammtheit des Staates bilden. Und der Staat wird dies leicht vermögen, denn der ganze Wunſch der Rheinländer in Hinſicht auf ihre Gemeindeverfaſſung iſt in der Anerkennung der drei Prinzipien zu erfüllen:

Recht der freien Wahl ihrer Gemeindevertreter, Selbstständigkeit und Befreiung von der Vormundschaft der Regierung und Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Gemeindeangelegenheiten. Das ist, was die Städte wünschen, worauf aber auch das Land hofft, und worauf erstere und letzteres gleiche Ansprüche haben; alles Uebrige ist Formenwesen.

Es ist wahr, daß nach Verschiedenheit der Orte dies Bild der Gemeindeverwaltung verschieden seyn wird; wo die Gemeinde für Schauspielhäuser, Werfte, Hafenpolizei, für ausgedehnte öffentliche Anstalten zu sorgen hat, wo große gemeinheitliche Besitzungen und Einkünfte zu verwalten, die Polizei über öffentliche Häuser zu führen, der Buchhandel zu überwachen ist, wo das öffentliche Ministerium vertreten werden muß, da werden allerdings größere Ansprüche an die Intelligenz des Vorstandes, der Rathgeber und Vertreter gemacht werden müssen, als in einer kleinen Gemeinde, in der alle diese Verhältnisse gar nicht vorkommen können, ein Theil davon nur in verjüngtem Maße sich findet. Aber gerade mit der Schwierigkeit der Aufgabe wachsen die Mittel, und wo diese geringfügig sind, sind auch die Ansprüche leicht zu befriedigen. Soweit ist die allgemeine Bildung in den Rheinprovinzen gefördert, daß den gewöhnlichen Verhältnissen im Durchschnitte Alle gewachsen sind. Worin würde also der Grund liegen zu einem verfassungsmäßigen Unterschied, zumal ein solcher auch bisher nicht bestanden hat, vielmehr dieselben Prinzipien für alle Kommunen ohne Unterschied, für Stadt und Land gelten, und der darin begründeten gemeinsamen Unfreiheit ungeachtet, das Gemeindewesen sich überall in Stadt und Land auf eine gleich erfreuliche Weise entfaltet hat?

Wenn man die Vermögenslage der Gemeinden, die Kommunikationsanstalten, die Schulhäuser, die Kirchen, die Feuerlöschgeräthschaften und fast Alles, was gemeinheitlicher Natur in der Gemeinde ist, vergleicht mit dem Stande derselben Dinge vor 30 Jahren, so ist der Fortschritt unverkennbar, ja außerordentlich, und man wird deutlich darauf hingewiesen, um wie viel glänzender er seyn müßte, wenn die Verwalter auch immer die Männer des Vertrauens gewesen seyn würden, wenn mit der größeren Selbstständigkeit ihnen die größere Freude an ihrem Werke vergönnt gewesen wäre, und wenn eine größere Oeffentlichkeit in der

Verwaltung die Theilnahme Aller angeregt hätte. Aber zu andern Betrachtungen kommt man nicht: gewiß nicht zu der, daß eine provinzielle Verschiedenheit in der Verfassung der Städte und der Landgemeinden die Hauptbedingung der vollkommensten Entfaltung seyn würde.

Es ist an sich nicht zu bestreiten, daß auch unter Aufrechthaltung der allgemeinen Verfassungsgrundsätze die Verwaltung der einzelnen Gemeinde sich dem Auge des Beobachters anders darstellen wird, als die einer andern. Das ist aber kein Mangel, sondern die natürliche Gestaltung aller Lebensverhältnisse, und es bedarf nicht des Hinzutritts der Gesetzgebung, um dasjenige noch zu machen, auszusprechen oder zu regeln, was an sich und überall unvermeidlich ist. Die Städteordnung, wiewohl für alle Städte berechnet, läßt der Individualität Spielraum, indem sie Ergänzungen und sogar Abänderungen der Ordnung zu beschließen und durch Statute zu verewigen, zuläßt. Sie gibt also ebenfalls nur ein Prinzip in der Hauptsache, und verstattet dessen Anwendung und Modifikation nach den Umständen. Mehr verlangen auch die Rheinländer nicht, und nicht einmal soviel. Sie begehren nur die freie Wahl ihrer Gemeindevertreter, die Befreiung von der unmittelbaren Leitung des Staats und die Oeffentlichkeit in Verhandlung der Gemeindeangelegenheiten, zu welcher letztern sie um so mehr befähigt sind, als die Provinz schon so lange im Besitz einer öffentlichen Gerichtsverfassung ist. Da aber Stadt und Land die gleichen Wünsche hegen, auch nicht **tabula rasa**, sondern ein für Stadt und Land gemeinschaftlicher gesetzlicher Zustand vorhanden ist, der neben unverkennbaren Mängeln doch auch seine Vorzüge hat und auf leichte Weise sich zum Bessern fortbilden läßt, so sträuben sich beide gegen separate Behandlung. Sie thun dies um der Zukunft willen. Für das beharrliche Streben, Stadt und Land mit verschiedenen Verfassungen auszustatten, muß ein Grund vorhanden seyn, und zwar ein verständiger Grund. Es kann aber kein anderer gedacht werden, als das Bestreben, Stadt und Land zu isoliren, die Stadt allmählich wieder zum Sitze der sogenannten städtischen Gewerbe, d. h. der Kunst und des Handwerks, zu machen, und das Land auf den Betrieb der Produktion im Wesentlichen zu beschränken. Denn um die Erzielung der Uniformität der Städteverfassung kann es nicht zu thun seyn; die vorhin erwähnte

Biegsamkeit der Städteordnung schließt diese von selbst aus, und daß das Bestreben, den Gewerbbetrieb wieder den Städten zuzuführen, ein offenes und deutliches sey, ergibt nicht allein das Gesetz über die Anordnung der Provinzialstände, worin den Deputirten der Städte die Vertretung des Gewerbes zugesprochen ist, sondern auch das in seinen Grundzügen bekannt gewordene, zur Verkündigung fast reife, und vielleicht nur durch den Widerspruch der Rheinprovinz gegen die Städteordnung bisher zurückgehaltene Gewerbepolizeigesetz, dessen Basis die Bildung von Gewerbekorporationen ist, die ohne Zweifel ihren Sitz in den Städten haben werden, und vielleicht geeignet sind, die Gewerbe von dem Lande nach und nach in die Städte zurückzuführen. Die Ausbildung im Gewerbe kann das Ziel nicht seyn, welches der Gesetzgeber durch die Begründung der Korporationen sich setzt; ein Austausch der Erfahrungen, eine Gemeinsamkeit des Wirkens, wie sie bei der Korporation der Kaufleute zu denken sind, bei deren Geschäft es auf Eröffnung neuer Handelswege, genaue Kenntniß der Zustände ferner Länder, Beobachtung ihrer Fortschritte, ihrer Gesetzgebungen u. s. w. wesentlich ankommt, ist nur etwa bei Fabrikanten und Manufakturisten, und selbst da nicht unbedingt vorauszusetzen, bei dem Schneider und Schuster, dem Becker und Metzger, dem Brauer, dem Küfer, dem Seiler, dem Glaser, dem Tischler, dem Drechsler, dem Knopfmacher ꝛc. aber gewiß überflüssig und gewissermaßen lächerlich. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht auch unter Genossen dieser Gewerbe Verbindungen ihre Früchte tragen können; da es aber nicht die eigentlichen gewerblichen Vortheile sind, welche von ihrer Wiedererrichtung durch den Staat erwartet werden können, so müssen es politische seyn, und da diese nur in einer organischen Gliederung der Gesellschaft beruhen können, welche gleichbedeutend mit Erschaffung neuer Unterschiede ist, also dem den Rheinländern lieb gewordenen Prinzip der Rechtsgleichheit feindlich entgegen tritt, so ist der Widerwille gegen die verfassungsmäßige Trennung von Stadt und Land um so größer, als man darin die Form erblickt, in welcher sich jene neue gesellschaftliche Ordnung gestalten soll.

Die Gemeinschaftlichkeit des Rechtszustandes wird auch nicht dadurch erhalten, daß man den Städten die Städteordnung, und zu gleicher Zeit dem Lande eine Ordnung verleiht, welche beiden

gleiche Befugniſſe, oder welche keiner Klaſſe von Gemeinden, den Städten ſo wenig wie den Landgemeinden größere Selbſtſtändigkeit oder ſonſtige umfaſſendere Befugniſſe beilegt, als der andern. Damit allein iſt das Streben nicht abzufinden, weil eine Anſicht wie dieſe blos das korporative, nicht aber das individuelle Rechtsverhältniß beachtet.

Wenn die Unterſchiede, welche die Städteordnung in Beziehung auf die Berechtigungen in der Stadt aufſtellt, in der ganzen Rheinprovinz Maxime der Gemeindeordnung werden ſollten, ſo wäre die Gleichheit zwiſchen Stadt und Land zwar erhalten, aber die Gleichheit zwiſchen Bürger und Bürger verloren, und wenn gleich nicht zu leugnen iſt, daß dieſe Gleichheit ſich bis heran nur in der allgemeinen Unfreiheit geäußert hat, ſo darf man doch nicht überſehen, daß dieſe Unfreiheit in der Wirklichkeit nicht in gleichem Maße vorhanden war, als ſie es geſetzlich ſeyn konnte, vielmehr die preußiſche Regierung bei der Wahl der Gemeindebeamten und Repräſentanten, bei der Anordnung in Kommunalangelegenheiten ꝛc. ſich ſorgfältig nach der Meinung der Betheiligten erkundigte, und dieſe daher auch bisher ſchon einen viel größeren Antheil an der Leitung und Feſtſetzung derſelben hatten, als das Geſetz ihnen wörtlich zumaß; bei der ſcheinbaren Unfreiheit hat alſo praktiſch viel Selbſtbeſtimmung beſtanden, und dazu iſt jeder gleich berechtigt, und der individuelle Einfluß lediglich nach dem intelligenten Urtheil abgeſtuft geweſen.

Zudem läßt ſich ein allgemeiner Druck von oben herab, als etwas Unabwendbares, leichter ertragen, als eine Zurückſetzung gegenüber denen, welche man bisher als ſeines gleichen zu betrachten gewohnt war. Es tritt hinzu, daß die Beſtimmungen der Städteordnung über Entziehung der Bürgerrechte in einzelnen Fällen ſehr weſentlich abweichen von den allgemeinen Grundſätzen der rheiniſchen Geſetzgebung. Nach der Städteordnung iſt den Stadtverordneten eine bedeutende richterliche Befugniß beigelegt. Sie können ihre Mitbürger ausſtoßen, ſie ihrer werthvollſten Rechte berauben, oder ſie ihnen vorenthalten, eine Strafkompetenz, welche ſich mit den Rechtsbegriffen der Rheinländer niemals verträglich zeigen wird.

Je nachdem man die Sache anſieht, kann man zur Ueberzeugung kommen, daß die Anſprüche der Rheinländer dem wahren

Interesse des Staats weit zusagender sind, als dasjenige, was ihnen geboten wurde. Gleicher Charakter, gleiche Verfassung der bürgerlichen Verhältnisse verbindet die Staatsbürger durch ein gemeinschaftliches Interesse: Verschiedenheiten trennen. Die ungemeine Bildsamkeit der Städteordnung kann die Verwaltung verwickeln, die Zulässigkeit statutarischer Berücksichtigung aller Verhältnisse diesen einen übertriebenen Werth beilegen, Dinge, die sich ohnedem ohne Nachtheil ableben würden, verewigen; jedenfalls wird sie das Verwalten vervielfältigen und kostspielig machen. Der Dualismus der Gemeindeordnung hat sich in Frankreich, Belgien, Hessen und Baden nicht nothwendig gezeigt; dort hat Eine freisinnige Gemeindeordnung für Stadt und Land vollkommen ausgereicht. Wenn in dem übrigen Preußen im Jahre 1808 eine Städteordnung gegeben wurde, und die Landgemeindeordnung nicht gleichzeitig in einem Gusse erschien, sondern bis auf diesen Tag noch auf sich warten läßt, so liegt darin keineswegs ein Geständniß der damaligen Lenker des Staats, daß sie einen Dualismus für nothwendig erachteten, sondern nur ein Zeichen, daß sie sich den Umständen fügten. Die Freigebung der Städte von der Staatsvormundschaft war die nächste Bedingung der Umformung des Staatsfinanzwesens, gewissermaßen eine stillschweigende Transaktion. Der Staat hob die städtische Accise auf, deren Ertrag alle Bedürfnisse der Stadt deckte, verlegte die Zölle von den Thoren der Stadt an die Reichsgrenzen, und gewährte den Städten dafür, daß sie nun auf andere Weise ihre Bedürfnisse decken mußten, die Autonomie. In diesem Falle waren nur die Städte, nicht das Land; der eben erwähnte Grund drängte also nur dazu, die Städte zu emanzipiren. Die Städteordnung ist vom 19. November 1808. Das Edikt vom 9. Oktober 1807 hatte also kaum die Erbunterthänigkeit aufgehoben, und den Bauern erlaubt, Gewerbe zu treiben; im Laufe des darauf folgenden Jahres war erst den Immediateinsassen in den Domänen Eigenthum verliehen. Man kann daher wohl annehmen, daß in jener Zeit nur die Städte für mündig gehalten werden durften, und daß die Landbewohner den Standpunkt der Bildung, den seit 30 Jahren freiere Uebung der Kräfte, verbesserter Unterricht, der Aufschwung in den Freiheitskriegen und seine geistige Folgen sie gewinnen ließen, damals nicht einnahmen, so wie es gewiß ist,

daß die von dem Staatskanzler dem Lande zugedachte allgemeine Kommunalordnung an dem Widerstreben derjenigen gescheitert ist, welche ihre Dominialrechte durch die Umformung bedroht sahen. Hieraus folgt aber nichts weiter, als daß gute Gründe vorhanden waren, um zwischen Stadt und Land in jener Zeit, und in jenen Theilen der Monarchie einen Unterschied zu machen; aber weit entfernt, daß daraus der Schluß auf ein ähnliches Verfahren in der jetzigen Zeit und in der Rheinprovinz zulässig wäre, wird eben dadurch darauf hingewiesen, daß man die besondern Verhältnisse ehren, mithin in dem Rheinlande die vollständige Rechtsgemeinschaft aller Gemeinden und Individuen anerkennen, diese Grundlage unverrückt lassen und auf ihr fortbauen solle.

In der Rheinprovinz sind die Bewohner des platten Landes zur politischen Freiheit für eine Kommunalverfassung nicht weniger reif, als die Bewohner der Städte. Denn einer größeren Intelligenz, als die Fähigkeit voraussetzt, die Gemeindevertreter zu wählen, und durch diese das Gemeindewesen, insbesondere das Gemeindevermögen zu verwalten, bedarf es nicht; ein Studium der Gesetzbücher, um sich zum Verwalter öffentlicher Angelegenheiten nach bestimmten Regeln und Formen heranzubilden, ist völlig überflüssig, und wenn, wie behauptet wird, eine kollegialische Kommunalverwaltung mit getrennten Gesetzgebungs- und Vollziehungsgewalten und mit einer solchen komplizirten Dienstordnung, wie die Städteordnung sie als unentbehrlich betrachtet, auf dem Lande nicht ausführbar ist (was nicht bestritten werden soll), so beweist dies weder für die zu geringen Elemente von Bildung und Intelligenz auf dem Lande, noch für die Nothwendigkeit prinzipiell verschiedener Einrichtungen in Land und Stadt, sondern nur für die allzugroße Künstlichkeit der Städteordnung und die Angemessenheit größerer Vereinfachung.

Da in der Wirklichkeit ein solcher charakteristischer Unterschied, wie in jenen Gegenden, wo in den Städten Gewerbwesen, auf dem Lande Ackerbau vorherrscht, in einem solchen Umfange in der Rheinprovinz nicht besteht, daß ein verschiedenes Recht, oder auch nur eine verschiedene Form gegeben werden müßte; da die Grenze, welche vor Alters zwischen Stadt und Land, hier wie im übrigen Deutschland bestand, nicht mehr gezogen werden kann, indem die tägliche Erfahrung lehrt, daß ein Dorf, welches vor

kurzem noch vom Ackerbau lebte, heute an Induſtrie bedeutender iſt, als manche alte Stadt: ſo muß man eben eine Form ſuchen, die den Verhältniſſen genügt, und dieſe wird nach dem Urtheil der rheiniſchen Stände in der bereits vorhandenen in der Hauptſache gefunden werden.

Man ſieht auf den erſten Blick, daß das Widerſtreben gegen die Städteordnung nicht in der darin feſtgeſetzten Form der Verwaltung ſeinen Grund hat, wiewohl auch dieſe, wie erwähnt, von den Ständen getadelt, für zu komplizirt, und obendrein für zu koſtſpielig erklärt worden iſt, und wiewohl überhaupt eine Vorliebe für büreaukratiſche Verwaltungseinrichtungen in der Rheinprovinz überall vorherrſcht. Die Stände werden ſich ſagen, daß ein großer Unterſchied zwiſchen der Verwaltung einer Stadt wie Köln, und der eines ländlichen Bürgermeiſterbezirks immer vorhanden ſeyn wird, mag man ſich die Formen erdenken, wie man will. Unter dieſem Geſichtspunkte könnten ſie auch die Aufſtellung von zwei Kollegien in einer Gemeinde, wenn ſie damit den Wünſchen des Staats Genüge thäten, wohl ſich gefallen laſſen, zumal eine ſolche unverkennbar auch manche nützliche Wirkung verheißt. Aber wie es ausgemacht iſt, daß je größer die Gemeinde, deſto mehr Intelligenz in derſelben anzutreffen, — je mehr Intelligenz, deſto mehr Gemeinſinn, — daß alſo in großen Städten immer ein wohlthätiger Einfluß von der Bürgerſchaft auf die Gemeindeangelegenheiten geübt werden wird, ſey auch die Form, welche ſie wolle, vorausgeſetzt nur, daß die Theilnahme eine unmittelbare ſeyn darf, — ſo iſt es auch wahr, daß je größer die Stadt, deſto weniger auf die Form ankommt, und daß daher die Städte und namentlich die großen Städte am wenigſten durch die Vorzüglichkeit derſelben gewonnen werden können, wenn ſie nur gegen einen Verluſt in der Materie einzutauſchen iſt. Dies iſt unſtreitig der Grund, weshalb die Repräſentanten der Städte ſo entſchieden, wie ſie gethan, die Annahme der Städteordnung ablehnten, wenn gleich ſie die Vorzüge derſelben im Vergleich mit der jetzt beſtehenden Form nicht in Abrede ſtellen können. Wäre es möglich aus der Städteordnung die Unterſchiede auszumerzen, das Prinzip der Gleichheit der Rechte in ſie zu übertragen, ſo ſpricht die höchſte Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die Oppoſition größtentheils verſtummen würde, wenn nur gleichzeitig dem Lande eine auf daſſelbe Prinzip gebaute

Gemeindeordnung verliehen, und wenn eine Beruhigung darüber gegeben werden könnte, daß die formelle Unterſcheidung zwiſchen Stadt und Land nicht den Uebergang zu weiteren ſtaatsrechtlichen Unterſcheidungen bilden ſolle.

Doch laſſen ſich auch für die Wahrheit der Behauptung, daß die jetzt beſtehende Ordnung bildungsfähig ſey, und daß nur wenige Abänderungen erfordert würden, um unter Beibehaltung derſelben das wahre Bedürfniß in der Rheinprovinz zu befriedigen, recht gute Gründe anführen.

Das Prinzip der Oeffentlichkeit, auf welches ſo großer Werth gelegt wird, iſt ihr nicht fremd, nur ſeine Anwendung iſt zum Theil außer Brauch gekommen.

Es darf z. B. kein Gemeindegut verkauft werden, ohne daß das Vorhaben Behufs Erforſchung von Einwendungen dagegen vorher eine Zeitlang in der Gemeinde öffentlich bekannt gemacht, und nach Ablauf der Bekanntmachungsfriſt vom Bürgermeiſter beſcheiniget worden iſt, daß Einſprüche nicht angemeldet worden ſind. Dieſes bezweckt die ſogenannte informatio de commodo aut incommodo nach dem Geſetz vom 5. Novbr. 1790 und dem Beſchluſſe vom 7. Germinal J. IX. Ferner werden die Verkäufe ſelbſt, ſo wie die Verpachtungen von Gemeindeeigenthum durch einen Verwaltungsbeamten oder Notar öffentlich bei brennendem Lichte vorgenommen. Die Gemeindebeiſchlagsliſten, die Wegebaurollen müſſen nach deren höherer Feſtſetzung, und ehe ſie in Vollzug geſetzt werden dürfen, eine gewiſſe Zeitfriſt hindurch auf dem Bürgermeiſteramte zu Jedermanns Einſicht offen gelegt, und dieſe Offenlegung vom Bürgermeiſter ebenfalls zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, ſo daß jedem Einwohner der Gemeinde Gelegenheit gegeben iſt, ſich von der richtigen oder unrichtigen Vertheilung der von Jedem geforderten Umlagen und Leiſtungen ſelbſt zu überzeugen und nöthigenfalls Beſchwerde zu erheben, ſo wie eine ähnliche Offenlegung auch der Grund- und Klaſſenſteuerrollen alljährlich ſtattfindet, bevor ſie in Hebung geſetzt werden.[1] Mehr Oeffentlichkeit in den genannten Gemeindeangelegenheiten wird

[1] Man vergleiche das Geſetz vom 5. Novbr. 1790, vom 11. Februar 1791, das Dekret vom 12. Auguſt 1807, die Inſtruktion vom 7. Prärial J. XIII. und andere Geſetzesſtellen.

wohl von Niemanden gefordert werden. Freilich werden die Gemeinderathssitzungen nicht mehr öffentlich gehalten, auch die Gemeinderechnungen gewöhnlich nicht offengelegt; aber auch diese Art der Oeffentlichkeit ist den Anordnungen der Gemeindeverfassung einverleibt; man lese nur die Dekrete vom 11. Dezember 1789 und vom 27. August und 2. September 1792 nach. Das erstere befiehlt in den Artikeln 58 und 59, daß in allen Städten unter 4000 Einwohnern die Rechnungen der Munizipal-, jetzt Gemeindeverwaltungen in Betreff der Einnahmen und Ausgaben jedes Jahr gedruckt werden, und daß in allen Gemeinden ohne Unterschied die wirklichen Bürger die Mittheilung der Rechnungen, Belegstücke und der gemeinderäthlichen Berathungsverhandlungen unentgeltlich begehren können. Nach dem 1sten, 2ten und 3ten Artikel des letzteren Dekrets sind die Sitzungen der Gemeinderäthe öffentlich zu halten, nur nicht hinsichtlich der polizeilichen und Sicherheitsmaßregeln, wenn es gefährlich seyn möchte, über diese Gegenstände öffentlich zu berathen; sodann sollen die gewöhnlichen Tage und Stunden der gedachten Sitzungen festgesetzt und angezeigt werden, und zwar der außergewöhnlichen Sitzungen durch Anschlag, und die Berathungen und Beschlüsse (mit Ausnahme der auf die obigen Gegenstände bezüglichen), welche nicht in einer öffentlichen Sitzung verhandelt worden seyn werden, werden als nichtig erklärt. Hiernach würde also, um den jetzigen Mangel der Oeffentlichkeit hinsichtlich der Gemeinderathsversammlungen und der Gemeinderechnungen zu ergänzen, nur nöthig seyn, das Geeignete aus jenen älteren Dekreten wieder ins Leben zu rufen, und auf den Grundsatz zurückzukommen, das Gute überall, wo es gefunden werde, festzuhalten, ohne lange in der Ferne zu suchen, was man in der Nähe besitzt.

Was die freie Wahl der Verwalter und Vertreter anlangt, so kommt es nur darauf an, daß die Regierung das Recht, das sie bisher geübt hat, in die Hände der gleich berechtigten Betheiligten zurückgebe; in diesem Falle wird der Bürgermeister vom Gemeinderath, die Gemeinderäthe von den Höchstbesteuerten gewählt werden; das aktive Wahlrecht aber jedem Gemeindebürger zustehen. Gleiche Bewandniß hat es mit der Einschränkung der Staatsvormundschaft; die Regierung wird hier blos die Maxime der Milde und Rücksicht, die bisher schon leitend für sie gewesen,

zum Gesetze zu erheben, und ihre thätige Einwirkung auf bestimmte Fälle zu beschränken haben. Freilich folgt daraus, daß das Land mit der Reform in so beschränktem Maaße sich einverstanden erklärt, noch nicht, daß der dadurch zu begründende Zustand auch an sich der beste sey, und man muß der Regierung ein Urtheil und zwar ein gewichtvolles Urtheil verstatten, ob die solchergestalt entwickelte Kommunalverfassung auch in der That ein Mittel zur weitern Erziehung des Volkes, und insbesondere ob sie dies in der Richtung seyn werde, die der Regierung vorgezeichnet ist, oder die sie sich vorgezeichnet glaubt.

Das scheint nun nicht der Fall zu seyn, vielmehr das Streben der letzteren dahin zu gehen, die selbstständige Individualität jedes Ortes schärfer, als bisher geschehen, heraus zu heben, darum einen jeden Ort mit einer besondern Verwaltung und Vertretung auszustatten, und die Wirksamkeit der Gesammtgemeinde, also auch diejenige ihrer Verwalter und Vertreter auf die Gegenstände zu beschränken, deren Erreichung größere Kräfte als die des einzelnen Ortes, und eine größere Ausdehnung des Bezirkes erfordert. Auch die gleiche Berechtigung aller Gemeindeglieder scheint der Ansicht der Regierung nicht zu entsprechen, und eben so wenig scheint sie geneigt, die Wahl der Vorstände der Sammtgemeinde aus der Hand zu lassen. Die westphälische Landgemeindeordnung gibt davon Zeugniß. Es ist aber noch ein stärkeres zur Hand. Bei der jüngsten Anwesenheit des Königs am Rhein hat sich das Verlangen nach endlicher Erfüllung des Versprechens einer verbesserten Gemeindeordnung in vielfacher Weise ausgesprochen. Besonders waren es die großen Städte, welche sich dem Throne mit der Bitte um zeitgemäße Umgestaltung der bestehenden Einrichtungen näherten; die dadurch hervorgerufene Zeitungspolemik, so wie die Erörterung der Behörden hat ergeben, daß aus den vereinzelten Petitionen großer Städte, wie Köln, Aachen ꝛc. nicht der Schluß zu ziehen ist, daß sie ihre Interessen von denen der Gesammtheit trennen, sondern nur der, daß sie sich für geschickter und deshalb für berufen hielten, einen Gegenstand wieder in Anregung zu bringen, der ihr besonderes Wohl nicht minder, als das der Allgemeinheit betraf. Die Aufregung, welche die Schritte der einzelnen Städte, ihre verschiedene Beurtheilung und die öffentliche Besprechung des Zustandes der Kommunen und ihres

Verfaſſungsbedürfniſſes zur Folge hatten, war der Grund, daß dem in Berlin mit den Ausſchüſſen der provinzialſtändiſchen Verſammlungen der übrigen Provinzen im Oktober v. J. vereinigten rheiniſchen Ausſchuſſe die Maßregeln mitgetheilt wurden, durch welche die Regierung das immer lauter werdende Begehren zu befriedigen gedenke. Sie beſtanden darin, daß zwar in einem Geſetze die Angelegenheiten von Stadt und Land regulirt werden ſollten, beide jedoch in beſonderen Abſchnitten, und was die Theilnahme der Gemeindeglieder an der Verwaltung betrifft, nach verſchiedenen Grundſätzen; daß das Bürgerrecht in der Stadt von einem beſtimmten Steuerſatze abhängig gemacht, oder durch Nachweis eines beſtimmten Einkommens bedingt ſey;[1] daß eine gleiche Berechtigung in der Landgemeinde nicht anerkannt, ſondern nach Verhältniß des Beſitzes Klaſſen gebildet, und dieſen die politiſchen Rechte (Wahlrechte) verliehen werden; daß der Amtmann, der in der Regel zugleich Vorſteher der Stadt ſeyn ſoll, nicht von den Gemeinden erwählt, ſondern vom Staate ernannt wird. Ob auch den Rittergutsbeſitzern beſondere Begünſtigungen zugedacht ſind, wie in der weſtphäliſchen Landgemeindeordnung, wo man das Verbleiben im Gemeindeverband ganz in ihr Belieben geſtellt, und wenn ſie daſſelbe ihrem Vortheile angemeſſen finden, ſie noch mit Uebergewicht in der Gemeindeberathung und, wie behauptet wird, überflüſſigen, das Selbſtgefühl der Gemeindebeamten kränkenden Ehrenrechten ausgeſtattet hat, iſt nicht bekannt geworden, und kaum zu vermuthen, da am Rheine nichts verhaßter iſt, als die Gründung geſetzlicher Unterſchiede ſocialer Stellungen, und da ſelbſt die, welche dadurch begünſtiget werden, ſich gegen eine ſolche Tendenz erklären würden. Der Bauer iſt ſo gut Geſchworner, wie der Rittergutsbeſitzer, wie kann man ihm, der über Leben und Tod zu richten hat, ein minderes Maaß in der Verwaltung ſeiner Kommune zuerkennen! Wenn man nun gleich darüber beruhigt ſeyn kann, daß die Abſicht der Regierung nicht dahin gehen wird, in ſolchen Konflikt mit den Sitten des Landes zu treten, ſo iſt doch die in dem eben erwähnten Entwurfe intendirte Aufhebung der Rechtsgleichheit der Hauptanlaß dazu geweſen, daß

[1] Vorbehaltlich der nach Erlaß der Gewerbepolizeiordnung zu treffenden Abänderungen.

der Ausſchuß ſich gegen denſelben ausgeſprochen hat, und er war dazu um ſo mehr durch die Beſchlüſſe der vorhergehenden Landtage und des Städtetages verpflichtet, als ein Eingehen auf dieſes Projekt die Städte, weil denn doch die Städteordnung jedenfalls auf freiſinnigeren Grundlagen beruht, gewiſſermaßen gezwungen haben würde, ſich vom Lande zu trennen, und die bisher abgelehnte Städteordnung nachzuſuchen, oder nachdem ſie dem Fortbeſtehen der allgemeinen Rechtsgemeinſchaft die Möglichkeit ſelbſtſtändiger Entwicklung bisher zum Opfer gebracht, ſich mit etwas Schlechterem zu begnügen, als was vor zwölf Jahren ihnen angeboten worden iſt. Von Oeffentlichkeit geſchah in dem Entwurfe durchaus keine Erwähnung, die Emanzipation von der Bevormundung der Regierung war nicht in dem gleichen Grade zugeſtanden, wie in der Städteordnung, auch war den Gemeindeverſammlungen im Widerſpruche mit den Rechtsbegriffen, die die rechtlichen Folgen der Handlungen ganz allein durch das Richteramt nach den Geſetzen beſtimmt wiſſen wollen, eine richterliche Kompetenz beigelegt, indem ſie den Verluſt des Gemeinderechts in allen Fällen auszuſprechen befugt ſeyn ſollen, wo ein Bürger eine korrektionelle, oder Kriminalſtrafe erlitten, oder ſich die öffentliche Verachtung zugezogen habe. Das Geſetzprojekt wird daher bedeutend modifizirt werden müſſen, wenn man es dem im Mai d. J. zuſammentretenden rheiniſchen Landtage mit einiger Ausſicht auf Zuſtimmung vorlegen will. Die Erfahrungen, welche ſeitdem über die weſtphäliſche Landgemeindeordnung, vorerſt nur noch von den Behörden, gemacht worden ſind, rathen ebenfalls dazu. Denn es iſt zur Stunde noch nicht möglich geweſen, die am 31. Oktober 1841 erlaſſene, und vor Ablauf des genannten Jahres publicirte Ordnung in Vollzug zu ſetzen. Die Urſache iſt, daß der darin enthaltene, an ſich höchſt gerecht und empfehlungswürdig erſcheinende Hauptgedanke in der Wirklichkeit ſich ganz unausführbar zeigt; es iſt dies der der möglichſt größten Selbſtſtändigkeit jedes Ortes, und der Ausſtattung eines jeden mit einer abgeſonderten, auf dem Repräſentationsprinzip beruhenden, Verwaltung. Bei dem Standpunkte, welchen die Gemeinden im preußiſchen Staate einnehmen, und wonach der Charakter von Einrichtungen zum erleichterten Vollzuge der Geſetze ihnen eben ſo ſcharf aufgeprägt iſt, als der ihrer natürlichen und urſprünglichen

Bestimmung, verlangt die Behandlung der in den Bereich der Thätigkeit der Gemeindeverwaltung fallenden Geschäfte einige Geschicklichkeit, wenigstens einige Erfahrung und Uebung. Man kann wohl in der kleinsten Gemeinde einen Mann finden, der die Weisungen des Bürgermeisters zu vollziehen, und in dringenden Fällen, wo es auf die Eingebung des gesunden Menschenverstands ankommt, sich zu helfen versteht. Daß man aber in jeder, auch der kleinsten Gemeinde mehrere Personen finden werde, die allen Geschäften gewachsen sind, welche dadurch bedingt werden, daß die kleine Gemeinde ihre volle Selbstständigkeit in der Berathung habe, das muß sehr bezweifelt werden, auch in Beziehung auf die Rheinprovinz; in Westphalen ist es nicht der Fall, und durch die Unmöglichkeit einer angemessenen Personalorganisation die Anordnung und Ausführung der Landgemeindeordnung bisher behindert worden. Man wird zwar diese Schwierigkeit dort überwinden, und wo keine brauchbaren Organe zu finden sind, mit unbrauchbaren sich begnügen müssen, damit der Form genügt werde, die das Gesetz verlangt; daß aber eine Einrichtung, die mit der Natur der Dinge so in Widerspruch tritt, die nur den äußeren Schein der Zweckmäßigkeit hat, im Innern aber eine Menge von Mängeln und Gebrechen erzieht, den edlern Zwecken des Staats nicht förderlich seyn kann, bedarf keine Ausführung; und wenn dem Uebel in Westphalen nun nicht mehr abzuhelfen ist, so hat wenigstens die Rheinprovinz das Bild ganz in der Nähe, und kann daraus entnehmen, was ihrer unter gleichen Umständen wartet, was sie zu vermeiden und zu erbitten hat. Denn wenn gleich die Aeußerung des Regenten im Landtagsabschiede vom 7. November 1841:

„Daß die Redaktion der über die Kommunalverfassung der Städte und Landgemeinden in der Rheinprovinz zu erlassenden gesetzlichen Bestimmungen der Beendigung nahe, und die Publikation derselben bald zu erwarten sey,"

der Vermuthung Raum ließ, daß eine weitere Vorlage bei dem Landtage nicht beabsichtigt werde, so muß die fast einstimmige Verwerfung des Projekts durch die Ausschußmitglieder doch von der Nothwendigkeit überzeugen, die Vertreter der Provinz noch einmal mit ihrem Gutachten zu vernehmen, ehe Gedanken zu Gesetzen erhoben werden, denen nach dem oben erwähnten Vorgange so ungünstige Vorurtheile entgegen treten. Die beste Bürgschaft

gibt überdies der reine, auf die Erzielung des wahrhaft Guten gerichtete Wille einer erleuchteten Regierung.

Den Rheinländern aber kann man Glück wünschen, daß ihre Vertreter, von der Ueberzeugung durchdrungen, wie weit ein solches Gesetz reicht, und welche Zukunft es begründet, lieber noch einige Jahre länger die unvollkommenen Institutionen ertragen, mit deren Härte die Zeit versöhnt, und deren Schärfe eine verständige Administration verhüllt hat, als die Hand zur Durchführung von Grundsätzen zu bieten, die zwar das Gemeindeleben, aber nur als Partikularismus, zu entwickeln fähig sind, und die Aufopferung des wahren Gemeinsinns, nämlich der bewußtvollen Gemeinschaft und Gleichheit in allen politischen und bürgerlichen Rechten zu verlangen scheinen. Die fernere Besprechung wird sicherlich zu dem Resultate führen, daß die Regierung und die Provinz sich über die Differenzpunkte verständigen, und da die wohlthätige Einwirkung der ersteren auf das Gemeinwesen nie verkannt worden, die Bevormundung aber ihr ebenso lästig als den Gemeinden gewesen ist, so wird, wenn nur die von den Rheinländern so hochgeschätzte Gleichheit und Oeffentlichkeit aufrecht erhalten und zugestanden wird, die Vereinigung sich auf dem Gebiete wechselseitigen Nachgebens in Beziehung auf die größere oder geringere Selbstständigkeit in der Anordnung und Beschlußnahme finden lassen. Was die Regierung in dieser Hinsicht zugesteht, ist neuer Erwerb für das Land; was sie mehr für sich fordert, als, nach dem Kulturstande der Provinz, die Pflicht der Aufsicht ihr zu verlangen auferlegt, kann vielleicht als eine Frucht der Bedenklichkeit über die Herrschaft der eben erwähnten beiden Prinzipe angesehen werden; aber gerade die Möglichkeit, das Aufsichtsrecht mit einiger Strenge zu üben, muß allen Anstand gegen deren Anerkennung heben. Die vergleichsweise größere Bevormundung wird immer noch einige Erleichterung gewähren, und bei den freisinnigen Grundsätzen des Gouvernements gewiß nur transitorisch seyn.

A.

Ueber die zweckmäßige Einrichtung

tontinenartiger Rentenanstalten,

mit Rücksicht

auf die in Deutschland bestehenden Anstalten dieser Art, namentlich die österreichische allgemeine Versorgungsanstalt; die Stuttgarter allgemeine Rentenanstalt; die badische allgemeine Versorgungsanstalt und die preußische Rentenversicherungsanstalt.

Die Stuttgarter allgemeine Rentenanstalt und die preußische Rentenversicherungsanstalt gaben dem Verfasser Veranlassung, sich über diese und ähnliche Anstalten in verschiedenen Broschüren zu äußern,[1] und die Gebrechen aufzudecken, mit denen ihm dieselben behaftet scheinen. Daß solche Kritik von den Gründern dieser Anstalten übel aufgenommen werden würde, war vorauszusehen; auch ließen sie es nicht an Repliken fehlen, in denen sie den Angriff abzuwehren suchten.

Der Verfasser ließ diese Repliken größtentheils unbeantwortet, in der gewissen Ueberzeugung, daß die Wahrheit sich allmählich selbst Bahn brechen werde. Dies ist denn auch erfolgt, und die Gründer jener Anstalten fangen an das Fehlerhafte ihrer Einrichtung

[1] 1) Was gewährt die Stuttgarter allgemeine Rentenanstalt ihren Theilnehmern. 1838. 2) Beurtheilung der preußischen Rentenversicherungsanstalt? 1839. 3) Ueber das Steigen der Rente in der preußischen Rentenversicherungsanstalt und in der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt. 1839. Stuttgart, bei Weise und Stoppani.

ſelbſt einzuſehen, und namentlich das von dem Verfaſſer ausgehobene Hauptgebrechen anzuerkennen, daß nämlich die von den Mitgliedern der Anſtalten im Rentenkauf (à fonds perdu) hingegebenen Kapitalien größtentheils unverſehrt erhalten, von Altersklaſſe auf Altersklaſſe und von Jahresgeſellſchaft auf Jahresgeſellſchaft transmittirt und am Ende verſchenkt werden, ſtatt, wie es ſeyn ſollte, zum Vortheil der Mitglieder ausgebeutet zu werden.

So haben die Unternehmer der Stuttgarter Anſtalt kürzlich in einer ſo betitelten „Statutenverbeſſerung" Vorſchläge zur Korrektion der Statuten in der angegebenen Richtung gemacht, indem ſie zugleich, was Anerkennung verdient, auf das ihnen ſtatutenmäßig zuſtehende Benefiz des Decimirens der Rentenkapitalien der ausgeſtorbenen Altersklaſſen und Jahresgeſellſchaften Verzicht leiſteten. Die Statuten der badiſchen Verſorgungsanſtalt wurden, wie aus der neu redigirten Auflage derſelben von 1843 zu erſehen, in gleicher Richtung abgeändert. Auch die preußiſche Rentenverſicherungsanſtalt ſcheint den gegen ſie gerichteten Angriffen in die Länge nicht widerſtehen zu können, wie daraus zu ſchließen, daß, öffentlichen Blättern zufolge, durch Kabinetsordre verfügt wurde, die Statuten derſelben durch einen Sachkundigen prüfen zu laſſen, deſſen Ausſpruch in der Hauptſache unſchwer zu errathen iſt.

Wenn nun die in Deutſchland beſtehenden tontinenartigen (auf gegenſeitige Beerbung gegründeten) Rentenanſtalten, trotz ihrer fehlerhaften Einrichtung, große Theilnahme gefunden haben, ſo ſcheint es, dieſe Form von Rentenanſtalten erfreue ſich der beſondern Gunſt des Publikums, wozu die durch lobpreiſende Ankündigungen erregten übertriebenen Vorſtellungen von den in ſolchen Anſtalten zu erreichenden Vortheilen allerdings viel beigetragen haben mögen.

Die Frage: wie dergleichen Anſtalten mit Vermeidung der gerügten Fehler zweckmäßig einzurichten ſeyen? möchte daher der Unterſuchung wohl werth ſeyn. Der Verfaſſer verſucht es in gegenwärtiger Abhandlung dieſe Frage zu beantworten, indem er die in ſeiner Beurtheilung der preußiſchen Rentenverſicherungsanſtalt hierüber enthaltenen Andeutungen und Vorſchläge näher entwickelt.

Da in der Abhandlung häufig von Sterblichkeit und der auf dieſelbe gegründeten Wahrſcheinlichkeitsberechnung die Rede iſt,

ſo bemerkt der Verfaſſer, daß er hiebei überall, wo nicht andere Tabellen angeführt ſind, die Süßmilch-Baumanniſche Sterblichkeitstabelle zu Grund gelegt hat, welche für Deutſchland immer noch als die beſte gilt. Auf dieſe Tabellen ſind namentlich die der Abhandlung beigefügten Tafeln über das Steigen der Tontinenrente gegründet, auf welche häufig Bezug genommen wird.

I.

Die Tontine.

Den Begriff der Tontine könnte man als bekannt vorausſetzen; inzwiſchen kommen in der Tontine manche Kombinationen vor, die einer nähern Auseinanderſetzung bedürfen, welche wir hier folgen laſſen, um uns bei der Beurtheilung der in Deutſchland beſtehenden tontinenartigen Rentenanſtalten und bei den Vorſchlägen, die wir zu ihrer verbeſſerten Einrichtung machen, darauf beziehen zu können.

Die Tontinengeſellſchaft iſt eine aus Perſonen gleichen Alters beſtehende Geſellſchaft, die von dem Unternehmer der Tontine eine Rente kauft, welche jährlich unter die jeweilig lebenden Mitglieder gleich vertheilt wird, bis das letzte Mitglied der Geſellſchaft geſtorben iſt.

Die gleiche Vertheilung der von der Geſellſchaft gekauften Geſammtrente ſetzt voraus, daß jedes Mitglied die gleiche Summe einlege.

Werden mehrfache Einlagen zugelaſſen, ſo repräſentirt der Einlegende ſo viele Mitglieder, als er Einlagen gemacht hat.

Die Rente, welche die Geſellſchaft kauft, iſt eine Zeitrente, die auf die angenommene Lebensdauer der Geſellſchaft berechnet iſt.

Da man annimmt, daß in einer zahlreichen Geſellſchaft, wie es Tontinengeſellſchaften gewöhnlich ſind, ein oder das andere Mitglied das höchſte menſchliche Alter erreichen werde, ſo wird bei Berechnung der Zeitrente gewöhnlich das längſte Lebensziel zu Grund gelegt. Dieſes hängt aber eigentlich von der Zahl der Mitglieder ab, und wenn z. B. von 1000 Gebornen einer das 95ſte Jahr erreicht, ſo iſt anzunehmen, daß unter einer

Million einer oder der andere dieſes hohe Alter mehr oder weniger überſchreiten werde.[1] Mit voller Sicherheit läßt ſich übrigens das längſte Lebensziel einer Geſellſchaft nie voraus beſtimmen, und der Zufall kann den Kalkul leicht ſtören. Ein vorſichtiger Unternehmer wird ſich daher nur für eine beſtimmte Zahl von Jahren verbindlich machen, nach deren Ablauf die Zahlung der Rente aufhört, wenn auch noch eines oder das andere Mitglied am Leben ſeyn ſollte. Hierbei wird allerdings nur der Unternehmer gewinnen können, weil die Geſellſchaft vor Ablauf des angenommenen Zeitraums ausſterben könnte, welchenfalls die Rente für einen zu langen Zeitraum, alſo zu nieder berechnet wäre. Um den den Mitgliedern hiedurch zugehenden Nachtheil ſo viel möglich abzuwenden, müßte die längſte Lebensdauer eher zu kurz als zu lang angenommen werden, was aber die Folge haben kann, daß die Rente aufhört, ehe die Geſellſchaft ausgeſtorben iſt, wodurch manche Mitglieder in der Hoffnung, ſich den Lebensunterhalt durch eine bis zu ihrem Tode fortwährende Rente zu ſichern, oder zu dem höchſten Rentenbetrag zu gelangen, getäuſcht werden könnten.

Die Tontine ſollte nach der Idee ihres Erfinders Lorenz Tonti als Mittel zu Staatsanlehen dienen, wozu ſie auch von der franzöſiſchen Regierung ſofort benutzt wurde.[2] Durch die Zeitrente,

---

[1] Nach Duvillard würde unter einer Million Geborner einer 109 Jahre alt werden. Gegenwärtig ſoll in Paris ein Hr. Dequersonniers in einem Alter von 135 Jahren leben und noch im Beſitz aller geiſtigen Fähigkeiten ſeyn. (Allg. Zeitung vom 22. Febr. 1843. S. 418.) Ein Mann von ſolch zäher Lebenskraft könnte dem Unternehmer einer Tontine, der ſich bis zum gänzlichen Ausſterben der Geſellſchaft zur Bezahlung der Renten verbindlich macht, ſehr beſchwerlich werden.

[2] Die erſte franzöſiſche Tontine iſt vom Jahr 1653; ſie iſt in 10 Altersklaſſen von der Geburt bis zum 63ſten Lebensjahre abgetheilt; jede Klaſſe begreift 7 Altersſtufen. Die Einlage iſt 300 Livres, zu 5 pCt. verzinslich. Nähere Beſtimmungen über die Vertheilung der Rente unter den Mitgliedern enthält die ſich darauf beziehende königl. Ordonnanz vom November 1653 nicht; übrigens ſcheint ſich der Staat zur Bezahlung der Rente bis zum gänzlichen Ausſterben der Geſellſchaft verbindlich gemacht zu haben. Die letzte Staatstontine von 1759 iſt in 8 Klaſſen abgetheilt, vom Alter 0 bis zum Alter 70 und darüber; die Rente iſt auf eine beſtimmte Zeit beſchränkt; in der erſten Klaſſe auf 94 Jahre, in der achten (die ſiebzigjährigen begreifend) auf 24 Jahre. Die Rente beträgt bei der

welche der Staat der Tontinengesellschaft bezahlt, wird zugleich das Kapital getilgt. Obschon gegen eine solche Amortisation an sich nichts einzuwenden wäre, so unterliegen doch dergleichen Anlehen mancherlei Bedenken. Die Tontinenrente ist nämlich eine sehr lange Zeitrente, die bei den jüngsten Mitgliedern der Gesellschaft 90 bis 100 Jahre währt, was dem Staat, der sich früher frei machen möchte, sehr lästig werden kann. Sodann muß die Rente auf einen festen Zinsfuß berechnet werden, während der Zinsfuß im Laufe eines Jahrhunderts manchen Veränderungen und das Kreditsystem überhaupt vielerlei Wechselfällen unterworfen ist. Gleichwohl ist die Tontine, als Mittel, Anlehen durch eine amortisirende Rente zu tilgen, höchstens für Staaten oder überhaupt für moralische Personen, die nicht sterben, geeignet, weil die Zeitrente, welche der Unternehmer der Tontine übernimmt, für Privatpersonen von allzulanger Dauer ist, und wegen des veränderlichen Werthes des Geldes für sie oder ihre Erben noch lästiger werden kann, als für den Staat.

Die Tontinengesellschaft gibt das Kapital, mit dem sie die Zeitrente kauft, à fonds perdu hin; die Rente der einzelnen Mitglieder aber fällt bei ihrem Tode der Gesellschaft heim, so lange die Zeitrente währt, und die überlebenden Mitglieder theilen die heimgefallene Rente unter sich; dasjenige Mitglied, welches die übrigen überlebt, erbt sonach sämmtliche von den übrigen Mitgliedern bezogenen Renten, oder vereinigt in seiner Person die von der Gesellschaft erkaufte Gesammtrente.[1] Es findet also in der Tontine ein gegenseitiges Beerben der Rente statt, bis die Gesellschaft ausgestorben, oder der für die Dauer der Tontine bestimmte Zeitraum abgelaufen ist, wo alsdann die Bezahlung der Rente aufhört.

---

ersten Klasse 4⅔ pCt. und steigt von Klasse zu Klasse bis zu 8 pCt. in der achten Klasse. Durch ein arrêt du conseil vom 5. Juli 1770 wurden alle Staatstontinen aufgehoben, weil man sie für nachtheilig für den Staat erkannte, und die noch laufenden Tontinenrenten wurden in Leibrenten verwandelt (s. Encyclopédie méthodique Tom. III. Art. Tontines).

[1] Dieser Fall muß jedoch nicht nothwendig eintreffen. Da nämlich die Rente von Jahr zu Jahr bezahlt wird, so können im letzten Jahre noch mehrere Mitglieder leben und alle in demselben Jahre sterben, und bei den auf eine bestimmte Dauer beschränkten Tontinen wird das gänzliche Aussterben der Gesellschaft ohnedies nicht abgewartet.

Man kann die zwiſchen den Mitgliedern der Tontinengeſellſchaft getroffene Uebereinkunft als eine Wette auf eine längere Lebensdauer betrachten. Da nun der Einſatz der Wettenden gleich iſt, ſo muß es auch die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnſtes ſeyn. Dieſes iſt aber nur bei Perſonen von gleichem Alter der Fall.[1] Eine Tontinengeſellſchaft muß daher aus Perſonen gleichen Alters beſtehen, weil ſonſt die Chancen ungleich ſind. Vereinigen ſich Perſonen von ungleichem Alter, ſo ſind in der Regel die ältern im Nachtheil, der um ſo bedeutender iſt, je größer der Altersunterſchied iſt. Wir ſagen in der Regel, denn in den erſten Kindesjahren, namentlich unmittelbar nach der Geburt, wo die Lebenskraft ſehr gering iſt, wäre der Nachtheil, wenigſtens in Beziehung auf das Steigen der Rente, auf Seite der Jüngern.[2] Nach der Tafel I. ſteigt nämlich die Rente bei denen, die im Alter 0 beitreten, ſchon in 18 Jahren auf das doppelte, während ſie bei den im Alter 5 Beitretenden hierzu 46 Jahre braucht. Wenn man aber von den Jahren unmittelbar nach der Geburt abſieht, ſo ſind die ältern Mitglieder, die ſich mit jüngern verbinden, ſtets im Nachtheil, und zwar in dreifacher Hinſicht, nämlich erſtens bei der urſprünglichen (anfänglichen) Rente, zweitens beim Steigen der Rente und drittens in Beziehung auf die Erreichbarkeit des höchſten Rentenbetrags.

Geſetzt es verbinden ſich zehnjährige mit zwanzigjährigen Mitgliedern, ſo hätten die zehnjährigen (das längſte Lebensziel zu 95 Jahren angenommen) eine 85jährige, die zwanzigjährigen

---

[1] Iſt eine Tontine, wie gewöhnlich, aus mehreren Altersklaſſen zuſammengeſetzt, ſo bildet jede Klaſſe in Beziehung auf gegenſeitige Beerbung eine für ſich beziehende Geſellſchaft.

[2] So betragen z. B. nach Tafel III. die Renten, welche die im Alter 0 Beitretenden in den 10 erſten Jahren zuſammengerechnet zu beziehen haben, ungefähr 17 mal die urſprüngliche Rente, während nach Tafel V. die Rente der im Alter 10 Beitretenden in den 10 erſten Jahren zuſammengerechnet nur ungefähr 10½ mal die urſprüngliche Rente beträgt. Vereinigt man daher Mitglieder vom Alter 0 und vom Alter 10 in gleicher Zahl, ſo würden jene in den erſten 10 Jahren einen Verluſt leiden, der ungefähr dem 3½fachen Betrag der urſprünglichen Rente gleich kommt. In den höhern Altersſtufen, wo die Sterblichkeit nicht ſo verſchieden iſt, hat die Vereinigung mehrerer Altersſtufen in eine Klaſſe allerdings weniger Bedenken.

dagegen eine 75jährige Zeitrente anzusprechen. Da aber der Unternehmer die Zeitrente auf die zehnjährigen berechnen wird, so ist sie für die zwanzigjährigen zu nieder berechnet.

Sodann haben zehnjährige eine größere Lebenskraft als zwanzigjährige; bei letztern ist daher die Sterblichkeit größer und die Rente steigt somit schneller als bei den erstern, was namentlich im höhern Alter sehr fühlbar wird. So braucht z. B. nach Tafel II. bei zehnjährigen die Rente 65 Jahre, um auf das achtfache zu steigen, während sie bei zwanzigjährigen in demselben Zeitraum auf das 32fache steigt.

Am fühlbarsten wird aber der Nachtheil im höchsten Alter, in welchem die Rente eine außerordentliche Höhe erreichen kann, worin dann auch der hauptsächliche Reiz der Tontine liegt. Denn die Aussicht, mit 100 Gulden Kapital eine Rente von mehreren tausend Gulden zu erwerben, ist allerdings sehr lockend, wobei freilich zu erwägen, daß die Wahrscheinlichkeit, die Rente zu erwerben, mit ihrer Größe im umgekehrten Verhältniß steht. Die Hoffnung, zu dem höchsten Rentenbetrag zu gelangen, ist aber den zwanzigjährigen abgeschnitten, die sich mit zehnjährigen verbinden; denn die zehnjährigen brauchen hiezu 85 Jahre, d. h. sie werden 95 Jahre alt und erreichen alsdann das Alter, in welchem angenommenermaßen die Gesellschaft ausstirbt; alsdann aber sind die im 20sten Jahre Beigetretenen 105 Jahre alt, und somit der Annahme gemäß längst gestorben. Folglich ist für sie der höchste Rentenbetrag unerreichbar. Die Vereinigung mehrerer Altersstufen in eine Klasse zu gegenseitiger Beerbung ist daher mit der Wahrscheinlichkeitstheorie, strenge genommen, unvereinbar. Diese Vereinigung ist freilich kaum zu umgehen, wenn die Tontine alle Stufen des menschlichen Alters bis etwa zum 50—55sten Jahr begreifen soll.

Wollte man nämlich für jede Altersstufe eine besondere Klasse bilden, so wäre zu besorgen, daß sich nicht eine hinreichende Zahl von Mitgliedern für jede Altersstufe finden möchte; denn die Vereinigung zu gegenseitiger Beerbung setzt immer einige hundert Mitglieder voraus, weil ohne eine solche Zahl keine sichern Durchschnitte zu erhalten sind, so wie auch bei einer kleinern Zahl von Mitgliedern die Rente beim Aussterben der Gesellschaft die Höhe nicht erreichen kann, wie bei einer größern Zahl. Um aber die

aus jener Vereinigung entſtehende Ungleichheit der Chancen möglichſt zu beſchränken, ſollte ſich die Vereinigung ſtets nur auf wenige Altersſtufen (höchſtens etwa fünf) erſtrecken.

Eine weitere Frage iſt: ob nicht eine Ungleichheit der Chancen durch die Kumulirung der Einlagen in einer Perſon (Einlagenhäufung) herbeigeführt wird, wenn nämlich ein Mitglied mehrere Einlagen macht, und dagegen die Rente ſo vielmal bezieht, als die Zahl der Einlagen betrifft? Hierauf bemerken wir: die Sterblichkeit richtet ſich nach der Zahl der Mitglieder und nicht nach der Zahl der Einlagen. Da nun die Wahrſcheinlichkeit des Sterbens für die mehrfachen Mitglieder (wie wir die zwei oder mehrere Einlagen kumulirenden Mitglieder Kürze halber nennen wollen) eben ſo groß iſt, wie für die einfachen Mitglieder (die Mitglieder mit einfacher Einlage), ſo ſcheinen letztere gegen die erſtern im Vortheil, weil durch den Tod eines mehrfachen Mitglieds eine mehrfache Rente zur Vererbung anheimfällt. Andererſeits iſt aber auch die Wahrſcheinlichkeit des Fortlebens für das mehrfache Mitglied eben ſo groß, wie für die einfachen; und da das mehrfache Mitglied im Falle des Fortlebens an den durch Abſterben der Mitglieder erledigten Renten im Verhältniß ſeiner Einlagen Antheil nimmt, ſo kompenſirt ſich in dieſer Beziehung Gewinn und Verluſt auf beiden Seiten. Gleichwohl befinden ſich die mehrfachen Mitglieder im Nachtheil. Durch das Kumuliren wird nämlich das Steigen der Rente aufgehalten, weil in dem Kumulirenden ſo zu ſagen eben ſo viele Theilnehmer an der Geſammtrente fortleben, als er Einlagen gemacht hat.

Dieſe Hemmung des Steigens trifft zwar, ſo lange der Kumulirende lebt, auch die einfachen Mitglieder, allein dieſe werden durch den Tod des Kumulirenden, der ein ſprungweiſes Steigen der Rente herbeiführt, entſchädigt; der Nachtheil der Hemmung iſt daher einzig auf Seiten des mehrfachen Mitglieds. Wenn, um ein auffallendes Beiſpiel zu wählen, ein Mitglied die Hälfte aller Einlagen kumulirt, ſo kann die Rente *bei ſeinen Lebzeiten* höchſtens das Doppelte ihres urſprünglichen Betrags erreichen, wenn er nämlich alle übrigen Mitglieder überlebt. Mit ſeinem Abſterben aber wird die Rente einen enormen Sprung machen, der, wenn alle Mitglieder bis auf eines geſtorben ſind, bei 1000 Einlagen bis zum tauſendfachen der urſprünglichen Rente geht.

Nun mögen zwar ſolche ungemeſſene Einlagenhäufungen ſelten vorkommen; allein das Geſagte findet verhältnißmäßig bei jeder Einlagenhäufung Anwendung. Mit der Hemmung des Steigens, die durch die Einlagenhäufung herbeigeführt wird, hängt zuſammen, daß der höchſte Rentenbetrag (die Vereinigung der Geſammtrente in einer Perſon), wenn der Kumulirende dazu gelangt, die urſprüngliche Rente nicht ſo vielmal enthält, als wenn ein einfaches Mitglied dazu gelangt, und daß ſomit der Kumulirende den höchſten Rentenbetrag zu theuer erkauft. Wenn z. B. ein Mitglied von 1000 Einlagen 500 kumulirt, ſo kann es, als höchſten Rentenbetrag, nur das Zweifache, wenn es 10 Einlagen kumulirt, nur das 100fache, und wenn es 2 Einlagen kumulirt, nur das 500fache der urſprünglichen Rente erreichen, während ein einfaches Mitglied, das alle übrigen Mitglieder überlebt, bei 1000 Einlagen das 1000fache der urſprünglichen Rente erhält.

Dieſer Nachtheil, der ſich erſt beim Ausſterben der Geſellſchaft äußert, möchte übrigens bei einer mäßigen Einlagenhäufung und einer zahlreichen Geſellſchaft gerade nicht hoch anzuſchlagen ſeyn. Auch wird ſolchenfalls die Einlagenhäufung auf das Steigen der Rente keinen merklichen Einfluß üben. Die Sterblichkeit der mehrfachen Mitglieder wird nämlich proportional ſeyn der Sterblichkeit der ganzen Geſellſchaft. Wenn alſo z. B. die Geſellſchaft bis zur Hälfte ausſtirbt, ſo wird ſich unter den Geſtorbenen die Hälfte der mehrfachen Mitglieder befinden. In einer zahlreichen Geſellſchaft, deren präſumtive Lebensdauer ſich bis zum äußerſten menſchlichen Lebensziel erſtreckt, werden die Wirkungen einer mäßigen Einlagenhäufung nahezu verſchwinden, und man könnte daher das Kumuliren jedem Mitglied überlaſſen, da der etwaige Nachtheil immer auf Seiten des Kumulirenden iſt. Um aber Selbſttäuſchungen zu begegnen und Störungen zu verhindern, die ein ungemeſſenes Kumuliren in dem Steigen der Rente verurſachen könnte, möchte es angemeſſen ſeyn, für das Kumuliren ein Maximum von etwa 2 bis 4 Einlagen feſtzuſetzen.

Da wir auf das Steigen der Tontinenrente öfters zurückkommen werden, ſo halten wir für angemeſſen, die Geſetze, nach welchen das Steigen von ſtatten geht, hier kurz zu entwickeln, zumal da hierüber viele unrichtige Anſichten verbreitet ſind.

Die Geſammtrente, welche der Unternehmer den Mitgliedern

der Geſellſchaft zahlt, bleibt unverändert, bis dieſe ausſtirbt; wenn wir daher vom Steigen der Rente ſprechen, ſo iſt der Antheil der einzelnen Mitglieder an der Geſammtrente gemeint. Nun theilen ſich die jeweilig lebenden Mitglieder in die Geſammtrente zu gleichen Theilen. Je kleiner daher die Zahl der Mitglieder durch Todesfälle wird, deſto größer wird der Antheil jedes der überlebenden Mitglieder.

Die Rente iſt alſo umgekehrt proportional der Zahl der lebenden Mitglieder. Iſt die Geſellſchaft bis zur Hälfte ausgeſtorben, ſo ſteigt die Rente auf das doppelte, iſt ſie bis zum vierten Theil ausgeſtorben, ſo ſteigt die Rente auf das vierfache, iſt ſie bis zum achten Theil ausgeſtorben, ſo ſteigt die Rente auf das achtfache u. ſ. w. Die bei den Lebenden progreſſiv abnehmende Reihe $1/2$, $1/4$, $1/8$ u. ſ. w. entſpricht alſo der bei der Rente progreſſiv ſteigenden Reihe 2, 4, 8, u. ſ. w.

Die Glieder dieſer Reihe geben bequeme Anhaltspunkte für das Steigen der Rente in längern Perioden, in die ſich die Mittelglieder, welche das Steigen der Rente von Jahr zu Jahr anzeigen, leicht einſchalten laſſen. Das jährliche Steigen der Rente ergibt ſich, wenn man die jedem Mitgliede ausgeſetzte urſprüngliche Rente mit der Zahl der urſprünglich beigetretenen Mitglieder multiplizirt, und das Produkt mit der Zahl der am Anfang jeden Jahrs lebenden Mitglieder dividirt; ſetzt man die urſprüngliche Rente = 1, ſo genügt es, wenn man die Lebenden in die Beigetretenen dividirt, und ſo erhält man eine bequeme Ueberſicht des Vielfachen, um das die Rente jedes Jahr ſteigt.

Hiernach ſind die am Ende beigefügten Tafeln **III.** bis **X.** abgefaßt, welche das jährliche Steigen der Rente für 8 verſchiedene Altersſtufen, in denen der Beitritt erfolgt iſt (nämlich für das Alter 0, 5, 10, 20, 30, 40, 50 und 55) angeben; denn da die Sterblichkeit nach Maßgabe des Alters verſchieden iſt, ſo ſteigt auch die Rente für jedes Alter des Beitritts in einer andern Progreſſion. Aus der Tafel **I.** dagegen ſind die Lebensperioden zu erſehen, in denen die Rente in der Progreſſion 2, 4, 8 u. ſ. w. ſteigt, je nachdem der Beitritt im Alter 0, 5, 10 ... 55 erfolgt iſt.

Die Tafel **II.** ſodann gibt die Zahl der Jahre an, welche die Rente braucht, um in der angegebenen Progreſſion zu ſteigen.

Aus dieſen Tafeln laſſen ſich mancherlei Folgerungen ableiten, von denen wir die wichtigſten hier anführen wollen.

Das Steigen der Rente hängt ab von der Sterblichkeit; dieſe wird aber in zweierlei Sinn genommen. Die gewöhnlichen Sterblichkeitstabellen geben an, wie viel von einer angenommenen Anzahl Geborner jedes Jahr ſterben, bis alle geſtorben ſind; man kann dieſes die relative Sterblichkeit nennen. Will man aber die abſolute Sterblichkeit jeder Altersſtufe wiſſen, ſo muß man bei jeder Altersſtufe von der gleichen Zahl Lebender ausgehen, und mit Hülfe der gewöhnlichen Sterblichkeitstafeln berechnen, wie viel von dieſen ſterben.[1]

So findet man nach der Süßmilchſchen Sterblichkeitstafel, daß von 1000 Lebenden einer Altersſtufe ſterben:

Im Alter.	Sterbende.	Im Alter.	Sterbende.
0	230	30	14
1	119	35	17
2	65	40	19
3	40	45	21
4	24	50	30
5	21	55	35
6	19	60	43
7	16	65	62
8	15	70	80
9	13	75	101
10	9	80	135
11	8	85	176
(niederſter Stand der Sterblichkeit und Höhepunkt der Lebenskraft.)		90	167
15	8	92	250
20	10	(wie im Alter 0)	
25	11	95	1000

Aus der abſoluten Sterblichkeit ergibt ſich die Lebenskraft; dieſe iſt aber der abſoluten Sterblichkeit umgekehrt proportional. Da nun die Sterblichkeit im 11ten Lebensjahre auf dem niedrigſten Punkt ſteht, ſo ſteht alsdann die Lebenskraft auf ihrem Höhepunkt. Nimmt man dieſen Höhepunkt zur Einheit für die Lebenskraft an,

[1] Wenn z. B. nach der Süßmilchſchen Tabelle von 750 einjährigen 89 ſterben, ſo ſterben von 1000 einjährigen 119; wenn von 661 zweijährigen 43 ſterben, ſo ſterben von 1000 zweijährigen 65, u. ſ. w.

ſo ergibt ſich die Lebenskraft irgend einer Altersſtufe in ihrem Verhältniß zu der angenommenen Einheit, wenn man die Sterblichkeit der betreffenden Altersſtufe in die Sterblichkeit des 11ten Lebensjahrs dividirt. Setzt man dieſe in runder Zahl = 8 (genauer wäre ſie 7,59), ſo wäre nach obiger Skala die Lebenskraft

im Alter 0 = $\frac{8}{250}$ = 0,03

im Alter 20 = $\frac{8}{10}$ = 0,80

im Alter 30 = $\frac{8}{14}$ = 0,57

im Alter 92 = $\frac{8}{250}$ = 0,03 u. ſ. w.

Hiernach iſt es leicht, eine durch alle Altersſtufen durchgeführte Sterblichkeitstabelle mit der jeder Altersſtufe entſprechenden Lebenskraft zu entwerfen. Dies vorausgeſchickt, bemerken wir, daß das Steigen der Rente ſich nach der relativen Sterblichkeit richtet, nämlich nach dem allmählichen Ausſterben der urſprünglich beigetretenen Mitglieder. Der Grund aber, warum die Rente nicht gleichförmig, ſondern bald ſchneller, bald langſamer ſteigt, muß in der abſoluten Sterblichkeit und der ihr in umgekehrtem Verhältniß entſprechenden größern oder kleinern Lebenskraft geſucht werden.

So erreicht die Rente bei einem Mitglied, das im Alter 0 beitritt, ſchon in 18 Jahren das Doppelte ihres urſprünglichen Betrags, weil die Lebenskraft im Alter 0 ſehr gering iſt.

Bei dem im Alter 5 Beigetretenen aber braucht die Rente 47 Jahre, um auf das Doppelte zu ſteigen, weil im 5ten Lebensjahre die Lebenskraft ſchon zu einer ziemlichen Stärke gelangt iſt, und die übrigen Altersſtufen, die in dieſe 47jährige Periode fallen, noch keine bedeutende Abnahme der Lebenskraft zeigen.

Bei einem ſpätern Beitritt zur Tontine (im Alter 10, 15, . . . 55) wird der Zeitraum, den die Rente zur Verdopplung braucht, immer kürzer, weil die Lebenskraft von Jahr zu Jahr abnimmt, ſo daß der im 55ſten Lebensjahre Beitretende hierzu nur eines Zeitraums von 13 Jahren bedarf.

Die Wirkung der mit dem vorrückenden Alter in ſteigendem Verhältniß abnehmenden Lebenskraft zeigt ſich noch auffallender in den ſich immer mehr verkürzenden Zeiträumen, die zwiſchen der

Verdoppelung und der Vervierfachung, der Vervierfachung und der Verachtfachung u. ſ. w. der Rente liegen, und zwar werden dieſe Zeiträume um ſo kürzer, je mehr ſich die Rente vervielfacht, und je höher das Alter des Beitritts zur Tontine iſt, wie ſolches aus den Differenzen der Tafel II. zu erſehen.

So braucht die Rente bei dem, der im Alter 5 beitritt, zur Verdoppelung 47 Jahre, von der Verdopplung zur Vervierfachung nur 15 Jahre, und von der Verſechszehenfachung zur Verzweiunddreißigfachung ſogar nur 4 Jahre.

Bei dem im Alter 55 Beitretenden braucht ſie zur Verdopplung 14 Jahre, von da zur Vervierfachung 7 Jahre, und von der Verſechszehenfachung zur Verzweiunddreißigfachung nur 3 Jahre.

Eine Ausnahme von dieſer Regel findet nur bei denen ſtatt, die der Tontine im Alter 0 beitreten, bei welchen die Rente zur Verdopplung nur 18 Jahre, von da zur Vervierfachung aber 38 Jahre braucht, was einerſeits von der geringen Lebenskraft herrührt, mit der der Menſch in das Leben eintritt, und andererſeits von der ſchnellen Zunahme der Lebenskraft in den Jahren unmittelbar nach der Geburt.

Aus Vorſtehendem ergibt ſich, daß die anfänglich langſam ſteigende Rente erſt dann eine bedeutende Höhe erreicht, wenn die Mitglieder der Tontinengeſellſchaft ſich dem äußerſten Ziele des menſchlichen Lebens nähern. Man täuſcht ſich, wenn man glaubt, durch einen frühzeitigen Beitritt könne man ſchon im höheren Mannesalter, zwiſchen 50 und 60 Jahren, zu einer hohen Rente gelangen. In dieſem Alter ſteigt die Rente bei dem, der im Alter 5 beitritt, erſt gegen das 52ſte Lebensjahr auf das Doppelte ihres urſprünglichen Betrags, und das 32fache iſt für denſelben erſt gegen das 85ſte Lebensjahr erreichbar.

Wenn der im Alter 0 Beitretende auch etwas früher zu einer höhern Rente gelangt (zum Doppelten der urſprünglichen Rente ſchon im 18ten Lebensjahre), ſo iſt dagegen die Wahrſcheinlichkeit, daß er die Zeit des Genuſſes erlebe, um ſo kleiner, weil im erſten Jahre nach der Geburt der vierte Theil der Gebornen ſtirbt.

Wer auf eine hohe Rente ſpekulirt, erreicht ſeinen Zweck ſchneller durch einen ſpätern als durch einen frühern Beitritt. Um z. B. zum 32fachen Betrag der urſprünglichen Rente zu gelangen,

braucht der im Alter 5 Beitretende 79—80 Jahre, und wird alſo bis er dazu gelangt 84—85 Jahre alt.

Der im Alter 30 Beitretende dagegen braucht hierzu nur 56—57 Jahre, und wird alſo bis dahin 86—87 Jahre alt, wobei allerdings nicht zu überſehen, daß an dem Ziele des menſchlichen Lebens, wo die Lebenskraft dem Erlöſchen nahe iſt, zwei Jahre Unterſchied eine ganz andere Bedeutung haben, als im mittlern Alter, daher der Greis für den Werth der Zeit einen andern Maßſtab hat, als der Mann von mittlern Jahren.

Vorſtehende Bemerkungen über die Tontine werden zur Beurtheilung der in Deutſchland beſtehenden tontinenartigen Rentenanſtalten dienen, indem dieſe Anſtalten mit der Tontine das Weſentliche, nämlich das gegenſeitige Beerben der Rente, gemein haben.

II.

Die in Deutſchland beſtehenden tontinenartigen Rentenanſtalten.

Wir haben bisher von der eigentlichen Tontine geſprochen, deren Weſen darin beſteht, daß eine Geſellſchaft eine Zeitrente kauft, die unter die jeweiligen Mitglieder der Geſellſchaft gleich vertheilt, ſomit vererbt wird, ſo daß das zuletzt ſterbende Mitglied die Geſammtrente in ſich vereinigt. Die Tontine in dieſer Bedeutung ſetzt einen Rentenverkäufer oder Unternehmer voraus, dem das von der Tontinengeſellſchaft zuſammengelegte Kapital zufällt, wogegen er die Bezahlung der Rente übernimmt.

Es läßt ſich aber auch eine tontinenartige Rentenanſtalt ohne Unternehmer denken. Es kann nämlich eine Geſellſchaft ein Kapital zuſammenlegen, das in ihrem Namen verwaltet wird, und von dem die Zinſe unter die jeweilig lebenden Mitglieder vertheilt und reſpektive vererbt werden. Sind dabei die Zinſe wie eine das Kapital bis zum Ausſterben der Geſellſchaft aufzehrende Zeitrente berechnet, ſo wäre dieſes eine gegenſeitige Tontine, durch die auf dem Wege der Selbſtverwaltung das Nämliche erreicht wird, wie durch die eigentliche Tontine, in der ein Unternehmer als Schuldner der Geſellſchaft die Bezahlung der Renten übernimmt.

Obwohl gegen eine ſolche auf Selbſtverwaltung beruhende Tontine theoretiſch nichts einzuwenden iſt, ſo hat die Sache in der Ausführung unter anderem die Schwierigkeit, daß ſich eine das Kapital bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt aufzehrende Rente nicht mit der erforderlichen Schärfe berechnen läßt, theils wegen der Veränderlichkeit des Zinsfußes, theils wegen der Zufälle, denen das Kapital ausgeſetzt iſt. Es wird daher kaum zu vermeiden ſeyn, daß entweder das Kapital aufgezehrt iſt, ehe die Geſellſchaft ausgeſtorben iſt, oder daß es noch nicht aufgezehrt iſt, wenn ſie ausgeſtorben. Von dieſen beiden Fällen hat der erſte, praktiſch betrachtet, die meiſten Inkonvenienzen, indem für den letzterwähnten Fall durch die Beſtimmung zu helfen wäre, daß das übrigbleibende Kapital den Erben der Mitglieder (etwa des zuletzt geſtorbenen oder einiger der zuletzt geſtorbenen) zufallen ſoll (aber ja nicht künftigen Tontinengeſellſchaften, die mit der ausgeſtorbenen außer aller Verbindung ſtehen). In jenem Falle werden nämlich die Mitglieder der Geſellſchaft in der Erwartung getäuſcht, eine mit jedem Jahre ſteigende Rente bis an das Ende ihres Lebens zu beziehen, eine Ausſicht, in welcher der hauptſächliche Reiz der Tontine liegt.

Die Idee einer auf Selbſtverwaltung beruhenden Tontine liegt den in Deutſchland beſtehenden tontinenartigen Renten- und Verſorgungsanſtalten zu Grund, deren Typus die öſterreichiſche allgemeine Verſorgungsanſtalt iſt.

Obſchon dieſe neuen Rentenanſtalten, wie wir ſie Kürze halber nennen wollen, ſchon vielfach beleuchtet worden, ſo ſind wir gleichwohl veranlaßt, hier eine kurze Skizze derſelben zu geben, um hieran unſere Verbeſſerungsvorſchläge knüpfen zu können. Die Satzungen dieſer neuen Rentenanſtalten kommen in folgenden weſentlichen Punkten überein:

1) Die in einem und demſelben Jahre beitretenden Mitglieder werden zu einer unter ſich verbundenen Jahresgeſellſchaft vereinigt, die nach dem Alter der Mitglieder in 6—7 Klaſſen abgetheilt iſt.

2) Jedem Mitglied wird aus ſeiner Einlage, die bei allen Mitgliedern bei vollſtändigen Einlagen gleich iſt, eine urſprüngliche Rente zugeſchieden, die bei den ältern Altersklaſſen etwas mehr, bei den jüngern, nach Verhältniß des Alters, weniger

als das gewöhnliche Intereſſe beträgt, und bei der in der Mitte ſtehenden Klaſſe demſelben gleichkommt.

3) Die urſprünglichen Renten jeder Altersklaſſe werden kapitaliſirt, und ſo bildet ſich das Rentenkapital der betreffenden Altersklaſſe. Die Rentenkapitalien der Altersklaſſen einer Jahresgeſellſchaft zuſammen genommen bilden das Rentenkapital der Jahresgeſellſchaft.

4) Das Rentenkapital der Jahresgeſellſchaft iſt gewöhnlich bedeutend kleiner, als die Summe der Einlagen, weil der Andrang zu den jüngern, namentlich der jüngſten Klaſſe, weit ſtärker iſt, als zu den ältern Klaſſen. Daher denn das, was den jüngern Klaſſen am gewöhnlichen Intereſſe abgezogen wird, bedeutend mehr beträgt, als das, was den ältern Klaſſen zu dem gewöhnlichen Intereſſe zugelegt wird.[1]

5) Die Differenz zwiſchen den Rentenkapitalien der Jahresgeſellſchaften und der Summe der Einlagen fällt in den Reſervefonds, der prinzipaliter zu Beſtreitung der Verwaltungskoſten und ſubſidiariſch zur Aufbeſſerung der Renten beſtimmt iſt (in der Stuttgarter Anſtalt ziehen die Verwalter, die zugleich die Unternehmer ſind, dieſe Differenz an ſich und beſtreiten davon die Verwaltungskoſten).

6) Die urſprüngliche Rente wird unter den Mitgliedern einer Klaſſe nach den Regeln der Tontine vererbt, bis zum Betrag eines gewiſſen Maximums (in der Stuttgarter Anſtalt das 93⅓fache, in der Preußiſchen das 50fache der urſprünglichen Rente der jüngſten Altersklaſſe; bei den ältern Klaſſen iſt es im Verhältniß zur urſprünglichen Rente kleiner, aber abſolut genommen bei ſämmtlichen Klaſſen gleich, nämlich in der Stuttgarter Anſtalt 300 fl., in der Preußiſchen 100 Pr. Thaler.)

7) Wenn eine Altersklaſſe ausgeſtorben oder ſoweit ſie durch Maxima geſättigt iſt, wird ihr Rentenkapital auf die jüngern

---

[1] In der Stuttgarter Rentenanſtalt betrugen 1837 die baaren Einlagen 342,149 fl., und das aus denſelben gebildete Rentenkapital 292,500 fl., alſo die Differenz 49,649 fl. Dieſe Differenz fiel den Unternehmern zu, wogegen ſie die Verwaltungskoſten zu beſtreiten und die Rückvergütung an die Erben zu übernehmen haben, ſo lange und ſo weit die Differenz zwiſchen Rentenkapital und baaren Einlagen nicht durch die von den Geſtorbenen empfangenen Renten ausgeglichen iſt.

Klaſſen der Jahresgeſellſchaft transmittirt. Iſt auch die jüngſte Klaſſe ausgeſtorben oder durch Maxima geſättigt, ſo wird das Rentenkapital der Jahresgeſellſchaft auf die folgenden Jahresgeſellſchaften transmittirt. (In der Sprache der öſterreichiſchen Anſtalt, welche auch die Stuttgarter Anſtalt adoptirt hat, heißt dieſe Transmiſſion oder einſeitige Vererbung „Ueberſtrömen der Rentenkapitalien.")[1]

8) Wenn ſich keine Jahresgeſellſchaften mehr bilden, und die letzte Jahresgeſellſchaft ausgeſtorben iſt, ſo fallen die Rentenkapitalien ſämmtlicher Jahresgeſellſchaften wohlthätigen Anſtalten oder dem Staat zur weitern Verfügung anheim; mit andern Worten, ſie werden — verſchenkt.

9) Außer den vollſtändigen Einlagen, deren jedes Mitglied in beliebiger Anzahl machen kann, werden auch unvollſtändige Einlagen bis zum Betrag von $^1/_{10}$ der vollſtändigen, jedoch für daſſelbe Mitglied in beſchränkter Zahl, zugelaſſen.

10) Die unvollſtändigen Einlagen werden durch die ihnen verhältnißmäßig zufallenden Renten (Theilrenten) oder auch, nach dem Belieben des Einlegenden, durch Nachzahlungen zur vollſtändigen ergänzt. Bis ſie es ſind, bezieht der Einlegende keine Renten; wenn ſie es ſind, ſo tritt der Beſitzer der ergänzten Einlagen in den Genuß der derzeitigen Renten der betreffenden Altersklaſſe, d. h. der Rente, wie ſie zur Zeit der Ergänzung gerade ſteht. Stirbt aber der Einlegende vor der Ergänzung, ſo fällt der Rentenzuwachs dem Rentenkapital der betreffenden Altersklaſſe zu, die baare Einlage und die Nachzahlungen dagegen werden den Erben des Einlegenden zurückerſtattet.

---

[1] Die Idee des Ueberſtrömens ſcheint in einem Kopfe entſtanden zu ſeyn, der mit der Rechenkunſt Hokuspokus machen zu können glaubte. Ueberſtrömen drückt einen Ueberfluß aus, der durch allerlei Rechenkünſte hervorgezaubert werden ſolle. (Die Stuttgarter Statuten §. 28. 29 ſprechen bald von einem überfließenden, bald von einem überflüſſigen Rentenkapital.) Durch dieſe Vorſpiegelung ſollen namentlich künftige Jahresgeſellſchaften angelockt werden, welchen man mit den auf ſie überſtrömenden Rentenkapitalien ein Geſchenk macht, während man die vorhergehenden Jahresgeſellſchaften zu bereden ſucht, daß ſie alles empfangen, was ihnen gebührt. Sollte jener erfindſame Kopf vielleicht ſelbſt an dieſe Phantasmagorie geglaubt haben?

11) Wenn ein Mitglied mit vollſtändiger oder ergänzter Einlage ſtirbt, bevor es ſoviel Renten bezogen, als das baar Eingelegte beträgt, ſo wird die Differenz ſeinen Erben rückvergütet.

Hierin beſteht im Weſentlichen die Einrichtung der neuen Rentenanſtalten, die in Deutſchland ſo zahlreiche Theilnehmer gefunden haben (ſie mögen in allen dieſen Anſtalten zuſammengenommen in die hunderttauſende gehen). Man darf wohl behaupten, daß die Einrichtung dieſer Anſtalten mit der Wahrſcheinlichkeitstheorie, welche die Grundlage jeder wohleingerichteten Rentenanſtalt ſeyn ſolle, durchaus unverträglich iſt. Da wir dieſes ſchon anderwärts nachgewieſen haben, ſo beſchränken wir uns hier auf einige Bemerkungen, die zu Begründung dieſer Behauptung genügen werden.

Man bemerke vorerſt, daß die Mitglieder dieſer Anſtalten, wenn man jede Jahresgeſellſchaft als ein ungetrenntes Ganzes betrachtet, aus ihren im Rentenkaufe hingegebenen Einlagen nicht einmal das gewöhnliche Intereſſe erhalten, indem das Rentenkapital einer Jahresgeſellſchaft gewöhnlich bedeutend kleiner iſt als die Summen der Einlagen der Mitglieder, aus denen die Jahresgeſellſchaft beſteht, und aus dem Rentenkapital nur das dem jeweiligen Zinsfuß entſprechende Intereſſe gewährt wird. Die Differenz zwiſchen den Einlagen und dem Rentenkapital fließt nun zwar in einen Reſervefonds, mittelſt deſſen hier bis auf einen gewiſſen Grad nachgeholfen werden könnte; allein der Reſervefonds iſt prinzipaliter zu Beſtreitung der, in ſo verwickelten Anſtalten ſehr bedeutenden Verwaltungskoſten beſtimmt, und es ſteht dahin, wie viel dieſe zu jener Nachhülfe übrig laſſen. Die Stuttgarter Anſtalt hat ſogar keinen Reſervefonds, indem die Unternehmer jene Differenz gegen Uebernahme der Verwaltungskoſten an ſich ziehen.

Ueberhaupt erſcheint der Reſervefonds als ein Auskunftsmittel, um einem unſichern Kalkul nachzuhelfen. Wären die neuen Anſtalten auf einen richtigen Kalkul gegründet, ſo bedürften ſie einer ſolchen Nachhülfe nicht. Geſetzt aber auch, die Mitglieder einer Jahresgeſellſchaft erhalten das gewöhnliche Intereſſe, ſo läßt dieſes das Rentenkapital unverſehrt, ſoweit es nicht durch die Rückvergütung an die Erben vermindert wird. Dieſe unverſehrten Rentenkapitalien werden von Jahresgeſellſchaft auf Jahresgeſellſchaft transmittirt, und am Ende — verſchenkt.

Dieſes Verfahren iſt, man kann es nicht glimpflicher ausdrücken, eine offenbare Abſurdität, die durch das für das Steigen der Rente feſtgeſetzte Maximum noch vermehrt wird. Denn dieſes Maximum wirkt weſentlich dahin, die Transmiſſion zu befördern. Ueber die Transmiſſion von Altersklaſſe auf Altersklaſſe innerhalb einer Jahresgeſellſchaft bemerken wir, daß, wenn auch dieſe Transmiſſion darauf berechnet iſt, die jüngern Altersklaſſen für den ihnen gemachten Abzug zu entſchädigen, ihre Wirkungen ſich durchaus nicht berechnen laſſen, indem hier alles von zufälligen Umſtänden und namentlich von der nicht voraus zu beſtimmenden Zahl der Mitglieder der betreffenden Altersklaſſen abhängt. Iſt die Zahl der Mitglieder der ältern Klaſſen klein und dagegen die der Mitglieder der jüngern, namentlich der jüngſten Klaſſe groß, ſo iſt die Wirkung unbedeutend, im umgekehrten Falle, der aber nach den gemachten Erfahrungen der unwahrſcheinlichere iſt, kann ſie bedeutender werden. Eine wohleingerichtete Rentenanſtalt aber ſoll nicht auf ſolchen Zufälligkeiten, ſondern auf einem ſichern Kalkul beruhen.

Die Rückvergütung der Differenz zwiſchen den Einlagen und den erhobenen Renten wirkt dem Steigen der Rente entgegen; denn es iſt klar, daß das Steigen der Rente in demſelben Verhältniß zurückgehalten wird, in welchem die Rentenkapitalien durch die Rückvergütung geſchwächt werden. Genau betrachtet iſt alſo die Rückvergütung nichts anders als eine Halbheit, welche dem Zweck, baldmöglich zu einer ergiebigen Rente zu gelangen, Abbruch thut. Je weniger man bei dem Kauf einer Leib- oder einer Tontinenrente Kapital verloren gibt, deſto weniger empfängt man an Renten. Uebrigens beträgt der Verluſt am Rentenkapital trotz der Rückvergütung im Durchſchnitt immer noch über 80 pCt.[1]

Ueber die Zulaſſung unvollſtändiger Einlagen iſt folgendes zu bemerken:

Angenommen, unvollſtändige Einlagen mit der Wirkung, daß der Einlegende nach erfolgter Ergänzung, ſoweit dieſe durch Rentenzuwachs geſchieht, in den Genuß der derzeitigen Rente eintrete, ſeyen nach der Wahrſcheinlichkeitstheorie zuläſſig, ſo ſind

---

[1] S. „Beurtheilung der preußiſchen Rentenverſicherungsanſtalt, von C. C. A.“ S. 6 ff.

Wir glauben in Vorſtehendem gezeigt zu haben, daß die neuen Rentenanſtalten das nicht gewähren, was eine wohleingerichtete Tontine gewähren ſollte, und daß ſie im Grunde nichts anders als verfehlte Tontinen ſind. Wenn nun dieſe Anſtalten, trotz ihrer fehlerhaften Einrichtung, zahlreiche Theilnehmer gefunden haben, ſo muß dieſes der Leichtgläubigkeit des Publikums zugeſchrieben werden, das ſich von den bis zur Unverſtändlichkeit verwickelten Kombinationen außerordentliche Wirkungen verſpricht, wohin beſonders ein mit den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit unverträgliches ſchnelles und hohes Steigen der Rente gehört. Für das Steigen der Rente, ſoweit es durch die Sterblichkeit bedingt iſt, gibt es aber kein anderes Geſetz, als das der Tontine, wobei jedoch nicht zu überſehen, daß in den neuen Rentenanſtalten das Steigen durch die Rückvergütung zurückgehalten wird. Um wieviel dagegen das Steigen in den neuen Rentenanſtalten durch die Transmiſſion befördert werden möchte, läßt ſich nicht berechnen, da ſich die Zahl der Transmittirenden eben ſo wenig voraus beſtimmen läßt, als die Zahl derer, auf welche transmittirt wird.

III.

Vorſchläge zur zweckmäßigen Einrichtung tontinenartiger Rentenanſtalten.

Die beſtehenden tontinenartigen Rentenanſtalten ſollen, ihrem ausgeſprochenen Zwecke gemäß, Verſorgungsanſtalten ſeyn, und die preußiſche Rentenverſicherungsanſtalt kündigt ſich namentlich als ein Inſtitut an, „welches die Vorſorge für das höhere Alter bezweckt, in welchem die Erwerbsunfähigkeit bereits eingetreten oder nicht mehr fern iſt.“

Es fragt ſich nun: wie eine derartige Anſtalt mit Vermeidung der an den beſtehenden Anſtalten gerügten Fehler einzurichten ſey, damit ſie den Zweck einer Verſorgungsanſtalt für das höhere Alter ſo weit als möglich erfülle?

Bei einer, zumal auf Selbſtverwaltung beruhenden Rentenanſtalt kommt es vor allem darauf an, die eingelegten Kapitalien zum Vortheil der Mitglieder vollſtändig auszubeuten und hiebei durchgängig die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit zu beobachten, damit

keines der Mitglieder gegen das andere in Vortheil oder Nachtheil geſetzt werde. Was das Aufzehren der eingelegten Kapitalien betrifft, ſo wäre hierzu eine auf die Lebensdauer der Geſellſchaft berechnete Zeitrente allerdings das geeignetſte Mittel. Wir haben aber gezeigt, daß die genaue Berechnung einer ſo langen Zeitrente theils wegen der Unbeſtimmbarkeit des längſten Lebensziels, theils wegen der Veränderlichkeit des Zinsfußes und der Zufälle, denen die Kapitalien ausgeſetzt ſind, nahezu unmöglich iſt. Die Aufzehrung der Kapitalien wird daher mit dem Ausſterben der Geſellſchaft faſt nie zuſammentreffen, und ſo würde entweder das Kapital ſchon aufgezehrt ſeyn, wenn noch manche Mitglieder der Geſellſchaft leben, oder es würde noch nicht aufgezehrt ſeyn, wenn die Geſellſchaft bereits ausgeſtorben iſt. In jenem Falle würde die Rente aufhören, wenn die noch lebenden Mitglieder derſelben gerade am bedürftigſten wären, in dieſem Falle war die Rente zu nieder berechnet, und die Mitglieder der ausgeſtorbenen Geſellſchaft hatten nicht ſo viel empfangen, als ihnen gebührte; auch wüßte man mit dem nicht aufgezehrten Theil des Kapitals nichts Vernünftiges anzufangen, man wollte es denn etwa den Erben des Zuletztgeſtorbenen oder mehrerer der Zuletztgeſtorbenen zuwenden; denn die Transmiſſion auf andere Tontinengeſellſchaften oder das Verſchenken iſt und bleibt eine Abſurdität.

Geſetzt aber, es laſſe ſich eine die eingelegten Kapitalien bis zum Ausſterben der Geſellſchaft aufzehrende Rente genau berechnen, ſo würde durch eine ſolche, wenn auch mit gegenſeitiger Beerbung verbundene Rente der Zweck, dem vorgerückten Alter eine ergiebige Unterſtützung zu verſchaffen, doch nur unvollkommen erreicht, was ſelbſt von ſolchen Mitgliedern gilt, die der Geſellſchaft in der Kindheit beitreten, bei denen die Erreichbarkeit jenes Zweckes um ſo leichter ſcheint, je länger der Zeitraum iſt, den die Rente zum Steigen vor ſich hat. Die ſolchen Mitgliedern zukommende ſehr lange Zeitrente weicht nämlich von dem gewöhnlichen Intereſſe nur wenig ab, und dann ſteigt die Rente in Gefolg der gegenſeitigen Beerbung anfänglich ſehr langſam. Geſetzt es treten fünfjährige Kinder in einer hinreichenden Anzahl (z. B. 579, wie in der Tafel IV. angenommen iſt) in eine Tontinengeſellſchaft, ſo müßte die ihnen zukommende Zeitrente auf etwa 90 Jahre berechnet werden. Dieſe beträgt aber, unter Annahme eines 3prozentigen

Zinsfußes nur ungefähr 3⅓ pCt., verhält sich also zu dem gewöhnlichen Interesse (à 3 pCt.) wie 16 : 15, beträgt also nur $^1/_{15}$ weiter als das letztere.[1] (Unter Annahme eines 4prozentigen Zinsfußes würde die Zeitrente nur ungefähr 4,12 pCt. betragen, sich also zu dem gewöhnlichen Interesse (à 4 pCt.) wie 412 : 400 oder wie 103 : 100 verhalten, also jenes nur um $^3/_{100}$ übersteigen.)

Andererseits braucht die ursprüngliche Rente fünfjähriger Kinder ungefähr 46 Jahre, um in Gefolg der gegenseitigen Beerbung auf das Doppelte zu steigen, so daß sie zu dem Doppelten der ursprünglichen Rente erst im 51sten Lebensjahre gelangen (s. Tafel I. und II.). Die ursprüngliche Rente, als Zeitrente berechnet, würde also unter Annahme eines 3prozentigen Zinsfußes im 51sten Lebensjahre auf 6⅓ pCt. der Einlage steigen, während sie unter Zugrundlegung des gewöhnlichen Zinsfußes (diesen zu 3 pCt. angenommen) auf 6 pCt. steigt, und doch wäre durch die Zeitrente bereits ein bedeutender Theil des Kapitals aufgezehrt. Selbst im hohen Alter, wo die Rente durch gegenseitige Beerbung schon eine ziemliche Höhe erreicht, hat der Unterschied zwischen Zeitrente und gewöhnlichem Interesse auf den Stand der Rente keinen bedeutenden Einfluß. So steht z. B. bei denen, welche im Alter 5 beitreten, die Rente nach 70 Jahren oder im 75sten Lebensjahre ungefähr auf dem Achtfachen ihres ursprünglichen Betrags. Eine Einlage von 100 fl. zu 3 pCt. würde also alsdann eine Rente von 24 fl. gewähren; berechnet man aber die ursprüngliche Rente als Zeitrente zu 3⅓ pCt., so steigt sie in 70 Jahren auf 25 fl. 36 kr.

Durch diesen unbedeutenden Unterschied wächst dem Rentner nur ein kleiner pekuniärer Vortheil zu; dieser kleine Unterschied zwischen Zeitrente und gewöhnlichem Interesse, der den Rentnern so wenig nützt, läßt sich aber zu wirksamer Unterstützung des höhern Alters benützen, wenn die ursprüngliche Rente und ihre

---

[1] Siehe Theorie der Lebensrenten von Francis Baily, deutsch bearbeitet von Dr. Schnuse, Tafel XC. S. 466. Hiernach kauft man unter Annahme eines 3prozentigen Zinsfußes für 31 Thlr. eine 90jährige Zeitrente von 1 Thlr., also für 100 Thlr. eine dergleichen von ungefähr 3⅓ Thlr. Unter Annahme eines 4prozentigen Zinsfußes für 24,27 Thlr. eine 90jährige Zeitrente von 1 Thlr., also für 100 Thlr. eine dergleichen von ungefähr 4,12 Thlr.

durch gegenſeitige Beerbung ſich ergebende Vermehrung nach dem gewöhnlichen Intereſſe bemeſſen, und wenn die Verwandlung in eine Zeitrente erſt dann vorgenommen wird, wenn die Rente eine gewiſſe Höhe erreicht hat. Nimmt man z. B. die Verwandlung bei den im Alter 5 beigetretenen Mitgliedern nach 60 Jahren vor, ſo ſteht alsdann die Rente auf ungefähr dem 3½fachen ihres urſprünglichen Betrags und der Antheil jedes Mitglieds an den bis dahin unverſehrt gebliebenen Kapitalien beträgt ebenfalls das 3½fache der Einlage. Dieſer Antheil ließe ſich alsdann in eine ungefähr 30jährige Zeitrente verwandeln, die natürlich weit ergiebiger iſt, als wenn ſchon die urſprüngliche Rente als Zeitrente berechnet worden wäre. Auch läßt ſich die Berechnung dieſer Zeitrente mit größerer Sicherheit vornehmen, weil die Kapitalien ſowohl als der Zinsfuß in einem kürzern Zeitraum weniger Wechſelfällen ausgeſetzt ſind. Gleichwohl bleibt auch hier der Kalkul noch ziemlich unſicher, und namentlich iſt das zu frühe oder das nicht vollſtändige Aufzehren der Kapitalien kaum zu umgehen. Wir würden daher vorſchlagen, den Antheil der in einem gewiſſen Zeitpunkt noch lebenden Mitglieder der Geſellſchaft an den noch unverſehrt vorhandenen Einlagen in eine Leibrente zu verwandeln. Man wird einwenden, dieſes ſey auf dem Wege der Verwaltung noch ſchwieriger, als die genaue Berechnung einer Zeitrente.

Wir geben zu, daß Leibrentenanſtalten nicht wohl ohne Unternehmer ausführbar ſind; allein dieſe ſind nicht ſchwer zu finden, da man ſich im äußerſten Fall an engliſche Rentenanſtalten wenden kann. Auch könnten wohlthätige Anſtalten oder andere Korporationen ſich geneigt finden laſſen, mit hülfsbedürftigen Mitgliedern der nun erlöſchenden Rentenanſtalt einen Leibrentenvertrag einzugehen. In einer Rentenanſtalt, wie es die öſterreichiſche allgemeine Verſorgungsanſtalt iſt, könnte die Ausführung gar keinen Anſtand haben, indem dieſelbe, vermöge ihrer engen Verbindung mit der mit ſehr bedeutenden Fonds verſehenen Sparkaſſe, einem Unternehmen, wie es richtig berechnete Leibrenten ſind, vollkommen gewachſen iſt. Sollte übrigens ein oder das andere Mitglied der aufgelöſten Rentenanſtalt es vorziehen, ſtatt einer Leibrente das dieſelbe repräſentirende Kapital in Empfang zu nehmen, ſo kann ihm dieſes unbedenklich zur freien Verfügung überlaſſen werden.

Wir wollen nun zeigen, wie ſich unſer Vorſchlag in der Anwendung geſtaltet. Geſchieht der Beitritt zur Anſtalt im Alter 5, ſo wird die Rente in Gefolg der gegenſeitigen Beerbung in 70 Jahren oder bis zum 75ſten Lebensjahre der Mitglieder auf das 8,391fache ihres urſprünglichen Betrags ſteigen (Tafel IV.), und da die eingelegten Kapitalien bis dahin unverſehrt bleiben, ſo wird nach 70 Jahren der Antheil jedes der alsdann noch lebenden Mitglieder an dieſen Kapitalien das 8,391fache ſeiner Einlage betragen.

Einhundert Gulden Einlage werden alſo nach 70 Jahren auf 839 fl. geſtiegen ſeyn, d. h. wenn man den Kapitalfonds der Geſellſchaft vertheilt, ſo hat jedes der noch lebenden Mitglieder, das 100 fl. eingelegt, an denſelben 839 fl. anzuſprechen.

Nun kann eine 75jährige Perſon unter Annahme eines Zinsfußes von 3 pCt. für 100 fl. eine Leibrente von wenigſtens 18 fl. kaufen, alſo für 839 fl. eine Leibrente von 151 fl.[1] Vergleicht man hiemit die Maxima der neuen Rentenanſtalten, z. B. die der preußiſchen und der Stuttgarter, ſo iſt leicht zu zeigen, wie ungleich vortheilhafter die von uns vorgeſchlagene Leibrente iſt, als es jene Maxima ſind. Das Maximum der preußiſchen Anſtalt bei der jüngſten Altersklaſſe, bei der man den Beitritt durchſchnittlich als im Alter 5 geſchehen betrachten kann, beträgt das 50fache der urſprünglichen Rente (in der Stuttgarter Anſtalt ſogar das 94fache). Dieſes 50fache iſt aber, wenn man von den

---

[1] Dieſe und die nachfolgenden Berechnungen von Leibrenten 75jähriger Perſonen gründen ſich auf die der angeführten Theorie der Lebensrenten von Dr. Schnuſe angehängten Tafeln, namentlich auf die Tafel LXV. S. 404, welche ſich auf die Beobachtungen von Carliſle gründet, und nächſt der, nach den Beobachtungen von London entworfenen Tafel die kleinſte Ziffer der Leibrenten angibt. — Nach jener Tafel kauft nämlich unter Annahme eines 3prozentigen Zinsfußes eine 75jährige Perſon für 5,512 Thlr. eine Leibrente von 1 Thlr., alſo für 100 Thlr. eine Leibrente von 18 Thlr. Hiemit ſtimmt die Tafel X. bei „Littrow über Lebensverſicherungen," S. 143 ſo ziemlich überein, nach welcher eine 75jährige Perſon bei einem 3prozentigen Zinsfuß für 531,8 Gulden eine Leibrente von 100 Gulden, alſo für 100 Gulden eine Leibrente von 18,8 Gulden kauft. Für eine 70jährige Perſon würde eine Leibrente bei einem 3prozentigen Zinsfuß nach den Beobachtungen zu Carliſle 14 pCt., nach Littrows Tafel 15,7 pCt. betragen.

Wirkungen der Transmiſſion abſieht, nach Tafel IV., erſt im 87ſten Lebensjahre zu erreichen. Die Wirkungen der Transmiſſion laſſen ſich nun freilich nicht berechnen, weil man das numeriſche Verhältniß der Transmittirenden zu denen, auf welche transmittirt wird (hier die jüngſte Altersklaſſe), nicht voraus beſtimmen kann. Legt man inzwiſchen die zehenjährige Erfahrung der Stuttgarter Rentenanſtalt zu Grund, ſo würde die jüngſte Altersklaſſe ſtets weit mehr Mitglieder zählen, als alle übrigen Klaſſen zuſammengenommen.

Nehmen wir gleichwohl an, die Rentenkapitalien der ältern Altersklaſſen zuſammengenommen betragen ſoviel als das Rentenkapital der jüngſten Altersklaſſe, und die jüngſte Altersklaſſe befinde ſich nach dem Ausſterben der ältern im Genuß des Geſammtrentenkapitals der Jahresgeſellſchaft, ſo wird alsdann die Rente der jüngſten Klaſſe doppelt ſo hoch ſtehen, als ſie nach Maßgabe der urſprünglichen Rente ſtehen könnte, und ſie wird alſo ſchon im 83ſten Lebensjahre ungefähr dem 50fachen Betrag der urſprünglichen Rente gleichkommen.

Zu der von uns vorgeſchlagenen eben ſo großen Leibrente aber gelangt ein Mitglied der jüngſten Altersklaſſe ſchon im 75ſten Jahre, alſo um 8 Jahre früher. Noch wäre der Rückvergütung an die Erben als eines die Erreichbarkeit des Maximums retardirenden Moments zu erwähnen; da aber durch die Rückvergütung der Kaufpreis der Rente vermindert wird, ſo wollen wir ſie hier ganz außer Berechnung laſſen.

Bleiben wir alſo bei dem Unterſchied von 8 Jahren ſtehen. Dieſer Unterſchied iſt aber im hohen Alter, wo die Lebenskraft in reißender Abnahme begriffen iſt, von höchſter Wichtigkeit, weshalb wir uns auf das, was wir bei der Tontine hierüber bemerkt, beziehen.

Der Unterſchied kann aber auch 9 bis 10 Jahre betragen, wenn der Zinsfuß von 4 pCt., worauf die preußiſche Anſtalt berechnet iſt, auf $3\frac{1}{2}$ oder 3 pCt. ſinken ſollte, indem die Herabſetzung der urſprünglichen Rente für den Fall des Sinkens des Zinsfußes in den Statuten jener Anſtalt §. 18 ausdrücklich vorbehalten iſt.

Weiter als gegen das 75ſte Lebensjahr möchten wir die Verwandlung der Tontinenrente in eine Leibrente nicht hinausrücken, ja vielleicht wäre das 70ſte Lebensjahr noch vorzuziehen, zumal da, wenn man etwa 5 Altersſtufen in eine Klaſſe vereinigt, die

ältern Mitgliedern zur Zeit der Verwandlung doch 75 Jahre alt sind. Hiedurch würde allerdings, die Leibrente nicht unbedeutend vermindert, dagegen der Genuß derselben früher verschafft.

Wendet man unsere Vorschläge auf die in einem höhern Alter Beitretenden an, so ergibt sich Folgendes:

Im 75sten Lebensjahre steigt die Rente bei den im Alter 10 Beitretenden (nach Tafel V.) auf das 7,71fache, also 100 fl. Einlage auf 771 fl., und die Leibrente, à 18 pCt., beträgt 138 fl.

Bei den im Alter 20 Beitretenden steigt die Rente (nach Tafel VI.) auf das 7,11fache, also die Einlage auf 711 fl., Leibrente 128 fl.

Bei den im Alter 30 Beitretenden steigt die Rente (nach Tafel VII.) auf das 6,36fache, die Einlage auf 636 fl., Leibrente 114 fl.

Bei den im Alter 40 Beitretenden steigt die Rente (nach Tafel VIII.) auf das 5,42fache, die Einlage auf 542 fl., Leibrente 97 fl.

Bei den im Alter 50 Beitretenden steigt die Rente (nach Tafel IX. auf das 4,34fache, die Einlage auf 434 fl., Leibrente 78 fl.

Bei den im Alter 55 Beitretenden steigt die Rente (nach Tafel X.) auf das 3,70fache, die Einlage auf 370 fl., Leibrente 66 fl. [1]

Die Mitglieder einer nach unsern Vorschlägen eingerichteten Rentenanstalt würden sonach bis gegen das 75ste Lebensjahr eine

---

[1] Man könnte fragen: ob sich Alles mit der Bestimmtheit, wie hier geschieht, voraussagen lasse? Hierauf antworten wir: Nachdem wir die Süßmilchische Sterblichkeitstabelle zu Grund gelegt haben, so folgt das Uebrige von selbst. Andere Sterblichkeitstabellen werden zwar andere Resultate geben, doch sind di Abweichungen nicht von großer Bedeutung, man wollte denn die Sterblichkeit großer Städte (London, Paris, Wien, Berlin) zur Basis nehmen, was aber bei Anstalten, deren Mitglieder eine gemischte Bevölkerung darstellen, unrichtig wäre. Etwaige Kapitalverluste könnten Störungen in Kalkul bringen, die aber kein Gegenstand der Berechnung sind. Veränderungen im Zinsfuß dagegen verursachen keine Störung, weil die Rente nach dem jedesmaligen Zinsfuß bemessen ist. Nur muß man sich, wenn vom Steigen der Rente auf das Vielfache der ursprünglichen Rente die Rede ist, diese als auf den jedesmaligen Zinsfuß reduzirt denken.

nach dem Geſetz der Tontine ſteigende, auf den jeweiligen Zinsfuß baſirte Rente[1] beziehen, und dieſe Rente würde alsdann in eine Leibrente verwandelt, ſofern die Mitglieder nicht vorziehen, das den Werth der Leibrente repräſentirende Kapital an ſich zu ziehen. Hiedurch wird dem hülfsbedürftigen Alter diejenige Unterſtützung zu Theil, welche ihm nach Maßgabe deſſen, was eine tontinenartige Rentenanſtalt zu leiſten vermag, möglicherweiſe verſchafft werden kann, wobei das Lotterieartige der eigentlichen Tontine, in der nur wenige das große Loos, nämlich die höchſtmögliche Rente, gewinnen können, vermieden wird. Hierin beſteht das Erreichbare, und mehr muß man weder erwarten noch verſprechen.

Man mache ſich keine Illuſionen und glaube nicht, daß die in den neuen Rentenanſtalten feſtgeſetzten Maxima ſchon im höhern Alter zu erreichen ſeyen, da dieſes, wie wir gezeigt, erſt im höchſten Alter möglich iſt, welches zu erleben nur Wenige Hoffnung haben.

Nachdem wir in Vorſtehendem die Grundlagen einer nach unſerer Idee einzurichtenden tontinenartigen Rentenanſtalt angegeben haben, fügen wir einige Nebenbeſtimmungen bei, die zur zweckmäßigen Einrichtung der Anſtalt weſentlich beitragen möchten.

1) Die Vereinigung mehrerer Altersſtufen in eine Klaſſe zu gegenſeitiger Beerbung würden wir zwar zulaſſen, jedoch ihre Zahl auf etwa vier bis fünf beſchränken. Uebrigens liegt in der

---

[1] Weiter als das gewöhnliche Intereſſe gewähren auch die neuen Rentenanſtalten nicht, wenn man das, was ſämmtliche Altersklaſſen einer Jahresgeſellſchaft beziehen, zuſammenrechnet; ja ſie gewähren nicht einmal das gewöhnliche Intereſſe, da die Differenz zwiſchen dem Rentenkapital einer Jahresgeſellſchaft und den Einlagen derſelben in den, hauptſächlich zur Beſtreitung der Verwaltungskoſten beſtimmten Reſervefonds fließt, und die auf den jedesmaligen Zinsfuß baſirte urſprüngliche Rente nur aus dem Rentenkapital bezahlt wird. In der Stuttgarter Anſtalt ziehen die Unternehmer ſogar das, was die Einlagen bisher über 4 pCt. getragen haben, an ſich, ohne deßhalb 4 pCt. zu garantiren, wenn der Zinsfuß unter 4 pCt. fällt, was gegenwärtig leicht der Fall werden könnte. Alſo auch von dieſer Seite ſind die Mitglieder einer nach unſern Vorſchlägen eingerichteten Anſtalt beſſer bedacht als in den neuen Rentenanſtalten. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß in unſerer Anſtalt die Verwaltungskoſten von den Renten allererſt in Abzug zu bringen ſind, wobei jedoch zu bemerken, daß dieſelben bei der Einfachheit der Einrichtung ſich weit niederer ſtellen werden, als in den äußerſt verwickelten und verkünſtelten neuen Rentenanſtalten.

spätern Verwandlung der Tontine in eine Leibrente oder der ihr gleichkommenden Vertheilung der eingelegten Kapitalien ein Korrektiv gegen den den ältern Mitgliedern durch die Vereinigung zugehenden Nachtheil, indem sie nach Maßgabe ihres Alters eine größere Leibrente erhalten, und auch die Vertheilung des Kapitals einen größern Werth für die Aeltern hat als für die Jüngeren.

2) Kinder unter fünf Jahren würden wir in die Anstalt nicht aufnehmen, weil bei ihnen die Sterblichkeit zu groß und zu ungleich ist, um ohne Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeitstheorie diese 5 Altersstufen in eine Klasse vereinigen zu können.

3) Die Einlagenhäufung könnte bis zu etwa vier Einlagen zugelassen werden, indem ein Mitglied mit mehreren Einlagen durch die, geraume Zeit vor dem Aussterben der Gesellschaft erfolgende Vertheilung der eingelegten Kapitalien oder ihre Verwandlung in eine Leibrente gegen die nachtheiligen Folgen der Häufung ziemlich geschützt ist.[1]

4) Unvollständige Einlagen mit der Befugniß, sie auf die in den neuen Rentenanstalten beliebte Weise zu ergänzen, würden wir, als gegen die Theorie anstoßend, nicht zulassen, auch wird der Zweck der unvollständigen Einlagen passender durch Sparkassen erreicht, deren Verbindung mit einer Rentenanstalt in der Art, wie sie in den neuen Rentenanstalten stattfindet, zu vielfachen Verwicklungen führt, und die Verwaltung auf Kosten der vollständigen Einlagen erschwert und sehr vertheuert.[2]

---

[1] Die Motive zu den Vorschlägen unter 1, 2, 3, sind aus dem, was wir bei der Tontine angeführt haben, zu entnehmen.

[2] Die unvollständigen Einlagen und ihre Ergänzung durch Rentenzuwachs und Nachzahlungen eignen sich offenbar eher für eine Sparkasse als für eine Rentenanstalt. Die Buchführung wird durch dieselben außerordentlich erschwert, und die vielen Schreibereien, die sie verursachen, vermehren die Verwaltungskosten auf eine nicht zu berechnende Weise. So befanden sich z. B. in der Stuttgarter Rentenanstalt 1837 unter 13,495 Einlagen nicht weniger als 11,509 unvollständige und darunter die meisten von dem niedersten Betrag, die zu ihrer Ergänzung durch Rentenzuwachs und gegenseitige Beerbung vielleicht 50 Jahre brauchen. Die unvollständigen Einlagen können in einer Reihe von Jahren eine Ausdehnung erhalten, daß die Buchführung ein Heer von Angestellten erfordert, und daß die von den Regierungen übernommene Kontrole eine höchst schwierige Aufgabe wird. Wenn derjenige, welcher einer Rentenanstalt beizutreten Lust hat, die zu einer ganzen Einlage erforderlichen

5) Der Rückvergütung eines Theils der Einlagen an die Erben des Einlegenden würden wir als einer Halbheit nicht ſtatt geben, indem durch die Rückvergütung die Mitglieder der Geſellſchaft verlieren, was ihre Erben gewinnen; beim Rentenkauf hat man aber ſeinen eigenen Vortheil, und nicht, wie bei der Lebensverſicherung, den ſeiner Erben im Auge. Die Rückvergütung widerſpricht daher dem Zweck einer Rentenanſtalt.

6) Statt die Rente jedes Jahr zu bezahlen, würden wir ſie, ſo lange ſie nicht wenigſtens auf das doppelte ihres urſprünglichen Betrags geſtiegen, nur alle zwei Jahre bezahlen laſſen, und auch bei Berechnung des Standes der Rente eine zweijährige Periode der Sterblichkeit zu Grund legen. Um nämlich den Stand der Rente zu berechnen, muß jedesmal der Perſonalſtand feſtgeſtellt und die Zahl der Lebenden ausgemittelt werden. Hiezu werden aber Lebenszeugniſſe erfordert, deren jährliches Beibringen Abweſenden oder auf Reiſen Befindlichen ſehr beſchwerlich werden kann. Auch wird durch eine zweijährige Zahlungsperiode die Verwaltung vereinfacht, und den Mitgliedern der Geſellſchaft geht hiedurch bei der Unbedeutenheit der Rente bis zu ihrer Verdopplung kein merklicher Nachtheil zu.

7) Diejenigen, welche in dem vorgeſchriebenen Termin keine Lebenszeugniſſe beibringen, werden bei Feſtſtellung des Perſonalſtandes der Geſellſchaft einſtweilen für todt angenommen. Jedoch wird ihnen 10 Jahre lang die Nachforderung des hälftigen Betrags der verfallenen Renten geſtattet. Der andern Hälfte werden ſie verluſtig, ſie könnten denn ein unüberwindliches Hinderniß nachweiſen, weil ohne ein ſolches Präjudiz der Stand der Rente nie mit der erforderlichen Sicherheit feſtzuſtellen wäre. [1]

Mittel nicht beſitzt, ſo lege er ſeine diſponible Baarſchaft in eine Sparkaſſe, und wenn dieſe durch Aufzinſen zu der erforderlichen Summe angewachſen iſt, ſo kaufe er ſich auf die von uns vorgeſchlagene Weiſe in die Rentenanſtalt ein. Auf dieſem Wege läßt ſich der Zweck der unvollſtändigen Einlagen auf eine, einer richtigen Theorie vollkommen entſprechende Weiſe erreichen.

[1] Man bemerke, daß in einer Rentenanſtalt, wo, wie in den von uns vorgeſchlagenen, keine Rückvergütung an die Erben ſtattfindet, die Erben eines geſtorbenen Mitglieds kein Intereſſe dabei haben, den Tod des letztern der Anſtalt anzuzeigen, weil die Erben an die Anſtalt nichts weiter zu fordern haben. Von der Verwaltung der Anſtalt aber verlangen, daß

8) Zehenjähriges Nichtfordern zieht, nach vorangegangener öffentlicher Aufforderung, den Ausschluß aus der Gesellschaft mit Verlust der Einlagen und der etwa rückständigen Renten nach sich.

9) Vor der Vertheilung der eingelegten Kapitalien und ihrer Verwandlung in Leibrenten muß der Personalstand der Gesellschaft, unter Festsetzung eines unabänderlichen Präjudizes, auf das genaueste festgestellt werden.

10) Man gebe der Anstalt keine zu große geographische Ausdehnung, damit den Mitgliedern der Verkehr mit der Anstalt nicht zu sehr erschwert werde. Wird die Anstalt auf das Inland beschränkt, desto besser, weil alsdann die Erhebung der Rente und die Konstatirung des Personalstandes der Gesellschaft um so leichter ist. Eine tontinenartige Rentenanstalt hat nämlich das

---

sie selbst den Tod der Gestorbenen konstatire, steht mit der Bestimmung im Widerspruch, nach welcher die Auszahlung der Rente durch die Beibringung von Lebenszeugnissen bedingt ist; auch würden diese Nachforschungen die Verwaltung unendlich erschweren. Da nun aber der Personalstand der Gesellschaft jedes Jahr (nach unsern Vorschlägen anfänglich alle zwei Jahre) festgestellt werden muß, um hienach den jedesmaligen Stand der Rente bestimmen zu können, so müssen bei dieser Feststellung die sich nicht meldenden Mitglieder entweder für todt oder lebend angenommen werden. Das letztere würde zu einer Absurdität führen; denn der Personalstand der Gesellschaft würde alsdann stets unverändert und die Rente immer auf demselben Stand bleiben, wenn die Verwaltung nicht zufälligerweise von dem Absterben eines Mitglieds in Kenntniß gesetzt würde. Es bleibt sonach blos das erstere, nämlich die Präsumtion des Todes übrig. Es fragt sich aber, welche Wirkung dieser Präsumtion beizulegen sey? Soll der sich nicht Meldende sogleich aus der Gesellschaft ausgeschlossen und seiner Ansprüche verlustig erklärt werden? Für eine bloße Nachlässigkeit wäre dieses Präjudiz zu hart, und im Fall eines unüberwindlichen Hindernisses wäre es sogar ungerecht. Damit der Stand der Rente festgesetzt werden kann, wird der sich nicht Meldende einstweilen für todt angenommen, mit der Befugniß, die Rente 10 Jahre lang nachzufordern. Inzwischen muß auf das Nichtfordern gleichwohl ein Präjudiz gesetzt werden, weil sonst die Rente allzugroßen Schwankungen ausgesetzt wäre. Der hälftige Verlust der verfallenen Rente scheint uns ein Präjudiz, das zwischen zu großer Strenge und zu großer Nachsicht die Mitte hält. Daß auf zehenjähriges Nichtfordern, wie in der preußischen Rentenversicherungsanstalt, Ausschluß aus der Gesellschaft mit Verlust der Ansprüche gesetzt ist, wird man nicht zu strenge finden; denn ohne ein solches Präjudiz ließe sich der Stand der Rente nie mit der erforderlichen Genauigkeit festsetzen.

Eigenthümliche, daß die Rente jedes Jahr unter Beibringung von Lebenszeugniſſen gefordert werden muß, damit der jedesmalige Perſonalſtand der Geſellſchaft feſtgeſtellt werden könne, während in einer gewöhnlichen Leibrentenanſtalt der Rentner die Erhebung der Rente im Anſtand laſſen kann, ohne daß dadurch eine Störung verurſacht wird; durch eine zu große Entfernung von dem Sitze der Anſtalt oder ihrer Geſchäftsführer (Agenten) kann aber den Mitgliedern die jährliche Erhebung der Rente auf einen Grad erſchwert werden, daß ſie ſich durch verſpätetes Fordern der Präkluſion (Ausſchluß aus der Anſtalt) und dem Verluſt ihrer Anſprüche ausſetzen, woran die Mitglieder bei dem Eintritt in die Anſtalt nicht immer denken.[1]

11) Endlich bemerken wir noch, daß eine nach unſern Vorſchlägen eingerichtete Anſtalt nicht nothwendig auf die gleich am Anfang Beigetretenen beſchränkt iſt, ſondern daß ſie unter den nachbemerkten Bedingungen auch ſpätere Aufnahmen zuläßt, ohne daß dadurch gegen die Wahrſcheinlichkeitstheorie angeſtoßen würde. Man kann nämlich die jedesmaligen Mitglieder einer Altersklaſſe als die Eigenthümer der von ihnen und den geſtorbenen Mitgliedern eingelegten Kapitalien anſehen, deren Intereſſen die lebenden Mitglieder unter ſich theilen, bis bei Auflöſung der Geſellſchaft (nämlich der betreffenden Altersklaſſe) die Kapitalien ſelbſt unter ſie vertheilt oder in eine Leibrente verwandelt werden. Die Zahl der lebenden Mitglieder einer Altersklaſſe, dividirt in das zu irgend einer Zeit vorhandene Rentenkapital dieſer Klaſſe, drückt daher den Antheil jedes lebenden Mitglieds an dieſem Rentenkapital

[1] Siehe die Wahrſcheinlichkeitsberechnung der allgemeinen Rentenanſtalt zu Stuttgart, geprüft durch Dr. Offterdinger, S. 6, wo das Kuratorium öffentlich erklärt, daß der Anſtalt durch die Präkluſion vorausſichtlich höchſt bedeutende Summen heimfallen werden, eine Vermuthung, die ſich doch nur darauf gründen kann, daß vielen Mitgliedern wegen zu großer Entfernung von dem Sitze der Anſtalt oder ihrer Geſchäftsführer die Erhebung der Rente zu ſchwierig werden möchte; denn es iſt doch nicht anzunehmen, daß tauſende von Mitgliedern die Erhebung der Rente aus Nachläſſigkeit oder gar abſichtlich unterlaſſen werden. Dabei iſt zu bemerken, daß die Stuttgarter Anſtalt gar keine geographiſche Grenzen hat und Mitglieder aus allen Ländern der Erde aufnimmt, während die Statuten (§§. 21, 22, 25) in Beziehung auf die Präkluſion höchſt peremtoriſche Beſtimmungen enthalten.

aus, und der ſich hienach ergebende Quotient iſt der Preis, um den man jedem, der mit irgend einer Klaſſe in gleichem Alter ſteht, geſtatten kann, ſich in dieſe Klaſſe einzukaufen, wodurch er in Beziehung auf gegenſeitige Beerbung und künftige Vertheilung der eingelegten Kapitalien mit den anfänglich beigetretenen Mitgliedern gleiche Rechte erwirbt. So könnte z. B. eine fünfzigjährige Perſon um den angegebenen Preis in jede Klaſſe aufgenommen werden, deren Mitglieder gerade 50 Jahre alt ſind, in welchem Alter ihr Beitritt erfolgt ſeyn mag. So wäre die einmal eingerichtete Anſtalt ein Rahmen, der alle diejenigen aufzunehmen geeignet iſt, die ſich erſt ſpäter zum Beitritt entſchließen, und ſo könnte die Anſtalt eine fortdauernde werden, wenn man etwa alle 5 Jahre eine neue Klaſſe für das Alter 5 bis einſchließlich 9 bildet.[1]

Dies wären unſere Vorſchläge zu der Einrichtung tontinenartiger Rentenanſtalten, durch welche, wie wir gezeigt zu haben glauben, der Zweck, dem hülfsbedürftigen Alter eine wirkſame

[1] Dies ſind Andeutungen einer Idee, deren Ausführung manche nähere Beſtimmungen erfordern würde. Daß das Einkaufen nach der Theorie zuläſſig ſey, bedarf, wie wir glauben, keines weitern Beweiſes. Man kann den Einkaufspreis auch als eine Einlage betrachten, die der ſich Einkaufende zu machen hätte, wenn er mit Perſonen ſeines Alters der Anſtalt anfänglich beigetreten wäre. Geſetzt ein 55jähriger wolle ſich in eine Altersklaſſe einkaufen, die im Alter 5 der Anſtalt beigetreten iſt, ſo wird, wenn die urſprüngliche Einlage 100 fl. beträgt, der Einkaufspreis (nach Tafel IV.) 227 fl. betragen (der Stand der Rente drückt nämlich den Antheil jedes lebenden Mitglieds an dem Rentenkapital der Altersklaſſe aus, vorausgeſetzt, daß dieſes nicht durch ungünſtige Zufälle eine Verminderung erlitten hat), und im 73ſten Lebensjahre wird er eine Rente beziehen, die dem 6,811fachen Betrag der urſprünglichen Rente (d. i. des gewöhnlichen Intereſſes aus 100 fl.) gleichkommt. Wäre er aber mit 55jährigen der Anſtalt gleich anfänglich mit einer Einlage von 227 fl. beigetreten, ſo würde die Rente im 73ſten Lebensjahre (nach Tafel X.) auf das dreifache ihres urſprünglichen Betrags ſteigen. Nun iſt aber das 3fache einer Rente aus 227 fl. gleich dem 6,811fachen einer Rente aus 100 fl. Folglich gewährt der anfängliche Beitritt und das ſpätere Einkaufen gleiche Chancen. Sollte der Preis, den das Einkaufen in eine ganze Einlage koſtet, für Manchen zu hoch ſeyn, ſo kann man auch das

Unterſtützung zu verſchaffen, ſicherer und vollſtändiger erreicht wird, als in den beſtehenden Anſtalten dieſer Art. Da wir nur Grundzüge geben wollten, ſo verſteht ſich, daß für die Ausführung noch manche genauere Beſtimmungen erforderlich wären. Uebrigens beziehen ſich unſere Vorſchläge auf künftig zu errichtende Anſtalten. Ob und in wie weit ſie zur Korrektion der beſtehenden Anſtalten zu benützen ſeyn möchten, wäre Gegenſtand einer beſondern Erörterung, in die wir hier nicht eingehen können. Eine ſolche Korrektion wäre jedenfalls nur dann möglich, wenn zuvor das Band gelöst würde, durch welches die auf einander folgenden Jahresgeſellſchaften mittelſt der Transmiſſion umſchlungen werden. In den neuen Statuten der badiſchen Verſorgungsanſtalt vom Jahr 1843 iſt die Auflöſung dieſes Bandes und das allmähliche Aufzehren der eingelegten Kapitalien förmlich ausgeſprochen. Da wir uns übrigens die ziemlich verwickelten Beſtimmungen dieſer neuen badiſchen Statuten nicht klar zu machen vermochten, ſo erlauben wir uns über dieſelben kein Urtheil. Wie die im Werk befindliche Korrektion der Statuten der Stuttgarter Rentenanſtalt, wobei es ebenfalls auf allmähliches Aufzehren der Rentenkapitalien abgeſehen iſt, ſich geſtalten werde, ſteht zu erwarten.

S. E. K.

Einkaufen in eine halbe Einlage geſtatten, wo alsdann der ſich Einkaufende zu dem Beſitzer einer ganzen Einlage in daſſelbe Verhältniß tritt, in welchem der Beſitzer einer einzigen Einlage zu dem Beſitzer zweier Einlagen ſteht, d. h. er würde die Hälfte der Rente beziehen, die der Beſitzer einer ganzen Einlage beziebt. (In der eigentlichen Tontine, wo die urſprüngliche Rente eine Zeitrente iſt, wäre das Einkaufen nach dem angegebenen Maßſtab nicht zuläſſig, weil der in ſpätern Jahren Beitretende eine größere Zeitrente anzuſprechen hat, als der in jüngern Jahren Beigetretene.)

Tafel I.

Steigen der Tontinenrente in längern Perioden und in Progressionen nach dem Alter der Mitglieder.

Wenn der Beitritt geschieht im Alter	Die ursprüngliche Rente steigt auf das				
	Zweifache	Vierfache	Achtfache	Sechszehnfache	Zweiundvierzigfache
	zwischen dem Alter von				
0	17 . . . 18	55 . . . 56	68 . . . 69	75 . . . 76	81 . . . 82
5	51 . . . 52	66 . . . 67	74 . . . 75	80 . . . 81	84 . . . 85
10	53 . . . 54	67 . . . 68	75 . . . 76	80 . . . 81	85 . . . 86
15	54 . . . 55	68 . . . 69	75 . . . 76	81 . . . 82	85 . . . 86
20	56 . . . 57	68 . . . 69	76 . . . 77	81 . . . 82	85 . . . 86
25	57 . . . 58	69 . . . 70	76 . . . 77	81 . . . 82	85 . . . 86
30	58 . . . 59	70 . . . 71	77 . . . 78	82 . . . 83	86 . . . 87
35	60 . . . 61	71 . . . 72	77 . . . 78	82 . . . 83	86 . . . 87
40	62 . . . 63	72 . . . 73	78 . . . 79	83 . . . 84	87 . . . 88
45	64 . . . 65	73 . . . 74	79 . . . 80	83 . . . 84	87 . . . 88
50	66 . . . 67	74 . . . 75	79 . . . 80	84 . . . 85	88 . . . 89
55	68 . . . 69	75 . . . 76	81 . . . 82	85 . . . 86	89 . . . 90

Tafel II.

Steigen der Tontinenrente in längern Perioden und in Progreſſionen nach der Zahl der Jahre.

Wenn der Beitritt geſchieht im Alter	Die urſprüngliche Rente braucht, um zu ſteigen auf das				
	Zweifache	Vierfache	Achtfache.	Sechszehnfache	Zweiundbreißigfache
	Jahre.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	Jahre.
0	17 . . . 18	55 . . . 56	68 . . . 69	75 . . . 76	81 . . . 82
		Differ. 38	Differ. 13	Differ. 7	Differ. 6
5	46 . . . 47	61 . . . 62	69 . . . 70	75 . . . 76	79 . . . 80
		Differ. 15	Differ. 8	Differ. 6	Differ. 4
10	43 . . . 44	57 . . . 58	65 . . . 66	70 . . . 71	75 . . . 76
		Differ. 14	Differ. 8	Differ. 5	Differ. 5
15	39 . . . 40	53 . . . 54	60 . . . 61	66 . . . 67	70 . . . 71
		Differ. 14	Differ. 7	Differ. 6	Differ. 4
20	36 . . . 37	48 . . . 49	56 . . . 57	61 . . . 62	65 . . . 66
		Differ. 12	Differ. 8	Differ. 5	Differ. 4
25	32 . . . 33	44 . . . 45	51 . . . 52	56 . . . 57	60 . . . 61
		Differ. 12	Differ. 7	Differ. 5	Differ. 4
30	28 . . . 29	40 . . . 41	47 . . . 48	52 . . . 53	56 . . . 57
		Differ. 12	Differ. 7	Differ. 5	Differ. 4
35	25 . . . 26	36 . . . 37	42 . . . 43	47 . . . 48	51 . . . 52
		Differ. 11	Differ. 6	Differ. 5	Differ. 4
40	22 . . . 23	32 . . . 33	38 . . . 39	43 . . . 44	47 . . . 48
		Differ. 10	Differ. 6	Differ. 5	Differ. 4
45	19 . . . 20	28 . . . 29	34 . . . 35	38 . . . 39	42 . . . 43
		Differ. 9	Differ. 6	Differ. 4	Differ. 4
50	16 . . . 17	24 . . . 25	29 . . . 30	34 . . . 35	38 . . . 39
		Differ. 8	Differ. 5	Differ. 5	Differ. 4
55	13 . . . 14	20 . . . 21	26 . . . 27	30 . . . 31	34 . . . 35
		Differ. 7	Differ. 6	Differ. 4	Differ. 4

Anm. Die Differenzen geben den Unterſchied der Jahre an zwiſchen der 2ten und 3ten, der 3ten und der 4ten, 4ten und 5ten und der 5ten und 6ten Kolonne.

Tafel III.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 0; Zahl der Beitretenden = 1000; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3	Alter 1.	Lebende 2.	Rente. 3.
0	1000	1,000	35	409	2,444	70	112	8,928
1	750	1,333	36	402	2,487	71	103	9,708
2	661	1,512	37	395	2,531	72	94	10,638
3	618	1,618	38	388	2,577	73	85	11,764
4	593	1,686	39	381	2,624	74	77	12,987
5	579	1,727	40	374	2,673	75	69	14,492
6	567	1,763	41	367	2,724	76	62	16,129
7	556	1,798	42	360	2,777	77	55	18,181
8	547	1,828	43	353	2,832	78	49	20,408
9	539	1,855	44	346	2,890	79	43	23,255
10	532	1,879	45	339	2,949	80	37	27,027
11	527	1,897	46	332	3,012	81	32	31,250
12	523	1,912	47	324	3,086	82	28	35,714
13	519	1,926	48	316	3,164	83	24	41,666
14	515	1,941	49	308	3,246	84	20	50,000
15	511	1,956	50	300	3,333	85	17	58,823
16	507	1,972	51	291	3,436	86	14	71,428
17	503	1,988	52	282	3,546	87	12	83,333
18	499	2,004	53	273	3,663	88	10	100,000
19	495	2,020	54	264	3,787	89	8	125,000
20	491	2,036	55	255	3,921	90	6	166,666
21	486	2,057	56	246	4,065	91	5	200,000
22	481	2,079	57	237	4,219	92	4	250,000
23	476	2,100	58	228	4,385	93	3	333,333
24	471	2,123	59	219	4,566	94	2	500,000
25	466	2,145	60	210	4,761	95	1	1000,000
26	461	2,169	61	201	4,975	96	0	0
27	456	2,192	62	192	5,208			
28	451	2,217	63	182	5,494			
29	445	2,247	64	172	5,813			
30	439	2,277	65	162	6,172			
31	433	2,309	66	152	6,578			
32	427	2,341	67	142	7,042			
33	421	2,375	68	132	7,575			
34	415	2,409	69	122	8,196			

Tafel IV.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 5; Zahl der Beitretenden = 579; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.
5	579	1,000	40	374	1,548	75	69	8,391
6	567	1,021	41	367	1,577	76	62	9,338
7	556	1,041	42	360	1,608	77	55	10,527
8	547	1,058	43	353	1,640	78	49	11,816
9	539	1,074	44	346	1,673	79	43	13,465
10	532	1,088	45	339	1,707	80	37	15,648
11	527	1,098	46	332	1,743	81	32	18,093
12	523	1,107	47	324	1,787	82	28	20,678
13	519	1,115	48	316	1,832	83	24	24,125
14	515	1,124	49	308	1,879	84	20	28,950
15	511	1,133	50	300	1,930	85	17	34,058
16	507	1,142	51	291	1,989	86	14	41,357
17	503	1,151	52	282	2,053	87	12	48,250
18	499	1,160	53	273	2,120	88	10	57,900
19	495	1,169	54	264	2,193	89	8	72,375
20	491	1,179	55	255	2,270	90	6	96,500
21	486	1,191	56	246	2,353	91	5	115,800
22	481	1,203	57	237	2,443	92	4	144,750
23	476	1,216	58	228	2,539	93	3	193,000
24	471	1,229	59	219	2,643	94	2	289,500
25	466	1,242	60	210	2,757	95	1	579,000
26	461	1,255	61	201	2,880	96	0	0
27	456	1,269	62	192	3,015			
28	451	1,283	63	182	3,181			
29	445	1,301	64	172	3,366			
30	439	1,318	65	162	3,574			
31	433	1,337	66	152	3,809			
32	427	1,355	67	142	4,077			
33	421	1,375	68	132	4,386			
34	415	1,395	69	122	4,745			
35	409	1,415	70	112	5,169			
36	402	1,440	71	103	5,621			
37	395	1,465	72	94	6,159			
38	388	1,492	73	85	6,811			
39	381	1,519	74	77	7,519			

Tafel V.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 10; Zahl der Beitretenden = 532; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.
10	532	1,000	40	374	1,422	70	112	4,750
11	527	1,009	41	367	1,449	71	103	5,165
12	523	1,017	42	360	1,477	72	94	5,659
13	519	1,025	43	353	1,507	73	85	6,258
14	515	1,033	44	346	1,537	74	77	6,909
15	511	1,041	45	339	1,569	75	69	7,710
16	507	1,049	46	332	1,602	76	62	8,580
17	503	1,057	47	324	1,641	77	55	9,672
18	499	1,066	48	316	1,683	78	49	10,857
19	495	1,074	49	308	1,727	79	43	12,372
20	491	1,083	50	300	1,773	80	37	14,378
21	486	1,094	51	291	1,828	81	32	16,625
22	481	1,106	52	282	1,886	82	28	19,000
23	476	1,117	53	273	1,948	83	24	22,166
24	471	1,129	54	264	2,015	84	20	26,600
25	466	1,141	55	255	2,086	85	17	31,294
26	461	1,154	56	246	2,162	86	14	38,000
27	456	1,166	57	237	2,244	87	12	44,333
28	451	1,179	58	228	2,333	88	10	53,200
29	445	1,195	59	219	2,429	89	8	66,500
30	439	1,211	60	210	2,533	90	6	88,666
31	433	1,228	61	201	2,646	91	5	106,400
32	427	1,245	62	192	2,770	92	4	133,000
33	421	1,263	63	182	2,923	93	3	177,333
34	415	1,281	64	172	3,093	94	2	266,000
35	405	1,300	65	162	3,283	95	1	532,000
36	402	1,324	66	152	3,500	96	0	
37	395	1,346	67	142	3,746			
38	388	1,371	68	132	4,030			
39	381	1,396	69	122	4,360			

Tafel VI.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 20; Zahl der Beitretenden = 491; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.
20	491	1,000	50	300	1,637	80	37	13,270
21	486	1,010	51	291	1,687	81	32	15,343
22	481	1,020	52	282	1,741	82	28	17,535
23	476	1,031	53	273	1,799	83	24	20,458
24	471	1,042	54	264	1,860	84	20	24,550
25	466	1,053	55	255	1,925	85	17	28,882
26	461	1,065	56	246	1,995	86	14	35,071
27	456	1,076	57	237	2,071	87	12	40,917
28	451	1,088	58	228	2,153	88	10	49,100
29	445	1,103	59	219	2,242	89	8	61,375
30	439	1,118	60	210	2,338	90	6	81,833
31	433	1,134	61	201	2,443	91	5	98,200
32	427	1,149	62	192	2,557	92	4	122,750
33	421	1,166	63	182	2,698	93	3	163,666
34	415	1,183	64	172	2,854	94	2	245,500
35	409	1,200	65	162	3,031	95	1	491,000
36	402	1,221	66	152	3,230			
37	395	1,243	67	142	3,457			
38	388	1,265	68	132	3,720			
39	381	1,289	69	122	4,024			
40	374	1,313	70	112	4,384			
41	367	1,338	71	103	4,767			
42	360	1,364	72	94	5,223			
43	353	1,391	73	85	5,776			
44	346	1,419	74	77	6,377			
45	339	1,448	75	69	7,116			
46	332	1,479	76	62	7,919			
47	324	1,515	77	55	8,927			
48	316	1,554	78	49	10,020			
49	308	1,594	79	43	11,418			

Tafel VII.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 30; Zahl der Beitretenden = 439; ursprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende 2.	Rente. 3.
30	439	1,000	55	255	1,721	80	37	11,865
31	433	1,013	56	246	1,784	81	32	13,719
32	427	1,028	57	237	1,852	82	28	15,678
33	421	1,043	58	228	1,925	83	24	18,292
34	415	1,058	59	219	2,004	84	20	21,950
35	409	1,073	60	210	2,090	85	17	25,824
36	402	1,092	61	201	2,184	86	14	31,357
37	395	1,111	62	192	2,286	87	12	36,583
38	388	1,131	63	182	2,412	88	10	43,900
39	381	1,152	64	172	2,552	89	8	54,875
40	374	1,174	65	162	2,709	90	6	73,167
41	367	1,196	66	152	2,898	91	5	87,800
42	360	1,219	67	142	3,092	92	4	109,750
43	353	1,244	68	132	3,326	93	3	146,333
44	346	1,268	69	122	3,598	94	2	219,500
45	339	1,295	70	112	3,919	95	1	439,000
46	332	1,322	71	103	4,262	96	0	
47	324	1,355	72	94	4,670			
48	316	1,389	73	85	5,165			
49	308	1,425	74	77	5,701			
50	300	1,463	75	69	6,362			
51	291	1,508	76	62	7,081			
52	282	1,556	77	55	7,980			
53	273	1,608	78	49	8,959			
54	264	1,662	79	43	10,209			

Tafel VIII.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 40; Zahl der Beitretenden = 374; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. t.	Lebende. v.	Rente. s.	Alter. t.	Lebende. v.	Rente. s.	Alter. t.	Lebende. v.	Rente. s.
40	374	1,000	60	210	1,781	80	37	10,108
41	367	1,019	61	201	1,861	81	32	11,687
42	360	1,039	62	192	1,947	82	28	13,357
43	353	1,059	63	182	2,054	83	24	15,583
44	346	1,081	64	172	2,174	84	20	18,700
45	339	1,103	65	162	2,309	85	17	22,000
46	332	1,127	66	152	2,460	86	14	26,714
47	324	1,155	67	142	2,634	87	12	31,166
48	316	1,184	68	132	2,833	88	10	37,400
49	308	1,214	69	122	3,066	89	8	46,750
50	300	1,247	70	112	3,339	90	6	62,333
51	291	1,285	71	103	3,631	91	5	74,800
52	282	1,326	72	94	3,978	92	4	95,500
53	273	1,370	73	85	4,400	93	3	124,666
54	264	1,417	74	77	4,857	94	2	187,000
55	255	1,467	75	69	5,420	95	1	374,000
56	246	1,520	76	62	6,032	96		
57	237	1,578	77	55	6,800			
58	228	1,640	78	49	7,632			
59	219	1,708	79	43	8,697			

Tafel IX.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 50; Zahl der Beitretenden = 300; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.
50	300	1,000	70	112	2,678	90	6	50,000
51	291	1,030	71	103	2,912	91	5	60,000
52	282	1,063	72	94	3,191	82	4	75,000
53	273	1,098	73	85	3,529	93	3	100,000
54	264	1,136	74	77	3,896	94	2	150,000
55	255	1,176	75	69	4,347	95	1	300,000
56	246	1,219	76	62	4,838	96	0	
57	237	1,265	77	55	5,454			
58	228	1,315	78	49	6,122			
59	219	1,369	79	43	6,976			
60	210	1,428	80	37	8,108			
61	201	1,492	81	32	9,375			
62	192	1,562	82	28	10,714			
63	182	1,648	93	24	12,500			
64	172	1,744	84	20	15,000			
65	162	1,851	85	17	17,647			
66	152	1,973	86	14	21,428			
67	142	2,112	87	12	25,000			
68	132	2,272	88	10	30,000			
69	122	2,459	89	8	37,500			

Tafel X.

Steigen der Tontinenrente von Jahr zu Jahr; Beitritt im Alter 55; Zahl der Beitretenden = 255; urſprüngliche Rente = 1.

Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.	Alter. 1.	Lebende. 2.	Rente. 3.
55	255	1,000	70	112	2,276	85	17	15,000
56	246	1,036	71	103	2,475	86	14	18,214
57	237	1,075	72	94	2,712	87	12	21,250
58	228	1,118	73	85	3,000	88	10	25,500
59	219	1,164	74	77	3,311	89	8	31,875
60	210	1,214	75	69	3,695	90	6	42,500
61	201	1,268	76	62	4,112	91	5	51,000
62	192	1,328	77	55	4,636	92	4	63,750
63	182	1,401	78	49	5,204	93	3	85,000
64	172	1,482	79	43	5,930	94	2	127,500
65	162	1,574	80	37	6,891	95	1	255,000
66	152	1,677	81	32	7,968	96	0	
67	142	1,795	82	28	9,107			
68	132	1,931	83	24	10,625			
69	122	2,090	84	20	12,750			

Die neuere philosophische und politische Poesie der Deutschen.[1]

Seit ein paar Jahren widerhallt Deutschland von politischer Poesie, von der Lobpreisung der Leistungen auf diesem Gebiete, von der lauten, ungestümen Forderung, daß in dieser Richtung fortgearbeitet, ja, daß alle übrigen poetischen Richtungen, als nutzlos, schaal, wo nicht gar unehrenhaft und verderblich, verlassen werden sollen. Gedichte haben den Anstoß gegeben; aber sofort stellte sich auch, nach löblichem deutschem Brauche, die gefällige Theorie mit dem unumstößlichen, durch die stärksten Trümpfe geschützten Beweis ein: daß politische Poesie die Aufgabe unserer Zeit und Bildung, das Heil unserer Nation sey. Wäre dieser plötzliche Enthusiasmus für politische Poesie der Vorbote einer großen und wohlthätigen politischen Entwicklung, so könnte man nicht anstehen, ihn mit freudigstem Herzen willkommen zu heißen, zu seiner Erhaltung und Nährung nach Kräften beizutragen; aber der Verfasser dieser Blätter gesteht, daß er darin zwar allerdings ein beachtenswerthes Zeichen von politischen Regungen, Bedürfnissen, Wünschen im *Geiste*, vielleicht auch von Spannungen und Zuckungen im *Körper* der Nation findet, daß er aber darin noch ganz keine Bürgschaft für die Erringung von politischen Gütern,

[1] Der Raum gestattet nicht, hier den ganzen Aufsatz, so wie er niedergeschrieben wurde, mitzutheilen; eine spätere Veröffentlichung des unverkürzten Artikels wird manche Begründungen und weitere Ausführungen bringen, welche hier wegbleiben, und die hauptsächlich über philosophische Poesie sich weiter verbreiten, und die Grundbegriffe der Aesthetik erörtern.

noch nicht den Beweis einer geſunden Einſicht, einer den Erfolg gewährleiſtenden Kraft zu entdecken vermag, und daher auch zunächſt vom politiſchpraktiſchen Geſichtspunkt in den Jubel von Vielen nicht einſtimmen kann, welche aus dem poetiſchen Nimbus unmittelbar auch die politiſche Glorie des deutſchen Volkes hervorbrechen, und von den Poſaunenſtößen der kriegeriſch gegürteten Muſe alsbald ſo manche Mauern und Schranken einſtürzen zu ſehen hoffen. Wenn er jedoch durch die trüben, verworrenen Vorſtellungen, welche über dieſen Gegenſtand in vielen Köpfen gähren und brauſen, durch die, ſeiner Anſicht nach unbegründeten und phantaſtiſchen Hoffnungen, die man auf jene Erſcheinungen baut, und die einſeitigen Theorien, welche den Stimmungen und Wünſchen der Zeit, oder — einer unerfahrenen und überſchwänglichen Jugend, den philoſophiſchen Stempel aufdrücken ſollen, ſich veranlaßt fühlt, den jedenfalls anziehenden Gegenſtand mit Ruhe und Klarheit, nach ſeinen Kräften, zu erörtern: ſo findet er nöthig, die Erklärung voranzuſchicken, daß er ſich keineswegs mit dem eiteln Wahne ſchmeichelt, für ſeine Anſicht, auch wenn ſie die Wahrheit treffen oder ihr nahe kommen ſollte, diejenigen zu gewinnen, welchen es in einem trüben Chaos gährender Gefühle und unklarer Gedanken wohl iſt, welche durch Gedankenloſigkeit und wiſſenſchaftliche Unfähigkeit, oder durch leidenſchaftliche Erregung darin gebannt und zurückgehalten ſind; und dann, daß er noch viel weniger gemeint iſt, dem poetiſchen Hervorbringen und Schaffen auf dieſem Felde, in dieſer Richtung, wehrend entgegenzutreten; daß es ihm nur um eine unbefangene, leidenſchaftsloſe Prüfung der Grundſätze und der Leiſtungen zu thun iſt, daß er aber ſich wohl hüten wird, aus der Falſchheit von theoretiſchen Anſichten und Grundſätzen ein verwerfendes Urtheil über Leiſtungen abzuleiten, denen ſich jene Theorien vielleicht irrthümlich unterſtellen, ſo wie auch, falls die dermaligen poetiſchen Leiſtungen ſich ungenügend zeigen ſollten, daraus die Unmöglichkeit zu folgern, daß auch andere je den Anforderungen, die man mit Fug an die Gattung macht, entſprechen könnten, mithin die geſammte Gattung oder Art deßwegen zu verwerfen.

Gedichte haben, wie oben geſagt, und wie ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, den Anſtoß zu dem neuen hoffnungsreichen Enthuſiasmus für politiſche Poeſie gegeben; — namentlich im

Jahr 1840 das vielbeſprochene Rheinlied, und ſeit 1841 die Gedichte von G. Herwegh, welche einen ungemein raſchen und weitverbreiteten Beifall, eine ſeit langer Zeit unerhört enthuſiaſtiſche Aufnahme in Deutſchland fanden. Gedichte von verwandtem Charakter hatte Deutſchland namentlich ſeit 1830 ſchon viele hervorgebracht, und der politiſche Charakter eines nicht unbedeutenden Theils der Poeſie hatte ſeine Veranlaſſung und ſeine Nahrung in den politiſchen Stürmen und Bewegungen, die, ſeit dem genannten Jahre beſonders auch wieder das faſt ganz in politiſche Starrſucht eingeſchläferte Deutſchland, wenigſtens in ſeinen empfänglicheren, jugendlicheren Geiſtern, aufrüttelten. Mehr als irgend eine andere Art der Poeſie ſteht die mit dem Namen der politiſchen bezeichnete im engſten Zuſammenhang mit Zeitſtimmungen und Verhältniſſen, wird ſie erzeugt und getragen von der politiſchen Witterung und den politiſchen Conſtellationen; und wie das Rheinlied in der Entrüſtung Deutſchlands über den plötzlich hervorbrechenden, anmaßenden Uebermuth einer Fraktion der Franzoſen ein ſo ſtarkes Echo fand — als Ausdruck einer nationalen Ehrenpflicht, deren Bewußtſeyn ſelbſt im unbefriedigendſten innern Rechtszuſtande ſich lebendig erhalten hatte, ſo trafen auch die Herwegh'ſchen Gedichte zuſammen mit neuen politiſchen Erregungen, Ausſichten, Beſtrebungen und Zugeſtändniſſen. Aber man darf, um die wirkliche, oder behauptete und geforderte Bedeutung der politiſchen Poeſie für unſere Zeit in Deutſchland richtig zu würdigen, um namentlich die Theorie derſelben recht zu verſtehen, nicht bei einzelnen Erſcheinungen ſtehen bleiben, man muß die geſammte Richtung der Zeit ins Auge faſſen. Unſere Zeit trägt vorzugsweiſe einen politiſchen und einen praktiſchen Charakter an ſich, womit indeſſen nicht geſagt ſeyn ſoll, daß ſie ſich ausgezeichneter politiſcher und praktiſcher Tüchtigkeit, Geſundheit und Weisheit zu rühmen habe, ſondern nur, daß hier ganz beſonders Bedürfniſſe ſich kund geben, hier die Neigungen und Intereſſen mit überwiegender Gewalt ſich geltend machen. Die Geſtaltung und Feſtſtellung des Rechtszuſtandes der Einzelnen und der Völker im Staatsleben einerſeits, und andererſeits die Beziehung und Anwendung aller geiſtigen, wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, Entdeckungen, ja ſchon der Ahnungen und Hypotheſen, auf die Förderung der Lebensbequemlichkeit, auf Vervielfältigung der Genüſſe, auf Erleichterung von Erwerb,

Gewinn und — Bildung, oder eines Surrogates derſelben — das ſind die wichtigſten Triebräder im heutigen europäiſchen Leben, im Ganzen und Großen genommen; und ſo weit wir Deutſche noch im Politiſchen und Praktiſchen hinter andern Nationen in der Wirklichkeit zurückſtehen, ſo ſind wir doch nachgerade zu einigem Bewußtſeyn, zu einer Ahnung deſſen, was noth thue, erwacht; wir ſuchen unſern Wünſchen und Bedürfniſſen Geltung zu verſchaffen, wir verſuchen unſere Syſteme und Kräfte, ſo weit man uns Raum gibt, wir nehmen Partei, wo wir ſelbſt noch keine tüchtigen Parteien bilden können oder dürfen. Die politiſche Poeſie ſelbſt geht nun aus ſehr nahe liegenden Wünſchen, Hoffnungen, Befürchtungen, Klagen, Leidenſchaften hervor, ſie hat ihre Wurzel in der vorherrſchend politiſchen Stimmung der Zeit; die Theorie derſelben aber, welche ſie faſt ausſchließlich rühmt, gelten läßt und fordert, wurzelt zum Theil auch in jener Stimmung, zum Theil jedoch auch in dem ſogenannten praktiſchen Geiſt unſers Zeitalters, welcher in ſeiner hohen Schätzung der phyſiſchen Güter und Kräfte geneigt iſt, ſowohl die Abſtraktionen und Spekulationen der Philoſophie, als die phantaſtiſchen Gebilde der Kunſt und Poeſie gering zu ſchätzen oder zu verdammen, wenn, oder weil ſie nicht auf ein praktiſches Ziel unmittelbar losgehen, nicht dem Leben durch Nutzen oder Genuß dienen, ſich in den leeren Aether über die Welt hinausſtellen. Dieſe Anklagen gegen Philoſophie und Poeſie ſind alt, aber es kann nicht befremden, ſie in einer induſtriell und ſpekulirend ſo haſtigen, ungeduldigen, jagenden Zeit lebhafter als je wiederholen zu hören, und es iſt natürlich, daß dieſe Anſicht von den Bedingungen des Werths der geiſtigen Beſtrebungen ſich noch unumſtößlicher wähnt, wenn Philoſophen und Poeten ſelbſt ihr mit der That und den Werken zuſtimmen, und triumphirend den jetzt zwiſchen That und Poeſie, Leben und Philoſophie geſchloſſenen Bund verkündigen. So nothwendig es nun aber iſt, daß ächte Poeſie und ächte Philoſophie eine organiſche Verbindung mit dem Leben, der Einzelnen und der Völker, eingehen, ſo nachtheilig und verderblich iſt eine unwiſſenſchaftliche und unlebendige, eine tumultuariſche Vermiſchung beider mit der unmittelbaren, rohen Wirklichkeit, und ſo wenig iſt häufig dasjenige, was ſo unmittelbar ins Leben, zeugend und zündend, einſchlagen ſoll, wahre Philoſophie und ächte Poeſie. Eine Unterſuchung,

welche jeder dieſer Potenzen die ihr gebührende Sphäre anweiſen, ſie hier in ihrer Reinheit und Ungefärbtheit zu erfaſſen und von andern Elementen des Lebens genau zu unterſcheiden ſtrebt, verkennt darum noch keineswegs die allumfaſſende, allverbindende Einheit des Lebens, und wenn ſie trennt und analyſirt, ſo geſchieht es nicht, um wahrhaft organiſche Geſtalten zu tödten und durch Begriffsunterſcheidungen zu zerſchneiden und zu zerſtückeln, ſondern nur um Afterbildungen und Monſtra, wo nicht zu zerſtören, doch erkennbar zu machen. Der verderblichſte Krebs einer wahren Bildung iſt das leichtfertige Vermiſchen aller Gebiete und Sphären der Bildung, worin Solche die größten Virtuoſen ſind, welche überall nur das Allgemeinſte und Oberflächlichſte wiſſen und wollen. Daher das Schöngeiſteln in der Politik, das Politiſiren in der Aeſthetik und Kritik, die — meiſt nur das liebe Ich analyſirende und vergötternde — Philoſophie in Reiſe-, Völker- und Länderbeſchreibungen, und der Muſterkartenſtyl der jungen Weisheit, hinter welchem man kein gefülltes Magazin ſuchen darf, ſondern nur ein leeres oder wüſtes Hirn. Unklarheit und halbes Wiſſen vermiſcht und verwirrt, Klarheit und ganze Erkenntniß verbindet und belebt.

Als Gegenſtand unſerer Erörterung iſt in der Ueberſchrift dieſer Blätter neben der politiſchen auch die philoſophiſche Poeſie bezeichnet. Warum dieſe Zuſammenſtellung? kann man fragen. Was hat die philoſophiſche Poeſie mit der politiſchen zu ſchaffen? Wenn eine gewiſſe Anſicht alle Poeſie zu verwerfen, oder doch gering anzuſchlagen geneigt iſt, welche nicht zur Fahne der Politik ſchwört, als unmännliches, unpraktiſches, entnervendes Tändeln und Spielen, ſo muß ja dieſe Verdammung doppelt ſchwer diejenige Poeſie treffen, welche zu ihrem Thema gar noch die hohlen Abſtraktionen der Philoſophie wählt, eine geſteigerte Nichtigkeit, das Weſen des Traumes in der Form des Spiels; philoſophiſche Poeſie iſt nur potenzirte Träumerei, während in der politiſchen Poeſie um einen edeln, männlichen, fruchtbaren Kern ſich eine gewinnende und reizende Hülle legt, der würdige Gehalt die ſonſt gleichgültige Form adelt? Die Antwort iſt: die philoſophiſche Poeſie ſteht allerdings der politiſchen unter einem gewiſſen Geſichtspunkt geradezu entgegen, aber beide haben doch auch, je nachdem man die Begriffe faßt, manche Berührungspunkte, und indem die Unterſuchung,

um beide Sphären unter einer zuſammenfaſſenden Einheit zu begreifen, ſich auf einen höhern Standpunkt ſtellen muß, wird ſie durch die ihr begegnenden Analogien ſowohl als Gegenſätze beider, jede klarer und ſchärfer zu beleuchten im Stande ſeyn. In die Mitte geſtellt zwiſchen Philoſophie und Politik wird das Weſen der Poeſie ſelbſt in ſeiner ungemiſchten Reinheit ſich klarer und ſchärfer herausheben. Es macht ſich aber auch neben und in der politiſchen Poeſie unſerer Tage eine philoſophiſche, oder ſich dafür gebende, ausdrücklich geltend, und in manchen Erzeugniſſen fließen die beiden Elemente ganz eigenthümlich in einander. Doch davon weiter unten mehr.

Die lebhafte Forderung und Anpreiſung der politiſchen Poeſie in unſern Tagen — (und daſſelbe würde auch von der philoſophiſchen gelten,) weiſt hin auf eine neue, wo nicht durchgeführte, ſo doch ſtillſchweigend zu Grund gelegte Eintheilung des Gebiets der Dichtung. Bekanntlich gründet ſich die am allgemeinſten gültige, die gewöhnliche Unterſcheidung der Gattungen der Poeſie auf die Form; Formunterſchiede, die aber bei ächter Poeſie freilich bis in den innerſten Kern greifen, werden bezeichnet durch die drei Gattungen: Lyrik, Epos, Drama, mit welchen das ganze Gebiet der Dichtung ausgemeſſen und erſchöpft iſt, indem alle Arten und Individuen unter jenen begriffen, oder daraus gemiſcht ſind, und die ſonſt wohl auch als vierte Gattung aufgezählte didaktiſche Poeſie entweder gar keine ächte Poeſie iſt, oder unter eine jener drei, nach der Form feſtgeſetzten Gattungen fallen muß. Zwar könnte es ſcheinen, als ginge doch auch die Unterſcheidung von naiver und ſentimentaler, von klaſſiſcher und romantiſcher Poeſie von der Eintheilung nach der Form ab; dies verhält ſich aber keineswegs ſo; dieſe Eintheilung beſteht ungefährdet neben jener Unterſcheidung, welche ſich doch auch wieder auf den Charakter und Geiſt der Behandlung, und nicht nothwendig oder unmittelbar auf den Gegenſtand bezog; und die Verkündigung einer politiſchen Poeſie als einer Haupt-, wo nicht der einzigen jetzt berechtigten Gattung der Poeſie — (ein Gegenſatz wird nicht aufgeſtellt, ſondern alle andere Poeſie als nichtpolitiſche der politiſchen untergeordnet,) tritt in einen ſchroffen Gegenſatz mit der Formvergötterung der Romantiker, gegen welche auch die Jünger der politiſchen Poeſie vielfach mit großer Entſchiedenheit,

Bitterkeit und ſelbſt Verachtung ankämpfen. Verlangten Jene, die Poeſie ſolle nur, ganz und durchaus poetiſch ſeyn, und verſtanden ſie darunter, daß der Inhalt ganz in Phantaſie und in der vollendeten Form aufgehen und verſchwinden, nur einen ganz muſikaliſchen, ſüßen Nachklang im Gemüthe zurücklaſſen ſolle, eine Empfindung wie ein ſchmelzendes Farbenſpiel, wie ein berauſchender Wohlgeruch: ſo fordern dagegen dieſe: der Inhalt ſolle politiſch ſeyn, machen ſomit dieſen zur Hauptſache, oder zunächſt wenigſtens zum Eintheilungsprinzip der Poeſie. Dieſes wäre alſo nach ihnen nicht ein von der Form, ſondern vom Inhalt, vom Gegenſtand hergenommenes. Ganz neu iſt der Gebrauch nicht, die Poeſie nach dem Gegenſtand zu bezeichnen, zu unterſcheiden; es macht aber natürlich einen bedeutenden Unterſchied, ob man nur der Kürze wegen eine ſolche Bezeichnung, wie erotiſche, anakreontiſche Poeſie u. dergl. gebraucht, oder ob man von der politiſchen Poeſie als einer „ſelbſtändigen Literatur" ſpricht. Wo letzteres iſt, da hat man wohl das Recht und die Aufforderung, zu unterſuchen, welches Prinzip der geſammten Eintheilung der Poeſie zu Grunde gelegt, und wie überhaupt das Weſen, die Aufgabe, die Wirkungsweiſe der Poeſie gefaßt wird, bei einer ſolchen Unterſcheidung nach den Gegenſtänden?

Setzt man einmal, als eine eigene Gattung, politiſche Poeſie, d. h. ſolche, deren Gegenſtand das Politiſche iſt — der Begriff des Politiſchen bleibt hier noch unerörtert — ſo muß man koordinirte Gattungen aufſuchen, und als ſolche ſtellen ſich z. B. dar: religiöſe, oder geiſtliche Poeſie, philoſophiſche, moraliſche, erotiſche, geſellige, häusliche, Natur-Poeſie. Aber iſt mit dieſer Aufzählung von Gattungen oder Arten das Gebiet der Poeſie erſchöpft? Keineswegs! und eben darum iſt, was als kurze Bezeichnung zuläſſig ſeyn mag, als wiſſenſchaftliche Eintheilung durchaus falſch und verwerflich. Es fehlt nemlich, theilt man einmal die Poeſie nach den Gegenſtänden, alle und jede Grenze. Wollte man logiſch, philoſophiſch verfahren, ſo könnte man etwa eine Poeſie des Seyenden und des Nichtſeyenden unterſcheiden, womit freilich Alles begriffen wäre, eine Poeſie des Realen und des Idealen, — aber was wäre damit gewonnen? Wie ſollten dieſe ſelbſt ſchon, im Conkreten, ſchwer zu ſcheidenden Gebiete weiter eingetheilt werden, um zum Politiſchen zu gelangen? würde es unter das

Ideale oder das Reale, unter das Seyende oder das Nichtſeyende fallen? Daſſelbe wäre es mit der Eintheilung in Poeſie des Subjektiven und des Objektiven, denn ein und derſelbe Gegenſtand kann ſubjektiv und objektiv behandelt werden. So bleibt alſo wohl nur das empiriſche Aufzählen der verſchiedenen Hauptgegenſtände der Poeſie übrig, bei welchem man nie weiß, ob man die wirklichen und möglichen Sphären erſchöpft hat, und es keinen Maßſtab gibt, um feſtzuſetzen, welche eine eigene Gattung oder Art der Poeſie begründen. Außer den oben aufgeführten Gattungen ſpricht man auch wirklich ſchon von einer Zerriſſenheits-, Weltſchmerz- und Verzweiflungspoeſie, von welchen ſchon ſchwer auszumachen iſt, ob ſie der philoſophiſchen, der moraliſchen Poeſie neben- oder untergeordnet werden ſollen. Bei vielen Dichtungen wäre nicht zu entſcheiden, welcher Art ſie angehörten, und es möchte eine beſondere Claſſe für gemiſchte Poeſie angenommen werden, ein ſicheres Anzeichen der gänzlichen Unwiſſenſchaftlichkeit des Prinzips. Und welche Lächerlichkeiten würden ſich ergeben, wenn man einzelne Hauptſphären weiter eintheilen wollte, wie doch nicht zu vermeiden wäre, weil ſie doch gar Ungleichartiges enthielten? Um beiſpielsweiſe bei der politiſchen Poeſie ſtehen zu bleiben, — man ſtellt ſie ſich freilich meiſt als ziemlich einartig vor, als Poeſie der Freiheit; aber die Poeſie der Freiheit iſt nur eine einzelne Seite der politiſchen Poeſie, und es tritt ihr zunächſt gegenüber die Poeſie — des Deſpotismus! „Ha!“ ruft man, „eine Poeſie des Deſpotismus gibt es nicht!“ Und warum denn nicht? man nennt ihn freilich in unſrer Zeit nicht gerade beim Namen, aber die Sache meint und feiert man; nicht die Freiheit wird ihm gegenüber geſtellt, aber wohl die Anarchie, und welche Namen ſonſt die poetiſchen Verherrlicher des Deſpotismus wählen mögen. Wir reden nicht von Möglichem und Denkbarem, nein, von Wirklichem. Der größte Deſpot, der Feind und Unterdrücker aller Freiheit, zu Haus und bei andern Völkern, Napoleon iſt ja vielfach von Dichtern verherrlicht worden, und nicht blos als General der Republik, nicht blos als der Sieger in Egypten, als Retter Frankreichs, nein! gerade auch als Kaiſer, als unumſchränkter Alleinherrſcher, Eroberer und Deſpot, und nicht blos von Franzoſen, wie von Edgar Quinet in ſeinem Epos: Napoleon, auch von Deutſchen, z. B. von Gaudy in

den Kaiſerliedern. Daß es auch eine monarchiſche Poeſie gibt, bedarf hienach keines Beweiſes, und an Beiſpiele von ſolcher, und von ariſtokratiſcher und feudaliſtiſcher Poeſie braucht man nicht zu erinnern. Der Begriff der Freiheit ſelbſt aber iſt ein vielumfaſſender und vieldeutiger, und über die Art und Weiſe ihrer Verwirklichung werden diejenigen, welche ihr im Begriff huldigen, nie ſich vereinigen. Manche glauben ſie nur in der Republik verwirklicht, — alſo republikaniſche Poeſie, — Andere halten an der konſtitutionellen Monarchie feſt — konſtitutionelle Poeſie; die Ariſtokratie, die Privilegirten aber wollen vor Allem ihre Freiheiten, — das gäbe eine Adelspoeſie; wo die Intereſſen der Bürger und der Bauern von einander abwichen, ſpaltete ſich auch hier wieder die politiſche Poeſie in die der Bürger und der Bauern. Von der Hofpoeſie haben wir noch gar nicht geſprochen, — kurz es ließe ſich die Zahl der möglichen Arten der politiſchen Poeſie ins Unendliche vervielfältigen. Unwiderſprechlich dürfte aber nach dem Bisherigen das ſeyn: die Claſſificirung der Poeſie nach dem Inhalt, nach dem Gegenſtande, iſt unpaſſend, ſie kann, auch wenn ſie die ganze Sphäre mit Sicherheit zu umfaſſen und zu erſchöpfen ſich rühmen dürfte, nicht ſo weit verfolgt und fortgeſetzt werden, daß die einzelnen Rubriken nur Gleichartiges in ſich befaſſen müßten, und unter dem gleichen Namen würden ſich die entgegengeſetzteſten Sachen und Geſinnungen begegnen. Dies Reſultat würde uns beſtätigt werden durch eine Erörterung des Begriffs und Weſens der Kunſt und Poeſie, des Verhältniſſes, worin das Schöne zum Sinnlichangenehmen, zum Wahren und Guten, und zu deren Gegentheil ſteht; wir würden dann mit größerer Schärfe darthun können, inwiefern die Sphäre des Schönen und der Hervorbringung deſſelben mit denen des Erkennens und Handelns ſich berührt, ohne damit zuſammenzufallen; aber für die Erörterung dieſer und anderer Grundbegriffe der Aeſthetik iſt hier kein Raum, daher wir ſofort zur Prüfung der äſthetiſchen Anſprüche und der Erforderniſſe des philoſophiſchen und des Lehrgedichts, und der politiſchen Poeſie übergehen.

Daß die didaktiſche Poeſie als beſondere, vierte Gattung neben den drei andern: der epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Poeſie durchaus nicht zuläſſig iſt, zeigt ſchon die Logik, indem ſie gar nicht nach dem gleichen Grund der Unterſcheidung und

Eintheilung ſich ableiten läßt. Dieſe drei Gattungen ſind nach der Form der Darſtellung, des Vortrags unterſchieden, welcher der Inhalt freilich entſprechen muß; die didaktiſche Poeſie aber erzeugt ſich nicht einen eigenthümlichen äußern Typus, ſondern ſie kann in einer dem Epos wie der Lyrik verwandten Geſtalt, denkbarer Weiſe auch in dramatiſcher Form auftreten. Aber gibt es nun eine didaktiſche Poeſie, unter den übrigen Gattungen, einer oder mehreren, begriffen? Schiller erklärt den Begriff einer ſchönen lehrenden Kunſt, wie den einer beſſernden (moraliſchen) Kunſt für einen Widerſpruch; dies iſt natürlich nicht ſo zu verſtehen, als ob die Poeſie nicht lehrreich, weisheitsvoll und ſittlich ſeyn dürfte oder ſollte, ſondern nur ſo: daß die Abſicht der Poeſie nicht auf die Mittheilung von Erkenntniſſen, aufs Lehren, gerichtet ſeyn dürfe. Das Erkennen, in ſeiner höchſten Form und in ſyſtematiſcher Abgeſchloſſenheit Philoſophie genannt, geht einzig und allein auf das Wahre, und alle Unterſuchung der Wahrheit läuft am Ende auf die Frage der Exiſtenz oder Nichtexiſtenz von Dingen, die Denkbarkeit oder Undenkbarkeit von Begriffen hinaus. Die Poeſie dagegen hat es durchaus nur mit der Darſtellung des Seyenden zu thun, ſey nun dies ein Subjektiv- oder Objektiv-Exiſtirendes, eine Realität oder Phantaſiegebild, und nach der Exiſtenz oder Nichtexiſtenz von Dingen oder Begriffen fragt die Poeſie, als ſolche, nicht. Das Wahre kann bei ihr in dieſem Sinne gar nicht in Betracht kommen, z. B. die Exiſtenz oder Nichtexiſtenz Gottes, himmliſcher und hölliſcher Geiſter, eines andern Lebens, Erſcheinungen von Verſtorbenen, Prophezeihungen, Wirkſamkeit von Zaubermitteln, von Fluch und Segen, ſondern die Wahrheit der Poeſie beſteht nur in der Treue, womit ſie entweder die Wirklichkeit nachbildet, oder auch nur darſtellt, wie ſich die wirkliche Welt oder die Vorſtellung derſelben in den Gemüthern Einzelner ausprägt und abſpiegelt. Ein Skeptiker z. B. kann recht wohl der Vorwurf der Poeſie ſeyn; aber in dieſem Falle iſt nicht das metaphyſiſche Reſultat ſeiner Gedanken und Grübeleien die Hauptſache für die äſthetiſche Beurtheilung, ſondern die pſychologiſche Natürlichkeit und Wahrheit ſeiner Empfindungen, ſeines Gedankenwechſels, die Kraft und Schönheit, womit er ſeine Ideen ausſpricht, und dies Alles kann vortrefflich ſeyn, wenn auch ſeine Combinationen und Schlüſſe logiſch falſch und ſittlich verwerflich

ſeyn mögen. Aber gewöhnlich faßt man bei einem ſogenannten philoſophiſchen, einem Lehrgedicht den philoſophiſchen und lehrhaften Inhalt als die Hauptſache, und freilich iſt dies auch oft die Meinung der Dichter ſelbſt geweſen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts verlangte die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften eine Unterſuchung des Pope'ſchen Syſtems, welches in dem Satze: Alles iſt gut, enthalten ſey. Dies gab Leſſing Veranlaſſung, in Verbindung mit Moſes Mendelsſohn, dieſe Preisaufgabe einer ſcharfen Kritik zu unterwerfen, deren Hauptgedanke der iſt: daß ein Dichter — zwar auch ein Philoſoph ſeyn, aber nicht als Dichter und als Philoſoph zugleich, in Einem Werke, einem Gedichte, ſich bewähren, daß Poeſie und ein metaphyſiſches Syſtem nicht miteinander ein Ganzes bilden können. Er wirft die Frage auf: ob ein Dichter, als Dichter, ein Syſtem haben könne? und verneint ſie aufs beſtimmteſte, indem er zeigt, daß „ein Syſtem metaphyſiſcher Wahrheiten und eine ſinnliche Rede — (als eine vollkommene, ſinnliche Rede definirt er ein Gedicht —) unverträglich ſeyen, einander aufreiben müſſen. Schon die Form des Syſtems, Erklärung, konſequenter Gebrauch derſelben Worte und Ausdrücke, die demonſtrativ fortſchreitende Form, widerſpreche der poetiſchen Form — den Figuern und Metaphern, dem willkürlichen Gebrauch der Synonymen, der freien Zuſammenſtellung, dem ſcheinbar willkürlichen Spiele der Poeſie. Halte man ihm den Lukrez entgegen, ſo antworte er: „Lukrez und ſeines Gleichen ſind Versmacher, aber keine Dichter. Man kann ein Syſtem — wie Lukrez das epikuriſche — in ein Sylbenmaß oder in Reime bringen, aber dies iſt dann kein Gedicht. Ein Gedicht aber, das den Namen nach aller Strenge verdient, iſt das Pope'ſche — Essay on Man." Ein philoſophiſcher Dichter iſt darum noch kein Philoſoph, ſagt er weiter, und beweist dann, daß ein Dichter, als Solcher auch kein Syſtem machen wolle, ſelbſt wenn er könnte; in Beziehung auf Pope ſelbſt ſagt er: „ſein Gedicht ſollte kein unfruchtbarer Zuſammenhang von Wahrheiten ſeyn. Er nennt es ſelbſt ein moraliſches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Anſehung der Menſchen rechtfertigen wolle. Er ſuchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefſinnige Ueberzeugung — daher mußte er ohne Zweifel alle dahin einſchlagenden Wahrheiten (?) in ihrem ſchönſten und ſtärkſten Lichte darſtellen. Alles was der Dichter

ſagt, ſoll gleich ſtarken Eindruck machen; alle ſeine Wahrheiten ſollen gleich überzeugend rühren. (?) Um dieſes zu können, hat er kein ander Mittel, als dieſe Wahrheit (?) nach dieſem Syſtem, und jene nach einem andern auszudrücken. — Er ſpricht mit dem Epikur, wo er die Wolluſt erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preiſen ſoll." Und dann thut Leſſing allerdings überzeugend dar, daß Pope ſeine Sätze, — ſo wird man wohl ſtatt Wahrheiten ſagen müſſen — wirklich aus den verſchiedenſten philoſophiſchen Syſtemen zuſammengetragen hat, und noch mehr, daß er ſich ſelbſt vielfach widerſpricht, ja ſich dieſer Widerſprüche und Inkonſequenzen zum Theil ausdrücklich bewußt iſt; „er hat blos die ſchönſten und ſinnlichſten Ausdrücke von jedem Syſtem geborgt, ohne ſich um ihre Richtigkeit zu bekümmern."

Wenn Leſſing mit ſeinem Aufſatz die Akademie wirklich empfindlich traf und mit Grund verſpottete, ſo kann man doch ſeinen poſitiven Behauptungen unmöglich beipflichten. Von ſeinen Urtheilen über Lukrez und über Pope iſt jetzt ſo ziemlich das gerade Gegentheil faſt allgemein anerkannt; Herder ſchon anerkennt in Lukrez den ächt poetiſchen Geiſt: „So hart und ſchmerzend Epikurs Syſtem bei ihm in vielen Stellen iſt, ſo erſchüttert uns doch von Grund aus des Dichters Stärke, ſeine innige Freude über das, was er Klarheit der Seele, Erhabenheit über alle Schrecken nennt; und wo ſeine Verſe wirklich die Natur der Dinge, Wahrheit enthalten, wie eindringend ſind ſie in ihrer rauhen Größe! den Heldenbildern Griechenlands im ſogenannt heiligen Styl ähnlich!" Auf ſein Gedicht habe die Zeit das Siegel der Vollſtändigkeit, der unübertrefflichen Schönheit gedrückt. Und Fr. Schlegel urtheilt von ihm: nur er könne uns ein Bild geben von dem Styl und Schwung der ältern römiſchen Dichter; er habe der ſchlechteſten Philoſophie ſich ergeben, die ein Römer und ein Dichter habe wählen können, der des Epikur, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mit den ſeltſamſten Hypotheſen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unſittlich, doch wenigſtens durchaus egoiſtiſch und unnational, für die Phantaſie aber noch beſonders ertödtend und aller Dichtkunſt feind war; „gleichwohl hat Lukrez alle dieſe Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern ſieht man dieſe große Seele, die doch überall hervorbricht, einem ſo verderblichen Syſtem

griechiſcher Sophiſtik hingegeben. Er iſt an Begeiſterung und Erhabenheit der erſte unter den römiſchen, als Sänger und Darſteller der Natur der erſte unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums." Ueber Pope dagegen urtheilt auch ſchon Herder, ſo hoch er ihn ſtellt, etwas anders als Leſſing; und ſchneidender ſpricht das Urtheil, welches ſich in neuern Zeiten über Pope feſtgeſtellt hat, F. C. Schloſſer aus: „der Zeitphiloſophie gehört Pope's Dichtkunſt an, die vor allen andern Eigenſchaften Faßlichkeit und eine glatte Form ſucht. Sein Versbau, ſeine Einkleidung, ſeine Wendungen ſind unübertrefflich; ſeine Sprache iſt rein und gehalten, ſeine Dichtung aber ohne Erfindung, ohne Eigenthümlichkeit, ohne Kraft. Er war ganz gemacht, Verkündiger einer unwahren und ſophiſtiſchen Bildung, des Evangeliums des Egoismus, zu werden." — „Ideen, oder poetiſche Schöpfungen und Ideale ſucht man vergebens bei ihm; er ſo wenig als Boileau weiß von der göttlichen Begeiſterung etwas, die mit dem Stoff zugleich die vollendete Form erfindet."

So viel über Leſſings Urtheil von den Dichtern; und ſeine Theorie? Beiſtimmen muß man ihm, wenn er von der Poeſie die ſyſtematiſche Schulform der Philoſophie mit Erklärungen, Beweiſen und methodiſchem, gleichförmigem Fortſchritt ausſchließt; beiſtimmen kann man ihm in gewiſſem Sinn auch darin, daß er die philoſophiſche Conſequenz der Dichtung nicht gemäß erklärt: aber ſchon dies letztere erheiſcht eine nähere Beſtimmung. Nicht am Faden des ſtreng logiſchen Gedankens ſoll und kann der Dichter fortſchreiten; dies würde bald ſeiner Schöpfung einen einförmigen, ſtarren Ausdruck geben und die ſchöne Freiheit der Bewegung hemmen; aber die innere, die tiefere Einheit und Conſequenz ſoll deßwegen dem Dichter keineswegs fehlen. Mit andern Worten: ein Dichter kann, ohne in ſeiner Poeſie peinlich und ängſtlich am Leitfaden eines Syſtems und ſorgfältig fortgeſponnener Gedanken zu gehen, vermöge ſeines Charakters, ſeiner Geiſteseigenthümlichkeit, ſeiner Bildung, eine durchgängige Gleichförmigkeit und Folgerichtigkeit der Geſinnung, der Denkweiſe, der Weltanſchauung offenbaren, ohne daß man ihn deßwegen des Mangels an Beweglichkeit des Geiſtes, der Armuth an Anſchauungen zeihen dürfte; ſein intellektueller und ſittlicher Charakter kann auch ſeiner Poeſie den Stempel einer edeln Gediegenheit aufprägen; aber andererſeits iſt

es ebenſo denkbar, daß ein Dichter in der Beweglichkeit ſeiner Phantaſie, in der Leichtigkeit ſeines Temperaments, in der Veränderlichkeit ſeiner Stimmungen und Launen, zwiſchen verſchiedenen und entgegengeſetzten Anſichten, Weltanſchauungen, Grundſätzen hin und her ſchwankt, wechſelt, ſie zu verbinden ſucht, und mit gleichem Feuer, mit gleicher poetiſcher Wahrheit widerſprechende Sätze vorträgt. Aber derjenige iſt ebenſo, äſthetiſch betrachtet, ein ſeichter Dichter, ein bloßer Versmacher, der abſichtlich von verſchiedenen Syſtemen und Weltanſichten zuſammenträgt, was ſich in Verſen am beſten, am reizendſten und erhabenſten ausnimmt, ohne ſelbſt es als Wahrheit, wenigſtens im Augenblick, zu empfinden, als er ein erbärmlicher Philoſoph und Denker wäre. Denn ein Dichter iſt nur, Wer, was in ihm wahrhaft lebendig iſt — ſey es nun das tiefe Gefühl eines Augenblicks, oder die Ueberzeugung eines Lebens — in einer ſchönen Geſtalt außer ſich in Worten darzuſtellen weiß; aber nimmermehr verdient den Namen, Wer Fremdes zuſammenklaubt und leimt. Widerſprechend iſt nur der Poeſie und der poetiſchen Stimmung die Abſicht zu lehren, zu überzeugen; aber Nichts ſteht im Wege, daß nicht Jeder, der ein Ganzes von Anſichten und Einſichten lebendig in ſich trägt, dieſelben auch in poetiſcher, d. h. in freier und möglichſt anſchaulicher Geſtalt auszuſprechen und zu fixiren ſuche, wenn er anders mit poetiſchen Gaben ausgeſtattet iſt, und zwar dies um ſo eher, je mächtiger ihn dieſe Anſichten und Erkenntniſſe innerlich bewegen, je wichtiger ſie auf ſein ganzes Leben und Schickſal einwirken, und je freier er darüber gebietet, je weniger ſie ihm durch eine methodiſche, ſtarre Form bedingt und gefeſſelt ſind. Die Frage, die Schwierigkeit iſt nur, ob er die geeignete, die den ſtarren Begriff ſchmeidigende und beſeelende, die über die ſinnreiche Einkleidung und die witzige Allegorie wirklich ſiegreich und glücklich hinausſchreitende Form der Anſchauung und Phantaſie zu finden und zu erkämpfen weiß; an ſich aber iſt wohl keine Erkenntniß, keine Ueberzeugung, der Poeſie geradezu unempfänglich und unzugänglich, nur wachſen natürlich für dieſe die Schwierigkeiten, je umfaſſender und verwickelter ein Ganzes von Anſichten, und je abſtrakter die durch die intellektuelle Bildungsſtufe der Zeit gegebene, herrſchende Ausdrucks- und Vorſtellungsweiſe iſt. Beherzigenswerth iſt, was Herder hieher Gehöriges über das Lehrgedicht

geäußert hat: „Iſt Dichtkunſt die reinſte, vollſte Darſtellung der Wahrheit, ſo muß ſie jede Wahrheit darſtellen können, nicht nur in den kräftigſten Worten, ſondern auch in ihrem tiefſten Grunde, mit inniger Zuſammenſtimmung und Wirkung. Glaubt Ihr, daß Orpheus' Geſang eine Fabel ſey? Der Orpheus der Natur wird, wenn die Wiſſenſchaft reif iſt, ſeine Leyer rühren. Mit welcher Felſenſtärke kündigten Parmenides, Epimenides, und mehrere griechiſche Weiſen die Wahrheiten ihres Syſtems als Ausſprüche der Muſe an! Nicht Geſetzgeber und Gnomologen allein, eigentliche Syſtematiker kleideten ihre Lehrſätze in Sylbenmaße, deren überbliebene Fragmente uns den Verluſt ſo mancher Geiſtesſchätze bedauern machen. Die ſtärkſte, reinſte Ausſprache der Wahrheit wird ihrer Natur nach allenthalben Dichtkunſt; jedes Syſtem iſt ſelbſt ein Poem, ſofern es mit ſich beſtehend, ganz und rein iſt." Die Schuld davon, daß noch kein Syſtem neuerer Philoſophen eine würdige, ächt poetiſche Darſtellung gefunden, findet Herder nicht an den Dichtern, ſondern an den Philoſophen liegend, weil ihre Syſteme ſelten ſo vollſtändig überdacht, ſo rein ausgedrückt ſeyen, als die vielleicht mangelhafteren Syſteme der Alten. Erſcheine einſt ein ſolches Syſtem ... ſo werde es ſelbſt die reinſte und höchſte Poeſie an Würde und Klarheit ſeyn; wie die Natur und Wahrheit, wie ein Genius werde es erſcheinen, reizend in ſeiner Einfalt, keines fremden Schmuckes bedürftig. Aber warnend vor dem Diſputiren und Polemiſiren, ſagt Herder auch: „Wer uns ein Syſtem oder die Moral dichteriſch lehren will, trage ſie uns rein, als eine Offenbarung der Muſen vor, nicht ſtreitend." In dieſem Sinne wünſcht Herder von einem berufenen Genius ein Lehrgedicht über die Haushaltung der Natur und ihren Haushälter, den Menſchen, und er theilt ſelbſt einen Entwurf, eine Skizze mit, welche ſeine Vorſtellung hievon wenigſtens würdig andeutet. — Schiller, ſo beſtimmt er ſich gegen den Lehrzweck der Poeſie ausſpricht, findet doch eine didaktiſche (vielleicht beſſer: philoſophiſche oder contemplative) Poeſie unter der Bedingung möglich, daß ſie ihr Objekt zu einem Gegenſtand der geiſtigen Anſchauung mache, ihn aus der Verſtandswelt in die Ideenſphäre erhebe, geſteht aber, noch kein Gedicht dieſer Gattung zu kennen, welches den Begriff, den es bearbeite, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität hinab, oder bis zur Idee

hinaufgeführt hätte. Gewöhnlich herrſche der abſtrakte Begriff, und die Einbildungskraft bediene den Verſtand. „Dasjenige didaktiſche Gedicht, worin der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.“ Und Fr. Schlegel, in einer Beurtheilung von Göthe's Gedichten, findet in den Gedichten im elegiſchen Versmaß, den Römiſchen Elegien, den Venetianiſchen Epigrammen, dem neuen Pauſias, der Metamorphoſe der Pflanzen u. ſ. w. die Keime, oder die nur noch nicht zu einer äußern Einheit verbundenen, aber innerlich zuſammengehörigen Fragmente „eines Lehrgedichts, welches uns die Anſichten des Dichters von der Natur und der Kunſt, ihrem Leben und ihrer Bildung einmal vollſtändig darſtellend, von jedem andern, ältern oder neuern Lehrgedicht durchaus verſchieden ſeyn, an Würde und Gehalt der Poeſie aber gewiß keinem andern größern dramatiſchen oder epiſchen Werke unſers Dichters nachſtehen würde.“

Sollte wirklich die Poeſie die angemeſſenſte, die höchſte Form ſelbſt für die Gegenſtände des Wiſſens, für die Philoſophie und Moral ſeyn? Die höchſte Form vielleicht, ja! aber nicht ſchlechthin und unter allen Umſtänden die angemeſſenſte. Fürs erſte ſind ſchon die tiefſinnigen Philoſophen und die ächten großen Dichter ſelten, und noch viel ſeltner die Genien, welche Beides zugleich ſind; und doch kann man unmöglich den Philoſophen, welche ihre Anſichten nicht poetiſch darzuſtellen vermögen, Stillſchweigen auferlegen; die poetiſche Darſtellung des Syſtems eines Andern aber hat immer viel Mißliches, weil hier doch meiſt den Gedanken die urſprüngliche Kraft, Friſche und Eigenthümlichkeit fehlen wird, obwohl Lukrez hier Großes geleiſtet hat. Die Neuern, Boileau, Pope, Tiedge wird man wenigſtens nicht als Philoſophen in einem ſtrengeren Sinne gelten laſſen. Sodann aber gibt es auch Perioden der geiſtigen Entwicklung, wo der Begriff und die Anſchauung, der Verſtand und die Phantaſie ſo ſcharf auseinander, ja ſo ſchroff ſich gegenübertreten, wo jede neue, wichtige Anſicht und Erkenntniß ſo ſehr in der Waffenrüſtung, ſtatt im wallenden Gewand der Schönheit, auf den Plan ziehen muß: daß eine Verſchmelzung von Philoſophie und Poeſie nicht zu erwarten iſt. Anders verhält es ſich im Jugendalter von geiſtvollen, begabten Völkern, wo die Elemente der geiſtigen Totalität noch nicht ſo auseinandergetreten und gezogen ſind, wo Begriff und Anſchauung

noch Eins ſind, oder mit Leichtigkeit Eins werden, wo die ſinnlich anſchauliche Sprache ſelbſt den Aufflug des abgezogenen Begriffs hemmte, und dafür in ihrer ſinnlichen Fülle, Klarheit und Lebendigkeit die Anſchauung beflügelt und beſeelt, dem philoſophiſchen Gedanken den poetiſchen Ausdruck halb aufdrängt. So war es bei den alten griechiſchen Philoſophen, deren Herder erwähnt; einerſeits die noch ganz ſinnlich anſchauliche, obwohl in ihrer Anſchaulichkeit ſchon für den Ausdruck abſtrakter Begriffe und tiefer Ideen zureichende Sprache, ſo wie die ganze harmoniſche, jugendlich natürliche Art der griechiſchen Bildung legte die poetiſche Form auch den Philoſophen nahe, ja ſie hielt ſie gewiſſermaßen darin ſelbſt wider Willen und unbewußt feſt; anderntheils prägte das Hervorgehen der griechiſchen Philoſophie aus einer mythiſchen Religion auch jener noch lange einen poetiſchen Charakter auf, und wie die Kosmogonien und Theogonien, ſo trugen dann auch noch die mehr nach dem Abſtrakten und Logiſchen ſtrebenden Philoſopheme längere Zeit ein wahrhaft epiſches Gepräge. Je weniger Schulmäßiges, Scholaſtiſches damals noch das Philoſophiren an ſich hatte, je weniger es in der Form der demonſtrativen und polemiſchen Methode ſich bewegte, je mehr der Philoſoph nur was er ſelbſt geahnt, erſchaut, erlebt hatte, als Offenbarung oder unmittelbare Gewißheit ausſprach, um ſo leichter nahm ſeine Darſtellung den Charakter einer ſichern Gewißheit, Zuverſichtlichkeit und Nothwendigkeit an, wodurch die poetiſche Form ſehr nahe gelegt wurde. Daſſelbe gilt von der indiſchen alten Literatur, wo, wie W. v. Humboldt ſagt: „eine noch engere Verbindung der Poeſie mit der abgezogenſten Philoſophie herrſcht, als die griechiſche Literatur aufzuweiſen hat; die indiſche Poeſie in ihrer frühern Epoche hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiöſen Charakter, als die griechiſche, ohne darum an eigener Freiheit einzubüßen.“ Bei veränderten Verhältniſſen der Sprache und Bildung mußte dies freilich ganz anders werden, und den neuern Zeiten fehlen dieſe poetiſchen Philoſopheme des Alterthums; indeſſen wird man doch noch hin und wieder an dieſe alte Verwandtſchaft von Poeſie und Philoſophie gemahnt; bemerkenswerth iſt in dieſer Hinſicht, was neueſtens Roſenkranz über das Verhältniß von Hegel und Hölderlin veröffentlicht hat, und die Nachweiſungen, wie Jener in früheren Zeiten nach einem

poetiſchen Ausſprechen ſeiner ſpekulativen Ideen rang, während bei Hölderlin der tiefſinnige philoſophiſche Charakter ſeiner Poeſie längſt anerkannt iſt. Schelling ſagt: „viele Ausdrücke, die jetzt für rein logiſch gelten, ſind Bilder aus der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts; die morgenländiſche Diktion iſt der erſte natürliche Ausdruck ſpekulativer Ideen, die der Neuere nicht mehr gewahr wird, dem die eigentliche Bedeutung der Bilder abhanden gekommen. So lang es ſich nur um Erzeugung künſtlicher Syſteme handelt, muß der Ausdruck ſcholaſtiſch ſeyn, ſobald aber ein Syſtem den objektiven Charakter annimmt, wird der Ausdruck wieder eigentlich werden," d. i. poetiſch; und er ſelbſt hat in der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik einen Anlauf genommen, ſein Syſtem in poetiſcher, epiſcher Form auszuſprechen und noch in ſpätern Jahren dieſes poetiſche Fragment mit Liebe wieder vorgetragen; J. J. Wagner hat eine poetiſch mythiſche Form der Darſtellung für reale und abſtrakte Gegenſtände empfohlen; aber ein philoſophiſches Syſtem als Poem haben wir nicht. Dagegen hat das Mittelalter ein ſolches aufzuweiſen an Dante's göttlicher Komödie, worin die Theologie, Philoſophie und Phyſik ſeiner Zeit, wie ſie ſich in ſeinem großen Geiſte eigenthümlich beſtimmte, niedergelegt iſt. Man hat ſchon dies Gedicht als eine Allegorie bezeichnet,[1] als eine große, aber geſtaltloſe Gattung, möglich oder nothwendig in Zeiten einer chaotiſchen Poeſie, die ſich nicht zu den zwei einzigen ächten Formen erheben konnte, zwiſchen dieſen beiden den Uebergang bildend. Es iſt hier nicht der Ort, über Namen und Claſſifizirungen zu ſtreiten; aber uns ſcheint der Name eines Epos dieſem Gedicht nicht verweigert werden zu können, wenn gleich die dem Epos weſentliche Handlung allerdings erſtarrt und ruhend iſt, und die Wanderung des Dichters und Sehers durch die drei Reiche nicht als Handlung gelten kann.[2] Epiſch iſt an dieſem Gedichte, trotzdem daß Alles abgeſchloſſen und vollendet, die Geſchichte aufgehoben iſt durch das ſchon eingetretene Gericht, epiſch iſt daran dennoch die, zwar ſchon rückwärts liegende, aber ſo ganz ſcharf gezeichnete, aus dem wirklichen Leben gegriffene Geſchichte der eben

[1] Gervinus IV. 141.

[2] Eine würdige Charakteriſirung des Werkes hat Hegel in ſeiner Aeſthetik, III. 403 fg. gegeben, worauf wir verweiſen.

ſo wirklichen als typiſchen Charaktere, epiſch der bei aller Mannigfaltigkeit doch gleich gehaltene Ton, die objektive Anſchaulichkeit, welche durch die Reflexion in einem Subjekt nur an Schärfe und Lebhaftigkeit der Empfindung gewinnt. Ein Lehrgedicht im gewöhnlichen Sinn kann das Werk in ſofern nicht heißen, als Dante's Abſicht nicht ſeyn konnte, ſeine Anſichten als eine neue Weisheit in Verſe zu kleiden; vielmehr galt, was er vortrug, in den Hauptſtücken als Inbegriff der Wiſſenſchaft und des Glaubens der Zeit, es war das allgemeine, ob zwar in Wenigen nur zu voller Klarheit gekommene Bewußtſeyn des Zeitalters; um neue Lehrſätze war es ihm gewiß nicht zu thun. Aber für das, was im Allgemeinen und im Abſtrakten anerkannt war, den ſinnlich anſchaulichſten Ausdruck, den ergreifendſten und treffendſten konkreten Fall gefunden, die ſchwebenden Vorſtellungen gleichſam feſtgehalten und in feſten Geſtalten ausgeprägt zu haben, das war das Verdienſt des großen Dichters, der eben darin ſo groß und bewunderungswürdig, und dadurch ſo mächtig und erſchütternd iſt, daß er ganz den willkürlichen, phantaſtiſchen Dichter verleugnend, wie ein gezwungener Seher ſpricht, der mit inſpirirtem Munde auch das Unwillkommenſte, Seltſamſte, Widrigſte und Entſetzlichſte, wie das Heiterſte und Entzückendſte verkündigt, es in dem Granit ſeiner Worte und Reime verkörpert. Zum Beweiſe, wie wenig willkürlich, von Neigung oder Abneigung beſtochen, Dante verfuhr, wie ſo zu ſagen ein höherer Genius aus ihm ſprach, werde nur daran erinnert, wie er, der eifrige Ghibelline, der von den Guelfen viel Schlimmes erduldet, doch die Grauſamen, die Verräther von ſeiner Partei, einen Bocca degli Abati, einen Ezzelino, nichts deſto weniger die Qualen der Hölle fühlen läßt, ja wie er ſogar die Tochter ſeines Gönners Malateſta, Franceska von Rimini, in der Hölle die Schuld ihrer ſündigen Liebe büßen läßt. Philoſophiſch aber iſt das Gedicht, wenn je eines, zu nennen, da es das ganze ſcholaſtiſche Syſtem jener Zeit, Theologie, Moral und Phyſik, vorträgt, — allerdings nicht reflektirend, demonſtrirend und polemiſch, aber Perſonen in den Mund gelegt, welche der Sphäre des Irrthums entnommen, in der unerſchütterlichen Gewißheit der anſchauenden Erkenntniß leben; und die Gewalt des Gedichtes iſt dadurch bedingt, daß Dante ein eben ſo tiefſinniger, in den höchſten Ueberzeugungen und Strebungen ſeines Jahrhunderts lebender Geiſt, der Prophet einer durch

Jahrhunderte gültigen, von ihm durch die Macht des Genius koncentrirten und abgerundeten Weltanſchauung, als ein den ſprödeſten Stoff ſiegreich beherrſchender und bändigender Dichter und Künſtler war.

Dieſem großen philoſophiſchen Gedicht hat freilich keine andere moderne Literatur etwas Aehnliches an die Seite zu ſetzen; den religiös-philoſophiſchen Epen der neueren Zeit, Miltons verlorenem Paradieſe, Klopſtocks Meſſiade, fehlt der ächt epiſche Geiſt, und bei den pathetiſchſten, dithyrambiſchſten Lehrdichtern, einem Young und Haller, ſchlägt doch überall die Lehrabſicht und die Beweisſucht nüchtern, ſtörend und erkältend durch, während Dante in ſeiner wunderbaren Ekſtaſe ſich in den außerweltlichen Reichen ganz zu Hauſe fühlt, und die Einfachheit ſeiner Sprache beim tiefſten Sinn gerade den mächtigſten Eindruck macht. Dante *lebt* in ſeiner poetiſchen Welt, und daher werden alle ſeine Mittheilungen daraus *Poeſie*; dies iſt es wohl überhaupt, was eine philoſophiſche Poeſie zur wirklichen Poeſie macht, und was, wenn es fehlt, ihr den Ehrennamen entzieht; das wirklich innerlich Erlebte läßt ſich vom wirklichen Dichter auch äußerlich als Poeſie darſtellen. Was iſt aber überhaupt, können wir hier fragen, die Philoſophie, welche Gegenſtand der Poeſie werden kann? Aufgabe und Inhalt der Philoſophie ſind die Fragen nach dem: Woher, Wodurch, Wozu und Wohin der Welt, der phyſiſchen und moraliſchen; hierin liegen alle die theologiſchen, kosmologiſchen und anthropologiſchen Probleme enthalten. Zu löſen ſucht der Philoſoph jene Fragen durch ſein in letzter Inſtanz doch immer von der Erfahrung ausgehendes, aber auch die Erfahrung erweiterndes, erklärendes, in einen organiſchen, vernünftigen Zuſammenhang bringendes Denken, welches das All des Seyns als eine Einheit zu begreifen trachtet. Man darf aber mit Grund die Frage aufwerfen, ob die ausgezeichnetſten philoſophiſchen Syſteme, welche es wirklich mit dem Objekt der Philoſophie, nicht mit dem Subjekt, der Erkenntnißlehre, zu thun haben, durch ein blos von der Erfahrung, abſtrahirend und verallgemeinernd, ausgehendes, rein logiſches Verfahren, oder ob ſie nicht vielmehr mit Hülfe von Hypotheſen zu Stande gekommen ſind, auf welche zwar die logiſche Operation im Allgemeinen hinzuweiſen vermochte, aber die ſie nimmermehr aus ſich ſelbſt erzeugen konnte, welche vielmehr als Anſchauungen, als Ahnungen gelten müſſen, und deren Werth ſich theils durch ihre Fruchtbarkeit

theils durch ihre Beſtätigung in der Erfahrung, durch ihre Erklärung der Phänomene in dieſer, bewährt. Das griechiſche Wort, welches das Objekt aller Philoſophie zuſammenfaßt, κοσμος, (die Welt,) ſchließt ſchon eine Anſchauung und Behauptung in ſich (daß nämlich das All ein künſtleriſch, weiſe, harmoniſch geordnetes Syſtem ſey), zu welchem eine blos logiſche Philoſophie kaum führt. Und hierin berührt ſich die Philoſophie mit der Poeſie. Beide ſind allerdings verſchieden in der Form; die Philoſophie pflegt aufzutreten in methodiſcher Form, als Beantwortung von aufgeworfenen, aufgegebenen Fragen; ſie muß, wenn ſie den an ſie geſtellten Anſprüchen genügen will, das All umfaſſen; ſie beſchäftigt ſich endlich mehr mit dem Allgemeinen, dem Nothwendigen, der Natur im weiteſten Sinne; die Poeſie dagegen tritt auf in freier, ungezwungener Geſtalt, nicht als Löſung äußerlich gegebener Fragen und Aufgaben, ſondern als Bethätigung eines in ſich einigen Triebes, als eine Art Offenbarung; ſie ſchafft Organismen, lebendige, kunſtvolle Ganze, aber ſie umfaßt nicht leicht das All; ſie beſchäftigt ſich weit mehr mit dem freien moraliſchen Seyn als mit der Natur; das Gemeinſame beider aber iſt, daß ſie die Totalität und Fülle des Lebens aufzufaſſen und auszuſprechen ſuchen. Eine oberflächliche Anſicht beider, welche das Weſen der Philoſophie darein ſetzt, aus der Welt ein todtes Begriffsſkelett, ein Schema, auszuziehen, und das der Poeſie darein: den Dingen einen bunten, glänzenden, faltigen Mantel überzuwerfen und ſie zu verhüllen, muß freilich beide einander entgegenſetzen; aber das iſt eben ſo wenig eine ächte Philoſophie, welche in ihrem Streben nach Totalität die Fülle des Lebens ganz ignorirt und verachtet, als eine ächte Poeſie diejenige, wo nicht in der Fülle des einzelnen Produkts eine Ahnung der Totalität mitgeſetzt und erweckt wird, obgleich die Philoſophie nicht auf Individuelles und Conkretes ſich tiefer einlaſſen, die Poeſie nicht auf das Allgemeine losgehen kann. Aber darin ſind ſie ſich gleich, daß, wie Schelling ſagt: „zu beiden ein aus ſich ſelbſt gezeugtes, urſprünglich ausgebornes Bild der Welt erfordert wird;“ — „alle Kunſt (wie die Philoſophie) geht von der Anſchauung der Natur und des Univerſums aus, und kehrt dahin zurück.“ Nicht der entleerte Begriff, nicht das auf Gerathewohl abgeſtreifte und aufgeſtutzte Bild — ſind Philoſophie und Poeſie, ſondern die lebendige Energie der Gegenſtände

ſelbſt, dort mit der Schärfe des Gedankens ergriffen, hier mit der friſchen Kraft der Anſchauung reproduzirt. Schön und wahr ſagt Hölderlin: „Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte!“

Dieſem nach hätte nun jedes bedeutendere Gedicht auch einen philoſophiſchen Gehalt. Eine ſolche Behauptung würde weniger Auffallendes haben, wenn nicht der gewöhnliche Sprachgebrauch die Bedeutung des Wortes Philoſophie und philoſophiſch beſchränkte. An ſich aber iſt die philoſophiſche Wahrheit nicht von der gemeinen Wahrheit verſchieden, und läßt ſich keine Grenze beſtimmen, wo dieſe aufhört und jene anfängt. Jeder über die bloße Wahrnehmung und Empfindung hinausgehende Satz iſt gewiſſermaßen philoſophiſch; aber man pflegt mit dieſem Namen doch nur das zu bezeichnen, was in ſtrengerer, ſchulmäßiger Form abgeleitet wird, oder was einen größeren Umfang umſchließt, oder was in eine größere Tiefe hinabſteigt, als das populäre, durchſchnittliche Bewußtſeyn. Daher nennt man auch philoſophiſch hauptſächlich nur ſolche Dichtungen und Dichter, welche die Probleme der ſogenannten Metaphyſik — Entſtehung der Welt, Zweck der Welt, Abhängigkeit der Welt und des Menſchen von einem Höheren oder Autonomie derſelben, ſcheinbare oder wirkliche Widerſprüche in der Weltordnung, das Uebel und das Böſe, und Aehnliches, behandeln oder darſtellen, weniger aber bezeichnet man mit jenem Namen diejenigen Gedichte, welche die Gemüths-, die ſittliche und geſchichtliche Welt behandeln.

Gewiß würde Shakſpeare den Namen eines in hohem Sinne philoſophiſchen Dichters verdienen, auch wenn er nicht ſo reich wäre an ſcharf- und tiefſinnigen Sentenzen, die dem Geiſt eines ſpekulativen Denkers entſtammt ſcheinen könnten und das geübteſte Abſtraktionsvermögen wie die lebendigſte Intuition beurkunden, auch wenn er nicht jene „metaphyſiſchen Charaktere“ (metaphysical characters) geſchaffen hätte, unter welchen Hamlet, ſo voll von „philoſophiſch melancholiſchen Jünglingsträumen,“ oben an ſteht; aber es iſt nun einmal herkömmlich, als philoſophiſch im engeren Sinne nur das gelten zu laſſen, was ausdrücklich bis auf die letzten Gründe des Seyns, der Erſcheinungen, zurückgeht, was, ſo zu ſagen, die Unſchuld des natürlichen unbefangenen Bewußtſeyns verloren hat, nur den Dichter, der da zeigt, daß er vom Baume der Erkenntniß genoſſen hat. Die modernen philoſophiſchen

Dichter ſind entweder Zweifler, Ungläubige gegenüber dem hergebrachten, volksmäßigen Glauben, oder doch iſt ihre poetiſch geſtaltete Philoſophie nicht eine naive urſprüngliche Ueberzeugung, ſondern eine durch Gegenſatz und Kampf errungene. Dies bewährt ſich uns an unſern großen Dichtern. Göthe und Schiller mußten in der philoſophiſch ſo bewegten Zeit, in welcher ſie auftraten, und nach ihrer individuellen Begabung, in die philoſophiſchen Intereſſen, Zweifel und Kämpfe lebhaft mit hineingezogen werden. Schillers eifriges Studium der Kant'ſchen, Fichte'ſchen, auch noch zum Theil der Schelling'ſchen Philoſophie iſt bekannt, ebenſo wie die Anwendung, die er von Kant's Philoſophie auf die äſthetiſch-moraliſchen Probleme machte. Göthe wollte weniger von eigentlicher Schulphiloſophie und Syſtemen wiſſen, aber in ſeiner Art nahm er doch auch von allen dieſen Philoſophien, wie auch ſchon von Spinoza und Andern, das ihm Zuſagende in ſich auf, und war, wenn er auch mit den Formeln nicht ſo fertig umzuſpringen wußte, gewiß mit dem Geiſte, den Prinzipien und den Reſultaten der verſchiednen Syſteme wohl vertraut. Wurde er ja von Schiller gleichſam dazu genöthigt, und hatte längere Zeit Reinhold, Fichte, Schelling, Steffens, Hegel ganz in ſeiner nächſten Nähe! Die im engern Sinne ſo genannten philoſophiſchen oder metaphyſiſchen Probleme ſpielen in Göthe's Poeſie ſogar eine größere Rolle als bei Schiller. Dieſer hat ſich über ſeine philoſophiſchen Kämpfe und Zweifel in ſeinen philoſophiſchen Briefen ausgeſprochen, wo auch Poeſien ſich eingeſtreut finden; außerdem poetiſch in den Gedichten: Reſignation, und die Götter Griechenlands, in welchen er den religiöſen Glauben, die chriſtliche Weltanſchauung von ſich weiſt. Uebrigens iſt die Idee des letzteren berühmten Gedichts eigentlich nur die: die griechiſche Götterlehre ſey äſthetiſcher, poetiſcher geweſen, als die chriſtliche Religion und Weltanſchauung. Entſchiedner polemiſch und ſkeptiſch iſt: Reſignation. Bald jedoch kämpfte ſich Schiller zu einem äſthetiſch-moraliſchen Idealismus durch, der ſich über oder außer den metaphyſiſchen und religiöſen Problemen und Streitfragen ſein eignes, unabhängiges Reich der Schönheit und Sittlichkeit gründete, und von der ſittlichen Seite ſich aufs innigſte an den allgemeinen Glauben anſchloß; er iſt ausgeſprochen in den Gedichten: die Worte des Glaubens, und: die Worte des Wahns, — ſehr ſchön und

kräftig gefaßte Sätze, doch als Gedichte minder bedeutend. Hoch poetiſch dagegen hat der Dichter ſeine Anſicht von dem Weſen, der Bedeutung des Schönen, der Kunſt, ausgeſprochen in den Dichtungen: das Ideal und das Leben, und: die Künſtler. Beide Gedichte ſind jedoch nicht eigentlich metaphyſiſchen Inhalts; ſie beſchäftigen ſich nicht mit dem, was jenſeits der menſchlichen Erfahrung und Thätigkeit liegt, ſondern ſie ſchildern das der menſchlichen äſthetiſchen und ſittlichen Bildung erreichbare Ideal. Hiemit ſind die wichtigſten philoſophiſchen Gedichte Schillers genannt; als tiefen, ſelbſtſtändigen, über Vorurtheile ſich erhebenden Denker bewährte er ſich freilich überall in ſeiner Poeſie; aber die letzten Probleme der Metaphyſik, der Theologie, ließ er in ſeinen ſpätern Jahren, nachdem er ſich auf ſein äſthetiſch-ſittliches Bewußtſeyn als unerſchütterlichen und unverlierbaren Beſitz und Halt zurückgezogen hatte, auf ſich beruhen, er kämpfte nicht mehr gegen die herrſchende Anſicht ausdrücklich an; er zeigt ſich in ſeinen wichtigſten, reifſten Schöpfungen, in ſeinen Dramen vom Wallenſtein an, im Einklang mit der populären Denkweiſe, indem er den Triumph der Dichtkunſt, mit Recht, nicht ſowohl in die Erweiterung und Berichtigung der theoretiſchen Erkenntniſſe und des Wiſſens, ſondern in die Reinigung, Erhebung, Befreiung und Humaniſirung des Gemüths durch die Eindrücke einer adelnden Schönheit ſetzte. In den gereifteſten Dramen Schillers tritt nicht mehr der Skeptiker, der Gegner des poſitiven Glaubens, nicht der Anhänger einer beſtimmten Schule, eines metaphyſiſchen Syſtems hervor; der Dichter ſcheint, philoſophiſch, auf Einem Boden zu ſtehen mit dem Glauben der Nation, die er mit Enthuſiasmus erfüllt und deren Liebling er iſt.

Mehr als Schiller hat Göthe ſeine philoſophiſchen Anſichten, Skrupel und Zweifel poetiſch ausgeſprochen, oder ſich ihrer, nach ſeiner Art, durch poetiſche Produktionen zu entledigen verſucht, wenn ſie auch zum Theil immer wiederkehren mochten. Ausdrücklich, ex profesſo in Proſa zu philoſophiren, war Goethe's Sache nicht; aber ſeine Gedichte legen reichlich Zeugniß ab, wie viel ihn doch metaphyſiſche Probleme beſchäftigten, wie es beſonders auch die Geſpräche beweiſen, die von Eckermann und von Falck veröffentlicht worden ſind. Auch wenn man abſieht von den zahmen Xenien, den Sprüchen über: „Gott, Gemüth und Welt," wo ganz eigentlich,

metaphyſiſche Gegenſtände witzig, gemüthlich und tiefſinnig, doch in mehr epigrammatiſcher, oft nachläſſiger Weiſe, oft mehr mit Esprit als poetiſch beſprochen oder berührt werden; ſo bleiben doch unter den ächteſten, ſchönſten Poeſien Göthe's noch eine Menge, welche eine philoſophiſche, metaphyſiſche Idee zum eigentlichen Kern haben, wie ſehr ſie auch den entzücken mögen, der ſie nur als Poeſie genießt. Göthe's Naturphiloſophie und Naturreligion, wenn wir ſo ſagen dürfen, ſpricht ſich aus in vielen Gedichten, wie: Wanderers Sturmlied, Ganymed, Geſang der Geiſter über den Waſſern u. a. Der Gott und die Bajadere, und die Braut von Korinth ſind in ſich ſo vollendete Gedichte, ſie ſtehen in ſo gediegener Objektivität da, daß man ſie wohl als rein künſtleriſche Bearbeitungen gegebener anziehender Stoffe, ohne ein ſubjektives Intereſſe des Dichters, betrachten könnte; auch iſt ſich die Grundidee beider gewiſſermaßen entgegengeſetzt, denn im erſten iſt das Thema: die Verſöhnung des Menſchen mit der Gottheit durch die ſittliche Kraft der Liebe — die Idee einer ethiſchen Religion, wie die chriſtliche; im zweiten iſt ausgeſprochen die Sehnſucht nach der Naturreligion, dem Heidenthum, das Sichſträuben gegen die neue, ethiſche Religion, das Chriſtenthum. Einen entſchieden philoſophiſchen Gegenſtand, das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit betreffend, ergriff Göthe in ſeinem Prometheus, der zwar nur Fragment geblieben iſt, aber als ſolches ſchon bedeutende Folgen gehabt hat.[1] Die Emanzipation der Menſchen von der Herrſchaft der Götter mußte nothwendig in dieſem Gedicht erörtert werden, was auch das Reſultat oder der Vergleich am Ende ſeyn mochte, und natürlich hatte Göthe bei der mythologiſchen Fabel die allgemeine Idee klar vor Augen. Der Dichter ſpricht dieſen Stoff ganz eigentlich der Poeſie zu, „obwohl man dabei, wie auch geſchehen, philoſophiſche, ja religiöſe Betrachtungen anſtellen kann," und bemerkt auch: „Der titaniſch-gigantiſche, himmelſtürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte ſich mir, darzuſtellen jenes friedliche, plaſtiſche, allenfalls duldende Widerſtreben, das die Obergewalt anerkennt, aber ſich ihr gleichſetzen möchte." Ferner hatte Göthe den Plan, einen Ahasverus zu dichten, „um an

[1] Vergl. Goethes Werke, 26, 315.

dieſem Leitfaden die hervorſtechenden Punkte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden darzuſtellen." Daß er hiebei weniger das Faktiſche und Hiſtoriſche, als das Ideelle, das Philoſophiſche im Sinn hatte, wird Niemand bezweifeln. Die Ausführung unterblieb, aber wirklich ausgeführt wurde der Fauſt. Seinem eignen Geſtändniß zufolge hat Goethe in allen ſeinen Dichtungen eigne Erlebniſſe und Zuſtände, wenn auch mit der freieſten, künſtleriſchſten Behandlung und Veränderung, außer ſich hin und dargeſtellt, gleichſam um ſich zu befreien und zu heilen; er hatte mithin ein viel innigeres, ſubjektiveres Intereſſe bei ſeinen Schöpfungen, als viele andere Dichter, die den von außen dargebotenen Stoff mit mehr gemüthlicher Gleichgültigkeit behandelten. Dies Geſtändniß wird ganz beſonders vom Fauſt gelten, welcher Goethe durch ſein ganzes Leben hindurch begleitete. Im Fauſt konnte er konzentriren, auf ihn konnte er ableiten, was ihn in den verſchiedenen Sphären des Lebens und Wiſſens bewegte und beſchäftigte, denn ſein Fauſt iſt — bis auf einen gewiſſen Grad — Goethe ſelbſt! Fauſt wird für Goethe zum Träger eigner Gemüths- und Geiſteszuſtände, Strebungen, Anſichten, Ahnungen. Die alte Fauſtfabel iſt eine poetiſche Sage, welche ihrer ganzen Beſchaffenheit nach ſehr leicht philoſophiſch behandelt werden konnte, ja faſt muſte, das heißt, die faktiſchen Umſtände: Fauſts wüſtes Leben, bei ſeinen gelehrten und tiefen Studien, wodurch er zum Bund mit dem Teufel verleckt wurde, der ihn eine Zeitlang mit Weltluſt und Macht ſättigte, und ihn am Ende holte — konnten der fruchtbarſte Boden für die poetiſche Erörterung metaphyſiſcher und moraliſcher Probleme werden, und auch dem Dichter, der ſich im Weſentlichen treu an die Sage hält, bleibt ein großes, freies Feld für Spekulation offen. Aber Goethe'n ſagte der nothwendige Schluß, den die Fauſtſage bei dem naiven, feſten Glauben einer frühern Zeit hat, nicht zu, und damit verändert ſich ihm Alles, — der Charakter Fauſts, der Charakter des Teufels, die ganze Oekonomie der Welt, die Idee der Sage. Die alte Sage war ein geſchloſſenes Ganze mit einem nach dem naiven Glauben nothwendigen Schluß; Goethe's Fauſt erſchien zuerſt als Fragment — und iſt trotz des zweiten Theils ein Fragment geblieben, und mußte es bleiben, weil der Dichter, die herbe Conſequenz eines objektiven Kirchen- oder Volks-Glaubens verlaſſend, ſeinen

eigenen philoſophiſchen Hypotheſen folgte, mit welchen er, der kein Mann des ſtarren Syſtems war, ſondern ſich immer die Freiheit offen hielt, nie zu einem ganz befriedigenden Abſchluß kam. Die Idee der alten Fauſtſage war: ungezügelte, aus einer ſchlimmen Quelle ſtammende Wiſſensluſt führt zu ewigem Verderben; — Göthe's Fauſt dagegen iſt von reinem, edlem Wiſſensdurſt beſeelt; faſt nur zufällig, durch die Künſte des Mephiſtopheles, verfällt er in das wolluſtige Leben, welches dem Kern ſeines Weſens nicht ſchaden kann; der Durſt nach Wahrheit führt nach den gewiſſermaßen nothwendigen Verirrungen, „denn es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt," am Ende zum Heil. Dies iſt das Gegentheil der alten Fauſtſage. Zwar iſt in Göthe's Dichtung noch Vieles von dieſer beibehalten worden, aber natürlich hat Alles eine andre Stellung und Bedeutung bekommen, und die Bedeutung, der Charakter des Mephiſtopheles ſelbſt ſcheint ſich in der Intention des Dichters nicht gleich geblieben zu ſeyn. Statt einer beſtimmten Idee: das unſelige Ende eines ſündhaften Wiſſensdurſtes, hat Göthe eigentlich nur die Zuſtände des nach dem höchſten Wiſſen ſtrebenden Menſchengeiſtes, unter dem Namen des Fauſt, und mit vielfacher Anknüpfung an die Elemente der Fauſtſage, aber im Grund aus und nach ſeinen eignen Erfahrungen, Zweifeln, Kämpfen und Ahnungen poetiſch dargeſtellt; dieſe Zuſtände bekamen auch in dem Gedichte keinen Schluß, wie ſie in ſeinem Leben keinen äußern, entſchiedenen Schluß fanden; daher mußte der Fauſt unvollendet bleiben, wie wir auch überzeugt ſind, daß er es geblieben, und daß der zweite Theil nicht deſſen wahre Fortſetzung und Ergänzung iſt.

In ſeinen ſpätern Dichtungen, das heißt in den größern, den eigentlichen Kunſtſchöpfungen, wandte ſich Goethe von den metaphyſiſchen Problemen, von den Ueberſchwänglichkeiten der Spekulation ab; er ſchöpfte aus den reichen Schätzen der Bildung, des Wiſſens, des Gemüths, der Phantaſie, aber er hielt ſich ferne von den Myſterien des Glaubens und des abſoluten Wiſſens. Je mehr ſein Fauſt er ſelbſt war, um ſo weniger konnte er mehrere ſolche philoſophiſche Dichtungen ſchaffen. Die Verwicklungen und Colliſionen der Erfahrungswelt, des ſittlichen und geſelligen Lebens waren hinfort der Gegenſtand ſeiner poetiſchen Darſtellungen. Ein merkwürdiges Fragment jedoch, das aber auch ſchon in ziemlich

frühe Zeiten fällt, iſt zu erwähnen: die Geheimniſſe. Ueber dies kleine Fragment eines epiſchen Gedichts ſpricht ſich Goethe ſelbſt aus,[1] worauf wir verweiſen müſſen; nur ſo viel mag hier geſagt werden, daß in dieſem Gedicht eine Verſöhnung aller Religionen in ihrer größten Reinheit und durch die würdigſten Repräſentanten vertreten, im Geiſt der jede Eigenthümlichkeit anerkennenden und ehrenden, aber keine egoiſtiſche Abſchließung duldenden Humanität unter der Weihe chriſtlicher Symbole beabſichtigt geweſen zu ſeyn ſcheint. Allerdings wäre es in gewiſſem Sinn ein religiös-philoſophiſches Gedicht geworden, aber doch hätte darin mehr der handelnde und thätige Geiſt der Liebe und der ſittlichen Weisheit, als der der metaphyſiſchen Spekulation wehen müſſen, und wenn das Streben der Philoſophie auf das Wiſſen der Einen und vollkommnen Wahrheit geht, ſo ließe ſich wohl auch ſagen, daß die Geheimniſſe mit ihrer Darſtellung der edelſten Duldſamkeit einen Gegenſatz bilden gegen die philoſophiſche Ausſchließlichkeit und Unduldſamkeit, und nicht eine theoretiſche, ſondern eine praktiſche Lehre enthalten und veranſchaulichen ſollten. Das unruhige Streben und Sehnen, der unerſättliche Durſt nach Wiſſen und Erkennen im Fauſt ſind hier geſtillt und beruhigt in einer verſöhnenden Beſchaulichkeit, in ergebenem Sichbeſcheiden, und ſchon der milde epiſche Fortſchritt macht einen merkwürdigen Gegenſatz gegen den dramatiſchen Ungeſtüm des Fauſt. Wäre das Gedicht fortgeſetzt worden — es hätte durch den milden, verſöhnenden Geiſt religiöſer Humanität, den es, Allem nach, geathmet haben würde, ſehr wohlthätig wirken können, und poetiſch hätte es gewiß Goethe's Genius reich genug ausgeſtattet; aber es blieb liegen — und die Vermuthung iſt wohl nicht unbegründet, daß dies Gedicht doch in keinem Falle die zündende, hinreißende Wirkung hervorgebracht hätte, wie Fauſt, weil es Produkt der Beſchaulichkeit, Fauſt aber die Frucht eigener leidenſchaftlicher Zuſtände des Dichters war, und weil nach der ganzen Stimmung der Zeit ein Gedicht, welches alle Ahnungen, Kräfte, Wünſche und Leidenſchaften unter die Waffen und zur Siegeshoffnung aufrief, mehr Anklang finden mußte als dasjenige, welches ſelbſt mit den zauberiſchſten Tönen Frieden und Verſöhnung der Ueberzeugungen predigte. In wie

[1] Bd. 45. S. 327 fg.

weit die Geheimniſſe ein Lehrgedicht im höchſten Styl hätten werden können, vermögen wir nicht näher zu beſtimmen und zu errathen.

In ſpätern Jahren nahm Goethe den Fauſt wieder auf, führte ihn in einem zweiten Theil zu Ende; aber hierüber faſſen wir uns kurz. Der erſte Theil Fauſt entſtand als eine ganz ſubjektive Schöpfung des Dichters, aber weil dieſe ſubjektive Stimmung zugleich ein Typus der allgemeinen Stimmung war, wurde das Gedicht ein Weltgedicht, in welchem alle Geiſter ſich im Spiegel ſahen; der zweite Theil ſollte, ſo ſcheint es uns, ausdrücklich ein Weltgedicht werden, die Welt umfaſſen, jedoch mehr praktiſch als ſpekulativ; — aber er gab nur die individuellen Anſichten und Meinungen eines genialen Mannes über Welt und Leben und Bildung, nicht dieſe ſelbſt, die geiſtreichſte Reflexion und Allegorie, worüber ſich unendlich Viel denken und ſagen, woran ſich nach Herzensluſt deuten und interpretiren läßt, wovon aber das Gemüth nicht angeſprochen werden kann und das mithin als Ganzes keinen äſthetiſchen Eindruck macht. Der Reiz der Nachahmung mußte ſo nothwendig dem zweiten Theil fehlen; dazu hätte ein ungeheurer Schatz poſitiven Wiſſens, eine allſeitige, tiefe, ſelbſtſtändige Bildung gehört, während, um mit dem erſten Theile zu wetteifern, der junge Dichter mit einem vollen, leidenſchaftlichen, mißmuthigen Herzen und einem ſkeptiſchen Verſtande ſich ſchon berechtigt glauben mochte.

Was ſeit etwa einem halben Jahrhundert in Deutſchland im Felde der philoſophiſchen Poeſie in einem engeren Sinne geleiſtet wurde, das iſt beinahe durchgängig als eine Frucht von dem im erſten Theil Fauſt ausgeſtreuten Samen anzuſprechen; der Geiſt des titanenhaften Skepticismus iſt der Lebenspuls beinahe aller dahin einſchlagenden Dichtungen, und Fauſt ſelbſt iſt das Thema von faſt unzähligen Dichtern geworden. Wie auch immer das Thema von Verſchiedenen in verſchiedenem Sinne gefaßt, und die angebliche Löſung im Sinne des Glaubens, des Unglaubens oder des Skepticismus, zur Verherrlichung des abſoluten Wiſſens oder nach den Lehren des brutalſten, deſperateſten Senſualismus herbeigeführt werden mochte: im Weſentlichen blieb doch der Geſammteindruck aller dieſer Dichtungen der gleiche, ſie nährten alle den Geiſt des Skepticismus, der kühnen, genialen Auflehnung gegen

den hergebrachten Glauben, wenn ſie ihm auch nicht zu huldigen, vielmehr ihn zu widerlegen meinten; das verneinende Element trat faſt durchaus als die ächte Farbe der Seele der Dichter hervor, wenn auch ein Anflug von Glauben und Frieden darüber ſich verhüllend legte; die verſöhnenden Engel erſchienen blaß und ſchwach gegen die meiſt viel kräftigeren, wenigſtens maſſiveren Teufel. Iſt denn, könnte man hier fragen, der Unglaube überhaupt poetiſcher als der Glaube, die Verneinung als die Bejahung, der Zweifel als die ſichere Ueberzeugung? muß etwa die philoſophiſche Dichtung verneinend, ſkeptiſch ſeyn? Unſere Antwort iſt: die Poeſie iſt ihrem Weſen nach ein Schaffen — das Hervorbringen von etwas (wenigſtens relativ) Neuem. Häufig nun liegt das Neue überwiegend, ja ausſchließlich, in der Form; ja ſogar das Gegentheil des Schaffens, das Zerſtören und Vernichten, die Verneinung, kann die Form der Neuheit und damit den Schein des Schöpferiſchen annehmen. Die Geiſter der Verneinung kleiden ſich leicht in die Geſtalt von Engeln der Offenbarung, und ohnehin iſt ja die Bekämpfung und Verneinung von Irrthum auch Wahrheit. Hierin liegt unſeres Erachtens zum Theil das Geheimniß der Wirkung, welche eine verneinende, ſkeptiſche philoſophiſche Poeſie in Deutſchland hervorgebracht hat. Der Widerſpruch, der Angriff, die Neuerung iſt ihrem Weſen nach energiſcher, elaſtiſcher, gebietet über glänzendere Waffen, beſticht die Geiſter mehr als der paſſivere Widerſtand des Beſtehenden und Verjährten; es iſt leichter, das Beſtehende umzuſtürzen als es umzugeſtalten, zu erneuern, und die Macht, das Beſtechende der Oppoſition und Verneinung wird nur überboten von der Majeſtät, dem Zauber der Inſpiration und der Offenbarung. Aber wenn überhaupt die großen Dichtergenien ſelten ſind, ſo ſind am ſeltenſten, ja vielleicht unmöglich ſolche Geiſter, welche in einer Zeit der hochgeſtiegenen, verfeinerten, kritiſchen Bildung ſich die Naivetät und Unſchuld bewahrt hätten, welche allein den poſitiv inſpirirten, den ſo zu ſagen offenbarenden, alle Polemik und Oppoſition verſchmähenden philoſophiſchen oder religiöſen Dichter macht. Nur etwa Novalis kann annährend als ſolcher aus der neuern Zeit genannt werden. Die allermeiſten philoſophiſchen Dichter dagegen haben ſich der herkömmlichen Weltanſchauung, dem beſtehenden Glauben entgegengeſtellt, ohne etwas poſitives Neues zu geben, wie doch Goethe im Fauſt in ſofern

that, als er das Leben, den Geiſt in der Natur und überhaupt das Urſprüngliche, Geſunde, Lebenskräftige wieder ſuchen, erkennen und ehren lehrte. Ja! das Allermeiſte von neuerer philoſophiſchen Poeſie, und zwar das Ausgezeichneteſte nach ſeinem äſthetiſchen Werthe, trägt, wenn man den innerſten Kern von den bunten, glänzenden Schalen und Hüllen entkleidet, wenn man unter den prächtigen Worten den eigentlichen Sinn hervorzieht, und die Bilder auf den Begriff zurückführt, den entſchiedenen Charakter der Verneinung, des Zweifels an ſich; es macht das Gemüth ärmer, ſtatt es zu bereichern, es verleiht dem menſchlichen Geiſt neue Titel und Ehren, und ſpricht ihm dafür ſeine theuerſten Güter, ſeine liebſten Hoffnungen ab, es erhebt ihn allenfalls dem Namen nach zum Gott, und läßt dieſen Gott aus dem Staub hervorgehen und in Staub ſich wieder auflöſen. Die bedeutendſten unter den neuern philoſophiſchen Dichtungen, ſofern ſie über den Fauſt'ſchen Skepticismus zu etwas wenigſtens ſcheinbar Poſitivem hinausgeſchritten ſind, haben zu ihrem Thema die Selbſtvergötterung des menſchlichen Geiſtes, ſey es nun, daß darin das Denken, der Gedanke (des Menſchen) als Schöpfer und Herrſcher der Welt gefeiert, daß von jetzt, ſeit der Erfindung des abſoluten Wiſſens, das eigentliche Erwachen des Menſchengeiſtes zu ſeinem vollen Bewußtſeyn, zu ſeiner Autonomie, datirt, oder daß die hiſtoriſchen und dogmatiſchen Sätze des Chriſtenthums in ſubjektiv idealiſtiſchem Sinne ausgedeutet, in ihrem eigentlichen Sinn aber zerſtört werden. Die Zuthaten, die Dekorationen dieſer Poeſie mögen hin und wieder viel Poetiſches haben, aber der eigentliche Kern und das Ziel davon iſt unpoetiſch. Man behauptet, an die reinen Vernunftſätze, oder an ſpärliche, magere hiſtoriſche Thatſachen habe ſich durch die Thätigkeit der ausſchmückenden, geſtaltenſchaffenden Phantaſie eine ſie verdeckende und entſtellende Hülle angelagert; dieſe gemiſchten Gebilde hätten in dunkleren Zeiten Anſehen und Glauben gefunden; unſer philoſophiſches Zeitalter habe das Weſen vom Schein getrennt und die reine Wahrheit abgezogen. — Wenn man dies Alles zugäbe, ſo möchte man denn doch verwundert fragen: Ihr behauptet, die Phantaſie ſey es geweſen, welche das Gold der Wahrheit legirt und verunreinigt habe, ſo daß die Philoſophie, der Verſtand oder die Vernunft, mit Mühe wieder daſſelbe in ſeiner Reinheit ausgeſchieden habe, und, wenn nicht die liſtige und

lügenhafte Schlauheit, ſo iſt es die arglos und bewuſtlos ausſchmückende und erfindende Poeſie, die Ihr der Entſtellung und Fälſchung des Wahren anklagt — und jetzt, nachdem Ihr den mühſamen, kunſtreichen, vielbelobten Proceß der Kritik und Scheidung glücklich vollzogen zu haben Euch rühmt; jetzt wißt Ihr nichts Beſſeres zu thun, als die aus- und abgezogene logiſche Quinteſſenz wieder poetiſch zu verquicken und aufzuſtutzen? Meint Ihr, die Gebilde, welche Ihr durch die kritiſche Scheidung aufzulöſen ſucht, ſeyen unwahr, lügenhaft geweſen, obgleich ſie viele Jahrhunderte hindurch lebendig auf die Geiſter wirkten, aber was Ihr ſchaffet, indem Ihr das logiſche Skelett wieder unter eine Maske pathetiſcher Worte und poetiſcher Bilder ſteckt, das ſeyen wahre, beſeelte, lebendige Geſtalten? Ihr wollt in der Natur, in der Welt Nichts gelten laſſen, was von Eurem logiſch vertrockneten Verſtande nicht ſich bewältigen und gleichſam mathematiſch ausrechnen und deduziren läßt; Ihr tretet im Hochmuth Eures angeblich untrüglichen Verſtandes Alles mit Füßen, was Gemüth und Phantaſie heißt, — Ihr laſſet dergleichen Mächte bei Eurer Konſtruktion der Welt nicht zu; aber, o Wunder! die baaren, nackten Ergebniſſe Eures ſouverainen allumfaſſenden Gedankens glaubt Ihr nun doch durch eine Zuthat von Poeſie ſchmackhafter machen und würzen zu können! Wohl mag eine ſolche philoſophiſche Poeſie Nichts *ſchaden* — im Sinne ihrer Jünger, — weil für den Schärferblickenden allerdings der Sinn, der Begriff deutlich genug geſchieden iſt von dem blos zum Schmuck dienenden Bild; und wenn ſich unbefangenere Gemüther von den poſitiv und begeiſtert klingenden Worten blenden und täuſchen laſſen, ſo iſt dies nicht ſo unerwünſcht; aber was kann und ſoll andererſeits eine ſolche Poeſie *nützen*? der reine Gedanke und Begriff muß doch, nach den hier herrſchenden Anſichten von der Bedeutung der Vorſtellung, des Bildes, durch die poetiſche Einkleidung gefärbt, getrübt, abgeſtumpft werden; einerſeits wird die Poeſie dadurch herabgewürdigt, wenn ſie nur als Vehikel und Einkleidung betrachtet wird und *dienen* ſoll, andererſeits ſcheint dadurch doch zugegeben zu werden, daß die rein logiſchen Reſultate an einer gewiſſen Bedürftigkeit leiden, daß ſie für ſich nicht befriedigen. Weder die Poeſie noch die Philoſophie wird geehrt mit der poetiſchen Verarbeitung der Reſultate einer rein kritiſchen und negativen Philoſophie.

Die philoſophiſche Schule und Richtung, welche hauptſächlich in den letzten Dezennien das Wort führte, Alleingültigkeit und die Herrſchaft ausſprach, hat ſich längere Zeit mit der Kritik auf dem Gebiete der Kunſt, der Poeſie begnügt; ſie erachtete es für ihre Aufgabe hier, den Gedanken-, den philoſophiſchen Gehalt der Dichtungen herauszuziehen aus dem ſchönen Organismus des Dichterwerkes, und die Form blieb häufig dabei als unbeachteter Leichnam liegen; wurde hiebei auch oft das Weſen der Poeſie verkannt und verletzt, ſo blieb doch das in der Kritik mißhandelte poetiſche Produkt trotz der Viviſektion in ſeinem alten Beſtand, zu Genuß und Freude derer, die die Einheit des Inhalts und der Form in ſich aufzunehmen im Stande waren; und dieſe Methode war wenigſtens konſequent, und nicht ſelten kam ihrer Beſchränktheit ein beſſeres natürliches äſthetiſches Gefühl ergänzend zu Hülfe; aber ſpäter ging jene Schule, ihre eignen Grundſätze vergeſſend oder verſpottend, von der Kritik zum Schaffen über. Der große und lächerliche Widerſpruch ſolcher philoſophiſchen Dichter beſteht darin, daß ſie in der lebendigen Totalität des menſchlichen Geiſtes und des Urgeiſtes das poetiſch Schaffende und Wirkende, die Phantaſie im höchſten Sinne, nicht als eine Macht der Wahrheit und des Lebens gelten laſſen wollen, ſondern nur als Element der Verunreinigung und Fälſchung; aber, in der Zeit der angeblichen logiſchen Nüchternheit und Reife, die Poeſie, unter der ſchulmeiſternden Vormundſchaft des reflektirenden Verſtandes, als Dekorationsmalerin, als nüchterne Bacchantin und obligates Klageweib nicht entbehren wollen. An die Poeſie, die aus heiligen, unergründlichen Tiefen ſtammt, deren Hauch die Welt durchbraust, die Geiſter entzückt hat, glauben ſie nicht; aber ſie erwarten, in hochmüthigem Aberglauben, Wunder von einer Poeſie, die nur aus abgeleiteten Quellen, wie deſtillirtes Waſſer, fließt, das niemals ein Engel berührt und heilſam geweiht hat; die allem Geheimnißvollen Trotz bietet, und mit den Reliquien, Symbolen, Reminiszenzen der Weltanſchauung, die von ihr bekämpft und für abgelebt erklärt wird, ſich das Leben friſtet und die Koſten ihres Prunkes beſtreitet!

Allerdings hat unſere Zeit auch poetiſche Erzeugniſſe aufzuweiſen, welche nicht unter den Begriff der negativen philoſophiſchen Poeſie fallen, und als die bedeutendſte Schöpfung dieſer Art iſt

zu nennen F. Rückert's Weisheit des Brahmanen. Wenn jedoch dies Werk als die Norm und das Höchſte der philoſophiſchen Poeſie, was uns noch erreichbar iſt, gelten müßte, ſo würden wir, ſo viel Treffliches wir darin anerkennen, doch darin den Beweis finden, daß die höchſte, daß reine Poeſie und Philoſophie dermalen nicht zu einem äſthetiſch völlig befriedigenden Ganzen verſchmelzen können. Aber das Gedicht iſt kein philoſophiſches im ſtrengſten Sinn, ſo wie es andererſeits auch nicht gerade Anſpruch auf die höchſte Poeſie zu machen ſcheint. Der Inhalt iſt mehr als praktiſche Lebensweisheit denn als eigentliche Philoſophie oder Spekulation zu bezeichnen, obwohl oft der Gedanke in die Höhen und Tiefen der Abſtraktion und des umfaſſendſten Denkens dringt, und hier gerade nicht ſelten zugleich am poetiſchſten wird, uns überraſchende Blicke in nächtlichen, geheimnißvollen Gebieten eröffnet; das Meiſte aber gehört dem praktiſchen und moraliſchen Leben, der Erfahrung jeder Art an, iſt das Ergebniß von Studien und Reflexionen, und trägt oft mehr den Charakter des Geſammelten als den des Geſchaffenen an ſich, nur daß allerdings der Dichter durch die Form es ſich angeeignet und den Stempel ſeines Genius ihm aufgedrückt hat. Nicht ein philoſophiſches — überhaupt kein Syſtem gibt uns darin Rückert, aber auch kein poetiſches Kunſtwerk im höhern Sinne; er gibt uns in einer leichten Maskirung oder Uebertragung ſeiner eigenen Perſönlichkeit in die eines indiſchen Weiſen, oder Brahmanen, die fragmentariſchen, aber künſtleriſch gefaßten und geformten Ergüſſe einer tiefgebildeten und eigenthümlichen, aber nicht von einem Syſtem umſchloſſenen und nicht auf ein Syſtem ausgehenden Individualität, die mit großer geiſtiger Beweglichkeit ſich in den Dingen abſpiegelt, und die Dinge in ihrem Innern ſich abſpiegeln läßt. Die Einheit iſt nur die der äußeren Form und dann die Einheit des Sinnes; es iſt nicht das Werk der auf objektives, poetiſch-philoſophiſches Schaffen gerichteten Begeiſterung, ſondern der ernſt und nachdenklich in ſich zurückgehenden Reflexion; es macht den verſöhnenden Eindruck der milden, abendlichen Ruhe eines heitern Sonnenuntergangs, aber es kann und will nicht hinreißen wie ein glühender, friſcher Morgen, wie eine überwältigende Offenbarung. Wenn Rückerts Poeſie nicht eine ſchöpferiſch-philoſophiſche iſt, ſo iſt ſie doch, im wohlthuenden Gegenſatz gegen die negative und deſtruktive, eine im edelſten Sinn erbauende und erbauliche.

Wenn die philoſophiſche Poeſie, in einem ſtrengeren Sinn, überhaupt zum Schwierigſten gehört, und ihre Schwierigkeit, die Unwahrſcheinlichkeit eines befriedigenden äſthetiſchen Eindrucks, ſich noch unendlich ſteigert in einer Zeit, wo die philoſophiſche Richtung eine mehr negative und nehmende, als ſchaffende und gebende iſt, ſo bietet ſich dem Dichter, der doch von ſeinem Genius oder von der Stimmung der Zeit auf dies Gebiet hingewieſen wird, das Auskunftsmittel dar, das philoſophiſche Element mit dem hiſtoriſchen oder politiſchen zu verbinden, und ſo dem mehr oder minder Negativen eine poſitivere Unterlage zu geben. Hieher glauben wir ein paar der ausgezeichnetſten Dichtungen der neueſten Zeit rechnen zu dürfen: A. Grün's Schutt, und Lenau's Albigenſer; nur ganz allgemein betrachten wir ſie, als von einem philoſophiſchen Gedanken getragene oder durchwehte Gedichte. Der philoſophiſche Gedanke tritt jedoch in beiden Gedichten in ungleicher Schärfe und Entſchiedenheit hervor. Im Schutt iſt die Grundidee: die gänzliche Erneuerung des in Trümmer zerfallenden, unhaltbar gewordenen Alten, welche theils dringend gefordert, theils auch ſchon in manchen Erſcheinungen angedeutet und verheißen werde, veranſchaulicht durch eine Reihe von theils realen, theils Phantaſie-Bildern, durch ſchlagende, ergreifende Contraſte, gekrönt durch eine roſenhelle Viſion der über dem Schutt der Gegenwart aufblühenden Zukunft. Die geforderte und verheißene Erneuerung betrifft nun vorzugsweiſe die realen, wirklichen Verhältniſſe und Zuſtände des Lebens, aber doch auch, ſofern dieſe immer bedingt ſind durch das Ideale, durch die Art der Weltanſchauung und der die Menſchheit beſeelenden Ueberzeugungen, dehnt ſie ſich auf Alles aus, was man unter Philoſophie und Glauben zuſammenfaſſen kann, und in dieſer Beziehung trägt das Gedicht einen philoſophiſchen Charakter an ſich. So ſcharf indeß Einzelnes einzelne Formen und Ausprägungen von Religion und Glauben trifft, weht doch im Ganzen der Ton der Verſöhnung, der Hoffnung, der Liebe, und die poetiſche Weitherzigkeit des Dichters weiß Gegenſätze zu reimen, die ſich ſonſt wie ſtarrende Lanzen gegenüber ſtehen. Der Eigenſinn, der Egoismus und Terrorismus des Syſtematikers oder Revolutionär's wird von dem lächelnden Dichter mit Glück abgewehrt, und daher mögen ſich auch Leſer der verſchiedenſten Anſichten an ſeiner Dichtung erfreuen und mit gewiſſen

Modifikationen ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen theilen. Die poetiſche Luſt des Schaffens überwiegt die Abſicht zu belehren oder zu wirken. Durch die kecken Sprünge und Combinationen, mit welchen der Dichter von verſchiedenen Seiten ſeiner Idee beikommt und ſie beleuchtet, gewinnt das Gedicht eine ſehr wohlthuende, phantaſievolle Freiheit, und wie A. Grün in ſeiner Schlußviſion das Kreuz unter Roſen unſichtbar werden läßt, ſo iſt bei ihm der philoſophiſch-politiſche Gedanke unter den ächten Blumen der Poeſie verhüllt.

Lenau hat in den Albigenſern den Kampf und Sieg des reinen, philoſophiſchen Gedankens, welcher über den Trümmern der bisherigen Vorſtellungen des Glaubens dahinſchreitet, in Verbindung geſetzt mit einem Kampf auf Leben und Tod um die realen Bedingungen eines unverkümmerten Lebens, um Glaubensfreiheit, und Zerſtörung einer die Geiſter knechtenden Bevormundung. Die Albigenſer ſtehen mit dem Savonarola inſofern auf demſelben Boden, als auch in dieſem der Kampf der Freiheit mit der bevormundenden Unterdrückung verherrlicht iſt, die politiſche Idee iſt in Beiden dieſelbe, nur tritt ſie im Savonarola nicht ſo ſtark hervor wie in den Albigenſern. In Beziehung auf die ideelle Tendenz aber iſt der große Unterſchied, daß der Dichter im frühern Gedicht, in ſeinen Helden eingehend und ſich verſenkend, die Freiheit in Kirche und Staat *in* und *mit* dem religiöſen Glauben erreichbar und vereinbar darſtellt, im neueren dagegen über die hiſtoriſchen Träger ſeiner Poeſie gewiſſermaßen hinausgehend, über den Gegenſatz des entarteten und mißbrauchten und des reinen Glaubens ſich emporſchwingend, dem Glauben überhaupt den reinen philoſophiſchen Gedanken entgegenſtellt, und den Streitern eines frühern Jahrhunderts gegen die Unduldſamkeit der damaligen Kirche die philoſophiſche Tendenz der Gegenwart, die eines jetzt verbreiteten Syſtems leiht, und ſie zu frühen Märtyrern einer philoſophiſchen Ueberzeugung macht, welche jetzt im abſoluten Wiſſen und in der klarbewußten Vergötterung des Menſchengeiſtes, des Gedankens, ihre Vollendung findet, und aus der Autonomie des Menſchen im philoſophiſchen und religiöſen Sinn ſein Recht auf politiſche Freiheit ableitet, ſo wie ſie religiöſe Abhängigkeit, philoſophiſche Befangenheit und politiſche Unfreiheit als nothwendige Correlate darzuſtellen bemüht iſt. Lenau hat, ſeine philoſophiſche Idee verkörpernd, in die wirkliche Geſchichte, in ihre mit Blut geſchriebenen

Annalen, hineingegriffen, er hat nicht, wie A. Grün, nur Zuſtände und Szenen reflektirend betrachtet, er bringt Thaten und Geſtalten, und ſo nähert er ſich mehr als A. Grün dem epiſchen Charakter; aber die dargeſtellten Ereigniſſe und Perſonen genügen ſeiner philoſophiſchen Idee nicht vollkommen, ſie bleiben darunter, und der Dichter muß ſie erſt da und dort hineintragen, was mit großer Kunſt geſchieht, aber doch das Auseinandertreten von Faktum und Idee nicht ganz verhüllen kann; das poetiſche Kunſtwerk der ſtrengſten Art ſoll ein in ſich ganz geſchloſſenes Ganze ſeyn, aber Lenau hat abſichtlich aus ſeinem Gedichte heraus, in den Schlußverſen, eine unendliche Perſpektive eröffnet, und zwar, wie wir glauben, deßwegen, weil er nur durch die Herſtellung des Zuſammenhangs zwiſchen jener Zeit und der Gegenwart ſein Gedicht in dasjenige Licht rücken konnte, in welchem er es aufgefaßt wünſchte. Und ſo hat es auch ſeine Einheit mehr in der philoſophiſchen Idee und Abſicht, als in ſeinem innern Organismus. Das aus der künſtleriſchen Abgeſchloſſenheit Hinausſtrebende des philoſophiſchen Gedichts gibt ſich darin kund, daß, wie A. Grün mit einer Viſion der Zukunft ſchließt, ſo Lenau für ein Gedicht, das ins dreizehnte Jahrhundert fällt, erſt in der Gegenwart einen Schlußpunkt findet. Wenn man nicht wird läugnen können, daß bei ſolchen Gedichten der rein äſthetiſche Maßſtab nicht mehr ausreicht, weil die Anſicht über die Wahrheit der Grundidee des Werkes einen großen Einfluß auf das Geſammturtheil übt, ſo ſcheint damit einerſeits eine nothwendige äſthetiſche Unvollkommenheit dieſer Art ausgeſprochen; aber fragen läßt ſich allerdings, ob nicht das erhöhte Intereſſe am Inhalt, neben dem Genuß, den die Form gewährt, den nothwendigen Mangel auf- oder überwiege, und ob nicht die Poeſie überhaupt aus dem Kreis des ruhigen Genügens in ſich heraustreten müſſe, um nicht zu erſtarren, nicht in der bewegten Zeit zurückzubleiben und überſehen zu werden? Dieß iſt ein Hauptgeſichtspunkt, von dem aus die *politiſche* Poeſie gefordert und gerühmt wird, und zu dieſer wenden wir uns jetzt.

Was iſt politiſche Poeſie? Offenbar ſteht die Politik in einem ganz andern Verhältniß zur Poeſie, als die Philoſophie, der philoſophiſche Gedanke; man fordert von der politiſchen Poeſie, daß ſie praktiſch, näher beſtimmt: politiſch, daß ſie für die politiſche Freiheit *wirke*, dem politiſchen Leben Früchte trage, ſelbſt eine

That, und zu Thaten begeiſternd. Alſo nicht etwa Lehrgedichte über Politik ſind es, die man verlangt, ſondern politiſche Thatgedichte, wenn man ſo ſagen darf, die wie Schwerter einhauen, wie Kanonen niederſchmettern, wie Trompeten und Trommeln zu Kampf und Sieg auffordern, ermuthigen und den Tod verachten machen. Wäre eine ſolche Wirkung nicht ſchön, nicht der Poeſie würdig, vorausgeſetzt daß es wirklich der guten Sache gelte, und wäre ſie nicht mehr werth, als der papierene Beifall äſthetiſcher Enthuſiaſten für die gediegene Form des Schönen? Ohne Bedenken bejahen wir dies, denn gewiß iſt der Lorbeer des ächten Helden höher zu achten, als der des Dichters, der Wille und die That höher als der Gedanke, das Wort und das Bild; aber iſt, was man als politiſche Poeſie im höchſten Sinne rühmt, wirklich eine ſolche Thaten-, Helden- und Heilspoeſie? verbindet ſie mit äſthetiſchen Vorzügen die höchſten praktiſchen Tugenden, oder macht ſie wenigſtens durch letztere die Unvollkommenheiten in erſterer Beziehung vergeſſen? Wenn dem nicht ſo ſeyn ſollte, ſo würden wir weiter fragen, ob dies nur die zufällige Schuld der Dichter, oder die nothwendige Folge der als beſonderer Literatur- und Poeſie-Zweig konſtituirten politiſchen Poeſie ſey, ob man nicht von der Poeſie Etwas fordere und rühme, was zu leiſten über ihr Vermögen, ihre Beſtimmung hinausgehe, und was, wenn ſie es dennoch zu leiſten verſucht, ſie ſelbſt zerſtört?

Unendlich weit iſt die Sphäre des Politiſchen, und der politiſchen Poeſie, wenn man dahin Alles zieht, was eine hiſtoriſche, nationale, patriotiſche Bedeutung hat, oder auf Vaterland, Geſchichte, Staat irgendwie bezogen werden kann; faſt nur die allerindividuellſte und die phantaſtiſche Poeſie wird dann gänzlich davon ausgeſchloſſen ſeyn. In einem engeren Sinne fällt in den Kreis des Politiſchen die Stellung von Völkern und Staaten gegeneinander, in Frieden oder Krieg, aber auch und hauptſächlich die Ordnung der innern Verhältniſſe eines Volkes oder Staates, der öffentliche und der Rechtszuſtand, Verfaſſung, Verhältniß der Regierenden und der Regierten, der Kaſten und Stände, der Parteien. Politiſche Poeſie in einem engern Sinne kann nur diejenige heißen, worin dieſe Verhältniſſe zum Gegenſtand der dichteriſchen Behandlung gemacht werden, und zwar als ſolche, um ihrer ſelbſt willen, nicht aber diejenige, wo ſie nur benützt werden und hereinſpielen.

So ſpielt das Politiſche vielfach herein in Goethe's Götz und Egmont, in Schillers Fiesko, Don Carlos, Wallenſtein, Tell u. a., ohne daß es dieſen Dichtern dabei zunächſt um einen politiſchen Effekt zu thun war; ſo iſt allerdings bei Shakſpeare eine Fülle von politiſchen Motiven und Verwicklungen, aber das Politiſche dient eben den Zwecken des rein menſchlichen Dichters, wenn gleich ihm eine gelegentliche ſtärkere Erregung des Intereſſes dadurch nicht unwillkommen ſeyn mag. Für welche Partei, für welches Syſtem, für welchen Stand aber der politiſche Dichter ſich entſcheide, oder ob er über den Parteien verſöhnend ſtehe, iſt hiemit noch nicht ausgemacht; und weiter oben ſchon wurde erinnert, daß es ſo viele Richtungen der politiſchen Poeſie geben könne, als es in der Wirklichkeit politiſche Parteien, Syſteme oder Intereſſen gibt. Wie konnte man nun aber zu der Annahme kommen, welche heutzutage ſtillſchweigend vorausgeſetzt zu werden ſcheint: die politiſche Poeſie ſey, und könne nur Eine ſeyn — in der Geſinnung und Richtung, wenn auch von ungleichem poetiſchen Werth: die Poeſie der Freiheit? Daß Freiheit das letzte Wort, die höchſte Aufgabe der Politik ſey, dies wird heutzutage in den civiliſirten Ländern kaum mehr förmlich widerſprochen werden, nur daß man den Begriff ſehr verſchiedentlich auslegt und abſtuft, und häufig die Freiheit und das Recht der Einen ſo verſchwenderiſch ausſtattet, daß für die Andern nicht viel mehr als der Name und Schatten davon übrig bleibt; auch gibt es Verhältniſſe, wo ein allgemein verſtändlicher Sinn in dem Einen Worte liegt, wenn es gilt, das Joch eines fremden Eroberers abzuſchütteln, oder die von einem Tyrannen umgeſtürzte rechtlich beſtandene Verfaſſung wieder herzuſtellen; in dieſen Fällen freilich wird nur Eine Art oder Tendenz der politiſchen Poeſie denkbar ſeyn; wo aber die Sachen nicht ſo einfach liegen, die natürlichen und rechtlichen Verhältniſſe nicht ſo geradezu umgekehrt und auf den Kopf geſtellt ſind, kann ſie in ſehr verſchiedenartiger Richtung ſich bewegen. Keineswegs möchten wir behaupten, daß die vielfachen Intereſſen und Tendenzen in einem ſehr verwickelten politiſchen Zuſtand alle gleich gut von der politiſchen Poeſie vertreten werden können, und daß es für den Dichter den Unterſchied der „guten Sache“ und ihres Gegentheils nicht gebe. Es gibt politiſche Grundſätze, Maßregeln, Syſteme, Zuſtände und Gewaltthaten, welche dem Mann von Bildung,

Gefühl und Rechtsſinn in der Natur zuwider ſeyn und bleiben müſſen, die kein Dichter mit dem Schilde des Liedes decken kann, ohne daß ſich ſeine Poeſie ſelbſt durch Kälte oder Wahnwitz an ihm rächte; aber hierüber einig, kann man noch himmelweit auseinander gehen in der politiſchen Theorie und Geſinnung überhaupt, im Urtheil über Perſonen, Zuſtände und Thatſachen, in Hoffnungen, Befürchtungen, Wünſchen und Forderungen. Dies wird, wie uns ſcheint, verkannt von den Herolden und Lobrednern der neueſten politiſchen Poeſie, welche nur Einen Typus derſelben im Sinn haben und gelten laſſen, welche das Hauptgewicht auf die Tendenz des Dichters legen, und von welchen Einer die Theorie in einem Vers alſo ausgeſprochen hat:

„Ein politiſch Lied, ein garſtig Lied!
So dachten die Dichter mit Goethe'n,
Und glaubten, ſie hätten genug gethan
Wenn ſie könnten girren und flöten;
Doch anders dachte das Vaterland,
Das will von der Dichterinnung
Für den verbrauchten Leiertand
Nur Muth und biedre Geſinnung."

Hier ſowohl als ſonſt häufig ſcheint als unzweifelhaft vorausgeſetzt zu werden, daß bei „Muth und biederer Geſinnung" nur Eine Art und Richtung der politiſchen Poeſie möglich ſey; aber dies iſt gänzlich ungegründet. Bei dem gleichen Grade freier, unſelbſtſüchtiger, politiſcher Ueberzeugung und Feſtigkeit ſind, nach Maßgabe der politiſchen Einſicht und Bildung und auch des Alters und des Temperaments, die Anſichten und Ausſichten unendlich verſchieden, was nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Man weiß, wie Männer und Dichter, denen man „Muth und biedere Geſinnung" nicht abzuſprechen wagt, wie v. Stein, Arndt, Uhland, den Koryphäen der neueſten politiſchen Poeſie als hinter der Zeit zurückgeblieben gelten, wenn ſie auch noch mit Lobſprüchen beehrt werden. So wenig eine Mäßigung, die ſich mit dem verkümmertſten Maße von Recht und Freiheit begnügt, und zu Allem das Beſte redet, der Gipfel der politiſchen Einſicht und Weisheit iſt, wofür ſie ſich oft ausgeben möchte, ſo wenig iſt andererſeits das lauteſte Geſchrei, die weiteſtgetriebene Forderung und der ungeſtümſte Haß die Probe und Gewähr des größten Muthes und

Leipzig.

der biedersten Gesinnung, geschweige denn der politischen Bildung und Tüchtigkeit. Der angeführte Vers behauptet nun freilich nicht, daß die extremste politische Ansicht allein den politischen Dichter — der allein noch Dichter seyn soll — mache, aber die Erfahrungen der neuesten Zeit lehren nur allzudeutlich, daß theils die ausübenden Jünger der Poesie dieser Ansicht huldigen, theils viele der Stimmführer in Prosa diesem Wahne nach Kräften zu Hülfe kommen, und daß ein großer Theil des Publikums sich von der Heftigkeit und Maßlosigkeit Beider imponiren läßt, und den Werth solcher Dichtungen hauptsächlich nach der Stufe beurtheilt, die sie auf der Leiter der politischen Freisinnigkeit oder des Radikalismus einnehmen. So lassen sich die Mißstände und Schwierigkeiten, worin sich die moderne Theorie der politischen (oder Freiheits-) Poesie verwickelt, so bezeichnen: sie verwirft den rein ästhetischen Gesichtspunkt und Maßstab, den der Form, und hält sich daneben und vorzugsweise an den Inhalt, die Tendenz; aber hier schwankt sie nothwendig zwischen dem sittlichen und dem politischen Maßstab; nach jenem müßte sie gelten lassen die Poesie, die eine wirkliche Ueberzeugung mit Muth und biederer Gesinnung ausspräche; so ist es aber in der Wirklichkeit nicht, sondern nur das gilt und wird gepriesen, was eine bestimmte politische Richtung und Farbe — von System wird man nicht sprechen dürfen — poetisch vertritt und verkündigt, und hier wird die rechte Gesinnung unbedenklich vorausgesetzt.

Ob, oder in welchem Sinne das politische Leben, die politische Thätigkeit die höchste genannt werden dürfe, müssen wir hier unerörtert lassen; unbedenklich geben wir zu, daß eine hohe politische Bildung, Regsamkeit und Freiheit auch für die Literatur, die Poesie eines Volkes die wohlthätigsten Folgen haben wird, so wie, daß es für den einzelnen Dichter eine Erhöhung und Ergänzung seines Lebens ist, wenn er auch politisch sich fühlt, sich bewegt und handelt, als Bürger, als Genosse eines großen, geltenden, freien, geachteten und sich achtenden Volkes. Etwas ganz Anderes aber ist es, ob er auch ausdrücklich als Poet sich mit den politischen Verhältnissen seines Volkes oder Staates beschäftigt, ob er durch seine Poesie politische Erfolge herbeizuführen oder zu fördern strebt. Die politische Gesinnung und der Charakter eines Dichters fallen nicht nothwendig mit seiner Poesie zusammen, und es begründet so wenig

einen Vorwurf gegen ihn, wenn er mit nichtpolitiſcher Poeſie ſich beſchäftigt, als er dadurch ſofort als Patriot ſich bewährt, wenn ſeine Leier für die Ehre und Freiheit ſeines Volkes und Vaterlandes ertönt. Einheit des ideal ſtrebenden und ſchaffenden, und des ſittlich handelnden, thätigen Mannes iſt immer ſchön; aber nur muß man dieſe Einheit, die Uebereinſtimmung des Ideellen und des Praktiſchen nicht allzu pedantiſch und eng nehmen.

Daß der geſinnungsvollſte und entſchiedenſte Politiker, der zugleich Dichter iſt, doch nicht gerade die politiſche Poeſie im engern Sinne zur Aufgabe ſeines Lebens machen müſſe, lehrt uns das Beiſpiel Dante's und Miltons; denn ſo viel politiſcher Inhalt und Geiſt in der göttlichen Komödie ſich findet, lag doch der Zweck des Dichters weit über die Politik hinaus; und der Vertheidiger des Königsmordes, der Freund Cromwells, der ſeinen politiſchen Geſinnungen bis ans Ende ſeines Lebens treu blieb, bot doch die tiefſten Kräfte ſeines Geiſtes zu einem religiösphiloſophiſchen Epos auf. Ließen ſo große Dichter, entſchiedene politiſche Charaktere, in der Poeſie die Politik beiſeite liegen, ſo iſt umgekehrt auch der Fall nicht ſelten, daß politiſche Dichter ihre politiſchen Anſichten öfters gewechſelt haben, ſich nicht konſequent blieben. Wir dürfen nur an das neuere Frankreich erinnern, wo man über die politiſche Unbeſtändigkeit der Dichter nicht minder als der Politiker und Staatsmänner viele Klagen gehört hat. Die neue Geſchichte Frankreichs weiſt widerliche Beiſpiele von Männern auf, auch von Dichtern, welche immer der Fahne des Glücklicheren, des Siegers und mächtigen Gönners ſich zuwandten, und die verlierende Partei verließen und höhnten; umgekehrt ließe ſich aber wohl auch ein hochſinniges Dichtergemüth denken, welches auf dem Gebiet der Geſchichte und Politik die Steffe ſeiner Poeſie wählend, gerade die gefallene und geſtürzte Größe und Macht feierte und mit großmüthiger Sympathie jedesmal auf die Seite des Unterliegenden und Beſiegten träte. Ein ſolcher Dichter könnte mit innigſter Aufrichtigkeit und Wärme den entſetzlichen Sturz des franzöſiſchen Königthums, den Tod Ludwigs und Marie Antoinetten's und ſo vieler würdiger Männer und Frauen, den Verzweiflungskampf der Vendeer, dann den Untergang der Freiheit und der Republik durch Napoleon poetiſch behandeln; er könnte mit Wehmuth und Trauer von St. Helena auf die Heldenlaufbahn des Kaiſers und deren

Ende zurückſchauen; er könnte der neueren Vertreibung der Bourbons manche poetiſche und tragiſche Seite abgewinnen. Auf den Standpunkt eines politiſchen Syſtems dürfte ſich ein ſolcher Dichter freilich nicht ſtellen, er dürfte ſeine Gedichte nicht eben an den Faden Einer politiſchen Wahrheit, um ſie zu beweiſen, reihen; aber er würde der ächt poetiſchen, der rein menſchlichen Motive gewiß genug finden, und könnte dabei den würdigſten nationalen Standpunkt behaupten. Denn der Poeſie der Freiheit tritt gleich berechtigt und gleich ergreifend die Poeſie des Unglücks gegenüber, und Wer für dieſe, Wer überhaupt für das rein Menſchliche keinen Sinn mehr hat, für den iſt die ächte Poeſie, und der iſt für ſie verloren. Man hat ſchon Klopſtock ſcharf getadelt, daß er, der zuerſt die franzöſiſche Revolution in glänzenden Oden ſo hoch geprieſen, ſie ſpäter, als ſie in ihr blutiges Stadium trat, bis in den Grund der Hölle verfluchte. Er mag in letzterem zu weit gegangen ſeyn, er mag die Unvermeidlichkeit der Revolution, und den Gewinn, den ſie trotz ihrer Ausſchweifungen und Greuel brachte, verkannt, und ſich nicht als tiefblickenden Politiker und Geſchichtsbetrachter bewährt haben: aber er hat ſeine Oden in einem Geiſt und einer Geſinnung gedichtet, welche des Poeten vollkommen würdig iſt; er hat im Intereſſe und als Prieſter der Humanität das aufglühende Morgenroth der Freiheit laut und kühn begrüßt; er hat im Intereſſe derſelben Humanität die Greuel, den Wahnſinn, das Blutvergießen, den Terrorismus laut verabſcheut und verdammt; er hat die augenblicklichen, nothwendigen Empfindungen der Menſchen von Geiſt und Herz ausgeſprochen, welche der Freiheit entgegenjauchzten, und gegen die Barbarei ſich empörten. Den innern, vielleicht nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen dem erſten Aufgehen der Freiheit und den blutigen Exceſſen der Revolution zu erklären und zu würdigen, lag nicht im Kreiſe der Odenpoeſie, des Gelegenheitsgedichts; alle fühlende Herzen würden ſich vielmehr abgewendet haben von dem Dichter, der ihnen dieſe Gräßlichkeiten als ganz nothwendig und heilſam deducirt hätte in dem Augenblick, wo Entſetzen und Schauder Europa erfüllte. Denn den Menſchen menſchlich zu machen, iſt die hohe Aufgabe der ächten Poeſie — freilich nicht ihn zu zähmen und zu lähmen, nicht, das Bewußtſeyn ſeiner Kraft und ſeiner Rechte in ihm zu erſticken, ſondern es zu wecken, aber innerhalb des Maßes der Würde und der

Schönheit, — ſie ſoll ihn ſo wenig brutaliſiren als verweichlichen, ſoll die Leidenſchaften weder ertödten noch entketten, ſondern läutern und adeln. Was Ariſtoteles von der Tragödie gelehrt hat, gilt, in allgemeinem Sinne, von der Poeſie überhaupt. Alcinous gebot dem Sänger inne zu halten, als er bemerkte, daß ſein Geſang den Odyſſeus zu heftig bewegte; die Athener beſtraften einen Dichter, welcher in einer Tragödie das Maß der ziemlichen Rührung und Erſchütterung überſchritt. Wird der Dichter in einer leidenſchaftlich erregten Zeit oder einem ſolchen Moment ſelbſt leidenſchaftlich, ſo kann ihm dieß als Menſch und Bürger ſelbſt zur Ehre gereichen, es kann ſeinen augenblicklichen Erfolg ſteigern, aber den poetiſchen, bleibenden Werth ſeiner Produkte kann es nicht erhöhen; denn in der Seele des Dichters, in der Poeſie ſoll nur das rein menſchlich Wahre, nicht jede gemeine Wirklichkeit ſich abſpiegeln, und die ſelbſtempfundene, berechtigte, edle Leidenſchaft muß erſt zu einer gewiſſen Ruhe ſich abgeklärt haben, ehe ſie Stoff der Dichtung werden kann. Als Gelegenheitsgedicht wurde oben das politiſche Gedicht bezeichnet; und in der That wird in den allermeiſten Fällen die politiſche Poeſie in einem engeren Sinne dieſe Form annehmen, wo nicht etwa die Freiheit der Bühne und der dramatiſche Sinn und Geſchmack des Volkes die Form der Komödie wählen läßt; aber Gelegenheitsgedichte waren jedenfalls die älteren Volkslieder von politiſcher und religiöspolemiſcher Färbung, wie die franzöſiſchen Chanſon's, welche die Beſchränkung der franzöſiſchen Monarchie[1] bildeten; die Oden Klopſtocks, die Lieder Beranger's, die Geſänge Theodor Körners, und alle die zahlloſen neueren politiſchen Gedichte, welche dem deutſchen Boden entſproßten. Das Gelegenheitsgedicht iſt längſt zu Ehren gebracht; es ſchließt die Freithätigkeit, die Spontaneität des Dichters nicht aus, es beſchränkt ſeinen Genius nicht; es iſt das Erzeugniß der mehr oder minder glücklichen Vermählung des poetiſchen Dichtergeiſtes mit den anregendſten Zeitereigniſſen, mit überraſchenden Thatſachen oder Erſcheinungen, mit der Stimmung oder Verſtimmung des Tages. Nicht wie ein neutraler Spiegel wird das Gemüth und die Phantaſie eines Dichters politiſche Erſcheinungen in Gedichten reflektiren, ſondern, ſofern er ein Mann von Verſtand

[1] Une monarchie absolue, tempérée par des chansons.

und Ueberzeugung und Geſinnung iſt, werden ſeine Gedichte, welche durch politiſche Anläſſe veranlaßt ſind, das Gepräge des gleichen Charakters, die gleiche Grundſtimmung des Wollens und des Urtheils an ſich tragen; aber er wird auch nicht Alles ſo zu ſagen über den poetiſchen Leiſten eines politiſchen Syſtems, Eines Gedankens, mit nur äußerlichen Modifikationen, ſchlagen, nicht Alles in eine im Weſentlichen gleiche Form der Auffaſſung und Behandlung gießen, nicht ſtereotypiſch Alles nach einigen Formeln und Bildern beſingen. Beranger, in vielen ſeiner Gedichte, mag als ungefähres Muſter und Beiſpiel deſſen gelten, was wir vom politiſchen Dichter verlangen, obgleich manche ſeiner Lieder zu abſichtlich, zu berechnet feindſelig ſeyn mögen, und, nach deutſcher Empfindungsweiſe, dieſer Dichter durch eine unmäßige Frivolität die Würde, welche die politiſche Poeſie und der politiſche Dichter behaupten ſollte, verſcherzt und preisgegeben hat.

Wenn man ſich ſchon öfters gegen das politiſche Gedicht oder Lied erklärt, und dabei auch auf Goethe's obenerwähntes Wort berufen hat, ſo dachte man dabei wohl immer vorzugsweiſe an dasjenige, das ſich mit den Problemen des innern politiſchen Zuſtandes beſchäftigt, nicht aber an das politiſche Lied, welches die Sache und das Recht der eigenen Nation gegen fremde Völker vertritt, das Kriegs-, Schlacht-, Hohn- und Triumphlied, die den Sieg und die Großthat feiernde Ode u. dgl. Denn dieſe Poeſie hat bei allen Völkern geblüht, und Unterdrückung, Auflehnung, Abwerfung des Jochs, Ermunterung zur Rache, und Triumph über die errungene Freiheit — dieß iſt zu allen Zeiten ein natürliches Thema der Poeſie geweſen, das ihr Niemand ſtreitig machen wird. Auch ſind hier im Ganzen und Großen die Verhältniſſe ſo einfach, wie es der Poeſie gemäß und willkommen iſt. An die innere Politik dachte Goethe, wenn er ſagte: „Sagen wir nur nicht, die Politik ſey die Poeſie, oder ein für den Poeten beſonders paſſender Gegenſtand. Thomſon ſchrieb ein gutes Gedicht über den Frühling, und ein ſchlechtes über die Freiheit, nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern im Gegenſtand. . . So wie ein Dichter politiſch wirken will, muß er ſich einer Partei hingeben, und dann iſt er der Welt als Poet verloren; er muß ſeinem freien Geiſt, ſeinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl ſagen, und dagegen die Kappe der Vornirtheit, des blinden Haſſes über die

Ohren ziehen.“ Dieß wird nun nicht zu bezweifeln ſeyn, daß der politiſche Dichter, im engern Sinne des Wortes, an eine Partei ſich anſchließen muß, oder daß eine Partei ihn an ſich zieht, ihn zu den Ihrigen zählt, aber ob dieß zu ſo ſchlimmen Folgen führen muß, wie Goethe glaubt, ſteht doch dahin. Ueber das Parteinehmen des Dichters hat ſich vor Kurzem zwiſchen zwei der nahmhafteſten jüngern deutſchen Dichter ein poetiſcher Hader erhoben. Freiligrath, in einem Gedicht, worin er den traurigen Tod des ſpaniſchen tapfern Generals Don Diego Leon feiert, ſagt:

„Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei.“

Dieſe Entſchuldigung war vielleicht überflüſſig, da ſie nicht zur Sache gehörte, und einem deutſchen Dichter, welches auch ſeine politiſche Geſinnung, wird es immerhin geſtattet ſeyn, einen an ſich ergreifenden und tragiſchen Vorfall aus der Geſchichte der ſpaniſchen Kämpfe ohne genauere Berückſichtigung der politiſchen Parteiintereſſen poetiſch zu behandeln; aber der ſo allgemein hingeſtellte Satz reizte unwiderſtehlich einen andern Dichter, den eigentlichen Vertreter der neueſten politiſchen Poeſie, Herwegh, zum Widerſpruch, und er beeilte ſich, die Ehre der Partei zu retten in einem Gedichte, welches ſchloß:

„Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!“

Wenn Freiligraths Satz ſo viel heißen ſoll: der Dichter kann ſich, im Intereſſe der Humanität, als Vertreter des rein Menſchlichen, über Parteiintereſſen erheben, — ſo ſtimmen wir ihm vollkommen bei; ſoll er aber ſagen: der Dichter muß außer und über den Parteien ſtehen, weil er dafür zu gut iſt, — ſo können wir ihm nicht ganz beitreiten. Wer zur politiſchen Poeſie ſich angeregt und berufen fühlt in einer Zeit politiſcher Gährung und Parteiung, wer ächt poetiſche Momente auch hier glaubt finden und mit Stimmung und Glück behandeln zu können — und zwar in einem politiſchen Sinne —: der tritt allerdings auf die Seite einer Partei, oder er bildet auch wohl eine eigene, aber ſoll er ſich deßhalb ſolche Stoffe verſagen? ſoll der Dichter dem innern Triebe zur Poeſie widerſtehen aus äußern Rückſichten? Iſt

es ein ſo großes Unglück, oder ein Fehler, einer Partei anzugehören, da doch der weiſe Solon ſeinen Bürgern durch ein Geſetz verbot, bei einer Parteiung neutral zu bleiben? Entſagt der Dichter, der einer Partei durch ſeine Gedichte ſich anſchließt, ſo unausbleiblich, wie Goethe glaubt, der Freiheit des Geiſtes, dem unbefangnen Ueberblick? Gefahr iſt wohl da, aber dieſer Gefahr ſoll und kann der Dichter begegnen und ſie beſiegen. Unterliegen aber wird er ihr, wenn er, ſtatt frei ſeinen eigenen Impulſen zu folgen, ſeiner Partei zu dienen, ihre Zwecke durch ſeine Poeſie zu fördern ſucht, wenn er vor Allem nach Beifall, nach dem Lobe der extremſten Schreier buhlt; wenn er, ſtatt ſein und vielleicht ein allgemeines Gefühl poetiſch auszuſprechen, einer Partei die Loſung geben und ſie anführen will. Parteien ſind eine Unvollkommenheit, am idealen Staat gemeſſen; in der Wirklichkeit fehlen ſie nur den Staaten, wo ein bleierner Scepter die Freiheit, den politiſchen Geiſt niederhält, und finden ſich in den vergleichungsweiſe gebildetſten, glücklichſten und freiſten Staaten. Wo freilich der Gegenſatz ſo ſchroff wird, daß er ſich dem Verhältniß von Eroberern und Eroberten, von Herrn und Sklaven, von zwei kriegführenden Völkern nähert, wenn die eine Partei, politiſch unterdrückt und rechtlos, oder verarmt und hungernd, in der andern nur Tyrannen und Räuber erblickend, um ihr politiſches oder phyſiſches Daſeyn kämpft: da betritt der politiſche Dichter einen für die Poeſie gefährlichen Boden, wo ſie gar leicht über den Parteiintereſſen und Leidenſchaften das rein menſchliche und das nationale Element aus dem Auge verliert, ſtatt die Fackel zu ſchwingen den Feuerbrand ſchleudert, und Gang und Haltung der Grazie, oder auch die ſchöne Begeiſterung der Bacchantin, mit dem Starrblick der Meduſe, mit der Wuth der Furie vertauſcht. Sehe der Dichter, der ſich von ſolchem Kampf poetiſch angezogen fühlt, zu, wie er dennoch die äſthetiſche Freiheit und Würde wahre, und er wird, wenn es ihm gelingt, hohes Lob verdienen. So wenig jedoch aus innern Gründen der Dichter ſich genöthigt glauben wird, die Behandlung politiſcher Stoffe und Anregungen zu meiden, ſo wenig kann vernünftigerweiſe ihm die Zumuthung gemacht werden: politiſche Poeſie ausſchließlich, vorzugsweiſe, oder überall nur zu betreiben. Dieſe wahrhaft abſurde Forderung iſt neueſtens in Proſa und Verſen vielfach erhoben worden, — als ob ſich dergleichen

fordern und gebieten ließe! Liegt es in der Stimmung der Dichter, nur politiſch zu dichten, und in der der Leſer, keine andere Poeſie zu leſen, wohl und gut! aber aus einer Zeitſtimmung, ſelbſt wenn ſie entſchiedener, allgemeiner und dauernder wäre, als ſie in der That iſt, äſthetiſche und philoſophiſche Axiome ableiten, iſt thöricht. Die Herolde dieſer nagelneuen Weisheit, welche den politiſchgebildetſten Völkern der Welt, den Griechen, den Römern, den Engländern, verborgen blieb (denn dieſe Nationen haben deſſen, was nach dem neueſten Sprachgebrauche politiſche Poeſie heißt, ſehr Wenig), ſcheinen plötzlich zu glauben, es gebe außer der politiſchen oder Freiheitspoeſie nur noch ein Singen von Veilchen und Nachtigallen, und zwiſchen beiden habe man die Wahl; ſie erklären allen andern Intereſſen den Krieg, und thun ſelbſt gegen die Liebe ſpröde und hochmüthig. Wir wollen nicht viele Worte damit verlieren, dieſen Wahn hiſtoriſch oder wiſſenſchaftlich zu widerlegen; erklärt ja doch ſchon der beſonnenere Prutz das ſich allein berechtigt Glauben der politiſchen Poeſie für eine Einſeitigkeit, die verſchwinden müſſe. Wenn die Poeſie beſtimmt iſt, die Menſchen zu bereichern, wie können Poeten ihr Weſen ſo verkennen, daß ſie ihr zumuthen, ſich freiwillig zu beſchränken, ihren Reichthümern zu entſagen, und ſich mit Einem Stoffe, der Freiheit, zu begnügen!

Goethe meint, die Freiheit ſey ein dürftiger Gegenſtand für die Poeſie. Vom abſtrakten Begriff der Freiheit kann man es, wie von jedem Abſtraktum, zugeben. Freiheit kann das Allerrealſte, Erfüllteſte, Lebendigſte, Klarſte, wie andererſeits auch das Dunkelſte, Leerſte, das Todteſte und Tödtendſte ſeyn — das erſtere, wenn ſie einen konkreten, hiſtoriſchen, lebendigen und vernünftigen Inhalt hat, wenn damit ein vorhandener, zu behauptender oder zu entwickelnder Zuſtand bezeichnet wird, deſſen Güter, Rechte und Segnungen Jeder kennt; das letztere, wenn die Freiheit noch keine Heimath und Daſeyn, als im Geiſt und Wort des Dichters oder Denkers hat, wenn ihr Lebensnahrung und Anerkennung im Bewußtſeyn des Volkes fehlt, wenn ſie nur der Name iſt, unter welchem ſich Jeder ſeine ausſchweifendſten, abenteuerlichſten Wünſche und Begierden denkt. Obgleich dadurch die Aufgabe, nach Freiheit zu ſtreben, keineswegs aufgehoben wird, weil Freiheit die Beſtimmung und das Ziel der Einzelnen und der Staaten iſt, ſo wird

ſie doch unendlich erſchwert und verwirrt. Zwiſchen beiden Zuſtänden ſteht Deutſchland in der Mitte; die Freiheit iſt uns Deutſchen nicht etwas ganz und gar Unreales, Abſtraktes, nicht ein bloßes Wort, eine völlige, verſchwimmende Nebelgeſtalt; — aber wir ſind auch weit entfernt von einer wahren, lebendigen Freiheit, von der ſichern in ſich geſchloſſenen Anſchauung derſelben; gäbe jeder äußere Widerſtand wie weiches Wachs nach, wir wüßten nicht, wir würden nicht einig, wie das Wachs zu formen ſey. Wir ſind ſo weit in der politiſchen Bildung, daß wir uns inbrünſtig nach Freiheit ſehnen, aber es fehlt uns der politiſche Verſtand und die Kraft, über unſer Ideal uns auch nur zu verſtändigen, geſchweige denn, es zu realiſiren. Was kann hier die Poeſie, die politiſche Poeſie, leiſten? was kann ſie leiſten wollen? Geradezu lehren, geradezu bilden und beſſern kann die Poeſie nimmermehr, ſo groß auch ihr im Augenblick begeiſternder, und im Verlauf der Zeit allgemein bildender und hebender Einfluß ſeyn mag. In der Regel gilt, was ſelbſt Prutz als wohlbegründete Bedenklichkeit gegen die politiſche Poeſie und als eine gefährliche Klippe anerkennt: daß, wo nicht ein politiſches Leben und Bewußtſeyn im Staat oder in den Einzelnen verhanden ſey, da es auch in der Poeſie ſich nicht darſtellen könne. Die heutige das große Wort führende politiſche Poeſie aber ſcheint, neben der Anmaßung, die allein berechtigte, zum mindeſten edelſte und höchſte Art der Poeſie zu ſeyn, auch noch die weitere zu hegen: daß ſie die Lehrerin, die Retterin und Befreierin des Volkes, daß ihre Geſänge — Thaten, Schlachten und Siege ſeyen. Von den herrlichen Früchten der Freiheit, welche die politiſche Poeſie tragen ſoll, iſt leider bis jezt in Deutſchland nicht viel Tröſtliches zu ſehen, und wenig Erfreuliches zunächſt zu erwarten; darum tadeln wir ſie nicht, und legen ihr auch nicht zur Laſt, was etwa in neueſten Zeiten noch verloren ging; was durch poetiſche Licenz verſcherzt wird, iſt wohl kein großes Gut geweſen; nur ihren anmaßenden Dünkel tadeln und beklagen wir, — [illegible] einen Taumel genährt hat, der das Wort mit der That ve[illegible]e, der von der Höhe von Wolken und Träumen die erprobten Männer der feſten Erde unter ſich ſah und mit Hochmuth behandelte; daß ſie ruhmredig ein Feuerwerk für eine Schlacht ausgegeben, und die Ehren und Belohnungen der Großthat und des Sieges im Voraus ſich zugeſprochen

oder vertheilt hat. Hat ſich wirkliche Geſinnung ausgeſprochen, Muth und Tapferkeit, denen nur noch die Gelegenheit fehlte, ſich zu bewähren, wurde ächte Begeiſterung, Treue, Ehrgefühl geweckt? Wir wollen es glauben; aber wir glauben auch, daß viele Begeiſterung verpufft wurde, daß viel hohle Eitelkeit geweckt und genährt, viel Hochmuth großgezogen, viel Verwirrung, Mißverſtändniß, Aergerniß fruchtlos ausgeſät wurde. Und der Gewinn für die politiſche Bildung und Einſicht, für eine darauf gegründete Begeiſterung aus der neueſten politiſchen Poeſie iſt klein. In zwei Hauptgruppen zerfallen die meiſten neueſten politiſchen Gedichte; die eine umfaßt Klagen und Anklagen, die andere Hoffnungen, Forderungen, Aufforderungen. Erſteres iſt ohne Zweifel ein großes und fruchtbares Feld; auch hörte man viele ſcheltende, drohende Worte des Zornes und Haſſes gegen die Tyrannen, die Feinde der Freiheit, des Lichts und Rechts, — aber die Klagen und Anklagen brachten — wir reden hier vorzugsweiſe von den pathetiſchen Gedichten — Weniger, als Jeder ſchon wußte und fühlte, Weniger, als die loyalſten deutſchen Zeitungen in naivſter Meldung bloßer Thatſachen enthielten; ſie hielten ſich in vagen Allgemeinheiten und ſuchten den Mangel des konkreten Inhalts durch die Energie der Worte zu erſetzen; oder trafen ſie wohl gar Perſonen und Verhältniſſe, welche Deutſchland vielmehr zu ehren als zu verklagen Urſache hat. Nicht reichlicher und erfreulicher iſt die Ausbeute an wirklichem Gehalt auf dem andern Gebiete; die Zukunft iſt überhaupt nicht der günſtigſte Boden für die Poeſie, welche beſſer auf dem feſten Grund der Vergangenheit oder der Gegenwart wandelt. Die geforderte und geweiſſagte Freiheit trägt keine feſten, ſcharf ausgeprägten Züge an ſich, — meiſt ſchwankt ſie zwiſchen einem abſtrakten Begriff, einem Bild der Phantaſie, einer hiſtoriſchen, deutſchen Geſtalt, und einer franzöſiſchen Göttin. Gleich unbeſtimmt, vag, aller Anſchaulichkeit entbehrend ſind die Aufforderungen zum Handeln, zur That; man erfährt nicht deutlich, Wer und wo der Feind iſt; bald wird die Leier weggeworfen, um das Schwert zu ergreifen, bald gilt wieder die Leier ſelbſt ſchon als das Schwert. Auch wird wohl gar von Einem Dichter die That der Befreiung nicht ſowohl von Menſchenhänden, als von — der Idee erwartet.

Einen Beweis davon, wie ſehr es dieſer neueſten politiſchen

Poeſie an gediegenem, konkreten Gehalt fehlt, finden wir theils in der Art, wie ſich häufig die eigene Perſönlichkeit der Dichter hervordrängt, ſtatt an den Gegenſtand in Andacht ſich hinzugeben, in ihm aufzugehen, das eigene Ich zu vergeſſen, theils auch in dem Umſtand, daß dieſer Egoismus im Allgemeinen gar nicht gemißbilligt oder auch nur bemerkt, vielmehr noch genährt und geſteigert wird durch vielfaches Anſingen und Beſingen der Dichter. Man könnte gewiß einen anſehnlichen Band füllen mit Gedichten, welche im Laufe der letzten Jahre die politiſchen Dichter unter ſich wechſelten, oder die ihnen von andern Verehrern dargebracht wurden. Uns ſcheint es entweder poetiſche Dürftigkeit des objektiven Intereſſes, Unfruchtbarkeit des Gegenſtandes, oder Ungeſchicklichkeit in der Behandlung und Auffaſſung zu beurkunden, wenn ſich die Poeſie ſo begierig an die Perſon des Dichters hängt, und zu Ehren der Freiheit, aus Begeiſterung für ſie, der junge Poet eben — den politiſchen Dichter, als ihren ſichtbaren Vertreter und Helden, beſingt. Man hat mit Recht gefühlt, daß die Poeſie den engen Kreis ſubjektiver, perſönlicher Gefühle, Wünſche und Strebungen durchbrechen, daß ſie ſich kräftiger des Lebens in ſeinen größern Angelegenheiten und Leidenſchaften bemächtigen, daß ſie männlicher und nationaler werden ſollte, als ſie es längere Zeit war, — man hat ſie auf das politiſche Gebiet gelenkt, und ſiehe da! das Perſönliche in der dürftigſten, ärmlichſten und mitunter widrigſten Geſtalt, mit der kleinlichſten Eitelkeit und Gehäſſigkeit, iſt wieder überall oben auf und heftet ſich wie ein böſer Zauber an den beabſichtigten großen Aufſchwung; die Männlichkeit iſt zum mindeſten ſtark verſetzt mit unmännlicher Eitelkeit, und für das Poſitivnationale, für das kräftig Einigende und Bindende bleibt bei ſo viel Verneinung, Polemik und Eigenliebe wenig Raum und Gedeihen.

Ein weſentlicher Zug der neueſten deutſchen politiſchen Poeſie iſt ein wunderliches Vornehmthun und Herabſehen auf Dichter, welche früher die Sache des Vaterlandes und der Freiheit poetiſch vertreten haben. Abgeſehen von der Impietät, vom Mangel an ſittlichem wie an politiſchem Takt, Männern, die früher, vielleicht in etwas anderem Sinne, aber doch gewiß mit „Muth und biederer Geſinnung" auf demſelben Gebiete thätig waren, Achtung und Huldigung zu verſagen, oder ſie ihnen nur wie ein Almoſen zuzuwerfen,

iſt es auch unklug und vermeſſen, eine Vergleichung früherer Leiſtungen auf dieſem Felde mit den neueſten durch Geringſchätzung jener herauszufordern. Vorzüglich während der Freiheitskriege und nach denſelben hatte Deutſchland eine reiche Blüthe politiſcher Poeſie. Früher ſchon hatte Klopſtock in vielen Oden den Ton der politiſchen Poeſie kräftig und tief angeſchlagen, aber die Form war zu unpopulär. Außer ihm ſind zu nennen die beiden Grafen Stolberg, Schubart, allenfalls auch Pfeffel mit mancher beißenden Fabel. Gegen den Napoleon'ſchen Druck empörte ſich mit der Volkskraft auch die deutſche Poeſie; Theodor Körner ſprach die feurige Begeiſterung der deutſchen Jugend in glücklichen, ergreifenden Tönen, mit ſoldatiſcher Kühnheit und jugendlicher Friſche aus, ein bedeutendes poetiſches Talent und zugleich eine durch ſeinen Kampfmuth und ſeinen ritterlichen Tod poetiſche Geſtalt. Er ſtarb, ehe der Sieg errungen war, und ſo hatte ſeine Poeſie nur Ein großes Thema: das Vertrauen auf den Triumph Deutſchlands im Kampfe gegen den fremden Unterdrücker; vor dem ſpäteren politiſchen Jammer rettete ihn ſein früher Tod. Auch noch mit tröſtlicheren Hoffnungen mochte Max von Schenkendorf aus dieſem Leben ſcheiden, (1817) der, nach Abwerfung des franzöſiſchen Joches, von der Wiederherſtellung des deutſchen Reichs, in verjüngter Geſtalt, von der Beibehaltung altdeutſcher Inſtitutionen in Verbindung mit wahrer Freiheit das Heil erwartete, und ſeine Wünſche und Hoffnungen in körnigten, ſchönen, gehaltvollen Liedern niederlegte. Welche Innigkeit und Kraft, welche Pietät und Treue athmet aus dieſen Gedichten! Selbſt ein Strom der ächteſten, der tiefſten, der deutſcheſten Poeſie rauſcht ſein herrliches Lied von den deutſchen Strömen! Geharniſchte Sonnette, neben manchem ſchönen Lied in Schimpf und Ernſt, ſang Fr. Rückert, in welchen ein kühner Humor mit gewaltigem Ernſt ſich paart, die reichſte Fülle des Inhalts, ein unerſchöpflicher Born von Gedanken in eine höchſt kunſtreiche Form gegoſſen iſt, und die wie Sturmglocken dröhnen, wie Waffen klirren, wie ein reiſiger Zug dahinraſſeln und mit ſich fortreißen. Große Wahrheiten ſind neben tiefen Gefühlen in dieſen Sonetten ausgeſprochen. In einfacheren Tönen, aber friſch aus dem Herzen ſtammend, und dem Volk ins Herz dringend, mit gereifterer Kraft als Th. Körner, ſang in jenem Kriege der wackere, mannhafte Arndt, mit den klarſten Worten

das Höchſte nennend, der Feind aller Lüge und alles Tandes, mit dem Liede wie mit einem Schwert, aber auch mit dem Schwert ſelbſt hauend, ſich fühlend und beſcheiden, ein Mann von eiſerner Kraft und von kindlicher Milde, Niemand fürchtend, als Gott. Er verſtummte auch nicht, als die Hoffnungen Deutſchlands vereitelt wurden, und gab in manchem ſchönen Liede ſeinem Schmerz und Zorn Worte. In die trüberen Zeiten nach dem Kampf fallen die Dichtungen der Brüder Follen, etwas manierirt, aber voll Mark und Kraft, voll von Gedanken und Bildern, treu an das Geſchichtliche, das Deutſche ſich haltend. Die allgemeinen deutſchen politiſchen Verhältniſſe hat Uhland nur in Einem Gedichte behandelt, das aber den Gehalt von vielen ſpätern in ſich zuſammendrängt, „am 18ten Oktober 1816," und auf das wir, da es allgemein bekannt iſt, hinweiſen als auf ein Beiſpiel, wie der ächte Dichter allgemeine Betrachtungen und Reflexionen in ein wirkliches Gedicht zu verwandeln weiß, indem er ſeine ſtrafenden Worte als den Nachhall der Worte eines vom Himmel herniedergeſtiegenen Geiſtes gibt, — was ſich nun freilich nicht ohne Weiteres nachmachen läßt. In Uhlands vaterländiſchen Gedichten, die ſich auf Württembergiſche Verhältniſſe beziehen, iſt zwar der Gegenſtand ein beſchränkterer, die Behandlung iſt zum Theil mehr verſtändig, nüchtern, epigrammatiſch; aber wie unendlich gehaltvoller iſt dieſe auf den Kern der Sache eingehende, ſtrengere und kühlere Behandlungsart, als das hohle Pathos ſo vieler die Weltfreiheit abhandelnder Gedichte, und wie erhebt ſich oft ſeine Poeſie von dem Partikularintereſſe eines kleinen Staates zu der ſchwungvollen, ergreifenden Verkündigung der höchſten politiſchen Wahrheiten, die doch nicht als nackte Theoreme, ſondern als Offenbarungen des erwachten und mündigen Rechtsgefühls erſcheinen. Und auf dieſe Dichter dürfen die neueſten politiſchen Dichter herabſehen, oder ihnen darf ſie die heutige Kritik vorziehen? Ihnen ſollten ſie an politiſcher Einſicht, oder an Poeſie vorgehen, oder was haben ſie ſonſt vor Jenen voraus?

Vorzüglich iſt es freilich nur der einzige G. Herwegh, welcher als der politiſche Dichter der Gegenwart ſo ungemeinen Beifall und Ruf wie im Sturme errungen hat, doch ſind auch andere jüngere Dichter von ähnlicher Tendenz mit Lob und Ehren überhäuft worden, und was dieſer Schule ſich anſchließt, ſcheint auf

günſtige Beurtheilung und Aufnahme zählen zu können. Unverkennbar iſt, daß bei den Erfolgen dieſer Poeſie zwei Faktoren zuſammenwirken: das Talent des Dichters, der wieder den erſten Anſtoß gab, und die Stimmung in Deutſchland. Auf die Abſpannung, welche allmählig eintrat, je weiter man ſich von der Julirevolution entfernte, und die durch die Wachſamkeit und Thätigkeit der deutſchen Regierungen immer allgemeiner und ſchwerer ſich ausbreitete, folgte ſeit dem Jahre 1840 bekanntlich wieder eine lebhaftere politiſche Regſamkeit, eine beſſere Hoffnung, die Erwartung eines Umſchwungs und eines nationalen Aufſchwungs. Im Innern und nach Außen ſchien ſich für Deutſchland eine neue Entwicklung ſeiner Kraft und Größe vorzubereiten, — und in dieſer Zeit erſchienen Herweghs Gedichte. Was oben über Inhalt und Richtung der neueſten politiſchen Poeſie geſagt wurde, findet zum großen Theil ſeine Anwendung auf dieſe Gedichte, daher nur noch von der Form und von dem Talent des Dichters zu ſprechen iſt. Der Form im äußerlichen, techniſchen Sinne, iſt er in hohem Grade Meiſter; er verbindet, im Ganzen genommen, Korrektheit und Strenge mit volltönendem Redefluß; er handhabt Rhythmus und Reim mit großer Fertigkeit und iſt in der Wahl der Versmaße glücklich. Minder günſtig müſſen wir von ſeiner Kraft der poetiſchen Geſtaltung urtheilen. Wenige ſeiner Gedichte löſen ſich frei, als organiſche Gebilde, in ſich ruhend und geſchloſſen, ab, wenige runden ſich zu einer in ſich einigen, harmoniſchen, wahrhaft poetiſchen Anſchauung; ſein Talent iſt mehr *rhetoriſch* als *poetiſch*. Und dies paßte nun gerade recht gut theils für ſeine politiſchen Themata, welche leichter redneriſch, pathetiſch auszuführen und zu ſteigern, als poetiſch, ſinnlich anſchaulich zu geſtalten ſind, theils auch für das größere Publikum, das vom redneriſchen Schwung und Feuer mehr ergriffen wird, als von der ruhigeren Tiefe der Poeſie. Daß wir die Poeſie Herwegh nicht abſprechen, verſteht ſich; einzelne Gedichte, ſolche, die vielleicht minder beachtet und geprieſen werden, als die lärmenden und tobenden, ſind aus einem wirklich poetiſchen Keime erwachſen und ſchön geſtaltet; aber in vielen iſt die Idee des Ganzen mehr ein Produkt des Verſtandes, der Reflexion, des Witzes, als der freien Phantaſie, ſo ſehr dann die Ausführung im Einzelnen dichteriſche Anſchauung und Geſtaltung beurkundet. Ein frappanter, beſtechender,

blendender Gedanke oder Einfall ſtellt ſich nicht ſelten als der wahrſcheinliche Kern und Keim eines Gedichtes dar; er wird mit Feuer und Fluß der Rede, mit oft glücklichen und lebhaften Bildern weiter ausgeführt und das Gedicht häufig mit einem epigrammatiſchen Trumpfe geſchloſſen. Künſtlich und an die Franzoſen, namentlich Beranger, erinnernd ſind die Gedichte mit einem oft wiederkehrenden Refrain, wo der das ganze Gedicht ſo zu ſagen beherrſchende Reim mehr als eine den Verſtand und den Witz reizende Schwierigkeit, denn als eine poetiſche, erfreuende Schönheit erſcheint. Redneriſch iſt dieſe Poeſie, aber nicht gedehnt, nicht ausgeſponnen, im Gegentheil zuſammengedrängt, epigrammatiſch, witzig, doch nicht in ſcherzhafter, ſondern in ernſter Weiſe. Klar, gedrängt, feurig, wohllautend, fließend — iſt ſie für viele Leſer und Hörer verſtändlich, nicht ermüdend, angenehm aufregend, während der Inhalt dem Einen als Wahrheit, dem Andern als Poeſie gefällt. Wie wenig übrigens das größere Publikum die wirklichen Vorzüge von Herweghs Poeſie klar und mit Bewußtſeyn erkennt, wie wenig es zu unterſcheiden weiß, beweist die Thatſache, daß die „Cenſurflüchtlinge," die kürzlich ausgegeben wurden, von Vielen ſofort ihm zugeſchrieben werden konnten, obgleich ſie ſehr tief unter ſeiner Poeſie ſtehen. Dies im Vorbeigehen. Ein einſichtsvoller Kritiker hat neulich Herweghs Gedichte, in denen er noch keine ſehr hohe Poeſie findet, doch als ſehr männlich gerühmt. In der That iſt Ausdruck und Ton, ſind viele Bilder und Farben auffallend kräftig und, wenn man ſo will, männlich; im Ganzen jedoch würde Herweghs Poeſie dies Prädikat unbedingt nur dann verdienen, wenn ſie auch das Gepräge der Reife der Geſinnung, einer dem Manne geziemenden ſtrengeren Einheit und Conſequenz, mehr Haltung an ſich trüge. So aber bilden die kraftvollen, männlich ſtolzen Worte noch einen fühlbaren Contraſt mit dem Unſteten, Schwankenden, Blindleidenſchaftlichen der Tendenz. Nicht im Sinn einer deutſchen Männlichkeit, und dieſe iſt man doch vom deutſchen Dichter zu erwarten berechtigt, iſt zum Beiſpiel die grenzenloſe Vergötterung des franzöſiſchen Dichters Beranger in dem Liede, deſſen Refrain die Worte: „mein Beranger!" Wenn der deutſche Dichter den franzöſiſchen mit Recht ſchätzt und bewundert, ſo ſollte er ſich doch auch ſagen, daß deſſen Vorzüge und Popularität dadurch bedingt

ſind, daß er durch und durch Franzoſe iſt, und daß der Deutſche, der mit ihm wetteifern will, vor Allem durch und durch deutſch ſeyn ſollte — unbeſchadet, natürlich, aller Humanität und Achtung fremder Nationalität. Ein genaueres Eingehen auf die Gedichte Herweghs liegt hier nicht in unſerm Plane; überhaupt iſt im jetzigen Augenblick gerade, wo ſo viele Leidenſchaften ſich in die äſthetiſche Frage gemiſcht haben, ein unbefangenes Urtheil ſchwierig, und ein gemäßigtes vielleicht keiner Seite willkommen.

An poetiſcher Begabung reiht ſich wohl Prutz zunächſt an Herwegh an. Er hatte ſich ſchon als gefühlvoller, gedankenreicher, kunſtgewandter Dichter einen Namen gemacht, ehe er ſich auf die politiſche Poeſie und die erotiſche, die Friedensleier ſo zu ſagen ins Feuer warf. Verleugnet ſich nun gleich in den politiſchen Gedichten das früher bewährte Talent nicht, und finden ſich darunter auch einige wirklich gelungene, ſchöne Compoſitionen, z. B. die erſte Saat, ſo ſtehen ſie doch unſeres Erachtens den nicht politiſchen an Poeſie weit nach. An treffenden Bildern, an Gedanken fehlt es nicht; aber die ruhig geſtaltende Phantaſie hat ihr Amt nicht verwalten können; der Verſtand und die Leidenſchaft haben ihre ſtille Thätigkeit verkümmert. Viele der Gedichte ſind verſificirte Toaſte, Briefe, Anreden — als ſolche wohlgelungen, aber keine Poeſien. Mit Bedauern ſieht man, wie Prutz vom Geiſt politiſch puritaniſcher Bilderſtürmerei ergriffen, als Soldat der Poeſie ihren Friedenskünſten Hohn ſpricht, und abſichtlich am guten Geſchmack ſich verſündigt, zu Ehren der Kraft und der Freiheit, wenn er ſingt:

„Nun gut, ſo rutſcht denn auf dem Knie,
So räuchert Eurem Fetiſch,
Und klagt, die neue Poeſie
Sey gar zu unäſthetiſch.
Wir kümmern uns den Teufel drum,
Wie man uns kritiſire,
Und ob ein feines Publikum
Uns höchlich degoutire."

Wozu ſolche forcirte Kraftſprache und Verachtung der Schönheit? Prutz hat hier Herweghs eigene, von ihm ſelbſt freilich öfters vergeſſene Worte nicht beherzigt:

„So Manchen macht die Freiheit jetzt pathetiſch,
Daß ſie Barbaren gleich die Kunſt verhöhnen,
Sey lieber goethiſch, theurer Freund, als gothiſch!“

Der Teufel, der hier und auch bei Herwegh vorkommt, iſt keine Würze der Poeſie, und nützt der Freiheit Nichts. Wenn Th. Körner ächt poetiſch die Liebe ſelbſt zum Motiv der Begeiſterung für die Befreiung des Vaterlandes machte, ſo ſingt dagegen Prutz, der Liebespoeſie abſagend:

„Einem nur ſoll'n alle Waffen,
Alle Leiern dienſtbar werden,
Eins nur gibt es noch zu ſchaffen,
Nur ein einziges auf Erden:
Daß beim Klange freier Lieder
Frei das Vaterland erſtehe!
Erſt wenn das geſchehn, nicht ehe,
Holde Frau'n, habt Ihr uns wieder!“

Die Muſe, ſelbſt eine Frau, hat bei dieſem Verſe wenigſtens dem Dichter nicht gelächelt; doch muß man zufrieden ſeyn, daß er den Dienſt und die Feier der Frauen nicht ganz abſchwört, ſondern nur vertagt — auf wie lange, das weiß Gott, und wir fürchten, die freien Lieder werden noch einmal vorher verſtummen, ehe das Ziel erreicht iſt! Mehr Einheit des Strebens und der Gedanken finden wir bei Prutz, als bei Herwegh, auch gelegentlich mehr Toleranz, und das Bewußtſeyn von der Nothwendigkeit eines Zuſammenwirkens, z. B. in den Worten:

„Laßt denn geduldig, ohne Grollen,
Uns wandeln auf verſchiednem Pfad,
Sey Jeder nur getreu in Wollen,
Nur Jeder männlich in der That!“

und Strophen wie folgende:

„Du aber, Reich der Jugend,
Steig auf du, ewig jung,
Du Götterreich der Tugend
Und der Begeiſterung!“

kann Jeder unterſchreiben oder mitſingen; nur freilich iſt damit gar nichts Beſtimmtes und Anſchauliches geſagt, und eben ſo gut könnte ſo der allerſentimentalſte Dichter ſingen, als der gewaffnete Kämpfer der Freiheit. Im Munde des Jüngers einer das Abſtrakte ſo bitter haſſenden Philoſophie befremden ſie allerdings;

aber Prutz iſt überhaupt Dichter genug, um zu fühlen, daß ſeine Philoſophie — die Philoſophie des freien Geiſtes — nicht poetiſch iſt, und ſich zu der Sprache und den Vorſtellungen des alten Glaubens zu bequemen, — wenn er z. B. von der Zukunft Oſterglocken, der Freiheit Morgenliedern ſpricht, die Entſcheidung dem „ewigen Gott" anheimſtellt, ſich auf das beruft, „was wir vor Gott nur ausgeſprochen," und betet:

„Doch will uns Gott was Gutes thun,
So laß er jung uns ſterben!"

Wir wollen gegen dieſen Wunſch, als einen poetiſchen Gedanken, nichts einwenden; ein Dichter, der ſieht, welche traurige Verwandlung in jedem Sinne das Alter oft über den Menſchen verhängt, mag wohl dies Gefühl, dieſen Wunſch haben und ausſprechen; aber dieſe Frage ſey geſtattet: liegt in dieſem Wunſche der Muth, die Tapferkeit und Zuverſicht, deren ſich ſonſt die jüngſten politiſchen Dichter rühmen? Sollte die Begeiſterung, die Treue nur der Jugend eigen ſeyn, und mit dem Alter nothwendig, wie eine Blüthe, abfallen? Kann man einen ſolchen Wunſch nicht als Mißtrauen in ſich ſelbſt, oder Mißtrauen in den ſonſt ſo laut verkündigten Sieg der Freiheit und der guten Sache deuten? oder haben die neueren politiſchen Dichter Grund zu der Beſorgniß, wenn ſie alt werden, eben ſo von Jüngeren liebloſ und verächtlich behandelt zu werden, wie ſie ſelbſt jetzt das Beiſpiel geben?

Von den vielen ſonſtigen politiſchen Gedichten nennen wir nur noch ein paar; vor Kurzem ſind erſchienen: „Cenſurflüchtlinge, Zwölf Freiheitslieder," ganz nach Herwegh'ſchem Zuſchnitt, und auch wohl mit einigen Funken von ſeinem Feuer, nicht ohne Pathos und Formtalent und einzelne glückliche Bilder, aber entſchiedner noch ganz ins Redneriſche ſich verlierend, der poetiſchen Geſtaltung und Anſchauung ermangelnd, den proſaiſchen Gedanken und das Abſtraktum in einen bauſchenden Mantel poetiſcher Bilder und Blumen verhüllend. Wir finden dort die Verſe:

„Die Poeſie, mit ſeelenvollem Blick,
Durchblickt der Menſchheit wandelndes Geſchick,
Und fühlt und zählt den Pulsſchlag der Geſchichte,
Und ſchaut begeiſtert göttliche Geſichte.

Und mit Prophetenmacht, im Heil'genſchein,
Sieht ſie der Zukunft tief ins Herz hinein;
Zum Heldenmädchen wird die Schäferdirne,
Und Gottes Zorn umleuchtet ihre Stirne.

Sie hüllt in Waffen ihren zarten Leib,
So ſteht ſie da, ein kampfgerüſtet Weib;
Ihr Aug' verſtehts, den Wetterſtrahl zu ſenden,
Und Schwert und Fahne hält ſie in den Händen.

Das will die Zeit, will ernſten Waffentanz,
Nicht einen abgewelkten Dichterkranz;
Gebete zu der Freiheit Morgenrothe,
Kein Auferſtehungslied für ewig Todte!"

Dieſe Strophen charakteriſiren in mehrfacher Beziehung die Manier der neuen Schule — oder Partei — in der Poeſie; ſie geben gewiſſermaßen ihr Prinzip, ihre Tendenz in einer Form, welche die beſtechenden Eigenſchaften wie die Mängel derſelben ſehr auffallend veranſchaulicht. Wir glauben gerne, daß Viele, auch Solche, welche Sinn für Poeſie zu haben ſich rühmen, von dieſen fließenden und voll ins Ohr tönenden Verſen, von dieſer tapfern, kriegeriſchen Sprache, von dem feierlichen Ernſt, von der Identificirung der Poeſie mit der Jungfrau von Orleans, von der Berufung auf die Forderungen der Zeit, gegenüber einer ſpielenden und tändelnden Poeſie, ſich einnehmen laſſen, ſich angeſprochen fühlen — aber wir müſſen geſtehen, in denſelben wenig Wahrheit und wenig ächte Poeſie zu finden. Ein anderes Werkchen führt den Titel: das Weltgericht. Ein Freiheitslied, in drei Epochen. Es iſt eine Art von didaktiſchpolitiſchem Epos, in der ſchwierigen Spenſer'ſchen Stanze gedichtet. Das Thema iſt die Freiheit, gefeiert in ihren Hauptvertretern und Kämpfern im Alterthum, in der chriſtlichen Vorzeit, in der Gegenwart. Den Titel können wir uns nicht ganz erklären; vermuthlich bezieht er ſich auf das Schiller'ſche Wort: Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht; — denn von einer Viſion des jüngſten Gericht u. drgl. findet ſich nichts in dem Gedicht; es ſchließt mit der Gegenwart und erwartet die Erringung der Freiheit von der Idee, als dem wahren Heiland. Der Faden, welcher die in dem Gedicht gefeierten Perſonen zu einer Einheit verbindet, iſt der Begriff der Freiheit, der aber in ſehr verſchiedenem, ungleichartigen Sinn genommen werden muß, um darunter die Helden der griechiſchen Kriege gegen die Perſer, die Rächer der Freiheit an

den Tyrannen, dann Chriſtus, Huß, Luther ꝛc. zu begreifen. Das Gedicht iſt beachtenswerth, ſofern darin die politiſche Poeſie über das einfache Lied hinaus zu einer größern Geſtaltung ſtrebt. Aber ſchwerlich wird dieſer Verſuch großen Beifall finden. Ein epiſches Gedicht kann nicht das Feuer jener lyriſchen Expektorationen ununterbrochen unterhalten; das Intereſſe ſchwankt und zerſplittert ſich; und andererſeits werden doch die einzelnen Helden der Freiheit zu kurz behandelt, als daß es zu konkreten Zügen und Schilderungen käme. Einen eigenthümlichen Eindruck macht die Art, wie der Verfaſſer, der der neueſten, die Religion verwerfenden Poeſie zu huldigen ſcheint, doch Chriſtus, Huß, Luther als Kämpfer der Freiheit für ſein Gedicht zu gewinnen ſucht. So hätte man alſo ſchon ein Freiheitsepos; noch fehlt das „Freiheitsdrama," aber das Wort iſt ſchon geſtempelt, und man hat ſogar ſchon den Dichter bezeichnet, der berufen ſeyn ſoll, der Retter und Wecker der dramatiſchen Muſe aus ihrem Zauberſchlafe zu ſeyn. Wir werden ſehen!

Der Raum verbietet, auf die neuern ſatiriſchen, politiſchen Dichter uns einzulaſſen, die, wenn ſie auch keinen Enthuſiasmus entzündeten, wie die pathetiſchen, doch nicht geringes Aufſehen und Intereſſe verſchiedener Art erregten, und zwar weniger glänzend, aber dafür einſchneidender, mehr wirkliche wunde Punkte und Blößen treffend, mehr als die pathetiſchen beargwohnt und gefürchtet wurden, und ſelbſt empfindlichen Ahndungen nicht entgingen.

Die oben beſprochenen pathetiſchen politiſchen Gedichte haben auch ſchon eine Reaktion hervorgerufen — eine poetiſche, meinen wir, die wohl für ſich im Stande geweſen wäre, die Ueberſchwänglichkeit jener auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Jetzt verkümmern vielleicht beide miteinander. Eine Sammlung iſt kürzlich, anonym, erſchienen: Sonnette, gegen den Strom. Zum Beſten des Kölner Dombaues. „Gegen welchen Strom?" kann und wird fragen, Wer den Titel hört. „Gegen die Strömung der Freiheit oder gegen den Strom der Gewalt?" Gar leicht könnte Einer auf den Gedanken kommen, es habe ſich hier ein Vorkämpfer des Abſolutismus gefunden, der mit den Anſprüchen der neuen Zeit und Bildung eine poetiſche Lanze brechen wolle; aber dem iſt nicht ſo. Unter dem Strom, gegen welchen in dieſen Gedichten angekämpft wird, iſt verſtanden nicht der Strom der Freiheit, ſondern nur diejenige Partei und Schule, welche in den

neueſten Zeiten das Monopol der Geiſtesfreiheit zu beſitzen und zur einzig wahren politiſchen Freiheit führen zu können, in philoſophiſcher Proſa und in politiſchen Gedichten ſich laut und prahleriſch rühmt, die mit ungemeiner Energie ihre Stimme von allen Enden und Orten her erſchallen läßt, eine Menge von Organen geſchaffen oder in ihren Beſitz gebracht, einen großen Theil der ungeſtümen Jugend berauſcht, geblendet und für ſich gewonnen hat, die ihre Behauptungen und Verheißungen ſo unabläſſig wiederholt, daß Viele ſie am Ende für unumſtößliche Wahrheiten annehmen, und eine ſo hochmüthige, trotzige Sprache der Allwiſſenheit führt, daß ſie faſt die Stimme der ernſten, aber beſcheidenen Wahrheitsforſchung übertäubt; und die endlich durch die Maßregeln und Schritte ihrer extremen Gegner ſelbſt einen unberechenbaren Zuwachs von Bedeutung, ja von relativer Berechtigung erlangt hat. Dieſe Partei ſtellt ſich dar als eine Coalition der extremſten, angeblich allein freien und freiſinnigen philoſophiſchen und politiſchen Meinungen, und ihre negativen, untröſtlichen, leeren Reſultate gewinnen ein glänzenderes Ausſehen in einer volltönenden, pathetiſchen Poeſie. Das chriſtlichgermaniſche Prinzip iſt es, gegen welches dieſe Richtung bald geſtändigermaßen, bald verdeckt ankämpft; und wenn auch Manche nur gegen die Entſtellung und den Mißbrauch dieſes Prinzips zu Felde zu ziehen Wort haben wollen, und ihnen allerdings die machthabenden und offiziellen Vertreter dieſes Prinzips Blößen genug darbieten, ſo machen doch Andere aus ihrem Haß gegen das Prinzip ſelbſt kein Geheimniß, und die Erſteren proteſtiren gegen dieſen Haß und Alles was daraus folgt, ſchwach oder gar nicht. Man hat zu einer gewiſſen Zeit die chriſtlichgermaniſche Geſinnung und Richtung, in einer vielleicht hin und wieder excentriſchen, unreifen Geſtalt, aber mit edlem Kerne, verfolgt und zertreten; jetzt erntet man die Früchte dieſer Verfolgung. Mit ihr hätte man ſich ehrlich verſöhnen und verſchmelzen können, mit dem neuen Gegenſatz kann man es nicht. Auf deutſchem Boden raſtlos verdächtigt, verfolgt, angefeindet, gleichſam für heimathlos erklärt, hat ſich die deutſche Freiheitsliebe eine andere Heimath geſucht, ſich mit andern Potenzen verbunden, ſich vom hiſtoriſchen Boden, den das Vorrecht ſich ausſchließlich aneignete, gänzlich losgeſagt — in Staat, Sitte und Glauben! — und die Fahne der Zukunft und der abſoluten Freiheit aufgeſteckt. Und dieſe

Partei, früher nur ſporadiſch vorhanden, iſt in neueſter Zeit wirklich zu einem Strom angeſchwollen — durch die anſteckende Kraft des Beiſpiels, durch ihre gewaltigen Schlagwörter, durch die theilweiſe Wahrheit ihrer Klagen und Polemik, durch die Betriebſamkeit ihrer Führer und Genoſſen, durch die Schuld ihrer Gegner. Gegen dieſen Strom anzukämpfen, erfordert Kraft und Muth, und es iſt eine unerfreuliche Aufgabe, gegen ihn ein Prinzip zu vertheidigen, das ſelbſt nicht in fröhlichem Gedeihen begriffen, das von allen Seiten eingeengt, entſtellt, mißbraucht iſt; es iſt peinlich, den Schein und Vorwurf auf ſich zu laden, als begünſtige man die Unfreiheit, als rede man der Gewalt das Wort, als rechtfertige und preiſe man das Beſtehende, auch wenn es Unrecht und Vorurtheil ſey. Dieſe Schwierigkeiten jedoch haben den Verfaſſer der Sonnette gegen den Strom nicht abgehalten, ſeine Geſinnungen in kräftigen Gedichten auszuſprechen, die er Sonnette nennt, obgleich ſie nicht der üblichen Form dieſer Gedichtart entſprechen, indem je vier gleichlautende unmittelbar auf einander folgende Reime die zwei erſten Strophen bilden, während nach der Regel die Reime ſich verſchlingen ſollten. Indeſſen entſpricht die Form, ſo wie ſie iſt, recht gut dem männlichen, ſtarken Tone der Dichtungen. Tüchtige, freie Geſinnung, unerſchütterliche Liebe zum einigen, deutſchen Vaterland, ein fröhlicher, zuverſichtlicher Glauben, Begeiſterung für eine edle und geſunde Kunſt — das ſind die Grundzüge dieſer Poeſien, und dieſe Geſinnung, dieſes männliche, rüſtige Ankämpfen gegen den Strom, der in trüben aber wilden Wellen ſich daherwälzt, hat an ſich ſelbſt ſchon etwas Poetiſches; auch ohne eine ſchimmernde poetiſche Einkleidung und Geſtaltung vergegenwärtigen uns die kecken und ſtarken Worte das Bild des kräftigen, unerſchrockenen Schwimmers. Nicht ſowohl Geſtalten führt uns der Dichter vor, als daß er vielmehr nur ſeine Gedanken, ſeinen Unmuth und Zorn, ſeine Hoffnungen und Aufforderungen in poetiſche Form faßt; aber nicht redneriſches Pathos iſt die Eigenthümlichkeit von dieſer, ſondern prägnante Kürze und Kraft; der Ernſt und der Unmuth kommen in körnigten Sprüchen zu Tage, mit welchen gar manches glückliche und ſchlagende Bild gepaart iſt. Nach den Eingangsſonnetten, welche das Vaterland mit einem Scheintodten vergleichen, der nicht aus dem Grabe heraus könne, weil „Pfaffen den Riegel vorgeſchoben,“

könnte man ein Einſtimmen in den heutzutage herrſchenden antireligiöſen Ton erwarten, indeſſen iſt es dem Verfaſſer voller Ernſt, nur den Mißbrauch der Religion zu bekämpfen, ſie ſelbſt aber zu ehren, zu reinigen. Die Pfaffenherrſchaft ſoll nicht wiederkehren, die Scheiterhaufen ſollen erkalten, (wo lodern denn noch welche?) — aber:

„Vor Allem Glaubenseinheit iſt vonnöthen!
Und daß die Kirchen ſelbſt die Hände böten;
Mit Ehren werden wir das Schlachtfeld röthen,
Hilft uns der Glauben unſre Feinde tödten!“

Uebrigens verlangt der Verfaſſer vom Glauben nicht überall ſolche kriegeriſche und blutige Früchte, wenn er ſich auch hin und wieder etwas überſchwänglich und grimmig ausſpricht; er ſagt anderswo:

„O möchte doch der alte Dom am Rheine
Zu einem Tempel werden, drin ſich eine
Die Chriſtenheit zum friedlichen Vereine!
O blieb' es nicht beim trügeriſchen Scheine!“

So wünſcht er eine innere Einigung der Geiſter, der Gemüther, der Geſinnung, welche allerdings die ſicherſte Gewährleiſtung eines befriedigenden äußern Zuſtandes iſt; er weiſt diejenigen mit Mißtrauen zurück, die ſich außerhalb des Vaterlandes, außerhalb des Glaubens, der Sitte, des Ernſts der Geſinnung ſtellen und mit welſchem Tande ſpielen. Gegen die neueſte Spekulation beſonders richtet er ſich; er klagt:

Der grüne Zweig des Lebens iſt verdorrt;
Spekulation führt jetzt das große Wort!

Er verſpottet die neueſte Spekulation:

„O großer Gott, wie klein, wie ſelbſtvergeſſen,
Iſt doch ein Gott, der trinken muß und eſſen!
Wie ſchwach ſind ſtarke Geiſter und vermeſſen,
Wenn ſie ihr Selbſt der Gottheit gleich vermeſſen!
Statt dem: Herr Gott dich loben wir dort Oben!
Hört man: „mich Gott, mich lobe ich!“ ſie toben.“

Er rügt die vermeſſenen und lächerlichen Einbildungen der neueſten Zeiten:

„Jeder der noch feucht iſt an den Ohren,
Glaubt zum Meſſias ſelber ſich geboren!“

und

„Kein Wunder, daß die Juden ſtolzer werden,
Mit Wort und Schrift den Glauben uns gefährden,
Da wir ja ſelbſt mit frevelnden Geberden
Die alten Kreuze reißen aus der Erden;"

er lobt ſich den alten, bärtigen, ſeinem Glauben treuen Juden, gegenüber denen, die an Nichts glauben. Er klagt über die Frauen, die von dem neuen Taumel mit ergriffen ſeyen:

„Es wäre gut, ſie lernten wieder ſpinnen!
Mich faßt es an mit Schauder und mit Grauen,
Muß ich ein ſchönes Angeſicht erſchauen,
Das durch die Philoſophen kam von Sinnen!"

Er anathematiſirt ſogar den Thee, bei welchem allerdings dieſe Doktrinen hauptſächlich unter dem ſchönen Geſchlecht ausgebreitet werden mögen. Auch der heutigen Poeſie fehlt es an Tüchtigkeit und geſunder Kraft:

„Den Pegaſus darf reiten jeder Schreier!
. . . . . es ſank der Gott der goldnen Leier
Herab zu einem ſchlechten Pferdverleiher."
. . . . . .
„O könnt ich doch ein ſtarkes Lied einſt hören,
Ein Lied, das bauen will, und nicht zerſtören,
Ein Lied für's Vaterland . . .
Ein Lied, durch das ſich zieht kein ſchwarzer Faden,
Ein Lied, das nicht mit Zweifeln iſt beladen,
Ein reiner Strom, darin den Geiſt zu baden!
Das Vaterland iſt krank; wir müſſen wachen,
Daß trübe Bilder es nicht kränker machen!"

In Manchem ſchließt ſich dieſer Dichter an die politiſchen Dichter früherer Jahrzehnte an, doch trägt er auch die Farbe ſeiner Zeit an ſich, gerade auch in ſeinem Widerſpruch dagegen. So erfreulich es nun für viele ernſtere Gemüther ſeyn wird, daß doch auch ſolche Stimmen gegen die heutigen Wortführer ſich vernehmen laſſen, ſo beklagenswerth iſt doch an ſich der Umſtand, daß in der freiſinnigen politiſchen Poeſie Deutſchlands ſelbſt ein ſo ſchroffer Gegenſatz ſich bilden konnte. Sonſt ſtanden die politiſchen Dichter in Deutſchland im Grunde alle auf Einer Seite, wenn auch nicht auf Einer Linie der politiſchen Anſichten. Dies iſt jetzt ganz geändert. Die Freunde der Freiheit, welche ſich in Gedichten vernehmen laſſen, ſtehen ſelbſt auf ganz verſchiedenen

Boden, ſo ſehr, daß es zu förmlichem Widerſpruch und zur Feindſeligkeit kommt; und da die Feinde der Freiheit ſich auf eine zwar keineswegs unthätige, aber vielfach auf eine ſtumme Rolle beſchränken, ſo erſcheinen leicht Solche, die dem Extrem widerſprechen und ſich von den Meiſtern und Jüngern der neueſten politiſchen Poeſie grundſätzlich geſchieden wiſſen, als Begünſtiger und Vorkämpfer der Unfreiheit. Es handelt ſich aber zwiſchen ihnen und ihren Gegnern nicht blos um ein Mehr oder Weniger, ſondern um Grundſätze, um den Boden, um die ganze Geſinnung und Weltanſchauung. Die Worte Fortſchritt und Freiheit haben bei den Einen und bei den Andern einen ganz verſchiedenen Sinn; und es iſt eine bekannte Erfahrung, daß zwei Parteien, die eigentlich und urſprünglich einer dritten gegenüber ſtanden, nachgerade leicht gegen einander ſelbſt ſo erbittert werden, als gegen jene, weil jede der andern die Entſtellung und Fälſchung ihres eigenen Prinzips und die Gefährdung des Erfolgs glaubt ſchuldgeben zu können. Sehr ſcharf tritt dieſer Gegenſatz, dieſe Erbitterung hervor in den kürzlich erſchienenen Zeitgedichten, von W. Wackernagel. Gleich im einleitenden Gedicht beklagt er ſich und ſpottet über die vielen ungeſchickten ſchreibenden Hände, über die vielen Zungen, die an uns ihre Redeübungen machen; daß der deutſche Dichterwald bald erſchalle mit rauſchendem Geſchmetter, wie wenn all ſein Laub und Bluſt Zeitungsblätter wären:

Manches Thier mit Füßen vier
Hat ſich mit erſchwungen.

Das ſchreit nun auch,
So wills der Brauch,
Darein aus voller Kehle:
„Platz, ihr Herrn, dem Flügelſchlag
Einer freien Seele!“

Wackernagel weiſt ſich als ältern politiſchen Dichter aus, indem das erſte Buch Poeſieen bringt aus den Jahren 1830—1833, das zweite aus den Jahren 1840—1843. Der Dichter, obwohl in der Schweiz angeſiedelt, verleugnet nirgends den Deutſchen, und in einzelnen Gedichten, die jedoch zu den frühern gehören, zeigt ſich ſtark der Preuße, zumal in einigen Gedichten auf und an Friedrich Wilhelm III.; das eine enthält eine begeiſterte Aufforderung, mit der jedoch der Dichter ſeiner Zeit ſich die Feindſchaft des halben

Deutſchlands und einen Kriminalprozeß in Preußen hätte zuziehen können. Die deutſche Einheit iſt es, die ihm vor Allem am Herzen liegt, die Wiederherſtellung des Vaterlandes aus ſeiner materiellen und moraliſchen Zerſtücklung und Zerriſſenheit. Daher warnt er eifrig vor Rußland und vor Frankreich, welche nur auf Deutſchlands Schwächung ausgehen. Sinnvoll, poetiſch und politiſch beherzigenswerth iſt in dieſer Hinſicht: Götterdämmerung. Die Freiheit, die jetzt nicht weit ungefährdet des Weges durch Deutſchland ziehen könnte, erwartet er nicht von Frankreich, wenn auch über'm Rheine Etwas ruft, das ſich für die Freiheit gibt; leicht lege der galliſche Hahn ein Ei, aus dem ein Baſilisk gekrochen komme, der Deutſchland zerſteche. Ueberhaupt iſt ſeine Stimmung gegen Frankreich bitter und galligt. Von Oſten, mit der Sonne, müſſe die Freiheit kommen, nach der Alles lechze, was mit deutſcher Zunge ſpricht:

„Eine nur muß ihr als Schweſter
Gehn zur Seite treu gepaart;
Einheit, die mit feſtem Bande
Oeſtlich, weſtlich alle Lande
Wie ein Bündel Pfeile wahrt.

Wen ihr gern zum Schirm und Hüter
Dieſer Frauen auserſeht?
Den die Krone ſchmückt am Nieren,
Dem mag auch der Stuhl geziemen,
Der im Dom zu Aachen ſteht."

Gern am Ueberlieferten mit Treue feſthaltend und ans Alte anknüpfend, verſchmäht der Dichter doch das Neue nicht; „die neue Zeit will neuen Ton!" ruft er, und die deutſchen Dichter mahnt er im erſten Lied, in einer Zeit, wo der Krieg zu drohen ſchien:

Fort mit euern Roſenkränzen!
Andre Zierden thun Euch noth:
Denn es ſteicht zu andern Tänzen
Nun der alte Meiſter Tod.

Kräftige Lieder ſind der Erhebung der Polen, tief ſchmerzliche ihrem Unglück gewidmet. Mehrere Gedichte ſind entweder nicht eigentlich politiſche zu nennen, oder ſtehen nur in einem mittelbaren Zuſammenhang mit der Politik und den Zeitereigniſſen. Das zweite Buch (Hamburg, Deutſchland, Schweiz), zeigt uns

den Dichter zehn Jahre ſpäter noch ganz denſelben Geſinnungen zugethan wie früher, wie in dem ſchönen Gedicht: „Noch immer jung!“ ausgeſprochen iſt. Da dankt er Gott, daß noch fähig zu hadern ihm das Mark in den Beinen haſte, und Blut in den Adern rolle; daß ſeine Liebe nicht zu Aſche geworden, daß ihm der Sinn für das Rechte, der Muth es zu verfechten geblieben, daß er dem Dünkel des Unverſtandes noch immer unfügſam geblieben; daß ihm die Flamme der Begeiſterung für Freiheit und Vaterland und für den Glauben noch lodere, daß ihn noch nicht das Alter durchfröſtle:

„Herr Gott Vater ich danke dir,
Daß ich glaubend erfaſſen,
Daß ich ſtoßen noch kann von mir,
Noch kann lieben und haſſen!“

Wohl aber ſcheint dem Dichter in reiferen Jahren die Hoffnung etwas erkältet und gemindert zu ſeyn, und an die Stelle des frühern Scherzes tritt nicht ſelten eine galligtere Bitterkeit. Ein ſchönes Gedicht tröſtet und ermuthigt Hamburg nach ſeinem großen Brande, ihm ſeinen großen Beruf als deutſche Stadt, als deutſches Venedig vorhaltend, und es an das Beiſpiel Baſels erinnernd, das aus einem entſetzlichen Erdbeben ſich glänzender wieder erhob. Dreiunddreißig Sonette führen die Geſammtüberſchrift: Hamburg, Deutſchland, Schweiz (ſchon früher gedruckt). Die Hamburg gewidmeten Sonette ſind religiös, feierlich gehalten; der Dichter ſucht Troſt und Erhebung in der zuverſichtlichen Erwartung, daß die ſchwerheimgeſuchte Stadt ſich um ſo enger an das Vaterland anſchließen und eine deutſche Flotte aus- und einlaufen ſehen werde. Der Ton der übrigen iſt ein anderer, humoriſtiſch, ſatiriſch, bitter, polemiſch nach verſchiedenen Seiten hin; den Einen ruft er zu:

„Kein Freund von wurzelloſen Freiheitsbäumen
Bin ich, und werde nie um einen tanzen;
Doch lieb' ich's auch, inmitten junger Pflanzen
Nicht allzuviel vom alten Moſt zu träumen. . .

Ihr aber ſuchet nur im Abgeſtorbnen
Den Lebensgrund, nur hinten die Geſchichte . .

Dann ſpottet er des Geſinges vom freien deutſchen Rhein; er weiſſagt Deutſchland einen zweiten Hunnenkönig:

„Und wehe dir! du haſt den Hunnenhorden,
Damit ſie ackern auf der rechten Fährte,
Du ſelbſt den Pflug geſchmiedet und gezimmert!“

Scharf gegeißelt werden die neueſten poetiſchen Herolde der Freiheit:

„Die Freiheit iſt ein groſſes Gut auf Erden . . .
. . . . . .
Ihr ſorgt mit Recht, ſie gehe noch verloren,
Und meint, Ihr könntet ſeyn um Vieles freier.
So mein' auch ich; denn eure beſten Waffen
Sind Lug und Trug, mordbrenneriſch Rumoren,
Windmühlenkraft und Kneipentiſchgeleier.“

Er wirft ihnen ihre Widerſprüche, ihre Haltloſigkeit vor:

„ihr ſchwebt, zugleich von zwei Magneten
Zurückgeſtoßen, vor Geſetz und Sitte
Der Fremde wie des Vaterlands im Fliehen.“

Er wünſcht ſie, die Junker, Pfaffen und Radikalen alle auf der noch zu zimmernden deutſchen Flotte nach den Chathaminſeln hinübergeſchafft. Im letzten Sonett noch läßt er ſeinem Unmuth freien Lauf:

„Mir ſchwillt das Herz von Trauer und vom Zorne,
Gewahr' ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig ſich erlaben,
Den Frevler ſchöpfen aus der Frevel Borne.

Ihr Thun iſt Sünde, Sünd' iſt ihre Rede . . .
Wohl thät' ein Eckard Noth in dieſen Tagen,
Der warnend vor dem Venusberge ſtünde!

Anknüpfend an Arndts kraftvolles Wort:

„Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben!“

ſpricht er die Erringung ſolcher Güter denen ab:

„Die keinen Himmel über ſich,
Den Gott nur in ſich kennen,
Und ſo in Halbheit ewiglich
Vom Himmelreich ſich trennen;

Die Freiheit wollen ohne Recht,
Recht wollen ohne Sitte,
Und ſo ein ewig halb Geſchlecht
Stehn bleiben in der Mitte;

Die halben Augs, Maulwürfen gleich,
Nur ſtets im Zwielicht gruben;
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Buben.

Er bittet höhniſch die „mit prophetiſchem Geſicht“ um Verzeihung wegen ſeiner Thorenblindheit, welche ihre neue Weisheit und traumhafte Freiheit nicht zu faſſen vermöge. Manche andere Zeitthemata werden noch beſungen; die Redſeligen werden befragt:

„Meinet ihr als Gottes Affen
Mit des Wortes Klang,
Meinet ihr mit Sing und Sang
Eine Welt zu ſchaffen?

Auf und unterm Throne,
Mit der Kron' und ohne,
Könnt ihr's denn nicht laſſen,
Reden abzufaſſen,
Nun, ſo bleibt doch bei der alten
Deutſchen Mannsnatur,
Nicht zu halten Reden nur,
Nein, auch Wort zu halten!

— — Denk der Väter!
Schlechte Redner waren die,
Aber gute Thäter!“

In Herrentauſch wird beſchrieben, wie Einer über Nacht und im Schlaf, im tiefſten Frieden, der treuergebenſte Unterthan eines andern Herrn werden kann:

„Denn es ſchrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauſchvertrag.“

Der „ſchlafende Wunſch“ wird, ſo hofft der Dichter in „des Wunſches Schlaf,“ nach erwachen:

„Und jubeln hört er tauſendtönig
Den Gruß der Treuen, froh erſchreckt,
Wenn ihn das Volk, wenn ihn ein König
Mit Thaten, nicht mit Worten weckt!“

Wackernagel iſt der Form in hohem Grade Meiſter, er ſpielt vielleicht manchmal ſogar mit ihr, aber die Form iſt bei ihm nie hohl und leer, ſie hat immer einen markigen Inhalt; er weiß oft

den ſcheinbar ſprödeſten Stoff durch eine kecke Veranſchaulichung und Verknüpfung in wirkliche Poeſie zu verwandeln; aber er ſchreibt mit einem ſcharfen Griffel, nicht mit einer überſtrömenden rhetoriſchen Feder, und wird deßwegen weniger gewürdigt werden, als er es verdient. Allerdings iſt er auch hin und wieder mehr ſinnreich und epigrammatiſch, als tief und rein poetiſch. Seine politiſchen Anſichten und ſeine bittern Rügen haben wir nicht im Einzelnen zu prüfen; ſein wohl zu weit gehender und mitunter ungerechter Zorn gegen die neueſte politiſche Poeſie aber veranlaßt uns zu einer allgemeinen Bemerkung über ſein und anderer Dichter Verhältniß zu dieſer. Wackernagel geſellt ſich unverkennbar denjenigen deutſchen Dichtern bei, welche, für Vaterland, Freiheit und Recht begeiſtert, dabei feſt in poſitivem, hiſtoriſchem, heimiſchem Boden wurzeln, in deutſcher Geſchichte und Sitte, in deutſcher Sprache und Bildung, welche die von der Vorzeit auf die Gegenwart herüberreichenden Bande reinigen zwar, aber ſo viel möglich befeſtigen, und auf dem noch guten Grunde alten Rechts, alter Sitte, alten Glaubens das Neue erbauen wollten. Sie wollten keinen Fortſchritt ohne Stetigkeit, keine Neuerung und Freiheit ohne Pietät, keinen Freiheitsbaum ohne Wurzeln. Mit der patriotiſchen Freiheitsbegeiſterung waren Phantaſie und Gemüth innig verſchmolzen. Die neueſten Freiheitsſänger wollen großentheils eine abſolute, noch geſtaltloſe Freiheit, eine Freiheit a priori, auf einer tabula rasa neu aufzuführen, die ihre Wurzeln nicht im hiſtoriſchen Boden der Geſchichte, nicht in den warmen Tiefen des Gemüths hat, ſondern in der Zukunft und in dem Vacuum einer angeblich rein verſtändigen, und ſicherlich einer gemüth- und glaubensloſen Philoſophie. Die Wärme des Gemüths wird erſetzt von der Hitze der Leidenſchaft, — ſtatt der klaren Phantaſiegeſtalten treten häufig die hölzernen Schnitzwerke des Verſtandes auf, von der Einbildungskraft mit buntem Schmuck glänzend ausſtaffiert. Das deutſche Element, der deutſche Geiſt wird darin oft vermißt; ſie tragen eine franzöſiſche Färbung in ihrer ganzen verſtandesmäßigen, abſtrakten, rhetoriſchen Haltung und Geberdung. Das urſprüngliche Dichtertalent verleugnet ſich freilich auch in dieſer Richtung nicht, es tritt zuweilen ſiegreich hervor, aber im Ganzen vermag es ihr, die in der Zeit zu liegen ſcheint, die vielleicht den Deutſchen durch das unermüdliche Beſtreben, ſie zu Fremdlingen in ihrer Heimath, zu

Stummen auf ihrem eigenen Markte, zu neidiſchen Bewunderern, der Güter und Rechte fremder Völker zu machen, ihnen „die Zunge in den Mund zu kerkern," oder ſie ihnen nur als Organ zur niedrigſten, ſich wegwerfenden Schmeichelei, zur kunſtvollſten Doppelzüngelei zu laſſen, aufgedrungen worden iſt, nicht zu entfliehen. Aber Heil iſt davon, wie wir glauben, nicht zu erwarten — und Heil auch nicht von der bittern Befehdung der deutſchen politiſchen Dichter unter ſich überhaupt, die freilich nur den geſammten Zuſtand des Vaterlandes abſpiegelt; denn „untröſtlich iſt es allerwärts!"

Die großen Anſprüche, die man neuerdings zu Gunſten der politiſchen Poeſie erhoben hat, daß ſie die höchſte, wo nicht einzige, die eines politiſch gebildeten Volkes vorzugsweiſe würdige ſey, werden wenigſtens durch die neueſte politiſche Poeſie Deutſchlands nicht gerechtfertigt und unterſtützt. Was aber die politiſche Poeſie überhaupt betrifft, ſo iſt unſere Anſicht in Kurzem dieſe: Die Poeſie, ein freies Erzeugniß des Genius, des Talents, der Kunſt, aus innerer Luſt des Dichters, und zur Luſt der Hörer oder Leſer geboren, iſt ein Bildungsmittel des Geiſtes überhaupt, aber unmittelbar weder der Belehrung, noch der ethiſchen Förderung beſtimmt. In bewegten, großen, wechſelvollen Zeiten kann die Poeſie, als vaterländiſche oder politiſche, die Begeiſterung, das Wollen der Zeit glücklich und anregend ausſprechen, aber die Großes wirkende und erreichende Begeiſterung und Geſinnung muß ſelbſt ſchon vorhanden ſeyn, und die Poeſie iſt nur ein Spiegel und Leiter derſelben, aber nicht ihre Erzeugerin. Ueberzeugen und beweiſen kann die Poeſie nie, und kann es nicht wollen; ſie kann nur feſtſtehende Wahrheiten oder Anſichten, nur Gefühle, die ſchon vorhanden ſind, klarer und lebendiger zum Bewußtſeyn bringen. Vorzugsweiſe einfache Zuſtände und Verhältniſſe ſind geeignet für die Poeſie, — der Grimm des Unterdrückten, die Hoffnung auf Sieg und Freiheit, die Kampfluſt u. ſ. w. und alle die Ereigniſſe und Thatſachen, die ſich leicht darauf zurückführen laſſen, das einzelne ſchlagende Faktum, die große Perſönlichkeit, welche ein Symbol ganzer Richtungen iſt, aber nicht ein halber, mattherziger, mit hin und hergezerrten Rechtsfragen ausgefüllter Zuſtand. Indeſſen mag ſich die Poeſie ungehindert an Allem und Jedem verſuchen, ob ſie es poetiſch zu bewältigen und zu geſtalten

vermag — die poetiſche That entſcheidet! Aber freilich iſt der augenblickliche Beifall der Menge noch nicht das Urtheil der Muſe! Die Behauptung, daß die Poeſie, wenn ſie zur politiſchen werde, erſt die ihr gebührende Würde annehme, beruht auf gänzlicher Verkennung ihres Weſens, und iſt geeignet, zur Zerſtörung der wahren Würde der Poeſie zu führen. Denn unter dem Namen einer Herrin und Gebieterin des Lebens, würde die Poeſie zur Magd der Politik gemacht. Die Poeſie will und ſoll die Freiheit eines freien Volkes theilen, wie ſie der Sehnſucht eines nicht freien nach der Freiheit mit vollem Recht ihre Stimme leiht, aber ſie will nicht die Meiſterin ſpielen, und noch weniger den Titel der Herrſchaft mit unwürdiger Dienſtbarkeit erkaufen. Aber ja! national, volksthümlich ſoll die Poeſie, alſo deutſch ſoll unſere Poeſie ſeyn! das iſt eine Forderung oder ein Wunſch, dem wir von ganzem Herzen beitreten. Dieſer Forderung iſt aber auch nicht ſo leicht zu genügen. Nicht der Gegenſtand, nicht das politiſche Syſtem, nicht das patriotiſche Schelten und Toben machen eine Poeſie national; ſelbſt der Geſinnung und dem Genie des einzelnen großen Dichters dürfte es leicht da mißlingen, ſeiner Poeſie ein nationales Gepräge aufzudrücken, wo von einer Nation der eigene, urſprüngliche Geiſt gewichen, oder wo er doch geſchwächt und erlahmt, wo das Leben in ſeinen beſten Adern und Wurzeln verkümmert und erſtorben, wo der edle Stolz geſunken, das Selbſtvertrauen geſchwächt, und ein unnatürlicher, erkünſtelter, falſcher Zuſtand den widerſtrebenden, aber endlich auch den Widerſtand aufgebenden Geiſtern aufgedrungen iſt; wo der Druck von Oben, das verführeriſche Beiſpiel von Außen, und im Innern eine krankhafte Geiſtesrichtung und Stimmung, das Erzeugniß der Ohnmacht und der Ueberreiztheit, die geſunde Kraft und tüchtige, eigenthümliche Entwicklung erſticken. Der volksthümliche Geiſt kommt der Poeſie aus dem Leben des Volks; die Dichter ſollen und müſſen ſich wohl um ihn bemühen, ſie müſſen ihn pflegen und nähren, aber ſie können ihn, wo er fehlt, nicht erzwingen, und ſuchen ihn umſonſt zu erkünſteln. Vergeblich, ja verderblich iſt es, wenn ſie ihn künſtlich zu ſteigern, und äußere Wirkungen hervorzubringen ſtreben; auf ein augenblickliches Aufflackern folgt dann gar zu leicht eine Erſchlaffung, ja ein förmlicher Ekel und Ueberdruß, und die nationale Geſinnung, die Liebe zur Freiheit und die Poeſie müſſen im Urtheile Vieler

entgelten, was eine künſtliche und fruchtloſe Exaltation geſündigt hat. Die Freiheit wird von ihren Gegnern mit einigem Schein als der geſtaltloſe Traum unreifer Phantaſten, als das Idol eines unklaren Jugendtaumels verſchrieen, und die Poeſie muß als ein zwar lärmendes und unbequemes, aber im Grunde ſehr harmloſes und unſchädliches Entladungs- und Abkühlungsmittel der politiſchen Jugendhitze gelten; und ſolche Vorurtheile löſchen zwar die Wahrheit nicht aus, wohl aber verfinſtern und verhüllen ſie ſie oft lange.

Die philoſophiſche und die politiſche Poeſie, um unſere Anſichten zuſammenzufaſſen, geben über das eigentliche Weſen der Poeſie hinaus, wenn und ſofern ſie ein der Poeſie zunächſt fremdes Intereſſe in ſie hineintragen, durch ſie zu befriedigen ſuchen, der Poeſie ihre Reinheit, Freiheit und Selbſtſtändigkeit entziehen. Iſt dies vielleicht aber überhaupt unvermeidlich, wenigſtens für unſere Zeit? Soll es bei uns keine wahrhaft klaſſiſche, von allen fremdartigen Elementen und Zuthaten freie, in ſich ſelbſt abgeſchloſſene und rein äſthetiſch (durch die bloße Form, wie Schiller ſo dringend fordert,) wirkende Poeſie mehr geben können? Gewichtige Stimmen haben dies ausgeſprochen oder angedeutet; man hat den Satz aufgeſtellt: „es ſey ein unterſcheidendes Merkmal deutſcher Dichtung, daß ſie durchaus nicht mit dem äſthetiſchen Maßſtab ganz auszumeſſen ſey, überall ſich einen direkteren Weg in die Gemüther ſuche und unmittelbar in die Welt der Gedanken einzudringen, auf die Lebensanſicht einzuwirken ſtrebe; was die Dichtung überall thue, wo ſie ſorgloſer über das formale Verdienſt, geſchäftiger um das lebendige Intereſſe der Nation ſich bemühe.“[1] Man hat geſagt: „Erſt unſer Zeitalter habe die tiefe Weltbedeutung der Kunſt, der Poeſie in ihrem ganzen Umfang kennen und verſtehen lernen; erſt in Goethe, dem Dichter, ſey die Dichtkunſt ſo zu ſagen ſelbſt zu dieſem klaren Bewußtſeyn ihrer ſelbſt erwacht, und habe ſich als dem Geiſt nach verwandt, ja Eines und Daſſelbe mit jener Erkenntniß und Durchſchauung des innern Weſens der Dinge, welche das Mittelalter Magie, die neuere Zeit philoſophiſche Spekulation nennt, zu erfaſſen gewagt.“[2] Dieſe Anſichten

[1] Gervinus Geſch. d. p. Nat. Lit. der Deutſchen. V. 121.

[2] Ch. H. Weiße. Kritik und Erläuterung des Goetheſchen Fauſt. Leipz. 34.

treten in einen ſcharfen Gegenſatz mit den äſthetiſchen Prinzipien unſrer großen Dichter ſelbſt, wie ſie ſie öfters ausgeſprochen; Schiller: die Poeſie müſſe rein durch ihre Form wirken, der Inhalt ſey gleichgültig; Goethe: in der Poeſie ſey die Darſtellung Alles, der Gegenſtand Nichts. Aber allerdings ſind wohl dieſe Grundſätze zu rigoriſtiſch ausgeſprochen, und nur cum grano salis zu verſtehen, nur ſo wahr. Es iſt etwas Bekanntes, wie Goethe ſich über die ſtoffartige Wirkung ſeiner Dichtungen beklagte. Das ganze poetiſche Verdienſt, die ganze Schönheit einer großen Dichtung wird freilich nimmermehr von der ſie bewundernden Menge empfunden und verſtanden werden, und immer wird der Stoff einen ungebührlichen Einfluß auf das Urtheil der Menge üben; aber man muß auch nicht dem Stoff den ihm gebührenden Antheil am äſthetiſchen Wohlgefallen und Intereſſe verkürzen und abſprechen. Wohl laſſen ſich Stoff und Form in der Abſtraktion, in der Aeſthetik unterſcheiden und trennen, aber in der lebendigen Kunſt ſelbſt werden ſie nicht etwa nur auf der Grenze, ſondern in jedem Punkte des organiſchen Kunſtwerks Eines, und die zu weit gehende Gleichgültigkeit gegen den Stoff, deſſen Geringſchätzung, führt leicht zu einer übertriebenen Hochſtellung der mehr äußerlichen, der techniſchen Form, welche ſelbſt nicht die ganze, ſondern kaum die halbe Form iſt. Die Poeſie vermag auch gewiß ihre Freiheit, ihre Selbſtſtändigkeit ganz gut zu bewahren, wenn ſie gleich dem Leben, der Wirklichkeit, der Geſchichte und Erfahrung ſich zum Danke verpflichtet erkennt für den entlehnten Stoff; und ſie erfüllt ihre große Aufgabe aufs würdigſte, wenn ſie das im Gegenſtand ſelbſt liegende Intereſſe, falls es nur an ſich nicht unäſthetiſch iſt, mäßigt, reinigt, veredelt. Ganz aus eignen Mitteln und Kräften kann die Poeſie die Welt nicht erſchaffen, noch den Geiſt und das Gemüth erfüllen. Auch war unſern beiden großen Dichtern der Stoff keineswegs ſo gleichgültig, als man nach den angeführten Worten glauben könnte; Goethe nahm ihn faſt immer aus ſeinen eigenſten Lebens- und Gemüthserfahrungen, — freilich erſt, nachdem ihm dieſe einigermaßen gegenſtändlich und ferner geworden waren; und Schiller hat offenbar ſeine Stoffe theils mit einer gewiſſen Vorliebe für beſtimmte Intereſſen gewählt, theils hat er ſich in ſie gemüthlich hineingedichtet und hineingelebt. Weil aber der Zufall oder der

Inſtinkt bei dem Finden oder der Wahl des Stoffes zu walten, und das Verdienſt des poetiſchen Genius auf ein Kleinſtes zurückzuführen ſcheinen; weil ferner die minder gebildete Menge über der Fabel und dem pathologiſchen Intereſſe ſehr häufig das rein äſthetiſche Intereſſe ganz vergißt und verkennt, konnten unſre Dichter ihre, den Materialismus in der Poeſie mit vollem Rechte bekämpfenden und verwerfenden Sätze oft mit einer Schärfe ausſprechen, daß ſie einem äſthetiſchen Formalismus oder Nihilismus das Wort zu reden ſcheinen konnten, von welchem ſie in ihren Geſinnungen wie in ihrer Poeſie weit entfernt blieben. Iſt es aber nun wirklich an dem, daß die Poeſie nur noch in der Weiſe beſtehen und wirken könnte, daß ſie unmittelbar auf die Lebensanſicht, auf das handelnde, das politiſche Leben, einwirkte, oder daß ſie Eins würde mit der Spekulation? Ueberall wurde von uns im Bisherigen anerkannt, daß die Poeſie, als Spiegel und Verklärung des Lebens, ſich gegen kein Element, keine Beſtrebung des Lebens abſchließen, daß ſie Alles, was die Geiſter und Gemüther bewegt, aufnehmen und in ihre Form bilden dürfe und ſolle; nichts Menſchliches darf ihr fremd bleiben, da ſie ja der Aufgabe ſich rühmt, zur höchſten und reinſten, aber auch zur gediegenſten und inhaltsreichſten Humanität den Menſchen zu führen. Aber überſchreiten und niederreißen ſoll ſie nicht die ſie von andern Gebieten trennenden Grenzen, welche in der jedem eigenthümlichen Form beſtehen. So iſt die Form der Philoſophie: die logiſche, dialektiſche Deduktion, die Demonſtration, die analytiſche oder ſynthetiſche Methode; die Politik genügt ihrem wahren und höchſten Begriff nur in der Form des öffentlichen, ſtaatlichen Handelns; demnach hätte ſich die Poeſie, was ſie auch von philoſophiſchem oder politiſchem Inhalt in ſich aufnehme, des *Beweiſen-* und des *Handeln-Wollens* zu enthalten, um nicht die ihrem Weſen anhaftenden Grenzen zu überſchreiten, und ſich auf das ihr eigenthümliche *anſchauliche Geſtalten* zu beſchränken. Innerhalb dieſer Grenzen walte ſie frei und ziehe ſich von keinem Gegenſtand und Intereſſe zurück; ſie ſtelle uns daſſelbe dar, was die Philoſophie zu geben ſucht, die *Wahrheit*, aber als unmittelbare, über Dialektik und Polemik erhabene Intuition, als Offenbarung; ſie ſpiegle die Gefühle und Leidenſchaften einer politiſch erregten Zeit, aber ohne den Anſpruch, ſelbſt eingreifen zu wollen auf den Gang der Ereigniſſe.

Geſtaltung iſt das Weſen der Kunſt und Poeſie. Je abgerundeter und organiſcher ein Gebilde der Kunſt in ſich ruht, deſto höher ſteht es, äſthetiſch betrachtet. Aber auch der Künſtler, welcher Menſch iſt und bleiben ſoll, lebt und wirkt in, nicht auſſer und über der Zeit, und deßhalb wird und muß auch all ſein Wirken und Schaffen theilnehmen an dem Prinzip der Zeit, dem Prinzip der Bewegung, der Richtung, und ſo liegt wohl auch in jedem Werke der Kunſt, der Poeſie zumal, ein Element der Richtung, der Tendenz, wenn auch unbewußt und als ein Kleinſtes. Dies Element kann, unbeſchadet der Anſprüche der Geſtaltung, eine anſehnliche Ausdehnung gewinnen, und wird in höchſt bedeutenden Dichtungen ſich nachweiſen laſſen, ihnen einen eigenthümlichen Reiz, ein geſteigertes Intereſſe leihen; aber es darf ein gewiſſes Maß nicht überſchreiten, es darf die Geſtaltung nicht überwiegen. Iſt nun die Richtung, die Tendenz eines Dichters mehr eine ihm eigenthümliche, in ihm ſelbſt erzeugte, ſo iſt ſie ſelbſt oft ſchon eine Art Geſtaltung; iſt ſie ihm aber von Außen, durch die Einflüſſe der Zeit zugeführt, ſo tritt ſie der Geſtaltung leicht ſtörend entgegen, und ſtatt poetiſch freier Schöpfungen erhält man vom Dichter die mehr oder minder täuſchenden Einkleidungen von Tendenzen. Die gewöhnlichen Merkmale ſo entſtandener Dichtungen ſind: Mangel an Einheit und Conzentrirung der Anſchauung, an Organismus und plaſtiſcher Kraft, und eine nicht äſthetiſch gemilderte und veredelte Leidenſchaftlichkeit. Kann auch zugegeben werden, daß die Richtung einer Zeit ſelbſt von einem großen Dichter ergriffen, gebändigt und geſtaltet werden mag zu einer großen, wirklich äſthetiſchen, nicht blos ſtoffartigen, jedoch durch den Stoff unterſtützten Wirkung: ſo beherzige man dabei wohl, daß nicht der nächſte beſte glänzende, goldne Rahmen genügt, um darin den Geiſt der Zeit zu fangen und zu bannen zu einem poetiſchen Bilde; der geſchickte Vergolder thut es nicht, ſondern nur der auf großartige Compoſition ſich verſtehende Künſtler kann ſich an einer ſo ſchweren Aufgabe mit Glück verſuchen. Der Anſtrich von Philoſophie oder von politiſchem Streben läßt ſich einer Dichtung leicht geben, aber was unſerer Poeſie noth thut, was man ihr wünſchen muß, und was nur aus einem geſunden tiefen Lebensboden kommen kann, iſt ächter, ungekünſtelter, geſunder Tiefſinn, iſt ein wahrhaft nationaler, volksthümlicher Geiſt!

Nach dem Bisherigen schlichtet sich leicht der Streit darüber, ob die Poesie dem Ernst des Lebens zugewendet und geweiht, oder ob sie ein heiteres Spiel seyn solle? Die Poesie, sofern sie letzteres seyn will, hat man neuestens als „Leiertand" bezeichnet und verachtet, die Muse für eine „Schäferdirne" erklärt. Unsere großen Dichter aber scheinen anderer Meinung gewesen zu seyn; Schiller, wie man oben gesehen, faßt die Poesie vom Gesichtspunkt des freien Spiels auf, er stellt Kunst und Leben einander so gegenüber:

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

und Goethe sagt: „die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Besiegen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die uns drücken." Diese Theorie von der Heiterkeit, der spielenden Freiheit der Poesie umzustürzen, macht sich die neue Theorie der politischen, der ins Leben unmittelbar eingreifenden Poesie, zur Aufgabe. Einerseits aber mißversteht sie die Dichter, verfälscht ihre Ansicht, wenn sie das Spiel gleichbedeutend nimmt mit Tändelei, wenn sie die Heiterkeit der Kunst als den ausschließenden Gegensatz des Lebensernstes faßt, da doch die ächte Poesie nicht vom Ernst des Lebens abstrahirt, nicht ihn flieht, sondern ihn in eine höhere Region erhebt, ihn verklärt, und die Empfindung der Heiterkeit, welche ein sittliches, nicht ein pathologisches Gefühl ist, selbst für den Eindruck der erschütternden Tragödie in Anspruch nimmt. Andererseits entzieht diese moderne Theorie der Poesie, der sie eine höhere Würde und Geltung erringen und die sie zu einer unmittelbar wirkenden geschichtlichen Macht erheben möchte, ihre erste Bedingung, den Boden der Freiheit, und stellt sie unter eine lähmende Censur, die darum nicht minder erstickend, engherzig und peinlich seyn wird, als jede Censur, weil sie im Namen und Sinne der politischen Freiheit geübt würde. Die Form der Poesie (im weitesten Sinne), so würden wir sagen, soll immer heiter, aus dem Bewußtseyn der innern Freiheit hervorgegangen seyn, und dies Bewußtseyn wecken; aber der Inhalt aller ächten Poesie, und ächt ist nur eine inhaltsvolle, wird und muß immer ein in gewisser Art ernster, wichtiger, wirkliche Interessen des Gemüthes oder Geistes betreffender, nie ein nichtiger und frivoler seyn.

Wir können den Leichtſinn und die Herzloſigkeit nicht loben, die ſich mit Poeſie oder Verſen den Lebensernſt und die Wirklichkeit ganz aus dem Sinne ſchlagen wollen, nicht die ekle Vornehmheit rühmen, die die reale Welt tief unter den Aetherhöhen der Poeſie und der Philoſophie ſieht und verachtet; wir wollen den edeln Trotz nicht tadeln, der es verſchmäht, einer untröſtlichen Wirklichkeit, die ſich mit allerlei untergeordneten Gütern und Vortheilen breit macht, und von den tiefſten Bedürfniſſen gerne ſchweigt, den ſchmeichelnden Tribut einer heitern Poeſie darzubringen, und durch Schweigen den thatſächlichen Beweis führt, daß einem ſolchen Boden gar keine Blüthe entkeimen könne oder dürfe: aber wir finden es doch mit der wahren Geiſtesfreiheit des Einzelnen, welche die wirkliche, lebendige Freiheit weder unmittelbar erzeugt, noch auch erſetzt, geſchweige denn darüber hinaus iſt, nicht unverträglich, in den idealen Sphären zu leben und zu ſtreben, zu ſchaffen und ſich zu erfreuen, nicht um die Wirklichkeit zu vergeſſen oder zu verachten, ſondern um ſich für ſie mit Kraft und Geiſtesheiterkeit zu ſtärken, um das ſich daherwälzende Ungeheuer des Materialismus, in allen Geſtalten, von Oben herab mit den geweihten Waffen des Geiſtes zu bekämpfen; um den Sinn für das Ideale, das nicht in den Kampf und Hader des Augenblicks hineingezogen iſt, in ſich und Andern friſch zu erhalten; um in der troſtloſen Verſandung der Wirklichkeit eine grünende Oaſe zu behaupten, wo die Sprache der Natur, der Empfindung, der Begeiſterung noch ein Aſyl findet vor der Anſteckung der Eiseskälte oder der fieberiſchen Hitze von vermeſſenen, unfruchtbaren Verſtandesüberſchwenglichkeiten und gehäſſigen, trüben Leidenſchaften. Es iſt ſchön, das Reich der Poeſie zu erweitern, und das Gedicht nicht blos zum Spiegel der eigenen Freuden und Schmerzen, ſondern zum Bild des reichſten und höchſten Lebens zu machen; aber denjenigen, welchen die Poeſie zum Tummelplatz des leidenſchaftlichen Kampfes machen möchten, könnte man wohl mit Goethe zurufen:

„Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug!“

G. P.

Die Ersteigung der Alphörner.

Die nordischen und die Schweitzergebirge stellen unermeßliche Ruinen vor; beide Gebirge setzen daher eine große zerstörende Kraft voraus, und diese Kraft kann nur von unten nach oben gewirkt haben.

Bonstetten.

Die gewöhnlichsten Hochgebirgsbesteiger sind Gemsjäger und Schafhirten. Den erstern fehlt Entschlossenheit und Waghalsigkeit nie; denn die Lust, das edle, über dem ewigen Schnee wohnende flüchtige Gewild zu erreichen, führt sie zu Schritten, vor denen jeder andere Sterbliche schaudert. Nur diese Lust, verbunden mit Körperstärke, Gewandtheit und äußerster Abhärtung gegen Hunger, Durst und die grausen Elemente der Hochgebirge, befähigen sie zu ihrem Berufe. Sie klimmen gewöhnlich über Zacken und Gräthe, um den Gemsen von oben herab nahe zu kommen, wohin diese flüchtigen Thiere selbst nie gelangen konnten. Das Geschäft der Schafhirten ist eben so gefährlich, aber mehr von der Pflicht geboten. Ueber den Gletschern, und selbst höher als die Firne, finden sich an den Felsenzacken einzelne Stellen mit den seltensten Alpenpflanzen, welche die Aelpler zu benutzen verstehen. Mit dem Beginn des heißen Sommers werden unzählige Schafe in jene aufgezackten Alphörner und Gräthe getrieben. Die Schafe haben das Eigenthümliche, daß sie, zwar nicht flüchtig wie die Gemsen, doch allmählich eben so hoch oder höher zu steigen pflegen. Wo die Ziege auch keinen Schritt mehr aufwärts zu dringen im Stande ist, da ist, so zu sagen, das Alpenschaf erst auf ebenem Boden. Wenn ein Rudel Schafe irgend einen grünen Felsenvorsprung abgenagt, klettern sie zwischen den Zacken empor nach höherem Grün.

So gelangen sie oft auf die schauerlichsten Höhen, wo zwischen den Steinritzen neben Flechten kaum einzelne Hochgebirgspflänzchen gedeihen. Finden sie höher empor nichts Grünes mehr, so springen sie oft mehr als klaftertief senkrecht auf tiefere Absätze, die sie ebenfalls abnagen und dann vom Hunger getrieben wieder auf tiefere hängende Rasenstellen stürzen, bis sie oft keinen Ausweg mehr finden, den Hungertod sterben oder beim Sturze des einen sämmtlich in den Abgründen zerschellen.

Es ist nun die Pflicht des Schafhirten, das Versteigen der in viele Rudel getheilten Heerde zu verhüten, oder, wenn sie sich wirklich verstiegen, sie wieder über die Felsen empor und auf weniger gefährliche Stellen zu bringen. Eine auffallende Thatsache von Versteigung der Schafe und von kühner Rettung derselben durch Jakob Leuthold, habe ich in meiner Alpenreise, Seite 228, angeführt.

Das Leben dieser Schafhirten ist nun ganz eigenthümlich und das ärmste von der Welt. Der am Oberaargletscher ist ganz allein und bekömmt während der Sommerzeit nur einige Male vom Wallis her etwas, das Brod ähnlich sieht; außerdem aber kennt er keine andere Nahrung. Ob dem Grindelwaldgletscher am Zästenberg wohnen zwei solcher Hirten unter einem Granitblock, die nur von einigen Ziegen leben; das ist auch, wo man sie immer antrifft, bei den meisten der Fall. Die Einfachheit und Genügsamkeit dieser etwa drei Monate lang von aller Welt abgeschlossenen Menschen übersteigt alle Begriffe; aber eben so ihre Ausdauer und Gewandtheit im Erklimmen auch der schauerlichsten Gebirgszacken. Ueberhaupt muß man die Gewandtheit auf den Alpen zunächst bei den Aelplern suchen.

Der Muth und die Entschlossenheit fehlt nun allerdings manchem Touristen nicht; allein mit diesen muß sich auch Kaltblütigkeit, bei seltener Genügsamkeit eine große Ausdauer, und, was die Hauptsache ist, Uebung und Gewandtheit vereinen. Ich sah solche Touristen, die am Montblanc alle Führer übertroffen haben wollten, und denen die Aarhörner gar nichts zu seyn schienen; allein nur ein Tag des angestrengten Steigens kühlte ihren Muth, und auf jähen Firnhalden benahmen sie sich mit dem Alpstocke so ungeschickt, daß sie unzweifelhaft in den Abgrund gestürzt wären, wenn nicht Führer hinten und Führer vorne sie gepackt und quer über die

Halden empor bugsirt hätten. Jeder Neuling und selbst schon erfahrenere Wanderer wissen auf Schneehalden den Alpstock nicht zu handhaben; sie stemmen selben unter sich, um sich darauf zu stützen, während sie ihn etwa in der halben Leibeshöhe gegen die Schneewand stemmen und so auf den Stock und kräftige Arme vertrauend gegen diese sich neigen müssen. Wenn so auch die Füße keinen Halt haben, so findet man diesen im Alpstock, bis die Schuhe wieder Zeit bekommen, in die Firnhalde Tritte zu schlagen, um dann mit dem Stocke aufs neue einzugreifen.

Ob es nun unter den eigentlichen Alphörnern wirklich unersteigbare gebe, ist sehr zu bezweifeln. Viele, meist tiefere Zacken sind wirklich unerreichbar, vorzüglich wenn sie aus kompaktem Kalke oder aus kompakter granitartiger Masse bestehen. Hörner aber, welche über 11,000 Fuß Höhe erreichen, bilden immer mehr oder weniger eine selbstständige Masse, die über wilde Gräthe sich aufzackt oder kuppenartig in höhere Atmosphäre sich wölbt; solche selbstständig, mächtig und hoch über ein ganzes Heer von kleineren, weniger selbstständigen oder über unzähligen Nebenzacken aufgethürmten Hörner bestehen immer aus verschiedenartiger Masse; wir finden oft einen Wechsel von Kalk- und Schieferschichten mit Wacke und dann mit granitartiger Masse. Bald sind die Schichtenfragmente stiegenartig über einander gehäuft, bald aber mehr senkrecht gestellt und dann immer sehr wild durchrissen, zerklüftet oder zu sonderbaren, leicht zu erklimmenden Formen verwittert. Meist jedoch, vorzüglich in der Mittellinie des Alpengebirges, bestehen diese größeren Hörner aus Massen, welche von Glimmerschiefer und Gneis bis zu körnigen, krystallinischen und granitartigen Massen wechseln. Wir finden so Fragmente unveränderter, ursprünglicher Schichtenmasse mit zertrümmerter und in Granit übergehender zusammengehäuft. Bei manchen Alphörnern, wie beim höchsten der Berner Alpen, beim Finsteraarhorn, hält es schwer, auch nur eine klaftergroße gleichartige Masse zu entdecken. Der größere Theil der Alphörner besteht so aus einem Haufwerke zertrümmerter Masse, die von Ferne durchaus unersteigbar erscheint, über welche aber der geübte Kletterer leicht sich emporwindet. Treten aber auch hie und da die Alphörner in mehr zusammenhängender Masse auf, so finden wir diese unzähligem Wechsel unterworfen. Bald ist die Masse gneis- und dann wieder

granitartig, bald finden wir Partieen, die mehr an Porphyr oder andere durch Vulkanismus veränderte Massen erinnern. Diese verschiedenartigen Massen sind immer sehr verschiedener Verwitterung unterworfen; erscheint so auch das Horn von Ferne fast senkrecht aufgezackt, als feste, gleichartige Masse, so finden wir diese, jemehr wir uns emporwinden, einer sonderbaren Verwitterung unterworfen; nach allen Richtungen ist oft das Horn durchfurcht, zerklüftet und, meist von oben herab, mit Rinnen versehen, durch welche empor das Ersteigen möglich wird. Treten aber auch die Hörner einerseits in senkrechten, unerreichbaren Formen auf, welche kompaktes, gleichartiges Gestein zu verrathen scheinen, so steigen sie andererseits oft zu wilden Gräthen herab, oder sind so mannigfach verwittert und durchfurcht, daß ihre Ersteigung keine Schwierigkeit hat.

Ueber weniger jäh aufgezackte Alphörner, wie über den Montblanc, wölben sich Kuppen des ewigen Firns hin (des ewigen Schnees), und da sind nur kräftige Glieder, Ausdauer im äußerst ermüdenden Emporwaden, genaue Kenntniß der Firnhalden und ihrer Schlünde mit Gewandtheit und Kaltblütigkeit nöthig. Oft sind einerseits die Hörner zu jäh, zu senkrecht, als daß der Schnee sich sammeln und zu Firn sich entwickeln könnte, andererseits aber steigen sie, wie die Jungfrau, in mächtigen Firnhalden herab. Im Ganzen aber gibt es kein einziges Alphorn, das nicht seine mit ewigem Firn ausgefüllten, herabhängenden Rinnen besäße, über welche man bald im Zickzack emporzudringen, bald, wenn die Firnhalde zu jäh wird, das Felsgezacke zu erreichen und dann wechselnd wieder den Firn zu benützen im Stande ist.

Im Ganzen steigen die Hörner dem nördlichen Rande des Alpengebirges entlang so jäh und schroff empor, daß von dieser Seite an kein Ersteigen derselben gedacht werden könnte; ihre Ersteigung kann nur von der innern Alpenlinie aus gelingen. Der nördlichen Alpenlinie entlang, wenigstens in den Berner Alpen, erheben sich die Hörner von ihrem Fuße an mit ungeheuren Kalkwänden, die oft mit Schieferschichten wechseln und häufig mit granitartigen Massen überlagert sind, welche über dem Kalke zu jenen Hornspitzen sich aufzacken. Ganz andere Verhältnisse finden wir im Innern, in der Mittellinie des Gebirges; ewige Firnfelder dehnen sich nach allen Richtungen aus, über diese heben sich äußerst

wilde Felſengräthe. Aller Kalk iſt verſchwunden, an tieferen Stellen treten granitiſche oder granitartige, zugerundete mächtige Maſſen auf, die oft keine Spur von beſtimmter Schichtung zeigen, nicht ſelten jedoch wilde Zerreißungen, Spalten, Einſtürze u. ſ. w. Meiſtens erſt über dieſe feſten, körnigen Rundgeſtalten bauen ſich die Gräthe auf, die aus einem Hauſwerke von zerſtörten oder verwitterten Maſſen beſtehen; nicht ſelten jedoch heben dieſe Gebilde ſich unmittelbar aus den Firn- und Gletſcherfeldern empor, wie die Lötſchhörner u. ſ. w. Die eigentlichen und die höchſten Alphörner thürmen dann erſt aus dieſen Gräthen ſich auf, oder vielmehr die Gräthe ſelbſt zacken ſich zu jenen Hörnern empor, wie die Reihe der Schreckhörner, die Walcherhörner, das Finſteraar-, Aletſchhorn u. ſ. w.

Es iſt nun äußerſt merkwürdig, daß jene ſchauerlich aufgezackten Gräthe und Hörner der inneren Alpen für die Geognoſie noch eine terra incognita ſind, daß beinahe keine Forſcher mit Entſchloſſenheit und Ausdauer jene von der bewohnten Welt ſo ganz abgeſchloſſenen Höhen über dem ewigen Schnee beſuchen, und auch dort nach Aufſchlüſſen und Thatſachen zur Geſchichte der Erde forſchen.

Ich traf in Lauterbrunnen mit einem franzöſiſchen Geognoſten zuſammen, und ich freute mich ſehr, mit ihm eine wiſſenſchaftliche Exkurſion vornehmen zu können. Den 3ten Auguſt des Jahrs 1830 ſetzte er ſich früh zu Pferde; ich war mit zwei Trägern und allem Nöthigen ſchon früher aufgebrochen; er erreichte mich aber bald. Beim Dörfchen Sichellauinen ſtieg er ab. Neben einem Granitblock ſtellte er Barometer und Thermometer auf, und begann nun ſeine Forſchungen mit einem recht ſchönen kleinen Fernrohr. Was er ſchon von der Wengernalp aus beobachtet, das ſah er nun auch hier an der Weſtſeite der Jungfrau, daß nemlich dieſe Gebirgsſpitze aus einem ſehr kompakten Alpenkalk mit viel Eiſenoxyd beſtehe, daß tiefere Schichten weniger Oxyd enthalten und daß dieſe häufig in Dolomit übergehen u. ſ. w. Meine Bemerkung, daß ich ſchon viermal in jener Höhe geweſen, daß ich jedesmal die Gebilde von Schichte zu Schicht verfolgt und von ihnen Muſterſtücke geſammelt, daß auf den Granit Schiefer, dann Kalk mit eigenthümlichen Sandſchichten, dann zertrümmerte granitartige Maſſe, dann wieder Schiefer und Kalk, und endlich bis zur höchſten Spitze aufs neue

granitartige Maſſe folge, läugnete er aufs entſchiedenſte weg, weil der Augenſchein ihn gerade vom Gegentheil überzeuge und eine ſolche Schichtenfolge durchaus unſinnig ſey. Er fuhr ſo fort, die ganze Kette von der Jungfrau bis zum Tſchingelhorn zu unterſuchen. Er fand ſehr befriedigende Reſultate. Ich bat ihn nun, mit mir emporzuſteigen zum Gſpaltenhorn, weil dort ſehr merkwürdige Gebirgsverhältniſſe und ausgezeichnete Petrefakten ſich finden; allein er wollte zu Mittag wieder in Lauterbrunnen ſpeiſen. Ich ſetzte ſofort meine Reiſe über den Tſchingel- und Gamſigletſcher, die Andriſthörner u. ſ. w. fort und kam mit reicher Beute an Petrefakten und Gebirgsarten nach vier Tagen wieder herab nach Lauterbrunnen, wo jener Forſcher ſeither ſeine Entdeckungen ins Reine geſchrieben.

Es iſt einem Forſcher, in galliſchen Ebenen erzogen, nicht zu verargen, wenn er nur bequemere Wege wählt und nicht zu Höhen anſteigt, die zu erklimmen Tage und oft Wochen fordert; allein eigenſinnig nur ſehen zu wollen, was der mitgebrachten Anſicht frommt, das iſt jedem zu verargen, das iſt der Wiſſenſchaft immer nachtheilig und zwar um ſo mehr, je gewichtiger die gelehrte Autorität iſt. Von flüchtigen Forſchern der Art kann vorzüglich in den Hochregionen unſerer Alpen wohl eitle Breitmacherei, aber nichts Gediegenes erwartet werden.

Unſere ſchweizeriſchen Geognoſten, mit dem Leben auf den Alpen von Jugend an vertraut, und die gewichtigſten fremden Autoritäten benehmen ſich zwar, im Durchſchnitte, beſcheidener und ernſter, ſie forſchen und ſehen mit eigenen Augen, und gehen Abgründen und Felſenzacken nach, welche zu beſuchen dem Durchreiſenden die Zeit, Gelegenheit und oft der Muth fehlt; allein es iſt doch eine eigenthümliche Erſcheinung, daß ſie ſich meiſtentheils begnügen, den Fuß der höchſten Alphörner zu unterſuchen. Wie wenige gediegene Beobachtungen wir über die höchſten Alpenſpitzen haben, iſt leider zu bekannt. Ob man zu leicht von der untern Maſſe auf die obere ſchließt, ob man zu bald dem Augenſchein aus der Ferne glaubt, oder ob die hergebrachte Anſicht zu großen Einfluß auf die Beobachtungen ausübe, wage ich nicht zu beſtimmen. Immerhin wäre es zu wünſchen, die Aufmerkſamkeit möchte ſich auch mehr nach jenen Höhen wenden; denn wir finden dort Verhältniſſe, die uns in Staunen ſetzen. Das Finſteraarhorn

beſtebt aus einem Haufwerk von Maſſen, die bald an Granit, an Sienit mit Reſten von Schiefer erinnern, dann wieder in hornblendartige Maſſen übergeben; ähnlich ſind die übrigen Aarhörner und die Aarengräthe, die jedoch häufig aus der wechſelnden Maſſe mächtige Glimmer- und Gneisſchichten aufrichten. Nicht ſelten findet man Maſſen, die an Porphyre, Baſalte u. ſ. w. erinnern könnten, oder ſolche, die Uebergänge von kryſtalliniſcher, ſtrahliger Hornblende in vulkaniſche Gebilde beurkunden. (Die Uebergänge aus ſtrahliger Hornblende unter der Spitze des Finſteraarhorns werden jeden Forſcher intereſſiren, wie die Porphyre der Windgelli u. ſ. w.) Dann finden wir wieder, wie an der Jungfrau, blaſige Sandſteingebilde, die oft an Bimsſtein erinnern, oder doch den Glanz ſonſt geſchmolzener Maſſen zeigen. Aehnliche Verhältniſſe fand ich auf der Spitze der Broſa, des Trittborns, des Lucendro, des Geren-Weitwaſſer- und Nüvenenhorns, des Canaria, des Cuſpis, des erſten Kriſpaltborns, des Neſtelborns, der Flaſchenſtöcke u. ſ. w. Das größte Intereſſe in ſeinen kryſtalliniſchen Maſſen gewährt aber das Schwarzlochhorn, dem Badus gegenüber, und die Hörnerreihe zwiſchen dem oberen Gotthards- und Unteralpthal. Mächtige Schichten ſonderbar kryſtalliniſcher Geſteine liegen ſo über- und durcheinander gehäuft, die Gräthe und Hörnerſpitzen bildend, daß beim bloßen Erklimmen oft ganze Maſſen wanken. Faſt das gleiche Intereſſe bietet ferner die Gebirgskette von der Windgelli bis zum Scherhorn, deren viele Gipfel zwiſchen Kalk, Sandſtein (dem todtliegenden analog) und unzähligen Uebergängen in den ſchönſten Porphyr wechſeln.

Der erſte Alpenſteiger iſt unbezweifelt Gottlieb Studer in Bern; er macht auf keine geologiſchen Kenntniſſe Anſpruch, ihn treibt die Luſt in Betrachtung und Bewunderung der großen Alpennatur und das topographiſche Studium empor über den ewigen Schnee in die reinen Lüfte. Seine Schnelligkeit und Treue im Zeichnen der Gebirgsmaſſen überſteigt allen Glauben; er hat eine Menge von Alpenanſichten entworfen, die in Staunen ſetzt; ihm iſt kein Alpenwinkel unbekannt.

Der angeführte edle, leider nur zu beſcheidene Forſcher (weil er ſeine Leiſtungen immer zu gering wähnt und, oft ſchon gedrängt, zu keinen Bekanntmachungen bis dahin ſich entſchließen wollte) ſagt über obigen Gegenſtand in einem Briefe an mich, ſeinen

früheren Reisegefährten durch einen groſsen Theil der Alpen: „Gebirgsketten, die von Ferne als massive Pfeiler des Erdballs dazustehen scheinen, verlieren, in der Nähe betrachtet, ihre feste Gestalt, und zeigen sich als zerrissene, vom Zahne der Zeit und noch mehr von der Gewalt furchtbarer Katastrophen erschütterte Gebilde, deren steil und schmal ansteigende scharfkantige Firsten oft dem menschlichen Fuſse unzugänglich sind. — Ich kann mich wirklich nicht erinnern, irgendwo in den Hochalpen eine feste Ganzmasse angetroffen zu haben, welche den Hochkamm oder den Gipfel eines Gebirges bildete. Vielmehr traf ich immer verschiedenartige Massen, die wie ungeheure Trümmer übereinander lagen. Ich beobachtete durchgehends, daſs, wenn auch ein festes, zusammenhängendes Gestein an dem Fuſse oder an den tieferen Hängen des Gebirges auftritt, und oft in einzelnen Massen wie Ribben nach dem Kamme sich hebt, dieser entweder aus einem losen Gesteine besteht, (wie ich es am Col de Géant, an der Strahlegg, am Piz Beverin, auf den Diablerez antraf) von dem sich zwischen jenen festen Ribben, da wo nicht Firn oder Gletscher anklebt, mächtige Trümmerhalden in die Tiefe senken, oder, wenn das Gebirge eine ungeschichtete, granitartige Felsart zeigt, aus einer Masse gröſserer oder kleinerer chaotisch aufeinander gehäuften Felsblöcke gebildet ist, wirklich wie wenn sie Titanen aufeinander geworfen hätten, um den Himmel zu erstürmen. — So haben auch die festen, zugerundeten Granitmassen auf der Grimsel ihre Höhengrenze. Sie sind das von Schnee, Wind und Regen geschliffene Fuſsgestell, auf dem eine Welt von Trümmern gelagert ist; denn steigt man auf das Siedelhorn, auf den Juchlisberg, auf die Gerstenhörner u. s. w., so verschwinden jene massigen Granitfelsen, und mit Mühe nur erklettert man das lose Gerüste von Felsblöcken, aus denen der Hochkamm aufgethürmt ist. — Nicht bald auf einem Punkte fiel mir diese eigenthümliche Beschaffenheit unserer Alphörner so sehr auf, als auf dem Grathe der Gerstenhörner. Dieser erscheint, von der Grimsel aus gesehen, als eine festgebaute Granitfirst; als ich jedoch für die letzten 100 Schritte Steigung mit Mühe einen Gang über und unter den sturzdrohenden Felsblöcken gefunden hatte, um den südlichen Gipfelpunkt zu erreichen, so wäre es mir schlechterdings unmöglich gewesen, über den First hin auf den mittleren und nördlichen

Gipfel zu gelangen; ſo loſe und zugleich ſchmal und ſcharfkantig war der Grath in wild zuſammengeworfenen Blöcken aufgethürmt. Dieſelbe Gebirgsbildung traf ich auf der Pointe de Drohnaz, auf der Sachereide im Erinerthal, wo der höchſte Punkt des brüchigen Grates ein vorhängender, rings abgeſchloſſener Felsblock iſt, den zu erklettern mein Führer mir kaum nachfolgen durfte, auf dem Mittaghorn im Saarthal, auf dem Thurlez, auf der Minoye-Furgge, auf dem Grat zwiſchen dem Rhone- und Triftgletſcher, auf dem Orſirole, wo der Boden eigentlich unter mir zu wanken begann, als ich das oberſte Felsgetrümm erreichte; auf dem Sirmadimen, auf der Fibia, auf dem Kiſtengrath, auf dem Piz della Padella in Engadin, auf dem Galanda u. ſ. w."

Es iſt leider nicht zu läugnen, daß die Spitzen und Kämme der Hochalpen zu wenig bekannt ſind; ja es herrſcht beim größeren Theile des wiſſenſchaftlichen Publikums die Meinung vor, als beſtänden ſie aus kompakter, gleichartiger Maſſe wie das Fußgeſtell, auf dem ſie aufgethürmt ſind. Man könnte verſucht ſeyn, jene Trümmerung der Hochgebilde der Verwitterung und der Orydation zuzuſchreiben; allein die letztere iſt, wie ſich zeigen wird, in jenen Höhen ſehr unbedeutend, und der blos mechaniſchen Einwirkung der Elemente könnte kaum ein Einfluß zugeſchrieben werden, wie er nöthig wäre, um jene Erſcheinungen erklären zu können. Zudem ſind die übereinander gehäuften Maſſen äußerſt ungleichartig. Im allgemeinen zwar walten Fragmente von urſprünglichen Schichtenmaſſen vor, die ihre Kanten nach allen Richtungen empor in die Atmoſphäre ſtrecken. So finden wir Rudimente von altem Schiefer, mit Glimmer und Gneis, allein auch andere ſo ſonderbar kryſtalliniſche Schichtengebilde, daß man ſie ohne genaueſte Unterſuchung kaum zu beſtimmen und in das oryktognoſtiſche Syſtem einzuordnen im Stande ſeyn wird. Mit dieſen Rudimenten urſprünglicher Bildung miſchen ſich dann beſtimmte Uebergänge in granitartige Maſſe; ja das eine Schichtenfragment iſt oft einerſeits geſchiefert und urſprüngliche Bildung beurkundend, und andererſeits fängt es an, ins kryſtalliniſch-körnige zu verfließen. Bei dieſen Uebergängen ſehen wir zwiſchen den Schieferflächen zuerſt Feldſpatkryſtalle ſich entwickeln, wobei die Schieferflächen ſich auseinander drängen, ſich, gleichſam die Körner umſchließend, (Porphyrgranit wie am Gries ꝛc.) aufblähen, und endlich allerhand

krumme Formen und Richtungen annehmen, bis auch der Glimmer und Quarz mehr geſondert auftritt, die letzte Spur urſprünglicher Schichtung verſchwindet und eine gekörnte Maſſe vor Augen liegt. Unter dem Getrümm erſcheint oft ſonderbare Hornblende, Glimmergebilde, die dem vulkaniſchen Glimmer identiſch ſind, dann blaſige Geſteine aller Art, und oft beſtimmte Uebergänge in Porphyr ꝛc. Gehen wir aber von den trümmernden Hornſpitzen und Gräthen abwärts nach ihrer Baſis, ſo ſehen wir die Maſſen immer granitartiger werden, bis ſie endlich unter der Firnregion über den Gletſchern in zugerundeten, oft wellenartig übereinander gehäuften Maſſen meiſt ohne Spur irgend einer Schichtung auftreten.

Nach Deſors Jungfraubeſteigung S. 81. iſt es ſchon längſt anerkannt, „daß die Hornſpitzen ſelbſt nur unbedeutend für die Geologie ſind, die weſentlichen Erſcheinungen aber am Fuße der Gebirgsſtöcke, welche ſie tragen, geſucht werden müſſen.“ Traurig, wenn dieſe Anſicht auch bei den erſten Geognoſten, wie es nach jenem Büchlein ſcheint, obwalten ſollte. Sehr traurig, wenn der Forſchungseifer nicht auch nach jenen Höhen tendirt, nicht das Ganze im Zuſammenhange zu erfaſſen, und ſo unbefangen und frei von jeder Hypotheſe für die Geſchichte der Erde Thatſachen zu ſammeln ſich bemüht, am traurigſten, wenn man nach einſeitigen Beobachtungen ſeine Anſicht begründet und z. B. die Art und Weiſe der Alpenhebung enträthſelt wähnt und ohne Thatſachen ſo zu erzählen weiß, als wäre man bei jener Hebung Augenzeuge geweſen.

Man kann freilich ſagen, die Alpen ſind emporgehoben worden, indem die innere gährende und geſchmolzene Maſſe die Decke ſprengte und dann über die Spalte hervorquoll, ſich ausbreitete und dann zu Granit u. ſ. w. erſtarrte. Mit dieſer Annahme ſcheint man zufrieden zu ſeyn; allein nur zu leicht, wie es zu geſchehen pflegt, wenn irgend eine einflußreiche Idee allgemeine Annahme gefunden; alles muß dann über den hypothetiſchen Leiſt geſchlagen werden. Es entſtanden ſchon früher die Fragen: Haben Gaſe die Decke geſprengt und die Maſſen emporgetrieben? aus welcher Tiefe kamen ſie? aus welchen Gebilden entſtanden ſie? war mehr Vulkanismus oder Chemismus im eigentlichen Sinne vorherrſchend? welches war dann der Grund, die Veranlaſſung und die näheren Umſtände? Nur durch genaue, vergleichende

Beobachtungen in der Natur können diese und ähnliche Fragen allmählig ihre Erörterung finden. Aber die Beobachtungen in unsern Hochalpen scheinen den bisherigen Annahmen eben nicht günstig. An lavaartigen Erguß kann gar nicht gedacht werden; auch kann kaum die Annahme eine Begründung finden, nach welcher die Explosion von einem Centralherde ausgegangen und die äußere Decke gleichsam mechanisch gesprengt, aufgehoben, zerstört worden sey u. s. w. Allenthalben, wo in den Alpen Thonschiefermasse in außerordentlicher Mächtigkeit, Kalk ohne wechselnde fremdartige Zwischenschichten von Kiesel, Thon oder thonartigen Massen auftritt, finden wir keine oder sehr geringe Umwandlungen und Uebergänge aus der ursprünglichen Bildung in die körnige, dolomitische, beim Kalk, und in die heterogenkörnige bei den Schiefermassen, welche im ursprünglichen Zustande immer vorwaltend aus Thon- und Kieselerde u. s. w. bestehen; im Verhältnisse aber, wie die ursprünglichen geschieferten und geschichteten Bildungen, was vorzüglich im Thale von Binn in Wallis am südlichen Thalgehänge sich zeigt, auch bei größerer Mächtigkeit des Schichtensystems mit verschiedenartigen Schichten zu wechseln beginnen, im gleichen Verhältniß greift die Umwandlung um sich, der Schiefer wird glimmerig, wackenartig, körnig, Feldspat- oder Quarzkörner entwickeln sich zwischen den Schieferflächen, treiben sie auseinander, bis stellenweise die neue Entwicklung die ganze Masse ergreift. Diese und unzählige andere Verhältnisse führen uns zur Vermuthung, daß der Grund der Umwandlung und der Gebirgshebung nicht von einem bestimmten vulkanischen Herde ausgieng, sondern vielmehr im ganzen Schichtensysteme ihren Grund und Sitz hatte, daß sofort Ritters, Delameteries, Ebels, Steffens und einer Menge anderer Forscher Ansichten über die Heterogenität und galvanisch-elektrische Spannung der wechselnden Schichten nicht ohne Grund ist. Unsere Alphörner verdienen nicht dadurch so große Aufmerksamkeit, daß sie als zertrümmerte Hauswerke übereinander geschichtet sind, sondern dadurch, daß sie in ihren heutigen Ruinen noch den alten Wechsel der Schichtensysteme beurkunden, und daß sie unzählige Massen aufweisen, die in einem und demselben alten Schichtenfragmente, in Glimmer, Gneis, Granit und selbst in Hornblende- und phorphyrartige Masse übergehen.

Das wissenschaftliche Publikum war berechtigt, von der letzten

Agaſſizſchen Expedition wichtige Aufſchlüſſe und entſcheidende geognoſtiſche Thatſachen zu erwarten. Zwei Monate weilten die Gebirgsforſcher, gleichſam zu einer Akademie vereint, im **Hôtel des Neuchâtelois** auf dem Aargletſcher in der Mitte von allen Seiten ſie umſtarrender Hörner, welchen ſie neue Namen gaben. Aus dem Berichte über die Jungfraubeſteigung aber, aus andern mitgetheilten Reſultaten und aus mündlichen Berichten erfahren wir nicht, daß eine Erſteigung erfolgte, wohl aber, daß die Hornſpitzen für die Wiſſenſchaft nur unbedeutend ſeyn ſollten. Selbſt die Jungfraubeſteigung bietet uns nur dieſes: „Was die Rundhöcker betrifft, ſo glaubten wir ihre letzten Spuren an den Felswänden des Kranzberges, dem Grünhorn gegenüber, in einer Höhe von 10,000 F. zu ſehen. Weiter oben erblickte man nur zerriſſene Felſen und zerklüftete Spitzen, die beredteſten Zeugen jener ungeheuren Kraft, welche die Alpen aus dem Innern der Erde hervortrieb. — Das anſtehende Geſtein, welches am Rande des Roththalkammes, nahe dem Gipfel, zu Tage geht, iſt ein Gneis, dem von den Schreckhörnern ſtammenden vollkommen ähnlich. Obgleich von ziemlich feſter Maſſe, verwittert er doch leicht und trümmert in kleinen Stückchen. Seine Oberfläche erhält an der Luft durch die Oxydation ein kupfriges Anſehen, während der friſche Bruch grünlicht erſcheint, mit großen, bläulicht glänzenden Feldſpatkryſtallen. Das Vorfinden dieſes Geſteins in ſolcher Höhe iſt eine für die Geologie ſehr wichtige Thatſache. Da der Gneis, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur ein metamorphiſches Geſtein iſt, ſo genügt ſeine Anweſenheit auf einem der höchſten Alpengipfel, um zu beweiſen, daß die Erhebung des berniſchen Gebirges nicht auf die Weiſe vor ſich gegangen ſey, daß die kryſtalliniſchen Geſteine, aus dem Schooße der Erde hervorbrechend, ſich dann an der Oberfläche ausgebreitet und die höchſten Gipfel gebildet hätten.“ Der Aufenthalt in jenen Höhen dauerte aber zu kurze Zeit, als daß man nähere Unterſuchungen hätte erwarten können.

Kurze Zeit nach dieſer Beſteigung tritt Gottlieb Studer auch auf die Spitze der Jungfrau, ſetzt ſich, als Veteran in ſolchen Erſteigungen, hin, entwirft ein Gebirgspanorama und macht eine Menge Beobachtungen aller Art; er fand keine Zeit, in poetiſche Begeiſterung auszubrechen, oder auf die Geſundheit der Schweiz zu trinken. Wir ſehen ihn wieder.

Ein eigenthümliches Interesse bietet die Ersteigung des Finsteraarhorns durch R. Sulger in Basel. Der junge Mann, dem es vorzüglich nur in jenen Höhen wohl zu seyn scheint, macht zur Herstellung seiner Gesundheit auf der Grimsel eine Schottenkur, entschließt sich als erfahrner Gebirgswanderer, bricht auf und ersteigt mit Kühnheit und Gewandtheit, die man selten findet, die Spitze des Finsteraarhorns. Seine Beschreibung des Oberaargletschers, der obern Fischerfirne, der Schneewand an der Hornspitze, der Lokalitäten und der Rudera meiner alten Nachtlager, meiner auf der Spitze gefundenen Geräthschaften, endlich der atmosphärischen Zustände und der geognostischen Verhältnisse ist so naturgetreu, einfach, ohne vorgefaßte Ansicht und meisterhaft, daß sie mehr Werth hat als viele der pomphaftesten Unternehmungen.

Eben so wichtig als für geognostische Studien sind die Gebirgshörner unserer Alpen für Meteorologie.

Man behauptet allgemein, die Atmosphäre besitze in allen Höhen und selbst an Orten, wo sie eingeschlossen, durch den Athmungs- oder Faulungsakt verdorben sey, die gleichen Bestandtheile. Man brachte atmosphärische Luft aus allen Höhen herunter, selbst im Luftballon bei 20,000 Fuß Höhe aufgefaßt, man untersuchte sie von den verdorbensten Orten, und fand die Sache immer bestätigt. Gewiß ist die Atmosphäre nur durch das unabänderliche stöchiometrische Verhältniß ihrer wesentlichen Bestandtheile denkbar, und mit der Aenderung desselben würde die Luft in ihrer heutigen Form zernichtet; das ist richtig, allein andererseits haben die bisher angestellten Untersuchungen doch nicht den Werth, den man ihnen zuschreibt. Sie beruhen immer auf einem Verbrennungsakte, in dessen Folge der Wasserstoff mit dem Sauerstoffe der zu untersuchenden Luft zu Wasser sich eint, oder durch einen sehr oxydirbaren Körper der Sauerstoff ausgeschieden wird. Der Wasserbildungs-, wie jeder Oxydationsakt, ist allerdings immer wieder ein stöchiometrischer; allein manche Verhältnisse sind noch zu erörtern, bis man mit Sicherheit auf solchen Untersuchungen wird fortbauen können. Durch hygroskopische Substanzen im höchsten Grade entwässerte Luft und wieder sehr gewässerte zeigten, jenen Versuchen

unterworfen, immer die gleichen Verhältniſſe. Auch andere Gasarten ſollen beigemiſcht weniger abweichende Reſultate veranlaßt haben, als man erwartet hatte. Doch laſſen wir die Sache und die gegenſeitigen durch Kunſt bewirkten Umwandlungen dahin geſtellt. Immerhin ſcheint mir das atmoſphäriſche Wirken in der Tiefe über die Erdfläche hin und in der Höhe unſerer Gebirgszacken bei 9 bis 14,000 Fuß ein ſehr verſchiedenartiges, ja ſogar ein polariſch ſich entgegengeſetztes zu ſeyn.

Vor 16 Jahren (im Jahr 1827) fand ich auf dem Schneeſattel zwiſchen dem Roth- und Finſteraarhorn in einer Höhe von 10,353 Fuß die Stelle des Nachtlagers der Herrn Meier aus Aarau, wo ſie 16 Jahre früher (im Jahr 1811) eine Nacht zubrachten. Es lehnte ſich an ein Felsgetrümm, aus Tafeln von Thonſchiefer, Glimmer ꝛc. beſtehend, das etwa 7 bis 8 Fuß über den Schneeſattel ſich erhebt. Ich ließ einen Theil des Getrümms losbrechen, die Stelle mit einer Mauer umgeben, mit Schieferplatten decken und zu einem Lager einrichten, in dem ich in ſpäteren Jahren öfters wohnte.[1] Ich zog es jedoch das folgende Jahr vor, ein höheres Nachtlager zu errichten, und wählte dazu eine Stelle am Abhange der Pyramide des Finſteraarhorns ſelbſt; dieſe Stelle hat letztes Jahr (1842) Sulger aus Baſel zufällig gefunden und mit unſerm dortigen Nachlaß aufs genaueſte beſchrieben.

Im erwähnten Nachtlager des Herrn Meier fand ich nun Holz, das Stück von einem Zeichnungsbrett mit Spuren früher aufgeklebten Papiers, eine Geishaut und mehrere Eiſengeräthſchaften. Dieſe letzteren waren ſämmtlich ohne Roſt, obwohl ſie ſeit 16 Jahren im Winter unter Schnee lagen und im Sommer dem atmoſphäriſchen Wechſel von Nebel, Regen und Schneegeſtöber ausgeſetzt waren. Dieſe Beobachtung veranlaßte mich ſpäter zu vielen Verſuchen über dieſen Gegenſtand. Ich ſetzte von 3000 bis 13,000 Fuß Meereshöhe auf Felſen oder andern geeigneten Orten Eiſenſtückchen und ſpäter verſchiedene Metalle in Verbindung, frei dem atmoſphäriſchen Einfluſſe aus, ſo von Grindelwald bis zum Eismeere, und über dieſem bis hinauf zum erſten Schreckhorn, ſo vom Fuße des Finſteraarhorns bis faſt zur Spitze. Dort finden ſich im Grathe auf dem oberſten freien Steingetrümm in der Rinne

[1] Siehe meine Alpenreiſen S. 180 ꝛc.

zwiſchen den zwei größern Felsſtücken, 13,079 Fuß hoch, wo ich beobachtete, während meine Führer auf der Spitze eine Pyramide bauten, aufgeſtellt: ein Thermometrograph, verſchiedene Eiſenſtückchen, Eiſenfeile in einer Blechkapſel, zwei Kupfer- und Zinnplatten in Verbindung, Korkholz und eine Flaſche, in welcher die damaligen Beobachtungen des Standes von Barometer, Thermometer, Hygrometer, der Temperatur des ſiedenden Waſſers und anderer meteoriſchen Momente eingeſchloſſen waren. Einen Thermometrographen und Eiſen wird man auch am Fuße des Horns bei meinem alten Nachtlager in der Rinne jener Felſenwand, in einer Meereshöhe von beinahe 11,000 Fuß finden. Ich füge dieſe Anzeige hier bei, weil Sulger aus Baſel, mit der Sachlage unbekannt, nur meine Eiſendräthe und eine Nadel auf der Hornſpitze fand und leider auf die Grimſel herunter brachte. Da ich nun dieſen Sommer nur Zeit zu finden glaube, die Gletſcher und Firne zu unterſuchen, und die Nachreiſe in jene Höhen für die Zukunft verſchoben werden muß, ſo bitte ich unterdeſſen die Forſcher, bei etwaiger Erſteigung dieſer höchſten Alpenſpitze die Inſtrumente zu beachten und mir gütigſt die Reſultate berichten, die Sachen aber an Ort und Stelle laſſen zu wollen.

Vor 16 Jahren verlangten meine Führer durchaus eine Fahne mitzunehmen, um ſelbe auf die Spitze zu ſtecken. Es wurde ſofort ein ſtarker Eiſendrath in eine Stange befeſtigt; an dieſem drehten ſich zwei andere, die mit einem vierten ein Quadrat bildeten, über welches ein Harztuch befeſtigt wurde. Auf der Spitze wurde nun eine Pyramide gemauert, auf deren Gipfel die Stange mit jener Windfahne ſich erhob. Die drei Dräthe fand nun Sulger auf dem Boden liegen, die Pyramide mit der Stange und dem Mitteldrath dagegen war verſchwunden. Durch Schneeanhäufung und Eis ſcheint die Fahne bald abgedrückt worden zu ſeyn; durch gleiche Anhäufung war gewiß auch die Stange mit der Pyramide in den Abgrund geſtürzt. Die Fahne, welche Agaſſiz durch Leuthold auf die Spitze der Jungfrau pflanzte, beſtand aus ſeinem Alpſtocke und einem angebundenen Schnupftuche. Kurze Zeit nachher fand Gottlieb Studer den Alpſtock abgebrochen; der untere Theil ſteckte noch feſt im Firne, der obere dagegen war verſchwunden. Ich habe früher die Anſicht aufgeſtellt, daß in jenen Höhen vorzugsweiſe nur ein trockenes Schneeſtöbern ſtattfinde, und daß der Regen

über 12,000 Fuß Meereshöhe eine seltene Erscheinung seyn dürfte. Diese Ansicht möchte wohl irrig seyn; denn in der kurzen Zeit, da Studer nach Agassiz auf die Jungfrau kam, fand keine solche Schneeanhäufung statt, daß der Gipfel sich so sehr vergrößert hätte; vielmehr muß Schnee mit Eistheilen sich an den Alpstock angesetzt und ihn vergrößert haben, bis er, wie Studer bemerkt, durch die Last gebrochen, in den Abgrund stürzte. Das Gleiche war auch bei meiner Stange auf dem Finsteraarhorn der Fall; denn auch im höchsten Winter setzt sich nie so viel Schnee auf die Spitze, daß er die kaum einige Fuß hohe Felsmasse, auf der die Pyramide stand, zu umhüllen vermag. Das ist man jedes Jahr durch gute Fernröhre zu beobachten im Stande. Es muß sofort schon denselben Sommer, denn im Herbste waren Fahne und Pyramide verschwunden, feuchter Schnee und Eis sich an die Stange und Pyramide so angesetzt haben, daß ein Sturm im Stande war das Ganze in den Abgrund zu stürzen. Ich fand allerdings in jenen Höhen am Tage jeder Zeit nur ein äußerst trockenes Schneestöbern, so daß der Schnee kaum zu krystallisiren vermochte und das Hygrometer außerordentliche Trockenheit anzeigte; dafür spricht auch das Stäuben und sogenannte Rauchen der Alphörner, von denen der Wind bei schönem Wetter oft ganze Wolken in die Höhe wirbelt; allein obigem zu Folge muß auch der entgegengesetzte Fall stattfinden, und zwar wahrscheinlich Nachts. Auf dem Löntschgletscher, auf dem Sattel zwischen Roth- und Finsteraarhorn, hinter dem Finsteraarhorn, auf dem Roththalgletscher und öfters auf dem Aargletscher wurde ich Nachts in meinen Lager eingeschneit;[1] allein nie war es jenes trockene Schneien, wie ich es jeder Zeit am Tage fand; und so mag künftig die Thatsache für einen zwischen Ausdünstung und nächtlicher Tränkung stattfindenden Rhythmus sprechen, wie ich in meiner Schrift über das Wesen der Gletscher vermuthete.

„An den drei Dräthen," sagt nun der Bericht von Sulger, „war keine Spur von Rost bemerkbar, wohl aber war eine Nadel in grauem Faden völlig eingerostet." Faden und Nadel lagen schon seit Jahren im Reiseetui, und eben weil die Nadel eingerostet war, gab ich dem Leuthold zum Annähen des Harztuches an die

[1] Siehe Alpenreise von Hugi.

Dräthe den Faden mit und zugleich eine frische Nadel, die wahrscheinlich noch oben und sicher ohne Rost liegen wird.

Man hat früher auf dem Glockner und Ortles Gleiches beobachtet, nämlich daß Eisen, auch nach mehreren Jahren, sich nicht im geringsten erydire.

Am unteren Ausgang des Grindelwaldgletschers war frisch gefeiltes Eisen, polirter Stahl und frisch gezogener starker Eisendrath, auf einem Felsen frei der Atmosphäre ausgesetzt, nach vier Jahren gänzlich in Rost übergegangen, eben so oben auf dem Eismeere bei der Hütte Zäsenberg und Bänisegg in einer Höhe von 5400 Fuß. Auf dem Kopfe des Grünwengen dagegen, in einer Höhe von 8000 Fuß, konnte nur am frischgefeilten Eisen Rost beobachtet werden; am ersten Schreckhorn aber, in einer Höhe von beinahe 11,000 Fuß, war auch an diesem keine Spur von Oxyd zu beobachten. Dagegen war dort der Korkstöpsel der Flasche, in welche ich die meteorischen Beobachtungen mit den nöthigen Bemerkungen eingeschlossen, ganz mit einer weißen Kruste überzogen, jedoch nur so weit er der freien Atmosphäre ausgesetzt war, während ein gleicher Kork bei Bänisegg und Grindelwald gänzlich unverändert blieb. Abgesehen von diesen Beobachtungen oder irgend einer Ansicht, glaubte ich schon in früheren Jahren, nach näherer Untersuchung ähnlicher, in jenen Höhen entstandener weißer Korkkrusten auf gewasserstoffte Verbindung schließen zu können, irrig oder nicht, thut hier nichts zur Sache. Die Atmosphäre schiene sofort nicht nur in der Tiefe und in der Höhe entgegengesetzte Eigenschaften zu besitzen, sondern es scheint an ihrem untern Pole vorzugsweise ein Oxydiren und an ihrem obern ein Hydrogenisiren stattzufinden, wofür unzählige Erscheinungen über Erde und Meer hin und in höherer Atmosphäre sprechen könnten. Ich will mich jedoch hier jeder weiteren Bemerkung und Vergleichung enthalten, und wünschte nur zu Beobachtungen aufzufordern. Thatsachen, nicht Ansichten sollen entscheiden. Vielleicht wird die auf dem Finsteraarhorn bei 13,079 Meereshöhe ausgesetzte galvanische einfache Kette nicht uninteressante Resultate liefern.

Auch andere Erscheinungen stehen noch mit der angeführten geringen Oxydirbarkeit in jenen atmosphärischen Höhen in wesentlicher Beziehung, worüber folgende Thatsachen:

Bei meiner letzten Ersteigung des Finsteraarhorns, während

Leuthold und Wären auf der Spitze eine Pyramide bauten, ſtellte ich etwas unter der Spitze jene künftig zu beobachtenden Inſtrumente auf, und machte verſchiedene meteoriſche Beobachtungen, vorzüglich aber war ich bemüht, die Temperatur des ſiedenden Waſſers aufs genaueſte zu beſtimmen.[1] Bei einer Meereshöhe von 2000—5000 Fuß war dieſe Beſtimmung jedesmal eine leichte Sache; gleich fing der Weingeiſt in der mit aller Umſicht gebauten Maſchine Flamme, brannte lebhaft fort, und in 3 bis 5 Minuten war das Waſſer in vollem Kochen. Schon hinter dem Finſteraarhorn, bei faſt 11,000 Fuß Höhe, hatte ich ſchwere Noth, den Weingeiſt anzuzünden, und auf der Höhe von 13,079 Fuß war es mir beinahe unmöglich; zugleich löſchte die Flamme äußerſt leicht wieder aus, obwohl beim Bau der Maſchine alle mögliche Vorſicht angewendet und die Flamme gänzlich vor jedem Luftzuge verwahrt wurde. Dann brannte in jener Höhe derſelbe Weingeiſt ſo matt und faſt ohne Wärme, daß ich beinahe dreiviertel Stunden zu feuern hatte, bis das Waſſer zum Kochen kam, was doch in jener Höhe ſchon bei 70,1 Grad R. erfolgt. Auch am Fuße des Horns hatten wir große Noth, das mitgebrachte Holz zur Flamme zu bringen, und dann brannte es ſo ohne Intenſität und Wärme, daß man leicht die Hand einige Momente in die Flamme bringen konnte. Wenn nun auch die höhere Atmoſphäre, wie die Unterſuchungen zeigen, die gleiche Sauerſtoffmenge wie die untere beſitzt, ſo kann wohl die Frage entſtehen, warum ſie in jenen Höhen den Sauerſtoff ſo ſchwer zur Unterhaltung der Flamme und gar nicht zur Oxydation der Metalle abgebe? Man ſchrieb den Grund davon mechaniſch dem geringeren Luftdrucke zu; allein es muß immer noch die Frage entſtehen, ob nicht in der Höhe der Atmoſphäre Hydrogeniſation vorwalte, wie in der Tiefe Oxydation; dafür ſcheint der Umſtand zu ſprechen, daß mit Waſſer befeuchtete Körper in großer Höhe weit ſchneller und vollkommener trocknen als in der Tiefe, was bei gleichen, mit andern Flüſſigkeiten befeuchteten Körpern nicht der Fall iſt, ferner die Ausſcheidung wäſſeriger Verbindungen in jenen Höhen. Würde allein der mit der Höhe abnehmende mechaniſche Druck das ſchwerere Sieden des Waſſers bedingen, ſo müßte auch bei andern Flüſſigkeiten

[1] Siehe die Reſultate auf Tafel 8 meiner Alpenreiſe.

der Siedpunkt nach der Höhe mit abnehmendem Drucke in bestimmtem Verhältnisse bei geringerer Hitze stattfinden, was aber nicht der Fall ist. Auf geringeren Höhen stellte ich mit verschiedenen Flüssigkeiten Versuche an, mit Weingeist aber bis über 13,000 Fuß Höhe, und die Resultate waren immer dieselben. Im entwässerten Zustande ist sein Siedpunkt bei 8000 und bei 13,000 Fuß fast gleich, und wenig entwässerter Weingeist zeigt nur einige Grade Differenz, während sie beim Wasser sehr groß ist. Woher nun diese Erscheinung, wenn nicht jenes berührte polare, oben und unten verschiedenartige Ausgleichungsstreben stattfinden sollte? Allerdings tritt die Verdampfung des Wassers und sein früherer Kochpunkt mit zunehmender Höhe und abnehmendem äußeren Drucke leichter ein; ich glaube auch an die bisherige Erklärungsweise, zweifle aber, ob die mechanische Ursache die primäre, und die Sache so entschieden und erschöpft sey, daß keine ferneren gediegenen Beobachtungen und Untersuchungen zu wünschen wären. Ein- für allemal bleibt es Thatsache, daß mit zunehmender Tiefe in der Atmosphäre jede Oxydation, jedes Brennen, kurz die Abgabe des Sauerstoffs leichter erfolgt, und dagegen die Verdampfung des Wassers in die Atmosphäre und der Kochpunkt schwerer eintreten. Ganz entgegengesetzt verhält es sich auf unsern Alphörnern mit zunehmender Höhe; schwer und immer schwerer erfolgt mit der Höhe jede Oxydation, und im gleichen Verhältnisse leichter tritt der Kochpunkt so wie jede Hydrogenisation ein. Wer es dem mechanischen zu- oder abnehmenden Drucke zuschreiben will, mag es thun; dann aber beweise er, warum der Kochpunkt anderer Flüssigkeiten mit zunehmender Höhe und Tiefe nicht mit dem des Wassers gleichen Schritt hält.

Der frisch gefallene Schnee bei 13,000 Fuß Höhe und der bei 1,000 Fuß hat den gleichen Geschmack, welcher an den Geschmack des Regenwassers erinnert. Dieser wie jener Schnee schmilzt in erhöhter Temperatur gleich leicht und schnell weg; allein es treten bald sehr interessante Differenzen ein. Der Hochschnee wird nach einigen Tagen schon zu einer körnigen Masse, welche wenigstens zehnmal schwerer schmilzt als im frischgefallenen Zustande, und weit schwerer als das aus bloßem Wasser entstandene compakteste Eis. Der Hochschnee geht nun bald in gekörnten Firn über; unter atmosphärischem Einflusse werden die einzelnen

Firnkörner immer größer, wodurch die Ganzmasse sich nach allen Richtungen ausdehnt und somit nach dem geringeren Widerstande vorwärts schiebt. So gelangt die auf den Hörnern und den Hochgräthen entstandene Masse allmählig in die Tiefe, die einzelnen Körner nehmen dabei von der Linsen- bis zur Nußgröße, jedes einzelne Korn mithin weit über hundertmal an kubischem Inhalte zu. In diesem Entwicklungsgange drängen sich die Körner zusammen zu einer sehr compakten Masse, die man Gletscher nennt. Die Körnergrenzen werden sofort nur unter dem Einflusse einer bedeutend erhöhten Temperatur sichtbar. So schiebt der Gletscher sich vorwärts zu Thale, oft bis zu einer Meereshöhe von 3,000 Fuß herab, wo er allmählig seiner Auflösung entgegenrückt. Wenn beim Vorschieben und Entwickeln der Widerstand gegen die Bewegung geringer ist, erlangen die Gletscherkörner oft Eigröße, und dann findet immer eine raschere Bewegung statt. Wenn ein Gletscher bei seinem Vorrücken mit dem Thale umbiegt, wie der Aletsch, so finden wir an seinem converen Rande beim Auflockern durch Wärme die Körner weit größer als am gerade entgegengesetzten concaven Rande; zugleich geht an der äußeren Umbiegungslinie die Gletscherbewegung weit rascher als an der inneren vor. Von der ersten Bildung aus dem Hochschnee bis unten ins Thal erlangt nun der Gletscher einen ganz eigenthümlichen herben, zusammenziehenden Geschmack, der Durst wird beim Genusse nicht gestillt, sondern vielmehr angefacht, es entsteht oft Durchfall u. s. w. Eben so ungenießbar ist das unmittelbar aus dem Gletschereise entstehende Wasser; wenn es aber längere Zeit stehen bleibt, oder wenn es über Felsen sickert, verändert es seine Natur, verliert seinen herben, zusammenziehenden Geschmack, wird kohlensauer, gesund und angenehm.[1] Eis aus Wasser entstanden erleidet diese Umwandlungen nie.

Dr. Langhans und Dr. Salchli bereiteten zur Zeit des großen Haller aus dem Grindelwaldgletscher einen Gletscherspiritus, der, wie Haller bezeugt, bei verschiedenen Krankheiten außerordentliche Wirkungen hervorbrachte, und der seinen Ruf erst verlor,

---

[1] Siehe darüber meine Alpenreisen. Solothurn, 1830. Das Wesen der Gletscher. Stuttg., 1842 und die Gletscher und die erratischen Blöcke. Solothurn, 1843.

nachdem man das Gletscherwasser nach Zürich, Konstanz u. s. w. kommen ließ und aus ihm einen Stoff erhalten wollte, der seit dem Schmelzen nicht mehr in ihm war.

Nach dem wenigen, hier nur kurz Angedeuteten läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht die Atmosphäre von oben nach unten immer mehr säuernd auf die Gletscher und ihre allmählige Entwickelung einwirken dürfte, wie sie mit ihrer Tiefe immer mehr oxydirend auf die Metalle einwirkt. Immerhin ist der ganz verschiedenartige Einfluß der Atmosphäre in großer Höhe und in der Tiefe auf oxydirbare Metalle, auf die Entwickelung der Gletscher, auf die Umwandlung der Wasser- in die Luftform und umgekehrt, eine Erscheinung, welche fortgesetzter Forschung würdig ist, und welche kein mechanischer Luftdruck ganz zu enträthseln im Stande ist; denn es treten uns allenthalben nicht blos mechanische Umgestaltungen, sondern bestimmte innere Aenderungen stöchiometrischer Verhältnisse entgegen; allenthalben findet ein inniges, nach der Höhe und Tiefe verschieden, ja entgegengesetzt sich äußerndes Tendiren nach gegenseitiger Ausgleichung, nach Umgestaltung u. s. w. statt.

Doch die Atmosphäre bietet uns noch andere Thatsachen, die mit den angeführten in wesentlicher Beziehung zu stehen scheinen.

Gleichzeitig, als ich das letzte Mal auf dem Finsteraarhorn war, herrschte eine Witterung, die kaum schöner hätte seyn können. Von Solothurn und dem Jura her sah man die Alpenkette mit ihren unzähligen Hörnern und Hörnchen in wundervoller Klarheit prangen. Dasselbe zeigte die Vergleichung der gleichzeitigen Beobachtungen von Bern und Zürich. Anderes dagegen hatten wir zu beobachten. Wie wir von Stufe zu Stufe höher stiegen, schloß sich der Gesichtskreis immer enger; von Wolkenbildung sahen wir keine Spur, dagegen aber hüllten sich fernere und tiefere Gegenstände in magisches Dunkel. Von der ganzen Jurakette, von wo man gleichzeitig die Spitze des Finsteraarhorns, wo wir beobachteten, in schönster Klarheit sah, konnten wir keine Spur entdecken. Auch in der Tiefe unter uns herrschte ein dämmerndes Dunkel, so daß wir im nahen Grindelwaldthale und selbst auf der Grimsel nichts deutlich zu unterscheiden vermochten, auch mit dem Tubus nicht, da doch von der Grimsel her eine Menge Menschen unsere Bewegungen zu beobachten im Stande waren.

Dagegen zeigten sich höhere Gegenstände, wie die Jungfrau, die Schreckhörner, der Galenstock u. s. w. mit ihren Einzelnheiten deutlich, jedoch nicht in der Klarheit, wie sie gewöhnlich von der Tiefe aus beobachtet werden. Gleiches beobachtete ich früher auf dem Blümlisalpstock, wiederholt auf dem Titlis, auf dem Wendestock, Tschingel, und später auf dem Schreckhorn, dem Sustenhorn, verschiedenen Hörnern des Gotthards u. s. w. Jedesmal, wenn ich eine Höhe von 10 bis 13,000 Fuß erreicht hatte, war zugleich das Sonnenlicht für das Auge viel weniger empfindlich als in der Tiefe, ja auf dem Finsteraarhorn zeigte sich dem freien Auge die Sonne viel matter und als röthliche Scheibe. — „Was nun," sagt Sulzer in seinem Briefe über das Finsteraarhorn, „die Aussicht betrifft, so war der Hörnerkranz allerdings ein wundervoller Anblick; von der Ebene indessen war nichts, rein nichts zu sehen, obwohl das Wetter nicht hätte klarer seyn können; und selbst die Hörner erschienen bei weitem nicht in den bestimmten Umrissen, wie man sie von der Ebene aus zu erblicken gewohnt ist; besonders fiel es mir bei der naheliegenden Jungfrau und dem Aletschhorn auf. Gegen Bern, überhaupt gegen die Ebene nach Nord und Nordwest hin erschien es wie dunkelgrauer Nebel. Die Sonne ließ sich mit weniger Anstrengung der Augen ansehen, als es in der Ebene der Fall ist."

Gottlieb Studer, dem hier, wie keinem andern, ein Wort zusteht, sagt über diesen Gegenstand in einem Briefe an mich: „Ihre eigenen Erfahrungen muß ich dahin bestätigen, daß auf großen Höhen die Fernsicht gegen das hüglichte und flache Land bedeutend an Gesichtsweite und Deutlichkeit abnimmt, und daß, wenn auch gegen den Kranz der Gebirge der Horizont sich vergrößert, doch in einiger Entfernung alles eine düstere, unbestimmte Gestalt annimmt. Während mich z. B. Leute aus der sogenannten gebildeten Klasse fragten, ob ich von der Spitze der Jungfrau das Meer erblickt habe, vermochten Herr Bürki und ich nicht einmal die nahen Seen von Neuenburg, Murten und Biel zu unterscheiden. Das ganze Hügelgelände von Thun bis zum Jura, das sich von dem Gipfel des Niesen und der Stockhornkette buntfarbig als ein reizender Gotteśgarten zu den Füßen des Schauenden ausdehnt, schien von einer finstern Dunstmasse umhüllt.[1] Der

[1] Obwohl über die ganze Schweiz das herrlichste nebellose Wetter herrschte.

Jura war gar nicht erkennbar; überhaupt war längs dem ganzen nördlichen Horizonte keine Begrenzung wahrnehmbar, sondern die dämmernde Tiefe verschmolz mit der dunkeln Farbe des Himmels, der selbst seine blaue Farbe in ein eigenthümliches Blaugrau verwandelt hatte. — Die näheren Gebirgsgruppen, die nicht unter 9,000 tief herunterstiegen, waren dagegen über meine Erwartung klar und deutlich um uns entfaltet. Die Grenzpunkte, innerhalb welcher sich die höheren Gegenstände deutlich und ohne alle trübe Mischung erkennen ließen, waren folgende: Balmhorn, Schilthorn, Schwarzhorn, Titlis, Galenstock und die Hörner von Binn; auch die Grenzkette gegen Savoyen und Piemont, als erkennbare südliche Horizontallinie, stellte sich mir deutlicher dar, als ich es erwartet hätte. Die Umrisse, die einzelnen Formen ließen sich mit dem Auge verfolgen; dennoch waren sie nicht so scharf begrenzt, daß es mir möglich gewesen wäre, sie zu zeichnen. So z. B. erkannte ich den Dom des Montblanc sehr gut, doch lange nicht in so klarer und scharfer Begrenzung, als ich ihn auf den viel entfernteren Höhenpunkten der Schratten (6000'), der Bauchlen (5000') u. s. w. gewahrte. Die Höhengrenze, auf welcher sich diese Erscheinungen in Bezug auf Abnahme von Gesichtsweite und Deutlichkeit kund geben, ist schwer genau zu bezeichnen. Auf Höhen von 9 bis 10,000 Fuß konnte ich noch mit Leichtigkeit Gebirgspanoramen zeichnen, wie z. B. auf dem Oldenhorn, auf dem Mattwalchhorn, dem Orsirolo, dem Sixtamadim, dem Sustenhorn u. s. w. Selbst vom Titlis war mir die Aussicht gegen das Gebirge sehr klar; ich konnte die entferntesten Walliſergebirge, z. B. die Mischabelhörner, ganz genau unterscheiden; der Blick in die tieferen Landesgegenden war mir jedoch nicht vergönnt. Im Allgemeinen halte ich dafür, daß erst in Höhen über 11,000 Fuß jene Erscheinung der eng begränzten und undeutlichen Gesichtsweite sich zu gestalten beginnt. Diese eigenthümlichen atmosphärischen Verhältnisse, die sich dadurch erklären lassen, daß auf jenen Höhen das Auge, um die Gegenstände der Tiefe und Ferne zu fixiren, eine größere Masse von Luftschichten von oben nach unten, somit gegen ihre größere Dichtigkeit durchdringen muß, haben sich mir sehr selten und nur ausnahmsweise auch schon auf Bergspitzen von geringerer Höhe dargestellt. Als ich bei dem schönsten Wetter, bei wolkenlosem Himmel auf dem Gipfel des Galanda stand, war

der ganze entferntere Geſichtskreis in einem ſeltſamen trüben, dunſtigen Lichte, ſo daß ich zwar alle Gegenſtände unterſcheiden, aber die Umriſſe nur mit Mühe auf dem Papier fixiren konnte."

Gleiche Erſcheinungen beobachtete auch Sauſſure auf dem Montblanc, gleiches ſahen auch Agaſſiz und ſeine Gefährten auf der Jungfrau; die letzteren ſcheinen jedoch der Sache keine nähere Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben.

Auch auf einer und derſelben Ebene ſehen wir den ſcheinbaren Horizont bald erweitert und dann wieder verengt und um den Beobachter näher ſich ſchließend. So ſind auch vom Jura her die Alpen bei gleich ſchöner Witterung und ohne daß je Wolken ſich zeigten, bald ſichtbar, bald nicht. Das iſt nun leicht begreiflich; die Strahlenbrechung der Medien verhält ſich wie ihre Dichtigkeit, auch wie ihre Brennbarkeit (ihre Entſäurung, Waſſerſtoffung oder die Fähigkeit, ſich zu oxydiren). Bei dunſtreicher Atmoſphäre werden nun die von Ferne kommenden Strahlen früher unter die Linie des beobachtenden Auges gebrochen, ſo daß fernere Objekte nicht mehr ſichtbar ſeyn können. Die Dunſtmaſſe des ſcheinbaren Horizontes ſcheint dann durch abirrende und durch Strahlen der brechenden Medien ſelbſt zu entſtehen. Wenn wir vom Jura her bei ſchöner Witterung die Alpen gar nicht ſehen, ſchließen wir für die nächſten Tage auf dauernd ſchöne Witterung, wenn die gleichen Alpen dagegen in höchſter Klarheit prangen, wenn auch ihre einzelnen Formen ſichtbar ſind, ſo ſchließen wir auf Aenderung und baldigen Regen, der auch faſt immer eintritt. Eine höchſt reine Atmoſphäre iſt ſomit auch mehr zur Zerſetzung geneigt als eine weniger reine, ſchon mit Dünſten geſchwängerte; die Extreme berühren ſich, oder eine höchſt reine Atmoſphäre ſcheint das Streben nach Zerſetzung ſchon in ſich zu tragen. Wenn wir nun von den Alphörnern nach den Tiefen und von dieſen wieder nach jenen die Gegenſtände gleich deutlich und beſtimmt ſehen, wenn ſofort in der Höhe und Tiefe die gleichen Brechungsgeſetze im Verhältniſſe der bloßen Luftdichtigkeit obwalten, ſo ſind alle dieſe Bemerkungen überflüſſig; die von der Tiefe kommenden Strahlen gehen jeden Moment in immer dünnere Luftſchichten und werden ſofort, wie die Phyſiker ſagen, immer mehr vom Einfallsloothe gebrochen; kommen ſie dagegen von der Höhe nach der Tiefe, ſo findet gerade das Umgekehrte ſtatt, die

Summe aller Brechungsresultate ist aber in beiden Fällen dieselbe und muß es seyn. Wenn dagegen die angeführten Beobachtungen über das Sehen von der Höhe nach der Tiefe und umgekehrt, über beengten Horizont u. s. w. als normale Erscheinungen auftreten, wie es scheint, so müssen in höherer Atmosphäre Lichtverhältnisse und Brechungsgesetze obwalten, welche noch lange nicht erörtert seyn werden. Man könnte zwar mit Grund und Recht behaupten, z. B. die vom Jura nach einer großen Alphöhe kommenden Lichtstrahlen würden bald von der tieferen, dichteren Atmosphäre nach unten gebrochen und dadurch müsse nothwendig auf großen Höhen eine Verengerung des scheinbaren Horizontes entstehen; allein auch jetzt bleibt immer noch die Frage, warum die von einer Alpenhöhe kommenden, von einer höhern eine dichtere Atmosphäre durchdringenden Strahlen nicht auch nach gleichen Gesetzen und gleichen Verhältnissen gebrochen werden? Im gleichen Momente stellt sich die gleiche Luftmasse, nach unten comprimirter, nach oben expandirter, als Brechungsmedium dar; man könnte daher vermuthen, die Summe der Brechung müßte von einem Punkte zum andern und umgekehrt im gleichen Momente gleich seyn, was, wie angeführt, eine Menge von Beobachtungen entschieden negiren. Die Aussage einiger Touristen, auf dem Montblanc das Meer gesehen zu haben, und daß bald nach dem Verglimmen des Abendrothes das Morgenroth sich gezeigt, daß die Nacht in jenen Höhen kaum einige Stunden daure u. s. w. sind so wenig naturgetreu, so ohne Kenntniß und mit Widersprüchen erzählt, daß sie gar kein Gewicht haben. Immerhin sind hier fortgesetzte Forschungen nöthig, auf die ich hiemit aufmerksam machen und zu denen ich auffordern wollte. Humboldt fand, so viel ich mich erinnere, im Salzburgischen in großer Lufthöhe weniger Sauerstoff und andere der ersten Forscher mehr Stickstoff, während man sonst, wie angeführt, allenthalben die gleichen Verhältnisse will beobachtet haben. Die angeführten Thatsachen hinsichtlich der mit der Höhe abnehmenden Oxydirbarkeit ꝛc. können hier in Bezug auf Lichtbrechung nicht entscheidend seyn, obwohl sie nicht unwichtig sind; es müssen vielmehr Verhältnisse angenommen werden, welche noch zu den Vermuthungen gehören oder doch noch keinen thatsächlichen Werth haben. Ein anderes Verhältniß der Bestandtheile in jenen Höhen ändert nach bisher angenommenen materiellen Gesetzen

der Brechbarkeit im Verhältniſſe zur Dichtigkeit, Brennbarkeit u. ſ. w. die Summe der nach oben und unten gehenden Strahlen nicht. Es läßt ſich allerdings leicht eine Theorie über die Sache aufſtellen und auch auf dem Papier nachweiſen; allein Thatſachen, welche die Natur uns bietet, haben entſchiedneren Werth.

Auf meinen Alpreiſen war ich bemüht, mein Nachtlager immer ſo hoch als möglich aufzuſchlagen; ſehr oft wählte ich es in Felsriſſen oder zwiſchen zuſammengelegten und mit einem Tuche bedeckten Steinen in einer Höhe von 10,000 bis 11,000 Fuß. In einer Höhe von 7,600 bis 10,000 weilte ich zu verſchiedenen Jahren und Zeiten viel über 100 Nächte, und nie, vorzüglich bei großer Höhe, ſah ich eine Spur von Abend- oder Morgenröthe; über 10,000 Fuß Meereshöhe ſah ich auch nach Untergang der Sonne nie ein abendliches Dämmern, nie erſchien es vor Aufgang der Sonne. Immer ſah ich die Nacht auffallend ſchnell ohne allmähliges Verglimmen einbrechen; ſo erſchien auch der Tag immer ſchnell erſt mit den erſten Sonnenſtrahlen. Die Sonne ſenkte ſich als matte Scheibe und bald war die Nacht herrſchend, und zwar ſo dunkel und ſchwarz, wie man es in tieferen Regionen kaum zu glauben im Stande iſt.[1] Sterne ſah ich äußerſt ſelten und nur von den erſten Größen. Eine auffallende Erſcheinung dagegen boten mir immer mondhelle Nächte. Nicht nur war die Helligkeit der nahen Umgebung außerordentlich, was man vielleicht den Firnfeldern zuſchreiben könnte, ſondern, wie am Tage der Horizont beengt war, ſo war er jetzt unter dem Lichte des Mondes erweitert. Beim Lager am Finſteraarhorn konnten wir im nahen Wallis am hellſten Tage nichts Einzelnes unterſcheiden, ja ſelbſt die Richtung der Thäler war nur durch eigenthümliches Dunkel erkennbar; nach dem ſchnellen Einbrechen der Nacht dagegen ſchien im Glanze des Mondes jenes Dunkel aus den Thälern gewichen, ſo daß wir in dieſen und weit über dieſelben hinaus an den ſüdlichen Alpen aufs Beſtimmteſte einzelne Hütten zu unterſcheiden im Stande waren (Alpenreiſe S. 203). Aehnliches beobachtete ich ſpäter öfters. Auch der Himmel iſt in jenen Höhen beim Glanze des Mondes auffallend blau und hell, während am Tage, je höher wir ſteigen, in das Blau des Himmels in ſonderbarer

[1] Frühere Beobachtungen in meinen Alpenreiſen. Seite 183.

Abſtufung zuerſt Laſur, dann trübes Grün und endlich dämmerndes Dunkel ſich miſcht, wobei die Sonne matt und röthlich und für das Auge weniger empfindlich erſcheint. Eine auffallende Erſcheinung iſt es ferner, daß, wie mit der Höhe die unmittelbare Sonnenwirkung auf das Auge abnimmt, im gleichen Verhältniſſe die vom Firne zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen an Stärke gewinnen. Bei und unter 8,000 Fuß Meereshöhe kann man ganze Tage lang im Glanze der Sonne die Firne bewandern, ohne daß man genöthigt iſt, die Schleier umzulegen; hat man aber 10, bis 12,000 Fuß Höhe erreicht, ſo iſt keiner im Stande, auch nur eine halbe Stunde auf dem Firne ohne Schleier oder blaue Brillen ſich aufzuhalten. Im Jahre 1827 war ich mehrere Tage blind, weil ich die farbige Brille verlor und der Wind mir den Schleier nahm.

Bei allen angeführten Erſcheinungen und Verhältniſſen könnte wohl die verſchiedene Dichtigkeit der Atmoſphäre, das Abirren der Strahlen, die Reflexion von den Dunſtmaſſen und das dadurch entſtandene Dämmerlicht in der Tiefe, die verſchiedene Temperatur u. ſ. w. viel erklären und mancher Phyſiker könnte ſich vielleicht befriedigt halten; allein ſoviel bleibt auf jeden Fall unbeſtreitbar, daß die Geſetze und Verhältniſſe zwiſchen Atmoſphäre und Licht in jenen Höhen noch keineswegs erörtert ſind. Auch darf immer noch die berührte Frage aufgeſtellt werden, ob und in welchem Verhältniſſe die Atmoſphäre in ihrer Wirkung nach unten und nach oben ſich polariſch ſey. Der ernſten Unterſuchungen ſind noch zu wenige bekannt, als daß man mit Zuverläſſigkeit abſprechen ſollte. Mit Vermuthungen, Demonſtrationen, Erklärungen u. ſ. w. könnte man ganze Bände füllen, damit aber iſt nichts gethan, wir haben vergleichende Beobachtungen, wir haben Thatſachen, wir haben neue Unterſuchungen nöthig. Hier wollte ich nur auf die Verhältniſſe aufmerkſam machen und zu näheren Unterſuchungen auffordern. Ich halte meine und alle bisherigen Beobachtungen noch zu geringfügig, um mir ein Urtheil über die Sache erlauben zu dürfen. Daß über dieſe Verhältniſſe noch ſo wenig geleiſtet wurde, darüber darf man ſich bei den Mühen und Schwierigkeiten des Alpſteigens, bei der Ungeübtheit mancher Forſcher darin und bei der Bequemlichkeitsliebe anderer, gar nicht wundern; ſind wir doch über leichter zu Beobachtendes noch nicht im Reinen. Das

Meer z. B. ändert in täglichem Rhythmus ſeine Farbe; die Beobachtungen der Erſcheinung ſind nicht ſchwierig, und noch iſt die Aufgabe ungelöst, wie die Frage, warum die Himmelsfarbe ſich ändert, wenn wir in höhere Atmoſphäre aufſteigen. Hier wie dort erklärt die geringere oder gröſsere Dichtigkeit u. ſ. w. nichts; der Grund dieſer Erſcheinungen, wie der angeführten Lichtverhältniſſe ſcheint tiefer im Weſen der Natur zu liegen, und jedenfalls ſind nähere Unterſuchungen nöthig.

Hugi.

Betrachtungen über den Frieden von Nanking.

1) Die öffentliche Meinung in England.

Auch für die Nationen gibt es Augenblicke, wo das Gewissen erwacht. Solch ein Moment war es für England, als die Kunde von den heftigen Rückschlägen in Affghanistan eintraf, während die britischen Waffen in China nur sehr langsam und unsicher vorrückten. Gut und Blut schien an weitaussehende, verderbliche, vielleicht ganz vergebliche Unternehmungen verschwendet; wie, wenn diese Unternehmungen ganz und gar der Grundlage des Rechts entbehrten? Das ist die sittliche Ordnung der Dinge; die Frage: „ist es auch recht?" macht, wenn nicht vor der That, dann um so gewisser sich geltend in der Stunde der getäuschten Erwartung, des empfindlichen Verlustes, der drohenden Sorge um die Zukunft. Selbst die Gedankenlosen, die Leichtfertigen, die den Führern einer Partei, oder dem britischen Glück, oder dem selbstgefälligen Glauben an britisches Recht unbedingt vertraut hatten, sie begannen sich zu besinnen und zu prüfen. Den Einen und den Andern gemahnte es an halbverwehte Laute warnender Stimmen, die er wohl eher vernommen und nicht beachtet.[1] Ein großer Theil der Presse

[1] Vom December 1839 bis April 1840 erschien im Glasgow Herald (kein Londoner Blatt hätte damals, im ersten Siegesjubel, solcher Darlegung eine Freistatte geboten) eine Reihe von Aufsätzen von David Urquhard, seitdem mehrfach zusammengedruckt unter dem Titel: „Exposition of transactions in Central Asia." Gutentheils nach diesem Material sind die Artikel Persien und Kabul im „Conversationslexikon der Gegenwart" geschrieben, an welche hier in sofern erinnert werden mag, als sie denn doch auch volle anderthalb Jahre im Druck vorlagen, ehe die darin entwickelte Ansicht durch den Erfolg bestätigt und auch in

gab ſich dem Eindruck hin, um ihn in weitere Kreiſe zu tragen. Inzwiſchen war die Regierung aufgefordert, zu handeln. Andere Männer ſtanden am Ruder als früher; Männer, die aus ihrer Abneigung gegen den Urſprung der beiden aſiatiſchen Feldzüge kein Geheimniß gemacht hatten. Immer war es den Tories gegeben, umſichtiger, würdevoller, kräftiger als die Whigs in der auswärtigen Politik aufzutreten. Eine und dieſelbe Poſt (im November v. J.) berichtete die Wiedernahme von Kabul und die Beendigung des chineſiſchen Krieges. Hat der Siegesrauſch jene kühle Beſinnung ganz verdrängt? Oder was iſt von jenen Eindrücken übrig geblieben, was iſt in die öffentliche Ueberzeugung, in den Nationalwillen, in die Maxime der britiſchen Politik übergegangen?

Jede Regung des öffentlichen Bewußtſeyns findet ihre Vertretung, mehr oder minder genügend, im Parlament, zumal im Unterhauſe. Zwei parlamentariſche Ereigniſſe kommen hier vorzugsweiſe in Betracht: der Antrag von Roebuck, am 1. Merz d. J., mit Bezug auf den Affghanenkrieg, und der von Aſhley am 4. April, in Bezug auf das Opium. Beide Anträge treffen darin überein, daß ſie durchaus jeden Parteizweck verleugnen, jeden Beiſtand einer politiſchen Partei, als ſolcher, verſchmähen, daß ſie nur den Maßſtab des öffentlichen Rechts und der internationalen Pflicht an die britiſche Politik zu legen verheißen.

Roebuck beantragte eine Commitée, um die Umſtände, welche die Feindſeligkeiten in Affghaniſtan herbeigeführt, zu unterſuchen, und über den Erfund ſeiner Zeit an das Haus zu berichten. Er ſprach unumwunden aus, daß der Krieg ein ungerechter geweſen, daß England dadurch entwürdigt, daß die großen Grundſätze des Rechts und der Sittlichkeit in den Staub getreten ſeyen. Jedermann weiß, daß die Staatsmänner, welche die Unterſuchung getroffen haben würde, ebendieſelben waren, mit welchen der Antragſteller oftmals geſtimmt hatte, weil ihr Syſtem bei Fragen der innern Politik ihm ſehr viel beſſer zuſagte, als das ihrer Gegner und Nachfolger, der Tories. Sir Robert Peel auf der andern

Deutſchland von den Dächern gepredigt ward. Um ſo erbaulicher iſt es, wenn jetzt wieder engliſche Schriften (Report of the Colonial Society on the Affghan war, p. 128) auf jene frühere deutſche Ausführung, und auf die „Allgemeine Zeitung“ ſich zurück beziehen.

Seite, indem er gegen den Antrag ſprach, ſchützte ſeine politiſchen Gegner, die Erminiſter. Er wehrte die Unterſuchung ab, hauptſächlich unter Anführung zweier Gründe: die Unterſuchung würde die Regierungsgewalt auf das Unterhaus übertragen, und ſie würde das freundliche Vernehmen mit Rußland ſtören. Der erſte Grund beantwortet ſich ſelbſt. Der Sache nach iſt bereits die Regierungsgewalt in den Händen des Unterhauſes; ſie wird ausgeübt durch die Führer der Majorität; denn nur aus Dieſen kann das Miniſterium gebildet werden, und auch Dieſe können als Miniſter nur ſo lange ſich halten, als ſie die Majorität des Unterhauſes für ſich haben. In dieſer Beziehung würde durch Vornahme der Unterſuchung nicht das Mindeſte verändert werden. Was Sir Robert Peel abwenden zu wollen behauptet, das iſt bereits offenkundige Thatſache. Wohl aber erhellt gerade aus der Ablehnung der Unterſuchung, in welchem Umfang die Regierungsgewalt dem Unterhaus anheimgefallen iſt; in der Art nämlich, daß die Miniſter, durch welche die jedesmalige Majorität die Regierungsgewalt übt, aller Verantwortlichkeit, auch einer veränderten, künftigen Majorität gegenüber, enthoben ſind. Was einmal von den Führern der Majorität geſchehen iſt, das ſoll, nach Sir Robert Peels neuer Lehre, durch keine ſpätere Majorität, auch nicht durch eine ſolche angefochten werden, welche den Volkswillen genügender vertritt. Somit iſt die miniſterielle Verantwortlichkeit beſeitigt, und die Verweigerung der Unterſuchung führt zu weit bedenklicheren Conſequenzen für die Verfaſſung, als die Unterſuchung ſelbſt. Der zweite Grund iſt nicht weniger auffallend. Die Unterſuchung würde das gute Vernehmen mit Rußland ſtören. Alſo Sir Robert Peel weiß, was die Unterſuchung ergeben würde; er weiß, daß Dinge an den Tag kommen würden, deren Kundwerden das Verhältniß zu Rußland ſtören müßte. Das britiſche Volk hat von dieſen Dingen keine beglaubigte Kenntniß; es ſoll ſie nicht haben, der Miniſter will es nicht. Das Auffallendſte aber iſt, daß die beiden oſtenſiblen Gründe mit der Sache ſelbſt Nichts zu thun haben. Sir Robert Peel ſagt nicht, die Unterſuchung iſt überflüſſig, deshalb ſtimme ich dagegen; noch weniger ſagt er, die Politik meiner Vorgänger war gerecht und weiſe, deshalb bedarf es keiner Unterſuchung. Von ganz andern Rückſichten ſind ſeine Gründe hergenommen. Zugleich iſt er ſich bewußt, und hat kein Hehl, daß

sein Beistand in der Noth seinen Gegnern sehr viel werth ist. Zehen Tage später findet er für nöthig, sich gegen den Verdacht zu verwahren, als hätte zwischen ihm und der Gegenpartei ein förmlicher Compromiß stattgefunden (denn freilich hatte er es den Journalen seiner eigenen Partei nicht recht gemacht); er deutet an, seine Nachsicht gegen die Erminister habe gewisse Grenzen; er gibt zu verstehen, Lord Palmerston werde wohl thun, wenn er sich hüte, diese Grenzen nicht zu überschreiten, sonst würde er (Sir Robert Peel) sich zurückziehen, und den Gegner seinem Schicksal überlassen. Also Sir Robert Peel scheut sich nicht, errathen zu lassen, daß es Rücksichten geben kann, welche die früher geltend gemachten überwiegen möchten. Also Rücksichten über Rücksichten, geheimnißvoll angedeutet; nur nicht die eine, einfache, um die es sich eigentlich handelt — die Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Krieges. So groß ist, bei allem gerühmten Gleichgewicht der englischen Verfassung, die Macht eines Mannes, der sich getragen fühlt durch eine Majorität, gegen welche keine andere Etwas vermag, noch vermögen soll.

Es ist aber der Mühe werth, das Stimmenverhältniß selbst zu beleuchten. Für Roebucks Antrag waren 75, dagegen 189 Stimmen. Bei der entscheidenden Debatte vom 17. Februar waren für Sir Robert Peels System 306 Stimmen gewesen. Von diesen 306 stimmten am 1. Merz 63 gegen ihn, und mit ihm nur 76. Für die Erminister waren am 17. Februar 191; davon stimmten am 1. Merz nur 113 gegen den Antrag, welcher Jene zur Rechenschaft zu ziehen drohte. So gering war der Glaube der Uebrigen an die Rechtfertigkeit ihrer Häupter; oder richtiger, weil die meisten derselben, wie auch die Mehrzahl der Conservativen, sich gar nicht eingefunden hatten, so gering war die Theilnahme für eine Sache, welche die Ehre des britischen Namens so nahe und peinlich angeht. Es eröffnet dies einen Blick in die Moral des Unterhauses und dessen Verhalten bei großen nationalen Angelegenheiten, welche nicht als Parteifragen sich ankündigen.

Auch bei Lord Ashleys Motion war das Haus nicht reichlich, und beim Schluß der Debatte nur spärlich besetzt. Lord Ashleys Aufgabe gestaltete sich nach der Lage der Verhältnisse. Der chinesische Krieg war durch einen Friedensschluß beendigt. Es galt, nicht die Urheber des Krieges zur Verantwortung zu ziehen, sondern

die Urſache des Krieges zu beſeitigen. Es galt, die Sache vom ſittlichen Geſichtspunkt aufzufaſſen, und ſoweit es nachträglich noch möglich war, durch eine unumwundene Erklärung darzuthun, daß man nicht lediglich einen Opiumkrieg habe führen wollen. Die beantragte Erklärung ging dahin: „die Fortſetzung des Opiumshandels und das Monopol der Opiumerzeugung im britiſch-indiſchen Gebiet ſey zerſtörend für jede freundſchaftliche Beziehung zwiſchen England und China.“ Sir George Staunton, der Mann, der China am genaueſten kennt, that den Ausſpruch hinzu, das Opium werde wieder und wieder den Anlaß zu immer neuen Kriegen abgeben. Zahlreiche Aeußerungen von beiden Seiten des Hauſes, in den Debatten vor drei Jahren, hatten wenigſtens als ein Mittel zur Unterſtützung der Unterhandlungen die Beſeitigung des Opiumunweſens in Ausſicht geſtellt. Jetzt war es wieder Sir Robert Peel, der ſich dem Antrag widerſetzte; hatte Lord Aſhley von der brittiſchen Ehre und dem britiſchen Charakter geſprochen, ſo ſprach der Miniſter von den Finanzen der oſtindiſchen Kompagnie. Daß man die Einnahme vom Opium (1,200,000 Pfd. St.) dieſen Augenblick ungern miſſen würde, läßt ſich denken; denn man braucht ſie, um die Vorſchüſſe für den Affghanenkrieg abzutragen. Aber lebt denn die Kompagnie, lebt denn Oſtindien vom Opium allein? Der Miniſter fügt hinzu: „ihr habt die Manufakturen Oſtindiens zerſtört; es iſt nicht billig, daß Ihr auch einen Theil ſeiner Bodenproduktion noch zerſtören wollt.“ Daß die oſtindiſchen Manufakturen planmäßig von England ruinirt ſind, iſt ſehr wahr;[1] aber heißt es denn die Bodenkultur zerſtören, wenn man an die Stelle des Mohns die werthvollſten Kolonialprodukte ſetzt, für welche Oſtindien ſeine Ertragsfähigkeit (bei freier Arbeit) bewährt hat, zu deren Anbau ſeine ganze Eigenthümlichkeit auffordert? Weiter erinnert Sir Robert Peel an die „leiſe Hoffnung,“ welche der britiſche Bevollmächtigte angedeutet hat, die Opiumeinfuhr in China vielleicht noch legaliſirt zu ſehen, und um zu zeigen, daß die Regierung wohl wiſſe, wie nachtheilig das Schmuggelſyſtem dem Charakter und der Ehre eines Handelsvolkes ſey, erwähnt er der Inſtruktionen, welche unterm 29. Decbr. v. J. an Sir Henry

[1] Am ſchlagendſten iſt dies nachgewieſen von Liſt: das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie. S. 87.

Pottinger abgegangen, des Inhalts: britiſche Opiumſchmuggler in China ſollen der Vertretung oder des Schutzes ihrer Intereſſen durch den britiſchen Bevollmächtigten nicht genießen;[1] ferner: noch ſey es freilich nicht an der Zeit, aber ſobald Hong-Kong förmlich abgetreten, (das iſt, ſobald der Vertrag durch den Kaiſer ratifizirt ſey), ſoll die Einfuhr von Opium nach Hong-Kong zum Zweck der Wiederausfuhr nach China gänzlich verboten werden. Das iſt denn freilich ſehr wenig; es ſcheint etwa ſo viel, als was die holländiſche Regierung auf Java, die ſpaniſche in Manilla den Chineſen zu Gefallen gethan hat; und doch iſt es in der That weit weniger, und ſo viel als Nichts, ſo lange von Regierungswegen in Oſtindien der Mohnbau nicht allein gefördert, ſondern befohlen wird, deſſen Beſtimmung keine andere bleibt, als auf eine oder die andere Weiſe auf den chineſiſchen Markt geworfen zu werden. Daß man die Schmuggler nicht ſchützen will, iſt nichts Neues, und brauchte nur deshalb angeführt zu werden, weil man die Chineſen mit Waffengewalt angehalten hat, ſie zu entſchädigen. Auch werden die Schmuggler von Hong-Kong ſich wohl fern halten; aber wenn ſie nun wieder irgend eine Rhede zur bewaffneten Station auserſehen — wer wird dann die Schuld tragen von einem zweiten Opiumkrieg? Dennoch ließ Lord Aſhley ſich bewegen, ſeinen Antrag zurückzunehmen, und Sir Robert Peel hat zum zweitenmal das Unterhaus durch ſeinen Einfluß davon zurückgehalten, über das Recht oder Unrecht in Angelegenheiten der auswärtigen Politik eine Ueberzeugung auszuſprechen.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß nicht nur im Parlament, ſondern auch außerhalb deſſelben vereinzelte Stimmen in den Reihen der Konſervativen ſelbſt ſich erhoben haben, welche das Verfahren des Miniſters in beiden Fällen laut und heftig tadeln. Warum, ſo fragen ſie, hat man nicht, wie ſonſt üblich, für die letzten Siege in Affghaniſtan und China ein öffentliches Dankfeſt angeordnet? Weil man es nicht zu thun wagt, weil man ein böſes Gewiſſen hat. Viel richtiger wäre es, einen allgemeinen Bußtag auszuſchreiben, und reumüthig dem Himmel das Unrecht abzubitten. Solche Stimmen, wie geſagt, ſind laut geworden; aber ſie ſind vereinzelt. Es iſt nicht das erſte Mal, daß in der auswärtigen Politik Englands Brutalitäten vorgefallen ſind. Immer hat eine enggeſchloſſene Minderzahl ſie ſofort mit Namen

genannt; oft hat der erwachende Rechtssinn im ganzen Volk sie später, aber entschieden, in ihrer Verwerflichkeit erkannt. Es steht dahin, ob es wieder so kommen wird; noch hat es nicht den Anschein, wenn gleich das Ereigniß in Affghanistan eine ernstere Mahnung bot. Aber der Eindruck scheint nicht zu haften. Für jetzt mindestens liegt die Entscheidung der Mehrzahl der Volksvertreter, liegt das parlamentarische Ergebniß vor.

Dies Ergebniß ist geeignet, auch bei den Leicht- und Langglaubenden eine Täuschung zu zerstören. Es geht eine Sage durch die Welt, England habe seine Bestimmung darin erkannt, den Fortschritten Rußlands nach allen Richtungen hin einen Damm entgegenzustellen, und zu wachen, daß der glimmende Docht nicht verlöscht, das geknickte Rohr nicht zerbrochen werde. Um mit freier Stirn dem Gewaltigen entgegenzutreten, wenn er die Nationalitäten aufzusaugen, ihre Gesittung zu erdrücken droht, dazu gehört vor allen Dingen, daß man selber das Maas zu halten gewohnt sey. Hat England das Maas gehalten?

Es kann nicht die Meinung seyn, die Aufregung zu mehren, die in Deutschland bereits in nicht allzu klaren Aufwallungen gegen England sich kund giebt. Aber den Thatsachen muß ihr Recht bleiben, und gut ist's, sich klar darüber zu werden, wessen man sich zu versehen hat. Zwar hat England nicht gefragt, was der deutsche Zollverein bedeute, und durch welche Grundlagen des öffentlichen Rechts seine Existenz gerechtfertigt sey; aber wahr bleibt es, daß ein großer Theil der englischen Presse die Einigung deutscher Volksstämme als eine Art von Auflehnung gegen Englands Recht und Macht zu betrachten affektirt. England begehrt, wie früher im Namen der Seeherrschaft, so jetzt im Namen der Humanität, gewisse Zugeständnisse, denen das Selbstgefühl anderer Nationen widerstrebt; wo es sie erlangt hat, übt es sie auf eine Weise, welche Jene noch abgeneigter macht, sie einzuräumen. England hat an den syrischen Küsten intervenirt — wie es hieß, um die Pforte zu stützen: seitdem ist die Pforte immer unselbstständiger, immer abhängiger von Rußland geworden. England verhieß, den Vertrag von Unkiar Skelessi aufzuheben; es hat im Dardanellen-Vertrag die Herrschaft des schwarzen Meeres Rußland zu Füßen gelegt. Durch England sind die Hoffnungen der todeskühnen Tscherkessen genährt: England hat sie fallen lassen.

Die Entwürfe, die Erwartungen, von welchen England bei dieſen Verhandlungen geleitet war, ſind noch nicht enthüllt; doch können auch erobernde Mächte ſich verſtändigen, wenn ſie zu rechter Zeit, am rechten Ort, einander auszuweichen verſtehen. Und England ſchreitet von einer Vergewaltigung zur andern: ſeine Führer verweigern, zurückzublicken und zu prüfen, ob man auf der Bahn des Rechts ſey; zum Zeichen, daß man die eingeſchlagene Bahn nicht aufgeben will. Die Perſonen haben gewechſelt; die Maßregeln werden klüglicher gewählt; aber ſind denn die Grundſätze anders geworden? Schon haben (durch den Spruch des General-Gouverneurs, den die Konſervativen entſandt) die Amirs von Sind zu regieren aufgehört. Schon verbirgt ſelbſt der catoniſche Herald nicht mehr ſein Wohlgefallen an der Einverleibung des untern Indusgebietes: „mag es auf eine Weiſe gewonnen ſeyn, wie nur der bitterſte politiſche Feind von Lord Ellenborough ſie näher bezeichnen möchte, immer bleibt es ein wünſchenswerther Beſitz!“ Nach ſolchen Vorgängen iſt man nicht eben angethan, die Grundſätze des Völkerrechts und der Mäßigung Andern ins Gedächtniß zu rufen.

Allerdings gehen auch uns Deutſche dieſe Wahrnehmungen an, und ſehr nahe. Wenn die britiſche, die ausgeprägteſte unter den germaniſchen Nationalitäten, nicht mehr gegen das Slaventhum ſteht, ſo iſts um ſo mehr an der Zeit, daß wir ſelbſt uns in eine Verfaſſung ſetzen, wie ſie einem Volk zukömmt, das auf ſein Recht, auf ſeine Eigenthümlichkeit und Einheit Etwas hält. Nichts Heilſameres für ein Volk, als wenn es, auf die eigene Kraft angewieſen, von jedem täuſchenden Vertrauen auf fremde Anſtrengungen ſich losſagt.

---

2) Die Entſcheidung in China.

Weit intereſſanter als der Rechtspunkt ſchien dem Parlament und der Preſſe die Frage, welcher Partei das Verdienſt der Beendigung des Krieges eigentlich zugeſchrieben werden müſſe. Wir dürfen dieſe Frage nicht unbeachtet laſſen; ihre Beantwortung hängt ſehr genau mit der Nachweiſung derjenigen Urſachen zuſammen, durch welche der Friede mit Nothwendigkeit herbeigeführt worden.

Das Jahr 1840 iſt für die Geſchichte des Krieges, für den Zweck der Unternehmungen als ganz verloren zu betrachten. Lord Palmerſton ſprach [1] von „Unterhandlungen, welche durch kriegeriſche Demonſtrationen unterſtützt" — der Herzog von Wellington von „Feindſeligkeiten, welche durch Unterhandlungsverſuche vielfach gehemmt und geſtört worden." Die Wahrheit zu ſagen, es war ein Gemiſch von Krieg und Frieden, wie nur eine mißverſtandene oder heuchelnde Humanität es aufführt, und das nicht verfehlen konnte, den Chineſen einen ziemlichen Begriff von der Schwäche der Engländer beizubringen. Bei einem Volk, das eine ſo übertriebene Meinung von ſich ſelbſt, eine ſo geringe von der übrigen Welt hat, wie die Chineſen, bei einem ſolchen Volke vollends war dies nicht die Art, ſich in Reſpekt zu ſetzen. Die Engländer ließen ſich aus dem Golf von Pe-tſche-li wieder nach Canton zurück komplimentiren; erſt ganz ſpät merkten ſie, daß man ſie gefoppt hatte. In der That war ihre Streitkraft auch ſo ſchwach, daß zu Anfang des Jahres 1841 der Seebefehlshaber, Sir George Gordon Bremer, den unerhörten Entſchluß faßte, den Kriegsſchauplatz zu verlaſſen und nach Calcutta zu gehen, um dem General-Gouverneur die dringende Nothwendigkeit einer Verſtärkung vorzuſtellen. Lord Auckland ſchickte auf eigene Verantwortlichkeit einige Verſtärkung; Sir William Parker erhielt den Oberbefehl in den chineſiſchen Gewäſſern; zum Bevollmächtigten ward Sir Henry Pottinger ernannt, an der Stelle des Kapitäns Elliot, der zwar bei mancher Gelegenheit nicht gewöhnlichen Muth, bei jeder aber auch ſeine gänzliche Unfähigkeit an den Tag gelegt hatte, mit den Chineſen fertig zu werden. Am 30. Auguſt 1841 trat in London der Miniſterwechſel ein. Der Herzog von Wellington war noch keine acht Tage im Amt, als nach Indien der Befehl abging, weitere Verſtärkung nach China zu ſchicken; auch in England wurden Schiffe und Truppen ausgerüſtet. Bei der Erwähnung dieſer Maßregeln im Oberhaus erlaubte ſich der Herzog die neckende Anmerkung, daß die Whigs geglaubt, mit dem Friedensetat auszureichen, während ſie Krieg führten mit aller Welt. Darauf entgegnete Lord Auckland, er habe im Auguſt 1841, ohne den Miniſterwechſel zu ahnen, der Regierung vorgeſtellt, es ſey

[1] Am erſten Abend der gegenwärtigen Seſſion, 2. Febr. 1843.

nicht wahrſcheinlich, daß die in China befindliche Streitkraft Etwas ausrichten werde; und das Edinburg Review verſicherte, daß die Whigs im Sinn gehabt, ganz dieſelbe Verſtärkung abzuſenden, welche die Tories nachher wirklich abgeſandt. Dies Verdienſt, daſſelbe gedacht und gewollt zu haben, wird denn den Whigs auch bleiben. Es läuft Alles auf den kleinen Unterſchied hinaus, den der alte Claudius zwiſchen Voltaire und Shakſpeare bemerkt hat:

Meiſter Arouet ſagt: ich weine,
Und Shakſpeare weint.

Nun aber äußert Lieutenant Murray in ſeinem Tagebuch,[1] als er den Ausgang der Unterhandlungen von Nanking meldet: „ich glaube nicht, daß im Heer oder auf der Flotte ein einziger Menſch erwartete oder auch nur ſich träumen ließ, daß die Chineſen nachgeben und auf Bedingungen, welche wir vorſchrieben, Frieden machen würden." Und dieſe Aeußerung eines jungen Offiziers erhält noch ein ganz anderes Gewicht durch den Ausſpruch Wellingtons (14. Februar): „er glaube, daß Keiner, wie ſanguiniſch er auch die Sache angeſehen haben möchte, den Erfolg habe erwarten können, der den britiſchen Waffen zu Theil geworden." Es muß alſo irgend ein beſonderer Umſtand den Ausſchlag gegeben haben. Die Andeutung einiger hiſtoriſchen und geographiſchen Verhältniſſe, unterſtützt durch einen Blick auf die Karte,[2] wird die Sache zur Evidenz bringen.

Die letzte bedeutende Waffenthat der Engländer war die Einnahme der Stadt Tſchin-Kiang, am 21. Juli 1842. Dieſe Stadt heißt der Schlüſſel des Reiches von der Seeſeite.[3] Bei dieſem Punkt iſt es, daß ſchon Marco Polo[4] zum erſten Mal des großen

---

[1] „Doings in China." Dies kleine Buch iſt unentbehrlich; es nimmt die Kriegsgeſchichte, nach eigener Anſchauung, an dem Punkt auf, wo Macpherſon und Bingham abbrechen.

[2] Ich habe mich im vorigen Winter bei meinen Vorträgen des Sydowſchen Aſiens bedient, deſſen ausgezeichnet anſchauliche Grundzüge in unſerm größeren, amphitheatraliſchen Hörſaal ſich überall erkennbar bewährten.

[3] Ritters Aſien, 3, 689.

[4] Bd. II. c. 64. — Beim Ramuſio Fol. 42. F. Der Name Capugni iſt ſchwerlich zu entziffern; aber im ſelben Kapitel nennt Marco Polo noch Cianghianfu.

Kanals Erwähnung thut. „Man kann," ſagt er, „von der Provinz Mangi (vom Süden) bis Cambalu (Peking) zu Waſſer kommen, ohne das Meer zu beſchiffen." Alſo man braucht nicht das Vorgebirge Shantung zu umſegeln, eine Fahrt, auf welcher die Chineſen jeder Zeit viel Unglück hatten, und welche ſie, als furchtſame Meerſchiffer, immer geſcheut haben. Doch iſt dies noch das Wenigſte. Der Kanal durchſchneidet unter rechten Winkeln die beiden größten Ströme des Landes, den gelben Fluß (Hoangho) und den blauen Fluß (Yan-tſe-kiang). Beide durchwandern vom Weſten nach Oſten hin, jener eine Strecke von 540, dieſer von 630 deutſchen Meilen lang, jeder mit einem Stromgebiet von 34,000 Quadratmeilen. Es wiederholt ſich hier das Schauſpiel, das in Aſien auch ſonſt (beim Tigris und Euphrat, beim Ganges und Burramputr) vorkömmt, daß zwei große Ströme, aus benachbarten Quellen entſprungen, weit nach entgegengeſetzten Richtungen ſich von einander abwenden, um endlich, wenn nicht vereint, ſo doch durch geringe Entfernung getrennt, in ein und daſſelbe Meer ſich zu ergießen. Mächtig buchtet ſich der gelbe Strom nach Norden, eben ſo gewaltig der blaue nach Süden. Das Land zwiſchen den Strömen verleugnet nicht ſeinen meſopotamiſchen Charakter der Fruchtbarkeit, durchfurcht wie es iſt von zahlreichen kleineren Flüſſen, welche rechts und links den beiden Stromrieſen ſich in die Arme werfen. So hat die Natur hier die Grundlage eines Kanalſyſtems vorgezeichnet. Weit großartiger noch als die junge Demokratie der vereinigten Staaten, hat die uralte Monarchie China dies Verkehrsmittel ſich angeeignet. Bewundernswerth iſt die Ausdauer, mit welcher alle Schwierigkeiten beſiegt, die ſolide Pracht, mit welcher das Ganze ausgeführt worden, die Kunſt, mit welcher die Gewäſſer eines Querſtroms [1] in ihrem öſtlichen Fall unterbrochen und getheilt ſind, um nach Norden und Süden weiter geleitet zu werden. Die Länge des Kanals beträgt (vom Süden her kommend) bis an den Yan-tſe-kiang 70—80, zwiſchen den Strömen etwa 20, vom Hoangho bis Peking noch 140—150 deutſche Meilen. Man ſieht, die Hälfte der Geſammtlänge würde

[1] Das „Wen ho" Ritter 4,555, hat nachgewieſen, daß ſchon Marco Polo dies andeutet; die Engländer haben es an Ort und Stelle nicht gemerkt.

genügen, um Trieſt mit Hamburg in direkter Linie zu verbinden. So trefflich iſt die Kanalfahrt im Gang, daß köſtliche Fiſche, bei Nanking im Yan-tſe-kiang im Frühjahr gefangen, in Barken oben mit Eis belegt, in zehn Tagen friſch nach Peking geliefert werden. Aber denke man doch nicht nur an die Leckereien der kaiſerlichen Tafel. Es handelt ſich um die Subſiſtenz der von der Natur ſpärlicher bedachten Nordprovinzen. Auch ſüdlichere Provinzen wetteifern nicht mit dem Ueberfluß des Landes binnen der Ströme. Das Sprüchwort ſagt: Kiangſi gibt wohl ein Frühſtück, aber Hukuang gibt das Mittagsbrod fürs ganze Reich. Eben die Stadt Tſchin-Kiang war ſchon zu Marco Polos Zeit der Platz, wo dieſer Ueberfluß von Getreide und Reis (biado e risi) nach der fernen Hauptſtadt verſchifft ward. In Reis wird noch jetzt die Hälfte aller Gehalte an die Reichsbeamten ausbezahlt, wird der Tribut ganzer Provinzen entrichtet. Ferner iſt in dieſer Gegend der Brennpunkt des Handels und Kunſtfleißes. Hier liegt Nanking, der Sitz jeglicher Induſtrie, und die großen Handelsplätze Su-tſcho-fu und Hang-tſcho-fu, von welchen es heißt: droben iſt das Paradies, hier unten iſt Su und Hang.[1] Zählt man die Bevölkerung der Provinzen zuſammen, welche durch dieſe Strom- und Kanalſchifffahrt verbunden ſind, ſo repräſentirt dies Kanalſyſtem das Tauſchbedürfniß und die Tauſchfähigkeit von 177 Millionen Menſchen. Wer bis an irgend einen Punkt des Kanals auf der Strecke zwiſchen den beiden Strömen vorgedrungen iſt, in deſſen Hand liegt es, dieſen Geſammtverkehr, allen Verkehr zwiſchen dem Norden und Süden des Reiches zu unterbrechen und zu hemmen. Wird man ſich nun noch wundern, daß die Engländer in Tſchin-kiang-fu, daß ſie unter den Mauern von Nanking den Frieden diktiren konnten? Den Chineſen war dies Friedensmotiv ſehr einleuchtend. Der kaiſerliche Kommiſſär berichtete an ſeine Regierung wie folgt:[2] „ich, euer Knecht, habe die unmäßigen Forderungen

---

[1] Quinſai, deſſen Beſchreibung in jedem Zuge das Bild von Hang-tſcho-fu wiedergibt, heißt nach Marco Polo „la città del cielo“ II. 68, beim Ramuſio 45 C. Die engliſche Geſandtſchaft brauchte drei Stunden, um durch die Vorſtädte zu ſchiffen.

[2] Canton Press (gedruckt bei einem Hamburger, Edmund Moller, in Macao) Nr. 55, 15. Okt. 1842.

beſagter Barbaren geprüft, und ſie verdienen den äußerſten Haß; aber es wird nicht möglich ſeyn, uns der Gewäſſer und Tſchinkiangs ſo bald wieder zu bemächtigen, daher ich beſorge, daß wir beides im Norden und im Süden abgeſchnitten werden, welches die größte Calamität ſeyn wird." Deshalb räth er zum Frieden.

Was aus Ritters Geographie und aus manchen, auch jedem Engländer zugänglichen Büchern zu lernen iſt, das iſt kein chineſiſches Staatsgeheimniß. Es fragt ſich nur, war es Zufall, war es Abſicht, was die Engländer an die rechte Stelle führte? Es war Abſicht — aber eine erſt ſpät zum Bewußtſeyn gekommene. Sir Hugh Gough ſagt, in ſeiner Depeſche aus Shanghai vom 24. Juni 1842: „Da ich es für eine Lebensfrage halte, den Punkt, wo der Kaiſerkanal den Yan tſe Kiang ſchneidet, ſo bald als möglich zu erreichen, und die ſtarke Feſtung und bedeutende Stadt Tchin Kiang, welche dieſen Punkt beherrſcht, zu nehmen, ſo hielten wir für recht, jede andere Operation dieſer wichtigſten unterzuordnen; weiterhin werde ich mir alle Mühe geben, nach Nanking vorzurücken; ſind dieſe gebietenden Stellungen in unſerer Gewalt, ſo müſſen die Städte Su Tſcho und Hang Tſcho fallen." Am 21. Auguſt, als Alles vorüber iſt, ſchreibt Sir Hugh Gough aus dem Lager von Nanking: „Die Bewegung den Yan tſe Kiang herauf, welche von der Regierung empfohlen, von dem Generalgouverneur eifrigſt angerathen, und welche glücklicherweiſe von Sir William Parker und von mir, ſchon ehe die Inſtruktionen eintrafen, unternommen war, dieſe Bewegung hat zu einer ſchnelleren Ausgleichung geführt, als wohl von irgend einer andern Operation zu erwarten ſtand." Alſo nicht ihre Inſtruktion, ſondern ein richtiger Takt leitete die vereinten Befehlshaber von Heer und Flotte. Nur das wagten ſie nicht zu hoffen, daß man die Achillesſehne blos zu berühren brauche, um von dem größten Reich der Erde den Frieden zu erzwingen; denn auch die letztere Depeſche wiederholt, falls die Bedingungen verworfen wären, würde das Heer nach Su Tſcho und Hang Tſcho, die Flotte nach dem Golf von Pe-tſche-li ſich gewendet haben.

Wohl aber war ein Mann, der längſt das Rechte angerathen, und den Erfolg vorausgeſagt hatte. Bereits am 7. Febr. 1840,

wie man jetzt aus einer engliſchen Vierteljahrſchrift[1] ſieht, übergab Lord Colcheſter dem vorigen Miniſterium einen Kriegsplan, worin er entwickelte, wie Alles darauf ankomme, die Kanalfahrt wo möglich an dem Punkt, wo ſie den Yan-tſe-Kiang durchſchneidet, zu unterbrechen. Lord Palmerſton gab eine ſehr artige Antwort; der Plan ward an den Befehlshaber in den chineſiſchen Gewäſſern geſchickt. Im Herbſt 1840 erforſchte Capt. Bethune die Einfahrt des Yan-tſe-Kiang und fand, daß ſie für große Kriegsſchiffe praktikabel ſey. Dennoch fiel Nichts weiter vor; man ließ ſich von den Chineſen necken; es war, als ſey man entſchloſſen, ſo viele Zeit zu verlieren, als möglich. Als die Conſervativen ans Ruder kamen, wandte ſich Lord Colcheſter an dieſe; ſie gingen auf die Sache ein; doch ſcheinen auch ſie ſich nicht ſehr beeilt zu haben, wenn die Inſtruktion (über Oſtindien) erſt nach dem Juni v. J. in die Hände des Feldherrn gelangte. „Wir nehmen keinen Anſtand," ſagt die erwähnte Zeitſchrift, „Lord Colcheſter den Ueberwinder Chinas zu nennen."

3) Die Conceſſionen.

Die Schatzung, zu deren Entrichtung binnen drei Jahren China ſich hat verſtehen müſſen, und von welcher namhafte Summen bereits in England angelangt ſind, kömmt hier ſo wenig in Betracht, als die Bezahlung der Schulden der Hong-Kaufleute in Canton, welche im 5ten Artikel des Friedensvertrages in runder Summe zu 3 Millionen Dollars angenommen ſind. Es handelt ſich um den Werth anderer Zugeſtändniſſe, von dauernder Art; alſo der neue Tarif, die Abtretung von Hong-Kong, die Zulaſſung des engliſchen Handels in vier Seehäfen, außer Canton, und die Einräumung des diplomatiſchen Verkehrs auf einem würdigeren Fuß als bisher.

Die Unterhandlungen über die Feſtſtellung eines gleichförmigen, geregelten Tarifs für die Abgaben bei der Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr waren nach den neueſten Berichten im

[1] Foreign and Colonial Quarterly Review, Nr. II. Apr. 1843. Daſelbſt iſt das ſeitdem in die Zeitungen übergegangene Schreiben von Lord Colcheſter zum erſtenmal abgedruckt.

Februar d. J. noch nicht sehr weit vorgeschritten. Sir Henry Pottinger gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Chinesen begreiflich zu machen, daß es ihm weniger um einen sehr niedrigen, als um einen feststehenden Tarif zu thun sey, damit die Willkür der Lokalbehörden nicht wieder in ungesetzlichen Erpressungen ausschweife. Er stellt in seiner Correspondenz mit dem Regirrungs-Commissär Elipu das Prinzip auf, die Handelszölle müssen hoch genug seyn, um nach Abzug der Erhebungskosten eine ansehnliche Revenue abzuwerfen, aber nicht so hoch, um die Gewinnsucht des Schmugglers zu reizen. An und für sich gewiß sehr richtig; aber wenn er hinzufügt, sein einziges Bestreben werde seyn, als unpartheiischer Schiedsrichter zwischen beiden Ländern sich zu benehmen, so klingt das doch wie eine im Munde des Unterhändlers der einen Partei wohl unerhörte Bevormundung der andern, und mag einem schlauen und zähen Volke gegenüber nicht ganz gut angebracht seyn. Als eine Folge davon mag es zu betrachten seyn, wenn Elipu (23. Januar 1843) mit der größten scheinbaren Unbefangenheit den britischen Bevollmächtigten auffordert, er möge doch selbst sich darüber erklären, welche Abgaben bis jetzt seine Landsleute in Canton entrichtet. Es zeigt sich, daß die Engländer dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt sind; sie wissen nichts einigermaßen Zuverläßiges darüber anzugeben; denn alle Verkäufe und Ankäufe sind immer durch die Hongs gegangen, und diese haben sich wohl gehütet, in ihren Abrechnungen die auf den stipulirten Waarenpreisen haftenden Abgaben besonders zu specificiren. Im Februar d. J. war man also grade so weit, wie im August vorigen Jahrs; es war nicht daran zu denken, daß vor dem 1sten Juli irgend eine Aenderung in den Tarifverhältnissen eintreten würde; und selbst diese Gewißheit war den Kaufleuten willkommener, als die gänzliche Unsicherheit, welche alle Spekulation niedergehalten hatte. Uebrigens ist Canton der ungünstigste Ort, den man für eine Revision des Tarifs wählen oder annehmen konnte. Der Einfluß der Hongs muß sich vielfach geltend machen. Sie fühlen, daß ihr Monopol über Bord geht; sie müssen Alles aufbieten, um Etwas mehr aus dem Schiffbruch zu retten, als was Sir Henry Pottinger ihnen lassen will — nämlich die Stellung privilegirter Mackler (brokers) nach Art der reichen Parsis in Ostindien.

Durch die Erwerbung von Hong-Kong iſt ein lange gehegter Wunſch der Engländer endlich erfüllt. Schon Lord Macartney ſollte die Einräumung „einer kleinen, unbefeſtigten Inſel" (aus der Tſchu-ſan-Gruppe) zum Lagerplatz für Waaren verlangen; freilich hat er aber dies ſo wenig, als irgend etwas Anderes ausgewirkt. Hong-Kong wird eine britiſche Kolonie werden, mit eigenen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, eine Marineſtation und ein Freihafen. In der letztern Eigenſchaft wird man es ohne Zweifel bald mit Sincapore wetteifern ſehen.

Was die vier Seehäfen betrifft — Amoy, Fu-tſcho-fu, Ningpo und Shanghai — ſo ſind dies Plätze, mit welchen die Engländer früher häufig verkehrt haben. Auch im Jahr 1757 waren in Amoy und Ningpo engliſche Faktoreien. Die Reaction gegen das Treiben der Miſſionnäre ſcheint die Beſchränkung auf Canton herbeigeführt zu haben. Die Erinnerung an den früheren Verkehr war faſt verſchollen, als Lindſay und Gützlaff die verſtohlene Expedition mit dem Schiff Lord Amherſt (1832) unternahmen, und unter beſtändigem Widerſpruch der Lokalbehörden, die ſich auf gemeſſene Befehle beriefen, in den öſtlichen Hafenplätzen ſich eindrängten und namentlich die vier obengenannten Plätze beſuchten. Wenn das Edinburgh Review für ſeine (die Whig-) Partei das Verdienſt in Anſpruch nimmt, eben dieſe Plätze ſchon als ſolche bezeichnet zu haben, welche man im Frieden für den engliſchen Handel ausbedingen müſſe, ſo iſt dies ein äußerſt wohlfeiles Verdienſt; man brauchte nur Lindſays (auf Regierungskoſten gedruckten) Bericht zu durchblättern. Die ganze Inſtruktion für den Bevollmächtigten hätte ſich nöthigenfalls nach Ritters Handbuch entwerfen laſſen.

Uebrigens iſt der beſondre Werth der vier Plätze verſchieden. Amoy ligt an der Grenze der Provinzen Quang-tung und Fokien; Fu-tſcho-fu iſt die Hauptſtadt der letztern. Dieſer Theil der Küſte iſt recht eigentlich das chineſiſche Phönicien. Von der Natur ſpärlich bedacht, iſt die Provinz Fokien für ihren Erwerb auf Handel und Schifffahrt angewieſen; ihre Kornzufuhr erhält ſie von der gegenüberliegenden Inſel Formoſa. Die Männer von Fokien ſind unter allen Chineſen die beſten, rüſtigſten, kühnſten Seeleute. Von hier aus ſind nach benachbarten Staaten anſehnliche Niederlaſſungen geführt; trotz aller Verbote iſt von

hier aus eine beſtändige Auswanderung und Koloniſirung im Gang, welche, wenn nicht das europäiſche Element dazwiſchen träte, der malayiſchen Inſelwelt und den begränzenden Südſtrecken des Feſtlandes allmälig wohl den Charakter der chineſiſchen Bildung aufprägen würde. Sehr wohl gewählt ſind alſo dieſe Häfen für die Anknüpfung neuer und erweiterter Handelsverbindungen. Dazu kömmt noch ein ſehr wichtiger Umſtand. Fokien iſt vorzugsweiſe die Theeprovinz. Der größere Theil des Thees, der als ſchwarzer über Canton nach Europa geführt wird, wächst in den Plantagen von Fokien. Von da wird er auf ſehr unbequeme, langſame Weiſe nach Canton gebracht. Menſchen tragen die Pakete über die weſtlichen Gebirgspäſſe nach der Provinz Kiangſe; dann werden ſie in Boote verladen, welche den Kang-Kiang, einen Strom von felſigem, ungleichem Bette aufwärts durch Menſchen gezogen werden; von da geht es wieder ans Tragen, über einen zweiten Bergrücken, bis die Ladung den Pekiang herunter nach Canton treiben kann. Dieſe Art des Transports — doppelt verkehrt für einen Ausfuhrartikel, der in einer Küſtenprovinz, inmitten einer Seebevölkerung, erzeugt wird — iſt natürlich ſehr koſtſpielig. Ein Theeſchmecker (tea-taster) der Compagnie berechnete ſchon 1816 die Vertheuerung auf 15% des Preiſes, den die Hongs in Canton ſelbſt für den Thee bezahlen; er behauptet, daß in der letzten Zeit auf den Preis der nach England eingeführten Quantität alljährlich 216,818 Pfd. durch direkten Seetransport erſpart ſeyn würden. Das iſt noch nicht Alles. In Canton wird der Thee eingeſtandenermaßen verarbeitet und gefälſcht. Es gibt eigene Theefabriken in Canton. Die Herren Reeves und Davis haben eine ſolche beſucht und die Procedur beſchrieben. Danach ſtellt es ſich heraus, daß ein und daſſelbe Blatt zur Bereitung des grünen und ſchwarzen Thee gebraucht wird. Grober ſchwarzer Thee wird auf heiße Eiſenplatten gelegt, und mit einer Miſchung von Indigo, Kurkumei und Gyps durcheinander gerührt: daraus wird dann ſchöner, grüner Thee. Aus dem Thee, der als ſchwarzer verkauft wird, iſt der ſtrenge Saft des Blattes ſorgfältiger ausgezogen. Der eigenthümliche Geruch wird durch Untermiſchung wohlriechender Kräuter erhöht. Nach ſolchen Erfahrungen wird man es ganz natürlich finden, wenn im Süden unſeres Vaterlandes der Thee noch durch fernere Zuthaten „reformirt“ wird.

Indeſſen, ſo wünſchenswerth eine direkte Verbindung mit der Provinz Fokien ſeyn mag, ſo drängen ſich zweierlei Bedenken auf. Canton wird ſehr darunter leiden und zu einem untergeordneten Platze herabſinken. Die Canton-Partei wird aber ihren ganzen Einfluß in Peking aufbieten, um jeder Begünſtigung dieſes direkten Verkehrs entgegen zu wirken. Und es läßt ſich nicht verkennen, daß dieſer Partei die Beſorgniſſe des kaiſerlichen Hofes entgegenkommen werden. Fokien hat ſich der Mandſchu-Dynaſtie am ſpäteſten unterworfen. Eine gewiſſe Eiferſucht drückt noch jetzt auf dieſe Provinz; die Beweglichkeit der Bewohner, ihre Neigung zu Seereiſen, ihre faſt ſelbſtſtändige und von der Regierung nie gebilligte Tendenz zur Koloniſirung können in Peking nur mit Unruhe betrachtet werden. Daher auch die Einwendungen, welche die Regierung gegen die Oeffnung des Hafens Fu-tſcho-fu erhoben, und welche nur durch die Beharrlichkeit des engliſchen Bevollmächtigten gehoben werden konnten. Es wird aber gedoppelter Verſuche bedürfen, wenn die Engländer ihres Privilegiums in dieſen Häfen nicht bei erſter Gelegenheit wieder verluſtig gehen ſollen.

Ningpo und Shanghai ſind an und für ſich als Handelsſtädte weniger bedeutend; aber ſie ſind von außerordentlicher Wichtigkeit durch die Nachbarſchaft des großen Kaiſerkanals und der Rieſenſtädte an deſſen unterem, ſüdlichem Lauf. Die Engländer haben ſich überzeugt, daß die Ströme an dieſer Küſte bis auf eine ziemliche Strecke von ihrer Mündung aufwärts für Dampfſchiffe fahrbar ſind. Hier eröffnet ſich demnach die Ausſicht auf eine großartige, das Herz von China, das rechte und eigentliche „Land der Mitte" durchſtrömende Handelsverbindung.

Es fragt ſich nun, in welchem Sinne ſind die vier Häfen den Engländern geöffnet, und wie weit wird ihnen eine freie Bewegung verſtattet ſeyn? Die Antwort iſt aus der Korreſpondenz zu entnehmen, welche der Bevollmächtigte im vorigen September mit den chineſiſchen Kommiſſären geführt hat. „Faktoreien," ſo äußern ſich die Letzteren, „ſollen für die Engländer erbaut werden, wo ſie ſich aufhalten mögen; aber ihr Aufenthalt ſoll beſchränkt ſeyn auf die Zeit, deren ſie zu ihrem Geſchäft bedürfen; iſt das Geſchäft beendigt, ſo mögen ſie wieder an Bord ihrer Schiffe gehen und nach Hauſe fahren; denn es iſt unmöglich, daß ſie das ganze

Jahr hindurch in den Faktoreien bleiben; die Winterkäufe können recht gut durch die Consuln besorgt werden." Ferner heißt es: „es kann nicht angehen, daß sie sich nach entfernten Märkten, nach den Plätzen im Innern des Landes begeben; daraus möchte leicht ein Nachtheil für die Zolleinkünfte durch ihr Schmuggeln erwachsen." Sir Henry Pottinger läßt sich das Alles ohne Weiteres gefallen; „unter keinerlei Vorwand sollen die Engländer ins Innere des Landes reisen, oder von den Seehäfen sich entfernen, um Handel zu treiben."

Das erinnert sehr lebhaft an die Art, wie der Verkehr der deutschen Hansa im Norden Europa's einst betrieben ward. So heißt es in einer alten Ordnung (1336) des Hofes zu Novgorod: „Niemand soll fortdauernd des Handels wegen auf dem Hofe bleiben: beim letzten Kaufe soll Jeder mit seinem mitgebrachten Gute Alles berichtigen und dann abreisen, die Winterfahrer mit dem ersten, die Sommerfahrer mit dem letzten offenen Wasser."[1] So verbot König Hakon von Norwegen (1316) den Fremden, im Reiche zu überwintern; im Uebertretungsfall sollte der fremde Kaufmann seine Waare, der Einheimische, der ihn beherbergt, zur Strafe sein Haus verlieren. Der Magistrat von Bergen fügte (1317) noch hinzu: Kein Hausbesitzer solle einem fremden Kaufmann sein Haus länger als auf vierzehn Tage vermiethen, bei Strafe von acht Mark.[2] Elipu (dessen Tod übrigens die so eben eintreffende Post berichtet) hat schwerlich gewußt, wie bitter die Stadt Bergen es später bereut hat, daß den Fremden ein Mehreres eingeräumt worden, und wie bedeutend auch in den schwedischen Städten der Einfluß der Deutschen wurde, nachdem ihnen verstattet war, Grundeigenthum und Bürgerrecht zu erwerben. Aber die politische Berechnung ist gar zu einfach, und in entlegenen Himmelsstrichen, in entfernten Jahrhunderten, führt dieselbe Ursache dieselbe Wirkung herbei.

Es ist bekannt, daß den Engländern niemals erlaubt war, ihre Frauen nach Canton mitzubringen. Die Chinesen hatten für diese Vorschrift einen ostensibeln Grund zur Hand. Sie sagen:

---

[1] Sartorius urkundl. Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa, 1, 138.

[2] Willebrandt, 3, 20 und Sartorius, 1, 203.

„die europäiſchen Frauenzimmer ſpazieren durch die Straße, ſie gehen von Gewölbe zu Gewölbe, bleiben auch wohl ſtehen und betrachten durchs Fenſter, was drinnen Alles ausgeſtellt iſt (denn ſie ſind etwas neugierig); da kann es nicht fehlen, ſie werden vom Pöbel inſultirt werden, was zu böſen Händeln führen kann.“ Das iſt eine Polizei, die in der Selbſtkenntniß ungemein weit fortgeſchritten iſt, indem ſie ſo ehrlich bekennt, daß ſie dem Straßenpöbel nicht zu ſteuern weiß. Indeſſen darf man doch glauben, daß der eigentliche Grund des Verbots ein anderer iſt. Die Chineſen fürchten nichts mehr, als daß die Fremden in ihrem Lande Hütten bauen möchten. Iſt Einer erſt aus dem fernen Weſten mit Frau und Kindern angelangt, wer weiß, wann er ſich wieder von dannen heben wird. Auch dieſer Zug erinnert an die klöſterliche Einrichtung unſerer alten hanſiſchen Faktoreien, in welchen keine Frauen geduldet wurden, und deren Mitglieder, bei Strafe des Ausſchluſſes, ſich nicht im fremden Lande verheirathen durften. Hier freilich waren es die Hanſen ſelbſt, welche jedes dauernde Verhältniß verpönten, zum Zeichen, daß dort ihres Bleibens nicht ſey, daß einzig nur der Handel ihre Schritte leite. Die Chineſen dagegen beſchränken den Fremden auf das vorübergehende Geſchäft, und wollen nicht, daß er verweile. In beiden Fällen aber iſt das Mittel zum Zweck daſſelbe: die Ausſchließung der Frauen. Und daß die Chineſen in den öſtlichen Seeplätzen duldſamer ſeyn werden, als in Canton, iſt, nach den oben mitgetheilten, ſelbſtredenden Vorſchriften in der That nicht anzunehmen.[1] Sehr wohlthätig für das gegenſeitige gute Vernehmen wird eine Einrichtung ſich bewähren, welche übrigens nicht als Conceſſion zu betrachten iſt — denn es hing nur von den Engländern ab, ſie längſt in Wirkſamkeit zu ſetzen; daß nämlich im Fall von Thätlichkeiten zwiſchen Chineſen und Engländern, jede Partei den Behörden ihrer Nation zur Ausmittlung und Beſtrafung der Schuldigen überantwortet werden ſoll. Lord Aberdeen hat (am 17. März d. J.) auf eine Frage des Marquis von Lansdowne

[1] Zwar läßt man den Kaiſer in einem Edikt von Faktoreien in Futicho-fu reden, in welchen die Engländer „mit ihren Familien“ wohnen ſollen, aber es iſt dabei eher ein Mißverſtändniß von Seiten der engliſchen Ueberſetzer, als ein großer Widerſpruch von Seiten der chineſiſchen Politik vorauszuſetzen.

die Erklärung gegeben, eine britiſche Gerichtsbehörde werde in Hong kong errichtet, und ihre Jurisdiktion auf Vorfälle in den übrigen Häfen ausgedehnt werden.

Die letzte Conceſſion betrifft den Verkehr mit den Regierungsbehörden. Ungeachtet des Vertrages haben die Hongs (im Januar d. J.) einen Verſuch gemacht, ſich auch ferner als Mittelsmänner zwiſchen die Engländer und die Provinzialbehörden zu drängen; die Dolmetſcher Morriſon und Thom haben ſich aber auf Nichts eingelaſſen. Auch ein Ausdruck eines der neueſten Edikte hat Anſtoß gegeben, indem er die Gleichheit zu verletzen ſchien. Als der Kaiſer nämlich eine Unterſuchung wegen der Mißhandlung der Schiffbrüchigen auf Formoſa anordnete, ſprach er von dem Wohlwollen, mit welchem die himmliſche Dynaſtie auch die in ihrem Gebiete befindlichen Fremdlinge regiere." Sir Henry Pottinger ſchrieb darüber (am 2. Febr.) einen großen Brief an Elipu, und meinte, nicht der Kaiſer von China habe die Engländer zu regieren, ſondern die Königin Victoria, „welche keinen Herrſcher über ſich anerkenne, als nur Gott allein." Es ſteht dahin, ob alte Gewohnheiten und alte Redensarten (wenn man auch dieſe, mit dem Vertrag in der Hand, kritiſiren will) ſo leicht zu beſeitigen ſeyn werden.

Mit welchen Empfindungen der Vertrag von den Chineſen ſelbſt betrachtet wird, läßt ſich nach mehr als einer Aeußerung ermeſſen. Ein kaiſerliches Edikt (vom 8. Sept. v. J.) ſagt: „unſere Kommiſſarien haben für ſich ſelber auf die ſchwerſte Strafe angetragen; aber wir ſprechen ſie von aller Schuld in dieſer Sache frei." Mag auch dieſes eine hergebrachte Redensart ſeyn, das Volk täuſcht ſich nicht darüber, daß der Friede ein erzwungener iſt, und Diejenigen, welche das peinliche Geſchäft hatten, denſelben zu unterhandeln, wußten ohne Zweifel den Werth der kaiſerlichen Erklärung zu würdigen. Es iſt ein ähnliches Verhältniß, wie dasjenige eines britiſchen Miniſters, der für irgend eine nothgedrungene Ueberſchreitung ſeiner amtlichen Befugniß eine Indemnitätsbill beim Parlament nachſucht und auswirkt. Man weiß vorher, daß das Parlament nicht unerbittlich ſeyn wird; aber man weiß auch, daß nur der einleuchtende Nothſtand dem Miniſter das Anrecht auf eine Schadloserklärung geben kann.

Den Unruhen in Canton, welche (im Dezember v. J.) mit der Zerſtörung der engliſchen Faktorei endigten, waren bedenkliche

Vorzeichen vorangegangen. Die Volksſtimmung war in einer Art von Manifeſt ausgeſprochen, das, angeblich von angeſehenen Bewohnern der ländlichen Diſtrikte verfaßt, in Canton von Hand zu Hand lief. Darin iſt der Friede von Nanking als ein erzwungenes Werk dargeſtellt, das zur Theilung des Reiches „des wunderbaren Rieſenbaues" führen müßte, wenn nicht der Kaiſer ſeinen getreuen Unterthanen in dem Gedanken begegnete, daß man in der Stille ſich rüſten und den Augenblick abwarten müſſe, um die verhaßten Zugeſtändniſſe wieder aufzuheben. „Dieſe Engländer, deren König bald ein Mann iſt, bald eine Frau, haben die Reiche der ſüdlichen Barbaren, eins nach dem andern, verſchlungen. Sehr wahr hat von ihnen der Kanzler Kin Yinglin geſagt: ſie brechen den Anlaß zum Kriege vom Zaun, denn ſie ſuchen nur ſtets ihre eigene Vergrößerung. Ihre Natur iſt unerſättlich, wie die Natur des Hundes. Voriges Jahr, als ſie den Lärm in Canton gemacht, hätte man ſie züchtigen, erdrücken können. Wie Schade, daß es nicht geſchah — daß der Kwang tſcho fu das Brennholz wegraffte, eben als der Fiſch in der Pfanne war, daß er den Tiger laufen ließ, und den gerechten Unwillen des Volks entwaffnete. Aber unſere Behörden haben ihr koſtbares Leben gar lieb: unſer Kaiſer denkt anders." Die Behörden in Canton gaben ſich alle Mühe, dies Dokument zu verleugnen; auch erſchien eine Art von Widerlegung, ziemlich ſchwach, aber mit Sprüchen der Weiſen und Ermahnungen zur Ruhe reichlich ausgeſtattet, im Namen der „Gelehrten" von Canton.

Bemerkenswerth iſt die Antwort, welche Sir Henry Pottinger den engliſchen Kaufleuten in Canton auf ihr Geſuch um Schutz durch eine bewaffnete Macht ertheilte (16. Dez. v. J.). Er mißt dieſen ſeinen Landsleuten den größeren Theil der Schuld bei, wenn im Volk von Canton und der Umgegend eine Verſtimmung gegen die Engländer obwalte. Ihm ſelbſt ſey ſeine Aufgabe durch das Benehmen der Kaufleute gar ſehr erſchwert worden: ihre Rückſichtsloſigkeit würde bei jedem Volk, zumal bei dieſem, von welchem man früher jede Behandlung ſich habe gefallen laſſen, und dem der richtige Maßſtab für das Verhältniß zum Ausland zur Zeit noch abgehe, Unwillen und eben diejenigen Regungen, welche nun vorliegen, hervorgerufen haben.

Alſo die Verſtimmung iſt da, ſie läßt ſich nicht wegleugnen.

Danach mag man die Anſicht beurtheilen, welche vor dem Kriege und während deſſelben öfters geäußert worden iſt, daß das chineſiſche Volk der Abſperrung müde ſey, und daß es nur von den Engländern abhängen würde, den Kaiſer vom Thron zu ſtoßen, und einen andern, dem freien Verkehr günſtig geſinnten Prinzen an ſeine Stelle zu ſetzen. Iſt die Mandſchu-Dynaſtie in einigen Theilen des Reiches unbeliebt, ſo iſt es in der That nicht deshalb der Fall, weil ſie die Fremden nicht hinlänglich begünſtigt. Wohl iſt eine Dynaſtie nach der andern von den umgränzenden Hochgebirgen herabgeſtiegen, und hat das unermeßliche Reich der Mitte beherrſcht. Aber immer hat der Sieger vor allen Dingen die Geſittung der Beſiegten ſich anzueignen und ihre Nationalität zu ehren gewußt. Der Mandſchu-Stamm hält noch jetzt die Fiktion feſt, daß er das Land nicht erobert, den Thron nicht mit Sturm genommen, ſondern daß ihm vorzugsweiſe die Vertretung des ächten Chineſenthums und die Aufrechthaltung der alten Satzungen anvertraut worden, durch deren Mißachtung die vorige Dynaſtie die abgewandte Geſinnung des Volkes und den Zorn des Himmels verſchuldet.[1] Die Mandſchu-Kaiſer haben in chineſiſcher wie in mandſchuriſcher Literatur den Ruhm der Gelehrſamkeit ſich erworben. Sie ſind willig und ſelbſt ängſtlich in jede der Pflichten eingetreten, welche die Religion dem Herrſcher auferlegt, Pflichten, durch welche das Staatsoberhaupt mit der Nation enger verbunden, untrennbarer identifizirt iſt, als bei irgend einer andern Staatsverfaſſung. In der Begünſtigung ihrer Stammgenoſſen ſelbſt ſind ſie behutſam zu Werke gegangen: kein chineſiſcher Beamter iſt verdrängt, keiner zurückgeſetzt worden; nur die Zahl der Räthe in den obern Kollegien iſt verdoppelt, und zur Hälfte mit Mandſchus beſetzt. Nichts iſt bezeichnender für die Politik der jetzigen Dynaſtie, als ihr Benehmen gegen die Jeſuiten. Man weiß, welche bedeutende Rolle die Jeſuiten einſt am Hofe geſpielt. Sie

[1] Die Belege für dieſe Andeutungen findet man in dem Werk von Dr. Jo. Heinr. Plath: „die Völker der Mondſchurei“ (Göttingen, 1830, 2 Bde.), einem der lehrreichſten und lesbarſten Bücher über die neuere Geſchichte Chinas. Möge dem Verfaſſer, deſſen wiſſenſchaftliche Freudigkeit durch ſchwere Schickſale ungebeugt iſt, ein Wirkungskreis ſich darbieten, um dieſe Studien, mit den erforderlichen literariſchen Hülfsmitteln ausgerüſtet, weiter fortzuführen.

waren die Uhrmacher und Tausendkünstler, die Geographen und Astronomen, die Aerzte und Naturforscher. Europäisches Wissen durften sie in die Nationalliteratur Chinas einführen. Nur in einer Beziehung war jede ihrer Bewegungen bewacht; nur der eigentliche Zweck, dem zu Liebe sie ihr Wissen und ihre Dienste dargeboten, ist gar wenig gefördert: nämlich sofern es um die Verbreitung der christlichen Religion sich handelte. Daß sie den chinesischen Begriffen große Zugeständnisse machten, dafür haben strengere und feindselige Theologen sie mit bittrem Tadel überhäuft; aber selbst die Acommodation hat sie nicht zum Ziele führen können. Die Kaiser durchschauten die Wirkung, welche das neue Element (dem sie übrigens seinen inneren Gehalt nicht absprechen wollten) in dem alten Reich hervorbringen würde; sie sahen die Nationalität und ihre eigene Herrschaft gefährdet; sie waren sich bewußt, daß nur Derjenige sich auf dem Thron behaupten könne, der das Chinesenthum unversehrt erhalte. Dies ohne Zweifel ist der Sinn, in welchem den Engländern angedeutet ward, daß man nur den vorübergehenden Aufenthalt an den Küstenpunkten, nicht eine bleibende Stätte, ihnen einzuräumen gemeint sey. Ein Kaiser würde keinen Glauben mehr finden für den Ernst, mit welchem er auf den Gräbern der Vorfahren opfert, wenn er den Fremdlingen ein Mehreres bewilligen wollte; sein Volk würde die Indemnitäts-Bill ihm verweigern, welche Taokwang seinen Ministern widerstrebend ertheilt hat.

---

4) Aussichten für andere Staaten. — Vertretung der deutschen Interessen.

Was die Engländer so eben mit Gewalt ertrotzt, ist, wie wir gesehen haben, für den Augenblick noch mit vielen beschränkenden Bestimmungen umgeben; aber es ist ein Anfang, und kein Grund ist vorhanden, weshalb die Chinesen andern Völkern, mit welchen sie stets in friedlichem und freundlichem Vernehmen gestanden, vorenthalten sollten, was sie den Engländern, die als Feinde kamen, nicht verweigern konnten.

Bereits ist von einer amerikanischen, von einer französischen Gesandtschaft nach China die Rede. Rußland pflegt seine

Absichten nicht geräuschvoll im Voraus zu verkündigen; es ist aber kein Zweifel, daß auch Rußland bei dieser Conjunktur es an einer Vertretung seiner Interessen nicht wird mangeln lassen.

Und Rußland muß allerdings wünschen, seine Verkehrsverhältnisse mit China genügender als bisher geordnet zu sehen. Diese sind ausschließlich auf den Landhandel beschränkt. Jedermann weiß, daß Kiachta die große Grenzniederlage, den Maimatschin, das Kaufhaus, in sich schließt. Das ist der Punkt, auf welchen die Blicke schlesischer Fabrikanten noch immer so sehnsüchtig als vergeblich geheftet sind; Rußlands Zollsystem läßt ihre Waaren diesen Ort des Umtausches längst nicht mehr erreichen. Von Kiachta gehen die Karawanen nach Peking 70 bis 90 Tage, gutentheils durch wüstes Land; die Kameelfracht beträgt für den Centner etwa sechs Silberrubel.[1] Dieser Verkehr ist im Zunehmen. Im Jahr 1841 betrug auf der Messe in Nitchne Novgorod der Umsatz chinesischer Waaren, welche auf eben diesem Wege dahin gelangten, 6,921,473 Silberrubel. Darunter waren 50,000 Kisten Thee; im Jahr 1839 waren deren nur 34,000 gewesen.[2] Aber während dieser Verkehr sich hebt, durchwandert einer der größten Ströme der Welt unbenützt und müssig in seinem obern Lauf das russische Gebiet, um endlich, nur von einem halbwilden Küstenvolke (den Ainos) beschifft, in chinesischen Gewässern zu münden. Es ist der Amur, von den Strömen Sibiriens der einzige, der von Westen nach Osten ziehend, in ein offenes Meer sich ergießt. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte der kühne Kosakenhäuptling Chabarow seine Streifzüge den Amurlauf entlang ausgedehnt, und die Ufer an verschiedenen Orten befestigt. Aber die chinesische Eifersucht war wach. Eine chinesische Flotille von 100 Segeln schwamm den Strom herauf, und diktirte den Vertrag von 1689. Zweimal im Lauf des vorigen Jahrhunderts hat Rußland Grenzverträge[3] mit China geschlossen; aber die Beschiffung des Amur ist nicht weiter freigegeben worden, als bis 25 deutsche Meilen

---

[1] Ansichten über den Landhandel nach Asien durch Rußland (Berlin, 1828), S. 55.

[2] Morning Herald 21. Sept. 1842.

[3] 1727 und 1768. Die Verträge stehen (nach Klaproth) im „Portfolio;" auch Murhard hat sie wiederholt, Recueil, Nouv. Suppl. 1. 75 und 711.

unterhalb Nertschinsk. Man sieht, dies ist die Scheldefrage des fernen Osten, und sie ist für Sibirien von verdoppelter Bedeutung, seitdem in den Nordprovinzen Chinas der Geschmack für Pelzwerk aller Art dermaßen zunimmt, daß es bald nicht mehr zum Luxus, sondern zum Bedürfniß gezählt seyn wird. Mit außerordentlicher Behutsamkeit ist Rußland bis jetzt in dieser Angelegenheit aufgetreten. Kein Europäer hat die Mündung des Amur je gesehen; auch Krusenstern nicht, der nur fünf Meilen entfernt an der gegenüberliegenden Insel ankerte. Selbst in dieser Entfernung (so gewaltig ist der Strom) umfluthete süßes Wasser die Schiffe; aber Krusenstern hatte gemessenen Befehl, Nichts zu beginnen, was den chinesischen Behörden Anstoß geben könnte. Uebrigens hielt er die Gegend ungemein geeignet für eine europäische Kolonisation. Auch davon ist die Rede gewesen, daß die Amerikaner unfern der Amurmündung auf einer Insel eine Niederlassung suchen. Im Jahr 1838 behauptete Sir Alexander Johnston in der asiatischen Gesellschaft in London, Rußland sey aufs Neue mit der chinesischen Regierung in Unterhandlungen über die Amurschifffahrt. Von dem Ausgang derselben hat Nichts verlautet; aber es ist sehr denkbar, daß der günstige Augenblick nicht unausgebeutet vorüber gehen wird. Und Rußland hat jüngst durch einen ganz kurzen Ukas, der wenig beachtet, aber merkwürdig genug scheint, um in der Anmerkung mitgetheilt zu werden,[1] der

[1] Ukas vom 24. April 1841. „Schon auf die Nachricht, daß die chinesische Regierung die Einfuhr des Opiums in China verboten habe, ward, zu mehrerer Befestigung der von Alters her zwischen Rußland und dem chinesischen Reiche bestehenden Eintracht, und im Interesse der gegenseitigen Grenzverhältnisse und des Handels beider Länder, auf unsern Befehl, den resp. Behörden anbefohlen, streng darüber zu wachen, daß kein Opium über die Grenze nach China geführt werde; da aber jenes Verbot bis jetzt noch nicht publizirt worden, und es unser Wunsch ist, daß dasselbe im ganzen Reich zu gehöriger Nachachtung bekannt werde, so befehlen wir u. s. w." (Börsenhalle 1841, Nr. 8993). Das war in den Tagen, als man erfuhr, daß die Engländer als Feinde vor Canton standen! — Cottrell (Recollections of Siberia, 1840) führt an, daß etwa 40 Pud Opium jährlich über die russische Grenze eingegangen, der ganze Transport aber im Jahr 1839 konfiscirt worden. Lord Ashley erwähnte diesen Umstand (4. April d. J.); den Ukas scheint er nicht gekannt zu haben.

chinesischen Regierung einen Beweis gegeben, wie bereitwillig es ist (im schneidenden Kontrast mit dem Benehmen Englands) ihren Wünschen entgegenzukommen.

Was auch Rußland für sich erlangen mag, für Deutschland wird Nichts dadurch gewonnen seyn. Den Phantasieen von einem deutschen Landhandel nach Asien durch russische Vermittelung hat hoffentlich der stete, konsequente Gang Rußlands (der jene zu widerlegen recht eigentlich bestimmt schien) ein Ende gemacht. Hoffentlich wird jetzt unter uns an russische so wenig als an britische Vermittelung mehr gedacht. Soll es denn einem Volk, wie das deutsche, immer nur beschieden seyn, von Fremden sich in's Schlepptau nehmen zu lassen?

Daß es aber der Mühe lohnt, den Blick nach China zu richten, darüber scheint die deutsche Presse einverstanden. Es sind einzig nur die Engländer, von welchen warnende Stimmen zu uns herüberkommen. Man möge, heißt es da, keine sanguinischen Erwartungen hegen; die Chinesen seyen ein Volk der Gewohnheit; ihr Sinn stehe nach dem Nützlichen, nach dem Einfachsten in seiner Art; in den groben Artikeln, welche die Chinesen etwa begehren mögen, werde es den Deutschen nicht möglich seyn, mit der englischen Industrie Preis zu halten. Zum Versuch, sagt man uns weiter, könne es aber nicht schaden, dem Freihafen Hong-kong, der Allerweltsniederlage, auch deutsche Waare zuzusenden; aber von den östlichen Häfen möge man sich lieber fern halten, die Engländer selbst werden daraus furs Erste nur wenig Vortheil ziehen.

So die Engländer, in öffentlichen und Privatäußerungen, deren wohlmeinender Accent besondere Beachtung in Anspruch nimmt. Nun, daß Umsicht und Auswahl nöthig ist, wenn man einem neuen Markte (das ist für uns jener älteste) sich zuwendet, das können wir uns selber sagen. Daß nur an Ort und Stelle, nur nach genauer Erkundigung, nach stetiger Erfahrung, ein sicheres Urtheil zu fällen, daß insbesondere aus Büchern so viel als Nichts zu lernen ist, das versteht sich von selbst. Aus Büchern und Berichten, wie sie uns vorliegen, ist nur so viel zu entnehmen, daß alles Weitere überaus wissenswerth seyn würde. Vereinzelte Wahrnehmungen (z. B. die Abnahme in der Einfuhr gewirkter Zeuge in den letzten Jahren) werden an und für sich nicht schrecken;

keine Abnahme der Einfuhr während des Kriegszuſtandes kann befremden; vollends nachdem Lord Aſhley ſehr klar gemacht hat, daß die Maſſe von Opium, welche fortwährend auf den Markt geworfen worden, dem Abſatz anderer Waaren im Wege geſtanden hat. Lindſay hat herausgerechnet, daß bis jetzt auf 450 Chineſen nur eine Elle fremdes Tuch kömmt; wobei den Chineſen zu gönnen, daß ihnen zur Zeit noch anderes Zeug zu Gebot ſteht, ihre Blöße zu decken, übrigens aber nicht zu zweifeln iſt, daß es ſich anders geſtalten wird. Die Tauſchfähigkeit eines Reiches von ſolcher Bevölkerung, von ſolchen innern Verbindungsmitteln, von ſolchen Erzeugniſſen der Natur und des Kunſtfleißes, iſt noch nicht auf die Probe geſtellt; der auswärtige Verkehr iſt noch in ſeiner Kindheit.

Um ſo mehr kömmt es darauf an, das Alles an Ort und Stelle zu erforſchen. Und allerdings, der Anfang iſt gemacht; Bremer und Hamburger ſind zur Stelle; von einer preußiſchen Ausrüſtung iſt die Rede. Unſere Einzelflaggen waren auch ſonſt jenen Gewäſſern nicht ganz fremd. Aber ſoll es dabei bleiben? Iſt unſere Vereinzelung denn unheilbar? Soll immer und immer wieder, und ſo auch hier, das alte Schauſpiel ſich wiederholen — daß wir ankommen, Einer nach dem Andern, daß Jeder für ſich ſeinen ſeparaten politiſchen Taufſchein aus der Taſche zieht? Haben wir denn etwa unſeres Geſammtnamens, unſeres Volksnamens, uns zu ſchämen? Wie, oder haben wir unſere Ebenbürtigkeit mit den großen Völkern der Geſchichte um irgend ein Linſengericht verſpielt?

Ein deutſches Conſulat in einem der öſtlichen Häfen Chinas — das mag ſehr abentheuerlich klingen. Abentheuerlich würde der Einfall auch ſeyn, wenn eine vereinzelte Maßregel, ohne innere Beziehung auf einen leitenden Grundſatz, ohne Ausſicht auf weitere Schritte, auf analoge Anwendungen empfohlen werden ſollte. Aber eine Geſammtvertretung deutſcher Intereſſen, nach mehr als einer Richtung hin, iſt was uns noth thut. Hier iſt eine ſolche Richtung gegeben, welche vorzugsweiſe zeitgemäß, und ohne die geringſte Schwierigkeit erreichbar erſcheint. Oder was in aller Welt ſollte uns im Wege ſtehen? Wer will behaupten, daß man erſt die Zollvereinigung aller Bundesſtaaten abwarten müſſe, um in China nicht ein öſterreichiſches,

oder preußisches, oder ein hanseatisches, sondern ein deutsches Consulat zu gründen? Entwöhnen wir uns doch des verkehrtesten Wahns (der bei Andern zur Uebereilung führt, und bei uns die Langsamkeit zu verewigen droht), daß immer der zweite Schritt eher gethan seyn müsse, als der erste.

Ueber die völkerrechtliche Autorität, von welcher eine solche Maßregel ihre Sanktion zu empfangen hätte, kann keine Frage entstehen. Es ist der deutsche Bund. Dies ist die Grundlage unseres öffentlichen Rechts; eine andere haben wir nicht. Daß diese Grundlage zur Zeit noch unvollkommen ist, wird von allen Seiten zugestanden. Ein dringender Grund, ohne Zweifel, um unsere Institutionen, sofern sie in ihrer Entwickelung gehemmt waren, weiter und genügender auszubilden; aber in der That kein Grund, wenigstens nicht für Männer, daran zu verzweifeln. Soll die Nation ein Interesse an dem Bunde gewinnen, ein Herz zu dem Bunde fassen, so muß er sich mit den nationalen Angelegenheiten ernstlich beschäftigen. Dies sind Dinge, die man nicht andeuten, nicht errathen lassen, sondern bündig heraussagen muß; denn es sind Wahrheiten, welche durch das Gesammtbewußtseyn von Millionen eines gesetz- und freiheitsliebenden Volkes getragen werden.

Die Bundesversammlung hat neuerdings bei wiederholten Anlässen durch symbolische Handlungen[1] die Ansicht geweckt, daß der Bund gegen die Stimmung in Deutschland sich nicht ganz gleichgültig verhalte. Die kommenden Ereignisse, sagt man, werfen oft ihren Schatten voraus, in die Gegenwart herein. Sey denn auch dies eine symbolische Handlung. Einer längeren Vorbereitung, einer Erörterung verwickelter Verhältnisse, kann es dazu nicht bedürfen. Es kömmt einzig nur auf den Willen an, mit einer Vertretung deutscher Interessen den Anfang zu machen, und zwar (was so selten durch die Gunst der Umstände zutrifft) einen solchen Anfang, der als ein leichter, müheloser, sich ausweist.

Daß es nicht beim Anfang sein Bewenden haben soll, versteht sich von selbst. Wie oft ist nicht von einer Vertretung der deutschen Schifffahrt die Rede gewesen! Immer blieb das Ergebniß

[1] Man erinnert sich z. B. der jüngsten Ministerialmittheilung an die sächsische Kammer über die Erwerbung der Goetheschen Sammlungen.

kümmerlich, weil nur von einzelnen Bundesstaaten, oder nur von einem Verein mehrerer, nicht von der Gesammheit aller unterhandelt werden konnte. Und doch ist ausgemacht, daß die Schifffahrtsinteressen Aller sich vertreten lassen, auch ohne daß Alle noch über den letzten Schritt — über einen gleichen Tarif der Waarenzölle — sich verständigt haben. Aber niemals ist die deutsche Schifffahrt als solche dem nahen oder fernen Ausland zur Anschauung gebracht. Hier ist zugleich der Anlaß gegeben, durch ein sichtbares, äußeres Zeichen dafür zu sorgen. Um ein solches wird man nicht verlegen seyn; es wird nicht dem Mißverständniß unterliegen, es wird allen Bevölkerungen willkommen heißen. Daß auch über unsern drei Thürmen (drei sind uns ja geblieben, die gefallenen sollen, mit Gott, aus der Asche uns wieder erstehen) einst der Reichsadler waltete, lebt in frischer Erinnerung. Warum soll nicht eine Bundesflagge auch in seinen Gewässern sich entfalten?

Sey's denn wiederum ein Symbol: nur nenne man es nicht ein Spiel, wenn so das Nächste mit dem Fernsten verschlungen erscheint. Oder verkenne man doch nicht, daß es ein Vorspiel seyn müßte für ernste, gemeinsame Bestrebungen. Hae nugae seria ducent!

Hamburg, 10. Juni 1843.

C. F. Wurm.

Ueber Organisation und Wirksamkeit landwirthschaftlicher Vereine.

Mit besonderer Beziehung auf das südwestliche Deutschland.

Niemand kann im Zweifel seyn, daß, wie die Association zu so vielen Dingen von Werth ist, so namentlich die Vereinigung von Kräften zu dem Zwecke, um auf die Landwirthschaft nach oben und nach unten günstigen Einfluß zu üben, im höchsten Grade zeitgemäß erfunden werden müsse. Ueber die Nothwendigkeit und Räthlichkeit der Errichtung und Erhaltung landwirthschaftlicher Vereine auch nur ein Wort noch zu verlieren, erschiene uns daher als ein rein überflüssiges Beginnen.

Darüber aber ist es ernstlich an der Zeit zu sprechen, wie solche Vereine zu organisiren seyen, wenn sie den Zweck, um dessen willen sie bestehen, zu erreichen im Stande seyn sollen.

Wie wichtig diese Frage und wie wenig sie noch erlediget sey, beweist unter Anderem der Umstand, daß dieselbe sowohl für die VIte Versammlung deutscher Landwirthe zu Stuttgart, als nun auch für die kommende VIIte Versammlung zu Altenburg unter den Gegenständen der Berathung empfohlen ist und daß sich auch die Verhandlungen der Provinzialvereine immer neu damit beschäftigen. Die landwirthschaftlichen Vereine verdanken nun ihre Entstehung entweder den Bestrebungen Einzelner und erscheinen somit mehr oder weniger als Privatunternehmungen; oder sie sind von den Staatsregierungen ins Leben gerufen und erlangen auf diese Weise die Natur von Staatsanstalten. Die erstere Gattung von Vereinen findet sich in der

Regel in größeren Staaten oder in Gegenden, wo der große Grundbesitz einen dem Vermögen, der Stellung nach bedeutenden Stand von Grundbesitzern hervorruft, wo dieser Stand es angemessen findet, sich selbstständig zu vereinigen, und eigene namhafte Mittel zur Förderung landwirthschaftlicher Interessen zusammenzuschießen.

Solcher Vereine finden wir mit Begünstigung und Genehmigung der betreffenden Staatsregierungen eine große Anzahl in Deutschland, von denen wir unter andern nur einige hier bezeichnen wollen, z. B. die Vereine zu Wien, Brünn, Prag, Gräz, die pommerischen, märkischen Vereine, die patriotische Gesellschaft zu Rostock, die ökonomische Societät zu Leipzig ꝛc., welche durch ihre verdienstlichen Bestrebungen auf die verschiedenste Weise bemüht sind, landwirthschaftliche Kultur im weitesten Sinne zu verbreiten.

Wir aber beschränken uns für diesmal absichtlich auf die zweite Art von Vereinen, wie sie in dem südwestlichen Deutschland unter den Umständen hervortreten, unter denen sich hier die Landwirthschaft im engeren Kreise entfaltet.

In diesem letztgenannten Theile des deutschen Vaterlandes findet sich nemlich kein einziger landwirthschaftlicher Verein von einiger Bedeutung, der sich mit den Interessen der gesammten Landwirthschaft befaßt, rein auf die Privatkräfte und privativen Hülfsquellen begründet.[1] Wir finden vielmehr in jedem der Staaten, welche wir in den Kreis unserer Betrachtungen aufnehmen wollen, einen von der Staatsregierung förmlich organisirten und durch öffentliche Mittel dotirten landwirthschaftlichen Verein, an welchen sich unter den verschiedensten Formen die Bestrebungen der einzelnen Vereinsglieder oder Zweig- und Gegenstandsvereine gleichsam anlehnen.

Es möchte nicht unwichtig seyn, die Grundzüge so kurz als möglich vergleichend zu entwickeln, unter welchen sich die vier bedeutendsten landwirthschaftlichen Vereine des südwestlichen Deutschlands, die von Baden, Bayern, Großherzogthum Hessen und Württemberg, theils von Anfang an konstituirt haben, theils

[1] Wir zählen den landwirthschaftlichen Verein für Rheinpreußen nicht hieher, da wir Rheinpreußen als bereits zum westlichen Deutschland gehörig annehmen.

nach zum Theil mehrfach vorgenommenen Aenderungen heute organisch bestehen.

Alle vier Vereine haben das mit einander gemein, daß sie je von einem Centralpunkt aus geleitet werden, einer in der Residenz jeden Landes ihren Sitz habenden Centralbehörde.

Doch tritt in der organischen Gestaltung dieser Centralbehörde die mannigfaltigste Verschiedenheit hervor, wie wir weiter unten betrachten werden.

Neben dieser Centralstelle bestehen als wirksam theils landwirthschaftliche Kreis-, theils Bezirksbehörden, theils Sektionen, Gegenstands- und Ortsvereine. Die Vereine redigiren auf verschiedene Weise landwirthschaftliche Blätter. Zudem besitzen sie Bibliotheken, Modell- und Geräthe-, so wie mehr oder weniger vollständige Naturalien-Sammlungen und Versuchsgärten, wodurch und durch schriftlichen oder mündlichen Verkehr und Ideenaustausch oder durch beide zugleich sie unter den verschiedensten Formen sich nützlich zu machen suchen.

Die Eintheilung der Vereine in Kreisabtheilungen findet Statt in Baden, Bayern, Hessen. Sie ist unterblieben in Württemberg. Bezirks-Abtheilungen findet man in Baden, Bayern, Württemberg. Im Großherzogthum Hessen sind ursprünglich nach natürlichen Gränzen hergestellte Sektionen vorgesehen. Man ist übrigens dem Institut der politischen Bezirks-Eintheilung in Hessen auch nicht ganz fremd geblieben.

Gegenstands-Vereine (oder Abtheilungen für einzelne landwirthschaftliche Zweige, wie z. B. Weinbau, Obstbau, Pferdezucht) findet man fast in allen genannten Ländern theils mit, theils ohne Verbindung mit den Gesammtvereinen.

Ehe wir nun aber eine Vergleichung anzustellen vermögen, müssen wir die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Landesvereins kurz erwähnen. Diese sind:

a) in Baden.

Der Regent ernennt den Präsidenten und den Direktor der Centralbehörde, während die dieser letzteren beigegebenen weiteren 10—12 Mitglieder mit Ausnahme zweier, welche der Präsident zu ernennen befugt ist, aus der Mitte des Vereins durch des letztern Wahl je nach 2 Jahren immer neu bestellt werden.

Die Großherzogl. Regierung giebt außerdem der Centralbehörde noch einen beſonderen Regierungskommiſſär bei.

Die Vorſtände und Mitglieder der Kreisſtellen (welch letztere nach der politiſchen Kreiseintheilung des Landes gebildet ſind) werden aus der Mitte der im Kreiſe anſäſſigen Vereinsglieder durch Stimmenmehrheit von Zeit zu Zeit gewählt und von der Centralſtelle in ihren Funktionen beſtätigt.

Die Vorſtände der Bezirks- und Ortsvereine werden aus der Mitte der Bezirks- und Ortsvereine frei gewählt.

Neben der Direktion beſteht noch ein ſogenanntes Ausſchuß-Inſtitut; eine Einrichtung, wornach die erſtere in wichtigen Dingen an der Stelle einer Generalverſammlung aus zugezogenen weiteren Vereinsdeputirten vervollſtändigt wird.

Normalmäſſig beſtehen wie bei der Central- ſo bei den Kreis- und Bezirksanſtalten jährliche allgemeine Verſammlungen zur Beſprechung, Rechenſchaftsablegung, zum Theil mit, zum Theil ohne Feſte und Preisvertheilungen.

Vom Staate beſoldet iſt außer dem Direktor der Sekretär und das weitere Kanzleiperſonal der Centralſtelle. Die Kreisſtellen können mit Genehmigung ihre Kanzleibeamten belohnen. Alle übrigen Stellen beim Verein ſind Ehrenämter ohne Einkommen.

Die ordentlichen ſowohl als die Ehrenmitglieder des Vereins werden durch den Verein ſelbſtſtändig gewählt. Auch Ausländer können ordentliche Mitglieder ſeyn und werden.

b) In Bayern.

Der Regent ernennt aus den durch den Verein aus des letzteren Mitte ſelbſt gewählten 24 Mitgliedern des General-Comité je auf 3 Jahre einen erſten und zweiten Vorſtand. Den Sekretär ernennt das Comité aus ſeiner Mitte.

In den Kreis-Comité's iſt der jeweilige Präſident der politiſchen Kreisregierung der erſte Vorſtand, und der zweite, wie die Sekretäre, werden durch das Kreis-Comité aus ſeiner Mitte gewählt, die Wahl aber alle 3 Jahre erneuert.

Zur Konſtituirung der Bezirks-Comité's haben die Kreis-Comité's aus der Mitte der Vereinsglieder einzelne tüchtige Männer eingeladen, ſo daß die Wahl der Vorſtände der Bezirks-Comité's

vorerst von den dazu gehörigen Vereinsgliedern unmittelbar nicht abhängig ist.

Keine beim Verein aktiv beschäftigte Person bezieht einen Gehalt. Die ordentlichen Mitglieder eines jeden Kreises werden in dem betreffenden Kreis-Comité, die korrespondirenden und Ehrenmitglieder in der jährlichen Centralversammlung aufgenommen.

c) In Hessen.

Die Centralbehörde besteht blos aus einem vom Regenten bestellten Präsidenten und einem ebenso in der Eigenschaft als Staatsdiener ernannten gebildeten Techniker, dem sogenannten beständigen Sekretär und dem erforderlichen Expeditionspersonal.

Die Kreisstellen bestehen (mit Ausschluß der der Provinz Starkenburg, bei welcher der Centralpräsident zugleich die Vorstandschaft versieht) aus einem aus der Mitte des Vereins auf 3 Jahre gewählten Ausschuß, der einschließlich zweier ebenso bestellten Vorstände aus wenigstens 14 Personen besteht.

Die Aufnahme der ordentlichen Mitglieder der Kreisvereine geschieht durch die einzelnen Kreisausschüsse, die Ehrenmitglieder aber werden auf den Vorschlag oder doch nach erfolgter Zustimmung der Kreisausschüsse von der Centralbehörde erwählt.

d) In Württemberg.

Der Verein besteht aus einer Centralstelle, deren sämmtliche Mitglieder wie der Präsident, ähnlich den Bediensteten aller übrigen Staatsstellen, vom Regenten ernennt werden.

Diese Centralstelle erwählt die sämmtlichen Mitglieder vorbehältlich der Bestätigung des Regenten ohne alles Zuthun der Vereinsglieder. Außer einigen wenigen ordentlichen Mitgliedern hat der Verein lauter korrespondirende Mitglieder.

Die Vereinsglieder versammeln sich in dieser Eigenschaft nie. Es spricht sogar der Art. 20. der Statuten ausdrücklich aus, „daß der Verein seine Geschäfte nur durch schriftliche Mittheilungen betreiben könne. Zum Ressort dieser Centralbehörde gehört die Aufsicht über das land- und forstwissenschaftliche Institut zu Hohenheim und über zwei neu begründete Ackerbauschulen zu Ellwangen und Ochsenhausen. Die der Centralstelle untergeordneten Bezirksvereine wählen ihre Vorsteher selbst und versammeln sich nach Bedürfniß. Die Mitglieder der Bezirksvereine

werden aber durch ihre Betheiligung nicht Mitglieder des Geſammtvereins, ſofern ſie nicht eigends dazu patentiſirt ſind.

Halten wir nun die Vereinsverfaſſung dieſer vier Länder zuſammen, ſo ergeben ſich nicht unintereſſante Betrachtungen.

Am meiſten demokratiſch ſind die Einrichtungen in Bayern. Dort wählen die Vereinsmitglieder wenigſtens mittelbar ihre Vorſtände, indem der Regent ſich nur vorbehalten hat, aus den vom Verein gewählten Gliedern des Generalcomité je die zwei Vorſtände auszuwählen. Es tritt zeitweiſe Erneurung der Wahlen ein.

Die am meiſten monarchiſche Einrichtung iſt die in Würtemberg beſtehende, indem, wie oben dargethan, die Centralbehörde ganz in der Form einer Staatsbehörde ausſchließlich vom Regenten beſetzt wird und die übrigen Vereinsglieder mit dieſer Behörde in keinem andern Zuſammenhange ſtehen, als durch ihre iſolirte ſchriftliche Gutachten oder Anträge.

Nirgends findet man unſers Wiſſens auch nur ein öffentlich gemachtes und fortlaufendes Verzeichniß der Vereinsglieder.

In der Mitte zwiſchen beiden ſteht die badiſche Einrichtung, vermöge welcher der Regent ſeinen direkten Einfluß auf den Verein nicht nur durch die Wahl des Präſidenten und Direktors, ſondern auch die Cognition der Staatsgewalt über alle Verhandlungen des Vereins durch die Aufſtellung eines eigenen landesherrlichen Commiſſärs ſicher ſtellt, dagegen andererſeits durch die dem Verein geſtattete freie und ſich von Zeit zu Zeit erneuernde Wahl der Collegialmitglieder der Centralbehörde, ſowie durch die ganz frei gegebene Wahl der Kreis- und Bezirksbehörden dem Verein einen ſehr wichtigen Einfluß auf ſein inneres und äußeres Leben und Wirken einräumt.

Eigenthümlich und einerſeits den Sonderverhältniſſen und Sonderintereſſen der verſchiedenen Kreiſe des Landes angemeſſen, andererſeits die ſorgfältigſte Vereinigung aller Kräfte zu einem ſoliden Ganzen verbürgend, iſt die großherzoglich Heſſiſche Einrichtung.

Indem die Centralſtelle nur aus wenigen vom Staate beſtellten Perſonen beſteht, übt die Staatsregierung einen ſehr wichtigen und direkten Einfluß auf den Gang der Geſchäfte und das Wirken des Vereins, und es wird der energiſchen Entfaltung der Kräfte dieſer Centralbehörde aller Raum gegeben. Andererſeits iſt

aber durch die freie Organisation der Provinzialvereine dem Verein selbst in seiner innern Entfaltung möglichst viel Raum gelassen, und die gleichwohl bestehende innige Berührung der Centralbehörde mit den Provinzialbehörden kann in jedem Betracht wohlthätig, nie aber für die Selbstständigkeit der Provinzialvereine gefährlich werden.

Es wäre nun offenbar gewagt, ein unbedingtes Urtheil darüber aussprechen zu wollen, welcher von diesen Vereinen vermöge seiner Organisation die meiste, welcher die wenigste Wirksamkeit zu entfalten vermöge. Denn welche Einrichtung auch bestehen möge, immer ist die glückliche Entwicklung einer nützlichen Leistung vorzugsweise von den individuellen Kräften, die sich den Vereinszwecken widmen, zu sehr abhängig, als daß es nicht denkbar wäre, daß sogar die unzweckmäßigste Organisation durch eine glückliche Cumulation von Kräften und aufopfernden einflußreichen Persönlichkeiten dennoch glückliche Resultate zu erzielen im Stande seyn könnte.

Wenn daher einerseits die Ansicht, daß es weniger auf die äußere Organisation, als auf tüchtige Persönlichkeiten ankomme, in der Praxis Vieles für sich hat, so wird doch andererseits nicht geleugnet werden können und wollen, daß auf einer tüchtigen Organisation einer jeden Gesellschaft, welche die möglichst unbeengte, am meisten aufmunternde und belebende Thätigkeit der Mitglieder zu entfalten vermag, die größtmögliche Realisirung der Zwecke derselben beruhe.

Indem wir gerne zugestehen, daß namentlich der Länderumfang die Verfassung der Vereine zu modifiziren vermöge, bestehen wir fest darauf, daß es Grundzüge gebe, welchen jede tüchtige Organisation landwirthschaftlicher Vereine zu nähern sich bemühen soll. Jeder landwirthschaftliche Verein eines gegebenen Landes findet natürlich eine politische Begränzung in dem Umfang dieses Landes. Wie nun diese politische Begränzung dem Central-Verein zugleich die natürliche Grenze für seine innere Wirksamsamkeit vorzeichnet, so versteht sich wohl von selbst, daß dieser Centralverein seine Wirksamkeit weit über die politischen Grenzen seines Landes auszudehnen habe. Welches Land möchte sagen können: bei uns sind so viele Talente und Kräfte vereinigt, um die Berührungen mit andern Ländern beseitigen, überflüssig machen zu können; um nicht von den Erfahrungen Anderer gewinnen, in

der möglichſten Vereinigung mit ihnen durch den Ideen- und Erfahrungsaustauſch ſich immer neu bereichern zu können und zu ſollen?

Wir erhalten daher hieraus den Beweis, daß die Organiſation landwirthſchaftlicher Vereine auf die Wirkſamkeit nach auſſen und auf die Wirkſamkeit im Innern Bezug zu nehmen habe. Nach auſſen iſt der Umfang der Wirkſamkeit ungemeſſen nach den Kräften und Mitteln, womit der Verein die jedenfalls anzuknüpfenden Berührungen mit den Vereinen der übrigen civiliſirten Länder zu unterhalten vermag. Je gröſser die Kräfte und Mittel ſind, deſto mehr wird er durch Austauſch von literariſchen Erſcheinungen, von Modellen und Werkzeugen, durch Ausſendung tüchtiger Techniker höherer Bildung, wie bewährter Leute aus dem Stande der Arbeiter, durch Bezüge edler Thierracen, edler Sortimente im Gebiete der Pflanzenproduktion ꝛc. ſeiner innern Wirkſamkeit nicht nur ein groſses und wichtiges Feld eröffnen, ſondern auch auf die Fortbildung der Geſammtwiſſenſchaft und des Gewerbes wohlthätig einwirken können.

Sehr leicht findet daher dieſer Theil der Wirkſamkeit nach auſsen ſeine geeignete, den eigenthümlichen Verhältniſſen des Vereins und des gegebenen Landes anzupaſſende Ausdehnung oder Begränzung in dem Umfang von Mitteln und Kräften, die ihm zur Verfügung ſtehen.

Viel bedeutender und ſchwieriger iſt die Organiſation der Wirkſamkeit im Innern.

Wir werden uns zuvor ſcharf den Zweck und die Beſtimmung des landwirthſchaftlichen Vereins für die von uns in den Kreis der Betrachtung gezogenen Verhältniſſe vor Augen ſtellen müſſen.

Offenbar ſind dieſe: Förderung der landwirthſchaftlichen Intereſſen im weiteſten Sinn, das heiſst alſo, nicht blos Förderung der Produktionsſphäre der landwirtchſchaftlichen Betriebsfächer und der damit in Verbindung ſtehenden techniſchen Gewerbszweige

a) „durch Austauſch von Erfahrungen aus der Wiſſenſchaft und dem Gewerbe,

b) durch Verbreitung nützlicher Geräthe, Modelle, Sämereien, Gewächſe, Viehſtämme,

c) durch Begünſtigung und Ermunterung alles deſſen, was

die landwirthſchaftliche Intelligenz und den Fleiß des Einzelnen im Felde der Produktion auf eine Weiſe und einen Grad, ſey es durch Beiſpiel, Verſuche, Prämien ꝛc. zu ſteigern vermag, welche durch die eigenen Mittel des Einzelnen vorausſichtlich nicht wohl zu erreichen wären," ſondern dabei vorzugsweiſe auch

„d) Hinwirkung auf die intellectuelle und moraliſche und damit auch auf die politiſche Bildung der Maſſen landwirthſchaftlicher Bevölkerung und Beförderung der wahren Humanität,

e) Erörterung der Hinderniſſe, welche der Entwicklung oder Feſthaltung glücklicher landwirthſchaftlichen und weil glückliche landwirthſchaftliche Zuſtände von glücklichen ſocialen Zuſtänden ganz unzertrennlich ſind, auch der ſocialen Zuſtände bereits im Wege ſtehen, oder in den Weg zu treten drohen."

Wir haben dieſe Behauptung gegen alle diejenigen zu rechtfertigen, welche bis jetzt den landwirthſchaftlichen Geſellſchaften zunächſt nur die Verbreitung guter Werkzeuge, Viehracen, Sämereien, die Hinwirkung auf beſſere Düngerbehandlung ꝛc. als Sphäre angewieſen haben, und eine große Aengſtlichkeit und Vorſicht an den Tag gelegt wiſſen wollen, wenn davon die Rede iſt oder es kaum umgangen werden kann, die landwirthſchaftlichen Vereine zugleich als Organe einer gediegenen öffentlichen Stimme in höheren landwirthſchaftlichen Angelegenheiten, das heißt in denjenigen Punkten zu betrachten, wo die Landwirthſchaft mit den höheren Intereſſen der Geſammtgeſellſchaft in Beziehung kommt.

Da hört man mannigfach die Worte: Wie kann eine Geſellſchaft großentheils einſeitig gebildeter Landwirthe ſich die Fähigkeit zutrauen, oder nur entfernt Anſprüche darauf machen, in dem Gebiet der agrariſchen Politik eine Stimme abzugeben? Und conſequent damit vernimmt man den Rath, den landwirthſchaftlichen Vereinen doch ja keinen ungebührlichen (?) Einfluß auf ſolche höhere Fragen einzuräumen, dieſe Geſellſchaften vielmehr auf ihren erſten und Hauptzweck, auf die Beförderung der landwirthſchaftlichen Produktion zu verweiſen und zu begränzen.

Wir müſſen aber denen, welche ſo etwas ſprechen und rathen, entweder den richtigen Blick in die Zeit oder den guten Willen abſprechen, einer beſſern Ueberzeugung Raum zu geben.

Denn wer die Zeit und ihren Fortſchritt begreift, muß wiſſen, daß die Produktions-Sphäre irgend eines Gewerbes, alſo auch die der Landwirthſchaft, von dem gebildeten Theile des Volks nicht mehr einſeitig betrachtet werden könne, ohne zugleich alle Beziehungen dieſes Gewerbes zu dem Ganzen nothwendig und unwillkührlich in Erwägung zu ziehen.

Es iſt ferner eine unbeſtreitbare Thatſache, daß in Anbetracht des unberechenbaren Einfluſſes der agrariſchen Zuſtände auf das Geſammtwohl oder Wehe der Geſellſchaft je länger deſto mehr alle, die auf allgemeine Bildung und Beſtrebung Anſprüche machen wollen, füglich nicht mehr unterlaſſen können, ſich mit landwirthſchaftlichen Angelegenheiten zu befaſſen und mit landwirthſchaftlichen Kenntniſſen auszurüſten, ſo daß die landwirthſchaftlichen Vereine auch in ſubjectiver Hinſicht wie aus dem Stand der Landwirthe ſelbſt, ſo auch viele Intelligenzen der übrigen gebildeten Stände in ſich vereinigen.

Man wird ſomit nicht länger den landwirthſchaftlichen Vereinen das Verdienſt vorenthalten dürfen, eben durch dieſe innige Verſchmelzung der verſchiedenen Stände und Bildungsgrade ein vorzügliches Mittel der Veredlung der Volksbildung und der nothwendig ſich hierauf ſtützenden immer größeren und immer allgemeineren Befähigung zur Beurtheilung höherer ſocialen Intereſſen zu ſeyn.

Man wird ſie ferner als ein vorzügliches Werkzeug der Fortpflanzung wahrer Humanität betrachten dürfen. Denn während die höheren Stände ſich ſeither häufig vornehm zurückgehalten und abgeſchloſſen haben gegen den Stand, der ihnen alle die erſten Lebensbedürfniſſe mit ſeiner aufopfernden Hingebung gebaut hat, nähern ſich die höheren Stände dieſem ehrenwerthen Stande, und während dieſer letztere dadurch politiſch, intellectuell und moraliſch gehoben wird, gewinnen auch die höheren Stände an derjenigen Leutſeligkeit und praktiſchen Humanität, durch welche erſt der wahrhaft Gebildete ſeine höhere Stufe in der civiliſirten Geſellſchaft würdig zu behaupten vermag.

Wer möchte ſonach beanſtanden, daß die landwirthſchaftlichen Vereine bei den genannten Eigenſchaften die leichteſte Vorſchule ſeyen, nicht nur edlere Bürger in jedem Betracht heranzuziehen,

sondern daß sie es werth seyen, daß man durch sie und mit ihnen höhere gesellschaftliche Fragen bespreche, in so weit sie auf die Landwirthschaft im weitesten Sinne Einfluß äussern. Indem wir unterlassen wollen, das eigenthümliche Verhältniß constitutioneller Staaten hier hervorzuheben, in welchen, da jeder Staatsbürger durch das Vertrauen seiner Mitbürger zur Berathung der wichtigsten Staatsangelegenheiten, zur Volksvertretung und Theilnahme an der Gesetzgebung berufen werden kann, derartige Vorschulen einen gedoppelten praktischen Werth haben, entnehmen wir mit wahrer Freude aus einem Lande, das hinsichtlich seiner Verfassung sich von den hier besonders in Betracht gezogenen Staaten wesentlich unterscheidet, eine bedeutende Stimme, die, obgleich sie uns eben erst, als wir die Feder in dieser Angelegenheit niederlegen wollten, zu Gesichte gekommen ist, hier noch eine passende Stelle finden möge. Diese Stimme spricht sich unter anderem folgendermaßen aus:[1]

„Die landwirthschaftlichen Vereine erscheinen als der Sammelplatz der aus dem Leben und der Erfahrung geschöpften Ansichten über die wirklichen (socialen) Zustände und die wahren Bedürfnisse."

„Sie stellen sich dar als zuverlässige Quellen da, wo die Regierung einer gründlichen Information über factische Zustände

---

[1] Abhandlungen über die landwirthschaftlichen Vereine, ihre Zwecke, ihre Bestimmung, ihren Nutzen; von dem königl. preuß. Geheimen Oberregierungsrath v. Bekedorf, in dem 2ten Hefte des 1sten Jahrgangs der preußischen Annalen der Landwirthschaft, Berlin 1843; mit welcher vortrefflichen Abhandlung wir mit Ausnahme der einzigen Stelle vollkommen einverstanden sind, wo Seite 236 gesagt wird, daß es nicht der ausgesprochene Zweck landwirthschaftlicher Vereine sey und seyn dürfe, die Erörterung höherer Interessen der Landwirthschaft und des Grundbesitzes, so wie der Verhältnisse des ackerbauenden Standes absichtlich zu veranlassen, sondern daß sich dieses gleichsam von sich selbst geben müsse.

Wir können nun aber nicht verstehen, warum etwas, was sich aus einer Sache nothwendig von selbst ergeben muß, und was, wie in dieser schönen Abhandlung zugestanden und ausgeführt wird, unter die wichtigsten Zwecke gehört, die man mit einer Sache erreichen kann, nicht auch in der unbestrittenen Bedeutung absichtlich und offen vorne hin gestellt werden solle und dürfe.

und wirkliche Intereſſen,' oder eines auf Erfahrung und Sachkenntniß gegründeten Urtheils bedarf, und werden zugleich nicht ſelten bei Ausführung ihrer wohlwollenden Abſichten als bereitwillige und umſichtsvolle Organe benützt werden können."

„Es läßt ſich erwarten, daß aus den Vereinen die richtigſten aus dem Leben und der Erfahrung geſchöpften Anſichten und Urtheile über die ſocialen Verhältniſſe, ſoferne ſie mit dem Landbau im Zuſammenhange ſtehen, immer mehr ſich herausbilden werden."

Indem wir alſo den landwirthſchaftlichen Vereinen nicht blos eine den Privatintereſſen beſtimmte Geſtaltung und Wirkſamkeit verliehen wiſſen wollen, *ſondern ſie als ein nothwendiges Triebrad in der Maſchine des öffentlichen Haushalts zu betrachten allen Grund haben*, finden wir ganz am Orte, daß der Staat ſich für dieſe Vereine — als wie für unzertrennliche Beſtandtheile ſeines großen Körpers — intereſſire, *ſie ſeinen Gliedmaßen förmlich einverleibe*, ſomit zur Sicherung eines wirkſamen, gedeihlichen, mit den Geſetzen, Rechten und Einrichtungen im Einklange ſtehenden Ganges ihrer Verrichtungen ſich um ihren Organismus werkthätig bekümmere, ſogar einen direkten Einfluß auf ihre Verhandlungen ſicher ſtelle, natürlich nur in ſo weit, als die Selbſtſtändigkeit der Vereine und die Entfaltung einer nutzbringenden Wirkſamkeit dieß geſtattet.

Wir geſtehen ſomit der Regierung ganz unbedenklich die Befugniß zu, *die Wahl des Vorſtandes direct vorzunehmen*, weil von einer der Regierung nicht zuſagenden Vorſtandſchaft keine gedeihliche Wirkſamkeit zu erwarten ſtünde.

Ja es iſt dieſe direkte Wahl des Vorſtandes durch die Regierung für das Gedeihen des Vereins eine um ſo größere Bürgſchaft, als die ruhigere Erwägung, wer, nicht allein ſeiner techniſchen, ſondern auch der zur ſachgemäßen Führung eines ſolchen

---

[1] Als ſolche werden unter anderem im gänzlichen Einverſtändniß mit unſern Anſichten und Erfahrungen in dieſer vorzüglichen Abhandlung bezeichnet: Lehensverhältniſſe, Familienbeſitz, Erbfolge, Berechtigungen und Belaſtungen des Grundbeſitzes, Grenzen der Parzellirung, Zuläſſigkeit der Zuſammenlegung, Begünſtigung oder Erſchwerung des Güterhandels, Koloniſirung, Ablöſungen und Auseinanderſetzungen, Benützung der Gewäſſer, Aſſekuranzen, Kreditinſtitute, Geſindeweſen ꝛc.

Präsidiums noch weiter erforderlichen Eigenschaften und Stellung wegen der passende Mann seyn werde, von der Regierung wohl erwartet werden darf, bei welcher wir vernünftigerweise die Möglichkeit eines abgesonderten, den Vereinszwecken zuwiderlaufenden Interesse durchaus nicht voraussetzen können. Wir haben indessen vielfache Gründe, zu wünschen, daß die Centralverstandschaft durch zwei Vorstände, einen Präsidenten und einen Direktor ausgeübt werde. Daß der erste Vorstand immer eine angesehene, hochstehende Persönlichkeit sey, ist in mancher Hinsicht zu wünschen, da hiedurch nicht blos die öffentliche Anerkennung der würdigen Bestimmung und der hohen Bedeutung des Landwirthschaftsbetriebs an den Tag gelegt wird, sondern auch die genannte hochstehende Persönlichkeit durch ihren individuellen Einfluß die Vereinszwecke nach oben und unten mannichfach in erhöhterem Maaße zu fördern im Stande seyn kann.

Se. Majestät der König von Baiern hat seine Anerkennung dieser Ansicht dadurch öffentlich beurkundet, daß Er neuerdings Seinen erstgebornen erlauchten Sohn, den Kronprinzen, an die Spitze des Vereins gestellt hat. In Baden steht ein sehr geachteter Fürst, der Bruder des Großherzogs, welcher die Kunst des Kriegführens mit der, die Waffe des Friedens zu führen, so trefflich zu verbinden weiß, an der Spitze des Verein. In Württemberg und Hessen sind es hochgestellte Staatsbeamte, welche den Vereinen präsidiren.

Dies setzt aber voraus, daß zu der eigentlichen laufenden Direktion ein zweiter Vorstand bestimmt sey, der aus der Zahl höher gebildeter, mit den Geschäftsformen genau vertrauter, landwirthschaftlicher Techniker von dem Regenten als Staatsdiener bestellt wird, und der für die nützliche technische Wirksamkeit bis ins Detail zu sorgen hat; ein Mann, der diese Bestimmung als *seine erste und unmittelbarste Berufspflicht betrachtend*, das ganze Jahr über zu Haus und auf Reisen den Verein wach erhalten, alle Kräfte selbst kennen lernen soll, die dem Vereine nützlich werden können; durch viele Reisen sich allenthalben von den Culturverhältnissen und Fortschritten des Landes und einzelner Individuen überzeugt, den Vereinsfesten und Generalversammlungen anwohnt, mit einem Wort: dem Verein tägliches Leben und Odem einhaucht.

Wir ſind hier bei dem wichtigſten Punkte, an der Pulsader der Vereinsorganiſation, angelangt.

In Heſſen hat man durch Beigabe eines tüchtigen Technikers in der Form und unter der Benennung „beſtändiger Sekretär" das techniſche Princip in der Centralſtelle aufrecht zu erhalten geſucht. Wir können aber die Anſicht nicht unterdrücken, daß wenigſtens für umfangreichere Länder dieſe Einrichtung nicht ausreichen möchte. Es ſcheint hier dieſe Perſon, von der — wir müſſen es aufrichtig ſagen — ſehr vieles, ja das meiſte Gedeihen des Vereins abhängt, durchaus eine ſolche öffentliche Stellung einnehmen zu müſſen, daß ſchon die äußere Erſcheinung ihr die Möglichkeit gebe, eine Einheit ins ganze Wirken des Vereins zu bringen, einen feſten, conſequenten Plan zu verfolgen, ſtatt in untergeordneter höchſtens coordinirter Stellung — einem Centralcollegium gegenüber — von lähmenden Verhältniſſen abhängig zu ſeyn.

In Baden hat man dieſe Einrichtung eine Zeit lang feſtgehalten. Der nun zurückgetretene Freiherr von Ellrichshauſen bekleidete mehrere Jahre die Stelle eines techniſchen Direktors unter dem ſchützenden, höchſt umſichtigen Präſidium des Markgrafen Wilhelm. Jetzt iſt man davon leider wieder abgekommen und hat das Direktorium wieder als Nebenamt abgegeben, wobei ſelbſt die tüchtigſte Kraft zerſplittert und gelähmt werden muß.

Der Direktor in unſerem Sinne ſoll außer einem ſorgenfreien Gehalt und den Rechten wie Pflichten eines Dirigenten eine bedeutende Summe für Reiſen verwilligt erhalten. Denn er ſoll überall ſelbſt ſehen, ſelbſt hören, ſoll die ſtatiſtiſchen Notizen und Gegend- wie Ortsbeſchreibungen, die der Verein betreibt, ſelbſt überwachen,[1] allenthalben die Thätigen ſelbſt ermuntern, die Laſſen erwecken; er ſoll alle Kräfte, wie geſagt, freundlich und wohlwollend zuſammenhaltend, der Vielſchreiberei oder eitlem nutzloſem Treiben entgegenwirkend, eine geſunde, öffentliche und mündliche Verhandlung in Vereinsangelegenheiten herbeiführen und erhalten.

---

[1] Beiläufig bemerkt, wird er, ganz unbeſchadet ſeiner erſten Beſtimmung, eine wichtige Stütze für topographiſche und ſtatiſtiſche Anſtalten ſeyn.

Bei den öffentlichen Kreis- und Sektionsverhandlungen soll er unbeschadet der selbstständigen Wirksamkeit derselben so oft als möglich als befreundeter Gast erscheinen, mit seinem Rath, seiner Erfahrung, seiner Kenntniß von Allem, was in allen Kreisen besteht und nicht besteht, die Vielseitigkeit der Verhandlungen fördern. Er soll den Festen und Preisvertheilungen auch auf dem Lande, von denen wir unten näher sprechen werden, zu Beseitigung aller Einseitigkeit anwohnen, allenthalben freundliche Fingerzeige geben. Durch diese Veranstaltung der Wahl der Vorstände hat nun aber die Regierung das Wesentlichste gethan, was sie thun kann und soll, um das Gedeihen des Vereins von ihrem Standpunkte aus sicher zu stellen.

Wir haben nun die weitere Organisation der Centralbehörde zu besprechen.

Allenthalben, mit Ausnahme von Hessen, besteht sie außer den Vorständen noch aus einer mehr oder weniger großen Zahl von Mitgliedern, welche collegialisch wirksam sind.

In Hessen ist die bereits erwähnte eigenthümliche Einrichtung, daß die Centralstelle sich blos auf den Präsidenten und beständigen Secretär beschränkt, durch die in dieses kleineren Landes Verhältnissen liegende Kreiseintheilung gerechtfertiget. Es würde dort den Gang der Verhandlung schleppend machen, wenn außer den drei Ausschüssen der Kreisvereine auch noch ein grösseres Collegium der Centralstelle bestehen wollte. Die Einrichtung mag also für die gegebenen Verhältnisse gerechtfertigt seyn und hat sich auch bewährt. Als allgemeine Maasregel aber und für größere Länder könnten wir sie nicht empfehlen. Es kann unter den letztgenannten Verhältnissen nicht anders als wohlthätig wirken, wenn den Vorständen ein Collegium erfahrner Männer beigegeben ist, welches nicht blos durch seinen tüchtigen Rath alle Einseitigkeit in der Centralleitung entfernt halten, sondern auch die Vorstände in deren Beruf mehr oder weniger direkt unterstützen soll. Daß dieses Collegium wo möglich aus den geachtetsten landwirthschaftlichen Intelligenzen, keineswegs aber aus Staats- und Kanzleibeamten bestehen solle, bedarf kaum einer Erörterung.[1] In ihm

[1] Wir müssen zu Beseitigung jeden Mißverständnisses bemerken, daß wir die Centralbehörde des landwirthschaftlichen Vereins hier lediglich

ſollten alle landwirthſchaftlichen Intereſſen und Zweige ihre Vertretung finden, damit kein Standpunkt unberückſichtigt und die befruchtende, geſunde, mit höherer allgemeinen und Fachbildung verſchmolzene, praktiſche Richtung ſtets aufrecht erhalten werde, wodurch allein dem Inſtitut das Vertrauen des landwirthſchaftlichen Standes dauernd bewahrt bleiben kann.[1]

Es ſcheint dem Weſen einer nützlichen Organiſation eines Vereins vollkommen gemäß, daß in Bezug auf das Centralcollegium, während die beiden Vorſtände von der Staatsregierung beigegeben ſind, die freie Wahl der Vereinsglieder ſich werkthätig erzeige, und daß die Mitglieder dieſes Centralausſchuſſes, oder wie man ihn immer nennen mag, von dem Geſammtverein wenigſtens der Mehrzahl noch beigegeben werden. Wir wollen nichts gegen die badiſche Einrichtung ſagen, welche dem Vereinspräſidenten die Beigabe von zwei Mitgliedern zur Centralſtelle aus freier Wahl geſtattet. Man muß vorausſetzen, daß der Präſident genau wiſſe, wen er zu dieſer Stellung zu berufen habe, und wir wollen ohne Weiteres gerne zugeben, daß hierin — indem der Präſident vom Regenten berufen wird — wenigſtens indirekt von Seiten des Vorſtands auf eine Wahl im Intereſſe der Stabilität und im Sinne der Regierung gerechnet werden dürfe. Oder wir nehmen nicht den mindeſten Anſtand, der Staatsregierung das Recht einzuräumen, um den raſchen und geregelten Gang der Geſchäfte zu verbürgen, einige Mitglieder auf ihre Koſten beizugeben. Beſteht aber die Centralbehörde ohne die zwei Vorſtände aus fünf bis ſieben Mitgliedern und kann der Präſident oder die Staatsregierung unmittelbar zwei davon berufen, ſo bleibt noch die Wahl von drei oder fünf Mitgliedern übrig, die wir aus der Mitte des Vereins vollzogen wünſchen.

Wenn wir gleich aus voller Ueberzeugung wiederholen, daß

---

vom Standpunkte des landwirthſchaftlichen Vereins — als das Haupt deſſelben — betrachten, und einen abgeſonderten Beruf derſelben als reinen Staatsſtelle hier unberührt laſſen wollen.

[1] Auch in Preußen hat man dies wohl erkennt und beachtet, indem man bei der kürzlich erfolgten Gründung eines Centralökonomiedepartements zu Berlin beſondern Bedacht genommen hat, neben einigen bedeutenden Staatsbeamten auch ausgezeichnete ſelbſtſtändige Männer aus dem Stande der praktiſchen Landwirthe mit zu berufen.

die Fähigkeiten, eine Direktion zu führen, sehr von den Fähigkeiten eines sonst ganz brauchbaren, tüchtigen Gesellschaftsgliedes verschieden seyn können, wenn wir folglich die Auswahl der Centralvorstände der Regierung unbedingt anheimgegeben wissen wollen, so können wir weder dem Vereine die Fähigkeit absprechen, noch möchten wir ihm die Befugnisse hiezu vorenthalten, einige recht tüchtige Männer aus seiner Mitte als Glieder der Centralbehörde zu bestimmen.

So bescheiden wir auch mit unsern Vorschlägen zu demokratischen Einrichtungen sind, so wenig können wir auch den rein monarchischen Instituten beim Vereinsorganismus das Wort reden.

Vielmehr besteht die glückliche Wirksamkeit eines landwirthschaftlichen Vereins in einer Organisation, welche das monarchische Princip mit dem demokratischen auf eine glückliche Weise zu verschmelzen vermag.

Indem die Vereinsglieder an der Wahl ihrer Centralbehörde einen Antheil haben, wird das Interesse an dieser Stelle ungemein gehoben; man sieht sie erst dadurch als einen Theil des Ganzen an, während sie sonst als etwas Isolirtes erscheint, als ein Haupt, an das sich die übrigen Gliedmassen nicht anpassen wollen.

Daß die Wahl eine periodisch wechselnde sey — *unter keinen Umständen eine beständige, lebenslängliche*, ist aus zwei Gründen von höchster Wichtigkeit.

Durch eine periodische Ersatzwahl, vermög der z. B alle zwei Jahre ein Drittel der Mitglieder austräte, erhält das Centralcollegium immer neues, aufgefrischtes Blut; neue Ansichten können sich geltend machen, Einseitigkeit, Trägheit werden ferne gehalten ꝛc. Dabei aber werden, indem immer zwei Drittheile des Collegiums zurückbleiben und die abgehenden wieder wählbar sind, die Gefahren einer totalen Reorganisation, welche Störung in den stabilen, einheitlichen Gang bringen können, beseitigt.

Aber es ist auch noch ein weiterer wichtiger Grund. Indem durch den Wechsel unglückliche Wahlen der vorigen Jahre verbessert und überhaupt mehrere der Theilnahme an der Leitung der Vereinsinteressen theilhaftig werden können, haben diese Wahlen auch für die tüchtigsten, welche, wenn auch nur auf einige Jahre wieder zurücktreten wollen, das wohlthätige, daß auf sie keine

ungebührliche Laſt der Aufopferung fallen kann, daß ſie nach Abfluß der Zeit, für welche ſie gewählt ſind, eine regelmäßige Veranlaſſung haben, mit Ehren zurückzutreten, und auch andern die Pflichten des Vereins auferlegt zu ſehen.

Eine beſondere Schwierigkeit für die Wahl der Centralglieder liegt noch darin, daß, da die Centralbehörde faſt nothwendig ihren Sitz in der Reſidenz nehmen muß, aus den Städten die Auswahl tüchtiger Vertreter landwirthſchaftlicher Intereſſen möglicher Weiſe ſehr erſchwert wird.

Es iſt daher abſolut nöthig, daß Mittel und Wege geſchafft werden, auch entferntere tüchtige Männer vom Fach zur Centralſtelle mit berufen zu können.

Dieß kann einfach dadurch geſchehen, daß man ſolchen außerhalb der Reſidenz Wohnenden Reiſeentſchädigungen verwilligt, weil Niemand ihnen zumuthen kann, ſolche Opfer aus ihren Privatmitteln zu beſtreiten.

Ueberhaupt kommt hier die Frage in Betracht, ob dieſe Mitgliederſchaft der Centralſtelle, wenigſtens in ſo weit die Berufung hierzu von der Wahl des Geſammtvereins ausgeht, ein reines Ehrenamt (etwa mit bloßer Vergütung von Diäten und Reiſekoſten) ſeyn, oder mit einem Gehalte verknüpft ſeyn ſolle. Wir können uns unter den nachfolgenden Vorausſetzungen und unter der oben in Schutz genommenen Vorausſetzung der periodiſch ſich erneuernden Wahlen nur für erſtere Anſicht ausſprechen.

Wir gehen nämlich davon aus, daß die gewählten Glieder dieſer Centralbehörde mehr durch ihren ſachkundigen Rath, als durch angeſtrengte und unausgeſetzte ſchriftliche Arbeiten in Anſpruch genommen werden ſollten, daß aber für Ausführung und Vollzug der Berathungen es an einem ſtändigen, vom Staat bezahlten Geſchäftsperſonal nicht fehlen dürfe. Denn die Beſchwerlichkeit eines bedeutenden ſtändigen Referats kann man wenigſtens ohne den freien Willen des Einzelnen ihm bei einem Ehrenamte nicht wohl zumuthen. Der tüchtigſte Landwirth kann ſeine Stelle als berathendes und ſchlußfaſſendes Mitglied ſehr gut ausfüllen und wird ſich gerne bereit zeigen, eine ſolche ehrenvolle und wirkſame Stelle anzunehmen und einige Zeit hindurch zu bekleiden, während er nicht Luſt hat, oder nicht in der Lage iſt,

mit schriftlichen Arbeiten oder mit einer lebenslänglichen Berufung zu einem Ehrenamt seine beste Zeit zu verbringen.

Daß man dies so wenig beachtete, scheint uns ein Hauptgrund der verhältnißmäßig geringen Wirksamkeit einzelner Vereine zu seyn.

Haben wir auf diese Weise die Grundzüge des Organismus der Centralstelle bezeichnet, so kommen wir nun an die weiteren Abtheilungen, inner welcher sich ein landwirthschaftlicher Verein bewegen soll. Hier tritt uns zuerst die Frage in den Weg: **Soll der Verein sich in Kreisvereine verzweigen, oder die Centraleinrichtung vorziehen?**

Diese Frage läßt sich nicht unbedingt beantworten. Es kommt alles auf die sonstigen Landeseinrichtungen und auf die Landesgröße, ja auf die Culturverhältnisse des Landes an.

Die Verzweigung des landwirthschaftlichen Vereins in Kreisvereine halten wir allenthalben da für zweckmäßig, wo entweder die politisch abgetheilten Kreise bedeutend an Umfang sind, wie in Baiern, wo also ein Centralinstitut ohne Zwischenglieder den Faden einer gründlichen Wirksamkeit zu finden nicht leicht in der Lage wäre; oder wo die politische Kreiseintheilung wenigstens nicht mit allzuverschiedenen, sich gegenseitig fremd stehenden landwirthschaftlichen Verhältnissen zusammentrifft. Eine Kreiseintheilung, wo sie sich überhaupt empfiehlt, erlangt noch einen höhern Werth, weil sie das Institut der nach politischen Gränzen abgetheilten Bezirksvereine entbehrlich macht, über dessen Unzweckmäßigkeit wir uns nachher äußern werden.

Fassen wir somit die Verhältnisse der vier Staaten, die wir zunächst ins Auge gefaßt haben wollen, zusammen, so erscheint uns die Kreiseinrichtung überall gerechtfertigt. Denn selbst in Würtemberg, wo die Kreiseinrichtung zwar in den übrigen Staatsorganismus, nicht aber in die Organisation des landwirthschaftlichen Vereins aufgenommen ist, tritt dieser Einrichtung, wenn wir uns die vielen Bezirksvereine als nicht existirend denken, nicht nur nicht das mindeste Hinderniß in den Weg, sondern sie wird sich ohne Zweifel als nützlich darstellen.

Die Kreiseintheilung des Vereins hat da, wo sie mit der politischen Eintheilung des Landes irgend verträglich ist, den Werth, daß die landwirthschaftliche Kreisbehörde, indem sie der betreffenden

Kreisregierung ganz nahe ſteht, in den vielfältigen Beziehungen des Vereins zu den öffentlichen Kreismaßregeln ein möglichſt einheitliches Zuſammenwirken zuläßt; eine Wirkſamkeit, die man vergeblich ſucht da, wo politiſche Kreiseintheilungen exiſtiren, der landwirthſchaftliche Verein aber dieſer Kreiseinrichtung fremd bleibt.

In Bayern beſteht die Beſtimmung, daß der Sitz der landwirthſchaftlichen Kreisſtelle nothwendig am Sitz der politiſchen Kreisregierung ſich befindet, weil der jeweilige Regierungspräſident zugleich Präſident der landwirthſchaftlichen Kreisſtelle iſt.

Es läßt ſich für dieſen Gedanken vieles geltend machen. Man kann ſagen, der Regierungspräſident iſt von Amtswegen in der Lage, die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe des Kreiſes zu überſehen, bis ins Detail zu überwachen. Durch ſeinen amtlichen und perſönlichen Einfluß kann er den gedeihlichſten Gang der Vereinswirkſamkeit im Kreiſe mehr, als faſt jeder andere führen. Auf der andern Seite aber ſtehen dieſer vielfach begründeten Anſicht auch Schattenſeiten gegenüber. Einmal iſt ein ſolcher hochgeſtellter Staatsbeamter durch ſeine übrigen Funktionen ſo vielfach in Anſpruch genommen, daß er ſich der Leitung eines ſolchen Kreisvereins ſelten mit der gehörigen Gründlichkeit und Nachhaltigkeit wird widmen können; aber ſelbſt abgeſehen davon, findet man nicht mit Unrecht die Selbſtſtändigkeit der Wirkſamkeit des Vereins gefährdet, wenn außer der Centralſtelle auch die Vorſtandſchaft der Zweigsvereinsanſtalten von höheren Staatsbeamten und zwar ſtändig, von Amtswegen beſorgt wird.

Es ſind vielmehr vielfache Gründe, dieſen Kreisvereinen eine möglichſt freie Entwicklung zu laſſen, dagegen etwa zu Vereinigung aller Intereſſen die Beſtimmung zu treffen, daß im Ausſchuſſe des Kreisvereins derjenige Staatsbeamte, welcher in der Kreisregierung die Intereſſen der Landwirthſchaft und des Gemeindegrundvermögens vertritt, von Amtswegen Platz zu nehmen habe.

Denn nicht nur erhält dieſer Beamte als ſtändiges Mitglied des Kreisvereinsausſchuſſes auf dieſe Weiſe von allen Wünſchen und Beſtrebungen des Kreisvereins unmittelbare Kenntniß, ſondern er iſt es auch, der das, was der Verein mit der Staatsregierung zu verkehren hat, auf eine der Sache ſehr förderliche Weiſe zu erledigen und zu unterſtützen vermag, ſo daß durch ihn und ſeine Vermittlung eben ſo die Staatspolizeibehörde des Kreiſes einen

Vertreter in der Mitte des Kreisvereins, wie der Kreisverein einen solchen in der Mitte der Kreisregierung hat.

Wir setzen natürlich hiebei voraus, daß immer mehr erkannt werde, wie unentbehrlich den oberen Staatspolizeibehörden Männer sind, die, der Landwirthschaft kundig, sie in beiden Beziehungen würdig zu vertreten wissen werden.

Müßten wir aber auch das Gegentheil uns als möglich denken, so könnten wir den Nachtheil, der hieraus hervorgehen müßte, uns nur mannichfach gemindert denken, wenn dem genannten Staatsbeamten das Mittel an die Hand gegeben wäre, sich in den Verhandlungen des Kreisvereins, denen er von Amtswegen beizuwohnen hat, vielseitig zu unterrichten und dadurch seine Bestimmung jedenfalls besser, als ohne dieses Hülfsmittel, zu erfüllen.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, nehmen wir durchaus nicht als absolut nöthig an, daß der Kreisverein am Sitze der politischen Kreisregierung auch seinen Sitz oder überhaupt einen ständigen Sitz habe.

Der Kreisverein soll sich vielmehr da im Kreise seinen Sitz nehmen, wo die meisten und tüchtigsten Kräfte sich dem Dienste des Vereins zu widmen in der Lage sind, oder wo natürliche Hülfsmittel diesen Zwecken entgegenkommen. So sehen wir eine sehr achtbare und wirksame Kreisstelle in Heidelberg ihren Sitz nehmen, (während die Regierung des Kreises in Mannheim sich befindet) unterstützt durch tüchtige Personen und durch den unter der umsichtigen Hand des Universitäts-Garteninspektors Mezger dort errichteten landwirthschaftlichen Versuchsgarten.

Es ist nicht einmal nöthig, wenn gleich wünschenswerth, daß der Vorstand am Sitz der Kreisvereinsstelle seine Wohnung habe, denn bei der eben angeführten Vereinsstelle finden wir den hochachtbaren Vorstand, Freiherrn von Babo, in Weinheim wohnen und von dort aus die laufenden Geschäfte mit unermüdeter, aufopfernder Thätigkeit besorgen.

Der Vorstand des Kreisvereins soll nach unserer Ansicht je auf sechs Jahre aus der freien Wahl sämmtlicher Kreisvereinsglieder in einer allgemeinen Kreisversammlung hervorgehen und die Befugniß haben, die ihm beizugebenden Sekretäre selbst auf die Dauer seines Vorsteheramts auszuwählen. Indessen sollen diese Wahlen der Bestätigung von Seiten der Centralstelle unterstellt seyn, aus

Gründen ſchon, die nachher berührt werden ſollen. Der Vorſtand ſoll nach Ablauf dieſer Zeit zwar wieder wählbar, dagegen nicht ſchuldig ſeyn, eine auf ihn gefallene Wahl wieder anzunehmen. Ihm ſoll ein aus vier bis ſechs Mitgliedern beſtehender Ausſchuß beigegeben ſeyn, deſſen Mitglieder, mit Ausnahme des von der Staatsregierung ſtändig beigegebenen Regierungsmitgliedes, zur Hälfte alle drei Jahre austreten, wenn ſie nicht wieder gewählt werden.

Der Vorſtand beſtimmt auf die Zeitdauer ſeiner Vorſtandſchaft den jeweiligen Sitz der Kreisſtelle, vorbehältlich der Genehmigung der Centralbehörde. Das von dem Vorſtande ausgewählte erforderliche Expeditionsperſonal wird aus der Staatskaſſe oder aus Vereinsmitteln für ſeine Dienſte belohnt. Wir müſſen dieſe Wahl des Expeditionsperſonals für den Vorſtand aus dem Grunde reklamiren, weil nichts ſtörender wirkt, als wenn der Vorſtand an Sekretäre, die ihm nicht conveniren, ihm nicht in die Hand arbeiten, gebunden iſt.

Der Direktor muß ein Mann ſeyn, der außer ſeiner landwirthſchaftlichen Tüchtigkeit und ſeiner Befähigung zur Führung einer ſolchen Vorſtandſchaft den Geſchäften des Kreisvereins, die nicht klein ſind, ſo viele Muße zuzuwenden in der Lage iſt, daß von ihm und durch ihn mit Beigabe tüchtiger Ausſchußmänner eine energiſche, thatkräftige Wirkſamkeit erwartet werden darf.

Da von ihm Leiſtungen in einem Umfange gefordert werden müſſen, welche nur in ſeltenen Fällen nach der Weiſe des ehrenwerthen von Babo aus reiner Vaterlandsliebe ohne alle Entſchädigung geleiſtet zu werden vermögen, ſo ſoll dem Vorſtand für die Dauer ſeiner Funktion aus Staats- oder Vereinsmitteln eine angemeſſene Funktionsentſchädigung ausgeſetzt, oder wenigſtens angeboten ſeyn.

Nebenbei ſoll von ihm, wie von den außerhalb dem Kreisſitze wohnenden Ausſchußmitgliedern für Reiſen im Intereſſe des Vereins, oder für Reiſen an den Sitz der Kreisvereins-Stelle eine Diät und Reiſeentſchädigung angeſprochen werden können.

Zu dieſen Anträgen verpflichtet und berechtigt uns die Erfahrung, daß, wo man von Einzelnen zu unverhältnißmäßige Leiſtungen und pecuniäre Opfer heiſcht, viele der tüchtigſten Individualitäten ſich zurückzuziehen gezwungen ſind und nicht ſelten die

Leitung der Vereine oder die Besorgung der Geschäfte in Hände geräth, die hierzu entweder nicht gewachsen sind, oder die Arbeiten, wenn sie dieselben aus andern Rücksichten nicht zu beseitigen vermögen, mit Ueberdruß und Nachläßigkeit besorgen. Um nun von dem Amte eines Ausschußmitgliedes noch speziell einige Worte zu reden: wie kann man einem tüchtigen Landwirthe zumuthen, der fünf bis sechs Stunden vom Sitz der Kreisstelle (oder der Centralstelle) wohnt, auf eigene Kosten die Sitzungen des Ausschusses zu besuchen und nebenbei seine Wirthschaft im Stiche zu lassen? Ja wer ist in der Regel hierzu beim besten Willen nur immer in der Lage?

Der Kreisverein steht in der Regel außer mit der politischen Regierung des Kreises nur mit den in seiner Mitte wohnenden Vereinsmitgliedern im Verkehr. All sein weiterer Verkehr geht durch die Centralbehörde, welch letzterer der Kreisverein natürlich untergeordnet ist. Der Kreisverein berücksichtigt in seiner Wirksamkeit ausschließlich dasjenige, was die landwirthschaftlichen Interessen des Kreises berührt, leitet die mit Ortswechsel statthabenden Kreisversammlungen und Kreisfeste, begünstigt die Bildung von Ortsvereinen für lokale Zwecke und die Bildung von Gegenstandsvereinen oder Sektionen, sofern sich hierzu im Kreise aus irgend Umständen eine spezielle Nothwendigkeit ergibt.

Wir kommen nun auf die sogenannten Bezirks- (Oberamts-) Vereine, von denen man so vieles für die Förderung der Vereinszwecke erwartet hat. Sie bestehen fast allenthalben aus einer Vereinigung von Gliedern aus einem politisch gegebenen Landgerichts-, Oberamts- oder Amtsbezirke. Man hat durch ihre Gründung gehofft, wirksame Mittelglieder zwischen den Kreis- oder Centralstellen zu erhalten und die örtlichen Interessen mehr zu fördern.

Der Verfasser dieser Abhandlung ist nun in der ganz besondern Lage, in dieser Beziehung mit einer nicht alltäglichen Erfahrung in die Schranken treten zu können, indem er zur Bekräftigung des Urtheils, welches diese politischen Bezirksvereine als die Hemmschuhe einer tüchtigen Vereinsleistung erkennt und vielfach erfunden hat, anzuführen sich veranlaßt findet, daß er nun seit vielen Jahren solchen Bezirksvereinen in Baden, Baiern, Württemberg als ein — er darf es wohl sagen — thätiges

Mitglied, oder gar als Vorſteher, oder Direktionsglied theils angehört hat, theils noch angehört, und daß er, durch Laufbahn und Stellung, wie durch inneren Beruf veranlaßt, der Entwicklung dieſer Verhältniſſe ein ganz beſonderes Augenmerk zugewendet hat.

Er hat aber aller Orten und in allen Ländern die Erfahrung gemacht, daß ſolche Bezirksvereine unter den unwirkſamſten Umſtänden in der Regel exiſtiren:

1) weil häufig in dieſen einzelnen kleinen politiſchen Bezirken ſich die verſchiedenartigſten landwirthſchaftlichen Intereſſen und Verhältniſſe beurkunden, die eben, weil der Verein klein an Umfang iſt, nur um ſo ſtörender und der einheitlichen Wirkſamkeit nachtheiliger erſcheinen. Man weiß häufig nicht, wo anfangen und wo aufhören. Bei jeder Berathung collidiren die Intereſſen, ſo daß der Verfaſſer in einem Bezirksvereine ſelbſt längere Zeit mitwirkte, der, während jeder ſeiner Theile mit benachbarten Bezirken ſich natürlich hätte vereinigen laſſen und vereinigen ſollen, ſich förmlich in zwei Abtheilungen theilen, ja ſogar ſeine geringen und wenigen Geldmittel für dieſe zwei Hauptabtheilungen abſcheiden mußte, dadurch aber gewiß in keiner Beziehung etwas Weſentliches zu leiſten vermochte.

2) Weil die Kräfte, die ſich ſolchen, wenn auch kleinen, Vereinen zu widmen vermögen, und welche erforderlich ſind, um ſie in Gang zu bringen und darin zu erhalten, in den meiſten Fällen ganz unverhältnißmäßig in Anſpruch genommen ſind, in dieſem oder jenem Vereine gar nicht, in einem andern zufällig im Ueberfluſſe vorhanden ſind, ſo daß der eine Verein (und leider iſt dies die Mehrzahl) mehr auf dem Papier exiſtirt, ja durch eine dem Geiſt und dem Weſen landwirthſchaftlicher Vereine zuwider laufende Behandlungsart ſeiner Geſchäfte die wirklichen Kenner und Freunde der Landwirthſchaft zurückſchreckt; der andere aber, wenn auch durch glückliche Anhäufung tüchtiger Kräfte nicht ohne Wirkung, doch bedauern läßt, daß dieſe Kräfte nicht entweder für größere Kreis- oder Central- oder aber für rein örtliche Zwecke in Anſpruch genommen ſind, wofür ſie das Doppelte und Vierfache zu leiſten geeignet wären. Der Verfaſſer hat z. B. als Vorſtand eines Bezirksvereins in einem Jahre wenigſtens 6 Wochen Zeit auf dieſe Funktion verwendet, hat mit einer aus langer Erfahrung hervorgegangenen praktiſchen Tendenz an allen Ecken und Enden,

wo er Anklang finden zu können, etwas wirken zu können hoffte, angepocht; er hofft, nicht gänzlich ohne Wirkung. Darüber aber ist er außer Zweifel, daß die Wirkung nicht im Verhältniß steht mit dem Kraftaufwand. Eine Vernehmung aller Bezirksvorstände in allen Ländern und Gegenden, wenn sie zu aufrichtigen Resultaten führen könnte, würde dasselbe besagen, trotz aller gedruckten und ungedruckten Rechenschaftsberichte, in denen die Eitelkeit oder ähnliche Triebfedern nur gar zu oft eine Hauptrolle spielen.

Je kleiner am Umfang ein solcher Verein, desto mehr kleinliche Rücksichten machen sich geltend. Da wollen, namentlich wenn die Sache von oben begünstigt wird, sich viele Leute herbei drängen, an der Spitze solcher Vereine zu stehen, denen alle andere Kenntniß näher steht, als die der Landwirthschaft, und die häufig nichts für sich anzuführen vermögen, als daß sie an dem Amtssitze irgend eine imponirende Rolle spielen.

Will ein solcher Verein, von dessen Wirken man im Laufe des Jahrs häufig wenig verspürt, endlich ein öffentliches Fest mit Versammlung abhalten, so fehlt es nicht selten nicht nur an den Mitteln, etwas Imposantes aus- und durchzuführen, man verbringt seine Zeit mit dem Vorlesen der Rechnung und eines die Mehrheit langweilenden Rechenschaftsberichtes, oder mit Wahlen, an denen nur selten Jemand mit Lust und Interesse Theil nimmt. Wenn man aber auch im Besitze der Mittel bedeutende Preise zur Austheilung ausgeworfen hat, so fehlt es mannigfach an der unparteiischen Würdigung der Leistungen der Preisbewerber. In der Regel sind die tüchtigeren Landwirthe des Bezirks diejenigen, die eigentlich zunächst in der Lage sind, sich selbst um die Preise umzuthun, und so entstehen Schwierigkeiten und Kollisionen nicht sowohl in der Wahl der Preisrichter, als bei der Vertheilung der Preise. Manus manum lavat. Heute dir, morgen mir. So lautet das Sprichwort. Heute ist Preisrichter, wer übers Jahr Preisbewerber, und umgekehrt. Hat der erste im vorigen Jahr seine Schuldigkeit gegen den Nachbar gethan, so wird er heuer auf Erkenntlichkeit zählen dürfen.

Mit einem Worte — ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, wo neben einer landwirthschaftlichen Gleichartigkeit der politischen Bezirke sich aufopfernde Männer finden, die nicht laß werden, die Bezirksvereinsmitglieder anzueifern, und ein reges Leben und

Treiben mit einigem erfreulichem Erfolg aufopfernd zu verbreiten, — die Organiſation der Bezirksvereine hat an einigen Orten mehr Schaden als Nutzen gebracht, und befriedigt im Allgemeinen auf keine Weiſe die Anforderung an eine dauernde gedeihliche Wirkſamkeit landwirthſchaftlicher Vereine. Wir wollen, um nicht unbillig oder einſeitig zu erſcheinen, zu Gunſten dieſer Bezirksvereine nicht unerwähnt und unerkannt laſſen, daß da, wo ſie, wie geſagt, nicht offenbar der Sache geſchadet, ſie doch wenigſtens als ein unvollkommener Uebergang zu einem künftigen beſſern Zuſtand den Dienſt gethan haben und noch thun, daß ſie das Bedürfniß landwirthſchaftlicher Aſſociation, das redliche Streben zu einer gemeinnützigen Wirkſamkeit beurkunden und den Landmann von der wohlgemeinten Abſicht der Regierungen und der übrigen Stände überzeugen können, ſeinem Nahrungsſtand aufzuhelfen und ihn durch die Berührungen mit andern Ständen zu heben und zu ehren.

Man ſieht alſo, daß wir weit entfernt ſind, die Lichtſeite der Bezirksvereine nicht zu achten, oder da mehr, dort weniger den Nutzen ihrer vorübergehenden Exiſtenz auf ſo lange, als nichts Beſſeres beſteht und beſtehen wird, nicht gerne anzuerkennen.

Aber wir fühlen uns ernſtlich berufen, den Weg zum Beſſeren nach unſern Kräften anzubahnen, ferne von anmaßender Tadel- oder von unberufener Neuerungsſucht.

Wer ſo viele Jahre ſeine Kräfte einem Gegenſtande aufrichtig widmet und ſich von dem gleichwohl erfundenen allermittelmäßigſten Erfolge nicht zurückſchrecken läßt, der muß endlich ein Recht erwerben, ja es muß ihm zur feierlichen Pflicht werden, ſeine Erfahrungen laut werden zu laſſen, ſelbſt auf die Gefahr, daß die Mittheilung derſelben an einzelnen Orten Ueberraſchung bereite, wo man bis jetzt die Thätigkeit der Vereine nach eigenthümlichen anderen Maßſtäben vielleicht ermeſſen mochte.

Eine weitere wichtige Bemerkung haben wir in den verſchiedenen Ländern, wo Bezirksvereine beſtehen, oder in's Leben geführt werden ſind, gemacht, die keineswegs zum Vortheile des Inſtituts dienen mag. Wo Bezirksvereine beſtehen, gewöhnen ſich die Central- und Kreisſtellen ſehr gerne daran, alle Verhandlungen generell durch die Bezirksvereine zu betreiben, ſelbſt aber um ſo weniger zu produziren. Kommen nun die vielen verſchiedenartig

gestalteten Berichte an ihre vorgesetzte Behörde, so fehlt es häufig an den Kräften oder der Zeit und Möglichkeit, die Arbeiten dort sorgfältig zu sichten. Nur diejenigen landwirthschaftlichen Vereine, die in sich von den Central- und Kreisbehörden aus kein Leben zu entfalten vermochten, haben gewonnen durch die Bezirksvereine und datiren von da aus einen wichtigen Moment ihrer Entwicklungsgeschichte; andere aber, die selbstständige Thätigkeit zu entfalten gewöhnt waren, litten Noth, verloren Zeit und Kraft in mühevoller Correspondenz und Formenwesen ꝛc. Da aber, wo in den Vereinen ein wahres Leben von Anfang an war und noch ist, werden die Bezirksvereine nie eine große Rolle spielen.

So sehr wir nun aus voller Ueberzeugung gegen diese förmlich organisirten Bezirksvereine auftreten, so sehr billigen wir die möglichst formlose Bildung von Orts- oder Gegenstandsvereinen, welchen die vernünftige und verdienstliche Absicht zu Grunde liegt, durch mündliche Berührungen unter einander nahe stehenden oder nahe wohnenden tüchtigen Männern Belehrung, Verständigung über die Vervollkommnung der ganzen Landwirthschaft einer Oertlichkeit oder einzelner Theile derselben zu veranlassen und zu fördern, oder durch zwanglose Beiträge irgend einen lokalen Zweck zu realisiren, den der einzelne nicht, oder nicht wohl zu erreichen im Stande wäre, oder dessen Beförderung vom Standpunkte eines Central- oder Kreisvereins aus nicht so gründlich bewerkstelligt werden könnte.

Wenn ein tüchtiger Geistlicher oder Ortsvorstand seine empfänglichsten Landleute im Orte versammelt, um mit ihnen ein gutes landwirthschaftliches Blatt mit Auswahl zu lesen, oder sofern er selbst Kenntniß der Landwirthschaft oder nur einzelner Theile derselben, z. B. der Obstbaumzucht, des Weinbaus hat, auf dem Wege freundlicher Verständigung tüchtige Kenntniß weiter zu verbreiten, oder wenn einzelne größere Landwirthschaftsbesitzer sich der verdienstlichen Bestrebung unterziehen, allein oder im Verein mit Gleichgesinnten auf die Bildung der niederen Landvolksklassen einzuwirken; oder wenn die bessere Behandlung einer Lokalität oder eine neue Kulturart, oder die Anschaffung besserer Maschinen und Werkzeuge in's Werk gesetzt werden soll, an die der einzelne sich aus verschiedenen Gründen nicht mit Erfolg zu wagen vermag, und er sich Gleichgesinnte zu diesem Streben in naher Umgebung

aufſucht, dann werden unbemerkbar, aber um ſo ſicherer, die Zwecke erreicht, die man wohlmeinend mit der Gründung der Bezirksvereine erreichen wollte.

Man entferne aber von ſolchen Ortsvereinen alle ſtörenden, ſchleppenden und allgemeinen Geſchäftsformen; man miſche ſich gar nicht in ihre Geſtaltung. Man überlaſſe vielmehr den einzelnen hiezu geeigneten patriotiſchen Perſonen, ſie in's Leben zu rufen, begünſtige und ermuntere nur dadurch, daß man dieſe Art von Wirkſamkeit als eine verdienſtliche ehrt, anerkennt oder deren Führern mit Hülfsmitteln unter die Arme greift, die Bildung dieſer Kränzchen oder Ortsvereine und zwänge ſie auch bezüglich ihrer Unterordnung in keine läſtigen Formen, enthebe ſie von allen Jahres- und Monatsberichten und Tabellen; man erhalte ſich mit ihnen nur durch ihre Begründer, die ihres Eifers wegen ſicher und faſt ohne Ausnahme dem landwirthſchaftlichen Geſammtvereine als Mitglieder angehören werden, in zwangloſer Berührung und ſtöre, wie geſagt, den ſtillen Frieden ihrer beſcheidenen Wirkſamkeit auf keine Weiſe.

Man gebe aber durch Aufhebung der Bezirksvereine die unproduktiv vergeudeten Kräfte dieſen ſpeziellen wie den allgemeinen Zwecken des Vereins zurück, und man wird bald eine allgemeine Theilnahme, eine glückliche Wirkſamkeit ſich entfalten ſehen.

Wir haben nun, indem wir unſere Anſichten und Erfahrungen über die zweckmäßigſte Organiſation der Vereine niedergelegt haben, noch unſere Anſichten über die Wege und Hülfsmittel auszuſprechen, durch welche der Geſammtverein ſeine innere Wirkſamkeit entfalten ſolle, wobei wir, wie geſagt, die politiſchen Bezirksvereine als gar nicht vorhanden betrachten. Es ſind dieß

1) Zeitblätter und Schriften;
2) öffentliche Sitzungen und Verſammlungen;
3) Feſte, Preisvertheilungen;
4) Verſuchsanſtalten;
5) Sammlungen;
6) weitere baare Mittel.

Ad 1) Wirkſamkeit durch Zeitblätter und Schriften.

Die landwirthſchaftlichen Vereine haben, um in dieſem Gebiete nützlich zu werden, vor allem das Publikum ſcharf in's Auge

zu fassen, auf das sie wirken sollen. In keiner Vereinigung kann es aber verschiedenere Bildungsgrade und verschiedenere literarische Bedürfnisse geben, als gerade bei landwirthschaftlichen Gesellschaften. Alle Stände sind hier vertreten. Die, welche keine Landwirthe vom Fache sind, hoffen doch durch die landwirthschaftlichen Blätter irgend etwas Belehrendes, namentlich im Gebiete der Hülfswissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften ꝛc. zu erhalten. Sie machen also in Gemeinschaft mit den wissenschaftlich gebildeten landwirthschaftlichen Technikern an die landwirthschaftlichen Blätter und Bibliotheken den Anspruch, daß sie sich auf der Höhe der Wissenschaftlichkeit halten sollen. Andere sind Empiriker. Sie wollen blos von der Mittheilung erprobter Erfahrungen ꝛc. etwas wissen. Einige wollen die allgemeine Landwirthschaft ohne Ausnahme, andere nur das berührt wissen, was auf spezielle örtliche oder Landesinteressen Bezug nimmt.

Es ist daher nichts Geringes, hier einen gedeihlichen Weg der Wirksamkeit zu finden.

Was zunächst die Bibliotheken der Vereine betrifft, so finden wir ganz in der Ordnung, daß bei den Centralvereinen eine Sammlnng der besten und bewährtesten Schriften im ganzen Gebiete der höheren und niederen Landwirthschaft sich vorfinde, den Vereinsmitgliedern zu möglichst erleichtertem Gebrauche offen stehend. Auch kann solches mit Rücksicht auf die Kreisbedürfnisse bei den Kreisvereinen geschehen.

Von wichtigen Folgen kann ferner werden, daß man in die Hände der Ortsvereine und der einzelnen aufmerksamen Landleute mit sorgfältiger Wahl zweckmäßige Schriften bringe.

Schwieriger aber ist es, bei Zeit- und Wochenblättern eine solche Auswahl des Inhalts zu treffen, daß diese Mittheilungsart bleibend anregend werde. In Hessen und Baden beschränken sich die Vereine auf sogenannte landwirthschaftliche Wochenblätter. In Württemberg und Bayern erscheinen besondere Centralblätter. In ersterem Lande erscheint überdies ein Wochenblatt, das zur Belehrung über landwirthschaftliche und gewerbliche Gegenstände bestimmt ist. In Bayern aber haben die Kreiskomité's besondere Blätter für die Mittheilungen ihrer Kreisabtheilungen gegründet.

Wir wollen uns nicht, am wenigsten an diesem Orte, zum

Richter dieſer Blätter, wie ſie ſind, aufwerfen. Wir wollen uns vielmehr darauf beſchränken, unſere unmaßgebliche Anſicht dahin auszuſprechen, daß die Centralblätter allenthalben ſich in zwei Theile ſcheiden ſollten:

a) in ein Blatt von höherer wiſſenſchaftlicher Haltung, zunächſt dem wiſſenſchaftlich gebildeten höheren Landwirthe zugänglich (in monatlichen oder vierteljährigen Heften erſcheinend),[1]

b) in ein allgemeines, der größeren Maſſe der Landbauer gewidmetes und zunächſt für deren Standpunkt berechnetes Volksblatt (in einzelnen Wochenblättern erſcheinend),

ſo daß dadurch jeder Theil Befriedigung hoffen dürfte. Ob Kreisblätter dabei annoch erforderlich ſeyen, muß lediglich aus der Oertlichkeit ſeine Entſcheidung finden.

Wir machen jedoch zur abſoluten Bedingung, daß dieſe Blätter von landwirthſchaftlich gebildeten Technikern redigirt werden. Denn wir ſprechen geradezu dem tüchtigſten Manne, der nicht ſelbſt Techniker ex profesſo iſt, die Befähigung ab, ein landwirthſchaftliches Blatt zu bleibender Zufriedenheit der Fachmänner zu redigiren.

Ad 2) Oeffentliche Sitzungen und Verſammlungen.

Wir wenden uns gerne zu demjenigen Theile der Wirkſamkeit landwirthſchaftlicher Vereine, der, wenn er begriffen und gehörig kultivirt wird, den tiefſten Schatz glücklicher Wirkſamkeit auszubeuten geſtattet.

Wie wir wiſſen und leicht ermeſſen können, beſchäftigt ſich der größte Theil des landwirthſchaftlichen Publikums, die Maſſe, auf deren Veredelung und Verbeſſerung ihrer Zuſtände die landwirthſchaftlichen Vereine mit Recht ein ſo großes Gewicht zu legen haben, nicht gerne mit Leſen. Was die Augen ſehen, die Ohren hören, das macht Eindruck. Daher ſind Beiſpiele und mündlicher Gedanken- und Erfahrungsaustauſch die fruchtbarſten Mittel, den

---

[1] Wir finden es unter Umſtänden ſehr geeignet, daß für das ſüdweſtliche Deutſchland nur Ein gemeinſames höheres Blatt: „Annalen der Landwirthſchaft des ſüdweſtlichen Deutſchlands," erſchienen, eine Anſicht, die wir der weiteren Prüfung beſonders zu empfehlen uns erlauben.

Zweck zu erreichen. Es können daher Zusammenkünfte der Vereinsglieder innerhalb vernünftiger Gränzen nicht genug empfohlen werden. Eine tüchtige Leitung solcher Verhandlungen, berechnet auf die Fassungsgabe der sich Versammelnden, und geeignet, auch den schweigsamen, still und bescheiden zurücktretenden Landmann zur Mittheilung seiner Ansichten und Erfahrungen zu veranlassen, seinen Standpunkt zu ehren, dabei aber Vorurtheile langsam, gründlich und unter steter Hinweisung auf lokale oder personale Beispiele, durch welche die neue Lehre praktisch begründet wird, und durch Leute zu bekämpfen, von denen er sieht, daß sie die Landwirthschaft selbst durch Erfahrung kennen und deren Zustände zu beurtheilen verstehen, wird selbst den schlichten Landmann anziehen, wogegen ihn eine unglückliche Auswahl der zu besprechenden Gegenstände, ein Rathschlag von Leuten, die, seyen sie sonst noch so ehrenwerth, er in seinem Fache nicht als kompetent anerkennt, sicher die gegentheilige Wirkung haben.

Auch ist aus Erfahrung besonders dagegen zu verwarnen, bei solchen Zusammenkünften Ansprüche auf besondere Anerkennung in Folge der Geburt oder amtlichen Stellung geltend machen zu wollen. Es stehe blos der Landwirth oder der Gönner und Freund der Landwirthschaft dem Landwirthe gegenüber.

Was nun die Versammlungen selbst betrifft, so ist es sehr wesentlich, daß sie nicht immer an demselben Orte gehalten werden. Ein richtiger und steter Wechsel des Versammlungsortes gleicht, wie billig, die Opfer an Zeit und Aufwand aus, die jeder einzelne für solche Zwecke zu bringen hat. Er hat aber noch den weitern großen Gewinn, daß, indem man die Versammlungen an solchen Punkten wechseln läßt, welche immer tüchtige Beispiele vor Augen legen, diese Zusammenkünfte dadurch an Reiz und Belehrung wesentlich gewinnen.

Sie wirken aber äußerst günstig nicht blos auf die Besuchenden, sondern auch auf die Besuchten. Jeder einzelne Gutsbesitzer oder jede Gemeinde, an welche die Reihe kommt, daß die Zusammenkunft auf ihrer Besitzung Statt haben soll, nimmt sich zusammen, und es geschieht manches Zweckmäßige der Ehre, des Anstandes halber, was sonst vielleicht unterlassen worden wäre.

Keiner will nachläſſig, unreinlich, gedankenlos in ſeiner Wirthſchaft befunden werden. Jeder eifert darnach, von den Beſuchenden als tüchtiger, ſorgſamer Landwirth erfunden und belobt zu werden.

Nichts iſt aber abgeſchmackter, als ſolche Verſammlungen, wo und wenn ſie zur Abhaltung kommen ſollen, für immer in Städten zu halten und ſich nach der Einleitung und nach abgelegter Rechnung oder vorgenommenen Wahlen ꝛc. wohlbehaglich zu Tiſch zu ſetzen. Nichts iſt geeigneter, den Landmann, welcher Sparſamkeit über alles hält, durch ſolche unzweckmäßige Veranſtaltungen zurückzuſchrecken.

Selbſt die Sitzungen der Central-, Kreis- und Bezirksvereins-Ausſchüſſe ſollen in der Regel öffentlich, die Tagfahrt, Stunde und der Gegenſtand der Verhandlung zuvor rechtzeitig bekannt ſeyn, damit jeder, den ſolche Verhandlungen anſprechen, ſie, wenn auch nur als Zuhörer oder in berathender Weiſe beſuchen könne.

Denn was kann es da Geheimes zu verhandeln geben?

Jeder Verein aber ſoll wenigſtens Einmal im Jahr eine Generalverſammlung aller Mitglieder halten, in welcher außer einer kurzen Ueberſicht über den Fortgang und die Wirkſamkeit des Vereins wenigſtens je ein oder einige Gegenſtände von allgemeinem Landesintereſſe zur ungezwungenen Verhandlung und ſachgemäßen Beſprechung kommen. Die landwirthſchaftlichen Centralblätter ſollen den Gegenſtand der Beſprechung zuvor näher auseinanderſetzen, und dadurch die Verhandlung zweckgemäß vorbereiten. Mit dieſen Verſammlungen können füglich Centralfeſte und Preisvertheilungen in Verbindung geſetzt werden in der Weiſe, wie wir ſpäter mittheilen werden.

Jeder Kreisverein ſoll gleichfalls wenigſtens Einmal im Jahre, und zwar mit ſtetem Ortswechſel eine allgemeine Kreisverſammlung halten, in welcher die beſonderen landwirthſchaftlichen Intereſſen des Kreiſes zur Beredung kommen. Ob ſie vor oder nach der Centralverſammlung gehalten werden ſolle, hängt von den ſpeziellen Verhältniſſen ab. Für Beides läßt ſich etwas Gutes anführen. Kreisverſammlungen vor der Centralverſammlung können dieſer in die Hände arbeiten, alles vorher zur Beſprechung vorbereiten, die Kreisverſammlungen können ihre Deputirten zur

Centralversammlung gehörig instruiren; es können tüchtige Kreisbewerber aufgemuntert werden, sich bei den Centralfesten einzufinden ꝛc., während umgekehrt, wenn die allgemeine Kreisversammlung nach der Centralversammlung Statt hat, den Kreismitgliedern, welche an der Centralversammlung nicht Theil nehmen konnten, mündlicher Bericht über das erstattet werden kann, was dort vorgekommen. Wir können uns daher in dieser Beziehung keinen allgemeinen unbedingten Antrag erlauben. Indessen haben die Kreisvereine ein weiteres höchst wichtiges Mittel, sich zu versammeln, und zwar bei Gelegenheit derjenigen in natürlichen Gränzen des Landes wechselnden Distriktsfeste und Preisvertheilungen, von denen wir nachher sprechen werden. Indem wir erfahren werden, daß diese letzteren mit Ortswechsel stattfindenden Distriktsfeste je die durch gleichartige natürliche landwirthschaftliche Verhältnisse sich nahe stehenden Landwirthe versammeln, werden der Zusammenkünfte selbst diejenigen in einem regelmäßigen Turnus theilhaftig, deren Verhältnisse ihnen nie gestatten, größeren Kreis- oder Centralversammlungen beizuwohnen.

Ad 3. Feste, Preisvertheilungen.

Mit Recht hat man aller Orten, wo man die Landwirthschaft heben wollte, Feste und Preisvertheilungen angeordnet; warum sollte der Landwirth, der das ganze Jahr über des Tages Last und Hitze trägt, sich nicht auch freuen dürfen an Tagen, wo sein Gewerbe öffentlich geehrt, sein Fleiß anerkannt und belohnt wird?

Indessen sollte man auf den ersten Blick kaum glauben, wie vieles auf die Tendenz und die Einrichtung solcher Feste ankommt. Offenbar sollen sie in unserem Sinne nicht zu einem reinen Volksgetümmel herabsinken. Sie sollen auch die höheren Interessen für Landwirthschaft und die höhere Bestimmung der landwirthschaftlichen Vereine beurkunden.

Es ist also sehr zweckmäßig, daß solchen Festlichkeiten landwirthschaftliche Versammlungen vorangehen. Wir setzen also unter Bezug auf das, was wir schon über die Versammlungen gesagt haben, voraus, daß an jedem Orte und bei jeder Gelegenheit, wo landwirthschaftliche Feste und Preisvertheilungen abgehalten werden, auch landwirthschaftliche Versammlungen Statt haben,

bei welchen jedes Mitglied, das irgend einem Landwirthſchafts-verein des gegebenen Landes angehört, nöthigenfalls durch einfachen Vorweis ſeiner Aufnahmskarte freien Zutritt, die ſämmtlichen Mitglieder des Landesvereins aber Stimmrecht haben ſollen.

Damit aber, daß wir die Nothwendigkeit des ſteten Ortswechſels hinſichtlich der Verſammlungen dargethan, glauben wir zugleich den Beweis angetreten zu haben, daß auch ein Wechſel in den Orten der landwirthſchaftlichen Feſte und Preisvertheilungen abſolut erforderlich ſey.

Der Standpunkt der Billigkeit und Gerechtigkeit mag uns hier zum Fürſprecher dienen.

Werden landwirthſchaftliche Feſte und Preisvertheilungen an einem und demſelben Orte abgehalten, ſo haben die Nachbarn des ſtändigen Feſtortes einen ſolchen Vorſprung in der Konkurrenz bei der Preisbewerbung, daß ſelbſt bei dem Prinzipe der Reiſe- oder Frachtkoſtenvergütung für von der Ferne hergekommenes Vieh oder Werkzeuge ꝛc. durchaus eine Gleichheit im Entfernteſten nicht hergeſtellt iſt.

Beſitzt einer z. B. ein ſehr preiswürdiges Stück Vieh auf 25 Stunden vom ſtändigen Feſtorte, ſo wird ſich bei der Unſicherheit der Preiserlangung der Beſitzer nur ſelten zu der Gefahr entſchließen, das edle Thier durch den Transport, namentlich z. B. im Zuſtande hoher Trächtigkeit oder kurz nach dem Wurfe mit dem zarten Jungen, gefährdet zu wiſſen. Bei dem Rückblick auf die ſtändigen Feſte zu Kannſtadt (in Württemberg) und zu München wird man dieſe Beobachtung gewiß in der Hauptſache beſtätigt finden.[1]

[1] Wir nehmen hier einen Verſtorbenen zum Zeugen, der dieſe unſere Erfahrung aus örtlicher Beobachtung beſtätigt. Vergl. Memmingers Jahrbuch von Württemberg vom Jahr 1821, Seite 136, wo der Verfaſſer ſehr wahr und richtig von dem Kannſtadter Volksfeſte ſagt: „Wenn es übrigens zu bedauern iſt, daß das Feſt nicht auf irgend eine Weiſe auch auf Gegenſtände des Feldbaues ſich ausdehnt, wobei vielleicht eine Zuſammenkunft der Mitglieder des landwirthſchaftlichen Vereins ſehr wirkſam ſeyn könnte, ſo muß man noch mehr bedauern, daß ſelbſt in Abſicht auf Viehzucht ſein Wirkungskreis ſehr beſchränkt iſt, und zunächſt nur die Umgebung von Stuttgart und Kannſtadt umſchließt. Man hat zwar dadurch denſelben zu erweitern geſucht, daß man im letzten Jahr ſogenannte Weitpreiſe zur Vertheilung an diejenigen ausſetzte, welche mit

Indem die Wahl der Preisrichter sich wenigstens der Hauptsache nach stets mehr oder weniger nach den Umgebungen richten, mehr oder weniger auf einzelne Personen jährlich sich beschränken wird, denen dieses ständige Amt sogar zum Ueberdruß oder doch höchst gleichgültig werden kann, hat der Ortswechsel den Vortheil einer gleicheren Vertheilung der Last wie der Ehre des Preisrichteramtes und ist geeignet, das Interesse der Sachverständigen an solchen Festen gleichförmig im ganzen Lande zu erhöhen.

Die Einwendung, daß gerade die ständige Versehung solcher Aemter mehr Einheit, Uebersicht und Fertigkeit verleihe, wird beseitigt dadurch, daß das, was für diese Einheit je empfehlenswerthes gesagt werden kann, durch eine Einrichtung leicht gegeben wird, vermöge welcher Beamte des Vereins (der technische Direktor der Centralstelle in unserem Sinne) die Feste und Preisvertheilungen im ganzen Lande besucht und leitet, so daß, so weit dieß unbeschadet der selbstständigen Berathung und Schlußfassung der Preisgerichte geschehen kann, eine gewisse Gleichförmigkeit in die Leitung der Preisvertheilungen des ganzen Landes kommt. Wie sollte auch einem Manne, der durch seine fortwährenden Reisen im ganzen Lande nothwendig die tüchtigste Uebersicht haben und erhalten muß, der durch große Uebung in der Behandlung dieses Geschäfts ein sicheres Urtheil erlangt, nicht mit vollem Rechte eine gewichtige Stimme in solchen Angelegenheiten zustehen?

Wir hatten Gelegenheit, mit anzusehen, von welchem Erfolge die im Großherzogthum Hessen bestehende Einrichtung begleitet ist, wornach der sogenannte ständige technische Sekretär der Centralstelle alle Preisvertheilungen im Lande leitet und sich hiezu an jedem gegebenen Orte auswärtiger, von dem Kreisverein hiezu bestimmter sachverständiger Preisrichter bedient, so daß die völligste Reife und Unpartheilichkeit des Urtheils verbürgt ist.

Hier fallen alle die persönlichen Beziehungen weg, von welchen wir oben in Bezug auf die Preisvertheilungen politischer kleiner Bezirksvereine gesprochen haben.

Um aber diesen so wichtigen Ortswechsel mit möglichst großem

---

einem nach dem Urtheil des Schaugerichts zur Preisbewerbung sich eignenden Stücke aus einer bestimmten größern Entfernung herkommen; allein auch diese Maßregel hatte keine befriedigende Wirkung."

Erfolg bewerkſtelligen zu können, iſt es gut, Länder und Kreiſe in gewiſſe natürliche Diſtrikte zwanglos einzutheilen, in denen die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe und Zuſtände ſich möglichſt gleich ſtehen, und in dieſen natürlichen Diſtrikten und auf den wichtigſten Punkten derſelben ſo regelmäßig abzuwechſeln, daß alljährlich je in den Entfernungen von 5—6 Stunden Preisvertheilungen vorkommen. Während ſolche Feſte, Verhandlungen und Preisvertheilungen (wir wollen ſie Diſtriktsfeſte heißen, unter Verwahrung, daß ſie nicht mit den obenberührten Feſten politiſcher kleiner Bezirke verwechſelt werden) durchs ganze Land jährlich durchlaufen, ſollen jährliche Central- und Kreisfeſte nicht ausgeſchloſſen ſeyn, zu deren Verherrlichung es dienen mag, wenn das, was bei den Diſtriktsfeſten als ausgezeichnet erfunden wurde, dort wieder vorgezeigt, vorgeführt und zu einer neuen Preiskonkurrenz zugelaſſen wird.

Auch kann der Centralverein, der durch ſeinen techniſchen Abgeordneten bei den Diſtriktsfeſten eine Totalüberſicht über alles Preiswürdige erhält, was ſich im ganzen Lande ergiebt, die Einzelnen, welche Diſtriktspreiſe erlangt haben, ermuntern, oder ihnen Zugeſtändniſſe machen, welche die Folge haben werden, daß die Scheu, aufs Gerathewohl an den Ort des Kreis- oder Centralfeſtes zu gehen, überwunden wird. Es können Gradationen in der Reiſeentſchädigung gemacht werden, je nachdem es dem Kreis- oder Geſammtzweck erwünſcht ſeyn wird, daß Vorzügliches ſich dort aus dem ganzen Kreiſe oder Lande zuſammenfinde.

So werden die jährlichen Kreis- und Centralfeſte auch wirklich das ſeyn, was man vernünftiger Weiſe damit beabſichtigen kann, nämlich ſie werden ein Bild des Vorzüglichſten, Preiswürdigſten geben; es werden die Fortſchritte in allen Zweigen der Landwirthſchaft auch wirklich erkannt werden können.

Aber, wie geſagt, dieſe Kreis- und Centralfeſte müſſen gleichfalls wechſeln. Das Centralfeſt ſollte an den bedeutenſten Punkten des Landes ſo wechſeln, daß keine irgend landwirthſchaftlich bedeutſame Gegend, kein ſolcher Landestheil derſelben je für immer untheilhaftig bliebe.

In Baden wechſelt auf ſehr zweckmäßige Weiſe das Centralfeſt zwiſchen der Reſidenz und vier Punkten der vier Kreiſe ſo,

daß solches alle fünf Jahre einmal in der Residenz (oder in deren Nähe), die übrigen vier Jahre je an einigen andern wichtigen, selbst den entferntesten Punkten des Landes abgehalten wird. Außerdem finden Kreisfeste und Bezirksfeste Statt; die Kreisfeste zum Theil wenigstens mit Ortswechsel.

In Hessen hat man sich lediglich auf diese Feste in natürlichen Distrikten beschränkt.

In Baiern besteht, wie schon oben bemerkt, unzweckmäßiger Weise das Centralfest in München für ständig, in den Kreisen wechseln aber, wenigstens theilweise, die jährlichen Preisvertheilungen und Feste. So hat z. B. das Kreiscomité von Unterfranken und Aschaffenburg mit seinen Kreisfesten einen dreijährigen Wechsel zwischen den Städten Würzburg, Schweinfurt und Aschaffenburg eingerichtet.

In Württemberg findet außer den vielen Splitterfesten der politischen Bezirksvereine nur das ständige Centralfest in Kannstadt Statt. Die Umgegend von Kannstadt bezieht davon, wie oben schon gesagt, auf Kosten des ganzen Landes, den bleibenden Nutzen, und es würde jeder groß im Irrthum sich befinden, wollte er aus dem, was hier erscheint und den Preis erhält, einen Schluß auf die Landwirthschaft oder Viehzucht des ganzen Landes machen.

Die Pferdebesitzer entfernter Gegenden können noch am leichtesten dabei konkurriren.

Sehr wichtig und nachahmungswerth ist im Hessischen die Einrichtung, daß, wie man sich natürlich nicht blos auf Viehpreise zu beschränken vermag, auch die Beurtheilung der persönlichen und Kulturpreise, wenn gleich, was wir bedauern, deren Austheilung am Tage des Festes nicht alsobald erfolgt, der eigenen Anschauung und kontrolirenden Würdigung des technischen Mitglieds der Centralstelle in der Regel nicht entgeht.

Auf seinen Reisen durchs Land besichtigt der ständige Sekretär in Hessen alle Lokalitäten derjenigen Besitzer, welche sich um Kulturpreise beworben haben. Nirgends wird einzig aus den bloßen papiernen Akten erkannt. Da verläßt man sich nicht rein auf die zweifelhaften oder partheiischen Berichte einzelner Lokalbehörden. Man sieht selbst, prüft alles an Ort und Stelle, lobt

und ermuntert,[1] hört im vertraulichen Geſpräche die Stimmen einſichtsvoller Nachbarn, ohne ſie zu ſchriftlichen Aeußerungen zu veranlaſſen, zu denen ſie ſich aus vielen Gründen nicht gerne verſtehen. Kurz, die Sache hat und erhält Leben und Geiſt. So kann es dann nicht vorkommen, daß Leute Kulturpreiſe und Medaillen erlangen, welche ſich zwar ſchöne Zeugniſſe zu verſchaffen gewußt haben, in ihrer ganzen Gegend aber als ſchlechte Wirthe gekannt und wenig geachtet ſind.

Die Gegenſtände der Preisausſetzung betreffend, ſo legt man faſt allenthalben unverhältnißmäßigen Werth auf Viehpreiſe. Wir mißkennen nicht, wie wichtig die Viehzucht ſey, aber man hebt mit ehrenvollen Ausnahmen immer noch verhältnißmäßig viel zu wenig andere Verdienſte heraus, die wahrlich wichtigern Einfluß haben, und zu deren Erlangung mehr Intelligenz gehört, wie z. B. Aufhebung des Flurzwangs durch beſſere Feldeintheilung, Arrondirung, Bewäſſerungs- oder Entwäſſerungs-Anſtalten, gute Pflege der Gemeindegüter, öffentliche Baumpflanzungen, Bach- und Uferkorrektionen, gute Feldſchutzanſtalten, Polizeiordnungen, gütliche Auseinanderſetzung der Grundpflichtigen mit den Berechtigten ꝛc.

Ja man muntert im Allgemeinen viel zu wenig noch diejenigen Leiſtungen auf, welche in den Stand ſetzen ſollen, zu vollſtändigen landwirthſchaftlichen Landesbeſchreibungen zu gelangen, oder die Folgen und Wirkungen der verſchiedenen Ackerverfaſſungen kennen zu lernen.

Ad 4. Verſuchsanſtalten.

Von vielen Seiten legt man unſeres Erachtens einen viel zu großen Werth darauf, daß die Vereine ſich durch ihre Behörden unmittelbar mit eigenen vergleichenden Verſuchen befaſſen. Wir achten dieſes Beſtreben ſehr, wo nachhaltige Mittel und ſtändige Perſonen und paſſende Lokalitäten zu Gebot ſtehen, vermittelſt deren ſolche Verſuche mit der gehörigen Umſicht, Nachdruck und

[1] Wir hatten einmal die angenehme und belehrende Gelegenheit, den heſſiſchen beſtändigen Sekretär auf einer ſolchen Tour zu begleiten und den ſegnungsreichen Wirkungskreis eines ſolchen Mannes mit eigenen Augen anſchauen zu lernen.

Fleiß betrieben werden können. Könnten wir überall hin, wie in den landwirthschaftlichen Garten von Heidelberg, einen Mezger zaubern, dann wären wir geneigt, große Stücke auf landwirthschaftliche Versuchsgärten zu halten.

Größere, längere Zeiträume in sich fassende Versuche aber, welche in der Regel die Kräfte der einzelnen Landwirthe übersteigen, werden am besten von öffentlichen landwirthschaftlichen Lehr- und Versuchsanstalten durchgeführt, von denen zu sprechen hier unsere Absicht nicht seyn kann. Praktischer scheint es vielmehr für die Regel, daß die Vereine sorgen, daß tüchtige Landwirthe in einer zuvor möglichst genau beredeten Weise konsequente vergleichende Versuche verschiedener Art anstellen und sich in den Versammlungen die Resultate mittheilen.

Ad 5.

Sammlung von Modellen, Geräthen und Produkten der Thier-, der Pflanzenwelt und des Mineralreichs, deren Gebrauch dem Publikum erleichtert ist, werden sicherlich den Nutzen vermehren, welchen landwirthschaftliche Vereine zu stiften im Stande sind. Die Ausdehnung dieser Sammlungen hängt aber so innig mit den den Vereinen zu Gebot stehenden Mitteln zusammen, daß sich im Allgemeinen nur so viel sagen läßt, daß, je besser ausgestattet und für die abgegränzten Zwecke der Landwirthschaft geordnet und unterhalten solche Sammlungen seyn können, desto besser sie ihrem Zwecke der Belehrung zu entsprechen vermögen. Um unsere Ansicht über die Art und Weise, wie solche Sammlungen geordnet werden sollen, nur ganz kurz anzudeuten, halten wir z. B. die allervortrefflichste allgemeine Insektensammlung, welche wohl passender größeren Naturalien- oder Privatkabineten angehören möchte, für landwirthschaftliche Vereine nicht angemessen, wogegen wir eine spezielle Sammlung der der Landwirthschaft im weitesten Sinn nützlichen und schädlichen Insekten in allen ihren verschiedenen Metamorphosen für höchst nützlich und verdienstlich ansehen.

Modelle von landwirthschaftlichen Geräthen sollen mit genauem Maßstab, und so, daß sie jeden Augenblick zur Nachbildung der Geräthe selbst benutzt werden können, angefertigt seyn.

Wie verdienstlich es aber sey, wenn, wie wir hiervon in

Magdeburg ein sehr nachahmungswürdiges Beispiel finden, Vereine Veranstaltung treffen, wornach bei ihnen Niederlagen erprobter und tüchtig konstruirter landwirthschaftlicher Geräthe stets in Vorrath zu haben sind, Geräthe, die bei öffentlichen Versammlungen ausgestellt, geprüft und beurtheilt werden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Ad 6.

Endlich sind es die baaren Geldmittel, die dem Vereine außer seinen laufenden Bedürfnissen zu Gebot stehen und womit er die mannigfaltigsten Zwecke durchzuführen im Stande ist. Hierher gehört namentlich die Unterstützung von Reisezwecken, nicht blos zur Erforschung interessanter örtlicher Verhältnisse, sondern auch zur Schlußbildung ausgezeichneter Jünglinge aus den verschiedenen Ständen landwirthschaftlicher Bevölkerung. Es gehört noch ferner hiezu der Aufkauf besserer Viehschläge, Werkzeuge ꝛc. und deren öffentlicher Verkauf bei Versammlungen und Festen, nöthigenfalls mit Opfern und Zuschüssen des Vereins, wodurch die Verbreitung besserer Viehstämme und Werkzeuge ꝛc. wesentlich gefördert werden kann.

Wir haben davon in Hessen sehr gute Folgen wahrnehmen können. Auch ist in Bezug auf Viehzucht in neuerer Zeit in Württemberg viel Gutes auf diese Weise bewirkt worden.

Auch der Umfang dieser Gattung von gesegneter Wirksamkeit landwirthschaftlicher Vereine hängt, sachgemäße Verwendung natürlich vorausgesetzt, mehr oder weniger von den Mitteln ab, die man den Vereinen disponibel machen kann oder will.

Wir haben nun zum Schlusse nur noch eines Einwandes widerlegend zu erwähnen, der uns von solchen gemacht werden könnte, die, wenn sie sich endlich auch zu unseren Ansichten verstehen könnten, in dem erhöheten Geldaufwand, den unsere Anträge veranlassen möchten, ein fast unüberwindliches Hinderniß der Durchführung erblicken wollen.

Es ist wahr, unser beantragter technischer Direktor der Centralstelle kann nicht aus der Zahl derer genommen werden, die von

heute oder gestern sind. Es muß ein gereifter Mann seyn, durch eigene bedeutende landwirthschaftliche Erfahrungen und Bestrebungen erprobt, ganz diesem Berufe hingegeben. Außer einem anständigen Gehalt sind es namhafte Reisekosten, die wir für ihn in Anspruch nehmen. Außerdem können die Reisekosten der auswärtigen Mitglieder der Central- und Kreisstellen einen Mehraufwand gegen bisher veranlassen. Die Direktoren der Kreisstellen sollen gleichfalls honorirt werden.

Wo soll nun aber das Geld herkommen, da man ohnedies für Zwecke der Landwirthschaft so Manches schon verwendet?

Wir antworten ohne alles Kopfzerbrechen: aus dem Staatseinkommen, wozu das landwirthschaftliche Gewerb direkt oder indirekt einen so großen, wir möchten hinzufügen, unverhältnißmäßig großen Antheil beiträgt. Jeder vernünftige öffentliche Aufwand, der zur Kräftigung des Nährstandes dient, wird als ein wohl angelegtes Kapital erscheinen. Noch möchten da und dort manche Anstalten gefunden werden können, die weniger verdienen dürften, auf dem Etat des öffentlichen Haushalts zu stehen, als die Kosten für die Förderung des Urgewerbes im Staat, der Urquelle der Volkswohlfahrt. Der Finanzpunkt also kann es billiger Weise nicht seyn, welcher der Begegnung der erörterten Bedürfnisse im Wege stehen soll.

K.

Die Kometen.

Erſter Artikel.

Aufs Neue ſahen wir eines jener räthſelhaften Geſtirne an unſerem Horizont heraufgeſtiegen, in einem Glanze und einer Ausdehnung, daß er die Blicke aller Bewohner unſeres Planeten, auch die ſonſt gleichgültigſten, auf ſich gezogen hat; ein Phänomen, was durchſchnittlich jeder Generation einmal zugetheilt zu ſeyn ſcheint. Die letzten hundert Jahre brachten uns vier Kometen größeſter Art, in den Jahren 1744, 1769, 1811, und jetzt 1843, denen 12—15 kleinere, aber mit bloßem Auge noch wahrnehmbare, nebſt einer größeren Zahl blos teleſkopiſcher, beizuzählen ſind. Jede dieſer Erſcheinungen hat die Gemüther in Bewegung geſetzt, die alten Befürchtungen, wenn auch zum Theil in ein neues Gewandt gehüllt, wieder auftauchen laſſen, und zahlreichen Schriften ihre Entſtehung gegeben, die von der ſtrengwiſſenſchaftlichen Bahnberechnung, wie nur der Aſtronom erſten Ranges ſie uns geben kann, bis herab zur Wunderpoſaune des marktſchreieriſchen Ignoranten alle Gradationen literariſchen Werths oder Unwerths durchlaufen; eine Kometenliteratur, der, was die Zahl der Werke betrifft, kein anderer Zweig aſtronomiſchen Wiſſens ſich an die Seite ſtellen kann. Auch der gegenwärtigen Erſcheinung wird es nicht an Schriftſtellern fehlen, und während man auf der einen Seite unterſuchen wird, ob ſie mit irgend einer früheren zuſammengehöre oder nicht, und welches in jedem dieſer Fälle der wahre Lauf des gewaltigen Geſtirnes ſey, wird andererſeits niedrige Gewinnſucht durch pomphafte Titel die Menge anlocken, und mehr oder minder ihrem alten Wahn fröhnen.

Es iſt wohl eine niederſchlagende Bemerkung, wie wenig Terrain ſelbſt die evidenteſte und im populärſten Tone gehaltene Belehrung über eingewurzelte Vorurtheile zu gewinnen vermag, und wie hartnäckig der Irrthum ſeinen hergebrachten Beſitz vertheidigt. Wenn einer der periodiſchen Kometen Betrachtungen über uns Erdbewohner anſtellen wollte in der Weiſe des alten Liedes:

„Und abermal nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Weges gefahren,"

ſo würde er äußerlich gar Manches verändert, im Weſentlichen aber, namentlich was das Reich der Meinungen, Muthmaßungen und Irrthümer betrifft, ſo ziemlich denſelben Zuſtand wiederfinden und von einem Fortſchritt im Ganzen und Großen nur wenig zu berichten haben.

Da es indeß das Schickſal des Menſchengeſchlechts zu ſeyn ſcheint, über die meiſten und wichtigſten Fragen nur durch Irrthum zur Wahrheit zu gelangen, und ſehr viele ſich ſogar mit einer bloßen Annäherung an letztere begnügen müſſen, ſo dürfte es nicht ohne Intereſſe ſeyn, die allmählige Geſtaltung und Entwickelung der Hypotheſen zu verfolgen, die ſeit den älteſten Zeiten die Gemüther in Bewegung und häufig in quälende Unruhe verſetzten. Vielleicht ergeben ſich doch einige tröſtliche Bemerkungen, namentlich wenn wir wahrnehmen, wie trotz der noch immer ſo allgemeinen Verbreitung des Wahnes doch der Forſcher es wagen kann, Wahrheit zu ſuchen und zu verbreiten, ohne ſeine Ruhe zu opfern oder gar ſeine äußere Exiſtenz in Frage zu ſtellen. Möchte bald der Tag anbrechen, wo auch von andern als naturhiſtoriſchen Wahrheiten Aehnliches allgemein geſagt werden könnte!

In den älteſten Zeiten, wo überhaupt der geſtirnte Himmel nur wie eine Zugabe unſeres Wohnorts erſchien, wo Sonne und Mond in den höhern Luftkreiſen ſich bewegten wie die Wolken in den niedern, und wo der Sprachgebrauch zwiſchen Erde und Welt noch nicht unterſchied, galten auch die Kometen für nichts weiter als Meteore, und ſelbſt noch in viel ſpätern Zeitaltern hat man offenbar beide doch ſo weſentlich verſchiedene Erſcheinungen nicht ſelten mit einander verwechſelt. Wenigſtens müſſen wir, wenn einmal der ganze Himmel an allen Orten von Kometen wimmelt, ein andermal ein Komet nur dreiviertel Stunden lang geſehen wird (1527), ein drittesmal nur eine einzelne Stadt mit

ausdrücklicher Ausschließung anderer das Phänomen wahrnimmt, nothwendig an Sternschnuppen und ähnliche Meteore denken. Noch eine andere Verwechselung liegt nahe. Sehr häufig führen die Chronisten die Himmelsbegebenheit unter der Bezeichnung „neuer Stern" auf. Wenn nun nichts über seine Bewegung oder seine Gestalt hinzugefügt wird (und diese Unterlassungssünde ist gar nicht selten), so bleiben wir ungewiß, ob ein Phänomen, wie das von Tycho 1572 beobachtete, oder ein unserer Sonnenwelt angehörendes, ein Komet gemeint sey. Auch zog die Kometenkunde aus den Fortschritten der Astronomie, die wir dem ptolemäischen und augusteischen Zeitalter verdanken, keinen oder nur sehr geringen Vortheil. Hipparch und Ptolemäus sprechen von ihnen gar nicht; da sich nun nicht zweifeln läßt, daß nicht auch zu ihren Zeiten Kometen erschienen seyen, so kann man nur annehmen, daß sie sie nicht für ächte Sterne hielten und es deshalb verschmähten, sich mit ihnen zu beschäftigen. Wir haben dies sehr zu bedauern, denn Alexandria's Beobachter waren im gesammten Alterthum die einzigen, welche uns relativ genaue Ortsbestimmungen der Gestirne liefern konnten und wirklich in reichlichem Maße geliefert haben. Hätten sie uns nur eben so genaue Kometenörter gegeben, so ließen sich heut ihre Bahnen berechnen und wir würden für die notorisch wiedergekehrten Kometen nicht auf die geringe Zahl drei beschränkt seyn.

Je weniger aber die Wissenschaft von diesen Körpern zu sagen wußte oder sich mit ihnen abgeben mochte, desto größeren und unbeschränkteren Spielraum fand die Phantasie, und die allerdings oft sonderbaren Gestalten der Kometen wurden noch ungleich monströser durch die von ihnen gegebenen Schilderungen. Plinius in seiner Naturgeschichte, II. 22—25 unterscheidet zwölf Arten von Kometen, und beschreibt sie folgendermaßen:

1) Eigentliche Kometen; sie erstrecken ihren Schweif nach oben und sind blutfarbig.

2) Bartförmige (Pogonias), deren Schweif nach unten zu sich erstreckt und die übrigens den vorigen ähnlich sind.

3) Wurfspießartige (Acontias); lang und spitz; ihrem Erscheinen folgt die (vermeinte) Wirkung auf dem Fuße nach.

4) Degenförmige (Xiphias); er hat ein bleiches, trübes Ansehen, und erstreckt sich nicht so weit fort als 3).

5) Scheibenförmige (Discus); von gelblicher Farbe, von seinen Rändern gehen einige kurze Strahlen aus.

6) Tonnenförmige (Pitheus); wie eine kurze Säule, beide Enden stumpf.

7) Gehörnte (Ceratias) mit gebogenem Schweif.

8) Flammenförmige (Lampadias) mit wellenförmig gekrümmtem Schweif.

9) Mähnenförmige (Hippeus), deren Schweif der Mähne eines Pferdes gleicht, die sich in einer heftigen, drehenden Bewegung befindet.

10) Mähnenförmige von glänzend weißer Farbe; sie strahlen so hell, daß man sie kaum anhaltend betrachten kann; man erblickt in ihnen das Bild eines Gottes in menschlicher Gestalt (?).

11) Stachlichte (Hirtus); wie der Körper eines Thiers mit Borsten besetzt und von einem Nebellicht umgeben.

12) Lanzenförmige Kometen.

Plinius führt noch die Flammen und die Balken auf, die er nicht zu den Kometen rechnet, wiewohl die Beschreibung Seneca's von diesen Balken mit der eines Kometen, dessen Schweif die gleiche Breite behält und dessen etwas verdichteter Kopf einen eben so großen Durchmesser hat, ziemlich übereinkommt. Bei den Flammen unterscheidet Plinius solche, wo nur das eine Ende flammt, und solche, wo der ganze Streifen entzündet ist. Man sieht namentlich an diesem letztern Beispiel, daß man die Beschreibungen nicht rein von Erklärungsversuchen erhalten hat.

In Livius und andern römischen Historikern kommen bis auf Cäsars Zeiten keine Kometen vor, wohl aber Flammen, glänzende Streifen und dergleichen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß mancher wirkliche Komet bei dieser Bezeichnung mit unterläuft.

Die Leichtgläubigkeit und Sorglosigkeit der Kometographen des 16. und 17. Jahrhunderts hat Alles, was unter irgend einem Titel als räthselhafte Himmelserscheinung bei den Alten erwähnt wird, mit beiden Händen ergriffen, nur um ihre Verzeichnisse recht anzuschwellen, ganz besonders aber, um für jede Kalamität, groß oder klein, wirklich oder eingebildet, wo möglich einen Kometen aufzutreiben, dem man das Unglück in den Schuh schieben konnte. Sie haben aus 1 Mos. 15, 27 eben sowohl als aus dem

Sterne der Weiſen, der über dem Hauſe in Bethlehem ſtillſtand, einen Kometen gemacht; haben den Tod Methuſalems, die Sündfluth, den Untergang Sodoms und den der Egypter, Ereigniſſe, bei denen in keiner einzigen hiſtoriſchen Quelle das Geringſte erwähnt wird, was auf eine derartige Himmelserſcheinung zu deuten wäre, trotzdem vermöge einer unbegreiflichen Fiktion mit Kometen in Verbindung gebracht. In dieſem Wuſte von wahren, halbwahren, miſsverſtandenen oder völlig und handgreiflich erdichteten Kometenerſcheinungen gründlich aufzuräumen, wäre wohl ein verdienſtliches Werk. Namentlich müſste die heillose Unordnung in der Chronologie, die ſich ſogar bis in das ſpätere Mittelalter hineinzieht, durch eine gründliche Kritik möglichſt beſeitigt werden. Struyk und Pingré haben bereits Hand an das Werk gelegt, aber nur zum geringern Theile der Aufgabe genügt.

Die zwölf Klaſſen des Plinius ſind offenbar zu viel und zu wenig; kaum ein einziger Komet gleicht an Anſehen dem andern völlig, ja auch nur ſich ſelbſt während der ganzen Dauer ſeiner Erſcheinung oder bei wiederholten Erſcheinungen, und trotz des ſcheinbaren Reichthums von Beſtimmungen würde es ſchwer halten, Kometen wie den doppeltgeſchweiften von 1807 oder den konoidiſch umhüllten von 1811 in eine dieſer Klaſſen zu bringen. Auch findet ſich in der That, daſs man ſelbſt in früheren Zeiten nur wenig Gebrauch davon gemacht hat.

In dem Beſtreben, alle Weisheit der Jetztwelt und womöglich noch weit mehr bei den Alten, vielleicht bei einem gänzlich untergegangenen Urvolke, aufzufinden, hat man beſonders eine Stelle des Diodor häufig angezogen, in der er den Chaldäern die Vorausſagung der Kometenerſcheinungen zuſchreibt. Bevor wir indeſs dies als völlig baare Münze annehmen und ſofort auf vorhiſtoriſche Halley's, Newton's und Clairaut's, die weiter gekommen ſeyn müſsten als die unſrigen, ſchlieſsen, wollen wir doch uns etwas Zeit gönnen und die Sache näher überlegen. Wenn Diodor, ein in Bezug auf die alten Chaldäer ſehr ſpäter Schriftſteller, und der keine ſonderliche Kenntniſs der Naturwiſſenſchaften verräth, im II. Buche ſeiner Geſchichte cap. 3. und 8. allerdings ſagt: die Chaldäer verkündigen die Erſcheinung der Kometen, und wenn der Zuſammenhang allerdings darauf führt, unter dieſem Verkündigen ein Vorausſagen zu verſtehen, ſo

müſſen wir nicht vergeſſen, daß er in derſelben Stelle auch von Vorausverkündigung der Lebensſchickſale einzelner Menſchen, der Erdbeben und aller Naturerſcheinungen ſpricht und daß die Tendenz des Ganzen dahin geht, die Aſtrologie der Chaldäer in recht hellen Glanz zu ſtellen. Ueberdies widerſpricht Diodor an einer andern Stelle ſich ſelbſt. Im 15. Buche heißt es: „Einige Phyſiker behaupten, daß die Chaldäer und andere Aſtrologen unfehlbare Vorausſagungen der Himmelserſcheinungen machten; und daß ſie, ſtatt über die Erſcheinungen der Kometen ſich zu verwundern, vielmehr darüber erſtaunt waren, daß ſie nach Ablauf einer regelmäßigen Periode nicht wiederkehrten.“ Bei einer richtigen Kometentheorie wäre kein Grund des Erſtaunens zu finden geweſen. Weit beſſer und entſcheidender wäre es, wenn ſtatt dieſer dunkeln und einander aufhebenden Behauptungen wir nur einen einzigen beſtimmten Kometen aufgezeichnet fänden, der, der Vorausſagung der Chaldäer gemäß, wirklich eingetroffen wäre.

Ohne Zweifel war unter dem reinen Himmel Babylons von den in ihrem Heiligthum ſichergeſtellten Prieſtern, die lange Jahrhunderte hindurch demſelben Kultus ihr Leben widmeten, die Aſtronomie nicht vernachläſſigt worden. Namentlich war die Rückkehr der nach feſten Cyclen ſich richtenden Erſcheinungen, wie der Mond-, Sonnen- und Planetenlauf ſie darbieten, ein Hauptaugenmerk dieſer Naturbeobachter. Dazu aber bedarf es, wie jeder Kenner weiß, keiner Newtonſchen Theorie, zumal wenn man ſich begnügte — und begnügen mußte — mit der rohen Erſcheinung, wie ſie ſich dem bloßen Auge, ohne Meßwerkzeug und ohne genaues Zeitmaß, darbietet. Wir haben nicht die geringſte Andeutung, daß die Himmelskunde der Chaldäer — und der Urvölker überhaupt — auch nur den allergeringſten weitern Schritt gethan und ein Syſtem der Bewegungen auch nur verſucht hätte. Ein ſolches — und zwar richtiges — iſt aber unerläßlich, wenn man die Rückkehr eines Kometen vorausſagen will. In den Erſcheinungen der Kometen konnten ſie keinen einfachen Cyclus wahrnehmen, und deshalb ſie auch nicht wie Mond- und Sonnenfinſterniſſe vorherſagen. Wohl aber mögen ſie bei ihrer genauen Aufmerkſamkeit zuweilen einen Kometen früher als der große Haufe wahrgenommen haben, ſo daß ihre Beobachtung dieſem wohl als eine Vorherſagung erſcheinen konnte.

In ganz ähnlichen Ausdrücken ſpricht derſelbe Diodor auch von den alten Egyptern. Unter einer Menge von Dingen, die ſie vorausgeſagt haben ſollen und insgeſammt auf die kraſſeſte Aſtrologie hinauslaufen, wird auch beiläufig die Entſtehung der Kometen erwähnt. Wer auch nur die leiſeſte Ahnung einer richtigen Kometentheorie hat, wird ſicher nicht von Entſtehung der Kometen ſprechen. Nun mögen freilich ſo Chaldäer wie Egypter unſchuldig ſeyn an der ſchiefen Auffaſſung Diodor's, und ihre Himmelskunde innerhalb ihrer geheiligten Räume ſich urſprünglicher und reiner erhalten haben. Aber auf ein richtiges Naturſyſtem, auf eine konſequent darauf baſirte Bahnberechnung (vulgo Prophezeihung), mit Einem Worte auf eine dem heutigen Zuſtande auch nur nahe kommende aſtronomiſche Wiſſenſchaft bei dieſen Völkern zu ſchließen, dazu berechtigt uns Nichts. Mit Recht ſchließt Pingré, daß, ſo ſehr wir auch den Verluſt der alten Beobachtungen, namentlich was Sonnen- und Mondfinſterniſſe betrifft, zu beklagen haben möchten, wir doch über die verloren gegangenen Kometen uns gänzlich beruhigen können.

Betrachten wir nunmehr die Meinungen älterer und neuerer Naturphiloſophen über die Kometen, ſo treffen wir zuerſt auf eine Partei, Panetius an ihrer Spitze, welche die Kometen für gar nichts Reelles, für ein bloßes optiſches Bild anſah. Bald ſollten es die Sonnenſtrahlen ſelbſt ſeyn, die irgendwo im Weltenraume durch ſich allein ſichtbar werden, oder die irgend ein Spiegel uns zurückwirft, bald war es das Entgegenkommen zweier Planeten, deren Licht ſich kreuzte (etwa wie die Wellenſyſteme zweier ins Waſſer geworfener Steine). Auch Zeno, der Stoiker, ſoll eine ähnliche Meinung von den Kometen gehabt haben. Es wird unnöthig ſeyn, ſich lange bei derſelben aufzuhalten, da ſchon die dürftigen Kenntniſſe früherer Zeiten einem Seneca genügten, dieſe auf Nichts ſich gründende Meinung vollſtändig zu widerlegen.

Nach Andern waren die Kometen Seelen berühmter Verſtorbener, und auf dem Wege von der Erde zum Firmament begriffen, von wo herab ſie dann nicht als Kometen, ſondern als ewige Sterne glänzten. So lange ſie noch auf Erden wandelten, beglückten ſie das Menſchengeſchlecht und wendeten durch ihre Macht und Weisheit ſeine Plagen ab; mit ihrem Entſchwinden brachen

dieſe herein. — Mit tiefem Bedauern müſſen wir hinzufügen, daß noch ein Bodin dieſe Meinung alles Ernſtes adoptiren und vertheidigen konnte.

Waren ſo einmal Kometen und Kalamitäten in eine Art von plauſibeln Zuſammenhang gebracht, ſo dürfen wir uns nicht wundern, fortan bei jeder neuen Hypotheſe einen ſtarken Beigeſchmack von Kometomantie anzutreffen. Denn dieſe vermeintliche Beziehung auf die Schickſale der Erde und des Menſchengeſchlechts war und blieb fortan die Hauptſache, deren Erklärung ſich Niemand, der von Kometen handelte, überheben durfte, die als unumſtößliche Thatſache galt und die dem großen Haufen allein von Wichtigkeit ſchien. Wenn die Kirchenväter in den Kometen Ankündigungen des göttlichen Zorns erblickten, und einen Engel ſupponirten, beauftragt, den Kometen durch die Himmelsräume und hauptſächlich über diejenigen Orte zu führen, denen vorzugsweiſe dieſer Zorn galt, ſo war dies nur die Ueberſetzung des allgemeinen Volksglaubens in die Sprache des Chriſtenthums jener Zeiten. Doch findet ſich keine Andeutung dieſer Art früher als im Johannes Damaſcenus (lib. II. de fide orthodox. cap. VII.).

Noch Andere hielten die Kometen für Wolken, die ſich höher als die gewöhnlichen erhoben und beſtändiger als dieſe ſeyen. Die große Schwierigkeit, war nur, wie dieſe Wolken bei Nacht leuchten und doch am Tage ſo gänzlich unſichtbar ſeyn konnten.

Der große Ariſtoteles verdient es wohl, daß wir ſeine, wiewol grundfalſche Meinung von den Kometen etwas näher betrachten. Da ſie allen Beobachtungen zum Trotze ſich zweitauſend Jahre lang erhalten und allgemein angenommen werden konnte, ſo muß ſie wohl, ſcheinbar wenigſtens, beſſer als die andern begründet und in ſich ſelbſt zuſammenhängend ſeyn, und wer würde auch von dem Stagyriten etwas Anderes erwarten!

„Unſre Erde iſt von drei verſchiedenen Luftregionen umgeben. Die untere, in der wir uns befinden und die wir einathmen, iſt die uns am beſten bekannte; ſie iſt an die Erde gebunden und vermag ſich nicht von ihr zu entfernen. Die zweite Region iſt ſehr kalt; Geſchöpfe halten ſich in ihr nicht mehr auf, aber ſie iſt, wie die erſte, an die Unbeweglichkeit der Erde gebunden. Die dritte endlich, wegen der Nähe der feurigen Region weniger kalt,

nimmt ſchon an der allgemeinen Bewegung des primum mobile, der 24ſtündigen des ganzen Himmels, Antheil und unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von den beiden andern. Beſtändig ſteigen Dünſte aus der Erde auf; ſind dieſe Dünſte heiß und trocken, ſo können ſie bis in die oberſte Luftregion gelangen, wo der raſche Umſchwung ſie ergreift, fortführt und dadurch auch leicht zuſammenballt und verdichtet. Die raſche Bewegung, vielleicht auch die Nähe der Feuerregion oder die Wirkung der Sonne und der übrigen Geſtirne läßt dieſe Maſſen in Brand gerathen, und ſo werden ſie als Kometen der Erde ſichtbar. Andere Dünſte von gleicher Natur ſteigen beſtändig auf, vereinigen ſich mit dem Kometen, unterhalten und verſtärken ſeinen Brand; endlich hat er die Erde erſchöpft und ausgeſogen, ſie kann ihm keine Nahrung mehr bieten und ſo verlöſcht nach und nach der Komet."

Eine nothwendige Folge dieſes Syſtems war, daß der Komet nicht weit von der Erde ſtehen und auf keinen Fall die Geſtirne, ſelbſt den nahen Mond nicht erreichen könne. Er war nicht gleichen, doch aber ähnlichen Urſprungs mit den Wolken; dieſe zogen die feuchten, kalten, ſchweren Dünſte an ſich, der Komet die heißen, trocknen, leichten und flüchtigen. Aus der Reihe der Weltkörper war er ſomit verwieſen, die Aſtronomie nahm keine Notiz von ihm und überließ ihn den Meteorologen, die keine Veranlaſſung hatten, die Werkzeuge und Methoden der Aſtronomie auf ihre Beobachtungsobjekte anzuwenden. So erklärt ſich, da die Meinung des Ariſtoteles je mehr je länger ſich feſtſetzte, wie Ptolemäus und die andern alexandriniſchen Aſtronomen der Kometen gar nicht gedenken und ſie auch ſpäter, bis ins 16te Jahrhundert hinein, dieſe Zurückſetzung erfahren mußten; denn die Philoſophie des Ariſtoteles mit allen ihren ſpätern Auswüchſen, verunglückten Erklärungen und Mißverſtändniſſen, war zu einem Canon geworden, den man ängſtlich hütete und woran man jede neue Entdeckung prüfte, um ſie ſofort rückſichtlos zu verwerfen, wenn ſie nicht dem Syſtem ſich fügte; eine doktrinäre Hartnäckigkeit, wie ſie mittelmäßigen Köpfen zu allen Zeiten am beſten zuſagte. Man hatte ſich durch lange Jahrhunderte in die Vorſtellung hineingelebt, daß ausſchließlich die klaſſiſchen Alten das Privilegium, Wahrheit zu erforſchen, beſeſſen hätten, und daß die Neueren bis an das Ende der Tage hin nichts hinzufügen,

nichts verbeſſern könnten, ſondern ſich begnügen müßten, die Lehren und Meinungen der Alten je länger deſto gründlicher zu erforſchen.)

Wenn wir dieſe harten Anklagen gegen die Peripatetiker der ſpätern Jahrhunderte richten müſſen, ſo trägt wenigſtens das gefeierte Haupt dieſer Schule durchaus keine Schuld. Hören wir, wie vorſichtig, wie wenig ſelbſtzufrieden er ſich äußert. „Ich ſpreche von den Himmelskörpern, aber ich ſehe ſie nur von weitem; ich kann ſie nicht da beobachten, wo ſie ſind, und das Meiſte, was am Himmel vorgeht, entſchwindet unſern Augen (de Coelo II, 3.)" „Kann irgend Jemand eine gewiſſere, auf beſſere und natürlichere Gründe geſtützte Erklärung dieſer Phänomene geben, ſo wird er ſich einen gerechten Anſpruch auf unſern Dank erwerben." (ib. c. 5.) „Da wir über die Kometen kein eigentlich ſinnliches Urtheil haben, ſo muß ich zufrieden ſeyn mit einer Erklärung, wenn ſie nur nichts den bekannten Wahrheiten Widerſprechendes enthält" (de Meteorio c. 7). Wird ein Mann ſo ſprechen, der ſeine Theorie für ein Letztes, Höchſtes, Vollendetes hält?

Ebenſo wäre es Unrecht, alles was der Unverſtand ſeiner Nachfolger ihm angedichtet und in ihn hineingeleſen hat, auf ſeine Schuldrechnung ſchreiben zu wollen. Er hat nie gelehrt, daß die Sonnenſtäubchen die Aſche verbrannter Kometen ſeyen, daß Mars und Saturn die Kometenmaterie in der Erde präparirten und zum Ausbruch brächten. Er hat ferner allerdings gefolgert, daß Trockenheit und Winde eine Folge der Kometenbildung ſeyn könnten, aber von allen jenen Uebeln, Krankheit, Heuſchrecken, Hungersnoth, Rebellion, Tod der Fürſten und Großen u. dgl. als Folgen der Kometen, weiß er Nichts.

Auch folgten ihm keineswegs alle Philoſophen ſo blindlings. Die Wahrheit, wiewol ihre deutliche Erkenntniß viel ſpätern Zeiten aufbehalten war, iſt doch von einigen Alten mindeſtens geahnt worden. Wir müſſen einige Pythagoräer voranſtellen, welche lehrten, die Kometen ſeyen eine beſondere Art der Planeten, die nur deshalb ſo ſelten geſehen würden, weil ſie, wie Merkur, der Sonne zu nahe ſtänden. Auch Hippokrates von Chios hatte eine ähnliche Meinung, nur daß er den Schweif des Kometen nicht als eigentlich zu ihm gehörig, ſondern für eine Anſammlung von Dünſten hält, die der Komet anziehe. Vor allem aber iſt Seneca

zu hören, dieſer groſse Philoſoph, der in ſo manchem Zweige der Wiſſenſchaft höchſt glückliche Seherblicke in die Zukunft gethan.

„Ich kann mich nicht überzeugen," ſagt er in ſeinen Quaest. Nat. VII. 22. „daſs der Komet ein vor Kurzem ausgebrochenes Feuer ſey, er iſt gewiſs ein bleibendes Werk der Natur. Was ſich in der Luft erzeugt, hat keine Dauer, denn ſein Element ändert ſich unaufhörlich. Wie könnte, was aus und in der Luft gebildet iſt, beſtändig ſeyn? Feurige Meteore, die wir in der Luft ſehen, ziehen geradlinigt fort, die Kometen, mindeſtens die beiden zu unſerer Zeit erſchienenen — wie die früheren ſich verhielten, weiſs ich nicht — folgen der allgemeinen, nur den Geſtirnen eigenen Kreisbewegung. Was dem Zufall ſein Entſtehen verdankt, die Meteore, der Blitz, die Sternſchnuppen, vergeht ſo ſchnell wie es kommt. Wäre der Komet ein Feuer, müſste ſich dann nicht ſeine Gröſse und Geſtalt in jedem Augenblick ändern? Er nimmt ſeinen Platz unter den übrigen Geſtirnen ein, er hört nicht auf zu ſeyn, ſondern er vollführt ſeinen Lauf: verſchwindet er uns, ſo iſt er nicht erloſchen, er hat ſich nur weiter entfernt."

„Man wird mir vielleicht einwenden, daſs, wenn die Kometen zu den Wandelſternen gehörten, ſie ſich innerhalb des Zodiacus halten müſsten. Allein wer hat dem Thierkreiſe die Grenzen geſetzt, und wer will die Werke Gottes beſchränken? Die Planeten haben auch nicht alle denſelben Lauf, warum ſoll es nicht noch andere Wandelſterne geben, die einen noch ganz verſchiedenen haben? Sollen die groſsen Räume. auſserhalb des Thierkreiſes ohne alles Leben und Bewegung ſeyn? Der Gröſse des Univerſums iſt es weit angemeſſener, daſs überall im Raume ſich Bahnen befinden, als daſs fünf Sternen das alleinige Privilegium der Bewegung innerhalb eng beſchränkter Grenzen gewährt ſey."

„Aber, frägt man mich weiter, warum kann man denn den Lauf der Kometen nicht wie den der fünf Planeten beſtimmen? Aber wie viele Wahrheiten ſind uns denn erſchloſſen? Niemand wird die Exiſtenz ſeiner eigenen Seele läugnen, und dennoch wird Niemand behaupten, das Weſen der Seele erklären, oder den Ort des Körpers angeben zu können, wo ſie ſich befinde. Wenn nun ſo der Menſch ſich ſelbſt nicht genau kennt, iſt es zu verwundern, wenn er von den Dingen auſser ihm noch weniger weiſs? Wundern wir uns alſo nicht länger, daſs die Geſetze der

Bewegung der Kometen noch nicht erforscht sind: sie erscheinen so selten, ihre Rückkehr läßt sich so lange Zeit erwarten, daß es für uns, die wir uns kaum rühmen können, die Ursachen der Finsternisse erforscht zu haben, unmöglich ist eine genaue Kenntniß der Kometen zu besitzen, die aus so unermeßlichen Fernen zu uns herniedersteigen. Der Tag wird anbrechen, wo eine beharrliche Forschung dahin gelangt seyn wird, die Wahrheiten zu entschleiern, die uns jetzt verborgen sind. Das Leben Eines Menschen, und wenn er es ganz und gar der Beschauung des Himmels widmete, ist viel zu kurz für diese tiefen Untersuchungen. Die Folge der Jahrhunderte wird alles offenbaren und eine Zeit erscheinen, wo unsere Nachkommen sich wundern werden, wie so klare, so einfache, so natürliche Gesetze uns verborgen bleiben konnten."

Diese trefflichen Worte bedürfen keines Commentars. Wir bedauern nur, sie nicht noch vollständiger geben zu können und uns auf ein so karges Epitomiren beschränken zu müssen, können uns aber nicht versagen, die Schlußworte seines 29sten Kapitels noch anzuführen.

„So habe ich nun die Meinungen Andrer und meine eigenen Meinungen über die Kometen dargelegt. Die Götter allein wissen, ob ich Recht habe, sie, denen keine Kenntniß verborgen ist. Was uns betrifft, so bleibt uns nichts übrig, als die Natur zu studiren, und einige Muthmaßungen zu wagen, ohne zu behaupten, daß wir zur Wahrheit schon gelangt seyen, doch auch ohne daran zu verzweifeln, daß man sie einst erreichen werde."

Er mochte freilich nicht ahnen, daß man sechszehn Jahrhunderte hindurch seine Stimme überhören und die von ihm angedeutete Bahn der Forschung verlassen werde. Er konnte noch weniger erwarten, daß die Nachkommen, statt sich von den alten Irrthümern loszumachen, diese vielmehr noch hundertfach überbieten, den Wahn in ein System bringen, ihn selbst hinter religiösen Bollwerken verschanzen werden?

Das System des Claudius Ptolemäus hatte keinen Platz für die Kometen, zumal dann nicht, wenn man sich für jeden Planeten eine feste Sphäre dachte, die von der äußersten, der Sphaera fixarum, umgeben war. Sein gänzliches Stillschweigen über die Kometen zeigt überdieß, daß er die Meinung Seneca's nicht theilte, vielmehr glaubte, daß er als Astronom mit ihnen

nichts zu ſchaffen habe. So konnte denn die je länger je mehr überhandnehmende Thaumaturgie ſich um ſo eher für berechtigt halten, zur Meinung des Ariſtoteles zu greifen, aber keineswegs um ſie einfach ſo anzunehmen, wie der große Philoſoph ſie gegeben, ſondern um ein Ungeheuer daraus zu machen, von dem ein Ariſtoteles ſich mit Schaudern abgewandt hätte, mit einem: „weiche von mir; ich kenne dich nicht.“[1]

Man würde ſehr irren, wollte man den traurigen Kometenwahn als einen bloßen Volksglauben betrachten, den die Gelehrten, wo ſie mußten, geduldet, und wo ſie durften, bekämpft hätten. Wollte Gott, es wäre ſo! doch leider müſſen wir das niederſchlagendſte, demüthigendſte aller Bekenntniſſe ausſprechen. Voluminöſe, mit allem Aufwand von Bücherweisheit und in gelehrter Sprache verfaſste Werke legen uns alles bis in das kleinſte Detail vor. Man ſehe Baſſo de Cometis. Perugia 1580; Alphons Loboli Asicometologia. Bologna 1619; Schuler Cometologia. 1665 u. a. m. Da finden wir, daß jedem Ort des Himmels, wo ein Komet erſcheinen konnte, jedem Zeichen der Ekliptik, das er durchlief, ſeine beſondere Wirkſamkeit zukam. Eben ſo wichtig war es, welche Planeten bei ſeiner Erzeugung mitgeholfen, über welchen Ländern der Erde er ſich gezeigt, wohin ſein Schweif gerichtet, wie lang und von welcher Geſtalt er war. Seine Farbe, ſein Kern und hundert andere Umſtände, die zu beobachten oft ganz unmöglich war, und die folglich der Willkühr die köſtlichſten Hinterthüren offen ließen, alles iſt ſpeziell nach ſeiner Wirkung beſchrieben. So hat z. B. derjenige Fürſt, in deſſen Horoſkopzeichen der Komet zuerſt erſcheint, ſeinen nahe bevorſtehenden Tod zu erwarten. Geht der Komet nach Oſten, ſo kommt auswärtiger Krieg, geht er nach Weſten, ſo kommt innerer Aufſtand.

[1] Nichts iſt ergötzlicher als der ohnmächtige Zorn der Peripatetiker des 16ten und 17ten Jahrhunderts Angeſichts der neuen und großen Entdeckungen, gegen die ſie ſich wie unverſtändige Kinder gebehrdeten. Als Galilái die Jupitersſatelliten und andere Phänomene am Himmel entdeckt hatte, die in ihre Syſteme nicht taugten, und die ſie deshalb beharrlich leugneten, konnte er ſie nicht dazu bringen, ihr Auge an das Fernrohr zu legen, und die es thaten, behaupteten auch hernach noch, die neuen Entdeckungen ſeyen nichts als eine Art teufliſcher Illuſion, und überhaupt „ſey die Wahrheit gar nicht in der Natur zu ſuchen, ſondern nur durch Vergleichung der Texte.“

Auch die Zeit, innerhalb welcher die Wirkung des Kometen eintreffen mußte, war bestimmt, nämlich so viell Jahre, als die Sichtbarkeit des Kometen Tage gedauert. Man wird eingestehen, daß dies schon mehr als genug ist, um den Prophéten für alle Fälle sicher zu stellen; aber es gab noch ein Universalmittel. Der Komet brachte nicht sowohl das Uebel, er drohte es vielmehr nur an. Traf es — über kurz oder lang, in diesem oder jenem Lande — der Vorhersagung gemäß ein, so war die Lehre gerechtfertigt; traf nichts ein, (was aber, wenn mam's nur einigermaßen geschickt anzufangen wußte, kaum möglich war) so hatte das Gebet und Flehen der Sterblichen — vor allem der Mönche und Priester — den göttlichen Zorn abgewandt.

Die meisten Kometomanten fanden es sehr überflüssig, die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes bei ihrem System zu beachten; doch finden sich einige Ausnahmen, einige Versuche wenigstens, die Sache zu erklären. So namentlich Fortunius Licetus (de Cometa 1652 et 1653.) Er geht ganz von dem aristotelischen Ausdünstungssystem aus; nur erinnert er, daß man sich nicht die gewöhnlichen Ausdünstungen der Oberfläche zu denken habe, (sonst müßten, wie er sehr richtig bemerkt, die Kometen häufiger im Sommer als im Winter seyn), sondern die des Innern der Erde; trockene, heiße, schweflichte, bituminöse Dünste, wie wir sie z. B. den Vulkanen entsteigen sehen. Häufen sich diese Dünste in der Erde sehr an, so wollen sie sich Luft machen, daher die Eruptionen der Vulkane, die Erdbeben und Orkane, die der Erscheinung eines Kometen vorhergehen oder sie begleiten.

Diese Ausdünstungen nun steigen durch unsere Luft empor, wir athmen sie zum Theil mit ein, sie müssen also auf uns, zumal wenn wir trockenen und hitzigen Temperaments, zu Zorn und Affekten geneigt sind, ihre Wirkung ausüben. Daher gegenseitiger Haß, Erbitterung, Zwietracht, Fehden und Kriege, daher Krankheiten, Epidemien und wohl gar allgemeine Pest.

Der Komet ist entstanden, er zieht fortwährend Dünste der bezeichneten Art an sich, besonders aus den Ländern, über denen er steht; diese theilen endlich der ganzen Luft eine Trockenheit mit, welche Miswachs, Heuschreckenplagen u. dgl. zur Folge hat. Ist Feuchtigkeit genug in der Luft vorhanden, oder führen feuchte

Winde dieſe herbei, ſo kann dies dahin führen, daß keine nachtheilige Trockenheit eintritt, wenigſtens nicht ſogleich, ſondern erſt nach längerer Zeit.

Der Komet verſchwindet endlich, alles Feurige in ihm ſteigt in höhere Regionen auf und kann uns nichts weiter thun; ſeine Aſche dagegen ſinkt — wenn auch ſehr langſam — wieder herab und verdirbt abermals unſere Luft. Da dies aber nur allmälig geſchieht und eine geraume Zeit verfließen kann, bis die untern Regionen hinreichend mit Kometenaſche geſchwängert ſind, ſo bleiben die Folgen oft mehrere Jahre hindurch aus, aber ſie ſind jedenfalls deſto trauriger, je länger ſie auf ſich warten laſſen.

Licetus fügt hinzu, daß die Fürſten und Großen ſchon von ſelbſt vermöge ihres Temperaments empfänglicher als andere Menſchen für dieſe Einwirkungen ſind, daß dieſes aber noch durch die größere Menge von Geflügel, welche ſie verſpeiſen, erhöht wird, denn begreiflich empfindet der Vogel mehr als jedes andere Geſchöpf die Einwirkung der Luft, und theilt ſie folglich demjenigen mit, der ſich ſeiner zur Nahrung bedient.

Hier haben wir nun alſo ein Syſtem, dem man — die angebliche Entſtehungsweiſe der Kometen vorausgeſetzt — nicht gerade alle Conſequenz abſprechen kann. Was unſerer Erde ſeinen Urſprung, ſein Wachsthum, ſein ganzes Beſtehen verdankt, was in ſo naher Wechſelbeziehung zu unſerer Atmoſphäre ſteht, das muß allerdings, je maſſenhafter es auftritt, je längere Zeit es währt, deſto kräftiger einwirken. Ueber die Art dieſer Wirkung ließe ſich freilich mancher wichtige Einwurf machen, wenn es jetzt noch der Mühe verlohnen könnte, dergleichen zu widerlegen.

Wie hoch ein Komet ſich erhebe oder erheben könne, darüber hat ſich zwar keiner der Peripatetiker beſtimmt ausgeſprochen, doch ſcheint man allgemein damit einverſtanden geweſen zu ſeyn, daß ein auf dieſe Art entſtehendes und beſtehendes Meteor *dieſſeits des Mondes* ſtehen müſſe. Wenigſtens war dies das letzte Bollwerk, das man um jeden Preis zu halten verſuchte. Als im ſechszehnten Jahrhundert ſchon durch Regiomontan und ſeine Schüler, ſpäter durch Tycho die Beobachtungskunſt wiedererſtand und rüſtig fortſchritt, und man nun auch die *Parallaxe* der Kometen in Unterſuchung zog, kam freilich bald genug das entgegengeſetzte Reſultat an den Tag: der Komet mußte *jenſeits*,

weit jenſeits des Mondes ſtehen. Einen ſolchen Stoß aber konnte das kometomantiſche Syſtem nicht ertragen: die Frage war offenbar eine Lebensfrage für daſſelbe. Daher die ängſtlichen Bemühungen, jene Beobachtungen zu verdächtigen, ihnen andere, wirklich oder angeblich gemachte entgegenzuſtellen und coûte qui coûte den Kometen dieſſeits des Mondes feſtzuhalten; ja Hainzel in Augsburg und Penzer in Wittenberg gingen ſogar ſo weit, die kleinen Parallaxen Tycho's und anderer zuzugeben und gleichwohl zu behaupten, der Komet ſtehe der Erde näher als der Mond.

Inzwiſchen ſetzten die Tycho, Kepler, Longomontan und andere Himmelsforſcher ihre Kometenbeobachtungen ruhig fort und die klar zu Tage liegende Wahrheit konnte nicht länger beſtritten werden. Das in ſeinen Grundfeſten erſchütterte und bald darauf gänzlich geſtürzte peripatetiſche Syſtem auch ferner noch in ſeinen Folgerungen zu behaupten, war offenbarer Unſinn; aber wann hat jemals ein Wahn vor Vernunftſchlüſſen ſofort das Feld geräumt? Vollends aber in jener Zeit, wo das Schickſal eines Galiläi, eines Giordano Bruno, eines Paolo Sarpi genugſam zeigte, was der zu erwarten habe, der rückſichts- und furchtlos die erkannte Wahrheit zu verkündigen ſich gedrungen fühlte! Jene Männer, die wie Kepler ſich gezwungen ſahen, über die zu befürchtenden Wirkungen der Kometen ein Sentiment abzugeben — ſie ſind zu beklagen, aber nicht zu tadeln. Sie haben übrigens Jedem, der nur einigermaßen zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtand, ihre wahre Meinung deutlich genug ausgeſprochen.

Der erſte, der dem Kometenwahn offen entgegenzutreten wagte, ſcheint F. Sanchez, ein Philoſoph und Mediziner des 16. Jahrhunderts geweſen zu ſeyn. Kräftiger noch und eindringlicher geſchah dies von Gaſſendi zu Anfang des 17ten. Auch blieben ſeine gewichtigen Worte nicht ohne Wirkung. Fortan ſind wenigſtens alle wahren Gelehrten von dieſen Irrthümern frei und ſie ſinken mehr und mehr zum Pöbelglauben herab. Doch geſchieht dies ſehr allmählich, denn noch ein halbes Jahrhundert nach Gaſſendi erſchien Stanislaus Lubieniezky tractatus de Cometis, worin die Geſchichte von 400 Kometen ſammt allem, was darauf gefolgt iſt, aufgezählt wird. Doch würde man Lubieniezky Unrecht thun, wollte man ihn ganz und gar mit einem Baſſo und Mizaldi in gleiche Linie ſtellen. Er ſcheint die Abſicht zu haben, darzuthun,

daß den Kometenerscheinungen ohne Unterschied sowohl Gutes als Böses folgen könne. Nur hätte es, um eine so plausible Wahrheit darzuthun, keiner so gewaltigen Zurüstung bedurft, und hätten nicht erdichtete mit wahren Kometen ohne alle Kritik durcheinander gestellt zu werden brauchen. Ein Buch, in welchem Jeder, nach seiner individuellen Ansicht, sowohl Bestätigung als Widerlegung der herrschenden Meinungen finden kann, nützt eigentlich gar nichts, oder doch nur zufällig und in einer vom Verfasser nicht beabsichtigten Weise. Lubienietzky ist übrigens der letzte namhafte Schriftsteller, der die Literatur der Kometen in diesem Sinne bereichert hat; im 18. Jahrhundert und mehr noch im 19. sind es nur noch obskure Winkelschriftsteller, die es nicht unterlassen können, ihre eigenen Träumereien oder die aufgewärmten alten an's Licht der Welt zu befördern. So gewiß sie aber alle zusammen genommen, in wissenschaftlicher Beziehung, gleich Null sind, so üben sie doch noch Einfluß auf einen nicht kleinen Theil des Publikums, der sie zwar bald genug der Vergessenheit übergibt und auch wohl belächelt, sich aber doch immer wieder aufs Neue, bei jeder zufälligen Kometenerscheinung, von ihnen täuschen und bearbeiten läßt.

Die Wirbeltheorie des Descartes, wiewohl sie nicht lange herrschend blieb, hat doch ein zu großes Aufsehen erregt, um sie hier übergehen zu können, um so mehr als sie doch auch genöthigt war, der Kometen zu gedenken, so unbequem sie auch seyn mochten. Diese cartesianischen Wirbel erzeugten eine neue Kometenverlegenheit. Unter Annahme des copernicanischen Systems war es leicht, die Bewegungen der Planeten und ihrer Monde durch solche Wirbel zu erklären, zumal wenn man keine andern als die damaligen rohen Beobachtungen zu Grunde legt, bei denen noch keine Nöthigung eintrat, auf spezielle Störungen einzugehen. Anders war es mit den Kometen. Daß viele von ihnen nicht blos scheinbar, sondern wirklich sich weit von der Ekliptik entfernten, ja selbst retrograd liefen, konnte nicht verkannt werden, und eben so wenig ihre so sehr verschiedenen Distanzen von der Sonne, wiewohl beides erst später recht deutlich werden konnte. Indeß mußte Descartes auf irgend eine Weise Rath schaffen, da den Kometen ihre Ansprüche auf den Rang wirklicher Weltkörper nicht länger streitig gemacht werden konnten. Er nahm an, unsere Sonne und die Fixsterne seyen gleicher Natur, und jeder derselben habe einen

Wirbel um sich, in dem er Körper herumführe. Unsere Sonne hat Flecken, die sich vermehren und vermindern; mit andern Fixsternen wird es also wohl eben so beschaffen seyn. Vermehren sich diese Flecken so, daß der ganze Fixstern von ihnen umgeben ist und er also auch nicht mehr leuchtet, so hat er auch keine Kraft mehr, seinen Wirbel festzuhalten. Andere benachbarte Wirbel ergreifen ihn, und der bisherige Centralkörper selbst wird von diesen verschiedenen Wirbeln bald hier, bald dorthin geschleudert, kann so gelegentlich auch in den Bereich unserer Sonne kommen und als Komet denselben durchwandeln. Dieser Zustand kann lange Zeit währen, doch nimmt er sein Ende, wenn die umhüllenden dunkeln Massen sich allmählich wieder zerstreuen (Kometenschweif?) und die leuchtende Oberfläche wieder frei wird. Dann hat der Fixstern seine alte Kraft wieder erhalten, er nimmt seinen vorigen Platz ein und bildet aufs Neue einen Wirbel um sich herum.

Man sieht leicht, daß diese Partie ein höchst schwacher, verwundbarer Punkt des Systems ist. Warum soll der Körper aufhören zu wirken, sobald er aufhört zu leuchten? Der Augenschein lehrte ja, daß die nicht leuchtende Erde nichts desto weniger ihren Mond, und nicht minder Jupiter seine Trabanten fortwährend ganz so wie die Sonne ihre Planeten „herumzuwirbeln" vermochte. Vor Newtons mathematischer Physik sind auch diese Wirbel verschwunden, und es ist heute nicht mehr nöthig, sich mit Widerlegung einzelner Punkte eines Systems aufzuhalten, das sich in seinen Grundlagen nicht zu behaupten vermochte. Wir haben nicht mehr nöthig, Fixsterne ihrer Macht zu berauben und sie eine schimpfliche Gefangenschaft bestehen zu lassen, in der sie sich jede Unbill ihrer früheren Standesgenossen gefallen lassen müßten, mit dem leidigen Troste, später vielleicht einmal das Vergeltungsrecht für eine so schnöde Behandlung ausüben zu können.

Im Jahre 1667 erschien Hevels Kometographie. Wäre man nicht schon seit einem Jahrhundert auf besserer Bahn gewesen, hätte die kosmische Natur des Kometen und seine Bewegung im Weltraum noch irgend einem Zweifel unterworfen werden können, so würde Hevels Werk wenigstens das Verdienst haben, neben manchen Irrthümern auch einige wichtige Wahrheiten zu lehren. Aber der Scharfsinn dieses Astronomen kam bei weitem seinem

Fleiße nicht gleich, und ſein Kometenwerk iſt vielleicht das ſchwächſte, was er geſchrieben. Bei geringerer Weitſchweifigkeit könnte es als ein aſtronomiſcher Roman ſich ganz angenehm leſen, doch ernſthaft betrachtet, begreift man kaum, wie er dazu gekommen ſey. Ihm iſt der Komet ein Mittelding zwiſchen Wolke und Weltkörper. Seine Entſtehung (denn er läßt jeden Kometen neu entſtehen) leitet er von verſchiedenen Urſachen ab. Die erſte Urſache der Entſtehung eines Kometen iſt Gott. Man müßte wahrlich ein unverbeſſerlicher Atheiſt ſeyn, um einer ſolchen Wahrheit zu widerſprechen; nur bedarf ſie keiner dickleibigen Kometographie, um begriffen zu werden. Rückſichtlich der zweiten und folgenden Urſachen kommt Hevel faſt ganz auf das ariſtoteliſche Syſtem zurück. Der Komet entſteht aus den feinſten, ätheriſchen Dünſten der Erde, die ſich in den höchſten Regionen zuſammenballen und dadurch hinreichende Dichtigkeit erlangen, ſo daß ſie die Sonnenſtrahlen auffangen und zurückwerfen, folglich ſichtbar werden. Mittlerweile aber hat ſich der Komet in Spirallinien von der Erde mehr und mehr entfernt und ſich der Sonne genähert, an welcher er in einer nahe geradlinigten Bahn vorübergeht und dabei ſeine breite Fläche (Hevel denkt ſich den Kometen ſcheibenförmig) ihr zuwendet. Die Bahn würde ganz geradlinigt ſeyn und mit der Tangente des Punktes der Spirale, in welchem der Komet aus dem Bereiche der Erde in den der Sonne übergeht, zuſammenfallen, wenn nicht der Widerſtand des Aethers aus der geradlinigten Bahn eine gekrümmte, gegen die Sonne hin concave machte. Hevel nennt dieſe Krümmung eine paraboliſche, allein aus ſeiner ganzen Darſtellung geht hervor, daß er weder die apolloniſche Parabel gemeint, noch die Sonne in ihren Brennpunkt geſetzt habe. Gleichwohl hat er das Richtige hier wenigſtens geahnt, und Dörfel, der es bald nach ihm wirklich getroffen, mag allerdings durch ihn auf die Spur geleitet ſeyn. Da übrigens die andern Planeten damals ſchon gleichen Rang mit der Erde hatten, ſo läßt Hevel die Kometen auch aus den Umhüllungen des Saturns, Jupiters ꝛc. entſtehen, wobei er dann auch wohl die Sphären mehrerer Planeten durchſchneidet, bevor er, von allen definitiv entlaſſen, ſeine Bahn an der Sonne vorüber beſchreibt. Hevel will es ſogar den Kometen an ihrer Farbe und ihrem Glanze abſehen, von welchem Planeten ſie herkommen. Ja noch mehr, der z. B. vom Saturn herkommende

Komet kann vom Jupiter, vom Mars u. ſ. w. ätheriſche Materie in ſich aufnehmen und ſo gleichſam als Quinteſſenz des geſammten Planetenſyſtems zur Sonne kommen. Dieſe verſchiedenen Theile aber vermiſchen ſich nicht miteinander, denn Hevel behauptet Kometen geſehen zu haben, deren Kopf in verſchiedene Theile geſondert war; auch iſt ihre Verbindung keine bleibende. Was nämlich der Komet einem oberen Planeten verdankt, kann er zwar zu einem untern mitnehmen, nicht aber umgekehrt. Wenn alſo der Komet ſich wieder von der Sonne entfernt, ſo nimmt jeder Planet, deſſen Sphäre er paſſirt, ſein urſprüngliches Eigenthum zurück, und auf dieſe Weiſe wird der Komet allmählich ſchwächer und verſchwindet endlich ganz.

Es iſt alſo hier ſorgfältig darauf Bedacht genommen, daß dem Sonnenſyſtem im Ganzen auch nicht das kleinſte Theilchen entfremdet werde. Der Komet, wiewohl er eine kürzere oder längere Zeit ſich als Weltkörper darſtellt, hat gleichwohl keine ſelbſtſtändige Exiſtenz, und Hevel hebt dieſen Unterſchied ausdrücklich hervor. Er gibt ihm eben deshalb keine Kreisbewegung, denn dieſe kommt nur den ſelbſtſtändigen, dauernden Weltkörpern zu.

Man kann ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken, wenn man eine ſo mühſelige und doch ſo gänzlich verfehlte Arbeit betrachtet. Hevel hat erſtaunlich viel gerechnet, und in einer Zeit, wo man noch wenig oder nichts von den Erleichterungen wußte, welche jetzt, wie Laplace ſich ausdrückt, das Leben des Aſtronomen verdoppeln. Er hat bis ins hohe Alter hinein, ein halbes Jahrhundert hindurch, unermüdlich beobachtet, er ging ſo weit, auf ſeine Koſten eigene Wächter anzuſtellen, die ihm von allem, was ſie Neues am Himmel bemerkten, augenblicklich Nachricht geben mußten. Ihm verdanken wir Beobachtungen in allen Zweigen der Aſtronomie, umfangreicher, als ſie jemals vor ihm angeſtellt wurden. Allein wenn wir ſeine ſtelenographiſchen Arbeiten ausnehmen, die über ein Jahrhundert als die beſten genannt werden mußten, ſo ſind alle ſeine übrigen Arbeiten größtentheils noch bei ſeinen Lebzeiten oder doch bald nachher in Vergeſſenheit gerathen, und haben andern und beſſern Platz machen müſſen. Seine Kometographie war wenig über ein Decennium alt, als der Komet von 1680 erſchien, der durch ſeine Größe und die beträchtliche Zeit ſeiner Sichtbarkeit, mehr aber noch durch ſeine beiſpiellos geringe Diſtanz

von der Sonne im Perihelio ſich auszeichnet. Bei Vergleichung der beobachteten Oerter deſſelben mußte ſogleich klar werden, daß hier weder eine Kreis-, noch eine geradlinigte Bahn, noch auch die Annäherung zu einer ſolchen ſtatt finden könne.

Georg Samuel Dörfel, Prediger zu Plauen im ſächſiſchen Voigtlande, gab 1681 ſeine Beobachtungen dieſes Kometen heraus, und begleitete ſie mit Betrachtungen über die Geſtalt ſeiner Bahn. Er findet, daß Hevels (deſſen Fleiß er übrigens die gerechte Bewunderung zollt) Theorie die wahrgenommene Bewegung nicht erklären könne, und entſcheidet ſich für eine Parabel, in deren Brennpunkt die Sonne liegt. Wenn Frühere, wie Vincenz Mut, Henry Percy, Madeweis und (wie oben erwähnt) Hevel von einer paraboliſchen Bewegung ſprechen, ſo hat doch keiner von ihnen das Theorem, um welches es ſich hier handelt, poſitiv aufgeſtellt. Hevels Parabel haben wir kennen gelernt; Madeweis ſpricht nur von der ſcheinbaren Bewegung, ohne irgend etwas über die wirkliche zu entſcheiden, und ſo findet man auch bei den übrigen Vorgängern Dörfels wohl eine Ahnung des Wahren, aber nicht dieſes ſelbſt. Selbſt daß nur fünf Jahre ſpäter Newtons Gravitationstheorie erſchien, aus welcher ſich alle andern Bewegungen der Himmelskörper und folglich auch die der Kometen mit ſtrenger Conſequenz ergeben, ſo daß dieſe ganze Lehre fortan aufhörte, dem Reiche der Meinungen anzugehören, kann Dörfels Verdienſt nicht in den Schatten ſtellen. Mit ſeiner Entdeckung iſt allen früheren Hypotheſen auf immer der Stab gebrochen. So ſteht der Komet von 1680 als die große Grenzſcheide zweier Zeiten da. Jenſeits liegen Wahn, Willkür und ungewiſſes Schwanken; dieſſeits Wahrheit, Gewißheit und ſtrenge Conſequenz. Auch unſere Betrachtungsweiſe wird fortan einen andern Charakter annehmen müſſen.

Newtons Principia Philosophiae naturalis, die 1686 zuerſt erſchienen, enthalten die Grundlage ſeiner Attraktionstheorie, in der alles, was bis dahin Wahres und Richtiges in Beziehung auf Bewegung der Weltkörper gefunden war, ſeinen vollſtändigen und entſcheidenden Beweis, ſeinen allgemeinen Zuſammenhang,

seine innere Begründung fand, und wodurch eine Menge bis dahin ungekannter und ungeahnter Wahrheiten, die sonst nur in Zwischenräumen von Jahrhunderten ans Licht getreten wären, wie mit Einem Schlage entdeckt wurden. Er zeigte, daß der Kegelschnitt der allgemeine und nothwendige Typus aller Bahnen sey. Von den vier Kegelschnitten bilden Kreis und Ellipse geschlossene Bahnen, Parabel und Hyperbel dagegen ins Unendliche verlaufende. Da wichtige Gründe uns zu der Annahme berechtigen, daß alle Bahnen geschlossene, in sich zurückkehrende seyen, so ist die Parabel im eigentlichen Verstande für Kometenbahnen nicht anzunehmen. Aber annäherungsweise kann man nicht allein, sondern muß sogar die Kometenbahn in der Nähe der Sonne, oder überhaupt in dem uns sichtbaren Theile derselben, als Parabel betrachten; denn die Ellipsen, welche von den Kometen beschrieben werden, sind so lang und schmal, daß ihre äußersten Enden fast durchaus mit der Parabel zusammenfallen, und der Berechner immer zuerst an diese gewiesen ist, bis es ihm vielleicht (in bis jetzt seltenen Fällen) gelingt, den Grad der elliptischen Abweichung von der angenommenen parabolischen Bahn aufzufinden und daraus die Elemente vollständig, also auch mit Inbegriff der Umlaufszeit, abzuleiten. Dörfels Parabeln sind demnach eben so wenig eine falsche Hypothese, als des Copernicus Kreise dies waren. Schärfere Beobachtungen, als beiden zu Gebot standen, haben den Nachfolgern gezeigt, daß den Parabeln wie den Kreisen die Ellipse substituirt werden müsse, so jedoch, daß die Ellipsen, welche den Kometen zukommen, sehr wenig von der Parabel, die hingegen, in welchen die Planeten laufen, sehr wenig vom Kreise abweichen. Parabel und Kreis bilden fortwährend die Grenzen, bis zu welchen hin die Bahnen physisch möglich sind, und von denen sie sich nur eine im Ganzen unbedeutende Abweichung gestatten, und beide Grenzformen finden deshalb in den Berechnungen vielfache Anwendung.

Wir kennen nur zwei Kometen, die nicht über die Grenzen des Planetensystems, wenn Uranus als äußerstes Glied betrachtet wird, hinausgehen; von einigen wenigen andern ist dies zu vermuthen. Wir kennen zwei oder drei andere, deren Umlaufszeit kürzer als die des Uranus ist, obgleich ihre Sonnenferne jenseits dieses Planeten liegt. Für alle übrigen müssen wir Jahrhunderte

und Jahrtauſende, ja vielleicht noch längere Zeiträume, als Umlaufsperioden vermuthen, und nur in einzelnen Fällen haben wir gewagt, ſie zu berechnen.

Sobald Newton einen ſichern Grund für aſtronomiſche Berechnungen gelegt und gezeigt hatte, daß die von Kepler aufgeſtellten Geſetze der Planetenbewegung auch für Kometen gültig ſeyen, unternahm Halley die bedeutende Arbeit, aus den vorhandenen Kometenbeobachtungen, ſo weit ſie dazu geeignet waren, ihre Bahnen (in der paraboliſchen Hypotheſe) zu berechnen, in der Hoffnung, einige zu finden, bei denen die Gleichheit oder doch ſtarke Aehnlichkeit der Elemente zu dem Schluſſe berechtigten, daß ſie nicht ſowohl verſchiedene Kometen, als verſchiedene Erſcheinungen eines und deſſelben ſeyen. Und hier zeigte ſich zuerſt, wie wenig Brauchbares die bändereichen Kometographien, mit denen die vergangenen Jahrhunderte uns beſchenkt haben, darboten. Vierhundert von Lubieniezky aufgeführte reduzirten ſich, trotz alles Scharfſinns, den Halley in Benutzung auch der unſcheinbarſten Data aufbot, auf zwölf, während 388 für die Wiſſenſchaft auf immer verloren ſind. Dieſen fügte Halley noch zwölf andere ſpäter erſchienene und beobachtete hinzu, und ſtellte nun die Elemente ſeiner vier und zwanzig Bahnen vergleichend gegen einander über. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuſcht, denn es fand ſich Folgendes:

Die Kometen von 1456, 1531, 1607 und 1682 ſind identiſch.

Die Kometen von 1264 und 1556 } ſind wahrſcheinlich
" " " 1532 und 1661 } identiſch.

Was den erſten dieſer drei Kometen betrifft, ſo wagte Halley eine Vorausſagung, das erſte Beiſpiel einer ſolchen bei Kometenerſcheinungen, und die ſich glücklich beſtätigte. Er berückſichtigte dabei die ſtörende Wirkung der Planeten, und ſetzte die Rückkehr in den Anfang von 1759; Clairaut führte hernach die Rechnung genauer aus. Der Tag, wo Seneca's Prophezeihung ſich erfüllte, war endlich, nach ſechszehn Jahrhunderten, angebrochen.

Was die andern, wahrſcheinlich identiſchen betrifft, ſo iſt der letzte um das Jahr 1790 vergebens erwartet worden; keiner der wenigen und ſchwachen Kometen, die damals erſchienen, kann

hierher gehören. Wenn er nicht etwa in Folge der Stellung der Erde gegen Komet und Sonne unsichtbar blieb, so ist diese Identität nicht anzunehmen. Der Komet von 1264 und 1556, wenn es ein und derselbe ist, würde gegen 1848 zu erwarten seyn, vielleicht aber auch einige Jahre früher oder später, wegen der Störungen, welche auf ihn gewirkt haben können.

So erfreulich nun aber auch ein solches Resultat seyn mußte, so kann man doch die Betrachtung nicht unterdrücken, daß eine weit reichere Ausbeute die mühsame Arbeit belohnt haben würde, wenn die vergangenen Jahrhunderte uns von jedem Kometen eine Folge von Oertern, wie sie jeder ohne besondere Mühe durch einfache Wahrnehmung mit freiem Auge erhalten konnte, aufbewahrt hätten.

Die glückliche Entdeckung Halley's ist Veranlassung geworden, daß der Komet des Jahrs 1682 den Namen des Halley'schen erhielt; wir werden weiterhin sehen, daß den vier Erscheinungen, die Halley berechnete, und den beiden seit jener Zeit erfolgten noch einige frühere theils gewiß, theils mit großer Wahrscheinlichkeit hinzugefügt werden können. Ein Mehreres war zu jener Zeit nicht zu entdecken, allein damit begnügte man sich nicht. Fast in jedem Lustrum tauchten neue Kometenvorhersagungen auf, deren eine sogar dem geachteten Namen Jakob Bernouilli angehört, eine Jugendsünde des großen Mannes. Sein auf den 27. Mai 1719, nach unbegründeten Voraussetzungen, vorausverkündigter Komet ist nicht erschienen, und schwerlich hat Bernouilli, der gereifte Mann, damals auch nur Eine Nacht geopfert, um seinen Kometen zu suchen. Andere gingen noch weiter, erlaubten sich allerlei gewagte Conjekturen und Combinationen, ja sie kehrten theilweis zu den alten Irrthümern zurück, um das Vergnügen zu haben, Kometen anzukündigen. Anton Ghisleri in seiner Predizione della Cometa 1733 bezeichnet die Jahre 1736, 1739, 1747, 1751, 1758, 1783, 1790 als solche; natürlich ohne Erfolg.

Einen bessern Dienst haben diejenigen der Wissenschaft geleistet, die sich der fortgesetzten Beobachtung der seitdem erschienenen Kometen widmeten und ihre Wahrnehmungen mit Newtons Theorie verglichen. Sie gaben so den Nachkommen ein brauchbares Material an die Hand. So mußten die Descartesschen Wirbel, die in den Köpfen der Gelehrten sich festgesetzt hatten

und die ſogar noch von den Caſſini's und Maraldi's nicht aufgegeben wurden (ſie machten vielmehr im Ernſte den Verſuch, Descartes und Newton mit einander zu vereinigen und beide Syſteme beſtehen zu laſſen), endlich ganz verſchwinden. Das Memoire, welches Caſſini II. im Jahr 1737 der Pariſer Akademie übergab, iſt der letzte Verſuch, wenigſtens einige Trümmer des alten Syſtems zu retten. Doch er ſelbſt, ſo weh es ihm auch thun mochte, ein von ſeinem berühmten Vater adoptirtes und vielfach angewandtes Syſtem gänzlich fahren zu laſſen, hat doch durch ſein letztes Werk in dieſem Fache, die Berechnung der Bahn des Kometen von 1744, Newton's Theorie einfach und vollſtändig, mit Ausſchluß jeder andern, anerkannt. Eine ſtrengere Prüfung, einen größern und hartnäckigern Widerſtand ſelbſt von Seiten der Gelehrten hat nie ein Syſtem erfahren als Newtons Kometentheorie; kein nur einigermaßen ſcheinbarer Grund kann noch aufgefunden werden, der nicht ſchon damals, unter Aufbietung alles Scharfſinnes, dagegen geltend zu machen verſucht wurde; um deſto entſcheidender mußte der endliche nicht mehr beſtrittene Triumph deſſelben ſeyn.

Viel mag zu dieſem langen Kampfe die nationale Eiferſucht beigetragen haben. Newton war Britte und Proteſtant; in ihm allein den Erdenbürger zu ſehen und ſeinen hohen Ruhm als ein Gemeingut des Menſchengeſchlechts zu betrachten, war ein Grad des Kosmopolitismus, wie ihn jene Zeiten noch nicht kannten. Seine Hauptgegner waren Franzoſen, die ſeit Ludwigs XIV. Regierungsantritt gewohnt waren, ſich als die alleinigen Depoſitäre der Wiſſenſchaften anzuſehen und größtentheils auch von andern Völkern anerkannt zu werden. Alte nationale Antipathien, neue Erbitterung durch die hartnäckigen Kriege und durch ein neues Regentenhaus, das nahe gleichzeitig mit Newton's Entdeckung auf den engliſchen Thron gelangt war und der Reformation den Sieg verſchaffte, während der bigotte Ludwig fortwährend die Prätendenten unterſtützte und in ſeinen Schutz nahm, die Demüthigungen, welche Frankreich ſich von ſeinem ſtolzen Nachbar hatte gefallen laſſen müſſen — alles dieß zuſammengenommen erklärt wohl hinreichend den Widerſtand, den ſelbſt erleuchtete Köpfe ſo lange unterhielten. Auch war es nicht die Kometentheorie allein, die den Gegenſtand des Streits ausmachte. Man fühlte wohl bald, daß nur Ein

wahres Weltsyſtem entdeckt werden könne, und daß nach einem ſolchen Funde kein zweiter von ähnlicher Bedeutung mehr möglich ſeyn werde. Man ahnte, daß auf dem einmal feſtgeſtellten richtigen Syſtem alle künftigen Jahrhunderte weiter fortbauen, daß jede neue Wahrheit darauf zurückgeführt werden, kurz daß es die alleinige und ewige Grundlage aller künftigen Naturforſchung ſeyn müßte. Und dieſer höchſte, alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überſtrahlende Ruhm ſollte einem Britten zu Theil werden!

Noch manche beſondere Veranlaſſung kam hinzu. Newton hatte aus ſeiner Theorie gefolgert, daß die Erde gegen die Pole hin abgeplattet ſeyn müſſe, Caſſini dagegen hatte die Vermeſſung Frankreichs theils ſelbſt geleitet, theils unter ſeiner Leitung ausführen laſſen mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, wie ſie bis dahin ohne Beiſpiel in irgend welchem Lande war. Aus ſeinen Vergleichungen aber folgte, daß die Erde vielmehr am Aequator abgeplattet, nach den Polen hin aber verlängert ſeyn müßte. Ein ſo mühſam erlangtes Reſultat nun ſollte man aufgeben gegen Newton, der nichts gemeſſen, nichts empiriſch unterſucht hatte, ſondern der ſich darauf beſchränkte, mit unerbittlicher Conſequenz aus ſeiner Theorie Schlüſſe zu ziehen, und ohne ſein Zimmer zu verlaſſen, die franzöſiſchen Meßkünſtler des Irrthums beſchuldigte!

Ein Jahrzehend ruhte bereits Newton in der Halle zu Weſtminſter, und alle jene hitzigen Kämpfer waren vom Schauplatze des Lebens abgetreten, als man endlich den Widerſtand fahren ließ, und entſcheidende Schritte that, um zu einem ſichern Abſchluſſe zu gelangen. Franzöſiſche Meßkünſtler maßen die Erde am Aequator und in der Nähe des Pols, und ihre Meſſungen entſchieden unwiderſprechlich für Newton. Franzöſiſche Geometer und Aſtronomen wetteiferten, die Himmelserſcheinungen und vor allem die Kometen zu beobachten und zu berechnen, und bald waren alle einig in Anerkennung und Bewunderung des großen Britten.

Maraldi, Caſſini, la Caille, Cheſeaux, Clairaut und andre Aſtronomen ſetzten die Arbeit Halley's fort, indem ſie theils die zu ihrer Zeit erſchienenen, theils auch noch einige frühere Kometen, die Halley unbekannt geblieben waren, berechneten. Nach dem glücklichen Eintreffen der Vorausſagung Halley's im Jahre 1759 iſt kein Komet, der hinreichend oft beobachtet werden

konnte (Newton's Methode erfordert nur drei vollſtändige Beobachtungen, alſo ſechs Data, und kann ſelbſt von dieſen noch eins entbehren), unberechnet geblieben. Auch iſt man in das Alterthum, ſo weit als möglich, zurückgegangen und hat namentlich durch die Beobachtungen der Chineſen noch einige Bahnen gewonnen. Eben ſo ſetzten die Nachforſchungen in den alten Annalen uns in den Stand, wenigſtens einen der periodiſchen Kometen, den ſchon erwähnten Halley'ſchen, noch weiter rückwärts zu verfolgen. Seine ſechs letzten Erſcheinungen, 1835, 1759, 1682, 1607, 1531, 1456 ſind völlig ſicher, und jede einzelne einer beſondern Berechnung unterworfen. Aber wir finden noch Kometen für 1381, 1305, 1230, 1155, 1080, 1006, 930, 855 aufgezeichnet, die ſich ſämmtlich nicht allein der Periode fügen, ſondern auch den übrigen Umſtänden nach auf den Halley'ſchen Kometen paſſen und alſo wohl ſämmtlich frühere Erſcheinungen deſſelben ſind. Dann aber kommen Lücken von mehreren Jahrhunderten, und nur vermuthen kann man, daß die Kometen von 400, 324, 248 und 22, ſämmtlich in China beobachtet, dahin gehören möchten. Jenſeits des Anfangs der chriſtlichen Zeitrechnung aber verläßt uns jede weitere Spur.

Die bei der letzten Erſcheinung des Halley'ſchen Kometen gemachten Beobachtungen geben nach Roſenbergers vorläufiger Berechnung (eine Definitive iſt noch nicht bekannt geworden) ihm eine Umlaufszeit von 27866 Tagen, wonach er, da er am 16. November 1835 ſein Perihel paſſirte, am 8. Januar 1874 in ſeiner Sonnenferne ſtehen wird und am 3. März 1912 zur Sonne zurückkehrt, abgeſehen von den Störungen, die er ſeit 1835 auf ſeiner weiten Reiſe durch alle Planetenſphären hin und zurück erlitten hat und erleiden wird. In ſeiner Sonnennähe, die 12 Millionen Meilen betrug, bewegte er ſich mit einer Geſchwindigkeit von 425 geographiſchen Meilen in der Minute fort, noch etwas ſchneller als Merkur, obgleich er weiter als dieſer Planet von der Sonne entfernt bleibt. Die mittlere Diſtanz der Venus erreichte er bei ſeiner Rückkehr am 6. Dezember 1835, und ſeine Geſchwindigkeit hatte ſich ſchon auf 394,5 Meilen in der Minute vermindert. Mit einer Geſchwindigkeit von 342,4 Meilen paſſirte er ferner am 25. Dezember 1835 die Diſtanz unſerer Erde; am 28. Januar 1836 ſtand er ſo weit als Mars, und rückte 272,3

Meilen in jeder Minute fort. Am 28. März hatte er die Distanz der Vesta erreicht mit 220,7 Meilen Geschwindigkeit; am 17. April die der Juno und am 30. die der Ceres und Pallas; mit Geschwindigkeiten von 207 und 200 Meilen. Jetzt entschwand er allmählich auch den Ferngläsern, die ihn noch mehrere Monate, nachdem das bloße Auge nichts mehr von ihm sah, verfolgt hatten. Erst am 15. Dezember 1836 hatte er die Entfernung Jupiters, am 10. Juli 1838 die des Saturns erreicht; in die des Uranus wird er erst am 10. März 1844 gelangen. Seine Geschwindigkeiten sind in diesen drei letzten Punkten resp. 143,3; 95,8; 56,0 Meilen. Seinen weitern öden Weg verfolgt er nun immer langsameren Laufes, so daß er in seinem Aphel nur 7,96 Meilen in der Minute fortrückt; siebenmal langsamer als Uranus. Die angegebenen Zeitmomente beziehen sich keineswegs auf die Durchschnittspunkte der gegenseitigen Ebenen, die zu ganz andern Zeiten erfolgen, und noch weniger auf einen Durchschnitt der Bahnen selbst, die — bei diesem Kometen wenigstens — gar nicht Statt finden.

Der Halley'sche Komet ist unter denen, die über unser Planetensystem hinausgehen, uns am besten bekannt, und deßhalb ward hier sein Lauf als Beispiel gewählt. Die meisten andern entfernen sich noch viel weiter und laufen dann auch in ihrer Sonnenferne noch weit langsamer. So sinkt die Geschwindigkeit des Kometen von 1680, der nach Bessels Rechnungen eine Umlaufszeit von 8800 Jahren hat, zuletzt bis auf 720 Fuß in der Minute oder noch nicht völlig 2 Meilen für die Stunde herab. Ein wirklicher Stillstand erfolgt zwar nie, diesen kann es überhaupt im Universum nicht geben; denn die Wirkung der Sonne ist auch in den größten Entfernungen noch zu spüren; aber der Kontrast dieses Schneckenganges mit dem raschen Fluge in der Nähe der Sonne ist ungeheuer groß, und Differenzen dieser Art kommen bei andern Weltkörpern gar nicht vor.

Eine sehr bequeme Methode, aus wenigen Beobachtungen diejenige Parabel zu finden, welche sich der kometarischen Ellipse so nahe anschließt, daß man zum Behuf weiterer Beobachtungen die Oerter mit hinreichender Sicherheit vorausberechnen kann, hat Olbers 1798 gegeben, und sie gilt noch heut für die praktisch beste, wie sehr auch seit jener Zeit die Kometentheorie und die

gesammte Astronomie vorgeschritten ist. Encke hat in einer höchst schätzbaren Abhandlung (Berl. Jahrbuch 1833) ihre Anwendung gezeigt und ihre Vorzüge dargelegt, die sie vor allen andern Näherungsmethoden hat. Denn die genaue Berechnung, die man erst dann mit Aussicht auf Erfolg versucht, wenn man alle in einer Erscheinung gemachten Beobachtungen benutzen kann, erfordert andere Hülfsmittel, wie wir sie namentlich von Gauß und Bessel besitzen. Der letztere hat mehrere Kometen, insbesondere die von 1680 und 1807, einer strengen und höchst genauen Berechnung unterworfen.

Da bei so vielen Kometen eine der Parabel in ihrer Scheitelgegend äußerst nahe kommende Ellipse gefunden wird, und man sich sogar bei den meisten in der Berechnung mit einer Parabel begnügen muß, ohne bestimmen zu können, ob und welche elliptische Abweichung statt finde, so könnte man glauben, viele dieser Bahnen seyen wirkliche Parabeln, und eine Abweichung im Sinne der Ellipse überhaupt nicht vorhanden. Ein solcher Komet müßte sich nun mehr und immer mehr von der Sonne entfernen, zuletzt so weit, daß er gar nicht mehr dem vorherrschenden Einfluß unserer Sonne unterworfen wäre, sondern etwa einem andern Fixstern gehorchte, und von diesem angezogen, um ihn herum eine neue Parabel beschriebe, hierauf zu einem dritten sich wendete u. s. w.

Diejenigen, welche einer solchen Ansicht beipflichten, müssen hiernach zwei wesentlich verschiedene Gattungen von Weltkörpern in den Kometen erblicken. Denn da mehrere unläugbar elliptisch sind und wiederkehren, folglich integrirende Theile unsers Sonnensystems sind, andere dagegen nach obiger Hypothese weder unserm noch irgend einem andern Systeme speciell zugehören, so könnte man sie nur sehr uneigentlich mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnen. Auffallen müßte dabei schon der Umstand, daß sich gar kein anderes äußeres Merkmal im Ansehen und sonstigen Verhalten findet, wonach diese beiden Klassen von Weltkörpern unterschieden werden könnten.

Aber man wird noch weit mehr stutzig, wenn man Laufbahnen dieser Art etwas näher ins Auge faßt. Lassen wir z. B. den Kometen von 1680, statt ihn nach neun Jahrtausenden in seiner Ellipse zur Sonne zurückzuführen, sich parabolisch von ihr immer

weiter entfernen. Setzen wir den nächsten Fixstern, dem er auf seinem Laufe sich zuwendet, nur so weit als α Lyrae, der sicher einer der am wenigsten entfernten ist und 789000 Sonnenweiten (nach Struve) von unserer Sonne absteht. Den halben Weg bis zu diesem Sterne wird der Komet in 15½ Millionen Jahren zurücklegen, und ist die Masse jenes Sterns der unserer Sonne gleich, nach 31 Millionen Jahren bei ihm anlangen. Von diesen 31 Millionen Jahren hat er 8 Jahre gebraucht, um von der Sonne aus das ganze System bis zum Uranus zu durchlaufen, und beiläufig eben so viel für das System jener andern Sonne. Die übrigen 30999984 Jahre hat er in öder Finsterniß zugebracht. Ob dieß eine sonderlich reizende Aussicht für diejenigen sey, welche sich von Reisen mit einem solchen Kometen einen so hohen Genuß, ein so tiefes Eindringen in alle Geheimnisse des Himmels versprochen haben, mag billig bezweifelt werden.

Für andere, weniger sonnennahe Kometen erhielte man eine noch längere Reisezeit, so wie denn auch nicht angenommen werden kann, daß die Richtung des Kometenlaufes ihn stets dem nächsten Fixstern zuführen werde. Die Reisezeit aber steigt, bei einem in doppelter Entfernung von α Lyrae stehenden Fixstern auf 88 Millionen Jahre u. s. w. Nun ist es gewiß, daß gegen die Möglichkeit so langer Zeiträume an und für sich nichts einzuwenden ist; es ist ferner gewiß, daß wir bei andern Bewegungen, insbesondere der Fixsterne um einander, in mehreren Fällen ähnliche Perioden anzunehmen uns genöthigt sehen.

Aber noch ein anderer Umstand ist hier in Betracht zu ziehen. Die Kometenbahnen sind keine unveränderlichen, sondern die Bestimmungsstücke derselben sind bei jedem Umlauf andere. Von den Planeten- und Mondenbahnen gilt freilich im Allgemeinen dasselbe, doch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß bei letztern die Veränderungen äußerst langsam und sehr gering, bei den Kometen dagegen ungleich rascher und viel beträchtlicher sind. Wollte man also auch den Kometen eine wirkliche Parabel als Bahn anweisen, so würde diese (da die Parabel so wenig als der Kreis eine Veränderung der Form gestattet, sondern fest bestimmt ist) nur einen Augenblick Parabel bleiben können und im nächsten (wegen der Störungen) sich in eine Ellipse oder Hyperbel verwandeln, je nachdem die Störung ihn nach innen oder außen

zu ablenkt. Die Chancen für das eine oder das andre stehen sich ohngefähr gleich. Da nun die Hyperbel wie die Parabel ins Unendliche ausläuft, die Ellipse aber in sich zurückkehrt, so würde der kleinste Umstand hinreichen, aus einer unendlichen Bahn eine geschlossene und umgekehrt zu machen. Noch mehr: während bei wenigstens 12—15 Kometen die Berechnungen mit aller Sicherheit eine Ellipse ergeben und Parabel wie Hyperbel bestimmt ausschließen, zeigt sich kein einziger so entschieden hyperbolisch, daß eine andere Annahme nach der Wahrscheinlichkeit nicht mehr zulässig wäre. Wäre die Parabel der ursprüngliche normale Typus, so wären eben so viele und eben so starke hyperbolische als elliptische Abweichungen zu erwarten.

Es zeigt sich also, daß es nicht allein sehr gezwungener, sondern noch höchst unwahrscheinlicher Annahmen bedarf, um Raum für die erwähnte Hypothese zu gewinnen, und daß man wenigstens so lange, als die Thatsachen der Beobachtung nicht widersprechen, elliptische, folglich geschlossene und auf Ein System ausschließlich beschränkte Bahnen anzunehmen sich gedrungen sieht, wenn gleich zugestanden werden muß, daß die meisten in Bahnen laufen, welche uns keine specielle Entscheidung über die Natur des Kegelschnitts gestatten.

Bei allen übrigen Fragen, die Kometen betreffend, kommt man auf ihre innere Natur und Beschaffenheit zurück, und gerade hier empfinden wir die Mängel unserer Erkenntniß am schmerzlichsten. Der Komet ist ein überaus räthselhafter Körper und wird dies auch wohl noch dann bleiben, wenn ein größerer und besser gesichteter Reichthum von Beobachtungen vorliegt als jetzt. Man unterscheidet gewöhnlich den *Schweif* des Kometen von seinem *Kopfe*, und in letzterem den *Kern* von der *Nebelhülle*. Doch hat es Kometen gegeben, in denen sich nichts von einem Schweife, so wie solche, wo sich keine Spur eines Kerns, also nur allein der rundliche, dünne Lichtnebel zeigte. Wiewohl beides einen blos optischen Grund haben kann und meistens auch haben wird, so giebt es doch auch nicht wenige Fälle, wo weder die Winkelstellung gegen Erde und Sonne, noch auch die Entfernung von ersterer von der Art sind, daß sie eine genügende Erklärung des Nichtwahrnehmens von Schweif oder Kern gewähren. Der Encke'sche Komet z. B., der der Erde schon öfters ziemlich nahe war, hatte

gleichwohl noch nie einen irgend merklichen Schweif, während z. B. der Komet von 1811 noch in einer Entfernung von 50 Millionen Meilen von uns diesen deutlich zeigte. Da nun überdieß die Länge des Schweifs bei einem und demselben Kometen den ungeheuersten und zwar sehr raschen wirklichen Veränderungen unterworfen ist, so muß um so mehr angenommen werden, daß verschiedene Kometen sich auch in dieser Beziehung sehr verschieden verhalten werden.

Der Schweif ist der Sonne entgegengesetzt, doch meistens nicht ganz direkt. Am gewöhnlichsten weicht er so ab, daß er gegen die Richtung, welche genau 180° von der zur Sonne gehenden absteht, mehr oder weniger zurück bleibt. Bei kürzeren Schweifen hat man sogar in einzelnen Fällen bemerkt, daß ihre Richtung mit der zur Sonne gehenden einen spitzen Winkel machte. Der von 1824 hatte zwei Schweife, einen längeren von der Sonne abgewandten und einen kürzeren ihr zugewandten. In allen Fällen wächst der Schweif mit der Annäherung zur Sonne und nimmt ab mit der Entfernung von derselben, so daß wahrscheinlich der Komet in größeren Sonnenfernen gar keinen Schweif mehr hat. Oft ist der Schweif überraschend groß, ja den größten Theil des sichtbaren Himmelsbogens umspannend; die Berechnung hat in einzelnen Fällen auf 10 bis 15 Millionen geographischer Meilen geführt und ein Schweif von 1 Million Meilen gehört zu den kürzeren und unscheinbaren.

Der Kopf des Kometen zeigt, wenn sich nämlich einzelne Theile unterscheiden lassen, im Innern (nicht nothwendig in der Mitte) einen helleren, gleichsam verdichteten Lichtknoten, den man den Kern nennt, und dieser ist von einer neblichten Hülle umgeben, die nach außen hin sich unbestimmt verliert. Bei dem Kometen von 1811 zeigte sich um den Kern herum ein verhältnißmäßig dunkler Raum und jenseits desselben eine Art conoidischer Mantel als Nebelhülle, dessen beide Aeste in ihrer Verlängerung den Schweif des Kometen bildeten. Beim Halleyschen, so wie bei dem Kometen von 1744, hat man eine fächerartige, vom Kern ausgehende Lichterscheinung bemerkt, deren Axe nach der Sonne zu gerichtet war, doch so, daß die fächerartige Flamme wie ein Pendel um diese Axe herum schwankte, und zwar nach Bessel innerhalb einer Periode von 4½ Tagen. Diese sich symmetrisch

verbreitende Ausſtrömung ſchien durch weitere Zurückkrümmung und Verdünnung den Schweif zu bilden.

Uebrigens ſind Schweif, Nebelhülle und Kern des Kometen durchſichtig. Noch nie iſt ein Stern durch den Vorübergang eines Kometen verdeckt oder ſelbſt nur am Licht geſchwächt worden, abgeſehen davon, daß er auf dem helleren Kometengrunde ſich weniger ſcharf hervorheben kann, als auf dem dunkleren Himmelsgrunde. Noch mehr, es wird auch das Licht der Sterne beim Durchgang durch den Kometen, und wenn dieſer auch noch ſo nahe der Mitte oder dem hellſten Punkte vorfällt, nicht gebrochen (abgelenkt). Beides iſt durch höchſt genaue und unter den günſtigſten Umſtänden angeſtellte Meſſungen dargethan, am entſcheidendſten durch Beſſel bei der letzten Erſcheinung des Halleyſchen Kometen.

Der Komet iſt alſo nichts Feſtes und eben ſo wenig etwas Gasförmiges; denn im letztern Falle würde auch Brechung erfolgen.

Er hat ferner trotz ſeines ungeheuren Volumens doch eine überaus geringe Maſſe, denn noch in keinem Falle hat ſich letztere wirkſam gezeigt; ſeine Dichtigkeit muß alſo außerordentlich gering ſeyn, viele Millionenmal geringer als die unſerer Luft. Endlich muß die Cohäſion der Materie, aus welcher er beſteht, überaus gering, ja faſt Null ſeyn, da er ſo rapide und gewaltige Veränderungen ſeiner Größe und Geſtalt erleidet, ſo daß es ſcheint als ſetze er den Kräften, die von außen her auf beides einwirken, gar keinen Widerſtand entgegen.

Aus dieſen Schwierigkeiten herauszukommen, ſcheint nur Ein Ausweg, nämlich die Materie, aus welcher der Komet beſteht, für eine ſtaubartig zerſtreute zu halten, und zwar ſo fein und ſo weitläuftig zerſtreut, daß der Lichtſtrahl einen ungehemmten, durch kein verſchiedenes Medium alterirten Durchgang findet. Dabei würde das, was man Kern nennt, nur diejenige Gegend ſeyn, wo dieſe Atome noch am dichteſten ſtehen, ſo wie ſie ſich umgekehrt im Schweife im Zuſtande größter Zerſtreuung finden, die gegen das Ende deſſelben hin allmählich in den leeren Raum übergeht. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß der Komet nur durch den Umſtand an gänzlicher Zerſtreuung abgehalten wird, daß dieſer Raum kein völlig leerer, ſondern mit einem widerſtehenden Mittel

(Aether) erfüllter ist. Denn namentlich am Encke'schen Kometen, wahrscheinlich einem der dünnsten Art, hat sich gezeigt, daß er in der Sonnennähe kleiner wird, und zwar so, daß sein Volum sich für eine Distanzänderung von 25 zu 15 Millionen Meilen auf den zweitausendsten Theil des früheren vermindert hatte. Der dichtere Aether in der Sonnennähe komprimirte also durch seinen Gegendruck diesen Kometen, der bei wieder zunehmender Entfernung, folglich abnehmendem Gegendruck sich noch mehr verflüchtigt und in einem völlig leeren Raume, wo gar nichts ihn hemmte, wahrscheinlich völlig zerfließen würde.

Der Komet hat kein eigenes Licht. Arago hat hierüber bestimmte Versuche angestellt, begründet auf die Erfahrung, daß eigenes und erborgtes Licht sich auf verschiedene Weise polarisiren. Es bedürfte indeß eines solchen Versuches nicht einmal, um das Nichtleuchten der Kometenmaterie darzuthun. Ein selbstleuchtender Komet müßte mit zunehmender Entfernung von Sonne und Erde wohl an scheinbarem Durchmesser, aber nicht an Helligkeitsintensität verlieren; es müßte möglich seyn, sehr große Kometen in weiter Entfernung, vielleicht bis in ihre Sonnenferne hinein, mit Ferngläsern wahrzunehmen, so lange ihr Durchmesser nicht zu klein geworden wäre. Entfernte sich ein Komet blos von der Sonne, liefe aber gleichwohl in seiner Bahn so, daß er sich nicht gleichzeitig von der Erde entfernte, so müßte er auch weder an Größe noch an Helligkeit abnehmen. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil auf eine zu schlagende Weise, als daß ein Zweifel stattfinden könnte. Während die verschiedene Distanz von der Erde bei Kometen nur von geringem Einfluß auf ihre Sichtbarkeit ist, zeigt sich die Distanz von der Sonne als entscheidend. Bei den meisten Kometen hält es schon schwer, sie jenseits der Marsbahn noch aufzufinden, und noch kein einziger hat während seiner Sichtbarkeit die Distanz Jupiters erreicht. Die beiden, welche in der weitesten Entfernung beobachtet wurden, sind der von 1729 und 1811; jener in 86, dieser in 90 Millionen Meilen Entfernung von der Sonne. Für unsere Kenntniß dieser Körper und ihrer Laufbahnen wäre ein Selbstleuchten derselben von sehr vortheilhaftem Einflusse, und wahrscheinlich würden wir dann am Himmel nicht viel weniger Kometen als Fixsterne sehen.

Was die Schweife betrifft, deren Entstehung und Ausdehnung

unverkennbar mit der gröſseren Sonnennähe zuſammenhängt, ſo hat man darüber verſchiedene Erklärungen. Einige derſelben ſetzen Kräfte voraus, welche wir bei andern Weltkörpern und in andern gegebenen Verhältniſſen nicht wahrnehmen, z. B. eine Abſtoſſungskraft, während doch das Univerſum uns nur anziehende Kräfte kennen lehrt. Andere dagegen ſind bemüht, ohne eine ſolche Hypotheſe auszureichen und nur allein die bekannten Naturgeſetze als dabei wirkend anzunehmen. Es verſteht ſich, daſs die Erklärungen der Alten, die wir oben kennen gelernt, hier nicht weiter in Betracht kommen. Wenn wir uns den Kometen als aus weit zerſtreuten ſtaubartigen Theilen beſtehend denken, und dieſe, wie wir oben geſehen haben, in gröſserer Nähe der Sonne durch den verſtärkten Gegendruck des Weltäthers auf ein kleineres Volum beſchränkt werden, ſo iſt es leicht möglich, daſs der Komet Theile enthalte, die einer ſolchen engern Zuſammendrückung durchaus widerſtreben. Dieſe werden ſodann nach der Seite des ſchwächſten Gegendrucks hin (alſo abgewandt von der Sonne) entweichen und einen nachziehenden Schweif bilden, welche Schweifbildung natürlich, bei immer verſtärktem Druck, mehr und mehr zunehmen wird, ſo daſs es zuletzt dahin kommen kann (wie man es bei dem letzten groſsen Kometen geſehen hat), daſs der Schweif faſt alles abſorbirte und nur ein ſehr unſcheinbarer und kleiner Kopf übrig blieb. Damit ſind freilich die doppelten, ſo wie die nach der Sonne gerichteten Schweife nicht erklärt; allein es iſt auch nicht zu erwarten, daſs hier, wo wir ſo wenig Spezielles wiſſen, eine Erklärung allen einzelnen Erſcheinungen Genüge leiſten ſolle.

Andere haben den Schweif blos aus der Differenz der Anziehung abgeleitet. Man denke ſich eine Maſſe, welche jede Form ohne Hinderniſs annehmen kann (und daſs der Komet eine ſolche ſey, muſs zugegeben werden), ſo wird ſie, da die entfernteren Theile derſelben weniger, die näheren mehr als der Mittelpunkt von der Sonne angezogen werden, eine gegen die Sonne hin längliche Figur annehmen, wie wir ja Ebbe und Fluth unſers Meeres auf dieſe Weiſe erklären. Hat ferner dieſe Maſſe keine oder doch nur eine ſehr langſame Rotation, ſo werden ſich gleichzeitig die ſchwereren, dichteren Theile auf der gegen die Sonne gerichteten Seite anſammeln, ähnlich wie unſere Mondkugel eine gegen die Erde gerichtete Verlängerung, freilich nur

von wenigen hundert Fuß, auf dieſe Weiſe erhalten hat. Iſt aber einmal der Grund zu einer ſolchen länglichten Figur, ſo wie zu einer Sonderung der ſchwereren und leichteren Theile gelegt, ſo wird beides, bei größerer Annäherung zur Sonne, in einem rapiden Verhältniß zunehmen, und der Unterſchied zuletzt ins Ungeheure anwachſen, natürlich aber auch wieder abnehmen, wenn der Komet ſich von der Sonne entfernt und die geringe Anziehungskraft, die er auf ſeine einzelnen Theile ausübt, mehr und mehr das Uebergewicht über jene Differenz der Gravitation zur Sonne erhält.

Man ſieht, beide Erklärungen thun den Erſcheinungen im Allgemeinen Genüge, ſie könnten ſogar gewiſſermaßen beide nebeneinander und gleichzeitig beſtehen. Die verſchiedene Art der Schweifbildung, ſo wie die doppelten und von der Normalrichtung beträchtlich abweichenden Schweife würden auf urſprüngliche Ungleichheiten des Verdichtungszuſtandes im Kometenkörper hindeuten.

Die häufig wahrgenommene Krümmung des Schweifs (die ſtets, in Beziehung auf die Bahn, eine Zurückkrümmung iſt) ſcheint ebenfalls leicht zu erklären. Denke man ſich den entlegenſten Theil des Schweifes *ganz* abgeſondert vom Kometenkörper, ſo wird er, weil entfernter von der Sonne, ſich nach den Keplerſchen Geſetzen *langſamer* bewegen als der Kopf, alſo gegen dieſen je länger deſto mehr zurückbleiben. Sein, wenn auch ſehr lockerer Zuſammenhang mit dem übrigen Theile hindert ein ſolches gänzliches Zurückbleiben, vernichtet aber keinesweges die Tendenz, ſich langſamer zu bewegen, die alſo, ſo viel die Umſtände zulaſſen, ſich wirkſam erweiſen, und die rückwärts gekrümmte Geſtalt des Schweifes bewirken wird.

Sonach ſcheint es, als habe man nicht nöthig, zu gänzlich unbekannten Faktoren ſeine Zuflucht zu nehmen, wiewohl jeder Erklärer ſich gern beſcheiden wird, daß er ſelbſt im glücklichſten Falle der Zukunft noch vieles werde überlaſſen müſſen. Wie weit wir auch ſeit achtzehn Jahrhunderten vorgeſchritten ſeyn mögen, noch immer haben wir Urſache, uns an Seneca's oben angeführte Worte zu erinnern.

Mag man nun übrigens das, was hier über die ſchwierige Frage von der *Natur der Kometen* angedeutet iſt, annehmbar finden oder nicht, ſo iſt doch gewiß, daß ſie eine gänzlich verſchiedene

von der der Planeten ſey. Wenn nun ſchon bei dieſen, trotz ſo mancher unverkennbaren Uebereinſtimmung, doch auf jedem derſelben eine ganz verſchiedene Art der Exiſtenzen angenommen werden muß, ſo wird dies noch weit mehr der Fall ſeyn bei Körpern, wie die Kometen ſind. Die Planeten und ihre Trabanten gewähren doch mindeſtens alle einen feſten Boden, Abwechſelungen von Licht und Schatten, Tag und Nacht, Jahreszeitenwechſel und ſo manches Andere, was zu unſern Bedürfniſſen und Gewohnheiten gehört, und wenn wir auch nicht ſofort das dortige Bürgerrecht erwerben können, ſo mögen doch die Inſaſſen der andern Planeten uns in manchen weſentlichen Beziehungen nachbarlich verwandt ſeyn. Aber von welcher Art ſollen wir uns die Bewohner der Kometen auch nur gedenken? Wenn wir ſie nicht faſt von allem Körperlichen entkleiden wollen — womit zugleich das Eingeſtändniß verbunden iſt, daß wir uns gar keinen beſtimmten Begriff von ihnen machen können — ſo bleibt kaum eine Möglichkeit für ſie übrig.

Nun wird es auch möglich ſeyn, über den Werth oder Unwerth der oft gehörten Behauptung, die Kometen könnten den Planeten und alſo auch insbeſondere unſerer Erde Gefahr drohen, ſich ein beſtimmtes Urtheil zu bilden. Dieſe Gefahren wollte man erblicken

1) in einer Perturbation der Bahnen, dergeſtalt, daß ein Planet oder Mond in eine ganz andere Laufbahn als die bisherige geworfen würde, womit zugleich eine Veränderung der Klimate und der geſammten Naturökonomie herbeigeführt wäre, die es z. B. den Menſchen unmöglich machen könnte, ferner die Erde zu bewohnen;

2) in einem möglichen Zuſammenſtoßen mit einem Planeten, woraus eine Zertrümmerung des letztern, oder doch höchſt gewaltſame Kataſtrophen und bleibende Veränderungen ſeiner Rotationsaxe, ſeiner Umlaufszeit u. dgl. hervorgehen müßten;

3) in einer Veränderung des Zuſtandes der Erdatmoſphäre, herbeigeführt durch ihre Vermiſchung mit einem Kometenſchweif oder Nebel, in Folge deren die Atmoſphäre ſchädliche Stoffe in ſich aufnehmen, mit Feuchtigkeit überſättigt werden oder umgekehrt dieſe in einem beunruhigenden Grade verlieren könnte. So wollte Whiſton die Sündfluth durch einen Kometen erklären.

Das Angeführte würde hinreichend seyn, die traurigsten Befürchtungen zu rechtfertigen, und der alte Aberglaube würde, mit neuer Wissenschaft aufgeputzt, wieder ans Licht treten und nicht Aberglaube mehr heißen wollen. Der Komet würde das Uebel nicht mehr *vorbedeuten*, sondern direkt *bewirken*, was leider für uns wehrlose Erdbewohner auf Eins hinauslief. Niemand aber kann gleichgültig bei Fragen seyn, die die Existenz des ganzen Menschengeschlechts betreffen, und deshalb möge hier Einiges zur Beantwortung derselben versucht werden.

Was den *ersten* Punkt betrifft, so zeigt der Komet, trotz seiner Größe, in Folge der beispiellosen Verdünnung und Verflüchtigung eine so geringe Masse, daß noch in keinem einzigen Falle die geringste perturbirende Wirkung wahrgenommen ist. Die Lage und Gestalt der Bahnen ist so beschaffen, daß jeder nur einigermaßen massenhafte Körper sehr starke Wirkungen äußern müßte. So aber ging der *Halley'sche* Komet 1835 der Erde in einer Distanz von nur 4½ Millionen Meilen nördlich und fast unter rechtem Winkel rückläufig vorüber, eine der gefährlichsten Lagen, die man sich denken kann, hätte der Komet eine beträchtliche Masse gehabt. Der Enke'sche Komet kam dem Merkur 1835 noch weit näher; der Komet von 1819 stand so, daß die Erde durch seinen Schweif ging (am 26. Juni); der Komet von 1770 kam vollends der Erde bis auf 360,000 Meilen nahe, dem Jupiter zu zwei verschiedenen Malen noch näher. Alle diese Beispiele datiren aus neueren Zeiten, und gründen sich auf genaue, zuverläßige, scharf berechnete Beobachtungen, und man kann leicht erwägen, daß dergleichen Begegnungen in älteren Zeiten sich nicht seltener als jetzt ereignet haben werden. Weit entfernt aber, daß irgend eine bleibende Umformung eingetreten wäre, auch selbst von blos momentanen Störungen weiß die Astronomie nichts. Eine Veränderung des Orts im Weltraume nur von 5 Bogensekunden, eine Abweichung in der Dauer eines Jahres von nur zwei oder drei Zeitsekunden, eine Veränderung in der Richtung der Are von nur einer halben Sekunde — sämmtlich viel zu geringe Aenderungen, um auf die Naturverhältnisse der Planeten den geringsten Einfluß zu üben — können der heutigen Astronomie nicht mehr entgehen: sie werden wahrgenommen, scharf geprüft und in ihren Ursachen dargelegt. Aber auch selbst so geringe Aenderungen haben jene

Kometen, oder irgend andere, nicht zu bewirken vermocht. Der Komet von 1770 müßte, wäre er der Erde an Maſſe gleich geweſen, das laufende Jahr um 15,000 Sekunden verlängert haben; der gänzliche Mangel eines derartigen Erfolgs zeigt uns dagegen, daß dieſer Komet höchſtens den 6000ſten Theil der Erdmaſſe haben könne. Umgekehrt aber haben die Kometen die gewaltigſten Wirkungen von Seiten der Planeten erfahren; ihre Rückkehr wird in Folge derſelben nicht um Sekunden und Minuten, ſondern um Jahre verfrüht oder verſpätet (für den Kometen von 1811 betragen die Störungen, nach Argelanders Rechnung, bis zur nächſten Wiederkehr gegen 170 Jahre Verfrühung), und eben ſo ändern ſich Neigung, Knoten, Lage des Perihels u. dgl. von Umlauf zu Umlauf häufig um mehrere Grade. — Iſt aber, wie unbedingt zugegeben werden muß, die geringe Maſſe der Kometen die Urſache, daß dieſe Wirkungen nur einſeitig wahrgenommen werden, ſo iſt auch von künftigen Annäherungen nichts für uns, noch für andere Planeten zu fürchten, ſondern nur für die Kometen ſelbſt.

Aber das Zuſammenſtoßen? Die geringſte Maſſe, wäre ſie nur hinreichend concentrirt und zu einem feſten Körper verdichtet, würde genügen, gewaltige Zerſtörungen zu bewirken. Geben wir dem feſten Kern auch nur wenige Meilen Durchmeſſer, denken wir ihn nur wie Teneriffa oder Malta, führen ihn aber mit beiläufig 300 Meilen Geſchwindigkeit der Erde, die 245 in der Minute hat, entgegen, und wir werden ſehen, daß der Komet zertrümmert wird, aber nicht ohne meilentief einzuſchlagen, große blühende Länder mit ſeinen Trümmern zu bedecken und alles Leben in ihnen im Moment zu zerſtören, den Ozean aus ſeinem Gleichgewicht zu bringen, ſo daß er ganze Kontinente überfluthet, die Erdaxe zu verändern, die Rotationsperiode beträchtlich zu ſtören, der ganzen Landkarte eine andere Geſtalt zu geben und zugleich bleibende klimatiſche Veränderungen hervorzubringen. Es liegt nahe, manche der früheren Kataſtrophen unſeres Erdkörpers, von denen Spuren ſich erhalten haben, mit Kometen in Verbindung zu bringen; allein einmal iſt die Möglichkeit des Zuſammenſtoßens mit einem Kometenkerne eine überaus fernliegende, da — nach Olbers — Ereigniſſe dieſer Art durchſchnittlich in 220 Millionen Jahren einmal ſich ereignen; andererſeits iſt

hierbei vorausgeſetzt, daß wirklich ein feſter Kometenkern exiſtire. Aber nach dem Obigen iſt nicht anzunehmen, daß irgend ein Theil des Kometen ſolid ſey. Kein Kometenkern hat ſich bis jetzt ſcharf begrenzt gezeigt, ſondern immer war es nur der dichteſte Theil der Lichtmaſſe. Kein Komet, ſelbſt wenn er Nachts alle Sterne überglänzt hätte, zeigt ſich dem Fernrohr am Tage, während doch Planeten und hellere Fixſterne ohne Mühe am Tage beobachtet werden können. Und eben ſo ſpricht die raſche Verän-derlichkeit, die man am ſogenannten Kerne nicht minder als an andern Theilen bemerkt, für einen incohärenten Zuſtand ſeiner Materie. Verhält es ſich aber ſo, ſo ſind auch von einem direkten Entgegenkommen keine verderblichen Folgen zu erwarten, wenn ſich auch nicht leugnen läßt, daß das Phänomen ein höchſt intereſſantes und mancher wichtige Aufſchluß davon zu erwarten wäre.

Endlich der dritte Punkt. Wenn gleich der feſte Erdkörper in ſeiner Geſtaltung, und noch weniger die Erde in ihrer Bahn irgend etwas von einem Kometen zu befahren haben mag, ſo iſt doch die Atmoſphäre der Erde den Einflüſſen ausgeſetzt, welche er ſelbſt, ſeine Nebelhülle oder ſein Schweif bei einer Berührung oder nahen Zuſammenkunft ausüben. Wie alſo, wenn z. B. ein Kometenſchweif ſich mit unſerer Atmoſphäre vermiſchte und ſo ihre Zuſammenſetzung änderte, was in Beziehung auf uns doch wohl auf eine Verſchlechterung, wo nicht gänzliches Verderben, hinauskommen würde? Hierüber beſtimmt zu entſcheiden, iſt nicht möglich. Nur das möge erinnert werden, daß die Beſtandtheile des Kometen nicht gasförmige ſeyn können. Eine neue Kompoſition unſerer Atmoſphäre ſtatt der bisherigen, könnte alſo aus der Berührung auch nicht hervorgehen, höchſtens könnte ſie mit andern beigemengten (ſtaubförmigen?) Theilen vermiſcht werden. Indeß iſt aus der Berührung am 26. Juni 1819 thatſächlich keine Alteration der Atmoſphäre hervorgegangen, die einen ſolchen Einfluß dargethan hätte, und ohne die Berechnungen der Aſtronomen wüßten die Erdbewohner von jener Berührung nichts. Daß die beträchtliche Hitze, welche die Monate Juli und Auguſt 1819 auszeichnete, eine Folge jener Berührung geweſen, iſt möglich, ich würde ſelbſt ſagen wahrſcheinlich, wenn nur jene erhöhte Temperatur in allen, oder auch nur den meiſten Gegenden unſerer Erde merklich geweſen wäre. Allein weder 1819 noch irgend ein

anderer Sommer hat sich allgemein als ein heißer gezeigt, und die Vergleichungen der Temperaturen verschiedener Erdgegenden zeigen deutlich, daß außerordentliche Jahreszeiten stets nur eine lokale Bedeutung haben. Der strenge Winter z. B. trifft fast niemals auch nur ganz Europa, obgleich dieser Erdtheil kaum $^1/_{20}$ der Erdoberfläche beträgt, sondern der Norden und Süden, so wie der Osten und Westen desselben stehen fast regelmäßig im Gegensatze. Man vergleiche nur z. B. die Jahrgänge, welche Petersburg als strenge Winter aufführt, mit denen, die am Rhein für solche gelten, und man wird unter fünf Wintern kaum einen congruenten finden. Islands und Deutschlands Winter sind sogar fast regelmäßig entgegengesetzt mild oder streng. Es ist also vergeblich, aus Beobachtungen einzelner Orte und Gegenden allgemeine Gesetze für die Einwirkung der Kometen ableiten zu wollen, und gleichwohl sind alle bisherigen Versuche in solcher Weise ausgeführt worden. Als die ausführlichsten und umfassendsten Untersuchungen dieser Art können die Littrowschen bezeichnet werden, deren Resultat dahin geht, daß den Kometenerscheinungen eben so oft warme als kalte oder gewöhnliche Jahre und Jahreszeiten folgen und daß eine gesetzmäßige Abhängigkeit sich nicht zeige. Wer nach dem Einzelnen und Lokalen sein Urtheil bilden will, darf nicht erwarten, daß es ein allgemein gültiges seyn werde. Weil in Deutschland die beiden durch große Kometen ausgezeichneten Jahre 1811 und 1819 auch sehr heiße Sommer brachten, und namentlich das erstere einen trefflichen Wein erzeugte, so hatte sich bei Vielen die Meinung gebildet, beides stehe in einem ursächlichen Zusammenhange. Allein eben diese Jahre waren in anderen Erdgegenden, denen die Kometen doch nicht minder sichtbar waren, gemäßigt oder auch kalt, und 1826, 1834 und 1842, deren Sommer in Norddeutschland jenen Jahren an Hitze nicht zurückstanden, waren durch keine oder doch nur durch so unscheinbare teleskopische Kometen, wie sie recht jedes Jahr bringt, bezeichnet. Nun bleiben freilich noch Möglichkeiten genug übrig — denn was wäre nicht alles möglich da wo man nichts weiß. Der nahe kommende Komet könnte auf heiteren oder trüben Himmel, auf Feuchtigkeit oder Trockenheit, auf Winde, Wasserstand u. dgl. Einfluß haben. Soll man nun alle diese Dinge auf die Kapelle bringen? Eine Wirkung im Ganzen und Großen, die sich auch

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21355 / 031

ohne ſo ſchwierige Unterſuchungen manifeſtiren müßte, iſt offenbar nicht vorhanden, und was die etwa möglichen ſchwächeren partielleren Wirkungen betrifft, ſo geſtehe ich wenigſtens offen, daß ich eben ſo gern und etwa mit eben ſo viel Ausſicht auf Erfolg den Einfluß des Hamburger Kurszettels oder des Ausgangs der engliſchen Wettrennen auf die Witterung unterſuchen möchte, als die vermeintliche Wirkung der Kometen; das wahrſcheinlichſte Reſultat wäre in dem einen wie in dem andern Falle — unnützer Zeitverluſt.

Ueberhaupt muß erinnert werden, daß Zuſammenſtellungen dieſer Art eine Unbefangenheit des Urtheils, eine Freiheit von vorgefaßten Meinungen erfordern, wie ſie ſich in den bisher bekannt gewordenen über die Kometen meiſtens nicht gezeigt hat. Wenn man die Reihe der Kometenerſcheinungen nach Jahrgängen ordnet, und nun in den Chroniken ſo lange nachſucht, bis es gelungen iſt, aus irgend einem Lande — oft ſogar nur Stadt oder Dorfe — eine große oder kleine Kalamität, gleichviel welche, aufzutreiben; wenn man allenfalls mit einem mißgebornen Kalbe oder einem von Juden angeblich gemordeten Chriſtenkinde vorlieb nimmt, dabei auch noch in Anſehung des Zeitpunkts nichts weniger als difficil iſt und es ſich auch wohl gefallen läßt, wenn das Unglück, ſtatt dem Kometen zu folgen, ihm vorherging oder ihn begleitete — dann freilich kann nichts leichter ſeyn als Alles zu beweiſen und Alles zu widerlegen. Nicht als ob eine ſo rohe Unwiſſenſchaftlichkeit allen zum Vorwurf gemacht werden könnte, die ſich dieſen Nachforſchungen hingegeben, aber ein durchaus konſequentes Verfahren, wie Logik und Mathematik es in ſolchen Fällen vorſchreiben, hat noch Niemand eingeſchlagen, wahrſcheinlich weil die, welche mit hinreichenden Kenntniſſen einen vorurtheilsfreien Blick und echte Wahrheitsliebe verbanden, ſich ſehr bald von der Unhaltbarkeit und Nichtigkeit der vulgären Behauptungen überzeugten.

Habe ich nun im Vorſtehenden auf die Frage, welchen Zweck die Kometen im Univerſum erfüllen, keine Antwort gegeben, ſo geſtehe ich nunmehr offen, daß ich auch keine zu geben weiß. Muthmaßen läßt ſich hierüber Manches, entſcheiden Nichts. Ich kenne keine nur einigermaßen begründete Muthmaßung, am allerwenigſten jedoch möchte ich der beipflichten, die in der

Kometenmaterie gleichsam eine Nahrung, einen Brennstoff für das Sonnenfeuer erblickt. Daß die Kometen sich nicht in die Sonne versenken und eben so wenig aus ihr hervorgehen, ist wenigstens gewiß. Ein Körper, der seine bestimmte Bahn beschreibt und bleibende Existenz hat, wird auch wohl seinen Zweck in sich selbst erfüllen und vom Schöpfer zu etwas Höherem bestimmt seyn, als zu einem bloßen Diener anderer Weltkörper. Uns aber mögen die Kometen, nachdem sie lange genug Schreckbilder und Zuchtruthen vorgestellt haben, ohne irgendwie zu nützen, durch immer genauere Betrachtung und Untersuchung ihrer Laufbahnen und Veränderungen zu einer fort und fort tieferen Einsicht in das große Ganze der Schöpfung und in die Gesetze seiner Bewegungen führen, wie denn schon ein schöner Anfang dazu gemacht worden ist. Leisten sie uns, je länger je mehr, diesen geistigen Dienst, so können wir Erdenbewohner uns fest überzeugt halten, daß sie einen Zweck erfüllen, der dem Allmächtigen wohlgefällt.

Mädler.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Der bisherige Privatdocent, Dr. jur. Freiherr von Richthofen, iſt zum außerordentlichen Profeſſor in der juriſtiſchen Fakultät an der Univerſität ernannt worden.

Bonn. Die Zahl der Studirenden, welche im vorigen Sommer 619 betrug, iſt in vergangenem Winterſemeſter auf 601 zurückgeſunken. Am zahlreichſten beſucht iſt die juriſtiſche, am ſchwächſten die evangeliſch-theologiſche Fakultät, bei welcher noch überdem meiſt Ausländer, beſonders Schweizer und Norddeutſche, immatrikulirt ſind. Bonn nimmt immer mehr die Stelle Göttingens als vornehme Univerſität ein, neben einer großen Zahl von Namen des älteſten Adels lieſt man in dem Verzeichniſſe auch die Namen eines Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, des Erbprinzen von Lippe-Detmold und der Fürſten von Aremberg, Croy und Ligne.

Merkwürdig iſt, daß in dieſer rheiniſchen Univerſität keine einzige Vorleſung über das rheiniſche Recht gehalten wird.

Als Profeſſor der Dogmatik in der katholiſch-theologiſchen Fakultät iſt der Regens des Seminars zu Speier, Hr. Dieringer berufen, die Profeſſoren der katholiſchen Theologie, Dr. Achterfeld und Dr. Braun aber aus der katholiſchen Fakultät entfernt worden, indem der Erſtere als Domherr nach Münſter, der Letztere in die philoſophiſche Fakultät verſetzt worden iſt.

Freiburg. Der bisherige Profeſſor des Strafrechts, der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte und des deutſchen Privatrechts an der Univerſität Berlin, von Moringen, iſt in dieſer Eigenſchaft an die Univerſität Freiburg berufen worden.

Heidelberg. An dieſer Univerſität iſt für das Studienjahr 1843—44 der Hofrath und ordentliche Profeſſor der Mathematik, Dr. Schweins zum Prorector gewählt und von der Regierung beſtätigt worden. Decane ſind die Profeſſoren Umbreit, von Wangerow, Liedemann und Freiherr von Reichlin-Meldegg.

Der außerordentliche Profeſſor Dr. Th. Biſchoff wurde zum ordentlichen und der Privatdocent im Lehrfach der Chemie Dr. Dolliſs zum außerordentlichen Profeſſor befördert.

Leipzig. Der königl. baieriſche Appellationsgerichtsrath, Dr. von der Pfordten in Aſchaffenburg hat den Ruf als Profeſſor des Pandektenrechts, ſo wie der Profeſſor Wilhelm Weber in Göttingen als Profeſſor der Phyſik erhalten.

Marburg. Der ordentliche Profeſſor der Rechte, Dr. L. Löbell iſt zum Vicekanzler und der außerordentliche Profeſſor der Medicin Dr. L. Fick zum ordentlichen Profeſſor der Anatomie ernannt worden.

Tübingen. Das Rectorat der Univerſität für das Studienjahr 1843—44 wurde dem ordentlichen Profeſſor der evangeliſch-theologiſchen Fakultät Dr. Schmid übertragen.

Kirche.

Böhmen zählt über 85,000 Mitglieder augsburgiſcher und helvetiſcher Confeſſion. Jede dieſer Confeſſionen hat einen Superintendenten, welcher unter dem Conſiſtorium zu Wien ſteht. Nach der Sprache, in welcher Gottesdienſt gehalten wird, theilen ſich die Confeſſionsgenoſſen in böhmiſche und deutſche Gemeinden, von denen jede einen Paſtor und einen Gemeindevorſtand hat. Auf dem Lande ſind drei Seniorate mit 17 Gemeinden augsburgiſcher Confeſſion, worden 3, als Filiale der böhmiſchen Gemeinde in Prag, weder Verband noch

Schule besitzen; von den übrigen 14 Pastoraten haben nur 9 Bethaus und Schule, bei 5 fehlt aber die Letztere. Von den 17 Gemeinden sind 11 böhmisch, die übrigen deutsch. Die helvetischen Confessionsgenossen haben 37 Gemeinden auf dem Lande, von denen alle, mit Ausnahme einer einzigen, böhmisch sind. Sie haben sämmtlich Bethäuser, doch 14 keine Schulen; aber 4 Pastorate haben mehr als eine Schule.

Schule.

In Frankfurt am Main schreiten die Vorarbeiten zur Errichtung einer Gewerbschule, unter der einsichtsvollen Leitung des Mechanikers Wagner schnell vor.

In Insbruck wird mit kaiserlicher Bewilligung eine Erziehungsanstalt für Jünglinge aus allen Ständen unter Leitung der Gesellschaft Jesu aus milden Beiträgen errichtet.

Herr Albert von Stephany hat in Wien eine gymnastische Lehranstalt für männliche und weibliche Jugend gegründet.

Kunst.

Der bisherige Director am Städel'schen Institut in Frankfurt am Main, Ph. Veit, wird im Verein mit dem genialen Steinle, eine Malerschule errichten, welcher zunächst Veit's katholische Schüler: Rechel, Wallenberger, Jung u. m. a. sich anschließen werden.

In München dauert die Regsamkeit im Schaffen neuer Kunstwerke rastlos fort. Peter Heß arbeitet an dem zweiten für den Kaiser von Rußland bestimmten Gemälde (die Schlacht bei Borodin); Kaulbach hat den obern Theil seines umfangreichen Bildes (die Zerstörung von Jerusalem) beendigt: Schnorr aber diesen vergangenen Winter zur Fertigung einiger kleinen Oelgemälde benutzt, deren Stoff der Legende und dem ritterlichen Mittelalter entlehnt ist; Clemens Zimmermann vollendete ein großes und ein kleines Oelgemälde und bereitet andere vor, wozu er die Momente theils der ältern griechischen Geschichte und Mythe theils der Legende und dem Leben älterer Maler entnahm. Heinrich Heß fertigte eine große Zeichnung aus dem Leben des heiligen Bonifacius für die Basilica und einen Carton, der in kolossaler Größe für ein Fenster der Isaakskirche in St. Petersburg in der Glasmanufaktur ausgeführt werden soll. Monten und Schelver haben zwei Momente aus der Schlacht bei Leipzig dargestellt. Im Fache der Landschaft waten die Künstler Heinlein, Alb. Zimmermann, Morgenstern, Ezdorf, Schiller, Kaiser, Meelmaler, u. A.; im Gebiet der Genremalerei Simonten, Flüggen, Folz, Bürkel ꝛc. thätig; Schwanthalers Atelier ist mit neuen Schöpfungen erfüllt, worunter, neben einer kolossalen für Speier bestimmten Statue Rudolphs von Habsburg, sich vier große Bildsäulen befinden, sinnbildlich die vier Kreise Baierns darstellend, sämmtlich in weißem Marmor ausgeführt.

Der bisherige Professor an der Universität Halle, Dr. A. Schöll ist zum Director des freien Kunstinstituts der Gemäldesammlung und des Kupferstichkabinets in Weimar und gleichzeitig zum Hofrath ernannt worden.

Dem Privatgelehrten, Dr. G. W. Schulz ist die erledigte Inspection der k. Antiken- und Münzsammlung in Dresden, mit dem Beisitz im akademischen Rath der Kunstakademie, übertragen worden.

Literatur.

In dem Bereich der schönen Literatur arbeitet Gutzkow mit unverdrossenem Eifer und seltener Ausdauer fürs Theater. Kaum ist ein neues Stück seiner Hand über die Bretter gegangen, so sprechen öffentliche Blätter schon wieder von neuen Entwürfen, die seine unverdrossene Feder bearbeitet. Es scheint, als wolle er durch die Masse seiner dramatischen Arbeiten sich die Stelle als Dramatiker erkämpfen, welche ihm ein großer Theil des Publikums noch immer versagt. Das Lob seiner Freunde genügt doch nicht ganz, seinen Ruf festzustellen. Es geht ihm fast wie Victor Hugo, der trotz der Claqueurs Fiasco gemacht hat.

Sternberg scheint in seiner „Diana" eine Probe seines vielseitigen Talents haben geben wollen. Er tritt darin aus seinem bisherigen Kreis seiner Darstellungen heraus und nähert sich mehr der in England so beliebten Romane, wo Kinder verwechselt werden oder ihren Vater aufsuchen, oder plötzlich durch die Gewinnsucht eines Naturalisten zu einer reichen Erbschaft kommen, und die durch die bunte Mannichfaltigkeit von keck zusammen gewürfelten Abenteuern das durch Ueberreizung schlaff gewordene Publikum zu fesseln suchen. Uns scheint, als wenn dem Roman des deutschen Dichters die Anschaulichkeit des gewöhnlichen Lebens fehle, als wenn seine Phantasie oft mit dem berechnenden Verstande davon liefe. Doch Unwahrscheinlichkeit in der Anlage und Unzusammenhang im Faden der Erzählung darf man wohl nicht zu streng tadeln, wenn das ganze so schöne Zeugnisse von Poesie und Reife der Lebenserfahrung giebt, wie eben die „Diana."

Adolph „Regina" wird eine Herzensgeschichte genannt. Die Erzählung hat schöne Momente und doch möchten wir sie keine Herzensgeschichte nennen, da das Gefühl bei den

Hauptpersonen viel zu geschraubt oder zu verflacht ist, um wirklich aus dem Herzen zu kommen.

Zu den interessantesten Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit gehört auch Thomas Thornau, der vielfach in öffentlichen Blättern besprochen wurde. Er trägt alle Schwächen und alle Vorzüge unserer Zeit: Reichthum der Scenerie, Glanz der Darstellung, eine fast lyrische Fülle von poetischen Anschauungen, aber Charakterlosigkeit in den Charakteren, Zudringlichkeit im Plane und jenes Streben, eine utopische Weltansicht geltend zu machen, die jetzt wenigstens nicht mehr am Platze seyn möchte. Es ließe sich viel darüber sagen, trotz dem Vielen, das schon gesagt worden ist, wenn hier der Ort und Raum dazu vorhanden wäre.

Mit vielem Interesse haben wir den „falschen Woldemar" von Alexis gelesen. Da der Dichter die alte Sprache der Chroniken nachahmen wollte, so muß man schon damit sich zufrieden geben, obgleich sie häufig sehr störend für den Eindruck des Ganzen wirkt; die einzelnen Charaktere sind gut gehalten, die historischen Personen ziemlich gut portraitirt, nur möchten wir die zweideutige Weise tadeln, wie der Dichter gegen den Schluß des Werks den Hauptheldeu behandelt hat. Wir können nicht glauben, daß ein Fürstenhaus, wie das von Anhalt, einen Mann in ihre Mitte hätte aufnehmen und als seinen Verwandten behandeln können, der so sichtbare Zeichen seiner Unächtheit gegeben.

In der historischen Literatur sind manche schätzbare Werke erschienen, von denen wohl Schlosser's neue Bearbeitung der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" mit Recht den ersten Rang in Bezug auf ausgebreitete Belesenheit und zweckmäßige Zusammenstellung der Thatsachen einnimmt. — Birch's Geschichte Ludwig Philipps wird sehr gelobt und ist bis zum zweiten Bande vorgeschritten. — Die Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen auf Kosten der preußischen Regierung rückt rasch vor. — Mit großem Interesse sind die Memoiren des Ritter von Lang gelesen worden.

In der politischen Broschürenliteratur ist aber einige Ebbe eingetreten, seit Herwegh's vielbesprochenem Briefe.

Vereine.

Die Allgemeine Zeitung hat einen weitläuftigen Bericht über die Thätigkeit des in Stuttgart seit einigen Jahren bestehenden „literarischen Vereins" gebracht. Es werden darin eine Menge alter Werke namhaft gemacht, welche durch diesen Verein im Original dem das Alterthum liebenden Publikum zugänglich gemacht worden sind; und wir freuen uns über die rasche Aufeinanderfolge dieser Ausgaben um so mehr, da wir wissen, wie wenig dieser Zweig der Literatur auf die unterstützende Theilnahme eines größern Publikums rechnen darf. Nur den Bemühungen eines Vereins, welcher die bedeutendsten Mitglieder unsers Vaterlandes zu seinen Mitgliedern zählt, war es möglich, eine so umfassende Thätigkeit zu entfalten. Wir können hier die Werke nur kurz namhaft machen, welche bereits erschienen oder zum Druck vorbereitet sind, doch wird schon dies hinreichen, um die großartige Wirksamkeit des Vereins darzustellen, der sich nicht blos auf Deutschlands Vorzeit beschränkt. Die Herausgabe von alten Werken begann mit „Elsener's straßburgischer Chronik", dieser folgten „des schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft"; „Ott Rulands Handlungsbuch", Felix Fabri's „Evagatorium", „de viris illustribus" von Aeneas Sylvius; der Verein beabsichtigt ferner das Original der „Chronik des edlen Ramon Muntaner" herauszugeben, von dem Lanz eine treffliche Uebersetzung im vorigen Jahre lieferte, welcher sich dann die „regensburgische Chronik", die „livländische Reimchronik", der „Codex hirsaugiensis", das „badenburgische Urbarbuch, Urkunden zur Geschichte Karl V.", Leu's von Rosmital „Ritter-, Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande", „Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans", „Dichtungen des romanischen Mittelalters" und mehrere andere Werke anschließen werden.

Vermächtnisse.

Der verstorbene Pfarrer Decbant J. E. Kaul zu Tendern hat testamentlich verschiedene, im Ganzen 9061 fl. 17½ kr. betragende Vermächtnisse zu Kirchen, Schulen und Armenzwecken gestiftet, welche die landesherrliche Bestätigung erhalten haben.

Preisaufgaben.

Die fürstlich jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig hat für die Jahre 1843 und 1844 folgende Preisaufgaben ausgestellt:

1) Aus der Geschichte, für 1843: „Es ist darzuthun, von welcher Art das Benehmen und Treiben der Jesuiten in Polen von der Regierung Heinrichs von Valois (Anjou) bis zum Jahre 1764 gewesen und wie Stand und Recht der sogenannten Dissenter auf ihren Betrieb zu Grund gerichtet worden sind." — Für 1844: „Geschichte des politischen Verkehrs zwischen der Republik Polen und den Königen von Frankreich bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wobei hauptsächlich die Geschichte der polnischen Königswahl und der Regierungen Johann Casimir's und Johann Sobieski's ins Auge zu fassen sind."

2) Aus der Physik und Mathematik, für 1843: „Zusammenstellung der wichtigsten analytischen und synthetischen Methoden, welche seit Monge in der Geometrie erfunden worden sind, und Bestimmung der Grenzen ihrer fruchtbaren Anwendung." — Für 1844: „Mehrere neuere Physiker haben durch Versuche und Erörterungen nicht wenig beigetragen, die Theorie der sogenannten subjectiven Farben ins Licht zu setzen, die Sache aber noch nicht ausgemacht. Daher wird eine neue Reihe von Versuchen und Beweisführungen begehrt, aus welchen eine sichere und einleuchtende Theorie und der vollkommene Zusammenhang jener Erscheinungen hervorgehe.

3) Aus der politischen Oekonomie in Bezug auf Sachsen, für 1843: Da die Dauer des preußisch-deutschen Zoll-Vereinigungs-Vertrags mit dem Königreich Sachsen durch Artikel 41 des berliner Vertrags vom 30. März 1833 vorläufig bis zum ersten Januar 1842 festgesetzt worden ist, und derselbe, wenn er während dieser Zeit oder spätestens zwei Jahre vor dieser Frist nicht gekündigt wird, auf 12 Jahre als verlängert angesehen werden soll; so fand sich die Gesellschaft bewogen, ihre bereits 1834 aufgestellte und im Jahre 1837 beantwortete Preisfrage sachkundigen Männern nochmals zur Beantwortung vorzulegen. Sie stellt daher die Frage: „Welche Einwirkung auf den Flor des sächsischen Gewerbfleißes und Handels hat der Anschluß des Königreichs Sachsen an den preußisch-deutschen Zollverein nach einer mehr als neunjährigen Erfahrung gehabt?" — Für 1844: „Die geognostische Beschreibung irgend eines natürlich abgegrenzten Landstrichs des Königreichs Sachsen in agronomischer Beziehung auf Getreide, Wein und Waldbau, mit Ausschluß des Bergbaus." — Sprache der Preisschriften: lateinisch, französisch oder deutsch. — Termin der Einsendung: Ende November des bezeichneten Jahres. — Adresse: an das Secretariat der Gesellschaft. — Preis: eine Goldmünze, 24 Dukaten an Werth.

Schweiz.

Literatur. Als eine interessante Erscheinung in der Journalliteratur wird die „Revue Suisse" gerühmt, welche in Lausanne unter der Redaktion des Herrn Olivier, Professor der dasigen Akademie erscheint. Olivier hat sich schon durch mehrere gehaltvolle Schriften, wie den Canton de Vaud, eine typographisch-statistisch-historische Beschreibung des ehemaligen Waadtlandes, die Etudes d'histoire nationale, und eine Gedichtsammlung „Les deux voix par Juste et Caroline Olivier", bekannt gemacht. Die Revue Suisse hat die äußere Einrichtung und Stoffeintheilung der Revue des deux Mondes.

Belgien.

Literatur. Herr Gachard, Oberarchivar der südlichen Niederlande gibt eine Sammlung bisher noch ungedruckter Briefe Wilhelms I. heraus, welcher interessante Briefe Granville's an den Prinzen von Oranien nebst Berichten Wilhelms von 1554 bis 1556, wo er in Philippeville kommandirte, an die Königin Maria und König Philipp II. beigefügt werden sollen.

Schweden.

Literatur. Im Jahre 1843 erschienen im ganzen Reiche 116 periodische Schriften, von denen 6 für Theologie, 1 für Jurisprudenz, 1 für Medicin, 1 für Pädagogik, 4 für Landwirthschaft und Thierarzneikunde, 1 für Gewerbkunde, 1 für Physiographie, 1 für Botanik, 1 für Gärtnerei, 1 für Kriegswissenschaft, 1 für das Seewesen, 1 für den Bergbau, 1 für Politik als Wissenschaft, 1 für Kunst und Moden, 2 der Wissenschaft überhaupt, 1 für Verbreitung volksthümlicher Bildung bestimmt waren. Die übrigen sind mit Politik, Tagesfragen, Neuigkeiten und Lokalnachrichten gefüllt. Die nicht wissenschaftlichen Journale stehen, besonders in der Provinz, auf einer sehr niedern Stufe und sind meist nur das Echo der stockholmer Zeitungen.

In der Theologie hat die Uebersetzung des „Leben Jesu" von Strauß einige Bewegung hervorgerufen, indem sich mehrere Schriftsteller bemüht haben, dessen Unwahrheit nachzuweisen theils durch Uebersetzung deutscher Gegenschriften jenes Werkes, wie der Schriften Tholuck's, Ullmann's, Müllers u. A., theils durch eigene Arbeiten, wie „das Leben Jesu" vom Docenten Melin in Lund, die Vorlesungen über die Glaubwürdigkeit der Evangelien des Professor Anbé in Upsala.

In der Philosophie sind manche schätzenswerthe Neuigkeiten erschienen. Der Lector Petrelli stellt in seinem Werke „Gedanken über den Zustand der menschlichen Seele nach dem Tod ꝛc." eine eigenthümliche Meinung auf, indem er von der Todesstunde bis zur allgemeinen Auferstehung vor dem jüngsten Gericht einen Mittelzustand annimmt, den er „Reinigungsstadium" nennt. Professor Hwasser hatte in seiner Schrift „über die Ehe" theils völlig unbegründete, theils übertriebene Beschuldigungen gegen die sittlichen Ansichten Plato's und Göthe's rücksichtlich der Ehe vorgebracht. Die Professoren C. A. Schröder und Atterbom haben

in der von ihnen gemeinſchaftlich abgefaßten Schrift „Plato und Goethe“ dieſe Herren gegen jene Anſchuldigungen vertheidigt. Fr. Afzelius ſpricht ſich in einer Vorrede zu einer Ueberſetzung Hegel's ſtark gegen Schelling und deſſen Auftreten in Preußens Hauptſtadt aus, wobei er aber leider nur Klatſchereien zuſammenſtellt, die er wahrſcheinlich in Berlin vernommen, ohne daß dieſe etwas für ſeine Behauptungen beweiſen; er klagt, daß Hegel in Schweden ſo wenig ſtudirt werden, und vergißt, daß Profeſſor Bring in Lund ſo eben in Form akademiſcher Diſſertationen ein Lexikon zum Verſtändniß der Hegel'ſchen Terminologie herauszugeben begonnen hat, und Snellman, eigentlich Docent in Hilängfors, aber ſeit Jahren in Schweden privatiſirend, ein Werk erſcheinen läßt, „die Lehre vom Staate“, das, wenn auch viele ſelbſtſtändige und eigenthümliche Anſichten enthaltend, doch auf Hegel'ſchen Grundlagen ruht.

Das Feld der Geſchichte wird ſehr fleißig angebaut. Das wichtige Quellenwerk „Svensk Diplomatarium“ iſt bis zum dritten Bande gediehen, den Hildebrand beſorgt hat; die Herren Kröningsſvärd und Lydén haben die Herausgabe eines Diplomatarium dalecarlicum begonnen; die „Aktenſtücke zur ſkandinaviſchen Geſchichte“ (von einer Geſellſchaft Gelehrten beſorgt) iſt bis zum 20. Bande, das Archiv von De la Gardie, deſſen Herausgeber Propſt Wieſelgren iſt, bis zum 16. Bande fortgeſchritten; Propſt Afzelius hat den vierten Theil ſeiner „Schwediſchen Sagengeſchichte“ (1200—1363) geliefert; Obriſtlieutenant und Landshauptmann Montgomeri eine Geſchichte des Kriegs zwiſchen Rußland und Schweden in den Jahren 1808 und 1809 gegeben, die aber nur aus militäriſchem Geſichtspunkte abgefaßt iſt. Cruſenſtolpe's Porteſeuille, Quellenſammlung für die neuere Geſchichte, iſt bis zum dritten Theile fortgeſchritten. Für die alte Geſchichte des Landes bemüht ſich Dybeck in der Zeitſchrift für die vaterländiſche Vorzeit „Runa.“ Zu den werthvollern ſelbſtſtändigen Arbeiten gehören Fryxell's Beritteiser i Svenska Historier (eine Schilderung Chriſtierns und ihrer Zeit) und Profeſſor Geijer's vermiſchte Schriften.

Für Geographie ſind vier Reiſewerke zu nennen: des Flottenkapitän Goſſelmann Reiſe in Südamerika, Snellman's Reiſe in Deutſchland, Dr. Siljeſtröms Bemerkungen über Norwegen, die er als Begleiter der franzöſiſchen Nordpolexpedition ſammelte, Arvidſon's „Norden und Süden“, eine Reiſe von Ayafara bis Neapel in den Jahren 1835 bis 1839 gemacht. Docent Rieg hat eine brauchbare, wenn auch etwas zu compendiöſe Geſchichte der Geographie und geographiſchen Entdeckungen herausgegeben.

In der ſchönen Literatur wird viel gedichtet und geſungen, doch nicht immer rein und angenehm. Manche früher gute Dichter zeigen eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte, wie z. B. die ſonſt beliebte Euphroſyne (Frau Byſtröm). Das Schönſte, was das vergangene Jahr gebracht hat, iſt wohl Runenberg's Idylle „der Weihnachtsabend.“ Der Roman wird eifrig bearbeitet. Die Namen Almquiſt, Roſén, Fr. Bremer, Cruſenſtolpe ſind bekannt, doch möchte nichts, was ſie in dieſem Jahre dem Publikum übergeben haben, ihren frühern Ruf begründen und ſteigern. Freilich wer, wie die Bremer, vertragsmäßig gehalten iſt, dem Buchhändler jährlich 2 Romane zu liefern, der kann unmöglich auf etwas anderes ſehen, als nur die Bogen zu füllen.

Norwegen.

Jacob Aall, hochgeachtet ſeines trefflichen, freiſinnigen Charakters wegen, hat eine Geſchichte ſeines Vaterlandes ſeit 1800 beendet, in welcher er die Begebenheiten, an denen er ſelbſt einen ſo bedeutenden Antheil genommen, darſtellt. Man erwartet eine mehr als gewöhnliche unparteiliche, treue Darſtellung der Thatſachen. Sie ſoll weſentlich von der Darſtellung der norwegiſchen Conſtitutionsgeſchichte Wergelands abweichen, die man bisher als ein Orakel anzuſehen gewohnt war.

England.

Literatur. Der bekannte Ausſpruch, die Literatur ſey ein Spiegel, in welchem ſich die verſchiedenen Bedürfniſſe und Anforderungen des Volks an die Zeit reflectiren, tritt wohl nirgends ſo deutlich in ſeiner Wahrheit hervor, als in England, das ſo ganz und ausſchließend den praktiſchen Intereſſen des Lebens hingegeben iſt.

Die wiederholt beſprochene Hinneigung zum Katholicismus und ſeine Verſchmelzung mit der engliſchen Hochkirche, welche der Hauptzweck der Puſeyiten iſt, hat eine Maſſe Schriften von Geiſtlichen und Nichtgeiſtlichen hervorgerufen, welche für und wider dieſes Problem ſprechen, während andere Schriften in der Hülle des Roman's und der Dichtung den Katholicismus in den weitern Kreiſen des leſenden Publikums einführen. Engliſche Kritiker ſprechen ſich freilich ſehr mißfällig über dieſe letztern aus, behaupten, daß ſie weder in Form noch Gehalt den Anforderungen einer nur ſchwachen Kritik entſprächen; demungeachtet glauben wir, eben weil ſie immer wieder und in immer größerer Anzahl erſchienen, daß ſie ihren Zweck nicht verfehlen werden.

Die Noth der arbeitenden Classen, welche nach öffentlichen Blättern zu einer bedeutenden Höhe gestiegen und Ursache mehrerer sehr ernsten Unruhen gewesen ist, hat ebenfalls für die Literatur ihre Wirkung gehabt. Mehrere Dichter haben das Beispiel des Cornlaw Rhymers nachgeahmt und sich bemüht, die höhern Classen auf diese wunde Stelle des Staats aufmerksam zu machen. Selbst Bowring hat sich diesen Stimmen in jüngster Zeit angeschlossen, obgleich kritische Berichte behaupten wollen, daß nichts weniger als Poesie in diesen Reimen zu finden sey. Daneben erscheinen immer neue Berichte der vom Parlament und der Regierung ernannten Commissionen, über den traurigen Zustand der Arbeiter in Fabriken und Bergwerken, welche, wo möglich durch Privatberichte von Reisenden vervollständigt werden, die das Land in der Absicht durchziehen, um sich von der Noth ihrer Mitbürger zu überzeugen und die Mittel aufzusuchen, wie ihnen zweckmäßig zu helfen sey.

Der Krieg gegen die Afghanen hat in der neuesten Zeit durch mehrere Schriften manche Aufklärungen erhalten, indem sowohl die aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Engländer, wie Lady Sale, als auch Offiziere bei der damaligen Occupationsarmee ihre Ansichten über die Führung des Kriegs öffentlich ausgesprochen haben, wie Lieutenant Eyles.

Daneben treffen wir auf andere Reisewerke, welche in antiquarischer, geologischer und geographischer Hinsicht, über die verschiedenen Welttheile näheres Licht zu verbreiten suchen, in denen die Engländer bereits festen Fuß gefaßt haben und ihre Herrschaft noch weiter ausdehnen wollen.

Im Felde der reinen Dichtung ist die Ausbeute freilich gering, sehr gering zu nennen. Ein Roman von Bulwer (the last of the Barons), der sich keineswegs durch jene Vorzüge auszeichnet, welche die früheren Dichtungen dieses Schriftstellers bemerklich machten, und die monatlichen Fortsetzungen der im Beginn dieses Jahres angefangenen Romane von Dickens, Lover's u. A. ist fast das Einzige, was zu nennen wäre.

Frankreich.

Kirche. Die Freiheit des Gewissens und religiöse Duldung macht zwar einen Artikel der Charte aus, scheint aber in der Praxis in Frankreich nicht gübt werden zu sollen. Wir erwähnten vor einiger Zeit des Prozesses der protestantischen Gemeinde in Sennevilie gegen das Polizeigericht zu Nantes, welches ihr die Uebung ihrer Religion und die Berufung eines Pfarrers untersagte. Der oberste Gerichtshof hat den Ausspruch dieses Gerichts bestätigt, unter dem Vorwand, daß in Frankreich keine verbotenen Gesellschaften bestehen dürfen und den Pfarrer Roussel, den Vertreter der Gemeine, zu 150 Franken Strafe verurtheilt.

Schule. Es gibt jetzt 46 königl. Gymnasien mit 15,647 Schülern, 312 Gemeinde-Gymnasien mit 26,594 Schülern, 104 Privatlehranstalten, von denen 40 unter der Leitung von Geistlichen stehen und 914 Erziehungs-Anstalten, unter welchen 189 von Geistlichen geführt werden. Die Privatlehr- und Erziehungs-Anstalten, welche 1830 von 16,600 Schülern besucht wurden, haben jetzt deren 34,336.

Die königlichen Gymnasien sind Theile der Universität, die Gemeinde-Gymnasien dagegen hängen in verschiedenen Orten auf verschiedene Weise von der Gemeinde-Verwaltung und der Universität zugleich ab. Uebrigens ist auch der häusliche Unterricht gestattet, und dieser genießt einer solchen Freiheit, daß Väter, Brüder, Oheime oder Vormünder wie die an Gymnasien angestellten Lehrer gültige Schulzeugnisse ausstellen können.

Nach der letzten amtlichen Zählung beträgt die Zahl der Elementar- und Volksschulen in Frankreich auf 37,295 Gemeinden, — 55,342. In den meisten Gemeinden befinden sich mehr als eine Schule, 1608 Gemeinden aber sind zu arm, um eine Volksschule unterhalten zu können. Von diesen 55,342 Volksschulen sind I. Communnalschulen für Knaben 12,486, für Mädchen 6660, für beide Geschlechter vereint 18,999; II. Privat-Anstalten, für Knaben 5608, für Mädchen 2402, für Knaben und Mädchen zusammen 2367.

Literatur. Der sociale Zustand Frankreich's scheint sichtbar einer bedeutenden Krisis entgegenzugehen. Die verschiedenen Parteien, welche seit langer Zeit in diesem Lande sich gegenüber stehen, treten mit immer größerer Kühnheit hervor und einander entgegen.

Die öffentlichen Blätter haben den Streit der ultra katholischen Partei gegen die Universität weitläufig besprochen. Es fragt sich, wer den Sieg behalten und ob nicht am Ende doch die Kirche von neuem die ausschließliche Leitung des Unterrichts mit Gewalt an sich reißen werde; was um so wahrscheinlicher ist, da sie von der obersten Staatsbehörde sehr unterstützt wird. Ihr neuestes Bestreben geht darauf hin, durch von ihr hervorgerufene Unordnungen in den Vorlesungen mancher Professoren (Michelet und Edgar Quinet) die öffentliche Macht zu veranlassen, diese ihr ärgerlichen Vorträge zu unterdrücken.

Es bilden sich Conföderationen, von denen die eine, die Gesellschaft vom heiligen Vincenz von Paula bereits 40,000 Mitglieder zählt, welche zum Theil den höchsten Ständen angehören.

Dabei hat sie mehrere Journale für sich gewonnen, unter andern eins „la Nation," welches von Herrn Genoude redigirt wird, 30 Fr. kostet und bereits 10,000 Abonnenten

haben ſoll. Die Koſten werden dadurch bei weitem nicht gedeckt, im Gegentheil berechnet man den jährlichen Verluſt auf 50,000 Franken. Doch die Partei will kein Geld gewinnen, ſondern für den bevorſtehenden Tod des Königs auf die öffentliche Meinung wirken.

Ein anderes katholiſches Journal, „le Correspondant," eine monatliche Revue, iſt das Organ der gemäßigten Partei der Laien, welchen die oberflächliche und leidenſchaftliche Beſprechung der täglichen katholiſchen Journale zuwider iſt, es iſt eines der Reſultate, welches die mäßige Geſinnung des neuen Erzbiſchofs von Paris hervorgebracht hat, der Alles thut, um die Intoleranz in Schranken zu halten, wie ein Correſpondent der Allg. Zeitung ſagt.

Die Proteſtanten haben ebenfalls ein Journal, le Semeur, das aber wenig geleſen wird, wiewohl es mit Talent und Aufrichtigkeit abgefaßt iſt.

Ein Buch „Essai sur la formation du dogme catholique," das offenbar von einem in den Kirchenvätern ſehr beleſenen Laien abgefaßt iſt, hat viel Aufſehen gemacht. Der Verfaſſer gibt eine Art Lebensbeſchreibung der Kirchenväter, deren Individualität mit großer Sorgfalt, oft mit Vorliebe und oft mit fühlbarer Abneigung gezeichnet iſt. Die Geſchichte der Entwicklung der Dogmen erhält durch dieſe lebendige Darſtellung ihrer vorzüglichſten Gegner und Vertheidiger einen Reiz, den eine bloße Dogmengeſchichte nicht haben kann.

Die Partei der Communiſten ſcheint an innerer Feſtigkeit zu gewinnen, wenn man ſie nach der größern Ausdehnung ihres Hauptorgans, der „Phalange" beurtheilen darf. Dieſes Journal tritt jetzt in die Reihe der täglich erſcheinenden Blätter und kann als eines der beſten Journale gelten, vielleicht als das einzige, welches neue Ideen in die ſterile Welt der Pariſer Zeitungsliteratur wirft.

Der Communismus, dem unbeſtreitbar eine große Idee zum Grunde liegt, erhält hierdurch und durch manche fantaſtiſche Declamationen ſeiner extremen Anhänger, wie des vormaligen Deputirten Cabet in Lyon, welcher vor Kurzem in dem Journal „le Rhone" ein ſeltſames Glaubensbekenntniß abdrucken ließ, jene Verbreitung, die ihm nothwendig nach und nach die Seltſamkeiten und die Vorliebe für Extreme nehmen muß, welche eine Unterdrückung ihm nur im erhöhten Maße geben würden.

Zu dem Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie iſt ein Supplementband erſchienen (Complément du Dictionnaire de l'Académie française), welcher die bisherigen Elaſticitätsſchranken völlig niederwirft. Der Oberredacteur, Herr Louis Barré, rühmt ſich den Sprachſchatz um mehr als 30,000 Wörter bereichert und bis auf 100,000 gebracht zu haben. Zu dieſer Bereicherung haben die griechiſche, lateiniſche, italieniſche, ſpaniſche, engliſche und deutſche Sprache beigetragen. Archäologiſche Bezeichnungen, wie Pluteal, Bidental, Lacunar etc.; mythologiſche Beiwörter wie Doopis von Here, Mammoſa von Ceres, aus der ältern deutſchen Literatur Nibelungen, Heldenbuch, Narrenſchiff, aus der modernen politiſchen Sprache Provocateur, Statuto real, die unſranzöſiſchen, inamoureux, ingrocieux, ingrammatical und andere ähnliche fremde und neugemachte Wörter haben Eingang gefunden und werden erklärt. Das Wörterbuch geht noch weiter, und gibt z. B. bei Jesuite einen Abriß der Ordensgeſchichte, bei Propoſition die Geſchichte der fünf janſeniſtiſchen Sätze, bei Oſſian eine Ueberſicht des Streits über die Aechtheit oder Unächtheit ſeiner Poeſien, bei dem Artikel Sancho Ponza eine Sammlung der wichtigſten in Cervantes vorkommenden Sprüchwörter. Eine Kritik im Feuilleton des National rügt aber im paläologiſchen Theile bedeutende Lücken und behauptet, die Diebsſprache ſey zu kurz behandelt, indem manche Redensarten dieſer Gaunerſprache gar nicht aufgenommen ſeyen, ohne welche man die „Pariſer Myſterien" von Eugen Sue nicht verſtehen könne.

Es ſind zwei intereſſante Werke über die Geſchichte Spaniens erſchienen, von Roſſeuw St. Hilaire und Spaniſh Roman. Das Werk des Letztern iſt bereits bis zum 6ten Bande gediehen. Von Wichtigkeit iſt in ihr ein Abſchnitt über die Aechtheit des Cid und eine Schilderung der Revolutionen und Kriege, welche im 13ten Jahrhunderte den Norden Spaniens verheerten, worin der Verfaſſer eine Geſchichte der Vorgänge im ſüdlichen Frankreich knüpft, ſo daß das Werk welches durchaus von gründlichen und umfaſſenden Studien zeugt und ſich durch eine glückliche Darſtellung auszeichnet, auch für die franzöſiſche Geſchichte nicht ohne Intereſſe iſt.

Es iſt eine eigenthümliche Bemerkung, daß die beſten Handbücher über Geographie in Frankreich von Ausländern herrühren, von Malte Brun, einem Dänen und dem Italiener Balbi. Namentlich genießt der „Abriß der Geographie" des Letztern das größte Anſehen. Er bereitet jetzt ein neues Werk zum Druck vor, Eléments de géographie générale, das eine lichtvolle Auseinanderſetzung der Principien der Geographie enthalten ſoll.

Unter den modernen Romandichtern Frankreichs ſoll, nach Berichten öffentlicher Blätter, Pierre Chevalier eine vortheilhafte Stellung einnehmen. Man vergleicht ihn mit Walter Scott. Der größte Theil ſeiner Dichtungen ſpielt in der Geburtsgegend des Verfaſſers (der Bretagne), und mit jedem neuen Werke ſoll ſich ſein Talent immer kräftiger und origineller ausbilden. Sein neueſter Roman heißt: La chambre de la reine.

Die Franzoſen ſcheinen bedeutende Fortſchritte in der Kunſt, die Claſſiker des griechiſchen Alterthums zu überſetzen, gemacht zu haben. Beurtheilungen öffentlicher Blätter, nicht

von Franzoſen verfaßt, rühmen von der Ueberſetzung der Iliade von Eugen Barreſt und der Ueberſetzung des Heſiod von Alphons Freſſe-Montal, Profeſſor am königl. Athenäum in Paris, daß ſie die Farbe des Originals treuer wieder geben und die Unart des Umſchreibens, des Modernirens und Verſchönerns, welcher die frühern Ueberſetzer huldigten, nicht an ſich tragen.

In der letzten Zeit ſind die Correſpondenzen deutſcher Blätter aus Paris mit Berichten über drei dramatiſche Werke faſt überfüllt; Victor Hugo's „Burggrafen", Ponſard's „Lucretia" und „Judith" von Madame Gerardin; wenn wir nicht irren. Die Aufnahme von Seiten des Publikums für das erſte und letzte der genannten Dramen war eine entſchieden ungünſtige; Lucretia wird dagegen als ein Stern erſter Größe an Frankreichs dramatiſchem Horizont gerühmt, eine Verſchmelzung der antik-claſſiſchen mit der modern-romantiſchen Schule. Die Zeit muß lehren, ob dieſes Lob ein gegründetes iſt.

Lamartine, der aus einem nebelhaften lyriſchen Dichter plötzlich zum Haupt einer politiſchen Partei geworden iſt, hat ſich auch im Drama verſucht. Seine Tragödie Les Esclaves ſieht einer baldigen Aufführung entgegen. Die Revue des deux mondes gab vor einiger Zeit als Probe daraus einen Monolog des Toußaint-Louverture, wornach man freilich auf das eigentliche Drama keinen Schluß ziehen konnte. Viele Kritiker wollen es bezweifeln, daß Lamartine im Stande ſey, ein wahres Drama zu liefern.

Kunſt. Der Redacteur der Zeitſchrift La France Littéraire, Herr Chaillamet, der ſich bereits durch Veröffentlichung mehrerer Werke der Malerei und der Kunſt ein bedeutendes Verdienſt erworben hat, beſchenkt jetzt die Kunſtliebhaber mit einer neuen Gabe. Unter dem Titel Le portefeuille du comte de Forbin, hat er begonnen, die Zeichnungen, welche der genannte Graf (Director der großen Sammlungen des Louvre) auf ſeinen Reiſen durch einen großen Theil Europa's von Bildern und Kunſtſchätzen entworfen hat, in einer Auswahl herauszugeben. Der Schwiegerſohn des Grafen Forbin, Herr von Marcellus, wird ſie mit erläuterndem Text begleiten.

Von der großen von den Offizieren des Generalſtabes unternommenen Karte Frankreichs, deren oberſte Leitung der Generaldirector des Kriegsdepots, General Pelet, führt, iſt jetzt die vierte Lieferung erſchienen. Die Karte iſt im Maßſtab von $\frac{1}{80000}$. Bis zu Ende des Jahres ſollen 85 Blätter erſcheinen, weitere 33 in den Händen der Kupferſtecher ſeyn, ſo daß die Hälfte des ganzen Werks ſo gut als vollendet iſt.

Vereine. Für verwahrloſte Kinder beſtehen in Paris ſogenannte Zufluchtshäuſer (asiles d'asyle), ſpäter bildeten ſich Patronats-geſellſchaften für junge der Haft entlaſſene Verbrecher, um ihnen ein Unterkommen als Lehrlinge oder Arbeiter zu verſchaffen und ihr ſittliches Betragen zu überwachen, an deren Spitze der Deputirte des Dömedepartements, Herr Bérenger ſteht. Vor Kurzem hat ſich Graf Portalis, erſter Präſident des Caſſationshofs, an die Spitze eines Vereins geſtellt, der es ſich zur Aufgabe macht, die armen Kinder des Seinedepartements theils in geeignete Ateliers unterzubringen, theils in Colonien, welche mit beſonderer Rückſicht auf dieſen Zweck gegründet werden ſollen. Die Geſellſchaft iſt bereits organiſirt, fünfzig angeſehene Bürger bilden einen Verwaltungsrath und die Regierung, Miniſter, Präfekte und Adminiſtrationen haben ihre Unterſtützung zugeſagt.

Induſtrie. Ein Dr. Papadopulo Vertty in Paris hat einen Schußkäuſ aus zuſammengepreßtem Baumwollenſtoff erfunden, der bei angeſtellten Verſuchen keine Kugel durchgehen, nicht einmal einen merklichen Schmerz beim Auffallen der Kugel verurſachen ließ.

Spanien.

Schulen. Der Regent hat ein Decret zur Errichtung einer Profeſſur der arabiſchen Sprache an der Madrider Univerſität erlaſſen, „weil wegen Mangels an Sprachkundigen die vielen arabiſchen Werke in den ſpaniſchen Bibliotheken unbenutzt bleiben."

Italien.

Die hervorſtechendſte Seite der neuern Literatur Italiens iſt die Geſchichte, welcher ſich ſeine bedeutendſten Schriftſteller hingeben, und zwar die vaterländiſche, ein Beweis, daß dieſes Land einer bedeutenden Zukunft entgegenreift.

Der Discorso sulle storie italiane des Abbate Borghi iſt bis zum dritten Bande gediehen, hat aber noch nicht das Ende der Römerherrſchaft erreicht. Man iſt mit dieſem Geſchichtswerke nicht ſehr zufrieden. Man wirft ihm vor, die neueren Doctrinen über die Philoſophie der Geſchichte nicht zu kennen oder unbeachtet zu laſſen; den Typus der menſchlichen Größe und den Höhepunkt der Civiliſation ſtatt in der Zukunft, in der Vergangenheit zu ſuchen, und in ſeiner Materialität Behauptungen ohne Beweiſe aufzuſtellen; es gehöre dem vergangenen Jahrhundert an und theile mit dem gegenwärtigen weder die Tendenzen noch die Richtung der Studien.

Größere Anerkennung findet Carlo Troya's Storia d'Italia del medio evo (Neapel 1839. ff. 1–5. Bd.) Seine Untersuchung über den Zuſtand der alten Bewohner Italiens unter den Longobarden (Della condizione dei Romani vinti dai Longobardi e della vera lezione di alcuna parole di Paolo Diacono intorno à tale argomento), in welcher er behauptet, die Longobarden hätten den Beſiegten das römiſche Bürgerrecht, ihre nationalen Magiſtrate, die öffentliche Anwendung ihrer vaterländiſchen Geſetze, ja ſogar den Landbeſitz genommen, iſt von mehreren Geſchichtsforſchern zu widerlegen verſucht worden, z. B. von Baudi di Veſmi und Peſſati in den Vicende della proprietà in Italia della caduta dell' Imperio Romano fino alla stabilimento di feudi (Turin 1836) eine von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften gekrönten Preisſchrift; von L. Redaelli in der Schrift della missione dei due popoli Longobardo e Romano (Mantua, 1841) von Manteri in ſeiner lebendig geſchriebenen, aber mehr ſkizzirten als ausgeführten Storia d'Italia del V. al IX. secolo (Neapel 1841), endlich von C. Cantù in ſeiner Univerſalgeſchichte und in mehreren einzelnen Aufſätzen.

Der Sicilianer G. La Farina findet mit ſeinem Studj sul secolo XIII. (1–9. Lieferung, Florenz 1840) großen Beifall. Sie ſind mit Lebendigkeit und warmem Gefühl geſchrieben.

Carobl's Storia d'Italia iſt in einer zweiten Ausgabe (Mailand 1843) von Ignazio Cantù bis zum Jahre 1841 fortgeſetzt worden.

Die Biographie degli Italiani illustri del secolo XVIII. e dei Contemporanei (Venedig 1808 ff.) herausgegeben von Emilio de Tipaldo iſt bis zum erſten Band fortgeſchritten; die einzelnen Artikel ſind ſehr ungleich bearbeitet.

Von bedeutendem Werth ſind Litta's Famiglie celebri italiane, ein Werk, das jetzt auf 95 Lieferungen angewachſen iſt; es begann im Jahre 1819 mit dem Hauſe Sforza und behandelt in dem neueſten Hefte das Haus Savoyen, und zwar die Zweige von Genevois und Nemours bis zu deren Ausſterben im Jahre 1659, ſodann die Familien Gallini von Aleſſandria, Stainaldi von Piſtoja, Villani von Florenz.

Von gleichem Intereſſe ſind die Meditazioni storiche (Turin, 1843 1–6. Lieferung des erſten Bandes.)

Der dritte Band des Archivio storico Italiano bringt die mailändiſchen Chroniken des Giovan Pietro Cagnola von Ceſare Cantù beſorgt, der eine inhaltreiche und lebendige Vorrede dazu geſchrieben hat.

Die in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Venezianiſche Chronik des Maeſtro Martino da Canale, welche bis zum Jahr 1275 geht, wird zum Druck vorbereitet.

E. Cicogna und G. Labus haben die von den Edeln Andrea Moroſini und Benedetto Zorzi im 16. Jahrhundert unternommene und beſchriebene Reiſe durch das Gebiet der Republik (Parma, Mantua, Modena ꝛc. ꝛc.) herausgegeben und der um die Geſchichte Venedigs ſehr verdiente Engländer Rawdon Brown, dem man ein ausführliches Werk über Marin Sanuto d. J. verdankt, ein Heft Lettere diplomatiche inedite, meiſt Depeſchen der beiden Botſchafter Mocenigo über den Hof Heinrichs III. und IV. veröffentlicht.

Vom Cardinal Mai ſind die Vitae CIII. Virorum illustrium qui secolo XV. extiterunt auctore coevo Vespasiano Florentino in einem der Bände des Spicilegium Romanum herausgegeben worden. Der Buchhändler Veſpaſiano ſchrieb ſie in vorgerücktem Alter nach eigenen Erinnerungen nieder, ſie waren den Literarhiſtorikern bekannt, doch nur wenige edirt.

Giuſeppe del Re in Neapel hat die Herausgabe begonnen von Cronisti e Scrittori sincroni Napoletani della fondazione della Monarchia fino alla venuta di Carlo III., jetzt 6 Lieferungen, welche die Chronik des Erzbiſchofs von Salern R. Guerra (1121–1178), die vier Bücher des Abts Aleſſandro von Telese über die Thaten König Rogers (1127–1135), die Chroniken des Falcone Beneventano und Ugone Falcando mit Ueberſetzungen und Erläuterungen enthalten.

Antonio Veſi in Imola läßt die Storia di Romagna des Domherrn Vincenzo Carrari aus Ravenna (gegen Ende des 16. Jahrhunderts geſchrieben) mit Anmerkungen und vielen Urkunden (Imola 6 Bde. 8.) drucken. Profeſſor S. Bozzi in Rom bereitet eine neue Ausgabe der florentiniſchen Chronik des Malaſpini, und Moiſe, der Verfaſſer eines noch nicht beendigten händereichen Werks: Storia dei dominj stranieri in Italia gibt die catalaniſchen Chroniken des Ramon Muntaner und P. d'Eſclot mit Anmerkungen und Excurſen heraus De Cronache catalane etc. Florenz 1843 1. 2. Lief.)

In Bezug auf Arbeiten über einzelne Staaten, Städte und Epochen finden wir Francesco Eſaurì's Ueberſetzung der Mailänder Peſt von Ripamonti (la Peste di Milano del 1630. Libri V. del Canonico Giuseppe Ripamonti. Mailand 1841.) Ceſare Cantù's berichtigte Ausgabe des vielgeleſenen Buches: Sulla storia Lombarda del secolo XVII. (Mailand 1841 neue vermehrte) und Alleſſandro Manzoni's Storia della Colonna infame. (Mailand 1842.)

Für die Geſchichte Venedigs iſt Manches geſchehen. Muratelli gab unter dem Titel Annali urbani (Ven. 1840) eine chronologiſche Ueberſicht der Geſchichte der Stadt bis zum Jahre 1797. Zanolli hat ein Werk il Palazzo ducale di Venezia mit Kupfern herauszugeben begonnen (5 Lieferungen) worin er den Dogenpalaſt in Hinſicht auf Geſchichte

und Kunſt erläutert. Das wichtigſte und ſelbſtſtändigſte Werk iſt aber die Storia della dominazione Carrarese in Padova, scritta da Giovanni Cittadella (2 Bde. Padua 1842.)

Ueber das mittelalterliche Städteweſen iſt die Schrift des Carlo d'Arco von hohem Intereſſe: della Oeconomia politica del Municipio di Mantova a' tempi in cui si reggeva la republica (Mantua 1842.) Mit Hilfe der Statuten und vieler Denkwürdigkeiten über die republikaniſche Zeit iſt hier ein vollſtändiges Gemälde der Verfaſſung Mantua's und ihrer Veränderungen bis zum Aufhören des Hauſes Gonzaga gegeben.

In Bezug auf Sardinien, wo das Studium der vaterländiſchen Geſchichte vom König und der Regierung bereitwillig unterſtützt wird, ſind zu nennen: Monete dei Reali di Savoia edite ed illustrate da Domenico Promis, bibliotecario e conservatore del medagliere di S. M. (Turin, 1841. 2 Bde. 4.) — Gibrario's ausführliche Abhandlung Delle finanze della Monarchia di Savoia ne' secoli XIII. a XIV. (in ſeinen Opuscoli Turin 1841) iſt eine ſehr dankenswerthe Arbeit, die ſich namentlich auf Rechnungen und Berichte der herzoglichen Caſtellane, Kanzler, Notare, Vicare, Capitäne und ſonſtige Beamten und auf andere Documente ſtützt. Der Director der genueſiſchen Archive, Carlo Eunes hat in ſeiner Schrift Memorie sopra l'antico debito pubblico, mutui e banca di San Giorgio in Genova (Genua, 1842.) einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der Republik geliefert; die Bank von San Giorgio bildete eine Art Staat im Staate, die, wie die oſtindiſche Compagnie auswärtige Beſitzungen hatte und Kriege führte. Ferner hat noch Vinc. de'Conti Notizie storiche della città di Casale di Monferrato (Caſale, , 114) herausgegeben, und F. Ranieja della Silva eine Storia di Val d'Ossola (Vigevano, 1842.). Manno eine Storia moderna della Sardegna (2 Thle. Turin, 1842), welche die Jahre 1773—1799 umfaßt, und die Geſchichte der adligen Familien wird in dem ſeit 1841 in Turin erſcheinenden Werke Nobiliario famiglie nobili della Monarchia di Savoia mit Wappenabbildungen und Burgenanſichten erläutert.

Von Angelo Pezzana's Storia della città di Parma, die auf Koſten der Regierung erſcheint, iſt der zweite Band gedruckt (1401—1449.) (Parma, 1842. 4.) Ant. Zembaldi hat Monumenti storici di Concordia (San Vito 1841—1842) herausgegeben. Eine nachgelaſſene kleine Schrift des vormaligen toskaniſchen Miniſterreſidenten in Paris, Commandeur Werlinghieri: Notizie della famiglia degli Aldobrandeschi (Siena, 1842) beſpricht den Urſprung und die Ausdehnung dieſer Magnatenfamilie.

Serbien.

Die Freunde ſerbiſcher Literatur haben in Peſth einen literariſchen Verein (Matica Serbska) gegründet, der durch von allen Seiten beifließende Geldbeiträge immer größere Feſtigkeit und Ausdehnung erhält. Am wichtigſten für ſein Beſtehen dürfte wohl die Stiftung des königlichen Raths Sabbas von Tököli ſeyn, welcher ihm ein Capital von 400,000 fl. teſtamentariſch hinterlaſſen hat.

Polen.

Von neuen Zeitſchriften, die mit Anfang dieſes Jahres ins Leben getreten, ſind zu erwähnen 1) Jutrenka, ruſſiſch Dannica, von P. Dubrowski in polniſcher und ruſſiſcher Sprache herausgegeben (ſie ſoll in Galizien wenig Theilnahme finden.) 2) Jahrbücher literariſcher Kritik, redigirt von Dr. Heinr. Loewſtan; 3) Der Pilger, ein der Philoſophie, Geſchichte und Literatur gewidmetes Blatt, pietiſtiſcher Färbung, redigirt von Fl. Zirwicka; 4) Amulet, eine Zeitſchrift für das Landvolk von F. Lesnewski.

Böhmen.

Eine intereſſante und für die Geſchichte im Allgemeinen höchſt wichtige Erſcheinung iſt F. Palacky's Geſchichte von Böhmen. Auf umfaſſende Studien gegründet und mit unbefangenem Geiſte geleitet, hellt er die frühern Verhältniſſe Böhmens bedeutend auf und wirft über die innern Zuſtände ſeines Vaterlandes ein ganz anderes Licht, als es der einſeitigen Kenntniß ausländiſcher Hiſtoriker möglich war. Namentlich ſucht er Böhmen von dem Vorwurf der Wildheit und Barbarei zu reinigen, den ihm deutſche Geſchichtſchreiber gemacht haben und ſtellt unter andern den König Ottokar II., der durch ſeine Kriege mit Rudolf von Habsburg eine große Bedeutung erlangt hat, im Gegenſatz zu deutſchen Geſchichtſchreibern als einen der erſten Helden, als ausgezeichneten Staatsmann, milden Regenten dar. Auch Karl IV. ſucht er zu rechtfertigen. Leider bedarf dieſer der Rechtfertigung nicht, denn daß Karl für Böhmen eben ſo ſegensreich gewirkt hat, als er Deutſchlands Verhältniſſe durch ſeine Theilnahmloſigkeit an ſeinen Angelegenheiten verwirrte, iſt längſt von deutſchen Geſchichtſchreibern anerkannt.

Rußland.

Univerſität. Das ſtrenge Urtheil gegen die Profeſſoren Ulmen und Bunge in Dorpat iſt vom Kaiſer wieder zurückgenommen worden, der erſtere bleibt der Univerſität, der zweite iſt als Bürgermeiſter für Riga beſtimmt worden.

Der ordentliche Profeſſor Dr. von Madai hat wegen Mißhelligkeiten mit der Regierung ſeine Stellung und Rußland verlaſſen und gedenkt ſich in Berlin zu habilitiren.

Schule. In Sympheropol, der Hauptſtadt der krimſchen Halbinſel wird eine Schule zur theoretiſch-praktiſchen Ausbildung junger Leute in allen Fächern des Seidenbaus organiſirt, die, nächſt dem Fachſtudium, auch Unterricht in der Religion, den Elementen der ruſſiſchen Grammatik und Arithmetik erhalten. Der Lehrcurſus iſt auf zwei Jahre berechnet. Vorzugsweiſe Aufnahme in derſelben finden Kinder der Kronsbauern aus den ſüdlichen Gouvernements, in welchen die Belebung des Seidenbaus jetzt eine Hauptbemühung der Regierung iſt.

Induſtrie. Der ruſſiſche Lieutenant Ramſeit hat die wichtige Erfindung gemacht, vermittelſt eines electro-galvaniſchen Apparats, von dem aus 2 von Draht gefertigte Leiter bis auf den Grund des Waſſers gehen, die ſchwerſten metallenen Körper aus dem tiefſten Meeresgrunde emporzuheben. Vermittelſt der gedachten Leiter beſtimmt er ſchon im Voraus den Ort im Meere, wo ſie verborgen liegen. Auf dem Newa zog er, von einem Boote aus, in 20 Minuten einen Anker von 20 Pud (1000 Pfd.) Gewicht, an dem eine 15 Pud ſchwere eiſerne Kette hing. Beide Körper lagen in einer Tiefe von 6 Faden (à 7 engl. Fuß.)

Afrika.

Während europäiſche Miſſionäre faſt aller Nationen von den Küſten aus in das Innere von Afrika einzudringen ſuchen, machen vom Innern aus die Mahomedaner im Weſtern der Neger Fortſchritte, welche eine ganz überraſchende Ausdehnung gewonnen haben. Der Sitz dieſer mohamedaniſchen Miſſionen iſt Kairo, wo, beſonders in der Moſchee Alazhan, Dotationen für Studenten ſind, unter der Bedingung, daß dieſe Korane abſchreiben, welche von den Verwaltern der Moſchee zu Miſſionszwecken gebraucht werden. Sie werden von dort aus zu ſehr niedrigem Preis (etwa einem ſpaniſchen Piaſter das Exemplar) ins Innere von Afrika geſchickt. Ueber die innere Organiſation dieſer Miſſionen weiß man nichts, aber ſie haben den großen Vortheil vor den chriſtlichen voraus, daß die Miſſionäre nicht bezahlt zu werden brauchen, indem ſie ihre ſehr geringen Bedürfniſſe durch Schreiben von Talismanen, Secretärdienſte bei den Häuptlingen des Innern ꝛc. leicht befriedigen. Dieſe Miſſionen haben Afrika quer durchſchnitten und gehen mit den Karawanenzügen von Schoa über Tombuctu an die Weſtküſte und von Tombuctu den Niger hinab, jetzt bis nahe an das Delta dieſes Stromes. Den Miſſionären folgen immer Schulen, in denen arabiſche Schrift und Rechnen gelehrt wird. Die intelligenteſten und thätigſten afrikaniſchen Völker, welche ſich bis jetzt zum Islam bekehrt haben, ſind die Fullah, die Mandigo, die Timmani ꝛc.

Nordamerika.

Die deutſche Zeitungslektüre hat in kurzer Zeit große Fortſchritte gemacht. Neben der „Alten und Neuen Welt“ in Philadelphia und „der New Yorker Staatszeitung“, die dreimal in der Woche erſcheinen, und ein ſehr zahlreiches Publikum haben, iſt auch der „Deutſche in Amerika,“ ein Monatsblatte in größtem Format gegründet, mehr der allgemeinen Unterhaltung und Belehrung in Wiſſenſchaft, Kunſt, Moral und Politik, als dieſer Tagespolitik gewidmet. Nach einem vierteljährlichen Erſcheinen zählt es bereits 4000 Abonnenten. Auch die deutſche Schnellpoſt, redigirt von W. v. Eichthal wird als ein ſehr achtungswerthes Blatt ſelbſt von deutſchen Zeitſchriften gerühmt.

Sandwichinſeln.

Die amerikaniſchen Miſſionen haben auf dieſen Inſeln Schulen errichtet, die theils Stationsſchulen, theils Sonntagsſchulen ſind. In jenen werden 8135 Schüler, worunter 535 Erwachſene; in Moral, Religion, Leſen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Naturgeſchichte und Palmenkünſten unterrichtet. In den Sonntagsſchulen ſind 6830 Schüler, welche Unterricht in der heiligen Geſchichte, der Glaubens- und Pflichtenlehre der Chriſten erhalten und zwar in einer mehr vertraulichen Art, als es bei den gewöhnlichen Predigten der Fall ſeyn kann.

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1843.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Die Körperübung aus dem Geſichtspunkt der Nationalökonomie	1
Der Unterricht in der Mutterſprache, eine Frage der Zeit	31
Das philoſophiſche Prinzip in der Geſchichtſchreibung	48
Die Gefängnißreformen in Deutſchland	96
Das deutſche weltliche Volkslied	125
Eine kurze Betrachtung über die Befeſtigung von Paris	178
Theurung der Lebensmittel in Folge von Mißwachs, mit beſonderer Beziehung auf das ſüdweſtliche Deutſchland	197
Alterthumsvereine	242
Die Verhältniſſe von Deutſchland zu Frankreich	251
Amtliche Vielſchreiberei	278
Ein Wort über deutſche Belletriſtik	290
Die Bedeutung des Vertrages von Verdun	325
Kurze Notizen	341

Die Körperübung

aus dem Geſichtspunkt der Nationalökonomie.

Wenn über ein Uebel der Gegenwart geklagt wird, pflegt man dagegen die Vergangenheit zu preiſen und übertreibt im einen, wie im andern Falle. So hat man denn von der phyſiſchen und moraliſchen Verderbniß unſers gegenwärtigen Geſchlechts einerſeits und von der Kraft und Tugend der Vorzeit andererſeits oft und viel geredet, und wenn man gewiſſen gutgemeinten, aber leidenſchaftlichen Schilderungen glauben wollte, wäre die Gegenwart mit Schwächlingen und Böſewichten erfüllt, während die Vergangenheit nur Rieſen und Tugendhelden gekannt haben ſollte. Beides iſt unrichtig. Es gibt jetzt noch genug körperliche und moraliſche Tüchtigkeit, und in frühern Zeiten hat es an kleinen, ſchwächlichen, kraftloſen und böſen Menſchen auch nicht gefehlt. Die Geſchichte gedenkt mehr als eines geſunkenen Volkes, mehr als einer Periode der heilloſeſten Liederlichkeit und Verderbniß.

Es gibt gewiſſe Völker und Völkerſtämme, deren Individuen ein gewiſſes Maaß von Größe haben, das ſie in der Regel nie überſchreiten. Der alte Römer war immer kleiner, wie der Germane; der Italiener iſt heute noch in der Regel kleiner, wie der Deutſche. Es gibt gewiſſe Klimate, welche mehr die Kraft, andere, welche mehr die Schwäche begünſtigen. Das gemäßigte Klima und das Gebirge iſt der Kräftigung günſtig, das heiße Klima und der Sumpf ſchwächen. Es gibt gewiſſe Beſchäftigungen, welche dem Körper Kraft geben, andere, die ihn allmählich ſchwächen. Der Matroſe, der Alpenhirt, der Beduine wird natürlicherweiſe ein anderer Mann, als der Schneider, Weber oder Schreiber.

Auch die Temperamente machen einen Unterschied bei Nationen, wie bei Individuen. Das cholerische eignet sich mehr zum raschen Verbrauch der Kraft, das phlegmatische mehr zur Ausdauer. Endlich übt die Nahrung großen Einfluß. Schon Justus Möser sagt, von einem kartoffelessenden Volke kann man nicht erwarten, was von einem fleischessenden.

Mithin bedingt die geographische Lage und das Klima, die natürliche Anlage der Völker, die nothwendige Verschiedenheit der Beschäftigungen und die unvermeidliche Verschiedenheit von Glücksumständen ein mehr oder minder eingeschränktes Maaß des physischen Gedeihens, was weder früher überschritten worden ist, noch künftig überschritten werden kann, um einem idealen Zustande Platz zu machen. Nur von der alten lakedämonischen Republik wissen wir, daß sie nach einem solchen Ideale strebte, allein sie konnte die physische Normalität nur auf Kosten der Moral erreichen und nur im Kleinen einen physischen Adel begründen, der die Sklaverei Anderer zur Basis hatte. Sie bildet eine Ausnahme, die eben nur die Regel bestätigt.

Innerhalb der bezeichneten Grenzen aber, die dem physischen Gedeihen der Völker gezogen sind, kann dasselbe allerdings durch außerordentliche Vernachlässigung unter das natürliche Niveau sinken, und die von Natur aus, so wie durch die Verhältnisse mögliche Gesundheit und Kraft eines Volkes kann mehr als billig erschöpft werden. Halten wir nun jede Uebertreibung der Klage über die Gegenwart und der Sehnsucht nach einem eingebildeten Ideale der Vergangenheit von uns fern und überlassen wir uns in dieser Beziehung keinerlei Illusionen, so dürfen wir doch die Frage aufwerfen, ob in der Gegenwart und zunächst in unserm deutschen Vaterlande nicht in Bezug auf die physische Gesundheit und Kraft des Volkes manches versäumt wird? und ob man nicht desfalls manches verbessern, der vernachlässigten Natur aufhelfen könnte, ohne dabei irgend einem unmöglichen Ideale nachzutrachten?

Die Erfahrung und der tägliche Augenschein lehrt, daß bei den jährlichen Rekrutenaushebungen in der That nicht mehr so viele hochgewachsene und kräftige junge Männer vorkommen, wie ehemals, daß eine unverhältnißmäßig große Menge schwächlicher Individuen zurückgewiesen werden müssen, daß auch die noch jüngere Generation in Schulen und Fabriken mehr krankhafte

Erscheinungen darbietet, als man sie ehedem kannte, und daß Pauperismus, Nahrungslosigkeit, schwerere Arbeit bei elender Kost, oder Genußsucht, Branntwein und Liederlichkeit aller Art die Physiognomie der Bevölkerungen hin und wieder sehr zu ihrem Nachtheil verändert haben. Besäße man eine genaue Statistik der Kranken- und Zuchthäuser, so würde man wohl über das Resultat erschrecken dürfen.

Die Ursachen dieser wirklich vorhandenen Uebel liegen zum Theil in der Vergangenheit, kommen aber doch zum größern Theil auf Rechnung der Gegenwart. Wir wollen sie specificiren:

Erstens sind in den großen Kriegen von 1792 bis 1815 einige Millionen der kräftigsten und auserlesensten Männer in der Blüthe ihrer Jahre umgekommen und die kleineren und schwächeren, die nicht zum Kriegsdienst taugten, blieben, nach dem Untergange jener, vorzugsweise auf die Produktion des menschlichen Geschlechts angewiesen.

Zweitens sind, seitdem man die Einimpfung der Kuhpocken entdeckt hat und auch in vielen andern Beziehungen die Arznei- und Wundarzneikunde für Lebensfristung krankhafter Organisationen wirkt, eine Menge von schwächlichen Individuen der Gesellschaft überhaupt und für die Produktion ihres Gleichen insbesondere wirksam erhalten worden, welche früher gewöhnlich schon in jungen Jahren starben.

Drittens hat im Allgemeinen die Stadt über das Land, die Industrie über den Ackerbau ein Uebergewicht erhalten und die Bevölkerung, die bei ihrer Arbeit der freien Luft und umfassender Bewegung entbehrt, hat unmerklich zugenommen.

Viertens hat in der ackerbauenden Klasse selbst durch die Gütertheilung Armuth, schlechte Wohnung und körperliche Verkümmerung überhand genommen.

Fünftens sind die Mißheirathen in den höhern Klassen der Gesellschaft, nämlich die Ehebündnisse, die aus Vermögensrücksichten und nicht aus Liebe geschlossen werden, und die leichtsinnigen Ehen in den niedern Klassen, die von noch kaum physisch, geschweige ökonomisch befähigten Individuen (an Fabrikorten und auch auf dem Lande) geschlossen werden, der Produktion eines kräftigen Geschlechts hinderlich.

Sechstens darf angenommen werden, daß umgekehrt in dem

Maaße, wie aus unsittlichen und lüderlichen Ehen oder auf dem unehelichen Wege eine mehr oder weniger verwahrloste Jugend hervorgeht, eine Menge kräftigerer und besser gearteter Kinder nicht erzeugt werden, weil gerade die bessern Individuen, die zu deren Produktion befähigt wären, am häufigsten durch äußere Verhältnisse zur Eheloſigkeit verdammt und aus sittlichen Gründen abgehalten werden, leichtsinnige oder lieblose Ehen zu schließen, oder die Produktion im außerehelichen Wege zu vermehren.

Siebentens hat der Luxus, sey es in Folge eines langen Friedens oder in Folge des religiösen Indifferentismus und der Auflockerung sittlicher Grundlagen in allen Klassen die Verweichlichung und physische Schwächung gefördert. Wir sagen in allen Klassen, denn die Genußsucht hat sich in der That aller bemächtigt, und da, wo die Genüsse der sogenannten gebildeten und geputzten Welt aufhören, die übrigens bereits bis tief in den Handwerkerstand hinunter Platz ergriffen haben, fangen sogleich die Genüsse der ungebildeten und ungeputzten Welt an, die im Kern der Volksmasse sogar noch zerstörender wirken als jene. Es genüge auf die Branntweinpest hinzuweisen.

Achtens hat in demselben Maaße, wie die Genußsucht überhand genommen hat, auch die Zucht nachgelassen, welche ehedem wenigstens die Mitglieder gewisser Korporationen und die abhängigen und dienenden Klassen, so wie die Jugend in Masse von den gefährlichsten Ausschweifungen abhielt. Fast alle Korporationen, die sich ehemals durch die sittliche Kontrole ihrer Mitglieder auszeichneten, sind aufgelöst. Die Strenge, mit der ehemals das eheliche Band angezogen war, hat nachgelassen; Ehescheidung, Ehebruch und Unzucht aller Art sind durch die neuen Gesetzgebungen erleichtert worden. Während auf politische Verbrechen und Vergehen fast allein Gewicht gelegt worden ist, hat man die gemeinen Verbrechen gegen das Eigenthum und die Sittlichkeit nach einer immer larern Observanz behandelt. Zudem sind an die Stelle der körperlichen Strafen Gefängnißstrafen getreten, die gerade die habituelle Niedertracht am wenigsten zu schrecken vermögen. Endlich hat auch die hausväterliche Gewalt wesentlich von ihrer alten Autorität eingebüßt und sowohl Gehülfen und Dienstboten, als Kinder, dürfen sich einen Muthwillen und eine Eigenmächtigkeit gestatten, welche früher unerhört war.

Neuntens hat die fromme Eintracht der Familien, das Ineinanderleben ihrer Mitglieder und die Thätigkeit der Kinder für das Haus abgenommen. In Bezug auf die höhern Klassen der Gesellschaft werden die Kinder vorzugsweise von der Schule, vom Pensionat, von Bildungsanstalten aller Art außer dem Hause in Anspruch genommen; und in Bezug auf die niedern Klassen findet eine nicht geringere Emigration der Kinder vom häuslichen Heerde Statt, sofern dieselben von armen Eltern auf Tagelohn in Fabriken geschickt werden müssen. Dies lockert die heiligen Familienbande auf und bringt die Jugend frühe auf Abwege, die weder ihrem sittlichen noch körperlichen Gedeihen zuträglich sind.

Zehntens wird insbesondere die auf die Schule und auf die Fabrik angewiesene Jugend durch das übermäßige Verharren auf ein und derselbe Stelle, Sitzen, Hocken und Schwitzen in schwüler und unreiner Luft, körperlich verkümmert. In den Schulen haben die regelmäßigen Unterrichtsstunden, so wie die Aufgaben, die den Kindern nach Hause mitgegeben werden, in so weit zugenommen, daß für Knaben von 12—15 Jahren sieben Schulstunden und zwei bis drei weitere Stunden, in denen die aufgegebenen Arbeiten daheim ausgefertigt werden müssen, gar nichts seltenes sind. Ueberdies ist an sehr vielen Orten der Mißbrauch der Privatstunden eingerissen, welche den Schülern der öffentlichen Anstalten von den Lehrern noch zu den übrigen Schulstunden hinzu *aufgedrängt* werden, weil diese Lehrer bei kümmerlicher Besoldung sich dadurch einen unentbehrlichen Nebenverdienst verschaffen wollen. Und in den Fabriken findet sich, wie bekannt, dieselbe übertriebene Anhäufung der Arbeitsstunden. Daher die Schwächlichkeit, Bläße, Engbrüstigkeit und das Brillentragen so vieler wohlgekleideten Schulknaben, und das gnomenhafte, wahrhaft verkrüppelte Aussehen so vieler schlechtgekleideten Fabrikkinder.

Eilftens findet sich manches Mißverhältniß in der Nahrung. Bei gleichem Mangel an gesunder Bewegung speist die Jugend der höhern Stände häufig zu gut und zu viel, die arme Jugend dagegen zu schlecht und zu wenig. Beides ist dem Körper gleich nachtheilig.

Zwölftens endlich ist es eben jener Mangel an gesunder Bewegung, der das Uebel der Degeneration wesentlich vermehren hilft. In der Einathmung des Sauerstoffs in freier und gesunder

Luft, in dem ungehemmten Laufe der Respiration, in der Stärkung der Muskeln durch Bewegung und Kraftanstrengung liegt ein natürliches Gegengewicht gegen die anerzogene und angekünstelte, ja zum Theil auch gegen die angeerbte Schwäche und Krankhaftigkeit. Durch sie ist eine Ausscheidung der materia peccans, und eine Reaktion der gesunden Natur bedingt, die nicht hoch genug angeschlagen werden darf. Wie viele Völkerstämme (z. B. Wilde) oder einzelne Stände (z. B. Matrosen) gibt es nicht, die selbst bei ungesunder oder mangelhafter Nahrung blos durch beständige Thätigkeit und Kraftübung des Körpers in freier Luft sich eine beneidenswerthe Gesundheit und Lebensfrische erhalten. Und welcher blühenden Kraft und Schönheit ist das menschliche Geschlecht überall da fähig, wo Nahrung und freie Thätigkeit im gehörigen Einklange stehen!

Bereits in unzähligen Schriften über Erziehung und Schulwesen im Allgemeinen, Volksschulwesen und Turnen insbesondere, über Pauperismus, Branntweinpest, Mäßigkeitsvereine, über Luxus, Demoralisation, Irreligiösität, Gefängnißwesen, Selbstmord, Irrenhäuser ꝛc. ist über die eine oder andere dieser zwölf hier von uns zusammengestellten Thesen geklagt und berathschlagt worden. Wir können daher kaum etwas Neues darüber vorbringen, glauben aber dennoch, die Sache sey im Großen und Ganzen noch immer nicht umfassend genug aus dem Gesichtspunkte betrachtet worden, aus dem sie vorzugsweise gewürdigt werden muß, nämlich aus dem nationalökonomischen.

Ließe sich die rationelle Viehzucht, die sich in neuerer Zeit zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gesteigert hat, auf die Menschenzucht anwenden, so wäre dem Uebel auf die einfachste Weise gesteuert. Allein obgleich das menschliche Geschlecht noch immer manche Verwandtschaft mit den schlimmen Eigenschaften der ihm dienstbaren thierischen Geschöpfe nicht abgelegt hat, so läßt sich doch gerade das, was in der Behandlung und Erziehung dieser Geschöpfe als das Beste und Heilsamste erkannt worden ist, auf die Menschen nicht anwenden. Dennoch kann der Philosoph, der Historiker, der Gesetzgeber und Jeder, der das menschliche Geschlecht im großen Ganzen seiner Entwicklung würdigt, oder für dessen Entwicklung sogar unmittelbar zu sorgen berufen ist, niemals die Idee aus dem Auge verlieren, daß unter allen Kapitalen,

die für menschliche Zwecke arbeiten, die physische Gesundheit der Menschen selbst das erste, älteste und fruchtbarste sey und mithin auch das gesicherte bleiben müsse. Demnach nun hat sich auch vorzugsweise die Nationalökonomie mit der Frage zu beschäftigen, wie dieses Kapital gesichert, erhalten und vermehrt werden könne?

Offenbar fehlt es noch an einer Behörde im Staate, welche dieses Interesse wahrzunehmen hätte. Sanitäts- und Polizeibehörden haben bisher nicht dafür ausgereicht. Kirchen- und Schulbehörden haben immer nur den Geist, sogar auf Kosten des Körpers, und nicht diesen letztern in Anspruch genommen. Die Militärbehörden haben die für den Kriegsdienst brauchbaren Leiber ausgewählt, ohne sich um die eigentliche Pflanzschule, aus der sie ihnen geliefert werden, zu bekümmern. Alle diese Behörden aber participiren an der Pflicht, für die Erhaltung des Gesundheits- und Kraftkapitals im Volke Sorge zu tragen, und sollten sich dessen bewußt werden, und irgend ein ministerielles Centralorgan sollte desfalls die Aufgaben unter sie vertheilen und die Ausführung überwachen.

Schon aus den Thesen, die wir voranstellten, ergibt sich, daß die Ursachen des gerügten Uebels von sehr verschiedener Natur sind und in sehr mannichfaltige Theile des Staatsorganismus eingreifen, woraus folgt, daß auch die Mittel der Heilung von sehr verschiedenen Seiten her und von mehreren Behörden aus in einander greifen müssen.

Da wir uns aber von vorn herein auf den praktischen Standpunkt gestellt haben, verhehlen wir uns nicht die außerordentliche Schwierigkeit und theilweise Unmöglichkeit der Abhülfe in Bezug auf die Ursachen, die im Pauperismus einerseits, im Luxus und in der Unsittlichkeit andererseits liegen. Wenn selbst die politischen Gefahren, womit sie drohen, noch keine Abhülfe herbeigeführt haben, wie sollte die harmlose Rücksicht auf Volksgesundheit hier kräftige Maßregeln veranlassen können? Was nicht einmal die Furcht erzwingen kann, wie könnte das aus freiem Antriebe geschehen? Schon ist das Gespenst des Communismus, mit einem Kriege aller Armen gegen alle Reichen und mit radikalem Umsturz drohend, aus der Erde heraufgestiegen, und doch ist noch nirgend etwas geschehen, dem Pauperismus ernstlich zu begegnen. Wir halten es daher auch für überflüssig, hier die Klagen und

Vorſchläge, die ſchon in ſo vielen Büchern nutzlos geſchrieben ſtehen, zu wiederholen. Die Abhülfe wird trotz alledem ſeiner Zeit nicht ausbleiben, denn die Menſchheit will leben und hilft ſich zuletzt durch gewaltſame Kriſen. Der blinden Naturgewalt anheimfallend, erreicht ſie unter ſchrecklichen, aber wohlthätigen Erſchütterungen, was keine menſchliche Klugheit vorher zu Wege gebracht hätte. Die Uebervölkerung findet ihr Korrektiv in menſchenfreſſenden Kriegen und neuen Auswanderungen im großen Styl. Das Uebermaaß der Vermögensungleichheit findet ihr Korrektiv im gewaltſamen Wechſel des Beſitzes. Die Unſittlichkeit findet ihr Korrektiv im Nationalunglück und großer Erhebung. Der Mangel an Zucht rächt ſich durch ſeine nothwendigen Folgen, die früher oder ſpäter zur Disciplin zurückführen. Wozu keine Geſetzgebung und Verwaltung Weisheit und Entſchloſſenheit genug beſitzt, das kommt doch endlich an die Zeit durch überwältigende Nothwendigkeit.

Muthen wir alſo der Gegenwart in Bezug auf Pauperismus und Corruption keine Radikalkur zu, ſo glauben wir doch, ſie könne ohne große Schwierigkeit einen nicht unbedeutenden Theil der Urſachen, die das phyſiſche Gedeihen des Volks hemmen, aus dem Wege räumen. Wenn man an der ältern Generation verzweifelte, war die liebe Jugend immer der Troſt des Menſchenfreundes, und an dieſen Troſt wollen auch wir uns halten, da er zuverläſſig iſt. Die Jugend bleibt immer ein verhältnißmäßig reiner und fügſamer Stoff, woran nur durch die von den Eltern phyſiſch angeerbten Uebel, aber noch nicht durch eigene Schuld etwas verdorben iſt, und auf die ſich alle Heilmittel auch ungleich leichter anwenden laſſen, als auf die ältere Generation.

Wir ſchränken alſo die Frage: wie läßt ſich das Geſundheits- und Kraftkapital im Volke erhalten? auf die untergeordnete, aber vorzugsweiſe praktiſche Frage ein: wie läßt ſich das phyſiſche Kapital der Jugend erhalten und vermehren, um dem Staate die reichſten Zinſen zu gewähren? In der Jugend wird das große Kapital von Arbeits- und Wehrkraft, deſſen der Staat zu ſeiner Erhaltung und zu ſeinem vermehrten Gedeihen bedarf, vermindert oder vermehrt. Der Staat gewinnt, jenachdem er die Anlage in der Jugend wahrnimmt oder verſäumt, ein unſchätzbares Aktivkapital von fruchtbarer Arbeit und Schutzmitteln, oder aber ein

höchst lästiges und verderbliches Passivkapital, dessen Summen die Statistik der Kranken-, Armen- und Zuchthäuser nachweist.

Also Grund genug für den Staat und zunächst für die Finanz- und Kriegsministerien, sich um das physische Gedeihen der Jugend mehr als bisher zu bekümmern. Und Grund genug, um von vorn herein den Satz festzustellen, daß die etwaigen Kosten, die der Staat für die Förderung jenes physischen Gedeihens der Jugend aufzuwenden hätte, im reichen Maaße durch die damit erreichte Vermehrung der Arbeits- und Wehrkraft ersetzt werden.

Was nun in dem bezeichneten Sinne für die Jugend geschehen könnte und sollte, wollen wir in drei Rubriken erörtern. Zuerst scheint uns erforderlich, der groben Unwissenheit zu steuern, die in Bezug auf die Gesundheitspflege der Kinder jetzt vielleicht mehr als in frühern Zeiten überhand genommen hat. Zweitens scheint uns insbesondere die städtische Jugend mit Einschluß der auch auf dem Lande an die Fabriken gefesselten Kinder der freien Luft und Bewegung zu bedürfen. Drittens endlich wollen wir den Werth, den körperliche Uebungen in der Jugend für die Vermehrung der Arbeits- und Wehrkraft im Volke haben, seinem ganzen Umfang nach erörtern.

Auf den ersten der hier berührten Punkte hat man, so weit uns bekannt, noch von keiner Seite aufmerksam gemacht. Und doch erscheint er uns nicht unwichtig. Es ist gewiß, daß man in frühern Zeiten den Kindern der niedern Klassen niemals so viel Unnatur sowohl in der Arbeit, als im Genuß zumuthete, wie es jetzt bei der Fabrikarbeit und beim Branntweineinflößen schon in der Wiege geschieht. Und andererseits ist wohl auch die Verweichlichung der Kinder höherer Klassen früher kaum so weit getrieben worden als jetzt, indem beim Adel der ritterliche Sinn, bei den reichern Bürgern die alte Ehrbarkeit davor bewahrte. Das Gefühl und der Takt für das, was sich in dieser Beziehung ziemt, ist mit den alten strengern Sitten überhaupt verschwunden. Zugleich ist aus fast allen Familien die Kenntniß der guten alten Hausvorschriften und Hausmittel verschwunden, die sich sonst von Geschlecht zu Geschlecht forterbten, weil die Knaben dem Hause schon frühe fremd werden und die Mädchen ganz andere Dinge lernen müssen. Es ist oft lächerlich, bis zu welchem Grade die Unwissenheit und Unbehülflichkeit in den gewöhnlichsten häuslichen

Angelegenheiten geht; wie leichtsinnig gegen die Gesundheitsregeln gesündigt wird und wie man sich am Ende nur, wenn es zu spät ist, beim Arzt da Rath sucht, wo eine einfache Hauspraxis allem vorgebeugt haben würde. Ist nun diese traditionelle Praxis einmal verloren gegangen, so dürfte es allerdings nicht leicht seyn, sie wieder einzuführen; doch sollte der Versuch dazu gemacht werden. Wie man Niemand zur Kommunion läßt, er sey dann im Glauben unterrichtet; wie man in den meisten civilisirten Ländern das Lesen und Schreiben Jedem zur Pflicht macht, so könnte man unbeschwert auch wohl von erwachsenen Mädchen verlangen, daß sie ein gewisses Maaß von fürs Haus nothwendigen Sanitätsvorschriften in der Schule oder von einer erprobten Hausfrau lernen und inne haben müßten, ehe sie heirathen. Die Schulmeister und Barbierer auf dem Lande könnten auch, anstatt den unverdauten Abfall vornehmer Universitätsgelehrsamkeit wiederzukäuen, wodurch sie immer unpopulärer werden, eine vielmehr auf das Volk und sein Bedürfniß berechnete Bildung erhalten. Warum sorgt überhaupt der Staat nicht besser für die Volksbelehrung? Während die vom Staate reich dotirten Akademien der Wissenschaften gelehrte Studien über die Sprache einer fernen Insel im Weltmeer anstellen, oder den zweideutigen Figuren auf einer antiken Scherbe bogenlange Untersuchungen widmen, oder eine neue bei den Antipoden entdeckte Species der Nagethiere bis aufs letzte Barthärchen beschreiben, kümmern sie sich nicht um die Unwissenheit des Volks in ihrer nächsten Nähe und thun für Volksaufklärung und Volksbelehrung auch nicht das Mindeste. Und doch könnten allein von solchen Centralstellen die Lehrbücher und Instruktionen ausgehen, die alles dem Volke nöthige Wissen in der Kürze eines Capitulars Karls des Großen oder eines Code Napoleon zusammenfassen müßten. Nur durch kommissarisches Zusammentreten der Kundigsten und Solcher, welche die Dinge aus der Vogelperspektive sehen, läßt sich etwas ins Werk richten, wozu die gewöhnliche Einseitigkeit und Weitschweifigkeit der System- und Büchermacher nicht hinreicht. Wissenschaftliche Centralstellen sollten überhaupt alle Angelegenheiten der Wissenschaft und Lehre im Großen auffassen und im weitesten Umfang übersehen und leiten, und nicht das philologische und zoologische Mikroskop gleichsam als die ihnen ausschließlich anvertrauten Schlüssel St. Petri betrachten.

Der zweite Punkt, auf den es uns hier anzukommen ſcheint, betrifft die Erleichterung der Jugend in Bezug auf das unverhältnißmäßig lange Sitzen und Hocken, wozu ſie verurtheilt worden iſt, ſeitdem einerſeits die Zahl von Schulſtunden bis zur unleidlichen Ungebühr geſteigert, und andererſeits ein großer Theil der ärmern Jugend an die Fabrikarbeit gefeſſelt wurde. Es iſt die älteſte Erfahrung von der Welt, und doch haben wir ſie ſo ſehr vergeſſen, daß ſie der groſſe Chemiker Liebig erſt unlängſt wieder entdecken mußte, nämlich die Erfahrung, daß der jugendliche Körper in demſelben Maaße mehr Bewegung, wie der alternde Körper Ruhe bedarf. Kinder, die immer ſtille ſitzen müſſen, ſind nicht weniger unnatürlich, als Greiſe, die man noch zum Wettrennen peitſchen wollte. Läßt man die Jugend das in der Natur ſelbſt liegende Bedürfniß nach Bewegung nicht befriedigen, ſo wird dadurch die Natur in ihrer Entwicklung gehemmt, geſchwächt, zu krankhaften Entartungen diſponirt, wie die Pflanze, der man das Licht entzieht. Bewegung iſt für die jugendliche Muskel in der That das anregende, belebende, erfriſchende und dadurch erhaltende Prinzip, wie es das Licht für die Pflanze iſt. Und gleicht nicht ſo ein armer Knabe, der ſieben, oft acht Stunden des Tages ſitzen muß, wirklich der Kulturpflanze, die aus Lichtmangel erbleicht und durch die ſchlaffe Faſer kaum aufrecht erhalten wird?

Selbſt wenn ein großer Nutzen irgend einer Art daraus hervorgehen könnte, ſollte man der Jugend ein ſo widernatürliches Opfer nicht zumuthen. Aber man muß den Nutzen ganz in Abrede ſtellen. Der einzige Gewinn, den man von der Steigerung der Schulſtunden hat, beſteht in der Abkürzung der Studienzeit. Wenn man ſtark einheizt, ſo werden die Küchlein eher ausgebrütet; das iſt bei aller Unnatur doch natürlich. Aber iſt das auch ein wahrer Gewinn? Wenn der Gymnaſiaſt auch mit ſiebzehn, der Student mit zwanzig Jahren ſeine Studien beendigt hat, iſt er dann am Ziele? Muß er nicht in der Regel noch zehn Jahre, vielleicht noch länger in der kümmerlichſten Lage warten, bis bei ſo unermeßlicher Konkurrenz die Reihe der eigentlichen Verſorgung auch an ihn kommt? und fällt die Sorge für ihn in dieſer Zeit des Harrens und langſamen Avancements nicht wieder eben den Eltern anheim, die früher nicht genug eilen konnten, ihn durch Schule und Univerſität hindurch zu hetzen? Würde man, wie früher, die

Schulzeit ein Paar Jahre länger dauern und schwierigere Studien, für die ohnehin die jungen Köpfe noch nicht gereift sind, erst etwas später beginnen lassen, so würde die Entwicklung des Geistes mit der des Körpers naturgemäßen Schritt halten, so würde die körperliche wie geistige Gesundheit sicherer bewahrt werden und würde doch in Bezug auf die Anstellung nichts versäumt, sofern der Staat überhaupt den übermäßigen, unter allen Umständen verderblichen Zudrang zu den Studien einschränken müßte. Denn welche Ruhe sich jeder Staat in den hunderten von Malcontenten erzieht, die er zwar hat studiren lassen, aber deren Ansprüche auf Anstellung er nicht hat befriedigen können, das beweist jetzt schon die Presse, deren sich vorzugsweise diese Menschen bemächtigt haben. Ueber welche Verwilderung und Corruption der Presse man klagt, immer ist der letzte Grund dieser Erscheinung in der unsichern Lage und Unzufriedenheit jener auf Gymnasien und Universitäten geschulten Proletarier zu suchen, die trotz ihrer höheren Bildung alle Leidenschaften und Interessen der gemeinen Proletarier theilen.

Wo so viel schädlicher Ueberfluß bleibt, den man nirgends an- und unterzubringen weiß, braucht man die geistige Produktion keineswegs so sehr zu steigern, als es der Fall ist. Der Staat würde sich wohler dabei befinden, wenn nicht so übertrieben viele Individuen studirten und wenn sie nicht so gar jung schon flügge würden. Demnach ist auch kein vernünftiger Grund vorhanden, warum das Lernen so sehr übereilt, warum die Schulstunden in solchem Uebermaaß gehäuft werden sollen.

Erfahrene Männer wissen zudem, daß es auch mit der beabsichtigten intensiven Steigerung der geistigen Ausbildung auf bloße Täuschung hinausläuft. Der jugendliche, wie überhaupt der menschliche Geist hat ein Durchschnittsmaaß von Tragkraft, das unter keinen Umständen und durch keine künstlichen Mittel sich abändern läßt. Wird die eigentliche Denkkraft über das Maaß angestrengt, so erschlafft sie alsbald, wie die körperliche Muskel zwar ihre Kraftanstrengung steigern kann, dann aber um so geschwächter ist. Dies ist ein unumstößliches Gesetz für die Masse der Schuljugend, wobei es auf einzelne seltene Ausnahmen theils sehr genialer, theils sehr simpelhafter Knaben natürlich nicht ankommt. Mit der Gedächtnißkraft verhält es sich genau eben so.

Je mehr man in den Kopf hineinstopft, je mehr läßt er wieder aus; wie man mit ausgebreiteten Armen zwar ein großes Heubund fassen kann, wenn aber immer mehr Heu dazu gethan wird, auch dasselbe wieder fallen läßt. Es ist schon über ein halbes Jahrhundert her, seit die Reformatoren der Pädagogik uns Wunder versprochen haben von ihren Methoden, die geistige Entwicklung der Jugend zu steigern, und doch hat man nirgends ein Resultat davon gesehen. Die größten Geister nicht nur, sondern auch die tüchtigsten Praktiker in Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe gingen nicht aus den berühmten Musteranstalten und pädagogischen Treibhäusern, sondern aus den gemeinen Schulen hervor, und das vorige Jahrhundert war an solchen Männern gewiß nicht ärmer als das jetzige. Im Gegentheil muß man die ungemessene Eitelkeit unserer Tage, die sehr häufig gerade mit Unfähigkeit gepaart ist, — den theoretischen, rein unpraktischen Aberwitz gerade solcher, die sich zum Rathgeben herbeidrängen, — die Taktlosigkeit, die alle nationalen und socialen Grundlagen und die Naturgesetze selbst frischweg überspringen möchte, — die Phantasterei, fieberhafte Geschwätzigkeit, politische und andere Gespensterseherei, endlich die Ueberreiztheit, eigentlich durch nichts motivirte, rein krankhafte Leidenschaftlichkeit und Ungeduld der sogenannten Gebildeten unserer Tage, wie sie namentlich in der Presse repräsentirt sind, großentheils auf Rechnung der Treibhausüberheizung in den Schulen setzen. Die Welt hat im Ganzen dadurch nicht an Genie gewonnen, wohl aber an gesundem Menschenverstand und tüchtiger Gesinnung verloren.

Wir wollen übrigens nicht leugnen, daß die Schulbehörden bei der allmählichen Vermehrung der Schulstunden ganz wohlmeinend handelten. Sie glaubten den gesteigerten Ansprüchen durch gesteigerte Anstrengungen genügen zu müssen. Man verlangte nicht mehr blos Vorbereitung zum Brodstudium, sondern auch allgemeine Bildung, und nicht mehr blos Studium des Alterthums (Humanismus), sondern auch Unterricht in neuern Sprachen und praktischen Wissenschaften (Realismus). Nun sollte nach und nach oder auf einmal Alles in die arme Jugend hineingepfropft werden. Sonderbarerweise muthete man der Jugend einen Universalismus zu, dessen sich je mehr und mehr die Wissenschaft selbst entschlug; denn die Gelehrten, wohl fühlend, daß man die unermeßliche

Arbeit theilen müſſe, haben in der letzten Zeit ſich vorzugsweiſe auf Specialitäten gelegt. Der Hiſtoriker zieht es vor, anſtatt die Weltgeſchichte oder die Geſchichte ſeiner Nation zu ſchreiben, ſich lieber nur im Studium einer einzelnen Begebenheit, Perſon oder Lokalität zu vertiefen. Der Naturforſcher bearbeitet nur eines der vielen Felder, das ihm die Wiſſenſchaft öffnet, und auch in dieſem wieder vorzugsweiſe gern nur eine einzelne Naturform. Selbſt die Aerzte fangen an, ſich einzelnen Krankheitsformen ausſchließlich zu widmen. Immer mehr, ja bis zur Schädlichkeit, bis auf die Gefahr hin, über dem Einzelnen das Ganze aus dem Auge zu verlieren, zerſplittert ſich die Wiſſenſchaft der Erwachſenen, und nun ſollen die Kinder dieſen Mangel erſetzen und die Schulſtube ſoll die Einheit der Wiſſenſchaften zurückführen. Offenbar ein Widerſpruch und etwas ſehr Unnatürliches.

Ohne die Theilung der Arbeit bis ins Extrem treiben zu wollen, müſſen wir doch geſtehen, daß ihrer auch die Schule nicht entbehren kann. Deshalb haben beſonnene und erfahrene Schulmänner ſchon lange die allein zweckmäßige, vernünftige und praktiſche Trennung des humaniſtiſchen und realiſtiſchen Unterrichts und für den letztern ſogenannte Realgymnaſien verlangt, um einerſeits die fühlbare Lücke zwiſchen den untern Real- und den höhern Gewerbeſchulen auszufüllen, und um andererſeits den gelehrten Gymnaſien jenen Ballaſt von Schülern abzunehmen, welche, ohne ſtudiren zu wollen, doch die alten Sprachen und alles das lernen, was nur Studirenden nützt. Würde man nun die Maſſe von Schulſtunden, mit denen man die Jugend quält, wie der Zeit nach, durch Ausdehnung der Schulzeit überhaupt, ſo auch dem Raume nach, durch Trennung des humaniſtiſchen und Realunterrichts vertheilen, ſo würde die gepreßte Schule Luft bekommen. Man pflanzt die Bäume weit genug auseinander, damit ſie Platz zu geſundem Wachsthum haben; warum ſollte man nicht auch beim Jugendunterricht die nothwendigen Trennungen machen? Warum will man hier Alles im engſten Zeitraum und in einem Kopf zuſammendrängen?

Noch Manches läßt ſich in Bezug auf die Methoden rügen, denen viele Lehrer folgen. Jenachdem ein Lehrer den Unterricht zu behandeln weiß, kann er in der einfachen Zeit daſſelbe Reſultat erzielen, wie ein Anderer in der doppelten. Militäriſche Präciſion

würde bei ſehr vielen Unterrichtsgegenſtänden, beſonders in den jüngern Klaſſen, den Unterricht ungemein vereinfachen und zugleich eindringlicher machen, wenn auch für andere Unterrichtsgegenſtände und namentlich in den höhern Klaſſen das behaglich breite Katheder-geſchwätz ſich nie ganz wird abſtellen laſſen. Wie viel auch hier durch zweckmäßige, die Lehre aufs bündigſte concentrirende Lehrbücher geleiſtet werden könnte, liegt auf der Hand.

Wer die Jugend täglich zu ſiebenſtündigem Sitzen in der Schule verdammt, handelt unter allen Umſtänden, abgeſehen von allen guten Zwecken, die damit erreicht werden könnten, gegen die Natur, und erreicht nicht einmal jene Zwecke. Das viele Sitzen erſchlafft den Körper nicht nur, ſondern auch den Geiſt. Welche Elaſticität und Friſche des Geiſtes kann man von einem Knaben verlangen, der ſchon viele Stunden hinter einander geſeſſen, geleſen oder geſchrieben hat? Geſetzt, man ließe den Knaben auch nicht fünf Minuten lang unnütz daſitzen, ſondern wüßte ihn immer gleich anregend geiſtig zu beſchäftigen, ſo würde doch die Anſtrengung an ſich ſchon Ermattung nach ſich ziehen. Geſetzt aber, man beſchäftigt ihn nicht ſo anſtrengend, wie will man es rechtfertigen, daß er dann dennoch ſitzen bleiben muß?

Nun iſt es aber bekanntlich mit dieſem Sitzen in der Schule noch nicht gethan. Der Knabe bekommt noch häusliche Arbeiten auf, die ihn an manchen Orten, wo man nicht genug thun zu können glaubt, zwei bis drei Stunden lang aufs neue auch noch zu Hauſe an den Stuhl feſſeln. Endlich kommt dazu noch ein Mißbrauch, der wie es ſcheint, an vielen Orten in Deutſchland eingeriſſen iſt. Der Schullehrer iſt gering beſoldet, er will ſich einen Nebengewinn verſchaffen. Er empfiehlt alſo den Schülern, die ihm in der öffentlichen Schule anvertraut ſind, auch noch außer der Zeit, damit ſie beſſer fortkommen, bei ihm Privatſtunden zu nehmen. Er begünſtigt dann auch wohl die Schüler, die es thun, vor denen, die es nicht thun, und iſt gewiſſenlos genug, dieſe letztern dadurch zur Nachfolge zu nöthigen. Weit entfernt, ein ſolches Verfahren dem ehrenwerthen Schullehrerſtand im Allgemeinen zum Vorwurfe machen zu wollen, können wir doch nicht umhin, der Sache als eines unbeſtreitbaren Faktums, das häufig vorkommt, hier zu gedenken. Wenn aber auch den Privatſtunden nirgends ein ſo unedles Motiv, ſondern überall nur die Sorge der Eltern

für das beſſere Fortkommen ihrer Kinder zu Grunde läge, ſo iſt doch klar, daß dieſe Privatſtunden in viel zu großem Uebermaaße überhand genommen haben und daß ſie den Zweck unmöglich erfüllen können, weil der Geiſt der Kinder, je mehr er durch Stunden und immer wieder durch Stunden in Anſpruch genommen wird, um ſo mehr ermatten und täglich ſchwächer werden muß. Warum nehmen denn die höchſten Schulbehörden, nachdem ſie das natürliche Maaß von geiſtiger Arbeit, was Kindern zugemuthet werden kann, ſchon durch die befohlene Zahl der öffentlichen Schulſtunden überſchritten, keinerlei Kenntniß von dem, was den Kindern noch außerhalb der Schule aufgebürdet wird? Wäre es nicht ihres Amtes, hier Vorſorge zu treffen? Mißverſtändniſſen der Eltern, Mißbräuchen der Lehrer vorzubeugen?

Immer befliſſen die praktiſche Seite der Dinge hervorzuheben, ſtehen wir nicht an, die Beſorgniß auszuſprechen, daß hier nicht eher geholfen werden wird, als bis man die Lehrer, wenigſtens gewiſſe Lehrerklaſſen beſſer als bisher beſoldet. Die armen Lehrer ſind zum Theil noch nach einer Normalberechnung ihrer Bedürfniſſe beſoldet, die vor fünfzig oder hundert Jahren billig war, es aber heute nicht mehr iſt. Alle Lebensbedürfniſſe haben ſich im Preiſe geſteigert; wenn nun die Beſoldungen nicht in gleichem Maaß erhöht werden, wie ſoll der Schulmann auskommen? Und woran muß er ſich halten, um ſich einen Nebenverdienſt zu ſchaffen? Offenbar an Privatſtunden, mag er auch ſchon von den öffentlichen Stunden ſo erſchöpft wie die Schüler ſelbſt ſeyn, und an die Verfertigung von Lehrbüchern, mögen ſie auch nur aus zehen andern kümmerlich und ſeicht compilirt ſeyn. Beide Nothbehelfe, für ihn ſo entſchuldbar, als unentbehrlich, ſind für das gemeine Weſen verderblich. Wer ſollte das nicht einſehen? Es iſt begreiflich, daß man bei dem Sparſyſteme des neuern Finanzweſens, was ſo viel Gutes mit ſich führt, nicht gerne Beſoldungen erhöht, und welche Macht beſäße der Lehrſtand, ſeine Anſprüche vor andern geltend zu machen? Allein einem verſtändigen Staatsökonomen kann es nicht entgehen, daß der Mehraufwand für Zulagen zu den theilweiſe ſo kümmerlichen Lehrerbeſoldungen gute Zinſen tragen muß, wenn man dadurch den Mißbrauch der Privatſtunden und die Fabrikation ſchlechter Lehrbücher beſeitigt. Jede Mißachtung des natürlichen Bedürfniſſes von Staatsangehörigen

rächt sich unfehlbar. Wer sein Auskommen nicht durch den Staat findet, für den er arbeitet, der arbeitet um eben so viel mehr auf die eine oder andere Weise gegen das Staatsinteresse. Unbeschäftigte Menschen, welche studirt haben, aber vom Staate nicht angestellt werden können, und überbeschäftigte Staats-, Kirchen- und Schuldiener, die nicht genug Auskommen haben und sich deshalb Nebengeschäfte machen, sind ein Hauptübel der neuern Staaten. **Sapienti sat.**

Ein weiterer Uebelstand, dem die höchsten Schulbehörden schon längst hätten abhelfen sollen, sind die auf schlechtem Papier kleingedruckten Classiker, und auch wohl Grammatiken und andere Lehrbücher, womit man die Schulen überschwemmt, und die hauptsächlich Ursache sind, daß so vielen, ja fast allen Jünglingen, welche sich den Studien widmen, schon ehe sie auf die Universität kommen, das kostbarste Organ unheilbar geschwächt wird und sie zum Brillentragen auf Lebenszeit verurtheilt sind. Anhaltendes Lesen in solchen Schulbüchern ist Gift für die Augen, dem auch die von Natur gesundeste Sehkraft im Verlauf einiger Jahre erliegen muß. Jeder Arzt weiß das, jeder Schuldirektor, jede höchste Schulbehörde könnte es wissen, aber Niemand bekümmert sich darum und der Staat duldet, daß gewissenlose oder wenigstens gedankenlose Verleger und Drucker, um einen kleinen Gewinn von schlechtem Druck und Papier zu ziehen, ganzen Generationen die Sehkraft lähmen. Wie wenig gehört dazu, um allen Herausgebern von Schulbüchern einen lesbaren Druck zur Pflicht zu machen! aber wo geschieht es?

Die ländliche Jugend empfindet, ausgenommen in Fabrikgegenden, wo sie zur Maschinenarbeit verurtheilt wird, wenig oder nichts von dem, was die städtische Jugend zu leiden hat, denn sie liest und schreibt viel weniger und sitzt viel kürzere Zeit auf den Schulbänken. Doch dürfte eine Bemerkung, die der vielerfahrene und menschenfreundliche Arzt Lauvergne in Bezug auf Frankreich gemacht hat, auch einige Anwendung auf Deutschland zulassen. Er findet nämlich, daß die höhere Bildung, die nach und nach durch den Schulunterricht in die niedern Ständen eindringe, dieselben meist unfähig und ungeneigt mache, sich den alten bäuerlichen und Handwerksarbeiten zu widmen, ohne sie doch auf der andern Seite hinreichend zu befähigen, ebenbürtig in die

Leipzig

höhern Klaſſen einzutreten. Je mehr Halbwiſſerei und frivole Aufklärung ſie in ihre Köpfe aufgenommen, um ſo mehr verachten ſie den beſcheidenen Fleiß ihrer Väter, drängen ſich aus der Provinz in die Hauptſtadt und werden Glücksritter der mannigfachſten Art; eine wahre Laſt und ein Verderben für den Staat, da ſie ohne Mittel immerwährend nur vom Staat Mittel fordern, die ihnen dieſer, da ihrer zu viele ſind, unmöglich gewähren kann. Das weibliche Geſchlecht nimmt an der Begehrlichkeit des männlichen Antheil. Die Töchter geringer Familien werden für die Bedürfniſſe eines höhern Standes erzogen, verachten den häuslichen Fleiß der Mütter und Großmütter, wollen Damen werden, und finden ihr Ziel nur in dem Abgrund der Proſtitution, wenn es zu ſpät iſt, den erſten beſcheidenen Freier wieder anzulocken, deſſen „Pech-, Fiſch- und Stallgeruch" ſie eben ſo hochmüthig verſchmäht hatten, wie das altväteriſche Ameublement ihres elterlichen Hauſes. So weit iſt es nun, Gott ſey Dank, in Deutſchland noch nicht gekommen, wie in Frankreich; allein auch bei uns macht die Halbwiſſerei, das Vornehmthun, das Höherhinaufwollen, macht der Frack und runde Hut bei den Jünglingen, der Shawl und Damenhut bei den Jungfrauen der untern Klaſſen nicht geringe Eroberungen. Und einen Theil der Schuld, deſſen ſind wir gewiß, trägt, neben dem böſen Beiſpiel und der ſtädtiſchen Verführung, auch die unverdaute Weisheit jener ländlichen Encyclopädiſten, die ſich ſchämen, Schulmeiſter genannt zu werden, die in gewiſſen Seminaren, welche es den Univerſitäten gleich thun wollen, in Kenntniſſen unterwieſen werden, die für das Landvolk nicht taugen, und zu Anſprüchen hinaufgekünſtelt werden, die ihnen das Landleben nie befriedigen kann.

Was insbeſondere die Fabrikgegenden betrifft, ſo iſt ihre Jugend wohl die elendeſte und erbarmungswürdigſte unter der Sonne. Wenn ſelbſt gebildete, wohlhabende und beziehungsweiſe einflußreiche Eltern unbeſonnen genug ſind, ihre Kinder zu dem ungeſunden Sitzen in den ſtädtiſchen Schulen zu verdammen, ſo darf man ſich freilich nicht wundern, daß die Kinder der ärmſten Klaſſe rückſichtslos der bleichſüchtigen Fabrikarbeit überantwortet werden. Zwar trifft dieſes Unglück in Deutſchland, wo das Fabrikſyſtem noch nicht ſo überwiegend iſt, wie z. B. in England, immer nur einen geringen Theil der Jugend; allein auch dieſe wenigen

Prozente der Bevölkerung bedingen einen nicht unwichtigen Ausfall, ſofern die Race der Fabrikarbeiter überall die phyſiſch und moraliſch ſchlechteſte iſt. Es würde mithin nicht abentheuerlich, ſondern nur den Grundſätzen der Nationalökonomie und einer vernünftigen Staatsverwaltung überhaupt angemeſſen ſeyn, wenn man für die Kinder gerade dieſer Race eine beſondere Fürſorge träfe und dem Verderben, das ihnen ſo nahe tritt, ein Gegengewicht gäbe. Damit, daß man die Zahl der Arbeitsſtunden einigermaßen, immer noch zu wenig, beſchränkt und dagegen Religionsunterricht ertheilt, wird noch nicht genug geholfen. Beſſere Wohnung und zweckmäßige Bewegung in freier Luft thut hier vor Allem Noth.

Anſtatt dieſe Kinder rath- und hülflos ihrem Schickſal, der Rohheit gänzlich herabgekommener und entarteter Eltern, der Härte der Fabrikbeſitzer, oder der zufälligen Privatwohlthätigkeit zu überlaſſen, thäte der Staat beſſer, die verhältnißmäßig geringen Koſten ihrer Pflege zu übernehmen und eine Pflanzſchule tüchtiger Arbeiter und Soldaten aus ihnen zu bilden. Früher oder ſpäter wird der Staat dieſe Sorge nothgedrungen übernehmen müſſen, wenn der Pauperismus in der bisherigen Progreſſion zunimmt. Man wird einmal ganz einfach rechnen: wie viel koſtet es den Staat, einen Knaben zum brauchbaren Arbeiter heranzuziehen, und wie viel trägt er nachher durch ſeine Arbeit dem Staat ein? und wie viel koſtet es den Staat, einen verwahrloſten und entſittlichten Menſchen, für den in ſeiner Jugend Niemand Sorge getragen, nachher in Gefängniſſen, Kerkern und Armenhäuſern zu erhalten?

Für die männliche Jugend insgeſammt aber, die geringe wie die vornehme, die ländliche wie die ſtädtiſche, muß neben dem Unterricht, der allein den Geiſt in Anſpruch nimmt, und neben der Abrichtung zu einem beſtimmten Handwerk, auch allgemeine Kräftigung und Uebung des Körpers verlangt werden. Das iſt das Poſitive, das wir vom nationalökonomiſchen Standpunkt aus wünſchen, nachdem wir hinreichend gezeigt zu haben glauben, wie man auf negativem Wege durch Hinwegräumung vieler Uebelſtände helfen könnte. Ohne zu mißkennen, was bereits durch die Turnanſtalten geleiſtet worden iſt, kann man dieſe doch noch nicht für zureichend halten. Es gibt nur wenige Städte, welche Turnplätze haben, und auf dieſen ſelbſt iſt wieder nur eine Minderzahl der

ſtädtiſchen Knaben und Jünglinge beſchäftigt. Man kann dieſe Anſtalten, wie ſie bisher waren, mit den Muſterſchulen, Privaterziehungsanſtalten ꝛc. vergleichen, die in mancher Beziehung Auſſerordentliches leiſten, aber in ihrer Abgeſchloſſenheit nie das ſeyn können, was die gemeinen Schulen in Maſſe. Als beſondere Vereine unter dem Einfluß einer beſondern Perſönlichkeit nahmen die Turngeſellſchaften zu des trefflichen Jahns Zeiten bekanntlich neben Vielem, was den Knaben und Jüngling im Lebenskern kräftigen und erfriſchen mußte, auch manches Manierirte und Einſeitige an, was hin und wieder bis zur Karrikatur geſteigert wurde. Und es konnte kaum anders ſeyn, weil eben, was allgemeine Volksſache ſeyn ſoll, nicht blos Sache einer beſondern Zunft werden darf. Wir ſehen dieſelbe Erſcheinung in den religiöſen Sekten. Was als große und allgemeine Kirche herrlich und erhaben wäre, kann es nicht ſeyn in dem engen Kreiſe einer Separatiſtengemeinde.

Die enge Begränzung und das ſporadiſche Vorkommen der Turnanſtalten führt auch noch den Uebelſtand herbei, daß die Körperübungen ſelbſt nicht immer rationell genug erwogen und an die verſchiedenen Altersklaſſen zweckmäßig vertheilt werden. Man ſieht häufig die jüngſten Knaben ſchon Stärkeübungen an Gerüſten machen, die beſſer erſt im Pubertätsalter zu beginnen wären, da die jüngere Altersklaſſe mehr auf raſche und ſichere Bewegung, Laufen, Springen, Klettern, Balanciren, Exerciren, Werfen, Schießen, Baden, Schwimmen, mit einem Wort auf Freiübungen des ganzen Körpers überhaupt, und der Beine und Augen insbeſondere, aber noch nicht auf Stärkeübungen der Bruſt und Arme angewieſen iſt, da dieſe Theile des Organismus ſich erſt mit der Pubertät gehörig entwickeln. Von den jüngern Knaben kann man nur Haltung, Behendigkeit, Muth, einen ſichern Fuß und ein ſicheres Auge erwarten, aber noch nicht Armkraft. Das liegt in der Natur und ſollte auch von der Gymnaſtik berückſichtigt werden.

Wir wiſſen noch nicht, in welcher Weiſe der Gedanke, das Turnen der Schuljugend zur Pflicht zu machen und Turnanſtalten mit den Schulen zu verbinden, in Preußen ausgeführt werden wird. Genug, daß der Gedanke gefaßt worden iſt und demnächſt ins Leben treten ſoll. Wenn dieſe wohlthätige Erfriſchung erſt

durch das gesammte preußische Schulwesen hindurchgeht, zweifeln wir nicht, daß man auch daran denken wird, die Körperübungen der Jugend in das rechte Verhältniß zur allgemeinen Wehrpflicht zu setzen. Mit einigen Turnplätzen, die etwa nur an die höhern Gymnasien und Realschulen angeknüpft würden, wäre zwar etwas, aber lange nicht genug ausgerichtet.

Vorausgesezt, daß die Körperübungen nur dann im Großen und Ganzen etwas nützen, wenn sie von der gesammten Jugend getrieben werden, so kann der Staat sie auch nur an zwei bereits vorhandene Institute passend anknüpfen, nämlich an die Schulen und zwar die Volksschulen mit eingerechnet, und an das Wehrsystem des Landes. Wird anerkannt, daß der Körper nicht über dem Geist vernachläßigt werden dürfe, so ordnet sich der Turnlehrer von selbst neben den Schulmeister, und wird anerkannt, daß die körperlichen Uebungen im Knaben- und ersten Jünglingsalter die beste Vorbereitung zum künftigen Kriegsdienst bei allgemeiner Wehrpflichtigkeit seyen, so liegt es eben so nahe, beides von vorn herein auf einander zu beziehen.

Es gibt wohl kein Dorf, wo nicht irgend ein ausgedienter Soldat zu finden ist, der gegen eine geringe Belohnung gerne bereit und fähig wäre, der männlichen Dorfjugend das Exercitium und andere körperliche Fertigkeiten beizubringen. Denkt man sich die Sache erst allgemein eingeführt, so würde es in Kurzem nicht an Subjekten fehlen, die alle erforderlichen Eigenschaften des Turnlehrers besäßen. Auch ohne kostspielige Gerüste läßt sich auf dem Lande der Zweck der Gewandtheits- und Kraftübungen erreichen, und die ausgedienten Soldaten, die man hiezu (wie die Trillmeister bei den Schweizer Milizen) benutzen könnte, würden so wenig kosten, daß diese kleine jährliche Summe schon durch die Abkürzung der Waffenlehrzeit, durch die bedeutende Einschränkung der Präsenz beim Regiment und Verringerung der Cadres erspart werden würde.

In den Städten sollte die jüngere Altersklasse ihren Spielplatz unter besonderer Aufsicht und Anweisung zu den diesen Jahren angemessenen Uebungen erhalten, sollten die ältern wieder ihren besondern Turnplatz zu den Kraftübungen und zur Ausbildung der höhern Gymnastik haben, und sollten drittens, wie die sogenannten Kadettencorps (freilich ein unpassender Name) in der

Schweiz, mehrere Altersklassen hinter einander förmlich im Exerciren unterrichtet und militärisch eingetheilt werden.

Unter Begünstigung besonderer Lokalitäten und Umstände könnte wenigstens ein Theil der Jugend auch zu besondern Fertigkeiten abgerichtet werden, z. B. wo es viele Pferde und weite Räume gibt, zum künftigen Reiterdienst, wo es viel Wasser gibt, zum seemännischen Beruf, wo viele Berge sind, zum Schützendienst ꝛc.

Wenn die Jugend auf diese Weise getummelt und geübt würde, dürfte dem Staat viel Aufwand für den eigentlichen Waffendienst der Erwachsenen erspart, und dürften ihm zugleich für den Fall der Noth weit größere militärische Kräfte zu Gebot gestellt werden, als auf die er bisher rechnen konnte. Zugleich aber würde das ganze Volk an Tüchtigkeit, guter Zucht und Arbeitskraft gewinnen.

In jedem Kirchspiel auf dem Lande ein Exercirmeister, der die Knaben militärisch einexercirt und nach Umständen auch in mehr oder weniger Turnkünsten unterweist; in jeder größern Stadt besondere Anstalten für das Spiel der jüngern, für das eigentliche Turnen und das militärische Exercitium — das ist alles, was wir verlangen; eine Sache, die weder sehr kostspielig, noch aus irgend einer andern Ursache schwierig und unausführbar scheint. Es würde sich von selbst verstehen, daß beim Eintritt in den eigentlichen Militärdienst diejenigen Jünglinge bevorzugt werden würden, die sich schon früher am tüchtigsten bewährt haben. Auch diese Aussicht würde in vieler Beziehung ein Sporn für die männliche Jugend seyn, und den scheinbar nur spielend getriebenen Uebungen eine praktische Bedeutung verleihen. Auch manche andere Tüchtigkeit für das Gewerbe würde bei den öffentlichen Körperübungen der Jugend zu Tage kommen, auf das Lebensglück der Einzelnen günstig einwirken und Allen zu aufmunterndem Beispiel dienen.

Ein solches System allgemeiner Durchbildung der jugendlichen Körper in der ganzen Volksmasse müßte nun aber auch seine Ergänzung finden in einem System der Landwehr, das eben so allgemein auf Wahrung und Erhaltung des gewonnenen Kraftkapitals berechnet seyn müßte. Wir verstehen darunter natürlicherweise nicht ein spartanisches System, wie wir denn überhaupt der Jetztwelt nichts Unausführbares, nichts Unpraktisches zumuthen wollen.

Allein wir zweifeln doch nicht, daß zwei Anstalten noch ohne Schwierigkeit mit dem Landwehrsystem, wie es schon in einigen Staaten besteht, verbunden und sehr populär werden könnten. Einmal Volksfeste, in der Art wie die Schwingfeste und eidgenössischen Freischießen in der Schweiz, und wie zum Theil die landwirthschaftlichen Feste, mit denen Wettrennen verbunden sind, mit einem Wort Feste, wobei allgemeine oder insbesondere nationale und provinzielle Kraft- und Geschicklichkeitsproben abgelegt und zur Schau gestellt werden. Von olympischen Spielen in großem Styl kann nicht die Rede seyn; auch das Beispiel der Turniere paßt kaum hieher, weil sie nur Monopol eines Standes waren. Aber an die Zeiten des Jahrs, in welchen sich die Landwehr ohnehin zu ihren regelmäßigen Manövers versammelt, ließen sich leicht Volksfeste anknüpfen, an denen auch die Jugend Theil nehmen könnte, und an welchen vorzugsweise Schau- und Wettkämpfe Statt finden müßten, in Verbindung von Wettrennen, Schützen- und Turnfesten, wozu am geeigneten Ort auch noch Schwimmproben kommen dürften.

Die Frage, ob denn auch die erwachsenen Männer verschiedener Stände Lust an dergleichen Uebungen bezeugen würden, beantwortet sich am einfachsten durch Thatsachen. Man beobachte die Schweizer Bauern bei ihren Schwingfesten, die Bürger und Bauern in der Schweiz und Tirol bei ihren Schießübungen. Man erinnere sich, mit welcher Lust die preußischen Reiter unter v. Pfuhl die kühnsten Schwimmübungen trieben. Man bewundere die Handwerker in Hanau auf ihrem wahrhaft musterhaften Turnplatz. Die Lust an körperlichen Uebungen ist überall im Volke vorhanden, heute noch wie ehemals, nur durch lange Entwöhnung unterdrückt. Sie braucht nur wieder geweckt zu werden.

Die zweite Anstalt, die wir mit der Landwehr verbunden wünschen, und die ebenfalls schon für die Jugendbildung von großem Interesse wäre, ist die einfache Zurückführung des Begriffs Landwehr auf seine ursprüngliche Bedeutung, d. h. die Lokalisirung dieses Begriffs. Jetzt versteht man unter Landwehr die große Masse entlassener, jedoch für Nothfälle noch verfügbarer Soldaten, in Regimenter vertheilt, an gewisse Sammelplätze gewiesen, aber zur allgemeinen Landes-, nicht zur speziellen Provinzial- und Lokalvertheidigung berufen. Ehemals verstand man unter Landwehr

die Verpflichtung der nächsten Ortsbewohner, einen Paß, ein Gebirge, ein Ufer ꝛc. zu vertheidigen, wenn der Feind kam. Der große Maßstab, nach welchem in neueren Zeiten die Kriege geführt werden, machte die Centralisirung der gesammten Landesvertheidigung nothwendig, mit kleineren bewaffneten Gemeinden hinter ihren alten Stadtmauern und lokalen Insurrektionen kam man nicht mehr aus. Deshalb meinen wir auch nicht, daß man, statt des großartigen Preußischen Landwehrsystems etwa die Spießbürgerkompagnien, wie sie in den letzten Zeiten des h. römischen Reichs zum Spott wurden, wieder einführen sollte, und verwahren uns desfalls gegen jede Mißdeutung. Allein wir vermissen doch neben den jährlichen großen Kriegsübungen der Landwehr, die von allen Landwehrmännern der Provinz nur an einem einzigen Sammelplatze vorgenommen werden, die wöchentlichen Schießübungen unmittelbar in der Heimath, wie sie in der Schweiz fast allgemein üblich sind. Fast jedes Dorf in den Alpen hat seine besondere Schießstätte, und hier bilden sich jene trefflichen Schützen, die Europa bewundert und deren Nützlichkeit im Felde mit jedem neuen Kriege mehr anerkannt worden ist. Was dort selbst die Bauern auf den Dörfern haben, das fehlt in den niedern Gegenden selbst vielen Städten Deutschlands. Eine Wiederherstellung oder neue Belebung der alten Schützengesellschaften wäre sehr zu empfehlen. Ja wir glauben noch weiter gehen zu dürfen, indem wir größern Stadtgemeinden, die ein reiches Eigenthum vor Handstreichen zu schützen haben, und den Bewohnern solcher Gegenden, in denen die Natur einer energischen Vertheidigung günstig ist, neben den Uebungen mit dem Stutzen auch Uebungen mit schwerem Geschütz anrathen. Wenn einige Kanonen immer bei der Hand sind und einige Mannschaft leicht damit umzugehen weiß, so wird es nicht mehr möglich seyn, daß ein elender Trupp Maraudeurs eine ganze Stadt in Kontribution setzt, oder daß wichtige Pässe und Defileen aus Mangel an Waffen und Vertheidigern offen gelassen werden. Ein bewaffnetes Volk, das jede Oertlichkeit kennt und benutzt, um dem ins Land einfallenden Feinde Abbruch zu thun, ist bekanntlich das, was jeder feindliche General am meisten fürchtet, was ihm unzählige Verluste im Kleinen beibringt, seine Berechnungen täuscht und seine Truppen abhetzt und entmuthigt. Dazu taugt aber nichts besser, als daß

am rechten Ort ein Paar Kanonen ſind und überall gute Scharfſchützen.

Das preußiſche Landwehrſyſtem iſt bei ſeiner übrigen Vortrefflichkeit und Volksthümlichkeit doch noch inſofern einſeitig, als es in ſeiner Allgemeinheit die Rückſicht auf Landesdefenſion im Beſonderen ausſchließt, und wird erſt dann alle Bedingungen eines allſeitig durchgeführten Landwehrſyſtems erfüllen, wenn es, ohne die allgemeinen Zwecke zu beeinträchtigen, auch auf jene lokalen Bedürfniſſe die geeignete Rückſicht nehmen wird. Eine lange Kriegserfahrung hat gelehrt, welche Punkte an der Grenze, wie im Innern des Landes, am häufigſten bedroht werden. Dieſer Punkte ſind ungleich mehr, als durch eigentliche Feſtungen bisher vertheidigt wurden oder vertheidigt werden können. Man hat in neuerer Zeit mehr als bisher wenigſtens auf die Hauptpunkte geachtet. Die neuen Befeſtigungen von Linz und Briren beweiſen dies aufs ſchlagendſte. Wie ſchwer hat man es büßen müſſen, daß dieſe Punkte nicht ſchon in den Jahren 1805 und 1809 befeſtigt waren! Man hat endlich auch auf die Wiederbefeſtigung von Ulm und auf die von Raſtadt gedacht. Man hat nicht minder in Bezug auf die Vertheidigung Oſtpreußens die beherzigenswertheſten Vorſchläge gemacht. Allein wenn auch alle dieſe Feſtungen und befeſtigten Lager, die man projektirt, ſchon in der Wirklichkeit vorhanden wären, würde es immer noch viele Punkte geben, die ſich nicht eignen, durch große Feſtungen und auf lange Dauer vertheidigt zu werden, die aber gegen Handſtreiche und wenigſtens auf kurze Zeit durch die Landwehr der Umgegend zu vertheidigen ſehr wichtig und erfolgreich ſeyn müßte. Es gereicht wohl dem weiland ſchwäbiſchen Kreiſe zur ewigen Schande, den Schwarzwald im Jahre 1796 nicht beſſer gegen Moreau vertheidigt zu haben! Wären die wichtigſten Päſſe hier zweckmäßig verſchanzt, wäre die ſo kraftvolle und kriegeriſche Bevölkerung des Schwarzwalds in Waffen und ſonderlich im Gebrauch der Gebirgswaffe, des Stutzens, eingeübt und verſammelt und von einigen Kanonen unterſtützt auf die rechten Punkte geſtellt geweſen, ſo hätte der Feind die engen Päſſe und ſteilen Höhen nicht, oder gewiß nicht in ſo kurzer Zeit forciren können. Eben ſo gereicht es der zahlreichen und nicht minder kriegeriſchen Bevölkerung Schleſiens zur ewigen Schande, daß ſie ſich 1806 und

1807 durch ein fliegendes Korps von einigen tausend Franzosen und Rheinbundstruppen überwältigen und ausplündern ließ; wäre diese Bevölkerung bewaffnet und als Landwehr organisirt gewesen wie heute, so würde vielleicht eine fünffache Zahl des Feindes nicht im Stande gewesen seyn, sie zu schrecken.

Der berühmte Pairhans macht die sehr richtige Bemerkung, daß wie die stehenden Heere, die ausschließlich aus Kriegern von Profession bestehen, auch eines Systems von ausschließlich sogenannten Festungen zu ihrer Unterstützung bedürfen, eben so die Landwehren, Nationalgarden, mit einem Wort die bewaffneten Völker eines Systemes von befestigten Großstädten, befestigten Lagern und kleinen befestigten Punkten zu ihrem Rückhalt bedürfen. Er verlangte in diesem Sinne sowohl die Befestigung von Paris und aller größeren Städte, die man nach dem bisherigen System nicht befestigen zu müssen glaubte, als auch jedes Engpasses, jedes wichtigen Flußüberganges, jedes Straßenknotens, jedes zur Vertheidigung irgend günstigen Punktes, sey es auch, daß man nur einen Maximilianischen Thurm oder eine anderweitige kleine Verschanzung daselbst anbrächte. Kein Punkt, an welchem man mit leichten Mitteln, durch die Lokalität begünstigt, den Feind aufhalten, Zeit gewinnen, oder ihm großen Abbruch thun kann, sollte bei der Landesvertheidigung unberücksichtigt bleiben, und die Kenntniß dieser Punkte sollte nicht in den Archiven der Generalstäbe begraben liegen, sondern im Bewußtseyn des Volkes leben. Die umwohnende Bevölkerung sollte von Jugend auf wissen, von Jugend auf darauf vorbereitet seyn, daß in Kriegsfällen ein Paß, ein Flußübergang ꝛc. in ihrer Nähe bedroht seyn wird. Nicht nur zufällig und gelegentlich bei einem Landwehrmanöver, sondern alle Jahre an irgend einem Gedächtnißtage, sollten Angriff und Vertheidigung als Kriegsmanöver mit Abwechselungen, wie sie die Lokalität und das Genie darbieten, wiederholt werden. Nicht nur aus einer fernen Garnison sollte man, im Fall der wirklichen Gefahr, die Vertheidiger erwarten, sondern man sollte sie in nächster Nähe bereit haben. In Gebirgen z. B., deren Pässe stets die Pforten waren, durch welche der Feind einbrach, sollte eine Landwehr-Artillerie mit ihren Kanonen zweckmäßig vertheilt seyn, um in Verbindung mit der übrigen Landwehr, besonders mit den Gebirgsschützen, auf der Stelle den kräftigsten

Widerstand gegen rasche Ueberfälle zu leisten, wie die Tyroler im Jahr 1809 thaten. In offenen und ebenen Ländern kann natürlich von der Festhaltung einzelner gleichsam zufälliger Punkte nicht die Rede seyn und muß hier das einfache Zusammenziehen der unselbständigen Landwehrtheile in eine große Masse, wie bisher, die Richtschnur bleiben.

Noch ein Punkt wäre hier zu erörtern, doch sey er nur angedeutet. Seitdem Preußen das System allgemeiner Wehrpflicht angenommen, und seine absolut monarchische Regierung in einer langen Reihe von Jahren sich wohl dabei befunden hat, dürfte die Besorgniß vor dem Schreckbild einer Volksbewaffnung, wie man sie anderwärts hier und da noch äußern hört, zu den veralteten Illusionen gehören. Ich will in diese Frage hier nicht näher eingehen. Wo man sich überhaupt noch nicht zur Idee der Landwehr erheben kann, da dürften auch unsere Vorschläge für eine Erweiterung des Landwehrsystems überflüssig erscheinen. Aber jene Idee ist in einer großen Zeit ins Leben getreten, und wird nie mehr untergehen. Jede neue Gefahr, welche Deutschland von außen droht — und ihrer sind viele, fast von allen Seiten — wird den Nutzen und die Nothwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht noch anschaulicher machen.

Als Prinz Eugenius im Jahre 1713 mit der durch lange Kriege und Strapazen erschöpften kaiserlichen Armee, von den Engländern verrathen und vom Reich selbst verlassen, mühsam die Reichsgrenze hütete, schrieb er die denkwürdigen Worte: „Ich stehe am Rheine Schildwacht, betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft: wie glücklich und wie ruhig und ungestört sie im Genuß der Naturgaben seyn könnten, wenn sie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten. Es scheint unbegreiflich, daß ein Volk, besonders ein so kraftvolles, sich allen Leiden und Drangsalen des Kriegs auf eigenem Boden so geduldig unterwirft, da es von seiner Gesammtkraft allein abhängt, allem Unheil zuvorzukommen. Mit einem Heerbann von 200,000 deutschen Männern getraue ich mir die Franzosen zurückzutreiben. Ein Vortrag dieser Art, sagte ich dem Kurfürsten von Mainz, wäre eines Reichskanzlers würdig, und ich setze meinen Kopf daran, daß das Reich in vier Wochen einen Frieden haben wird, dessen sich ein ganzes Menschenalter erfreuen sollte. Der Kurfürst sah mich

betroffen an. Freilich, die Zeiten Karls des Großen ſind vorüber, die damalige Rohheit zeigte mehr Geiſt, als die dermalige aufgeklärte Nation.“ Gerade hundert Jahre ſpäter, im Jahr 1813, ging in Norddeutſchland in Erfüllung, was der wackere Prinz Eugenius zunächſt für das von Frankreich her bedrohte Süddeutſchland gewünſcht. Das norddeutſche Volk erhob ſich in Maſſe und Frankreich wurde beſiegt und ein Frieden errungen, der nun wirklich ſchon nahezu ein Menſchenalter gedauert hat. Soll nun wohl noch ein zweites Jahrhundert vergehen, bis dieſe Wehrhaftmachung des Volkes endlich auch auf Süddeutſchland ausgedehnt wird? Iſt nicht gerade dieſer Theil Deutſchlands der am meiſten bedrohte und der verhältnißmäßig wehrloſeſte, während doch die Natur ſelbſt ſeine Vertheidigung erleichtern würde, und eine zahlreiche und tüchtige Bevölkerung alles beſitzt, was zu einer erfolgreichen Landesvertheidigung nur irgend erfordert werden kann, die Anleitung und Uebung dazu in einem durchgeführten Landwehrſyſtem ausgenommen.

Als Moreau und Jourdan im Jahr 1796 vom Rhein her über den Main, den Neckar und die Donau faſt ohne Hinderniß vordrangen, mußte der ſchwäbiſche Kreis 25 Millionen Livres, die Stadt Frankfurt 6 Mill., der fränkiſche Kreis 16 Mill., der rheinbayeriſche Kreis 10 Mill. Kontribution zahlen, ungerechnet die unzähligen Lieferungen von Pferden, Vieh, Verräthen aller Art und ungerechnet die Plünderungen im Einzelnen. Hätte man dieſes Geld nicht viel nützlicher angewendet, wenn man vorher das Volk in Verfaſſung geſetzt hätte, den Schwarzwald, Odenwald und Speſſart zu vertheidigen? Würde wohl der Erzherzog Karl, wenn ihn eine Landwehr von 200,000 Mann aus dem rheiniſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen und bayeriſchen Kreiſe unterſtützt hätte, den Feind nur überhaupt über den Rhein gelaſſen haben?

Wer ſteht uns davor, daß ſich nicht ähnliche Einfälle des Feindes wiederholen? Frankreich iſt noch ſo kriegsluſtig wie ehedem, Straßburg iſt uns noch ſo nahe, wie ehedem, Baden und Würtemberg ſind noch ſo ſchwach vertheidigt, wie ehedem; denn die neuen Bundesfeſtungen ſtehen noch nicht und das achte Bundesarmeekorps kann mit 30,000 Mann nicht ausrichten, was eine Landwehr und allgemeine Volksbewaffnung von ſechsfacher Stärke. Man muß ſich, wie ehemals, auf die Hülfe der Bayern,

Oeſterreicher und Preußen verlaſſen. Aber dieſe können anderwärts beſchäftigt ſeyn, können ihre eigenen Grenzen am Niederrhein, an der Oder und Weichſel, an der untern Donau und von Italien her bedroht ſehen und vielleicht nur ein ſchwaches Korps entſenden, um Schwaben zu decken. Was will dann ein ſo ſchwaches Korps, ohne von einer zahlreichen Landwehr unterſtützt zu ſeyn, ausrichten? Es muß ſich im beſten Fall, wie Erzherzog Karl im Jahr 1796, zurückziehen und ganz Schwaben und Franken vom Feind überfluthen und ausplündern laſſen. Mit den kleinen Summen von 1796 würde ſich der Feind aber jetzt nicht mehr begnügen. Er würde den Raub der Millionen verdoppeln.

Erwägungen dieſer Art ſcheinen wichtiger zu ſeyn, als der Streit philoſophiſcher Schulen und kirchlicher Partheien, und eine Vorbereitung der jugendlichen Körper für das praktiſche Leben und für den Dienſt des Vaterlandes ſcheint mehr werth zu ſeyn, als die Vollpfropfung der jugendlichen Geiſter mit todten Abſtraktionen und unmöglichen Idealen. Wenn ſich aber die Kriegsminiſterien einer- und die Kultminiſterien andererſeits nicht auf halbem Wege entgegenkommen und in einer Organiſation, wie wir ſie anzudeuten verſuchten, Wehr- und Lehrſyſtem verbinden, ſo wird es beim Alten bleiben. Die Kriegsminiſterien ſind gewohnt, ſich ihren Bedarf an Menſchenleibern zu verſchaffen, ohne ſich im geringſten um die Sicherheit des Kapitals zu bekümmern, deſſen Zinſen ſie konſumiren. Sie nehmen, was ſie an brauchbaren Subjekten finden, ſollten auch außerdem nur Krüppel übrig bleiben. Kommt es vor — wie es denn wirklich ſchon geſchehen iſt — daß ein ganzer Bezirk die geſetzlich vorgeſchriebene taugliche Mannſchaft nicht ſtellen kann, weil er nicht ſo viele geſunde Individuen auftreiben kann, ſo gibt man ihm in Friedenszeiten Friſt und läßt ihn ſpäter die fehlenden Rekruten nachliefern, oder erſetzt ſie in Kriegszeiten aus Gegenden, welche beſſere Individuen liefern. Aber nie wird es einem Kriegsminiſter einfallen, für eine tüchtige Menſchenproduktion etwa in der Art zu ſorgen, wie für die Pferdeproduktion. Gleichwohl könnte und ſollte es eine der Aufgaben jedes Kriegsminiſteriums ſeyn, ſich mit den Miniſterien des Kultus, des Innern und der Finanzen in Verbindung zu ſetzen, um ſo weit es ſein eigenes Intereſſe betrifft, zu Maßregeln mitzuwirken, welche darauf berechnet ſind, das Geſundheits-

und Kraftkapital im Volk und namentlich in der Jugend zu erhalten. — Dem Kultministerium, den Studienräthen erscheint, da sie nur an die Unterweisung des Geistes gewöhnt sind, die Sorge für die Körper und vollends gar die Vorbereitung zum Kriegsdienst auch ihrerseits als etwas Fremdes, und es ist daher schwer, eine oberste Leitung zu ermitteln, welche die Zwecke der Landwehr mit denen der Schule zu vereinigen wüßte. Allein das Bedürfniß ist da und ein weiser Regent, der alle einseitig wirksamen Kräfte zu einem Zweck zu kombiniren weiß, kann es befriedigen.

Wolfgang Menzel.

Der Unterricht in der Muttersprache,

eine Frage der Zeit.

Die verschiedenen, nicht selten einander schroff entgegenstehenden Ansichten, welche in unsern Tagen über die Methode des deutschen Unterrichtes auf deutschen Schulen, insbesondere Gymnasien, laut geworden sind und um die Herrschaft streiten, zum Theil von den gewichtvollsten Kämpfern verfochten, fallen unter zwei Hauptgesichtspunkte, die als zwei entgegengesetzte Pole auf dem Gesammtgebiete des Erziehungswesens aus der Masse widerstreitender, im allgemeinen Entwickelungsgange des deutschen Volkes bedingter Elemente sich emporgehoben und allmählich festgestellt haben. Von dem einen Gesichtspunkte aus erscheint die Vervollkommnung des jugendlichen Geistes als ein natürliches inneres Wachsthum desselben, vor sich gehend durch die unmittelbaren Einflüsse einer im Positiven gefundenen Nahrung, durch ein zuversichtliches Aufnehmen und Verarbeiten des Gegebenen mit angestrengter, oft unbewußter, aber gesetzmäßigen Thätigkeit in der Sphäre des Glaubens, bis zu dem Punkte einer volle Freiheit und Selbstständigkeit vertragenden Erstarkung, wobei Erziehung und Unterricht zunächst in einer Hingewöhnung bestehen mit der Aufgabe, den Boden der jungen Geistespflanze wohl angebaut und gepflegt zu halten, ihr unter Abweisung des Schädlichen eine reiche Fülle gedeihlicher Stoffe zuzuleiten und den Erfolg von dem Werth und der innern Wirksamkeit dieser Stoffe zu erwarten. Von dem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Entwickelung des Geistes geknüpft an das Erwachen desselben aus der

mehr mechanischen zur bewußten, sich selbst bestimmenden Thätigkeit und an die Uebung, vom Positiven zurückzutreten, um es zum überschaulichen Gegenstande freier Beurtheilung zu machen, und so auf der früh eröffneten Bahn des Zweifels aufs schnellste zur Höhe selbstständiger Erkenntniß zu gelangen. Hiebei ist der Unterricht bemüht, auf dem Wege der Erklärung, durch Hinweisung auf Prinzipien und Regeln den Zögling auf den Standpunkt der Reflexion zu erheben, sucht den Widerstand gegen das Annehmen auf Treu und Glauben lebhaft in ihm anzuregen und bedient sich des Gegebenen, ohne demselben einen Werth an sich einzuräumen, nur als des Mittels, an welchem die Uebungen des Geistes vorgenommen werden. Die von diesen beiden Gesichtspunkten aus eingeschlagenen Lehrmethoden, von denen die erstere in den Tagen unserer Väter vorherrschend war, die letztere sich mit Uebergewicht in der modernen Zeit geltend machte, stehen in einem schwer auszugleichenden Zwiespalt: die Anhänger der letzteren, während sie durch Beförderung der Abstraktion und des Nachdenkens die geistige Fertigkeit, das Material mit möglichster Freiheit zu beherrschen, auf dem kürzesten Wege herbeizuführen behaupten, werfen der anderen Methode vor, daß sie ihre Zöglinge einer überwältigenden Macht des Stoffes überliefern, das Beharren bei einem alten Schlendrian in ihnen begründe und sie mitten unter den Schätzen ihres Wissens in unbehülflicher Befangenheit und Dumpfheit verzagen lasse. Die Anhänger der ersteren, indem sie durch Leitung, Hingewöhnung, Beispiel und Muster des Geistes Entwicklung, Sicherheit und Stärke auf eine ihm selbst oft unbewußte Weise langsam, aber sicher zu bewirken hoffen und mit möglichster Bewahrung der Einfalt, Unschuld und Frische des jugendlichen Gemüths den Weg zur Erkenntniß und der mit ihr verbundenen Freiheit zu bahnen gedenken, werfen den Gegnern vor, daß sie die Gewandtheit auf Kosten der Stärke beförderten, unter dem Schein von Gründlichkeit beim Mangel an einer eigentlichen Grundlage ihre Zöglinge unheilvollen Verirrungen aussetzten und auf künstliche Weise sie einer vorzeitigen Reife entgegenführten, deren Glanz und Schimmer anfangs zwar blende, zuletzt aber sich als eitel und trügerisch herausstelle.

So verschieden nun ihrem Prinzip und Wesen nach diese beiden Methoden sind, so werden sie dennoch in der Praxis meiß

beide zugleich, bald mit der einen, bald mit der andern Uebergewicht, geltend gemacht, ja man erwartet oft gerade da den beſten Erfolg, wo keine durch die andere ganz ausgeſchloſſen iſt. Aber während eben in der Beantwortung der Frage, welche von beiden bei einem beſtimmten Lehrgegenſtand, wenn nicht die ausſchließliche, doch die vorherrſchende Anwendung finden ſolle, die größte Meinungsverſchiedenheit ſich zeigt, ſo iſt von allen Lehrgegenſtänden keiner in höherem Grade dieſem Conflikt unterworfen, als die Mutterſprache, deren Bedeutung für die Geiſtesentwickelung von Keinem in Zweifel gezogen wird, deren Behandlungsweiſe aber aus den angeführten Urſachen ſo ſehr der Uebereinſtimmung, ſo ſehr einer vor den nachtheiligſten Abwegen ſchützenden Norm und Regel entbehrt, daß die Auffindung und möglichſte Feſtſtellung dieſer bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes mit Recht die Aufmerkſamkeit und Sorge Aller in Anſpruch nimmt, denen Erziehung und Unterricht am Herzen liegt.

Wenn der Verfaſſer des Vorliegenden, dem bei der Geiſtesfortbildung überhaupt nicht das Verfahren, mit dem Allgemeinen zu beginnen und von da zum Beſonderen hinabzuſteigen, ſondern das entgegengeſetzte, als das nächſtliegende, naturgemäße und förderlichſte erſcheint, den eine vieljährige Erfahrung lehrte, daß bei der Jugenderziehung auf dem Wege der Hingewöhnung beſſere Reſultate gewonnen werden, als auf dem der Erklärung, eine Erfahrung, welche im Einklang ſteht mit den allzuoft überhörten Stimmen der größten Pädagogen aller Zeiten und Völker,[1] demnach von den beiden oben angedeuteten Verfahrungsweiſen der zuerſtgenannten in den meiſten Fällen den Vorzug zuerkennt: ſo ſcheint ihm von allen Lehrgegenſtänden insbeſondere die deutſche Sprache derjenige zu ſeyn, bei welchem das letztere Verfahren, das mit dem Namen des modernen bezeichnet werden kann, am wenigſten eines wünſchenswerthen Erfolgs ſich erfreut. Sofern er indeß nicht umhin kann, der Hoffnung Raum zu geben, daß daſſelbe, trotz der Ueberzahl ſeiner Vertheidiger, bei den in

[1] Statt Vieler führe ich nur Plato und Rouſſeau an, von denen erſterer de leg. lib. II. ſagt: *Δοκεῖ μοι τρίτον ἢ τέταρτον ὁ λόγος εἰς ταὐτὸν περιφερόμενος ἡμῖν, ὡς ἄρα παιδεία μὲν ἐστὶ πρώτη παίδων ὁλκή τε καὶ ἀγωγὴ πρὸς τὸν ὑπὸ τοῦ νόμου λόγον ὀρθὸν εἰρημένον.*; und Rouſſeau das bekannte: Le devoir d'un bon maitre est moins *d'instruire* que de *conduire*.

letzterer Zeit dagegen gerichteten Angriffen von Männern, wie Jak. Grimm, Ph. Wackernagel und Andern, allmählich dem beſſeren weichen werde, ſo möchte zur Verwirklichung dieſer Hoffnung auch er ein Schärflein, wie gering es auch ſey, beitragen, beſonders mit dahin wirken helfen, daß das Intereſſe für den Gegenſtand, der ja, wenn irgend einer, Sache des ganzen Volkes iſt, auch außer den Kreiſen der Männer vom Fach angeregt werde, damit durch ein allgemein drängendes Gefühl des Bedürfniſſes die Frage eine um ſo frühere Erledigung finde. Ueber die einzelnen Punkte derſelben aber glaubte er ſeine Anſicht nicht beſſer darlegen zu können, als durch Bekämpfung eines wohlgerüſteten Verfechters der entgegengeſetzten Meinung, des Profeſſors Hincke von Merſeburg, deſſen jüngſt in Leipzig bei Ed. Eiſenach erſchienene Schrift: „der deutſche Unterricht auf deutſchen Gymnaſien," große Verbreitung und Anerkennung gefunden, ja wegen des Beherzigungswerthen und Anregenden, was ſie enthält, an verſchiedenen Orten von den Schulbehörden den Lehrerkollegien zu beſonderer Beachtung empfohlen wurde.

Ohne uns an den Gang zu binden, den Herr Hincke in ſeinem Werk befolgt, und mit Uebergehung der Frage, ob das Ziel, welches ihm als das Ziel des Gymnaſialunterrichtes überhaupt vorſchwebt, das richtige ſey, beginnen wir die Entwickelung unſerer Anſicht mit der Aufdeckung einiger der Hincke'ſchen Methode zu Grund liegender Hauptirrthümer, worauf die aus dieſen entſpringenden einzelnen Mißgriffe ſich leichter in ihrem rechten Lichte dürften zeigen laſſen.

Für einen dieſer Grundirrthümer halten wir folgende in der ganzen Schrift durchleuchtende und S. 252 deutlich ausgeſprochene Anſicht, die ſchon oft ein Quell pädagogiſcher Verſtöße war, nämlich die, daß ein Schüler überwiegend ein Leben in Büchern führe. Daß dem nicht ſo ſey, auch nicht ſo ſeyn dürfe, möge aus folgenden Andeutungen entnommen werden: Nicht die in Büchern abſchattirte, ſondern die wirkliche Welt enthält für den Knaben den Stoff ſeines geiſtigen, wie phyſiſchen Wachsthums. Hier, wo ſein körperliches Daſeyn bedingt iſt, quillt auch die Fülle ſeiner urſprünglichen, ſeiner kernhafteſten geiſtigen Nahrung; hier, wo ſeine Seele die erſten, mächtigſten Eindrücke empfängt, wo er durch Selbſtanſchauung alle Fundgruben ſeines

künftigen Reichthums ſich öffnet, wo die Sonne über ſeinem Haupte glüht, der Fluß zu ſeinem Füßen rauſcht, wo er liebt und haßt, jauchzt und weint, wo ſeine Theuerſten wohnen und wirken, da ſollte er nicht überwiegend leben? da ſollte nicht vorzugsweiſe ſein Intereſſe gefeſſelt ſeyn? ſollte mit Uebergewicht ſich jener ſekundären Sphäre zuwenden, wo er ſtatt der Dinge nur ihre Bilder ſchaut? Und müßte nicht zweitens das ganze Ideenſpiel der Bücherwelt größtentheils ihm für immer dunkel und märchenhaft bleiben, brächte er den Schlüſſel dazu nicht mit aus der wirklichen Welt? wäre er irgend im Stande das Abbild zu würdigen, ohne eine Vorſtellung vom Urbild zu beſitzen, irgend etwas zu meſſen ohne Maaßſtab, aufzubauen ohne Grundlage? Aber Urbild, Maaßſtab, Grundlage, wie kann er ſie anders gewinnen, als dadurch, daß er mit durchaus überwiegendem Sinn und ganz für das Wirkliche in der wirklichen Welt außer den Büchern verkehrt? Wahrlich, wer ihm dieſe Sphäre ſchmälert, um ihn mit vorzeitigem Eifer und Intereſſe in der Bücherwelt geſchäftig zu erblicken, der fügt ihm einen unheilbaren Schaden zu; er gleicht dem Gärtner, der, während er die Wurzelnahrung ſeines Bäumchens verringert und vernachläſſigt, alle ſeine Sorgfalt auf die Reinigung, Beſchneidung, Okulirung ſeiner Aeſte verwendet, welche, wenn auch vielleicht mit einigen vor der Zeit reifen Früchten geſchmückt, nach kurzer Friſt kraft- und ſaftlos, welk und dürre werden.

An dieſe irrige Annahme des Herrn Hincke, von deren weiterer Bekämpfung wir hier abſtehen, reihen ſich in Betreff der Methode des Gymnaſialunterrichtes überhaupt, ſo wie des deutſchen Unterrichtes insbeſondere zunächſt zwei Hauptmißgriffe, von denen der eine darin beſteht, daß die Zahl der für den Schüler feſtgeſetzten Arbeitsſtunden das rechte Maaß überſteigt, der andere auf Qualität und Quantität des Gymnaſialpenſums ſich bezieht.

In Betreff des erſten Punktes fordert Herr Hincke, daß der Schüler, wenigſtens der der oberen Klaſſen, an jedem Wochentage 12, am Sonntage 6 Stunden für die Schule beſchäftigt ſey, und beſtimmt hiernach das Penſum, oder vielmehr umgekehrt, er beſtimmt das Penſum und nimmt die genannte Zeit dafür in Anſpruch. Nach unſerer Erfahrung würden, wenn die Abſolvirung der Gymnaſialpenſa in der That an dieſes Maaß der Arbeitszeit geknüpft wäre, dieſelben nur äußerſt ſelten abſolvirt werden, da kein Schüler

eine ſolche Zeit täglich der Schularbeit widmet. Ich berufe mich hiebei auf die Erinnerungen, die ein Jeder aus der Periode ſeines eigenen Schülerlebens mitbringt, auf die Bekenntniſſe der hervorragendſten Männer, wie ſie in deren Biographien zu leſen ſind, endlich auf die Beobachtungen, die wir täglich bei den in unſerer Aufſicht oder Umgebung befindlichen Schülern anzuſtellen Gelegenheit haben. Geſtatten wir neben der zwölfſtündigen Arbeitszeit dem Schüler täglich 7 Stunden Schlaf im Sommer, im Winter 8 Stunden, zur Befriedigung ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe und zu ſeiner Leibesübung zuſammen täglich 3 Stunden, was bleibt von Zeit alsdann übrig erſtens für die zu ſeiner Bildung und Entwickelung nothwendige Berührung mit der Außenwelt, von welcher ihn die bezeichnete Zeitverwendung größtentheils ausſchließt, für jene Aufnahme der ganzen Fülle des wirklichen Lebens, welches die Baſis aller Kunſt und alles Wiſſens iſt? was bleibt ihm zweitens übrig für die innere zwangloſe Verarbeitung deſſen, was er an Anſchauungen, Lehren, Kenntniſſen empfangen hat, für jene freie, ſich ſelbſterweckende und richtende Thätigkeit, ohne welche kein Gedeihen, kein Erblühen irgend einer Geiſteskraft erwartet werden darf? und was bleibt drittens übrig für die nach allen den Anſtrengungen abſolut erforderliche gänzliche Abſpannung, während welcher die Seele, wenn auch faſt träumeriſch, ſich in ſich ſelbſt verſenken darf zu ihrem innerſten und eigenſten Leben, in jenem äußerlich ganz paſſiven, für ihre Sammlung und Wiedererſtarkung ſo nothwendigen Zuſtande? Als Erfolg eines Arbeitens, das dem von Herrn Hincke bezeichneten Maaße auch nur allzu nahe kommt, wenn es durch alle zu Gebot ſtehenden Mittel erzwungen wird und kein mechaniſches Tändeln oder dumpfes Hinbrüten, ſondern ein wahrhaftes Arbeiten iſt, zeigt ſich entweder jenes geiſtige und leibliche Erkranken der Jugend, deſſen in unſern Tagen leider wirklich hie und da vorhandenen Symptome mit Recht die ganze Aufmerkſamkeit der Behörden in Anſpruch nahmen; oder jene Art der Hartnäckigkeit und des Mißmuthes, die ſich allmählich zu einem entſchiedenen Widerwillen gegen alle Studien ſteigert und mit der Ausſicht ſich tröſtet, nach überſtandenem Examen all den aufgezwungenen Ballaſt von Gelehrſamkeit über Bord werfen zu dürfen, eines der kläglichſten Reſultate des Unterrichtes, deſſen ebenfalls zahlreiche Beiſpiele dem

Aufmerkſamen eben ſo wenig entgehen, als ſie ſchon öfter die Frage veranlaßten, woher es doch wohl komme, daß ſo viele die wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ihrer Jugend ſpäter vernachläſſigen, ja gänzlich ignoriren, anſtatt auf der gewonnenen Grundlage auch ohne äußere Veranlaſſung mit Luſt und Liebe weiter zu bauen; oder endlich, wo ein leichter Sinn, eine gewiſſe unverwüſtliche Heiterkeit des Temperamentes vor den genannten Uebeln ſchützt, jene dem Schein fröhnende Fertigkeit, unermüdlich von einem Punkte zum andern zu hüpfen, um das Aeußere davon weg zu bekommen, welche, die Mutter der Seichtigkeit, Oberflächlichkeit und Vielwiſſerei, von der ignoranten Plumpheit nur durch ein ſchillerndes Gewand ſich unterſcheidet.

Es erhellt aus dem Geſagten, daß das von Hrn. Hincke angenommene Gymnaſialpenſum entweder in kürzerer Arbeitszeit, als der von ihm angegebenen, muß abſolvirt werden können, oder daß es nicht das richtige ſey. Daß es wenigſtens in Bezug auf das Deutſche, nach Stoff und Behandlungsart dieſes Lehrgegenſtandes, nicht das richtige ſey, möge aus dem Folgenden ſich ergeben.

Wenn wir Hrn. Hincke, der S. 62 ff., S. 195 ff. behauptet, Lektüre müſſe als Baſis des deutſchen Unterrichtes auf Gymnaſien betrachtet werden, hierin in ſo weit beiſtimmen, als wir ſie für ein bedeutendes Beförderungsmittel deſſelben halten, ſo müſſen wir dagegen, wenn er Seite 21 ff., Seite 195 ff. Produktion den Gipfelpunkt deſſelben nennt, ihm entſchieden widerſprechen. Die Altersperiode des Menſchen, während welcher er das Gymnaſium beſucht, iſt überhaupt und ſchlechterdings keine Periode der Produktion, der geiſtigen eben ſo wenig wie der phyſiſchen; ſie iſt in beiden Beziehungen die Periode des Aufnehmens, Anſichhaltens, inneren Verarbeitens zur Erſtarkung für ſpäteres Produciren. Welchem Beobachter wäre es entgangen, wie die Natur ſelbſt, die infallibelſte aller Lehrmeiſterinnen, dem Gemüthe des Knaben und Jünglings gleichſam als Schild gegen den Reiz eines zu frühen Erzeugens jene Zurückhaltung, Sprödigkeit, ja wahrhaft jungfräuliche Scham beigegeben hat, kraft welcher er gegen die unziemlichen Anforderungen an den ſchlummernden Zeugungstrieb ſeiner Seele auf eine unverkennbare Weiſe ſich ſträubt und widerſetzt und, falls eine wirkliche Ergießung deſſelben irgend ſtattgefunden hat, er von derſelben mit Erröthen in der Regel nur

einem ſeiner Vertrauteſten Mittheilung macht? Warum folgt man nicht dieſem bedeutungsvollen Fingerzeig um ſo eher und lieber, als es bis jetzt, ich wage dreiſt es zu behaupten, noch keiner Kunſt der Erziehung und des Unterrichtes gelungen iſt, in dieſem Alter ihren Zöglingen Erzeugniſſe zu entlocken, die als ſolche, als ächte Kinder ihres Geiſtes mit dem Gepräge der Selbſtſtändigkeit und Urſprünglichkeit, nur einigermaßen befriedigend erſchienen wären? Sollte man nicht endlich aufblicken und ſich ſcheuen, dieſen Frevel an den Naturgeſetzen der menſchlichen Seele fortzuſetzen, Verſuche und Forderungen noch immer nicht aufzugeben, die bis jetzt noch (einzelne Ausnahmen vermögen die Regel nicht umzuſtoßen) zu keinem wünſchenswerthen Reſultate geführt haben? Scheint es nicht vielmehr, als müſſe man Knaben und angehende Jünglinge gerade darum mit Anſprüchen an ihre geiſtige Produktivität ganz und gar verſchonen, um ſie einſt als Männer deſto ſicherer und in deſto vollerem Maaße produktiv zu ſehen? Denn wenn wir der Meinung ſind, daß Produktion nicht der Gipfelpunkt des Gymnaſialunterrichtes, wohl aber die Höhe der ganzen menſchlichen Geiſtesentfaltung iſt, ſo halten wir allerdings die Befähigung dazu für eine der wichtigſten Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, ſind aber der Ueberzeugung, daß das vorzeitige Produciren, anſtatt der Löſung dieſer Aufgabe zu dienen, vielmehr ein Mittel iſt, — wie ja jedes künſtlich herbeigeführte vorzeitige Erblühen in der Regel keine oder nur kümmerliche Früchte bringt, — die Triebkraft des Individuums für immer abzuſchwächen.

Iſt die hier keineswegs vollſtändig entwickelte, ſondern nur angedeutete Anſicht von der Sache die richtige, zeigt ſich das von Hr. Hincke angenommene Ziel des Unterrichtes, in ſo fern er es in die Sphäre der Gymnaſialzeit und ihrer Reſultate gerückt hat, als ein falſches, ſo fällt der dahin zweckende Theil ſeiner methodologiſchen Vorſchläge von ſelbſt in ſich zuſammen und wir ſind einer Nachweiſung des Unſtatthaften im Einzelnen überhoben. Es dürfte nicht ſchwer ſeyn, wenn auch unerquicklich, von dem, was von jener Methode auf den Gymnaſien bereits leider in Anwendung iſt, alle die mangelhaften Ergebniſſe aufzuzählen und aus der Erfahrung darzuthun, wie das ganze Uebungsweſen im ſogenannten freien deutſchen Aufſatze, trotz dem Zwang, dem der Schüler ſich unterwirft, trotz der Qual, die der Lehrer empfindet, der mit dem

Bewußtſeyn eines beſſeren Verfahrens, leeres Stroh zu dreſchen, oder unreife Körner herauszuſchlagen ſich genöthigt ſieht, das ganze Gymnaſialleben hindurch bis zu ſeinem Schlußakt, der Abiturientenprüfung, als eitel und erfolglos ſich zeigt, wie die Leiſtungen bei genauer Unterſuchung mit ſeltenen Ausnahmen als bedauerliche Beiſpiele von Schwäche und Armuth, Compilation und Plagiat, Pfuſcherei und Unterſchleif erſcheinen.

In Betreff der Lektüre erklären wir uns mit Hr. Hincke inſoweit einverſtanden, als wir dieſelbe für ein bedeutendes Beförderungsmittel der Bildung in der Mutterſprache halten, ſeine Anſicht aber, *wie* und *was* geleſen werden ſoll, können wir nicht umhin nach Kräften zu bekämpfen, und zwar unſern erſten Angriff gegen jenes Prinzip zu richten, welches, ohne irgend von Herrn Hincke deutlich ausgeſprochen zu ſeyn, ſeiner für die Lektüre vorgeſchlagenen Methode durchweg zum Grunde liegt, das Prinzip, welches in der Meinung beſteht, als müſſe die ganze Bildung des jugendlichen Geiſtes auf mittelbare Weiſe, in der ſecundären Sphäre des Gegenſtändlichen und Bewußten bewerkſtelligt und darum die Welt für ihn ſo früh als möglich aus der Nähe unmittelbarer Einwirkung hinweggerückt und in dieſe Sphäre als auf eine in gehöriger Entfernung befindliche Schaubühne zu ruhiger Ueberſicht empor gehoben werden, ja als beſtände gerade in der ihm unabläſſig auferlegten Einübung und Angewöhnung dieſer Operation der weſentlichſte Theil ſeiner Bildung. Wenn auch eingeſtanden werden muß, daß die wahre Geiſtesfreiheit in der Herrſchaft über die inneren und äußeren Momente des Lebens beſteht und dieſe letztere nur auf dem Wege der Objektivirung und bewußten Abſtraktion gewonnen wird, ſo müſſen doch jene Momente vorher als vorhanden und als Eigenthum ſich kund gegeben haben, ehe ſie ſich der willkürlichen Behandlung unterwerfen laſſen, das heißt *das Gebiet muß erſt erobert werden, ehe von einer Herrſchaft über daſſelbe die Rede ſeyn kann*; der Menſch muß erſt, um ein altteſtamentliches Bild zu gebrauchen, im Beſitz und Genuß der Herrlichkeiten des Paradieſes ſeyn, ehe er im Stande iſt vom Baum der Erkenntniß zu eſſen. Wir meinen: zu ſeinem Wachſen und Erſtarken bedarf der jugendliche Geiſt einer Nahrung, nach welcher ihn von Natur verlangt, einer Fülle unmittelbarer Einflüſſe, die er mit Jugendluſt und Friſche aufnimmt,

die er, je unbewußter, oft deſto vollſtändiger verarbeitet und ſich als Fonds aneignet, womit und worüber er im Laufe der Zeit ſchalten und walten wird. Eine Schmälerung dieſer Nahrung aber erleidet er, und damit einen unerſetzlichen Schaden, wenn bei ſeiner Erziehung das bezeichnete Prinzip ſich überwiegend geltend macht. Von ihm ausgehend ſagt Hincke: „Alles Leſen muß für den Schüler ein Arbeiten ſeyn.“ Alſo wo das Schöne ihn entzückt, das Große begeiſtert, das Ahnungsvolle durchſchauert, das Verwickelte ſpannt und alles zuſammen ſeine tief und unbewußt thätige Seele geheimnißvoll befruchtet, da ſollte er dieſe Wirkungen abſtumpfen durch das ihn begleitende Bewußtſeyn einer pflichtmäßigen Arbeit, ſie vernichten durch Recapitulation, Zergliederung, Zerſetzung, er, der vierzehnjährige Knabe, ſchon ein zweiter Ariſtoteles, um auf Befragen vollſtändig darüber Rechenſchaft abzulegen, ja ſogar die dem Lehrer ſelbſt nicht ſelten unbekannten Gründe und Geſetze jener Wirkungen zu weiterer Beſprechung und Erläuterung anzugeben, damit des äſthetiſchen Räſonnirens um ſo weniger ein Ende werde, als das bis heute noch ſchwach erhellte Gebiet der Aeſthetik zum Tappen im Dunkeln einen überaus ſchicklichen Raum gewährt? und damit die von Hincke S. 79 mit Unrecht angegriffene Behauptung **Deinhardts**, daß in einem Schüler, welcher die in jener Weiſe vorzunehmende Lektüre deutſcher Bücher mit Vernachläſſigung der alten Claſſiker in die Arbeitsſtunden zöge, nothwendiger Weiſe jenes ſchöngeiſtige, ſüßliche, ſentimentale, geiſtreich und gefühlvoll ſich gebehrdende Weſen entſtehe, welches zu nichts Ernſtem und Tüchtigem nütze ſey, ſondern nur in Reſſourcen und Theegeſellſchaften gehöre, wo über Theater, Schiller, Goethe viel geſprochen und nichts entſchieden werde, damit dieſe Behauptung ſich ſo recht durch und durch bewahrheite? Hat außerdem auch nicht Jeder ſchon an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß da der Erfolg ſeiner Studien der ſicherſte und erfreulichſte war, wo er über ihnen das Gefühl des Arbeitens gänzlich verlor, wo ſie ihm Bedürfniß, Erholung, Genuß erſchienen, wo er ſelbſt bei der Anſtrengung der edelſten Kräfte eines pflichtweckenden Spannens, eines vorſätzlichen Sichzuſammennehmens nicht bedurfte? oder hat ſich etwa irgend ergeben, daß die künſtliche Spannung jener Kräfte erſprießlicher war, als die natürliche? Wir wiederholen, daß auch wir in der Uebung, die inſtinktmäßige Thätigkeit zu einer bewußten zu

erheben, einen wesentlichen Theil der Geistesdisciplin überhaupt erblicken, daß uns aber bei der Jugendbildung die Gestattung eines Spielraumes für die freie Thätigkeit neben den Schranken der auferlegten für den Geist mindestens eben so nothwendig scheint, wie die Gestattung eines gleichen für den Körper, und daß nach unserer Erfahrung das Bedürfniß, diesen Spielraum zweckmäßig zu erweitern — weshalb wir uns auch gegen das Aufgeben von Schularbeiten für die Ferienzeit entschieden erklären — in unserer Zeit weit fühlbarer ist, als die Nothwendigkeit, ihn nach der Hincke'schen Vorschrift zu verengen oder gar völlig aufzuheben.

Was nun die speziell unter der Leitung des Lehrers stehende Lektüre in der Schule betrifft, so beschränken wir uns für die Prosa auf die Bemerkung, daß, wenn auch die im Einfluß des genannten Prinzipes von Hrn. Hincke angegebene Methode nicht an dem bedeutenden Hinderniß scheitert, welches auch selbst bei vier wöchentlichen Lehrstunden, die er fürs Deutsche in Anspruch nimmt, der Mangel an Zeit in den Weg legt, wenn auch der durch die Seite 122 ff. bezeichneten vier Erörterungsstadien zu führende Schüler nicht etwa schon im dritten Stadium aus Ueberdruß am Wiederkäuen alle Spannkraft verlöre, sondern heldenmüthig bis zu Ende ausdauerte, daß alsdann der Gewinn dem Aufwand von Zeit und Mühe gegenüber sehr gering wäre, nicht zu gedenken der positiven Nachtheile, die dies Verfahren herbeiführte. Denn die Hauptwirkung eines Musterwerkes auf die Bildung unseres Geschmackes, auf die Erweckung und Schärfung unseres Sinnes für das Richtige, Zweckmäßige und Schöne, auf die Vervollkommnung unserer eigenen Kunstfertigkeit ist eine ganz andere, als die, welche Hincke durch seine Objektivir- und Anatomirmethode hervorzubringen gedenkt, und die Annahme, daß die aus der Benutzung eines Vorbildes sich ergebenden geistigen Fortschritte durch das Zergliedern, Ausmessen, Kritisiren, kurz durch das freie Beherrschen des Vorbildes zum Zweck einer bewußten Hingewöhnung und einer auf die abstrahirten Regeln gegründeten Nachbildung bewerkstelligt würden, ist ein psychologischer Verstoß. Wie nämlich nicht das die Natur und Beschaffenheit des Geistes ist, daß er zu seinem Fortschreiten etwas Neues, ihm bisher ganz Fremdes anlernen, daß er zu seinem Schaffen die erforderlichen

Funktionen einzeln nach der Reihe einſtudiren muß, ſondern vielmehr nur das in ihm dynamiſch Vorhandene, aber Schlummernde zu wecken und zur Energie zu bringen hat, ſo beſteht auch der wahrhaft fördernde Einfluß eines Vorbildes zunächſt nur in der Erregung und Erweckung ſchlummernder Kräfte, wobei es keineswegs des Zupfens und Anſtoßens an allen Ecken und Enden bedarf, ſondern wobei durch den Klang einer angeſchlagenen Saite des Innern die verwandten Klänge zum vollſtändigen Akkorde mit erwachen. Der Geiſt bildet ſich am Geiſte, nicht indem er Etwas von ihm ablernt, ſondern indem er ſich ſeiner Aehnlichkeit mit ihm bewußt wird und ſo das eigene Licht anzündet an dem fremden.

Dieſen Punkt weiter und ins Einzelne zu verfolgen, zur Unterſtützung unſerer Anſicht Beiſpiele anzuführen, wie ſie die Geſchichte der Literatur und Kunſt ſo reichlich bietet, endlich die beſonderen aus der Hincke'ſchen Methode entſpringenden Mißgriffe näher anzudeuten, liegt außer unſerem Plan. Wir fügen nur noch hinzu, daß die rubrik- und fachartige Zergliederung eines Muſters, wie ſie Hincke an einem Seite 140 mitgetheilten Beiſpiele zeigt, als ein wohl einmal verſuchsweiſe vorzunehmendes Verſtandesſpiel hingehen mag, bei einer fortgeſetzten Anwendung aber einen eben ſo eiteln Gewinn abwürfe, in Betreff ganzer Leſeſtücke, wie die Anwendung der Becker'ſchen Satzlehre in Betreff einzelner Sätze; und zweitens, daß wir uns gegen den etwaigen Vorwurf, als wollten wir allem Theoretiſiren den Krieg erklären, dadurch verwahren, daß wir daſſelbe nur bei dem fraglichen Gegenſtande und dem betreffenden Alter der Schüler, in dem von Hincke verlangten Maaße angewandt, aus den angegebenen Gründen für eine theils ganz unergiebige, theils poſitiv ſchädliche Methode halten.

Gegen eine Behandlungsweiſe der Dichter, wie ſie Hincke ſeinem Prinzipe gemäß vorſchreibt, haben ſich bereits ſchon ſo gewichtvolle Stimmen erhoben, daß man glauben ſollte, es bedürfe kaum der Andeutung mehr, daß hier die Reflexions- und Erklärungsmethode um ſo zweckwidriger ſey, als gerade der höchſte Zauber eines poetiſchen Kunſtwerkes in ſeiner unmittelbaren, mithin unerklärlichen Wirkung beſteht, als dieſes unfaßbare Etwas im gegebenen Fall ſich gar nicht gegenſtändlich dem

Anatomirmeſſer unterwirft, daher nur die untergeordneten Träger deſſelben vorgenommen werden, die denn freilich zu an ſich überflüſſigen Beſprechungen, Erörterungen und Erläuterungen aller Art genug Gelegenheit darbieten, und als endlich dadurch vollends Gymnaſiaſten, die ſich an den friſchen Ergießungen ihres Dichters erſt groß zu ſaugen haben, ehe ſie ſich von ihm frei zu machen ſuchen dürfen, in die Region eines kunſtrichterlichen Dünkels gedrängt werden, in welcher umherirrend ſie ſich ſeltſam genug ausnehmen. Wahrlich ſeltſam, ja komiſch müſſen ſich die von Hincke durch ein tägliches zwölfſtündiges Arbeiten geiſtig und körperlich abgemagerten Schüler gebehrden, wenn er ſie die Seite 173 angegebenen Kunſtſtücke mit dem Charakter Wallenſteins machen läßt, ſie, die ſchmächtigſten Zöglinge der Schule mit dem coloſſalen Zögling der Welt, oder gar ihnen Fragen vorlegt, wie S. 180: „Welcher Fortſchritt in der Weltanſchauung des Dichters zeigt ſich in Schillers dramatiſchen Jünglingscharakteren?“ Welche Anmaßung bürdet dieſe Frage einem nach obiger Methode geſchulten jungen Menſchen auf! Läßt ſich denn mit Weltanſchauungen eines Schillers wie mit Nüſſen ſpielen? und wo bleibt vollends Hincke's Conſequenz, der, um moraliſche Themen von den Aufgaben auszuſchließen, S. 264 den Schülern „die nöthige Erfahrung und das Intereſſe für das abgeſonderte Betrachten vereinzelter Seiten des menſchlichen Herzens“ abſpricht, während er ihnen Zumuthungen, wie die obengenannte, macht? Oder ſcheint ihm etwa die Sphäre des Abſtrakten, Allgemeinen darum ein paſſenderer Tummelplatz für ſeine Schüler, weil hier ihre Anſtöße und Fehltritte vielleicht weniger augenfällig ſind, als auf dem engen Gebiete des Concreten und Einzelnen? Nehmen wir dem Schüler das Concrete, entziehen wir ihn der an Individualanſchauung — im Gegenſatz der „Weltanſchauung“ — geknüpften Beſchäftigung mit dem Einzelnen, und eröffnen ihm dafür jene geräumige Arena der Luft- und Spiegelgefechte äſthetiſcher Theorien, gewöhnen wir ihn ferner bei der Betrachtung eines Kunſtwerkes durch eine gelehrte Hinweiſung auf alle mit ihm in Verbindung ſtehenden Nebenumſtänden daran, die Schale für den Kern zu halten — wahrlich dann helfen wir ein Zeitalter vorbereiten, das mit dem Namen eines alexandriniſchen bezeichnet zu werden nur zu ſehr verdient.

Nicht minder entſchieden müſſen wir uns auch gegen die Hincke'ſche Anſicht über das: *was ſoll geleſen werden?* ausſprechen. Wenn irgendwo, ſo gilt hier der Grundſatz: **non multa, sed multum.** Jedes Beſtreben, einem Gymnaſialſchüler die Schätze der deutſchen Literatur in einem vollſtändigen, ſyſtematiſchen Zuſammenhange zu übergeben, ihm eine umfaſſende, encyklopädiſche Kenntniß derſelben zu verſchaffen, iſt ein dem geiſtigen Entwicklungsgang jenes Alters insbeſondere, ſo wie der Aufgabe der Gymnaſialbildung überhaupt widerſprechendes Beſtreben. Der jugendliche Geiſt, ſeine Unbefangenheit bewahrend, in unvorſätzlichem Verfolgen deſſen, was ihm frommt, verſchmäht mit Recht jede Art des Deutſchleſens, wobei nicht der Schriftſteller — oder vielmehr deſſen Gegenſtand — Selbſtzweck iſt; eine literariſche Um- und Ueberſicht, die als Zweck der Lektüre erſcheint, anſtatt ſich in ſpäterer Zeit als natürliche Folge derſelben zu ergeben, iſt ihm fremd und muß es ihm bleiben. Zwei, drei gute Schriftſteller, die er durch einen dauernden, innigen Umgang lieb gewonnen, durch und um welche ſich der Kreis ſeiner literariſchen Bekannten allmählich von ſelbſt erweitert, ſind bildender für ihn, als hundert, mit denen er blos auf dem Viſitenfuße ſteht, denen er eilig ſeine flüchtigen Beſuche abſtattet, wie gewiſſe Schnellreiſende den Sehenswürdigkeiten eines Landes, um auch einmal daheim darüber mitſchwatzen zu können. Nach Hincke ſoll außer den Heroen der deutſchen Literatur dem Schüler nach Uhland keiner der beſſeren Dichter unbekannt bleiben, auch Hauptwerke des Auslandes ſoll er leſen, ja, was den falſchen Anforderungen die Krone aufſetzt, mit denjenigen Werken der Alten, die ihm in der Urſprache noch nicht wohl zugänglich ſind, ſoll er durch gute Ueberſetzungen ſich bekannt machen, er, dem jene Originale eben ſo viel verſchloſſene, aber einſt ſich eröffnende Heiligthümer ſind, die er mit ungeweihtem Fuß — d. h. ehe er die Stärke beſitzt, zu deren Erlangung ihm ja eine zehnjährige Verwendung ſeiner beſten Kräfte zugemuthet wird — zu betreten gar keine Gelüſte haben darf.

Von der Methode des Objektivirens, Reflektirens und encyklopädiſchen Umfaſſens, nach welcher Hr. Hincke ſogar auch „Sprachphiloſophie," „Encyklopädie der geſammten Schulwiſſenſchaften" ꝛc. in die Sphäre des Gymnaſialunterrichtes gezogen wünſcht, und der er ſo geiſtreich und eindringlich das Wort redet, daß wir in ihm

einen Vertreter der ganzen Partei zu bekämpfen veranlaßt wurden, kann in ihrer weiteren Entwicklung und Anwendung auf den deutſchen Unterricht des Unſtatthaften und Schädlichen einzeln noch viel nachgewieſen werden; doch nur der allgemeinen Bemerkung ſey hier noch eine Stelle vergönnt, daß die nachtheiligen Folgen dieſer Richtung im Erziehungsweſen ſich in unſerer Zeit bereits auf zwei verſchiedenen Seiten ſehr augenfälllg kund gegeben haben, nämlich einerſeits da, wo durch einen gegen ſie entſtandenen reagirenden Trotz jener Widerwillen und Kampf gegen das Ideelle, feſter Anſchluß an das Materielle, verbunden mit der Gewohnheit erzeugt wurde, Leben und Wiſſenſchaft gänzlich zu trennen und letztere mit ihrem ganzen Apparat von Gelehrſamkeit für die vereinſamte, kümmerliche Prieſterin eines verſchollenen, macht- und wirkungsloſen Götzen zu halten; auf der anderen Seite da, wo dieſe Richtung durchdringend ihre eigenſte Frucht ans Licht brachte in jener vielverbreiteten bedauerlichen Schaar eben ſo eingebildeter als bedeutungsloſer Stubengelehrter, Kritiker und Büchermacher, deren Virtuoſität im Citiren, Compiliren und Paraphraſiren in dem Grade wenig der Wiſſenſchaft nützt, als ihre Geſinnungsloſigkeit, Unkenntniß und vornehmthuende Kälte in Betreff des praktiſchen Lebens ſie als unbrauchbare Staatsbürger herausſtellt, weil ſie darauf hin gebildet wurden, viel zu *wiſſen*, wenig zu *können*, viel zu *reden*, wenig zu *thun*, viel zu *ſcheinen*, wenig zu *ſeyn*.

Was nun den Lehrgegenſtand betrifft, um den es ſich insbeſondere hier handelt, *die deutſche Sprache*, ſo ſcheint man bei der Frage und Verlegenheit in Betreff ihrer Behandlung, um uns kurz zu faſſen, häufig den Wald vor Bäumen nicht geſehen zu haben und zu glauben, es müſſe hier eine Extramethode erfunden werden, wo doch die richtige Art und Weiſe ſo nahe liegt, ſo natürlich und von ſelbſt gegeben iſt. Wie dem lallenden Kinde diejenigen, welche es mit den nächſten Gegenſtänden des Lebens bekannt machen, ſeine *ſämmtlichen Hausgenoſſen*, zugleich auch die Lehrer der Mutterſprache ſind, und zwar in um ſo vollerem Maaße, als ſie ſelbſt in vollſtändigerem Beſitze derſelben ſich befinden, ebenſo ſind dem Knaben und Jüngling diejenigen, die ihm die Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft eröffnen, nämlich ſeine *ſämmtlichen Lehrer*, welche Gegenſtände ſie auch behandeln,

zugleich die Lehrer der Mutterſprache; ſie ſind es ſchon dann, wenn ſie auch ohne alle Nebenrückſicht nur ihrem Hauptziel entgegen arbeiten, ſie ſind es in erſchöpfender Weiſe, wenn ſie neben der Sache jenem nächſten und unerläßlichſten Mittel ihres Verkehres, dem Organ und Hebel ihrer ganzen Thätigkeit, dem lebensfriſchen Element, das allenthalben ſie fördert und trägt und allen ihren Bewegungen ſich anſchließt, die gebührende, d. h. eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu widmen ſich verpflichtet fühlen. Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit einer kräftigen Einwirkung aller Lehrer und Lehren auf die Ausbildung der Jugend in der Mutterſprache, die für die erſteren hieraus hervorgehenden Obliegenheiten und Maximen hat allerdings auch Hincke nicht verkannt, ſondern manche ſehr beachtungswerthe Andeutungen darüber gegeben, aber es läßt ſich vollſtändig nachweiſen, daß und wie jeder einzelne Zweig des ganzen breitgeäſteten Baumes der Mutterſprache bei dem verſchiedenen Charakter der verſchiedenen Lehrobjekte ſeine beſondere und vollſtändige Kultur finde, wie z. B. die Satzzerlegung, die Beſchäftigung mit dem eigentlichen Sprachſchatze, ſo wie überhaupt die weſentlichſten Momente des deutſchen Unterrichtes mit der richtigen Behandlung der Alten zuſammen fielen, wobei ſchriftliche, von dem Lehrer genau zu controlirende Ueberſetzungen bis nach der Secunda incl. eines Gymnaſiums von Allem anzufertigen wären, was von den Claſſikern in der Schule vorgenommen wird; wie die Lehrer der Mathematik und Phyſik, der Religion und philoſophiſchen Propädeutik fortwährend ſchriftliche Ausarbeitungen über die von ihnen behandelten Gegenſtände ſich einliefern ließen, und beſonders der Geſchichtsunterricht, aus welchem die ſtarren ſeelenloſen Compendien gänzlich verbannt blieben, auf eine für die Zwecke der mündlichen wie ſchriftlichen Darſtellung gleich förderliche Weiſe ertheilt würde, kurz wie die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt fürs Deutſche bei allen Lehrzweigen in dem Maaße auszudehnen und zu erhöhen wäre, daß jede für ſich beſtehende Behandlung der Mutterſprache von dem Gymnaſialunterrichte faſt ganz ausgeſchloſſen bliebe und von den zwei wöchentlichen Stunden, die z. B. auf den preußiſchen Gymnaſien für das Deutſche beſtimmt ſind, die eine ganz weg fiele, die andere in den unteren und mittleren Klaſſen zu Leſeübung und Recitirung auswendig gelernter Muſterſtücke, in den oberen

Klaſſen zu einer nur in Winken beſtehenden Leitung der Lektüre und zu orientirenden Mittheilungen über den Gang, den das deutſche Schriftweſen bis zu ſeiner jetzigen Vollkommenheit im Ganzen genommen hat, verwendet würde.

Es werde alſo die Mutterſprache, dieſes heilige Stammgut des Geſchlechtes, bei aller Pflege, bei aller Sorgfalt um ihre Forterbung, eben ſo wenig, wie die Religion, der Jugend zu freier Verfügung geſtellt, ſie werde nicht als ein Lehrzweig und Bildungsmittel, ſondern als das Element betrachtet, in welchem und durch welches alle Lehre und Bildung ſich bewerkſtelligt, nicht als ein für ſich Beſtehendes, mit willkürlicher Behandlung verwendbares Material des Schmucks und der Zierde, ſondern als die nothwendige mit dem Gedanken ſich erzeugende Form des Gedankens, als die naturgemäße Bedingung, unter welcher der Geiſt dem Geiſte ſich offenbart, alſo daß, wie urſprünglich und im gewöhnlichen Leben durch den Drang der Mittheilung das Sprachvermögen ſich entwickelte und mit der Vermehrung der Bedürfniſſe zunahm, ſo auch in Kunſt und Wiſſenſchaft mit der Erhöhung der Empfindungen, der Erweiterung der Erkenntniß, kraft des angeborenen Sprachtriebes, auch die Fertigkeit der ſprachlichen Darſtellung ſich vervollkommne, Weſen und Form Hand in Hand gehen, oder vielmehr als Eins ſich darſtellen, vom Fortſchreiten im Gedanken das Fortſchreiten in der Sprache erwartet werde, und ſo an die Stelle todter Rednerei die Kraft lebendiger Beredſamkeit trete. In ſolcher Gewohnheit und Uebung, nach dem alten Grundſatze: pectus est, quod facit disertos, die Angehenden feſt zu halten, ihnen mit eigenem Beiſpiele darin voran zu ſchreiten, jedes Hauptbildungsmittel des Geiſtes zugleich auch als Bildungsmittel des Sprachvermögens wirken zu laſſen, durch Winke und Verbeſſerungen zum Richtigen, Schicklichen und Schönen hinzuleiten, durch Einprägung von Muſterſtücken daran gleichſam feſt zu binden, endlich in ſorgfältig und nie ohne Rückſicht auf ihren Inhalt gewählten Sprachkunſtwerken das zu erſtrebende Ziel vorzuhalten, — das wäre nach unſerer Auffaſſung des Gegenſtandes in allgemeinen Umriſſen der Weg, auf welchem die ältere Generation die jüngere, nachdem ihr im Elementarunterricht die erſten und nothwendigſten Kunſtfertigkeiten beigebracht wären, im Gebiet der Mutterſprache weiter zu führen hätte.

Dr. G. Pfarrius.

Das philoſophiſche Prinzip in der Geſchichtſchreibung.

Für das Bewußtſeyn der neueren Zeit iſt es eine anerkannte Wahrheit, daß der Geiſt das bewegende Prinzip alles Lebens iſt und die Wiſſenſchaft nur dann ihrer Aufgabe entſpricht, wenn ſie den geiſtigen Gehalt aus dem Wechſel der ſtoffartigen Erſcheinung herausfindet und in ſeinem organiſchen Zuſammenhang erkennt. Freilich darf dieſe Erkenntniß nur die Frucht der ſorgfältigſten Beobachtung, treuer ſelbſtverleugnender Vertiefung in den Gegenſtand ſeyn. Es iſt dies um ſo mehr geltend zu machen, da eine denkende Betrachtung der Welt leicht in Verſuchung führt, die ſubjektive Auffaſſung ohne Weiteres für objektive Wahrheit zu nehmen. Beſonders die neueſte Entwicklung der Philoſophie rühmt ſich, die Ordnung des Weltgeiſtes aufgefunden und das menſchliche Denken von allen Zufälligkeiten ſo befreit zu haben, daß es in ſeiner Reinheit und Nothwendigkeit das wahre Geſetzbuch der Natur und Menſchenwelt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darſtelle. Solche Ruhmredigkeit kann wohl auf einen Augenblick imponiren, ein Probeſtück philoſophiſcher Conſtruktion, in welchem man das bisher in bunter Unordnung umherliegende Material einer Diſciplin nett und ſauber untergebracht ſieht, kann das ungeübtere Auge blenden; aber der tiefer Eindringende wird die Bewahrheitung dieſer Syſtematik durch gründliche Erforſchung der Wirklichkeit verlangen und oft im faktiſchen Beſtand Thatſachen nachweiſen, welche die ganze fein geſponnene Dialektik der Entwicklungsidee kreuzen und die Anmaßung abſoluter Wahrheit Lügen ſtrafen. Meint der Philoſoph, die Berechtigung zu einer die ganze Welt umfaſſenden Conſtruktion vom Standpunkt der Idee aus, durch die

That und aus der Einheit des Geiſtes beweiſen zu können, deſſen einzelnes Moment immer zugleich das Ganze enthalte, ſo muß dagegen der gründliche Forſcher, auf die faktiſchen Verhältniſſe ſich ſtützend, zu der unwiderleglichen Thatſache zurückkommen, daß, wenn auch das Denken das allgemeine Schema der Entwickelung ziemlich richtig nachgewieſen haben mag, doch damit der Reichthum der Wirklichkeit keineswegs begriffen ſey und ein Reſt zurückbleibe, der ſich nimmermehr in das Gebiet der nichtſeyenden Erſcheinung oder des geiſtloſen Stoffes verweiſen läßt.[1] Eine durchgreifende Widerlegung der Anſprüche, die vom Standpunkte des Denkens, welches ſich mit der Subſtanz der Welt eins weiß, erhoben werden, müßte vielleicht, ſo ſcheint es, wieder auf philoſophiſchem Wege gegeben werden; aber wenn dies ausgeführt werden ſollte, ſo könnte es nur auch von jenem abſoluten Standpunkt aus geſchehen, der über dem Weltganzen ſteht, deſſen Möglichkeit für das menſchliche Denken aber wir mit Recht bezweifeln. Durch bloße Kritik der Erkenntniß in Kant'ſchem Sinne könnte nicht gründlich begegnet werden; weil hiebei der ſpekulativen Philoſophie immer die Widerlegung durch die That übrig bleibt. Aber dagegen ſteht auch als Thatſache feſt: das menſchliche Denken iſt, wie die Geſchichte aller Wiſſenſchaften ausweist, kein ſchöpferiſches, es vermag weder Staatsverhältniſſe zu ſchaffen, noch Religionen zu ſtiften, noch Kunſtwerke hervorzurufen, noch ſonſt wie geſchichtliche Ereigniſſe zu machen; es iſt blos ein Nachdenken, das der geiſtigen Entwickelung im Geſchehenen und Gewordenen nachzugehen, hinterher ein Verſtändniß und Bewußtſeyn davon zu geſtalten hat. Die treue Beachtung des Geiſtes, der in der objektiven Welt wirklich geworden iſt, wird dann ihr Weſen, ihre Subſtanz als eine dem menſchlichen Geiſte verwandte erkennen und ein organiſches Ineinandergreifen der inneren geiſtigen und äußeren ſtoffartigen Welt, einen wahren Organismus der Entwicklung ahnen laſſen. Ein ſolches Verſtändniß, die Verwendung der einzelnen Erkenntniſſe und

[1] Namentlich bei philoſophiſchen Analyſen von Kunſtwerken muß der Philoſoph die beſchämende Erfahrung machen, wie die Aufzeigung des logiſchen Gedankenprozeſſes das Verſtändniß des Objekts noch keineswegs aufſchließt; bei Natur und Geſchichte würde dieſe Erfahrung um ſo häufiger gemacht worden ſeyn, je mehr eine Anwendung der Methode ernſtlich verſucht worden wäre.

Combinationen zu dieſem Zweck wäre dann das wahrhafte und einzig vollziehbare Begreifen der Welt. Die Philoſophie wäre uns ſomit blos eine Philoſophie der Natur und Geſchichte, d. h. eine ſolche Behandlung dieſer Stoffe, bei der es darauf abgeſehen wäre, die Bewegung des Geiſtes, den wahren Gehalt der Lebensformen und Thatſachen, oder die Ideen in denſelben heraus zu finden. Sowohl durch das Ganze der Darſtellung, als durch philoſophiſche Dialektik müßte bei dieſer Behandlung klar werden, wie Perſonen, Verhältniſſe und Ereigniſſe die Ideen, welche bald in ihrer ſucceſſiven Entwicklung erkennbar ſind, bald plötzlich durch die ſchöpferiſche Macht des Genius hervorgerufen werden, zu concretem Ausdruck und lebensvoller Wirklichkeit führen. Aber dieſe Entwicklung dürfte nicht ausgehen von irgend einem vorausbereiteten Schema, von einer à priori aufgebauten Theorie, die ein Geſetz aufſtellt, wie ſich die Idee entwickeln und concret werden müſſe, und wenn das Reſultat allerdings auch ein Syſtem, ein organiſches Ganze von Gedanken ſeyn muß, ſo iſt es gewiß nur ein ſolches, wie es ſich aus allſeitiger Kenntniß der Sache von ſelbſt ergibt.

Wir wiſſen wohl, daß die Philoſophen ſehr gegen dieſe Abhängigkeit vom Poſitiven proteſtiren und eine gänzliche Verkennung der ſchöpferiſchen Macht des freien Gedankens in dieſer Auffaſſung ſehen werden; aber eben aus jener treuen Beachtung der geiſtigen Bewegung, der Zeitbedürfniſſe und der Keime des Fortſchrittes erwächst uns die Einſicht, daß die Philoſophie ihren Beruf, eine geiſtige Auffaſſung der Objektivität anzubahnen, erfüllt habe, und nun für ſie die Zeit gekommen ſey, wo ſie als beſondere Disciplin aufhören und einer Erkenntniß des Objektiven weichen müſſe. Eine philoſophiſche Behandlung des Poſitiven wird nunmehr an die Stelle ſubjektiven Philoſophirens treten, dies fordert das unabweisbare Bedürfniß der Gegenwart, und nicht allzu ferne möchte die Zeit ſeyn, in welcher das Philoſophiren ohne poſitiven Inhalt, das Aufbauen von Syſtemen der Schule als ein Geſchäft betrachtet werden wird, das einer verſchollenen Bildungsſtufe angehöre. Zu einer ſolchen Umkehr von bloßen à prioriſchen Conſtruktionen der Welt zur ernſtlichen Erkenntniß des Poſitiven hat Hegel allerdings den Anfang gemacht. Wir können uns hiefür nicht nur auf jenen faſt berüchtigt gewordenen Satz: „was wirklich iſt, iſt vernünftig“ berufen, ſondern auf den Ernſt, mit dem er

überall auf eine objektive Haltung dringt, und auf die ſtets wiederkehrende Verſicherung, daß in der Entwicklung des Staatslebens und im Rechte, in den Dogmen der Theologie, im Laufe der Weltgeſchichte Vernunft ſey. Wenn nun freilich damit die Vorausſetzung verbunden war, dieſe Vernunft müſſe ſich nach dem Schema entwickeln und verkörpern, welches ihr in der Logik vorgezeichnet wurde, wenn in dem Eifer, die Vernünftigkeit des Wirklichen nachzuweiſen, das Weſentliche mit dem Unweſentlichen verwechſelt und willkürliche und zufällige Geſtaltungen des Lebens mit allem Ernſt als die gewichtigſten Momente der ſpekulativen Entwicklung gerechtfertigt wurden, wenn ſogar Verkehrungen des geiſtigen Lebens ohne Weiteres als baare Vernunft genommen und verkannt wurde, daß auch im Gebiete des Geiſtes Krankheit ſtattfinden und Unvernunft zum Vorſchein kommen kann, wenn die Conſtruktion poſitiver Dogmen in Theologie und Rechtslehre oft nur auf Sophiſterei und Selbſttäuſchung beruhte, wobei der wirkliche Gehalt dieſer Dogmen und Begriffe weſentlich verändert wurde, ſo ſind dies freilich Irrthümer, in welchen der alte Erbfehler des Philoſophirens auf ſehr bedenkliche Weiſe wiederkehrte und häufig die poſitiven Leiſtungen überwucherte. Doch darf uns dies nicht abhalten, das wirkliche Verdienſt dieſer Philoſophie anzuerkennen. Da nun, wie oben erwähnt, die ausgeſprochene Tendenz derſelben dahin geht, die Wirklichkeit als eine vernünftige zu begreifen und den Geiſt nicht blos in ſeinem ſubjektiven Prozeß im menſchlichen Denken, ſondern auch in ſeinem objektiven Daſeyn in Natur und Geſchichte zu erkennen, ſo lag ſchon in ihrem Prinzip eine dringende Aufforderung, die Macht der Idee durch Anwendung auf Natur und Geſchichte zu bethätigen. Mit der Naturwelt iſt außer dem, was Hegel ſelbſt in ſeiner Encyklopädie und den darüber gehaltenen Vorleſungen gibt, vom Standpunkt des Syſtems aus kein irgend nennenswerther Verſuch gemacht worden, und man ſchien auch auf eine gelungene Ausführung zum Voraus zu verzichten, indem man ſich bei mißlingenden Verſuchen damit tröſtete, daß die Natur mit ihrer Maſſe von Zufälligkeiten vom Begriff abgefallen und in ihr der Geiſt noch nicht zu ſich ſelbſt gekommen ſey. Um ſo mehr war man darauf hingewieſen, in der Menſchenwelt, in welcher der Geiſt ja zu ſeiner wahren Wirklichkeit kommen muß, die Ehre des Begriffs zu retten. In der Entwicklung der

Menſchheit und in dem, was der menſchliche Geiſt als Reſultat ſeiner Arbeit aufzuweiſen hat, mußte ſich nun, wenn irgendwo, der Prozeß der Idee wieder erkennen laſſen. Mit richtigem Takt erwählte ſich der Schöpfer des Syſtems das Recht und den Staat als den Stoff, an dem ſich der vergeiſtigende Prozeß der Idee auf eine glänzende und den Leitern der öffentlichen Dinge willkommene Weiſe bewähren müſſe. Stellte ſich hier der Staat als die objektive, organiſch geſtaltete Wirklichkeit der geiſtigen Subſtanz eines Volkes heraus, ſo vereinigten ſich die beſonderen Völker in der Weltgeſchichte zu einer objektiven Geſammtheit des Weltgeiſtes, und die Philoſophie der Geſchichte mußte der Schlußſtein des ganzen Syſtems werden. Von dieſer gibt denn auch Hegel am Schluſſe ſeiner Rechtsphiloſophie eine Skizze, in welcher der Kern ſeiner Anſicht klar und gedrängt niedergelegt iſt. Schon früher hatte er in der Phänomenologie eine ſpekulative Entwicklung von den Geſtaltungen des menſchlichen Bewußtſeyns gegeben und damit eine Geſchichte des menſchlichen Geiſtes verſucht. Wenn man ſich von der Härte der Darſtellung, die hier in ſtrenger Feſthaltung der wiſſenſchaftlichen Form das Uebermaß leiſtet und den Inhalt durch Terminologie eigentlich verdeckt, nicht abſchrecken läßt ſich durchzuarbeiten, ſo wird man eine geiſtreiche Auffaſſung der römiſchen und griechiſchen Welt, der Feudalmonarchie, der mittelalterlichen Religioſität, der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts und der franzöſiſchen Revolution finden. Uebrigens iſt die Phänomenologie zugleich eine abſchreckende Probe von der ſpekulativen Verflüchtigung des concreten Inhalts der Geſchichte und ſeiner ernüchternden Auflöſung in bloße Denkbeſtimmungen. Man ſieht hier deutlich, wie arm und geſpenſterhaft die Geſchichte bei dieſer Behandlung wird und wie wenig die Seele und das Leben des Ganzen begriffen iſt.

Einen großen Abſtand gegen die ſtrenge Form der Phänomenologie bilden Hegels Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte, in welchen zwar die Grundzüge ſeines Syſtems, die darauf gebauten Auffaſſungen und Umriſſe wiederkehren, aber zu einer conſequenten Durchführung des logiſchen Schemas kaum ein Verſuch gemacht iſt, ſo daß dieſe Vorleſungen von einigen Schülern[1] für

[1] Meyſenbug und Cieszkowski.

ein völlig mißlungenes Werk des Meiſters erklärt wurden. Andere wollten dagegen, vielleicht nicht mit Unrecht, ein ſtillſchweigendes faktiſches Zugeſtändniß darin ſehen, daß Hegel den Schematismus ſeiner Logik für ungenügend erkannt habe. Wie es auch damit ſich verhalten mag, Hegels Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte leiſten ſowohl vom Standpunkte des Syſtems aus, als auch unbefangen betrachtet, für die Sache nur wenig. Während er die Anfänge der Geſchichte in der orientaliſchen Welt, welche für das Syſtem nur von untergeordneter Bedeutung ſeyn können, da nach demſelben der Geiſt hier noch in den Banden der Natürlichkeit gefangen iſt, mit behaglicher Ausführlichkeit im Erzählungston behandelt, wird die Befreiung und Erlöſung des Geiſtes im Chriſtenthum, das Eintreten der Germanen, die Kirche, das ganze Mittelalter, die Reformation und die neue Zeit mit ihrer geiſtigen Vielſeitigkeit nur im Allgemeinen und ſkizzenhaft auf wenigen Bogen abgemacht, und nicht einmal die Ideen, welche die Zeiten bewegen, ſind mit Schärfe und Beſtimmtheit entwickelt. Daß einzelne geiſtreiche Auffaſſungen und treffende Bemerkungen auch hier nicht fehlen, brauchen wir wohl nicht erſt herauszuheben, und fügen nur noch hinzu, daß auch die übrigen Vorleſungen Hegels über einzelne philoſophiſche Disciplinen, beſonders die Aeſthetik und Geſchichte der Philoſophie, reiches Material für eine philoſophiſche Behandlung der Geſchichte enthalten. In letzterer iſt z. B. die Auflöſung der römiſchen Welt, die Reformation, der Zuſtand Frankreichs vor der Revolution ausführlich behandelt, in der Aeſthetik werden die Elemente des griechiſchen Lebens und des Mittelalters genauer entwickelt.

Suchen wir nun Hegels Auffaſſung der Geſchichte mit einigen Worten zu bezeichnen. Die Geſchichte iſt ihm der Prozeß, durch welchen ſich die inneren Beſtimmungen der Idee oder des objektiven Geiſtes verwirklichen. Dies geſchieht, indem die Idee mit ihrem vollen Inhalt ſich mit dem ſubjektiven Geiſte des Menſchen vereinigt, in die Eigenthümlichkeit der einzelnen Perſönlichkeiten, ſo wie ganzer Völker eingeht, ihre Triebe, Leidenſchaften, intellectuellen und moraliſchen Kräfte, die als Naturprodukt vorausgeſetzt werden, ſich dienſtbar macht. Das Reſultat dieſer Vereinigung ſind die vier Geſtalten des geiſtigen Lebens: Religion, Kunſt, Staat, Philoſophie, die bald in ſucceſſiver Stufenfolge des dialektiſchen

Fortſchrittes, bald als gleichberechtigte und coordinirte Gebiete des geiſtigen Geſammtlebens aufgefaßt werden. Die Entwicklung des Staats, den Hegel als Verwirklichung der Freiheit beſtimmt, iſt ihm nun vorzugsweiſe der Inhalt der Geſchichte. Die Methode, die er angewendet wiſſen will, um dieſen Inhalt zu verarbeiten, iſt jener dialektiſche Prozeß, der alles poſitive Wiſſen flüſſig machen ſoll, und deſſen Mechanik im Weſentlichen darin beſteht, daß ein Gegenſtand zunächſt in ſeiner Unmittelbarkeit gefaßt, ſodann durch Hinzutreten der Negation in Entzweiung mit ſich ſelbſt gebracht wird, und zuletzt durch den Trieb des Geiſtes, der ſich mit dieſer Entzweiung nicht befriedigen kann, zur Verſöhnung mit ſich in einer höheren Einheit gelangt, die dann wieder die Baſis einer neuen Entzweiung und einer neuen Verſöhnung wird. In dieſer Bewegung verläuft ſich die ganze Geſchichte, von den umfaſſendſten Verhältniſſen an bis zum Detail der geringfügigſten Parteiung herab. Gemäß dieſer logiſchen Fortbewegung ergibt ſich nun eine Eintheilung der Weltgeſchichte in drei Perioden, die übrigens in Hegels Vorleſungen zu vier ſich erweitern: es iſt die orientaliſche, die antike, die ſich in eine helleniſche und römiſche Hälfte ſpaltet, und die chriſtlich-germaniſche Welt. In der erſten iſt der Geiſt in der Einheit mit ſich und der Natur, aber bereits beginnt einige Differenz hervorzutreten; in Griechenland und Rom vollzieht er ſeine Entzweiung mit der Natur und beherrſcht ſie, der Grieche durch Kunſt und Philoſophie, der Römer durch ſeinen Verſtand und ſeine Weltherrſchaft. In der Schönheit der griechiſchen Bildung, ſo wie in der Formgeſtaltung des Lebens durch das römiſche Privatrecht gewinnt der Geiſt wenigſtens die äußere Form der Individualität, erhält aber durch die Ausbildung eines verallgemeinernden Staatsmechanismus einen Gegenſatz, wobei die Innerlichkeit leer ausgeht und durch den Hinzutritt allgemeinen Unglaubens zur tiefſten Entzweiung mit ſich geführt wird. Dieſe iſt der Weg zum Chriſtenthum, denn die Verlaſſenheit von allen äußeren Haltpunkten führt den Menſchen in ſich ſelbſt zurück und er kommt zum Bewußtſeyn, daß er in ſeinem eigenen Geiſte die Subſtanz der Welt habe, daß das Weſen Gottes eins ſey mit dem Weſen des menſchlichen Geiſtes. Dieſe Wahrheit, für welche die Zeit reif geworden, wird nun in der Perſon Chriſti auch äußerlich angeſchaut. Aber dieſes neue Bewußtſeyn der Einheit und innerlichen Befriedigung

iſt zunächſt nur in ſubſtantieller Gebundenheit vorhanden und muß, um zu ſeiner Wahrheit zu gelangen, eine neue Reihe von noch viel tieferen Entzweiungen, als die alte Welt ſie kannte, durchmachen; es ergeben ſich nun die Gegenſätze von Kirche und Staat, die zuerſt äußerlich und nach einer äußeren Verſöhnung auch innerlich durchgekämpft werden müſſen, und als Zwieſpalt von Glauben und Wiſſen jeden wahrhaft lebendigen Geiſt ergreifen, bis Alles in die höhere Einheit des Wiſſens verſöhnt ſeyn wird, die aber, wie die unerbittliche Dialektik der Idee es mit ſich bringt, den Keim zu neuen Gegenſätzen und Kämpfen in ſich birgt.

Iſt es nun mit Anwendung der dialektiſchen Methode, wie aus der hier gegebenen Skizze und aus ſämmtlichen Vorleſungen Hegels ſelbſt erſichtlich, nicht gerade ſo gemeint, daß die ganze philoſophiſche Behandlung der Geſchichte nur darin beſtünde, daß die logiſchen Kategorien in ihrer inneren Stufenfolge in den Begebenheiten nachgewieſen würden und man ſo nach wie vor blos Logik hätte, wird vielmehr ausdrücklich geltend gemacht, daß in der Geſchichte die Freiheit zur Erſcheinung komme und die Idee eine wahrhafte Bereicherung durch die Wirklichkeit erlebe, ſo iſt doch ſchon in jener Dreitheiligkeit von Unmittelbarkeit, Entzweiung und Verſöhnung Aufforderung genug, den Inhalt der Geſchichte in ein Schema einzuzwängen, das in hundert Fällen nicht paßt und das Verſtändniß nicht fördert, ſondern hindert; auch begründet jener Mechanismus der logiſchen Entwicklung eine Nothwendigkeit, welche für Anerkennung der freien Bewegung des Geiſtes, für das Hervortreten neuer Schöpfungen, neuer Ideen, die oft dem Gang der Dinge eine ganz andere Wendung geben, als zu berechnen war, kurz für das Schaffen des Genius, keinen Raum geſtattet. Der ganzen Anlage des Syſtems nach kann der Geiſt nur in der Form des Denkens anerkannt und muß eben damit in ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit verkannt werden.

Ein weiterer Hauptmangel, der das Syſtem hindern muß, die Geſchichte recht zu begreifen, liegt in ſeinem Begriffe des Böſen. Wenn der ganze Inhalt der Geſchichte nur Vernunft und Verwirklichung des Geiſtes iſt, ſo muß auch die Verkehrtheit und Verzerrung als vernünftig gedeutet und damit mißverſtanden, oder als etwas blos Aeußerliches und auf der Oberfläche Erſcheinendes beſeitigt werden. Die ſpeculative Dialektik hat zwar auch ein

Element, das die Rolle des Böſen ſpielen ſoll, die Negation, die mit ihrer äzenden Kraft Alles anfrißt und unterwühlt, den tiefſten Zwieſpalt erregt, um die Gegenſätze auszubilden und durch das Extrem zum Frieden einer höheren Einheit zu verſöhnen. Aber dieſe kalte, blaſſe Negation iſt nicht jene furchtbare Macht des Böſen in der Geſchichte, die bald als Barbarei oder Unterdrückung im Haſſe gegen das Höhere die Herrlichkeit geiſtiger Schöpfung zerſtört, bald als Selbſtſucht Völker gegen Völker zu verheerenden Kriegen aufreizt, bald durch innere Zwietracht und Parteiungen Nationen aufreibt, oder unter der heuchleriſchen Decke des Friedens und der Convenienz die Grundlage des ſocialen Lebens, das nur durch Liebe gedeihen kann, zerfrißt. Kurz es gibt Partien in der Geſchichte, die nur durch Anerkennung tiefer Krankhaftigkeit des geiſtigen Lebens und einer poſitiven Macht des Böſen und der Sünde recht verſtanden werden können. Und eine ſolche hemmende und zerſtörende Macht kann in einem Entwicklungsprozeß, in welchem Alles ſo ganz geſetzmäßig und fein vernünftig ablaufen muß, keine Stelle finden.

Indem wir auf die Gebrechen der Entwicklungstheorie aufmerkſam machen, können wir nicht umhin, die Autorität eines Denkers anzuführen, der zwar nicht zu den Chorführern der Philoſophie des Jahrhunderts gehört, aber durch ſeine beſonnene Behandlung der Wirklichkeit und ſeine ſcharfe Verſtändigkeit eine bleibende Anerkennung ſich erwerben wird, nämlich Herbart's. Er kommt am Schluſſe ſeiner Pſychologie[1] auf die Beſtimmung der Menſchheit zu ſprechen und warnt die Philoſophie der Geſchichte, ſie möge ſich hüten, „in die verſchiedenen Geſtalten, worin die hiſtoriſch bekannten Ereigniſſe und Geſellſchaften ſich zeigen, eine ſyſtematiſche Totalität hineinzukünſteln, als ob eine die nothwendige Ergänzung der andern und alle verbunden eine Geſammtdarſtellung des Menſchengeiſtes auszumachen beſtimmt wären. Alle bisherige Geſchichte iſt ein Anfang, deſſen Fortgang Niemand prophezeihen kann."

Während es Manchen mit Recht bedünken wollte, als müßte durch Anwendung der logiſchen Kategorien und der dialektiſchen Methode dem Inhalte der Weltgeſchichte Gewalt angethan und

[1] Lehrbuch der Pſychologie, 2te Auflage. 1834.

die freie Entwicklung des Geiſtes verkannt werden, zeigten ſich mehrere Schüler Hegels mit dem Meiſter ſehr unzufrieden, daß er den Schematismus des Syſtems nicht conſequent genug auf die Geſchichte angewendet habe. In dieſem Sinne ſpricht ſich Auguſt v. Cieszkowski aus in einer kleineren Schrift: „Prolegomena zur Hiſterioſophie, Berlin, 1838," und Emil v. Meyſenbug in einem größeren Artikel der halliſchen Jahrbücher (Jahrg. 1839. Nr. 302 bis 312): „Die Philoſophie der Geſchichte in ihrer gegenwärtigen Ausbildung." Beide verſuchen nun die Conſtruction der Geſchichte im Geiſte des Syſtems wenigſtens in allgemeineren Umriſſen zu vollziehen, in der Hoffnung, den Vorwurf eines willkürlichen Schematismus gerade durch eine ſchärfere und conſequentere Anwendung der Dialektik zu widerlegen. Cieszkowski beſchuldigt Hegel, daß er es nicht zum Begriff der organiſchen und ideellen Totalität der Geſchichte, nicht zu einer vollendeten Architektonik gebracht habe, und fordert als Conſequenz des Standpunkts, was Gegner des Syſtems wohl auch ſchon höhnend vorgebracht hatten, in vollem Ernſt eine Erkenntniß der Zukunft, die ja einen integrirenden Theil der Geſchichte ausmache. Freilich will er nicht die einzelnen Thatſachen und Ereigniſſe, ſondern die Richtung des Fortſchritts und das Ziel der Menſchheit erkannt wiſſen, und erinnert als an ein Analogon ſeiner Forderung daran, daß Cuvier nur einen einzigen Zahn forderte, um aus dieſem den ganzen Organismus eines antidiluvianiſchen Thieres zu erforſchen. Im Begriff der Menſchheit ſey auch ihre Geſchichte von ihren erſten Anfängen bis zu ihrer Vollendung gegeben, und ſo müſſe man, wenn dieſelbe nicht als jetzt ſchon abgeſchloſſen angeſehen werden ſolle, auch die Zukunft und die in derſelben zu erwartende Vollendung in das Syſtem aufnehmen.

Cieszkowski theilt nun, dem Geſetz der Dreitheiligkeit getreu, das Ganze der Weltgeſchichte in folgende drei Perioden ein. Die erſte iſt die Sphäre der Unmittelbarkeit, deren Eigenthümlichkeit die Empfindung iſt, welche als Schönheit in der Kunſt ſich verwirklicht. Im Chriſtenthum beginnt als zweite Periode die Innerlichkeit des Geiſtes, welche, durch vielfältige partikuläre Gegenſätze und Verſöhnungen ſich hindurchwindend, im Wiſſen der Wahrheit ihre Befriedigung findet. Die Aufgabe der Zukunft, der dritten Periode, wäre nun, die Idee der Schönheit und Wahrheit im

praktiſchen Leben zu realiſiren, alle einſeitigen und ſich einzeln offenbarenden Elemente des Lebens organiſch zu faſſen, zur lebendigen Mitwirkung zu bringen und ſo die Idee des Guten zu verwirklichen. Der Philoſophie insbeſondere wird die Beſtimmung zugewieſen, aus der Höhe der Theorie in die Praxis herabzuſteigen, auf das Leben zu wirken, die ſocialen Widerſprüche zu löſen.

Während Cieszkowski mehr die formelle Conſtruktion des weltgeſchichtlichen Organismus im Ganzen reformiren will, läßt ſich Meyſenbug, eben ſo entſchieden eine ſtrengere Durchführung der Methode und des Prinzips fordernd, mehr auf den materiellen Inhalt ein und bringt gegen Hegel manche treffende kritiſche Bemerkung vor, wie z. B. daß er, obgleich die Entwicklung des Staatslebens nach ihm den Hauptinhalt der Geſchichte bilde, den politiſchen Geſichtspunkt ganz vernachläſſigt und gar nicht nach wiſſenſchaftlichen Prinzipien bearbeitet, auch die Kulturgeſchichte, in welcher die reichſte Ausbeute für Ideengehalt zu ſuchen ſey, zu wenig beachtet habe.

Die ſicherſte Probe der von philoſophiſchen Prinzipien ausgehenden Conſtruktionsweiſe wäre ihre ins Einzelne gehende Anwendung auf größere Partien der Geſchichte; aber für jetzt kann man noch wenige bedeutendere hiſtoriſche Arbeiten nennen, die vom Hegel'ſchen Standpunkt aus unternommen wären. Während dieſe Philoſophie ſich der Theologie ſo ſehr bemächtigt hat, daß kein Schriftſteller in dieſer Disciplin ſich Geltung erwerben kann, wenn er ſich nicht wenigſtens auf die Speculation einläßt und ſich mit ihr auseinanderſetzt, ſo gehört in den eigentlich poſitiven Fächern, in Naturwiſſenſchaft, Jurisprudenz und Geſchichte die Berückſichtigung und Anwendung ſtreng philoſophiſcher Tendenzen zu den Ausnahmen in der Literatur, und es kann Einer ſogar Epoche in ſeinem Fach machen, ohne irgend wie von jener Methode und ihren Reſultaten Notiz zu nehmen, was ein unverkennbarer Beweis iſt, daß ſie noch nicht den entſchiedenen Einfluß auf Literatur und Leben gewonnen hat, den ſie häufig in Anſpruch zu nehmen pflegt.

Der erſte, welcher die Hegel'ſchen Prinzipien auf einen größeren geſchichtlichen Stoff anzuwenden unternahm, war Gans mit ſeinem „Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwicklung, I—IV. Berlin, 1824 bis 1834." Er tritt in den zwei erſten Bänden mit dem begeiſterten

Eifer des Anhängers einer neu auftauchenden Richtung etwas tumultuariſch gegen die ſogenannte hiſtoriſche Schule der Rechtswiſſenſchaft auf, welche nur in einem beſtimmten Zeitraum, nicht aber in dem ferneren Verlauf der Geſchichte eine Entwickelung des Rechts anerkennen wollte; erweckte durch eine etwas geringſchätzige Behandlung der Detailkenntniß, auf welche jene Schule einen Hauptwerth legen zu müſſen glaubte, den Verdacht der Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit, die ihm auch hie und da nicht ohne Grund vorgeworfen wurde, ſo daß ſeine Arbeit unter den Juriſten zu keiner rechten Anerkennung gelangen konnte. Auch er ſieht in der Entwicklung des Gedankens den eigentlichen Gehalt der Geſchichte, und in den freien Bewegungen der ſittlichen Subſtanz eine Geſetzmäßigkeit, die von einem höheren Standpunkte aus eine Nothwendigkeit iſt. Deſſenungeachtet hält er ſich im Ganzen von einem gezwungenen Conſtruiren der Geſchichte fern, und wenn er z. B. allerdings die römiſche Geſchichte einſeitig aus dem Gegenſatze und der Reibung zwiſchen freier Perſönlichkeit des plebejiſchen, und dem ſubſtantiellen Naturprinzip des patriziſchen Elementes erklären will, ſo iſt dies mehr Reſultat Niebuhr'ſcher Unterſuchungen, als Hegel'ſcher Methode. Mit dem dritten Bande beginnt eine etwas veränderte Behandlungsweiſe, bei welcher der Stoff in ſeiner Objektivität mehr zu ſeinem Rechte kommt, ohne daß darum das Streben nach geiſtiger Durchdringung aufgegeben wäre. Wenn dieſe Arbeit in ihren Einzelnheiten auch manches Verfehlte und Unreife haben mag, wie es bei einer ſolchen Maſſe von Detail ſich nicht anders erwarten läßt, ſo iſt ſie als erſter Verſuch der philoſophiſchen Behandlung eines geſchichtlichen Stoffes immerhin anerkennenswerth und hat das entſchiedene Verdienſt, in dieſer Richtung eine Bahn gebrochen zu haben.

Ein viel zweifelhafteres Verdienſt hat ein ſpäterer Verſuch auf dieſem Gebiete, nämlich die „römiſche Rechtsgeſchichte von J. Chriſtianſen, I. Altona, 1838." Der Verfaſſer läßt ſich ſowohl in einer etwas verworrenen Einleitung, die übrigens nicht ohne geiſtreiche Partien iſt, als auch im Verlaufe der Darſtellung ziemlich abſprechend über die bisherige Behandlungsweiſe ſeiner Wiſſenſchaft aus und wird durch unbequeme Thatſachen ſo wenig geſtört, daß er behauptet, Alles, was die alten Commentatoren über das ältere römiſche Recht berichten, ſey falſch, und die

Wiſſenſchaft habe nun die Aufgabe, das Wahre zu reconſtruiren. So kam es denn, daß dieſe Rechtsgeſchichte keinen Einfluß gewinnen konnte und von den meiſten Juriſten nur als Curioſum betrachtet wird. Auch der Verfaſſer ſelbſt ſcheint eingeſehen zu haben, daß er auf dieſe Weiſe ſeine Sache nicht durchführen könne; denn er hat dem erſten Bande bis jetzt keinen zweiten folgen laſſen.

Bald nach Erſcheinung des erſten Bandes von Gans Erbrecht, gab Chr. Kapp, damals Profeſſor in Erlangen, den Verſuch einer Philoſophie der Geſchichte: „Das concrete Allgemeine der Weltgeſchichte, Erlangen, 1826" heraus. Er will die Geſchichte als das Syſtem aller dem Geiſt in ſeiner Erſcheinung nothwendigen Geſtalten begreifen, nimmt nun die Kategorien der Hegel'ſchen Logik in ihrer inneren Stufenfolge vor und heftet ſie oft ganz äußerlich dem Stoffe an, wobei es zuweilen trifft, oft aber ganz abſonderliche Combinationen zu Tage kommen. Das Judenthum wird z. B. als Religion des Seyns, das Chriſtenthum als Religion des Weſens bezeichnet. Das Morgenland iſt in ſeiner Subſtantialität als ſolches ſich ſelbſt antithetiſch, es kommt ihm aber auch ein ſynthetiſcher Geiſt zu, der hauptſächlich durch Judäa repräſentirt wird, welchem dann „in nordiſch beſtimmter und reellembryoniſcher Idealität die alte ſelbſtweſentlich nordiſche Mythologie als ſchon an ſich chriſtliche abſtrakte für Europa an ſich" gegenüberſteht. Europa erſcheint „als Ziel zunächſt der Gegenwart, als die Welt dialektiſch urſachlicher Vermittelung, überhaupt als Welt der Grenze und ihres Unterſchiedes, als die Welt der Ichheit in ihrer für ſich ſeyenden, ſelbſtweſentlich werdenden Beſonderheit, als die Welt des Urtheils und des Wiſſens im Unterſchiede von der des Gefühls, des Weſens, im Unterſchiede von der des Seyns, als Welt urſachlich frei werdender Beſonderheit und Entelechie gegen die Welt abſtrakt allgemeiner und ſubſtantieller Dynamis." Mit dieſer haſtigen und gewaltſamen Anwendung logiſcher Beſtimmungen verbindet ſich ein gänzlicher Mangel an aller wiſſenſchaftlichen Architektonik, indem der Inhalt der Weltgeſchichte bunt durcheinander geworfen wird; die ganze Darſtellung iſt aphoriſtiſch und zerbröckelt und von einer Maſſe gelehrter Citate in jedem Satze unterbrochen, ſo daß man durchaus keine klare Ueberſicht der Entwicklung gewinnen kann und das Buch faſt ganz ungenießbar wird. So iſt denn nicht zu verwundern, wenn

dieſes concrete Allgemeine der Weltgeſchichte nur dazu diente, die Hegel'ſche Conſtruktion der Geſchichte in Mißkredit zu bringen.

Schon früher hatte Kapp in einem anderen Werke: „Chriſtus und die Weltgeſchichte," und in ſeiner „Encyclopädie" gelegentlich ſeine Gedanken über Philoſophie der Geſchichte entwickelt, aber da dieſe Schriften an denſelben Gebrechen leiden wie obige, ſo konnten ſie eben ſo wenig Einfluß gewinnen. Einiger Fortſchritt in formeller Hinſicht iſt in ſeiner kleineren Schrift über „Urſprung der Menſchen und Völker" zu bemerken, und in neueſter Zeit hat er einen Schlußvortrag ſeiner Vorleſungen über Politik und Geſchichte abdrucken laſſen, worin er ſich über das philoſophiſche Element in der Geſchichte klarer und überſichtlicher als bisher ausſpricht. Die Menſchheit iſt ihm ein lebendiges Ganze und die Weltgeſchichte ihre Biographie, ihr offenbares Leben, der Prozeß aller Ideen des Geiſtes, die hier zur Menſchwerdung im Großen gelangen und ein lebendiges Syſtem bilden. Lebendige Glieder deſſelben ſind die Völker, deren Grundcharakter, Entſtehung und Entwicklung durch die Geſetze des Geiſtes, der in der Geſchichte ſich ſelbſt erzieht, begründet ſind. In dieſem Prozeß erſcheinen die Eigenthümlichkeiten der Völker wie der Einzelnen im Lichte der Gattung und dieſe hinwiederum im Lichte der Individualitäten. Sie ſind jedoch nur unbewußte Werkzeuge des ſubſtantiellen Geiſtes ihrer Zeit und gerade in den kraftvollſten Geſtalten der Geſchichte, in den freieſten und ſelbſtſtändigſten Naturen wirkt der beſtimmte Geiſt, der Gott ihrer Zeit und Nation am entſchiedenſten und deutlichſten. Die Einzelnen dienen nur der Idee, welche die alleinige Macht iſt, ſey es freiwillig oder wider Willen. So ſoll Freiheit und Nothwendigkeit im Einklang ſtehen und die lebendige Gottheit offenbaren, welche die Seele und Subſtanz der Geſchichte iſt. Auch hier alſo der nothwendige Entwicklungsprozeß, den der menſchliche Geiſt vermöge ſeiner Einheit mit dem göttlichen erkennen ſoll. Uebrigens darf nicht außer Acht gelaſſen werden, daß Kapp, der eine Fülle von Gelehrſamkeit in ſich aufgenommen hat, dem objektiven Inhalt des Wiſſens ſein Recht nicht verkümmern, ſondern nur durch Verarbeitung der Empirie zum Ziele kommen will.

Eine günſtigere Meinung für Hegel'ſche Behandlungsweiſe konnte Roſenkranz erwecken, welcher in ſeiner anmuthigen, geiſtreichen

Beweglichkeit, die ihm Sinn und Empfänglichkeit für ſolche Elemente des Lebens bewahrt hat, die ſich durch das Denken nicht auflöſen laſſen, der philoſophiſchen Behandlung poſitiver Stoffe auch bei denen Gunſt erworben hat, die ſonſt keine Freunde Hegel'ſcher Methode ſind. In ſeiner Geſchichte der Poeſie des Mittelalters hat er den Verſuch einer philoſophiſchen Bearbeitung eines Theils der Literaturgeſchichte gemacht und ein ganz lesbares, ja anſprechendes Buch geliefert. Man kann nicht ſagen, daß er dem Stoffe Gewalt angethan hätte, die philoſophiſche Auffaſſung hat ihn nicht gehindert, den poetiſchen Gehalt der beſprochenen Dichtungen richtig zu würdigen; aber wenn man ſeine Art näher betrachtet, ſo wird man auch finden, daß er von dialektiſcher Methode und Conſtruktion eigentlich keinen Gebrauch macht; das philoſophiſche Element bleibt in der Einleitung und den allgemeinen Betrachtungen, die er gelegentlich einflicht. Die Anordnung des Ganzen iſt nicht auf philoſophiſche Prinzipien gebaut, es werden nicht auf ſpekulativem Wege die vorherrſchenden Zeitideen aufgeſucht und etwa daraus der Charakter der darin vorkommenden Dichtungen deducirt, ſondern der Stoff wird nach herkömmlicher Unterſcheidung der verſchiedenen Gattungen von Poeſie eingetheilt. In einer ſpäter erſchienenen allgemeinen Geſchichte der Poeſie macht er vollends keine Anſtalt zu philoſophiſcher Conſtruktion, was freilich die Anlage des Werkes als Handbuch ſchon erforderte. Uebrigens hat Roſenkranz in einer kleinen Schrift „über das Verdienſt der Deutſchen um die Philoſophie der Geſchichte, Königsberg 1835," worin er Hegels Philoſophie als Grundlage, ja gewiſſermaßen als Vollendung derſelben vorausſetzt, den Gegenſtand auch theoretiſch beſprochen, und in einer Abhandlung in ſeinen „kritiſchen Erörterungen des Hegel'ſchen Syſtems 1840" unternimmt er es, Hegels Vorleſungen zu rechtfertigen und ihre Bedeutung nachzuweiſen.

Ebenfalls in Hegel'ſchem Geiſte verfaßt iſt die „Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur neuerer und neueſter Zeit" von Mager, Berlin 1837—1840. I. II. Eine geiſtreiche Individualität und in hohem Grad lebendige Auffaſſungsgabe ſcheint hier durch Hegels Philoſophie zu einer univerſalhiſtoriſchen Behandlung der neueren Literatur Frankreichs günſtig angeregt worden zu ſeyn, aber von einer ſtrengen Anwendung Hegel'ſcher Methode iſt auch

hier nicht die Rede. Die Einleitung, welche über die Hälfte des erſten Bandes füllt, gibt einen kurzen Abriß von Philoſophie der Univerſalgeſchichte, wobei ohne jene pedantiſche Fortbewegung in der Dreitheiligkeit die herrſchenden Ideen und Richtungen mit beſonderer Rückſicht auf Frankreich in freierer Weiſe entwickelt werden. Der Verfaſſer ſchildert das Mittelalter in ſeiner poſitiven Kirchlichkeit und erkennt als Eigenthümlichkeit deſſelben ein Syſtem von geſchloſſenen Autoritäten, welche ſowohl die geiſtliche als weltliche Lebensordnung beherrſchen. Als Prinzip der neuen Zeit ſtellt er dagegen das Streben nach Entbindung von aller Autorität auf, was er beſonders in Beziehung auf Frankreich treffend ausführt und bis zu den deſtruktiven Conſequenzen verfolgt, welche daraus hervorgegangen ſind. Neben geiſtvoller Würdigung und Charakteriſtik einzelner Richtungen und Individualitäten, welche in das Verſtändniß der neuern Literatur Frankreichs tiefer einführt, werden jedoch auch oft ſtatt gründlichem Eingehen auf die Sache geiſtreiche Aperçus, oder allgemeine philoſophiſche Ausführungen über Kapitel der Hegel'ſchen Aeſthetik und Religionsphiloſophie gegeben, welche die Erkenntniß der behandelten Gegenſtände keineswegs fördern, und wenn man auch keine gewaltſamen Conſtruktionen findet, ſo ſtößt man doch auf oberflächliche Anwendung philoſophiſcher Phraſen, und nicht ſelten wird die wiſſenſchaftliche Ausführung unterbrochen durch ein vorlautes Herzudrängen der eigenen Perſönlichkeit, welche in ihrer übermüthigen Weiſe Mißtrauen gegen den wiſſenſchaftlichen Ernſt erwecken muß, und jedenfalls die gehörige Würde in der Darſtellung vermiſſen läßt. So kann auch dieſe für Philoſophie der Geſchichte in mancher Beziehung werthvolle Arbeit doch nicht als Probe von einem produktiven Einfluß der Hegel'ſchen Philoſophie auf dem Gebiete der Geſchichte angeſehen werden.

G. L. W. Funke, ein Schüler Hegel's und Leo's, hat in ſeiner „Entwicklung der geiſtigen Richtungen in Staat, Kirche, Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts," Osnabrück 1835, den Inhalt der neueren Geſchichte ſich philoſophiſch zurechtgelegt, und dabei in Anwendung der dreigliederig fortſchreitenden Dialektik im Ganzen viele Mäßigung bewieſen, dagegen doch einige philoſophiſche Befangenheit gezeigt, wenn er die Kämpfe, von welchen die neuere Zeit bewegt iſt, durch die

Gegenſätze des Germanismus und Romanismus oder des Subjektiven und Objektiven erſchöpft zu haben und in der neueren Philoſophie die Verſöhnung vollzogen glaubt. Die verſchiedenſten Richtungen werden auf dieſe Weiſe unter eine Kategorie gebracht; ſo z. B. findet man unter den ſubjektiven Mächten franzöſiſche Frivolität und deutſches Spießbürgerthum, Friedrich II. und Robespierre, den Supernaturalismus und die neuere Chemie und Phyſik friedlich neben einander. Spuren jugendlicher Unreife, die ſich in Mangel an gehöriger Bewältigung des Stoffes verräth, Zerfahrenheit in's Weite und Breite, Ergänzung ſelbſtändigen Urtheils durch Citate fremder Gedanken und Ausführungen, haben die Beachtung und Verbreitung des Buches gehindert, die es als erſter Verſuch auf einem noch ziemlich unangebauten Felde durch Ernſt der Forſchung und Zuſammenfaſſung reichen Materials wohl verdient hätte.

Die eigentlich politiſche Geſchichte von dem Standpunkte der ſpekulativen Philoſophie zu behandeln, hat nur Einer den Verſuch gemacht, nämlich Ferd. H. Müller in Berlin in ſeiner alten Geſchichte unter dem Titel: „Ueber den Organismus und den Entwickelungsgang der politiſchen Idee im Alterthum," Berlin 1839. Er ſpricht mit einer faſt komiſchen Sicherheit die Ueberzeugung aus, daß durch Hegels Philoſophie, in welcher er die höchſte Vollendung der geiſtigen Entwickelung in unſerer Zeit ſieht, „Prinzip und Methode für alle Zweige der Wiſſenſchaft und demnach für die Ewigkeit als die allein wahren und richtigen feſtgeſtellt" worden ſeyen. Dem an der Hand der Logik nachzuweiſenden Entwickelungsprozeß erkennt er eiſerne Nothwendigkeit zu und die Gedankenbeſtimmungen oder die logiſche Idee iſt ihm der innerſte Kern der äußeren Begebenheiten, die dadurch erſt ihr wahres Leben erhalten. Ueber den Erfolg ſeiner Arbeit iſt er ohnerachtet des Geſchreis, das ſich dagegen erheben werde, doch ganz beruhigt, da das von ihm durchgeführte Prinzip doch ſchon das allgemeine Bewußtſeyn der Welt geworden, und ſeiner Herrſchaft auch das hiſtoriſche Gebiet ſchon von Ewigkeit zugefallen ſey.

Da bei Müller der Begriff der Geſchichte ſchärfer beſtimmt und ausführlicher entwickelt iſt, als bei den andern Schriftſtellern dieſer Richtung, ſo heben wir Einiges aus, um eine Probe des Prinzips und ſeiner Anwendung zu geben. Die Geſchichte in

objektivem Sinn genommen, iſt ihm der in ſeinen Erſcheinungen ſich fortbewegende Geiſt, doch ſo, daß dieſer in jenen Erſcheinungen ſeinem vollen Weſen nach enthalten iſt und alſo auch darin erkannt wird. Die eigentliche Sphäre der Geſchichte iſt nun der Punkt, wo der Geiſt, der Natürlichkeit entlaſſen, ſeine Freiheit auszubilden beginnt. Wo die Natur aufhört, fängt die Geſchichte an. Es iſt nun nicht die ſubjektive innerliche Freiheit — dieſe gehört der Moral an — ſondern die objektive Ausbildung, die im Syſtem auch Sittlichkeit heißt.

Der Staat, in dem ſich die Freiheit realiſirt, iſt zunächſt ein einzelner Staat, der, ſeinem Begriffe noch nicht gemäß, dem Entſtehen und Vergehen, dem Gegenſatz gegen andere Staatsgeſtaltungen und damit jenem dialektiſchen Prozeß anheimfällt, deſſen Reſultat der vernünftige, wahrhafte Staat iſt, oder das göttliche Reich, aber nicht ein jenſeitiges, ſondern das in Ewigkeit realiſirte und in der Zeit als ſolches erſcheinende. Die fortſchreitende Verwirklichung des wahren Staates iſt nun eben die Geſchichte. Ihre Eintheilung iſt dieſelbe wie bei Hegel in 3 Hauptperioden, die orientaliſche, klaſſiſche und chriſtlich germaniſche, und die Dreitheiligkeit wird in der ganzen Ausführung möglichſt ſtreng feſtgehalten. So z. B. in der römiſchen Geſchichte. Ihre erſte Periode iſt das Königthum als die Unmittelbarkeit des Naturſtaates, der die noch unentwickelten Keime des Gegenſatzes zwiſchen der freien Individualität und der Subſtanz des Staates eingehüllt in ſich enthält. In dieſer erſten Periode ſelber aber ſpielt ſchon jener Kreislauf der natürlichen Unmittelbarkeit, der Entſtehung des Zwieſpaltes zwiſchen Patriziern und Plebejern und der Erſtarkung des römiſchen Prinzips, das den Fall des Königthums zur Folge hat, ſeine Rolle. Die zweite Periode, die Republik, muß nun wieder drei Entwicklungsphaſen erleben, deren jede ſich in jenem dreitheiligen Schema fortbewegt. Es iſt zuerſt der Kampf der Patrizier und Plebejer, wobei unterſchieden wird 1) der unmittelbare Gegenſatz zwiſchen beiden Ständen bis zur Decemviralgeſetzgebung, 2) der wirkliche Gegenſatz bis zur Erlangung des Conſulats durch die Plebejer, 3) der vermittelte Gegenſatz und die völlige Ausgleichung der beiden Stände oder der Uebergang vom Gegenſatz im Inneren zum Gegenſatz nach außen. Eine zweite Phaſe bilden die Eroberungskriege, bei welchen der ſamnitiſche

und epirotiſche Krieg den unmittelbaren, der puniſche den wirklichen Gegenſatz Roms nach außen, und die orientaliſchen Kriege die Ueberwindung deſſelben im Abendland und den Gipfelpunkt der politiſchen Entwickelung darſtellen ſollen. Die dritte Phaſe bilden die Revolutionskriege; das römiſche Prinzip der ſchroffen Entgegenſetzung zwiſchen der Subſtanz und der Individualität des Staates hatte ſich über die Welt verbreitet und kehrte nun nach innen zurück, und verläuft nun hier 1) als Unmittelbarkeit des inneren Bruches in der gracchiſchen Revolution, 2) als Wirklichkeit des abſoluten Bruchs im Inneren im Kampf der ſullaniſchen und marianiſchen Partei, bis 3) endlich im Kampf zwiſchen Pompejus und Cäſar die Ermattung der Gegenſätze und der Untergang des Staats eintritt.

Wollte es ſchon bisher nicht gelingen, in dem dritten Momente die Verſöhnung der Gegenſätze in einer höheren Einheit nachzuweiſen, ſo will dies noch weniger in der dritten Periode, dem Kaiſerthum, angehen, denn hier iſt Ruhe der Ermattung, aber keine Verſöhnung. Doch nun kommt das Chriſtenthum eben geſchickt zur Aushülfe. Der allgemeine Bankerott des äußeren Lebens führt den Geiſt in ſich zurück, das Subjekt in ſeiner Gebrochenheit findet in der Tiefe ſeines eigenen Lebens die Subſtanz der Welt, Gott, der nun als Gottmenſch hervorgeht aus dem Tode des natürlichen Lebens.

Die politiſche Entwickelung des Alterthums iſt im Ganzen richtig geſchildert, der dialektiſche Prozeß mit Conſequenz bald mehr, bald weniger gezwungen durchgeführt; aber daß er die objektive Erkenntniß der Sache weiter gebracht und einen geiſtigen Organismus aufgedeckt habe, der einer freieren gedankenmäßigen Behandlung hätte entgehen müſſen, wird wohl ſchwerlich nachgewieſen werden können. Als einſeitig erſcheint dieſe Auffaſſung der alten Welt ſchon darum, weil blos die politiſche Entwickelung gegeben, das religiöſe und kulturgeſchichtliche Element aber nur beiläufig berückſichtigt wird, und z. B. die Kunſt bei den Griechen, der welthiſtoriſche Beruf der Römer zu Ausbildung des Rechts keine geſchichtsphiloſophiſche Würdigung findet. Einige Entſchuldigung liegt zwar für den Verfaſſer im Titel und der Aufgabe des Buches, aber eben daß er dieſe ſo gefaßt, rührt wohl zum Theil wieder von einer Einſeitigkeit des Syſtems her, welches

die ganze Geſchichte und alle menſchlichen und ſocialen Intereſſen im Staatsleben aufgehen läßt. Daß dem Verfaſſer ſelbſt einige Zweifel über die Fruchtbarkeit der Methode für gründliche Erkenntniß geſchichtlicher Stoffe gekommen ſeyn müſſen, glauben wir nicht mit Unrecht daraus ſchließen zu dürfen, daß er in einem im J. 1840 begonnenen Werke über die deutſchen Stämme und Fürſten die Anwendung der ſpekulativen Methode unterlaſſen hat. Dieſelbe Bemerkung kann man häufig machen; die Meiſten, welche mit großem Vertrauen auf die untrügliche Wahrheit der logiſchen Gedankenbeſtimmungen an die Bearbeitung eines poſitiven Stoffes gingen und hofften, mit Hülfe der Dialektik ihn um ſo ſicherer bewältigen zu können, lernten, je mehr ſie ſich in die Sache verſenkten, nach und nach einſehen, daß ihnen die logiſchen Kategorien oft wenig helfen und Wiſſenſchaft und Welt nicht ſo umgeſtalten könnten, wie ſie früher in philoſophiſcher Begeiſterung geträumt hatten. Aber darin wird ſich dann die Nachhaltigkeit des wiſſenſchaftlichen Strebens und die Energie des Denkens zeigen, daß auf eine gedankenmäßige Behandlung und eine geiſtige Auffaſſung des Gegenſtandes darum keineswegs verzichtet wird. Eine ſolche finden wir aber nicht blos innerhalb einer Schule, ſondern bei allen denen, die mit offenem Sinn für organiſche Entwickelung und mit geſtaltender Phantaſie ein gründliches Studium verbinden.

Die bisherigen Proben haben wohl hinreichend gezeigt, daß die ſtrenge Anwendung der dialektiſchen Entwickelungsmethode auf die Geſchichte zu keinem bedeutenden Reſultate geführt hat; wir haben geſehen, wie die eifrigſten Vertreter dieſer Richtung theils Verkehrtes zu Tage gebracht haben, theils an ihrer Aufgabe erlegen und in ſpäteren Werken davon abgeſtanden ſind. Als wirklicher Gewinn für die Wiſſenſchaft iſt dagegen eine denkende Betrachtung der Geſchichte zurückgeblieben. Für dieſe iſt zwar auch ſchon vorher, ſeit Herder, in Deutſchland Manches geleiſtet worden, das wir an einem andern Ort zu beſprechen uns vorbehalten, aber erſt W. v. Humboldt hat die Idee einer philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte mit Beſtimmtheit ausgeſprochen in ſeiner akademiſchen Abhandlung: „über die Aufgabe der Geſchichtſchreibung, Berlin 1821," mit welcher die neue Ausgabe ſeiner geſammelten Werke eröffnet iſt. Er zeigt, wie ſchon der nächſte Zweck des Geſchichtſchreibers, die einfach wahre und treue

Darſtellung des Geſchehenen, nicht erreicht werden könnte, wenn man blos die äußere Erſcheinung der Ereigniſſe beſchreiben wollte; es müſſe auch jener lebendige Hauch über dem Ganzen, die Verbindung des Einzelnen wiedergegeben werden. Um dazu zu gelangen, müſſe nach Analogie einer wiſſenſchaftlichen Naturbetrachtung das Nothwendige vom Zufälligen getrennt, die innere Folge, die wahrhaft wirkenden Kräfte aufgedeckt, die Form des Geſchehens aufgefaßt, und ſo künſtleriſch die Wirklichkeit wiedergeboren werden. Zu dem allem müſſen die Mittel aus einem idealen Gebiet, aus dem Denken hergeholt werden, wozu die Berechtigung darin liege, daß Alles, was in der Weltgeſchichte wirkſam ſey, auch im Inneren des Menſchen ſich bewege, eine Wechſelwirkung zwiſchen der Aufnahme erſcheinender Formen und dem Hinzubringen innerlicher Denkformen müſſe die Geſtalt des Zuſammenhangs der Begebenheiten erzeugen. So komme man zunächſt zu einer mechaniſchen, phyſiologiſchen und pſychologiſchen (pragmatiſchen) Betrachtungsweiſe der Geſchichte. Zur Grundidee jedoch, von welcher aus allein das Verſtändniß der Begebenheiten in ihrer vollen Wahrheit möglich wird, könne man auf dieſen Wegen nicht gelangen, ſie laſſen wohl die wiederkehrenden Geſetze und Erſcheinungen, aber nicht jenen freien ſelbſtſtändigen Impuls erkennen, welcher neue Wendepunkte in der Geſchichte wie ein Wunder herbeiführt. So müſſe man denn auf ein Gebiet kommen, das außerhalb des Kreiſes der Erſcheinungen liegt, nämlich auf jene geiſtigen Mächte oder Ideen, welche die Weltgeſchichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrſchen. Ihre Erforſchung bezeichnet nun Humboldt als die höchſte Aufgabe des Geſchichtſchreibers. Entſteht dabei die weitere Frage, woher dieſe Ideen ſtammen, ſo verweiſt er auf die Weltregierung, ohne welche die Weltgeſchichte nicht verſtändlich ſey. Die Plane der Vorſehung aber unmittelbar zu erforſchen, ſey uns kein Organ verliehen, und da wir ſomit nicht in die Werkſtätte der Ideen blicken können, ſo müſſen wir uns an ihre Erſcheinung halten, und aus dieſer Ziel und Sinn der Geſchichte erahnden.

Humboldts Prinzipien hat Gervinus wieder aufgenommen und weiter ausgeführt in ſeinen „Grundzügen der Hiſtorik, Leipzig 1837.“ Auch er will, daß der ächte Hiſtoriker auf das Nothwendige ausgehe und die reine Geſtalt des Geſchehenen erkennen

lehre, um aus den anhängenden Zufälligkeiten das wahrhaft Wichtige kühn und ſicher herauszuheben. „Wichtig aber iſt," fügt er hinzu, „in der Geſchichte, was ſich einer hiſtoriſchen Idee anſchließt." Einer denkenden Betrachtung der Weltgeſchichte, welche von der Vorausſetzung der Weltregierung ausgehe, ordne ſich von ſelbſt die chaotiſche Maſſe in gewiſſe Gruppen, mit beſtimmten Anfangs- und Endpunkten, die von hiſtoriſchen Ideen zuſammengehalten werden, in denen ſich die Vorſehung offenbare. Je mehr ein Geſchichtſchreiber dieſen Ideen, welche die Begebenheiten und äußeren Erſcheinungen unſichtbar begleiten, die ganze Geſchichte innerlich durchdringen und geſtalten, in ihrem Weſen und Wirken nachſpüre, ihr Hervorgehen und erſtes Erſcheinen, ihr Beſtreben nach Sieg und Herrſchaft, ihr Verſchwinden und Weichen vor anderen neueren, die an ihre Stelle treten, darſtelle, deſto mehr übe er ſein Geſchäft mit Meiſterhand. Das Forſchen nach dem Herkommen dieſer Ideen erklärt Gervinus für vergeblich, auch ſey dies gar nicht nöthig, da der Geſchichtſchreiber nur mit dem zu thun habe, was Bewegung, Leben und Fortgang zeige, Anfang und Ende bleiben ja doch dem Menſchen verborgen und das Suchen nach Endurſachen und Endzwecken führe auf tauſend Irrwege.

Aus dem Geſagten wird wohl klar geworden ſeyn, was wir unter der philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte verſtehen, welche an die Stelle der bei aller vermeintlichen Objektivität doch am Ende ſubjektiven Conſtruktion des Weltganzen zu treten hat. Gelingt es, den geiſtigen Faden feſtzuhalten, der ſich durch die ganze Weltgeſchichte hindurchzieht, alle menſchliche Bildung und Geſtaltung als *einen* geiſtigen Organismus aufzufaſſen und ſo den lebendigen Gott in der Geſchichte zu erkennen, ſo findet der menſchliche Geiſt in ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben die Befriedigung, die er bedarf, und kommt in ſich ſelbſt zur Klarheit. Jene tieferen Fragen, wie der Grund alles geiſtigen und natürlichen Lebens, das göttliche Selbſtbewußtſeyn, zur Verwirklichung und Offenbarung in der Welt fortgeſchritten, wie die Ideen, jene geiſtigen Mächte, auf denen die Geſtaltung der Geſchichte beruht, aus ihrer geheimen Werkſtätte hervorgegangen ſeyen, bleiben wohl für den menſchlichen Geiſt unlösbar; denn er iſt ſelbſt ein Reſultat dieſes Aktes, nicht aber der bewegende Impuls deſſelben. So ſehr auch der menſchliche Geiſt und alles Leben der Welt im

engſten und innerſten Zuſammenhang mit dem göttlichen Geiſte ſtehen muß, ſo iſt doch jene Identität des Gottes- und Menſchengeiſtes, deren Entdeckung die neuere Philoſophie als ihren wichtigſten Fund rühmt, nichts als Selbſttäuſchung einer in ſich ſelbſt verliebten Subjektivität. Iſt aber der menſchliche Geiſt nicht einerlei mit dem ſchöpferiſchen Gottesgeiſte, ſo kann er auch keinen Anſpruch auf ein die ganze Welt umfaſſendes Bewußtſeyn machen und die Weltgeſchichte nicht in ihrem Anfang und Abſchluß erkennen. Um ſo mehr iſt nun das Streben nach Erkenntniß auf das wirklich Erkennbare, auf die Gebiete angewieſen, in denen wir heimiſch ſind, deren Bewegung und Geſtaltung wir miterleben, auf die Menſchenwelt und ihre Geſchichte. Hier finden wir uns ſelbſt mit unſern Intereſſen und Geſchicken, mit unſerer Herrlichkeit und Niedrigkeit, und bleibt uns auch Ausgang und Ende verhüllt, ſo iſt doch in der Fülle deſſen, was dazwiſchen liegt, Bürgſchaft und Ermuthigung für Beides. So kann denn auch die Philoſophie der Geſchichte wohl darauf verzichten, die Geſetze der geſchichtlichen Entwicklung als nothwendige, in aller hiſtoriſchen Bewegung wiederkehrende, nachweiſen zu wollen, und wir können uns begnügen, die geiſtigen Geſtalten in ihrer Wirklichkeit, nach ihrem bleibenden Gehalte und ihrer Beziehung auf einander zu erkennen. Den Plan ſelbſt können wir nur ahnen; ob es ein nothwendiger, muß dahingeſtellt bleiben, ſo lange die Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit nicht begriffen werden kann, was noch keinem philoſophiſchen Syſteme gelungen iſt und was wir als Geheimniß des Lebens anſehen müſſen. Darum muß aber nichts deſto weniger eine Geſetzmäßigkeit in aller geſchichtlichen Entwicklung angenommen werden, und es muß eine Hauptaufgabe der Forſchung ſeyn, die Geſetze der geiſtigen Bewegung herauszufinden und zu erkennen, nur muß man ſich hüten, ſelbſtgemachte Geſetze in die Geſchichte hineintragen zu wollen, oder Geſetze einer Periode auf eine andere anzuwenden, die wiederum ihre eigene Ordnung hat. Im Gang der Weltgeſchichte herrſcht eben ſo wenig die blinde Willkür als geiſtloſer Mechanismus, und wenn nicht wirklich Plan und feſte Ordnung im Ganzen wäre, ſo müßte Philoſophie der Geſchichte und organiſirende Darſtellung derſelben ein vergebliches Unternehmen bleiben.

Um nun zu zeigen, was es mit den hiſtoriſchen Ideen, die

der Geſchichtſchreiber zum Mittelpunkte ſeiner Darſtellung machen ſoll, für eine Bewandtniß habe, erinnern wir als beſonders auffallendes Beiſpiel an die Idee der Schönheit, welche das griechiſche Leben beherrſchte und durch daſſelbe in die Wirklichkeit trat; Sprache, bildende Kunſt, dramatiſche Poeſie ſtand auf einmal in einer Vollendung da, zu der man die allmähliche Vermittlung nachzuweiſen ſich vergeblich bemüht. So viel die Griechen auch von andern Völkern überkommen haben mögen, ſo iſt die griechiſche Bildung doch ſo eigenthümlich, ſo harmoniſch, ihre Schöpfungen ſo plaſtiſch vollendet, daß wir ſie aus nichts früher Dageweſenem ableiten können, und es zeigt ſich hier deutlich eine neue Idee, aus der geheimen Zeugungsſtätte des geiſtigen Lebens entſprungen. Auch die ſpekulative Conſtruktion der Geſchichte weiß uns nicht zu ſagen, woher dieſe Schönheit gekommen; denn wenn ſie das Weſen der griechiſchen Kunſt als Geiſt in ſeiner unmittelbaren individuellen Erſcheinung beſtimmt, ſo iſt das noch keine hiſtoriſche Deduktion. Noch augenſcheinlicher iſt das Hervortreten einer neuen Schöpfung im Chriſtenthum. So ſehr man auch eine Vorbereitung der Menſchheit anerkennen muß und der Satz einer hiſtoriſchen Begründung fähig iſt, daß Chriſtus gekommen, das Wort Fleiſch geworden ſey, als die Zeit erfüllet war, ſo kann das Chriſtenthum doch keineswegs als Reſultat der früheren Entwicklung nachgewieſen werden. Dem Pragmatismus, der es als eine Fortentwicklung aus dem Judenthum zu erklären ſucht, iſt es doch durchaus nicht gelungen, das wahre Moment der weltumgeſtaltenden Macht deſſelben genügend zu ergründen. Die ſpekulative Philoſophie weiß, ſcheint es, beſſeren Rath, um das Chriſtenthum als nothwendiges Ergebniß der dialektiſchen Entwicklung zu begreifen und die für die Conſtruktion ſo ärgerliche Thatſache einer unvermittelten neuen Schöpfung, eines geiſtigen Wunders zu beſeitigen. Aber da dieſe Conſtruktion auf der unberechtigten Vorausſetzung beruht, daß der göttliche und menſchliche Geiſt eins ſey, und da ſie, weder die hiſtoriſche Perſönlichkeit Chriſti, noch das Chriſtenthum als Thatſache des Lebens gehörig begriffen hat, ſo könnte ſie einer wahren Philoſophie der Geſchichte keineswegs genügen. Dieſe wird vielmehr, ohne die hiſtoriſchen Vermittlungen zu verſchmähen, das Eintreten eines neuen Elementes und ſeine Herkunft aus dem idealen Gebiet anerkennen. So iſt es allenthalben, wo ſich neue Prinzipien

und geiſtige Richtungen hervorthun: einerſeits ſind ſie als Reſultat der natürlichen Entwickelung zu betrachten, ſind phyſiologiſch und pſychologiſch vermittelt, andererſeits ſind ſie eine freie That des Geiſtes, und können nur in dieſem ihrem zwiefachen Urſprung gehörig gewürdigt werden.

Als ſolche theils vermittelte, theils freie ſchöpferiſche Thaten des geiſtigen Lebens ſind z. B. die kirchliche Reformation in Deutſchland, der Aufſchwung der Kunſt in Italien am Ende des 15ten Jahrhunderts, die deutſche Philoſophie ſeit Kant anzuſehen. Unter den Gebieten, auf welchen eine geſetzmäßige Entwicklung vorherrſcht, möchten wir bezeichnen: jene mit den Kreuzzügen begonnene Erweiterung des Bewußtſeyns, welche ſich in der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Oſtindien gleichſam einen räumlichen Ausdruck bildete und einen Weltverkehr möglich machte, der dazu diente, die Idee der Menſchheit als eines Ganzen aufzuſchließen; die mächtige Regſamkeit der neuern Induſtrie und die damit zuſammenhängende Herrſchaft über die Natur; die Idee des Staates, wie ſie von der engliſchen Revolution an bis auf unſere Tage in Theorie und Praxis nach feſter Geſtaltung ringt. Alles das ſind geiſtige Mächte, welche den Inhalt der neueren Geſchichte bilden. Wie dieſe mit einander im Zuſammenhange ſtehen, durch Uebergänge und Wechſelwirkung verbunden, die Ereigniſſe und öffentlichen Zuſtände geſtalten und beſtimmen, dies wird der Geſchichtſchreiber in ſeiner Darſtellung abſpiegeln, aber ſich hüten zeigen zu wollen, wie dies Alles nothwendig ſo habe kommen müſſen. Eine ſolche Nothwendigkeit kann ſchon darum nicht aufgezeigt werden, weil die freie Perſönlichkeit im Felde der geiſtigen Thaten eine ſo große Rolle ſpielt. Die Perſönlichkeit iſt häufig die Form, in welcher eine Idee zur Erſcheinung kommt und Leben gewinnt, entweder ſo, daß die Umgebung dadurch zu einer neuen Richtung bedeutend angeregt wird, oder daß die Idee in einem Individuum ganz aufgeht und gleichſam Menſch wird. Dies iſt bei der Perſon Chriſti in vollkommenſtem Maße der Fall; aber auch andere Heroen der Weltgeſchichte gibt es, wo jene Verkörperung der Idee wenigſtens annäherungsweiſe ſtattfindet.

Dieſe hohe Bedeutung der Perſönlichkeit verkennt aber die ſpekulative Conſtruktion der Weltgeſchichte. Zwar ſpricht Hegel in ſeiner Rechtsphiloſophie den Satz aus: „An der Spitze aller

Handlungen, ſomit auch der welthiſtoriſchen, ſtehen Individuen als die das Subſtantielle verwirklichenden Subjektivitäten." Aber wenn man genauer zuſieht, ſo ſind ſie doch nur, wie es nach dem Syſteme nicht anders ſeyn kann, Träger und Werkzeuge der Idee, die Vermittlung, durch welche ſie in die Wirklichkeit eingeht, und ſinken ſo von der ſchöpferiſchen Würde, die ihnen in Wahrheit zukommt, zu bloßen Handlangern des Weltgeiſtes herab. Nicht immer ſind es freilich einzelne Perſönlichkeiten, durch welche ſich die Idee bethätigt, namentlich in der Geſchichte der neueſten Zeit, wo alle Arbeit, auch die geiſtige, wenn nicht durch Fabriken und Dampfmaſchinen, doch durch Vereine, Gemeinſchaften und ſonſt wie bewußtes Zuſammenwirken der Geiſter zu Stande kommt, und wo eine beſtimmte Richtung den Einzelnen gleichſam als Atmoſphäre umgibt und faſt unwiderſtehlich auf ihn einwirkt. Aber wenn auch die neuere Bildung das Hervortreten welthiſtoriſcher Individuen minder begünſtigt, ſo hört die Idee darum doch nicht auf, in der Form ſchöpferiſch begabter Perſönlichkeiten zu wirken, nur fallen dieſe in Folge der gegenwärtigen Zuſtände weniger ins Auge; denn wie es Pflanzen gibt, die in reicher Fülle Blüthen treiben, denen man es nicht anſieht, wie wenige derſelben Früchte anſetzen, ſo kann es auch im geiſtigen Leben ſcheinen, daß Viele an der Produktivität Antheil nehmen, während doch auch hier unter vielen tauben Blüthen nur wenige fruchtbringende ſind. Die Natur jener gemeinſamen Wirkſamkeit bringt es mit ſich, daß die einzelnen Kräfte ſich nicht überall erkennen laſſen, aber wo uns zufällig ein tieferer Einblick vergönnt wird, zeigt ſich häufig, daß die geiſtige Bewegung, die man als Reſultat der allgemeinen Entwicklung betrachtete, auch nur von Einzelnen ausgegangen iſt und durchgeführt wird, was dann mit großer Wahrſcheinlichkeit auf ein ähnliches Verhalten in minder beleuchteten Partien der Geſchichte ſchließen läßt.

Eine Bearbeitung der Geſchichte nach den angegebenen Geſichtspunkten könnte nun entweder das ideelle Element vorwalten laſſen und die in der geſammten Weltgeſchichte zur Erſcheinung gekommenen Ideen in ihrem innern Zuſammenhang entwickeln, in der Art, daß das hiſtoriſche Material nur ſo weit hereingezogen würde, als es nöthig iſt, um die Verwirklichung der geiſtigen Mächte nachzuweiſen. Dies wäre eine eigentliche Philoſophie der

Geſchichte, zu deren Ausführung die hiſtoriſche Wiſſenſchaft aber noch nicht ganz reif ſeyn möchte, da ſie das Reſultat ſeyn müßte von einer gedankenmäßigen Durcharbeitung des geſammten geſchichtlichen Materials, und die überdies nicht organiſch abgeſchloſſen werden könnte, ehe die Weltgeſchichte ſelbſt ihr Ende erreicht hat. Oder es könnte der Stoff, ſey es nun in ſeiner Geſammtheit oder in einzelnen Partien, überwiegen, und dann käme im erſten Fall eine Univerſalgeſchichte, welche aber aus den eben angegebenen Gründen auch nur in den Grenzen eines Verſuchs bleiben würde, im zweiten die Bearbeitung einer wenigſtens relativ in ſich abgeſchloſſenen Epoche zu Stande. Dieſes Letztere wäre der eines Geſchichtſchreibers würdigſte und der künſtleriſchen Geſtaltung fähigſte Stoff. So hat z. B. Ranke die Regeneration des Katholizismus und die Geſchichte Deutſchlands im Reformationszeitalter bearbeitet; auf ähnliche Weiſe ließe ſich die Hierarchie des Mittelalters, die griechiſche Welt, die Geſchichte der neueren Staatsentwicklung behandeln. Eine blos politiſche Geſchichte eines einzelnen Zeitraums dagegen, wie man ſie häufig ſchreibt, entſpricht den höheren Anforderungen der Geſchichtſchreibung keineswegs, man dürfte wenigſtens nicht blos bei der äußeren Erſcheinung ſtehen bleiben, ſondern müßte die Entſtehung neuer politiſcher Ideen, den innern Grund der Ereigniſſe auf ihrem eigenthümlichen Boden, vielleicht im ſocialen Leben oder in der Literatur, aufſuchen, die Ausbildung der öffentlichen Meinung ins Auge faſſen, wie ſie die Ereigniſſe beſtimmt hat und durch ſie beſtimmt worden iſt, kurz man müßte die politiſche Seite, wenn man ſie herausheben wollte, in ihrem Zuſammenhange mit dem Geſammtleben auffaſſen. Eine Literaturgeſchichte in dieſem Sinne dürfte ſich auch nicht auf die Literatur als ſolche beſchränken, müßte nicht nur die Genien, die ſchöpferiſch gewirkt, als Offenbarungen der Idee würdigen, ſondern überhaupt auch das geiſtige Terrain unterſuchen, auf dem eine beſtimmte Richtung erwachſen iſt, zeigen wie Literatur und Leben auf einander einwirkten, wie eine politiſche, nationale oder religiöſe Stimmung ſich in dem literariſchen Treiben abſpiegelte oder von ihm ausging, wie ſich die hier entſtandenen Ideen im öffentlichen Leben verkörperten und neue ſociale Zuſtände ſchufen. Geht der Geſchichtſchreiber vom Mittelpunkt einer Idee aus, ſo wird es ihm dadurch erſt möglich werden, ſeiner Arbeit die innere Einheit

und künſtleriſche Geſtaltung zu verleihen, welche er ſich zur Aufgabe machen muß, wenn er auf ſeinem Gebiete nach dem Höchſten ſtreben will. Jedes hiſtoriſche Ganze muß in ſich organiſch gegliedert ſeyn, muß wie die dramatiſche Dichtung einen Abſchluß haben, in welchem die Bewegung zu Ruhe gekommen, das Prinzip realiſirt iſt. Da nun der Hiſtoriker nicht wie der Dichter das Recht hat, ſeinen Stoff für ſeine Zwecke zuzuſchneiden, ſo muß er bei der Wahl deſſelben darauf ſehen, ob wirklich die Epoche, deren Geſchichte er ſchreiben will, einen ſolchen Abſchluß habe, ob die geiſtige Bewegung, welche ihr den Charakter verleiht, zu irgend einem Ziel oder Anhaltspunkt gekommen ſey. Die Geſchichte eines Volkes, das noch in ſeiner Entwicklung begriffen iſt, von ſeinen Anfängen bis auf die neueſte Zeit, könnte daher nicht wohl geſchrieben werden. Solche Völker aber, die ihre geiſtige Exiſtenz abgeſchloſſen, das Prinzip ihrer Individualität ausgelebt haben, wie z. B. Römer oder Griechen, laſſen ſich wohl als ein Ganzes künſtleriſch behandeln.

Man wird vielleicht einwenden, auf dieſe Weiſe müßte ein großer Theil der Geſchichte ungeſchrieben bleiben, aber es iſt ja hier auch nur von dem Höchſten die Rede, das doch nur von Wenigen erſtrebt werden kann. Daneben müſſen allerdings noch die niederen Gattungen der Hiſtoriographie ihr Recht behalten, die als Vorarbeiten unentbehrlich ſind, wenn jene höhere Gattung ſoll zu Stande kommen können. Namentlich bleibt das Bedürfniß einer einfachen treuen Darſtellung des Geſchehenen, wie die Chronik ſie gibt, oder ein ſubjektiv belebter Bericht eines Zeitgenoſſen, der in der Mitte der Ereigniſſe ſtand oder von einer günſtigen Stelle außerhalb ſie beobachten konnte, wie das Memoire. Hiezu muß noch die kritiſche Herbeiſchaffung und Zubereitung des Materials kommen, als nothwendige Vorausſetzung einer objektiv wahren Geſchichte. Alle dieſe Arbeiten haben ein unbeſtreitbares Verdienſt, das nie ungerächt verkannt wird. Als verfehlt müſſen wir dagegen jene räſonnirende Art bezeichnen, bei welcher der Autor, anſtatt ſeinen Stoff geiſtig zu durchdringen, ſeine eigene Weisheit zwiſchen die Ereigniſſe hineinſchiebt, über die Geſchichte nach ſubjektiven Anſichten aburtheilt und meiſtert. Aber auch jene trockene Kälte und Geſinnungsloſigkeit können wir nicht billigen, die häufig mit dem Anſpruch einer kunſtgerechten Objektivität auftritt.

Nachdem wir nun die Anforderungen, die vom Standpunkt ächter Wiſſenſchaft an die Geſchichtſchreibung zu machen wären, feſtgeſtellt haben, bleibt uns noch übrig, die neuere Geſchichtsliteratur darauf anzuſehen, was in dieſer Richtung bereits geleiſtet worden.

Wir beginnen die Reihe billig mit einem Veteranen der Hiſtoriographie, der zwar kein philoſophiſcher Geſchichtſchreiber ſeyn will, aber in der That für eine philoſophiſche Behandlung der Univerſalgeſchichte mehr vorgearbeitet hat, als irgend einer derer, die vom ſpekulativen Standpunkt ausgegangen ſind. Es iſt F. C. Schloſſer, der mit der umfaſſendſten Gelehrſamkeit ein ausgezeichnetes Geſchick verbindet, den hiſtoriſchen Kern, das was für die Entwicklung der Menſchheit im Großen und Ganzen Bedeutung hat, herauszufinden. Die Werke, in welchen ſeine univerſale Tendenz am meiſten hervortritt, ſind die „univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der alten Welt und ihrer Kultur," I—III. Frankfurt am Main 1824—1834 und „die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts," I—III., erſte Aufl. 1823, zweite Aufl. 1836—1843. In ſeinen früheren Werken war er, ein Schüler Planks und Spittlers, mehr von einer pragmatiſchen Behandlungsweiſe ausgegangen und hatte in dieſem Sinne das Material geſammelt und verarbeitet, in den handelnden Perſonen, in den Repräſentanten der Geſchichte die Erklärung der Ereigniſſe geſucht und die Rückwirkung der Begebenheiten auf die Perſonen erwogen. In der Univerſalhiſtorie der alten Welt aber faßt er die Menſchheit als ein Ganzes, in welchem die Freiheit des Individuums, wie die objektive Allgemeinheit einer ganzen Richtung gleichmäßig ihre Stelle finden müſſen. Es iſt die aus Freiheit und Nothwendigkeit gemiſchte Form des Lebens ſelbſt, die er in der Darſtellung ausprägen will. Hinter allen erkennbaren Erſcheinungen, Triebfedern und Geſtaltungen ſetzt er einen geiſtigen Grund voraus, den er aus der Betrachtung der Menſchengeſchicke aber mehr errathen und geahnt, als erforſcht wiſſen will. Noch mehr ausgebildet iſt die Behandlungsweiſe in der zweiten Auflage der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Hier hat ſich Schloſſer zur Aufgabe gemacht, eine beſtimmte Richtung geſchichtlich zu entwickeln. Es iſt das Werden einer neuen Zeit, die Auflöſung aller mittelalterlichen Zuſtände und Ueberlieferungen, das Aufkommen einer neuen Denkart und Literatur, die

ſich des Lebens bemächtigt, einen neuen Staat, eine neue Politik, neue ſociale Verhältniſſe, eine neue Religion ſchafft. Alles was auf dieſe Umgeſtaltung der Zeit und Menſchen eingewirkt hat, politiſche Ereigniſſe, literariſche und wiſſenſchaftliche Produktionen, Innerliches und Aeußerliches, Perſönlichkeiten und Geſchicke, Alles dies wird mit einem wahrhaft erfinderiſchen Takte in den Kreis der Darſtellung hereingezogen; Schloſſer beherrſcht ſein Material allſeitig und verliert über dem mannichfaltigſten Detail nie den Faden, der durch das Ganze hindurchgeht. Aus den Kabineten der Fürſten, aus den Pariſer Salons und andern Werkſtätten neuer Bildungen, aus dem Treiben deutſcher Gelehrten, aus der Proſa des Lebens wie aus der Poeſie des wieder auflebenden deutſchen Nationalbewußtſeyns blickt als Hintergrund die große geiſtige und ſociale Umwälzung hervor, welche die weltgeſchichtliche Arbeit der neueren Zeit iſt. Eines freilich vermißt man, die beſtimmte poſitive Charakteriſtik der neuen Richtung, die ſeit dem achtzehnten Jahrhundert im Leben der Menſchheit nach Geſtaltung ringt. Je mehr die neue Bildung überall als Mittelpunkt feſtgehalten wird, in welchem alle Fäden des Lebens zuſammenlaufen, fühlt man das Bedürfniß, den bewegenden Geiſt als beſtimmtes Prinzip, als Einheit einer hiſtoriſchen Idee zu erkennen. Vorherrſchend iſt dies neue Element nur in ſeiner negativen Wirkung geſchildert, als Oppoſition gegen den mittelalterlichen Feudalſtaat, gegen katholiſche Hierarchie und proteſtantiſche Orthodoxie und Fanatismus, gegen Abſolutismus der Fürſtenwillkür und Ariſtokratie, gegen gelehrten Pedantismus und Vorurtheile; aber daß dieſe Bewegung, wenn ſie wirklich geiſtigen Gehalt haben ſollte, einen poſitiven Grund und Ausgangspunkt haben mußte, konnte Schloſſern, der ſo entſchiedenen Sinn für's Poſitive hat, nicht entgehen. Zwar iſt die Befreiung des geſunden Menſchenverſtandes, die ungehinderte Entwicklung der Humanität als charakteriſtiſcher Zug der neuen Zeit vorausgeſetzt, aber Schloſſer ſelbſt wird dies wohl zu unbeſtimmt und allgemein finden, als daß er es als Prinzip einer Richtung bezeichnen möchte. Wir müſſen wohl annehmen, daß er bei den Bewegungen, die er mit ſo ſichtbarer Vorliebe verfolgt, etwas Poſitives vorausſetzt, in welchem alle dieſe Beſtrebungen ihre Einheit finden, aber einmal ſcheint er wirklich ſein Bewußtſeyn darüber nicht wiſſenſchaftlich ausgebildet zu haben, andererſeits

durch eine beſondere Abneigung gegen voreilige Syſtematiſirung und Formulirung abgehalten zu werden, einen beſtimmten Ausdruck zu ſuchen und auszuſprechen. Eben damit hängt auch ein anderer Mangel zuſammen, nämlich der einer künſtleriſchen Anordnung und Organiſirung des Stoffes, die natürlich nur dadurch zu erreichen iſt, daß man die Idee, die das Ganze beherrſcht, mit Beſtimmtheit faßt und herausarbeitet, um welche ſich dann der Stoff natürlich als um den Mittelpunkt herum gruppirt. So ſehr daher Schloſſers Darſtellung als ein Abbild des Lebens erſcheint, ſo fehlt ihr doch die wahre Form des Lebens, welche immer von der Einheit der Idee getragen wird. Zwar könnte man ſagen: die Wirklichkeit tritt dem Betrachter auch nicht in der Einheit und Geſtalt eines Kunſtwerks entgegen, und es wird dem aufmerkſamen Gemüthe ſchwer genug, in dieſem bunten Gewirr Einheit und Ziel zu entdecken. Aber, fragen wir, iſt nicht gerade das die Aufgabe einer denkenden Geſchichtsbetrachtung, aus der Verworrenheit die Einheit, aus dem Zufälligen und Unwichtigen das Nothwendige und Wichtige, den ewigen Gehalt herauszuheben? iſt nicht hier eben der Punkt, wo die Philoſophie eingreifen und das, was die Welt der Erſcheinung nicht unmittelbar darbietet, aus dem Gebiete des Idealen und Ueberſinnlichen ergänzend hereinziehen muß? Wie der Dichter nicht eine Nachbildung des wirklichen Lebens in ſeiner proſaiſchen Alltäglichkeit und Gemeinheit, ſondern ein in dem Feuer der Phantaſie verklärtes Abbild des Lebens geben ſoll, ſo fordern wir von dem Geſchichtſchreiber ein durch den Gedanken geläutertes, philoſophiſch verklärtes Abbild, das die Wahrheit deutlicher erkennen läßt, als die unmittelbare ſinnliche Wirklichkeit. Dieſe Wiedergeburt der Geſchichte aus dem Geiſt und der Idee können wir bei Schloſſer nicht finden, ſondern nur ein Bild der nackten Wirklichkeit. Freilich bleibt er nicht blos bei der ſinnlichen Erſcheinung ſtehen, ſondern verarbeitet ſie mit einer geſunden Verſtändigkeit, welche mit richtigem Blick herausfindet, um was es ſich handelt, und dann meiſtens den Nagel auf den Kopf trifft, aber auch die Widerſprüche und Disharmonien ungelöst beſtehen und nicht jene Einheit durchblicken läßt, die eine wiſſenſchaftliche Auffaſſung nothwendig fordert. Die Auffaſſung der gemeinen Wirklichkeit, menſchlicher Thorheiten und Schlechtigkeiten, ſocialer Fäulniß iſt die Stärke wie die

Schwäche von Schloſſers Geſchichtſchreibung, und er iſt nahe daran, Machiavelli Recht zu geben, wenn dieſer den Satz ausſpricht, das Reſultat aller hiſtoriſchen Studien ſey, daß Gott ſtets nur die Klugen und Starken, die vor keinem Verbrechen, wenn es möglich iſt, zurückbeben, zu begünſtigen pflege. Widerſprüche dieſer Art löſen ſich nur in der Einheit der Idee, in der göttlichen Weltregierung, deren Zwecke jede Kraft dienen muß. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, Schloſſer als Geſchichtſchreiber einer umfaſſenden kritiſchen Behandlung zu unterwerfen, Vorzüge und Mängel allſeitig zu beleuchten und mit einzelnen Nachweiſungen zu belegen, ſondern es handelte ſich nur darum, ſeine Auffaſſung im Allgemeinen zu charakteriſiren und namentlich zu unterſuchen, in wie weit die Idee einer philoſophiſchen Geſchichtſchreibung, welche ſich's zur Aufgabe macht, die Bewegung des Geiſtes in der Weltgeſchichte nachzuweiſen, bei ihm realiſirt ſey. Wenn wir behaupten, es ſey nicht Schloſſers Sache, die hiſtoriſchen Ideen in philoſophiſcher Faſſung hervorzuheben und ihre Entfaltung künſtleriſch darzuſtellen, ſo ſoll damit die hohe Bedeutung ſeiner hiſtoriſchen Leiſtungen keineswegs verkannt werden. Es wäre thöricht zu verlangen, ein Schriftſteller von ſo beſtimmt ausgeprägter Eigenthümlichkeit ſolle die ihm eigene Art der Produktion verleugnen und eine Form, die ihm ſeinem ganzen Weſen nach fremd iſt, ſich aneignen. Seine Auffaſſung iſt, wie er ſelbſt wiederholt erklärt, eine ſubjektive, er will die Dinge nur ſo geben, wie er ſie anſieht, das ausheben, was er für wichtig hält, auf künſtleriſche Objektivität aber keinen Anſpruch machen. Wir dürften die deutſche Geſchichtſchreibung glücklich preiſen, wenn wir viele ſolche ſubjektive Hiſtoriker hätten, die mit dieſem Ernſt, mit dieſem ſcharfen Blick auf die objektive Wahrheit losgehen, die mit ſolcher Liebe und Begeiſterung die Idee der Menſchheit erfaſſen. Schloſſer gibt in der That mehr als er verſpricht; denn er ſucht mit ächt wiſſenſchaftlicher Univerſalität die geiſtige Richtung einer Zeit in allen ihren Formen, in ihrer Wurzel wie in ihren Reſultaten auf; die Menſchheit als ein Ganzes iſt ihm Inhalt und Kern der Geſchichte.

In Richtung und Denkart von Schloſſer grundverſchieden, aber wie er mit einer ſcharf ausgeprägten Individualität begabt, iſt Heinrich Leo einer der erſten, die eine philoſophiſche Auffaſſung der Geſchichte mit Bewußtſeyn ausgebildet haben. Urſprünglich

von dem Boden Hegel'ſcher Philoſophie ausgehend, begann er damit, die negativen Reſultate der altteſtamentlichen Kritik zu verarbeiten, ſtellte die göttliche Geſchichte des auserwählten Volkes als eine menſchliche Geſchichte hierarchiſcher Herrſchaft und jüdiſchen Betruges dar, und ließ dieſem Volke nur die welthiſtoriſche Repräſentation ſcharfer Verſtändigkeit und die Ehre eine Schule der Hierarchie gebildet zu haben. Die letztere verfolgte er weiter im chriſtlichen Mittelalter, das durch ſeine phantaſtiſche Art und „naturwüchſige" Bildung ihn ſo ſehr anzog, daß er ſich ganz heimathlich darein einlebte und die früher geſchmähte Hierarchie ſo lieb gewann, daß er ſie nun nahezu für die einzig wahre Geſtalt des religiöſen Geiſtes hielt und in aller weiteren Entwicklung der Welt nur Verderbniß, Verflachung und Gottloſigkeit ſah, die Geſchichte nach der mittelalterlichen Dogmatik meiſterte und ſich ſo in eine Einſeitigkeit verrannte, die ihm Sinn und Verſtändniß für neuere Geſchichte raubt. Bei alle dem muß man anerkennen, daß es vom erſten Stadium bis in ſein neueſtes der die Geſchichte bewegende Geiſt iſt, auf den Leo ſein Augenmerk richtet, und daß er bei aller Einſeitigkeit, mit welcher er über die bedeutendſten Geſtalten und Richtungen ein Verdammungsurtheil fällen kann, einen feinen Sinn und eine ſcharfe Auffaſſung eigenthümlicher Bildungen und geiſtiger Lebensfermente hat, die ihn befähigt, das Leben in der Geſchichte zum Ausdruck zu bringen.

Das bedeutendſte Werk Leo's, das ihm unbeſtritten eine Stelle unter unſern erſten Hiſtorikern ſichert, iſt ſeine „Geſchichte von Italien" I—V. Hamburg 1829—1832. Sie iſt nicht eine gewöhnliche Volks- und Landesgeſchichte von Anfang bis auf die neueſte Zeit, ſondern ein Bild des italieniſchen Volkscharakters, der nicht nur in der Einleitung in treffenden Umriſſen gezeichnet, ſondern auch in dem mannichfaltigen reichen Leben der italieniſchen Städterepubliken wahrhaft geſchichtlich entwickelt wird. Er findet nämlich die Eigenthümlichkeit der Italiener darin, daß bei ihnen „die Perſönlichkeit des einzelnen Subjekts eine weit größere Berechtigung prätendirt und verdient, daß aber dadurch auch eine größere Vereinzelung ſtattfindet, ſo lange nicht eine höhere Macht gewaltſam zuſammenbindet." Daher kommt es denn auch, daß in Italien die Wirkung gewiſſer allgemeiner Kräfte wie Geld, Weiberſchönheit, Noth und Gewalt weit größere Wirkungen hervorbringen

als in anderen Ländern, ſo wie daß die liebenswürdigen Eigenſchaften des italieniſchen Volkes nicht da hervortreten, wo der Einzelne ſeine Individualität unterordnen ſoll, wie im Familien- und Staatsleben, ſondern da, wo die geiſtige Fülle des einzelnen Menſchen reich und glänzend ſich entwickeln kann, wie im Gebiete der Kunſt.

Je treffender Leo in ſeiner allgemeinen Charakteriſtik der Italiener die Grundzüge ihrer Geſchichte entwickelt, deſto mehr iſt zu bedauern, daß ſeine hiſtoriſche Ausführung doch nur Bruchſtück geblieben iſt. Einmal hätte nach dieſer Skizze das Kunſtleben als bewegendes Prinzip und Subſtanz der Nationalität in den Vordergrund treten müſſen, während es nur als Nebenpartie behandelt iſt. Namentlich wäre zu erwarten geweſen, daß der Aufſchwung der Kunſt am Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts, die Wiederaufnahme der klaſſiſchen Literatur als Ergänzung der geiſtigen Bewegung in Deutſchland gehörig gewürdigt worden wäre. Aber dies iſt nur angedeutet, nicht ausgeführt. Mit dem 16ten Jahrhundert, deſſen Anfang gerade die Blüthe der Kunſt in Italien enthält, wo die Ideen Machiavelli's eine neue politiſche Entwicklung herbeiführten, wo die Regeneration des Katholicismus neues Leben erzeugte, wo es mithin an geiſtigem Inhalt gar nicht fehlte und die Entfaltung des italieniſchen Nationalcharakters keineswegs abgeſchloſſen war, gibt Leo die gedankenmäßige Behandlung auf, weil ihm dieſe Zeit zuwider iſt und er keinen Sinn für dieſe neuen Verhältniſſe hat.

Faſt gleichzeitig mit der Geſchichte Italiens entſtand Leo's „Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters." Er beabſichtigt hier eine geiſtige Durchdringung des geſchichtlichen Stoffes, und hofft, man werde „eine gleichmäßig durch das ganze Buch hindurch gehaltene religiöſe, philoſophiſche und politiſche Ueberzeugung darin bewahrt finden," in der Art, daß die Fakta zwar allſeitig gewürdigt werden, doch vorzugsweiſe in ihrem Reſultat für geiſtige Bildung in der Darſtellung ſich abſpiegeln ſollten. Wirklich iſt dieſe Tendenz auch durchgeführt, und das Mittelalter erſcheint in dieſem Lehrbuch als eine geiſtige Totalität mit einer entſchiedenen Phyſiognomie, in welcher alle weſentlichen Elemente zum Ausdruck gekommen ſind. Als Charakter des Mittelalters bezeichnet er den Gegenſatz zwiſchen natürlicher Richtung und dem Bemühen, eine

aus dem jenſeitigen Gebiete des Denkens entſprungene Regel für das Leben feſtzuhalten, wovon das Reſultat jener phantaſtiſche Anſtrich des Mittelalters iſt. Die Vorliebe für die mittelalterlichen Verhältniſſe iſt in dieſem Buche zwar bemerkbar, doch nicht als bornirte, das Recht der Fortbildung verkennende Einſeitigkeit. Es wird z. B. die Bedeutung der Kreuzzüge darein geſetzt, daß durch ſie das heilige Land des Geiſtes, die wahre Freiheit chriſtlichen Denkens erobert worden, und bis auf dieſen Tag in guten Händen geblieben ſey. Die ſtrenge Form der Hierarchie vor den Kreuzzügen habe die Möglichkeit der Forterhaltung geiſtiger Bildung in eben dem Grade allein gewährt, als ſie nach denſelben einer freien Weiterentwicklung überall allein im Wege geſtanden ſey. In einzelnen Punkten, z. B. in dem Urtheil über die Albigenſer, wo er ſich ganz auf Seite der Kirche ſtellt, in der oberflächlichen Behandlung des ganzen Hohenſtaufenkampfes, wo er die hervorragende Geſtalt Friedrichs II., den Glanzpunkt der ghibelliniſchen Richtung beinahe ignorirt, zeigt ſich ſchon hier eine Abneigung gegen freiere geiſtige Bildung, die es nicht zu einer allſeitigen gründlichen Entwicklung, nicht zu einer hiſtoriſchen Vollendung kommen läßt.

Faßt man einmal die Menſchheit und ihre Geſchichte als ein Ganzes, als ein Syſtem von Gedanken, ſo drängt ſich das Bedürfniß auf, dieſe Anſicht auch an dem ganzen Umfang der bisherigen Entwicklung durchzuführen. Leo hat dies unternommen in ſeiner Univerſalgeſchichte, die in ihrem fünften Bande bereits die neuere Zeit erreicht hat, und unter den vielen Weltgeſchichten der erſte Verſuch iſt, ſie ſyſtematiſch zu bearbeiten. Ihr Inhalt iſt ihm „die Darſtellung deſſen, was auf die geſellſchaftlichen, was auf die Staatsverhältniſſe beſtimmend eingewirkt hat;“ ſie iſt ihm auch eine Geſchichte menſchlicher Bildung überhaupt, in ſo fern ſie die Geſchichte der großartigeren Formen und Typen iſt, in welchen ſich jene geiſtige Subſtanz, die der Entwicklung alles Menſchenlebens zu Grunde liegt, ab- und ausdrückt; dieſe Formen aber, in welchen die geſellſchaftlichen Verbindungen der Menſchen aufgehen, ſind ihm, wie auch in Hegel's Syſtem, Staat und Kirche. Für die Entwicklung derſelben ſetzt er einen nothwendigen Gang voraus, und die Aufgabe der Univerſalgeſchichte iſt ihm nun, dieſe Nothwendigkeit auf den einzelnen Stufen nachzuweiſen

und die Geſchichte der Bildung ſo darzuſtellen, daß die göttliche Einheit in derſelben erkannt wird. Dieſe Aufgabe ſieht er aber nicht für gelöst an, wenn zum Behuf derſelben irgend einem Faktum Gewalt angethan wird. „Die Darſtellung einer welthiſtoriſchen Entwicklung, welche ihren Gegenſtand einem Syſtem anzwängte, welche nicht vis à vis der Erſcheinung Recht behielte," wäre ihm nur eine „Heuchelei der Weltgeſchichte, nicht ſie ſelbſt."

Das Prinzip, das nach Leo allen Völkern ihre weltgeſchichtliche Stellung beſtimmt, iſt die Art und Weiſe, wie ſie Gott ſuchen. Denn jene geſellſchaftlichen Typen des Staates und Rechtes ſind nur Ausdrucksweiſen von dem Innern eines Volkes, und mithin iſt die äußere Geſtaltung abhängig von dem Inneren. Das Innerſte aber iſt die Religion. Nach dieſem Geſichtspunkte zerfällt die Geſchichte in zwei Völkerreihen, deren eine durch ein falſches Suchen nach Gott in verſchiedene Richtungen auseinander gezogen wird, während die andere im wahren Suchen einen feſten Einigungspunkt der Entwicklung hat. Die erſte Stufe des falſchen Suchens iſt nun die Anſchauung Gottes in der ſinnlichen Welt, in der Bewegung der Himmelskörper, dem Wechſel von Tag und Nacht, dem Verhalten und Nutzen gewiſſer Thiere, und die Geſtalt des Staates dann die, daß den Kennern dieſer geſetzmäßigen Erſcheinungen die Herrſchaft im Staate zukommt, wie es in den Prieſterſtaaten am Ganges und Indus und am Nil der Fall iſt. Eine Weiterbildung entſteht durch Kolliſion zweier Völker, die auf dieſer Grundlage ruhen, wo die Exiſtenz des einen oder andern von kriegeriſcher Kraft abhängt, welche eine Unterwerfung fordernde Einheit der Gewalt und damit den Schein eines göttlichen Waltens in den Verhältniſſen der Menſchen erzeugt, eine Form, die Leo in Perſien am reinſten ausgebildet findet.

Im Gegenſatze von jenen Völkern ſehen wir andere, welche die urſprüngliche Beziehung zum Göttlichen im unmittelbaren Gefühl der concreten Geſetzmäßigkeit bewahren und damit die Geſchicklichkeit verbinden, dieſe concrete Geſetzmäßigkeit überall zu finden und darzuſtellen. Es bildet ſich nun jene geſtaltenreiche Mythologie, die alle Lebensverhältniſſe und Lokalitäten durch beſondere Götter vertreten läßt, und dieſe Religion iſt nicht ſowohl eine Vergötterung der Sinnlichkeit als ſolcher, als eine Vergötterung

der Motive des Schönen, die Religion des rechten Maaßes. Der einer ſolchen Religion entſprechende Staat iſt nothwendig ein wechſelnder, wie die Bedeutung der Individuen und deren Beziehungen wechſeln. Beim römiſchen Volke findet Leo zwar auch eine Ahnung von jenem harmoniſchen Geſetz in allen Erſcheinungen des Lebens, aber einen Mangel an Intereſſe, dieſes Geſetz ſelbſt zu erlauſchen und zu wirklichen Geſtaltungen zu benutzen. Die Willkür des Einzelnen greift ein, und um ihr ein Gegengewicht zu geben, wird der Vertrag mehrerer Einzelner, das Allgemeine, worin ſich dieſe begegnen, zum religiös Feſtgeſtellten gemacht. Die Form des gemeinſchaftlichen geſetzmäßigen Verhaltens, Recht und Geſetz, Eid und Ceremonie, ohne perſönlichen und ſubſtantiellen Inhalt, wird höchſte Religion und die Macht, auf der das Leben beruht. Rom hat nie eine eigene geiſtige Subſtanz entwickelt, ſondern nur die Beſtimmungen über Fremdes, das Recht, und die Mittel zu größerem Rechte zu kommen, Jurisprudenz und Kriegswiſſenſchaft erhielten von ihm die ſchärfſte Ausbildung. Arm an eigenem Inhalt, nur die reine troſtloſe Form überall geltend machend, hat es der Welt in ſo fern weiter geholfen, als es ein Terrain ſchuf, auf dem ſich die höchſte Subſtanz in eben der reinen Weiſe geltend machen konnte.

Neben dieſem falſchen Suchen nach Gott beginnt in Israel die Reihe des wahren Suchens. Als durch die römiſche Inhaltsloſigkeit ein Zuſtand allgemeiner Verzweiflung herbeigeführt war, leuchtete in Judäa ein klares Licht der Rettung auf. Die Erleuchtung der Welt durch daſſelbe wird nun in überſchwenglichen Ausdrücken und unklaren Bildern beſchrieben, aber die philoſophiſche Entwicklung, ſo wie die hiſtoriſche Anſchaulichkeit der neuen Richtung vermißt man. Der zweite Band, über das Mittelalter, enthält reiches Detail, entbehrt aber aller auf Prinzipien beruhenden Anordnung und zeigt nur durch einen kurzen Rückblick am Schluß, daß die univerſale Tendenz und die Rückſicht auf geiſtige Bewegung nicht aufgegeben iſt, bezeichnet die Kirche als die Seele und das eigentlich Lebendige in der Univerſalgeſchichte, und verſichert in bangem Hinblick auf den Jammer moderner Zuſtände, daß dennoch ein Fortſchritt der Entwicklung ſtattfinde und noch Niemand, der an Gott und Chriſtum geglaubt, an einen Krebsgang der Kirche und Menſchheit geglaubt hat. Im dritten Bande

wird mit halber Anerkennung der eingeriſſenen kirchlichen Verderbniß, und mit ängſtlicher Abwehr der ſubjektiven Willkür oder gar negativer Elemente, die ſich mit der Reformation vermengen mochten, die neuere Zeit begonnen, in welcher die drei Perioden der machiavelliſtiſchen, der merkantilen und der mechaniſch-politiſchen Tendenzen unterſchieden werden. Die Reformation, als deren wahrer Gehalt die Zurückweiſung der Kirche von den todten Werken auf den lebendigen Glauben bezeichnet wird, erſcheint Leo nicht ſowohl als ein Reſultat der geſchichtlichen Entwicklung, ſondern vielmehr als eine That ſubjektiver Willkür, und er kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Luther trotz ſeines unſchätzbaren Verdienſtes um die Kirche eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen. Er kann es ihm nicht verzeihen, daß er die Hierarchie in ihren Grundfeſten erſchüttert und mit gewaltiger kämpfender Fauſt in ein Kunſtwerk des menſchlichen Geiſtes geſchlagen habe, „deſſen Herrlichkeit und innere Tiefe zu durchſchauen er viel zu beengt in Bildung und Weſen war.“ Die ganze neuere Geſchichte kann nun Leo nicht anders als mit einem Rückblick der Wehmuth auf die entſchwundene Herrlichkeit des Mittelalters betrachten. Dieſe Stimmung verhindert ihn an der richtigen Würdigung alles deſſen, was aus der Reformation hervorgegangen iſt und damit zuſammenhängt; ſo behandelt er den Freiheitskampf der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg mit übler Laune und hat eine mephiſtophel iſche Freude daran, die Helden deſſelben angeblich vom nationalen Standpunkt aus herunter zu machen. Die Ausdehnung des Handels und des Fabrikweſens iſt ihm nur ein Umſichgreifen des Krämergeiſtes, bei welchem er das für die Entwicklung der Menſchheit ſo bedeutende Moment eines allgemeinen Weltverkehrs gar nicht in Anſchlag bringt. Alle Bewegungen der neueren Zeit, die politiſchen Kämpfe, die Bewältigung der Natur durch Induſtrie, die ſocialen Neuerungen, ſind ihm eine Zerſtörung lebendig organiſcher Geſtalt durch die Willkür ſinnlich atomiſtiſcher Richtung. Bekannt iſt Leo's völlig einſeitige Darſtellung der franzöſiſchen Revolution. Die Nothwendigkeit des Entwicklungsgangs, von welcher er im Anfang ausgegangen war, die logiſche Conſequenz in den Erſcheinungen der Geſchichte, in welcher er noch im Jahr 1838 die Freiheit des Geiſtes fand, iſt in den neueſten Bänden für ihn nicht mehr vorhanden; denn nur zuchtloſe Willkür des

Geiſtes findet er in den Beſtrebungen der neueren Zeit. Auch die Darſtellung iſt nicht mehr ſo geiſtig belebt, das philoſophiſche Entwickeln der hiſtoriſchen Ideen und Richtungen tritt zurück, das Detail unverarbeiteten Stoffes macht ſich breit, ohne durch um ſo ſtrengere Objektivität zu entſchädigen; denn ſchiefe Beleuchtung der Thatſachen, einſeitige Weglaſſungen und Ausführungen verdecken den richtigen Geſichtspunkt. Und ſo findet denn die Verwahrung, welche Leo im Anfang ſeines Werkes gegen eine gewaltſame Conſtruktion der Geſchichte eingelegt hatte, in andern Sinn auf dieſes ſelbe Werk eine Anwendung. Denn ſeine Darſtellung, welche den Gegenſtand nach einer beengten Weltanſicht und nach Eingebungen übler Laune meiſtert, menſchliche Willkür ſieht, wo welthiſtoriſche Entwicklung iſt, kann vis-à-vis der Erſcheinung nicht Recht behalten und iſt ſomit nur eine Heuchelei der Weltgeſchichte, nicht ſie ſelbſt.

Aus dem Bisherigen erhellt übrigens, daß dieſe Rüge nur Leo's neueſten Standpunkt treffen kann, und wir müſſen aufs tiefſte bedauern, daß ein Hiſtoriker, der ſo entſchiedenen Beruf für eine wahrhaft philoſophiſche Behandlung der Geſchichte bewährt hat, ſich in eine Richtung verrennen konnte, innerhalb welcher keine Philoſophie mehr möglich iſt.

Wir haben oben geſehen, wie zu einer tiefen Erfaſſung und lebendigen Ausführung der hiſtoriſchen Ideen noch die künſtleriſche Geſtaltung hinzutreten muß, wenn die Geſchichtſchreibung ihre höchſte Aufgabe erfüllen ſoll. Das Letztere mußten wir bei den bisher Genannten vermiſſen, finden es aber in hohem Grade bei Ranke, der in ſeinen Werken eine ungemeine Gewandtheit im Auffinden der geiſtigen Beziehungen mit einer großen künſtleriſchen Vollendung verbindet. Schon in ſeinen früheren Arbeiten, der Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker, der ſerbiſchen Revolution, zeigte ſich die Anlage dazu, wie auch im erſten Bande ſeiner Fürſten und Völker ꝛc., wo er aus trockenen aphoriſtiſchen Geſandtſchaftsberichten lebensvolle Bilder öffentlicher Zuſtände ſchafft. Eine weit höhere Ausbildung aber erreichte dieſe Art in ſeinem Werke: „die römiſchen Päpſte im 16ten und 17ten Jahrhundert," Berlin 1834—1836, 3 Bde., und der „Geſchichte Deutſchlands im Reformationszeitalter," Berlin 1839—1841, 3 Bände. In erſterem entwickelt er das neue Leben, das durch die Reformation

auch im Katholicismus erwacht war, von ſeinen erſten Anfängen unter Paul III. an, wie es als innerliche Annäherung zur tieferen Anſicht Luthers hervortritt und eine Reform der Kirche herbeiführt, eine Reihe tüchtiger Päpſte auf den Stuhl Petri beruft, durch die Jeſuiten und das Concil von Trident die Oppoſition überliſtet, die Schwächen der Proteſtanten, welche durch dogmatiſche Streitigkeiten die friſche Kraft der erſten Begeiſterung gelähmt hatten, benützt und viele in Deutſchland bereits verlorene Gebiete wieder erobert, ſich mit der weltlichen Macht immer inniger verbündet, aber eben dadurch das kirchliche Element allmählich neutraliſirt und zu einer untergeordneten Stelle herabſetzt. Alles dieſes iſt hier wahrhaft dramatiſch entwickelt, wir ſehen die neue Richtung in ihrem erſten Hervortreten, in ihrer Blüthe, in ihrem Einfluß auf die Weltgeſtaltung, in ihrem Erſchlaffen und Verblühen. Ranke hat hier ſeinen ſcharfen Blick für geiſtiges Leben, für neu auftauchende Richtungen bewährt; wo man früher Erſtarrung vorausſetzte in der katholiſchen Kirche, welche die neue Bewegung abgewieſen hatte, zeigt er ein neues kräftiges Leben, ganz analog dem des Proteſtantismus, ſogar im Stande ihm das Gleichgewicht zu halten und ſeine Fortſchritte zu hemmen; wo man blos kirchliche Motive zu finden geglaubt, zeigt er, daß politiſche Intereſſen ein hauptſächliches Moment der Bewegung ſind; er weiß Seiten des Lebens, die ignorirt worden waren, in den Fluß der Zeitbewegung hereinzuziehen, als Glieder im lebendigen Organismus nachzuweiſen.

Die Geſchichte Deutſchlands im Reformationszeitalter entſpricht den Anforderungen hiſtoriſcher Kunſt noch in höherem Grade. Einmal entwickelt eine überſichtliche Einleitung das Ineinandergreifen der politiſchen und kirchlichen Geſchichte Deutſchlands bis auf den Punkt, wo eine Reform die entſchiedene Forderung der Zeit war, wo die religiös-politiſche Lebensthätigkeit der deutſchen Nation in ihren kraftvollſten und produktivſten Trieben ſtand, ſodann die ganze Anordnung des Stoffes, bei der Kirchliches und Politiſches ſo miteinander abwechſelt, daß das andere gerade da wieder aufgenommen wird, wo es ein neues Gewicht in die Wagſchale legt, dazu, daß die ſich neu bildenden Zuſtände als nothwendiges Reſultat der vorangehenden Entwicklung erſcheinen, und die gegenſeitige Ergänzung der vorhandenen reformatoriſchen

Tendenzen ganz anschaulich hervortritt. Die Grundgedanken damaliger Entwicklung, Reform der Reichsverfassung, und Befreiung des religiösen Lebens, werden als Mittelpunkte festgehalten und alle Erscheinungen der Zeit, das allmähliche Gestalten contrastirender Prinzipien, die verschiedenen Phasen, in denen die neue Bewegung in Literatur, Kirche und Staat erscheint, mit kunstreicher Gewandtheit um sie herum gruppirt, so daß wir die historischen Grundideen nach ihrer eigenthümlichen Natur mit der darin liegenden Dialektik sich entwickeln sehen, und eben dadurch zeigt sich Ranke als Meister in derjenigen Behandlungsweise der Geschichte, die wir oben als die wahrhaft wissenschaftliche bezeichnet haben. Dabei finden wir in einer treffenden und lebendigen Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten wie Friedrichs III., Maximilians I., Bertholds von Mainz, Luthers und Anderer eine nicht minder wichtige Aufgabe der historischen Kunst auf eine Weise gelöst, wie sie kein anderer Historiker der neuern Zeit erreicht.[1] Auch die philosophischen Grundlagen und Voraussetzungen sind so weit ausgesprochen, daß man wohl sieht, Ranke will davon ausgehen und erkennt das philosophische Element als ein wesentliches in der Geschichtschreibung an. Er geht überall auf den geistigen Gehalt der Ereignisse und Thatsachen aus, was nicht geistig verklärt und ausgebeutet werden kann, hat für ihn keine Bedeutung. Die Geschichte ist ihm Offenbarung Gottes, Ideen sind es, die den menschlichen Zuständen zu Grunde liegen, die darin ihre Verwirklichung und Darstellung suchen. Den Planen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechts nachzuforschen, sieht er als Beruf des Geschichtschreibers an. Die Form, in der sich das göttliche Leben in der Welt entfaltet, ist ihm eine gesetzmäßige, nicht ohne innere Nothwendigkeit[2] fortgehende Entwicklung; die Menschheit ist ihm ein organisches Ganze, die einzelnen Völker und Zeiten ergänzen einander gegenseitig. Die Idee, die allgemeine Richtung, wo sie einmal hervorgetreten, beherrscht die Verhältnisse wie die Personen,

[1] Die künstlerische Seite von Ranke's Geschichte Deutschlands ꝛc. ist treffend und geistreich gewürdigt in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1842. Nr. 144.

[2] Siehe „die römischen Päpste," Th. I. Seite 10 und 61. „Geschichte Deutschlands," Seite 4.

es liegt in ihr eine treibende, geſtaltende Kraft. Aber Ranke's Entwicklungsprozeß iſt nicht der blos logiſche des reinen Denkens, auch nicht der mechaniſche der Naturnothwendigkeit, ſondern das Leben des ganzen freien Geiſtes; die Begebenheiten und Zuſtände gehen aus jenem Zuſammenwirken der Freiheit und Nothwendigkeit hervor, welches als Vorausſetzung des Drama's angenommen wird. Denn die Geſchichte erſcheint bei ihm als Drama, vom göttlichen Geiſte gedichtet, als freie That. Die Perſönlichkeiten ſind darum nicht blos Träger der Idee, ſondern ſelbſtſtändige Charaktere, ſchöpferiſche Genien. Alle menſchliche Thätigkeit hat ihm in einer mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott ihren Urſprung, das ſociale und politiſche Leben muß von religiöſen Ideen erhoben und geleitet ſeyn, daher kirchliche und politiſche Geſchichte nicht von einander getrennt werden können, ſondern jeden Augenblick verbunden ſind und ſich durchdringen. Kein Element kann das andere abſorbiren und an deſſen Stelle treten; in der vorchriſtlichen Zeit miteinander vermiſcht, ſind Staat und Kirche durch das Chriſtenthum als ſelbſtſtändige Lebensgeſtalten auseinander getreten und in ihrer gegenſeitigen Stellung zu einander beruht ſeitdem eines der wichtigſten Momente der Geſchichte, und in Ranke's Ausführung bewährt es ſich, wie beide Seiten des Lebens einander ergänzen, und nur durch eine gleichmäßige Berückſichtigung beider ein tieferer Blick in das innere Leben der Nationen und Zeiten, in die Plane der Weltregierung eröffnet wird.

Wir können auf den kunſtreichen Organismus von Ranke's Darſtellung nicht weiter eingehen; es ſollte blos gezeigt werden, wie hier die ideale Behandlungsweiſe ſchöpferiſch wirkt und ein wahrhaftes Kunſtwerk zu Stande bringt. Allerdings iſt es nicht blos die Auffaſſung und der philoſophiſche Geiſt, der uns den eigentlichen Kern der Geſchichte aus der Spreu des Materials heraus findet und ſo ins rechte Licht ſtellt, ſondern die angeborene und ausgebildete künſtleriſche Natur Ranke's hat einen Hauptantheil, aber auch mit dieſen Mitteln hätte auf einem untergeordneten Standpunkt nicht dieſer Erfolg bewirkt werden können. Daß Ranke mit Abſicht und Bewußtſeyn verfährt, wenn er ſo den Geiſt der Geſchichte zur Anſchauung bringt, geht aus den philoſophiſchen Andeutungen, die er einmiſcht, klar hervor.

Eine Ergänzung zu Ranke's Geſchichte Deutſchlands bietet Karl Hagen in Heidelberg, in ſeiner Schrift: „Deutſchlands literariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter," I., Erlangen 1841 und in ſeinen Abhandlungen: „Zur politiſchen Geſchichte Deutſchlands," Stuttg. 1842. Auch in ſeiner ganzen Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe ſcheint er Ranke ſich zum Vorbild genommen zu haben, dem er wirklich mit Geiſt und Erfolg nachſtrebt, deſſen Eigenthümlichkeiten im Styl er ſogar angenommen hat, ohne jedoch die Kunſt der Anordnung und Darſtellung ſeines Meiſters zu erreichen. Die Entwicklung der Ideen hat auch er ſich zur Aufgabe der Geſchichtſchreibung gemacht und in einer Abhandlung [1] „über die rechte Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben" ſich theoretiſch darüber ausgeſprochen. Hier will er die Thatſachen der Geſchichte nach ihrem innern Zuſammenhange betrachtet und nur das in die Darſtellung aufgenommen wiſſen, worin der geiſtige Zuſammenhang mit dem Ganzen hervortritt. „Behalte ich," ſagt er, „immer die Ideen einer Zeit im Auge und ſtrebe ich, von dieſen aus die Erſcheinungen und die Begebenheiten zu verſtehen und darzuſtellen, dann erſt wird die Geſchichte in Wahrheit das, womit man ſie ſo oft bezeichnet, eine Lehrerin für das Leben. Dann erſt wird mir die Menſchheit, als ein von Einem Geiſt beſeeltes Ganzes erſcheinen, deſſen wechſelnde Geſchicke nicht vom Zufall, nicht vom einzelnen, wenn auch noch ſo kräftigen Manne, hervorgebracht, ſondern von ewigen Geſetzen geleitet werden."

In der erſten der oben angeführten Schriften verſucht Hagen, die Grundideen zu entwickeln, von denen er geleitet worden. Die Tendenz des Reformationszeitalters glaubt er nämlich keineswegs in der dogmatiſch-kirchlichen Ausbildung des Proteſtantismus erſchöpft, ſondern will ſie allgemeiner faſſen und als Streben nach Vermittlung der antiken und mittelalterlichen Weltanſchauung bezeichnen, das ſich bis in unſere Zeit fortſetze und auch Aufgabe der Gegenwart ſey. Das Weſen des griechiſchen und römiſchen Alterthums findet Hagen in dem Vorherrſchen der Naturgewalt, das des Mittelalters dagegen in der Entfremdung von der Natur,

[1] Sie ſtand früher in der Zeitſchrift Braga, und iſt nun in Hagens „Fragen der Zeit" aufgenommen. Stuttg. 1843.

in der Oppoſition gegen dieſelbe. Die Gegenſätze werden ſofort folgendermaßen näher beſtimmt: Heiterkeit, Klarheit, Schönheit in allen Sphären menſchlichen Daſeyns, und düſterer unheimlicher Ernſt; Vorherrſchen der nach außen gerichteten Thätigkeiten, und Ueberſchwänglichkeit der Empfindung; ein ſchroffer Patriotismus dort, hier Cosmopolitismus; Allgewalt des Staates dort, hier der Kirche; dort Unterordnung des Individuums unter den Staat, hier Unterordnung des Staates unter das Individuum. Die Aufgabe der neueren Zeit von der Reformation an wäre nun, dieſe Gegenſätze zu vermitteln, die Natur in das rechte Verhältniß zum geiſtigen Elemente zu ſetzen, und das rechte gegenſeitige Verhältniß zwiſchen Staat, Kirche und Individuum zu erſchaffen. Der Staat ſoll die perſönliche Freiheit des Einzelnen durch ſeinen Organismus garantiren, an die Stelle des Gewiſſenszwanges, den die Kirche übte, ſoll eine möglichſt freie Form des religiöſen Bewußtſeyns treten. Die Nationalitäten ſollen wieder hergeſtellt werden, aber ohne den ſchroffen Patriotismus des Alterthums, vergeiſtigt durch die Idee der Menſchheit. Die Entwicklung dieſer neuen Richtung nach ihrer religiöſen und literariſchen Seite in Beziehung auf Deutſchland zu verfolgen und darzuſtellen iſt die Aufgabe, die ſich Hagen ſetzt, und die er in ihren Anfängen, zwar nicht mit dem künſtleriſchen Geiſte ſeines Meiſters Ranke, aber doch auf eine klare, befriedigende Weiſe gelöst hat. Aehnliches leiſtet er für die politiſche Geſchichte Deutſchlands in jener zweiten Schrift, in welcher er die Verſuche, eine nationale Einheit Deutſchlands zu begründen, in verſchiedenen Perioden der deutſchen Geſchichte entwickelt. Eine ausführliche Abhandlung über Ulrich von Hutten zeigt, wie in dieſem die neuen Ideen, welche die Zeit bewegten, perſönlich geworden, und zugleich, wie jeder Stand in ſeiner Weiſe, Fürſten, Adel und Städte, Antheil an der neuen Bewegung nahmen. Hier tritt nun auch die tragiſche Seite jener freien Bewegung des nationalen Geiſtes hervor, indem gezeigt wird, wie durch eine eigenthümliche Verkettung der Verhältniſſe die Verwirklichung der politiſchen Ideen, die doch im Leben waren, mißlang, und die Träger derſelben untergehen mußten. Dieſer Artikel über Ulrich von Hutten entwickelt die politiſchen Ideen und Tendenzen der Reformationszeit umfaſſender und lichtvoller, als es irgendwo bisher geſchehen iſt, und bildet zu Rankes Buch, der Hutten nicht

ſo in den Vordergrund treten läßt, wie er es verdiente, eine weſentliche Ergänzung. Unter den jüngeren Männern, welche das Feld der Hiſtorie anbauen, wüßten wir keinen zu nennen, der mit ſolcher Entſchiedenheit und Klarheit die vergeiſtigende Methode angewendet hätte, als eben Hagen.

Noch iſt aber der Leiſtung eines Mannes zu gedenken, welchen wir oben als einen von denen kennen gelernt haben, die der neuen Richtung der Hiſtoriographie zum Bewußtſeyn verholfen und derſelben Bahn gebrochen haben, nämlich Gervinus, deſſen „Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen" I—V., Leipzig 1835—1842, 2te Auflage, 1840—1843, in Beziehung auf geiſtige Durchdringung des Stoffes zu den erſten unter den neueren Geſchichtswerken gehört. Gervinus macht ſich zur Aufgabe, die Geſchichte der deutſchen Dichtung von ihren Anfängen bis zu jenem Höhenpunkte des reinen Kunſtcharakters, den ſie in Schiller und Goethe erreichte, in nationalem Sinne darzuſtellen und die Geſetze ihrer Entwicklung dabei nachzuweiſen. Er geht hiebei davon aus, daß es möglich ſey, die Geſetzmäßigkeit des moraliſchen wie politiſch religiöſen Lebens, nicht blos im Allgemeinen, ſondern mit einer bis ins Einzelne gehenden Schärfe zu verfolgen, und er beklagt es aus Veranlaſſung von Herders Ideen, daß die Geſetze der feinſten, ſchnellſten, wirkſamſten Kräfte weniger eifrig beobachtet werden, als die des flüchtigen Schalles und Lichtes, wodurch uns die Grundlagen zu einer eigentlichen Philoſophie der Geſchichte entgehen. Er findet dieſe auch „mißlicher zu lehren als irgend ein anderes Syſtem der Philoſophie, weil die Geſetze der Entwicklung, ſobald wir ſie feſtzubannen ſuchen, der menſchlichen Freiheit einen Zwang anzuthun ſcheinen, der uns empört." Wenn Gervinus eine Geſetzmäßigkeit der geſchichtlichen Entwicklung annimmt, wie man es muß, wenn überhaupt eine philoſophiſche Behandlung der Geſchichte möglich werden ſoll, ſo iſt es doch keineswegs der logiſche Mechanismus des ſpekulativen Syſtems, das er ſchon deswegen nicht anerkennen kann, weil er es für unmöglich hält, mit Sicherheit auf die letzten Gründe zurückzugehen und einen abſoluten Standpunkt zu gewinnen, daher er auch von einer ausſchließenden, nothwendigen Methode der Conſtruktion der Welt nichts wiſſen will. „Wer ſich," ſagt er, „aus der Vielheit der Erfahrungen und Syſteme klar gemacht hat, daß

man das Weltall und die Menſchheit von vielen Seiten vielfach und mit gleicher Wahrheit in verſchiedene Augpunkte faſſen kann, den wird ein philoſophiſches Syſtem nicht anders als durch ſeine Folgerichtigkeit reizen können, es wird ihm ein poetiſches Ganze werden, das ihm in Bezug auf objektive Wahrheit immer und ewig nur relative Wahrheit hat." Ein ſolches Syſtem von relativer Wahrheit, dem es keineswegs an Folgerichtigkeit fehlt, hat Gervinus ſich denn auch gebildet. Nur möchte es ſchwer ſeyn, daſſelbe ſo in Kürze zu bezeichnen, da er ſich nie in philoſophiſcher Form, ſondern nur gelegentlich und aphoriſtiſch darüber ausſpricht. Seine Weltanſicht iſt der Schloſſer'ſchen nicht unähnlich, doch mehr mit Elementen der neueren Philoſophie verſetzt; ein anderer weſentlicher Beſtandtheil ſcheint das Antike zu ſeyn, das wir ihn oft bei Beurtheilung moderner Zuſtände zum Maßſtab nehmen ſehen, während es ihm an Sinn für dasjenige Element der Dichtung, welches man wohl am kürzeſten mit „romantiſch" bezeichnet, zu fehlen ſcheint. So geſchieht es ihm denn öfters, daß er ſtatt der rein hiſtoriſchen Auffaſſung, die jede Geiſtesgeſtalt in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennen muß, in eine ſubjektive Beurtheilung vom antiken, ethiſchen oder philoſophiſchen Standpunkt aus verfällt, wobei dann der objektive Gehalt des geſetzlichen Stoffes in ähnlichem Nachtheil iſt, wie bei der Anwendung eines philoſophiſchen Syſtems der Schule.

Wie dem auch ſey, daß Gervinus eine philoſophiſche, auf Erforſchung und Darſtellung der Ideen gerichtete Hiſtoriographie, eine geſetzmäßige Entwicklung der deutſchen Poeſie ſich nicht nur zur Aufgabe gemacht, ſondern wirklich auch gegeben habe, darüber bleibt kein Zweifel. Er hat, wie wir es oben forderten, die deutſche Literatur nicht iſolirt betrachtet, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit dem ganzen geiſtigen Leben Deutſchlands. Nur vermiſſen wir an dieſem Werke gerade das, was Gervinus ſelbſt in ſeiner Hiſtorik als ein natürliches Reſultat der von hiſtoriſchen Ideen ausgehenden Darſtellung bezeichnet und was er laut der Einleitung[1] ausdrücklich geleiſtet haben will: wir vermiſſen den künſtleriſchen Organismus. Zwar iſt allerdings die Geſchichte der deutſchen Literatur zu einem Ruhepunkt geführt, es iſt eine gewiſſe

[1] Th. I. p. 2.

Oekonomie von Licht und Schatten beobachtet, bedeutende Perſönlichkeiten treten als Mittelpunkte hervor, an die ſich Nebenpartien anſchließen; aber es fehlt die Ruhe und Klarheit, die zu einem Kunſtwerk unentbehrlich iſt, eine beſtändige Haſt und Unruhe treibt den Verfaſſer bald da bald dorthin, Excurſe und Parallelen drängen einander und ſchieben nicht ſelten die Hauptſache aus der rechten Stelle; es iſt wahr, vieles Geiſtreiche kommt dabei zum Vorſchein, das man ungern wegwünſchen möchte, aber der Organismus eines Kunſtwerks kann dabei nicht gedeihen. Gervinus ſcheint dies auch ſelbſt gefühlt zu haben; er ſieht voraus, man werde hier und da die hiſtoriſche Form ganz vermiſſen, entſchuldigt ſich damit, daß man bei einer Wiſſenſchaft, die zum Theil erſt begründet werden müſſe, nicht gleich die ſtrengſte Form anwenden könne, und ſtellt in Ausſicht, eine zweite Auflage werde höchſt wahrſcheinlich das reinſte hiſtoriſche Gewand anlegen. Dieſe zweite Auflage iſt indeſſen erſchienen, aber die Umſchmelzung dabei nicht vorgenommen worden, ja überhaupt darin in Zweifel geſtellt. Wir glauben auch, daß die Schwierigkeit nicht blos im Stoffe liegt, ſondern in Gervinus geiſtiger Natur. Da er aber ſo beſtimmt die Anforderung macht, daß der Hiſtoriker ſeinen Stoff künſtleriſch geſtalten müſſe, ſo ſteht zu hoffen, er werde einſt ſeinen ſprudelnden Geiſt zügeln und die Ruhe ſich abgewinnen, welche nöthig iſt, um die ächte hiſtoriſche Form hervorzubringen.

Wenn wir diejenigen neueren Hiſtoriker aufgeführt haben, in welchen die Richtung auf den Ideengehalt der Geſchichte am entſchiedenſten ausgebildet iſt, ſo wollten wir damit nicht ſagen, daß die Uebrigen von dieſer höheren Aufgabe gar keine Ahnung hätten und um die Bewegungen des Geiſtes in der Geſchichte ſich nicht kümmerten. Vielmehr laſſen ſich Manche nennen, die mehr oder minder zu jener Richtung ſich hinneigen, wie z. B. Benſen, Dahlmann, Dönniges, Dreyſen, Löbell, Raumer, Ullmann. Aber im Ganzen können wir nicht ſagen, daß die Hiſtorik auf der Stufe ſtehe, welche die Wiſſenſchaft in manchen andern Gebieten erreicht hat, und auf welche ſeit Herder doch ſchon mehrfach hingewieſen wurde. Abgeſehen davon, daß die philoſophiſche Auffaſſung auf die chronikenartige Behandlung, ſo wie auf die kritiſche, nicht anwendbar iſt, und daß es Partien der Geſchichte gibt, wo es ſich hauptſächlich um Einzelnheiten handelt, welche dieſelbe ohnehin

nicht zulaſſen; auch derer nicht zu gedenken, die, ſelbſt armſeligen oder zerfahrenen Geiſtes, kein Verſtändniß für das organiſche Leben der Geſchichte haben, gibt es Hiſtoriker, denen wir wohl Sinn und Fähigkeit zutrauen müſſen, das geiſtige Leben zu verſtehen und darzuſtellen, und die ſich doch begnügen, die Thatſachen in ihrer unmittelbaren Aeußerlichkeit zu erzählen, und in einer farbloſen Darſtellung den Ruhm der Objektivität und Gelehrſamkeit ſuchen. An zwei Klippen ſcheitert die deutſche Wiſſenſchaft ſo leicht, die eine iſt todte Gelehrſamkeit, die andere ein ſubjektives Aufbauen von Syſtemen der Schule, und beide ſind dem Leben gleich ſehr entfremdet. Iſt letztere Richtung wirklich, wie man aus einigen Anzeichen ſchließen möchte, im Abnehmen, ſo iſt zu wünſchen, daß der Aufwand von Geiſt, der in philoſophiſchen Syſtemen und Conſtruktionen vielfach vergeblich vergeudet wurde, einer vernünftigen Betrachtung der Wirklichkeit ſich zuwende, und ſo jene Klarheit und Einheit der Erkenntniß gewonnen werde, nach welcher zu ringen der deutſche Geiſt als ſeinen welthiſtoriſchen Beruf erkennt. Dann würde wohl auch jene ſtoffartige Gelehrſamkeit, welche der jetzigen Richtung ſo fremd ſcheint, ſich der wahren Wiſſenſchaft mehr annähern und, da man von ihren Vorräthen mehr Gebrauch machen würde, ſich vom Geiſte neu beleben laſſen.

K.

Die Gefängnißreformen in Deutschland.

Das Intereſſe an den Strafanſtalten und der Reform ihrer Verwaltung wird immer allgemeiner. Es liegt dieſem Intereſſe eine doppelte Urſache zu Grunde, das allgemein menſchliche Mitgefühl und der Eigennutz.

„Die Gefängniſſe," ſagt Gottfried Menken,[1] „gehören zu den wichtigſten Stellen der Erde und haben in der Geſchichte der Menſchheit eine große, wenn gleich zum Theil verhüllte Bedeutung. Gleichgültig können ſie einmal ſchon keinem Menſchen ſeyn, der als Menſch nichts Menſchliches, im Böſen wie im Guten, ſich fremd achtet. Sollte und könnte eine Geſchichte der Leiden der Menſchheit in der Anſicht einer höheren Welt, welcher das Innerſte der Dinge offen liegt, geſchrieben werden, welch ein reiches, wichtiges Kapitel würde die Geſchichte der Gefängniſſe liefern! Die Akten jenes Tribunals — vor welchem wir alle müſſen dargeſtellt werden, und wo unſere ſelbſt geſchriebenen Konfeſſionen und Lebensbeſchreibungen nicht viel gelten werden, das da richten wird auch über die Gerichte der Richter auf Erden — haben die Seufzer und Klagen aufgefaßt, die durch die Himmel gedrungen ſind, und Engel haben die Thränen gezählt, die ewig als unvergängliche Perlen im Schmucke der durch Leiden geläuterten Unſchuld glänzen werden. Da hat ſich aber auch die Sünde in einer Argheit und Tiefe offenbaret, von der die Menſchheit mit Wehmuth und Entſetzen das Angeſicht wendet. Man kann ſagen: Es ſind die Offenbarungsſtellen der Sünde und Bosheit in ihrer

[1] Menken, G., Blicke in das Leben des Apoſtels Paulus und der erſten Chriſtengemeinen. 1828, bei Kaiſer in Bremen.

gräulichen Abscheulichkeit, aber auch der Schauplatz und Wirkungskreis der Freundlichkeit Gottes, unseres Heilandes. Die göttliche Heiligkeit, die allewege in die Tiefe schauet, und in die Tiefe des Elends sich herabläßt, hat es nicht verschmäht, sich in Kerker und Grüfte zu Banden und Fesseln herabzulassen, und da zu trösten, zu stärken, zu erlösen, zu retten."

Aber nicht allein die durch obige Auffassung rege werdende Theilnahme, auch der Eigennutz nöthiget zu einer immer allgemeineren Beachtung dieses Gegenstandes, da das Publikum zu unmittelbar bei der zunehmenden Bevölkerung der Strafanstalten betheiligt ist. So gewinnt auch insbesondere in Deutschland gegenwärtig die öffentliche Meinung eine stets einflußreichere Stimme bei den Berathungen hierüber. Der Gegenstand hat sein Fachinteresse verloren und erscheint immer mehr als eine Sache, die von jedem Gebildeten ins Auge gefaßt und geprüft werden darf, indem nur dann ein ersprießliches Resultat erwartet werden kann, wenn die Berathungen nicht ausschließlich von einer Klasse der Staatsdiener als zu ihrem Ressort gehörend, gepflogen werden, sondern wenn der öffentlichen Stimme, und der allgemeinen Theilnahme hier ein Einfluß gestattet wird. Die bisherigen Hemmnisse, nämlich die dem Staatsbeamten einmal lieb gewordene Gewohnheit — das Maschinenartige, das sich so leicht mit der Zeit in den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung festsetzt, und den Geist in todte Formen einschließt — und die dem Deutschen so eigene ängstliche Scheu, für ungewohnte Neuerungen große Ausgaben zu machen, deren Realität man noch nicht auf dem Papier hat, schwinden doch immer mehr und vom Fürsten herab bis zum Einzelnen im Volke fühlt man es, daß für die Reform der Gefängnisse etwas Durchgreifendes geschehen muß.

Bereits haben sich auch in Deutschland je nach den verschiedenen Ansichten verschiedene Parteien gebildet, die sich bemühen, sowohl die öffentliche Meinung, als auch die Ansichten der Staatsregierungen für sich zu gewinnen. Sehen wir von den einzelnen Schattirungen derselben ab, so theilen sie sich in zwei Hauptparteien. Die eine sieht nur Heil in der unverweilten Einführung des einen der zwei, unter dem Namen der amerikanischen Systeme bekannten Gefängnißsysteme (Pönitentiarsysteme), und

zwar des strengeren, genannt das pennsylvanische (auch philadelphische).[1] Nur in diesem Systeme, behaupten sie, liege eine durchgreifende Reform. Sie haben in der Vertheidigung ihrer Ansichten den großen Vortheil — gleich dem blos äußeren Reize manches Mädchens, — auf den ersten Augenblick mit ihren Demonstrationen wirklich blenden zu können. Es ist so lockend für den Laien, mit einem Worte (Isolirung) in das Wesen aller Gefängnißreformen eingeweiht werden zu können. Ein Grundübel aller bisherigen Strafanstalten bestund vielfach bis auf die neueste Zeit darin, daß der Gefangene bei seiner Entlassung in der Regel demoralisirter war, als bei seiner Einlieferung in die Strafanstalt, indem einer den andern ansteckte. Was war also einfacher und natürlicher, als zu sagen, man hebe diese Gemeinschaft der Sträflinge auf, und dem Fehler der bisherigen Anstalten ist mit einem Male abgeholfen! Wir wollen diese Partei, an deren Spitze in Deutschland der in den Bemühungen für Gefängnißreformen unermüdliche Dr. Julius steht, mit dem Namen der radikalen Partei bezeichnen. Ihr gegenüber steht die Partei des gemäßigten Fortschritts, d. h. eines Fortschritts, der das Neue aus dem bestehenden Alten zu entwickeln sich bestrebt, der in dem Bestehenden seinen Boden erkennt, in welchem er wurzeln muß. In dieser Beziehung dürfte diese Partei wohl am passendsten mit dem Namen der konservativen bezeichnet werden. Ihre Anhänger nehmen an, daß das bisher Bestandene, wenn auch vielfach fehlerhaft, so doch immer aus dem Leben des Volkes hervorgegangen sey und einen

[1] Das Charakteristische der beiden amerikanischen Systeme liegt in dem Bestreben, der gegenseitigen Verschlimmerung der Gefangenen in den Gefängnissen dadurch entgegenzuarbeiten, daß jede Kommunikation unter den Gefangenen verhindert wird. Das sogenannte pennsylvanische System sucht dies durch Isolirung der Gefangenen in Einzelzellen zu erreichen; das auburn'sche System durch das streng durchgeführte Gebot eines völligen Stillschweigens, was natürlich nur durch eine an Grausamkeit grenzende Strenge, und auch da nur unvollkommen zu Stande gebracht werden kann. Das in Nachstehendem vertheidigte deutsche System soll sich von den amerikanischen wesentlich dadurch unterscheiden, daß der Gefahr der Verschlimmerung der Gefangenen gerade durch einen zweckmäßig geleiteten Verkehr der Gefangenen vorgebeugt wird, der allein die Anwendung aller übrigen Besserungsmittel in ihrem vollen Umfange zuläßt.

nationalen Charakter an sich trage. Solle sich nun die neue Gefängnißreform in Deutschland an das deutsche Wesen anschließen, in welchem Falle es allein gute Früchte tragen werde, so müsse es auch aus dem Bestehenden hervorgehen, wie der Schmetterling aus der Puppe, und es dürfe nicht eine neue Pflanze in ein neues ihr ungewohntes Klima versetzt werden. Damit, daß durch die Isolirung der Gefangenen die Ansteckbarkeit des Bösen abgeschnitten worden, sey allerdings einem obwaltenden Uebel in den Strafanstalten vorgebeugt worden, allein damit sey noch nicht erwiesen, daß dieses Uebel nicht auch auf anderem Wege und besser gehoben werden könne. Ueberhaupt ist es bei den Sprechern der radikalen Partei eine eigenthümliche Erscheinung, daß sie fast durchgängig ihrem Systeme (dem philadelphischen) einzig und allein das zweite amerikanische Gefängnißsystem, das auburn'sche dieses, in seiner Durchführung, ich möchte fast sagen, schlechteste aller Systeme entgegenstellen und sodann dieses gleichsam als den Repräsentanten aller antipennsylvanischen Gefängnißsysteme mit aller Beredtsamkeit angreifen, und auf eine Prüfung anderer, gemischter Systeme einzugehen gar nicht für der Mühe werth finden.[1] Da nun aber das auburn'sche System gerade in der Anwendung sonst richtiger Grundsätze seine kranken Stellen hat, so gleicht dieser Kampf mehr einem Angriff auf das Lazareth eines feindlichen Lagers, mit dessen Besitz man auch eo ipso im Besitze des ganzen Lagers zu seyn wähnt.

Es ist in der That interessant, diesen Kampf der Parteien in den einzelnen deutschen Staaten zu beobachten und zu sehen, wie das deutsche Element im Kampf mit antinationalen Bestrebungen begriffen ist, aus dem es aber gewiß siegreich hervorgehen wird. In den dänischen Staaten hat es bereits festen Fuß gefaßt, indem dort nur für kurzzeitige Gefangene das vollständige Vereinzelungssystem in Anwendung kommen soll, dagegen für Verbrecher, welche auf eine längere Zeit zur Freiheitsentziehung

[1] Man vergl. hier die allerdings mit vielem Geist und großer Wärme geschriebenen neueren Schriften von Sr. Kön. Hoheit Oskar, Kronprinzen von Schweden und Norwegen, so wie der Herren Varrentrapp, Röllner und Knapp; letzterer als Recensent einiger der angeführten Werke in A. Sarwey's Monatschrift für die Justizpflege in Württemberg. Band IV. 1841.

verurtheilt sind, eine Massenzerstückelung bei gemeinschaftlicher Arbeit des Tages und völliger Isolirung des Nachts angeordnet ist, so daß höchstens je nur 20 Personen bei Tage zusammen arbeiten und zusammen speisen, ohne mit den Sträflingen der übrigen Zimmer in Berührung zu kommen. Auch in Preußen scheinen den neuesten Zeitungsnachrichten zu Folge ähnliche Prinzipien ein entschiedenes Uebergewicht erhalten zu haben. Der die Wichtigkeit dieses Gegenstandes mit gewohntem Scharfblicke erkennende König ließ, erhaben über alle Parteiinteressen, eine Kommission zusammentreten, bestehend aus Männern, von welchen man die Ueberzeugung hegen durfte, daß sie sich in ihrem Urtheil über den einzuschlagenden Weg zu einer durchgreifenden Gefängnißreform einzig vom Interesse für die Sache leiten lassen würden. Zum Vorstande dieser Kommission ernannte er den bereits erwähnten Dr. Julius. Ein Theil ihrer Mitglieder (worunter auch Julius) wurde beauftragt, eine Reise nach England und Belgien zu unternehmen, um die dort nach dem pennsylvanischen System eingerichteten Strafanstalten zu besichtigen. Sämmtliche Mitglieder der Kommission stimmten jedoch gegen den Antrag des Dr. Julius auf Einführung des völligen Vereinzelungssystems;[1] auch spricht sich die Mehrzahl der preußischen Kriminalisten gegen das pennsylvanische System aus. Insbesondere fand die Ansicht dieser Mehrzahl einen kräftigen Vertheidiger in dem Kriminaldirektor Temme, von welchem in Berlin eine kleine Abhandlung über die preußischen Strafanstalten erschien, in der er sich mit würdevollem Unwillen gegen dieses den Deutschen eigenthümliche Haschen nach Fremdem unter völliger Mißachtung des vorhandenen eigenen Guten ausspricht, ohne dabei auf parteiische Weise die Fehler des gegenwärtigen Zustandes verdecken zu wollen, die er scharf zeichnet, so wie aber auch den Weg zur Abhülfe. Der König soll sich nach reiflicher Prüfung der Gründe für und gegen diese amerikanischen Besserungssysteme, ebenfalls gegen ihre allgemeine Einführung erklärt haben.

Ich habe mich nun bemüht in Nachstehendem — so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, und so weit es überhaupt für

---

[1] Vergl. den Artikel über Strafanstalten in Carl Biedermann's deutscher Monatsschrift für Literatur des öffentlichen Lebens vom Januar 1842.

die allgemeinere Orientirung in dieſem Gegenſtande von Intereſſe ſeyn dürfte — die Hauptforderungen, welche ſämmtliche Schriftſteller an ein gutes Gefängnißſyſtem machen, zuſammenzuſtellen und ſodann zu prüfen, in wie weit die von der radikalen Partei vorgeſchlagenen Mittel (alſo insbeſondere das pennſylvaniſche und philadelphiſche Beſſerungsſyſtem) dieſen Anforderungen entſprechen, und ob nicht andere, gerade unſerer deutſchen Individualität angemeſſenere Mittel daſſelbe und noch beſſer zu Stande bringen können.

Es iſt hier nicht der Ort, ſich über das Weſen der Strafe weitläufig zu verbreiten, da die gedoppelte Natur der Strafe in neuerer Zeit allgemein anerkannt wird, nach welcher ſie einestheils als Sühne für das verletzte Geſetz, als eine Art Ehrenrettung des beſtehenden Geſetzes zu betrachten iſt und den Verbrecher abſchrecken, anderntheils aber auch eine Sinnes- und Willensänderung bei dem Verbrecher bezwecken ſoll. Es wird daher auch diejenige Straftheorie unbeſtritten als die einzig wahre anerkannt, welche dieſe beiden Momente des Strafbegriffs in ſich zu vereinigen weiß, ſo daß beide ein organiſches Ganzes bilden. Die ſchreckende und einſchüchternde Lage des Sträflings ſoll nur die Zuchtmeiſterin auf die Schrecken des Gewiſſens, nur die Fackel ſeyn, die im Innern das Bewußtſeyn der Schuld entzündet. Die Strafe, die dem Verbrecher als einem unfreien Weſen zuerſt aufgedrungen wird, muß die Frucht der Freiheit ſchon von vorne herein in ihrem verſchloſſenen Blüthenkelche in ſich enthalten.

So allgemein nun auch dieſe Grundanſichten von den Erforderniſſen einer guten Straftheorie angenommen werden, ſo verſchieden ſind die Anſichten über die einzelnen Mittel und die Art und Weiſe ihrer Anwendung. Hören wir daher die Parteien ſelbſt.

Die allgemeine Strafe, welche in allen Strafanſtalten gehandhabt wird, iſt die Entziehung der bürgerlichen Freiheit, die Einſperrung in den engen Raum eines Gefängniſſes. Als Mittel der Abſchreckung betrachtet, lehnt ſie ſich vorzugsweiſe an das erſtere Moment der Strafe an; aber ſowohl in Beziehung auf den Grad der Härte dieſer Strafe, als in Rückſicht auf ihr Beſſerungsmoment differiren die Meinungen entſchieden.

Was die Härte dieser Strafe betrifft, so behaupten die Conservativen, die Entziehung der Freiheit durch gefängliche Haft enthalte schon an sich allein genug Strafendes und Abschreckendes, so daß es inhuman wäre, diese Strafe nach der Ansicht der Radicalen unter Anderem dadurch zu steigern, daß diese Entbehrung der persönlichen Ungebundenheit zugleich mit einem Verzichtleisten auf jeglichen socialen Umgang mit andern Menschen verbunden würde. Das Drückende, das in dem gezwungenen Daseyn des Sträflings schon an sich enthalten sey, so wie das hiemit verbundene Gefühl der Schmach, indem die Entziehung der Freiheit ihn zu den Unmündigen herabwürdigt, wirke erschütternd genug auf die große Mehrzahl der Sträflinge ein und satisfacire das verletzte Gesetz vollkommen; eine Steigerung der dem Gefangenen zuzufügenden Unannehmlichkeiten halten sie nur beim einzelnen Individuum im Interesse des zweiten Strafzwecks (des Zwecks der Besserung des einzelnen Sträflings) für zulässig. Und in der That lehrt auch die Erfahrung, welch tief erschütternden Einfluß nicht blos auf das Gemüth von Verbrechern aus den gebildeten Ständen, sondern auch auf die rohesten und gefühlloseſten Sträflinge die Freiheitsentziehung an sich schon ausübt. So sagt Obermaier, der königlich bayerische Inspektor am Centralgefängnisse zu Kaiserslautern, in seiner Anleitung zur Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten, welcher eine mehr als sechzehnjährige Erfahrung zur Seite steht: „Die Entziehung der Freiheit auf kürzere oder längere Zeit ist für jeden Menschen die härteste Strafe, und für den sonst ungebunden gewesenen Verbrecher gibt es Anfangs und oft lange Zeit keine größere Qual, als daß er sich in die strenge Ordnung, in die enthaltsame und gezwungene Lebensweise meiner Besserungsanstalt fügen muß.“ Die Forderung der radicalen Reformer, den qualvollen Empfindungen der Freiheitsentziehung auch noch die Tortur der Einsamkeit beizufügen,[1]

[1] Zwar hat dieses System selbst schon seine schroffen Einseitigkeiten mehr und mehr abgestreift, und es empfiehlt nun auch Besuche und angemessene Besprechungen mit den Gefangenen von Seiten der Vorsteher, Geistlichen und Offizianten (wie wir weiter unten sehen werden); aber dennoch wird auch in der mildesten Form die Lage eines Gefangenen in einem nach philadelphischen Grundsätzen eingerichteten Gefängnisse immer noch eine sehr einsame zu nennen seyn.

ſuchen dieſe damit zu begründen, daß das Harte dieſer Strafe gerade nur die ſchlechteren Subjekte treffe (die es ja treffen ſolle), indem den beſſer Geſinnten eine einſame Haft nicht ſo läſtig falle, ja oft erwünſcht ſey, weil ſie ihnen eine willkommene Gelegenheit zu ruhiger Selbſtbetrachtung gebe, während ſie dem ſchlecht Geſinnten, der ſich in keine Ordnung zu fügen gewohnt ſey, am unerträglichſten erſcheine.[1]

In Beziehung auf das Beſſerungsmoment wird von den Radicalen die Einzelzelle als die kräftigſte — direkte und indirekte — Stütze für die auch von ihnen als nothwendig anerkannte Anwendung weiterer Beſſerungsmittel angeprieſen, indem durch die Entfernung alles böſen Beiſpiels, ſo wie durch die pſychologiſche Wirkung der Einſamkeit an ſich die moraliſche Beſſerung des Einzelnen weit ſchneller gefördert werde. Wir werden jedoch hierauf bei Prüfung der einzelnen vorgeſchlagenen Beſſerungsmittel wieder zurückkommen.

I.

Moment der Abſchreckung.

Intenſität der Strafe.

Betrachten wir das Weſen des philadelphiſchen Syſtems — die gänzliche Iſolirung der Gefangenen — in ſeiner Beziehung zum erſtern Strafmoment, ſomit in Beziehung auf die Härte der Strafe, ſo glaube ich wohl folgendes Reſultat ziehen zu dürfen. Es iſt wahr, daß die Einzelhaft die ſtärkſte Wirkung auf das Gemüth auch des verdorbenſten Verbrechers hervorzubringen geeignet iſt; allein nur wer einen gewiſſen geiſtigen Fond in ſich hat (beſtehe nun derſelbe in einem wiſſenſchaftlichen oder religiöſen Streben), wird den übeln Folgen einer lange andauernden Einzelhaft mehr oder minder entgehen. Warum ſoll aber eine Strafe zum Syſteme erhoben werden, welcher vielfach vorgeworfen wird, daß ſie ſchon oft völlige Körper- und Geiſteszer-

[1] Nach den Ausſagen vieler Gefangenen iſt dieſe Einzelnhaft ſo ſehr gefürchtet, daß ſie lieber dreimal ſo lange im Angeſichte der Peitſche und Tretmühle in Gemeinſchaft arbeiten, als nur den dritten Theil der Zeit in der Zelle zubringen wollen.

rüttung zur Folge gehabt habe?[1] Und warum das, wenn ein humaneres Mittel bei der Mehrheit der Gefangenen denselben Zweck — ja bei diesen gewiß noch besser — erreicht, so daß die äußerste Härte auch nur bei den äußerst verdorbenen Menschen und nur in so lang in Anwendung zu kommen braucht, als bis der Zweck, die Halsstarrigkeit des Züchtlings zu brechen, erreicht ist? Meines Erachtens wäre die Einzelhaft — als System — blos da zu rechtfertigen, wo wegen der Kürze der Strafdauer der Zweck der innern Besserung des Sträflings voraussichtlich nie erreicht werden kann, und diesen bei seiner Entlassung aus der Strafanstalt nur die Erinnerung an das Erlittene als ein schützender Engel begleiten kann. Die Intensität dieser Strafe wird, wenn man sie nur auf Sträflinge, die auf wenige Monate Freiheitsstrafe verurtheilt sind, erstreckt, weder auf Körper noch Geist

---

[1] Es ist bemerkenswerth, wie die neuesten Vertheidiger des philadelphischen Systems diesen Vorwurf auf das Bestimmteste abzuweisen suchen, als eine kindische Behauptung, die noch aus einer alten leichtgläubigen Zeit herstamme und die kein vernünftiger Mensch jetzt mehr festhalten könne. Allein derlei Abfertigungen (deren sich insbesondere Professor Falk in seinem Vorworte zu der von ihm übersetzten Schrift des Professor David über Verbesserung der Gefängnisse, ganz im Gegensatze zu der mit aller Ruhe und gewissenhaftem Fleiße von David versuchten Beleuchtung dieses Gegenstandes zu Schulden kommen läßt) sind eher geeignet, gerechtes Mißtrauen gegen solche schroffe Behauptungen zu erwecken. Gerade aus den Abhandlungen der Herren David und Varrentrapp, so wie aus dem Kommissionsbericht der französischen Deputirtenkammer über den ihr vorgelegten Gesetzesentwurf zur Reform der Gefängnisse (übersetzt von Möllner) geht hervor, wie unsicher noch die bis jetzt gesammelten Data hierüber sind, um eine bestimmte Behauptung aussprechen zu können. Ganz rein von dem Blute seiner Sträflinge vermag sich das philadelphische System nicht zu waschen, und Temme führt daher in seinem oben erwähnten Schriftchen sehr richtig die Worte eines Kriminalisten über diesen Punkt an: „Ich möchte es nicht verantworten, eine Einrichtung in Vorschlag zu bringen, bei der nach der Erfahrung auch nur Einer von Hundert wahnsinnig wird, sey der Zweck auch der beste.“ Es ist auch psychologisch sehr leicht zu erklären, daß eine solche plötzliche Veränderung der äußeren Lage eines Menschen, der sich bisher im Getriebe des bürgerlichen Lebens bewegt hat, wenn er, wie gesagt, keinen geistigen Fonds hat, und in der Anstalt ihm auch beim besten Willen nicht hinreichende geistige Nahrung gegeben werden kann (was wir weiter unten zeigen werden), Geisteszerrüttung zur Folge haben kann.

weſentlich nachtheilig wirken. Man vergeſſe es doch ja nie, daß eine mit Würde und Strenge gepaarte Milde in der Regel einen weit tiefern Eindruck auf den Verbrecher macht, als bloße Härte, eine Härte, die ohne Rückſicht auf die beſonderen Verhältniſſe des Einzelnen Alle gleichmäßig trifft. Obermaier theilt ebenfalls in dem oben angeführten Werkchen ſeine Erfahrungen mit, daß Milde und Humanität den tiefſt geſunkenen Menſchen, den größten und grauſamſten Verbrecher anſpricht, und er nur durch dieſe, nimmermehr aber durch harte Behandlung wieder ein achtbarer Staatsbürger und treuer Unterthan werden könne. Allein ein ſolches auf Milde beruhendes Gefängnißſyſtem erfordert zwei Hauptbedingungen: Zeit und Raum. Denn wie einerſeits nur bei Sträflingen, die längere Zeit in der Haft ſich befinden, eine günſtige Wirkung der verſchiedenen Beſſerungsmittel erwartet werden kann, ſo gehört andererſeits auch eine günſtige Localität dazu, um die innere Organiſation der Anſtalt nicht durch Mangel an Raum wirkungslos zu machen. Denn wo eine Ueberfüllung ſtattfindet, da verzichte man vor Allem auf einen guten Erfolg, ſey es auch des beſten Syſtems, der beſten Beamten und des beſten Geiſtes, der die Anſtalt durchwehen mag.[1]

II.

Moment der Beſſerung.

Gehen wir nun über auf den zweiten Hauptzweck, den, nach einſtimmiger Anſicht der Praktiker und Theoretiker, eine Strafanſtalt erfüllen ſoll, nemlich die innere Beſſerung der Verbrecher.

[1] Den Hauptvorzug haben die philadelphiſchen Gefängniſſe, daß eine Ueberfüllung nicht leicht möglich iſt, und wenn die Zellen voll ſind, die Finanzverwaltung gezwungen iſt, neue zu bauen. Das mag aber wohl der Hauptgrund ſeyn, warum in Deutſchland die Einführung des philadelphiſchen Syſtems ſo wenig Anklang fand; gerade das Grundübel an unſeren Strafanſtalten — die Scheue vor durchgreifenden Bauten — hat uns bis jetzt vor dem andern Uebel bewahrt; allein wenn die Finanzmänner in Erweiterung der Gefängnißräume nicht williger werden als bisher, ſo ziehe ich das erſte Uebel dem zweiten vor. Sehr richtig ſagt Profeſſor Falk in ſeinem Vorworte in der o. a. Schrift: „Die geringere Staatsausgabe, durch welche ein beabſichtigter Zweck nicht erreicht wird, iſt im Grunde ein viel größeres Opfer, als die bedeutendere Summe, durch welche das, was Noth thut, zuwege gebracht wird."

Auch hier ſind die Schriftſteller der verſchiedenartigen Syſteme über die im Allgemeinen einzuſchlagenden Wege ſo ziemlich einig, und mehr die Mittel ſind es, über die ſie ſich ſtreiten. Armuth, Unwiſſenheit und ſittlicher Zerfall werden in der Regel als Grundurſachen der Anreizung zu Verbrechen aufgezählt, und wohl mit Recht.[1] Gegen die Armuth kann in der Strafanſtalt theils mittelbar angekämpft werden, indem ſie die Fähigkeit des Sträflings, ſich Brod zu erwerben, zu ſteigern ſucht, theils unmittelbar, indem man dem Gefangenen dadurch einen Erwerb möglich macht, daß man ihm an dem Ertrage ſeiner Arbeit einen Verdienſtantheil geſtattet. Von welch guten Folgen beſonders letzteres iſt, werden wir weiter unten zu zeigen Gelegenheit finden. — Unwiſſenheit glaube ich hier in dem Sinne nehmen zu dürfen, wenn es dem Sträflinge mangelt an allen und jeden Kenntniſſen, welche ihm im bürgerlichen Leben ſeinen Erwerb erleichtern könnten. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, werden zwei Mittel vorgeſchlagen: die Einrichtung von Schulen in den Strafanſtalten zur Erlangung der nöthigen Elementarkenntniſſe (Leſen, Rechnen, Schreiben), und eine zweckmäßige Anwendung und Austheilung der in den Strafanſtalten zu betreibenden Arbeiten, welche die Fähigkeiten und praktiſchen Kenntniſſe des Sträflings vermehren ſollen. — Die ſittliche Kraft endlich ſoll in den Sträflingen wieder gehoben werden durch den religiöſen Unterricht und durch die ganze innere Einrichtung und Verwaltung der Anſtalt. Hieher gehören z. B. die Wirkſamkeit der Privatſeelſorge; die Bemühungen von freiwilligen Vereinen, die Sträflinge ſittlich zu überwachen und in ihnen durch die Theilnahme an ihrem Schickſal Zutrauen zu erwecken; das auf denſelben Zweck berechnete Benehmen der Vorſteher und Officianten der Anſtalt; Handhabung der Disciplin; Angewöhnung an Arbeit, Ordnung und Reinlichkeit u. dergl. mehr.

Dies ſind die Forderungen, welche die neuere Zeit an die Gefängnißreformen macht.

---

[1] Vrgl. die Quellen der Armuth und des Verbrechens, und die Mittel, welche dem Staate im Vereine mit den einzelnen Staatsbürgern gegen dieſelben zu Gebote ſtehen, von C. R. 1841, bei Autenrieth in Stuttgart.

Auf welche Weise nun geben die Vertheidiger des philadelphischen Systems an, daß dieses System diesen Forderungen entspreche? Sie sagen:

I. Es wirkt schon mittelbar dadurch auf die sittliche Besserung der Gefangenen, daß keiner den andern verderben kann, was bisher in den Gefängnissen eine traurige Erscheinung war, wo der Gefangene in der Regel schlechter aus der Strafanstalt kam, als er es bei seiner Einlieferung war. „Die Gefängnisse" — sagt die Commission der Abgeordneten Frankreichs in ihrem oben erwähnten Berichte — „verderben überall, wo die Ge„fangenen mit einander verkehren. — In diesen kleinen Aus„nahmsgesellschaften, welche man in den Gefängnissen fin„det, ist das Böse populär, die allgemeine Stimme treibt zum „Laster, nicht zur Tugend hin."

Was zunächst die Benennung von Ausnahmsgesellschaften betrifft, so beruht diese auf der psychologisch gewiß unrichtigen Anschauungsweise, als ob die Strafgefangenen, sittlich betrachtet — im Allgemeinen — einer ganz andern Menschenklasse angehörten, als die außerhalb des Gefängnisses lebenden Menschen. Nein, es sind keine Ausnahmsgesellschaften, sie unterliegen den gleichen Gesetzen der allgemeinen Sündhaftigkeit, denen das ganze Menschengeschlecht unterworfen ist, nur mit dem Unterschied, daß die Umstände es so fügten, daß ihre sündhaften Neigungen eine Richtung nahmen, wodurch die bürgerlichen Gesetze verletzt wurden, und daß diese ihre Gesetzesverletzungen an den Tag kamen.[1] Stehen somit die Verbrecher im Allgemeinen auf dem gleichen sittlichen Boden mit dem übrigen Menschengeschlecht, so muß auf ihre Besserung auch nach den allgemeinen Regeln eingewirkt werden, welche bei der Behandlung aller Menschen Anwendung finden. Sodann folgt aus dem von der Commission angeblich aus der Erfahrung gezogenen Satz, daß die Gefängnisse überall da die Gefangenen verderben, wo dieselben mit einander verkehren können, noch nicht, daß diese Verderbniß eine nothwendige Folge dieses Zusammenlebens ist.

---

[1] Man vergleiche die kleine, aber treffliche Abhandlung von Pfarrer Moll: „Die Besserung der Strafgefangenen," ein Wort an alle Freunde des Staates und der Kirche, 1841, bei Krause in Berlin.

Noch ist es Niemanden eingefallen, eine Erziehung der Kinder in Einzelzellen vorzuschlagen; sie wird blos als eine pädagogische Strafe hie und da angewendet. Man hat umgekehrt gefunden, daß bei einem zweckmäßig geleiteten und religiös beaufsichtigten Zusammenleben die Kräfte und Tugenden der Kinder sich am schönsten entfalten; durch das gegenseitige Aneinanderabreiben bildet sich in ihnen praktisch ein Maßstab für die guten und schlechten Handlungen, und besonders letztere können weit eher auf offenem Felde besiegt werden.[1] Belege zu dieser Behauptung werden gewiß alle Erziehungsanstalten für die sittlich verwahrloste Jugend geben können, und es wird auch bei diesen Anstalten kein deutscher Erzieher der Einzelzelle den Vorzug geben. Derlei Behauptungen in Betreff der Behandlung jugendlicher Gefangenen konnten auch nur von Franzosen aufgestellt werden. Ganz interessante Beispiele gaben uns in dieser Beziehung die trefflichen Berichte des Herrn Wichern, Vorstandes des Rettungshauses für sittlich verwahrloste Kinder bei Hamburg. So oft sich bis jetzt in seiner Anstalt das Böse zu concentriren suchte und wie eine Gewitterwolke sich über dem Frieden des Hauses lagerte, bemerkte er auch eine regere Thätigkeit und ein innigeres Zusammenhalten der Gutgesinnten, eine entschiedene Opposition gegen die geheimen Anschläge der Bösen.[2] Aber auch Obermaier, der Vorstand des Centralgefängnisses in Kaiserslautern, weist in seinem o. a. Werkchen dieselben Erfolge bei Behandlung der erwachsenen Verbrecher nach, und schließt wohl mit Recht, daß da, wo es möglich sey den rohen, ungebildeten, unsittlichen und

[1] Durch das Zusammenleben schlimmer Charaktere, muß namentlich die Erkenntniß der Nothwendigkeit in ihnen zum Bewußtseyn kommen, daß in einem geordneten Staate dem Bösen kräftig gesteuert werden muß. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo drei Todtschläger in einem Zimmer eines Zuchthauses eingeschlossen waren. Zwei davon baten nun inständig, sie von dem Dritten abzusondern, da sie bei diesem rohen Menschen, der alles Heilige mit Füßen trete, ihres Lebens nie sicher seyen. Das ist doch wohl eine eindringliche Lehre zu Gunsten der bürgerlichen Ordnung, die kein philadelphisches Gefängniß gepredigt hätte.

[2] Man vergl. insbesondere den zweiten Jahresbericht dieser Anstalt, der eine Schilderung von Verdorbenheit unter seinen Zöglingen gibt, die in keiner Strafanstalt in höherem Grade angetroffen werden dürfte.

grauſamen Verbrecher zu beſſern, der noch gute, leichtſinnige, verirrte und oft nur verführte Menſch nicht verdorben werden könne.

Es gibt ſomit für verderbte Charaktere im Syſteme des Zuſammenlebens (ich ſage nicht auburn'ſches Syſtem, da dieſes, welches eine Unzahl von Mängeln beſitzt, nicht als Gegenſatz zum philadelphiſchen aufgeſtellt werden darf) wohl noch naturgemäßere und alſo beſſere Gegenmittel, als beim philadelphiſchen Syſtem der beſchränkte Umgang mit den Vorſtehern, Geiſtlichen und Officianten der Anſtalt, und es beruht offenbar auf einer völligen Mißkennung der menſchlichen Natur und ihrer guten und ſchlimmen Kräfte, wenn man glaubt, daß im Zuſammenleben der Einfluß des Böſen in einer Strafanſtalt gleich einer Lawine nothwendig wachſen und unaufhaltſam Alles mit ſich fortreißen müſſe. Das allein iſt wahr, daß die angehäufte Maſſe von Sträflingen in größeren Zimmern, die Ueberfüllung der meiſten Strafanſtalten wie ein Fluch auf allen Beſſerungsbemühungen liegt. Das iſt die Wahrheit, die den Vertheidigungen des philadelphiſchen Syſtems gegenüber dem auburn'ſchen oft unbewußt zum Grunde liegt. Sie gibt aber nicht das Recht, den Waizen mit dem Unkraut auszureißen, da dieſem Fehler, unbeſchadet des Zuſammenlebens der Gefangenen, abgeholfen werden kann.

Als eine weitere *mittelbare* Wirkung der Einzelzelle, wenigſtens zur Verminderung der Rückfälle, wird der Umſtand angegeben, daß die Gefangenen — abgeſehen von dem verderblichen moraliſchen Einfluß, den ſie auf einander haben könnten — einander nicht perſönlich kennen lernen; denn ſchon die Kunde von einander werde ein Band, das die verderbteren Charaktere ſtets zu benützen wiſſen, um nach ihrer Entlaſſung aus der Strafanſtalt eine Art Herrſchaft über die minder verdorbenen auszuüben, je mehr dieſe ihre früheren Fehltritte vor den Augen der Welt zu verbergen wünſchen. Dr. *Julius* in ſeinen Schriften belegt dieſe Anſicht mit einem allerdings gut ausgewählten Geſchichtchen, nach welchem ein armer, aus einer auburn'ſchen Strafanſtalt entlaſſener Handwerksgeſelle, welcher bereits wieder durch ein geordnetes Leben und angeſtrengten Fleiß ſich das Zutrauen ſeiner Mitbürger (die übrigens von ſeinem früheren Leben nichts wußten) ſo ſehr erworben hatte, daß er im Begriffe ſtund, durch eine vortheilhafte Heirath ſein Glück zu begründen, durch das

Dazwischenkommen eines seiner ehemaligen Mitzüchtlinge (der ihn verrieth) all seinen Kredit verlor und bald wieder dem Zuchthause zuwanderte.

Auch dieser, obgleich nicht ganz unwahre Einwand gegen das Zusammenleben in den Strafanstalten erscheint mir nicht so gewichtig, da er mehr ein localer Uebelstand ist und seine Anwendung eher in gewerbereichen Städten (Seestädten) finden mag, wo der einzelne Inwohner sogar in seiner nächsten Umgebung viel zu wenig gekannt ist, als daß das Betragen eines entlassenen Sträflings, der sich dem Guten zuwendet, derlei Ehrabschneidereien entkräften könnte. Solche Geschichten können überhaupt in einem Lande nicht wohl vorkommen, wo Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene stattfinden, da bei den Bemühungen derselben, die Sträflinge in ehrbaren Familien unterzubringen, die frühere Lebensgeschichte des Sträflings nicht verschwiegen werden kann. Ohnedies weiß es auf dem Lande, in Dörfern und kleinen Städten jedes Kind, wenn einer ihrer Ortsangehörigen zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt wird. Hievor schützt die Einzelzelle nicht. Der Entlassene kann sich somit einzig nur durch ein besseres Betragen das einmal verlorene Zutrauen wieder erwerben.[1] Der ganze Einwurf geht überhaupt mehr von Amerika aus (von wo wenigstens das angeführte Beispiel entnommen ist), wo die gewerbliche Entwickelung eine von den europäischen Zuständen völlig verschiedene ist, wo sogar ansässige Bauern wenig Anstand nehmen, gleich Zugvögeln, ihre Heimath mehr als einmal zu verlassen, um sich wieder in großen Fernen neu anzubauen. Auch der dem „Sichkennenlernen" weiter noch gemachte Vorwurf, als ob er die Bildung von Diebsbanden fördere, ist nicht sehr bedeutend, da sich diese in größeren Städten ohnedieß so leicht finden, daß von einem eigentlichen Vorschub gar nicht mehr die Rede seyn kann. Derlei Nachtheile können schon dadurch zum größten Theil vermieden werden, daß — was ohnedies zu den Erfordernissen einer guten Strafanstalt gehört — alle gewerbsmäßigen Vaganten, Diebe ꝛc. von den übrigen Gefangenen völlig getrennt

[1] Man vergl. die unten Seite 121 angeführten Beispiele des Empfanges aus dem Gefängnisse zurückgekehrter Sträflinge in dem Schweizerkanton Waadt.

werden, für welche immerhin (bei nicht langer Strafdauer) Einzelzellen dienlich ſeyn werden, und bei denen die Einzelzelle außer der Abſchreckung allerdings noch den Vortheil gewährt, daß ſie wenigſtens während der Gefangenſchaft keine neuen verbrecheriſchen Verbindungen für die Zukunft ſchließen können.[1]

II. Als unmittelbare günſtige Wirkung der Einzelzelle wird von ihren Vertheidigern angegeben, daß nur ſie die innere Umänderung des Verbrechers anzubahnen vermöge, ſomit ſeine ſittliche Beſſerung hier am wahrſcheinlichſten ſey. Dadurch, daß der Einfluß des Böſen von außen her abgeſchnitten ſey, ſey den, einen beſſernden Einfluß übenden Mitteln eine größere Kraft gegeben; denn der Verbrecher werde jetzt

a) der Stimme ſeines Gewiſſens mehr Gehör geben;

b) die fortwährende Berührung mit redlichen Leuten, ſo wie die ganze Disciplin der Anſtalt werde einen günſtigen Eindruck nicht verfehlen;

c) die Bemühungen des Schul- und Religionsunterrichts, ſo wie .

d) die Erlernung und Angewöhnung an eine Arbeit werden hiedurch am meiſten unterſtützt, indem der Gefangene dieſen Gegenſtänden eine ungetheilte Aufmerkſamkeit ſchenke.

Betrachten wir dieſe vier Punkte näher.

Ad a) Die Einzelzelle — ſagen ihre Vertheidiger — veranlaſſe den Gefangenen zu einer ruhigen Selbſtbetrachtung und einem Inſichgehen, das zur Reue führe. Dieſe Menſchen, ſagt David a. a. O., werden nur dann zum Nachdenken kommen können, wenn das Denken, ſo zu ſagen, ſich gegen das Innere zu kehren genöthiget wird, wenn ſie in der geſellſchaftlichen Zerſtreuung keine Beſchäftigung, und der Mittheilungstrieb keine andere Befriedigung findet, als in dem Umgang mit guten (redlichen) Menſchen.

Wiederum eine falſche Auffaſſung der menſchlichen Natur! Zu dieſem Inſichgehen gehört mehr als bloße Einzelnhaft und Abhaltung von äußeren Störungen, es gehört ein gewiſſer

[1] So ſoll dem Vernehmen nach, namentlich in Württemberg, für dieſe Klaſſe von Leuten ein eigenes Zellengefängniß (in Stuttgart) eingerichtet werden.

geistiger Fond und eine Uebung im Denken dazu. Der in der Regel minder gebildete Verbrecher muß hier vom Ei anfangen. Es muß ihm wie den Schulkindern eine Art Anschauungsunterricht gegeben werden, wozu man bei dem philadelphischen System weder Zeit, noch Gelegenheit hat. Nur im Umgange mit seinesgleichen liegt der Stoff für die Regeln, welche ihrem Verstande erst zum Bewußtseyn gebracht werden sollen. Der menschliche Geist, besonders bei Leuten dieses Schlags, die an ein anhaltend strenges und folgerichtiges Denken nicht so gewöhnt sind, hat hier nicht die Spannkraft, lange Zeit in der Einsamkeit mit Nutzen sich mit sich selbst zu beschäftigen; die natürlichen Folgen sind tödtliche Langeweile, Stumpfsinn und Raserei, wenn keine Arbeit ihnen gegeben ist. Ist ihnen aber in ihrer Einzelzelle Arbeit gegeben, so erwarte man noch viel weniger das so gepriesene Insichgehen. Je weniger geistiger Fond vorhanden ist, um so mehr wird sich der Gefangene an die Arbeit anklammern, um in ihr sich zu zerstreuen. Ganz anders ist aber die Wirkung bei nur theilweiser Einsamkeit, sey es nun in der regelmäßigen Wiederholung Nachts in der Schlafzelle oder als Disciplinarstrafmittel; denn hier werden gerade die guten Wirkungen, die der Einsamkeit im einzelnen Falle nicht abgesprochen werden können, am stärksten hervortreten, da die lähmende Wirkung, welche durch die Länge der Zeit herbeigeführt wird, hier entfernt gehalten wird; besonders das Schlafen in Einzelzellen wirkt äußerst wohlthätig auf das Gemüth, das in der Nacht, wo es von keinem Menschen beobachtet wird, am geneigtesten ist, mit Gott zu verkehren. Aber auch die Einzelhaft als Strafe, mit Entziehung von Arbeit (nöthigenfalls auch ohne Licht, ohne bequemes Lager und bei schmaler Kost), bringt Wunder hervor, wenn man dem Vorstande einen angemessenen Spielraum läßt.

Ad b) Was den beim philadelphischen System so angepriesenen Umgang der Gefangenen mit dem Vorstande, den Geistlichen, Lehrern und Officianten anbelangt, so lassen sich hiegegen zwei Einwendungen erheben.

Einmal ist klar, daß dieser Umgang der Natur der Sache gemäß nur sehr spärlich ausfallen muß, insbesondere der Umgang mit dem Vorstande, mit dem Geistlichen und dem Lehrer. Es ist schon von mehreren Schriftstellern darauf aufmerksam gemacht

worden, daß ein Geistlicher in einer Strafanstalt von 3—400 Gefangenen, wenn er jedem täglich nur eine Viertelstunde Zeit widmen wollte, doch blos 30 bis 40 Gefangene besuchen könnte; aber auch zugegeben, daß bei der Mehrzahl der Gefangenen es gut ist, wenigstens zu Zeiten eine etwas magere geistige Kost zu geben, so ist dies nicht bei Allen und nicht zu allen Zeiten der Fall, und die Gefangenen sind somit beim philadelphischen System hauptsächlich blos auf den Verkehr mit den Officianten beschränkt, in der Regel auch unwissende Leute, welche ihre Behandlungsweise keinesfalls der Individualität und jeweiligen Gemüthsstimmung des einzelnen Gefangenen anzupassen vermögen. Es ist für einen Gefängnißvorstand gewiß viel leichter, Officianten zu erhalten, welche mit einer gewissen Würde und militärischen Festigkeit einer Anzahl gemeinschaftlich arbeitender Gefangenen imponiren, als obiger Forderung der Behandlung einzelner Gefangenen nachkommen können; auch ist es beim Systeme des Zusammenlebens der Gefangenen den Vorstehern weit eher möglich, die Officianten zu überwachen und sie in ihrem Benehmen gegen die Gefangenen zu controliren, zu leiten und heranzubilden.[1] Freilich gehört dazu, daß dem Verwalter bis auf einen gewissen Grad eine Macht eingeräumt wird, die es ihm möglich macht, die Aufseher an sich zu fesseln, so wie es zum Gedeihen der innern Verwaltung überhaupt durchaus nöthig ist, daß dem Vorstande ein freier Spielraum für seine Thätigkeit, so weit dieselbe nicht rein finanzieller Natur ist, bewilligt wird, damit er nicht bis ins Kleinste alle seine Ideen zuvor der Genehmigung der höheren Behörde vorzulegen hat.

Als eine weitere günstige Eigenthümlichkeit des philadelphischen

[1] Wenn man mir gegen diese Behauptung anführen wollte, daß es überhaupt bei jedem System schwer sey, tüchtige Leute zu erhalten, so dürfte der Grund in der Regel in der schlechten Bezahlung zu suchen seyn, welche diesen Leuten, in Betracht ihres harten Dienstes, fast allgemein zu Theil wird, so wie in dem Umstand, daß den Verwaltungen der Strafanstalten nicht freie Hand gelassen wird, für diese Stellen ihnen persönlich bekannte Männer anzuwerben, oder untaugliche Subjekte zu entlassen. Diese Officianten sind die rechte Hand des Vorstandes, taugen diese nichts, so stockt die ganze Wirksamkeit des noch so ausgezeichneten Vorstandes. Es ist dies ein gewiß noch viel zu wenig beachteter Umstand.

Systems wird die durchaus gleiche Behandlung angerühmt, die hier allen Gefangenen zu Theil werde; jedenfalls könne der einzelne Gefangene keinen Vergleich zwischen der ihm und der Andern zukommenden Behandlung anstellen. Allein eben deshalb, weil dieses nicht möglich ist, ist der rohere Mensch geneigt, das Schlimmere zu denken, d. h. daß man dem Andern diese oder jene Erleichterung seiner Lage werde zukommen lassen, die man ihm entziehe. Wer je die Denkungsweise solcher Menschen kennen gelernt hat, wird mir hier beipflichten. Gerechtigkeit kann ganz gut auch beim Systeme des Zusammenlebens geübt werden, und sie findet auch beim Schlechtesten Anerkennung. Ich lernte mehrere Gefängnißvorsteher kennen, die von den Gefangenen wegen ihrer Strenge gefürchtet, wegen ihrer großen Unparteilichkeit aber allgemein geachtet wurden. Aber nicht allein in der Persönlichkeit der Beamten kann und soll die Gerechtigkeit eine Stütze finden, auch durch Anordnungen in der Hausdisciplin mittelst eigener Theilnahme der Gefangenen an der Aufrechterhaltung der Ordnung kann sie sehr geweckt werden, und gerade dieses ist nur bei einem Zusammenleben möglich. Die Wahrheit dieser Behauptung wird zwar von den Radikalen geradezu weggeleugnet. So sieht z. B. Dr. David in dem Aufstellen von Sträflingen als Censoren nichts als ein Spionensystem. Allein ein möglicher Mißbrauch berechtigt nicht zum völligen Absprechen des wahrhaft Guten. Es ist merkwürdig, wie auch hier wieder Alles auf die Spitze getrieben wird, um Alles, was nicht pennsylvanisch schwört, in Schatten zu stellen. Obiger Einwurf geht offenbar nicht aus einer lebendigen Erfahrung hervor, sondern ist ein Produkt todter Theorie; denn wie mächtig eine zweckmäßig angeordnete Mitwirkung der Sträflinge auf die Erhaltung der innern Ordnung einfließt, mögen nachstehende zwei Beispiele aus dem Leben zweier Strafanstalten darthun.

„In dem Gefängnisse zu Düsseldorf," erzählt der zweite Bericht der rheinisch-westphälischen Gefängnißgesellschaft, „brach auf einer der Männerstuben (veranlaßt durch die ausgezeichnete Thätigkeit des evangelischen Gefängnißgeistlichen) der bessere Geist so mächtig durch, daß die Gefangenen unter sich eine neue Stubenordnung entwarfen. Jedem Ankömmlinge wurde sie verlesen, und er zum Gehorsam verpflichtet. Bald galt es für

eine Belohnung unter den Gefangenen des Hauses, auf diese Stube versetzt zu werden, und der gute Geist wurde hier so kräftig, daß der Verwalter des Hauses die Störrigen, die sich auf keiner Stube vertragen konnten, dahin verpflanzte, weil ihnen dort die Hände gebunden waren." — Noch interessanter ist ein in dem königl. württembergischen Kreisgefängnisse zu Hall, von dem dortigen Gefängnißvorstande Roos, gemachter Versuch. Er hatte nämlich bei der bestehenden Anordnung, wornach in jedem Zimmer aus den Gefangenen ein Ordner (Censor) für den Fall der Abwesenheit des Officianten (von diesem unter Genehmigung des Vorstandes) bestellt wurde, die Wahrnehmung gemacht, daß, da mit dieser Stelle der Natur der Sache nach eine kleine Arbeitserleichterung verbunden war, die zu Ordnern ernannten Sträflinge stets mit Mißgunst betrachtet wurden. Folge davon war, daß ein solcher Ordner nie die allgemeine Zufriedenheit sich erwerben konnte; entweder beschuldigten ihn die Sträflinge ungerechter Bedrückungen, oder die Aufseher der Nachlässigkeit. Weitere natürliche Folge hievon war, daß sich die Bessern unter den Sträflingen gar nicht mehr zu diesem Amte hergaben, was die Klagen und Reibungen stets vermehrte. Roos suchte daher diesem Amte dadurch wieder Achtung und Wirksamkeit zu verschaffen, daß er auf die Sträflinge vertrauend, ihnen selbst die Wahl eines Ordners gestattete, indem er gerade hiemit ihnen seine Ueberzeugung zu erkennen gab, daß sie den würdigsten so gut als er wählen würden. Um aber die Wahrheit dieses Aktes des Vertrauens noch zu bestätigen und das Amt zu einem Ehrenamte zu erheben, übertrug er sogar diesen Ordnern eine kleine Strafgewalt, was noch den weitern Zweck hatte, denselben ein eigenes Interesse für die Ordnung des Hauses beizubringen, und insbesondere sie über die etwaigen Verdächtigungen der Aufseher hinwegzuheben.[1] Wer schon eine Strafe erstanden hatte, wurde

[1] Die Strafgewalt der Ordner besteht in dem Rechte, bei kleineren Vergehen gegen die Ordnung des Hauses dem Straffälligen die Geschäfte der täglichen Zimmerreinigung, des Kleiderreinigens, Wassertragens ꝛc. bis auf drei Tage auflegen zu dürfen. Jedoch ist jeden Abend dem Vorstande ein Verzeichniß der von den Ordnern den Tag über verhängten Strafen (deren Vollzug in der Regel erst den darauffolgenden Tag beginnt) zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen.

aktiv und passiv für wahlunfähig erklärt. Die Wahl selbst wird nicht von den Bewohnern eines Zimmers allein, sondern von sämmtlichen männlichen Gefangenen von einerlei Beschäftigung vorgenommen, um den Gewählten zu keiner Nachsicht aus Rücksicht für seine Wähler zu veranlassen. Als Resultat ergab sich nach Verfluß der ersten zwei Monate: 1) daß immer die tüchtigsten Personen gewählt wurden; 2) daß die Zahl der Disciplinarstrafen um mehr als die Hälfte abnahm und manche Vergehen gar nicht mehr vorkamen, ja in einem der Zimmer gar keine Verfehlung vorkam; 3) daß die Gefangenen zufriedener und williger waren als vorher, und die Reibungen der Ordner mit den Aufsehern aufhörten.

Wollte man aber auch bei Beurtheilung der Einzelzelle ganz absehen von dem höchst mangelhaften Verkehr der Gefangenen mit ihren Vorstehern, so wird schon an und für sich die Art und Weise dieses Umganges nie eine wahrhaft wohlthätige seyn. Ich kann mich eines Lächelns nie erwehren, wenn ich von den Vertheidigern des philadelphischen Systems sagen höre, daß alle diejenigen, welche die pennsylvanischen Gefängnisse besucht hätten, überrascht gewesen seyen von der tiefen und ernsten Wendung, welche die Denkweise der Gefangenen genommen, und von den guten Entschließungen, die sie gefaßt hätten. Ist es denn nicht ganz natürlich, wenn ein Mensch, der Jahre lang in einer Einzelzelle sitzt, den Vorstand, Prediger ꝛc. wöchentlich nur einmal sieht, und außer diesen und den Officianten mit Niemanden verkehrt, — ist es nicht natürlich, sage ich, daß ein solcher Mensch nach Mittheilung sich sehnt, gegen die Personen, die zu ihm kommen, sich freundlich benimmt, alles Liebe und Gute verspricht (besonders den Geistlichen), nur damit sie desto öfter zu ihm kommen und ihn unterhalten sollen? Wird sich ein solcher Mensch je in seiner Natürlichkeit zeigen? Viel leichter ist es, auf einen Menschen sittlich bessernd einzuwirken, der sich gibt, wie er ist; und so weit dies in den Gefängnissen überhaupt möglich ist, ist dies blos im System des gemeinschaftlichen Zusammenlebens möglich.

Ad c) Was den Religions- und Schulunterricht anbelangt, so ist hier das System des Zusammenlebens offenbar in überwiegendem Vortheil gegenüber der Vorzüge, welche man für das philadelphische System anzusprechen sich bemüht. Die Zahl

der Geistlichen und Lehrer müßte schon um des Unterrichtes willen nothwendig vermehrt werden, der geistigen Anstrengung gar nicht zu gedenken, welcher diese unterworfen wären.[1] Zwar mag die Aufmerksamkeit in der Einzelzelle allerdings mehr auf das gerichtet seyn, was der Geistliche lehrt oder zum Lesen empfiehlt; allein man bedenke, daß diese bloße Kenntnißnahme, insbesondere von den Wahrheiten der Religion, an und für sich noch nicht bessert. Wahre Religiosität wird mehr durch Gebet und That, als durch Lesen und Nachdenken errungen, und zu ersterem gibt das Zusammenleben mehr Veranlassung. Man lese nur die Berichte der verschiedenen Gefängnißgesellschaften zur Besserung der Gefangenen, wie sehr insbesondere die evangelischen Hausgeistlichen den günstigen Einfluß gemeinschaftlicher Erbauungsstunden oder Besprechungen auf den Zimmern der Gefangenen rühmen.[2]

---

[1] Auf letzteres macht insbesondere auch Temme a. a. O. aufmerksam. Wenn man in einer Strafanstalt von 300—400 Gefangenen das heilige Abendmahl jährlich vier- oder auch nur zweimal reichen wollte, so müßte der Geistliche im Durchschnitte täglich zweimal (beziehungsweise viermal) das heilige Abendmahl reichen, was höchst ermüdend auf denselben wirken und die Erhebung des Gemüthes bei ihm völlig unmöglich machen und wie ein böser Thau die erregende Feier der ganzen Handlung verlöschen müßte.

[2] Eines der schönsten Beispiele gibt der mehrerwähnte zweite Bericht der rheinisch-westphälischen Gefängnißgesellschaft v. J. 1829, S. 10—12, indem er uns die nur dreimonatlichen Bemühungen des damaligen evangelischen Hausgeistlichen zu Düsseldorf, Pfarrer W. Schmid, schildert. Oft mußte Schmid im Kerker mit den Gefangenen eingesperrt ausharren, bis ihm zur dienstlichen Stunde wieder geöffnet wurde. „So eingeschlossen mit den Gefangenen zeigte er ihnen in Liebe und Ernst den Weg zu ihrem Heile und die Folgen der Sünde, übersah mit Geduld die vielen Ungezogenheiten und Spöttereien, die Manche im Anfange sich erlaubten, wußte aber auch die kecken Schmähreden mehrmals so auffallend mit Worten zu schlagen, daß die Afterweisheit dem Gelächter Preis gegeben und der Schalkwitz bemeistert wurde. Dabei drängte er sich nirgends auf, sondern blieb, wo er hartnäckige Verstocktheit sah, eine Zeit lang weg, zeigte nur die allergröbsten Excesse der Behörde an, suchte selbst den Widerstrebenden allerlei Gefälligkeiten zu erweisen, um sich durch diese äußern Hülfeleistungen einen Weg zu ihren Herzen zu bahnen. Der Erfolg dieses Wirkens zeigte sich bald. Auf vielen Stuben veränderte sich die Stimmung auffallend zum Bessern; das Lärmen und Fluchen nahm ab, die Ruhe und der Fleiß der Sträflinge nahm zu. Die Begierde nach religiöser

Eben so wohlthätig wirkt auch ein gemeinschaftlicher Gottesdienst. Die radicale Partei spricht ihm freilich beinahe allen Nutzen ab; sie haben ihm sogar schon vorgeworfen, daß, wenn die Gefangenen nachher die Predigt mit einander besprechen dürfen (hier lassen sie die Möglichkeit einer zügelnden und regelnden Aufsicht ganz außer Acht), eine einzige (?) rohe Aeußerung die von dem Geistlichen erzielte Erbauung wieder zerstöre. Aber auch wenn man sie nach der Predigt in einzelne Zellen führe, so würde sie keinen tiefen Eindruck hinterlassen, weil sie nicht recht aufgefaßt werden könne, wenn die Gedanken zum Theil damit beschäftigt gewesen seyen, in den Blicken und Geberden der Mitgefangenen den Commentar über die Worte der Predigt zu lesen. Diese Herren scheinen nicht von dem Standpunkte auszugehen, daß sie selbst ihrer menschlichen Natur nach sehr nahe mit diesen Sträflingen verwandt sind, und daß sie nur Gott zu danken haben, daß sie sich nicht in gleicher Lage befinden; sie scheinen nicht zu wissen, daß bei den Sträflingen dieselben psychologischen Gesetze Anwendung finden, wie bei Freien, und daß aus den aufgestellten Behauptungen der Schluß gezogen werden könnte, daß ein gemeinschaftlicher Gottesdienst überall keinen Nutzen haben könne. Wenn die Eindrücke einer Predigt, welche wirkliche Sinnesänderung erzielen soll, so schwach haften würde, daß sie durch die Umgebung in der Kirche sogleich wieder negirt zu werden vermöchte, so wäre es besser, alle Kirchen aufzuheben. Diese Herren wissen noch nicht, was

---

Unterhaltung vermehrte sich so sehr, daß sie, statt vorher über die Ankunft des Geistlichen zu spötteln, jetzt mit froher Ungeduld derselben entgegensahen. Eine Thatsache möge hier als Beleg angeführt werden. Auf einer der wildesten Stuben erlaubte sich einmal selbst der bestellte Ordner eine Ungezogenheit gegen den Geistlichen. Schmid machte das Buch zu und verließ die Stube mit den Worten: ich habe geglaubt, euch einen Gefallen zu thun, indem ich euch das Wort Gottes zur Lehre und zum Trost sagte. Da ihr es aber von euch stoßt, so will ich euch nicht länger lästig seyn. Als er vier Tage später mit den besuchenden Mitgliedern des Ausschusses die Stuben durchging und auch zu dieser kam, umfingte ihn beim Weggehen die ganze Stubengesellschaft und bat ihn flehentlichst, um des Einen Ungezogenen willen doch nicht sie alle leiden zu lassen. Der Schuldige sey übrigens jetzt weg, und sie versprechen ihm, keinen Anlaß mehr zur Klage zu geben. Sie hielten dies auch, und machten ihm durch ihre Aufmerksamkeit und Lernbegierde viele Freude."

das für eine Wirkung in einer Seele hervorbringt, wenn ſie vom Worte Gottes getroffen wird.

Ad d) Auch der Vortheil einer leichteren Angewöhnung an die Arbeit, der dem philadelphiſchen Gefängnißſyſtem eigen ſeyn ſoll, iſt nicht weit her. Blos in der Einzelzelle — ſagen ihre Vertheidiger — könne dem Gefangenen eine Liebe zur Arbeit eingepflanzt werden, indem ſie allein ihn vor der Langenweile der Einſamkeit zu ſchützen vermöge. Wenn nur einmal die dem Verbrecher innewohnende Arbeitsſcheue überwunden ſeye, dann werde er ſchon die Arbeit inſtinktmäßig lieben lernen. Ferner ſey der Gefangene viel ſchneller in die Arbeit eingeſchult, und wenn die Arbeit einerſeits auch weniger produktiv ſey (wegen der vermehrten Verwaltungskoſten), ſo komme das wieder durch den Umſtand herein, daß wegen der Intenſität der Strafe der Einzelhaft die Strafzeit im Allgemeinen abgekürzt werden könne, und auf dieſe Weiſe der Gefangene hier nicht mehr koſte, als in einer andern Strafanſtalt, wo er länger behalten werden müſſe, wie auch die Bewilligung eines Ueberverdienſtes als Sporn für den fleißigen Arbeiter hier wegfallen könne.

Es iſt merkwürdig, wie ſehr die Vertheidiger des pennſylvaniſchen Syſtems ſich bemühen, ſeine ſchwächſten Seiten zu verdecken und durch glänzende Aushängeſchilde jedes Bedenken zu beſeitigen. So iſt es hier mit dem Capitel der Arbeit. Der Einzelzelle mag in dieſer Beziehung einzig das eigenthümlich ſeyn, daß die Mehrzahl der Sträflinge ihre Arbeiten etwas raſcher erlernen wird; jedes andere Lob iſt Trug und kommt der Einzelzelle nicht eigenthümlich zu. Die Emſigkeit der Arbeitenden kann, wie wir ſogleich zeigen wollen, eben ſo leicht durch andere beſſere Mittel erreicht werden. Die größere Koſtſpieligkeit der Arbeit in der Einzelzelle kann nicht wegdiſputirt werden, denn es wäre dies allen Geſetzen der Privat- und Nationalökonomie Hohn geſprochen. Dieſe Koſtſpieligkeit wäre jedoch an und für ſich kein Grund, die Arbeit in der Einzelzelle zu verwerfen, wenn einzig durch ſie der beſſernde Zweck der Strafe erreicht werden könnte. Statt daß nun die Vertheidiger des philadelphiſchen Syſtems für die Erregung des Arbeitsintereſſes die Anwendung aller weiteren Reizmittel in Anſpruch nehmen ſollten, um ſo den Vorwurf der Koſtſpieligkeit mit dem Einwande des glücklichen Erfolges zu entkräften,

geben ſie ſich umgekehrt die Blöße (im blinden Vertrauen auf die nachhaltige Wirkung der Einſamkeit in Ueberwindung der menſchlichen Trägheit), das Entbehrlichwerden aller andern Verſuche zur Arbeitsermunterung (insbeſondere die Bewilligung eines Arbeitsüberverdienſtes) als einen finanziellen Vortheil zu Gunſten des philadelphiſchen Syſtems anzuführen.[1] Als ich einſt ein

[1] Gewiß iſt die Bewilligung eines Theils des Ertrags der Arbeit für die Sträflinge ſtets die größte Aufmunterung. So ſagt Burchardt, der vormalige Direktor der Strafanſtalt zu Naugardt (jetzt in Sonnenburg) in ſeinem Jahresberichte vom J. 1828 von dem Nutzen des Ueberverdienſtes: „Wenn der Nutzen anderswo den gehegten Erwartungen nicht entſpricht, ſo liegt der Grund ohne Zweifel in Maß und Form, die überall Arznei in Gift verwandeln können. Wo der Fleiß nicht gleichgeſtellt wird, wo das Gewinnreiche der Arbeit den Ueberverdienſt beſtimmt, wo der Züchtling in der Anordnung deſſelben nicht durch beſtimmte Geſetze beſchränkt iſt, wo ihm eine Hausmünze oder gar baares Geld zum beliebigen Verkehr in die Hand gegeben, wo nicht die allergenaueſte, von dem Arbeiter ſelbſt zu überſehende Rechnung über Soll und Haben geführt wird, wo ſolchergeſtalt die Billigkeit mit Füßen getreten, der Völlerei aber, dem Handelsverkehr unter Dieben und Betrügern, und dem Mißtrauen gegen die Vorgeſetzten Thür und Thor geöffnet wird, da kann das Fehlſchlagen der beſcheidenſten Hoffnungen nicht befremden. Der Ueberverdienſt verdankt ſein Daſeyn nur dem verdoppelten Fleiß der Arbeiter, wodurch dem Staat die Ausgabe für die ſonſt etatsmäßige, außerordentliche Verpflegung erſpart wird.“ Als Folge dieſer Einrichtung ſagt er: „Kein Verbot feſſelt ihre Zungen, und doch wird man ſelbſt auf den Sälen (wo oft 60 Gefangene arbeiten) nie ein lautes Wort hören, der Aufſeher mag gegenwärtig ſeyn oder nicht. Die Emſigkeit, mit der jeder Arbeiter ſein Rad dem gemeinſchaftlichen Ziele zutreibt, iſt zu groß, als daß ſich ein Nebenintereſſe laut laſſen werden könnte, und in dieſer angeſtrengten Thatigkeit verharren die Leute willig vom erſten Sonnenſtrahl bis zum letzten. Es iſt dies eine Frucht des Fleißes und dieſer eine Frucht des Ueberverdienſtes. Derſelbe iſt eine neue Bürgſchaft der ſichern Verwahrung; er gewinnt ſtets an Stärke und Einfluß. Die kleine, ſich mehrende Summe, welche die Fleißigen im Depoſitorium der Anſtalt für ſich aufbewahrt wiſſen, der Reiz des geſetzlichen, ſauer erworbenen Eigenthums hält ſie mit unſichtbaren Banden.“

Von gleichen Anſichten ſcheint insbeſondere auch die Regierung des Waadtlands in der Schweiz auszugehen, indem ſie einer Zeitungsnachricht zu Folge, als einziges Mittel gegen die Rückfälligkeit der Verbrecher die Sorge anerkennt, nach welcher der zu entlaſſende Verbrecher ſeinen Mitmenſchen, welche vom Ertrag ihrer Arbeit leben, auf einem dem ihrigen gleichen Fuß, d. h. mit Geld und einem Gewerbe zurückgegeben wird,

Gefängniß beſuchte, das auch einige Einzelzellen enthielt, fiel mir allerdings die Emſigkeit auf, mit welcher die einzeln eingeſperrten Züchtlinge arbeiteten. Am meiſten zollte ich deshalb einem jungen Manne von etwa 25 Jahren meine ſtille Bewunderung; ſelbſt der Vorſtand glaubte ihn loben zu müſſen: „nun, ſo iſts recht, du biſt ja jetzt ganz fleißig.“ „Weil ich muß!“ rief der junge Züchtling, nur um ſo eifriger ſein Weberſchifflein mit einer Art Verzweiflung herüber und hinüber werfend. Blick und Ton, womit er ſprach, bleiben mir unvergeßlich.

Man baue doch ja nicht zu ſehr auf eine erzwungene

---

indem ohne dieſes dieſelben Urſachen, welche den Sträfling zum erſten Verbrechen reizten (in der Regel Armuth und Unwiſſenheit), ihn auch zum zweiten verführen würden. Es iſt daher in den dortigen Gefängniſſen Grundſatz, allen Gefangenen die Kenntniſſe eines Gewerbes oder Handwerks beizubringen, ſo weit dieſe ihnen noch fehlen, und ſodann während ihrer Gefangenſchaft ihnen einen Verdienſt möglich zu machen, wovon ſie die Hälfte ihrer Familie zufließen laſſen können. „So knüpft ſich die Kette der Natur, welche ein richterlicher Spruch gewaltſam zerriſſen hat, durch erneuerte Bande wieder an. Das Geld, welches der Verurtheilte ſeiner Familie zugehen läßt, bereitet ihm bei ſeiner Rückkehr einen freundlichen Empfang in der Mitte derſelben. Die Familienbande, die er ſo lange vermißt hat, erneuern ſich für ihn, denn er kehrt nicht gebrandmarkt, arm und nackt zurück, ſondern durch die Strafe gereinigt von früheren Verbrechen und für die Zukunft geſichert durch das Geld, das er beſitzt, und durch die Profeſſion, die er erlernt hat.“

„Mehrere Beweiſe der wohlthätigen Folgen dieſer Einrichtung liegen in den Protokollen des Strafgefängniſſes vor. So z. B., B... geb. zu Bellerive im Jahr 1807, Müllerknecht, arm, wurde wegen Diebſtahls zu zweijähriger Strafarbeit verurtheilt. Bei ſeiner Entlaſſung beſaß er außer dem, was er ſeiner Familie überſchickt hatte, 70 Schweizerfranken und war ein ſehr geſchickter Weber geworden. Unter dieſe Notizen hatte der Ortsgeiſtliche geſchrieben: Nach ſeiner Rückkehr hielt ſich dieſer junge Mann, äußerſt gedemüthigt durch die erlittene Strafe, in ſeines Vaters Hauſe verſchloſſen und wagte nicht auszugehen. Die jungen Purſchen des Orts holten ihn an einem Sonntag ab und führten ihn in ihrer Mitte in die Kirche. — L. wegen mehrerer Diebſtähle zu dreijähriger Arbeitsſtrafe verurtheilt, iſt vollkommen gebeſſert entlaſſen worden. Auf die Nachricht von ihrer ganz tadelloſen Aufführung während ihrer Strafzeit, gingen ihr die jungen Mädchen entgegen und holten ſie feierlich ein. — D. wegen Kindsmords, ohne Vorbedacht, zu zehenjähriger Arbeitsſtrafe verurtheilt. Als ſie auf den Strafplatz kam, war ſie gänzlich unwiſſend, und da ſie ihn verließ, ſo unterrichtet, daß ſie Gouvernante in einem der beſten Häuſer des Kantons wurde.“

Gewohnheit, welcher ſtets ein menſchliches Grundübel, Hang zum Nichtsthun, zur Seite ſteht. Dagegen iſt es gewiß richtiger, daß ein zweckmäßig geordnetes Zuſammenleben der Gefangenen an der Arbeit Freude zu wecken vermag. Wenn nur ein einziger unter zehn Gefangenen iſt, der wirkliche Luſt an der Arbeit hat, ſo werden die übrigen auf deſſen Gemüthszuſtand aufmerkſam, und im Vereine mit andern Reizmitteln wird die Luſt geweckt, was bloßer Zwang nie wirkt.

Aus dem bereits Entwickelten bildet ſich nun wohl von ſelbſt das Urtheil über das Gebot des Stillſchweigens, das man bisher als den nothwendigen Erſatz für die Einzelzelle anzuſehen pflegte, weil man ſtets von der Anſicht ausgieng, bei den Gefängnißreformen vor Allem wenigſtens den negativen Vortheil zu erreichen, daß die Verbrecher nicht ſchlimmer herauskommen, als ſie hineinkommen; durch das Gebot des Stillſchweigens wollte man (außer dem Zweck der Sicherheit, der hier ſehr untergeordneter Natur iſt, da es hiefür mehr und beſſere Mittel gibt) hauptſächlich der Anſteckbarkeit des Böſen vorbeugen. Wir haben nun aber aus den oben angeführten Beiſpielen geſehen, daß das Wort Gottes, aufgepflanzt auch unter eine Maſſe der ſchlechteſten Menſchen, der Bosheit Zaum und Zügel anlegt, daher eine Anſtalt, die nicht auf dieſem Grunde ſteht, auch nie viel leiſten wird. Wir haben aber auch geſehen, daß, ſo lange der gewöhnliche Menſch noch nicht geneigt iſt, dieſer innern, überwältigenden Macht ſich zu unterwerfen, ſchon der Eigennutz wenigſtens äußerlich ihn zu zähmen vermag, und daß eine für die Sträflinge gewinnbringende Arbeit das größte Stillſchweigen ohne Zwang zu erhalten im Stande iſt. (Daß in einem ſolchen Hauſe, wo ſo Viele zuſammen leben und arbeiten, das Sprechen nach einer Hausordnung geregelt ſeyn muß, verſteht ſich von ſelbſt.) Warum alſo immer noch ängſtlich einen Werth auf ein Gebot legen, der ihm offenbar nicht gebührt?

So weit es der Zweck dieſer Blätter erheiſcht, glaube ich nun nachgewieſen zu haben, daß das philadelphiſche (pennſylvaniſche) Gefängnißſyſtem den Anforderungen der Zeit an eine gute Gefängnißverwaltung, wenigſtens in der vorgeſchlagenen Allgemeinheit, nicht entſpricht, daß vielmehr im Syſtem des Zuſammenlebens die Bedingungen dazu gegeben ſind, wenn

1) die Geschlechter in besondern Anstalten völlig getrennt, auch für die jugendlichen Gefangenen (wie dies in Sachsen so schön durchgeführt ist) ganz eigene, von den Strafanstalten für Erwachsene völlig getrennte, mit landwirthschaftlichem Betriebe verbundene Anstalten errichtet werden;[1]

2) wenn man die Masse der Sträflinge in kleine Abtheilungen zerstückelt, so daß diese Abtheilungen (wenigstens der Regel nach) für sich abgeschlossene, in einem Zimmer befindliche Kreise bilden, die zusammen arbeiten, speisen, lernen, aber auch in ihren Erholungsstunden nicht mit andern Kreisen zusammengeführt werden, was in der Regel nur zur Aufhetzung gegen die Hausordnung benutzt wird; Nachts sollten dieselben jedoch in Einzelzellen schlafen;

3) wenn von Durchführung eines allgemeinen, unbedingten Schweigsystems abgestanden, dagegen den Sträflingen durch die Möglichkeit eines erklecklichen Ueberverdienstes ein reges Interesse für die Anstalt eingeflößt, so wie durch die kirchliche und außerkirchliche Wirksamkeit der Geistlichen und Vorsteher der Einfluß der Religion auf die Gemüther der Gefangenen kräftig und mit Umsicht unterstützt wird;

4) wenn die Hausordnungen so abgefaßt sind, daß die gute Absicht dabei auch den Sträflingen ins Auge springt und dem guten Geiste unter denselben eine Theilnahme bei Aufrechterhaltung der Ordnung eingeräumt ist;

5) wenn für einzelne Fälle — sey es für durchaus gefährliche Verbrecher oder für nur zu kurzer Freiheitsstrafe Verurtheilte — und für die disciplinarische Behandlung der Sträflinge eine geeignete Anzahl von Einzelzellen vorhanden ist;

6) wenn überhaupt am Raume nie gespart wird, so daß einer Ueberfüllung eines Gefängnisses stets schleunigst abgeholfen wird. Endlich

7) wenn an der Zahl der Angestellten und ihrer Belohnung nicht zu sehr gespart wird.

Es dürfen die Aufseher nicht bis zum Ermüden angestrengt, nicht zu karg belohnt seyn und nicht ausschließlich aus

---

[1] Vrgl. Emil Riecke, über Strafanstalten für jugendliche Verbrecher. Heilbronn, 1841.

dem Militärſtande rekrutirt werden. Ebenſo darf der Vorſteher nicht mit fremdartigen oder Nebengeſchäften überhäuft ſeyn. Es iſt eine unerläßliche Bedingung, daß der Vorſtand — welcher es ſich zur Aufgabe zu machen hat, möglichſt die Individualität des einzelnen Sträflings in ſeiner Behandlung ins Auge zu faſſen, um ſo auf ſeine Beſſerung geeignet einwirken zu können — durch Gehülfen des Details der Oekonomie und aller niederen Kanzleigeſchäfte, ſo wie auch durch Aufſtellung eines eigenen Juſtitiars der vielen zeitraubenden, in der Regel auf Requiſition auswärtiger Gerichte vorzunehmenden Unterſuchungen möglichſt enthoben werde.

Ich mißkenne es nicht, daß es keine Kleinigkeit iſt, dieſe Aufgabe zu löſen, denn ein ſo geordnetes Syſtem des Zuſammenlebens läßt ſich nicht in mechaniſche Formen einzwängen. Der Staat muß hier ſeinen Beamten vertrauen; von ihrer Stellung, ihrer Einſicht, ihrer Individualität, ihrem Eifer für die Sache hängt Alles ab. Allein wenn irgendwo, ſo läßt es ſich in Deutſchland durchführen; denn dieſes Syſtem iſt dem deutſchen Geiſte angemeſſen und wurzelt im deutſchen Charakter, und wird daher auch Deutſchland eigenthümlich bleiben und im Auslande nur bei ſtammverwandten Völkern mit Erfolg nachgeahmt werden. Ja, es wird einſt mit Recht

das deutſche Syſtem

genannt werden.

Emil Nicke.

Das deutsche weltliche Volkslied.

Je wilder, d. h. je lebendiger, je frei wirkender ein Volk ist (mehr heißt dieses Wort nicht), desto wilder, d. i. desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder seyn. Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Letternart das Volk ist, desto weniger müssen auch seine Lieder für das Papier gemacht, und todte Letternverse seyn; vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Sylben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gange der Melodie, und von hundert andern Sachen, die zum lebendigen Spruch- und Nationallliede gehören, und mit diesem verschwinden — davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wunderthätige Kraft ab, den diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erd- und Luftgesang des Volkes zu seyn. Das sind die Pfeile dieses wilden Apolls, womit er Herzen durchbohrt und worum er Seelen und Gedächtnisse heftet! —

Herder.

Was ist Volkslied?

Viel ist schon über Volkslieder geredet und geschrieben, auch sind bereits größere und kleinere Sammlungen derselben erschienen, daß vielleicht ein Ferneres darüber auf den ersten Blick als überflüssig erscheinen möchte. Betrachtet man aber diese Sammlungen näher, so ergibt sich bald, daß in den meisten Vieles aufgenommen ist, was doch ganz und gar nicht dahin gehört, vielmehr besonders einer Klasse von Liedern anheimfällt, die eben in jüngster Zeit sehr bemüht sind, das eigentliche Volkslied immer mehr zu verdrängen. Es tritt sonach die Vermuthung von selbst entgegen,

wie dem Begriffe desselben immer noch eine gewisse Unklarheit ankleben müsse, welche die Wahrheit hat übersehen lassen, daß nicht Alles was, und weil es vom Volke gesungen, damit auch zum wirklichen Volksliede werde.

Wir wollen hier nun versuchen, uns die Sache klarer zu machen und zu dem Ende das Historische, als sicherste Grundlage, näher ins Auge fassen, zuvor aber erst einige allgemeine Bemerkungen voranschicken.

Je gleichartiger, ebenmäßiger die Culturstufe unter der Gesammtmasse eines Volkes ist, desto gleichartiger, ebenmäßiger und damit populärer wird sich auch seine eigene Poesie gestalten. Am meisten muß dies in den ersten Perioden seiner Entwickelung der Fall seyn, wo der ganze Staatsorganismus den einzelnen Ständen noch nicht untereinander ganz abweichende Richtungen gibt, und ihnen darin bedingte, wechselseitig fremde Bildung vorzeichnet. Jedes Volk nun zeugt und pflegt schon in frühester Zeit seine selbstständige eigene Poesie, und zwar, als Anfang aller Dichtung, zunächst seine Lieder. Diese Lieder, obschon nur von einzelnen besonders Begabten hervorgegangen, sind jedoch der Ausdruck der Gesammtmasse und werden es auch in ihrer Fortentwickelung so lange bleiben, als sich keine größere Bildungsdifferenz in den verschiedenen Klassen des ganzen Volkes ergibt. Ihr nächster Inhalt ist wohl immer religiöser und kriegerischer Art, zur Feier der Gottheiten, Stammhelden und Heerführer; frühe tritt dann auch noch das erotische Element hinzu. Die Pflege dieser religiösen und kriegerischen Dichtung kann bei einigen Völkern einer eigenen Klasse übertragen seyn, wie bei Kelten und Scandinaviern den Scalden und Barden, die dann noch nicht abgelöst von der Gesammtmasse in deren Sinn und Geiste Neues zeugen oder Altes fortbilden, während das Erotische seiner Natur nach doch mehr als Produkt allgemeinerer Theilnahme erscheinen muß. Bei andern Völkern dagegen ist diese besondere Klasse nicht zu finden, und hier dichtet dann Jeder, der irgend Veranlassung und Beruf in sich fühlt, und wie Gelegenheit sein Talent weckt, wird aber stets seinem Liede die Empfindungs-, Anschauungs- und Ausdrucksweise der Gesammtmasse des Volkes geben, so lange er selbst im Niveau der allgemeinen Cultur desselben verbleibt. Reiner und edler wird sich auf die Dauer wohl das Lied unter der

Aufſicht einer beſonderen Klaſſe behaupten können, während bei der größern allgemeinen Theilnahme nothwendig bald viel Unreines, Unedles mit einzuſchleichen Gelegenheit findet.

Dieſe Poeſie nun, die ſo entweder von einer eigenen Dichter- und Sängerkaſte, oder von Befähigten aus dem Geſammtvolke ſelbſt, beides aber ganz im Sinne und Geiſte und als Bedürfniß der Geſammtmaſſe hervorgeht, iſt es, welche wir gemeinhin Volkspoeſie, und auf geſungene Lieder angewendet, Volkslieder nennen, im edlen Sinne des Wortes. Mit der weitern Entwickelung des Volkes nach Innen und Außen treten aber bald die höhern Stände in dem ihnen zugewieſenen Wirkungskreiſe mehr und mehr abſondernd hervor, und gehen dem gemäß mit ihrer darin nothwendig bedingten verſchiedenen Bildung immer weiter von der früher allgemeinen Gleichheit der Cultur aus einander. In dieſer Abſonderung geſtaltet ſich ihnen dann auch die Poeſie anders, und wird bald aus ihrer Mitte neuen Inhalt, neue Form gewinnen, die zunächſt nur ihre Anforderungen und Bedürfniſſe auf ihrem Bildungsſtande zu befriedigen im Auge haben. Hiermit iſt denn die Entſtehung der Kunſtpoeſie gegeben, an die man zwar auch als höchſte Aufgabe Popularität zu ſtellen pflegt, die aber doch der Natur der Sache nach unter dieſer Bildungsdifferenz dahin nie gelangen kann.

Neben dieſer Kunſtpoeſie, wie weit ſie ſich auch ausbreiten möge, wird jedoch ſtets noch den mehr auf früherer Kulturſtufe gebliebenen niedern Ständen, auch die frühere Poeſie, beſonders das Lied verbleiben, und durch dieſe ſelbſt beſtändige Fortbildung erfahren. Es wird dies Lied auch fortan noch durchaus den Namen „Volkslied“ behalten müſſen, da es in ſich die Fähigkeit hat, allen Ständen gemeinſam verſtändlich zu ſeyn, und immer noch auf dem breiten, vollen Leben des größten Theiles der Nation baſirt iſt, welche allgemeine Verſtändlichkeit und befähigte Zugänglichkeit die Kunſtpoeſie auf ihrer iſolirten Höhe nicht hat. Von hier an nimmt jedoch der Begriff Volkslied ebenſo etwas Niederes in ſich auf, wie es der Ausdruck Volk ſelbſt, als nunmehriger Gegenſatz zu den höhern Ständen erhält. Ganz untergehen kann es wohl nicht anders, als mit dem ganzen Volke; denn es hat zu jeder Zeit alle Bedingniſſe zu ſeiner Exiſtenz in der immer wenig veränderlichen Grundlage der niedern Klaſſen ſelbſt. Die

Bedingnisse der Kunstpoesie dagegen sind anderer Art und können um so leichter entzogen werden, als sie sich vom Populären entfernen; daher wir denn auch ein Steigen und Fallen derselben oft in wenigen Dezennien gewahren. Der Zustand und die Bildung der höhern Stände ist überhaupt ein mehr künstlicher, und führt in tausend Beziehungen von jung auf von der einfachen Natur ab, weshalb Mode und Zeitgeschmack auch überall auf ihre Poesie und Kunst so hohen, oft in kurzer Zeit sich geradezu entgegengesetzten Einfluß gewinnen. Der frühere allgemeine Volkszustand dagegen mit seiner Poesie, so wie der jetzige der niedern Stände, bleibt immer mehr an der schlichten Natur, und deshalb gewinnt denn auch Mode und Zeitgeschmack niemals die Oberhand darin.

Wenden wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen unsere Augen nun auf die deutsche Literaturgeschichte, so findet sich das Gesagte darin vollkommen bestätigt. Freilich haben wir keine Denkmäler unserer ersten Dichtungen mehr aufzuweisen; indessen geben doch alte Schriftsteller ausdrücklich das früheste Vorhandenseyn einer eigenen Poesie, und namentlich das von Volksliedern, bei unsern Voreltern an. Nach Tacitus waren dies Gesänge zur Feier nationaler Götter, Stammhelden und Heerführer, dann Schlacht-, Spiel- und Gelaggesänge, also Lieder religiösen und weltlichen Inhaltes. Nach jüngere Schriftsteller, wie **Paul Diac. de gest. Langob.** — **Gornand. de reb. Get.** — **Thegani vita Hludovici** — **Dietmar Merseb. etc.**, bezeugen ausdrücklich den im deutschen Volke von jeher überall verbreiteten Gesang eigentlicher Volkslieder. Ob diese aber ihren Ursprung in einer eigenen Dichter- und Sängerklasse — den Barden — hatten, denen vorzugsweise die Hege und Pflege dieser Nationalpoesie anvertraut war, oder ob diese bei unsern Vorfahren gar nicht existirten, wie es bisher noch streitig erschien, kann für unsern Zweck hier füglich unerledigt bleiben, obschon wir aus vielen wohl erwogenen Gründen deutschen Liedergesang immer lieber der allgemeinern Produktionskraft zuweisen, als einer besondern Kaste, die höchstens nur in allerfrühesten Zeiten allein darin mag bethätigt gewesen seyn. Wie ausgebreitet und der allgemeinsten producirenden Theilnahme verfallen, mußte schon zu Karls des Großen Zeit der Volksgesang seyn, daß in seinen und seines Sohnes Capitularien eigene Bestimmungen den Nonnen die Liebeslieder, das Dichten von Spottliedern

hiſtoriſchen Inhaltes, ſo wie den Sachſen das Singen der Teufelslieder ernſtlich zu unterſagen, veranlaßt werden konnten. Doch ſcheint das wenig gefruchtet zu haben; denn die fortwährende allgemeine Theilnahme am weltlichen Liede brachte ſo Vieles hervor, was dem immer mehr ſich entwickelnden Kirchen- und Mönchsweſen anſtößig erſchien, daß namentlich zu Ottfried's Zeit im 9ten Jahrhundert ſich eine förmliche Oppoſition gegen das obſcöne Volkslied erhob, und Ottfried ſelbſt in ſeinen Evangelienharmonien entſchieden dagegen auftrat. Von hier ging eine eigene mönchiſche Kunſtpoeſie hervor, wenn man dieſe meiſt ſterilen Reimereien ſo nennen will. Ob dieſe ihren nächſten Zweck erreichten, ſteht dahin; ſo viel aber ſcheint gewiß anzunehmen, daß eine auf ſo iſolirtem Standpunkte in klöſterlicher Einſamkeit entſproſſene Poeſie, wenn ſie auch zunächſt das Obſcöne mehr oder weniger glücklich verdrängte, doch nicht wohl Kraft und Fülle genug in ſich haben konnte, das aus dem friſchen, vollen Leben erwachſene eigentliche Volkslied im Ganzen zu verdrängen, wäre ſelbſt der geiſtliche Einfluß über die Gemüther noch größer geweſen, als er wirklich war, und hätte ſie ſich in ihrer Form, um populär zu werden, auch noch ſo eng an das gäng und gebe Volkslied angeſchloſſen. Wir finden denn auch nach dieſer Zeit genugſame Dokumente für den fortwährend durchs ganze Volk gehenden Liedergeſang.

Das ſpäter im 12ten und 13ten Jahrhunderte ſich in ganzer Fülle ausbildende Ritterthum erzeugte ebenfalls in ſeiner größern Abweichung aus dem allgemeinen gleichen Volksbildungsſtande, und ſich mehr an die Höfe der Fürſten lehnend, eine eigene demgemäße Poeſie, in Bezug auf Lyrik das ſogenannte Minnelied, und bildete damit einen Gegenſatz zum eigentlichen Volksliede, die fernere allgemeinere Theilnahme daran den höher Gebildeten entziehend. Denn obſchon die von Nithart zu Anfang des 13ten Jahrhunderts in Oeſterreich geſchaffene ſogenannte höfiſche Dorfpoeſie auch ihre, und noch dazu ſehr vornehmen Verehrer fand, wie ſich dagegen Walther von der Vogelweide ärgerlich genug ausſpricht:

— — Swer ungefüege zwîgen hieze,
Waz man noch von froiden sunge! Und si abe den burgen stieze.
Daz si dâ die krôn niht twunge. Wurden ir die grozen höve benomen,
Daz wäre allez nâch dem willen mîn. Bi den geburen liez ich si wol sîn,
Danne ist si och herbekomen —

ſo war dies doch gegen die allgemeinere Theilnahme der höhern Welt im übrigen Deutſchland am Minnegeſange, nur mehr lokaler, untergeordneter Art.

Nach dem Abblühen des Minnegeſanges im 14ten Jahrhunderte trat dann mit größerer Ausbildung der Städte das Bürgerthum beſonders mächtig hervor, und ſchuf ſich gleichfalls ſeiner jetzigen Stellung gemäß eine eigene Poeſie — das Meiſterſängerlied. Wie wenig aber im Allgemeinen der Minnegeſang in ſeiner überſinnlichen Liebesfeier, und dabei complizirten Form etwas Volksthümliches geben konnte, fällt auch dem oberflächlichſten Kenner in die Augen. Eben ſo wenig vermochte dies der ganz gegentheilige Meiſtergeſang. Dieſem wies die ſtarre Zunftregel der Bürger ſchon für ihre Dichtung eine gleich erſtarrende todte Buchſtabierregel an, deren Produkt in ſolcher geiſtloſen Verknöcherung und dabei verwickelten Form, eben ſo wenig wahrhaft Volksliederthümliches zu leiſten im Stande war. Die eigentliche Oppoſition daher, die das weltliche Volkslied durch das Auftreten irgend einer Kunſtdichtung bisher erfuhr, iſt mehr negativer als poſitiver Art, dadurch, daß ſich die beſſern Kräfte der Geſammtmaſſe von demſelben abwandten und es mehr in den Händen der niedern Stände ließen, wodurch daſſelbe allerdings einer Verwilderung entgegen ging.

Nachdem aber dieſe verſchiedenen Kunſtdichtungen bereits abzublühen anfingen, führte der eigenthümliche, tief bewegte Zeitgeiſt der damals das geſammte deutſche Volk ergriff, die bisherigen getrennten Kunſtdichtungsarten wieder näher zur Volkspoeſie und beſonders zum Volksliede heran, und es läßt ſich namentlich ſchon im 14ten Jahrhunderte leicht ein Uebergang des Minneliedes in das Volkslied bemerkbar machen. Bald darauf im 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts geſtaltete ſich denn durch dieſe vollere Vereinigung das wahre Volkslied nach Inhalt und Form der Art, daß wir hier die vollendetſte Blüthe deſſelben, als Produkt der Geſammtmaſſe des Volkes gewahren. Alle Stände nahmen daran Theil; Fürſten und Bettler, Ritter und fahrende Leute, Krieger und Mönche, Kaufleute und Handwerker, kurz jeder Berufene im Volke dichtete bei Gelegenheit, in Freude und Trauer, Haß oder Liebe, Spott und Scherz auf öffentliche, wie private Vorfälle irgend ein Lied, das auf gemeinſamem Volksboden erwachſen,

auch bald Gemeingut wurde. Daſſelbe Lied tönte mit ſeiner Weiſe durch die Paläſte der Könige wie aus der niedern Spinnſtube der ärmſten Hütte. Was früher ſeit dem Auftreten der Kunſtpoeſie als altes Erbtheil oder ſelbſtſtändig erzeugt, nur den niedrigſten Klaſſen als Volkslied geblieben war, erhielt nun durch den Zutritt der höhern Stände eine um ſo höhere, herrlichere Belebung, und namentlich erfuhr das erotiſche Lied eine ſchöne Veredlung durch den frühern Ton des Minneliedes, der von nun in daſſelbe hineinklingt.

Es mag auf den erſten Blick vielleicht befremdend ſeyn, daß alle dieſe verſchiedenen Stände bei damaliger anſcheinend ſo großer Kluft unter ihnen in dem ſtrengen Kaſtenweſen, eine ſo gleichmäßige Empfindungs- und Ausdrucksweiſe haben konnten, wie ſie ſich im damaligen Volksliede zeigt, und daß ſich unter dieſen Umſtänden daſſelbe ſo allgemein zu verbreiten im Stande war. Betrachtet man aber die Lage der Dinge näher, ſo tritt dieſer Unterſchied freilich wohl grell genug im Aeußern derſelben, aber nicht ſo im Innern hervor. Das religiöſe Element zunächſt war Allen gleichmäßiger, und die Ufer, welche den einfachen Glauben einſchloſſen, im Ganzen wenig von den Strömungen der Reflexion unterwühlt; die ſparſam nur an Einzelne vertheilte Wiſſenſchaft riß noch nicht größere Maſſen aus dem Volksboden los und zeichnete ihnen beſondere Wege vor, auf welchen ſie immer weiter vom allgemeinen Stande der Erkenntniß ab, in ihrer innern Welt ſich labyrinthiſch verlaufen konnten. Ueberhaupt war damals Gemüth und Phantaſie vorherrſchend, und was daraus auch in anderer vielfach geübter Kunſt hervorging, Allen zugänglicher, Allen gemeinſam verſtändlicher. Dazu kommen noch die vielen kirchlichen und weltlichen Volksfeſte, durch welche die Geſammtmaſſe fortwährend zuſammenwirkend, enger an einander gehalten wurde; und neben alle dieſem ließe ſich dann auch leicht noch im häuslichen Leben zwiſchen Herrn und Knecht, Frau und Magd ein viel patriarchaliſcheres Verhältniß und eine nähere Berührung nachweiſen, als jetzt ſtattfindet. Unter dieſen Umſtänden aber konnte ſich dann das Volkslied ſo allgemein, wie wir es damals finden, durch alle Stände und Klaſſen ſehr leicht verbreiten und von Allen gleichmäßig gehegt und gepflegt werden. Dieſe begünſtigenden Umſtände waren zwar früher auch ſchon eben ſo vorhanden,

aber die Zeitinteressen selbst nicht der Art, die höhern Stände von der Bahn ihrer Kunstpoesie ehe abzubringen, als bis diese völlig durchlaufen.

Die Manifestation dieses eigenthümlichen Zeitgeistes nun, der aus sich durch Vereinigung aller Kräfte des Volkes das neue Volkslied in so merkwürdiger Fruchtbarkeit und Blüthenfülle hervortrieb, verdrängte damit denn auch aus den niedern Kreisen immer mehr die frühern Helden- und historischen Lieder, die meist einer bereits abgelebten Zeitepoche und darin entfremdeten Anschauungsweise zugehörten, und schon früher den höhern Ständen, bei größer erwachtem geschichtlichem Bewußtseyn, mehr in die Reimchroniken übergegangen waren.

Die größte Allgemeinheit gewannen damals wohl die erotischen Lieder, namentlich die Liebesromanzen, von denen noch gegenwärtig ein großer Theil, mehr oder weniger umgebildet im Volksmunde lebt, und die neben allem Neuen unverändert gern gesungen werden.

Bei dieser allgemeinen Theilnahme des Gesammtvolkes am Volksliedergesange, mußte sich aber auch in dieser Epoche bald viel Obscönes und Gemeines mit einschleichen, gegen dessen Ueberhandnahme dann eine Reaktion nicht ausblieb. Der Eifer der Kirche erwachte dagegen und setzte die weltlichen Worte in geistliche um und behielt die Melodien bei, oder zog diese zu ganz andern Liedern herüber, eine Sitte, die sich denn bei Katholiken, wie Protestanten, bis fast in die neuesten Zeiten fortgepflanzt hat.

Trotz dem aber erhielt sich das bessere erotische Lied doch noch in schöner, reicher Blüthe. Erst mit der Reformation und durch Luthers geistliche Lieder kam ein ganz neues Element auf, das nun vielfach von dem Frühern ablenkte. Seine Lieder wurden bald von Jung und Alt, Vornehm und Gering unter den Protestanten allgemein in Kirchen und Schulen, zu Haus und öffentlich gesungen. Eine andere Aufgabe, die geistliche Liederdichtung, war damit gegeben, und dieser wandten sich bald auch die besten Kräfte der Gebildeten zu, so daß eine staunenswerthe Masse auf diesem Gebiete produzirt wurde.

Daß unter solchen Umständen das weltliche Volkslied bereits seinen Höhepunkt erreicht hatte und sich nun wieder niedersenkte, fällt in die Augen. Hierzu kam noch, daß die nunmehr größere Ausbreitung der Presse auch die Wissenschaft allgemeiner beförderte,

das Leſen überhand nahm, da andere Intereſſen die Gemüther aufs Heftigſte bewegten, die ſich nur ausgeführter in Proſa ſagen und leſen, nicht aber in beſchränker Liederform ſingen ließen. Der früher gemeinſamere Boden der Religion war zertheilt, die größere Reflexion in ausgebreiteter Wiſſenſchaft der höhern Stände behauptete ihr erkräftigtes Recht gegen das frühere gemüthliche und phantaſiereichere Leben, und damit trat dann eine große innere Kluft in die Bildung des Volkes, wie ſie zuvor nicht dageweſen war.

Jetzt ſuchten denn auch wieder die höhern Klaſſen für ihre Kulturſtufe nach einer Kunſtpoeſie und gingen dadurch immer weiter von der früheren Theilnahme am Volksliede ab, das nun wieder allein dem mehr auf alter Stufe zurückgebliebenen niedern Volk verblieb. Was ſich aber noch aus höhern Kreiſen dem Volksliede zuwandte, war ſchon unter dem Einfluſſe der Reflexion erzeugt, Nachbildung, Uebertreibung, fern der frühern unbewußten Einfalt, und geſtaltete ſich zu einer Zwittergattung zwiſchen Kunſt- und Volkspoeſie.

Bald jedoch ſonderte ſich die Kunſt ganz vom Volksliede ab und ging ihren eigenen Weg. Die nächſte Folge dieſer reflektiven Richtung war, daß man den muſikaliſchen Beſtandtheil des Liedes fallen ließ, der ſo ganz in der Gemüthswelt ſeine Begründung hat, und dagegen die Lyrik der Worte ſelbſtſtändiger zur Erſcheinung brachte. Dies ging beſonders von Opitz und ſeiner Schule aus, während andere freilich noch, wie Riſt, zwar nicht ganz von der Melodie abfielen, aber doch den Ton ächter, wahrer Volkslyrik zu ſchwach anſchlugen, um je wieder Gemeingut des ganzen Volkes werden zu können.

Schon früher aber hatte auch die Muſik eine eigene, ganz neue Bahn betreten, und ſich mehr der Ausbildung des harmoniſchen Theiles derſelben zugewendet.

Von den mehrſtimmigen, ſchon lange beſtandenen, weltlichen und geiſtlichen Compoſitionen ging ſie auf die fremdem Kunſtgeſchmacke entlehnten Vilanellen, Madrigale und Canzonen über, deren künſtliche, mehrſtimmige Compoſitionen denn bald in den gebildeteren Kreiſen die einfachen Melodien des älteren Volksliedes verdrängten. Aber ſelbſt auch wo das Volkslied noch den Worten nach beibehalten wurde, erſchien es doch nur im Gewande künſtlich gewirkter Harmonien. Dazu kam noch das ſich nun auch mit der Mitte des 17ten Jahrhunderts allmählich ausbildende Theaterweſen

in Schauspiel und Oper, durch welche der Sinnenreiz so aufgekitzelt wurde, daß die frühere Einfalt des Volksliedes natürlich von selbst nur den Ständen allein noch genügen konnte, die jene Ergötzungen in ihrer Stellung nicht zu theilen vermögend waren.

Das Volkslied erhielt fortan keine neue belebende Anregung durch die zurückgekehrte Kunstpoesie, sondern blieb von nun allein der Pflege des niedern Volkes überlassen. Hierin aber thaten sich allerdings einige besonders günstige Momente, wenigstens für einzelne Zweige desselben im Laufe der Zeit hervor. So erzeugten namentlich der dreißigjährige Krieg, die Türken- und andere Kriege zur Zeit Eugen's, so wie besonders die Friedrichs des Großen eine Menge Soldatenlieder, die in ihrer ächten Volksweise bald allgemeine Ausbreitung gewannen, und zum Theile noch bestehen. Die große Masse von Abentheurern, woraus damals noch ein bedeutender Theil der Heere bestand, und die oft aus den gebildeteren Ständen auf lange in die Reihen gemeiner Krieger verschlagen wurden, deren ganze Art und Weise in volksthümlicher Liederdichtung sie bald annahmen, — wobei ihnen aber immer ihre frühere Bildung in Styl und Wort zu Gute kam, — läßt uns erklären, warum diese Kriege so viel mehr originale Volkslieder hervorbrachten, als selbst die so nationalen letzten großen Freiheitskämpfe des gesammten deutschen Volkes. In dieser letzten Periode hatte sich das Heerwesen schon ganz anders ausgebildet, und jenen Abentheurern war bei der wissenschaftlichen Organisirung des Kriegerstandes der Weg dahin versperrt, und obschon jetzt alle Klassen unter den Waffen standen gegen den gemeinsamen Erbfeind, so blieben doch die Gebildeten zu temporär in den Reihen des niedern Volkes, um ganz im Sinne und Geiste des bei demselben erhaltenen ächten Volksliedes, als wahre Volksliederdichter auftreten zu können. Was sie leisteten, wie trefflich es auch sey, blieb in Wort und Weise mehr das Eigenthum der Gebildetern und lebt darin theilweise noch fort; die niedern Kreise berührte es nachhaltig nicht. Dasjenige aber, was von dem niedern Kreise des wehrhaften Volkes damals ausging, war mehr Umbildung früherer Soldatenlieder, als Originales.

Auch das Jägerlied wurde am Ende des 16ten und im 17ten Jahrhunderte und noch weit ins 18te hinein, bei wieder kunstmäßiger Betreibung des Waidwerks, sehr kultivirt, so daß sich eine große

Menge Lieder der Art vorfinden. Im Munde des Volkes ist indessen, im Vergleiche zu der Masse, doch nicht so viel davon erhalten, und nur das, was nichts mit der alten Kunstjägermythologie zu schaffen hat, sondern sich auf allgemeine Jagdbeziehungen stützt.

So finden wir also nun, bei der immer weiter auseinandertretenden Bildung der verschiedenen Stände, auch analog ein immer weiteres Auseinandertreten der Kunstpoesie von der des Volkes. Das Volkslied zieht sich immer tiefer hinab und kommt so allmählich ganz aus dem Bewußtseyn der höhern Klassen. Selbst der Bürger in kleinern Städten scheidet in neuester Zeit immer mehr davon ab, und hängt sich an die Liederweisen der fremden Oper an, so daß im Ganzen nur der Landmann und die zunächst mit ihm verwandten ländlichen Gewerke noch das eigentliche alte Volkslied in sich bewahrt haben.

Bei der bloßen Bewahrung des alten Erbtheils in diesen Liedern ist indessen dieser Stand nicht stehen geblieben, sondern hat vielmehr fortwährend daran umgebildet, viel Neues aus sich heraus geschaffen, und erzeugt auch noch täglich Neues, was fernab von der sich selbst bewußten Kunstpoesie, ganz in seiner vollen Unmittelbarkeit, als Produkt der Gelegenheit, aus dem Drange des Gemüthes und der Phantasie entsprossen, einfach und schlicht wie es ist, den ganzen Grundcharakter der mittelalterlichen Stammmutter an sich trägt, obschon natürlich nicht mehr in so edler Art.

Diese Lieder nun, die seit der Blüthezeit des deutschen allgemeinen weltlichen Volksliedes sich fort und fort durch Tradition in diesem niedern Stande erhalten haben, so wie dasjenige, was von demselben daran umgebildet und selbstständig neu nach Art und Weise des Frühern in Wort und Melodie erzeugt wurde, und noch heute von ihm mit Lust und Liebe gesungen wird, ist es, was wir jetzt Volkslied nennen, und allein auch nur nennen können. Freilich ist der Begriff des Volksliedes hiermit, gegen den des Mittelalters gehalten, ein sehr verengerter; indessen ist im frühern Sinne auch wohl schwerlich je wieder ein allgemeines Volkslied zu hoffen, wenigstens so lange nicht, bis die ungeheure innere Kluft der Bildung des Gesammtvolkes sich als eine ausgeglichenere darstellt.

So viel in möglichster Kürze über das Historische des Volksliedes,

um nur den allgemeinsten Standpunkt für die Beurtheilung desselben zu gewinnen. Wir können nun nach Seiten des Wortes wie der Weise, die beide erst in ihrer innigen Vereinigung das wahre Volkslied bilden, zu näheren Betrachtungen übergehen, um uns deutlich zu machen, worin das eigentliche Grundwesen derselben bestehe.

Ursprung und Alter.

Bezüglich der Dichtungen haben wir das hierher Gehörige bereits erledigt, und bemerken nur noch, daß in mittelalterlichen Büchern, besonders Notendrucken, in Chroniken und andern Manuscripten ein großer Theil des noch jetzt gebräuchlichen Volksliedes, ursprünglicher Gestalt nach erhalten ist. Man hat diese Schätze auch vielfältigen Untersuchungen nach allen Seiten hin unterworfen, leider dabei aber die Erforschung der alten Melodien ganz vernachlässigt, und so kommt es, daß wir über deren Ursprung, Alter und Form noch gar nichts Genügendes besitzen, und doch würde eine Geschichte des Melos der Kunst wie des Volksgesanges von höchstem Interesse seyn, und viel Licht über manche dunkle Partien mittelalterlicher Poesie verbreiten.

Wir wollen hier versuchen, wenigstens für unsern Zweck etwas Näheres zu gewinnen. Volkslied überhaupt ist stets für Gesang bestimmt, nicht zum Lesen oder Deklamiren; oft tritt dabei noch Begleitung von Tanz, oder auch nur einfache rhythmische Bewegung der Hände hinzu, ja in manchen Gegenden finden sich fast nur Tanzlieder. Die Weisen derselben erhalten sich heute noch im Volke einzig und allein durch Tradition; an eine Notirung nach Art der Kunstmusik, um sie danach zu lernen, ist nicht zu denken, und dies war auch in allen frühern Zeiten der Fall. Bis zur Erfindung der Notenschrift, etwa zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, waren die gebräuchlichen Neumen und gregorianischen Buchstaben sicher nicht geeignet, weltliche Melodien in ihrer rhythmischen Gestalt genügend aufzuzeichnen; sie konnten höchstens nothdürftig dem unrhythmischen, gleichtonigen Kirchengesange sinnliche Veranschauung geben; auch hielten es die Geistlichen, die nur im Besitze dieser Kunst waren, gewiß nicht der Mühe werth, die Weisen des so oft bekämpften weltlichen Liedes in ihrer Notirkunst zu verewigen, wenigstens ist nichts auf uns gekommen.

Aber auch die ſpätere Notirkunſt hat uns neben den Melodien des gregorianiſchen Geſanges, der Leichen, der Minne- und Meiſterſängerlieder nichts Genügendes von eigentlichen weltlichen Volksmelodien hinterlaſſen, woraus wir auf ihren Urſprung, ihr Alter und ihre damalige Form ſchließen könnten.

Wollte man annehmen, daß die Volksmelodie ſich überhaupt aus dem Kirchengeſange gebildet habe, ſo widerſtrebt dem zuerſt das viel höhere Alter des Volksgeſanges als das des Chriſtenthums bei den Deutſchen ſelbſt, dann aber auch das verſchiedene melodiſche Grundweſen beider Geſangarten. Der gregorianiſche Geſang, von welchem doch hier allein nur die Rede ſeyn kann, iſt, wie oft man auch widerſinniger Weiſe das Gegentheil hat behaupten wollen, immer durchaus unpopulär; denn er entbehrt gänzlich der Elemente, die allein nur eine wahre Melodie, und gar eine Volksmelodie geſtalten können, nämlich des Rhythmus und des Taktes. Er iſt vielmehr ein deklamatoriſcher Geſang ohne beides, in meiſt ganz gleichen Noten, und das Wenige, was dabei das Ohr etwa als rhythmiſch und taktmäßig heraushört, iſt nur Produkt des ſich aus jedem Sängermunde bei beſchleunigter Bewegung von ſelbſt geſtaltenden Accentrhythmus, der gleichen Notenbezeichnung zum Trotze. Dieſer Geſang war ja auch nur für den Prieſter und den mühſelig eingelernten Chor berechnet, und wie viel dieſe dabei zu überwinden hatten, ſehen wir ſchon an Karls des Großen deutſchen Sängern, denen die Erlernung der römiſchen Kirchenweiſen ſo ſchwer wurde, wobei ihnen aber wohl die angeblich rauhen Kehlen weniger im Wege ſtanden, als das unrhythmiſche, taktloſe und damit unmelodiſche Weſen des Geſanges ſelbſt. Bei der geſchichtlich bekannten Liederkunſt der Deutſchen, deren theilweiſe Exceſſe die ſchon oben angegebenen Capitularien abzuſtellen ſuchten, ſind gewiß Ohren und Kehlen nicht unempfänglicher für wahre Melodie geweſen, als auch heute, wo hunderte von Weiſen ohne allen Unterricht ſich noch täglich mit geringer Mühe im Volke fortpflanzen, während es ſich eben ſo widerſtrebender Natur zeigen würde, wollte man ihm gregorianiſche Weiſen aufdrängen, wie Karls Sänger. Möchten hiergegen gehalten die Angaben namhafter Schriftſteller begründet erſcheinen, daß ſich auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem alten gregorianiſchen Choralgeſange und ſchottiſchen, bretoniſchen und neugriechiſchen Volksweiſen ergebe, ſo

haben wir doch im deutſchen Volksmelos, wie er jetzt iſt, durchaus nichts Genügendes aufzuweiſen, was einen Urſprung auf jenem kirchlichen Gebiete anzunehmen irgend berechtigte. Dem Verfaſſer wenigſtens iſt es bis jetzt nur gelungen in der Weiſe des Liedes einer alten Jungfer Aehnlichkeit mit einer kirchlichen Lamentation zu entdecken, leicht noch ein Reſt aus jener Zeit, wo man allerdings im ſatyriſchen Verfahren kirchliche Melodien weltlichen Liedern, beſonders zur Verſpottung des Clerus unterlegte, und wo dann der Contraſt des weltlichen Textes zum Gewande kirchlicher Melodie treffend komiſche Wirkung, wie bei genanntem Liede, hervorbringt. Für gleiches Entlehnen kirchlicher Melodien auf anderm und eigentlichem Gebiete deutſchen weltlichen Volksgeſanges ſpricht aber nichts; es ſtellt ſich vielmehr zur Genüge heraus, daß die Kirche weltliche Melodien des Volksliedes herüberzog, was ſie ſicher nicht gethan hätte, wäre in ihrer eigenen Geſangsart die urſprüngliche Kraft und Fähigkeit gelegen, ächte volksthümliche Weiſen erzeugen zu können. Wir ſtimmen daher, geſtützt auf die melodiöſe Grundverſchiedenheit beider Geſangsarten, noch weniger der Meinung bei, welche die Kirche als urſprüngliche Zeugerin der Volksmelodien, aber als kirchlicher, anſieht, die dann auf die weltlichen Lieder übergingen, und ſpäter endlich wieder von da durch dieſelbe als ihr erſtes Eigenthum eingefordert wurden.

Eine rhythmiſche Reduktion und Taktirung dieſes gregorianiſchen Geſanges anzunehmen, um durch dieſe Manipulation weltliche Volksmelodien zu gewinnen, hieße aber doch wahrlich ans Lächerliche ſtreifen, indem es mehr als ein Wunder wäre, wenn ſich je aus dem ſchwerfälligen, unſymmetriſchen, weit ausgeſponnenen takt- und rhythmusloſen Tongebiete jenes ſich die volle, friſche, klare, leichtfaßliche, bewegliche und in Takt und Rhythmus ſich überall ſo eng an die Worte lehnende Weiſe des Volkes hätte können herausſtutzen, ſtutzen und putzen laſſen.

Und wie wäre das nun gar bei den Tanzliedern möglich? Schwerlich möchte die vereinte Kraft von Strauß und Lanner im Stande ſeyn, eine gregorianiſche Weiſe zu einem ſolchen Volkstanzliede umzuwandeln.

Auf dem kirchlichen Boden haben wir alſo die heutige Volksmelodienform nicht zu ſuchen, und es fragt ſich alſo nun, ob ſie

nicht Produkt des Minne- oder Meistergesanges, oder endlich der Kunstmusik als solcher sey? Doch auch hier zeigt sich bald das Gegentheil.

So wenig, im Allgemeinen bemerkt, das heutige Volkslied, den Worten nach, aus dem Minne- oder Meistergesange hervorgegangen ist, eben so wenig sind es auch die Melodien desselben. Erstere beide Kunstgattungen, obzwar sich selbst ganz entgegen stehend, bewegen sich in einem zu einseitigen Kreise von Anschauungen, Gefühlen und Gedanken, und liegen beide damit eben so weit vom frischen, vollen, freien, überall regen Leben des Volkes ab, um dessen ganze Art und Weise irgend ausdrücken zu können, und schon die künstlichere, oft verwickelte Form der Dichtungen gewährte der Melodie nicht den Raum, sich volksliedermäßig zu entfalten, wie nachfolgende Untersuchungen noch ergeben werden. Vergleicht man nun gar die notirt vorhandenen Melodien der Minnelieder mit unsern Volksweisen, so zeigt sich auf den ersten Blick die gänzliche Verschiedenheit derselben. Weder die Einfachheit, noch die schöne klare Rhythmik, der präcise Takt, noch überhaupt die leichte Faßlichkeit und Ueberhörbarkeit der Melodien, wodurch sie gerade so populär sind, findet sich dort vor. Auch scheint es fast, als ob wirkliches Einhalten eines Taktes nicht einmal wesentlichen Bestandtheil des Minneliedes gebildet habe, da wenigstens die bei Forkel gegebenen Proben, mit deren Original verglichen, behufs der taktlichen Eintheilung, willkürlichen Veränderungen unterworfen sind. Von den Weisen des Meistersängerliedes ist es aber bekannt, daß sie sich ganz an die gregorianischen Weisen anlehnten, und damit mußten sie, nach unsern obigen Erörterungen, natürlich ganz von den des Volksliedes abtreten.

Es bleibt nun noch zu ermitteln, ob diese heutige Volksmelodienform nicht Produkt der eigentlichen harmonischen Kunstmusik des Mittelalters sey. Dies wäre durch notorische Beispiele, die vor die eigentliche Entwickelungszeit des mittelalterlichen Volksliedes fielen, am ehesten zu erweisen; aber daran fehlt es gerade. Es kommt zwar bei den frühesten Contrapunktisten, bis tief ins 16te Jahrhundert hinein, unzählig oft vor, daß sie Messen über eine damals bekannte weltliche Volksweise komponirten; hier ist aber der Text dieses weltlichen Liedes nur den Anfangsworten

nach angegeben, so daß sich der Melos desselben nicht verfolgen läßt. Ferner aber ist auch derselbe den contrapunktischen Bedürfnissen gemäß gewiß vielfach verändert worden, wie schon die Syncopirungen, die an sich unpopulär sind, genügend beweisen. Das Einflechten weltlicher Melodien lag damals ganz im Geiste der Zeit, die ja auch auf einem andern Gebiete der Kunst, in der kirchlichen Architektur, sich ebenfalls nicht scheute, zu ihren Ornamenten viele Gebilde aus dem weltlichsten Leben aufzunehmen. Es war Bedürfniß der ächten strengen Kirchenkomposition, im Motive des Volksliedes einen populären Anknüpfungspunkt zu finden, so wie man jetzt umgekehrt der verweltlichten Kirchenkomposition einen feierlichen ernstern Charakter aufzudrücken sucht, indem man Motive aus dem geistlichen Volksliede, aus dem Chorale entlehnt, um damit wieder in allbekannter Weise dem kirchlichen Bewußtseyn des Volkes näher zu treten und verständlich zu werden. So wie aber hierbei die bekannten Choräle lange vor der Entwicklung jetziger Kunstmusik zu suchen sind, eben so muß es auch mit den von den alten Contrapunktisten eingeflochtenen weltlichen Volksmelodien gewesen seyn; auch sie mußten wohl lange vor der Entwicklung damaliger Kirchen- und Kunstmusik ihre Entstehung haben, daß die Komponisten zum Zwecke des Populären daran anknüpfen konnten.

Blickt man auf den Stand, das innere Wesen damaliger musikalischer Kunst, so erhält diese Annahme noch vollere Begründung. Die alten Meister nämlich bewegten sich bis zu Anfang des 17ten Jahrhunderts ausschließlich nur auf dem Gebiete des Contrapunkts, sowohl in weltlicher wie kirchlicher Musik, und kannten im polyphonen Gesange durchaus nicht das Hervortreten der Subjektivität in einer melodiös besonders bevorzugten Stimme, so wenig wie das irgend eines Solo's. Der in diesen Contrapunkten erscheinende Melos ist vielmehr nur canonisches Motiv, als solches angewiesen, sich unter allen Stimmen gleichmäßig geltend zu machen, nicht ein in sich abgeschlossener, vollständiger Gedanke, dem die andern Stimmen oder Instrumente nur zur harmonischen Begleitung dienen, wie bei unsern Monodien. Solche canonische Motive als Melos in allen Stimmen vollständig fließend und richtig zu verschlingen, war so sehr Haupttheil ihrer Kunst, daß Harmonik, Accordfolge, eben nur als Produkt einer guten, richtigen

Stimmführung angesehen wurde, und selbstständig keine eigene Behandlung erfuhr. Dies canonische Verfahren liegt überall in unzähligen Kompositionen weltlicher Lieder zu Tage, und Gesänge aller Art, wie Bergreihen, Jäger- und Reuterlieder, Martinslieder, Liebesgesänge, Madrigale, Bilanellen ꝛc., alle sind in gleicher Weise. In dieser strengen gebundenen Form konnte aber auch der Melos nicht zur selbstständigen Erscheinung heutiger Art gelangen, so wie er denn auch noch jetzt bei uns auf diesem canonischen Felde gegen unsern Melos monodischer Art zurücktritt. Was die alten Meister gaben, ist contrapunktisch erfunden, oder, wo sie selbst weltliche Melodien entlehnten, doch gleich canonisch den Bedürfnissen gemäß so versetzt und bearbeitet, daß sich in diesen labyrinthischen Gespinnsten zwar überall fließender Gesang der Stimmen, aber nichts von Melodie in unserm Sinne entdecken läßt. Auch später, als mit der Erfindung der Oper Gelegenheit geboten wurde, das Subjektive in einzelnen bevorzugten Stimmen hervortreten zu lassen, finden wir noch dies alte Verfahren, und selbst die Italiener, denen man doch vorzugsweise das melodische Element zuweist, benutzen zu den ersten Anfängen ihrer Opern, wenn man diese Versuche so nennen will, nur an einander gereihte mehrstimmige Gesänge in Madrigalenform. Ja selbst was noch jünger im monodisch dramatischen Style zum Vorschein kam, zeigt sich anfangs so steif, ungelenk und so wenig melodiös, fern von allem Ausdruck, daß man bis dahin auf dem Gebiete der Kunstmusik durchaus nicht den Ursprung eines solchen Melos, wie der Volksgesang ist, finden kann, eines Melos, der gerade ein so ausdrucksvolles inniges Ineinandergehen von Wort und Weise, namentlich in den noch heute erhaltenen alten Romanzen offenbart, wie wir vergebens auf dem ganzen Gebiete selbst der heutigen Kunstmelodik suchen möchten.

Die Thatsache, daß einzelne Meister doch schon früher gute, schöne, selbstständige, weltliche Melodien erfunden, wie z. B.: Inspruk, ich muß dich lassen, von Isaak, zeugt hiergegen nicht; denn diese Erscheinungen sind so vereinzelt und würden, hundertfach vermehrt, doch nicht hinreichen, die Fähigkeit, oder wenigstens die wirkliche allgemeinere Bethätigung derselben bei den unzähligen Melodien, die im Mittelalter zu den tausenden von Volksliedern kursirten, genügend zu erweisen, und zwar um so weniger, als

mit der eigentlichen Blüthezeit ihrer Kunst die des Volksliedes bereits vorüber war, und ein allgemeines Rückwärtslehren zur monodischen Volksweise von ihrer stolzen, ganz divergirenden polyphonen Kunsthöhe aus, eben so wenig anzunehmen und darzuthun ist, wie bei den heutigen Komponisten, die dem Volksmelos in ihrem monodischen Gesange doch um so vieles näher stehend, sich gleichwohl nicht berufen fühlen, ihre Kräfte demselben zu widmen. Wenigstens gehören die etwa bezüglichen Leistungen nur unter die Ausnahmen, die zudem nicht einmal den ächten wahren Volkston getroffen haben, auf welchen ja immer noch unsere Künstler, leider aus Unkenntniß, mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen. Diese Geringschätzung hat aber überall das Volkslied von der Kunst erfahren müssen, und so wenig, wie oben angegeben, Walther von der Vogelweide, unter den Minnesängern immer noch derjenige, welcher sich am wenigsten in blos Ideales verfieg, sich mit dem Volksgesange befreunden mochte, so wenig es die jetzige Kunstmusik thut, eben so wenig wird es nun gar die so fern abliegende mittelalterliche Contrapunktikkunst im Allgemeinen der Art gethan haben, daß wir in ihr die Urheberin der heutigen alten Volksmelodien, oder nur deren Form überhaupt, anzunehmen berechtigt sind. Erst mit dem Abscheiden der alten, auf die strengen Kirchentonarten gebauten Kunst, gegen die Jahre 1630 bis 1640 bildete sich der neuere Melos aus derselben allmählich hervor, und wir begegnen von da an klaren, einfachen, leichtfaßlichen, edlen, in sich abgeschlossenen weltlichen Weisen, wie sie die heutige Kunst und der Volksmelos gibt; und aus dieser Zeit mögen denn allerdings auch aus derselben einige Melodien ins Volkslied übergegangen seyn, deren Nachweiß indessen sehr schwer seyn dürfte.

Den Hauptstamm oder der jetzigen Volksmelodien dahin zu verlegen, und ihre ganze Form daher ableiten zu wollen, dagegen streitet neben der offenbaren damaligen Richtung auf das Dramatische in der Musik, auch schon das viel frühere Erscheinen dieser Melodienform im protestantischen Chorale, der ja bekanntlich zum großen Theile aus dem weltlichen Volksmelos entsprungen ist. Dem Sachverständigen ergiebt sich dies aus dem Studium alter Choralwerke der Protestanten von selbst, und dem Unbefangenen ist es leicht an einzelnen Beispielen zu zeigen. So stimmt z. B., vieler anderer zu geschweigen, im böhmischen Brüdergesangbuche von 1566 die

Melodie: „Ein edler Schatz der Weisheit iſt Gottes Wort und Lehr,“ eben ſo die von: „Gottes Gemein', beid Groß und Klein ꝛc.,“ ſo genau mit unſerm heutigen weltlichen Volksgeſange überein, daß, wenn man ihnen nun gar die zweite Stimme nach Art des Volkes gibt, ſie gar nicht davon zu unterſcheiden ſind.

Nach Abweiſung aller dieſer Quellen, aus welchen man theilweiſe die jetzigen Volksmelodien, ſo wie ihre Form überhaupt herleiten wollte, fragt es ſich aber nun, wo denn eigentlich ihr Urſprung zu ſuchen ſey? Wie es ſo oft ergeht, daß man das zunächſt Liegende, Einfache, Natürliche am fernſten ab ſucht, ſo auch wohl hier. Volksliederdichtung hängt ſo innig mit der Volksweiſe zuſammen, daß man eins vom andern getrennt entſtanden gar nicht denken kann, am wenigſten aber zweien ganz ſeparirten Künſten zuweiſen darf. Sie iſt das Produkt zweier ganz in einander aufgegangener populärer Künſte, und darum ſo unverwüſtlich, nicht aber für ſich aus bloßer Lyrik entſprungen, zu welcher erſt ſpäter aus einer andern Kunſt ein Ausdruck geſucht wurde; das unterliegt dem Zeitgeſchmacke und der Mode, indem ſich aus ſolchem Verfahren nie eine völlig ineinander aufgegangene Vereinigung von Wort und Weiſe geſtalten läßt. Hält man dies feſt, und das muß man, ſo ergiebt ſich die Antwort auf obige Frage einfach von ſelbſt, und der Kreis des dichtenden Volkes iſt auch bei der melodiöſen Erfindung. In dieſem Kreiſe aber ſahen wir oben zur mittelalterlichen Blüthenzeit des Volksliedes nicht allein das Volk im niedern Sinne, ſondern alle Stände, hoch und niedrig, betheiligt, und urſprünglich, wie ihre Poeſie, iſt dort auch ihre Melodie zu ſuchen. Es iſt damit aber nicht geſagt, daß jedes neu entſtandene Lied auch zugleich eine ganz neue Melodie erhalten habe; es ergiebt ſich vielmehr eine bei weitem größere Produktivität an Liederworten, als an Melodien dazu, ſowohl in alter wie neuer Zeit. Eine neue Melodie iſt auch gar nicht einmal nöthig, aber wohl, daß das neue Lied durchaus gleich unter dem fortwährenden Einfluſſe einer ſchon bekannten Melodie gezeugt werde, um Volkslied zu ſeyn.

Dieſe mindere Produktivität an Melodien iſt aber leicht erklärlich; denn es unterliegt im Allgemeinen deren Erfindung größeren Schwierigkeiten als die Entſtehung eines Gedichtes, indem die dazu gehörige Fähigkeit an eine gewiſſe, wenn auch noch ſo geringe

Technik gebunden ist, die, obschon sie nichts mit der Harmonik gemein hat, doch immer zu einem bestimmten Grade eingeübt seyn will, während beim Dichten die nöthige Technik in der Sprache selbst von Jugend auf schon jedem gegeben ist. Nun finden wir aber im deutschen Volke noch bis auf den heutigen Tag eine große Menge Musiktreibender auch in den niedrigsten Ständen, ja es gibt ganze Volksstämme, wo fast Jedermann irgend ein Instrument spielt, und dies, geschichtlichen Angaben nach, schon in ältesten Zeiten. Wir erinnern hier nur an Sachsen, Thüringen, Franken, Bayern, Tyroler und verschiedene österreichisch-deutsche Völkerschaften, die sich hierdurch besonders auszeichnen. Neben diesen zeigt sich aber auch noch eine große Masse von eigentlichen Volksmusikanten, als Zinkenisten, Trompeter, Thürmer, Stadtpfeifer ꝛc., die alle der eigentlichen höhern musikalischen Kunst fern stehend, doch einen Grad von Technik besitzen, um einfache volksthümliche Tanz- und Liederweisen zu erfinden, wovon man sich täglich überzeugen kann, wenn man in diese Volkskreise hinabsteigt. Von einem geht denn auch ein großer Theil neuer Volkslieder nebst ihren Melodien aus, wie sich der Verfasser selbst zur Genüge überzeugt hat, und von diesen Liedern eine ziemliche Anzahl besitzt, deren Urheber ihm persönlich bekannt sind. Sie alle tragen ganz und gar den Charakter und die Form der lang bekannten alten Volksmelodien an sich und sind im Ganzen nicht davon zu unterscheiden, unter welchen Umständen sie denn auch alsbald ins Volk übergingen. Das Gleiche wird uns in dem trefflichen Werke: „Aus dem Böhmerwald", von Joseph Rank, Leipzig, 1843," versichert, wo es heißt: „diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik, gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Clarinet, so beweist eines dieser Instrumente, in der Stube unter verschiedenen Handwerkszeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind die Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Am Tage wiederklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere,

auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen."

Was der übrige, so weit unmusikalische Theil des Volkes an Melodien schafft, wird dagegen mit seltener Ausnahme nur gering seyn, und mehr Zusammentragung aus schon bestehenden Weisen zu neuen Liedern enthalten, als selbstständig Gezeugtes, wie wir denn solcher zusammengeflickten Melodien, besonders unter den Handwerksburschenliedern, eine Menge finden.

Aus dieser selbstständigen Produktivität des Volkes erklärt sich denn auch die originelle charakteristische Verschiedenheit der Melodien unter den verschiedenen Volksstämmen, während die Kunstmusik durch ganz Deutschland dieselbe ist.

So gut es aber gegenwärtig diesen einfachen Musikreibenden im Volke gelingt, ihre populären Melodien in Tanz und Gesang zu erschaffen, eben so ist es auch sicher im Mittelalter gewesen, dort aber zur Blüthenzeit des Volksliedes gleichmäßig bei Hoch und Niedrig, als zusammen daran Betheiligten. Wie sehr auch das niedere Volk im Mittelalter bei der melodiösen Erfindung bethätigt war, sehen wir aus einer Stelle des Johann Adolphi, genannt Neocorus, in seiner Chronik des Landes Dithmarschen, herausgegeben von Dahlmann ꝛc., wo es I. pag. 170 heißt: „Unnd ist tho verwundern, dat so ein Volk so in Scholen nicht ertagen, so vele schone leffliche Melodien jedem Gesange nach Erforderunge der Wortt und Geschichte gewen konnen, up dat ein Jdeß sine rechte Arit und ehme gebörende Wise, einerdenst mit ernster Gravitetscheit edder frowdiger Lustlicheit hedde." Somit glauben wir also nach innern Gründen, nach Analogie des täglich Vorkommenden, so wie nach geschichtlichen Zeugnissen den eigentlichen Boden dieser Volksmelodien gefunden zu haben — im liederdichtenden Volke selbst.

Es darf uns dabei nicht wundern, daß diese wirklichen Melodien nicht früher auf den Gang der Kunstmusik Einfluß gehabt haben, und die Komponisten veranlassen konnten, melodiöser zu werden, als sie namentlich in ihren ersten dramatischen Versuchen erscheinen; denn es tritt dabei dasselbe Verhältniß ein, wie bei der Dichtkunst selbst. Wie wenig nahm mit dem Erlöschen der Blüthenzeit des allgemeinen deutschen Volksliedes die Kunstpoesie davon

an! wie wenig der Minnegesang, das Meistersängerlied! und zwar aus Unkenntniß, wie aus Hochmuth, bis erst Goethe wieder zur natürlicheren Einfalt des Volksliedes in seiner, aber immer noch vom musikalischen Bestandtheile abgetrennten Lyrik zurückkehrte. So ging es auch mit der Melodie, von deren guten Eigenschaften man ja heutigen Tages noch so wenig Einfluß auf dem Gebiete der Kunst verspürt, daß sie dort vielmehr meistentheils nur in Schwulst, Sentimentalität und Unnatur ausläuft, von welchem allen die eigentliche Volksweise nichts weiß.

Inhalt und Ausdrucksweise.

Der Inhalt des Volksliedes ist so verschiedenartig, wie das Leben des Volkes selbst, aus welchem es ja als reines Gelegenheitsgedicht entspringt. Bald sind es äußere, besondere Vorfälle und Begebenheiten, wie Krieg, Mord, Unglück, Feuer- und Wassernoth, so wie wunderbare Rettung aus diesen Uebeln, Verlieren und Wiederfinden des geliebten Gegenstandes ꝛc., bald die ganze Welt innerer Gefühle und Empfindungen in Freude und Lust, Trauer und Leid, die hier zur Erscheinung kommen. Das Hauptthema aber, welches sich in unzähligen Variationen durch alle Stadien der Leidenschaften bewegt, ist die Liebe, und die dahin bezüglichen Lieder werden auch immer die allgemein gangbarsten und bleibendsten seyn, da ihr Inhalt wohl am öftesten und lautesten in jedes Menschen Brust wiedertönt, während die andern mit der Erinnerung an den besonderen Vorfall leichter verhallen und einer Umbildung weniger Raum geben. Dieser reiche Inhalt aber äußert sich bald tragisch-ernst, bald komisch-heiter, bald kindlich-neckisch, launig, spöttisch, bald derb und bald zart, immer aber, dem Geist des Liedes gemäß, wahrhaft lyrisch, fern von allem Gesuchten, vielmehr wie sich von selbst gestaltend und überall auf Gesang basirt.

Bei der Unmittelbarkeit indessen, und der größern sinnlichen Anschauung und Natürlichkeit des Landvolkes, muß nun allerdings manches in seinen Liedern zur Darstellung kommen, was unsere überbildete, so weit von der Natur abgekommene höhere Kultur, als indezent, leicht anstößig findet; gar oft aber mit vollem Unrechte. Das, was hier wirklich als solches erscheint, ist durchaus nicht als Hauptzweck, als Hauptsache gegeben, um welches sich

alles Andere dreht, sondern tritt vielmehr nur als ganz natürlicher Verlauf, als zufällig eingeflochten, gar nicht als Wohlgefallen an der Lüsternheit auf, so daß dieser gänzliche Mangel der Absichtlichkeit, der gesuchten Lust am gemein Lüsternen, um die abgeschwächte Natur nur aufzureizen, wodurch es eben widerlich würde, hinwegfällt, und erscheint außerdem in der ungesuchten Einfalt und naiven Komik, als Manifestation einer gesunden Kraft und Fülle, die das nun einmal Natürliche nicht absichtlich verleugnet, gar sehr gemildert. Allerdings trifft man aber auch im Volksmunde wirkliche obscöne Lieder; diese indessen werden selten allgemein und sind meist auch nicht im Landvolke selbst entstanden, sondern liederliche Ueberläufer von Drehorgeln, die, den oft sehr gesunkenen Pöbel in Städten zu reizen, dergleichen produzieren, und in dem jetzt täglich größern Verkehr auf Jahrmärkten ꝛc. an die Landleute bringen. Bei diesen aber finden sie doch nur eine Zeit lang unter den jungen Burschen bei Wirthshausgelagen Anklang, und werden dann bald wieder, als etwas Fremdartiges, das besonders meist in den Melodien liegt, ausgeschieden.

Ganz analog dem verschiedenen Inhalte und der gemäßen Ausdrucksweise der Worte, sind auch die Melodien. Hier ist es wahrhaft staunenswerth, mit wie wenigen Tönen genau die allerverschiedensten Empfindungen versinnlicht werden, wie sie fern vom eigentlich harmonischen Kunstgebiete, blos in einer, oder meist in Begleitung einer zweiten Stimme, das tiefste Leid, die größte Freude, Scherz, Hoffnung, Furcht, Trauer, Mitleid ꝛc., als reines Lied oder auch zugleich als Tanz und Marsch auszudrücken im Stande sind, so daß sie in ihrer melodischen Einfalt und Unschuld auf ein unverdorbenes Gemüth mit wahrem Zauber wirken.

Form.

Auch die Formen der Volkslieder sind von großer Verschiedenheit, wiewohl überall dabei doch höchst einfach. Die am meisten vorkommende, und daher auch in sich als erste Grundform anzunehmende, ist der dreigliedrige Bau, welcher am deutlichsten in den sechs- und achtstrophigen Gesätzen hervortritt. Da, wo mehr oder weniger Strophen vorhanden sind, erscheint dieser dreitheilige Grundbau meist in der Melodie, so fern er sich nicht in den

vierstrophigen Liedern in die andere Grundform, in die zweitheilige zurückzieht.

Die Mannichfaltigkeit der Versmaße ist zwar immer noch bedeutend, indessen umfaßt sie doch nicht die antiken, so wie die eigentlicher Kunst zugehörigen, namentlich fremdartigen strengen Metren, z. B. Sonett und Stanze ꝛc., deren künstliche Verschlingungen und sich für sich geltend machende Formen dem deutschen Volksgesange ganz widerstrebend sind. Unser jetziges Volkslied spricht sich vielmehr zwar in einem Grundversmaße aus, bewegt sich aber meist ganz frei darin, so daß sich Jambisches, Trochäisches und Dactylisches vielfach durch einander zieht, wie es gerade die ungesuchte, ungezwängte Redeweise mit sich bringt. Eben so ist es mit der Zahl der Versfüße selbst, die meist zwar sich auf drei und vier basiren, davon aber gar oft mehr oder weniger bedeutend abweichen.

Diese metrischen Unebenheiten könnte man leicht für Nachlässigkeit oder Rohheit ungebildeter Poesie nehmen, wie es denn auch wirklich geschehen ist; dies sind sie aber im Ganzen keineswegs. Volkspoesie hält überall mehr auf Ausdruck als auf Form; zudem hat man das Metrum auch nicht blos, wie es in den Worten liegt, zu bemessen, sondern wie es in dem Takte der rhythmischen Melodie auftritt, da Wort und Weise erst das einige Lied bilden; dort aber werden sich alle Unebenheiten als vollkommen ausgeglichen sogleich darstellen.

Es kommen aber auch, abgesehen von der ausgleichenden Melodie, doch oft Versbildungen vor, die selbst die strengste Kritik befriedigen dürften, wenn der erreichte Ausdruck mehr berücksichtigt wird, als der an sich todte Katechismus bloßer Form. Zur Probe wollen wir hier nur den Schlußvers eines in den Befreiungskriegen ungedichteten frühern Soldatenliedes anführen und näher zergliedern:

Ihr deutschen Kanoniere wohl insgemein,
So rücket die Stucken wohl an den Rhein!
Zünd't an! gebt Feuer! daß donnert und kracht,
Schießt Mann und Roß darnieder,
Auf daß wir zerstören Napoleon sein Macht,
Frisch auf, ihr deutschen Brüder! —

Diese Strophen, die vielleicht beim ersten Lesen etwas Ungeschlachtes haben möchten, zeigen bei näherer Analyse eine

hohe Vortrefflichkeit nach allen Richtungen hin. Das Grundversmaß des ganzen Liedes iſt das vierfüßig dactyliſche, gerade als dem bewegten Soldatenleben, namentlich hier beim nahen Rheinübergange angemeſſenſte. Dies Versmaß indeſſen wird, in ſeiner Reinheit angewandt, ſehr leicht, trotz aller hüpfenden Beweglichkeit, doch nur ſchwächlich und ſogar ſchleppend, wenn es nicht an gehörigen Stellen durch kräftige Spondäen und Jamben wieder gehoben und in feſtern Rhythmen gehalten iſt. Und nun wie trefflich iſt das hier geſchehen! Die erſte und zweite Strophe behalten das dactyliſche Grundversmaß bis auf die zwei Jamben der vorletzten Füße bei; aber wie heraushebend wirkt darin nicht ſchon die ſich von ſelbſt geſtaltende Onomatopöie: „ſo rücket die Stucken.“ — Jetzt aber, wo es zum Hauptſchlage kommt, bricht der Anfang der folgenden Strophe gleich mit zwei gewaltigen Spondäen: „Zünd't an, gebt Feuer ꝛc.“ herein, und obſchon hier der zweite nach griechiſcher Metrik nicht am rechten Orte ſteht, ſo wollen wir diesmal doch, des mächtigen Ausdrucks wegen, die Regel um ſo lieber überſehen, als auch unſere größten Kunſtdichter ſie wenig oder gar nicht beachten. Kaum aber ſind nun dieſe Keulenſchläge der zwei Spondäen gethan, ſo rollt nun der Donner des Geſchützes bewegter im dactyliſchen Grundversmaße weiter, bis dann wieder in der vierten Strophe nach dem ſtarken Spondäus zu Anfang gemilderter, aber feſt, lauter Jamben folgen. Dann kommt in der fünften Zeile das grundzügliche dactyliſche Metrum, aber wieder im Anfange durch einen kräftigen Jambus gehalten, und nun zuletzt in der ſechsten Strophe lauter feſte Jamben, ebenfalls ſtark und mächtig durch den erſten Spondäus geführt. Welch reich metriſches rhythmiſches Leben, genau dem Ausdrucke angepaßt, zeigt ſich hier! Wie ungleich kräftiger heißt es auch noch in vorletzter Zeile in Volksart ausgedrückt: „Napoleon ſein Macht,“ ſtatt Napoleon's Macht. Man verſuche nur das Mindeſte in dieſem Geſätze zu ändern, abgeſehen von aller Melodie, welche ihm noch zu Gute kommt, und es wird ſich zeigen, wie viel daran ſogleich zerſtört, ſtatt gewonnen iſt. Der Verfaſſer geſteht gern, daß er lieber mit dieſem ſtarknochigen, ſo energiſch geſinnten ſechsgliedrigen Phalanx, ſollte es je einmal dahin kommen, gegen unſern Erbfeind über den Rhein ziehen möchte, als mit der ganzen Schaar Rheinlieder zuſammen genommen, die vor einigen Jahren

ſo lärmend in Harniſch geriethen, ohne denn doch in ihrer bloßen Negation das rechte Macht- und Schlagwort getroffen zu haben.

Ein weſentliches Erforderniß des deutſchen Volksliedes iſt ferner noch der Reim. Das geringere Vorherrſchen der Reflexion, und das dagegen mehr ſinnliche Element darin, verlangt dieſen Reim in den ſo ungleich ſcandirten Verſen durchaus, als feſtern, ſicheren Anhalts- und Schlußpunkt. Er tritt zwar nicht immer mit jeder Zeile hervor, dagegen aber abwechſelnd faſt jedesmal. Oft freilich iſt er nichts weniger als kunſtgerecht, ſondern vielfach nur bloße Aſſonanz oder Aſſonanzenartiges; immer aber bleibt das Beſtreben nach ähnlichem Schlußlaut darin unverkennbar, und wo dies fehlen ſollte, iſt eine Verdorbenheit des Textes ſicherer anzunehmen, als eine ſo urſprüngliche Geſtalt. Uebrigens bedarf dieſer Reim des Volksliedes auch gar nicht der Vollendung, die ihm die heutige Kunſtpoeſie gibt, da er, wie er auch ſey, durch die Melodie eine Veredlung und Heraushebung erfährt, die ihn dem Ohre viel näher führt, als bloßes Leſen oder Sprechen leiſten kann.

Als charakteriſtiſch für das Volkslied hat man angeführt, wie daſſelbe mit jeder Zeile auch einen Sinn abſchließt, und nicht, wie die Kunſtpoeſie ſo oft, ein oder mehrere, den Sinn noch bedingende Wörter in die folgende Strophe verlegt. Man hat aber dabei einen Hauptgrund anzugeben vergeſſen. Dieſer liegt in der Melodie; denn da dieſe mit jeder abgeſchloſſenen Strophe auch einen melodiſchen Schlußpunkt in ſich hat, und ein kurzes Verweilen daſelbſt eintritt, ſo iſt es natürlich, daß auch der Wortſinn eben ſo abgeſchloſſen befriedige, da ſonſt Wort und Melodie aus ihrer innigen Vereinigung herausgeriſſen, in eine unnatürliche Stellung gegen einander kommen würden. Aber auch abgeſehen von der Melodie, muß das ſinnlichere Volksohr ſchon von dem bloßen Reimſchluſſe auch einen gleichen Sinnabſchluß verlangen. Wo dies Moment nicht in Wort und Weiſe zuſammentrifft, iſt kein wahres Volkslied zu ſuchen.

Da das Volk ſelbſt noch am nächſten an der Natur ſteht, ſo hat es auch ein eigenes Wohlgefallen am Naturlaute und nimmt denſelben oft und gern in ſeine Poeſie auf, wie wir denn die Onomatopöie ſchon in oben angegebenem Beiſpiele fanden. Bisweilen wird auch ein Wort in Spielerei aufgelöst; z. B. „Hör ich ein Vöglein ri — ro — rauſchen," oder: „Denn eine Schwi —

Schwa — Schwalbe macht kein Sommer ꝛc.“ Auch hierin zeigt ſich ein tiefer geſunder Zug des Volksgeſanges, dieſen nicht zur leidenſchaftlichen Aufregung, aber wohl zur Beruhigung ſeiner Gefühle zu benutzen, und ſelbſt die leidenſchaftlichſten Situationen mit neckiſchem Blumenſpiel verſöhnend zu umſchlingen. Es iſt die Natur des Kindes, das noch mit Thränen in den Augen, doch lächelnd in den Tanzreigen der Geſpielen eilt, die ſich hier im Volksliede ausſpricht.

Manche Lieder enthalten auch durch alle Geſätze laufend einen eigenen gleichmäßigen Refrain, der dann entweder geſungen oder blos geſprochen wird. Was die Sprache ſelbſt angeht, ſo iſt darüber zu bemerken, daß ſich das Volkslied im Allgemeinen mehr an die der Schrift, als an den reinen Dialekt anlehnt, und meiſt nur einzelne beſondere Eigenthümlichkeiten deſſelben beibehält. Doch kommen auch allerdings viele Lieder in den reſpektiven Dialekten vor, die aber dann mehr lokaler Natur ſind.

Wir gehen nun näher an die innere Struktur, an den Ideengang des Volksliedes ſelbſt. Da daſſelbe ſtets unter dem Einfluſſe einer Melodie gezeugt wird, ſo ſcheidet ſich von ſelbſt alles blos Reflektirende, als gemeinhin unſangbar aus; denn ſangbar ſind nur Empfindungen und Gefühle, der bloße Gedanke bleibt todt für die Muſik. Dieſer urſprüngliche Einfluß der Weiſe nun zieht aber auch den Gefühlen, Empfindungen und Anſchauungen der Lyrik eine eigene Grenze, durch die Anlage des Ganzen, wie durch einzelne Wendungen, bis zum iſolirten Worte herab. Volkslied nämlich iſt immer nur Gelegenheitsgedicht, d. h. es bezieht ſich auf einen beſtimmten Vorfall, auf ein Erlebniß des lebendig davon berührten Dichters ſelbſt, oder deſſen Umgebung; es ſetzt daher gleich Vieles als bekannt voraus, ſchweigt darüber ganz, oder deutet daſſelbe nur kurz an. Es muß um ſo eher ſo zu Werke gehen, als ein breiteres Ausmalen weniger Raum zur Entfaltung der Melodie gibt, deren wahrhafte Beſtimmung und romantiſche Wirkung ja eben darin beſteht, das im Worte nur Angedeutete ganz der Gefühlswelt zu erſchließen. Ein umgekehrt Alles als unbekannt vorausſetzendes, breit ausführendes Lied würde zudem geſungen — da ein geſungenes Geſätz mit ſeinen Repetitionen wenigſtens viermal ſoviel Zeit verlangt, als durch Leſen geſchieht — zu einer ſolchen Länge erwachſen, daß die größte Vorliebe dafür

doch sehr bald ermüden dürfte; wie wir denn überhaupt finden, daß das Volk nicht gern sehr lange Lieder mehr singt. Das Volkslied faßt also nur das Nothwendigste zusammen, und auch dies kurz, bündig, alles in großen, oft kühnen Sprüngen und Uebergängen, ohne sich von dem Hauptziele durch Nebendinge beirren zu lassen; alles Andere wird als bekannt, oder als zu ergänzen, in die Phantasie verlegt, und dort bildet es sich unter dem Einflusse der Melodie um so gewaltiger aus.

Wir wollen hier wiederum ein Beispiel zur nähern Begründung geben, und zwar ein Lied, das wenigstens aus dem 17ten Jahrhundert stammend, in vielfachen Bearbeitungen und verschiedenen Melodien vorkommt, so vollständig aber, wie in dieser fränkischen Form wohl schwerlich anderwärts gesungen wird,

1.
Es war'n einmal zwei Bauernsöhn,
Die hatten Lust in Krieg zu gehn,
:|: Wohl in's Soldatenleben. :|:

2.
Sie blieben aus ein lange Zeit,
Erbeuten Geld und Gut dabei
:|: Und ungrische Dukaten. :|:

3.
Und als sie wieder vom Kriege kam'n,
Frau Wirthin vor dem Fenster stand
:|: Mit ihren kohlschwarzen Haaren. :|:

4.
„Frau Wirthin, hat sie die Gewalt
„Zwei Gäste über Nacht zu behalt,
:|: „Zwei Reuter zu gastiren?" :|:

5.
„„Ja, die Gewalt die hab' ich schon,
„„Die eine Frau Wirthin haben soll,
:|: „„Zwei Reuter kann ich logiren."" :|:

6.
Und als der ein' in die Stube 'nein trat
Den Geldgurt auf den Tisch er warf,
:|: Frau Wirthin soll ihn aufheben. :|:

7.
Sie trug ihn'n auf ein weißen Tisch
Und stellte drauf gebackne Fisch,
:|: Und einen Krug mit Weine. —:|:

8.

Und als es war um Mitternacht,
Frau Wirthin zu ihrem Manne ſprach:
:|:„Wir woll'n den Reuter morden.“:|:

9.

„„Laß du den Reuter Reuter ſeyn,
„„Er hat dir nichts zu leid gethan,
:|:„„Laß du den Reuter ſein Leben.““:|:

10.

Sie machte heiß ein Pfann' voll Schmalz
Und goß den Reiter in ſein Hals,
:|:Der Reuter muß verbrennen.:|:

11.

Sie nahm ihn bei der weißen Hand
Und grub ihn unter'n Kellerſand,
:|:„Hier ruh und bleib verſchwiegen.“:|:

12.

Des Morgens früh der Tag anbrach,
So kam des Reuters Kamerad,
:|:Und ſagt: „Wo iſt der Reuter?“:|:

13.

„„Der Reuter, der iſt nicht mehr hier,
„„Iſt geſtern nicht hier geblieb'n,
:|:„„Er iſt noch weiter geritten.““:|:

14.

„Wie kann der Reuter weiter ſeyn?
„Sein Pferd ſteht noch im Stalle drein,
„:|:Mit Sattel und mit Zügel.“:|:

15.

Sie ſuchten aus das ganze Haus,
Sie ſuchten aus das Kellerhaus,
:|:Drin fanden ſie ihn liegen.:|:

16.

„Habt ihr dem Reuter was Leid's gethan,
„So habt ihr's eurem Sohn gethan,
:|:„Der aus dem Krieg iſt kommen.“:|:

17.

Der Mann erhenkt ſich in den Stall,
Die Frau in den Brunnen ſprang,
:|:Drei Mordthat an einem Morgen.:|:

18.

O du verfluchtes Geld und Gut,
Bringſt manchen um ſein Hab und Gut,
:|:Bringſt manchen um ſein Leben!:|:

Wie einfach, schlicht, kurz ist Alles ausgedrückt und überall das übersprungen, was jeder natürlich leicht hinzudenken kann. Der ganze Anfang jedoch bis zur Mitte ist noch ausgeführter; wie bricht die Erzählung aber mit dem zehnten Gesätze kurz ab und berichtet gleich die grause That der Wirthin! Hier würde sich schwerlich die Kunstpoesie die Gelegenheit haben nehmen lassen, in der Ueberredung ihres Mannes von Seiten der Wirthin, oder in dem Kampfe der Wirthin mit sich selbst und ihrem endlich gereiften Entschlusse, irgend ein vermittelndes Glied einzuflechten. Das thut aber der Volksdichter nicht; er übergeht all das, und stellt uns nach der Warnung des Wirthes gleich nur die volle ruchlose That der Frau vollendet vor Augen. Das Versöhnende dieses Sprunges übernimmt die Melodie, welche schon der Zeitdauer nach die Lücke besser ausfüllt und die Phantasie stimmt, das Fehlende zu ergänzen. Hierauf fährt der Volksdichter zwar kurz, aber doch wie zu Anfang wieder ausführlicher in seiner schlichten Erzählung fort, bis zum siebenzehnten Gesätze, wo wieder ohne alle Vermittelung der Untergang des Wirthes wie der Frau berichtet wird. Hier wäre abermals der Kunstdichtung eine verführerische Gelegenheit gewesen, das Erkennen des gemordeten eigenen Sohnes, der Mutter, wie des Vaters Verzweiflung aufs Lebendigste auszumalen, und schwerlich würde ein Kunstdichter dies ganz aufgegeben haben. Der Volksdichter aber schweigt hierüber ganz und verlegt das um so wirksamer in die Phantasie, welche ohnehin, durch die vorausgegangene Erzählung in ihrer düstern Melodie, schon bis zu den Grundvesten aufgewühlt ist. Er singt nichts mehr als die herbe Klage der letzten Verse, die sich ihm unwillkürlich über die Lippen drängt.

Wie ganz anders aber erscheint gegen diese charakteristischen Eigenheiten des Volksliedes die heutige Kunstlyrik! Da sie von vorn herein des Einflusses einer Melodie entbehrt, durch welche die einfache, schlichte, oft harte, rauhe Sprache übertönt, veredelt und gehoben wird, so muß sie schon in sich mehr auf gewähltern Ausdruck in Wort und Periode, in Scansion und Reim, so wie überhaupt auf künstlichere Form halten, um für die geopferte Melodie ein Aequivalent des Wohlklanges zu finden. Da ferner das Volkslied in seiner Melodie das Mittel hat, auch die raschesten, kühnsten Uebergänge mehr auszufüllen, und damit die abspringendsten

Glieder ſtets feſt wieder unter ihrem gleichmäßig wiederkehrenden Bande zuſammenzuhalten, dieſes Mittels aber die jetzige Kunſtlyrik verluſtig iſt, ſo muß ſie nun auf logiſcheren Zuſammenhang der Strophen und Geſätze unter einander gerathen. Da endlich mit Abtrennung der Melodie die Lyrik mehr und mehr aufhörte Gelegenheitsgedicht, was das Volkslied allemal iſt, zu ſeyn, ſo entſtehen nun eine Menge Kunſtlieder über willkürlich gewählte Stoffe, bei denen der Leſer bezüglich eines Faktums gar nichts gemein Bekanntes mitbringt, und wodurch der Kunſtdichter wieder zu einer größern Ausführlichkeit gedrungen wird, die das Volkslied nicht kennt.

Durch dieſe willkürliche Wahl der Stoffe, die ſo oft gar keine durchlebte, ſondern nur gemachte Zuſtände enthalten, tritt dann von ſelbſt die Reflexion, ſtatt des durch die Melodie immer bedingten Gemüthes, in den Vordergrund, und es ſpricht ſich nun in moderner Lyrik ein Gedankenreichthum in Worten, eine didactiſche tendenziöſe Richtung aus, die im Volksliede gänzlich ſchweigt, oder höchſtens nur aus der Situation von ſelbſt heraustönt.

Dieſes Vorherrſchen der Reflexion iſt es denn auch beſonders, was den größten Theil neuerer Lyrik ganz unſangbar macht, und ſelbſt den beſten Tondichtern nur ſelten eine Melodie dazu gelingen läßt, während das Volkslied ſeine Melodie von ſelbſt auf der Zunge trägt, und ſchon beim bloßen Leſen entgegen zu klingen ſcheint.

Wir gehen nun zur Melodie über, die ſich ebenfalls, was Form und Ausdrucksweiſe betrifft, nach vielfachen Seiten hin betrachten läßt.

Es herrſcht hierin eine eben ſo große Verſchiedenheit wie in der Dichtung ſelbſt, doch kehrt der Hauptſache nach, eben ſo wie dort, die dreitheilige Grundform am meiſten wieder. Dieſe Form beſteht nun in drei Haupttheilen, ſo zwar, daß im ſechsſtrophigen Liede im erſten Haupttheile der Melodie, welche wieder in zwei Untertheile zerfällt, entweder die zwei erſten Wortſtrophen wiederholt werden, oder in den achtſtrophigen Liedern deren dritte und vierte Zeile auf denſelben erſten Hauptabſchnitt der Weiſe. Hierauf kommt als Mittelglied der zweite Haupttheil, wieder in zwei Untertheile zerfallend, bisweilen zu denſelben Worten wiederholt, meiſtentheils aber nicht. Endlich kehrt als dritter Haupttheil die

Melodie des erſten Hauptabſchnittes, an welcher nur ſelten eine geringe Aenderung eintritt, wieder, und zwar bei den ſechsſtrophigen Liedern zur fünften und ſechsten, bei den achtſtrophigen zur ſiebenten und achten Verszeile. Der letzte Abſchnitt wird faſt immer repetirt. Dies ſcheint die natürlichſte, klarſte und ſchönſte Form zu ſeyn, die eben darum auch am häufigſten vorkommt und ſelbſt grundzüglich auf die Kunſtarie übergegangen iſt. Der dreitheiligen Form ſteht die zweitheilige zunächſt. Sie umfaßt viele der ſechsſtrophigen, am meiſten aber der vierzeiligen Lieder, und hat gleichfalls in jedem Hauptabſchnitte zwei Untertheile. Auch hier wird meiſt jeder Haupttheil repetirt.

Dies ſind die zwei Grundformen, auf welche ſich alle andern Melodien des Volkes zurückführen laſſen.

Es kommen zwar auch ſolche mit nur einem Haupttheile vor, der dann in zwei Untertheile zerfällt; da aber dieſer Haupttheil doch für ſich, oder mit andern Strophen wiederholt wird, ſo neigt er ſich hierdurch entſchieden zur zweitheiligen Grundform.

Der Ideengang dieſer Melodien iſt nun, der einfachen Form gemäß, auch äußerſt einfach und nur in den Tönen der natürlichen Scale begründet. Da die Volksmelodie ganz richtig nur den Grundcharakter der Dichtung auszudrücken bemüht iſt, ſo läßt ſie ſich davon auch, durchaus nicht durch die oft kühnen, raſchen Sprünge und Wendungen der Worte abbringen, und zu gleichen melodiöſen Modulationen verleiten, ſondern bleibt feſt und entſchieden bei ihrer Aufgabe, auch das Auseinandergehendſte ruhig und beſonnen unter ihrem Zügel zuſammenzuhalten. Dieſer Zug beſtimmt ſie denn auch, nicht weiter als in die ſich von ſelbſt gebende Dominante auszuweichen; jede andere Ausweichung würde eine Unruhe und Spannung hineintragen, die ja gerade in den Worten liegend, zwar zur Erſcheinung gebracht werden ſoll, aber gemildert, verſchönt, verklärt. Wir werden unten, bei Erwähnung der zweiten Stimme im Volksgeſange, auch noch einen andern Grund kennen lernen, warum eine weitere Ausweichung als zur Quinte nicht wohl vorkommen kann und darf. Der melodiöſe Gang an ſich iſt nun ganz einfach, und der zweite Untertheil oftmals nichts als bloße Verſetzung des erſten in die Terz oder Sekunde höher; alles Andere entwickelt ſich von und aus ſich ſelbſt. Die ſo geſtaltete Melodie erſcheint entweder in dur oder moll.

Letzteres wird jedoch immer seltener und kommt im Süden von Deutschland fast gar nicht mehr vor, wie denn überhaupt wohl schwerlich gegenwärtig noch neue Weisen im Volke darin entstehen. Die Ursachen hiervon sind aus der jetzigen gänzlich veränderten politischen Stellung der untern Volksklassen, aus ihren gegen die frühern blos socialen Verhältnisse mit den höhern Ständen nicht unschwer zu entwickeln, müssen aber, obschon interessant genug, hier doch ausfallen. Nur so viel sey erwähnt, daß das, was das Volk, nach Ablösung dieser drückenden politischen Mißverhältnisse, an Lust und Leid in neuen Melodien niederlegt, nicht mehr veranlaßt ist, sich im trüberen, beengenden moll auszudrücken, sondern in sich zufriedener, weil freier, vollkommen Raum gewinnt, sich überall von den freudigeren, hellern Strahlen des dur durchscheinen und durchwärmen zu lassen. Eine besondere Eigenheit des deutschen Volksmelos ist das Hinzufügen der zweiten- oder Begleitungsstimme, wie es fast bei allen Liedern, wenigstens im Süden der Fall ist, so daß diejenigen Melodien, die eine derartige zweite Stimme leicht zulassen, ganz besonders beliebt sind und vorzugsweise gesungen werden. Wollte man diese Begleitungsstimme als ein wirkliches Produkt der Kunstharmonik nehmen, so würde man sehr irren; denn sie ist nichts als eine einem jeden deutschen Ohre inwohnende, sich aus dem Melos von selbst bildende, natürliche Harmonie, wenn hier überhaupt von Harmonie die Rede seyn kann, fast eben so melodiös wie die erste Stimme, und so innig mit ihr verbrüdert, daß beide zusammen erst die eigentliche wahre Melodie zur Erscheinung bringen. Sie folgt überall dem melodiösen Zuge, geht nur so weit davon ab, und gestaltet sich aus harmonischen Bedingnissen, als es in jedem auch musikalisch ungebildeten Ohre unabweisbar begründet liegt; aller andern Gelegenheit, für künstlich harmonisch gehalten zu werden, geht sie vielmehr standhaft aus dem Wege. So nimmt z. B. die zweite Stimme am Schlusse a c a / f a f nicht für c c oder c, wie es Kunstharmonik hier im zweistimmigen / a a a Satze thun würde, um durch den Dominantenaccord nach der Tonika a zu leiten, sondern folgt vielmehr hier, und zwar melo- / f diöser, der ersten Stimme in Terzen. Wie tief diese natürliche Harmonik der zweiten Stimme in unsern jetzigen Volksweisen

begründet liegt, geht daraus hervor, daß der Verfasser dieses oft in Franken und Schwaben kleine Kinder durchaus richtig zweistimmig singen hörte, die noch nicht einmal eine Schule betreten hatten, und wo, wie etwa bei Erwachsenen, an ein Anlernen noch gar nicht zu denken war. Man hat dieser zweiten Stimme überhaupt bisher viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sie in den Sammlungen berücksichtigt, indem man sie für unwesentlich hielt und sie dann zumeist wegließ; oder man hat zu viel daraus gefolgert und auf wirkliche Harmonik geschlossen, und nun gar mehrstimmige Bearbeitungen gegeben. Beides aber ist falsch. Hätten die Sammler der Volkslieder mehr selbstständig im Volke geforscht, so würde ihnen sogleich das fast stete Auftreten der zweiten Stimme, so wie die Gesetze, nach welchen sie gebildet wird, aufgefallen, mithin als nichts Zufälliges, Außerwesentliches erschienen seyn, was es im Volksgesange der Art überhaupt auch gar nicht gibt. Gerade diese zweite Stimme ist so merkwürdig charakteristisch im deutschen Volksgesange, daß, da sie bei andern Völkern gar nicht vorkommt, sie wohl die genaueste Untersuchung, die getreueste Aufzeichnung verdient hätte, um nicht mehr und weniger daraus zu folgern, als was eben darin begründet liegt.

Die Regeln nun, nach welchen das natürliche Ohr des Volkes diese zweite Stimme singt, scheinen folgende zu seyn: Der Grundton nimmt zu seiner Begleitung die untere Serte, so lange nicht zu große und unmelodiöse Sprünge entstehen, in welchem Falle vielmehr die zweite Stimme ebenfalls denselben mit angibt, oder auch ganz schweigt. Da die Sänger sich zuvor nicht über die Tonhöhe vereinigen, sondern die erste Stimme ohne solches anhebt, dabei aber nicht leicht einen Mißgriff thut, so kann natürlich die zweite Stimme auch nicht zum beginnenden Grundtone diese Serte darunter angeben, sondern geht hier gleichfalls unison oder schweigt, bei der Repetition jedoch tritt sie schon in ihre Rechte, weil jetzt für sie die Stimmhöhe schon bestimmt ist, z. B. Anfangs f g a, dann aber immer f g a. Beginnt die Melodie im Auftakte mit der untern Quarte und geht dann in den Grundton, so übernimmt die zweite Stimme gleichfalls diese Quart, singt aber dann sogleich zum Grundtone die Serte darunter, wie c f g a ꝛc. Die Secunde

ferner erhält dann die Quinte darunter, nicht die Terz, wie irrig in vielen herausgegebenen Volksmelodien notirt ſteht, alſo

nicht

Die Quinte der zweiten Stimme liegt hier als Baſis ſo natürlich in jedem Ohre begründet, daß auf die Terz als Mittelſtimme nur ein Harmoniker bei vorausgeſetzter Grundſtimme verfallen kann; im Volksgeſange aber klingt ſie immer gegen die Quinte gehalten fremdartig und haltlos. Die Terz ferner nimmt zu ihrer Begleitung den Grundton, und eben ſo tritt zu den andern Tönen die melodiöſe Terz. Geht die obere Stimme in die Octav des Grundtons hinauf, ſo ſingt die zweite Stimme die Serte darunter, beſonders wenn dieſelbe ſchon vorher angegeben war, z. B.

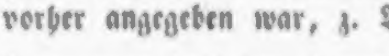

ſonſt tritt ſie auch in die Terz unter derſelben hinauf. Der Leitton vor dem Grundtone erhält die Terz, nicht die Serte, wie wiederum in vielen Melodien verzeichnet ſteht, z. B.

nicht

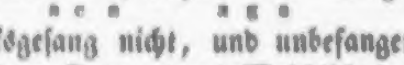

Dergleichen Sertenfolgen kennt der Volksgeſang nicht, und unbefangen betrachtet haben ſie im zweiſtimmigen Satze etwas Weichliches, Süßliches, das der Volksnatur widerſtrebt. Nur in dem Falle, wo die obere Stimme vor dem Schluſſe auf die Tonika, aus der Secunde darüber noch die Terz nachſchlagend angibt, begleitet die zweite Stimme in Serten, z. B.

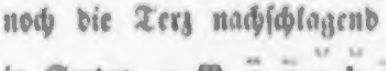

Das Bedürfniß dieſer zweiten Stimme iſt es denn auch beſonders, welches die obere Stimme vor allen andern fremden Ausweichungen als in die Quint bewahrt, da ſie ſich ſonſt in harmoniſche Verhältniſſe verwickeln müßte, die dem Volksohre natürlich fremd ſind. Der Gang auf die Quint als Ruhepunkt geſchieht deshalb auch nicht leicht durch den Leitton zu derſelben in der obern Stimme, wodurch eben die zweite Stimme dem harmoniſch ungeübten Ohre nicht gut zu finden wäre, da dies eine förmliche Cadenz durch die Quinte in die Dominante enthielte, alſo z. B. in einer Melodie auf f, nicht: f a c h c, ſondern die obere Stimme nimmt lieber, dieſem Leitton h aus dem Wege gehend, f a c d c,

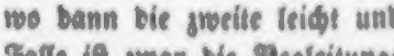

wo dann die zweite leicht und natürlich Raum findet. Im erſten Falle iſt zwar die Begleitungsſtimme der Kunſt gar leicht, z. B.

f . f a g e, dem Volksohre aber hier durch einen andern Leitton, als den zum Grundtone gehend zu fremd, und setzt, wie nun gar auch in Volksmelodien notirt steht, in der nachschlagenden ursprünglichen Septime f bei g, wirkliche Harmoniekenntniß voraus. In diesen Fehler gegen den Volksmelos verfallen fast alle von der Kunst ausgegangenen, für das Volk bestimmten Weisen, besonders auch die Dreborgellieder, weil sie der harmonische Standpunkt dahin führt. Ueberhaupt aber kommt auch selbst obiger volksthümlichere Gang in die Quint f a c d c als Ruhepunkt nicht oft vor, vielmehr tritt dafür meist immer der auf der Secunde mit der Quinte darunter ein, also in f : g. Um nun der zweiten c

Stimme Raum zu geben, wird ferner die erste meist immer über dem Grundtone sich bewegen, und nicht leicht anders unter denselben herabsteigen als im Auftakte eine Quint, oder beim Leittone in den Grundton. Jedes andere Untersteigen dieses würde die zweite Stimme in Verlegenheiten bringen, die nur harmonisch lösbar sind, weshalb denn auch, wo es doch vorkommt, ein Unison, oder Schweigen derselben eintritt, so lange, bis wieder ein Ton der obern Stimme erklingt, der den natürlichen zweiten Melos hervorruft.

Der erste Hauptabschnitt nun schließt gewöhnlich mit dem Grundtone oder der Serte darunter, oder mit der Terz und dem Grundtone in der andern Stimme, der zweite Theil mit der Secunde und der Quint darunter, und der Schluß ist wieder wie zu Anfang. Doch erleidet dies mehrerlei Modifikationen, und es kommen auch auf andern Tönen Schlüsse vor. Jeder Haupt- und Untertheil hat aber mit seinem Schlusse auch gewöhnlich einen kurzen Ruhepunkt, der nicht gerade zum Aushalten des letzten Tones, sondern eben nur zum Ausruhen dient, wie er denn besonders noch bei den katholischen Wallfahrtsliedern den Vorsängern Gelegenheit gibt, jedesmal die Worte der folgenden Strophe laut der ganzen Prozession vorzusagen. Diese Ruhepunkte binden sich denn auch damit nicht an die Gesetze des Taktes, sondern sind ganz willkürlich.

Bei solchem zweistimmigen Gesange des Volkes kommt es wohl vor, daß im größern Chore, besonders wenn Männer- und Frauenstimmen zusammentreten, erstere an den Ausgangspunkten der Absätze noch einen andern dritten Ton, der wohl als Baß

einen volleren Accord bildet, mit angeben. Da dies aber überhaupt selten geschieht, und dieser dritte Ton auch ganz unselbstständig, nicht als eigene Stimmführung mit auftritt, so kann man diese Art des Volksgesanges auch nicht für eine besondere Ausführung rechnen, oder gar, wie das auch schon geschehen, für ein entschiedenes Hinneigen zu Harmonik deuten.

Von Begleitung einer zweiten Stimme sind indessen doch manche Melodien ausgenommen. Zunächst fast alle in moll, die überhaupt auch etwas Abweichendes in sich enthalten. Wir haben oben schon angedeutet, woher das früher öftere Auftreten der Mollmelodien gegen heute wohl kommen möge, und uns jetzt nur den Mangel der zweiten Stimme dabei durch die größere Schwierigkeit überhaupt zu erklären, die der Mollton gegen den Durton selbst für den Harmoniker hat, so daß mit wenigen Ausnahmen das Verfahren des Volkes wie bei den Durweisen gar nicht anwendbar ist.

Aber auch unter den Durweisen finden sich manche, die eine Begleitungsstimme im Volkssinne nicht zulassen, und dies sind namentlich viele Melodien der Hirten und Jäger in den Alpengegenden, in welchen das Jodeln eine Hauptrolle spielt. Der einsame Senner und Jäger in seinen stillen Bergen und Wäldern wird aber dort auch von selbst schon mehr auf den einstimmigen Gesang hingewiesen; dagegen tritt in seinen Weisen ein größerer Tonumfang hervor, ein bloßes Wohlgefallen am auf- und abschwebenden Tone, das als ein Spielen mit dem Echo an den Felsen sich von selbst erzeugt, dabei aber oft so umfangreich wird, daß nur ein von Jugend auf daran gewöhntes Organ dies zu leisten im Stande ist. Bei diesen Gesängen ist denn auch leiterfremde Chromatik nicht ganz ausgeschlossen. Die natürliche Harmonie der zweiten Stimme zieht sich bei ihnen in die eine mannichfaltiger ausgebreitete zusammen und sucht dagegen in gebrochenen Accorden hervorzutreten, doch kommt darin harmonisch nicht mehr zur Erscheinung, als im natürlichen Gehöre begründet liegt.

Diese Melodien nun, ob ein- oder zweistimmig, werden so wie zum ersten so zu allen andern Gesätzen gesungen und erleiden nur rhythmisch einige Aenderungen, die durch die Worte des Liedes bedingt sind. Wir fanden oben als für das jetzige Volkslied charakteristisch die Ungleichheit der Verslängen so wie der Scansion.

Diese beim Lesen allerdings oft störenden Mißverhältnisse verschwinden gesungen gänzlich, indem die Melodie eine vollständige Ausgleichung herbeiführt. Fehlen, oder erübrigen nämlich bei den verschiedenen Strophen einige Versfüße, so werden ein oder mehrere Töne der Melodie mit Berücksichtigung des Taktes zusammengezogen, oder in geringere zertheilt. Die Melodie bleibt dieselbe, nur der Rhythmus ändert sich und erzeugt ein mannichfaltigeres bewegteres Leben, welches der leicht entstehenden Monotonie einer nach strengem Versmaße stets gleichmäßig auch rhythmisch wiederkehrenden Melodie genügend vorbeugt. Es hat also auch hier der gesunde Sinn des Volks ganz richtig verfahren, obschon diese metrischen Unebenheiten vielfach als Rohheit gedeutet sind.

Näheres läßt sich über die Art und Weise dieser rhythmischen Veränderungen nicht wohl angeben; das muß gehört, selbst geübt werden, so fügen sich die anscheinend widerstrebendsten Verslängen und Füße leicht und deutlich der Grundmelodie. Rhythmus nun, und zwar klarer, bestimmter, leichtfaßlicher, ist ein Haupterforderniß im Volksgesange, und ohne ihn überhaupt auch keine wahre Melodie zu denken. Der Rhythmus der Quantität ist dabei überall der vorherrschende und fast alleinige, doch kommt auch der des Accentes vor, und dann bei gehöriger Bewegung, daß sich der Accent auch geltend machen kann, von großer Wirkung.

Auch der Takt ist ein Haupterforderniß des Volksgesanges. Die Arten desselben sind die gewöhnlichen der Kunstmusik, grade wie ungrade. Es trifft sich wohl, daß irgend ein Volkssänger eine Melodie, wenigstens stellenweise, in einer sonst nicht vorkommenden Taktart singt; das ist dann aber nicht Eigenheit der Weise selbst, sondern nur Schuld des Sängers, der sie entweder nicht anders als so mangelhaft und entstellt kennt, oder sie wirklich schlecht singt. Es ist also damit durchaus nicht auf das Vorhandenseyn solcher widerstrebenden Taktarten, wie $^{5}/_{4}$, $^{7}/_{4}$ ꝛc., die man wohl in Sammlungen verzeichnet findet, zu schließen. Der Verfasser wenigstens fand bis jetzt immer noch das so Bezeichnete anders und zwar richtig. Nur bei der Melodie des bekannten „Prinz Eugenius ꝛc." deuteten auch ihm alle bekannten Gesangarten auf $^{5}/_{4}$ Takt.

Was nun die Ausdrucksweise der so gestalteten Melodien angeht,

ſo muß man geſtehen, daß ſie faſt durchweg, will man nicht gerade das Mißlungene auswählen, ganz vortrefflich zum Inhalte der Worte paſſen, ſey es in Freude oder Luſt, Ernſt oder Trauer, und eine ſo vollkommene Vereinigung und Uebereinſtimmung zwiſchen Wort und Weiſe offenbaren, wie uns nur ſelten auf dem Gebiete der Kunſt entgegentritt. Es kommen zwar Fälle vor, wo die Melodie anſcheinend den Inhalt der Worte nicht zur Darſtellung bringt, vielmehr ganz entgegengeſetzt anklingt; dieſe aber erſcheinen doch, wenn man die näheren Veranlaſſungen und Beziehungen des Gedichts kennt, als ſehr paſſend und poetiſch aufgefaßt. Wir wollen hier ein intereſſantes Beiſpiel angeben in folgendem Liede:

1.

Leg' ich mich nieder und ſchlaf',
Vom ſüßen Schlaf thu ich erwach;
Schau ich zum Fenſter 'naus,
Seh' ich die Fanger draus;
Geſperret war ich ein,
Als wie ein Vögelein.

2.

Ganz traurig bin ich geweſt,
In der ganzen Welt rumme gereſt; (gereiſt)
Komm ich in mein Vaterland,
Wo ich bin ſo bekannt,
Da muß ich mein Leben beſchließ,
Und mich mit einer Kugel erſchieß.

3.

Ei, Franz, was ſagen dei Leut',
Daß dich das Schießen ſo freut? —
Mei Leut ſage allezeit:
Schießen gebt weit und breit,
Und das Schießen gebt ſtark im Schwang,
Vom Spiegel laß ich mich nit fang.

4.

Ei, Spiegel, was haſt du gethon,
Daß du ein Verräther biſt wor'n?
Ich glaub du entgehſt es nicht,
Weil du der Verräther biſt;
Ach Gott! was machſt du dir draus!
Am jüngſten Tag machen wir's aus!

5.

Ach Vater und Mutter bitt' euch,
Vergesset doch meiner nit gleich.
Wie eine Blum' auf der Wies',
Der Tod ist mir gewiß;
Wie die Blume auf grüniger Heid —
Gott geb' mir die ewige Freud! —

Zur Erklärung muß folgendes erwähnt werden:

In der Gegend von Haßfurt am Main lebte vor mehreren Jahren ein junger, lebensfroher, aber etwas leichtsinniger Jägerbursch, in seiner Umgebung allgemein geliebt und gern gesehen. Dieser entzog sich der Militärpflicht durch Flucht ins Ausland, kam indessen nach Verlauf einiger Jahre, worin er seine Entweichung vergessen wähnte, wieder zurück. Er wurde aber bald von dem Gerichtsdienergehülfen zu Haßfurt, Namens Spiegel, verrathen, und das Haus, in welchem er sich heimlich aufhielt, von demselben mit Häschern umstellt. Der Jäger aber, dessen Vorname Franz war, erschoß sich, sobald er die Häscher gewahrte. Auf diesen Vorfall nun dichtete damals ein nachbarliches Gänsemädchen, Namens Drückerin, vorstehendes Lied nebst Melodie. Dem tragischen Inhalte nach, sollte man glauben, müsse auch die Weise etwas Entsprechendes haben. Die Dichterin aber, ganz im Sinne des Jägers singend, und ihn in Selbstrede einführend, ließ vielmehr sein ganzes Grundwesen, nämlich das des sorglosen Leichtsinnes durchklingen, und daher eine fern von allem Düstern liegende, bewegliche, sorgles leichtsinnige Melodie, die sogar im zweiten Theile einen Satz aus einem damals beliebten Tanze enthält. Wie ganz anders aber erscheint nun unter diesen Umständen dieselbe, die als getreuer Ausdruck des Leichtsinnes, durch welchen der Jäger zu Grunde ging, ganz anders und viel tragischer auf seine Umgebung, für die ja das Lied auch nur bestimmt war, wirkt, als hätte sie dem Vorgange nach einen an sich düstern Charakter angenommen! Auch hat sich dies Lied unverändert erhalten und wird viel und gern gesungen. Wir halten dies für einen feinen, ächt poetischen Zug der hier unbewußt aus der Unmittelbarkeit des Gefühles dem Gemüthe dieser armen Dorfsängerin entquellen ist.

Es erübrigen hier nun noch einige Bemerkungen über den Vortrag dieser Melodien. Das was die Kunstmusik Alles hat,

um ihre Leiſtungen zu erhöhen, und was man ſo den Vortrag nennt, kennt der Volksgeſang im Allgemeinen nicht, hat es auch in ſeiner Einfalt und Natürlichkeit nicht nöthig, um doch in ſeinem Kreiſe der Wirkung gewiß zu ſeyn. Da iſt kein öfterer Wechſel von forte und piano, von crescendo und decrescendo, accelerando, morando, forzando, kein Triller und Mordant, nebſt alle dem, was ſonſt in der Kunſt Effekt macht. Dagegen aber hat der Volksgeſang wieder eine beſondere Eigenheit, die in ihrer Naivetät ganz zu dem Natürlichen des Liedes und der Umgebung, worin es auftritt, paßt, und ihm einen eigenen Reiz verleiht. Für einen Kunſtſänger iſt dieſe Art faſt ganz unerreichbar, und die Melodie verliert in dieſer Hinſicht in ſeinem Munde eben ſo viel, wie das Gedicht ſelbſt durch die Verſetzung des Dialektes, wenn es in einem ſolchen ſteht, in die Bücherſprache. Worin dieſe Vortragsart jedoch beſteht, kann nur mehr gehört und gefühlt, als beſchrieben werden, und wir müſſen dabei auf gute Sänger verweiſen. Wir ſagen auf gute, denn unter dem Volke gibt es in Bezug auf Stimme wie auf dieſen Vortrag, eine eben ſo große Differenz, wie unter den Kunſtſängern. Nur eines Punktes ſey hier erwähnt, der in geradem Widerſpruche mit den Regeln des Kunſtgeſanges ſteht, und dies iſt das öftere kurze Hinaufziehen des Tones von der untern Terz aus. Von beſſern Volksſängern gebraucht, macht dies aber an gehöriger Stelle, beſonders in gedehnten Melodien, eine eigene Wirkung, die nur dann widrig wird, wenn ſie karrikirt auftritt, wie meiſt bei Handwerksburſchen.

Schließlich haben wir hier über Volksmelodien zu erwähnen, daß ſie zuweilen nicht auf dem Grundtone, oder deſſen oberer Terz ſchließen, ſondern auf deſſen Secunde, und ſo in Begleitung der zweiten Stimme, als Quint darunter, mit dem Dominantenaccorde, mithin in ſich keinen beruhigenden Schluß gewähren. Dieſe Erſcheinung wird aber durch eine andere beſondere Eigenthümlichkeit des Volksgeſanges herbeigeführt und wieder ausgeglichen, worauf in allen bis jetzt erſchienenen Volksliederſammlungen noch gar keine Rückſicht genommen iſt, und die ſomit ganz unbekannt zu ſeyn ſcheint. Sie beſteht nämlich darin, unmittelbar hinter den eigentlichen Liedern, beſonders den tragiſchen, noch ganz kurze für ſich beſtehende Verſe heiteren, luſtigen, oft ganz ausgelaſſenen Inhaltes, in gleichartiger luſtiger Melodie zu ſingen. Dieſe kurzen

Schlagverſe ſind es nun, die allemal bei ſolchen Weiſen, die nicht mit Grundton oder Terz ſchließen, wieder in denſelben zurückführen, und ſo auch tonlich dem Ohre volle Beruhigung gewähren. Hervorgegangen aber ſind dieſe kurzen Schlagverſe abermals aus dem tiefgeſunden Sinne des deutſchen Volkes, das als letztes Reſultat ſeines Geſanges nicht Aufregung, Trauer oder ſonſtige mißliebige Seelenſtimmung behalten will, ſondern Beruhigung, Freude und volle Befriedigung ſucht, und alle Wolken, die das Hauptlied ſelbſt nicht ſchon verſcheucht haben ſollte, zuletzt noch mit einem kurzen Scherz, ja mit einem gewiſſen Spotte hinwegzufliehen zwingt.

Beſtändige Fortbildung des Volksliedes im Volke ſelbſt.

Der Einfluß der Zeitbegebenheiten hat auf das Volkslied nur bei großen Perioden eingewirkt, andere Verhältniſſe, von denen die Kunſt oft aufs Lebendigſte berührt worden, ſind an demſelben ohne nachhaltige Spur vorübergegangen, und namentlich hat die Mode wenig Einfluß gewonnen. Das Volk nimmt zwar gern etwas Neues auf dem Liedergebiete an, und es ſind jeder Zeit Lieder und Weiſen aus der Kunſt in daſſelbe übergegangen, und oft mit überraſchender Schnelligkeit in ihm verbreitet, die den herrſchenden Modeſchmack an ſich tragen, wie namentlich viele ſentimentale Liebeslieder der Kunſt bei der Jugend des Landvolkes vorkommen, ohne aber doch nur irgend auf die Dauer ſich zu halten. Ihr ganzer Charakter iſt dem ſtereotypen Volksgeiſte doch zu widerſprechend, der, ſobald der Reiz des Neuen darin beſeitigt, immer wieder zu ſeinem rechten Eigenthum zurückkehrt, ohne auch nur bei eigener Produktion dem Einfluſſe des Fremden im Mindeſten zu erliegen. Vielmehr bildet das Volk, wie wir ſchon oben angaben, immer noch mehr oder weniger glücklich im Sinne des alten Volksliedes entweder umgeſtaltend, oder neu dichtend fort. Hierbei ſind aber allerdings Zeitereigniſſe auf die Produktivität in einzelnen Liedergattungen beſonders einflußreich, und dahin gehören beſonders Kriege, in welchen das Soldatenlied ſeinen eigentlichen Grund und Boden findet.

Selbſtſchaffend nun folgt das Volk immer dem unmittelbaren Eindrucke, den es vom Gegenſtande der Dichtung erhält, und da auch beim größten Theile deſſelben Leben und Weben in ſeinen Arbeits- und Feierſtunden, ſeinen Bräuchen und Sitten, ſeiner

Kleidung und Sprache, seiner freien Natur und engen Stube, seinen Bergen und Wäldern, Wiesen und Feldern, kurz in allen Verhältnissen immer dasselbe bleibt, so drückt es sich auch, der stets mehr gleichbleibenden Anschauung gemäß, immer wie ursprünglich aus, natürlich, einfach und schlicht, dabei aber kühn, energisch, bildlich, abspringend, stets auf die Hauptsache gehend, auf dem kürzesten, von der Phantasie vorgezeichneten Wege, und Alles bleibt frisch, gesund, kernig und hat wenig mit der ganz andern Richtung der Kunst gemein. Freilich aber ist die Ausdrucksweise oftmals neben dem kindlichen auch kindisch, unbeholfen, unkorrekt, ja Manches mehr gestammelt als gesprochen, dennoch aber immer ächt lyrisch, sich von selbst zur Melodie, als näherer Dolmetscherin, neigend, deren Hand denn aber auch über einen größen Theil dieser Mängel hinweghebt, und das lallende Kind mit goldener Zunge begabt.

Diesen schönen, urkräftig poetischen Sinn des Volkes hätte man nun eigentlich auf alle Art zu bewahren und zu pflegen, oder wenigstens ungehindert sich fort und fort erhalten und gestalten lassen sollen; man hätte ihm das einzige Erbtheil einer ganz populären Kunst, das seiner Natur genügt, an dem es sich so oft erfreut, tröstet und erquickt, unangefochten lassen sollen; statt dessen aber hat diese Dichtung schon mancherlei Verfolgung von wahrhaft widersinnigen Eiferern früherer wie besonders jetziger Zeit erfahren müssen. Dies ließe sich jedoch Alles ertragen, da das Unverwüstliche einer Volksdichtung sich überall doch siegreich zeigen wird, wenn man nur nicht in neuester Zeit durch ein Verbot der Volkspoesie überhaupt einen empfindlichen Stoß gegeben hätte, der nicht wohl zu verwinden ist — wir meinen das Verbot der früher bestandenen Spinnstuben. Mögen diese immerhin Vieles in der Unsittlichkeit gefördert haben, der Art wie sie bestanden, und war die Absicht, dies mit ihrer Aufhebung zu verhindern, gewiß gut gemeint, so hatte man dabei doch durchaus nicht bedacht, wie gerade hier eine Hauptpflanzstätte der ganzen Volkspoesie, sowohl für Mährchen und Sage, wie besonders für das Lied war, in welcher sie wenigstens immer ihren Hauptanhaltspunkt gehabt hat. Die Kräfte der Gemeinde, namentlich der jüngeren Leute, für die ja Gesang zunächst ist, standen hier mehr zusammen; einer lernte vom andern, und zwar vollständiger, korrekter; ihr Liederschatz war

ein gemeinsamer und gab in dieser Gemeinschaft auch Veranlassung zu größerer Erzeugung neuer Gesänge. Nach Aufhebung der Spinnstuben aber sind diese Kräfte zersplittert, und damit auch der früher gemeinsame Reichthum, die Reinheit und Correktheit ihrer Poesie so viel schnellerem Verfalle entgegengeführt. Mit der Vereinzelung ist dann auch, und das ist das Hauptübel, den schlechten, liederlichen Liedern viel leichter der Eingang eröffnet; denn in größerer Gemeinschaft von Personen kommt viel weniger etwas Obscönes auf, als bei geringer, weil sich die angeborene Scham vor Einzelnen leichter unterdrücken läßt, als vor einer Menge. Wenn das eigentliche Obscöne angestimmt wird, so ist es von Einzelnen, eine größere Menge thut es höchstens in Wirthshäusern im angetrunkenen Zustande. Das Uebel aber, welches man mit dem Verbote der Spinnstuben abschneiden wollte, ist doch geblieben, ja es hat sich die Unsittlichkeit in dieser Hinsicht nur vermehrt, wie ja aller Orten die Klage ist, und auch natürlich: die Zusammenkünfte finden jetzt heimlich statt, und deren Früchte sind es ja eben, über welche man sich beschwert. Was ist also gewonnen? Die Volkspoesie hat man theilweise genommen, wenigstens den Weg dazu gar sehr verlegt, und das Uebel selbst ist nur ärger geworden. Welchen unberechenbaren Nachtheil man aber über das Volk durch jede Verkümmerung seiner Poesie bringt, ist gar nicht abzusehen. Man lasse ihm, dem man ohnehin schon so viel genommen hat, getrost doch wenigstens seine Spinnstube, als bescheidenen Sitz ländlicher Musen, und stelle sie nur unter bessere Aufsicht. Den liederlichen Drehorgeln und Bänkelsängern aber, die jetzt ungehindert ins Herz des Landvolkes hinein ihre schmutzigen, lüsternen, schlechten Gesänge tragen, denen sey gänzlich der Weg dahin abgeschnitten, wenigstens so lange als die Spinnstuben geschlossen bleiben.

Man hat auf der andern Seite dagegen sich auch Mühe um den Volksgesang gegeben und denselben zu heben gesucht, indem man eigene Lieder und Weisen für das Volk fertigte. So begegnen wir denn Liedern für Dreschen, Schnitter, Hirten, Melkerinnen, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, kurz für alle Handwerker, selbst für Soldaten und Jäger, und man glaubt hierin alles Ernstes für ein populäres Bedürfniß gesorgt, und durch theilweises Einführen in den Volksschulen es sogar praktisch befriedigt zu haben. Aber wie

sehr hat man dabei den ächt poetischen Sinn des Volkes verkannt! Es ist Natur der Phantasie, daß sie immer lieber in die Ferne spielt als in der Nähe; der hart gequälte Dreſcher und Schnitter, die arme Magd im Stalle, sie versetzen sich diesem unabweisbaren Zuge der Phantasie gemäß, gern in einen höhern und glücklicher gedachten Zustand, und so tönen wohl aus ihrem Munde Lieder von Königen, Grafen und Rittern, aber nicht Gesänge über ihre alltägliche Arbeit, unter deren Last sie ohnehin gedrückt genug sind. Umgekehrt tritt derselbe Zug und Drang der Phantasie bei den Hohen und Mächtigen der Erde ein, so daß sie sich aus den Mühen ihres Standes nun lieber in die geträumte idyllische Freiheit des Landvolkes versetzen.

Das Schicksal dieser gemachten Volkslieder war dann auch, daß sie alle nie nachhaltigen Anklang fanden, und auch die in Schulen eingeführten überall mit beendeten Schuljahren wieder verstummten. Nein! das Volk will dergleichen Lieder nicht, oder, wenn denn einmal ein Stand seiner Poesie verfallen soll, so schafft es selbst, dabei aber den richtigen Weg in der komischen Auffassung betretend. Doch auch da, wo es diese seine niedern Verhältnisse im Ernste poetisch zu gestalten sucht, erscheint doch immer etwas Anderes, ursprünglich Gesunderes, als alles ihm gemacht Uebergebene.

Ferner sind Vorschläge gemacht, das Volk mehr zur Kunstpoesie heraufzuziehen, wie noch jüngst in der deutschen Vierteljahrsschrift 1842, Heft IV., Nr. XX., Seite 24: „Ueber Pflege der Nationalpoesie," und es wird dort gerathen, die Lieder von Gellert, Schubarth ꝛc. ins Volk zu bringen. Nach unserer vorausgegangenen Entwicklung über Volkslied fällt dies aber von selbst zusammen.

Zudem muß bemerkt werden, daß diese vorgeschlagenen Lieder längst schon größten Theils wirklich ins Volk übergegangen waren, jedoch als etwas Fremdes bereits auch wieder fast gänzlich ausgeschieden sind.

Es haben sich hin und wieder Freunde mehrstimmigen Gesanges angelegen seyn lassen, diesen auch unter dem Landvolke zu verbreiten, und es ist ihnen an manchen Orten damit gelungen. Das Volk soll Freude daran zeigen, manches müssige sonntägliche Umhertreiben damit gehoben und dafür hier ein schöner Vereinigungspunkt

gefunden seyn. Wir wollen uns dagegen durchaus nicht aussprechen, sondern freuen uns vielmehr, wenn etwas Tüchtiges, Nachhaltiges erzweckt wird. Indessen glauben wir doch, daß mit dieser Richtung das wahre Eigenthum des Volkes, sein angestammtes, stets forterhaltenes und fortgebildetes Lied immer mehr in den Hintergrund gedrängt, und ihm etwas Fremdes geboten werde, worin es seiner Natur nach durchaus nicht selbstschaffend und zeugend aufzutreten, und sein innerstes Grundwesen niederzulegen vermögend ist. Doch wird diese Theilnahme auf einem Kunstgebiete wohl immer nur lokal bleiben und somit diese Befürchtung nicht leicht eintreten.

Sammlung und Herausgabe.

Für den wahren Freund dieser poetischen Manifestationen im Volksleben muß es im höchsten Grade interessant seyn, das hier Geleistete möglichst zu erhalten. Waltet dabei die Absicht vor, das Ursprüngliche, Mittelalterliche zusammen zu tragen und zu bewahren, so müssen natürlich auch die betreffenden mittelalterlichen Quellen eröffnet werden, wo sich denn namentlich im Volksliede aus alten Druckwerken, Musikalien und Chroniken bereits große Schätze gefunden haben, und auch noch fortwährend zu schöpfen sind. Diese bestehen aber mehr in den Gedichten selbst, als in den eigentlichen volksthümlichen Melodien, wie wir das schon oben erledigt haben. Will man aber erfahren, was das jetzige Volk von diesen mittelalterlichen Liedern in sich noch erhalten hat, wie es daran fortarbeitet, und im Sinne des Alten selbstschaffend Neues in Wort und Weise gestaltet, kurz will man das Volkslied geben, wie es nun einmal jetzt ist, so muß man sich an die einzige authentische Quelle — an den Volksmund selbst wenden.

Aus dieser Quelle wird dann aber nicht blos dem Freunde schlichten Gesanges als solchem hoher Genuß bereitet, sondern auch wirklichen Gebieten der Wissenschaft vielfacher Nutzen entgegenfließen. Historiker und Politiker, Philosoph, Philolog und Aesthetiker, sie alle finden hier viel Beachtenswerthes, oft höchst Wichtiges; vor allen jedoch möchte unsern Dichtern und Musikern ein frischer Trunk aus diesem unversiegbar lebendigen Waldquell wohl zu rathen seyn, wobei sie aber freilich auf dem Wege dahin den hohen Cothurn etwas bei Seite legen müßten.

Diesen im Volke noch erhaltenen und mächtig fortsprudelnden Liederquell zu beschöpfen, dazu gehört nun aber unerläßliche Sachkenntniß, Treue und Beharrlichkeit; denn die Nachforschungen unterliegen größern Schwierigkeiten, als man gemeinhin denkt. Zuerst ist die Gelegenheit, diesen Gesang ruhig zu beobachten, gegenwärtig gar nicht wohl mehr anders gegeben, als auf dem Lande in der Mitte des Landvolkes selbst, wenn man Soldaten und Handwerksburschen davon ausnimmt. Dann aber sind diese Sänger im Ganzen scheu und zurückhaltend in Mittheilungen, indem sie leicht etwas im Hintergrunde wähnen und sich leicht damit verspottet glauben, da sie bei höher Gestellten auch bessere Lieder voraussetzen, als sie zu geben im Stande. Man muß also schon volles Vertrauen besitzen, ehe man auf gänzliche Mittheilung rechnen kann, zumal diejenigen Lieder, die etwas Anstößiges enthalten, nicht gern von Mädchen, die oft gerade den Hauptkern des singenden Volkes bilden, genannt, oder vollständig angegeben werden. Dies Vertrauen zu gewinnen, muß man schon lange unter ihnen wohnen und sie selbst theilweise in Abhängigkeit haben. Hat man aber diese Schwierigkeiten überwunden, so ist dann der Reichthum an solchen Liedern auch erstaunlich groß. Der Verfasser hat in Franken viele Sängerinnen getroffen, die weit über hundert Lieder vollständig auswendig sangen, obwohl sie schon seit Jahren nicht mehr unter die gerade florirende Singgeneration gehörten. Die große Gewalt der Melodie über das Gedächtniß macht dies begreiflich, so wie die geringe Zersplitterung desselben durch andere Gegenstände des Wissens unter dieser Klasse. Ohne zu singen, waren sie oft nicht im Stande die Worte überall anzugeben, singend aber sogleich; eine Erfahrung, die ja auch jeder an sich machen kann. Deshalb, und auch aus andern Rücksichten ist es stets zu rathen, alle Gesätze durchsingen zu lassen. Kann man hörend und zwar unbeachtet, von den Sängern diese Lieder selbst erlernen, so ist es freilich am besten; erst dann hat man sie ganz vollkommen zur Aufzeichnung in der Gewalt. Die einzelnen Lieder sind aber nachher noch vielfach bei andern Sängern zu vergleichen, um sich der Richtigkeit und Vollständigkeit in Wort und Weise zu versichern; denn man kann oft anfangs auf eine schlechte Quelle getroffen seyn, nach welcher dann das Lied überhaupt zu beurtheilen, höchst unrecht wäre. Auf Zusendungen, die nicht ganz

notorisch in angegebener Art sind, ist immer sehr mißlich zu bauen; es geschieht da aus Unkenntniß, oder Sorglosigkeit nur zu leicht Unterschleif, und besonders sind die Melodien sehr bald einer Entstellung unterworfen, da von Uneingeweihten oft etwas mißverstanden, für musikalisch falsch genommen und korrigirt wird, was doch im Munde des Volkes seine vollständige Rechtfertigung findet. Zur Berichtigung der Worte fliegende Blätter zu gebrauchen, ist nicht räthlich, da wenigstens die neueren selbst selten nur irgend wie correkt erscheinen. Besser sind die geschriebenen Liederbücher des Volkes, deren ältere besonders zum Theil viel richtiger und vollständiger die Worte geben, als sie die neuere Sängergeneration singt; natürlich erhält man aber darin nicht die Melodien zugleich mit, da diese nur traditionell sich fortpflanzen.

Auf nähere Beurtheilung der bereits in diesem Liedergebiete erschienenen Sammlungen können wir uns hier des Raumes wegen nicht einlassen, nur gegen eine Erscheinung müssen wir uns aussprechen. Man hat nämlich in neuerer Zeit auch angefangen, diese einfachen Volksmelodien in mehrstimmiger Bearbeitung herauszugeben, oder sie auch nur mit Klavier- oder Guitarrenbegleitung versehen, und sie damit auf das Gebiet der Kunst in höhere Kreise gezogen. Die Grundstimmung des Gedichtes drückt die meist treffende Melodie des Volksliedes, ein- oder zweistimmig, wie sie gesungen wird, schon ganz und vollkommen aus, und hält in ihrem einfachen, stets wiederkehrenden, festen Bande die verschiedensten, oft weit auseinanderspringenden Strophen und Gesätze leichtfaßlich vereinigt, und versetzt die Phantasie gerade in die rechte Stimmung, das Uebersprungene willig in sich zur Erscheinung zu bringen. Tritt aber statt dieses einfachen, ganz auf das Gemüth berechneten melodischen Elementes noch das der Kunstharmonik hinzu, so wird dies Verhältniß geradezu zerstört. Die hohe Einfalt der Melodie zeichnet nämlich auch der Harmonie eine gleiche Einfachheit vor, und darin werden die Mittelstimmen, besonders aber der Baß, steril. Harmonie aber, vorzüglich unsere jetzige, will keine Monotonie. Werden dagegen interessantere Stimmführungen und harmonische Combinationen gegeben, so tritt wieder ein nothwendiger Conflict zwischen der einfachen Melodie und der gesuchten Harmonie auf; überhaupt wird damit ein reflektives Element in das Ganze gebracht, das nirgend mehr stört, als im

Liede. Was die Melodie ausdrücken ſoll im Volksliede, das wird in Art und Weiſe des Volks ſelbſt vollſtändig erreicht; eine Harmoniſirung würde nur, um daſſelbe auszuſprechen, den Mund unnatürlich voller nehmen, und doch nicht mehr erreichen. Unnützer Kraftaufwand iſt aber von vorn herein dem gebildeten Sinne widerlich. Man laſſe doch Alles an ſeinem Orte! Es muß zudem ſchlimm ſtehen mit der melodiſchen Erfindungsgabe unſerer Harmoniker, daß ſie hier beim Volke zu Gaſte kommen, von dem ſie ſonſt nichts wiſſen wollen. Daſſelbe gilt denn auch von irgend einer Klavier- und Guitarrenbegleitung. Ueberall tritt das Harmoniſche, wenn es auch die Melodie an ſich heben ſollte, doch ſtörend für die eigentliche Lyrik des ganzen Liedes auf. Nur die Lieder, welche das Volk ſelbſt mit Begleitung eines Inſtrumentes ſingt, wie z. B. in Tyrol und Oberöſterreich zur Zither, nur dieſe gebe man mit ihrer populären Begleitung, ohne alle Zuthat der Kunſt.

Die nun alſo gewonnenen Lieder dürften am geeigneſten nach verſchiedenen Fächern zu ordnen ſeyn, wie das auch zum Theil der Fall geweſen, nicht aber durcheinander geworfen ohne alle Inhalts- und Ueberſichtspunkte, wie gleichfalls geſchehen iſt. Aber auch nach den beſten, mit dem Volksmunde übereinſtimmendſten Sammlungen das Lied einzeln wie überhaupt genügend beurtheilen zu wollen, würde gefehlt ſeyn. Die oben ſchon beſprochene Vortragsweiſe, die ſo gar nicht in Worten und Noten zu verſinnlichen iſt, dann die eigenthümliche Umgebung, in welcher das Lied erſcheint, geben ihm einen ſo beſonderen Reiz, daß mit dem Mangel dieſer Vorausſetzungen ſogleich der feinere poetiſche Hauch verſchwindet. Aus freier, friſcher, ländlicher Umgebung, oder aus der düſterheimlichen Spinnſtube, mit welcher ſie innig verwachſen ſind, in einen modiſchen Salon und tönenden Konzertſaal verſetzt, würden ſich dieſe Volkslieder freilich den meiſten überreizten Sinnen beſchränkt genug ausnehmen. Dorthin gehören ſie aber auch nicht; verlangt ja doch auch jedes andere Kunſtwerk ſeine paſſende Stellung, um ſich ganz und völlig geltend zu machen. Welcher unverdorbene Sinn mag eine Nachtigall im Käfige auf lärmender Straße hören? Wie viel poetiſcher iſt ſchon von vorn herein die ganze Situation, wenn ein armes Hirtenmädchen, eine Spinnerin vom Liebesglück und Wehe einer Königstochter ſingt, als

wenn das gleiche Lied von den Lippen einer Königstochter ſelbſt ertönt! Wie ungleich anders iſt die Phantaſie des Hörers zum Vortheil der Erſtern aufgeregt, als bei der Letztern!

Dem Volkslied zunächſt Verwandtes.

Wir haben oben ſchon der Drehorgel- und Bänkelſängerlieder erwähnt, und ſie da bereits vom eigentlichen Volksliede ausgeſchloſſen; wir wollen ſie hier noch etwas näher betrachten.

Man kann zweierlei Arten derſelben unterſcheiden, die aus dem Kunſtgebiete der Muſik, vornehmlich der dramatiſchen herübergezogenen, die gegenwärtig beſonders gewöhnlich ſind, und dann die eigens für dieſe Exekution gedichteten und componirten Lieder. Erſtere gehören, dem Kunſtgebiete entſtammt, nach unſerer ganzen Entwicklung hier gar nicht her, und obſchon Vieles aus Operetten und Vaudevillen durch dieſe Drehorgeln ins Volk übergeht, ſo hat es darin doch nur ein eben ſo ephemeres Leben, wie auf der Bühne ſelbſt. Aber auch die andern gehen in ihrem Grundweſen ſo auffallend vom eigentlichen Volksliede ab, daß ſie durchaus nicht dahin gerechnet werden können. Sie ſind zunächſt größtentheils für den Pöbel in den Städten auf Jahrmärkten, Meſſen und in Wirthshäuſern beſtimmt, müſſen damit durchaus Rückſicht auf dieſes Publikum nehmen, das bei ſolchen Anläſſen nur durch Kraſſes, Auffallendes, Schmutziges zu feſſeln iſt, wenn damit etwas verdient ſeyn will, und man muß geſtehen, daß ſie dies leider in ihrem Kreiſe nur zu populär erreicht haben. Welch ganz anderm Boden dagegen iſt das eigentliche Volkslied entwachſen, das keinen Zweck hat, als ſich ſelbſt auszuſprechen, in ſich zufrieden, ohne Beifall und Belohnung eines Dritten zu verlangen, oder darauf berechnet zu ſeyn, ja ſich durchaus davon ſcheu zurückzieht! Form und Ausdrucksweiſe ſind vielfach verwandt, der eigentliche Inhalt aber durchaus verſchieden. Nur da, wo ſich der Stoff zum Gelegenheitsgedichte, namentlich zum Komiſchen, hinneigt, ſtellt ſich größere Aehnlichkeit heraus, und manche ſind darin recht artig. Die Melodie aber zieht zwiſchen beiden faſt ſtets einen weſentlichen Unterſchied. Schon daß ſie gleich Anfangs auf harmoniſche Begleitung gebaut iſt, und nur ſelten dadurch in den Grenzen der Ausweichung ſtehen bleibt, die dem Volksmelos genügen, oder, wo dies auch nicht der Fall ſeyn ſollte, doch überhaupt

eigenthümliche melodiſche und rhythmiſche Wendungen ſo gemeiner Natur enthält, wie ſie jener nicht kennt, gibt ein weſentliches Unterſcheidungsmerkmal ab. Dies überall ins Gemeine Streifende iſt bei den Drehorgelmelodien als charakteriſtiſch anzuſehen, aber freilich leichter zu fühlen als zu zeigen. Auch von dieſen Liedern tritt Vieles unter das Landvolk, hält ſich aber eben ſo wenig andauernd darin, wie Erſteres. Es bleibt alſo im Ganzen das Drehorgellied nur den untern Klaſſen der Städtebewohner, die man gewöhnlich Pöbel nennt, für den es auch zunächſt nur beſtimmt iſt.

Der eigentliche Bürgerſtand, ſo wie die höhern Klaſſen haben keine Lieder im Sinne des Volksliedes. Die größere Nachbarſchaft mit Kunſtpoeſie wie Muſik durch Theater, Konzert und Geſangvereine läßt dieſes ſchlichte Volkslied unter ihnen nicht wohl aufkommen, beſonders jetzt, wo ſchon ſo früh jedes Kind ans Klavier geſetzt, und damit dem einfachen Geſange von jung auf ganz entfremdet wird. Dagegen treten in dieſen Kreiſen hinwieder Lieder hervor, und zwar allgemein gekannt, geliebt und geſungen, bei denen man ihrer längeren Verbreitung wegen allerdings leicht in Verſuchung gerathen könnte, ſie unter die Volkslieder zu zählen, wie es denn auch wirklich geſchehen iſt. Nach unſerer im Vorſtehenden entwickelten Anſicht indeſſen möchte ſich doch leicht herausſtellen, daß ſie dahin nicht zu rechnen ſind. Bei den meiſten kann man die getrennten Verfaſſer der Worte und Melodien als Kunſtdichter und Kunſtmuſiker nachweiſen, und dieſer ihr Kunſturſprung verleugnet ſich in ihnen denn auch nicht, ſcheidet ſie aber damit in der ganzen Darſtellungs- und Ausdrucksweiſe weſentlich vom Volksliede ab. Zudem iſt ihre Melodie auf wirkliche Harmonie gebaut, und zu ihrer Darſtellung meiſt auch nothwendig. Ferner iſt ihr Inhalt großentheils nicht einmal verſtändlich genug, um ein Volkslied abzugeben, und darum auch nur wenig in dies Gebiet übergegangen. Hierher rechnen wir unter andern: Heil dir im Siegerkranz ꝛc.; Gott erhalte Franz den Kaiſer ꝛc.; Am Rhein am Rhein ꝛc.; Hebe ſah in ſanfter Feier ꝛc.; ſo wie einen großen Theil der Studentenlieder, von denen ſich nur Weniges die Handwerksburſchen angeeignet und in ihre Manier verſetzt haben.

Unter dem Einfluſſe der herrſchenden Kunſtrichtung erzeugt, kann es nicht fehlen, daß ſie auch mehr oder weniger der Mode

unterworfen sind, und schon dadurch im Ganzen geringe Aussicht auf längeres Alter haben, das bis jetzt überhaupt nur einige Studentenlieder erreichten. Wer hört jetzt noch: Guter Mond, du gehst ꝛc.; Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc.; ja, wer mag sie noch hören? Wie lange hätten sie zudem noch hin, sollten sie auch noch so allgemein verbreitet vorkommen, um die jahrhundertlange Feuerprobe der Zeit auszuhalten wie die ächten mittelalterlichen Volkslieder, die noch im Munde des Landvolkes leben, alle trotz vieler Entstellungen, Umbildungen, Mängeln, doch noch so frisch, gesund, frei und unberührt von aller Mode, so rein allgemein gültige Natur und Wahrheit, dem Niedrigsten wie dem Höchsten gleich verständlich, daß sie ja eben dieser seltenen Eigenschaften wegen so begierig von den Gebildeten gesucht und erforscht werden. Was also nicht diesen bleibenden und allen Zeitgeschmack überlebenden Grundcharakter des ächten Volksgesanges an sich hat, können wir nicht Volkslied nennen, sondern müssen es, wie trefflich es auch sonst in seiner Art erscheint, einem andern Gebiete zuweisen.

Bis jetzt hat die Kunstlyrik in Wort und Ton noch nichts geschaffen, was Allgemeingut des Volkes geworden wäre und so bleibend sich darin gehalten hätte, daß man berechtigt wäre, es dem Volksliede gleichzustellen, und wird es auch nach unserer Entwickelung so lange nicht, als sich die ungeheure Kluft moderner Bildung zwischen hohen und niedern Ständen nicht so weit wieder ausgeglichen hat, wie zur mittelalterlichen Blüthezeit des deutschen Volksliedes.

Ob diese Zeit bald kommen werde, oder überhaupt nur möglich sey, ob unsere ganze moderne Poesie und Musik im Abgangspunkte stehe, und völliger Auflösung entgegen eile, oder ob sie sich wieder mehr von dem reflektiven Elemente ab, und zur Welt des Gemüths und der Phantasie neigen, damit aber der Volkspoesie wieder näher treten werde, oder ob sie sich endlich eine ganz neue eigene Bahn brechen werde, das lassen wir hier füglich dahin gestellt seyn.

Zu verwundern, ja tief zu bedauern ist es, schließlich gesagt daß wir Deutschen, trotz des ungemeinen Reichthums an ächten Volksweisen, wie sie kein anderes Volk der Erde besitzt, doch noch kein wahres Nationallied haben, sondern Wort und Weise immer noch der Fremde entlehnen. Man hat in neuester Zeit zwar darauf aufmerksam und den Vorschlag gemacht, das Lied, von Händel

componirt: Heil und Himmelssegen ꝛc., als solches anzunehmen; allein wie hoch wir auch Händel unter allen Tondichtern verehren, wir möchten doch lieber irgend eine der alten herrlichen Weisen aus dem Volke selbst als solche begrüßen.

Wir scheiden hier vom verehrten Leser mit dem herzlichsten Wunsche, daß es uns gelungen seyn möchte, ihm über das wahre Volkslied einige Aufklärungen gegeben und neue Freunde, Erhalter und Förderer dieser einfachen, ländlichen Kinder, die sich Niemand aufdrängen, ja scheu zurückziehen, erworben zu haben, und hoffen, daß er unter den vielfachen, mit Blumengewinden überhangenen Fest- und Triumphwägen neuerer Poesie und Musik sich immer noch ein unbefangenes, kindliches Gemüth frisch und frei bewahren möge für das ursprüngliche, alte und doch mit ewiger Jugend geschmückte deutsche Volkslied.

IV.

Eine kurze Betrachtung

über die

Befestigung von Paris.

Die nun endlich zur Ausführung gekommene Befestigung von Paris hat unter den Militärschriftstellern Frankreichs und Deutschlands eine so lebhafte Controverse hervorgerufen, daß es nicht überflüssig seyn dürfte, auch in der deutschen Vierteljahrsschrift davon Notiz zu nehmen, indem dieser Akt der französischen Regierung uns Deutsche viel näher angeht, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Die Idee, Paris, als Hauptstadt des Landes, zu befestigen, ist nicht neu. Vauban, ein Ingenieur, der die Stärke und Schwäche befestigter Plätze besser kannte, als irgend einer seiner Zeitgenossen oder Nachfolger, dabei aber das harmonische Ganze der Landesvertheidigung durch fortifikatorische Anlagen nie aus den Augen verlor, hatte bereits einen vollständigen Entwurf hierzu ausgearbeitet, und zwar aus eigenem Antriebe, und nicht im allerhöchsten Auftrage, der ihn oft gegen seine bessere Ueberzeugung Festungen bauen und verschanzte Linien oder Lager anlegen ließ. Man hat darauf erwiedert, daß Paris damals noch nicht so umfangreich gewesen sey, als in unsern Tagen, auch kaum die Hälfte der gegenwärtigen Bevölkerung gehabt habe. Aber auch Napoleon ging ganz ernstlich mit dem Gedanken um, seine Hauptstadt zur Hauptfestung des Landes zu machen, zu einer Zeit, wo dieselbe auch nicht entfernt mit einem Angriffe bedroht war. Und wem könnte es unbekannt seyn, daß gerade Napoleon es war, der mit vornehmer Geringschätzung an mancher deutschen Festung

vorüberzog und sie oft kaum einer ernsten Einschließung würdigte? Leider hat man aus diesem Verfahren des größten Feldherrn unseres Jahrhunderts an manchem Orte den falschen Schluß gezogen: „Festungen seyen überhaupt für die Landesvertheidigung von geringem Nutzen, und könnten höchstens als Waffenplätze und Sperrpunkte dienen," eine Ansicht, welche von denjenigen begierig aufgefaßt wurde, die bei der Verwendung der Landeseinkünfte zu militärischen Zwecken eine entscheidende Stimme hatten. Napoleon hatte von den Festungen eine bessere Meinung, doch wußte er auf seinen Eroberungszügen den Einfluß der feindlichen Festungen auf den Gang der Operationen richtiger zu würdigen als seine Gegner, und darin liegt der Grund seines Verfahrens. Daß Paris unter seiner Regierung nicht befestigt wurde, darf nicht befremden; er hatte zwei triftige Gründe, sich damit nicht zu übereilen, würde es aber nach dem ersten Pariser Frieden ganz gewiß gethan haben, wenn er an der Spitze der Regierung geblieben wäre. Auch Ludwig Philipp würde nicht zehn Jahre Anstand genommen haben, diese Idee zu verwirklichen, wäre ihm dies früher möglich gewesen. Er hat, im Gegensatze zu den Bourbonen älterer Linie, nichts vergessen und viel gelernt, und mithin sehr bald die Vorzüge erkannt, die das befestigte Paris vor dem offenen hat. Daß es ihm vorerst darum zu thun war, sich gegen die mögliche Wiederkehr einer Pöbelherrschaft zu schützen und derselben einen festen Damm entgegen zu stellen, lag in Frankreichs innern Verhältnissen. Daß die Kammern zu einem Embastillement der Hauptstadt niemals Geld bewilligen würden, lag am Tage, auch würde eine solche Maßregel baarer Unsinn gewesen seyn. Er wollte überhaupt eine Festung und bedurfte ihrer auch, und wenn dieselbe eben sowohl gegen innere als äußere Feinde sich wirksam zeigen soll, so ist das ganz in der Ordnung, hat doch auch die bewaffnete Macht dieselbe doppelte Bestimmung, und Paris soll ja der Centralpunkt für sie werden.

Die Wichtigkeit von Paris, als Hauptfestung, ergibt sich ganz einfach aus seiner geographischen Lage in Bezug auf die Ost- und Nordgrenze Frankreichs, von woher die gefährlichsten Angriffe kommen dürften. Verbunden durch Telegraphenlinien, brauchen Meldungen von Straßburg nach Paris nur sechs, von Lille sogar nur zwei Minuten; die nöthigen Befehle an die dort

aufgeſtellten Armeen können alſo in der kürzeſten Zeit dahin gelangen, und kommen früher dort an, als wenn die Hauptquartiere derſelben eine halbe Meile rückwärts lägen, was ja ſo oft der Fall iſt. Sind die dahin projektirten Eiſenbahnen vollendet, ſo bedarf es nur eines Tages, um Verſtärkungen an Truppen und Geſchützen oder ſonſtigen Vertheidigungsmitteln nach Lille zu bringen, und etwa das Doppelte der Zeit, um die bei Straßburg ſtehende Armee auf gleiche Weiſe zu verſtärken. Befänden ſich die ſtrategiſchen Reſerven und Hauptdepots nur drei Tagmärſche hinter dieſen beiden Armeen, was gewiß ſehr nahe wäre, ſo würde der Erſatz nicht in derſelben Zeit erfolgen können.

Aber man erwäge nur, welche unberechenbare Vortheile für die Franzoſen daraus entſpringen, daß ſie die ſtrategiſchen Reſerven und Hauptdepots bei Paris *vereinigt* laſſen, in Folge der ſchnellen telegraphiſchen Mittheilungen die Verhältniſſe ungleich beſſer überblicken, mithin auch leichter nach den eintretenden Umſtänden handeln können. Bei jeder ſtrategiſchen Landesvertheidigung kommt es hauptſächlich *darauf* an, daß man die für entſcheidende Momente aufgeſparten und deshalb zurückgehaltenen Streitkräfte zur rechten Zeit und am rechten Orte in Wirkſamkeit treten laſſe, was ohne den Beiſtand künſtlicher Beſchleunigungsmittel kaum möglich, und immer mehr oder weniger von dem glücklichen Eintreffen der eigenen Vorausſetzungen abhängig iſt. Eine ſtrategiſche Ueberraſchung der Franzoſen, durch unerwartete Entwicklung überlegener Streitkräfte an einer dieſer beiden Grenzen, wird dadurch ganz unwahrſcheinlich; denn es ſind ſehr viele Tagemärſche erforderlich, bevor unſere Streitmaſſen daſelbſt in drohender Nähe ſtehen werden, und das Kriegscomité in Paris, oder das mit Leitung der großen Operationen beauftragte Organ der Regierung wird über die Abſichten der Verbündeten lange vor ihrer Ankunft außer allem Zweifel ſeyn, folglich Muße genug haben, die geeigneten Gegenmaßregeln zu treffen. — Wir wollen die Vortheile, welche die Franzoſen durch die Einheit der oberſten Heeresleitung auf ihrer Seite haben, nicht beſonders in Anrechnung bringen, da wir der Hoffnung Raum geben, daß der Oberfeldherr des deutſchen Bundes mit möglichſt unumſchränkter Gewalt bekleidet werde. Aber es iſt in Bezug auf das im Kriege ſo entſcheidende Moment *der Zeit* etwas ganz anderes, wenn Kuriere und

Truppen auf der Landſtraße bleiben und auf weiten Umwegen den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen ſuchen müſſen, als wenn ſie ſich der Telegraphen und Eiſenbahnen bedienen können. Zwar werden uns letztere künftig auch und vielleicht in größerer Zahl zu Gebote ſtehen; daß aber die Benutzung derſelben in der Defenſive ungleich größere Vortheile darbietet als in der Offenſive, iſt eine ſchon jetzt ziemlich allgemein anerkannte Wahrheit.

Man könnte uns hier mit Recht den Einwurf machen: „daß aus dem Geſagten die Nothwendigkeit einer Befeſtigung von Paris noch keineswegs hervorgehe, indem wir den Accent hauptſächlich auf die Telegraphen und Eiſenbahnen von Paris nach der Grenze gelegt hätten.“ So lange die Verbündeten die Grenzen Frankreichs noch nicht überſchritten haben, wollen wir das nicht beſtreiten, obſchon ſich auch in dieſem Falle ſo Manches zu Gunſten der Pariſer Befeſtigung anführen ließe. Betrachten wir aber Paris als den Centralpunkt aller Vertheidigungskräfte in jeglichem Sinne, ſo gewinnt die Sache ein ganz anderes Anſehen. Das Centraliſirungsſyſtem der franzöſiſchen Regierung iſt eben ſo gut ein Produkt innerer Nothwendigkeit, als die Befeſtigung der Hauptſtadt, und dieſe Nothwendigkeit dürfte ihren erſten Urſprung im Charakter der franzöſiſchen Nation haben. Es iſt hier nicht der Ort, den Beweis zu führen, und nur um Mißdeutungen entgegen zu treten, fügen wir die Bemerkung hinzu, daß eine Centraliſirung der politiſchen Gewalt in Deutſchland für die Entwickelung der Kräfte ungefähr gerade ſo nachtheilig wirken möchte, als ſie in Frankreich vortheilhaft iſt. Bleiben wir alſo nur bei dem Faktum ſtehen.

Paris als Hauptſitz der Regierung, als Mittelpunkt der öffentlichen Meinung, als Hauptheerd aller Intriguen, als Laboratorium für die weſentlichſten Friedens- und Kriegsinſtrumente, als wichtigſter Zielpunkt für die Operationen der Feinde Frankreichs — muß eine Feſtung ſeyn, und kann nur als ſolche zugleich der Hauptſtützpunkt für die bewaffnete Macht werden. Beſſer für Frankreich wäre es allerdings, wenn dieſe Stadt nur halb ſo viel Bewohner hätte. Aber gerade dieſe Anhäufung von Reichthümern, Kräften und Mitteln aller Art erhöht ihre politiſche und ſtrategiſche Wichtigkeit. Mit dem Falle von Paris verliert Frankreich fünfzig Prozent ſeiner moraliſchen Vertheidigungskräfte. Die

Franzosen dürfen also keine Kosten scheuen, sich vor einer solchen Katastrophe zu bewahren. Das wirksamste Mittel ist die Befestigung, und die erleuchtetsten Köpfe — der kluge und erfahrene König an ihrer Spitze — haben die Sache auch so angesehen. Ein eifriger und unermüdlicher Tadler dieser Maßregel (der Marquis von Chambray) sagt zwar, daß hauptsächlich Ingenieure zu Rathe gesessen und die Befestigung von Paris beverwertet hätten, aber er irrt darin. Diese Maßregel gehört ausschließlich in das Gebiet der Politik; die vernehmen Ingenieure sind nicht gefragt worden, ob, sondern wie Paris zu befestigen sey; denn die erstere Frage hat Ludwig Philipp wohl ganz allein entschieden; wer überhaupt in Frankreich dürfte ihm an politischem Scharfblick wohl gleich kommen?

Der große Umfang des überreich bevölkerten Paris kann die Befestigungsfrage zwar erschweren, deshalb aber nicht zurückweisen. So wie ein dickleibiger, vollsaftiger Mann in seiner Kleidung eine Art Stützpunkt suchen muß, vielleicht selbst eines Schnürleibes sich bedient, um bei den mancherlei Situationen die körperliche Haltung sicherer zu bewahren, oder ein Vorbeugungsmittel gegen Bruchschäden zu haben, so bedarf auch eine Hauptstadt wie Paris der Wälle und Bastionen, um bei den politischen Stürmen der unmittelbaren Stützen nicht zu entbehren. Der Beweis von der Richtigkeit dieser Behauptung steht auf allen Blättern der Geschichte Frankreichs und seiner Hauptstadt.

Der leichtbewegliche und wankelmüthige Sinn der Pariser Bevölkerung hat zu allen Zeiten — besonders aber in der neuern Zeit — Vorkehrungen nöthig gemacht, die Regierung gegen ihre Launen zu schützen. Ob die Nationalgarde dies immer können und wollen werde, ist wenigstens nicht mit Zuversicht zu behaupten. Auch die Truppen der Besatzung, deren Kasernen bisher im Innern der Stadt vereinzelt waren, blieben mancherlei Verführungen blosgestellt und zeigten sich in kritischen Momenten nicht immer zuverlässig. Die aufgehäuften Waffen-, Munitions- und andern Kriegsvorräthe, die zahlreichen Werkstätten zu ihrer Beschaffung waren der Vernichtung, die Arbeiter der Verführung ausgesetzt. Die verschiedenen Regierungs- und Verwaltungsbehörden, ja selbst das Oberhaupt des Staates und dessen Familie, bedurften zu Zeiten des Schutzes der bewaffneten Macht. Traten solche ernste

Uebelſtände ſchon bei äußerem Frieden ein, weil es in Frankreich noch niemals an Gährungsſtoff fehlte, und ſelbſt die beſte Regierung ihn nicht ganz zu beſeitigen vermag, ſo iſt deren Wiederholung bei einem mit Unglück verbundenen Kriege mit Gewißheit zu erwarten, und es können Fälle vorkommen, in denen die Regierung entweder bedenkliche Zugeſtändniſſe machen, oder einen großen Theil der Truppen, welche zur Bekämpfung des äußeren Feindes beſtimmt waren, zum Schutze gegen die inneren Feinde nach der Hauptſtadt ziehen muß.

Alle dieſe Uebelſtände, von denen wir die erheblichſten nur ganz flüchtig angedeutet haben, verſchwinden ſofort oder vermindern ſich doch ſehr, wenn Paris aus dem zwitterartigen Zuſtande einer bewaffneten Stadt heraustritt und zu einer Feſtung umgeſchaffen wird, und die ihrer Vollendung mit ſtarken Schritten ſich nähernde Befeſtigung zeigt ganz deutlich, daß man bei dem Entwurfe ganz beſonders darauf bedacht geweſen iſt, unter allen Umſtänden das Heft in den Händen zu behalten. Werkſtätten und Vorräthe, kurz Alles, was für einen aufrühreriſchen Pöbel unantaſtbar bleiben muß, wird künftig in den Forts oder unter dem Schutze ihrer Kanonen in Sicherheit ſeyn, und die Ruhe im Innern der großen Stadt um ſo leichter von der Nationalgarde erhalten werden können, da dieſe nun ungleich triftigere Gründe hat, den Pöbelexceſſen mit Macht entgegen zu arbeiten, und im Weigerungsfalle durch empfindliche Mittel zur Pflichterfüllung angehalten werden kann. Das kleine inhaltsſchwere Wort „Belagerungszuſtand“ dürfte um ſo größeres Gewicht bekommen, je mehr in einer Feſtung Gründe vorhanden ſind, größeren Gehorſam von der Bevölkerung zu verlangen, und Mittel, ſich ihn zu verſchaffen. Was die Ruheſtörer der arbeitenden Klaſſe betrifft, welche durch Mangel an Unterhaltsmitteln zu Exceſſen verleitet werden könnten, ſo werden ſie in Kriegszeiten ein gutes Mittel zur Verſtärkung der Beſatzung abgeben, und in einer Weiſe zum Waffendienſte gezogen werden können, die ſie im ſchlimmeren Falle wenigſtens ganz unſchädlich macht, wodurch ſchon viel gewonnen iſt. Man darf aber mit Recht vorausſetzen, daß ein großer Theil dieſer Leute, ſey es aus Nationaleitelkeit oder beſſeren Motiven, in ſolchen Zeitläufen ſehr gute Dienſte leiſten, und die Beſatzung beträchtlich verſtärken werde. Hier finden ſie Kleidung, Nahrung und Sold;

in ihrer frechen Ungebundenheit nur Mangel und gelegentlich — Kartätschen als Zukost. In einer Festung von der Art wie Paris sind solche Mittel anwendbar, in einer offenen Hauptstadt würden sie den Zweck verfehlen und die Gefahr nur vermehren.

Ist die Regierung der Sorgen für die innere Ruhe in der Hauptsache enthoben, so kann sie sich den äußeren Angelegenheiten desto mehr widmen, und auch dieser Gewinn muß in Betracht kommen.

Es ist uns nicht bekannt, daß man die Befestigung von Paris auch unter diesen Gesichtspunkt gestellt habe. Die Mehrzahl der Publicisten hat immer nur von der Unmöglichkeit der Verpflegung, und von der großen Schwierigkeit der Vertheidigung einer so volkreichen befestigten Stadt gesprochen. Fassen wir zuerst die Verpflegung ins Auge. Sie hat unleugbar ihre sehr großen Schwierigkeiten, und macht einen gut geregelten Haushalt zur unerläßlichen Bedingung. Von der Maßregel, daß alle diejenigen Bewohner, welche sich nicht auf eine bestimmte Anzahl Wochen oder Monate mit Lebensmitteln versehen können, die Hauptstadt zu verlassen haben, wird man in Paris ganz absehen müssen, weil die strenge Befolgung dieses Grundsatzes der Regierung Verlegenheiten ganz anderer Art bringen dürfte, und die Vertreibung von vielleicht 100,000 Menschen eine kaum zu rechtfertigende Grausamkeit seyn würde. Hier wird die Regierung sich wohl selbst in das Mittel schlagen müssen. Indeß dürfte es doch eine große Anzahl Familien geben, welche es vorziehen und auch die Mittel haben, ihren bisherigen Aufenthaltsort — der unter solchen Umständen weniger Annehmlichkeiten darbietet — zu verändern und sich in Provinzen zu begeben, welche von den Greueln des Kriegs so leicht nicht heimgesucht werden. Natürlich bleiben immer noch vielleicht 900,000 Menschen zu ernähren; wir können aber durchaus nicht zugeben, daß es in das Gebiet der Unmöglichkeiten gehöre, für diese Menschen einen zweimonatlichen Bedarf an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen aufzuhäufen, und länger als zwei Monate würde ein so ungewöhnlicher Zustand nicht dauern; wir sind sogar fest überzeugt, daß Paris kaum acht Tage aller Zufuhren von Außen entbehren werde, und müssen jetzt einen Blick auf das werfen, was von Seiten des Angreifenden oder siegend Vordringenden gegen Paris möglicher Weise unternommen werden könnte.

Politiſch-ſtrategiſche Verhältniſſe, wie ſie im Jahre 1814 ſtattfanden, können nicht wiederkehren, weil wir ſonſt eine abermalige Entzweiung und Erniedrigung Deutſchlands durch einen zweiten Napoleon, und als Folge derſelben eine gleichſtarke Gallenerregung auf unſerer Seite, verbunden mit ganz ungewöhnlichen Unfällen der franzöſiſchen Armeen, vorausſetzen müßten, was doch eine gar zu große poetiſche Licenz wäre. Naturgemäßer iſt es ohne Zweifel anzunehmen, daß die Franzoſen plötzlich einmal den Oberrhein überſchreiten, zugleich eine ſtarke Demonſtration gegen die preußiſchen Rheinprovinzen machen, um die dortigen Streitkräfte ihrer Gegner feſtzuhalten, und durch einſtweilige Beſitznahme des badiſchen Gebiets, ſo wie durch Bedrohung Württembergs und Bayerns, uns in ein kleines Dilemma verſetzen, das ſchon geeignet ſeyn dürfte, uns in Verlegenheit zu bringen. Zwar iſt bereits für ſolche Fälle empfohlen worden, mit der in Rheinbayern conzentrirten Bundesarmee ſchnurſtraks gegen Straßburg oder gegen Paris zu marſchiren, wovon man ſich die ſchnelle Räumung der beſetzten ſüddeutſchen Länder verſpricht. Bei dem erſteren Manöver gibt man aber die rechte Flanke auf gefährliche Weiſe blos, und bei dem zweiten ſtößt man auf die Feſtungen Thionville und Metz, auf die Defilées des Argonnerwaldes, endlich auf die koloſſalen Werke von Paris. Wir bezweifeln, daß uns zu einer ſolchen Operation gleich anfangs die erforderlichen Kräfte zu Gebote ſtehen dürften. Es wird alſo ein großer Theil unſerer Truppen auf dem rechten Rheinufer über Raſtatt und Offenburg vorrücken müſſen, um die Franzoſen auf die einfachere und ſicherere Weiſe zum Rückzuge zu zwingen, während man es anderwärts darauf ankommen laſſen kann, ob ſie ſich vor Landau, Mainz, Koblenz und Köln blutige Köpfe holen wollen. (Wenn wir hier der Feſtungen Luxemburg und Saarlouis nicht erwähnen, ſo geſchieht es nur aus dem Grunde, weil ihnen die Ehre einer Belagerung, ſelbſt nicht einmal einer ſtrengen Blokade, ſchwerlich widerfahren dürfte.)

Iſt es uns gelungen, die Franzoſen über den Rhein zurückzuwerfen, dann wird man hoffentlich nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſondern ſich für den erlittenen Schaden bezahlt zu machen ſuchen. Bei zweckmäßiger Anlage, Einrichtung und Benutzung unſerer projektirten Eiſenbahnen wird es möglich ſeyn, ſchneller,

als die Franzoſen glauben, mit ſtarker Macht in Rheinbayern zu ſtehen, und dann ſind wir allerdings der Meinung, daß der Marſch gegen Paris gerichtet werden müſſe. Ob man dabei mehr brüske als methodiſch verfahren darf, wird von dem Zuſtande der franzöſiſchen Armee abhängen, welche wir in das Elſaß zurückwarfen, und von der Energie ihrer Verfolgung.

Wir wollen den Faden der Suppoſitionen nicht weiter ausſpinnen, doch aber zur Ehre deutſcher Entſchloſſenheit und Thatkraft annehmen, daß es der entſchiedene Wille unſerer Fürſten ſey, die Franzoſen unter den Mauern von Paris zum Frieden zu zwingen, und als Unterpfand für deſſen Dauer das ganze Elſaß und die Länder auf dem rechten Ufer der Maas in Anſpruch zu nehmen. Auch ſoll es uns nicht an Kräften fehlen, dieſer Forderung den gehörigen Nachdruck zu geben. Es handelt ſich bei dieſer Betrachtung nicht darum, den Operationen beider Theile Schritt vor Schritt zu folgen, was ein nutzloſes Spiel der Phantaſie ſeyn würde. Wir wollen nur die ſtrategiſchen Bedingungen andeuten, unter welchen man mit einer Achtung gebietenden Macht vor Paris erſcheinen könne.

Die gegen die obere Donau vorgedrungene, von uns aber wieder zurückgeworfene franzöſiſche Armee wird im Elſaß, von den Feſtungen Belfort, Neubreiſach, Schlettſtadt und Straßburg unterſtützt, jedenfalls Stand halten und von dort nur mit Zeitverluſt und großen Anſtrengungen vertrieben werden können; namentlich bieten Straßburg und Belfort ſtarke Stützpunkte. Was an öſterreichiſchen und piemonteſiſchen Truppen aus Oberitalien mitwirken dürfte, wird durch die bei Lyon aufgeſtellten franzöſiſchen Streitkräfte muthmaßlich in Schach gehalten. Wir müßten alſo eine kaum vorauszuſetzende ſehr große Uebermacht dort haben, wenn vom linken Flügel unſerer ſtrategiſchen Aufſtellung der Marſch eines namhaften Corps bis Paris angenommen werden ſoll, was alſo **nicht** vorausgeſetzt werden kann.

Der Hauptſtoß dürfte mithin durch unſere Mitte geſchehen, und durch Mitwirkung unſeres rechten Flügels, der ſeinen Weg durch das Luxemburgiſche nimmt, verſtärkt werden. Wir wollen annehmen, daß dieſe beiden Heertheile eine Totalmacht von 300,000 Mann bilden. Was würde hiervon wohl gegen Paris verwendet werden können? Zuerſt müſſen die Feſtungen Thionville, Metz,

Toul vollſtändig eingeſchloſſen werden. Dann wird man die verſchanzten Poſten an der oberen Maas und in den Argonnen überwältigen müſſen, wobei unſer rechter Flügel auf die Feſtungen Longwy, Montmédy, Sedan, Mezières und Rocroi ſtößt. Sind auch dieſe Feſtungen zum Theil von geringer Bedeutung, ſo dürfen ſie doch nicht unbeachtet bleiben, und man wird ſich einiger derſelben unbedingt bemächtigen, die übrigen aber einſchließen oder reſp. beobachten müſſen. Wie viel Zeit und Kräfte hierdurch verloren gehen, läßt ſich auch nicht einmal annäherungsweiſe beſtimmen; doch dürfte die Vorausſetzung der Wahrheit ſehr nahe kommen, daß diejenigen Truppen, welche von unſerem rechten Flügel noch anderweit verwendbar bleiben, kaum ausreichen dürften, den muthmaßlich bei Compiegne (oder weiter vorwärts zwiſchen der Aisne und Oiſe) im verſchanzten Lager ſtehenden franzöſiſchen linken Flügel feſtzuhalten, und die Verbindung der nächſten Feſtungen von der Nordgrenze mit Paris ſtellenweiſe zu unterbrechen.

Sonach bleibt nur die Mitte übrig, um direkt gegen Paris zu operiren, und es möge dieſelbe zu 200,000 Mann berechnet werden, was gewiß eine ſehr günſtige Annahme iſt. Unter dieſer Vorausſetzung wird es erlaubt ſeyn, fernerweit anzunehmen, daß die hinter den Argonnen (vielleicht zwiſchen Rheims und Chalons) conzentrirte franzöſiſche Hauptmacht (welche geringer ſeyn ſoll) die Entſcheidungsſchlacht in dortiger Gegend nicht annimmt, ſondern ſich gegen Paris zurückzieht. Wäre Paris eine offene Stadt, ſo würde ihr Schickſal in den Ebenen der Champagne oder zwiſchen der Marne und Oiſe entſchieden werden, auch dürften in der Hauptſtadt mancherlei drohende Elemente innerer Gährung auftauchen, und der Regierung endloſe Verlegenheiten bereiten. Aber die Feſtung Paris mit ihren unermeßlichen Hülfsquellen legt ein großes Gewicht in die Wagſchaale der Franzoſen, und bringt ihnen manche neue und günſtige Chance.

Wir haben bisher vorausgeſetzt, daß die Franzoſen nach dem geglückten Einfalle in Baden und Württemberg durch unſere geſchickt in einander greifenden Operationen, und die auf den wichtigſten Punkten des Kriegsſchauplatzes dadurch herbeigeführte Ueberlegenheit gezwungen worden ſind, einen Theil ihrer öſtlichen Beſitzungen zu räumen. Es mag dabei zu manchem hartnäckigen Gefecht, auch zu einigen Schlachten gekommen ſeyn, in welchen

wir Sieger geblieben ſind. Aber hieraus auf eine gänzliche Entmuthigung der Franzoſen zu ſchließen, dürfen wir uns nicht erlauben; zeigte ſie ſich doch nicht einmal 1814, wo Frankreichs Verhältniſſe viel ungünſtiger, ſeine Streitkräfte durch die ungeheuren Verluſte in den Jahren 1812 und 1813 faſt erſchöpft waren, und die höheren Befehlshaber faſt ohne Ausnahme ſich nach Ruhe ſehnten, gleichviel wer künftig ihr Oberhaupt ſeyn werde. Wir haben nicht minder vorausgeſetzt, daß die dreifache Feſtungslinie an der franzöſiſchen Nordgrenze von uns gewiſſermaßen in den Rücken genommen, mithin ein großer Aufwand an Kräften erſpart wurde, was nur bei gänzlicher Neutralität Belgiens (worauf man übrigens ſchon zählen darf) und bei dem Eintreffen ſo mancher andern günſtigen Umſtände anzunehmen iſt. Wir ſind alſo bisher ſehr glücklich geweſen. Aber auch die Franzoſen haben noch keinen Grund, ihre Sache für verloren zu halten, es ſteht ihnen frei, unſere Colonnen beim Austritte aus den Argonnen-Defiléen in die Ebene anzufallen, oder, wenn ſie hier ernſte Gefechte vermeiden wollen, in guter Ordnung ſich gegen Paris zurückzuziehen, wie bereits angenommen wurde. Dadurch geben ſie allerdings ein großes Stück Landes freiwillig auf, es dürfte ſich aber bald zeigen, daß ihnen hieraus anderweite Vortheile erwachſen, welche den Schaden leicht aufwiegen dürften. Uebrigens iſt dieſer freiwillige Rückzug nur in dem Falle zu billigen, wenn der franzöſiſche Feldherr ſich nicht ſtark genug fühlt, dem Hauptſchlage der Verbündeten hinter den Argonnen kräftig zu begegnen, was hier vorausgeſetzt werden mußte, um auf die Wichtigkeit der Feſtung Paris zurückzukommen.

Seit beinahe acht Tagen weiß man vermittelſt der Telegraphen in Paris, wohin die Hauptmaſſen der Verbündeten nach dem Ueberſchreiten des Rheins ſich gewendet haben, und es ſind in dieſer Zeit zur vollſtändigen Verproviantirung der Hauptſtadt auf zwei Monate die letzten Schritte geſchehen. Die Kommandanten der Feſtungen im Elſaß haben die gemeſſenſten Inſtruktionen erhalten, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Von den kleineren Feſtungen können vielleicht einige verloren gehen. Straßburg und Belfort werden ſich aber ſchon einige Wochen behaupten, da man auch nicht ſo ſchnell mit Belagerungsgeſchütz bei der Hand ſeyn kann. Finden von Seiten der Verbündeten dort gar keine Angriffe

ſtatt, ſo iſt es auch nicht denkbar, daß ihr linker Flügel das Elſaß verlaſſen und gegen Paris marſchiren könne; die Verbindung würde gar zu leichtſinnig bloßgeſtellt ſeyn. Von dort aus befürchten die Franzoſen alſo nichts. Da die Feſtungen an der Nordgrenze gar nicht bedroht worden ſind, hat man mittelſt der Eiſenbahnen ſchon früher aus ihnen 40,000 Mann gezogen und zur Beſatzung von Paris beſtimmt, welche in Verein mit der Pariſer Nationalgarde und der beſoldeten Bataillone der Proletarier zur Vertheidigung der Werke vollkommen hinreichen.

Dieſe letztere Behauptung iſt nicht etwa eine beliebige Suppoſition, die wir uns erlauben. Die Franzoſen ſelbſt rechnen als Maximum der Beſatzung aller Forts und detachirten Außenwerke nur 30,000 Mann. Es bleibt alſo ein Ueberſchuß von 10,000 Mann Linientruppen. Zur Beſetzung der Enceinte genügt die Nationalgarde (80,000 Mann), denn es kann von einem Angriffe auf dieſelbe nicht früher die Rede ſeyn, bis eines oder einige der Forts genommen worden ſind, was ohne Belagerungsgeſchütz von den Franzoſen für unmöglich gehalten wird. Bei der Solidität und Sorgfalt, womit dieſe Werke errichtet worden ſind, und den vielen örtlichen Hinderniſſen, welche ihre Verbindung untereinander erleichtern und die Annäherung des Angreifenden erſchweren, wird man ſogar jedes einzelne Werk förmlich belagern müſſen. Daß man hierbei auf ganz unerwartete Hinderniſſe ſtoßen werde, iſt mit Gewißheit anzunehmen; denn von allen in's Publikum gekommenen Befeſtigungsplanen iſt keiner ganz richtig, indem das Befeſtigungscomité noch einige Supplementarwerke in petto behalten hat, deren Daſeyn und Beſchaffenheit ſehr geheim gehalten wird, das Vorſchreiten der Angriffsarbeiten aber vielfach durchkreuzen dürfte. Auch die zur Vervollſtändigung projektirten Feldverſchanzungen, zu deren Ausführung nur wenige Tage erforderlich ſind, werden den Angriff in mancher Richtung erſchweren. Die ganze Befeſtigung von Paris mit den verſchiedenen verſchanzten Lagern kommt uns überhaupt vor wie eine koloſſale, mit vielen geheimen Fächern und verborgenen Schlöſſern verſehene Geldkaſſe, zu deren Oeffnung man ſich weder eines Hauptſchlüſſels bedienen, noch durch einige ſtarke Schläge ſie zertrümmern kann.

Aber kehren wir zu den Operationen zurück. Die franzöſiſche Armee hat ſich, in vollkommen ſchlagfertigem Zuſtande, der Hauptſtadt

genähert und in der Entfernung eines Tagmarsches seitwärts Stellung genommen. Will man sie hier angreifen, so findet sie hinter der Oise, Marne und Seine vortrefflichen Schutz, und bleibt doch immer nahe genug, um eine völlige Einschließung der 25 Lieues im Umfange habenden Werke von Paris ohne Mühe zu verhindern. Gesetzt aber, die französische Armee ließe sich angreifen und würde geschlagen, was folgt daraus? Nehmen wir diese Armee um ein gutes Drittel schwächer an als unsere Mitte, also ungefähr zu 130,000 Mann, so wird doch Niemand voraussetzen wollen, daß dieselbe sogleich aus der Reihe taktischer Erscheinungen verschwinden werde. Man muß vielmehr annehmen, daß sie entweder schon hinter dem nächsten Abschnitte Halt macht, oder zwei bis drei Tagemärsche zurückgeht, vorher aber etwa 10,000 Mann nach Paris wirft, und die Verstärkungen aus dem Innern erwartet. Armeen von solcher Streiterzahl können überhaupt nicht völlig geschlagen werden, sobald nicht ganz eigenthümliche Umstände eintreten. Ein erheblicher Sieg über dieselbe würde auch uns sehr geschwächt haben. Abgesehen davon, so sind wir immer genöthigt, mit starker Macht Fühlung an der Klinge zu behalten, und wir begreifen kaum die Möglichkeit, bei den angenommenen und gewiß nicht geringen Zahlenverhältnissen, mehr als höchstens 100,000 Mann zum Angriffe auf Paris verwenden zu können. Bei dem großen Umfange der Werke würden dieselben kaum zur Einschließung hinreichen, und dabei manche Blöße geben. Eine strenge Blokade von auch nur vier Wochen würde voraussetzen, daß die französische Armee in dieser Zeit zu jeder offensiven Regung unfähig wäre; Paris ist aber auf acht oder mindestens sechs Wochen mit Lebensmitteln versehen, und so lange kann das Blokadekorps in seiner zersplitterten und über alle Gebühr ausgedehnten Stellung nicht bleiben, ohne sich großen Gefahren auszusetzen.

In Betreff dieser Blokade möchten wir uns überhaupt die Frage erlauben: woher das Blokadekorps die Lebensmittel beziehen will? Was auf viele Meilen im Umkreise davon aufzutreiben ist, hat die Besatzung von Paris in Anspruch genommen. Die zurückweichende französische und die nachfolgende deutsche Armee haben den letzten Ueberrest verzehrt, und letztere wird schon in den ersten Tagen nach eingetretenem Stillstand der Operationen wegen der ferneren Verpflegung in nicht geringer Verlegenheit seyn. Von

den Eiſenbahnen, welche die Verbündeten im Rücken haben, iſt wenig Nutzen zu ziehen, denn die Franzoſen werden alle Transportmittel weggeführt, die Kohlenvorräthe ꝛc. beſeitigt, die Waſſerheitzanſtalten zerſtört haben. Ueberdies ſind die Landesſtrecken, aus welchen die Verbündeten ihre Lebensmittel beziehen könnten, nicht ſehr ausgedehnt, und was aus größerer Ferne herbeigeſchafft werden muß, bedarf ſtarker Bedeckungen, wenn es nicht in die Hände der feindlichen Streifparteien und der bewaffneten Blaukittel fallen ſoll. Wer überhaupt einen Begriff von den umfaſſenden Anſtalten hat, welche die Verpflegung von 100,000 Mann in Feindes Land, die mehrere Wochen auf einer Stelle bleiben ſollen, zur unerläßlichen Bedingung macht, der wird nicht beſtreiten können, daß die Hungersnoth eher im Lager der Verbündeten als in Paris eintreten muß.

Nur im Vorbeigehen wollen wir aufmerkſam machen, daß alle bisherigen Erfahrungsſätze über den Erfolg einer Blokade auf den vorliegenden Fall kaum anwendbar ſeyn dürften. Die große Ausdehnung der Werke, die zahlreiche Beſatzung, von einer Bevölkerung unterſtützt, deren kriegeriſcher Sinn und Takt nicht in Abrede zu ſtellen iſt, wird ganz neue Erfahrungen hervorrufen, die für das Blokadekorps nicht zu den angenehmſten gehören dürften. Wer ſich aber der Hoffnung hingeben wollte, daß die Pariſer (wie 1814 und 1815) den Kopf verlieren, oder gegen ihr Oberhaupt den Spieß kehren würden, gibt dadurch zu verſtehen, daß er die Franzoſen noch zu wenig kennt, und die gänzliche Verſchiedenheit der damaligen und künftigen Verhältniſſe viel zu wenig in Anſchlag bringt.

Sollte ſich nun die ſtrenge Blokade von Paris ſchon in der erſten Woche als unausführbar oder unwirkſam erweiſen, ſo würde man allerdings zur Belagerung und zu gewaltſamen Angriffen ſchreiten müſſen, vielleicht auch von Anfang darauf Rückſicht genommen haben. Aber die Werke ſind alle ſturmfrei, und ohne einen ſtarken Belagerungspark iſt keine Ausſicht auf glücklichen Erfolg. Dieſer Belagerungspark ſteht aber muthmaßlich noch hinter Saarlouis oder Luxemburg, und kann nicht früher von dort aufbrechen, bis wir über die franzöſiſche Armee bei Paris einen entſcheidenden Sieg erfochten haben. Es entſteht dabei aber immer noch die Frage: wie der Belagerungspark ſicher vor Paris gebracht

werden kann, da die noch nicht bezwungenen festen Plätze an der oberen Maas uns außerordentlich geniren werden. Endlich kann man doch auch nicht zu einer so großartigen Belagerung schreiten, und ein so kostbares Material auf das Spiel setzen, so lange nicht gegründete Hoffnung da ist, daß man den Feind während dieser Zeit vollständig im Schach werde halten können. Wer aber wird das für wahrscheinlich halten, wenn nicht die Franzosen gänzlich entmuthigt, oder zwischen ihnen und der Regierung ernste Spaltungen eingetreten sind???

Eine Belagerung von Paris dürfte also schon an sich mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Sind diese aber auch glücklich beseitigt, so darf man sich von dem Fortgange und Erfolg dieser Belagerung dennoch nicht gar viel versprechen; denn bei der ganz eigenthümlichen Befestigung dieser Stadt und Umgegend mehren sich die Widerstandskräfte mit jedem Schritte, den der Belagerer vorwärts thut, und zwar in einem größeren Maßstabe, als das bei andern Festungen der Fall seyn dürfte.

Man könnte es vielleicht tadelnswerth finden, daß wir einen Angriff auf Paris vorausgesetzt haben, während noch die beiden Flügel im Elsaß und an der Maas zurückgehalten werden. Will man aber warten, bis wenigstens der linke Flügel den dortigen Widerstand so weit überwunden hat, daß er mindestens die Hälfte seiner Kräfte zu der Operation gegen Paris entsenden kann, so verlieren wir eine kostbare Zeit, welche die Franzosen benutzen werden, ihre Rüstungen im Innern zu vollenden, sich vom ersten Schrecken zu erholen, und uns hinter den Argonnen mit so imposanter Macht entgegen zu treten, daß von einem Vordringen bis Paris muthmaßlich gar nicht die Rede seyn dürfte. So weit wir die Franzosen kennen, gibt es vielleicht kein besseres Mittel, ihnen zu imponiren und entscheidende Vortheile über sie zu erringen, als indem man mit eben so großer Entschlossenheit als Schnelligkeit zwischen ihren Festungslinien durchbricht, und im ersten ungestümen Anlaufe zu erhaschen sucht, was man ihnen durch methodische Langsamkeit niemals abgewinnen wird. Dieser ungestüme Anlauf kann uns nun zwar bis unter die Wälle von Paris, aber *nicht hinein* bringen, und eben darin liegt die Wichtigkeit dieser großen Festung.

Was die Ansichten hierüber sehr verwirrt hat, sind die tadelnden

Aeußerungen mehrerer franzöſiſcher Generale, und die mitunter ſehr ſchwache Vertheidigung dieſer Maßregel durch die Vollſtrecker des königlichen Willens. Ohne auf einzelne Kammerdebatten bezüglich der Befeſtigung von Paris (die noch kürzlich „die größte Thorheit des Jahrhunderts“ genannt wurde) einzugehen, wollen wir den Zweiflern nur zu bedenken geben, daß wir denjenigen Miniſtern, Pairs und Deputirten, welche von der Wichtigkeit der Feſtung Paris vollkommen überzeugt ſind, zu viel Takt und diplomatiſche Feinheit zutrauen, um in einer öffentlichen Kammerverhandlung alle Beſchuldigungen zu widerlegen und dadurch indirekt die Vortheile auszuplaudern, welche man ſich von dieſer Feſtung verſpricht. Man läßt die Zweifler ſchwatzen und baut. Man freut ſich im Stillen, daß ſo viele deutſche Militärs von Ruf die angebliche „Thorheit“ ebenfalls als ſolche anerkennen, und baut. Statt uns alſo darüber luſtig zu machen, daß die Franzoſen Hunderte von Millionen auf die Befeſtigung von Paris verwenden, deren Nutzen wir Deutſchen mit beſtreiten helfen, ſollten wir lieber die projektirten Bundesfeſtungen mit gleicher Energie ins Daſeyn rufen. Aber wir ſtrengen lieber unſern Verſtand an, Fehler zu entdecken, als etwas Tüchtiges und Großartiges herzuſtellen, und das iſt nicht gut.

Schließlich ſey es uns erlaubt noch einigen zu erwartenden Einwürfen zu begegnen.

Man wird ſagen, daß die 40,000 Mann Linientruppen, welche zur Vertheidigung von Paris beſtimmt ſind, bei der im Felde ſtehenden Armee ſich ungleich nützlicher machen, und dieſelbe in den Stand ſetzen könnten, die Verbündeten in offener Schlacht zu überwinden, ſo daß die Hauptſtadt dabei gar nicht in Noth und Gefahr käme. Aehnliches iſt von mehreren franzöſiſchen Marſchällen oft genug geſagt worden, und die Kritiker Napoleons haben es ohne nähere Unterſuchung nachgeſchrieben. Wäre die Strategie, d. h. die Verwendung der Streitkräfte im Großen, wie eine arithmetiſche Proportion zu behandeln, ſo möchte dieſer Einwurf gegründet ſeyn. Dem iſt aber nicht ſo. Die 40,000 Mann, welche aus verſchiedenen entlegenen Feſtungen, wo man ihrer nicht bedarf, nach Paris gezogen werden, haben ein beſtimmtes Ziel, das ſie zum größten Theil auf Eiſenbahnen erreichen, und es kommt wenig darauf an, ob ſie daſelbſt in einzelnen Regimentern

und Brigaden, einen Tag früher oder ſpäter eintreffen. Sollen ſie dagegen zur Verſtärkung der Armee dienen, dieſer zu einer gewiſſen Zeit ein numeriſches Uebergewicht verſchaffen, ſo müßte vor Allem der Punkt beſtimmt ſeyn, wo ſie — bereits als Ganzes vereinigt und demgemäß organiſirt — zur Armee ſtoßen können. Wie iſt das aber ohne ſehr großen Zeitverluſt möglich, da Niemand vorher wiſſen kann, wo die Armee innerhalb der Zeit, welche die 40,000 Mann zu ihrer Vereinigung brauchen, ſtehen werde? Auf die Benutzung von Eiſenbahnen würde unter ſolchen Umſtänden ebenfalls verzichtet werden müſſen. Endlich darf dieſe Verſtärkung auch nicht in voller Zahl angerechnet werden; denn Paris, als Hauptſitz der Regierung und höchſten Verwaltungsbehörden, muß auch als offene Stadt immer eine ſtarke Beſatzung haben, und es würden am Ende nur 20,000 Mann der Armee zugetheilt werden können.

Es iſt ferner geſagt worden (und der General Chambray hat es erſt kürzlich wiederholt), daß es viel zweckmäßiger ſeyn würde, Paris in der Nähe mit vier Feſtungen zu umgeben, indem man leichter 4 tüchtige Feſtungskommandanten, als 18 Kommandanten für die Pariſer Forts finden werde, deren Vertheidigung faſt eben ſo große Umſicht erfordere, als die Vertheidigung einer Feſtung. — Auch hierbei ſcheint man mehr die arithmetiſche Proportion im Auge gehabt zu haben, als das wahre Sachverhältniß, ſo wie überhaupt dergleichen Beweisführungen immer etwas mangelhaft ſind, wenn man die Verhältniſſe näher betrachtet.

Wir wollen recht gern zugeben, daß die methodiſche Vertheidigung der Pariſer Forts mit den dazu gehörigen Nebenwerken große Umſicht erfordert. Es kann aber durch eine auf dem Montmartre zu dieſem Zwecke angebrachte Telegraphie viel gethan werden, um Einheit in die Vertheidigung zu bringen, und wir haben die volle Ueberzeugung, daß auf dieſes Mittel bereits Rückſicht genommen worden iſt. Eine Armee von ſolcher Stärke wie die franzöſiſche hat in ihren Reihen eine Menge höhere Offiziere, die zwar nicht mehr körperlich rüſtig genug ſind, um den Dienſt im Felde zu verſehen, aber noch ganz tüchtige Kommandanten für die Forts abgeben, wozu ſelbſt ganz verkrüppelte Offiziere fähig ſind, die bereits wegen ihrer Invalidität entlaſſen werden mußten. Solche Männer kann man, wenn ſie nur ſonſt die

moraliſchen Eigenſchaften beſitzen, für die Dauer des Krieges zu ſtändigen Kommandanten der wichtigſten Forts ernennen, wodurch ſie Gelegenheit erhalten, ihre Rolle mit aller Muße einzuſtudieren.

Was die vier Feſtungskommandanten betrifft, ſo werden ſie bei dem Erſcheinen des Angriffsheeres vor Paris augenblicklich außer Verbindung geſetzt, und ihre Lage iſt mit der Lage der achtzehn Pariſer Fortskommandanten gar nicht in Vergleich zu bringen. Auch darf man es mit der Zahl Vier nicht ſo genau nehmen; denn eine jede dieſer Feſtungen hat ganz gewiß auch einige detachirte Werke von Bedeutung, und die Zahlen möchten ſich am Ende gleich kommen. Wir Deutſchen würden dem General Chambray ſehr dankbar ſeyn müſſen, wenn ſeine Anſichten über die Vertheidigung von Paris allgemeine Geltung erhalten hätten; denn in dieſem Falle brauchten wir nur eine dieſer vier Feſtungen anzugreifen und zu nehmen, um auch das ſchutzloſe Paris in unſere Gewalt zu bringen. Bei den übrigen drei Feſtungen genügt die enge Einſchließung.

Als von der Umwandlung von Paris in eine Feſtung zum erſten Male die Rede war, drängte ſich uns ebenfalls der Gedanke auf, ob es nicht aus vielen Gründen vorzuziehen ſey, die Hauptſtadt mit drei oder vier Feſtungen zu umgeben, weshalb wir dem Herrn Marquis die Ehre der Entdeckung dieſes Auskunftsmittels ſtreitig machen könnten, wenn wir darauf eiferſüchtig wären. Bei genauerer Erwägung fanden wir aber bald, daß dieſe Maßregel eine gar nicht zu rechtfertigende Zerſplitterung der Kräfte genannt werden müſſe. Sollte es auch möglich zu machen ſeyn, zwiſchen dieſen Feſtungen und der Hauptſtadt eine ſichere Telegraphie zu bewirken, um möglichſte Uebereinſtimmung in der Handlungsweiſe der Kommandanten zu begründen, ſo würde man ſich immer eines ſehr ſtarken Vertheidigungsmittels dadurch berauben: nämlich der Mitwirkung der Pariſer Nationalgarde und der in beſoldete Bataillone formirten Proletarier. Sollten die inneren Verhältniſſe Frankreichs beim nächſten Kriege von der Art ſeyn, daß man auf die Nationalgarde von Paris nicht zählen dürfte, ſogar mißtrauiſch gegen ſie ſeyn müßte, dann iſt die Hauptſtadt unrettbar verloren, und die ſie umgebenden Feſtungen können nichts thun, ihren Fall zu verhindern.

Dieſe Feſtungen würden aber auch eine viel ſtärkere Truppenmaſſe

zur Beſatzung fordern, als für Paris in Anſpruch genommen wird, und gleichwohl geringeren Widerſtand leiſten, durch weniger Truppen und mit weniger Gefahren für dieſelben blokirt werden können, da jedes dieſer Blokadekorps nöthigenfalls im Laufe eines Tages concentrirt ſeyn kann, während das Blokadekorps von Paris mehr als das dreifache dieſer Zeit brauchen dürfte. Darin eben beſteht der Vortheil großer Feſtungen, daß der Kommandant einer ſo ſtarken Beſatzung vielfache Gelegenheit findet, die Blokadetruppen entweder mit Uebermacht anzugreifen, oder durch öftere Ausfälle ſie außerordentlich zu ermüden. Je geringer der Umfang einer Feſtung iſt, deſto leichter iſt ihre Beſatzung im Zaume zu halten, deſto ſchneller iſt ſie durch Geſchützfeuer zu bezwingen. Dabei verwahren wir uns aber feierlichſt gegen den Verdacht, als wollten wir einer Befeſtigungsart das Wort reden, welche ihre vornehmſte Stärke in der maßloſen Vervielfältigung der detachirten Werke ſucht. Das iſt jedenfalls ein Irrthum der Neueren. Wenn wir aber in Bezug auf Paris — deſſen Befeſtigungsart einen ganz eigenthümlichen Charakter hat — eine Ausnahme machen, ſo wolle man den Grund darin ſuchen, daß eben die Befeſtigung von Paris eine Ausnahme von der Regel begründet, weshalb auch die bisherigen Regeln und Erfahrungsſätze auf ſie nicht anwendbar ſind. Wir glauben, daß dieſer Umſtand von der Mehrzahl der Kritiker überſehen worden iſt, ſo wie überhaupt dieſe ganze Angelegenheit weit mehr in das Gebiet der höheren Strategie und Taktik hinüberſtreift, welcher das eigentlich Techniſche untergeordnet bleiben muß.

Wir befürchten durch unſere hier niedergelegten Anſichten ſehr gegen die vorherrſchenden Meinungen der Zeitgenoſſen zu verſtoßen; doch hielt uns das nicht ab, ſie auszuſprechen. Wer ſie widerlegen zu können glaubt, verſuche es, wir werden die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Pz.

Theurung der Lebensmittel

in Folge von Mißwachs,

mit besonderer Beziehung auf das südwestliche Deutschland.

1.

In wiefern Theurungspreise vor absoluter Noth bewahren.

Lasse man eine Getreidegattung, z. B. den Waitzen, als Repräsentanten aller Nahrungsstoffe gelten, und nehme man an, daß der mittlere Ertrag der Waitzenernte, wie der jährliche mittlere Verbrauch auf einem geschlossenen Marktgebiete auf 72 Mill. Malter steige, in einem Mißjahr aber nur 54 Mill. Malter wachsen, und daß aus den vorhandenen Vorräthen von frühern Jahren 6 Mill. Malter der Consumtion überliefert werden können, so würden zur Deckung des mittlern Bedarfs 12 Mill. Malter fehlen. Abgesehen von der Zufuhr von fremden Märkten, bliebe den Verzehrern nichts übrig, als ihren Verbrauch zu beschränken. Die Beschränkung des Verbrauchs hat aber ihre Grenzen, die man auch nur wenige Tage oder Wochen hindurch nicht ohne Gefahr für die Gesundheit oder das Leben überschreiten kann. Es ist klar, daß die Verzehrer um so leichter der Gefahr entgehen, in den letzten Zeitabschnitten der Periode, für welche eine magere Ernte ausreichen soll, zu einer jene Grenzen überschreitenden Einschränkung genöthigt zu werden, je gleichförmiger sich die Reduktion ihres täglichen Verbrauchs auf diese ganze Periode vertheilt, innerhalb welcher die Natur keine neuen Gaben spendet.

In dem angenommenen Falle würde eine Reduktion des Verbrauches um nur ⅙ des gewöhnlichen Betrags die vorhandenen

Vorräthe zureichend erscheinen lassen, während eine, 9½ Monate lang in gleichem Maaße, wie in gewöhnlichen Jahren, fortdauernde Verzehrung bis zu Mitte des eilften Monats nur 3 Mill. Malter übrig ließe, die den gewöhnlichen Bedarf von 15 Mill. Malter für 2½ Monate nur zum fünften Theile decken, und zum nothdürftigsten Unterhalte der Gesammtheit der Consumenten nicht mehr hinreichen würden.

Nun sind es aber hohe Preise, welche die Besitzer der Vorräthe durch den höhern Gewinn, den ihnen der Verkauf ihrer Ueberschüsse gewährt, eben so anspornen, wie sie die große Masse der Käufer durch die größern Opfer, die ihnen die Fortsetzung ihrer Lebensweise auflegt, mehr oder weniger nöthigen, ihren Verbrauch einzuschränken.

In jeder Verbrauchsperiode, in welcher bis zur Ernte des kommenden Kulturjahres der gewöhnliche Bedarf weithin nicht gedeckt erscheint, die vorhandenen Vorräthe aber bei gleicher Reduktion des täglichen Verbrauchs zum nothdürftigen Unterhalt der gesammten Bevölkerung zureichen würden, darf man also in einem, dem Ausfall entsprechenden und sogleich im Beginnen jener Periode eintretenden Steigen der Preise eine Abwehr gänzlichen Mangels und wahrer Hungersnoth erblicken. Ein solches Steigen der Preise ist sowohl den wohlverstandenen Interessen der Gesammtheit der Produzenten, als den Interessen der Verzehrer zuträglich. Einer verhältnißmäßig nur unbedeutenden Preiserhöhung, welche anfänglich und längere Zeit hindurch einen nur wenig fühlbaren Einfluß auf die Verminderung der Nachfrage hätte, würde später sodann ein um so plötzlicheres und stärkeres Steigen der Preise folgen, da eine zu rasch fortgeschrittene Verzehrung das Mißverhältniß zwischen dem noch vorhandenen Vorrath und dem gewöhnlichen Bedarf zuletzt auf eine Schrecken erregende Höhe zu steigern nicht verfehlen könnte. Unter dieser Voraussetzung würden die Produzenten, welche freiwillig oder durch ihre Lage genöthigt, mit dem Verkauf ihrer Ueberschüsse vorangingen, im großen Nachtheil gegen jene stehen, welche, auf die Noth ihrer Mitbürger spekulirend, ihre Vorräthe bis zur letzten Zeit aufbewahren; während eine sogleich eintretende und in der ganzen Theurungsperiode auf ungefähr gleicher Höhe beharrende Preissteigerung allen Klassen der Produzenten gleich vortheilhaft wäre, und sich im Ganzen ihr

Gewinn in Folge einer frühzeitigern Beſchränkung ihrer eigenen Conſumtion noch erhöhen würde. Daß aber für die Verzehrer eine länger dauernde mäßige Einſchränkung ein weit geringeres Uebel iſt, als ein auch nur wenige Wochen dauernder Zuſtand, in welchem die noch vorhandenen Vorräthe zum Unterhalt der geſammten Bevölkerung nicht mehr zureichen, und zahlreiche Klaſſen ſich dem bitterſten Mangel und der Gefahr des Hungertodes preisgegeben ſehen, iſt an ſich klar.

Alles dies ſind ganz triviale Wahrheiten; allein gerade da, wo ſie im Leben ihre praktiſche Anerkennung finden ſollten, pflegen ſie ſo häufig verkannt zu werden, daß man an ihre Bedeutung wohl erinnern darf. Sie behaupten dieſe Bedeutung auch, wenn man die Vorausſetzung eines geſchloſſenen Marktgebiets verläßt, und dem Einfluß auswärtiger Mitbewerbung Rechnung trägt. Theurung und Noth können bei der Leichtigkeit der Kommunikationen heutzutage nur drohen, wenn allgemeine weithin wirkende Urſachen (wie in den Jahren 1771—1772 und 1816—1817) die meiſten Länder unſeres Welttheils den gleichen ungünſtigen Einfluß auf die Ernte fühlen laſſen. Nur in weiter Ferne kann alsdann Hülfe geſucht werden. Je größer aber das Bedürfniß, je geringer die Ueberſchüſſe, welche die zugänglichen Länder darbieten, je weiter die Entfernung, die ſie von dem Sitz des Mangels trennt, deſto ſchwieriger iſt dieſe Hülfe, und nur die Höhe des Preiſes iſt es wiederum, von welcher das Maaß derſelben abhängt. Je höher die Preiſe ſteigen, deſto größer iſt der Reiz für die Bewohner des fremden Markts, ihre Reſervevorräthe und ihren eigenen Verbrauch zu beſchränken, um höhere Gewinnſte zu realiſiren, und deſto mehr erweitert ſich der Kreis der Gebiete, aus denen der Unterſchied der Lokalpreiſe ohne Verluſt an den Bezugskoſten Getreide zu beziehen geſtattet. Dieſe Hülfe iſt auch um ſo ſicherer, wenn ſchon im Beginne einer Theurungsperiode die Preiſe einem dem Rückſchlag der Ernten entſprechenden Mittelſatze ſich nähern; denn bleiben ſie zu lange darunter ſtehen, und folgt ſodann eine plötzliche Steigerung und fühlbarere Noth, ſo wird es leicht zu wirkſamer Hülfleiſtung zu ſpät.

Da das Verhältniß der Nachfrage und des Ausgebots die Preiſe beſtimmt, und die natürlichen Urſachen, welche in der Periode vom Augenblick der Gewißheit über den Rückſchlag der

letzten Ernte bis zur nächsten Ernte auf jenes Verhältniß einwirken, in der Regel keinen bedeutenden Veränderungen in ihrer Stärke unterworfen sind, so scheint es in der Natur der Sache zu liegen, daß in einer freien, ungestörten Entwickelung des Marktverkehrs die Preise der Mißjahre in der That sogleich den Stand zu erreichen streben, welcher von dem Mittelpreise der ganzen Theurungsperiode nicht stärker abweicht, als es die, mit dem Zinsfuß in Wechselwirkung stehenden Gewinnste der Kapitalien des Handels mit sich bringen, der die Vorräthe bis zu ihrer Verzehrung aufbewahrt. Da nicht die wirkliche Nachfrage des Augenblicks und das wirkliche Angebot des Tages (oder das im wirklichen Umlauf befindliche käufliche Quantum), sondern zugleich die Schätzung dieser Größen für die nächste Zeit auf die Marktpreise einwirkt, so hat auch überall schon eine bloße geringere oder größere Wahrscheinlichkeit einer Mißernte unmittelbar eine weniger oder mehr bedeutende Steigerung der Preise zur Folge.

So lange man zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, kann man zwar nichts anderes erwarten, als daß ein ungewisses Schwanken eintrete, und der Einfluß fast jedes regnerischen oder heitern und warmen Tages im Steigen oder Fallen der Preise sich offenbare. Sobald aber die Ernte des Mißjahres vollendet ist, sind die Bedingungen eines mehr constanten Theurungspreises vorhanden. In der ganzen Theurungsperiode bleibt nämlich der Umfang und die Intensivität des Bedürfnisses, welche die Nachfrage bestimmen, in jedem einzelnen Zeitabschnitte gleich groß, und das Quantum des Angebots ist auf dem ganzen durch einen regelmäßigen Verkehr verbundenen Markte in den vorhandenen ältern Vorräthen und dem Ertrag der letzten Ernte für die ganze Periode gegeben. So wenig aber der Verzehrer von vornherein unter gleichen Umständen geneigt seyn wird, das Maaß seiner Entbehrungen für den einen Zeitabschnitt zu vergrößern oder zu verringern, nur um es in einem andern Zeitabschnitte mehr zu beschränken oder zu erweitern, so wenig wird der Besitzer von Vorräthen geneigt seyn, sich gleich beim Beginnen einer Theurungsperiode mit einem Preise zu begnügen, der nach dem Verhältniß der Summe der, bis zur nächsten Ernte zu erwartenden Nachfrage zu den im Umlauf befindlichen Vorräthen voraussichtlich weit höher steigen muß. Entspricht aber diesem Verhältnisse der Theurungspreis gleich anfänglich,

ſo bleibt es mit der gleichförmig fortſchreitenden Verzehrung fortdauernd daſſelbe. Hauptſächlich iſt es nur der ungewiſſe Zeitpunkt der Reife der nächſten Ernte, welcher nach den Umſtänden naturgemäß erheblichere Schwankungen hervorbringt. Ihr frühzeitiges oder ihr ſpäteres Eintreten wirkt wie eine Vermehrung oder Verminderung des Angebots, und was im Verlaufe des Theurungsjahres darauf ſchließen läßt, daß ſie ungewöhnlich früh oder ungewöhnlich ſpät eintrete, iſt geeignet, die Preiſe fallen oder ſteigen zu machen.

Wo nicht eine zweite noch unergiebigere Ernte einer frühern Mißernte nachfolgt oder, in Ausſicht ſtehend, in ein Stadium einer geſteigerten Theurung zu führen droht, kann dagegen der Grad der Ergiebigkeit der bevorſtehenden Ernte, bis kurz vor ihrem Eintreten, keinen erheblichen Einfluß auf die Theurungspreiſe ausüben, da ihre Erzeugniſſe noch nicht zu Markte kommen können. Wenn wir nun in Theurungsperioden, welche kein außerordentliches, frühzeitiges oder verſpätetes Eintreten der nächſten Ernte verkürzt oder verlängert, ohnerachtet der Stetigkeit der angedeuteten Urſachen, welche das Verhältniß der Nachfrage und des Angebots beſtimmen, dennoch in der Regel ein ſehr bedeutendes Schwanken der Preiſe wahrnehmen, ſo liegt der Grund hievon bald in der Schwierigkeit der Ermittelung der Größe jener Urſachen und in den Täuſchungen, in welchen hierüber das verkehrende Publikum befangen iſt, bald in beſondern, hauptſächlich in künſtlich erzeugten Urſachen, die einen ganz unregelmäßigen Einfluß ausüben.

Es iſt klar, daß, wenn man anfänglich den Rückſchlag der Ernte und die Schwierigkeit, aus entfernten, von Mißwachs weniger oder gar nicht heimgeſuchten Ländern Vorräthe herbeizuſchaffen, zu nieder oder zu hoch anſchlägt, ein ſolcher Irrthum, ſo lange er dauert, auf die Bildung der Marktpreiſe einen Einfluß auszuüben geeignet iſt, der zu einer zu raſchen Aufzehrung der Vorräthe oder zu einer Beſchränkung der Conſumtion führt, welche das von dem Grade des Ausfalls der Ernte gebotene Maaß überſchreitet. Je länger die Täuſchung dauert, deſto ſtärker wird die zu raſch fortſchreitende oder über jenes Maaß beſchränkte Conſumtion das Verhältniß der umlaufenden Vorräthe zu den Nachfragen afficiren und zuletzt in plötzlicherem weiterem Steigen oder Herabſinken der Preiſe fühlbar werden. Eine richtige Schätzung des Grades

der Unergiebigkeit der Ernten in Mißjahren und der größern oder geringern Leichtigkeit der Beſtellung des Marktes mit den Erzeugniſſen entfernter Länder hängt aber von der Kenntniß unzähliger Thatſachen ab, die ſpeziell zu ermitteln, und deren theils gleichartige, theils einander ſchwächende oder aufhebende Wirkungen zu berechnen, rein unmöglich iſt. Fällt es doch ſchon ſchwer, auf dem Marktgebiete eines einzigen Landes die Menge auch nur des wichtigſten Nahrungsmittels, des Getreides, das eine Ernte gegeben, und die Vorräthe, die das verfloſſene Kulturjahr überliefert hat, mit einiger Genauigkeit zu erforſchen. Jeder Art von Berechnung widerſtrebt aber, bei der Mannichfaltigkeit der Stoffe, welche zur menſchlichen Nahrung dienen, das Verhältniß, in welchem das eine Nahrungsmittel das andere in ſeiner Wirkung auf die Ernährung zu erſetzen vermag, ſodann die Hülfe, die in der Beſchränkung der Verwendung ſolcher Stoffe zu andern Zwecken als zur menſchlichen Nahrung liegt, ſo wie der Einfluß, den die Verſchiedenheit der Ernten in ſämmtlichen durch einen regelmäßigen Handel verbundenen Ländern, und das Streben nach Ausgleichung der Preiſe auf den einzelnen Theilen dieſes größern Marktes ausüben. Wie aber gar häufig, wo genaue Ermittelungen oder ſelbſt nur annähernde Berechnungen vergeblich verſucht werden, ſchon ein allgemeiner Ueberblick oder ein durch die Erfahrung gebildeter Takt ausreicht, ſo iſt es auch hier der Fall. Ein erfahrener Landwirth ſchätzt in ſeiner ihm bekannten Umgebung den Grad des Mangels nach einem ſolchen allgemeinen Ueberblick mit gleicher Sicherheit an, wie er z. B. die mittlere Rente eines Grundſtücks, ohne ſich von den mannichfaltigen Thatſachen, die ſie beſtimmen, Rechenſchaft zu geben, oft richtiger ſchätzt, als ſie eine auf die ſorgfältigſte Erforſchung aller einzelnen Faktoren, aus denen ſie ſich ergibt, gebaute Ertragsberechnung zu ermitteln vermag. Die Marktpreiſe jener Gewächſe aber, die in den großen Verkehr treten, und durch welche die von Mißwachs weniger oder gar nicht heimgeſuchten Länder den übrigen zu Hülfe kommen können, leiten das Urtheil über die größere oder geringere Schwierigkeit und das Maaß dieſer Hülfe. Es gibt aber Umſtände, unter welchen man leichter über die wahre Lage der Dinge ſich täuſcht. Hierüber wollen wir zunächſt einige Bemerkungen folgen laſſen.

2.

Wie man ſich je nach der Verſchiedenheit der Urſache einer Mißernte über die Größe des Rückſchlages leichter täuſcht.

Die Urſache einer Mißernte auf einem weit ausgedehnten Marktgebiete iſt in der Regel entweder ungewöhnliche Trockenheit oder außerordentliche Näſſe der Witterung. Beide Urſachen wirken auf die Ergiebigkeit der Ernte nicht nur an Körnerfrüchten, ſondern auch an andern zur menſchlichen und thieriſchen Nahrung dienenden Gewächſen. Aber der Einfluß der einen und andern Urſache äußert ſich auf verſchiedene Weiſe in der Beſchaffenheit der gewonnenen Produkte, und namentlich in der Qualität des Getreides. Nicht die Menge des Produktes allein, ſondern zugleich ſeine Beſchaffenheit beſtimmt aber das Maaß des gewonnenen Nahrungsſtoffs. Ueber den Grad des Einfluſſes, den die Güte des Produktes auf den wirklichen Ausfall an Nahrungsſtoff ausübt, täuſcht man ſich nun leicht vermöge der Gewohnheit und größern Leichtigkeit, Vorrath und Bedarf mehr nach der Quantität, und in Folge der größern Schwierigkeit, die Beſchaffenheit oder die geringere oder größere Nahrhaftigkeit des Produktes zu ſchätzen. Der wirkliche Ausfall an Nahrungsſtoffen wird hienach in naſſen Jahren, welche Getreide von geringer Güte liefern, eher zu nieder als zu hoch, in trockenen Jahren dagegen, in welchen die gewonnenen Körner von beſſerer Beſchaffenheit ſind, eher zu hoch als zu gering angeſchlagen. Die Garbenzahl, die nach einem regneriſchen Frühjahr und Sommer der Landwirth vom Felde in ſeine Scheune verbringt, iſt oft weit größer, als in mittlern Jahren, aber die Quantität der Körner, die er von einer gleichen Zahl Garben beim Ausdreſchen erhält, weit geringer. Läßt er Dinkel (Spelz) in der Mühle enthülſen, ſo bringt er von einer gleichen Anzahl Malter eine geringere Menge Körner aus der Mühle zurück; eine gleiche Quantität Kernen, Waizen oder Korn gibt, bei gleicher Art zu mahlen, weniger Mehl, das, zu Brod verbacken, an Gewicht weniger gewinnt und weniger ſättigt.

Gerade umgekehrt erhält er in ungemein trockenen Jahren von einer gleichen Anzahl Garben mehr Körner, von dem gleichen Quantum Körner mehr Mehl; das trockene Mehl gibt beim

Verbacken reichlicher aus und die gleiche Portion Brod gewährt beſſere Sättigung. Der Unterſchied der Ernten iſt, wenn man die nährende Kraft des Getreides berückſichtigt, in der That weit größer, als man wohl gewöhnlich glaubt, und wie ſich näher herausſtellen würde, wenn man über die Ergiebigkeit der Ernten und die Beſchaffenheit des gewonnenen Getreides genauere und häufigere Unterſuchungen anſtellen wollte. Selbſt die Vergleichung der Ernten von Jahren, in welchen die Extreme der Ergiebigkeit oder des Rückſchlags des Körnerertrags und der guten oder ſchlechten Beſchaffenheit des Getreides, folglich auch der Wohlfeilheit oder Theurung nicht vorkamen, zeigt ſchon ſehr bedeutende Verſchiedenheiten. Einen Beleg hiezu lieferten uns die Jahre 1831 und 1832. Aus Unterſuchungen, die am Oberrhein in einer Anzahl von Orten angeſtellt wurden, ergab ſich in naher Uebereinſtimmung der einzelnen erhobenen Thatſachen, daß die weit größere Ergiebigkeit der Ernte an Kernen (aus Dinkel oder Spelz) von 1832 in ihrer Wirkung nicht nur durch die um 20—23 pCt. größere Quantität Mehl, die aus der gleichen Malterzahl Kernen, bei gleicher Art zu mahlen, gewonnen wurde, ſondern auch durch die ungleich beſſere Beſchaffenheit des Mehles verſtärkt war.

Eine ſorgfältige chemiſche Analyſe der gleichen Mehlgattungen von 1831 und 1832 zeigte nämlich, daß der am meiſten nährende (ſtickſtoffhaltige) Beſtandtheil, der Kleber, in dem Mehle von 1831 ſich zu dieſem Beſtandtheil in dem Mehle von 1832 (bei gleichem Grade der Austrocknung) wie 12½ zu 16½ verhielt.[1] Das Getreide des Jahres 1831 war aber nicht ſo ſchlecht, wie die Körner,

[1] Die vermahlenen Körner der beiden Jahre waren auf Ländereien von ganz gleicher Beſchaffenheit, die auf gleiche Weiſe gedüngt worden, gewachſen. Daß die auf beſſerem Boden und bei beſſerer Düngung, unter ſonſt gleichen Umſtänden, gewonnenen Körner mehr nährende Beſtandtheile haben, iſt kein Zweifel. Hier handelte es ſich aber nur um den Einfluß der Witterung auf die Güte der Produkte von demſelben Terrain bei gleicher Beſtellung des Bodens. — Nach einer uns von anderer Seite her bekannt gewordenen Analyſe, welcher ein Chemiker völlig getrocknetes Mehl aus Dinkel- oder Spelzkörnern von 1831 und 1832 unterwarf, die gemiſcht aus gedüngtem und ungedüngtem Boden von einer andern Gemarkung bezogen worden waren, fanden wir das Verhältniß des Klebers in dem Mehle von 1831 und 1832 wie 6, 73 zu 10, 75 angegeben.

welche die Ernte von 1816 gab, und die Beſchaffenheit der Brodfrüchte von 1832 nicht ſo ausgezeichnet gut, wie die der gleichen Bodenerzeugniſſe von 1834.

Nur der Rückſchlag der Quantität läßt ſich nun ſogleich mit größerer Genauigkeit ſchätzen. Iſt dieſer nicht bedeutend, die Qualität aber ungemein ſchlecht, ſo fällt die aus mehreren Faktoren ſich bildende ganze Größe des Ausfalls nicht ſo leicht in die Augen. Die Vorräthe der Landwirthe vermindern ſich durch ihren eigenen Verbrauch weit ſchneller, als ſie erwartet hatten, während die im Verhältniß zu dem wirklichen Rückſchlag der Ernte zu nieder geſtellten Preiſe anfänglich eine Nachfrage unterhalten, die auf die ganze Dauer der Theurungsperiode in gleichem Maaße nicht befriedigt werden kann, und zuletzt ſteigert das mit der Verzehrung fortſchreitend wachſende Mißverhältniß zwiſchen dem Bedarf und den noch übrigen Vorräthen die Preiſe, und nöthigt zu ungleich ſtärkeren Einſchränkungen. In der That findet man auch, daß in der Regel nach einer durch allzu große Näſſe herbeigeführten Mißernte, welche Körner von geringerer Qualität gibt, die Theurungspreiſe anfänglich weit niedriger bleiben, als ſie ſich im weitern Verlaufe der Theurung ſtellen, während nach trockenen Jahren häufig dem anfänglichen Steigen des Getreidepreiſes ſpäter ein Sinken folgt, wo nicht neue Urſachen entgegen wirken, wie z. B. Witterungsverhältniſſe, welche einen bedeutendern Rückſchlag der nächſten Ernte beſorgen laſſen, oder wo die Hülfe, welche man in der beſſern Qualität des Getreides fand, durch den alle Schätzung überſteigenden Ausfall von andern Nahrungsſtoffen überwogen wird. Dem Landwirthe und den Getreidehändlern fällt nämlich wohl auch leichter, nach einem Ueberblick ihrer Erfahrungen den Rückſchlag der Getreideernte und ihren Einfluß auf die Preiſe, wo darauf nicht zugleich eine ganz ungewöhnlich verſtärkte Nachfrage wirkt, zu ſchätzen, als den Ausfall an Nahrungsſtoffen zu bemeſſen, der mit einer verhältnißmäßig ſchlechten Ernte an Kartoffeln und Wintergemüſen ꝛc. verbunden iſt, und welcher leicht begreiflich die Nachfrage nach Getreide hauptſächlich erſt gegen den Sommer hin ſteigert. Hiezu kommt, daß der verderbliche Einfluß der Witterung auf die Futtergewächſe den Landmann zur Verminderung ſeines Viehſtandes nöthigt, und die Conſumtion daher anfänglich eine Hülfe in vermehrter Fleiſchnahrung findet, während

ſodann ſpäter ein um ſo ſtärkerer Mangel an den Produkten der Viehwirthſchaft ſich einſtellt.

3.
Von dem Einfluß der Spekulation des Kornhandels auf die Preiſe.

Neben dem Irrthum über die wahre Lage der Dinge, welcher die Spekulationen des Kornhandels mißleiten kann, und neben dem Einfluß, den unerwartete Ereigniſſe, wie eine ungewöhnlich frühe oder eine ſehr verſpätete Ernte naturgemäß auf die Theurungspreiſe ausüben, pflegt man in willkürlichen Unternehmungen des Kornhandels eine Urſache von Schwankungen oder periodiſcher künſtleriſcher Steigerung der Preiſe zu erblicken.

Allerdings befinden ſich die Beſitzer der Vorräthe, ſeyen es Landwirthe, die, ſoweit ſie mehr als ihr eigenes Bedürfniß bauen, immer zugleich der Klaſſe der Spekulanten angehören, oder ſeyen es Kornhändler, den Conſumenten gegenüber in einer weit günſtigern Stellung, als die Beſitzer anderer Produkte und Waaren, da Nahrungsmittel zu den unentbehrlichen Bedürfniſſen gehören, deren unaufſchieblichen Befriedigung man jedes Opfer zu bringen bereit iſt. Allein dieſe Stellung bringt es wohl mit ſich, daß der Theurungspreis ſich der äußerſten, durch das Maaß der Geldmittel, welche den Conſumenten zu Gebote ſtehen, beſtimmten Grenze ſich nähern kann, nicht aber, daß die Beſitzer der Vorräthe durch willkührliche Entſchlüſſe die Preiſe zu beſtimmen und dadurch unregelmäßige Schwankungen derſelben hervorzubringen im Stande wären. Da im Laufe einer Theurungsperiode die Mittel der Conſumenten zu kaufen eher abzunehmen, als zu wachſen pflegen, ſo könnte jedenfalls im Verhältniß dieſer Mittel zu den vorhandenen Vorräthen keine Urſache einer erſt ſpäter eintretenden plötzlichen und ſo beträchtlichen Steigerung des Preiſes liegen, wie ſie in den meiſten Perioden großer Theurung wahrgenommen wurde. In der Wechſelwirkung zwiſchen der Höhe der Preiſe und den Beſchränkungen der Conſumtion liegt in jedem Zeitabſchnitte die ungefähr gleiche Sicherheit gegen eine Ueberſpannung der Theurungspreiſe, wenn je die Beſitzer der Vorräthe ihre Stellung zu monopoliſtiſchen Zwecken benutzen wollten, da ein überſpannter Preis eine das nothwendige Maaß überſchreitende Beſchränkung

des Verbrauchs und dieſe zuletzt ein günſtigeres Verhältniß der Vorräthe zu dem Bedarf und eine Preisverminderung herbeiführen und das Herannahen der nächſten Ernte die aufgeſpeicherten Vorräthe entwerthen würde. Wohl läßt ſich auf einzelnen, hauptſächlich auf kleinern Märkten momentan der Schein eines Mangels, der in der That nicht vorhanden iſt, durch künſtliche Mittel hervorbringen. Es bedarf hiezu da, wo ein Getreidemarkt nur den Lokalbedarf einer Stadt und ihrer nächſten Umgebung zu befriedigen beſtimmt iſt, nur einer Verabredung der Bäcker, die ihren Bedarf theilweiſe unmittelbar von Landwirthen um geringere Preiſe bezogen haben, auf dem öffentlichen Markte höhere Preiſe anzubieten, um eine Erhöhung der Brodtaxe zu erlangen. Solchem Beginnen weiß aber eine wachſame Polizei, welche in der Ueberſicht der Preiſe der Hauptkornmärkte in weiterem Umkreis bleibt, überall leicht zu begegnen. Von Verſuchen aber, eine künſtliche allgemeine Theurung durch Aufkäufe und Zurückhaltung der Vorräthe zu bewirken, ſind um ſo weniger erhebliche Einflüſſe zu erwarten, je größer der, durch einen freien Verkehr verbundene Markt iſt, in dem eine Ueberſpannung des Preiſes an dem einen Orte ſogleich die Mitbewerbung der Verkäufer an andern Plätzen anregt.

Die freien Spekulationen des Handels, weit entfernt eine künſtliche Theurung und ein unregelmäßiges Schwanken der Theurungspreiſe erwarten zu laſſen, ſind vielmehr die nothwendige Bedingung, unter welcher ſich ein mehr conſtanter, nur um den Betrag der normalen Handelsgewinnſte allmählich ſteigender Theurungspreis bilden kann, der die nothwendige Beſchränkung des Verbrauchs in dem ganzen Verlaufe der Theurungsperiode auf ungefähr gleichem Maaße erhält und vor der abſoluten Noth bewahrt, die eine anfänglich zu raſche Verzehrung der Vorräthe hervorbringen kann. Die Spekulation insbeſondere, welche ſich mit dem Aufkauf und der Aufbewahrung der Vorräthe befaßt, iſt um ſo unentbehrlicher zu ſolchen Zwecken, je ſtärker der Rückſchlag der Ernte iſt, und je größer daher die Noth bei einer anfänglich zu raſchen Verzehrung in den ſpätern Zeitabſchnitten der Theurungsperiode zu werden droht, und je weniger nach den Umſtänden die Mehrzahl der Landwirthe ſelbſt in der Lage iſt, ihre Verkäufe gehörig einzutheilen, und im Angebot in gleichem Verhältniſſe mit

dem Rückſchlag der Ernte zurückzuhalten. Der Spekulant hat die ſchwierige Aufgabe, nach dem Ueberblick aller Verhältniſſe auf dem ganzen, durch einen regelmäßigen Verkehr verbundenen Markte, die natürliche Entwicklung des Preiſes in der Theurungsperiode zu ſchätzen. Er kauft, wenn die Preiſe ſo nieder bleiben, daß er mit aller Wahrſcheinlichkeit erwarten darf, daß das ſpätere Steigen ihm für die Verwendung ſeines Handelskapitals und die Koſten ſeiner Unternehmung eine angemeſſene Entſchädigung gewährt. Je größer die Mitbewerbung der Spekulanten und die Summe der Kenntniſſe und Erfahrungen, die ihrer Geſammtheit inwohnt, deſto eher wird der Theurungspreis ſich auf eine Weiſe entwickeln, welche nur eine allmähliche Steigerung um den Betrag mäßiger, mit der Dauer der Kapitalverwendung verhältnißmäßig wachſender Gewinnſte erwarten läßt.

Alles, was den Umfang des Marktes beſchränkt, auf dem ſich die Spekulation frei bewegen kann, Alles, was ihre Unternehmungen bedenklich oder gefährlich zu machen geeignet iſt, beſonnene Männer abſchreckt und nur für eine geringe Zahl von Spekulanten, die zu größern Wagniſſen mehr geneigt ſind, noch einen Reiz läßt, führt die Gefahr größerer Schwankungen des Theurungspreiſes herbei, und erleichtert der Spekulation insbeſondere in den letzten Zeitabſchnitten einer Theurungsperiode eine künſtliche Steigerung der Noth, welche ſie in einem bis zum Aeußerſten überſpannten Preiſe eine reichliche Entſchädigung für ihre bei dem Eintritt der Ernte unverkauft gebliebenen Vorräthe erwarten laſſen könnte. Zu ſolchen Spekulationen iſt allerdings der günſtigſte Augenblick gekommen, wenn die Zeit, welche bis zur nächſten Ernte vorausſichtlich noch verfließt, zu kurz iſt, um in der Mitbewerbung entfernter Märkte eine Hülfe finden zu können.

4.

Von den Mitteln zur Verminderung der Nachtheile der Mißernten und dem Verhalten der Regierungen in Theurungsperioden.

Außerordentliche Naturereigniſſe, welche in einem großen Umkreiſe eine Theurung hervorbringen und die Bewohner der Länder, die ihren Einfluß empfinden, mit ſchmerzlichen Entbehrungen und zahlreiche Klaſſen in einzelnen Gegenden mehr, in andern weniger

mit der Gefahr gänzlicher Verkümmerung bedrohen und leicht auch Beſorgniſſe einer Störung der öffentlichen Ordnung erregen, ſetzen der Weisheit der Regierungen eine der ſchwierigſten Aufgaben. Dieſe Aufgabe kann nur ſeyn, durch Vorkehrungen der Vorſicht, welche den Augenblick der Gefahr nicht abwartet, wie durch Maßregeln, die beim wirklichen oder wahrſcheinlichen Eintreten der Gefahr in Frage kommen, die nachtheiligen Wirkungen ſolcher Naturereigniſſe im allgemeinen zu mildern und der äußerſten Noth zu ſteuern.

Nur was gleich einer theilweiſen Deckung des Rückſchlags der Ernten an Produkten wirkt, welche zur menſchlichen Nahrung dienen, oder was eine angemeſſene Vertheilung der für den Verbrauch zu Gebot ſtehenden Vorräthe auf die ganze Theurungsperiode begünſtigt, kann im allgemeinen für die Geſammtheit der Verzehrer die nachtheiligen Folgen der Mißernten weniger empfindlich machen. Aber die ungleiche Vertheilung des Druckes, welchen eine Theurung auf die einzelnen Theile eines größern Marktes und auf einzelne Klaſſen der Conſumenten ausübt, nimmt die beſondere Sorge der Regierungen in Anſpruch; denn der Einfluß einer Mißernte trifft in der Regel einzelne Gegenden in ſtärkerem Maaße als andere, und bedroht einen Theil der Bevölkerung, den das Steigen der Preiſe außer Stand ſetzt, auch nur den zur Friſtung ihres Lebens nothwendigen Bedarf zu kaufen, mit unerträglichem Mangel, während die bemittelten Klaſſen ſich nur zu mehr oder weniger ſchmerzlichen Einſchränkungen oder Geldopfern genöthigt ſehen. Können die Regierungen der höhern oder abſoluten Noth der Unbemittelten nur durch direkte Hülfe ſteuern, ſo werden ſie den ungleichen Druck, den ein Mißjahr auf einzelne Theile eines größern Marktgebiets ausübt, nur durch alles, was die freie Bewegung des Verkehres befördert, ermäßigen.

An mannichfaltigen Vorkehrungen, welche die Verminderung der Uebel bezweckten, die einem bedeutenden Rückſchlag der Ernten folgen, hat es von den älteſten Zeiten her nicht gefehlt. Bekanntlich haben aber gar häufig die getroffenen Maßregeln, wenn ſie auch auf der einen Seite eine Abhülfe zu gewähren ſchienen, nach einer andern Seite hin zu größern Nachtheilen geführt, und nicht ſelten, ohne im mindeſten zu nützen, nur geſchadet. Die nämliche Maßregel kann aber je nach Verſchiedenheit des ganzen

ökonomiſchen Zuſtands, der geographiſchen Lage eines Landes, des Grades des Mangels, und mannichfaltiger anderer Umſtände ſehr verſchieden beurtheilt werden. Wir wollen eine Reihe ſolcher Maßregeln, die häufiger zur Anwendung gekommen, berühren, um in Kürze zu zeigen, in wie ferne ſie in der einen oder andern der von uns angedeuteten Beziehungen geeignet ſind, die den Regierungen durch die Natur der Sache geſetzte Aufgabe befriedigend zu löſen.

Zu den Maßregeln der Vorſicht, welche eine Hülfe für künftige in ungewiſſer Ferne liegende Theurungsperioden bereitet, gehört die Anlegung von öffentlichen Kornmagazinen, auf Koſten des Staats oder der Gemeinden, die, ſo lange kein bedeutender Rückſchlag der Ernte die Preiſe beträchtlich ſteigert, mit dem gleichen Vorrath gefüllt bleiben. Die Verwendung dieſer aufgeſpeicherten Vorräthe in einer Theurungsperiode wirkt nun allerdings gleich einer Vermehrung der Ernte; man verdankt der Maßregel aber nur in ſo fern einen wirklichen und keinen nur ſcheinbaren Vortheil, als ſie zur Folge hat, daß ſich nicht die Reſervevorräthe der Landwirthe in gleichem Maaße vermindern. Mehr oder weniger muß ſie dieſe Folge haben, da ſie den Reiz zur Privatſpekulation auf hohe Preiſe vermindert. Sie kann, wo ſie eine allgemeine Sorgloſigkeit verbreitet, ſelbſt nachtheilig werden, in ſo fern in Folge des verminderten Reizes zur Privatſpekulation nun die mittlern Vorräthe auf den Speichern der Landwirthe und Kornhändler in einem Verhältniſſe abnehmen, das durch die Vorräthe, die in den öffentlichen Kornmagazinen niedergelegt wurden, nicht ausgeglichen wird.[1] In Ländern, wo der Handel und die Leichtigkeit der Kommunikationen nach allen Seiten

[1] Gegen zwangsweiſe Bildung ſolcher Kornmagazine mittelſt der Verpflichtung der Landwirthe, ein nach dem Maaße ihrer Ländereien beſtimmtes Getreidequantum aufzubewahren, wie gegen die Anlegung von Magazinen mittelſt des wirklichen Einzugs von verhältnißmäßigen Beiträgen der Landwirthe, läßt ſich einwenden, daß ſie nicht nur ebenfalls den Reiz zu freiwilligen Anhäufungen zu vermindern geeignet wären, ſondern überdies auf die Landwirthe, bei der großen Verſchiedenheit ihrer ökonomiſchen Lage, insbeſondere ihres umlaufenden Kapitals und ihrer Paſſivſchulden, eine ſehr ungleich vertheilte, die minder bemittelten vorzugsweiſe drückende Laſt wälzen würden.

und auf die größesten Entfernungen hin stets große Vorräthe von Getreide anhäuft, erscheinen öffentliche Kornmagazine am leichtesten entbehrlich. Sie können im Allgemeinen auch um so weniger leicht als ein Bedürfniß erscheinen, je größer die Zahl der großen Eigenthümer und je günstiger die ökonomische Lage ist, in welcher sich die Landwirthe überhaupt befinden. Am meisten sind sie da als Maßregel der Vorsicht indicirt, wo die größere Zerstückelung des Eigenthums und die ungünstigere ökonomische Lage der Landwirthe der Aufbewahrung bedeutender Vorräthe engere Grenzen setzt, oder schon in mittlern Jahren eine beträchtliche Einfuhr statt findet und die Fortdauer der gewohnten Zufuhren bei eintretender Theurung weniger gesichert erscheint. Wo aber auch in Folge der Anlegung von öffentlichen Kornmagazinen in die Theurungsperiode größere alte Vorräthe übergehen, als die ungeschwächte Privatspekulation ihr überliefert hätte, kann dieser Vortheil durch ungeschickte Verwendung der öffentlichen Vorräthe gänzlich verloren gehen. Sucht man nämlich sogleich, wenn die wachsenden Preise den Verzehrern empfindlich zu werden beginnen, sie durch übereilte Verkäufe von Magazinkörnern auf öffentlichen Märkten herabzudrücken, so kann man von vorne herein eine dem Grade des Mangels angemessene Steigerung des Preises verhindern. Da die öffentlichen Magazine jedenfalls nur einen geringen Theil des Jahresbedarfs decken können, so mag alsdann die anfänglich verhinderte angemessene Beschränkung des Verbrauchs leicht auf die Steigerung des Mangels in den letzten Stadien der Theurung einen Einfluß ausüben, der den Werth der Hülfe, die in den noch vorhandenen Magazinsvorräthen geboten werden kann, weit überwiegt. Dagegen gewährt eine geschickte Verwendung bedeutender Vorräthe, in deren Besitz sich die öffentliche Verwaltung schon beim Beginnen einer Theurung befindet, mannichfaltige, von dem Werthe, den diese Vorräthe als wirkliche Zugabe zur Ernte behaupten, ganz unabhängige Vortheile. Wo, bei anfänglich langsamerem Steigen der Preise, die Vorsicht sie in einem stärkern Verhältnisse für die letzten Stadien der wachsenden Noth aufbewahrt, heilen sie die schädlichen Folgen einer ungleich fortschreitenden Verzehrung, und wo zeitweise eine künstliche Steigerung der Preise versucht wird, welche die allgemeine Mitbewerbung zwar keine Dauer gewinnen lassen würde, aber nicht immer

sogleich beseitigen kann, gewährt sie eben so, wie da, wo Zufuhren aus entfernten Gegenden in naher Aussicht stehen, aber die Noth des Augenblicks die Preise überspannt, eine parate Hülfe. Von hoher Bedeutung noch ist der Umstand, daß Kornmagazine der öffentlichen Verwaltung auch die paratesten Mittel zur Unterstützung der Mittellosen darbieten und ihr den Aufkauf von Vorräthen zu diesem Zwecke während der Theurungsperiode, wodurch sie leicht einen unregelmäßigen Einfluß auf die Marktpreise ausübt, ganz oder theilweise ersparen.

Diese Vortheile, welche eine, im allgemeinen Interesse liegende Verwendung von Vorräthen gewinnen läßt, sind auch überall dargeboten, wo die Regierung über beträchtliche Einnahmen an Naturalgefällen zu verfügen hat, obwohl die öffentlichen Speicher, zu welchen diese Naturalabgaben abgeliefert werden, im Uebrigen nur in so fern den Dienst der Kornmagazine leisten, als stets ein Stammvorrath in Reserve gehalten wird, der das gewöhnliche Maaß solcher Reserve in jeder großen Gutswirthschaft übersteigt. Wenn dies aber auch nicht der Fall ist, sondern das eingehende Getreide regelmäßig im Laufe des nächsten Verwaltungsjahres in Cirkulation gesetzt wird, und beim Eintritt einer Theurungsperiode daher keine von frühern Jahren ersparten Vorräthe der Consumtion überliefert werden, so ist die Staatsverwaltung doch in der günstigen Lage, sogleich, wie sich die trübe Aussicht auf eine Fehlernte ergibt, die noch nicht veräußerten Vorräthe von der letzten Ernte zurückzuhalten und hierüber so wie über den Antheil an dem Produkte der Mißernte (nach Abzug der Naturallasten), auf eine dem allgemeinen Interesse der Consumenten entsprechende Weise im Laufe der Theurungsperiode zu verfügen, und die nachtheiligen Folgen einer Mißernte in den so eben angedeuteten mehrfachen Beziehungen weniger fühlbar zu machen.

Die Bildung öffentlicher Magazine während der Theurung durch Aufkäufe auf dem einheimischen Markte kann wohl nur, wenn sie in den ersten Stadien der Theurungsperiode erfolgt, durch die Hülfe, die sie für eine spätere Noth bereitet, noch nützlich seyn.

Die Zufuhren von fremden Märkten her zu befördern, läßt man es in der Regel an zweckmäßigen Maßregeln,

wie z. B. an Aufhebung der Eingangszölle, Einstellung oder Verminderung der Abgaben vom Transporte u. ſ. f. nicht fehlen. Wo die Gewißheit nicht gegeben iſt, daß die Privatſpekulation auf dieſem Wege das Bedürfniß befriedigen werde, darf die öffentliche Verwaltung kein Opfer ſcheuen, um durch Aufkäufe auf eigene Rechnung einer drohenden Hungersnoth zu ſteuern. Je beträchtlicher dies Bedürfniß und je weniger die Beihülfe der Privatſpekulation entbehrlich iſt, deſto ſorgfältiger hat man ſich aber zu hüten, auf irgend eine Weiſe die Preiſe unter das Maaß, das auch den Kornhändlern die Zufuhr des fremden Getreides möglich macht, künſtlich herabzudrücken, hiedurch jene Spekulation zu entmuthigen, nach den Umſtänden zunächſt die Gefahr einer Ausfuhr nach benachbarten Märkten, wo die natürlichen Preiſe nicht auf gleiche Weiſe ermäßigt werden, herbeizuführen, und in ſolcher Weiſe ein kurz vorübergehendes Sinken des Preiſes durch ein ſpäteres deſto ſtärkeres Steigen zu erkaufen.

Zu den Maßregeln, welche zwar den Ausfall der Ernte nicht decken helfen, aber doch gleich einer Vermehrung der Mittel zur menſchlichen Nahrung wirken ſollen, gehören *obrigkeitliche Beſchränkungen des Verbrauchs von Nahrungsſtoffen zu andern Zwecken*, wie namentlich: *Einſtellung der Bierfabrikation* und *das Verbot des Branntweinbrennens* aus Getreide und Kartoffeln. Dieſe Maßregeln legen einer zahlreichen Klaſſe, durch die zeitliche Einſtellung ihrer Gewerbe, mehr oder weniger bedeutende Opfer auf, ohne eine erhebliche Hülfe zu gewähren. Die hohen Preiſe der Nahrungsſtoffe führen von ſelbſt eine Beſchränkung der Verwendung zu andern Zwecken herbei, ſo wie auch eine geſteigerte Oekonomie im Verbrauche (z. B. durch das Vermahlen der Körner zu gröberem Mehl, das in der Kleie weniger Nahrungsſtoff zurückläßt). Die arbeitende Klaſſe kann auch, zumal wenn ſie zu gröbern und ſchlechtern Nahrungsſtoffen ihre Zuflucht nimmt, den gewöhnten Genuß geiſtiger Getränke nicht plötzlich entbehren. Sie erhält im Bier einen Theil der nährenden Beſtandtheile der dazu verwendeten Körner, und wie mit der Bierbrauerei ſteht mit der Branntweinbrennerei die Viehzucht in Verbindung, die in Milch und Fleiſchnahrung theilweiſe wiedergibt, was durch jene Gewerbe an Nahrungsſtoffen zur Bereitung ihrer Produkte verwendet wurde.

Wo mit benachbarten Staaten ein freier Austausch stattfindet, würde ein Verbot des Brauens und Branntweinbrennens, so lange dasselbe nicht auch in diesem Nachbarlande erginge, jedenfalls Nachtheil bringen. Ueberhaupt bleibt der Nutzen solcher Maßregeln mindestens problematisch, die Einstellung der Brauereien aber, wenn nicht unbedingt verwerflich, doch ungleich bedenklicher, als in Fällen dringendster Noth das Verbot des Branntweinbrennens aus Kartoffeln überhaupt oder des Aufkaufs von Kartoffeln zu diesem Zwecke.

Wo man zu besorgen hat, daß die größere Noth des Nachbarlandes die Vorräthe des eigenen Landes anziehen und man von andern Märkten her keine zureichende Deckung erhalten werde, liegen als Mittel, den einheimischen Bedarf zu sichern, erhöhte Ausgangszölle und Sperren ganz nahe. Es ist kein Zweifel und vielfach nachgewiesen worden, daß Sperren und dieser Maßregel in ihrem Einfluß auf den Verkehr nahe kommende hohe Zölle, zumal in Deutschland bei der zerstückelten Lage seiner Staatsgebiete, im Allgemeinen sehr nachtheilig gewirkt und in der Regel, selbst für die getreidereichern Länder mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Sie vermehren auf der einen Seite die Unsicherheit der Berechnungen der Spekulation, die durch unerwartete Maßregeln dieser Art getäuscht wird, und machen ihr auf der andern Seite durch die engere Begränzung der freien Marktgebiete künstliche Steigerungen der Preise auf einzelnen Märkten leichter. Sie verhindern die regelmäßige Verbindung der auf der Linie des natürlichen Zuges des großen Getreidehandels gelegenen Marktplätze, zwingen die rückwärts gelegenen Länder unmittelbar auf entfernten Märkten, namentlich in den Seehäfen zu suchen, was ihnen der ungestörte Verkehr mit den zwischen inne liegenden, gesperrten Ländern viel wohlfeiler durch den Nachschub geliefert hätte.[1] Indem alsdann an die Stelle der Nachfrage dieser zwischen inne liegenden Länder (zum eigenen Bedarf und zum Ersatz der aus denselben ausgeführten Vorräthe) die

[1] Als während der Theurung von 1816—17 die Sperren eintraten, zeigte es sich, daß, als die südlichen Märkte nun zu dem direkten Bezug von nördlich gelegenen Märkten ihre Zuflucht nehmen mußten, die Preisdifferenz auf diesen Märkten weit bedeutender wurde, als früher.

vervielfältigte direkte Nachfrage der weiter entlegenen Märkte tritt, steigert sie auf den Hauptplätzen des fremden Kornhandels leicht die Preise für die Gesammtheit der durch Mißwachs heimgesuchten Gebiete. Oft ließ man sich durch die wachsende Ausfuhr eines Hauptartikels, z. B. der Brodfrucht, nach einem Nachbarlande hin bestimmen, eine Sperre anzulegen, und übersah, daß einzelne Distrikte des eigenen Landes, ihrer Lage nach, besser aus diesem Nachbarlande versorgt werden, oder daß man stärkere Zufuhren an andern Nahrungsstoffen, z. B. Haber, Kartoffeln, Schlachtvieh, aus dem Nachbarlande erhält. Die Erwiederung der Sperre und ihre Ausdehnung auf diese Gegenstände blieb nicht aus, und man hatte sich wechselseitig nur die Milderung des Nothstandes, welche eine verhältnißmäßig gleiche Vertheilung der Vorräthe mittelst ihrer freien Cirkulation gewährt, mehr oder weniger erschwert.

Gleichwohl kann es Lagen geben, in welchen das Gesetz der Selbsterhaltung die Anlegung einer Sperre gebietet, wie namentlich da, wo keine fremden Zuflüsse zu erwarten sind und die Nachfrage eines geldreichern Nachbarlandes die eigene Noth aufs höchste zu steigern droht. Von solchen Fällen möchten aber, wo nicht vorangegangene Sperren anderer Länder die natürlichen Verkehrsverbindungen bereits zerrissen hatten, keine oder höchst seltene Beispiele zu finden seyn. Dagegen kann man durch vorangegangene Sperren anderer Länder um so leichter zu gleichen oder ähnlichen Maßregeln gegen diese, so wie gegen dritte Staaten genöthigt werden. Wenn ein Land in den ersten Zeitabschnitten einer Theurung z. B. von Norden her seine Zufuhren an fremden Getreiden erhält, und in südlicher Richtung hin nach fremden Märkten, wo noch größerer Mangel herrscht, eine beträchtliche Ausfuhr hatte, und seine nächsten nördlichen Nachbarn plötzlich eine Sperre anlegen, so kann es sich gezwungen sehen, auch den südlichen Ausfluß des Kanals auf dem sich der Verkehr bewegt, zu schließen oder durch erhöhte Ausfuhrzölle zu verengen, damit sein Markt in Folge der fortdauernden Ausfuhr nach Süden sich nicht entleere. Eine offen bleibende direkte Zufuhr aus weit entlegenen Märkten könnte wenigstens nicht gegen vorübergehende Nachtheile der eingetretenen Störung schützen, in so ferne bis zum Augenblick der unerwarteten Sperre solche Bezüge noch nicht eingeleitet

waren, dieſe Hülfe daher jedenfalls für geraume Zeit entbehrt würde.

Von einer Reihe anderer Maßregeln, welche in Theurungsperioden in Anwendung zu kommen pflegen, wie die Aufnahme der Vorräthe, die Einſtellung des Aufkaufes der Kornhändler zum Wiederverkaufe, oder die Beſchränkung des Verkehrs auf den unmittelbaren Verkauf an Bäcker oder an einzelne Conſumenten zum eigenen Bedarf; der Zwang zum Verkaufe aller nicht zum eigenen Bedarf der Beſitzer erforderlichen Quantitäten auf öffentlichen Märkten oder zur Ablieferung in öffentliche Magazine, um von dort zu Markte gebracht oder gegen beſtimmte Preiſe zum Verbrauche nach Bedürfniß vertheilt zu werden, ſo wie die Beſtimmung eines höchſten Preiſes beim Verkauf auf den Privatſpeichern und auf öffentlichen Märkten: von allen dieſen Maßregeln gilt faſt ohne Ausnahme das Urtheil, das bereits vor mehr als 1800 Jahren über theils ähnliche, theils ſtrengere Verkehrungen gefällt wurde, in welchen ſchon mehrere Jahrhunderte zuvor die Polizei des alten Roms Hülfe geſucht hatte, als die Stadt (im Jahre 439 vor unſerer chriſtlichen Zeitrechnung) von einer ſchweren Theurung heimgeſucht worden war. Der Geſchichtſchreiber, der dies Urtheil fällte, meinte, daß alle jene Vorkehrungen mehr dazu gedient hätten, den wirklich vorhandenen Mangel aufzudecken, als ihm abzuhelfen.[1]

Jährliche Erhebungen der Ernten nach Quantität und Beſchaffenheit der Produkte in jedem Lande und die regelmäßige Bekanntmachung der Reſultate könnten wohl den Handel und das ganze Publikum vor jenen Täuſchungen mehr bewahren, die leicht zur Folge haben, daß die Theurungspreiſe ſich auf eine der gleichern Vertheilung des Verbrauchs auf die ganze Theurungsperiode

[1] Von L. Minucius redend, der als praefectus annonae handelte, ſagt Livius Lib. IV. cap. XII. Qui quum multis circa finitimos populos legationibus terra marique nequidquam missis — — nullum momentum annonae fecisset, et revolutus ad dispensationem inopiae, profiteri cogendo frumentum et vendere, quod usu menstruo superesset, fraudandoque parte diurni cibi servitia, criminando inde et objiciendo irae populi frumentarios, acerba inquisitione aperiret magis, quam relevaret inopiam...

ungünſtige Weiſe entwickeln, daher die Noth in einzelnen Zeitabſchnitten unerträglich und der rechte Zeitpunkt zur Beifuhr von Vorräthen aus entlegenern Ländern verſäumt wird. Solche jährliche Erhebungen und Bekanntmachungen würden nebſt den jährlichen Preislisten, den Bevölkerungslisten und den Nachweiſungen über Einfuhr und Ausfuhr einen Stützpunkt zu allgemeinen Vergleichungen darbieten, welche eine richtigere Schätzung der wahren Größe des Mangels von vorne herein erleichtern könnten. Wo es an ſolchem Stützpunkt fehlt, bleibt eine Aufnahme der Vorräthe weit entfernt, dieſen Dienſt in gleichem Maaße zu leiſten; in der Regel tritt ſie aber erſt im Falle der höchſten Noth und ſo ſpät ein, daß ſie in der That nur die Einleitung zu einer andern Maßregel, dem polizeilichen Zwange zum Verkaufe bildet. Dieſer Zwang ſetzt, wenn er wirkſam ſeyn ſoll, die Beſtimmung eines höchſten Preiſes voraus, um welchen der Beſitzer von Vorräthen ſeinen Ueberſchuß losſchlagen muß.

Die nächſte Wirkung der Aufnahmen iſt in der Regel eine Vermehrung des Schreckens. Der Mangel erſcheint weit bedeutender als er iſt, weil man den Beſitzern der Vorräthe ihren eigenen Bedarf an Körnerfrüchten nach einem liberalen Maßſtabe zumeſſen muß, und den Hülfsmitteln, die ſie zur äußerſten Beſchränkung ihres eigenen Verbrauchs in andern Nahrungsſtoffen finden, keine Rechnung tragen kann, ſodann weil manche Vorräthe abſichtlich verheimlicht werden. Hiezu kommt, daß die Furcht vor Hungersnoth in den Haushalt der Privaten, die weder Landwirthe ſind, noch ein mit dem Kornhandel verbundenes Gewerbe treiben, kleinere, aber für den eigenen Bedarf zureichende Vorräthe zu ſammeln pflegt, und dieſe im Ganzen beträchtliche Maſſe von Nahrungsmitteln, da man bei ſolchen Perſonen keine Ueberſchüſſe ſucht, unbeachtet bleibt.

Leicht begreiflich wird nun das Maximum des Preiſes nicht über den, durch die freie Conkurrenz beſtimmten Satz, wohl aber, dem Zweck der Maßregel gemäß, leicht weit unter dieſen Satz geſtellt. Hierdurch vermindert man für die Beſitzer der angegebenen Vorräthe den Reiz, ihren eigenen Gebrauch möglichſt zu beſchränken, und vermehrt für die Bewahrer verheimlichter Vorräthe den Reiz zur heimlichen Ausfuhr auf fremde Märkte, wo die Preiſe höher ſtehen. Zugleich verſchließt man jede Zufuhr,

die bei höhern Marktpreiſen von fremden Märkten her noch etwa kommen könnte, und erſchwert eine gleichmäßige Vertheilung der Vorräthe im Innern des Landes durch den regelmäßigen Marktverkehr, da von dem Markte, wo der Preis das Maximum erreicht, durch den Handel einem andern entlegenen Markte, wo der Mangel noch größer iſt, keine Vorräthe zugeführt werden können. Zu dieſen Nachtheilen geſellen ſich nun noch die Verlegenheiten, welche aus der Schwierigkeit entſpringen, die allmählichen Verkäufe der Vorräthe gehörig einzutheilen, indem man insbeſondere mehr oder weniger in Ungewißheit über den Zeitpunkt der nächſten Ernte ſchwebt, und dieſer Zeitpunkt hier früher, dort ganz in der Nähe (in höhern Lagen) erſt ſpäter eintritt. Unerachtet man ſchon längſt die nachtheilige Seite ſolcher Maßregeln kannte, ſah man ſie dennoch bis zu der letzten großen Theurung von 1816 — 17 und in deren Verlaufe wiederkehren, und in der That können Umſtände eintreten, unter welchen ſie minder bedenklich, ja aus überwiegenden Gründen geboten erſcheinen.

Wie bereits bemerkt, fällt in den letzten Stadien der Theurung der Spekulation eine künſtliche Steigerung der Preiſe leichter. Die Vorräthe ſind auf ein für den nothwendigen Bedarf bis zur nächſten Ernte nur mehr oder weniger kärglich zureichendes Quantum zuſammengeſchmolzen. Die Zeit bis zur nächſten Ernte iſt alsdann auch zu kurz, um bis dahin auf weiter entlegenen Märkten Hülfe zu ſuchen. Der zufällig gleichzeitige oder verabredete Entſchluß weniger Beſitzer verhältnißmäßig noch bedeutender Vorräthe, mit dem Verkaufe noch zurückzuhalten, kann unter dieſen Umſtänden einen Einfluß ausüben, den er früher, als noch der größere oder auch nur der vierte, fünfte Theil des Jahrsertrags auf den Speichern lag, und eine Zufuhr aus entfernten Märkten bis zur nächſten Ernte noch möglich war, nimmermehr zu äußern vermocht hätte. Wäre auch die Berechnung ſolcher Spekulanten in ſo ferne eine falſche, als ſie zuletzt nur einen Theil ihrer Vorräthe zu enormen Preiſen verkaufen könnten, und der Reſt beim Eintritt der Ernte entwehrtet würde, ſo würden für ihre nothleidenden Mitbürger die Folgen ihrer verfehlten Spekulation deshalb nicht minder verderblich ſeyn. Das Beiſpiel ſolcher Wagniß in dem einen Bezirke reizt dann unter den bezeichneten

Umständen leicht zur Nachahmung in benachbarten Bezirken. Alles dies ist wohl möglich, wird aber in jeder Theurung überall weit häufiger als Thatsache vorausgesetzt, als es wirklich geschieht, oder, wenn es geschieht, von einem erheblichen Einfluß ist. Wo in den letzten Stadien einer Theurung eine plötzliche beträchtliche Preissteigerung auch lediglich das natürliche Ergebniß einer frühern zu raschen Verzehrung oder eines hiedurch stärker gewordenen Mißverhältnisses des Vorraths zum Bedarf ist, wird sich gleichwohl das Publikum immer nur allzu geneigt zeigen, die Ursache des gesteigerten Nothstandes in wucherlichen Unternehmungen zu suchen, begierig jedes Gerücht, das solchen Argwohn nährt, aufzunehmen, und auf die ungegründetsten Vermuthungen hin Anklagen zu erheben.

Können nun überall in solchen Fällen, welche wohl die Regel bilden, die polizeilichen Einschreitungen auch keine Abhülfe des wirklichen Mangels gewähren, und vermehren sie selbst die herrschenden Besorgnisse, so gewähren sie dem Publikum doch die Beruhigung, daß sein Nothstand durch ein wucherliches Zurückhalten der Vorräthe nicht vermehrt werden kann, und zerstreuen einen Argwohn, der die durch den bittersten Mangel und durch noch peinlichere Besorgnisse hervorgebrachte Aufregung auf eine gefährliche Höhe steigern könnte. Wird aber unter solchen Umständen eine Aufnahme angeordnet und ein Preismaximum bestimmt, so erfordert die Gerechtigkeit, daß es nicht unter dem Niveau des Preises gestellt werde, den der redliche Handel, welcher Getreide vom In- und Auslande zur Bestellung der Märkte herbeischaffte, unmittelbar vor Bekanntmachung der Maßregel beziehen mußte, um seine Kosten und einen angemessenen billigen Handelsgewinn für seine Bemühungen und Kapitalverwendung bezahlt zu sehen. Andernfalls würde ein durch die Noth gebotener Eingriff in Privatrechte zugleich mit einer materiellen Rechtsverletzung verbunden. Ferner verlangt das wohlverstandene Interesse der Gesammtheit, daß das Maximum hoch genug bleibe, um nicht eine noch mögliche Zufuhr, die zur vollkommenen Sicherung des Bedarfs willkommen wäre, zu verhindern, und um nicht den Reiz zu heimlichen Ausfuhren nach anderer Seite hin bedeutend zu verstärken.

Hohe Theurungspreise legen den Consumenten schwere Opfer auf, die sie aber gegen die Vortheile wohlfeiler Zeiten abzuwägen

haben, welche oft weit längere Perioden hindurch den Landwirthen ähnliche Opfer kosten. Hat aber die Gesammtheit der Consumenten in dem Einfluß der hohen Preise auf den Verbrauch und auf die Zufuhr von fremden Märkten das wirksamste Mittel zur Abwehr größern Unglücks während einer Theurungsperiode zu erblicken, so findet sie auch in der Regel in den spätern mittelbaren Folgen einer Theurung, vermöge des Anstoßes, den sie zu rascherm Fortschreiten des Ackerbaus gibt, eine Entschädigung für ihre vorübergegangenen Leiden und Opfer. Je größer aber die Beschränkungen sind, die sich, in Folge einer Theurung, selbst die bemitteltern Klassen auflegen müssen, und je mehr die Höhe des Preises fremde Zufuhren begünstigt, desto sicherer wird auch der zum Unterhalt der Unbemittelten nothwendige Bedarf gedeckt.

Besondere Maßregeln zur Unterstützung der Unbemittelten würden, wo die natürlichen Ursachen einer allgemeinen großen Theurung vorhanden sind, nur entbehrt werden können, wenn die Mittel gegeben wären, den ganzen Ausfall der Ernte durch Einkäufe auf weit entlegenen Märkten zu decken, um auf dem einheimischen Markte das gewöhnliche Verhältniß des Angebots zur Nachfrage herzustellen, den Marktpreis seinem mittlern Satz in gewöhnlichen Jahren zu nähern, und den Verlust an den Einkaufspreisen, der sich beim Verkaufe ergibt, auf öffentliche Kassen zu übernehmen. Dies hat noch keine Regierung vermocht, ja selbst nicht einmal versucht. Man mußte immer den Unbemittelten durch direkte Unterstützung zu Hülfe kommen, wozu zunächst die Gemeinden verpflichtet sind, aber die Regierungen je nach dem Umfang der Hülfsbedürftigkeit aus Staatsmitteln Beiträge leisteten, indem sie zugleich die umsichtige Verwendung aller Unterstützungmittel überwachten. Von den verschiedenen Formen der Unterstützungen sowohl zur Einsaat, damit nicht theilweise unterbleibende Bestellung der Felder die Noth in das kommende Jahr hinübertrage, als für den Unterhalt der Unbemittelten nach Verschiedenheit des Grades und der Ursache der Dürftigkeit und den Lokalverhältnissen (durch unentgeldliche Austheilung von Lebensmitteln an Arme, Abgabe von Getreide gegen geminderte Preise, gegen gleichbaldige Bezahlung oder auf Kredit, Suppenanstalten u. s. f.) hier zu sprechen, würde uns zu weit führen. Klar ist, daß für diese Zwecke Kornmagazine, und wo die Finanzverwaltung

Naturaleinnahmen hat, ihre aufgespeicherten Vorräthe willkommene augenblickliche Hülfe darbieten. Fehlt es an solchen, so thut man, wie gesagt, wohl daran, sogleich bei dem Beginne der Theurung, da die ganze Jahresernte noch vorhanden ist, zur Bildung solcher Vorräthe, so weit sie Bedürfniß sind, zu schreiten, zumal da, wo ein rascher Abfluß des Getreides in andere, noch mehr mit Mangel bedrohte Länder zu erwarten und nach dem gewöhnlichen Gange der Entwickelung der Theurungspreise daher zu besorgen ist, daß man später die zu wohlfeilen Preisen abgeflossenen Vorräthe um zwei und dreifach höhere Preise aus fremden Ländern herbeizuschaffen habe.

Am wenigsten darf es in den letzten Stadien einer großen Theurung an Vorräthen zu Unterstützung der Nothleidenden fehlen; am leichtesten fällt es aber auch, dieses Bedürfniß für die letzten Monate vor der nächsten Ernte zu befriedigen, da zu diesem Zwecke der Aufkauf auf den am weitesten entlegenen Märkten noch zeitige Hülfe gewähren kann. Die Vorsicht gebietet aber frühzeitige Bestellung, da je weiter die Entfernungen, desto zahlreicher auch die Wechselfälle sind, welche die Zufuhr verzögern können. Geschieht der Einkauf theils auf Rechnung des Staats, theils einer Anzahl von Gemeinden, so ist es leicht begreiflich räthlich, die Nachfrage nicht zu vervielfältigen, sondern das ganze Quantum durch dieselben Beauftragten aufkaufen zu lassen.

5.

Ueber die Theurung von 1816 und 1817, mit besonderer Rücksicht auf den Markt des südwestlichen Deutschlands.

Die Theurung von 1816 und 1817 war die Folge eines Mißwachses, der, wie in der Regel jede große Theurung unter unserm Himmelsstriche, ihre Ursache in ungewöhnlich nasser Witterung hatte, und sich über das ganze westliche Europa erstreckte, das dem Einfluß der herrschenden Südwestwinde vom atlantischen Ocean her unterworfen ist.

Verschiedene, der Ernte von 1816 vorangegangene Ereignisse haben aber wesentlich dazu beigetragen, die Wirkung jenes Mißwachses fühlbarer zu machen, als er sich unter gewöhnlichen Conjunkturen wohl gezeigt haben würde. Die Kriege von 1813,

1814 und 1815 hatten, abgesehen von den zahlreichen kräftigen Armen, die sie den Geschäften des Ackerbaues entzogen, auf zweifache Weise zur Verminderung der Hülfsmittel, die man bei dem Eintritt einer Mißernte in den Vorräthen früherer Jahre findet, beigetragen, nämlich nicht nur durch den Bedarf zum Unterhalt zahlreicher Heere, sondern auch mittelbar durch den Druck, den sie auf den Landmann wälzten und der einer angemessenen Steigerung der Getreidepreise entgegen wirkte. In dieser Hinsicht zeigte sich im südlichen Deutschland zwischen den Erscheinungen in den 90ger Kriegsjahren, hauptsächlich von 1794—96, und in den letzten Befreiungskriegen die auffallendste Verschiedenheit. In jener frühern Periode war der Landmann noch bei Kräften, und der Zufluß des österreichischen Geldes vermehrte seine Wohlhabenheit. Er blieb mit Kriegssteuern lange verschont, indem man künftigen Geschlechtern die Bezahlung der Kriegsschulden zuschob. Er konnte mit dem Verkaufe seiner Erzeugnisse zurückhalten, bis ihm Preise geboten wurden, die dem durch die Consumtion der anwesenden Heere verminderten Vorrath für den Landesbedarf entsprachen. Die Preise der Lebensmittel stiegen daher periodisch auf das doppelte und dreifache der Mittelpreise der frühern Friedensjahre. Zwar wirkte dabei das damalige Verpflegungssystem; auch war der Aufenthalt der Kriegsheere im südwestlichen Deutschland in den 1790ger Jahren von längerer Dauer. Dagegen waren die Heeresmassen, die im Befreiungskriege am Oberrheine erschienen, drei- und viermal stärker und erhielten nach ihrem Uebergang über den Rhein noch beträchtliche Zufuhren aus den westlichen deutschen Ländern. Auffallend muß es daher auf den ersten Blick immer bleiben, daß die außerordentliche Verminderung der Vorräthe an Lebensmitteln jeder Art in dem Befreiungskriege keine nur einigermaßen bedeutende Steigerung der Preise zur Folge hatte. Diese Erscheinung vermag nur die, durch die lange Reihe von Kriegen zuletzt herbeigeführte Entkräftung der Güterbesitzer zu erklären, die ihre Erzeugnisse um jeden Preis losschlagen mußten, um die Kriegssteuern zu bezahlen und den außerordentlichen Aufwand zu decken, den die Einquartirungen verursachten.

Nur im Augenblick der stärksten Nachfrage der Lieferanten, welche in die erste Zeit des Erscheinens der alliirten Heere am

Oberrhein fiel, nämlich zu Ende des Jahrs 1813, hoben ſich die Preiſe um einige Gulden über die Mittelpreiſe, ſanken aber ſchnell wieder zurück, und fielen zuletzt ſo tief, als ſie in einer Reihe von Jahren nicht geſtanden hatten. Nach Beendigung des Krieges von 1814 und dem darauf erfolgten Rückmarſche der alliirten Heere, wurde am Oberrhein faſt ſieben Monate hindurch (von den letzten Markttagen im Auguſt 1814 bis gegen Ende Merz 1815) ein Malter Kernen (enthülster Dinkel), von circa 200 Pfund Frankfurter Gewicht, um 8 fl. verkauft, um einen Preis, bei dem der Landmann nicht beſtehen kann, wenn er auch keine Kriegsſteuern zu entrichten und keine Einquartirung zu tragen hat. Dieſes Sinken der Preiſe erfolgte alſo, nachdem die Erſchöpfung der Grundbeſitzer den höchſten Grad erreicht hatte.

Daß aber unter dieſen Umſtänden der Mittelloſigkeit der Landwirthe, die ihnen die Aufſpeicherung von Vorräthen in der Erwartung höherer Preiſe nicht erlaubte, die Spekulation des Kornhandels nicht zu Hülfe kam, war die natürliche Folge der relativen Seltenheit der Kapitale, der ſtarken Nachfrage darnach von Seite der Regierungen, des Handels in den durch den Krieg belebten Zweigen und des ungemein hohen Zinsfußes. Das Jahr 1815 brachte neue Durchmärſche, forderte neue Anſtrengungen, die, wenn auch minder bedeutend, als die frühern, doch in dem damaligen Zuſtande allgemeiner Entkräftung beinahe eben ſo fühlbar wurden, und ihre Wirkung, auch nach eingetretener Ruhe, noch geraume Zeit äußern mußten. Gleichwohl ſtand am Oberrhein der Getreidepreis vom September 1815 bis zum Frühjahr 1816, als die erſten Beſorgniſſe für die Zukunft rege wurden, nicht über dem Mittelpreiſe.

Wären im Jahre 1814 die Getreidepreiſe nach Verhältniß des vermehrten Verbrauchs geſtiegen, ſtatt nach dem Rückmarſch der Heere beiſpiellos zu fallen, ſo würde manche Erſparniß eingetreten, es würden, wie es im Jahre 1817 geſchah, manche Felder, die ſonſt unbebaut lagen oder Handelsgewächſe trugen, mit Getreide oder Kartoffeln angebaut worden ſeyn. Hätten im Jahre 1815 nicht dieſelben Urſachen fortgewirkt, ſo würde das Jahr 1816 gewiß einen bedeutendern Vorrath angetroffen, und ein Mißjahr würde nimmermehr die traurigen Folgen gehabt haben, die wir in den Jahren 1816 und 1817 erlebten.

Wie sehr die Vorräthe zusammen geschmolzen waren, hat sich nur allzu deutlich gezeigt. Die bei den trüben Aussichten auf die Ernte schnell auf eine ungewöhnliche Höhe gestiegenen Preise lockten alle Vorräthe auf den Markt, und dennoch reichten sie nur kärglich hin, um das Bedürfniß weniger Wochen zu decken, um welche die Ernte sich verspätete. Auf den meisten Märkten am Rheine waren die Kornhäuser in den letzten Wochen vor der Ernte nicht mit der Hälfte des gewöhnlichen Vorraths versehen. In Basel waren z. B. auf den vier ersten Märkten des Augusts nicht so viel Früchte aufgestellt, als sonst auf einem Markttage im Durchschnitt erschienen, obgleich damals die benachbarten Staaten die Zufuhr noch auf keine Weise erschwert hatten. Nach der Ernte sah man selten einen Sack altes Korn auf dem Markte, da doch sonst immer mehrere Monate des Winters die Schrannen meistens mit altem Getreide bestellt waren. Die Landleute schnitten in manchen Gegenden das halbreife Getreide ab und trockneten die Körner, um das augenblickliche Bedürfniß zu stillen.

Die Getreideernte fiel zwar in manchen Gegenden am Rheine ziemlich ergiebig aus. Sie soll im Darmstädtischen und in einzelnen Distrikten anderer Länder einen mittlern Jahreserwachs (der Quantität nach) übertroffen haben. Die für die Saaten des bessern Bodens ungünstige Witterung brachte in Sandgegenden einen Ertrag hervor, den man dort in einer Reihe von Jahren nicht so ergiebig fand. Allein der Ueberschuß, der in einzelnen Distrikten erzeugt wurde, reichte nicht hin, um den Rückschlag der Ernte in andern Gegenden auszugleichen, wo Ueberschwemmungen oder Hagel die Saaten zernichtet, anhaltende Kälte oder nasse Witterung die Zeitigung der Früchte verhindert hatten.

Anhaltender Regen hatte alle Flüsse zu einer unerhörten Höhe angeschwellt, alle Niederungen unter Wasser gesetzt, im festen Boden die Halmen zur Erde gelegt. In manchen Gebirgsgegenden kam das Getreide gar nicht zur Reife. Alle die Ernte gefährdenden Naturerscheinungen hatten einen furchtbaren Charakter angenommen. Hagel und Stürme, die ihre Verwüstungen gewöhnlich auf kurze Strecken beschränken, waren ganzen Länderstrichen verderblich geworden.

Der Rückschlag der Ernte zeigte sich aber im Ganzen weit mehr in der Beschaffenheit des Getreides und aller andern

Gewächse, die zur menſchlichen und thieriſchen Nahrung dienen, als in der Quantität. Daß die Maſſe der Vorräthe die ganze Größe des Uebels nicht ſogleich erkennen ließ, ging ſelbſt aus Bekanntmachungen öffentlicher Behörden hervor, welche von einer Ernte ſprachen, die ſegenreich genug ausgefallen ſey, um alle Beſorgniſſe eines möglichen Mangels zu zerſtreuen. Lange überſtiegen die Marktpreiſe am Oberrhein, die bei der Ausſicht auf die ſchlechte Ernte allmählich ſich gehoben hatten, unter unbedeutenden Schwankungen kaum oder nur wenig das Doppelte der Mittelpreiſe, bis endlich, in den letzten Monaten vor der Ernte von 1817, das Mißverhältniß der verminderten Vorräthe und des Bedarfs für die übrige Zeit bis zur nächſten Ernte klarer hervortrat, die Beſtellung der Märkte noch karger wurde, und ſich nun der Preis raſch und zuletzt auf das Fünf- bis Sechsfache der Mittelpreiſe und über das Doppelte des kurz zuvor beſtandenen Theurungspreiſes ſteigerte.

Obwohl die Preiſe ſchon vor der Ernte nahe den Stand erreicht hatten, den ſie ſpäter längere Zeit nicht bedeutend überſtiegen, ſo blieb doch anfänglich der Verkehr zwiſchen den Bundesländern und ſelbſt die Ausfuhr nach dem Elſaß und der Schweiz ungehemmt. Bald führte aber dieſe Ausfuhr beſchränkende Maßregeln, nicht nur nach dieſen Seiten hin, ſondern auch im wechſelſeitigen Verkehr der Bundesſtaaten herbei. Das Detail dieſer Maßregeln, wozu die eine Regierung durch die Einſchränkungen der andern bewogen wurde und deren Strenge mit der Entwicklung des Nothſtandes allmählich und theilweiſe bis zur gänzlichen Abſperrung ſich ſteigerte, laſſen wir zur Seite liegen. Sie waren nur der Vorläufer der höchſten Steigerung der Preiſe auf den ſüddeutſchen Märkten. Hauptſächlich waren es die anfänglich unter mäßigen, dann noch unter erhöhten Zöllen fortdauernde Ausfuhren nach der Schweiz, welche ihnen beträchtliche Vorräthe entzogen hatten.

---

[1] Den Mittelpreis des Kernen (Spelz oder Dinkelkörner) kann man in Württemberg ohngefähr zu 12 fl. für den Scheffel zu circa 178 franzöſiſche Litres, in Baden ohngefähr zu 11 fl. für das neue Malter zu 150 franz. Litres annehmen. In Württemberg ſtieg der Preis des Kernen in den erſten 10 Tagen des Juni auf einigen Märkten ſelbſt über 72 fl., nämlich bis auf 80 fl. und noch höher, während er nur an wenigen Markttagen 70 fl. pr. Scheffel nicht erreichte. Es waren auf einigen Märkten ſelbſt einzelne Verkäufe zu 88 bis 96 fl. pr. Scheffel vorgekommen.

Da dieſes Nachbarland in gewöhnlichen Zeiten dem ſüdweſtlichen Deutſchland ſeine Ueberſchüſſe an Getreide abnimmt, ſo trug man, ſo lange als es möglich ſchien, ihrer Lage ſchonende Rückſicht; denn im Oſten von dem getreidearmen Tyrol, gegen Weſten von Frankreich, das geſperrt hatte, begrenzt und im Süden damals einer leichtern Communikation mit Italien entbehrend, war die Schweiz mit ihrem Bedürfniß faſt ausſchließlich auf Deutſchland verwieſen.

Die Zufuhren waren durch das Steigen der Transportkoſten erſchwert, die ſich, in Folge des koſtbaren Unterhalts der Frachtführer und des geſteigerten Preiſes des Pferdefutters, um das Doppelte erhöhten. Ein regelmäßiger Verkehr, der unter den damaligen Umſtänden wohl auf die wohlfeilſte und ſchnellſte Weiſe von den nordiſchen Märkten her ſich ungehindert bewegend, jedem Lande, was es ſüdlich ausführte, ganz oder theilweiſe wieder erſetzt hätte, konnte ſich wegen der wechſelſeitigen Ausfuhrbeſchränkungen nicht bilden. Es blieb nur der Weg des direkten Bezugs.

Im Frühjahr 1816 wurde nun zuerſt von Württemberg, dann von Baden Oſtſeegetreide in holländiſchen Häfen erkauft;[1] damals war die gewöhnliche Zeit für den Waarentransport zu Waſſer von Rotterdam nach dem Oberrhein ſechs bis zehen Wochen. Winde und Waſſerſtand verzögerten aber oft die Transporte noch länger. Die Zufuhren kamen daher langſam und in Folge eingetretener Naturhinderniſſe theilweiſe zu ſpät an. Einzelne Ladungen mußten, um noch in nützlicher Zeit in den obern Gegenden einzutreffen, von Mainz aus zu Land weiter transportirt werden. Als im Anfang Junis die Preiſe in einer Weiſe in die Höhe gingen, welche allgemeinen Schrecken verbreiteten, ſchritt man nur kurze Zeit vor der nächſten Ernte zu jenen polizeilichen Maßregeln, der Aufnahme der Vorräthe, des zwangsweiſen Verkaufs und eines Maximums, die in dieſem Stadium der Theurungsperiode, wie wir geſehen, aus überwiegenden Gründen geboten ſeyn können. Sie wurden in Württemberg am 10. Juni, faſt gleichzeitig in Bayern (im Untermainkreis am 14. Juni) und wenige Tage ſpäter (am 17. d. M.) in Baden angeordnet.

Das Maximum des Preiſes, um welchen die Früchte verkauft

---

[1] Bayern erhielt neben den Zufuhren vom Main von Nordweſten her (über Hof) nordiſche Früchte.

werden durften, wurde in Württemberg für Kernen und Waizen beim kontrolirten Verkauf in den Privatſpeichern zu 38 fl., auf den Märkten zu 42 fl. pr. würt. Malter (für die übrigen Fruchtgattungen nach Verhältniß) beſtimmt.

Was jeder Beſitzer zurückbehalten durfte, wurde nach dem Kornbedarf für ein Pfund Brod täglich für jede zu ernährende Perſon bis zur Vollendung der Dinkelernte berechnet.

In Baden wurde der höchſte Preis auf den Privatſpeichern zu 48 fl., auf den Märkten zu 50 fl. vom bad. neuen Malter Kernen und das eigene Bedürfniß der Beſitzer von Vorräthen zu 4 Seſter Waizen oder Kernen (in andern Getreidegattungen nach Verhältniß, und in Mehl zu 75 Pfunden) für jede Perſon bis zum September berechnet.[1]

Man erkannte, daß man nahe an dem Abgrunde einer wahren Hungersnoth ſtand. Die ungünſtige Witterung des Jahres 1817 hatte, wenn ſie auch nicht mit einer Fortdauer gleicher Noth bedrohte, doch die Hülfe, die man in der Fülle der erſten Erzeugniſſe des Jahres und in der frühen Reife der Haupterzeugniſſe findet, nicht gewährt.

Das Unglück war in einem Augenblick der ungewöhnlichen Verminderung aller Vorräthe hereingebrochen. Nirgends war durch Kornmagazine, welche früher in manchen Ländern die Vorſicht für Fälle des Mangels unterhielt, eine erhebliche Hülfe geboten. Selbſt da, wo ſolche Einrichtungen nach Landesgeſetzen, die noch nicht aufgehoben worden, beſtehen ſollten, waren ſie faſt gänzlich verſchwunden.[2] Schwerlich mochten auch die Finanzverwaltungen in

---

[1] Das hohe Maximum, das in Baden feſtgeſetzt wurde und den höchſten Preiſen der letzten Markttage ganz nahe ſtand, brachte die Wirkung hervor, daß nicht unbedeutende Quantitäten als Tranſitgut gelagerter oder auf dem Transport befindlicher Früchte als Conſumo erklärt wurden, und ſofort die Conkurrenz der Preiſe ſchnell etwas herabdrückte.

[2] So in Württemberg. Schon in den Jahren 1564 und 1624 war verordnet worden, daß jede Gemeinde beſtändig einen Getreidevorrath von einer, nach einem gewiſſen Maßſtab beſtimmten Größe aufzubewahren habe, welcher nur in Zeiten der Noth angegriffen werden ſolle. Die im Jahre 1758 ergangene Kommunordnung beſtätigte nicht nur dieſe Anordnung, ſondern gab auch nähere Beſtimmungen über den Vollzug.

Eine Reihe guter und ergiebiger Jahre machten die Kommunen fahrläſſig, um ſo mehr, als beim Verkauf und Wiedereinkauf für dieſelben nie

einer Periode allgemeiner Geldverlegenheit, im Augenblick der begonnenen Theurung, gröſsere Vorräthe auf den Speichern liegen haben, als es das Verhältniß der Jahreseinnahme und der bereits abgelaufenen und für die succeſſiven Verkäufe bis nach der Ernte und dem neuen Einzug noch übrige Zeit mit ſich brachte.

Aber klar erkannte man, wie wichtig es war, daß mit dem Beginnen der Theurung die Regierungen über die Vorräthe, welche nach Abzug des Bedürfniſſes für Beſoldungsfrüchte und anderer Laſten, übrig blieben, ſo wie über den ganzen Antheil an der Ernte von 1816, der ihnen nach Abzug dieſer Laſten zufiel, auf eine dem öffentlichen Wohl entſprechende Weiſe verfügen konnten.

Sie thaten dies in mannichfaltigen Formen, und namentlich durch Abgaben an Gemeinden zur Unterſtützung der Bedürftigen mit Saat und Brodfrüchten um geminderte Preiſe, unabhängig von andern Hülfeleiſtungen, die unter andern auch in dem Ertrag der erhöhten Zolle gefunden wurde. Sie fanden in jenen Vorräthen das Mittel, in gar vielen Fällen, wo zwar eine ſpätere Hülfe im gewöhnlichen Verkehr nicht gefehlt hätte, aber augenblickliche Noth in einzelnen Orten und Bezirken ſchnellere Hülfe erheiſchte, dieſe augenblicklich zu gewähren. Die freie Verfügung über einen beträchtlichen Theil der Jahresernte ſetzte ſie auch in den Stand, die Hülfe, die ſie in der Zufuhr fremder Getreide erwarteten, ſobald ſie mit Sicherheit darauf zählen konnten, durch raſchere Verwendung ihrer eigenen Vorräthe zu anticipiren. In dieſen Beziehungen erwieſen ſich die Speicherungen der Finanzverwaltungen in hohem Grade als wohlthätig; man kann ſagen, daß ſie große Verlegenheiten beſeitigten und vielleicht ſchwerem Unglück vorbeugten, das bei ihrem Mangel hie und da aus augenblicklicher Noth leicht hätte erwachſen können. Noch waren damals in allen ſüddeutſchen Ländern die jährlichen Speicherungen ſehr beträchtlich. So kann man den ganzen Vorrath, der in Baden im Winter nach der Ernte von 1816 auf den herrſchaftlichen Speichern lag, wohl nahe zu ¾ Mill. durl. Malter (rauhe und

---

ein Nutzen, ſondern nur Verluſt ſich ergab. Auch nahmen die Truppenmärſche und die lange Kriegsdauer die Vorräthe hinweg, ſo daß um Lichtmeß 1816 beinahe nirgends öffentliche Vorräthe vorhanden waren.

glatte) Früchte, den disponiblen Vorrath (nach Abzug der Besoldungen und Lasten) aber mindestens zu 100,000 Malter anschlagen, und verhältnißmäßig gleichen Umfang mögen diese Speicherungen in andern Ländern gehabt haben.

9.

Was in unserer Zeit die Gefahr einer Hungersnoth in Folge von Mißernten, in Vergleichung mit der frühern Zeit, zu vermindern oder zu erhöhen geeignet erscheint.

Seit der letzten großen Theurung von 1816 und 1817 haben sich im Zustande der Agrikultur, in der Bevölkerung, in der ökonomischen Lage der Landwirthe, in der Wirthschaft der Finanzverwaltungen der süddeutschen Länder, sodann in den Verkehrsverbindungen und in den Mitteln zur Beförderung und Beschleunigung des Verkehrs, mannichfaltige Veränderungen ergeben, deren Einfluß auf die Folgen eines allgemeinen Mißwachses für das südwestliche Deutschland wir einer kurzen Betrachtung unterwerfen wollen.

Der Ackerbau hat sowohl durch die Verbesserung der Kulturmethode, als durch ausgedehnte Urbarmachungen reißende Fortschritte gemacht; die Zunahme der mittlern jährlichen Produktion kann aber die Gefahr eines Mangels nicht vermindern, in sofern sich die Zahl der Verzehrer in gleichem Verhältnisse mehrt. Nimmt die Volksmenge in geringerem Verhältniß zu, findet sich also das Volk ohnerachtet seiner Vermehrung reichlicher genährt, so liegt darin allerdings in soferne eine Ursache des weniger fühlbaren Drucks einer Mißernte, als man um so leichter sich in seinen Genüssen beschränkt, je weniger ihr gewohntes Maaß auf den zum Leben nothwendigen Bedarf herabgebracht ist; mit andern Worten: ein gleicher Rückschlag der Ernte wird überall um so weniger nachtheilig empfunden werden, je geringer die Zahl der Unbemittelten ist, die schon in gewöhnlichen Zeiten auf die nothdürftigste Nahrung sich reduzirt finden. Frägt man, ob in dieser Beziehung die Lage der süddeutschen Völker seit 1816 günstiger geworden, so möchte die Antwort schwer fallen, da die Volksmenge der süddeutschen Staaten seither sich nahe um ein Drittheil vermehrt hat, und die unverkennbare Verbesserung ihres Zustandes mehr in andern Verhältnissen, als gerade in reichlicherer Nahrung zu suchen

seyn möchte; jedenfalls würde ein, in der angegebenen Beziehung günstiger Einfluß einer raschen Vermehrung der Produktion nur vorübergehend seyn, da die Bevölkerung unablässig sich mit ihr in ein angemessenes Verhältniß zu setzen strebt.

Was aber die Wirkung ungünstiger Naturereignisse auf den Rückschlag der Ernten (auf das Verhältniß der Mißernten zu den mittlern Ernten) zu vermindern geeignet ist, darf als dauernde Ursache geminderter Gefahr betrachtet werden. In dieser Hinsicht haben sich unleugbar vortheilhafte Veränderungen, sowohl in der Kenntniß der Mittel, den verderblichen Einfluß der Witterung auf die Ergiebigkeit der Ernten, durch Behandlung der Saaten und Produkte u. s. f. zu vermeiden, als in den öffentlichen Anstalten zur Sicherung der Ernten gegen die Verwüstungen der Elemente, wie namentlich durch zahlreiche Wasserbauten ergeben.

Es frägt sich, ob man nicht auch eine Verminderung der Gefahren des Mangels den Veränderungen des Anbaues zu danken habe, welche eine Ausgleichung ungünstiger und günstiger Einflüsse erleichtern. Eine größere Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse kann diesen Vortheil gewähren, in so ferne die verschiedenen Produkte in ihrem Wachsthum von den nämlichen Ursachen auf mehr oder weniger verschiedene Weise afficirt werden, und sich der Rückschlag der Ernte an dem einen Erzeugnisse durch die größere Ergiebigkeit des andern leichter ausgleichen kann. In dieser Beziehung möchten wir aber seit 1816 nicht mehr viel gewonnen, sondern nur gelernt haben, daß man dem schon ältern Kartoffelbau, als Schutzwehr gegen Theurungen, einen zu hohen Werth beigelegt habe. War diese Kultur auch ohne Zweifel eine der wichtigsten Bedingungen der fortschreitenden Bevölkerung, und während der Periode ihrer raschen Ausdehnung bis zu ihrem dermaligen Umfang auch geeignet, die Folgen eines Mißwachses zu mildern, so hat man doch erfahren, daß wenn die Hauptursachen der Mißernte in ihrer größten Stärke wirken, ihr nachtheiliger Einfluß sich fast in gleicher Weise in der Getreideernte wie in der Kartoffelernte äußert. Größer ist die Verschiedenheit, welche sich in dem Einfluß der Witterung auf die Ergiebigkeit der Ernten des nämlichen Produkts, je nach der Beschaffenheit des Bodens, namentlich in Beziehung auf den Ertrag von Sandboden und von schwerem Boden zeigt.

Durch die beträchtlichen, seit 1817 eingetretenen Urbarmachungen könnte nun das Verhältniß der kultivirten Ländereien verschiedener Beschaffenheit auf eine Weise verändert worden seyn, welche den verderblichen Einfluß der Hauptursachen einer Mißernte im Gesammtertrage weniger fühlbar macht. Daß dies geschehen, ist nicht unwahrscheinlich, da man den bessern Boden überall zuerst in Anbau zu nehmen pflegt, und der Zuwachs, den die kultivirten Flächen erhielten, daher größtentheils in leichterem oder Sandboden bestand, der in Jahren ungewöhnlicher Nässe, welche den verderblichsten Einfluß auf den Ertrag des bessern Bodens ausübt, leicht eine reichlichere Ernte gibt. Ueberdies ist kein Zweifel, daß fast allerwärts auch dem Sandboden, der schon früher im Anbau stand, seither mehr Sorgfalt zugewendet ward. Im Allgemeinen mag man im Ueberblick der Fortschritte des Ackerbaus in den verschiedenen angedeuteten Beziehungen wohl behaupten, daß man den in seinem Zustande eingetretenen Veränderungen immerhin einige Verminderung der Gefahren des Mangels zuschreiben darf.

Da das südwestliche Deutschland durchschnittlich einen **Ueberschuß an Produkten** erzeugt, der einen regelmäßigen **Ausfuhrhandel** nährt, so konnte das südwestliche Deutschland immer die Folgen einer Mißernte für seine Bewohner durch Belastung oder Verbot der Ausfuhr nach der Schweiz und dem Elsaß weniger fühlbar machen. Ob seit 1816 diese durchschnittlichen Ueberschüsse und die Ausfuhr sich vermehrt oder vermindert haben und seine Lage in dieser Hinsicht daher bei eintretendem Mißwachse günstiger oder ungünstiger geworden, vermögen wir beim Mangel statistischer Nachweisungen nicht zu beurtheilen; doch deutet die starke Zunahme der einheimischen Bevölkerung eher auf eine Abnahme, als auf eine Zunahme des durchschnittlichen Ueberschusses.

Schwer ist auch zu bestimmen, ob die verschiedenen, in ihren Wirkungen theilweise sich kreuzenden Ursachen, welche die **Aufbewahrung der Ueberschüsse** ergiebiger Jahre für Perioden des Mangels erleichtern oder erschweren, und daher die Folgen eines Mißwachses erträglicher oder empfindlicher machen, im Ganzen genommen günstiger oder ungünstiger geworden sind.

Kein Zweifel ist, daß die Lage der Landwirthe seit 1817, nachdem sie eine mißliche Zwischenperiode der Entwerthung aller Erzeugnisse überstanden, durch Erhöhung der Preise ihrer Produkte,

durch größere Wohlfeilheit mancher ihrer Bedürfnisse, durch Erleichterung des Verkehrs und vornehmlich durch die Verminderung der öffentlichen Lasten, sich wesentlich verbessert hat.

Wenn aber eine Reihe von Ursachen auf solche Weise der Fähigkeit der Landwirthe, ihre Stammvorräthe zu vermehren, günstig war, so hat sich eine, diese Fähigkeit schwächende Ursache in dem größten Theil des südwestlichen Deutschlands seither in wachsender Stärke entwickelt. Diese Ursache liegt in den Fortschritten der Bevölkerung und in der gleichzeitig fortschreitenden Vertheilung des Bodens in einem Maaße, welches die Zahl der Wirthe, die einen Ueberschuß produziren, immer mehr vermindert. Hiezu kommt, daß in mehreren Staaten theils die Kameralspeicherungen beschränkt oder aufgehoben, theils die Mittel hiezu durch Ablösung zahlreicher Naturalgefälle nicht nur der Finanzverwaltung, sondern auch den kirchlichen, den standes- und grundherrlichen Verwaltungen geschmälert oder entzogen wurden. Erscheint es auch in Beziehung auf das Verhältniß des Vorraths zum Bedarf im Allgemeinen ganz gleichgültig, ob der Theil der Ernte, welchen früher die Finanzverwaltung bezog, durch Speicherbeamte oder durch die Hände der Produzenten der Consumtion überliefert werde, so fehlt es nun doch an der paraten Hülfe, die, wie wir gesehen, in einer dem Interesse der Verzehrer entsprechenden Verwendung beträchtlicher Vorräthe in verschiedenen Beziehungen zur Verminderung der Uebel einer Theurung gefunden werden kann. Auch ging, so lange die Kameralspeicherungen noch in einem ausgedehntern Umfang bestanden, immer einiger Stammvorrath von einem Kulturjahr in das andere über, der leicht größer seyn mochte als der Zuwachs, den die Stammvorräthe der Landwirthe in Folge der Befreiung von mannichfaltigen Naturalleistungen erhielten. Bei der maaßlos fortgeschrittenen Zersplitterung des Eigenthums kann man dies mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Von dieser Seite würde die Lage des südwestlichen Deutschlands im Falle eines allgemeinen Mißwachses weit bedenklicher erscheinen, als früher, wenn nicht die Privatspekulation, welche die Ueberschüsse fruchtbarer Jahre für Zeiten des Mangels aufzubewahren sucht, um in höhern Preisen eine angemessene Vergütung zu finden, eine größere Ausdehnung gewinnt, oder man nicht zu der Anlegung öffentlicher Kornmagazine seine Zuflucht nimmt. Schwerlich

dürfte man ſich irgendwo im ſüdweſtlichen Deutſchland geneigt finden,[1] dieſe Anſtalten auf Rechnung des Staats oder der Gemeinden wieder hervorzurufen oder neu zu begründen. Um ſo dringender iſt das Bedürfniß einer wohlthätigen Entwickelung des Kornhandels, die zunächſt dadurch bedingt wird, daß ihm die erforderlichen Kapitalien nicht fehlen und er ſich in reinen und geſchickten Händen befinde. Solche Entwicklung insbeſondere durch das Organ der landwirthſchaftlichen Vereine zu befördern, kann den Regierungen nicht ſchwer fallen. Vor Allem erſcheint es aber da, wo die Kameralſpeicherungen aufhörten, wohl wünſchenswerth, daß die Gebäude, welche ſeit Jahrhunderten gewiſſermaßen als Vorrathshäuſer dienten, erhalten werden und durch den groſten Kornhandel eine ihrer urſprünglichen Beſtimmung angemeſſene Benützung finden möchten.

Es frägt ſich, ob nicht zur Abwehr der Gefahren übermäßiger Theurung und überhaupt zur Verminderung der Schwankungen der Getreidepreiſe in Folge der wechſelnden Ergiebigkeit der Ernten überall, wo es an zureichender Sicherheit für die Aufbewahrung angemeſſener Vorräthe für Perioden des Mangels fehlt, ein ſchickliches Mittel in der Bildung der Aktiengeſellſchaften für dieſen Zweck zu finden wäre?

Uns ſcheinen ſolche Aſſociationen, in deren Händen die entbehrlich gewordenen äräriſchen Speicherräume eine nützliche Verwendung erhalten könnten, und welche die Theilnahme an ihrer Unternehmung durch Schnittheile von mäßigem Betrage auch dem Minderbemittelten zu erleichtern hätten, im gemeinſchaftlichen Intereſſe der Landwirthe und der Conſumenten zu liegen. Wenn eine Anzahl von Aktiengeſellſchaften (in Bezirken von angemeſſenem Umfang) mittelſt bedeutenderer Kapitalien ſich des Kornhandels eines Landes bemächtigte, ſo wäre wohl weniger für ihre Unternehmungen ein Verluſt, als für das Publikum die Gefahr einer Steigerung der Preiſe zu beſorgen. Es würden aber Beſtimmungen über das Maß der erlaubten Dividenden (z. B. daß ſie im Durchſchnitt

[1] In einigen Schweizerkantonen findet man noch ſolche, namentlich beſitzt der Kanton Zürich ſtets einen Vorrath, der lediglich zur Unterſtützung der Hülfloſen in Zeiten der Theurung beſtimmt iſt, und aus gedörrtem, zu längerer Aufbewahrung tauglichem Getreide beſteht.

nicht einen gewiſſen Zinsfaß, etwa 5 pCt. überſteigen dürfen) getroffen und überhaupt die Bedingungen auf eine Weiſe geſtellt werden können, welche die allgemeine Theilnahme zu erregen, die Volksvorurtheile gegen den Kornhandel zu beſeitigen und jenen Anſtalten den Charakter von Wohlthätigkeitsanſtalten aufzudrücken geeignet wären.

Wir verhehlen uns übrigens die Bedenklichkeiten nicht, die ſich im Hinblick auf die Verluſte, die in der Regel mit der Verwaltung öffentlicher Kornmagazine verbunden waren, ſo wie auf die wenig ermunternden Erfolge, welche die meiſten auf Aktien gegründeten Unternehmungen bisher darboten, gegen unſern Vorſchlag ſich erheben. Sie würden an Gewicht verlieren, wenn überall ſich die größern und angeſehenſten Güterbeſitzer, unter ſtärkerer Betheiligung und mit einem angemeſſenen Einfluß auf die Verwaltung, ſich an die Spitze ſolcher Geſellſchaften ſtellen wollten.

Jedenfalls möchte dieſe Frage einer nähern Unterſuchung werth ſeyn, zu der hauptſächlich die landwirthſchaftlichen Vereine berufen wären, die auch, wo es zur Bildung von Aktiengeſellſchaften zu dem bezeichneten Zwecke käme, dieſen als Mittelpunkt zur wechſelſeitigen Belehrung über die zweckmäßigſte Leitung und Verwaltung der gegründeten Anſtalten dienen könnten.

Die Gefahren des Mangels werden aber nicht nur durch die Mittel, welche zur Uebertragung der Ueberſchüſſe fruchtbarerer Jahre auf die kommende Zeit zu Gebot ſtehen, ſondern zugleich durch die Fortſchritte in der Kunſt, die Vorräthe gegen das Verderben zu ſchützen, beſeitigt.

In dieſer Beziehung hat es an mannichfaltigen Verſuchen nicht gefehlt, gleichwohl dürfte die Ermittelung der möglichſt wohlfeilen und ſichern Methode der Aufbewahrung der Körnerfrüchte, unter verſchiedenen Vorausſetzungen, immer noch zu den ſtehenden Aufgaben der landwirthſchaftlichen Vereine zu rechnen ſeyn, zu deren glücklichern Löſung nur fortgeſetzte Verſuche führen können.

Einen bedeutenden Vortheil verdankt man ſeit wenigen Jahren den Kunſtmühlen, in der Lieferung eines zu längerer Aufbewahrung tauglichern (trockeneren) Mehles. Belehrungen über die beſte, gegen Verſchlechterung ſchützende, und in jedem kleinen Privathaushalt anwendbare Aufbewahrungsweiſe dieſes Mehles würden

die Vorsicht der Consumenten, sich mit einem ständigen, dem eigenen Bedürfniß für längere Zeit entsprechenden Vorrath zu versehen, mehr anregen; die Vermehrung der kleinen Vorräthe in dem Haushalt der zahlreichen Mittelklasse könnte aber im Ganzen genommen, bei eintretender Theurung, leicht eine sehr ansehnliche Hülfe gewähren.

Bei weitem die wohlthätigsten Veränderungen, die sich in Beziehung auf die mehr oder weniger starke Entwickelung der nachtheiligen Folgen eines allgemeinen Mißwachses für das südwestliche Deutschland ergeben haben, bestehen in den vervielfältigten Verkehrsverbindungen und in der Erleichterung der Kommunikationen nach allen Seiten hin.

Wir würden, wenn die Verhältnisse des Jahres 1816 in gleicher Weise wiederkehrten, auf den süddeutschen Märkten den unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß der Nachfrage mehrerer Nachbarländer weniger empfinden und viel leichter, schneller und wohlfeiler, was wir bedürfen, von weitentlegenen fremden Märkten beziehen können.

Die Schweiz, deren Bezüge aus Deutschland bei allen Beschränkungen immer noch sehr bedeutend blieben, und der man alle Hülfe nie versagen könnte, ohne sie auf den direkten Bezug von den holländischen Märkten zu verweisen, und daher ihrer Mitbewerbung dort mit fast gleichem Effekte, wie auf unserm eigenen Markte, zu begegnen, hat sich für den Wiederkehr schwerer Theurung theilweise leichtere Bezugswege eröffnet. Was sie 1816—1817 von Süden her beziehen konnte, war eine ärmliche und kostbare Hülfe. Die neuen Kunststraßen, welche die Alpen nach verschiedenen Richtungen übersteigen und eine leichte Verbindung mit Italien hergestellt haben, sind zum Theil die Frucht des Nothstandes jener Jahre. Während für die Schweiz auf solche Weise der südliche Kornmarkt zugänglicher geworden, hat derselbe zugleich an Bedeutung gewonnen. Vorzüglich ist es die rasch fortschreitende Produktion des südlichen Rußlands, welche in Mißjahren, die den Westen heimsuchen, wie der südlichen Schweiz, so auch dem südlichen Frankreich eine leichtere Befriedigung ihrer Nachfrage als früher verspricht,[1]

[1] Schwieriger ist schon der Bezug des südrussischen Getreides für die am atlantischen Meere gelegenen Häfen, nicht nur wegen der größern

und dadurch eine Urſache der Steigerung der Preiſe auf den Kornmärkten, wohin wir uns zu wenden haben, ſchwächt. Hiezu kommt, daß England ſich vermehrte Zuſchüſſe aus Canada zu ſichern ſucht, und dadurch ebenfalls eine bisher in Theurungsperioden für das ſüdweſtliche Deutſchland fühlbar gewordene Mitbewerbung auf dritten Märkten vermindert wird.

Von ungleich höherer Bedeutung als dieſe Ausſicht auf eine weniger läſtige Mitbewerbung ſind die Vortheile, die uns im Falle eines gleichen Mißwachſes wie im Jahre 1816 für unſere Bezüge an Getreide von weit entlegenen Märkten her die ſeither eingetretenen Veränderungen im Transportweſen durch ihren Einfluß auf die Koſten und die Schnelligkeit der Transporte gewähren würden, und die man theils neuen Kommunikationsmitteln, theils wohlthätigen ſchifffahrtspolizeilichen Reformen (namentlich der neuen Rheinſchifffahrtsordnung) zu verdanken hat.

Wir wollen die Eiſenbahnen, da ſie auf große Entfernungen hin, wie ſie der große Verkehr verlangt und erhalten wird, noch nicht hergeſtellt ſind, zuvörderſt ganz bei Seite liegen laſſen, und nur nach dem gegenwärtigen Zuſtande jene Vortheile näher betrachten.

Hauptſächlich ſind es die Oſtſee- und die nordamerikaniſchen Märkte, wo wir nach einer Mißernte in Mitteleuropa Hülfe zu ſuchen haben und auch in mehr oder weniger reichlichem Maaße finden können, da gleiches Unglück nie gleichzeitig alle Länder der nördlichen Erdkugel trifft. Die Zufuhr kann uns am Oberrhein von dieſen Märkten nur über Holland zukommen.

Nun haben ſeit 1817 die Koſten der Waarentransporte im Durchſchnitte nahe um die Hälfte ihres frühern Betrags für die Fahrt von Rotterdam nach den oberrheiniſchen Häfen ſich gemindert. Zugleich erſcheint die Urſache eines Aufſchlags der Frachten in Folge einer Theurung, wenn nicht ganz beſeitigt, doch in ihrer Wirkung ſehr geſchwächt, da das Steigen der Preiſe der Lebensmittel und des Pferdefutters leicht begreiflich auf die Koſten des Transports durch Schlepp-Dampfſchiffe den Einfluß nicht haben

---

Entfernung, ſondern auch wegen der Strömung im Kanal von Gibraltar, welche Frachtſchiffe bisweilen 14 Tage und länger an der Fortſetzung ihrer Fahrt hindert.

kann, wie auf die Kosten des Transports durch Schiffe, die zu Berg von Pferden gezogen werden. Auch die starken Frachtzulagen, die man früher bei hohem Wasserstande zu bezahlen hatte, fallen hinweg. Verhältnißmäßig weit beträchtlicher und wichtiger als diese Kostenverminderungen ist aber die Ersparniß an Zeit für die Vollziehung der Bestellungen. Während man am Oberrhein früher nicht mit Sicherheit darauf rechnen konnte, die zu Rotterdam bestellten Waaren innerhalb sechs bis zehn Wochen zu beziehen, und hohe Wasserstände oft die Ablieferung noch länger verzögerten, kann gegenwärtig durch Schlepp-Dampfschiffe die zu Rotterdam eingenommene Ladung innerhalb sieben bis acht Tagen an den gleichweit entfernten Bestimmungsort gebracht werden,[1] und hat man bei eintretendem hohen Wasserstande weniger leicht einen Aufenthalt zu besorgen. Zu jener Ersparniß an Zeit kommt aber noch der fernere Zeitgewinn, der sich sowohl durch die beschleunigte Korrespondenz, bei schriftlichen Aufträgen zum Aufkauf auf holländischen Märkten oder durch die Reise dahin, unter Benutzung der Dampfschifffahrt zu Thal, als durch die eingetretene Erleichterung der Kommunikationen zwischen den holländischen und deutschen Plätzen und den Erzeugungsländern ergibt, von welchen man Zufuhren zur See zu erwarten hat. Obwohl diese Zufuhren dem holländischen Markte, wie früher, nur durch die gewöhnliche Segelschifffahrt zukommen können,[2] so ist doch hauptsächlich für die schnellere Versorgung der westeuropäischen Märkte mit nordamerikanischem Getreide oder Mehl die, zwischen Deutschland, Holland und England und zwischen England und Nordamerika bestehende, regelmäßige Dampfschifffahrt nicht ohne höhere Bedeutung. Die herrschenden Westwinde bringen es mit sich, daß Segelschiffe für die Fahrt von Newyork nach England unter günstigen Umständen 18, im Mittel nicht über 25 Tage, selten 30 Tage brauchen, während ihre Fahrt von England nach

[1] Die dem Personentransport gewidmeten Dampfschiffe, welche den Weg in drei Tagen zurücklegen, nehmen nur kostbare Güter zu höhern Transportpreisen auf.

[2] Es ist kaum zu erinnern nöthig, daß die Höhe der Transportkosten, auch bei größerer Ausdehnung des Gebrauchs der Seedampfschiffe, deren Befrachtung mit Getreide verhindern würde.

Newyork im Mittel 30, bisweilen 40 Tage dauert. Die Dampfschiffe legen nun den Weg von Newyork in 11 bis 14 Tagen, und die Reise von England nach Newyork in 14 bis 16 Tagen zurück. Der nordamerikanische Kornspekulant erfährt daher ein, auf den holländischen Märkten eingetretenes Steigen des Getreidepreises und dessen nachhaltige Ursache um 2 bis 3 Wochen früher, und ein Auftrag des holländischen oder deutschen Kaufmanns zum Ankauf von Mehl auf dem nordamerikanischen Markte trifft dort um die gleiche Zeit früher ein, als ehemals. Ferner erscheint der Bezug von Vorräthen aus den nordamerikanischen Staaten durch die in dem weiten Gebiete der Union eingetretene Verbesserung der Kommunikationsmittel erleichtert, die es nun möglich macht, jede in den Seestädten laut gewordene Nachfrage durch Zufuhren aus dem Innern des Landes weit schneller wie früher zu befriedigen, da Eisenbahnen und Dampfschiffe dem Transporte noch nicht dienten. Die ganze Ersparniß an Zeit für die Bestellung und den Bezug von nordamerikanischem Mehle nach dem Oberrhein darf man daher nach den seit 1817 eingetretenen Veränderungen im Transportwesen wohl zu zwei bis drei Monate annehmen. Schon die, für den Transport auf dem Rheine gewonnene Zeit genügt aber, um die Hülfe des nordamerikanischen und des Ostseemarktes[1] für die Zeit der höhern Noth, die doch nur in den letzten Monaten vor der Ernte eintreten kann, vollkommen zu sichern.

Auch von Osten her (aus Ungarn) sind die Zufuhren durch die Donauschifffahrt erleichtert, und werden durch die Ausführung der großen Eisenbahnlinie von dieser Seite, wie noch mehr von Nordosten her an Leichtigkeit und Schnelligkeit auf eine Weise gewinnen, die in Theurungsperioden für das südwestliche Deutschland,

[1] Die Zufuhren aus den Ostseehäfen erfordern bis Hamburg in der Regel vier Wochen, da gewöhnlich für den Getreidetransport die schlechtesten Schiffe verwendet werden. Die Schifffahrt beginnt aber erst im Frühjahr und hört im November beim Zufrieren der Häfen auf. Im September, bisweilen im Oktober ergehende Aufträge können noch vollzogen werden. Erst in der Mitte Mai's kommt in den Ostseehäfen das, zum Großhandel bestimmte Getreide von der Ernte des vorhergegangenen Jahres aus dem Innern der Ostseeländer an; es sind aber im Frühjahr in der Regel noch große Vorräthe vorhanden.

wenn nicht unmittelbar doch, mittelbar (durch den Nachschub) die Gefahr des Mangels vermindert.

Der innern Cirkulation des Getreides wird dieſes neue Transportmittel die wichtigſten Dienſte leiſten, und auch jene Verlegenheiten vermindern, die bald hier bald dort, hauptſächlich in den letzten Monaten einer Theurungsperiode und kurz vor der nächſten Ernte eine augenblickliche Noth, der nur durch Beifuhr aus größeren Entfernungen geſteuert werden konnte, herbeiführte. Auch die Nachtheile der Sperren werden im Innern des Vereines verſchwinden. Im allgemeinen knüpft ſich aber an die Beſchleunigung aller Kommunikationen zugleich der Vortheil der ſchnellen Verbreitung aller Thatſachen, deren Kenntniß zu einem richtigen Urtheil dienen kann über die Wahrſcheinlichkeit eines drohenden Mangels und die Größe eines wirklichen Ausfalls der Ernten, über die Hülfe, die man in alten Vorräthen oder in dem Ueberfluſſe weit entfernter Länder zu ſuchen hat, überhaupt über das Verhältniß der Nachfrage zum Angebot auf dem ganzen durch einen regelmäßigen Verkehr verbundenen Markte. Nur zur Zeit einer Seeſperre könnte das ſüdweſtliche Deutſchland die Folgen eines Mißjahres ſchmerzlicher als 1816—17 empfinden.

Doch auch hievon abgeſehen, darf man es an Vorſicht nicht fehlen laſſen. Treten Umſtände ein, welche vorausſchließlich die Hülfe weit entlegener Märkte zum Bedürfniß machen und nach den Preisunterſchieden auch erwarten laſſen, ſo bleibt es insbeſondere, unerachtet der ſo weſentlich erleichterten Kommunikation, dennoch räthlich, ſie ſich ſogleich durch angemeſſene Einleitungen zu ſichern, ſtatt ſie als natürliches Ergebniß des Strebens der Preiſe nach Ausgleichung von dem allgemeinen Verkehre ſorglos zu erwarten. Zwiſchen Ländern, die ein regelmäßiger Kornhandel verbindet, ermangelt die Spekulation nie, dieſe Ausgleichung zu bewirken; anders verhält es ſich aber, wo außerordentliche Ereigniſſe das Bedürfniß von Bezügen aus weitentlegenen Ländern, und in ganz ungewohnter Richtung des Getreideverkehrs herbeiführen. Hier ſchreckt die Privatſpekulation leicht vor den Gefahren eines Handels zurück, der auf einem ihm bekannten Terrain ſchon in ſeinen Berechnungen ſich ſo häufig täuſcht und auf ungewohntem Wege daher ſich um ſo unſicherer fühlt. Auch können von weit entlegenen Märkten mit möglichem Nutzen nur ſehr

bedeutende Quantitäten bezogen werden, ſo daß auch die Größe der erforderlichen Kapitalien die Privatſpekulation in engere Grenze zurückweist. Daher hat wohl in Theurungsperioden der Großhandel auf weite Entfernungen in der Regel die Hülfe nicht geleiſtet, welche er bei angemeſſener Benutzung der Bezugsgelegenheiten hätte leiſten können. Weſentlich erleichtert würde nun ohne Zweifel die Spekulation des Großhandels durch die raſche Bildung von Aktiengeſellſchaften, gegen die, ſo weit ſie nur eine einmalige Handelsunternehmung, zur Abwehr beſorglicher Noth bezwecken, die gleichen Bedenken, wie gegen Aſſociationen dieſer Art für dauernde Zwecke, ſich nicht erheben. Zur Leitung eines ſolchen kurz vorübergehenden, das öffentliche Wohl ſo nahe berührenden Unternehmens findet man leicht geſchickte und redliche Hände, und wo es an dem perſönlichen Vertrauen zu der Tüchtigkeit und Rechtlichkeit der Unternehmer nicht fehlt, fehlt es auch nicht an zahlreicher Theilnahme. So gleichgültig eine, in weiter, ungewiſſer Ferne liegende Gefahr das Publikum läßt, ſchnell erregt eine wirklich vorhandene ſehr übertriebene Beſorgniſſe. Wer wollte zweifeln, daß nach einer gleich ungünſtigen Ernte, wie die des Jahres 1816, nicht überall, ſelbſt unter den wenig bemittelten Verzehrern ſich Unzählige finden dürften, die für den Werth von einigen Maltern Körnerfrüchte ſich gerne betheiligen würden, um die Gefahr des Hungers abwenden zu helfen. Ein Verluſt an den Bezugskoſten wäre für den theilnehmenden Conſumenten nur ein ſcheinbarer Verluſt, in ſo ferne die Zufuhr eine Preisſteigerung verhinderte und ihm daher eine höhere Ausgabe für ſein Bedürfniß erſparte.

Man darf die Leichtigkeit, womit in neuerer Zeit geſellſchaftliche Unternehmungen zu Stande gebracht werden, in den angegebenen Beziehungen wohl zu den günſtiger gewordenen Umſtänden rechnen, welche die nachtheiligen Folgen eines allgemeinen Mißwachſes zu mildern geeignet ſind, und die man bei eintretender Gefahr um ſo eifriger zu benutzen hat, da, wie wir geſehen, in unſern Zuſtänden auch Veränderungen eingetreten ſind, welche die Folgen einer allgemeinen Mißernte von anderer Seite her bedenklicher erſcheinen laſſen.

Wir lebten ſeit einer Reihe von Decennien in einer Periode der raſcheſten Fortſchritte des Ackerbaues, die eine Reihe von

Jahren hindurch, nachdem ihnen die Theurung von 1816 und 17 einen verſtärkten Anſtoß gegeben, die Fortſchritte der Bevölkerung, wie es ſcheint, noch übertrafen, während wir von ganz ungewöhnlichen Einflüſſen der Witterung verſchont blieben. Aber allmählich droht das Verhältniß der Subſiſtenzmittel und der Volksmenge minder günſtig zu werden, und über kurz oder lang werden wir Jahre eines allgemeinen Mißwachſes wiederkehren ſehen. Die Ereigniſſe der letzten Zeit ſcheinen uns zu mahnen, dieſe Gefahr nicht aus dem Auge zu verlieren.

Fr. N.

Alterthumsvereine.

Zu den erfreulichen Erscheinungen, welche der Friedenszustand unserem deutschen Vaterlande vorführt, gehören gewiß die Vereine, welche überall sich bilden, um der zu lange mißhandelten und vernachlässigten Vorzeit endlich einmal ihr Recht angedeihen zu lassen, zu erhalten, zu veröffentlichen, wieder herzustellen, zu sammeln und zu bewahren, was uns meist mehr durch glücklichen Zufall als durch Fürsorge übrig geblieben ist.

Wir bemerken dieselbe Richtung bei allen andern Völkern mehr oder minder, sogar bei denen, welche sonst dem Augenblicke, der Gegenwart, weit ausschließlicher anheimgegeben sind, als die germanischen; wir können in den Moden des Tages, in der Richtung der Literaturen, in der beständigen, aber dennoch in der Arung stets wechselnden Umbildung der Sprachen, ja in den Ansichten der Regierungen anziehende Parallelen zu dieser Hinwendung gegen die Vergangenheit finden.

Wenn die Regierungen hie und da nur der Oeffentlichkeit wegen die Alterthümer schützen und erhalten, so geschieht dieses anderwärts in größerem Maßstabe, um am geschichtlichen Boden fest zu halten, und sich als etwas darzustellen, was sich durch viele Geschlechter herab als etwas Organisches gestaltet und fortgebildet hat.

Ist diese Erscheinung der Unfähigkeit etwas Neues, Tüchtiges zu schaffen, einer Unbehaglichkeit zuzuschreiben, welche der, so fühlbar eine neue Zeit herbeibringende Uebergangszustand veranlaßt?

Wir wollen dieses hier nicht entscheiden, aber das Erfreuliche, was dieses Streben uns bringt, freudig begrüßen und nach unsern schwachen Kräften fördern.

Für **nothwendig** erachten wir das Wirken dieser Vereine aus mehreren Gründen. Die Regierungen sind durch zu viele Forderungen der Zeit in Anspruch genommen, als daß sie der Erhaltung der Alterthümer die Liebe zuwenden könnten, ohne welche die bestgemeinten Verordnungen unwirksam bleiben. Wir sehen überall Vereine ergänzend sich neben die Staatsgewalten stellen, und können den Wunsch nicht unterdrücken, es möge ein geistig hochgestellter Mann die Verhältnisse zu ergründen suchen, in welchen die dynamische Bedeutung der Vereine zu den Regierungen stehe, wenn sene **mit, für,** oder gar **wider** die Regierung wirken.

Wie ein Alterthumsverein **mit** der Regierung wirken sollte, davon weiter unten.

Die überall steigende Bevölkerung, der Kunstfleiß, welcher leerstehende Gebäude in Besitz nimmt, der in weite Fernen sich verbreitende Kunsthandel, der Verkehr, dessen Lastwagen nicht mehr das alte Thorgewölbe durchfahren können, der verschnellerte Wechsel alles Besitzes, und besonders die nothwendige Folge des unglaublich vermehrten Reisens — das Verschwinden aller örtlichen Typen — müssen uns um so mehr der Vorzeit zuwenden, als wir selbst nur in den Naturwissenschaften als entdeckend, schaffend und vorschreitend uns fühlen können. Wir gleichen den Alten, welche die Denkmale der Jugendliebe mit Wehmuth sich vor Augen halten und aufbewahren. Unser Januskopf hat das rückwärts blickende Angesicht trefflich erhalten und bekränzt, das vorwärts blickende scheint nicht so gut beschaffen, ja sogar einigermaßen beschädigt zu seyn.

Dann haben die Forschungen einer vorzugsweise kritischen Zeit uns weiter gebracht, und so weit, daß die Arbeiten früherer Alterthumsforscher uns nur noch **als Materiale** brauchbar sind, aber einer wissenschaftlichen Begründung, einer Feststellung der Grundsätze entbehren, nach welchen jede Periode der Vorzeit in ihren Kunststrebungen sich bewegt hat. Eine Disciplin ist durch eine andere erklärt und faßlich geworden, und der Standpunkt, aus welchem nun Alterthum und Kunst angesehen werden, ist in eben dem Verhältnisse ein höherer geworden, in welchem die, beinahe unbewußt schaffende Kraft der jugendlichen Vorzeit uns verlassen will. Weil wir nicht mehr hervorbringend sind, wollen wir das Erworbene nicht auch verlieren, und weil uns die Kraft

mangelt, einen neuen Styl ins Leben einzuführen, wollen wir wenigſtens die früheren Style recht genau kennen, abmarken und, wo möglich, auffriſchen, anwenden, und die unvollendete Hinterlaſſenſchaft der Vorältern unſern Nachkommen vollendet hinterlaſſen, damit ſie unſer Bild mit dem der kühnen Entwerfer der Rieſenwerke des Mittelalters, mit dem der trefflichen Meiſter der altdeutſchen Malerſchulen verſchwiſtern mögen.

Goethe ſteht auch in dieſer Beziehung wie ein Koloß vor uns, welcher mit Einem Fuß der Vorwelt angehört, und mit dem andern keck die Fluth der Revolution überſchreitet. Welche Zeiten liegen zwiſchen ſeinem „Erwin von Steinbach“ und ſeinen Heften „über Kunſt und Alterthum!“ Wie ſein Volk iſt er ein ganz anderer geworden, und doch derſelbe geblieben. Nur hat ſein Volk im Alter nicht tauſendfach, was es in ſeiner Jugend ſich wünſchte. Er aber hatte es!

Daß uns die ſorgfältige Pflege des Alterthums durch Regierungen, Vereine und Einzelne als eine Art Naturnothwendigkeit erſcheint, iſt alſo leicht begreiflich. Sehen wir ja doch Burgen und Kirchen überall im alten Style wieder hergeſtellt, ja auf friſchen Grund erbaut, Dürers Randbilder ſo vielfach glücklich nachgeahmt, Lieder und Sagen geſammelt, und die Frauen bald als Klothilde, bald als Belle Feronniere, bald als Ninon aufgeputzt und geſchmückt. Wir wollen hoffen, daß wir der beiden Extreme dieſer Nachahmung auf immer los ſeyn werden, der falſchen Römer- und Griechenſchaft der Revolutions-, und der Zopf- und Haarpuderzeit der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Denn beide waren auch der Pflege der Alterthümer gar nicht günſtig. Früher ſchon, beſonders zur Glanzzeit der Jeſuiten, ſuchte man überall das Altrömiſche, vorzugsweiſe in Deutſchland auf, als wollte man Roms Oberherrſchaft auch materiell begründen. Alle Ortsnamen ſollten lateiniſche Wurzeln, alle hohen Häuſer Römer zu Ahnen haben. Sogar aus dem einfach bezeichnenden deutſchen Namen der Reichsſtadt Gmünd machte man Gaudia mundi! Wenn auch jetzt noch ſehr häufig katholiſche Geiſtliche ſich der Alterthumswiſſenſchaft befleißigen, ſo geſchieht es nun ohne politiſchen Zweck, aus reiner Liebhaberei, und gewöhnlich mit mehr Umſicht als früher.

Die Revolutionszeit, und mehr noch eine engherzige Schreiberwirthſchaft in der Periode vor jener, haben unendlich viel zerſtört, verſchleudert und durch Vernachläſſigung zu Grunde gehen laſſen. Die Jeſuitenzeit romaniſirte ſyſtematiſch, das achtzehnte Jahrhundert, die negirende Zeit, ließ abgehen, für was ſie kein Intereſſe hatte.

Nun beginnen wir, uns und das Weſen unſerer Volksthümlichkeit zu begreifen, man könnte ſagen, zu conſtruiren. Es iſt eine eigenthümliche, überall in Europa bemerkbare Erſcheinung, daß mit der Vermehrung der Berührungspunkte und des Verkehrs mit andern Völkern jedes Volk ſich ſelbſt deutlicher erkennt, das was es von andern Völkern unterſcheidet, lebhafter fühlt und ſich innerlich in demſelben Grade nationell ausbildet, in welchem es im Aeußerlichen kosmopolitiſch wird. Die Bezeichnungen des Oertlichen, des Standesmäßigen verlieren ſich, die des Volks ſetzen ſich in Geſinnung, und in deren Ausdruck, der Sprache, täglich feſter.

Ebenſo wirkt das Proſaiſche, das Materielle unſerer Zeit auf die Hinwendung der Geiſter gegen eine Vergangenheit, welche zwar nur darum als poetiſch vor unſerer Seele ſteht, weil ſie nicht mehr die Gegenwart iſt, aber dennoch durch ſcharfe Abmarkung der Stände, durch überwiegenden Einfluß der Kirche, durch Hervortreten perſönlicher Kraft, und durch die Eigenthümlichkeit der geiſtigen Hervorbringungen uns um ſo mehr anzieht, als wir nur maſſenhaft zu handeln und fabrikmäßig hervorzubringen pflegen.

Um uns für die Zukunft zu kräftigen, über die Gegenwart zu tröſten, gibt es nach der Richtung unſerer Zeit kein geeigneteres Mittel als Alterthumsvereine. Das erweiterte Wiſſen, die vielen Seiten, welche jetzt die Thätigkeit in Anſpruch nehmen, die Verminderung der Reichthümer der Einzelnen, neben allgemeiner verbreitetem Wohlſtande weiſen uns an Anſtalten dieſer Art, und es iſt nicht zu zögern, wenn man Alterthümer retten, erhalten und den Oertlichkeiten ſichern will. Wie oft müſſen ſchon jetzt die Verehrer des Alterthums ausrufen: **Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!**

Diejenigen Vereine, welche eine ganze Provinz zu bearbeiten ſich vornehmen, bedürfen des Schutzes und der Förderung durch die Regierung auf mehrfache Weiſe, und ſind das geeignetſte Organ, um den guten Willen der Regierung zu verwirklichen.

Sie bedürfen häufig Geldunterstützung, Anweisung geeigneter Lokale für Versammlungen und Aufstellung des Gesammelten, und erhalten Beides beinahe überall, wenn nicht reichlich, doch zuweilen genügend.

Wenn eine Regierung sich für ihre Forschungen wahrhaft und lebendig interessirt, so werden die Befehle an die Lokalbehörden zu möglichster Förderung des Gesellschaftszweckes gewiß nicht ohne Wirkung bleiben.

Die Geldunterstützungen wünschten wir vorläufig vorzüglich zu Entdeckungsreisen im Vaterlande angewendet zu sehen. Das Interessanteste hat sich meist in entlegenen, nicht sehr besuchten, alt gebliebenen Oertlichkeiten erhalten. Die Kommission muß die erforderlichen artistischen und antiquarischen Kenntnisse mitbringen, und ihre Aufgabe wäre: neben Ver- und Abzeichnung vorzüglich die Bewohner der Orte, wo sie etwas vorfindet, auf Werth und Bedeutung desselben aufmerksam zu machen, ihr Interesse für dasselbe zu wecken, Vorschläge zu Erhaltung, Wiederherstellung und Nutzbarmachung, zu Ersetzung neuerer entstellender Zuthaten durch Restaurationen im ursprünglichen Style zu machen. Sie wird überall geneigtes Gehör finden; denn in kleinen Orten liebt man bekanntlich, etwas zu haben, worauf man stolz seyn darf, was man dem Fremden vorweisen kann.

Diese Unterstützung würde von den Vereinen vergolten durch Gutachten, Ueberwachung der Alterthümer, zeitige Anzeigen, wo diesen von den untergeordneten Behörden Gefahr droht, und Veröffentlichung des wirklichen Gewinns durch ihre Forschungen.

Späteren Zeiten wären alsdann vorbehalten:

1) Stiftungen von Lokalvereinen, welche bei dem Centralvereine durch ein Mitglied des letztern repräsentirt wären;

2) Zeitschriften, oder noch besser Verhandlungen der Vereine mit lithographirten Abbildungen. Wenn die Herausgabe auf Staatskosten besorgt würde, so fände sich hier eine Gelegenheit, Geschenke an hohe Besuche, Gegengeschenke an die Regierungen zu machen, welche Werke ähnlicher Art, Diplomatarien ꝛc. verehren;

3) Zu Schulprämien und Neujahrsgeschenken für die Jugend würden Beschreibungen merkwürdiger Alterthümer mit Abbildungen sich sehr gut eignen. Ueberhaupt kann die Zukunft des Geretteten nur dadurch gesichert werden, wenn man die Jugend hiefür frühe

intereſſirt. Wir ſchlagen vor, an gewiſſen Tagen die Gymnaſialjugend in den Sammlungen zuzulaſſen, womit leicht faßliche Vorträge verbunden werden könnten.

Wenden wir uns nun zu den Gegenſtänden, mit welchen die Alterthumsvereine in Deutſchland ſich zu befaſſen haben.

Grabhügel: germaniſche, keltiſche, römiſche und ſlaviſche. Ein populärer Unterricht über ihre Kennzeichen, über die zweckmäßigſte Weiſe ſie aufzudecken, das Gefundene zu ſichern ꝛc. ſollte nach den Ländern für die Volkskalender bearbeitet werden.

Römiſche Bauwerke. Gewöhnlich fehlt der römiſche Maaßſtab, dieſes ſicherſte Kennzeichen der Romanicität. Wenigſtens ſollte jeder Diſtriktsbaumeiſter mit einem ſolchen verſehen ſeyn. Wo mehrere Gruppen von Gebäuden nahe beiſammen geſtanden ſind, wäre zu wünſchen, daß jeder Fund auf Einem Plan eingezeichnet würde. Dieſes würde die Nachforſchungen erleichtern, das zufällig Gefundene erläutern.

Münzen, Antikaglien. Sie ſind ſelten ſo glücklich am Fundorte bleiben zu können, aber es iſt für den Alterthumsforſcher von Wichtigkeit zu wiſſen, ſowohl was früher da oder dort gefunden worden ſey, als wo dieſes oder jenes Stück eines Kabinets herkomme.

Wir finden begreiflich nur ſelten wirkliche römiſche Kunſtwerke auf deutſchem Boden, aber wir können nur durch das, was wir finden, durch die Oertlichkeiten, wo wir finden, klar werden über Ausdehnung, Zweck und innere Geſtaltung der mehr militäriſchen und politiſchen, als merkantilen und landwirthſchaftlichen Vorpoſtenkette jenes merkwürdigen Kriegervolks. Auch die militäriſche Wichtigkeit der Hauptpoſten, die Straßen, durch welche dieſe verbunden waren, die Feuerſignallinien werden uns über unſere alten Feinde und Lehrer beſſern Aufſchluß geben, als das Wenige, was wir den auf uns gekommenen Schriftſtellern entnehmen können.

Mittelalterliche Bauwerke. Häufig muß die urſprüngliche Geſtalt errathen werden, weil ſpätere Zuthaten ſie entſtellen. Die Wiederauffindung und Ausführung der wahrſcheinlichen Grundidee verdiente von den Bauſchulen als Preisaufgabe angeregt zu werden. Auch Modelle nach Art der Kallenbachiſchen würden unſern Kunſt- und Bauſchulen um ſo nützlicher ſeyn, als die Nachahmung

der Spitzbogenornamente durch Untereinanderwerfen verschiedenartiger Elemente häufig sehr mißlingt.

Plastische Werke. Meist in Verbindung mit Vergoldung und Farbe. Die Oelberge und heiligen Grabe sind der Mehrzahl nach aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, der Zeit, in welcher die Schätze des kaum entdeckten Amerikas in ganz Europa jede Kunst zu üppigem Wuchse befruchteten. Ihre Wiederherstellung ist sehr schwer, weil uns geübte Künstler in diesem Fache beinahe gänzlich mangeln, ihre Erhaltung aber ist verdienstvoll, jedoch deshalb schwierig, weil sie gewöhnlich sich noch am Orte ihrer ersten Bestimmung befinden, indem sie wegen Umfangs, Schwere und Zerbrechlichkeit, meist auch wegen untergeordneten Kunstwerths, den spekulirenden Aufkäufern weniger nützen. Da, wo sie aus falsch verstandener Andacht in Winkel und auf Boden verwiesen wurden, wird der Verein sie wenigstens aufsuchen, abstäuben lassen und sichtbar machen. Es finden sich beinahe in allen Städtchen alte, zu keinem kirchlichen Gebrauche mehr dienende Kapellen. Diese könnten mit geringen Kosten zu Antiquarien und zugleich zu Gehäusen für die Denkmale verdienter Mitbürger eingerichtet werden.

Gemälde. Obschon wir die, hie und da bis zur Abgötterei getriebene Ueberschätzung der altdeutschen Malerschule zu theilen nicht vermögen, so erkennen wir dennoch gerne an, daß sie an Naivetät, sorgfältiger Farbengebung und Naturwahrheit der Köpfe uns unendlich werther sind, als die neuere, besonders die affektirt alterthümelnde Kunst. Als treues Bild unserer Vorzeit, als höchst interessante Parallele zu den früheren und gleichzeitigen Malerschulen des Auslandes, verdient sie unsere größte Aufmerksamkeit, unsere liebevollste Pflege, und Wiederherstellungen mit möglichst wenigen Uebermalungen, von welchen sich hier manches Unerfreuliche melden ließe. Wo möglich sollten die Kunstwerke dem Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten werden, wo nicht, wenigstens ihrer Heimath. Die leidige Ueberweißung hat manche alte Freskomalerei in den Kirchen zwar bedeckt, aber eben dadurch erhalten. Wir legen es den Vereinen ans Herz, die sorgfältige kunstgemäße Entfernung der Schneedecke anzuregen und zu überwachen.

Eines überschwänglichen Reichthums können wir uns in

Deutſchland nicht rühmen, wenn von Alterthümern die Rede iſt, wohl aber hinlänglichen Stoffs, um ganze Geſellſchaften und in dieſen einzelne Kommiſſionen beſchäftigen zu können. Denn auch alte Handſchriften, Volkslieder und Volksmelodien, Sagen und Gebräuche gehören in ihren Bereich, weil Eines durch das Andere ſich erläutert und ergänzt. Wenn vorläufig nur Zerſtörungen und Verſchleuderungen vorgebeugt, wenn geſammelt, aufbewahrt, und ſchriftlichen Meldungen und Arbeiten eine ſichernde Regiſtratur gewährt wird, ſo iſt bereits mehr erreicht, als die letzten zwei Jahrhunderte bei uns gethan haben. Wenn auch der Anfang noch ſo klein und unſcheinbar iſt, die Hauptſache iſt, daß angefangen werde.

Wünſchenswerth und beinahe nothwendig bei einiger räumlichen Ausdehnung iſt es, daß jeder Verein überall Correſpondenten habe, wo möglich wiſſenſchaftlich gebildete Männer. Begreiflich wird nicht alles Gemeldete intereſſant ſeyn, es ſollte aber nichts Intereſſantes ungemeldet bleiben. Durch öffentliche Belobung, Ueberſendung einer Denkmünze ꝛc. ließe die erforderliche Thätigkeit ſich erhalten und ſteigern.

Wenn endlich erreicht werden könnte, daß die Mitglieder der verſchiedenen Alterthumsvereine von Zeit zu Zeit auf intereſſanten Punkten als Wanderverein ſich verſammeln würden, ſo wäre für Erhaltung der Theilnahme, für Austauſch der Ideen und für zweckmäßige Bearbeitung der vorliegenden Materialien ſehr viel gewonnen.

Beſonders aber iſt es ſehr nöthig, daß jeder Alterthumsverein innerhalb ſeines Sprengels jede Behörde, jeden einzelnen Beſitzer eines werthvollen Ueberreſtes der Vorzeit bereitwillig, unentgeldlich und möglichſt vollſtändig über Bedeutung, Werth, Erhaltung oder Erneuerung berathe, die Koſten einer Beſichtigung und Begutachtung an Ort und Stelle nicht ſcheue, und auch kleine Eitelkeiten mit Schonung behandle, und wenigſtens nachſichtig anerkenne. Wie Vieles wäre erhalten worden, wenn zu rechter Zeit ein Lob im Zeitungsblättchen dem Stolz des Beſitzers, der Eitelkeit des Sammlers geſchmeichelt hätte! Das verſteht man anderwärts beſſer als in Deutſchland, und weiß Vereinen aller Art dadurch Bedeutung, Selbſtgefühl und Dauer zu verleihen, daß man ſie als eine Art Conseil de perfectionnement benützt, welches nichts mit der eigentlichen Verwaltung (im vorliegenden

Falle, eines Antiquariums) zu thun hat, aber die Einrichtung, Vervollſtändigung und Verbeſſerung überwacht und begutachtet.

Wo Kräfte und Theilnahme zu Herausgabe einer eigenen Zeitſchrift oder zwangloſer Hefte nicht zureichen, wird gewiß ein geleſenes Tagblatt ſeine Spalten mit Vergnügen den Mittheilungen öffnen, welche ein Verein dem Publikum machen will. Die Flüchtigkeit des Eindrucks wird hier mehr als aufgewogen durch die Menge der Leſer, unter welchen doch ſtets Einige angeregt werden mögen, und wenn auch nur in wenigen Exemplaren vollſtändig geſammelt, verſchwindet auch ein Lokalblatt ſchwerlich völlig in unſerer Zeit.

Wir ſchließen dieſe Andeutungen mit dem innigſten Wunſche, daß die Theilnahme an den, überall ſich bildenden Vereinen ſich erhalten und durch günſtige Erfolge ſteigern möge, daß ſie einen Beweis liefere von der innern Kräftigung unſeres Volksthums, von der Pietät, welche alle germaniſchen Stämme von jeher auszeichnete, und von dem Vertrauen in eine ſchönere Zukunft, welche freudig genießen wird, was wir nicht ohne Mühe ins Leben rufen, und am Leben erhalten!

A. M.

Die Verhältnisse von Deutschland zu Frankreich.

Brief von Freiherrn von Closen an Herrn Odilon Barrot.

(Geschrieben im Juni 1840.)

Wenn dem Publikum noch jetzt ein Schreiben über einen Gegenstand übergeben wird, der zwei Monate, nachdem es erlassen worden war, anfing die deutsche und französische Presse so vielfältig zu beschäftigen, so geschieht es aus zwei Gründen.

Einmal dürfte jetzt in ganz ruhigen Zeiten eine gedrängte Uebersicht des so vielfältig Besprochenen dem unbefangenen Deutschen oder Ausländer nicht unwillkommen seyn, sodann, und dies ist der Hauptgrund, ja die nächste Veranlassung gegenwärtiger Bekanntmachung, kann jenes Schreiben vielleicht beitragen, die Mißstimmung, die einzelne Schriften Deutscher über Frankreich hervorgebracht hat, — ich untersuche nicht, ob mit Recht oder mit Unrecht — zu lindern.

Ich kam 1840 nach Paris, als das Ministerium vom 12. Mai aufgelöst war. Schon in Metz hatte ich dieses Ereigniß von einem Reisenden als das neueste erzählen hören. Seit 1832 mit Herrn Odilon Barrot bekannt, besuchte ich ihn bei meiner Ankunft, und er lud mich ein, seine wöchentlichen Abendgesellschaften zu besuchen.

Während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes freute ich mich immer auf die Freitage, wo ich Abends von 9 bis 11 Uhr einer zahlreichen Versammlung von Männern der Linken — worunter

höchſt intereſſante, wie Toqueville,[1] Tracy,[2] Mignet,[3] Cormenin[4] ꝛc. bei Herrn Barrot beiwohnte, und dann von 11 bis 1 Uhr die höhere Geſellſchaft von Fremden und Einheimiſchen bei dem engliſchen Geſandten traf, und hier an dem eleganten Buffet ſo viel Stärkung für den Körper, als dort Bereicherung meiner Kenntniſſe fand: liebenswürdige, geiſtreiche Damen, worunter die Gemalin des Herrn Barrot, fehlten dort ſo wenig als hier. — Herrn Thiers, als Miniſter, begegnete ich einſt denſelben Abend in beiden Kreiſen.

Während der erſten Abendgeſellſchaft, der ich bei Herrn Barrot beiwohnte, kam die noch nicht offizielle Nachricht von der Bildung eines neuen Miniſteriums; es wurde berathen, ob und in wie fern daſſelbe unterſtützt werden ſollte. Vor den durch Herrn Barrot eingeführten Fremden hatte man keine Scheu, zudem war in einem Nebenzimmer Gelegenheit genug zu geheimen Mittheilungen, die etwa Einzelne Andern machen wollten.

---

[1] Der Name dieſes geiſtreichen Schriftſtellers und Deputirten iſt wohl in Amerika und Deutſchland ſo gut als in Frankreich bekannt.

[2] Einige wenige Stunden Umgang mit ihm genügen, den ganzen Werth ſeiner durchaus edlen Seele zu erkennen.

[3] Dieſer Freund Thiers', ein ſchöner, kräftiger Mann, deſſen ſo gründige Geſchichte der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland, durch Ueberſetzung und in der Urſprache bekannt iſt, beginnt täglich um 4 Uhr Morgens ſeine Arbeiten, um den vielfältigen an ihn geſtellten Anforderungen genügen zu können, und dabei der Welt nicht fremd zu bleiben, auch ſelbſt die Wachpflicht des Nationalgardiſten nicht zu verſäumen.

[4] So ſchweigſam dieſer Deputirte in der Kammer iſt, ſo intereſſant iſt ſeine Converſation. Seine Schweigſamkeit in der Kammer mag vielleicht daher rühren, daß er von ſeinen literariſchen Arbeiten an große Präziſion und Claſſizität gewöhnt iſt, welche kaum ohne Correkturen möglich ſind, die der Leſer nicht ahnet, die aber dem Zuhörer bei Improviſationen nicht entgehen würden; der Kammerredner muß aber improviſiren. — Seine „études parlementaires" unter dem angenommenen Namen Timon ſtehen auf gleicher Höhe mit den klaſſiſchen Schriften unter Ludwig XIV., vielleicht ſelbſt höher, können jedem, der ſich mit parlamentärer Beredſamkeit befaßt, nicht genug empfohlen werden, und liefern die treuſten Bilder der erſten Redner Frankreichs. Sein kleines in wenigen Tagen durch zehn Auflagen vervielfältigtes Schriftchen (questions scandaleuses d'un Jacobin) hatte dem Geſetzentwurf über des Herzogs von Nemours Apanage und damit dem Miniſterium vom 12. Mai den Todesſtoß gegeben.

Meine Rolle als Fremder war die des Zuhörers, ich mischte mich nie in Diskussionen, die nur innere Angelegenheiten, nie das Ausland betrafen; nur erlaubte ich mir öfters bei Gesprächen einzelner Gruppen, wo von einer Einrichtung die Rede war, darzustellen, wie derselbe Gegenstand in Deutschland behandelt werde, und bei einer solchen Gelegenheit äußerte sich Herr Barrot bedauernd, wie groß in Frankreich die Unkenntniß deutscher Verhältnisse sey. — Er sprach mir von einem Projekt, selbst nach Deutschland zu reisen, und es würde mich sehr freuen, fände ich in meinem Vaterlande Gelegenheit, ihm einigermaßen seine Höflichkeiten zu erwiedern.

Als das Ministerium gebildet war, und seine Probe in den Diskussionen über die geheimen Fonds in drei Sitzungen in der Deputirten-, und eben so vielen in der Pairskammer zu bestehen hatte (die es siegreich bestand, in der Deputirtenkammer mit einer Majorität von beiläufig 80 Stimmen), wohnte ich den Verhandlungen beider Kammern mit ungetheilter Aufmerksamkeit bei.

Aus einigen Reden, besonders legitimistischen, und namentlich der des Herzogs v. Noailles, aus andern hier und da, doch nicht in Herrn Barrots Salon, noch weniger von ihm selbst vernommenen Aeußerungen ahnete ich, wie im Innersten von vielen Franzosen die Frage des Orients aufgefaßt, wie mit dem linken Rheinufer in Verbindung gebracht wurde.

Sie denken, früher oder später fällt das türkische Reich zusammen, was sollen wir dann bekommen? — Oesterreich mag sich an der untern Donau vergrößern — uns kann kein Landestheil dort anstehen, — dafür gebührt uns das linke Rheinufer. Oesterreich, Preußen, Rußland haben sich durch die Theilung Polens im 18ten Jahrhundert vergrößert; — wir bekamen nichts; um gleichen Schritt mit diesen drei Mächten zu halten, müssen wir das linke Rheinufer haben.

So ahnete ich die nach Monaten deutlicher ausgesprochene Stimmung, wobei, die faktischen Gründe anbelangend, übersehen wird, daß Frankreich im 18ten Jahrhundert schon durch Lothringen einen Antheil zum Voraus erhielt; daß durch die Theilung Polens Oesterreich, Preußen und Rußland in unmittelbare Berührung kamen, und dadurch die ersten zwei Staaten, Frankreich gegenüber, wegen der drohenden Stellung Rußlands schwächer sind,

als wenn ſie noch durch ein Polen von Rußland getrennt wären, daß vor 1790 Oeſterreich Frankreichs unmittelbarer Nachbar durch die Niederlande und das Breisgau war und es jetzt davon durch kleine deutſche Staaten und durch Belgien getrennt iſt, welches ehedem unter Oeſterreichs unmittelbarem Einfluß ſich befand, dermal ſich aber mehr im Bereich des franzöſiſchen als des deutſchen Planetarſyſtems zu bewegen ſcheint.

Das Miniſterium Thiers wurde als ein Sieg der parlamentären Regierung über die perſönliche begrüßt; — daher vielfältige Berührung dieſer Verhältniſſe in den Verhandlungen. Der Sieg war Folge einer Coalition; — daher die ausgeſprochene Abſicht einer Transaktions-Verwaltung. Es würde mich zu weit führen, hier alle Fragen, die damals an der Tagesordnung waren, zu berühren; doch, da mein Schreiben an Herrn Barrot, deſſen nächſte Veranlaſſung aus dem Text ſelbſt erſichtlich iſt, am Schluſſe größtentheils Anſpielungen auf die Frage des Tages enthielt, ſo finde ich es zur Erleichterung für den deutſchen Leſer, der nicht allen Verhandlungen zur Zeit folgte, oder ſie vergeſſen hat, angemeſſen, dem Text einzelne Noten beizufügen.

Ich bemerke ſchließlich, daß ich zu einer Zeit, wo von allen Seiten vom deutſchen Rhein die Rede war, nicht durch Bekanntmachung eines weit früher geſchriebenen Briefes in dem allgemeinen Chor mitſingen wollte, wo man leicht das frühere Datum für eine Fiktion gehalten hätte, und daß nur anderwärtige Aufmunterung mich beſtimmte, jetzt mit einem Brief hervorzutreten, der ſchon längſt dem Fascikel alter erledigter Privatkorreſpondenz übergeben war.

München, den 16. Februar 1843.

v. Cloſen.

Gern, bei Eggenfelden in Bayern,
den 9. Juni 1840.

Mein Herr!

Am Tage vor meiner Abreiſe von Paris hatte ich Sie gebeten, mir einige Zeilen von Ihrer Hand für einen meiner Landsleute geben zu wollen, der eine Sammlung von Handſchriften der

berühmteſten Männer beſitzt und zu erweitern ſucht; wenige Stunden vor meiner Abreiſe hatten Sie die Güte, in meiner Gegenwart einige Zeilen niederzuſchreiben; allein was Sie geſchrieben, fand ich ſo intereſſant und ſchmeichelhaft für mich, daß ich mich nicht davon trennen kann. — Freiherr von Than wird daher gleichwohl für den Augenblick den Namen Odilon Barrot in ſeiner Sammlung entbehren müſſen.

Sie drücken mir „Ihr Bedauern aus, daß Sie nicht die tiefe Kenntniß benützen können (ich gebrauche nur Ihre eigenen, für mich zu wohlwollenden Ausdrücke), welche ich von den wirklichen Intereſſen Deutſchlands beſitze, ferner den Wunſch, daß mein ſo lange und ſo zum Nutzen der beiden Nationen mit dem Ihrigen verbundenes Vaterland endlich erkennen möchte, daß Frankreich, weit entfernt ein Gegenſtand des Schreckens für das übrige Europa zu ſeyn, vielleicht die ſtärkſte Bürgſchaft gegen den Mißbrauch ſey, den einige Mächte in Verſuchung gerathen könnten von ihrer Stärke, den Staaten zweiten Ranges gegenüber, ſich zu erlauben; dieſe Wahrheit, fügen Sie bei, fängt an aufzudämmern, und die ungeheure Frage des Orients wird ſie in volles Licht ſetzen."

Nachdem Sie einigen Werth auf meine Kenntniß Deutſchlands legen, glaube ich Ihnen meine Dankbarkeit für die gute Meinung, die Sie von mir haben, ſo wie für die intereſſanten Augenblicke, die ich in Ihren Abendgeſellſchaften zubrachte, nicht beſſer an den Tag legen zu können, als indem ich Ihnen einige Bemerkungen über mein Vaterland und ſeine Verhältniſſe zu Frankreich mittheile.

Ich glaube Ihnen die Gefühle der groſſen Mehrheit meiner Landsleute auszudrücken; ich bin außerhalb der Kabinete, glaube aber behaupten zu können, daß, welches auch ihre mehr oder minder konſtitutionelle oder abſolutiſtiſche Grundſätze ſeyen, ſie dennoch einſehen, ſich, ohne das Nationalgefühl zu Rath zu ziehen, nicht bewegen zu können.

Deutſche Nationalität.

Nationalgefühl, damit ſage ich Ihnen, mein Herr, daß alle Deutſche, die Bayern, die Württemberger, die Sachſen, die Preußen, mit einem Wort, alle, die einen Theil des deutſchen Bundes bilden, ſich als eine und dieſelbe Nation betrachten.

Dieſe Nationalität iſt nicht nur auf die Sprache gegründet, die Sitten, die hiſtoriſchen Erinnerungen, die Erziehung, die Studien, die materiellen Intereſſen, die Vereinigung unter demſelben Mautſyſtem, dem Bundestag in Frankfurt, die Bundesarmee, — aber auch die Wahlkammern der verſchiedenen konſtitutionellen Staaten und ihre Verhandlungen, die Preſſe, ungeachtet der Beſchränkung, welcher ſie unterworfen iſt, die wachſende Leichtigkeit für die Einwohner der verſchiedenen deutſchen Staaten, zu reiſen und mit eigenen Augen die Menſchen und Sachen zu ſehen, gegen welche ehedem tauſend kleinlichte Stadt-, Provinzial- und Gauvorurtheile beſtanden, kurz alles trägt dazu bei, immer mehr das deutſche Nationalgefühl zu entwickeln.

Die Entwickelung der Nationalitäten, welche auf eine ſo glorreiche Weiſe an die Stelle der alten Familienſtreite getreten iſt, wo man ſich die Hälfe abſchnitt für eine weiße oder rothe Roſe, um zu wiſſen, ob das Schickſal eines Reiches den Abkömmlingen eines Habsburgs oder eines Capet anvertraut werden ſollte, iſt im Gange des Jahrhunderts. Nationalität, bei dieſem Wort erbebt ſich des Mannes Bruſt in Polen, in Ungarn, in Italien, wo ſie nur ein poetiſcher Traum iſt, wie in Deutſchland, wo ſie beſteht und wirkliche Reſultate darbietet. Dieſes Gefühl wird täglich durch die ausgezeichnetſten deutſchen Schriftſtellen geweckt; „ſehet," ſagen ſie, auf Frankreich hinweiſend, „alle Parteien in Frankreich vereinigen ſich, ſobald es ſich um Nationalehre und Nationalgefühl handelt. Die Vaterlandsliebe iſt eine Tugend, welche die Franzoſen ſelbſt in ihren größten Verirrungen nie verloren haben; ahmet ihnen nach."

Das Deutſchland des alten deutſchen Reiches war nur mehr ein kraftloſer Greis, die Reichstruppen wurden Gegenſtand des Spottes, man ſchien ſich des deutſchen Namens mehr zu ſchämen, als darauf ſtolz zu ſeyn; unter der beſondern preußiſchen, bayeriſchen Vaterlandsliebe, ſelbſt der Vaterlandsliebe einer Stadt, ſchien die deutſche Vaterlandsliebe untergegangen zu ſeyn. Allein Deutſchland, ſchwach in Folge ſeiner Vertheilung in unendlich kleine Theile, verdorben durch das Beiſpiel der franzöſiſchen Höfe und ariſtokratiſchen Anmaßung, hat auch in Folge der franzöſiſchen Revolution eine Wiedergeburt erfahren, und das Nationalgefühl hat ſich

beſonders ſeit den Augenblicken entwickelt, die dem Sturze Napoleons vorangingen und folgten.

In Altbayern hat am ſpäteſten neben dem beſondern Patriotismus der allgemeine deutſche Patriotismus wieder Platz genommen.

Die Jugend, welche ſo lebhaft die Ideen der Zeit ergreift, bemächtigte ſich auch mit am meiſten Feuer der Ideen deutſcher Nationalität und Einheit. Dies war der Zweck deutſcher Geſellſchaften (Burſchenſchaft, Germania, Arminia), die von 1812 bis 1815 nicht einen einzigen Anhänger an der bayeriſchen Univerſität zu Landshut gewinnen konnten, und die 1831. eine große Anzahl Mitglieder an den drei bayeriſchen Univerſitäten (Erlangen, Würzburg, München) zählten. Im Jahre 1832 hatte ſich ſelbſt in dieſer Hauptſtadt der zahlreichſte und weſentlich bayeriſche Studentenverein der Iſaria mit dem deutſchen Verein der Germania verbunden.

Wenn der ruhige Staatsbürger und die Regierung die Projekte einer Jugend nicht billigten, die ſo leicht in der Wahl der Mittel irre geleitet werden kann, ja ſelbſt nicht die Idee politiſcher Vereine für einen Zeitraum des Lebens, wo man ſich mit Lernen und nicht mit Regieren befaſſen ſoll, ſo wurde doch das edle Gefühl, welches dieſe Jugend belebte, nicht minder von allen Klaſſen der Geſellſchaft und von den Regierungen getheilt. Das Volksfeſt zu Hambach 1832, die Luxemburger Frage, der lebhafte Antheil, den man an der hannoveraniſchen Frage nimmt, und die Bewegungen, die dieſe Frage verurſacht, die Erzeugniſſe der Preſſe, unter welchen man die Gedichte König Ludwigs nicht vergeſſen darf, beweiſen, daß die Idee der deutſchen Nationalität mehr ſey, als Träumereien einer verirrten Jugend.

Hinſichtlich der Mittel, dieſe Nationalität gegen das Ausland wie im Innern zu verſtärken, beſtehen gar mannichfaltige Meinungen und viele Irrthümer. Man hat, um die Schwierigkeiten, welche aus der Verbindung einiger dreißig Staaten entſtehen, zu zerhauen, eine Republik geträumt, man hat daran gedacht, mehrere der kleinſten dieſer Staaten zu mediatiſiren, eine beſondere Verbindung der ſüddeutſchen konſtitutionellen Staaten, mit Ausſchluß von Preußen und Oeſterreich, zu bilden; allein ich glaube meine Landsleute richtig durch die Behauptung zu beurtheilen, daß eine

unendliche Mehrheit die Erhaltung der beſonderen Staaten mit ihren Dynaſtien wünſcht, und zwar aus Berechnung, wie aus Rechtsgefühl; daß dieſes dynaſtiſche Gefühl überall um ſo tiefer ſeyn wird, je mehr die Bürger der einzelnen Staaten ſich einer guten Verwaltung, des Vertrauens ihrer Fürſten und politiſcher Rechte zu erfreuen haben werden.

Griechenland in ſeinen ſchönen Tagen, zuſammengeſetzt aus einer großen Anzahl von einander unabhängiger, aber durch Nationalgefühl und beſonders gegen jeden auswärtigen Feind vereinter Länder, iſt ein beiläufiges Bild von Deutſchland, das weder aus Republiken, wie zu den Zeiten des Perikles, noch aus abſoluten Königen, wie zu Homers fabelhaften Zeiten, beſteht, ſondern aus mehr oder weniger beſchränkten Monarchien mit einigen Muſtern von Republiken.

Der deutſche Bund hat die beſchränkte Monarchie zur allgemeinen Grundlage angenommen; die konſtitutionellen Formen ſind verſchieden in den verſchiedenen Ländern; in einigen fehlen gar viele Bürgſchaften, in andern möchte man ſich thatſächlich dem abſoluten Syſtem nähern; allein, da die Maxime derjenigen, welche ſagen: nichts durch das Volk, zugleich iſt: alles für das Volk, ſo macht gar oft eine gute Verwaltung das Bedürfniß poſitiverer Bürgſchaften vergeſſen, die dennoch durch die Macht der Ereigniſſe überall durchdringen werden, wo Mißbrauch der Gewalt ſtattfinden wird. Der Friede, die öffentliche Vernunft, der Gang des Jahrhunderts werden überall, ſelbſt da, wo der Schein der perſönlichen Regierung beſteht, eine nationale und parlamentariſche Regierung in dem Sinn herbeiführen, daß man am Ende doch immer dem lange Zeit befragten,[1] wenn auch nicht nach den Repräſentativformen befragten Volkswunſch Gehör geben wird.

Preußen z. B. mit ſeiner Gemeinde- und Militärverfaſſung, mit ſeiner großen Anzahl von Schriftſtellern und aufgeklärten Staatsbeamten, die eine gewiſſe Unabhängigkeit genießen, mit ſeiner landwirthſchaftlichen Geſetzgebung, wodurch die zahlreiche Klaſſe ehedem von ihrem Herrn abhängiger Bauern Eigenthümer wurden,

---

[1] Anſpielungen auf des Miniſters Remuſat Worte über parlamentäre Regierung in der Sitzung der Pairskammer vom 16. April 1840.

würde, ſo bald es wollte, Bürgſchaften erhalten, wenn z. B. ſeine Könige, die bisher nach dem Vorbilde des großen Friedrichs die Unabhängigkeit der Juſtizverwaltung ehrten, darauf einen despotiſchen Einfluß äußern wollten, wenn an die Stelle des Geiſtes der Sparſamkeit, der bisher bei den Ausgaben des Hofes und den Apanagen der Prinzen den Vorſitz führte, Verſchwendung der öffentlichen Gelder eintreten würde.

Indeſſen das allgemeine Nationalgefühl bleibt bei den ſpeziellen Organiſationen der einzelnen Staaten nicht gleichgültig. Eine Ungerechtigkeit konnte nicht von einem Könige begangen werden, ohne daß nicht auf allen Nationalrednerbühnen Verwahrung dagegen erhoben, und das einem Mitgliede der großen deutſchen Familie angethane Unrecht von Allen gefühlt wurde.

Die Stärke des deutſchen Nationalgefühls hat ſich auch erſt unlängſt gelegenheitlich einer neuen politiſchen Schrift, die Pentarchie, geäußert. Darin wird entwickelt, daß Rußlands Grundprinzip religiöſe Autokratie, Gehorſam dem Kaiſer als Haupt der griechiſchen Kirche ſey. Daher für Rußland die Nothwendigkeit, alle ſeine Eroberungen dieſem Syſtem zu unterwerfen und die Nationalität der unterworfenen Völker zu zerſtören.

Das allgemeine politiſche Syſtem des Werkes geht dahin, den fünf Großmächten von Europa die Beſchützung von fünf Maſſen kleinerer und mittlerer Staaten zuzuweiſen; doch ſo, daß nicht der Nachbar der Beſchützer wäre, der Luſt haben könnte, ſich auf Koſten ſeines Schützlings zu vergrößern, ſondern der Nachbar des Nachbarn.

Nach dieſem auf Mißtrauen und nicht auf Recht, Biederkeit und gemeinſchaftliche Intereſſen gegründeten Syſtem, die gewiß viel häufiger mit Nachbarn, als mit entfernteren Staaten beſtehen, würde Spanien beſchützt durch Oeſterreich, Italien durch England, Schweden durch Preußen, die Türkei durch Frankreich, die kleineren deutſchen Staaten durch Rußland.

Bei der Idee eines unter Rußlands Schutz ſtehenden Deutſchlands hat ſich die ganze deutſche Nationalwürde empört und durch die Preſſe Luft gemacht. Die ruſſiſche Autokratie ſchien dem konſtitutionellen Deutſchland kein aufrichtiger Bürge für ſeine Verfaſſungsurkunden; es erwartet mehr Sympathie von konſtitutionellen Staaten, und wenn es erlaubt iſt, hier von einigen

auf der franzöſiſchen Rednerbühne[1] vorgetragenen, ſehr bezeichnenden Worten eine analogiſche Anwendung zu machen, ſo ſage ich: Deutſchland, dem durch ſeine Organiſation jede Idee von Angriff fremd iſt, nimmt für ſeine Erhaltung die Mitwirkung von Jedermann, den Schutz von Niemand an; als Centrum von Europa würde es ſich dennoch deshalb lieber auf die linke Seite ſtützen, weil ſie mit ihr mehr in Anſehung der Grundſätze und des Urſprungs ſympathiſirt. Deutſchland umfaßt nicht allein jene Staaten, die ehedem den Rheinbund bildeten, ſondern anbei noch Preußen und Oeſterreich, die allzuſammen nur mehr ein und daſſelbe Intereſſe haben.

Es iſt gerade ein Jahrhundert, ſeit Preußen ſich auf Koſten von Oeſterreich vergrößert hat, eine hinreichende Zeit, um allen Groll zu vergeſſen. Bis zum Frieden von 1814 ſuchten beide Staaten ſich auf Koſten des übrigen Deutſchlands zu vergrößern, und daher viele Antipathien und für Bayern ein Syſtem bayeriſcher Politik; allein jetzt glaubt Niemand, daß ein deutſcher Bundesſtaat ſich auf Koſten eines anderen deutſchen Staates zu vergrößern ſucht, und die Idee von Deutſchland als gemeinſchaftlichem, von Brüdern bewohntem Vaterland hat überall die Oberhand gewonnen.

Bayern.

Dieſes Gefühl hat ſich nothwendiger Weiſe viel ſchneller und mit mehr Feuer in jenen deutſchen Staaten entwickelt, die zu klein ſind, als daß ihr Umfang der Ehre theilhaft ſeyn könnte, ein Vaterland zu ſeyn.

Lang hat die Idee einer beinahe ausſchließenden Nationalität der Seele vieler Bayern geſchmeichelt, und indem dieſe unter den erſten ſich einer Verfaſſung mit den liberalen Außenſeiten der franzöſiſchen und engliſchen Verfaſſungen erfreuten, ſahen ſie ſich durch dieſe Inſtitutionen noch mehr, als durch den demſelben Staatsoberhaupte ſchuldigen Gehorſam zu einer Nation vereinigt, welches auch ihre Vorgänge geweſen ſeyn mögen. Eine Vereinigung von

---

[1] Als dem neuen Miniſterium vorgeworfen wurde, es beſtehe nur durch die Protektion der Linken, antwortete Thiers: nous acceptons le concours de tout le monde et la protection de personne.

mehr als vier Millionen Einwohnern kann eine Nation ſeyn; der Norden Deutſchlands machte ſelbſt den Bayern den Vorwurf, ſie ſeyen nicht genug deutſch. Allein der Gang der Begebenheiten, die materiellen Intereſſen, die geſchichtlichen Erinnerungen, die Maßregeln der verſchiedenen Regierungen, die Vereinigung unter demſelben Mautſyſtem — alles hat mitgewirkt, das deutſche Gefühl in dem gegenwärtigen Bayern zu verſtärken, wovon zu den Zeiten des deutſchen Reichs nur ein Drittheil der Dynaſtie Wittelsbach gehorchte. Auch das Beiſpiel König Ludwigs hat dazu beigetragen, ſo wie deſſen neue Territorialeintheilungen und Benennungen, und indem er neben der ſpeziellen bayeriſchen Nationalität (ich wünſche dafür einen andern Ausdrück zu finden) die ſchwäbiſche, fränkiſche und pfälziſche Nationalität wieder aufleben machte, gab er der deutſchen Nationalität eine neue geſchichtliche Nahrung. Wenn es eine Zeit gab, wo man auf der bayeriſchen Rednerbühne ſagen konnte: „ich bin Bayer, ehe ich Deutſcher bin," ſo glaube ich, daß hinſichtlich der Verhältniſſe gegen das Ausland die große Mehrheit der jetzigen Bewohner von Bayern ſagen würde: „ich bin Deutſcher, ehe ich Bayer bin." Das Intereſſe von Bayern iſt von nun an unzertrennlich von dem Deutſchlands.

Indeſſen, wenn gegen alle Vorſchriften der Gerechtigkeit und einer geſunden Politik, Bayern von Oeſterreich, wie ehedem, und zwar mit der Zuſtimmung Preußens bedroht würde, das ſeine Stütze gegen Oeſterreich im 18ten Jahrhundert war, ſo würde die Nationalſympathie mehr für Frankreich als für Rußland ſprechen.

Bayern würde ſich erinnern, daß ſein Territorium nicht in Folge der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Succeſſionskriege geſchmälert worden ſey, wiewohl damals die vereinten Waffen der Franzoſen und Bayern nicht ſiegten, aber daß daſſelbe bedeutend durch Napoleon vergrößert wurde, und wie oft damals ſeine Söhne an den Triumphen der franzöſiſchen Waffen Theil genommen, dazu mitgewirkt haben. Gleichfalls, wenn Oeſterreich und Preußen, eine abſolutiſtiſche Propaganda im Auge, die volksthümlichen Verfaſſungen der ſüddeutſchen konſtitutionellen Staaten unterdrückten, oder untergraben wollten, ſo würde das Mitgefühl der konſtitutionellen Regierungen Frankreichs und Englands mehr Vertrauen einflößen, als Rußlands Protektion. Bayern iſt für Rußland ein

so gleichgültiger Gegenstand,[1] daß Katharina Anno 1785 selbst die Vertauschung von Bayern gegen die österreichischen Niederlande begünstiget hatte, d. h. die Vernichtung von Bayern als Staat. Bayerns Beschützung würde für Rußland nur ein Mittel seyn, Oesterreich zu schwächen oder zu bedrohen, unter dem Vorbehalt, späterhin mit dieser Macht sich auf Kosten der kleineren Staaten zu verständigen, während Frankreich wesentlich dabei betheiligt ist, daß die kleinern Staaten, die es von Oesterreich trennen, mit welchen es in mannichfaltigen nachbarlichen Verhältnissen steht, weder geschwächt, noch gelehrige Werkzeuge absoluter Fürsten, ihrer Inkonsequenzen, Leidenschaften und Vorurtheile werden.

Die Geschichte des sizilianischen Schwefels zeigt mehr als Vernunftschlüsse und Protestationen, wie sehr England und Frankreich bei Nationen, mit welchen sie in häufigen Verhältnissen, zumal des Handels, stehen, eine regelmäßige Regierung einer ganz willkürlichen vorziehen müssen.

Allein die Weisheit der österreichischen Regierung, das Interesse Preußens, das Vertrauen auf das gute Recht, auf Gerechtigkeit, auf die Sympathie der andern deutschen Völker, wenn die Regierungen zu einem veralteten Machiavellismus zurückkehren wollten, haben dermalen bei den Bayern alle Besorgnisse für ihr Territorium so wie für ihre Institutionen verscheucht.

Rheinbayern.

Rheinbayern bildet beiläufig den achten Theil des Königreichs; liegt es im Interesse dieses seit Jahrhunderten deutschen, faktisch während 21 Jahren, rechtlich während 13 Jahren mit Frankreich verbundenen und neuerlich seit 26 Jahren mit Deutschland und Bayern vereinten Landes, mit Bayern vereint zu bleiben, oder wieder an Frankreich angeschlossen zu werden? Wenn ich sage: Interesse des Landes, so verstehe ich darunter, die

---

[1] Daß hier und oben, wo von Rußland die Rede ist, es sich nur von seinen objektiven Verhältnissen handle, unbeschadet aufrichtiger Bewunderung der subjektiven Eigenschaften des Herrschers, und der ausnahmsweisen größern Theilnahme desselben an einzelnen deutschen Staaten — nach subjektiven oder Zeitverhältnissen —, bedarf wohl keiner Erläuterung.

materiellen und moraliſchen Vortheile für die Einwohner; denn die Menſchen und nicht die Erdſcholle ſind der Zweck politiſcher Verbindungen. Seit der Trennung jener Provinz von Frankreich die wegen ihrer Vexationen verabſcheute Auflage auf den Verbrauch und den Verkauf von Weinen abgeſchafft, ohne Erſatz durch eine andere Auflage; — die direkten Steuern wie in den andern deutſchen Provinzen bedeutend vermindert; — die Zinſen der Nationalſchuld durch eine Auflage auf das Bier entrichtet, die ausſchließend von den andern Provinzen bezahlt wird; — kein Antheil an den tauſend Millionen für die Emigranten, wiewohl die unter der franzöſiſchen Verwaltung abgeſchafften herrſchaftlichen und Feudallaſten mit Einſchluß des Zehntens ohne irgend eine Entſchädigung für die früheren Gutsherrn abgeſchafft geblieben ſind; — die Forſtverwaltung dafür beſorgt, daß die Familienväter das nöthige Holz um einen billigen Preis, ohne die Dazwiſchenkunft von Spekulanten und Aufkäufern, erhalten können; — die Prozeßkoſten bei den, leider noch zu häufigen Forſtfreveln bedeutend durch die Geſetzgebung vermindert; — die neue Landesvermeſſung, die zu einer neuen Verminderung der direkten Steuern führen wird, beinahe vollendet; — viele neue Straßen, die Schifffahrt auf dem Rhein, und die Gründe der daran grenzenden Gemeinden durch Stromkorrektionen beſſer geſichert; — Arbeit für jeden, der welche ſucht, keine Galeerenſtrafanſtalten,[1] noch entlaſſene Galeerenſträflinge, kein von 1815 bis 1840 unter der Guillotine gefallenes Haupt und bei den wenigen Todesurtheilen dieſe Strafe in Haft verändert; — ein gut eingerichtetes Gefängniß; — eine Menge neuer Schulhäuſer; keine Gemeinde ohne Volksſchule, kaum ein Einwohner, der nicht leſen und ſchreiben kann; — die Richter und übrigen Bedienſteten beſſer bezahlt, wenig Veränderung im Perſonal der Beamten, während der erſten 15 Jahre derſelbe

[1] Bagnes. Das Verderbliche dieſer Pflanzſchulen von Laſtern und Verbrechen iſt von der Regierung anerkannt; man beſchäftigt ſich damit, ſie abzuſchaffen. Ich erkenne hier dankbar, mit welcher freundlichen Aufmerkſamkeit mir bei meinem zweimaligen Aufenthalt in Paris der auch durch ſeine Schriften über Behandlung der Sträflinge rühmlich bekannte Inspecteur général des prisons, Herr Lucas, bezüglich auf dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung entgegengekommen iſt, für den ich mich ſchon wegen früherer amtlichen Verhältniſſe intereſſirte.

Präfekt,[1] der oft zu Fuß das Land durchreiste, um in den Gemeinden die nöthigen Hülfsquellen und Beihülfe der Einwohner zur Herſtellung von Schulen und Gemeindehäuſern auszumitteln; — Weine in ungeheurer Menge verbraucht und ausgeführt, ohne irgend eine Abgabe, und daher viele Felſen und Sandflächen in Weinländer umgeſchaffen; — ein ganz freier und nicht unbedeutender Anbau von Tabak; — der freieſte Verkehr mit Baden,[2] einem der Hauptabſatzorte für die landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe; — bis jetzt keine Miſſionäre, keine Jeſuiten, kein Montrouge, aber beſſer bezahlte Pfarrer und die drei chriſtlichen Confeſſionen (wovon zwei, die lutheriſche und die calviniſtiſche, beinahe vereinigt ſind) friedlich neben einander beſchäftigt, im Menſchen Sittlichkeit und Religion zu erhöhen; — alle deutſchen Univerſitäten jenen geöffnet, die ſich tieferen Studien widmen wollen, allein die franzöſiſche Geſetzgebung in ihrer ganzen Integrität erhalten; — die geſchworenen Gerichte, ſelbſt bei den Angriffen gegen den Staat beibehalten; — im Grund in 26 Jahren nicht Ein Angriff der Art, nachdem die Angeſchuldeten des berühmten Landauer Prozeſſes von 1832, die von den Geſchworenen freigeſprochen und ſpäter durch die korrektionelle Polizei verurtheilt wurden, nur wegen Preßvergehen und Deklamationen bei einem Volksfeſt verdächtig oder ſchuldig gefunden worden waren, welche kein Reſultat hatten; — keine öffentliche Verſammlung, ſo zahlreich ſie auch ſeyn möge, wo der König nicht ohne Wache erſcheinen, keine Hütte, wo er nicht allein eintreten könnte, ohne, ich will nicht ſagen irgend einer Gefahr für ſeine Perſon, ſondern ſelbſt irgend einem Mangel an Ehrfurcht ausgeſetzt zu ſeyn; — kein Adel, keine ariſtokratiſchen Privilegien oder Anmaßungen; — unter den Einwohnern, ſowohl den Beamten, als den Verwalteten die Ueberzeugung, daß das Geſetz allein ihre Handlungen zu beſtimmen habe; — in der Klaſſe der Grundbeſitzer, ſowohl in den Städten, als in den Dörfern, und namentlich in der Klaſſe der Bauern ein demokratiſches Gefühl von Gleichheit, ſo ſtark ausgeprägt, als in den demokratiſchen Provinzen Frankreichs, z. B.

[1] Der damalige Staatsrath im ordentlichen Dienſt, Hr. v. Stichaner.

[2] Rheinbayerns Einwohner ſegneten die Vereinigung mit Baden unter demſelben Mautſyſteme. Durchzüge mit Wein beladener Wägen, der in Mannheim auf öffentlichen Plätzen unentgeldlich ausgeſchenkt wurde.

im Elſaß — das iſt beiläufig der Zuſtand der bayeriſchen Pfalz von 1815 bis 1840.

Urtheilen Sie hiernach, mein Herr, ob nach dieſen Thatſachen die Bewohner des linken Rheinufers wünſchen ſollen, wieder mit Frankreich vereinigt zu werden, und bald in den öffentlichen Angelegenheiten die Sprache von Schiller und Goethe durch ein ſchlechtes, ſchlecht ausgeſprochenes Gemengſel von deutſch und franzöſiſch, mit ſchlecht zuſammengeſteppelten Sätzen von Fenelon und Balzac, von Racine und Victor Hugo verdrängt zu ſehen.

Es würde ſich nicht darum handeln, ein Atom von Deutſchland zu trennen, um es mit Frankreich zu vereinen, ſondern darum, von einem organiſchen Körper ein Glied abzuſchneiden, um es mit einem andern Körper zu verbinden.

Ohne in andere Einzelnheiten einzugehen, würden die Weine dieſer Provinz, die etwas ſäuerlich und im Allgemeinen nur von mittlerer Qualität ſind, keinen Abſatz in Frankreich finden; eine Auflage, wäre ſie auch nur mäßig, auf ihre Einführung in Deutſchland würde ihren Verbrauch in demſelben Verhältniſſe vermindern, in dem er in Folge der Aufhebung jeder Auflage zugenommen hatte. Ehedem fand man überall in Altbayern öſterreichiſche, ungariſche, Neckar- und Mainweine, gegenwärtig gibt es in dieſem Landestheil kaum ein kleines Dorf, wo man nicht, ja oft ausſchließend Weine aus Rheinbayern fände.

Indeſſen, mein Herr, ungeachtet der Bande, welche den Rheinkreis an Bayern und Deutſchland knüpfen, iſt dieſe Provinz zu wohlhabend, um nicht den Werth moraliſcher Vortheile, politiſcher Rechte und perſönlicher Würde zu fühlen; die Einwohner ſind nicht dahin gebracht, nur an das Brod zu denken, ſie hängen an ihren Inſtitutionen. Würde eine tollkühne Regierung, unterſtützt von einer ganz nichtigen Deputirtenkammer und einer Pairskammer, ſo höfiſch dem Abſolutismus dienend, wie ſie ſich in den letzten Zeiten als Erhalterin der Volksrechte gezeigt hat, weſentliche Veränderungen vornehmen wollen, z. B. die geſchworenen Gerichte, die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens abſchaffen, ſo würde die ganze, in ihren tiefſten Gefühlen gekränkte Bevölkerung Blicke nach Frankreich werfen, und es ließe ſich zum Voraus nicht berechnen, welche Folgen aus dieſer Stimmung im Augenblick ſelbſt, oder in der Zukunft entſtehen könnten.

Verhältniſſe von Frankreich zu Deutſchland.

Die Sympathie guter Nachbarn beſteht für Frankreich in ganz Deutſchland und beſonders in Süddeutſchland, wo ſie durch geſchichtliche Vorgänge geſtärkt iſt. Ganz Deutſchland will ſo gut als Frankreich durch die Herrſchaft der Geſetze und nicht durch die Launen einer willkürlichen, unbeſchränkten Macht regiert werden. — Deutſchland wird mit Vergnügen Frankreich mit England nicht die Herrſchaft, aber den Genuß der Meere theilen ſehen, die (ich wiederhole Berryers Worte) „ihre Wogen vor ihm beugen und um die Anſtrengungen des franzöſiſchen Genies, um die Kraftentwicklungen ſeiner Induſtrie flehen.“

Deutſchland freut ſich der ſchönen Waffenthaten Frankreichs in Afrika, und viele junge Krieger würden gern daran Antheil nehmen; — es wünſcht, daß Frankreich in Frieden die Rechte genießen möchte, die zwei große Revolutionen den Franzoſen über ariſtokratiſche Privilegien und über den Abſolutismus erworben, und welche der ganzen Welt mehr oder weniger genützt haben.

Es wünſcht, daß Frankreichs innerer Wohlſtand ſo große Fortſchritte machen möge, als ſeine Armeen in Europa gemacht, wo ſie hinreichende Lorberen errungen haben, um unter deren Schatten während Jahrhunderten auszuruhen. Deutſchland wird mit Vergnügen zu dieſer Wohlfahrt beitragen, es wird gerne den Ueberfluß ſeiner landwirthſchaftlichen und gewerblichen Produktion gegen die Erzeugniſſe Ihrer Induſtrie und Ihrer Weinberge austauſchen; ſchon jetzt beſteht im Norden von Deutſchland ein ungeheurer Verbrauch von Bordeaurweinen, und kein Feſt in Deutſchland, wo man nicht Ihren Champagner koſtet, kein einigermaßen wohlhabender Mann, der nicht einige Ihrer elegauten Lyoner- oder Pariſer Fabrikate beſitzt; — kein Individuum, das nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben mit den Früchten ſeiner Erſparniſſe Paris, jene Welt im Umfang einer Stadt, ſehen möchte; kein Mann, der auf Bildung Anſpruch macht, welcher nicht ihre Sprache erlernt, ſowohl um an der Converſation des liebenswürdigſten und geſelligſten Volkes Antheil zu nehmen, als um in ihren literariſchen Reichthümern ſchöpfen zu können; man folgt überall mit hoher Theilnahme den Verhandlungen Ihrer Rednerbühnen, geneigt, die politiſchen und

moraliſchen Wahrheiten anzunehmen, die etwa daraus hervorgehen; — ſollte Frankreich, wie zur Zeit der Kreuzzüge, ſich am erſten irgend einer edlen philanthropiſchen[1] Idee bemächtigen, etwa zum Schutze einer unterdrückten Nationalität oder gegen die Uebergriffe der Barbarei des Abſolutismus, ſo würde ſich Deutſchland mit Vergnügen anſchließen: allein immer vorbehaltlich der deutſchen Nationalität, wovon das Gefühl durch jede Verminderung des deutſchen Territoriums zu Gunſten von wem immer verletzt wäre.

Jeder Angriffskrieg gegen Frankreich, jeder Kreuzzug gegen ſeine Prinzipien wäre antinational; man wünſchte daſelbſt eine definitiv feſtgeſetzte Ordnung der Dinge; beſonders wünſchen dieſes die konſtitutionellen Staaten, weil man ihnen bei jeder Veränderung in Frankreich ſagt: „ſeht, die konſtitutionelle Regierung taugt nichts, weil ſie ſich ſelbſt in Frankreich, ungeachtet 40jähriger Verſuche, nicht zu bewegen weiß; ein ſtärkeres Königthum iſt nöthig.“ Man würde in Deutſchland ſo wenig mit einer demokratiſchen Republik als mit ruſſiſcher Autokratie ſympatiſiren, weil jede dieſer Regierungsformen zu abſolut und daher den Leidenſchaften, den Veränderungen der Willkür zu ſehr unterworfen, die politiſche Organiſation Deutſchlands aber die der gemäßigten Gewalt iſt.

Indeſſen würde auch Frankreich wieder ein revolutionärer Vulkan, ſo würde ſich doch Deutſchland hüten, ſich dem Krater zu nähern, um einige Eimer Waſſer hineinzugießen, und bliebe Zuſchauerin außerhalb des Bereichs der Verheerungen durch Lava und herausgeſchleuderte Maſſen. Allein jedem Geiſt des Angriffes fremd, würde Deuſchland mit der ganzen Schnellkraft des Nationalenthuſiasmus jeden ungerechten Angriff zurückweiſen, den man etwa durch ehrgeizige und perfide Unterhandlungen oder Verträge oder durch Propaganden oder mit bewaffneter Hand verſuchen möchte.

---

[1] So ſchloſſen ſich gerne die deutſchen Großmächte Frankreichs Bemühungen gegen den verderblichen Sklavenhandel an, in welchen man jetzt nur die Folge einer Ueberliſtung deſſelben durch England, zu Gunſten engliſcher Seeſuprematie, finden will!!

Julius-Regierung, der Rhein als natürliche Gränze von Frankreich.

Aus dieſem Grund, mein Herr, hat in der öffentlichen Meinung Deutſchlands Niemand mehr der Sache der Julius-Regierung gedient, als die legitimiſtiſchen, republikaniſchen und napoleoniſchen Preſſen, indem ſie auf die Idee des linken Rheinufers als natürliche Gränze von Frankreich zurückkamen; ich ſah einen meiner Landsleute, der nach ſeinen Grundſätzen und Familienverhältniſſen zu den Legitimiſten gehörte, bekehrt durch die Worte Ihrer legitimiſtiſchen Redner über dieſe Utopie. Die franzöſiſchen Ultras von allen Farben, um ſich populär zu machen, ſchmeicheln dem tiefſten, dem ehrwürdigſten Gefühl der Franzoſen, dem Gefühle für die Ehre und Sicherheit der Nation, allein um es irre zu leiten.

Es iſt Conſequenz in ihren Syſtemen.

Ein König nach dem Zuſchnitt Ludwigs XIV., deſſen Maxime iſt, der Staat bin ich, das Land gehört mein, wird ſagen: „Jener Landſtrich ſteht mir an, alſo muß er mein gehören;“ denn die nämliche vermeintliche Staatsraiſon, welche den Art. XIV.[1] Ihrer alten Verfaſſungsurkunde geſchaffen hat, um ſolchen auf eine für die Abkömmlinge jenes Ludwigs ſo tragiſche Weiſe zu gebrauchen und zu mißbrauchen, würde es natürlich finden, ſich einer Provinz gegen ihr Intereſſe und gegen die Heiligkeit der Verträge zu bemächtigen, weil ſie anſteht.

Die Napoleoniſten, die nur Ruhm und Gewalt der Waffen kennen, betrachten einen während 25 Jahren gewiſſenhaft beobachteten Friedensſchluß nur als einen Waffenſtillſtand, den man brechen muß, ſobald der zum Angriff günſtige Augenblick eingetroffen ſeyn wird.

---

[1] Die Zahl XIV. iſt bedeutungsvoll für den Abſolutismus, deſſen Stifter ein 14ter Ludwig war, nachdem die états généraux 1614 zum letztenmal bis 1789 waren verſammelt worden. Den erſten Schlag erhielt er durch die Erſtürmung der Baſtille am 14. Juli, das Jahr 1814 endete den napoleoniſchen Deſpotismus durch eine Verfaſſungsurkunde, deren 14ter Artikel zu deſſen neuerlichem Sturze in den Julitagen Anlaß gab. So ſcheint dieſe Zahl, wie der Speer des Achilles, beſtimmt, die gemachten Wunden zu heilen.

Die mit einer edlen Vaterlandsliebe beſeelten Republikaner ziehen, um ihr Ideal zu erreichen, mehr ihre Leidenſchaft als ihre Vernunft zu Rath, und halten jedes Mittel, um das zu erreichen, was ſie als Anforderung der Ehre und des Intereſſe des Vaterlands anſehen, für gerecht.

Man könnte ihnen ſämmtlich ſagen: „ihr, die ihr groß, edel, geehrt und frei ſeyn wollt, beginnt damit, gerecht zu ſeyn: discite justitiam moniti et non temnere divos; — allein ich begnüge mich zu ſagen: ihr, die ihr von Intereſſen ſprecht, beginnt damit, zu ſehen und zu rechnen.

Frankreich, von Staaten zweiten und dritten Ranges umringt, befindet ſich dermalen in der günſtigſten Lage, wenn es nur daran denkt, zu erhalten. — Keinem ſeiner unmittelbaren Nachbarn kann es einfallen, ſein Territorium anzugreifen, und der deutſche Bund hat weſentlich eine nur defenſive Politik zur Grundlage. Wem zum Vortheile ſollte dieſer Bund einen Eroberungskrieg gegen Frankreich führen? Die Vertheilung der Beute wäre ſo ſchwierig als die Eroberung.

Jene, welche 1815 Elſaß von Frankreich trennen wollten, hatten deſſen Vereinigung mit der Schweiz vorgeſchlagen. Rußland und England würden übrigens die Schwächung Frankreichs nicht erlauben, wie ſie ſolche 1814 nicht erlaubt haben.

Allein damals gab es, wie jetzt, Ultra-Deutſche, wie es Ultra-Franzoſen gibt, und während dieſe von der fixen Idee des Rheins als natürlicher Gränze beherrſcht werden, gehen jene vom Grundſatze aus:

„Deutſchland iſt, oder ſoll ſeyn, wo man die deutſche „Zunge ſpricht,"

fordern hiernach Elſaß und das deutſche Lothringen zurück, und fügen bei:

Frankreich iſt noch immer zu ſtark für ſeine Nachbarn; immer in unruhiger Gährung, muß es bedeutend verkleinert werden, damit es nicht mehr die Ruhe von Europa ſtören kann.

Allein kein ernſter Mann denkt daran, ein Syſtem zu verwirklichen, das dreißig Millionen Franzoſen bis zum letzten Mann bekämpfen würden, um Provinzen beizubehalten, welche das Blut ihres Blutes, das Fleiſch ihres Fleiſches geworden ſind.

Und dennoch hat in der Theorie jenes Syſtem über die Gränzen der Staaten gewiß wenigſtens eine ſo feſte Grundlage als das Syſtem der Ströme. Strategiſch ſind die gegenwärtigen Gränzen Frankreichs vortrefflich zur Vertheidigung, die Rheingränze würde ihm eine Angriffsſtellung gegen Deutſchland geben, das bei einer ſo abhängigen Lage nie ruhig ſeyn könnte. Moraliſch iſt Deutſchlands Vertrauen in die Weisheit, in das Rechtsgefühl und die Mäßigung Frankreichs für dieſes ſchöne Land eine viel ſtärkere Schutzwehr gegen das übrige Europa, als eine Kette von Feſtungen längs dem Rhein.

Allein, wenn auch Karls X. Idee einer ruſſiſchen Allianz gleichzeitig Frankreich und Rußland gegen Deutſchland bewaffnen würde, um Frankreich das linke Rheinufer, Rußland aber den Triumph der Autokratie, die gänzliche Unterjochung jener Polen, für welche Frankreich ſo viel Sympathie äußert, und einen großen Theil jenes ottomaniſchen Reiches zu ſichern, von dem ſich Frankreich gleichfalls ſtets als Beſchützer bezeichnet hat, ſo hätte Deutſchland, das gleichzeitig über die Kräfte von Oeſterreich und Preußen außerhalb dem deutſchen Bund verfügen und mit England vereinigt ſeyn würde, dieſen doppelten Angriff doch auf keine Weiſe zu fürchten.

Denn Deutſchland von 1840 iſt nicht das durch religiöſen Fanatismus zerriſſene Deutſchland von 1640, das gegen ſich ſelbſt wegen Erbfolgeſtreiten bewaffnete Deutſchland von 1740, das bis zu ſeiner Wiedergeburt durch zu große Vertheilung, durch das Walten verdorbener Höfe, durch machiavelliſtiſche Kabinete, durch eine egoiſtiſche Ariſtokratie von Adel und Geiſtlichkeit, durch den abgeſonderten Ehrgeiz einiger überwiegenden Staaten geſchwächte Deutſchland.

Die Parlamentar-Regierung.

Kein Menſch iſt gewiß mehr Franzoſe, als Hr. Thiers, allein er hat die Geſchichte ſtudirt, ehe er Miniſter ward; er iſt ein Franzoſe, den die Leidenſchaften nicht irre führen, der ſich zum Geſchäfte macht, ſeine Mitbürger aufzuklären, nicht ihnen zu ſchmeicheln, der das thut, was der Augenblick erheiſcht,[1] ohne die

[1] „Kein Kabinet," ſagte Thiers den 14. April 1841 in der Pairskammer, „erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen, kann ſich gegenwärtig

Gegenwart den Zufälligkeiten der Zukunft oder Utopien aufzuopfern. Nicht von der Zahl jener Franzoſen, die nichts vergeſſen und nichts gelernt haben, weiß er, daß das gegenwärtige Deutſchland nicht das Deutſchland von Ludwig XIV., Ludwig XV., vom Direktorium, von Napoleon iſt. Sein Syſtem der Allianz mit England und die wenigen Worte, die er auf der Rednerbühne über die nothwendige Wechſelſeitigkeit der Zugeſtändniſſe in den Handelsverhältniſſen mit Deutſchland ſprach, ſind ſo viele Bürgſchaften, daß unter ſeinem Miniſterium Deutſchland von Frankreich nur die Handlungsweiſe eines redlichen Nachbarn zu erwarten hat.[1]

ſchmeicheln, lang genug zu leben, um die Anmaßung zu haben, etwas anders zu ordnen, als die Fragen des Jahres."

[1] Dieſe Vorausſetzungen nach Thiers Benehmen im April ſcheinen durch das, was im Juli geſchah, widerlegt; und doch würde ich für *Deutſchlands Ruhe nichts fürchten, käme er wieder an die Spitze der* Geſchäfte. — In der orientaliſchen Frage war die von Conſtantinopel in den Hintergrund getreten, weil keine nahe Gefahr geſehen wurde, daß ſich Rußland deſſen bemächtigte: — die Blicke waren ausſchließlich auf Syrien und Egypten gerichtet, welche Länder die Engländer, nach der franzöſiſchen Anſicht, ſchwach und getrennt wünſchten, um beide Wege nach Indien zu haben; Frankreich wollte Egypten ſtark und mit Syrien vereint, damit dieſe Länder nicht in engliſche Abhängigkeit fallen ſollten. Dieſe Politik war im Wege der Negotiation von dem vorhergehenden Miniſterium befolgt worden, das Thiers getadelt hatte, als habe es nicht genug gethan, und deshalb glaubte etwas mehr thun zu ſollen als der Vorgänger: daher die Zögerungen, womit er die andern Mächte glaubte hinzuhalten, und als Schüler Talleyrand's feiner zu ſeyn als Palmerſton. Doch dieſer gewandte und (wie überhaupt die engliſchen, darin ihren Seeleuten ähnlichen Staatsmänner), wo es nöthig iſt, gleich raſche und kühne Diplomat hat durch Abſchluß eines Vertrags mit den andern Großmächten Thiers Feinheiten durchhauen: daher großer perſönlicher Aerger für Thiers, daher gekränkte Empfindlichkeit aller Franzoſen, daß ihnen nicht unbedingt nachgegeben, und etwas ohne ſie geordnet worden. Doch Egyptens Paſcha hatte wohl für die Franzoſen zu wenig praktiſchen Werth, um für ihn Europa den Handſchuh hinzuwerfen. Der zu großen Anſtrengungen nöthige Nationalenthuſiasmus konnte nur durch einen näher liegenden Vortheil — wie das linke Rheinufer — erhalten werden; daher Andeutungen hierauf von Thiers Seite, um nur für die in der ſyriſchen Frage erlittene Zurückſetzung eine Genugthuung zu erhalten, große Kriegszurüſtungen nach der Lehre: si vis pacem, para bellum. Aber gegen ganz Europa wirklich den Krieg zu beginnen, war nie ſeine Abſicht; er kannte

Die Parlamentar-Regierung' Frankreichs iſt kein Schreckbild für Europa, nach dem Gang ſeines dermaligen

---

zu gut Europas Kraft, ſo wie der Franzoſen, die etwas beſitzen, friedliche Stimmung, und wurde auch der Enthuſiasmus der Jugend auf eine Art rege gemacht, daß er, Thiers, ihren kriegeriſchen Geiſt nur ſchwer hätte bändigen können, ſo war doch wohl in Frankreich Niemand, keiner der Pariſer Haus- und Ladenbeſitzer ausgenommen, froher, daß der König von ſeiner Prärogative und ſeinen Stimmen in der Deputirtenkammer Gebrauch machte, um ihm die Leitung der Geſchäfte zu nehmen, und ſodann Frieden zu erhalten, als er ſelbſt. Er ſah ein, daß jetzt nichts zu gewinnen ſey.

Während ſo Viele an Krieg glaubten, wankte in mir nie einen Augenblick die gegentheilige Anſicht, weil ich mich überzeugt hatte, daß die Pariſer Mittelklaſſe, welche die entſcheidende Stimme führt, den Krieg nicht wollte und nicht wünſchen konnte. Jeder Hausbeſitzer in Paris, jeder Beſitzer eines Ladens, und welches Haus hat keinen Laden? verlöre bei dem erſten Kanonenſchuſſe 30—50 pCt. am Werthe ſeines Vermögens; die Induſtrie im Innern Frankreichs iſt aber innigſt mit der Pariſer verwoben. Wegen eines Attentats gegen die Perſon des Königs 1839 waren in Paris einige Beſorgniſſe rege geworden, und ſogleich traten Einſchränkungen in den Geſchäften ein; die Folge war, daß die Spitzen und Stickereien von Sens, die 20.000 Mädchen daſelbſt und in der Umgegend beſchäftigen, um 20—25 pCt. im Werthe fielen. Doch wenn ich von einem neuen Miniſterium Thiers, ungeachtet der Sage, daß in des Herzogs von Orleans Papieren gemeinſchaftliche Arbeiten von dieſem Prinzen und Thiers gefunden wurden, die ausgebreitete Pläne zu einem Angriffskrieg gegen Deutſchland enthielten, keinen Angriff auf Deutſchland beſorgen werde, ſo will ich damit nicht ſagen, daß er, oder irgend ein franzöſiſcher Miniſter das linke Rheinufer ausſchlagen würde, wenn es mit guter Manier zu bekommen wäre. — Daher mögen Deutſchlands Völker über Wehr- und Lehr- nie den Wehrſtand und die Wehre vergeſſen, und Deutſchlands Fürſten ihre Völker immer ſo behandeln, daß ſie vergnügt und ſtolz auf den deutſchen Namen ſeyn können. Der Schwache (und Stärke geben nur Seele und Körper vereint) wird, nach dem Naturgeſetz, zuletzt die Beute des Starken. Aber jetzt mag der Deutſche nicht nur des Franzmanns Weine ſich munden laſſen, ſondern mit ſchuldloſer Biederkeit ihm die Hand bieten; ſein blaues, ruhiges Auge mag mit ungeheuchelter Freundlichkeit in das glühende ſchwarze Auge des Marſeillers ſchauen. Frankreich wird ſo lang nicht daran denken, uns etwas zu nehmen, als es uns achten wird. — Daß Deutſchland Frankreich nie beleidigen werde, verſteht ſich von ſelbſt: in einem ſolchen Falle würden in Frankreich alle Privatintereſſen vor dem Gefühl der beleidigten Nationalehre in den Hintergrund treten.

[1] Als das Miniſterium Thiers gebildet war und man fragte, was ſein Charakter ſey, bob Berryer, deſſen Beruf als legitimiſtiſcher Redner vorzüglich war, dem König Louis Philipp Empfindliches zu ſagen,

erſten Miniſters, ſie iſt es noch weniger mit Rückſicht auf die Partei, welche ſeine ſicherſte Stütze bildet und von der Sie, mein Herr, der würdige Repräſentant ſind.

---

hervor, daß dadurch die perſönliche Regierung beſeitiget und die parlamentäre eingeführt worden ſey. Worin nun letztere beſtehe, darüber wurde in beiden Kammern viel verhandelt, und das Reſultat iſt: daß unter der perſönlichen eine ſolche verſtanden wurde, wo die Miniſter eigentlich gar keinen Willen haben, nicht die Repräſentanten irgend einer großen Partie im Staate, ſondern unbedingt Werkzeuge des Monarchen ſind.

In der parlamentären muß der Miniſter eigenen Willen, eigene Anſichten haben, jedoch darf er nicht meinen, mit der Majorität der Wahlkammer allein verwalten zu können, er muß auch das Vertrauen der Pairs, des Monarchen genießen; keine der drei Gewalten darf ſich ein entſchiedenes Uebergewicht über die andern anmaßen; der Miniſter tritt ab, ſobald er das Vertrauen der einen verloren hat. Deshalb war einige Jahre früher Thiers zurückgetreten, wiewohl er noch die Mehrheit in der Deputirtenkammer für ſich hatte, weil ſeine Anſichten über die ſpaniſchen Angelegenheiten nicht mit jenen Louis Philipps übereinſtimmten.

Der Monarch ſoll nicht dadurch beſeitiget werden, ſondern bei dem Kampfe zweier, durch große Parteien vertretenen Meinungen erhält, durch das Dazwiſchentreten der dem Kampfe aufmerkſam folgenden Krone, diejenige das Uebergewicht, die ſich nach und nach als die vorzüglichere bewährt hat, oder deren Gegenpart auf einem falſchen Weg betroffen wurde. Nun iſt hier nie die Krone, welche den Sieg der einen Partei möglich macht, die Beſiegte, ſondern immer nur der Miniſter, der ſeine eigene Meinung vertritt, dagegen auch die jedesmalige Verwaltung immer durch den Beitritt aller jener verſtärkt, die in ſeine Perſönlichkeit, in ſeinen Charakter und ſeine Kenntniſſe Vertrauen ſetzen; von der Krone herbeigerufen, verſtärkt, von ihr entfernt, deckt er ſie. Der König regiert ſomit wirklich in dieſer parlamentären Regierung, nicht die Wahlkammer, und dieſer theoretiſche Satz erprobte ſich auch vollſtändig bei Thiers Erhebung am 1. März, und Entlaſſung im Oktober 1840. Der König verfügte in der Deputirtenkammer beiläufig über 40 Stimmen; hätte er dieſe Thiers entzogen und auf die rechte Seite geworfen, ſo würde Thiers ſchon bei der erſten Probe der geheimen Fonds gefallen ſeyn; als aber Thiers in ſeinen Kriegsrüſtungen zu weit ging für die Ruhe von Europa, wandte der König ſeine Stimmen dem erhaltenden, friedlichen Prinzipe zu, und Thiers verlor die Majorität. Bei dem Mangel eines entſchiedenen, bedeutenden Uebergewichtes einer der zwei Hauptparteien des Stillſtandes und des Fortſchrittes, wird Louis Philipp zwar nie einen Miniſter halten können, der in irgend einer, beiden Theilen am Herzen liegenden Frage unterliegt, aber er wird jedem, aus dieſer oder jener Partei hervorgegangenen Miniſter, ſo oft er will, die Majorität entziehen können.

Sein perſönlicher Einfluß auf die Staatsverwaltung hat daher

Moralität und Rechtssinn, nach dem einstimmigen Urtheile aller Franzosen die Grundlage Ihrer Meinungen und Ihrer Handlungen, würden sich bei Ihnen in den auswärtigen Verhältnissen so wenig verläugnen, als in der inneren Politik und im Privatleben; was haben hiernach von Ihrem Einfluß Nachbarn zu besorgen, welchen jeder feindliche Gedanke gegen Ihre Nation fremd ist?

Sie kennen Ihre Kräfte und wissen, daß Ihre Nationalsicherheit nicht von einigen Quadratmeilen mehr abhängt; sie suchen den Fortschritt[1] in der inneren Verbesserung Ihres Landes durch die Wege der Verwaltung und der Gesetzgebung, und weihen dabei Ihre besondere Sorgfalt den unteren Volksklassen, die allein manchmal zur Unruhe geneigt sind.

Welche Veränderungen in der konstitutionellen Organisation

---

bis jetzt immer entschieden, zum Glück für die Ruhe von Europa entschieden, so oft auch die Minister wechselten, wo es sich bald um Erhaltung und bald um Entwicklung handelte; er unterlag im Grund nur da, wo sein rein persönliches Interesse ohne Stütze in der Meinung der Männer des Fortschrittes oder des Stillstandes hervortrat, z. B. in der Apanagefrage.

[1] progrès, conservation, Fortschritt, Erhaltung sind die Losungsworte der beiden Hauptparteien, von welchen die eine Fraktionen enthält, von der naturgemäßen, allmählichen Entwicklung bis zum Umsturz, die andere von Stillstand und nur so viel Bewegung, als zum Leben gehört, bis zum Rückschritt. Die Doktrinäre, Guizot an der Spitze, haben eine bestimmte Ordnung der Dinge im Auge, von der sie nicht abweichen wollen, aber um gerade diese zu erreichen, nöthigenfalls so wenig Fortschritt als Rückschritt scheuen, im Ganzen jedoch mehr den Fortschritt. „Je déteste le progrès," sagte der Doktrinär Piscatori. „Nous sommes dans le progrès," hörte ich in Barrots Salon sagen. Indessen zu viel konnte sich Thiers, der auch mit Guizots Hülfe gestiegen war, nicht verstehen: er erklärte bestimmt, daß er jetzt sich jeder Wahlreform widersetzen und sich nur zu einer besseren Bestimmung des Begriffes Attentat, Angriff auf den Staat, verstehen würde. Den Geschwornengerichten waren nämlich die Aburtheilungen der Angriffe auf den Staat, zu Gunsten der Pairskammer, durch die Septembergesetze entzogen worden; den Begriff von solchen Angriffen dehnte man weit, selbst auf einfache Preßvergehen aus: eine nähere gesetzliche Begränzung des Begriffes von Attentat war das Zugeständniß, das Thiers der Linken machte.

Die von Barrot beantragte Wahlerweiterung hatte vorzüglich die geistige Ausbildung im Auge: Doktoren, Advokaten, Gelehrte ꝛc. unter der allgemeinen Bezeichnung: Capacitäten.

Ihres Landes unter Ihrem Einfluß ſich auch ergeben mögen, wer könnte daraus Beſorgniſſe für die Ruhe von Frankreich, von Europa ſchöpfen?

Wäre es wohl zum Erſchrecken, wenn der Wirkungskreis der geſchwornen Gerichte in Frankreich dem in England gleichkäme, wenn Ihre Nationalrednerbühne einer größeren Anzahl von Capacitäten offen ſtünde? Würde die Zahl der Staatsbürger, die politiſche Rechte ausüben, vergrößert werden, wären es nicht um ſo viel mehr bei der Erhaltung der beſtehenden Ordnung der Dinge betheiligte Individuen? oder würde der kleine Gutsbeſitzer etwa lieber ſein Vermögen der Anarchie und ehrgeizigen Träumereien aufopfern, als derjenige, der eine etwas höhere Steuer zahlt? Deutſchland kann bei Ihnen nur mit Vergnügen ein Transaktionsſyſtem[1] ſehen, das dahin zielt, unter derſelben Fahne die größtmöglichſte Anzahl von Bürgern im Staate, von Deputirten in der Kammer zu vereinigen; eine Majorität zu ſchaffen, nicht erkünſtelt, ſondern gegründet auf die Sympathie von Frankreich, das linkes Centrum ſcheint, eine Majorität, ſtark durch Zahl, Grundſätze und aufrichtige Zuſtimmung der Krone, wodurch jedes Syſtem von Beſtechung überflüſſig wird, — (Beſtechung durch Stellen, die man Deputirten nur deshalb verleiht, weil ſie Deputirte ſind, Beſtechung durch die Unterſtützung, die man der Candidatur öffentlicher Diener[2] nur deshalb gewährt, weil man

---

[1] Da nicht die Linke allein das vorige Miniſterium geſtürzt, Thiers erhoben hatte, ſo wurde eine Vereinigung der Anhänger des jetzigen Zuſtandes, ohne Rückſicht auf die früheren Verhältniſſe, beantragt, zugeſichert, ein Verſchmelzungsſyſtem. Beamte ſollten nicht entfernt werden, weil ſie früher einem Miniſterium von einer andern Farbe angehörten.

[2] Die zu große Anzahl öffentlicher Diener in den Kammer war von der Linken früher als ein Mißbrauch bezeichnet worden, der jedem Miniſter zu viel Gewalt gab; Maßregeln dagegen wurden beantragt. Als die vorige Oppoſition, die Linke, Antheil an der Regierung bekam, wurde, um ſie in Verlegenheit zu bringen, dieſe Frage wieder hervorgeſucht und diskutirt, aber ohne Reſultat. Wie verſchieden doch die Anſichten ſind! in Frankreich glaubt die Regierung ſich mehr Einfluß durch viele Beamte in der Kammer zu verſchaffen, und in einigen deutſchen Staaten wurde durch Verweigerung des Urlaubs bei gewählten Beamten alles Mögliche gethan, um die Wähler für die Zukunft von der Wahl von Beamten abzuhalten.

ſie für abhängig hält; Beſtechung durch die Art Proconſulat, welches man den Deputirten in Anſehung aller in ihren Bezirken zu verleihenden Stellen oder zu ergreifenden Maßregeln deshalb zugeſteht, weil man jede Stimme zählen und zu gewinnen ſuchen muß); — eine Majorität, deren Stärke der Regierung die Dauer verbürgen und ihr erlauben würde, jede Stelle nur dem Würdigſten zu verleihen, und jeden Beamten lange genug auf ſeinem Platz zu laſſen, um daſelbſt Gutes zu ſtiften.

Ich glaube, mein Herr, daß im Allgemeinen Ihre Inſtitutionen Ihren Nachbaren um ſo mehr Vertrauen einflößen werden, je weniger Sie daran verändern, und wenn Sie, in ſo fern Sie das demokratiſche Prinzip mehr entwickeln, gleichzeitig das ariſtokratiſche verſtärken, ein Prinzip, das im Grunde bereits in allen, den Capacitäten, den Grundbeſitzern ertheilten konſtitutionellen Privilegien beſteht: es iſt dies Ariſtokratie. Ja, ein Ihrer Pairie, wenn Sie daran ändern wollen, eingeſchaltetes Element von Erblichkeit, indem es in den Kreis derſelben junge Pairs brächte, würde den Fortſchritten der Zeit weniger entgegen ſeyn, als eine Verſammlung von Berühmtheiten einer vergangenen Zeit. Sie haben Beweiſe davon in den intereſſanten Verhandlungen der Kammer über die geheimen Fonds geſehen, und wir ſahen davon den Beweis in unſerer bayeriſchen Pairskammer.

Allein ich bemerke, mein Herr, daß ich mich an Beobachtungen über Ihre inneren Angelegenheiten wage, während ich doch nur mit Ihnen die Verhältniſſe meines Landes zu dem Ihrigen beſprechen und Ihnen ausdrücken wollte, daß Frankreich nach dem neuerlichen Gange der Ereigniſſe meinen Landsleuten keine Beſorgniſſe einzuflößen vermag. Sie wünſchen Frankreich glücklich, zufrieden, unter der Herrſchaft von Männern und Inſtitutionen zu ſehen, welche ſich der Zuſtimmung und des Vertrauens der Nation zu erfreuen haben, dieſe Nation immer beſſer über ihr wahres Intereſſe erleuchtet und ſtark in allen Klaſſen der Geſellſchaft durch Rechts- und Sittlichkeitsſinn, wie ſie es bereits durch ihre Vaterlandsliebe und durch ihre Anhänglichkeit an den Rechten iſt, die ihr vierzigjährige Bemühungen und Opfer erworben haben.

Wenn ich in meinen Beobachtungen Ihnen von dem linken Rheinufer ſprach, ſo geſchah es, weil man in ruhigen Zeiten ohne Gefahr jede Frage behandeln kann, und weil ich jenen Gegenſtand

der Gelüſte von Seiten vieler Franzoſen, und der Beſorgniſſe von Seiten vieler Deutſchen, als das einzige geheime Hinderniß anſehe, das bei vielen Individuen beider Nationen der aufrichtigſten Freundſchaft entgegenſtehen könnte, und weil Niemand beſſer als Sie, mein Herr, in der Lage iſt, Ihre Mitbürger aufzuklären.

Ich werde mich ſehr geſchmeichelt fühlen, wenn Ihre hohen Beſchäftigungen Ihnen erlauben, ſich von Zeit zu Zeit eines Ihrer aufrichtigſten Bewunderer zu erinnern.

v. Cloſen.

Amtliche Vielschreiberei.

Es steht irgendwo geschrieben, „aller Geist wolle jetzt ins Papier fahren.“ Man könnte, wenigstens was das Schreiben in Amts- und Verwaltungssachen betrifft, vielleicht mit mehr Recht sagen: „das Papier wolle überall den Geist aufsaugen.“

Die Jahre seit den Befreiungskriegen haben uns von manchem alten Uebel losgewickelt, Regierungen und Volk sind vorwärts gegangen, hier bedächtig, dort behender, aber das Uebel der amtlichen Vielschreiberei ist in diesem Zeitraume eher gewachsen, als es gemindert worden ist, ja es hat sich in manchen Fächern der Verwaltung seitdem erst recht organisirt und festgesetzt.

Es verdient dieser Gegenstand wohl in einer Zeitschrift angeregt zu werden, welche dem vernünftigen, besonnenen Fortschritt gewidmet ist, und welche manche Verbesserungen, wenn nicht veranlaßt, doch wenigstens früher als nothwendig dargestellt hat, als sie ins Leben traten.

Hier mögen einige Andeutungen genügen. Erleuchtete Vorgesetzte und tüchtige Fachmänner mögen je nach der Oertlichkeit die Kanäle ausstecken und ziehen, durch welche die Augiasställe gereinigt werden sollen.

Dieser Ausdruck scheint hart, wenn man aber den Verlust an Kräften und Zeit in meist rein unfruchtbarer Arbeit bedenkt, den Raum, welchen die aufbewahrten Aktenbündel fortwährend ausfüllen, die Unruhe und Ungewißheit, welche während des amtlichen Hin- und Herschreibens die Betheiligten peinigt, so wird man denselben nicht übertrieben finden.

Der Grund der Vermehrung der Vielschreiberei seit den letzten dreißig Jahren ist ein dreifacher.

Erſtens hatte man ſich in den meiſten Fächern der Verwaltung neu einzurichten, Verſäumtes nachzuholen, Steuerfuß und Hypothekenbuch zu ordnen, von der Naturalverwaltung zur Geldwirthſchaft überzugehen, die Amtsbezirke zweckmäßiger einzutheilen, Behörden zu trennen und vernünftiger abzugrenzen.

Zweitens wollten die oberſten Behörden gegen die eingeführten oder wieder hergeſtellten Landſtände, wollten die Unterbeamten gegen die Vorgeſetzten ſich ſicher ſtellen, zu Allem ſollten Belege und Beweiſe, rechtfertigende Aktenſtücke bereit liegen.

Drittens hatte man, indem man den vorgefundenen Uebelſtänden abhelfen, die allgemeine Noth lindern, die den Völkern gegebenen feierlichen Verſprechen erfüllen wollte, mit ungeübten, in ganz andern Zeiten und Umſtänden verknöcherten Organen zu handeln.

Dieſes erklärt vollkommen und entſchuldigt theilweiſe die Mißſtände, von welchen wir hier reden. Zu durchgreifenden Reformen in dieſem Fache fehlte bei dem Wiederaufbau der Staatsorganismen nichts als Zeit, Geld und eine Kraft, welche neue und große Gedanken rückſichtslos durchzuführen vermocht hätte.

Nun liegt aber in der Geſammtheit der untergeordneten Beamtenklaſſe eine Kraft des paſſiven Widerſtands, an welcher ſelbſt ein Napoleon vergebens ſeine Stärke verſucht haben würde. Es wäre ihm hier ergangen, wie es ihm mit dem katholiſchen Klerus erging, und überdem fand er das bequeme, für den franzöſiſchen Charakter ganz geeignete Büreauſyſtem bereits vor, welches alle Vorzüge und alle Nachtheile eines gegliederten Deſpotismus in ſich trägt, aber weder die nöthige Kontrole bietet, noch fähig iſt, den Generalſtab der Verwaltung nachzuziehen. Es handelt in Einem Geiſte, aber einen Geiſt bedarf es dringend, um es zu beleben.

Wir in Deutſchland, und am früheſten in Preußen, haben uns für den Fall unthätiger Regenten vorgeſehen, daß die Staatsmaſchine denn doch nicht zerfalle und ſtille ſtehe, Collegialverfaſſung und wechſelſeitige Ueberwachung vorgezogen.

Es iſt uns das Wort Staatsmaſchine entſchlüpft, und wir haben mit demſelben unſer Confiteor ausgeſprochen. Alle Maſchinen werden nun zuerſt weit zuſammengeſetzter erdacht, weit koſtſpieliger vorgerichtet, als ſie nachher im allgemeinen Gebrauche erſcheinen, es ſey denn eine Waſſerſchraube, welche aber auch einen Archimedes zum Erfinder hat.

Vereinfachung ist nun bei allen Maschinen das Losungswort. Wohlfeiler, handsamer, weniger Raum einnehmend, weniger Störungen ausgesetzt sollen sie werden. An Vereinfachung der kostspieligsten, stets arbeitenden Maschine zu denken, wäre wahrlich an der Zeit!

Hier denkt man nicht daran, weil man wähnt, Wichtigeres zu thun zu haben, dort will man die Zahl der Staatsbeamten nicht vermindern, weil man beabsichtigt, eine Partei durch dieselben für sich zu werben; hier denkt man, man müsse die Leute, welche man habe, doch beschäftigen, dort mögen ständische Abgeordnete an ihre Söhne gedacht haben, welche auf Versorgung harren. Es ist gar bequem, sich oder seine Angehörigen von der Staatskasse ernähren zu lassen, und dabei einen, wenn auch winzigen Theil am Staatsregiment und der hiemit verbundenen Achtung für sich zu nehmen.

Unterscheiden wir zuerst die Fächer, in welchen vorläufig keine Vereinfachung möglich ist, von denen, in welchen diese eingeführt werden könnte und eingeführt werden sollte.

Daß bei Güterabschätzungen, wo auf lange Zeit Begünstigungen oder Ueberlastungen in der Grundsteuer zu befürchten wären, daß bei Grund- und Pfandbüchern Ausführlichkeit, Ueberwachung und sorgfältige Aufbewahrung aller Urkunden dringend geboten seyen, darüber werden wohl Alle einig seyn.

In gleichem Falle sind die Verhältnisse der Geschlechter und Einzelnen, welche auf Erbgang, Berechtigungen, Stiftungen und Stellungen in Staat und Gemeinde sich beziehen. Hier wird gewöhnlich nicht nur nicht zuviel, sondern oft zu wenig aufgezeichnet, nachgetragen und berichtigt.

Auch manche Gerichtsakten werden schwerlich bedeutend abgekürzt werden können; denn es ist möglichste Vollständigkeit des Erhobenen sowohl da nöthig, wo es sich um Leben, Ehre und Eigenthum des Einzelnen handelt, als da, wo die Behörde zu eigener Beruhigung und Rechtfertigung alle Belege bereit haben muß.

Es handelt sich also vorzugsweise von Gegenständen der Verwaltung, und von Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in alles Gerichtswesen.

Die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten werden in der Regel mehr in Anspruch genommen von dem, was die übrigen

Miniſterien ihnen zu Betreibung oder Erledigung übermachen, als von der wirklichen Politik, deren wichtigſter Gegenſtand ohnehin jetzt in Deutſchland in den Wirkungskreis der Handels- und Finanzminiſterien fällt.

Dieſe, ſo wie die Miniſterien des Innern, des Kultus und die des Kriegs, hätten, ſo ſollte man wenigſtens glauben, um ſo eher die Zeit ihrer Geburtsſchmerzen längſt hinter ſich erblicken können, als ſchneller Wechſel des Perſonalbeſtandes und Herumwerfen von Syſtemen nicht im Charakter der deutſchen Regierungen liegt, und als das Neue meiſt ziemlich bequem an das vorgefundene Alte ſich anzuſchmiegen pflegte.

Die Uebergangsperiode gab freilich vielen Stoff zum Aufräumen, Verbeſſern, Wiederherſtellen und zur Vorbereitung einer erträglichen Zukunft; es ſcheint aber, daß die Fluth von Tinte aus ihrer Zeit noch keine Anſtalt mache, in ein gemäßes, wenn auch reichlich zugemeſſenes Bette zurückzutreten.

Dieſes wäre um ſo billiger, als jetzt die Verordnungen deutlicher, deutſcher und verſtändiger abgefaßt werden, als die Vorbildung der Standes-, der Staatsbeamten ſorgfältiger überwacht wird, und als bei dem großen Zudrange zu allen Stellen die tauglichſten Werkzeuge ſich leichter ſollten herausfinden laſſen.

Nichts deſto weniger hört man überall klagen, daß die Maſſe der Geſchäfte über den Kopf wachſe, und nur zu viele Obenſtehende ſuchen ihren Ruhm in der Zahl der eingegangenen und ausgefertigten Geſchäftsnummern.

Jeder unſerer geneigten Leſer iſt wohl mehr als einmal in den Schreibſtuben geweſen, welche man jetzt Kanzleien betitelt, oder in den Expeditionszimmern der Behörden. Er wird ſich der dumpfen, mit Gerüchen von Siegellack, Klebwachs und Pappe geſchwängerten, gewöhnlich überheizten Atmoſphäre, der langweiligen Geſichter der Arbeiter, welche dort das Irionsrad zu bewegen haben, der Ueberärmel der Regiſtratoren, der abgetragenen Arbeitsröcke der Uebrigen, der Eile erinnern, mit welcher mitten in einem Worte abgebrochen wird, wenn die erſehnte Erlöſungsſtunde ſchlägt. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß hier der geiſtig Begabte ſich unglücklich, der Beſchränkte ſich wenigſtens nicht glücklich fühlen müſſe, und daß beide wohl im Stillen den vorüberreitenden Poſtknecht beneiden mögen, welcher doch wenigſtens

in freier Gottesluft ſich abmüht und ins Horn ſtoßen kann, wenn er Langeweile hat.

Dieſer geſchäftige, das Unvermeidliche mechaniſch und verdrießlich abmachende Müßiggang wird in den zahlreich beſetzten Schreibſtuben bedeutender Handelsleute nicht gefunden, Zwecke und Ergebniſſe ſind dort näher, erkennbarer und einfacher, es iſt dort mehr Liebe zum Geſchäft und zum Hauſe, es iſt dort ein Geiſt anzutreffen, entgegengeſetzt dem, welchen der treffliche Thümmel ſo ergötzlich in dem Kanzliſten vorführt, welcher dem fürſtlichen Titel lange unbemerkt Theile abſchnitt, um Zeit zu Wartung ſeiner Blumen zu erübrigen.

Doch ſtatt uns bei dieſer ergötzlichen Geſchichte, oder der „Geſchichte eines Munitionswagens“ und des „bemängelten Medizinſtöpfels“ aufzuhalten, wollen wir einen Fall anführen, welcher beweiſen mag, welche Arbeit die Verwaltungen ſich ſelbſt geſchaffen haben, ohne übrigens vor Veruntreuungen im Großen geſichert zu ſeyn, wovon ſchlagende Beweiſe vorliegen, beſonders aus der Zeit, in welcher nachſtehender Fall vorkam.

Fürſt Joſeph Poniatowsky, derſelbe, welcher bei Leipzig den Tod fand, diente im Türkenkriege 17$^{95}/_{96}$ als Freiwilliger in dem öſterreichiſchen Heere, und verließ daſſelbe ſogleich nach dem Frieden wieder. Viele Jahre nachher war er in lieber Geſellſchaft auf dem Lande, als ſein Haushofmeiſter in Warſchau ihm einen Reitenden zuſandte, um ihm ein aus Wien mit dem k. k. Sigel eingelaufenes Packet zu überbringen. Es enthielt: „S. D. hätten im Feldzuge einige Tage hindurch“ (während welcher der Fürſt auf einer Jagd war) „ihre Rationen nicht gefaßt; da hierorts der Agent S. D. unbekannt ſey, ſo frage der Hofkriegsrath an, an wen das Guthaben von 2—3 fl. gegen Quittung auszuzahlen ſey.“

Der Fürſt überließ es den Invaliden, und erzählte dieſe Geſchichte ſtets mit der Bemerkung, wenn er an die Maſſe Papiers denke, welche habe abgerollt werden müſſen, ehe man an dieſe Rationen gekommen ſeye, ſo ſchaudere ihm die Haut.

Kontrole iſt oft gut und nothwendig, aber mehr noch ſind dieſes verſtändige, ehrliche Leute. Im Revolutionskriege konnte man die Verpflegsbeamte vor aller Welt mit einem Luxus leben ſehen, für welchen auch die reichlichſte Beſoldung nicht ausgereicht haben würde. Dabei ſprach man im Heere, wie im Publikum

offen von Veruntreuungen im Großen, und wie die Absicht der väterlich vorsorgenden Regierung durch ihre Organe selbst, zu wesentlichem Nachtheile des Dienstes, vereitelt werde.

Wenn sich also in letzter Instanz und in Fällen, wo es sich um Leben und Gesundheit von Tausenden, vom großen Zwecke eines solchen Kriegs handelt, von einer alten, durchgebildeten Verwaltungsschule keine wesentliche Durchführung des Bezweckten erreichen ließ, so fragen wir, wofür für minder wichtige Zwecke Zeit, Geld und Raum an unfruchtbringende Arbeit fortwährend verschwenden, und wofür eine Kraft der Trägheit gegen jede Verbesserung wider den Geist schaffen, welcher allen Regierungen stets unentbehrlich war, und in unseren Tagen wahrlich nothwendiger ist, als jemals?

Wir gestehen gerne zu, daß Manches geschehen ist zu einiger Vereinfachung des Geschäftsganges. Man verfaßt Gesetze und Instruktionen deutlicher und vollständiger, man lithographirt, und läßt sogar drucken, was in vielen Exemplaren auszufertigen ist; aber die richtige Stellung zwischen Oben und Unten, das Verhältniß der Leitung zu der nothwendigen freien — aber im Geiste des Ganzen freien — Bewegung der örtlichen Behörden scheint noch nicht aufgefunden zu seyn, und hier sitzt die Quelle des Uebels, von welchem wir reden.

Hier erblicken wir die Möglichkeit einer Abhülfe in der Anstellung tüchtiger und thätiger Vorsitzenden, und in Abänderung des Organismus.

Unbedingt wäre wohl der kollegialen Berathung Alles zu unterbreiten, was Regierungsgrundsätze, Gesetze und bleibende Verbesserungen betrifft. Hier will die Sache von allen Seiten beleuchtet seyn, jeder Schwierigkeit muß ihr Recht wiederfahren, jede Ansicht vertreten werden. Vorschnelle, wenn auch noch so treffliche, ja geniale Abänderungen des Bestehenden scheitern gewöhnlich durch Vernachlässigung der Transaktionen, welche den Uebergang vom Alten zum Neuen vorzubereiten haben, und diesen fehlen die Vertreter niemals in den ersten Stimmführern eines Kollegiums. Hier wird aber der geschriebene Niederschlag nie als überflüssig oder zu weitläufig getadelt werden, er wird im Gegentheile die Hauptquelle des Unterrichts für jüngere Räthe und für den Protokollführer selbst.

Dagegen ist die überwiegende Mehrzahl der Geschäfte von der Art, welche man „laufende" benennt, ungeachtet sie häufig den Namen der „stockenden," oder „schleichenden" zu verdienen scheinen. Diese sollten unbedingt von den Referenten, auf deren Verantwortung hin, buralistisch abgemacht und die Sache nur alsdann vor das Kollegium gebracht werden, wenn einer der oben berührten Fälle im Gange der Geschäfte eingetreten ist. Wie gewöhnlich die örtlichen Beamten von den Ministern vorgezogen werden, welche verstehen selbstständig zu handeln, so würde das Kollegium gewiß dem Rathe dankbar seyn, welcher die wenigsten Fascikeln auf den Sitzungstisch mitbringt.

Man betrachte einmal die Thätigkeit eines großen Handelshauses in wichtigen Momenten. Es läuft eine bedeutende Nachricht kurz vor Abgang der Post ein. Wie ruhig, wie schnell wird da disponirt, copirt und expedirt. Oder man verfüge sich in einen Bahnhof. Es scheint, eine neue Völkerwanderung wolle eintreten, so viele Leute, so viel Gepäcke sollen in wenigen Minuten eingeschrieben, kontrolirt, aufgeladen und abgefertigt werden, und mit wie wenigen Menschen, mit welcher Behendigkeit und dennoch mit welcher Genauigkeit geht Alles!

Wo es also seyn mußte, wie in den erwähnten Fällen, auch bei Brief- und Fahrposten, und auf den Dampfschiffen, da war es zu erreichen. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß in den meisten Fächern der Verwaltung Aehnliches bewirkt werden könnte, wenn man nur wollte, oder müßte, aus Furcht vor Mitbewerbung.

Wir können nicht umhin, auf die Dampfschiffe zurückzukommen. Wer die Küchen derselben gesehen hat, wird sich gewiß des Staunens nicht haben erwehren können über den engen Raum, in welchem die Köchin zwischen zwei Feuer gestellt, jeder augenblicklichen Forderung genügen, und für ein zahlreiches, stets wechselndes Publikum ein anständiges Mittagessen liefern muß. Er wird gewiß seiner eigenen, wenn auch vorzüglichen Köchin diese Schule für einige Wochen im Stillen angewünscht haben. Eben so gerecht, und viel weiter ausgreifend ist aber der Wunsch, daß die Staatsdiener, welchen nichts zu ausführlich, bedächtlich und, wie sie behaupten, gründlich gemacht werden kann, auf einige Zeit in eine der Schulen gehen möchten, wo Zeit, Raum, Papier möglichst knapp zugemessen, die Verantwortung groß und persönlich,

das Publikum aber so gelaunt ist, wie überall, wo es für sein Geld Gegendienste verlangt.

Wir erklären ausdrücklich und bestimmt, daß wir nicht des Glaubens sind, die Regierungen hätten den Geschäftsgang systematisch so verwickelt, um den Unberufenen ferne zu halten, den Ungeduldigen zu ermüden, und möglichst viele Werkzeuge der Gewalt anzustellen und zu beschäftigen. Das Wesen gestaltete sich überall beinahe auf dieselbe Weise. Die anfangs einfachen Geschäfte verwickelten sich durch die Ausbildung der gesellschaftlichen Zustände. Die Schreiberei wurde vermehrt, und vermehrte ihrerseits wiederum die Geschäfte. Die Gesetzgebung hielt mit der Verwaltung nicht gleichen Schritt, die leitenden Geister mangelten, und wie im Fache der Rechtspflege die fremden Rechtsbücher aushelfen mußten, und über diese die Meinung der Antecessoren gesetzt wurde, so bildete die Kanzleipraxis sich überall eigenmächtig aus, Niemand wollte, Niemand konnte an den vorhandenen Formen und dem Personalbestande, welcher überall die nothwendigen Notizen allein geben konnte, rütteln, und am Ende sah man sich in einem Irrsal, in welchem nur der den Weg finden konnte, welcher alle Gänge vielfach durchmessen hatte. Daß dieser sich für dasjenige wehrt, was seither Gegenstand seines Alleinhandels war, wodurch allein er sich Geltung verschaffen kann, was er aus langer Gewohnheit für heilig, unantastbar und nothwendig halten muß, ist begreiflich, aber eben so begreiflich wird man es finden, wenn endlich daran gedacht wird, ob und wie man dem Staat, dem Einzelnen Zeit und Geld ersparen, und der Regierungsgewalt schnellere, gelenkigere und wohlfeilere Organe zu Ausführung ihres Willens verschaffen könne.

Wir haben oben bereits darauf hingedeutet, daß wir eine Verbindung des Bureau- und des Kollegialsystems für eines der Heilmittel halten. Neben der Verschnellerung und Abkürzung der Geschäfte, würde die Stelle eines jedem Rathe beigegebenen Assistenten auch eine treffliche Schule für fähige jüngere Männer seyn, welche jetzt durch die unbedeutendsten, langweiligsten Geschäfte erdrückt werden, weil diese kein älterer Rath bearbeiten mag. Ja es will verlauten, daß, wenn ausgezeichnetes Talent und Vorwärtsstreben an einem jungen Referendär bemerkt werden, man denselben hie und da systematisch abzumüden und mürbe zu machen strebe.

Viel überflüssige Arbeit könnte ferner durch einfache Ausfüllung lithographirter Formulare, durch zweckmäßige Einrichtung der Ein- und Ausgangsregister, durch Erledigung in Form von Coupons, welche man in die letzte Rubrik jener Bücher einleimen sollte, besonders aber durch die Indossirung erspart werden, über welche v. Vinke's treffliches Werk: über die Verwaltung Englands, nachgelesen werden kann.

Wenn Ein Geist — aber ein Geist muß es seyn — die ganze vereinfachte Maschine belebt, so verwandle man den geschäftigen Halbmüßiggang der jetzigen Schreibstuben in wirkliche möglichst behende Aufarbeitung des Laufenden, und behalte nur den zurück, an welchem die Aufwartung (der hie und da sogenannte „Spieß") ist, und lasse die Uebrigen ihrer Wege gehen. Nur auf diese Weise kann die Freudigkeit, die Hingebung erreicht werden, von welcher man bei außerordentlichen Fällen auch Außerordentliches fordern und erhalten kann.

Die bedeutendste Verminderung der Vielschreiberei kann aber nur durch Veränderung in den Staatsorganismen bewirkt werden, durch größere Selbstständigkeit der Gemeinden und Körperschaften, durch Organisation der Familienräthe und durch verbessernde Nachahmung des Notariatswesens, wie dieses bei den romanischen Völkern eingeführt ist

Wie es einzelne Minister gibt, welche sich zu Tode arbeiten, weil sie die feste Ueberzeugung haben, Alles, was sie nicht selbst machen, werde schlecht, mangelhaft oder gar nicht gemacht, so gibt es ganze Regierungen, welche wähnen, Alles ordnen, Alles recht gleichförmig behandeln, und das so Organisirte ewig überwachen zu müssen. Bei der Bildungsstufe, auf welcher jetzt unser Bürger- und Bauernstand stehen, darf den örtlichen Behörden ohne Furcht ein weiterer Wirkungskreis, eine freiere Bewegung gestattet werden. Unvermuthete Visitationen und strenge Ahnung amtlicher Vergehen, mündliche Belehrung und Besprechung über wichtige Gegenstände, besonders aber Oeffentlichkeit werden die wirksamste Kontrole der Gemeindebeamten seyn.

Man hat die Nothwendigkeit eingesehen, Arbeits- und Verbesserungshäuser zu errichten und zu erweitern, seit die Werbungen nicht mehr die bösen Säfte der Gesellschaft aufsaugen; man erkennt sogar die Wichtigkeit und die Nützlichkeit der Oeffentlichkeit

durch Einrückung von Artikel in öffentliche Blätter an; aber da gerade, wo der reine Wille der Regierungen am leuchtendsten erscheinen würde, wo die, leider in Deutschland ziemlich zahlreiche Klasse der halben Schelme am leichtesten entlarvt, am schärfsten überwacht werden kann, schaudert man vor jener, und der Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens zurück. Das Uebel wächst in geometrischer Progression der Zeit, binnen welcher man die Reformen verschieben zu können oder verschieben zu müssen wähnt.

Fassen wir die Folgen scharf ins Auge, welche das Nachschleppen dieses unnöthigen Ballastes für den Betrieb der Geschäfte selbst und für die Stellung der Staatsbehörden zu der öffentlichen Meinung haben muß.

Ohne möglichste Abkürzung der Geschäfte kann nicht erreicht werden, daß der Staatsdiener nicht vor der Zeit geistig und körperlich verkomme und einschrumpfe. Mit der Zeit vorzuschreiten, sich selbst in seinem Fache nur leidlich literarisch auf dem Laufenden zu erhalten, ist ihm unmöglich, dazu fehlen ihm nur drei Hauptsachen, Zeit, Lust und Geld. Die Klassen der Gesellschaft, welchen er an Bildung gleich stehen sollte, welchen er in seinem Berufe so oft gegenüberstehen muß, welche er bevormunden soll, schreiten insgesammt vor, er steht stille und geht zurück.

Eine weitere, bei dem jetzigen Stande der Gesellschaft unvermeidliche Folge wird ferner die seyn, und ist sogar bereits hie und da ins Leben getreten, daß eine Menge Angelegenheiten, welche seither vor den Staatsbehörden und von diesen abgemacht wurden, nun unter der Hand, von Schiedsgerichten, von Vereinen ꝛc. werden betrieben werden. Der Staat soll nie in den Fall kommen, daß man wähnen könnte, er sey entbehrlich; daher soll er aber nichts in den Bereich seiner Thätigkeit ziehen, was nicht unabweislich in jenen gehört, und als höchster Repräsentant der Vernunft und des Rechts sich stets und überall darstellen, folglich sich von der Zeit nicht an das Schlepptau nehmen lassen, sondern diese führen. Revolutionen sind stets aus dem Mißverhältnisse der Bildung der Staatsgewalt im Ganzen genommen, und der des Volks entstanden.

Wenn daher die Regierungen nicht in die Lage kommen wollen, in vielen Beziehungen als etwas Entbehrliches angesehen zu werden, so ist es die höchste Zeit, hier vorzusehen und zu verbessern,

wie dieses bereits in andern Gebieten ihres Wirkens, mit weiser Selbstbeschränkung und Selbstverläugnung geschehen ist.

Das Notariatswesen der romanischen Völker hat gewaltige, allgemein anerkannte Schattenseiten, aber die ewige Bevormundung, die ununterbrochene Kenntnißnahme von Seite der Staatsgewalt erscheint dennoch den Bewohnern des linken Rheinufers so sehr als das größere Uebel, daß die deutschen Regierungen sich darauf beschränkt haben, die größten Mißbräuche abzuschaffen, die Anstalt selbst aber bestehen ließen. Wir erlauben uns die Frage, ob nicht eine Vereinigung sämmtlicher Notare einer Provinz in eine Innung die Vortheile der Selbstständigkeit und die der sorgfältigsten Ueberwachung vereinigen könnte. Die Erblichkeit und unbeschränkte Veräußerung der Études müßte natürlich wegfallen, die Aufnahme von Staatsprüfung einerseits und von Zustimmung von Seite der Innung andererseits abhängig gemacht werden, und die Innung müßte für Veruntreuung einzelner Notare einstehen. Wie sie diese überwachen wollte, könnte man ihr überlassen.

In der übrigen Verwaltung, so weit die Regierung sie den Einzelnen und den Korporationen nicht zurückgeben kann, sollte man zuerst an die Beantwortung der so oft aufgeworfenen Frage denken: „Wer soll die Wächter bewachen?“

Das kann nach unserer Ueberzeugung allein eine von gesetzmäßig freier Presse getragene, durch diese wirkende öffentliche Meinung. Wo diese ausgebildet ist, da finden sich sachkundige redliche Männer genug, welche jedem Mißbrauche, und sey er auch durch Jahrhunderte nachgeschleppt, jeder Eigenmächtigkeit untergeordneter Beamten keck entgegentreten, das Zweckwidrige bei seinem Namen nennen, aber die Staatsgewalt auch unaufgefordert und unbelohnt vertreten, wo sie wider Recht und Billigkeit angegriffen wird.

Das Uebel ist furchtbar groß, das bekennen selbst die Männer vom Fache, vom Präsidenten herab bis zum Tagschreiber. Es ist groß nicht nur in Deutschland, sondern beinahe überall, sogar im autokratischen Rußland, wie das merkwürdige Buch des Marquis de Custine es schildert. Seine Wirkung erstreckt sich nicht nur auf überbürdete Finanzen, es erbittert die Stimmung unzähliger Einzelnen, es verrückt den Standpunkt, aus welchem jedes Volk den Staat ansehen soll. Trägheit, Mißtrauen, oft auch eine Art

Stolzes, welcher gerade deßhalb nicht handelt, weil die öffentliche Stimme es verlangt, in welcher er aber nur unberufene Schreier und Jakobiner hört, könnten es dahin bringen, daß die öffentliche Meinung auch die stummsten und geduldigsten Ständeversammlungen zwingen würde, die Finger auf diese schadhafte Stelle etwas unsanft zu legen. Es scheint nicht nur wohlanständig, sondern sogar nothwendig, daß die Regierungen hier die Initiative nicht Andern überlassen.

Die Gutachten wohlunterrichteter und wohlgesinnter Männer, die Beantwortung reichlich zu belohnender Preisfragen, die Berichte tüchtiger Beobachter, welche man für diesen Zweck reisen läßt, sollten nicht nur die Masse reponirter Scripturen vermehren, sondern einer Versammlung befugter Männer zu gründlicher Durchführung der nothwendigen Vereinfachung übergeben werden. Wie bei jeder Veränderung der Soldatenkleidung ein Arzt die erste Stimme haben sollte, so wäre sie hier einem Kaufmann zu geben.

Es wäre befremdend, wenn nicht durch mündliche Verständigung der Vorsitzenden, durch Kopiermaschinen, Steindruck, Stempelung und Indossirung, durch Anwendung einzelner anderwärts eingeführter Abkürzungen, Schnellschreiberei und Druckerpresse allein schon Bedeutendes erspart werden könnte, ehe man an die Vereinfachung des Organismus selbst, an die Anstellung anerkannt rechtlicher ausgezeichneter Männer in geringerer Zahl gelangen würde.

Alsdann würden die unbilligen Forderungen an die Staatsgewalt verstummen, welche jetzt nur deßhalb gemacht werden, weil sie Alles selbst machen und überwachen will, alsdann würde die Lebendigkeit, die Raschheit und auch das Geheimniß, wo es nothwendig ist, in die Geschäfte kommen, über deren Abwesenheit überall so vielfältig geklagt wird, und alsdann, aber auch nur alsdann würde jeder Staatsbeamte im Stande seyn, den Geist in sich wach zu erhalten, welcher die Masse beherrscht, mit der Zeit vorschreitet und nicht nur in gewöhnlichen Zeiten seinen Kreis vollkommen ausfüllt, sondern auch noch Kräfte übrig behält, um bei unvorgesehenen Vorfällen, in außergewöhnlichen Lagen die zweckmäßigsten Mittel in sich selbst zu finden, und sie behende so anzuwenden, wie der Zweck des Ganzen dieses fordert.

Oder soll man es darauf ankommen lassen, daß offener Zwist

entstehe zwischen den Vielen, welche leiden, und den Wenigen, welche nicht helfen wollen, zwischen dem herangewachsenen Mündel und dem Vormund, welcher die Volljährigkeit nicht anerkennen will, zwischen den Männern der Gegenwart und dem Herkommen?

Wie am Ende ein solcher Streit entschieden werden würde, ist leicht vorherzusagen, aber von höchster Wichtigkeit scheint es uns, daß die Weisheit und die wohlwollende Gesinnung der Regierungen zu einem solchen Streit es nicht gedeihen lasse, sondern fürsorglich abhelfe, mit einer Umsicht und Kraft, wie der vielseitige Widerstand sie erfordern wird, den Völkern zum Frommen, den Staatsgewalten aber zu doppeltem Frommen.

H. E.

Ein Wort über deutſche Belletriſtik.

Mercuriale aerum, ipsae Musae opifices, iterum,
ut olim apud Admetum, mercenarius Apollo.

Gottfried Hermann.

Es war in einer der ſchlimmſten Wochen dieſes wäßrigen Jahrs, als mir am Bord eines deutſchen Dampfſchiffs eine Gruppe meiſt ſehr junger Männer auffiel, die ſich äußerſt lebhaft unterhielten und durch ihre Mienen und Manieren eine gewiſſe Bedeutung in Anſpruch zu nehmen ſchienen. Sie waren ſämmtlich elegant, ſo weit Schnurrbart, knapper Handſchuh und phantaſtiſcher Paletot aus einiger Entfernung dieſen Effekt hervorbringen. Einige ſchienen ſich leider — wie übel ſteht es dem Deutſchen an! — zu dem Grade bewußter Eleganz erhoben zu haben, der den Begriff der Eleganz wieder aufhebt, und ich mußte ſpäter mit anſehen, daß ſie beim Diner die Handſchuhe anbehielten. Einer ſchien gewiſſermaßen der Patron der Uebrigen zu ſeyn; er wurde angehört, wenn er mit einem Anſtrich von Würde, der ihm ſehr wohl ſtand, das Wort nahm, während ſonſt jeder nur ſich zu hören ſchien, und doch ſah man wieder, daß es ihnen mit dieſem Reſpekt gar nicht Ernſt war. So viel leuchtete ſogleich ein, es war kein gemiſchter Kreis, ſie gehörten alle mit einander einer der Gattungen an, in welche die geſittete Menſchheit mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit zerfällt. Aber welcher Gattung? Muſterreiter konnten es nicht ſeyn, beurlaubte Militärs noch weniger, „Perſonen von Staud“ am wenigſten. Wir näheren uns neugierig den deklamirenden Leuten; der Wind führte uns mit dem niedergedrückten Rauch der Maſchine einzelne ihrer Worte zu: zwanzig Bogen, Cenſur, Genre, Humor,

Feuilleton, Salon, Redaktion, Concession u. s. w., und dieses Kauderwelsch sagte uns allsogleich, daß wir Vertreter des literarischen Deutschlands, daß wir schöngeistige Schriftsteller deutscher Nation vor uns hatten. Ich lachte, mein Begleiter aber drehte brummend, mit dem verdrießlichsten Gesicht der geistreichen Gruppe den Rücken zu. Man muß wissen, daß der Mann ein Veteran unserer Literatur ist. Er hat seinen ersten Roman noch unter dem Puder gedichtet und war schon vor Auflösung des deutschen Reichs Legationsrath eines seitdem mediatisirten Fürsten; er hat den Wallenstein bei Schiller's Anwesenheit in Lauchstädt aufführen und den Wechselbalg der Romantik aus dem Ei schlüpfen sehen; die Höhe seines Rufes fällt zusammen mit der Blüthe der deutschen Taschenbücher, und er ist von daher bei alten Damen und Junggesellen im besten Andenken; sein literarischer Adelstitel beruht aber in seinen eigenen Augen hauptsächlich darauf, daß er eines der berühmten Xenien im Musenalmanach von 1797, wenn auch mit einigem Zwang, auf sich beziehen kann. Einem solchen Manne mußte im Luftkreis der modernsten Literatur bange werden; er zog mich weg und stand nicht eher still, als bis die Schiffslänge zwischen uns und den eleganten Trägern des deutschen Genius lag. Er ließ sich mit gewohntem Eifer gegen das aus, was er die Arroganz und Petulanz dieser Herrn nannte; er meinte, Seinesgleichen haben sich vor fünfzig Jahren wohl auch breit und mitunter unnütz gemacht; aber — Kurz, wir geriethen in ein lebhaftes Gespräch über das Sonst und Jetzt der deutschen schönen Literatur und Schriftstellerwelt. Der alte Herr machte manche Bemerkung, die mir zu denken gab, und ich will es versuchen, im Folgenden einige der Betrachtungen, zu denen er mich angeregt, niederzuschreiben.

Mein alter Freund hat einst dasselbe Handwerk getrieben, wie jene modernsten Geister, aber in einer ganz andern Welt, unter der Herrschaft ganz anderer Begriffe auf allen Gebieten des Geistes und der Natur. Welche Kluft zwischen damals und jetzt! Es scheint Raum darin für die Entwicklungen von Jahrhunderten, aber der beschleunigte Wagen der Geschichte hat sie in einem Menschenalter überflogen, und mein Legationsrath, der jenseits mit gepudertem Toupet und seidenem Strumpf aufgestiegen, ist unvermerkt, wie auf einem Schienenweg, in b auner Perrücke und

mit dem bequemen Pantalon am geschwundenen Bein diesseits angelangt, eine Reliquie einer Zeit, die, an sich so nah, in ferner Perspektive hinter dem zerstreuten, vorwärtseilenden Geschlechte liegt. Mein Freund, wie er mit seinem ersten Manuscript in der Tasche an Breitkopfs Thüre klopft, und einer der Eleganten dort auf gleichem Berufswege — an diese zwei Bilder ließe sich die ganze Geschichte unserer schönen Literatur seit einem halben Jahrhundert anknüpfen. Ueberhaupt gibt es wohl kein fruchtbareres Mittel, den Charakter der Entwicklungen der neuern Zeit in dieser oder jener Richtung zu fassen, als wenn man einen Stand, eine Körperschaft, ein gelehrtes oder ungelehrtes Gewerbe, kurz eine der gesellschaftlichen Gattungen nach ihrem jetzigen äußern und geistigen Habitus mit der Gestalt vergleicht, die ihr im vorigen Jahrhundert zukam, wenn man überschlägt, ob die heutige Figur des Hofmanns, des Soldaten, des Schauspielers, des Handwerkers, des Bauern u. s. w., der entsprechenden verlebten gegenüber auf der Scale der öffentlichen Meinung gesunken oder gestiegen, ob und wiefern sie an Freiheit, an Kraft und Einfluß gewonnen oder verloren, ob sie sich mit andern Gattungen versippt oder alte Allianzen abgebrochen u. s. w. Es zeigt sich, daß vom Fürsten zum Bauer keine der typischen Gestalten, welche unsere innere und äußere Ungleichheit im gesellschaftlichen und Staatsleben festhält, nach Umriß, Gang und Geberden dieselbe geblieben ist. Die eine hat Organe abgeworfen, der andern sind neue gewachsen; manche sind eingeschrumpft, andere haben sich mächtig ausgedehnt; jeder Stand und jedes Gewerbe ist in gewissen Beziehungen freier und lebendiger, in andern beengter und abhängiger geworden, und wenn eine Menschenklasse noch so viele Vortheile errungen, immer hat sie auch Uebel und Gebrechen mit eingetauscht. Jeder Stand aber, ob zuvorkommend oder widerstrebend, hat sich wie von selbst in die Form geschmiegt, in der er einen Zug, groß oder klein, zum Gesammtbilde der heutigen Kultur abgibt, einem Bilde, so weit verschieden von dem, das noch den ältesten der Zeitgenossen im Gedächtniß lebt.

Und doch, bei alle dem, trotz der Zerstörung der alten gesellschaftlichen Hierarchie, trotz der bedeutendsten Veränderungen in den innern und den wechselseitigen Verhältnissen der Stände, sind die Typen der Gesellschaft, dem Wesen, dem Genius nach,

dieselben geblieben. So sind die heutigen Fürsten im Grunde die nämlichen wie ihre Großväter, wenn auch jene Manches thun können, was diesen versagt war, und noch viel mehr unterlassen müssen, was diesen freistand. Und dasselbe gilt von allen fest engagirten Schauspielern im Mimus der Geschichte. Ihr Spiel ist dasselbe wie von jeher, nur daß sie im Fortgang der Scenen immer etwas Anderes agiren, und es ist dafür gesorgt, daß sie nicht aus der Rolle fallen. Das vollkommenste Ensemble herrscht auch heute, da im Akt, der sich eben abspielt, die Peripetie eingetreten scheint und die Handlung ungewöhnlich rasch verläuft. Wie der Mensch auf seinen verschiedenen Altersstufen nach Erkennen und Meinen, nach Hang und Vermögen ein ganz anderer, und doch nach der ganzen leiblichen und geistigen Anlage, vom Grundstock des Charakters bis zu den kleinen Eigenheiten in Geberdung und Ausdruck, der nämliche bleibt, so ist auch ein Volk in allen Phasen seiner Geschichte sich selbst gleich, und wenn es im Lauf der Entwicklung zu noch so verschiedener und mannichfaltiger Thätigkeit fortgeht, immer regt es dabei die Glieder nach der angebornen Art. So lange es ein deutsches Volk gibt, sind seine Fürsten und Staatsmänner, seine Herrn und Bauern, seine Prediger und Schauspieler, seine Gelehrten und Idioten, seine Weisen und seine Thoren, was sie von jeher waren, und sie bleiben bei allen Ausschweifungen und Verwandlungen an den Mittelpunkt des deutschen Wesens gebunden.

So ist denn auch unsere heutige Schriftstellerwelt in ihrem ganzen Anblick von der des vorigen Jahrhunderts sehr bedeutend verschieden. Der Kreis der Schreibenden ist unendlich größer, rühriger, lauter; der Schriftsteller ist im Durchschnitt klüger und industriöser, kecker und scheinfreier, anspruchsvoller und vornehmer geworden. Er stellt in der Gesellschaft eine ganz andere Figur vor, aber der Umriß derselben wird durchaus bestimmt durch die Linien, welche der Gang der neuesten Geschichte überhaupt beschrieben. Der schöne Geist in der Frisur und der mit dem Glacéhandschuh, beide sind der vollkommene Ausdruck der jenseitigen und der diesseitigen Durchschnittskultur, und die Unterschiede zwischen beiden bezeichnen in hundert Richtungen den Lauf der Welt. Während dieser geschichtlichen Verschiebung der Formen ist aber der eigentliche Kern in Ruhe geblieben. Was der Schriftsteller

am schönen Morgen unserer Literatur war, als die Messiade den Aufgang der Sonne verkündete, das ist er, als Ideal gefaßt, noch heute, bei dicht bedecktem Himmel der Poesie und strömendem Regen: ein seltsames Gemisch von Selbstgefühl und Demuth, von Eigendünkel und Respekt vor dem Fremden, ein Amphibium zwischen dem luftigen Nichts und einer philisterhaften Welt, jetzt hoch im formlosen Gewölk der Empfindung, jetzt tief im Schmutze gemeinster Wirklichkeit; beständig im Kampfe mit den Gebrechen der Nation, die ihm so oft Grund und Boden zu fester poetischer Gestaltung versagen, während er mit den deutschen Tugenden, so weit sie auch in ihm leben, so häufig nichts anzufangen weiß, oder aber jenen Gebrechen würdelos schmeichelnd und sie im Geiste des Modekrämers ausbeutend. Zu alle dem hat nun aber die neueste Zeit Züge gefügt, welche das alte Bild, das nie ein sehr ansprechendes war, bedeutend entstellt und verzerrt haben.

Kulturentwicklung ist Naturverlauf; wer es verstände, den Zusammenhang zwischen der deutschen Kultur und der deutschen Belletristik in allen Beziehungen nachzuweisen, der gäbe eine Naturgeschichte des deutschen Poeten und Schriftstellers. Wenn ich dergleichen auch vermöchte, an diesem Orte könnte keine Rede davon seyn, nicht einmal von einer vollständigen Charakterisirung der Species auf dem gegenwärtigen Standpunkt ihres Lebens. Ich möchte hier nur einige Punkte herausgreifen, um anschaulich zu machen, wie die schlimmen und zweideutigen Eigenschaften der heutigen Träger der schönen Redekünste Naturprodukte des Jahrhunderts sind, wie die Instinkte, Sitten und Meinungen der Zeit auf den Körper der Literatur abgefärbt haben.

Unter den Schriftstellern der Engländer und der Franzosen besteht so gut wie bei uns die natürliche innere Ungleichheit, sie wird aber dort durch eine gewisse äußere Gleichheit gemildert. Der Nationalcharakter und der Ausfluß desselben, die ganze bürgerliche und gesellige Verfassung, rücken dort die Schöngeister einander weit näher als bei uns. Wo in einer herrschenden Hauptstadt die Literatur ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat, mit dem auch die literarischen Arbeiter in den Provinzen aufs innigste zusammenhängen, wo sich der Schreibende mit seinem ganzen Volk in die Luft eines Gemeingeistes getaucht und an den Boden allgemeiner Begriffe und

Meinungen gebunden fühlt, der ihn freilich ebenso oft hemmt als fördert; wo vor allem der fertige Besitz der durch den Gebrauch gestempelten allgemeinen Umgangs- und Schriftsprache Bedingung jedes freien Hervorbringens, ja des Versuchs dazu ist — in einer solchen Gesellschaft kann der gleiche Beruf Schriftsteller der verschiedensten Begabung und Richtung verknüpfen, kann sich ein kameradschaftliches Verhältniß zwischen den Höchsten und Niedrigsten, ein gewisser Körperschaftsgeist bilden. Muß ja doch unter solchen Umständen schon die Bildung der Schriftsteller bis auf einen gewissen Grad weit gleichförmiger seyn als da, wo, wie bei uns, gerade das Gegentheil von jenen Voraussetzungen stattfindet. So standen sich von jeher unsere schriftstellerischen Persönlichkeiten in ihrer Vereinzelung, in ihrem durch keinen Nationalgeist gemilderten, durch keine Uebereinkunft des geselligen Anstands verlarvten gerechten Stolz und grundlosen Eigendünkel weit schroffer und spröder gegenüber als unter compakteren Völkern mit ausgebildeten, gleichförmigen Umgangssitten und herrschendem Gemeingeist. Jene Sitten knüpfen dort die äußern Bande des Verkehrs zwischen den Trägern der Literatur, wenn auch die Last noch so ungleich zwischen ihnen vertheilt ist; der Gemeingeist aber wirkt von selbst dahin, daß sich alle mit ihren Bestrebungen in einer gewissen Mitte begegnen, indem er den Starken bändigt und den Schwachen heraufzieht. Bei uns dagegen liegt das Profil, das die Geister bilden, indem sie sich dort zu riesigen Gebirgsgipfeln erheben, hier durch liebliche Vorberge und eintöniges Hügelland zur flachen sumpfigen Niederung absteigen, nackt und starr vor den Augen, und Berg und Thal kommen nicht zusammen. Der kleinste französische Feuilletonist macht Anspruch auf einigen „Rapport" mit einem Chateaubriand und stellt sich in der Welt unbefangen an seine Seite. Was hatte aber von jeher der große Herr, der Ruhm und Preis deutscher Nation, oder doch das jeweilige Entzücken der schönen Welt mit dem armen Teufel zu schaffen, der von Haus zu Haus Subscribenten sammelt für die Schrift, die seinen Gläubigern verpfändet ist? Daß beide in der unerbittlichen Ordnung des Meßkatalogs neben einander stehen, war für jenen nie ein Grund, diesem den Handwerksgruß zu bieten und den maurerischen Handschlag zu geben. — Sonderbar, gerade da, wo die Geister sich am meisten abstoßen und ihre aristokratische Abstufung durch nichts

ausgeglichen wird, früher wenigstens durch nichts ausgeglichen wurde, hat sich die Gilde, welche die Geister ausbeutet, am engsten geschlossen, und die bewunderungswürdige Verfassung des deutschen Buchhandels beweist unter Anderem, daß es nach, d. h. neben dem Tod keinen größern Gleichmacher gibt, als das Geld.

Betrachtet man, wie sich das eben angedeutete, auf Charakter und Verfassung der Nation beruhende Verhältniß zwischen unsern Schriftstellern im vorigen Jahrhundert gestaltet hatte, und vergleicht man damit die jetzigen Zustände, so treten uns sehr bedeutende Veränderungen entgegen. Es zeigt sich, daß der Abstand zwischen den verschiedenen Autorengruppen und schriftstellerischen Charakteren an sich noch viel größer geworden ist, als er früher war, daß aber andererseits durch die Entwicklung alle einander wieder näher gerückt sind als sonst, und zwar in einem Sinne und unter Umständen, welche weder ihnen noch der Periode große Ehre machen. Dies ist eigentlich das Thema, worüber ich mich im Folgenden etwas weiter auslassen möchte, wobei sich auch andere Betrachtungen gelegentlich werden einflechten lassen.

Die Anzahl der poetisch und, wie man es nennt, schöngeistig Hervorbringenden hat im Verlauf eines Menschenalters in erstaunlichem Verhältniß zugenommen. Seit hundert und mehr Jahren ist der Lärm und das Gedränge auf dem deutschen Parnaß und die wunderbare Ergiebigkeit der Büchermessen ein Lieblingsthema unserer satirischen Köpfe. Aber mit dem ästhetischen Clerus, über dessen buntes Treiben Rabener und Jean Paul gespottet, könnten die Altäre, auf denen heute den Musen geopfert wird, nicht zum fünften Theil bedient werden. Es ist dies zunächst eine nothwendige Folge des Ganges, den die Kultur seit einem Jahrhundert eingeschlagen und der sich seit dem Frieden auf einmal beschleunigt hat. Die ganze politische und gesellschaftliche Bewegung der neuesten Zeit ist ihrem Wesen nach demokratisch; sie geht darauf aus, die Bildung, welche früher vorzugsweise Eigenthum gewisser Stände war, über immer mehr Volksklassen, vorläufig oberflächlich, zu verbreiten. Dadurch wird nothwendig mit der ganzen Literatur auch die poetische Hervorbringung geschwellt, und die Menge derer, welche das prodesse et delectare zum Lebensberuf machen oder als Nebenhanthierung treiben, wächst im selben und in noch stärkerem Verhältnisse als die für die elegante Literatur empfängliche

Masse. Im Eroberungsheer der Kultur und unter den Mitteln, wodurch sie sich im Vordringen strategisch sicher stellt, spielt diese Literatur eine Hauptrolle, was freilich zu Zeiten uns Kurzsichtigen von einem erfreulichen Ziele vielmehr ab, als demselben entgegenzuführen scheint. Indem die Kultur in den Niederlanden der Gesellschaft eine Provinz um die andere überzieht, schickt sie die leichten Truppen der Klatschblätter und schlechten Romane voraus und legt als Forts im Rücken Buchhandlungen, Uebersetzungsfabriken, Zeitungsbureaus und Casinos an. Aus den Reihen der Gesellschaft, welche eben von der Kultur in Besitz genommen worden und wo sie vorläufig nur ihren Polizeireglements in Bezug auf feine Manieren Achtung verschaffen kann, laufen Tag für Tag Hunderte unter die papiernen Fahnen, und so bildet sich ein literarisches Heer, das, gleich den Legionen im Verfall des römischen Reichs, aus Bürgern der alten Provinzen, aus Halbbarbaren und Barbaren gemischt ist, und wie diese sich sämmtlich cives romani nennen durften, so heißen jene alle „Literaten." Und dies ist es, was die Kluft zwischen Schriftsteller und Schriftsteller noch viel größer gemacht hat, als sie bei kleinerem, gedrungenerem und, wie uns die Sache vorkommt, weit gesunderem Wuchse der Literatur war.

Wie sich in unsern Tagen auf merkwürdige Weise die Bildung zugleich vertieft und verflacht, wie die Verbreitung derselben, indem sich der Kreis der um jeden Preis ästhetisch Genießenden erweitert, immer mehr Autoren erzeugt, die zum Geschäft immer weniger mitbringen; wie es die Entwickelung immer leichter macht, ohne allen eigenen Gehalt, aus dem Schaume der Kultur, der einem anfliegt, bunte Blasen steigen zu lassen — dies ist bereits früher in diesen Blättern besprochen worden; ich kann mich daher auf das beschränken, was dazu dient, den Gedanken zu entwickeln, den ich zunächst festhalte.

Schon die römischen Dichter klagen und spotten über die Menge der Unberufenen, die sich zum Dienste der Musen drängen. Lasse doch jeder den Schmiedehammer, der ihn nicht führen gelernt, bleibe doch jeder von der Rennbahn, der sich nicht darauf geübt; aber zu schreiben unternehme jeder, ob er etwas davon verstehe oder nicht. So war es immer und überall, wo es eine Literatur gab; diese levis insania, diese Selbsttäuschung, welche

mittelmäßige und elende Autoren macht, fließt aus unſerer Natur. Dichten, Schriftſtellern, dies ſcheint unter allen gemeinen und feinen Künſten ſo ziemlich die einzige, zu deren Ausübung es keiner förmlichen Schule und Lehre, keines Geſellenſtandes, weil keiner äußern Werkzeuge, bedarf. Die eigenthümlichen Inſtrumente des poetiſchen Schaffens, den Gedanken und den Willen, der die ſchreibende Hand regiert, hat ja jeder, der nicht nur materiell ſchreiben kann, ſondern auch ſo ziemlich in der Bildung ſeiner Zeit erzogen iſt und nicht viel darnach fragt, ob er dichtend und ſchildernd eigenen Gehalt ausprägt, oder immer nur wieder ausgibt, was er von außen aufgenommen hat. Wenn der rohe Menſch ohne beſondere Anleitung Laſten trägt, hackt und ſchaufelt, klettert und Kinder zeugt, warum ſollte nicht der liber et ingenuus, der gebildete, in das höchſte Wiſſen und Glauben ſeiner Zeit im Allgemeinen eingeweihte Menſch die feinern, durch die Kultur ausgebildeten Inſtinkte unſerer Natur frei ſpielen laſſen und ſeine Gedanken in ſchöne Formen gießen, von denen man ja nicht verlangt, daß er ſie ſelbſt ſchafft, die längſt fertig vor ihm liegen? Dieſer Schluß iſt, wie geſagt, ein natürlicher; dies war auch von jeher Praxis, und was ſie erzeugt, bildet in jeder Literatur die dunkle Folie, von der ſich die Juwelen derſelben effektvoll abheben. Wo über die Stände, welche aus ihrem Schooße vorzugsweiſe die ſchöne Literatur erzeugen, eine gleichförmige Bildung verbreitet iſt, da zerfallen die Schriftſteller im Großen einfach in die zwei Klaſſen der guten und der geringen, und unter jener Vorausſetzung ſind auch die letztern immer noch Schriftſteller. So war es in Rom, ſo war es auch bei uns vor den großen geiſtigen Bewegungen ſeit einem halben Jahrhundert, und ſo iſt es heute nicht mehr.

Im vorigen Jahrhundert war die Bildung unſerer Schriftſteller im Durchſchnitt beſchränkter als jetzt, aber tiefer, ſolider, und vor allem gleichförmiger. Sie beruhte weſentlich auf klaſſiſchem Schulunterricht. Wie unſere ganze Geſchichte und Kultur, ſo war ja auch unſere Kunſtpoeſie auf das Alterthum gepfropft. Beſtand ſie doch zum großen Theil aus unmittelbarer oder mittelbarer Nachahmung des Antiken, und auch die Franzoſen, deren Geiſt ſo lange den unſern beherrſcht, gaben ſich für Schüler, freilich leider zugleich für Verbeſſerer der Alten aus. Daß jeder, der in unſerer Sprache, ſey es in welcher Form, Schönes hervorbringen

wollte, bis zu einem gewissen Grad in dem Kreise von Kenntnissen und Anschauungen, wie ihn der Humanismus eröffnet, zu Hause war; daß ohne diese Voraussetzung von höherer poetischer und kritischer Thätigkeit vernünftigerweise keine Rede seyn könne — dies waren Dinge, die sich ganz von selbst verstanden. Das in der Jugend verwahrloste Genie oder Talent mochte zusehen, wie es sich in jenen Kreis hineinarbeitete oder hineinstahl.

So stiegen die Gebilde unserer frühern Literaturperiode so ziemlich aus einem gemeinsamen Seelengrunde empor. Daß sie uns jetzt, zugleich breit und mager, wie sie großentheils sind, etwas nüchtern und pedantisch anblicken, darauf kommt es hier nicht an, sondern nur auf die Bemerkung, daß bei allen Producirenden die hauptsächliche geistige Grundlage im Ganzen dieselbe war, daß das größte wie das dünnste Talent, der produktive wie der receptive Kopf, der gelehrte Pedant und der schöngeistige Quacksalber, der gravitätische Barde und der leichtfertige Epigrammendrechsler — daß keiner jenes durch sogenannte liberale Erziehung erworbenen Kapitals ganz entbehren konnte. Wenn unter diesen Umständen die schöne Literatur nur in den Gesellschaftskreisen hervorgebracht wurde, denen solche Erziehung zukam, so war die Literatur auch nur für dieselben Kreise berechnet. So wurden die höchsten und die humanistisch geschulten Mittelstände durch das Band eines gewissen Esoterismus verknüpft, das gar nicht so lose war, als es uns jetzt scheinen mag. Wenn in jener aristokratischen und hierarchischen Welt der vornehmste Mann den bürgerlichen Schriftsteller in gewisser Beziehung als Seinesgleichen ansah, so mußte der mächtigste poetische Pfalzgraf den armseligsten Magister als Bildungsgenossen und überdem als Zunftgenossen gelten lassen, wenn er ihn sich auch im Leben noch so weit vom Leibe hielt.

Diese geistige Verfassung ist mit so vielen Organen eines frühern Lebens heute in voller Auflösung begriffen. Die gegenwärtige Entwicklung arbeitet darauf hin, die alten Standesunterschiede, die Qualitäten, nach denen die frühere Gesellschaft gegliedert war, zu verwischen, und was in diesem Prozeß eine sehr bedeutende Rolle spielt, das ist die durch dieselbe Entwicklung herbeigeführte Veränderung im System der öffentlichen Erziehung. Immer mehr gewinnt eine Vorstellung Raum, die nach ältern

Begriffen unfaßlich ſchien, die Vorſtellung, daß das Individuum die Höhe der Menſchheit gewinnen möge ohne klaſſiſche Bildung, und eben damit, daß die Kultur ſich im ſiegreichen Fortſchritt erhalten könne, ohne daß jene Bildung zwiſchen den obern Schichten der Geſellſchaft und den untern eine geiſtige Kluft befeſtige. Und was zu dieſer Anſchauung drängt, das iſt eben die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erkenntniß, die ſich in ſo kurzer Friſt ins Leben ergoſſen, die wachſende Tiefe und Breite der Forſchung auf allen Gebieten der Geſchichte und der Natur, die wunderbare Entfaltung der ältern, das wuchernde Aufſchießen ganz neuer Zweige des Wiſſens. Sind ja doch zugleich ſo viele Gewächſe des Geiſtes, die früher in den warmen Häuſern der Akademien und Fakultäten gehegt wurden, ins freie Land des Lebens verpflanzt worden, und die Menſchheit ſieht ſich in zahlloſen Richtungen in eine praktiſche Thätigkeit hineingeriſſen, deren Seele bewußtes Handeln nach wiſſenſchaftlichen Begriffen iſt. So muß von ſelbſt in allen Ständen die Zahl derer zunehmen, welche in der Geiſtesdisciplin des Humanismus ein Hinderniß erblicken, das ſie nicht ſchnell und vollſtändig genug zu dem gelangen läßt, was ihnen zu wiſſen und zu können vor Allem Noth thut, und ſo wird der Humanismus von ſelbſt aus der Rolle eines allgemeinen und nothwendigen Bildungsmittels hinausgedrängt. Verſchieben ſich doch in Allem die alten Linien der Bildung, und ſo wird auch die Alterthumskunde immer mehr zu einem ſpeciellen Zweige des Wiſſens, wie jeder andere, der zunächſt nur einen beſchränkten Kreis beſonderer Arbeiter beſchäftigt, welche allen Uebrigen die Mühe der Forſchung erſparen, indem ſie ihnen die Reſultate in bequemer Form überliefern.

Bereits iſt ein großer Theil der Generation im Realismus aufgewachſen, in einem Syſtem, in welchem das Studium der alten Sprachen, und was damit zuſammenhängt, die andern Gegenſtände des Lernens nicht mehr beherrſcht, ſondern höchſtens daneben hergeht. — Seitdem man nun aber nicht mehr wohl oder übel humaniſtiſch geſchult zu ſeyn braucht, um überhaupt für gebildet zu gelten, ſeitdem nimmt man auch keinen Anſtand, ohne jene Bedingung als Poet und Schöngeiſt aufzutreten, und der weitere Schritt, daß man ſich ohne alle Vorbedingung ans Schreiben begibt, macht ſich von ſelbſt. Seit die

beiden Begriffe: feine oder schöne Welt, und gebildete Kreise, sich so ganz anders zu einander verhalten als früher, seit man jener Welt gar wohl angehören kann, ohne sich mehr als die äußerlichste Bildung erworben zu haben, seitdem ist die Selbsttäuschung hinsichtlich der Befähigung zum Schriftsteller nothwendig unendlich leichter und häufiger als in einer Gesellschaft, in der vernünftiger Weise nur der als Dichter, als Kritiker u. s. w. auftreten konnte, dem das nach unsern Begriffen enge, aber feste Mittelmaaß von Geisteskultur zukam. Dazu kommt noch, als mächtige Unterstützung dieser Täuschung, der jetzige Stand der literarischen Sprache, die sich jedem als ein so viel bequemeres Werkzeug anbietet, als zu einer noch gar nicht weit entlegenen Zeit, wo diese Sprache bei uns erst noch zu schaffen war. — Dies ist es nach meinem Urtheil hauptsächlich, was unsere schöne Literatur so ganz aus den alten Fugen gerissen und einen Zustand herbeigeführt hat, in dem sie den übrigen Bestrebungen und Leistungen der Zeit in so auffallender Weise widerspricht.

Man kann so ziemlich den Zeitpunkt bemerken, von wo Vorstellungen, wie die eben angeführten, ins Leben und in die Literatur eingebrochen sind. Als einige Jahre nach den letzten Kriegen alle Anzeichen in der Luft des Jahrhunderts auf anhaltendes gutes Wetter deuteten und einen langen schönen Tag des Friedens versprachen, da raffte sich auch das deutsche Volk plötzlich auf, um mit dem aufgehäuften und schnell wachsenden Kapital des Wissens, das bisher nur schlecht gearbeitet, sein ganzes Leben umzugestalten. Nach allen Seiten, in Gesetzgebung und Verwaltung, in Gewerben und Ackerbau, in Geschichts- und Naturforschung erwachte eine nie gesehene Thätigkeit. Eine ganze Literatur blühte auf, welche das ungeheure Material des Wissens zur geistigen Nahrung für immer weitere Kreise verarbeitete. Zugleich aber, wie Sommers nach warmem Regen, bedeckte sich das Land mit Schaaren ästhetischer Frösche, welche eben die Larvenschwänze abgeworfen hatten, und seitdem dem zerstreuten, vielbeschäftigten Publikum das politische, philosophische, antireligiöse, antisociale Thema des Tages in mancherlei Trillern und doch in Einer Tonart vorquacken. Horcht man hinein in den lärmenden Chor, sucht man die mancherlei Modulationen einzeln zu fassen, so klingt es immer, und am meisten aus den munterſten, ausgelassensten Tönen, wie

ein Klageruf der Zeit über ihre Gebrechen und Schmerzen, und man fühlt deutlicher, als man es auszuſprechen vermag, warum in einer Epoche, wo in den Gemüthern wie auf dem Boden des Lebens nichts feſt ſteht, wo Alles im neuen Werden begriffen iſt, das darnieder liegt, was immer nur über einem Gewordenen blüht, die ſchöne Literatur.

Stellen wir nun die Maſſe unſerer heutigen Schöngeiſter in äußern und innern Beziehungen denen des vorigen Jahrhunderts gegenüber, und nehmen wir zuerſt die äußere Erſcheinung, das Auftreten in der Welt, ſo ergibt ſich ein Unterſchied, der uns recht deutlich die Veränderungen vor Augen legt, die im äußern Verhältniß der Stände und Menſchenklaſſen zu einander, im ganzen Anblick der Geſellſchaft vorgegangen ſind. Unſere frühern Schriftſteller gehörten ſo ziemlich alle durch Geburt oder Erziehung den gebildeten Ständen im damaligen Sinne, aber den verſchiedenſten Stufen derſelben an. In der heutigen Verwirrung des öffentlichen Erziehungsſyſtems rekrutirt ſich die ſchöne Literatur zu einem ſehr bedeutenden Theil aus der Maſſe, wo ſich die Bildung der Zeit ganz friſch auf einer tabula rasa niedergeſchlagen hat, und daſelbſt Bilder hervorbringt, die ſchillernd und bleifarben zugleich, verworren, ausdruckslos, einem ſchlechten daguerreſchen Conterfei gleichen. Die Kontraſte der Bildung in der Schriftſtellerwelt waren ſomit damals weit geringer, dagegen waren die Unterſchiede der verſchiedenen Schriftſtellerklaſſen in Beziehung auf Tracht, Manieren, geſellſchaftliche Anſprüche und dergleichen unendlich größer als jetzt. Ein Engel in Berlin machte in jeder Hinſicht eine ganz andere Figur, als der arme Kandidat, der ihm devoteſt ein Bühnenſtück überreichte. Das Kleid und der Anſtand bezeichneten ſtreng den geſellſchaftlichen Abſtand zwiſchen den beiden Brüdern in Apoll, und der äußere Reſpekt des Niedrigern vor dem Höhern verſtand ſich von ſelbſt, wenn jener auch etwa innerlich dagegen proteſtirte. Der demokratiſche Trieb der Zeit iſt in voller weitgediehener Arbeit begriffen, das alte Relief der Geſellſchaft zu ebnen, mit den äußern Unterſchieden auch die innern auszugleichen, vor Allem die äußern Merkmale der Tracht und der Geberdung zu verwiſchen, wornach ſich die Menſchen abſtuften und einander taxirten. Und ſo tragen denn in einer höchſt ausgebreiteten ſchönen Welt auch die Schriftſteller deutſcher Nation daſſelbe Coſtüm in dem Sinne, in dem es

die ganze äußere Sitte umfaßt, und wenn einer in Feinheit der Tracht und des Betragens einem andern etwas vorgibt, so geschieht es eher aus jedem Grunde, als weil er sich ihm natürlich untergeordnet fühlt. Wo die verschiedensten Stände hinsichtlich der Kleidung und der Sitte in eine einförmige Masse verschmolzen sind, ist natürlich auch die alte sprüchwörtliche Bettelhaftigkeit des Dachstubenpoeten wenigstens äußerlich verschwunden, und je geringer im Maaße der Rekrut der Musen ist, desto eifriger läßt er es seine erste Sorge seyn, sich um jeden Preis in die Montur der feinen Welt zu stecken. Wenn man nach dem Kleide schon lange nicht mehr schätzen kann, was der Mann im englischen Sinne des Ausdrucks werth ist, so ist dies hinsichtlich des innern natürlichen Besitzes und der erworbenen Bildung noch viel weniger der Fall. Eleganz ist ja überhaupt nichts weniger als das Wahrzeichen des anständigen Mannes, und wie in allen Klassen, so steht auch in der Reihe der Schriftsteller der Geisteskapitalist sehr oft in der äußern Erscheinung weit hinter dem zurück, der für seinen täglichen Geistesaufwand aus allen Winkeln zusammenborgt. Der gewähltere Anzug und der feinere Anstand deuten heute so wenig auf den höher gestellten Schriftsteller, auf den vornehmern im besten Sinne, daß sie in einem gewissen Grade vielmehr nur für Vornehmheit in der fatalsten Bedeutung des Wortes sprechen. Freilich ist Eleganz, sammt dazu gehörigen Manieren, gleichsam die Amtstracht gewisser Klassen unserer Schöngeister.

Im vorigen Jahrhundert trachtete der Ehrgeiz der Schriftsteller vorzüglich nach der Gunst der Fürsten; die Grade ihrer Vornehmheit bemaaßen sich in der öffentlichen Meinung größtentheils darnach, ob einer sich einen Weg zu einem Hofe gebahnt hatte, ob er von dort mit Würden und Titeln, schmeichelhaften Aufträgen und lohnenden Bestellungen beehrt wurde. Der ganze neueste Lauf der Geschichte hat darauf hingewirkt, die Fürsten dieser irdischen Statthalterschaft der himmlischen Poesie mehr und mehr zu überheben, und Versuche wie der Orden pour le mérite werden jenes Verhältniß nimmermehr zurückbringen. Das Amt eines Protektors der Musen und Gnadenspenders ist mit so vielen alten fürstlichen Prärogativen auf den eigentlichen Herrscher dieser Zeit übergegangen, auf das Publikum, und zwar vorzüglich auf jene gestaltlose Masse, welche unter dem weiten Begriffe der feinen

und schönen Welt die verschiedensten Bildungsstufen in sich vereinigt und vor Allem die Menge einschließt, welche für neueste Opern und Vaudevilles schwärmt, ihre Schauspieler, Sängerinnen und Tänzerinnen vergöttert, vor dem Tiefsinn und dem Weltschmerz, vor dem glänzenden Kampfe gegen Ehe und Religion in verrückten Romanen den größten Respekt hat, und sich von der anstrengenden Beschäftigung mit solcher Philosophie an der bunten Klatscherei ihrer Unterhaltungsblätter erholt. Kurz, der vornehmste, einflußreichste Patron der schönen Künste ist der Demos, der sich vom trüben Schaume unserer Kultur geistig nährt, und diejenigen, welche ihm die ekle Kost nach seinem Geschmack und seinen Begriffen von geistigem Wohlleben und Luxus zu serviren wissen, mit dem Titel bedeutender Persönlichkeiten und ihre Unternehmungen mit Subscription und Abonnement begnadigt. So fühlen und geberden sich zahlreiche Gruppen unserer Schöngeister als Höflinge dieses modernen Potentaten, und sie wissen, was sie in Betreff des äußern Anstandes ihm und sich selbst schuldig sind. Muß es dem vielköpfigen großen Herrn nicht schmeicheln, wenn er auf Promenaden, in Theatern und Concerten sieht, wie zierlich und manierlich die Lakaien sind, die er für seine geistigen menus plaisirs unterhält? Es sind welche darunter, die durch den Glanz und die Fashionabilität ihrer äußern Erscheinung beweisen, daß sie die Bedeutung ihres hohen Amtes vollkommen begriffen haben, und sie führen ihren Spazierstock mit dem goldenen Knopf nicht anders, als wie einst der Ceremonienmeister eines prunkliebenden Fürsten seinen Amtsstab.

Der arme Poet mit defektem sichtbaren Strumpf und dem Loch am Ellbogen ist ein Fossil der Kultur. Heute gebietet die Sitte jedem, der sich zur gebildeten Welt im jetzigen Sinne rechnen will, sich eine anständige, sie erlaubt ihm, sich eine elegante Oberhaut anzuschaffen. Diese äußere Gleichstellung thut nun aber einem Hange Vorschub, der wahrhaftig keiner weitern Aufmunterung bedürfte: ich meine jene Vornehmheit, welche den großen belletristischen Haufen in der Einbildung zu einem Volk von Königen macht, die erstaunliche Keckheit, womit wir täglich die jüngsten, sogar die unwissendsten und unbedeutendsten Menschen sich über alle Autorität in Gegenwart und Vergangenheit hinwegsetzen, über alles Göttliche und Menschliche frischweg absprechen,

das Höchſte in den Koth ziehen, und ſich ſelbſt ohne Weiteres an die Spitze der geiſtigen Bewegung ſtellen ſehen.

Dieſe Selbſttäuſchung oder dieſe Unverſchämtheit trotz beſſerem Wiſſen fließt aber zugleich mit jener Einförmigkeit der äußern Sitte aus dem ungeſtümen, bis jetzt noch ungeordneten Gleichheitstriebe der Zeit, der allerdings nicht nur eingeriſſen, der ſchon ſo Vieles und Großes geſchaffen, aber auch ſchlimme moraliſche Uebel geboren hat. Aehnlichen Erſcheinungen wie in der ſchönen Literatur begegnen wir ja auf allen Gebieten des Lebens. Die Schranken ſind gefallen, welche früher Stände und Kaſten, Zünfte, Körperſchaften umhegten. Dieſe Schranken ließen den menſchlichen Trieben und Anſprüchen nur in einer Hauptrichtung Raum und Luft, und innerhalb jener eng geſchloſſenen Kreiſe herrſchte dabei ein gewiſſes herkömmliches Ceremoniell, ein Geſetz des Anſtandes, das den Neid, die Eiferſucht und den Eigendünkel wenigſtens im Ausdruck bändigte und dem Oberalter, dem materiellen und geiſtigen Beſitz und den erworbenen Ehren eine Achtung verſchaffte, die, ſo oft ſie auch blos äußerlich war, immer noch ihren Werth und ihre Bedeutung hatte. Von all dem ſind nur noch die geſchichtlichen Trümmer vorhanden; die Triebe wie die Meinungen ſind entfeſſelt, die Anſprüche faſt nach allen Seiten in das Belieben des Individuums geſtellt; der conventionelle Werth des Menſchen gilt täglich weniger, dafür herrſcht der Werth, den er ſich ſelbſt zu geben weiß, und in Ermanglung deſſen der, den er ſich einbildet.

Dieſe Einbildung hören wir heute in allen Zweigen menſchlicher Thätigkeit, in allem Gewerbe, in aller Wiſſenſchaft das überlaute Wort führen; überall macht ſich die Keckheit meiſt ſehr junger Individuen breit, welche ohne Rückſicht auf Alter und Verdienſt die Vorſtellungen und Leiſtungen ihrer Mitſtrebenden lächerlich machen, Alles in ihrem Fache auf den Kopf ſtellen, eine neue Aera geradezu von ihrem Auftreten datiren und ſich als die Napoleons ihrer Republik geberden. Es liegt nun aber in der Natur der Sache, die aus der menſchlichen Natur ſelbſt herfließt, daß dieſe freche Selbſtſchätzung in Allem ſchneller und eine natürlichere und feſtere Gränze findet als in der Kunſt des freien Gedankens, daß in nichts der Menſch ſich ſelbſt und Andere ſo plump betrügen kann, als bei der Beſchäftigung mit den ſogenannten

ſchönen Wiſſenſchaften. Der naſeweiſeſte Handelsdiener, der den ganzen Commerz meiſtert, muß den Credit des Hauſes gelten laſſen, deſſen Thun und Laſſen er lächerlich macht; der überklugſte junge Profeſſor kann wohl den Verſtand ſeines ältern Collegen, aber nicht deſſelben poſitive Leiſtungen negiren, die nun einmal in die Wiſſenſchaft übergegangen ſind. Einen Baumeiſter, Bildhauer, Maler völlig todt zu ſchlagen, iſt ſchon viel leichter, zumal in einer Zeit, wo in aller bildenden Kunſt der gemüthliche Grund und Boden fehlt, der ſich als das offenbart, was man Styl nennt. Immerhin aber kann man unmöglich ganz davon abſehen, daß dieſe Leute ihre Kunſt haben mühſam erlernen müſſen, und hie und da iſt doch wohl ein Kritiker ſo billig, ſich und Andern zu bekennen, daß er von der Technik nichts verſteht. Aber der Dichter, der Schriftſteller — das Ding, was ihn allein dazu macht, kann ja weder gelehrt noch gelernt werden; ſeine Hervorbringungen erſcheinen ja als die freien, vorausſetzungsloſen Ausflüſſe einer Anlage, die man nur in ſich zu fühlen braucht — und dieß iſt ſo leicht! — um der geborene competente Richter jedes Schriftwerkes zu ſeyn, um den Verfaſſer, wenn man ſelbſt zur Feder greift, zu überbieten, oder ihn zum wenigſten dialektiſch zu nichts zu machen. Kurz, wenn man auf allen andern Gebieten an den Hervorbringungen und den Hervorbringenden häufig leider irgend etwas gelten laſſen muß, ſo kann man dagegen mit dem Schriftſteller in dem hier immer gebrauchten Sinne vollkommen fertig werden, wiederum zumal in einer Zeit, wo, wenn ich ſo ſagen darf, das kulturgeſetzliche Maaß der Erudition, der Entrohung, in Verwirrung gerathen iſt.

Durch das frühere gleichförmige Erziehungsſyſtem der höheren und mittleren Stände war freilich die Geſellſchaft keineswegs gegen das Uebel ſchwacher und ſchlechter Schriftſteller geſichert, aber doch gegen die widrige Fruchtbarkeit des nächſten Beſten, der ſich ſein Fähigkeitszeugniß ſelbſt ausſtellt, gegen Hervorbringungen, welche nach Form und Gehalt den gebildeten Sinn gleich ſehr empören. Weil die alte Vorausſetzung des Gebildetſeyns und damit der Befähigung zum Schriftſteller bei weitem nicht mehr in der frühern Strenge beſteht, ſo glaubt ein großer Theil des gegenwärtigen Geſchlechts, es bedürfe dazu gar keiner Vorausſetzung. Seit die alte Geiſtesdisciplin in Verfall gerathen iſt, bilden ſich

gar zu viele ein, es bedürfe gar keiner Disciplin, um sich auf die Höhe der Zeitbildung zu stellen; man dürfe nur den reichen Inhalt der Zeit passiv auf sich einströmen und durch das Sieb des Gehirns laufen lassen, um ihn mühelos in schönen Formen wieder von sich zu geben. So läuft man denn heutzutage aus Comptoir und Werkstätte, von der Hochschule und vom kleinen Amt, um unter die Literaten zu gehen, gerade wie ehemals die verlorenen Söhne unter die Schauspieler und unter die Soldaten giengen. Der Mensch ist aber ein geborener Schauspieler und Soldat. Das Beste, was er nebst geraden Gliedern dazu mitzubringen hat, ist körperliches Geschick und etwas Auffassungsgabe, zum wenigsten wenn es sich nur davon handelt, erträglich den dritten Liebhaber zu agiren und den Kamaschendienst zu erlernen. Nur in einer Zeit, wo es so sehr viele Stufen der Kultur gibt, gerade weil die Entwicklung auf Gleichförmigkeit der Kultur ausgeht, wo dabei alles Problem, alles im Umguß und neuen Werden begriffen ist, nur in einer solchen Zeit kann es Menschen einfallen, die Schriftstellerei mit den genannten ehrenwerthen Metiers auf Eine Linie zu stellen, kann die Vorstellung praktisch werden, auch zum „Literaten" brauche es nur die nackte Anlage und die Lust an der Sache; man dürfe nur nicht auf den Kopf gefallen seyn, um sogleich Ideen wie eine Muskete zu handhaben und im Intriguenstück der Literatur eine Rolle zu spielen. Aber seltsam! dort findet es Jedermann in der Ordnung, daß man mit dem Bedienten und dem Musketier anfängt; hier will Jeder, qui animum ad scribendum compulit, gleich Heldenspieler und „Marschall der Literatur" seyn. Es ist freilich nur zu begreiflich. Wie soll der angehende Schöngeist sich selbst kennen und messen lernen, wenn er seine ganze Bildung, was das Material betrifft, gelegentlich aus encyclopädischen Quellen, hinsichtlich der Form aus der neuesten Literatur, und größtentheils aus Produkten von Seinesgleichen zusammengerafft hat? Der größte Vorzug der ältern Erziehungsmethode besteht darin, daß der Mensch das Verhältniß des individuellen Geistes zum allgemeinen, die Kleinheit des einzelnen Ich, und dann wieder die Macht desselben kennen lernt, daß sie ihn befähigt, lernend und aufnehmend eigenen Gehalt zu entwickeln, und das, was ihm eigen ist, von dem zu unterscheiden, was ihm von außen zugekommen. Diese geistige Zurichtung, über die sich

nur das bedeutendſte Talent wegſetzen mag, für die ſich nur in der edelſten Natur Erſatz findet, ſie fehlt ganz oder größtentheils dem literariſchen Autodidakten, dem improviſirten Schriftſteller. Er hat lediglich kein Maaß dafür, wie ſich der Radius ſeines Ideenkreiſes zum allgemeinen verhält; der Zuſammenhang zwiſchen dem heutigen Geiſte und der ganzen Vergangenheit ſchwebt ihm ſo verworren und fragmentariſch vor, daß er jeden Augenblick uralte Ideen und Vorſtellungen, die ihm aufſtoßen oder in ihm ſelbſt aufſteigen, für nagelneu, daß er ſich für den Mithervorbringer der wirklich neuen Zeitideen hält, weil er in einem ſo fruchtbaren Jahrhundert lebt und ſchreibt, und dieſe Ideen nachſagen kann. Er meint, was er aufgenommen, auch gefaßt, was er eben gefaßt, auch vollkommen begriffen, und am Ende was er begriffen, ſelbſt gefunden zu haben. Er nimmt ſeine Gedanken und Empfindungen hundertmal nicht für das, was ſie ſind, für die Scheidemünze der Menſchheit oder das Papier au porteur des Jahrhunderts, ſondern für ſelbſtgemünztes Gold. Daß in jedes Individuum, das überhaupt etwas lernt, der Geiſt der ganzen Geſchichte überfließt, und daß aus ihm zunächſt der Geiſt der jeweiligen Periode mit einer gewiſſen Nothwendigkeit und Sicherheit ſpricht und handelt, dieſen phyſiologiſchen Vorgang vermag er nicht in Anſchlag zu bringen, und doch iſt ſolche Erkenntniß ein Hauptſtück deſſen, was den wahrhaft Gebildeten vom gefirnißten Barbaren unterſcheidet.

Auf dieſe Weiſe erklärt ſich meiner Meinung nach die widrigſte Erſcheinung in unſerer gegenwärtigen Literatur dem Kerne nach naturgeſchichtlich; die Abſichtlichkeit, von der wir weiterhin zu ſprechen haben, bleibe hier noch ganz aus dem Spiel. Es erklärt ſich, wie Leute, die in einer Geſellſchaft von compakterer Bildung von ſelbſt ihren beſcheidenen Winkel in der Literatur fänden oder etwas Vernünftigeres trieben, über alles, von Gott bis zum neueſten Luſtſpiel, mit erſtaunlicher Zuverſicht abſprechen, auf die Beſten ihrer Zeit und aller Vergangenheit vornehm herabſehen und es allen Ernſtes unternehmen, auf belletriſtiſchem Wege die Welt umzugeſtalten. Je mehr einer ohne feſten Grund und Boden der Bildung mit ſeinem Weſen im leeren Raume ſchwebt, je weniger er die wahren Verhältniſſe der Dinge dieſer Welt zu ſchätzen und die Diſtanzen der Geiſter zu meſſen vermag, deſto leichter und unbefangener macht er ſich zu dem, was einſt die

Erde in der Einbildung der Menschen war, zum Mittelpunkt, um den sich das ganze Firmament dreht, während er in Wahrheit meist nur der willenlose dunkle Planet oder der gewichtlose Irrstern der nächsten Modesonne ist.

Zahllose, auf welche die obige flüchtige Schilderung eines Seelenzustandes, den der gegenwärtige Weltlauf zu einem sehr verbreiteten gemacht hat, mehr oder weniger paßt, sind lyrische und politische Dichter, Romanschreiber, Dramatiker, Humoristen, Kunstrichter, Herausgeber belletristischer Blätter, das eine oder das andere, oder gar Alles mit einander, und sie sehen gar nicht ein, warum sie es nicht seyn sollten. Gerade daß sie den pedantischen Kram, auf den eine frühere Zeit, Gott weiß warum! so viel hielt, nicht als Ballast mit sich schleppen, gibt ihnen die freie Flugkraft, die sie hoch über alle beschränkten Vorstellungen wegträgt, den unbefangenen Blick, der sie alles Göttliche und Menschliche von oben herab anschauen läßt. Diese Freigelassenen aus dem alten Frohndienst der Musen versenken sich entweder mit der encyclopädischen Taucherglocke gewandt in alle Tiefen der Geschichte und der Natur und bringen oft erstaunliche Dinge herauf; sie wissen mit dem Geist und Inhalt aller Zeiten umzuspringen, wie mit der Fabel des neuesten Lustspiels aus dem Französischen. Oder aber tragen sie ihre Unbekanntschaft mit Allem, was über die modernsten Dinge und Begriffe hinausliegt, mit bewundernswürdiger Naivität zur Schau. Doch im einen wie im andern Fall haben sie aus dem Bewußtseyn der Zeit heraus, das in ihnen so lebendig ist, für all die uralten Zweifel der Menschheit eine entscheidende Antwort und gegen gleich uralte Sätze einen überklugen Zweifel. Die zweite Klasse aber ist nie komischer, als wenn diese Unbefangensten als ästhetische Kritiker ein Problem, worüber die menschliche Vernunft vor dreitausend Jahren in letzter Instanz entschieden hat, im neuphilosophischen Zigeunerdeutsch ab ovo zu besprechen anfangen.

Daß eine Literatur, in welche Elemente wie die bisher geschilderten sich täglich in Menge ergießen, in's Ungeheure anschwillt, liegt gleichfalls in der Natur der Sache. Wenn schon viel zu viele überhaupt schreiben, so vervielfacht sich das Uebel dadurch, daß die Einzelnen desto mehr hervorbringen, je geringer ihr Beruf dazu ist. Jene fatale Unbefangenheit und schriftstellerische

Fruchtbarkeit bedingen einander. Der eigene Gehalt gibt ſich nur langſam aus, deſto langſamer, je ächter er iſt; das Erborgte, Aufgeraffte mag man mit vollen Händen von ſich werfen. Nur eine Zeit, wo das Schreiben faſt für eine ſo natürliche Funktion gilt als das — Ausathmen, kann literariſche Charaktere hervorbringen und ertragen, wie man ihnen heutzutage ſo oft begegnet. Leicht mag es vorkommen, daß einer im ſelben Augenblick einen ſtarken Roman, eine Ueberſetzung, eine kritiſche Arbeit und eine derbe Replik unter der Feder, ſociale Bilder in polizeilichem Beſchlag, politiſche Lieder vor der Cenſur, und ſeine geſammelten Novellen und Genrebilder auf dem Leipziger Krebsgang hat. — Dieſes reichhaltige Kapitel ſoll mich aber nicht vom Hauptgedanken abziehen, den ich noch weiter zu verfolgen habe.

Noch immer iſt ein guter Theil unſerer Schöngeiſter im alten Syſtem erzogen, in den Traditionen der ſogenannten gelehrten Bildung und eines ernſtern Geſchmacks aufgewachſen; es ſind die Benediktiner der äſthetiſchen Kultur. Ihnen gegenüber ſtehen die literariſchen Bettelorden, weit verzweigte vielfarbige Gemeinheiten bis zu den Minimen, den mindeſten Brüdern herab. Sie wiſſen in der Regel nicht viel mehr als ihr Credo, und deſſen Hauptartikel iſt der unbegrenzteſte Glaube an ſich ſelbſt und an die Bedeutung ihrer Sendung; ihr Gelübde verbietet ihnen, inneres Beſitzthum zu erwerben, ſie termíniren aus allen Strichen der Literatur ihr tägliches Geiſtesbrod zuſammen und leben von der Hand in den Mund. Zwiſchen dieſen beiden Hauptregeln des Muſendienſtes iſt nun freilich an ſich ſchon keine ſo ſcharfe Grenze zu ziehen, wie zwiſchen den entſprechenden Gruppen der ſtreitenden Kirche. Sie verſchmelzen in einem Mittelgebiete von unbeſtimmter Breite. Aber wie die Schriftſtellerei heutigen Tags getrieben wird, ſehen wir ſogar Extreme der Bildung von ſelbſt einander nahe, ja das untere über das obere hinaufgerückt. Es hat ſich ganz natürlich gemacht, daß die Hauptmaſſe der belletriſtiſchen Erzeugniſſe aller Gattungen auf die Durchſchnittsbildung der heutigen Leſewelt, dieſer ſo ſehr gemiſchten Geſellſchaft, berechnet wird. Dies iſt die im engern Sinne ſogenannte moderne Literatur, auch die „friſche“ geheißen. Geräth nun der ſorgfältig erzogene, unterrichtete Schriftſteller, getrieben von Hang oder üblem Geſchick, auf dieſes Gebiet frivoler Geiſtmacherei, ſo findet

er alle Augenblicke, daß ihn seine Erudition so gut wie nichts nützt; er merkt wohl gar, daß seine angelernten Begriffe von Wahr und Falsch, von Gut und Schlecht, von Schön und Unschön ihn in der erforderlichen kecken, rücksichtslosen Bewegung hemmen, und er sucht unbewußt das Altmodische in sich los zu werden. Allermittelst aber ist er in natürlichem Nachtheil gegen den Franciskaner von Talent, der nichts zu verlernen hat, und beim eleganten Spiel mit tauben Nüssen, bei einer Geistesthätigkeit, welche immer nur „der Menschheit Schnitzel kräuselt," von vorn herein in seinem Elemente ist. Auf diese Weise gleichen sich in der Ausübung selbst bedeutende Bildungsunterschiede vielfach aus. Dieses Verhältniß ließe sich durch Beispiele aus der Wirklichkeit, die sich zahlreich anbieten, sehr anschaulich machen. Man muß aber nicht Alles sagen wollen, und es kann den Lesern dieser Blätter nicht schwer werden, diese ganz flüchtig angelegte Skizze nach ihrer Erfahrung lebendig auszuführen.

Wer nur etwas aufmerksam in die Literatur hineinblickt, muß bemerken, daß sich auf dem eben bezeichneten Modestrich derselben Schriftsteller von äußerst verschiedener innerer Qualität neben einander, im selben Takt, mit denselben Geberden bewegen, daß daher das Publikum in Einem Athem Namen nennt, von denen man nicht begreift, wie sie etwas mit einander gemein haben können, daß die Höhen der Bildung zu einem gewissen Niveau herabgezogen, die Tiefen zu demselben hinaufgeschraubt sind. Kurz, es ist klar, die heutigen Schriftsteller sind an sich viel verschiedener unter einander als früher, und dennoch stehen sich die nach Erziehung, Bildung, und selbst nach Talent verschiedensten häufig weit näher, sind weit inniger verbunden, als es im ältern Kultursystem möglich gewesen wäre. Die bisher angedeuteten Ursachen dieser Erscheinung bezogen sich nur auf das Psychologische, das Unwillkührliche; noch ist das vornehmste und kräftigste der gleichmachenden Momente zu erwähnen, und dieses beruht auf dem Umstand, daß der herrschende Geist der Industrie und Association auch die Literatur ergriffen hat.

Der Stand der Schriftsteller hat, wie jeder andere, seine ihm anhängenden Schwächen, Sünden und Schmerzen. Wo es überhaupt eine Literatur gab, da war auch der Neid, die Eifersucht und die Selbstüberschätzung auf dem Parnaß größer und

hitziger, als in minder ſublimen Regionen, und unter allen Völkern gehörte der literariſche Hahnenkampf zu den Hauptergötzlichkeiten der gebildeten Welt. Lügen, das iſt ja ſchon nach dem Ausſpruch des Alterthums das eigentliche Geſchäft des Poeten, freilich gewiſſenhaft lügen; es hat aber zu keiner Zeit an ſchönen Geiſtern gefehlt, welche das Ding anders nahmen, dem Publikum hohle und plattirte Waare verkauften und ſich jeden zweideutigen oder geradezu unehrlichen Kunſtgriff erlaubten, um ſich ihrem Volke zu höherem Preiſe anzuhängen, als ſie werth waren. Ferner die Schauder der Schneiderrechnung und des Monatſchluſſes wegen Koſt und Miethe haben von jeher den Seelenſpiegel des dürftigen Muſenſohns getrübt; der Körper aller Literaturen iſt bedeckt mit den Narben verzweifelter Schwerthiebe, die geführt worden, um ſich jene Geſpenſter vom Leibe zu halten, und zu allen Zeiten ernährte das bildungsluſtige Publikum nothdürftig eine Schaar von enfans perdus der Literatur, welche zugleich der Schrecken und das Opfer der Verleger waren. Die Maſſe der ſchönen Literatur iſt ſeit dem Frieden mit reißender Schnelligkeit angewachſen, und ſeit dem Jahr 1830 hat ſich die ungeheure Produktion noch bedeutend geſteigert. So wäre es nur natürlich, wenn im ſelben Verhältniß auch jene alten Leidenſchaften, Schmerzen und Künſte der Schriftſteller ſich in der Literatur und im Leben breiter und lauter machten. Dem iſt aber keineswegs ſo. Vergleichen wir unſere Zeit mit der, welche in den bisherigen Betrachtungen als Gegenbild gedient hat, ſo bemerken wir, daß die literariſchen Schwächen und Laſter in vielfacher Hinſicht einen weſentlich andern, einen der Literatur unwürdigern, gemeinern oder giftigern Charakter angenommen haben.

Poeten und Schriftſteller haben ſich zu allen Zeiten viel herausgenommen; ſie haben in allen Epochen der Geſchichte nicht nur den Frommen und den Frömmlern, nicht nur den Pedanten und Lichtſcheuen, ſondern auch den beſten Menſchen und Bürgern, den wahren Freunden des Guten und Schönen vielfaches Aergerniß gegeben. Aber ein Zuſtand der ſchönen Literatur wie der heutige iſt noch nicht da geweſen: eine Impertinenz der ſchriftſtellernden Jugend, eine Ungründlichkeit bei unbegreiflicher Anmaßung, eine Unehrlichkeit gegen ſich und Andere, eine Gewiſſenloſigkeit Dingen und Menſchen gegenüber, wobei man eine Auflöſung

des alten deutschen Charakters fürchten könnte; eine Barbarei der Begriffe, welche mit der sonstigen Kultur im schneidendsten Kontraste steht; eine Ueberproduktion von Schmutz und Unsinn, bei deren Anblick der flüchtige Beobachter nicht begreift, wie im selben Augenblick der Geist der Menschheit in der einen Richtung von Eroberung zu Eroberung, von Wunder zu Wunder eilen, in der andern so traurig zurücksinken kann.

Wie kommt es nun, frage ich zuerst, daß eine Zeit, die in andern Beziehungen so groß ist, eine schöne Literatur erträgt und sich gefallen läßt, in der ganze Striche diesem Begriffe geradezu widersprechen, eine Literatur, die keineswegs blos in ihren untersten Schichten großentheils aus jämmerlicher Klatscherei und der plattesten Fabrikarbeit besteht? Woher anders, als eben vom Gang der Kultur, der im Bisherigen hoffentlich nicht unrichtig angedeutet worden ist, von der Auflösung der im Allgemeinen gleichförmig gebildeten Stände, in denen die Kunstpoesie und alle schöne Kunst fast ausschließlich sowohl hervorgebracht als genossen wurde? Mehr und mehr hat sich das Band einer gemeinsamen Erziehung gelockert, das früher die Dichtenden, Schildernden, Kunstrichtenden einerseits unter sich, andererseits mit den Ständen verknüpfte, auf deren Horizont die Literatur fast ausschließlich berechnet war. Seit einigen Jahrzehnten verbreitet sich die Kultur, oder vielmehr zunächst ihr Firniß, und damit der Genuß der feinen Künste mit reißender Schnelligkeit nach abwärts, und es hat sich, im Gegensatz zu der nach Bildung und Geschmack weit gleichförmigern frühern Lesewelt, eine ganze Reihe von Stufen gebildet, auf denen die Poesie und Alles „für Geist und Herz" auf sehr verschiedene Weise begriffen, aufgenommen und verdaut wird, Stufen, die der gegenwärtigen äußern Gliederung der feinen und im heutigen Sinne gebildeten Welt keineswegs entsprechen. Wir sehen vielmehr, seit der materielle Besitz und die äußere Form unendlich mehr als früher die gesellschaftliche Stellung des Menschen und seine Ansprüche bestimmen, in denselben Sphären der Gesellschaft Leute von höchst verschiedener eigentlicher Geisteskultur sich neben einander bewegen. Aber wie die Leser, so die Schriftsteller. Es hat sich ganz von selbst gemacht, daß den verschiedenen Qualitäten der Genießenden ebenbürtige Sorten von Hervorbringenden entsprechen. So sind denn heute in der Schriftstellerwelt alle

Bildungskreiſe repräſentirt, von den oberſten bis dahin, wo der Goldſchaum des Modiſchen und Vornehmen das verworrene Gehirn, die gemeine Geſinnung und das rohe Gemüth dünn und lückenhaft überzieht. Da ſo viele ganz reſpektable Perſonen aus den beſten Gründen in ihrer Lektüre gar nicht ekel ſind und das Frivolſte für das Höchſte hinnehmen, wenn es nur modiſch zugerichtet iſt, ſo haben die Autoren, welche den Geiſteslurus ſo vornehmer Leute befriedigen, allen Grund, ſich ſelbſt für vornehm zu halten. Dies iſt es, worauf ſich die fratres minimi berufen können, wenn ſie ſich den Beſten ihres Volks und ihrer Zeit keck an die Seite ſtellen; dies iſt es, was der Maſſe des heutigen belletriſtiſchen Plunders jenen Anſtrich von plumper zugleich und ſüßlicher Faſhionabilität giebt, der uns jeden Augenblick bei den zierlichen Büchern in farbigem Umſchlag unſere alte Nationalſchwäche ſo ſchmerzlich in Erinnerung bringt.

So raſch ſich nun aber eine von der Kultur kaum erſt oberflächlich ergriffene Leſewelt gebildet und ausgebreitet hat, ſo wuchs doch die Menge der Schriftſteller und Unternehmer aller Arten noch in weit ſtärkerem Verhältniß. Sie wollten alle leben, es entwickelte ſich auf dem Felde der Literatur eine früher nicht gekannte Hitze der Mitbewerbung, und ſo kam es von ſelbſt, daß der allgemeine Trieb zur Induſtrie zuerſt in die literariſchen Maſſen fuhr, welche ohnehin ganz *im* Geiſte der Zeit und nur *von* ihm leben, und daß er ſich von da gleich einer Anſteckung faſt über die ganze Literatur verbreitete. Bei einer Verfaſſung der Geſellſchaft wie die heutige mußte es ſo kommen, daß jetzt in ganz anderem Sinn und Styl als je *gewerbsmäßig* beſtellt und geſchrieben, ſpekulirt und angekündigt, gelobt und verleumdet, gelogen und bekomplimentirt, überſetzt und geſtohlen wird. Blickt hinein in die Literatur der Romane, der Ueberſetzungen und Unterhaltungsblätter! leſ't die Ankündigungen aller dieſer Herrlichkeiten, die Proſpektus im bonaparteſchen Büllетinsſtyl! Welch ungeheurer Geiſteströdel! welcher Aufwand von commerziellem Geiſt, um denſelben an den Mann zu bringen! welch wunderbares Ineinandergreifen im Geſchäfte, wo erſt Verleger und Schriftſteller einander, und dann das Publikum ausbeuten, wo jene ſo oft ſich gegenſeitig und am gewiſſeſten das Publikum betrügen! Giebt es in Deutſchland ein ausgedehnteres, verzweigteres, lauteres und

aufdringlicheres Geschäft als die Kunst, literarische Surrogate aller Art zu fabriciren, alte Geisteswaare zu sieben, zu verdünnen oder einzudicken, verlegene aufzufrischen, verschossene zu färben, mit unbegreiflich geringen Geisteskosten ganz neue, in die Auge fallende herzustellen; und dann — eine Hauptsache und oft die größte geistige Auslage beim Geschäft — jeder Sorte die passende bunte, prahlende Etikette anzuheften und den marktschreierischen Gebrauchszettel dazu aufzusetzen? Und wie kommt es nun, daß solche Spekulation so oft und so gut gelingt, daß sie sich im großartigsten Maaßstab entwickeln konnte? Wiederum, woher anders, als weil Verleger und Schriftsteller längst die Erfahrung gemacht haben, was man gewissen Revieren der Lesewelt bieten kann, ohne daß man sich brauchte gemein schelten zu lassen; lautet ja doch die Adresse der Waare an Leute, die nichts weniger als gemeine Leute sind.

Wir haben oben gesehen, wie der Mensch, der ohne Geistesgymnastik, ohne alle Grundlage wahrer Bildung der Schriftstellerei obliegt, sich über seine Befähigung und seinen Beruf nothwendig selbst täuscht, wie er in gewissem Grade unzurechnungsfähig ist, wenn er sich in der Einbildung noch so hoch stellt. Schon nach den ersten Schritten in seiner Laufbahn lernt er vielleicht sich selbst richtiger schätzen; allermittelst hat er aber die Literatur von der gewerblichen Seite kennen lernen; er entdeckt Anlagen in sich, die ihn in Stand setzen, in industrieller Thätigkeit keinem etwas vorzugeben, und so schlägt die naive Ueberhebung in die bewußte um. Er wagt sich an die höchsten Aufgaben, er macht die keckſten Sprünge im Modestyl, er erlaubt sich Hunderterlei, wovon er selbst weiß oder fühlt, daß er es vor einem Publikum von gleichförmigerer Bildung bleiben lassen müßte. Getrieben von der äußern Noth, gelockt vom Beispiel des Erfolgs ringsum, kommt er nun aber auf diesem Wege sehr leicht dahin, daß er Dinge unternimmt, die nicht nur mit seinen Kräften, sondern auch mit seiner Gesinnung im Widerspruch stehen, daß er angreift oder vertheidigt, preist oder herunterreißt, je nachdem es Verleger oder Redacteur bestellt haben, oder wie es in den Kram einer gewissen Firma taugt, mit deren Thalern er Bekanntschaft machen möchte. — Dies ist die eigentliche Quelle der Erscheinung, die unsere Literatur am meisten schändet, und die Deutschen mit ihr, die überhaupt

oft, wie ja viel zu viele Chriſten auch, gar wenig eigentliche Bildung im Queerſack; dafür ſteckt darin die eigenthümliche Mitgift ſeiner Nation, das ſeltſame, kunſtreiche Gemiſch glänzender und ſchillernder, zweideutiger und unzweideutig ſchlimmer Eigenſchaften, das wir Alle kennen. Er tritt ja im Grunde gar nicht aus der Reihe der Beſchäftigungen, zu denen er ſchon ſo lange eine eigene Wahlanziehung fühlt, wenn er in einer Literatur Geſchäfte macht, wo man auf Hauſſe und Baiſſe der Reputationen ſpekulirt, das Lob aſſecurirt und Anleihen von herausſtreichenden Recenſionen abſchließt; wo man ſich in Banden zuſammenthut, um geſtohlen Gut zu hehlen, um die Goldtreſſen vom Gewande der Zeit auszubrennen, um alle die Künſte zu treiben, womit man den Leuten das Falſche für ächt, das Alte für neu, das Hohle für ſolid aufhängt; wo man in Schriften über zwanzig Bogen Sovereigns beſchneidet oder gar einſchmelzt; wo man im ſelben Kreiſe natürlicher und erworbener Fertigkeiten bleibt, ob man auf dem Jahrmarkt oder im Feuilleton die Menge durch Hererei, d. i. durch pure Geſchwindigkeit in Erſtaunen ſetzt; wo man immer der nämliche Modekrämer iſt, ob man zu herabgeſetzten Preiſen mit altem Band und Spitzen oder mit friſchen Novellen und nagelneuen Kunſtberichten handelt; wo die literariſchen Anzeigen nach Styl und Ehrlichkeit den Verſicherungen gleichen, wie man ſie auf dem Pferdemarkt hört; wo — Wie lange könnte man noch ſo fort machen! Den Juden kommt innerhalb eines zweideutigen oder geradezu unehrenhaften Gewerbs eine gewiſſe Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit zu, und ſo ſind es meiſtens ſie, die bei Lobaſſecuranzen, bei auf gemeinſamen Nutzen und Schaden errichteten literariſchen Compagnien am gewiſſenhafteſten rechnen, und z. B. ein reiſender Virtuos, ein gaſtirender Mime, der ſich des Journallobs verſichern will, ſchließt am beſten mit einem Literaten dieſer Nation ab. — Dies Alles mag herb klingen, aber es iſt wahr, und zwar nicht darum, weil man es ſchon oft geſagt hat. Ich habe nicht zu unterſuchen, ob und wieſern dieſes Volk das, was es iſt, durch ſein Schickſal geworden iſt, wie viel an ihm die Natur, wie viel der Chriſt gebildet hat. Ich nehme es, wie es iſt und wie es ſich ſelbſt giebt; das Treiben in unſerer Literatur, und der Juden in ihr, iſt mir nur ein Gegenſtand der Beobachtung, an dem man lernt, ohne daß es einem einfällt, etwas daran ändern zu wollen,

so wenig als an irgend einer natürlichen Bildung. Der Weltgeist hat den literarischen Gewerbfleißigen, Juden und Christen untereinander, die Sendung zugestanden, die sie mit erstaunlichem Eifer verfolgen, und so müssen wir sie uns gefallen lassen, behalten uns aber das Recht vor, die Ehre, die Deutschland, und den Vortheil, den die Literatur davon hat, nach dem sittlichen Maßstab anzuschlagen, den kein faktischer Zustand Lügen strafen kann.

Ich wollte es versuchen, mir und Andern deutlich zu machen, wie es kommt, daß unsere heutigen Schriftsteller einerseits nach Erziehung und Bildung unter einander verschiedener sind als je, und daß andererseits der Abstand, den dieses wesentliche Moment zwischen den Menschen begründet, so oft mehr als je ausgeglichen erscheint. Nur scheinbar bin ich so eben von diesem Ziele abgeschweift, ich bin ihm allermittelst vollends ganz nahe gerückt.

Man sollte glauben, daß zwischen Schriftstellern auf extremen Stufen der Bildung unter allen Umständen nicht nur kein inneres, sondern lediglich auch kein äußeres Verhältniß bestehen könnte. Der Mann, der seines ehrenvollen Platzes in der Literaturgeschichte der Deutschen gewiß ist, und der entlaufene Ladendiener, der im Feuilleton des Lokalblatts Skandal macht, stehen sich gegenüber, wie der vornehme Weltmann und der Handwerksbursche im Sonntagsstaat; sie haben gar nichts mit einander gemein, als den allgemeinen äußern Stempel des Jahrhunderts. Welche Berührung besteht zwischen einem Schlegel, wenn er Shakspeare übersetzt, und dem Menschen, dessen armselige Sprachkenntniß und trostlose Leichtfertigkeit ein Verleger miethet, um den ekeln Strom französischer Romantik in die Cloake der deutschen Leihbibliothek leiten zu helfen? Was hat ein Talent, das sich ernstlich gebildet, das mit Gewissenhaftigkeit schafft, das sich schwer befriedigt, was hat zum Beispiel ein Immermann mit dem Judenjungen zu schaffen, bei dem der Zufall den Ausschlag gegeben, daß er statt Taschenspieler Literat geworden, und der mit den politischen, religiösen, socialen Gebrechen der Zeit so schnell fertig wird, wie sein Herr Vater mit den Defekten alter Kleider? Seit man sich ohne etwas, das einer besondern Vorschule entfernt ähnlich sieht, ans Schriftstellern begibt, seit das Jämmerlichste, Abgeschmackteste Gaumen findet, die ihm Geschmack abgewinnen, seitdem, muß man meinen, kann zwischen den höhern und den geringsten schreibenden Persönlichkeiten

von einem kollegialiſchen oder kameradſchaftlichen Verbande, von dem, was man esprit de corps nennt, gar keine Rede ſeyn. — Und doch findet gerade das Gegentheil Statt. Wir ſehen heute überall, was in der frühern Verfaſſung unſerer Literatur entweder gar nicht möglich war, oder ſich nicht an das Licht des Tages wagte, offene Allianzen zwiſchen Leuten vom verſchiedenſten natürlichen und erworbenen Werthe, überlaute Coterien, bei deren Bildung ganz andere Intereſſen obwalten, als die der Literatur ſelbſt.

Die Kultur iſt in vollen allgemeinen Fluß gerathen; ungehemmt von Satzung und Meinung darf jeder ſich nur bücken, um daraus nach Bedarf und Fähigkeit zu ſchöpfen; überall iſt neben der Bildungsluſt auch der Trieb zu praktiſcher Thätigkeit erwacht. Aber die eigentliche Aufgabe unſerer Zeit iſt die Wiſſenſchaft, nicht die Kunſt, am wenigſten die Poeſie. Die beſten geiſtigen Kräfte werden in die Richtung der hiſtoriſchen, ökonomiſchen und Naturwiſſenſchaften hingezogen, bei denen heute die wahre Ehre und der ehrenhafteſte Vortheil zu finden iſt. Darunter waren und ſind aber viele Talente, und gerade geſchulte und gebildete Talente, welche ſich unter andern Umſtänden den ſchönen Wiſſenſchaften gewidmet hätten. Andererſeits drängen ſich große Maſſen auch zur Belletriſtik; darunter aber ganze Schwärme, welche dieſes Feld darum ſo beſonders anzieht, weil man hier mit der zuſammengerafften Armatur der Zeitbildung freibeutern kann, ſich nicht zu coloniſiren, kein Geiſteskapital mitzubringen, keinen Grund und Boden zu erwerben braucht. Dieſe Leute verfallen nur zu natürlich in die Einbildung, die ich oben zu charakteriſiren verſucht, und die Begriffs- und Geſchmackszerriſſenheit des Publikums autoriſirt dieſe Einbildung in der Praxis. — Durch dieſe Umſtände aber, und hierauf lege ich jetzt den Nachdruck, kamen in der ſchönen Literatur die zugleich guten und gebildeten Köpfe in die Minderzahl. Sie wurden von der Maſſe überflügelt, überſchrieen; da ließen ſie ſich entweder entmuthigen und zum Schweigen bringen, oder aber ſie ſtimmten in Gottes Namen in den vollen Chor ein, und hemmten ihre wahre Entwicklung und verderbten ſich ſelbſt, indem ſie ſich zu der gehäuften, leichtfertigen Produktion zwangen und gewöhnten, bei der gegenwärtig allein etwas herauszukommen ſcheint. Dieſes gleichmachende Moment iſt ſchon oben berührt und zu den

unwillkürlichen gerechnet worden. Aber wie leicht wird nun ſolche Neigung zur Abſicht, zum Syſtem!

Die Welt iſt, wie ſie iſt; man muß das Jahrhundert mit ſeinem eigenen Geiſte faſſen, mit ſeinen eigenen Waffen angreifen. Es iſt einmal ſo gekommen, daß ſelbſt das poetiſche Genie unter dem Waſſer bleibt, wenn es nicht neben dem Kopf auch Arme und Beine rührt. Um heutzutage ſchriftſtelleriſchen Ruf zu gewinnen, reichen Anlage und Bildung und redliches Streben nicht zu; es muß die kluge äußere Thätigkeit, die Berechnung. die Spekulation hinzukommen. Wie in jedem Fache, wird auch in der Literatur nur aus dem etwas, der etwas aus ſich macht und das Publikum zu bearbeiten weiß. Dieſes aber iſt ein vielköpfiges Ungeheuer, harthörig, ſchwachſichtig, zerſtreut, vergeßlich. Man muß nicht müde werden, ihm Anzeigen in die Hände zu ſtecken, Namen in die Ohren zu ſchreien, Spektakel vor ihm zu machen, bis es endlich aufmerkt, mit ſeinen Groſchen und ſeinem Beifall herausrückt und mit Fingern deutet: hic est! Der Alleinſtehende vermag nichts; wozu wäre aber der Aſſociationsgeiſt in die Welt gekommen, wenn man ihn nicht braucht, wozu er gut iſt? Der Literat, der Bedeutendes in ſich ſpürt, muß vor Allem trachten, die Seele, oder eine der Seelen eines Literaturkörpers zu werden, eines Bundes, einer Coterie. Da wirft jeder, vom Höchſten zum Geringſten, ſeine Summe von Talenten und Künſten ein, und von der unſcheinbarſten Fertigkeit weiß man nicht, wozu ſie dienen kann; Alle aber bringen das Beſte mit, den Gemeinſinn, in dem Alle für Einen und Einer für Alle ſtehen, ſo lange das Glück gut iſt. So iſt der Einzelne mächtig durch die Kraft des Ganzen, die ihn hebt und vorſchiebt; er ſchreit wie mit fünfzig Stimmen, er packt wie mit hundert Fäuſten, und Jeder erwirbt ſo durch verſtändige Theilung der Arbeit Reputation, und das tägliche Brod daneben, oder umgekehrt, je nach eines Jeden Geſchmack und Nothdurft. — Die Hauptſache bei ſolcher Reputationsfabrik iſt aber reges, friſches Leben, Tumult, Skandal ohne Unterlaß. Daher Gründung eigener Journale, befeſtigter Lager, wo man hier die Rekruten exercirt, dort mit Paraden und Janitſcharenmuſik imponirt; in allen Hauptorten Garniſonen, überall im Lande Pikets, welche die Meuterei gegen die Autorität der Ligue erſticken, oder ihr doch die Spitze bieten; daneben offenſiver Krieg nach allen Seiten, um des Krieges

willen: Ausfälle, wo man von Niemand belagert, Streifzüge unter Mord und Brand, wo man von Niemand herausgefordert ist; friedliche Bevölkerungen geneckt, bis sie so unklug sind, böse zu werden, und erwünschte Blößen geben; Caravanen, welche sich keinen Geleitsbrief gelöst, auf der Leipziger Straße niedergeworfen; einzelne literarische Wanderer von Maredeurs angehalten und ihnen die Ehre abgeschnitten u. s. w. — Alles zum Spaß, dem regen, frischen Leben zu lieb, im Interesse des Publikums und zur Förderung der schönen Literatur, die, wenn man sie im altväterischen Styl forttriebe, gar einschliefe.

So denken und rechnen nicht nur Leute, die so rechnen müssen, wenn sie in der Literatur überhaupt etwas seyn wollen, so rechnen und handeln leider auch Bessere, ja von den Besten. Es ist wahr, die gegenwärtige Zusammensetzung und Stimmung des Publikums ist eben nicht geeignet, schriftstellerische Gewissenhaftigkeit aufzumuntern, zum wenigsten wenn der Schriftsteller nicht vor Allem den Lohn in sich zu finden weiß, wenn er es nicht über sich vermag, seinen Ruhm langsam, aber um so sicherer reifen zu lassen. Und diese Resignation fehlte nun in der neuesten Zeit manchen der hoffnungsreichsten und dabei gut erzogenen Talente. Wohl ist es etwas Schönes und Großes, den Besten seiner Zeit genug zu thun, das wissen sie wohl; aber dieser Ruhm erwirbt sich schwer und langsam. Sie lockte der glänzendere, leichtere Ruf, der Beifall der Menge. Dieser aber fällt in der Regel allerdings weder schnell noch langsam dem zu, der redlich schafft und naiv darauf wartet; und so beschlossen sie, ihn an der Spitze einer literarischen Macht taktisch zu erobern. Sie machten zu diesem Zweck gemeinschaftliche Sache mit Menschen, von denen sie eine Kluft trennt, über welche nur die Industrie eine Brücke schlagen konnte; sie wollten Patrone von Schreiern und Effektmachern seyn, und waren, ehe sie es sich versahen, ihre Kameraden. Sie wurden in die Lobassecuranzen, in den Skandal der persönlichen Kritik und der ganzen pikanten Klatscherei hineingezogen, oder waren wohl gar Miturheber dieser und all der andern Jämmerlichkeiten, die ich nicht weiter zu schildern brauche, weil sie Jeder kennt und ich nicht hoffen darf, den zu bekehren, der seine Freude daran hat, oder dem, der sie verabscheut, etwas Neues zu sagen.

Das unvermeidliche Schicksal des begabten und gebildeten

Menschen, der aus Ehrgeiz oder vielmehr aus Ruffucht den Bund mit den Geringen und Gemeinen schließt, ist die gerechteste Strafe. Er hat den modernen Geist der Association und der Industrie citirt, auf daß er ihm die dornenvolle Laufbahn der Ehre ebne und kürze, und er muß alle Folgen des Pakts hinnehmen, in dem er die Achtung vor sich selbst verschrieben. Die Werkzeuge, die ihm der Dämon in die Hand spielt, arbeiten trefflich, so lange sie frisch sind; aber der Fluch beginnt, wenn er die stumpf oder schartig gewordenen gerne wegwürfe, und es nicht kann; sie sind mit ihm verwachsen, sie führen ihm die Hand. Schlimm ist es, daß er den Kreis nicht achten kann, den er Anfangs um sich versammelt, aber das Schlimmste ist, daß er ihn nicht schließen kann. Ein Leerer und Frecher zieht immer einen noch Leereren und Frecheren herein; der Zauberlehrling vermag die steigende Fluth der Gemeinheit, die er um sich beschworen, nicht zu dämmen, sie wächst ihm über den Kopf und ersäuft ihn. — Wie die Offiziere der Landsknechte eben auch Landsknechte waren und blieben, so muß er es sich gefallen lassen, daß der Geringste seines Haufens ihn als Seinesgleichen behandelt; das große Publikum aber, dessen Schätzung er unendlich mehr geopfert, als sie werth ist, betrachtet ihn eine Zeit lang, wenn es gut geht, als erstes Subjekt einer Truppe, an deren Sprüngen und Grimassen es sich ergötzt, während es im Innern die Mißachtung gegen sie festhält, die den Komödianten auf jeder Bühne des Lebens immer und überall verfolgt, selbst heute noch, wo die eigentlichen Schauspieler häufig vornehme Herrn und die Tänzerinnen angebetete Damen sind. — Deutschland hat eine Handvoll sehr guter, zum Theil vortrefflicher Köpfe hervorgebracht, welche auf diese Weise mit kläglichem Glück daran gearbeitet, sich und die Literatur zu verderben, und die viel zu verantworten hätten, wenn da, wo augenfällig Fatalität herrscht, überhaupt von Verantwortung die Rede seyn könnte.

Genug, was heutzutage die Contraste in der Bildung und im ganzen Werthe der Schriftsteller bis auf einen gewissen Grad am stärksten ausgleicht, was dem Talentvollen und Unterrichteten, wie dem Nichtswürdigen in der öffentlichen Meinung häufig denselben Stempel aufdrückt, das ist die gleiche Gesinnung in Beziehung auf den Betrieb der Literatur. Die aristokratische Sprödigkeit, mit der sich von jeher die deutschen Geister abstießen, hat sich

gar oft jener betriebsamen Klugheit gefangen gegeben, wodurch, nach unseres Gottfried Hermanns Ausdruck, die Musen Fabrikarbeiterinnen geworden sind, und Apoll wieder Taglöhner, wie einst bei Admet. — Welch ein Jammer! und die Klagen darüber, so laut sie sind, verhallen im Sausen der Räder, im Schwirren der Spindeln, die der literarische Dampf treibt. — Wer weiß aber, diese Materialisirung des Geistes, die uns erschreckt, ist am Ende nur einer der Kunstgriffe des Weltgeistes, um die scheinbar trostlos verworrenen Fäden der ästhetischen Kultur sachte zu entwirren, so wenig wir auch absehen, wie er dies anfangen will. — Sollen wir nicht am Schicksal unserer ganzen Geistesbildung verzweifeln, so müssen wir zuversichtlich hoffen, daß über kurz oder lang Gleichförmigkeit der Bildung, sey es des ganzen Volks, sey es großer Abschnitte desselben, zurückgeführt und damit wieder der Grund hergestellt wird, auf dem allein die schöne Kunst gedeihen kann. Alles deutet darauf hin, daß die Entwicklung allerdings auf ein solches Ziel losrückt. Allermittelst herrscht nun freilich in Allem, was mit der gemüthlichen Seite unserer Natur zusammenhängt, die schlimmste Verwirrung. Diese stellt sich aber nach dem Wesen unseres Geistes als eine nothwendige dar, und ihre Lösung wird mit gleicher Nothwendigkeit erfolgen. Wenn heutzutage im Gewühl einer maaß- und bodenlosen Belletristik die höchsten Blüthen des Geistes dem Raupenfraß preisgegeben scheinen, so geschieht es wohl nur, damit durch wenige, desto gesundere Knospen der Saame in eine nahe oder entferntere Zukunft hinübergerettet wird.

Ich wünschte, daß die Leser diesen Versuch als das nähmen, was er seyn soll, als Stoff zum eigenen weitern Nachdenken über die Erscheinung, daß der Zustand der heutigen schönen Wissenschaften mit der ganzen übrigen Kultur in so auffallendem Widerspruche steht.

12.

Die Bedeutung
des
Vertrages von Verdun.[1]

Man ſagt und rühmt, durch den Vertrag zu Verdun ſey Deutſchland von Frankreich getrennt worden. Getrennt: alſo waren die beiden Länder zuvor vereinigt geweſen. Allerdings, und zwar, wie Jedermann weiß, in einem Verhältniß, deſſen die Deutſchen ſich nicht zu ſchämen haben. Ein deutſcher Stamm hatte das jetzige Frankreich nach und nach unterworfen; der Fürſt dieſes

---

[1] Als da und dort die Erinnerungsfeier an dies Ereigniß in Anregung kam, entwickelte der Einſender in einem öffentlichen Vortrag am Hamburgiſchen Gymnaſium (am 31. Juli d. J.) ſeine Bedenken dagegen. Dieſe Bedenken übergibt er jetzt, vervollſtändigt durch die Berückſichtigung anderer Auffaſſungen, einem weiteren Kreiſe. Die Nutzanwendung, mit welcher er jenen Vortrag ſchloß, hat er hier weggelaſſen, weil er jetzt auf eine ähnliche, bereits vorliegende, verweiſen kann, die, was er treu gemeint, in ſchönerer Rede ausgeſprochen hat, als es ihm hätte gelingen mögen. Er fügt noch die Titel der Feſtliteratur hinzu, ſo weit ſie ihm bis jetzt bekannt geworden:

1) Karl Schwartz: Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen und der Vertrag zu Verdun. Nach den Quellen dargeſtellt. Fulda, 1843. 105 S. 4.

2) Georg Waitz: Ueber die Gründung des deutſchen Reiches durch den Vertrag zu Verdun. (Akademiſche Einladungsſchrift). Kiel, 1843. 25 S. 4.

3) Joh. Guſt. Droyſen: Rede zur tauſendjährigen Gedächtnißfeier des Vertrages zu Verdun. Kiel, 1843. 36 S. 8.

4) Das tauſendjährige Reich. Gedicht zur Auguſtfeier 1843. Hamburg. 15 S. 8.

5) Marheineke: Predigt zur Feier der tauſendjährigen Selbſtſtändigkeit Deutſchlands. Leipzig, 1843. 40 S. 8.

Stammes trug die Krone des Reiches, dem beide Länder angehörten. Je vollständiger die Trennung (wir werden aber sehen, inwiefern sie vollständig zu nennen war), desto größer die Einbuße für dies Reich und für die Herrschaft der Deutschen.

Als Karl der Große den letzten vereinzelten deutschen Stamm, die Sachsen, zum Reiche gefügt, da war nicht allein das Werk des Chlodwig vollendet, sondern ein weit älterer, kühnerer Traum war glänzend in die Wirklichkeit der Dinge getreten. Ums Jahr 70 unserer Zeitrechnung waren die Gemüther im Morgenlande durch den Fall des Tempels zu Jerusalem, im Abendlande durch den Brand des römischen Capitols auf große Veränderungen vorbereitet. An das letztere Ereigniß knüpften die Seher in den Rheinlanden eine Weissagung: es sey den Völkern diesseits der Alpen bestimmt, auf den Trümmern des römischen ein neues Reich zu gründen. Ein Deutscher, an den äußersten Niederungen des Rheinstroms, Claudius Civilis bei den Römern genannt, rief die Völker an beiden Rheinufern zur Freiheit. Wirklich einigten sich für die ersten Waffenthaten die deutschen mit den gallischen Führern. Aber die Gallier verstanden es so, daß bei ihnen die Herrschaft seyn sollte; die Deutschen erklärten zwar, nicht für einen einzelnen ihrer Stämme begehren sie die Herrschaft, nicht darum haben sie die Waffen ergriffen, damit den Batavern oder den Trevirern die Völker gehorchen mögen, vielmehr seyen sie bereit, Allen die Hand zum Bunde zu bieten: doch weigerten sie, dem „gallischen Reich" zu schwören. Das Unternehmen scheiterte, nicht so sehr daran, daß man versäumt, die Alpenpässe den herbeieilenden Legionen zu verschließen, als vielmehr an der Frage, wer das Oberhaupt des Völkerbundes, und wo der Sitz des Reiches seyn sollte.

Es war ein „falscher Morgen" gewesen. Karl der Große war der Mann, den rechten heraufzuführen, wenn nur seine Nachfolger uns keinen Vertrag von Verdun zu feiern hinterlassen wollten. Die Frage, welcher Claudius Civilis erlag, schien gelöst durch die Erneuerung des abendländischen Reiches. Dies wesentlich **deutsche** Reich hat Europa sofort von einer großen Gefahr errettet. Denn die Saracenen, nachdem sie der Südküste des Mittelmeeres entlang gewandert, hielten am Ebro. Gibbon sagt seinen Landsleuten, daß sie es dem Karl Martell verdanken, wenn in Oxford über die Bibel gepredigt wird und nicht über den Koran.

Aber nicht eine einzelne Schlacht, ſondern ein ſo mächtiges Reich im Herzen Europas, mit der vorgerückten „ſpaniſchen Mark“ konnte Jenen verbieten, vom Weſten her, in gewaltigem Kreislauf, die grüne Fahne wieder nach dem Ausgangspunkt ihrer Herrſchaft zu tragen.

Seit Karl der Große Kaiſer hieß, fühlte er ſich nicht allein mehr als König der Franken, welche ein Land nach dem andern erobert hatten, ſondern als das Oberhaupt vereinigter Völker. In dieſem Sinn hat die Reichskrone eine wirkliche Bedeutung, und zwar wichtig genug, um es zu rechtfertigen, wenn er als Kaiſer in allen ſeinen Landen ſich aufs Neue huldigen ließ. Wie geläufig uns auch die Idee einer Trennung ſeyn mag, wir können uns doch der Wahrnehmung nicht entziehen, daß Karl der Große, ſelbſt als er an eine Theilung des Reiches dachte, vor Allem bemüht war, der Trennung vorzubeugen und die Einheit des Ganzen ſicher zu ſtellen.

Im Jahr 806 lebten ihm drei Söhne. Da entwarf er einen Theilungsplan, der uns erhalten iſt. Ludwig ſollte den ſüdweſtlichen Theil des Reiches haben, alſo das Land ſüdlich von der Loire, dann über Nevers, Chalons, den Mont Cenis bis herunter ans Meer; Pipin den ſüdöſtlichen Theil, alſo Italien und von Alemannien und Baiern den untern Theil ſüdlich von der Donau; Karl aber, der älteſte Sohn, alle übrigen Länder nördlich von der Loire und von der Donau, alſo die Hauptmaſſe des Reiches, welche der Rhein ziemlich in der Mitte durchſtrömt. Ueber die Kaiſerwürde iſt Nichts beſtimmt, indeſſen ſind fernere Anordnungen in dem Entwurf vorbehalten. Wohl aber iſt für den Todesfall eines Jeden ſchon Sorge getragen: wenn Einer der Brüder einen Sohn hinterläßt, welchen das Volk zum König wählen will, ſo ſollen die Oheime dem Neffen das väterliche Erbtheil gönnen; ſonſt iſt genau beſtimmt, in welcher Weiſe das Gebiet des Verſtorbenen je zwiſchen den beiden Ueberlebenden getheilt werden ſoll. All dieſe Fürſorge war überflüſſig; nur ein einziger Sohn hat den Kaiſer überlebt. Doch hat der Entwurf für uns den Werth, daß wir daraus den Gedanken Karls des Großen errathen, und den Maaßſtab ſeiner Grundſätze an ſpätere Theilungen legen können. Unter den Grundſätzen aber, von welchen der Entwurf ausgeht, hat Eichhorn beſonders hervorgehoben, „daß jeder Theil

deutsche und romanische, oder wenigstens fränkische und nichtfränkische Bevölkerung enthielt, damit nicht die Verschiedenheit der Volksthümlichkeit eine gänzliche Trennung herbeiführen möchte." In einer Anmerkung sagt Eichhorn, mit Bezug auf den größten, dem ältesten Sohne bestimmten Antheil, zweierlei sey dabei nicht zu verkennen: „die Absicht, dem Beherrscher dieses Theils ein Uebergewicht zu geben, vermöge dessen der Abfall der beiden andern verhindert werden könnte, und zugleich die Trennung zwischen Ost- und Westfranken (die sich immer bestimmter entwickelte, je mehr die Letzteren den Ersteren durch romanische Sprache und Sitte entfremdet wurden) durch ihre Vereinigung unter einem Herrscher weniger gefährlich zu machen." Luden stellt die Absicht des Kaisers folgendermaßen dar: sein Herz sey bei den reindeutschen Völkern gewesen; er habe gewünscht, daß sie in geistiger und geselliger Beziehung (worin die romanischen Manches voraus gehabt) nicht zurückbleiben möchten; daher eine solche Begrenzung der Theil-Reiche, daß der Verkehr zwischen denselben erleichtert und doch der Nationalität nicht geschadet würde. Waitz hat es (mit Thierry) noch stärker ausgesprochen: Karls des Großen Politik sey gewesen, die verschiedenen Nationalitäten zu verschmelzen. Welche von diesen Auffassungen man sich auch aneignen mag, man wird jedenfalls zugeben müssen: wenn der Vertrag von Verdun von dem Grundsatz der unvermischten Nationalität ausging, so war die Absicht Karls des Großen verfehlt, und Karl würde von seinem Standpunkt aus gegen diesen Vertrag protestirt haben.

Nun klingt es sehr einnehmend, wenn man die Kämpfe und die Theilungen nach Karls des Großen Tod, namentlich die von Verdun, eben als eine nothwendige Reaction der Nationalitäten gegen jene seine Politik erklärt. Wenn nur die Geschichte nicht gar zu entschieden bezeugte, daß eine Theilung nach der andern (die von Verdun war die fünfte seit Karls Tod) immer wieder Concessionen enthielt, welche durchaus nicht mit Bewußtseyn irgend einem Grundsatz, irgend einem politischen Gedanken, sondern lediglich nur dem Drang der Umstände dargebracht wurden.

Ludwig der Fromme verstand weder selbst zu herrschen, noch zur Zufriedenheit der Söhne oder zum Heil des Reiches die Herrschaft zu theilen. Dreizehn Jahre nach der ersten Theilung mußte er den drei älteren Söhnen Etwas abbetteln, damit der Jüngstgeborne

nicht ganz leer ausgehen möge. Man weiß es ja, wie der unglückliche Fürſt von Demüthigung zu Demüthigung ging, wie er von einer politiſchen Ohnmacht in die andere fiel, wie die Söhne gegen einander und gegen den Vater ſtanden, wie er im Laufe einer 26jährigen Regierung viermal abgetheilt, und es Keinem recht gemacht hat.

Davon war die nächſte Folge, daß das kaiſerliche Anſehen und die kaiſerliche Würde immer mehr ſank; die entferntere, leider aber nicht minder natürliche Folge, daß den Völkern die Bedeutung der Reichskrone und die Idee des Reiches aus der Kunde kam. Denn die Verbindung mit dem Reich ward den Völkern eine Laſt; immer wieder neue Kämpfe um die Anordnung der Theile, um den Zuſchnitt des Gewandes, das mußte ermüden; bei der großen Unſicherheit des Rechts- und Beſitzſtandes mußte endlich jedes Abkommen, das einigen Beſtand erwarten ließ, willkommen heißen.

Glaubt man nun im Ernſt, ein ſolcher Stand der Dinge ſey der Entwickelung der Nationalität förderlich geweſen? Dann wünſcht' ich, daß man wenigſtens die Beweiſe für die Behauptung aus der Geſchichte herbeiſchaffen möchte. Was die Sprachproben betrifft, die durch Grimms kundige Hand feſtgeſtellt, in den neueſten Abdrücken des Nithard vorliegen (die bekannten Eidesformeln von 842), ſo muß ich bekennen, ich freue mich viel weniger darüber, daß unſere Alten vor tauſend Jahren ſchon ein ſo manierliches Deutſch reden konnten, das Niemand für franzöſiſch halten wird, ich freue mich darüber weit weniger, als ich mich gräme, daß man damals das Reich Karls des Großen und nachmals das Reich der Ottone hat in Trümmer gehen laſſen. War man doch nicht einmal einig gegen den äußern, gemeinſchaftlichen Feind; mußte doch der Erzbiſchof Agobard warnen, die ganze Kraft werde verzehrt im innern Zwiſt; wenn es ſo fortgehe, ſo werden viele Tyrannen kommen, oder der Antichriſt. Was iſt das für eine Nationalität, die ſich dergleichen Dinge muß ſagen laſſen! Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Intereſſen, gegen das Ganze und Große, konnte möglicher Weiſe zur Ausſonderung der Nationalitäten mitwirken; ſie mußte zunächſt zur Auflöſung des Ganzen führen. Und worin ſucht man die Spuren auch nur jener Ausſonderung? Etwa darin, daß berichtet wird, im Jahr 838 habe

Ludwig (der Deutsche!) einen Anspruch erhoben auf alles Land des rechten Rheinufers? Aber nie und nimmer war doch die Rheingränze die Gränze der Nationalität. Oder in dem Umstand, daß im Jahr 842 eine Theilung versucht ward zwischen Ludwig und Karl, ohne auf den dritten Bruder Rücksicht zu nehmen? Nithard, selbst ein Mitglied der Theilungskommission, sagt, es sey dabei nicht sowohl auf Fruchtbarkeit oder gleichen Umfang der Länder gesehen worden, als vielmehr auf Verwandtes und Zusammenpassendes; daraus schließt man, Ludwig habe alle deutschen Länder haben sollen; beweisen kann man es nicht, denn an der Stelle, wo es vielleicht geschrieben stand, ist im Texte des Nithard eine beweinenswerthe Lücke. Aber angenommen, das und nichts Anderes habe daselbst gestanden, so hatte es mit jener Theilung eine ganz besondere Bewandtniß. Der dritte Bruder (Lothar) hatte in seiner Noth nach der Schlacht von Fontenay die Sachsen aufgeregt, und ihnen ihre alte Freiheit zurückverheißen; das nehmen sie so, daß sie vom Christenthum und von königlichen Beamten Nichts mehr wissen wollten; auch mit den Normannen hatte er sich eingelassen. Da ließen die weltlichen und die geistlichen Herrn den Lothar fallen. Aber Lothar kam, und bekannte seine Schuld, und die Priester waren der Meinung, man solle ihn wieder zu Gnaden annehmen, der Friede sey doch das Beste. Der Sieg von Fontenay war aber so wenig benutzt worden, daß in der That ein neuer Bruderkrieg bevorstand. Der ist durch die Theilung von Verdun vermieden worden. Der Wahlspruch war schon im Juni 842: Theilung in drei Theile, so gleichmäßig als möglich. Wo blieb nun die Nationalität?

Es dauerte noch Jahr und Tag, bis man zu Stande kam. Hat vielleicht während der langen Unterhandlungen die Nationalität sich geltend gemacht? Das Ergebniß, die Theilung selbst, der Vertrag von Verdun mag es ausweisen. War's denn das Deutschland, „so weit die deutsche Zunge klingt?" Mit nichten: es war eine Gränze, schlechter als unsre gegenwärtige, und nur ein klein wenig besser als die schlechteste, die wir je gehabt, als die Rheinbundgränze. Es stellt sich heraus, daß nicht einmal die alte Angabe richtig ist, welche Ludwig den Deutschen das ganze rechte Rheinufer erhalten läßt;[1] auf dem linken erhielt er bekanntlich

[1] Karl Schwartz hat erörtert (a. a. O. 98), daß auf dem rechten Rheinufer das ripuarische Land und Friesland nicht zu Ludwigs,

nicht mehr, als die Städte Mainz, Worms und Speier mit ihren Gauen,[1] alſo etwa ſo viel als Rheinbayern und Rheinheſſen. Wie Karl der Große von ſeinem Standpunkt, ſo mußte die deutſche Nationalität von dem ihrigen aus gegen den Vertrag von Verdun proteſtiren. Sie hat es thatkräftig gethan, und das Fehlende hinzu erworben: warum iſt ſo Vieles wieder eingebüßt?

Doch vielleicht war die Herrſchaft Ludwigs des Deutſchen von einem Glanz umfloſſen, der für das verſagte Gebiet entſchädigen konnte; vielleicht ſtralte von ſeiner Krone die Erinnerung wieder, daß das Reich Karls des Großen von den Deutſchen gegründet war. Keineswegs: Kaiſer hieß Lothar, nach ihm ſein Sohn Ludwig, und nach deſſen Tode kam der Weſtfranke durch Liſt dem Oſtfranken im Wettlauf um die Kaiſerkrone zuvor. Und man muß geſtehen, ſehr Viel war damit eben nicht verloren. Was konnte auch damals die Reichskrone noch bedeuten! Nicht nur den Grundſatz der Theilung hatte man aufgegeben, durch welchen Karl der Große die Einheit des Reiches zu erhalten hoffte; auch die Idee einer höheren, mit dem Seniorat verbundenen Macht, einer *Kaiſermacht*, hatte man fallen laſſen,[2] die noch in Ludwigs des Frommen erſter Abſicht gelegen hatte. Die Beſtimmungen darüber, wie ſie in Ludwigs des Frommen erſter Theilungsurkunde von 817 vorliegen, ſind unter Anderem folgende. *Unter* dem

---

ſondern zu Lothars Reich gezählt waren. Ich weiß ſeinen Gründen Nichts entgegenzuſetzen. Die Thatſache hat auch *Waitz* (a. a. O. 18) aufgeführt, und *Spruner* hatte ſchon 1838 ſein treffliches Blatt Nr. 12 in demſelben Sinn illuminirt.

[1] Wegen des Weines, der daſelbſt reichlich wächst, ſagt der Annaliſt *Regino*. *Luden* hat an dieſem Motiv Anſtoß genommen (nicht ſo der Freiherr *von Gagern*, Antheil an der Politik 2, 362), und andere Gründe aufgeſucht. *Karl Schwartz* (a. a. O.) legt für Regino eine Lanze ein, fügt aber ein Motiv hinzu, das ganz im Geiſte des Vertrages von Verdun gedacht iſt: es war unerläßlich, dem Ludwig etwas Ueberrheiniſches zu geben, er würde ſonſt „offenbar zu wenig bekommen haben." Nothdürftig billige Ausgleichung — das war die leitende Idee des ganzen Abkommens.

[2] Wenn ich die vierzehn Veredungen der Karolinger unter einander durchgehe, die uns aus den Jahren 844—870 erhalten ſind, ſo weiß ich allerdings ſo wenig als *Waitz* (a. a. O.) zu erklären, wie *Eichhorn* das „Grundgeſetz von 817" als fortbeſtehend betrachten konnte. Nur kann ich daraus nicht *für*, ſondern *wider* den Vertrag von Verdun argumentiren.

älteren Bruder (dem Kaiser, welchem höhere Gewalt beigelegt ist) sollen die beiden jüngeren den Königsnamen führen, und in den ihnen angewiesenen Gebieten regieren. Einmal des Jahres sollen sie mit Geschenken bei dem ältern Bruder zu gemeinsamer Berathung sich einstellen. Ohne seinen Rath und seine Einstimmung sollen sie sich weder auf Krieg noch auf Frieden einlassen, und ebenso wenig ohne sein Mitwissen auf das Anbringen fremder Gesandten antworten. Nur mit seinem Rath und Gutheißen sollen sie sich verehelichen. Von allen diesen Anordnungen, welche nicht allein den Erstgebornen bevorzugten, sondern auch des Reiches Einheit verbürgten, ist seit dem Vertrag von Verdun keine Spur mehr anzutreffen. Unter den Karolingern war hinfort der Kaisertitel ein leerer Schall, der Niemanden zu Gute kam, als dem Papst zu Rom. Als später die Ottone die Kaiserkrone mit dem Besitz Italiens wieder an die Deutschen brachten, da war's doch nicht mehr das alte Verhältniß. Der italienischen Händel (auf Kosten Deutschlands) und der päpstlichen Intervention zu geschweigen, kündigte sich die Weltherrschaft, das Erbtheil der römischen Imperatoren, als eine gar zu große Hyperbel an, seitdem das abendländische Reich Karls des Großen zerbrochen war. Wieder aufs Neue verschoben ward die Stellung der Kaiserwürde, nachdem die Aristokratie der Kurfürsten erstarkt und immer allgemeiner die Befugniß kaiserlicher Beamten zur Landeshoheit ausgewachsen war (ein Zerrbild desjenigen Verhältnisses, in welchem etwa Lothar, als Kaiser, über den beiden Brüdern, als Königen, hatte stehen sollen); daher endlich der erste Rheinbund von 1658 und der zweite von 1806!

Aber, wenn Lothar mit der Kaiserkrone davonging, so war's doch wohl ein Glück, daß sein Reich, ein drittes, ein Zwischenreich, zwischen Ost- und Westfranken eingeschoben ward? Weßhalb ein Glück? — etwa, wie Luden es meint? Man höre: „die Deutschen waren um so sicherer vor dem Eindringen romanischer Art und Weise, da selbst im Reiche Lothars, so weit es Deutschland berührte, fast ausschließlich deutsch geredet und deutsch gelebt wurde." Trauriges Bekenntniß unserer Schwäche, wenn wir's als eine Wohlthat anerkennen wollen, daß man uns vor der Berührung mit fremder Sprache und Sitte bewahrt, uns vor einer Versuchung behütet, der wir nicht hätten widerstehn können! Oder meint man den politischen Gedanken eines Zwischenreichs? War

es so gemeint, so hätte man es wenigstens so hinstellen müssen, daß es Bestand haben konnte. Daß Lothars Reich nicht bestehen konnte, hat die Erfahrung bald genug bewiesen. Niemals hat der Diplomatie die Schöpfung und Bewahrung eines Zwischenreichs recht glücken wollen, nicht in Verdun, nicht im Jahrhundert Ludwigs XIV., nicht in unsern Tagen. Nachdem der Wiener Congreß die Barrieren hergestellt zu haben glaubte, ist Belgien durch Londoner Conferenzen in einer Weise emancipirt, zu welcher die französische Rednerbühne mit vollem Recht sich Glück wünschen mochte.

Muß man nun dies Alles zugeben (wie man es ja nicht läugnen kann), so reducirt sich die Feier auf den bescheidensten Ausdruck: der Vertrag von Verdun habe ein selbständiges, von andern Reichen Europas gesondertes, deutsches Reich in die Geschichte eingeführt. Auch gegen diesen Ausdruck muß ich Einsprache erheben, und zwar aus einem doppelten Gesichtspunkt.

Einmal: die Selbständigkeit und Sonderung, wie vollständig sie auch in Verdun vollzogen scheinen mochte, entbehrte aller und jeder Bürgschaft; ja, die herrschende Maxime, das factische Verfahren der Karolinger war mit der Ertheilung einer solchen Bürgschaft ganz unvereinbar. Das Prinzip der ferneren Theilungen war nicht aufgegeben; vielmehr war es der Selbständigkeit der in Verdun geschaffenen Reiche um so gefährlicher geworden, weil man auch in dieser Beziehung von den älteren Grundsätzen abgewichen war. In der Urkunde Ludwigs des Frommen von 817 hatte es noch geheißen: „wenn Einer (der Söhne) stirbt, und rechtmäßige Söhne hinterläßt, so soll seine Herrschaft nicht unter sie getheilt werden, sondern das Volk soll zusammentreten und Einen derselben, welchen der Herr will,[1] erwählen, und den soll der ältere Bruder an Bruders- und Sohnes Statt annehmen; wenn aber Einer stirbt, ohne rechtmäßige Söhne, so soll seine Herrschaft an den älteren Bruder zurückfallen." Weder die eine noch die andere Hälfte dieser Vorschrift stand nach dem

[1] Die Ansicht, daß Gott mit dem wählenden Volke sey, ist ein Nachklang des Bewußtseyns, in welchem Karl und noch Ludwig der Fromme, in Einstimmung mit dem Volk, selbst über die Kaiserkrone verfügt hatten, ohne zu fragen, ob auch der römische Bischof die Volksstimme als Gottesstimme anerkennen werde.

Vertrag von Verdun mehr in anerkannter Wirksamkeit. Das Prinzip der Unterabtheilung, der fortgesetzten Zersplitterung trat jetzt erst recht hervor. Man kann nicht aufrichtiger darüber sprechen, als Waitz selbst, gerade mit Bezug auf Deutschland, gethan hat. „Dann wurde freilich," sagt er, „die Herrschaft Ludwigs noch einmal unter seine Söhne getheilt, und der König bot selbst die Hand dazu, sein Werk zu zerstören. Noch konnte man die Völker und Lande Deutschlands als nur zufällig vereinigt ansehen; es ist nicht undenkbar, daß die getrennten Herrschaften Bestand erlangt hätten und eine neue Zerstückelung Deutschlands eingetreten wäre." Angesichts dieser Gefahr und jener Thatsachen, wie läßt sich da noch von einem selbständigen deutschen Reiche reden? Wenn kein Prinzip des öffentlichen Rechts den einzelnen Theilen verbietet, eine selbständige politische Existenz, jeder für sich, zu erlangen, wo bleibt da die Selbständigkeit des Ganzen? Und doch ist dies nur die eine Seite dieses Theilungswesens. Nachdem man die Vorschriften von 817 aufgegeben, war ebenso wenig irgend eine Bürgschaft vorhanden, daß nicht ein Theil des selbständigen deutschen Reiches gelegentlich abgerissen, dem Ganzen entfremdet, einem der andern Reiche einverleibt würde. Lothars Reich ist bekanntlich von seinen Brüdern getheilt worden, und zwar zu einer Zeit, als der älteste von Lothars Söhnen, Ludwig II., noch am Leben, und weil er Italien besaß, auch im Besitz des Kaisertitels war; so gänzlich war der Sinn der Kaiserwürde verschollen, so gänzlich spottete man aller Grundsätze. Wenn bei Ludwigs des Deutschen Söhnen ähnliche Umstände eintraten, wenn vollends (was doch ebensogut möglich) seine erbfähige Nachkommenschaft eher ausstarb, was in aller Welt stand dann im Wege, daß nicht auch Deutschland einem ähnlichen Schicksal anheimfiel? Allerdings, es ist nicht so gekommen: vielmehr fiel an einen von Ludwigs des Deutschen Söhnen, an Karl den Dicken, noch einmal (mit geringen Ausnahmen) die ganze Monarchie Karls des Großen (zum Zeichen, daß die Selbständigkeit der Reiche von Verdun ihr gelegentliches Aufgehen in dem ursprünglichen Ganzen keineswegs ausschloß). Nach kurzer Frist ward Karl der Dicke abgesetzt; da traten die Deutschen zusammen, wählten Karls Neffen Arnulf, einen unächten Karolinger, und entfernten sich so immer weiter von den Grundsätzen. Gewiß, aus jenen

Wirren ist endlich Deutschland als ein selbständiges Reich hervorgegangen, aber nicht durch den Vertrag, sondern trotz dem Vertrag von Verdun.

Zweitens: auch abgesehen von diesen Theilungsgeschichten konnte und wollte der Vertrag von Verdun nicht selbständige Reiche schaffen. Die Idee der Einheit war ihrer besten Bürgschaft, ihres waltenden Organs beraubt, seitdem das Oberhaupt fehlte; aber so mit einem Male, so gänzlich ist diese Idee doch auch nicht weggeworfen. Ich muß hier selbst des Vertrags von Verdun mich annehmen gegen seine Lobredner. Er verdient nicht ganz den Tadel, der auf ihm lasten würde, wenn er das Lob verdiente. Man folge doch den Berathungen der Brüder unter einander. Sie kommen zusammen, Jeder mit seinen Getreuen; mehrfach beklagen sie, daß die Gelegenheit gefehlt oder versäumt worden, sich einander früher zu treffen. Nun behandeln sie allerdings zum Theil auswärtige Verhältnisse: z. B. lassen sie dem König der Normannen sagen, er solle Frieden halten lernen, oder er werde sie alle gemeinsam zu Feinden haben. Das, könnte man sagen, sind internationale Beziehungen, wie sie auch heute durch einen Congreß zwischen unabhängigen Staaten vereinbart werden mögen. Aber die inneren Verhältnisse, die Grundsätze der Regierung machen den Hauptinhalt der Berathungen aus. Da bekennen die Brüderkönige aufrichtig, daß Manches anders steht, als es stehen sollte, nicht allein der Kirche, sondern auch dem christlichen Volk, den lieben Getreuen gegenüber; eine Abkündigung der Beschlüsse besagt: „wo immer in unserem gemeinsamen Reich es anders seyn mag, als es sollte, da wollen wir es bessern." Sie fühlten sich sämmtlich als Erben Karls des Großen, fühlten sich als solche vielleicht am lebhaftesten in Bezug auf die Kirche, wie denn die Geistlichen ihre Vorstellungen an die Brüderkönige gemeinschaftlich richten, diese aber gleichmäßig die Schirmvogtei der h. römischen Kirche zu wahren erklären, so die römischen Päpste auch ihnen die schuldige Ehre bewahren. Ein sehr wichtiger Gegenstand sind die gemeinschaftlichen Anordnungen über den Heerbann; dann die gemeinsam ertheilte Zusage, daß sie keinen Angehörigen ihrer Reiche in seinen Rechten kränken wollen, ferner die Normen in Bezug auf Uebersiedelung aus einem Land in's andere, auf die Verfolgung von Verbrechern, welche über die Gränze

flüchten, und anderes Polizeiliche. Man sieht, es bestand ein Bundesverhältniß, wenn auch in unvollkommener Ausbildung der Formen; aber so viel, als der deutsche Bund in bald 27 Jahren durch sein Organ, als zu dessen Competenz gehörig, erledigt hat, so viele Thätigkeit etwa für gemeinsame Interessen scheint auch der Bund der Karolinger (gleichfalls ohne Oberhaupt) in den ersten 27 Jahren (843—870) entwickelt zu haben.

Mögen wir es uns eingestehen wollen oder nicht, die Vorstellung eines Zusammengehörens der Theil-Reiche, also auch die Möglichkeit fernerer Theilungen und neuer Combinationen bestand fort, so lange das Reich Karls des Großen als das Erbtheil seiner Dynastie betrachtet ward. Fragt man uns nun, ob wir denn das deutsche Reich von Arnulf datiren, als die Wahl der Deutschen auf einen unächten Sprossen übersprang; oder von Conrad, als sie nur noch an den einst herrschenden Volksstamm sich hielt; oder von Heinrich, als sie auch von diesem Stamm abweichend die Sachsen erhob: so werden wir uns wohl hüten, einen dieser Punkte unserer Geschichte als würdigen Gegenstand einer künftigen Nationalfeier zu bezeichnen. Sondern das Reich der Deutschen ist das Reich Karls des Großen, den kein Vertrag von Verdun uns rauben soll, das Reich, das Otto der Große glänzend zwar, aber leider in weit beschränkterem Umfang erneuerte. Denn dies Reich hatte in den Wirren der Karolingerzeit allmählig sich aufgelöst. Von diesen Wirren ist der Vertrag von Verdun nicht der Anfang, noch weniger das Ende; er ist nur eine Probe der Auflösung, eine von vielen. Was zu Verdun geschah, das konnte wohl die Auflösung fördern, aber Nichts begründen; es war allzumal eine halbe Maßregel, wie sie im Drang der Umstände sich erwarten ließ. Von der Einheit hatte man nicht so viel beibehalten, daß sie Großes hätte leisten können; die Sonderung nicht so vollzogen, daß sie der Selbständigkeit entsprochen hätte.

Sind wir denn so arm an Erinnerungen, daß wir dergleichen feiern, oder vielleicht so reich, daß wir ohne Weiteres auf unsern Karl den Großen verzichten sollten? Oder denken wir etwa so gering beides von der Einheit und von der Selbständigkeit, daß wir selbst an dem Vertrag von Verdun Etwas zu rühmen finden? Und wenn er vieler Orten gefeiert ist, soll man es ein Mißverständniß nennen oder eine Mystification?

Sofern die Feier da oder dort von oben angeordnet war, fällt sie nicht in den Kreis dieser Betrachtungen, die es nur mit der öffentlichen Stimmung zu thun haben. Auch leuchtet ein, wenn vorgeschrieben wird, daß irgendwo bei einer gewissen Gelegenheit über die Selbständigkeit Deutschlands gepredigt werde, es leuchtet ein, daß dadurch über den relativen Gehalt der Selbständigkeit Deutschlands in einer gewissen Epoche Nichts festgestellt werden kann noch soll. Aber die Tagespresse (unter dem Dissens einiger weniger Stimmen) hat sich lebhaft dafür interessirt; ohne Zweifel, weil sie begierig nach Allem ausschaut, was eine nationale Bedeutung gewonnen hat oder zu gewinnen verheißt, also aus einem durchaus löblichen Motiv. Zu wünschen wäre freilich, daß man nicht ganz verabsäumt hätte, sich zu fragen, welchen Eindruck wohl bei einem Ausländer, zumal bei einem Franzosen, so vieler Jubel und Selbstbeglückwünschung der deutschen Presse beim Vertrag von Verdun hervorbringen möchte?

Wo die Feier nicht von oben angeordnet war, da ergriff man den Anlaß, an die Wiederkehr einer Jahreszahl[1] zeitgemäße Be-

[1] Auch der Monat ist ausgemacht, nicht der Monatstag. Daß die Angabe des 11. August von einem fehlerhaften Citat bei Bünau herrührt, ist aus den öffentlichen Blättern als bekannt jetzt vorauszusetzen. Wenn Waitz (a. a. O. 17) es nicht unwahrscheinlich findet, daß es der 10. August gewesen, so erlaube ich mir für Diejenigen, welche sich die Mühe nehmen wollen, die betreffende Urkunde bei Meichelbeck (hist. Frising. I. 2, 320.) nachzusehen, einige Bemerkungen. Die so ganz gelegentlich vorkommende — um nicht zu sagen, eingeschaltete — Erwähnung des Ereignisses, in den wenigen, nackten Worten hat etwas Anstößiges. Da ist kein Dank gegen die Vorsehung, welche dem christlichen Volk den Frieden wieder gegeben, keine Art von Reverenz gegen die Könige, keine Erwähnung der Vermittler, keine Anerkennung ihrer Bemühungen, durch welche der Bruderzwist geschlichtet, keine Freude, die doch dem Bischof von Freisingen, wenn er selbst einer der Vermittler gewesen, so nahe liegen mußte. Und das soll auf der Stelle so niedergeschrieben seyn? Kein Fremdenführer würde nach tausend Jahren so gleichgültig an Ort und Stelle sprechen. Nun bezeugt Meichelbeck zwar, daß er die Urkunde nicht nur in einem spätern, sondern in einem gleichzeitigen Copirbuche gelesen; aber doch nur in einem Copirbuch; die Originalurkunde hat er nicht gesehen, während er doch rühmt, viele, die meisten Originale seyen im Kloster erhalten. Wenn aber die Worte, die ganz fehlen könnten, ohne daß man sie vermißt, und deren Ausdruck stört, die Worte, die ein kundiger Schreiber ganz in der Art, im Bewußtseyn seiner historischen Erinnerungen, hier

trachtungen zu knüpfen. Besonders bemerkenswerth ist die Kieler Feier, gewiß eine der würdigsten in jeder Beziehung. Waitz hat sie durch eine akademische Schrift eingeleitet. Da ist denn freilich in den historischen Aufstellungen so wenig als in der Grundansicht irgend Etwas, wogegen die oben entwickelten Bemerkungen Einsprache erheben dürften. Das historische Gewissen ist bewahrt, durch die Abwehr von Mißverständnissen jeder Art; der kühne Ausdruck einer „Gründung des deutschen Reiches durch den Vertrag zu Verdun" steht fast nur auf dem Titelblatt so unvermittelt, so unverdolmetscht, daß er der Mißdeutung unterliegen könnte. Das Schlußwort ist kräftig und schön und kurz. Eine kleine Zeile enthüllt — warum sollte sie's auch verbergen? — was zunächst das Herz bewegt. „Nicht Alle kamen zum Reiche, aber Alle gehören zum deutschen Volke." Und dann der „schwere Kampf," den „an mehr als einer Grenze die deutsche Volksthümlichkeit zu bestehen hat." Wo könnte solche Rede eindringlicher seyn, als eben in den Herzogthümern? Bei welchem Anlaß könnte sie ungesuchter sich darbieten, als eben beim Vertrag von Verdun? Freilich nicht durch dessen Verdienst, sondern durch dessen Schuld. Doch es galt nicht allein, eine nicht leichte Aufgabe glücklich zu lösen, und so in dem nächsten Kreise der Erinnerungsfeier einen Anknüpfungspunkt zu gewinnen, sondern auch dem einseitig Provinziellen, der Gleichgültigkeit gegen das gemeine Wesen, der Selbstsucht, wodurch das Reich verloren ging, wird der Spiegel vorgehalten. Es gehört zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit, daß unsere gründlichsten Geschichtsforscher zugleich so eifrig bemüht sind, in der Jugend eine vaterländische Gesinnung zu pflanzen, daß sie den schönsten Lohn ihrer Mühen darin finden, wenn es ihnen gelingt, „dem Selbstbewußtseyn unseres Volks, soweit dieses auf der Kenntniß der Vergangenheit ruht, einigen Vorschub zu leisten."[1]

An die akademische Feier in Kiel reihte sich ein Volksfest,

einlegen mochte, wenn sie ächt sind, so folgt doch nicht, daß die Urkunde am selben Tag mit dem Vertrag von Verdun datirt ist. Als dieser geschlossen war, zweifle ich sehr, daß der Bischof noch einen Privatcontract vorgenommen; ich vermuthe, er ist sofort zu Tisch gegangen, und — hat den Vertrag von Verdun gefeiert.

[1] Boehmers bescheidene Worte, in der Vorrede der so eben erschienenen „Geschichtsquellen Deutschlands."

deſſen provinzielle Färbung wiederum ihr Eigenthümlichſtes in der Hervorhebung des Deutſchnationalen und in der Hingebung an daſſelbe fand, wie denn (nach dem einſtimmigen Bericht der Theilnehmer) jede Beziehung dieſer Art mit dem entſchiedenſten Enthuſiasmus aufgenommen ward.

Die akademiſche Feſtrede von Droyſen iſt im Druck erſchienen, Allen, ob ſie nun gefeiert haben oder nicht, eine willkommene Gabe. Nach einem Ueberblick des hiſtoriſchen Verlaufes unſerer Staatsentwickelungen wendet ſie ſich zu dem Ungenügenden unſerer heutigen Zuſtände. Indem der große Abſtand zwiſchen früheren Erwartungen und ſpäteren Leiſtungen hervortritt, wird auch die Schuld der Völker nicht verſchwiegen. Und mit Recht; denn immer wird ihre Läſſigkeit, ihr Mangel an Entſchloſſenheit, ihr Kleben am Engen und Beſondern anzuklagen ſeyn, wenn es ihnen nicht gelingt, Hemmniſſe zu überwinden, und zu erreichen, was ihnen gebührt. Alſo — „ſey Jeder ein Mann;" frage Jeder ſein Gewiſſen, ob es nicht Pflicht ſey, zu reden, und nicht ſeine Convenienz, ob es auch bequemer wäre, zu ſchweigen. Und dann das Ziel feſt ins Auge gefaßt, und vor Allem den unwürdigen Zweifel weit weggeworfen, daß die Aufbietung aller geſetzlichen Mittel, wenn nur Jeder auf ſeinem Poſten iſt, nicht ausreichen würde, um den Gedanken der Nation ſo darzulegen, daß er ſich Bahn brechen muß. Von unſerm jetzigen Zuſtand, kümmerlich wie er iſt, wäre doch das Allerſchlimmſte, wenn er uns den Muth nehmen könnte, an die Entwickelung der Inſtitutionen unſeres Bundes zu glauben. Der Accent der Ueberzeugung aber, vom nationalen Bewußtſeyn getragen, wird nicht überhört. „Das ins Auge faſſe die deutſche Preſſe, mag ſie frei ſeyn oder nicht, das wiederklinge in jedem Ständeſaal, mag da berathen werden oder mehr." An die Regierungen aber, in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe, wie in dem der Völker, werden vor Allem die Wünſche geſtellt, ſie mögen „den Völkern Stimmen geben, mitzurathen zum Heil des Ganzen; ein Gericht des Bundes gründen, das die Klagen der Fürſten wie Völker in Frieden ſchlichte, die Verfaſſungen ſchirme vor Verletzungen, den fürſtlichen Namen vor Mißbrauch; mögen die Grenzen des Sondergebiets nicht mehr ummauthen für den Dank der ſchadenfrohen Fremde, und Vortheile erſchmähen, die nur auf Koſten des Ganzen gewonnen werden."

Es läßt ſich Alles auf den einfachen Ausdruck zurückführen, daß die Centralgewalt des Bundes, die bis jetzt in ihrer kräftigeren Wirkſamkeit faſt nur den Regungen des Miſtrauens gegen die Beſtrebungen der Völker gedient, die erſt ſpät bei drohender Kriegsgefahr gleich wirkſam zur Geſammtvertheidigung ſich erwies, daß dieſe Centralgewalt auch im Frieden und im gegenſeitigen Vertrauen ebenſo kräftig den nationalen Intereſſen dienen möge. „Dann wird ein Deutſchland ſeyn, groß, ſtark, frei, in der Einheit ſeiner Völker blühend, weiterſtrebend in der treubewahrten Mannichfaltigkeit ſeiner Stämme, mächtig zu Schutz und Trutz, unauflöslich in gerechter Eintracht, ein unbezwinglicher Damm gegen den Eisgang vom Oſten, gegen den Vulkan im Weſten."

Solche Betrachtungen freilich ſind bei jedem Anlaß an der rechten Stelle, ſelbſt bei Gelegenheit einer Erinnerungsfeier des Vertrags von Verdun.

Hamburg, den 12. September 1843.

E. F. Wurm.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

München. Se. Maj. der König von Baiern hat die Wahlen nachbemerkter Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften bestätigt: I. zu Ehrenmitgliedern: Graf von Demidoff, Neffe des Grafen Anatole von Demidoff; Vicomte de Santarem in Paris; II. zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse: Professor Dr. Döllinger in München; III. zu außerordentlichen Mitgliedern a) bei der historischen Klasse: Legationsrath Freiherr von Aretin; bei der mathematisch-physikalischen Klasse: Professor Dr. Erdl in München; VI. als auswärtige Mitglieder: bei der philosophisch-philologischen Klasse: der Staatssekretär der Republik S. Marino N. Borgheci; bei der physikalischen Klasse: Prof. Flourens in Paris und der Sekretär des pariser Instituts Arago; bei der historischen Klasse: der Archivar St. Genois in Genf; V. als Correspondenten: die H.H. Schaffarik und Greil in Prag. Gino Capponi in Florenz und Moreau de Jonès in Paris.

Universitäten.

Berlin. Der Archäolog des Museums, Professor Dr. Gerhard und der Assistent der Sculpturengallerie, Dr. Panofka, sind zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät der Universität ernannt; der wegen der bekannten Vorfälle aus Dorpat und von seinem dortigen Lehramt entlassene Prof. Dr. von Madai hat sich als Privatdocent an der Universität habilitirt; der Professor Huber aus Marburg ist als Lehrer der neuern Sprachen und Literatur an die Universität berufen worden.

Breslau. Die Zahl der Studirenden betrug von Michaelis v. J. bis Ostern d. J. 676; davon gingen ab 113, neu hinzutraten 90; die Zahl der in diesem Semmer hier Studirenden betrug daher 653. Von diesen gehören der katholischen Theologie 186 (7 Ausländer), der evangelischen Theologie 107, der Jurisprudenz 197, der Medizin 110 (2 Ausländer), der Philosophie 143 (9 Ausländer).

Gießen. Dr. Pabst aus Berlin ist als Professor der Pharmakodynamik an die hiesige Universität berufen worden, so wie der Professor Bischoff aus Heidelberg als Lehrer der Physiologie; die medizinische Fakultät wird außerdem noch durch zwei neue Privatdocenten vermehrt werden, und auch für die juristische Fakultät ist eine bedeutende Acquisition in Aussicht gestellt.

Göttingen. Die Zahl der Studirenden beträgt nach dem vor Kurzem ausgegebenen Verzeichnisse 677, worunter 200 Ausländer. Davon gehören zur theologischen Fakultät 169 (25 Ausländer), zur juristischen 215 (53 Ausländer), zur medizinischen 201 (94 Ausländer), zur philosophischen Fakultät 93 (28 Ausländer). Gegen das vorige Semester hat sich die Zahl der Studirenden um 14 vermindert.

An der Universität lehren gegenwärtig 36 ordentliche und 19 außerordentliche Professoren, so wie 37 Privatdocenten.

Halle. Der Professor Dr. Hupfeld in Marburg ist an des verstorbenen Professor Gesenius Stelle an diese Universität berufen worden.

Jena. Die Privatdocenten Dr. jur. A. A. Schmidt und Dr. philos. J. J. Schmid sind zu außerordentlichen Professoren an der Universität, ersterer in der juristischen, letzterer in der philosophischen Fakultät ernannt worden.

Königsberg. Der bisherige Profeſſor Dr. Dorner in Kiel iſt zum ordentlichen Profeſſor in der theologiſchen Fakultät der Univerſität und zum Conſiſtorialrath und Mitglied des Conſiſtoriums ernannt worden.

Leipzig. Das Perſonalverzeichniß der Univerſität für das Sommerſemeſter zählt 957 Studirende (613 In- und 344 Ausländer), von welchen 227 Theologie, 280 Jurisprudenz, 227 Medizin und 73 Philoſophie ſtudiren. Die Zahl der Studirenden iſt ſeit einigen Semeſtern im Wachſen, es wurden nämlich im vorigen Sommerſemeſter 36 weniger inſcribirt als in dieſem, und das vergangene Winterſemeſter zählte nur 850 immatrikulirte Studenten.

Das Lehrerperſonal beſteht aus 39 ordentlichen (6 Theologen, 7 Juriſten, 11 Medizinern, 15 Philoſophen), 37 außerordentlichen Profeſſoren (4 Theologen, 5 Juriſten, 12 Medizinern, 16 Philoſophen) und 29 Privatdocenten (7 Theologen, 6 Juriſten, 7 Medizinern, 9 Philoſophen); außerdem ſind noch 7 Lektoren und Lehrer der Muſik, des Talmuds und der neuern Sprachen.

Der Privatdocent Dr. K. O. Lehmann iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Medizin ernannt worden.

Marburg. An die Stelle des nach Berlin berufenen Profeſſor Huber hat der akademiſche Senat die Berufung des Profeſſor Gervinus als öffentlichen Lehrers der neuern Literatur beantragt.

Der ordentliche Profeſſor der Chirurgie, Geh. Med.-Rath Dr. Ullmann iſt von dem Amte eines Direktors des klinichen Inſtituts entbunden und der Dr. med. H. L. F. Roberts zum außerordentlichen Profeſſor der Medizin ernannt worden.

München. Zum Rektor der Univerſität wurde der Profeſſor und Conſervator Steeber erwählt und von Sr. Maj. dem König beſtätigt.

Würzburg. Der Profeſſor Dr. Lang in Tübingen iſt an die hieſige Univerſität als Lehrer des römiſchen Civilrechts berufen worden und hat den Ruf angenommen.

Kirche.

Der Puſeyismus ſcheint eine anſteckende Kraft zu beſitzen; denn wie öffentliche Blätter uns berichten, haben ſich auch in Deutſchland Stimmen vernehmen laſſen, welche den Proteſtantismus auffordern, ſich der römiſchen Mutterkirche wieder anzuſchließen. Und Rom, oder wenigſtens die Stimmen, welche in ſeinem Intereſſe laut geworden, ſind nicht karg mit den lockenden Verſprechungen, welche die Abtrünnigen in den Arm der verlaſſenen Mutter zurückführen ſollen: der Kelch beim Abendmahl, Prieſterehe und andere Herrlichkeiten werden angeboten.

Literatur.

In Berlin gibt Bettina's neues Buch „das dem König gehört," vielfach Gelegenheit zu mancherlei Bemerkungen. Manche wundern ſich über den unerhörten Preis für die zwei dünnen Bändchen und meinen der Inhalt entſpräche dieſem prellen Preiſe nicht: Andere wiſſen nicht, was ſie zu dem ſonderbaren Titel ſagen ſollen; noch Andere ſtaunen über die „Frau Rath," welche ſo gut über ſociale und politiſche Einrichtungen Deutſchlands zu reden weiß. Bettina theilt das Schickſal aller Wunderkinder unſerer Zeit — und ſie hat wirklich keinen Mangel daran. — Als der Briefwechſel des Kindes wie ein Blitzſtrahl in die alltägliche Alltagswelt hereinfiel, da ſtaunte Alles geblendet die ſeltene Erſcheinung an; doch die Augen gewöhnten ſich an den Glanz, der ſelbſt ſogar ein klein wenig erblindete, und jetzt iſt das Kennkind eine eben ſo alltägliche Erſcheinung, wie ſo viele Andere, und Manche ärgern ſich wohl gar, daß das Kind immer noch Lärm machen will.

Eckermann hat wieder einen Band Geſpräche mit Goethe geſammelt. Der Eifer, mit dem dieſer Mann ſein Gedächtniß anſtrengt, auch die geringſte Aeußerung des großen Dichters der Nachwelt aufzubewahren, iſt wirklich rührend. Er macht ſich ſelbſt zum Gefäß und leat ſeinen Geiſt in Falten, um nur den Herrn und Meiſter würdig darzuſtellen. Und doch möchte man ihm freundlich zurufen: Es iſt genug! Auch die Pietät kann zur Wehrthat werden.

Ein Böhme, Joſeph Rank, hat Schilderungen aus dem Gebirgsleben ſeiner Landsleute gegeben: „Aus dem Böhmerwald." Es ſind friſche, lebensvolle Bilder, intereſſante Beſchreibungen von dem innern Leben eines Volkes, und zeugen von einer guten Auffaſſungsgabe und leichter, gewandter Darſtellung. Wir ſehen mit Vergnügen ſeinen ſpätern Arbeiten entgegen. Nicht Alle, die einen guten Anfang machen, halten, was ſie verſprachen.

Gräfin Hahn-Hahn hat ſchon viel geſchrieben, Romane und Reiſeerinnerungen, und manchmal hat es uns geſchienen, als wenn ſie Anſpruch auf die Stelle einer deutſchen „Baronin Dudevant“ (George Sand) mache. Wie geſagt, es hat uns nur ſo geſchienen, und wir glauben nicht, daß es ihr Ernſt geweſen, denn es möchte nicht leicht zwei Schriftſtellerinnen geben, die ſich unähnlicher wären, als die geiſtreiche deutſche Gräfin mit ihrer treuen Anhänglichkeit an die alte gute Zeit, und die tiefſinnige franzöſiſche Baronin mit ihrer Begeiſterung für eine neu aufblühende werdende Zeit. Doch haben Beide etwas mit einander gemein, was freilich das Gemeingut aller wahrhaft talentvollen Schriftſteller iſt. — ſie bleiben nicht ſtehen, ſondern ſtreben in ihren Werken einer immer höhern Vollendung entgegen. In Sigismund Forſter, einem der letzten Romane der Gräfin, hat ſie unbeſtreitbar einen mächtigen Schritt vorwärts gethan. Hier iſt keine Spur von der blaſirten Anſicht des Lebens, die ſich z. B. in „Ulrich“ ſo unausſtehlich breit macht; die Fabel iſt einfach, die Darſtellung warm und innig, das Gefühl, das vorherrſcht, wahr und edel. Wir haben lange keinen deutſchen Roman geleſen, der uns ſo befriedigt hätte.

Die deutſchen Geſchichtsforſcher ſcheinen mehr und mehr eine von der bisher gewöhnlichen verſchiedene Richtung einzuſchlagen. Die Archive und Bibliotheken aller Länder ſind dem Forſchungsgeiſte zugänglicher geworden, und nach und nach treten die bisher verborgen gehaltenen Schätze, geſichtet und geläutert hervor und geben einzelne hellere Streiflichter auf die intereſſanteren Zeiten der Vergangenheit. Mehrere Geſchichtſchreiber haben ſich die Aufgabe geſtellt, einzelnen Kaiſern des deutſchen Reichs eine ſorgfältige Darſtellung zu widmen, ihre Zeit zu ſchildern, ihre Wirkſamkeit zu prüfen, die Perſonen, welche am hervorragendſten an ihrer Seite oder ihnen entgegen ſtanden, unter neuen Geſichtspunkten, wie ſie die tiefere Geſchichtskenntniß unſerer Tage fordert, aufzufaſſen und zu würdigen, andere unternehmen es, ganze Zeitperioden zum Gegenſtand ihrer neuen und ſorgfältigern Prüfung und Forſchung zu machen, und ſo iſt das deutſche Vaterland mit Werken beſchenkt worden, die an gehaltvollere Fülle des Inhalts und geſchmackvoller Darſtellung die frühern deutſchen Geſchichtswerke weit hinter ſich laſſen.

Unter den deutſchen Geſchichtſchreibern unſerer Zeit nimmt L. Ranke unbeſtreitbar eine der vorzüglichſten Stellen ein. Seine „deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation,“ die jetzt bis zum fünften Bande gediehen iſt, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch tiefe, gründliche Forſchung aus, als durch die klare, künſtleriſch abgerundete Darſtellung.

Auch A. A. Menzels deutſche Geſchichte unter Leopold I. und Joſeph I. verdient einer rühmenden Erwähnung, obgleich Manches zu tadeln ſeyn möchte, wie z. B. die größere Breite in der Behandlung außerdeutſcher Ereigniſſe und die kürzere Abfertigung, ja Vernachläſſigung der Schilderung des innern Zuſtandes von Deutſchland. Neu und eigenthümlich iſt die Vertheidigung der Politik der deutſch-öſterreichiſchen Kaiſer im Gegenſatz zu der proteſtantiſchen Fürſtenpartei, die er als die Grundlage der Zerriſſenheit der deutſchen Reichszuſtände anſieht. Ob der Verfaſſer daran recht thut, möchten wir bezweifeln. Der Verfall der deutſchen Reichseinheit ſcheint uns weit tiefer zu wurzeln als in der Glaubensverſchiedenheit, er war ſchon vorhanden, ehe noch an dieſe gedacht wurde.

Von großem Intereſſe iſt ferner Gervais' Geſchichte Kaiſer Sigismunds und ſeiner Zeit, ein großes lebensvolles Gemälde jener Zeit, welche die neuere Staatengeſchichte vorbereitete.

Die Flora Deutſchlands, vom Hofrath Reichenbach in Dresden iſt ein Werk, das ſeiner Wichtigkeit wegen und als ehrendes Beiſpiel deutſchen Fleißes und Unternehmungsgeiſtes auf dieſem Gebiete einer rühmlichen Erwähnung verdient. Es wird die über 5000 Arten umfaſſenden, ſämmtlichen in Deutſchland wild wachſenden Pflanzen in nach Größe, Colorit und Haltung naturgetreuen Abbildungen, durchaus nach Originalien gezeichnet und ſyſtematiſch geordnet darſtellen. Bereits ſind 200 Kupfertafeln mit den Abbildungen von mehr als 1500 Pflanzen erſchienen, und bei der nicht zweifelhaften gleichen Ausführung der Fortſetzungen verſpricht das Ganze ein Werk zu werden, das ſich den gefeiertſten des Auslandes dieſer Art zur Seite ſtellen kann.

Stiftungen.

Der am 15. Juli d. J. in Nürnberg verſtorbene Kaufmann J. J. Knauer hat folgende Vermächtniſſe zu wohlthätigen Zwecken gemacht: 2000 fl. den dortigen Wohlthätigkeitsſtiftungen; 5000 fl. Fundationsbeitrag zu einem in Nürnberg zu errichtenden Taubſtummen-Inſtitut; 1000 fl. für die Leih- und Unterſtützungskaſſe; 2000 fl. Fundationsbeitrag zu dem ſtädtiſchen Krankenhauſe; 3000 fl. der Lokalarmenpflege in Schweinau; 1000 fl. der Anſtalt für arme verwahrloſte Knaben; 500 fl. für das ſtädtiſche Kinder- und Waiſenhaus; 500 fl. für die Maximilians-Auguſtenſtiftung.

Der verſtorbene Seilermeiſter Jo. Keppler in Eßlingen hat in den dortigen Spital fonds und die Armenkaſſe 4000 fl. geſtiftet, je zu 2000 fl.

Vereine.

In Frankfurt a. M. hat ſich ein Verein zur Reform des Judenthums gebildet, der namentlich den Zweck hat, das Judenthum von allen veralteten Anhängſeln zu befreien, ohne den poſitiven Glauben nach dem moſaiſchen Geſetz aufzugeben.

In Württemberg iſt ein Verein für Auswanderer gegründet worden, deſſen Beſtimmung es iſt, das Schickſal armer Auswanderer ſicher zu ſtellen.

In der Allgemeinen Zeitung hat ſich eine Stimme erhoben, um die bereits in Deutſchland beſtehenden Alterthumsvereine zu vereinigen und ihnen, nach Art des in Frankreich beſtehenden Vereins, eine allgemeinere, gemeinſamere Tendenz zu geben. Die beſtehenden Vereine in den Rheinprovinzen, in Württemberg, in Baiern ſtehen bis jetzt vereinzelt und haben eine zu beſchränkte Tendenz, indem ſie, mit Ausnahme des in Ulm erſtrebenden, ausſchließlich auf die verderbenen Trümmer römiſcher Kultur gerichtet ſind. Mit Recht behauptet der genannte Einſender, daß auch die Baudenkmale altdeutſcher Kunſt, und dieſe mehr als jede andere einer größern Rückſicht, ſowohl in Bezug auf ihre Erhaltung in genauen Abbildungen, als auch in Bezug auf ihren Ausbau und ihre Unterhaltung werth ſind. Wir finden dieſen Aufruf ſo paſſend und zeitgemäß, daß wir nicht umhin konnten ihn hier zu erwähnen und wiederholt auf ihn aufmerkſam zu machen.

Preßangelegenheiten.

Die neue Einrichtung des Cenſurgerichts in Preußen iſt ſeit dem 4. Juli in Wirkſamkeit getreten. Faſt überall auf allen Landtagen in Preußen ſowohl als in Sachſen und andern Ländern deutſcher Zunge iſt die Frage verhandelt worden, ob es an der Zeit ſey, die Preſſe von dem beſtehenden Zwange frei zu machen, und in Deutſchland, wie in Frankreich und England, jede vorhergehende Cenſur abzuſchaffen. Ueberall hat ſich der Ausſpruch der Abgeordneten dagegen erklärt. Man muß alſo wohl annehmen, daß wir dafür noch nicht reif ſeien, wie traurig auch ein ſolches Geſtändniß iſt. Es herrſcht noch zu viel perſönliche Empfindlichkeit, man fürchtet noch zu ſehr die Oeffentlichkeit — und wir erſt daran mehr gewöhnt, ſo gibt ſich das Anſehen von ſelbſt.

Preisaufgaben.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris erinnerte in ihrer Sitzung vom 27. Mai an die bereits für das Jahr 1843 ausgeſchriebenen Preisfragen und ſtellte dann für 1844 noch folgende neue Fragen auf:

In der Moralſektion: „Rechercher quelle influence les progrès et le goût du bien-être matériel exercent sur la moralité d'un peuple.“ In dem Programm ſagt die Akademie: Alle Menſchen und alle Völker ſtreben nach materiellem Wohlſeyn und bemühen ſich es zu erwerben; das iſt ein allgemeines Geſetz der Menſchheit, wie aller Länder, aller Zeiten, aller geſellſchaftlichen Zuſtände, deſſen Urſache und Wirkungen aufzuſuchen, nutzlos iſt; aber die allgemeine Verbreitung des Wohlſeyns, die beſondere Neigung, welche die Mehrzahl dafür empfindet, das Streben des Gemüths und des Geiſtes, ſich vorzugsweiſe damit zu beſchäftigen, die Uebereinſtimmung der Privaten und des Staats, darauf das bewegende Prinzip und den Zweck aller ihrer Pläne, aller ihrer Bemühungen, aller ihrer Opfer zu machen, das iſt nicht immer ſo geweſen und das kann man als einen der Hauptcharakterzüge der neuern Geſellſchaft anſehen. Die Akademie hat dieſes moraliſche Phänomen des Studiums für würdig erachtet. Es iſt nicht nöthig, den Hang zum materiellen Wohlſeyn zu tadeln oder zu loben, es ſollen nur die Folgen ſeiner Entwicklung und der daraus entſtehenden Leidenſchaften gewürdigt werden ꝛc. Zeit: 30. September 1844. Preis 1500 Frs.

In der Sektion für Philoſophie iſt zum Thema der Preisfrage aufgeſtellt worden: „La théorie de la certitude.“ Die Akademie bittet folgende Fragen heraus: 1) „Déterminer le caractère de la certitude et ce qui la distingue de tout ce qui n'est pas elle. Par exemple, la certitude et la plus haute probabilité se confondent-elles? 2) Quelle est la faculté ou quelles sont les facultés qui nous donnent la certitude? Si l'on admet qu'il y a plusieurs facultés de connoître, en exposer avec précision les différences. 3) De la vérité et de ses fondements. La vérité est-elle la réalité elle même, la nature des choses, tombant sous la connaissance de l'homme, ou n'est-elle qu'une apparence; une conception arbitraire ou accessoire de notre esprit? 4) Exposer et discuter les plus célèbres opinions ancienne et modernes sur le problème de la certitude et les suivre dans leurs conséquences théoriques et pratiques, soumettre à un examen critique approfondi les grands monuments du scepticisme

les ouvrages de Newton, de Kant, de Hume et de Kant. b) Rechercher quelles sont, malgré les attaques du scepticisme, les vérités certaines qui doivent subsister dans la philosophie de notre temps." Preis: 1500 Fcs. Termin: 30 August 1844.

In der Sektion für Gesetzgebung: „Exposer la théorie et les principes du contrat d'assurance; en faire l'histoire et déduire les diverses applications utiles qui pourraient en être faites dans l'état de progrès où se trouvent actuellement notre commerce et notre industrie." Termin: 1. November 1844. Preis: 1500 Fcs.

Der vom Baron Felix von Beaujeu gegründete fünfjährige Preis von 5000 Fcs. für die folgende Aufgabe: „Rechercher quelles sont les applications les plus utiles qu'on puisse faire du principe de l'association volontaire et privée au soulagement de la misère" die keine genügende Lösung gefunden hat, ist abermals zum Concurs ausgeschrieben worden. Termin: 30. September 1844.

Für 1846 schreibt die Akademie noch folgende Preisaufgaben aus: „Rechercher et exposer comparativement les conditions de moralité des classes ouvrières agricoles et des populations vouées à l'industrie manufacturière." — Preis: 1500 Fcs. Termin: 30. September 1845.

Die königl. Akademie der Wissenschaften in Turin hat als Preisfrage gestellt: Die Nachweisung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Censur zum Wohle der Völker und Staaten. Preis: 5000 Lire.

Schweiz.

Der Verein schweizerischer Naturforscher kam dieses Jahr in Lausanne am 24. Juli zusammen. Die namhaftesten Gelehrten des Landes waren versammelt, so wie auch mehrere der bedeutendern Naturforscher des Auslandes, namentlich Frankreichs; doch auch in der Schweiz, wie in andern Ländern wurde für die Wissenschaft wenig Ersprießliches geleistet, wenn man den Berichten öffentlicher Blätter trauen darf. Die Versammlung dauerte nur drei Tage, und die bei weitem größere Zeit der Sitzungen wurde durch Verwaltungs-Angelegenheiten, Rechnungsablagen, Wahlen und Debatten über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsorts und der Adressen- und Abschiedsreden des Präsidenten verschlungen. Merkwürdig war besonders eine lange Rede: „contre l'expérience," die eigentlich nur gegen die niedrigste medizinische Routine gerichtet war und den Physikern, Physiologen, Naturforschern überhaupt sagte, der Versuch sey ein Unsinn, er entehre die Wissenschaft, passe nicht für den denkenden Menschen ꝛc.

Dänemark.

Kunst. Berichte über die diesjährige Ausstellung der Akademie der schönen Künste in Kopenhagen geben uns eine Uebersicht über den Zustand der Kunst in Dänemark. Die Ausstellung war ungewöhnlich reich. Von den einheimischen Künstlern werden genannt in der Sculptur: Jerichau, der sich in seinen Basreliefs, die Hochzeit Roxanens darstellend, als ein treuer, doch geistreicher Nachahmer der Antike zeigt; Wilsen, in dessen bewundernswerthen Kunstwerken sich ein warmer, romantischer Geist neben der antiken Meisterität ausspricht; Kolbera, ein junger Künstler und Fräulein Adelgunde von Herdß, der die Akademie ein Diplom als Ehrenmitglied gesandt hat für ein stehendes Pferd (in natürlicher Größe). — Die verschiedenen Zweige der Malerkunst sollen sehr gut repräsentirt seyn, obgleich man den dänischen Künstlern namentlich in der Landschaftsmalerei noch zu viel Studiendasein vorwirft. Gerühmt werden Gurlitt, Klöß, Lundby und Skovgaards; auch A. Melby's Seestücke sollen trefflich seyn. An den Blumengemälden von Professor Jensen wird Mangel an Wahrheit getadelt; unter den Malern von Genrestücken besonders Sonne, Naadsig und Schleisner genannt. Die Historiengemälde aus der Profangeschichte waren gering an Anzahl und Werth; besser befriedigten die religiös-historischen Malereien von Adam Müller, Gertner, Roed. Mit Portraiten waren die Säle fast überfüllt, doch konnten nur wenige (die von Marstrand und Gertner) als Kunstwerke von Bedeutung gelten. Thorwaldsen in München hatte zwei interessante Thierstücke eingesandt und der junge Lossow sich als guter Architekturmaler gezeigt.

Literatur. Unter den dänischen Dichtern der Neuheit hebt ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung besonders folgende hervor: Christian Winther, dessen lyrische Gedichte in seiner neuen Sammlung von „Dichtungen" zwar wegen ihrer falschen Sentimentalität getadelt, dessen Romanzen und erzählende Gedichte aber sehr gerühmt werden; H. P. Heiß, der in seinen „Reiseerinnerungen" eine wahre, tiefe Poesie enthüllt hat, besonders wird „Der sterbende Fechter" gerühmt; Schack-Staffeldt und J. L. Heiberg, beide auch

in Deutſchland nicht unbekannt, der letztere beſonders als Beförderer des Studiums der Hegelſchen Philoſophie in Dänemark, der Erſtere Anhänger der romantiſchen Schule Deutſchlands und durch deutſche Berichte im Göttinger Muſenalmanach und der Zeitung für die elegante Welt aus jenen Jahren bekannt. Die Novelle und der Roman wird als ſehr wenig bedeutend geſchildert und nur die Arbeiten „Bircher's“ und eines Ungenannten erwähnt. Unter den dramatiſchen Arbeiten tritt uns Oehlenſchläger entgegen, der mit ſeiner neueſten Tragödie „Dina“ allgemeine Bewunderung hervorgerufen hat, und ein ſatyriſches Luſtſpiel, Romeo und Giulietta, in welchem der Enthuſiasmus für italieniſche Opernſänger lächerlich gemacht wird.

Von Halm's „Sohn der Wildniß“ iſt eine Ueberſetzung von Karl Borgaard erſchienen und hat verdientes Lob geerntet.

Schweden.

Kunſt. Bei Gelegenheit der diesjährigen Ausſtellung der Akademie der freien Künſte in Stockholm werden in öffentlichen Blättern folgende ausgezeichnete Künſtler Schwedens namhaft gemacht, die, wenn auch nicht im Lande ſelbſt wohnend, doch die Ausſtellung mit ihren Werken ſchmückten: der Portraitmaler Södermark, deſſen Portraits zu den Bedeutendſten gerechnet werden, was die Kunſt in dieſem Fache irgendwo geleiſtet hat; der Bildhauer Svanſtröm; die Hiſtorienmaler Wahlbom, Erman, Plagemann, Brulewitz und Lundgren; der Genremaler Wickenberg; die Landſchafter Fahlcrantz und Gäds; und einige Interieurs von Kohler und Bennet, und Thiere, beſonders Pferde, von von Kjörboe. — Die Zeichnungen von altägyptiſcher Architektur und Sculptur, welche Kapitän Cronſtrand bei dieſer Ausſtellung dem Publikum vorlegte, ſind mit ſeltener Vollendung ausgeführt und übertreffen die Platten zu Denon's, Champollions und Segatis in dem florentiniſchen Werke (von Roſellini's Expedition) bei weitem.

Literatur. Der Erzbiſchof von Upſala af Wingard hat eine Ueberſicht der neueſten Ereigniſſe und des jetzigen Zuſtands der chriſtlichen Kirche herausgegeben, die einiges Aufſehen gemacht hat, doch nicht die davon gehegten Erwartungen erfüllt zu haben ſcheint.

Der ſchwediſche Geſandte am großbritanniſchen Hofe, Graf Björnſtierna, iſt Verfaſſer eines Buches über Indien (Theogonie, Philoſophie und Kosmogonie der Hindu).

Grafenſtolpe hat den fünften Theil ſeines Romans, „Morian oder das Holſtein-Gottorp'ſche Haus in Schweden“ herausgegeben.

Norwegen.

Verein. In Chriſtiania hat ſich eine juridiſche Geſellſchaft gebildet, deren Zweck dahin geht, theils die praktiſche Bildung des Advokaten zu fördern, theils den Beamten Gelegenheit zu geben, öfter mit Männern von Fach zuſammen zu kommen, theils auch die Wiſſenſchaft ſelbſt zu erweitern durch Diskuſſionen über ſchwierige Rechtsentſcheidungen, unklare Geſetzesſtellen ꝛc.

England.

Kirche. Die Dr. Ebrington, Dr. Todd u. A. haben im Kirchſpiel Meath in Irland ein Puſeyiten-Collegium gegründet, das, unter der unmittelbaren Aufſicht des Lord Primas von Irland geſtellt, die Aufgabe hat, die iriſche Jugend in der iriſchen Sprache zu unterrichten, um nach und nach eine dieſer Sprache (welche bei der Maſſe des Volks ohne Vergleich verſtändlicher als die engliſche iſt) kundige und dann predigende Geiſtlichkeit zu erziehen.

Kunſt. Mainzer, der ſchon in Frankreich mit dem glücklichſten Erfolg den Geſang zur Erziehung der untern Volksklaſſen angewandt hat, iſt nach England gegangen, um auch dort ſein Talent geltend zu machen. Nach engliſchen Blättern iſt ſein Streben auch in dieſem wenig poetiſchen Lande nicht ganz ohne Erfolg geweſen. Von ſeinen Beſtrebungen und ſeinen Erfolgen hat er in einer Zeitſchrift „Musical Times and Singing Circular,“ dem Publikum von Zeit zu Zeit Bericht abgeſtattet, und erwähnt darin die merkwürdigſten Wirkungen ſeiner Methode.

Literatur. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit bedienten ſich vom Publikum am meiſten geleſenen Roman-Schriftſteller und Schriftſtellerinnen ihre Leier mit immer neuen Dichtungen.

Lady Blessington findet in den Darstellungen der vornehmen Welt immer neuen Stoff zu neuen Romanen. Ihr neuestes Werk, „Meredith," enthält eine Schilderei der höhern Stände in England, in grellen Gegensätzen von salvionahten Sünden und nicht minder salvionahler Tugend und Frömmigkeit.

Mrs. Gore's Money-lender, der Wucherer, sucht die Ungerechtigkeit der christlichen Welt gegen die Juden in ein grelles Licht zu stellen und überhaupt ihren Helden, den Wucherer Abednego mit allen Schätzen der Welt und des Herzens, deren sie fähig war und denen sie durch die gesuchte Abenteuerlichkeit des alten Mannes einen immer neuen Glanz zu geben bemüht ist.

Eine dreibändige Novelle von anonymer Hand, die „schottische Erbin," welche ebenfalls in den höhern Kreisen der Gesellschaft spielt, wird von manchen Kritikern sehr gelobt.

Eine andere Erzählung, Magic and Mesmerism, gibt eine Kriminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, wo ein Jesuit in Toulon den animalischen Magnetismus, der in unsern Tagen in Frankreich in das Salonleben eingeführt worden ist, zur Unterhaltung der Gäste, zur Verführung junger Mädchen anwandte und der Zauberei angeklagt wurde.

Mrs. Strickland fährt fort, die Lebensbeschreibungen englischer Königinnen herauszugeben; ihr neuester sechster Band handelt von der Königin Elisabeth.

Die Sucht der Engländer der Aristokratie zu schmeicheln, theils in den Books of Beauty, wo die Schönheiten der vornehmen Welt durch Kupferstiche und Sonette verherrlicht werden, theils durch Abbildungen der zarten Kinder der vornehmen, hochgebornen Familien, ruft wie jede Thorheit die Ironie hervor, und so ist denn einem solchen Kupferwerke, das die Children of the Nobility darstellte, ein anderes Buch gefolgt, mit dem Titel: Children of the Mobility (nach dem Worte Mob, Pöbel gebildet) worin ebenfalls von ausgezeichneten Künstlern, Gruppen von armen Kindern dargestellt sind, wie man sie auf den Straßen oder in den unterirdischen Höhlen des Elends in London häufig sieht: die Mädchen bald nackt, mager, elend, in der Knospe schon verblühten Blumen gleichend, die Knaben eben so lumpig, dabei frech, ausgelassen, zu aller Art von Unart und Verbrechen geneigt.

Vereine. In Edinburg hat sich ein Verein der Gutsbesitzer und Landwirthe gebildet, welcher sich die Förderung der Landwirthschaft durch Anwendung der Resultate von Liebigs chemischen Untersuchungen zur Aufgabe gestellt hat. Der Betrag der Subscription beläuft sich bereits auf 645 Pfd. St. jährlich. Bei der zweiten öffentlichen Sitzung dieses Vereins war das Hauptgeschäft die Wahl eines Chemikers, der auf Verlangen der Unterzeichner ihnen gegen eine kleine Vergütung Analysen des Bodens und der verschiedenen Dungsubstanzen zu machen gehalten seyn und außerdem der Gesellschaft mit Rath und That zur Hand gehen soll. Sie fiel auf Professor Johnston von der Universität zu Durham, bekannt durch seine Vorlesungen über landwirthschaftliche Chemie.

Ein anderer Verein gegen das Duell hat sich in London gebildet und zählt bereits 416 Mitglieder, worunter 38 Lords und Söhne von Lords, 18 Unterhausmitglieder, 20 Baronets, 25 Admirale und Generale, 36 Schiffskapitäne, 20 Obristen, 26 Majors, 40 Hauptleute, 96 Lieutenants, 28 Advokaten ꝛc. Er hat am 4. August in einer zahlreichen Versammlung eine Denkschrift an die Königin beschlossen, worin Ihre Majestät ersucht wird, jeden Duellanten mit ihrer königlichen Ungnade heimzusuchen und so zur Unterdrückung dieser unchristlichen Sitte mitzuwirken.

Frankreich.

Kirche. Der Kampf zwischen der Geistlichkeit und der Universität dauert fort und scheint zum Theil an Heftigkeit zu gewinnen, seitdem der Erzbischof von Paris die Theilnahme des „Univers" an dem Streite von sich gewiesen und als nicht von der Kirche hervorgerufen desavouirt hat, was dieses Blatt dahin auslegt, daß ihm jetzt der Kampf auf dem Felde des Journalismus völlig frei gegeben sey. Eine Stimme in der Augsb. Allg. Zeitg. hatte ganz recht, wenn sie sagte, es sey nur der alte Streit der Philosophie mit der Religion, des Wissens mit dem Glauben, beide Parteien haben Recht und beide Unrecht, sobald sie die Interessen der Zeit und der Persönlichkeit einmischen, wie es namentlich auch in Frankreich geschieht.

Literatur. Fauriel arbeitet an dem zweiten Bande seiner histoire de la Gaule méridionale, den er wegen der vom Professor Leo gemachten merkwürdigen Entdeckung über die waldensische Sprache zum großen Theil neu umarbeiten will.

Neben dieser Arbeit beschäftigt ihn eine neue Untersuchung über den Ursprung des altfranzösischen Epos.

Leroux de Lincy wird in Kurzem den dritten Theil seiner Chants populaires heraus-

geben, welcher die Kriegslieder enthält, an denen eben das franzöſiſche Volk weniger reich iſt als die deutſchen Stämme.

Die Herren Labitte und Chabaille bereiten mit großem Fleiße und nach vielfährigen Vorſtudien eine zwei Bände ſtarke Sammlung zerſtreuter Dichtungen des Mittelalters vor.

Herr P. Paris arbeitet an ſeinen Briefen über die Literatur des Mittelalters und an der Herausgabe der Manuſcripte aus der Bibliothek des Königs.

Wir erwähnen und entlehnen dieſe Notizen über hiſtoriſche Forſchungen in Frankreich einem größern Artikel in der Augsb. Allg. Zeitg., um zu zeigen, wie lebhaft mehrere Gelehrten ſich mit der Sprache und Literatur ihres Landes beſchäftigen, eine Beſchäftigung, die ſie bis vor wenig Jahren mehr dem deutſchen Forſchungsfelde überließen.

Herr Fabre du Faur hat ein eigenthümliches Geſchichtswerk herausgegeben: „Blätter aus meinem Portefeuille im Laufe des Feldzugs 1812 in Rußland, an Ort und Stelle gezeichnet.“ Es ſind 100 Blätter, deren Jedem ein erklärender deutſcher und franzöſiſcher Text beigegeben iſt, der aber nicht die Genialität der Bilder erreicht. Das ganze Werk ſtellt, nach dem Ausſpruch von Kritikern, das große Drama jenes Feldzugs in ergreifenden Scenen und Gruppirungen dar und iſt eine Geſchichte der eigenthümlichſten und tiefſinnigſten Art.

Einen ſchätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Philoſophie des Mittelalters enthält die Schrift: Le rationalisme chrétien à la fin du onzième siècle par B. Bouchitté. Sie gibt eine ſehr gelungene Ueberſetzung der zwei bekannten Abhandlungen des Anſelm von Canterbury (Monologium und Proslogium) und ſehr gediegene Einleitungen und Anmerkungen, die ein helles Licht auf jene Periode der Geſchichte der Philoſophie werfen.

Die Uebervölkerung, welche in unſerer Zeit eine ſo große Anzahl der Bewohner zur Auswanderung aus ihrer Heimath treibt, hat ſchon manche Vorſchläge zu ihrer Hemmung oder Verminderung hervorgerufen. Auch in Frankreich iſt Manches darüber gedacht und öffentlich vorgeſchlagen worden. In der neueſten Zeit ſchlägt H. Charles Laudon in ſeiner Broſchüre: Solution du problème de la population et de la subsistance vor, die Kinder drei Jahre lang von den Müttern ſtillen zu laſſen, da es ſelten geſchehe, daß die Mutter, welche noch ein Kind ſtillt, ſchwanger wird. Nur Schade, daß dieſes Mittel gerade bei den arbeitenden Klaſſen weniger Anwendung finden kann, da die Mütter, um bald wieder arbeiten zu können, das Stillen abkürzen müſſen.

Kunſt. Kunſtberichte über die dießjährige Gemäldeausſtellung in Paris, von Deutſchen wie von Franzoſen, klagen über geringe Ausbeute an wahrhaften Kunſtwerken, die darauf zu ſehen ſind. Die jüngern Künſtler laſſen ein übermäßiges Streben nach Originalität ſehen, aus dem alles Andere nur keine künſtleriſche Arbeit hervorbringt. Am meiſten werden einzelne Genrebilder, z. B. Meiſſonniers Atelier und die Landſchaftsgemälde gelobt, von denen einige ausgezeichnet ſeyn ſollen.

Ein Herr Deſſane hat ein Inſtrument erfunden, das er „Melophon“ nennt und die Geſtalt einer Guitarre hat, aber auf einmal bis zwölf Töne erzeugen kann, unter denen man die Hoboe, die Flöte, das Horn, das Fagott und beſonders das Clarinet unterſcheidet.

Vereine. Mehrere Journale ſprechen von der Errichtung einer Frauenakademie durch Herrn von Caſtellane, mit dem Zweck, literariſche Talente unter dem ſchönen Geſchlechte durch Vertheilung von Prämien aufzumuntern, den Schriftſtellerinnen zur Herausgabe ihrer Werke behülflich zu ſeyn und ſie im Todesfalle mit Geld zu unterſtützen, die Kinder von ſolchen, welche unbemittelt geſtorben ſind, erziehen zu laſſen ꝛc. Als Akademikerinnen werden genannt: George Sand, F. v. Girardin, de Bawr, Virginie Ancelot, Anna des Eſſarts, Clemence Robert, d'Heif, Annais Segelas, Charles Reybaud, Prinzeſſin von Craon, Eugenie Foa, Melanie Walder, Gräfin Merlin und mehrere Künſtlerinnen in Muſik und Malerei.

Spanien.

Drei Mitglieder der Akademie der Geſchichte in Madrid geben eine Sammlung ungedruckter Dokumente in Bezug auf die „Geſchichte Spaniens“ heraus. Dieſe Aktenſtücke ſind faſt ſämmtlich aus dem 16. Jahrhundert und wurden theils in dem indiſchen Hauptarchiv zu Sevilla, theils in der Bibliothek des Escurial und andern Orten bewahrt. Unter Anderm findet man Originalbriefe Kaiſer Karls V. an Ferdinand Cortes und dieſes Eroberers von Mexico an Karl von 1519 – 1540.

Italien.

Kunſt. Bei Gelegenheit der im Anfang des Monats Juni in Rom ſtattgefundenen Kunſtausſtellung melden öffentliche Berichte, daß wenig Ausgezeichnetes dabei zu ſehen geweſen ſei, und heben nur deutſche Kunſtwerke als nennenswerth hervor, wie die Genreſtücke von Ruhl, Wittorer, Lang; die Landſchaftsgemälde von Bromeis, Caſelli's Raub der Proſerpina; Knebel; die Architekturgemälde von Hellmann und Mayer.

Dem Architekturmaler Troiani iſt von der päpſtlichen Regierung die Herausgabe des Hauptiſchen Muſeums übertragen worden. Nach dem mit Cardinal Toſti abgeſchloſſenen Vertrag hat er verſprochen, ſämmtliche Kupfertafeln für 8000 Scudi zu liefern. Der das Werk begleitende Text wird vom gelehrten Barnabiten P. Ungarelli beſorgt.

P. Secchi hat ſeine Abhandlung über die Athletenmoſaikbilder aus den Thermen des Caracalla beendigt.

Der gelehrte Architekt Canina hat ein Werk über die Conſtruktion der älteſten chriſtlichen Kirche mit 57 wohlausgeführten Kupfertafeln herausgegeben, aus Veranlaſſung des Plans, die Kathedralkirche S. Giovanni in Turin durch eine andere dem gegenwärtigen Bedürfniß gemäßere und geräumigere zu erſetzen.

Der Kupferſtecher Gruner hat auf Grundlage des von Gutenſohn und Thürmer begonnenen Dekorationswerks eine ſorgfältigere und umfaſſendere Sammlung von Beiſpielen der höheren Ornamentenlehre gebildet.

Literatur. Dr. Achilles Genarelli hat in ſeiner von der römiſchen Akademie für Archäologie gekrönten Preisſchrift über das Münzſyſtem des alten Italiens (La moneta e i monumenti primitivi dell' Italia antica messi in rapporto cronologico con quelli della altre nazioni civili dell' antichità ein neues intereſſantes Licht über die Vorzeit Italiens geworfen und manche Irrthümer früherer Geſchichts- und Alterthumsforſcher verdrängt.

In der im Juni zu Neapel gehaltenen Kunſtausſtellung werden von Berichten in öffentlichen Blättern beſonders die Werke folgender Künſtler hervorgehoben: Agricola's Maria von Capri, Morano's hiſtoriſche Darſtellungen und Mancinelli's Taſſo dem Parſi vorgeſtellt, Carelli d. J. das Innere einer Kirche, Vimelli's Sepiazeichnungen.

Rußland.

Schulen. Nach dem letzten Bericht des Miniſters des öffentlichen Unterrichts belief ſich zu Ende des vergangenen Jahres die Geſammtzahl der Zöglinge beider Geſchlechter im Umfange der elf Lehrbezirke des Reichs, mit Einſchluß des jüngſt in Warſchau für Polen gebildeten, auf 186,463 Individuen. Das Königreich Polen nimmt von dieſer Schülerzahl den größten Theil in Anſpruch, denn in ſeinen 1261 höhern und niedern Lehranſtalten befanden ſich 66,705 Zöglinge; der transkaukaſiſche und ſibiriſche Lehrbezirk ſind am ſchwächſten mit Schülern verſehen, jener zählte nur 1779, dieſer 2705 Zöglinge.

Auf den ſechs Univerſitäten des Reichs ſtudirten im Laufe des Jahres 1843 in Petersburg 450, in Moskau 233, in Charkow 477, in Kaſan 316, in Dorpat 471, in Kiew 258.

Literatur. Im Laufe des verlaufenen Jahres erſchienen in Rußland 737 Originalwerke und 37 Ueberſetzungen. Die periodiſche Preſſe zählte 86 Flugblätter und Zeitſchriften.

Aus dem Auslande wurden über 600,000 Bände in das Reich eingeführt.

Die bei dem Miniſterium des öffentlichen Unterrichts beſtehende archäographiſche Commiſſion hat den 2., 4. und 5. Band ihrer vollſtändigen Sammlung der ruſſiſchen Annaliſten erſcheinen laſſen und damit ihre Arbeiten beendet. Der vierte und fünfte Band enthält die Epoche von der Thronbeſteigung des Czaars Alexis Michailowitſch bis aufs Jahr 1705.

Vereine. In Rußland beſtehen dreizehn gelehrte und literariſche Vereine, der jüngſte entſtand erſt im vergangenen Jahre für die Provinz Eſthland in Reval. Sie erhalten ſich zum größern Theil aus eignen Mitteln.

Oſtindien.

Schulen. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie hat in Bengalen 8 hohe Schulen und 36 Gymnaſien für höhere Erziehung geſtiftet. In Calcutta ſind vier dieſer hohen Schulen: das Hindoo-College für engliſche Erziehung, das Sanskrit-College für Brahminen, die Meadreſſa für mahomedaniſche Rechtsgelehrte und die mediziniſche Schule; die übrigen hohen Schulen ſind in Benares, Agra und Delhi. Das Hindoo-College iſt das populärſte und wird von etwa 600 Schülern beſucht.

Druckfehler in Nro. 23.

Seite 364 in der zweiten Zeile von unten ist zu lesen: „keinesweges aus lauter Staats- und Kanzleibeamten.“ statt: „keinesweges aus Staats- und Kanzleibeamten.“

Deutſche

Vierteljahrs Schrift.

Erſtes Heft.

Dt. Zeitschr. 999
i 1844, 1, 2.

1844.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nö R 1887

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Die Vertheidigung von Süddeutschland gegen die Franzosen, mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite. (Eine strategische Skizze.) 1

Die Formen der Vertretung in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands mit dem Wider und Für. 51

Aus den Briefen eines nachgebornen Prinzen. Zweite Abtheilung 67

Vom Civilstaatsdienste. Betrachtungen über einige Verhältnisse desselben nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Gesetzgebung und der Doctrin 87

Bruder- und Schwesternhäuser 157

Die Argumentation Hannovers gegen die Theilnahme am Zollverein 169

Die für die Herzogthümer Schleswig und Holstein von den Ständen und Advokaten beantragte Einführung der Schwurgerichte, mit einem geschichtlichen und legislativen Rückblick auf die früheren dänischen Geschwornengerichte und den gegenwärtigen Rechtszustand in Bezug auf dieselben 212

Deutschlands nordwestliches Grenzgebiet, insonders das Großherzogthum Luxemburg und das Herzogthum Limburg 235

Stehen und Gehen 260

Der projektirte Canal von Suez 274

Kunst und Tracht 320

Kurze Notizen 352

Die Vertheidigung

von

Süddeutschland gegen die Franzosen,

mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite.

(Eine strategische Skizze.)

So lange die Diplomaten uns nicht den ewigen Frieden verbürgen können, darf man einen Krieg mit Frankreich nicht für unmöglich halten; man muß mithin auch darauf vorbereitet seyn. Wer aus der Scheu vor jedem Kriege kein Hehl macht, auf die Erhaltung des Friedens mit zu großer Zuversicht hofft, oder ihn um jeden Preis bewahrt wissen will, der wird früh oder spät das Opfer der ehrgeizigen Willkür seiner Nachbarn.

Eine ruhige Erörterung der wahrscheinlichen Fälle, welche ein Krieg mit dem Nachbarstaate herbeiführen kann; eine umsichtige Würdigung der uns zu Gebote stehenden Kampfmittel; eine gründliche Untersuchung des anzuwendenden Verfahrens und der muthmaßlichen Wirkungen desselben, verbunden mit einer lebendigen Darstellung des hieraus entspringenden Ganges der kriegerischen Operationen, zeigen noch keine feindselige Gesinnung gegen diesen Nachbar an, es ist das geräuschlose Walten kriegerischer Vorsicht, welches Niemand zu tadeln wagen wird.

Die Eisenbahnen, dieses neue Bewegungsmittel, und ihre im Kriege noch nicht erprobte Wirksamkeit, machen dergleichen erläuternde Betrachtungen dringend nothwendig. Eine Haupteigenthümlichkeit derselben, daß nämlich ihre Benutzung dem

Feinde leicht unmöglich gemacht werden kann, nachdem wir selbst bereits großen Nutzen daraus gezogen haben, ist noch gar nicht gewürdigt worden, und darauf gründet sich hauptsächlich ihre Wichtigkeit als militärische Operationslinien. Gewöhnliche Heerstraßen tragen auf ihren breiten Rücken ohne Unterschied Freund und Feind. Die Eisenbahnen hingegen sind viel spröderer Natur, sie dienen nur ihren Schutzpatronen.

Zwar ist in neuester Zeit — namentlich auch in d. B. — viel darüber geschrieben worden; es hat aber die Berücksichtigung nicht gefunden, welche es verdient, was durch den Umstand entschuldigt werden dürfte, daß die Ansichten über die Benutzung der Eisenbahnen als Operationslinien zur Zeit noch nicht hinlänglich geläutert sind. Es möge uns deßhalb vergönnt seyn, die Sache durch ein Beispiel anschaulich zu machen, nachdem wir zuvor einige allgemeine Bemerkungen voraus geschickt haben.

In der Hauptsache zerfällt die militärische Benutzung der Eisenbahnen:

1) in die Bewegung von Truppenkörpern mit den dazu erforderlichen Geschützen, Wagen, Zug- und Reitpferden, wobei wir die Cavalerie einmal für immer ausschließen;

2) in die Fortschaffung von Kriegsmaterial, Lebensmitteln und Pferdefutter, desgleichen von Verwundeten, Kranken und Gefangenen, deren man sich bald entledigen will.

In beiden Fällen ist es von wesentlichem Nutzen, wenn ein Wechsel der Transportwagen so selten als möglich, am besten aber gar nicht nöthig wird, und dieselben die ganze Fahrt hindurch beibehalten werden können. Handelt es sich um schnelle Fortschaffung von Infanteriedivisionen mit Geschütz, so ist es von Wichtigkeit, daß der Organismus des Ganzen ungestört bleibe, der taktische Verband der Brigaden, Regimenter, Bataillone und Batterien so wenig als möglich zerrissen werde, damit die einzelnen Truppenkörper ohne Verzug in jeder andern Richtung abfahren, oder die Eisenbahn ganz verlassen und auf der Landstraße fortmarschiren können, wenn die strategischen Verhältnisse oder Absichten sich plötzlich ändern sollten.

Der Bewegungsmodus auf Eisenbahnen ist zweifacher Art. Entweder, man vereinigt auf den Anfangspunkten der zu benutzenden Eisenbahnstrecke in angemessenen Zeiträumen die zur

Fortſchaffung der Truppen benöthigten Transportmittel und bedient ſich ihrer die ganze Fahrt hindurch; oder, man formirt auf den Hauptſtationen der Bahn ſogenannte Transport-Echelons, d. h. eine Anzahl Lokomotivzüge von ganz gleicher Aufnahmefähigkeit an Mannſchaft, Geſchützen, Wagen und Pferden und wechſelt damit von Station zu Station.

Durch die erſtere Bewegungsart erlangt man alle die ſtrategiſchen, taktiſchen und disciplinariſchen Vortheile, welche aus der ungeſtörten Beibehaltung des organiſchen Verbandes der Truppenkörper entſpringen, und die Freiheit der Bewegung auf oder neben der Eiſenbahn, oder auch in abweichender Richtung begünſtigen. Dagegen hat dieſe Bewegungsart den techniſchen Nachtheil, daß ſie auf ſehr große Truppenmaſſen, welche den ganzen Kriegsſchauplatz durchfahren ſollen, nicht gut anwendbar iſt, indem die Speiſung einer ungewöhnlich großen Anzahl Lokomotiven auf den einzelnen Waſſer- und Kohlenſtationen ſehr ſchwierig wird. Dieſer Modus wird daher nur auf Corps von höchſtens 15,000 Mann Infanterie mit 30 Geſchützen anzuwenden ſeyn, welche auf dieſe Weiſe in einem Tage 20 bis 25 Meilen, das Doppelte in zwei Tagen zurücklegen können. Weiter dürfte die Fahrt nicht auszudehnen ſeyn. Auf Strecken von nur 10 bis 15 Meilen können aber, durch Hülfe der Rückfahrten, mit denſelben Transportmitteln 20,000 Mann mit 48 Geſchützen in einem Tage an Ort und Stelle gebracht werden.

Durch die andere Bewegungsart erlangt man den Vortheil, daß Bahnſtrecken von 100 und noch mehr Meilen ohne Schwierigkeit befahren werden können, daß die Speiſung der Lokomotiven auf den Stationsplätzen erleichtert wird, indem ihre Anzahl daſelbſt ſich vermindert. Die Stärke der fortzuſchaffenden Truppenmaſſe erleidet alſo keine ſolche Beſchränkung. Dagegen hat dieſer Modus den Nachtheil, daß die ganz gleichmäßige Vertheilung der Transportwagen nach ihrer techniſchen Beſtimmung auf alle Stationen auch eine ihr genau entſprechende Vertheilung der Truppen, Geſchütze, Wagen und Pferde zur Bedingung macht, der taktiſche Verband alſo vielfach zerriſſen wird, und dieſer Uebelſtand erſt mit Beendigung der ganzen Fahrt aufhört. Die Truppen ſind mithin unabänderlich an die Bahn gefeſſelt, und man kann einzelne Brigaden oder Diviſionen weder in beliebiger

Richtung entsenden, noch sie zeitweise neben der Bahn marschiren lassen, ohne den geregelten Stationswechsel zu stören. Den Lokomotivzügen wird übrigens, obschon sie nur eine sehr kurze Strecke befahren, diese aber an einem Tage mindestens sechsmal vor- und rückwärts durchlaufen müssen, eine viel größere Anstrengung zugemuthet. Auf kürzeren Strecken bedarf man verhältnißmäßig auch mehr Transportmittel und legt sie in nicht so kurzer Zeit zurück, als bei dem ersteren Modus, der den Vorzug größerer Einfachheit hat.

Aus diesen beiden Bewegungsarten ließe sich vielleicht noch eine dritte construiren, welche darin bestehen könnte, die Transportmittel tagweise zu wechseln, also von 25 zu 25 Meilen. Es ließe sich dieses Verfahren auf Corps von 30,000 Mann und darüber anwenden, indem die wegen Mangel an Lokomotivzügen am ersten Tage zurückgebliebenen Truppentheile am nächsten Tage von den zurückkehrenden leeren Zügen nachgefahren würden u. s. f. Allein es steht diesem Bewegungsmodus ein anderes Bedenken entgegen. In den allermeisten Fällen müssen nämlich die Transportmittel von hinten und von der Seite herangezogen werden, weil man sie auf den vorderen Bahnen in der Regel selbst gebraucht. Wo aber obiges Verfahren statthaft ist, wird man sich dessen mit Vortheil bedienen können.

In der Schrift: „Die Eisenbahnen als militärische Operationslinien betrachtet und durch Beispiele erläutert," (Verlagsbüreau zu Adorf, 1842) haben wir den Bedarf an Transportmitteln für Truppencorps verschiedener Stärke speziell nachgewiesen. Der von Kritikern gerügte Uebelstand, „daß die berittenen Offiziere nicht alle ihre Pferde mitnehmen könnten," verdient kaum einer Erwähnung, da man nur einige Pferdewagen mehr anzuhängen braucht, um das Fehlende zu ergänzen, und die Züge keineswegs zu sehr belastet sind. Der Luxus mit entbehrlichen Pferden darf aber eben so wenig Raum finden, und man wird sich bei Eisenbahnfahrten ganz so einrichten müssen, wie auf Eilmärschen.

Unter diesen Voraussetzungen sind für eine Infanteriedivision von 12 Bataillonen zu 800 Mann mit 3 Batterien zu 8 Geschützen, in runder Zahl also für 10,000 Mann mit 24 Geschützen, an Transportmitteln erforderlich:

21 Lokomotivzüge für die Infanterie,
9 „ „ „ Artillerie,
1 „ „ den Divisionsstab.

Die Transportwagen für die Infanterie sind durchschnittlich zu 40 Mann angenommen, so daß zwei Lokomotivzüge — welche zu kuppeln seyn dürften — für ein Bataillon vollkommen ausreichen. Bei der Artillerie ist auf jedes Geschütz nur ein Munitionswagen gerechnet, doch hat jede Batterie ihre unentbehrlichen Requisitenwagen und ihre Feldschmiede, nebst einigen Reservepferden. Da der Zug für den Divisionsstab eine sehr geringe Belastung hat, können ihm noch einige Anhängsel der Regimenter zugetheilt werden. Alles entbehrliche Gepäck und Fuhrwesen bleibt zurück oder folgt auf der Landstraße.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen bitten wir den geehrten Leser, die Karte zur Hand zu nehmen und den von uns fingirten Operationen mit Aufmerksamkeit zu folgen.

Bei Ausbruch des supponirten Krieges zwischen Frankreich und dem deutschen Bunde wird angenommen, daß die Festungen Rastatt und Ulm bereits vollendet, und auf der westlichen Hälfte Deutschlands, welche wir uns durch die Elbe begrenzt denken, nachgenannte Eisenbahnen (durchgehends doppelspurig) dem Verkehr geöffnet sind:

Von Basel über Heidelberg bis Frankfurt a. M.	43	Meilen.
Von Frankfurt über Limburg, Siegburg bis Wesel	35	„
Von Wesel über Minden, Hannover bis Magdeburg	55	„
Von Mainz über Fulda, Eisenach, Erfurt bis Leipzig, mit einer Seitenbahn nach Kassel .	60	„
Von Magdeburg und Dessau über Leipzig, Hof, Bamberg, Nürnberg bis Augsburg . . .	87	„
Von Dresden nach Leipzig und über Riesa, Chemnitz zum Anschluß an diese bayerische Bahn	30	„
Von Nürnberg über Würzburg nach Darmstadt	30	„
	340	Meilen.

Transport . .	340	Meilen.
Von Salzburg über München, Augsburg, Ulm, Mengen bis Tuttlingen	65	„
Von Durlach über Stuttgart, Ulm, Memmingen bis Friedrichshafen	45	„
Summa . .	450	Meilen.

Bei lebhaftem Verkehr rechnet man auf jede Meile Doppelbahn zwei Lokomotiven. Wir wollen jedoch annehmen, daß per Meile nur eine Lokomotive vollkommen tüchtig sey. Nach unserer Berechnung braucht eine Division von 10,000 Mann mit 24 Geschützen nur 34 Lokomotiven. Zur Ergänzung und zu Nebendiensten wollen wir noch 11 Lokomotiven, also 45 für die Division rechnen. Wir haben folglich Transportmittel für 100,000 Mann mit 240 bespannten Geschützen, wovon jedoch nur etwa die Hälfte mittelst convergirender Bahnen auf einen bedrohten Punkt des Kriegsschauplatzes gleichzeitig transportirt werden kann. Die Eisenbahnen auf der östlichen Hälfte Deutschlands sind dabei absichtlich nicht in Betracht gezogen, weil ihr Transportmaterial im Innern des Landes genügende Beschäftigung finden wird. Eben so wenig wollen wir aber das westdeutsche Eisenbahnnetz in der angedeuteten Weise bereits für vollendet angesehen wissen.

Von den bezeichneten Eisenbahnen hat die Strecke von Basel bis Heidelberg eine breitere Spur; auf den übrigen deutschen Bahnen ist überall gleiche Spurweite. Ohne besondere technische Vorrichtungen kann also jene badische Eisenbahn von andern Lokomotivzügen nicht befahren werden; aber das badische Transportmaterial, welches zur Fortschaffung von 10,000 Mann mit 24 Geschützen hinreichen soll, ist auf anderen Bahnen eben so wenig zu gebrauchen. Wie störend und nachtheilig dies für die Benutzung der dortigen Eisenbahnen ist, wird sich im Verfolg der Operationen ergeben, zu welchen wir jetzt übergehen. Da Zeiten und Räume bei allen strategischen Combinationen sehr wichtige Faktoren sind, bitten wir auf Datum und Meilenzahl zu achten.

Die Concentrirung beträchtlicher französischer Streitkräfte in den Gegenden von Metz, Straßburg und Basel veranlaßt den

Oberfeldherrn des deutſchen Bundes, ſein Hauptquartier in Raſtatt zu nehmen. Die Bundesfeſtungen Luxemburg, Mainz, Landau, Raſtatt und Ulm, welche die Hauptſtützpunkte unſerer Vertheidigungslinie gegen Frankreich bilden, erhalten ihre volle Beſatzung, wovon aber mittelſt der Eiſenbahnen ungefähr die Hälfte zu andern Zwecken verwendbar bleibt. Die einzelnen Armeecorps rücken auf die ihnen angewieſenen Sammelplätze. Die Reſerven werden ohne Verzug mobil gemacht.

Frankreichs Abſicht iſt eigentlich die Erweiterung ſeiner Grenzen bis zum Rheine. Doch betrachtet es die Eroberung der Schwarzwaldländer als ein angemeſſenes Aequivalent. Mit Belgien iſt ſchon früher ein Neutralitätsvertrag geſchloſſen worden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein ſofortiger Einfall in die preußiſchen Rheinprovinzen nicht zum erwünſchten Ziele führt, will man den erſten Hauptſtoß gegen Süddeutſchland richten, doch aber auch in Rheinbayern vordringen, um die Deutſchen überall irre zu leiten. Zu dieſem Zwecke und um die wahren Abſichten beſſer zu maskiren, iſt der rechte Flügel der Franzoſen zwiſchen Baſel und Straßburg, die Mitte bei Metz, der linke Flügel an der Nordgrenze aufgeſtellt, die Reſervearmee bei Troyes vereinigt worden. Die große Eiſenbahn von Paris über Toul nach Straßburg, mit Seitenbahnen von Toul nach Metz und längs der Marne nach Belfort, wo die Lyon-Baſeler Eiſenbahn vorbeigeht, ferner die Bahnen von Paris an die Nordgrenze ꝛc., erleichtern die Heranziehung von Verſtärkungen, welche eher angekommen ſeyn können, als der deutſche Oberfeldherr nur eine Ahnung davon hat.

Nach dem franzöſiſchen Operationsplane ſoll der **rechte Flügel** (100,000 Mann) den Rhein zwiſchen Baſel und Straßburg überſchreiten, ſich der Uebergänge des Schwarzwaldgebirges, hauptſächlich des Kinzigthales bemächtigen, gegen Raſtatt demonſtriren und die Verbündeten hierdurch zu getrennten Aufſtellungen in Baden und Württemberg nöthigen. **Die Mitte** (150,000 Mann) iſt beſtimmt, in Rheinbayern einzufallen, die Verbindung zwiſchen Luxemburg, Saarlouis und Mainz zu unterbrechen, Landau zu bedrohen, und wo möglich einen Sieg im freien Felde zu erfechten, den man aber für die Operationen in Süddeutſchland zu benutzen gedenkt. Da den Franzoſen die Lieblingsidee

der deutschen Strategen: Baden und Württemberg in Rheinbayern zu vertheidigen, nicht unbekannt ist, zweifelt man nicht, daß es dort zur Schlacht kommen werde, und dirigirt die Reservearmee (100,000 Mann) deshalb über Toul gegen Metz, um sich ein Uebergewicht zu verschaffen. Der linke Flügel (50,000 Mann) soll Luxemburg bedrohen und die obere Maas festhalten. — Das ist die allgemeine Idee, von welcher man nur in dem Falle abweichen will, daß sich günstigere Chancen darbieten, die Rheinprovinzen früher in sichere Gewalt zu bringen.

Von dieser Idee hat der deutsche Oberfeldherr natürlich keine Kenntniß. Das 7te Armeecorps ist vorläufig hinter dem Schwarzwalde (bei Donaueschingen), das 8te bei Rastatt concentrirt, das 9te (mit Ausschluß des Luxemburger Kontingents) nach Ulm dirigirt worden. Das 4te, 5te, 6te und 10te Armeecorps concentriren sich vorwärts Mainz; das 1ste marschirt über Nürnberg ebenfalls dahin; das 2te und 3te stellen sich vorläufig bei Memmingen auf. Was außerdem von österreichischen und preußischen Truppen aufgeboten wird, dürfte zur Besetzung von Oberitalien und der Rheinprovinzen verwendet werden, kommt also nicht weiter in Betracht. Mit Einschluß der Festungsbesatzungen läßt sich die Vertheilung der Streitkräfte des deutschen Bundes in folgenden Zahlen ausdrücken:

	(Ohne Reservemannschaft.)		(Mit Reservemannschaft.)	
In Rheinbayern	140,000	Mann.	209,000 Mann	(I. IV. V. VI. X.) [1]
Bei Rastatt	30,000	„	45,000 „	(VIII.)
Bei Donaueschingen	35,600	„	53,000 „	(VII.)
Bei Ulm	22,000	„	33,000 „	(IX.)
Bei Memmingen	62,000	„	93,000 „	(II. III.)

NB. Die Reserveinfanteriedivision rechnen wir zur Besatzung der Festung Luxemburg, und führen dieselbe nicht weiter auf.

Ob bei Ausbruch der Feindseligkeiten die Reservemannschaft aller Armeecorps auf den bezeichneten Punkten stehen werde, ist eine Frage, die kein Mensch beantworten kann. Es läßt sich aber vermuthen, daß die Franzosen den Angriff gewiß früher beginnen werden, als die Rüstungen der Deutschen beendigt sind; und da sie nicht nur die Initiative, sondern auch manchen andern Vortheil auf ihrer Seite haben, dürfte es angemessener seyn, die

[1] Mit Einschluß der 2000 Luxemburger und ihrer Reserve.

Reſervemannſchaft der meiſten Corps (vielleicht mit Ausnahme des 4ten, 5ten, 7ten und 8ten Armeecorps) vorläufig aus dem Calkül zu laſſen. Wir haben ſonach einſchließlich der Feſtungsbeſatzungen (ohne Luxemburg):

in Rheinbayern	165,000	Mann
bei Raſtatt	45,000	„
bei Donaueſchingen . . .	53,000	„

zur Abwehr der erſten Angriffe, wovon ein nicht unbeträchtlicher Theil detachirt ſeyn dürfte. Rechnet man hierzu die 22,000 Mann des 9ten und die 62,000 Mann des 2ten und 3ten Corps, welche vorläufig in ihren Stellungen bleiben ſollen, ſo ſind ungefähr 350,000 Mann zur ſtrategiſchen Wirkſamkeit bereit. Wir haben die Franzoſen (mit Ausſchluß des linken Flügels) in gleicher Stärke angenommen. Davon ſind jedoch 150,000 Mann zum Einfalle in Rheinbayern beſtimmt, denen 100,000 Mann zur Unterſtützung folgen, was ihnen dort ein ſehr bedeutendes Uebergewicht gibt. Die franzöſiſchen Feſtungen können unter ſolchen Umſtänden dem Schutze der Veteranen und Nationalgarden überlaſſen bleiben, während die weitläufigen Werke von Mainz und Landau immer eine permanente Beſatzung von mindeſtens 12,000 Mann in Anſpruch nehmen. Daß aber die Franzoſen, wenn ſie auf Eroberungen ausgehen, Vorkehrungen zur ſchleunigen Bildung einer zweiten Reſervearmee treffen werden, darf man vorausſetzen, doch ſoll dieſelbe nicht früher auftreten, bis auch unſere Reſerven ſämmtlich ſchlagfertig auf dem Kriegsſchauplatze ſtehen.

Inzwiſchen haben am 16. April die Feindſeligkeiten ihren Anfang genommen. Der rechte franzöſiſche Flügel hat an dieſem Tage 40,000 Mann bei Baſel, 20,000 Mann bei Breiſach, 30,000 Mann bei Straßburg auf das rechte Rheinufer gehen laſſen. Der Reſt (10,000 Mann) hält die Stellung an der weißen Lauter zwiſchen Weißenburg und Lauterburg beſetzt.[1] Das bei Straßburg

[1] Sollten die Franzoſen jemals auf den Gedanken kommen, zwiſchen Weißenburg und Lauterburg eine Eiſenbahn mit beweglichen Batterien herzuſtellen, ſo würde dieſe Flankenſtellung eine ſolche Stärke erhalten, daß ſie mit 30,000 Mann jedem Angriffe in der Front Trotz bieten könnte.

übergegangene Corps wendet sich sofort gegen Rastatt, wird aber vorläufig nur eine beobachtende Stellung nehmen. Streifparteien gehen durch das Kinzig- und Renchthal und vertreiben die dort stehenden schwachen Posten. Das bei Breisach übergegangene Corps rückt nach Freiburg und reinigt die Defiléen des Schwarzwaldes in der Richtung auf Donaueschingen. Das bei Basel übergegangene Corps dringt im Rheinthale bis Waldshut vor, nimmt hier Stellung und demonstrirt gegen Schafhausen und Blumberg.

Was sich an deutschen Truppen in dortiger Gegend befindet, kann solcher Uebermacht nicht widerstehen und wird am besten thun, sich auf die Hauptstellungen bei Rastatt und Donaueschingen zurück zu ziehen, ohne sich großen Verlusten auszusetzen. — Stünden die Oesterreicher schon hinter dem Schwarzwalde, so könnte das 7te Armeecorps bis Freiburg vorgeschoben werden. Die Franzosen haben aber mit ihren Operationen nicht so lange warten mögen. Auch befürchtet man von ihnen eine Verletzung des Schweizergebiets. Hätte man bei Rastatt zwei Armeecorps zur Verfügung, so ließe sich durch Benutzung der Eisenbahn vielleicht ein ernster direkter Widerstand bei Kehl und Altbreisach leisten. Da man aber sich zu schwach fühlt, das Ueberschreiten des Rheines unmittelbar zu hindern, scheint jeder Versuch verwerflich, weil die dazu bestimmten Truppentheile Gefahr laufen, getrennt und in das Gebirge geworfen zu werden. Wir sind deßhalb der Meinung, daß es besser sey, rheinaufwärts nur Beobachtungsposten aufzustellen, um das Heft vorläufig in den Händen zu behalten; denn im Kriege kommt mehr auf den letzten als auf den ersten glücklichen Erfolg an.

Unter solchen Umständen müssen alle Lokomotiven und Wagen der badischen Eisenbahn zwischen Rastatt und Heidelberg in Sicherheit gebracht, die Wasserreservoirs auf der Strecke bis Basel zerstört, die Kohlenvorräthe ꝛc. beseitigt werden. Maschinenwerkstätten dürfen sich auf dieser exponirten Strecke niemals befinden.

Da das demonstrative und scheinbar schüchterne Verfahren der Franzosen nach erfolgtem Rheinübergange noch nicht voraussehen läßt, ob sie den Hauptstoß in nördlicher oder östlicher Richtung führen werden, bleibt das 9te Corps bei Ulm vorläufig

in Reſerve ſtehen und erhält die Beſtimmung, entweder das 7te oder das 8te Corps zu verſtärken. Daſſelbe kann mit Infanterie und Geſchütz mittelſt der Eiſenbahn in einem Tage bis Tuttlingen oder Weil (im Würmthale) gefahren werden; denn die Entfernung beträgt ungefähr 16 Meilen, welche der vorderſte Wagenzug in vier Stunden zurücklegt.[1] Mit Zurechnung des Marſches auf der Landſtraße und des zweiten Fahrtages ſind alſo zwei Tage erforderlich, um dieſe Verſtärkung nach Donaueſchingen oder Raſtatt zu bringen. Ohne dieſe Bewegungsmittel würden etwa 10 Tage erforderlich ſeyn. Da eine ſo weite Zurückſtellung dieſes Corps in ſolchem Falle unſtatthaft wäre, würde man daſſelbe entweder ſogleich zum 7ten oder 8ten Armeecorps ſtoßen laſſen, oder ihm eine Stellung bei Freudenſtadt oder Schiltach anweiſen müſſen. Es fragt ſich aber, ob das 9te Corps dann auch zeitig genug auf dem bedrohten Punkte eintreffen werde, da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß es in der Front ſelbſt vom Feinde bedroht oder ſo beſchäftigt ſeyn dürfte, daß es nicht ohne Zurücklaſſung eines ſtarken Truppentheils in der befohlenen Richtung abmarſchiren könne. Dies iſt, beiläufig bemerkt, ein faktiſcher Beweis von der hohen Wichtigkeit der beiden genannten Eiſenbahnen. — Aus ähnlichen Rückſichten bleiben auch die Oeſterreicher vorläufig noch in ihrer Stellung bei Memmingen.

Obſchon die rückwärtigen bayeriſchen Eiſenbahnen Transportmittel in Menge darbieten, iſt doch der Fall denkbar, daß man bei Ulm nur über Lokomotivzüge für 12,000 Mann mit 32 Geſchützen verfügen könnte. Damit nun das Corps in zwei Tagen bis Raſtatt gelange, iſt es nothwendig, die vorderen Transportechelons ſo zuſammen zu ſetzen, daß ſie zur Aufnahme derjenigen Truppentheile geeignet ſind, für welche die Transportmittel fehlen, und dieſe letzteren gleichzeitig mit dem erſten Lokomotivzuge auf der Landſtraße in Marſch zu ſetzen. Legen dieſe Truppen auf dieſe Weiſe vier Meilen zurück, was man

---

[1] Es wird ſich aus dem Folgenden ergeben, daß die Führung dieſer Bahn von Pforzheim über Weil nach Stuttgart in militäriſcher Hinſicht den Vorzug verdient, was wir zu beachten bitten, wenn der Tract noch nicht definitiv entſchieden ſeyn ſollte.

ihnen unter solchen Umständen zumuthen darf und muß, so können sie am späten Nachmittage durch die rückkehrenden leeren Züge aufgenommen werden, welche durch diesen Marsch zwei Fahrstunden ersparen. In allen solchen Fällen gilt demnach als Grundsatz, daß die vorderen Echelons die stärksten Lokomotiven erhalten und am schnellsten fahren müssen, weßhalb diese Züge die schwächere Ladung bekommen. Bei den später folgenden Zügen ist eine Ermäßigung der Schnelligkeit um so eher zulässig, als sie auf den Wasserstationen ohnehin etwas warten dürften.[1] — Die Arbeit auf den Stationen wird dadurch allerdings nicht vermindert, und nimmt die Thätigkeit des Dienstpersonals sehr in Anspruch. In außerordentlichen Fällen, für welche die Eisenbahnbenutzung ausschließlich bestimmt ist, muß man aber auch außerordentliche Mittel ergreifen, sich überhaupt technisch vorbereiten. Es dürften daher von den vordern Echelons die nöthigen Kommandirten auf den Stationen zurück zu lassen seyn, um an den Wasserpumpen und in den Kohlenmagazinen mit verwendet zu werden; der letzte Wagenzug kann diese Leute ihren Regimentern wieder zuführen. — Sollten dennoch unvorhergesehene Störungen im Bahnbetriebe eintreten, so wird es immer noch möglich seyn, die zurückgebliebenen Truppentheile den andern Morgen bei guter Zeit bis Weil zu bringen, und es dürfte die Vereinigung des Ganzen hierdurch kaum um mehr als einen halben Tag verspätet werden. Auf augenblickliche Mitnahme des ganzen Trosses ist natürlich nicht zu rechnen.

Ließe sich mit mathematischer Gewißheit vorhersagen, daß das 9te Corps auf seiner Fahrt nach Rastatt (oder das 8te Corps bei ähnlicher Veranlassung bei einer Fahrt nach Ulm) unterwegs keine andere Bestimmung erhalte, so würden wir der Transportweise mit Stationswechsel den Vorzug geben, vorausgesetzt, daß die Wagenzüge mit Geschütz und Pferden bis an Ort und Stelle fahren, und auf den Stationen nur die Lokomotiven wechseln, wodurch manche Schwierigkeit beseitigt wird. Sollte aber dieses Armeecorps bei der Ankunft am Neckar Befehl erhalten: sofort

[1] Ein detaillirter Nachweis über das dabei zu beobachtende Verfahren ist in der bereits erwähnten Schrift zu finden: die Eisenbahnen, als Operationslinien betrachtet, von P.

eine Diviſion über Tübingen nach Rottweil aufbrechen zu laſſen, um ſich mit einem dort ankommenden Cavaleriecorps zu vereinigen, was durch die Umſtände gar leicht nöthig werden könnte, ſo würde dieſer Befehl nur mit großem Zeitverluſt auszuführen ſeyn, da es eine Eigenthümlichkeit dieſer Transportweiſe iſt, daß das künſtliche Gefüge der Stationsechelons in keiner Art derangirt werden darf, und die taktiſche Gliederung der Truppen immer eine weſentliche Störung erleidet. Wir können alſo von dieſen Stationsechelons keinen Gebrauch machen, und müſſen ſie ausſchließlich auf die Bewegung von Truppen fern vom Kriegsſchauplatze beſchränken.

Nach dieſer nothwendigen Abſchweifung kehren wir zu den beiderſeitigen Operationen zurück, verlaſſen aber jetzt die in Süddeutſchland ſich beobachtenden Parteien und wenden uns nach Rheinbayern.

Am 17. April hat ſich auch die franzöſiſche Mitte bei Metz in Bewegung geſetzt, und iſt über Saarbrück bis Zweibrücken vorgegangen, wo ſie nach einigen unbedeutenden Avantgardengefechten den 21. ankommt. Sie wird Tags darauf von der deutſchen Armee angegriffen, der Sieg bleibt aber unentſchieden und die Armeen behaupten ſich in ihren Stellungen.

Das Erſcheinen der franzöſiſchen Reſervearmee am 24. April gibt den Franzoſen jedoch eine ſolche Ueberlegenheit, daß die Verbündeten ſich gegen Landau zurückziehen, die Beſatzung von Mainz aber auf 25,000 Mann verſtärken. Nach Abzug der muthmaßlichen Verluſte und der nothwendigſten Entſendungen können die Verbündeten zwiſchen Landau und Germersheim mit etwa 130,000 Mann (einſchließlich der dortigen Beſatzungen) die weiteren Ereigniſſe erwarten. — Die Franzoſen haben gleichzeitig einen Parallelmarſch über Bitſch nach Hagenau gemacht, jedoch 50,000 Mann in Rheinbayern zurückgelaſſen, welche zwiſchen den Feſtungen Saarlouis, Mainz und Landau Stellung nehmen und deren Verbindung unterbrechen ſollen. Bei Druſenheim werden Schiffbrücken über den Rhein geſchlagen, auch alle Dampfboote des Oberrheins zwiſchen dieſem Punkte und Straßburg zum Truppentransport in Bereitſchaft gehalten.

Zwar hatte der Befehlshaber des 8ten Armeecorps schon am 22. April einen energischen Angriff auf das ihm gegenüber stehende französische Corps gemacht, und dasselbe zum Rückzuge bis hinter die Rench gezwungen. Da aber die Stellung jener französischen Division hinter der Lauter und die Besatzung von Fort Louis ihm Besorgnisse für seine Verbindung mit Rastatt einflößte, auch Landau damals nur ganz schwach besetzt war, mußte er in der Festung und in den Verschanzungen am Rheine mindestens 8000 Mann zurücklassen. Das offensiv verfahrende Corps, welches noch Truppen im Murgthale hatte, war deßhalb nicht viel stärker als das französische Corps. Der Sieg über dasselbe blieb mithin ohne weitere Folgen, und bei Annäherung der französischen Hauptarmee mußte sogar der Rückzug in die Stellung bei Rastatt angetreten werden. Das dortige Verhältniß ist demnach dasselbe geblieben.

Auch das 7te Armeecorps hat seine beiden Gegner zurückzudrängen gesucht, ohne dabei glücklicher gewesen zu seyn. Rückte es gegen Neustadt vor, so marschirte das bei Waldshut stehende Corps gegen Blumberg, und wollte der bayerische Befehlshaber sich gegen das Waldshuter Corps wenden, so hatte er das Neustädter im Rücken. Er mußte deshalb stets mit getheilten Kräften in divergirenden Richtungen operiren, was selten glücklichen Erfolg hat. Es gibt Verhältnisse im Kriege, die weder Bravour noch Geschicklichkeit zu ändern vermögen, sobald der Gegner den Vortheil seiner Stellung begriffen hat. Die beiden französischen Befehlshaber waren aber darauf angewiesen, in obigem Sinne und in möglichster Uebereinstimmung zu handeln, jeden entscheidenden Schritt zu vermeiden, doch aber das 7te Armeecorps in dortiger Gegend festzuhalten. Ein concentrischer Angriff gegen dasselbe stand noch nicht auf der Tagesordnung.

Inzwischen sind die französischen Schiffbrücken bei Drusenheim fertig geworden, und es gehen den 1. Mai 20,000 Franzosen (zur Hälfte Cavalerie) auf das rechte Rheinufer zur Verstärkung des dort stehenden Corps. An die Lauter sind schon einige Tage früher ebenfalls 20,000 Mann Verstärkung gerückt. Diese Truppenbewegungen sind jedoch nur eine Vorsichtsmaßregel, die dazu dienen soll, den Abmarsch aller übrigen Truppen (150,000 Mann) nach Straßburg zu maskiren; denn der Einfall

in Süddeutſchland ſoll nunmehr zur Ausführung kommen.[1] Von dieſer rückgängigen Bewegung, welche Corpsweiſe erfolgt, kann der deutſche Oberfeldherr erſt nach mehreren Tagen Kenntniß erhalten, die Franzoſen bekommen alſo einen beträchtlichen Vorſprung. Wir nehmen an, daß dieſe Truppenmaſſe in drei Corps zu 50,000 Mann dergeſtalt aufbricht, daß das 1ſte Corps den 1. Mai Nachmittags bei Straßburg eintrifft, die andern beiden den 2. und 3. Mai. Die Dampfboote nehmen einen Theil des Gepäcks an Bord. Die Magazine in Straßburg ſind reich gefüllt. Die Eiſenbahn nach Baſel ſteht vom 3. Mai an zur freien Verfügung der Truppen.

Das 1ſte Corps der franzöſiſchen Mitte bewirkt ſeinen Uebergang bei Kehl den 2. Mai auf einer Schiffbrücke, ſetzt Tags darauf ſeinen Marſch durch das Kinzigthal fort, und kann den 6. Mai bei Schiltach ſtehen; es zählt 40,000 Mann Infanterie, 10,000 Reiter. Das 2te Corps (45,000 Mann Infanterie, 5000 Reiter) überſchreitet den Rhein einen Tag ſpäter, wendet ſich aber nach Freiburg, wo es den 7. ankommen wird. Das 3te Corps (48,000 Mann Infanterie, 2000 Reiter) bedient ſich der Eiſenbahn nach Baſel, läßt aber die Cavalerie und den größeren Theil der Artillerie auf dem rechten Rheinufer marſchiren. — Von Straßburg nach Baſel ſind 16 Meilen. Angenommen, man habe dort nur über 50 Lokomotivzüge zu diſponiren, ſo können täglich 12,000 Mann mit etwa 2 Batterien ganz bequem dorthin gebracht werden. Die Infanterie kann alſo mit 64 Geſchützen den 7., die Cavalerie ꝛc. den 10. Mai bei Baſel eintreffen. Der dreitägige Aufenthalt der einzelnen Diviſionen in Straßburg oder Baſel wird denſelben von manchem Nutzen ſeyn und ſie befähigen, den Marſch nach Waldshut ohne Verzug fortzuſetzen.

Könnten die Franzoſen ſich der badiſchen Eiſenbahn auf dem rechten Rheinufer bedienen, ſo würde ihnen das in dem vorliegenden Falle keinen andern Vortheil bringen, als daß die Infanterie des 2ten Corps den Marſch auf der Landſtraße erſparte und einige Ruhetage in Freiburg gewönne, was allerdings nicht zu verachten iſt. Fremde Eiſenbahnen im feindlichen Lande

[1] Die fehlenden 10,000 Mann ſind auf Verluſte und Entſendungen in den Vogeſen gerechnet, ſollen aber in Abgang gebracht werden.

wird man aber höchst selten benutzen können, man müßte sich denn schon mehrere Wochen in dieser Gegend befinden. Sollte es der Franzosen Absicht seyn, ihre Lokomotivzüge über Basel auf das rechte Rheinufer zu bringen, so würden sie vor allen Dingen eine neue Brücke über den Rhein bauen müssen, wozu aber Monate erforderlich sind. Die Annahme einer andern Spurweite aus diesem Grunde erscheint also nicht gerechtfertigt, und es dürfte sich dieser bedauerliche Mißgriff wohl schwerlich genügend entschuldigen lassen.

Der Oberfeldherr des deutschen Bundes, dessen Hauptquartier vorläufig in Landau ist, hat in den letzten Tagen des April keinen Anlaß gehabt, irgend eine entscheidende Bewegung anzuordnen. Zwar glaubte er anfangs, das 9te Armeecorps über Stuttgart nach Rastatt ziehen zu müssen. Da aber sowohl das in Rheinbayern zurückgelassene französische Corps, als auch die Hauptarmee bei Hagenau sich unthätig verhielt, schöpfte er einigen Verdacht und hielt es für rathsamer, die Entwickelung der feindlichen Absichten zu erwarten, um keinen Fehlschritt zu thun. Aus Fürsorge hatte er jedoch eine Anzahl Dampfboote in Bereitschaft gehalten, auch bei Germersheim eine zweite Schiffbrücke schlagen lassen. Als aber am 3. Mai die sichere Nachricht einging, daß die französische Hauptmacht nach Straßburg abmarschirt sey, auch von der Donau her gemeldet wurde, daß die dortigen feindlichen Corps mit etwas mehr Dreistigkeit zu handeln anfingen, war er nicht mehr in Zweifel. Doch fragte es sich immer noch: ob Stuttgart oder Ulm das vorläufige Operationsziel der Franzosen seyn werde; denn das, was hinter der Kinzig und im oberen Schwarzwalde verging, blieb ihm noch mehrere Tage ein Geheimniß.

Der Oberfeldherr ist jetzt in einer wahrhaft kritischen Lage. Einige drohende Bewegungen der Franzosen in Rheinbayern, so wie die Scheinangriffe an der Murg, täuschen ihn nicht; er fühlt, daß der Hauptangriff nicht hier, sondern in Süddeutschland erfolgen werde; ihm zu begegnen hat er die Wahl unter folgenden drei Operationen.

Erstens. Er kann mit 100,000 Mann über Zweibrücken und Saarbrück vorgehen, und geraden Weges auf Paris marschiren, während 20,000 Mann zwischen Landau und Mainz

ſtehen bleiben und ſeinen Rücken decken. Das in Rheinbayern zurückgebliebene franzöſiſche Corps (50,000 Mann), welches ſehr vereinzelt ſeyn wird, könnte dadurch in eine ſchlimme Lage kommen; auch darf man ſich Hoffnung machen, die Bildung einer zweiten Reſervearmee zu verhindern. Aber der Marſch nach Paris geht an Metz und andern feſten Plätzen vorbei. Von den 30,000 Franzoſen an der Lauter würde man die größere Hälfte fortwährend in der linken Flanke haben, und wird das in Rheinbayern ſtehende feindliche Corps vorher nicht ganz unſchädlich gemacht, ſo bereitet es der vorgehenden Armee auch Verlegenheiten im Rücken. Der Marſch bis Paris würde alſo drei bis vier Wochen erfordern, und die an der oberen Donau ſtehenden Corps inzwiſchen ohne weitere Unterſtützung laſſen. Vermöchte man auch die Bildung einer zweiten Reſervearmee zu verhindern, was kaum zu erwarten iſt, ſo fragt es ſich immer noch, was man bei der Ankunft vor einer ſolchen Hauptfeſtung wie Paris möglicher Weiſe unternehmen könne? Von Ueberraſchung iſt nicht die Rede, der Feind alſo vorbereitet. — Eine ſolche Operation, welcher aller Nachdruck fehlt, wäre zu unſinnig, wir wollen daher nicht länger uns bei Betrachtungen aufhalten.

Zweitens. Man könnte die franzöſiſche Stellung hinter der weißen Lauter durchbrechen und auf Straßburg marſchiren. Auch hierzu dürften auf dem linken Rheinufer nicht über 100,000 Mann zu verwenden ſeyn, da mindeſtens 10,000 Mann auf die Beſatzung von Landau gerechnet werden müſſen, und immer wieder ein Corps von 20,000 Mann in Rheinbayern zurückbleiben muß, um in Verein mit einem Theile der Mainzer Beſatzung dem Feinde die Spitze zu bieten. Für dieſes Corps wäre ein verſchanztes Lager vor Mannheim zu errichten. Verweilen wir bei dieſer Flankenoperation etwas länger, da ſie auch eine Lieblingsidee der deutſchen Strategen iſt, von deren Verwirklichung man ſich viel zu verſprechen ſcheint.

Die franzöſiſche Stellung hinter der Lauter würde allerdings nur ſo lange zu behaupten ſeyn, als die Verbündeten Zeit brauchen, Weißenburg durch ein Corps umgehen zu laſſen, das ſtark genug ſeyn müßte, den Marſch über Hagenau nach Prumpt (Brumat) auf eigene Hand fortſetzen zu können. Unter dieſer Vorausſetzung kann die Armee, wenn ſie ſich den 5. Mai bei

Landau in Bewegung ſezt, am 9. Mittags vor Straßburg ſtehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das 3te Corps der franzöſiſchen Mitte in dieſem Falle Gegenbefehl erhält, und wir wollen einmal unterſuchen, wie ſich das Anzahlverhältniß der Streiter vor Straßburg an dieſem Tage geſtalten dürfte.

Der franzöſiſche Oberfeldherr hat keinen Grund, Straßburg vor dem 7. Mai zu verlaſſen, da er für ſeine Perſon immer noch früh genug bei der zum Einfalle in Württemberg beſtimmten Armee ankommt. Die Meldung von dem Vordringen der Verbündeten gegen die Lauter empfängt er ſpäteſtens den 6. Abends. An dieſem Tage ſtehen vom 3ten Corps der Mitte (nach der früheren Annahme) noch 12,000 Mann Infanterie mit zwei Batterien bei Straßburg, die übrigen 36,000 Mann mit ſechs Batterien ſind bereits bei Baſel angekommen; die Cavalerie mit dem Reſt der Artillerie und den Parks haben Altbreiſach erreicht. Der Befehl zur ſchleunigen Rückkehr nach Straßburg kommt noch in derſelben Nacht in Baſel an, und den 9. Mittags kann das ganze Corps wieder vereinigt ſeyn. Die Franzoſen haben alſo in der Stellung hinter der Suffel vor Straßburg, mit Einſchluß des von der Lauter zurückweichenden Corps (das 3000 Verſprengte im Gebirge ꝛc. haben ſoll), 75,000 Mann mit hinreichender Artillerie. Früher noch als die Verbündeten können von dem vor Raſtatt ſtehenden Corps 6000 Reiter und 4000 Mann Infanterie bei Straßburg eintreffen, deſſen Beſatzung wir zu 10,000 Mann (Veteranen, Reſervebataillone und Nationalgarden) annehmen. — Es fragt ſich, ob unter ſolchen Umſtänden ein Angriff auf die franzöſiſche Stellung glücklichen Erfolg haben könne, da zur Deckung der eigenen rechten Flanke nicht unbedeutende Entſendungen in die Hauptthäler der Vogeſen nöthig ſind, und die Zerſtörung der Pariſer Eiſenbahn jedenfalls verſucht werden muß. Nun läßt ſich zwar vorausſetzen, daß das 8te Armeekorps am 5. Mai ebenfalls die Offenſive ergriffen haben wird. Man vergeſſe aber nicht, daß das ihm gegenüberſtehende Corps um mehrere tauſend Mann ſtärker iſt und eine zahlreiche Cavalerie hat. Man überſehe nicht, daß auf der Eiſenbahn von Paris innerhalb zweier Tage 30,000 Mann Infanterie ankommen können.[1] Die

[1] Nach der Berechnung des (franzöſiſchen) Grafen Daru können mittelſt Stationswechſel 30,000 Mann in einem Tage von Paris

Franzoſen dürften alſo bei Straßburg vollkommen ausreichende Widerſtandsmittel haben.

Wir wollen jedoch nicht alle Chancen zu Gunſten der Franzoſen annehmen, ſondern vorausſetzen, daß der deutſche Feldherr voller Energie und Entſchloſſenheit ſey, daß er bei dem Gegner mancherlei Unordnungen wahrgenommen, und nicht wieder umkehren möge, ohne zuvor das Glück der Waffen verſucht zu haben. Könnte er ſeine Armee in 24 Stunden auf das rechte Rheinufer verſetzen, ſo würden die Verhältniſſe ſich viel günſtiger für ihn geſtalten; hierzu fehlt es aber an Material, auch würde eine ſolche Operation höchſt gefahrvoll ſeyn. — Den 10. Mai kommt es alſo bei Straßburg zur Schlacht, welche die Verbündeten gewinnen ſollen. Was kann aber durch dieſen Sieg errungen werden? Die Franzoſen ziehen ſich an der Feſtung vorbei und finden hinter dem Kanal an der Breuſch eine viel ſtärkere Stellung. Ueber dieſe Linie hinaus iſt ohne große Ueberlegenheit, ohne den Beſitz der Hauptdefiléen in den Vogeſen und ohne theilweiſe Zerſtörung der Pariſer Eiſenbahn eine glückliche Offenſive nicht durchzuführen.

Drittens. Hat der deutſche Feldherr die möglichen Vortheile einer ſolchen Operation auf dem linken Rheinufer erwogen und die Ueberzeugung erlangt, daß ſie zu den wahrſcheinlichen Nachtheilen in keinem Verhältniß ſtehen, da dem Feinde immer noch 160,000 Mann zum Einfall in Württemberg zur Verfügung bleiben, wovon die kleinere Hälfte faſt ungehindert gegen Stuttgart vordringen und das Land hart mitnehmen kann, ſo entſchließt er ſich wahrſcheinlich zu einer Flankenoperation auf dem rechten Rheinufer, welche bei weniger Gefahren beſſeren Erfolg verſpricht. Er geht alſo mit ſeinen 100,000 Mann (denn mehr Truppen kann er, vor Ankunft der Reſerven des 1ten, 6ten und 10ten Corps bei Mainz, aus Rheinbayern nicht wegziehen) bei Germersheim über den Rhein, kommt den 6. Mai

nach Straßburg gefahren werden. Das Berliner Militär-Wochenblatt Nr. 24 (Jahr 1843) weist einen Rechnungsfehler nach, und ſetzt dieſe Zahl auf die Hälfte herab, wogegen wir nichts einzuwenden haben. Auch der Fahrmodus mit Stationswechſel dürfte in dem vorliegenden Falle zu empfehlen ſeyn, da das Marſchziel für eine Tagesfahrt zu entfernt und hier unabänderlich iſt.

bis Karlsruhe, den 7. bis Raſtatt, zwingt den 8. das dort ſtehende franzöſiſche Corps zum Rückzuge, und kann den 10. Mai die Kinzig erreicht haben, da ſeine große Uebermacht und das hier minder vertheidigungsfähige Terrain ihm wohl die aufhaltenden Gefechte erſparen werden. Eine Seitenkolonne iſt gleichzeitig durch das Murgthal bis Freudenſtadt vorgedrungen. Man wird einräumen müſſen, daß es dieſer Offenſivbewegung weder an Schnelligkeit noch an Nachdruck fehlt. Betrachten wir jetzt die muthmaßlichen Folgen.

Der franzöſiſche Oberfeldherr kann vor dem 7. Mai Abends von dem Uebergange der deutſchen Operationsarmee bei Germersheim keine ſichere Kunde haben. Ob dieſelbe ſich gegen den oberen Neckar wenden, oder im Rheinthale vordringen werde, erfährt er mit Gewißheit erſt am 9., wenn er nämlich in Straßburg geblieben iſt. Seine Verlegenheit dürfte jetzt nicht gering ſeyn; denn er hatte der Mitte ſchon früher Befehl ertheilt, daß am 10. Mai das 1ſte Corps bei Rottweil und Villingen, das 2te Corps (mit der Abtheilung des rechten Flügels) vor Donaueſchingen und Hüfingen, die andere Abtheilung des rechten Flügels bei Blumberg, das 3te Corps bei Waldshut ſtehen ſolle. Mit dieſen 200,000 Mann (denn 10,000 Mann rechnen wir auf Entſendungen, zurückgelaſſene Poſten und Marſchverluſt) wollte er ohne Säumen die Offenſive in der Richtung auf Memmingen ergreifen, wo man ſolcher Uebermacht noch gar nicht gewachſen iſt. Dieſe Truppen ſind ſämmtlich im Marſche nach den bezeichneten Punkten. Der Gegenbefehl würde ſie zur rechten Zeit kaum erreichen, und höchſtens das 1ſte Corps von dem befohlenen Angriffe abhalten können, der gleichzeitig und concentriſch ausgeführt werden ſollte. Uebrigens darf auf ein kampfloſes Vordringen zwiſchen der Donau und dem Bodenſee auch nicht mehr gezählt werden; denn die Oeſterreicher (2tes und 3tes Corps) ſind inzwiſchen bis Stockach vorgerückt, und das 9te Corps ſteht jetzt bei Tuttlingen. (Der Befehl zum Vorrücken dieſer drei Corps war am 4. Mai, wo man von dem Abmarſche der franzöſiſchen Hauptarmee nach Straßburg ſichere Kunde hatte, von Landau abgegangen und mittelſt der Eiſenbahn noch denſelben Mittag in Ulm und Memmingen angekommen. Ein gewöhnlicher Kurier würde im glücklichen Falle

erſt nach Mitternacht angelangt ſeyn, was den Abmarſch dieſer Truppen um einen ganzen Tag verzögert haben dürfte; jetzt kommen ſie gerade noch zur rechten Zeit, was wir aber nur als einen jener glücklichen Zufälle betrachten können, da dieſes zeitgemäße Eintreffen keineswegs die Folge einer Vorausberechnung geweſen iſt.)

Das entſchloſſene Vorrücken der deutſchen Armee im Rheinthale durchkreuzt alſo den gut angelegten und bisher vom Glücke begünſtigten Operationsplan der Franzoſen auf die empfindlichſte Weiſe. Ihre wichtigſte Verbindungslinie, das Kinzigthal, läuft Gefahr durchſchnitten zu werden, wodurch das 1ſte Corps der Mitte, deſſen direkte Verbindung mit dem 2ten noch nicht hergeſtellt iſt, da das 7te Armeecorps noch bei Donaueſchingen ſteht, in eine ſehr üble Lage geräth. Die Idee eines plötzlichen Vordringens des 1ſten Corps gegen Stuttgart ſcheint zwar verführeriſch zu ſeyn, da ihm dort nichts im Wege ſteht, würde aber ein Huſarenſtreich genannt werden müſſen, der ſich kaum rechtfertigen ließe, obſchon deſſen Ausführung die Verbündeten in augenblickliche Verlegenheit ſetzen würde.

In Betracht dieſer Umſtände erneuert der franzöſiſche Oberfeldherr den Befehl zum Angriffe auf die Stellung der Verbündeten hinter dem Schwarzwalde, und begibt ſich den 10. Mai mit Kurierpferden ſelbſt nach Villingen, um die Leitung in Perſon zu übernehmen, indem er ſich auf das baldige Eintreffen der Pariſer Verſtärkungen bei Straßburg verläßt und das Weitere der Waffenentſcheidung anheim ſtellt. — Der befohlene Angriff findet alſo den 11. wirklich ſtatt, hat aber keinen andern Erfolg, als daß die Bayern ſich nach Geiſingen zurückziehen, die Oeſterreicher hingegen bis Engen vorrücken. Der Vereinigung der franzöſiſchen Corps hinter dem Schwarzwalde ſteht nun zwar nichts mehr entgegen, doch werden ſie bald großen Mangel leiden, da die Zufuhren durch die Defilées des Schwarzwaldes höchſt beſchwerlich ſind, von Straßburg her aber ganz unterbleiben.

Wir werden die Operationen an der Donau ſpäter wieder aufnehmen, und müſſen jetzt unſere Blicke in das Rheinthal lenken.

Der deutſche Oberfeldherr hat bei ſeinem Abmarſche 5000 Mann in Raſtatt zurückgelaſſen, welche durch die früher leicht

Verwundeten bald verstärkt werden können, und steht am 10. Mai mit 120,000 Mann an der Kinzig, mit 20,000 Mann bei Freudenstadt. Bei solcher Uebermacht ist die Stellung der Franzosen an der Kinzig nicht länger als zwei Tage haltbar, weil sie in der rechten Flanke über Zell und Lahr, vielleicht schon am ersten Tage über Offenburg umgangen werden kann. Der Marsch mit 60,000 Mann durch das Kinzigthal hat folglich keine andern Schwierigkeiten, als welche das Terrain und die Verpflegung darbieten. Am 14. Mai können also bei Schiltach 80,000 Mann vereinigt seyn, deren Verbindung mit dem Rheinthale so lange gesichert bleibt, als die zurückgelassenen Truppen (60,000 Mann) an der Kinzig die Oberhand behalten. — Die Eisenbahnstrecke von Rastatt bis an die Kinzig wird ohne Säumen wieder in brauchbaren Stand gesetzt, um die Verpflegung zu erleichtern.

Französischer Seits stehen ungefähr 45,000 Mann hinter der Schutter, von Kehl über Ichenheim bis gegen Lahr, wo sie uns nicht gefährlich werden können. Ferner standen vor Kurzem noch 30,000 Mann hinter der Lauter. Da an eine Belagerung von Landau oder Germersheim vor der Hand nicht zu denken ist, eine Blokade wenig nützen, ein gewaltsamer Durchbruch zwischen beiden Festungen aber eben so wenig zu einem Resultate führen würde, als ein Uebergangsversuch auf das rechte Rheinufer, so werden 20,000 Mann davon über Straßburg an die Schutter gezogen, welche ungehindert den 12. bei Ichenheim eintreffen mögen. Die Besatzung von Straßburg wollen wir jetzt zu 15,000 Mann annehmen. In Rheinbayern wird von beiden Seiten ein nichts entscheidender Beobachtungskrieg geführt.

Inzwischen hat man die Mobilmachung der deutschen Reserven nach Kräften beschleunigt und sie auf folgende Weise in Marsch gesetzt. Die Reserven des 6ten und 10ten Corps (27,000 Mann) kommen den 16. Mai bei Mainz, die des 9ten Corps (11,000 Mann) bei Darmstadt, die des 1sten Corps (15,000 Mann) bei Nürnberg, die des 2ten und 3ten Corps (31,000 Mann) bei Augsburg an. Zu derselben Zeit trifft aber auch die zweite französische Reservearmee, 80,000 Mann stark, bei Metz ein und soll einen großen Belagerungspark mit sich führen.

Bevor dieſe Reſerven wirkſam werden können, hat ſich an der oberen Donau Folgendes zugetragen.

Die franzöſiſche Invaſionsarmee ſtand am 13. Mai mit 48,000 Mann bei Schafhauſen, mit 40,000 Mann bei Blumberg, mit 70,000 Mann zwiſchen Geiſingen, Hüfingen und Donaueſchingen, mit 30,000 Mann bei Villingen, mit 20,000 Mann bei Rottweil. Daß ſie noch nicht weiter vorgedrungen war, hatte folgende Urſachen. Erſtens bedurfte man einiger Ruhetage, um die Verpflegung nur etwas zu regeln. Zweitens wollte man die Ankunft des 3ten Corps erwarten, das den 10. erſt bei Waldshut eintreffen konnte. Drittens mußte das 1ſte Corps, welches gegen Geiſingen und Tuttlingen vorging und einen Flankenangriff machen ſollte, den 12. in ſeine früheren Stellungen zurückkehren, nachdem man die Ankunft eines deutſchen Corps bei Freudenſtadt und den Verluſt des Kinzigthales erfahren hatte. Dadurch wurde die Sicherung der linken Flanke nöthig, wozu der franzöſiſche Feldherr dieſes Corps beſtimmte. Das iſt die erſte Wirkung der Operation auf dem rechten Rheinufer, Seitens der Verbündeten.

Die Nachricht von dem Anmarſche beträchtlicher deutſcher Streitmaſſen durch das Kinzigthal ändert natürlich die ganze Angriffsdiſpoſition der Franzoſen, welche das erſte Corps bei Villingen concentriren, und dem 3ten Corps noch zwei Tage gönnen müſſen, um die Gegend von Engen zu erreichen. Der allgemeine Angriff, welcher nach der früheren Abſicht den 13. wiederholt werden ſollte, kann nun erſt den 15. Mai mit ungefähr 150,000 Mann gegen 130,000 Mann ausgeführt werden, die in dem Dreiecke von Geiſingen, Tuttlingen und Engen ſtehen. Das iſt die zweite Wirkung unſerer Operation auf dem rechten Rheinufer. Dieſer Angriff hat jetzt keinen erheblichen Erfolg; das 7te Armeecorps zieht ſich bis Tuttlingen zurück, die Oeſterreicher — in der rechten Flanke ſtark bedroht — gehen in die Stellung von Stockach.

An demſelben Tage iſt von der herbeieilenden deutſchen Rheinarmee das vordere (Freudenſtadter) Corps bei Rottweil angekommen, die Hauptmaſſe aber noch einen Tagemarſch zurück. Die Verbündeten treten jetzt in dieſen Gegenden mit gleicher Stärke auf, und müſſen durch die baldige Ankunft der Reſerven

ſogar ein beträchtliches Uebergewicht erhalten. Aber ihre ſtrategiſchen Verhältniſſe ſind noch nicht ſehr glänzend und es bedarf eines umſichtigen Zuſammenwirkens, wenn man den Feind wieder aus dem Lande vertreiben will. — Nachdem der deutſche Oberfeldherr am 16. Mai die Meldungen von der ſicheren Ankunft der noch fehlenden Reſerven auf den oben bezeichneten Punkten erhalten hat, und ihm aus den Ereigniſſen des vergangenen Tages die Abſicht des Feindes hervorzugehen ſcheint, die Oeſterreicher mit Uebermacht anzugreifen, das 7te und 9te Corps hingegen nur zu beſchäftigen, trifft er folgende Anordnungen.

Die Reſerven des 2ten und 3ten Corps gehen mit möglichſter Benutzung der Eiſenbahn über Ulm nach Oſtrach. Von Augsburg bis dahin ſind 18 Meilen Eiſenbahn und 2 Meilen Landweg. Der Befehl hierzu trifft den 17. bei guter Zeit ein, die Transportmittel ſtehen ſtets bereit, die Abfahrt kann alſo den 18. früh erfolgen. Nach den früheren Berechnungen kommt die Infanterie mit einigen Batterien in drei Tagen an, die Cavalerie und der Reſt der Artillerie nicht vor dem 26. Mai. — Die Reſerve des 1ſten Corps geht nach Ulm. Da ſie ſich der Eiſenbahn nur bis Donauwerth bedienen kann, weil die Lokomotivzüge der München-Ulmer Bahn ſchon anderweit in Anſpruch genommen ſind, kommt ſie mit der Infanterie den 20., mit den übrigen Truppen den 26. nach Ulm. Die Reſerve des 9ten Corps bleibt vorläufig noch in Darmſtadt. Dagegen erhalten die Reſerven des 6ten und 10ten Corps Befehl, die Beſatzung von Mainz abzulöſen, welche (aus älteren Truppen beſtehend) die Operationsarmee an der Donau, oder nach Befinden das an der Kinzig zurückgelaſſene Corps verſtärken ſoll. Das hieraus gebildete Corps von 25,000 Mann mit 6 Batterien bedient ſich der Eiſenbahn, macht jedoch bei Durlach Halt und erwartet dort ſeine weitere Beſtimmung. Die Ablöſung der erſten 12,000 Mann kann im Laufe des 18. Mai bewirkt ſeyn, und dieſe Diviſion den 19., die andere Hälfte einen Tag ſpäter bei Durlach eintreffen, obſchon bei Heidelberg die Lokomotiven und Transportwagen gewechſelt werden müſſen, weil dort die breitere Spur angebt. Dieſer Uebelſtand iſt in dem vorliegenden Falle nicht erheblich, und erzeugt höchſtens einen Zeitverluſt von einigen

Stunden. Bald aber wird sich ein viel größerer Nachtheil der verschiedenen Spurweite zeigen.

Bei Straßburg und Basel sind indeß ansehnliche Verstärkungen aus dem Innern Frankreichs angekommen. Auch das bisher in Rheinbayern gestandene Corps hat seit mehreren Tagen starke Colonnen über Bitsch gegen Straßburg abrücken lassen; der Rest beschränkt sich nur noch auf eine Beobachtung von Landau und Mainz aus der Ferne. Dagegen wird Saarlouis von Abtheilungen der zweiten Reservearmee eng eingeschlossen und mit einer förmlichen Belagerung bedroht. — Alle diese Nachrichten sind durch geheime Kundschafter eingegangen, welche nur auf großen Umwegen und mit Zeitverlust zurückkehren konnten; sie kommen also etwas zu spät an und tragen nur dazu bei, die Ereignisse bei Straßburg in ein richtigeres Licht zu setzen.

Hier haben nämlich die Franzosen noch einige Divisionen auf das rechte Rheinufer gehen lassen, welche den 18. Mai im Verein mit den übrigen Truppen das verbündete Corps hinter der Kinzig mit Uebermacht angreifen, Offenburg erstürmen, die Posten Gengenbach und Zell in ihre Gewalt bringen, und sonach die kürzeste Verbindung mit der an der oberen Donau kämpfenden deutschen Hauptarmee unterbrechen. Alle Versuche, die Franzosen aus dem Kinzigthale wieder zu vertreiben, bleiben ohne Erfolg, und das geschlagene Corps, von welchem über 8000 Mann im Gebirge abgeschnitten oder versprengt werden, muß bis Appenweiher und Rhein-Bischofsheim zurückweichen, wo es den 19. abermals mit Ungestüm angegriffen wird und sich nur mit großer Anstrengung behauptet.

Am Abende desselben Tages trifft im Hauptquartiere zu Renchen ein Offizier ein, welcher vom Oberfeldherrn den Befehl bringt: „die Franzosen aus ihrer (früheren) Stellung hinter der Schutter zu vertreiben, und sie entweder zum Rückzuge über den Rhein zu zwingen, oder bis gegen Alt-Breisach zurückzuwerfen, worauf das Elztbal bei Waldkirch gesperrt werden soll." — Zugleich erhält der im Rheinthale befehligende General die Mittheilung: daß es den Franzosen am 18. wider alles Erwarten gelungen sey, die Stellung bei Tuttlingen in ihre Gewalt zu

bringen, worauf das 7te deutsche Armeecorps gegen Mösskirch, das 9te bis Friedingen (im Donauthale) zurückgewichen ist. Die Bayern, in Front und linker Flanke mit starker Macht angegriffen, haben in diesem Gefecht ansehnliche Verluste erlitten. Die Oesterreicher sind jedoch bei Stockach nur schwach angegriffen worden, und es hat sich die frühere Vermuthung des deutschen Oberfeldherrn sonach nicht bestätigt. — Dieses Ereigniß ist von sehr bedenklicher Art, zumal da ein Versuch, das französische (1ste) Corps am 16. Mai aus seiner Stellung bei Villingen zu vertreiben, mißlungen ist. Der deutsche Oberfeldherr hat sich dadurch veranlaßt gefunden, einen Theil des unter seiner persönlichen Leitung stehenden Corps nach Rottweil marschiren zu lassen, wo er den 19. sein ganzes Corps (ursprünglich 80,000 Mann) vereinigt. Die Behauptung des Kinzigthales ist für ihn jetzt um so wichtiger, daher der oben mitgetheilte Befehl, und er ermächtigt den commandirenden General im Rheinthale, nicht nur das nach Durlach abgegangene Mainzer Reservecorps, sondern erforderlichen Falls auch die 20,000 Mann heranzuziehen, welche bisher in Rheinbayern gestanden, in Folge früherer Ereignisse aber bis in das verschanzte Lager vor Mannheim zurückgegangen sind.

Der Offizier, welcher obigen Befehl überbracht hat, ist den 19. früh vom Oberfeldherrn abgefertigt worden. Bei seiner Ankunft in Hausach erfährt er, was sich Tags zuvor an der Kinzig zugetragen. Er macht hiervon sogleich Meldung an den Oberfeldherrn nach Rottweil, welcher von diesem Unfalle noch nicht unterrichtet ist, indem der an ihn abgeschickte Offizier unterwegs gefangen wurde, sieht sich aber nun auch genöthigt, seinen Weg über Oppenau zu nehmen, weßhalb er sehr spät am Abend in Renchen eintrifft. Hier findet er den Stand der Sache, wie wir ihn bereits kennen.

An die zur Verfügung des commandirenden Generals gestellten Reservecorps werden nun sofort die nöthigen Marschbefehle erlassen. Die größte Beschleunigung ihrer Ankunft ist dringend nothwendig, denn man weiß, daß starke Colonnen von Truppen und Geschütz ꝛc. durch das Kinzigthal eilen, denen der Weg nach Villingen über Hornberg so ziemlich frei steht. — Die Eisenbahnstrecke von Rastatt bis Achern ist wieder vollkommen

fahrbar. Die bei Durlach eingetroffene erſte Diviſion der Mainzer Beſatzung kann durch Hülfe einiger Rückfahrten den 20. Abends bis Achern gebracht werden. Da indeß die badiſchen Lokomotivzüge überhaupt nur 10,000 Mann mit 24 Geſchützen aufnehmen, die Züge der heſſiſchen und württembergiſchen Bahnen aber nur bis Heidelberg und reſpektive bis Pforzheim fahren können, wo die beginnende breitere Spur für ſie zum unüberſteiglichen Hinderniß wird, ſo fehlt es an Transportmitteln für die übrigen Truppen, oder vielmehr man kann ſich der in der Nähe befindlichen Transportmittel nicht weiter bedienen. Die Folge davon iſt, daß dieſe Reſerven, deren Geſammtſtärke ungefähr 40,000 Mann Infanterie mit 70 Geſchützen beträgt, nicht vor dem 24. Abends bei Renchen vereint ſeyn können, während ſie — ohne den Uebelſtand der verſchiedenen Spurweite — ſchon am 22. Abends daſelbſt eintreffen würden, wenn die zweite Diviſion der Mainzer Beſatzung mit ihren eigenen Lokomotivzügen den erſten Tag (den 20.) von Mainz bis Raſtatt fährt, von wo ſie nur zwei Tagemärſche bis Renchen hat. Im Laufe des 21. und 22. würde man ſonach nur die Mannheimer Diviſion (15,000 Mann mit drei Batterien) nach Renchen zu fahren haben, wovon eine Brigade an beiden Vormittagen bis in die Nähe von Bruchſal marſchiren kann, und am zweiten Nachmittage (den 22.) immer noch bei guter Zeit bis Achern kommt. Wir können überhaupt nicht dringend genug empfehlen, die Truppen niemals halbe oder ganze Tage lang auf den Abfahrtspunkten müſſig ſtehen, ſondern immer rüſtig vorwärts marſchiren zu laſſen, ſobald man dieſe Zeit nicht beſſer zu benutzen weiß. Das iſt kein geringer Vortheil des von uns adoptirten Fahrmodus, der bei dem Transport mit Stationswechſel ganz verloren geht. Im Kriege iſt die Zeit das Koſtbarſte, und man muß damit auf jede Weiſe zu ökonomiſiren ſuchen.

Der durch die verſchiedene Spurweite erzeugte Verluſt von zwei Tagen kann unüberſehbare Folgen haben. Vor Ankunft der 40,000 Mann Verſtärkung iſt der befohlene Angriff nicht ausführbar. Die Franzoſen können mithin vom 20. bis 25. Mai ungehindert Truppen- und Wagenzüge durch das Kinzigthal nach Villingen abgehen laſſen, wo unſere ſtrategiſchen Verhältniſſe in dieſem Augenblicke nicht die günſtigſten ſind. —

Noch ist zu bemerken, daß der fünftägige angestrengte Dienst der badischen Eisenbahntrains mehrere Lokomotiven und Transportwagen vor der Zeit unbrauchbar machen dürfte, die durch das müssig stehende Material der benachbarten Bahnen nicht zu ergänzen sind. Es ist ferner ganz unwahrscheinlich, daß sich auf der badischen Bahn hinreichende Wagen zum Transport der Geschütze und Pferde befinden werden, weßhalb eine Aushülfe von anderen Bahnen in solchen dringenden Fällen unerläßlich wird. Der Graf Daru, welcher in den Augen manches deutschen Publizisten in dieser Angelegenheit für eine große Autorität gilt, gegen deren Beweisführung „mit mathematischer Evidenz" nicht zu appelliren sey, scheint zwar den Transport von Artillerie auf Eisenbahnen ganz verwerfen zu wollen. Wir sind aber nicht gesonnen, uns durch einige (leicht zu beseitigende) Gefährlichkeiten abschrecken zu lassen, und können uns nur freuen, wenn seine Ansichten von allen Franzosen für unumstößlich gehalten werden. Der Autoritätsglaube ist eine Brille für Kurzsichtige. — Aber wir müssen auf einen andern, nicht minder wichtigen Gegenstand noch aufmerksam machen, nämlich die Speisung so vieler Lokomotiven. Der beschleunigte Truppentransport wird wesentlich erleichtert, wenn man die hierzu benöthigten Lokomotivzüge von seitwärts einfallenden oder rückwärts liegenden Bahnen nach und nach heranziehen, oder die leer gewordenen Züge dahin zurückschicken und dort zu fernerer Benutzung in Bereitschaft halten kann. Das erklärt sich ganz einfach daraus, wenn man erwägt, daß zur gleichzeitigen Vorbereitung von 40 Lokomotivzügen ungefähr fünf größere oder doppelt so viel kleinere Bahnhöfe erforderlich sind, die man auf einer einzigen Bahnlinie nur auf einer Strecke von etwa 20 bis 25 Meilen antreffen würde. Auf der badischen Bahn gestalten sich die Verhältnisse allerdings in so fern günstiger, als die großen Bahnhöfe, welche künftig bei Rastatt, Pforzheim, Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim errichtet werden dürften, diesen technischen Vorbereitungen zur präzisen Abfahrt der Lokomotivzüge großen Vorschub leisten werden. Der augenblickliche Bedarf ist aber noch nicht hinlänglich gesichert, sobald man die leeren Züge nicht über Pforzheim und Ladenburg hinaus schicken kann. Derselbe Uebelstand, welcher sich in dieser Hinsicht auf der badischen Bahn herausstellt, wird sich aber auch

auf den Nachbarbahnen fühlbar machen, wenn die Truppenbewegung in anderer Richtung nöthig wird, wozu sich bald Veranlassung finden dürfte.

Am 25. Mai ist der Befehlshaber im Rheinthale endlich in Verfassung, die Franzosen mit Nachdruck angreifen zu können. Er überzeugt sich bald, daß sie hier nicht mehr so stark sind, und wirft sie bis an die Kinzig zurück, ohne jedoch den Eingang in das Kinzigthal erzwingen zu können. Während er nun am folgenden Tage einen umfassenden Angriff auf Offenburg durch das Gebirge vorbereitet, erhält er Nachricht von dem, was sich inzwischen bei der Hauptarmee zugetragen hat; wir holen es hier nach.

Die wiederhergestellte Verbindung mit Straßburg und die Annäherung der österreichischen Reserven hat den französischen Oberfeldherrn veranlaßt, seinen Operationsplan zu ändern, worüber einige Tage vergehen, um die Verpflegung zu regeln. Dem deutschen Feldherrn ist diese scheinbare Unthätigkeit seines Gegners sehr willkommen; denn wir wissen, daß die österreichischen Reserven den 20. mit der Infanterie und einigen Batterien, den 26. mit der Cavalerie und dem Rest der Artillerie erst bei Ostrach und Ulm eintreffen können. Er hat also keinen Grund, vor der Vereinigung mit ihnen eine Schlacht zu wünschen, zumal da mancherlei Rücksichten ihn nöthigen, mit dem unter seiner persönlichen Leitung stehenden Corps die Gegend von Rottweil ohne Noth nicht zu verlassen. Aber am 24. Mai früh erhält er von den rückkehrenden Streifparteien die Meldung, daß von Schiltach, Villingen und Tuttlingen sehr starke feindliche Streitmassen gegen Rottweil im Anmarsche sind, welches dieselben zum Theil noch den nämlichen Nachmittag erreichen können. Die vom 2ten, 3ten, 7ten und 9ten Armeecorps bald darauf eingehenden Rapporte bestätigen, daß die französischen Streitkräfte vor ihrer Front sich vermindert haben, und allem Vermuthen nach in der Richtung auf Tuttlingen abmarschirt sind. Die waldige und bergige Gegend hat Bestimmteres nicht in Erfahrung bringen lassen. Zugleich wird die Ankunft der österreichischen Infanteriereserven in Mößkirch gemeldet. — Da die

Stärke der gegen Rottweil anrückenden Truppen auf 150,000 Mann geschätzt wird, und der deutsche Feldherr sich keine Hoffnung machen darf, dieselben vor ihrer Annäherung en détail zu schlagen, tritt er Mittags den Rückzug gegen Balingen an, und befiehlt dem 7ten und 9ten Corps, sobald als möglich dort zu ihm zu stoßen. Der österreichische Befehlshaber erhält die Weisung: mit allen seinen Truppen (mit Einschluß der Reserven des 2ten und 3ten Corps ungefähr 90,000 Mann) gegen Tuttlingen vorzurücken, den Feind von dort zu vertreiben, ihn für seine Verbindung mit Waldshut und Freiburg, wo beträchtliche Magazine seyn sollen, besorgt zu machen, doch aber sich in Verfassung zu setzen, daß er mit einem Corps von mindestens 40,000 Mann so bald als thunlich nach Rottweil marschiren, und auch die Verbindung mit dem Kinzigthale unterbrechen könne. Es wird dem österreichischen Befehlshaber in der Ausführung vollkommen freies Spiel gelassen, da er ganz nach Umständen handeln muß und bestimmte Befehle auf direktem Wege ihm nicht zugeben können; doch wird ihm zugleich bemerklich gemacht, daß der Oberfeldherr vor seiner Vereinigung mit dem 7ten und 9ten Corps, wodurch er eine Macht von 140,000 Mann zu erhalten hofft, sich auf keine Schlacht einzulassen, sondern nöthigenfalls gegen Rottenburg am Neckar zurückzugehen gedenkt.

Die Reserve des 1sten Corps wird befehligt, nach Zurücklassung einer schwachen Besatzung in Ulm, mittelst der Eisenbahn bis Mengen vorzugehen, und kleine mobile Colonnen auf Lokomotivzügen zur Verbindung mit dem 2ten und 3ten Corps vorzuschieben, bis die später ankommende Cavalerie diesen Dienst in größerer Ausdehnung übernehmen kann.

Da der deutsche Oberfeldherr die Zusicherung erhalten hat, daß Preußen ein Corps von etwa 50,000 Mann gegen Trier marschiren läßt, um Saarlouis zu entsetzen und Rheinbayern gegen Unternehmungen der zweiten Reservearmee zu schützen, von welcher ungefähr die Hälfte nach Straßburg gezogen worden seyn soll, so trägt er kein Bedenken, nicht nur die Reserve des 9ten Armeecorps von Darmstadt, sondern auch 10,000 Mann von der Mainzer Besatzung an sich zu ziehen.

Diese Verstärkung würde jedoch noch nicht hinreichen, die

Franzoſen ganz aus Württemberg wieder zu vertreiben. Der Feldherr beſchließt deßhalb, auch noch 20,000 Mann von dem an der Kinzig ſtehenden Corps an ſich zu ziehen, deſſen Verhältniſſe er inzwiſchen genauer kennen gelernt hat.

Die Befehle an die auf dem rechten Donauufer ſtehenden Corps gehen den 24. Mittags ab. Der mit Aufträgen an die Truppen am Rheine entſendete General, welcher für unvorhergeſehene Fälle geheime Vollmacht zum Handeln hat, geht den nächſten Morgen (den 25.) nach Stuttgart, wo er Mittags ankommt, für die Verpflegung der Truppen am Neckar die nöthigen Anordnungen trifft, und den 26. früh auf der Eiſenbahn nach Karlsruhe fährt. Hier fertigt er ſeinen Adjutanten nach Darmſtadt und Mainz ab, ertheilt der Eiſenbahndirektion die nöthigen Befehle zur Bereithaltung der Transportmittel (was künftig Sache des Generalſtabes ſeyn wird), ſetzt Nachmittags ſeine Fahrt bis Achern fort, begibt ſich ohne Säumen an die Kinzig, und eröffnet dem dort commandirenden General den Zweck ſeiner Sendung.

Das dortige Corps iſt an dieſem Tage nicht im Gefecht. Man darf alſo vorausſetzen, daß die von Mainz und Mannheim zwei Tage früher angekommenen Diviſionen in der Gegend von Appenweiher und Legelshurſt in Reſerve ſtehen. Hiervon können die hinterſten Brigaden noch denſelben Abend bis Achern marſchiren, und den 27. früh die Fahrt an den Neckar beginnen; bevor ihr Aufbruch erfolgt iſt, haben auch die übrigen Truppen Achern erreicht. Von Achern bis Pforzheim, wo die Wagen gewechſelt werden müſſen, ſind höchſtens zwölf Meilen Eiſenbahn. Durch Hülfe der badiſchen Transportmittel können 20,000 Mann mit 48 Geſchützen in zwei Tagen nach Pforzheim gefahren werden. Von hier bis Rottenburg ſind noch acht Meilen zum Theil ſchlechter Weg. Dieſes Corps würde alſo nicht vor dem 31. Mittags bei Rottenburg vereint ſeyn können. Das iſt muthmaßlich zu ſpät, um von Nutzen zu ſeyn, die Ankunft muß alſo dadurch beſchleunigt werden, daß die zwei vorderſten Brigaden bei Pforzheim ſogleich ausſteigen, die folgenden Brigaden aber bis Weil und Sindelfingen fahren (wozu ſie ſich der württembergiſchen Lokomotivzüge bedienen), in welchem Falle die erſte Diviſion den 29. Abends, die andere Diviſion den 30. Mittags

bei Rottenburg eintreffen kann. Selbst bei einer größeren Anzahl verwendbarer badischer Lokomotivzüge würde die Ankunft dieses Reservecorps nicht viel früher erfolgen können. Der Nachtheil verschiedener Spurweite macht sich aber für die von Darmstadt und Mainz kommenden Truppen desto fühlbarer.

Die Abfahrt der Darmstädter und Mainzer Reservedivision braucht aus dem Grunde nicht sehr beeilt zu werden, weil sie bei Heidelberg doch immer wieder warten müssen, bis die badischen Lokomotivzüge sie von dort abholen, was vor dem 29. und 30. früh nicht möglich ist. Man könnte zwar die erste Division den 27. bis Heidelberg fahren und den 28. bis Mingelsheim marschiren lassen; da sie aber bei Pforzheim abermals die Wagen wechseln muß, wird dadurch keine Zeit gewonnen. Unter den obwaltenden Umständen ist mithin nur anzunehmen, daß die Darmstädter Division den 31. Mai, die Mainzer den 1. Juni bei Rottenburg eintreffen; doch dürfte die Artillerie einen Tag später kommen.

Gäbe es in dortiger Gegend keine Verschiedenheit der Spurweite, so würde das viel günstigere Resultate herbeiführen und folgende Bewegungen zulässig machen. Das von der Kinzig herbeieilende Corps, welches sich in diesem Falle auch der Transportmittel der württembergischen Bahn bedienen kann, hat seine Eisenbahnfahrten bis zum 28. Mittags beendigt. Weichen nun die an diesem Vormittage leer werdenden Wagenzüge vorwärts über Stuttgart nach Ulm aus, so wird das zweite Geleis der Strecke von Durlach bis Weil für die hessischen Wagenzüge frei, und man kann dasselbe bei etwas langsamerer Fahrt und gehöriger Vorsicht ausnahmsweise den 28. Vormittags benutzen. Hierdurch wird es möglich, die Darmstädter Divisien, welche den 27. mit ihren eigenen Lokomotivzügen bis Bruchsal fahren könnte, den 30. Mittags, die Mainzer Divisien, welche ihr auf dem Fuße folgen würde, denselben Abend, die Artillerie am nächsten Mittag in die Nähe von Rottenburg zu bringen.[1]

---

[1] Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß, wenn es eine Eisenbahn von Heilbronn (über Stuttgart) nach Tübingen gäbe, das Resultat noch ungleich günstiger seyn würde. Das Kinziger Corps käme in diesem Falle den 28. bis Rottenburg. Die Darmstadter Division könnte

In Folge der unglücklichen Spurverſchiedenheit treffen aber den 29., 30., 31. Mai und 1. Juni jeden Tag nur 10,000 Mann, die letzten zwei Diviſionen ſogar ohne Geſchütze, bei Rottenburg ein, und es läßt ſich aus dem muthmaßlichen Verlauf der Operationen zwiſchen den beiden Hauptarmeen erſehen, daß das verſpätete Eintreffen dieſer Reſervediviſionen von den nachtheiligſten Folgen iſt, ſogar eine vollſtändige Niederlage der Verbündeten am Neckar herbeiführen kann.

Wir haben den deutſchen Oberfeldherrn mit etwa 75,000 Mann bei Balingen verlaſſen, wo er den 25. Mai Vormittags unangefochten ankommt und das 7te und 9te Corps erwarten will. Denſelben Nachmittag zeigt ſich vor ſeiner Front ein ziemlich ſtarkes feindliches Corps, und eröffnet gegen Abend aus großer Ferne eine Kanonade, ohne ſonſt eine anderweite Bewegung auszuführen. Von Friedingen, wo das 9te Corps geſtanden, bis Balingen ſind 7 Meilen. Dieſes Corps muß den 25. früh aufgebrochen ſeyn und kann gegen Abend bis Thieringen kommen. Patrouillen, welche von Balingen dahin geſendet worden ſind, kehren mit der Meldung zurück, daß ſie überall auf ſtarke feindliche Abtheilungen geſtoßen, und nicht hätten durchkommen können. Vom 7ten Corps, das zwiſchen Friedingen und Mösskirch geſtanden, hat man ebenfalls keine Nachrichten erlangt.

Der franzöſiſche Feldherr, fortwährend auf Trennung der Verbündeten bedacht, hat eine ſtarke Infanteriecolonne den 25. von Schomberg durch das Schlichenthal gegen Thieringen marſchiren laſſen, um dem 9ten Corps den Paß zu verrennen. Die von Tuttlingen kommenden Truppen (50,000 Mann) erhalten die Direction über das groſſe Plateau, „der Heuberg“ genannt, und ſind beſtimmt, bei dem Angriff auf das 9te Corps

den 28. durch Eiſenbahnfahrt und Marſch bis Heilbronn kommen, und vereint mit der Mainzer Diviſion, welche ihre Fahrt über Bruchſal und Pforzheim ſchon den 28. früh von Darmſtadt (zum Theil ſelbſt von Heidelberg) beginnt, den 29. bei Rottenburg eintreffen. Hierdurch würde ein voller Tag gewonnen und überdies manche Schwierigkeit beſeitigt, indem die vorderen Locomotivzüge des Kinziger Corps ohnehin nach Heilbronn und Ulm ausweichen müßten. Die Anlegung einer ſolchen Bahn würde auch dem inneren Handel und Verkehr ſehr dienlich ſeyn, und verdient deßhalb wohl in Erwägung gezogen zu werden.

mitzuwirken. Die französische Hauptmacht setzt ihren Marsch auf Balingen fort. — Am 25. Nachmittags stößt das 9te Corps auf die Franzosen. Der Befehlshaber desselben erkennt die Unmöglichkeit, auf dem kürzeren und höchst beschwerlichen Gebirgswege nach Balingen zu gelangen, und weicht rechts aus, um die Ebinger Straße zu gewinnen. Da seine Truppen sehr ermüdet und durch den Marsch im Barenthale auseinander gekommen sind, beschließt er in der Gegend von Hartheim „auf dem Hard" zu übernachten und die Annäherung des 7ten Corps zu erwarten, welches an diesem Tage bis Schwenningen hat marschiren wollen. Die Franzosen haben jedoch, ungeachtet der großen Schwierigkeiten in diesem Gebirgslande, Geschütz und Cavalerie herangezogen, und greifen das 9te Corps den 26. Vormittags von mehreren Seiten mit solcher Uebermacht an, daß es zum Rückzuge nach Straßberg genöthigt wird. Dieses Gefecht und eine in der Gegend von Balingen hörbare immer stärker werdende Kanonade veranlaßt den Befehlshaber des 7ten Corps, seinen Marsch ebenfalls dahin zu richten. Er wird unterwegs angegriffen, kommt aber ohne erheblichen Aufenthalt in die Gegend von Straßberg, worauf beide Corps ihren Marsch nach Gamertingen fortsetzen. Was dort ankommt, zählt ungefähr noch 45,000 Mann und ist durch den Marsch auf der rauhen Alp in übeln Zustand gerathen. Die feindlichen Truppen concentriren sich zwischen Straßberg und Ebingen.

Am 26. ist auch der Heertheil bei Balingen angegriffen worden. Der Feind beschränkte sich anfangs auf eine Kanonade, die aber immer heftiger und wirksamer wurde, weil die ganze Reservecartillerie nach und nach daran Theil nahm. Der deutsche Oberfeldherr erräth des Gegners Absicht, ihn hier festhalten zu wollen, und geht Nachmittags in die vortheilhaftere Stellung bei Hechingen zurück, wo er das 7te und 9te Corps an sich zu ziehen hofft. In der Nacht bringen ihm Versprengte die Nachricht von den traurigen Ereignissen des verflossenen Tages. Die Nothwendigkeit, sich bei Hechingen zu behaupten, wird immer fühlbarer, da die abgedrängten Corps des Schutzes bedürfen und vor dem 29. Tübingen nicht erreichen können.

Auch die Franzosen brauchen Zeit, sich zu concentriren, der 27. verstreicht also ohne erhebliche Gefechte. Aber am 28. früh rücken sie mit überlegenen Kräften gegen die Stellung bei Hechingen

welche in der linken Flanke mit ſolchem Nachdrucke angegriffen wird, daß der deutſche Feldherr die Entwickelung der feindlichen Macht gar nicht abwarten darf und den Rückzug antritt. Er nimmt die Richtung auf Rottenburg, um das Zuſammentreffen mit dem 7ten Corps vor Tübingen zu vermeiden. Seine Arrieregarde wird heftig gedrängt. Es iſt ſchon ſpät am Abend, als er Rottenburg erreicht. — Hätte man die (in der letzten Anmerkung angedeutete) Eiſenbahn von Heilbronn nach Tübingen in der Wirklichkeit, ſo würde der deutſche Feldherr das Kinziger Corps (20,000 Mann) bereits als Verſtärkung finden. Daſſelbe trifft an dieſem Abende aber erſt mit 10,000 Mann bei Herrenberg, mit der andern Hälfte bei Weil ein, und kann vor dem nächſten Mittag nicht gebraucht werden.

Eine am 28. Mittags dem franzöſiſchen Feldherrn zugehende Meldung von der Kinzig, daß die Verbündeten Truppen von dort nach Raſtatt auf der Eiſenbahn haben abgehen laſſen, fordert denſelben zur angeſtrengteſten Thätigkeit auf. Läßt er ſich die Gelegenheit, die Verbündeten vor ihrer Vereinigung zu ſchlagen, jetzt entſchlüpfen, ſo dürfte ſie nicht leicht wiederkehren; denn ſchon äußern ſich die Wirkungen des Vorrückens der beiden öſterreichiſchen Corps und ihrer Reſerven nach Tuttlingen, Engen und Geiſingen, wo ſie überall nur ſchwachen Widerſtand gefunden haben. Sobald alſo der franzöſiſche Feldherr ſeinen Gegner nach Rottenburg abmarſchiren ſieht, folgt er ihm auf dem Fuße, entſendet aber ein Corps von etwa 25,000 Mann nach Tübingen, welches dort auf die hinteren Colonnen das 7te Armeecorps trifft, dieſes angreift und zum Rückzuge auf Reutlingen nöthigt.

Am 29. Mai ſtehen ſich beide Armeen bei Rottenburg am Neckar kampfbereit gegenüber. Die Franzoſen zählen, ohne das nach Tübingen entſendete Corps, 120,000 Mann mit 300 Geſchützen. Die Verbündeten haben, einſchließlich des 9ten Corps und der erſten von der Kinzig gekommenen Diviſion, nicht viel über 90,000 Mann bei Rottenburg, und etwa 30,000 Mann bei Tübingen; an Artillerie ſind ſie bedeutend ſchwächer. Hätte man überall gleiche Spurweite und eine Eiſenbahn von Heilbronn nach Tübingen, ſo könnte der deutſche Oberfeldherr an der Spitze von 150,000 Mann den Angriff ſeiner Gegner um ſo lecker erwarten, als dieſelben in ein oder zwei Tagen genöthigt ſeyn werden,

eine rückgängige Bewegung zu machen, oder den gegen Rottweil, Donaueschingen und Blumberg vordringenden Oesterreichern ein starkes Corps entgegen zu senden, worauf die Offensive der Franzosen hier ebenfalls ihr Ende erreicht haben würde. — Die verschiedene Spurweite der Eisenbahnen hat jedoch die Ankunft der Verstärkungen um mehrere Tage verspätet, und der deutsche Feldherr findet es angemessener, hinter das Ammerthal zurückzugehen. Es kommt daher am 29. nur zu einigen zwar hartnäckigen, doch nichts entscheidenden Postengefechten. Die Franzosen erneuern aber ihre Angriffe am 30. Mai, wo die Verbündeten immer noch um 30,000 Mann schwächer sind. Sollten Letztere an diesem Tage geschlagen werden, so sind die nachtheiligen Folgen für Württemberg nicht abzusehen, da der französische Oberfeldherr in diesem Falle jede Entsendung an die obere Donau vermuthlich unterlassen, und für die dortigen Verluste sich in Stuttgart und am Neckar schadlos halten dürfte. — Der geehrte Leser möge sich die Perspektive selbst ausmalen und nach besten Kräften beurtheilen, wie viel von dem unvermeidlichen Unheile auf Rechnung der verschiedenen Spurweite der dortigen Eisenbahnen zu setzen sey.

Allerdings kann man uns hier den Einwurf machen: „daß die Bewegung der Truppen auf Eisenbahnen, selbst in der hier angenommenen beschränkten Weise, nicht immer so präzis seyn werde, und daß Differenzen in der Zeit der Ankunft vom Betrage eines Tages nicht zu den seltenen Erscheinungen gehören dürften." — Hierauf erwiedern wir aber: daß auch die Offensivoperationen, wie wir sie in dem sechswöchentlichen Abschnitte des fingirten Feldzugs supponirt haben, selten oder nie mit solcher Schnelligkeit und präziser Uebereinstimmung ausgeführt werden dürften, wodurch die Verhältnisse selbst im schlimmeren Falle sich ausgleichen, häufiger aber sich zu Gunsten des Vertheidigers herausstellen werden.

Was übrigens die hier mitgetheilte Operationsskizze betrifft, so haben wir von Hause aus keineswegs die Absicht gehabt, den Eisenbahnen eine besonders glänzende Mitwirkung vorzubehalten, oder die Entscheidung in die Nähe der Stuttgarter Eisenbahn zu verlegen. Wir haben uns nur befleißigt, den Gang der Operationen so darzustellen, wie er nach unserem Dafürhalten sich möglicher Weise gestalten dürfte, und sind uns selbst ganz unerwartet an den Neckar gekommen. Daß aber die benannten

heſſiſchen, badiſchen und württembergiſchen Eiſenbahnen bei jedem Kriege mit Frankreich von großer Wichtigkeit ſeyn werden, geht ganz einfach aus den geographiſchen und ſtrategiſchen Verhältniſſen Süddeutſchlands hervor, und die ungehinderte Bewegung der Lokomotivzüge auf dieſen und den anſtoßenden Bahnen erſcheint uns nur als eine ganz unerläßliche Bedingung.

Es iſt nicht angemeſſen, dieſe Operationsſkizze noch weiter auszuführen. Sobald die taktiſchen Reſultate der ſtrategiſchen Kombinationen durch das blutige Würfelſpiel großer Schlachten beſtimmt werden müſſen, hört jede anderweite Berechnung auf. Es war nur unſere Abſicht, die mögliche Einwirkung der Eiſenbahnen auf den Gang und Erfolg der Operationen durch ein größeres Beiſpiel anſchaulich zu machen und dabei zu zeigen, wie ſtörend die Verſchiedenheit der Spurweite ſich in dringenden Fällen erweiſe. — Wir ſetzen alſo ſtillſchweigend voraus, daß es den Verbündeten gelingt, die Franzoſen wieder in die Defiléen des Schwarzwaldes zu werfen, wobei die Eiſenbahnen abermals es möglich machen können, den Rückzug der Franzoſen über den Oberrhein eben ſo blutig als verluſtreich zu machen. So lange wir die ganze Geſtaltung von Süddeutſchland nicht nach Gefallen ändern können, wird es uns durch fortifikatoriſche Anlagen allein niemals gelingen, die ſchwachen Grenzgebiete in ſtarke zu verwandeln. Man muß ſeine Zuflucht noch zu andern Mitteln nehmen. Wo aber der Krieg begonnen hat, da möge er auch enden, und zwar ganz zu unſerem Vortheil.

Sollte es uns gelungen ſeyn zu beweiſen, daß die Verſchiedenheit der Spurweite auf der badiſchen Eiſenbahn der nachdrücklichen Vertheidigung Süddeutſchlands großen Abbruch thue, ſo fühlen wir uns nun auch verpflichtet, die Mittel zu beleuchten, welche man anzuwenden geſonnen iſt oder empfohlen hat, dieſen Uebelſtand möglichſt zu beſeitigen, und ſchließlich einige darauf bezügliche Vorſchläge zu machen.

Das einfachſte Mittel ſcheint zu ſeyn, daß Württemberg und Heſſen-Darmſtadt für ihre Eiſenbahnen dieſelbe Spurweite annehmen, welche in Baden beſteht. Aber bei genauer Betrachtung

der Verhältnisse würde dadurch wenig oder nichts gewonnen. Bayern wird niemals zweierlei Spurweite in seinem Lande haben wollen. Ulm ist aber ein Grenzpunkt, und Niemand kann so weit in die Zukunft blicken, um vorher zu wissen, ob nicht die württembergischen Lokomotivzüge in Bayern, oder die bayerischen in Württemberg eben so nothwendig gebraucht werden, wie das in dem angeführten Beispiele mit Baden, Hessen und Württemberg der Fall war. Will man überhaupt möglichst schnell Truppen aus der Gegend von Mainz in die Gegend von Rastatt bringen, so kann man die Lokomotivzüge der Leipzig-Mainzer Bahn gar nicht entbehren, und soll die Truppenbewegung in entgegengesetzter Richtung stattfinden, so müssen die leeren Züge auf diese Bahn übergehen, um Raum zu gewinnen. Die Leipzig-Mainzer Bahn kann und wird aber natürlich kein anderes Geleis annehmen wollen, als die von Magdeburg, Berlin, Dresden und Altenburg dort einmündenden Bahnen bereits haben; denn jene Bahn — deren schnelle und solide Ausführung auf der kürzesten Linie dringend nothwendig ist — steht zu den rückwärtigen Bahnen ganz in derselben strategischen Beziehung, wie die badische Bahn zu den württembergischen und hessischen. Selbst die Truppenbewegung mit Stationswechsel würde dem Uebelstande nicht abhelfen, da eine gegenseitige Aushülfe mit Transportwagen dieser oder jener Art durchaus unvermeidlich wird. — Dieses Mittel muß also entschieden verworfen werden.

Das zweite Mittel ist, auf den Bahnen oder an den Wagen eine Vorrichtung zu treffen, mittelst welcher es möglich wird, selbst auf Bahnen mit verschiedener Spurweite sich ungehindert zu bewegen. — Die technische Vorrichtung *auf den Bahnen* würde darin bestehen, daß man an der äußeren Seite eines jeden Geleises mit dem Abstande der Spurdifferenz der Wagen noch eine zweite Schiene legte, die wir „Supplementschiene" nennen wollen. Aber abgesehen davon, daß die Stellung der Ausweichen dadurch erschwert und unsicher wird, die Wagen also leichter aus den Schienen kommen und sich fest fahren können, so ist diese Supplementschiene doch nur *innerhalb* des bestehenden Geleises, mithin nur auf der breiterspurigen badischen Bahn anzubringen. Auf den übrigen Bahnen würden die über die Bahn gehenden Straßenbrücken, die Einfahrten der Bahnhöfe, die

Hallen zum Aus- und Einsteigen, endlich das künstliche Gefüge der vielen Nebengeleise auf den Hauptstationen, hier und da auch der Unterbau, ein gar nicht zu beseitigendes Hinderniß für die Anlegung einer Supplementschiene außerhalb des bestehenden Geleises seyn, weil man den erforderlichen Raum überall sorgfältig nach der adoptirten Spurweite bemessen hat, und eine Differenz von mehreren Zollen das Anstoßen der breiteren Wagen unfehlbar zur Folge haben müßte, was gar nicht zu vermeiden ist. — Die Supplementschiene auf der badischen Bahn würde mithin nur den beschränkten Vortheil gewähren, daß die württembergischen und hessischen Lokomotivzüge diese Bahn ebenfalls befahren könnten. Die Benutzung der badischen Transportmittel auf anderen Bahnen, oder auch nur das Ausweichen auf dieselben, würde immer unmöglich bleiben, und alle die nachtheiligen Folgen herbeiführen, die wir am Schlusse unserer Operationsskizze anschaulich gemacht haben.

Die Vorrichtung an den Wagen würde nur darin bestehen können, daß man denselben entweder stellbare Achsen oder Doppelräder gibt. Stellbare Achsen möchte, bei dem ansehnlichen Gewicht der Lokomotiven und Personenwagen, jeder erfahrene Wagenbauer und Techniker verwerfen; die Achsenbrüche — auf deutschen Bahnen bis jetzt ein kaum erhörter Fall — würden dadurch in die Reihe der gewöhnlichen Unfälle treten, und bei starken Truppentransporten große Störungen verursachen. Doppelräder gewähren jedenfalls mehr Sicherheit, vermehren aber die Anschaffungskosten bedeutend, weil alle Wagen eines Kriegsschauplatzes damit versehen werden müßten, wozu die Nachbarstaaten sich schwerlich verstehen dürften. Uebrigens verhält es sich damit, wie mit der außerhalb des Geleises angebrachten Supplementschiene; auf den Stationsplätzen würde der Raum fehlen und ein Zusammenstoßen der an einander vorbeifahrenden Züge unausbleiblich erfolgen. — Dieses Mittel ist also zum Theil nicht anwendbar, zum Theil hebt es die Uebelstände noch nicht auf.

Wir müssen überhaupt bezweifeln, daß Jemand ein Mittel ersinnen werde, den gerügten Nachtheil der verschiedenen Spurweite, ohne den Aufwand sehr vieler Millionen Gulden, gänzlich zu beseitigen. Aber zur möglichsten Verminderung dieses Nachtheils möchte doch wenigstens Etwas geschehen. Da nun das

Großherzogthum Baden bei einem Kriege mit Frankreich ohne Zweifel den größten Gefahren ausgesetzt ist, und den Feind um so länger mit seinem Herzblute ernähren muß, je unzureichender die Transportmittel sind, durch deren Hülfe man die erforderlichen Verstärkungen in möglichst kurzer Zeit herbeischaffen kann, so liegt es ganz in Badens Interesse, auf seinen Eisenbahnen alle Hindernisse der beschleunigten Truppenbewegung zu beseitigen.

Das einzige Mittel hierzu ist: die Annahme der im übrigen Deutschland üblichen Spurweite auf der Strecke von Heidelberg bis mindestens an die Kinzig. Oberhalb dieses Flusses kann die breitere Spurweite ohne erheblichen Nachtheil beibehalten werden. Von der Kinzig bis Basel wird die Eisenbahn ungefähr 16 Meilen Länge haben, zu deren regelmäßigen Befahrung ungefähr 30 Lokomotiven und 200 bis 250 Transportwagen verschiedener Art erforderlich sind. Ein reichhaltigeres Transportmaterial wird man in Baden sobald noch nicht besitzen, das gegenwärtig vorhandene braucht also dieserhalb nicht außer Kurs gesetzt zu werden. Damit aber dieses Material bei einem feindlichen Einfalle der Franzosen in Sicherheit gebracht werden könne, dürfte die äußere Schiene der jetzigen Bahn, von der Kinzig bis Heidelberg und Mannheim, auch bei der späteren Annahme der schmäleren Spur noch beizubehalten seyn. — Auf diese Weise erreicht man in Baden mit dem möglichst geringsten Mehraufwande fast alle die Vortheile, welche eine systematische Eisenbahnbenutzung für die Vertheidigung dieses Landes haben wird, wobei aber allerdings vorausgesetzt werden muß, daß auf den etwa 25 Meilen betragenden Eisenbahnen von der Kinzig bis an Württembergs und Hessens Grenzen Transportmittel zur Fortschaffung von 10,000 Mann mit drei bespannten Batterien vorräthig sind. Das wird um so nothwendiger, da die Befestigung von Rastatt und Ulm viel später beendigt seyn dürfte, als die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich eintritt, und die Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens einen sehr raschen Gang genommen hat, mithin im nächsten Kriege schon als neues Element der Landesvertheidigung auftreten kann.

Schließlich gestatte man uns noch eine kurze Bemerkung über die Befestigungen und Eisenbahnen in Süddeutschland.

Die Wahl von Raſtatt und Ulm zur Anlage von Bundesfeſtungen iſt unverkennbar eine glückliche zu nennen. Aber zwiſchen dieſen beiden Punkten hat der Feind noch einen ſehr groſſen und gefährlichen Spielraum. Das Ueberſchreiten des Rheins zwiſchen Baſel und Straßburg durch direkte Ufervertheidigung hindern zu wollen, verſpricht keinen günſtigen Erfolg und bringt die dazu beſtimmten Truppen nur in größere Gefahr. Freiburg, als Feſtung gedacht, würde die Hauptdefiléen des Schwarzwaldes zwar beſſer vertheidigen, als eine große Anzahl Feldſchanzen in denſelben. Aber Freiburgs Eroberung möchte den Franzoſen nicht viel Zeit koſten, da ſie das Belagerungsgeſchütz ganz in der Nähe haben, und zur ſchnelleren Herbeiſchaffung deſſelben den Rhein und die Eiſenbahn benutzen können. Käme aber die Feſtung Freiburg in die Gewalt der Franzoſen, ſo würde das ihrem ferneren Vorſchreiten in Süddeutſchland ungleich mehr Vortheile bringen, als die Belagerung derſelben ihnen vorher geſchadet haben dürfte.

Man hat deßhalb vorgeſchlagen, noch eine dritte Feſtung hinter dem Schwarzwalde anzulegen, ſcheint aber zwiſchen Stockach, Donaueſchingen und Villingen zu ſchwanken. Es iſt nicht zu verkennen, daß Stockach zwiſchen der Donau und dem Bodenſee die vom obern Schwarzwalde kommenden Straßen beherrſcht. Doch gibt es auf dem rechten Ufer der Donau ſo viele von Natur ſtarke Stellungen, daß man eine Feſtung dort entbehren kann. — Donaueſchingen ſperrt hauptſächlich die Ausgänge des oberen Schwarzwaldes und zugleich den Eingang in das Donauthal; es beherrſcht nebenbei die Straſſen, welche nach dem oberen Neckar führen. Villingen hat in dieſer Beziehung gleiche Wichtigkeit. Aber es ſteht zu befürchten, daß das angrenzende Terrain der letztgenannten Orte zur Anlage umfangreicher Befeſtigungen ſehr ungünſtig ſeyn, und den ſtrategiſchen Wirkungskreis derſelben bedeutend beſchränken werde. Ueberdies darf man auch nicht unbeachtet laſſen, daß die ſtrategiſche Wirkſamkeit des einen Punktes den Beſitz des andern bedingt, man müßte alſo dieſe beiden Punkte gleich ſtark befeſtigen.

Rottweil dürfte dagegen weit mehr Vortheile darbieten, insbeſondere wenn Tuttlingen durch einige Maximilianiſche Thürme befeſtigt würde. Allerdings dürfte die Beſatzung von

Rottweil keine erhebliche Wirksamkeit auf dem rechten Donauufer äußern; die direkte Verbindung mit Tuttlingen, wo sich ebenfalls mehrere Straßen kreuzen, ergänzt aber, was daran noch fehlt. Die strategische Wichtigkeit der Punkte Rottweil und Tuttlingen gründet sich auf die allgemeinen topographischen Verhältnisse von Baden und Württemberg. Die Hauptoperationslinie der Franzosen gegen den oberen Neckar oder die Donau, d. h. gegen Stuttgart und Ulm, führt durch das Kinzigthal. Die von Freiburg und den Waldstädten kommenden Straßen können nach ihrer Beschaffenheit und Entfernung nur als secundäre Linien betrachtet werden. Stockach, Tuttlingen und Rottweil sind also die Hauptstützpunkte für die Truppen, welche Württemberg durch eine Aufstellung hinter dem Schwarzwalde vertheidigen sollen. Von diesen drei Punkten hat Stockach die meiste, Rottweil die wenigste natürliche Stärke, letzteres beherrscht aber die Hauptstraßen nach Stuttgart, und übt durch die Verbindung mit Tuttlingen auch eine Wirkung auf das Donauthal. Dieser Punkt dürfte sich also in jeder Beziehung zu einer dritten Bundesfestung eignen, und würde eine sehr gefährliche Lücke sperren.

Die strategische Wirksamkeit von Rottweil und Tuttlingen wird aber noch beträchtlich vermehrt, wenn die zum Theil schon projektirten und von uns vorgeschlagenen Eisenbahnen zur Ausführung kommen sollten. Hat man eine Eisenbahn von Ulm über Memmingen nach Friedrichshafen; eine andere an der Donau über Mengen und Mösskirch nach Tuttlingen; eine dritte von Ulm über Geißlingen (oder auch über Weilheim), Stuttgart, Weil und Pforzheim nach Durlach; eine vierte von Heilbronn über Stuttgart und Tübingen nach Rottweil, so ist Möglichkeit vorhanden, in sehr kurzer Zeit eine hinreichend starke Truppenmasse hinter dem Schwarzwalde zu concentriren, und man wird bis zu dem Augenblicke, wo die Absicht der feindlichen Operationen mit Zuversicht errathen werden kann, bei Stockach, Tuttlingen und Rottweil nur Reitercorps aufzustellen brauchen, während die Infanteriereserven an der Iller und am Neckar stehen können.

Wollte man sich einer fortifikatorischen Redeform bedienen — die jedoch bei strategischen Betrachtungen selten die Sache

richtig bezeichnet — ſo könnte man ſagen: „Betrachtet man den obern Schwarzwald als eine durch Ueberfall in Feindes Gewalt gekommene Feſtung, die zurück erobert werden ſoll, ſo bildet die Eiſenbahn von Augsburg über Nürnberg, Würzburg nach Darmſtadt die erſte, die Eiſenbahn von Memmingen über Ulm und Stuttgart nach Karlsruhe die zweite Parallele der Belagerer, deren Angriffslinien durch die Eiſenbahnen nach Friedrichshafen, Tuttlingen, Rottweil und an die Kinzig bezeichnet werden.“ — Ulm und Raſtatt ſind als die Centralpunkte unſerer Streitkräfte für die ſtrategiſche Vertheidigung von Süddeutſchland zu betrachten. Fühlt man ſich aber ſtark genug, wieder angriffsweiſe zu verfahren, ſo iſt Rottweil der Punkt, wo der erſte Hauptſchlag erfolgen muß. Ein Sieg, auf dieſem Punkte von den Franzoſen erfochten, öffnet ihnen den Weg nach Stuttgart und Ulm. Haben wir aber den Feind dort auf das Haupt geſchlagen, ſo ſteht uns der Weg durch das Kinzigthal und Elztbal in das Rheinthal offen, und was wir vom Feinde dort vor uns her treiben, erhält den letzten Gnadenſtoß dieſſeits des Rheines von Raſtatt aus.

Der Beſitz von Rottweil, wo unſere Cavalerie — der ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren eingedenk — Gelegenheit zu manchem glänzenden Siege finden wird, muß alſo unter allen Umſtänden geſichert bleiben. Das Mittel dazu iſt eine ſtarke Befeſtigung, verbunden mit den oben bezeichneten Eiſenbahnen.

Wenn Frankreich, trotz ſeiner Revolutionen und des faſt fünfzehnjährigen Krieges in Afrika, noch Geld zu der koloſſalen Befeſtigung von Paris hat, über welche man ſich unkluger Weiſe luſtig macht, ſo kann es Deutſchland nach achtundzwanzigjährigem Frieden nicht an Mitteln fehlen, die drei Bundesfeſtungen Raſtatt, Ulm und Rottweil, nebſt den dazu von uns empfohlenen Eiſenbahnen, recht bald in das Daſeyn zu rufen. Die Namen der Regenten, welche dieſe Vertheidigungswerke begründen und vollenden ließen, werden die künftigen Geſchlechter mit Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen.

Anhang.

Voraussichtlicher Einfluß neuer Erfindungen oder Verbesserungen im Eisenbahnwesen auf die Benutzung der Eisenbahnen als Operationslinien.

Vorstehende Abhandlung war bereits zum Drucke befördert, als uns der Gedanke beifiel, daß vorurtheilsfreie Leser zwar vollkommen mit Dem einverstanden seyn könnten, was wir über die süddeutschen Eisenbahnen und ihre Benutzung zu strategischen Zwecken gesagt haben, daß sie aber gleichwohl Bedenken tragen könnten, die schnelle Ausführung des empfohlenen Eisenbahnnetzes und Anschaffung eines entsprechenden Transportmaterials zu wünschen oder zu befördern, weil bei dem regen Erfindungs- und Verbesserungsgeiste unserer Techniker anzunehmen sey, daß man in wenigen Jahren ganz neue Lokomotivkräfte haben werde, was auf die Anlage, technische Einrichtung und militärische Benutzung der Eisenbahnen natürlich großen Einfluß haben müsse.

Einen solchen Einwurf darf man nicht schlechthin als unbegründet bezeichnen, man muß ihn, so weit dies möglich ist, zu entkräften suchen, was wir hier nachträglich thun wollen.

Alle bis jetzt theils zur Anwendung gekommenen, theils noch größeren Versuchen unterworfenen Lokomotivkräfte zerfallen a) in Wasserdämpfe, b) in comprimirte Luft, c) in Pulverluft, d) in elektromagnetische Kräfte. — Von den Eigenthümlichkeiten derselben werden wir nur soviel sagen, als zur Widerlegung obigen Einwurfes erforderlich ist.

Wasserdämpfe. Ihre Anwendung als bewegende Kraft auf Eisenbahnen darf als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Wenn man weiß, daß einzelne Lokomotive in Oesterreich oft Züge von 20 bis 30 beladenen Wagen auf nicht unbedeutenden Strecken mit der Schnelligkeit von durchschnittlich drei Meilen in der Stunde bewegt haben; daß der Ingenieur Brunel im vorigen Jahre die 25 deutsche Meilen betragende Eisenbahnstrecke von London bis Bristol in neunzig Minuten zurückgelegt hat, so dürften unsere heutigen Dampfwagen, was Kraft und Schnelligkeit betrifft, allen Anforderungen entsprechen und

die koſtſpieligen Verſuche mit andern Kräften ziemlich überflüſſig machen. Eine Verbeſſerung dieſer Lokomotiven bleibt jedoch immer noch zu wünſchen, damit ſie erſtens die anſteigenden Bahnſtrecken mit größerer Leichtigkeit überwinden, ohne daß man genöthigt ſey, die ihnen angehängte Laſt zu vermindern; zweitens einen geringeren Verbrauch von Brennmaterial und Waſſer geſtatten; drittens die Erwärmung des Waſſers im Tender ſelbſt bewirken, wozu man ſich des überflüſſigen Dampfes wenigſtens bei dem Aufenthalte auf den Zwiſchenſtationen bedienen kann. An Löſung der beiden erſten Aufgaben wird allerwärts fleißig gearbeitet, und die Techniker dürften damit bald im Reinen ſeyn. Nächſtdem iſt noch zu bemerken, daß die großen Fortſchritte, welche man in Behandlung der Dampfkraft gemacht hat, faſt alle Gefahren beſeitigen, und Unfälle nur durch grobe Fahrläſſigkeit des Bedienungsperſonals entſtehen können.

Comprimirte Luft. Es wird heutiges Tags wohl keinen Techniker geben, welcher comprimirte Luft gleich den Waſſerdämpfen als bewegende Kraft in einem Keſſel aufbewahren wollte, weil alle Kunſt der Keſſelſchmiede nicht ausreichen dürfte, den Keſſelwänden eine ſolche Cohärenz zu verleihen, daß man gegen das Zerſpringen geſchützt ſey. Die Waſſerdämpfe üben zwar keinen geringeren Druck aus, löst man jedoch grüne Erbſen oder andere Subſtanzen in ihnen auf, ſo wird das Reſiduum ein Mittel, die Keſſelwände widerſtandsfähiger zu machen. — Etwas ganz anderes iſt die Erfindung der ſogenannten atmoſphäriſchen (Clegg'ſchen) Eiſenbahnen, welche neuerdings die Aufmerkſamkeit in höherem Grade erregt haben. Da die Einrichtung derſelben gänzlich abweichend iſt und nicht allen Leſern bekannt ſeyn wird, ſind wir genöthigt, das Weſentliche davon hier mitzutheilen, um den Zweifel zu rechtfertigen, den wir für ihre Anwendbarkeit im Großen nicht unterdrücken können.

Zwiſchen den beiden Fahrgleiſen befindet ſich eine hermetiſch verſchloſſenen Röhre, welche durch eine Art Stempel mit demjenigen Wagen in Verbindung gebracht wird, der als Lokomotive dienen ſoll. Die Bewegung dieſer Wagen wird dadurch bewirkt, daß man die atmoſphäriſche Luft vor dem Stempel aus der Röhre pumpt, und hinter demſelben wieder einſtrömen läßt. Der hieraus entſtehende Druck auf den Stempel treibt durch denſelben

die Wagen vorwärts und zwar — wie behauptet wird — mit großer Kraft und Schnelligkeit. Es bedarf also keiner andern Maschinen als der erforderlichen Anzahl Luftpumpen, die in angemessenen Abständen an der Bahn aufgestellt werden. Unfälle sind kaum denkbar, da die Wagen durch den Verbindungsstempel auf den Schienen gewissermaßen festgehalten werden, also niemals dieselben verlassen können.

Kämen diese Eisenbahnen in Deutschland stellenweise in Brauch, so würde es mit dem von uns empfohlenen Fahrmodus allerdings übel stehen, weil man auf solchen Eisenbahnen nicht mit andern Lokomotivzügen fahren kann, und umgekehrt ihr Transportmaterial eben so wenig auf andern Bahnen gebraucht werden kann. Allein es stehen der Einführung dieser atmosphärischen Eisenbahnen folgende wichtige Hindernisse im Wege. Erstens ist das hermetische Verschließen der Luftröhren (welche nach oben in der ganzen Länge einen feinen Einschnitt haben, der durch die Bewegung des Stempels geöffnet und wieder geschlossen wird) die Hauptbedingung eines hinlänglich starken Luftdrucks auf die Stempelfläche innerhalb der Röhre. Bei einer nur etwas lebhaften Befahrung der Bahn, muß aber dieser feine Mechanismus des Schließ- und Oeffnungsapparates der Röhre durch die stündliche starke Friction des Stempels, die sich durch Anwendung von Fettigkeiten ꝛc. kaum vermindern lassen dürfte, so schnell abgenutzt werden, daß von einem hermetischen Verschließen bald gar nicht mehr die Rede seyn kann, in welchem Falle folglich neue Röhren gelegt werden müßten, was mindestens zeitraubend und sehr kostspielig ist. Zweitens muß der Dienst an den zahlreichen Luftpumpen mit größter Pünktlichkeit versehen werden, versagt aber auch nur eine derselben auf kurze Zeit den Dienst, so stockt der ganze Verkehr auf der Bahn bis zur Beendigung der Reparatur, wozu man doch nicht auf allen Punkten die geeigneten Werkstätten haben kann. Derselbe Fall tritt ein, sobald die Röhre oder der Stempel schadhaft wird. Drittens können mehrere Züge in kurzen Zeiträumen einander nicht folgen, weil immer erst die Luft aus der Röhre gepumpt werden muß, wodurch der Luftdruck für den vorderen Zug natürlich verloren geht, die bewegende Kraft also ganz neutralisirt wird. Dadurch entsteht aber eine große Beschränkung in der Benutzung

ſolcher Bahnen. Viertens kann man gleichzeitig nur in einer Richtung die Bahn befahren, weil die bewegende Kraft nicht vom Wagen ſelbſt ausgeht, und der Luftdruck in der Röhre nicht gleichzeitig vorwärts und rückwärts ſich äußern kann. Will man alſo eine Bahn mit doppeltem Geleis haben, ſo muß man auch die doppelte Anzahl Luftpumpen aufſtellen. Es iſt aber ein bereits gültiger Erfahrungsſatz, daß Eiſenbahnen mit doppeltem Geleis, ungeachtet des größeren Anlagekapitals, weit beſſer rentiren als einfache Bahnen, und für einen lebhaften Verkehr ganz unerläßlich ſind. — So lange überhaupt mit den atmoſphäriſchen Eiſenbahnen nicht großartigere Verſuche gemacht werden und nicht zur vollſten Befriedigung ausfallen, können wir denſelben keinen beſondern Werth beilegen.

Pulverluft. Ein öſterreichiſcher Stabsoffizier will ſich des aus dem Feuerwerksſatze entwickelten Pulvergaſes als bewegende Kraft bedienen, beruft ſich dabei auf Reſultate von bereits angeſtellten Verſuchen, die er im Kleinen gemacht, iſt aber dem Publikum die näheren Angaben ſeiner Erfindung zur Zeit noch ſchuldig geblieben. Als Vortheile gibt er an: daß man keiner beſonderen Maſchinen bedürfe, indem jeder gewöhnliche Eiſenbahnwagen mit leichter Mühe in eine Lokomotive umgewandelt werden könne; daß man dieſe Lokomotiven nach Belieben vorwärts und rückwärts bewegen, auch ſchnell zum Stehen bringen könne; daß ihre Führung nur wenig Geſchicklichkeit erfordere, das Kraftmittel auch viel wohlfeiler ſey als der Dampf. (Man vergleiche den Aufſatz im erſten Hefte der öſterreichiſchen Militärzeitſchrift, 1843, betitelt: „Militäriſcher Gebrauch der Eiſenbahnen durch eine neue Zugkraft.“)

Wären dieſe Behauptungen auch wirklich gegründet, ſo entſteht doch immer der bedenkliche Zweifel, ob das Pulvergas auch eine ſo nachhaltige Treibkraft äußern könne als die Waſſerdämpfe bei beliebiger Spannung; und ſollte dieſer Zweifel erfahrungsmäßig beſeitigt werden, ſo dürfte doch jede Kriegsverwaltungsbehörde großes Bedenken tragen, zu geſtatten, daß die zur Pulverbereitung erforderlichen Ingredienzen, woran im Kriege theilweiſe immer und überall Mangel iſt, zu Zwecken verwendet werden, zu welchen die Waſſerdämpfe vorzugsweiſe geeignet ſind. Wir können alſo nicht glauben, daß irgend eine Regierung ſich

für diese Lokomotivkraft interessiren werde, und nehmen deßhalb nicht weiter Notiz davon.

Elektromagnetismus. Die Konstruktion der elektromagnetischen Lokomotiven, womit man in Frankfurt am Main und auch in England wiederholte Versuche gemacht hat, ist etwas complicirt und kann hier um so eher mit Stillschweigen übergangen werden, da wir uns nur freuen würden, wenn diese neue Kraft zur Anwendung auf Eisenbahnen vollkommen geeignet seyn sollte, woran die Physiker immer noch aus triftigen Gründen zweifeln. Der Einfluß, den diese neue Erfindung auf die militärische Benutzung der Eisenbahnen haben müßte, ist ein sehr vortheilhafter, indem alsdann in derselben Zeit mehr als doppelt so viel Truppen fortgeschafft werden könnten, als wir in vorstehender Abhandlung vorausgesetzt haben. Auch würden die elektromagnetischen Lokomotivzüge bei gleicher Spurweite auf jeder andern Eisenbahn gebraucht werden können, da sie ihr chemisches Laboratorium mit sich führen, und auf den Stationen nichts bedürfen als Räderschmiere. Diese Unabhängigkeit von den Stationspunkten ist ein großer Gewinn, und erlaubt die Concentrirung so vieler Wagenzüge, als überhaupt auf den Schienenwegen Raum haben, während die Dampfwagenzüge ohne die regelmäßige Einnahme heißen Wassers, die ungefähr alle zwei Fahrstunden erfolgen muß, gar nicht bestehen können. Sollte sich also diese Erfindung im Großen bewähren, so würden die Eisenbahndirektionen den vom Militärkommando künftig an sie zu stellenden Forderungen leichter entsprechen können und mancher Sorge überhoben seyn. Auch würde die Einführung solcher elektromagnetischen Lokomotiven die sofortige Beseitigung der Dampfwagen keineswegs bedingen, indem beide zugleich auf derselben Bahn gleichzeitig zu brauchen sind, wenn nur auf den elektromagnetischen Bahnen provisorische Kohlenmagazine und Wasserreservoirs angebracht werden. — Wir wünschen den Erfindern aufrichtig Glück.

Zum Schlusse müssen wir aber noch eines andern, nicht minder wichtigen Umstandes gedenken, der bei Anlegung von Eisenbahnen in Europa bisher fast gar nicht beachtet worden ist, weil die

Lokalintereſſen faſt überall den Ausſchlag gegeben haben. Es betrifft nämlich die Verbindung der Bahnhöfe verſchiedener Eiſenbahnen an ihren beiderſeitigen Endpunkten durch Schienenwege.

Die Amerikaner laſſen unſerer deutſchen Gelehrſamkeit und unſerem Erfindungsgeiſte volle Gerechtigkeit wiederfahren, haben aber von unſerem praktiſchen Verſtande keine ſehr vortheilhafte Meinung und berufen ſich dabei insbeſondere auf die Unterbrechung der großen Eiſenbahnen bei faſt allen Scheidungspunkten des Privat- oder Lokalintereſſes. Es erregt in der That ein mitleidiges Lächeln, wenn man wahrnimmt, daß ganze Karawanen von Reiſenden mit Gepäck, nachdem ſie vielleicht ſchon dreißig deutſche Meilen in ſieben Stunden zurückgelegt haben, mehr als eine Stunde Zeit brauchen, um ſich mitten durch eine große Stadt nach einem andern Bahnhofe theils zu Fuß, theils zu Wagen zu begeben, von wo ſie ihre Eiſenbahnfahrt fortſetzen wollen. Hat ein Reiſender ſeinen eigenen Wagen, ſo iſt der Zeitverluſt noch größer. Das Umladen und Weiterſchaffen von Kaufmannsgütern verurſacht noch größere Arbeit und erhöht die Transportkoſten. Nun denke man ſich zu dieſer unangenehmen Unterbrechung noch einen tüchtigen Platzregen und den Mangel an bereitſtehenden Lohnwagen, und man wird beſchämt zugeſtehen müſſen, daß durch ſo verkehrte Einrichtungen eine koſtbare Zeit verloren geht, anderer Nachtheile nicht einmal zu gedenken.

In Nordamerika verſteht man den Grundſatz: „Zeit iſt Geld," beſſer zu würdigen, und hat von ſo unnützen Plackereien keinen Begriff. Alle großen Städte, wie Neu-York, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans ſind von Eiſenbahnen durchſchnitten, und es gehen dieſelben häufig durch die belebteſten Straßen. Die Endpunkte größerer Bahnen ſind überall ſo viel wie möglich in der Nähe der Geſchäftslokale, und die Bahnhöfe ſelbſt unter ſich verbunden. Außerdem führen Seitenbahnen nach den Häfen oder den Baſſins von Kanälen, ſo wie zu andern wichtigen Plätzen der Stadt, ja ſelbſt bis in die Magazine der Kaufleute und Spediteurs, damit dieſe ihre Waaren unmittelbar in die Bahnwagen verladen, oder aus denſelben in die Magazine bringen können. In Baltimore iſt ſowohl die Baltimore-Ohio- als auch die Philadelphia-Baltimorebahn eine Stunde weit durch

die Stadt geführt, und beide treffen in der Nähe des Hafens an einem Punkte zusammen. Von der ersteren gehen 15 Seitenbahnen durch eben so viele Straßen. Wenn Eisenbahngesellschaften um Erlaubniß bitten, ihre Bahnen in die Stadt hinein verlängern zu dürfen, wird ihnen dieselbe stets gewährt, und kaum eine andere Bedingung gemacht als die, langsamer zu fahren, oder vielleicht auf einzelnen Straßen sich der Pferde statt der Dampfwagen zu bedienen, in welchem Falle allerdings doppelte Bahnhöfe nöthig werden. In kleineren Städten finden solche Beschränkungen seltener statt.

So muß es aber auch seyn, wenn man aus den Eisenbahnen allen Nutzen ziehen will, den diese herrliche Erfindung zu gewähren vermag, und es ist sehr zu beklagen, daß man nicht gleich anfangs auf eine solche Verbindung der Bahnenden gesehen hat, nachdem wiederholt in öffentlichen Blättern die Nothwendigkeit dargestellt worden war. Für die kriegerische Benutzung der Eisenbahnen ist die direkte Verbindung der Bahnhöfe durch Schienenwege eine conditio sine qua non.

Pz.

Die Formen der Vertretung

in den

evangeliſchen Landeskirchen Deutſchlands

mit dem Wider und Für.

Es werden in unſern Tagen verſchiedene Mittel genannt, welche dazu dienen ſollen, dem Leben der evangeliſchen Landeskirchen Deutſchlands einen höheren Aufſchwung zu geben. Die Einen erwarten vielen Segen von neuen Symbolen, die Andern von ungebrochener Treue gegen die alten. Die Dritten knüpfen Hoffnungen an eine reiche künſtleriſche Gliederung des Kultus. Die Vierten ſehen das Heil in der Bändigung der kritiſchen Dämonen und in der Umgeſtaltung der Wiſſenſchaft. Die Fünften glauben an keine andere Rettung, als durch Prüfungen im Feuer der Trübſal. Die Sechsten hoffen Alles von einer unmittelbaren Einwirkung des Stifters der Kirche. Die Siebenten endlich empfehlen Aenderungen in ihren äußern, in ihren rechtlichen Zuſtänden, namentlich Einführung der Formen der Vertretung. Hier ſoll nun vorerſt das Weſen der kirchlichen Vertretung aus einander geſetzt, ſodann das Für und Wider erwogen werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Werk in der Tiefe begonnen, daß von unten herauf gebaut werden muß. Die einzelnen Gemeinden, die wahren Grundlagen kirchlicher Geſtaltungen, müſſen eine feſte, beſtimmte Gliederung erhalten. Man darf nicht auf Atome bauen; das iſt der Bau auf Sand. Die Gliederung wird gewonnen durch Errichtung von Nachbarſchaften. Dieſe Nachbarſchaften ſind ein Stein aus der alten deutſchen

Geſchichte, den die Bauleute verwarfen, welcher nichts beſto weniger zum Grundſtein eines feſten und dauernden Gebäudes ſich eignet. Sie beſtehen in ihrer Metamorphoſe für kirchliche Zwecke darin, daß eine Reihe von Familien, welche etwa in einer Gaſſe zuſammen wohnen, mit einander alle religiöſen Feierlichkeiten, wie das Abendmahl, begeht, und unter einem etwa auf acht Jahre zu wählenden, ſie im Leiblichen und Geiſtlichen berathenden Vorſtande ſteht. Dieſe Vorſtände, deren in einer Gemeinde immer mehrere ſeyn werden, bilden im Vereine mit dem Ortsgeiſtlichen, welcher den Vorſitz hat, die erſte Stufe der kirchlichen Vertretung. Sie kommen jeden Monat einmal zuſammen, in ordentlicher Weiſe, verſammeln ſich jedoch auch außerordentlich, ſobald ein außerordentliches Bedürfniß ihren Zuſammentritt fordert.

Auf dieſer erſten Stufe erbaut ſich die zweite. Während die erſte Stufe die Gemeinde vertritt, vertritt die zweite den Bezirk. Sie wird gebildet aus dem Bezirksgeiſtlichen, den Ortsgeiſtlichen des Bezirks, und je aus einem freigewählten Laien der einzelnen Gemeinden. Sie verſammelt ſich unter dem Vorſitze des Bezirksgeiſtlichen etwa alle zwei Jahre.

Auf dieſer zweiten Stufe erbaut ſich die dritte. Während die zweite Stufe den Bezirk vertritt, vertritt ſie das ganze Land. Sie wird gebildet aus einem von der Kirchengewalt ernannten Vorſtande, aus den oberſten Kirchendienern, aus den von den einzelnen Bezirken abgeordneten Geiſtlichen und Laien. Sie verſammelt ſich etwa alle vier Jahre.

Die Kirchenvertretung hat dieſe drei Stufen, weil die Dreizahl ein Geſetz jeder wahren, ächten Gliederung iſt. Auf jeder dieſer drei Stufen erſcheint ein bleibendes und wechſelndes Element, weil es gleichfalls ein Geſetz der Gliederung iſt, dieſe zwei Elemente in lebendigem Einklang zu erhalten. Auf der erſten Stufe wird das bleibende durch den Ortsgeiſtlichen, auf der zweiten durch den Bezirksgeiſtlichen, und wieder die Ortsgeiſtlichen, auf der dritten durch den von der Kirchengewalt ernannten Vorſtand, und die oberſten Kirchendiener dargeſtellt. Das wechſelnde Element aber erhält auf der erſten Stufe ſein Recht durch die Vorſtände der Nachbarſchaften, auf der zweiten durch die abgeordneten Laien, auf der dritten durch die abgeordneten

Geiſtlichen und Laien. Hier iſt freilich nicht der Ort, die Wahrheit der genannten zwei Geſetze des organiſchen Lebens zu erweiſen. Ihre Aufſtellung iſt ein Ergebniß der fortgeſchrittenen Natur- und Geiſteswiſſenſchaft. Sie werden jedoch von Jedem, der tiefere Anſchauungen hat, zugeſtanden werden. Eben ſo wenig iſt hier der Ort, über die Zeit des Zuſammentritts der kirchlichen Vertreter, über die Art ihrer Abſtimmung, über ſonſtige Formen näher ſich auszuſprechen. Denn, wenn gleich Beſtimmungen der Art im Leben zuweilen von großer Bedeutung ſind, ſo können ſie doch nicht aus allgemeinen Geſichtspunkten abgeleitet werden, müſſen vielmehr dem Tage, der Stunde, dem Orte, der Willkür, dem Zufall überlaſſen bleiben.

Was nun die Pflichten und Rechte betrifft, welche jeder Stufe der Vertretung zufallen, ſo weiſt die Natur der Sache der allgemeinen Kirchenvertretung folgende an. Sie hat die Pflicht und das Recht, die allgemeinen Beſtimmungen über Kirchenlehre, Kultus, Kirchenzucht und Volksſchule aufzuſtellen, mit andern Worten, ſie hat die kirchliche Geſetzgebungsgewalt. Sodann kommt ihr die höchſte Aufſicht über das Kirchengut und ſeine Verwendung zu. Drittens hat ſie das Recht, die nöthigen Gelder für kirchliche Zwecke, für Erbauung von Gotteshäuſern, für Beſoldung der Kirchendiener und Gegenſtände der Art zu bewilligen. Viertens hat ſie, wie der Staat das Verwahrungsrecht gegenüber der Kirche, damit ſein Weſen und Leben durch kirchliche Maßregeln nicht gefährdet werde, das Verwahrungsrecht gegenüber dem Staate, damit ihr Weſen und Leben durch die weltliche Macht keinen Schaden leide. Dadurch kann die Majeſtät, welche an der Spitze der ganzen Geſellſchaft ſteht, nicht im Mindeſten gekränkt werden, da ihr in dieſer vierfachen Hinſicht die Negative eingeräumt werden muß, ferner, da ſie die Befugniß hat, eine Verſammlung, die ihr nicht genehm iſt, aufzulöſen und eine neue zu berufen, endlich, da ihr das Recht zukommt, die Diener der Kirche anzuſtellen, wenn auch mit dem Zugeſtändniſſe eines Veto theils an die kirchliche Bezirksvertretung, theils an die kirchliche Ortsvertretung.

Die zweite Stufe, die kirchliche Bezirksvertretung, hat die Pflicht und das Recht, die allgemeinen Beſtimmungen der allgemeinen Kirchenvertretung über Kirchenlehre, z. B. über Einführung

von Lehrbüchern, über Kultus, Kirchenzucht, Volksschule, nach den Bedürfnissen, dem Bildungsgrade, dem Geiste des Bezirks zu modifiziren.

Daß die Bedürfnisse, der Bildungsgrad, der Geist der Bezirke, der Gaue von einander sehr abweichen, ist eine unläugbare Thatsache. Diese Unterschiede ergeben sich mit Nothwendigkeit aus den geschichtlichen Verhältnissen, aus der Beschäftigung mit Ackerbau, oder mit Gewerben, oder mit Handel, oder aus sonstigen Zuständen. Durch die Gestattung dieses Rechts der Modifikation wird es möglich, den zwei Hauptbedingungen des gesellschaftlichen Wohles, Schirmung der Ordnung und Schirmung der Freiheit, mit andern Worten, Schirmung des Gesetzes und Schirmung der Individualität zu genügen. Durch die Gestattung dieses Rechts der Modifikation wird auch die oberste Kirchenbehörde der peinlichen Mühe überhoben, jedem Gesetze jene lange Reihe von Verordnungen nachzusenden, welche ihren Zweck größtentheils verfehlen müssen, weil sie, wenn gleich hervorgerufen durch ein einzelnes Bedürfniß, durch irgend einen besonderen Zustand, doch wiederum als Ausfluß der allgemeinen Kirchenleitung allgemeine Geltung ansprechen.

Der zweiten Stufe, der kirchlichen Bezirksvertretung kommt ferner die Aufsicht zu über das sittliche, religiöse, kirchliche Leben, über die Volksschulen, über das Kirchenvermögen, über Gotteshäuser, Gottesäcker, und dergleichen Gegenstände in ihrem Umkreise. Sie führt diese Aufsicht dadurch, daß sie dem Bezirksgeistlichen ein geistliches und ein weltliches Mitglied an die Seite gibt, um von Zeit zu Zeit die einzelnen Gemeinden des Bezirks nach diesen Gesichtspunkten zu untersuchen.

Die zweite Stufe hat ferner das Recht, vermittelst ihres Vorstandes mit den staatlichen Behörden in Verkehr zu treten, um die Mittel sich zu sichern, welche ihr Zweck fordert.

Viertens steht ihr das Recht zu, Berichte nach oben hin zu geben, um die allgemeine Kirchenleitung zu entsprechenden Maßregeln zu veranlassen, dagegen von unten herauf von den kirchlichen Ortsvertretungen Berichte zu empfangen, zu erörtern und, wenn sie den Kreis ihrer Befugnisse nicht überschreiten, zu erledigen.

Die erste Stufe endlich, die kirchliche Ortsvertretung, hat

die Pflicht und das Recht, über den ſittlichen Zuſtand, den kirchlichen Zuſtand, die Volksſchule der Einzelgemeinde zu wachen, ihr Kirchenvermögen zu verwalten, an Staats- und Kirchenbehörden mit Vorſtellungen und Bitten ſich zu wenden.

Es ſteht ihr nicht die Befugniß zu, mit Geld oder Gefängniß zu ſtrafen. Dagegen hat ſie die Vollmacht, den Schuldigen vorzufodern, ihm Verweiſe zu geben, je nach Umſtänden bis zu ſeiner Beſſerung, unter Vorbehalt höherer Beſtätigung, öffentlich zu erklären, und durch die That es zu zeigen, daß er nicht mehr ihren Kreiſen angehöre.

Damit dürften die weſentlichen Züge einer organiſchen Kirchenvertretung gezeichnet ſeyn.

Aus ihrer Darſtellung geht hervor, daß der Begriff der Vertretung nicht, wie manchmal geglaubt wird, blos auf die geſetzgebende Thätigkeit ſich beſchränkt, ſondern daß er ſich auf Theilnahme an der beaufſichtigenden, verwaltenden und richterlichen erſtreckt. Eine völlige, von der Höhe bis in die Niederung gehende Trennung dieſer verſchiedenen Verrichtungen iſt ein groſſer Fehler. Sein Urſprung iſt zu ſuchen und zu finden in den Geſellſchaftslehren, welche im vorigen Jahrhundert auf der andern Seite des Rheins hervorgetreten ſind. Dort herrſcht der Verſtand, welcher mit ätzender Schärfe Alles zerlegt, das Leben zerſchneidet und tödtet. Dort herrſcht der Verſtand, welcher namentlich durch Montesquieu und Rouſſeau irriger Weiſe verkündigte, daß das geſellſchaftliche Wohl durch völlige Trennung der geſellſchaftlichen Gewalten bedingt ſey. In England, wo die Formen der Vertretung wohl am meiſten ausgebildet ſind, findet ſich dieſe Trennung nicht, ſo oft man auch behaupten hört, daß ſie dort einheimiſch ſey.

Aus der gegebenen Vorſtellung der weſentlichen Züge einer organiſchen Kirchenvertretung geht auch hervor, daß ſie nicht alle Elemente der äuſſeren kirchlichen Ordnung, der äuſſeren kirchlichen Geſtaltung in ſich befaßt, ſondern daß ſie nur ein ergänzendes Merkmal im Begriffe der letzteren iſt.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die Lehre von einer kirchlichen Vertretung viele Gegner hat. Hören wir ihre Gegengründe. Sie ſagen gewöhnlich zuerſt, die Kirchenvertretung ſey ein bloſſes Nachbild der politiſchen Schöpfungen unſerer Tage, ſie errege

ſchon dadurch ein Vorurtheil gegen ſich. Dieſe Behauptung iſt nicht ſtichhaltig. Geſetzt, die Sache verhielte ſich wirklich ſo, geſetzt, die kirchliche Vertretung wäre ein Nachbild der politiſchen Vertretung, ſo wäre dies durchaus kein Vorwurf, da unläugbar eine Analogie zwiſchen dem bürgerlichen und religiöſen Geſammtleben ſtattfindet. Das eine Gebiet beherrſcht der Begriff des Rechts, das andere der Begriff des Glaubens. Beide aber haben ihren Urſprung gemeinſchaftlich in jenem unendlichen, ewig in ſich kreiſenden Leben, in jenem Vielnamigen, das nicht blos Natur, oder Vernunft, oder Gott heißt. Allein die Sache verhält ſich nicht ſo. Die Kirchenvertretung iſt kein Nachbild der politiſchen. Man betrachte die Geſchichte der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums. Hier begegnen wir ſchon einer Vertretung der einzelnen Gemeinden, einer Vertretung des Bezirks, oder der Landſchaft, einer allgemeinen Vertretung aller Gläubigen. Man betrachte ferner die Zeit der Reformation. Da und dort wurden Synoden gehalten. Es iſt dies um ſo auffallender gerade in dieſem weltgeſchichtlichen Abſchnitt, da er unläugbar die Richtung hatte, die Einheit zum Nachtheil der Vielheit hervorzuheben, unläugbar das abſolute monarchiſche Syſtem vorbereitete. Man könnte vielleicht die Behauptung umkehren und ſagen, die letzten, tiefſten Wurzeln der Vertretung liegen in der Kirche,

Die Gegner dieſer Formen ſagen ferner, ſie widerſprechen dem Weſen der Kirche, in ihr hänge Alles ab von ausgezeichneten Perſönlichkeiten, auf dem Gebiete des Glaubens geſchehe Alles durch einzelne, beſonders begabte Männer.

Auch dieſer Gegengrund iſt nicht haltbar. Er gehört einer ganz atomiſtiſchen Weltanſchauung an, die nur von Einzelnen ſpricht, aber von dem Bande nichts weiß, das die Einzelnen zu einem Ganzen, zu einer lebendigen Einheit verknüpft. Er verkennt ferner völlig das Weſen der Kirche, von der man behaupten muß, ſie ſey gerade das Gebiet, wo der Geiſt weht, ohne daß man ſagen kann, woher er kommt. Der Geiſt, der in der Kirche weht, geht nicht aus Einzelnen hervor; er geht hervor aus bis jetzt noch nicht völlig ergründeter Gründen. Der Geiſt, der im reformatoriſchen Zeitalter herrſchte, iſt nicht der Geiſt Luthers. Er war ſchon vor Luther da. Es iſt auch nicht der Geiſt von Huß, Wiklef, Petrus Waldus. Er war ſchon vor ihnen da.

Der Geiſt, der gegenwärtig die evangeliſche Kirche bewegt, wer mag ſagen, er komme von dieſem oder jenem Einzelnen her! Von Spener, von Arndt? Nein! Von Schleiermacher, von Schelling, von Hegel, von Steffens? Von Keinem dieſer Einzelnen. Mit dieſer Auseinanderſetzung will jedoch keineswegs behauptet werden, daß auf dem Gebiete der Kirche große, gewaltige Perſönlichkeiten ohne Bedeutung ſeyen. Ehre, wem Ehre gebührt! Sie will vorerſt für die alte, klare Wahrheit ſprechen, daß hier nicht ſowohl der einzelne Geiſt entſcheide, ſondern vielmehr der allgemeine, der göttliche. Sodann will ſie die eben ſo alte und eben ſo klare Wahrheit vertheidigen, daß der Einzelne nur zu wirken vermag, wenn er auch Gelegenheit hat, einen Wirkungskreis, ein Feld. Gelegenheiten, Wirkungskreiſe, Felder öffnen die Formen der Vertretung. Die großen Kirchenverſammlungen der alten Zeit verſchafften zum großen Theile bedeutenden Perſönlichkeiten erſt ihr Gewicht. Da kann der Einzelne, der Geiſtbegabte, mit dem beredten Wort aus vollem Herzen den guten Kampf des Glaubens kämpfen und weithin ſeine Gluthen tragen. Da kann er ſich zum Heile für die Kirche zu erkennen geben, wie auch hier die Kirche die Ihrigen beſſer kennen lernt, als durch manche andere Mittel. Man könnte daher den Grund gegen die Formen der Vertretung, von welchem wir hier ſprechen, zu einem Grunde für dieſe Formen umgeſtalten, indem man ſagte, ſie tragen Vieles dazu bei, an den rechten Ort den rechten Mann zu bringen.

Die Gegner der Kirchenvertretung erklären ferner, die Leitung, die Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe ſey Sache der Theologen, verlange theologiſche Bildung, ſomit ſeyen ſolche Formen, welche die Mitwirkung der Laien erfordern, etwas Verfehltes.

Unterſuchen wir, ob die Laien aus dieſem Gebiete ausgeſchloſſen werden können. Darüber kann man nicht mehr ſtreiten, daß die Kirche eine societas aequalis iſt, daß ſie auf der Gleichheit ruht, nicht auf jener franzöſiſchen, welche Alle für gleich vortrefflich nimmt, ſondern auf jener, welche Alle gleicher Weiſe der göttlichen Gerechtigkeit gegenüber für Sünder erklärt. Das iſt gewiß, daß kein beſonderer Stand innerhalb ihres Umkreiſes eine beſondere Heiligkeit anſprechen darf. Wir ſollen Alle mit

Hülfe des Höchſten Prieſter des Höchſten werden, wir bilden ein prieſterliches Geſchlecht. Iſt dies wahr, und wer mag es läugnen? ſo können die Laien nimmermehr von der Thätigkeit für die Kirche ausgeſchloſſen werden. Mit der Forderung dieſes Ausſchluſſes tritt man an der morſchen Leiter der vergangenen Jahrhunderte auf gefährliche Sproſſen, ſtatt daß man auf den feſten Urgrund der chriſtlichen Urzeit ſich ſtellt, welche im Kreiſe der πρεσβύτεροι Laien genug mit der ſegensreichſten Wirkſamkeit uns zeigt. Indeß, wenn auch nicht die Grundlage unſerer Kirche mit der Entſchiedenheit, wie es wirklich der Fall iſt, die Theilnahme der Laien forderte, ſo würde ein Blick auf die Pflichten und Aufgaben der Kirchenvertretung von der Zweckmäßigkeit ihrer Mitwirkung hinlänglich überzeugen. Nicht ein Geſchäft kann angeführt werden, bei dem nicht die Einſicht des Laien, der Rath von ſeinem Standpunkte aus wünſchenswerth wäre. Er iſt nützlich, nicht etwa blos bei der Aufſicht über das Kirchengut, er iſt, um das zu nennen, was wohl den meiſten Widerſpruch erregt, er iſt auch nützlich bei der Frage über die Kirchenlehre. Denn die Beſtimmungen der Kirchenlehre, die Darſtellungen des eigenthümlich Chriſtlichen, ſind nicht blos Sache der Schule, in höherem Grade ſind ſie Sachen des Lebens. Man dürfte vielleicht behaupten, daß der Unglaube noch nie durch die Wiſſenſchaft gebändigt wurde, ſondern daß er jedesmal von dem Leben beſiegt wurde, und der ewigen Kraft der Bejahung, die in ihm liegt. Darum iſt auch dieſer Grund gegen die Kirchenvertretung haltlos.

Ihre Gegner ſagen weiter, indem ſie auf die Kirchenverſammlungen der früheren Jahrhunderte und auf die Glaubensgeſpräche im reformatoriſchen Zeitalter hindeuten, durch ſie werde viel Streit und Hader erzeugt, ſie nähre die Zwietracht, ſtatt der Eintracht.

Wenn dies wirklich der Fall wäre, ſo könnte man dieſen Einwurf mit dem bekannten Worte des alten Philoſophen, der Streit ſey der Vater der Wahrheit, einigermaßen zurückſchieben. Allein es dürfte doch anders ſich verhalten, und zwar aus dem Grunde, weil eine Reihe von Zwiſtigkeiten aus dem Umkreiſe ſolcher Verſammlungen mehr und mehr verſchwinden werden. Sie werden mehr und mehr verſchwinden vor dem Genius unſerer

Zeit. Der Genius unſerer Zeit fordert Unterſcheidung, und vermittelt dadurch die Einigung, die Verſöhnung, den Frieden. Der Genius unſerer Zeit verlangt Theilung der Arbeit, und getheilt geht ſie um ſo munterer fort. Dieſer freiern Richtung gemäß wird die Kirche von andern Lebensgebieten ſich unterſcheiden, namentlich von der Schule, und von dem Staate, von den Abſtraktionen der Wiſſenſchaft eben ſo ſehr, als von den Maßnahmen der Polizei. Durch dieſe Verſtändigung über die Gränzen wird des Haders und des Streites Viel vermieden werden. Gewiß, wenn die Propheten des ewigen Friedens nicht Recht haben, ſo haben doch auch die Propheten des ewigen Krieges nicht Recht. In früheren Weltaltern war die Kirche die Wahlſtätte ſo vieler und ſo großer Kämpfe, weil die Gränzen der verſchiedenen Lebensmächte zu wenig bekannt waren, weil die Vertreterin des Glaubens bald die Vertreterin des Wiſſens oder den Vertreter des Rechts in ihrem Gebiete kränkte, bald von ihnen gekränkt wurde. — Darum entbehrt auch dieſer Gegengrund des gehörigen Halts.

Ihre Gegner führen weiter an, durch die Einführung der fraglichen Formen werde die Entſcheidung über die bedeutendſten kirchlichen Angelegenheiten, welche von der Geiſtesmacht abhängen ſolle, der Stimmenmehrheit und ihrer blinden Gewalt überlaſſen.

Dieſer Mißſtand mag zuweilen eintreten; man muß es zugeben. Er erſcheint indeß auch bei den andern Formen, nur mit dem, Unterſchiede, daß bei der Vertretung größere Zahlen auftreten. Zudem trägt die leztere auch manche Gegenmittel gegen die unverſtändige Zahlengewalt in ſich. Wir meinen damit die Oeffentlichkeit, die größere Maſſe von Talenten, welche hier verſammelt ſind, endlich das Veto der Kirchengewalt, welche bei dieſer Ordnung der Dinge über die kirchlichen Zuſtände, ihre Licht- und Schattenſeite wohl unterrichtet ſeyn muß.

Die Gegner der Kirchenvertretung behaupten ferner, daß durch ſie der Kirchengewalt ein Recht nach dem andern abgekämpft werden würde, was jedenfalls ein ärgerliches, unſittliches, mit großen Nachtheilen verbundenes Schauſpiel wäre. Es iſt allerdings möglich, daß die Vertretung ihre Gränzen verkennt und ſie überſchreitet. Aber eben ſo möglich iſt, daß auch die Kirchengewalt

über ihr Gebiet hinausgeht, und der Vertretung ein Recht nach dem andern entreißt. Die Erfahrung liefert Belege für das Eine und das Andere. Jedenfalls ist die Behauptung ungegründet, die Vertretung werde durch ihre Natur zum Kampf gegen die Kirchengewalt geführt. Diese leider weit verbreitete Ansicht ruht auf irrigen Voraussetzungen, auf verkehrten Anschauungen. Da meint man häufig, das Wesen der Vertretung bestehe in der fortlaufenden Negation, wie andererseits häufig das Wesen der Kirchengewalt in eine unbewegliche Position gesetzt wird. Weder das Eine, noch das Andere ist richtig. Weil jedes Leben, jeder Theil eines Organismus die Elemente der Bejahung und der Verneinung vereinigt, so trägt die Vertretung auch die Position in sich und die Kirchengewalt auch die Negation.

Die Gegner sagen endlich, die Reformation habe ursprünglich die ganze Kirchenleitung in die Hände des Staatsoberhauptes niedergelegt; es sey daher ein Abfall von ihren Grundsätzen, eine Vertretung zu fordern.

Dies ist ganz ungeschichtlich. In der Reformation lassen sich bekanntlich zwei Strömungen unterscheiden, die lutherische und die zwingli-kalvinische. Die letztere entschied sich für die Formen der Vertretung. Das liegt vor Augen. Aber auch die erstere war für sie. Luther sah in der Urkirche, in der doch wohl die Formen der Vertretung galten, das Urbild. Schon am 28. November 1518 berief er sich auf Kirchenversammlungen. Wie laut forderte er die Rechte der Gemeinde zurück, von der er alle Kirchengewalt ableitete! Wie rücksichtslos sprach er sich gegen die Fürsten aus! Wie wenig wollte er sie in der Kirche herrschen lassen! Wie häufig rühmt er sich, der unheilvollen Vermischung geistlicher und weltlicher Gewalt gewehrt zu haben. Die Einführung der Consistorialverfassung war nur ein Werk der Noth, galt nur für ein vorläufiges Etwas. Die oberste Aufsicht blieb unbestimmt, blieb den Bischöffen vorbehalten. Man hoffte so lange auf ihren Beitritt. Mit Kassandragedanken schrieb Melanchthon an Camerarius: utinam possim restituere administrationem episcoporum. Video enim, qualem simus habituri ecclesiam destituta πολιτεια ecclesiastica. Video, postea multo fore intolerabiliorem tyrannidem, quam antea unquam fuit. Auch nur allmählich befestigte sich die Consistorialverfassung, das

Territorialſyſtem. Man vergleiche deßhalb die Kirchenordnung Herzog Ulrichs von Württemberg vom 1. Auguſt 1547 mit der Kirchenordnung Herzog Chriſtophs vom 26. Mai 1553. In der letzteren drängt ſich Alles ſchon mehr nach oben. Unter den Mühſalen, unter den Kriegen der zwei folgenden Jahrhunderte, welche die Volkskraft ſo ſehr abſchwächten, wie auch unter den Anſichten über Regierung, Verwaltung, geſellſchaftliche Ordnung, welche aus der abſoluten Monarchie Frankreichs nach Deutſchland herüberkamen, gewann endlich die Conſiſtorialverfaſſung, das Territorialſyſtem feſten Beſtand. So ſpricht die Geſchichte über ſeinen Anfang und ſeine Fortſchritte. Sie iſt weit entfernt, die einen oder die andern aus den Grundſätzen der Reformation abzuleiten.

Damit ſind die bedeutendſten Gründe angegeben, welche gewöhnlich in größeren und kleineren Werken gegen die Kirchenvertretung vorgebracht werden. Einige übergehen wir, weil ſie auf einer gänzlichen Verkennung der Sache beruhen, z. B. den, das Verhältniß der Synode zum Staate ſey gewiſſermaßen ein diplomatiſches, und Wahlverſammlungen ſeyen immer ſchlechte Diplomaten. Solche Verhandlungen aber bleiben bei dieſem, wie bei einem andern Syſtem nach wie vor Sache der Oberkirchenbehörde.

Hören wir nun aber auch die Gründe, welche für die fraglichen Formen ſprechen. Die Kirchenvertretung wird gefordert von dem Geiſt der Zeit. Er arbeitet überall auf organiſche Geſtaltungen hin in der Wiſſenſchaft, wie im Leben. Wer wollte aber läugnen, daß in dieſe Reihe die Verfaſſung gehöre, von welcher wir hier ſprechen? Um ſo mehr muß zugeſtanden werden, daß ſie eine Forderung der Zeit ſey, wenn es ſich von ihrer Einführung bei einem Volke handelt, welches bereits eine politiſche Repräſentation hat. Wenn auf dem Gebiete des Staates das Recht der Mitwirkung gewahrt wurde, wie könnte es dann auf dem Gebiete der Kirche verſagt werden? Auf letzterem Gebiete iſt es um Vieles eher zuzugeſtehen, weil alle Glieder derſelben anerkanntermaßen gleich ſind, alle ohne Vorrechte, alle Prieſter. Wenn man auch dieſe unläugbare Wahrheit nicht anerkennen würde, ſo müßte doch das fragliche Recht eingeräumt werden, weil durch dieſe Einräumung ein großer Zwieſpalt

geboben wird. Es iſt nämlich ein groſser Zwieſpalt, wenn ein Volk im weltlichen Kreiſe freie Bewegung hat, im geiſtlichen Kreiſe dagegen dieſer freien Bewegung entbehrt. Es iſt dies ein Zwieſpalt, den die nachtheiligſten Folgen mit unausweichlicher Nothwendigkeit begleiten. Man betrachte nur die Geſchichte Frankreichs, welche bei allen geſchichtlichen Aufgaben der neuen Zeit eben ſo ſehr zu fragen, als nicht nachzuahmen iſt. Die tiefſten Kenner, die Männer mit dem ſchärfſten Auge ſagen mit Recht, daſs die Wurzel aller dortigen Gährungen ſeit einem halben Jahrhundert in dem Widerſpruche liege, von welchem wir ſprechen. Sie ſagen mit Recht, daſs über Frankreich der Fluch ſtets wiederkehrender politiſcher Umkehrungen nicht gekommen wäre, wenn es den Segen kirchlicher Reformen aufgenommen hätte. Die Kirchenvertretung iſt nothwendig, weil ſie ein tüchtiges Mittel iſt, die Wurzel des chriſtlichen Lebens, den frommen Gemeingeiſt, das kirchliche Bewuſstſeyn zu ſchirmen und zu ſtärken. Wir gehen nicht ſo weit, daſs wir behaupten, ſie ſey das einzige Mittel, um dieſen groſsen Zweck zu erreichen, aber neben den andern iſt ſie gewiſs nicht zu verſchmähen, ſondern hervorzuheben.

Thatſache iſt es, daſs das kirchliche Bewuſstſeyn unſerer Tage immer noch nicht die Stärke hat, welche es haben ſollte, und haben könnte. Thatſache iſt es aber auch, daſs es gegenwärtig wiederum ſich hebt. Es iſt nicht mehr ſo ſchwach, als in der Zeit, da Hegel von der Auflöſung der Kirche in den Staat ſprach, und damit eigentlich nur die Wirklichkeit ſchilderte, einen Bericht gab über den damaligen traurigen Stand der Dinge. Er hatte Vorgänger für ein ſolches Verfahren. Was that Thomaſius Anderes? Wahrlich, auf dem Gebiete des Kirchenrechts begann bisher die Eule der Minerva meiſt erſt bei einbrechender Dämmerung ihren Flug. Wie geſagt, es iſt Thatſache, daſs das kirchliche Bewuſstſeyn ſich wiederum hebt. Dieſe Kräftigung hat eine doppelte Folge, vorerſt die Einſicht, daſs zu den Urſachen ſeiner Schwächung der Mangel einer kirchlichen Vertretung gehöre, ſodann das lebhafte Verlangen nach derartigen Formen. Indem ſie Alle zur Mitwirkung rufen, erzeugen ſie die Theilnahme Aller. Indem ſie mit Oeffentlichkeit verbunden ſind, ſprechen ſie zu Allen anregend und begeiſternd, weil ihre Oeffentlichkeit die erhabenſten, heiligſten Angelegenheiten des Geiſtes beleuchtet.

Eine Kirchenvertretung iſt zweckmäßig, als Gegenmittel gegen die Zerſplitterung in Sekten. Sekten bilden ſich, theils wenn in der Kirche der Kreislauf des Lebens gehemmt iſt, theils wenn ein Druck von irgend einer Seite religiöſen Gefühlen das Recht der Aeußerung, religiöſen Bedürfniſſen die Erlaubniß der Befriedigung verſagt. Gegen den einen und den andern Uebelſtand wirken die fraglichen Formen. Sie tragen dazu bei, dem Leben in der Kirche, wenn es ſtocken will, wiederum einen Anſtoß, einen Schwung zu geben. Ferner geſtatten ſie den Bewegungen des Innern, ſich zu äußern und Geltung ſich zu erkämpfen. Damit heben ſie die Urſachen der Sektenbildung. Wie wahr dies iſt, zeigt das Beiſpiel Schottlands und Englands. In Schottland gibt es faſt gar keine Sekten, England wimmelt davon. Sie werden hier nothwendig von der Hochkirche erzeugt.

Die Kirchenvertretung iſt nothwendig, weil ſie das beſte Mittel iſt, die Träger der Kirchengewalt über die Schwingungen des religiöſen Geiſtes, über die kirchlichen Zuſtände ins Reine zu bringen. Schriftliche Berichte reichen nicht zu; in keinem Fall leiſten ſie das, was das lebendige Wort leiſtet, oder die eigene Anſchauung, welche durch die Vertretung gewährt wird, weil in ihrem Kreiſe meiſt ſolche Männer erſcheinen, welche am tiefſten von den ſich bildenden Bedürfniſſen bewegt ſind.

Indem die Vertretung in dieſer Weiſe die Kirchengewalt über die herrſchenden Zuſtände am beſten aufklärt, iſt ſie ſo weit entfernt, ſie zu ſchwächen, daß ſie ſie vielmehr kräftigt. Denn Einſicht und Weisheit ſind auf kirchlichem Gebiete die Hauptſtützpunkte der Macht.

Die Kirchenvertretung iſt wünſchenswerth, weil ſie die Geſchäfte abkürzt. Dieſen Satz werden Manche beſtreiten; aber er iſt doch richtig. Indem ſie der zweiten Stufe, der Mittelſtufe in ihrem Organismus, viele Arbeiten überläßt, wird dem Berichten von oben nach unten, von unten nach oben ein Ziel geſetzt. Dieſes Berichten nimmt viele Zeit in Anſpruch, die in keinem Verhältniſſe mit den Wirkungen ſteht. Es iſt nur Druck und Gegendruck. Man verfällt damit in das Gebiet der mechaniſchen Phyſik.

Die Kirchenvertretung iſt erſprießlich, weil ſie der Kirche dem Staate gegenüber eine feſte Stellung verſchafft, zum Segen

für beide Mächte. Ihre völlige Trennung, die nordamerikaniſche Anſicht, hat einerſeits die Folge, daß die Kirche in eine Unzahl religiöſer Gemeinſchaften, in einen Schwarm von Atomen zerfällt, andererſeits aber die Folge, daß der Staat ſeine ſittliche Grundlage verliert. Dies ergibt ſich a priori aus der Betrachtung der Sache, und wird a posteriori durch die Vorgänge in dem transatlantiſchen Freiſtaate beſtätigt. So wenig nun das freiwillige Kirchenthum, welches der Vielheit Alles überläßt, dem Urbild entſpricht, ſo wenig wird es durch das Territorialſyſtem, welches Alles der Einheit und ſogar der weltlichen überläßt, erreicht. Die Wirkungen des letzteren haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Wirkungen des erſteren. Les extrêmes se touchent. Die Wahrheit liegt in der Mitte.

Dieſe Mitte iſt die Vertretung. Sie läßt der Kirche ihre Rechte widerfahren, aber auch dem Staate ſein Recht. Sie ſetzt keine Kluft zwiſchen beiden, vermiſcht ſie aber auch nicht. Sie vermittelt einen geregelten Verkehr zwiſchen ihnen. Sie ſchafft jene Einheit, welche darin beſteht, daß der Leib der Kirche vom Staate, die Seele des Staats von der Kirche beſchirmt wird.

Die Kirchenvertretung iſt nothwendig, weil nur durch ſie ein engerer Anſchluß der verſchiedenen evangeliſchen Landeskirchen möglich wird. Daß dies bei dem freiwilligen Kirchenthum nicht thunlich iſt, leuchtet ein, ſchon daraus, daß es keine feſte, beſtimmte Mittelpunkte hat. Eben ſo wenig fördernd erweiſt ſich in dieſer Hinſicht das Territorialſyſtem. Indem es Staat und Kirche verſchmilzt, Staatskirchen ſchafft, ſo liegt am Tage, daß es nicht im Stande iſt, rein kirchliche Bündniſſe, ohne politiſche und deßhalb höchſt nachtheilige Zuthaten einzugehen. Eine Syntheſe der evangeliſchen Landeskirchen iſt nur bei den Formen der Vertretung ausführbar. Sie unterſcheiden Staat und Kirche, ſomit fällt durch ſie das Hinderniß weg, welches in Beziehung auf dieſe Frage im Territorialſyſtem liegt. Sodann zerſplittern ſie die Kirche nicht in eine atomiſtiſche Maſſe von Einzelgemeinden, ſtärken vielmehr die Einheit der Kirchengewalt, ſomit heben ſie auch das andere Hinderniß, welches in dieſer Hinſicht in dem freiwilligen Kirchenthume ſich vorfindet. Daß aber eine engere Verbindung der verſchiedenen evangeliſchen Landeskirchen wünſchenswerth und heilſam ſey, wer wollte dies in Abrede ziehen?

Das ist ja eben die Absicht des Christenthums, nicht blos den einzelnen Menschen dem einzelnen Menschen näher zu bringen, sondern alle Volksgeister der Erde mit einander zu vereinigen. Es schreitet durch die Idee der Nationalität hindurch, um die kosmopolitische zu verwirklichen. Der Bund der ganzen Menschheit ist sein grosses, heiliges Ziel.

Die Kirchenvertretung erweist sich als nothwendig, weil sie die dem germanischen Geiste entsprechendste Gesellschaftsform ist. Das erste Bild unseres Volkslebens, welches wir besitzen, das von Tacitus, stellt schon eine ähnliche Gliederung dar. Wir erinnern an den vicus, an den pagus, an die großen Volksversammlungen. Der vicus entspricht unserer ersten Stufe, der pagus unserer zweiten, die grosse Volksversammlung unserer dritten in dem gezeichneten kirchlichen Organismus. Eine gleiche Gliederung zeigen die späteren Gesetzgebungen, z. B. die angelsächsische. Der germanische Geist äußerte von seinen geschichtlichen Anfängen an bis auf unsere Tage einen unerschütterlichen Sinn für organische Schöpfungen. Er erstrebt sie auf allen Gebieten, er kann nur ruhen, wenn er in ihnen sich bewegen darf. Er muß sie daher auch auf dem Boden der Kirche haben. Er findet sie nicht in dem freiwilligen Kirchthume, jener Vielheit ohne Einheit, nicht in dem Territorialsysteme, jener Einheit ohne Vielheit, er findet sie nur in einer mit den Formen der Vertretung ausgestatteten Verfassung, welche Einheit und Vielheit, Allgemeinheit und Einzelheit, Gesetz und Freiheit mit einander vermittelt, welche den monarchischen, aristokratischen, demokratischen Gedanken beschränkt, und gerade mittelst dieser Beschränkung jedem, soweit er eine Wahrheit ausdrückt, sein Recht zukommen läßt. Man könnte zwar einwenden, die Menschheit sey das Feld für die Kirche, die Kirche verhalte sich daher gleichgültig gegen die besondere Eigenthümlichkeit eines einzelnen Volkes. Wir geben es zu, daß das letzte Ziel der Kirche der Bund der ganzen Menschheit sey. Aber dieses Prachtgebäude will sie nicht auf die Vernichtung der Volksgeister gründen, sondern verklärt führt sie alle in ihr Pantheon ein. Eine Betrachtung ihrer geschichtlichen Entwicklungen liefert den schlagenden Beweis, daß sie die Eigenthümlichkeit der Völker nicht zerstört, sondern einen Bund der Weihe mit ihnen eingeht. Ihr erster Abschnitt, was

ist er anders, als eine Einigung mit dem Hellenenthum und seiner gedankenvollen, ewig blühenden Weisheit? Ihr zweiter Abschnitt, der mittelalterliche, der katholische, der päbstliche, was ist er anders, als eine Genossenschaft mit dem Jupiter capitolinus. mit dem welterobernden Römerthum? Ihr dritter Abschnitt, der reformatorische, was ist er anders, als eine Vermählung mit dem Germanenthum, welches zum ersten Male durch die Schaaren der Völkerwanderung, zum zweiten Male durch Luther und seine Mitkämpfer aus unerschöpflichen Quellen herauf die geschwächte, gebeugte Welt verjüngte und stärkte? Wir können daher sagen, evangelische Kirche und germanische Kirche seyen Wechselbegriffe. Wir können uns daher auch die Folgerung nicht entreißen lassen, daß die Kirchenvertretung als eine Foderung des germanischen Geistes unabweisbar sey.

Die Kirchenvertretung ist nothwendig, weil sie dem Wesen, dem Begriffe der evangelischen Kirche entspricht. Dieser Grund, möchten auch alle andern ungenügend seyn, genügt. Der Begriff der evangelischen Kirche aber, mag er so oder so gefaßt werden, trägt die Merkmale der Gleichheit und der Freiheit in sich. Ist sie nun eine Einheit der Gleichheit, so fällt das Territorialsystem mit seiner Bevormundung. Ist sie ferner eine Einheit der Freiheit, so fällt das freiwillige Kirchenthum, da es die Ordnung und die Stetigkeit ausschließt, ohne stetige Ordnung aber keine Freiheit zu erstehen und zu bestehen vermag. Die Foderungen der Gleichheit und Freiheit werden nur durch die Formen der Vertretung befriedigt. Darum werden die evangelischen Landeskirchen überall, wo ihre Bewegung nicht durch fremdartige Einflüsse gestört wird, in dieser Weise sich ausbilden, und damit das große Werk, welches vor drei Jahrhunderten begonnen wurde, ergänzen. Trügen nicht alle Zeichen, so ist auch diese Arbeit unter den ernsten, folgereichen Aufgaben unserer Zeit.

W. C. Kullen.

Aus den Briefen
eines nachgebornen Prinzen.

Zweite Abtheilung.

52.

Zuweilen liest man von Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes, von welchen es unbegreiflich scheint, daß man nicht schon längst auf sie gekommen sey, wie z. B. daß Fabrikherren oder größere Handwerker, ihre Arbeiter statt Sonnabends, Mittwochs ablohnen, damit der Wochenlohn nicht sogleich in die Sonntagskneipe wandere. Vielleicht wäre Montag Abend der zweckmäßigste Zeitpunkt hiefür.

53.

Die Lesung der Geschichtsbücher, welche von der Zeit zwischen dem Passauer Frieden und dem dreißigjährigen Kriege handeln, erweckte stets in mir eine peinliche Empfindung. Man sieht die Hagelwolken entstehen, dichter werden und heranziehen. Eine Parallele jener Zeit mit unserer wäre höchst verdienstlich. Ich glaube, wir gehen einem dem dreißigjährigen Kriege analogen Krankheitsproceß entgegen, hoffe aber, daß dann die Krisis vollständig seyn und unser Volk verjüngt, gestärkt und gereinigt aus demselben hervorgehen werde.

54.

Es ist recht gut, wenn man Heiden bekehrt, ich habe auch nichts dagegen, daß man die Juden dem Christenthume zuzuführen versucht. Vorher aber sollte man schlechtbezahlte und deßhalb stets mit anrüchigen Geistlichen besetzte Pfarrstellen zu Hause besser dotiren, und dafür Sorge tragen, daß in Wandel und Lehre

Alles ſo beſchaffen wäre, daß die Juden wie die Heiden es ſich zur Ehre ſchätzen müßten, ſich uns anzuſchließen. Bequemer iſt Jenes freilich, aber eben deßhalb ſollten die Miſſionsbeförderer ſich der chriſtlichen Demuth etwas mehr befleißigen.

55.

Sie fordern, die Leute ſollen klug werden durch die Geſchichte, aber wo hat man es verſtanden, die Geſchichte als Lehrerin zu benützen? Als ich ein Knabe war, fiel es meinem Lehrer in der Geſchichte ein, mich über ſeinen geſtrigen Vortrag abfragen zu wollen. Ich antwortete gutmüthig: das iſt ja ſchon vorbei, und wurde nicht wenig über dieſe Worte ausgeſcholten, und dennoch machen ganze Völker es ebenſo. Eben weil mir ſpäter die Geſchichte als Lehrerin ſich aufdrang, habe ich es nie zu dem bringen können, was man Glück in der Welt nennt; die Einen nannten mich Jakobiner, die Andern einen Ultra.

56.

Der Erfindungen und Verbeſſerungen ſind ſo viele, daß ſelbſt die in Verlegenheit kommen, welche ſich als vorſchreitend und einſichtig dadurch wollen geltend machen, daß ſie jedes Neue patroniſiren. Es ſind gewöhnlich Leute ohne bedeutenden innern Gehalt, und die Engländer ſetzen zuweilen ihrem Namen ein Patent — vor. Ich warte, bis die Erfindung von der Straße aus mir ins Haus kömmt, und befinde mich ganz wohl hiebei.

57.

Es wollte mir nie gelingen, das Mittelalter als eine paradieſiſche Zeit, ſogar des damals ſo hochſtehenden Adels zu erfaſſen. Am ſchmerzlichſten vermiſſe ich das Verſchwinden von zwei Erſcheinungen, welche es bietet, und welche ich Ihnen im Vertrauen mittheile, denn errathen werden Sie ſie niemals. Ich meine die humoriſtiſchen Strafen und die ſymboliſchen Handlungen vor Gericht, ja im täglichen Leben. Es ſcheint, daß ein gewiſſer geſunder Menſchenverſtand, eine eigenthümliche gute Laune ſo gewiß den Menſchen fliehe, welcher leſen und ſchreiben lernt, als die Schärfe des Geſichts und Gehörs den, welcher vom Nomadenleben zum ordentlichen Landbau übergeht.

58.

Der Sultan muß in ſeiner Hauptſtadt umherreiten, das Brod abwägen und die ſtraffälligen Bäcker mit dem Ohr an die

Bude nageln laſſen. Es muß etwas diaboliſch Reizendes in der Alleinherrſchaft liegen, weil man ihrer ſo ſehr begehrt, ſo feſt ſich an ſie anklammert, aller Gefahren und Uebelſtände ungeachtet, von der moraliſchen Verantwortung abgeſehen.

59.

Es ſcheint, daß einige Regierungen einzuſehen anfangen, wie viele perſönliche Abhängigkeiten ihnen durch die Ablöſung der Grundlaſten entgehen, und daß ſie daher darnach ſtreben, die Waldungen überall an ſich zu bringen, um den Alleinhandel mit einem der nothwendigſten Bedürfniſſe zu erlangen. Der Vorwand, daß Wälder am Leichteſten und Beſten vom Staate verwaltet werden, iſt allerdings ſehr plauſibel.

60.

Es rührte mich tief, als ich neulich las, man habe Weizen zum Keimen gebracht, welcher ſeit vielen tauſend Jahren neben einer Mumie gelegen hatte. Wir wollen nicht verzweifeln, daß geiſtige auf uns gekommene oder von uns ſelbſt der Nachwelt übergebene Körner einſt eben ſo glücklich ſeyn mögen. Schon das Vertrauen des Baums auf die Erde, welcher er bei herannahendem Winter ſeine Samen anzuvertrauen wagt, iſt ſo erhaben und poetiſch, ſo beruhigend für den denkenden und fühlenden Menſchen!

61.

Am Rheine hatten ſie die Untugend, ſich mit franzöſiſchen Accenten zu verſehen, wenn ihre Namen mit einem E endigten; da fand man Kromé, Taſchés, ja Jungé. Jetzt irlandiſirt man hie und da, wie Oetzel in O'Etzel, ja Olivier in O'Livier umgewandelt wird. Ich kann es den Sängern verzeihen, wenn ſie ihre Namen italianiſiren. Aber den gemeinſten deutſchen Namen würde ich doch ſtets einem verzwickt franzöſiſchen oder gar einem irländiſchen vorziehen.

62.

Wer es vermöchte, ſich wie B. Franklins Fliegen hundert Jahre in Madeira ſchlummernd aufbewahren zu laſſen, und dann friſch und lebenskräftig zu Fortſetzung des Daſeyns zu erwachen, der würde zwar viel Erfreuliches, manche Frucht jetzt ausgeſtreuter Saat erblicken, er würde aber oft in gewaltiger Verlegenheit ſeyn, wenn er auf ganz einfache Fragen antworten

ſollte, z. B. warum haben damals die Regierungen nicht auf die lauten und zahlreichen Stimmen geachtet, welche ihnen das Gefährliche ihrer Stellung bewieſen und die Mittel angaben, wie die Gefahr abgewendet, ja genützt werden könne?

63.

Etwas Widerwärtigeres iſt mir nie in der Welt vorgekommen, als ein reicher Nordamerikaner mit großen Anſprüchen auf geſellſchaftliche Geltung in Europa. Da ſieht man, was eine erſte Geſellſchaft einer Stadt der neuen Welt ſeyn mag, ein Gemiſche von Spekulanten, Rhedern und Sklavenhändlern, nur durch Reichthum allein erhoben und zuſammengehalten. Sie wiſſen, daß ich wünſche, der europäiſche Adel ſolle ſich umgeſtalten, ſo aber ſoll er um Gottes Willen nicht werden!

64.

Das deutſche Vehmgericht und die venetianiſche Staatsinquiſition kann ich für nichts Anderes halten, als für Anſtalten weiſer Selbſtbeſchränkung der Ariſtokratie, damit ſie nicht durch eigenen Uebermuth zerſtört werde. Im Jahre 1815 glaubte ſie Wichtigeres zu thun zu haben, und jetzt möchte es zu ſpät ſeyn, um etwas Aehnliches wieder herzuſtellen, und unmöglich, es wirkſam zu machen.

65.

Verkehrte Syſteme tauchen ſtets wieder auf, wenn ſie nicht vollſtändig widerlegt, ſo recht eigentlich todtgeſchlagen worden waren. Das Inventar allgemeiner Wahrheiten — die mathematiſchen allein ausgenommen — iſt noch ſehr compendiös.

66.

Wenn Jemand auf der lüneburger Heide coloſſale Treibhäuſer anlegen würde, um den Bedarf an Bordeaurwein ſelbſt zu erzielen, ſo würde des Spottes über ihn kein Ende ſeyn; dagegen läßt man eben ſo Verkehrtes gleichgültig und höchſtens zweifelnd lächelnd Jahre lang vor ſich vorübergehen. Für manche gefeierten Schriftſteller gibt es nur Ein zu beachtendes Intereſſe, das der Fabrikanten. Wie die Mehrzahl ſich dabei befinde, dafür läßt man dieſe ſorgen.

67.

Wer die Lügenhaftigkeit unſeres geſelligen Lebens, die tiefe Unſittlichkeit bei den höchſten Stellungen, die Nichtigkeit in den

Vergnügungen, die Uebersättigung in jedem Genusse, die Verworfenheit so vieler talentvoller Schriftsteller genau beobachtet, der möchte Cartäuser werden, oder Trappiste. Und dennoch hält sich das Wesen! Wohl wird der Heilungsproceß herb seyn, gerade im Verhältnisse des Uebels, wie immer. Aber die Sündfluth wird über unsere Grabhügel gehen!

68.

Auf Ihren Reisen bitte ich Sie einen Maaßstab anzulegen, welchen ich beinahe stets in Deutschland erprobt gefunden habe. Wo öffentlicher Geist gesund und erstarkt ist, werden die Leichenbegängnisse mit möglichst weniger Feierlichkeit abgehalten, und wo ästhetischer Sinn sich vorfindet, sind die Friedhöfe reinlich, einfach und geschmackvoll verziert.

69.

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen würden auch sehr vielen Gegenständen der Verwaltung eben so heilsam und nothwendig seyn, als den Gerichten. Daß namentlich die Angelegenheiten der Gemeinden sehr derselben bedürfen, zeigt der überall ausgesprochene Wunsch der Bürgerschaften. Diese werden durch die Beschlüsse der Stadträthe am unmittelbarsten berührt, und die Gegenstände sind meist so geartet, daß Jeder sie begreifen und beurtheilen kann, was bei den Verhandlungen der Reichsstände, ja sogar bei denen der Kreisstände, begreiflicher Weise nicht immer der Fall ist. Dort wäre die Elementarschule für den Unterricht der Staatsbürger als solcher.

70.

Nicht leicht habe ich etwas Ergreifenderes gelesen, als die Briefe der Lady Nithsdale an ihre Schwester, eine Klosterfrau in Gent, über die Errettung ihres Gatten. Es lebt darin ein weiblicher Muth, ein Gottvertrauen, ein edles Selbstgefühl, welche über allen rhetorischen Formen leuchten, wie der Mond über einem Feuerwerk. Diese Briefe sind als Festgabe bei Vermählung einer Verwandten gedruckt, also nicht im Buchhandel. Es ist mir sehr angenehm, daß die Hochzeitgedichte so ziemlich in Abgang gekommen sind, aber es wäre mir noch angenehmer, wenn sie auf diese Weise ersetzt würden; es würde weder an Stoff, noch an Benützung desselben für das größere Publikum fehlen.

71.

Wer hat sich denn jemals die Mühe gegeben, aufzuzeichnen, wie und wann eine bedeutende Erscheinung im Staats- oder Gesellschaftsleben nach und nach entstanden sey? Sie steht da, wie fertig und plötzlich hervorgetreten, und erst dann sucht man die ärmlichen Spuren ihrer Herkunft auf. So die Völkerwanderung, die Entdeckung Amerikas, die Reformation, selbst die französische Revolution. Je eifriger man die Geschichte studirt, desto ärmer und hungriger fühlt man sich, und kömmt am Ende auf dieselbe Liebhaberei, wie Napoleon, welcher in Geschichte und Trauerspiel nur die „Krisen" der Aufmerksamkeit werth hielt.

72.

Es ist eine irrige Behauptung, daß die zunehmende Bevölkerung der Zucht- und Arbeitshäuser ein Beweis sey für die Verschlechterung der Massen. Seit die Kasernen nicht mehr zu dem Behufe dienen, liederliche, unruhige und arbeitsscheue Leute zu beherbergen, müssen es freilich jene Anstalten thun. Bedenken Sie, welche Anzahl verlorner Söhne die Werbungen Preußens, Oesterreichs, Hollands, Frankreichs, Spaniens und Sardiniens ehmals in den Landen deutscher Zunge aufsogen, während jetzt aus denselben Gründen ein Soldat vom Regiment weggejagt wird, aus welchen er vor 50 Jahren ad militiam condemnirt worden wäre. Die Zahl der weiblichen Verurtheilten wird so ziemlich dieselbe seyn, wie ehmals. Wie dem Mangel einer militärischen Zuchtanstalt abgeholfen werden könnte, ohne der Ehrenhaftigkeit der conscribirten Heere zu nahe zu treten, verdient der Gegenstand einer Preisaufgabe zu werden. Condottieri nach alter Weise wären freilich das wirksamste Ableitungsmittel. Für Rußland sind es die Tscherkessen, für Frankreich ist es Algier. Kanal- und Eisenbahnarbeiten, Straßenanlagen nach Art der alten Römer unter beständiger Ueberwachung militärischer Obern sollten wenigstens versucht werden.

73.

Wer eine kleine Stadt auf ewige Zeiten arm erhalten, alles Selbstgefühl ihrer Bürger unterdrücken, den Fleiß durch Wuchergeschäfte, die Sittlichkeit durch Genußsucht ersetzen will, hat hiezu ein unfehlbares Mittel: er verlege nur eine Universität in ihre Mauern.

74.

Die Vertheidiger des Studiums der alten Sprachen ſetzen ſich dadurch gegen unſere Zeit in Nachtheil, daß ſie zu viel verlangen, eine zu hohe Idee von ihrer Wichtigkeit haben. Die allgemeine Bildung wird wieder zu öffentlichem Leben, und dieſes zu verjüngtem Studium und praktiſcher Benützung der Alten führen. Die Uebergangsperiode iſt freilich ſchmerzhaft für die Philologen; aber eines Theils iſt ſie es nicht für ſie allein, andern Theils haben ſie es, in Deutſchland wenigſtens, häufig verſäumt, ſich in Lehre und Leben mit der Zeit in ein wenigſtens erträgliches Gleichgewicht zu ſetzen. Ich würde einer Regierung ein gut dotirtes philologiſches Inſtitut als Gegenpol der Pariſer polytechniſchen Schule vorſchlagen. So lange aber noch Latein früher gelehrt wird, als Griechiſch, muß ich die Sache der Philologen für ſehr gefährdet halten.

75.

Die Gefahren für den Proteſtantismus von Seite des Katholicismus liegen in zwei neueren Erſcheinungen. Der katholiſche Klerus ergänzt ſich jetzt nur noch aus den untern Volksklaſſen, und muß daher ſo romaniſtiſch ſeyn als möglich; alsdann iſt das Nebeneinanderbeſtehen katholiſcher und proteſtantiſcher theologiſcher Fakultäten auf derſelben Univerſität das ſicherſte Mittel, die Katholiken wiſſenſchaftlich zu ſteigern. Die Reformation regenerirte ſie im 16ten Jahrhundert, im 19tén begründet ſie ſie auf's Neue, und zerfällt zugleich in ſich ſelbſt!

76.

Spitzbuben und Halbnarren, Gaukler jeder Art und Tänzerinnen werden als Löwen und Löwinnen es ſtets am Weiteſten in dem bringen, was man Celebrität nennt. Der Pöbel auf der Landſtraße will mit Staub oder Koth bedeckt werden, wenn er angaffen und bewundern ſoll. Wer aber ſeinen von Beruf und Gewiſſen angewieſenen Weg geht, muß auf Anerkennung von Seite der Menge verzichten, und ihren Beifall eher zu gering als zu hoch anſchlagen. Es iſt nur Wenigen gegeben, durch Geiſtes- und Charakterkraft zugleich die Beſten zu gewinnen und die Maſſen zu beherrſchen. So Luther. Verkannt und verläumdet werden die Trefflichſten am häufigſten, und wie weit

dieſes gebe, wie lange es brauche, bis beſſere Erkenntniß durchdringt, beweist vor Allem Machiavelli.

77.

Seit einigen Jahren muß ich ſo oft hören: „der Staatsmann oder dieſe Maßregel hat ſich abgenützt.“ Ich überſetze und umſchreibe mir dieſen neuen Ausdruck auf folgende Weiſe: Es wurde aus perſönlichen Abſichten gegen andere perſönliche gehandelt, und das Bleibende, Nothwendige dem Vorübergehenden, Eigenſüchtigen aufgeopfert. Der tüchtige Mann, die tüchtige Maßregel werden überwältigt, aber ſo wenig abgenützt, daß man darauf wetten kann, es werde die Zeit eintreten, wo man ſie wieder mit Freuden zu Ehren bringt. Um abgenützt werden zu können, muß man ein Werkzeug ſeyn. Wer oder was dieſes nicht iſt, wird oft nicht gebraucht, aber nicht abgenützt, wenn man Gebrauch davon macht.

78.

Die gewöhnliche Statiſtik iſt viel, die höhere dynamiſche ſehr viel werth, jedoch für bedeutende Momente einer Volksentwicklung reichen ſie ſo wenig hin, als ein Kraftmeſſer für die Anſtrengungen eines vom hitzigen Fieber aufgerüttelten Mannes. Aber auch der geſunde Menſch, das Volk im gewöhnlichen Dahinleben tragen Kräfte in ſich, über welche beide nicht wenig ſelbſt erſtaunen, wenn ſie an den Tag kommen. Manche Regierungen ſcheinen das Daſeyn dieſer ſchlummernden Kräfte zu kennen, denn ſie vermeiden ſorgfältig Alles, was dieſe wecken könnte, und werden nicht müde, gegen ſie durch ſanftniederſchlagende Diät zu arbeiten. Auch andere als Goethe's Quackſalber denken: Erſt muß ich ihr Arzneien geben, damit ſie eines Arzts bedarf.

79.

Gemeinſchaftliche Speiſehäuſer und Garküchen müſſen ſich nothwendig im Verhältniſſe der Zunahme der Arbeiter und der Abnahme der Häuslichkeit vermehren. Sie mögen ein betrübtes Zeichen der Zeit ſeyn, aber gewiß ſind ſie ein Bedürfniß. Es käme demnach nur darauf an, auf welche Weiſe den Aermſten, den Tagelöhnern, am Wohlfeilſten geſunde einfache Koſt geboten werden könnte. Die Armen- und Krankenſtiftungen könnten beſonders dadurch viel erſparen an Verpflegung wirklicher Kranken,

Arzneimitteln ꝛc., wenn ſie der Geneſenden, oder mit einer Krankheit Bedrohten ſich bei Zeiten annehmen würden, wie ſie ſich bereits hie und da durch Erziehungshäuſer von künftigen Bettlern loskaufen.

80.

Um auszuführen, was man vermag, muß man ſich eigentlich überſchätzen, und dagegen unterſchätzen, um die Leiden zu tragen, welche uns oft aufgelegt werden. Dieſe Eigenſchaften zu entwickeln und zu kräftigen iſt keine kleine Aufgabe für Politiker und Pädagogen, beſonders ſeit die religiöſen Springfedern ſo viel von ihrer urſprünglichen Kraft verloren haben.

81.

Den zukünftigen Geſchichtſchreiber bedaure ich herzlich, welcher einſt unſere Zeit beſchreiben will, und hiefür natürlich vorzugsweiſe unſere Tagblätter benützen wird. Das Wichtigſte, eigentlich Maaßgebende wird gewöhnlich in dieſen **nicht** geſagt, und wenn ſtets Parteianſichten die Färbung lieferten, ſo ſind es in neuerer Zeit noch untergeordnetere Intereſſen, beſonders die der Kaufleute und Fabrikanten, welche die Darſtellung und Beurtheilung der Thatſachen zuweilen auf eine meiſterhaft verſteckte Weiſe normiren.

82.

Ein gegebener widernatürlicher Zuſtand wird ſtets Gegenſtrebungen hervorrufen, welche, ohne förmlich organiſirt zu ſeyn, ſich organiſch darſtellen, als Geheimbünde erſcheinen werden. So in Irland, wo nationale, religiöſe und ſociale Oppoſitionen zuſammentreffen und am Ende ſiegen werden; ſo Polen, wo aber vielleicht durch Verbeſſerung des Schickſals der Maſſen, wenigſtens von Preußen und Oeſterreich, die Bewegung zurückgeſtaut werden kann. Auch einzelne Stände bieten das Bild eines ausgebreiteten Bundes, z. B. die Livreediener gegen die Herrn, ja in mancher Beziehung die Frauen wider die Ehemänner.

83.

Nichts betrübt, ja ärgert und erbittert mich mehr als Halbheit in der Erſcheinung bei Menſchen und bei Regierungen. Schmutzige Hände unter den Aermeln eines neuen Pariſer Fracks, und parlamentäre Lügen, abgenützte Schuhe zu ſeidenem Kleide, und republikaniſche Formen neben morgenländiſcher Gewaltherrſchaft können mich ſtets zur Verzweiflung bringen. Iſt denn

gerade unſere Zeit dazu verdammt, nichts hervorbringen zu können, was einem Ganzen ähnlich ſehe, als Einzelnweſen oder als Geſammtheit? Daß ich nicht als Greis ſchwarz ſehe, beweiſen mir die lauten Klagen der ausgezeichnetſten Jüngeren über den Zuſtand der Literaturen, der Künſte und der Geſellſchaft.

84.

Während die Frachtwagen ſtets koloſſaler, die Eilwagen ſtets breiter werden, bleiben die Landſtraßen ſo ſchmal wie früher, ja werden noch verengt durch Schlagſteine und Abraum, welche jetzt mehr Breite erfordern, als früher. Wenn man nur wenigſtens an Schlagplätze und erträgliche Fußpfade denken möchte! Gemahnt Sie nicht jede Fahrt auf der Landſtraße an ein Compendium der innern Politik, wie ſie wirklich iſt?

85.

Die bedeutendſte Folge des ſo lebendigen Magyarismus wird die ſeyn, daß die Edelleute keiner formellen Bildung mehr bedürfen werden, um lateiniſch zu reden und zu ſchreiben. In Ungarn war aber das Latein nicht nur Transaktion, es war Nothwendigkeit. Eine ſchon bereicherte Literatur, wie die deutſche, kann es ſchon eher entbehren, eine alte aber, wie die franzöſiſche, ſieht es bereits als Liebhaberei und Supererogation an. Es lohnt ſich der Mühe, in den italieniſchen und ſpaniſchen Proſaikern die Aenderungen im Periodenbau zu verfolgen, wie dieſer der lateiniſchen Verwicklung ſich ſtets mehr entledigte. In der deutſchen Proſa ging und geht die Umänderung in größere Durchſichtigkeit mehr ſprungweiſe.

86.

Die Vereine wider Thierquälerei nehmen ſich ſonderbar aus neben dem Trainiren der Rennpferde und neben der Knabenquälerei in den Schulen durch übermäßiges Unterrichten, welchem wir die Brillen auf ſo vielen jungen Naſen zu danken haben. Es ſcheint, daß nur noch in der Maſſe des Volks ein richtiger Begriff von dem ſich vorfinde, was der Menſch dem Menſchen und dem Thier ſchuldig ſey. Ein ſchwäbiſcher Poſtknecht, welchen ich wegen des Ausſehens ſeiner Roſſe und ſeines vernünftig guten Fahrens lobte, gab mir die Antwort: „das iſt meine Schuldigkeit, das Vieh hat ja doch keinen andern Herrgott, als den Menſchen.“ Dieſe Rede bin ich nie los

geworden, sie ist eine von denen, über welche sich ein Buch schreiben ließe.

87.

Es scheint parador, aber ist wahr, daß englische und deutsche Geschichtschreiber ihre Völker wahrer ehren, als die französischen das ihre, denn sie schmeicheln nicht; wer schmeichelt, will täuschen, zu seinem Zwecke nützen; aber nur der fördert die gute Sache, welcher auch die herbsten Wahrheiten nicht verschweigt.

88.

Die Coquetterie des herannahenden Greisenalters ist freiwillige Entschlagung von dem, was man nothwendiger Weise bald abgeben müßte; die Coquetterie der Regierungen sollte seyn, ohne äußere Nöthigung dem entgegen zu kommen, was nach dem Gange des organischen Volkslebens nun einzutreten hat, und so wenigstens den Schein der Freiwilligkeit und Volksfreundlichkeit zu retten. Wir haben gesehen, wohin Mißverhältniß der wirklichen und der eingebildeten Kraft, des leitenden und des zum Gehorchen berufenen Verstandes führt. Es scheint aber, es sey Etwas von Eva's Organisation in den Regierungen, denn auch sie wollen sich selbst nicht gestehen, daß sie nicht mehr seyen, wie vor 20 Jahren. Man hätte glauben sollen, daß in einem Lande, welches den Begriff, folglich das Wort Coquetterie aufgefunden hat, die Regierung den Zeitpunkt begriffen haben würde, die Matronenhaube gegen den Federhut einzutauschen.

89.

In Handbüchern der Psychologie sowohl als in sonst werthvollen politischen Schriften werden Sie wohl vergebens nach einer, mir wenigstens höchst merkwürdigen Erscheinung und nach deren Erklärung suchen. Ich meine die Contraste. Die besten Komiker sind stets sehr ernsthafte Leute, und die größten Männer jedes Fachs gewöhnlich das Widerspiel der Hauptsünde ihres Volks, ihrer Zeit und ihrer Literatur. Tacitus wird groß durch den Contrast, ebenso Dante und Machiavelli. Auch Napoleon war es während seiner aufsteigenden Bewegung. Wo die Contraste sich im Innersten des Volkscharakters vorfinden, zertheilen diesen geniale Schriftsteller in zwei Theile wie eine Pfirsche, wovon Don Quixote und Goethe's Faust die schlagendsten Beispiele seyn möchten. Der Kern aber bleibt geschlossen.

90.

Wetteifernde Nachahmungen, z. B. bei Dampfbooten, Diligencen ꝛc. haben manche Vortheile voraus, nützen die Erfahrungen der ersten Unternehmung, vermeiden ihre Fehler, und bringen selbstausgesonnene Verbesserungen an. Alle Gegner der ersten Unternehmung, alle Neuigkeitsjäger laufen ihnen zu. Auf jeden Fall gewinnt das Publikum durch sie. Meinem deutschen Vaterlande wünschte ich vorzüglich für den Augenblick Oppositionshochschulen, freie Gelehrtenvereine mit den alten Freiheiten und dem alten Korporationsgeiste. Aber daß diese nicht wieder entstehen, dafür würde mit seltener Einstimmigkeit gesorgt werden.

91.

Man mag sich gebärden wie man will, es wird dennoch nicht gelingen, den täglich gewaltiger anwachsenden Strömungen des Menschheit-Meeres zu widerstehen; sie werden vollständigere Ausbildung der Eigenthümlichkeiten jedes Volks bei allgemeiner Bildung, Gleichheit vor dem Gesetze und möglichst große Befreiung von den Hindernissen herbeiführen, welche noch Handel, Rede, Presse beengen. Dieses wird durch Mitbewerbung der Regierungen kommen. Das ist das Furchtbare einer Universalmonarchie, daß sie Mitbewerbung vernichten will.

92.

Im Staats- wie im Privatrechte, in der öffentlichen Verwaltung wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen steht das Zeitalter Philipps des Zweiten als fälschend, zerrüttend, als Feind freier Entwicklung, sogar bei den Protestanten da. Vorzüglich in diesem Zeitraume wurden die Rechte der Gemeinde überall eingeengt, der öffentliche Geist methodisch eingeschläfert, und das Hof und Schreiberregiment der späteren Zeiten vorbereitet. Damals wurde die Freiheit der Welt nur durch Wind und Wasser gerettet, durch die Zerstreuung der Armada und das Durchstechen der Dämme, um das belagerte Leyden zu entsetzen. Elementarkräfte pflegen sich zu rechter Zeit in die Spiele der Menschenkinder zu mischen, wenn diese anfangen, gar zu ungezogen zu werden.

93.

Wundern Sie sich nicht darüber, wenn die Handelsleute dem glänzenden Abenteurer stets wieder Kredit geben. Wir sehen

daſſelbe Verfahren auf's Großartigſte in Staatsanlehen dargeſtellt. So lange hohe Zinſe angeboten und (gleichviel ob wieder mit wucherlich herbeigeſchafftem Gelde) regelmäßig bezahlt werden, ſo lange trägt ſogar der ſparſame Pariſer ſein Geld zu Aguado, obſchon das Ende dieſer Operationen ſich mit mathematiſcher Gewißheit vorherſagen läßt. Wer jetzt Geſchäfte machen will, muß ausgezeichnet klug und unterrichtet ſeyn, alsdann regnet es ſtets wieder auf das Naſſe, wie die Italiener ſagen; die übrigen, ſonſt gehörig Klugen gehen leer aus oder verlieren.

94.

Eine Dampfbootfahrt auf dem Rheine bietet mir zwei ganz verſchiedene Bilder dar, welche mir aber gleich ſchlagend ſcheinen. Einmal iſt ſie wie das Leben eines thatkräftigen Mannes, erſt fröhlich, dann großartig beengt, endlich ruhig verflacht. Dann gibt ſie das treueſte Bild unſerer Zeit, unſäglichen Verkehr zwiſchen verfallenden und geſchmacklos wiederhergeſtellten Burgen, neu erbauten falſch gothiſchen Kirchen, ungeheuren Gaſthöfen und ärmlichen Bauernhütten.

95.

Ich war immer überzeugt, daß die Grundurſache des Unglücks der Bourbone in ihrer Erziehung lag und liegt. Wären ſie genöthigt worden, wie die öſterreichiſchen Erzherzöge fünf Sprachen fertig zu lernen, ſo würden ſie ſich wohl anders betragen haben. Denn nur der kann ſeine Zeit begreifen, welcher dem Gange mehrerer Literaturen zugleich folgen, und dadurch ihre Wechſelwirkung ermeſſen kann.

96.

Ganz eigenthümliche Betrachtungen veranlaßte eine Sammlung von Planen der größeren Städte. Wie ganz Nordamerika iſt Newyork in regelmäßige Quadrate getheilt, London ſtrebt ins Ungeheure, St. Petersburg gibt die durchgreifende Gewaltthätigkeit ſeines Erbauers wieder, Wien das Beharren am Herkömmlichen und die Abſonderung des ariſtokratiſchen Princips vom demokratiſchen, Berlin ſtoßweiſe Vergrößerung mit Vernachläßigung gehöriger Verbindung des Neuen mit dem Alten, und München ſechs verſchiedene Vergrößerungsplane, welche ſich durchkreuzen und behindern. Gewordene Städte haben Erweiterungen wie Baumringe, ſo Amſterdam, Moskau, Prag.

97.

Seit einige geiſtreiche Oppoſition wider das Beſtehende jungen Männern eine ſchnelle und anſtändige Verſorgung verſchafft hat, um ſie zum Schweigen zu bringen, iſt die Mitbewerbung in dieſem Fache ſo ſehr gewachſen, daß die Regierungen ſich außer Stand befinden, alle Spötter und Kritiker abzukaufen. Sie hätten von vorn herein beſſer gethan, die Sache nicht wichtig zu nehmen, weder zu verfolgen noch zu beſtechen, gute Köpfe in ihrer Beſonderheit anzuſtellen, auch wenn ſie wider die Regierung geſchrieben hätten, die mittelmäßige Mehrzahl aber zu ignoriren, weil der Aerger hierüber ſie am Schnellſten abnützt. Aber ich kenne wenige Regierungen, welche klar erkennen, wo ſie keine Märtyrer zu machen haben, und wie ſie ihre Gegner am Wohlfeilſten und Sicherſten zu Grunde richten.

98.

Einige Charlatanerie iſt bei weit ausgreifenden Unternehmungen ſtets nützlich und oft ſogar nothwendig. Die Elzevire wußten ſehr wohl, wie viel ihnen das Goldſtück Zinſe trug, welches ſie für jeden Druckfehler boten, deſſen Vorhandenſeyn man ihnen in ihren Klaſſikern nachweiſen konnte. Unternehmer von Eiſenbahnen, Eilwagen und Dampfbooten ſollten auf ähnliche Weiſe Verbeſſerungsvorſchläge hervorrufen. Ich getraute mir, manchen Ducaten hiebei zu verdienen; z. B. durch Anbringung von Medicinkaſten, Erweiterung der Räume durch Erſetzung der Mahagonybretter mittelſt lackirten Blechs ꝛc. Es iſt unbegreiflich, daß man nicht überall das conseil de perfectionnement nachahmt, welches die polytechniſche Schule zu Paris auf eine beneidenswerthe Höhe gehoben hat.

99.

Der Firniß über unſerer alten Barbarei iſt nicht nur ſehr buntſcheckig, er iſt auch ausnehmend dünne. Betrachten Sie einmal die Werke der neueren Baukunſt von St. Petersburg bis Liſſabon oder Neapel! Wo finden Sie Beachtung des Climas, der Bewegung des Bodens, der Umgebung, des Materials? An die Stelle der Harmonie der Alten iſt die nüchternſte Symmetrie getreten, und man ſendet Grundriſſe zur Ausführung, ohne je an Ort und Stelle geweſen zu ſeyn. Auf gleiche Weiſe kuriren viele Aerzte wiſſenſchaftlich, wie ſie zu ſagen pflegen, ohne auf Luft,

Waſſer, Lebensweiſe, Race-Eigenſchaften ꝛc. beſonders zu achten. Auch darin müſſen wir die Alten als höher ſtehend erkennen, daß ſie, ohne unſere trefflichen Landkarten zu entfalten, die ſtrategiſch wichtigen Punkte überall herausfanden und benützten. Wer verſteht es, unſer Wiſſen ſo zuzuſpitzen, daß die Spitze nicht ſogleich abbricht, wenn man ſie in Gebrauch ſetzen will?

100.

Das weibliche Geſchlecht erhält bei unterdrückten Völkern den Sinn für Volksthümlichkeit und Befreiung ſtärker und länger als das männliche. Auch im Phyſiſchen nimmt es dort etwas Männliches an. Es ſcheint unwillkürlich die moraliſche Fortdauer des Volks mit der phyſiſchen in ſeinen Beruf zu übertragen. Wenn ich an manches vertraute Geſpräch mit italieniſchen Frauen denke, welche vor der Welt ſich mit etwas ganz Anderm als mit Politik beſchäftigten, ſo kann ich an der Möglichkeit nicht verzweifeln, daß das italieniſche Volk einſt ſich wiedergebären könne. Freilich wird der Umſchwung beiſpiellos ſeyn und beinahe Alles anders werden müſſen, als es jetzt iſt.

101.

Oertliche Gebräuche und Trachten, Stolz auf Geburtsort, ja auf die Straße, in welcher das Vaterhaus ſteht, Feſthalten am Dialekte, haben immer etwas Kernhaftes im Gefolge, welches zwar oft mit Eigenſinn und Widerhaarigkeit gepaart, aber dennoch viel mehr werth iſt, als die Flachheit und Farbloſigkeit, welche jetzt überall ins Volksleben kömmt. Da lobe ich mir beſonders die Bewohner ehemaliger Reichsſtädte. Sie pflegen auf Hereingezogene eine Anziehungskraft eigener Art zu üben, und aus dieſen eine Art Ultra's zu bilden für Verfechtung der Rechte, Anſprüche und Eigenthümlichkeiten der erwählten Heimath.

102.

Die Regierungen kleiner Staaten ſcheinen beſonders empfindlich und zornmüthig zu ſeyn, bei vieler Klugheit, Thätigkeit und Umſicht, gerade wie Männer, welche bedeutend unter der Mittelgröße ſind. Dagegen enthalten ſich die meiſten großen Staaten der Schlotterigkeit und Schläfrigkeit, welche der Haiduckengröße beigeſellt zu ſeyn pflegt.

103.

Der Deutſche verſpottet im Schwaben, der Franzoſe im

Gaskogner, der Italiener im Neapolitaner eigentlich nur sich selbst, die Potenzirung seiner Eigenschaften und Untugenden. Aehnliches, jedoch mit Beimischung von Race-Verschiedenheit und wechselweiser Antipathie, bemerken wir beim Böhmen und Ungar dem Oesterreicher, beim Manchego dem Castillaner gegenüber.

104.

Es gibt auch einen Despotismus der Freiheit; wenn er auch nicht bis zum Lynchgesetz sublimirt ist, so ist er dennoch unbequem genug. Der der Aristokratie ist gezwungen höflicher, der der Monarchie vorsichtiger zu seyn. In gewissen Verfassungen drängt sich der sociale Despotismus auf, wie in England. Daher ist es kein Wunder, daß so viele Engländer reisen.

105.

Zwei, wie mir scheint, sehr bedeutende Mängel aller alten und neuen Strafgesetzgebungen dringen sich mir als solche auf. Man würde klüger thun, die Zweikämpfe wie Selbstmorde zu behandeln, statt Gesetzgebung und öffentliche Meinung in Widerstreit zu bringen, und dann muß ich es für eine große Ungerechtigkeit halten, daß man Verbrechen, welche von Menschen höherer Stände begangen werden, nicht stärker straft, als dieselbe That, welche ein Mensch ohne Erziehung beging; denn offenbar gehört eine größere Verruchtheit dazu, bei Kenntniß der Gesetze, bei zähmender und über Pflichten und Rechte unterrichtender Erziehung ein Verbrechen zu begehen, als wenn man in einer Gaunerbande herangewachsen ist.

106.

Es darf Sie nicht befremden, wenn selbst ein sonst geistreicher Fürst die Unterhaltung in seinem Salon mit Wind und Wetter eröffnet, denn er kann sich nicht genug hüten, das Gespräch warm und bedeutend werden zu lassen. Hier nur zwei Beispiele, wie leicht ein großer Herr hiebei den Kürzeren ziehen kann. Napoleon sagte bei der Krönung in Mailand zu Cardinal Litta: „Eh bien, mes sujèts les cardinaux italiens se sont fait attendre longtems." und Cardinal Litta antwortet: „Sire, nous ne sommes par vos sujèts, nous sommes vos esclaves!" und Gustav der Dritte, welcher auf die Frage an einen neuernannten französischen Consul: „n'est ce pas, Monsieur, vous êtes Gascon?" die Antwort erhielt: „Oui, Sire, je suis Gascon du sud." Kaiser Franz, welcher ungleich feiner

und klüger iſt, als die Welt weiß, und er ſelbſt wiſſen laſſen will, iſt beſtimmt nie in ähnliche Verlegenheit gekommen, und verſteht es dennoch, die vor ihm Stehenden zu unterhalten und für ſich perſönlich zu gewinnen. Aber er hat bei allem Stolz keine Eitelkeit. Dieſe muß verborgen werden, wenn man ſie nicht unterdrücken kann.

107.

Zur Würdigung der Politik ſeit vier Jahrhunderten reichen die Thatſachen hin, daß Europa das morgenländiſche Kaiſerthum wegen des „filioque" untergehen ließ, und jetzt die Pforte als galvaniſirten Leichnam mit aller Mühe erhalten will, während es Türkenglocke und Litanei beibehält, ſeine Uebervölkerung bejammert, und ſich mit allſeitigem Vorſchritt breit macht.

108.

Es wurde Deutſchland eigentlich nur durch die deutſch-gewordenen ſlawiſchen Marken vom Untergang gerettet; denn vor dieſen kompakten Maſſen treffen wir ſogleich auf die ſtets wechſelnde Politik der Welfen, Wettiner und Wittelsbacher, und je näher unſerm Erbfeinde, deſto zertheilter der Boden, endlich die zwei Baſtionen am Ende der Courtine, die Schweiz und die Niederlande, ganz dem deutſchen Einfluſſe entzogen.

109.

England vermöchte es nicht, ohne die Schotten ſeine Rolle durchzuſpielen, eben ſo wenig Rußland ohne die Kleinruſſen. Beobachten Sie die nothgedrungenen Ergänzungen zwiſchen großen Völkerſtämmen und den einzelnen Provinzen, Sie werden durch ſehr auffallende Ergebniſſe überraſcht werden. So viel ſteht mir feſt in der Ueberzeugung, daß die weſtlichen Provinzen Preußens weit ſtärker auf die öſtlichen wirken werden, als umgekehrt. Dichtere Bevölkerung, größere Fruchtbarkeit, ältere Kultur und ausgebreiteterer Verkehr müſſen im Verlaufe der Zeit nothwendig dieſe Wirkung äußern. Vielleicht wäre dieſe weniger mächtig, wenn Preußen 1790 dieſe Erwerbungen gemacht hätte, wiewohl die größere Lebendigkeit der Rheinländer auch hier am Ende ihre Rechte behauptet haben würde; aber jetzt ſtehen die großen Erfolge der franzöſiſchen Revolution einer unvollſtändigen Kriſe gegenüber; ſie wurden aufgepfropft, ohne daß die Völker vorher den bittern Kelch der Schreckenszeit hatten leeren müſſen; alle

Nachbarstaaten genießen wenigstens dieselben Rechte, und die Richtung, welche die Zeit nimmt, beweist täglich mehr, wie heilsam und unentbehrlich sie seyen.

110.

Es gibt gewisse Typen, welche schwer zu verkennen sind, unabhängig von Race und Nationalität. Sie werden aufgeprägt durch frühe Umspannung des ganzen Menschen, durch unaufhörliches Bearbeiten desselben, wie dieses der Fall ist bei den Zöglingen der Herrnhuter und bei denen der katholischen Priesterseminare. Diese Typen finde ich begreiflich, ja natürlich, aber das habe ich und hat kein Anderer mir zu erklären vermocht, woher der so stark ausgeprägte Typus komme, welchen die Offiziere des österreichischen Heeres zeigen, welche doch auf so verschiedenen Wegen, aus allen Ständen und Volksthümlichkeiten zusammen kommen. Ungleich homogenere Heere zeigen diese eigenthümliche Haltung weit weniger.

111.

Als Napoleon genöthigt war, seine Unfälle durch Elementarkräfte und Fehler der Untergebenen zu entschuldigen, war es mit seiner Macht zu Ende, weil sie nur eine Uebermacht war. Die wahre Macht hat Kräfte übrig zum Ausgleichen. Es ist ein Glück für manche Regierungen, daß sie in Friedenszeiten keine Bulletins auszugeben brauchen, und sich in den Eröffnungsreden der Ständeversammlungen allgemeiner Phrasen bedienen können. Wie oft hat ein Platzregen einen Aufstand, eine reichliche Kartoffelernte einen Aufruhr verhindert. Das wird in möglichster Stille hingenommen.

112.

In der bürgerlichen sowohl als in der Staatsbaukunst suche und finde ich die wahren Meister nicht in den Neubauten mit ihren prunkenden Stirnseiten und regelmäßigen Quadrirungen, sondern in bequemer Einrichtung alter Gebäude und geistreicher Benützung unregelmäßiger Formen. Für einen Staatsmann wäre es freilich eine ungeheure Aufgabe, diesen Stoff umfassend zu bearbeiten, und wohl auch überflüssig, weil die Unterlagen zu verschieden sind, und jeder geniale Mann hier seinen eigenen Weg geben muß; für die Baukunst aber wäre ein Werk dieser Art nicht nur denkbar, sondern auch höchst wünschenswerth.

113.

Vorzügliche Männer der That taugen selten für den Rath, und umgekehrt. Die große, daher kaum einmal glücklich gelöste Aufgabe der Regierungen ist, das Wirken beider harmonisch zusammen zu fügen. Mit den Männern der That kömmt man in ruhigern Zeiten in gewaltige Verlegenheit. Sie sind oft wie jener Pastor, von welchem seine Bauern zu sagen pflegten, wenn er auf der Kanzel sey, so sollte man ihn nicht herab, wenn er unten sey, nicht hinauf lassen.

114.

Literärischer Erwerb ist vortrefflich, um den Kafee nach Tische, aber nichts nütze, um diesen selbst zu zahlen. Auch der Begabteste wird unredlich, wenn er genöthigt ist, productiv zu seyn.

115.

Alles Tadelnswerthe im Staatsleben ist hergekommen von ursprünglich guten Absichten. Der Satz: „Besser verhüten als bestrafen" führt ins Bodenlose im Staate, während er in Haus und Kirche vollkommen an seiner Stelle ist.

116.

Ehe man den Stab bricht über Höfe und Höflinge, würde man wohl thun, sich selbst eine Generalbeichte herzusagen über die Stellung zur Familie, zu Dienerschaft und Schutzbefohlenen, über die heimlichen Ansprüche und die Sucht zu herrschen, über die Schwächen, welche jedem Menschen inwohnen. An den Höfen wird nur recht sichtbar und gesteigert, was überall sich findet. Herrschen und seine Gelüste büßen will Jeder, wer es kann, treibt es, wie er es versteht, und am herbsten, wenn er durch Gehorchen, Kriechen und Entbehren dazu gelangt ist.

117.

Wahrhaft hervorbringende Köpfe finden sich wenige, aber desto mehr solche, welche Ideen einzurahmen und zu verarbeiten verstehen. Diese sollten es an einem Vorrathe von Oktav- und Quartblättern nie fehlen lassen, und Cartons zu deren Ordnung und Aufbewahrung bereit haben. Wie vieles Treffliche wäre erhalten worden, wenn Männer von Chamforts Höhe gesammelt hätten, wie er es sich angewöhnt hatte!

118.

Zuweilen scheint das Publikum wahrhaft mit Blindheit

geschlagen; es ist daher nicht zu verwundern, wenn ausgezeichnete Schriftsteller sich die Freude machen, es ein wenig zum Besten zu haben. Sie erinnern sich an den unsäglichen Loblärm, welchen W. Meisters Lehrjahre machten. Den eigentlichen Gehalt verstehen doch nur Freimaurer, und zwar nur solche höherer Grade. Er deutete mit dem Titel darauf und man verstand ihn nicht. Wir hätten einen bessern Roman erhalten, wenn Goethe seine Lebensbeschreibung und sein maurerisches Wirken damals schon hätte abgesondert behandeln wollen.

119.

Meine Erfahrungen in Betreff der Ehen gehen dahin, daß ein Drittel Affection und zwei Drittel Convention die vorzüglichste Mischung sind. Mädchen, welche vollkommen freie Wahl haben, holen sich gewöhnlich den Löwen der Stadt, um ihre Gespielinnen recht tüchtig zu ärgern. Ich habe wenige Erbinnen und gefeierte Sängerinnen und Tänzerinnen gefunden, welche vernünftige Wahl getroffen hätten. Auffallend ist aber besonders, daß das männlichste Aussehen und der weibischste Charakter zugleich gefallen kann, letzteren in dem Sinne des Aufnehmens, der Bildsamkeit, nicht aber der Feigheit genommen. Nichts widert die Weiber mehr an, als weibisches Aussehen bei Männern.

120.

Sie würden sich verwundert haben über unsere Republikaner, wie sie dem großen Herrn gegenüber standen. Sie schienen Goethe's „Dienen-Wollendes" für ihr ganzes Leben in Uebung setzen zu wollen. Hier drängte sich mir wieder die Bemerkung auf, wie leicht es dem Fürsten ist, persönlich zu gewinnen. Es ist ein Unglück, daß gerade die besten Köpfe und die reinsten Herzen so selten ihnen nahen können und nahen wollen; vielleicht ist es aber ein Glück, daß sie dieses Zaubers sich nicht deutlicher bewußt sind. Als ich jung war, bemerkte ich hie und da dessen Ausübung, aber nur dem gemeinsten Volke gegenüber. In unsern Zeiten hat vielleicht die schwierigere Aufgabe des Regierens die heitere Leichtigkeit unterdrückt, von welcher diese Art von Popularität nothwendig getragen werden muß.

Vom Civilstaatsdienste.

Betrachtungen über einige Verhältnisse desselben nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Gesetzgebung und der Doctrin.

Nur wenige Materien des deutschen Staatsrechts haben eine gleich späte Ausbildung erfahren, als die vom Staatsdienste; über wenige besitzen wir demungeachtet eine so reiche Literatur.[1] Sie beginnt früh im vorigen Jahrhundert. Zuerst aber haben Rechtsstreite zwischen Landesherrschaften und ihren Dienern, unter denen der Prozeß des hannover'schen Hofrichters von Berlepsch, und der des württembergischen Staatsministers Freiherrn v. Wöllwarth die erste Stelle einnehmen, Anlaß zu einer tiefern wissenschaftlichen Prüfung der zur Sprache kommenden Rechtsverhältnisse gegeben, und die dadurch sich entwickelnde Doctrin hat ihren Einfluß auf die Entscheidungen der Gerichtshöfe, auf die Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803, so wie auf die Particulargesetzgebungen der deutschen Länder geäußert. Allein weit entfernt, daß dadurch eine Uebereinstimmung in den Grundansichten erzielt worden wäre, gehen die Meinungen der Publicisten hinsichtlich der wichtigsten Fragen noch immer weit auseinander, und der moderne Constitutionalismus ist eine neue Veranlassung zu Schwankungen geworden.

Schon über den Begriff, Staatsdiener, ist man nicht ganz im Reinen. Daß diese Benennung die frühere allgemein übliche,

---

[1] Sie ist nachzusehen in Klübers öffentlichem Recht der Bundesstaaten.

„landesherrlicher Diener, Diener des Fürsten," fast ganz verdrängt hat, ist an sich etwas Bedeutsames; sie beweist, daß, wenn gleich es noch dieselben Beamten sind, und sie noch eben so vom Landesherrn vermöge eigenen Rechtes ernannt werden, wie sonst, sie doch nicht blos das rein persönliche Interesse des Herrschers zu verwalten haben sollen, sondern das heilige der gesammten Staatsverbindung, Herrscher und Volk in Eins verbunden.

„Seit den großen, freilich mehr stürmischen als ruhigen Umformungen der politischen Verhältnisse," sagt Hefter,[1] „und durch das, was wir demzufolge vorausſehen, ist bewiesen, daß die zuerst von Philosophen aufgestellte höhere Idee des Staatsverhältnisses kein bloßes Luftbild sey, daß darin ein gegenseitiges Gemein-Wirken zwischen Herrscher und Volk seyn müsse und könne, daß es ein gemeines Wohl und allerdings auch allgemeine Staatszwecke gebe, daß der Regent als solcher für einen Staat handle und handeln müsse, gleichviel, ob es als eine Pflicht gegen Gott, oder gegen ihn selbst, oder gegen das Volk betrachtet wird. Die wechselseitigen Ansprüche an die Regenten, wie an die Völker, sind dadurch gesteigert worden, das öffentliche Leben hat einen höheren, sittlicheren Charakter erhalten, statt des bloßen Patrimonial-Egoismus früherer Zeiten, ohne daß gleichwohl die historischen Wurzeln des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Herrscher und Unterthanen durch die philosophischen, freilich oft zu excentrischen Theorieen zerstört worden sind, wie die Festhaltung und Anerkennung des Legitimitäts-Prinzips genugsam beweist. Nur Diejenigen, denen die Erscheinungen der letzten Zeit nutzlos vorübergegangen sind, die bei einem Staat blos an eine Coexistenz wechselseitiger Rechte des Herrschers und der Beherrschten ohne Gemein-Wirken und höhere Zwecke denken, unter letztern immer nur Revolutionäres riechen, die da jede geistige und politische Revolution blos in ihren unmittelbaren, oft grauelhaften Erscheinungen ansehen, sich zum Richter darüber aufwerfen, ohne die Folgen zu erwägen, die der Allgerechte, Allgewaltige daraus hat hervorgehen lassen, nur diese können auch Ansichten, wie die obigen, schlechthin

[1] Hefter, Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht. Berlin 1829.

als revolutionär verwerfen und noch immer z. B. auch die sogenannten öffentlichen oder Staatsbeamten, lediglich nur für Diener des Fürsten und nur für seine Geschöpfe erklären."[1]

Dazu versteht sich nun heut zu Tag Niemand mehr: alle Rechtsgelehrte ohne Unterschied stimmen darin überein, daß, wenn auch die Staatsdiener in den monarchischen Staaten ohne Zweifel Diener des Fürsten heißen können,[2] sie es doch nur für seinen fürstlichen Beruf oder für die Erfüllung seiner Regentenpflichten sind, und daß deßhalb nicht alle Diener des Fürsten mit Recht auch Staatsdiener genannt werden können.[3]

In anderer Hinsicht bestehen besser begründete Zweifel. Nach der gewöhnlichen Bedeutung gehören zur Staatsdienerschaft alle, die von der höchsten Gewalt im Staate angestellt sind, bestimmte vorgeschriebene Zwecke im öffentlichen Interesse und im Namen des Staates vermöge besonderer Verpflichtung zu realisiren.

Dadurch sind von dem Begriffe der Staatsdienerschaft ausgeschlossen: die ganze Hofdienerschaft, die Verwalter des fürstlichen Privatvermögens, alle geistliche oder kirchliche Aemter, der Lehrstand[4] und vom Militärstand wenigstens die gemeinen Soldaten,[5] weil die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes

---

[1] v. Hallers Restauration der Staatswissenschaft Th. 1. S. 513. Th. 2. S. 141—143.

[2] Das hannoversche Landesverfassungsgesetz vom 6. August 1840, Cap. 7, hat die im Grundgesetze vom 26. September 1833, Cap. 8, vorkommenden Ausdrücke „Staatsdiener, Staatsbeamte" u. s. w. überall in königliche Diener verwandelt. Nur in § 173 ist der Ausdruck „Staatsämter" stehen geblieben. In der Sache selbst ist dadurch nichts geändert.

[3] Zachariä, Staats- und Bundesrecht, 2te Abth., S. 22. Göttingen 1842. — Maurenbrecher, Grundsätze des heutigen deutschen Staatsrechts. Frankfurt a. M. 1837. S. 278. — Weis, System des deutschen Staatsrechts. Regensburg 1843. § 362.

[4] Nach dem Grundsatze, daß Lehren und Lernen etwas Freies sind, und das Lehramt an sich nicht zum Beruf des Staats gehört. Man kann der Sache jedoch unter Umständen eine andere Ansicht abgewinnen. Nach dem preuß. allg. Landrechte, Th. 2, Tit. 12, § 65. 73., genießen alle Lehrer an Gymnasien und höheren Schulen, sowie Professoren und Offizianten an Universitäten, die Rechte der Staatsdiener.

[5] Diese Ansicht ist jedoch sehr bestritten, noch neuerlich im Staatslexiken von Rotteck und Welcker, S. 730. Auch das preuß. allg. Landr., Th. 2, Tit. 10, rechnet selbst die gemeinen Soldaten unter die Staats-

eine ganz allgemeine iſt, daher die Ableiſtung einer ſolchen Pflicht um ſo weniger den beſondern Charakter eines Staatsdieners aufprägen kann, als ſonſt, da für Beförderung allgemeiner Zwecke Jeder im Staate als verpflichtet angeſehen werden muß, Jeder auch im weiteſten Sinne des Worts ein Diener des Staats genannt werden müßte. Es ſind ferner ausgeſchloſſen: alle Diener ſelbſtſtändiger Corporationen im Staate, wie z. B. Gemeindebeamte (ſofern dieſe nicht nach der beſondern Staatsverfaſſung wegen Uebertragung von Regierungsgeſchäften zugleich Staatsdiener ſind), endlich alle Diener des Publikums, d. h. zu gemeinnützigen Zwecken, wenn gleich ſie ihre Dienſte nicht ohne vorherige Genehmigung vom Regenten, ſeines Oberaufſichtsrechtes wegen, ausüben dürfen, wie z. B. Aerzte, Armenärzte, Advokaten, Notarien, Lehrer, Hebammen, Poſthalter, Apotheker, Bauhandwerker, Lotterieeinnehmer ꝛc.

Dieſem Grundbegriffe entgegen ſind aber in verſchiedenen Staaten, zum Theil aus ganz ſingulären, leicht erkennbaren Gründen, manche Berufsarten in den Bereich der Staatsdienerſchaft gezogen worden, die demſelben offenbar nicht angehören: in Preußen (außer den ſchon erwähnten) z. B. die Vorſteher und Verwalter milder Stiftungen,

Allgem. Landr., Th. II., Tit. 19, § 80;

die Juſtizcommiſſarien;

Reſcript des Juſtizminiſters vom 19. Februar 1818;

in Baden, bei dem bekannten Streite über die Urlaubsverweigerung, Bürgermeiſter, Gemeinderäthe, Geiſtliche, Lehrer, Profeſſoren, Privatdocenten, Advokaten und Notare; in Churheſſen werden die Obergerichtsanwälte, Advokaten, ausübenden Aerzte und Wundärzte ausdrücklich Staatsdiener genannt,

Staatsdienſtgeſetz vom 8. März 1831;

in Naſſau werden Pfarrer, Aerzte, Procuratoren und Verwalter der ſogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit (Landoberſchultheißen) ebendahin gerechnet,

Edict vom 3./6. December 1811.

---

diener; übrigens iſt der ganze Streit theoretiſch. Militär ſo gut wie Geiſtlichkeit und Lehrſtand haben ihr eigenes Recht. In dieſer Abhandlung ſoll nur von den eigentlichen Civilſtaatsbeamten die Rede ſeyn.

Gleiche Anomalien finden ſich in vielen andern Ländern theils urkundlich, theils dem Gebrauche nach, und ſind, wo nicht durch politiſche Rückſichten ähnlicher Art, wie die erwähnten, motivirt, meiſtens aus der falſchen Anſicht hervorgegangen, daß der Staat ſein Aufſichtsrecht nur unter der Vorausſetzung üben könne, daß die Inhaber dieſer Berufsarten wirkliche Staatsdiener ſeyen, daher man ſie denn auch hin und wieder patentirte Staatsdiener nennt.

In engere Grenzen ſchließt man den Begriff ein, und vermeidet darum auch vielerlei Deutungen, wenn man den Staatsdiener Staatsbeamten nennt, worunter auch im gemeinen Leben nur ſolche Perſonen verſtanden werden, welche beſtimmte Regierungsrechte oder beſtimmte Geſchäfte des Regierens im Auftrage und Namen des Regenten zufolge des ſtetigen Organismus der Staatsverwaltung auszuüben und zu verwalten haben.

Aber auch hier bleiben noch Unterſcheidungen zu machen, und es gelingt kaum, die Staatsbeamten aller Categorien in dieſen Begriff einzureihen. Denn wenn auch, nach dem größern oder geringern Erforderniſſe der Geiſtesthätigkeit, die Staatsbeamten ſich in höhere und in untergeordnete Beamte (ſubalterne) abtheilen laſſen, welche letztere ohne alles Recht der Verfügung nur auszuführen haben, was ihnen jedesmal ſpeziell anbefohlen wird, oder deren Dienſtleiſtung einen geringern Grad von Urtheilsfähigkeit und Geiſtesbildung verlangt, ſo bleiben doch auch noch ſolche in permanentem, gemäß dem ſtetigen Organismus der Staatsverwaltung beſtehenden Dienſtverhältniſſe ernannte Beamte übrig, welche zu bloßen Handleiſtungen beſtimmt ſind, und von denen man auch nicht ſagen kann, daß ſie einen auch noch ſo engbegrenzten öffentlichen Wirkungskreis im Staatsorganismus einnähmen, wohin z. B. Caſtellane, Portiers, Ofenheizer in öffentlichen Gebäuden ꝛc. gehören. Verhältniſſe dieſer Art laſſen ſich nur auf dem poſitiven Wege ordnen, und es iſt dies in den verſchiedenen Staaten auf verſchiedene Weiſe geſchehen, indem man entweder dergleichen Diener ausdrücklich für bloße Lohndiener erklärt [1] und die Staatsbeamtenqualität ihnen

[1] Wie das ſächſiſche Staatsdienergeſetz, welches ſie nach den Grundſätzen des Miethvertrags behandelt; in der Hauptſache auch die preußiſche Verordnung vom 31. Decbr. 1825, und faſt alle neuere Dienſtpragmatiken.

abgesprochen, oder indem man ihnen dieselbe ausdrücklich beigelegt hat.

Die positive Gesetzgebung stellt aber auch für die Staatsbeamten höherer Categorien hin und wieder noch andere charakteristische Merkmale auf, wie z. B. das königlich sächsische Staatsdienergesetz, welches zu den Erfordernissen zählt, daß der Inhaber des Amtes ein bestimmtes jährliches Einkommen aus Staatskassen beziehe; in den meisten Staaten jedoch hat man sich einer Analyse des allgemeinen Begriffs durch die Gesetzgebung ganz enthalten, wohl aber die Beamten genau bezeichnet, auf welche die pragmatischen Vorschriften Anwendung finden sollen, und die daher auch allein als Staatsbeamte im Sinne des Gesetzes zu betrachten sind.[1]

---

[1] Statistik des österreichischen Kaiserstaats, 1840, 1r Bd. — Perthes, der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht, Hamburg 1835. — Bayrische Dienstpragmatik vom 26. Mai 1818 (Beilage 9 der Verfassungsurkunde) und Landtagsabschied von 1831, § 78. — Königlich sächsische Verfassungsurkunde § 41—44. Staatsdienstgesetz vom 7. März 1835. — Württembergische Verfassungsurkunde § 46—50. Dienstpragmatik vom 28. Juni 1821. Gesetze vom 13. Sept. 1819, 30. März 1828 und 10. Januar 1829. — Hannoversches Landesverfassungsgesetz vom 6. August 1840, Cap. 7. Verfassungsurkunde vom 26. September 1833, § 150—165. Amtsordnung vom 18. April 1823. — Badische Dienstpragmatik vom 30. Januar 1819. — Churhessische Verfassungsurkunde § 51—62 und § 121—127. Staatsdienstgesetz vom 8. März 1831. — Großherzoglich hessische Dienstpragmatik vom 12. April 1820. — Luxemburgisches Verfassungsgesetz vom 12. October 1841, Cap. 3. — Braunschweigische Verfassungsurkunde § 153—160, § 182—186 und Staatsdienstgesetz vom 12. October 1832. — Nassauische Dienstpragmatik vom 3. 6. December 1811. — Sachsen-Coburg-Saalfeldische Verordnung, den Civilstaatsdienst betreffend, vom 20. August 1821. — Sachsen-Coburg-Gothaische Verordnung vom 30. October 1828, den Landesorganismus betreffend. — Sachsen-Altenburgische Verfassungsurkunde § 46, § 83—85. — Schweizer, öffentliches Recht des Großherzogthums Weimar, 1. Cap. 4, § 75—110. — Waldeckische Dienstpragmatik vom 22. Juni 1821, und Landesvertrag vom 19. April 1816, § 1—10. — Lippe-Detmoldische Verordnung von 1807 (in Winkopps rheinischem Bund, Bd. 4, S. 235.) — Hohenzollern-Sigmaringische Verfassungsurkunde vom 11. Juli 1833, § 47—51. — Schwarzburg-Sonderhausen'sche Verfassungsurkunde vom 24. September 1841, Cap. 7. — Stadt Frankfurtische Dienstpragmatik vom 6. October 1829.

Rechtliche Grundlage des Verhältniſſes zwiſchen dem Staate und ſeinen Dienern.

Die Rechtsverhältniſſe der bleibend angeſtellten beſoldeten Staatsdiener (was man in der Regel unter „Staatsbeamte" verſteht) bilden einen Gegenſtand auffallender Meinungsverſchiedenheiten.

Der Diener des Staates leiſtet dem Staate Dienſte, und wird dafür bezahlt. Dieſe Thatſache genügte den ältern Rechtsgelehrten, um das Verhältniß, in welchem der Staat und ſeine Diener ſtehen, für einen Miethvertrag nach römiſchem Rechte (locatio conductio operarum) zu erklären und die bei dem Miethvertrage nach klarer Vorſchrift der römiſchen Geſetze eintretenden Rechte und Verbindlichkeiten auf daſſelbe anzuwenden. Was bei dieſer Erklärung hätte auffallen und Bedenken dagegen hätte erregen ſollen, war unter Anderm, daß ſie gar keinen Unterſchied zwiſchen dem Miniſter und dem Stallknecht anerkannte. Jeder mußte gedungen ſeyn, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer ſeine Dienſte für den Stall, jener für das Cabinet vermiethete.

Um dieſen und andern Conſequenzen auszuweichen,[1] verfielen Andere darauf, einen ungenannten Vertrag darin zu erblicken, und um der Sache ein römiſches Gewand zu geben, mußte der Vertrag zwiſchen dem Staat und ſeinem Diener ein contractus do ut facias ſeyn.

Andern ſtand auch dieſes Verhältniß nicht an, gegen deſſen Annahme ſich eben ſo, wie beim ſupponirten Miethvertrage, einwenden ließ, daß der Beamte doch eigentlich nicht für Geld diene, nicht eigentlich abgelohnt werden könne, wenn gleich er für die Hingebung ſeines ganzen Lebens und als Entſchädigung für ſeine Vorbereitung, ſo wie bei der Unmöglichkeit einer gleichzeitigen andern erwerbenden Thätigkeit, einer Bezahlung bedürfe, die er in der Beſoldung erhalte: nach ihrer Meinung

[1] Die preußiſche Geſchäftsinſtruction für die Regierungen vom 26. December 1808 verwirft eine ſolche Deutung ausdrücklich, § 44, in den Worten: „Jeder Officiant muß dem Dienſte volle Anſtrengung und einen rechtlichen Sinn widmen. Eben darum müſſen die Regierungen das Dienſtverhältniß gegen ihre Untergebenen nicht zu einem Miethscontract und öffentliche Beamte nicht zu Miethlingen herabwürdigen u. ſ. w."

ſollte der Vertrag zwiſchen dem Staate und ſeinem Diener ein Precarium ſeyn. Man glaubte, der Staat könne nach Belieben ſeinem Diener den Dienſt aufkündigen. Logiſche Gründe ſind dafür nicht angeführt worden, wohl auch nicht zu ermitteln. Aus der Natur des Verhältniſſes und aus der Erfahrung läßt ſich der Begriff eines Precariums, welches dem Diener gar keine Rechte, dem Staate nur allein ſolche zuſpräche, nicht entwickeln, und es iſt ſoviel gewiß, daß Niemand einen Staatsdienſt annehmen oder ſuchen, und daß Niemand einen Lebensberuf in einer Stellung erblicken würde, welche ſo wandelbar, und um deßwillen auch ſo wenig ehrenvoll wäre.

Wieder Andere kamen auf den Gedanken, aus dieſem Verhältniſſe einen Vollmachtsvertrag zu machen, was es aber in der Regel auch nicht iſt, da der Staat ſeinem Diener nicht, wie bei dem Vollmachtauftrag der Vollmachtgeber dem Bevollmächtigten, aufträgt, mit einem Dritten Geſchäfte einzugehen, ſondern gewiſſe Rechte zu üben und gewiſſe Verbindlichkeiten zu erfüllen; und da auch mit der Zurückziehung der Vollmacht das ganze Verhältniß ohne Weiteres endet, was bei dem Staatsdienſte anzunehmen, dem Gefühle und der Erfahrung widerſpricht.

Auch ein Privilegium wurde er genannt, bald ein entgeltliches, bald ein unentgeltliches. Wenn man das Recht, dem Staate beſtimmte Dienſte leiſten zu dürfen, ein Privilegium nennen will, ſo könnte man zugeben, daß der Diener des Staats gewiſſermaßen durch das Staatsamt privilegirt werde. Gleichwie aber nicht jedes Recht, von deſſen Genuſſe man jeden andern Nichtberechtigten ausſchließen darf, ein Privilegium genannt werden kann, ſo ſind auch die Staatsämter keine Privilegien im eigentlichen Verſtande. Schriftſteller, welche die öffentlichen Aemter für Privilegien halten, nehmen allein Rückſicht auf die Beſoldung, welche der Diener des Staats erhält. Gleichwohl bildet das Recht deſſelben auf eine Beſoldung nicht den Hauptinhalt ſeines Verhältniſſes zum Staate; auf allen Fall aber iſt ein öffentliches Amt mit oder ohne Beſoldung keine Losſprechung des Staatsdieners von Pflichten, welche andern Staatsbürgern durch gewiſſe Geſetze aufgelegt werden, mithin kein Privilegium. Endlich laſſen ſich die Rechte und Verbindlichkeiten des Dieners des Staates auf keine Weiſe aus der Natur eines Privilegiums

erklären. Der Diener des Staats wird nicht von gewiſſen Pflichten entbunden, ſondern er übernimmt die Erfüllung beſonderer Pflichten. Er erhält kein Recht, das eine Ausnahme von allgemeinen Pflichten zu ſeinen Gunſten in ſich faßt, ſondern er erhält ein Recht, dem Staate beſondere Dienſte zu leiſten. Der Zweck des Rechts, welches der Diener des Staats erhält, iſt keineswegs der Nutzen deſſelben, ſondern das Wohl des Staates. Dieſes Recht leidet keine Auslegung zu dem bloßen Privatvortheile des Staatsbeamten, ſondern allein zum Wohle des Staats. Die Staatsämter können alſo zur Categorie der Privilegien nicht gerechnet werden.[1]

Später wollte man in der Uebertragung eines Staatsamtes nichts als einen Act der Regierung, eine erlaubte Verfügung des Staats über ſeine Unterthanen erblicken, der die allgemeine Verpflichtung aller Staatsbürger, ſich dem Staate dienſtlich zu erweiſen, zu Grunde liege, und woraus den letztern nur für immer erzwingbare Verbindlichkeiten erwüchſen, ihre Rechte hingegen nur ſo lange dauerten, als es dem Staate beliebe.[2] Allein wenn gleich der Monarch berechtigt iſt, zur Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten, von den Unterthanen Dienſte zu fordern, und dieſer Berechtigung die Verpflichtung der Unterthanen entſpricht, Staatsdienſte zu leiſten, ſo darf der Regent dieſes Recht doch nur mit möglichſter Schonung der Unterthanen und mit ſtrenger Gerechtigkeit ausüben, ſo daß keiner vor dem andern beſchwert werde. Daher kann der Monarch von allen ſeinen Unterthanen, ſo lange ſie körperlich dazu tauglich ſind, zwar körperliche, aber er kann nicht intellectuelle Dienſte von ihnen fordern, zu denen eine beſondere individuelle, nicht allen Unterthanen anzuſinnende Vorbereitung nöthig iſt: den kaum denkbaren, und darum zur Begründung einer Regel auch nicht geeigneten, Nothfall natürlich abgerechnet.

In Republiken werden Staatsämter häufig nur auf kurze

---

[1] J. M. Seuffert, von dem Verhältniß des Staats und der Diener des Staats gegen einander im rechtlichen und politiſchen Verſtande. Würzburg 1793. § 27.

[2] F. C. Dahlmann, Politik u. Göttingen 1835. I. Pr., Cap. II. S. 249 ff.

Zeit durch Volkswahl besetzt, und meist ohne Besoldung verwaltet. In volksmäßigen Verwaltungssystemen, wie in England, wird ein großer Theil der Geschäfte, die in Deutschland und den meisten europäischen Ländern durch bleibend angestellte, besoldete Staatsbeamte verwaltet werden, durch die Bürger selbst, durch Corporationen und freie Associationen und durch Geschworne verrichtet, oder doch von Beamten, die wie die Friedensrichter zwar von der Regierung ernannt werden, die aber ihr Amt ohne besondere Vorbereitung dazu, und neben andern Beschäftigungen, z. B. als Gutsbesitzer, und ohne Besoldung wahrnehmen. In deutschen Ländern handelt es sich aber um die Rechtsverhältnisse bleibend angestellter besoldeter Staatsbeamten, welche für ihr Amt besonderer Vorbereitung bedürfen, und demselben als ihrem Lebensberufe ausschließlich sich widmen. Wollte man von dem ganz Unpractischen auch absehen, welches in der Idee einer Zwangsverbindlichkeit zu Staatsdiensten für diese Unterthanen liegt, dem Staate wegen ihrer Berufsbildung sich dienstlich zu erweisen; so bedürfte es eben so wie in Beziehung auf den Kriegsdienst verfassungsmäßiger Gesetze wegen gleicher Vertheilung, einer bestimmten kurzen Zeitdauer, und einer mit dem übrigen Lebensberufe vereinbarlichen Einrichtung der Staatsdienste, so wie über den Eintritt der Verpflichtung.[1]

Daß keine Regierung daran denkt, einen Unterthan zur Annahme von Staatsdiensten zu zwingen, dieselben vielmehr in der Regel auf den Grund von Bewerbungen verleiht, deutet wohl darauf hin, daß die gewählte Unterstellung müßig sey; nicht minder die Thatsache, daß kein Beamter gegen seinen Willen zur Fortsetzung des Dienstes gezwungen wird; speciell wird aber noch auf ihre Unrichtigkeit dadurch hingewiesen, daß Regierungen gar oft in die Lage kommen, Ausländer in ihre höheren Staatsdienste zu berufen, für welche vor dem Eintritt in dieses Verhältniß gar keine Verpflichtung gegen den Staat bestanden hat, und daher von Zwang gar keine Rede seyn kann.

Die neueren Staatsrechtslehrer sind darin übereingekommen, daß das Staatsdienstverhältniß nicht auf einem Privatvertrage beruhen könne, dasselbe vielmehr durchaus ein staatsrechtliches

[1] Staatslexicon ꝛc. S. 731. 732.

Verhältniß sey, welches aus einem Regierungsakte des Regenten hervorgehe, und auf der Verfassung jedes einzelnen Staats beruhe, daher auch lediglich nach dieser Verfassung und dem Staatsrechte überhaupt zu beurtheilen sey.[1]

Gegen die in dem Schlußsatz erwähnte Folgerung wird wohl kein Zweifel erhoben werden können. Da es aber immer noch Staaten gibt, in denen die Gesetzgebung gerade in diesem wesentlichen Theile unentwickelt und lückenhaft geblieben ist, so muß man wohl nach Grundsätzen suchen, die da nicht verlassen, wo die geschriebene Gesetzgebung im Stiche läßt, und die für die gesetzgeberische Regulirung des Dienstverhältnisses eben sowohl rechtlich als politisch als Grundlage angenommen werden können. Sie sind von der größten Bedeutung für die Frage, was dem Staatsdiener nur durch Urtheil und Recht genommen werden könne. Darum haben sich angesehene Schriftsteller (z. B. Welcker im Staatslexicon S. 731—733, Buddeus im Rechtslexicon S. 745—47) der Ansicht wieder zugeneigt, daß hier doch wohl ein Vertrag angenommen werden muß, der durch freiwillige Uebertragung und freiwillige Annahme eines bestimmten Staatsdienstes begründet und näher bestimmt werde. Sie erkennen die doppelt rechtliche Natur des Verhältnisses an. Es erscheint ihnen zum Theil als öffentlich rechtlich, in so fern das Amt und dessen Besetzung, so wie die Rechte und Pflichten in Beziehung auf die Amtsausübung zunächst für das öffentliche Wohl bestimmt sind, so daß der Vertrag und die Privatneigungen die öffentlichen Rechtspflichten des Regenten und des Beamten nicht verletzen dürfen. Es erscheint ihnen aber zugleich auch als privatrechtlich, in so fern keine Rechtspflicht die juristische Freiheit der Auswahl der Regierung zwischen den Dienstcandidaten und der Wahl zwischen diesem und einem andern Lebensberufe, zwischen Annahme und Nichtannahme der Bedingungen gerade des bestimmten Dienstes ausschloß, und in so fern so der Dienst mit seinen bestimmten Bedingungen von Seiten des Dieners mit großen freiwilligen Privatopfern,

[1] v. Gönner, der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Nationalökonomie. Landshut 1808. — Maurenbrecher, a. a. O. 5tes Buch. — Heffter, a. a. O. — Dahlmann, a. a. O.

Entsagungen und Anstrengungen gegen die ihm ausdrücklich oder stillschweigend verbürgte angemessene billige Privatausgleichung derselben und gegen die Sicherung seines dem Dienstverhältniß anvertrauten Lebensschicksals freiwillig übernommen wird.

Die besondern Rechte in Beziehung auf Besoldung, Entlassung, Versetzung, Pensionirung der Staatsdiener lassen sich dieser Ansicht zufolge theils juristisch aus jener Natur des Rechtsverhältnisses in der Art ableiten, daß sie im Zweifel da zur Anwendung kommen müssen, wo sie nicht in anderer Weise gültig festgesetzt wurden, und daß sie als Grundsätze der natürlichen Gerechtigkeit auch von der positiven Gesetzgebung zu beachten sind. Indeß wird, da das Dienstverhältniß durch freien Vertrag eingegangen wird, nicht geleugnet, daß diejenigen Diener, welche durch die klaren Bestimmungen besonderer verfassungsmäßiger Gesetze oder Dienstverträge für sie nachtheilig festgesetzte Dienstverhältnisse freiwillig übernehmen, als in dieselben einwilligend anzusehen sind. Da nun der Staatsdienst an sich dem öffentlichen Interesse angehört, so halten die Vertheidiger dieser Theorie gerade durch dieselbe für die gesetzgeberische Regulirung des Dienstverhältnisses eben sowohl rechtlich als politisch das Princip gerechtfertigt: daß dieselbe zunächst die Interessen des öffentlichen Wohls berücksichtigen muß und dabei die an sich natürlichen, gerechten und billigen Ansprüche und Rechte und die Interessen der Diener nur so weit in sich aufnehmen soll, als deren Schonung selbst wieder dem öffentlichen Wohle entspricht.

Die Grundlage läßt sich aber auch auf anderm Wege finden, freilich mit nur geringer Abweichung im Princip und in den Folgerungen. Dieß geschieht, wenn man, ohne ein förmliches Vertragsverhältniß anzuerkennen, doch eine Freiwilligkeit in dem Auftrage wie in der Annahme, eine Gegenseitigkeit im Ursprunge wie in den Folgen voraussetzt, und das Verhältniß der Staatsdiener als ein gemischtes, d. h. als ein staatsrechtliches und ein privatrechtliches betrachtet. Rein staatsrechtlich ist das Verhältniß in so fern, als die Ausübung der Dienstfunktionen des öffentlichen Beamten durch einen Willensact des Inhabers der Staatsgewalt (lex specialis) rechtlich begründet wird. Diese Dienstfunctionen können, da sie blos Bestandtheile der ganzen Staatsthätigkeit

sind, nicht eigenes oder Privatrecht des Beamten seyn. Die Freiwilligkeit der Uebernahme thut der Richtigkeit dieses Satzes keinen Eintrag. Als Privatrecht sind die Amtsfunktionen auch da nicht zu betrachten, wo die Verfassung aus politischen Gründen (als Garantie gegen willkürliche oder despotische Regierung) das Princip der Inamovibilität aller oder einer gewissen Klasse von Beamten ausgesprochen hat. Von einem Rechte des Beamten kann hier nur in sofern die Rede seyn, als demselben eine Pflicht der Staatsangehörigen, ihn in seinem amtlichen Wirkungskreise anzuerkennen, gegenübergestellt wird. Im Verhältnisse zum Staate hat der Beamte, was seine Dienstfunctionen betrifft, nur Pflichten. Privatrechtlich ist aber alles dasjenige in dem Rechtsverhältnisse des Staatsdieners, was nicht blos Beziehung auf das Allgemeine im Staate, sondern was wirklich den Charakter eines seiner Person zuständigen Rechtsanspruchs hat, oder als Bestandtheil der besondern Rechtssphäre des Individuums betrachtet werden muß. Auch diese besondere Rechtssphäre des Beamten wird nicht durch Vertrag, sondern durch die in dem Anstellungsdecrete liegende lex specialis begründet. Hierdurch wird aber die Annahme eines privatrechtlichen Verhältnisses nicht ausgeschlossen, da Privatrechte auch auf diesem Wege begründet werden können.

Zu dem eigenen Rechte des Beamten gehört:

1) Der Anspruch auf Ersatz des durch das Amt erlittenen Schadens, und das Recht auf die zugesicherte Besoldung, so wie auf alles das, was der Staat den Staatsbeamten überhaupt und in ihren verschiedenen Categorien widerfahren läßt, und ihnen gewöhnlich zu Theil wird. Die Dauer des Besoldungsanspruchs bestimmt sich nach der Zeit, für welche das Amt stillschweigend oder ausdrücklich als übertragen betrachtet werden muß.

2) Die besondere Standesehre des Beamten, welche durch die Uebertragung des Amtes für ihn begründet wird, und sowohl den Anspruch auf den ihm beigelegten Titel und Rang, als seine Würdigkeit zur Verwaltung des Amtes umfaßt; also Gewährung und Schutz seines amtlichen Charakters und Vertretung seiner amtlichen Handlungen

gegen Jedermann, so weit sie in den Grenzen des aufgetragenen Amtes rechtlich bestehen.[1]

Allgemeine Pflichten der Staatsbeamten.

Die allgemeinen Pflichten des Staatsbeamten lassen sich leicht in der Art bezeichnen, daß er seine Amtspflichten treulich zu erfüllen, überhaupt aber das Beste des Souverains und der übrigen Staatsangehörigen zu erstreben hat. Insbesondere geben für seine Obliegenheiten die Amtsinstructionen, Dienstpragmatiken, das Herkommen und die Natur der Sache den Maaßstab ab. Die in einzelnen Fällen ihm übertragenen Dienste, wenn sie auch zum engeren Bereich seines Dienstes nicht gehören, ist er abzulehnen nicht berechtigt, sofern sie nur nicht heterogener Art oder mit seiner Würde und Stellung unverträglich sind.

Jeder Beamte ist zum Gehorsam gegen seine Vorgesetzten verbunden. Er ist verpflichtet, in dem durch die Verfassung gebotenen Geist der Regierung zu handeln, nicht aber ist er zu einem sclavischen Gehorsam, zu einer Gefangengebung seiner Vernunft unter den Glauben an die Infallibilität seiner Vorgesetzten gezwungen;[2] die schon jedem Unterthan obliegende Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen den Landesherrn oder die Regierung erhält bei dem öffentlichen Beamten nur eine Erweiterung auf die mit dem besondern Staatsdienste verbundenen Pflichten. Nach den Gesetzen mehrerer Staaten muß derselbe sich seinem Berufe ganz und ausschließlich widmen, folgeweise der Betreibung bürgerlicher Gewerbe, Lieferungsgeschäfte, der advocatorischen Praxis ꝛc. sich enthalten, und ist auch wohl in der Fähigkeit zum Erwerbe von Grundbesitz in seinem Amtsbezirke beschränkt.

v. Moy, bayerisches Staatsrecht, I. S. 333.
Hannoversche Amtsordnung von 1823, § 5.
Kurhessisches Staatsdienstgesetz, § 15. 16.
Sächsisches Staatsdienstgesetz, § 13.
Braunschweigisches Staatsdienstgesetz, § 21. 25.

---

[1] Zachariä, a. a. O. S. 29, 30, dem auch die gleich darauf folgende Definition entnommen ist. — Heffter, a. a. O. S. 125 ff. — Maurenbrecher, a. a. O. § 161, 162.

[2] Buddeus, Ministerverantwortlichkeit, Abschnitt 29, S. 41 ff.

Eine allen Staatsdienern obliegende Pflicht ist die der Amtsverschwiegenheit, d. h. jeder Beamte ist verpflichtet, Thatsachen, welche ihm in seinem amtlichen Wirkungskreise bekannt geworden sind, und deren Mittheilung an unbefugte Personen für den Staat oder Einzelne mit Nachtheil verbunden seyn könnte, wenn ihm die Geheimhaltung auch nicht speziell zur Pflicht gemacht worden ist, dennoch zu verschweigen.

Der Disciplinargewalt des Staats unterwirft er sich mit dem Eintritt in den Dienst. Sie erstreckt sich, besonders zur Erhaltung der Würde des Staatsdienstes, und in Folge des Oberaufsichtsrechtes des Monarchen, nicht blos auf das Benehmen des Beamten im Dienste selbst, sondern auch auf sein Privatleben, so weit dieses auf Amtsansehen und Amtstreue einwirken kann. Hierauf bezieht sich auch die Vorschrift, daß öffentliche Beamte ohne höhere Genehmigung keine Ehe eingehen sollen, und das schon gemeinrechtlich begründete Verbot aller Annahme von Geschenken von Amtsuntergebenen, so wie die particularrechtlich vorkommenden Verbote von Darlehnscontracten, Bürgschaftsbestellungen, Speculationen in Staatspapieren und Theilnahme an Hazardspielen. Ihn zur Erfüllung dieser Pflichten anzuhalten, stehen dem Vorgesetzten nicht blos die gerichtlichen Mittel zu Gebote, welche auch jeder Andere hat, in so fern die Pflichtverletzung des Beamten ihn zu Schaden brachte, sondern auch außergerichtliche (administrative), wie Verweis, Ordnungsstrafen, Gefängniß, Versetzung u. dgl.

Berechtigung zum Staatsdienste.

Nicht allein diejenigen, welche die Zwangspflicht zur Uebernahme von Staatsdiensten bestreiten, sondern auch die Gegner derselben vereinigen sich darin, daß ein eigentliches Recht auf den Staatsdienst Niemand zustehe, vielmehr die Uebertragung eines solchen ein Act völlig freien Entschlusses der Staatsgewalt seyn müsse. Der Staatsherrscher ist in dem Grade mehr oder weniger Staatsherrscher, in welchem die Vergebung der Staatsämter mehr oder weniger von ihm abhängt, und er bleibt dies, wenn und so lange ihm dieses Recht verbleibt.[1] Er darf daher

[1] Zacharia, 40 Bücher vom Staate, 4r Bd., 2te Abth., 35s Buch, 3s Hptst., S. 316.

in keiner Weise in der Auswahl des Tüchtigsten beschränkt seyn. Keiner, besitze er in noch so großem Maaße die zur Befriedigung des Staatsbedürfnisses im öffentlichen Dienste angemessenen Kräfte, ist berechtigt, diese Kräfte dem Staate aufzudringen. Namentlich können auch Fremde zum Staatsdienste berufen werden.[1] Indessen finden sich sowohl in ältern Recessen als in neuern Verfassungsgesetzen einige Beschränkungen, wie namentlich Beschränkung der Auswahl, wenigstens zunächst, auf Eingeborne, oder auf einen bestimmten Stand, z. B. den Adel, oder auf bestimmte Confessionsverwandte,[2] und andererseits besteht der Grundsatz, daß bei Besetzung der Staatsämter der Unterschied der Geburt keinen Vorzug oder keine Zurücksetzung begründen soll.

Bayerische Verfassungsurkunde Tit. IV., § 4.
Württembergische „ § 44.

Den Unterschied der Geburt verwerfen:

Preußisches Publicandum vom 16. December 1808, die

---

[1] Und daran wird der Regent wohl thun, wenn Talent und Erfahrung nicht im erforderlichen Maaße im Lande anzutreffen sind, oder wenn Coteriegeist und Familienaristokratismus sich des öffentlichen Dienstes bemeistert haben. Die Bundesacte weist im Art. 18 darauf hin, daß in dem Staatsdienste ein Band für alle Gebildete Deutschlands, unabhängig von Territorialität bestehen soll. Aber Machiavell sagt: „Wahres Verdienst sucht man nur in schwierigen Zeiten auf, in gewöhnlichen Zeiten werden nicht die verdienstvollen Männer begünstigt, sondern die, welche sich auf Reichthum oder Familienverbindung stützen." Als man den preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg aufforderte, die Unterthanen eines deutschen Landes, welches die Preußen vom Staatsdienste ausgeschlossen hatte, ebenfalls in Preußen auszuschließen, erwiederte er: „Es wäre ja thöricht, auch unser Land darum eines Vortheils zu berauben, weil man thörichterweise ein anderes desselben beraubt hat." Lichtenberg erzählt: „ein deutscher Fürst, der die Annahme von Ausländern in seinen Dienst öfter versucht habe, deren Wirksamkeit aber an dem Widerstande einer inländischen Aristokratie gescheitert sey, habe sich endlich entschließen müssen, den Staatsboden ausschließlich mit eigenen Ochsen und Eseln zu pflügen."

[2] Vor einigen Jahren ereignete sich der merkwürdige Fall, daß eine berühmte deutsche Universität, welche einen angesehenen Staatsrechtslehrer zu berufen gedachte, die Verhandlung mit ihm abbrach, als sie vernahm, daß er katholisch sey. Nicht einmal die reformirte Confessionsverwandtschaft, so schrieb man ihm, würde ihn geeigenschaftet haben: er mußte durchaus lutherisch seyn.

veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden betreffend.

Bayerische Verfassungsurkunde Tit. IV., § 5.
Badische „ § 9.
Württembergische „ § 22.
Hessen-Darmstädtische „ § 19.
Koburgische „ § 11.
Meiningische „ § 15.
Kurhessische „ § 28.
Altenburgische „ § 61.
Sächsische „ § 34.
Hannoversches Grundgesetz § 158, Landesverfassungsgesetz § 173 (beide mit der Einschränkung: „in so fern nicht bei einzelnen Dienststellen eine ausdrückliche, gesetzlich bestimmte Ausnahme besteht").

Selbst wo die Ertheilung von Anwartschaften (Expectanzen) gesetzlich nicht verboten ist, wie in Bayern,

Verfassungsurkunde Tit. III., § 5.

in Hessen-Darmstadt,

Verfassungsurkunde § 48.

in Kurhessen,

Verfassungsurkunde § 54.

in Braunschweig,

Staatsdienstgesetz § 6.

in Hannover,

Grundgesetz § 160 (weggelassen im Landesverfassungsgesetz von 1840),

sondern, weil unverboten, als zulässig zu betrachten, kann der Regierungsnachfolger nicht verbunden erachtet werden, die von dem Vorgänger ertheilte Anwartschaft zu realisiren, höchstens nach Umständen eine Unterscheidung der staatsrechtlichen und privatrechtlichen Seite eintreten, und die letztere den in seiner Expectivirung Getäuschten zu einer Entschädigungsforderung berechtigen.

Daß der Staat den Würdigsten wähle, ist seine Pflicht, wie sein Interesse; darum muß die Bewerbung allgemein freigegeben, die Ungleichheit des Anspruchs einzig durch den Unterschied der Geistesanlagen und ihrer Entwickelung begründet, und

der Staatsdienst eine von Standesvorzügen freie, für jedes Talent und jedes Verdienst offene Laufbahn seyn. Talente sind der große persönliche Nationalfonds, welchen zu verstärken und zu erweitern auch die an keinen besondern Stand geknüpfte Concurrenz zum Staatsdienst geeignet ist. Das Bewußtseyn, daß Regierung und Nation ein organisches Ganze sind, wird alle Stände und Klassen, denen Werth und Kraft inwohnt, zu Stützen der öffentlichen Macht verbinden, und indem die Staatsdienerschaft keine außerhalb stehende Potenz seyn soll, sondern die höchste Blüthe des Volks, aus welchem sie sich fortwährend ergänzt, indem durch die Berufung zu Staatsämtern die würdigsten und fähigsten Staatsbürger zu mitwirkenden Kräften für das Gemeinwohl gewonnen werden, wird das Ernennungsrecht der Staatsgewalt selbst zum Mittel, das allgemeine Band der Staatsbürger noch fester zu knüpfen, die Vertretung eines jeglichen Interesses zu erreichen und die Nationalgesinnung in dem Selbstgefühl für Staatszwecke zu vereinigen; so führt ein edler Staatsdienstorganismus auch zu dem weitern Ziele, daß die Handlungsweise der Staatsregierung stets der Ausfluß der Gesammtintelligenz der staatsbürgerlichen Gesellschaft sey, und daß in dieser Wechselwirkung die Geistesrichtung der Zeit, die Erfüllung des Gebots ächter Bildung und ihres mächtigen Aufschwungs, begriffen und gewürdigt werde.

Kann bei einer Staatsregierung irgend etwas die höhere Intelligenz, die Umsicht in Erfindung und Anwendung leitender Grundsätze bethätigen, sagt ein als gelehrter Publicist bekannter Staatsmann,[1] so ist es die Kunst, mit welcher die Antriebskräfte vertheilt werden, nach denen der Staatsdienstorganismus sich bewegen soll, die Sorgfalt, mit welcher eine glückliche Wahl und würdige Behandlung der Staatsdienerschaft geordnet und gehandhabt wird. Dieser Theil der Regierungskunst ist vielleicht schwerer als die objective Organisation, und wesentlich wird das Gedeihen der letzteren von dem organischen Leben und intellectuellen Charakter auf den verschiedenen Staatsdienststufen bedingt. Das Institut der Staatsdienerschaft ist nicht blos wichtig für die Gesammtheit

[1] In den neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik von Bülau, 1839, 2r Bd.

der öffentlichen Verrichtungen, sondern macht an sich selbst eines der wichtigsten Staatsbedürfnisse aus. Daß in der Staatsdienerschaft, höherer wie niederer, Aufklärung, Gemeinsinn und Gerechtigkeitsliebe walten, daß auf die Bildung und Erhaltung dieser Eigenschaften, und nicht bloß der Geschäftskenntniß, eine Hauptsorge der Staatsregierung gerichtet, daß für den höhern Staatsdienst auch Geistesfrische und Ideenbildung gesucht und geschätzt werde, dies ist es, wovon der den Staatsdienst hebende, dem Staate Ehre bringende Geist der Staatsverwaltung am meisten abhängt. Unser an Erfahrungen aller Art so reiches Zeitalter zeigt, daß die Macht der Regierungen desto fester steht, je größer das geistige Capital ist, welches der Staatsdienerstand im Ganzen repräsentirt; keiner Regierung entgeht, daß der Segen ihres Waltens und Wirkens auf dem Uebergewicht geistiger Kräfte beruht, deren Beistandes sie sich zu versichern, über deren Mittel sie zu gebieten vermag.

In eben so hohem Grade, als die eigentliche Erreichbarkeit der Staatszwecke an die innere Gediegenheit der Staatsämterverwaltung gebunden ist, als unverkennbar alles Staatsdienstwesen zurückdrückt auf die Gesammtheit der Staatsbewohner, ist es ein zuverlässiges Merkmal, woran die gute Regierung erkannt werden kann, daß die Auswahl und Beförderung der Staatsbeamten nach allgemeinen, durch die Vernunft sowohl als durch die Staatskunst gebotenen Grundsätzen geregelt sey, die zu unwandelbaren Staatsmaximen erhoben, und mit gewissenhafter Treue befolgt werden. Es können hierbei zwar nicht für alle Gesichtspunkte feste, erschöpfende Normen aufgestellt werden; aber es ist genug, die Hauptgrundsätze in das Regierungssystem aufgenommen zu sehen; man muß auch hier die nothwendige Regel von unwillkürlichen Einzelheiten unterscheiden. Der Gegenstand ist eine Aufgabe der Verwaltungspolitik, welche nur in ihren höchsten Richtungen zum Gebiet der Gesetzgebung gehört, und ihre Fortbildung und durchdringende Kraft in dem lebendigen Dienstgeist finden soll. Ueber die vorherrschenden Principien stimmen die neuern Staatsdienergesetze in den meisten deutschen Staaten überein.

Eines der wesentlichsten Mittel, dessen sich der Staat zur Erkenntniß der Würdigkeit bedient, ist das Institut der

Staatsprüfungen, des Nachweises der wissenschaftlichen und praktischen Befähigung. Durch die gesetzliche Regulirung des Prüfungswesens gewinnt er den unersetzlichen Einfluß auf den Bildungsgang des Individuums, — durch die höher gesteigerten Ansprüche nach Maßgabe der Sphäre, welcher der Bewerber sich widmen will, sichert er sich, daß nur Männer von ausgebildeten Fähigkeiten nach langer Vorbereitung dem höhern Staatsdienste zustreben, — durch die periodische Wiederholung der Prüfung mit immer höhern Zielen verstärkt er die Bürgschaften, und erreicht zugleich den wichtigen Zweck, die jungen Beamten durch indirecte Nöthigung jahrelang mit der Wissenschaft vertraut erhalten, und dadurch nach menschlicher Wahrscheinlichkeit den Sinn für Forschung und Fortbildung in ihnen erweckt und befestigt zu haben.[1]

Eine andere Art der Prüfung ist die Beobachtung im Dienste selbst. Sie ist wichtiger und zuverlässiger, als die erwähnte, bezieht sich aber auch nicht wie sie auf den Eintritt in die Propyläen, sondern auf den Fortschritt im Organismus des Staatsdienstes. Aber für sich allein genügt sie nicht und unterstellt immer ein gefährliches Experiment, wenn sie die wissenschaftliche Prüfung überflüssig machen soll. Leider fehlt es heut zu Tage selbst in Staaten, die sonst in der Achtung der Wissenschaftlichkeit vorangingen, nicht an Beispielen, daß bei Besetzung höherer Aemter nach nichts Anderem, als nach sogenannter Gesinnung und gutem Menschenverstande gefragt wird. Die Erklärung, was Gesinnung in diesem Sinne sey, wird man immer schuldig bleiben: die Sache erläutert sich aber, wenn man Männer, deren ganze Vergangenheit bis in das mittlere Alter hinein für eine rationalistische Richtung oder für unbekümmerte und leichte Auffassung des kirchlichen Lebens zeugte, unmittelbar nach dem von oben herab gegebenen Impulse, eine Frömmigkeit, eine Kirchlichkeit zu Tage legen sieht, die man sonst nur als Frucht unverwüstlicher Jugendeindrücke und vorzugsweiser Beschäftigung mit

---

[1] In manchen Bundesstaaten begnügt man sich mit einer Prüfung und unterscheidet obendrein nicht zwischen Prüfung zum höhern und zum niedern Staatsdienste. Mehr und mehr schließt man sich aber doch dem Vorbilde an, welches Preußen zuerst seit 1808 gegeben hat.

religiöſen Gegenſtänden, alſo ausnahmsweiſe wahrzunehmen pflegte, und die mit dem ſonſtigen Charakter und Weſen derer, die ſie zur Schau tragen, wenn man das verhüllende Gewand hinwegſtreift, ſchlechterdings nicht im Einklange ſtehen; ſie erläutert ſich ferner, wenn man dieſelben Perſonen, die bis zum Jahre 1840 dem Jupiter den Blitz entwenden wollten, um alles Streben, allen Fortſchritt, jeden Freimuth in Wort und That zu zerſchmettern, nach dieſer Zeit zwei Jahre lang von nichts als Volksentwickelung, Repräſentation und Gedankenfreiheit fabeln hörte, und ſie ſodann wieder die Weisheit preiſen ſieht, die den Stillſtand und die Umkehr zur rechten Zeit gebiete.

Geſinnung, als freie Hingebung für die großen Intereſſen der Menſchheit und des Staates, Verleugnung der eigenen Perſönlichkeit, glühende, zu jedem Opfer bereite Anhänglichkeit an den Boden, dem wir entſproſſen, und an das Fürſtenhaus, das mit unſern Vätern Freude und Leid getheilt hat, — iſt etwas Ehrwürdiges und Heiliges, die Frucht ächter Religioſität, wahrer Wiſſenſchaftlichkeit und geiſtiger Freiheit; was wir aber practiſch ſo bezeichnet ſehen, iſt in der Regel ein Parteizeichen, eine Aalgeſchmeidigkeit, mit der man, gleich dem Schmetterling an der Nadel, zwölfmal kurz und zwölfmal lang wird in der Minute, und faſt immer nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Mit dem zweiten Erforderniſſe, welches vereint mit der ſogenannten Geſinnung zur tüchtigen Verſehung, vorzüglich höherer Staatsämter befähigen ſoll, hat es eine ähnliche Bewandtniß. Es iſt unwahr, wenn man glaubt, Gott gebe die Wiſſenſchaft den Seinen im Schlafe, oder ſie ſey gleich dem wilden Waldgeſange, den jeder Vogel ſingen kann, oder die Staatskunſt ſey ſo eine Art Naturwiſſen, ohne Kunſt und Studium, oder der geſunde Menſchenverſtand ſey ein delphiſches Orakel, dem gegenüber höhere Strebungen als Schulweisheit, Syſtemſucht und unnütze Grübelei verſtummen müßten. Vergißt man denn ganz und gar, daß der geſunde Menſchenverſtand in der That nicht viel mehr iſt, als der anſchauende Sinn, ſo weit er ſich mit einer Art Urtheil verbindet?

Wohin die conſequente Durchführung der Lehre von der Allgenüge des geſunden Menſchenverſtandes, der baare gehaltloſe Empirismus, führen könne, hat man in den letzten Decennien des vorigen

Jahrhunderts unter den Franzosen mit Schrecken gesehen. Ihre Jünger zählt dieselbe vorzüglich da, wo ein gemeines Talent nicht zum höheren hinauf kann, und doch auch gern ein Wort mitsprechen möchte, wo das gewöhnliche Denken sich von Anfang an in dem Kreise des alltäglichen Lebens und Wirkens beschäftigte, und darum jeden Aufschwung für einen salto mortale ansieht; — wo irgend ein Beruf blos dem gegebenen Inhalte nach sich des Individuums bemächtigte, woraus sich ihm ein bestimmter Kreis der Thätigkeit bildete, in welchem diese heimisch sich leicht bewegt, und unbekümmert um das Bessere, um Fortschritt und Erweiterung dieses Kreises, mit bequemlicher Ruhe die gewohnte Arbeit, den mechanisch geordneten und festgestellten Gedankengang durchläuft, heute wie gestern, morgen wie heute; — endlich bekennen sich zu diesem System Solche, die gerade im Vortheil sind und bei einer Veränderung verlieren müßten, die brutale Gewalt, der müßige Ueberfluß, die behagliche Dummheit, der glückliche Besitz, und vor Allem die Immobilen, die vollendeten Historischen, denen das Geschehene einzig Norm und Regel ist für das, was geschehen soll und darf, denen jeder Versuch, eine Veränderung zu bewirken, ein Gräuel ist, zu dessen Abwendung man Himmel und Hölle in Bewegung setzen muß, — jeder hervorragende Mann, der seinem Geschlechte durch Mittheilung einer neuen Wahrheit nützlich zu werden sucht, ein Ideolog, ein Phantast oder Pedant, wenn nicht gar ein Zauberer, Ketzer und Aufrührer!

Haben denn überhaupt die unbedingten Lobredner des gesunden Verstandes je ernstlich bedacht, daß er immer erst nachhinkt, wenn der höhere Gedanke wichtige Resultate entdeckt hat, um im Besitz derselben über die Art ihrer Entdeckung vornehm wegwerfend abzusprechen? Haben sie erwogen, wie er in der Geschichte der Menschheit so ganz und gar nichts selbst producirt hat, — wie mit ihm allein die Menschheit noch bei dem Eichelnmahle sitzen würde, — wie er so gänzlich lahm nur auf der breiten Heerstraße des Lebens wandelt, worauf Keiner Ersprießliches findet? Haben sie jemals unbefangen die Fortschritte der Wissenschaft, der Tugend, des Staats und der Kunst erwogen, um zur Erkenntniß zu kommen, wie hier überall die höher strebende Speculation die Ideen zuvor entwickelte, ehe es gelang, durch

sie angeregt und gehoben, auch in das Festgestellte neues förderliches Leben zu bringen? Haben sie endlich jemals an sich selbst, an ihrer eigenen Bildung und Vervollkommnung gearbeitet, um inne zu werden, wie ihnen der gute Hausfreund durchaus nicht zu helfen, sie nicht einmal über die Schwelle zu führen im Stande war? Oder getrauen sie sich zu behaupten, daß die Ausbildung und Lenkung des Staats leichter sey, als die des Individuums?[1]

Der Himmel bewahre uns davor, Tüchtigkeit der Gesinnung und gesunden Verstand gering anzuschlagen; aber er bewahre uns auch vor der Falschmünzerei, mit der Heuchelei, Scheinheiligkeit, Parteisinn und Egoismus für Gesinnung ausgegeben, und die Anpreisung des gesunden Menschenverstandes das Mittel werden soll, den Mangel an wahrer wissenschaftlicher Vorbereitung und Ausbildung zu verstecken, und den Staatsdienst durch Einschwärzung untüchtiger Personen zu corrumpiren!

Die Beobachtung im Dienste, nachdem die Zulassung von dem Nachweise der erforderlichen Bildung abhängig gemacht worden, ist eine fortgesetzte erfolgreiche Prüfung. Um derselben diesen Charakter noch bestimmter aufzuprägen, ist in einigen deutschen Bundesstaaten vorgeschrieben, daß in der Regel alle Anstellungen[2] für eine gewisse Zeit nur auf Probe erfolgen, so daß erst nach Ablauf der gesetzlichen Probejahre die Amtsübertragung zu einer definitiven wird, und also erst von diesem Momente an sämmtliche gesetzliche Rechtsansprüche des Staatsdieners eintreten. Dies ist der Fall in Bayern auf drei Jahre (nach Beilage IX. zur Verfassungsurkunde, § 2. 18), in Baden, in Nassau und Hessen-Darmstadt auf fünf Jahre (in beiden letztern nur so fern des Provisoriums bei der Anstellung ausdrücklich erwähnt wurde), in Kurhessen auf ein Jahr, aber mit der Fähigkeit, in infinitum verlängert zu werden (nach dem Staatsdienstgesetz vom 8. März 1831, § 9.), in Sachsen auf zwei Jahre (nach dem Staatsdienstgesetz § 4.).

---

[1] Cultur und Barbarei von Reinwald. Abhandl. über die Wissenschaft.

[2] Mit Ausnahme jedoch der richterlichen Beamten, welche zur Erhaltung des Glaubens an ihre Unabhängigkeit überall sofort definitiv angestellt werden.

Unstreitig läßt sich von dieser Anordnung, welche bei der als Regel anzunehmenden lebenslänglichen Dauer der Staatsdienste den Regierungen noch ein Mittel zur Ausscheidung der mehr oder weniger untauglichen Subjecte gibt, ein weiser Gebrauch machen, wogegen freilich nicht zu verkennen ist, daß sie auch zur Handhabe werden kann, um Haß, Leidenschaft und Laune zu befriedigen, und daß sie leicht Anlaß gibt, daß der edle pflichtmäßige Gehorsam und die schuldige Ehrerbietung gegen den Vorgesetzten in Kriecherei und Adulation ausarten, und daß der Schmelz des Charakters schon vor dem wirklichen Eintritt in den Staatsdienst verloren geht.

Gewissermaßen immerwährenden Probedienst leisten diejenigen unteren Staatsdiener, welche unter Anwendung der Kündigungsclausel, also nur auf Wohlverhalten, angenommen sind, und daher, sofern nicht ein Anderes ausdrücklich verordnet ist, aus allen Verhältnissen der Gegenseitigkeit zum Staate als Dienstherrn ausscheiden, sobald von der Kündigung Gebrauch gemacht wird.

Dienstanweisung für die königl. preuß. Regierungen ꝛc. vom 31. September 1825.

Hannoversches Grundgesetz § 163, Landesverfassungsgesetz § 179.

Sächsisches Staatsdienstgesetz § 5.

Schwarzburg-Sondershausen'sche Verfassungsurkunde § 73.

v. Mohl, württembergisches Staatsrecht, Th. 2, S. 123.

Kurhessisches Staatsdienstgesetz § 8.

Die Beobachtung im Dienste, als Mittel der Prüfung, führt selbst auf die Erörterung

des Princips der Anciennität.

Die längere Dienstzeit gibt bei gleicher Fähigkeit größere Erfahrung und Geschäftskenntniß; das Vertrauen auf die Persönlichkeit des Beamten muß in dem Maaße gewachsen seyn, als er länger mit Ehren seinem Geschäfte vorstand; die Summe der geleisteten Dienste in einem längeren Zeitabschnitte muß die in einem kürzeren unter gleichen Verhältnissen überwiegen. Das sind Gründe für den Staat, das Verdienst, welches in der längeren Geschäftsführung liegt, also das Princip der Anciennität, anzuerkennen. Denselben tritt noch hinzu, daß nach der Natur

des Menschen ihm die Zukunft etwas verheißen muß, damit er nicht in seinen Anstrengungen ermüde, — daß Aussicht auf Belohnung ein mindestens eben so wirksames Förderungsmittel ist, als die Androhung der Strafe von Fehltritten abhält, — daß die Achtung vor dem höhern Alter überall im Leben zu den Pflichten der Moral und der Convenienz gehört, und daher auch im Staatsdienste nicht aus den Augen gesetzt werden kann; — endlich, daß ein Princip, welches sich an etwas äußerlich Erkennbares, Thatsächliches hält, der Willkür, dem Nepotismus und der Protectionssucht am wirksamsten begegnet.

Gründe dieser Art werden das Anciennitätsprincip immer vertreten, und es ist in der That auch nicht abzusehen, wie es sich mit der Gerechtigkeit, oder auch nur mit dem gemeinen Menschenverstande in Einklang bringen ließe, unter ganz gleichen Verhältnissen dem im Dienste Jüngeren den Vorzug vor dem Aelteren einräumen zu wollen. In dieser Einschränkung aber, daß es nur gelten dürfe und gelten müsse, wenn unter den Bewerbern ganz gleiche Verhältnisse bestehen, liegt gerade das, was dem früheren Begriffe von den Anciennitätsansprüchen feindlich entgegen tritt, die nichts Geringeres besagten, als daß mit dem Dienstalter das Aufrücken in die erledigte höhere Stelle von selbst nothwendig verbunden sey. Der Zustand der Staatsverwaltung im vorigen Jahrhundert, wo man an jenem Grundsatze strenge festhielt, beweist hinlänglich für seine Verwerflichkeit. Seitdem hat aber der Staatsdienst mit den Fortschritten der Cultur sich nicht bloß erweitert, sondern ist auch viel schwerer geworden; — das Regieren ist keine bequeme Pfründe mehr, es ist eine Wissenschaft und Kunst, an welche immer neue und höhere Forderungen gestellt werden; je unabhaltsamer sich das Licht von unten entwickelt, desto weniger wird blinder Gehorsam gefunden, sondern das Handeln wie das Unterlassen der Staatsdiener vor die Schranken der öffentlichen Meinung gezogen. Darum ist nichts wichtiger, als die Besetzung wichtiger Staatsämter, darum nichts weniger in feste Formen zu bannen, als die Auswahl zu denselben, aber auch nichts weniger der eigentlichen Willkür und Gnade zu unterwerfen, als gerade diese. Indolenz und Mittelmäßigkeit, Ränke und Kriecherei müssen völlig hoffnungslos werden, wenn den Bedürfnissen der Zeit genügt werden soll.

Würde das Anciennitätsprincip bei Dienstbeförderungen für sich allein consequent durchgeführt werden, so müßte der höhere Staatsdienst in Stagnation verfallen; es ist deßhalb mit Recht in mehreren Staatsdienergesetzen besondern Einschränkungen unterworfen worden.

Die zweite preußische Regierungsinstruction vom 13. October 1817, § 12, empfiehlt: „daß mehr auf Treue, Fleiß und Geschicklichkeit, als auf Dienstalter gesehen, und nur bei gleicher Würdigkeit dem letzteren der Vorzug gegeben werden solle." Die Verwerfung des Anciennitätssystems rief sogar ein eigenes Gesetz über die Civilpromotionen im russischen Reiche vom 6. August 1809 hervor, dessen Eingang so lautet: „bei der Untersuchung der Ursachen des Mangels an geschickten Männern in mehreren Fächern des Civildienstes hat sich gefunden, daß die Leichtigkeit, den Rang nicht durch Verdienste und ausgezeichnete Kenntnisse, sondern nur durch das Angestelltseyn und durch das Berechnen der Dienstjahre zu erlangen, ein Hauptanlaß dazu ist; um dies abzuwenden, dem wahren Verdienst aber einen neuen Beweis der Achtung zu geben, wird Folgendes verordnet ꝛc." Eine königlich bayerische Verordnung vom 8. Dec. 1810, das Vorrücken der Räthe in höhere Gradationen betreffend, besagt: „es soll künftig jede Beförderung nur eine Folge der Auszeichnung im Dienste durch Kenntnisse, Fleiß und Betragen seyn; das bloße Dienstalter gewährt keinen Anspruch auf Vorrückung, und nur bei gleicher Qualifikation mehrerer Concurrenten soll darauf Bedacht genommen werden." Eine andere bayerische Verordnung vom 24. Jan. 1815 declarirte dies genauer dahin: „die Beförderung nach der Stufenfolge des Dienstfachs geschieht in der Art, daß sämmtliche Individuen derjenigen Classe, aus welcher die Wiederbesetzung der erledigten Stelle erfolgen soll, als berufene Competenten dazu angesehen werden, die Wahl aber nur auf das ausgezeichnetste Subject in derselben fallen kann, und bei übrigens gleicher Qualification Mehrerer das Dienstalter entscheidet." In einer großherzoglich hessischen Verordnung vom 16. August 1832 heißt es § 2: „keinem Staatsdiener steht ein Recht auf das Vorrücken in erledigte höhere Stellen zu; vielmehr sind bei den Beförderungen nicht blos das Dienstalter, sondern vorzugsweise die Verdienste des Aspiranten zu berücksichtigen."

Die Erwägung der Gründe für und wider muß dahin führen, das Anciennitätsprincip weder ganz auszuschließen, noch zur Regel zu stempeln.

Niemand soll bloß für seine Dienstjahre befördert werden: denn es gibt immer Beamte, die viele Dienstjahre, aber wenig Dienste aufzuzählen haben; der Staatsorganismus ist mehr oder minder überall, vornehmlich aber in kleineren Staaten, nach den Personen bemessen; die größere Tüchtigkeit des Chefs oder seine besondere Fähigkeit, anzuregen, nachhaltigen Eifer durch Wort und Beispiel zu erzwingen, überall selbst zu ergänzen, und alle Lücken durch eigene Kraft auszufüllen, kann nachgeordnete Subjecte auf einem Standpunkte brauchbar erscheinen lassen, die ohne gleichen Antrieb alsbald nicht genügen würden; bei ersten Anstellungen kann ohnehin auf diejenigen Eigenschaften, welche die höhere Dienststufe erfordert, nicht voraus geachtet werden; bei consequenter Durchführung würde das Anciennetätsprincip die ältesten Männer in die höchsten Stellen bringen, obwohl in Beziehung auf Brauchbarkeit gerade zu diesen das Dienstalter, je höher es ist, desto weniger entscheiden oder auch nur empfehlen kann. Erfahrung und Bedachtsamkeit, sagt der schon erwähnte Publicist,[1] die Vorzüge des höheren Alters, reichen nicht hin für die Leitung solcher Verwaltungszweige, wobei es auf vielseitige Beweglichkeit des Talents und rege Elasticität des Geistes ankommt; es ist vielmehr das mittlere Alter besser geeignet, sich vollen Anstrengungen der Seelenkräfte mit Erhebung über persönliche Interessen hinzugeben, und die edleren Triebe des Geistes und Herzens für großartige Zwecke zu entwickeln, während Eigensüchtigkeit und Kälte des Temperaments mit den Jahren zunimmt. Die größten Talente, ja auch Vorzüge des Gemüthes, haben nur eine gewisse Zeit, in welcher sie vollgültig sind; trifft einen Mann von sublimem Geist das ungünstige Geschick, durch eine lange Reihe von Jahren im abgenutzten Begriffsdienst zu ermatten, so ist die glückliche Periode seines Lebens verstrichen, in welcher er Ueberwiegendes für die Ideenwelt zu leisten vermag. Daß Männer von schöpferischem Denken dem höheren Alter

[1] In den Jahrbüchern der Geschichte und Politik ꝛc. Abhandlung über die Wahl und Beförderung der Beamten im Regierungsdienst.

für Berufsgattungen vorgezogen werden, deren Obliegenheiten eben nur Jene am Beſten erfüllen können, iſt eine in der Natur der Dinge gegründete Nothwendigkeit, die Niemand tadeln wird. Was von ſolchen hochgeſtellten Staatsämtern gilt, zu denen kein Dienſtalter berechtigt und befähigt, ſondern vorzügliche Gewandtheit und Univerſalität des Geiſtes, findet aber ſeine Grenze in den mittleren Kreiſen des Staatsdienſtes, zu denen die Wahlen nur aus den Männern der vorhergehenden Dienſtſtufe erfolgen können, die durch die Erfahrungen der bereits durchlaufenen Bahn zur Beförderung in die nächſtfolgende Stufe geſchickt geworden ſind. In der Region der Mittelbehörden der Staatsverwaltung werden ſolche Männer den Vorzug verdienen, die das verwaltete Fach ſtufenweiſe mit Erfolg geübt, ſich dabei Leichtigkeit des Geſchäftsblicks, Reife der Urtheilskraft und ein Maaß von Welt- und Menſchenkenntniß angeeignet haben, welches jüngeren Genoſſen noch abgeht; in der Mitte der Verwaltung kann der äußere Dienſt ſelbſt zur trefflichſten Lebensſchule werden, und durch Geſchäfte ſteigt man zu größeren Geſchäften auf; eine Beförderung in dieſem Sinne ſoll als die Frucht dargethaner Wirkſamkeit, angeſtrengter Vervollkommnung in den Geſchäften des Dienſtzweigs anzuſehen ſeyn. In ſolchen Dienſtzweigen überhaupt, wo der höheren Stellung nur von einem Beamten vorgeſtanden werden kann, welcher die nachgeordneten Stellen bekleidet und darin ſich bewährt hat, wird bei gleicher Sachkenntniß und Geſchicklichkeit, wiewohl mit Ausſchließung des hochbejahrten Alters, Derjenige zum Vorrücken geeigneter ſeyn, dem eine unzweideutige, nicht langſam, aber lange gewonnene Dienſterfahrung zur Seite ſteht; inſoweit iſt das Princip des Dienſtalters ein natürlicher Ausfluß des Princips des Verdienſtes. Die rechtliche Möglichkeit zum Aufrücken findet in der geringeren Zahl der höheren Stellen ihre natürliche Schranke, und die Gleichheit des Anſpruchs kann nur ſo verſtanden werden, daß unter gleichen Verhältniſſen der Qualification und Würdigkeit das Dienſtalter den Vorzug begründen möge. Dadurch wird dem Stande Achtung, dem Verdienſte Nacheiferung, dem Fleiße und Dienſteifer ein fortwirkender Sporn gewährt; die Ausſicht einer Stufenfolge des Aufrückens, wenn ſie auch nicht an den tüchtigen Männern insgeſammt zu erfüllen ſteht, wird das beſte Mittel ſeyn, Pflicht-

und Ehrgefühl unter ihnen zu beleben und zu erhöhen, und einen beharrlichen Wetteifer ihrer Thätigkeit und Fähigkeit zu unterhalten.

Man darf nicht übersehen, daß, wie einerseits die Strenge des Anciennitätsprincips in dem Corporationsgeiste, dem Aristokratismus des Beamtenstandes ihre erste Begründung und Pflege gefunden hat, andererseits der Staat allerdings Verpflichtungen, aber auch Mittel hat, das zu ersetzen, was mit der gänzlichen Beschränkung desselben verloren geht: Verpflichtungen, weil der lange Vorbereitungsdienst ohne Besoldung factisch dahin führt, ein Recht auf die höhere Stufe in der öffentlichen Meinung fest zu stellen, da ein grosses, wenn gleich ganz freiwillig gebrachtes Opfer einen Anspruch auf Entschädigung zu begründen scheint, und deßhalb in den ersten Dienststufen die Berücksichtigung des Dienstalters, wie ohne erhebliche Nachtheile möglich, so auch nicht zu umgehen ist; — Mittel, indem zur Belohnung für solche Staatsdiener, die auf ihrer Dienststufe tüchtig, aber nicht zu einem höheren Amte geeignet sind, die Verschiedenheit der Besoldungsklassen dient, in welche ein Hinaufrücken nach dem Dienstalter statt findet, und die für die Collegialbehörden in den meisten Staaten angeordnet sind. Im preußischen Staate sind für alle Dienstzweige Normalbesoldungsetats aufgestellt, welche für einzelne Dienstgrade abgemessene Abstufungen enthalten, wodurch die Mitglieder derselben Categorie nach Maaßgabe ihres Dienstalters und der damit gleichbleibenden Dienstleistung stufenweise zu Gehaltsverbesserungen gelangen;[1] auch sind nach diesem Besoldungssystem persönliche Zulagen unter Berücksichtigung des Dienstalters, so wie anderer Umstände, zulässig. Das königlich sächsische Gesetz vom 7. März 1835 hält das Anciennitätsprincip im Gehalte noch fester, indem es § 8 bestimmt:

„Die wirklichen Mitglieder der Collegialbehörden rücken, wie bisher, von selbst nach der Reihenfolge ihrer Anstellung in die mit höheren Besoldungen verbundenen Rathsstellen auf." —

[1] Ohne daß jedoch ein volles Recht darauf bestände, und der Träge wie der Fleißige, der Brauchbare wie der Ungenügende behandelt werden müßte. Die Einrückung in eine höhere Gehaltsstufe hängt vielmehr von dem Ermessen der Vorgesetzten ab, und es liegt darin also ebenfalls ein gemischtes Verhältniß der Anciennität und des Verdienstes.

Die ganze Umgestaltung nach dem Bedürfnisse der Zeit, nämlich die Unterordnung der auf das Dienstalter gegründeten Ansprüche unter die der Würdigkeit eingeräumten, findet eben in der veränderten Auffassung des Verhältnisses des Staatsdieners zum Staate ihre Begründung; da dasselbe nicht ein Vertragsverhältniß ist, und der Diener daher keinen Anspruch auf die Function des innehabenden Amtes selbst, vielmehr lediglich einen solchen auf dasjenige hat, was durch die Uebertragung der Stelle Theil seines Vermögens geworden ist, so hat er auch keinen Anspruch auf den Eintritt in ein höheres Amt.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß Gunst und Vorliebe, Protectionsgeist und Nepotismus, falsche Auffassung und Vorurtheil bei Besetzung von Aemtern Rollen spielen können, und daß die Folgen solcher Unredlichkeiten, oder bewußter und unbewußter Mißgriffe nicht selten härter verwundet, und die Erhaltung des edlen Eifers und des lautern Strebens der Staatsdienerschaft mehr gefährdet haben, als es das Princip der Anciennität je vermocht hätte. Aber wiewohl keine volle Bürgschaft für Vermeidung aller Menschlichkeiten und aller Fehlgriffe zu leisten, und wiewohl im vollesten Sinne die Schwierigkeit der Aufgabe der Geisterprüfungskunst anzuerkennen ist, so lehrt doch auch wieder die Erfahrung, daß wo die Corruption nicht von oben herunter, durch Verachtung des öffentlichen Dienstes, durch Herabwürdigung zur Versorgungsanstalt gewisser Fractionen der Gesellschaft, oder durch falsche Grundsätze über Würdigkeit und Beruf bewirkt wird, die verdienten Staatsdiener und die Vaterlandsfreunde nur selten die freigegebene Wahl zu betrauern haben. Das Interesse der Staatsmänner, welche die höchste Autorität eines Landes bilden, ist bei der glücklichen, vorurtheilsfreien Auswahl zu erledigten Aemtern allzusehr selbst betheiligt, als daß die Staatsdienerschaft ihnen nicht volles Vertrauen schenken könnte; das Gelingen ihrer eigenen Absichten und ihre eigene Ehre ist vom Erfolge solcher Wahlen unzertrennlich; sie sind die Träger des höchsten Willens, der nicht im Streite mit dem Vortheile des Landes gedacht werden kann, und die ihnen nothwendige höhere und edlere Charakterentwickelung besteht gerade vorzugsweise darin, daß sie den fremden Ideengang zu verstehen und das fremde Gefühl zu leiten vermögen. Wer in einer hohen

Stellung nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus Grosses durch Leichtes erreichen will (so fährt der mehr erwähnte Publicist fort), wird von selbst bedacht seyn, sich mit tüchtigen und geschickten Organen zu verbinden, die nicht gleichgültige Werkzeuge, sondern selbstdenkende Gehülfen sind; wer selbst tüchtig ist, wird die Tüchtigkeit Anderer, durch die er wirken soll, erkennen und beachten; die richtige Beurtheilung und Förderung des Verdienstes ist selbst das wahre Verdienst. Die Ernennungsgewalt ist immer in guten Händen, wenn sie in ihrem System nur die mächtige Triebfeder walten läßt, welche die im Staatsdienst emporstrebenden Kräfte nährt und belebt, welche eine über die gewöhnliche Pflicht hinausgehende Thatkraft erweckt, und eine edle Erhebung der Gesinnungen und Bestrebungen in der Staatsdienerschaft offenbart und erhält.

Es fehlt übrigens nicht an äußern Erkenntnißgründen, um die Grade der Fähigkeit und Würdigkeit unter mehreren Arbeitern eines Dienstfachs richtig abzumessen, um zu unterscheiden, wessen geistige Kräfte ihn zu einem größeren Wirkungskreise berufen, oder nicht über seinen Kreis hinausreichen. Daß die Oberen diese Eigenschaften nach untrüglichen Zeichen kennen zu lernen, und darauf bei ihrer bedeutenderen Persönlichkeit ein individuell begründetes Urtheil zu treffen im Stande sind, ist eben das nützliche Resultat der fortgesetzten an keine Form gebundenen Prüfung, welche eine der Hauptpflichten ihrer vorgeordneten Stellung ist. Auch der gesunde Kern, welcher in der öffentlichen Meinung lebt, bietet einen äußerlich erkennbaren Maaßstab zur Würdigung der Männer dar, die sich selbst und die das Publicum nach dem bisherigen Amt, was sie ausgefüllt haben, zu höheren Stellen bestimmen; der öffentliche Ruf, wenn er hervortritt, ist selten ungerecht; die Fähigkeiten und Dienstleistungen der tüchtigen Staatsbeamten sind ihren Mitbürgern mehrentheils hinlänglich bekannt; ein geistiges Band umschlingt die Zahl der Gebildeten, wodurch die Wahrheit klar wird, eine im Staatsdienst erworbene Celebrität ist schon aus diesem Grunde nicht zu übersehen, und wird, wenn sie nur das Rechte will, stets Anklang finden.

Das entscheidendste Merkmal höherer Qualification ist die geistige Weihe der Ideen, die zwar zunächst eine Naturgabe, aber

deren Ausbildung das Werk der Freiheit, folglich das persönliche Verdienst des Staatsdieners ist. Die Leichtigkeit, eigene brauchbare Ideen zu erzeugen, die Ideen Anderer zu ergreifen, beide, die eigenen und fremden gewürdigten Ideen festzuhalten, darin liegt die practische Genialität, diese Blume des Dienstgeistes, im Gegensatz des Indifferentismus, dem nichts an Ideen und Alles an seinem Posten gelegen ist. Leichtigkeit des Arbeitens ist von zweierlei Art, je nachdem sie vom Leichtsinn oder vom Scharfsinn kommt, indem jener sich über Schwierigkeiten hinwegsetzt, dieser aber sie fortzuräumen weiß. Aus dem lebendigen Interesse, diesem Theil des Charakters, entspringt die Aufmerksamkeit, welche die Uebung schärft; gegen das Abnehmen an Fähigkeit sichert fortgesetzte Cultur des Verstandes und Streben nach größerer Vollkommenheit, zunächst in den Wissenschaften, die mit dem Staatsamt in Verbindung stehen. Das Fortschreiten in Wissenschaft und Humanität erhebt über den Materialismus der Geschäftswelt, und läßt im Auffassen der wahren Grundsätze weiter blicken, als der Geist der Routine, der zur Verengung der Begriffe führt. Der höhere Staatsdienst setzt eine harmonische Universalbildung, das Daseyn eines gleichen Reichthums an wissenschaftlichen, wie an Erfahrungskenntnissen voraus; und dies ist der characteristische Zug in der Schätzung des vorzüglichen Geschäftsmanns. Dem Staate kommt es zu, daß dessen befehlende und leitende Organe auch die geistig gebildetsten seiner Bürger, die Hauptträger der Intelligenz im Staate sind. Der wahre Staatsmann haftet weder einseitig an der herkömmlichen Empirie, noch an der bloßen Abstraction; er läßt Beiden, der Praxis und der Theorie, als gleichberechtigt, Gerechtigkeit widerfahren; er nimmt den Standpunkt über Beiden, um sie nach dem richtigen Verhältniß zur Gegenwart mit einander auszugleichen.

Beginn der Eigenschaft eines Staatsbeamten.

Begründet wird das staatsdienerliche Verhältniß durch die landesherrliche Bestallung (gleichgültig, ob dieselbe vom Landesherrn selbst oder nach dem Organismus der Behörden von der competenten Stelle ausgefertigt worden), so daß das Datum des Bestallungspatents als der eigentliche Anfangstermin der amtlichen

Wirksamkeit gilt, vorausgesetzt freilich, daß die Möglichkeit einer wirklichen Ausübung des Amtes zugleich mitgegeben war, wofür der Staat zu sorgen hat. Es muß nämlich auf irgend eine Art eine bestimmte Anweisung des Wirkungskreises erfolgen, nach welcher der wirklichen Ausübung der Amtspflichten nichts mehr im Wege stehen kann, sey es durch eine Art von Uebergabe, sey es durch Ertheilung einer sofort realisirbaren Instruction, sey es durch eine allgemeine Anweisung, den Amtsbetrieb nach dem als bekannt vorauszusetzenden Verfassungsrecht zu beginnen.[1] Eine Instruction kann vernünftigerweise nur dann gefordert werden, wenn das Verhältniß noch nicht anderweit bestimmt oder zu Zweifeln Anlaß gegeben ist. Wo sie nothwendig, aber dennoch nicht ertheilt ist, da kann der Staatsbeamte auch nur für allgemeine Dienstpflichten, die aus der Natur der Verhältnisse folgen, und sich vernünftigerweise erkennen lassen, verantwortlich gemacht werden.[2]

Unmittelbar nach der Ernennung hat der Staatsbeamte den Diensteid zu leisten. Dieser besteht regelmäßig, nebst einer Wiederholung der allgemeinen Staatsbürgerpflichten, namentlich der Verpflichtung zur Befolgung der Constitution, in der eidlichen Versicherung der treuen Verwaltung des übertragenen Amtes, und in Gelobung des besondern Gehorsams gegen den Monarchen, überdieß bei Richterämtern in dem sogenannten Richtereide, d. i. in der eidlichen Versicherung, unpartheiisch Recht pflegen zu wollen; bei Secretarien, Actuarien und Registratoren in der Versicherung, treue Protokolle zu führen, die Acten gehörig halten und aufbewahren zu wollen (Verpflichtung zum Protocolle), nach den Gesetzen mehrerer Lande bei Rechnungs- und Cassenbeamten in der Verpflichtung auf das Malversationspatent.[3] Ueberhaupt pflegt derselbe, außer den allgemeinen Verpflichtungen aller Beamten, den besondern jedes einzelnen angepaßt zu werden. Gewöhnlich wird noch der der Verschwiegenheit hinzugefügt. In

[1] Nach allg. Landr. Th. II. Tit. 10. § 83 ff. gehört zur befugten Ausübung eines Amtes noch die besondere An- und Hinweisung des Vorgesetzten, oder die Aufnahme und Verpflichtung in dem dazu bestellten Collegium.

[2] Hefter, a. a. O. S. 158.

[3] z. B. in dem Herzogth. Sachsen-Altenburg und den preuß. Landen.

einigen Verfassungsurkunden ist vorgeschrieben, daß die Staatsbeamten im Diensteide noch besonders die active Pflicht übernehmen sollen, die Verfassung zu wahren und aufrecht zu erhalten, nicht bloß die passive, den Vorschriften derselben Folge zu leisten.[1]

An und für sich ist die Vereidung der Beamten eine Form zur Sicherung des Staates in seiner Gesammtheit: denn nicht erst durch die Eidesleistung wird man Beamter; aber das kann gefragt werden, ob erst von da an die Verantwortlichkeit, wenigstens eine höhere als gewöhnliche Verantwortlichkeit entspringe? Wo die Verfassung nichts Näheres über diesen Punct bestimmt, muß man (sagt Hefter[2]) unterscheiden „richterliche und andere Beamten." Jene bedürfen zu ihrer amtlichen Eigenschaft einer ausdrücklichen eidlichen Verpflichtung. Vorher hatten sie keinen richterlichen Charakter. Was sie dessen ungeachtet vornehmen, ist an sich null und nichtig. Anders verhält es sich mit andern Beamten. Hier ist der Eid nur ein Befestigungsmittel zwischen Herr und Diener. Jener kann den Eid wohl erlassen. Der Diener hat aber darum nicht weniger Verantwortlichkeit für die Führung des ihm angewiesenen Amtes. Selbst in der Verhängung der Strafen für Dienstvergehen kann es keinen Unterschied machen, wenn nicht erhellt, daß die Strafe auch den Eidesbruch berücksichtigt habe.

So wie im Allgemeinen die Leistung des Diensteides die Verpflichtung des Beamten zur gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten nicht erst begründet, so insbesondere wird die Pflicht, die Verfassung nicht zu verletzen, oder sich nicht zur Verletzung, zum Umsturz derselben gebrauchen zu lassen, durch die Ausdehnung des Diensteides auf deren gewissenhafte Beobachtung, Wahrung oder Festhaltung nicht erst bedingt. Die sich von selbst verstehende Verpflichtung ist dadurch nur noch besonders erhöht oder bestärkt, so daß also auch die Entbindung von dem Eide, abgesehen von der rechtlichen Möglichkeit einer solchen, die Pflicht selbst nicht vernichten kann. Hieraus folgt nun allerdings, daß

---

[1] Kurhessische Verfassungsurkunde § 60. — Württembergische Verfassungsurkunde § 45. — Hannoversche Verfassungsurkunde von 1833, § 161.

[2] Hefter, a. a. O. S. 139.

jeder Staatsdiener ſowohl bei Erlaſſung als bei der Ausführung von Befehlen die Verfaſſungsmäßigkeit derſelben nöthigenfalls zu prüfen habe, und wenn ſie der Verfaſſung widerſprechen, auch durch ihre Vollziehung die eigene Verantwortlichkeit begründe. Da aber die materielle Prüfung einer jeden Regierungsmaaßregel auch auf den unteren Stufen der Adminiſtration (im Gegenſatz zu den Juſtizbehörden, welche, inſofern ſie ſelbſt zu entſcheiden haben, ſich nie auf höhere Befehle berufen können) in vielen Fällen die nothwendige Kraft der Regierungen lähmen, den geregelten Gang des Staatsorganismus hemmen und zuweilen die Ausführung ganz hindern könnte, ſo iſt in den neuern Verfaſſungsurkunden hinſichtlich der Verwaltung, oder Adminiſtration im engern Sinne, für alle untergeordneten Adminiſtrativbeamten der Grundſatz aufgeſtellt worden, daß in gehöriger Form erlaſſene Befehle vorgeſetzter Behörden den gehorchenden Subalternen von der Verantwortung befreien und nur den Befehlenden verantwortlich machen.[1]

Heſſen-Darmſtädtiſche Verfaſſungsurkunde § 109:

„Die großherzogl. Staatsminiſter und ſämmtlichen übrigen Staatsdiener ſind, in ſofern ſie nicht in Folge von Befehlen ihrer vorgeſetzten Behörden handeln, jeder innerhalb ſeines Wirkungskreiſes für die genaue Beobachtung der Verfaſſung verantwortlich."

Württembergiſche Verfaſſungsurkunde § 53:

„Die Staatsdiener haben bei eigener Verantwortlichkeit nur die ihnen von den geeigneten Stellen in der ordnungsmäßigen Form zukommenden Anweiſungen zu beobachten."

Meiningiſches Grundgeſetz § 104 und Altenburgiſches Grundgeſetz § 37:

„Die Verantwortlichkeit für jede geſetzwidrige Verfügung haftet zunächſt auf demjenigen, von welchem ſie ausgegangen iſt; Befehle einer höheren Behörde („ſelbſt des Landesherrn," Altenb.) decken ſolche nur, wenn ſie in gehöriger Form von dem competenten Obern ausgegangen ſind („wodurch dann dieſer verantwortlich wird," Altenb.)."

Hannover'ſches Grundgeſetz 1833, § 161:

---

[1] Zachariä, deutſches Staats- und Bundesrecht, II. Theil, S. 41.

„In gehöriger Form erlassene Befehle vorgesetzter Behörden befreien sie (die Beamten) von der Verantwortung und übertragen dieselbe an den Befehlenden."

Braunschweigisches Staatsdienstgesetz § 23:

„Die untergeordneten Beamten und Behörden sind schuldig, den Verfügungen der ihnen vorgesetzten Behörden, welche diese innerhalb der Gränzen ihrer Zuständigkeit in der vorgeschriebenen Form erlassen, Folge zu leisten."

Die Kurhessische Verfassungsurkunde § 61 und die sächsische § 42 huldigen in noch höherem Grade dem Principe einer unbedingten Verantwortlichkeit der Staatsdiener hinsichtlich ihrer Amtsverrichtungen.

Besoldung.

Da die meisten Zweige des Staatsdienstes schon zur blosen Vorbereitung die schönsten Jugendjahre und zur wirklichen Führung die ganze Kraft und Zeit des Mannes in Anspruch nehmen, so ist nicht nur die Vergütung so grosser Opfer höchst billig und gerecht, sondern man darf, wo dieselbe nicht geleistet wird, auch gar nicht hoffen, tüchtige Candidaten zu Staatsdiensten in hinreichender Anzahl zu finden. Wenigstens wird man sie in keiner andern Classe als in jener der Reichen und Reichsten antreffen, was dann eine verderbliche Aristokratie erzeugt oder stärkt, und dem Volke für die unmittelbar ersparte Besoldungssumme mittelbar weit schlimmere Bedrückung und Rechtsverkümmerung bereitet. In einigen deutschen Ländern führt die Kargheit der Besoldungen zur Cumulation der Aemter, die, wenn das Interesse der Sache, wie nur zu oft der Fall, dem der Personen aufgeopfert werden muß, die sonderbarsten Verbindungen von Aemtern in einer Person zur Folge hat, und meistens nachtheilig, — wenn aber Hofdienst und Staatsdienst mit einander verbunden werden, geradezu verderblich ist. Da der Hofdienst in die unmittelbare Nähe des Landesherrn führt, so kann es nicht fehlen, daß auf ihn der gröȝere Werth gelegt, daß er als die Hauptsache, der Staatsdienst als lucrative Nebenbeschäftigung betrachtet oder als Mittel sich interessant zu machen benutzt, oder als Feld der Intrigue ausgebeutet wird. Disciplin und Ordnung, Consequenz und Unpartheilichkeit können dabei nicht bestehen.

Sonſt iſt gegen Verbindung mehrerer Aemter in einer Perſon, wenn ſie weder heterogen ſind, noch die Kräfte eines Mannes überſchreiten, an ſich nichts einzuwenden: ſie kann in kleineren Staaten ſogar empfehlungswerth, und ſelbſt nothwendig ſeyn.

Die Beſoldungen ſollen gleich fern ſeyn von Luxus und von Kargheit; ſie ſollen eine wirkliche Vergeltung der darzubringenden Kraft und Zeit enthalten, im billigen Verhältniß zum Werthe dieſer Opfer und zum Werthe der Dienſte an ſich. Gegen den Luxus hat man faſt nirgends zu wehren, wohl aber gegen die Kargheit in der Abmeſſung. Sie iſt ein noch viel größeres Uebel. Sie nimmt dem Fleiße den Sporn, dem Gemüthe die Ruhe, dem Charakter die Unabhängigkeit, und erzeugt Verſuchung zur Beſtechung und Untreue. Nur wenn die Beſoldung zum anſtändigen und ſtandesmäßigen Lebensunterhalte einer Familie ausreicht, wird mit Recht und Billigkeit eine eifrige und treue Dienſtleiſtung erwartet werden können. Nirgends in der Welt bewährt ſich die Wahrheit des Sprichwortes: „wie der Lohn, ſo die Arbeit," beſſer als in dem Staatsdienſte. Nur Kurzſichtigkeit oder Leichtſinn werden ſich dazu verſtehen, den Unterthanen in ſchlecht bezahlten Beamten eine Laſt aufzulegen, die härter drückt, als die ſchwerſte Steuer: ſolche Finanzkünſtler ſind die ärgſten Verſchwender.[1]

Ob es nützlicher ſey, den Beamten bloß Geld oder zum Theil auch Naturalien als Gehalt anzuweiſen, hängt meiſt von den beſondern Verhältniſſen beſtimmter Staaten und Oertlichkeiten ab. Zwar führt man zu Gunſten der Naturalbeſoldungen an, daß ſie eine gleichförmigere, d. h. von dem wechſelnden Preis der Lebensbedürfniſſe unabhängigere, daher den gleichmäßigen Lebensunterhalt mehr ſichernde Bezahlungsart ſeyen, wogegen die Geldbeſoldung, je nach jenem Preis, bald eine übermäßige,

---

[1] Zachariä, 40 Bücher vom Staate, 4r Bd., 1te Abth., S. 341, ſagt: „Eine Hauptmaxime, welche der Staat bei der Beſoldung ſeiner Diener zu befolgen hat, iſt die: Wenige Beamte, hohe Beſoldungen! Wenn die Sparſamkeit des Staates nicht auf die Zahl der Beamten, ſondern auf den Betrag der einzelnen Beſoldungen gerichtet iſt, ſo iſt ſie, als eine Verſuchung zur Beſtechlichkeit oder zur Verdroſſenheit im Dienſte, Verſchwendung."

bald eine ungenügende Vergütung gewähre. Doch würde der Zweck sich schon dadurch erreichen lassen, daß man den betreffenden Besoldungstheil nicht in einer fixen, sondern in einer nach dem mittleren Getreidepreise jedes Jahres berechneten Summe bezahlte, oder auch dadurch, daß man für die Fälle des Herabsinkens jenes Preises unter ein gewisses Maaß eine verhältnißmäßige Verminderung, aber dann auch für den Fall einer gewissen Preiserhöhung eine entsprechende Vermehrung des Geldgehaltes festsetzte. Indessen ist es nicht richtig, daß alle Lebensbedürfnisse sich sofort im Preise mit jenem des Getreides ins Verhältniß setzen; nur in Ansehung des Durchschnittspreises aus einer Anzahl von Jahren mag es statt finden. Viele Gegenstände jedoch stehen in Ansehung ihres Preises in gar keiner Verbindung mit dem Getreide und die Lebensgewohnheiten wie die Familienverhältnisse des Besoldeten erhöhen oder erniedrigen, unabhängig vom Getreidepreis, gar mannigfach seine Bedürfnisse. Hiernach wäre wohl zweckmäßiger, von Zeit zu Zeit (etwa nach je 10 oder 20 Jahren) die Besoldungen, mit Rücksicht auf die inzwischen eingetretenen allgemeinen Verhältnisse, einer Revision oder neuen Regulirung — versteht sich für die erst Anzustellenden oder zu Befördernden — zu unterwerfen, als sie alljährlich nach dem Getreide- oder Weinpreis zu bestimmen, oder einen Theil des Gehaltes in Naturalien zu verabreichen. Ohnehin ist letzteres immer mit einer beschwerlichen und zu Unterschleifen Anlaß gebenden Naturalienverwaltung verbunden, und daher höchstens dort zu billigen, wo ohnehin schon — wegen ansehnlichen Naturalienbezuges an Zehnten, Zinsen u. s. w. — eine Aufspeicherung bei den Domainenverwaltungen stattfindet und sodann die Abgabe an Besoldungsstatt an die Stelle des Verkaufes tritt.[1]

Wenn Begebenheiten oder Verhältnisse eintreten, die die Preise aller oder der meisten Bedürfnisse dauernd erhöhen, so kann eine Revision der Besoldungen nicht mehr eine Maaßregel der Zweckmäßigkeit allein genannt werden, sie wird zur Pflicht des Staates und muß auch den bereits Angestellten zu gut kommen. Bekanntlich hat die Vereinigung der meisten deutschen Länder zu einem Handelssysteme, dem Zollvereine, die Preise

[1] Staatslexikon, II. Bd., S. 494 ff.

der einheimiſchen Erzeugniſſe, denen ein größerer Markt eröffnet worden, ſo wie die Preiſe der fremdländiſchen, die vorher ſteuerfrei, oder gegen geringe Abgaben eingingen, in vielen Gebieten bedeutend erhöht. Wo Regierungen (obendrein diejenigen, welche ohnehin und auch vorher nur verhältnißmäßig karge Beſoldungen verabreichten) es bei den unter ganz andern Umſtänden feſtgeſetzten Gehalten belaſſen, und den Staatsdienern dafür, daß mit demſelben Geldwerthe jetzt nur zwei Drittel oder halb ſo viel Genußmittel zu erwerben ſind, die Entſchädigung noch nicht geleiſtet haben, ſind ſie im Unrechte gegen ihre Diener und gegen ihr eigenes Intereſſe. Gleichen Effect würde eine Münzverſchlechterung üben.

Ob die Beſoldung zweckmäßiger in einer feſten, unmittelbar aus der Staatskaſſe zu beziehenden Summe ausgeworfen, oder ganz oder zum Theil auf Accidenzien gegründet werde, darüber entſcheiden zwar die Umſtände. Doch als Regel verdient jedenfalls das Erſte den Vorzug. Denn wohl mag die nach der Summe der Arbeiten ſich erhöhende Bezahlung (wie z. B. bei den Relationsgebühren) den Fleiß ſpornen, doch leicht auch zu übereilter, mithin oberflächlicher Behandlung führen; und wenn Taxen und Sporteln ſchon an und für ſich gehäſſig ſind, ſo werden ſie es noch mehr, wenn der Beamte ſie für ſich ſelbſt einzieht. Noch andere Inconvenienzen und ſelbſt Gefahren entſtehen aus ſolchem Syſteme, worunter die Verſuchung zu unnützer Erweiterung der Geſchäfte, zur Gebührenübernahme und zur Prellerei nicht die geringſte iſt. Je mehr das Einkommen auf ſolche Weiſe geſteigert wird, deſto größer wird die Begierde, es zu erweitern.

Doch mag ausnahmsweiſe nach der Natur gewiſſer Dienſte ein Accidenzienbezug dabei zu empfehlen oder zu dulden ſeyn. Vorausgeſetzt muß aber immer werden, daß Beſoldungstheile unter keiner Form, alſo auch nicht unter der Form von Accidenzien verliehen werden, welche mit der Pflicht einer treuen Verwaltung der Staatseinkünfte, oder mit dem amtlichen Anſehen nicht beſtehen können.

Eine an ſich ſehr verſtändige, practiſch aber ſchwer durchzuführende Scheidung der Beſoldung in Standesgehalt, welcher denjenigen Theil bezeichnet, der den ſtandesmäßigen Unterhalt

gewähren soll, der also auch zu diesem Zwecke hinreichen muß, und in Dienstgehalt, welcher als Entschädigung für die im wirklichen Dienst verbundenen Ausgaben (Dienstaufwand, Ehrenausgaben, Repräsentationskosten) zu betrachten ist, findet sich in einigen neueren Gesetzen, und ist von Gönner a. a. O. S. 144 ff. hoch gepriesen worden.

Beilage IX. zur bayrischen Verfassungsurkunde § 17—19.
Großherz. hess. Verordnung über die Repräsentationsgehalte vom 26. Juni 1821.
v. Mohl, württembergisches Staatsrecht, Th. II. S. 115 ff.
Braunschweigisches Staatsdienstgesetz § 12. 13.
Kurhessisches Staatsdienstgesetz § 20.

Diese Unterscheidung ist natürlich und könnte, wie sich weiter unten bei der Frage über die Festsetzung der Pensionen ergibt, auch sehr nützlich werden. Sie ist aber so schwierig, daß sie nur in wenig Gesetzgebungen übergegangen, und nur in Bayern in vollem Maaße durchgeführt ist, nicht ohne zu manchen Willkürlichkeiten (in Beziehung auf die Sonderung) Anlaß zu geben, und doch wieder ohne durchgreifende principielle Anwendung bei der Pensionsfrage.

Beschlagnahme der Besoldung zum Vortheile der Gläubiger.

Mehrere Dienstpragmatiken, und vorher schon der Gebrauch, haben den Besoldungen in so weit einen privilegirten Charakter beigelegt, als sie entweder gar nicht oder doch nicht gänzlich ein Gegenstand der Beschlagnahme der Gläubiger der Beamten seyn können. Man nennt dies wohl ein Privilegium des Beamtenstandes, und in mehrfacher Beziehung kann es dafür gelten; aber man kann es mit eben so viel Gründen ein Privilegium des Staatsdienstes, oder eine Einrichtung zum Vortheile des Staates nennen. Denn wenn die Besoldung der Staatsbeamten ein Executionsobject gleich dem übrigen Privatvermögen wäre, so könnte der Beamte leicht außer Stand gesetzt werden, seinen Dienst überhaupt oder doch mit dem erforderlichen äußern Anstande zu verrichten. Derselbe Grund eximirt ihn von dem Schuldarrest. Im Interesse des Staates könnte es vielleicht

liegen, daß die Besoldung für überhaupt nicht beschlagfähig erklärt würde: im Interesse des Beamten liegt es nicht, vielmehr das Gegentheil; denn nur dadurch ist ihm, bei ermangelndem eigenen Vermögen, der Credit für diejenigen Gegenstände gesichert, die man nicht sofort mit baarem Gelde zu erkaufen pflegt, aber doch auch nicht entbehren kann. Da jedoch die Beschlagfähigkeit eines großen Theils der Besoldung diesen Credit allzusehr erweitern würde, und der Staat seiner eigenen Zwecke willen den Beamten gegen leichtsinniges Schuldenmachen in Schutz zu nehmen, und sich zu sichern hat, daß der Dienst versehen werde, so bestimmt er den Antheil, welcher zu Gunsten der Gläubiger Executionsobject seyn soll.

In Preußen müssen vierhundert Thaler von der Besoldung ganz frei bleiben; von dem Ueberschusse ist die Hälfte beschlagfähig. In Kurhessen kann der vierte Theil (Staatsdienstgesetz § 22), nach dem Sachsen-Coburg-Saalfeldischen Dienstgesetz vom 20. August 1821, § 4, der dritte Theil, nach dem königl. sächsischen, § 12. 35, ebenfalls der dritte Theil, nach dem großherz. hessischen, Art. 5, nur der fünfte Theil in Beschlag genommen werden.

Daß für die Pensionäre in den genannten Ländern dieselben Vorschriften hinsichtlich der Beschlagfähigkeit der Pensionen bestehen, oder fast dieselben, wie in Preußen, wo nur zweihundert Thaler ganz frei bleiben müssen, und die Hälfte des Ueberschusses ein Executionsobject bildet, sey hier gelegentlich bemerkt. Da nicht gleiche Interessen des Staatsdienstes die Privilegirung der Pensionsbezüge erheischen, wie die bei den Besoldungen activer Beamter vorwaltenden, so nimmt die Exemtion der ersteren allerdings den Charakter einer Vergünstigung an.

Steuer von Besoldungen.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der Staat berechtigt sey, die Besoldungen auf directem Wege zu besteuern. Auf den ersten Blick erscheint die Sache nicht zweifelhaft. Wenn überhaupt das Einkommen Gegenstand der Besteuerung ist, so kommt es auf die Quelle, woraus geschöpft worden, nicht an, und es ist Jeder, der des Staatsschutzes genießt, verhältnißmäßig

beizutragen verpflichtet. Bei näherer Erwägung gewinnt die Sache jedoch eine andere Gestalt. Die Besoldung ist das Einkommen, welches dem Beamten für die übertragene fortlaufende, das Opfer aller Kräfte und des ganzen Lebens erheischende Dienstleistung verabreicht wird. Sie trägt also ganz die Natur einer Schadloshaltung. Ist bei der Bemessung derselben schon in Anschlag gebracht, daß der Beamte nach den bestehenden Grundsätzen über Besteuerung des Einkommens eine Besoldungssteuer werde zahlen müssen, so ist die Sache regulirt: alsdann gibt der Staat bereits in der Besoldung, und zwar neben der Schadloshaltung, dasjenige, was er als Steuer wieder empfängt, und die ganze Operation scheint eine Huldigung, dem Systeme äußerer Gleichheit dargebracht, ist aber völlig illusorisch. Ist dies aber nicht der Fall, so ist in der Regel die Steuer sowohl unrechtlich als unpolitisch: unrechtlich, insofern der Staat einen Theil dessen zurücknimmt, was er dem Beamten zu gewähren rechtlich verpflichtet war, — und unpolitisch, weil, wenn die Besoldungen nicht vorher überreich, sondern nur genügend bemessen gewesen sind, er sich nicht wird entschlagen können, die Steuer alsbald durch Besoldungserhöhung zu ersetzen, in Anerkennung der Wahrheit des Satzes und seiner Consequenzen, daß der Beamte dem Staate seine ganze Zeit und Kraft widmet, und für ihn also keine anderweite Einkommensquelle übrig bleibt, als die genau nach Leistung und Bedürfniß bemessene Besoldung. Unterbleibt der Ersatz, so werden die Folgen zu karger Besoldungen nicht auf sich warten lassen. Es ist hierbei aber allerdings nicht zu übersehen, daß nach dem Verhältnisse der Steuer zur Besoldung und nach dem Maaße der letztern sich die Sache auch verschieden gestalten, und daß eine ganz geringfügige Abgabe, wenn schon dadurch im Principe nichts geändert wird, vielleicht ohne Nachtheil, ohne Widerspruch und ohne Ersatz ertragen werden kann; ferner, daß der Grundsatz der Exemtion der Besoldungen nur auf die gewöhnliche Ordnung der Dinge, nicht auf Zeiten der Noth und des Dranges anzuwenden ist, wo auch dem Beamten mit Recht ein Verzichtleisten auf gewohnte Genüsse und Bequemlichkeiten, also die Hingabe eines Theils des billigen Lebensgenusses angesonnen werden darf. Nur gegen die Heranziehung zu den gewöhnlichen bleibenden Steuern sprechen die

oben erwähnten Bedenken.[1] Die Besteuerung der Besoldungen auf indirektem Wege ist in Staaten, in denen das System der Zölle und der Verbrauchssteuern besteht, an sich unvermeidlich; sie wirkt als Preisaufschlag der Lebensbedürfnisse, daher man mit der gleichen Geldsumme sich weniger Genuß zu verschaffen im Stande ist, als vor Einführung solcher Auflagen. Aus diesem Grunde müssen dieselben bei Festsetzung der Besoldungen und Besteuerungsweise bei der periodischen Revision der letzteren ins Auge gefaßt werden.

Vertretung des Beamten durch den Staat.

Der Begriff derselben ist weiter oben in der Weise angegeben, daß sie in dem Schutze des amtlichen Charakters beruht, und in der Vertretung der amtlichen Handlungen gegen Jedermann, soweit sie in den Grenzen des amtlichen Auftrags rechtlich bestehen.

Die Würde, welche ein Beamter durch sein Amt erhält, ist ihm so lange zuständig, als er lebt, wenn er ihr nicht entsagt, oder sie durch ein Verbrechen verwirkt. Das bloße Aufgeben des mit der Würde verbundenen Geschäfts, z. B. ehrenvolle Entlassung, hat den Verlust der erstern nicht zur Folge. Jeder Beamte ist kraft der ihm verliehenen Amtswürde berechtigt, sowohl von den ihm nachgeordneten Beamten, als von den Staatsbürgern rücksichtlich der vermöge seines Amtes getroffenen Anordnungen Gehorsam, und wenn jenen seine innerhalb der gesetzlichen Grenzen erlassenen Anordnungen nicht anstehen sollten, wenigstens Unverletzlichkeit, namentlich Sicherung gegen alle Injurien und gegen Widerspruch, zu verlangen. Beleidigungen des Beamten in seinem Amte werden als Injurien gegen die Staatsgewalt angesehen.[2]

Vertretung[3] nennt man aber heut zu Tage den Schutz, welchen

---

[1] Die gegentheilige Meinung ist von Rotteck im Staatslexikon, Bd. II. S. 496—503, vertreten, auch in der preußischen, kurhessischen, sachsenmeiningischen, nassauischen ꝛc. Steuergesetzgebung adoptirt.

[2] Rechtslexikon für Juristen aller deutschen Staaten ꝛc. von Weiske, Leipzig 1839, S. 753.

[3] Hefter, a. a. O. S. 164.

der Staat ſeinen Dienern inſoweit angedeihen läßt, als er nicht erlaubt, ſie wegen Mißbrauchs ihrer Befugniſſe oder wegen Dienſtvergehungen zu verfolgen, ohne vorherige Genehmigung der höchſten Regierungsgewalt.

Das Princip einer ſolchen Vertretung iſt in der franzöſiſchen Verfaſſung[1] zur Regel gemacht, wie in der preußiſchen Monarchie. Sie bedeutet Schutz gegen criminelle Verfolgungen, und iſt inſofern eine Art von Abolition, wenigſtens Suspenſion der Criminalklage, aber ſie iſt keine Verhinderung der Privatklage auf Entſchädigung gegen den Staatsdiener als Behörde, oder gegen den die Anordnungen deſſelben billigenden Staat.

Gegen dieſe Garantie der Staatsdiener iſt aus dem höhern Standpunkte der Gerechtigkeitspflege viel einzuwenden: ſie kann oft Anlaß geben, daß ein Beamter bloß durch Begünſtigung ſeiner Vorgeſetzten einer wohlverdienten Strafe entzogen werde, wovon man in Frankreich viele Beiſpiele, noch in der neueſten Zeit das flagrante in der Präfekturverwaltung von Korſika, gehabt hat.[2] Mit der Idee des Staats und ſelbſt mit ſeinem Vortheile iſt es ſchwer in Einklang zu bringen, daß ſeine Diener gewiſſermaßen ein Privilegium haben ſollen, unter ſeiner Aegide Unrecht zu thun. Daß der Staat den Beamten in allen den Fällen vertrete, beziehungsweiſe ſchadlos halte, wo er nach höherer Anweiſung gehandelt hat, entſpricht den allgemeinen Rechtsgrundſätzen.

Beendigung des Staatsdienſtes.

Verſetzung, Aufhören des beſtimmten Wirkungskreiſes durch Verſetzung auf einen andern Poſten.

Die Regel iſt, daß ſich Jeder dieſelbe gefallen laſſen muß, ſofern ſie ohne Erniedrigung und Kränkung geſchieht.[3]

---

[1] Merlin report. univ. m. garantie de fonctionn. publics.

[2] Der Staatsrath unterſagte die gerichtliche Verfolgung des der Erpreſſung und Veruntreuung öffentlicher Gelder beſchuldigten Präfecten Jourdan.

[3] Doch ſind Ausnahmen denkbar. Der Staat kann z. B. bei Berufung und Anſtellung eines Ausländers eine entgegenſtehende Zuſicherung ertheilt haben.

Dieſe Pflicht entſpricht dem vorhin erwähnten Axiom, daß der Staatsdiener kein Recht auf die Function habe: hat er dieſes Recht überhaupt nicht, ſo hat er es noch weniger rückſichtlich eines beſtimmten Amtes. Aber auf die Würde und auf die Emolumente hat er ein Recht, und darum muß Beides ihm ungeſchmälert bleiben, wenn eine Verſetzung für zuläßig erkannt werden ſoll. Der Beamte darf alſo nicht allein an Rang und Gehalt nichts einbüßen, ſondern iſt auch wegen der Umzugskoſten, wegen der Nachtheile für die Erhaltung ſeiner Familie (wenn z. B. der neu angewieſene Wohnort theurer als der vorherige iſt) vollſtändig zu entſchädigen. Der Beamte iſt nur ſchuldig, ſich in derſelben Dienſtbranche, der er bisher angehörte, eine Verſetzung gefallen zu laſſen, und in eine ſolche Stelle, welche ſeiner bisherigen Dienſtführung und ſeiner Qualifikation entſpricht, die alſo weder höhere noch geringere Dienſtfähigkeiten als die bisher bekleidete, erfordert. Denn wenn ein Rath mit Beibehaltung von Rang und Gehalt in eine Copiſtenſtelle verſetzt werden könnte, ſo würde dies einer Degradation gleich ſehen, und wenn ein Juſtizbeamter in eine Adminiſtrativſtelle, oder ein Adminiſtrativbeamter in eine Juſtizſtelle ohne ſeine Zuſtimmung eingerückt würde, ſo ſähe er ſich der Möglichkeit bloßgeſtellt, durch Fehler in der Amtsführung nicht nur ſich große Unannehmlichkeiten zuzuziehen, ſondern ſogar ohne Schuld ſich zur Abſetzung zu qualificiren.[1]

Auch Verſetzungen ohne Verſchlechterung des Beamten können durch die Geſetze an gewiſſe Formen und Bedingungen geknüpft, oder z. B. bei Richtern, nur bei vorhandener Einwilligung des zu Verſetzenden zuläßig ſeyn. Letzteres iſt z. B. in neuerer Zeit in Preußen anerkannt[2] und beſonders in größern Staaten, wo die Verſetzung von einem Ende des Reichs an das andere für den Beamten die Natur einer harten Strafe haben kann, zur Sicherung der nothwendigen Unabhängigkeit des Richterſtandes heilſam. Die großherzoglich heſſiſche Verfaſſungsurkunde enthält eine ähnliche Beſtimmung in den Worten:

„§ 34. Richter können nur — — dergeſtalt verſetzt werden,

[1] Rechtslexikon S. 758.

[2] Zachariä Staatsrecht erwähnt deſſen S. 59. Indeſſen muß daran gezweifelt werden, da keine öffentliche Urkundenſammlung darüber etwas enthält.

daß ſie in derſelben Dienſtkategorie verbleiben und weder im Gehalte noch in dem Dienſtgrade zurückgeſetzt werden."

Und das braunſchweigiſche Staatsdienſtgeſetz § 31:

„Richter können wider ihren Willen zu einem andern als zu einem Richteramte nicht verſetzt werden."

Und in demſelben Sinne iſt die kurheſſiſche Verfaſſungsurkunde, § 57, wohl auch zu verſtehen:

„Jeder Staatsdiener muß ſich Verſetzungen, welche ſeinen Fähigkeiten und ſeiner bisherigen Dienſtführung entſprechen, aus höheren Rückſichten des Staats ohne Verluſt an Rang und Gehalt gefallen laſſen."

Verſetzungen auf geringere Poſten (an Rang oder Gehalt oder an beidem) ſind nach den Grundſätzen von der Entſetzung zu beurtheilen. Nach der Schwarzburg-Sondershauſen'ſchen Verfaſſungsurkunde, § 76, ſind ſie unzuläſſig:

„§ 76. Ganz verboten iſt die Zurückſetzung eines Staatsdieners auf eine an Rang oder Gehalt geringere Stelle;"

was in den beſondern Verhältniſſen eines ſo kleinen Landes ſeine Rechtfertigung findet, als allgemeiner Grundſatz aber den Staatsdienſt eines ſehr zweckmäßigen Correctionsmittels beraubt.[1] Verſetzungen ſolcher Art nennt man wohl auch Verſetzungen auf eine Pönitenzſtelle, wobei die Pönitenz natürlich nur auf den Beamten, der durch den Antritt des neuen Amtes ſich in Rang und Gehalt zur Strafe verſchlechtert, nicht aber auf die Stelle zu beziehen iſt.

Reſignation des Staatsbeamten.

Wo die Annahme des Amtes von der Willkür des Beamten abhing,[2] kann nach allgemeinem publiciſtiſchem Herkommen, ſo

[1] Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß z. B. ein nachläßiger, oberflächlicher und fauler Secretär, der eine gute Hand ſchreibt, noch ein ſehr brauchbarer Kanzliſt werden kann, und daß für ihn und den Dienſt beſſer geſorgt wird, wenn man ihn in eine Stellung bringt, in der er arbeitet und überwacht werden kann, als wenn man ihn in Penſionsſtand ver- oder ganz entſetzt.

[2] Wie in allen monarchiſchen Staaten Deutſchlands der Fall iſt. In den freien Städten legt wohl auch die Verfaſſung eine Verbindlichkeit zur Uebernahme von Staatsdienſten auf; dort iſt daher auch die Niederlegung des Amtes nicht willkürlich, ſondern an dieſelben Bedingungen gebunden, wie die Ablehnung der Uebernahme.

wie nach dem Geiſte der deutſchen Bundesakte Art. 18 b, — wodurch den Unterthanen aller Bundesſtaaten die Ueberſiedelung aus dem einen in den andern und der Uebertritt in deſſen Civil- und Militärdienſte mit der einzigen Einſchränkung freigeſtellt iſt, daß der Verbindlichkeit zum Militärdienſte gegen das bisherige Vaterland genügt ſeyn muß, — demſelben auch die Entlaſſung nicht verweigert werden.[1] Eine Ausnahme begründet die Uebernahme beſonderer Verpflichtung zur Fortſetzung des Dienſtes bis zu einem beſtimmten Zeitpunkte, oder auf gewiſſe Zeit, in welchem Falle die vorher erbetene Entlaſſung verweigert werden kann. Nicht minder iſt der Staat berechtigt, der Entlaſſung ſo lange Anſtand zu geben, bis der Beamte über ſeine Amtsführung vollkommen Rechenſchaft gelegt, oder nach den Umſtänden Caution geſtellt hat, oder bis zur anderweiten Verwaltung des Staatsdienſtes Vorſorge hat getroffen werden können. Auch einer vielleicht drohenden Amtsentſetzung kann der Beamte durch Reſignation nicht ausweichen.

Allg. Pr. Ld. R. Th. II. Tit. 10. § 95. 96.
Bayeriſche Dienſtpragmatik von 1805 Art. XVII. A. Beilage zur Verfaſſungsurkunde § 22 A.
Württembergiſche Dienſtpragmatik § 10.
Kurheſſiſche Verfaſſungsurkunde § 159.
Sächſiſches Staatsdienſtgeſetz § 18.
Braunſchweigiſches Staatsdienſtgeſetz § 43. 45.
Hannoverſches Staatsgrundgeſetz § 165. Landesverfaſſungs-Geſetz § 176.
Sondershauſenſche Verfaſſungsurkunde § 82.

Durch den auf Nachſuchen, d. h. auf unbedingtes Nachſuchen der Entlaſſung erfolgenden Austritt verzichtet der Beamte auf Fortgenuß der Beſoldung, in ſofern nicht durch beſondere Uebereinkunft, wie dies wohl bei in den Dienſt berufenen Ausländern vorzukommen pflegt, der Fortgenuß der ganzen Beſoldung, oder eines Theils für den Fall der Entlaſſung zugeſichert war. Wo die letztere Vorausſetzung zutrifft, muß dem Ausſcheidenden der Genuß der verabredeten Beſoldung unverkümmert bleiben; für

[1] Anderer Meinung ſind Gönner a. a. O. S. 256 ff. und Heffter a. a. O. S. 140.

den Staat besteht daher blos die Alternative, das Vertragsmäßige zu gewähren, oder, wenn gerechte Gründe dafür sprechen, die Entlassung zu verweigern.

Ob der Ausscheidende Titel und Rang behalte, hängt von Herkommen oder gesetzlicher Bestimmung ab. Er behält beides z. B. in Sachsen und verliert es in Braunschweig und Würtemberg.

Entlassung des Beamten.

1) Wenn Aufkündigung vorbehalten war oder der Anstellung die Clausel [1] ad bene placitum, tant qu'il nous plaira etc. beigefügt war. In diesem Falle endet die Amtsverbindung mit allen ihren Wirkungen, sobald von dem Vorbehalte Gebrauch gemacht wird, der bei andern als niederen, mit mechanischen Verrichtungen befaßten Aemtern zwar sehr unangemessen seyn kann, an sich aber nichts Widersprechendes gegen das Recht der öffentlichen Beamten enthält. Der Staat befindet sich dadurch in keiner bessern Lage, als der Beamte, der sich ebenfalls Aufkündigung vorbehalten hat, oder dem sie nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zusteht.

2) Aus politischen Gründen.

Die Perpetuität des Staatsdienstes bis zu einem gesetzlichen Aufhörungsgrunde muß als Regel betrachtet werden. Der Staatsdienst verlangt Vorbereitungen und die Erwerbung einer Qualification, er verleiht einen gewissen Stand und zureichende Subsistenzmittel, er begründet einen Nahrungsstand, und wird von Vielen um deßwillen gesucht. Wer sich dem Staatsdienste weiht, muß auf jeden andern Nahrungsstand Verzicht leisten. Betrachtet man das Verhältniß des Beamten zum Staate nun auch nicht als in einem förmlichen Vertrage begründet, sondern nur als ein

---

[1] Nach den Wahlcapitulationen S. 1700, Art. 24. § 10 war diese Clausel in Beziehung auf Justizbeamte völlig untersagt. In England, wo die höheren Staatsbedienungen nur mit der Clausel durante bene placito vergeben werden, mithin nach dem Winke des Königs widerruflich sind, sind doch die vom Könige angestellten Richter ihrer Stellen gewiß, quam diu se bene gesserint.

Verhältniß auf Treue und Glauben, so folgt doch auch daraus, daß dem Beamten alles das rechtlich zusteht, was das Staatsherkommen andern Dienern seiner Categorie zu bewilligen pflegt, und was als stillschweigende Bedingung seines Eintritts in den Staatsdienst anzusehen ist, ohne dessen Voraussetzung der Diener in eine solche Verbindung vernünftigerweise nicht eintreten konnte. An diesem allgemeinen Gesetze können Umstände, die der Staatsbeamte nicht voraussehen und die er nicht abwenden konnte, nichts ändern. Er ist daher, wenn der Staat die Aufgebung seines Amtes, sey es in Folge von organischen Maaßregeln (Suppression des Amtes) oder aus andern Gründen fordert, während der Diener weder dasselbe verwirkt hat, noch an sich außer Stande ist, den Amtspflichten zu genügen, berechtigt, volle Entschädigung zu fordern. Diese Entschädigung kann sich aber weder auf das Entbehren der Amtsverrichtungen, noch auf den Verlust oder die Minderung des Standes erstrecken. Denn auf die Function an sich hat er, wie bereits ausgeführt worden, keinen Anspruch, und Stand als Idee äußert sich nur in gewissen Rechten äußerer Anerkennung, in höherer bürgerlicher Ehre, und ist richterlich unschätzbar. Eben so wenig wird er für die vereitelte Hoffnung der Beförderung Entschädigung ansprechen können, denn auch darauf hatte er kein eigentliches Recht, indem bei der freien Auswahl des Regenten die Beförderung nur in des Staats Interesse erfolgt, wenn gleich sie auch dem Diener zu gute kommt. Dagegen hat er einen wohlbegründeten Anspruch auf lebenslängliche Beibehaltung seiner Amtsemolumente.

Ueber die ganze Frage jedoch, ob der Staat an sich berechtigt sey, Entlassungen aus politischen Gründen, sogenannte Entlassungen *ohne weitere Ursache* zu verfügen, besteht unter den Publicisten schon lange große Meinungsverschiedenheit, und der theoretische Streit währt noch immer fort. Die neueren Staatsrechtslehrer halten die Staatsgewalt für absolut befugt, jeden Staatsdiener, dessen Beibehaltung sie nicht dem allgemeinen Besten entsprechend findet, zu entlassen, und nur die einleuchtende Gefahr der allzugroßen Abhängigkeit des Richterstandes bestimmt sie, diesen, auch nicht aus Rechts-, sondern lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen, gegen das Princip der unbeschränkten Entlaßbarkeit oder Verfügung der Staatsgewalt

in Schutz zu nehmen.[1] Sie begründen ihre Anſicht folgendermaßen:[2]

So wie dem Staat allein die Verleihung der Aemter zuſteht, und ſo wie es nimmer erweislich ſeyn wird, daß die Unterthanen an ſich das Recht auf Uebertragung eines Staatsdienſtes haben, und da endlich das Staatswohl es durchaus nicht leidet, daß der Staat bei ſeiner Fortpflanzung und Bewegung an gewiſſe Individuen gefeſſelt ſey: ſo wird auch wohl der Staat bei den Entlaſſungen freie Hand haben und haben müſſen. Freilich iſt eine Dienſtentſetzung ohne alle Urſache etwas ſchlechthin Willkürliches, allein man kann nicht ſagen, wofern man keinen permanenten Dienſtvertrag annimmt, oder wo nicht die Aemter entſchieden auf Lebenszeit verliehen werden, daß Jemand durch die Entziehung eines Amtes, als ſolche, in ſeinen Rechten gekränkt werde. Ob die Dienſtentſetzungs-Willkür des Staats überhaupt und beſonders für die Beherrſchten etwas Heilſames ſey, iſt eine andere Frage. In Staaten, wo im Regenten und ſeinen Beamten das Staatsgetriebe allein beruht, gewährt die Inamovibilität der Letztern den Unterthanen immer eine Art von Schutz; wo aber eine monarchiſche Regierung in ihrer Bewegung durch Kammern oder ſtändiſche Inſtitutionen beſchränkt iſt, da muß wenigſtens die Executivgewalt dem Regenten völlig frei bleiben, und er über ſeine Beamten ad nutum disponiren können. So fand früher das franzöſiſche Volk in den unbeweglichen, erblichen Beamtenſtellen einen bedeutenden Schutz; jetzt, wo ihm Repräſentation gegeben iſt, herrſcht im Gegenſatz ein Beamtendespotismus in der Adminiſtration. Und ſo ſehen wir auch in unſerm Deutſchland, jemehr auf der einen Seite das ſogenannte conſtitutionelle oder landſtändiſche Princip Boden gewonnen hat, deſto mehr den Beamtenſtand der unbeſchränkteren Verfügung der Staatsgewalt anheimfallen. Und nicht mehr denn billig. So nur entſteht ein unſchädliches Gleichgewicht.

---

[1] In den Wahlcapitulationen Leopold II. und Franz II. verſprachen dieſe Kaiſer

„daß kein Reichshofrath ſeiner Stelle anders, als nach vorhergegangener rechtlicher Cognition und darauf erfolgtem Spruche „Rechtens entſetzt werden ſolle."

[2] Heffter, a. a. O. S. 141—146. Vgl. auch Gönner, a. a. O. S. 256 ff.

Eine Regierung, in der geſetzgebenden Gewalt durch Stände, in der Ausführung der Geſetze durch die Selbſtſtändigkeit ihrer eigenen Beamten beſchränkt, wäre eine baare Nullität. Man ſah es in Frankreich unter der erſten nicht gehaltenen Conſtitution. Auf der andern Seite iſt der unumſchränkte Beſitz der höchſten willkürlichen Gewalt mit einem unumſchränkten Dispoſitionsrecht über die Beamten eine Brücke zum Sultanismus.

Bereits iſt die Bahn gebrochen, wo man ſich auch in Deutſchland dem Amovibilitätsprincip der nicht richterlichen Beamten vollkommen unterwerfen wird, jemehr auf der andern Seite das ſtändiſche Princip Feſtigkeit erhalten wird. In dieſer Vorausſetzung kann aber auch nur derjenige etwas dagegen zu erinnern haben, der in einem Amte nichts als eine Verſorgungsanſtalt zu erblicken vermag, eine Pfründe, auf die man nun ein lebenslängliches Recht hat, wenn man nicht geradezu Schurke iſt, kurz, ein Menſch, dem jede höhere Anſicht des Staatslebens fremd iſt, oder der ſich als Beamter über ſeine Mitbürger weit erhaben glaubt. Uebrigens können wir vertrauen, daß es unter deutſchen Landesherrn nie zu einer ſo argen Beamtendespotie kommen werde, wie etwa in Frankreich, und daß ſie zu ihrer eigenen Beruhigung nie einen ordentlichen Diener ohne Urſache, ohne ihn gehört zu haben, entlaſſen werden, was auch in vielen Stücken wieder zu großen Inconvenienzen führen müßte. Ein ordentlicher Diener, der ſich auf die Gerechtigkeit des Herrn verlaſſen kann, wird immer treuer und beſſer dienen, als ein Schuft, der nur blindlings, um ſich zu erhalten, ſein Amt gebraucht.

Zunächſt findet der Streit in der zu Anfang erörterten principiellen Verſchiedenheit der Meinungen über die Natur des Verhältniſſes der Beamten im Staate ſeine Begründung. Von den Gegnern der zuletzt erwähnten Anſicht wird aber auch geltend gemacht, ſowohl die Praxis der früheren Reichsgerichte, als die dem Volke eigene Vorliebe für feſte, geſicherte Verhältniſſe — das Feſthalten an der erkannten, bewährten Tüchtigkeit, an der erworbenen Geſchäftskunde und Erfahrung; ſodann, daß der Beamte in der wiſſenſchaftlichen Vorbereitung Vermögen und Lebensberuf für immer, und zwar in der natürlichen Vorausſetzung einer bleibenden Anſtellung, ſo lange er ſich derſelben

nicht unfähig oder unwürdig erweise, geopfert habe,[1] und daß nicht die Besoldung es sey, wofür der redliche Staatsbeamte diene, und wodurch ihm sein Dienst vergolten werde, sondern die eigene Befriedigung der erfüllten Pflicht, die Anerkennung seines Regenten und seiner Mitbürger, und das Bewußtseyn, auf seinem Standpunkte die Sache des Staats und der Menschheit gefördert zu haben. Wollte man, in einer gemeinen und materialistischen Ansicht von dem Verhältnisse des Staatsbeamten, den Accent nur allein auf die äußeren Vortheile des Nahrungsstandes und des vom Staate verliehenen Ranges legen, und das Rechtsgebiet des Beamten darauf beschränken, so dürfe man sich nicht wundern, auch nur Beamte zu bekommen, welche bei ihren Dienstleistungen allein ihren, und zwar den Geld- und Standesvortheil ins Auge fassen, und allen edleren Regungen Herz und Sinn verschließen. Alle freiwillige Hingebung, aller edle Gehorsam höre damit auf und es beginne die Herrschaft der Augendienerei und der Laune, vor welchen die Freimüthigkeit verstummen müsse, und keine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Urtheils bestehen könne. Würde die ministerielle Verantwortlichkeit dagegen angeführt und behauptet, daß wo diese, wie in allen constitutionell-monarchischen Staaten, für den Erfolg der Staatsverwaltung einzutreten habe, sie eines starken Einflusses auf das Geschick der Diener bedürfe, aller ihrer Organe mächtig seyn und die Mittel besitzen müsse, innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen jeder Thätigkeit ihre bestimmte Richtung anzuweisen, sie nach eigenem Ermessen zu verwenden, und Elemente, welche in der vorgezeichneten Bahn zu wandeln nicht vermögen, auszuscheiden — so sey dagegen zu erinnern, daß in der Vorschützung dieser Verantwortlichkeit entweder viel Mißverständniß oder viel kluge Täuschung mit unterlaufe.

Denn abgesehen davon, daß diese Verantwortlichkeit wohl

---

[1] Rede des Ministers Winter über die Verderblichkeit ungesicherter, ungenügender Verhältnisse der Staatsdiener für den Staat und die Verwaltung, gehalten auf dem Landtage von 1837 in der Begründung eines Gesetzentwurfs über die Staatsdienerverhältnisse (Prot. der ersten Kammer von 1837, I. Beilagenheft S. 9).

noch nicht vielen Miniſtern unruhige Nächte verurſacht habe, und daß in Deutſchland wenigſtens der Fall erſt noch erlebt werden müſſe, wo ein Miniſter dem ſouverainen Willen gegenüber ein Syſtem durchgeführt hätte, woraus doch allein die Wahrheit der Trennung zwiſchen Herrſchaft und Regierung erkannt werden könne, und wodurch allein auch die Verantwortlichkeit des Miniſters den Ständen gegenüber aus einer Farce zu einer Wahrheit werde:[1] — ſo ſey ja der Sinn derſelben gar nicht der, die Miniſter für etwas Anderes verbindlich zu machen, als für das, was ſie den beſtehenden Verhältniſſen nach ſelbſt durch eigene Nachläſſigkeit oder böſe Abſicht verſchuldeten. So wenig man den Finanzminiſter für jeden Receß der Kaſſenverwalter des Landes einzuſtehen nöthige, ſo wenig werde Jemand daran denken, einen Miniſter für die etwaigen nachtheiligen Folgen verantwortlich zu erklären, die blos aus der Unentlaßbarkeit oder geſicherten Stellung ſeiner Unterbeamten erwüchſen. Ueberwögen alſo nur die Vortheile dieſer Einrichtung an ſich, ſo könne die Verantwortlichkeit der Miniſter gar nichts daran ändern. Man dürfe nur auch nicht vergeſſen, aus welchem erbitterten Haſſe das häufig komme, was äußerlich in aller Form Staatsraiſon heiße.

Bei dieſen widerſtreitenden Anſichten, von denen jede mindeſtens viel Scheinbares für ſich hat, und jedenfalls viel Factiſches zu ihrer Begründung anführen kann, iſt es ſchwer, nach dem Standpunkte der Zunge an der Wage der Gerechtigkeit ſich nur dem wahrhaft Rechten und Guten zuzuneigen. Freilich darf die Unvollkommenheit menſchlicher Dinge hier, wie überall, nicht außer Anſchlag bleiben, und daß man nie ein Princip aufſtellen wird, das in jeder Beziehung, und Allen, und ſelbſt auch allen guten Regungen zu genügen vermögend iſt. Es war eine ſchöne Idee, die dem Lehensverhältniß zum Grunde lag, die Idee des wechſelſeitigen Holdſeyns, der Treue: dennoch würden wir das Lehenswesen nicht bewahren wollen um der zu Grunde liegenden Idee willen, die doch auch, wohl zu merken, nicht in ihm allein, ſondern auch anderwärts zu finden iſt.

[1] Die Irrthümer und Täuſchungen der herrſchenden Anſichten zerſtreut Murhard in den Jahrbüchern der Geſchichte und Politik 1839 Bd. II. „über die Miniſterverantwortlichkeit in der repräſentativen Erbmonarchie.“

Darin aber können sich die verschiedenen Ansichten vereinigen, daß die Gesetzgebung in der Abwägung der Ansprüche des Staats und der Staatsbeamten zunächst das Interesse des öffentlichen Wohls zu berücksichtigen habe, und daß sie nicht gestatten dürfe, daß der Staatsbeamte fester an sein Amt gebunden sey, als an den Zweck desselben, noch auch daß der Schutz seines Rechtes dahin ausarte, daß er sich eines Rechts berühmen könne, dem Staate üble Dienste zu leisten.

Darum kann die Staatsgewalt weder an der Durchführung organischer Maaßregeln (Suppression von Aemtern) durch das widerstrebende Interesse eines Beamten gehindert werden, noch verpflichtet seyn, ihr Urtheil über die Gradationen der Tüchtigkeit, über ihr Vertrauen und über das öffentliche Vertrauen zu suspendiren oder demselben keine Folge zu geben, oder den Richter darüber erkennen zu lassen, der dafür keine Wage hat. Das Einzige, was man verlangen kann, ist die möglichste Gewährleistung für eine Ausübung der Staatsbefugniß frei von Leichtsinn und von Leidenschaften.

In der Wirklichkeit haben sich die meisten Bundesstaaten das Recht der Entlassung aus politischen Gründen zugesprochen, und bei Festsetzung der Modalitäten die Ansprüche der Betheiligten mehr oder minder beachtet. Ein Recht auf Beibehaltung der vollen Besoldung wird, so viel bekannt, bis jetzt nur anerkannt

in Lippe-Detmold (nach der Verordnung von 1807 in Winkopps rheinischem Bund, Band 4. S. 235);
in Waldeck (nach dem Landesvertrag von 1816 § 25);
in Kurhessen (nach dem Haus- und Staatsgesetz vom 4. März 1817 § 13. 14. und der Verfassungsurkunde § 56);
in Schwarzburg-Sondershausen (nach der Verfassungs-Urkunde § 56) und
in Sachsen-Meiningen (nach dem Staatsherkommen).

Anderwärts ist das Loos des Ausscheidenden in der Regel das gleiche, welches ihm zu Theil geworden wäre, wenn er wegen körperlicher oder geistiger Unfähigkeit in Pensionsstand hätte übertreten müssen, mit billiger Berücksichtigung solcher Beamten, deren Dienstzeit zu kurz war, um ihnen den Genuß

eines ansehnlichen Theiles des Einkommens als Pension zu versichern, für die daher hin und wieder ein Minimum festgesetzt ist.

In einzelnen Staaten, aber auch nicht überall, ist zum Schutze des Beamten, gegen den die Maaßregel der Dienstenthebung aus politischen Gründen eintreten soll, ein förmliches Verfahren vor Behörden angeordnet, denen um ihrer Stellung willen ein so unabhängiges Urtheil zugetraut werden kann, wie es in monarchischen Staaten möglich ist.

Nach den in Preußen bestehenden Grundsätzen hängt die Enthebung eines Staatsbeamten von seinen Functionen von dem Beschlusse der obersten Verwaltungsbehörde ab. Bis zur neuesten Zeit waren auch die Justizbeamten nicht in günstigerer Stellung. Jetzt leidet das Princip, daß auch ohne Angabe besonderer Gründe Staatsbeamte ihrer Function enthoben werden können, dem Vernehmen nach[1] nur auf die Verwaltungsbeamten Anwendung. Es wird in der Weise geübt, daß der Beamte entweder auf Wartgeld gesetzt wird (welches nur die Hälfte des bisherigen Gehalts beträgt, sofern derselbe nicht nach seinen Dienstjahren zu einer höheren Summe im Falle der Pensionirung berechtigt seyn würde), oder daß er in Pensionsstand übergehen muß, und alsdann ebensoviel an Einkommen erhält, als ihm zugebilligt worden wäre, wenn seine Pensionirung in Folge körperlicher oder geistiger Unfähigkeit nothwendig hätte eintreten müssen. Gegen das Verfahren findet Berufung an das Staatsministerium statt, und in letzter Instanz entscheidet das Staatsoberhaupt auf den Vortrag desselben.

Im Königreich Sachsen ist für die aus politischen Ursachen außer Function tretenden Diener der Anspruch auf Fortgenuß des Rangs und Titels, so wie von wenigstens sieben Zehnteln des seitherigen Diensteinkommens, als Wartgeld, begründet. Diese Summe wird, wenn der Beamte bereits eine höhere Pension verdient haben sollte, bis zum Belaufe derselben erhöht. Die Maaßregel selbst muß sich gründen auf ein Gutachten der Dienst- und Anstellungsbehörde, und nachdem der Beamte mit seiner

[1] Eine gesetzliche Bestimmung darüber ist dem Verfasser bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen, daher an der Wahrheit des Gerüchts gezweifelt werden muß.

Gegenvorstellung vernommen werden, auf Berathung im Gesammt-Ministerium und Genehmigung des Königs. Die Justizbeamten sind hier nicht privilegirt.

Aehnliche Vorschriften bestehen:

in Hannover, nach dem Staatsgrundgesetz von 1833 § 163, und hinsichtlich aller Beamten, die nicht rein richterliche Functionen haben, nach dem Landesverfassungs-Gesetz § 177, verglichen mit der Amtsordnung vom 18. April 1823 § 7—11;

in Würtemberg, nach der Verfassungsurkunde § 46—48;

in Braunschweig, nach dem Staatsdienstgesetz von 1832 § 46—48.

In Bayern (Beilage 9 zur Verfassungsurkunde § 9), in Nassau (Edict vom 3/6. Dezember 1811 § 3), und in Hessen-Darmstadt[1] (Verfassungsurkunde § 34) wird dasselbe Recht der Staatsgewalt in der Form einer Versetzung in den temporären oder dauernden Pensionsstand (Quiescirung) mit Gewährung des nach den Dienstjahren bemessenen Quiescenzgehaltes geübt, ohne daß ein förmliches Verfahren angeordnet oder zugelassen wäre.

Es ergibt sich hieraus, daß die gesetzgebende Gewalt sich in der Regel durch dasjenige nicht gebunden geachtet hat, was weiter oben als allgemeiner, unbestrittener Rechtsgrundsatz angeführt worden ist, und auch im Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 seine volle Bestätigung erhalten hatte. Sie ist davon ausgegangen, daß im Falle einer Ausscheidung aus politischen Gründen der Staatsdiener keine günstigere Lage für sich ansprechen könne, als denen zu bereiten beabsichtigt werde, welche alle Lebenskräfte im öffentlichen Dienste aufgeopfert haben, und wegen geistiger oder physischer Unfähigkeit freiwillig oder unfreiwillig abtreten. Die pragmatischen Statute begründen das Recht der Staatsbeamten, und wer in einen Staatsdienst eintritt, hat keine Ursache zur Beschwerde, wenn sie auf ihn und gegen ihn angewendet werden. Da aber das Verhältniß eines vielleicht in bester Lebenskraft aus der Reihe der wirklichen Beamten ausscheidenden Dieners denn doch immer ein anderes ist, als das-

[1] Hier jedoch mit Ausnahme richterlicher Personen, deren Quiescirung nicht gegen ihren Willen erfolgen kann.

jenige eines Emeritirten, indem der erstere weder arbeitsunfähig, noch unwillig ist zu dienen, — indem er mit seiner Stelle auch die Aussicht auf Beförderung verliert, und gleichwohl zu keinem andern Lebensberufe übergeben kann, vielmehr des Rufs zum Wiedereintritt in den activen Dienst stets gewärtig bleiben muß, — so darf mindestens vorausgesetzt werden, daß das dem Entlassenen zugestandene Einkommen zum standesmäßigen Unterhalte völlig zureiche, da sonst die Gesetzgebung gegen den Vorwurf der Unbilligkeit nicht vertheidigt werden könnte. Gerade unter diesem Gesichtspunkte würde eine principienmäßige Trennung zwischen Standes- und Dienstgehalt vielleicht zu empfehlen seyn.

3) Entlassung mit Pension wegen geistiger oder körperlicher Unfähigkeit.

Der Staat ist in den geeigneten Fällen, sey es auf Ansuchen des Dieners, sey es aus eigener Bewegung, dieselbe auszusprechen befugt. Jeder muß wissen, daß, wenn er unfähig wird zum Staatsdienste, dieser für ihn auch von selbst aufhören werde. Ist die Unfähigkeit ohne Verschulden des Beamten, und nicht durch Zufall (der dem Staate nicht angerechnet werden kann[1]), sondern durch Erschöpfung der Kräfte nach der Ordnung der Natur, und im Dienste des Staates, oder durch denselben eingetreten, so hat der Beamte Anspruch auf Pensionirung. Er hat diesen Anspruch, obwohl kein eigentlicher Vertrag zwischen ihm und dem Staate besteht, sondern ein Verhältniß auf Treue und Glauben. Gerade dieses Verhältniß legt dem Staate die Pflicht auf, den Beamten besser zu behandeln, als es der Fall seyn müßte, wenn er für vertragsmäßige Dienste vertragsmäßige Belohnung zu verlangen hätte; denn alsdann litte es kein Bedenken, daß mit dem Verschwinden seiner Fähigkeit zu leisten auch für den Staat in der Regel die Verpflichtung zur Gegenleistung sich löste. Die Pflicht des Staats geht gleichen Schritt mit seinem Interesse, und das Verfahren des Regenten, welcher das wahre Interesse des Staats zu beachten hat, wird dadurch bedingt: des Staats Interesse wird zur Pflicht des Regenten. Nach dem Grundsatze: „ein guter Herr hat gute Diener," oder „getreuer Herr, getreuer Knecht," kann der Staat den Diener, welcher auf

[1] Die positive Gesetzgebung ist durchgängig milder.

jede andere Erwerbsquelle Verzicht geleistet hatte, um sich seinem Dienste zu weihen, nicht im Falle der Unfähigkeit verlassen; er darf seine Redlichkeit nicht in fortwährende Versuchung führen, sich selbst seine Zukunft zu sichern, indem er ihm Mangel und Noth im Alter in der Perspective zeigt, insofern er verabsäumt, die Gegenwart und Gelegenheit zu nützen.

Was die Billigkeit erheischt, hat der gesunde Sinn der deutschen Gerichte, auch wo keine Pragmatik den Weg wies, gegen Härte und Leidenschaft vertheidigt, wie die Entscheidung des Reichskammergerichts in Sachen von Tettenbach gegen Fulda (mandatum poenale restitutorium vom Februar 1759) so wie mehrere andere[1] darthun.

An und für sich gelten hier dieselben Grundsätze, die bei dem vorhergehenden Entlassungsgrunde zur Sprache gekommen sind; die Sache ist dieselbe für den Staat, wenn auch die Motive verschieden sind: der Staat will die Dienste nicht mehr fordern, weil sie nicht so geleistet werden können, wie er ihrer bedarf; wenn in diesem Falle langjährige Leistungen, das Opfer eines ganzen Lebens und Erschöpfung aller Kräfte Belohnung und Mitleid ansprechen, so legen dort Vereitelung des Lebensziels und erzwungene Unthätigkeit gleiche Berücksichtigungsgründe in die Wagschale. Aus dieser Ursache hat man auch die Ruhegehalte für die beiden Categorien in der Hauptsache in gleicher Art abgemessen.

Unter gewissen Bedingungen gestehen aber die neuern Staatsdienstgesetze den Staatsdienern auch das Recht zu, mit Beibehaltung von Titel und Rang und eines Theiles oder der ganzen Besoldung ihre Entlassung zu nehmen. Abgesehen nämlich von wirklicher und dauernder (im Dienste oder durch Unglücksfall bewirkter) Dienstunfähigkeit, haben jene Gesetze den Anspruch auf Quiescirung theils nach Ablauf einer gewissen Anzahl von Dienstjahren, theils beim Eintritt eines gewissen Lebensalters ausdrücklich anerkannt. Zugleich ist die Größe der Pension bei einer Quiescirung wegen Dienstunfähigkeit von der Dauer der Dienstzeit abhängig gemacht. In folgender Tabelle sind einige gesetzliche Bestimmungen zusammengestellt.

[1] In Schlözers Staatsanzeigen Heft X. S. 217, Heft XXIX. S. 43—50, Heft XV. S. 223. abgedruckt.

Der in Quiescenz tretende Diener hat:

in	bei einem Dienstalter	bei einem Lebensalter	gesetzlichen Anspruch auf:
Preußen[1]	von 15 bis incl. 20 Dienstjahren		$^{7}/_{8}$ des zuletzt bezogenen Gehalts. Wenn der Betrag sich bei Stellen, wo die Dienstleistungen blos in gemeinen Arbeiten oder mechanischen Verrichtungen bestehen, auf weniger als 60 bis 96 Thaler berechnet, ist er nach dem Ermessen der Behörden bis zu diesem Betrage zu erhöhen. Bei höheren Stellen ist das Minimum auf 120 Thlr. gesetzt.
	von 20 bis incl. 30		$^{9}/_{10}$
	von 30 — 40		$^{9}/_{10}$
	von 40 — 50		$^{9}/_{10}$
	von 50 an		$^{9}/_{10}$
Bayern	von 40 Jahren	. . . . .	Den Standesgehalt (also mit Verlust des Dienstgehaltes).
	. . . . .	von 70 Jahren	Den Gesammtgeldgehalt.
	bei einer früheren Quiescirung	. . . . .	Auf den Standesgehalt d. h.
	in den ersten 10 Jahren	. . . . .	auf $^{7}/_{10}$ od. $^{9}/_{10}$ des Hauptgeldbezugs, je nachdem er allein den Gehalt bildet, oder mit Nebenbezügen an Geld oder Naturalien verbunden ist.
	in den zweiten 10 Jahren	. . . . .	auf $^{8}/_{10}$ od. $^{9}/_{10}$
Württemberg	von 40 Jahren bei vorhandener Dienstuntüchtigkeit im 10. Dienstjahre	von 65 Jahren	den vollen Gehalt, insofern er (mit Ausnahme der Ministerruhegehalte) nicht 3000 Gulden beträgt.
		. . . . .	40 Pret. des Durchschnittsbetrags der fixen Besoldung in den letzten 5 Jahren, welche
	für jed. weitere Dienstjahr	. . . . .	um 2 Pret. vermehrt werden.
Hessen (Großherzogthum)	von 40 Jahren	von 70 Jahren	Titel und $^{9}/_{10}$ der Besoldung.
	von 50 Jahren und bei vorhandener Dienstuntüchtigkeit:	. . . . .	Titel und vollen Gehalt.
	in den ersten 10 Jahren	. . . . .	Titel und $^{7}/_{10}$ des Gehaltes.
	in den zweiten 10 Jahren	. . . . .	Titel und $^{8}/_{10}$ des Gehaltes.

[1] Nach einer ganz neuen Bestimmung sollen nach 20 Dienstjahren die Sätze alle 5 Jahre um $^{1}/_{16}$ bis zu dem Maximum von $^{9}/_{8}$ steigen. Die Dienstzeit wird erst vom vollendeten 21. Lebensjahre an gerechnet, ein Pensionsanspruch vor 15 Dienstjahren aber gar nicht zugestanden.

Der in Quiescenz tretende Diener hat:

in	bei einem Dienstalter	bei einem Lebensalter	gesetzlichen Anspruch auf:
Hessen (Großh.)	später aber vor Ablauf von 50 Jahren	. . . . .	Titel und $^{9}/_{10}$.
Königr. Sachsen	von 40 Jahren und zwar von 40 — 45 Jahren	. . . . .	$^{20}/_{24}$ des Diensteinkommens.
	von 45 — 50 Jahren	. . . . .	$^{22}/_{24}$ des Diensteinkommens.
	vom 50. Dienstjahre an	. . . . .	$^{24}/_{24}$ des Diensteinkommens.
	bei Dienstuntüchtigkeit oder im	70jährigen Lebensalter	
	1—15 Dienstjahre	. . . . .	$^{8}/_{24}$ des mit der zuletzt bekleideten Stelle verbundenen Diensteinkommens, jedoch nicht unter 50 und nicht über 3000 Thaler.
	16—20 Dienstjahre	. . . . .	$^{9}/_{24}$ des mit der zuletzt bekleideten Stelle verbundenen Diensteinkommens, jedoch nicht unter 50 und nicht über 3000 Thaler.
	21—25 Dienstjahre	. . . . .	$^{10}/_{24}$ des mit der zuletzt bekleideten Stelle verbundenen Diensteinkommens, jedoch nicht unter 50 und nicht über 3000 Thaler.
	26—30 Dienstjahre	. . . . .	$^{12}/_{24}$ des mit der zuletzt bekleideten Stelle verbundenen Diensteinkommens, jedoch nicht unter 50 und nicht über 3000 Thaler.
	30—35 Dienstjahre	. . . . .	$^{15}/_{24}$ des mit der zuletzt bekleideten Stelle verbundenen Diensteinkommens, jedoch nicht unter 50 und nicht über 3000 Thaler.
	36—40 Dienstjahre	. . . . .	$^{19}/_{24}$ des mit der zuletzt bekleideten Stelle verbundenen Diensteinkommens, jedoch nicht unter 50 und nicht über 3000 Thaler.
Braunschweig	von 50 Jahren bei vorhandener Dienstuntüchtigkeit im	70jährigem Lebensalter	den vollen Normalgehalt.
	1—10 Dienstjahre	. . . . .	$^{3}/_{5}$ des vollen Normalgehaltes.
	11—25 Dienstjahre	. . . . .	$^{4}/_{5}$ des vollen Normalgehaltes.
	vom 26 Dienstjahre	. . . . .	$^{5}/_{5}$ des vollen Normalgehaltes.
			Der Normal-Ruhegehalt, d. h. worauf der Beamte ein Recht hat, beträgt:
	im 1—5. Dienstjahre	. . . . .	$^{1}/_{5}$ des Normalgehaltes.
	im 6. und mit jedem folgenden Dienstjahre	. . . . .	wächst er um $1^{1}/_{2}$ Pret. des Normalgehalts, bis er den vollen Betrag desselben erreicht hat.
Baden	von 5—10 incl.	. . . . .	70 Pret. der Besoldung.
	mit jedem Dienstjahr	. . . . .	1 Pret. mehr.
	mit 40	. . . . .	das Ganze bis zur Höhe von 4000 fl.

Der in Quiescenz tretende Diener hat:

in	bei einem Dienſtalter	bei einem Lebensalter	geſetzlichen Anſpruch auf
Kurheſſen [1]	von 50 Jahren	von 70 Jahren	$^3/_5$ der Beſoldung, welche der Staatsdiener nach dem Durchſchnitt der letzten zwei Jahre bezogen hat.
	vom 1—10 incl.	. . . . .	$^1/_5$
	mit jedem weitern Dienſtjahre	. . . . .	1 Pret. des Gehaltes mehr bis zum Maximum von $^4/_5$.
Naſſau	bis zum 25ſten Dienſtjahre	. . . . .	die Hälfte des Dienſtgehaltes.
	für jedes weitere Dienſtjahr	. . . . .	um $^1/_{50}$ des Gehalts vermehrt.
	mit zurückgelegtem 35. Dienſtjahre	oder dem 70. Lebensjahre	kann der Staatsdiener dieſe Penſionirung verlangen.

Wie es ſcheint, ſollten dieſelben Urſachen, welche den Staat beſtimmen müſſen, den Diener im Falle des Alters oder der Dienſtunfähigkeit nicht zu verlaſſen, ihn auch bewegen, für die Wittwen und die unmündigen Kinder im Falle des Ablebens zu ſorgen. Denn der Beamte will einen geſicherten Nahrungsſtand erwerben, alſo ein zureichendes Einkommen für ſich und ſeine Familie, und iſt durch ſein Amt außer Stand geſetzt, daſſelbe bis zu einem Betrage zu vergrößern, der durch Capitalanſammlung auch nach ſeinem Tode das Loos ſeiner Familie ſichern kann. Das bedarf keines Beweiſes, da es notoriſch iſt. Demungeachtet iſt die Fürſorge für die Hinterbliebenen der Beamten nicht in allen deutſchen Gebieten als eine Pflicht des Staates anerkannt,[2] ſondern in mehreren den Beamten mehr oder minder ſelbſt überlaſſen, indem ihnen anheim geſtellt wird, oder indem ſie genöthigt werden, Wittwen- und Waiſenverpflegungs-Anſtalten (mit oder ohne Garantie oder Zuſchuß des Staates [3]) beizutreten;

---

[1] Die Dienſtzeit vor dem zurückgelegten 20ſten Lebensjahre bleibt außer Anſchlag, ebenſo das erſte Dienſtjahr.

[2] Wohl in Kurheſſen, Baden und Sachſen; in Bayern hinſichtlich der Wittwen nach der Hauptlandespragmatik Art. 24.

[3] Mit Garantie in Preußen, Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Meiningen, Sachſen-Coburg ꝛc.; in Preußen nur rückſichtlich der Wittwenkaſſe.

in manchen wird die Gewährung von Wittwen- und Waisen-Pensionen als eine reine Gnadensache behandelt. Indessen nehmen auch die bewährtesten Staatsrechtslehrer an, daß, wo eine vertragsmäßige oder in den besondern Gesetzen des Staats beruhende Verbindlichkeit nicht bestehe, eine Unterstützung der Staatsbeamten-Wittwen und Waisen nicht gefordert werden könne.

4) Entsetzung wegen Unwürdigkeit. Cassation.

Unwürdigkeit vernichtet den privatrechtlichen Anspruch auf Standesehre, oder auf Besoldung (Degradation), oder, und zwar in der Regel, auf Beides (Cassation), hat die Natur einer Strafe, und sollte, wie jede Vermögens- und Ehrenstrafe, nur in Folge eines Vergehens durch richterliches Erkenntniß entweder selbstständig, oder als nothwendiges Anhängsel einer andern peinlichen Strafe ausgesprochen werden können. Dieß entspricht dem Wesen des Verhältnisses, in welchem sich der Diener zum Amte befindet, und der Praxis der Reichsgerichte.[1] Aber nur in wenigen deutschen Staaten ist dieser Grundsatz aufrecht erhalten worden, z. B. in Bayern (Beil. 9 zur Verfassungsurkunde § 9), in Nassau (Edict vom 3/6. Dec. 1811 § 2), in Lippe-Detmold (Verordnung von 1807), in Sachsen-Meiningen (Verordnung über die Competenz zwischen den Gerichten und Regierungs- und Verwaltungsbehörden Art. 16. 47), in Waldeck (Landesvertrag vom 19. April 1816), in Kurhessen (Verfassungsurkunde § 56), in Schwarzburg-Sondershausen (Verfassungsurkunde § 77).

In andern ist eine Scheidung zwischen gemeinen Verbrechen und Amtsvergehen gemacht, und die Beurtheilung der letztern, sowie das Erkenntniß darüber, den Gerichten ganz entzogen, und nur zu Gunsten der Beamten richterlicher Qualität die frühere allgemeine Norm beibehalten worden. Selbst diese Unterscheidung findet sich nicht überall.

Die Mangelhaftigkeit der Strafgesetzbücher in dieser Materie, deren vollständige Umformung nicht abgewartet werden konnte, das Schwankende des Gerichtsgebrauchs, der diese Lücken aus-

[1] Selbst bei Ministerstellen wendete das Reichskammergericht den Grundsatz an, daß zur Entlassung wegen Unwürdigkeit oder Unfähigkeit gerichtlicher Ausspruch nothwendig sey. So in dem bekannten Rechtsstreite Friedrich Karl von Mosers mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

zufällen beſtimmt, aber unvermögend war, — die höheren Anſprüche an den Staatsdienſt in Folge der Entwickelung der ſocialen Verhältniſſe, — die politiſchen Strebungen, — die principielle Trennung der Gewalten, die die Regierungen eiferſüchtig auf ihre Macht und begierig machte, der Mittel zu ihren Zwecken mehr und mehr Herr zu werden, — die Beſorgniß, daß unter der Herrſchaft von Ideen und Anſichten divergente Richtungen und Grundſätze Schutz bei den Gerichten finden könnten, — oder daß bei dem Gange der gerichtlichen Procedur das Intereſſe des Staates nicht die erforderliche ſchleunige Befriedigung zu erwarten habe, — oder endlich, daß den Gerichtshöfen nicht die gleiche Fähigkeit zur Beurtheilung der Amtsführung der Beamten anderer Verwaltungszweige beiwohne, — haben dahin geführt, die Fälle, in welchen das Amt verwirkt ſeyn ſoll, nach dem heutigen Standpunkte der Verhältniſſe, in den Staatsdienſtgeſetzen, oder ſonſt zu ſpecialiſiren, und die Entſcheidung darüber unter Ausſchluß der ordentlichen Gerichte im Verwaltungswege anzuordnen, oder die Frage über die Concurrenz der Gerichte in das Ermeſſen der Adminiſtrativbehörden zu ſtellen.

Am weiteſten iſt man in dieſer Hinſicht in Preußen gegangen, wo nach der Cabinetsordre vom 21. Febr. 1823 alle Civilbeamte, mit Ausnahme der Richter, ohne Urtheil und Recht entlaſſen werden können, und nur zwiſchen denjenigen unterſchieden iſt, welche ihre Patente unter königlicher Unterſchrift erhalten, und nicht. In Beziehung auf die letzteren genügt ein Beſchluß des Staatsminiſteriums zur Entlaſſung, nachdem die Sache vorher von der Provinzialdienſtbehörde inſtruirt, in voller Verſammlung berathen, und der Antrag auf Dienſtentlaſſung gerichtet war. Bei Beamten, deren Patent der König vollzieht, tritt noch eine Berathung im Staatsrathe und königliche Entſcheidung ein.

Wird die Dienſtentlaſſung nicht auf bloße Dienſtvergehungen, ſondern auf ſolche Thatſachen begründet, die auch als gemeine Verbrechen anzuſehen, und folglich der gerichtlichen Unterſuchung unterworfen ſind, ſo hängt es zunächſt von der dem Angeklagten vorgeſetzten Behörde ab, ob dieſelbe lediglich der gerichtlichen Unterſuchung und Entſcheidung den Lauf laſſen, oder die Dienſtentlaſſung des Beamten, ſoweit es blos auf dieſe ankommt, ſchon vorher auf dem vorher bezeichneten adminiſtrativen Wege in

Antrag bringen wolle. Das Staatsministerium, an welches die Sache gelangt, hat dann die Wahl, selbst definitiv zu beschließen, oder die Entscheidung lediglich von dem Urtheil des Richters abhängig zu machen. Ueber die Entlassung wegen bloßer Dienstvergehen entscheiden nie die Gerichte. Was von unfreiwilliger Entlassung verordnet ist, gilt auch von Degradation.

Noch ein anderer Weg bleibt zur Entfernung eines Beamten im Gange der Administration. Es ist dieß der der Pensionirung mit einem geringeren Quantum, als nach dem Maaße der Besoldung und Dienstzeit ihm, im Falle der Emeritirung, gebühren würde. Dieser Weg soll gegen Beamte eingeschlagen werden, welche Charakterfehler und moralische Gebrechen an den Tag legen, wodurch der Dienst gefährdet erachtet wird, und gegen welche die gewöhnlichen Disciplinarmittel nicht ausgereicht haben, oder an sich nicht hinlänglich sind, die Entsetzung jedoch eine zu harte Maaßregel wäre. Das Verfahren ist dem unmittelbar vorhererwähnten ganz gleich.

Die Entlassung der Geistlichen und Jugendlehrer[1] hat die königliche Cabinetsordre vom 12. April 1822 ganz in die Hände des Ministers der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts gelegt, und es ist nur rücksichtlich derjenigen, deren Ernennung zum Amte dem Könige vorbehalten ist, vorgeschrieben, daß ihre Entlassung aus dem Dienste überhaupt, oder ihre Entlassung von der bisher bekleideten Stelle (Versetzung zur Strafe) auch nur durch königliche Entscheidung auf Vortrag im Staatsministerium erfolgen könne.

Den Fällen von Amtsvergehen, welche das allgemeine Landrecht aufzählt, ist eine ganze Categorie, und zwar eine neue und unbegrenzte Categorie in dieser Cabinetsordre angereiht in den Worten:

> „wenn sie den Verirrungen der Zeit huldigen, anstatt „wahre Intelligenz zu verbreiten, die Ausartung derselben „begünstigen, einen Oppositionsgeist gegen königliche Anord„nungen zeigen, und sich namentlich auf Angelegenheiten der „Staatsverfassung und Verwaltung eine nähere und ent„ferntere Einwirkung anmaßen ꝛc."

[1] In Preußen werden sie theils zu den Staatsbeamten gerechnet, A. L. R. Thl. II. Tit. 12. § 65. 73., theils denselben gleich behandelt.

Weit entfernt irgend einen Mißbrauch zu rügen, oder zu behaupten, daß ein solcher stattgefunden habe, kann man sich dennoch nicht überwinden, eine dergestalt jeden festen Rechtszustand der Beamten völlig vernichtende Anordnung anders als mit Furcht und Sorge zu betrachten. Welches Feld öffnet sich hier der schlauen Tücke und der Verdächtigung, zumal in einer Zeit, wo der unbestimmte Begriff „Gesinnung" zu einem Parteizeichen geworden ist, — welche Verlockung zur Heuchelei und zur Herabwürdigung des Charakters, wenn Freimüthigkeit in der Aeußerung politischer Ansichten, die nicht die correkten, d. h. die in der obersten Region jeweilig gebilligten oder herrschenden sind, so furchtbare Folgen nach sich ziehen kann!

Im Königreiche Sachsen ist der Ausspruch der Dienstentlassung in der Regel vom richterlichen Erkenntniß unabhängig erklärt, und lediglich den Anstellungsbehörden, und in höherer Instanz den obersten Verwaltungsbehörden und beziehungsweise dem gesammten Ministerium anvertraut. Das Staatsdienstgesetz zählt genau und vollständig die Ursachen auf, um deren willen Dienstentsetzung stattfinden kann. Sie tritt ein, wenn ein Staatsdiener wegen einer der nachbezeichneten Vergehungen nach vorhergegangener richterlicher Untersuchung durch ein Straferkenntniß verurtheilt worden ist.

Es begründen nämlich die Dienstentsetzung:

1) alle Verbrechen gegen den Staat, insbesondere Majestätsverbrechen, dem Staate nachtheiliger Verrath der Amtsgeheimnisse, deren Verschweigung dem Diener vermöge allgemeiner Amtspflicht oblag, oder für einzelne Gegenstände von seinen Vorgesetzten besonders zur Pflicht gemacht war;

2) erfolgte Bestechung des Dieners zu Verletzung der Amtspflicht;

3) Erschleichung der Stelle selbst durch Darreichung von Geschenken;

4) Erpressung eines Vortheils, unter dem erdichteten Vorwande eines amtlichen Befugnisses, den Andern zu einer Handlung oder Unterlassung zu nöthigen;

5) Veruntreuung von Staats- oder Privatvermögen, dessen Verwahrung oder Verwaltung dem Diener vermöge Amtspflicht oblag;

6) muthwilliger Bankerott;

7) diejenigen Vergehen der Militärverwaltungsbeamten, welche nach Bestimmungen der Militärgesetze die Dienstentsetzung zur Folge haben;

8) jedes Verbrechen, wegen dessen auf Zucht- oder Arbeitshausstrafe oder Detention erkannt ist;

9) Diebstahl, Fälschung und Betrug.

Nur bei wirklichen Dienstvergehen hat das Gericht den Antrag auf Einleitung der Untersuchung Seitens der Dienstbehörde abzuwarten, wegen anderer Verbrechen eines Staatsdieners aber auch ohne Aufforderung die Untersuchung einzuleiten. Die Untersuchung ist jedoch immer von der zuständigen Behörde zu führen.

Die richterliche Verurtheilung eines Staatsdieners wegen eines die Dienstentsetzung begründenden Vergehens hat zwar die Entfernung desselben vom Dienst zur nothwendigen Folge, die Dienstentsetzung selbst ist aber in solchen Fällen von der Anstellungsbehörde unter Beziehung auf das Straferkenntniß zu verfügen.

Das sächsische Dienstgesetz unterscheidet auch zwischen Entsetzung und Entlassung, wiewohl der Effekt der einen und andern in der Regel ganz gleich ist, bis auf den einzigen Punkt der Wiederanstellungsfähigkeit, die durch die sogenannte Entsetzung verloren geht. Auch kann den Entlassenen (im Gegensatze des Entsetzten) eine Unterstützung als Pension bewilligt werden, jedoch sind sie dazu nicht berechtigt.

Die Entlassung im engern Sinne erfolgt durch die Anstellungsbehörde auch bei richterlichen Personen:

a) wenn der Angestellte wegen eines der im § 22 unter Nr. 1 bis 7 und 9 aufgeführten Verbrechen oder wegen eines andern, welches den Gesetzen nach mit Zuchthaus oder Arbeitshaus oder Gefängniß über sechs Monate zu bestrafen ist, belangt, und nur im Mangel mehrerer Verdachtsgründe oder gegen Leistung eines Reinigungseides freigesprochen worden ist;

b) wenn gegen denselben wegen irgend eines Vergehens, welches der Art ist, daß es dem angeschuldigten Staatsdiener die öffentliche Achtung entzieht, und das Vertrauen zu treuer Dienstverwaltung nach Beschaffenheit des von ihm bekleideten

Poſtens aufhebt, wenigſtens unbedingt auf Gefängnißſtrafe erkannt iſt;

c) wenn der Angeſchuldigte Handlungen begangen hat, welche in der Dienſtinſtruction ausdrücklich unter Androhung ſofortiger Entlaſſung verboten ſind;

d) wenn zu dem Vermögen des Dieners der Concursproceß eröffnet worden;

e) wenn ein Kaſſenbeamter in Wechſelarreſt verfallen iſt.

Ferner kann dieſelbe von der Anſtellungsbehörde, jedoch erſt nach vorgängiger vergeblicher Anwendung des in Verweiſen, Geld- und Arreſtſtrafen,[1] Suſpenſion[2] mit Gehaltsentziehung (in beſtimmter Gradation und mit in allen Stadien freigelaſſener Berufung an die höhere Behörde) beſtehenden Beſſerungsverfahrens angeordnet werden, wenn ein Staatsdiener

a) wegen eines andern Vergehens, als der im § 22 unter Nr. 1 bis 7 und 9 angegebenen oder in vorſtehendem § sub b) angedeuteten zur Unterſuchung gezogen, und deßhalb mit Gefängniß belegt wird, oder wenn er ſich

b) ſolchen unſittlichen Handlungen und Charakterfehlern wiederholt und dauernd hingibt, welche ohne alles Vergehen doch geeignet ſind, den Diener in der öffentlichen Achtung herabzuſetzen.

Bei Staatsdienern, welche eine Richterſtelle bekleiden, iſt die Entlaſſung in Folge des Beſſerungsverfahrens ausnahmsweiſe der Anſtellungsbehörde entzogen, und dieſelbe von gerichtlicher Unterſuchung und gerichtlichem Erkenntniß abhängig gemacht, deſſen Publication jedoch der Anſtellungsbehörde zuſteht.

Dieſe Unterſcheidung richterlicher und adminiſtrativer Beamten kennt das badiſche Dienſtgeſetz vom 30. Januar 1819 nicht; es iſt, ſo viel bekannt, das erſte, welches die ſubtile Unterſcheidung

---

[1] Bei Subalternen bis zu 8 Tagen.

[2] Suſpenſion vom Amte, als vorſorgliche Maaßregel zur Sicherung des Dienſtes oder als Bedingung der Erforſchung begangener Pflichtwidrigkeiten, mit oder ohne Einbehaltung der zur Verſehung des Dienſtes zu verwendenden Beſoldung, verfügt diejenige Behörde, welche in der Hauptſache zu erkennen hat; nach dem braunſchweigiſchen Dienſtgeſetz § 41 und dem ſächſiſchen § 23 der Vorgeſetzte, beziehungsweiſe die Anſtellungsbehörde.

zwischen einer durch eigene Schuld des Dieners verwirkten Entlassung in administrativem Wege und einer nur durch Richterspruch statthaften Dienstentsetzung (§ 1) gemacht hat, und scheint dem sächsischen überhaupt zur Grundlage zu dienen.

Dem Anscheine nach geht das sächsische Gesetz weiter als die preußischen Vorschriften in dieser Materie; allein man muß nicht außer Acht lassen, daß dort wenigstens überall feste Regeln gegeben sind, und daß, wenn auch die Rechtssphäre der Beamten ihren Schutz nicht in den Gerichten findet, die statt derselben berufenen Behörden doch an bestimmte klare Verordnungen und feste, unabänderliche Formen gebunden sind. Darum scheint der Rechtszustand der Beamten in Sachsen gesicherter, als derjenige in Preußen. Zwar wird man auch hier dem Einwande begegnen, daß die der Regierung eigene Umsicht und Milde den herbsten Geboten und Anordnungen in der Ausführung ihren Stachel nehme, und daß das allgemeine Gefühl für Recht, Anstand und Sitte eine Schutzwehr sey, die man auch im Vergleich zu einem positiven Gesetze nicht gering anzuschlagen Ursache habe. Alles das ist wahr, und es bleibt dennoch das Gefühl der Unsicherheit bestehen, weil der rechte Gebrauch wie der Mißbrauch von dem Werthe der wirkenden Personen abhängt. Gift selbst kann Heilmittel werden in der Hand des weisen Arztes; darum ändert es aber seine Natur nicht, und wirkt zerstörend bei weniger gewissenhafter oder verständiger Anwendung.

Ueberdies ist der Einfluß deutscher Regierungen und Minister auf die Staatsbeamten durch ihre ausgedehnten Rechte der Anstellung, der Beförderung, der Belohnung der nur vom Staatsdienste lebenden Personen, sowie durch die Entlassungen, Pensionirungen und Versetzungen mit und ohne Zustimmung, und endlich durch das Mittel der gerichtlichen Anklage nicht bloß größer, als er in den früheren deutschen reichs- und landständischen Verhältnissen je gewesen, sondern ein so durchaus genügender, daß er der Verstärkung durch die Herüberziehung der bisher als Justizsachen betrachteten Entsetzungsprocesse in den Bereich des administrativen Wirkungskreises nicht bedarf. Auch verliert in der That die Anerkennung der Unabhängigkeit des Richterstandes desto mehr von ihrem Werthe, als Verhältnisse, in denen er dieselbe zu bewähren Gelegenheit fände, seiner Competenz entzogen werden.

Die königlich hannoverſche Declaration vom 11. Mai 1832 ſagt:

„die Erfahrung aller Länder und Zeiten hat auf das „Ueberzeugendſte erwieſen, daß die Güte der Verwaltung „und ſomit das Glück der Unterthanen mehr noch als „von den Vorzügen der Einrichtungen, von dem guten „Geiſte abhängig iſt, welcher die Dienerſchaft beſeelt, „zu deſſen Unterhaltung aber unumgänglich erforderlich „iſt, daß die Männer, welche ihre Kraft dem Dienſte „widmen, vor willkürlicher Behandlung geſchützt ſind."

Was man aber früher unter Schutz gegen willkürliche Behandlung verſtand, nämlich, daß nur auf den Grund von Urtheil und Recht der Beamte eine Veränderung in ſeinen Dienſtverhältniſſen wider Willen zu erleiden verbunden ſey, davon ſind alle bisher erlaſſenen Dienſtgeſetze, das hannoverſche ſelbſt, das württembergiſche, das braunſchweigiſche, das badenſche u. ſ. w. mehr oder minder weit abgewichen.

Für dieſe Darſtellung kann dasjenige, was über die Entlaſſungsbefugniß des Staats aus den Pragmatiken der beiden Länder angeführt worden iſt, in welchen die Adminiſtrativgewalt den Beamten gegenüber den gerichtlichen Einfluß am meiſten verdrängt hat, wohl genügen.

Der Beamtenſtand, welcher mit dem Verfall der ſtändiſchen Rechte ſich entwickelt hat, und im Beſitze der Intelligenz und der Gewalt zu einer wahren Macht geworden war, hat ſeinen 14. October in Preußen erlebt, ſo gut wie die Armee bei Jena, und iſt überall in deutſchen Landen von den Stufen herabgeſtiegen, die er vor dem Wiedererwachen der ſtändiſchen Befugniſſe und der Begründung der conſtitutionellen Formen eingenommen hatte. Das iſt an ſich nicht zu beklagen, nur muß man ſich vom Scheine nicht täuſchen laſſen, und nicht überall als einen Gewinn für das Volk betrachten, was einer Faction abgerungen worden iſt. In Preußen vernimmt man noch das Geſchrei über Büreaukratie und Beamtendespotismus, und wird erſt nach und nach inne, daß es größtentheils von denen ausgeht, welche ſich und ihre geſchloſſene Ariſtokratie gerne an die Stelle der offenen

Ariſtokratie des Talents und der Kenntniſſe ſetzen möchten.[1] Hier und eben ſo ſehr in andern deutſchen Staaten iſt der Beamtenſtand dem Drange der ſtändiſchen Corporationen ausgeſetzt, und um des verminderten Einfluſſes willen auch minder geachtet, während die Anforderungen an ſeine Leiſtungen und an ſeine Erfolge geſtiegen ſind, und er mehr ein Gegenſtand der Beſorgniß ſeines Dienſtherrn, als im Beſitze des Vertrauens iſt. Zeiten, wie die gegenwärtigen, ſind Zeiten des Uebergangs und verſtatten kein Urtheil über die künftigen Geſtaltungen. Vielleicht ſetzen die widerſtrebenden Potenzen ſich wieder in das Gleichgewicht, und es erlangt jede Gewalt im Staate die richtige, würdige, unbeneidete und unbedrohte Stellung wieder. Dann wird man von ſelbſt das Band lockern, welches man das Band der Disciplin und Ordnung nennt, und dem Principe der Ehre mehr Raum und mehr Vertrauen gönnen, als man ſich bis jetzt erlauben zu dürfen gemeint hat; wo nicht, ſo könnte auch für Deutſchland eine Wahrheit werden, was Carls X. Erminiſter Peyronnet, ein Mann, der ſich darauf verſtehen muß, über den Beamtenſtand in Frankreich geſagt hat:

„O glückliches Leben der Staatsmänner! Dienen ſie mit„telmäßig, ſo kümmert man ſich nicht um ſie, und ſie paſſiren. „Dienen ſie gut, ſo erzürnt man ſich und ſchreit Ach und Weh. „Je beſſer ſie handeln, deſto mehr Uebles fügt man ihnen zu. „Die, welche keine Urſache haben, ſie zu beneiden, ſind undank„bar; die andern, welche keine Urſache haben, undankbar zu ſeyn, „ſind neidiſch. Bisweilen ſpielt ihnen das Glück ſo übel mit, „daß ihnen keine andere Zuflucht bleibt, als das Unglück. — — „Demnach iſt unſtreitig von Allem das Beſte, ſich vom Staats„dienſte ſo fern zu halten, als möglich, nach dieſem aber ſchlecht „zu dienen; das Schlimmſte aber iſt, gut zu dienen.“

[1] Was unwillkürlich an Voltaires Urtheil über Friedrich II. Antimacchiavell erinnert: „er ſpuckt in die Schüſſel, damit den andern der Appetit vergehe.“

Bruder- und Schwesternhäuser.

Wenn oft veraltete und eingewurzelte Mißbräuche durch den Vorwand des Herkommens und Besitzes auf ungebührliche Weise geschützt werden, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß wir oft haben erleben müssen, daß Anstalten zerstört worden sind, deren Grundgedanke besser festgehalten, von entstellenden Zuthaten gereinigt, und der Zeit mit ihren wechselnden Bedürfnissen bequemer angepaßt worden wäre.

Zu diesen Anstalten rechnen wir unbedenklich die Klöster.

Zu den Zeiten der Reformation war ihre gänzliche Vernichtung vielleicht Bedürfniß in den Ländern, welche jener sich zuwendeten. Es herrschte in ihnen ein großes Sittenverderbniß, ihr durch Jahrhunderte stets wachsender Besitz war einer verbesserten Staatswirthschaft entgegen, und die sich ausbildende Fürstengewalt mußte durch ihn verstärkt werden; die Bevölkerung war noch ziemlich dünne, also kein dringendes Bedürfniß zu Versorgung in Convikten vorhanden, und die Buchdruckerkunst hatte bereits zum Gemeingute gemacht, was uns früher nur durch den Fleiß der Benediktiner erhalten worden war.

Zudem beweisen Reformen und Aufhebungen in den meisten katholisch gebliebenen Ländern, daß diese Anstalten, so wie sie waren, ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht oder nur unvollkommen entsprochen hatten. Doch mag mehr der reiche Güterbesitz ihre gänzliche Aufhebung beschleunigt haben, denn man war nachsichtiger gegen die eigentlichen Bettelklöster, ungeachtet gegen diese sich wenigstens eben so viel hätte einwenden lassen, als gegen die besitzenden.

Auch bei der aargauischen Klosterfrage, welche den Schweizerbund mit so bedenklichen Folgen bedroht, sind mehr äußere Gründe für und wider die Aufhebung vorgebracht worden, als innere, aus dem Wesen der Anstalten hervorgehende.

Wir bemerken überall, daß das Bedürfniß von Anstalten gefühlt werde, welche den Klöstern, wie diese ursprünglich waren, mehr oder minder ähnlich wären; es sey uns daher vergönnt, einige Fragen zu besprechen, welche, richtig gestellt und beantwortet, vielleicht zu Beseitigung von Befürchtungen und Vorurtheilen, zu Befriedigung dringender Bedürfnisse und zu Anbahnung heilsamer Anstalten dienen dürften.

Könnten wir die Vortheile der Klöster ohne deren Nachtheile erhalten?

Sind Anstalten, welche in Zweck und Einrichtung den Klöstern analog wären, ein Bedürfniß unserer Zeit?

Sind diese Anstalten eben so ausführbar und nützlich in evangelischen Landen als in katholischen oder orthodox-griechischen?

Wir nehmen keinen Augenblick Anstand, diese drei Fragen nach unserer besten Ueberzeugung mit einem deutlichen und vernehmlichen Ja zu beantworten, ohne zu befürchten, von Männern bespöttelt zu werden, welche ernstlich gestrebt haben, die Wahrheit zu erforschen. Wenn diese Blätter Widerlegungen hervorrufen sollten, so werden wir wohlbegründete Entgegnungen ehren und bessere Einsicht gerne aufnehmen; wenn uns aber Fanatiker rechts und Fanatiker links darum anfeinden wollen, so werden wir es mit Geduld und Demuth zu tragen wissen. Oft genug sind wir beschuldigt worden, in unsern Wünschen für Reformen zu weit zu gehen, können es uns daher wohl gefallen lassen, wenn die Anklage einmal von der entgegengesetzten Seite kömmt.

Die Nachtheile, welche man den klösterlichen Vereinigungen vorwirft, sind vorzüglich nachstehende:

Man beschuldigt sie, schädlichen Aberglauben und Vorurtheile zu verbreiten, und auf das Leben der Familien, welche mit ihnen in nähere Berührung kommen, nachtheilig zu wirken. Der jetzige Stand des Unterrichts und der Aufklärung wird, nebst der Furcht vor Oeffentlichkeit, sie von dieser Seite her gefahrlos machen, und wenn die Mitglieder mit Vorsicht gewählt und gehörig beschäftigt werden, so wird der zweite Vorwurf von selbst wegfallen.

Man wirft ihnen vor, den Nationalwohlstand durch Aufhäufung von Reichthümern in der todten Hand zu benachtheiligen. Daß dieses in unsern Tagen nicht der Fall seyn werde, dafür sorgen Gesetzgebung und mehr noch die Zeitrichtung.

Man fürchtet den Einfluß auswärtiger Obern und geheimer Ordenstyrannei. Aber daß auch in katholischen Landen in Zeiten, in welchen die öffentliche Meinung lange nicht so erstarkt war, wie sie jetzt es ist, hierin bereits Vorsehen getroffen sey, und wirksam sich erwiesen habe, ist allgemein bekannt. Wir brauchen nur an Ignaz Feßler's Schicksale in Wien zu erinnern.

Wenn der Austritt jederzeit frei steht, und die Ausweisung an gesetzliche Formen gebunden ist, wenn für hinlängliche Beschäftigung gesorgt, und die Festhaltung am Ordenszwecke und den vernunftgemäßen Ordensregeln von unparteiischen Commissarien überwacht wird, so können wir überall keine Gefahr erblicken, welche dem gemeinen Wesen daraus erwachsen könnte, daß gleichgesinnte Menschen sich unter gewissen Regeln zu gemeinsamem Leben vereinigen.

Daß nun Anstalten der erwähnten Art gerade für unsere Zeit ein dringendes Bedürfniß seyen, und dringender als in den vorhergegangenen, das bezeugen so viele einzelne Strebungen, so viele unverkennbare Erscheinungen, daß es beinahe überflüssig scheint, Belege für diese Behauptung anzuführen. Wir wollen aber der Schwachen wegen hier nur einige andeuten.

Die Kriege haben unzählige Mädchen, und wegen der Unsicherheit der äußern Lage, auch viele Männer dem ledigen Stande anheimgegeben.

Die Ehen, welche sonst sich zur Bevölkerung wie 1 : 120 verhielten, sind, besonders in den obern Schichten der Gesellschaft, auf 1 : 140, ja 1 : 150 zurückgegangen.

Die Rentenanstalten, Tontinen und andere Mittel, aus geringem Vermögen eine hinlängliche Rente zu erübrigen, die größere Verbreitung der Genüsse bei sehr getheiltem Vermögen, deuten überall auf ein Bedürfniß, mittelst Vereinigung der Kräfte das zu erreichen, was Einzelnen nicht möglich wäre. Wir glauben hier die angefüllten Beguinenhäuser des modernsten Staates, Belgiens, und die Clubbs in England anführen zu

dürfen. Lezteren fehlt nur die gemeinsame Wohnung, um ein vollständiges Bruderhaus darzustellen.

Wie viele Zweige des Wissens, nothwendige sowohl als nüzliche, können nur bei einem durch Positivität beinahe unmerklich sich abspinnenden Leben, bei vollständig gesicherter animalischer Existenz in unserer Zeit getrieben werden, wo kaum Etwas geschieht, was nicht materiellen Gewinn bringt!

Zerfallene Naturen, weltmüde Menschen bringt jedes Zeitalter. In unserm muß man Gott danken, wenn man mitten unter den Glückswechseln und Erschütterungen nicht an sich und andern irre geworden ist.

Man ahmt so gerne das Mittelalter nach in Geräthen und wiederhergestellten Burgen; es wäre aber besser, wenn man in den genannten Anstalten auf dasselbe zurückgriffe. In ihm enterbte die gebundene Wirthschaft den jüngern, oft talentvolleren Sohn, und dieser ging ins Kloster. In unsern Zeiten drückt Mitbewerbung und Vervollkommnung der Werkzeuge, besonders aber Arbeit im Großen und Theilung derselben, die Verdienste des Einzelnen dergestalt herunter, daß dieser nur mittelst gemeinschaftlichen Lebens zu einem erträglichen Daseyn zu gelangen vermag. Was vor einem halben Jahrtausend die Unvollkommenheit des Landbaus und die Mängel an Verbindungsmitteln zur Nothwendigkeit machten, das wird nun räthlich durch die entgegengesezten Uebel. Der Socialismus gehört allen Zeiten an, den zerrüttetsten am meisten. Wo er gemäßigt und vernünftig aufgetreten ist, hat er sich stets wohlthuend erwiesen.

Viele Klagen werden vernommen über das Unmalerische und Prosaische unseres jezigen Lebens. Diesem würde durch Züge gleichgekleideter Männer und Frauen theilweise abgeholfen, welche in stehender, bequemer, gesunder und reinlicher Tracht durch unsere Straßen sich bewegen würden.

Es ist ferner unsere innigste Ueberzeugung, daß evangelische Länder derlei Anstalten nicht nur eben so gut hegen können, als katholische, sondern auch, daß sie deren wenigstens eben so sehr bedürfen, als diese. Oft mag religiöse Richtung den Eintritt einleiten oder begleiten, der ausschließliche Grund desselben ist er auch in den Klöstern strengster Observanz keineswegs. Eine unvollständige Existenz zu ergänzen und auszufüllen streben die

Meisten, wenn sie das Gelübde ablegen, und was Goethe in seiner italienischen Reise bemerkt, daß einzelne Hagestolzen selten etwas Tüchtiges schaffen, vereinte aber stets, gilt von allen Anstalten dieser Art. Wir schließen den religiösen Moment ganz nicht aus, wünschen sogar, daß die Sammlungen (wie man sie zur Zeit der Reformation nannte) stets mit Männern oder Frauen desselben Bekenntnisses besetzt wären, um manche möglichen Uebelstände zu vermeiden; wir halten aber nicht jenen, sondern den ökonomischen als Hauptgrund fest. Daß in Häusern dieser Art, vorzüglich in weiblichen, religiöse Ueberspannung leicht sich einschleiche, wissen wir vollkommen wohl, glauben aber, es werde durch angemessene Beschäftigung und beständiges Eingreifen ins praktische Leben diesem Uebelstande am sichersten vorgebeugt werden.

Wir sagten oben, wir glauben, daß Sammlungen protestantischen Landen gewiß eben so nothwendig, vielleicht noch nothwendiger seyen, als katholischen, und gründen unsere Meinung theils auf den gesteigerten Kunstfleiß und die dadurch stets wachsende Uebervölkerung, theils auf das kältere Klima, in welchem man nicht arm seyn kann, ohne elend zu seyn, wie im reichbegabten europäischen Süden. Daß jetzt ein ehrenhafter Mann weit schwerer sich zum Heirathen entschließen wird, als vor Jahren, daß er glaubt, nur eine Gattin wählen zu können, welche durch ihr Heirathsgut einen Theil der Existenz der zukünftigen Familie decken wird, ist nicht nur zu entschuldigen, es ist eher lobenswerth. In England schafft die Ungleichheit, anderwärts die Gleichheit der Beerbung die zahlreiche Klasse Unverheiratheter. Bei uns vertheilt sich das Vermögen zu sehr, um gehörige Mittel zur Führung eines anständigen Haushalts Jedem zu gewähren.

In protestantischen Ländern hat sich der Kunstfleiß bekanntlich vorzugsweise und zuweilen abnorm entwickelt. Auch in Frankreich, wo die Folgen der Reformation faktisch bestehen, ohne ihre äußere Darstellung, sehen wir dieselbe Erscheinung. In Paris werden Frauenhände auf vielfache Weise gegen sehr geringen Lohn in Zweigen der Industrie beschäftigt, zu welchen wir jene in Deutschland noch nicht gebrauchen. So, um nur Ein Beispiel anzuführen, läßt Didot, der wegen seiner schön ausgestatteten Ausgaben berühmte Buchhändler und Buchdrucker, seine

Verlagswerke von Frauenhänden setzen. Er findet diese Arbeit wohlfeiler, genauer und weniger Störungen ausgesetzt, als die der männlichen Setzer. Wenn nun die hiedurch erworbenen, wahrscheinlich sehr mäßigen Arbeitsverdienste zu gemeinschaftlichem Leben zusammengeschossen würden, so könnte eine bequeme, auch für Zukunft und Unfälle geschützte Existenz für so viele, jetzt hülf- und rathlose Mädchen erzielt werden. Jüngere könnten auch zeitweise einen vor Verführung und übler Nachrede geschützten Aufenthalt gegen mäßigen Beitrag finden. Es gibt eine Menge weiblicher Arbeiten, zu welchen Geduld, Reinlichkeit und ununterbrochene Aufmerksamkeit nöthig sind, welche aber so mäßigen Arbeitslohn tragen, daß derselbe nur mittelst gemeinsamen Lebens sich austrägt.

Es stehen auch in vielen protestantischen Ländern noch alte Klostergebäude, weil sie die eigensinnigste, zu keinem andern Zwecke taugliche Bauart haben. Sie könnten überall mit sehr geringen Kosten für die Zwecke, welche wir hier bevorworten, wieder eingerichtet werden, ja manche würde man gerne gegen Tragung der Unterhaltungskosten überlassen.

Religiöse Grundlage halten wir bei solchen Bruder- und Schwesternhäusern nicht gerade für unumgänglich nothwendig, wohl aber weise, kaum merkliche Ueberwachung durch redliche Geistliche, welche gehörige Formen und Weltkenntniß besitzen. Vielleicht würde jene sich in einigen bei der Gründung, in andern im Verlaufe der Zeit geltend machen, und man mag sie immerhin gewähren lassen, so lange sie nicht bedenkliche Auswüchse zeigt. Wir halten Beschäftigung für das beste Gegenmittel gegen diese, und die verbesserte äußere Lage, die wechselseitige Hülfeleistung, die Positivität des Lebens für ein hinlängliches Bindemittel; denn auch in katholischen Ländern pflegt Versorgung stets der Hauptbeweggrund des Eintritts in die Klöster zu seyn. Das übervölkerte Herzogthum Lucca liefert den Franciskanern bei Weitem das bedeutendste Kontingent unter allen italienischen Landen.

Es scheint mir ferner zweckwidrig, wenn man, wie kürzlich in einem deutschen Lande geschah, für die Unterstützung unversorgter Jungfrauen aus dem Honoratorenstande ausschließlich sammelt (und dieselben noch dazu nur aus der Hand unterstützt).

Im gemeinschaftlichen Leben bedarf man Hülfeleistung aller Art, und nur persönliche Befähigung sollte bei den Aufnahmen berücksichtigt werden. Auch kann man dienende Schwestern oder Conversen in eine eigene Klasse setzen. Die Abstufung von Bildung, Vermögen, und daher von Ansprüchen, wird sich ohnehin bald in verschiedenen Häusern, je nach Oertlichkeit und Persönlichkeit der Obern, absondern, und wir sehen auch hierin kein Uebel, wenn nur dem Hauptbedürfnisse solcher Anstalten, der zweckmäßigen Beschäftigung, genügt wird. Auch in einem Hochstifte, in welches nur Prinzessinnen treten dürften, sollte jede täglich wenigstens ein Pfund Leinfasern für die Hospitale auszuziehen verpflichtet seyn.

Es möge uns nun gestattet seyn, die Grundzüge darzulegen, nach welchen wir glauben, daß Bruder- und Schwesternhäuser eingerichtet und geleitet werden könnten und sollten. Wenn Staatsbehörden und Privatvereine, wenn reiche städtische Stiftungen, wenn aufopfernde Menschenfreundlichkeit wohlthätiger Menschen hiedurch angeregt würden, so finden wir hierin unsern schönsten Lohn. Wohl sehen wir ein, wie unvollkommen dieser erste Entwurf ausfallen werde, aber wir leben der Hoffnung, daß er aus Besprechungen und Versuchen vervollkommt, ergänzt, den Oertlichkeiten und Persönlichkeiten angepaßt, hervorgehen könne.

Beiden, den Bruder- und Schwesternhäusern gemeinsam müßten folgende Regeln seyn:

1) Kein liegendes Besitzthum, außer den Wohnungen, Oekonomiegebäuden und einem geräumigen Garten (auf eine Ausnahme bei den Bruderhäusern werden wir später zurückkommen).

2) Kein Terminiren, sondern Erhaltung durch vorausbezahlte Beiträge, oder Abverdienung derselben durch Beschäftigung für das Haus.

3) Einfache Verpflichtung auf die Regeln des Hauses.

4) Freier Austritt, aber Ausstoßung nur nach dem Urtheil eines Schiedsgerichts aus Mitgliedern (Kläger und Beklagter benennen 2, diese 4 einen Vorstand mit Stichentscheid).

5) Keine Abhängigkeit von auswärtigen Obern.

6) Ernennung der ersten, Bestätigung der spätern, zeitweise gewählten Obern durch die Staatsbehörden.

7) Beschäftigung nach Fähigkeiten und Kräften.

8) Gemeinschaftliches Leben ohne Uebermaß, stets reinlich, nach den ökonomischen Kräften bemessen.

9) Klausur mit vernünftigen, vorausbestimmten Ausnahmen, des guten Leumunds wegen, so daß der Besuch von Personen des andern Geschlechts in den einzelnen Zellen untersagt, aber im allgemeinen Sprachzimmer gestattet würde.

Wir fragen, welche Gefahr für das gemeine Wesen aus Anstalten dieser Art erwachsen könnte, und wie sehr es schon an sich zu wünschen wäre, daß die unzähligen Vereinzelten, welche mit kaum zur dürftigsten Existenz hinreichenden Mitteln sich selbst, ihren Verwandten, ihrer Heimath nur zu oft eine Last sind, durch die in geometrischem Verhältnisse wachsenden Vortheile eines gemeinschaftlichen Lebens mit der Welt und mit sich selbst versöhnt würden, eine bessere Kost und Pflege damit bezahlen könnten, daß sie ihre körperlichen und geistigen Kräfte gemeinschaftlich zu nützlichen Zwecken in geehrter Körperschaft anwenden könnten? Denn nicht nur eine bequeme, kleidsame Tracht, sondern auch Auszeichnung der Obern durch Titel und Würdezeichen dürften gewiß nicht verschwendet seyn, wenn der Staat sie geben würde. Der ungeheure Unterschied zwischen dem Leben im Hause und dem vereinzelten kümmerlichen Daseyn, das Leben in bestimmten Formen würden manche, mit jedem Zusammenleben unvermeidlich verknüpften Unannehmlichkeiten leicht übertragen machen, und das Gefühl, etwas Tüchtiges in der Gemeinschaft zu wirken, Kräfte, welche seither ungenützt schlummerten, zu gebrauchen, würde mit vielen trüben Erfahrungen der früheren Zeit aussöhnen. Warum nicht einen Theil der Freiheit aufopfern, welche zu nichts nütze war? Sogar der Diener einer Gemeinschaft ist ungleich freier, als der des Einzelnen.

Nun zu den Bruderhäusern insbesondere. Wir müssen örtlichen Bedürfnissen und den Sanitätsbehörden die Einführung von barmherzigen Brüdern in evangelischen Landen überlassen, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, dort Anstalten eingeführt zu sehen, welche denen des S. Giovanni di Dio analog wären.

Für ein wahres Bedürfniß unserer Zeit müssen wir aber bei Katholiken sowohl als bei Protestanten und der orientalischen

Kirche die Errichtung von Häusern halten, welche die Arbeiten der Congregation von S. Maur wieder aufnehmen sollten. Für Paläographie, Archivwissenschaft, kurz für so viele nothwendige Disciplinen, welche aber der Buchhandel nicht mehr hinlänglich belohnen kann, weil die Klosterbibliotheken die Kosten nicht mehr decken, ist eine gesicherte, sorgenfreie Existenz vor Allem nothwendig, und es wäre wahrlich zu wünschen, daß in Städten wie Wien, Berlin oder München, wo so große bibliographische Schätze, so viele archivalische Denkmale gesammelt sind, mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand (20,000 fl. ungefähr, von welchen noch die Bibliothekar- und Archivarbesoldungen abzuziehen wären) Convikte geschaffen würden, wo oben erwähnte Zweige des Wissens getrieben und gelehrt werden sollten. Einheit des Impulses und Theilung der Arbeit, wechselseitige Berathung und Bereithaltung der Hülfsmittel könnten ihnen kräftiges Leben einhauchen und erhalten.

Eine andere Specialisirung der Bruderhäuser wäre dem Landbau, besonders aber dem Obst- und Weinbau zu wünschen. Den Johannisberger verdanken wir den Mönchen von Fulda, den Monte pulciano den Jesuiten, den besten Katalog der Obstsorten den Pariser Cartensern. Nicht nur würde ein Musterobstgarten oder Musterweinberg von einer Congregation am rationellsten betrieben werden können, er würde auch mit der Liebe und unausgesetzten Sorgfalt behandelt werden, zu welcher nur eigener Genuß, genügende Zeit, traditionell überkommene Erfahrungen und Fertigkeit, Geduld und Nichtachten augenblicklichen und unehrlichen Gewinns führen können.

Erziehungsanstalten könnten ebenfalls mit Nutzen den Bruderhäusern sich anschließen, und keiner der geringsten Vortheile derselben würde der seyn, daß die Jugend mit Männern der verschiedensten Lebenswege zugleich in Berührung käme. Der ehemalige Offizier wie der ehemalige Kaufmann, der pensionirte Beamte und der halberblindete Künstler, jeder könnte in seinem Fache neben den Fachlehrern zur Bildung der Jünglinge beitragen; denn kaum Einer würde sich finden, von welchem nicht Etwas zu lernen wäre, und auf jeden Fall würde die Bildung hiedurch praktischer, vielseitiger werden.

Religiöse Congregationen arbeiten gewöhnlich zu sehr für

ihren besondern Zweck, Privatpensionsanstalten zu sehr auf ihren pecuniären Vortheil hin, daher man so häufig über ihre marktschreierischen Künste Klagen hört, während in den von uns vorgeschlagenen Anstalten Wohlfeilheit, Vielseitigkeit und Wahrung der Ehre des Hauses höchst wahrscheinlich zusammentreffen würden.

Wenn Bruderhäuser auf dem Lande, entfernt von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Mittelpunkten, sich bilden sollten, so könnten sie dadurch bedeutend für den Vorschritt wirken, daß ihnen von Buchhandlungen Circulations- und Leihbibliotheken anvertraut würden, während der aus der Besorgung sich ergebende Gewinn zu Dotation einer Bibliothek des Hauses verwendet werden könnte.

Bei den meist noch vorhandenen Oertlichkeiten sollte man mit Errichtung solcher Anstalten wenigstens den Versuch machen. Was wollen die Kosten einer ersten Einrichtung in einer Zeit sagen, wo man oft mehr als das Dreifache der Jahreseinnahmen für Eisenbahnen verausgabt, deren Erträgniß denn doch nicht so genau sich vorausberechnen läßt, als der Nutzen dieser Zufluchtsorte.

Dringender noch als das Bedürfniß von Bruderhäusern ist das der **Schwesternhäuser**. Man hat hie und da Versuche gemacht, etwas Aehnliches zu gründen, sie sind aber mißlungen, weil man nicht mit überdachter Hausordnung und einer tüchtigen Oberin begonnen hatte. Auch adelige Convikte wollen in solchem Falle nicht recht gedeihen, ja wir kennen ein schön gelegenes, geräumiges Fräuleinstift (Oberstenfeld im Königreich Württemberg), welches gegen seinen Zweck zu Beamtenwohnungen benutzt wird, während die Stiftsfräulein auswärts und meist nicht gerade in glänzender Existenz zerstreut sind. Diese Erfahrungen sollten nicht von weiteren Versuchen abschrecken, aber aufmuntern, den Grund des Uebels und die Mittel zur Abhülfe zu erforschen.

Wir werden nicht müde zu wiederholen, daß wir zweckmäßige, geregelte Beschäftigung für das wirksamste Gegenmittel gegen die Klatschereien und Verhetzungen halten, über welche in vielen weiblichen Convikten geklagt wird.

Diese Beschäftigung könnte der Krankenpflege, der Wartung der Kleinkinderschulen, der Haltung der Industrieschulen gewidmet werden. Wer weder in diesen Aemtern noch in den inneren Verrichtungen des Hauses brauchbar wäre, könnte mit Segen und

Heften von Druckschriften, mit Verfertigung von Konserven und Konfekt sich leicht den Unterhalt im Hause verdienen, und die Sparkassen könnten den Ueberschuß aufnehmen, um die Existenz im Falle des Austritts zu sichern, im Falle der Untauglichkeit zu jeder Arbeit zu decken. Wir würden stets jährliche Beiträge dem tontinenartigen Einkaufen vorziehen. Der Gesammtheit muß stets gegen die Einzelnen, diesen gegen die Gesammtheit der Rücken frei bleiben.

Bei Errichtung eines Schwesternhauses achten wir die sorgfältigste Auswahl der ersten Oberin durch die Regierung, unter Beirath der weiblichen Mitglieder der Wohlthätigkeitsvereine, für unerläßlich. Wir denken uns hiezu eine kräftige, das Leben herzhaft angreifende Wittwe, in Stellung und gesellschaftlicher Ausbildung eine Stufe höher, als ihr neugebildeter Konvent. Sie werde von den Regierungscommissarien feierlich eingeführt, verpflichtet und dekorirt, und verpflichte alsdann auf die Hausordnung die Schwestern und ernenne die Schaffnerin und die übrigen Aemter für den Anfang. Das Mutterhaus wünschten wir auf dem Lande, die Lehranstalt für die Krankenwärterinnen in Städten, welche größere Hospitale besitzen, und in der Nähe dieser. Die Kleidung wäre gleichförmig, weder entstellend noch mit geschornem Haupte, am Zweckmäßigsten schwarz oder braun, wie in den niederländischen Sammlungen. Klarer, vollständiger Vertrag über Beitrag und Aufrechnung der der Anstalt geleisteten Dienste, freie Verfügung über das Vermögen jeder Einzelnen für den Todesfall werden den Frieden des Hauses erhalten.

Die Frauenvereine für wohlthätige Zwecke wären, so wie zu Erwählung der ersten Oberin, so zu Begutachtung der Hausordnung und zu Ueberwachung der Beobachtung derselben, so wie zu Abstellung jedes Mißbrauchs gewiß am Geeignetsten.

An Beschäftigung würde es gewiß nicht mangeln. Wir fürchten nicht, daß diese auf Gewerbe drücken würde, welche von Familienvätern getrieben werden. Es würde Hospital, Schule und das Haus selbst die besten Kräfte in Anspruch nehmen, und dann gibt es der Arbeiten so viele, welche fabrikmäßig nicht betrieben werden können, und für welche einestheils Ruhe, Reinlichkeit, Aufmerksamkeit unerläßlich sind, anderntheils der Lohn für vereinzelte Existenzen nicht ausreicht. Die hohe Geistlichkeit

Roms vermag nur dadurch sich in ihren so unglaublich zierlichen Kirchenkleidungen so sehr auszuzeichnen, daß diese von den armen Klosterfrauen von S. Caterina de' funari um sehr billige Preise verfertigt, gewaschen und gefältelt werden. Wir wünschten, daß unsere Höfe die Aussteuern der Prinzessinnen, ihre Spitzen ꝛc. in den Schwesternhäusern ihrer Lande verfertigen ließen. Patriotismus ist stets wohlthätig, Wohlthätigkeit aber unter gleichen Umständen zuerst patriotisch.

Nur den Anstoß, den Beweis der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit sollten diese Zeilen geben. Mögen sie sowohl bei denen, welche den Sporn, als bei denen, welche den Radschuh im Schilde führen, wenn sie über sociale Fragen streiten, geneigtes Gehör finden. Auffallenderweise fallen gerade hier socialistische und mittelalterliche Ansichten zusammen. Wir wünschen, gründlichere Erforschung des für und wider in einer Frage hervorzurufen, welche das Wohl und Wehe so vieler Menschen stets mehr berührt. Denn nicht nur gibt es Viele, welche zu Mönchen und Klosterfrauen in unserm Sinne geboren werden, mehrere noch werden durch Erlebnisse in diese Richtung getrieben, und die Zahl dieser muß bei der Unruhe, der Genußsucht und dem Egoismus unserer Zeit fortwährend zunehmen.

Zum Schlusse noch einen Wunsch.

Die Regeln der verschiedenen Orden verdienten eine Durchforschung und Bearbeitung in Hinsicht auf die Bedürfnisse der Anstalten gemeinschaftlichen Lebens, wie diese jetzt sich bilden könnten. Ein praktischer, weltkundiger Philosoph würde in ihnen neben vielem Ueberflüssigem und Unnützem einen Schatz tiefer Menschenkenntniß, einen Reichthum an genialen Gedanken und ausübender Weltklugheit finden, welcher unsern Vorschlägen nicht verloren geben sollte, aber durch die Mißbräuche, welche im Laufe der Zeiten, besonders durch Bereicherung der Klöster und die Unfähigkeit der Verjüngung im Geiste und dem Bedürfnisse der Gegenwart, in Vergessenheit und Mißachtung gerathen sind.

H. E.

Die Argumentation Hannovers

gegen die Theilnahme am Zollverein.

Zehn Jahre des Zollvereins haben die tiefe Ueberzeugung von dem Werthe desſelben bei der großen Mehrheit der Nation nur mehr befeſtigt und es zum klaren Bewußtſeyn gebracht, daß nichts ſo ſehr die allgemeine Anhänglichkeit verdient, als die Handelsunion. Dennoch behauptet ſich daneben eine Spaltung und ein Contraſt der Meinung im deutſchen Nordweſten, und während Oeſterreich ſelbſt immer mehr Sympathie für den Verein an den Tag legt, hat ſich in den Staaten am deutſchen Meere in den letzten Jahren immer deutlicher und ſchärfer ein Widerſpruch gegen die Inſtitution ausgebildet, der um ſo unerklärlicher erſcheinen kann, als er kaum noch Anknüpfungspunkte an die Anſchauungsweiſe des übrigen Volks in ſich erkennen läßt. Daſſelbe Glied im Gefüge deutſcher Zuſtände, was ſonſt als das eigentlich Segen ſpendende Element der neueſten Zeit gilt, verfällt dort täglich den Anklagen der Feindſeligkeit gegen die beſtehenden Intereſſen; kaum daß man den Zollverein anders auffaßt, als nach ſeiner zerſtörenden und vernichtenden Wirkung auf Staats- und Privatwohlfahrt, und deßhalb natürlich den Zeitpunkt der Mitvereinigung nur um ſo weiter hinauswünſcht, als man am wenigſten Gutes von ihm erwartet. Zumal in der definitiven Ablehnung des Anſchluſſes von Hannover hat ſich ſolche Oppoſition ausgeſprochen, und was Wenige wohl bis dahin recht erkennen mochten, daß in Deutſchland ſelbſt, wenn auch nicht offenbar feindliche Bewegungen, doch widerſtrebende Abſichten und eine totale Abweichung des Princips gegen die Union auftreten, hat dadurch ſeine Erklärung gefunden.

Wenn aber irgend Etwas in der letzten Zeit, so war es dieſe Erklärung, die im vereinigten Deutſchland tief niederſchlagend und entmuthigend wirkte. Je zuverſichtlicher man dem Tage entgegenharrte, der die noch getrennten Glieder des großen Nationalkörpers dem Verein zuführe, und die beſten Hoffnungen und Wünſche an ihn knüpfte, deſto vernichtender war der Eindruck. Mußte es nicht Angeſichts jener Ablehnung das Anſehen gewinnen, als wollte auch das heutige Entwickelungsſtreben wieder zu Schanden werden, und ſollten auch die jetzigen Pläne an dem alten Erbfehler der Uneinigkeit wieder ſcheitern? Alle die Probleme, deren Erfüllung ſich an den Erwerb der Nordſeeküſte knüpfte, die Entfaltung einer großartigen Macht in Handel und Induſtrie, eine blühende Schifffahrt, vortheilhafte Handelsverträge mit fremden Staaten, Flotte und ſelbſt Colonien wurden auf einmal in eine unabſehbare Ferne hinausgeſchoben und erſtarben in ihren Gedanken. Das iſt aber der ſchmachvollſte Tod deutſcher Unternehmungen, wenn ſie in ihren Gedanken ſterben müſſen, weil die Nation nicht einigen Willen genug hat, ſie ins Werk zu ſetzen. So vielen es auch ſchon ſo ergangen iſt, ein gütiger Gott möge geben, daß es den heutigen nicht wieder ſo ergehe.

Oder iſt die Aufforderung, einig zu ſeyn im Streben und Vollbringen, heute weniger da, als in der Vorzeit? Drängt die Gegenwart nicht, alle Nerven zur Erringung großartigen Wohlſtandes anzuſpannen? — Gewiß iſt es auch heute ſchwer für die Nation, ihre Rolle in der Welt mit Ehren durchzuführen, und ein kleines Glück kann nicht mehr genügen, wo es ſich um die weltgeſchichtliche Aufgabe Deutſchlands handelt. Viel hängt von der Erfüllung des jetzigen Strebens ab, keine eitle Wünſche ſind es, deren Verwirklichung man begehrt, keine Phantaſien, die man durchſetzen will der Liebhaberei wegen; der Einzelne ſo gut als die Nationalgeſammtheit, Staat und jede Corporation ſind dabei betheiligt; handelt es ſich doch um das, was jedem Volke das Beſtrebenswertheſte ſeyn muß neben den geiſtigen Gütern, um Ehre und Ruhm, Macht und Anſehen, um politiſche Selbſtſtändigkeit ſelbſt und Fortſchritt des Beſtehenden in jeder Sphäre. — Man braucht nicht ſchwarz ſehen zu wollen, um in den heutigen Nationalzuſtänden Mangelhaftes zu entdecken; ſind ſie auch der Anlage nach gut und iſt manches Beſſere im Werden,

ſo iſt doch auch noch Vielem Bahn zu brechen. Zu ſolchem rechnen wir aber in erſter Linie den Anſchluß des Nordweſtens an den Zollverein; um in formaler und materieller Einheit den Grund zu legen zu allem weiteren Fortſchritt, iſt ſie zunächſt das dringendſte Bedürfniß. Der Zollverein hat es überkommen, Deutſchland zu dem zu erheben, was es in einer fünfhundertjährigen Periode des Strebens nicht wieder erringen konnte; glauben wir nur an die Keime, die in ihm ruhen, und ſuchen ſie zur Entfaltung zu treiben.

Auch die vorliegende Abhandlung findet ihren Zweck darin, der Sache der Nation zu dienen; möge ſie in der Beziehung nicht auf einen unfruchtbaren Boden fallen.

Um aber zu wirken in der hannoverſchen Anſchlußfrage, dazu gehört vor Allem Kenntniß des Gebiets, auf dem man wirken will. Wir ſagen vielleicht nicht zu viel, wenn wir meinen, dem übrigen Deutſchland gebe dieſe großentheils ab. Man hat den Nordweſten mehr erſehnt als erarbeitet, er will aber erarbeitet ſeyn. Am wenigſten kann das durch eine ſtarke Sprache geſchehen, nicht dadurch, daß man etwa von Verrath redet an der Sache der Nation. Außerdem, daß es unwahr iſt und unbegründet, ſo zu ſprechen, heißt es gewiß nicht politiſch verfahren, wenn man darauf ſeine Hoffnungen ſtützt. Der einzig rechte Weg, Hannover dem Zollverein zu gewinnen, liegt in dem Zwiefachen: zuerſt, die Gründe zu widerlegen, die es gegen die Mitvereinigung vorſchützt, dann ihm die Vortheile zu zeigen, die aus dem Anſchluſſe erwachſen. Wir haben es hier mit dem Erſten zu thun.

Schon zur näheren Kenntniß des Terrains iſt es aber dabei nothwendig, ein wenig weiter auszuholen. Die heutige Argumentation Hannovers gegen den Anſchluß knüpft ſich gewiſſermaßen an eine bereits hiſtoriſch gewordene Oppoſition gegen den Zollverein überhaupt. Wir gehen darum auf dieſe zuerſt einen Augenblick zurück und deuten das frühere Verhältniß wenigſtens an.

Als das Problem einer Einigung Deutſchlands in Zoll und Handel durch Artikel 19 der Bundesacte officielle Sanction erhalten hatte, waren die nordweſtdeutſchen Staaten nicht die letzten, die ſich die Idee aneigneten; die hannoverſche Regierung

zumal hat zu wiederholten Malen gezeigt, daß es ihr Ernst sey mit der Sache, und wir schieben die Anregung zu den Anträgen am Bundestage und zuletzt noch auf den Wiener Ministerialconferenzen von 1834 nicht bloß auf englischen Einfluß, wie man schon gethan hat. Dennoch zog man sich zurück, sobald die Angelegenheit zur Verwirklichung kam, fühlte sich vom Zollverein von seinem ersten Auftreten an abgestoßen und erkannte selbst widerstrebende Elemente in ihm. Natürlich, daß der Grund davon nicht in der Idee als solcher lag, die er realisirte, sondern in der Art der Verwirklichung derselben. Auch ohne daß man sich dabei auf das Wort der hannoverschen Regierung berufen könnte, wäre es aber leicht abzusehen, daß es ein Punkt ganz besonders war, der Anstoß erregte, die politischen Beziehungen nämlich des Vereins, wie man diese in Hannover faßte.

Um den Artikel 19 der Bundesacte in Kraft treten zu lassen, waren zwei Wege möglich: der Weg des Bundestags und der Weg der einzelnen Staaten unabhängig vom Bunde. Erst als der erste keine günstigen Resultate zu geben versprach, schlug man den zweiten ein, und Preußen nahm die Initiative. Hannover billigte aber den Weg von vorn herein nicht, weit weniger, weil es die Sache als Bundesangelegenheit betrieben sehen wollte, als weil es der Befürchtung vor einem Ueberhandnehmen des preußischen Einflusses in Deutschland Raum gab. Preußen, sagte man, hat sich zum Stammlande des Vereins aufgeworfen, die übrigen Staaten erscheinen nur als hinzutretende Glieder zu dem Herzpunkte, der in ihm liegt; es überträgt sein Zollsystem auf diese und sieht die Grundbedingung der Mitvereinigung in der Aufnahme desselben, stellt sich an die Spitze der Leitung der Industrie- und Handelsangelegenheiten jener, entreißt ihnen einen bisher selbstständigen Verwaltungszweig, gibt das Gesetz in einer der wichtigsten Sphären des Staatslebens, verschmilzt die andern mit sich durch die Propaganda seines Systems; nur was im Interesse Preußens liegt, wird künftig den Weg bezeichnen, den die Union geht. War es bei solcher Betrachtung der Dinge nicht natürlich, daß man sich gegen eine Bevormundung von der Seite mit aller Macht sträubte? Hannover verdachte es den übrigen Staaten genug, daß sie ihre Autonomie dem Einen aufopferten; was es selbst anbetraf, konnte von Anfang

an auch nur der Gedanke an die Mitvereinigung nicht einmal aufkommen. Auch selbst ohne näher auf das Handelssystem der Union einzugehen und darin den zweiten Grund der Abneigung zu erkennen, reichte der erste hin, sich gegen den Zollverein zu erklären. Ja, es mochte selbst eine alte Abneigung gegen Preußen dabei eine Rolle spielen, auf der andern Seite auch englischer Einfluß hinzukommen, dann selbst der Umstand noch, daß Preußen jenen mitteldeutschen Verein, das Werk Hannovers großentheils, gesprengt hatte, und als der glückliche Nebenbuhler über dieses gesiegt; gewiß glaubte man, sich nicht so weit für überwunden erklären zu dürfen, daß man sich dem Gegner in die Arme würfe.

Auf solche Ansicht der Verhältnisse gestützt, stellte Hannover noch auf den Wiener Conferenzen von 1834, also als der Zollverein bereits im besten Werden war, den Antrag auf Herstellung eines „alles Mißtrauen entfernenden Rechtszustandes in der Verkehrsangelegenheit;" man brauchte nur das Eine zu wissen, um die damaligen Ansichten vom Zollverein zu errathen.

Aber die Union hat seitdem in den zehn Jahren ihrer Existenz einen Proceß der Entwickelung in sich durchgemacht; wenn in der Stiftung in der That ein Anstößiges lag, so hat die Folgezeit solches längst beseitigt; so wenig sind durch die Erfahrung jene Befürchtungen vor einem ungebührlichen Einfluß Preußens bestätigt, als manche Mängel der ersten Erscheinung sich noch vorfinden; zwar hat Preußen noch heute ein Uebergewicht dadurch, daß es die Verhandlungen mit fremden Staaten leitet, aber es ist dies nicht einmal so bedeutend, als es nach Maßgabe seiner Interessen, seiner Population und Macht seyn müßte; — sonst steht ihm unter eilf Stimmen nur eine zu bei Entscheidung der Unionsangelegenheiten; es herrscht nicht und gibt das Gesetz, sondern übernimmt das aus gemeinschaftlicher Berathung und Abstimmung hervorgehende. Hat man darnach seine Ansichten modificirt in Hannover? — Wir glauben im Wesentlichen, wenn auch nur um den Widerspruch, den man in der einen Beziehung fallen ließ, in der andern wieder aufzunehmen. Wenigstens ist man nicht so blind gewesen, die Erfahrung ganz zu ignoriren und die jetzige Organisation des Zollvereins zu übersehen. Daß Süd- und Mitteldeutschland nichts von preußischer Hegemonie

verſpürten, legte es denn doch zu deutlich an den Tag, daß die Beſorgniß eben nicht ſehr triftig ſey. Man war dort aber wejt mehr darüber aus, gegen etwaige Uebergriffe Preußens Garantien zu erwerben, als daß man ſich hätte von vorn herein zurückſchrecken laſſen. Auch Hannover kann es nicht entgehen, daß die Gefahr vor einer preußiſchen Hegemonie abnimmt, je mehr der Opponenten ſich dagegen erheben, und aller hervorragende Einfluß auf Entſcheidung der Unionsangelegenheiten von ſelbſt aufhören muß, wenn die andern Stimmen an Bedeutung und Zahl wachſen.

Dennoch hat jene erſte Anſicht der Verhältniſſe verſchuldet, daß ein gewiſſes Mißtrauen bis heutigen Tag beſtehen blieb, und ſich ein Vorurtheil feſtſetzte, das dem unbefangenen Eingehen auf Zweck und Plan des Vereins hinderlich im Wege ſtand. Sind auch heute die Oppoſitionsgründe weſentlich andere als damals, ſo ſchimmert doch immer noch eine Antipathie gegen die Union durch, die wir auf Rechnung der erſten Anſchauung ſchreiben.

Erſt nachdem die Quelle des Widerſpruchs, die in jenen politiſchen Rückſichten lag, meiſt verſiegt war, fing man hannoverſchen Seits an, auf das Handelsſyſtem und die ſtaatswirthſchaftlichen Tendenzen der Union näher einzugehen. Während man die Punkte früher faſt überſah oder mit dem trivialen Vorwurfe des Prohibitivſyſtems abfand, ward es jetzt, als die Union an der Schwelle des Landes ſtand und Einlaß begehrte, hohe Zeit, auch dieſer Parthie ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Dazu kam, daß die Kunde von den ſegensreichen Wirkungen des Syſtems auch nach Hannover herüberdrang, und man konnte ſich wenigſtens des Verſuchs nicht erwehren, ſeinen Einfluß auf die Zuſtände des Landes zu durchforſchen. Gleichwohl hat es lange gedauert, bis man ſeine Antipathie nur in ſo weit überwand. Selbſt der Regierungswechſel von 1837 und die Löſung des Verbandes mit England iſt für die Anſchlußfrage ohne Folgen geblieben. Dann abſorbirte Jahre lang der Verfaſſungsſtreit alle Spannkraft, und erſt ſeit dem Ende deſſelben iſt die Frage wirklich zur Tagesdebatte geſtellt. Es iſt aber dabei eine dichtgeſchloſſene Reihe von Argumenten gegen die Mitvereinigung zum Vorſchein gekommen; um ſie vollſtändig zu entwickeln, müſſen

wir auf deren Ableitung aus dem Weſen des Zollvereins ſelbſt zurückgehen.

1. Das politiſche Argument.

Wenn heut zu Tage von politiſchen Gründen gegen den hannoverſchen Zollanſchluß die Rede iſt, wird man von Seiten der Unionsſtaaten leicht geneigt ſeyn, an eine überwiegende Neigung zum Auslande zuerſt zu denken. Haben doch Zeitungsgerüchte ſeit längerer Zeit ſchon der Sache häufig das Anſehen gegeben, als ſey die ablehnende Entſcheidung zumeiſt durch die Einflüſterungen engliſcher und franzöſiſcher Diplomatie veranlaßt, und benutze man von dort aus Hannover als Stützpunkt ſeiner Operationen gegen den Zollverein. Je mehr aber ſolche Anſchauung nach unſerm Ermeſſen von der Wahrheit abweicht, deſto nothwendiger erſcheint es zunächſt, unſere Gründe dagegen zu halten.

Der erſte und hauptſächliche liegt in der Geſinnung und dem ganzen Charakter der hannoverſchen Regierung, in ihrer vielfach bekundeten Haltung bei nationalen Fragen, darin, daß man die Weſenheit und Nothwendigkeit ſeines Verbandes mit dem übrigen Deutſchland wohl erkennt und ſo wenig im Auslande eine Stütze ſeiner politiſchen Macht ſucht, als ſonſtige übergroße Sympathien für es hegt. Hat Hannover jemals bewieſen, daß es Deutſchland entfremdet ſey, oder glaubt man, ſolche Politik ſey das Erzeugniß der jetzigen Regierung? Alle die Zumuthungen müſſen einen gerechten Zorn aufregen, weil ſie einen Unſchuldigen verläumden. Wer hat größere Verdienſte um die ſichere Gründung der deutſchen Nationalität als der Graf Münſter? Münſter's Geiſt waltet aber in der Rückſicht auch noch heute über Hannover. Nur die Verſtimmung gegen die ſonſtigen politiſchen Tendenzen der jetzigen Regierung läßt es erklärlich werden, daß man dem Gliede eine Entfremdung vom Körper zutraute. Immer blieb es aber dabei wenigſtens unbeſonnen, ohne die Conjectur näher zu belegen, ſie in den Tag hineinzuſchreiben. Oder will man die Belege in dem finden, worin man ſie bis jetzt geſucht hat, in den verwandtſchaftlichen Beziehungen des Regentenhauſes zu England, in den Gerüchten vom Stader

Zoll, in dem Handelssyſteme Hannovers, oder gar in den ſcharfſinnigen Combinationen einiger Pariſer Journaliſten? Was das Erſte betrifft, ſo glauben wir, bedarf es keiner näheren Erörterung, ebenſowenig als das, daß den König ſeine Apanage als engliſcher Prinz an England binden ſoll, und wenn man mit Hinblick auf dieſe ſchon von gewiſſen unſeligen Summen geſprochen hat, durch die England im Stande ſey, die deutſche Entwickelung zu hintertreiben, ſo verräth man damit nur ſeine Unkenntniß der Verhältniſſe. Aber auch die Gerüchte vom Stader Zoll, ſelbſt wenn ſie wahr geweſen wären, bewieſen ſo wenig Etwas, als die übermäßige Liberalität des hannoverſchen Handelsſyſtems. Bei dem erſten darf man nicht vergeſſen, daß es ſich hannoverſcher Seits nur um eine Finanzſpeculation handelte, deren Gelingen man vielleicht augenblicklich von der engliſchen Bewilligung abhängig machte, bei dem andern, daß nicht von England die Anregung zu ſolchem Syſteme kam, ſondern aus der freien Erwägung Hannovers ſelbſt. Geradezu lächerlich muß es aber erſcheinen, wenn man Zeitungsgeſchwätz ſo weit trauen konnte, daß man gar meinte, Frankreich habe den Anſchluß hintertrieben und die Palme des Siegs über Deutſchland errungen. Am beſten widerlegt ſich Alles durch die Annäherung an den Zollverein ſelbſt und den Verſuch zur Mitvereinigung; iſt er auch fehlgeſchlagen, ſo lag doch das am wenigſten daran, weil man den engeren Verband mit der Nation ſcheute. Nur die Unkenntniß der wirklichen Gründe gegen den Anſchluß konnte auf ſolche Rückſichten ein Gewicht legen.

Dazu kommt noch, daß es auch Hannover nicht entgeht, was das Ausland ſucht, wenn es auf Trennung und andauernde Separation Einzelner von der Geſammtheit ſpeculirt, und daß auch die hannoverſche Diplomatie erkennt, daß egoiſtiſche Tendenzen in Politik ſowohl als in Handel bei den Intriguen von dort her leiten. In der That hat auch England ſeine Maximen zu wenig verſteckt, als daß man über ſie in Zweifel ſeyn könnte, und iſt Uneinigkeit und Schwäche im Politiſchen weniger das directe Ziel ſeiner Operationen, ſo liegt es doch nur zu offen vor, daß man der Entwickelung der maritimen und induſtriellen Kräfte Deutſchlands einen Damm entgegenſetzen will.

Müſſen wir es darum abweiſen, wenn man der hannoverſchen

Opposition gegen den Zollanschluß vorherrschende Sympathien für das Ausland unterschiebt, so läßt sich dagegen auf der andern Seite eine gewisse Lauheit in Anerkennung der politischen Sphäre des Vereins auch nicht verkennen. Gewiß billigt man in Hannover die Tendenzen der Union in dieser Beziehung nicht unbedingt, und wenn die Argumente, die man von daher gegen die Mitvereinigung nimmt, auch nicht in hohem Grade bestimmend seyn möchten, so dienen sie doch mindestens dazu, anderweitige Gründe noch zu verstärken.

Seit der Zollverein dem Vorwurfe preußischer Hegemonie durch ihn entgangen ist,[1] wirkt er noch in dreifacher Rücksicht auf die politischen Zustände Deutschlands zurück: erstens, sofern er als Träger einer mercantilen und industriellen Einheit der nationalen als solcher ein neues Gebiet gewinnt; zweitens, sofern er die Autonomie des einzelnen Staats in Handels-, Industrie- und Finanzangelegenheiten beeinträchtigt und selbst periodisch aufhebt; und drittens, sofern er der Weg ist zu einer großartigen Entfaltung der nationalen Kräfte, auch was politische Macht und Einfluß angeht. Es ist die Frage, ob in einer der drei Beziehungen Hannover bestimmt wird, sich gegen die Theilnahme an ihm aufzulehnen?

Was zuerst das Moment der weiteren Einigung der deutschen Welt durch die Union betrifft, die Seite, an der sie als Ergänzung der Bundesverfassung auftritt, so meinen wir, entspricht die Verdichtung des nationalen Verbandes an und für sich auch dem hannoverschen Interesse durchaus. Gerade den mittleren Staaten kann es am wenigsten entgehen, welcher Gewinn für sie aus dem engeren Zusammenschließen der Gesammtheit erwächst, und wie die Wurzeln ihrer particularen Existenz im Bunde mit den übrigen liegen. Eben so wenig wird man auch gegen die Aussicht auf eine künftige höhere Machtentwickelung des vereinten Deutschlands Etwas einzuwenden haben, und wenn man auch heute noch nicht daran glauben mag, daß die Ideen sich jemals verwirklichen, so widerstrebt man doch auch

[1] Die politischen Predigten des Hr. Faber enthalten wenigstens in dieser Beziehung weiter nichts, als das alte Thema noch einmal aufgewärmt und nicht einmal mit Variationen ausgestattet.

hannoverſcher Seits den Problemen nicht, würde vielmehr mit Bereitwilligkeit die wichtige Rolle übernehmen, die Hannover, als dem größten Uferſtaate, dabei zugetheilt iſt.

Der Stein des Anſtoßes liegt aber nach unſerm Ermeſſen in der Art des corporativen Elements der Union, in der Weiſe, wie ſie die Einigung unter den verbundenen Staaten vollzieht, in der formalen Organiſation derſelben und in einzelnen Hauptpunkten ihrer Verfaſſung. Der Zollverein disponirt in dieſer Beziehung über weſentliche Regierungsrechte ſeiner Glieder, vindicirt ſolche der Geſammtheit und nimmt ſie den einzelnen Staaten; als Corporation ſteht ihm eine Macht ſelbſt über der Einzelſouveränität zu; iſt er auch nicht unauflöslich, wie der Bund, ſo verpflichtet er doch periodiſch und die periodiſche Verpflichtung zu löſen, nachdem ſie eingegangen, iſt faſt zur Unmöglichkeit geworden. Wenn nicht Alles täuſcht, liegt in ſolchen Rückſichten das, was man hannoverſcher Seits vermieden ſehen möchte, und von woher man ein Motiv des Sträubens gegen die Mitvereinigung nimmt. Es leiten aber dabei mehrere Gründe:

Zuerſt iſt die Argumentation gegen die Paſſivität des Anſchlußacts gerichtet, und man möchte ſich ſchwer entſchließen können, in Uebernahme eines bereits fertigen Syſtems zu willigen, weil man bei deſſen Stiftung ſo wenig ſelbſt mitgewirkt hat, als bedeutende Exceptionen zu ſeinen Gunſten der ganzen Haltung der Union nach machen kann. Gewinnt es doch auf hannoverſchem Standpunkte nur zu leicht das Anſehen, als ſey der Abzug an Macht und ſelbſtſtändiger Entſcheidung mit der Würde und Autorität des eigenen Staats unverträglich, und dürfe man ſich aus Rückſicht auf dieſe nicht das Geſetz in wichtigen Verwaltungszweigen geradezu geben laſſen, ohne ſelbſt einmal Ausſicht zu haben, im Wege gegenſeitiger Stipulationen viel zu erlangen.

Dazu kommt der dauernde Eingriff in die Autonomie der Regierung, und wenn auch die Stimme auf den Zollcongreſſen einen Erſatz für den Verluſt gewährt, ſo hält man doch das Opfer für weit größer, als dieſen. Je weiter in dieſer Beziehung der Zollverein beeinträchtigend und Abzüge machend auftritt, deſto zäher wird die Oppoſition gegen ihn. Regierung ſowohl als Bevölkerung fürchten den Verluſt wohlerworbener Rechte, und die Union hat ſich leider auch in andern Rückſichten noch

nicht ſolcher Anhänglichkeit zu erfreuen, daß man bereitwillig in ſolchen willigen ſollte. Während man regierungsſeitig das beſonders hervorhebt, daß auch in Zukunft vom Verein Bahnen eingeſchlagen werden möchten, die dem Intereſſe Hannovers nicht entſprechen, und man trotz ſeiner Stimme auf den Zollcongreſſen nicht im Stande ſeyn könnte, ſich ſolcher zu erwehren, theilt die Bevölkerung ſolche Befürchtungen nicht bloß, ſondern bringt auch die Verletzung des ſtändiſchen Steuerbewilligungsrechts und die Beeinträchtigung der ſtändiſchen Mitwirkung bei der Handels- und Induſtriegeſetzgebung noch ganz beſonders in Anſchlag. Ja, es gewann vor einiger Zeit ſelbſt das Anſehen, als wolle die Oppoſition der liberalen Partei ſich recht in dem letzten Punkte concentriren und mit allem Nachdruck gegen den Zollverein anſtemmen, weil man die äußerſte Schanze gegen etwaige Uebergriffe der Regierung, das ſtändiſche Steuerbewilligungsrecht, unverſehrt behaupten zu müſſen glaubte.

Zuletzt tritt vielleicht ſelbſt noch eine herrſchende Vorſtellung von der Souveränität deutſcher Staaten im Allgemeinen ins Mittel, und ſo wenig man ſich auch in Hannover verhehlen kann, daß eine dauernde Verbindung der Nationalglieder über die Bundesverfaſſung hinaus nicht ohne neue Abzüge an Einzelſouveränität möglich iſt, ſo möchte man doch eher geneigt ſeyn, in der Uebereinſtimmung der Grundſätze bei einzelnen Sphären der Verfaſſung und Verwaltung das Medium weiterer Verknüpfung zu erkennen, als in gemeinſamer Leitung und ſolcher Verſchmelzung der Zuſtände, wie ſie der Zollverein enthält. Wenigſtens deuten die früheren Verſuche Hannovers, auf eigene Hand eine Handelsunion ins Leben zu rufen, darauf hin, daß man möglichſte Wahrung der particularen Selbſtſtändigkeit neben der Verbindung auch immer im Auge behielt.

Es läßt ſich aber nicht verkennen, daß es in gewiſſer Beziehung ſelbſt ſchwer iſt, ſolchen Argumenten entgegenzutreten. Weil ſie auch einen Grund in ſich haben, nur auf der entgegengeſetzten Anſchauung baſiren, kann man ihnen nur im Ganzen beikommen. Das Opfer an Autonomie des einzelnen Staats in Zollſachen iſt nicht zu läugnen; es fragt ſich aber, ob man das dafür wieder zu Erringende nicht viel zu gering anſchlägt in Hannover.

Die ängstliche Rücksicht auf Wahrung einer selbstständigen Particularität würdigt zweierlei ganz besonders nicht: erstens, daß es nur auf dem Wege einstimmigen Entschlusses und gemeinsamer That möglich ist, zu einer industriellen und mercantilen Bedeutung zu gelangen, und zweitens, daß auch das politische Gewicht der Einzelnen im Auslande in demselben Verhältniß wächst, als sie sich um einen Punkt concentriren und die Gesammtheit hinter den Einzelnen steht. In der ersten Beziehung ist es längst erwiesen, wie vortheilhafte Handelsverträge mit fremden Staaten, Sicherung des Absatzes der eigenen Producte in der Fremde, eine blühende Schifffahrt und eine großartige active Theilnahme am Welthandel nur möglich sind, wenn die Gesammtheit einestheils ihre Consumtion fremder Artikel, und anderntheils ihre Macht und ihren Einfluß in die Waagschale legt; in der zweiten liefert das stets wachsende Ansehen Deutschlands in der Fremde seit Stiftung des Zollvereins den besten Beleg. Abgesehen ganz von patriotischen Regungen muß das eigene Interesse schon jeden deutschen Staat dahin treiben, daß er erkennt, wie das Opfer, das er der Gesammtheit an Einzelsouveränität bringt, in Wahrheit keines ist, weil es nothwendig auf dem Wege liegt, auf dem er selbst nur zu Macht, Ansehen und Wohlstand gelangen kann. Bereits haben die Unionsglieder durch Stiftung des Zollvereins in dieser Rücksicht das beste Beispiel geliefert; es kommt nur darauf an, die Bahn weiter zu verfolgen, um noch größerer Resultate, als der vorhandenen, gewiß zu seyn. — Dabei kann es auch Hannover am wenigsten entgehen, wie kein anderer Staat weiter aus der Verbindung solchen Zuwachs an Einfluß und Autorität im Auslande erlangt, als es. Jemehr die Zukunft der Nation auf dem Meere liegt und eine gewichtige Stellung Deutschlands unter den Weltmächten durch sein Auftreten als Seemacht bedingt wird, desto mehr wird der größte Uferstaat am deutschen Meere auch zum Träger künftiger Größe berufen, und schon das Eine bietet genügenden Ersatz für den Abzug an Einzelmacht dar.

2. Das finanzielle Argument.

Weit nachdrücklicher und bestimmter noch als die politischen treten aber zweitens die finanziellen Gründe gegen den Zoll-

anſchluß Hannovers hervor. Während es ſich bei jenen im Weſentlichen nur um einzelne ideelle Opfer handelte, die bei Lichte beſehen ſolche nicht einmal ſind, ſtehen hier nach der herrſchenden Vorſtellung reale Verluſte und die totale Unzweckmäßigkeit des ganzen Unionsſyſtems der Mitvereinigung entgegen. Ja, wir geſtehen gern, daß, wenn die Folgen des Anſchluſſes in dieſer Beziehung ſo wären, wie man ſie in Hannover gewöhnlich faßt, die Nachtheile den Gewinn leicht überwiegen könnten, mindeſtens der Schritt große Gefahren mit ſich brächte. Glücklicherweiſe ſind aber auch in keiner Beziehung ſo viele falſche Anſichten verbreitet, als in dieſer, und Nichts erſcheint nothwendiger, als die Meinungen hier zu rectificiren.

Das finanzielle Argument fußt auf zwei Grundrückſichten: erſtens darauf, daß die beſtehende Steuer- und Zollverfaſſung den Intereſſen des Landes und des Staates entſpreche und für eine Aenderung deßhalb kein Grund vorhanden ſey, dann auf der Schädlichkeit des Unionsſyſtems für Staat und Land. Beides findet eine nähere Motivirung.

Das geltende Steuerſyſtem iſt auf den pecuniären Bedarf des Staats berechnet, und ſo wenig man auch ſelbſt hannoverſcherſeits einzelne Mängel deſſelben verkennen wird, ſo dient doch das Zwiefache zur Empfehlung deſſelben, daß es der Staatskaſſe ein mehr als genügendes Einkommen gewährt, und das Land ſich an es gewöhnt hat. Schon die verjährte Dauer des Beſtehenden hebt man als Grund gegen die Reform hervor, und wir mögen nicht läugnen, daß Aenderungen im Finanziellen leicht gerechten Vorwürfen verfallen, weil ſie in den regelmäßigen Gang aller Privatverhältniſſe ſtörend eingreifen. Nur wenn wirklich überwiegende Vortheile bei der Reform ſich darbieten oder andere Rückſichten gebieteriſch auftreten, kann man einen Wechſel im Steuerſyſtem gut heißen.

Gerade das iſt es aber, was man von Seiten Hannovers am meiſten bei der Unionsbeſteuerung in Abrede ſtellt; mehr noch als gegen die Aenderung überhaupt iſt die Argumentation gegen die Art derſelben gerichtet, und es tritt in dieſer Beziehung eine lange Reihe von Gründen auf. Kaum daß eine Inſtitution des Zollvereins in finanzieller Rückſicht dabei unangefochten bleibt, alle verfallen dem gemeinſamen Vorwurfe, für die hannoverſchen

Verhältniſſe durchaus unpaſſend zu ſeyn. Sowohl ſoll der Eingangszolltarif der Union in der groſſen Mehrheit ſeiner Sätze für das Land zu hoch liegen, auf die beſtehenden Conſumtions- und Verkehrsverhältniſſe in hohem Grade nachtheilig wirken, durch Vertheurung vieler Lebensbedürfniſſe und durch Gefährdung beſtehender Handelsverbindungen mit der Fremde den Ruin des Wohlſtandes herbeiführen, als der Ausgangs- und Durchgangszolltarif der Staatskaſſe Verluſte bringen. Die Vertheilung des Eingangszollertrags nach dem Bevölkerungsmaßſtabe unter die Geſammtheit der Unionsſtaaten, meint man, müſſe dem Staate auch noch die Quote ſchmälern, auf die er der Conſumtion des Landes nach Anſpruch hat, und die als allgemeiner Wunſch in den Vereinsverträgen ausgeſprochene Gleichmäßigkeit der inneren Conſumtions- und Fabrikationsabgaben die Ausſicht, mit der Union auch das preußiſche indirecte Steuerſyſtem übernehmen zu müſſen, nahe legen. Dadurch werde aber die Steuerlaſt weit über Gebühr erhöht und dem Lande das ſchädlichſte Syſtem aufgebürdet. Ja dazu kommt noch, daß die Verabredungen der Unionsſtaaten über Waſſerzölle, Gewerbſteuer von Handelsreiſenden und dergleichen beſtehende vortheilhafte Einnahmsquellen gefährden ſollen, daß die Nachſteuer beim Anſchlußact die Intereſſen der Privaten verletze, ohne dem eigenen Staate genügenden Gewinn zu bringen, daß die Ausſicht auf Wiederaufnahme des Schmuggels an den Seegränzen mit dem höheren Zolltarif bevorſtehe, die Erſparung an Verwaltungskoſten aber trotz der groſſen Verringerung der Außengränze nicht groß ſey; endlich ſelbſt die Verkehrsfreiheit mit dem übrigen Deutſchland Verluſte mit ſich führe, die man durch anderweitige Erhöhung der Einnahmen keineswegs für genügend erſetzt erachtet.

Gewiß liegen darin der Gründe genug, um die Mitvereinigung nicht ſehr empfehlenswerth erſcheinen zu laſſen; es fragt ſich aber, wie weit die Wahrheit der einzelnen reicht?

Was zuerſt die beſtehende Steuerverfaſſung betrifft, ſo liegen die hervorſtechendſten Mängel derſelben allerdings nicht in der indirecten Beſteuerung, auf deren Reform das Unionsſyſtem zunächſt ausgeht, ſondern in der directen. Ja wir glauben, daß die Gebrechen der Perſonenſteuer ſelbſt keines Erweiſes bedürfen, ebenſowenig als die der Gewerbſteuer. Eine Abſtellung derſelben

kann aber trotz der Störung in den Privatverhältnissen nur erwünscht erscheinen. Die beste Aussicht dazu gibt nach unserer Ansicht das Unionssystem. Entwickeln wir zuerst die Gründe, die uns dabei leiten; es wird sich da zugleich Gelegenheit darbieten, die Steuerverfassung des Vereins gegen die Vorwürfe, die man ihr in Hannover macht, zu rechtfertigen.

Zunächst ist die Frage, ob und wie der Zolltarif des Vereins das Staatseinkommen von den Grenzabgaben in Hannover erhöhe, sehr verschieden beantwortet. Natürlich, daß man aber über das Mehr der Einnahme im Zollverein erst im Klaren seyn muß, ehe von einer Reform der jetzigen Steuerverfassung die Rede seyn kann. Angenommen, daß bei der Mitvereinigung Hannovers sich der gemeinsame Zollertrag nur nach Verhältniß der Population erhöhte, und der bestehende Theilungsmaßstab auch für das hinzutretende Gebiet in Geltung bliebe, betrüge der Antheil der Staatskasse an dem Eingangszollertrage, die Bevölkerung des Landes zu 1,750,000 gerechnet, und das heutige Brutto-Zolleinkommen der Vereinsstaaten zu 22 Millionen Thalern bei einer Bevölkerung von 27½ Millionen, ungefähr 1,400,000 Thaler. Gegen das Rechnungsjahr von 18$^{30}/_{31}$ würde dieß eine Mehreinnahme ergeben von 40,000 Thlrn., gegen 18$^{30}/_{32}$ von 82,000 Thlrn., da die hannoverschen Eingangssteuern in beiden Jahren 1,360,000 und 1,318,000 Thlr. abwarfen. Beides wäre bei weitem keine genügende Erhöhung, um einen Erlaß anderer Steuern und eine Rectification des ganzen Steuersystems möglich zu machen. Der wirkliche Ertrag der Eingangszölle muß sich aber hannoverscherseits im Zollverein höher stellen, als diese Quote nach der Bevölkerung, denn der höhere Verbrauch zollpflichtiger Waaren macht auch einen höheren Bezug an Zolleinkommen nothwendig. Nur ist die Frage, wie hoch sich dieser belaufen wird?

Der Verfasser hat im Zollvereinsblatt[1] nachgewiesen, daß die hannoversche Mehrconsumtion gerade die in finanzieller Hinsicht wichtigsten Artikel trifft, und daß die allgemeine Gewöhnung des Landes an Colonialwaaren und Wein eine Bevorzugung rücksichtlich der Zolleinnahme nothwendig macht, wenn es nicht

[1] Vgl. Nr. 32 vom 7. August.

offenbare Verluste haben soll. Nach der dort angestellten Berechnung muß der Aversalantheil Hannovers außer der Bevölkerungsquote an Eingangszoll-Einkommen circa 400,000 Thlr. betragen, mithin die hannoversche Staatskasse von dem Gesammtertrage 1,800,000 Thlr. beziehen. Wir nehmen hier das Wesentliche der dort gelieferten Nachweisungen in der Kürze wieder auf.

Man hat vom Vereinslande aus gegen die Stetigkeit des Mehrverbrauchs an Colonialwaaren und Wein in Hannover schon Zweifel erhoben, zum Belege derselben auf die im großen Verhältniß zunehmende Consumtion solcher Artikel hingewiesen, daneben auf die Wirkung der höheren Besteuerung jener Stoffe im Zollverein und auf den heutigen Schmuggel ins Vereinsland. Alle diese Umstände zusammen sollen beweisen, daß der wirkliche Verbrauch des Landes nach dem Zollanschlusse nicht höher seyn würde, als im übrigen Deutschland. Es scheint uns aber diese Ansicht des zureichenden Grundes zu entbehren. — Zuerst ist die Consumtion der sechs Artikel, deren Mehrverbrauch in Hannover wir nach dem Zollanschlusse annehmen, Zucker, Kaffee, Wein, Tabak, Thee und Reis, in dem letzten Decennium nach verschiedenem Verhältniß gestiegen. Während sich die Bezüge des Landes an Rohzucker und Raffinade gegen den Anfang der dreißiger Jahre jetzt verdoppelt haben (34,000 und 44,000 Centner gegen 22,000 und 18,000), von Caffee beinahe verdreifacht (58,000 Centner gegen 23,000), ist die Bezugsquantität an Tabak, Wein, Thee und Reis fast dieselbe geblieben, und es möchte sich somit der Zweifel auf den dauernden Bestand dieser von vornherein nicht beziehen können. Aber auch bei Zucker und Kaffee, den beiden wichtigsten Artikeln, was die Besteuerung anbetrifft, neben Wein, behaupten wir zwar nicht eine Fortdauer des heutigen Consumtionsquantums nach dem Zollanschlusse, wohl aber einen bleibend größeren Verbrauch derselben in Hannover, als im Vereinslande. Wir stützen uns dabei hauptsächlich auf die weit verbreitete Gewöhnung des Landes an diese Stoffe, die leichte Art des Bezugs derselben aus den Hansestädten und eigenen Häfen, die in gleichmäßiger Progression vorgeschrittene Erhöhung des Verbrauchs und die der letzteren fast entsprechende Preisermäßigung jener Artikel. Dann ist der Schmuggel ins Vereinsland von Hannover aus nicht so bedeutend, wie man im übrigen Deutschland gewöhnlich

meint, — höchstens daß das eingeschwärzte Quantum ein Paar tausend Centner jeder der Hauptwaarengattungen ausmacht, gewiß lange nicht so viel, als das in Hannover selbst defraudirte. Dagegen wird allerdings die höhere Besteuerung durch den Vereinstarif auf das Consumtionsquantum einwirken; wir bringen aber diesen Punkt in unserer Berechnung auch mit in Anschlag. Um nur einige Genauigkeit bei der Schätzung der künftigen Consumtion Hannovers im Zollverein zu erzielen, scheint uns das das dringendste Erforderniß. Nur bleibt die Bestimmung des Wieviel immer schwierig. Jeder Maaßstab hat in der Rücksicht ein Unbestimmtes, weil keine Berechnung der künftigen Verhältnisse ganz sicher seyn kann. — Der am ersten genügende liegt im Folgenden:

Die Grundlage der Berechnung bildet die heutige Ausgabe des Landes für jene sechs Artikel; — sie wird auch im Zollverein bestehen bleiben, in Folge der höheren Besteuerung aber das Consumtionsquantum sich nach Maaßgabe der Vertheuerung desselben verringern. Also z. B. wenn heute das Land für eine Quantität von 60,000 hannoverschen Centnern Kaffee eine Summe von 1,200,000 Thalern verausgabt, wird es im Verhältniß der Vertheurung des Artikels durch den Unionstarif dafür in Zukunft nur 51,000 Zollcentner zu erkaufen im Stande seyn; diese geben aber sein Consumtionsquantum im Zollverein.

Schwieriger ist indeß solche Berechnung bei Zucker, Tabak und Wein, weil der Unionstarif bei solchen nicht blos vertheuernd wirkt, sondern mit dem Anschlusse auch der heutige Bezug Hannovers in ganz andere Verhältnisse tritt. — Während der hannoversche Tarif gestattete, daß neben 34,000 Centnern Rohzucker 18% 44,600 Centner Raffinade bezogen wurden, muß der Unionstarif dies Verhältniß dahin ändern, daß der Raffinadebezug mit kleinen Ausnahmen ganz aufhört. Zur Darstellung von 61,800 hannoverschen Centnern Raffinade, die 18% in Hannover verbraucht wurden, werden aber nach dem jetzigen Stande der Fabrication im Zollverein 73,000 Zollcentner Roh- und Lumpenzucker nöthig seyn. In Folge der Vertheuerung des Artikels müssen sich diese in 65,000 Zollcentner verwandeln mit einem Steuerertrage von circa 380,000 Thalern. Dagegen tritt bei Tabak und Wein eine freie inländische Concurrenz den ausländischen Bezügen mit dem Zollanschluß Hannovers an die Seite,

und wenn dieſe auch bei der allgemeinen Gewöhnung des Landes an franzöſiſche Weine und americaniſche Tabake nicht ſo groß ſeyn wird, daß in Folge derſelben der zollpflichtige Import in großem Verhältniß abnimmt, ſo muß ſie doch neben der Vertheuerung eine Reduction deſſelben zur Folge haben. In Anbetracht aller Umſtände rechnen wir nach dem Anſchluſſe bei Tabak ⅔ des heutigen Imports oder 31,800 Zollcentner, bei Wein ⅘ oder 40,000 Zollcentner mit einem Zollertrage von 320,000 und 174,000 Thalern.

Die geſammte Einnahme von obigen ſechs Artikeln wird aber demgemäß für Hannover im Zollverein 1,282,700 Thaler ſeyn, während, wenn der Bevölkerungsmaaßſtab auch hannoverſcherſeits beibehalten würde, nur 860,000 Thaler als Theilungsquote der Staatskaſſe zufloßen. Natürlich daß man es Hannover nicht verargen darf, wenn es ſolch offenbaren Verluſt nicht übernehmen will; ein Präcipuum von 430,000 Thalern am Eingangszollertrage iſt die gerechteſte Bedingung des Anſchluſſes.

Dagegen iſt bei den meiſten übrigen eingangsabgäbepflichtigen Stoffen entweder ſchon jetzt der hannoverſche Import gleichmäßig mit dem des Vereinslandes, oder die zollfreie Einfuhr vom Vereinslande her muß ihn in gleiches Verhältniß ſtellen. Dies Letztere findet zumal bei Fabrikaten aller Art Statt, und es bedarf keines Beweiſes, daß wenn der Schutzzoll des Vereins der deutſchen Fabrikation auch auf dem hannoverſchen Markte zu gute kommt, die Bezugsverhältniſſe dort denen des übrigen Deutſchland in allen Artikeln, in welchen überhaupt inländiſche Production mit dem Auslande concurrirt, gleich ſeyn werden. Nur in der Einfuhr einzelner Fabrikmaterialien und Conſumtibilien wird noch eine Differenz ſtattfinden; beim Zollertrage von denſelben iſt aber eine Ausgleichung im Ganzen um ſo eher zu erwarten, als auf beiden Seiten einzelne Quantitäten über das Verhältniß der andern hinausreichen und die finanzielle Wichtigkeit ſolcher Stoffe überhaupt nicht groß iſt.

Einen näheren Ueberblick über den Eingangszollertrag in Hannover nach dem Anſchluſſe gewährt die nachſtehende Tabelle, zu deren Verſtändniß wir nur Folgendes noch vorausſchicken:

Außer den bereits erwähnten ſechs Artikeln wird Hannover nach dem Anſchluſſe auch noch einen größeren zollpflichtigen

Import an Südfrüchten, Thran, Theer und Pech, der Zollverein dagegen an Vieh und Viehzuchtsproducten, einzelnen Fabrikmaterialien, Droguerie- und Farbewaaren haben. Wir haben in Anerkennung deſſen die hannoverſchen Conſumtionsquanta von 18$^{9}/_{11}$ entweder in der Tabelle beſtehen laſſen und den Zollertrag von ihnen berechnet nach dem Vereinstarife, wie namentlich bei den Artikeln des hannoverſchen Mehrverbrauchs, oder das Verhältniß der Einfuhr des Zollvereins von 1839 angenommen, ſo z. B. bei Vieh und Viehzuchtsproducten. Die hannoverſche Einfuhr an Baumwollengarn von 1841 war uns nicht bekannt, wir glauben aber wenig zu irren, wenn wir 20,000 Centner annehmen; 18$^{37}/_{38}$ gab der Artikel erſt einen Zollertrag von 5600 Thalern, der Bezug iſt aber ſeitdem leicht um das Vierfache geſtiegen. Bei Bier, Branntwein, Oel, Getreide, Eiſen und Eiſenwaaren und Fabrikaten aller Art wurde das Verhältniß der Einfuhr des Zollvereins von 1839 angenommen, ebenſo bei den übrigen Artikeln. Häringe gingen bei ſonſt ziemlich gleichen Tarifſätzen in Hannover nur 20,000 Centner zollpflichtig ein, daneben wurden aber mindeſtens 300 Laſt von inländiſchen Fiſchern ſteuerfrei eingebracht. In Erwartung deſſen, daß auch nach der Mitvereinigung der eigenen Fiſcherei der zollfreie Import zugeſtanden werden wird, nehmen wir das obige Quantum auch für die Zukunft an. — Außer der in der Tabelle angegebenen Einfuhrquantität von Manufakturwaaren wurden in Braunſchweig noch 21,800 Centner mit einem Steuerertrage von 180,000 Thalern eingeführt, die circa zu $^{9}/_{10}$ den dortigen Meſſen angehörig, großentheils nach Hannover übergingen. — Sonſt entſpricht die unten als hannoverſcher Eingangsſteuerertrag von 18$^{9}/_{11}$ gezogene Summe von 1,245,000 Thalern der wirklichen (1,360,681 Thaler) nicht, weil Hannover aus den gemeinſchaftlichen Ueberſchüſſen der andern zum nordweſtdeutſchen Steuerverein verbundenen Staaten noch 156,674 Thaler bezog, und weil wir auch bei einigen Artikeln Durchſchnitte früherer Jahre annehmen mußten, wo uns die Einfuhr von 18$^{9}/_{11}$ nicht bekannt war.

	Eingangs-Quantität von 1844.	Steuerertrag von derselben.	Eingangsquantität nach dem Zollanschlage.	Zollertrag von derselben.	Mehr im Zollverein.	Weniger im Zollverein.
	hann. Ctr.	Thlr.	Zollctr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
Rohzucker . .	34,000	46,000				
Raffinade . .	44,600	139,000	65,000	380,000	195,000	—
Kaffee . . .	60,800	190,000	51,000	330,000	140,000	—
Tabak (rohe Blätter) . .	51,000	54,000	32,000	176,000	122,000	—
Thee	3000	17,000	2800	30,000	11,000	—
Reis	23,000	24,000	20,000	40,000	16,000	—
Wein	76,000	197,000	40,000	320,000	123,000	—
Früchte (Süd- und andere) .	17,000	16,000	17,000	24,000	8000	—
Vieh aller Art	—	17,000	—	25,000	8000	—
Viehzuchtsprodukte . . .	—	12,000	—	17,000	5000	—
Häringe . . .	20,000	7000	7000 Tonn.	7000	—	—
Bier, Essig .	—	1500	—	900	—	600
Branntwein .	7300	46,000	1800	14,000	—	32,000
Oel	8000	9000	1000	8000	—	1000
Getreide und Mühlenfabrikate	—	7000	—	10,000	3000	—
Baumwollengarn . . .	20,000	22,000	—	59,000	37,000	—
Droguerie- ꝛc. Waaren . .	18,000	15,000	—	18,000	3000	—
Theer u. Pech .	24,000	4000	24,000	4000	—	—
Thran . . .	54,000	40,000	54,000	27,000	—	13,000
Eisenwaaren	119,000	130,000	—	48,000	—	82,000
Baumwollenwaaren . . .	—	—	—	47,000	—	—
Wollenwaaren .	8500	102,000	—	49,000	18,000	—
Seiden- und Halbseidenw. .	—	—	—	24,000	—	—
Glaswaaren .	7000	15,000	—	5800	—	9200
Uebrige Artikel	—	146,000	—	150,000	4000	—
Total	—	1.245,500	—	1.813.600	Mehr 568,100[1]	

[1] Das wirkliche Mehr an Eingangszoll-Einkommen im Zollverein würde dagegen nur 432,000 Thlr. gegen 18$^{10}/_{11}$ betragen, nach dem Vorstehenden.

Aber auch angenommen selbſt, daß der Grund der Oppoſition gegen den Zollanſchluß, der bisher in der Vertheilung des Geſammtzollertrags nach der Bevölkerung unter die Unionsſtaaten lag, wegfällt, und die hannoverſche Staatskaſſe die der Conſumtion des Landes entſprechende Zollſumme im Verein, mithin ſtatt ungefähr 1,400,000 Thaler 1,813,600 Thaler bezöge, würde damit doch der Widerſpruch gegen den Unionstarif noch nicht verſtummen; vielmehr liegt nur das eine Moment der Entgegnung in der Rückſicht, es erheben ſich aber daneben noch weitere Gründe. Sowohl in merkantiler als finanzieller Beziehung verfällt der Eingangstarif der Unionsſtaaten noch außerdem heftigen Anklagen; man wirft ihm einerſeits ſchädliche Wirkungen auf die beſtehenden Handelsverbindungen mit dem Auslande vor, andererſeits hält man die Conſumtionsbeſteuerung, die er bringt, für weit nachtheiliger noch, als irgend eine jetzige Steuerart. Während wir die Erläuterung des erſten Punktes auf den dritten Theil aufſparen, haben wir den anderen gleich ins Auge zu faſſen.

Von allen Widerſpruchsgründen, die ſich gegen den Zollanſchluß erheben, iſt keiner ſo geläufig, als der von der Wirkung der Zollſätze der Union auf die Conſumtion des Landes hergenommene. Die Anſicht von der Schädlichkeit der Vertheuerung vieler Lebensbedürfniſſe iſt ſo allgemein verbreitet, daß man verſucht werden könnte, darin den eigentlichen Sitz der Oppoſition bei dem größten Theile der Bevölkerung zu ſehen. Wie es aber dabei kaum anders möglich iſt, hegt man die abentheuerlichſten Vorſtellungen in dieſer Beziehung. Nicht blos daß man von weit mehr Artikeln eine Preiserhöhung erwartet, als wo ſie wirklich eintritt, und dieſe bei den einzelnen für viel größer hält, auch die Folgen derſelben malt man ſich mit den ſchwärzeſten Farben aus. Man befürchtet eine Störung im regelmäßigen Gange aller Privatwirthſchaften, eine Gefährdung des jetzigen guten Auskommens ſo vieler Familien, ein Stocken des Erwerbs in allen Kreiſen, eine Preiserhöhung auch ſelbſt der inländiſchen Producte, ein Steigen des Arbeitslohns, ohne daß dies dem Arbeiter ſelbſt zu gute kommt, im Ganzen alſo die ſchädlichſten Wirkungen auf die öconomiſchen Verhältniſſe des Landes. Jenes „Bruchſtück aus dem Thema vom Anſchluß Hannovers an den

Zollverein“ [1] ist in dieser Beziehung der rechte Ausdruck der herrschenden Ansichten gewesen. Glücklicherweise verrechnet man sich aber im Lande ebenso, wie sich jener Verfasser verrechnet. Natürlich daß die Regierung solche Uebertreibungen nicht theilt; die Einsicht in die Verhältnisse muß hier weiter reichen, als das Schwarzsehen dort. Aber dennoch, glauben wir, behauptet die Volksstimme in dieser Beziehung eine gewisse Bedeutung. Wenigstens möchte man regierungsseitig auch die heutige Besteuerung leicht für zweckmäßiger halten, als eine Erhöhung der Verbrauchsabgaben von fremden Consumtibilien durch den Vereinstarif, und die Vertheuerung mancher Lebensbedürfnisse nicht mit günstigen Augen ansehen.

Vorzüglich wird denn aber auch in dieser Rücksicht eine Rechtfertigung des Unionssystems nothwendig, und wenn wir trotz jener Anklagen die Besteuerung durch den Vereinstarif für zweckmäßiger halten, als einzelne jetzige Steuern, und sie zur Reform der heutigen Steuerverfassung empfehlen, so haben wir unsere Gründe dafür zu entwickeln.

Zuerst, das läßt sich nicht läugnen, wird dem Lande durch den Zolltarif des Vereins eine neue Steuerlast aufgebürdet, und wenn auch bei allen vereinsländischen Producten in Zukunft ein Preisabschlag stattfindet, der dem Betrage der jetzigen hannoverschen Eingangsabgaben gleichkommt, so beträgt doch die definitive Erhöhung gegen 18$^{9}/_{10}$ 450,000 Thaler. Es concentrirt sich dies Mehr selbst auf verhältnißmäßig wenigen zollpflichtigen Artikeln, und diese sind gerade Gegenstände des täglichen Bedarfs bei einem großen Theile der Bevölkerung. Jemehr aber die Gewohnheit ihres Verbrauchs eingerissen ist, desto klarer hat man auch schon die Schädlichkeit der Vertheuerung bewiesen sehen wollen. Man ignorirt aber dabei das Zwiefache: erstens, daß der neuen Steuerlast ein Erlaß auf der anderen Seite entsprechen muß, wenn die sonstigen Verhältnisse dies gestatten, und zweitens, daß sowohl in der Art der Erhebung als in der Wirkung der neuen Besteuerung wesentliche Vorzüge vor der jetzigen liegen.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so hätte schon, wenn man nur die Steuersumme im Ganzen aus dem Gesichtspunkte eines

[1] Bremen bei Heyse, 1843.

Abzugs vom Volkseinkommen betrachtete, nicht entgehen können, daß der Unionstarif immer nur eine Aenderung in die jetzige Erhebungsweise bringt, und keine definitive Erhöhung der Steuerlast überhaupt, vorausgesetzt daß man solche nicht will. Wenn die Staatskasse die der Consumtion des Landes entsprechende Summe bezieht, ist Nichts natürlicher, als daß sich auf der einen Seite die Steuerbeträge um eben so viel verringern müssen, als die Erhöhung auf der andern ausmacht. Es kommt nur auf den Willen der Regierung und der Stände an, einen Erlaß eintreten zu lassen, der dem Mehr gleich kommt. Die heutigen Finanzzustände Hannovers machen um so eher solchen Erlaß möglich, als sich schon jetzt beträchtliche Ueberschüsse in den Kassen finden. Nur fragt es sich, ob man auch eben dahin mit dem Erlaß wird dringen können, wo die Mehrzahlung in der Folge stattfindet. Wir halten dies keineswegs für unmöglich. Eben weil die Personensteuer jetzt in einem ähnlichen Verhältnisse trifft, als die Consumtion der höchstbesteuerten fremden Artikel vor sich geht, glauben wir, diese eigne sich ganz besonders zur Reduction, und es können bei ihr dieselben Summen so ziemlich als Erlaß erscheinen, um die sich auf der andern Seite die individuelle Steuerquote erhöht.[1]

Dazu kommt aber, daß die Consumtionsbesteuerung durch den Unionstarif eine weit zweckmäßigere Steuerform ist als die jetzige Personensteuer, und gerade auf diesen Punkt stützen wir unsere Behauptung, wenn wir nicht blos keinen Verlust bei Uebernahme des Vereinssystems erkennen, sondern einen offenbaren Gewinn. Zuerst behauptet die neue Besteuerung vor der alten schon den Vorzug, den die indirekte leicht vor der direkten behauptet, daß sie ein fast unmerklicher Abzug vom Privateinkommen ist, und ihre Erhebung weit weniger drückt, als diese. Der Vorwurf aber, daß sie sich nicht genau an ein Steuercapital halte, trifft beide zugleich, nur die jetzige in viel höherem Grade als die künftige; denn immer setzt die Zahlung einer Verbrauchssteuer weit eher Zahlungsfähigkeit voraus, als die heutige Personensteuer, die manchmal da schon trifft, wo nicht einmal die Vermuthung für ein Steuercapital vorliegt. — Dann aber halten

[1] Die Einnahme an Personensteuer betrug in Hannover 18$^{39}/_{41}$ 791,365 Thaler.

wir gerade den hannoverschen Verhältnissen eine Erhöhung der Verbrauchsabgaben auf fremde Consumtibilien angemessen, und trotz des Unbequemen, was im Einzelnen solche Erhöhung haben mag, lassen sich im Ganzen nur segensreiche Wirkungen von ihr erwarten. Die Stellung Hannovers im Welthandel ist keineswegs der Art, daß bei der wachsenden Consumtion fremder Artikel nicht große Verluste zu befürchten wären. Je weniger das Land aus seiner heutigen großen Consumtion von Colonialwaaren und Wein für die eigene Production Vortheile zieht, ja selbst nur im Stande ist, seinen Import durch einen gleich hohen Export zu verwerthen, desto dringenderes Bedürfniß wird es, eine Reform der jetzigen Handelszustände herbeizuführen. Schon seit mehr als zehn Jahren sind Stimmen laut geworden, die auf die Gefahren der ungünstigen Handelsbilanz für Hannover hingewiesen haben.

Man braucht nur die Zustände zu nehmen, wie sie sind, um über die allmälige Degradation des Volkswohlstandes auf dem Wege im Klaren zu seyn. Deßhalb aber ganz besonders, glauben wir, sey es eine Nothwendigkeit, dem überhand nehmenden Verbrauch hindernd in den Weg zu treten; auch abgesehen ganz vom Zollverein wäre Erhöhung des Tarifs in dieser Rücksicht Bedürfniß. Die vorliegende im Vereinstarif ist aber nicht so groß, um die Consumtion dieser Artikel zu prohibiren, sie genügt vielmehr gerade, um die Vertheuerung auf den Punkt zu bringen, wo sie dem Fortschreiten des Verbrauchs noch über das heutige Maaß hinaus entgegentritt. Gewiß ist die jetzige große Consumtion großentheils auf Rechnung des Sinkens der meisten Colonialproducte im Preise zu schreiben; der Unionstarif erhöht aber den Preis derselben um ungefähr eben so viel, als er vor zehn Jahren betrug, und wir müssen ihn in dieser Rücksicht für ganz vorzüglich zweckmäßig halten.

Außer dem Eingangstarif der Union verfallen aber auch die weiteren Institutionen des finanziellen Systems derselben heftigen Anklagen, und wir haben die Vorwürfe, die man diesen macht, im Einzelnen auch ins Auge zu fassen.

Zuerst liegt in der gegenseitigen Aufhebung der Transitzölle unter den Vereinsstaaten ein Stein des Anstoßes; man

beſorgt dadurch eine Einnahmsquelle zu verlieren, die um ſo ergiebiger iſt, als ſich die Lage des Landes recht zur Benutzung derſelben eignet. Natürlich daß für Hannover im Zollverein trotz des zum Theil höheren Tarifs der Ertrag der Durchfuhrzölle lange nicht ſo hoch ſeyn kann als jetzt; mindeſtens $^{9}/_{10}$ aller jetzigen Durchfuhr ſind vereinsländiſches Gut, mit ſeiner Zollfreiheit ſchwindet auch die Einnahme größtentheils. Selbſt in dem Falle, daß die hannoverſche Staatskaſſe nach der Bevölkerung am geſammten Durchfuhrzoll-Ertrage des Vereins participirte, würde ſich der Antheil nur ungefähr auf 46 bis 50,000 Thaler belaufen, wogegen 18$^{m}/_{n}$ 127,000 Thaler erhoben wurden. Aber der Vereinsverfaſſung nach iſt nicht einmal ſolche Summe zu erwarten, vielmehr wird man auf einen Ausfall von circa 100,000 Thalern rechnen müſſen.

Wenn wir aber meinen, Hannover dürfe dafür eine Entſchädigung in Anſpruch nehmen, ſo berufen wir uns einestheils auf den Gewinn, der dem deutſchen Hinterlande aus dem Wegfallen der jetzigen Abgabe erwächst, anderntheils auf die Hartnäckigkeit der hannoverſchen Forderungen, die ſich ſchwerlich anders wird fügen wollen, als durch Bewilligung wenigſtens eines theilweiſen Erſatzes, obgleich es ſich auch nicht verkennen läßt, daß für das Land ſelbſt das Aufhören jener Abgabe zum Gewinn gereicht.

Dagegen muß der Ausgangszolltarif der Union die Einnahmen Hannovers gegen die jetzige Summe erhöhen, wenn der Staatskaſſe der Zollertrag vom eigenen Export zu gute kommen ſoll. Schon die bei der Beſteuerung wichtigſten Ausfuhrartikel, Wolle und Häute, gäben, im Falle der Export über See gleich groß als jetzt bliebe, nahe an 50,000 Thaler, während der Ertrag der Ausgangsſteuer 18$^{m}/_{n}$ nur 23,400 Thaler war.

Ein Punkt großer Beſorgniſſe liegt aber weiter in den Waſſerzöllen. Je ergiebiger dieſer Einnahmepoſten iſt (18$^{m}/_{n}$ 514,000 Thaler), deſto mehr glaubt man jeder Gefährdung desſelben ausweichen zu müſſen. Fordert nun auch die Unionsverfaſſung nicht ihre Aufhebung, ſo erregt doch ſowohl die Beſtimmung, daß jeder Unionsſtaat dieſelben Begünſtigungen, welche er ſeinen Unterthanen im Schifffahrtsbetriebe auf den Flüſſen gewährt, auch denen der übrigen gewähren ſoll, Befürchtungen,

als man auch die Unionsregierungen überhaupt für nicht günstig gestimmt hält gegen die Wasserzölle. Wie es scheint, fürchtet man in letzterer Beziehung noch mehr, als in der ersten, und dennoch möchte es nicht entgehen können, daß es nur auf Hannover ankommt, neue, nachhaltige Garantien für den Bestand der heutigen Zölle durch den Anschluß zu erwerben, in so weit auch, als diese nicht bereits durch die Schifffahrtsconventionen gegeben sind.

Eben so wenig triftig erscheint uns die Befürchtung, mit dem Zollverein auch das preußische System innerer Verbrauchssteuern übernehmen zu müssen. Sprechen auch die Vereinsverträge wiederholt das Wünschenswerthe einer Uebereinstimmung der inneren Verbrauchssteuern im ganzen Zollverein aus, so werden sich doch die süddeutschen Staaten mit Hannover vereint gegen den preußischen Ansturm sträuben, und dies Sträuben behauptet wenigstens ein eben so großes Recht, als der Wunsch auf der andern Seite. Nur die Rübenzucker-Besteuerung ist bis dahin gemeinsam in den Vereinsstaaten, Maisch-, Bier-, Wein- und Tabakssteuer unterliegen dagegen, wie der Mahl- und Schlachtlicent und die Salzregie, den besonderen Bestimmungen jedes Staats, und wenn Preußen auch seine Nachbarstaaten zum Theil veranlaßt hat, sein System aufzunehmen, so ist doch damit noch immer die Aussicht weit entfernt, daß die preußische innere Verbrauchsbesteuerung auf den ganzen Zollverein übertragen werde. Nach unserem Ermessen liegt vielmehr in den Bestimmungen vom 8. Mai 1841 rücksichtlich der Uebergangsabgaben eher eine Entfernung vom Ziele der Gemeinsamkeit, als eine Annäherung an solches.

Was weiter die Nachsteuer betrifft beim Anschlußfall, so ist die Wirkung derselben allerdings nicht günstig für das Land, und so sehr sie auch im Princip gerechtfertigt erscheint, glauben wir doch, müsse es eine der ersten Bedingungen des Anschlusses seyn, sie ganz oder zum Theil zu umgehen. Neben den hohen Sätzen des Eingangstarifs verfällt keine Einrichtung des Zollvereins heftigeren Vorwürfen, als die Nachsteuer, man feindet sie von der rechtlichen, finanziellen, volks- und privatwirthschaftlichen Seite gleich sehr an. Unmöglich kann es aber den Vereinsstaaten gleichgültig seyn, wie die öffentliche Meinung vom Zoll-

verein und seinen Institutionen denkt; um ihr gleich bei der Mitvereinigung selbst eine Concession zu machen, halten wir Umgehung der Nachsteuer hauptsächlich für nothwendig. Erst bei dem Anschlusse von Braunschweig und Lippe hat es sich wieder gezeigt, wie man das Gehässige der Nachsteuer auf den Zollverein selbst nur zu leicht überträgt; daß die Union dort noch wenig Anhänglichkeit findet, schreiben wir zum Theil auf diese Steuer. Gewiß ist denn aber auch ihre Wirkung eine überwiegend schädliche, und dem Nachsteuer zahlenden Staate erwachsen daraus weit größere Verluste, als die vermeintlichen der Unionskasse seyn können. Nur ist es die Frage, wie die Nachsteuer umgangen werden soll. — Für den leichtesten Weg dazu halten wir die Aufnahme des Unionstarifs für überseeische Artikel etwa ein halbes Jahr vorher schon, als der Anschluß wirklich stattfindet. Es scheinen uns darin Garantien genug zu liegen für die Unionskasse, denn Hannover ist keineswegs in dem Sinne ein Depot fremder Waaren, wie man im übrigen Deutschland gewöhnlich meint. Nur einzelne Großhandelshäuser, Tabaksfabrikanten und Weinhändler könnten dabei einen größeren Gewinn aus der Umgehung der Nachsteuer haben; den Lagerbestand dieser aber mit einer Quote, die geringer ist als der Abstand der beiderseitigen Besteuerung, zu treffen, wird darum auch nicht unangemessen seyn.

Die Ersparung an Zollverwaltungskosten durch die Mitvereinigung ist für Hannover allerdings nicht sehr bedeutend, da die heutige Erhebung, was den Kostenpunkt anbetrifft, zu der in der Union kaum im Verhältniß steht. Von dem hannoverschen Betrage der mit Oldenburg und Braunschweig gemeinschaftlichen Verwaltungskosten von 374,000 Thlr. (18¾) kamen auf solche Ausgaben, die im Zollverein gemeinsam sind (Zollerhebungs-, Aufsichts- und Controlbehörden und Zollschutzwachen) circa 183,000 Thaler. Es würden aber im Zollverein bei einer Gränzlänge von 980 bis 1000 Meilen, die nach dem Anschlusse des Nordwestens noch etwa bestehen blieben, 59 Meilen in den Ausgaben auf Hannover übertragen werden mit einer Kostensumme von ungefähr 120,000 Rthlr., die Ersparung sich daher auf 63,000 Rthlr. ungefähr belaufen.

Dagegen, meinen wir, bietet die Gränzbewachung im Verein

genügenden Schutz gegen das Wiederaufleben des Schmuggels an den Seegrenzen dar. Trotz der vielen Schlupfwinkel, die die Nordsee in einer Menge Buchten und Landungsplätzen recht zur Begünstigung der Defraude gewährt, zeigt das Beispiel anderer Küsten hinreichend, daß es nur auf die rechte Art des Zollschutzes ankommt, um dem Schmuggel energisch entgegen zu treten. Dazu wird die Einrichtung eines Grenzbezirks an den Seegrenzen auch ihren Erfolg haben. Mindestens ist es falsch, zu befürchten, daß Hannover im Zollverein der eigentliche Sitz des Schmuggelhandels seyn werde.

Eben so falsch ist es, wenn man von dem Ausfall der Eingangssteuern von vereinsländischen Artikeln und der Aufhebung der Gewerbsteuer von Handelsreisenden der Unionsstaaten einen wirklichen Verlust für Hannover herleitet. Beides waren Einnahmen, die, die erste ganz, die andere wenigstens zum Theil die eigene Bevölkerung tragen mußte, und diese trifft auch vorzüglich die Ersparung. Das Sinken vereinsländischer Producte im Preise eignet sich aber ganz dazu, die sonstige Erhöhung der Ausgaben im Zollverein minder fühlbar zu machen.

Gewiß erhebt sich aber dem Vorigen nach in finanzieller Rücksicht kein Punkt, der, wenn die Bedingungen des Anschlusses recht gestellt werden, zum definitiven Nachtheil für Hannover gereichte. Allerdings kommt auf die Stipulationen des Vereinsvertrags Vieles an, und wir müssen es offen aussprechen, daß wenn Hannover unter denselben Bedingungen wie Braunschweig z. B. beitreten wollte, Verluste nicht ausbleiben könnten. Aber die Genehmigung der entsprechenden Forderungen ist auch von den Vereinsstaaten gewiß um so eher zu erwarten, als noch Niemand daran gedacht hat, Hannover blos, um es für seine Zwecke zu benutzen, zur Theilnahme zu bewegen. Man will es vielmehr nur in die Lage bringen, wo es als Glied der Gesammtheit zur Gesammtwohlfahrt des Vaterlandes am thätigsten wirken kann, indem es seine eigenen Interessen auch wahrnimmt; denn diese widerstreben jenen Absichten nicht.

3. Das nationalökonomische Argument.

Das nationalökonomische Argument gegen den Zollanschluß stützt sich auf die herrschenden Ansichten von der industriellen und

mercantilen Lage des Landes; um es recht zu würdigen, muß man zuerst auf diese zurückgehen.

Die heutigen ökonomischen Zustände Hannovers sind das Resultat einer Reihe sie bedingender Verhältnisse; auch im Lande selbst faßt man sie so. Während man, um das Bestehende zu erklären, einerseits auf die historische Entwickelung desselben hinweist und die jetzige industrielle Lage als das Ergebniß eines vorangegangenen Entwickelungsprocesses ansieht, findet man andererseits in den localen, geographischen und Populationsverhältnissen die Motivirung desselben. Sehen wir zuerst, wie man sie demgemäß auffaßt.

Schon ein Blick auf die Bevölkerungszustände muß ein Ueberwiegen der Agricultur und der mit ihr verbundenen Gewerbe vor den manufakturirenden und dem Handel zeigen. Die städtische Bevölkerung steht zur ländlichen wie 1 zu 5¼, jene macht 15¼ pCt. der ganzen aus, diese 84¾ pCt., und in Erwägung dessen noch, daß auch unter den Städten viele vorzugsweise mit Landwirthschaft beschäftigte sind, möchte man sich schwerlich sehr irren, wenn man ⅞ der Population als Ackerbau treibend annimmt. Weit entfernt aber in solchem Verhältniß ein Mangelhaftes zu sehen, erkennt man hannoverscherseits darin gerade einen wichtigen Vorzug. Sowohl, meint man, habe die historische Entwickelung solche Lage hervorgerufen, als man sie auch den jetzigen Umständen für durchaus entsprechend hält. Noch bis heutigen Tag sind über die hervorragende Bestimmung Hannovers zur Agricultur die Ansichten ziemlich einig; kaum daß sich hin und wieder eine Stimme regt, die Angesichts der dermaligen Weltlage auf die Aenderung des gewerblichen Systems dringt; immer wenigstens ist man bereit, Conservation des Bestehenden auf der andern Seite als nothwendig zu beweisen; man stützt sich dabei aber auf mehrere Gründe: zuerst soll der Wohlstand der Bevölkerung auf die ländliche Industrie am festesten gegründet seyn, Nichts solche Stetigkeit und Dauer verbürgen als die Erwerbsquelle, die darin liegt; dann soll die Stellung Hannovers im Welthandel auch von einer reichen Entfaltung der Productivkräfte in dieser Beziehung vorzugsweise abhängen, ja die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung, die vorherrschende Neigung derselben zur Landwirthschaft, die Beschaffenheit des Landes und selbst der politische und

ſociale Zuſtand deſſelben Beſtimmgründe für die hervorragende Tendenz auf Urproduction enthalten. Dazu kommt noch, daß man als Agriculturſtaat an der Küſte am erſten glaubt, ſelbſtſtändig und unabhängig vom Hinterlande bleiben zu können, und deßhalb auch auf den heutigen öconomiſchen Zuſtand einen Werth legt, weil er die Gelegenheit an die Hand gibt, alleiniger Herr der Verhältniſſe zu ſeyn. Unſtreitig würde Hannover als Manufactur- oder Handelsſtaat weit dringender zur Vereinigung mit dem Hinterlande aufgefordert; ſchon das Bedürfniß, den Markt zu erweitern, müßte dann für Aufhebung der iſolirten Lage ſtimmen. Unter den heutigen Verhältniſſen bedarf man des Binnenlandes nicht in dem Maaße zu ſeiner eigenen Exiſtenz, wie dies des Küſtenlandes bedarf; die Stellung zum Meere und der vorherrſchende Zug des Activhandels vom Lande aus ſichern Hannover bis zu einem gewiſſen Grade eine unabhängige Lage zu; ſowohl geht der Export der Hauptproducte über See, als der Import von daher kommt. Nur iſt es die Frage, ob die heutigen Verhältniſſe auf die Dauer ſo bleiben können.

Hannover iſt bis jetzt ſo glücklich geweſen, durch ſeinen Productenexport, wenn auch nicht zum blühenden Wohlſtande, doch zu einem mäßigen Auskommen zu gelangen, und wir geſtehen gerne, daß Ackerbau und die mit ihm verbundenen Gewerbe unter den beſtehenden Umſtänden die Bedeutung, die man auf ſie legte, im vollſten Maaße verdienten. Um die große Conſumtion fremder Artikel zu verwerthen, bliebe nichts übrig, als Ausfuhr von Rohſtoffen und einem Manufact, deſſen Verfertigung auch die ländliche Bevölkerung in den meiſten Provinzen beſchäftigt, der Leinwand. Alle andern Ausfuhrartikel ſind dieſen nicht entfernt an die Seite zu ſtellen, aber gerade bei dieſen ſtehen auch herbe Verluſte bevor. Sowohl der Leinwand- als der Getreide- und Wollhandel wird unter den heutigen Verhältniſſen ſehr gefährdet; während man bis jetzt gerade meinte, durch die Art ſeiner Ausfuhrſtoffe vor jeder nachhaltigen Stockung geſchützt zu ſeyn, macht ſich bereits das Gegentheil geltend, und man darf ſich über die vorhandenen Gefahren am wenigſten täuſchen. Was den Leinwandhandel betrifft, ſo hat ſich allerdings im Augenblick noch nicht die ſchottiſche und iriſche Concurrenz für Hannover in dem Maaße zerſtörend gezeigt, als für andere deutſche

Staaten, und die hannoverschen Leinen behaupten sich noch auf dem amerikanischen Markte mehr, als die schlesischen und westphälischen z. B.; aber eines Theils hat bereits ein Preisabschlag Statt gefunden, der den Gewinn bei der Fabrikation fast auf Nichts herabsetzt, andern Theils ist auch die Aussicht nur zu wahrscheinlich, daß der hannoversche Leinenhandel in der nächsten Zukunft schon denselben Angriffen unterliegen wird, denen der des übrigen Deutschlands bereits unterlegen ist. Der Export dieses Artikels ist aber von der größten Wichtigkeit; sowohl muß ein großer Theil der Ausgaben ans Ausland durch ihn gedeckt werden, als die Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung in der Fabrikation ihren Haupterwerb findet.[1] Nur der Umstand etwa, daß England in den amerikanischen Importhäfen eine Zollbegünstigung für seine Leinen erlangte, und zu gleicher Zeit sich auf die Anfertigung auch der ordinären Sorten würfe, müßte Hannover an der empfindlichsten Stelle treffen. Dazu kommt, daß alle Sachverständigen darüber einig sind, daß wenn der Leinwandhandel überhaupt noch fortbestehen soll, ein Uebergang der Fabrikation vom Kleinbetrieb zur wirklichen Fabrik immer dringender nothwendig wird. Als eigentliches Fabrikproduct erfüllt aber auch die Leinwand das lange nicht ganz, was man in Hannover in ihr sucht. Gerade das war bis jetzt der größte Vorzug, daß die große Masse der Bevölkerung an der Verarbeitung participirte und Erwerb und Verdienst sich auf dem Wege unter die Gesammtheit der niedern Stände vertheilte; hauptsächlich da, wo das Agriculturproduct nur für den eigenen Bedarf ausreichte, mußte die Leinwand den größten Theil der Baareinnahmen verschaffen. Mit dem Uebergange zum eigentlichen Fabrikzweige hört aber dieser Umstand auf, und es kommt dadurch in die ganze gewerbliche Lage des Landes eine große Aenderung.

Dann steht auch, wie die Verhältnisse jetzt sind, der Verlust des überseeischen Getreide- und Wollhandels bevor. Beide Artikel repräsentiren durchschnittlich jährlich eine Summe von 1½ bis

[1] Der Werth sämmtlicher von Hannover exportirten Leinen betrug 1841 1,630,000 Thaler, gegen die Vorjahre zeigte sich damals noch kein Ausfall der Quantität nach, wohl aber im Preise. Der Preisabschlag war durchschnittlich 20 pCt., im letzten Jahre ist er aber noch größer gewesen.

2 Millionen Thalern, und sind neben Leinwand die bei weitem wichtigsten in der Ausfuhr. England, das Land des Imports, droht immer mehr, sich deutschen Landbauerzeugnissen zu verschließen zu Gunsten seiner Colonien. Entbehrt schon der jetzige Absatz der Stetigkeit, so werden die nächsten Jahre schon, wenn nicht Alles täuscht, den gänzlichen Verlust bringen, und es wird schwerlich Hannover schützen, daß es durch seine Isolirung vom Zollverein England begünstigt; denn wenigstens wiegt dort das Colonialinteresse unendlich viel mehr, als der hannoversche Markt.

Mit diesen trüben Aussichten in die Zukunft muß aber sowohl die Grundansicht von der gewerblichen Lage Hannovers eine andere werden, als auch ein Hauptargument gegen den Zollanschluß in volkswirthschaftlicher Rücksicht fallen. Dies letztere fußte darauf, daß man bei der überwiegenden Tendenz des Landes auf Landwirthschaft das gewerbliche und commercielle System der Union den hannoverschen Verhältnissen nicht für angemessen hielt; es kann aber kaum noch eine Frage seyn, daß es jetzt in demselben Grade angemessen wird, als man es früher für nachtheilig erklärte.

So lange Ausfuhr von Rohproducten und Leinwand der Punkt war, um den sich die ökonomische Existenz Hannovers drehte, konnte einerseits der Mangel einer großen Zahl reiner Zehrer der Agriculturstoffe im Inlande weniger fühlbar bleiben, andererseits brauchte man auch auf Pflege der Manufakturkräfte keinen großen Nachdruck zu legen; der bisherigen gewerblichen Maxime entsprach die Handelsfreiheit; um seines Productenabsatzes sicher zu seyn, durfte man den stoffveredelnden Gewerben schon das Opfer der Schutzlosigkeit zumuthen. Andere müssen sich aber die Umstände jetzt gestalten. Will man überhaupt einen Ersatz für den Verlust an Exporten haben, so sind Fabrikindustrie und Schifffahrt die beiden Elemente, auf die das ganze Gewicht fallen muß. Schon um neue Absatzwege und Erwerbgelegenheit zu schaffen, wird Pflege derselben zur dringendsten Nothwendigkeit, das System aber, welches man dabei aufzunehmen hat, kann so wenig zweifelhaft seyn, als die Aufgabe selbst. Schon heute sieht man in Hannover die Gewerbs- und Handelspolitik der Union aus dem Gesichtspunkte einer überwiegenden Tendenz auf die Fabrikatur an, und man sträubt sich aus dem Grunde haupt-

sächlich dagegen. Angesichts aber der jetzigen Umstände muß gerade dasselbe, was den Stein des Anstoßes bis dahin enthielt, zum positiven Bestimmgrunde für die Union werden. Allerdings ist es dabei immer eine wichtige Frage, ob man nicht einen Weg einschlägt, der unmöglich zu günstigen Resultaten führen kann; es ist das aber um so weniger der Fall, als man, selbst wenn jene Verluste nicht zu befürchten wären, Hannover nur zur Betretung des Wegs rathen könnte. Trotz des blühenden Verkehrs mit Rohproducten hat das Land in der Vergangenheit keineswegs in seinem Wohlstande große Progressen gemacht; auch ohne dies näher darthun zu wollen, geht es schon aus der ganzen Art seiner Handelsbeziehungen zum Auslande hervor. Nicht nur war der Import seit lange größer als der Export, und Hannover hatte Deficits in seiner Handelsbilanz, auch die Zunahme der Einfuhr stand gar nicht im Verhältniß zu der der Ausfuhr. Ja man muß sagen, es ist dem Lande seine günstige Lage zum Meere unter den bestehenden Verhältnissen weit eher zum Nachtheil gewesen, als zum Vortheil; so sehr es auch Anerkennung verdient, daß der gesammte Exporthandel fast nur der Stellung zum Meere sein Daseyn verdankt, so gab doch derselbe günstige Umstand auch Gelegenheit zu einer Ueberschwemmung des inländischen Marktes mit fremden Producten, und die Leichtigkeit des Bezugs derselben hat in solchem Maaße der Entwickelung der eigenen Productivkräfte entgegengestanden, daß das, was zum Segen allein dienen mußte, auch zum Fluche geworden ist. Alle die Angriffe auf deutschen Wohlstand, die von England aus in den letzten Decennien gemacht wurden, trafen immer Hannover zuerst; natürlich, daß demgemäß die Lage aller Gewerbe, die die Concurrenz von dort her zu bestehen hatten, auch nicht entfernt dem entspricht, was sie seyn könnten. Am wenigsten liegt die Schuld der geringen Entwickelung derselben an der Ungunst der localen und geographischen Verhältnisse, diese sind vielmehr die günstigsten, wenn man sie nur recht zu benutzen versteht. Eine günstige Lage zu den überseeischen Absatz- und Bezugsplätzen, billiges Feuerungsmaterial, niederer Arbeitslohn, Ueberfluß an einzelnen Rohstoffen zur Verarbeitung im Lande selbst, unbenutzte Wasserfälle, dann auch ein hinreichender Capitalfonds sehen ihrer rechten Anwendung zu gewerblichen Unternehmungen noch

entgegen, und es kommt nur auf die Anregung der schlummernden Kräfte an, um sie zum frischen Keimen zu bringen. Niemals kann die Agricultur für ein Land wie Hannover das ersetzen, was in Manufacturkräften unausgebeutet bleibt; weder ist der Boden so überwiegend fruchtbar, daß man darauf rechnen könnte, eine hervorragende Stellung im Welthandel durch Ackerbau zu behaupten, noch ist es unter den jetzigen Umständen überhaupt möglich, auf dem Wege zu blühendem Wohlstande zu gelangen. Das eigentlichste Element heutigen Activhandels liegt für die europäischen Staaten in der Beziehung zu den Ländern der heißen Zone; diese bieten uns Gelegenheit dar zu dauerndem großen Absatz eigener Producte. Die Artikel, auf die aber dabei das Gewicht fällt, sind Fabricate und Manufacte. Immer wird man zwar die Aussicht für weit entfernt halten, wo Hannover auch durch den Export solcher Stoffe seine ökonomische Existenz neu zu gründen vermöge; gleichwohl ist sie so gar weit nicht, und die Umstände sind nicht so widerstrebend, als man meint. Ist auch die maritime Bedeutung, die Grundbedingung aller großartigen Handelsverbindungen, erst zu schaffen, man knüpft doch an vorhandene Elemente, und es kommt nur darauf an, sie zur Entfaltung zu bringen. Gerade in dieser Rücksicht fällt aber auf Hannover wieder ein Hauptgewicht. Deutschland treibt mächtig vorwärts auf der Bahn, eine Seemacht zu werden; die Schifffahrt könnte aber für den Küstenstaat als directe und indirecte[1] Gewerbsquelle schon einen großen Theil der Verluste aufwiegen, die jetzt beim Export bevorstehen. Um die maritimen Kräfte zu beleben im Zollverein, läme es nur auf den Willen der hannoverschen Regierung an; die Unionsstaaten werden um so lieber auf dem Wege folgen, als es den lebhaftesten Wünschen der meisten entspricht.

Dennoch will man in Hannover von alle dem nichts wissen, man glaubt so wenig an die drohenden Gefahren, als man sich

[1] Die Ausrüstung eines Schiffes von 150 Last kostet jedesmal an Lebensmitteln und anderen Verbrauchsgegenständen von 15 bis 1500 Thlr. Rechnet man nur 1000 Schiffe in Zukunft für die Küste von der Elbe bis zur Ems, und eine zweimalige Verproviantirung jährlich, so gibt dies eine Summe von 3 Millionen Thalern, die dem Küstenlande zu gute kommen.

nach einem Ersatze für die bevorstehenden Verluste umsieht; die Gewerbs- und Handelspolitik sträubt sich noch gegen das Unionssystem auf alle Weise. Leider wird erst die Zukunft die Augen öffnen.

Neben der Unzweckmäßigkeit des gewerblichen Systems der Union macht man aber zweitens auch die Wirkungen der Mitvereinigung auf die bestehenden industriellen Zustände des Landes geltend, und es treten auch in dieser Beziehung wichtige Gründe hervor. Für die große Mehrzahl der bestehenden Gewerbe soll der Anschluß Verluste und nachhaltige Störungen mit sich bringen; kaum daß einige nach der herrschenden Meinung Gewinn dadurch haben, immer wird dieser durch überwiegende Nachtheile bei andern wieder geschmälert.

Zuerst befürchtet man für die heutigen Agriculturzustände schädliche Folgen; man motivirt dies auf folgende Weise. Nicht nur soll die Vertheuerung vieler Lebensbedürfnisse im Zollverein den Arbeitslohn in der Landwirthschaft erhöhen, ohne daß daraus dem Arbeiter selbst ein Gewinn erwächst, die Erhöhung aber dazu dienen, den Productenpreis zu steigern, es soll auch die Zukunft der Kornausfuhr im Verein sich ungünstig stellen. Um das Erste zu beweisen, geht man auf die hohen Tarifsätze der Union zurück, auf die Erfahrung, daß sich in allen dem Verein beigetretenen Staaten mit früher niederem Zolltarif unverzüglich nach dem Anschlusse eine Vertheuerung des Lebensbedarfs eingestellt habe, und auf die große Gewöhnung des Landes an die höchstbesteuerten Consumtibilien. Trotz des Schiefen der Gründe ist man aber doch dabei im Irrthum befangen. Zuerst trifft die Vertheuerung meist gerade solche Stoffe, die der landbauende Volksclasse verhältnißmäßig am wenigsten consumirt; dann ist der Arbeitslohn mehr noch von dem Angebot an Arbeitern und der Erwerbsgelegenheit abhängig, als von den Kosten des Lebensunterhalts; endlich darf die Vertheuerung nicht auf Kosten des Privateinkommens überhaupt vor sich gehen, sondern den Mehrausgaben auf der einen Seite muß eine Minderabgabe auf der andern entsprechen. Aus allen diesen Umständen folgt aber, daß die Preiserhöhung der Arbeit in der Land-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21356 / 032

wirthſchaft mindeſtens nicht nothwendig iſt. Eben ſo wenig als in Folge des Sinkens der Colonialproducte im Preiſe in den letzten Jahrzehenten ein Preisabſchlag der Arbeit Statt gefunden hat, kann auch die Vertheuerung einen Aufſchlag erwirken, wenn ſie nicht größer iſt, als die durch den Zollanſchluß. Nur die enorm übertriebenen Anſichten, die man von der Preiserhöhung vieler Lebensbedürfniſſe im Zollverein hegt, können ſolche Wirkungen des Anſchluſſes gerechtfertigt erſcheinen laſſen.

Gleich unbegründet ſind auch die Beſorgniſſe für den Getreide- und Productenexport überhaupt; man hat ſie darauf geſtützt, daß, weil der Unionstarif dem jetzigen Importhandel von England her in den Weg treten werde, auch die hannoverſche Ausfuhr dorthin ſich weit niederer ſtellen müſſe. Aber man darf nicht vergeſſen, daß der Getreidehandel, wie er bisher war, nicht ſein Geſetz davon nimmt, daß die engliſchen Sendungen in gleichem Betrage fortdauern, ſondern von dem Bedarf und Preiſe des Products in England. Höchſtens könnten auf den Wollexport ſolche Verhältniſſe einwirken, wenn nicht auch im Zollverein England noch weit im Vortheil wäre bei den gegenſeitigen Handelsbeziehungen. Gewiß aber darf kein Beſtimmgrund gegen den Zollanſchluß darin liegen, da der Verluſt des Productenabſatzes nach England doch nur als zu wahrſcheinlich über kurz oder lang bevorſteht.

Weit ſchädlicher aber noch als für die Agricultur, meint man, müſſe die Mitvereinigung für die heutige Fabrikinduſtrie und das ſtädtiſche Gewerbe überhaupt ſeyn; man fürchtet, einen großen Theil aller jetzigen induſtriellen Anlagen in Folge der freien Concurrenz der Vereinsſtaaten auf dem hannoverſchen Markte verſchwinden zu ſehen, dadurch ein Stocken des Erwerbs und eine Verarmung der ſtadtiſchen Bevölkerung herbeigeführt, die Capitale verloren, die in den beſtehenden Etabliſſements angelegt ſind. Es fragt ſich aber, wie weit in der Beziehung die herrſchende Meinung der Wahrheit entſpricht.

Natürlich, daß die Wirkung der freien Concurrenz des Vereinslandes auf die verſchiedenen Fabricationszweige auch verſchieden ſeyn muß; es folgt dies ſchon aus dem beſondern Grade der Entwickelung eines jeden, und wir müſſen auf die Hauptgewerbe des Landes deßhalb zurückgehen.

Zuerſt zeigt die Wollmanufactur, was die größeren Betriebe betrifft, einen Grad der Ausbildung, der im Ganzen dem des Vereinslandes nicht nachſteht, und wenn auch die Ausdehnung des Gewerbes nicht ſo groß iſt, daß es heut zu Tage noch an ſeine Blüthenzeit gegen Ende des Mittelalters erinnert, ſo iſt es doch unter den eigentlichen Fabrikbetrieben das wichtigſte. Nur beſteht neben den größeren Etabliſſements noch eine Anzahl kleiner Weber, die ihr Geſchäft inſofern auch fabrikmäßig betreiben, als ſie ihr Product fertig auf den Markt bringen, und ohne das rohe Gewebe zur weiteren Verarbeitung größeren Unternehmern zu überlaſſen, ſich auch mit ſolcher befaſſen. Dieſen iſt allerdings mit dem Zollanſchluſſe die Alternative geſtellt, ſich entweder an größere Etabliſſements anzuſchließen, oder ihr Gewerbe aufzugeben. Aber auch ohne die Mitvereinigung würde ſie die eigene innere Concurrenz in der nächſten Zukunft ſchon matt legen, da ihr Erwerb und Verdienſt bei geringer Güte des Products ſchon heute ſo klein iſt, daß Fortbeſtand unmöglich wird.

Eine Baumwollenmanufactur iſt erſt im Entſtehen, und dieſer ganze Induſtriezweig verdankt ſeine Exiſtenz dem Umſtande hauptſächlich, daß ein Theil der Leinwandweber nicht mehr hinreichende Beſchäftigung und Erwerb in den alten Betrieben fand. So ſchnell er auch dabei einen Grad der Ausdehnung erreichte, ſo iſt dieſer doch begreiflicher Weiſe noch ein untergeordneter. Eine Störung durch den Zollanſchluß iſt aber um ſo weniger zu befürchten, als der bei weitem größere Theil des Gewebes in Stoffen beſteht, die in der arbeitenden Volksclaſſe ſichern Abſatz finden.

Auf das bisherige Hauptgewerbe des Landes, die Leinwandfabrikation, kann der Zollanſchluß keinen nachtheiligen Einfluß haben, da ſchon jetzt ein Theil des hannoverſchen Leinenexports ins Vereinsland geht. 1841 betrug der Werth der Ausfuhr dorthin bereits 245,000 Thaler, und vorzüglich für das Leinengewebe im Hildesheimſchen iſt Fortdauer deſſelben eine Lebensfrage. Wenn auch dieſe von dem Anſchluſſe nicht allein zu erwarten ſteht, da nach dem Vertrage von 1837 mit den Vereinsſtaaten über Beförderung des gegenſeitigen Grenzverkehrs ſchon jetzt ungebleichte Leinwand zollfrei dort eingeht,

ſo kann doch die Mitvereinigung auch nur günſtig wirken in dieſer Beziehung. Sonſt muß gerade in der heutigen gedrückten Stellung des überſeeiſchen Leinenhandels ein vorzüglicher Beſtimmgrund für den Zollanſchluß liegen, weil es auch Hannover nicht entgehen kann, daß nur durch gemeinſchaftliche Handelsverträge mit den amerikaniſchen Staaten dem Gewerbe eine Zukunft zu ſichern iſt.

Auf die hannoverſche Eiſen- und Eiſenwaarenproduction iſt der Einfluß des freien Verkehrs im Zollverein allerdings nicht günſtig; ſchon der Umſtand, daß der Eiſenbau dort bereits vor zehn Jahren das Bedürfniß des Schutzes vor der engliſchen und ſchwediſchen Concurrenz empfand, könnte zum Beweiſe einer nachtheiligen Wirkung des Zollanſchluſſes in dieſer Beziehung dienen; aber es kommen auch die Productionsverhältniſſe ſelbſt hinzu, um dies zu belegen. Sowohl iſt der Eiſenſtein in Hannover großentheils von geringer Güte, als die Förderung deſſelben häufig koſtſpieliger, als im übrigen Deutſchland; dann ſteht dem Hüttenbetriebe faſt durchgehends der Mangel an Steinkohlen entgegen, und obwohl die Anwendung erhitzter Gebläſeluft den Holzkohlenverbrauch günſtiger geſtellt hat, als früher, ſo iſt doch die Erſparung nicht ſo groß, um den Mangel unwirkſam zu machen. Nur fragt es ſich, ob man daraus Motive gegen den Zollanſchluß nehmen darf. — Zuerſt geht ſchon aus dem geringen Umfange des Eiſenſteinbergbaus hervor, daß dieſer Gewerbszweig mit ſeinen Intereſſen nicht für einen ſo wichtigen Act, wie den Zollanſchluß, beſtimmend ſeyn kann; das geſammte Product an Eiſenſtein beträgt in den ſechs Revieren am Harze durchſchnittlich nur 300,000 Centner, die ein Hochofenproduct von ungefähr 120,000 Centner geben, wogegen z. B. die preußiſche Rheinprovinz und Schleſien 1839 ein Product von 910,000 und 660,000 Centner Roheiſen lieferten. Dann iſt aber auch nicht eine Einſtellung des Betriebs bei allen Gruben zu befürchten, die gegenwärtig im Bau ſind, ſondern nur da, wo neben koſtſpieliger Förderung der Metallgehalt des Eiſenſteins gering iſt. Dadurch wird aber ſowohl verhütet, daß die Geſammtheit der Arbeiter ihren bisherigen Erwerb verliert, als auch, daß das in den Hütten liegende Capital verloren geht. Ja wenn Roheiſen auch in Zukunft noch

in die Unionsſtaaten zollfrei eingeht, möchte es für die hannoverſchen Hütten nichts vortheilhafteres geben, als engliſches Roheiſen zu verarbeiten; unter den heutigen Verhältniſſen ſteht die Beſteuerung dem entgegen.

Die Befürchtungen für die Lederfabrikation durch den Zollanſchluß ſind um ſo weniger gegründet, als dieſem Gewerbe vielmehr eine günſtige Zukunft im Zollverein bevorſteht. Schon die große Viehzucht iſt ihm förderlich, dazu kommt aber noch der leichte Bezug amerikaniſcher Häute, eine mehr als genügende Production von Eichenborke, in Zukunft auch an Spiegelborke u. dgl. m. Gewiß wird auch der höhere Schutzzoll des Vereins vor der Maſtrichter und Lüttticher Concurrenz den hannoverſchen Gerbereien ganz beſonders zu Statten kommen.

Der Tabaksfabrikation ſteht im Zollvereine eine viel größere Ausdehnung bevor, als ſie gegenwärtig haben kann, da ſie faſt ausſchließlich auf den eigenen Markt beſchränkt iſt. Gewiß wird ſich um die Hauptbezugsſtätte amerikaniſchen Tabaks (Bremen) auch dieſer Fabrikationszweig vorzugsweiſe anſiedeln.

Zuckerſiedereien ſind durch den jetzigen Tarif wenig begünſtigt, und die hanſeatiſche Concurrenz iſt erdrückend für ſie; die höhere Beſteuerung der Raffinade gegen Rohzucker muß aber auch in dieſem Induſtriezweige belebend wirken, zumal wenn ſich die Hanſeſtädte dauernd iſoliren ſollten.

Ein großes Gewicht fällt bei der Anſchlußfrage auf die Branntweinbrennereien; mehr als bei einem andern Gewerbe fürchtet man bei dieſem das Erdrückende der freien Concurrenz des Vereinslandes. Sowohl im Intereſſe des Erwerbs, den er bietet, als im Intereſſe der eng mit ihm verbundenen Landwirthſchaft und Viehzucht, und ſelbſt der Beſteuerung hält man aber Fortbeſtand der heutigen Ausdehnung dieſes Induſtriezweigs für eine dringende Nothwendigkeit, und wir ſtimmen gern damit überein, daß die Ausſicht auf Verluſt ſämmtlicher jetzigen Brennereien ein Umſtand wäre, der in der Anſchlußfrage wohl von Bedeutung ſeyn könnte. Einestheils warf die Branntweinfabrikation 18% dem Staate noch einen Steuerertrag von 454,000 Rthlrn. ab, anderntheils iſt ſie, zumal um einen großen Viehſtand zu ernähren und der Landwirthſchaft

die nothwendigen Düngstoffe zu verschaffen, von der größten Wichtigkeit, abgesehen selbst von der Erwerbsquelle, die unmittelbar in ihr liegt. Nur fragt es sich, ob man die Wirkungen des Anschlusses auf die hannoverschen Brennereien nicht in viel schwärzerem Lichte sieht, als sie in der That sind.

Zuerst ist allerdings ein Abstand auch zwischen den meisten größeren Betrieben in Hannover und Preußen da; die Brennereien in der Mark und Sachsen haben in den letzten Jahren einen Hochpunkt der Fabrikation erreicht, den man in Hannover noch nicht kennt. Um die Besteuerung unfühlbarer zu machen, hat man dort das Verfahren bis zu einem Grade vervollkommnet, der nichts zu wünschen übrig läßt. Während die Production in der Mark so weit gestiegen ist, daß man aus 100 Quart Maischbottichraum bis zu 16 Quart Branntwein à 50 Procent Tralles gewinnt, ist in Hannover höchstens ein Durchschnitt von 10 bis 11 Quart erreicht, und die kleineren Brennereien stehen selbst noch unter diesen. Vor Allem kommt es aber, um den Abstand in der Fabrikation recht zu würdigen, darauf an, wo der Grund desselben liegt. Er liegt so wenig in größerer Wohlfeilheit des Rohstoffs, als in sonst günstigeren Umständen, sondern allein in dem Betriebsverfahren, und auf Ausbildung desselben fällt alles Gewicht. Zwar ist die Vervollkommnung bei den kleineren Brennereien immer nur bis zu einem gewissen Grade möglich, und jeder Fortschritt im Betriebe der größeren kündigt sich bei den kleineren leicht erdrückend an; aber gerade deßhalb kann es nur um so mehr unangemessen erscheinen, auf diese viel Rücksicht zu nehmen. So wünschenswerth auch ihr Fortbestehen im Interesse der Landwirthschaft wäre, so wird man sie doch nicht aufrecht erhalten können, wenn man sie nicht etwa durch die Besteuerung noch weit mehr begünstigt, als dies bis jetzt in Hannover und Preußen der Fall ist.[1] In Preußen war bereits in der Periode von 1831 bis 1839 die Zahl der Brennereien von 22,988 auf 15,953 gesunken; gewiß sind jetzt noch viel weniger im Betriebe; ähnliche Verhältnisse walten aber

[1] In Hannover zahlen landwirthschaftliche Brennereien, die nur im Winter im Betriebe sind, von 24 Quartier Bottichraum nur 9 Pfennige statt 10, in Preußen 1 Sgr. 8 Pfennige statt 2 Sgr.

auch in Hannover schon seit längerer Zeit, und wir glauben, daß von 1561 Brennereien, die 1832 bestanden, jetzt kaum noch die Hälfte im Betriebe ist. Dadurch zeigt sich aber schon deutlich genug, daß die kleineren Brennereien überhaupt keine Zukunft haben, wenn sie nicht auf den Erwerb bei der Fabrikation selbst ganz verzichten wollen, und nur aus Rücksicht auf den Viehstand das Gewerbe fortsetzen.

Dabei gäbe es aber selbst Mittel, die im Anfange zumal leicht erdrückende Wirkung der freien Concurrenz der preußischen Brennereien für die hannoverschen unschädlich zu machen, indem man z. B. eine höhere Ergänzungsabgabe erhöbe, als nach den bestehenden Verabredungen unter den Unionsstaaten eingeführt ist. Gewiß würde man preußischer Seits nichts dagegen einzuwenden haben, denn man geht mindestens nicht auf Zerstörung dieses Gewerbzweigs in Hannover aus.

Zuletzt erscheinen aber auch die Wirkungen des Zollanschlusses auf die heutigen Handelszustände Hannovers in einem keineswegs günstigen Lichte, und obwohl es kaum möchte entgeben können, daß die Herstellung des natürlichen Zustandes durch Wegräumung der Zolllinien zwischen dem Küstenstaate und dem Hinterlande in mercantiler Rücksicht nur beiden Gewinn bringen kann, so fürchtet man doch in dieser Beziehung auch weit mehr zu verlieren. Ja, der hannoversche Kaufmannsstand nährt eine Opposition, die an Hartnäckigkeit und Zähigkeit fast die jeder andern Volksclasse übertrifft; man gerirt sich, als stände mit der eigenen Existenz auch die des ganzen Landes auf dem Spiele, und der Eifer für Conservation des Bestehenden macht nur zu häufig zum fanatischen Gegner des Vereins. Die Gründe, auf die man sich dabei stützt, sind dreifacher Art:

Zuerst soll der Zollanschluß bestehende vortheilhafte Handelsverbindungen gefährden und selbst aufheben; dann die Verkehrsfreiheit mit den Vereinsstaaten dem Zuge des hannoverschen Handels eine andere Richtung geben; zuletzt der Vereinstarif die Consumtion fremder Artikel, und damit den Umfang der Handelsgeschäfte schmälern.

Was das Erste betrifft, so hebt man besonders die Beziehungen zu England hervor, mehr noch des Passiv- als des Activhandels. Nichts aber bindet den hannoverschen Kaufmann in

der Rückſicht mehr, als das engliſche Creditgeben. Dazu kommt noch das Gewohnte der alten Verbindung, und wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß in beiden Beziehungen einiger Verluſt erwachſen kann, ſo iſt er doch lange nicht ſo groß, als man gewöhnlich meint. Sowohl kommt der engliſche Credit dem hannoverſchen Kaufmann nicht in dem Grade zu Nutze, daß ſein Handelsgewinn ganz davon abhängt, ſchon deßhalb nicht, weil er ihn in der Regel mit dem hanſeatiſchen Zwiſchenhändler theilen muß, als ſich auch die Handelsverbindung mit England nicht ganz löst, ſondern nur auf das Maaß reducirt, das dem Intereſſe der Geſammtheit angemeſſen iſt. Wenigſtens ſteht der Verluſt zu dem Vortheil, der der eigenen Induſtrie aus der Verringerung des engliſchen Imports erwächst, gar nicht in Verhältniß.

Dann bekommt der Handelszug allerdings durch den Zollanſchluß zum Theil eine andere Richtung, aber die Aenderung bringt nicht für die Unionsſtaaten allein einſeitigen Gewinn, ſondern dieſer wird gegenſeitig. Es iſt ein ſchädliches Vorurtheil, wenn man meint, durch die Mitvereinigung werde nur der vereinsländiſchen Production der hannoverſche Markt geöffnet, ohne daß Hannover ſelbſt aus der Oeffnung des vereinsländiſchen großen Vortheil ziehen könnte. Sowohl wird der Wegfall der Zöllinien einzelnen Productionszweigen, vorzüglich der Viehzucht, zum Gewinn werden, als auch die hervorragend günſtige Lage Großhandelshäuſer und Commiſſionslager in fremden Artikeln hervorrufen. Zumal für Oſtfriesland muß in dieſer Rückſicht eine Lebensepoche mit dem Zollanſchluß angeben.

Zuletzt iſt die Beſorgniß, der Eingangstarif der Union werde durch Verringerung der Conſumtion von fremden Producten den Umfang der Handelsgeſchäfte in dieſen ſchmälern, wie man ſie gegenwärtig hegt, weit übertrieben. Auch wenn der Verbrauch Hannovers in Colonialwaaren und ähnlichen Stoffen in Zukunft nur ſo groß wäre, als in den Vereinsſtaaten, würden die Geſchäfte an Ausdehnung nicht ſehr leiden. Er wird aber immer größer ſeyn, wie wir oben gezeigt haben. Dabei hat allerdings der Handelsſtand bei der Zollerhöhung eine größere Auslage beim Ankauf der Waaren zu übernehmen, und das Capital zum Geſchäftsbetrieb wird in demſelben Grade erhöht

werden müſſen, als die künftige Beſteuerung größer iſt, aber immer kann das nur im Einzelnen für eine Unbequemlichkeit gelten.

Ueberall aber bleibt bei der ganzen Argumentation Hannovers gegen den Zollanſchluß zu Grunde liegen, daß die Punkte, um die ſie ſich anreiht, weit mehr in der Anſicht von den Verhältniſſen liegen, und in der Art, wie man ſie auffaßt, als in dieſen ſelbſt.

Göttingen.

Teege.

Die für die Herzogthümer Schleswig und Holstein

von den Ständen und Advokaten beantragte

Einführung der Schwurgerichte,

mit einem geschichtlichen und legislativen Rückblick auf die frühern dänischen Geschwornengerichte und den gegenwärtigen Rechtszustand in Bezug auf dieselben.

Bei den jüngsten Ständeversammlungen der Herzogthümer Schleswig und Holstein, für welche ein neues Strafgesetzbuch ins Leben treten soll, ist die wichtige Frage über die Einführung von Schwurgerichten zur Sprache gekommen, und es hat dieses Institut bei der holsteinischen Ständeversammlung einen entschiedenen Beifall gefunden. Diese hat die vielfachen Zweifel mit vieler Geschicklichkeit zu beseitigen gewußt, und sich mit einer Majorität von 35 Stimmen gegen 2 für eine Petition auf Einführung derselben entschieden. Selbst der königliche Commissär hat seine persönliche beistimmende Ansicht ausgesprochen, und es ist der Antrag den Gerichten zur Begutachtung mitgetheilt worden.

Nicht so weit gedieh diese Sache in der schleswigschen Ständeversammlung, vielmehr hat sich hier die Majorität in dem Comité zur Begutachtung dieses Antrags, unter deren Mitgliedern sich sogar ein geborner Rheinländer befand, der selbst mehrfach Mitglied der Assisen war, gegen die Jury erklärt. Ihr aus verschiedenen Bestandtheilen bestehender Bericht enthält theils ein unbedingtes Lob des bisherigen aus dem römischen und canonischen Rechte hervorgegangenen und auf die Carolina fußenden

Criminalverfahrens, theils die Schilderung des Verfahrens bei den Schwurgerichten in Rheinpreußen und der Mängel deſſelben, und ſucht die Unſicherheit des Einfluſſes des Publikums bei dieſen Gerichten, ſo wie die mangelhafte Befähigung der Geſchwornen für die Beurtheilung der betreffenden Fragen klar zu machen.

Für die däniſchen Rechtsgelehrten iſt das in Frage ſtehende Inſtitut keine neue Erſcheinung; die däniſche Rechtsgeſchichte der Vorzeit iſt ganz beſonders reich an Ueberlieferungen für die Lehre von dem Geſchwornengerichte, zumal ſehr aufklärend über die Miſchlingsformen dieſes Inſtituts, ſein Steigen und Sinken, und bietet für die Unterſuchung des Verhältniſſes dieſer Inſtitution zur politiſchen Freiheit der Völker, und insbeſondere zur conſtitutionellen Monarchie, ſchätzbare Einzelnheiten und überhaupt belangreiches Material. Wenn ſich daher gegenwärtig auch däniſche Rechtsgelehrte für die Einführung dieſes Inſtituts erklären, ſo thun ſie dieſes für eine Gerichtseinrichtung, welche in geſundem Naturwuchſe auf dem Boden der däniſchen Nationalität wurzelte, und von welcher es ſich, weil ſie den däniſchen Völkern durch Schickſal oder Schuld entzogen worden iſt, fragt, ob ſie von dem Volksinſtinct, dem Juriſtenrecht wie von der legislativen Weisheit der Neuzeit mit gleicher Wärme zurückerſehnt wird.

Wir wollen uns in keine umſtändliche Unterſuchung über das Alter der Geſchwornen bei den ſcandinaviſchen Völkern einlaſſen. Nach der Geſchichte Scandinaviens von dem Beginn des neunten Jahrhunderts oder dem Jahre 800 an ſteht feſt, daß Geſchwornengerichte da waren, daß die Entſcheidung der Geſchwornen die älteſte ſtrenggeſetzliche Art der Entſcheidung in den nordiſchen Ländern iſt.

In keinem der vielen geſchichtlichen Werke, welche uns noch darüber erhalten ſind, finden wir die Geſchwornengerichte als ein neues Inſtitut. In den früheſten Anſpielungen auf ſie wird von ihnen wie von einer alten vertrauten Einrichtung geſprochen. Das älteſte Geſetzbuch von Island, im Anfang des zehnten Jahrhunderts verfaßt, ſpricht ganz vertraulich von dem Geſchwornengericht; und es iſt offenbar, daß es damals nicht neu eingeführt wurde. Das älteſte Geſetzbuch der Norweger handelt von dem Geſchwornengericht als wohl bekannt. Kofod Ancher, welcher ein eben ſo ſcharfſichtiger Kritiker als ein ausgezeichneter Rechts-

gelehrter war, findet das Zeugniß der Edda zuläßig, aus welchem erhellen würde, daß Odin dieſe Methode der richterlichen Entſcheidung in Skandinavien einführte. Ancher[1] entlehnte dieſe Meinung von Weſtphal, welcher ſie in der Vorrede zum Band III. ſeiner „Monumenta Cimbrica“ Seite 62, geäußert hatte. Die Edda ſagt nämlich, daß Odin[2] die zwölf Aſagötter beſtellte, alle Streitſachen in der Metropolis Asgard zu entſcheiden. Die Zahl zwölf, welche in den älteſten Geſchwornengerichten unwandelbar iſt, ſcheint ſicher jene Einrichtung als eine aus hohem Alterthum zu charakteriſiren, und in ein Alter zu verſetzen, wo jene Zahl ganz beſonders für heilig gehalten wurde. Denn da der Ausſpruch der Geſchwornen gewöhnlich durch die Mehrheit der Stimmen gegeben wurde, ſo würde eine ungleiche Zahl vorzuziehen ſeyn, um die Gleichheit der Stimmen zu verhüten, wogegen ein Auskunftsmittel zu finden oft ein Gegenſtand von nicht geringer Schwierigkeit war. Daß Odin der Stifter des Geſchwornengerichts war, behauptet die Edda ausdrücklich, und wenn dieſe Thatſache zugegeben wird, ſo muß die Einführung dieſer Art Gerichte in dem nordiſchen Europa vor ungefähr 1900 Jahren geſchehen ſeyn.

Für eine ergiebige Unterſuchung über das Alter des Geſchwornengerichts nach der nordiſchen Geſchichte finden ſich die belangreichſten Materialien in dem Werke des Herrn Repp,[3] deſſen Blick, durch keine Anſchauung fremdartiger Rechte zerſplittert, dies gerichtliche Inſtitut ſeiner Heimath, Islands, und ihrer Nachbarländer mit Sicherheit auffaßt, und mit genauer Unterſcheidung das Charakteriſtiſche des Geſchwornengerichts in Norwegen, Schweden, Dänemark und auf Island hervorhebt.

---

[1] Vgl. Kolot Anchers Danske Lovhistorie, 2 Vol. 4to.

[2] Odin war der erſte Geſetzgeber der nordiſchen Völker.

[3] Deſſen Titel iſt: A historical treatise on Trial by Jury, wager of Law and other co-ordinate forensic institutions formerly in use in Scandinavia and in Iceland by Thorl. Gudm. Repp. Edinburg, Thomas Clark, Law Bookseller 38 George Street, and Saunders et Benning, 43 Fleet Street, London 1832. (Wir verdanken dem um die Staatswiſſenſchaften und die Rechtswiſſenſchaft überhaupt hochverdienten Profeſſor F. J. Buß in Freiburg eine werthvolle deutſche Bearbeitung dieſes Werkes, die wir um ſo lieber benutzt haben, als ſie das Ueberſetzte mit eigenen Forſchungen bereichert hat.)

Auch überſieht er das politiſche Moment des Geſchwornengerichts nicht, und zeigt ſein Steigen und Sinken in der Geſchichte dieſes Inſtituts, deſſen Wichtigkeit für die politiſche Freiheit auch in der Gegenwart anerkannt wird, und zu deſſen praktiſcher Einführung nichts mehr beitragen kann, als eine gründliche Unterſuchung ſeiner geſchichtlichen Schickſale. Hat auch das Geſchwornengericht in neueſter Zeit eine ſehr reiche Literatur erhalten, ſo bleibt doch bei ſeiner geſchichtlichen Erforſchung noch manche Lücke auszufüllen, theils weil noch die Geſetzgebung von Völkern unberückſichtigt blieb, die hier eine beſondere Berückſichtigung verdienen, theils weil oft unkritiſch verfahren wurde, da man bloße Analogien mit dem Inſtitut ſelbſt verwechſelte, und weil andererſeits auch die legislative Seite der Sache noch nicht die gehörige Würdigung gefunden hat; endlich weil man aus dem Standpunkt der in der Rechtspflege zu erreichenden abſoluten Gerechtigkeit, die aber unerreichbar iſt, die Gewißheit der Wiſſenſchaft, die logiſche oder techniſche Gewißheit unverhältnißmäßig hoch über die Gewißheit des Gewiſſens, des Volksverſtandes erhöhte, auch, ſo ſehr man den Verband der Geſchwornengerichte mit der politiſchen Freiheit der Völker anerkannte, ſich doch zu ſehr in den Grenzen des Allgemeinen hielt, und nicht hinlänglich das Verhältniß des Inſtituts zu beſtimmten Verfaſſungen, ihren Formen und den Varietäten derſelben, z. B. zu der conſtitutionellen Monarchie unterſuchte, namentlich auch dadurch irrte, daß man die Einführung des Inſtituts nicht darnach individualiſirte, ob eine beſtimmte Verfaſſung erſt eingeführt wurde, oder ſchon längſt ſich dem Volk aſſimilirt hatte, durch welches Ueberſehen denn auch die Vorſchläge für die Einführung des Inſtituts von vorn herein den Charakter der praktiſchen Ausführbarkeit verloren.

Bei der in Ausſicht geſtellten Einführung dieſes Inſtituts in den von däniſchen Geſetzen und Gebräuchen beherrſchten Herzogthümern Schleswig und Holſtein iſt die Geſchichte und Lehre von den däniſchen früheren Geſchwornengerichten und dem gegenwärtigen Rechtszuſtand in Bezug auf dieſelben von ganz beſonderem Intereſſe.

Dahlmann hat ſich in dieſer Beziehung ein neues Verdienſt erworben durch ſein neueſtes Werk: „Geſchichte Dänemarks,

Islands und Norwegens." Er zeigt darin, welch ein lehrreiches Bild ſich aus der Zuſammenfaſſung und Entwickelung des Staatsrechts, der Staatswirthſchaft und der Polizei einzelner Nationen für die ganze Wiſſenſchaft geben laſſe. Für die Beurtheilung der urſprünglichen Funktionen der Geſchwornen in Island iſt beſonders derjenige Abſchnitt ſeines Werkes lehrreich, in welchem über die germaniſchen Elemente Islands gehandelt wird, als wohin zu rechnen ſind: die Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Kürze des Verfahrens, Kenntniß des Volks vom Recht, Theilnahme an demſelben und Einleben in das Geſetz, Vertrauen auf die Rechtspflege, Bewußtſeyn der Sicherheit und perſönlichen Freiheit, namentlich aber die Bildung einer tiefen Moralität auf praktiſchem Wege durch die Beibehaltung des Princips der alten Geſammtbürgſchaft.

Was namentlich die Geſchwornen betrifft, ſo zeigt Dahlmann, wie ſchon im eilften Jahrhundert eine Art Geſchwornengericht in Island vorhanden war, und daß ſich ſolches immer mehr ausbildete, obſchon ſich dort keineswegs eine demokratiſche Volksverfaſſung, keine Herrſchaft der Volksgemeinde, ſondern vielmehr eine Häuptlingsherrſchaft, eine Souveränetät der 39 Goden fanden, die ſich bis zum Untergang des alten Staates erhielt. Die Goden als Oberherren ernannten deßhalb auch die Richter, während die gerufenen (Zeugen) Eideshelfer aus dem Volk hervorgingen. Die isländiſchen Gerufenen, die neben den Richtern erſchienen, waren die nächſten Nachbarn der Parteien, ſprachen über die Thatſache, aber erſt nach dem Verhör der ordentlichen Zeugen; die Parteien übten gegen ſie ein Verwerfungsrecht; ihre Zahl war 5, 9 oder 12. Die Zwölfzahl herrſchte jedoch bei den wichtigen Prozeſſen vor. Sie hatten nicht, wie die deutſchen Schöffen, das Geſetz zu weiſen, ſondern ſie ſchwuren nur, auszuſagen, was ſie im Weſentlichen von der Thatſache wußten, und entſchieden dieſe, aber man dachte nicht daran, daß ſie über das „Schuldig" oder „Unſchuldig" erkannten. Hierin glichen ſie alſo nicht den heutigen engliſchen und franzöſiſchen Geſchwornen, ſondern die endliche Entſcheidung war in Island von jeher Sache des Richters, wenn auch dort, wie in allen germaniſchen Staaten, das Volk weſentlich zur Findung des Urtheils beitrug.

Vergleicht man die däniſchen Geſetzbücher[1] und die Werke über ſkandinaviſche und isländiſche Rechtsgelehrſamkeit,[2] ſo gelangt man zur Ueberzeugung, daß es in Dänemark vier verſchiedene Arten von Geſchwornengerichten gab, deren jede einen beſondern Namen hatte, und daß nicht bloß der Name wechſelt, ſondern auch die Sache; denn ſie wurden auf verſchiedene Weiſe erwählt oder ernannt und auf verſchiedene Art conſtituirt; ſie hatten auch verſchiedene Gewalten und Verrichtungen, und wurden in verſchiedenen Rechtsſachen gebraucht. Das däniſche Geſchwornengericht des dreizehnten Jahrhunderts, welches das goldene Zeitalter der Geſchwornengerichte in dieſem Lande war, gleicht nur wenig jenem des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo kaum noch etwas anders als der Name davon zurückblieb.

Im ausgedehnteſten Gebrauch war das Geſchwornengericht in Dänemark; in der That, man kann behaupten, daß ſein Gebrauch in allen Gerichten und in allen Arten von Rechtsſachen allgemein war; aber andere Modificationen des nämlichen Inſtituts, bei verſchiedenen Gelegenheiten angewandt, die wir unten bezeichnen werden, deuten an, daß das Geſchwornengericht ſchon lange her in Dänemark beſtand, inſofern es der Probe der Erfahrung in einer Mannichfaltigkeit von Formen unterworfen wurde. Die Beſtimmungen, welche wir in däniſchen Geſetzbüchern in Bezug auf die Geſchwornengerichte finden, ſind wirklich ſo mannichfaltig und ins Einzelne gehend, und in einigen Fällen ſo eigenthümlich, daß ſogar bei Ermangelung geſchichtlicher Berichte, welche ihr hohes Alter in dieſen Ländern beweiſen könnten,

---

[1] Hieher gehören: Kong Waldemar den Förstes Siellandske Lov. (König Waldemar's I. ſeeländiſches Geſetz.) — 2) Constitutiones Waldemari regis. — 3) Den Dalbyeske Forordning. (Das Statut von Dalby.) — 4) Kong Waldemar II. Jydske Lov. (König Waldemar's II. jütiſches Geſetz, bekannt gemacht um das Jahr 1240.) — 5) Eine alte lateiniſche Ueberſetzung des Kirchenrechts von Schonland. — 6) Statuta ecclesiastica Andreae Sunonis. — 7) Jus Slesvicense antiquum. — 8) Jus civicum Ripense. — 9) Kong Christian den Femtes Danske Lov. (König Chriſtian V. däniſches Geſetz.)

[2] Kofod Anchers Danske Lovhistorie, 2 Vol. 4to. Herausgegeben zu Kopenhagen 1769 — 76. — Arnesens Islandske Rettergang. 4to. — Nettelblatt Selecta juris Suecici. 4to. — Ejusdem Themis romano-suecica. 4to. — Blackstone's Commentaries.

die Gesetze und Verordnungen, welche die Dänen in Beziehung auf dieselben gemacht haben, uns schon geneigt machen würden, Skandinavien als ihre älteste und eigentliche Heimath zu betrachten.

Peter Kofod Ancher, welcher viele Jahre hindurch Professor des bürgerlichen Rechts an der Universität in Kopenhagen und folglich auch Richter an dem höchsten Gerichtshofe jenes Landes war (denn in Dänemark hat jeder Senior der Juristenfacultät vermöge seines Lehramtes einen Sitz in dem höchsten Gerichtshof), hat als Richter und als ein sehr gewissenhafter und kritischer Geschichtsschreiber den Gegenstand der dänischen Geschwornengerichte bewundernswürdig behandelt, indem er jede Thatsache, groß und klein, in ihr wahres Licht stellt, ohne irgend eine Thatsache herabzuwürdigen, sie zu hintertreiben, oder auf irgend eine Weise zu verdreben, zu dem Zweck, sie als Stütze einer Theorie zu benützen.

Nach diesem Schriftsteller gab es vier Arten von Personen, welche in den alten dänischen Gerichten angestellt waren, um Rechtssachen zu entscheiden, und alle diese waren entweder regelmäßige Geschworne oder Eideshelfer bei einer Abschwörung der Schuld, oder Männer, die nach solchen Grundsätzen ernannt waren, daß sie den einen von diesen beiden stark glichen.

„Früher war die Verwaltung der Rechtspflege," sagt dieser Schriftsteller, „in die Hände regelmäßiger Richter gegeben; Rechtssachen wurden nach unserm alten dänischen Rechte entschieden, entweder durch Tingmänd, Sandemänd, Nävninger oder andere gute Männer, welche in gewissen Rechtssachen ernannt wurden, zum Zweck des Schwörens, wie es hieß. Ihre Sprüche hießen Edbs, weil sie die Rechtssache durch ein Affidavit (beschworne Aussage) zu entscheiden hatten, und der Ausdruck: in einer Rechtssache schwören, bedeutet in den Gesetzbüchern häufig Richten."

Wir folgen Anchers Darstellung bei der besondern Betrachtung einer jeden von diesen vier Classen und beginnen mit den

I. Tingmänd.

Dieser dänische Ausdruck ist gleichbedeutend mit dem norwegischen oder isländischen Thingmenn, da das h in der dänischen

Rechtschreibung weggelassen wird, indem die Dänen das th nicht aussprechen können. Der Ausdruck ist zusammengesetzt aus den Worten Ting und Mänd, und so bedeutet Tingmaend Thingmänner, jene, welche ein Thing besuchen oder sogar gesetzlich verpflichtet sind, an demselben zugegen zu seyn.[1] Die Thingmänner der nordischen Länder hatten, wo solche Männer ihren Wohnsitz innerhalb des Sprengels eines gegebenen Things oder Gerichts hatten, gleichsam das Vorrecht oder die Funktion, den Hauptstamm jedes Things, welches gehalten wurde, zu bilden. Die Thinge waren in der That öffentlich und Allen offen; und deßwegen war in einem gewissen Sinne jeder Mann, welcher ein Thing besuchte, ein Thingmann. Die Thingmänner waren an jedem Thing unentbehrlich; es konnte ohne sie gar nicht gehalten werden. In alten Zeiten wurden keine geschriebenen Protokolle von den Verhandlungen an den Thingen aufgenommen, sondern die Thingmänner waren öffentliche Zeugen für jene Verhandlungen, und als solche dienten sie anstatt schriftlicher Protokolle und gerichtlicher Tagebücher. In Bezug auf diese öffentliche Verrichtung hießen sie auch Tinghoerere (Thinghörer); und zum Zweck, daß keine Verhandlung, welche Statt hatte, ihrer Kenntniß entgehen sollte, hatten sie das Vorrecht, innerhalb des Raumes der heiligen Stäbe und Seile zu sitzen, und hießen daher auch Stokkemaend (Stockmänner).[2]

Nach dem jütischen Gesetzbuch des Königs Waldemar[3] machten sieben Thingmänner die zu einer Entscheidung hinlängliche Zahl der Richter aus. Nach dem neueren seeländischen Gesetzbuch[4] war die zu einer Entscheidung nöthige Richterzahl zwölf in ordentlichen Fällen, aber wenn ein außerordentliches Thing an Feiertagen bei dem Fall eines Diebstahls gehalten wurde, so waren vierundzwanzig erforderlich, um ein Quorum zu bilden.

---

[1] Ein Thing heißt so viel als eine feierliche Versammlung, gehalten unter freiem Himmel, in loco edito.

[2] Man vergl. Anchers Lov-Hist. Band II. S. 432.

[3] Bd. I. Hauptst. 38.

[4] Es gibt zwei Gesetzbücher, welche Siellandske Lov genannt werden; eines heißt das alte, das andere das neue seeländische Gesetzbuch; beide sind jedoch sehr alte Gesetzbücher. Die Stelle, auf welche hier angespielt wird, steht im Bd. III. Cap. 22. 23.

Die Thingmänner waren nicht wesentlich Geschworne, aber zufälliger Weise wurden sie nicht selten in dieser Eigenschaft gebraucht; ihr eigentliches Geschäft war, zu beobachten, was an dem Thing vorging, und dadurch sich in den Stand zu setzen, nachher über das Zeugniß abzulegen, was hier geschehen war, wenn ein solcher Beweis erfordert werden sollte; allein sie sollten auch Rechtssachen, wie andere Geschworne, entscheiden, wo keine andern Geschwornen gesetzlich vorgeschrieben waren, oder auch, wo keine andern zu haben waren. In solchen Fällen waren sie eine Art von Geschwornen ex tempore. Sie hatten den Tag zu bestimmen, an welchem die Parteien in einer Rechtssache zum Thing zusammen kommen sollten.[1] Daß sie ermächtigt waren, gewisse Rechtssachen zu entscheiden, kann man aus dem schonischen Gesetzbuch ersehen.[2] Aus diesem Grunde nennt sie Anders Sunneson auch juridicos. Aber nach dem Gesetzbuche des Königs Erich[3] waren sie nicht blos ermächtigt zu richten, sondern sie hatten auch eine beträchtliche Billigkeitsgerichtsbarkeit (nach dem englischen technischen Ausdruck equity jurisdiction), da sie über die Theilung der Erbschaft, über die Verwaltung des Eigenthums der Kinder und über die Herausgabe desselben an sie, wenn sie zu ihren Tagen kamen, die Oberaufsicht führten.

Was die Art betrifft, wie die Thingmänner richteten, so ist kein Zweifel, daß sie, worüber sie nur immer richteten, solche Rechtssachen, die zu ihrer Entscheidung kamen, stets auf die nämliche Weise als regelmäßige Geschworene, d. h. durch einfache Stimmenmehrheit entschieden.

II. Naevn oder Naevninger. d. i. die regelmäßigen Geschwornengerichte in Dänemark.

Die Thingmänner waren blos eine Art stellvertretender Geschworner, und ihre Gerichtsbarkeit war auf Rechtssachen gewisser Art beschränkt, und diese waren, nach allem zu schließen, nicht

---

[1] Skåne Lagh II. 14., IV. 20., VII. 7. Koningh Ericks Lagh IV. 21, 22, 23., V. 20.

[2] Skåne Lagh IV, 20., VII. 1, 8, 9, 15, 20, 21., IX. 4, 15, 23., XIV. 4.

[3] I. 31, 44., V. 4, 5., VI. 11.

die wichtigsten. Wichtigere Rechtssachen zu untersuchen und sie abzuurtheilen, war sowohl in Dänemark als auch in Schweden der eigenthümliche Beruf des Geschwornengerichts, welches in diesem Lande Naevn hieß, so wie die Geschwornen Naevninger. d. h. Nennmänner, genannt wurden.

Diese Einrichtung geht auch in Dänemark in das hohe Alterthum zurück; zuverläßig reicht ihr Ursprung höher hinauf, als der dänischen Gesetzbücher, obwohl diese sehr alt sind.

Das Geschwornengericht ist in Dänemark sogar noch älter, als die kirchlichen Ordalien; aber während des Zeitraums, wo diese letztere Art von Gericht im größten Schwung war, kam es außer Gebrauch, besonders in Schonen, welches zu jener Zeit eine der beträchtlichsten Provinzen des dänischen Gebietes war; allein im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Ordalien abgeschafft wurden, lebte das Geschwornengericht wieder auf, und seine Anwendung wurde in allen Fällen geboten, wo das Ordale des heißen Eisens gebräuchlich gewesen war.

Blos in den wichtigsten Rechtssachen war das Geschwornengericht in Dänemark gebräuchlich; nach dem jütischen Gesetze hatte es zu entscheiden über Raub, Diebstahl, Fälschung, Mordbrennerei, Seeräuberei.[1] Nach dem seeländischen Gesetze des Königs Erich soll es erkennen über Tödtung, Ehebruch, Verwundungen, Schläge, Haft in Fesseln, Gewaltthätigkeit gegen die Person, Mordbrand, kriegerische Anfälle und über alle Rechtssachen, die sich auf vierzig Marken belaufen.[2]

Da die dänischen Gesetze blos die wichtigsten Rechtssachen der Entscheidung des Geschwornengerichts unterwarfen, so sorgten sie besonders dafür, daß blos gute und unparteiische Männer zu Geschwornen erwählt werden sollten. Sie wurden daher aus allen Einwohnern eines Bezirks — de tota provincia, sagt Anders Sunesen, VII. 8 — ausgewählt.[3] Kein Freund oder Verwandter der Parteien konnte als Geschworner gewählt werden, keiner, sagt das Gesetzbuch des Königs Erich, welcher mit dem Ankläger näher, als im dritten Grade verwandt war, und

[1] Jydske Lov II. 60. seqq. III. 64.

[2] Siellandske Lov II. 4, 14, 28.

[3] Man vergl. auch das Skäne Lagh V. 9. VII. 11. Jydske Lov II. 51. III. 64. Koningh Lagh I. 22. II. 9. IV. 38. V. 27.

von jenen, welche schon erwählt waren, konnte der Angeklagte drei verwerfen. Die Geschwornen sollten auch Männer von einigem Vermögen seyn, um der gekränkten Partei einen Ersatz leisten zu können, im Fall sie ein schlechtes Urtheil finden würden. Sie mußten „Dreimarkenmänner" seyn, d. h. Männer, welche drei Marken bezahlen konnten, wenn sie ein ungerechtes Urtheil fanden. Nach dem schonischen Gesetz mußten jene, welche eine Person der Tödtung schuldig fanden, ein Eigenthum im Werthe von sechs Marken besitzen; als Grund wird angegeben, daß sie im Stand seyn sollten, dem Angeklagten drei Marken zu bezahlen, wenn er in der Folge trotz ihres Ausspruchs als unschuldig befunden würde, und drei andere dem Erzbischof.

Aus vielen Umständen geht hervor, daß das Amt eines Geschwornen in Dänemark sehr lästig und daher für ein gehässiges gehalten wurde. Der Grund lag hauptsächlich in der Härte des Gesetzes in Bezug auf ihre Ernennung, zu der sich das Volk nur schwer verstand, und in der Gefahr, welche die Geschwornen liefen, schwere Kosten und Geldbußen sich zuzuziehen. Die Ehre, als Geschworner gewählt zu werden, wurde von einem großen Theile des dänischen Volkes als ein großes Uebel betrachtet, und es war oft schwierig, das Volk zu vermögen, das Unglück der Ernennung über seine Nachbarn zu verhängen; daher konnten auch die Magistrate die Geschwornen ernennen, wenn deren Ernennung von den Einwohnern des einen Bezirks nicht zu ermöglichen war. Aber selbst die Magistrate waren weit entfernt, ängstlich nach dieser Ernennung zu trachten; und das Gehässige der Ernennung wurde daher mit Einstimmung aller Parteien oft auf den Ankläger geworfen. Dies galt als passend, insofern er die tauglichste Person war, zu erkennen, welche am meisten fähig waren, die Rechtssache zu erforschen und die Wahrheit ans Licht zu bringen. Ohnehin war die Stelle eines Anklägers unvolksthümlich; man lasse ihn daher auch die Ernennung der Geschwornen auf sich nehmen (dachten die Dänen) mit den andern Unannehmlichkeiten der Sache.

Die Zahl der dänischen Geschwornen war ursprünglich zwölf. Diese Zahl war allen nordischen Ländern gemeinschaftlich; sie ist die Basis aller Zahlen der Geschwornen.

Wenn Jemand wünschte, die Geschwornen zu verwerfen

oder Einwendungen gegen dieſelben vorzubringen, ſo mußte er dieſes in Gegenwart der größten Anzahl von beſten Männern thun, welche in dem Bezirk zu haben waren, und welche die Geſchworenen berathen und deren Rath nehmen ſollten, ob ſie die andern Geſchwornen zuziehen ſollten oder nicht, und was ſie ſchwören, das iſt, was für einen Ausſpruch ſie geben ſollten, und demgemäß wurde ihnen eine Friſt von ſieben Nächten bewilligt, um die Wahrheit zu erforſchen. Ihr Eid in dem Geſetz des Königs Erich verpflichtet ſie, „daß ſie ſollen erſpürt und erforſcht haben, und könnten nicht weiter erſpüren.“[1] Es iſt dem jütiſchen Geſetz eigenthümlich, daß ſowohl den Geſchwornen als auch den Sandemaend von Jütland (die wir nachher betrachten werden), noch ehe ſie die Sache überhaupt in Erwähnung nahmen, durch den Ausſpruch von zwei Fyllings Maend[2] geboten wurde, zu ſchwören, d. h. nach dem Geſetz zu urtheilen.[3]

Nach einem alten däniſchen Geſetzbuch[4] hatte der Biſchof mit den beſten acht Männern des Bezirks die Gewalt, ein Geſchwornengericht oder ein Collegium von Sandemänd zu verwerfen oder zu beſtätigen. Wenn der Ausſpruch der Geſchwornen zu Gunſten des Angeklagten umgeſtoßen wurde, ſo verwirkten ſie nach jütiſchem Geſetz ihre ganze bewegliche Habe. Das Geſetzbuch beſtimmt ausdrücklich, daß ſogar, „wenn ſie alle einſtimmig waren, ſie ihre Habe verwirken ſollen, wenn ſie einen Ausſpruch gegeben haben, welcher der Meinung der Mehrheit der beſten Männer in dem Bezirke entgegen war.“[5]

Sowohl in Dänemark als in Schweden und auf Island wurde die Rechtsſache durch die Mehrheit der Geſchwornen entſchieden.[6]

---

[1] „At de hallthe spwrt och leeth och kwnne ey raethere spörie.“

[2] Dieſer Ausdruck bedeutet wörtlich: Füllmänner, d. h. Erſatzmänner.

[3] Jydske Lov, II. 42.

[4] Thor Degn's Artikel. art. 18 und 19.

[5] II. 42.

[6] Man ſehe Konings Erik-Law. III. 15. II. 28. Jydske-Lov I. 52. II. 7, 55, 79.

In gewiſſen Rechtsfällen reichte es noch nicht hin, daß die Geſchwornen gute und ehrenwerthe Männer waren; ſie mußten auch mit der Partei verwandt ſeyn. Sie hießen deßwegen Köns-Nævninger (Verwandtengeſchworne). Nach den Geſetzbüchern ſollten ſie mit dem Ankläger im dritten Grad verwandt und in dem Bezirke oder in der Provinz (Saſſel) anſäßig ſeyn.[1] Wenn keine Verwandte zu haben waren, ſo wurden die beſten Männer des Bezirks gewählt.

Das Verwandtſchafts-Geſchwornengericht wurde nach den Geſetzen von Schonen und Seeland bloß zur Entſcheidung von Rechtsſachen gebraucht, wobei Familien betheiligt waren, wie z. B. bei folgenden Fragen: ob ein Kind lebendig oder todt geboren wurde? ob es getauft worden? ob es ſeinen Vater oder ſeine Mutter überlebte? Nach dem jütiſchen Geſetz wird das Verwandtſchafts-Geſchwornengericht ſehr häufig gebraucht, nicht bloß in Familien- und anderen bürgerlichen Streitſachen, ſondern auch in Straffällen.

Das jütiſche Geſetz erwähnt auch der Schiffgeſchwornen, welche über Rechtsſachen entſchieden, die unter Schiffern vorkamen; und auch der Biſchofsgeſchwornen und der Kirchengeſchwornen, welche von dem Biſchof oder ſeinem Commiſſär geladen und beeidigt wurden, um über Sabbathsbruch, Zauberei, Kirchenraub, Vermächtniſſe u. ſ. w. zu urtheilen. Dieſe Biſchofs-Geſchwornengerichte und Kirchen-Geſchwornengerichte ſcheinen nicht identiſch geweſen zu ſeyn; bloß der Sabbathsbruch ſcheint zur Gerichtsbarkeit der erſteren gehört zu haben.

III. Sandemänd (Veritici).

Das hauptſächlichſte remedium juris für die Entſcheidung wichtiger Rechtsfälle war nach den Geſetzen Schonen's und Seeland's das Geſchwornengericht (Nævn), und wenn ein regelmäßiges Geſchwornengericht nicht angewendet wurde, ſo ſollte die Sache vermittelſt einer Abſchwörung der Schuld entſchieden werden. Allein in Jütland wurde eine beſondere Art

[1] Jydske Lov I. 1. Skäne Lagh I. 2, 4. Koning Eriks Lagh Lov. I. 2, 19.

[2] Koning Eriks Lagh I. 20. V. 3.

von Richtern oder Geschwornen, welche Sandemänd[1] hießen, außer diesen zur Entscheidung wichtiger Rechtsfälle angewandt. Nach dem jütischen Gesetze erkannten die Sandemänd über Tödtung, über das Hauen und Verstümmeln, über Nothzucht, bewaffneten Ueberfall, Streitigkeiten über Feldgrenzen, Verwundungen, Fälle, in welchen das Kirchencigenthum betheiligt war, und über Haft in Fesseln.[2]

Der Ausdruck Sandemänd wird abgeleitet entweder von dem Zeitworte sande, beweisen, oder von dem Eigenschaftsworte sand, wahr; der lateinische Ausdruck veridicus, mit welchem die dänischen Rechtsgelehrten es zu übersetzen pflegten, und von welchem der englische Ausdruck verdict (Ausspruch der Geschwornen) abgeleitet werden kann, begünstigt die letztere Ableitung. Sie mußten auch schwören: „at de intet andet vilde udsige end det retteste og sandeste de vidste."[3] d. h. „daß sie nichts Anderes wollten aussagen, als das Rechteste und Wahrste, was sie wüßten." Von allen Richtern und Geschwornen erwartete man in der That, daß sie die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen würden; allein es scheint, daß die gemeinen und gewöhnlichen Mittel, die Wahrheit in den Gerichten an's Licht zu bringen, nicht für ganz genügend gehalten wurden. Es erhellt aus vielen Umständen, daß die Dänen Besorgnisse hegten, daß ihre Geschwornen nicht immer so unabhängig wären, als sie seyn sollten; wenn wir erwägen, daß sie oft außerordentlich unwillig waren, ihren Dienst zu leisten, — daß das Gesetz sie dazu durch strenge Mittel und schwere Geldbußen zwang, — und daß, wie wir schon früher bemerkten, die Function der Geschwornen im Allgemeinen für lästig und gehässig gehalten wurde, so geht daraus gewiß hervor, daß einiger Grund für solche Besorgnisse vorlag. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß die jütischen Sandemänd ihre Entstehung und Ausbildung

---

[1] Dieser Ausdruck bedeutet Beweismänner oder Wahrheitsmänner.

[2] Jydske Lov II. 2.

[3] Jydske Lov II. 4. Im Lateinischen dürfte es so ausgedrückt werden: „Se nil esse in medium prolaturos nisi quod nossent ad rectum verumque proxime accedere."

dieſen Beſorgniſſen verdanken, oder wenigſtens jene, welche wünſchten, die Gewalt und den Einfluß der Krone in den Gerichtshöfen zu befördern, mochten ſolche Beſorgniſſe zur Vertheidigung des Plans der Aufſtellung der Krongeſchwornen (denn ſolche waren die Sandemänd wirklich) anführen, welchen ſie dieſen blendenden Titel gaben, um dadurch zu verſtehen zu geben, daß ſie wahrhaftiger und unabhängiger, als andere Geſchworne wären.

Es wurden acht Sandemänd für Jütland gewählt, zwei für jedes Viertel des Landes. Die Vorliebe für dieſe Zahl iſt den Jütländern eigenthümlich, während in allen andern nordiſchen Ländern, wie wir ſchon bemerkten, die Baſis der Zahl der Geſchwornen allgemein zwölf war. Jeder der acht Sandemänd mußte ein Grundſtück in jenem Theil des Landes beſitzen, in welchem er ein Sandemand war. Sie empfingen ihre Berufung vom König und wurden von einem Kronbeamten beeidigt. Sie mußten an dem Orte ſchwören, d. h. richten, wo die That begangen worden war, und wenn Feldgrenzen der Gegenſtand des Streites waren, in jenem Bezirke, innerhalb welchem das ſtreitige Feld gelegen war.[1] Dieſes Inſtitut iſt unſtreitbar eine Modification des Geſchwornengerichts, und die Sandemänd ſind eine Art von Geſchwornen, aber keine regelmäßige gelehrte Richter, für welche ſie Vogt in ſeiner „Commentatio de homicidio“ ausgegeben hat. Sie mögen allerdings als ein Inſtitut betrachtet werden, mit welchen ein Verſuch gemacht wurde, einigermaßen die nordiſchen Gerichte den civilrechtlichen Tribunalen des ſüdlichen Europas ähnlich zu machen; deſſenungeachtet waren die Sandemänd Geſchworne, keine Richter auf irgend eine andere Art, als die ordentlichen Geſchwornen es geweſen waren.

Die Unterſcheidungspunkte zwiſchen den Sandemänd und den ordentlichen Geſchwornen ſind folgende:

1) die erſteren wurden von dem König ernannt, die letzteren entweder von dem Ankläger oder von den Einwohnern des Bezirks, oder von dem Magiſtrate, oder endlich von irgend einem unpacteiiſchen Manne.[2]

---

[1] Jydske Lov II. 3, 11.
[2] Jydske Lov III. 64.

2) Die Sandemänd behielten ihre Dienstverrichtung, bis sie wegen eines ungerechten Ausspruches abgesetzt wurden. Die Geschwornen hingegen wurden entweder jährlich gewählt, oder für jede Sache, welche vorkam.

3) Die Sandemänd waren stets acht an der Zahl; die Geschwornen bisweilen acht und bisweilen zwölf.

4) Die Geschwornen konnten in Dänemark nicht aufgerufen werden, um über eine Sache zu entscheiden, außer wenn einiger vorläufiger Beweis erbracht worden war, oder wenn der Ankläger die Wahrheit der Anklage gegen den Angeklagten beschworen hatte; ein solcher Beweis wurde nicht gefordert, wenn Sandemänd gebraucht wurden.

5) Die Geschwornen waren verbunden zu schwören, ohne irgend eine Bezahlung dafür zu erhalten. Die acht Sandemänd erhielten eine halbe Mark Silber für Pferdemiethe, welche von der Partei bezahlt werden mußte, die ihren Dienst forderte, ob sie nun für oder gegen sie schworen.[1]

6) Von den Geschwornen konnte der Beklagte drei verwerfen; aber von den Sandemänd sagt das jütische Gesetzbuch: „Niemand darf einen von ihnen verwerfen, außer wenn sie ihr Eigenthum durch einen ungerechten Eid verwirkt haben, oder wenn sie eine höhere Pferdemiethe erpressen, als sie zu fordern berechtigt sind.“[2]

7) Die Sandemänd waren bloß in den Gerichten von Jütland und Fünen gebräuchlich; aber in Schonen und in Seeland wurden bisweilen ordentliche Geschworne in ähnlichen Fällen, bisweilen Eideshelfer und bisweilen, besonders in Streitigkeiten in Betreff von Grundeigenthum, alte Männer gebraucht, welche als Schiedsrichter zwischen den streitenden Theilen handelten.[3]

Aber hierin gleichen die Sandemänd andern Geschwornen, daß der Ausspruch der Mehrheit als ein endgültiges Urtheil angenommen wurde.

---

[1] Jydske Lov II. 5.

[2] Jydske Lov II. 1.

[3] Skäne-Lagh IV. 7. Koning Eriks Lagh IV. 13.

IV.

Außer den hier beſprochenen drei Arten von Geſchwornen war die Eideshilfe von ſehr ausgedehntem Gebrauche in den däniſchen Gerichten. Der däniſche Ausdruck, mit welchem dieſes Inſtitut bezeichnet wird, iſt Lov, deſſen wörtliche Bedeutung Geſetz (Lex) iſt. Es bezeichnet einen Eid, durch welchen der Beklagte ſeine Unſchuld bewährte und eine Anklage widerlegte. So wird ein Tylter Eed (Zwölfmännereid), welches ein mit Lov gleichbedeutender Ausdruck iſt,[1] von dem Naevn (Geſchwornengericht) in dem jütiſchen Geſetzbuch unterſchieden;[2] und das ſeeländiſche Geſetzbuch des Königs Erich erwähnt Rechtsſachen, in welchen ein Lov und kein Naevn gebraucht werden darf.[3]

Für den engliſchen Rechtsgelehrten iſt es von beſonderem Intereſſe, ſich ſehr genau und richtig über die Eideshilfe zu unterrichten, nicht ſo ſehr weil dieſe Art der Entſcheidung früher auch in England gebräuchlich war, ſondern ganz beſonders deßhalb, weil in dem engliſchen Geſchwornengericht, wie es jetzt beſteht,[4] die zwei Inſtitute, das Geſchwornengericht und die Eideshilfe, miteinander verſchmolzen zu ſeyn ſcheinen, und wie es den Anſchein hat, mehr zum Nachtheil des Geſchwornengerichts, welches in ſeiner reineren Form als ein für richterliche Zwecke viel wirkſameres Inſtitut, als es das neuere engliſche Geſchwornengericht iſt, angenommen werden muß.

Noch intereſſanter aber iſt jedenfalls folgende Parallele zwiſchen dem däniſchen Geſchwornengerichte und der Eideshilfe, um auf dieſem Wege das Weſen und die Eigenthümlichkeit Beider hervorzuheben.

1) Ein Grundunterſchied ſcheint dieſer zu ſeyn: das Geſchwornengericht war ein Mittel, die Wahrheit zu entdecken, die Eideshilfe ein Mittel, die Falſchheit zu widerlegen, oder

---

[1] Das däniſche Geſetzbuch Chriſtians V. braucht dieſen Ausdruck: „Lov, som er tolv Mænds Eed.“ Danske Lov. I. 14, 8. Das heißt, eine Eideshilfe, welche Zwölfmännereid iſt.

[2] II. 98. III. 64.

[3] II. 14, 25. III. 14.

[4] Aber nicht ſo ſehr in dem ſchottiſchen Geſchwornengericht.

wenigstens eine Anklage zu verwerfen. Ersteres war ein remedium juris für den Kläger, Recht zu erhalten, letzteres für den Beklagten, ihn gegen Ungerechtigkeit zu schützen. Deßwegen sagen die alten Gesetzbücher, daß der Beklagte sich von einer Anklage reinigen soll, „nicht bloß durch eine Eideshilfe, sondern auch durch eine Entscheidung des Geschwornengerichts; wenn Zeugen vorhanden sind, so soll er sich vor einem Geschwornengerichte vertheidigen, wenn keine vorhanden sind, dann erst durch eine Eideshilfe.“ [1]

2) Die Entscheidung durch das Geschwornengericht war bloß in den wichtigen Rechtsfällen gebräuchlich, nämlich in solchen, die früher durch das Ordale des heißen Eisens entschieden worden waren. Die Eideshilfe war das gemeine gesetzliche Mittel, alle Rechtssachen, sowohl große als kleine, zu entscheiden.

3) Einiger vorgängige Beweis wurde gefordert, wenn ein Geschwornengericht eine Rechtssache entscheiden sollte. Bei der Eideshilfe konnte der Beklagte aufgerufen werden, mit seinen Eideshelfern zu schwören, wenn immer er angeklagt wurde, obwohl kein Beweis gegen ihn vorlag. Dieses wurde zuerst von Christian III. abgeändert, welcher den Ankläger verpflichtete, die Anklage zu beweisen, ehe er eine Eideshilfe von dem Beklagten forderte.

4) Der Ankläger *schwor* mit den Geschwornen bei einer Entscheidung durch das Geschwornengericht, der Beklagte schwor mit seinen Eideshelfern bei einer Eideshilfe.

5) Der Beklagte konnte drei Mitglieder eines regelmäßig gewählten Geschwornengerichtes, dagegen neun von jenen verwerfen, welche mit ihm bei einer Eideshilfe schwören sollten. Warum? — weil er sie selbst gewählt hatte.

6) Bei einer Entscheidung durch das Geschwornengericht entschied die *Mehrheit* die Sache. Bei einer Eideshilfe war *Einstimmigkeit* erforderlich.

7) Die Geschwornengerichte waren verpflichtet, zu *schwören*; sie konnten dazu gezwungen werden. Keine solche Verbindlichkeit lag auf jenen, welche zu einer Eideshilfe geladen wurden; wenn einer von ihnen sich weigerte, zu *schwören*, so war der Beklagte dadurch verurtheilt, und wurde in eine Geldbuße oder

[1] Koning Eriks Lagh I. 14.

in andere Strafen verfällt. Wenn der Beklagte keine hinlängliche Anzahl von Conjuratores finden konnte, um ſeine Eidesbilfe vollzählig zu machen, ſo heißt es in den älteſten däniſchen Geſetzbüchern, daß er „bröstede Lov“ (wörtlich, daß er des Geſetzes ermangelte), oder auch: „at han faldt af Loven.“ d. h. daß er durch das Geſetz fiel. In dieſem Falle mußte er die Summe bezahlen, wegen welcher er angeklagt war, und außerdem drei Marken dem König und der Gegenpartei. Man ſagte auch, daß er des Geſetzes ermangle, wenn das regelmäßige Geſchwornengericht gegen den Beklagten ſchwer und ihn verurtheilte, und er war dann, wie man ſagte, ein Lovleeld, d. h. ein Geſetzgefällter; wenn er hingegen nicht ſchuldig befunden wurde, ſo hieß er Lovlös, d. h. ein Geſetzgelöster.

8) Die Geſchwornen (bloß mit Ausnahme der Verwandtſchaftsgeſchwornen und der Kirchengeſchwornen) wurden aus dem Bezirke gewählt, wo der Beklagte ſeinen Wohnſitz hatte. „Af thet samme heerreth hans hyem kws eer i.“ ſagt das Geſetzbuch des Königs Erich.[1] Für die Eidesbilfe hingegen konnte der Beklagte auswählen, wer ihm beliebte, und von jedem Orte, wo es ihm gefiel; ſeine Conjuratores mußten bloß Männer ſeyn, welche irgendwo einen feſten Wohnſitz hatten.

9) Bei der Entſcheidung durch ein Geſchwornengericht war die Zahl der Geſchwornen gewöhnlich zwölf oder dreizehn. Die Grundzahl einer Eidesbilfe war nun zwar in der That auch zwölf, allein bloß die Hälfte oder ein Viertel war in Fällen von geringer Wichtigkeit erforderlich, aber in ſehr wichtigen Rechtsſachen die doppelte oder dreifache Zahl derſelben. Das Geſetzbuch des Königs Erich ſagt,[2] daß die Eidesbilfe der von dem Ankläger behaupteten Rechtsverletzung angemeſſen ſeyn ſoll.

10) Der Eid des Geſchwornengerichts war aſſertoriſch und kategoriſch; er beſtimmte etwas poſitiv in Bezug auf eine angeführte Thatſache als ſchuldig oder nichtſchuldig. Bei der Eidesbilfe war der Eid der Conjuratores ein reines juramentum credulitatis, durch welches ſie bloß verſicherten, daß ſie wirklich glaubten, oder daß ſie nicht umhin konnten, zu glauben, daß die

[1] II. 26. Man vergleiche auch Jydske Lov II. 60.
[2] IV. 13.

Aussage, welche der Beklagte durch seinen Eid bekräftigte, wahr sey. Dieses war jedoch Modificationen unterworfen, zumal wenn Zeugen mit der Eidesbilfe verbunden waren.

Von den hier erwähnten Instituten ist das Geschwornengericht dasjenige, welches am meisten republikanisch und am meisten aristokratisch war. Die Eidesbilfe ist dasjenige, welches am meisten demokratisch und am meisten barbarisch war. Die Sandemänd sind am meisten monarchisch und am neuesten. Sie sind ein Mittelgebilde, ein Uebergangsinstitut, etwas mehr als Geschworne, und doch weniger als Richter; daß sie eine Erfindung der Kronjuristen sind, wird schon darum wahrscheinlich, weil sie am längsten bestanden, und fortwährend gebraucht wurden, als selbst schon das regelmäßige Geschwornengericht längst außer Gebrauch gekommen war, und dieses noch in einer Periode, wo alle Institute des Landes stufenweise zu der absolutesten Monarchie fortschritten. Das Institut der Sandemänd ist eine Verfeinerung, aber keine Verbesserung des Geschwornengerichts, als welches unter den berührten Instituten das unabhängigste und unparteiischste ist.

In dem letzten dänischen Gesetzbuche[1] sind nur noch schwache Spuren der Entscheidung durch das Geschwornengericht ersichtlich. Und obwohl das dänische Gesetzbuch des Königs Christian bis auf wenige Artikel, welche durch besondere königliche Edicte abgeschafft wurden, noch in Kraft ist, und obwohl die auf die Sandemänd bezüglichen Artikel nicht förmlich aufgehoben worden sind, so ist doch gewiß, daß auch die Sandemänd jetzt gänzlich aus den dänischen Gerichten verschwunden sind, und daß es gegenwärtig nicht mehr Praxis ist, sie zu laden, oder irgend einen Fall an ihre Entscheidung zu bringen, — nicht einmal jene wenigen, welche das Danske Lov ihrer Entscheidung noch vorbehalten hatte. Alle Gerichtsthätigkeit geht nun zwischen verschlossenen Thüren vor, bloß mit Ausnahme des hohen Gerichtshofes zu Kopenhagen, welcher ein Appellationsgerichtshof für das ganze Königreich ist; in den anderen Gerichten, wo überhaupt ein Einzelrichter den Vorsitz führt, der von einer gewissen Anzahl von Beisitzern unterstützt wird, welche, gleich ihm, gelehrte Richter

[1] Kong Christian den Femtes Danske Lov, verkündet im Jahre 1683.

ſind, tranſpirirt kein Theil des Rechtsſtreites, mit Ausnahme desjenigen, was die Parteien ſelbſt ihren Bekannten mittheilen, bis zu ſeiner Beendigung, wo das Urtheil in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht wird, was jedoch nicht immer, ſondern bloß in einzelnen Fällen geſchieht. In allen dieſen Untergerichten werden die Parteivorträge geſchrieben, und der ganze Proceß ſo geleitet, daß das Geſchwornengericht unmöglich zur Anwendung kommen kann. Der hohe Gerichtshof, in welchem ein Oberrichter unter zwölf Beiſitzern den Vorſitz führt, iſt der einzige, welcher dem Publikum offen ſtehet, und hier ſind auch die Parteivorträge mündlich. Acht Advocaten (höchſte Gerichtsadvocaten, Höieste Rets Advokater) haben das Vorrecht, in dieſem Gerichtshof zu ſprechen, außer wenn die Parteien es vorziehen, ſich ſelbſt zu vertreten, was jedoch ein ungewöhnlicher Fall iſt. Aber es beſteht jetzt auch nicht ein Schatten von einem Geſchwornengericht mehr an dieſem Gerichtshof, als in den Untergerichten; die zwölf ernſten Männer in dem Scharlachmantel gelten für mehr als eine reichliche Entſchädigung für das alte Inſtitut, das jetzt gänzlich verſchwunden iſt.

Wird der deutſche Geiſt in den däniſchen Herzogthümern mit ſeinem Antrag auf Einführung der Geſchwornen durchdringen? Wir möchten dieſes ohne Prophetengabe bezweifeln. Zwar hat ſich auch der allgemeine ſchleswig-holſtein-lauenburgiſche Advocatenverein in ſeiner diesjährigen Generalverſammlung (am 22. Auguſt) für die Schwurgerichte ausgeſprochen, und ſich für deren Errichtung aus Nichtjuriſten mit geſonderter Rechts- und Thatfrage mit 14 gegen 11 Stimmen erklärt; auch hat ſich ein Mitglied der Commiſſion für Criminalgeſetzgebungs-Reform, der Oberappellationsgerichtsrath v. Schirach, in einer jüngſt erſchienenen beſonderen Druckſchrift für die Geſchwornen ausgeſprochen; doch herrſcht unter den Männern vom Fache noch großer Meinungs-Conflict. Beſonders hat die Oppoſition einen mächtigen Wortführer am Etatsrath Profeſſor Falk, der ſich im dritten Hefte der „Kieler Blätter" wider die Geſchwornen erklärt hat. Das Kieler Correſpondenzblatt und das Rendsburger Wochenblatt haben ſich bereits, namentlich jenes, in ſcharfer Kritik über Falks kleine Abhandlung vernehmen laſſen; aber man darf annehmen, daß Falk, deſſen Stimme um ſo gewichtiger iſt, da er nicht nur

auch Mitglied jener Commiſſion iſt, ſondern mit Recht als die bedeutendſte juriſtiſche Auctorität im Lande gilt, bei dieſer Frage die Anſicht der großen Majorität dieſer Commiſſion vertritt. Auch ſoll, wie Wohlunterrichtete verſichern, das holſteiniſche Obergericht ſich gegen die Geſchwornengerichte erklärt haben.

Es iſt allerdings nicht zu überſehen, daß Männer, wie Martin, Falk und andere, ſelbſt Dr. Fölix — Advocat am königlichen Appellationshofe in Paris — die man in politiſcher Hinſicht wahrlich nicht zu den Stabilen zählen darf, manches gegen die Geſchwornengerichte und die unbedingte Oeffentlichkeit und Mündlichkeit vorgebracht haben, was großer Beachtung werth iſt. Dahin gehört auch eine ſo eben in Erfurt ans Licht getretene Schrift unter dem Titel: Preußens Rechts- und Gerichtsverfaſſung mit Vorſchlägen über ihre Reform u. ſ. w., nebſt einem Anhange über die in den Gerichtshöfen übliche Referirmethode, und wie Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in einer der deutſchen Sitte und Gründlichkeit zuſagenden Form für die Rechtspflege einzuführen ſeyn möchte. Der Verfaſſer dieſer Schrift erkennt die Dringlichkeit der deßfallſigen Reformwünſche auf das unzweideutigſte an; aber er will eine nur theilweiſe Gerichtsöffentlichkeit und Mündlichkeit ohne Schwurgerichte.

Die Beſtrebungen für die Einführung der letzteren, wie ſie ſich in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein an den Tag legen, gehen hauptſächlich von den mehr der jüngeren Zeit angehörenden Juriſten und Denjenigen aus, welche Schleswig und Holſtein möglichſt zu germaniſiren, d. h. im Punkte der Rechtspflege rheiniſch zu machen gedenken. Und ſo ſcheint die Streitfrage neben der juriſtiſchen Seite beſonders eine politiſche annehmen zu wollen, der wir aber in Beziehung auf die antidäniſchen Tendenzen ein gutes Prognoſtikon um ſo weniger ſtellen können, als ſich in Dänemark auch in anderen öffentlichen Verhältniſſen immer mehr und mehr der Wunſch ausſpricht, Schleswig und Holſtein zu daniſiren; ſo wie überhaupt dermalen Nordens Geiſt, die ſkandinaviſche Unionstendenz, ſo kräftig erwacht iſt, daß ſie alles aufbietrn wird, um namentlich zu verhindern, daß jene Inſtitute in den Herzogthümern ins Leben treten, deren politiſche Momente wie praktiſche Inconvenienzen den däniſchen Geſetzgeber beſtimmten, ſie eingehen zu laſſen.

Wie ſehr man namentlich anſtrebt, Recht und Geſetz beſonders in Schleswig wo möglich ganz däniſch zu handhaben, geht unter anderem daraus hervor, daß gegen den Antrag der Stände (denn dieſe hatten die Advokaten und Notare ausgenommen, als ſie aus ſogenannten Billigkeitsrückſichten die däniſche Rechts- und Geſetzſprache in den nördlichen Diſtrikten des Landes einzuführen anriethen) den Advokaten und Notaren 1840 anbefohlen ward, ſich der däniſchen Sprache zu bedienen, däniſch zu plaidiren. Wirklich werden auch in einzelnen jener Diſtrikte die Criminalprotocolle in däniſcher Sprache aufgenommen, mag der Inquiſit auch nur deutſch verſtehen, und das Oberappellationsgericht fort und fort erklären, daß es die däniſche Sprache nicht verſtehe.

Leider ſtellt ſich immer klarer das Streben heraus, nicht bloß die nördlichen Landesdiſtrikte von den ſüdlichen des Herzogthums Schleswig zu trennen, ſondern auch Stadt und Land im Norden dieſes Landes durch eine immer tiefer ſcheidende Macht zu ſpalten. Eine traurige Wahrnehmung! beſonders in einer Zeit, wo man in Stadt und Land, im Süden und Norden durch die Ständeinſtitution das Bewußtſeyn von einem gemeinſamen Staatsleben erweckt hat, und wo man dieſes ausbilden und zur Reife bringen ſollte.

Deutschlands nordwestliches Grenzgebiet,

insonders

das Großherzogthum Luxemburg und das Herzogthum Limburg.

Noch vor Ausgleichung des Streits zwischen Belgien und Holland lebte ich einige Monate in der damals verödeten Bundesfestung Luxemburg. Das deutsche Großherzogthum ward, die Hauptstadt ausgenommen, von Arlon aus belgisch verwaltet; nur die preußische Besatzung der Bundesfestung, sowie die Militärstraße nach Trier verbanden es noch mit dem gemeinsamen Vaterlande. Die Lage hatte viel Trübseliges. Selbst auf der Militärstraße forderten belgische Gensdarmen deutschen Reisenden die Pässe ab; nur deutsche Militäre machten hiervon eine Ausnahme. Damit die luxemburger Besatzung ohne fremde Zwischenkunft mit dem Vaterlande verkehren konnte, besorgten von zwei zu zwei Meilen aufgestellte Ulanenposten die Dienstschriften und Militärbriefe nach Trier und zurück. Die Einwohner sympathisirten entschieden mit den Belgiern; gewiß hatten sie nicht ganz Unrecht, wenn sie sich über ihre Lage bitter beklagten. Der lange Quasikriegszustand war für die Stadt höchst ungünstig: er vereinzelte sie völlig und beschränkte ihren Handel und Wandel auf den Festungsrayon. Die Provinzialbehörden, die reichsten Familien, viele bei der belgischen Revolution Kompromittirte hatten die Stadt verlassen, und waren meist nach Arlon oder auf ihre Güter gezogen. Darum zählte das Bürgerkasino, „literarischer Zirkel" genannt, nicht mehr ein Drittel seiner früheren Mitglieder. Handel und Gewerbe lagen brach; auf den verödeten Gassen ballte nur der

einförmige Tritt aus- und einmarschirender Bataillone wieder, und die lustig klingende Janitscharenmusik schlug wie Hohn an die Ohren der Niedergedrückten. Nur hie und da bemerkte man an gewissen Tagen vor den Häusern mildthätiger Familien einen langen Schweif zerlumpter Armen, ihr wöchiges Almosen einsammelnd. Die Regierung that nichts zur Erleichterung, vielmehr ließ sie die Steuern streng eintreiben. Auch die zahlreiche Besatzung gab Niemanden Arbeit und Verdienst. Da der Großherzog einen starken Eingangszoll für die in der Stadt eingehenden Waaren erhob, und die Besatzung den Bundesbeschlüssen gemäß das Recht der Zollfreiheit genießt, so versorgte sich diese selbst ohne Vermittlung der Einwohner mit Wein, Fleisch, Mehl, Brod, Kaffee, Zucker, Tabak ꝛc.; ja es ging noch manches davon in den Verbrauch der Städter über, unverzollt zwar, aber zum Nachtheil des kleinen Handels. Ein solcher Zustand konnte dem Bürger nicht behagen. Alles war in Folge davon spottwohlfeil, und wegen der leerstehenden Häuser konnte man für geringe Miethe schöne Wohnungen mit getäfeltem Boden, feinsten Möbeln und reich geschmücktem Geräthe beziehen.

Bei rasch sinkendem Wohlstande bricht eine neue Zeit an für die bloßen Verzehrer, die von der Adam Smith'schen Schule so oft genarrten „Consumenten." Allein diese Zeit dauert nicht lange — die Blüthe verwelkt bald am beschädigten Stamme, und am Ende ergreift auch die Consumenten das allgemeine Elend. Die Smithingen können an jenem Beispiel entnehmen, wohin ein Volk kommen müßte, dessen Wohlfahrt man auf dem nächsten, größtmöglichen Behagen der bloßen Verzehrer begründen wollte. Die Zahl der Consumenten war damals in Luxemburg überaus hoch im Verhältnisse zu den Producenten, und sie kauften ihre Bedürfnisse dort, wo sie sie am wohlfeilsten erhielten, außer Landes; aber die Stadt sank darüber in Noth, zehrte an ihrem eigenen Kapital und würde in kurzer Zeit bettelarm geworden seyn, hätte die enge belgische Zolleinschließung nicht aufgehört und wäre Deutsch-Luxemburg nicht dem Zollverein beigetreten. Glaubt man nicht, auch Völker könnten Entwicklungsperioden durchzumachen haben, wo sie ebenfalls in Armuth sinken müssen, wenn es ihren „Consumenten" gestattet wird, dort ihre Bedürfnisse unbelastet zu kaufen, wo sie am billigsten dazu kommen?

O gewiß, für Deutschland ist eine solche Periode mit dem Frieden von 1814 angebrochen, und der Zollverein ist die aus diesem Bedürfnisse, d. h. aus dem der Selbsterhaltung der deutschen Nation hervorgegangene Gestaltung. Die Luxemburger „Consumenten" erfreuten sich inzwischen der blühenden, glücklichen Umstände. Während das producirende Volk mit Verzweiflung rang, war ihr Gesellschaftsleben das heiterste und üppigste, und sorgfältig ward jeder Mißton von unten aufschreiend fern davon gehalten. Feste folgten auf Feste, Bälle auf Bälle, und man konnte meinen, die schöne Welt habe sich nur noch mit Toilette und mit Tänzen zu beschäftigen.

Indeß hatten die Luxemburger ungeachtet der zeitlichen Widerwärtigkeiten ihre natürliche Heiterkeit nicht ganz verloren. So viel es anging, stimmten sie sogar in die Freude mit ein. Sie haben in ihren Sitten etwas französische Leichtigkeit. Die Frauen putzen sich gern, und man erstaunt über die Eleganz auf den Bällen, wo französisch und deutsch seltsam durcheinander klingt. In Gutmüthigkeit stehen sie keinem andern deutschen Stamme nach. Diebstahl kam selbst damals selten vor; man schützt sich wenig vor ihm, die Thüren vieler Häuser bleiben Nachts offen stehen. Gern liebkosen die Landbewohner ihr Vieh. Die Sittlichkeit scheint gelitten zu haben. Es ist ein Unglück, wenn Landmädchen anfangen der Mode und dem leichten Putz nachzulaufen; die eitle Freude, ein neues Kleid zu tragen, überwindet nicht selten Scham und Zucht. Sieht man auch hier und da noch ländliche Tracht, so fehlen doch nie die schwarzseidenen Bänder um die weißen Strümpfe und überflüssigere bunte Zierat. Der Unterricht ist im Allgemeinen theils vernachlässigt, theils mißleitet. Nachäfferei des Französischen ist das Grundübel; nicht gut deutsch, sondern gut französisch zu sprechen ist hier, wie in so manchen Gegenden Deutschlands, namentlich in den Residenzstädten, das Ziel des Ehrgeizes der halbgebildeten Menge. So reden denn viele Städter in zwei Zungen, lützelburgisch-deutsch und französisch. Auch stößt man beim vornehmen Pöbel auf die widerwärtigste Vermengung beider Sprachen; nur die wirklich Gebildeten wissen die deutsche Hochsprache zu reden. In den Volksschulen wird gewöhnlich deutsch unterrichtet, in den höheren häufig abwechselnd Vormittags französisch, Nachmittags deutsch.

Die Sprache der Landbewohner ist weniger verunstaltet und man versteht sie besser. Bauern haben nicht die lächerliche Neigung, mit Fremdwörtern zu prunken. Sprache und Schrift der Behörden, auf den Comtoiren ꝛc. sind — zu ihrer Schmach sey es gesagt — durchgehends französisch. In einigen Dörfern bemerkte ich zu meiner Freude neue, geräumig und zweckmäßig eingerichtete Schulhäuser. Indeß fing man leider auch hie und da an die Dorfjugend französisch zu unterrichten, gerade wie es im benachbarten Deutsch-Lothringen von der französischen Regierung vorgeschrieben und mit Härte, ja Barbarei durchgesetzt wird. Das wird nun wohl in dem Deutschland erhaltenen Theil des Großherzogthums aufhören, und hier namentlich durch dessen Anschluß an den Zollverein die deutsche Richtung wieder die Oberhand gewinnen und die alte Volkseigenheit wieder in ihre Rechte eintreten.

Von welcher Wichtigkeit dieser Anschluß überhaupt ist, lehrt ein Blick auf die deutsche Westgrenze. Für sich konnte Deutsch-Luxemburg nicht bestehen, Frankreich oder Belgien durfte es sich nicht anschließen, das wäre Hochverrath am gemeinsamen Vaterlande gewesen; nichts blieb dem Großherzog übrig, als es dem Zollverein einzuverleiben, was auch alle Belangen des Landes heischten. Daß es mit Widerstreben geschehen, beweisen die vorausgegangenen Unterhandlungen und Zwischenfälle, namentlich die Nichtgenehmigung eines ersten, völkerrechtlich schon als gültig bestehenden Anschlußvertrags von Seite des Königs Großherzogs. Nicht die Einreden einiger Französischthümler in Luxemburg waren Schuld daran, sondern die zweideutige Politik des Haager Hofes, der, alle Geschichte vergessend, noch immer zwischen Deutschland und Frankreich hin und herschwankt. Der Zollverein seinerseits rundete seine Grenze ab mit Vergrößerung des Gebiets, rückte Frankreich um eine Zollinie näher, erweiterte bedeutend seine Berührungslinie, daher seine Wechselbeziehungen mit Belgien, befestigte seine Stellung im Westen und förderte den Verkehr dieser Gegenden.

Zum Beweise, wie wichtig der Anschluß nicht bloß für Handel und Gewerbe, sondern auch für die Roherzeugung auf beiden Seiten ist, will ich nur Eines ins Licht stellen. Das Luxemburger Tafelland hat Erzeugnisse, z. B. Getreide, Holz, Lohe,

Felle ꝛc., die dem Thal der Moſel theilweiſe mangeln, und dieſes hat Weine (die weißen der preußiſchen Moſel werden in Luxemburg den wohlfeilen rothen franzöſiſchen weit vorgezogen), die jenem abgehen. Die Winzer an der Moſel haben durch Fleiß und den früheren Schutz vor ausländiſchen wie vor andern deutſchen Weinen den Rebenbau zu einer außerordentlichen Höhe gebracht; mit Bildung des Zollvereins aber empfingen ſie einen harten Schlag durch die Concurrenz der pfälziſchen Winzer, die ihre Weine nicht nur mit weniger Arbeit erzielen, ſondern die auch mit milderen Abgaben belaſtet ſind. Damit die Moſellande unter dem freien Mitbewerb deutſcher Weine nicht leiden, gibt es keine andern Mittel, als ſie hinſichtlich der Beſteuerung nicht in ihrem ungünſtigen Verhältniſſe zu den übrigen deutſchen Weinlanden zu belaſſen (d. h. die Moſtſteuer muß abgeſchafft werden), und ihnen nahe ſichere Märkte zu eröffnen. Zu dieſen gehören der Lage und den Verhältniſſen nach ganz beſonders Luxemburg, die Eifel und Belgien; denn die Moſelweine haben in ſüdlicheren Gegenden mit den dort heimiſchen Gewächſen, in Seeſtädten mit der Concurrenz fremder zu kämpfen. Alſo Abſchaffung der Moſtſteuer, Anlage von Straßen zur Verbindung des Moſelthals mit den nördlichern Gegenden, die auch noch aus andern Gründen zu empfehlende Näherung an Belgien, das ſind Mittel, dem Nothſtande der rheinpreußiſchen Winzer abzuhelfen, ſicherer als die, welche man in Bonn vorgeſchlagen, nämlich Anpflanzung von Maulbeerbäumen und Einführung der Seidenzucht und Doppelſpinnerei. Auch dieſes mag für die Zukunft große Vortheile in Ausſicht ſtellen, allein die Abhülfe des Nothſtandes kann darauf nicht warten. Wenn aber von militäriſcher Seite Unwegſamkeit des gebirgigen Grenzlandes als ein Vortheil für die Landesvertheidigung dargeſtellt wird, ſo frage ich: ob eine zufriedene, blühende Grenzbevölkerung, die ein Intereſſe daran haben muß, ihre Thäler, ihren Wohlſtand und ihre Inſtitutionen zu vertheidigen, nicht den mächtigſten Damm und die verläßigſte Gewähr gegen das Anſtürmen des auswärtigen Feindes darbietet? Die Zeit, wo Wald und Unwegniß mit unſerer Altvordern Wehr war, hat einer andern, ſchönern weichen müſſen, wo im Völkerverkehr der ſchaffende Geiſtesodem wacht, und Abſonderung davon nicht Wehr, ſondern Selbſtmord iſt.

Die Stadt Luxemburg ſtellt ſich von manchen Punkten wunderbar gretesk dar, namentlich von Trier kommend. Von einem Plateau ſieht man ſie hier zuerſt in und über dem Felsthale der vielgewundenen Alzette, mit ihrem Haupttheil aber oben auf der andern Seite deſſelben liegen.

Steigt man in den tiefen Alzettegrund hinab, bieten ſich dem Blicke merkwürdig geſtaltete Felsgebilde dar, die mächtige Mauern krönen, deren Zweck ſogleich Hunderte von Schießſcharten verrathen. Hinter dieſen Mauern erheben ſich hoch über ſie empor die Häuſer und Kirchen der Stadt. Zu beiden Seiten erblickt man wunderliche Felsgruppen, theils zum Alzettethal gehörig, theils Nebenſchluchten bildend, rings umher auf den Höhen aber Feſtungswerke wie unzugängliche Bergſchlöſſer und bewaffnet mit weitgähnenden Kanonen. Den untern, durch des Baches Windungen in Grund, Klauſen und Pfaffenthal geſchiedenen Stadttheil bewohnen meiſt ärmere Leute; aus ihm ſteigt man auf Schlangenwegen, die unten zwiſchen durchbrochenen Felswänden, oben über dieſe verbindende Brücken führen, ſo daß Wege über einander entſtehen, in die eigentliche, recht ſtattliche Stadt hinauf, welche an 1800 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen iſt. Die Luft oben iſt ſcharf, für Schwachbrüſtige zu ſcharf, ſonſt rein, friſch, anregend. Die Umgegend iſt reich an freundlichen Punkten. Hier ladet eine Höhe zur Fernſicht ein, und der Blick ſchweift nach Frankreich hinüber, das Herz nicht ohne Bewegung laſſend; dort ruft Waldeinſamkeit zu ländlicher Erfriſchung; oder Bachesgemurmel ladet durch dichten Buchenwald zu den grünen Wieſen hinab, die er benetzt; oder es blitzt und knallt in den Bergen, und man ſchaut dem kriegeriſchen Treiben der Bauernburſchen zu, denn die Jagd iſt dort frei. Am reizendſten aber ſind diejenigen Punkte, welche einen Blick gewähren auf das Thal und die Stadt, wie der Lafontaine'ſche Garten, die Landſitze von Ternaco und Thorn; und beſonders das Alzettethal ſelbſt mit ſeinen Dörfern und Gütern, ſeinen überraſchenden Felsgruppen, Biegungen und Nebenſchluchten. Wahrlich, ein ſolches Land darf Deutſchland nie abhanden kommen!

Hochwichtig iſt Luxemburg in ſtrategiſcher Hinſicht. Mit Ausnahme ſeiner neugebauten Forts ſind ſeine Feſtungswerke faſt ſämmtlich entweder nach den Ideen Vaubans oder von ihm

ſelbſt erbaut. Dieſer berühmte Kriegsingenieur belagerte es in eigener Perſon, und nahm es von der Seite von Trier und dem Neuthor her ein. Da er ſo die Schwächen dieſer Fronte kennen lernte, verſtärkte er ſie durch mehrere Werke. Die Feſtung zerfällt in drei große Abtheilungen: die Trierer Front, die breite Seite nach dem Alzettethal; die Thionviller Front, vor welcher der ſich in die Alzette ergießende Petersbach ebenfalls ein tiefes Felsthal einſchneidet, und die Neuthor- oder die Fronte der Ebene nach Arlon hin. Natur und Kunſt haben auf allen drei Seiten gleichviel gethan. Weſtlich des Alzettethals, auf dem Rande der Schluchten, iſt die Stadt mit zuſammenhängenden Werken umgeben; auf der andern Seite deſſelben reihen ſich ſtarke Veſten zu einer Kette; vor dem Petersbache liegen noch zwei große Bollwerke, und auf beiden Flügeln zwei neue Veſten mit bombenſichern Reduits, die den Angriff von der Stadt entfernen und ihn auf dieſer (franzöſiſchen) Front in die Seite nehmen. Auf der Front der Ebene befindet ſich zwar keine Felsſchlucht, aber ſie hat drei Ringwälle, den gedeckten Weg mit Reduits eingeſchloſſen; ferner beſteht ihr Glacis auf 300 Schritte weit aus nacktem Felſen, worauf der Feind keine Laufgräben aufwerfen kann, und in dieſer Nähe ohne Deckung oder nur hinter Sand- und Wollſäcken vorzugehen, bietet die größten Schwierigkeiten. Dazu kömmt noch, daß alle Profile ſehr ſtark und zum großen Theil kaſemattirt ſind, gut angelegte Gallerien zu Contreminen ſich vorfinden, und ſomit der Feind, zumal da die Gräben bei guter Seitenvertheidigung meiſt auf 10 Fuß in Felſen geſprengt ſind, auf dieſem Boden nicht wohl Minirer anſetzen kann, ihm folglich das Breſchelegen ſowohl durch Minen als durch Batterien gleich ſchwierig werden muß.

Man hat neuerdings den Nutzen der Feſtungen für die Vertheidigungsfähigkeit eines Landes in Zweifel gezogen, weil ſie in die neuere Kriegskunſt, namentlich die Napoleons, der, wie überall, ſo auch in der Kriegskunſt, auf Centraliſation ausging, nicht recht hineinzupaſſen ſcheinen. Feſtungen allein ſchützen allerdings kein Land, ſeine beſte Wehr und Waffe iſt eine volksthümliche Wehrverfaſſung, ſind Bürger, die eine lebendige Mauer bilden zum Schutze des Vaterlands und ihrer Freiheit; und wenn der Staat in ſeinen Mitteln beſchränkt iſt, ſo verwendet

er dieselben gewiß besser auf gute Ausrüstung der Feldwaffen, auf Ausbildung beweglicher Vesten, die überall entschlossen und an innerer Tüchtigkeit dem Feinde überlegen auftreten, als auf Erbauung kostspieliger Festungen von Stein und Lehm. Nutzlos aber und entbehrlich sind Festungen, die, dem heutigen Standpunkt der Kriegskunst und der technischen Ausbildung der Waffen entsprechend, an strategisch wichtigen Punkten angelegt sind, wenn auch nur in geringer Zahl, und aus einer Kette von Einzelvesten bestehend, durchaus keinem großen Lande. Alle neuesten Kriege haben jene gegen die Festungen gerichtete Theorie Lügen gestraft und vielmehr ihre hohe Wichtigkeit herausgestellt.

Wie die Engländer neuerer Zeit uns Deutschen die unbedingte Handelsfreiheit predigen, ohne sich selbst in der Praxis nach ihren Lehren zu richten, so die Franzosen die Lehre von der abstrakten Kriegführung, ohne selbst sie zu befolgen. Die Engländer möchten gern unsere Zollinie, die Franzosen gern unsere Festungskette am Rhein verschwinden oder vernachläßigen sehen, während jene doch unsere Erzeugnisse von ihren Märkten ganz auszuschließen suchen, und diese längs ihrer ganzen Ostgrenze ungeheure Befestigungswerke ausführen und selbst ihre Hauptstadt zu der größten Festung der Erde umschaffen. In allen Dingen aber ist es rathsam, bei mächtigen Nebenbuhlern und Gegnern mehr auf das zu sehen, was sie thun, als auf das, was sie sprechen. Mangel an festen Plätzen ist ebenso nachtheilig als Ueberfluß; Extreme taugen zu nichts, als um Gegensätze ans Licht zu fördern, die uns aber im vorliegenden Fall, wenn wir der abstrakten Lehre huldigten, schlecht zu stehen kommen könnten. Will man Sparta's Beispiel uns entgegenhalten? Aber Sparta war wie eine Soldatenkaserne in einer weitläufigen Stadt, und keine Nation in der Mitte ehrgeiziger Nachbarn. Wenn das mittelalterliche Drahtkleid zu beengend für die jetzige bewegliche Kriegführung erscheint, so wird deßhalb kein verständiger Militär alle Schutzwaffen verwerfen. Bei der Wahl der zu befestigenden Punkte ist nur weniger ihre Schwäche an sich, die man deßhalb bepanzern soll, als ihre politische und strategische Wichtigkeit in Betracht zu ziehen. Deutschland besonders, dem im Westen und Osten, wo seine wichtigsten und ehrgeizigsten Nachbarn wohnen, durchaus natürliche Grenzen, natürliche Ver-

theidigungslinien fehlen, muß ſein Wehrſyſtem den obwaltenden Verhältniſſen gemäß einzurichten ſuchen. Jeder centraliſirtere Staat darf ſich eher, als wir, geſtatten, es zu vernachläßigen oder ſich auf ſeine beweglichen Streitmaſſen zu verlaſſen. Das Einheitsbewußtſeyn der Deutſchen kann zwar ſchon manche Mauer erſetzen, und Jeder möge mit Liebe für ſein Wachsthum kämpfen, Gott dieſe Pflanze ſchützen und zu einem mächtigen Baume gedeihen laſſen. Aber noch bedarf es kräftiger Stützen, wie ein Kind, bevor es zum Manne herangereift.

Die Wichtigkeit der Rheinlande für die zweite deutſche Großmacht haben auch manche nicht nur bezweifeln, ſondern in dem Beſitze derſelben ſogar deren Schwäche entdecken wollen. Nach meiner Anſicht beruht darin ein großer Theil des Gewichts, welches Preußen in der innern und äußern deutſchen Politik ausübt. Früher beſaß es das allerdings umfangreichere Großherzogthum Warſchau; allein die Stärke und der Einfluß eines Staats hängen mehr von der Beſchaffenheit und dem Zuſammenhange ſeiner Theile ab, als von ſeinem Umfange. Zöge ſich Preußen über die Weſer zurück und erhielte es dafür 4½ Millionen Polen mehr — gewiß, es würde unmächtig ſeyn nach innen und außen: nach innen, weil es in ſlaviſche und deutſche Nationalität zerſpalten wäre; nach außen, weil es, weit nach Oſten hingeſchoben, ſich nur mit Mühe des ruſſiſchen Einfluſſes erwehren würde, und ſich nicht entſchieden auf Deutſchlands Entwickelung ſtützen könnte. Hiermit ſoll der große Fehler, den wir dadurch begingen, daß wir das Großherzogthum Warſchau dem ruſſiſchen Einfluſſe hingaben, nicht in gemildertes Licht geſtellt werden; immer bleibt es ein Unglück, daß dem Zarenreiche geſtattet ward, auf dem Centrum ſeiner großen weſtlichen Front ſeine Grenzen keilartig ſo gar weit in Deutſchlands Marken, Preußen und Oeſterreich ſpaltend, vorzutreiben, und die Polen feierlich und durch Verträge geſicherte nationale Entwickelung zu einer Lüge zu machen. Der wichtige Vortheil liegt indeß in der gegenwärtigen Stellung, daß keine deutſche Großmacht ein Intereſſe an dem Untergange der polniſchen Nationalität haben kann, jede dieſelbe vielmehr zu erhalten und zu pflegen ſuchen muß, um in ihr dereinſt eine gewaltige volksthümliche Stütze gegen das bewußte und unbewußte Vorwärtsdringen der Moskowiter zu

finden. Preußen kann seine Aufgabe nicht verkennen. Durch die Einverleibung Rheinland-Westphalens und den Besitz der festen Rheinlinie bestimmt es ganz Norddeutschland, und indem seine Grenze sich im Nordosten wie Nordwesten am weitesten hinausstreckt und ausdehnt, ist es hier der natürliche Wächter und Hüter deutscher Unabhängigkeit, und muß es führen das deutsche Schwert.

Die schwächste Strecke der deutschen Westgrenze ist die von Basel nach Mainz. Neckar und Main bilden große natürliche Eingangslinien, um vom mittlern und obern Rhein in das Herz des Vaterlands vorzudringen. Vom mittlern Rheine aus kämpfte Frankreich immer mit dem größten Erfolge gegen uns. Napoleon führte vom untern Main die gelungensten Angriffe gegen Oesterreich wie Preußen aus; von dort sich bewegend gewann er den strategischen Sieg bei Ulm; der Main bildete von Mainz bis Baireuth seine Operationsbasis im Jahr 1806, und er stand im Herzen Deutschlands, im Rücken der Preußen, ehe sich diese dessen versahen; von dort gingen seine kühnsten Märsche aus, lenkte er seine Bewegungslinien noch im Jahr 1813. Daher war der Besitz der Festungen Mainz, Koblenz, Köln, Wesel ihm so wichtig, daher dehnte er unter dem Vorwande der Continentalsperre die Grenzen seines Reichs am Niederrhein selbst weit über diesen Strom aus. So mochte er hoffen, Deutschland am besten im Zaum zu halten, sich jeden möglichen Rückzug sichern zu können. Gottlob! endlich ist die Rheinlinie in ihrer größten Ausdehnung unter den Einfluß zweier der mächtigsten kriegerischen deutschen Staaten gekommen. Wegen ihrer defensiven Wichtigkeit ward im Pariser Frieden ein bedeutendes Kapital, das Frankreich von seinem Raub in Deutschland zurückzahlen mußte, zu ihrer stärkeren Befestigung bestimmt. Preußischer Seits ward das Werk rasch unternommen; viel später in den südlichen Staaten, wo es doch so sehr darauf ankam, neben Mainz und Landau noch andere strategisch wichtige Punkte zu befestigen und tiefer ins Land hinein einen Hauptwaffenplatz herzustellen. Die nordwestliche Grenze verstärken die Festungen Wesel, Jülich, Köln, Koblenz, Luxemburg, Saarlouis und Mainz, während im Süden, außer Landau, Germersheim und den kaum angefangenen Bundesfestungen Rastatt und Ulm bis Ingolstadt sich gar kein fester

Platz vorfindet, obſchon gerade Süd-Deutſchland dem erſten Anlaufe der Franzoſen am meiſten ausgeſetzt iſt. Bei gewöhnlichen Kriegsverhältniſſen iſt kaum denkbar, wie ein franzöſiſches Heer die Rheinlinie zwiſchen Mainz und Weſel überſchreiten könne. Jede Feſtung auf dieſer Strecke ſichert Straßen- und Waſſerknoten und beherrſcht weite Verbindungsabſchnitte; zu ihrer innern ſelbſtſtändigen Stärke iſt allem aufgeboten, was die neuere Befeſtigungskunſt und der Fortſchritt aller Waffen möglich und wünſchenswerth machen. Die vorliegenden Feſtungen Jülich, Saarlouis und beſonders Luxemburg ſind als vorgeſchobene feſte Poſten und Stützpunkte für die Defenſive eben ſo wichtig, als für die Offenſive. Ohne Eroberung einer der rheiniſchen Hauptfeſtungen iſt kein Uebergang möglich, oder nur mit Hintanſetzung aller Vorſchriften der Klugheit; um ſo weniger, als jede groß genug zur Aufnahme einer Armee iſt, und ihre Lage ſchnelle gegenſeitige Unterſtützung geſtattet. Die Telegraphenlinie auf dem rechten Rheinufer erleichtert die Mittel, jeden Augenblick zu erfahren, wo der Feind den Uebergang etwa verſuchen möchte; mit Aufopferung einiger Rheindampfboote wäre jede feindliche Brücke zu zerſtören; ein Uebergang Winters aber über eine Eisdecke wäre, ohne den Beſitz einer Feſtung, äußerſt gefährlich, weil Thauwetter das übergegangene Corps von ſeiner Operationsbaſis abſchnitte. Die Anlage einer Eiſenbahn auf dem rechten Rheinufer würde uns endlich befähigen, auf jedem Punkte augenblicklich mit überlegenen Kräften zu erſcheinen. Was hülfe aber die beſte Verwahrung der Rheinlinie von Mainz abwärts, wenn es den Franzoſen erlaubt bliebe, dieſelbe oberhalb vom Elſaß aus zu umgehen, und durch *einen* Sieg und kühne Märſche den Krieg in die Mitte Deutſchlands verſetzend, allen jenen Aufwand unnütz zu machen?

Unter ſolchen Umſtänden annehmen zu wollen, Feſtungen ſeyen von keiner Wichtigkeit mehr für die Landesvertheidigung, weil ſie ſich einmal nutzlos bewieſen, iſt gewiß eben ſo thöricht, als vom ewigen Frieden zu träumen und ſich dem blöden Glauben hinzugeben, Deutſchland und Frankreich würden ſich, nach tauſendjähriger Feindſchaft, nie wieder bekriegen. Aus dem Geſagten folgt indeß mit derſelben Evidenz, daß Deutſchland nur dann, wenn es ſich als Ganzes betrachtet und ſein Wehrſyſtem

von diesem Standpunkte aus einrichtet, sich in wahrhaft kräftigen Vertheidigungszustand setzen kann. Festungen verlieren ohne Einigkeit ihren Werth; diese ist uns daher unter allen Umständen am nöthigsten, sie nur kann der deutschen Wehrverfassung die Krone aufsetzen und ihr die Stärke verleihen, allen kommenden Stürmen aus Westen und Osten zu widerstehen. Wir sollen unser Wehrsystem nicht auf Illusionen, sondern auf Greifbares und Wirkliches stützen; allein jedes bleibt für uns eine Täuschung, das Deutschland nicht umfaßt, und so lange seine Einheit nicht in volksthümlichen Einrichtungen tief und unerschütterlich wurzelt.

In den allerdings sehr ausgesetzten Grenzen Preußens liegt die Aufforderung, dieses wohl zu bedenken, und über die sorgfältigste örtliche Verstärkung derselben nicht den Hauptpunkt zu übersehen, daß es auch vom Oberrhein, vom Main, von der Weichsel aus angegriffen werden und seine äußern wie innern deutschen Grenzen durch nichts mehr sichern kann, als durch die Verstärkung der gesammtdeutschen. Natur und Geschichte haben Preußen zwei Richtungen vorgezeichnet. Einmal soll es sich mit den Interessen des deutschen Volks identificiren: darum hat es die exponirten, ungewissen Grenzen, umfaßt es die verschiedenartigsten deutschen Volksstämme, darum hat man es einen Begriffsstaat genannt. Sodann soll es im Bunde mit Oesterreich die deutsche Kraft gegen das Ausland vereinigen und vertreten, ein Macedonien nach außen werden; darum sind ihm seine Grenzen vom slavischen Koloß bis zur beweglichen großen Nation und an der See angewiesen, darum stritt es in den Befreiungskämpfen voran, darum ist es im Besitze einer volkgemäßen, vielbedeutenden Wehrverfassung. Diesen beiden Richtungen dankt es sein Bestehen, auch nur ihnen wird es seinen Bestand, seinen Ruhm, seine Größe danken. Von ihm vor allen sind die so wahren als schönen Verse Platens zu beherzigen:

„Ihr Deutschen, o flieht stets des öden Polargestads
Freche Sirene,
Und blickt mit doppeltem Antlitze, der Zeit Janusbild,
Ostwärts gewendet und westwärts umher:
Dann wird in frischerer Blüthe glanzvoll
Um euch des Glücks Lenzmorgen erblühn, und stets knospenreich."

Ich komme auf den nördlichen Theil unseres nordwestlichen

Grenzlandes. Dieſer, ſich nördlich der Eifel bis ans Meer erſtreckend, hat weſentlich in Mundart, Wohnart, Bevölkerung Einen Charakter: den niederländiſchen. Das Jülicher Land iſt reich bebaut, fruchtbar, vielgetheilt; neben einem noch ziemlich begüterten Adel wohnen freie Bauern, ein kräftiges, durch Sprache und Sitte ſchon dem Geldernſchen, Limburgiſchen, Holländiſchen nahe verwandtes Geſchlecht. Bei Aachen ſpürt man bereits walchiſchen Einfluß. Freundliche Hügel, von den Abfällen des Gebirgs zwiſchen Rhein und Maas kommend, umziehen die alte Kaiſerſtadt. Jeſuitiſches Treiben iſt dort nicht ſo ſtark, als das Gerücht ſagt und manche zu fürchten ſcheinen; doch geben ſich des lieben Verdienſtes und Brodneides wegen dort manche Phariſäer das Anſehen großen kirchlichen Eifers. Das induſtriell liberale Theaterpublikum beklatſcht rauſchend, gerade wie in Brüſſel, Paris, Madrid, jede Scene, worin ein Jeſuit niederträchtig oder ein Mönch ſeinen Gelübden untreu erſcheint. Die Aachener Halbgebildeten franzöſeln ſtark. Ihr Platt iſt abſcheulich unrein und würde den dortigen Aufenthalt unerträglich machen, wenn es nicht ſo idylliſch wäre an dem warmen Waſſerſprudel und einigen Punkten der Umgegend, ſo wohlthätig in den Bädern und ſo erhebend im Dome und an andern Orten, die an den ehemaligen Ruhm der Deutſchen ſo lebhaft erinnern.

Außer der Köln-Antwerpener Eiſenbahn, der jetzigen Hauptverbindung, führen zwei Straßen von Aachen nach Lüttich über die nicht unbedeutende Bergkette, welche ſich von der Eifel und hohen Veen herziehend die Ufer der Maas nördlich begleitet. Die mehr ſüdliche geht auf einem Umwege über Eupen durch gewerbthätige Gegenden, namentlich ein wegen ſeiner großen Etabliſſements viel genanntes Thal; die kürzere über Henri Chapelle und Battice gerade über das Gebirge, das hier durchgehends bebaut und in Weiden und Kämpe, auch Felder und Gärten abgezäunt iſt durch Hecken oder Baumgrenzen, welche die landſchaftlichen Reize der Gegend vermehren. Viehzucht bildet hier ſchon einen Hauptnahrungszweig; Milch, Butter und Käſe (der Limburger blinkt einem zu jeder Stunde von der Tafel des Wirthshauſes entgegen). Die höhern Punkte des Weges eröffnen mitunter eine freundlich großartige Fernſicht in das reiche limburgiſche Land bis weit nach Maeſtricht hinab.

Das flache Land umher iſt deutſch; den Gebirgszug aber bewohnen ſchon Wallonen, deren Einfluß bis nahe an Tondern, am linken Ufer der Maas bis zwei Stunden von Maeſtricht und bis einige Meilen von Aachen an die belgiſch-preußiſche Grenze reicht. Von dieſer Spitze aus, wo ein Patois beginnt, das dem Franzoſen kaum minder unverſtändlich iſt als dem Deutſchen, erſtreckt ſich das walloniſche Land wie ein Keil, deſſen Grundlinie die franzöſiſch-belgiſche Grenze ungefähr von Longwy nach Valenciennes bildet, und deſſen eine Seite von der Spitze weſtlich, von Waterloo und Bergen ſüdlich, nach Valenciennes, deſſen andere ſüdlich über Verviers, Malmaiſon, Arlon nach Longwy ſtreicht. Letztere Seite ſcheidet auch den deutſchen Theil des Großherzogthums Lützelburg von dem walchiſchen; öſtlich davon ſind alle Ortsnamen, wenige, wie Montjoie, ausgenommen, deutſchen Urſprungs, wie Eupen, Viel Salm, St. Vith, Vianden, Echternach, Grevenmachern, Rodt, Remich und andere mehr.

Der walloniſche Keil iſt Gebirgsland. Ueberall behaupten bedrängte Völker Sprache und Sitte am längſten im Gebirge. Die Basken im cantabriſchen Gebirge haben Jahrtauſende lang dem herrſchenden Einfluſſe mächtiger Reiche und Völker widerſtanden. Die Griechen haben in den Bergen ihrer Halbinſel vor den verheerenden Zügen der Slaven und anderer Völker (trotz der Verirrungen eines geiſtvollen Gelehrten) ihre Sprache und viele Züge ihrer alten Volkseinheit gerettet. Als die Slaven das platte Land im öſtlichen Deutſchland eingenommen und über die Elbe in Böhmen und Sachſen eingedrungen waren, weit an der Saale hinauf, blieben die Gebirge zwiſchen ihnen, das Erz- und Fichtelgebirge, das Rieſengebirge ꝛc. meiſt in langgedehnten Streifen von Deutſchen bewohnt, was die ſpätere Wiederverdeutſchung des Landes nicht wenig erleichterte. Gebirgsland reizt weniger durch Bequemlichkeit und Reichthum; ſeine Behauptung wird Eroberern weit ſchwieriger. In dieſem Verhältniſſe befand ſich auch der walloniſche Keil. Schon zu Cäſars Zeit war Niederland durch einwandernde deutſche Stämme germaniſirt; nur im Gebirgslande der Maas behaupteten ſich die [illegible]. Gewöhnlich zeichnet die Bezirke, welche ihre alte Nationalität zwiſchen fremden Einflüſſen bewahrt, reger Gewerbfleiß aus; ſchon die Noth zwingt ſie dazu. So die Landſchaften vom Fichtelgebirge bis an die Sudeten, ſo

die walloniſchen, ſo die baskiſchen. Welch ein Fleiß blüht in dem walloniſchen Theil des freundlichen Maasthals! Unvergeßlich bleibt mir, wie ich zum erſten Male von der Höhe in das Thal bei Lüttich hinabſchaute. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Lang hin an der ſilberglänzenden Maas dehnte ſich die Stadt, von Rauchwolken umhüllt. Schiffe flogen auf und ab, ſo weit der Blick reichte, war alles belebt. Hügel aufwärts zog ſich mancher Stadttheil, ſo mit den Veſten auf den Höhen emporragend über Rauch und Dampf, worin der Abendſonne Strahlen ſich farbenreich brachen. Hier empfängt man ſogleich den Eindruck einer großartigen Fabrikthätigkeit. Lüttich iſt die gewerbreichſte Stadt Belgiens, und wenn nicht die zierlichſte und ſchmuckſte, ſo doch die am reizendſten gelegene. Der dortige bürgerliche Fleiß iſt kein entnervender, zum Aufenthalt in oft ſo dumpfen Fabrikräumen verdammender, vielmehr der ſtählende, den Bergwerksbetrieb und Eiſenbearbeitung mit ſich führen. Kohlen und Eiſen ſind ſeine Hauptfaktoren, wie in dem ganzen Becken, das ſich am nördlichen Abhange des rheiniſchen Schiefergebirgs von der weſtphäliſchen Ruhr bis zum Paß von Calais ausbreitet. In dieſem Becken ſind gegenwärtig ungefähr 3 Hunderttheile des ganzen Bodens zur Gewinnung von Steinkohlen geöffnet, wovon ſtark die eine Hälfte auf Belgien, die andere auf Preußen kömmt. In England beträgt dieſe Zahl 5 Hunderttheile, in Frankreich blos 5 Tauſendtheile des geſammten Bodens. Seit 630 Jahren werden in jenem Becken Kohlen gefördert, am frühſten an der Maas. Belgien verbraucht jetzt über 4 Millionen Tonnen jährlich, was nach Abzug von 1 Million Ausfuhr, hauptſächlich nach Holland und Frankreich, 750 Kilogr. Verbrauch auf den Kopf macht. In Großbritannien, das 24 Millionen Tonnen erzeugt, beſteht das gleiche Verhältniß. Frankreich erzeugt nur 3 Millionen Tonnen und führt 1 Million ein, verbraucht alſo ungefähr 120 Kil. auf den Mann, 6 bis 7 Mal weniger. Der Kohlenverbrauch hat im Inlande außerordentlich zugenommen; ihre Ausfuhr nach Holland, Maas abwärts, blüht wieder auf, ſeitdem die Ruhrkohlen hier keine Begünſtigung mehr finden. Berühmt ſind auch die Lütticher Eiſenarbeiter, zumal die Büchſenmacher. Faſt jeder der letzteren beſitzt, wie der Schmid im Markiſchen und Bergiſchen, eine eigene Werkſtatt

und ernährt eine Familie; trotz der herrſchenden Gewerbefreiheit haben ſie ſich wiederholt gegen die Ausführung des Plans aufgelehnt, große Gewehrfabriken auf Aktien anzulegen, die ſie in Abhängigkeit von den Fabrikherren bringen würde.

Wie abwärts von Lüttich nach Maeſtricht, iſt das Thal aufwärts bis Namur äußerſt anmuthig und reich. Dieſe Strecke entſpricht in etwas dem Rheinthal von Bingen nach Bonn; doch iſt ſie weniger romantiſch und großartig, geringer, wie das Gewächs an den Abhängen des Maasthals, das man gleich dem edlen rheiniſchen „Wein" heißt. Die Landſchaft um die Stadt Huy iſt beſonders reizend; das befeſtigte Schloß, die Maasbrücke und Felspartieen bilden ihren Schmuck. Bei Namur wendet ſich der Fluß, und geht man dort ihn verlaſſend nördlich, ſo gelangt man gleich nach Ueberſchreitung der Höhenreihe nach Süd-Brabant, wieder in ein deutſches Land. Alles Land, das der koloſſale goldene Löwe auf dem Schlachtfelde von Waterloo überſchaut, ſpricht bereits deutſch, d. h. ſüd-niederländiſch. Immer ebener wird die Gegend, Brüſſel liegt noch auf den letzten ſanften Hügelabhängen; weiter bis Antwerpen und ans Meer iſt durchaus flaches Land. In Brüſſel hört man an öffentlichen Orten meiſt wieder franzöſiſch ſprechen — es iſt eine Reſidenz. Im Uebrigen hat Belgien meine Erwartungen übertroffen. Welche Menge reicher, blühender Städte, welche Regſamkeit, welcher Fleiß! Eine kräftige Bevölkerung beſtellt den ſeit Jahrhunderten wohlgepflegten und verbeſſerten Acker mit muſterhafter Umſicht. Noch immer beſteht Belgiens Reichthum im blühendſten Bodenbau. Dieſer iſt der Grund davon, daß alle ungünſtigen Verhältniſſe der letzten drei Jahrhunderte, der Verluſt des großen Handels, das Herabkommen der flandriſchen und brabantiſchen Städte, doch das Land nicht in Armuth gebracht haben. Der entwickelte Ackerbau und der rege Gewerbfleiß, die ſich überall gegenſeitig am mächtigſten unterſtützen, verſorgen das Land ſelbſt wohlfeil mit den meiſten Bedürfniſſen. Wie im walloniſchen Theile der Gewerbfleiß ſich auf die Schätze des Gebirgs, Eiſen und Kohlen, ſtützt, ſo beruht er im flandriſchen auf den Erzeugniſſen des Ackerbaues, Wolle, Flachs, Hanf, ſo wie auf Schifffahrt und Handel und deren Hauptartikeln, wie Baumwolle, Zucker, Tabak. Dort iſt der Fleiß mehr ein hämmernder, hier ein ſpinnender, webender und ſchifffahrttreibender.

Der walloniſche Theil hat alſo nicht nur eine eigene Sprache, ſondern auch eine beſondere, mit der Natur und den Schätzen ſeines Berglandes verwachſene Betriebſamkeit; denn ſeine Sprache iſt im Grunde nur ein Patois, das ſich von Ort zu Ort ändert und ſich keiner Literatur, keiner Bildung wie das Vlämiſche oder Süd-Niederdeutſche rühmen kann. Niemals haben ſich die Wallonen einer geiſtigen Selbſtſtändigkeit oder eines geiſtigen Gemeinguts zu erfreuen gehabt, wie die Vlamingen. Die Gebildeten ſprechen theils deutſch, theils franzöſiſch, und ſchloſſen ſich der einen oder andern Literatur an. Es war nicht wohl anders möglich, denn die walchiſche Bevölkerung zählt kaum 1½ Millien, während 8 bis 10 Millionen niederländiſch verſtehen. Von der belgiſchen Bevölkerung macht die walchiſche nur ein Drittheil aus, und ihrer Wichtigkeit nach ſtand ſie von jeher noch mehr zurück. Der wichtigſte Punkt im walchiſchen Keile, Lüttich, liegt an der deutſchen Gränze und hat dem deutſchen Reiche angehört, faſt ſo lange es beſtanden; auch ſind die walchiſchen Städte vielfach von deutſchen Elementen durchflochten. Der vlämiſche Theil iſt überhaupt weitaus der wichtigere, fruchtbarere, wohlhabendere, auch an hervorragenden Männern dem walloniſchen überlegen; wovon der Grund weniger in Mangel an Anlagen der Wallonen als in dem einer heimiſchen gebildeten Sprache zu ſuchen. Daß die Vlamingen hingegen von früher Zeit an in ihrer Mundart, die ſich erſtaunlich rein, friſch und biegſam erhalten, viel Schönes hervorgebracht haben, iſt bekannt. Kurz, das ganze reiche und herrlich bebaute Land nördlich der das Maasthal begleitenden Höhenzüge iſt deutſch mit all den reichen Städten, den vielarmigen Kanälen und dem größten Theil des belgiſchen Eiſenbahnnetzes; und das nicht blos der Sprache nach, ſondern eben ſo ſehr nach Wohnart, Sitten, Bräuchen und in der Lebensweiſe. Und wenn man dieſes ſchöne Land, trotz der Ungunſt äußerer Verhältniſſe, in ſeinem Weſen ſo unberührt ſieht von den franzöſiſchen Einwirkungen, ſo kann man nicht mehr fürchten, es werde dereinſt in Frankreich aufgehen, ſondern nur noch beklagen, daß ſeine höhere Entwicklung durch Entfremdung und Trennung von dem Gemeingut deutſcher Nation verzögert und gehemmt wird.

Schließlich noch Einiges über die beſondere Lage des Herzogthums Limburg. Die Straße von Aachen weſtlich nach Maeſtricht durchſchneidet durchaus deutſches Land, ohne eine Spur von Welſchem. Freudig vernimmt man von Aachen ins Limburgiſche kommend hier wieder ein reines Südniederdeutſch, das dort faſt wie in Brüſſel durch Mengung gelitten hat. Die Maeſtrichter ſelbſt ſprechen, im Gefühle des Beſitzes eines edlern, verächtlich vom „Aachener Deutſch.“ Tief zu beklagen und unverantwortlich iſt es, daß in dieſem Lande die höhere Bildung von der deutſchen Hochſprache abgelenkt worden; im öſtlichen Theile erſetzt dieſe wenigſtens die verwandte holländiſche Schriftſprache, im weſtlichen aber die franzöſiſche. Ueberhaupt iſt das deutſche Herzogthum in die ungünſtigſte, verkehrteſte Lage gebracht worden. Sein ſüdlicher Theil liegt, ein ſchmaler Streifen, dicht eingeklemmt zwiſchen dem Zollverein und Belgien, und kann ſich nicht rühren und regen. Es hat nur einen natürlichen Ausgang, die Maas, welche durchweg den Charakter der größern Nebenflüſſe des Rheins hat. Unter andern Umſtänden könnte die Maas von hoher Wichtigkeit für den Verkehr ſeyn, beſonders wenn ſie durch einen Canal mit dem Rhein verbunden würde und Deutſch-Limburg ſich dem Zollverein anſchlöſſe. Jetzt aber liegt ſie beinahe trocken. An eigenen Erzeugniſſen hat Limburg wenig abwärts zu verſenden, zum Umſatze fehlt ihm der eigene Markt, ſeinen Speditionshandel hemmen die nahen Zollketten, ja, ſeiner eingeſchränkten Lage wegen kann es die Hülfsquellen des Landes nicht einmal ausſchöpfen. Es beſitzt im Süden Kohlenbergwerke, die nur darum nicht großartig betrieben werden können, weil ſie auf den nächſten Abſatz beſchränkt ſind, und die Hinpflanzung von Eiſen- und andern Gewerben wegen Trennung von den erzreichen ſüdlichen Bezirken ſchwierig iſt. Die Maasſchifffahrt lebt hauptſächlich nur von der Verfuhr belgiſcher Kohlen und von Gütern, die zum Einſchwärzen nach Preußen und Belgien beſtimmt ſind. Dampfſchifffahrt beſteht nur von Maeſtricht aufwärts nach Lüttich, nicht auch abwärts. Selbſt der Kleinhandel der jetzt auf allen Seiten abgeſchloſſenen Hauptſtadt iſt zu Grunde gerichtet; nach belgiſcher Seite hat es keinen größern Markt, als ſoweit der Feſtungsrayon reicht, gerade wie Luxemburg in ſeiner ſchlimmſten Zeit. Der ganze Streifen auf dem rechten Maasufer

von Maeſtricht abwärts bis Mook, welcher über die Hälfte der niederländiſchen Grenze gegen den Zollverein ausmacht, und dem bei natürlichen Grenzverhältniſſen ein blühender Verkehr zufließen müßte, befindet ſich gleichfalls in der gedrückteſten Lage. Dies alles verſchlimmert noch der Umſtand, daß die Köln-Antwerpener Bahn, auf einem Umwege durch das Gebirg über Lüttich führend, Deutſch-Limburg umgeht; der Handelszug von und nach der See wird zum Theil wie bisher auf dem Rhein, zum Theil über Antwerpen nach Lüttich und Aachen gehen, an letzterem ſomit die Maas nicht mehr Theil nehmen. Soll daher Deutſch-Limburg nicht ganz ſeitwärts liegen bleiben, ſo erſcheint die Anlage einer Eiſenbahn von Maeſtricht nach Aachen unumgänglich; von Maeſtricht aus, weil hier der große Kanal beginnt, der, einen ungeheuern Bogen der Maas abſchneidend, nach Herzogenbuſch führt. Die Limburger Abgeordneten zu den niederländiſchen Generalſtaaten (denn zu einer holländiſchen Provinz iſt das deutſche Herzogthum im niederländiſchen Grundgeſetz wie Deutſchland zum Hohne umgeſtempelt worden) haben dieſen vorgerechnet, daß Güter von Rotterdam auf der Maas nach Maeſtricht und von hier auf der Eiſenbahn nach Köln billiger zu beſchicken wären, als von Antwerpen oder Oſtende, oder ſelbſt rheinaufwärts. Zudem liegt Maeſtricht Aachen einige Meilen näher als Lüttich, und die Bahn würde ohne Zweifel für ein Viertel der Koſten herzuſtellen ſeyn, welche die ganz bergigte Strecke von Aachen nach Lüttich in Anſpruch genommen. Man hätte denken ſollen, dieſe Umſtände, ſo wie das leuchtende Beiſpiel Belgiens würden dem Entwurfe in Holland einmüthigen Beifall zugewendet haben. Aber Deutſch-Limburg wird nicht einmal wie eine niederländiſche Provinz, ſondern wie eine Stiefprovinz behandelt: die zweite Kammer der Generalſtaaten meinte, ſie habe Nöthigeres zu thun, und bewilligte den Ausbau einer Fahrſtraße nach dem — Gelderſchen. Die Holländer verſtehen ſich auf ihr Handelsintereſſe, wie auf das Einmaleins, aber auch nur von dieſem beſchränkteſten Geſichtspunkte aus, den ſie, ſeltſam genug, den „nationalen“ nennen.

In der zweiten Kammer ward ſogar ausgeſprochen: man dürfe Limburg keinen Vortheil zuwenden, indem es ſolchen ſpäter möglicher Weiſe gegen das holländiſche Intereſſe kehren könne.

Die Holländer wollen nicht, daß Limburg, das seit dreizehn Jahren Unsägliches gelitten hat, sich wirklich Deutschland nähere; je schlimmer seine Lage für den rechtlichen Verkehr ist, desto besser eignet es sich zum holländischen Schleichhandel nach Deutschland; Werkzeug zu diesem Zweck soll es in ihren Händen bleiben. Ueberläßt man es dem Gutdünken dieses Staats, so werden in Java früher Eisenbahnen gebaut werden, als in Limburg die nöthigsten Wege; denn dort gibt die Regierung den Unternehmern alles Land kostenfrei, sorgt für billige Ueberfahrt der Schienen ꝛc., für wohlfeile Arbeiter und dergleichen. In den Abtheilungen der Generalstaaten hat man spottend Limburg auf uns gewiesen und ihm zum Nachtheil angerechnet, daß es Deutschland angehört. Wie, wenn wir den Handschuh aufhöben und den Limburgern zeigten, daß der deutsche Bund nicht schier leerer Schall sey? wenn wir uns an den Generalstaaten für die Kränkung dadurch rächten, daß wir die Limburger mit Herz und Hand uns zusicherten?

Unmöglich kann Deutsch-Limburg in seiner Vereinzelung lange noch aushalten; es würde das Opfer der Vernachlässigung seiner Bundesverwandten und der schlechtesten Leidenschaft seiner Staatsgenossen werden. Dieser Ausgang wäre um so weniger zu verantworten, als das Land ihn nicht verschuldet, und es an Mitteln der Aufhülfe nicht fehlt. Die Anlage der Eisenbahn von Maestricht nach Aachen genügte dazu keineswegs; die Einengung zwischen zwei Zollketten, der Mangel an Raum zu freier Bewegung, die unnatürlichen Grenzverhältnisse und die daraus hervorgehende Lähmung der Maasschifffahrt beständen nach wie vor. Dauernde Abhülfe vermag allein sein Anschluß an den Zollverein zu bringen, oder wenigstens des auf dem rechten Maasufer gelegenen Theils des Herzogthums nebst Maestricht. Wie wünschenswerth diese Vereinfachung der nachbarlichen Verhältnisse, welche die Maas zur Grenze machen würde zwischen dem Zollverein auf der einen, Belgien und Holland auf der andern Seite, für alle Theile ist, zeigt ein Blick auf die jetzigen unnatürlichen Grenzlinien. Wahrlich, wenn etwas, so zeugen diese für die lange Verwahrlosung deutscher Interessen.

Rußland und England sind die beiden Mächte, welche aus den letzten Friedensschlüssen nach allen Seiten vergrößert hervor-

gingen, Deutſchland und Frankreich diejenigen, welche den Schaden tragen mußten. Zwiſchen den letzten beſteht hinwieder der große Unterſchied, daß Frankreich der unterliegende, Deutſchland aber der ſiegreiche Theil war. Zudem rettete Frankreich eine wohlabgerundete Grenze, alle Mündungen ſeiner Ströme und manche Kolonien, die es in Nordafrika noch vermehrt hat, und behauptete außer ſeinen alten Provinzen ſogar noch zwei ſchöne deutſche Provinzen über den Sieger. Seine wirklichen Verluſte beſtehen nur in einigen kleinen Inſeln an ſeiner Nordküſte und mehreren fernen Beſitzungen an England. Was Deutſchland einbüßte in Oſten und Weſten, ja ſelbſt im Norden und Süden, iſt bekannt. Nicht einmal verband es ſeinem neuen Bunde, obſchon aus ganz ſelbſtſtändigen Staaten beſtehend und nur auf Vertheidigung berechnet, die altdeutſchen Gebiete wieder am untern Rheine, der Maas und Schelde, welche für ſeine ganze Entwickelung doch ſo unermeßlich wichtig ſind; hier ward ein ſein wichtigſtes Mündungs- und Küſtenland beherrſchendes Königreich beliebt, das — Wahnwitz oder Hohn — ſelbſtſtändig zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſtehen ſollte. Aber auch dies war noch nicht genug, denn von dem neuen Königreiche ließ es ſich eine Grenze aufdringen, welche an Monſtroſität nicht mehr ihres Gleichen hat. Der Unwille der öffentlichen Meinung, der Zorn der zunächſt davon berührten Niederdeutſchen konnten nicht verhindern, daß holländiſche, franzöſiſche und engliſche Liſten uns von der Maas zurückwerfen, ja, uns jeden Stützpunkt an derſelben entreißen, obſchon ein ſolcher für unſern Handel, unſere Schifffahrt und die Landesvertheidigung von gleich hoher Bedeutung iſt. Preußiſch-Geldern ward von der Maas durchzogen und reichte weit hin über ihr weſtliches Ufer; Preußen überließ dieſen Theil Gelderns Holland gegen erbärmliche Ausgleichung und zog ſich dieſſeits der Maas zurück. Wahrlich, man traut ſeinen Augen kaum; auf einer Strecke von etwa fünfzehn deutſchen Meilen läuft die preußiſche Grenze durchgehends nicht mehr als eine Stunde vom rechten Maasufer ab, während es doch den Franzoſen geſtattet ward, ſich auf deutſchem Grund unmittelbar an den Rhein breit und drohend hinzulagern!

Eine ſolche Grenzlinie äußert ſofort die nachtheiligſten Wirkungen. Das preußiſche Gebiet war von dem Schifffahrts-

verkehr auf der Maas ganz ausgeschlossen und fühlte bald die Nachtheile einer solchen Trennung, welche eben nicht geeignet waren, die Bewohner für die neue Ordnung der Dinge einzunehmen. Die Grenze, welche an der Maas leicht zu bewachen gewesen, ward die unsicherste und forderte den größten Aufwand, weil der nahe Fluß ein Kanal für den Schmuggel ward; sie schien von den Holländern wie für diesen ausgewählt zu seyn. Endlich störte die unnatürliche Grenze alle Verhältnisse der umwohnenden Eingesessenen; auf der ganzen Strecke gab es kein Dorf, kein größeres Gut auf einer der beiden Grenzseiten, das nicht auch auf der andern Grundstücke gehabt, woraus denn natürlich lauter Störungen, Neckereien und Unzufriedenheit erwachsen mußten. Dies ist so wahr, daß, als in Brüssel die revolutionäre Bewegung gegen Holland ausbrach, sie nirgend eifrigere Feinde fand, als eben in Limburg auf der rechten Maasseite, während der gegenüberliegende Theil der Provinz holländisch blieb. Venloo ward der Herd der dortigen Unruhen, ihm und den Dörfern auf dem schmalen Streifen gelang es, die Holländer auf das linke Ufer zu verjagen; man sah das merkwürdige Schauspiel, daß ein Landesstreifen zwischen Holland und Preußen sich unabhängig demokratisch regierte. Natürlich hemmte ein solcher Zustand den Verkehr; viele Felder, Besitzern auf der andern Seite gehörend, blieben brach liegen, Wiesen ungeschnitten, und manches Erzeugniß mußte beim Einheimsen auf der Strecke von einer Stunde an drei Staaten zollen.

Als nun der Vorschlag, Deutschland für die Abtretung des wallonischen Theils von Luxemburg durch einen gleichgeltenden Theil von Limburg zu entschädigen, am Bundestage und bei der diplomatischen Konferenz der Großmächte in London Eingang fand, da hätte man denken sollen, der Augenblick sey endlich gekommen, wo die lange Unterlassungssünde wieder gut gemacht würde, indem man Limburg auch seinen Interessen gemäß in eine innigere Lage zu deutschen Landen brächte, oder doch wenigstens die Grenzverhältnisse auf eine natürliche, beiden Theilen zusagende Weise wiederherstellte. Handelte es sich um die zukünftige Stellung eines deutschen Gebiets, so mußte die entscheidende Stimme dabei auch Deutschland eingeräumt werden. Daß insonders Preußen hierauf bestehen würde, ließ sich um so mehr

erwarten, als es neben dem Handelsintereſſe ſeiner Rheinlande auch noch Eigenthumsrechte zu wahren hatte, indem der rheiniſche Landtag wiederholt nicht nur auf das Unbequeme und Drückende der jetzigen Grenzverhältniſſe hingewieſen, ſondern auch über daraus hervorgegangene privatrechtliche Verletzungen Klage geführt. Indeß ging dieſe gerechte Hoffnung nicht in Erfüllung; die monſtröſe Grenzlinie blieb beſtehen und ward für Deutſch-Limburg doppelt drückend, da ſich natürlich auch Belgien ihm verſchloß. Und als darauf die Frage des Anſchluſſes von Luxemburg und Limburg zur Sprache kam, erklärte ſich Holland dahin: zwar wünſche es den Luxemburgs, nicht aber auch den Limburgs, und werde über dieſen gar nicht in Unterhandlung treten. Natürlich, nur das Limburgiſche war ihm wegen der langen, ſchwierig zu bewachenden Grenze und des nahen breiten Fluſſes als Schmuggeldepot von Wichtigkeit; auch mochte es die deutſche Schifffahrt auf der Maas ſich nicht gern aufthun ſehen. Wiederum ein ſchlagender Beweis, wie nachtheilig es für unſere Nationalbelange iſt, daß der Zollverein noch nicht ganz Deutſchland umfaßt und der bundesrechtlichen Grundlage ermangelt; denn wäre das Verſprechen der Bundesacte, in Zoll, Verkehr und Handel ſolle der Bund ein Ganzes bilden, bereits in Erfüllung gegangen, ſo hätte es ſich von ſelbſt verſtanden, daß auch Limburg dieſem mächtigen Handelsſtaate wäre einverleibt worden.

Was an jener Ausgleichung am unbegreiflichſten erſcheint, iſt, daß Deutſchland eingewilligt hat, die wichtigſten Plätze Deutſch-Limburgs, Maeſtricht und Venloo, Holland zu überlaſſen. Die Entſchädigung für Walloniſch-Luxemburg wird hiedurch trügeriſch; denn wir beſitzen in Wirklichkeit kein Land, deſſen Schlüſſel wir einem fremden Staat überliefern. War nicht die Hoffnung, an der Maas feſten Fuß zu faſſen, und hier eine erſte Vertheidigungslinie zu gewinnen, der einzige Troſt für den Verluſt, den der germaniſche Einfluß durch die ganze Anordnung unbeſtreitbar erfahren? Falls Frankreich je mit Belgien vereinigt handelte, würde die ſchwächſte Stelle der Grenze hier die zwiſchen Köln und Emmerich ſeyn; ſobald wir aber im Beſitze der feſten Wälle an der Maas, da wo dieſe aus dem Gebirge in die Ebene tritt, gelangten, war das Vaterland von dieſer Seite ſtrategiſch gedeckt, es könnte nicht beſſer. Maeſtricht mit ſeinen

umliegenden Forts ist eine Festung erster Größe und in jeder Hinsicht von hoher Bedeutung. Ich weiß seine Lage und Wichtigkeit nicht besser kurz zu bezeichnen, als wenn ich sage: was Köln in beiderlei Hinsicht für den Rhein ist, das ist Maestricht für die Maas. Für Holland aber hat die Festung nur die Bedeutung eines Sumpfes auf der Flanke; denn weder seinem östlichen noch seinem südlichen Nachbar kann es je einfallen, es über Maestricht angreifen zu wollen.

Die gegenwärtigen Grenzverhältnisse hemmen, wie gesagt, den Verkehr, die Schifffahrt, geben Anlaß zu steten Störungen, Beschwerden und vielen unnützen Kosten für beide Theile. Träte Limburg mit seinem rechten Maasufer dem Zollverein bei, so hätten Holland und der Verein eine weit kürzere, einfachere und bequemere Grenze zu bewachen, und die daraus fließenden Ersparnisse dürften namentlich dem Schatze des erstern willkommen seyn. Der Zollverein erhielte einen freundlichen Strom zur Grenze, ein Recht auf seine freie Beschiffung, eine neue Verkehrsader und eine aufblühende Grenzbevölkerung — Dinge, die gewiß nicht zu verachten sind. Die Eisenbahn von Maestricht nach Aachen würde alsdann ohne Zweifel zu Stande kommen, und Kanäle mit Wiederaufnahme der frühern Entwürfe auch bald die Maas mit dem Rhein verbinden. So würde in Jülich, Geldern, Limburg das dort seit lange schlummernde Leben zu neuer Frische und Thätigkeit aufgeweckt werden. Kleinliche Besorgnisse, z. B. daß Limburger Kohlen mit preußischen in Mitbewerb treten würden, verdienen keine Würdigung; die Idee des deutschen Zollverbandes hat dergleichen Erbärmlichkeiten längst überwunden. Dagegen würde der Zollverein endlich durch den Anschluß eine bedeutend längere und sehr wichtige Grenze gegen Belgien erlangen und hierdurch Frankreich gegenüber eine größere Anziehung auf es, als bisher, ausüben. Das aber geschähe nicht blos im deutschen, sondern eben so sehr im holländischen Interesse. Man kann den Holländern nicht oft genug wiederholen, daß ihr Vortheil, ja die Sicherheit ihrer Zukunft jede mögliche Annäherung Belgiens an Deutschland und nicht das Umgekehrte heischt, wie man bei Eröffnung der Köln-Antwerpener Bahn, nach dem ersten Eindruck urtheilend, hat glauben machen wollen. Denn nähert sich Belgien nicht Deutschland, so muß es früh oder spät Frankreich

in die Arme fallen, d. h. einer Kolonialmacht, die durch Abweiſung der holländiſchen Kolonialerzeugniſſe vom wichtigen belgiſchen Markte unmittelbar Hollands Intereſſen empfindlich und durch Vorrücken mit ſeiner Centraliſation, Douanenkette, ſeinem Schifffahrts- und Handelsſyſtem an die holländiſche Grenze, die Sicherheit dieſes Seeſtaats auf das äußerſte gefährden würde.

Zum Schluſſe kann ich den Wunſch nicht unterdrücken: die deutſche Preſſe möchte ſich Limburgs mit Liebe annehmen, und was es hier für den Zollverein zu erlangen gilt, nicht gering anſchlagen. Von allen materiellern Vortheilen abgeſehen, iſt es von hoher Wichtigkeit, regſame, blühende, ſich des Zuſammenhangs mit dem geſammtvaterländiſchen Leben erfreuende Grenzlande zu beſitzen; auf ſolchem Boden wächst das nationale Bewußtſeyn, gedeiht der Sinn, der Geiſt, vor welchem allein die fremde Säure entweicht, erſtarkt die Liebe zu der Geſammtſprache und allem Vaterländiſchen. Noch immer ſieht es in dieſer Hinſicht an unſerer Weſtgrenze nicht zum beſten aus; ſelbſt in dem von der Größe des deutſchen Volks ſo vielfach zeugenden Aachen iſt die Erinnerung daran, iſt deutſches Selbſtgefühl gar ſchwach, und ſtößt man noch auf widerliche, den Volkskern beengende Einflüſſe. Nur durch lebendige Entwickelung des Ganzen, durch ein friſches, vaterländiſches Leben, deſſen ſtarker, energiſcher Pulsſchlag ſich auch den äußerſten Gliedern mittheilt, vom Mittelpunkte und der Herzgrube aus ſie alle durchzuckt, kann Deutſchland ſeinen Einfluß erweitern, ſeine Grenzlande intakt erhalten, und ſie mit ſeinem eigenen Geiſte durchdringen. Auf der vaterländiſchen Warte ſtehe die Preſſe überall, es ſey im Mittelpunkte oder im äußerſten Winkel des Landes, die Wichtigkeit iſt die nämliche! Und dort an der nordweſtlichen Grenze gilt es, auf eine weite Strecke drückende Verhältniſſe zu beſeitigen und einen Strom zu gewinnen, der uns Belgien, der uns Holland und dem Weltmeere näher führt.

VII. VIII.

Stehen und Gehen.

Man braucht gerade nicht ungewöhnlich alt zu seyn, um sich der Zeiten noch recht lebhaft zu erinnern, in welchen man mehr Tage auf einer Reise von Berlin nach Dresden zubringen mußte, als jetzt erfordert werden, um aus dem Herzen Deutschlands nach Ostende oder Antwerpen zu gelangen, und die Abkürzung des Zeitaufwandes bezieht sich nicht nur auf Reisen, sie bezieht sich beinahe auf alle Geschäfte, wie denn leicht herauszurechnen wäre, daß nur allein durch die chemischen Zündhölzchen täglich so viele Minuten am Feuererzeugen erspart werden, als ein mittleres Menschenleben deren enthält.

Diese Verschnellerung wirkt auf die verschiedenartigste Weise. Reichere Erfahrungen, erweiterte Ansichten, größere Gefügigkeit, gehaltenere äußere Darstellung bringt das so sehr vermehrte Reisen, feinere Genüsse der bewegte Verkehr, Zeit zu Lesen und zu Besprechen die Abkürzung der Arbeit. Alles arbeitet für den dritten Stand, und dieser verstärkt sich nicht nur von Unten durch Emporkommen in Gewerben, er verstärkt sich auch durch das Herabsteigen der privilegirten, seither nur auf Genuß angewiesenen Stände zum Erwerb der mannigfaltigsten Art. Er herrscht in der Wirklichkeit in dem langen Frieden durch diesen, und kein menschlicher Verstand vermag zu ermessen, wo das Ziel gesetzt sey, an welchem die rastlose Bewegung stille stehen werde.

Daß diese Bewegung zurückzustauen sey, glaubt wohl Niemand im Ernste. Wie sie zu leiten, zu nützen, von einer theilweisen zu einer allgemeinen zu erheben sey, wann und wie die Sicherheitsklappe des Dampfers zu öffnen sey, das scheint nicht überall mit Gründlichkeit erforscht, mit Klarheit erkannt zu seyn.

Durch die Eroberungsplane Ludwigs XIV. wurde Europa zu Aufſtellung ſtehender Heere und zu deren Beibehaltung in Friedenszeiten genöthigt. Die ungeheuren Ausgaben, welche dieſer Uebelſtand verurſachte, waren nur durch Auflagen und dieſe nur durch Benützung und Anſpannung aller materiellen und geiſtigen Kräfte zu erhalten. Somit erhielt das ſtationäre Princip bereits in einer Zeit den Todesſtoß, in welcher es mit verfaſſungsmäßiger Sicherung der Volksrechte überall, außer allenfalls in England und Holland, nicht zum Tröſtlichſten ausſah. Es wurde unmöglich, die mittelalterliche Gliederung vollſtändig feſtzuhalten, den Staatshaushalt mit dem Ertrage der Domainen zu beſtreiten, und wohlfeil zu regieren, wie dieſes dem Weſen abſoluter Regierungen angemeſſen iſt. In den Heeren folgte auf Werbung Conſcription, auf dieſe allgemeine Volksbewaffnung in vielen Staaten. In der Verwaltung mußte Theilung des Eigenthums, Verkauf der Staatsgüter, Benützung der Talente aus allen Klaſſen der Geſellſchaft mit der geſteigerten Bewaffnung parallel gehen. Napoleons Coder ſanctionirte die bereits factiſch beſtehende Gleichheit, das Staatsſchuldenſyſtem wurde Bürge für die Dauer eines Friedens, an welchem die Exiſtenz der Staaten wie der Einzelnen hängt; das bewegliche Capital reagirt nun auf den Grundbeſitz, das Talent auf erbliche Anſprüche, Handel und Gewerbe ſtreben gegen Geſetzgebung und Verwaltung an, Ausſchließlichkeit in Beziehung auf kirchliche Verhältniſſe kann neben dem nothwendig gewordenen Verkehr nicht beſtehen; denn die Erde iſt nun ſo klein geworden, daß Menſchen und Capitalien mit geringem Verluſte von Zeit und Geld freiere Bahnen für ihr Wirken ſuchen und finden. Dieſelben Gründe, welche auf der einen Seite die Regierungen nöthigen, gemeinſchaftlich zu handeln, vorzuſehen und abzuwehren, nöthigen ſie auch zu Benützung jedes Mißgriffs, welchen eine andere macht; kurz, zu einer Weiſe, welche alle Eigenſchaften freier Mitbewerbung unter den Mitgliedern einer Handlungsinnung zu bezeichnen pflegen.

Dieſe unbeſtreitbaren und oft genug veröffentlichten Thatſachen ſprechen einer allgemeinen Reſtauration bereits laut genug das Urtheil, und welche Folgen eine theilweiſe, auf Einen großen Staat beſchränkte, jetzt nach ſich ziehen würde, kann man aus den Verſuchen entnehmen, welche in viel günſtigeren Zeiten

gemacht worden ſind. Wenn man die Folgen erwähnt, welche die Reſtaurationsbeſtrebungen Philipps II. für die ſpaniſche Monarchie, die Ludwigs XIV. für Frankreich hatten, ſo wird man ſich befreit fühlen von der Furcht, in unſerer Zeit Aehnliches zu ſehen. Wir erblicken gegenwärtig nur noch in Rom ein Bild der reinen Stabilität in allen Beziehungen des Staatslebens im Kampfe mit der zerſetzenden Kraft, welche überall wirkte, wo die Inſtitutionen der franzöſiſchen Revolution eingeführt geweſen waren. Bekanntlich wurden dieſe Inſtitutionen zur Zeit des Kaiſerthums, alſo bereits bedeutend verblaßt, aufgedrungen, und beſtanden nur wenige Jahre, wenigſtens in der Hauptſtadt. Und dennoch, welches Anſtreben gegen die Unbeweglichkeit, welcher ſtets ſich erneuernde Kampf, welche traurige Nothwendigkeit, durch fremde Gewalt den älteſten und von ſo vielen Millionen angebeteten Thron der Welt aufrecht zu erhalten!

Und die hohe Pforte, welche Luther in ſeinem Zornmuthe dem römiſchen Stuhle beigeſellte, wie kläglich ſehen wir ſie ſich abmühen, das Alte zu erhalten, welches nicht mehr lebensfähig, und das Neue ſich anzueignen, welches ihrer innerſten Natur zuwider iſt.

Es ſcheint unbeſtreitbar, daß jedes Staats- und Volksleben, welches ſich vom allgemeinen Menſchheitsleben zu iſoliren ſtrebt, und deſſen Bewegungen abweiſen will, zu einem einzelnen Organismus herabſinken muß, welchem ſein Verlauf und Ablauf geſetzt iſt, während das Geſammtleben der Menſchheit ſich in unendlich wechſelnden Geſtalten wiederzugebären vermag.

Möglich, daß der Grundſatz des reinen Beharrens durch manche Erſchütterungen ſich zu verſtärken ſcheint, welche wir wahrnehmen in dem Lande, wo das europäiſche Leben in vollkommenſter Ungebundenheit, in reichlich zugemeſſenem Raume ſich ergeben kann, möglich auch, daß die theilweiſe gegebenen Zugeſtehungen, welche die Vertreter des Grundſatzes der Unbeweglichkeit dem Zeitgeiſte machen mußten, Manchem ſchon als genügend erſcheinen dürften. Aber einestheils laſſen die nordamerikaniſchen Wirren eine andere Erklärung zu, andernſeits wurden die Zugeſtehungen unwillig gegeben und daher ohne Dank angenommen.

Wir wollen verſuchen, die Kräfte beider Grundſätze ohne

Leidenschaft zu erwägen; vielleicht stellen sich Möglichkeiten und Nothwendigkeiten heraus, welche, wenn sie als solche erkannt sind, durch zeitige Zugestehungen eine Vereinigung oder wenigstens einen lange dauernden Waffenstillstand herbeiführen könnten.

Denken wir uns Männer der Stätigkeit, ohne Fanatismus, ohne zu lebhafte Hoffnungen und besonders ohne Groll über persönliche Verluste, Männer, welche aus redlicher Ueberzeugung dem Grundsatze des geschichtlichen Bodens, des Beharrens, so lange dieses nur denkbar ist, anhängen. Sogar ihre politischen Gegner werden genöthigt seyn, der Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit ihres Charakters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. An Kenntnissen, der Vergangenheit, dem Positiven zugewendeten, an Einfachheit des Lebens, an weiser Selbstbeschränkung werden sie vielleicht sogar über ihren Gegnern stehen. Den Vertheidigungskrieg gegen die Zeit drücken sie sinnlich in Wiederherstellung alter Burgen und durch das Streben aus, sich ausschließlich mit altem Geräthe zu umgeben. Familiengeist und Familientraditionen sind ihnen heilig. Mit den angenehmsten Formen verbinden sie ein Betragen, welches den an seine Stelle weist, und auf seiner Stelle zurückhält, dessen Bildung und gesellschaftliche Geltung unter der ihrigen steht. Im Wege der Gnade gewähren sie diesem sehr viel, im Wege des Rechts nur das Unabweisliche. Mit den Forderungen der Zeit liegen sie in unaufhörlichem Kampfe, mehr abwehrend als angreifend, und wenn sie in diesem Boden verlieren, so geloben sie, denselben so bald als möglich wieder zu gewinnen. Sie achten es für ein Unglück, wenn an dem Bestehenden etwas geändert werden muß. Unter den evangelischen Glaubensformen geben sie der anglikanischen den Vorzug.

Diese Männer haben nun die Freude zu bemerken, wie die Aufregung der Gemüther beinahe überall in Deutschland merklich abgenommen hat, wie manche aus dem feindlichen Lager zu ihnen übergehen, und die tauglichsten Werkzeuge, die thätigsten Organe ihrer Partei werden, wie man durch Nichtsthun hie und da weiter gekommen ist, als andere durch die angreifendste Anstrengung, und wie am Ende dennoch in Vielem nur die geschichtliche Grundlage sich als eine nachhaltige ausweist.

Ferner können sie des Glaubens seyn, daß ganz oder doch gewiß in ihren Erfolgen mißlungene Revolutionen endlich dem

Beſtehenden wieder zu ſeinem Rechte verhelfen werden, daß die anderwärts begangenen Fehler von den Regierungen ſowohl als von den Völkern endlich vermieden werden müſſen, beſonders aber daß die, noch nicht dageweſene, aber in unſern Tagen ſtets wachſende Verkettung der materiellen Intereſſen den Friedenszuſtand verlängern werde. Dieſer aber iſt dem langſamen Durchführen eines folgerechten Syſtems, einer bequemen Beſeitigung eingeſchlichener Uebelſtände eben ſo günſtig, als ein Krieg es radikalen Umgeſtaltungen, der Feſtſetzung neuer Grundformen iſt.

Denen, welche in dieſem Sinne reden, ſchreiben und handeln, ſtehen die Männer des Vorſchritts in ſtets wachſender Zahl gegenüber, weil ſie durch den Eintritt der nachwachſenden Jugend ins thätige Leben ſich mehr verſtärken, als ihre Gegner. Sie beſitzen mehr praktiſche als gründliche, mehr mathematiſche als klaſſiſche Bildung, mehr Charakter als Formen, ein größeres Talent, die Maſſen in Bewegung zu ſetzen, als dieſe Bewegung in den verſchiedenen Phaſen zu beherrſchen. Sie verſchmähen nur zu oft und zu auffallend jede äußere Zier in ihren Thaten und Schriften wie in ihrer äußeren Erſcheinung. Das Bewußtſeyn, daß ſie in redlicher Abſicht zu richtig erkanntem Ziele hinſtreben, daß die Sache, welcher ſie dienen, endlich doch ſiegen müſſe, gibt ihnen das Anſehen alter Volkstribune, verbunden mit dem Zauber, welchen Aufopferung pecuniärer Vortheile, Verfolgung und Zurückſetzung wegen edler Beweggründe, auf alle unverderbenen Gemüther übt.

Dieſe, ihrem Weſen nach der Zukunft zugewendeten Naturen finden in eben derſelben Vergangenheit die Anhaltspunkte für ihr Syſtem, in welcher die Gegenüberſtehenden das ihrige begründen. Für jene zeigt die Vorzeit einen ſtätigen, oft geſtörten und mißleiteten, aber naturnothwendigen Befreiungsproceß, welcher durch die amerikaniſche und franzöſiſche Revolution in eine neue Phaſe getreten iſt, welche ſich vollſtändig geſtalten muß, einestheils weltbürgerliche, anderntheils vollkommenere volksthümliche Ausbildung bedingt, und nur deßhalb von ſo unerfreulichen Erſcheinungen begleitet iſt, weil Regierungen und privilegirte Stände ihn aufzuhalten und zu verfälſchen ſtreben. Ihnen erſcheint das Bedenkliche unſerer Zeit in der unwilligen, theilweiſe verkommenden Geſtattung des Unverſagbaren, in den offenen

und geheimen Gegenſtrebungen wider eine allgemeine Entwickelung, in der Feſthaltung von Formen, Geſetzen und Schutzmitteln, welche den Forderungen der Zeit nicht, oder nicht mehr entſprechen, und dennoch ihren Zweck nicht erreichen, kurz in der Halbheit, dem Mißtrauen und der hieraus entſpringenden Schwäche der Regierungen. Daß dieſe jetzt ungleich mehr als früher ihre Pflicht erfüllen, mit größerer Umſicht und Vorſicht handeln, ſchreiben ſie der allmächtigen Nothwendigkeit zu, und weiſen auf manche Rückfälle in die früher beliebte Willkür, ſobald jene glauben konnten, die Gefahr ſey vorüber. Sie wollen die Regierung ſtark, aber ſtark dadurch, daß ſie den Volkswillen ausführt, Bürgſchaft gibt für die Wechſelfälle der Zukunft, und die allgemeine Entwickelung wo nicht führt, doch mindeſtens gewähren läßt. Es iſt die religiöſe Reformation auf das Staatsleben angewendet.

Bei dem vielgeſtalteten Leben in dem deutſchen Vaterlande mögen manche Abſchattungen in den vorgeführten Bildern ſich finden, ja es kömmt hie und da etwas zum Vorſchein, was einer dritten Partei ähnlich ſieht, und vorzüglich vom höheren Beamtenſtande ausgeht, und den Satz auf ſeiner Fahne trägt: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Dieſer Satz mag in Zeiten trefflich geweſen ſeyn, in welchen noch nicht alle Kräfte jedes Standes zu Befreiung, Racheiferung, ja zu Erhaltung in Anſpruch mußten genommen werden, in Zeiten, wo man eben ſo abſoluten Regierungen gegenüber ſtand, wo das Volk ſelbſt das Bedürfniß einer Dictatur nach alt römiſcher Weiſe fühlen mußte, um Etwas aus ſich zu machen. Eine Dictatur iſt aber ihrem Weſen nach zwar völlig unbeſchränkt, aber auch vorübergehend, auf Abwendung augenblicklicher Gefahr berechnet. Sie könnte auch in unſern Tagen Unglaubliches durchführen, aber nur allein im Sinne des Volksbewußtſeyns und in kurzem Zeitraume.

Wir haben überhaupt in Deutſchland noch keine ſcharf umriſſene politiſche Parteien. Das iſt eine gute Folge eines in andern Beziehungen nicht zu lobenden Zuſtandes. Wir handeln noch nach Ueberzeugung, und in unſeren Ständeverſammlungen geben ſogar nahe verwandte Fragen ſtets mit verſchiedener Stimmenmehrheit durch.

Dieſes berechtigt uns zu der Hoffnung, daß eine gemeinſchaftliche Gefahr für beide Meinungsſchattirungen dieſe um ſo eher zu einer Einigung führen könnte, als beide den geſchichtlichen Boden nicht verlaſſen, und gewiſſe Fragen noch ſtets offen erhalten haben.

Betrachten wir zuerſt die Erſcheinungen, aus welchen für beide eine Daſeynsfrage erwachſen könnte.

Die naturgemäße Erneuerung des Menſchengeſchlechts führt bereits die Söhne der Männer ins praktiſche Leben ein, welche in den Befreiungskriegen mitgefochten haben. Dieſe Söhne haben am väterlichen Heerde Manches gehört von Verheißungen, welche damals den Völkern gemacht worden ſeyen, und welche man nicht gehalten habe. Die vorhergehenden Zuſtände mit den Leiden und Freuden eines dem Oeffentlichen nicht zugewendeten Lebens ſind ihnen fremd. Aber der erſiegte Ruhm, das Bedürfniß, das zu beſitzen, was den Vätern entriſſen wurde, das peinigende Gefühl einer thatenloſen, vielfach bewegten Jugend iſt ihnen deſto weniger fremd, und deutſche Herzen halten bekanntlich feſt an Jugendeindrücken, an Haß wie an Liebe. Ueberfüllung in allen Zweigen des Staatsdienſtes und der Gewerbe verfehlen nicht, die überall ſich offenbarende üble Laune zu ſteigern. Daher wird das Alter nicht nur nicht mehr als ſolches geehrt, ſondern die Jugend will ſich in aller Berechtigung wo nicht vor, doch gewiß neben jenes ſtellen. Sie glaubt, daß in demſelben Maaßſtabe, in welchem die unabhängige Gewalt der Völker wachſe, die der Regierungen, wie ſie jetzt erſcheinen, abnehmen müſſe, und ſinnt auf Mittel, beide wieder in ihrem, der Jugend Sinne zu vereinigen. Daß die edelſten Naturen durch politiſche Strebungen unglücklich geworden, in Elend verkommen, eingekerkert worden, nach fernen Landen verſchlagen worden ſind, ſchreckt die nachdrängende Jugend nicht ab, was zu beweiſen ſcheint, daß dieſe Strebungen mehr ſind, als nur perſönliche, daß ſie eine Wurzel geſchlagen haben in der allgemeinen Geſinnung.

Das entgegengeſetzte Princip verliert dagegen täglich mehr, theils durch Abſterben, theils durch Altersſchwäche, beſonders aber dadurch, daß es den gewaltigen Strömungen unſerer Zeit ſtets mehr entfremdet wird und ſich ſelbſt entfremdet, während das vorhandene Beiſpiel einer gelungenen und durchgeführten Umgeſtaltung

wie die Idee einer erſonnenen Maſchine vor der Seele der Jugend ſteht, an welcher ſie ihren Verſtand übt, Verbeſſerungen und Vereinfachungen zu erſinnen und Uebelſtände zu beſeitigen ſtrebt, welche ſeither ſich an jener herausgeſtellt haben. Man bedenke nur, wie ſchnell und methodiſch jetzt ein Pronunciamento vor ſich geht, eine Verfaſſung der griechiſchen Regierung aufgedrungen, ja das Lynchgeſetz in einer deutſchen Hauptſtadt in Ausführung gebracht wird. Wer erkennt nicht in der iriſchen Repealbewegung eine noch nie dageweſene Kraft der Organiſation jenſeits der Geſetze? Sogar die italieniſche Oppoſition ſcheint nun die Angriffsweiſe erfunden zu haben, welche den Regierungen die beſchwerlichſte und für die Dauer verderblichſte werden muß. Im ruhigeren Deutſchland dagegen werden überall Schiedsgerichte vorbereitet, wo die Regierungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nicht geſtatten wollen. Der Volkswille ſinnt überall, ſich geltend zu machen, wo der Wille der Regierung ihm gegenüberſteht, und zwar ohne Störung der geſetzlichen Ordnung, aber wenigſtens mit einer ſehr bedenklichen Methode, mit wohl überdachter Oekonomie der Mittel, ja mit einer Art Höflichkeit und guter Manier. Wir haben es vor 12—13 Jahren geſehen, wohin ein leichter Anſtoß von außen Deutſchland führen könnte, und wenn gleich wir inzwiſchen erfreuliche Beweiſe geſehen haben von der Einigkeit deutſcher Herzen dem Auslande gegenüber, ſo wollen wir dennoch in Demuth bekennen, daß es uns nicht bedünken wolle, als haben die Regierungen ſich nach Innen in eben dem Maaßſtabe und im Verhältniſſe der täglich wachſenden Kraft des Widerſtandes befeſtigt, und mit den Wünſchen und Forderungen der Zeit ins Gleichgewicht geſetzt.

Die Staatsſchulden, in welchen die Vertreter des Beſtehenden eine Bürgſchaft für die Dauer des Friedenszuſtandes erblicken, hemmen zugleich den Gang der Regierungen ſowohl dem Auslande, als den geldverwilligenden Kammern gegenüber. Sie mögen gewiß dazu beitragen, daß die erwerbende Mittelklaſſe den Verſuchen entgegentritt, das Beſtehende anzutaſten; aber wenn eine Bewegung allgemeiner, wenn die Noth dringender werden ſollte, ſo würden die Staatsgläubiger ſo wenig den Sturz aufhalten können, als die franzöſiſchen Rentiers von 1789, ja der Staatsbankerott würde die Bewegung noch verſtärken.

Wer an die Spitze dieser kommen würde, hätte wahrscheinlich nicht viel hiebei zu verlieren, jedenfalls aber Alles zu wagen, und Aussicht, anderwärts mehr zu gewinnen. Auch zeigt uns das neueste Beispiel Nordamerikas, wie es um Treu und Glauben der freien Staaten ohne Drang von Außen steht.

Ein weiteres allgemein vorkommendes Zeichen ist die Verminderung der Ehen, besonders in den mittleren und höheren Ständen. Wie diese Verminderung auf die allgemeine Sittlichkeit, auf den Ton der Gesellschaft wirke, ist schon vielfach abgehandelt worden, aber unseres Wissens noch nie, daß dadurch eine ungleich größere Unabhängigkeit von der Staatsgewalt und den Wechselfällen der Zeit hervorgebracht werde. Wer allein an sich selbst zu denken hat, handelt ganz anders, als wer als Hausvater einige andere Existenzen an seine geknüpft hat. Daher ist es meist verordnet, daß nur Familienväter in den nordamerikanischen Senaten sitzen können.

Die sociale Anarchie, welche jenseits den von beiden Ansichten anerkannten Schranken ihre Macht zu äußern droht, kann gerade von den Folgen eines langen Friedenszustandes eine um so kräftigere Hülfe hoffen, je länger dieser dauern wird. Die Uebervölkerung, das Entstehen sehr großer Reichthümer neben zahlreicher drückender Armuth, die erstaunliche Vervollkommnung der Werkzeuge, durch welche Handarbeit überflüssig und der Arbeiter selbst vorläufig brodlos wird — wem haben diese Erscheinungen nicht schon mehr als einmal heiß vor der Stirne gemacht?

Und diesen Thatsachen gegenüber bemerken wir die auffallend zunehmende Schwäche der Anstalten, welche in den Tagen unserer Väter die bürgerliche Gesellschaft denn doch noch erträglich zusammengehalten hatten.

Sämmtlichen Kirchen droht neben dem Indifferentismus in ihren Mitten die schonungsloseste Kritik an einem, das starreste Festhalten im Alten am andern Endpunkte.

Die Zahl der gefährlichen, alle sittliche Grundlage negirenden Bücher vermehrt sich täglich, und das Gift senkt sich stets tiefer in die unteren Schichten der Gesellschaft herab.

Die höheren Stände haben durch ihre Erlebnisse sich genöthigt geglaubt, sich schroffer von den Massen auszusondern,

und das der allgemeinen Bildung ſonſt ſo erſprießliche väterliche Verhältniß des Höheren zum Niederen, des Herrn zum Diener, des Grundbeſitzers zum Grundholden und Tagelöhner iſt verſchwunden.

Brauchen wir nach allem dieſem noch zu erwähnen, daß der Verkehr die Genüſſe aller Art den Proletariern nahe und zu nahe gebracht hat, als daß ſie die Hand nicht darnach ausſtrecken ſollten, und daß mit der Beſchränktheit der alten Zeit auch die Zufriedenheit mit der Lage aufgehört hat, in welche die Vorſicht die Mehrzahl der Menſchen ſetzte?

Wahrlich, es bedürfte ungleich weniger Beweggründe, als die hier angedeuteten ſind, um alle wohldenkenden Männer in beiden ſich gegenüberſtehenden Schaaren zur Vereinigung mit den Gegnern zu bewegen; denn die Gefahr liegt jenſeits der Grenzlinien, welche beide anerkennen, in dem Traurigſten, was uns je zuſtoßen kann, in einer ſcheußlichen Anarchie und in deren nothwendigen Folge, einem auf vorhergegangene Nivellirung geſtellten Deſpotismus!

Zuwarten, bis Kräfte und Abſichten des Feindes ſich vollſtändiger entwickelt haben, iſt ſo oft ſchon die traurige Entſchuldigung der Trägheit, Schwäche und Beſchränktheit geweſen, und wir haben zur Genüge erlebt, daß die Berechnung der Zeit ſehr oft trügt, binnen welcher eine gegebene Erſcheinung im Menſchheitsleben ſich vollſtändig darzuſtellen vermag. Wäre die drohende Krankheit bereits zu völliger Ausbildung gediehen, ſo würden die Meinungsſchattirungen ſchnell in Eine zuſammenfließen, und, um durch bekannte Parteinamen die Sache zu verdeutlichen, Whigs und Tories gegen Repealer und Chartiſten für Einen Mann ſtehen müſſen.

Wir haben unlängſt ein Beiſpiel erlebt, wie die für die trefflichſte gehaltene Löſchcompagnie dem Brande zu Hamburg nicht Einhalt zu thun vermochte. Kleine Feuersbrünſte hatte ſie ſtets bewältigt, bei einer größeren war ſie eher ſchädlich, weil ſie das Volk an unthätiges Zuſehen gewöhnt hatte. Da ſchützt allein feuerfeſte Bauart und allgemeines Eingreifen. Dieſe Lehre wünſchten wir von Staatsmännern möglichſt beherzigt.

Feuerfeſte Bauart der Staaten iſt freilich eine gewal-

tige Aufgabe in jeder Zeit, am meiſten in einer ſo krankhaft aufgeregten, und nachdem man ſo lange ſich mit nothdürftigem Ausbeſſern nach ſo vielen Erſchütterungen hatte behelfen müſſen. Hier wird die geſchichtliche Grundlage vorzüglich zu berückſichtigen ſeyn, auf welcher die Geber ſowohl als die Steber fußen wollen. Auf dieſe Grundlage ſo zu bauen, wie der innere Organismus unſeres Volks es erheiſcht, weiſe Einrichtungen nicht deßhalb zu verſchmähen, weil ſie ſich bei dem politiſchen Gegner vorfinden, iſt hier gebotene Nothwendigkeit. Selbſterkenntniß wird uns ſagen, was, und richtige Beurtheilung der Verhältniſſe — wie weit wir fortbilden ſollen, was durch alle Zeiten ſich dem deutſchen Volke als ſeinem Weſen angemeſſen und mit dieſem verwachſen gezeigt hat. Aber fortgebildet, organiſch ausgebildet muß Alles werden, was Leben haben ſoll; nur die Mumie bleibt durch Jahrtauſende, wie man ſie in die vielfachen Hüllen gelegt hat. Das deutſche Weſen iſt ſehr biegſam, aber zugleich unendlich zähe, und wir lieben zwar, daß andere für uns denken und uns befehlen, was zu unſerem Heile dient, aber in unſerem für ſich wollen wir unbehelligt bleiben. Damit nun nicht die Compreſſionsmaſchine von Oſten und Weſten — jener Lieblingsgedanke Chateaubriands — uns auf einmal eine gewaltſame Concentration aufdringe, damit wir uns naturgemäß nach Stämmen und Gauen, nach Ständen und Innungen entwickeln mögen, bedarf es bei den vorhandenen zerſetzenden Elementen eines raſtloſen Arbeitens an Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes, großer Sparſamkeit und Offenheit von Seiten der Regierungen, um die Geſammtkraft des Volkes zu der ihrigen zu machen.

Alſo allgemeines Eingreifen zu Erhaltung der bürgerlichen Exiſtenz, der Volksthümlichkeit, ja der Civiliſation! Mögen die Männer des Beſtandes wie die Männer der Bewegung noch ſo viel wider einander auf dem Herzen haben, möchten die Erinnerungen an vergangene Kränkungen auch noch ſo bitter ſeyn, das drohende Meduſenhaupt wird für beide emporgehoben werden, und unſere Zukunft könnte dieſelben Nothwendigkeiten bringen, welche vor 1813 die Liberalen mit dem Adel, die eifrigſten Katholiken mit den erklärteſten Proteſtanten in Einen Bund wider fremde Zwingherrſchaft vereinigt haben.

Wollen wir zum zweitenmal warten, bis die gewaltige Hand des Verhängniſſes die vereinzelten und wider einander gekehrten Pfeile in ein Bündel zuſammenfaßt? Dürfen wir wieder auf ein Zuſammentreffen von Umſtänden und Perſönlichkeiten hoffen, wie die waren, welche damals uns erretteten?

Jeder ſehe ſich ehrlich um in ſeinem Hauſe, in ſeiner nächſten Umgebung, er betrachte die Erſcheinungen der Literatur, die Stellung des Volks zur Staatsgewalt, der Armen zu den Reichen, der Mitglieder einer Kirchengemeinde zu dem Prediger, der Literatur zu der Sittlichkeit, und wage dann noch zu behaupten, daß die jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtände ſtark genug ſeyen, einem kräftigen Stoße zu widerſtehen.

Wenn aber irgend ein Volk noch die Elemente eines vernünftigen Gehorſams beſitzt, ſo iſt es das deutſche. Es hat das Bedürfniß, ſich gehen zu laſſen, die Mühe des Regierens, ja die Normirung ſeines äußern Lebens nicht ſelbſt zu beſorgen; es währt lange, bevor es in die freilich nicht umſonſt ſo gefürchtete deutſche Wuth geräth. Es iſt noch fähig, etwas zu thun um Gottes und ſeines Gewiſſens willen. Das hat es gezeigt bei dem Kreuzzuge nach dem heiligen Grabe unſerer Civiliſation, bei der Befreiung Griechenlands. Wohl iſt es auch hier mit ſchmählichem Undanke gelohnt worden, es würde aber bei ähnlichem Falle dennoch wieder dem Zuge ſeines Herzens folgen. Wo ſolche Erſcheinungen noch vorkommen, da iſt eine ſchöne Zukunft vorherzuſagen, wenn nicht von Innen der Wurm am Marke des Baumes nagt.

Dieſes unſer Volk verdient es wahrlich, daß man ihm vertraue, daß ſeine Regierungen zuverſichtlich ihm nicht nur ihre Errettung in Tagen der Gefahr, ſondern auch alles anvertrauen, was ihm, unbeſchadet der Ueberwachung und der Erreichung des gemeinſamen Zwecks anvertraut werden kann.

Daß Preßfreiheit mit ſtrengen Strafen der Preßvergehen, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Gerichten und einem Theile der Verwaltung, daß Gleichheit vor dem Geſetze und in Wehrpflicht in den dringendſten Bedürfniſſen der Zeit liegen, daß ſie von dem, was man bereits zugegeben hat, poſtulirt werden, und daß es ſich gegenwärtig nur um das früher oder ſpäter, um das zugleich oder nach und nach handle,

das, glauben wir, werden ſcharfſichtige Verfechter des Beſtehenden wenn nicht Andern, doch ſich ſelbſt eingeſtehen müſſen. Für ſie iſt demnach bereits dieſe Frage zur Zeitfrage geworden und ſie haben zu bedenken, was durch kluges Zuvorkommen, verbunden mit dem Bemühen, die böſen Säfte abzuleiten, gerettet, welche minder bedrohliche Zukunft vorbereitet werden könne.

Die Männer des Vorſchritts werden aber finden, daß wenn nicht bei Zeiten vorgeſehen wird, das von ihren vernünftigen Forderungen geſetzte Ziel überlaufen, und ein Ereigniß herbeigeführt werden werde, welches dem geradezu entgegengeſetzt iſt, deſſen Erſtrebung ihre politiſche Religion iſt. Wohl hat Frankreich ſchöne Erfolge errungen, aber um welchen Preis? Um das Blut einer ganzen Generation, um den Fluch Europa's, um die Unterbrechung des Rechtszuſtandes. Und nun, nachdem es Alles durchprobirt, ſieben Verfaſſungen beſchworen hat, ſtrebt es vergebens, einen auf die Dauer berechneten Zuſtand zu erwerben. Dieſen aber findet man nicht ohne religiöſe, geſchichtliche und häusliche Grundlage. So ſcheint dieſes Volk auch im Politiſchen dazu verdammt zu ſeyn, was es ſo gerne iſt im frivolen Reiche der Mode und der geſelligen Formen. Wenn von dorther uns Heil zugekommen iſt, ſo geſchah es ſtets wider Willen der Geber und zu ihrem Schaden.

Die romaniſchen Völker haben zur Loſung Revolution, die germaniſchen aber Reform. Daß dieſe rechtlich, vernünftig und vollſtändig kommen möge, im Geiſte unſeres Volks, analog mit ſeiner Geſchichte, daß das Recht ſeine Kraft auch nicht einen Augenblick verliere, daß keines der nothwendigen Zwiſchenglieder des langen Entwickelungsprozeſſes überſprungen werde, das ſey die Sorge derer, welche in Schrift, Wort und That die Sache des Volks vertreten. Wer zu viel fordert, findet ſchrofferen Widerſtand, als der, welcher billiges Uebereinkommen in Ausſicht ſtellt, und wer bedenkt, welcher Erfolge ſich die letzten dreißig Jahre zu rühmen haben, wird gerade durch die ſich herausſtellende Naturnothwendigkeit weiterer Entwickelung zu Geduld und Mäßigung gewieſen. Die öffentliche Stimme wird täglich gewaltiger. Auch ohne äußern Drang wird ſie ihr Feld behaupten und erobern, was ſie mit Fug und Recht anſpricht. Sie wird gleichförmigere Geſetzgebung, gleiches Maaß und Gewicht, Bundespoſt

und Abſchaffung der öffentlichen Glücksſpiele ſo gut durchzuſetzen wiſſen, als ſie den Zollverein, Münzberichtigung und Inſpicirung der Bundesheere zu Tage gebracht hat. Sie wird unſern Handel erweitern und die Regierungen bewegen, endlich einmal kräftig aufzutreten wider die ſchreienden Unbilligkeiten Hollands, welche dieſes gegen das zerſtückelte Deutſchland ſich herausnehmen durfte. Sie wird dem dringenden Bedürfniſſe einer organiſirten Auswanderung, einer durchgeführten Vereinigung der bäuerlichen Verhältniſſe abzuhelfen wiſſen.

Wenn an unſerm Geſichtskreiſe die Flamme eines Kriegs heraufleuchten wird, von welcher Seite her ſie auflodern mag, ſo wird es zu ſpät ſeyn, für die Einen zuzugeſtehen, für die Andern einzuhalten. Wohl ſchützt ſich der Jäger in den amerikaniſchen Prairieen, wenn er den Grasbrand erblickt, dadurch, daß er ſelbſt das Gras anzündet, und in dem ſich ſtets erweiternden Flammenkreiſe ſich ſichert, aber der elektriſche Funke einer Volksbewegung unterliegt ganz andern Geſetzen — man denke an 1830 — und Gott handhabt die Zeit auf eine andere Weiſe, als die Menſchen ſie handhaben wollen.

Der alte Verfechter der deutſchen Sache E. M. Arndt ruft in ſeinem *Verſuch einer vergleichenden Völkergeſchichte* aus: *Gott gebe uns einen guten Krieg!* Wir waren verſucht, ſtatt dieſer Worte mit dem Wunſche zu ſchließen: *Gott gebe uns einen politiſchen Luther!* Da aber dieſer ohne einen *guten* Krieg ſchwerlich gedacht werden kann, ſo begnügen wir uns, dieſes für alle Zeiten köſtliche, für unſere Zeit aber einzige Werk den *Gehern* ſowohl als den *Stehern* zu ernſter Beachtung zu empfehlen. Wer durch ſolche Werke nicht gekräftigt, zu herzlicher Verſöhnung, zu unermüdeter Vorſicht gemahnt wird, den mögen die Geſchicke belehren, den Wollenden führen, den Widerſtrebenden nachzerren.

P. S. M.

Der projectirte Canal von Suez.

Durch das Ausbleiben der im September erwarteten oſtindiſchen Poſt wurden kaufmänniſche Verſammlungen an den bedeutendſten engliſchen Börſenplätzen veranlaßt, auf Mittel und Wege zu ſinnen, um die Verbindung mit dem fernen Oſten, deren Wichtigkeit von Tag zu Tag mehr erkannt wird, möglichſt zu beſchleunigen. Die Kunde von dem Verluſt des Dampfſchiffes Memnon, das an der Küſte des rothen Meeres geſtrandet, hat jene Beſtrebungen keineswegs entmuthigt. Vielmehr ſtellte ſich die Aufgabe dahin, den Poſtenlauf ſo zu regeln, daß (abgeſehen von ſolchen Unglücksfällen) in London binnen Monatsfriſt Nachricht aus Bombay, und binnen zwei Monaten in Bombay Antwort aus London eintreffen möge. Eine Zeiterſparniß von wenigen Tagen würde dazu hinreichend ſeyn: denn gegenwärtig geht die oſtindiſche Poſt immer am 4. jeden Monats von London ab, während die fällige Poſt vor dem 7. nicht erwartet werden darf. Das Mittel findet man in der Durchſtechung der Landenge von Suez, das iſt, in der endlichen, dem heutigen Stande der Technik entſprechenden, Erneuerung der alten Canalverbindung zwiſchen dem rothen und dem mittelländiſchen Meere. Mag Läſſigkeit und Unverſtand, mag der Sand der Wüſte den Canal längſt verſchüttet haben; mag der Staub gelehrter Unterſuchung, die den Spuren nachgegangen war, ſelbſt dieſe Spuren dem regeren Blick der praktiſchen Welt noch immer verborgen halten; Thatſache bleibt es doch, daß der Canal beſtanden hat, und zwar in zwei ganz verſchiedenen Zeiträumen. Ein dringenderes Bedürfniß, eine großartigere Entwickelung der Dinge mahnt

heute, das Werk der Ptolemäer und der Kalifen der Vergessenheit zu entreißen. Die Erinnerung berührt bei jedem Schritt die anziehendsten Standpunkte des Weltverkehrs, die großen Epochen der Völkergeschichte.

In Verbindung mit dem Entwurf eines neuen Canals steht der zweite Vorschlag, die ostindische Post inskünftige nicht mehr durch Frankreich, sondern durch Deutschland gehen zu lassen — auf der Linie von Triest nach Hamburg. Nimmt man die völkerrechtliche Seite des ganzen Unternehmens hinzu (eine Seite, die bis jetzt öffentlich noch gar nicht besprochen, ja nicht einmal angeregt ist), so überzeugt man sich leicht, daß hier nicht bloß ein englisches Interesse vorliegt, daß jede Nation, die sich fühlt, in sich selber die Aufforderung finden muß, ihre Blicke auf diese Angelegenheit zu heften. So ists demnach nicht allein (wie bei dem Unternehmen von Panama) das Anziehende der Frage im Allgemeinen, sondern es sind geradezu die deutschen Interessen, welche zu einer Besprechung in einer deutschen Zeitschrift einladen. Den Betrachtungen aber, welche sich uns darbieten mögen, wird ein rascher historischer Ueberblick der Thatsachen, in den verschiedenen Zeiten der Vergangenheit, voranzusenden seyn.

1. Der Canal zu den Zeiten des classischen Alterthums.

Der erste Zeuge, den wir zu hören haben, ist Herodot. Er berichtet (2, 158), der König Necho von Aegypten habe einen Canal nach dem rothen Meer zu graben angefangen; bei der Arbeit seyen 120,000 Menschen zu Schaden gekommen; der König habe den Bau eingestellt, nachdem ein Orakelspruch ihn gewarnt, „er arbeite für den Barbaren." An einer andern Stelle (4, 42) heißt es, als Necho den Canal aufgegeben, habe er phönicische Männer zu Schiff entsandt, mit dem Geheiß, vom rothen Meer aus einen Weg zu suchen, der sie durch die „Säulen des Hercules" (die Straße von Gibraltar) an die Nordküste Aegyptens zurückführen werde. Im dritten Jahr,[1] nachdem sie

[1] Bartolomeu Diaz hat 16 Monate und 17 Tage bei der ersten Umschiffung zugebracht, auf der er doch nicht weiter kam als bis zum 33sten Grad südlicher Breite. Barros bei Soltau 1, 69.

unterwegs mehrfach gelandet, gesäet und geärntet hatten, war die Fahrt vollbracht — die erste Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung. So wird gleich bei der ersten Erwähnung des Canals die Wechselbeziehung zwischen dem Landweg und dem Seeweg in Evidenz gestellt. Herodot erzählt ferner, der Perserkönig Darius habe den Canalbau wieder aufgenommen; nicht auf der kürzesten Strecke, nicht direct von Meer zu Meer, sondern der Canal sey mit Nilwasser gespeiset worden, also mit dem östlichsten Arm des Stromes in Verbindung gesetzt, und zwar (wie aus der Beschreibung erhellt) etwa an der westlichsten Biegung desselben. Die Richtung des Canals ging demnach nicht von Süden nach Norden, sondern von Osten nach Westen, und so begreift es sich, daß die Dauer der Fahrt auf vier Tage angegeben wird. Uebrigens war der Canal breit genug, um zwei Dreiruderer zu gleicher Zeit aufzunehmen. Noch einmal (4, 39) wiederholt Herodot ausdrücklich, der Canal des Darius führe vom Nil ins rothe Meer. So mißtrauisch man in unsern Tagen gegen die Sprache jusqu'à la mer geworden, die Worte des Alten lassen keinen Zweifel übrig, er hielt das Werk für vollendet.

Doch sagt uns etwa hundert Jahre später Aristoteles,[1] daß es nicht, und weßhalb es nicht zu Ende gebracht worden sey. Er erkennt es an, von welchem Nutzen eine Schifffahrt-Verbindung an dieser Stelle seyn würde; er kennt auch mehrere Versuche; den ersten habe schon Sesostris gemacht, einen spätern Darius, aber man habe gefunden, daß das rothe Meer höher liege als das Land, deßhalb haben beide Könige die Arbeit eingestellt, damit nicht das Nilwasser durch die einströmende salzige Fluth verdorben werden möge.

Alexander der Große hat die Wichtigkeit Aegyptens gewürdigt, wie Keiner vor ihm; er hat den besten Hafenplatz zum Sitz des Welthandels ausersehen. Er war der Erbe der Pharaone und der Perserkönige; ist ihm ihr Lieblingsgedanke, die Verbindung der beiden Meere, fremd geblieben? Kein abendländischer Geschichtschreiber (soviel uns bekannt) sagt, daß er sich damit beschäftigt. Nur die spätere morgenländische Sage scheint seinen

[1] Meteorol. 1, 14.

Namen auch mit dieſem Entwurf in Verbindung gebracht zu haben. So ward wenigſtens der große Albuquerque,[1] auf ſeinem Zuge nach dem rothen Meer, aus arabiſchen Schriften berichtet; die Araber, mit welchen er ſich unterhielt, verſicherten auch, es ſeyen noch Spuren des Canals vorhanden.

Dieſe Spuren ſind noch jetzt vorhanden, den Arabern aber iſt zu Gute zu halten, wenn ſie die Unternehmung des großen Mannes würdig erachteten, während uns glaubwürdig bezeugt wird, daß der Gedanke jedenfalls einem Früheren, das Verdienſt der Ausführung einem Späteren angehört. Diodor von Sicilien (1, 33), welcher Aegypten ſelbſt beſucht, ſagt nämlich, nachdem er die Beſorgniß des Darius angeführt, das Durchſtechen der Landenge würde, wegen der höheren Lage des rothen Meeres, eine Ueberſchwemmung von ganz Aegypten zur Folge haben: „ſpäter vollendete Ptolemäus II. den Canal, und ließ an der tauglichſten Stelle eine mit vieler Kunſt gebaute Schleuſe anbringen; dieſe ließ er zur Durchfahrt jedesmal öffnen und ſchnell wieder verſchließen, ſo daß man nie länger, als gerade nöthig war, offen ließ; nach dem Erbauer heißt der durchfließende Strom Ptolemäus, und am Ausfluß liegt eine Stadt Namens Arſinoë." Auch Strabo, wenn gleich nicht aus eigener Anſchauung, verſichert (17, 1, S. 444 Tauchn.), die Ptolemäer haben vollends durchgegraben, und die Strömung im Canal mit einem Waſſerthor verſehen, ſo daß man nach Belieben ins äußere Meer hinausfahren oder von da wieder zurückkehren konnte. Strabo fügt hinzu, der Canal ſey hundert Ellen breit, und tief genug geweſen, um große Laſtſchiffe zu tragen.

Es iſt durchaus kein Grund vorhanden, dieſen Berichten zu mißtrauen, wenn man die Sache im Zuſammenhang mit der Ausdehnung und Pflege des Handels unter den Ptolemäern betrachtet. Hören wir darüber Droyſen.[2] „Das Wichtigſte von

---

[1] Commentarios do grande Afonso d'Alboquerque 4, 37 (Lisb. 1774). „Segundo os Mouros tem por suas escrituras, quando Alexandre conquistou esta terra, teve pensamento de romper este mar com o do levante (dem Mittelmeer, nach dem für den Standpunkt der portugiſiſchen Halbinſel bezeichnenden Ausdruck) polo rio Nilo."

[2] Im ſo eben erſchienenen zweiten Band der „Geſchichte des Hellenismus" S. 47.

Allem war, daß Aegypten, bis dahin faſt auf die Getreideexporten beſchränkt, nun die Straße des Welthandels wurde; mit der größten Sorge achteten die Lagiden darauf, den indiſchen Handel, den Handel von Arabien, von Aethiopien über Aegypten zu ziehen; mehrere Städte an der Küſte des rothen Meeres wurden begründet, die arabiſchen Seeräuber zu Paaren getrieben, der alte Canal des Necho wieder fahrbar gemacht, die Straßen von Berenice und Myoshormos nach Koptos hin eingerichtet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der größte Theil der dorther kommenden Einfuhren wieder ausgeführt wurde; bis in das ſchwarze Meer fuhren ägyptiſche Schiffe; die Rückfracht von dort wurde meiſt ſogleich den Nil hinauf gebracht, um nach dem rothen Meer hin verladen und nach den Südländern weiter verfahren zu werden. Unzweifelhaft war unter dem zweiten Ptolemäer Alexandrien bereits der größte Handelsplatz der Welt." Beſonders bemerkenswerth iſt eine Aeußerung des Strabo (a. a. O. 434) über die großen Handelsflotten, welche nun direct nach Indien gingen, während früher kaum zwanzig Segel über das rothe Meer ſich hinausgewagt, ſo wie über die hohen Zollſätze, welche die werthvollen indiſchen Waaren allerdings tragen konnten, und zu deren Auflegung das factiſche Monopol einlud, welches Alexandrien ſeiner einzig günſtigen Lage verdankte.

Denkt man ſich den Canal als ein weſentliches Glied in der Kette dieſes Verkehrs, der drei Welttheile unter ſich verband, ſo iſt freilich die Notiz befremdend, daß Kleopatra nach der Schlacht von Actium den Gedanken gefaßt, über die Landenge, wo ſie am ſchmalſten iſt, Schiffe nach dem rothen Meere zu ſchaffen, um daſelbſt mit ihren Schätzen unter Segel zu gehen und eine neue Heimat zu ſuchen. „Es war," ſagt Plutarch,[1] „ein großartig abenteuerliches Beginnen." So konnte er es offenbar nicht nennen, wenn der Canal in anerkannter Wirkſamkeit beſtand.

Was war denn nun aus dem Canal geworden? Oder ſoll man zwiſchen der eben erwähnten Thatſache und den vorhin angeführten Ausſagen einen nicht auszugleichenden Widerſpruch annehmen? Das wird nicht nöthig ſeyn. Unterſcheiden wir die

[1] Im Leben des Mark Anton, 948. C.

Zeiten, und die verschiedenen Zeugnisse können jedes bei seinem Werthe bestehen bleiben.

Diodor hat dreißig Jahre auf sein großes Geschichtswerk verwendet; die Beschreibung des Canals findet sich im ersten Buche desselben. So kann die Kunde, auf welcher die Beschreibung beruht, geraume Zeit höher hinaufreichen, als die Schlacht von Actium. Strabo schrieb später; aber sein Gewährsmann über die ägyptischen Localverhältnisse war Artemidor, dessen Beobachtungen ein volles Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fallen. Wie, wenn der Canal nach bald zwei Jahrhunderten seit seiner Eröffnung wesentlicher Verbesserungen bedurfte, und wenn ein entartetes Königsgeschlecht ihn vollends in Verfall gerathen ließ? Wie diese Ptolemäer mehr und mehr in üppiges Nichtsthun versanken, das weiß nicht nur Strabo selbst zu erzählen (a. a. O. 430), jedes Blatt ihrer Geschichte bezeugt es. Die Wirren aber vor der Schlacht von Actium waren am wenigsten dazu gemacht, die Unterhaltung öffentlicher Bauten gebührend wahrzunehmen.

So wird es uns auch nicht irre machen, wenn Plinius in seinem encyklopädischen Werke (H. N. 6, 29) keine bis ins rothe Meer führende Schifffahrt kennt, sondern den Sandweg über die Erdenge sehr abschreckend beschreibt, dessen Richtung durch eingerammte Pfähle einigermaßen bezeichnet sey.[1] Er läugnet sogar, daß Ptolemäus den Canal vollendet, und weiter als bis zu den bittern Landseen geführt habe, indem er auf diesen König die Motive überträgt, welche den Darius vom Weiterbauen zurückgehalten. Und doch kennt er einen Strom, der bei Arsinoë vorbeifließe, und welchen Ptolemäus nach seinem Namen genannt habe, was kaum etwas Anderes seyn kann, als eben das letzte Stück des alten, in seinem Zusammenhang unterbrochenen, damals nicht mehr praktikabeln Canals.

Etwas später taucht wieder eine Notiz auf über die Schiffbarkeit bis ins rothe Meer.[2] Auch dies erklärt sich: der Kaiser

[1] Aehnliches kann man noch heutzutage auf der Segeberger Haide sehen: bei starkem Schneefall keine überflüssige Vorsicht.

[2] Lucians Alexander 44. Die Verfasser der Description de l'Égypte, welche sich übrigens gar nicht die Mühe geben, die Aussagen der Alten unter sich zu vereinigen, haben diese Stelle nicht beachtet. Drovsen

Hadrian erneuerte den Canal und nannte ihn nach seinem Vorgänger Trajan: wie denn auch der Geograph Ptolemäus (4. 5. § 54) wenigstens den oberen Theil des Canals als Trajanfluß aufführt.

Fassen wir die Resultate zusammen. Schon das Alterthum hat die Zweckmäßigkeit einer Verbindung von Meer zu Meer erkannt: die kürzeste Strecke zu wählen wagte man nicht, man benutzte die Gewässer des Nilstroms, denen man auf Umwegen sich zu nähern suchte. Auch diese Linie hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen; aber man wußte sie endlich zu überwinden, und wenn das Werk gestört war, der Gedanke war doch nicht ganz aufgegeben. So stark war der Reiz, so mächtig die Aufforderung selbst bei einem niedrigeren Stande der Technik. Immer und immer wieder sagte der Blick auf die Karte: das müßte seyn, das muß werden.

2. Der Canal unter den Kalifen.

Andere Zeiten kamen. Vom oströmischen Reich ward eine Provinz nach der andern durch die Araber abgerissen. Amru, der einst den Propheten verhöhnt, dann mit allem Eifer eines Neubekehrten für die Herrschaft seiner Lehre strebte, erwartete nicht erst den Befehl des Kalifen; auf eigene Hand wandte er die Waffen gegen Aegypten, und die Eroberung gelang. Mit glühenden Farben schildert er dem Kalifen die Wunder und die Herrlichkeit des Landes, „das Silber der Welle, den Sammt des Wiesengrundes, das Gold der reichen, vollen Saat.“ [1]

In Arabien war Hungersnoth. Der Kalif Omar schrieb an seinen Statthalter: „Amru, ich schwör' es bei meinem Leben, Du und die Deinen, Ihr schwelgt im Fett des Landes, wir aber sind in bittrem Mangel. Hilf, daß die Gläubigen nicht verschmachten, hilf, Gott wird Dir's vergelten.“ Amru erwiederte: „Ich komme, Fürst der Gläubigen, ich komme; ich sende Dir einen

(a. a. O. 735) hat sie geltend gemacht. — Es wäre weit seltsamer, wenn die Alten in ihren Aussagen, die sich doch auf verschiedene Zeiten beziehen, übereinstimmten. So wie es ist, geben sie wohl ein ziemlich treues Bild der Schwankungen, die für den Fortgang des Unternehmens so bezeichnend sind.

[1] Gibbon Cap. 51, Anm. 128.

Zug Laſtthiere, davon das erſte ſchon bei Dir ſeyn ſoll, wenn das letzte noch vor mir ſteht." In der That, der Zug war lang, die Ladung erwünſcht und der Weg weit. Dem Kalifen dünkte er zu weit; er trug dem Statthalter auf, einen Canal vom Nil ins rothe Meer herzuſtellen, damit die heiligen Städte leichter mit Lebensmitteln von Aegypten her verſehen werden könnten. Amru rathſchlagte mit den Aegyptern; ſie meinten, es würde ihr Unglück ſeyn, wenn das Fett des Landes fortwährend nach Arabien hinüberträufeln ſollte. Amru ging darauf ein, und ſtellte das Unternehmen ſehr ſchwierig dar. Omar aber durchſchaute den Zuſammenhang. „Ich ſchwöre beim Allmächtigen," ſchrieb er an Amru, „wenn Du es nicht thuſt, ſoll ein Anderer es thun; alſo ſinne darauf, wie Du es in Jahresfriſt vollendeſt." Amru ſah, daß es Ernſt war, ſtellte ſo viele Arbeiter an als er brauchte, und bevor das Jahr zu Ende war, gingen Schiffe vom Nil nach dem rothen Meer, und brachten den Arabern Getreide und Linſen und Zwiebeln[1] und Schlachtvieh.[2]

So ward aus dem alten Königscanal der Canal des „Fürſten der Gläubigen." Nur die Verbindung mit dem Nil war (wie ſchon unter Hadrian geſchehen zu ſeyn ſcheint) mehr ſtromaufwärts, alſo ſüdlicher, gewählt, als es unter den Ptolemäern der Fall war.

Der Zweck der Anlage freilich war ein ganz anderer. Es handelte ſich lediglich darum, Arabien leichter von Aegypten aus zu verſorgen. Gerade dadurch wird es ſehr erklärlich, ſobald man der Geſchichte des Kalifats in ihren Hauptzügen folgt, daß von dem Canal weiterhin ſo wenig die Rede iſt, und daß man ihn in Verfall gerathen ließ. Die Ommiaden ſchlugen in Damascus den Sitz

---

[1] Was ſchon die alten Aegypter in dieſem Artikel geleiſtet, kann man im Herodot beim Pyramidenbau nachleſen.

[2] Nach den ziemlich übereinſtimmenden Berichten verſchiedener arabiſcher Schriftſteller, in der Description de l'Égypte (Band II. S. 361 ff. der Ausgabe von 1822). Abulfeda erwähnt den Canal nicht; aber ſeine Charakteriſtik des Amru ſtimmt ſehr gut zu dem Bericht, daß er nicht geneigt geweſen, die Fleiſchtöpfe Aegyptens den Arabern ohne Weiteres auszukehren. Amru hat einen ſpäteren Kalifen eindringlich daran erinnert, daß er im Stande ſey, beides, zu nützen und zu ſchaden. Abulf. Annal. Moslem 104 (der lat. Ueberſ. von Reiske).

einer Herrſchaft auf, welche auf Syrien und Aegypten ſich bald beſchränkte: in Arabien, in Perſien regierten andere Kalifen. Was war denn nun für ein Intereſſe vorhanden, den Verkehr zwiſchen Aegypten und Arabien zu befördern? Die Abbaſſiden pilgerten zwar hin und wieder nach den heiligen Städten; aber Keiner von ihnen hat daran gedacht, dort ſeine Reſidenz zu wählen. Unter Al-Manſur (754—774 n. Chr.) erſtand Bagdad, in aller ſeiner Pracht, der neue Herrſcherſitz des Fürſten der Gläubigen.

Im ſelben Jahr, das die Gründung von Bagdad ſah (762 n. Chr.), empörte ſich Medina unter Mahomet Ben Abdallah.[1] Da ließ Al-Manſur den Canal zuwerfen, um den Rebellen die Zufuhr abzuſchneiden:[2] eine rückſichtsloſe Maaßregel, die der Politik dieſes Kalifen[3] ſehr ähnlich ſieht, und übrigens in den Kriegsgeſchichten alter und neuer Zeit nur zu viele Parallelen findet. Haben doch die Türken und Engländer noch im März 1801 die Deiche durchſtochen und den Canal von Alexandrien ruinirt,[4] um die Franzoſen in dieſer Stadt deſto wirkſamer einzuſchließen.

Endlich iſt noch eine Notiz zu erwähnen, die uns Abulfeda in ſeiner Beſchreibung Aegyptens aufbewahrt hat.[5] Von Faramah am Mittelmeer bis Kolſum am rothen Meer ſind nur 70 arabiſche (etwa 15 deutſche) Meilen; in dieſer Richtung gedachte Amru einen Canal zu graben. Das iſt denn die Linie quer durch die Landenge, ohne die Gewäſſer des Nil zu Hülfe zu nehmen; es iſt, um es mit einem Wort herauszuſagen, die gerade Linie, welche die Engländer jetzt im Auge haben. Woran iſt dieſer Plan geſcheitert? „Omar, an welchem Gott ſeine Freude haben mag, hat gefürchtet, es möchten die griechiſchen Seeräuber kommen und die nach Mecca fahrenden Pilger plündern.“ Alſo Omar wollte ſo wenig, als einſt Pharao Necho, für die Barbaren arbeiten. Sehr möglich, daß auch Mehemet Ali keine Luſt haben wird, ſich dazu herzugeben: nicht eben aus zärtlicher Beſorgniß für die Pilger, denn er hat gar nichts dagegen, daß ſie

[1] Abulfeda a. a. O. 146.
[2] Descr. de l'Égypte 365.
[3] Abulfeda 152.
[4] Descr. de l'Égypte 245.
[5] Lateiniſche Ueberſetzung von Michaelis S. 7.

auf den Dampfböten der Ungläubigen das rothe Meer herunterfahren — „ſteht doch kein Wort gegen Dampfböte im Koran“ [1] — wohl aber aus andern, ſpäter zu erörternden Gründen.

3. Seeweg und Landweg.

Dreihundert Jahre liegen zwiſchen der Ankunft Vasco de Gama's in Oſtindien und der Landung Bonaparte's in Aegypten. Von unſerem Standpunkt aus geſehen, ſtehen die beiden Ereigniſſe unter einander in unverkennbarer Beziehung: durch die kühne Mehrfahrt von 1498 hat Aegypten ſeine Bedeutung für den Welthandel eingebüßt, die Waffenthat von 1798 ſchien beſtimmt, dem Lande dieſe Bedeutung wiederzugeben. Daß in der Zwiſchenzeit von dem Canal nur ſehr wenig die Rede ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt. Aber an der Schwelle dieſes Zeitraums finden ſich Verhältniſſe, ſelbſt im Verlauf deſſelben bemerkt man Entwürfe, die für unſere Betrachtung von großer Wichtigkeit ſind.

Jedermann weiß, daß Bonaparte in ſeinen Proclamationen an die Aegypter die Sprache eines guten Muſelmanns redete, und das Verdienſt der Franzoſen geltend machte, welche dem Papſte viel Leides angethan, und das Neſt der Maltheſer zerſtört, „weil dieſe Unſinnigen beſtändigen Krieg gegen die Muſelmänner für gottgefällig gehalten.“ Minder bekannt iſt, daß im Jahr 1504 der Sultan von Kairo einen Geſandten mit einem Schreiben an den Papſt abſchickte — „welcher Gott fürchtet und Gutes ſchafft, groß im alten Glauben der Chriſten, den König der nazareniſchen Könige, den Erhalter und Herrn der Meere und der Seeplätze, den Vater der Patriarchen und Biſchöfe, den Lehrer der Evangelien, den Weiſen in ſeinem Glauben und in den Dingen, welche recht und nicht recht ſind, gnädig den Königen und Fürſten, den Beſitzer des römiſchen Reichs, deſſen Ruhm Gott mehren möge.“ [2] Die Abſicht, welche dieſen Demonſtrationen

[1] Mehemet Ali's Antwort an Bowring — Report on Egypt 149.

[2] Bei Barros, Asia, Dec. 1. L. 8. c. 2 (2, 186. Lisb. 1777). Uebrigens waren ſchon früher Geſandte des Papſtes in Kairo erſchienen, um Reciprocität in der Behandlung der Muſelmänner im Abendlande und der Chriſten im Morgenlande anzubieten und auszuwirken. Miltitz Manuel des Consuls II. 1, 60.

zu Grunde lag, war in beiden Fällen eine sehr ähnliche. Der ägyptische Sultan wollte durch des Papstes Vermittelung zum Nachtheil der Portugiesen den Landweg, den ostindischen Verkehr über Aegypten, behaupten; der französische Feldherr wollte die ägyptische Bevölkerung und die Pforte gewinnen, um zum Schaden der Engländer den Landweg wieder herzustellen.

Werfen wir einen Blick auf den Zug des östlichen Handels am Ausgang des Mittelalters. Der große Stapelplatz im hohen Osten war Malacca.[1] Von da gingen die Waaren entweder nach dem persischen oder nach dem arabischen Meerbusen. Im erstern Fall waren zwei Wege, von Ormus nämlich (über Basra, den Eufrat hinauf) durch Armenien nach Trebisond, oder durch Syrien nach Beirut. Auch das rothe Meer hatte seine Stationen;[2] von mehreren Punkten her trafen die Güter über Kairo in Alexandrien ein. Die Waaren der westlichen Welt gingen auf denselben Straßen nach Osten. Nun war der Sultan von Aegypten zugleich Herr von Syrien. Es ist also klar, daß der größere Theil des gesammten Waarenzuges durch seine Länder ging, in seinen Häfen verschifft ward. Die Venetianer, Genuesen und Catalonier, welche vom Westen her diese Häfen besuchten, sicherten sich frühe schon durch Verträge[3] gewisse Privilegien; die Florentiner, nach der Eroberung von Pisa,[4] bewarben sich um die gleiche Gunst. Alexandrien war wiederum, wie unter den Ptolemäern, ein Welthandelsplatz; die Araber waren unendlich viel bessere Seeleute als die alten Aegypter, ihre Schiffe und zahlreiche arabische Ansiedler fanden sich in allen Seehäfen des Orients; freilich aber war ihren Regenten der Sinn für großartige Anstalten zur Förderung des Handels nicht gegeben, welcher die ersten

---

[1] Barros im Auszug bei Soltau 1, 224 f. Soltau hätte aber diese wichtigen Capitel vollständiger wiedergeben müssen. So verschweigt er z. B. die Notiz, daß in Malacca unter den östlichen Kaufleuten nur Waarentausch, ohne Gebrauch einer Münze, stattgefunden: sem entre elles haver uso de moeda.

[2] Siehe die Uebersichtstafel bei Steinbüchel „Dampfschifffahrt von Wien nach Trapezunt" 112 f.

[3] Des Nähere hat Mitiß a. a. O. 45, 109, 225.

[4] Die Instruktion der Gesandtschaft von 1422 bei Leibniß, Cod. Jur. Gent. Mantissa 2, 163.

Ptolemäer belebt hatte. Aegypten war, nach dem Fall mehrerer Dynastien, unter die Herrschaft der Mamelucken gerathen. Die Sultane dieses Stammes (Circassier seit 1382) scheinen für den Handel eben kein weiteres Interesse gehabt zu haben, als sofern er sie bereicherte; sie erhoben namhafte Abgaben vom Waarendurchgang, in der Form eines Eingangszolles von 5 und eines Ausgangszolls von 10 pCt.;[1] auch beneideten sie den Scheik von Aden (das außerhalb der Pforte des rothen Meeres gelegen, zugleich diente, den günstigen Wind zum Einsegeln abzuwarten) um den schwunghaften Zwischenhandel, und suchten durch Zollmaaßregeln Dschedda zur Hauptstation des rothen Meeres zu erheben.

Jedenfalls begreift man, daß Aegypten die Folgen der Umschiffung des Caps sehr bald und sehr empfindlich inne ward. Wohl war dem Sultan von Kairo das Treiben der Portugiesen ein „Dorn im Auge."[2] Die Zolleinkünfte nahmen ab; schon hieß es, die Pilger im rothen Meere seyen nicht mehr sicher. An den Sultan wandte sich der Samorin von Calicut, als an einen Mächtigen, nahe Betheiligten, und bat um Hülfe; der Scheik von Aden unterstützte das Gesuch und erinnerte den Schutzherrn des Glaubens an seine heilige Pflicht; in den Kämpfen im Osten sey vieles Blut von Gläubigen, ja von Abkömmlingen des Propheten, geflossen.

Der Sultan ließ verlauten, die christlichen Könige machten es gar zu arg; die Spanier haben die Mauren von Granada vertrieben oder gewaltsam bekehrt,[3] und nun haben ihm die Portugiesen vollends dies angethan; er aber lasse in seinen Gebieten Jeden seinem Erwerb nachgehen, ohne Ansehen der

---

[1] Ich nenne meinen Gewährsmann — Raynal 1, 57 — und bedaure, daß er den seinigen nicht genannt hat.

[2] Soltans Phrase. Barros sagt: eine Ohrfeige (huma bofetada).

[3] Barros verhöhnt die Anführung dieser Sache im Munde des Sultans, weil die Geschichte schon zwanzig Jahre früher vorgefallen sey. Aber der Sultan hatte seiner Zeit über die Verfolgung in Granada durch eine eigene Gesandtschaft vergebliche Klage geführt, und dem Pater Martyr, der nach Kairo geschickt ward, scheint es nicht gelungen zu seyn, den Sultan von der Nothwendigkeit des Verfahrens gegen die Mauren zu überzeugen. Prescott: Ferdinand and Isabella 2, 137.

Person oder des Glaubens; er werde sich gemüßigt finden, die heiligen Orte der Christen, alle ihre Reliquien zu zerstören, und die Christen, die der Handel in sein Land geführt, auszuweisen oder muselmännisch zu machen. Ein schreckhafter Mönch aus dem Kloster vom Berg Sinai, ein Spanier von Geburt, der Bruder Maure, bot sich dar zum Gesandten an den Papst, um so großes Uebel von den heiligen Orten abzuwenden: so entstand die Mission und das eben erwähnte Schreiben.

Der Papst nahm die Sache sehr ernst; im Consistorium ward beschlossen, den Frater mit dem Schreiben an die beiden gekrönten Häupter weiter zu senden, welche es zunächst angehe. Der König von Portugal freute sich, daß der Sultan bereits seine schwere Hand empfinde, nahm sich vor, seine Armaden zu verdoppeln, schrieb in diesem Sinn an den Papst, und ließ einfließen, es wäre wohl des heiligen Vaters würdig, die christlichen Könige, welche einander befehdeten, zur Eintracht und zu gemeinsamen Anstrengungen gegen die Ungläubigen zu vermahnen. Den Frater beruhigte der König, der Sultan werde kein Thor seyn, die Drohung auszuführen; er werde wenigstens den Gewinn festhalten, den der Besuch frommer Pilger seinem Lande bringe. Der gute Mann ward mit Geschenken für sein Kloster entlassen; er scheint zufrieden heimgekehrt zu seyn. Wenigstens hatten damit die guten Officien des Papstes ihre Endschaft erreicht; das Weitere entschied die Gewalt.

Im Jahr 1506 ging der große Albuquerque nach Indien; vier Jahre später ward er Almeida's Nachfolger als Vicekönig. In ihm kam zuerst der Gedanke zum vollen Bewußtseyn, daß der alte Handelsweg vernichtet werden müsse. Aus diesem Gesichtspunkt sind alle seine Handlungen zu beurtheilen. Viel wichtiger, als jede Ausbreitung des Gebietes, als jeder Sieg über einzelne Flotten des Sultans, erschien es ihm, sich derjenigen Punkte zu versichern, durch deren Besitz der Zug des Handels beherrscht werden konnte. Sein Sohn[1] bezeichnet die drei Punkte: Malacca, Ormus und Aden. „Hätte der König von Portugal auch Adens mittelst einer guten Festung sich versichern können, wie es mit Ormus und Malacca der Fall ist, so könnte er durch

[1] Commentarios do grande Afonso d'Alboquerque 4, 217.

die Beherrschung der drei Meerengen sich den Herrn der ganzen Welt nennen (wie Alexander that, als er den Ganges erreichte); denn mit diesen drei Schlüsseln ist aller Welt der Paß zu verschließen." Als es den Sturm auf Malacca galt, sprach Albuquerque zu seinen Kriegern:[1] „Ich bin gewiß, wenn wir diesen Paß von Malacca den Mauren entreißen, so ist der Sturz von Kairo und Mecca entschieden, so gelangt nach Venedig keine Specerei mehr, als die sie von den Portugiesen einkaufen." Albuquerque's Siege wurden in Rom durch festliche Aufzüge und eine Prunkrede (im October 1513) gefeiert; der Redner, Camillo Porzio,[2] hob es hervor, daß von Ormus eine Straße zu bahnen sey nach Jerusalem; der Held selbst wußte besser, was Ormus bedeute, und weßhalb es ihn noch in seinen letzten Stunden so lebhaft beschäftigte. An Aden scheiterte seine Macht; auch der Zug ins rothe Meer war ohne Lorbeeren.

Und doch suchten wieder und wieder seine kühnsten Gedanken das rothe Meer und dessen Küsten. Albuquerque wollte den Nil ableiten, um Aegypten zu verderben; er wollte in Mecca die Heimat und das Heiligthum des Islam zerstören.

Man hat den ersteren Entwurf, der durch seine großartige Herzlosigkeit Wunder erregt, ins Gebiet der Mythenbildung verweisen wollen,[3] weil sich darthun läßt, daß schon das Mittelalter von ähnlichen, und, wie man hinzufügt, unwahrscheinlichen Sagen voll sey. Allerdings kennt die Geschichte die früheren Drohungen äthiopischer (christlicher) Könige,[4] den Nil, sey's durch Stauung zurückzuhalten und zu theilen, sey's durch einen Canal abzuleiten, um Aegypten auf's Trockne zu setzen, und den Uebermuth seiner muselmännischen Herren zu züchtigen. Die Vorstellung aber von der Möglichkeit eines sehr ähnlichen, für Aegypten nicht minder

---

[1] Commentarios do grande Afonso d'Alboquerque 3, 133.

[2] Daselbst 3, 194.

[3] Aus einem Citat in Guhrauers unten anzuführendem Werk ersehe ich, daß Michaud in einer neueren Ausgabe (die mir leider nicht zur Hand ist) von seiner Geschichte der Kreuzzüge in obigem Sinne sich ausgesprochen hat.

[4] Beispiele in Ritters Afrika 850. Vgl. Gibbon Cap. 47 Anm. 151, und die ausführlichen Abhandlungen von Hiob Ludolf Hist. Aethiop. I. 8. im Commentar Nr. 66.

verderblichen Ereigniſſes iſt jedenfalls weit älter, als das Mittelalter. Es wird erlaubt ſeyn, an die Stelle des Herodot (2, 11) zu erinnern: „Sollte der Nil in den arabiſchen Buſen ausmünden, was verhindert ihn, innerhalb 20,000 Jahren denſelben zu verſchütten? Ich für meinen Theil erachte, daß er in 10,000 Jahren verſchüttet ſeyn würde.“ War doch das ganze Alterthum der Anſicht, Aegyptenland ſey nur eine Schöpfung des Nilſtroms. Iſt nun der Gedanke ſo alt (eben weil er ſo nahe liegt), ward er im Mittelalter mehrmals aufgefriſcht, galt die Sache (gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht) in der Meinung der Menſchen für ausführbar, ſo wird es nicht unwahrſcheinlich, ſondern in der That um ſo viel glaublicher, daß Albuquerque darauf einen Entwurf gebaut, begünſtigt wie er war durch die Verbindung mit dem chriſtlichen König von Abyſſinien, in welchem die Nebelgeſtalt des „Preſter Johann“ ſich verkörperte. Nun leſe man das unumwundene Zeugniß, das Albuquerques Sohn in den Denkwürdigkeiten[1] ablegt. —

„Zwei große Dinge hatte Afonſo d'Albuquerque in ſeinem Sinne beſchloſſen, wenn ihn der Tod nicht verhindert hätte (oder um es beſſer zu ſagen, wenn der König Don Manuel nicht, auf den Rath ſeiner Feinde, ihn aus Indien zurückberufen): das erſte, eine ſehr kleine Anhöhe durchzuſtechen, welche im Lande des Preſter Johann längs dem Nil läuft, um den Strom deſſelben in eine andere Richtung zu werfen, damit er nicht mehr die Ländereien von Cairo bewäſſern könnte. Oftmals hat er deßhalb den König Don Manuel erſuchen laſſen, er möge ihm geſchickte Arbeiter von der Inſel Madeira ſenden, welche daſelbſt Höhen durchſtechen, um Gräben zur Bewäſſerung des Zuckerrohrs zu führen. Es wäre leicht zu machen geweſen, denn der Preſter Johann wünſchte es gar ſehr, und wußte es nur nicht anzugreifen. Und wär' es ausgeführt worden (wie ich denn glaube, daß es ausführbar war, wenn nur Afonſo d'Abuquerque das Leben gehabt hätte), ſo würde das Land um Cairo gänzlich zerſtört worden ſeyn. Denn wenn die Völkerſchaften, welche zwiſchen Cana und Coſheir leben, im Stande waren, das Anſchwellen des Niles zu hemmen, ſo oft ſie mit

[1] Commentarios 4, 38 f.

dem Großsultan in Unluſt lebten, ſo iſt es klar, daß noch weit leichter Afonſo d'Albuquerque es zu Stande gebracht haben würde, mit dem Beiſtand des Preſter Johann."

Mit demſelben Wohlgefallen verweilt er bei der Ausführbarkeit des Zerſtörungszuges gegen Mecca und Medina, und kommt noch an einer andern Stelle [1] auf das Nilprojekt in kurzen, aber entſchiedenen Worten zurück; Machado [2] meint, es gereiche ihm zum ewigen Ruhm, auch nur daran gedacht zu haben, das Land des Großtürken wüſte zu legen. Man muß geſtehen, gründlicher war es nicht anzufaſſen, wenn der Handelsweg durch Aegypten für alle Folgezeit zerſtört, wenn das Werk Alexanders des Großen zu Grabe getragen werden ſollte.

Ueber ſolchen Entwürfen ereilte den Feldherrn der Tod (16. December 1515), beſchleunigt ohne Zweifel durch die Kunde, daß er in Ungnade gefallen und ein anderer an ſeiner Stelle nach Indien ernannt ſey. Mocht' es den undankbaren König gereuen, was er gethan, mocht' er in ſeiner Herzensangſt, weil der Sultan von Neuem rüſtete, dem Helden nachträglich die Erlaubniß anbieten, noch einmal in ſeinem Dienſte zu ſiegen — es war zu ſpät. Doch hat Albuquerque lange genug gelebt, um den Schrecken ſeiner Waffen, den Ruhm des portugieſiſchen Namens in alle indiſchen Gewäſſer zu tragen. Nicht den Nil hat er abgeleitet, aber den Strom der Reichthümer, den ein Zwiſchenhandel ſonder Gleichen Jahrhunderte hindurch auf ſtets anſchwellender Woge dem Nilthal zugeführt hatte.

Weit und breit ward es empfunden, daß der öſtliche Handelsweg ein anderer geworden. Es war der letzte Stoß für das hanſeatiſche Comtoir in Brügge; [3] auf Koſten Brügge's ſchwang ſich Antwerpen zur Stufe einer Handelsſtadt erſten Ranges empor, aus keinem andern Grund, als weil es den Portugieſen gefiel, dorthin ihre indiſche Waare zu bringen; und für Venedig iſt der Seeweg ums Cap verderblicher geworden, als der furchtbare Bund von Cambrai.

---

[1] Commentarios 4, 244.

[2] Bibl. Lusit. Der Auszug iſt dem erſten Bande der Denkwürdigkeiten vorangedruckt.

[3] S. Altmeyers eben erſcheinende Schrift des causes de la décadence du comptoir hanséatique de Bruges. S. 5.

Im Jahr 1516 eroberte Sultan Selim Syrien, Aegypten und die Schutzherrlichkeit der heiligen Städte. Noch vor hundertdreißig Jahren hatte sein Vorfahr Bajasid, der Emir der Osmanen, durch die Vermittlung des ersten circassischen Mamlukenfürsten, von einem Abbassiden den Sultanstitel erhalten.[1] Jetzt unterlagen die Mamluken dem Verrath und der Wirkung des Feuergewehrs, das ihre Väter,[2] als die Waffe des Feigen, verachtet hatten.

Selim baute ein Arsenal und schuf eine Flotte; der große Soliman wußte sie zu gebrauchen. Der Schauplatz seiner Seemacht liegt im Mittelmeer, mit einer einzigen Ausnahme, die uns näher angeht.

Soliman erhielt eine Gesandtschaft vom Fürsten von Guserat, der seinen Beistand nachsuchte gegen die Mongolen und gegen die Portugiesen, welche letzteren seine Hafenstadt Diu eingenommen hatten. Seine Schätze hatte der indische Fürst in dreihundert Kisten zu Mecca hinterlegt. Bald darauf lief die Nachricht ein, er sey von den Portugiesen getödtet. Soliman ließ die Kisten in den Schatz nach Konstantinopel bringen, staunte über der ausgesuchten Pracht der Arbeiten in Gold, Perlen und Edelgestein, und der Gedanke mag ihm aufgestiegen seyn,[3] ein Land, das dergleichen liefere, sey des Besitzes werth. Doch ist es glaublicher, daß ihm die Gelegenheit erwünscht war, die freie Fahrt und den gewinnreichen Handel der indischen Gewässer für seine Provinz Aegypten zurückzufordern. In Suez ward eine Flotte ausgerüstet; 24 Galeeren wurden von Cairo zu Lande nach Suez gebracht;[4] der achtzigjährige Soliman Pascha, der früher Statthalter von Aegypten gewesen war, erhielt den Oberbefehl. Die ganze Unternehmung ist eine ägyptische; auch erinnert es an die alte Zeit, und bezeichnet die Rücksicht auf die Handelsinteressen, daß Soliman Pascha sofort, gleich beim Ausegeln aus der Meerenge, bemüht ist, Aden zu

---

[1] Von Hammers Osm. Gesch. 1, 755 und 762 (der Ausgabe in 4 Bänden, Pesth 1834 f.)

[2] Hammer 1, 776.

[3] Barros' Darstellung, bei Soltan 3, 311.

[4] Barros ebendas. 313. Vgl. Hammer 2, 158.

unterwerfen. Er verſchmäht einen ſchimpflichen Treubruch nicht, um ans Ziel zu gelangen, und läßt eine Beſatzung in Aden zurück. Diu ward von ihm eingeſchloſſen und angegriffen, von den Portugieſen aber (auch von den Frauen) tapfer und erfolgreich vertheidigt. Was dem Türken außerdem im Wege ſtand, war das Mißtrauen, mit welchem die indiſche Bevölkerung ihn betrachtete; ſein Benehmen in Aden weckte den Verdacht, er ſey gekommen, nicht ſowohl um ſie von den Portugieſen zu befreien, als um ihr Land für den Sultan zu erobern.[1] Die Belagerung ward aufgehoben, und nach zehn Monaten lief unverrichteter Dinge die Flotte wieder (März 1539) in Dſchedda ein. Man kann dies als den letzten Verſuch von dieſer Seite her betrachten, Aegypten wieder in den Beſitz des indiſchen Handels zu ſetzen.

Sieben Jahre ſpäter finden wir einen portugieſiſchen Botſchafter in Konſtantinopel, aber ſeine Friedensunterhandlung geht nicht vorwärts, „indem Soliman durchaus nichts von der Waarenabgabe hören will, welche Portugal für die freie Schifffahrt der Osmanen in den indiſchen Meeren fordert.“[2] So hatten die Zeiten ſich geändert — der Herrſcher Aegyptens ſollte in den indiſchen Seeplätzen die Zolleinkünfte einer dritten Macht bereichern, und das Erſcheinen ſeiner Flagge dort, wo ſie einſt herrſchte, erkaufen.

In der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts iſt die Wiederherſtellung des Landwegs für den oſtindiſchen Handel wieder angeregt worden, und zwar von einer Seite her, wo man kaum ein Intereſſe für dieſe Angelegenheit erwartet hätte — nämlich durch drei Deutſche: Leibnitz, Conring und Hiob Ludolf.

Man war längſt gewohnt, Leibnitz als einen der hellern Geiſter zu betrachten, denen es gegeben iſt, auf jedem Felde des Wiſſens, das ſie berührt, Großes zu leiſten. Neben Ariſtoteles und Baco von Verulam nennen wir Deutſchen unſern Leibnitz und ſeinen glänzenden Namen unter den Zeitgenoſſen. Aber Leibnitz galt uns ſonſt nur als ein Fürſt der Wiſſenſchaft.

---

[1] Barros, bei Soltan 5, 333.
[2] Hammer 2, 201.

Den staatsmännischen Blick und das deutsche Herz des Mannes hat uns erst Guhrauer [1] erkennen gelehrt.

Es waren die Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege. Wenige Jahrzehnte hatten hingereicht, um Frankreichs Uebergewicht zu begründen. Gewalt und List, glückliche Schlachten und mehr noch diplomatische Siege bedrohten jegliches Staatsgebiet, jede Nationalität. Deutschland war erschöpft und zerrissen, Englands auswärtige Politik mußte jedem ein Räthsel seyn, der nicht wußte, daß Karl II. in französischem Solde stand. Unter solchen Umständen begann Leibnitz seine politische Laufbahn. Nicht eine einflußreiche amtliche Stellung — wie sollte er in so jugendlichem Alter sie auch nur suchen, geschweige denn finden! — sondern lediglich seine persönliche Verbindung mit ausgezeichneten Staatsmännern eröffnete ihm für einen Augenblick die Aussicht, daß die Ideen, die auf dem stillen Grund eines tiefen Geistes entsprungen waren, unterstützt durch vielseitige historische Kenntniß und durch die Gabe der überzeugenden Argumentation, in weiten Kreisen fruchtbringend wirken könnten. Er warf einen Blick, und noch einen, auf die Weltlage, verzweifelte an der deutschen Reichsverfassung, wünschte, aber wagte kaum zu hoffen, daß der Geist der Association ihre Mängel zu ersetzen im Stande seyn würde, und erkannte endlich nur *eine* Rettung: man müsse dem unruhigen Ehrgeiz Ludwigs XIV. ein fernes, glänzendes Ziel zeigen, um Frankreichs Waffen vom Rhein, das ist, von Holland und *Deutschland*, abzuwenden.

Das war der Ursprung jenes seit den letzten fünfzig Jahren so viel besprochnen „ägyptischen Rathschlags." Schon 1670 schrieb Leibnitz in einem Bedenken über die Sicherstellung des deutschen Reiches die merkwürdigen Worte: „Frankreich ist fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu seyn und Godofredos, Balduinos, vor allen Dingen aber Lodovicos Sanctos der

---

[1] „Leibnitz' deutsche Schriften," 2 Bände; und besonders: „Kurmainz in der Epoche von 1672" (Hamburg, 1839). Aber gewiß, es war zu viel verlangt, daß unter diesem bescheidenen Titel das Publikum den reichen und neuen Inhalt des Buches errathen sollte.

Christenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Africam anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eins der bestgelegensten Länder in der Welt, anzugreifen, und selbige Länder zu übermeistern.“ [1] Sollte der Gedanke praktisch werden, so kam es darauf an, ihn Ludwig dem Vierzehnten selbst, vom Standpunkt der französischen Interessen aus entwickelt und von der Gloric einer weltbisterischen That umflossen, vorzulegen. Auch dazu schien die Gelegenheit sich darzubieten. [2] In verschiedener Form und zu verschiedenem Gebrauch, in ostensibeln und nicht-ostensibeln Denkschriften hat Leibnitz den Gegenstand bearbeitet: immer aber von demselben vaterländischen Motiv getrieben, und mit fester Hand die Grundzüge zeichnend, deren Combination auf historisch erweislichen Verhältnissen beruhte.

Wenn Leibnitz Aegypten das Holland der Levante nennt, so bezeichnet er mit einem Male das Charakteristische seines Entwurfs. Es ist nicht der materielle Werth, den auch die Römer auf den Besitz Aegyptens zu legen wußten, indem sie es die große Kornkammer nannten; nicht ein so beschränkter Gesichtspunkt, wie die ersten Kalifen ihn genommen, als sie sich bemühten, den Verkehr mit dem neuerworbenen Lande zu sichern und zu beschleunigen, ebensowenig ist es jener Reiz des Geheimnißvollen, des Uralterthümlichen, den die Einbildungskraft der Abendländer so gerne mit der bloßen Nennung des Namens verbindet, sondern die commerzielle Bestimmung des Landes ist es, wie sie aus seiner Lage auf der Weltkarte einleuchtend hervorgeht, was den Besitz desselben so wünschenswerth macht.

Ferner: Ludwigs XIV. Waffenrüstung galt zunächst den Holländern. Wohl; wenn der König glaubt, die Holländer züchtigen

---

[1] Deutsche Schriften 1, 199.

[2] Guhrauer vermuthet (1, 202), Leibnitz habe auf einer mit dem ägyptischen Plan zusammenhängenden Reise den jungen Boineburg nach Straßburg gebracht, bedauert aber, daß er die Data nicht ausmitteln kann. Die Notiz gehört eigentlich nicht hierher, indessen kömmt sie vielleicht auf diesem Weg an den rechten Mann: Boineburg hat seinen Sohn selbst zu Boecler gebracht, und zwar zwischen dem 9. und 23. December 1671, wie ich aus der besten Quelle versichern kann — nämlich aus Boineburgs eigenhändigen Briefen (an Boecler, Prüschenk und Andere), deren die Hamburgische Stadtbibliothek mehrere Hunderte bewahrt.

zu ſollen, er mag ſie in Aegypten angreifen: dort ſind ſie am verwundbarſten. An die Holländer war bekanntlich von den Portugieſen der größte Theil des oſtindiſchen Handels übergegangen. Von Aegypten her wird es ein Leichtes ſeyn, den Holländern ihren oſtindiſchen Handel zu entreißen, worauf ihre Hauptmacht ſich gründet: ſie werden es ſchwerer verwinden, als irgend ein Uebel, das ihnen durch eine Unternehmung vom Rhein her zugefügt werden könnte. Und wer würde wohl noch um's Cap der guten Hoffnung ſegeln wollen, wenn alle Waaren raſcher und friſcher durch Aegypten herbeigeſchafft werden können?

Aber Aegypten iſt zugleich eine Station für die Eroberung und Coloniſirung von Oſtindien. Es erſchließt den Zugang zu den reichſten Ländern des Orients; es wird den indiſchen Verkehr für immer in Frankreichs Hände geben, und dem König, wenn er es nur begehrt, den Weg zu einem neuen Alexanderzuge bahnen. Gibt es irgendwo eine gebietende Stellung, eine ſichere Bürgſchaft der Meeresherrſchaft, in Aegypten iſt ſie zu finden, und (eine Fülle ſtatiſtiſcher Notizen bezeugt es) ohne große Anſtrengung zu gewinnen. Der Widerſtand der Türken kommt nicht in Betracht; damit kein anderer Widerſtand zu überwinden ſey, thut es noth, daß die Unternehmung bis zum letzten Augenblicke ein Geheimniß bleibe.

Können wir es denn vermeiden, daß wir, ſtatt der Holländer, Engländer leſen, und in dem ganzen Entwurf das Programm von Bonaparte's Zug nach Aegypten erblicken? Und doch iſt jetzt erwieſen,[1] daß Bonaparte nur erſt mehrere Jahre nach ſeiner Rückkehr aus Aegypten die erſte Kunde von Leibnitzens Entwurf erhalten. Der große Denker hat dem größten Feldherrn nicht den Gedanken eingegeben, er hat denſelben um mehr als ein Jahrhundert anticipirt. Aber das Zuſammentreffen iſt nicht ein zufälliges, ſondern tief in der innern Natur der Verhältniſſe begründet.

Das freilich gehört der Färbung des vorletzten Jahrhunderts an, welches noch die letzte Belagerung Wiens erlebt hat, daß Leibnitz mehrfach ausführt, ein Krieg am Rhein würde ganz Europa gegen Frankreich unter die Waffen rufen (wie er denn

[1] Guhrauer, Kurmainz I, 36.

zuletzt auch die groſse europäiſche Coalition gegen Ludwig XIV. herbeigeführt hat), während von allen Waffenwerken keines Gott und den Menſchen gefälliger ſeyn könne, als der Kampf mit dem Erbfeind des chriſtlichen Namens, als die Zerſtörung der türkiſchen Macht.

Und vergeſſen wir nicht: ob Leibnitz dieſe, ob er andere Argumente geltend machte, und welche lockenden Ausſichten von Macht und Ruhm er dem König von Frankreich zu eröffnen für gut fand, eins war, was ihn im Herzen bewegte, was ihn auf immer neue Mittel und Wege ſinnen ließ, den König für den Plan zu gewinnen oder gewinnen zu laſſen; er dachte vor Allem an ſein deutſches Vaterland.

Leider läßt ſich von Hermann Conring nicht daſſelbe ſagen. Gruber, der einen Theil ſeiner ausgebreiteten (auch ſeiner franzöſiſchen) Correſpondenzen herausgegeben, verſichert, er halte das Bedenklichſte lieber zurück.[1] Was er gegeben hat, reicht hin, die Schwäche des Mannes aufzudecken, der ſich mit dem Gedanken ausgeſöhnt hat, in nicht unbehaglicher Exiſtenz die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes zu überdauern, und der aufgehenden Sonne ſeine Huldigungen darzubringen. Conring, der in allen Facultäten Doctor und in allen Sätteln gerecht war, dachte ſehr lebhaft an ſeine franzöſiſche Penſion, an die reichen Geſchenke und die verbindlichen Handſchreiben, welche ihm jedes Neujahr bringen würde, wie dunkel es übrigens dem Vaterlande heraufſteigen möchte. Nichts verderblicher, als die Unſitte, ſolche „Schwächen" unſerer gelehrten Männer nur ſchonend zu berühren. Wann werden wir Deutſche uns des bodenloſen Reſpekts entäußern für Talente und Kenntniſſe, des ſchimpflichen Reſpekts, der uns gegen den Charakter ſo nachſichtig, gegen jede erſte Anforderung der Bürgertugend ſo gleichgültig werden ließ?

Eine ſeiner Huldigungen — eine der harmloſeſten — war eine Denkſchrift, die er im Juli 1670[2] ausarbeitete und an Colbert einſandte: über die Herrſchaft des Mittelmeers und die Erwerbung des Welthandels für den allerchriſtlichſten König. Er bringt den Landweg für den indiſchen Handel in Erinnerung,

[1] Prodrom. Commerc. Epistol. 2, 1429.

[2] Guhrauer a. a. O. 2, 275 ff.

der ſo viel natürlicher, kürzer, gefahrloſer und zweckmäßiger ſey, als die Umſchiffung Afrika's, widerlegt die Einwendungen, hofft, daß die Gewinnſucht den Widerwillen der abergläubigen Türken gegen die Schifffahrt der Chriſten auf dem rothen Meere überwiegen werde, und ſpricht die zuverſichtliche Ueberzeugung aus, daß der Weg über Aegypten, ſobald er wieder eröffnet ſey, den Seeweg verdrängen müſſe.

Ganz eigenthümlich waren die Beſtrebungen von Hiob Ludolf (geb. zu Erfurt 1624, ſtarb zu Frankfurt 1704). Mit vielſeitiger Bildung und ungemeiner Gabe der Sprachen ausgerüſtet, kam er 1649 nach Rom, um im Auftrag der Königin Chriſtine gewiſſen, dahin verirrten, ſchwediſchen Papieren nachzuforſchen, und fand — einige junge Abyſſinier, von welchen er ſofort äthiopiſch lernte.[1] Er blieb nicht bei den Studien ſtehen, von welchen ſeine gelehrten Arbeiten rühmliches Zeugniß geben. Die Lage des chriſtlichen Volkes der Abyſſinier und ihre Zukunft beſchäftigte ihn mehr, als ihre Sprache und Geſchichte, denen er ſo manche, dem bewegten Geſchäftsleben abgeborgte Stunde zugewandt hat. Lebhaft bildete ſich bei ihm die Idee aus, „dahin zu wirken, daß die Abyſſinier mit Unterſtützung ihrer europäiſchen Glaubensbrüder Aegypten erobern, die Türken und Mamluken daraus vertreiben, und den alten indiſchen Handelsweg über das rothe Meer und Suez wiederherſtellen ſollten.“[2]

Aus ſeinen Schriften und aus ſeinen Briefen, ſofern ſie dieſe Angelegenheit auch nur von ferne berühren, ſpricht ſein volles Herz. Seinen Fürſten, Herzog Ernſt den Frommen, wußte er freilich für reiſende Abyſſinier, zumal für ſeinen Freund Gregor, zu intereſſiren; aber was galt im Rathe der Mächtigen der Fürſt eines kleinen deutſchen Gebietes? Ludolf unterhielt einen Briefwechſel, der die meiſten europäiſchen Länder umfaßte und über die Grenzen Europa's hinausreichte; er hat Reiſen nach England und Frankreich gemacht, um einen Handelsvertrag mit den Abyſſiniern vorzubereiten, und ein Intereſſe für das Volk und für die (gewiß nicht undenkbare) politiſche Combination zu wecken. Wenn es ihm nirgends gelang, ſo hielt er doch die Hoffnung

---

[1] Commentar. ad Hist. Aethiop. 30.

[2] Gubrauer a. a. O. 2, 80.

feſt, die er am Schluß einer Vorrede[1] ausſpricht: einſt, wenn auch erſt nach ſeinem Tode, der alten Nation der Abyſſinier durch ſeine Bemühungen zu dienen. Ludolf ſtand hoch in der Achtung von Leibnitz; ihm vertraute dieſer ſeinen Schmerz bei den Schickſalen des Vaterlandes, ſeinen Zorn über die allgemeine Gleichgültigkeit; und unter allen literariſchen Correſpondenten Leibnitzens ſcheint Ludolf der Einzige geweſen zu ſeyn, gegen welchen Jener eine Andeutung ſeiner eigenen ägyptiſchen Entwürfe äußerte.

Es wird Zeit, nach der Aufnahme zu fragen, welche jene, von Deutſchland ausgegangenen Ideen am franzöſiſchen Hofe gefunden. Von Conring ward keine Notiz genommen. Das Project von Leibnitz hatte der Kurfürſt von Mainz zu dem ſeinigen gemacht, und es, nach der veränderten Lage der Dinge modificirt, im Sommer 1672 dem franzöſiſchen Geſandten entwickelt. Zwei Zeilen vom Miniſter des Auswärtigen an den Geſandten enthalten die Antwort: „Ich ſage Ihnen Nichts über die Projecte eines heiligen Krieges; aber Sie wiſſen, daß dergleichen ſeit dem heiligen Ludwig aufgehört hat, an der Mode zu ſeyn.“[2]

Und doch war ein Theil dieſer Vorſchläge — die Wiederherſtellung des Handelsweges über Aegypten — den Gedanken des franzöſiſchen Cabinets nichts weniger als fremd. Man hoffte dies zu erreichen, ohne einen Handſtreich gegen Aegypten, ohne eine feindſelige Bewegung gegen die Pforte, die man nicht reizen, deren man ſich vielmehr bei vorkommenden Gelegenheiten bedienen mußte.

Bereits im Jahr 1666 hatte Frankreich, zugleich mit der Erneuerung der alten Capitulationen, in Conſtantinopel die Freiheit verlangt, mit Indien über das rothe Meer zu verkehren.[3] Wenn man die Beſchreibung der Avanieen lieſt, welche

---

[1] Hist. Aethiop. Praef. 3. Auch Hiob Ludolfs Briefe an J. F. Winckler (welche ſich gleichfalls auf unſerer Stadtbibliothek befinden) ſind voll von ſeiner immer gleich warmen Theilnahme für das Volk. Noch vier Monate vor ſeinem Tode (8. Dec. 1703) ſchreibt er, wie ſehr er wünſche, daß abyſſiniſche Jünglinge nach Deutſchland geführt werden, und deutſche Bildung, ſey's als Gelehrte oder als Handwerker, finden mögen: „id enim solum de votis meis reliquum est.“

[2] Guhrauer a. a. O. 1, 294.

[3] Das Folgende nach Chardin bei Guhrauer 301 ff.

Frankreich ſich im Laufe dieſer Unterhandlung gefallen ließ, ſo überzeugt man ſich, daß in der That Ludwig dem Vierzehnten recht viel daran gelegen war, die Pforte nicht zu erzürnen, ſo denkt man lebhaft an die guten Dienſte, welche die Türken in Ungarn und noch 1683 durch die Belagerung Wiens geleiſtet. Höhnend fragte der Großvezier, ob es möglich ſey, daß einem ſo großen König eine Krämerangelegenheit — der Kram über's rothe Meer — ſo ſehr am Herzen liege? Der Artikel war bewilligt und wieder zurückgenommen, ward auf's Neue zugeſtanden, und noch einmal zurückgenommen, diesmal, weil der Mufti Bedenken hatte, ſein Fetfa zu ertheilen, „um nicht die Zahl der Ungläubigen an den Orten, wo die Aſche des Propheten liege, zu vermehren."

Der Kalif Omar hatte keinen Kanal vom Mittelmeere direkt in's rothe Meer gewollt, um die Pilger nicht beeinträchtigen zu laſſen. Aus ähnlichem Grunde verweigert 1673 die hohe Pforte den Franzoſen die Freiheit, auf dem rothen Meere Handel zu treiben. Conrings Hoffnung, daß die Gewinnſucht der Türken überwiegen werde, iſt alſo nicht eingetroffen.

Gehen wir ein Jahrhundert weiter. Im Jahr 1774 waren engliſche Handelsſchiffe von Calcutta und Madras nach Suez gegangen, um von da Depeſchen abzuholen, welche von London bis zum Beſtimmungsort im Ganzen 80 bis 90 Tage unterwegs waren. In den folgenden Jahren wiederholten ſich dieſe Verſuche; kleine Kriegsſchiffe fanden ſich im rothen Meere ein, vermittelſt deren man von London her nach Oſtindien in 63 Tagen die Depeſchen beförderte. Auch für den Handel ward dieſer Weg einzeln verſucht; bei welcher Gelegenheit reichbeladene engliſche Handelsſchiffe von den Arabern im rothen Meere gänzlich ausgeplündert wurden.

Im Jahr 1779 erſchien ein Firman der hohen Pforte, welcher den Europäern die Schifffahrt des rothen Meeres unterſagte. Dieſer Verkehr ſey den Reichsgeſetzen und der Religion zuwider. „Wenn ein chriſtliches Schiff, insbeſondere ein engliſches, nach Suez kömmt, ſoll der Capitain und die Mannſchaft in Feſſeln geſchlagen werden; denn es ſind Rebellen gegen unſern Befehl und gegen den ihres eigenen Fürſten, nach der Erklärung ihrer Geſandten; ſie verdienen alſo, daß man ſie fängt und ihre

Güter einzieht."[1] Der Firman deutet zugleich an, es sey die Absicht der Engländer, festen Fuß zu gewinnen, und, „wie sie bei den dummen Indiern gethan," sich zu Herren des Landes aufzuwerfen. Jedenfalls war der Beweis geführt, daß das rothe Meer doch noch schiffbar sey, und dies war den europäischen Seefahrern, die immer nur von den außerordentlichen Gefahren gehört, ziemlich aus der Kunde gekommen.

In kurzen Worten ist nur noch eines unverbürgten Gerüchtes zu erwähnen, welches den Sultan Selim, bald nach der Eroberung Aegyptens, an die Erneuerung des Kanals denken läßt. Glaublicher ist, daß Mustafa III. mit dem Baron Tott über einen ähnlichen Plan gesprochen, und daß Ali Bey, der sich 1768 von der Pforte unabhängig erklärt, im Laufe seiner kurzen Herrschaft (bis 1773) die Vortheile wohl erkannt, welche für sein Land ein solches Unternehmen haben würde.[2] Doch ist es beim Wollen geblieben.

4. Der Plan der Franzosen und der der Engländer.

Bonaparte hatte sich selbst nach Suez verfügt, als die Ingenieure ihre Arbeiten beginnen sollten. Bei dieser Gelegenheit hätte ihn bald eine hohe Fluth überholt; ein vortrefflicher Text, meinte er selbst,[3] für alle Prediger in ganz Europa, wenn es ihm ergangen wäre, wie dem Pharao. Ehe er Aegypten verließ, fragte er die Ingenieure nach dem Resultat ihrer Untersuchungen. Sie erklärten die Herstellung des Canals für ausführbar. „Wohl," erwiederte Bonaparte; „die Sache ist groß, gebt eine Denkschrift heraus, zwingt die türkische Regierung in der Ausführung des Planes zugleich ihr Interesse und ihren Ruhm zu finden."[4]

Als Bonaparte der türkischen Regierung das Unternehmen empfehlen ließ, waren seine eigenen Entwürfe im Osten bereits am Widerstand von St. Jean d'Acre gescheitert; tiefer Unmuth erfüllte sein Gemüth; Sir Sidney Smith hatte ihn „sein

[1] Description de l'égypte XI, 213.

[2] Daselbst 130; 357.

[3] Alison, History of Europe 3, 232.

[4] Descript. de l'égypte 53.

Glück verfehlen lassen!“[1] Was er in Aegypten und durch Aegypten gewollt, hat er oft und noch auf St. Helena ausgesprochen: die ungebrochene Kraft seines Willens kehrte wieder, wenn er auf das Morgenlicht seiner Laufbahn zurückblickte. „Wer mag berechnen, was dann geworden wäre? Ich wäre nach Constantinopel, nach Indien gezogen; das Antlitz der Welt hätt' ich verändert.“ — „Der Hauptzweck des östlichen Zuges war, die Macht der Engländer niederzuschlagen. Vom Nil sollte das Heer ausziehen, welches beiden Indien ein neues Geschick bereitete. Aegypten sollte St. Domingo und die Antillen ersetzen, die Freiheit der Schwarzen mit den Interessen unserer Industrie versöhnen. Die Eroberung dieser Provinz zog nach sich den Sturz aller englischen Niederlassungen in Amerika und auf der Halbinsel des Ganges. Waren die Franzosen einmal die Herren der Seehäfen Italiens, Corfu's, Malta's und Alexandriens, so ward das Mittelmeer ein französisches Binnengewässer.“ — „Alexanders Ruhm steht höher durch die Gründung Alexandriens und durch den Gedanken, dort den Sitz seiner Herrschaft aufzurichten, als durch seine glänzendsten Siege. Diese Stadt müßte die Hauptstadt der Welt seyn. Sie liegt zwischen Asien und Afrika, im Bereich Indiens und Europa's. Ihr Hafen ist der einzige Ankerplatz auf einer Küstenstrecke von 500 Meilen; es ist eine der alten Mündungen des Nils. Alle Geschwader der Welt könnten darin ankern; im alten Hafen finden sie Schutz gegen Stürme und gegen jeglichen Angriff.“[2] Tippo Saib hatte sich im Jahr 1788 an die Regierung Ludwigs XVI. gewendet, mit dem Gesuch um Beistand gegen die Engländer:[3] von Aegypten aus (Januar 1799) schrieb Bonaparte an Tippo Saib, er möge einen Vertrauten nach Suez schicken, um gemeinsame Maaßregeln zum Umsturz der britischen Herrschaft in Ostindien zu verabreden.[4]

Die Denkschrift der Techniker über den Canal, welche dem großen Werk über Aegypten einverleibt ist, und auf deren specielle Vorschläge wir unten zurückkommen, schließt ihren ersten

---

[1] Thiers.

[2] Las Cases 1, 384 und anderwärts.

[3] Flassan, Hist. de la diplomatie française 7, 460.

[4] Alison 3, 233.

Abſchnitt mit einer Aufforderung an die Pforte, ſich auf die Höhe der politiſchen und commerziellen Lage der europäiſchen Mächte zu erheben, und über ihre eigenen wohlverſtandenen Intereſſen ſich endlich klar zu werden. Aeußerſt vorſichtig wird geſagt: die politiſchen Geſichtspunkte in dem Aufſatz müſſen derjenigen Regierung keinen Anſtoß geben, welche vielleicht einen Anlaß zu Beſorgniſſen daraus ſchöpfen möchte; man möge darin nur den Ausdruck ſolcher Gedanken erkennen, welche *während des Verlaufes* der ägyptiſchen Expedition entſtehen konnten.[1]

Die Denkſchrift iſt dem erſten Conſul am 24. Auguſt 1803 vorgelegt; er befahl ſie zu veröffentlichen. Um dieſe Zeit war ſeit Jahresfriſt der Friede mit der Pforte hergeſtellt, ſeit drei Monaten der Bruch mit England entſchieden. Wäre der letztere Umſtand nicht, ſo würde man unter der angedeuteten Regierung unbedingt die engliſche verſtehen, ſo aber wird von der Pforte die Rede ſeyn.

Diejenige Macht aber, welche dem Zuge nach Aegypten nicht nur, ſondern auch den geheimen Gedanken des franzöſiſchen Cabinets mit der lebhafteſten Beſorgniß folgte, war ohne Frage England.

Man kennt die gegenſeitigen Vorwürfe, welche England und Frankreich einander machten, die Erörterungen, welche im Frühjahr 1803 den Bruch des Friedens von Amiens herbeiführten. England hatte weder Aegypten noch Malta geräumt. Der engliſche Geſandte, Lord Whitworth, berichtet die denkwürdigen Worte,[2] die der erſte Conſul im Laufe einer ſeiner heftigen „Allocutionen" hatte fallen laſſen. „Er kam auf Aegypten zurück, und ſagte mir, wenn es irgend in ſeiner Abſicht gelegen, ſo hätte er ſeit länger als einem Monat ſich Aegyptens bemächtigen können; er hätte nur 25,000 Mann nach Abukir zu ſenden gebraucht, welche das ganze Land in Beſitz genommen haben würden, trotz der 4000 Mann engliſcher Beſatzung in Alexandrien; dieſe Beſatzung, weit entfernt Aegypten zu ſchützen, würde ihm vielmehr nur einen ſehr ſcheinbaren Grund zur Invaſion

---

[1] Descript. de l'Egypte 53.

[2] 21. Febr. 1803. Staatskorreſpondenz zwiſchen d. franz. u. brit. Reg. (Hamburg 1803) S. 99. Auch bei Bignon, Hist. de France, ch. 26.

dargeboten haben. Aber er würde es nicht thun, wie sehr er auch wünschen könnte, diese Colonie zu besitzen; er halte es nicht der Mühe werth, die Gefahren eines Krieges zu laufen, in welchem er als der angreifende Theil erscheinen könnte, und bei welchem möglicher Weise für ihn mehr zu verlieren als zu gewinnen seyn würde; früher oder später würde Aegypten doch an Frankreich fallen, sey's durch den Fall des türkischen Reichs, oder durch eine Verständigung mit der Pforte."

Grund genug (wenn es noch eines besonderen Grundes bedurfte) für England, um seine Maaßregeln so zu nehmen, daß einer zweiten Besitznahme Aegyptens vorgebeugt würde.

Es gibt eine, freilich sehr unlautere Quelle — ein carlistisches, für die russisch-französische Allianz eiferndes Pamphlet[1] — welches dem britischen Cabinet den Gedanken leiht, den Plan des Albuquerque zu erneuern, den Nil in's rothe Meer abzuleiten und Aegypten „in einen Sumpf zu verwandeln," um für alle Folgezeit die Gefahr einer französischen Invasion und die möglichen Folgen für sein ostindisches Reich abzuwenden. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß man in England auf diese Idee verfallen, da die Geschichte zeigt, daß man ganz andere und weit einfachere Mittel zu demselben Zweck zu wählen verstand; noch weniger ist anzunehmen, daß man, wie behauptet wird, diesen Plan „mit den süßesten Worten dem russischen Cabinet vorgelegt," indem gar nicht abzusehen ist, welches russische Interesse durch die Zerstörung Aegyptens hätte gefördert werden können.

England begriff ohne Zweifel die Wichtigkeit Aegyptens; doch darf man glauben, daß das Cabinet die Gefahr einer französischen Occupation, nicht ohne Absicht, übertrieben habe. Hielt doch auch Lord Whitworth[2] den Ernst und die Aufrichtigkeit für affektirt, womit Talleyrand ihm versicherte, er finde die Eifersucht sehr natürlich, welche die Engländer in Bezug auf Aegypten, ihrer indischen Besitzungen wegen, fühlten. Die Gelegenheit, Malta zu behalten, war gar zu erwünscht; die Aussicht, auch

---

[1] Chablot, Todeskampf des britischen Leoparden 34. (Weimar 1837.)

[2] Staatskorrespondenz 96.

Aegyptens ſich zu verſichern, lag gar zu nahe. Jeder Grund zur Beſorgniß, Bonaparte's Aeußerung und Sebaſtiani's Sendung in die Levante ward möglichſt ausgebeutet, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit einer unziemlichen Furcht verwechſelt zu werden.

Im Parlament ſagten die Miniſter, Malta ſey ein Außenwerk, eine Bruſtwehr für Aegypten und Indien; Malta dem Großmeiſter übergeben (welchen der Papſt ernennt — der Papſt, ein Vaſall Frankreichs) das hieße Aegypten in Frankreichs Hände geben.

Der Oppoſition wollte die weſentliche Beziehung zwiſchen Aegypten und Indien, zwiſchen Malta und Aegypten, nicht einleuchten. Am meiſten ward das Miniſterium in Verlegenheit geſetzt durch die Frage, weßhalb man denn verweigert habe, Malta der Bürgſchaft einer dritten, unabhängigen Macht anzuvertrauen? Darauf gab es eigentlich nur eine Antwort: weil man Malta haben wollte; theils um ſeiner ſelbſt willen, theils um von dort aus gelegentlich einen Abſtecher nach Aegypten zu machen.

Die Zurückhaltung Malta's war aber mit dem guten Glauben, mit der Beobachtung der Verträge, ſo augenſcheinlich unvereinbar, daß es durchaus nothwendig ward, die öffentliche Meinung in und außer England mit einem aus dieſem Beweggrund, um dieſen Preis unternommenen neuen Kriege einigermaßen auszuſöhnen.

Unter dieſen Umſtänden verfiel man auf ein ganz eigenthümliches Mittel, das Publikum über die volle Ausdehnung von Bonapartes orientaliſchen Entwürfen aufzuklären. Ein miniſterielles Pamphlet gab Auszüge, nicht etwa aus aufgefangenen Depeſchen, ſondern aus einer Denkſchrift von Leibnitz über die Thunlichkeit und den Nutzen einer franzöſiſchen Eroberung Aegyptens. Wie man in den Beſitz des Actenſtücks gekommen ſey, ward nicht geſagt. Die großen Auszüge der lateiniſchen Urſchrift mochten für ſich ſelbſt reden. Man ſieht, auch das Jahr 1803 hat ſein „Portfolio" aufzuweiſen. Uebrigens iſt ſeitdem bekannt geworden, daß bereits im Jahr 1798 die Regentſchaft in Hannover Abſchrift von einer, auf der dortigen Bibliothek im Concept vorhandenen Arbeit Leibnitzens über Aegypten hatte nehmen laſſen. Daß die Ausfertigung im franzöſiſchen

Archiv liegen müſſe, war zwar ein Fehlſchluß, aber ein ſehr verzeihlicher. Dem Commentar ward es ein Leichtes, mit höchſter Wahrſcheinlichkeit darzuthun, daß Bonaparte den Plan gekannt haben müſſe. Das Zuſammentreffen war gar zu auffallend. Immer bleibt es eine Vorausſicht, welche dem Blick Leibnitzens Ehre macht, wenn er den Rath gibt, ſich zuvor Malta's zu bemeiſtern, was vermittelſt der franzöſiſchen Ritter unſchwer ſeyn werde, und wenn er meint, einzig nur in Syrien ſey ein nennenswerther Widerſtand zu erwarten. Das war vollends ausgemacht, daß Bonaparte nicht mit Geringerem ſich begnügen würde, als was Leibnitz Ludwig dem Vierzehnten vorſchlug, nämlich den oſtindiſchen Handel wieder über Suez zu leiten, und von Aegypten aus die einzige europäiſche Macht, welche ſich einer indiſchen Herrſchaft rühmen konnte, aus Indien zu verdrängen. Und man hatte Recht. Es waren Bonaparte's Ideen. Aber es waren ſeine Ideen; unabhängig von Leibnitzens Plan, von welchem er ſeltſamer Weiſe im ſelben Jahr, und gleichfalls aus Hannover (bei Gelegenheit der franzöſiſchen Occupation Hannovers), die erſte beglaubigte Kunde erhielt. Es iſt ſehr der Mühe werth, die Nachweiſung dieſer Thatſachen bei Guhrauer[1] nachzuleſen.

Im Jahr 1803 endlich erſchien das Werk von Henry Brougham über die Colonial-Politik der europäiſchen Mächte. Auch die Frage über Aegyptens Zukunft wird umſtändlich darin beleuchtet, und zwar aus dem Geſichtspunkt der Partei, welcher der Verfaſſer, damals zwar noch nicht Parlamentsmitglied, aber doch als Mitgründer eines einflußreichen Organs der Oeffentlichkeit angehörte.

Brougham behandelt die Beſorgniß einer Invaſion Indiens von Aegypten her als chimäriſch, die Herſtellung des alten Handelsweges als problematiſch, die Ausführbarkeit eines ſchiffbaren Canals von Suez (wegen phyſiſcher Hinderniſſe) als ſehr unwahrſcheinlich. Sollte der indiſche Handel aber wirklich wieder über Aegypten gehen, ſo ſieht Brougham darin, vom commerciellen Standpunkt aus, kein Unglück; können die indiſchen Produkte raſcher und leichter durchs Mittelmeer kommen, wohl, mag es auch auf franzöſiſchen, und nicht mehr auf engliſchen Schiffen

[1] Kurmainz (Einleitung).

ſeyn. Eine ganz andere Frage iſt die Coloniſation, der Anbau Aegyptens in den Händen einer fremden Macht. Es wäre der Ruin aller weſtindiſchen Colonien. Man muß aus dieſem Grunde wo möglich zu verhüten ſuchen, daß Frankreich ſich Aegyptens bemächtige. Iſt es aber nicht zu verhüten, wie wär' es dann, wenn England zur Ausgleichung ſich in den Beſitz einer andern türkiſchen Provinz ſetzte? Syrien würde dem britiſchen Reich ſehr wohl anſtehen. Es wäre ein Aequivalent, und mehr als das, für den franzöſiſchen Beſitz Aegyptens. „Das türkiſche Reich allerdings würde al'm Anſchein nach entgliedert werden, und eine gewiſſe Claſſe von Politikern würde das Verhängniß der Osmanen beklagen, wie ſie einſt weinte über das Geſchick der Polen.“ [1]

Da habt Ihr den ächten Whig. Wenn's auf's Beißen und Freſſen ankömmt, ſo iſt er nicht blöde; gelegentlich verhöhnt er Euch (den Principien unbeſchadet) mit Eurer Sympathie für Polen.

Nach vier Jahren erzürnte ſich das engliſche Cabinet mit dem Divan, weil er ruſſiſche Kriegsſchiffe nicht wollte durch die Dardanellen fahren laſſen; [2] gleich darauf verſuchten die Engländer eine Invaſion in Aegypten. Die Ausrüſtung war ungenügend, man machte ſchlechte Geſchäfte, mußte bald wieder abziehen.

War nun etwa noch daſſelbe Miniſterium am Ruder, welches auf Aegypten, als die Bruſtwehr Indiens, ſo hohen Werth legte? Nein, ſondern die Oppoſition war ins Cabinet gekommen — dieſelbe Oppoſition, welche vor vier Jahren die Bedeutung Aegyptens bezweifelt hatte. Es waltet doch ein beſonderer Unſtern über der Politik der Whigs, wenn ſie mit der öſtlichen Frage in Berührung kommen. Auf Fox ſelbſt laſtet der Vorwurf, daß er (damals in der Oppoſition) die erſten Erwerbungen Rußlands am ſchwarzen Meer als ein Bagatell behandelte; und es war

---

[1] Colonial Policy (Edinb. 1804) 2, 334—398.

[2] Lord Howicks Inſtruction an Arbuthnot lautete, er ſollte Sebaſtiani's Entfernung verlangen, aber er ſollte auf der Durchfahrt ruſſiſcher Kriegsſchiffe durch die Dardanellen beſtehen. So heißt es in einem Aufſatz zur Rechtfertigung der engliſchen Politik vom Jahr 1806—7 im Edinburgh Review XLI, 249.

der Torso seines letzten kurzen Ministeriums, der mit Rußland gegen die Pforte stand.

Rußland übrigens durfte sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, das Völkerrecht zu predigen. In seinem Manifest gegen England (7. November 1807, vier Monate nach dem Frieden von Tilsit) warf es dem englischen Cabinet das Attentat einer Aneignung Aegyptens vor.

Kommen wir denn auf die neueren Zeiten. Zuerst wieder im Frühjahr 1830 kam die Rivalität Englands und Frankreichs im Mittelmeer zur Anschauung. Ein lebhafter Notenwechsel entspann sich bei Gelegenheit der französischen Rüstungen gegen Algier.

Die Julirevolution versöhnte das beginnende Mißverständniß. Sie beseitigte den russischen Einfluß, der im französischen Cabinet seit 1818 bemerkbar war, der seit 1823 vorherrschte, und in der Zeit unmittelbar vor der Julirevolution seinen Höhepunkt erreicht hatte. Das englisch-französische Bündniß ward geschlossen.

Zehn Jahre später gelang es Rußland, das Bündniß zu zerreißen. Die Frage über Aegypten — eine Streitfrage, eben so peinlich, als wenn es sich unmittelbar um den Besitz des Landes gehandelt hätte — trat in den Erörterungen zwischen Frankreich und England, auch für das blödeste Auge auffallend, in den Vordergrund.

Aufmerksamern Beobachtern war der Bruch nicht eben unerwartet. Das französisch-englische Bündniß ging von einer Uebereinstimmung der politischen Grundsätze, der staatsrechtlichen Principien, der vernunftrechtlichen Theorien aus: von allen Grundlagen einer Allianz so ziemlich die am wenigsten verläßliche. Nur eine Allianz der Interessen trägt in sich die Bürgschaft ihrer Aufrichtigkeit und ihres Bestandes. Woher sollte für England und Frankreich die Gemeinsamkeit der Interessen entspringen! Weit eher für Rußland und Frankreich, sofern die letztere Macht sich von Gelüsten nicht lossagt, welche für das übrige Europa beunruhigend sind. So war denn ein russisch-französisches Bündniß (wenn man den äußerlichsten Anschein, das Mährchen von den zwei Feldlagern des Liberalismus und des Absolutismus bei Seite läßt) fortwährend

indicirt, und iſt es noch. Es bleibt die Aufgabe der Staatskunſt unſrer Tage, dies Bündniß zu verhüten, oder, wenn es ſich nicht verhüten läßt, die Intereſſen und den Nationalgeiſt aller übrigen Völker Europas dagegen zu bewaffnen.

Daß Frankreich und England, jede Macht für ſich, abgeſonderte Tendenzen verfolge, trat bald genug in äußern Handlungen hervor; es fragte ſich, ob man auf die Dauer ſo neben einander hergehen, ob eine Macht immer der andern ſo aus dem Wege gehen würde, damit die Pfade ſich nicht durchkreuzten.

Ins Jahr 1837 fällt die franzöſiſche Eroberung von Conſtantineh, ins folgende Jahr die andauernden franzöſiſchen Blokaden an der amerikaniſchen Küſte, welche unter den lauten Beſchwerden des engliſchen Handelsſtandes von der engliſchen Regierung mit ſo großem Gleichmuth angeſehn wurden, daß es faſt ſchien, als wolle England durch ſein Schweigen ſich ein Recht auf das Schweigen Frankreichs in ähnlichen Fällen erwerben.

Im Jahr 1837 trat Thomas Waghorn, der unermüdete Verfechter, der eigentliche Vater der indiſchen Dampfſchifffahrt, mit einer kleinen Schrift [1] auf, welche das Publikum, in Verbindung mit dieſem Plan, auf eine beſſere Vertretung der britiſchen Intereſſen in Aegypten, als eine längſt vernachläßigte und nun um ſo dringendere Angelegenheit hinwies. In Aegypten, dem Lande, das von der Natur beſtimmt ſey, England und Oſtindien um zwei Drittheile des Weges einander näher zu bringen, ſey franzöſiſcher Einfluß vorherrſchend, der engliſche gänzlich zurückgedrängt. Es frage ſich nur, ob Aegypten eine engliſche oder eine franzöſiſche Colonie werden ſolle. Unter welcher Form auch eine franzöſiſche Streitkraft jemals den ägyptiſchen Boden betreten möge, ſie werde ihn nie wieder verlaſſen. Möge man ſich denn vorſehen, ſo lange es noch Zeit ſey.

Waghorns Rath, die Unabhängigkeit des Vicekönigs anzuerkennen, und ihn dadurch zu gewinnen, ward nun zwar nicht befolgt; in den Verhandlungen von 1838 gingen Frankreich und

[1] Egypt in 1837. London. 1837.

England noch Hand in Hand, und verwieſen Mehemet Ali zur Ruhe. Aber in andern Beziehungen ſtellte ſich bald eine ſyſtematiſche Thätigkeit Englands heraus, um in Aegypten ſelbſt, und durch die Beſetzung ſolcher Punkte, welche für die Verbindungslinie mit Oſtindien wichtig ſind, ſeine Zwecke zu fördern.

In einem, für die Oeffentlichkeit beſtimmten Brief [1] von Kapitän Mackenzie an Sir Alexander Johnſton, den Präſidenten der aſiatiſchen Geſellſchaft, ward das Publikum auf die Beſitznahme von Aden vorbereitet, welche gleichzeitig bereits im Werk war, und welche im Lauf des Jahres 1838 unter Umſtänden gewaltiger und rechtloſer Willkür vollendet wurde. Aden ward gerühmt als geeignete Station für die Schifffahrt, und als gelegenes Kohlendepot. Aden iſt mehr als das; es iſt der Punkt, welcher die Einfahrt und Ausfahrt des rothen Meeres beherrſcht.

Im Jahr 1838 gaben die perſiſchen Händel den willkommenen Anlaß zur Beſetzung der Inſel Karrak im perſiſchen Meerbuſen.

Man ſieht, die Engländer ſind allerdings bei dem großen Albuquerque in die Schule gegangen. Statt Ormus haben ſie Karrak gewählt, was dieſelben Dienſte thun kann, und Adens, das er nie in ſeine Gewalt bekommen konnte, haben ſie ſich bemeiſtert. Was bedarf es mehr, um die Straße des Landwegs — den perſiſchen Meerbuſen und das rothe Meer — zu öffnen und zu verſchließen?

Im Jahr 1838 ward Dr. Bowring nach Aegypten geſchickt. Sein Bericht iſt voll von der Bereitwilligkeit des Paſcha, den britiſchen Intereſſen zu dienen. Eine Beilage von Colonel Campbell verbreitet ſich noch ſpeciell über die große Gefälligkeit, mit welcher allen Wünſchen der Engländer in Bezug auf die Dampfſchifffahrt und den Landtransport von Suez bis Cairo entgegengekommen werde.

Es iſt ſehr möglich, daß Mehemet Ali zum Dank dafür auch einer geneigteren Berückſichtigung ſeiner Wünſche entgegengeſehen hatte. [2] Iſt er durch die ihm gewordene bittere Täuſchung

---

[1] Abgedruckt u. A. im Athenäum, 5. Aug. 1837.

[2] In einem Schreiben von Bowring an Boghos Bey (Alexandrien 4. März 1838 — Report 153) bemerkt man, mit Bezug auf die

verſtimmt, ſo müſſen doch die Ereigniſſe des letzten Kampfes ihn belehrt haben, daß Frankreich, bei allem guten Willen, Nichts für ihn zu thun im Stande war, und die Nothwendigkeit, wenn auch nicht der eigene Trieb, wird ihn anweiſen, ſich vorzugsweiſe die Engländer zu Freunden zu halten.

Dr. Bowring hat zuerſt auch das Project eines Canals wieder angeregt. Und zwar erklärt er ſich nicht für die Erneuerung des alten Canals, nicht für die Schifffahrtsverbindung von Suez mit dem Nil, ſondern für die gerade Linie von Suez an den nächſten Punkt des Mittelmeers, ſofern dieſe Linie durchführbar ſey, was von genauern Unterſuchungen abhänge.[1]

Der Hauptvorſchlag der franzöſiſchen Techniker ging dahin, den alten Königscanal, alſo die Binnenſchifffahrt durchs Delta nach Alexandrien, zu erneuern. Dieſem Plane geben ſie den Vorzug vor der geraden Linie, aus zwei Gründen: erſtens, in Berückſichtigung der beſondern Handelsintereſſen von Aegypten, alſo damit die manchfachen Vortheile des Zwiſchenhandels dem Delta, welches er durchzieht, erhalten und in Alexandrien concentrirt bleiben mögen, und zweitens, weil es fraglich ſey, ob an der Küſte des Mittelmeers, welche Suez gerade gegenüber liege, alſo in der Gegend des alten Peluſium, eine geeignete Hafeneinrichtung für die Dauer ſich werde begründen laſſen.

Indeſſen ſind ſie der beſtimmten Anſicht, daß neben der Binnenſchifffahrt auch ein Canal in direkter Linie von Suez nach Tineh ſich herſtellen laſſe. Sie haben zwar nicht dieſe, aber eine nahe und parallel laufende Linie nivellirt; ſie haben keine Schwierigkeiten angetroffen, und zählen auf die erwünſchte

---

indiſche Dampfſchifffahrt, die Worte: „Dieſe Verbindung an und für ſich ſchon weckt ein Intereſſe für die Ruhe und den Wohlſtand Aegyptens, und bringt dies Land in innigere Beziehung zu Großbritannien. Sie wird gegenſeitige Dienſtleiſtungen, im großen Maaßſtabe, hervorrufen.“ Am 25. Mai 1838 berichtete der engliſche General-Conſul, Mehemet Ali habe ſeine Abſicht, ſich von der Pforte unabhängig zu erklären, in direkten Worten gegen ihn ausgeſprochen, und die Verwendung Englands zu ſeinen Gunſten nachgeſucht.

[1] Report 70.

Benutzung der dazwiſchen liegenden (bittern) Binnenſeen. Der geraden Linie erkennen ſie ſelbſt die folgenden Vortheile zu: 1) ſie würde unabhängig ſeyn von dem Anſchwellen des Nils, welches bei der Beſchiffung des alten Canals ſtets in Betracht zu ziehen wäre; 2) die ſtarke Strömung aus dem rothen ins Mittelmeer würde, neben dem ſtets reichlichen Waſſervorrath, zugleich der Gefahr einer Verſandung oder Verſchlammung vorbeugen; 3) man würde nicht, wie bei dem alten Canal, auf Nilfahrzeuge angewieſen, ſondern der directe Canal würde für Seeſchiffe fahrbar ſeyn; demnach wäre auch 4) die Umladung in Suez vermieden, man könnte mit ungebrochner Ladung von Indien mittelſt dieſes Canals ins Mittelmeer gelangen. Eben deßhalb empfehlen ſie die Herſtellung des directen Canals für die Beförderung von Depeſchen und für alle diejenigen Fälle, in welchen es auf Eile ankömmt. [1]

Wenn dieſe Berichterſtatter dennoch, aus den oben entwickelten Gründen, die Erneuerung des alten Canals als Hauptſache darſtellen, ſo darf man nicht vergeſſen, daß ſeitdem in einem ſehr weſentlichen Stück die Lage der Dinge ſich verändert hat. In Suez mußte angehalten, und Monate lang angehalten werden, wenn die Schiffe nicht im rechten Zeitpunkt eintrafen, um aus dem rothen Meere kommen zu können. Ueberall nur für fünf Monate im Jahr war die directe Sendung über Aegypten der Umſchiffung des Caps, wenn es auf ſchnellere Beförderung ankam, vorzuziehen: die Franzoſen haben eine eigne Tabelle, um dieſen Satz zu beweiſen. [2]

Das Alles iſt anders geworden, ſeitdem durch die Dampfſchifffahrt [3] die Herrſchaft des Monſoons überwunden iſt.

Nichts natürlicher, als daß das neueſte Canalproject der Engländer, [4] die grade Linie von Suez nach Tineh unbedingt,

---

[1] Description de l'Egypte XI, 161.

[2] Daſelbſt 216.

[3] Als dieſe Techniker ſo ernſtlich Zeit und Stunde nach dem Weſen der Winde maßen, hatte bereits Fulton der franzöſiſchen Regierung ſein Project der Dampfſchifffahrt angeboten, und war abgewieſen worden, weil eine Commiſſion der Academie ihn für einen Träumer erklärte. Puis fiez-vous aux savants, fügt Bignon hinzu.

[4] Foreign and Colonial Quarterly Review, October 1843. S. 614 —

als die einzig in Betracht kommende, zu Grunde legt. Der Gewinn aber im Vergleich mit der jetzt üblichen Beförderung, ſtellt ſich in nachſtehenden Daten heraus.

Von Alexandrien gelangt man jetzt auf dem Mahmudie-Canal in 12 Stunden nach Atfeh; in Atfeh wird gelandet, dann geht es mittelſt Dampfboots bis Bulak, 18 Stunden. Von Bulak zu Lande ein paar engliſche Meilen bis Cairo, woſelbſt 12 Stunden Raſt gehalten wird. Von Cairo endlich nach Suez, durch die Wüſte, in zweirädrigen, vierſitzigen Karren, von Pferden gezogen, oder in Sänften, welche je zwiſchen vier Eſeln ſchweben, das Gepäck auf Kameelen oder Dromedaren, mit 7 Stationen (Raſtzeit mit inbegriffen) in 36 Stunden. So werden 246 engliſche Meilen in vier Tagen zurückgelegt, und die Reiſe von Alexandrien bis Suez, mit allen ihren Unannehmlichkeiten, koſtet jedem Paſſagier 8 Pf. St. 12 Sch.

Auf dem projectirten Canal würde ein Dampfboot die Entfernung von 60 engliſchen Meilen in etwa zwei Stunden zurücklegen. Vom rothen Meer ins Mittelmeer, mit ungebrochner Ladung, zwei Stunden!

Fragen wir nach den Ausſichten für den Zwiſchenhandel Aegyptens. Die Franzoſen nahmen die Rückſicht dafür in ihre Berechnung auf; die Engländer ſcheinen auch danach zu fragen. Daß der Canal, wenn er zur Ausführung kömmt, große Veränderungen allmählig nach ſich ziehen wird, braucht nicht geſagt zu werden. Werthvolle Sendungen werden ſich dieſer Richtung zuwenden. Auch der Zinſengewinn auf eine Ladung, die nicht ſelten 300,000 Pfd. werth ſeyn mag, wird bei einer bedeutend abgekürzten Reiſe allerdings in Betracht kommen. Alexandrien wird möglicher Weiſe mit Suez, oder wenn in Tineh ein Hafen zu gründen iſt, mit dieſer Stadt, ſein jetzt faſt ausſchließliches Geſchäft theilen; aber ſo lange die Segelſchifffahrt nicht durch die Dampfſchifffahrt erſetzt, das iſt, ſo lange nicht die letztere durch Verringerung der Koſten allgemeiner wird, ſo lange wird, wie durch andre Verhältniſſe, ſo ſchon durch die Monſoons dafür geſorgt ſeyn, daß Aegypten ſeinen Zwiſchen-

---

629. Ueber die jetzige Tour von Alexandrien nach Suez vergl. Parbury, Hand-Book for India and Egypt, 429. ff. (London, 1842).

handel nicht einbüße. In einem Zeitalter der fortſchreitenden Erfindungen indeſſen wird Niemand die Schranke bezeichnen können, durch welche die Anwendbarkeit des Canals für den oſtindiſchen Verkehr im Allgemeinen nothwendiger Weiſe begränzt ſeyn müßte.

Die Koſten werden durch einen Zuſchlag von 50 % über die Berechnung der franzöſiſchen Berichterſtatter, zu 150,000 Pfd. Anlage-Capital veranſchlagt. Die Behauptung, daß die Unternehmung ſich bezahlt machen werde, gründet ſich auf die Thatſache, daß monatlich im Durchſchnitt eine halbe Million Briefe durch Aegypten befördert wird, welche mit einer kleinen Portoerhöhung von 2 Pence, und nach Abzug der für Rechnung der Regierung beförderten und der Soldatenbriefe, etwa 40,000 Pfd. jährlich abwerfen würde; ferner auf die Vermuthung, daß etwa der dritte Theil der jetzt auf dem Seeweg ums Cap ſchwebenden Waaren den Weg durch den Canal wählen würde; endlich auf die Gewißheit, daß ein mäßiges Tonnengeld für alle den Canal paſſirenden Schiffe in der Ordnung wäre. Unberechenbar für den engliſchen Handelsſtand würde ſchon der Vortheil ſeyn, binnen zwei Monaten mittelſt der erwähnten Zeiterſparniß von ihren Correſpondenten in Bombay auf Antwort zählen zu dürfen.

5. Der Geſichtspunkt der internationalen Politik und des Völkerrechts.

Mit dem Finanziellen werden die Unternehmer ſich abzufinden wiſſen, und an Technikern wird es nicht fehlen, wenn es darauf ankömmt, das Mögliche zu leiſten. Aber die Sache hat noch eine Seite.

Man lieſt in demjenigen Journal, [1] welches den Plan am lebhafteſten und frühеſten vertreten hat: „Wir ſind vollkommen ermächtigt zu ſagen, daß die Diſtrictlinie des beabſichtigten Canals durch eine geſetzlich conſtituirte Corporation britiſcher Capitaliſten für eine Reihe von Jahren oder zu erbeigenthümlichem Beſitz (in fee simple) vom Paſcha ohne Schwierigkeit

[1] Foreign and Colonial Quarterly Review 626.

erkauft werden könnte. Er würde, in ſeinem eignen Intereſſe, für die Verwilligung gern einen Antheil an dem zu erhebenden Tonnengeld als Recognition ſich vorbehalten. Bei der Auswirkung dieſer Ueberweiſung (oder Uebertragung für unbeſtimmte Zeit) würde es zu fernerer Sicherheit erforderlich ſeyn, von ſeinem ſouveränen Oberherrn einen Firman zu erlangen. Aber wir glauben ausdrücklich erklären zu dürfen, daß auch dabei keine Schwierigkeit zu beſorgen iſt."

Kann man leichtfertiger über dergleichen reden? Ueberall nicht der Paſcha von Aegypten, ſondern der Sultan des osmaniſchen Reiches hat zu entſcheiden, ob und unter welchen Bedingungen irgend ein Theil des osmaniſchen Staatsgebiets veräußert werden ſoll. Jede ſeefahrende Nation aber iſt dabei intereſſirt, jede der Pforte befreundete Nation hat das Recht, ihre Intereſſen geltend zu machen, wenn es ſich darum handelt, den Schlüſſel einer ſo wichtigen Durchfahrt einem Dritten unbedingt, erbeigenthümlich zu überantworten.

Offenbar iſt davon die Rede, eine neue Souveränetät zu creiren, ähnlich derjenigen der oſtindiſchen Compagnie. Dieſe erbeigenthümliche Souveränetät, die zuerſt an britiſche Capitaliſten ertheilt wird, mag dann früher oder ſpäter direct ins Eigenthum der britiſchen Krone übergehen. Wie es Alles gemeint iſt, ſagt derſelbe Schriftſteller, ein paar Seiten weiterhin, ohne Rückhalt:

„In der Erwartung aller weitblickenden Staatsmänner wird Aegypten endlich an England fallen. Wenn das türkiſche Reich in Stücken fällt, ſo wird Aegypten Englands Antheil an den Trümmern ſeyn, bei der Theilung der Spolien mit Frankreich und Rußland. Der Beſitzer Indiens kann keinen Andern im Beſitz ſeiner afrikaniſchen Straße und Barrière dulden."

Man erinnert ſich an ein Wort von Michel Chevalier,[1] dem beredten Wortführer des beſtändigen europäiſchen Friedens, und der gleichzeitig fortgehenden außereuropäiſchen Eroberung. Er wirft es ſeinen Landsleuten vor, als einen Mangel an Takt, daß ſie ihren Einfluß an ſolchen Stellen aufdrängen wollen, auf welche ein Anderer ſchon ſein Auge gebeftet. „Die Tendenz der Ruſſen iſt, in Conſtantinopel, die der Engländer, in Suez und

[1] Revue des deux mondes. 15. Juli 1840.

in Syrien vorzuherrſchen. Wir kommen den Engländern in Syrien und in Suez in die Quer, den Ruſſen in Conſtantinopel. Ohne es gewahr zu werden, arbeiten wir ſo daran, daß die Andern ſtatt des vorherrſchenden Einfluſſes, mit welchem ſie ſich wohl begnügt hätten, die Herrſchaft, ſtatt der Vormundſchaft und Schutzherrſchaft den Beſitz erlangen." Alſo laßt Einen dem Andern fein aus dem Wege gehen.

Das iſt denn wiederum die Theorie der Aequivalente, das unverhüllte Princip der polniſchen Theilungen.

Abgeſehen aber von den Verträgen, durch welche die „Integrität und Unabhängigkeit der Pforte" gewährleiſtet iſt, und was auch immer in Zukunft die Schickſale des türkiſchen Reichs ſeyn mögen: wenn es noch ein Völkerrecht gibt, ſo muß die Paſſage von Suez unter den Schutz des Völkerrechts geſtellt werden. Jetzt iſt der Augenblick; er wird nicht wiederkehren.

Sage man nicht, es ſey zu ſpät, zu viele Fehler ſeyen ſchon vorgefallen. Allerdings ſind viele und große Fehler in der ſogenannten „Löſung der öſtlichen Frage" vorgefallen: deſto mehr thut es Noth, daß nicht neue hinzukommen; es wird ſonſt immer weniger möglich werden, die früheren wieder gut zu machen.

Wohl hat man in dem vielgeprieſenen Dardanellen-Vertrag das ſchwarze Meer zu einem ruſſiſchen Binnenſee werden laſſen, indem man den Kriegsſchiffen aller andern Mächte die Dardanellen verſchloß, während Rußlands Kriegsſchiffe von Sebaſtopol aus das geſchloſſene Meer beherrſchen. Aber laßt erſt das rothe Meer zum engliſchen Binnenſee umgeſchaffen ſeyn, ſo wird die gleichartige Anwendung dem Princip ſelbſt eine neue und unumſtößliche Sanction zu verleihen ſcheinen. Wohl iſt die Schifffahrt der Donaumündungen keiner Flagge verſtattet, die nicht mit Rußland im Frieden iſt; aber dieſe erſtaunliche Conſequenz der unſcheinbaren Prämiſſen von Adrianopel wird aufhören uns zu befremden und zu verletzen, wenn wir uns erſt daran gewöhnt haben werden, daß England den neuen Canal von Suez einer fremden Flagge nach ſeinem Gutdünken, nach ſeinen politiſchen Sympathien oder Antipathien öffnet oder verſchließt. Wohl klagt jeder Handelsſtaat, der in ganz anderem Sinn mit der hohen Pforte contrahirt zu haben glaubte, über die unleidliche Zollbegünſtigung der ruſſiſchen Häuſer in der Türkei; aber das

Unleidliche wird nicht mehr unbillig, Gleich und Recht wird vollends als eine Sage der Vorzeit erscheinen, wenn England das rothe Meer mit seinen unterscheidenden Zöllen heimsuchen darf.

Kann irgend Jemand zweifeln, daß es dahin kommen würde, wenn den Engländern die Ausführung des Canalprojects in der besagten Weise überlassen wird? Sie sagen selbst, daß sie Aegypten haben wollen; die Eroberung Arabiens kann ihnen nicht schwer fallen, da sie von Aden und von Suez her die widerstrebenden Stämme in die Mitte nehmen und von der Küste wegdrängen können, wenn sie nicht vorziehen, sie durch Verträge zu entwaffnen, wie sie mit den benachbarten Häuptlingen schon gethan: wer dann im angebornen Freiheitssinn den Nacken zu beugen verschmäht, der mag heimatlos durch die Wüste streifen; es gilt nur, die Küste zu unterwerfen. Militärische Niederlassungen an der Westküste können eben so leicht stattfinden, und ein anderer Hiob Ludolf wird vergebens bei frommen Fürsten und an gottlosen Höfen sich bemühen, dem christlichen Volk der Abyssinier sein Erstgeburtsrecht zu wahren. Gehorchen erst beide Ufer der britischen Macht, so ist das geschlossene Meer fertig: der vorgerückte Posten von Aden bewacht draußen den Eingang. Dann wird das Erscheinen anderer Flaggen im rothen Meer von der Gunst und Gnade der Engländer abhängen.

Glücklicherweise ist es noch nicht so weit. Aber es ist Zeit, daran zu denken, wenn es nicht so kommen soll.

Sollte die Pforte selbst nicht stutzig werden bei dem Programm der Engländer? „Wir wollen einen Canal graben; tretet uns den Streifen Landes ab, wir werden dafür bezahlen. Im Uebrigen sind wir gesonnen, Euch gelegentlich das ganze Land wegzunehmen. Denn, kund und zu wissen: das ist der Sinn, in welchem von uns die Unabhängigkeit und Integrität des osmanischen Reiches gewährleistet worden." [1]

Wenn die Idee des Canals eine richtige ist (was man nicht in Abrede stellen wird): warum sollte die Pforte nicht selbst die Ausführung übernehmen? Wenn das Geschäft ein so gutes ist, warum nicht für eigene Rechnung? Warum endlich im Jahr

[1] Die Documente besagen: „Unsere Herzen und Wünsche sind gleich; wir sind eins." Bei Murhard, N. Recueil XVI, 505.

1843 weniger als im Jahr 1803? Für gutes Geld werden die Capacitäten zu haben seyn, welche im Stande sind, einen untadeligen Canal von Tineh nach Suez zu führen. Offenbar liegt diese Art der Ausführung am nächsten. Um sie zu übersehen, muß man nicht sehen wollen.

Sollte die Pforte aus anderweitigen Gründen die Ausführung nicht übernehmen (was immer zu beklagen seyn würde), so bleibt der Weg, die Ausführung einer Actiengesellschaft zu überlassen. Aber bevor die Pforte mit einer solchen abschließt, wird sie hoffentlich sich erkundigen (an Kundschaft darüber wird es ihr nicht fehlen), ob es jemals erhört worden, daß eine fremde Actiengesellschaft, wenn sie den Bau einer Eisenbahn oder eines Canals übernimmt, die betreffende Districtlinie erbeigenthümlich sich abtreten lasse?

Ob die Pforte nun vorziehen mag, eine Dividende zu garantiren, und die Erhebung einer Canalabgabe sich selber vorzubehalten, oder ob die Erhebung einer bestimmten Abgabe der Actiengesellschaft überlassen werden mag, diese Verhältnisse werden sich contractlich feststellen lassen, ohne daß von der Abtretung irgend eines Gebiettheiles die Rede zu seyn braucht.

Es werden aber durch die Eröffnung des Canals überhaupt neue Verhältnisse entspringen. Zunächst die Bedingungen, die besondern Vorschriften für die Benutzung. Die Pforte könnte durch ein einseitiges Canalreglement dies Alles erledigen, und es den fremden Mächten überlassen, auf dem Wege von Supplementar-Conventionen zu den bestehenden Handelsverträgen eine Verständigung über einzelne Punkte zu suchen.

Indessen dürfte es im Interesse der Pforte nicht minder als der andern Mächte liegen, von vornherein eine gemeinsame Verständigung eintreten zu lassen. Wenn einerseits die freie Durchfahrt, die Normirung eines mäßigen Canalzolls, die Abwendung lästiger Quarantäne-Maaßregeln und dergleichen dem fremden Seefahrer zu Gute kömmt, so dürfte andererseits auch die Pforte es nicht verschmähen, eine Abgabe, welche allerdings mit Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse des Zwischenhandels zu normiren wäre, ausdrücklich zugesichert, und die Bedingungen für die Benützung mit einer völkerrechtlichen Sanction bekleidet zu sehen.

Es ist hin und wieder der Wunsch ausgesprochen,[1] die Neutralität der wichtigsten Seepassagen möge völkerrechtlich verbürgt werden. Ein Schimmer von Hoffnung knüpft sich an die Wahrnehmung, daß keine dieser Passagen bis jetzt ausschließlich dem directen Besitz einer der großen Mächte verfallen sey. Der Isthmus von Panama wird in dieselbe Linie treten mit dem von Suez. Aber hier zuerst wird es sich erproben, ob das bestehende Staatensystem einen Rechtszustand begründet, oder ob Alles dem Zufall, das ist, den einseitigen, ungezügelten Interessen verfallen soll. Es ist dies eine entscheidende Frage der höheren politischen Ordnung.

Fassen wir das vorliegende Verhältniß näher ins Auge. Die Pforte, indem sie die freie Durchfahrt den fremden Flaggen vertragsmäßig zugesteht, und auf das Recht einseitiger Verfügungen verzichtet, unterwirft sich einer Beschränkung in der Ausübung ihrer unzweifelhaften Hoheitsrechte. Es könnte bei dieser Gelegenheit noch ein Mehreres — vielleicht die Errichtung fester Plätze zur Ueberwachung der Canalfahrt, etwa mit gemischter Besatzung, zur Sprache kommen; also die Uebernahme einer wirklichen Völkerrechts-Dienstbarkeit. Schwierige Fragen werden überhaupt nicht ausbleiben. Dem Schutzbedürfniß der Pforte würde eine förmliche Anerkennung ihres ägyptischen Besitzstandes erwünscht seyn; noch erwünschter eine Garantie desselben abseiten der Mächte, von welchen nicht abzusehen ist, wie sie nach den letzten Vorgängen eine solche Garantie zu ertheilen Anstand nehmen könnten. Den fremden Flaggen wiederum würde die vertragsmäßige Feststellung der freien Durchfahrt selbst für den Fall gesichert seyn, wenn die Pforte früher oder später zur Anerkennung der Unabhängigkeit Aegyptens sich veranlaßt sehen könnte; denn die Pforte würde einem neuen Herrscher Aegyptens nicht mehr Rechte abtreten können, als die sie selbst besessen.

Die Hauptsache liegt in einer Nuß. Wo die Interessen aller Welt betheiligt sind, da darf nicht der Zufall, nicht ein einseitiges Interesse entscheiden. Wenn es noch ein Völkerrecht gibt, so muß die Passage von Suez unter den Schutz desselben gestellt werden.

[1] Z. B. von Ed. Naville, in der beachtenswerthen und nicht genug gewürdigten Schrift: „du droit maritime“ (Paris. 1840) S. 39.

Was uns Deutsche anlangt, so sind wir durch unsere politische Unmündigkeit der Beschäftigung mit solchen Fragen fast entwöhnt. O über die unglückliche Geläufigkeit, mit welcher wir, wenn's an die „Theilung der Erde" geht, immer in die Rolle des Dichters uns einzustudiren wissen! Unsere Verbindung mit dem fernen Osten ist im ersten Beginnen. Auch in dieser Richtung liegt eine Zukunft für uns — wenn nicht der Augenblick versäumt wird, sie sicher zu stellen. Und wir hoffen für diesen Fall bessere Dinge.

Wir hoffen, daß Oesterreich — berufen und befähigt wie kein anderer Staat — mit seinen eigenen Interessen, durch dieselben, zugleich die deutschen wahrnehmen werde. Es sind in der That nicht allein die Ziffern der Einfuhr und Ausfuhr Triests, an welche wir denken, noch die Dampfschifffahrt dieses Hafens nach Alexandrien. Noch weniger würden diese Verhältnisse erst geltend zu machen seyn. Sondern die Pforte wird den Rath Oesterreichs suchen.

Es ist aber bekanntlich noch eine andere Beziehung, in welcher die Angelegenheit der Herstellung des kürzesten Weges nach Ostindien den Deutschen nicht fremd bleiben kann. Gründe politischer Convenienz machen es der britischen Regierung wünschenswerth, für die ostindische Post den Weg durch Frankreich mit dem Weg durch Deutschland zu vertauschen. Oesterreichische Dampfschiffe würden zwischen Triest und Alexandrien — oder, wenn der Canal im Gang ist, zwischen Triest und Tineh die Post befördern. Man hofft auf diesem Theil des Seetransports gegen die bisherige Beförderung einen bis zwei Tage zu gewinnen. Von Triest aus ist für den Landtransport vorläufig die Courierroute nach Ostende bestimmt, um später durch die Eisenbahn von Triest auf Hamburg ersetzt zu werden.

Mit Frankreich besteht ein eigener Staatsvertrag (vom 10. Mai 1839 [1]) über die Beförderung der ostindischen Post. Aehnliche Verträge — oder, sehr viel besser, ein Gesammtvertrag zwischen den betreffenden deutschen Regierungen und England wird demnächst zu schließen seyn. England wird sich nicht täuschen, wenn es bei den Deutschen die Vermeidung der Unzuträglichkeiten hofft,

[1] Bei Murhard, N. Recueil XVI. 876.

welche sein französischer Vertrag ihm nicht ersparen konnte. Möge auch Deutschland sich nicht täuschen, wenn es zuversichtlich erwartet, daß bei dieser Gelegenheit seine Interessen kräftig werden vertreten werden.

Endlich, man sagt, unsere Väter seyen einst von den Hochgebirgen Asiens hergewandert. Mög' es ein Zeichen guter Vorbedeutung seyn, wenn mittelst unserer Gebiete die Verbindung mit der alten Heimat, der ehrwürdigen Mutter der Völker, sich erneuert.

Hamburg, December 1843.

C. F. Wurm.

Kunst und Tracht.

Nach einer weitverbreiteten philosophischen Anschauungsweise ist der Weltgeist erst in unsern Tagen so recht zum Bewußtseyn gekommen. Die Weltgeschichte fällt zusammen mit der Evolution des Weltgeists selbst. Erst nachdem er in träumerischer Schöpfungskraft eine gewisse Reihe von Stufen der Entwickelung erstiegen, trat er in die annos discretionis, und jetzt, auf der Staffel dieses Jahrhunderts, weiß und begreift er sich selbst, betrachtet er sich und verhört sich, gibt sich Rechenschaft vom verwickelten Prozeß seines steten Gewordenseyns und macht sich deutlich, wie und warum er in Zeit und Raum so vielerlei und zum Theil so Wunderliches gewesen. Im ungeheuren Tagebuche der heutigen Literatur schreibt er seine Selbstbekenntnisse nieder, die Eindrücke seiner Kindheit und Jugend und die Entwürfe für Gegenwart und Zukunft. Rückwärts durchschaut er sich selbst so klar, wie die Somnambüle ihren Leib, vorwärts ist er selbst neugierig, was aus ihm werden wird. Blickt er aber zurück auf die durchlaufene Bahn, so betrachtet er wohl mit Selbstbefriedigung, wie weit er es gebracht, aus wie vielen Binden er sich herausgewickelt, aus wie vieler Verworrenheit er sich emporgerungen; aber es ist ihm auch schmerzlich zum Bewußtseyn gekommen, daß er einst im Traum und halben Wachen so viel Großes, Schönes und Herrliches geschaffen, das er jetzt aus der Fülle des wachen Gedankens gar nicht mehr hervorzubringen vermag. So hat er in allen Zeitaltern da und dort gebaut, gemeißelt, gemalt und gesungen, daß er gar nicht mehr begreift, wie er es angefangen. Er entwickelt heute große Geschäftigkeit in allen diesen Künsten, aber es wird

ihm dabei gar nicht wohl, weil ihn der innere Widerſpruch zwiſchen Wiſſen und Können peinigt. Er ſchafft in der Kunſt faſt nur, um gleich ſich ſelbſt zu beweiſen, daß es nichts iſt, oder daß er ſich dabei blos auf alte Handgriffe beſonnen. — Zu dieſem Verdruß, den ihm die Kunſt im Großen bereitet, kommt nun ein kleines Aergerniß, das aber genau damit zuſammenhängt. Er iſt ſich unter ſo Vielem auch bewußt geworden, daß er in der europäiſchen Menſchheit, in der er ja zunächſt zum Bewußtſeyn erwacht, auf der heutigen Stufe in einem Aufzug, in einem Styl der äußern Erſcheinung angelangt iſt, deſſen er ſich aufrichtig ſchämt, wenn er ihn mit den Trachten zuſammenhält, in denen er ſich im Lauf der Geſchichte incarnirt hat.

Wie dem ſey, ob Gott über der Geſchichte, in der Geſchichte oder die Geſchichte ſelbſt iſt, ſo ſcheint die eben erwähnte Vorſtellung in dieſer Ausprägung als das ächte Erzeugniß unſerer Zeit, aus deren ganzen Phyſiognomie jene Bewußtheit ſpricht, die erſt auf der gegenwärtigen Entwicklungsſtufe gewonnen werden konnte und ſo theuer bezahlt werden mußte. Unſer Geſichtskreis iſt ſchnell erſtaunlich weit geworden. Wir blicken vom Abſatz, den wir erſtiegen, hinunter über die Staffeln des hiſtoriſchen Gebirges, hinaus in die weit gedehnte Landſchaft der Geſchichte, bis dahin, wo ſie mit dem Horizont verſchwimmt. Wie viel Unſinn und Angſt, wie viel geiſtiges und leibliches Elend, wie viel Verwirrung und brutale Leidenſchaft, wie viel Unrecht im Namen Gottes und ſeiner Statthalter iſt weit hinter uns in jenen Thälern zurückgeblieben! aber auch wie viel Kraft und Liebe, wie viel öffentliche Tugend und Ehre, wie viel Gott- und Selbſtvertrauen iſt uns nicht auf den Gipfel gefolgt, auf dem wir uns ſo klar und weiſe, ſo kräftig und ſelbſtzufrieden, ſo erhaben und mächtig, und bei jeder Wendung des Gedankens wieder ſo arm und klein, ſo verworren und geängſtigt, ſo ſchlecht oder ſo lächerlich fühlen!

Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem, was wir geworden ſind, und dem, was wir nicht mehr ſind und doch wieder werden müſſen, wenn wir uns als ganze Menſchen empfinden ſollen, das unruhige, haſtige Suchen nach einem Verlorenen, das bange Gefühl, daß wir es mit dem, was unſere Stärke iſt, nicht finden können — dies iſt der Grundton, der durch alle geiſtigen Schwingungen der Zeit

hindurchgeht. Er iſt in dieſen Blättern vielfach im Bereiche der höchſten Intereſſen angeſchlagen worden; man hat erörtert, wie wir es vor lauter Geſchichtsphiloſophie zu keiner feſten Ordnung weltlichen und geiſtlichen Regiments, vor lauter Kritik zu keiner Poeſie und Literatur, vor lauter Kunſtverſtand zu keiner Kunſt bringen. Warum ſollte man nicht auch einmal einen Punkt ins Auge faſſen dürfen, der freilich viel unbedeutender iſt, der uns aber doch in ſo viele kleine Verlegenheiten ſtürzt und zu ſo großen Thorheiten verleitet, und an dem recht augenfällig wird, daß es im Kleinſten wie im Größten mit dem Beſſerwiſſen nicht gethan iſt, wenn es ſich vom Andersmachen handelt.

Es ſieht aus wie Ironie, daß dieſes innere Erwachen der kultivirten Menſchheit mit der Herrſchaft einer Tracht zuſammenfällt, die uns ſelbſt unſchöner und armſeliger erſcheint, als irgend eine, der wir in unſerem hiſtoriſchen Bewußtſeyn begegnen. Wir ſind gar ſehr geneigt, uns über frühere Jahrhunderte zu überheben und ſie zu beſmeiſtern, auch in Dingen, wo unſere Anſprüche auf Ueberlegenheit mehr als zweifelhaft ſind; aber im eben erwähnten Punkte ſtellen wir uns willig und unbedingt hinter allen Zeitaltern zurück. — Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie durch die Geſchichte herauf und über die Erde weg das natürliche Bedürfniß der Deckung der Körperblöße ſich mit den Kunſttrieben des Menſchen vermählt und eine bunte Fülle von Bildungen erzeugt hat, die, in der Ruhe gefaßt, den Geiſt der Racen, Stämme und Zeitalter, in ihrer Bewegung und Umwandlung die Strömungen der Geſchichte ſo deutlich bezeichnen. Ob wir nun aber den Blick in alle Vergangenheit hinaus oder rund um den Planeten werfen, nirgends begegnen wir einer nüchterneren, zurückſtoßenderen Form der Bekleidung als an uns ſelbſt, am Geſchlecht, deſſen Geiſt die Geſchichte ſo durchſichtig und die Erde unterthan iſt. Die albernſte Tracht herrſcht eben zur Zeit, da der Menſch ſich alles Ernſtes als Gott ſelbſt begreift. Wo dieſer Gott ſich auf ſeine eigene einſtige Figur in irgend einem Abſchnitt der Geſchichte beſinnt, von ſeinen früheſten Erinnerungen bis an die Schwelle der neueſten Zeit, tritt ihm eine Menſchheit entgegen, ſtattlicher und maleriſcher, äußerlich runder und tüchtiger, als er ſich jetzt ſelbſt weiß, und er muß ſich ſagen, daß er in einem Aufzug aufgewacht

iſt, in dem er ſich vor ſeinen alten ſelbſtgemachten Gottheiten, vor Muſen und Grazien, ja vor ſeiner Vernunft kaum ſehen laſſen darf. Von Pol zu Pol, wohin nur den Europäer Habſucht und Ehrgeiz treiben, unter den wildeſten oder verſunkenſten Völkern, unter Lumpen und halber Nacktheit, wie unter dem greuelhafteſten Putz iſt der Menſch eine poetiſchere Erſcheinung, als er ſelbſt, der Dränger und Würger, der Beglücker und Täufer, an deſſen Körper kleinliche, abgeſchmackte Gedanken, Schooß und Kragen, Knopf und Klappe, zu einem kahlen, ſinnloſen Ganzen verſchmelzen. — Ein franzöſiſcher Offizier des vorigen Jahrhunderts, indem er den kriegeriſchen Schmuck der canadiſchen Eingebornen beſchreibt, verſichert, er ſey ſich in ſeiner Uniform dieſen halbnackten Menſchen gegenüber wie ganz nackt vorgekommen; und dieſer Aeußerung iſt ein tiefer Sinn abzugewinnen. Es ging uns in ſo Vielem, und ſo auch in der Tracht, wie unſern erſten Eltern nach dem Sündenfall. Je mehr die europäiſche Menſchheit vom Baum der Erkenntniß aß, deſto mehr verflüchtigte ſich der Kern des Gemüths, und damit das lebendige Selbſtgefühl und der naive Kunſttrieb. Da ſind uns endlich vollends die Augen aufgethan worden, wir ſind Gott gleich, wir wiſſen was gut und böſe iſt, wir ſind aber auch gewahr worden, daß wir nackend ſind, unſer Leben ſo kahl und ungöttlich, unſere äußere Erſcheinung ſo gemein proſaiſch, daß alle Kunſt ſich ſträubt, die ſteifen, häßlichen Linien anders als zu Spaß und Kurzweil nachzuzeichnen.

Das Verhältniß, in dem nach unſerem äſthetiſchen Gefühl und unſerer ganzen Anſchauung die moderne Tracht zu den bildenden Künſten ſteht, iſt für den geiſtigen Charakter der Zeit ſo bezeichnend, wie das Weſen dieſer Tracht ſelbſt. Es iſt nach unſerer Anſicht ein ſehr fruchtbarer Geſichtspunkt für die Kulturgeſchichte, wenn man den Stand der allgemeinen Bildung, der religiöſen und geſchichtlichen Vorſtellungen, die Kunſtbegriffe und die künſtleriſche Praxis jedes Zeitalters mit dem gleichzeitigen Koſtüm im weiteſten Sinne zuſammenhält. Dieſes Studium wird aber ziemlich vernachläſſigt und auch nicht immer mit dem Geiſt getrieben, der ſonſt in den heutigen geſchichtlichen Forſchungen lebt. Wenigſtens ſind unſere meiſten Maler im Punkte des Koſtüms keineswegs ſehr ſtark, vom tollen Mummenſchanz

auf unſern Bühnen gar nicht zu reden. Und doch ſind es oft ganz kleine, ſcheinbar zufällige Züge der Tracht und der Sitte überhaupt, die, ins rechte Licht geſtellt, den Geiſt, das Wiſſen und Meinen der Zeitalter aufs Sprechendſte bezeichnen. In der allgemeinſten Ueberſicht fällt nun aber vorzüglich die doppelte Thatſache auf: einmal wird vom Ende des Mittelalters ab die Tracht immer nüchterner und fahler, andererſeits verliert mit der Ausbreitung der Kultur das herrſchende Koſtüm in der Vorſtellung der Zeitgenoſſen immer mehr an poetiſcher Bedeutung; der Menſch wird nicht nur immer unfähiger, ſeine Tracht, überhaupt ſeine Sitte, auf andere Zeiten und Zuſtände überzutragen, ſie wird ihm an ſich immer poeſieloſer, ein immer ſpröderer, undankbarerer Stoff der künſtleriſchen Behandlung.

Der Menſch des Mittelalters, darin von gleicher Stimmung mit dem des Alterthums, trug ſein Koſtüm ſo naiv wie der Bär ſeinen Mantel, der Krebs ſeinen Harniſch. Es war ein Stück ſeiner Exiſtenz; hierüber ſo wenig als über andere Punkte ſeines äußern und innern Lebens mochte er ſich Rechenſchaft geben, wie es ſo geworden. Es war einmal ſo, es war gewachſen, und er merkte gar nicht, daß es fortwuchs und ſich dabei umwandelte. Dies und das war ihm heilig und geweiht, recht und billig, ſchön und wohlanſtändig; er hatte wenig Anlaß, ſich zu fragen, ob es mit all dem da und dort und zu verſchiedenen Zeiten in der Welt anders gehalten werden. Sein Himmel und ſeine Hölle, ſein Geſetz und Brauch, Wehr und Geſchmeide, Haus und Gewand hatten für ihn abſolute Bedeutung. Darum war ihm auch ſein ganzes Leben durchaus und ganz unmittelbar poetiſch, und die Formen dieſes Lebens waren dem Künſtler ein natürlicher und fertiger Stoff, um in heiliger Kunſt — und er kannte faſt keine andere — die Gedanken und Gefühle ſeines Volks zu verkörpern. Der Maler, der Dichter ſelbſt konnte gar nicht daran denken, ſich aus dem gewohnten Kreiſe ſeiner Vorſtellungen hinaus gewaltſam in fremde Zuſtände zu verſetzen. Er zog vielmehr unbefangen alles Ferne möglichſt in dieſen Kreis herein und färbte die ganze Hiſtorie mit dem Geiſt und den Sitten ſeiner Gegenwart. Der Maler ging der heiligen Geſchichte und den Martyrien nicht an die Ufer des Jordan und durch die weiten Grenzen des römiſchen Reiches nach; er ließ

ſie zu ſich in die Heimath kommen, er bevölkerte ſeine Altarblätter mit deutſchen und flämiſchen Bürgern und Frauen, Pfaffen und Landsknechten, und ſpannte über den heimiſchen Städten und Burgen, Eichen und Tannen den Himmel aus, unter dem alles das gewachſen. Wo Natur und Uebernatur in der Anſchauung ſo ganz verſchmolzen, da verſtand es ſich von ſelbſt, daß das Koſtüm der Zeit auch in den Himmel hineinreichte; der Erzengel trug die ritterliche Rüſtung und Gott Vater konnte weder prächtiger noch viel anders geſchmückt ſeyn als Papſt oder Kaiſer. — Daſſelbe ſehen wir bei den Anfängen der dramatiſchen Kunſt, welche auch ganz in der bibliſchen Geſchichte wurzeln. Auch hier treten die Perſonen des wunderbaren Dramas, das Himmel, Erde und Hölle umfaſſend, ſich vom Paradieſe zur Himmelfahrt fortſpinnt, in wohlbekannter Geſtalt in das unmittelbare Leben herein, Pontius Pilatus im Harniſch des Stadtvogts und Kaiphas in der Kutte des Paters.

Wenn ſich der Menſch bei Auffaſſung des Göttlichen und Heiligen des Anthropomorphismus überhaupt nie entſchlagen kann, ſo ging beim Menſchen des Mittelalters dieſer natürliche Trieb noch einen Schritt weiter. Seine ganze Stimmung brachte es mit ſich, daß er auch die irdiſchen Geſtalten in der ganzen heiligen Geſchichte nach ſeinem eigenen zufälligen Bilde ſchuf, das ihm aber in ſeinem Weſen eben kein Zufälliges, ſondern ein Abſolutes war. Durch dieſe nach unſern Begriffen kindiſche Auffaſſung war die Kunſt vor Allem das, was ſie längſt nicht mehr iſt und ohne das ſie überall ihre wahre Bedeutung einbüßt, ſie war gemeinverſtändlich. Dem natürlichen Menſchen haben nur die Formen, in denen er eingelebt iſt, lebendigen Ausdruck und Bedeutung. Der ganze äußere Brauch, die Abzeichen von Würde, Rang, Stand und Gewerbe, die tauſend phyſiognomiſchen und pathognomoniſchen Momente, die in der heimiſchen Tracht liegen, all dies iſt für ihn den Perſonen auf den Leib gewachſen und ſpricht ihm die verſtändlichſte Sprache. Die Linien, die Brüche und Falten im gewohnten Koſtüm, wie ſie in der Ruhe und in der Geberdung zum Vorſchein kommen, ſind ein weſentliches Stück der Schrift, die ihn nicht nur den Sinn aller Affekte und Leidenſchaften, ſondern ſelbſt geiſtige und gemüthliche Eigenheiten u. dgl. dem Menſchen fertig vom Leibe

leſen läßt. Bei fremdartigem Aufzug, in der Wirklichkeit wie im Bilde, muß er buchſtabiren, abſtrahiren, und verfehlt am Ende doch den wahren Sinn, weil er hier das Zufällige vom Weſenhaften in der Erſcheinung nicht fertig unterſcheidet. Dieſen ächt menſchlichen Trieben und Fertigkeiten bequemte ſich in Einfalt die mittelalterliche Kunſt, und ſie war dadurch dem Verſtand und dem Herzen Aller, der Höchſten wie der Niedrigſten, gleich nahe gerückt. Wie einleuchtend war dem Andächtigen mit der Würde der Magier zugleich die überſchwengliche Hoheit des Kindes, das ſie anbeten! Wie klar und ſprechend der Schreck und das Entſetzen der römiſchen Wächter am Grabe des Auferſtehenden! Erſchienen doch jene im höchſten irdiſchen Glanze, in reichsfürſtlichem Pomp, und dieſe in der wohlbekannten Maske der Landsknechte. Und ſehen wir nicht noch heute ganz Aehnliches an den Ueberbleibſeln populärer kirchlicher Kunſt, die dem gebildeten Geſchmack ſo ſchauerlich ſind? Das idealſte Madonnenbild auf dem Hochaltar der Dorfkirche, hätte es dieſelbe Kraft und Wirkung, wie das ſtrahlende Standbild der Mutter Gottes mit der Krone auf der modiſchen Friſur und dem goldſtoffenen Kleid nach galantem Schnitt, eine Figur, wie ſich ein Bauernweib ungefähr die Prinzeſſin Mutter ihres Fürſten in Gala vorſtellt?

Nur ſo lange Malerei, Sculptur und Dramatik ſo das Koſtüm der Zeit überall naiv zu Grund legten und das Fremde, Ferne und Uebernatürliche höchſtens mit conventionellen Ausſchmückungen bezeichneten, nur ſo lange es ſo bleiben konnte, war alle Kunſt zugleich Gewächs des ganzen Volks und geiſtiges Gemeingut deſſelben. Wie weit ſind in ein paar Jahrhunderten das Volk und die höhere Kunſt auseinander gekommen! Dieſe Trennung fing aber allerdings frühe genug an. Die Blüthe der kirchlichen Malerei fällt zuſammen mit dem Beginn der großen geiſtigen Bewegung, zu welcher ſo viele faſt gleichzeitige Ereigniſſe und Entdeckungen, vor allen Buchdruckerei und Reformation, den Anſtoß gegeben. Der Einfluß der anbrechenden Aufklärung auf die Haltung der Kunſt und ihr Verhältniß zum Volk wird auf der Stelle merkbar. Raſch verbreiten ſich geſchichtliche und antiquariſche Kenntniſſe, und der Künſtler fängt alsbald an, ſich bei Behandlung geſchichtlicher Stoffe von den Lebensformen ſeiner eigenen Zeit loszureißen, ſich um das Koſtüm der betreffenden

Epochen zu bekümmern und es wiederzugeben, ſo gut er es verſteht. Zugleich wird er, da ſich jetzt mit dem erwachten Studium der Alten die Geſchichte immer mehr aufſchließt, immer weiter auf das profane, das heidniſche Gebiet gelockt; die Kunſt hat aufgehört, nur das Heilige zu behandeln, nur dem religiöſen Sinn zu dienen. Die wachſende Bildung der Zeit erlaubte dem Künſtler in dieſen beiden Richtungen immer keckere, ausgreifendere Schritte, oder vielmehr ſie zwang ihn dazu. Er folgte unwillkürlich den ſich erweiternden und ergänzenden Vorſtellungen einer immer weniger ausſchließlich kirchlich geſinnten Geſellſchaft, wenn er mit dem Geiſt und den Geſchicken der verſchiedenen Völker auch ihre äußern Sitten immer genauer, immer verſtändiger und gelehrter wiedergab.

Wenn man vom ſechzehnten Jahrhundert ab die Bildwerke der verſchiedenen Nationalſchulen chronologiſch an einander reihte, ſo könnte man an der Wahl der Stoffe und der Behandlung des Koſtüms die geſchichtliche und geographiſche Aufklärung faſt Schritt vor Schritt verfolgen. So ſieht man ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert auf bibliſchen Bildern die abendländiſche Tracht nirgends mehr plump herbeigezogen, dagegen ſind die Figuren häufig im ſaraceniſchen Styl gehalten, offenbar eine Frucht der durch die Türkenkriege gewonnenen Anſchauungen. Zugleich aber bezeichnete jene Bilderreihe gleich genau die allmählige Auflöſung des populären Charakters der Kunſt und ihren Fortgang zur Vornehmheit, die immer größer werdende geiſtige Kluft zwiſchen den obern und untern Schichten der Geſellſchaft. Die Kunſt trat genau in die Fußſtapfen der fortſchreitenden Kultur; ſie machte ſich ſogleich an Alles, wofür auf den geiſtigen Höhen der Zeit der Sinn und das Verſtändniß erwacht war. So wurde ſie aber dem Theil des Volks, der mit der Kultur nicht nur nicht Schritt hielt, ſondern immer mehr hinter derſelben zurückblieb, mehr und mehr entrückt. Die profane Kunſt ſagte dem Ungebildeten von vorn herein ſo gut wie nichts, und die Sprache der religiöſen Malerei wurde ihm immer unverſtändlicher, je weniger er im Aufzug der handelnden Perſonen und in ihrer Umgebung im geſchloſſenen Raum und unter freiem Himmel ſein eigenes Daſeyn und ſeinen Himmelsſtrich wiederfand. Und als nun am Ende geſchichtlicher Verſtand und

antiquarisches Studium ein sehr großer, oft der größte Theil der Malerei (und, setzen wir hinzu, der Dichtung) geworden, da war die Kunst fast ausschließlich Besitzthum derer, welche zu ihrem Genuß ungefähr das Geisteskapital mitbrachten, durch das sie jedesmal zu Stande gekommen, und so stand jetzt die Kunst dem durch Erkenntniß herrschenden Bruchtheil der Nation gerade so gegenüber, wie in der gleichförmigen Kultur des Mittelalters dem gesammten Volk.

Wie verhielt sich nun aber zu dieser Bewegung das Zeitkostüm selbst? was war das Schicksal der lebenden Tracht, seit man in der Kunst aufgehört hatte, sie geradezu der Geschichte aufzudrängen? — Das stattliche, malerische Kostüm des Mittelalters hatte, bei vielfacher Umwandlung, seinen allgemeinen Charakter beibehalten, bis vor etwa zweihundert Jahren die Tracht in Folge von Einflüssen, die wir sogleich andeuten werden, die Richtung einschlug, die sie bis auf unsere Zeit verfolgt hat, und in der ihre Linien immer kleinlichter und eckiger, ihre Umrisse immer kahler, nichtssagender, ja unsinniger geworden sind. Als diese Vertrocknung und Vernüchternung anhob, war die religiöse Malerei und Sculptur des Mittelalters vollends ganz zu Grabe gegangen. Im selben unbefangenen Kunstgefühl, das diese großen Schöpfungen hervorgerufen, hatte sich im Mittelalter auch die äußere Erscheinung des Menschen ästhetisch gestaltet; der nämliche poetische Instinkt, in dem er die ganze Geschichte mit seinem Sittengewande drapirte, verhinderte, daß die Linien und Umrisse der Volkstracht ins Unschöne und Unmalerische ausarteten. Je mehr nun aber mit dem Beginn der neueren Zeit die Kräfte und Regungen des Gemüths vom wachen Geiste, von Erkenntniß und Forschung überwogen wurden, desto schwächer und verworrener wurden die Aeußerungen des unbewußten Kunsttriebs im Leben überhaupt, und so auch in der äußern Sitte. Je mehr in aller geistigen Thätigkeit Ueberlegung und Absicht sich geltend machten, in desto starreren, unschöneren Linien gestaltete sich Alles, was seinem besten Theil nach immer von selbst zu Stande kommt, und dazu gehört auch die Tracht.

So kann man denn sagen, während die Poesie der Geschichte in den tausend Formen und Farben der Existenz sich immer breiter und tiefer dem menschlichen Geiste aufthat, ist die Poesie

aus dem Koſtüm der Zeit ſelbſt immer mehr entwichen, und als endlich in der allerneueſten Zeit die Kunſt durch und durch angewandte Geſchichtsphiloſophie, Kunſtgeſchichte und Naturgeſchichte geworden war, da merkten wir erſt recht, daß wir ſelbſt in poetiſcher Blöße in der Welt ſtehen, und die Zeit läßt muthlos, ja mit Grauſen, Pinſel und Boſſierholz fallen, wenn ſie ſich zumuthet, in ernſter, pathetiſcher Weiſe ihr eigenes Gewand wiederzugeben. — Wie geſagt, in ſolchem Umfang iſt dies erſt die Stimmung der jüngſten Zeit. Der ausgeſprochene Ekel an der eigenen Tracht, der Trieb, ſie in der Kunſt zu verläugnen, ihr ſcheu aus dem Weg zu gehen oder ſie durch allerlei Kunſtgriffe dem äſthetiſchen Sinn erträglich zu machen, iſt in der vollen Stärke, im ſcharfen Ausdruck erſt eine Erſcheinung des laufenden Jahrhunderts. — Wir hoffen dies durch wenige geſchichtliche Bemerkungen deutlich zu machen.

Die heutige Anſtandstracht und mit ihr unſere ganze Garderobe iſt von vornehmem Herkommen; die Idee, die ihr zu Grunde liegt, iſt ein Hofkleid. — Seit dem frühen Mittelalter hatten Italien, Spanien, die Niederlande, Frankreich in der Rolle abgewechſelt, dem übrigen Europa, zumal Deutſchland, der terra obedientiae, in der äußern Sitte Geſetze zu geben. Nach dem dreißigjährigen Krieg fiel das Erbamt des Erzſchneiders definitiv an Frankreich. Aus der mit dem ſechzehnten Jahrhundert begonnenen politiſchen Gährung hatte ſich im ſiebzehnten der ſtrenge Begriff der Landeshoheit von Gottes Gnaden herausentwickelt. Dieſer Zeitpunkt fand auf dem franzöſiſchen Throne einen Mann, der, mit dem Organ des Hochmuths im höchſten Maaße begabt, mit künſtleriſcher Hand der irdiſchen Majeſtät die großartigſte Exiſtenz und die imponirendſte Umgebung zu ſchaffen wußte. Er war es, der die Etikette und das Hofceremoniel theils neu erfand, theils ſinnreich ausbildete, und ſich als majeſtätiſches Symbol eines neuen Regiments auf Erden, eines neuen Verhältniſſes zwiſchen Herrn und Unterthanen, die Staatsperrücke auf das Haupt ſetzte. Er regelte die Geſetze der Abſtände, der Umwälzungs- und Umlaufszeiten im Planetenſyſtem, deſſen Sonne Er war. Newtons große Entdeckung fand nicht ſo ſchnellen Eingang bei den denkenden Geiſtern, als Ludwigs XIV. erhabenes Weltſyſtem bei ſeinen Couſins in Europa groß und klein, und die vielen im

heiligen römiſchen Reich waren natürlich nicht die letzten. Schnell hatten ſie ſich und ihre Umgebung nach Ludwigs Bild umgeſtaltet, und da die Höfe eben durch dieſe Art von Vergöttlichung fortan noch weit ſtärkere Anziehungskraft ausübten als bisher, ſo war bald der regelmäßige Proceß eingeleitet, der ſeitdem über alle Stände, nur in verſchiedenem Zeitmaaß, franzöſiſche Hofſitten verbreitet hat.

Am Hofe Ludwigs war nun aber auch die überlieferte Tracht nach dem ſelbſtgemachten Begriff von Würde und Decorum zu dem Hofkleide verſchnitten worden, mit deſſen Linien und Falten ſich in kurzer Friſt an den Höfen und ſo fort in der ganzen galanten Welt der Begriff des Anſtands aufs engſte verknüpft hat. Und dieſer Bann iſt noch zur heutigen Stunde nicht gelöst. Der Anſtoß, den damals das Koſtüm erhielt, hat ſich bis auf unſere Zeit fortgepflanzt; wir können den Stempel, der ihm damals aufgedrückt worden, nicht los werden, ſo heftig wir uns auch im Namen des Kunſtgefühls und des Menſchenverſtandes dagegen empören. — Von ſolcher Stimmung war man aber im vorletzten und letzten Jahrhundert noch weit entfernt.

Im Zeitpunkt, den wir eben angedeutet, war das eigentliche Volk überall hinter der geiſtigen Entwickelung ſchon ſehr merklich zurückgeblieben; namentlich war ihm die Kunſt bereits weit von Herz und Verſtand weggerückt. Durch die Richtung, welche jetzt die Kultur einſchlug, wurde die Trennung der Völker in die ſogenannte Maſſe und in eine geiſtige Ariſtokratie vollendet. Jetzt erſt, und merkwürdig ſchnell, entwickelte ſich vollends der Begriff der ſchönen Welt, noch ausdrucksvoller kurzweg „die Welt" genannt. Es ſchieden ſich die Kreiſe aus, deren Radien aller Orten in einem Hofe zuſammenliefen, die „Geſellſchaft," welche Künſte und Wiſſenſchaften und die ganze Bildung der Zeit in usum Delphini bearbeitete und dafür zunächſt vom heimiſchen und in zweiter Hand vom franzöſiſchen Hof die Loſungsworte dazu, und daneben in Moden, Galanterien und Sprachſchnörkeln die dringendſten Bedürfniſſe des gebildeten Menſchen bezog. Sprache, Umgangsſitten, Tracht, Literatur, Kunſt prägten ſich in vornehmer, eſoteriſcher Form aus, als Eigenthum einer eleganten Prieſterkaſte, welche durch zahlreiche Cloſſen von Laienbrüdern, die Mittelſtände, in den Pöbel verlief. Es war eine neue

Religion in die Welt gekommen, der Anſtand und die Etikette, und die Kunſttriebe, die dieſer Glaube entwickelte, ſind ſeiner ganz würdig. Wie wunderlich er Hausrath, Kopfputz, Tracht und alle Kunſt, Architektur, Sculptur, Malerei, Poeſie verſchnörkelt hat, das wiſſen wir Alle. Aber aus der Hand der Geſellſchaft, welche all dieſe barocke Poeſie hervorgebracht, haben wir unmittelbar Kunſt und Literatur, Tracht und geſellige Formen empfangen, und die Inſtinkte unſerer Zeit ſind zum guten Theil darauf gerichtet, dieſes Rococo los zu werden, deſſen wir noch mehr in und an uns haben, als wir ſelbſt wiſſen; ganz abgeſehen vom künſtlich wiedererweckten Rococo, in dem ſich nur eine übellaunigte Proteſtation gegen den unaufhaltſamen Lauf der Geſchichte ausſpricht. Wenn unter den deſpotiſchen Gräueln der Imperatoren die römiſchen Patrioten mit Sehnſucht die ſchönen, großen Tage der Republik ſich zurückriefen, ſo gibt es heutzutage unter der brutalen Herrſchaft des Publikums, des Demos, Leute genug, die ſich mit ſchmerzlicher Luſt in die „Welt" verſetzen, in der Freiheit und Gleichheit der Suffiſance herrſchte und in deren Schooße man vornehm ſeyn konnte, ohne daß einem allerlei Volk ins Handwerk griff.

Jene Geſellſchaft, die ſo unbefangen im Menuetſchritt dem Abgrund der Revolution entgegenrückte, war nun aber viel zu ſelbſtgefällig, viel zu eitel auf die Schöpfungen ihres Geiſtes, als daß das eigene Koſtüm ihr hätte Mißbehagen erregen ſollen. Im Gegentheil, es war mit ihrem Geiſt ganz verwachſen, es hatte volle geſchichtliche Berechtigung für ſie, ſie fühlte ſich ganz wohl und abgeſchloſſen darin. Die Kunſt der Zeit beurkundet dies nach allen Seiten. Wie wohlgefällig wirft die flüchtige Schilderei ihre kleinen Scenen aus dem geſellſchaftlichen Leben auf Fächer und Porzellandoſe, auf Schirm und Tapete! Und ſieht man nicht den Porträts der Zeit an, daß der Maler ohne alles Arg, mit Liebe Puder und Mouchen aufgelegt und dem ſteifen Mieder die Roſe vorgeſteckt hat? — Die Sculptur trug kein Bedenken, die hohen Zeitgenoſſen, die ſie zu verewigen bekam, geradezu in leibhaftiger Geſtalt zu faſſen und mit allen ihren Toilettenſtücken zu meißeln und zu gießen. Freilich noch öfter ſteckte ſie die Helden, die in der Wiege belorbeerten wie die andern, in die antike oder mittelalterliche Maske; dies war aber

am Ende weit mehr Pomp und Etikette als äſthetiſcher Widerwillen an der lebenden Tracht. Der Beweis liegt deutlich darin, daß die Kunſt dabei nie verfehlte, die Unſterblichen nach dem vornehmſten Theil, dem Kopf, im Zeitkoſtüm zu halten, daß ſie durchaus Perrücke oder idealiſirte Friſur feſthielt, und ſomit den Zug, der uns an der Tracht des Jahrhunderts der Aufklärung gerade der abſcheulichſte iſt.

Das Gemeingefühl war aber mit dem Koſtüm nicht nur im Leben verſöhnt, es kam ihm auch noch in nicht unbedeutendem Maaße das zu, was das heutige für uns gänzlich verloren hat: poetiſche Bedeutung über die Gegenwart hinaus in Geſchichte und Mythologie hinein. Da fällt einem gleich bei, daß ja jene Zeit eine ganze ideale Welt von ihrer eigenen Schöpfung hatte, ein fades Paradies, das ſie ihrer eigenen Verdorbenheit ironiſch entgegenhielt, die Schäferpoeſie. Sie gab der Boudoirmalerei und beſonders der porzellanenen Plaſtik tauſend Motive an die Hand. In dieſem albernen Reich bukoliſcher Unſchuld erſchienen aber all die ſchalmeienden und ſingenden, küſſenden und tanzenden Corydons und Lalages in einer Maske, die ſich zur Toilette der galanten Welt ungefähr verhielt, wie im Alterthum die Tracht der unſterblichen Götter zur gemeinen auf Erden.

Aber auch in der Geſchichtsmalerei begegnen wir den deutlichſten Spuren der naiven Selbſtgefälligkeit einer krankhaften Kultur. Das geographiſche und geſchichtliche Wiſſen hatte freilich Fortſchritte genug gemacht, daß ſich der Künſtler in die Epoche ſeines Gegenſtands vollſtändig, das heißt ſo gut er es verſtand, verſetzen mußte. Aber noch war die Zeit lange nicht da, wo man die Miniaturen der Chroniken ſtudirt, um nicht bei einem Stoff aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer in die der Hohenſtaufen zu gerathen. Man faßte das Koſtüm der Zeitalter nur in Bauſch und Bogen, in großen Gruppen, und es lief dabei nothwendig viel Conventionelles mit unter. Letzteres war nun aber großen Theils nach dem Zeitgeiſt gedacht, oder geradezu aus dem unmittelbaren Leben gegriffen. Unwillkürlich, ſelbſt beim Wiedergeben der fremdartigſten geſchichtlichen Formen, ja bei mythologiſchen Gegenſtänden verfiel der Pinſel in die Contouren und Schnörkel des lebenden Koſtüms, und ſo kommt es, daß auf den anſpruchsvollſten Tableaus der antediluvianiſchen Hofmaler überall, in

Hauptſache und Beiwerk, aus Geberde und Anzug, aus Architektur und Hausrath die Spitze des Zopfes hervorblickt. Ganz beſonders aber ſieht man den weiblichen Figuren an, und wären ſie nackt, daß ſie nach Modellen gemalt ſind, die noch den Puder in den Haaren und Pochen und Stelzſchuhe neben ſich hatten.

Dieſe oft ſehr derben Anachronismen, was ſind ſie anders, als unter ganz andern Kulturverhältniſſen Reſte jenes Inſtinkts, der die Kunſtübung des Mittelalters beherrſcht hatte, Aeußerungen jenes Gefühls, daß nach der ganzen Anlage unſeres Weſens ein Bild, das menſchliche Zuſtände und Leidenſchaften ſchildert, deſto gemeinverſtändlicher und wirkſamer iſt, je weniger uns dabei fremdartige Formen und Außenwerke am Auffinden und Ergreifen des ächt Menſchlichen hindern? Je oberflächlicher damals noch die hiſtoriſchen Anſchauungen waren, deſto mehr Raum blieb noch für dieſes Gefühl, und ſo lange ſich der Künſtler demſelben hingeben konnte, war auch nicht alle Poeſie vom lebenden Koſtüm gewichen, und umgekehrt. — Wer nach dieſen Bemerkungen meinte, daß wir der ſogenannten Rococokunſt und Poeſie, etwa der unſrigen gegenüber, das Wort reden wollen, der hätte uns gänzlich mißverſtanden.

Daſſelbe wie in der Malerei bemerken wir in der dramatiſchen Kunſt des vorigen Jahrhunderts. Es iſt bekannt, daß man in Frankreich und überall auf der Bühne lange mit einer Idealiſirung der Modetracht das ganze Alterthum bezeichnet hat. Wir haben ganz Unrecht, wenn wir die barocken Figuren, die auf Ludwigs XIV. Hoftheater für Griechen und Römer gelten mußten, nur aus dem antiquariſchen Geſichtspunkt betrachten und verſpotten. Im Zeitalter der Daciers wußte man wohl, daß weder Agamemnon noch Alexander, weder Tarquin noch Cäſar Auguſtus Perrücke und Drapd'or, Manſchetten und rothe Abſätze getragen. Nein, die Hoftragödie Ludwigs hatte ſich von ſelbſt eine Form geſchaffen, die ihrem Geiſte auf's Vollkommenſte entſprach. War ſie doch nichts anderes als eine ſonderbare Sublimirung, nicht einmal des Geiſtes der Nation, ſondern des Geiſtes der Geſellſchaft, der „Welt," und die Bühne nichts als ein mit aller ſeiner eigenen Poeſie in den leeren Raum der Geſchichte hinausgerückter Salon. Ein einigermaßen genaues antikes Koſtüm wäre hier nur ein Unſinn weiter geweſen, aber einer, der

die Methode im Unſinn zerſtört hätte. Die elegante Geberde zum durchgängig ächt franzöſiſchen Gedanken und Ausdruck konnte nur dann die beabſichtigte Wirkung thun, wenn die Tracht ſo wenig als alles Andere die Zuſchauer aus den Täuſchungen nationaler Eitelkeit weckte.

Auch bei uns wurde in franzöſiſchen und ſelbſtgemachten Staatsactionen die Geſchichte noch lange ſowohl durch die Poeſie, als die „mise en scène" auf's Gröblichſte verleumdet. — Kurz, was wir oben von der Malerei dieſer Zeit geſagt, das trat in noch ungleich höherem Maaße auch bei ihrer Dramatik ein. Es brauchte nicht viel mehr als conventionelle Ausſchmückungen der heimiſchen Tracht, um den genügſamen Zuſchauer in die verſchiedenſten Zeiten und Zuſtände zu verſetzen; und hier iſt der Vortheil einer abſichtlichen oder unabſichtlichen Beſchränkung für Verſtändniß und Wirkung noch weit größer und augenfälliger, als bei der Malerei. Die menſchliche Natur bringt es ſo mit ſich, und die Geſchichte des Theaters predigt dieſe Wahrheit in allen ihren Capiteln. Die Blüthe aller neuern Bühnen fällt in Zeiten, wo man noch gar nicht daran dachte, die Garderobe zu einer ungeheuern Trödelbude zu machen, aus der man die Masken aller Zeiten und Völker hervorzieht, um den Zuſchauer kunſtreich zu verwirren und von der Hauptſache abzuziehen, vom Verſtändniß des Menſchlichen, das zur Anſchauung gebracht wird. — Auch wir Deutſche hatten einmal eine Bühne, der die Gebildeten wie das große Publikum mit lebhaftem Antheil zugewendet waren, eine Zeit, wo ſich zwiſchen Darſteller und Zuſchauer jene geiſtige Wechſelwirkung entwickelt hatte, ohne die alle Dramatik zur Barbarei ſceniſcher Spiele herabſinkt. Damals war aber das Koſtümweſen noch immer nach einem Syſteme geordnet, wobei die Mimik ihren Vortheil fand, weil ſo ihre Sprache noch immer populär genug blieb. Man faßte die verſchiedenen Erſcheinungsformen der geſchichtlichen Menſchheit in wenigen Gruppen oder Schichten zuſammen; antik, türkiſch, indianiſch, mittelalterlich, d. i. ritterlich, modern — das waren etwa die beſtimmten Typen, die man feſthielt, und die lebende Tracht mit gelegentlichen Anhängſeln diente ohne Weiteres bis dahin rückwärts, wo der Menſch in der Geſchichte und in der Einbildung der Menge eine weſentlich andere Figur macht.

Alle dieſe freundlichen Täuſchungen, alle dieſe naiven Mittel der Kunſt hat das heutige Geſchlecht auf der Stufe, die es ſo wunderbar ſchnell erſtiegen, auf immer hinter ſich liegen. Das Jahrhundert einer eiteln, ſelbſtgenügſamen Aufklärung hat einem Zeitalter Platz gemacht, das die Aufklärung ganz anders begreift, ganz anders Natur und Geſchichte faßt und durchdringt. Im merkwürdigſten geiſtigen Aufſchwung hat die Erkenntniß nach allen Seiten die erſtaunlichſten Fortſchritte gemacht. Aber mit der Zerſtreuung ſo vieler phyſikaliſchen, geſchichtlichen und geſellſchaftlichen Irrthümer und Vorurtheile ſind uns auch ſo viele Illuſionen groß und klein zu Grunde gegangen, die in der Summe des menſchlichen Glücks und Genuſſes ſo bedeutende Ziffern ſind. Und dazu zählt ſich nun auch der Punkt, der uns hier beſchäftigt: die Augen ſind uns vollſtändig aufgegangen über das Weſen unſerer Tracht, und dieſelbe iſt dadurch zu den Künſten in ein Verhältniß getreten, das uns viel äſthetiſchen Aerger und kritiſche Noth bereitet.

Es iſt, als ob die Stöße der franzöſiſchen Revolution die Menſchheit magnetiſirt hätten, ſo hellſehend iſt ſie auf einmal geworden in tauſend Dingen, deren Weſen ihr kurz vorher noch verſchloſſen war, weil ſie es auf unrechten Wegen geſucht oder gar nicht geſucht hatte. Vor Allem waren aber jene Stöße die kräftigſte Aufforderung, gründlicher als bisher Geſchichte zu ſtudiren. Es iſt auch erſtaunlich, wie raſch die begeiſterte Forſchung all das pedantiſche Gemäuer und Geſtrüpp weggeräumt hat, das ſo lange die freie, unbefangene Ausſicht in die Geſchichte beeinträchtigt hatte. In den Künſten und ihren Theorieen machte ſich nun aber gleich der Anlauf zu ſolchen freieren und vollſtändigeren Anſchauungen der Geſchichte nach allen Beziehungen bemerklich, und ſo auch auf dem Gebiete, auf dem wir uns in dieſen Bemerkungen ergehen. In Frankreich wird durch David und Talma, bei uns durch die neue äſthetiſche Schule ſeit den Schlegeln der Zeitpunkt bezeichnet, wo man es als Bedürfniß, wenn man will als Pflicht der Kultur erkannte, bei aller künſtleriſchen Behandlung geſchichtlichen Stoffes mit dem Geiſt der Völker und Zeiten auch ihr Koſtüm ſo treu als möglich wiederzugeben und ſich dabei der Begriffe und Formen des unmittelbaren Lebens nach Kräften zu entſchlagen. Da dieſe Forderung mit dem ganzen Zuge der

neuen Kultur zuſammenfiel, ſo verſtand ſie ſich in der Kunſtübung bald von ſelbſt. Fortan gab es keine Hiſtorienmalerei ohne genaue antiquariſche und ethnographiſche Studien, ſie mochten geſchöpft ſeyn, wo ſie wollten, ohne ächte Modelle aus der Rumpelkammer der Geſchichte, und man ſtudirte am Ende Bart und Burnus des Beduinen, um einen Erzvater darzuſtellen. Leider wurde nothwendig auch die Bühne in eine Gelehrſamkeit hineingezogen, die ihr an ſich, und vollends unſern vornehmen Intendanten und Regiſſeurs ſo gar übel anſteht.

Aber große, allgemeine Wirkung konnte doch wohl nicht ausbleiben, wenn ſo die Kunſt der Wiſſenſchaft emſig in die Fußſtapfen trat und den Geiſt aller Zeitalter, ja der Bruchtheile derſelben, in den ſprechendſten Geſtalten verkörperte? — Wer weiß nicht, daß leider gerade das Gegentheil der Fall iſt? Mit der Geſchichtsmalerei will es nirgends recht fort; was der Art verſucht wird, ergreift die Menge ſo ſelten, läßt ſie meiſt ſo kalt, ja findet keine Gnade vor dem nämlichen kritiſchen Geiſte, aus dem es ſelbſt hervorgegangen. Kein Bericht über eine Kunſtausſtellung ohne den tiefgefühlten Schmerz über die numeriſche und innere Armſeligkeit des hiſtoriſchen Contingents, ohne Angabe der Gründe dieſer betrübenden Erſcheinung, ſo tief geſchöpft, als gerade die Sonde des Berichterſtatters reicht. Und die Bühne? Sie liegt nach dem Ausſpruch der beſten kritiſchen Aerzte, die nicht gerade Hofmedici ſind, in den letzten Zügen.

Ja, alle die Erkenntniß, welche in die moderne Kunſt übergefloſſen, iſt koſtbare Errungenſchaft der Zeit; aber ſie iſt in ſehr verſchiedener Art und in noch verſchiedenerem Maaße angeeignetes Beſitzthum der die Kunſt genießenden Individuen. Die Rohen, die halb und oberflächlich Gebildeten ſind unter allen Umſtänden in der Mehrzahl; ſie ſind es, von deren durchſchnittlicher äſthetiſcher Stimmung der Kunſtgeſchmack jeder Zeit geſtempelt wird. Dieſe Menge ſucht nun aber in unſern Tagen an aller höhern und ernſten Kunſt vergeblich die bequemen geiſtigen Handhaben, an denen ſie im Mittelalter und noch im vorigen Jahrhundert das Schöne und Bedeutſame — vom Heiligen iſt längſt nur noch des Anſtands halber die Rede — zu ſich heranziehen konnte. Für ſie thut der moderne Geſchichtsmaler alles Mögliche, um ihren Sinn in die Irre zu führen und in ihnen jeden Augenblick Bedenken zu erregen,

die deſto ſchwerer und fataler ſind, je weniger ſie aus guten Gründen laut ausgeſprochen werden. Der Intendant vollends, nach Anhörung ſeines Geheimeraths von Regiſſeurs, Decorateurs und Schneidern, erläßt Dekrete, die geradezu darauf zielen, die Mimik ſammt der Poeſie unter Maskenplunder, Lokalwahrheit und Lichteffekten zu erſticken. — Da frage man noch, warum die Menge ſich von der höhern Malerei abwendet und für recht greifbare Genrebilder willig den Beutel zieht; warum ſie vor der Bühne, die ſo viel gibt, das Beſte nicht vermißt, und für das ſchwärmt, wovon man ſich keine Rechenſchaft zu geben braucht, für Muſik! — Das iſt freilich klar, daß die Künſte, im engen Verband mit der übrigen Kultur, dieſe Richtung einſchlagen mußten, daß ſie unmöglich die Vorurtheile und Selbſttäuſchungen einer überwundenen Zeit feſthalten konnten. Aber dies iſt es gerade, was den aus dem Traum erwachten Menſchgott verdrießt, daß er Dinge thun muß, die vorläufig, und er weiß ſelbſt nicht auf wie lange, dem Zweck, den er erreichen will, zuwiderlaufen oder doch zu laufen ſcheinen. — Doch wir haben es eigentlich mit dem Verhältniß der Modetracht zur Kunſt zu thun.

Seit durch die ganze Bildung und Anſchauung der Zeit die Künſte auf den Weg der realen geſchichtlichen Wahrheit, der ſtrengſten Koſtümtreue getrieben worden ſind, ſeit namentlich die Malerei mit der Gewiſſenhaftigkeit des Wappenkönigs jeder Phaſe der Geſchichte die ihr angeſtammte Zier und Farbe gibt, ſeitdem hat die lebende Tracht bis auf den letzten Reſt vollends das verloren, was ihr noch im vorigen Jahrhundert in gar nicht unbedeutendem Maaße zukam: poetiſche Bedeutung über das wirkliche, unmittelbare Leben hinaus. Sie iſt völlig an die Gegenwart gefeſſelt, ſie bedeutet rein nichts, kann lediglich nichts bezeichnen als ſich ſelbſt und das Leben, das ſie nach unſerer eigenen Anklage ſo wenig ziert und ſchmückt. Es kann dem heutigen Künſtler gar nicht, weder willkürlich noch unwillkürlich in den Sinn kommen, irgend einer geſchichtlichen Figur, oder gar einem Geſchöpf der Einbildung einen Fetzen oder Lappen anzuhängen, der an unſern Modeſtaat erinnert. Ja, wenn es etwa der Zufall fügt, daß im Koſtüm, das er behandelt, irgend ein Punkt, ein Beiwerk, mit unſerem jetzigen Koſtüm zuſammentrifft, ſo

geht er gewiß dem Zuge pfiffig aus dem Weg; was hätte er davon, wenn er gelehrt wäre und naiv ſchiene? Unſere gebildete Welt iſt in dieſer Beziehung ſehr ſtreng und delicat: ſie will in der Kunſt ihrer eigenen Sitte durchaus nirgends begegnen, wo ſie weiß oder glaubt, daß ſie nicht hingehört. Weiterhin läßt ſie ſich ſchon etwas gefallen: Anachronismen, die man nicht gewahr wird, thun nicht wehe, und Kunſtböcke dürfen überall geſchoſſen werden, nur nicht im Gehege, wo das Kunſtpublikum mit Weg und Steg und dem ganzen Beſtand vertraut iſt.

Soweit wäre nun das Syſtem ganz conſequent: wenn einmal die Kunſt es ſich zur Pflicht macht, ihren Menſchen wo möglich keine andere Ausſtattung zu geben, als ſie von der Geſchichte wirklich mitbekommen, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß der gegenwärtigen Tracht nicht nur nicht mehr poetiſche Berechtigung über ihren wirklichen Spielraum hinaus zukommen kann, ſondern im Gegentheil weniger als jeder ältern. Deßhalb könnten wir aber dennoch Freude haben am Gewande, das uns der Zeitgeiſt zugeſchnitten; wir könnten unſere Bataillen, Staatsactionen, parlamentariſchen Stürme u. ſ. w., unſer ganzes öffentliches Leben, wenn wir eines hätten, mit Luſt und Liebe auf die Leinwand werfen; wir könnten unſere metallenen großen Männer unbefangen in der Uniform, in der ſie in der Zeitlichkeit gedient, vor der Nachwelt Schildwache ſtehen laſſen. Es verhält ſich aber ganz anders. Unter den eigenthümlichen Zügen unſerer Zeit iſt einer der merkwürdigſten der Zorn und Spott über die eigene Tracht. Nicht nur daß ſie alles poetiſche Repräſentationsrecht über die unmittelbare Gegenwart hinaus eingebüßt hat, ſie iſt in unſerer Anſchauung weſentlich proſaiſch, platt, gemein. Wo ſie ſich der Kunſt bei modernen Vorwürfen aufdrängt, iſt ſie ihr nicht nur nie poetiſch, ſondern durchaus unäſthetiſch.

So kommt es, daß ſich das Kunſtgefühl gegen die fatalen Linien, Brüche und Umriſſe unſeres Anzugs nur dann nicht ſträubt, wenn dieſes Unäſthetiſche unſerer Erſcheinung etwas iſt, das der Gegenſtand nothwendig mit ſich bringt, ohne das die Conception ſich ſelbſt aufhöbe, alſo in den proſaiſchen und halb proſaiſchen Gattungen, wenn es ſich davon handelt, die Wirklichkeit heiter, witzig, leichtfertig, obſcön u. ſ. w. aufzufaſſen; wenn die Kunſt über die Vorgänge des modernen

geſellſchaftlichen Lebens kleine dramatiſche Protokolle aufnimmt, wie in der Genremalerei; wenn ſie gegen die Geſellſchaft Epigramme ſchleudert, wie im ſatiriſchen, humoriſtiſchen Bilde; wenn ſie den einzelnen Menſchen in ihre Sprache überſetzt, wie das Porträt thun ſoll, oder ihn geradezu abſchreibt, wie unſere Fa presto zu häufig thun. Aber auch in der Genremalerei flüchtet der Künſtler aus dem Reich des Fracks und des runden Huts, ſo oft er nur kann. Er geht in Tyrolern, Banditen u. dgl. eifrig den Spuren alter poetiſcher Volkstrachten nach; er ſucht bei Schiffern, Kärrnern, Landvolk aller Art der Natur nähere Zuſtände, die einen loſeren, willkürlicheren, maleriſcheren Aufzug mit ſich bringen, und iſt er einmal um das bischen Poeſie verlegen, das er braucht, ſo hat er ja bei Zigeunern und Bettelvolk die wirkungsreiche Draperie des Elends. Selbſt der Porträtmaler hat nicht ſelten poetiſches Mitleid mit dem Patienten und mit ſich ſelber, ſo daß er am offiziellen Putz hier etwas verſchweigt oder zudeckt, dort eine kleine Lüge malt. Es macht dem Künſtler immer ſo große Freude, wenn er dem aus der Schneiderhölle entſprungenen Dämon dieſer Zeit ein Bein ſtellen kann.

Dieſe mißliebige Stimmung gegen das Koſtüm der gebildeten Welt wird nun aber zum entſchiedenen Widerwillen, ſobald daſſelbe bei einer höhern Kunſtaufgabe nothwendig ins Spiel kommt. Hat einer eine moderne Schlacht, eine Thronbeſteigung, ein Volksfeſt u. dgl. im großen Styl zu malen, ſo ſchaudert ihm vor ſeinen Modellen, vor den Menſchen, wie ſie der Schneider gemacht hat. Bei gewiſſen Zumuthungen der Tracht verſagt ihm die Hand den Dienſt; er dreht die Figuren wo möglich auf die beſte Seite, verdeckt, verläugnet, bemäntelt, wo er nur kann und darf, und ſo erſcheinen Malereien der Art häufig als gütliche Abkommen zwiſchen dem hiſtoriſchen und dem äſthetiſchen Gewiſſen des Künſtlers.

Iſt ſo die höhere Malerei mit der Tracht ſtark über den Fuß geſpannt, ſo iſt die Sculptur noch viel ſchlimmer auf ſie zu ſprechen. Hier wird der üble Wille zur offenen Empörung. Verlangt man von der Sculptur das runde, freie Bild eines Zeitgenoſſen, ſo proteſtirt ſie von vorneherein gegen den buchſtäblichen Vollzug des Geſetzes, das in den Künſten geſchichtliche Wahrheit fordert; ſie verlangt für ſich Entbindung von der

Strenge deſſelben, weil hier offenbar summum jus summa injuria wäre. Die Schöße eines Fracks und all die kleinliche, ſteife Eleganz mag malen, wer da muß; aber modelliren, meißeln, gießen — nimmermehr! die ganze Natur ſteht dawider auf.

Wir haben uns da in die ſonderbarſte Verlegenheit geſtürzt. Es iſt der Trieb über uns gekommen, die Bilder unſerer großen Männer auf den Kreuzwegen unſerer Städte aufzuſtellen und damit uns und unſerer Kunſt bei der Nachwelt Ehre zu machen. Unſere Meiſter haben ſo ziemlich Alles, was es dazu braucht, Geiſt, Gefühl, techniſches Geſchick. Mit welcher Luſt könnten ſie ſchaffen, wenn nur Eines nicht wäre, wenn ſie nur wüßten, wie ſie den großen Männern die Toilette für die Nachwelt machen ſollten! Das iſt die große, dornenvolle Frage. Die Prinzen und Helden in den antiken oder ritterlichen Harniſch, die Poeten und Gelehrten in die Toga zu ſtecken, überhaupt von der landesläufigen Tracht geradezu abzuweichen, das verbietet uns das geſchichtliche Bewußtſeyn und die daraus entſprungene Kunſtſatzung von der Koſtümtreue, und doch ſagt uns das nemliche Bewußtſeyn, daß aller poetiſche Anſtand verletzt würde, wenn wir die Tracht frank und frei wiedergeben wollten. Die Zeit müßte ſich ja ſchämen vor Vergangenheit und Zukunft; ſie erträgt nicht den Gedanken, den proſaiſchen Plunder, den ſie ſelbſt ſo gerne los wäre, am Leibe ihrer Lieblingskinder verewigt zu ſehen; ſie muß um jeden Preis ihren Berühmten ein Gewand mitgeben, das ſchon jetzt, beſonders aber einſtens, aus geſchichtlicher Perſpective, doch auch einigermaßen wie ein hochzeitlich Kleid ausſieht. — So oft ein neues Denkmal im Werk iſt, erneuern ſich die Erörterungen über dieſen Punkt, und es iſt zu glauben, daß dieſe unſere äſthetiſchen Geburtswehen unſern Nachkommen ſo ergötzlich ſeyn werden, wie die zur Welt gekommenen Erzfiguren, die Zwitter unſeres Hangs zur realen Wahrheit und unſeres poetiſchen Bedürfniſſes. Der Reiſende zieht eine Blouſe über, um ſeine Kleider nicht zu beſchmutzen. Gerade ſo, nur aus dem umgekehrten Grunde, macht es der Künſtler, wenn er einen großen Mann für den Poſten ausſtattet, auf dem er die Jahrhunderte ſoll an ſich vorüber wandern ſehen. Er nimmt ihn in Gottes Namen im Bettelſtaat, den er leider im Leben getragen; aber er mildert um Kopf,

Hals und Bruſt die Greuel der Mode ſo weit, daß nur nicht gerade etwas ganz anderes daraus wird, und wirft um die Mitte des Leibs den unentbehrlichen Mantel ſo, daß er die widrigſten, unſauberſten Partieen mildthätig verdeckt.

Woher kommt nun aber dieſer unſer ausgeſprochene Widerwillen, ja Ekel vor unſerer Tracht? Da fragen wir zuerſt wieder: warum trug die Geſellſchaft des vorigen Jahrhunderts ihr Koſtüm mit ſo ſelbſtgefälligem Anſtand? warum machte ſie ihm ſo wenig den Vorwurf der Gemeinheit und der abſoluten Proſa, daß ſie ihm ſogar noch eine gewiſſe poetiſche Kraft zugeſtand? Wir haben es ſchon oben angedeutet: weil dieſe Geſellſchaft in der Hauptſache eine geſchloſſene war, eine „Welt", eine künſtliche Nation in der Nation. Sie hatte in Allem ihr Wiſſen und Glauben, ihre Sitten und ihre Flitter für ſich. Sie zerfiel freilich wieder in abgeſchloſſene Kreiſe, in feſte Rang- und Standesſtufen, auf deren jeder der Geiſt der Zeit, und ſo auch die Tracht ſpecifiſch ausgeprägt erſchien. Aber dieſe Stufen verſtanden ſich in der ganzen Vorſtellungs- und Gefühlsweiſe des Zeitalters von ſelbſt, und eine ketzeriſche Kritik der Lebensformen wurde von der ganzen politiſchen und geſellſchaftlichen Verfaſſung niedergehalten. So lange die fürſtliche Gewalt, und damit die Autorität der höchſten Stände, im Weſentlichen nicht erſchüttert war, verblieb den Höfen auch das Epiſcopat des ſocialen Glaubens, der die ganze ſchöne und gebildete Welt zu einer orthodoxen Kirche machte. Von zu oberſt wurden den Gläubigen in Breven und Hirtenbriefen der Geſchmack in allen ſchönen und feinen Künſten, die Manieren des Umgangs und vor Allem die Kleidermoden zur Nachachtung ausgeſchrieben, und der Niedrigſte, wenn er ſich nur noch überhaupt zur Kirche zählen konnte, fühlte ſich durch die geringſte dieſer Segnungen befriedigt in ſeiner Eigenliebe und beruhigt in ſeinem äſthetiſchen Gewiſſen.

Dieſer Glaube mit ſeinem farbenreichen galanten Kultus widerſtand der Revolution ſo wenig als ſo viele andere politiſche und geſellſchaftliche Superſtitionen. Er wurde zerrüttet mit dem Grunde, dem er erwachſen, der Alleinherrſchaft der Höfe und höchſten Stände in allen Beziehungen des geſellſchaftlichen und in den meiſten des geiſtigen Lebens. Jene künſtliche Nation mit ihren geregelten Abſtufungen von Privilegien

und Anſprüchen ſtellte auch für die Begriffe von Anſtand und Eleganz, wie für ſo viele andere, eine galvaniſche Batterie vor, die durch die ganze Geſellſchaft einen gleichförmigen Strom von Eitelkeit und Suffiſance unterhielt. Dieſe Säule iſt eingeſtürzt, ihre Elemente liegen bunt durcheinander, der groſſe Strom hat ſich in eine Menge kleinlicher zerſchlagen. Die Einheit der ſocialen Vorſtellungen iſt gebrochen und damit in ihrer Wurzel jene naive Bewunderung angegriffen, welche den Menſchen über das Weſen der herrſchenden Lebensformen ſo ganz verblendet hatte. Nicht als ob deßhalb die Feuer auf den Altären der Mode erloſchen wären; im Gegentheil, die neuere Zeit hat zahlreiche Menſchenklaſſen zu einem Götzendienſt bekehrt, dem ſie ſonſt nur von weitem zugeſehen; der Glaube an die wunderthätige Kraft neuer Modelle und an die Wiedergeburt des Menſchen durch Schneiderſegen iſt in der weiblichen und männlichen Welt verbreiteter als je. Aber bei den Gebildeten hat er ſich in einen Winkel der Seele zurückgezogen, wo er, gerade wie in der Religion, der eingeriſſenen Aufklärung widerſpricht und ihrer ſpottet. Das Glaubensſyſtem iſt gebrochen, das früher alle Schneiderpoeſie in den Augen der Geſellſchaft unbedingt geheiligt hatte. Um es mit Einem Worte auszudrücken: die Maſſe der Gebildeten iſt „deniaiſirt", die galanten Wunder ſind der Kritik des Verſtandes verfallen und haben ſich im hiſtoriſchen Bewußtſeyn verflüchtigt.

Durch dieſelben zerrüttenden, Alles umgeſtaltenden Bewegungen, welche den Anſtoß zu einer tiefern und höhern Auffaſſung der Geſchichte gegeben haben, ſind auch die Schöpfungen des jüngſt verfloſſenen Jahrhunderts für uns ſchnell zur Geſchichte geworden. Wir haben über die ganze Bildung dieſer Zeit ein unbefangenes Urtheil oder glauben es doch zu haben. Der Geiſt derſelben erſcheint uns im Allgemeinen in ſehr ungünſtigem Licht; nichts verdammt aber die Kritik an ihr heftiger und einſtimmiger als ihren Geſchmack und ihre Hervorbringungen in den ſchönen Künſten, und ſo auch ihr Koſtüm, das ja der reinſte Ausfluß ihrer poetiſchen und äſthetiſchen Begriffe iſt. Jene anſpruchsvolle Tracht iſt uns mit Allem, wozu ſie ſo vortrefflich paßte, mit dem Bauſtyl, dem Hausrath, der Malerei und Galanterie der Zeit, zur Abgeſchmacktheit geworden. Die

vornehme Laune mag ſich für dieſe Dinge künſtlich begeiſtern, das geſunde Gefühl des Zeitalters hat darüber unwiderruflich den Stab gebrochen. Warum miſcht ſich aber in unſere Kritik eine gewiſſe Leidenſchaft und Bitterkeit? Warum gönnen wir nicht einer verlebten Zeit der Afterpoeſie ihren proſaiſchen Staat? Aus keinem andern Grunde, als weil dieſe Zeit keine ſo ganz verlebte, weil der Geiſt ihrer Tracht keineswegs verſchwunden iſt, vielmehr die unſrige noch immer beherrſcht.

Wenn wir das vorige Jahrhundert ſo ſtreng richten, ſo iſt, uns oft unbewußt, das unheimliche Gefühl daran Schuld, daß ſein Geſpenſt noch heute umgeht. Der Riß der Revolution ging freilich auch bei uns durch das ganze öffentliche und bürgerliche Leben; es hat ſich aber auf allen Gebieten gar Manches herübergeflüchtet, das erſt im gegenwärtigen Zeitalter vollends abſterben ſoll, allermittelſt aber dem neuen Geiſt widerſpricht und ihn ärgert, weil es ihn entweder im materiellen Fortſchritt hemmt, oder ſeine idealen Strebungen durchkreuzt. Ganze Stücke der frühern Bildung ſtecken noch im heutigen Organismus und werden als fremde Körper langſam unter Schmerzen ausgeſtoßen. Und ein ſolcher Reſt iſt nun auch unſere Tracht in ihren Hauptſtücken. Ihr eigentlicher Ahn iſt das Hofkleid Ludwigs XIV., das Prieſtergewand der Etikette. Von ihm ſtammt unſer heutiger männlicher Anzug, zumal unſer Anſtandskleid, durch tauſend Modezeugungen in gerader Linie ab, und die Familienzüge haben ſich aufs ſprechendſte erhalten, obgleich ſeit der Revolution das Blut nichts weniger als rein erhalten worden iſt.

Es ließe ſich im Einzelnſten nachweiſen, daß unſer heutiges Bekleidungsſyſtem ſich aus der Verſailler Eleganz ungefähr ſo herausentwickelt hat, wie das heutige Staatsrecht aus den Acten des weſtphäliſchen Friedens. Dies würde uns aber hier zu weit führen, und es iſt auch nicht nöthig. Genug, jenes erſte „Habit" iſt das Grundſchema des Anſtandskleids geblieben; die Mode hat es immer nur umſpielt, hier beſchnitten, dort erweitert, und nach den gröſten Ausſchweifungen immer wieder dazu umgelenkt. Aber nicht nur dies: der Geiſt deſſelben hat alle Arten und Stufen des bürgerlichen und militäriſchen Anzugs durchdrungen. Es iſt jene vom jungen Deſpotismus erfundene Livree, was noch im laufenden Jahrhundert der ganzen männlichen

Tracht den Charakter aufgedrückt hat, deſſen proſaiſche Plattheit und Nüchternheit die Menſchen nicht gewahr wurden, ſo lange dieſe Tracht ein organiſches Glied der ganzen Zeitbildung war. Sobald ſie aufgehört hatte, dies zu ſeyn, löste ſich der Zauber; der Nimbus, der ſie umfloſſen, zerrann in der Luft des neuen Jahrhunderts, und ſie erſchien uns als das, was ſie iſt, als ein Syſtem kleinlicher, widerſinniger Gedanken, und nicht lange, ſo ſagten wir uns offen, daß wir auf dem ganzen Carneval der Geſchichte die gemeinſte, am ſchlechteſten erfundene Maske tragen.

In den erſten Jahrzehnten des Jahrhunderts hatte man nicht Zeit, ſich vom barocken Aufzug, den man machte, viel Rechenſchaft zu geben, und man ging darin ſchlecht und recht ſeines Weges. Als aber in den bildenden Künſten ſich wieder friſches Leben regte, als die Luſt erwachte, nicht nur die ganze Geſchichte, ſondern auch Zuſtände und Menſchen der Gegenwart in lebendigen Formen und Farben wiederzugeben, da war es natürlich, daß die Proſa unſerer äußern Erſcheinung uns großes Aergerniß bereitete. Daß der Zuſammenhang unſerer Tracht mit einer verlebten eine geſchichtliche Nothwendigkeit iſt, kann Künſtler und Kunſtfreunde nicht beruhigen, wenn ſie es auch glauben. Es iſt aber einmal ſo; wir haben, dem natürlichen Lauf der Dinge nach, die Erbſchaft des achtzehnten Jahrhunderts ohne beneficium inventarii angetreten und in allen Fächern des öffentlichen und bürgerlichen Haushalts eine Maſſe von Trödel übernommen, den wir mitſchleppen müſſen und nur allgemach moderniſiren können. So manche unſerer politiſchen Inſtitutionen, ſind ſie etwas Anderes, als ein aus dem altväteriſchen Staatskleide zugeſchnittener Frack? und der deutſche Freiheitshut iſt recht eigentlich ein dreikantiger Uniformshut mit Cordon und Cokarde.

Die Revolution hat das Koſtüm im Weſentlichen, in den Grundzügen unverändert gelaſſen. Gerade die ſchnell wieder aufgegebenen Verſuche willkürlicher Kleiderreformen bewieſen damals wieder, was die ganze Geſchichte zeigt, daß die Tracht der großen, plötzlichen Sprünge, wie ſie die politiſche Entwickelung zuweilen macht, gar nicht fähig iſt. Ebenſo natürlich war es aber, daß ſie, als die Geſellſchaft eine andere geworden war, doch einen vom alten abweichenden Charakter annahm. Die

Moden, welche die Revolution ankündigten, ſie begleiteten und ihr folgten, ſind äuſſerſt bezeichnend, und ihr Studium iſt ſehr lehrreich. Beſonders deutlich ſpricht ſich aber darin die veränderte Stimmung der Höfe und der höchſten Stände aus, eine Stimmung, welche mit der Abnahme ihres deſpotiſchen Einfluſſes auf die Formen des geſellſchaftlichen Lebens Hand in Hand ging. Es war in den oberſten Regionen vorbei mit der alten ſichern Unbefangenheit, mit dem ſelbſtgefälligen „Aplomb," und man hatte anderswo nöthiger zu ſchaffen als im Departement des feinen Geſchmacks und der angenehmen Künſte. Der Kultus der Eleganz verlor immer mehr ſeine ſichtbaren Oberhäupter und das Scepter der Mode fiel an eine aus verſchiedenartigen Elementen gemiſchte Oligarchie, welche überall und nirgends war. Auf dieſem Wege nun wurden in einer democratiſcheren Geſellſchaft die Moden noch launenhafter, als früher, willkürlicher, unruhiger, haltloſer, ja in manchen Beziehungen unnatürlicher, häſslicher.

In den Trachten des achtzehnten Jahrhunderts war des Steifen, Straffen und Trockenen ungleich weniger, als in den aus der Revolution hervorgegangenen. Jene hatten vom Toupet zum Schuh mehr Farbe und Contraſt, mehr Leben, Fluß und Bewegung. Was aber die Hauptſache iſt, jenes Koſtüm war ein ganz harmoniſches Erzeugniß einer ſelbſtgefälligen Zeit, eine anſpruchsvolle Zierpflanze, die uns anwidert, aber immerhin in ſich geſchloſſen, von ausgeſprochenem Charakter, alle Stücke im Gleichgewicht, ſich fordernd und bedingend. Durch die Revolution iſt dieſer Spalierbaum der Tracht mit dem immerwährenden Blüthenſchnee auf dem Gipfel verwildert, und er hat in das neue Jahrhundert herein nur unregelmäßige, unharmoniſche und kahle Schoße getrieben, die ſich zum Theil noch zur Stunde um unſere Glieder ranken. Kaum hatte die Kultur, in deren Moder das Gewächs groß geworden war, die Hand davon abgezogen, ſo war es auch aus mit der Poeſie, die ſie ihm angekünſtelt, und es wurde zum proſaiſchen Dornbuſch, den wir ſo gerne ins Feuer wärfen, wenn er uns nicht ſo feſt am Leibe hinge.

Als man in Paris für die Antike ſchwärmte und Corneilles und Racines Römer nur noch in der Toga erträglich fand, trug man ſich viel abgeſchmackter als damals, wo das modiſche Kleid

noch auf die Geſchichte abfärbte. Wenn ſich der Deutſche ſeine Kleider ſelbſt machte, ſo wäre es merkwürdig, daß bei uns ſchwerlich je die männliche Welt lächerlicher gekleidet geweſen iſt, als in der Blüthezeit der äſthetiſchen Aufklärerei, als ſich die Romantik an der Poeſie der Geſchichte überaß. Wer wollte nicht lieber all die franzöſiſchen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts, wie ſie leibten und lebten, gegoſſen ſehen, als Auguſt Wilhelm Schlegel in dem Aufzug, in dem er den Stab über ſie brach? — Voltaire, als er ſich eines Tages in ſeinem Staatskleid beſonders wohl gefiel, konnte im Namen und im Geiſte ſeines Zeitalters ſagen: „voilà comme on est vêtu convenablement.“ Dies kann heute keinem vernünftigen Mann einfallen, der ſich in ſeiner Gala im Spiegel beſieht, wenn er nicht überhaupt oder im Augenblick ein Geck iſt. Ja, nur der freundliche und zum Glück unſterbliche Inſtinkt der Eitelkeit ſchließt uns zeitweiſe, und den Glücklichſten unter uns für immer die Augen über die troſtloſe Verfaſſung unſerer äußern Erſcheinung. Sobald dieſer Trieb von uns abläßt oder nicht ins Spiel kommt, ſobald wir von unſerer Perſon weg auf unſere Nebenmenſchen und in die Geſchichte blicken, finden wir nirgends in unſerer Seele ein Gefühl, das unſerer Tracht in ihrer Geſammtheit das Wort redete.

Wenn wir einmal dazu verdammt ſind, auf unſerm Leibe die Livree einer Zeit abzutragen, auf die wir namentlich in äſthetiſcher Bildung ſo weit herabſehen, ſo kann uns nur die Ausſicht tröſten, daß ſich der todte Balg nach und nach abſchieben und einer friſchen geſunden Hülle Platz machen wird. An manchen Parthieen unſeres Körpers ſind wohl gar ſchon die Linien einer neuen Tracht angelegt. Wir werden ſie im gemeinen Leben nur nicht gewahr, weil wir mitten in der Entwicklung ſtehen, oder vielmehr, ſie verſchwimmen uns durch die Schwankungen der Mode, und im Strudel der kleinen Bewegungen der Tracht bald vorwärts, bald rückwärts entgeht uns die Richtung, in der ſie im Großen ohne Zweifel einem beſtimmten Ziele entgegenrücken; und zwar entgeht ſie am meiſten den Leuten vom Metier, den Eleganten und den Schneidern beiderlei Geſchlechts. Gerade weil dieſe die kleinen Wechſel der Mode von Saiſon zu Saiſon, ja von Tag zu Tag aufmerkſam bewachen, merken ſie nichts von der eigentlichen Bewegung vorwärts. Wer unverrückt

zum Himmel aufſieht, bemerkt nur ein Geflimmer und hie und da den Schuß einer Sternſchnuppe, aber nimmermehr das Fortrücken der Geſtirne am Firmament. Wer dieſes beobachten und meſſen will, ſieht nicht beſtändig hin, ſondern nur nach beſtimmten Friſten. Gerade ſo muß man ſich der gemüthlichen Theilnahme an der unmittelbaren Gegenwart der Mode entziehen und das Totalbild der Tracht nur nach Perioden ins Auge faſſen, wenn man ſich über die zurückgelegte und künftige Bahn derſelben ein Urtheil bilden will. — Hätten wir in dieſem Fache auch gründliche Studien gemacht, hier wäre nicht der Ort, ſich darüber auszulaſſen. Wir deuten nur ganz im Allgemeinen die Anſichten und Hoffnungen verſtändiger Künſtler an, welche gewöhnt ſind, das Menſchenleben mit denſelben Augen zu betrachten, wie die Natur.

Blickt man vom heutigen Zuſtand zurück auf das Kleiderweſen in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts, ſo ſcheint es denn doch, als ob der Fluch, der ſeit zweihundert Jahren auf der Tracht ruht, in ſeiner Strenge zurückgenommen wäre, als ob der Höhepunkt des Unheils doch ſchon eine Strecke hinter uns läge, als ob das Verlebte ſich ziemlich ſchnell vor neuen Bildungen zurückzöge. Nach dem Geſetze der Natur war der härteſte Froſt, die ärgſte Starrheit in der Tracht erſt dann eingetreten, als die Sonne des neuen Jahrhunderts ſchon ziemlich hoch heraufgerückt war. Seit einiger Zeit iſt es nun auf dieſem Gebiet offenbar milder, freundlicher geworden; gewiſſe kleine Stücke der Tracht ſind geſchmolzen, und das flüſſig gewordene Element ſchlägt luſtige Wellen; noch ſtehen ganze Eisfelder, aber es iſt, als ob Frühlingsluft ſie umſpielte, ihre Kanten benagte, ihre ſtarren Umriſſe ſänftigte. Daß hin und wieder ein Nachfroſt neue Eiszapfen bringt, liegt ja auch im Gang der Natur; wenn wir nur einmal gewiß wüßten, daß die Sonne im Widder ſtände!

Die Hoffnung des Beſſerwerdens hängt ſich nun aber ganz beſonders an den Kampf, in dem gegenwärtig die Sitte mit dem alten albernen Symbol des Anſtands begriffen iſt. Das allerzäheſte Garderobeſtück aus der Verlaſſenſchaft des vorigen Jahrhunderts, und zugleich der größte Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes für das äſthetiſche Gefühl, iſt der Frack. Es quält

uns ſchon lange, daß wir gerade dann die abgeſchmackteſte Figur machen, wenn wir feſtlich und feierlich gekleidet ſind, wenn wir die offiziellen Handlungen des geſitteten Menſchen vornehmen, oder uns und andern eine Ehre anthun wollen. Aber ſeit einiger Zeit iſt der Aberglaube, der die Begriffe Anſtand und Frack ſo lange innig verknüpft hatte, ſichtbar im Abnehmen. Der Frack, dieſer Tyrann unſeres geſelligen Lebens, konnte durch ganze Generationen ſagen: „oderint dum metuant;“ aber jetzt verliert er augenſcheinlich immer mehr Terrain. Er wird vom Brauche aus einer Stellung des Lebens um die andere, die er bisher unbeſtritten inne hatte, hinausmanövrirt. Er ſcheint ernſtlich auf dem Rückzug begriffen, aber er wehrt ſich verzweifelt. Er gibt hier unhaltbar gewordene Anſprüche auf, um ſie dort deſto eigenſinniger geltend zu machen; er ſimulirt von hinten die Geſtalt ſeines Verfolgers, des Rocks, um ihn zu beſchwichtigen und friſchen Athem zum tückiſchen Widerſtand zu ſchöpfen. Bei dieſem Kampf auf Leben und Tod wird er aber ſeinem Urahn, Ludwigs XIV. Leibrock, auffallend ähnlich, und es iſt einem, als wäre Alles gewonnen, wenn es gelänge, ihn über den Ausgangspunkt der modernen Tracht hinüber vollends ins Mittelalter hineinzutreiben.

Der Frack regiert mit ſeinem Geiſte die Kleidungsſtücke, die mit ihm zum Anſtandskleid zuſammentreten. Er iſt allerdings ſich ſelbſt ſehr ungleich, er zerfällt in verſchiedene Stufen und Kategorien; aber als Ideal gefaßt, bildet er ſammt Allem, was er mit einer gewiſſen Nothwendigkeit neben ſich fordert, die Grundlage der ganzen männlichen Tracht, und er iſt zugleich das kulturgeſchichtliche Symbol des verfloſſenen halben Jahrhunderts, unter dem die Nachwelt unſere Zeit anſchauen wird, gerade wie uns die Toga das Bild der römiſchen Welt, die ritterliche Rüſtung das des Mittelalters hervorruft, und ſo werden wir uns in einem ſpätern hiſtoriſchen Bewußtſeyn vortrefflich ausnehmen. — So lange nun die Idee des Fracks ihre Geltung in der Sitte behauptet, iſt auch die Entwicklung aller andern Stücke der Tracht in enge Gränzen gebannt; ſie können ſich vom Witz der Vergangenheit nur ungefähr im ſelben Grade losringen, als er ſelber. Iſt er aber einmal vollſtändig überwunden, iſt der Begriff des Anſtands, wenn man ſo ſagen darf, in eine weſentlich andere

Formel eingeſchloſſen, ſo wird dieſe zum Kryſtalliſationskern, nach dem ſich die Linien der übrigen Tracht von ſelbſt beſtimmen.

Wie es auch werde, der Menſch ſehnt ſich nach einem Zuſtand, in dem er wieder Freude haben kann am Kleide, das er ſich nicht ſelbſt gegeben, nach einer Zeit, wo ihn die Kunſt in eigenſter Geſtalt wiedergeben mag, ohne daß ſie und er ſich vor der ganzen Geſchichte gedemüthigt fühlen. Die Verlegenheiten und halben Maaßregeln der Kunſt, wenn ſie den modernen Menſchen faſſen ſoll, das ernſtliche Bemühen der Kriegsherrn, ſich an einen neuen Umriß des Soldaten zu gewöhnen, die taſtenden Verſuche der Mode, alte Formen zur Verjüngung herbeizuziehen — in dieſen und ſo manchen andern Erſcheinungen ſpricht ſich ein Drang aus, deſſen Geberdung wir gerne belächeln, ſo lange wir uns die Bedeutung deſſelben nicht vergegenwärtigen. Dieſer Drang fließt aber ſichtbar aus derſelben Quelle wie ſo viele höhere und tiefere Anliegen und Schmerzen der Zeit. Seine ſchwankenden, haltloſen Hervorbringungen ſind ſinnliche Bilder des vielſeitigen Bedürfniſſes innerer Befriedigung, der Sehnſucht, auf dem erſtiegenen Gipfel der Erkenntniß das wieder zu gewinnen, was wir auf dem Wege dahin verloren, die Verſöhnung von Geiſt und Gemüth. Im Maaße, als wir dieſem Ziele entgegenrücken, wird ſich die innere Harmonie auch im äußern Leben abſpiegeln. Zunächſt aber bedünkt uns, ſo lange uns die eigene Tracht ärgert, werden wir auch nimmermehr die Freude an unſerer Kunſt im weiteſten Sinne und die Liebe dafür gewonnen haben, wodurch ſie im Grunde allein Kunſt wird.

Daß das Koſtüm jeder Zeit mit der ganzen geiſtigen und gemüthlichen Verfaſſung aufs innigſte verwoben iſt, daß das Weſen des ſcheinbar ſo willkürlichen Bauwerks aus Wolle und Seide, Filz und Leder mit dem Styl zuſammenhängt, in dem Staat, Kirche und Kunſt aufgebaut ſind, das iſt uns auch erſt im berufenen geſchichtlichen Bewußtſeyn recht klar geworden. Wir wiſſen jetzt, daß man eine Tracht ſo wenig macht und befiehlt, als einen politiſchen und kirchlichen Glauben, oder eine Kunſtbegeiſterung, und wir ſehen ja, daß die Zeit mit dem Koſtüm ihrer Völker noch viel weniger experimentirt, als mit ihren Verfaſſungen und ihren poetiſchen Gefühlen. Durch die Mode wird die Tracht freilich fortgeführt, aber nur ſo, wie durch Parlaments-

verhandlungen und Protokolle die Geſchichte zu Stande kommt. Die Erfindung und der Eigenwille ſind beim Kleiderkünſtler und beim Diplomaten durch die allgemeine Geſetzlichkeit des Zeitalters in gleich enge Schranken eingeſchloſſen, woher es kommt, daß Alles, was Schneider und Staatsmann machen, gleich hinterher ausſieht, als hätte es ſo ſeyn müſſen. Wie die europäiſche Menſchheit gekleidet ſeyn wird, wenn es einmal kein türkiſches Reich in Europa mehr gibt, und was für ein Ende dieſes Reich nimmt, das weiß kein Menſch, ob er in einer jener Beziehungen die Hand mit im Spiele hat oder über beides nur kannegießt. — Die Unzufriedenheit mit dem herrſchenden Kleiderſyſtem iſt ſehr weit verbreitet, und die Künſtler ſpielen die aufhetzenden Demagogen; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß eine Meuterei zur Umwälzung der Tracht noch viel weniger zu Stande kommt, als eine politiſche, jedenfalls aber noch viel gewiſſer ſcheiterte. Wenn der Herausgeber einer deutſchen belletriſtiſchen Zeitung die kleidſamere Tracht, die er erfunden, durchzuſetzen hoffte, ſo war dies freilich viel unſchuldiger, aber noch alberner, als der Angriff auf die Konſtablerwache in Frankfurt.

Wir ſind allerdings in ſchönen Künſten und feinen Manieren nicht mehr in dem Sinne und in dem Grade vom franzöſiſchen Geiſt abhängig, wie im vorigen Jahrhundert, aber immer noch weit mehr, als man gegenwärtig Anſtands halber laut ſagen darf. In der Tracht aber iſt unſer Mangel an Selbſtſtändigkeit zu offenkundig, als daß man ſich ſcheuen müßte, im Hauſe des Gehenkten vom Strick zu reden. Noch immer hat jede unſerer Städte eine Garniſon von Schneidern und Putzmacherinnen, kriegsgeübte Söldner einer fremden unſichtbaren Macht, ſtark genug, um jeden Verſuch zu einem Aufſtande im Keim zu erſticken. Und wir haben ja gerade jetzt ſo viel Nöthigeres zu thun. Es liegt uns ſo manche große Aufgabe vor, deren Löſung, ſollte man meinen, ganz von uns abhängt, während gar nicht abzuſehen iſt, wie die Vormundſchaft in Schneiderei und Putz, unter die wir ſeit Jahrhunderten geſtellt ſind, ihre Endſchaft erreichen ſoll. Jeder von uns weiß gewiß, daß wir es weit eher zu einer eigenen Kriegsflotte bringen, als zu einem eigenen Rock. So lange wir ſo wenig ernſtliche Anſtalt machen, der Nation mehr Einheit im Innern, mehr Würde nach Außen zu verſchaffen,

können wir es getroſt Andern überlaſſen, für die Harmonie unſerer Kleidung und die Würde unſerer äußern Erſcheinung zu ſorgen. Es wäre ja gut, wenn wir allein in dieſem Punkte über das philoſophirten, was Andere machen. Geht aber die Geſchichte ernſtlich darauf los, den Bann zu löſen, der die Tracht ſo lange in Gemeinheit niedergehalten, ſo ſind wir wenigſtens Einer Befriedigung gewiß. In Deutſchland iſt ja neuerdings der Weltgeiſt am klarſten ſeiner ſelbſt bewußt geworden; und wenn nun einſt die Kunſt mit dem Menſchen der Gegenwart wieder verſöhnt iſt und ihn ohne unangenehmes Gefühl wiedergibt, ſo mag man vielleicht anderswo längſt erfahren haben, daß es ſo geworden iſt, aber bei uns wird man es zuerſt *wiſſen*.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Universitäten.

Berlin. Der philosophische Streit tritt gegen den juristischen zwischen Schelling und Paulus in den Hintergrund. Jenes Klage gegen diesen wurde in Darmstadt und in Berlin zurückgewiesen. Die Bewegung innerhalb des Hegelianismus stockt. Jacob Grimm ist zurückgekehrt und liest. Der von Marburg berufene V. A. Huber begann seine Collegien über Literar-Geschichte ohne Theilnahme.

Breslau. Am 30. Sept. 1843 starb Professor Felder.

Bonn verlor am 21. Oct., wenige Tage nach seiner 25jährigen Jubelfeier, durch den Tod seinen vielverdienten ehemaligen Regierungsbevollmächtigten, Dr. Phil. Phil. Joseph Nebius, der in den Jahren 1819—1842 seine ganze Kraft der jungen Hochschule gewidmet hatte.

Göttingen ist beinahe zur blosen Landes-Universität herabgesunken. Für das laufende Winterhalbjahr zählt das amtliche Verzeichniß 648 Studiosen, worunter 449 einheimische und 199 ausländische, 29 weniger als im vorausgegangenen Sommerhalbjahr, und etwa ein Drittel der akademischen Bevölkerung zur höchsten Blüthezeit der Georgia Augusta.

Jena hatte harte Verluste zu bestehen. Es starben kurz nach einander: der Geh. Kirchenrath und Senior der theologischen Facultät, Prof. Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius, der Geh. Hofrath J. Fr. Fries, der Kanzler v. Ziegesar. Befördert wurden zu ordentlichen Professoren der Rechte, Dr. Michelsen und Dr. Danz, zum außerordentlichen Professor der Rechte der Privatdozent Dr. Adolf Schmid, der Philosophie, der Privatdozent Dr. Ernst Schmidt.

Kiel. Der älteste Dozent, Pfaff, Professor der Chemie, feierte am 8. October sein dreißigjähriges Doctor-Jubiläum.

Leipzig. Die Zahl der Vorlesungen im laufenden Winterhalbjahr beträgt 226, wozu 64 Uebungen kommen, zusammen von 96 Universitätslehrern angekündigt. Gegen das vergangene Sommerhalbjahr stellt sich eine Verminderung von 9 Dozenten und von 10 Collegien heraus. Die Medizin verlor Heinroth durch den Tod, die Rechtswissenschaft Schneider durch Berufung an das Appellations-Gericht nach Dresden. Des letzteren Zeitschrift: „Kritische Jahrbücher für deutsche Rechts-Wissenschaft" wird fortgesetzt.

Schulen.

Der Kampf des Realismus und der Linguistik tritt zurück, weil beide in gesonderten Bildungsstätten sich mehr und mehr von einander scheiden. Polytechnische Schulen und Spezial-Akademien bilden sich nach und nach in allen Theilen Deutschlands je mehr und mehr. Ursache und Folge davon ist die Abnahme des noch vor wenig Jahren so fühlbaren Andrangs zum akademischen Studium und der daraus hervorgehenden Ueberfüllung der studirten Fächer.

Eine hauptſächliche und allgemeine Richtung der neueſten Zeit geht auf den gymnaſtiſchen Theil des Jugend-Unterrichts. Ueberall werden Turn-Schulen und Turn-Vereine gehalten, Turn-Feſte und Turn-Spiele gefeiert. Maßmann ging auf Einladung zur Organiſation des Turnweſens von München nach Berlin. Mönnich brachte eine ſchätzenswerthe Monographie über die Turnerei.

Viele Aufmerkſamkeit wird, namentlich in Sachſen und in Württemberg, durch Vereine zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften, durch Anlage von Gemeinde-Bibliotheken, auf den Volksunterricht und auf deſſen Mittel verwendet.

Akademieen.

In Wien ſoll der ſeit mehreren Jahren der Staatsregierung vorliegende Plan zur Gründung einer Akademie der Wiſſenſchaften nun endlich, jedoch nur in einer Section, der naturhiſtoriſchen, zur Ausführung kommen. Man will die werthvollen botaniſchen, zoologiſchen und mineralogiſchen Sammlungen und Inſtitute an einem Punkte der Hauptſtadt vereinigen und ganz ähnlich dem Pflanzengarten in Paris zuſammen hinſtellen. Freilich wäre eine hiſtoriſche und philoſophiſche Section, namentlich im Hinblick auf das Unterrichtsweſen, ein viel näher liegendes Bedürfniß geweſen.

Kunſt.

Die neuen Erfindungen im Gebiete der Kunſttechnik ſcheinen nicht durchgängig den erwarteten Erfolg zu haben. Die Galvanoplaſtik, ſo überraſchend ihre Reſultate im Einzelnen und im Kleinen waren, ſtößt im Großen auf beträchtliche Hinderniſſe und wird nur von der Kupferſtechkunſt, namentlich bei Landkarten, mit Glück angewandt. Lieymann's Oelfarbedruck verſcholl nach der zweiten Probe gänzlich. Das Daguerreotyp bewährt ſich im Fache des Portraits nicht, höherer Kunſtforderung gegenüber. Die Galvanographie, von Kobell erfunden, machte Fortſchritte.

In München ward der Grundſtein zum Siegesthor, welches der König von Bayern ſeiner Armee widmet, durch den Monarchen ſelbſt gelegt.

Oeſterreich verlor durch den Tod ein Kleeblatt von ausgezeichneten Künſtlern, zwei Altmeiſter im Kupferſtich, Rahl und John, und den Cuſtos der K. K. Gemäldegallerie, Ruß. In München ſtarb der Schlachtenmaler Dr. Monten.

Zu Wien ward der Grundſtein zum Denkmal des Kaiſers Franz gelegt.

Cornelius ſcheint in Berlin nicht proſperiren zu wollen. Fresken malte er daſelbſt noch gar nicht, dagegen ein Bild in Oel: „Chriſtus in der Vorhölle," das allgemeinen Widerſpruch erfuhr. Er bringt den Winter in Italien zu. Die werthvolle Sammlung ſeiner in München al fresco ausgeführten Cartons machte er dem König von Preußen zum Geſchenk, welcher dafür dem Künſtler ein eigenes Haus erbauen und vollſtändig ausrüſten läßt.

Krieger in Berlin malte im Auftrage der Provinzial-Landſtände für den König als Erinnerung an die Huldigung von 1840 die großartige Szene ſelbſt. Portraits und Gruppirung werden gerühmt.

Die Vollendung des Kölner Dombaues ſtockt aus doppelten Gründen: es fehlt nicht nur die öffentliche Theilnahme an dieſer wohl etwas zu pomphaft angekündigten und allzu weit ausſehenden Aufgabe bedeutend nach, ſondern die begonnenen Vorarbeiten ſtoßen auf unüberwindliche örtliche Hinderniſſe und Schwierigkeiten in dem Altbau und für den Neubau.

Zu Vandel's Herrmannsdenkmal wird fortwährend geſammelt, Unterſchriften und Beiträge, klein und groß. Der Künſtler ſoll genöthigt geweſen ſeyn, die ſchon verarbeitete Standſäule bei dem Kupferſchmied als Pfand für angewachſene Schuldenmaſſe zu hinterlegen.

In der Muſik beherrſcht das Theater faſt ausſchließlich Donizetti, ſo in Deutſchland, wie in Italien und in Frankreich. Die deutſchen Tondichter ziehen ſich zurück, entweder wie Spohr in die geiſtliche Muſik, oder wie Marſchner in gänzliches Schweigen. Lindpaintner in Stuttgart componirte „die ſyllianiſche Veſper," Text von Heribert Rau; Poißl in München: „Zaide"; Aloys Schmitt in Frankfurt eine altdeutſche Oper. Mendelſohn-Bartholdy wird durch ſeine Arbeiten für das altgriechiſche und mittel-engliſche Drama in Berlin hingenommen. Von Meyerbeer's zwei neuen Opern verlautet noch immer nichts. Der neue Ruhm Richard Wagner's in Dresden ſcheint ſich weder zu verbreiten noch zu erhalten.

An Mendelssohn's Stelle in Leipzig trat als Director der Konzerte des Gewandhauses Hr. Ferdinand Hiller, bekannt durch das Oratorium: „die Zerstörung von Jerusalem."

Die Virtuosität, so instrumentale wie vocale, hat ihr goldenes Zeitalter wohl gehabt. Nur Liszt und die Geschwister Milanollo verstehen es, die öffentliche Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erhalten und zu fesseln. Mad. Clara Wieck, verehlichte Schumann geht nach Rußland; eben dahin reiste Molique ab, Vieuxtemps nach Amerika. Beriot, Ole Bull. Haumann, Thalberg paustren.

Literatur.

In der lyrischen Poesie stachen Zedlitzens „Waldfräulein" und A. Grün's „Wibelungen im Frack" hervor, beides Anläufe zum Epos. Die politische Lyrik verstummte bis auf einzelne unberufene Nachtreter, und ward, gleichsam eine abgeschlossene und vollendete Erscheinung, von Herrmann Marggraffin einer chrestomathischen Sammlung zusammengefaßt. Hoffmann v. Fallersleben, welcher in Süddeutschland umherwanderte, wandte sich nach Herausgabe eines Bändleins „Gassenlieder" zur älteren Dichtkunst, und gab in ziemlich kritischer Auswahl „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit" und „Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts" heraus. Rückerts „Liebesfrühling" erschien in besonderer Ausgabe; von den übrigen Poesieen dieses Verfassers wurden neue Auflagen veranstaltet. Desgleichen von Nicolaus Lenau, Emanuel Geibel, Julius Mosen. Von älteren Poeten wurden neu herausgegeben: August v. Platen, Ludwig Tieck, Friedr. Hölderlin. Der Roman ward fast ausschließlich von weiblichen Händen angebaut, welche überhaupt innerhalb der deutschen Literatur eine eigene, stets im Wachsen begriffene Colonie gründen. Die Gräfin Hahn-Hahn gab, bevor sie ihre orientalische Reise antrat, „Cecil", Roman in 2 Bänden heraus. Von „Therese", der Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" erschien ein Roman: „Falkenberg." Ebenfalls neue Werke gaben heraus: die Verfasserin von „Schloß Gozyn", Clara Mühlbach, Emma v. Niendorf, Ida Frick. Eine eigene Zelle innerhalb dieses literarischen Begräbnißmals nimmt Bettina ein, mit ihrem vielbesprochenen Werke: „dies Buch gehört dem König", welches in Berlin ungehindert erscheinen und verbreitet werden durfte, während ein zu Hamburg veranstalteter Auszug verboten und unterdrückt wurde. Gesammtausgaben sind angekündigt von den Schriften der unlängst verstorbenen Caroline Pichler, Friederike Lohmann, in einer Auswahl durch Frau v. Paalzow, Henriette Hanke.

Von fremdländischen Romanen machten Glück: vor allen die „Pariser Geheimnisse" Eugène Sue's, „Ein Tagebuch" von Friederike Bremer, „Der Mohr", ein weitläufiger historischer Roman von Erusenstolpe. Die neuesten Erzeugnisse von Bulwer und Dickens hatten verhältnißmäßig gegen Früheres nur geringen Erfolg.

Auf der Memoiren-Literatur erhebt sich Steffens mit seinem lang ausgesponnenen, erst bis zum Jahre 1817 fortgesetzten: „Was ich erlebte." Holtei fängt ebenfalls an, sein vielbewegtes und wanderreiches Leben literarisch niederzulegen. Von Reise- und Genre-Werken muß Reilstab's: „Ein Frühling in Paris" genannt werden; desgleichen Kühne's: „Mein Carneval in Berlin." Custines: „Rußland im Jahre 1839" findet auch in Deutschland ein zahlreiches Publikum; ein Gerücht versichert, das russische Gouvernement gebe damit um, eine halb-offizielle Widerlegung zu veröffentlichen.

Das Drama wird mehr und mehr der Mittelpunkt aller Kräfte und Bestrebungen des heranwachsenden literarischen Geschlechts, während ältere und bewährtere Schriftsteller von derselben Gattung zurücktreten. So machte ein neues historisches Lustspiel und ein neues Schauspiel von Raupach gar keinen Eindruck. Rückert versuchte sich aufs Neue in einer Art von biblischem Drama, jedoch ohne allen Erfolg. Halm vernichtete durch ein neues, dem Vernehmen nach in Prosa geschriebenes Stück „Sampiero" die eben so böswillige als widersinnige Verläumdung, er sey nur ein Schatten des verstorbenen Engel gewesen. Gutzkow versandte „Zopf und Schwert", ein historisches Lustspiel aus den Zeiten Friedrich Wilhelms I. von Preußen, welchem demnächst ein historisches Trauerspiel aus der Geschichte der Kaiserin Katharina von Rußland folgen wird. Laube bearbeitete eine alte Criminalgeschichte, „die Bernsteinhexe", dramatisch. Geibel, Kühne, Mosen, Prutz folgen solchen Vertretern mit mehr oder minder erfolgreichen Versuchen. Im Lustspiel erweisen sich als thätig, wirksam und brauchbar, ohne höheren Beruf und höhere Cultur anzusprechen, Feldmann und Benedix. Eine Parodie von Holtei fiel, obgleich von ihm gelesen, vollständig durch.

Neben der fortwährend von Berufenen und Unberufenen geübten Ueberſetzung und Bearbeitung franzöſiſcher Schauſpiele für die deutſche Bühne verdienen in Berlin Tieck's Experimente, das alt-griechiſche und das mittel-engliſche Drama zurückzuführen, zum Theil auch im übrigen Deutſchland nachgeahmt, Erwähnung. Intereſſant als Verſuch, muß eine ſolche Richtung, ſobald ſie Prinzip wird, entſchieden zurückgewieſen werden.

Ein Verein dramatiſcher Schriftſteller zur Sicherung ihrer Eigenthums-Rechte gegenüber den Theater-Vorſtänden wurde in Wien durch Grillparzer, Bauernfeld und Halm eingeleitet, die ſich verpflichteten, ihre Stücke nicht unter einem Honorar von 2—6 Ducaten per Akt, je nach Mitteln und Rang der Bühnen, abzugeben. In Leipzig ſchloß [illegible] ſich an.

Periodiſche Preſſe.

Bei der immer größeren Ausdehnung und Regſamkeit des öffentlichen Lebens nimmt die periodiſche Literatur, Zeitſchriften und Tagblätter umfaſſend, eine wachſende Theilnahme und entſchiedenen Herzudrang aller literäriſchen Kräfte in Anſpruch. Die ſchwebende Eiſenbahnfrage namentlich in Süddeutſchland und die damit verbundene Kriſe des Poſtweſens wird nicht verfehlen, auch hier entſchieden einzufließen. So ſehen wir faſt täglich Zeitſchriften aller Geſtalt und Farbe entſtehen und vergehen, die beſtehenden ihre Form und Richtung ändern. Am wenigſten proſperirt die periodiſche Literatur in Wien und in Berlin. Am letzteren Orte ändert wenigſtens dem Gerüchte nach die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ ihre Redaktion. Zinkeiſen ſoll zurücktreten; als ſeine Stellvertreter nennt man wechſelnd: Huber, Hermes, Runkel in Elberfeld, welcher letztere vom neuen Jahre an ſeine „Elberfelder Zeitung“ verläßt. J. B. Rouſſeau's „Nationalzeitung“ in Berlin erlebte unter Schmach und Spott nur wenige Nummern, wogegen Dr. Wöniger's Wochenſchrift: „der Staat“, ein Organ der gemäßigten Oppoſition, ſich raſche Anerkennung erwarb. In Köln tritt Dr. Andrée, früher Redakteur der Mainzer und dann mit Siehne der Oberdeutſchen Zeitung, für den leitenden Artikel in Dumont-Schauberg's Zeitung ein. Dr. Siehne in Karlsruh ließ ſeine „deutſche Wochenſchrift“ eingehen. In Augsburg gewinnt Dr. Liſt's „Zollvereinsblatt“ täglich mehr Boden und Wirkung. In München ſoll von 1845 an, ein „Korreſpondent“ erſcheinen, geleitet durch den bekannten Profeſſor Moy, falls nämlich hinlängliche Unterzeichnungen das Unternehmen decken. In Wien, wo ſeit geraumer Zeit ein Preßgeſetz und damit verbunden ein neues Cenſur-Regulativ, angekündigt ſind, ward dem Vernehmen nach die Erlaubniß zu einem „Wiener Charivari“ ertheilt.

Von literariſchen Zeitſchriften verdienen die „Jahrbücher der Gegenwart“, redigirt von Dr. Schwegler in Tübingen, verlegt durch Hoffmann in Stuttgart, mit Beiträgen von Ewald, Viſcher, Faſſati u. a. m., ehrenvolle Erwähnung. Ohne in die Fußtapfen der Halliſchen, reſp. deutſchen Jahrbücher zu treten, verfolgen ſie den Weg freier Forſchung und des Fortſchrittes innerhalb der Wiſſenſchaft, ausgegangen von Hegel'ſchen Prinzipien. Eine größere Beweglichkeit, prägnantere und ſchlagendere Kürze der Artikel und friſchere Farbe würden dem Unternehmen mehr Ausbreitung und Erfolg ſichern; um ſo mehr als die übrigen literariſchen Zeitungen, die Berliner, die Halliſche, die Jenaer, an einer augenſcheinlichen Lethargie hinſiechen. Auch die Göttingiſchen Anzeigen und die Heidelberger Jahrbücher erheiſchen gebieteriſch eine Verjüngung und Belebung, wenn ſie nicht hinter jeder billigen Anforderung der Zeit zurückbleiben und entſchieden ignorirt [illegible] wollen.

Fühlbarer noch iſt der Mangel berufener und befähigter Kritik innerhalb der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte. Deutſchland beſitzt im Augenblicke auch nicht ein Organ für würdige Beurtheilung poetiſcher Erzeugniſſe. Die belletriſtiſchen Journale, von deren leichtſinnigem Treiben Leipzig nach wie vor ein mikrokosmiſches Bild darbietet, ſtehen faſt ohne Ausnahme unter aller Kritik.

Erfreulich iſt dagegen zu ſehen, wie im Auslande aufs Neue ehrenwerthe Verſuche gemacht werden, die periodiſche Literatur Deutſchlands zu verbreiten. New-York beſitzt, von Hrn. v. Eichthal redigirt, eine „Deutſche Schnellpoſt“, welche das Beſte verſpricht. In Paris iſt gleichzeitig von drei neuen deutſchen Zeitungen die Rede, deren Horoſkop freilich, nach den Vergängen von Börne, Bernſtedt u. A. nicht das günſtigſte ſcheint. In einer derſelben ſoll die aus Deutſchland verſchwundene Coalition Ruge, Herwegh und Fröbel auftreten.

Vereine.

Im Vordergrunde des öffentlichen Intereſſes ſteht die am 21. und 22. September zu Frankfurt am Main gehaltene Verſammlung des evangeliſchen Vereines der Guſtav-

Adolf-Stiftung. In derſelben conſtituirte ſich der in der vorjährigen einleitenden Verſammlung zu Leipzig nur berathene Verein und veröffentlichte ſeine Satzungen. Erwachſen aus einem urſprünglich nur örtlichen Inſtitute, der zu Leipzig am 6. November 1832 als dem Jubeltage der Schlacht bei Lützen beſchloſſenen Guſtav-Adolf-Stiftung, und auf dem Reformationsfeſte den 31. Oct. 1841 auf Anregung des Hofpredigers Dr. Zimmermann zu Darmſtadt weiter ausgebildet, ſtellt ſich der evangeliſche Verein der Guſtav-Adolf-Stiftung jetzt nicht mehr als ein bloßer Unterſtützungsverein für proteſtantiſche Gemeinden dar, ſondern als allgemeiner äußerer Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, Strebens und Leidens im Proteſtantismus. Der Verein zählt zur Stunde ſchon eine ziemliche Anzahl von Gliedvereinen, deren bei der dießjährigen Verſammlung 22 vertreten waren. Am meiſten verzweigt iſt derſelbe in Sachſen, im Großherzogthum Heſſen, in Naſſau, Baden, Hannover; allein auch in Holſtein, Schleswig und Lauenburg, in Mecklenburg, in Württemberg und in den kleineren ſächſiſchen Staaten findet er Anhaltspunkte und in Preußen wird zur Bildung zahlreicher Gliedvereine nur die obrigkeitliche Genehmigung erwartet. Auch in der Schweiz und in Lothringen konſtituiren ſich bereits Hilfs-Vereine. Die Perſionen, daß der evangeliſche Verein den König von Preußen oder den König von Württemberg um Annahme eines Protectorats, der Sache oder dem Namen nach, angegangen hätte, bedürfen als bloße Gerüchte noch ſehr der Beſtätigung.

Im Schooße des Judenthums zeigt ſich ebenfalls eine Spur organiſirenden Fortſchreitens und konſtituirender Reform. Zunächſt ausgegangen von einzelnen Stimmen, — Dr. Theodor Creizenach in Frankfurt und Dr. Stern in Göttingen wurden am meiſten genannt, — dann aber auch in weiteren Kreiſen verbreitet macht ſich die Tendenz auf eine zeit- und ortgemäße Reform der jüdiſchen Lehre und Satzung geltend. Es wurden bereits Revers-Formulare zur Unterzeichnung verſandt, in welchen die Anhänger der Reform zunächſt auf Perfectibilität des Judenthums, auf Abregirung der talmudiſchen Formgeſetze, wie namentlich auf Verzichtung auf eine jede Particularität gegenüber der Zeit und dem politiſchen Moment erkennen und ſich verpflichten ſollten. Ueber den Fortſchritt und das Wachsthum der Reform verlautet nichts Gewiſſes; nur will es ſcheinen, als ob gerade die älteſten und hervorragendſten Familien des deutſchen Judenthums feſt an Moſes und den Propheten des alten Bundes halten, hangen und haften dürften.

Im Allgemeinen iſt ein überraſchendes Hinneigen zum Aſſociations-Geiſte, namentlich in Deutſchland erfreulich aus der Menge wiſſenſchaftlicher und populärer, lokaler und univerſeller Vereine. Philologen, Juriſten, Mediziner, Hiſtoriker, Naturforſcher, Fabrikanten, Induſtrielle, Ackerbauer: alles verſammelt ſich, ſogar Antithierquäler und Pferdefleiſcheſſer.

Zu einem allgemeinen deutſchen Juriſten-Verein, abzuhalten zu Mainz im Jahre 1844, gab Veranlaſſung die Verſammlung ſchwäbiſcher Rechtsgelehrten in Ulm, welche auch mit praktiſchen Vorſtudien und Verſuchen in einem öffentlichen und mündlichen Rechtsverfahren einen lobenswerthen Anfang machte. Die urſprüngliche Idee, nur Anwälte in den Kreis der großen Hauptverſammlung zu ziehen, verſuchen einzelne Stimmen, inſonderheit aus Preußen, auszudehnen auf Richter, Angeſtellte und akademiſche Lehrer. In Soeſt kamen über hundert Rechtsgelehrte zuſammen, um ebenfalls für öffentliche und mündliche Rechtspflege zu votiren.

Von den übrigen Vereinen, deren Verſammlung faſt gleichzeitig auf Ende September oder Anfang October fällt, heben wir das Folgende hervor:

Am 21. September feierte die rheiniſche naturforſchende Geſellſchaft zum neuntenmal das Feſt ihrer Gründung zu Mainz. Der Medizinalrath Dr. Gröſer ſaß der Geſellſchaft vor.

Das Projekt eines wiſſenſchaftlichen Vereins der beiden Rheinufer, angeregt auf dem Congreß zu Straßburg im Jahre 1842 durch Prof. Herp, ward noch nicht verwirklicht. Es ſtreiten zunächſt die beiden Sprachen, franzöſiſche und deutſche, um die Ehre der Anwendung bei einem ſolchen Vereine.

Der Schiller-Verein in Stuttgart erklärte ſich unter Rechnungs-Abzug am 30. September für aufgelöſt, da ſeine Aufgabe durch Herſtellung und Ablieferung des Standbildes zu Stuttgart erfüllt.

Der Verein württembergiſcher Fabrikanten hat am 27. Sept. ſeine Jahresverſammlung in Stuttgart abgehalten. Dieſelbe war auch aus dem badiſchen Nachbarlande zahlreich beſucht. In einer Geſammterklärung ſpricht ſich der Verein für die Nothwendigkeit eines zweckmäßigen Schutzſyſtems für die deutſche Induſtrie, gegenüber dem Auslande, aus. Aus allen deutſchen Staaten, inſonderheit aus Preußen, antworten allgemeine Reclamationen dieſer Forderung.

Die deutſchen Aerzte und Naturforſcher verſammelten ſich gegen Ende September, unter Vorſitz des Erzherzogs Johann, in Grätz. Hammer-Purgſtall taufte den Ort der Verſammlung durch hiſtoriſche Nachweiſung aus Grätz in Graz um. Eine örtliche Influenza zerſtreute früher, als erwartet wurde, die Vereinten. Für nächſtes Jahr wurde Bremen als Verſammlungsort, und der dortige Bürgermeiſter Smidt als Vorſitzer gewählt.

Die deutſchen Philologen und Schulmänner verſammelten ſich zu Anfang Octobers unter Vorſitz des Gymnaſialdirectors Dr. Weber in Heſſen-Kaſſel. Sophocles' Antigone ward ihnen in einer Privatgeſellſchaft vorgeleſen und vorgeſungen, worauf der Verein Hrn. Mendelſohn-Bartholdy zum Ehren-Mitglied ernannte. Als Verſammlungsort für das nächſte Jahr iſt Dresden, als Vorſitzer der greiſe Gottfried Hermann beſtimmt.

In Leipzig verſammelten ſich zu ähnlichem Sinn und Zweck wie in Stuttgart, und an 400 Perſonen ſtark, ſächſiſche Fabrikanten am 3. October. Als Preßorgan des zu conſtituirenden und auszudehnenden Vereins wurde Günthers „Gewerbeblatt für Sachſen", deſſen Titel und Aufgabe eine allgemein deutſche Tendenz nehmen ſollen, in Ausſicht geſtellt.

Der centrallandwirthſchaftliche Verein für Bayern hielt ſeine jährliche General-Verſammlung zu Anfang October in München; gleichzeitig verſammelte ſich in Düſſeldorf der niederrheiniſche Landwirthſchafts-Verein.

Preisaufgabe.

Ein Banquier in Frankfurt a. M., Hr. Seufferheldt, derſelbe, welcher die Statue Goethe's der Stadt geſchenkt, ſich überdies durch vielfache Stiftungen um das Gemeinweſen verdient gemacht, hat eine Summe von 10,000 Gulden ausgeſetzt, um hieraus zwei Preiſe zu bilden, welche den Verfaſſern vorzüglicher Werke über das Weſen und die Stellung der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche (eines mehr wiſſenſchaftlichen, eines mehr populären) beſtimmt ſind. Der Preis für erſteres iſt auf 6000 Gulden, der für das zweite auf 2000 Gulden feſtgeſetzt. Der Umfang der erſten Schrift ſoll etwa zwiſchen 30—50, der der zweiten 10—15 Bogen betragen. Die Preisſchriften ſind bis Ende November 1846 an Pfarrer Dr. Kirchner in Frankfurt einzuſenden; das Preisrichteramt wird geübt von Dr. Eylert in Potsdam, Dr. Fuchs in München, Dr. Großmann in Leipzig, Dr. Grüneiſen in Stuttgart, Dr. Richter in Marburg, Dr. Ullmann in Heidelberg, Dr. Winter in Leipzig.

Schweiz.

Die letzte Einwohner-Zählung brachte die 23 Kantone auf 2,291,000 Menſchen.

Die allgemeine geſchichtforſchende Geſellſchaft für die Schweiz hat ihre zweite General-Verſammlung in Baſel gehalten. Von den Kantonen war die Hälfte und zwar nach den beiden Hauptſprachen und Confeſſionen vertreten; aus Deutſchland und dem Elſaß trafen Gäſte ein. Die Geſellſchaft ſtellte ſich als eine Hauptaufgabe ihrer demnächſtigen Thätigkeit die Ausarbeitung eines allgemeinen Regeſtenwerkes für die Schweiz. Für die nächſte Verſammlung (1845) wurde Zürich als Ort und auf die nächſten 6 Jahre Heuſler von Baſel als Präſident bezeichnet.

Das Communiſten-Weſen verlor ſeit Weitlings Abtritt von der Bühne an Intenſität. Es lebt hauptſächlich nur in kleineren und größeren Vereinen von jungen Handwerkern aus Deutſchland und aus der Schweiz fort. Die Verbindung und Verzweigung derſelben nach Frankreich und Italien dauert fort.

Schweden.

Das Poſtweſen hat erfreuliche Vermehrung und Reform erfahren. Die Zahl der Poſtämter iſt auf 125 geſteigert, der Poſtenlauf um das Doppelte beſchleunigt. Im Jahre 1842 betrug die Meilenzahl, welche ſämmtliche Poſten im Laufe des Jahres zurückgelegt hatten, zuſammen 171,000 ſchwediſche Meilen; im Jahre 1835 ſchon 267,000; im Jahre 1940 268,000; jetzt nahezu 300,000 ſchwed. Meilen (= 850,000 deutſche).

Von Andr. Fryxell's: „Erzählungen aus der ſchwediſchen Geſchichte", einem Werke,

das zwiſchen trockenem hiſtoriſchem Lehrbuch und weitläufiger Biographie eine glückliche Mitte trifft, iſt die fünfte Auflage erſchienen, zugleich mit einer deutſchen Ueberſetzung durch Homberg.

Die bekannten Papiere Guſtaf's III. ſind nun, geordnet und geſichtet, der Oeffentlichkeit übergeben durch Geijer.

Zwei Comité's für Revision und Controle der Staatshaushaltung und des öffentlichen Unterrichtes wurden im October 1843 begründet.

Belgien.

Die letzte Einwohner-Zählung belief ſich auf 4,073,162 Köpfe, während 1831 nur gezählt wurden 3,785,814.

Die königliche Kommiſſion für die Landesgeſchichte, unter deren Leitung die älteſten Chroniken des Landes, von competenten Männern revidirt und erläutert, im Druck erſcheinen, ſandte den Archiviſten des Königreichs, Gachard, mit einem Gehülfen nach Spanien, um in dortigen Archiven und Sammlungen nach belgiſchen Geſchichtsquellen zu forſchen. Wider Vermuthen wurden ihm ſogar diejenigen Inſtitute von der jenſeitigen Regierung geöffnet, welche Spaniern verſchloſſen zu bleiben pflegen, und er kehrte mit reicher Ausbeute zurück. Beſonders fand er ſehr intereſſante Korreſpondenzen Margarethens von Parma, Granvella's, Alba's mit Philipp II., Briefe von Egmont, Hoorne, Rubens u. ſ. w.

Dänemark.

In Kopenhagen hat ſich, nachdem der ſkandinaviſche Verein verboten wurde, eine ſkandinaviſche Geſellſchaft conſtituirt. Ihr Zweck wird in den Statuten bezeichnet als Verbindung der ſkandinaviſchen Völker, theils durch Veranlaſſung öfterer Zuſammenkünfte gebildeter Männer aus den drei Reichen, theils durch Verbreitung der Kunde der beiden Hauptſprachen, des Schwediſchen und des Däniſchen. Die bedeutendſten Univerſitäts-Profeſſoren von Kopenhagen ſtehen an der Spitze der Geſellſchaft, wogegen unter allen Theilnehmern kein ſchwediſcher Profeſſor iſt. Schweden und Norwegen erweiſen ſich im Ganzen kalt in dieſer Angelegenheit. Kopenhagen, das nicht nur in ſeinen materiellen Intereſſen einer ſolchen Subvention bedarf, ſondern auch, als auf deutſcher Bildungs-Grundlage fußend, ein entſchiedenes Uebergewicht in der Intelligenz beſitzt, ſcheint am lebhafteſten die Idee ausgearbeitet zu haben. Es greift die Theilnahme an derſelben aufwärts von den Studirenden auch in den höheren Kreiſen Platz.

England.

Einwohner-Zahl: 26,701,073, worun 8,175,210 auf Irland kommen.

Kirche. In Oxford, bekanntlich dem Herde des Puſeyismus, trat eine proteſtantiſche Reaktion gegen denſelben ein. Dr. Puſey war ſchon längere Zeit ſeines theologiſchen Lehramtes entſetzen; auch ſein Genoſſe, der ehrwürdige Hr. Newman, nach welchem der Puſeyismus auch New-mania geſcholten wird, ſah ſich veranlaßt, ſeine Pfarrerſtelle zu St. Marys in Oxford niederzulegen.

Literatur. Broughams „Hiſtoriſche Charakterſkizzen" wurden in einem dritten Bande fortgeſetzt. — Dickens und James traten an die Spitze eines Schriftſteller-Vereins zum Schutze gegen Nachdruck und zur Herſtellung eines internationalen geiſtigen Eigenthumsrechtes.

Kunſt. Covent-garden und Drury-lane, die beiden älteſten und größten Schauſpielhäuſer Londons, wurden geſchloſſen.

Frankreich.

Die letzte Einwohner-Zählung gibt die geſammte Bevölkerung an auf 34,400,075 Seelen. 1836 ergab dieſelbe ſich zu 33,540,910.

Kirche. Der Kampf der Univerſität und des Clerus dauert noch immer fort und wird natürlich auch in die Politik hinübergeſpielt. Edgar Quinet und Michelet haben ihre

Werke gegen die Jeſuiten veröffentlicht. „Die Regierung ſteht auf der Seite ihrer Univerſität, was nicht überall und nicht immer der Fall.

Eiſenbahnen. Zum Beweiſe, daß dieſelben nicht ſo vernachläßiget werden, wie man in Deutſchland wohl annimmt, folge anbei ein vollſtändiges Verzeichniß aller bisher fertigen Bahnen:

1) auf Koſten von Geſellſchaften, mit oder ohne Hilfe der Regierung, gebaut:

von Lyon nach St. Etienne	58 Kil.	lang	koſtet	10,000,000	Fr.
„ St. Etienne nach Andrezieux . . .	22 „	„	„	1,600,000	„
„ Andrezieux nach Roanne	67 „	„	„	16,000,000	„
„ Montrond nach Montbrison	15 „	„	„	300,000	„
„ Paris nach St. Germain	19 „	„	„	15,000,000	„
„ „ „ Verſailles, rechtes Ufer	19 „	„	„	15,000,000	„
„ „ „ „ linkes „	17 „	„	„	23,000,000	„
„ Mülhauſen nach Thann	9 „	„	„	2,600,000	„
„ Straßburg nach Baſel	130 „	„	„	52,600,000	„
„ Montpellier nach Cette	29 „	„	„	3,000,000	„
„ Alais nach Beaucaire	32 „	„	„	8,000,000	„
„ Bordeaux nach Lateſte	51 „	„	„	5,000,000	„
„ Paris nach Orleans	179 „	„	„	50,000,000	„
„ Paris nach Rouen	121 „	„	„	41,000,000	„

2) Eiſenbahnen, auf Koſten der Regierung gebaut:

von Nismes nach Montpellier	26 Kil.	koſtet	11,000,000	Fr.
„ Lille an die belgiſche Grenze	19 „	} „	6,000,000	„
„ Valenciennes ebendahin	11 „			

In Summa: Eiſenbahnen der Geſellſchaften:

743 Kil. oder 186 Lieues ½ für 269,100,000 Fr.

Eiſenbahnen des Staats:

„ 96 Kil. oder 24 Lieues für 29,000,000 Fr.

Totalſumme: 799 „ „ 200 „ ½.

Literatur. Von dem „Moniteur“ aus den Zeiten der Revolution von 1789—1806 erſchien in 25 Bänden ein nunmehr vollendeter neuer Abdruck. — In der ſchönen Literatur machte beſonders Eugène Sue's bekanntes Werk „Les Mystères de Paris“ Aufſehen und Glück. Lyrik und Drama brachten wenig Erhebliches. Lamartine wirft ſich in die Politik, Hugo trauert um den Tod einer Tochter. Stücke von Alexander Dumas, Léon Gozlan, Scribe gingen ziemlich ſpurlos vorüber. — Die Journaliſtik nimmt überwiegend und vorwaltend eine doppelte Richtung: erſtens eine religiöſe, in den verſchiedenſten Farben, und zweitens eine materielle, auf Handel und Induſtrie gerichtete. In letzterer Hinſicht ſind namentlich zu beachten: „La démocratie pacifique“, Organ der Fourieriſten, und Lamartine's: „Le bien public“.

Italien.

In Lucca fand Ende Septembers der Gelehrten-Congreß ſtatt. Es waren über 500 Mitglieder verſammelt; für die zwei nächſten Jahre wurden Mailand und Neapel als Verſammlungsorte gewählt.

Die Annali da Statiſtica geben die Zahl der im Jahre 1845 erſchienen italieniſchen Werke auf 5071 an, in 5997 Bänden. Die Mehrzahl darunter gehört den lombardiſch-venetianiſchen Provinzen an. Ueberſetzung überwiegt noch die Original-Produktion; jedoch ſprechen die Annali die Hoffnung aus, daß mit der aufgeſprochenen Sicherheit des literariſchen Eigenthums dies Verhältniß ſich günſtiger geſtalten werde. Für Neapel liegt ein bedeutendes Hinderniß des wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes in deſſen Iſolirung von dem Verbande der übrigen Staaten mit Oeſterreich zur Sicherung des literariſchen Eigenthumsrechtes und in dem auf Journalen laſtenden Poſtzwang und Portonbermaß.

Ungarn.

Neben dem politiſchen Intereſſe, welches der Landtag durch ſeine Verhandlungen und die damit verknüpften, oft ſehr gewaltſamen und unruhigen Auftritte faſt ausſchließlich

beſchäftigt, nimmt der Sprachenkampf zwiſchen Slavismus, Magyarismus und Germanismus die Theilnahme in allgemeinen Anſpruch. Die ungariſche Akademie hielt zu Anfang October im Comitatsſaal zu Peſth ihre nur theilweiſe öffentlichen Sitzungen. Dies Inſtitut ward gegründet auf dem Reichstag von 1825—1827 auf den Impuls des Grafen Széchenyi, der zu ihrer Gründung eine Jahres-Revenue von 60,000 fl. Conv. Münze offerte. Der Fonds deſſelben beläuft ſich jetzt auf 1 Mill. Gulden W. W. Ihre Wirkſamkeit begann erſt 1830. Sie zerfällt in ſechs Sektionen, beſteht aus Ehrenmitgliedern, wirklichen (bezahlten) Mitgliedern und auswärtigen Korreſpondenten, und wird von einem dirigirenden Rathe geleitet.

Slaviſche Länder.

Die ſlaviſchen Bewegungen innerhalb der Literatur ſind noch in fortwährendem Wachsthum; Schriften und Schriftchen über ſlaviſche Verhältniſſe folgen ſich in raſchem Wechſel, ohne daß man über die im Oſten gährenden Elemente durch dieſelben ſonderlich klüger würde. In einem Theile derſelben ſpricht ſich ſlaviſcher Antagonismus gegen Rußland auf das Entſchiedenſte aus (ſo in dem Sendſchreiben von Anton Mauritius an den Grafen Adam Gurowski), in einem anderen (ſo namentlich bei Kollarè) ein unverholener Haß gegen Deutſchland. Die nationale Seite wird in beiden Fractionen fortwährend herausgekehrt, inſonderheit auf Anregung ſlaviſcher Lehrſtühle in Wien, Lemberg und anderen Städten der öſterreichiſchen Monarchie, nach dem Muſter Preußens und Sachſens, gedrungen. Eine ſlaviſche Akademie in Prag ſoll das ganze Werk krönen.

Griechenland.

Die politiſchen Herbſtſtürme entwurzelten auch die junge Pflanze der Landesuniverſität. Alle deutſchen Profeſſoren mußten Athen verlaſſen und ihre Lehrſtühle nahmen Hellenen ein. Einer der Erſteren, Prof. Ulrichs, gebürtig aus Bremen, Profeſſor der lateiniſchen Philologie, gleich geehrt als geliebt, ſtarb am 10. October. Zeller, Herzog, Fabritius, Lauberer, Amici wurden an Einem Tage entlaſſen.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1844.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Blicke auf den Socialismus und Communismus in Deutſchland, und ihre Zukunft	1
Gedanken über die Begründung wiſſenſchaftlicher Centralpunkte für das deutſche Bundesheer	62
Gedanken über literariſche Kritik	77
Kirchliche Tendenzen	132
Die Erforderniſſe eines Leſebuchs für Volksſchulen	186
Die Wiederbelebung des Schwanenordens in Preußen im Jahr 1843	212
Die deutſche Sprachgrenze nach ihrem gegenwärtigen Beſtand, ihren Urſachen und Anforderungen	247
Die Zukunft der Vereinigten Staaten und der Deutſchen in Amerika	299
Kurze Notizen	349

Blicke auf den

Socialismus und Communismus in Deutſchland,

und ihre Zukunft.

Es gibt für alle Wiſſenſchaften in Hinſicht auf ihre Entſtehung zwei Claſſen, die ſich im Allgemeinen leicht ſcheiden laſſen. Die einen, zur Grundlage habend alles an ſich Unveränderliche, beginnen ſogleich mit demjenigen, deſſen Vollendung ſie werden ſollen, dem abſtracten Gedanken und ſeiner dialectiſchen Entwicklung; die andern dagegen, denen es zur Aufgabe geworden, in dem ſeinem Weſen nach Wechſelnden den dauernden und einheitlichen Gedanken zu finden, haben eine andere Bahn zu durchlaufen. Sie knüpfen an die Auffaſſung und Darſtellung des Geſchehenden an, ſuchen zuerſt die äußere Einheit deſſelben in der Form einer einheitlichen Geſchichte zu ſetzen, dann heben ſie das Moment heraus, das die Einheit jener Form bedingte, und endlich ſetzen ſie dieſes Moment ſelber in ſein innerliches Verhältniß zum abſtracten, ungeſchichtlichen Prinzip. In Beziehung auf das Maaß der Zeit und der Arbeit, die dem Geiſte dazu erforderlich ſind, dieſe Momente zu durchlaufen, ſind aber die Epochen der Geſchichte im höchſten Grade verſchieden; wirft man einen Blick auf die Gegenwart, ſo iſt es nicht zu verkennen, daß für uns auf den meiſten Gebieten ſchon das unabweisbare Bedürfniß da iſt, dieſes Maaß, ſo weit es möglich iſt, überhaupt aufzuheben, und zugleich mit der Auffaſſung des Geſchehenden das Princip nachzuweiſen, das ſich in dieſem Geſchehenden vollziehen will.

Das gilt nun entschieden von jener wichtigen Erscheinung unserer Zeit, dem Socialismus und Communismus überhaupt, und hat daher gleiche Berechtigung für eine Darstellung desselben, so weit er in Deutschland in den letzten Jahren Platz gegriffen. Fragen wir aufrichtig den Kreis derer, denen jene Entwicklung einmal wirklich zum Gegenstande des Gedankens geworden ist — würden sie sich wahrhaft befriedigt fühlen bei einer bloßen Beschreibung desjenigen, was selber nicht bloß ein äußerlich Daseyendes, sondern eine innere Gewalt ist? Gewiß nicht. Ist es nicht ein Zufälliges, entstanden durch Willkür und Naturmächte, sondern soll es ein Bedingtes seyn, und geht dieses Bedingte vor sich im inneren Leben der Menschen selber, so muß es sich in Wahrheit nicht bloß kennen, sondern erkennen lassen. Wo das aber der Fall ist, da werden wir dennoch nicht stehen bleiben können; wir werden zu forschen haben und wirklich forschen, bis mit dem Grundprincip jene Erscheinung selber uns ihre Wahrheit oder Unwahrheit enthüllt.

Wem es scheinen möchte, als gingen wir mit unserer Behauptung auf ein Gebiet, das keine Vorausbestimmung leidet, dem haben wir zunächst eine thatsächliche Bemerkung entgegen zu stellen, in welcher die folgende Darstellung ihren Ausgangspunkt finden mag. Sehen wir auf die bisherigen Arbeiten über Communismus und Socialismus, so ist keine von ihnen auf die bloße Erzählung des Thatsächlichen beschränkt geblieben; alle haben, mit mehr oder weniger Glück, den tiefer liegenden Gedanken aus der Verhüllung, mit der ihn Umstände oder Persönlichkeiten bedeckten, herausgehoben. Dennoch darf man behaupten, daß es weder in der deutschen noch in der französischen Literatur einen *Begriff* des Socialismus oder Communismus gibt; die Auffassung des Ganzen schwankt hin und her, ohne daß man schon jene absolut bestimmten Gränzen, die erst das Resultat wirklich begrifflicher Entwicklung seyn können, gesetzt, oder bestritten, oder mit einer selbstständigen Arbeit zu bestimmen gesucht hätte. Noch hat sich niemand die Frage recht klar gestellt: *Gibt* es denn einen Socialismus oder Communismus für die *wissenschaftliche* Entwickelung? haben sie das Recht, einen Platz in dem Gebiete zu fordern, das wir mit dem selber freilich höchst unbestimmten Namen der Staatswissenschaften belegen?

auf welchem Punkte entstehen sie, und wo trennen sie sich von einander? Kurz, gibt es einen Begriff und damit eine Wissenschaft des Socialismus und Communismus, oder sind sie gänzlich zur Seite zu schieben, als Auswüchse eines absoluten Mißverstehens, in sich ein Unding, für andere ein rastlos zu bekämpfender Gegner? — Statt der bestimmten und klaren Antwort auf diese Fragen erscheint entweder eine bloße Entwicklung des geschichtlichen Ganges und der Momente, welche ihn bedingt haben, oder es ist ein Herausheben einer regen Vorstellung von der Freiheit, die seine Vertheidigung hervorruft, oder endlich eine entschiedene, aber gleichfalls ihrer Idee nach unentwickelte Opposition gegen alles, was dieses Gebiet berührt. Mit Recht kann man daher sagen, daß für die wissenschaftliche Darstellung dieser Begriffe auch jetzt noch alles zu thun übrig bleibt; und ist es einmal nicht möglich, bei dem bloß Thatsächlichen stehen zu bleiben, so ist es eben so gewiß, daß dieses an sich Nothwendige auch wirklich geschehen wird.

Uns aber, die wir uns die Aufgabe vorgezeichnet haben, den gegenwärtigen Zustand dieser Bewegungen in Deutschland kurz hinzuzeichnen — was berührt uns diese Frage? Kann es nicht genügen, jene Arbeit andern zu überlassen, und uns einfach an das zu halten, was schon bis jetzt vorliegt? Es ist beinahe Sitte geworden, die begriffliche Auffassung solcher, im thatsächlichen Leben vorkommenden Erscheinungen von vorne herein zu perhorresciren; manche Stimmen werden laut, die nach dem eigentlichen Brod der Geschichte, dem Factum, vor allem als Hauptsache hinweisen, und es ist nicht schwer, ihnen Folge zu geben. Denn faßlicher ist dem Leser die Erzählung als die Entwicklung, und dem Darstellenden die erstere bei weitem das Leichteste. Deßhalb scheint es am nächsten zu liegen, uns einfach an diese zu halten, und dem, der mit aufmerksamme oder unruhigem Blick auf jene Gestaltungen hinschaut, nur dasjenige wieder zu geben, was die Zeit selber uns schon vorgeführt hat.

Allein schon die erste Bekanntschaft mit diesem Gegenstande zeigt uns ein Moment, das es unmöglich macht, dabei stehen zu bleiben. Jeder, der die Sache ernst betrachtet, oder von weitem darauf hinsieht, gesteht es ein, daß sie eine Gefahr

enthalte. Was heißt dieses Wort? Ist es eine äußere, materielle Gewalt, die diese Gefahr bringt? Ist diese Gefahr wirklich schon da? Stehen uns Feinde gegenüber, und reicht unsere Macht nicht aus, sie zu bewältigen? Alles das meint man nicht. Man geht in der That mit jenem Worte selbst schon weiter als die Gegenwart; man faßt in ihm schon die Zukunft hinein, und denkt auf einen Kampf, der vielleicht erst den Kindern oder Enkeln bevorsteht. — Hat dieser Gedanke an eine Gefahr nun Wahrheit? Sind wir wirklich berechtigt zu fürchten, was noch nicht da ist? Oder ist er nicht in der That nur ein Gespenst, das wesenlos über uns hinwegzieht, nur Kinder und Feige erschreckend? Das ist eigentlich die Frage, die hinter der Neugier oder Wißbegier steht, mit welcher wir diese Bewegungen beobachten; und schwerlich wird jemand, der im Stande ist, sich seines inneren Lebens bewußt zu werden, sich das Daseyn zu läugnen vermögen.

Es ist aber nothwendig, daß man diese Frage als selbstständige herausstelle. Denn sie ist es, von der man sich endlich doch gestehen muß, daß sie nicht durch ein bloßes Zusammenstellen der bisherigen factischen Ergebnisse beantwortet werden kann. Nicht was jetzt da ist, was Einzelne gethan und gedacht, sondern was seyn wird, wollen wir wissen; an die Zukunft denken wir, wenn wir von dieser Gegenwart reden, und es ist umsonst, es sich zu verhehlen — wenn davon geredet werden soll, so wird eben nur um jener Zukunft willen davon geredet.

Nun aber — diese Zukunft ist noch nicht da; ihr Erkennen ist daher ein anderes, als das blos historische; soll es Berechtigung haben, so muß es uns als ein, durch das Wesen der Sache bedingtes, das ist als ein an sich nothwendiges erscheinen. Das erkannte Wesen der Sache ist aber ihr Begriff, und wenig kann es daher helfen, die Forderung nach einer begrifflichen Auffassung zur Seite zu schieben. Jede Darstellung des Socialismus und Communismus ist darum ein Urtheil über dieselben, und es wird lange währen, bis wir ihnen so geschichtlich-objectiv werden, daß uns, wie bei dem Bauernkrieg, die reine historische Zeichnung genügen kann.[1] Ein solches

[1] Wenn die Arbeit des Verf. über den französischen Socialismus und Communismus irgend einen selbstständigen Werth hat, so besteht

Urtheil aber, soll es anders Bedeutung haben, muß mithin jene Frage für sich, abgesehen von der bisherigen Geschichte, zu erfassen im Stande seyn; denn so gewaltig auch Persönlichkeiten sind, und das, was wir die Umstände nennen, so vermögen sie doch nichts gegen jenen tieferen Inhalt der Geschichte, den doch nur der Gedanke heraus zu lösen vermag.

Gerade aber weil jener tiefere Inhalt durch die ihm eigene Gewalt stets hervortritt, sowie man von Communismus und Socialismus als geschichtlichen Erscheinungen redet, ist es bisher noch nicht möglich gewesen, einen eigentlichen Begriff dieser Theorien aufzustellen, noch auch ihnen untereinander oder andern Wissenschaften gegenüber ihre Gränze anzuweisen. Dennoch ist dies die nächste nothwendige Aufgabe; denn die vollkommene Unbestimmtheit derselben macht es nur zu leicht möglich, mehr hinein zu ziehen, als hinein gehört. Es bedarf wohl keines Beweises, daß der Begriff des Communismus und Socialismus nicht als solcher in den einzelnen Systemen und Theorien enthalten ist; eben so wenig ist es eine Entwicklung des Begriffs, wenn man die geschichtliche Entstehung dieser Ansichten nachweist. Soll er gefunden werden, so muß er sich aus dem Gedanken als immanenter Inhalt desselben entwickeln, der selbst der allgemeinere ist; es kann die Frage nicht mit einer Beschreibung oder Definition beantwortet werden. Gerne nun würden wir jene Entwicklung einer selbstständigen Arbeit überlassen, wenn es wirklich möglich wäre, ohne dieselbe ein begründetes Urtheil über diese Theorien und ihre Zukunft zu

derselbe darin, daß seine Geschichte als ein inneres Ganze zugleich dem abstracten Gedanken und dem Geschichtsforscher dargelegt ist. Nun hat ein „Publicist aus der Fremde" in einer langen und ziemlich unbedeutenden Vorrede zur Uebersetzung von Louis Blancs Hist. de dix ans mir vorgeworfen, daß ich versucht habe, jene Erscheinungen zu begreifen, und die Unmöglichkeit davon nachzuweisen, indem er sagt, daß ich noch nicht 30 Jahre alt bin. Was soll man zu solchem kleinlichen Gerede sagen? Meint der Publicist wirklich, daß dies eine Kritik oder auch nur ein Urtheil ist? Ein tüchtiger Mann würde widerlegt haben, was ihm unwahr scheint. Aber es ist allerdings leicht, auf diese Weise mit den Früchten langer Arbeit fertig zu werden. Ich meinestheils würde einen höheren Begriff von der publicistischen Aufgabe einer solchen Frage gegenüber haben.

gewinnen. Das ist es aber in der That nicht, und die folgende Darstellung wird diese Behauptung klar machen. Möge man uns daher einige Schritte in das Gebiet der Abstractionen folgen; denn durch sie allein wird eine Scheidung möglich. Eine solche aber ist in der That nicht bloß für die Wissenschaft nothwendig, sondern selbst für das praktische Leben ein Bedürfniß. Es ist nämlich nicht selten, daß man alles, was sich auf Verbesserung des Looses der niederen Classen bezieht, mag es auftreten wie es wolle, für communistische Bestrebungen hält, sobald es nicht von oben herab geschieht, sondern sich in diesen niederen Classen selbst erzeugen und feststellen will. Es ist nicht unwichtig, sich entschieden gegen eine solche unbestimmte und verallgemeinernde Auffassung auszusprechen, da es gerade auf den Punkten Mißtrauen erweckt, wo dieses am nachtheiligsten wirkt. Gegen solche Mißverständnisse hilft es aber nicht, mit bloßen Versicherungen zu kämpfen; jene Ansichten sind allgemeiner, als man glaubt, und der einzige Weg, sie zu berichtigen, ist eine zweite allgemeine Meinung, die man als eine auf gründliche Kenntniß gebaute ihr entgegen setzt. Diese aber bedingt wiederum ein klares Verständniß auf diesem Gebiet; und mag man daher von der Wichtigkeit abstracterer Auffassung denken wie man will, so wird dieselbe dennoch schon von dieser Seite dem Ernsteren nicht unwichtig oder unwillkommen erscheinen. Wir wollen daher, auf die Gefahr hin, daß man die Darstellung für überflüssig erachtet, eine Entwicklung jener beiden Begriffe der Geschichte derselben voranstellen.

I. Entwicklung des Begriffes von Communismus und Socialismus.

Die Bestimmung des Menschen ist seine **Vollendung**, die Wirklichkeit desjenigen, was als bloße Fähigkeit in ihm ruht. Es ist nicht unsere Aufgabe, die phänomenologische Darstellung dieses Satzes zu geben; es genüge uns die Bemerkung, daß jene Bestimmung dem Menschen nicht etwa als ein Zufälliges anklebt, sondern daß sie eben selber sein eigenstes

Weſen iſt — ſo unbeſtreitbar, daß wir den Drang nach derſelben in jedem Wunſch, in jeder That, ja im Verbrechen uns entgegentreten ſehen. Jener Menſch aber iſt nicht etwa ein Einzelner, ſondern er iſt der Menſch überhaupt, jeder Einzelne. Wer ein Weſen als Menſch anerkennt, ſetzt in ihm das lebendige Urprincip ſeines Seyns, die Idee ſeiner perſönlichen Vollendung.

Indem nun dieſe Vollendung, ſo wie ſie wirklich geworden iſt, das Leben der Welt als ein angeeignetes enthält, iſt ſie Freiheit, das iſt, die Selbſtbeſtimmung der Perſönlichkeit innerhalb der Wirklichkeit. Setzen wir nun dieſe Freiheit als eine der Mehrheit der einzelnen Menſchen zukommende, ſo iſt ſie die Gleichheit, das iſt die freie Selbſtbeſtimmung des Einzelnen in der Welt der Menſchen. Wenn nun die Vollendung ihrem Begriffe nach abſolut als unendliche zu denken iſt, ſo folgt, daß jene Freiheit und Gleichheit auch als unendliche geſetzt ſeyn müſſen.

Was wir hier als ein aus der Idee der Perſönlichkeit Gegebenes hinſtellen, das war in der Form des bloßen Gefühls der Hebel jener Zeit, aus welcher die franzöſiſche Revolution und der Umſturz des Beſtehenden, welches eben eine ſtarre und widerſinnige Begränzung jener Freiheit und Gleichheit enthielt, ſich entwickelten. Das, was ſie zuerſt niederwarf, war die geſchichtliche Stufenleiter des Antheils am ſtaatsbürgerlichen Rechte; als ſie dies vollendet, ſchritt ſie weiter.

Jene Freiheit und Gleichheit, ſo wie wir dieſelbe hingeſtellt, iſt ſelber nur noch die gänzlich abſtracte, der inhaltsloſe Gedanke eines nicht Beſtimmt- oder Beherrſchtſeyns, eines Freiſeyns, das nur noch keinen Gegenſatz duldet. Von dieſem Standpunkte tritt ſie über die concrete, in ihrem beſtimmten Inhalt wirkliche Welt; und hier heißt die Freiheit des Subjects, dem äußeren Leben der Dinge gegenüber, das Eigenthum, für das innere Leben das Wiſſen. Es gibt daher jetzt, als Wirklichkeit der Freiheit und Gleichheit, die Idee des materiellen und geiſtigen Eigenthums. Iſt nun mit dem Begriffe der Perſon überhaupt der Begriff der Freiheit und Gleichheit gegeben, ſo folgt, weil Freiheit gleich Eigenthum iſt, daß jede Perſon Eigenthümerin, und in ihrem Eigenthum der andern

gleich, das ist jetzt, unverletzlich seyn soll. — Man wird mir die genauere Entwicklung hier erlassen müssen.

Nun aber war jene Freiheit und Gleichheit nicht bloß da, sondern sie war ihrem Begriff nach unendlich, das ist, sie hat keine Gränze. Eigenthum ist Vollendung; Vollendung, die eine Grenze hat, ist keine Vollendung. Setze ich daher einmal, daß Eigenthum und Freiheit identisch sind, so gibt es keine Gränze des Eigenthums mehr. Dieser Satz, entwickelt aus der Idee der Persönlichkeit, gilt zunächst auch für diese im Allgemeinen. Er erscheint in seiner nächstliegenden praktischen Bedeutung in dem anerkannten Grundsatz, daß die aneignende Arbeit des Menschen keine Gränze hat, das ist, daß kein Ding und kein Begriff durch sich berechtigt ist, der Person überhaupt nicht zum Gegenstand des Eigenthums zu werden. Die zweite Haupterscheinung tritt auf im Staat. Der Staat ist die allgemeine Persönlichkeit; ihm gegenüber gibt es in Wahrheit kein Eigenthum, denn er kann, eben dieser seiner Idee nach, alles von allen fordern, und thut es täglich. — Die beiden Begebenheiten, in welchen dieses Eigenthumsrecht des Staats durch sein massenhaftes Hervortreten am deutlichsten geworden ist, sind die Reformation durch die Einziehung der Kirchengüter, die Revolution durch Entwährung der adeligen Besitze.

Sind wir jetzt bei dem Begriffe des Communismus angelangt? Ist nicht in diesen Gedanken schon sowohl ein an sich unendliches, als nach außen hin verwirklichtes allgemeines Eigenthum entwickelt? Oder enthält der Begriff des Communismus nicht vielmehr noch ein Moment, was gerade dasjenige ist, durch welches erst der Communismus ein eigenthümlicher und selbstständiger Gedanke wird?

Wir müssen in der That einen Schritt weiter gehen. Jene Persönlichkeit, welche hier als die allein besitzende und unendlich berechtigte gesetzt ward, ist eben nur Eine, die allgemeine Persönlichkeit als Begriff, deren Wirklichkeit der Staat ist. Nun aber ist die Persönlichkeit nicht blos als allgemeine, sondern auch als einzelne wirklich — jeder Mensch ist eine solche Persönlichkeit. Jeder Mensch hat daher, eben weil er Persönlichkeit, und als solche zur unendlichen Freiheit und Vollendung bestimmt ist, damit auch die Bestimmung, in sich den unendlichen,

nach keiner Seite hin begränzten Beſitz des Habens und Wiſſens zu verwirklichen. Es ſoll mithin keinen Beſitz geben, der nicht zum Gegenſtand der Arbeit eines jeden, und damit zum Gegenſtand des, aus der Arbeit als Reſultat hervorgehenden Eigenthums werden könne.

Hier müſſen wir nun den Satz einſchalten, durch welchen die Idee des Communismus als eigenthümliche erſt ſich beſtimmen kann. Das abſolute und allgemeine Anrecht der Einzelnen auf Alles folgte conſequent aus dem Weſen der Perſönlichkeit. Dieſes aber, als unendliche Bejahung ſeiner ſelbſt, oder was daſſelbe iſt, als unendliches Sich auf ſich beziehen — man verzeihe dieſe Ausdrücke, oder vielmehr, daß wir ſie gebrauchen, ohne ſie doch entwickeln zu dürfen — muß dieſes abſolute Selbſtbedingen auch in ſeinem Eigenthum ſeyn; das heißt, wenn die Freiheit der Perſönlichkeit in dem Eigenthum derſelben beſteht, ſo muß dieſes auch allein als Eigenthum der beſtimmten Perſon die Freiheit der beſtimmten Perſon enthalten, oder, es gibt kein Eigenthum, damit keine Freiheit, und damit keine Vollendung des Menſchen ohne Unverletzlichkeit deſſelben. Nun aber folgt mit entſchiedener Conſequenz, daß dieſelbe Unverletzlichkeit, die für den Einen die abſolute Bedingung ſeiner Freiheit iſt, für den andern die Gränze derſelben bildet. Soll A. ſeinem Weſen nach die unendliche Vollendung in ſich verwirklichen, und iſt das Eigenthum des B. u. ſ. w. ihm unverletzlich, ſo findet die Bewegung der Entwicklung des A., ſo wie ſie hier anlangt, nicht mehr ſtatt. Geht nun aber dennoch A. über dieſe Gränze hinaus, und unterwirft ſich das Eigenthum des B., ſo findet jener zwar ſeine Unbegränztheit thatſächlich durch dieſe Unterwerfung wieder, und iſt frei —; allein die Freiheit des Einzelnen war, ſeinem eignen Begriff nach, zugleich auch unter den Vielen die Gleichheit; dieſe Gleichheit iſt aufgehoben, ſo wie die Gränze des unverletzlichen Eigenthums des Andern überſchritten wird. Wird ſie aber nicht überſchritten, das iſt, bleibt der Einzelne innerhalb ſeiner Eigenthumsſphäre, ſo iſt, indem derſelbe beſchränkt wird, jezt ſeine Freiheit aufgehoben. Damit iſt die Entwicklung des Begriffs von Eigenthum, Freiheit und Gleichheit bei ſeinem tieferen Inhalt angelangt, der ein ſcheinbar abſoluter Widerſpruch iſt. Es gibt

in der That kaum etwas Einfacheres, als dieſen Widerſpruch; ſo wie man den Gedanken feſthält, daß die Perſönlichkeit ihre unendliche Vollendung bedingt, dieſe als Freiheit in der äußeren Natur das unendliche Eigenthum iſt, ſo folgt er von ſelbſt durch die Thatſache, daß es eben mehrere gleiche Perſönlichkeiten, mehrere einzelne Menſchen gibt.

Dieſen Widerſpruch im Gebiete des abſtracten Gedankens löſen nun zwei verſchiedene Wege. Der erſte enthält die, wie wir ſchon an einem andern Ort bemerkt haben, bis jetzt noch nicht zum vollendeten Bewußtſeyn gekommene Lehre vom perſönlichen Eigenthum und ſeiner Bewegung, oder, wie die Doctrin dieſe beiden Theile bis jetzt allein genannt hat, die Rechtswiſſenſchaft und die Wirthſchaftslehre. Beide Disciplinen ſetzen aber ſowohl in ihren philoſophiſchen als praktiſchen Bearbeitungen fortwährend die Perſönlichkeit des Eigenthums für das Individuum voraus; und dadurch haben ſie den Angriffen der communiſtiſchen Kritik große Blößen gegeben. Wir haben hier nicht das Recht, auf den geforderten Beweis einzugehen; nur das Princip wollen wir andeuten, aus welchem ſich ſchon hier die Nothwendigkeit dieſer Auffaſſung entwickeln muß. Sind beide Momente des Eigenthums, die Unverletzlichkeit und die Unbegränztheit deſſelben, durch ſeinen Begriff ſelber gegeben, ſo müſſen ſie auch beide erhalten werden. Nun kamen wir zu dem obigen Widerſpruch nur dadurch, daß wir gleiche Perſönlichkeiten als Eigenthümer ſetzten. Gäbe es wirklich nur gleiche, ſo wäre der Widerſpruch unendlich, das heißt, es würde jeder Einzelne dem Andern mit ſeinem abſtracten Anrecht auf jeden Beſitz das Eigenthum an dem erworbenen beſtreiten, und Jeder gleichfalls mit dem Recht auf den erworbenen das Anrecht des anderen läugnen — und das iſt nichts anders, als der Krieg Aller gegen Alle, einer der tiefſinnigſten Gedanken der ganzen Philoſophie des Rechts, ja, der Gedanke, mit dem ſie in der That auf dieſelbe Weiſe in Hobbes überhaupt erſt beginnt, wie die Philoſophie des Selbſtbewußtſeyns mit dem »Cogito. ergo sum« des Carteſius; und nicht umſonſt waren Hobbes und Carteſius Freunde und Arbeitsgenoſſen. — Nun aber gibt es eine Perſönlichkeit, die der der Einzelnen ungleich iſt, die allgemeine, der Staat. Der Staat iſt daher die Bedingung der

Persönlichkeit wie der Unpersönlichkeit des einzelnen Eigenthums; und aus dem dunklen Bewußtseyn dieſes Satzes heraus erſcheint in den Theorien, die hier einſchlagen, der Begriff des Staats ſtets als die Spitze der Rechtswiſſenſchaft wie der Wirthſchaftslehre. — Wir brechen hier ab, weil ſich uns hier ein Gebiet öffnet, das ſeine ſelbſtſtändige Entwicklung fordert.

Neben dieſer Löſung jenes obigen Widerſpruchs ſteht nun eine zweite. Dieſe läßt, um zur Vollendung der einzelnen Perſönlichkeit zu gelangen im Gebiete des Eigenthums, das Moment in dem Einzelnen fallen, was der unendlichen Berechtigung des Andern entgegenſtand, die Ausſchließlichkeit oder Perſönlichkeit des Eigenthums. Man kann das Verhältniß, in welchem ſie zu dieſem Moment im Begriff des Eigenthums ſteht, in der That nicht anders bezeichnen, als ein einfaches Aufgeben eines Gedankens, der einem anderen Gedanken widerſpricht. Die Idee der Vollendung, welche als Eigenthum erſchien, iſt unendlich; nun ſetzte, wie wir geſehen, die Unendlichkeit der einen Perſon zunächſt, daß die Perſönlichkeit der andern ſie nicht beſchränke; von dieſem Satze aus einfach fortſchreitend, ſagt nun jene Anſicht: indem nun das Eigenthum als Erſcheinung der Idee der Perſönlichkeit unverletzlich, die Freiheit aber an ſich die abſolute iſt, ſo gibt es nur da Freiheit, wo jenes Moment der Perſönlichkeit dem andern gegenüber aufgehoben, wo mithin jeder Gegenſtand, jedes Daſeyende, allen auf gleiche Weiſe ein Gegenſtand ſey, das iſt, allen auf gleiche Weiſe gehöre. Indem nun jene Perſönlichkeit ein abſolutes Moment im Begriff des Eigenthums iſt, kann es in dieſer Auffaſſung auch kein Eigenthum mehr geben. Damit iſt der Widerſpruch, den wir ſetzten, gelöst; der Einzelne bildet dem Andern gegenüber nicht mehr eine Gränze für die Bewegung ſeiner Freiheit in der Welt der Gegenſtände, alles gehört allen, und jeder beſtimmte Beſitz iſt im Beſitze eines jeden. Durch dieſe Entwicklung tritt an die Stelle des Eigenthums der Begriff des Gutes; es gibt von da an nur noch Güter, und indem dieſe allen auf gleiche Weiſe gemein ſind, entſteht der Begriff der abſoluten Gütergemeinſchaft, des Communismus. Der Communismus, ausgehend von dem Gedanken der Freiheit und Vollendung, iſt daher ſeinem Begriff nach nur das unendliche Anrecht jedes Einzelnen an

den ganzen Inhalt der materiellen Welt, durch welche die Perſönlichkeit des Eigenthums aufgehoben und an ihre Stelle der Begriff des allgemeinen Guts geſetzt wird. Allerdings hat kein Communiſt dieſen Gedankengang auf dieſe Weiſe ſich klar gemacht; dennoch iſt er es, der als der allein ſchlußgerechte zum Grunde liegt, wo es ſich überhaupt vom Communismus handelt. Es gibt genug Ueberzeugungen von ſeiner Richtigkeit, aber keinen andern *Beweis* deſſelben.

Wir ſind in der Darſtellung dieſer Idee aus zwei Gründen etwas weitläufiger geweſen. Zuerſt hat man uns[1] den Vorwurf gemacht, die Idee der Freiheit in der Idee der »Egalité« oder Gleichheit überſehen zu haben; es bedurfte indeſſen keiner großen Sagacität, um zu verſtehen, daß die Gleichheit ohne den Gedanken der Freiheit Gleichberechtigter gar nicht gedacht werden kann. Der *innere* Zuſammenhang der Idee des Communismus mit dem höchſten Princip der Freiheit iſt kein anderer, als der oben dargelegte; den *äußeren* hat die Geſchichte darzuſtellen. Die Freiheit des Communismus, als Gütergemeinſchaft, iſt daher wirklich nur eine Negation der einzelnen Perſönlichkeit überhaupt im Gebiete der materiellen Welt; dieſen Charakter des Communismus zeigt derſelbe, wo er es wagt conſequent aufzutreten, auch der Idee des Staats gegenüber, indem er das Daſeyn deſſelben negiren muß.[2] — Dann aber hat man mit dem Namen des Communismus eine Menge von Gedanken und Erſcheinungen bezeichnet, die in der That ganz etwas anderes ſind. Häufig verſteht man unter Communismus eben nur die einzelnen Unternehmungen und Ideen der Communiſten Frankreichs und Deutſchlands; eben ſo häufig nimmt man in ihn eine Menge von Sachen auf, die dem Socialismus angehören: erſteres, weil der Communismus geſchichtlich entſtanden iſt; letzteres, weil es durchaus unmöglich iſt, bei dem bloßen Communismus ſtehen zu bleiben, da dieſer, nichts als die Unendlichkeit jedes Einzelnen enthaltend, ein abſolutes Chaos bildet. — Durch beides leidet die Auffaſſung der *geſchichtlichen* Erſcheinung dieſes

[1] S. den Aufſatz vom Verf. der Triarchie in den Einundzwanzig Bogen.

[2] Vgl. *Prudhon*, Qu'est ce que la propriété, p. 300 sq. — *Stein*, Soc. und Comm. p. 328 ff.

Princips keinen Nachtheil, und ſo lange man daher nur jene vor Augen hat, kann man ſich bei der gewöhnlichen Auffaſſung vollkommen beruhigen. Dem wiſſenſchaftlichen Princip nach aber iſt der Communismus *nichts*, als eben die Negation der einzelnen Perſönlichkeit, in der materiellen Welt erſcheinend als *Negation des Eigenthums*. Alles, was darüber hinaus geht, iſt ſchon mehr als Communismus; es iſt die Beſtimmung der *Form* ſeines Daſeyns, der *Socialismus*. Man erlaube uns, auf dieſen Begriff einen Blick zu werfen.

Kehren wir zu der Ausführung der Idee der Perſönlichkeit und ihrer Vollendung zurück, ſo *erhält* freilich das Recht und die Wirthſchaft die Selbſtſtändigkeit des Eigenthums; aber damit erhält beides auch den *Widerſpruch* mit jener Idee der Vollendung; das heißt, um uns der früher gebrauchten Formel zu bedienen, B. iſt darum, ſeinem Begriff nach, *nicht weniger* zum abſoluten Beſitz berechtigt, weil A. gleichfalls ſeinem Begriff nach für einen beſtimmten Beſitz B. ausſchließt. Das Erſte, was hieraus folgt, iſt der Begriff des *allgemeinen Gutes*, das iſt desjenigen, was ſeinem Weſen nach Gegenſtand des Beſitzes jedes Einzelnen im gleichen Maaße ſeyn ſoll, rechtlich aber nur im Beſitze eines Einzelnen iſt. Dieſer Begriff ſelbſt enthält natürlich nicht blos Eigenthum, ſondern *jedes* Gut, ſtaatsbürgerliches Recht, Bildung, Ehre, anderes. Setze ich nun die Einzelnen als einen beſtimmten Antheil an dieſem allgemeinen Gute habend, das iſt, faſſe ich die *Menge* zuſammen, in welcher jede einzelne Perſon ihr rechtlich unverletzliches Maaß von Eigenthum, ſtaatsbürgerlichem Recht u. ſ. w. beſitzt, ſo entſteht mir der Begriff der *Geſellſchaft*. Dieſer Begriff enthält daher für jeden Einzelnen eine irgendwie feſt beſtimmte Gränze, eine *Geſtalt* ſeines Beſitzes. Nun iſt aber jeder Einzelne zur unendlichen Vollendung beſtimmt; wäre daher die Gränze des Beſitzes für den Andern eine abſolut feſte, unveränderliche, ſo wäre der Widerſpruch mit der Idee der Perſönlichkeit gleichfalls abſolut; es tritt daher in *jedem* Beſitz, zu jeder Zeit eine beſtändige *Bewegung* ein; und dieſe Bewegung, indem ſie eben das Verhältniß des Einzelnen zum allgemeinen Gut zum Inhalt hat, iſt das *Leben* der menſchlichen Geſellſchaft. Begriff und Leben der Geſellſchaft, als Einheit gedacht, geben die *Wiſſenſchaft*

der Gesellschaft. Indem nun die über dem Einzelnen stehende Persönlichkeit des Staats es ist, die jene Bewegung in drei Hauptformen vermittelt, als Verwaltung, Recht und Regierung, wird aus der Wissenschaft der Gesellschaft, die jetzt den Begriff des Staats aufgenommen hat, die Staatswissenschaft. Das ist das Princip und die Entwicklung des Gedankens, der zum Bewußtseyn des obigen Widerspruchs gekommen ist.

Jetzt ist es nun auch möglich, den abstracten Begriff des Socialismus festzustellen; es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß wir hier auf durchaus systematischem Gebiete stehen, und daher alle Benennungen, wie sie geschichtlich entstanden sind, zur Seite liegen lassen dürfen. Die Staatswissenschaft hat zur Basis die gegebene Gränze des Besitzes auf der einen, die Aufhebung desselben auf der andern. Der Communismus hat das Princip, daß keiner eine Gränze seines Eigenthums haben solle. Dennoch will er eine Unterwerfung der Natur unter die Freiheit des Menschen, das ist mithin, eine allgemeine Arbeit; er will ferner, daß die Arbeit des Einzelnen für ihn seine materielle Existenz möglich mache, mithin einen durch die Arbeit bedingten Erwerb. Dieser Erwerb ist kein Eigenthum, sondern nur Befriedigung seines Bedürfnisses. Somit geht der Communismus über zur Form der Bewegung des unpersönlichen Eigenthums. Diese Form kann nun auf verschiedene Weise gedacht werden; sie schließt aber ab mit dem Begriffe des Erwerbs und der Consumtion und läßt weder durch größeren Verdienst noch durch Ersparung Eigenthum entstehen. Sie selber aber, zu irgend einem Systeme ausgebildet, ist der Socialismus;[1] sein Princip ist mithin, daß dem Einzelnen sein Erwerb nur durch seine Arbeit, nicht durch seinen Besitz bedingt werde. Die drei Hauptsysteme sind bekanntlich die von St. Simon, Fourier und Owen. Allerdings beginnen sie nicht mit

[1] Es ist damit klar, daß Platon ein Socialist ist, während Aristoteles Politeia eine, und vielleicht die ausgezeichnetste und vollendetste Wissenschaft der Gesellschaft enthält, die je geschrieben ist. Ich erinnere nur an seinen Satz: *πτῆσις ἡμῖν βελτίστη πάντων*, Pol. 4, 9. — und Pol. 2, 2. *κακῶν δ' οὐδὲν γίγνεται διὰ τὴν ἀκοινωνησίαν, ἀλλὰ διὰ τὴν μοχθηρίαν.* Aristoteles hat überhaupt schon die Sache, wenn auch nicht den Begriff entwickelt.

dem Grundgedanken der Negation des persönlichen Eigenthums; aber wenn sie es im Beginne nicht thun, oder in der Folge nicht dahin gelangen, so ist es entweder ein Unbewußtseyn oder Mangel an Consequenz. Der Begriff des Socialismus enthält dennoch nur die Form des Lebens, welche die Bedürfnisse des Einzelnen aus dem unpersönlichen, allgemeinen Gute ihm befriedigt, und deren Basis die persönliche Arbeit ist; er ist demnach selber nur der organisch entwickelte Communismus.

Socialismus und Communismus stehen daher in demselben Verhältniß zu einander, wie System und Princip. Daher verleitet es nur zur Verwirrung aller Begriffe, von socialistischen Unternehmungen zu reden, wo es sich blos um eine Verbesserung und Veredlung der Lage der niederen Classe handelt; alles dies gehört, wie es aus dem Obigen klar seyn wird, der Wissenschaft der Gesellschaft und der Staatswissenschaft an. Hierbei muß es nothwendig gleichgültig bleiben, ob die socialistischen Systeme geschichtlich durch den Communismus hindurch gegangen sind, wie das von Weitling, oder nicht, wie das von Fourier. Die begriffliche Auffassung kann nur die immanente, nicht die historische Entwicklung anerkennen.

Indessen ist hier der Ort, jene für den abstracten Begriff gegebene Gränzscheidung zwischen Communismus und Socialismus und der Staatswissenschaft auch für das Gebiet des wirklichen Lebens anzudeuten; eine genauere Bestimmung muß einer andern Arbeit überlassen bleiben. Die Persönlichkeit, von deren Daseyn und Eigenthumsrecht es sich handelt, ist selbst wiederum nicht blos die einzelne Persönlichkeit, sondern sie ist da zugleich in der dauernden einzelnen Persönlichkeit, der Familie. Der consequente Communismus spricht jeder, mithin auch der einzelnen Persönlichkeit das Eigenthum ab; für ihn ist daher die Idee der Familie gänzlich gleichgültig im Gebiete des Vermögens. Diese Auffassung aber muß in den absoluten Widerspruch fallen, alle Personen nicht blos ihrer Bestimmung, sondern auch ihren wirklichen Fähigkeiten nach für gleich zu halten. Ich sehe in der That nicht ein, wie man über diesen Gegenstand hat streiten, und die Ungleichheit der Menschen mit großem Aufwande von Entwicklungen erst hat beweisen können. Der Mensch ist eben

darum das höchste Geschöpf, weil in ihm alle Stufen der Entwicklung in der Einheit seines Begriffs wirklich da sind. Man hätte eben so gut sagen können, alle Thiere sind sich gleich, weil sie alle Thiere sind, als alle Menschen sollen sich gleich seyn, weil sie Menschen sind. — Die Unmöglichkeit jener Annahme der Gleichheit zeigt sich sogleich, indem alle Socialisten jeden nach seiner Arbeit belohnen. Gerade dadurch, daß der Lohn für die Arbeit, der Erwerb, größer seyn kann, wie das Bedürfniß, entsteht das Eigenthum als wirkliches. So wie daher überhaupt nur verschiedener Erwerb angenommen wird, muß persönliches Eigenthum gesetzt werden. Hier ist der Satz, an welchem jeder Communismus sich aufheben muß, und jetzt ist es klar, weßhalb er den Satz der Gleichheit immer voranstellt, obwohl er ihn immer wieder aufhebt. Doch damit entsteht die Frage, ob es da noch Communismus gibt, wo dem Einzelnen jenes Eigenthum wirklich zugesprochen wird, wie z. B. gerade in der Weitling'schen Darstellung des Fourierismus. Ist wirklich die Familie die dauernde Persönlichkeit, so ist damit die Consequenz nothwendig gegeben, daß jene Gestalt des Socialismus weder Communismus noch auch Eigenthumsrecht enthält, sondern eben eine Inconsequenz — ein Mittelding, das mithin nur Uebergang seyn kann, und als Uebergang faßte auch der St. Simonismus die Aufhebung des Erbrechts. Hier gibt es daher nur Einen Weg, diese Inconsequenz zu vermeiden, und das ist die Aufhebung der Familie und Ehe selbst; nur dann ist jene Mittelform möglich. Es kann daher keine Täuschung hier möglich seyn; jeder Communismus und Socialismus muß, mit absoluter Nothwendigkeit, da er die Ungleichheit nicht negiren kann, Familie und Ehe negiren. So wahr wie dies Plato, St. Simon, Fourier, die französischen Communisten[1] und Weitling gethan, so wahr werden es alle späteren Communisten thun; denn es ist dieser Folgesatz, dem Begriffe desselben nach, an sich unvermeidlich.[2] Und so wahr wie es weder

[1] Wenn Cabet in seinem „Communistischen Glaubensbekenntniß" (Stein, Soc. und Comm. p. 468) Ehe und Familie doch noch hinstellt im Communismus, so ist das eben nur ein Hinstellen zu nennen.

[2] Es ist daher auch die Unwahrheit der Gütergemeinschaft mit dem bloßen Moment der Willkür nicht erschöpft, wie Kaiser will (p. 8.

jemals lauter Gleiche geben, noch auch das Menſchengeſchlecht je ſeines heiligſten ſittlichen Inſtituts, der Ehe und der Familie, entbehren wird, ſo wahr iſt jeder Communismus und Socialismus ein ſittliches Unding, und unmöglich auf Erden.

II. Zukunft des Communismus und Socialismus und Verhältniß zur bisherigen Wiſſenſchaft.

Und jetzt, nachdem wir den abſoluten Begriff vom Communismus und Socialismus entwickelt haben, dürfen wir zu der Frage zurückkehren, was denn dieſe Begriffe uns über die Zukunft jener Ideen im deutſchen Leben lehren können. Man verzeihe uns, daß wir mit allem Ernſt auf einen Punkt aufmerkſam machen, der ſich von ſelbſt verſtehen ſollte. Faßt man die folgende Conſequenz feſt ins Auge, ſo mag man ſie wohl als eine ſolche hinſtellen, die uns beweist, wie es doch am Ende nur der ſich ſelbſt entwickelnde Gedanke iſt, der ein entſchiedenes und abſolutes Urtheil über das Geſchehende auszuſprechen vermag. Iſt Communismus und Socialismus nur die durchgebildete Entwicklung des Princips des unperſönlichen Beſitzes und der Familie, ſo können beide da, wo das perſönliche Eigenthum und die Ehe die Baſis bildet, nie Boden faſſen; die Frage nach ihnen als Theilen der Wiſſenſchaft iſt mithin vollkommen identiſch mit der Frage nach jenen Begriffen; alles Gerede von Schönheit, Zweckmäßigkeit, Freiheit im Communismus und Socialismus iſt nichtig und wird es bleiben, ſo lange uns jene Ideen lebendig ſind. Es iſt daher nicht in der Weiſe von einer Zukunft dieſer Theorien die Rede, daß ſie, wie andere neue Zweige älterer Wiſſenſchaften, einen Platz innerhalb derſelben in Anſpruch nehmen, und einen Theil der einheitlichen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit für ſich beſchäftigen werden, ſondern es gibt nur eins von beiden — entweder iſt die ganze Lehre vom Recht, der Wirthſchaft der Geſellſchaft und dem Staate auszuſtreichen in der Welt unſeres

ſ. unten). Eben ſo wenig hat Hegel, R. phil. § 46, die Nothwendigkeit des Privateigenthums erwieſen; er kommt gar nicht zu der eigentlichen Frage.

gegenwärtigen Wissens, und der Geschichte der Wissenschaft anheim zu geben — oder es ist Communismus und Socialismus selbst von vorne herein als eine abnorme und wesenlose Erscheinung zu setzen, und das Recht ihnen abzusprechen, für wahre Wissenschaft eine Bedeutung zu fordern. Das, was wir hier aussprechen, ist keine Ansicht; ist es nicht das, was es seyn will, eine innere und absolute Consequenz, so möge man es zur Seite werfen; will man es aber beurtheilen, so beurtheile man es so, wie ein Schluß beurtheilt werden muß. — Jener Gegensatz zwischen dem heutigen Zustande aller jener Wissenschaften und dem Communismus und Socialismus ist daher ein absoluter; neben einander bestehen können sie nicht im Leben des Geistes, wenn auch Einzelne sich ihnen hingeben mögen. Daher gibt es keine andere Zukunft für die letzteren Ideen, als die Vernichtung derselben als selbstständiger Systeme, oder die Vernichtung aller gegenwärtigen; alles andere ist Mittelzustand; wer es aber zu sagen weiß, der soll es nicht verhehlen, damit man nicht, wie man bezeichnend sagt, Symptome kurire und um Einzelheiten streite, sondern sogleich auf den Kern der Frage, die ideelle Nothwendigkeit des persönlichen Eigenthums, eingehe.

Diese hier zu entwickeln, ist nicht unsere Aufgabe. Allein wir können sehr wohl einen Schritt weiter gehen. Die verschiedenen Beantwortungen jener Frage mögen von den verschiedensten Zufälligkeiten abhangen; aber es gibt Eins, was nicht mehr zufällig ist, sondern eine tiefere, selbstbedingte Bewegung andeutet. Das ist das Ereigniß, daß sie überhaupt entstanden ist. Ihr Entstehen liegt über den Persönlichkeiten und einzelnen Ereignissen; und darum wird sie über Persönlichkeiten und Ereignisse hinwegleben, und zur Arbeit drängen und wirken, bis sie entschieden ist. Daher läßt sich denn mit Bestimmtheit voraussetzen, daß eben jener Gedanke von jetzt an in Deutschland jeden ernsten Denker, der hier das Gebiet seiner Thätigkeit hat, schon jetzt beschäftigt, und später immer bestimmter beschäftigen wird. Wir können ihn nicht mehr zur Seite schieben; er will seine Befriedigung; und ehe er dazu gelangt, wird er sich vollziehen als — man erlaube uns den Ausdruck — ein Kampf im Herzen der Staatswissenschaft. Möge es uns erlaubt seyn, den Ausgangspunkt desselben kurz zu bezeichnen, ehe daß wir weiter gehen.

Die Staatswiſſenſchaft bearbeitet ein Gebiet, das nicht blos unter den Abſtractionen ſeine Heimath hat. Sie lebt mit ihren Erfahrungen und Grundſätzen auf dem Boden praktiſcher Thätigkeit. Nun aber hat jede Thätigkeit Weſen und Werth durch das Ziel, das ſie anſtrebt. Fragen wir nun, welches das Ziel der Staatswiſſenſchaften iſt, ſo findet ſich daſſelbe hauptſächlich nur im Gebiete des Wiſſens. Es will der Geiſt das Gebäude des Staats- und Volkslebens, ſeine Elemente, ſeine Kräfte, ſeine Bewegung ſich zuvörderſt auseinander legen; er will ſie kennen; geht er weiter, ſo will er die Maſſe der Einzelheiten als Einzelheiten in einem ſich ſelbſt entwickelnden Gedanken erfaſſen, er will ſie begreifen. Das aber, als Ziel gedacht, liegt auſſerhalb des praktiſchen Lebens; und wir glauben daher nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß alle einzelnen Felder unſerer heutigen Staatswiſſenſchaft noch weſentlich unpraktiſch ſind. Wir ſagen das nicht, um einen Vorwurf zu machen, zu dem wir nicht berechtigt ſind; allein wir ſind berechtigt zu fordern, daß ſie einen praktiſchen Standpunkt faſſe, wenn ſie ihn nicht hat. Wo ſoll ſie denſelben ſuchen? Der Begriff des Volks, den die Volkswirthſchaftslehre zum Grunde legt, iſt ein unklarer, indem er weder den Einzelnen, noch das Allgemeine erfaßt, ſondern eben in der Mitte zwiſchen beiden ſchwebt. Der Begriff des Staats hat zum Inhalt die einfache, organiſche Perſönlichkeit des Staats. Es bleibt übrig, den Gegenſatz derſelben zu faſſen, die individuelle Perſönlichkeit. Sie iſt es, die den Inhalt jener Wiſſenſchaft vor allem zu bilden hat; in ihr laufen alle Linien des allgemeinen Lebens wie in ihrem Cryſtalliſationspunkte zuſammen; ſie enthält daher den praktiſchen Ausgangspunkt der Staatswiſſenſchaft; und gerade in ſo weit die letztere dies Bewußtſeyn nicht hat, iſt ſie unpraktiſch. Nun aber blicken wir zurück auf den Begriff von Socialismus und Communismus. Der ganze Gedanke beider iſt nur möglich, indem man eben der individuellen Perſönlichkeit ihre höchſte Beſtimmung vindicirt; ſie können daher nur durch die Idee dieſer Beſtimmung zu irgend einer Entwicklung gelangen. Dieſe Idee an ſich iſt wahr; indem der Communismus, auf ſie gebaut, mit ſeiner Negation der heutigen Form der Staatswiſſenſchaft entgegentritt, wird dieſe gezwungen, das

Wahre an ihm anzuerkennen. Darin hat demnach der Communismus selbst seine geschichtliche Bedeutung für die Zukunft unserer Staatswissenschaft; sie wird, einmal auf die individuelle Persönlichkeit und ihre Bestimmung hingewiesen, dieselbe als das praktische Ziel ihres Inhalts, ihrer Kräfte und Bewegung setzen müssen, sie wird daher die Wirthschaftslehre betrachten als eine Wissenschaft von der Weise, wie das Individuum erwirbt, wie es lebt, wie es besitzen soll, sie wird von der Gesellschaft nicht bloß den Zustand und die allgemeine Entwicklung, sondern sie wird die Lage der Individuen und das Verhältniß derselben zur Erreichung ihrer Bestimmung betrachten und beurtheilen, sie wird endlich als Staatswissenschaft die höchste Idee des Staats, der Vermittler der individuellen Schwäche und Begränztheit und der Vollendung der Person überhaupt zu seyn, sich darlegen. So wird sie nicht mehr als Hauptsache die Masse der Güter des Staats, sondern ihr Verhältniß zum Einzelnen im Staat ansehen; sie wird in der Beurtheilung des Staatslebens nicht mehr Größe und Macht, Ziel und Vollendung in der Zahl und im Allgemeinen, sondern in dem Glück und dem Fortschritt des Individuums finden.[1] — Wird es Schwierigkeit haben zu sehen, was wir sagen wollen? Hat es solche, so liegt sie darin, daß die wirkliche Entwicklung dieser Sätze selbst eben nicht weniger seyn müßte, als eine ausgearbeitete Staatswissenschaft. Unsere Aufgabe aber schließt hier ab.

Was wir hier von der Staatswissenschaft als der Wissenschaft des gegenwärtigen Staatslebens sagen, das gilt auf gleiche Weise von der Geschichte und ihren Bearbeitungen. Es genügt ein Blick auf die Bearbeitungen derselben, um zu erkennen, daß dieselben bisher zu ihrer eigentlichen Aufgabe nur das Leben in seinen unpersönlichen Formen, der Verfassung, dem Recht, u. s. f. gemacht haben. Ohne diese Entwicklung ist allerdings keine Geschichte möglich; aber sie allein ist noch nicht die ganze Geschichte. Durch die großen Epochen des Staats- und Rechtslebens schreitet eine Arbeit der Zeit hin, die sich nicht im

[1] Etwas Aehnliches scheint H. Eisenhart, Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie, vorgeschwebt zu haben (1843). Man kommt aber in der ganzen Schrift nie zu dem Resultat, daß der Verfasser vor einer großen Aufgabe gestanden hat.

Ganzen, ſondern in der Sphäre des individuellen Daſeyns vollzieht. Jeder Einzelne iſt das Reſultat der ganzen Geſchichte. Setzen wir den Begriff der Geſellſchaft als einen ſelbſtſtändigen neben den Staat, ſein Recht, ſeine Kriege, ſeinen Fürſten, und jenen Begriff eben als das Verhältniß des Individuums zum allgemeinen Gute, ſo gibt es zunächſt eine Geſchichte der Geſellſchaft. „Dieſer Gedanke liegt ſchon jetzt unſerer Staatsgeſchichtſchreibung nicht mehr abſolut fern; wir glauben mit vollem Recht auf Dahlmann's däniſche Geſchichte hinweiſen zu können, als diejenige, die am beſtimmteſten jene Seite in ihrer eigenthümlichen Geltung in ſeinen Abſchnitten über „innere Zuſtände" hervorhebt. Dennoch ſteht dieſelbe noch da als ein, wenn auch wichtiger und intereſſanter Anhang. Sie verdient mehr; ſie trägt die Beſtimmung in ſich, neben allen andern Aufgaben als gleichberechtigt zu ſtehen; jede Staatsgeſchichte ſoll weſentlich zugleich eine Geſchichte der Geſellſchaft ſeyn. Indem dieſelbe aber damit eine Geſchichte des Individuums im allgemeinen Gute iſt, ſetzt das Verſtändniß derſelben das Erfaſſen des Weſens der Perſönlichkeit; und dieſe iſt es, die wir auch hier der Negation derſelben, dem Communismus, zum Theil verdanken werden. Hier öffnet ſich dem Blicke zum Theil eine weite Bahn; eine Geſchichte des Eigenthums, wie ſie von H. W. Kaiſer verſucht iſt,[1] eine Geſchichte der Ehre, des ſtaatsbürgerlichen Rechts, der Bildung, anderer, als Geſchichte des Antheils des Individuums an denſelben, und der Idee, welche dieſen Antheil beſtimmt hat, iſt eine großartige, aber eine nothwendig zu löſende Aufgabe. Auf dieſem Gebiete iſt der Wiſſenſchaft noch eine neue Welt zu entdecken. — Wenn ſich die geiſtige Arbeit unſerer Zeit ſolchen Aufgaben zuwendet, ſo werden wohl wenige daran denken, ſich und ihre Gedanken an den inneren Widerſpruch des Communismus und Socialismus hinzugeben. Ja wohl iſt das Princip des ganzen Lebens unſerer Zeit die Idee der Freiheit, und ſie iſt es, der wir auf jedem Schritt Blick

[1] Die Perſönlichkeit des Eigenthums in Bezug auf den Socialismus und Communismus im heutigen Frankreich, 1843, 75 S. Es iſt zu bedauern, daß der Verf. ſeiner Arbeit nicht einen größern Umfang und mehr Studien gewidmet hat; doch hat er zuerſt auf ſeinem Felde einen Verſuch gemacht, der gewiß nicht ohne Nacheiferer bleiben wird.

und That zuwenden sollen und wollen; und eben weil sie es ist, hat der Communismus als die unbestimmte Gestalt derselben im Gebiete der materiellen Welt so manchen Anklang gefunden und geweckt; aber jene Freiheit ist die des Kindes, die nicht das Vermögen hat, auch noch in dem Bestimmtseyn frei zu bleiben. Es gibt eine bessere; sie ist die des Mannes, die Freiheit dem Gegensatz gegenüber, die Freiheit, welche den Gegenstand zum Inhalt hat, und die Selbstbestimmung nicht allein der Person überhaupt, sondern jeder einzelnen Person will. Ihre Erscheinung im Gebiete des Wissens vom wirklichen Leben der Menschen ist die Staatswissenschaft; und jeder Schritt auf ihrer Bahn, der Idee der individuellen Bestimmung entgegen, ist eine Unmöglichkeit mehr für Communismus und Socialismus. Aber thun muß jene, was sie schon nicht mehr lassen kann, wenn sie den neuen Gegner in seine Heimath, die unreife Idee der Freiheit, auch auf dem ihr eigenthümlichen Felde zurückweisen will.

III. Die Idee der Persönlichkeit und die Epochen ihrer Geschichte in Deutschland.

Käme ein Asiate oder Amerikaner, ein freier Mann mit hellem Blick und ruhigem Urtheil nach Deutschland, und sähe ein Volk von vierzig Millionen, ein starkes Volk, ein denkendes Volk, ein lebendiges Volk, in dem Moment, wo die ganze europäische Welt die Augen fest auf dasselbe hingerichtet hält, wo der Westen und Osten, so mächtig sie auch für sich sind, dennoch zu erkennen beginnen, daß die Zukunft Deutschlands die Zukunft Europas, und damit die der Welt ist — wo der Einzelne in diesem Volke eben beginnt, sein Bewußtseyn um das ernste Verständniß dieser welthistorischen Aufgabe reicher zu machen — wo auf allen Punkten die ersten Knospen und Blüthen einer großartigen Zeit emporbrechen — wahrlich, er würde sich wundern, wie man hier Zeit und Lust finden mag, eine so untergeordnete Erscheinung, wie die, nicht einmal ursprünglichen Theoreme eines nicht eben sehr bedeutenden Menschen mit so viel Aufmerksamkeit zu behandeln. Dennoch ist dem so; seit der

Communismus nach Deutschland hinein ragt, hat sich das öffentliche Leben ihm wie einer wirklichen Zeitfrage zugewendet. War das möglich durch die bloßen Schriften eines Weitling und Anderer? War es denkbar, daß die Verbindung einiger hundert Arbeiter in einem deutschen Gränzlande blos für sich ein Ereigniß bilden sollte? — In der That, Niemand wird es glauben. Hier geht ein anderes vor sich, und nur wer dieses verstanden, begreift jene eigenthümliche Entwicklung.

Wir haben in dem vorigen Abschnitte zu zeigen versucht, wie in allen Reden über Communismus und Communisten im Grunde wenig an die gegenwärtige Lage und Bedeutung derselben gedacht wird, sondern dem allgemeinen Bewußtseyn vielmehr die Vorstellung von einer tiefergehenden Frage verschwebt, die durch jene zur Anregung gebracht ist, und deren Antwort nun einmal gegeben werden muß. Was diese Frage im Gebiete des abstracten Wissens enthält und bedeutet, haben wir dargelegt; es ist jetzt die praktische Beziehung derselben und ihre Zukunft in der wirklichen Welt zu betrachten.

Und wie wir oben den Grundgedanken aller communistischen und socialistischen Ideen mit der höchsten Spitze des geistigen Lebens in seine engste Verbindung gebracht, als den einzigen Weg, sie bis auf ihren Kern zu durchschauen, so müssen wir auch hier von vorne herein es aufgeben, die wirkliche Erscheinung des Communismus als eine allein stehende Thatsache zu behandeln. Viele möchten sich damit begnügen lassen; gerade die, auf deren Urtheil es ankommt, am wenigsten. Wir sind nicht mehr im Stande, das innere Leben unseres Bewußtseyns mit einzelnen Thatsachen zu befriedigen; wir möchten den Geist rufen, der sie erscheinen hieß. Nach diesem sucht die folgende Darstellung; und wir hoffen, daß die Einen ein Streben loben werden, dessen Ausführung die Andern uns verzeihen mögen.

Der Raum, den dieselbe hier in Anspruch nehmen kann, zwingt uns kurz zu seyn. Bei solchen Fragen ist für die Sache wenig gewonnen, wenn nicht die Gründlichkeit an der Spitze aller Forderungen steht. Es gibt nur ein Mittel, den ernsteren Forscher auch so zu befriedigen — das offene Geständniß, daß man selber weit entfernt ist, zu glauben, daß irgend etwas mit solchen Uebersichten nun abgethan sey. Allein einen großen

Vorzug haben sie vor der umfassenden Untersuchung voraus; sie haben die Gewalt, zum Fortarbeiten anzuspornen, und wenn sie selber kein Urtheil erzeugen, so verhüten sie doch eine einseitige Auffassung. Gerade die ist es aber vielleicht, vor der sich in dieser Sache die allgemeine Meinung am meisten zu hüten hat. Wir wollen daher die Umrisse eines Ganzen hier hinzeichnen, in der sicheren Hoffnung, daß eine tiefer gehende Bearbeitung nicht fehlen wird.

Die neue Idee der Freiheit. — Vorbereitende Zeit.

Als Tacitus von den Germanen schrieb, waren sie frei; Staat, Recht, Grundbesitz gehörte allen auf gleiche Weise; es gab Herren und Diener, aber keine Sklaven. Aus dem großartigen Organismus des römischen Lebens heraus bewunderte Tacitus das Volk, dem Gold und Despoten gleich unbekannt, feinere Genüsse fremd, geistige Bildung fern war. Denn es trug das Moment in sich, was der bloßen Organisation des römischen Staates fehlte, das Princip der individuellen Selbstständigkeit.

Betrachten wir aber diesen tiefsten Inhalt des germanischen Volkslebens genauer, so war derselbe diesem Volk ein unmittelbar gegebener. Er war da mit dem Volke selbst; er war identisch mit seiner Natur selber.

Ist nun aber die wahre Freiheit der Persönlichkeit die Selbstbestimmung auf jedem Punkte seines Lebens, so ist auch die blos gegebene Freiheit noch nicht die höchste Stufe dieser Idee. Soll sie sich verwirklichen, so muß jene Freiheit aus einer gegebenen zu einer erarbeiteten, aus der natürlichen zur geistigen werden.

Das geschieht, indem das Bewußtseyn der Persönlichkeit in sich geht, und damit das, was sie an sich findet, als ein absolutes Moment seines Wesens setzt, erst dasselbe wissend, dann es wollend.

Diese Bewegung des in sich Zurückkehrens wird bedingt dadurch, daß die Richtung des Lebens nach außen hin abgeschnitten wird. Dem Freien erzeugt die äußere Gränze seiner Freiheit die größere innere. — Die höchste Freiheit des

germaniſchen Lebens war daher für daſſelbe eine noch zu erwerbende.

Hieran ſchließen wir nun zwei andere Sätze, gleicherweiſe nur als Behauptungen. Die Freiheit der Individuen hat am Entſchiedenſten den Organismus zum Gegenſatz, zur höchſten Vollendung das Selbſtbewußtſeyn. Jeder Schritt, den jener vorwärts thut, iſt daher zugleich ein Fortſchritt des Selbſtbewußtſeyns.

Die Geſchichte der tauſend Jahre von Karl dem Großen bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts hat nach dieſer Seite hin den Inhalt, über die urſprünglich individuell freie germaniſche Welt einen mächtigen Organismus auszubreiten, der das freie Recht des Individuums aufhebt. Es entſteht ein Organismus des Eigenthums in der Unterdrückung des Geldbeſitzes durch den Grundbeſitz, ein Organismus des Grundbeſitzes im Lehnrecht, ein Organismus der Perſonen in den Ständen, ein Organismus des Staats in ſeinen Aemtern. Alle dieſe Seiten der Organiſation des Lebens, die im vorigen Jahrhundert vollendet daſtehen, haben darin den Charakter der abſoluten Unfreiheit, daß ſie Stellung, Recht und Arbeit der Perſon von einem der Perſon Zufälligen abhängig machen. Den langſamen, aber unaufhaltſam fortſchreitenden Gang dieſer Entwickelung hat die Geſchichte der Geſellſchaft zu lehren.

Dieſem entgegentretend, erwacht nun das Selbſtbewußtſeyn. Man pflegt als die Geſchichte deſſelben die Geſchichte der Philoſophie hinzuſtellen. Sie bildet aber nur den Theil dieſer Geſchichte, der als dialectiſches Selbſtbewußtſeyn auftritt. Es gibt um und neben ihr, ſo weit ſie reicht, und weiter, durch alle Stände und Ereigniſſe ein lebendiges und quellendes Leben jenes Geiſtes, das der Auffaſſung nicht mangeln ſollte. Doch liegt es uns zu fern, hierauf einzugehen. Schließen wir uns an die Hauptepochen, ſo erſcheint im Anfange des 17ten Jahrhunderts mit dem Siege des abſoluten Königthums zugleich die Philoſophie; trotz des Materialismus und des Formalismus, der ſie ergreift, ſchreitet ſie vorwärts, bis mit dem Ende des 18ten Jahrhunderts in Kant der Gedanke auftritt, daß die Perſönlichkeit im ganzen Umfang ihres geiſtigen Lebens nichts Fremdes, ſondern nur Selbſtbeſtimmung ſey; es iſt die Freiheit des Ich das Reſultat dieſer Arbeit.

Wie nun jene zwingende und in sich unfreie Organisation nicht etwa das besondere Geschick Eines Volkes, sondern der ganzen germanischen Welt war, so war auch die Idee der Freiheit des Ich das Princip des geistigen Lebens jener Zeit. Die germanische Welt spaltet sich aber in mehrere Völker; in jedem derselben nimmt jener Gedanke eine eigenthümliche Form an, entsprechend der Organisation der äußeren Verhältnisse, die für die verschiedenen Staaten verschieden war. Wie es in Frankreich gewesen, haben wir an einem andern Ort zu zeigen versucht. Werfen wir hier einen Blick auf Deutschland.

Eine ganz andere Entwicklung und Gestalt hat das Leben des Geistes da, wo die Persönlichkeiten dichtgedrängt in Masse zusammen stehen, und da, wo sie ohne äußeren Mittelpunkt, jede für sich fortarbeiten. Dort gilt das äußere Leben wenig durch sich selber, und darum auch schätzt es sich selber nicht so hoch und wichtig. Der Einzelne findet seine Hauptaufgabe außer sich, in dem Allgemeinen; für dieses lebt, denkt, arbeitet er; und nur in so fern er dieses thut, hat er Geltung. Der Charakter eines solchen Zustandes ist das Verlieren der Individualität an das Allgemeine. — Umgekehrt ist es da, wo die gegebenen Verhältnisse den Einzelnen auf sich verweisen. Er kann für das, was er will und denkt, nicht unmittelbar Wahrheit und Anerkennung außer sich suchen; wie er allein steht, muß er auch allein seine Ideen und Zweifel verarbeiten. Der Charakter dieses Zustandes ist die Erhaltung der individuellen Bildung im allgemeinen Leben. Gebiert das obige die That, so erzeugt das letztere den Gedanken. Das erstere ist die Form des französischen Lebens, das zweite die des deutschen.

Als nun das achtzehnte Jahrhundert, und mit ihm die Zeit der Unfreiheit, jene Zeit der Prüfung sich ihrem Ende entgegen neigte, begannen jene beiden Völker ihre eigenthümliche Laufbahn. Es ist oft gesagt worden, daß die französische Welt zuerst das Wort der Freiheit ausgesprochen; wir wollen über Jahre nicht rechten; jene Zeit aber war beiden gemeinsam. Ihr Inhalt konnte kein anderer seyn, als das Ringen nach der Idee der Freiheit, die sie im wirklichen Leben nicht fanden. Diese aber liegt nur im Gedanken der Persönlichkeit. Er war es daher, in dem sich die Forderungen und Behauptungen jener Männer

zuſammen fanden, in deren Geiſt das Morgenroth der neuen Epoche dämmerte. Während aber Rouſſeau, Voltaire, Helvetius und andere in Frankreich aus ihm heraus zur praktiſchen Umgeſtaltung anregten, ſtiegen die Deutſchen in die Tiefe des Lebens der Geſchichte hinab. Werke, wie Leſſings Erziehung der Menſchheit, Herders Ideen, haben einen ganz andern Boden, wie alle frühere Geſchichtſchreibung; es iſt die Ahnung, daß in der Geſchichte ſich als höchſter Ausgangspunkt die Vollendung der einzelnen Perſon zu vollziehen ſtrebt, der Drang, jene Bewegung ihrer Gegenwart eben nicht blos als eine gegenwärtige, ſondern als einen Schritt in der Geſchichte der Welt zu erfaſſen. Denn nur dieſes Bewußtſeyn war es, was dem Einzelnen, dem keine mächtige Maſſe durch ihre Zuſtimmung zur Folie diente, den Muth geben konnte, über die gegenwärtige Geſchichte hinauszugehen. Jene Arbeiten fanden mächtigen Anklang; die Zeit beſann ſich gleichſam; es ward klar, daß es Zuſtände geben könne, die der Würde der Perſönlichkeit widerſprächen; die Leibeigenſchaft ward bekämpft, Möſer wies auf die alte Freiheit der Germanen zurück, Peſtalozzi und Baſedow brachen Bahn für die Erziehung des Volks, Schiller ſang über das Land; auf allen Punkten ward es lebendig.

Aber eben weil der Grundgedanke dieſer Auffaſſung um ſo tiefer war, konnte er nicht ſo ſchnell reifen; und indem jeder Einzelne ihn für ſich durcharbeiten mußte, ward der Gedanke auf ſich ſelbſt angewieſen. Das Gefühl eilte wohl auch in Deutſchland weit über die Gränzen der nächſten Möglichkeit hinaus, und manchem ſchwebten ſchon damals Freiheitsutopien, Republiken und Verfaſſungen vor,[1] allein jene, wir möchten ſagen dialectiſche Richtung hielt ihr das Gegengewicht. Der Deutſche, umgeben von ſeiner Geſchichte, wollte die Möglichkeit *bewieſen* haben, daß es anders werden müſſe; er wollte *alles*, was er thun und wiſſen ſollte, im Einklang mit Welt und Geſchichte wiſſen. Daher denn die Zuſammenhangsloſigkeit und jenes wirre

[1] Vgl. z. B. ein Citat aus der Berliner Monatsſchrift vom Jahre 1785 bei Haller, Reſtaur. der St.-W. B. I. c. 5. n. 5. Man würde für den damaligen Zuſtand des allgemeinen Bewußtſeyns keine reichhaltigere Quelle finden können, als dieſe kleinen Schriften und Zeitſchriften. Vielleicht wird Prutz hier ein tiefgefühltes Bedürfniß befriedigen.

Suchen und Sichauflösen, das in Deutschland das Ende des vorigen Jahrhunderts charakterisirt. Da traten die drei Männer auf, die bestimmt waren, dem Bewußtseyn seinen ersten absoluten Halt zu geben, Kant, Fichte und Schelling. Wir müssen den Inhalt ihrer Philosophie andern Darstellungen überlassen. Allein denkt man sich eine Zeit, in der der Auctoritätsglaube vernichtet, die unmittelbare Ehrfurcht vor dem Lehnreich, seinem Recht und seiner Verfassung auf immer wankend gemacht, der Ständeunterschied erschüttert, die geschichtliche Pietät untergraben, in der daher das Alte nicht mehr bestehen konnte und das Neue noch nicht gefunden war — denkt man sich in dieser Zeit drei der großartigsten Systeme, von denen das Erste in jedem Gedanken des Menschen ihn selbst, *sein* Wesen als die Wahrheit des Denkens setzt, und den Satz ausspricht: die Freiheit des Menschen ist die *durch sich selbst* praktische Vernunft — das zweite diese Vernunft in das Ich, die einzelne Persönlichkeit verlegt, und damit den consequenten Gedanken aufstellt: „Ich will *frei* seyn, das heißt ich will *mich zu dem* machen, was ich seyn werde"[1] — ein Satz, so inhaltreich, wie wenige andere in dieser Epoche, — das dritte, den dunkeln Begriff Fichte's von dem allgemeinen Ich als Hauptinhalt der Weltanschauung entwickelnd, und das Leben der Gottheit selber als das Leben der Freiheit des Ich in den kühnsten und großartigsten Umrissen hinzeichnend — Systeme, welche eben, weil sie nur als selbstständig nachgedachte verstanden werden, nicht Freiheit des Geistes lehren, sondern Freiheit des Geistes *sind* — so wird man den Punkt in der deutschen Geschichte erfassen können, wo dem Bedürfniß des Gedankens seine Speise geboten, und die neue Zeit und ihr Princip, die Idee der Freiheit, für Deutschland geboren wurde.

Es ist eben so gewiß als anerkannt, daß jene Männer und Philosophien den Wendepunkt des deutschen Bewußtseyns bestimmt haben. Aber gewöhnlich meint man, daß sie mit ihrer Bedeutung und ihren Einwirkungen nur im Gebiet der abstracten Wissenschaft herrschten, fast eben so gewöhnlich, daß von ihr allein die Entwicklung der Idee der Freiheit fortgearbeitet

[1] Von der Bestimmung des Menschen. Von J. G. Fichte. 1800. p. 57.

habe, und daß dieſe eben nur von der Philoſophie vollendet werde. Dem iſt nicht ſo. Die Geſchichte iſt, wie der Menſch, äußere und innere zugleich als Ein Ganzes. Jene Theorien, die den Stempel ihrer Herrſchaft in ihrer Gewaltigkeit trugen, gingen von Einzelnen aus; ſie wurden von dem Einzelnen durchdacht und durcharbeitet; Zweifel entſtanden, eigne Urſprünglichkeit wie halbes Verſtändniß ließ manche Ueberzeugung nicht zur vollen Zuſtimmung gelangen; und neben dem Großen wollte auch manches Kleine zur Geltung empor. Das gab Hemmniß und Bedenken. Dazu lagen jene Ideen blos in der abſtracten Sphäre; das Leben wollte die Anwendung; zu der war man nicht reif; dennoch war ſie dringend. Das war der Zuſtand der Philoſophie, daß man ihrer nicht entbehren und doch mit ihr nirgends recht fertig werden konnte. Vor allem zeigte ſich das in dem Loſungswort der Zeit und des Wiſſens zugleich, der Idee der Freiheit. Wohin ſollte die Freiheit, die von den Philoſophen gelehrt ward, in den Zuſtänden des alten deutſchen Reichs? Dies hatte im Leben des Begriffs keinen Platz, jenes nicht in dieſem. Die Welten lagen noch auseinander. Der Einzelne, wenn er an ſeinem Begriffe arbeitete, glaubte noch allein für ein Wiſſen zu wirken, das gänzlich außerhalb des wirklichen Lebens läge. Was ſchon die Tiefe jener Gedanken bedingte, das machte das Verhältniß zweifach unvermeidlich. Es gab keine gemeinſame Idee der Freiheit, ſondern nur individuelle Anſchauungen. Vielleicht dürfte es keine Zeit geben, von der man mit Recht ſagen könnte, daß es ganz unmöglich ſey, zu beſtimmen, was wohl Alle gewollt haben würden, wenn ſie hätten wollen dürfen. Fichte wußte wohl, daß ſein Syſtem zur Anklage des Jakobinerthums Anlaß gebe; Schelling trug den Keim der hiſtoriſchen und conſervativen Auffaſſung ſchon mitten im Herzen ſeiner Philoſophie; dennoch gehörten beide demſelben Wort und derſelben Geſchichte. So war der Zuſtand jener Zeit in dieſem Gebiete; Vereinzelung, Selbſtarbeit, Verſchiedenheit der Auffaſſungen, Entfremdung von dem praktiſchen Leben. Von den Vielen wurde die Idee der Freiheit geſucht, aber noch war ihr Inhalt nicht gefunden.

Das Reſultat indeſſen, womit als einem entſchiedenen dieſe Zeit der erſten Kindheit bei der folgenden Epoche anlangte, ſtellt

sich hauptsächlich in zwei Sätzen dar. Dadurch, daß die Philosophie die Freiheit zu ihrem ersten und letzten Gedanken gemacht, war es entschieden, daß man sich von jetzt an nicht mehr begnügen konnte, den Begriff derselben als einen gegebenen anzunehmen und aus ihm heraus nun seine Forderungen aufzustellen, sondern daß man das Bedürfniß seiner wissenschaftlichen Entwicklung an die Spitze selbst der praktischen Bewegung setzen mußte. Dadurch wiederum wurden die Orte, wo sich diese Aufgabe vollzog, die Brennpunkte in der Geschichte des Kampfes der Freiheit selber. Auf diesem Wege sind die Universitäten Deutschlands zu ihrer Stellung in der neueren Zeit gelangt. Von ihnen aus strömte die Idee durch das Land; in ihnen erzeugte sie die geheimen Verbindungen. Und dies ist, wie das obige Verhältniß selber, dauernd der Standpunkt der deutschen Universitäten in der Geschichte der höheren Bildung überhaupt, insbesondere der Idee der Freiheit geblieben.

Faßt man aber den ganzen Zustand dieser Zeit im deutschen Volk ins Auge, so wird es leicht klar, daß nun das eigentlich praktische Leben und die Freiheit, die dieses forderte, keine Befriedigung in der Philosophie findend, oder gar nicht an sie herankommend, zunächst seinen eigenen Weg einschlug. Die Arbeit, die hier beginnt, schob die abstracte Wissenschaft zur Seite, bis diese wieder in ihr Recht eintrat. Beide Elemente der vorbereitenden Zeit beginnen sich zu trennen, und jedes bildet eine eigne Epoche; nicht so, daß sie sich ausgeschlossen hätten, sondern so, daß das eine in den Vordergrund der Geschichte tritt. Wir wollen sie in ihren Hauptzügen herausheben.

Die Idee der Freiheit des Volks.

Während so noch die Bestrebungen und Ansichten in Deutschland ordnungslos und ohne gemeinsamen Mittelpunkt durcheinander lagen, bereitete sich das Ereigniß vor, das alle Prüfungen des deutschen Selbstbewußtseyns gleichsam in einem Griff zusammen faßte, um durch äußere Gewalt dem deutschen Geist die Einheit zu geben, die er aus sich selber nicht erzeugen konnte. Frankreich trat über seine Grenzen, das deutsche Reich fiel, Preußen unterlag; keine tiefere Erniedrigung hatte das deutsche

Volk erlebt. War das eine Schmach, wie war ſie möglich geworden? Das, was ſie ertragen mußte, trug auch die Schuld daran. Der Staat in Deutſchland, jene Formen des Lehnweſens waren es, die ſich ſelber in thörichtem Uebermuth überſchätzt, und das Volk mit ins Verderben geriſſen hatten. Jetzt galt es, durch das Volk zur Selbſtſtändigkeit zurückzukehren; das begriff man. Das Volk aber, nach außen hin eine Einheit, iſt in ſich eine Menge ſelbſtſtändiger Perſönlichkeiten. Wollte man nach außen als eine Macht auftreten, ſo mußte man beginnen bei der Erhebung des Einzelnen, und dieſe Erhebung mußte von vorne herein in dem beſtimmten Zweck geſchehen, den einzelnen Körper als Glied des geſammten deutſchen Volks ſich fühlen zu laſſen. Das war nun die Arbeit gerade des praktiſchen Lebens dieſer Zeit. Was damals geſchah, und wo dieſelbe anlangte, wiſſen wir. Frankreich ward überwunden und in Deutſchland begann das Verfaſſungswerk. Beiden Aufgaben ſtrömte die ganze geiſtige und perſönliche Kraft des Volkes zu. Hier war kein Platz für Zweifel und Abſtractionen; ſeit Jahrhunderten zum erſten Mal gab es eine That des deutſchen Lebens.

Kehren wir aber von der äußeren Geſchichte dieſer Entwicklung zu dem Gedanken zurück, zu deſſen praktiſcher Vollendung jene Ereigniſſe den erſten Schritt bildeten — was war es eigentlich, weßhalb jene That eine That der Freiheit war? Was war der Idee der Freiheit mit ihr gewonnen?

Wir haben dargelegt, wie die Freiheit ihrem Weſen nach die Selbſtbeſtimmung der Perſönlichkeit iſt. Mit den ſtrengſten, der Perſönlichkeit abſolut zufälligen Feſſeln hatte das frühere Recht den Einzelnen umgeben, ſowohl im Staat als in der Geſellſchaft. Hier war es daher, wo der Fortſchritt geſchehen mußte. Der Einzelne war als Einzelner für die Selbſtſtändigkeit des ganzen Volkes aufgeſtanden, nicht weil er dieſer oder jener Claſſe gehörte, nicht weil der Staat es befohlen hatte. Er hatte ſelbſt gewollt, er hatte als freier Mann die Waffen ergriffen. Konnte er jetzt zurückkehren in die alte Unfreiheit? Es hatte einen Augenblick gegeben, wo alle Unterſchiede gefallen waren — konnten ſie wieder errichtet werden im neuen Staate, deſſen Daſeyn das Werk der Einzelnen war?

Das war unmöglich. Damit erhob sich der Kampf im Innern. Als der Friede zurückkehrte, kehrten die vielen Staaten im einheitlichen Deutschland zurück, in den Staaten die Hierarchie des Rechts. Es gab wiederum nicht mehr die unterschiedslose Masse des Volks, wie zur Zeit der Freiheitskriege, sondern einen Organismus des Lebens. Jeder Organismus ist aber bestimmend für seine Theile, und jeder Einzelne bildete wieder einen Theil des Ganzen. Nun ist aber die Freiheit der Persönlichkeit im Staate als der allgemeinen Persönlichkeit nur da in der Form der Verfassung; die freie Verfassung ist die, welche keinen absoluten Unterschied der Staatsbürger anerkennt. Der Raum dieser Zeilen erlaubt es nicht, diesen Satz, der wohl wenig Widerspruch finden dürfte, hier genauer zu entwickeln. Indem daher die Ordnung des Staats auf einen Boden zurückkehrte, der getränkt war mit der bis jetzt noch in sich unpraktischen Idee einer Freiheit, die ihre Wirklichkeit erst zu suchen hatte, entwickelte sich die letztere zu ihrer bestimmten Form, der Forderung nach einer freien Verfassung. Damit hatte die Idee ihren Inhalt, und die Kräfte ihren Ausgangspunkt gefunden. Dem Gedanken einer Verfassung strömte das Leben des Volkes zu; wo sie gegeben oder begonnen ward, begrüßte man sie mit Jubel, wo man zögerte, verlangte man sie mit Ungestüm. Da entwickelte sich ein neues Moment. Jener Drang enthielt nicht blos die Freiheit im einzelnen Staat, sondern auch die Einheit des deutschen Staates. Dem entgegen trat das bestehende Recht; denn die absolute staatliche Einheit Deutschlands wäre die Aufhebung jeder einzelnen Verfassung gewesen. Diejenigen, welche im Begriffe waren, ihren Staaten eine Verfassung zu geben, hielten inne, den genauen Zusammenhang beider Richtungen erkennend. Das Leben, das sich von 1814 bis 1818 entwickelt hatte, erstarrte in der Form, die bis dahin gewonnen war. Die Verfassungen traten in Gegensatz zum Staat; und dieses bildet den Charakter der vorliegenden Epoche. In den Verfassungen suchte die Idee der Freiheit ihre Verkörperung, ohne sie doch allenthalben, oder allenthalben in vollendeter Form zu finden; sie blieben daher der Inhalt dieser Idee. Indem aber die freien Verfassungen der einzelnen Staaten nothwendig zu ihrem tieferen Inhalte die staatliche Einheit Deutschlands

haben, die Basis dieser Einheit aber die Einheit des Volks ist, entstand jene Bezeichnung für die Idee der Freiheit in jener Zeit, die Freiheit des Volks, welches Wort an die Spitze jeder Forderung und jeder Hoffnung gestellt wurde. Man hätte sagen sollen „Freiheit des Staats"; allein eben weil sich die beiden Elemente so nahe lagen, schied sie das Bewußtseyn nicht von einander. Die Freiheit des Volks war die staatliche Einheit Deutschlands; der Gedanke, mit dem Ausdrucke des Volks die niedere Classe desselben zu bezeichnen, gehört noch jener Zeit nicht an.

Wie sich dieses nun im Einzelnen gestaltet hat, wie weit die einzelnen Theile Deutschlands als Ganzes fortgeschritten, wie sich die einzelnen Bewegungen und Gegensätze gebildet, das hat die genauere Entwickelung der Geschichte nachzuweisen. Wir möchten nur auf Eins schon hier aufmerksam machen, um den Faden des inneren Zusammenhangs mit dem Folgenden festzuhalten. Die freie Verfassung hat zur Basis den einzelnen Staatsbürger. Wer kann vollberechtigter Staatsbürger seyn? Wo ist die Gränze für dieses Recht? Diese Frage lag dicht neben der Idee einer gemeinsamen Verfassung. Die Philosophie kümmerte sich um dieselbe nicht; die einzelnen Verfassungen bestimmten sie jede auf ihre Weise. Wo war die Wahrheit für diese Bestimmung? — Man kann nicht sagen, daß dieser Gedanke in jener Epoche selbstständig hervorgetreten sey. Aber daß manche Auffassungen schon damals jeden Unterschied zu negiren suchten, zeigt sich in der Verbreitung der geheimen Verbindungen über alle Classen der Gesellschaft. Hier war ein tiefgreifender Anknüpfungspunkt für die folgende Zeit; aber er setzte eine wirkliche Verfassung voraus, und diese war als gemeinsame nicht gefunden. Daher trat er in den Hintergrund, um zu seiner Zeit wieder zu erscheinen.

Es gibt einen Satz für die Philosophie der Geschichte, den dieselbe nie herausgehoben, und der dennoch ein großes und hochwichtiges Gebiet von Erscheinungen beherrscht. Wir wissen wohl, daß man ihn in der Form, in der wir ihn hier allein aufstellen können, als bloße Meinung behandeln wird, obwohl er auf dem innersten Wesen der geistigen Entwicklung beruht; doch mag er ausgesprochen werden. Jede Bewegung im Leben

eines Volkes will ihre That, das ist, daß sich eine Persönlichkeit ihr mit ihrem Daseyn hingebe, und jede That ihre Opfer, das ist das wirkliche Aufgeben der Persönlichkeit an die Idee, mag sie Wahrheit oder Unwahrheit enthalten; und deßhalb hat die Geschichtschreibung das Recht, alle Bewegungen zur Seite zu lassen, die keine That erzeugen konnten. Nach der geschehenen That beginnt aber stets eine neue Gestalt derselben Bewegung. — Die That jener Idee der Freiheit des Volkes war das Frankfurter Attentat. Wir enthalten uns, über die Geschichte dieses Ereignisses, seinen Zusammenhang mit Frankreich und seine nächsten Folgen Bekanntes zu wiederholen. Allein es bedarf geringer Aufmerksamkeit auf die uns umgebende Welt, um zu erkennen, daß die Gestalt der Idee der Freiheit, welche zu jenem Attentat trieb, nicht mehr vorhanden ist. Der Gedanke ist mit ihm in ein anderes Strombett hinüber getreten. Was aber war es, das jene Bestrebungen trotz mannigfacher Begeisterung so entschieden scheitern ließ? Lag nicht hinter den blos äußeren Umständen eine tiefere, innere Unmöglichkeit? Und beurkundet sich diese, mag man die Thatsache beurtheilen wie man will, nicht eben in der Entfremdung des allgemeinen Bewußtseyns von dem Sinne, in welchem jene Unternehmung versucht wurde, eine Entfremdung, die nicht stattfindet, wenn es sich um ein absolut Wahres handelt? Es ist schwer, seiner Gegenwart gegenüber objectiv zu bleiben; aber es ist möglich, wenn man sie als ein Resultat zu verstehen sucht.

Die Hegelsche Philosophie und ihr Verhältniß zur Idee der Freiheit.

Wir haben oben das charakteristische Moment der deutschen Entwicklung in dem Satz ausgesprochen, daß hier die Aufgabe und Arbeit der Zeit dem Einzelnen mehr als dem Allgemeinen überwiesen ist. Die Bewegung des Jahres 1833 versuchte dies ursprüngliche Verhältniß umzukehren; sie wollte mit Einer That dem deutschen Leben geben, was dies sich erst erwerben sollte; sie wollte französische Geschichte auf deutschen Boden verpflanzen. Es war ein Widerspruch mit dem innersten Kern der deutschen Volksthümlichkeit; und das war es, was

ähnlichen Gedanken das Heimathrecht verweigerte. So wie jenes Attentat vorübergegangen war, kehrte das deutsche Leben in seinen eigenthümlichen Gang der Entwicklung zurück, erst die Vollendung des systematischen Gedankens suchend und über das Bewußtseyn der Einzelnen verbreitend, ehe es sich der That zuwendet.

Wir können und müssen hier kurz seyn. Es läßt sich wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß erst seit 1833 die Hegel'sche Philosophie die Herrschaft über den deutschen Geist gewonnen hat. Wir suchen für unsere Frage ihre Bedeutung nicht in ihrer systematischen Größe, sondern in dem, von welchem diese Größe selbst nur eine Consequenz ist. Ihr hauptsächlichster Unterschied von der früheren Philosophie besteht nicht darin, daß sie *Anderes* denken lehrt, sondern daß sie es ist, die zuerst das an sich nothwendige *Gesetz* des Denkens als ein, den Einzelnen wie das Allgemeine beherrschendes, objectiv Daseyendes hinstellt. *Gibt* es nun ein solches Gesetz des Denkens und Seyns zugleich, so ist *Alles*, was ihm nicht entspricht, ein *Zufälliges*. Habe ich daher mit meinem Wissen dies Gesetz erfaßt, so bin ich nun auch geistig berechtigt, an allem Daseyenden seine Wahrheit zu erkennen; da kann kein Zweifel seyn, kein willkürliches Abenteuern des Gedankens, sondern mit dem Princip *muß* die nothwendige Folge gegeben werden. Was ich weiß und will, weiß und will ich demnach als ein Absolutes; denn in jedem einzelnen Punkte lebt, weil er selber ein Resultat des Gesetzes ist, das Ganze.

Ist nun der bestehende Zustand ein dieser absoluten Nothwendigkeit nicht entsprechender, so *muß* er sich mit derselben Nothwendigkeit *aufheben*; und indem *ich* diese Aufhebung will, will ich nicht mich und meine schlechte Subjectivität, sondern ich will das an sich Wahre; so wahr ich überhaupt *denke*, muß ich auch diesen *besondern* Fortschritt wollen.

Mit diesem eigentlichen Lebensprincip der Hegel'schen Philosophie war nun nach dieser Seite hin dem höchsten Bedürfniß der deutschen Entwicklung entsprochen. Es umfaßte Alles, und ließ daher jedes einzelne Handeln stets in der Harmonie des Weltganzen erscheinen; es wollte sich selber als Selbstbewußtseyn im Einzelnen, und setzte damit *in dem Einzelnen* die

Spitze dieſes ganzen Weltlebens. Gott ward zum Geſetz, und der Einzelne zur Wirklichkeit dieſes Geſetzes. So weit die Geſchichte zurückblickt, iſt keine höhere Idee, aber auch keine höhere Aufgabe der Perſönlichkeit gedacht worden. Perſönlichkeit aber iſt Freiheit. Alles was ich denke und will, iſt daher, ſo fern ich dem Geſetz folge, ein Denken und Wollen des ſich befreienden Selbſtbewußtſeyns. Hegels Philoſophie war damit die Philoſophie der abſoluten Freiheit.

Dieſe Philoſophie war ſchon manche Jahre vor 1833 gelehrt und anerkannt. Aber man hatte den Blick nach einer andern Seite gerichtet. Als die gewaltſame Umwälzung fehlſchlug, kehrte das Bewußtſeyn in ſich zurück. Hatten wir *Recht*, Aehnliches zu wollen? Waren unſere Ideen nicht vielleicht zufällige, von außen gegebene Gefühle, die uns beherrſchten, ſtatt daß wir ſie beherrſchen ſollten? Wollen wir ein Wahres und Dauerndes, ſo muß es aus dem, von uns und unſern zeitlichen Verhältniſſen Unabhängigen, und demnach Wahren hervorgehen. *Hatten* wir Recht, ſo muß dies Recht ſich nicht blos fühlen und behaupten, es muß ſich *beweiſen* laſſen. Wer zeigt uns, wie wir das vermögen?

Gerade dieſer Forderung kam das Princip der neuen Philoſophie, das abſolute *Geſetz* des Denkens, entgegen. Ihr wandte man ſich daher zu mit aller Glut des tiefſten innerſten Bedürfniſſes. Es iſt deßhalb nicht ſo ſehr das Syſtem Hegels, in dem es ſeine Befriedigung fand; denn von allen ſeinen Werken hat ſeine Rechtsphiloſophie am wenigſten Ueberzeugungen gefeſſelt; ſondern die Gewißheit, in dieſer Auffaſſung eine organiſche und ſelbſtbedingte Leiterin durch alle Fragen der Zeit zu haben. Die *Selbſtgewißheit* alles Wiſſens war es, die einen unendlichen Schritt vorwärts that.

Nun aber blicken wir zurück auf die geſchichtlichen Verhältniſſe. Hier hatte der gegebene Zuſtand eine Reihe von Hoffnungen und Erwartungen nicht befriedigt, die ſich als Conſequenzen der Idee der abſtracten Perſönlichkeit ergeben hatten. Gerade dieſe Idee der Perſönlichkeit war es, die Hegel zur Spitze ſeiner Philoſophie machte. Das Recht der Perſönlichkeit in der wirklichen Welt entſprach daher wenig dem Recht der Perſönlichkeit ihrer Idee nach. War nun die letztere gefunden,